Oden
Der
Deutschen
Gesellschafft
in Leipzig,
In vier Bücher
abgetheilet.

An statt einer Einleitung ist
des Herrn de la Motte
Abhandlung von der Poesie überhaupt,
und der Ode ins besondre
vorgesetzet.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Hor. Art. Poet.

Musa dedit fidibus, divos puerosque deorum,
Et pugilem victorem, & equum certamine primum,
Et juvenum curas, & libera vina referre.

Leipzig,
Bey Joh. Friedr. Gleditschens sel. Sohn,
Anno 1728.

An den

Hochgebohrnen Grafen und Herrn,

H E R R N

Ernst Christoph

Des H. R. R. Grafen

von Manteufel,

Des Königlichen Pohln. weissen Adlers Ordens-Ritter, Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Chur-Fürstl. Durchl. zu Sachsen hochbestallten Staats- und Cabinets-Minister, wircklich Geheimden Rath, Staroſten von Novodwor; auf Kirstin, Krückenbeck, Gaudelichen, Krühne, Slavikau, Summin und Gardawitz ꝛc. ꝛc. Erb-Herrn,

Unſern Gnädigen Herrn.

Ode.

Ein andermahl versagt uns lieber,
Ihr holden Musen! Trieb und Gunst;
Vergeßt nur itzo Thems und Tyber,
Und stärckt der Deutschen laute Kunst.
Gelingt uns hier kein hohes Lied,
Den Sächsischen Mäcen zu preisen;
So habt ihr euch umsonst bemüht,
Uns eures Hügels Häyn zu weisen;
So darf der Schmuck von dessen Zweigen,
Sich künftig niemahls mehr um unsre Schläfe beugen.

Ihr

Ihr seyd gerührt; die Seyten klingen,
Die Lufft erthönt, uns wallt die Brust.
Da steht der Graf, von dem wir singen,
Da steht Er, eures Hauptes Lust.
Erlauchter! darf ein kühner Blick
Sich biß an Deine Hoheit wagen:
So gönn uns itzt das seltne Glück,
Die tiefste Danck-Pflicht abzutragen;
So zwinge Dich, von unsern Chören
Ein Opfer anzusehn, ein rauhes Lied zu hören.

* * *

DJe Hand voll falber Lorber-Aeste
Ist zwar, o Graf, vor Dich zu schlecht;
Dein heller Blick fällt stets aufs Beste,
Dein scharfer Geist schätzt alles recht:
Drum bebt, drum zittert jedes Blatt
Auf unsrer Scheiteln neuen Kräntzen;
Denn sieht man Dich an Phöbus statt,
Auf Sachsens Musen-Hügeln gläntzen,
So will sich Geist und Mund zwar regen,
Doch stutzt die Kleinmuth gleich um Deiner Einsicht wegen.

Unmöglich hat vor grauen Zeiten,
Der Helden-Priatz aus Griechen-Land,
Homers berühmte Wunder-Seyten,
Und ihren Werth, so wohl erkannt;
Als Du, o Graf! was Witz und Geist
Den klügsten Völckern vorgesungen,
Nach Würdigkeit zu schätzen weist;
Als Du sein Innerstes durchdrungen:
Wer wagt es denn vor Dir zu fehlen,
Und doch vor Deinem Blick den Fehltritt zu verhehlen?

* * *

Umsonst! Dich scheuen Mahl und Flecken;
Und doch ist unser deutsches Chor
Durch kein Besorgniß abzuschrecken,
Und qvält vielleicht Dein reines Ohr!
Sehr viel gewagt! wir wissens wohl:
Doch hilft das Wagen nicht zum Siegen?
Wie mancher ist ins Capitol
Durch kühnes Unterstehn gestiegen?
Vielleicht sind auch verwegne Lieder,
Nicht alle, Dir, o Graf! in gleichem Grad zuwieder.

Du ſelber haſt uns Dir verbunden,
Seit dem wir Deinen Schutz verehrt,
Seit dem wir Deine Gunſt empfunden,
Die unſern Bücher-Schatz vermehrt.
Ihr Muſen, jauchzet! jauchzt wie wir:
Doch helft uns auch das Lob des Helden,
Mit neuer Kunſt und Krafft und Zier,
Den ſpätſten Ewigkeiten melden.
Sagts aller Welt, wie ſchön in Sachſen,
Bey dieſes Gönners Huld, die deutſchen Lorbern wachſen.

* * *

Wie? ſäumt ihr? lehrt ihr uns nicht dichten?
Was hemmt, was hindert Hand und Kiel?
Ach! ſolche Schulden zu entrichten,
Gehört ein zehnmahl ſchöner Spiel.
Doch, was Calliope nicht thut,
Wird Clio mit der Zeit erſetzen;
Man ſieht ſie ſchon des Grafen Muth,
In der Geſchichte Marmel ätzen,
Und Sein Verdienſt in Staats-Geſchäfften,
Samt Seines Nahmens Ruhm, an Famens Flügel heffteu.

Der Vorsicht gütiges Geschicke,
O Graf, sey Deiner Tugend Schild,
Und gönn auch unserm treuen Blicke,
Auf spate Zeit Dein grosses Bild!
Wir sehn die deutsche Nachwelt schon
Den Vorzug unsers Glücks beneiden:
Denn sollte gleich ihr Lied und Thon,
Sich ungleich besser unterscheiden;
So kan man doch untrüglich schliessen,
Sie wird von Dir, o Graf, nicht Schutz und Huld geniessen.

im Nahmen der Gesellschafft
Derselben Senior
Joh. Chr. Gottsched, M. A.
des Coll. U. L. F. in Leipzig
Collegiat.

Vorrede.

Vorrede.

Hiermit liefert man diejenige Sammlung von Oden, die man neulich in der Nachricht von der Deutſchen Geſellſchafft verſprochen hat. Man iſt ſehr vergnügt, daß man in Erfüllung dieſer Zuſage, alles dasjenige ins Werck richten können, wozu man ſich damahls anheiſchig gemacht. Das iſt alſo die erſte Probe, ſo die Geſellſchafft von ihren Sachen in gebundner Schreibart ans Licht ſtellet, und daraus die Kenner ihre Stärcke und Schwäche leicht werden beurtheilen können. Man ſchmeichelt ſich noch mit keiner Vollkommenheit; hat aber darnach geſtrebet, ſo viel ſichs itzigen Umſtänden und Kräfften nach, immermehr hat thun laſſen: und lebet der Hoffnung, daß zum wenigſten etwas in folgenden Bogen vorkommen werde, welches den Beyfall dererjenigen erlangen wird, die bey der Poeſie nicht nur die Schalen, ſondern auch den Kern, nicht nur Sylben-Maaß, Wohlklang und Reime, ſondern auch das innere Weſen der Gedancken, Einfälle und Ausdrückungen zu beurtheilen wiſſen.

Das gantze Werck besteht aus 102. Stücken, und ist in vier Bücher abgetheilet. Man hat selbige mit Fleiß gleich groß machen wollen, daher man denn vieles zurücke behalten, womit z. E. das dritte Buch hätte vergrössert werden mögen. Doch ist das letzte Buch etwas stärcker gerathen, und man hat diese Ungleichheit statt finden lassen, weil man bey der Mannigfaltigkeit der darinn vorkommenden Materien, nicht so sehr den Uberdruß der Leser zu besorgen hatte, als bey dem vorhergehenden. Es hat nehmlich die gantze Eintheilung nicht in einem blossen Eigensinne, oder einer kindischen Nachahmung anderer, sondern in der Sache selbst ihren Grund. Das erste Buch enthält lauter solche Oden in sich, die auf Durchlauchte Häupter oder Käyserliche, Königliche und Fürstliche Personen verfertiget worden. Das andere besteht aus Liedern auf Standes-Personen vom hohen und niedern Adel. Im dritten stehen lauter Gesänge auf Bürgerliche Personen von allerley Gattungen. Das vierdte Buch endlich ist eine Vermischung von allerley moralischen, galanten, verliebten, satyrischen und vertraulichen Oden.

Es sind in allem achtzehn Mitglieder der Gesellschafft, so an dieser Sammlung Theil haben: welche auch alle, nur ein eintziges ausgenommen, in Leipzig zugegen sind. Siebenzehen davon wird man über den eintzelnen Stücken wircklich genennet finden, das achtzehnte aber hat ein Bedencken getragen, solches geschehen zu lassen, und von diesem rühren die fünff Stücke her, die im letzten Buche ohne Nahmen erscheinen. Aus den Jahrzahlen, die über den meisten Stücken beygedruckt stehen, wird man leicht sehen, daß der gröste Theil davon, nur innerhalb eines Jahres gemacht worden. Wenige sind älter, und das älteste

von allen iſt die Ode auf den Todes-Fall Peters des Groſſen: ſeit welcher Zeit man ſich alſo auf dieſe Art von Gedichten zu legen angefangen.

Man führet dieſes deswegen an, damit es zu einiger Entſchuldigung dienen möge, wenn etwa nicht alle Stücke durchgehends von einerley Stärcke befunden werden ſollten. Es haben ſich nicht alle Mitglieder gleich viel und gleich lange in dieſer Art geübet: zu geſchweigen, daß eines jeden Naturell ihn allemahl zu einer Gattung von Gedichten vor der andern geſchickt macht. Es iſt auch nicht möglich geweſen, alle Stücke, die man hiermit ans Licht giebt, in völligen Verſammlungen der gantzen Geſellſchafft vorleſen und ausbeſſern zu laſſen. Doch iſt kein einziges eingerücket worden, welches nicht zum wenigſten von zweyen Mitgliedern durchgegangen und mit Fleiß wäre überſehen worden.

Aus der nachfolgenden Abhandlung des Herrn de la Motte wird man erſehen, daß man die Oden in Pindariſche, Anacreontiſche und Horazianiſche eintheilen könne. Von allen Arten wird man vermuthlich in dieſer Sammlung Exempel antreffen. Das Lob der Printzen und Helden, ingleichen hohe Trauer-Fälle und Freuden-Feſte, haben zu einer erhabenen, prächtigen und männlichen Schreibart Anlaß gegeben. Moraliſche Gedancken haben ſcharffſinnige, Galanterien zärtliche und luſtige, die Gemüths-Bewegungen muntre und bewegliche, die Thorheiten der Welt endlich ſatyriſche Ausdrückungen und Charactere der Oden zuwege gebracht. Uberall hat man ſich befliſſen, Spuren der ſogenannten Begeiſterung, oder poetiſchen Entzückung mercken zu laſſen, und deßwegen durchgehends lebhafft, neu und kühn zu ſchreiben geſucht; die niederträchtige, gemeine und ſchläfrige

Schreib-

Schreibart hergegen, mit eben der Sorgfalt als das hochtrabende und schwülstige Wesen der Gedancken, samt allen unrichtigen und wieder die Sprach-Kunst laufenden Redensarten vermieden.

Die mannigfaltige Abwechselung der Personen, von welchen und auf welche alle Stücke verfertiget sind; die verschiedenen Gelegenheiten, dadurch sie veranlasset worden; imgleichen die vielerley Gattungen der Verse, so man angebracht, werden verhoffentlich keinen solchen Uberdruß bey dem Leser erwecken, als wenn man alles lustige, alles traurige, alles ernstliche, oder alles galante gleich hinter einander gesetzet hätte. Was die Gattungen der Verse ins besondere betrifft, so wird man zwar im Absehen auf das Sylben-Maaß nur zweyerley, nehmlich Jambische und Trochäische finden: weil die Dactylischen und Anapästischen, wegen ihrer grossen Zärtlichkeit wohl in kleinen Arien, aber nicht in Oden von vielen Strophen brauchbar zu seyn scheinen. Doch in Betrachtung der vermischten langen und kurtzen Zeilen, imgleichen der bald so, bald anders abgewechselten männlichen und weiblichen Reime, und endlich der bald grössern, bald kleinern Anzahl der Zeilen in jeder Strophe, wird man eine sehr vielfältige Aenderung wahrnehmen. Ohne Zweifel aber sind noch unzehliche andre Gattungen möglich zu erfinden, davon man auch wircklich in unsern Poeten hier und da solche Exempel finden wird, dergleichen in dieser Sammlung nicht vorkommen werden.

Daß einige Oden, sonderlich im ersten Buche so lang gerathen sind, wird zwar unmäßigen Verehrern des Alterthums als eine sträfliche Weitläuftigkeit vorkommen, die sich vor Oden nicht schicket. Allein zu geschweigen, daß noch niemahls ein Gesetze gegeben worden, wie viel Strophen ein Gesang haben müsse: so hat uns

auch

auch Horatius ſelbſt Lieder hinterlaſſen, die biß zwantzig Strophen haben. Die berühmteſten Dichter unſers Vaterlandes ſind weiter gegangen, und haben ſich die Freyheit genommen, wohl funfzig Strophen in eine Ode zu bringen. Man ſehe nur des Gryphii Gedancken auf den Gottesacker und ein paar von Günthers Oden an. So weit hat es indeſſen noch niemand von uns getrieben; indem gar keine von unſern Oden die dreyßigſte Zahl der Strophen überſchritten hat. Und was hindert endlich dieſe Länge? Man ſingt ja dergleichen Helden-Oden bey uns nicht mehr, wie etwa die alten Deutſchen ihrer tapfern Vorfahren Thaten abzuſingen pflegten. Folglich kan man auch im Durchleſen derſelben ſo viel mahl inne halten und Athem holen als man will; ohne die geringſte Beſchwerung davon zu haben. Die Franzoſen ſind flüchtig von Naturell; daher iſt es kein Wunder, daß ihre Poeten dergleichen lange Oden nicht verfertiget haben. Wäre es eine Nothwendigkeit den Griechen und Lateinern in allem zu folgen; ſo würden Sie und wir auch ſolche lange Strophen nicht machen müſſen, die aus zehn, zwölf, wo nicht gar zuweilen aus noch mehrern Zeilen beſtehen: Denn wo hat Horatius dergleichen gemacht?

Es iſt wahr, daß es in weitläuftigen Helden-Oden ſchwerer fällt, die zum Weſen dieſer Gattung gehörige Begeiſterung, von Anfang biß zum Ende beyzubehalten, als in einem kurtzen Liede. Aber ob ſolches gleich ſchwer fällt, ſo iſt es doch nicht gantz unmöglich. Hierzu kommt, daß auch die längſten Oden, die wir haben, gegen ein Helden-Gedichte vor gantz kurtz zu rechnen ſind. Gryphii lange Ode über den Gottesacker machet noch kaum den vierdten Theil von einem einzigen Buche der Eneis, und kaum den funfzigſten von dem gantzen Wercke aus, zumahl da ſie aus kurtzen Zeilen beſteht. Warum ſollte es nun nicht möglich ſeyn, etwa

den

den funfzigsten Theil von einem Helden-Gedichte, in einem beständigen Feuer auszuhalten, dabey der Leser niemahls gäntzlich erkalten oder einschlafen kan? Zum wenigsten hat Gryphius solches nicht geschehen lassen; und ob dergleichen Fehler in unsern Exempeln, eben um der Länge wegen, nicht zu vermeiden gewesen, wird ein jeder selbst sehen; da, wie oben gedacht worden, die längste von unsern Oden, nicht vielmehr als die Helfte von Gryphii seiner austräget.

Man war zwar anfänglich gesonnen, nach dem Exempel des Herrn de la Motte, auch unsre deutsche Lyrische Poeten zu characterisiren, und dadurch gleichsam einen Grundriß zur Historie der Deutschen Ode zu machen. Allein Zeit und Gelegenheit verbieten solches voritzo, und man muß es also biß auf ein ander mahl aufschieben. Die Zahl unsrer Poeten, so sich in dieser Art hervor gethan, ist, wenn wir auch nur diejenigen rechnen, so in unserm kleinen Vorrathe verhanden sind, so groß, daß eine solche Abhandlung die Gräntzen einer Vorrede überschreiten würde. Der theure Lutherus, der mit gutem Rechte vor den Deutschen Ronsard zu halten ist, hat die erste Bahn dazu gebrochen und in seinen geistlichen Gesängen gewiesen, wie man erhaben, edel und feurig singen könne; welches vor ihm noch keiner gethan hatte. Opitz könnte wegen seiner grössern Schönheit und Lebhafftigkeit, vor unsern Malherbe angesehen werden, wenn ihm nicht Flemming, sonderlich an der edlen Begeisterung, erhabenen Gedancken und dem so kühnen als glücklichen Ausdrucke derselben überlegen wäre. Dach, Rist, Tscherning, Schoch, Kindermann, Röling, Gerhard, Weise und Weidner verdienen alle ein besonders Lob. Was Amthor und Günther von den Neuern vor Feuer in ihren Oden gewiesen, liegt am Tage, und an des letztern seiner Helden-Ode auf Ihre Durchl. den

Prin-

Printzen Eugen, würde vielleicht gar nichts zu erinnern seyn, wenn die zwar sehr natürliche, aber vor eine erhabene Ode viel zu niederträchtige Beschreibung von Nachbars Hansen ausgeblieben wäre. Doch diese und andre dergleichen Anmerckungen weitläuftiger vorzutragen, sparet man, wie gedacht worden, auf eine andere Gelegenheit.

Die Gesellschafft verspricht hiermit den Liebhabern ihrer Mutter-Sprache und Poesie, künftig zum wenigsten alle halbe Jahre, eine kleinere Sammlung von allerhand vermischten Stücken, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, ans Licht zu stellen. Man vermuthet, daß es zu Erlangung unserer Absichten dienlicher seyn werde, offt mit kleinen Schrifften, als selten mit grossen Wercken in der Welt zu erscheinen: Ja es wird auch den Lesern ohne Zweifel angenehmer seyn, wenn sie in etlichen Bogen, eine in dergleichen Sachen nicht tadelhaffte Abwechselung finden; als durch die Gleichförmigkeit weitläuftiger Bände bewogen würden, selbige ungelesen beyseite zu setzen, oder vielleicht gar nicht anzusehen. Die Einrichtung dieser kleinen Stücke ist noch nicht völlig ausgemacht: darum kan man noch nichts zuverläßiges davon melden.

Schlüßlich nimmt man sich die Ehre, allen denjenigen vornehmen und gelehrten Männern zu dancken, die theils in öffentlichen Schrifften, theils in besondern Briefen unsrer Gesellschafft zu verstehen gegeben, wie viel Beyfall unsre Absichten bey ihnen gefunden. Unter den letztern können wir nicht umhin, Ihre Hochwürden, den Herrn Abt Moßheim, und den Herrn geheimen Secr. König, ins besondre nahmhafft zu machen. Beyde sind selbst unter die Muster zu zehlen, die wir uns bißher in beyderley Schreibart vorgesetzet,

ſetzet: und beyde haben uns in den geneigteſten Ausdrückungen Ihrer ſchätzbaren Gewogenheit verſichert, und dadurch zu deſto gröſſerm Eifer in unſerm Vorhaben angeſpornet.

Jngleichen dancken wir einem andern Göttingiſchen Gelehrten, Herrn Neubour, der vor weniger Zeit unſrer Geſellſchafft die Ehre gethan, ihr ſeine ſehr wohlgerathene Deutſche Uberſetzung einer alten Lateiniſchen Satyre, ſo Seneca auf den Käyſer Claudius geſchrieben, ſo aber noch unter der Preſſe iſt, zu wiedmen und zuzueignen, ja, wie es Jhm zu ſchreiben beliebet hat, ſelbige ihrem Urtheile zu unterwerfen. Man weiß dieſem Gönner unſrer Anſtalten und Abſichten noch keine andre Probe der Erkenntlichkeit davor blicken zu laſſen; als daß man Jhn hiermit vor ein Mitglied unſrer Geſellſchafft erkläret, und ſich ſeine Beyhülfe zu unſerm Vorhaben künftig ausbittet.

Sollte übrigens in der Einrichtung oder Ausführung dieſes kleinen Werckes, wieder Vermuthen was verſehen ſeyn; ſo bittet man ſolches nicht der gantzen Geſellſchafft, ſondern mir ins beſondere zuzurechnen; da mir meiner Pflicht nach, die dazu gehörigen Anſtalten zu machen, und den gantzen Druck zu beſorgen obgelegen. Jch habe deswegen die Ehre mich hier zu nennen des geehrteſten Leſers

Leipzig, geſchrieben in der Oſter-Meſſe, 1728.

Ergebenſten Diener,

Gottſched.

Des

Des Herrn de la Motte,

Gedancken
Von der Poeſie
überhaupt,

und

Von der Ode insbeſondere,

überſetzt von

Joh. Fr. Mäy. M. A.

EHe ich von der Ode handelte, welches mein Hauptwerck zu ſeyn ſchien, habe ich vor nöthig gehalten, auch etwas von der Poeſie überhaupt zu ſagen, damit ich diejenigen, welche mit Vorurtheilen gegen ſie eingenommen ſind, auf beſſere Gedancken bringen möchte; oder ſie zum wenigſten überführen könnte, daß ſie nicht allezeit was böſes ſey. Alsdenn will ich auch meine Meynung von der Ode und den Schönheiten, die ſich vor ſie ſchicken, entdecken. Ich werde die ſogenannte Begeiſterung, die ſchöne Un-

ordnung, welche man vor allen Dingen zu einer Heroischen Ode erfordert, und selbst das Erhabene, so man allezeit darinne antreffen soll, untersuchen; und weil der gröste Theil dieser Arbeit in einer Nachahmung der alten Lyrischen Poeten bestehet, so werde ich Gelegenheit nehmen, etwas von ihrem Character zu sagen; diesem allen aber einige Anmerckungen über die Französischen Poeten beyfügen, welche sich in eben dieser Art der Poesie geübet haben.

Im übrigen nehme ich mir hierinne die Freyheit, meine Meynung aufrichtig zu sagen. Es wäre zu wünschen, daß alle Scribenten dergleichen thun möchten. Würde gleich mancher Wiederspruch daher entstehen; so würden doch allezeit die vernünfftigsten Meynungen die Oberhand behalten: da hingegen eine unmäßige Hochachtung gegen die eingeführte Meynung zu nichts dienet, als die Irrthümer, so sich in derselben finden, zu verewigen.

Die Poesie hat zu allen Zeiten ihre Tadler und Lob-Redner gefunden. Einige haben davor gehalten, daß man dadurch seinen Verstand verderbte; andere hingegen, daß sie desselben Verbesserung zur Absicht habe. Allein, so wohl diese als jene haben sich auf die unterschiedene Art gegründet, nach welcher sich die Menschen derselben zu bedienen pflegen, da sie doch selbst eine sorgfältige Untersuchung der Sache hätten vor die Hand nehmen sollen.

Ihre Lob-Redner beruffen sich auf die Sitten-Lehren und gründlichen Unterweisungen, welche man hier und dar in den Poeten antrifft; Sie gründen sich auf die Oden Pindars, und so gar auf die göttlichen Lob-Gesänge, welche uns die heiligen

Scriben-

Scribenten von der Hoheit und den Wohlthaten Gottes hinterlaſſen haben.

Ihre Tadler hingegen ſchmählen auf die falſchen Begriffe, welche ſich die Poeten von der Tugend gemacht; auf die Farbe, die ſie den Laſtern angeſtrichen, und auf die ausſchweifenden Fabeln, die ſie von den Göttern ausgeſtreuet haben. An dieſem allen hat die Poeſie nicht ſchuld; und dieſe Art davon zu urtheilen, iſt eine unerſchöpfliche Qvelle wieder einander laufender Meynungen. Man darf nur genau darthun, worinnen ſie eigentlich beſtehe, und alsdann ſein Urtheil darnach einrichten.

Sie war anfangs von der freyen und gewöhnlichen Rede, durch nichts als durch eine abgemeſſene Zuſammenſetzung der Wörter unterſchieden, welche den Ohren deſtomehr gefällt, nachdem man ſie allmählich vollkommner gemacht hat. Darauf folgete bald die Erdichtung der Fabeln, nebſt den Figuren; ich verſtehe die ungewöhnlichen Figuren und ſolche, deren ſich die Redner-Kunſt zu bedienen nicht getrauete. Und dieſes alles gehöret, meines Erachtens, zum Weſen der Poeſie.

Das erſte, nehmlich das Sylben-Maaß, ſcheinet ihr bald anfangs zu einigem Nachtheile zu gereichen: denn da der Endzweck der Rede dahin gehet, daß man dem andern ſeine Meynung zu verſtehen geben will; ſo ſcheinet es nicht vernünfftig zu ſeyn, daß man ſich einen Zwang aufgeleget hat, welcher dieſer Abſicht öffters zuwieder iſt, und vielmehr Zeit erfordert, wenn man ſeine Gedancken darunter bringen will, als wohl ſonſt nöthig ſeyn würde, wenn man auf

dem gebähnten Wege einhergienge und der natürlichen Ordnung ſeiner Gedancken folgte.

Die Erdichtung iſt gleichergeſtalt eine Arbeit, welche man vor was unnützes halten könnte; denn warum ſoll ich nicht das, was ich ſagen will, gleich heraus ſagen, ſondern an ſtatt deſſen eine Sache vorſtellen, welche nur Gelegenheit geben ſoll, an eine andere dabey zu gedencken?

Was die Figuren anbetrifft, ſo ſind ihnen diejenigen, welche bloß die Wahrheit ſuchen, nicht ſehr gewogen, und ſehen ſie als Fallſtricke an, welche man aufſtellt, die Seelen zu verführen.

Und aus dieſem Grunde haben die alten Weltweiſen die Poeſie verdammt. Im übrigen hat ſie ohngeachtet aller dieſer Vorurtheile ſonſt nichts böſes an ſich, als daß man ſie übel brauchen kan. Allein dieſes findet auch bey der Redner-Kunſt ſtatt. Man ſieht dahero nur, daß ihr eintziger Endzweck iſt, zu gefallen. Das Ohr beluſtiget ſich an dem ſteigen und fallen der Sylben; die Einbildungs-Krafft ſucht ihr Vergnügen an einer lebhafften Erfindung; und das Hertze wird durch die Figuren rege gemacht.

Diejenigen, welche ſich dieſer Vortheile bedienen, wenn ſie den andern zur Tugend anführen wollen, gewinnen die Hertzen vermittelſt dieſes Vergnügens viel gewiſſer, ja eben ſo wohl als diejenigen, ſo andere dadurch zu allerhand Laſtern verführen, und das Verlangen nach denſelben, durch ihre angenehme Vorſtellungen zu vergröſſern pflegen.

Allein dieſes dürfen wir der Poeſie nicht zuſchreiben.

ben. Es giebet nur die Eigenſchafften verſchiedener Poeten zu erkennen, nicht aber, daß ihre Kunſt an ſich ſelbſt ſtrafbar geweſen ſey. Denn dieſe iſt an und vor ſich, weder böſe noch gut.

Es iſt wahr, daß dieſe Kunſt eine groſſe Einbildungs-Krafft verlanget, und daß man öffters dadurch bewogen wird, ſich darauf zu legen: Allein eben darum ſucht man auch bey den Poeten keine gute Beurtheilungs-Krafft, weil ſich ſelbige nicht leicht bey einer herrſchenden Einbildungs-Krafft finden läſt.

In der That beſteht die vornehmſte Schönheit der Poeten in lebhafften und wohlausgedruckten Bildern; hingegen findet man bey ihnen wenige und faſt allezeit ſeichte Vernunfft-Schlüſſe.

Sie haben es den Philoſophen überlaſſen die Menſchen zu lehren; Sie ſelbſt ſind bey der Nachahmung geblieben. Sie waren zufrieden, wenn ſie den Vortheil hatten, vielen zu gefallen; da indeſſen die andern nach der Ehre ſtrebten, andere unterwieſen zu haben. Ich weiß, daß einige vortreffliche Männer zum voraus geſetzt, alle Gattungen der Poeſien hätten weit höhere und gründlichere Abſichten. Der Endzweck des Heroiſchen Gedichtes wäre, den Verſtand von der Wichtigkeit einer Wahrheit zu überführen. Die Abſicht eines Trauer-Spiels wäre, die Gemüths-Bewegungen zu reinigen, und das Abſehen eines Luſt-Spiels, die Sitten zu beſſern. Ich glaube aber, ohne die Hochachtung, welche wir unſern Lehrern ſchuldig ſind, zu beleidigen, daß der Endzweck aller dieſer Gedichte kein anderer geweſen ſey, als vermittelſt einer genauen Nachahmung den Leſern und Zuſchauern zu gefallen. Die Nachah-

mung mag entweder der menschlichen Neugierigkeit ein Genügen thun; indem sie die Begebenheiten und Sachen auf allerhand Art in grosser Menge vorstellet: oder sie mag den Menschen durch die Erregung des Hertzens von demjenigen Verdruße befreyen, welcher ihn allezeit einnimmt, so offt er sich allzusehr in sich selbst vertiefet: oder sie mag ihn in eine Verwunderung gegen den setzen, welcher etwas nachahmet: sie mag sich bemühen die Sache selbst mit ihrem Bilde auf das angenehmste zu vergleichen: Sie mag endlich, wie ich glaube, alle diese Dinge zusammen verbinden und mit vereinigten Kräfften wircken: so wird doch der menschliche Verstand nothwendig sehr viel reitzendes dabey finden und sich ein Vergnügen machen, welches mit dem natürlichen Geschmacke eines jeden übereinkommet.

Die Poeten haben diese Neigung theils bey sich selbst empfunden, theils an andern wahrgenommen. Indem sie also versichert waren, daß sie durch die Kützelung derselben den Leuten gefallen würden; so haben sie unter so vielen Begebenheiten und Sachen bloß dasjenige nachgeahmet, was ihnen ihre besondere Gemüths-Art als das angenehmste an die Hand gegeben hat.

Gemüther von geruhiger Einbildungs-Krafft, und welche durch die Annehmlichkeiten des Land-Lebens waren gerühret worden, haben die Hirten-Gedichte erfunden. Lebhaffte und unruhige Köpfe hingegen, welche etwas ausnehmendes in Kriegerischen Bedienungen und dem Glücke bey Hofe gefunden, haben zuerst Helden-Gedichte gemacht.

Ein trauriges Gemüthe oder welches durch das Unglück der Menſchen zum Mitleiden bewogen worden, iſt die Mutter der Trauer-Spiele geweſen; wie hingegen ein aufgeweckter, leichtfertiger oder vielleicht etwas philoſophiſcher Kopf die Luſt-Spiele und Straf-Gedichte ausgeſonnen hat. Ich ſage aber noch einmahl, daß man bey allen dieſen unterſchiedenen Gedichten insgemein keine andre Abſicht gehabt habe, als andern zu gefallen: und wo ſich ja darinnen etwas finden ſollte, das uns zur Lehre dienen könnte, ſo müſſe ſolches als ein bloſſer Zierrath derſelben angenommen werden.

Man hat ſich vorgenommen zu erweiſen, Homer ſey willens geweſen, ſeine Gedichte ſo zu ſchreiben, daß wir etwas daraus lernen ſollten; ſeine Ilias habe die Abſicht, zu beweiſen, daß die Uneinigkeit die beſten Unternehmungen zernichte, und ſeine Odißee gebe zu erkennen, wie nöthig die Gegenwart eines Printzen in ſeinen Ländern ſey. Allein dieſe Wahrheiten laſſen ſich vielleicht beſſer in einem ſchlechten Vortrage, dergleichen ich itzo gemacht habe, als in gantzen Iliaden und Odißeen verſtehen, wo wir ſie unter ſo mannigfaltigen Begebenheiten und Bildern verſteckt ſehen. Ich bin in dieſem Stücke Männern von groſſem Anſehen zuwider, ſo daß ich meine Meynung gantz furchtſam entdecke, ob ich gleich den Plato auf meiner Seite habe. Er verbannete den Homer und alle Poeten aus ſeiner Republick. Pythagor ſelbſt konnte es ihm ſo wenig als dem Heſiodus verzeihen, daß er ſo unanſtändig von den Göttern geſprochen hatte, und er glaubte, daß ſie in der Hölle ewig davor gequälet würden.

Wenn die Vertheidiger des Heroischen Gedichtes Recht gehabt hätten, so würde Homer die oberste Stelle in den Einrichtungen des Plato bekommen haben: Allein dieser Philosoph hat in der Poesie nichts als ein Vergnügen gefunden, welches offt sehr gefährlich ist; und davor gehalten, daß die Sitten-Lehre daselbst so sehr unter das Angenehme versteckt worden, daß man keine Verbesserung der Sitten daraus erwarten könnte.

Was mich anbelanget, so gestehe ich, daß ich die Gedichte des Homerus nicht als eine Sitten-Lehre ansehe; sondern nur als solche Schrifften, in welchen sich der Verfasser recht sonderlich vorgesetzt hat, den Leser zu vergnügen. Sie sind nach ihrer Art vortrefflich, zumahl wenn man dabey auf die Umstände siehet, bey welchen sie gemacht worden. Wir können sie ansehen als eine Qvelle der Fabeln und aller poetischen Vorstellungen, mit einem Worte, als Meisterstücke der Einbildungs-Krafft, welche voll glücklicher Einfälle und lebhaffter Beredsamkeit sind, deren sich die Griechen und Lateiner bedient, ja welche zu unsern Zeiten noch so beliebt sind, daß man sich eine Ehre daraus macht, ihnen als Mustern und Vorschrifften zu folgen. Hieraus erhellet, was ich auch von den meisten Gedichten, die uns übrig geblieben sind, nach Beschaffenheit derselben, vor Gedancken hege. Die Verfasser haben dadurch andere vergnügen wollen, und sie haben ihren Endzweck erreicht. Unterdessen folgt hieraus nicht, daß man in diesen Arten der Gedichte die Tugend und das Laster nicht vollkommen abmahlen, und also nach Verdienste weder jene beliebt, noch

noch diese verhaßt machen könne. Die Poeten haben nur gar selten daran gedacht. An statt daß sie hätten bekümmert seyn sollen, die falschen Begriffe der Menschen zu verbessern, so haben sie den meisten Theil derselben nach ihren poetischen Erfindungen eingerichtet; und aus dieser Ursache haben sie öffters die grösten Laster vor Tugenden ausgegeben und sind zu frieden gewesen, wenn sie nur die allerschädlichsten Neigungen und die heßlichsten Begierden herunter gemacht haben.

Man mag aber endlich die Poesie, wie es insgemein zu geschehen pflegt, gebraucht haben wie man will; so ist sie doch nichts destoweniger an sich selbst gleichgültig: und es kommt allezeit nur auf einen tugendhafften Poeten an, wenn sie nützlich werden soll. Also hat Menander das Lust-Spiel, wo zuvor die Schmäh-Sucht herrschete, zu einer unschuldigen Beschreibung der Sitten gebraucht. So hat Virgil, welcher dem Homer vernünfftig nachahmete, weit besser als er, die Majestät der Götter beschützet, und einen Helden abgebildet, der, ich will nicht sagen angenehmer, doch würdiger wäre, daß man ihm nachfolgete, als Achilles. So hat Pindar in dem, was wir von ihm haben, die Ode zu einer vernünfftigen Sitten-Lehre gebraucht, deren man sich biß dahin bloß zur Wollust und beym Saufen bedienet hatte.

Von der Ode.

Diejenigen, welche die Ode hochhalten, und ihr den ersten Platz in der Poesie einräumen, bilden sich

ein, daß sie nichts als das Lob der Götter und Helden besingen solle, und sie machen aus diesen Gräntzen, in welche sie dieselbe einschräncken, ein Merckmahl ihrer Vortrefflichkeit.

Allein man muß zugeben, daß dieser Begriff keinen tüchtigen Grund habe. Er rührt ohne Zweifel, wie tausend andere Irrthümer bey solchen lebhafften Schrifften, daher, daß man den Inhalt oder die Materie derjenigen Dinge, bey welchen sie anfangs am gebräuchlichsten gewesen ist, vor das Wesen der Ode angesehen hat.

Der Pöbel, welcher alles verschlimmert und niemahls etwas gründliches untersuchet, hält ordentlich davor, daß dasjenige Werck, welches ihm in einer Art am meisten gefällt, das vollkommenste in eben dieser Art sey, und will hernach nichts mehr vor gut erkennen, was nicht nach dem Entwurfe gemacht ist, welcher ihn einmahl in Verwunderung gesetzt hat.

Also gründen sich die Regeln eines Heroischen Gedichtes, auf den Homer; des Trauer-Spiels auf den Sophocles; des Hirten-Gesprächs auf den Theocrit, und der Ode auf den Pindar. Es sind gute und wohlgegründete Regeln; wenn man nur nicht eine gar zu blinde Hochachtung vor sie fordert, sondern ohne sich denen Einwürfen, welche man darwieder machen kan, zu widersetzen, allezeit bereit ist, dasjenige zuzugeben, was man noch hinzu setzen kan.

Pindar konnte keine herrlichere Gelegenheit vor seine Verse, und keine nützlichere vor sich, als die Olym-

Olympiſchen Spiele erwehlen. Er konnte daſelbſt an einem einzigen Orte den Beyfall des gantzen Griechenlandes erlangen; und die Uberwinder, welche durch ihre eigene Ehre zur Freygebigkeit angetrieben wurden, bezahlten die Lob-Gedichte ſehr reichlich. Dahero gab ſich Pindar, welcher von Natur geitzig war, (das iſt ein Fehler, den man ihm vorwirft, und deſſen er ſich ſelbſt rühmet,) viel Mühe, die Uberwinder zu erheben. Als aber ihr ſehr eingeſchänctes und ſehr gleichförmiges Verdienſt an ſich ſelbſt keine Gelegenheit gab, weitläuftig davon zu reden; ſo fieng er an neben bey die Helden zu loben, von welchen ſeine Sieger abzuſtammen vorgaben, und die Götter, welche die Stadt, wo ſie her waren, beſchützten, oder den Grund dazu geleget hatten.

Das iſt der Inhalt der Oden welche uns von dem Pindar übrig geblieben; wenn uns aber ſeine verliebte Lieder und Schmaus-Stückchen nicht verlohren gegangen wären, in welchen er weit zärtlicher als Sappho, und weit angenehmer als Anacreon war: ſo würde man heute zu Tage davor halten, daß ſich bloß die Liebe und Gaſterey, und ſonſt nichts zur Ode ſchickte; und zwar mit eben ſo vielem Rechte als das Lob der Götter und Helden.

Horatz, welcher dem Pindar und Anacreon ſo glücklich nachahmete, daß er ihm faſt gleich kam, bediente ſich der Oden nicht bey einerley Gelegenheit, und zeigte durch eine Veränderung, die allezeit ſchön war, daß nichts zu erdencken wäre, welches man nicht in eine vortreffliche Ode bringen könnte. Er machte ſich offt an die allerhöchſten Dinge:

Zu einer andern Zeit gefielen ihm wiedet solche die wenigern Ernst nöthig hatten; Und ohne Zweifel war er zu frieden, wenn er diese annehmlich und jene nachdrücklich vorstellete.

Ich werde in dem folgenden Gelegenheit haben vom Pindar und Horatz nach der Länge zu reden; anitzo wird es genug seyn, wenn ich anmercke, Horatz habe nicht geglaubet, daß man die Ode nur bey gewissen Gelegenheiten anbringen könne. Die Seinigen handeln ohne Unterscheid von den Lobes-Erhebungen der Götter und Helden, von Liebes-Begebenheiten, von Schmausereyen, von der Sitten-Lehre, und zuweilen sind sie so gar Tadel-Schrifften. Man sieht also wohl, daß sich die Ode bey allerhand Gelegenheiten brauchen läst; und man urtheilet dahero gantz recht, daß man ihre wesentliche Eigenschafft nicht in den Sachen, von welchen sie handelt, suchen dörfe. Unterdessen folgt doch hieraus nicht, daß man alles ohne Unterscheid dazu erwählen möge, was man nur wolle. Einige Dinge haben mehr wahrhafftige Schönheiten als die andern, und doch machen sie, daß man die Gedichte selbst, entweder höher oder geringer schätzet, ob sie gleich ihre Natur nicht ändern.

Die Einrichtung giebt der Ode das Wesen; Ich verstehe dadurch den Wohlklang und das Sylben-Maaß, welches in verschiedenen Sprachen unterschieden ist, jedoch in jeder Sprache bey der Ode in acht genommen werden muß.

Diese Abmessung war bey den Griechen nicht gleichförmig: Sie änderte sich durch die Weise des Gesangs,

Gesangs, nach welcher man sie in Noten setzte; denn dazumahl sang man alle Oden. Auch selbst das Wort Ode, bedeutet nichts anders als einen Gesang. Man hatte auch bey den Lateinern vielerley Abmessungen; doch ist es nicht gewiß, ob man daselbst alle Oden gesungen habe.

Bey uns singt man sie nicht, und ihr Wohlklang besteht allein in der Gleichheit der Abtheilungen, in dem Wohlklange der Sylben, und in der Ordnung der Reime. Man soll auch in acht nehmen, daß sich der Verstand mit jedem Absatze in den Strophen schlüsse. Aus dieser angenehmen Übereinstimmung folgt nicht, die Ode sey nur gemacht worden, daß sie gelesen werde, sondern auch daß man ihre Annehmlichkeit nicht besser erkennen könne, als wenn man sie so liest, daß man dabey auf das Sylben-Maaß und ihre Absätze genau Acht habe.

Inzwischen macht diese Abmessung das gantze Wesen der Ode noch nicht aus. Man muß sich auch einige Freyheit in der Sprache nehmen, welches sonsten nirgends als in dem Heroischen Gedichte angehet, wenn man hier keines andern Person spielet. Der Poet läst hier sehen, daß er ein Poet ist: da er hingegen in andern Gedichten, den Verstand und die Empfindung, so zu reden, von Fremden entlehnet, und mit Zierrathen der gemeinen Sprache zu frieden seyn muß, weil er nichts gekünsteltes und angenommenes darf mercken lassen.

Selbst die Poeten, welche Trauer-Spiele machen, und sich zuweilen etwas schwülstiges angewöhnen, sollen sich allezeit vor dem allzuhohen Ausdrucke

in

in acht nehmen. Denn wie ſie nicht Poeten, ſondern Menſchen, ſo, wie ſie insgemein ſind, redend einführen, ſo haben ſie ſich auch wohl in acht zu nehmen, daß ſie keine andere Regungen des Hertzens auszudrucken ſuchen, als welche ſich vor ihre Perſonen ſchicken, und zu dem Ende ſolche Wörter und Redens-Arten zu nehmen, die ihnen der Zuſtand ihres Hertzens am natürlichſten an die Hand giebt. Racine hat dieſe Gräntzen faſt niemahls, auſſer in einigen Beſchreibungen überſchritten, wo er nehmlich zeigen wollte, daß er ein Poet wäre; wie ſolches unter andern geſchehen iſt, da er den Tod des Hippolitus beſchreibet. Denn daſelbſt hört man, wie es ſcheinet, mehr den Verfaſſer ſelbſt als die Perſon, welche er redend einführet. Corneille verläſt auch zuweilen dieſe Wahrſcheinlichkeit, vornehmlich in der Nachahmung des Lucanus. Man ſieht alſo wohl, um wie vielmehr ein Poet, der Luſt-Spiele und Hirten-Gedichte machen will, ſich angewöhnen ſolle, natürlich und angenehm zu ſchreiben, und daß er alsdenn erſt gelobt werden könne, wenn er alles ſo, wie es iſt, vorzuſtellen weiß.

Die Lyriſchen Poeten aber, das iſt, die Verfaſſer der Oden, können und ſollen auch allen Reichthum der Poeſie anwenden. Sie können, ohne im geringſten unverſtändlich zu werden, anders reden als man ſonſt insgemein zu thun pflegt: Und geſetzt auch, daß die Gedancken an ſich überzeugend und die Bilder lebhafft genug wären, ſo, daß man nicht nöthig hätte ſich einer Freyheit in dem Ausdrucke zu bedienen; ſo werden ſie doch die Vollkommenheit ihrer Kunſt noch mehr erreichen, je glücklicher ſie etwas wagen werden.

Dieſer

Dieſer Vers des Racine

Die Fluth, ſo ihn gebracht, läuft gantz erſtaunt zurücke.

ſagt zuviel, wenn ihn Theramenes ausſpricht. Es kommt uns zu wunderlich vor, daß ein Menſch, welcher voller Schmertzen iſt, ſeine Worte ſo wohl auslesen und ſeine Beſchreibung mit ſolchem Bedachte machen ſolle. Doch würde ſich eben dieſer Vers ſehr ſchön in eine Ode ſchicken, weil allda der Poete ſelbſt redet, und ſich vorgenommen hat die Sache recht künſtlich abzumahlen. Man vermuthet nicht, daß er von einer ſtarcken Gemüths-Bewegung herrühre, welche ihn an der Aufmerckſamkeit hindert; ſondern man weiß gar wohl, daß er ſich mit Willen eines ungewöhnlichen Ausdrucks bedient, damit er durch die Vergröſſerung des Bildes die Abweſenheit der Sache ſelbſt erſetzen möge.

Nunmehro ſoll unterſucht werden was diejenige Entzückung oder Begeiſterung iſt, und was ſie eigentlich ſeyn ſolle, weswegen man ſo viel aus den Poeten macht, und die auch in der That eine von den gröſten Schönheiten der Ode iſt.

Es iſt bekannt, daß die Begeiſterung nichts anders als eine Eingebung bedeutet, und ein Wort iſt, welches man den Poeten zueignet; weil ſich ihre erhitzte Einbildungs-Krafft mit dem auſſerordentlichen Zuſtande der alten Prieſter, wenn ſie eine göttliche Offenbahrung hatten, vergleichen läſt.

Dies iſt aber eigentlich der Begriff, welchen wir uns von der Begeiſterung machen ſollen. Sie iſt eine Hitze der Einbildungs-Krafft, welche man in

ſich

sich selbst erweckt, und welcher man sich gantz ergiebt. Sie wird eine Quelle vieles guten und vieler Fehler, nachdem sie entweder blind oder ausgeklärt ist. Mehrentheils aber wird eine schöne Entschuldigung daraus gemacht, so offt man etwas hingeschrieben hat, welches nicht allzuwohl gegründet ist.

Man hat unter diesem Nahmen vieles hingehen lassen, welches dunckel und zur unrechten Zeit angebracht war. Man that es der Sachen wegen, wenn man die Art des Ausdrucks duldete; dahero verdienen diejenigen, welche sich von dergleichen Hitze treiben lassen, nicht allezeit, daß man ihnen folget. Die Entzückung mag so groß seyn als sie will, so muß sie sich allezeit durch die Vernunfft leiten lassen: und wenn ein Poete offt noch so erhitzt ist, so kommt er doch endlich wieder zu sich selbst, damit er richtig von den Vorstellungen seiner Einbildungs-Krafft urtheilen möge.

Eine allzustarcke Begeisterung kömmt der Trunckenheit gleich, welche einen Menschen ausser sich selbst setzt und ihn mit tausend närrischen und vergeblichen Bildern verführt, deren er sich nicht mehr erinnert, wenn er wiederum nüchtern worden ist. Hingegen kan man sich eine wohleingerichtete Entzückung unter dem Bilde der angenehmen Dünste vorstellen, welche viel Lebens-Geister in das Gehirne bringen, damit die Einbildungs-Krafft fruchtbar gemacht werde; jedoch lassen diese die Beurtheilungs-Krafft in dem Stande, daß sie unter ihren Einfällen eine vernünfftige und angenehme Wahl anstellen kan.

Die

Die meiſten, welche von der Begeiſterung reden, pflegen ſo davon zu reden, als ob ſie ſelbſt in der Unruhe wären, welche ſie beſchreiben wollen. Sie brauchen nichts als hohe Worte, und reden von göttlicher Raſerey, von Entzückung der Seele, von Bewegungen, vom Lichte; welche Dinge, wenn ſie gleich von allen Enden in prächtige Redens-Arten eingekleidet werden, dennoch keinen deutlichen Begriff machen. Wenn man ihnen hierinnen glaubt, ſo wird dieſes mit zum Weſen der Begeiſterung gehören, daß ſie nur von den vortrefflichſten Köpfen können verſtanden werden, als vor welche ſie ſich ſchicken; dahingegen alle diejenigen davon ausgeſchloſſen ſind, welche ſie nicht verſtehen wollen. Das gantze Geheimniß kommt alſo, wie wir ſehen, auf eine erhitzte Einbildungs-Krafft an: Wenn ſie allzuſehr erhitzt iſt, ſo ſchweift man aus; wenn aber ihr Feuer mäßig iſt, ſo ſchöpfet der Verſtand die allergröſten Schönheiten der Poeſie und Beredſamkeit daraus.

Aus dieſer Begeiſterung ſoll nun die ſchöne Unordnung entſtehen, von welcher Herr Despreaux eine Regel der Ode gemacht hat. Ich verſtehe durch dieſe ſchöne Unordnung eine Menge Gedancken, welche untereinander, durch eine gemeine Gleichheit und Aehnlichkeit der Materie, davon ſie handeln, verbunden; hingegen von allen Grammatikaliſchen und gezwungenen Verknüpfungen gantz frey ſind, weil ſelbige die Lyriſche Poeſie ſchwächen und alle ihre Annehmlichkeit zu ſchanden machen. In dem Verſtande muß man zugeben, daß dieſe Unordnung eine

Wirckung der Kunſt iſt; man muß ſich auch vorſehen, daß man dieſem Worte keinen allzuweitläuftigen Verſtand gebe. Denn man würde ſonſt dadurch alle nur erſinnliche Ausſchweifungen gut heiſſen. Ein Poete würde nichts mehr zu thun haben, als daß er nur alle Gedancken, auf welche er allmählich und von ungefähr käme, kräfftig ausdrückte; er würde dafür halten, daß er weder den Zuſammenhang derſelben unterſuchen, noch ſich einen Entwurf machen dürfte, in welchem alle Theile ihre Schönheiten von einander entlehnen würden. Man würde alſo weder Anfang, noch Mittel, noch Ende in ſeinem Wercke finden, und der Verfaſſer würde es im übrigen vor deſto höher halten, je weniger er vernünfftig wäre.

Was würde aber eine ſolche Arbeit bey dem Leſer verurſachen? Sie würde ihn durch die prächtigen und wohlklingenden Worte gantz betäubt machen, und ihm nichts als verwirrte Gedancken beybringen, davon einer die andern vertreiben würde: da ſie doch von rechtswegen alle dahin abzielen ſollten, daß der Verſtand zu einer gewiſſen Erkenntniß kommen möchte. Ich halte dafür, ohne auf Exempel zu ſehen, daß man allenthalben eine gewiſſe Lehr-Art in acht nehmen müſſe; und daß ſelbſt die Unordnung der Ode künſtlich eingerichtet ſeyn ſolle, ſo daß alle Gedancken auf einen Zweck gehen, und die Sache, ohngeachtet der Veränderung und Freyheit der Figuren, welche ihr das rechte Leben geben, allezeit unter einander verbunden ſeyn müſſen; ſo daß der Verſtand den Zuſammenhang ohne

groſſen

grossen Fleiß und ohne sonderliche Mühe finden könne.

Wir haben von einem Meister, der die Kunst recht versteht, eine Pindarische Ode, worinnen er keine andere Unordnung als diejenige angebracht, welche ich hier vor eine Schönheit erkenne. Der Verfasser verläßt daselbst seine Materie keinen Augenblick, und er hat es nicht vor dienlich befunden, dem Pindar auch in seinen Ausschweifungen nachzuahmen, wozu er wegen seiner trocknen Materien gezwungen wurde.

Man erlaube mirs zu sagen, die grossen Geister, welche von der Ehrerbietung gegen die Alten so eingenommen sind, daß sie es einem als eine Undanckbarkeit anrechnen, wenn er einige Fehler daselbst suchen will, vergehen sich gemeiniglich so weit, daß sie sich widersprechen. Auf einer Seite finden sie manchen scheinbaren Vorwand, die Alten in dem, was man ihnen vorwirft, zu rechtfertigen; da sie sich doch auf der andern Seite wohl in acht nehmen, dasjenige nicht nachzuahmen, was sie doch selbst loben. Die Erkenntlichkeit und Bewunderung hintergeht sie, wenn es auf den Punct der Alten ankommt: Der gute Geschmack und die richtige Vernunfft hergegen erleuchtet sie, wenn es sie selbst angeht.

Diese Begeisterung, welche man in der Ode fordert, soll sich so gleich im Anfange zeigen. In diesem Stücke verhält sichs weit anders, als bey einem Helden-Gedichte: daselbst soll der Anfang ganz schlecht und bescheiden seyn.

Horatz hält sich über den Anfang eines Gedichtes seiner Zeit auf, welches sich mit diesen Worten anfieng:

Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen singen,

Der Herr Despreaux verwirft auch diesen Anfang des Alarichs:

Ich singe von dem Ruhm, des Siegers aller Sieger,
So je die Welt gesehn.

Und nachdem die zwey grossen Critici ein lächerliches Exempel gegeben, führen sie beyde etwas zu einem vollkommenen Muster an. Der eine den Anfang der Odisee:

Ihr Musen zeigt mir den, der Trojens Burg erstritten,
Und nach der Teucrer Fall so vieler Völcker Sitten,
So manche Stadt gesehn.

Der andere diesen Anfang der Aeneis:

Ich singe Wehr und Mann, der aus der Trojer Land,
Durch Flucht und Schicksal zog, und den beruffnen
Italiens erreicht.

(Strand

Doch laßt uns einen Augenblick zugeben, daß ein jeder von diesen vier Sätzen der Anfang einer Ode seyn könnte. Man wird die Critick alsofort ändern, den Anfang des Homers und Virgils als gar zu schlecht verwerfen, die zwey andern aber als Muster der Pracht, die sich vor die Ode schickt, an ihre Stelle setzen müssen. Wozu dienet dieser Eigensinn? Last uns die Ursachen eines so mercklichen Wiederspruchs entdecken, wofern man nur irgend eine finden kan.

Man sagt, daß der allzuschwülstige Anfang eines

Gedich-

Gedichtes deswegen verwerflich ſey, weil der Eingang ungekünſtelt ſeyn müſſe, und dies iſt eine allgemeine Regel: wenn ſie aber ſo allgemein wäre, als man es haben will, ſo würde der Anfang der ſchönſten Oden unrecht ſeyn. Man verſpricht darinnen allezeit Wunder-Dinge. Will man ſagen, daß dieſe Arten der Gedichte keinen Eingang hätten? Die meiſten haben einen, wenn man den Anfang eines Werckes den Eingang nennet, welchen man davon weglaſſen kan, ohne die eigentliche Sache dadurch zu verſtümmeln. Man muß alſo einräumen, daß dieſe Regel von dem ungekünſtelten Vortrage des Einganges nicht alle Arten der Poeſie angehe.

Auf der andern Seite pflegt man, um den gewöhnlichen Pracht in dem Anfange der Ode zu rechtfertigen, ſich des Gleichniſſes von einem Pallaſte zu bedienen, deſſen Portal koſtbar und prächtig ſeyn müſſe. Pindar ſelbſt fängt die ſechſte ſeiner Olympiſchen Oden mit dieſem herrlichen Gleichniſſe an. Aber ſollte man nicht hieraus abnehmen können, daß der Anfang eines Helden-Gedichtes eben ſo wenig ſchlecht ſeyn müſſe? Und kan man das Gleichniß vom Pallaſte nicht eben ſowohl von demſelben, als von der Ode brauchen?

Vielleicht wird man ſprechen, ein Lyriſcher Poete giebt ſich die meiſte Zeit vor einen Menſchen aus, der Offenbahrungen hat; und die furchtſame Vorſichtigkeit, nicht zuviel zu verſprechen, ſchickte ſich alſo in dieſem Falle vor ihn nicht. Allein auch dieſe Urſache hält noch nicht Stich; denn wer ein Hel-

den-Gedichte schreibt, giebt sein Werck eben so wenig als jene, vor eine menschliche Arbeit aus, sondern vor die Offenbahrung einer gewissen Muse.

Ich meines Orts kan mir hierinnen nur eine Ursache ihres Unterschiedes einbilden. Sie bestehet darinnen. Ein Gedichte ist ein langes Werck; daher ist es gefährlich in einem Thone anzufangen, den man schwerlich aushalten kan; Eine Ode hingegen ist in enge Gräntzen eingeschlossen, und man läuft keine Gefahr, wenn man gleich den Leser anfangs erhitzet, weil er nicht Zeit haben wird, sich in einem schläfrigen Wercke wieder abzukühlen. Also muß sich ein Mensch, der weit zu laufen hat, im Anfange nicht starck angreifen, damit er nicht seine Kräffte allzuzeitig erschöpfen möge; und derjenige hingegen, der nur ein nahes Ziel vor sich hat, kan durch den ersten Ansatz seine natürliche Geschwindigkeit vermehren, und dergestalt seinen Lauf viel hurtiger endigen.

Aus diesem allen erhellet, daß die Ode ins besondere auf das Erhabene gehet: daher können sich die Lyrischen Poeten niemahls Mühe genug geben, dasselbe wohl zu kennen und leicht zu erfinden.

Doch ich weiß nicht, ob die Natur des Erhabenen noch zur Zeit sattsam erläutert worden. Mich dünckt, man habe bißhero mehr Exempel als vollständige Beschreibungen davon gegeben. Indessen liegt viel daran, daß man sich einen gewissen Begriff davon mache. Denn die Exempel geben nur Gelegenheit eines gegen das andere zu halten, wobey man aber tausend Fehler begehen kan; da hingegen

gegen die Erklärungen eine unveränderliche Grund-Regel abgeben, darnach man die Sachen beurtheilen kan, ohne ſeine Zuflucht zu bloſſen Aehnlichkeiten zu nehmen, als die allezeit ſehr unvollkommen ſind.

Ich wills alſo wagen, meine Muthmaſſung davon zu entdecken, welche dennoch nützlich ſeyn wird, geſetzt auch, daß ſie nur jemanden aufmuntern ſollte, ihren Ungrund zu zeigen, und was beſſers zu erfinden. Ich halte davor, daß das Erhabene nichts anders iſt, als die Vereinigung des Wahren und Neuen in einer groſſen Idee, welche zierlich und kurz ausgedruckt worden. Ich verſtehe durch das Wahre, eine thätige und kräfftige Wahrheit wie in den Worten Moſis: GOtt ſprach, es werde Licht, und es ward Licht: oder nur eine Wahrheit, welche ſich wohl ſchickt und nachgemacht iſt, dergleichen in dem Eifer des Ajax zu finden iſt:

GOtt! gieb uns nur den Tag; dann hilff uns ſelbſt beſtreiten:

Allwo man nach der einmahl bekannten Gemüths-Beſchaffenheit dieſes Soldaten ſiehet, daß er dasjenige dencken muſte, was ihm Homerus ſagen ließ. Ich verſtehe durch das Neue die Neuigkeit der Sachen an und vor ſich ſelbſt, oder zum wenigſten die Art des Vortrags und der Ordnung.

Ich verſtehe endlich durch die hohe Idee die Gedancken, welche in dem Verſtande Verwunderung erwecken, oder dem menſchlichen Hochmuthe ſchmeicheln.

Ich zehle die Zierlichkeit und Kürtze noch dazu: Ohne dieselben würde diese gantze Verbindung noch nichts ausrichten. Wenn man sie aber noch hinzufügete, sollten nicht die drey benennten Eigenschafften alsbald verursachen, daß man was Erhabenes merckte? Und wo wird man es wohl im Gegentheile mercken, wenn eine von diesen Eigenschafften fehlet?

Jederman giebt es heute zu Tage zu, daß man ohne das Wahre keine wirckliche Schönheit, und folglich auch das Erhabene nicht finden könne. Zuweilen kan man ohne dasselbe iemand verführen: aber der Betrug entdeckt sich alsbald, alsdann hält man vor kindisch, was man anfänglich vor groß angesehen hatte. Die Wort-Spiele und Pointen, welche den Mangel des Wahren zu ersetzen, erfunden worden, haben ihre Annehmlichkeit verlohren, so bald dieses wieder zum Vorscheine gekommen. Man ist itzo im Absehen auf dasselbe von einerley Geschmack, und selbst diejenigen, welche es nicht kennen, fordern es doch, und loben nichts, was sie nicht zum wenigsten vor wahr halten.

Das Neue ist nicht weniger zu dem Erhabenen nöthig; denn seine Natur erfordert, daß es dem Verstande einen lebhafften Eindruck gebe und ihn in Verwunderung setze. Wie kan aber dieses ohne was Neues geschehen? Was dem Verstande schon lange bekannt ist, kan ihn nicht sonderlich rühren und nur einen schwachen Eindruck machen. Es ist wahr, wenn man auf die Zeiten und Umstände zurücke gehet, worinnen etwas Erhabenes ist gesagt worden,

worden, so wird man wohl mercken, daß es die Leute damahls hat in Verwunderung setzen müssen; und man bewundert es selbsten, wenn man es in seinem Ursprunge ansiehet. Wer es aber nur nachsagt, der kan sich bloß die Hochachtung derjenigen zuwege bringen, welche es noch nicht wissen, und sein Gedächtniß vor ein schönes Naturell ansehen.

Die meisten Bücher-Schreiber sollten sich etwas mehr auf was Neues befleißigen, wenn sie auch gleich destoweniger Schrifften herausgeben könnten. Sie dencken, daß sie schon selbst grosse Leute seyn, wenn sie dasjenige abschreiben, was grosse Leute gesagt haben. Die Welt betrügt sich hierinnen nicht so wie sie, und verachtet diejenigen, welche ihr nichts sagen, als was schon hundert mahl bewundert worden.

Man sage ja nicht, daß es keine neue Gedancken mehr gäbe, und daß der menschliche Verstand, seit dem man gedacht hat, alles, was sich sagen läst, ausgesonnen habe. Ich glaube, daß es eben so viel seyn würde, als wenn man sprechen wollte, daß die Natur nunmehr keinen Unterscheid in den Gesichtern anzubringen wüste, und daß inskünfftige kein Mensch mehr könnte gebohren werden, welcher nicht einem andern, der vor ihm gelebt hat, gantz und gar ähnlich sehen sollte. Die Erfahrung beweiset nur allzu klar, daß die Menschen bey dieser allgemeinen Aehnlichkeit, die beständig unter ihnen bleiben wird, nicht aufhören mercklich von einander unterschieden zu seyn. So glaube ich auch, daß unsere Gedancken, ob sie gleich auf Dinge gehen, die

wir mit einander gemein haben, doch ihren Umständen, ihrer Einrichtung und Ausführung nach unaufhörlich etwas aufweisen können, das noch nicht da gewesen ist.

Die grossen Ideen gehören auch noch zu dem Wesen des Erhabenen; denn das ist noch nicht genung, daß es gefalle, es muß den Verstand erheben; und das ist eben die rechte Wirckung, woraus man es erkennen kan. Man muß von grossen Dingen, und ausserordentlichen Gemüths-Bewegungen reden. Die Beschreibung eines Dorfes kan uns durch ihre natürliche Annehmlichkeit gefallen: Wenn aber Neptun mit einem Worte die aufgebrachten Wellen besänfftiget, und mit einem Augen-Wincke die Götter zitternd machet; so sind dieses eben die Bilder, welche zur Erhebung der Einbildungs-Krafft und Erweckung der Verwunderung gehören. Was die Gemüths-Bewegungen anlangt, so kan man gar wohl auch durch die schwächesten, und die wir am gewöhnlichsten bey uns finden, gerühret werden; wir bewundern aber nur diejenigen, welche die gemeinen Schwachheiten übersteigen, und die Idee von unserer eignen Vortrefflichkeit, durch eine gewisse Hoheit der Seele, welche sie uns dadurch bekannt machen, in uns vergrössern.

Übrigens kommt es, wie ich gesagt habe, auf die Zierlichkeit und Kürtze an, wenn man das Erhabene in seiner Vollkommenheit darstellen will. Ja zuweilen ist es bloß die Kürtze, welche den Einfällen, die vor sonderbar gehalten werden, die gröste Krafft giebt;

giebt; und hingegen darf man es nur mit einem überflüßigen Worte verſehen, ſo verliehrt der lebhaffteſte Gedancke ſeinen Nachdruck und hört auf etwas Erhabenes zu ſeyn.

Die Lyriſchen Poeten müſſen ſich dieſe Kürtze zu einer Regel machen. Eine weitläuftige Schreib-Art ſchickt ſich vor die Redner; dieſen iſt es erlaubt, ihre Beweiſe auszudehnen, und ſie auf unterſchiedenen Seiten zu zeigen, damit ſie durch dieſen Uberfluß wieder einbringen mögen, was man verhört hat. Man muß dieſes auch aus gleicher Abſicht den Theatraliſchen Poeten verſtatten, indem ſie noch durch dieſes Mittel in den angenehmen Bewegungen und Leidenſchafften fortfahren können. Bey den Oden aber geht es nicht an. Der Poete muß hierinnen vor allen Dingen nach der Aufmerckſamkeit des Leſers ſtreben, und ſich allezeit bemühen, ſeinen Verſtand in hohen Einfällen zu üben, die durch keine überflüßige Worte ihr Feuer verliehren mögen.

Es kan ſeyn, daß man eine Idee, oder ein Bild in ſeinem Leſer erweckt hat, dafern dasjenige, was man hinzu thut, nicht einen neuen Eindruck macht, ſo fällt das Gemüthe des Leſers alsbald in eine müſſige Ruhe oder Stille, und ſelbſt ſein Ohr wird durch das matte Weſen, welches ſie in der Arbeit findet, nicht mehr wie vorhin vergnüget.

Die Beywörter machen in mittelmäßigen Poeten die Schreib-Art niederträchtig, da ſie doch bey guten Scribenten ein Mittel ſind zur Krafft und Kürtze zu gelangen. Es verkürtzet den Vortrag in

der

der That nichts ſo ſehr, und es macht ihn auch an Gedancken nichts ſo reich, als ein wohlausgeſuchtes Beywort; es hält faſt allemahl eine gantze Redens-Art in ſich; es macht einen lebhafften und unerwarteten Eindruck; und es können ſich auch einige Leſer ſehr ergetzen, wenn ſie nebſt der Mühe die Geſchicklichkeit wahrnehmen, welche man beſeſſen, da man ſich, ohngeachtet alles Zwanges der Verſe, dennoch ſo glücklich ausgedrücket hat.

Ich weiß wohl, daß man in eine unvermeidliche Dunckelheit verfällt, wenn man dieſe Kürtze zu hoch treibt, und daß ein Poete um deſto leichter in dieſen Fehler geräth, indem er ſelbſt allezeit, wenn dasjenige, was er geſagt hat, in ihm die Idee deſſen, was er hat ſagen wollen, wieder erweckt, dem Fehler ſeines Ausdrucks zu Hülffe kommt, und nicht gewahr wird, daß dieſer an ſich ſelber nicht zureiche, ſeinen Gedancken völlig auszudrücken.

Das beſte Mittel iſt, verſtändige Ohren dabey zu Rathe zu ziehen, doch ohne ſich zu bekümmern, wie mans allen, welchen die Sprache und die Poetiſchen Ideen nicht ſonderlich bekannt ſind, recht machen möge. Denn ein Poete verlangt auch nur mit ſinnreichen Leuten zu reden, und dafern er nicht vor dieſelben zu viel ſagen will, wird er andern niemahls gnung ſagen können.

Das ſind die Anmerckungen, welche ich von dem, was ſich vor die Ode, hauptſächlich aber vor die Heroiſche Ode ſchickt, gemacht habe. Ich habe dieſe Gedancken hernach auf das ſchärfſte und ſo viel ich

konnte,

komte, unterſucht, und unterwerfe ſie itzo dem Urtheile der Gelehrten.

Characteꝛe der Lyriſchen Poeten.

Nunmehro ſoll ich von denjenigen reden, welchen nachzuahmen ich mir die Freyheit genommen habe, um einen kleinen Abriß von den Griechiſchen und Lateiniſchen Oden zu geben. Ich habe die berühmteſten Poeten in dieſer Art, den Anacreon, Pindar und Horatz darzu erwählet. Sie waren alle drey von einer ſehr unterſchiedenen Gemüths-Art, und ich will mich bemühen, ihren Unterſcheid bekannt zu machen, indem ich Rechenſchafft geben werde, wie ich es in der Nachahmung ihrer Arbeit gemacht habe.

Aus dem Character, womit ſich Anacreon in ſeinen Oden abmahlet, darf man nichts anders von ihm erwarten als was er hinterlaſſen hat. Er liebte das ſinnliche Vergnügen überaus hefftig, und wie er ſich einbildete, daß der Menſch auſſer dem gegenwärtigen Leben nichts zu hoffen hätte, ſo wendete er daſſelbe ſo gut an, daß er alle ſeine Augenblicke der Wolluſt widmete. Die Trägheit folgt gantz natürlich aus dieſem Grund-Satze, dahero gab ſich Anacreon, welcher nach ſeinem Glauben lebte, keine Mühe, ein langes Werck zu überdencken und in Ordnung zu bringen. Er vergnügte ſich einige Gedancken zu entwerfen, die ihm von ſich ſelbſt einfielen, und ſich vielleicht mehr nach ſeinem Affecte, als nach ſeinem Verſtande in Ordnung ſtellten. Die Liebe und eine gute Mahlzeit waren ſein beſtes, und er hat

faſt

faſt nichts geſchrieben, darinnen er uns ſolches nicht geſagt hätte. Das ſinnliche Vergnügen war ſeine Beſchäfftigung; die Leyer brauchte er zum Zeitvertreibe.

Ein Poet von dieſer Art ſchreibt ordentlicher Weiſe keine groſſe Bände; doch iſt dasjenige, was er ſchreibt, offt ſehr gleich und ſehr natürlich. Und ſo ſind die Oden des Anacreons beſchaffen: Sie ſind kurtz, ſeine Trägheit hat ihm keine andere verſtattet; natürlich, denn er ſchrieb nichts, was er nicht empfand; allezeit voller Einfälle und Zierlichkeit, denn er wartete biß ihm zu rechter Zeit etwas einfiel. Er that eigentlich nichts anders, als daß er ſeinem Triebe folgte.

Die meiſten unter ſeinen Oden ſind kleine Lieder, die ihm von der Liebe und dem Bacchus eingegeben zu ſeyn ſcheinen. Man hat ihm zu unſern Zeiten hierinnen ſehr glücklich und vielleicht ohne Vorſatz nachgeahmet; denn wie eine jede Leidenſchafft ihre gewiſſe Art, ihre gewiſſe Manier und ihren gewiſſen Ausdruck hat, ſo kan auch die Liebe und ein Schmaus noch heute zu Tage eingeben, was Anacreon zu ſeiner Zeit gedacht hat: und ich glaube, daß wir in der That viel Lieder von ſeinem Geſchmacke haben, deren Verfaſſer ihr angegebenes Vorbild niemahls geleſen haben.

Ich meines Orts habe mir wircklich angelegen ſeyn laſſen, ihm in den Oden, welche ich Anacreontiſch nenne, gleich zu kommen; ich habe hierinnen eine Abbildung ſeines Verſtandes, ſeiner Sitten, und ſo gar auch ſeiner Schreib-Art geben wollen.

Ich

Ich hätte es vielleicht dabey können bewenden laſſen, daß ich einige von ſeinen Oden überſetzt hätte, wenn ſie nicht ſchon alle von ſolchen Männern überſetzt wären, vor welche ich die gröſte Hochachtung hege, und denen ich mir nicht beyzukommen getraue. Ich habe alſo, zum wenigſten auch was neues zu machen, lieber ſelbſt Erdichtungen nach Art des Anacreons ausſinnen, dieſelben nach ſeiner Manier ausarbeiten, und nach meinem Vermögen eben ſo annehmlich und flüſſend als er, ſchreiben wollen, weswegen er hauptſächlich beliebt iſt.

Jede von meinen Oden bezieht ſich ins beſondere auf eine von den Oden des Anacreons. Zum Exempel, er wünſcht in einer von den Seinigen alles das zu werden, deſſen ſich ſeine Geliebte bedienet. Ich habe deswegen eine gemacht, wo ich alles dasjenige zu ſeyn wünſche, was meiner Geliebten, die ich mir zu eben der Abſicht einbilde, gefällt; denn wie könnte man ohne eine Geliebte dem Anacreon nachahmen?

Er beſchreibt viel angenehme Träume, die aber zur Unzeit unterbrochen worden. Ihm hierinnen nachzuahmen, ſetze ich anſtatt der Erzehlung die Sache ſelbſt, und gebe vor, als wenn ich träumete, darinnen aber geſtöhret würde, indem man mich aufweckte. In ſeiner erſten Ode ſagt er, daß er nur von verliebten Dingen mit ſeiner Leyer ſingen könnte, und erzehlt, daß, ob er gleich neue Saiten aufgezogen hätte, die Thaten der Helden zu beſingen; ſo gäben ſie doch nur einen verliebten Klang von ſich. Ich führe das aus, was Anacreon erzehlet, und indem

dem ich den Ruhm des Martis ausbreiten will, so lasse ich mich unvermerckt in eine Ausschweifung von seiner Liebe mit der Venus ein, wovon ich nicht wieder auf meine Haupt-Sache zurücke kommen kan.

Auf diese Art nun bemühe ich mich dem Anacreon ähnlich zu seyn. Ich bin ihm so gar in seiner Sitten-Lehre und in seinen Leidenschafften, welche ich doch nicht billige, gefolgt. Ich melde deswegen auch, daß ich in diesen Anacreontischen Oden allezeit vor einen andern rede, und daß ich daselbst nur die Person desjenigen spiele, welchen ich weit mehr wegen des Einfalls und des Ausdrucks, als der Gemüths-Bewegungen halber beneiden würde.

Ich habe auch von dem Pindar in den Oden, die ich nach seinen Mustern verfertiget habe, einen Abriß geben wollen. Sein Character ist von dem Character des Anacreons gantz unterschieden. Die Gemüths-Bewegungen sind gottsfürchtig, das Lob der Tugend beständig, die Entdeckung der Laster scharf, die Gedancken erhaben, der Ausdruck kräfftig und offters allzuhoch getrieben. Das sind die vornehmsten Eigenschafften des Pindarus: Das ist es, was ihm unter den Lyrischen Poeten den Vorzug erworben hat. Die Gelehrten haben ihm von Zeit zu Zeit diese Ehre bekräfftiget, und man kan sich ohne einige Verwegenheit einem so grossen Beyfalle nicht widersetzen, zumahl da er zu seiner Zeit schon bewundert worden.

Es ist wahr, daß heute zu Tage wenig Leute geschickt sind, ihn in seiner Sprache zu lesen. Auch

diejeni-

diejenigen ſelbſt, welche ihn in der Lateiniſchen Uberſetzung leſen, geſtehen meiſtentheils aufrichtig, daß ſie ihn noch nicht gnung verſtehen können; und daß unſere geſchickteſten Leute Mühe haben würden, ihn ſo Franzöſiſch zu überſetzen, daß alles richtig und zu gleicher Zeit auch angenehm ſeyn ſollte.

Jedoch dieſe Schwürigkeit iſt nicht gantz und gar dem Pindar zuzuſchreiben. Die Dunckelheit ſeiner Gedancken hat ſich vergröſſert, nachdem man die Umſtände, worauf ſie ſich beziehen, vergeſſen hat, oder nachdem uns ſeine Sprache nicht mehr geläufig iſt. Seine langen Ausſchweifungen, welche man ihm ſo ſehr vorgeworfen hat, waren, wie ich ſchon gezeiget habe, bey ſeiner Materie ein unvermeidliches Ubel: und die Fabeln, welche er daſelbſt von den Göttern erzehlet, bey dem Volcke damahls ſo nöthig, als ſie uns heute zu Tage gleichgültig ſind.

Die zuweilen ſo hoch getriebenen Figuren, und ſo dunckle als nachdrückliche Art zu reden, waren nach dem Geſchmacke der damahligen Zeit. Die Griechen äfften ſie hauptſächlich in ihren Dithyramben nach; daher iſt das Sprichwort entſtanden: **Das kan man ſo wenig als einen Dithyramben verſtehen.** Man will ſo gar, daß Ariſtophan dieſer Poeten, und ſonderlich des Pindarus an dem Orte geſpottet habe, da er den Socrates von den Wolcken ſagen läſſet: **Die ſind es, womit ſich die Philoſophen, die Aertzte, die Wahrſager, die Liebhaber und die Lyriſchen Poeten ſpeiſen.** Allein man muß in alten Schrifften ſo viel als man kan, die Fehler der damahligen Zeit, von den beſondern Fehlern derjenigen, die ſie verfertiget haben, unterſcheiden.

Ich habe einen Abriß vom Pindar gegeben, und damit derſelbe deſtoweniger unangenehm ſeyn möge, ſo habe ich an die Stelle der Uberwinder in Olympiſchen Spielen die Helden unſerer Zeit, und vor die Flöte, welche Pindar beſchreibt, und die bey uns nicht mehr gebräuchlich iſt, diejenige geſetzt, welche uns bekannt iſt.

Ich habe ſeine Gedancken zuweilen deutlicher vorgeſtellet, und ſie mit einigem Zuſammenhange verſehen, damit ſie unſerm Geſchmacke nicht allzuverdrüßlich fallen möchten. Auſſer dieſem habe ich ſeine Ideen, ſeine Ordnung, ſeine Art im Erzehlen, die Freyheit ſeiner Schreibart, ja auch zuweilen ſeine Verwegenheit, ſo viel mir möglich geweſen iſt, behalten; vornehmlich aber in der Ode, wo ich ihn ſelbſt reden laſſe, und wovon ich hier nichts ſage, damit ich nicht den Innhalt, der vor derſelben ſtehet, wiederholen dürfe.

Horatz iſt der erſte, welcher, wie er ſelbſt ſagt, bey den Lateinern die Griechiſche Leyer bekannt gemacht hat: Er hätte noch darzu ſagen können, daß er ſie vollkommner gemacht hätte; es würde ihm dieſen Ruhm niemand ſtreitig gemacht haben.

Er hatte von dem Zukünfftigen eben die Meynungen, die Anacreon hatte, welche er in ſeinen Oden vielleicht ein wenig gar zu offt wiederholte. Jedoch hatte er dabey ein gut Naturell, welchem eine vortreffliche Auferziehung zu ſtatten kam; und man kan den Horatz auſſer gewiſſen Fehlern, die zur Schande ſeines Volcks und ſeiner Zeiten, damahls nicht ſo verhaßt waren als ſie ſeyn ſollten, als einen der ehrbarſten Männer unter den Alten anſehen.

Er

Er hatte einen groſſen, ſinnreichen, auserleſnen und aufgeweckten Verſtand. Er war ſo wohl zum Satyriſiren als zum Loben gebohren: Seine Schertz-Reden drungen um ſo viel tiefer ein, je weniger ſie grob waren; und ſeine Lob-Sprüche, die gar nicht das Anſehen einer verdrießlichen Schmeicheley hatten, konnten auch ſelbſt denjenigen gefallen, an die ſie nicht gerichtet waren.

So richtig und weitläuftig er auch in ſeinen Beſchreibungen iſt, ſo miſcht er doch allezeit gewiſſe natürliche Abſchilderungen drunter, welche uns die Dinge faſt ſichtbar vor die Augen ſtellen. So luſtig er in ſeinen Sitten-Lehren iſt, ſo gewöhnlich iſt es ihm andere zu unterrichten, ohne daß er darauf gedacht zu haben ſcheinet; und ſeine Regeln ſind auſſer in etlichen Gelegenheiten, wo er ſich über die Laſter der Römer als ein hefftiger Zuchtmeiſter ereifert, allezeit mit einer Annehmlichkeit verknüpffet, die nicht wenig dazu beyträget, daß man ein Belieben daran findet. Ja Horatz hat faſt von allen Dingen, doch jederzeit auf eine neue Art, mit Figuren und Redens-Arten, die ſo wohl glücklich ausgeſonnen als auch ungezwungen waren, geſchrieben.

Ich habe mich unterſtanden einige von ſeinen Oden zu überſetzen, in welchen ich ohne Zweifel noch ſehr weit werde von meinem Original entfernt geblieben ſeyn: wie man aber davon noch keine öffentliche Uberſetzung in Franzöſiſchen Verſen hat, ſondern nur von Zeit zu Zeit einige ſchlechte Nachahmungen davon, und zwar nur in einerley Art von Verſen bekannt geworden ſind, ſo habe ich mich

bloß deswegen dazu bewegen lassen, weil es was neues seyn würde.

Ich habe also fünf Oden in ordentliche Strophen übersetzet, und mich bemühet, alle seine Ideen fast allenthalben in eben die Anzahl Verse, wie sie in dem Originale zu finden sind, zu bringen. Zuweilen habe ich seine Fabeln erweitert und gleichsam die Auslegung derselben mit in den Text gesetzt; weil dasjenige, was man zu des Horatz Zeiten mit halben Worten verstehen konnte, heute zu Tage nicht mehr so bekannt ist: und ich halte davor, daß ein Uebersetzer in einer guten Uebersetzung dasjenige ersetzen soll, was in Ansehung der Zeit mangelt, und daß er sich allezeit bemühen muß, so wohl die Sachen als Gedancken durch gleichgeltende Umstände verständlich zu machen.

Aus eben dieser Ursache habe ich die Stelle in der Ode an den Mäcenas, wo Horatz von den Lapithen, der Trunckenheit des Hileus und dem Aufstande der Riesen redet, nicht dem Buchstaben nach übersetzet. Ich bin einer trefflichen Anmerckung des Herrn Dacier gefolget. Er glaubt, daß Horatz in allen diesen zusammen gehäuften Fabeln, auf nichts anders als die Bürgerlichen Kriege, die Niederlage des Antonius und die Siege des Augustus ziele; Der Poete hätte sonsten nicht Ursache gehabt, diese Fabeln mit den Begebenheiten der Republick zu vermengen, und sie dem Mäcenas als ein Stücke seiner Historie vorzutragen. Die Römer verstunden gar wohl was Horatz damit haben wollte, und eben dieser Umschweif machte den Lob-Spruch weit feiner, und gab ihm eine wahrhafftige

Schön-

Schönheit. Heute zu Tage aber findet man in den Worten des Horatz nichts anders, als etwas das zur Unzeit angebracht zu ſeyn ſcheinet; dahero hielte ich davor, daß ich dasjenige ſelbſt ſetzen müſte, worauf er gezielet hatte, damit meine Uberſetzung eben ſo deutlich ſeyn möchte, als das Original zur Zeit des Horatz geweſen ſeyn mochte.

Ich habe mir auch in andern Stellen die Freyheit genommen, die gantze Einrichtung, ja faſt die Gedancken des Horatz ſelbſt zu verändern, weil ich meynte, daß ein beſſerer Verſtand heraus kommen würde. Iſt aber dieſes Geſtändniß nicht ein wenig zu frey? Man muß uns dieſe Freyheit zu gute halten, weil man ſie ſelten begehet. Nichts ſchläfert uns mehr ein, als wenn man eine allzugroſſe Hochachtung vor das Original hat. Es pflegt ordentlich zu geſchehen, daß ein abgöttiſcher Uberſetzer, wenn er in der Ausputzung ſeiner Schrifft allzu genau iſt, derſelben alle Schönheit raubt. Man muß wehlen. Zuweilen muß man einige Worte, welche nicht viel auf ſich haben, weglaſſen, und ſie, wenn es möglich iſt, bey der Haupt-Sache einzubringen ſuchen; damit auf dieſe Art vielmehr der Geiſt und die Annehmlichkeit durchaus herrſche, als daß man das gantze Werck durch eine allzugenaue Beobachtung der Redens-Arten ſchläfrig und unangenehm mache. Dadurch kan eben ein Uberſetzer vortrefflich werden; und darnach ſoll ein billiger Leſer ſeine Verdienſte beurtheilen.

Als ich die Oden des Horatz unterſuchte, ſo ſchien es mir, als ob er ſich eben ſo wenig als ſeine Muſter, die Griechen, um diejenige

Kunst bekümmert habe, welche von den Lyrischen Poeten unsrer Zeit sehr genau beobachtet wird, und die man auch so gar sehr offt mißbrauchet. Sie besteht darinnen, daß man seine Gedancken in jeder Strophe also ordnet, daß einer immer mehr saget als der andere, und daß sie sich allezeit durch etwas endigen, welches nicht lebhaffter und sinnreicher gesaget werden könnte.

Aus dem Mißbrauche dieser Art sind die scharfsinnigen Reden entstanden, womit man nur den Verstand zu überraschen und zu verblenden suchet; wenn man aber auch nichts darauf hält, so verliehrt man doch dadurch ein sehr gewisses Mittel andern zu gefallen. Etwas gutes scheint bey etwas bessern nicht mehr dasselbe zu seyn; da doch eines wie das andere in gehöriger Ordnung seine Wirckung thut; und wenn der Verstand also nach und nach zu einem vollkommnen und merckwürdigen Begriffe gekommen ist, so ruhet er natürlicher Weise ein wenig, ehe er weiter fortgehet.

Und eben auf diese Ruhe gründet sich die Absonderung der Strophen; und man begreift dadurch gar wohl, daß man sich so viel als möglich, und als es ohne Nachtheil des guten Geschmacks geschehen kan, müsse angelegen seyn lassen dieselben also zu endigen, daß sie einige Verwunderung erwecken und dem Verstande etwas zu thun geben.

In dieser Absicht habe ich mich unterstanden dem Horatz einige Verse zu leihen, damit sich die Strophen ein wenig besser nach unsrer Art schlössen; denn er war, wie ich es schon gesagt habe, allezeit darauf bedacht sich natürlich und fein auszudrucken,

cken, ließ ſich auch ſonſten dieſe Gradation, wovon ich rede, nichts anfechten; er endigte ſeine Gedancken nicht allezeit mit der Strophe und ſahe ſich offt genöthiget, dieſelbe biß in die folgende zu werfen.

Ich kan es kaum glauben, daß dieſes nicht ein wahrer Fehler geweſen ſey; denn die Abmeſſung jeder Strophe war ohne Zweifel der Annehmlichkeit wegen angeſtellt worden, und dieſe Abmeſſung litte dabey, wenn man deswegen noch einige Sylben anhängen muſte, weil der Verſtand der Worte noch nicht gantz aus war: oder wenn man auch der Abmeſſung nicht Gewalt that, ſo muſte es doch dem Verſtande zu ſchwer fallen, ſich über einem unterbrochenen Gedancken aufhalten zu laſſen. Es beſtärcket mich dieſes in meiner Meynung, daß Horatz dieſes ſelbſt ſehr genau in acht nimmt, welches er doch nicht würde gethan haben, wenn er in den Gedancken geſtanden, daß es nichts zu bedeuten hätte.

Ich habe nichts von der Sappho und dem Alceus gedacht, weil ihr Character in einer der Oden, ſo ich aus dem Horatz überſetzet habe, ſchon genungſam abgemahlet worden iſt. Dahero habe ich nur noch ein Wort von der Frantzöſiſchen Ode und denjenigen Männern zu reden, welche in dieſer Art einen Nahmen erlangt haben.

Ich werde aber nur biß auf den Ronſard zurücke gehen; und vielleicht iſt dieſes ſchon zu weit. Seine Arbeit wird nicht mehr geleſen, und ich glaube nicht; daß viel Leute dasjenige mit eigenen Augen werden beurtheilen wollen, wovon ich jetzo ſagen will.

Unterdeſſen werde ich zu behaupten ſuchen, daß

er dem Pindar nachgeahmet hat, als einer, der wohl wüſte, was darzu gehörte; ſo gar, daß auch alles, was er dem Horatz abborgte, unter ſeinen Händen Pindariſch wurde. Man trifft in ſeinen Oden die prächtigen Bilder, die nachdrücklichen Sprüche, die Metaphoren und die kühnen Ausdrückungen allenthalben an, welche dem Thebaniſchen Poeten beſonders eigen ſind. Er ſcheint ſo gar ſelbſt von der Entzückung eingenommen zu ſeyn, in welche Pindar gerieth; daß es ihm aber in ſeiner Nachahmung nicht wohl gelungen iſt, kommt nicht daher, als ob er ſeinem Muſter nicht glücklich gefolget wäre, ſondern weil er die Art der Franzöſiſchen Sprache nicht verſtanden hat.

Nichts deſtoweniger war Ronſard ein Wunder ſeiner Zeit: jedoch ſeine Ehre hat ihn nicht leicht überlebt, und endlich iſt er gar ins Vergeſſen gekommen, woraus er ſich auch allem Anſehen nach nicht wieder erheben wird. Es iſt wahr, daß Pindar faſt eben dergleichen Glück gehabt hat; und ſeine Muſe war nach dem Bericht des Athenæus zur Zeit des Eupolis, des Comödianten, welcher hundert Jahre nach dieſem Poeten lebte, ſchon in Verachtung gerathen: allein ſie kam alsbald wieder empor, und niemand hat ſich ſeit dem unterſtanden ihm dieſen Vorzug ſtreitig zu machen.

Vor den Ronſard darf man wohl eine dergleichen Veränderung nicht hoffen; und dieſes um deſtoweniger, weil auf ihn ein Poete gefolget iſt, der den Beyfall des guten Geſchmacks allenthalben findet und unvergleichlich mehr verdient, zum Muſter der Franzöſiſchen Ode genommen zu werden.

Mal-

Malherbe hat uns in ſeinen Oden den hohen Werth vernünfftiger Gedancken und der eigentlichen und natürlichen Schreibart kennen gelernet. Ich übergehe den Mainard und Racan mit Stillſchweigen, um mich nicht allzu tief einzulaſſen; ob man gleich in den Oden des letzteren viel edles und des andern ſeinen viel Nettigkeit antrifft. Hierinnen war Malherbe ein beſonderer Meiſter. Man ſieht gleich was er haben will, und die glückliche Einrichtung ſeiner Redens-Arten giebt ſeinen Gedancken gemeiniglich das vollkommenſte Licht.

Ob er gleich in den Schönheiten der Alten ſeine Nahrung gefunden, ſo hat er doch ſeine Arbeit ſelten damit ausgezieret. Er war zufrieden, daß er ſich ſeinen Geſchmack dadurch verbeſſert hatte, und es ſcheint, als ob er hernach mehr, ihnen gleich zu kommen, als ihnen nachzuahmen, geſuchet habe. Seine Beſchreibungen ſind lebhafft, ſeine Gleichniſſe richtig und auserleſen, ſeine Figuren mancherley; jedoch nahm er ſich niemahls die Freyheit allzu verwegene zu gebrauchen, und war auch in der gröſten Hitze verſtändig; er hat faſt allezeit, wie uns ein groſſer Criticus verſichert, gewieſen, daß man vernünfftig ſeyn könne, ohne dabey trocken zu ſchreiben.

Im übrigen habe ich mich verwundert, daß er ſich nach ſeinen Stantzen über die Thränen Petri, (einer Nachahmung, worinnen er die falſche Scharffſinnigkeit ſeines Originals, mit Vergnügen anzunehmen ſcheinet,) ſo bald wieder zum gründlichen und wahren hat finden können. Ich weiß wohl, daß er es in ſeinen verliebten Stantzen mehr als einmahl

versehen hat; allein die Liebe war damals, wie sie es lange hernach gewesen ist, den Poeten ein Stein des Anstossens. An statt der natürlichen Empfindung setzten sie nichts als hohe und weitgesuchte Gedancken, welche den Affect nur verstellten. Selbst Voitüre ist in seinen verliebten Briefen nicht mehr Voitüre. Diejenigen, welche zu seiner Zeit lebten, konnten ihrer Geliebten nichts mehr als den Vorzug vor der Aurora und der Sonne geben; fast alle poetische Schrifften liefen auf diese eintzige Idee hinaus, und ich kan nicht begreifen, wie man einen Gedancken, welcher zum andern mahl schon verdrüßlich seyn muste, so vielmahl hat wieder aufwärmen können.

In Liebes-Sachen sagt Malherbe sehr offt dergleichen wunderliche Dinge. Ich traue mirs gar nicht zu, ihm in seinen heroischen Oden gleich zu kommen: aber in seinen verliebten Oden wolte ich ihm nicht einmahl nachahmen; denn was er Stantzen genennet hat, das nenne ich Oden. Vermuthlich hielt er davor, daß sich die Ode nur zu grossen Dingen schickte.

Man könnte dem Malherbe noch einen Fehler vorwerfen, den er mit vielen andern gemein hat; Er lobte sich eben so sehr, als er verdiente von andern gelobt zu werden. Die ersten Poeten haben diese Gewohnheit aufgebracht, und man kan sagen, daß es seit dem einer dem andern nachgethan hat, um ihre Verdienste zu erheben, und sich mit eigner Hand zu krönen. Sie preisen diejenige Zeit vor glücklich, in welcher sie gebohren sind, sie freuen sich zum vor-

aus

aus über die Verwunderung, in welche sie die Nach-Welt setzen werden, und sie befürchten eher den Untergang der Welt, als ihrer Schrifften. Man schreibt fast in den Oden nichts anders als dieses: Die guten und schlimmen Poeten thun es einer wie der andere, und ich habe mich selbst nach meiner Wenigkeit hierinnen ungemein sehr vergangen. Allein ich gestehe meinen Fehler aufrichtig, und werde mich bemühen, es ins künfftige besser zu machen, und mir weniger darauf einzubilden.

Wenn ich ohne Affecten von der Sache urtheilen soll, so kan ich nicht glauben, daß sich der Hochmuth vor die Poesie wohl schicke. Giebt man seiner Arbeit ein wenig Feuer, und sagt man gewissen Leuten, daß sie die Poeten als Männer voll göttlicher Eingebung ansehen müsten, so macht man sie vor allzu philosophischen Augen verächtlich; indem sie in denselben als Thoren, die von ihrer Kunst und sich selbst gantz eingenommen sind, aussehen. Wenn übrigens die Verdienste diesen Fehler entschuldigen können, so ist Malherbe genung entschuldiget. Denn die gantze Welt gestehet es ihm zu, daß seine Verse vollkommen sind. Würde aber wohl seine Ehre dadurch fallen, wenn man ihn nicht selbst unter die Anzahl seiner Bewunderer hätte setzen können?

Jedoch die Verse des Malherbe mögen so schön seyn als sie wollen, so haben sie dennoch der Critick etwas zu thun übrig gelassen. Die Academie hat seine Stantzen auf den König, da er nach Limosin gieng, untersucht. Es war nur eine eintzige darunter, die

die sie bewunderte. Die andern hatten alle ihre Fehler; und der Herr Pelisson sagt dabey, daß man hieraus gar sonderlich sehen möchte, wie wenig man mit den Versen aufs reine oder zur höchsten Vollkommenheit gelangen könne.

Ich hatte Ursache, diesen Umstand zu erzehlen, und ich wünschte in der That, daß der Leser sich dessen bey jedem Fehler, welchen er in meinen Oden bemercken wird, erinnerte: denn er würde deßwegen weit geneigter seyn, mir dieselben zu übersehen.

Und wie soll man es wohl anfangen, daß uns das Sylbenmaaß der Verse, die Tyranney des Reims, besonders wenn er mit dem Zwange der Ode verbunden ist, nicht zu einem Worte nöthige, von welchem wir wohl wissen, daß es nicht das beste ist, mit dem wir es aber wegen einer gewissen Schönheit, die wir mit demselben nothwendig aufopfern müsten, nicht so genau nehmen.

Das ist die beste Entschuldigung, die ich Leuten geben kan, welche ich verehre, und welche mir die gründlichsten Criticken gemacht haben, deren ich mich aber nicht habe bedienen können. Ich versichere sie, daß weder mein Eigensinn noch meine Trägheit Schuld daran gewesen; sondern das Unvermögen des Poeten und vielleicht auch der Kunst selbst.

Im übrigen will ich hier zum voraus keine Schutz-Schrifft vor meine Oden schreiben; die Welt würde deßwegen doch nicht besser davon urtheilen. Ich habe ihr nur zwey Dinge vorher zu sagen.

Das

Das erste ist, daß es scheinen wird, als ob meine Ode vom Parnasse mit der Meynung von der Absicht eines Lob-Gedichtes in dieser Abhandlung streite. Im Anfange dieser Abhandlung habe ich erwiesen, daß das Helden-Gedichte wesentlich keinen andern Endzweck habe, als zu gefallen; da doch in der Ode, wovon ich rede, meine Absicht die Unterweisung ist. Allein hier betraf es den Ruhm der Musen; ich muste deswegen die Vorurtheile annehmen, welche ihnen Ehre brachten. Man mercke dabey, daß die Sache zuweilen wahr ist, und daß es Gedichte giebt, wo man sichs vorsetzt, den andern zu unterrichten. Hier aber habe ich die Sache gantz genau beschreiben sollen, wie sie sind, oder wie ich sie zum wenigsten gedencke.

Das andere, wovon ich dem Leser Nachricht geben soll, ist meine poetische Kühnheit in der Ode von der Nacheiferung. Einige Leute könnten anfangs glauben, daß ich den Alten nicht Ehre gnung erwiese, und ich gestehe es, daß es mir besser als einem andern anstehen wird. Man sehe sich aber hier vor: Ich bleibe allezeit in den rechten Schrancken; ich erhebe die Pflicht, welche wir den Alten schuldig sind, und ich begnüge mich damit, daß ich die Neueren zu einer Nacheiferung erwecke, welches ich sehr nöthig zu seyn erachte, und ohne welche sich ein schläfriger Geist vergnügen würde, wenn seine Arbeit auch nur mittelmäßig wäre.

Von meinen andern Oden habe ich nichts zu erinnern, ausser daß ich sie unter einander ohne besondere Ordnung gesetzt habe. Also schlüsse ich hier-

hiermit, und halte mir es bey der gelehrten Welt vor eine Ehre, daß ſchon das meiſte von meiner Arbeit, welche ich hiermit überliefere, gütig aufgenommen worden. Die vom Parnaß, die Schwärmer, die Aſtrea, der Menſch und das Gedichte von den Apoſteln, ſind ſchon aus den Urtheilen bekannt, welche die Academie der Floraliſchen Spiele davon gefället hat; und die Ode von der Ehre und dem Glücke des Königes in ſeinen Printzen, hat gleichfalls das Urtheil der Franzöſiſchen Academie vor ſich. Der Beyfall ſolcher erleuchteten Richter zieht allezeit die allgemeinen Lob-Sprüche nach ſich. Indeſſen fürchte ich doch, vielleicht eine Ausnahm von dieſer Regel zu werden.

*** *** ***

Der Menſch,

Eine Ode des Herrn de la Motte,

überſetzt von

Joh. Fr. May.

Mein Herz! wirſt du dem ſteten Kriege
Ohn Unterlaß gewachſen ſeyn?
Erfüllt den Raum von meiner Wiege
Biß in das Grab nur er allein?
Umſonſt, umſonſt iſt mein Bemühen,
Die Ruhe ſcheint vor mir zu fliehen,
Die nur der Götter Vorrecht heißt.
Soll ihr Genuß nur Sie erquicken?
Und ſoll der Menſch nur das erblicken,
Was ihn mit Wunſch und Hoffnung ſpeiſt?

Ja!

JA! Nehmt dies Drangſal-volle Leben,
Das ſchwere Joch nur willig auf.
Das Schickſal hat uns nichts gegeben,
Als einen ſauren Lebens-Lauf.
Die ſüſſe Hoffnung, die uns trüget,
Verſchließt den Geiſt, den ſie vergnüget,
Vor glücklicher Zufriedenheit.
Man denckt, man fühlt, um nur zu leiden,
Hinaegen Licht und Luſt und Freuden
Verſagt des Schickſals Härtigkeit.

DEr Geiſt wünſcht alles zu erkennen
Und glaubt, es könne wohl geſchehn.
Er will, was wir ſein Weſen nennen,
Den Urſprung und ſein Ende ſehn.
Er brennt, er zwingt ſich auszufinden,
Und dieſen Abgrund zu ergründen
Streckt er ſein gantz Vermögen an.
Doch laßt ihn ſeine Qvaal vermehren
Die innre Schwachheit wird ihn lehren,
Daß er ſich nicht erkennen kan.

ALein auch das, was ihn verbindert,
Macht Schmertz und Kranckheit noch nicht ſtill.
Jemehr die Nacht das Licht vermindert,
Jemehr das Auge ſehen will.
Die Seele, da ſie nichts entdecket,
Und dennoch voller Ehrgeiz ſtecket,
Sucht tiefer in ſich ſelbſt zu gehn.
Sie wiederſtrebt, auch überwunden,
Und will, wiewohl ſie nichts gefunden,
Die Blindheit doch nicht zugeſtehn.

O Wolluſt! tilge dieſe Schmertzen,
Du höchſt beliebt Zauberin!
Geuß deine Luſt in unſre Hertzen,
So weichet dieſe Blindheit hin.
Sey unſern Wünſchen nicht entgegen
Und zeuch, um unſrer Seufzer wegen,
Auf ewig in die Seelen ein.
Sieh, daß der Ehrgeiz viel zu wiſſen
Und andre Lehrer weichen müſſen,
Es ſoll nur dir gewidmet ſeyn.

Allein du flichſt. Der blaue Bogen
Schleußt dich hinfort in ſeinen Schooß.
Wir wurden dir bereits gewogen
Und ſieh! dein Anblick äfft uns bloß.
Wir wünſchen dich, jedoch vergebens,
Du lachſt bey dem Verdruß des Lebens,
Woran das Hertze langſam ſtirbt;
Allwo uns nach den holden Blicken,
Womit ſich Schand und Laſter ſchmücken,
Die drauferfolgte Reu verdirbt.

So wie man dort die Danaiden
An ein durchlöchert Faß geſtellt,
Wodurch im Pfuhl der Eumeniden
Ihr Blutdurſt ſteten Lohn erhält;
Sie ſtreben mit vereintem Willen
Das rächende Gefäß zu füllen,
Megära ſteht und lacht dabey:
Es bleibet leer; jemehr ſie gieſſen,
Jemehr ſieht man die Spalten flieſſen,
Daß ihr Bemühn vergebens ſey:

So pflegt ſich auch der Menſch zu qvälen,
Indem er ſuchet was er liebt,
Der Wünſche Zahl iſt nicht zu zehlen,
Dadurch er ſich nur ſelbſt betrübt,
Die Hoffnung hält ſein Hertz gefangen,
Er wünſchet Ruhe zu erlangen;
Doch kehrt ſie niemahls bey ihm ein:
Denn ſtets nach neuen Lüſten ſtreben
Und dieſe fliehn, ſo wir ihm geben,
Das pflegt ſein gantzes Werck zu ſeyn.

Der

Deutschen Gesellschafft Oden,

Erstes Buch.

I. Ode,

Auf Ihr. Kön. Majeſt. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen glückliche Ankunfft nach Leipzig An. 1727. im Monat May, im Nahmen der Univerſität.

S. Seidel.

WAs thönt doch vor ein Freuden-Schall
Von aller Sachſen treuen Zungen?
Welch ungewohnter Wiederhall
Hat Berg und Thal und Wald durchdrungen?
Was bringt die Poſt, daß Stadt und Land
So rege, froh und unverwandt
Die Augen nach den Sternen drehen?
Weß iſt das Feſt, um deſſen Luſt
Bey Greis und Säugling, Mund und Bruſt
Von Danck und Wünſchen übergehen?

DEr Welt-kreis iſt voll Furcht und Graus;
Die Erde bebt, das Meer erzittert,
Europens Hertz fühlt zum voraus
Was ſchon um ſeine Scheitel wittert:
Und was dort um Gibraltar glimmt,
Kan leicht, wie Zwiſt und Wuth beſtimmt,
Die Flammen auf die Nachbarn treiben.
Wie bald und leicht kan Krieg und Mord
Ein blutig Jammer weiter fort!
An Herkuls alte Seulen ſchreiben.

DOch Sachſen hört vor Freuden nicht,
Was hier und da vor Donner knallen;
Sein aufgeräumtes Angeſicht
Entdeckt nur Luſt und Wohlgefallen.
Der Abend zeuge Krieg und Brand;
In Oſten baut Irenens Hand
Ein feſtes Schloß vor Fried und Glücke.
Wodurch, und wie? O, daß man fragt!
Was lebt und lallt, das jauchzt und ſagt:
Auguſtus lebt, und kömmt zurücke!

O! grabt diß Wort in Gold und Stein,
O ritzt diß Wort in tauſend Bäume!
Ja, Muſen, laßts euch lieber ſeyn,
Als des Homerus Helden-Träume.
Auguſt, der Titus unſrer Zeit,
Den Majeſtät und Gütigkeit
Noch mehr, als Kron und Purpur ſchmücken;
Auguſtus lebt! Er lebt auch Euch,
Er kommt, und alles dieß zugleich,
Wornach wir unſre Sehnſucht ſchicken.

WIllkommen, Holdeſter Auguſt!
Wie groß, wie ſtarck iſt das Vergnügen,
Womit ſich ietzo Lieb und Luſt
Gebückt zu Deinen Füſſen ſchmiegen!
Was könnt uns reitzenders geſchehn,
Als daß wir Dich von neuem ſehn,
Und mit ſo nahem Blick verehren?
Die Freude macht uns ſtarr und ſtill,
Doch wer was ſchönes ſagen will,
Der ſagt von Deinem Wiederkehren.

O Thränen-volle Jammer-Nacht,
Die uns Dein Angeſicht entzogen!
Was hat ſie uns vor Angſt gemacht,
Was ſind vor Seufzer aufgeflogen!
Dich nur zu ſehn, iſt Licht und Heyl;
Dich nicht zu ſehn im Gegentheil,
Die Urſach banger Klage-Lieder.
Ach! wünſchten wir, komm, Theurer Held,
Und gieb durch Dich der Sachſen-Welt
Vergnügung, Tag und Leben wieder!

DAs Unglück hörte dieß, und ſprach:
Ach! ſpare dein verwirrtes Hoffen,
Schau, Sachſen, Schmertz und Ungemach
Hat ietzo deinen Held betroffen.
Er ſinckt dahin, Er wünſcht nach Ruh,
Die Krafft nimmt ab, die Schwachheit zu:
Wer weiß, wie leicht - - - Hier ſchrie die Liebe:
Genug, genug zu meiner Noth:
Auch nur der Wahn von Seinem Tod
Iſt mehr, als wenn man mich begrübe!

HIer gieng die arme Philuris,
Sich Zeit und Wehmuth zu verkürtzen,
Und ließ die naſſe Kümmerniß
Von den erblaßten Wangen ſtürtzen.
Dort ſah Dein treuer Unterthan
Den Ort mit heiſſen Thränen an,
An welchem man Dich ſonſt erblicket;
Da ward er als ein Heiligthum,
Zu unſerm Schmertz, und Deinem Ruhm,
Von Treu und Demuth ausgeſchmücket.

WJe bitter-ſüß war dazumahl,
O Herr! Dein leeres Angedencken!
Wie brünſtig war man, Deine Quaal
Durch Flehn und Bethen abzulencken!
Wie feurig drang die Andacht drauf:
GOtt! richte den Monarchen auf;
Und wirf uns lieber ſelbſt darnieder!
Wie ſeufftzten Lippen, Geiſt und Sinn!
Verhängniß, nimm ſonſt alles hin;
Nur gieb uns unſern König wieder!

BLick auf, erſchrocknes Sachſen-Land,
Die Vorſicht unterſchreibt dein Flehen.
Jetzt macht dir ihr Entſchluß bekannt,
Wie kräfftig deine Wünſche gehen.
Eröffne Thüren, Arm und Hertz:
Dein König will nach langem Schmertz
Die Raſt in deinem Schooße nehmen.
Er eilt, Er kömmt, Er iſt ſchon da!
Sind das nicht Auguſtalia,
Die aller Römer Glück beſchämen?

WJe wenn der Schiffer nach dem Sturm
Sein frohes Zwillings-Licht erblicket;
Wie wenn der heitre Pharus-Thurm
Ihm Glantz und Troſt entgegen ſchicket:
So, dünckt uns, ſieht itzt Land und Stadt,
Wie ſich der Sturm verzogen hat,
Der Maſt und Ancker faſt zerdrümmert;
So, dünckt uns, wird es itzt gerührt,
Da man nach tauſend Zähren ſpührt,
Wie Friedrich Auguſts Auge ſchimmert.

DEr Elbſtrom fühlt des Landes Pflicht,
Und will ſein ſchlüpfrig Haupt erheben.
Er wundert ſich, er fragt und ſpricht,
Wovon doch Grund und Ufer beben?
Er hört ein muntres Luſt-Geſchrey,
Er ſieht die ſchertzend-holde Reyh
Der Nymphen unter Spiel und Täntzen;
Er ſpringt empor, er eilt hinzu,
Und merckt die Würckung edler Ruh,
Aus tauſend friſch-gewundnen Kräntzen.

DJe Pleiße fängt nicht minder an,
Sie putzt ſich mit verjüngtem Schilfe,
Sie kömmt, ſo gut ſie weiß und kan,
Der allgemeinen Luſt zu Hülfe.
Sie weiſt auf ihren Sand, und ſpricht:
Die Menge gleicht noch lange nicht
Den würcklich ungezehlten Freuden,
In welchen itzt, ſo weit mein Fluß
Den feiſten Boden wäſſern muß,
Die Schäfer uns Geſtade weiden.

SJe merckt, Auguſtus leb und blüh,
Sie merckt, Auguſtus ſey zugegen;
Und gleich verſpührt und fühlet ſie
Den ſtärckſten Wuchs von Luſt und Seegen.
Die Wellen drehn und wirbeln ſich,
Und jede will abſonderlich
Des Königs theuren Nahmen ziehen;
Selbſt ihr Geräuſche ſcheint zugleich
Als wenn ſie, an Vergnügen reich,
Manch aufgewecktes Vivat! ſchrieen.

So freut sich Dreßden nicht allein;
Auch Leipzig geht im Feyer-Kleide.
Die Linde fühlt den holden Schein,
Und grünt voll frischer Augen-Weide.
Der Bürger jauchzt, der Landmann lacht,
Der Fremdling selbst wird aufgebracht.
Herr! siehe da viel tausend Augen;
Die nur aus ihres Königs Glück,
Die nur aus Deinem Götter-Blick
Sich gleichsam Glück und Leben saugen.

Ihr, die ihr Weißheit lehrt und lernt,
Laßt Hörsaal und Catheder stehen;
Wer Aug und Hertz anitzt entfernt,
Mag zu den kältesten Barbarn gehen.
Seht, ehrt ihr Kunst und Wissenschafft,
Ein holdes Wunder ihrer Krafft
In Friedrich Augusts Götter-Wesen;
Und eilt, und schreibt, und laßt hiervon
Den Europäer-Helicon
In Sprachen aller Völcker lesen.

Ihr Musen, spielt ein Helden-Lied,
Setzt Trieb und Geist und Krafft zusammen.
Kommt zeigt den edlen Unterschied,
Von den in Euch verborgnen Flammen.
Rufft den aus seinem Aschen-Krug,
Der dort die schönste Cither schlug;
Rufft den Horatz aus seinem Staube;
Versucht, was sein Vermögen kan,
Entlehnt es itzt, und schmückt so dann
Euch selbst mit dessen Lorber-Laube.

Doch weg damit; was braucht es viel,
Daß man nach fremdem Schmeicheln ringet?
Die Tugend rührt ein Harfen-Spiel,
Das ſchöner, als Amphions klinget.
Großmächtigſter Auguſt, in Dir
Beſingt ſie aller Fürſten Zier,
Und heiligt deren Helden-Orden.
Durch dieſe biſt Du ſelber ſchon,
Was Du durch Scepter, Kron und Thron,
Durch Wahl, und Sieg, und Glück geworden.

Du weißt, je mehr Du göttlich biſt,
Den Menſchen glücklich vorzuſtehen,
Und ſuchſt, ſo hoch Dein Vorzug iſt,
Auch niedrer Knechte Wohlergehen.
So ſehr Dich Feind und Frevler ſcheut:
So ſehr wird der durch Dich erfreut,
Den Unſchuld, Recht und Treue ſchmücken.
So groß Dein Muth in Werck und That;
So ſchnell weiß ſich Dein weiſer Rath,
Auf jeden Ausgang anzuſchicken.

O ſeht, wie weit der Freuden Macht
Die ſchlecht geübte Feder treibet!
O ſeht, wie man auch unbedacht
Von Friedrich Auguſts Tugend ſchreibet!
So reich, ſo ſchön, ſo ſtarck iſt ſie!
Hier hat ein Dichter gleiche Müh,
Zu ſchweigen; und ihr Lob zu wagen.
Ach! könnt und dürfte nur die Luſt,
Unſchätzbar-Theureſter Auguſt,
Dein Lob biß an die Sterne tragen!

Glück zu dem Reich! Wohl Land und Stadt!
Die Dich, und Deiner Pallas Gaben,
Der Fürſtin, die nichts gleiches hat,
Zum Luſt-Geſtirn und Schutz-Gott haben!
Ja! Groſſer König, Wohl auch Dir!
Da ſich Dein Glantz und Deine Zier,
Bereits in Deinem Printzen ſpiegelt;
Dem Printzen, der ſchon in der Zeit
Dein Erb-Recht zur Unſterblichkeit
Durch eignes Fürſten-Lob beſiegelt.

Was vor ein ungewohnter Glantz
Entdeckt ſich itzt den blöden Sinnen!
Hier bringt die Ewigkeit den Krantz,
Den Deine Tugenden gewinnen.
Das Glücke macht zugleich bekannt,
Wie nahe Du Ihr anverwandt,
Und ſchwert, ſich nie von Dir zu trennen,
Daß alle, deren Luſt Du biſt,
Auch einſt an Deines Alters Friſt
Auguſti Göttlichkeit erkennen!

Horat. Carm. Lib. III. Od. V.

- - - Præſens divus habebitur
Auguſtus!

II. Ode,

Bey eben der Gelegenheit, in fremdem Nahmen.

B. Hofmann.

FRIDERICO AVGVSTO
AD SAXONES
REDVCE:
NATALIAQVE
DIE XII. MAII
FESTIVE
CELEBRANTE.

***

Tibullus libr. I. Eleg. VIII.

At tu, NATALIS, multos celebrande per annos,
Candidior ſemper, candidiorque redi.

***

HEld, König, Vater! iſt es wahr,
Daß wir Dich noch am Leben ſehen?
Ach! ſtunden wir nicht in Gefahr,
Es wäre faſt um Dich geſchehen!
Kaum war ein Thränen-Guß geſtillt:
So kam ein neues Schrecken-Bild
Vor unſre noch betrübten Augen;
Wie ſchmertzlich wünſchte da die Bruſt,
O Allertheureſter Auguſt,
Aus guter Nachricht Troſt zu ſaugen!

Wenn

WEnn kommt die Post? ach! ist sie da,
Daß unser Landes-Herr noch lebet?
Wie lautet sie? Nein, oder Ja?
Eilt, daß ihr uns Gewißheit gebet.
Wo bleibt der Posten muntrer Thon?
Ach! soviel Stunden sind es schon,
Daß wir in Furcht und Hoffnung wancken:
Was uns die Hoffnung gleich verspricht,
Faßt dennoch Furcht und Wehmuth nicht:
Ach! wer benimmt uns die Gedancken!

SO sehnlich spitzten wir das Ohr,
Zu hören, ob aus fernen Landen,
Von Dir nicht, Vater, wie zuvor,
Für deine Kinder Trost verhanden?
Die Nächte bracht man ohne Ruh,
Die Tage nur mit Schwermuth zu:
Wir zehlten Stund und Augenblicke:
Nichts blieb uns, als die Zuversicht,
Vielleicht kommt heute noch Bericht,
Von unsers Königs Wohl, zurücke.

DIch rief dein grosses Regiment
In Pohlens weit entlegne Gräntzen:
Mit Eifer, der in Liebe brennt,
Der Länder Wohlfahrt zu ergäntzen.
Seht, Völcker, unsers Königs Treu:
Sagt, ob wohl Seines gleichen sey,
Der gleiche Sorgfalt mit Ihm träget?
Bemercket, wie Sein Auge wacht,
Wodurch Er, was uns Unruh macht,
Mit Löwen-Muth zu Boden schläget.

Ihr Helden aus Sarmatien,
Thut einen Blick aus euren Grüfften:
Bewundert die Verfügungen,
Womit Auguſt kan Ruhe ſtifften:
Betrachtet, mercket alles an,
Was Sein Erlauchter Geiſt gethan,
Ja, legt das Haupt nicht eher nieder:
Als bis ihr frey von Ihm bekannt,
So einen Held vors Vaterland
Bekomme Pohlen ſchwerlich wieder.

ER geht, er eilt nach Grodno fort,
Der Reichs-Tag kommt beglückt zu Stande:
Doch, kaum verläſt Sein Fuß den Ort,
So feſſeln Ihn der Kranckheit Bande:
Ach! Bialoſtock, ach! rede du:
Wir hören dir mit Seufzen zu;
Doch nein! du magſt nur immer ſchweigen;
Die Wunde reißt ſonſt wieder auf,
Die Thränen faſſen neuen Lauf,
Da ſich zumahl noch alte zeigen.

EUropa ſtund, und ſahe dieß
Mit gantz in ſich vertieften Minen:
Wie? ſprach ſie, voller Kümmerniß,
Soll mir ſchon neues Unglück grünen?
Das wolle ja der Himmel nicht!
So ein unſchätzbar Lebens-Licht
Erlöſche nicht in vielen Zeiten!
Aus deſſen Einfluß, Krafft und Strahl,
So viele tauſend auf einmahl
Ihr Wachsthum, Heyl, und Wohlfahrt leiten.

WJe, wenn der Sonnen Glantz und Pracht
Sich hinter dunckle Wolcken ziehet;
Der Erdkreis, der zuvor gelacht,
Gantz traurig und verfinstert siehet:
So sah es auch in Sachsen aus:
Uns überfiel ein Todten-Graus,
Die Kleinmuth gab uns halb verlohren;
Wir seufftzeten aus Hertzens-Grund:
Ach! wäre nur August gesund,
So wären wir als neu gebohren.

DJe Seufftzer haben obgesiegt:
Die Post ertönt: Der König lebet!
Wie? lebt Er? Ja! und zwar vergnügt;
GOtt giebt, wornach wir so gestrebet.
Seht! kams uns nicht im Traume vor,
Er stiege gantz gesund empor,
Sein Purpur faßte neuen Schimmer?
O König, ja, wir sahen Dich,
Dein muntrer Schenckel hube sich
Mit neuer Krafft aus seinem Zimmer.

KAum hörte, Herr, der Unterthan
Den schnellen Ruff hiervon erschallen:
So stellte man ein Danck-Fest an;
Zu GOttes Lob, Dir zum Gefallen.
Es zeigte Cantzel und Altar,
Wie groß die Seelen-Freude war:
Man hörte donnernde Carthaunen:
Und, König, solltest Du erst sehn,
Was da vor mancher Wunsch geschehn,
Du würdest selbst davor erstaunen.

Nur etwas war uns noch betrübt,
Dich ſo gar weit entfernt zu wiſſen:
Die Hand, die uns ſo gnädig liebt,
Vermochten wir nicht ſelbſt zu küſſen.
Gedult! der Wunſch iſt auch erfüllt:
Die Sehnſucht wird nunmehr geſtillt,
Der König naht ſich unſern Mauren:
O ungemeine Herrlichkeit!
Auf! Muſen, machet euch bereit,
Auf! laßt euch keine Mühe dauren.

Vergönne, fetter Weichſel-Strand,
Der Pleiße dieſes ſeltne Glücke,
Daß ſich der Held zu ihr gewandt,
Vergönn ihr Seine Gnaden-Blicke:
Er weicht auf eine Zeit von dir:
Kommt, hohlt Ihn ein. Ach! ſollten wir
An ſtatt der Seſſel oder Wagen,
Dich, unſern Vater, unſre Luſt,
Dich, Allergütigſter Auguſt,
Nur ſelbſt auf unſern Händen tragen.

Wie, wenn zur holden Frühlings-Zeit
Die Sonne ſich zurücke lencket,
Die Erde grünt: das Feld ſich freut,
Und alles neu zu leben dencket:
So nimmt ein treuer Unterthan
Auch neue Krafft und Leben an;
Ja, der noch lebt, ſtirbt faſt vor Wonne:
Denn, nach ſo rauher Witterung,
So ihm durch Marck und Adern drung,
Erſcheint ihm ſeine Landes-Sonne.

Es jauchzen beyde Groß und Klein:
Man läuft und drängt ſich Dir entgegen:
Du ſiehſt kein Haus von Kalck und Stein,
Du ſiehſt nur, daß ſich Köpfe regen;
Weil alles nur begierig iſt,
Zu ſehn, daß Du geneſen biſt;
Und, wer dich auch entfernt erblicket,
Holt ſchon mit tiefen Seufzern aus:
GOtt lob! das theure Sachſen-Haus
Wird durch Auguſtum noch beglücket.

Der Fremde, der aus aller Welt
Gleich itzt in unſre Stadt gekommen,
Hat, da er ſich kaum eingeſtellt,
Schon Theil an ſolcher Luſt genommen:
Kaum forſchet er: was heißt diß Feſt?
Da er ſich ſchon vernehmen läßt:
Auguſt, der Große, lebe lange!
Auch der es nur erzehlen hört,
Dieweil er ſchon den Nahmen ehrt,
Thut gleichen Wunſch, mit gleichem Klange.

Wie ſollte, König, nun dein Knecht,
Hierbey allein zurücke bleiben:
Und nicht der Freude hohes Recht
In ewig-feſte Cedern ſchreiben?
Er ſchreibt es an: und wirft ſich ſchon,
Auguſt, vor Deinen Königs-Thron,
Nur Deines Purpurs Saum zu küſſen:
Wenn, Herr, Dein Strahl nur auf ihn blickt,
Iſt er vergnügt, ſein Geiſt erquickt,
Und aller Kümmerniß entriſſen.

SO nimm denn, O Groſsmächtigſter,
Das Opfer höchſt-getreuer Lippen:
Ach! träfe doch dein Schiff, O Herr,
Nicht weiter auf ſo harte Klippen!
Das Hertze brennt, Du kennſt die Glut,
Du weißt, daß Alle Gut und Blut
Bereit ſind vor Dich hinzugeben:
Mit Freuden gäben wir es hin,
Erhielten wir nur zum Gewinn
Ach! König, dein hochtheures Leben.

GEtroſt! der Himmel öffnet ſich,
GOtt hört das abgeſchickte Flehen:
Sein Ausſpruch, Herr, verſichert Dich,
Dein Lebens-Ziel noch zu erhöhen.
Und, daß Du dieſes ſicher glaubſt,
Uns aber nicht die Hoffnung raubſt,
Setzt GOtt Dir dieſes Gnaden-Zeichen:
Jetzt fällt, Herr, Dein Geburths-Feſt ein:
Dieß ſoll nunmehr der Anfang ſeyn,
Ein hohes Alter zu erreichen.

III. Ode,

Auf eben die vorige Gelegenheit.

J. H. Winckler.

SO ist die innerliche Pein,
Das laute Ruffen unsrer Zungen,
Der Unterthanen Abba-schreyn
Durch Luft und Firmament gedrungen:
Die Noth, die zu befürchten war,
Und nichts, als Schmertz und Quaal gebahr,
Ist auf des Himmels Schluß verschwunden.
Das Reich, das Volck, das Musen-Chor,
Bey dem sich aller Muth verlohr,
Zehlt wiederum vergnügte Stunden.

MOrbona brachte Hof und Land
In ein mit Ach! erfülltes Schrecken,
Und wollte schon mit Staub und Sand
Des Landes Kron und Haupt bedecken:
Die Allmacht nahm ihr Stärck und Krafft,
Und zeugte Kräuter, Geist und Safft,
Um dieser Kranckheit Macht zu steuren;
Der halb-erloschne Lebens-Dacht,
Ward gleichsam wie in Glut gebracht,
Um Blut und Adern anzufeuren.

Das

DAs Haupt, ſo vor uns Sorge trägt,
Erhebt ſich aus des Grabes Höle;
Den Arm, ſo unſre Feinde ſchlägt,
Belebt die Stärcke ſeiner Seele;
Das Hertze, ſo vor Liebe flammt,
Aus welcher unſer Glücke ſtammt,
Durchſtrömt ein neu und friſch Geblüte;
Die Herrlichkeit, die Majeſtät,
Dadurch der Sachſen Flor beſteht,
Beſtrahlt uns mit gewünſchter Güte.

DEr Held, ſo jenem Römer gleicht,
Der Ruhm und Nahmen mit Ihm führet,
Hat, da der Feind des Lebens weicht,
Das halb-erſtorbne Hertz gerühret.
Auguſt, vor dem ſich Polen neigt,
Vor dem ſich Sachſen ſchmiegt und beugt,
Läßt lauter Lieb und Gnade glänzen.
Auguſt, der Landes-Vater lebt,
Auguſt, der Sich von fern erhebt,
Kömmt, wohnt und lebt in unſern Gräntzen.

WEg dann mit aller Bangigkeit,
Weg mit den quälenden Gedancken!
Die Vorſicht ſelbſt hemmt unſer Leid,
Und ſetzt den Kümmerniſſen Schrancken.
Die Vorſicht dämpft den Trauer-Klang,
Der Ohr und Seel in Furcht durchdrang,
Und ſtimmet unſre Freuden-Lieder:
Die Vorſicht, die uns ſchmachten ließ,
Da ſich uns Fall und Unglück wieß,
Belebt, beſeelt und ſtärckt uns wieder.

DRum auf! erquicktes Pleiß-Athen,
Und laß der Welt und Nach-Welt wissen,
Man hab' in Angst gantz krafftlos stehn,
Und bald vor Lust entzückt seyn müssen.
Auf! die ihr forschet, schreibt und lehrt,
Was zur Gelehrsamkeit gehört,
Gebt allen Völckern zu erkennen,
Was unsre Wissenschafften schützt,
Und was ihr Wachsthum unterstützt,
Sey Königlich bey euch zu nennen.

WEnn dein August gefallen wär,
Es läge Kunst und Witz zu Boden.
Wo kämen Schwän und Dichter her?
Wer sänge Lust- und Trauer-Oden?
Der unersetzliche Verlust
Erschütterte zwar Hertz und Brust:
Allein es fehlt' an Reim und Bildern;
Es wüste keines Deutschen Kiel,
Und überreicht ihn auch Virgil,
Den Fall genugsam abzuschildern.

SArmatien verlöhr ein Haupt,
In welchem selbst die Klugheit thronet;
Den Sachsen würd' ein Fürst geraubt,
In dem der Geist der Weisheit wohnet.
Der Bürger müst' aus Traurigkeit,
Sein hell- und weißes Friedens-Kleid
In ein betrübt Gewand verkehren;
Das Heer, so Mavors Eifer fühlt,
Und mit den Krieges-Waffen spielt,
Benetzte sie mit heissen Zähren.

NUn lebt Auguſt; die Wohlfahrt blüht:
Wo brennt das Feuer der Poeten?
Wer iſt um Klang und Thon bemüht?
Wer dichtet, ſingt und bläſt die Flöthen?
Es mangelt nicht an Müh und Fleiß,
Man fühlt ein innerlich Geheiß,
Ein Lob-Gedichte zu entwerfen:
Allein der Reim, der Vers, das Blat,
Macht Geiſt und Hand im Schreiben matt,
Und heiſt die Federn beſſer ſchärfen.

WArum? wenn man an Dich, Auguſt,
An Deine Wunderthaten dencket,
So wächſt der Trieb, ſo ſteigt die Luſt,
Doch wird der Geiſt faſt gar verſencket.
Man ſinnet nach, man ſchreibet auf,
Allein was hilffts? Dein Helden-Lauf,
Läßt weder Ziel noch Ende finden.
Zu ſehn, was Deine Tugend ſey,
Das darf ſich die Poeterey,
Und wer ihr dient, nicht unterwinden.

DEr Wiſſenſchafften Flor allein
Verlangt mit Fleiß geſetzte Schrifften;
Gedicht' und Lieder dir zu weyhn,
Kan noch kein rechtes Denckmahl ſtifften.
Dein Schirm und Schutz bedeckt die Zunft,
Die ſich auf Bibel und Vernunft,
Auf Recht, Artzney und Sprachen leget;
Durch Deine Huld, durch Deinen Strahl
Wird die gelehrt und weiſe Zahl,
Mit Kraft und Munterkeit geregt.

DEin ungemeiner Gnaden-Blitz,
Der Sinnen, Hertz und Geiſt durchdringet,
Vergöttert Dieſen Muſen-Sitz,
Den Deine Linden-Stadt umringet:
Die Vorſicht, die Du vor ihn haſt,
Die Lieb und Huld, die Ihn umfaßt,
Iſt Ihm wie Schirm und Schild und Mauer:
Dein Purpur giebt Ihm Glantz und Pracht,
Dein Zepter, Deine Kron und Macht,
Ertheilt Ihm Feſtigkeit und Dauer.

GRoßmächtigſter, hier kömmt und fällt
Die Muſen-Schaar zu Deinen Füſſen,
Die ſich aus Ehrfurcht vor Dich ſtellt,
Um Deines Kleides Saum zu küſſen.
Hier macht der neu-belebte Mund
Die Regung ihres Hertzens kund,
Und zeigt durch tauſendfaches Flehen,
Sie wünſche nur Dein Angeſicht,
Aus dem ein himmliſch Feuer bricht,
In Unterthänigkeit zu ſehen.

ACh! Gnädigſter, die Poeſie
Bewegt Dein Göttliches Gemüthe,
Ihr Seufftzen, ihr gebognes Knie
Ermuntert Deine ſanfte Güte.
Dein Auge, welches auf uns blickt,
Und uns durch Freundlichkeit entzückt,
Iſt wie die Sonn am hellen Morgen;
Dein Wort, das alles in ſich ſchlüſt,
Was uns vergnügt zu hören iſt,
Vertreibt die bange Nacht der Sorgen.

O! wie

O! Wie erfreut ſich unſer Hertz,
Daß unſrer Muſen Schutz-Gott lebet,
Daß Seine Gegenwart den Schmertz,
Den Kummer unſrer Seelen hebet.
Die Dichtkunſt weiß das Ungemach,
Das uns durch Marck und Adern brach,
Mit keinen Worten auszudrücken:
Es fehlt ihr auch an Kunſt und Zeit
Die Zeichen unſrer Freudigkeit
Mit ſchönen Bildern auszuſchmücken.

Monarch und Herrſcher der Natur,
Dein Thun beſteht in Wunder-Wercken.
Jetzt läſt ſich Deiner Liebe Spur
Gantz ins beſondre bey uns mercken.
Auguſt iſt faſt dem Tode gleich,
Der König will dir Macht und Reich,
Und Kron und Zepter wieder geben:
Du ſchützeſt ihn und ſeine Macht,
Vor Sterben, Tod und Grufft und Nacht,
Und giebſt ihm Feuer, Geiſt und Leben.

O! Könnte man doch Deinen Ruhm
In aller Menſchen Hertzen ſchreiben!
Dein Sachſen-Volck, Dein Eigenthum
Soll Dir auf ewig danckbar bleiben.
Miniſter, Bürger und Soldat!
Erhöht des Höchſten Werck und That,
Daß Klang und Schall die Luft erfüllen:
So offt man euren König nennt,
So offt ſeyd froh, ſo offt erkennt
Des Welt-Monarchen Rath und Willen.

HIer iſt, O Herr, die Muſen-Schaar,
Hier gehn und bücken ſich die Weiſen,
Sie bringen Dir ein Opfer dar,
Und wollen Deine Weisheit preiſen.
Wir ſehn, was Deine Güte thut,
Wir fühlen Deine Liebes-Glut,
Wir jauchzen über unſer Glücke.
Der Tod, die Furcht, das Schrecken liegt,
Das Leben hat durch Dich geſiegt,
Und ſtrahlt aus dir mit neuem Blicke.

O! Sollte doch auf Dein Gebot
Auguſt uns immerdar beſchützen!
O ſollte Seines Purpurs Roth
Jahr aus Jahr ein in Leipzig blitzen!
Es würde Mühe, Luſt und Fleiß,
Der Wiſſenſchafften Werth und Preis,
In Wahrheit noch viel höher ſteigen;
Es würde ſich der Muſen Krantz,
Und ſelbſt Apollens Pracht und Glantz
In doppelt gröſſrer Schönheit zeigen.

DOch ſingt die Dichtkunſt nicht zu viel?
Soll denn Auguſt bloß hier regieren?
Soll Er vielleicht ein Scepter-Spiel
Nach Art des Muſen-Hauptes führen?
Wo bleibt die Staats-Erfahrenheit?
Wo bleibt die Helden-Tapferkeit?
Wo bleiben ihre Sieges-Zeichen?
Wo bleibt ſein abgepflantzter Geiſt,
In welchem ſich ein Bildniß weiſt,
Vor dem Trajan und Titus weichen.

Es wär der Dichtkunſt allzuſchwer,
Wenn ſie noch dieß beſingen ſollte.
Wo nehme ſie die Kräffte her,
Wenn ſie ſichs unterſtehen wollte?
Sie weiß, Auguſt kan ihre Schuld
Durch Liebe, Langmuth und Geduld
Zu Reichthum und zu Schätzen machen:
Sie weiß, Auguſt bezeigt der Kunſt,
Und Wiſſenſchafften Seine Gunſt
Sowohl, als den Regierungs-Sachen.

Wie ſollte, Gnädigſter Auguſt,
Uns nicht das Blut vor Freude wallen?
Wir ſind uns ja genug bewuſt,
Daß Dir die Muſen wohlgefallen.
Wer wollte denn die treue Pflicht,
Die nur von Deiner Güte ſpricht,
Womit du uns erfreueſt, ſchelten?
Da der Gelehrten Sammel-Platz,
Der Künſt und Wiſſenſchafften Schatz
So viel in Deinen Augen gelten.

Ach! hätte noch der Erden Kreis
Des allererſten Gartens Auen!
So wollten wir ein friſches Reis
Vom Lebens-Baume vor dich hauen.
So wüſten wir doch gantz gewiß,
Es würde niemahls Fall noch Riß
Dein treues Pleiß-Athen erſchrecken.
So würd' uns auch dein Helden-Bild
Weit ſtärcker als Minervens Schild
Vor Wuth und Barbarey bedecken.

IV. Ode,

Auf das Abſterben

Peters des Groſſen,

erſten Rußiſchen Käyſers.

Im Jahr 1725. den 8. Febr.

J. C. Gottſched.

IHr Völcker klagt! denn Moſcau weinet,
Europa, komm, verhülle dich!
Ihr Länder, denen jetzt faſt keine Sonne ſcheinet,
Seht! euer Glantz verfinſtert ſich.
Verdunckelt euch ihr hellen Lichter,
Womit der Norden-Himmel blinkt,
Der Held, der Rußlands Thron beſitzt,
Umflohrt durch ſeinen Fall viel tauſend Angeſichter;
Der Augenmerck der gantzen Welt,
Der Moſcowiter Haupt, der Groſſe Petrus fällt.

EUropa hört; doch Schmertz und Kummer
Beſtrömen ihre Wangen nicht.
Vor Schrecken ſinckt ſie faſt in einen Todten-Schlumer,
Ach ſeht! wie ſtarrt ihr Augen-Licht!
So wenig ſich die Klippen regen,
Wenn ein erboſter Nord-Wind ſtürmt,
Und Schaum und Wellen um ſie thürmt:
So wenig ſcheint ſich auch Europa zu bewegen.
Sie iſt beſtürtzt, ſie ſchweiget ſtill,
Biß ihre Wehmuth ſich nicht länger bergen will.

Ein

EIn Ach! zerreißt das Band der Zungen,
Ein tiefer Seufzer trennt die Lufft,
Sie hat der Arme Paar betrübt empor geſchwungen,
Ich höre, wie ſie kläglich rufft:
O du entſetzliches Geſchicke!
Iſt meine Wohlfahrt dir verhaßt?
Und ſtrahlt dein Auge, mir zur Laſt,
Nur lauter Blitz und Grimm und Zorn-erfüllte Blicke?
Geſtrenger Himmel! höre mich!
Mein Flehen iſt gerecht: warum verbirgſt du dich?

Ich ſchwimme noch in Blut und Zähren,
Die mir dein Eifer ausgepreßt.
Ich ächze, da dein Schluß in Ländern und in Meeren,
Mord, Schwerdt und Flammen wüten läßt.
Iberiens betrübte Gräntzen
Sind noch mit Leichen überhäuft:
Die Glut, ſo weiter um ſich greift,
Läſt auch in Gallien die Krieges-Fackeln glänntzen.
Germanien und Niederland
Beweint noch immerdar den kaum-erſtickten Brand.

KAum hat die Fluth vom Donau-Strande
Das Blut der Türcken abgeſpühlt,
Wo Achmets freches Heer, im treuen Unger-Lande,
Des Deutſchen Adlers Blitz gefühlt:
So hat Bellonens wildes Raſen
Trinacrien mit Graus erfüllt,
Das Meer, ſo von den Flotten ſchwillt,
Entſetzt ſich mehr vor ihr, als Aeols rauhem Blaſen.
Bald wird, da dieſe Wuth ſich kehrt,
Der Frantzen halbes Reich durch Peſtilentz verheert.

Ich

Ich sah indeß mit tausend Freuden,
Der Russen grossen Kayser an.
Ich fieng vor Hertzens-Lust mich prächtig an zu kleiden,
Und gieng mit Purpur angethan.
Warum? der Grosse Fürst der Scythen,
Ein Feind der alten Tyranney,
Vertrieb den Dunst der Barbarey,
Durch seiner Weisheit Strahl von allen Moscowiten.
Wie wallt mein Hertz! wenn es bedenckt,
Daß Petrus mir nur jüngst ein Kayserthum geschenckt.

Dieß Wachsthum mehrte mein Vergnügen,
Seht! sprach ich, dieser Held wird leicht
Durch seiner Heere Macht halb Asien besiegen;
Weil alles seinen Kräfften weicht.
Der Tartar beugt schon Hals und Rücken,
Der Perser mattes Ispahan,
Sieht ihn als seinen Retter an,
Und will sich eh vor ihm, als vor Rebellen bücken.
Durch Mogols fernes Kayserthum,
Ja selbst durch China dringt sein ungemeiner Ruhm.

Doch alle Lust und Hoffnung schwindet,
Durch meines Schicksals strengen Schluß.
Der Tod, der ihm so bald die Helden-Glieder bindet,
Macht, daß ich Arme seufzen muß.
O weh mir! Arm und Lenden schüttern,
Die Ohnmacht überfällt mein Hertz,
Die Thränen zeigen meinen Schmertz,
Ich sincke, wie ein Schiff in starcken Ungewittern.
Die Zunge starrt, wen ruff ich an?
Ach Rußland! klage du, weil ich nur seufzen kan.

So

SOgleich läßt Moſcau ſich im Bilde
Mit langen Trauer-Kleidern ſehn. (Schilde,
Sie ſtützt ihr ſchweres Haupt vor Schmertzen mit dem
Sie weiß kaum ſelbſt, was ihr geſchehn.
Bald ſieht ſie dort am weiſſen Meere
Archangels grau-beeiſten Strand;
Bald blickt ſie auf den gelben Sand
Am Ufer Petersburgs, bald auf die Krieges-Heere:
Dann ſchauet ſie auf Feld und Wald,
Und rufft, daß Berg und Thal von dieſen Klagen ſchallt.

HEld! Groß-Fürſt! Vater! Herr und Kayſer!
Dein früher Fall betäubt mich gantz.
Ach krönte mich noch jetzt, ſtatt der Cypreſſen-Reiſer,
So wie zuvor, ein Lorber-Krantz!
Ach wäreſt du nur noch am Leben,
Du meiner Wohlfahrt ſichrer Grund!
So ſollte mein vergnügter Mund
Dein Lob, dein groſſes Lob durch manches Lied erheben!
Doch eitle Wünſche! blöder Sinn!
Wer ſieht nicht, daß ich ſchon beraubt und elend bin?

ACh gar zu früh verweyſtes Reuſſen!
Dein Schickſal ſtraft dich allzu hart,
Du fiengeſt erſtlich an ein glücklich Land zu heiſſen,
Als Petrus dein Beherrſcher ward.
Die Anzahl deiner erſten Czaaren,
War ungezähmten Tygern gleich;
Drum blieb ihr weit-geſtrecktes Reich,
Ein wüſter Aufenthalt verwilderter Barbaren,
Ein ungebähnter Sclaven-Sitz,
Faſt ohne Chriſtenthum, Gelehrſamkeit und Witz.

Allein

Allein durch dieses Printzen Sorgen,
Ward deiner Nächte Dampf verzehrt.
So wie der Sonnen Gold, durch einen hellen Morgen,
Die Finsterniß in Licht verkehrt:
So wurden auch die schwartzen Dünste
Der gröbsten Barbarey zerstreut,
Da dieser Held die Sittsamkeit,
Den Handel und den Bau, den Flor der freyen Künste,
Und was noch sonst die Völcker ziert,
O ungemeines Werck! in Rußland eingeführt.

ER hat die halbe Welt durchzogen,
Und jedes kluge Volck besucht;
Doch nicht aus eitler Lust nach stoltzen Ehren-Bogen,
Die das gedruckte Land verflucht:
Er wirft den Scepter aus den Händen,
Und wehlt sich einen Wander-Stab;
Er legt wohl gar den Degen ab,
Ein Seil umgürtet offt die Kayserlichen Lenden.
So schifft er durch den weiten Belt,
Und schauet unerkannt den besten Theil der Welt.

ER sieht, mit Adler-scharfen Augen,
Der Nationen Wohlfahrt an.
Sein Witz wird bald gewahr, was ihm zum Vortheil taugen,
Was seinem Reiche nützen kan.
Er suchet aller Künste Meister,
Er tritt in ihre Werckstatt ein,
Ein Kayser will ihr Schüler seyn,
Er lernt, und was er lernt, ergötzet seine Geister!
Dann kehret er vergnügt zurück,
Er langt in Moscau an und bringt ihm neues Glück.

Er

ER fängt die Völcker an zu lehren,
Er zähmet ſie, wie Orpheus that.
Die Weisheit läßt ſich ſelbſt von ſeinen Lippen hören,
Er ordnet, er verneut den Staat.
Und wie Prometheus dort aus Erden,
Ein Heer beſeelter Menſchen ſchuff:
So läſt ſein Krafft-erfüllter Ruff,
Ein unbelebtes Volck ſo gleich begeiſtert werden,
Das fremde Länder ſelbſt geſtehn:
Seht! Rußland kan mit uns in einem Paare gehn.

WArd nicht die Jugend edler Reuſſen,
Auf hohe Schulen ausgeſchickt? (Preuſſen,
In Franckreich, Engelland, in Holland, Deutſchland,
Hat man des Adels Kern erblickt.
Ja Petrus ſelbſt legt neue Schulen,
In ſeines Reiches Gräntzen an;
Wo Rußland alles finden kan,
Was hohe Seelen lockt den Muſen nachzuhuhlen;
Wo aller Künſte Lehrer blühn,
Und zu des Landes Wohl geſchickte Männer ziehn.

AUf Mars! du ſtarcker Gott der Kriege,
Entwirf des Käyſers Helden-Muth,
Beſchreibe die von ihm ſo leicht erfochtnen Siege,
Mit der geſtürtzten Feinde Blut.
Komm, zeige mir die Zahl der Kronen,
Die er in Oſt und Weſt erkämpft,
Wenn er der Helden Stoltz gedämpft,
Die theils am Norderpol und theils am Euphrat wohnen:
Vor dieſem floh der Orient,
Vor jenem bebte man im gantzen Occident.

Wie

WJe, wenn ein Löwe durch sein Morden,
Halb Lybien in Furcht gesetzt, (den,
Der wilden Thiere Graus, der Mohren Schrecken wor-
Und sich an seiner Macht ergetzt;
Ein starcker Tyger sich empöret,
Mit Wuth-erfüllten Augen blitzt,
Und die bestürmte Höle schützt,
Darinnen ihm sein Feind die junge Brut gestöret,
Bis sich derselbe mit Verdruß,
Verwundet und geschwächt zurücke ziehen muß:

SO ist es Schwedens Carl gelungen,
Vor dem die halbe Welt erschrack.
Er hatte stets gesiegt und war noch nie bezwungen,
Doch endlich kam sein Unglücks-Tag.
Er brach mit unerschrocknen Heeren,
In Rußlands rauhe Gräntzen ein;
Der Sieg schien ihm gewiß zu seyn,
Allein mein Czaar erwacht, den kühnen Held zu lehren:
Daß auch der beste Krieges-Mann,
Sieg, Lager, Zelt und Feld und Ruhm verlieren kan.

WJewohl das Blut erschlagner Christen,
Ergetzte meinen Kayser nicht.
Sein Sieg-gewohntes Heer muß sich von neuem rüsten,
Sein Heer, das immer glücklich ficht.
Das Haupt der Persischen Rebellen,
Empfindet seiner Waffen Krafft,
Der Printz, dem Petrus Hülfe schafft,
Der junge Sophi sieht des Feindes Arm zerschellen.
Er sieget und besteiget schon,
Durch meines Käysers Schutz, den väterlichen Thron.

Wer

WEr hilft mir den Verſtand beſchreiben,
Den er in Glaubens-Sachen wies?
Ließ Petrus wohl ſein Volck in tuñer Blindheit bleiben,
Die ſonſt die Chriſten-Einfalt hieß?
Hat er ein äuſſerlich Gepränge
Im Dienſte GOttes ausgedacht?
Gefiel ihm güldner Tempel Pracht,
Der Ceremonien und ſtoltzer Bilder Menge?
Dabey das Hertze gottlos bleibt,
Und der Verſtand nicht weiß, ob, wie und was er gläubt.

NEin! Petrus hat das ſchnöde Weſen
Des Aberglaubens ſtets verdammt.
Er ließ mich GOttes Wort in meiner Sprache leſen,
Er beſſerte das Lehrer-Amt.
Wo vormahls blinde Leiter waren,
Verklärt ſich jetzo der Verſtand.
Die Wahrheit wird dem Volck bekannt,
Der Glaube fängt ſich an mit Gottesfurcht zu paaren,
Und alle Welt verſteht dabey,
Wie viel das Chriſtenthum dem Helden ſchuldig ſey.

KAum hat Ihn eine Käyſer-Krone
Den höchſten Häuptern gleich gemacht,
Die Ihm des Himels Schluß zum höchſtverdienten Lohne
Der groſſen Thaten, zugedacht:
So freuen ſich die gröſten Häuſer,
Und ſtimmen der Erhöhung bey.
Die Welt vernimmt das Luſt-Geſchrey:
Viel Glück dem Groſſen Czaar, der Ruſſen erſtem Käyſer!
Und Moſcau macht ein Freuden-Feſt,
Das ſich vom Eismeer an bis Derbent ſpüren läſt.

ER war es schon vorlängst gewesen,
Der bloße Titel fehlte nur,
Und Fama ließ die Welt nichts unverhofftes lesen,
Als man die neue Post erfuhr.
Man hatte längst von ihm gepriesen,
Sein Geist, sein Leib sey Käyserlich;
Denn Muth und Klugheit hatten sich
In unserm Helden mehr als Königlich erwiesen;
Drum legte bloß die Krönung dar,
Was Petrus schon vorlängst in aller Hertzen war.

WJewohl was hilft mir alles Glücke?
Mein Landes-Vater ist erblast!
Mein Petrus, meine Lust::: Hie bleibt das Wort zurücke,
Sie stammlet, sie vergehet fast.
So wie in warmen Frühlings-Tagen,
Der Schnee, den Lufft und Sonne schmeltzt,
Sich dort von Carpaths Bergen weltzt,
Sieht man die Thränen-Fluth aus ihren Augen schlagen.
Die Seufzer stopfen ihr den Mund,
Ihr Musen! macht den Rest von ihren Klagen kund.

KEin fremdes, kein ererbtes Wesen,
Hat diesen Printzen groß gemacht,
Wer seine Thaten liest, wird lauter eignes lesen,
Nur eigne Klugheit, eigne Macht.
Ein Irr-Stern scheint mit falschem Lichte,
Der Mond entlehnt nur seinen Glantz,
Drum scheint sein Cörper niemahls gantz,
Und äfft die Menschen auch bey vollem Angesichte.
Doch Petrus war der Sonnen gleich,
An eigner Majestät, Verstand und Tugend reich.

Wo hat ein Printz den Thron beſeſſen,
Der ſo wie dieſes Haupt regiert?
Der mitten in der Pracht kein einzigmahl vergeſſen,
Warum ihn Kron und Zepter ziert.
Wo hat man je ein Volck gefunden,
Dem unumſchränckter Fürſten Macht,
So tauſendfaches Glück gebracht,
Als jedes Fürſtenthum in Rußlands Reich empfunden?
Wem fällt ein groſſer Nahme bey,
Dem Petrus nicht gantz gleich, ja vorzuziehen ſey?

Ihr Künſtler! mahlt ja dieſen Helden,
Zu keinem andern Helden hin. (den:
Doch halt! was hört mein Ohr? kömt Fama nicht, zu mel-
In Rußland herrſcht die Käyſerin!
Ja! herrſche wohl, Du Preis der Frauen!
Da Petrus Dich ſo hoch geſchätzt,
Und Dich auf ſeinen Thron geſetzt;
So kan die Welt an Dir ein neues Wunder ſchauen.
Vollſtrecke, was Dein Held bedacht,
Und lindre, was Dein Land ſo voller Leid gemacht.

Prägt, Muſen! prägt den Ewigkeiten
Das Bildniß dieſes Käyſers ein.
Und kan ihm auch dies Blatt ein Ehren-Mahl bereiten,
So laſſt es unvergänglich ſeyn.
Kein Schmeichler hat den Kiel geführet,
Der ſein unſterblich Lob entwarf;
Denn wer nichts hofft, nichts fürchten darf,
Dem hat die Wahrheit ſelbſt den freyen Mund gerühret.
So lange dann der Erdkreis ſteht, (höht.
Bleibt Petrus, und durch Ihn der Ruſſen Reich er-

V. Ode,

Auf das hohe Geburts-Feſt

Ihr. Hochfl. Durchl. Hrn. Carls,

Landgrafens zu Heſſen. ꝛc. ꝛc.

Im Nahmen eines andern

S. Seidel.

Horat. Lib. IV. Carm. Od. V.

Longas o utinam, DUX BONE, ferias
Præſtes! - - - - - -

ER lebt und blüht! Ihr Muſen auf!
Und ſingt dies Lied in eure Seyten.
Beſingt den neu-geſtärckten Lauf
Von Carls geprieſnen Lebens-Zeiten.
Carl, das Vergnügen eurer Bruſt,
Der Heſſen Schutz, der Völcker Luſt,
Ja Carl, das Kleinod Deutſcher Erden
Will heute, was Er längſt ſchon iſt,
Bey Seiner Jahre neuem Friſt,
Will gleichſam neu gebohren werden.

ER, der nicht bloß in Land und Stadt;
Er, der bereits in Süd und Norden;
Er, der vom Tagus bis zum Phrat
Der Printzen Schmuck und Ehre worden;
Carl, ſag ich, fängt von neuem an,
So, wie Er ſonſt dem Feind gethan,
Auch Zeit und Unfall zu beſiegen;
Und ſteigt durch GOttes Macht-Geſchick
So hoch an Jahren, Ruh und Glück,
Als Er durch Tugend aufgeſtiegen.

Dies

DJes ſtärckt den zweifelhafften Muth
Mit unumſchränckтem Wohlgefallen:
Dies macht es, daß mir Geiſt und Blut
Vor Luſt und Jauchzen glühn und wallen.
Durchlauchtſter Carl, man denckt an Dich;
Gleich aber fühlt man auch bey ſich
Ein ſüſſes, weiß nicht was! entſtehen.
Das bringt mich auf, das reitzt mich an,
So ſchlecht es Scheu und Schwäche kan,
Die ſchlaffen Wirbel umzudrehen.

DOch ſtille! was erhebt ſich itzt?
Was iſts, das dort von ferne ſchallet?
Was iſt es, das ſo blinckt und blitzt?
Was iſt es, das ſo kracht und knallet?
Der Friede ſchreibt ein Luſt-Feſt aus;
Wie? ſtöhrt Bellonens Wuth und Graus
Sein heilig Oel-Blatt ſchon von neuen?
Die Wohlfahrt ſpricht dem Frieden zu;
Welch Unfall ſucht denn Beyder Ruh
Durch Furcht und Schrecken zu entweyhen?

GJeb acht, und ſieh, erſchrockner Sinn,
Nach Heſſens aufgeräumten Grentzen,
Dort wirf die muntren Augen hin,
Dort ſiehſt du dein Vergnügen gläntzen.
Selbſt Fama kömmt, und rufft und ſpricht:
Gantz Heſſen brennt vor reger Pflicht,
Und weiß ſie doch nicht vorzutragen.
Drum macht ſein Caſſel den Entſchluß
Und läßt uns deren Uberfluß
Durch Mörſer, Stück und Böller ſagen.

MIch dünckt, ich seh und höre zu,
Was Carls getreues Volck empfindet.
Ja ja, Durchlauchtester Carl, nur Du
Hast seine Flammen angezündet.
Dein Jahr-Fest lacht! O güldner Blick!
Dies nährt und stützt des Landes Glück,
Dies stärckt den Anwachs frommer Freuden.
Wen das nicht aus sich selbst gebracht;
Wen GOtt und Carl nicht frölich macht,
Der muß sein eignes Heyl beneiden.

SO hoch Dich Glück und Stand gesetzt,
So hoch verdienst Du auch zu sitzen.
Dein Thun, das alle Welt ergetzt,
Ist Tugend, Recht und Friede schützen.
Ein Fürsten-Haupt ohn diese Zier,
Kömmt Dir durchaus verwerflich für,
Und käm es gleich aus Cäsars Lenden.
Kurtz: Du erhältst durch Dich allein
Das Vorrecht, so Gewalt und Schein
Auch offt an schlechte Seelen wenden.

DJe Wahrheit suchte nächst einmahl
Den besten Fürsten abzuschildern,
Und trat vor Deinen Ahnen-Saal
Und stand, und sann bey dessen Bildern;
Und was dann die vor Seltenheit,
Vor Großmuth, Witz und Tapferkeit
Aus Blick und Minen mercken liessen;
Das heißt: der Väter gantzen Preis
Versucht' ihr aufgebrachter Fleiß
In ein geschicktes Bild zu schliessen.

Sie

Sie that es mit geübter Hand,
Die Tugend gab ihr drauf die Ehre,
Und kam, und ſah es, und geſtand,
Wie gleich das Bild ihr ſelber wäre.
Die Wahrheit lächelte darbey,
Und Fama ließ ein Luſt-Geſchrey
Von deſſen Schmuck und Werth erſchallen;
Wer war es nun? Mein Fürſt, nur Du,
Die Wahrheit ſagts, und ſchrieb dazu:
Das iſt der Theureſte von allen.

So iſts, Durchlaucheſter Carl, Dein Ruhm
Schmückt Deiner Anherrn Fürſten-Grüffte,
Und Ihrer Sippſchafft Alterthum
Wird Dir zum heiligſten Geſtiffte.
Dies treibt auch Deine Tugend an
Zu dem, was Philipp einſt gethan,
Und wes ſich Moritz je beſtrebet;
Man ſieht, daß Ludwigs Glantz in Dir,
Und jedes Wilhelms Ruhm und Zier
Vereint in Deinem Geiſte lebet.

Du ſuchſt in Kriegs- und Friedens-Zeit
Des Landes Heyl zu unterſtützen:
Dort hilft ihm Deine Tapferkeit;
Hier kan ihm Deine Weisheit nützen.
In beyden bricht zugleich an Dir
Die reinſte Gottesfurcht herfür,
Und machet dich ſelbſt voll Schmuck und Strahlen.
Herr! wär es meiner Pflicht erlaubt,
Sie würde, wie um Cäſars Haupt,
Um Dich die ſchönſten Sterne mahlen.

DAs Reich und Maynz erkennt und ſagt,
In ungezehlten Ehren-Sprüchen,
Wie glücklich Du den Feind verjagt,
Wie ſchimpflich ſeine Macht gewichen.
So Rhein als Moſel ſtimmen bey,
Und Coblentz hört das Feld-Geſchrey
Von Deinem Ruhm noch jetzt erthönen,
Ja Rheinfelß ſchreibt an Schantz und Wall:
Hier merckte Tallard ſeinen Fall,
Und lernte ſich zur Flucht gewöhnen.

BRich auf, zerſtöhrte Barbarey,
Und blick aus den verhaßten Schatten,
Brich auf, und eil, und komm herbey,
Und ſchau die Folge deiner Catten.
Was jenes Sparta dort erhob,
Das iſt voritzt auch Heſſens Lob,
Hier ſind die ſtärckſten Tugend-Schrancken;
Hier kömmt das Glücke ſelbſt darzu:
Wem aber muß man ſolche Ruh,
Als Carln und Seinen Vätern dancken?

ER ſchafft den Muſen Krafft und Schutz,
Baut Schulen, Städt und Gottes-Häuſer,
Stützt ſeines Volckes Luſt und Nutz,
Und pflantzt ihm tauſend Lorber-Reiſer.
Er beſſert Handlung, Straß und Steg,
Und zeigt und bahnt hierdurch den Weg
Zum allgemeinen Wohlergehen.
Den Flüchtling nimmt er gnädig auf,
Und macht, daß Pfoſten, Schwell und Knauf
In Staat und Kirche feſte ſtehen.

WJe ſchön, Durchlauchtſter Carl, wie ſchön,
Durchklärt dieß Dich und Deinen Nahmen.
Was ſiehſt Du ſonſt, als Wohlergehn
An Dir und Deinem Helden-Saamen?
Schon Funfzig Jahre ſind vorbey,
Seit dem Du Deines Volckes Treu,
Und dieſes Deinen Schutz genoſſen:
Doch ſag, ob nicht ein jeder Tag,
So weit man ſich erinnern mag,
Von funfzigfachem Heyl gefloſſen?

DAs Unglück ſah von weitem zu,
Und kam vor achtmahl dreyen Jahren,
Und wollt an Deiner Luſt und Ruh
Die Stärcke ſeiner Macht erfahren;
Und hatte das, was Dich erſchreckt,
Mit froher Jahr-Luſt überdeckt,
Und baut', und ſtürtzte Steg und Brücke;
Jedoch der Dir geweyhte Tag
Durchſtrich des Unglücks Uberſchlag,
Und ließ Dich unverſehrt zurücke.

DU lebſt! Dein Alter kan Dich ſchon
Zum Phönix unter Fürſten ſetzen:
Doch Deines Friedrichs Königs-Thron
Verſtärckt den Trieb, Dich hochzuſchätzen.
Wem wird es auſſer Dir ſo gut?
Wo ſieht ein Fürſt ſein Fleiſch und Blut
Als einen König auf der Erden?
Wen ſchmückt, was Dein Geſchlechte ziert,
Das, wenn es auch nicht Kronen führt;
Doch ſtets verdient gekrönt zu werden.

WIrd einſt nach ſpäter Jahre Fall
Der Himmel Dich zurücke ziehen;
So wirſt Du dennoch überall
In Deiner Pfänder Tugend blühen.
Indeſſen, da noch Land und Stadt
Dich als ihr Schutz-Bild bey ſich hat,
Von Ehre, Luſt und Heyl umgeben;
So hört man jeden Säugling flehn:
Laß, Himmel, was du willſt, geſchehn;
Nur mich nicht Carls Verfall erleben!

DJe Muſen ſelbſt, die Marpurg hegt,
Verſtehn das Glück der güldnen Zeiten,
Und ſehn, was das vor Beute trägt,
Mit Carln die Barbarey beſtreiten.
Sie ſparen ſich ihr Jubel-Feſt,
Bis Dein Geburths-Feſt mercken läßt,
Was aller Hertzen angeflammet.
So recht! Iſt denn nicht insgemein
Die Luſt nur unreif, ſchwach und klein,
Die nicht von Carls Vergnügen ſtammet?

HEut aber iſt ſie doppelt ſchön,
Heut geht ſie faſt im güldnen Stücke:
Carln reitzt der Muſen Wohlergehn,
Und ſie zugleich des Fürſten Glücke.
Wo kan ein Feſt erwünſchter ſeyn?
Ihr Dichter, ſtellt den Anſchlag ein,
Ein Freuden-Lied zu unternehmen.
Gnug, Carl iſt aller Muſen Lohn:
So mag ihr gantzer Helicon
Sich heute ſelbſt darzu bequemen.

WEr iſts, der dort voll Glantz und Licht
Mit Phöbus Purpur überkleidet,
Der Wohlfarth ſelbſt die Bahne bricht,
Und aller Muſen Augen weidet?
Printz Friedrich, Groſſer Fürſten-Sohn,
In was vor Eifer breunſt Du ſchon,
Den Theuren Vätern nachzuſchlagen!
Die Weisheit thront in Deiner Bruſt:
Wie ſolteſt du nicht mit gleicher Luſt
Auch Ihres Reiches Zepter tragen?

DAs iſt der Weg zur Ewigkeit,
O fahre fort mit ſolchen Trieben,
Bis es dereinſt die ſpäte Zeit
In Bücher von Asbeſt geſchrieben.
Vollkommner Printz, bey Deinem Blick
Wird nichts von Seegen, Ruhm und Glück,
Von Marpurgs edlem Pindus weichen.
Nun bricht der Wunſch ein reifes Wohl!
Nun wird die Löhne dem Pactol
An güldnen Seegens-Körnern gleichen.

O Glück! daß Carl ſich itzt aufs neu
Die Muſen auch durch Dich verpflichtet,
Und Du ſodann Ihm ſelbſt hierbey
Ein neues Denckmahl aufgerichtet.
Die Linden nehmen Theil daran,
Und mich, den treuſten Unterthan
Sucht gleiche Luſt empor zu treiben.
O Carl, die bringt dies Blatt herfür;
Und könnt ich weiter nichts von Dir,
Als den Durchlauchtſten Nahmen ſchreiben.

So tief ich jetzt im Staube bin:
So hoch erheb ich Deine Blicke!
Da ſind ich mit entzücktem Sinn
Des Titus Ruhm; Auguſtus Glücke.
Da wünſch ich: Theures Fürſten-Haus,
Es breite ſich Dein Seegen aus!
Carl! wachſ' an Jahren, wie an Ehren!
Ja, ja! die Vorſicht iſt bereit,
Und will durch Carls Vortrefflichkeit
Der Zeiten Glück und Wunder mehren.

VI. Ode,

Zu der glücklichſt angetretenen Regierung

Ihrer Hochfl. Durchl.

Herrn Georg Friedrich Carls,

Marggrafens zu Brandenburg-Bayreuth ꝛc.

J. C. Gottſched.

VIRGIL.

Adgredere o magnos, aderit iam tempus, honores,
Cara Deum ſoboles, magnum Iouis incrementum.

GEtroſt, Bayreuth! Der Himmel wacht,
Der Himmel wacht noch vor dein Glücke;
Und bringt, nach überſtandner Nacht,
Dir wieder Tag und Licht zurücke.
Die Sonne ſteiget aus dem Flor
Der tiefſten Traurigkeit hervor:
Drum weg, mit allen Finſterniſſen!
Betrübtes Land! ermuntre dich,
Dein neuer Marggraf zeiget ſich,
Ihr Thränen, höret auf! Ach hört nur auf zu flüſſen!

GEſeegnet ſey das heitre Licht!
Wie glücklich ſeyd ihr Unterthanen!
Bemüht euch nur, aus reiner Pflicht,
Dem Fürſten einen Weg zu bahnen.
Ja, Theurer Marggraf, zeuch ins Land,
Das GOtt und Recht Dir zuerkannt,
Man ſchenckt Dir überall die Hertzen.
Erfülle Deiner Bürger Bruſt,
Mit unerſchöpfter Freud und Luſt,
Und dämpfe die bisher tief eingedrungnen Schmertzen.

WJe grausam war der rauhe Schlag,
Der neulich Brandenburg erschreckte;
Der Jammer-volle Trauer-Tag,
Der tausendfaches Leid erweckte!
George Wilhelms theures Haupt,
(Wer hätte das so bald geglaubt?)
Sanck plötzlich in des Todes Schatten.
Ein weiser Fürst, ein grosser Held
Verließ gantz unverhofft die Welt;
Da wir uns den Verlust wohl nicht versehen hatten.

MIch dünckt, ich höre Franckreich noch
Den schwartzen Unglücks-Tag beklagen;
Da Deutschland das gedrohte Joch
Des stoltzen Ludewigs zerschlagen.
Eugen zerschlugs; doch nicht allein:
Ein Theil des Sieges war auch Sein,
Dieweil Er tapfer mit gefochten:
Die Tugend, welche Helden macht,
Hat, nach der Schellenberger-Schlacht,
Dem tapfern Feldherrn selbst den Lorberkrantz geflochtt.

O Welch ein ungemeiner Schmertz
Durchdrang die zitternden Provintzen!
Sophiens höchstbestürtztes Hertz
Erstarrte fast mit Ihrem Printzen.
Wie eine Taube trostlos girrt,
Und einsam durch die Wälder irrt,
Wenn ihr ein Pfeil den Gatten raubet:
So ächzt, so klagt der Fürstin Mund,
So macht Sie Ihren Kummer kund;
Wer ist der Ihren Gram nur auf die Helfte glaubet?

WO trug der Ruff den Fall nicht hin?
Was wirckte nicht des Fürſten Scheiden?
Der Pohlen Groſſe Königin
Empfand ein Schweſterliches Leiden.
Auch Brandenburgs gekröntes Haus
Ließ ſich betrübt und ſchmertzlich aus,
Den nahen Vetter zu beklagen.
Wo bleibt noch Volck und Unterthan?
Ein Schmertz, den niemand ſchildern kan,
Wird beſſer kurtz berührt, als krafftlos vorgetragen.

WJe nach der Sonnen Untergang,
Der Erdkreis ſich in Boy verhüllet;
Und des Geflügels Luſt-Geſang,
Sich aus Betrübnis dämpfe und ſtillet;
Wie Flora ſelbſt, vor Traurigkeit,
Ihr Blumen-volles Frühlings-Kleid
Mit Perlen-gleichen Tropfen netzet;
Und ſo der Sonnen Fall beklagt,
Bis früh der Himmel wieder tagt,
Und durch ſein Morgen-Gold die trübe Welt ergetzet:

SO hat Bayreuth den Haupt-Verluſt
George Wilhelms auch betrauret;
Allein der Kummer ſeiner Bruſt
Hat eine kurtze Zeit gedauret.
Wie bald verſchwand die trübe Nacht,
Darauf des Höchſten weiſe Macht
Die neue Landes-Sonne zeigte?
Da Marggraf Friedrich Carl ſich wieß,
Und allen Schmertz verbannen hieß;
Weil ſich Sein Gnaden-Strahl nach Seinem Erbtheil neigte.

Ein

EIn neues Leben floß ſogleich
In die vorhin entſeelten Glieder.
So heilte ſich der harte Streich,
Die tiefgeſchlagne Wunde, wieder.
Georg! Dein neuer Fürſten-Hut
Regt aller Deiner Bürger Blut,
Mit gar zu zarten Freuden-Trieben.
Warum? der feſte Grund ſteht hier:
Recht, Weisheit, Gnade ſtehen Dir, (ſchrieben.
Durchlauchtes Fürſten-Haupt, an Deine Stirn ge-

SElbſt Rothenburg wird gantz betrübt,
Und weiß faſt nicht was ihm geſchehen.
Es kan den Fürſten, den es liebt,
Nicht mehr in ſeinen Mauren ſehen.
Es blickt Dir, Herr! gantz traurig nach,
Und wie ihm da das Hertze brach;
Begreift man leichter, als mans ſchreibet.
Es freut ſich zwar bey Deinem Glück,
Und doch beklagt es ſein Geſchick;
Dieweil es ferner nicht des Fürſten Wohnplatz bleibet.

DOch laßt den weiſen Fürſten ziehn!
Ihr könnt Ihn nicht zurücke halten.
Sein Marggrafthum verlanget Ihn,
Er ſoll das Regiment verwalten.
Iſts nicht genug vor eine Stadt,
Daß ſie das Glück vor andern hat,
Bisher Sein Aufenthalt zu heißen?
Iſts nicht genung? Ja, ſeyd vergnügt,
Mit allem, was das Schickſal fügt,
Nur laßt des Fürſten Bild aus eurer Bruſt nicht reißen.

Dein

DEin Haupt kommt an! Bayreuth, gieb acht!
Und thu, was Pflicht und Schuld verlangen.
So recht! die gantze Stadt erwacht,
Den Fürſten freudig zu empfangen.
Das helle Luſt-Geſchrey erſchallt,
Bey Reich und Arm, bey Jung und Alt,
Von ſo viel tauſend lauten Zungen.
Mann, Weib und Kind und Enckel rufft,
Und füllt durch ſein Gethön die Lufft,
Und hält ſich vor beglückt, wenn es Dein Lob beſungen.

DEs hohen Adels frohe Schaar
Empfängt Dich auſſer Deinen Thoren:
Und ſo beſtürtzt ſie ſämmtlich war,
So ſcheint ſie itzo neu gebohren.
Die Häupter Deiner Bürgerſchaft
Empfinden lauter neue Kraft,
Indem ſie Dir die Schlüſſel reichen.
Nimm, Fürſt, der Herrſchaft Merckmahl an!
Nun iſt Bayreuth Dir unterthan; (chen.
Nun wird ihr keine Stadt an Treu und Ehrfurcht glei-

MAnch frohes Weib trägt ihre Frucht
Dem Fürſten auf dem Arm entgegen:
Da ſieht man, wie vergnügt ſie ſucht
Dies Feſt dem Knaben einzuprägen.
Sie ſpricht: Der Marggraf kommt! mein Sohn,
Da kommt der andre Salomon,
Des Landes Luſt und Wohlgefallen:
Er heißt George Friederich.
Und hier bemüht der Säugling ſich,
Des großen Nahmens Thon der Mutter nachzulallen.

EIn schwacher Greis, der bebend sitzt,
Verläßt den Ruhplatz siecher Glieder,
Vergißt den Stab, der ihn sonst stützt,
Und geht, und eilt, und sinckt fast nieder.
Der mürben Schenckel trocknes Marck,
Wird ihm vor Freuden frisch und starck,
Und trägt den Cörper auf die Gassen.
Des dunckeln Auges blöder Strahl
Verklärt sich noch zum letzten mahl,
Des neuen Fürsten Bild durch seinen Blick zu fassen.

NUn, rufft er mit Vergnügen aus,
Nun will ich noch so freudig sterben.
GOtt seegnet unser Fürsten-Haus
Durch einen so erwünschten Erben.
Verfloßne Zeiten! kehrt zurück,
Und macht mich fähig, alles Glück,
Das dieser Fürst uns bringt, zu schmecken!
Allein umsonst: ich sterbe schon.
Wohlan, so soll sich doch mein Sohn
Getreu und eifersvoll zu Seinen Füssen strecken.

O Herr! so freuet sich dein Land,
Und Deutschland hört es mit Vergnügen,
Daß der, den jeder würdig fand,
Den leeren Marggraf-Sitz bestiegen.
O Held! der Fürsten Preis und Zier,
Was hoffet nicht Dein Volck von Dir?
Was kan und soll es auch nicht hoffen?
Indem man das, was itzt geschehn,
Vor langer Zeit voraus gesehn,
Da jedesmahl bey Dir die Hoffnung eingetroffen.

DEin ſeltner Geiſt, o Marggraf! hat,
Nicht denen nur, die vor Dir dienen,
Nein; gar ſo mancher fremden Stadt
Und fernen Ländern groß geſchienen.
So weit man Famens Ruff verſteht,
So weit war auch Dein Lob erhöht,
So weit verehrte man Dein Weſen:
Denn GOtt, der Fürſten giebt und nimmt,
Hat Dich zum Regiment beſtimmt,
Und eh er Dich noch ſchuff, zum Herrſchen auserleſen.

DEm Schiffe fehlt ein Steuermann,
Wo nur ein Kind das Ruder lencket,
Ein Kind, das nicht regieren kan,
Nicht Carte, nicht Compaß bedencket.
In ſtiller Luft und Sonnenſchein
Wird zwar die Fahrt noch leidlich ſeyn,
Und ihrem Porte näher rücken.
Allein, ſo bald um Mitternacht,
Im Sturme, Maſt und Ancker kracht: (Stücken.
Da ſchmettert Fels und Fluth den ſtärckſten Bort in

DEm Schiffe, Marggraf! gleicht ein Land,
Wo Printzen Kron und Thron erlangen,
Die nicht mit Jahren und Verſtand,
Die bloß mit zarter Jugend prangen.
O weh dem Volck! ruffte Salomon,
Wo den erhabnen Königs-Thron
Ein unerfahrnes Kind beſteiget.
Wohl dir, Bayreuth! ſetz ich hinzu;
Denn dencke, wie beglückt biſt du?
Da ſich die Weisheit ſelbſt in deinem Fürſten zeiget.

WJe nach zerstreuter Dünckelheit,
Aurorens fuerrother Wagen,
Die Brut, die Licht und Strahlen scheut,
In finstre Klüffte pflegt zu jagen:
So, Marggraf! scheut das Unrecht Dich,
Es bebt, und fleucht, und ängstet sich,
Nur Deiner Strafe zu entgehen.
Weil Licht und Recht Dein Hertz bedeckt,
Wird aller Laster Brut erschreckt,
Nur bloß die Billigkeit bleibt unerschrocken stehen.

WJe hertzlich freut die Kirche sich,
Erhabner Fürst! bey Deinem Schutze?
Eusebia verehret Dich,
Und schmückt sich schon mit neuem Putze.
Kein Wunder! Friedrichs frommes Hertz
Treibt nie mit GOtt und Himmel Schertz,
Und liebt des Glaubens reine Lehren.
Wer sich aus Fürwitz so vergeht,
Und klügelt, was er nicht versteht,
Den mag Sein Fürsten-Ohr vor Uberdruß nicht hören.

WJe freudig das Verdienst itzt hofft,
Ist kaum mit Worten auszudrücken,
Da Eigen-Nutz und Vortheil offt,
Die Tugend leer zurücke schicken:
So wird doch künfftig unter Dir
Macht, Frevel, List und Ungebühr
Erschrecken und entweichen müssen;
So wird die Ungerechtigkeit
Dein Richterliches Purpur-Kleid, (küssen.
Gerechter Friedrich Carl, mit Schaam und Ehrfurcht

So

So wie der warme Lentz die Welt
Mit tauſend Frühlings-Kindern ſchmücket,
Wenn Garten, Aue, Wald und Feld
Geſicht, Geruch und Hertz erquicket:
So wird, o Herr! die Wiſſenſchafft,
Der Länder Preis, mit neuer Krafft
In deinem Regimente blühen;
So wird Dein edles Marggrafthum,
Gelehrter Fürſt! zu Deinem Ruhm, (hen.
Manch hochberühmtes Glied vor Staat und Kirche zie-

Die Muſen ſelbſt verehren Dich,
Und preiſen Deine Weisheits-Liebe.
Die Muſen ſelbſt erhitzen mich,
Zu deinem Ruhm, mit dieſem Triebe.
O Friedrich Carl, ich bin entfernt,
Und was Dein Knecht von Dir erlernt,
Das hört er bloß von andern ſagen.
Iſt hier des Lobes ſchon ſoviel,
Was hätte nicht mein Seytenſpiel,
Wenn ich Dich ſelbſt geſehn, vor Gutes vorgetragen?

Des Himmels Arm, der Dich erhebt,
Der ſtärcke Dich mit neuen Kräfften;
So bleibt Dein Geiſt und Muth belebt,
In allen Regiments-Geſchäfften.
So viel der Anblick uns verſpricht,
So wird es deinem Stuhle nicht,
An wohlgerathnen Erben fehlen:
So wird Dein Land noch mit der Zeit,
Den Stamm-Baum deiner Fruchtbarkeit,
Von Deinem Nahmen an, nach tauſend Jahren zehlen.

DJe Ahndung ſoll dies ſchwache Blat,
So wie dein Lob, der Nachwelt bringen;
Und ſoviel als es Zeilen hat,
So vieler Jahre Sturm bezwingen.
Wenn wir nun längſt verſchwunden ſind,
Und Deines Neffen Kindes-Kind
Demſelben einen Blick wird ſchencken:
So wird es auch an Deinen Ruhm,
Und Dein ererbtes Marggrafthum,
Durchlauchter Friederich, mit Ehrerbietung dencken.

VII. Ode,

Auf die unvergleichlichen Helden-Thaten Sr. Hoch-Fürſtl. Durchl.

Eugenii Franciſci,

Hertzogs von Savoyen.

A. B. Panke.

Horatius Carminum L. IV. Oda II.

Quo nihil maius meliusue terris
Fata donauere, bonique Diui:
Nec dabunt, quamuis redeant in aurum
Tempora priſcum.

WEr giebt mir Feuer, Muth und Leben?
Wer reißt mich auf die Dichterbahn?
Wer heiſt den matten Geiſt ſich auf einmahl erheben?
Wer feuert meine Sinnen an?
Seyd ihr es nicht, ihr ſchönen Zeiten,
Da Carl regiert; Eugen uns ſchützt?
O Muſen! die ihr mich erhitzt,
Helfft vor dieſelben mir ein würdig Lied bereiten;
Preiſt unſern Carl! doch zeigt dabey:
Wie groß Eugen an Muth, an Ruhm, und Glücke ſey.

DJe gantze Welt ſieht recht entzücket
Die Thaten dieſes Helden an.
Ein jeglicher erſtaunt, wenn er den Trieb erblicket,
Den auch kein Alter ſchwächen kan.
Was kaum die Vorwelt hat geſehen,
Wirckt eine Loberreiche Hand.
Mein Held macht offt der Welt bekannt,
Was in der alten Zeit kaum einmahl iſt geſchehen;
Hielt man der Jugend Blüthen hoch
So ſteigt der Früchte Wehrt auch in dem Alter noch.

Ihr Helden, die Savoyen preiſet,
Das nun die Königs-Krone ziert,
Seht! wie ſich euer Blut in eurem Enckel weiſet,
Den euer Vorbild kräfftig rührt.
Euch decken ſchon die duncklen Grüffte,
Und dennoch bleibt ein ſteter Ruhm
Der tapfern Thaten Eigenthum;
Und ſchallt noch itzt ſo offt durch die zertheilten Lüffte;
Als Famens Mund ein Sieges-Feſt
Des muthigen Eugens den Erdkreis wiſſen läſt.

So krönet eures Enckels Siegen
Der theuren Ahnen Helden-Grufft;
So ſieht man neuen Schmuck bey deren Särgen liegen,
Die längſt der Tod hinweggerufft.
Des Printzen ungemeines Weſen
Vermählt die Thaten neuer Zeit
Durch Großmuth mit der Ewigkeit,
Und läßt dadurch die Welt die ſichre Nachricht leſen,
Daß eines düſtren Grabes Nacht
Die Leiber, nicht den Ruhm, zu Staub und Aſche macht.

Weicht, tapfre Sieger alter Zeiten!
Eugen beſchämt euch allzumahl.
Die Klugheit muß bey ihm die Tapferkeit begleiten;
So bringt er in den Ehren-Saal.
Er ſinnt und ſchlüßt; er kämpft und ſieget,
Der Eifer hat ſein Blut erhitzt;
Noch mehr: ſo Aug als Degen blitzt,
Es ſchlägt die ſtarcke Hand, der ſchwache Feind erlieget,
Der, wenn er ſchimpflich rückwerts weicht, (reicht.
Dem Sieger Hand und Sieg, und Ruhm und Beute

Ihr Kämpfer, die Eugen bezwungen,
Seyd froh, und wünſcht euch ſelber Glück. (durchdrungt;
Hat Furcht, und Schmertz, und Gram gleich eure Bruſt
So jagt Eugen ſie bald zurück.
Er iſt zwar, der der Boßheit lohnet;
Doch wie ein Löw, der wenn er ſiegt,
Sich an dem Siege bloß vergnügt,
Des Uberwundenen mit gröſter Langmuth ſchonet.
Ja prägt euch dieſen Denckſpruch ein:
Auch dies iſt ſchon ein Ruhm von ihm beſiegt zu ſeyn.

Wer aber will die Krantze zählen,
Die ſich Eugen erworben hat.
Wo Witz und Tapferkeit ſich in der Bruſt vermählen,
Da mangelt nie ein Lorberblatt.
Durch deren überhäuffte Menge
Wird unſer Held genug bekräntzt.
Wo ſeiner Augen Feuer gläntzt,
Erblicket man alsbald ein eifriges Gedränge;
Weil der Soldat auf das bloß zielt,
Das auszurichten denckt, was ſein Eugen befiehlt.

Held! Du biſt warlich groß zu nennen.
Drey Kayſern haſt Du ſchon gedient; (trennen,
Es ſcheint, Du kanſt dich nicht von Deutſchlands Adler
Als deſſen Palm-Baum ewig grünt.
Wer dieſen ſeltnen Preis erlanget;
Den greift des falſches Neides Zahn
Umſonſt und ohne Nachdruck an.
Der Lorber ſchützet ihn, der auf dem Haupte pranget;
Und dieſem fehlts an Ruhme nicht,
Von deſſen Tapferkeit der Römer Kayſer ſpricht.

ERlöſtes Ungarn! laß der Freude
In deinem Hertzen freyen Lauf,
Und thu den frohen Mund, nach überſtandnem Leide,
Zum Ruhme dieſes Helden auf.
Wirf die ob ihm erſtaunten Blicke
Auf Zentens einſt-erſiegtes Feld,
Wo er den erſten Preis erhält,
Mit ungemeiner Luſt und Danckbarkeit zurücke
Und zeige: daß des Helden Preis,
Der ſo vollkommen iſt, von keinem Ende weiß.

DJe ſchnelle Donau flieſt vergnüget,
Und ſieht ihr freyes Haupt empor; (get,
Und ſteigt, indem das Schwerdt des muntren Helden ſie-
Erfreut, doch auch erſtaunt, hervor.
Die Wellen wollen freudig ſpielen,
Des breiten Stromes wilde Fluth,
Säuft der erſchlagnen Türcken Blut,
Die in dem Tode noch mit gröſtem Nachdruck fühlen:
Daß auf der hohen Helden Bahn
Der Hercul neuer Zeit, mehr als der alte, kan.

DA, wo auf Belgrads hohen Thürmen
Ein neugeſetztes Creutze ſteht,
Vergißt man itzt die Wuth von den erhitzten Stürmen,
Indem man meinen Held erhöht.
Das Feld, wo Temeswar ſich zeiget,
Geneuſt nunmehr der Freyheit Schatz.
Die Furcht giebt itzt der Liebe Platz, (neiget:
Durch die das Hertze ſich zu Deutſchlands Schutz-Gott
Und hier dem Himmel Danck gewährt:
Daß er den groſſen CARL zum Schutzherrn hat erklärt.

Be-

Beglückte Länder! deren Gräntzen
Bey deſſen Herrſchafft ruhig ſind!
Ihr ſeht des Friedens Gold an allen Orten glänzen,
Dadurch ihr neues Glück gewinnt.
Ihr ſeyd nunmehr dem Joch entriſſen,
Das euch vorhin in Furcht gebracht;
Eugens Verſtand, und Muth, und Macht
Giebt euren Gräntzen Ruh, die ſie entbehren müſſen;
So merckt: wie wahr der Lobſpruch heißt: (weiſt.
Daß Oeſtreichs Helden-Stamm nur Friedens-Fürſten

Doch Fama, welche durch den Himmel
Mit höchſtgeſchwinden Flügeln eilt,
Erreget unverhofft auf Erden ein Getümmel,
Das einen neuen Ruhm ertheilt.
Sie ſieht die Menge todter Leichen,
Und doch verwundert ſie ſich nicht.
Denn hört! was ſie mit Wahrheit ſpricht:
Wir ſehen nicht nur hier des Helden Sieges-Zeichen;
Der Rhein, ja Deutſch- und Niederland,
Und Welſchland machet ſie der Welt noch mehr bekannt.

Eugen ſucht unbekannte Stege,
Und einen ungebahnten Lauf.
Der Alpen wilde Höh zeigt ungemeine Wege,
Nichts hält den Fuß des Siegers auf.
Italien erſtaunt und dencket:
Es komm ein andrer Annibal
Der ehmahls zu der Römer Fall
Auch ſein erſchröcklich Heer durch dieſe Bahn gelencket;
Doch endlich fällt ihm dieſes ein:
Es muß ein größrer Held, als jener Pöner, ſeyn.

Gantz

GAntz recht! Eugen ſucht ſeine Siege
Mit gröſſerm Ruhme zu erhöhn.
Man überlege nur die wunderbahren Kriege,
So wird man ſolches zugeſtehn.
Drang Annibal in erſter Hitze
Auch durch die Alpen in dies Land;
So bringet meines Helden Hand,
Selbſt durch die ſteile Höh das brüllende Geſchütze;
Das, wie der ſtärckſte Donner knallt,
Und auf das hefftigſte durch das Gebürge ſchallt.

DJes iſt Dein Vorzugs-Recht vor andern,
Geprieſner Held, und Martis Sohn! (dern;
Wenn andre Schritt vor Schritt, und in der Ebne, wan-
So ſchallt dein hoher Nachruhm ſchon:
Wie wird derſelbe nicht erklingen!
Da, Held! Dein muthiger Verſtand
In ein ſo wohl verwahrtes Land
Durch einen ſolchen Weg ſo glücklich weiß zu bringen?
Hier zeigt Dein unbezwungener Geiſt:
Daß Du, ein rechter Held, und mehr, als menſchlich ſeyſt.

EIn jeder, der erſtaunt geſehen
Was Deine Helden-Fauſt gethan;
Der naht zu Gottes Thron mit Demuths-vollem Flehen,
Und ruffet deſſen Allmacht an.
HErr! ſeufzt er, der den Himmel ſtützet,
Und deſſen Krafft die Erd erhält,
Laß dieſen Schutz der deutſchen Welt,
Uns noch geraume Zeit, der unſre Wohlfahrt ſchützet,
Und allen neue Freud erweckt,
Die, wenn er vor ſie ſicht, des Kayſers Adler deckt.

JA Held! wir wünſchen: daß Dein Leben,
Das uns ſo manchen Freuden-Tag,
Das uns ſo manchen Sieg, ſo manchen Ruhm gegeben,
Noch lang in Ruhe dauren mag.
Der Himmel laß uns dies beglücken:
Daß Deiner theuren Augen Licht,
Aus welchem Wuth und Eifer bricht,
In unſers Kayſers Schooß denſelben mag erblicken,
Der, eh ihn noch der Himmel weiſt,
Bereits ein Unterpfand der Deutſchen Ruhe heiſt.

DA würden erſt die frohen Zeiten
Die Bruſt der Seufzenden erfreun.
Da würde man manch Lied, manch Helden-Lied bereiten,
Und dem erbethnen Printzen weyhn.
Da ſähen wir mit mehr Vergnügen
Die Menge ſchöner Länder an,
Die, da Eugen ſie zwingen kan, (ſchmiegen;
In tiefſter Demuth ſich vor Deutſchlands Schutz-Gott
Und Dir zum Ruhme zugeſtehn:
Carl ſey wie Jupiter; ſein Donnerkeil Eugen.

HIer endigen ſich meine Lieder,
Eugen bleibt doch der Welt bekannt. (der,
Die Schwachheit wirft nunmehr die ſtumpfe Feder nie-
Und ſencket die geſchwächte Hand.
Doch ſeht! was zeigt ſich meinem Blicke?
Witz, Tugend, Ruhm, und Tapferkeit
Gerathen in den ſchärfſten Streit,
Denn jede wirft auf Dich der Augen Strahl zurücke,
Den ſie doch gehlings abwerts drehn,
Weil ſie ihr Ebenbild in Deinen Thaten ſehn.

Die

DJe edlen Musen sind imgleichen
Um Deinen hohen Preis bemüht,
Drum suchet jede Dir ein Denckmahl darzureichen,
In dem man Kunst und Eifer sieht.
Dich hat schon die Natur belebet;
Man spürt derselben reiche Gunst.
Nunmehr verlangt man von der Kunst
Ein würdig Ehrenmahl, das Dich noch mehr erhebet;
Allein, man trifft nichts würdigs an;
Weil Dein Verdienst allein Dich recht erheben kan.

DOch sucht ihr eifriges Beginnen
Vor Dein Verdienst noch etwas aus.
Es treibt, erhitzt, und stärckt der Dichter rege Sinnen,
Und weist sie auf der Sternen Haus.
Wer deren Anzahl weiß zu finden,
Weiß Deiner Thaten Meng und Werth,
Von denen jegliche begehrt
Sich mit der Ewigkeit noch heute zu verbinden.
Indessen macht die Kunst ein Bild,
Das alle zu sich zieht, und mit Begier erfüllt.

HAlt ein, mein Kiel! was sollst du melden?
Was stellt sich deinen Augen für?
Was siehst und hörst du wohl? der Schatten alter Helden
Dringt aus der Grufft, und zeigt sich dir.
Ein unbezwungner Alexander;
Ein klug und tapfrer Fabius,
Ein Weisheits-voller Julius,
Und siegender Armin gestehen mit einander:
Daß aller ihrer Thaten Preis
Ein einiger Lugen uns vorzustellen weiß.

Germa-

GErmanien kommt mit Vergnügen
Dies ſchöne Schauſpiel anzuſehn;
Es ſieht den Helden-Preis des theuren Printzen ſiegen;
Und traut kaum dem, was ſchon geſchehn.
Es ſieht ſein Bild, und wird entzücket;
Es ſieht die wilde Barbarey;
Es ſieht der Feinde Tyranney,
Wie beydes ſich vor ihm gantz Demuths-voll gebücket
Seht! rufft hierbey die Ewigkeit,
Das Bild verſtrichener, das Wunder neuer Zeit!

VIII. Ode,
Auf Ihr. Hochfürſtl. Durchl.
Herrn Georg Friedrich Carls,
Marggrafen zu Brandenb. Bayreuth ꝛc.
im Jahre 1726.
glücklich angetretene Regierung,
Im Nahmen der Landes-Kinder,
Joh. Chr. Gottſched.

NImm theurer Held! den reinen Danck noch an,
Den Dir Dein Land mit ſpäten Opfern bringet;
Den niemand leicht ſo gar verſäumen kan,
Und ob er gleich Dein Lob mit ſchwachen Lippen ſinget.
Wenn Sarg und Grufft Dich gleich bedeckt,
So wird Dich doch Dein Volck noch preiſen.
Dein Fall, der unſer Hertz erſchreckt,
Verhindert keinen gantz ſich danckbar zu erweiſen.

ERlaube Fürſt, der Du Dein Marggrafthum,
Dein Erbtheil itzt nach aller Wunſch empfangen.
Daß unſre Pflicht George Wilhelms Ruhm,
Mit treuer Zärtlichkeit zu melden angefangen.
Du ſelbſt beklageſt den Verluſt,
Und weinſt um den, den wir verlohren:
Wie billig ſeufzt denn unſre Bruſt?
Obgleich der Höchſte Dich zum Folger auserkohren.

MAn ſcheut ſich nicht, der Schmertzen Uberfluß,
In Deinen Schooß, mit Wehmuth auszuſchütten;
Du biſt kein Haupt, wo man ſich fürchten muß,
Die Lorbern zu erhöhn, die andre ſich erſtritten.
O nein, Du ſelbſt biſt Lobenswerth;
Drum kanſt Du fremdes Lob vertragen:
Drum laß uns, was die Pflicht begehrt,
George Wilhelms Tod mit Hertz und Kiel beklagen.

Wo war der Held in Deutſchland nicht bekannt?
Wo hat ſein Arm ſich keinen Krantz gewunden?
Was hat an Jhm das werthe Vaterland,
Als Franckreich es bekriegt, vor ſtarcken Schutz gefunden?
Bey Hochſtädt raucht die Wahlſtatt noch
Vom Blute der erſchlagnen Frantzen,
Und Marggraf Wilhelm konnte doch,
Weil er den Angriff that, die erſten Lorbern pflantzen.

Im Kriege groß, im Frieden noch vielmehr,
Als ihm ſein Recht das Regiment verliehen.
Jhr Bürger ſagts, ihr wißt es gar zu ſehr,
Wie ſeine Weisheit euch zu lauter Glück gediehen.
Wie ruhig, friedlich und vergnügt
Habt ihr um Seinen Stuhl geſeſſen?
Sein Arm, der ſonſt den Feind beſiegt,
Hat euch des Friedens Frucht gantz reichlich zugemeſſen.

Er ſchien ja ſtets dem weiſen Friederich,
Den Preußen rühmt, im Herrſchen gleich zu werden.
Wenn gleich ſein Staat, faſt keinem andern wich:
War doch ſein Fürſten Hof kein Ungemach der Erden.
Tyrannen ſind die Laſt der Welt;
Er war die Luſt der Unterthanen:
Wenn jenen Mord und Blut gefällt,
So liebte dieſer nichts als ſanfte Friedens-Fahnen.

Wie ſeufzt um Jhn Bayreuth, die treue Stadt,
Wie klagt das Volck des treugeſinnten Landes!
Sophiens Hertz, ſo ihn geliebet hat,
Bedauret und beweint die Trennung ihres Bandes.
Wie läßt nicht Pohlens Königin,
Die wir, ſo wohl als Sachſen, ehren,
Des reinen Glaubens Pflegerin,
Um ihres Bruders Tod, die herbſten Klagen hören.

Doch Herr, der Schmertz verleitet uns zu weit.
Man klagt mit Recht, daß dieser Fall geschehen;
Doch dämpft GOtt selbst die schwere Traurigkeit,
Indem sein Rathschluß Dich zum Folger ausersehen.
O theurer Marggraf, könnten wir,
Auf den Verlust den wir erlitten,
Von dem Verhängniß, ausser Dir,
Wohl je was würdigers zum Oberhaupt erbitten?

Nein! Wunsch und Flehn ist überall erhört.
Du Friedrich Carl erfreust uns nach den Schmertzen.
Kein Unfall siegt, der unsre Wonne stört, (zen.
Warum? Du Marggraf, bist ein Fürst nach unsern Her-
Minerva nennt Dich ihren Sohn,
Wie solltest Du nicht wohl regieren?
O wär es möglich, Dir den Thron,
Den Du o Herr! verdienst, im Hertzen aufzuführen!

Was Marggraf Ernst, Dein Vetter, sonst gethan,
Wird einst die Welt mit viel Erstaunen lesen.
Man sah gantz starr den klugen Fürsten an,
Dem Strasburg zeugen kan, daß er gelehrt gewesen.
Er trug die Kunst zu herrschen vor,
Und wieß was Printzen wissen sollen:
Und that es so, daß jedes Ohr,
So dieses angehört, es zehnmahl hören wollen.

Was der gethan, ist Dir in Wahrheit leicht,
Dein Beyspiel wird die Kunst zu herrschen zeigen,
Die Wissenschafft, die Dein Verstand erreicht,
Ist Dir nicht weniger, als Deinem Vetter, eigen.
Uns ahnt, wir werden unter Dir
Das Gold der alten Zeit erleben:
Dein eignes Beyspiel wird uns hier
Zu Kunst und Wissenschafft, den stärcksten Antrieb geben.

DJe Gottesfurcht erfüllt die fromme Bruſt,
Der Glaube wohnt in Deines Hertzens Zimmern,
Der Kirchen Heyl iſt Deiner Seelen Luſt,
Und Deine Tugend läſt ihr reines Licht ſchon ſchimmern.
Darum ſo wird der Himmel Dich
Mit reicher Seegens-Hand ergetzen,
Und ſelbſt die Wahrheit rüſtet ſich,
Dein Bild ins Heiligthum der Ewigkeit zu ſetzen.

WJe freudig hofft der Länder Schmuck das Recht,
Durch Deinen Schutz den Sieg davon zu tragen?
Die Unſchuld wächſt, weil ſich die Boßheit ſchwächt,
Sobald die Richter nicht nach Gold und Silber fragen.
Dein Strafſchwerdt wird der Laſter Wuth,
Der Tugend zu gefallen, hemmen:
Und der verwegnen Frevler Brut
Wird Dein gereitzter Arm zu rechter Zeit umdämmen.

MAn hat, o Fürſt! die Proben ſchon geſehn,
Die Boßheit bebt vor Deinen ſtrengen Blicken,
Man iſt vergnügt mit allem, was geſchehn,
Und wird noch Dein Altar mit tauſend Opfern ſchmücken.
Was kan die Poeſie noch mehr
Zum Ruhm erdachter Helden ſingen?
Als wir o Herr, zu Deiner Ehr,
Der ſtrengſten Wahrheit nach, in unſre Lieder bringen.

DEs Schickſals Huld ſey Dir, erwünſchter Fürſt!
Ein feſter Schild, und Schutz vor allem Leiden:
Und wenn Du nur ſo lange herrſchen wirſt, (ſcheiden.
Als Land und Stadt es wünſcht, ſo wirſt Du langſam
Dein Kindes-Kind wird ſich an Dir,
Ein Muſter der Regierung nehmen,
Und o wie willig wird ſich hier
Dem weiſen Regiment Dein Marggrafthum bequemen?

DEin treues Land hat uns hervor gebracht,
Wir sind Dir, Herr, zwar unterthan gebohren:
Doch hätten wir uns selbst dazu gemacht,
Gesetzt, daß die Gebuhrt uns nicht dazu erkohren.
So herrsche dann in stetem Glück,
O Marggraf! herrsche lang und milde,
Und nimmt der Himmel Dich zurück,
So sey Dein Printz ein Fürst nach deinem Eben-Bilde!

IX. Ode,

Auf das Ableben Ihrer Maj. Der Königin in Pohlen Und Churf. zu Sachſen Frauen Chriſtianen Eberhardinen.

Im Jahr 1727.

S. Seidel.

Opitz:

UNd dennoch iſt Sie weg, die Königin der Frauen,
Der Spiegel aller Zucht, in dem man konte ſchauen,
Als in ein Band verknüpft, der höchſten Tugend Schaar,
So faſt kaum weiblich theils, und theils kaum menſchlich war;
Voraus die Frömmigkeit. = = =

O Sachſen! deine Königin
Iſt kranck, und ſinckt, und wird zur Leiche!
Wer ſtürtzt bey ſolchem Donner-Streiche
Nicht mit in kalter Ohnmacht hin?
Hat die den Geiſt ſchon aufgegeben,
Die uns nur Luſt und Leben both?
Verhängniß! Sie zu überleben,
Iſt bittrer, als der eigne Tod.
War doch die Furcht für Ihrem Sterben
Schon ängſtlicher, als ſelbſt verderben.

VErwäyſte Muſen, macht euch nicht
Die ſchnelle Schreckens-Poſt zu Steinen;
So kommt, und helft mir itzo weinen,
So kommt, und ſchreibt ein Klag-Gedicht.
Verſtärckt des Landes Trauer-Lieder,
Und macht dem Jammer freyen Raum:
Denn ſtürtzen ſolche Cedern nieder,
So fühlt es auch der Lorber-Baum,
Den, da ihn ſonſt kein Blitz entblättert,
Ihr unverhoffter Fall zerſchmettert.

ICh ſeh, es ſinckt euch ſchon der Muth:
Ihr netzt bey dieſem Ungewitter
Den ſtummen Reſt von Harf und Cither
Mit überhäufter Thränen-Fluth.
Wer ſagt, was euren Schmertzen gleiche?
Wer bringt davon ein Bild herfür?
Stirbt nicht in dieſer Fürſten-Leiche
Der Tugend Schmuck, und eure Zier?
Wird nicht in ſo vollkommnen Gaben
Was unerſetzliches begraben?

DRum klagt; Die Pflicht befiehlt es euch,
Ja klagt und ſeufzt, beſtürtzte Neune!
Doch thut es nicht vor euch alleine;
Beklagt auch Stadt und Land zugleich.
Kommt her, und ſehet, und hört den Schmertzen
In Hütten und Paläſten zu,
Und merckt mit mir aus bangem Hertzen,
Was ihrer Wohlfahrt Einhalt thu,
Vielleicht, in dem wir das verrichten,
Erhohlt ihr euch, und helft mir dichten.

Was dichten? Gilt die Wahrheit nicht
Weit mehr, als weitgeſuchte Sprüche?
Was braucht es todte Mahler-Striche,
Bey ſo viel eignem Glantz und Licht?
Geht Muſen, hier iſt nichts zu wagen,
Seht unſrer Heldin Wandel an:
Hat Sie nicht offt in wenig Tagen
Mehr Kronen-würdiges gethan,
Als ihr, ſo hoch man euch verpflichtet,
Wohl kaum in ſo viel Jahren dichtet.

Kaum bricht, wenn etwan Schlag und Stoß
Der Bienen ſichres Haus erſchüttern,
Ihr leichter Schwarm mit ſolchem Zittern,
Und ſummendem Geräuſche loß:
Als Sachſen, deſſen Ruh und Glücke
Des Todes Wuth zu ſtöhren ſchwur,
Beym Ausbruch ſeiner Macht und Tücke,
Verwichen durch einander fuhr,
Und, da die Fürſtin ſterben muſte,
Sich nirgends wo zu laſſen wuſte.

Verwirrung, Zittern, Furcht und Gram
Riß alle Luſt aus ihrem Sitze.
Man bebte, wie vor Knall und Blitze,
Da man den Unglücks-Ruff vernahm.
Des Volckes Blut und Hertz erſtarrte,
Der Helden Krafft und Muth entwich,
Und alles rieff: O GOtt, wie harte,
Wie hart, o GOtt, betrübſt Du mich!
Da ließen Stirn und Augen leſen,
Was Agamemnons Angſt geweſen.

MOnarch, nach Deſſen Angeſicht
Sich Gratien und Muſen ſehnen,
Verbirg uns doch die Helden-Thränen,
Verbirg uns Deine Wehmuth nicht.
Du weinſt! Du weinſt, und nimmſt die Schmertzen,
Die GOttes Rath vor dich beſtellt;
Du nimmſt des Landes Weh zu Hertzen;
Du weinſt, und bleibſt zugleich ein Held,
So lange wir noch ſehn und gläuben,
Daß Helden gleichwohl Menſchen bleiben.

IHr, die ihr ſonſt des Königs Preis
Den Ewigkeiten einverleibet,
Ihr, die ihr faſt entzücke beſchreibet,
Was man von Ihm vor Thaten weiß,
Laßt euren Kiel noch mehr erklären,
Wie groß derſelben Menge ſey;
Doch zehlt auch itzt des Helden Zähren
Den ſchönſten Sieges-Zeichen bey,
Weil ſie der Welt das Zeugniß bringen:
Die Liebe kan kein Tod bezwingen.

DU, Deiner Sachſen Troſt und Luſt,
Vollkommner Printz, wer weiß zu zeigen,
Was Dich vor herbe Schmertzen beugen;
Was Du voritzt erdulden muſt?
Du giebſt mit nicht geringerm Leide
Der Theuren Mutter gute Nacht,
Als Sie vor dem mit Luſt und Freude,
Dich, Groſſer Printz, zur Welt gebracht:
Denn was iſt gröſſers auf der Erden,
Als ſolcher Printzen Mutter werden?

DEs Groſſen Joſephs Götter-Kind,
Sie ſelbſt, Joſepha, Dein Verlangen,
Erklärt durch die benetzten Wangen,
Wie traurig Hertz und Seele ſind.
Sie blickt die Pflantzen keuſcher Ehe
Mit Thränen-vollem Lächeln an,
Und ſeufftzt, daß ein ſo ſcharfes Wehe
Der Kindheit ſelbſt nicht ſchonen kan;
Und ſpricht mit untermengten Küſſen:
Was wird Euch itzt vor Zier entriſſen!

ACh! werden Helden ſo gekräuckt,
Und beugt der Schmertz ſo groſſe Seelen:
Hilff GOtt! wer will den Jammer zehlen,
Worein der Fall das Land verſenckt.
Wo hört man nicht den Ruff erſchallen?
Der Greis erſchrickt, der Säugling ſchreyt;
Der Landmann läßt mehr Thränen fallen,
Als er voritzo Körner ſtreut;
Der Adel bebt; die Bürger klagen:
GOtt hat den Knauf und uns geſchlagen!

WJe fährt es uns durch Marck und Bein!
Wie fühlt man Puls und Leben ſtocken,
So offt die bangen Trauer-Glocken,
Durch jeden Schlag den Schmertz verneun!
O! daß man doch nicht klagen müſte:
Die Sonne ſchließt ſchon itzt den Lauf;
Ach! Unſre Sonne geht zu rüſte;
Wer fühlt nicht Nacht und Noth darauf?
Hört Sion nicht auf allen Seiten
Des Mittags gleichſam Abend läuten?

Ihr Heiligthum, wo Recht und Licht,
Durch GOTT, und Unſern König dauret;
Altar und Cantzel ſelber trauret,
Und reitzt auch uns zu gleicher Pflicht.
Wer kan dem Schmertz entgegen treten,
Der hier des Geiſtes Andacht ſtöhrt?
O weh! daß man bey Flehn und Bethen,
Vor Die nicht weiter bethen hört,
Die durch Ihr frommes Hände-Falten,
Des gantzen Landes Heyl erhalten!

Entwichnes Troſt-Bild unſrer Zeit,
Des Himmels Luſt, der Erden Ehre,
Die Wahrheit ordnet ſelbſt die Chöre,
Zum Nachruhm Deiner Treflichkeit.
Man rühmt, man ſchreibt, man läßt uns leſen,
Was Dich erhebt, und uns ergetzt.
Da hört man erſt, was Du geweſen,
Und ſtutzt, und ächtzt, und weint zuletzt,
Daß Tugend von dergleichen Höhe,
Doch nicht der Sterblichkeit entgehe!

Baut, eitle Seelen, Rang und Haus
Auf morſche Gräber groſſer Ahnen,
Und ſchmückt mit ihren Ritter-Fahnen,
Die Freyſtadt eigner Unart aus.
Ein ſelbſt verdienter Tugend-Schimmer
Geht zugeſtorbnem Glantze für.
Lernt das in dieſem Todten-Zimmer,
Ja lernt an unſrer Heldin hier,
Was viele mehr, als alles, ſchätzen,
Den Stamm, der Tugend nachzuſetzen.

Nicht Deiner Anherrn Helden-Reyh;
Nicht Ruhm und Vorrecht vom Geblüthe,
Riß Dich, o himmliſches Gemüthe,
Zu niedrer Seelen Phantaſey.
Die Tugend war Dein Rang auf Erden,
Und durch die Demuth konnteſt Du,
O Fürſtin, ſchon zur Fürſtin werden.
Die Schickung ſah dem Eifer zu,
Und machte, Dir zum Ruhm und Lohne,
Den Fürſten-Schmuck zur Königs-Krone.

Der Völcker höchſtes Seegens-Pfand,
Dein Held, erkannte ſchon von weiten
Die Größe Deiner Treflichkeiten,
Und ward beſiegt; und überwand.
Du fandeſt Theil an Seinem Glücke:
Er ſtieg empor; Du folgteſt nach,
Und ſaheſt mit entzücktem Blicke,
Was Seine Fauſt vor Palmen brach;
Und konnteſt endlich mit Vergnügen,
Durch Großmuth ſelbſt Dein Glück beſiegen.

Doch machte keine Reitzung ſchwach,
Kein Vortheil ſtoltz, kein Unfall müde.
Der frommen Seele ſtiller Friede
Verlachte Luſt und Ungemach.
So bliebſt Du, nach des Himmels Willen,
Bey Freud und Harm in einer Höh,
Und ſuchteſt Deine Luſt im Stillen,
Und wuſteſt, daß ſich in der See,
Wann ſie kein Sturm-Wind aufgewiegelt,
Die Sonne doch am ſchönſten ſpiegelt.

In ſolcher Ruhe trieb Dein Geiſt
Sofort die wichtigſten Geſchäffte.
Hier fand dis alles Lauf und Kräffte,
Was GOtt befiehlt, was Tugend heißt.
Iſt nicht, der Frommen Wohl beſchützen,
Den Muſen ſelbſt zur Seite ſtehn,
Dem Lande, wie der Kirche, nützen,
Vor Beyder Heyl gen Himmel flehn,
Und an Verbrechern Sanfftmuth üben,
Dein ungeſtöhrtes Werck verblieben?

Du lieſſeſt Frömmigkeit und Zucht
Dort in Auguſtsburg ſicher wohnen,
Und haſt, dieſelben zu belohnen,
Offt mehr, als eigne Luſt, geſucht.
Du fühlteſt Mitleid und Erbarmen
Bey der Bedrängten Jammer-Stand;
Du fühlteſt bey der Noth des Armen,
Mehr Schmertzen, als er ſelbſt empfand,
Und ſuchteſt, ſind das nicht Ehren-Seulen!
Stets wohlzuthun, und mitzutheilen.

Die letzte Stunde kam herbey.
Dein Licht verloſch; doch wieß das Ende,
Daß, was der ſieche Leib empfände,
Dem Geiſte doch bezwinglich ſey.
Dein Glaube blieb bey muntrem Blicke,
So wie er Lebenslang gethan.
Der Tod erſchrack, und wich zurücke;
Setzt aber doch von neuem an,
Und, da Du deſſen Macht empfunden,
Haſt Du ihn ſterbend überwunden.

Allein betrübter Sterbe-Tag!
O Tag, der allen Folge-Zeiten
Den Einbruch ſeiner Dunckelheiten
Durch keinen Glantz erſetzen mag!
Man ſtreiche dich mit Blut und Thränen
In dem beſchämten Jahr-Buch aus;
Und wird man künftig dein erwehnen,
Geſchech es nur mit Angſt und Graus,
Weil man, was uns dein Raub entziehet,
Kaum alle tauſend Jahre ſiehet!

Doch was beginnt der blöde Wahn?
Halt ein, bekümmertes Gemüthe!
Fängt nicht bereits des Himmels Güte
Den Abgang zu erſetzen an?
Die Raute welckt an ihren Kronen:
Doch grünt die ſchönſte noch darauf.
Ja, da wir unſrer Angſt gewohnen,
Kömmt Wunſch und Luſt in neuen Lauf,
Und ſieht an Sachſens Fürſten-Zweigen
Ein friſches Keymgen aufwerts ſteigen.

Auguſtus lebt! Sein Erbe blüht,
Und ſieht Geſchlecht und Seegen wachſen.
Erhohle Dich, beſtürztes Sachſen,
Weil Sturm und Nacht von hinnen flieht.
Vertrocknet nun, ihr heiſſen Zähren:
Der Himmel ſtützt, was uns erfreut.
Und was wir leider! itzt entbehren,
Das kan Joſepha mit der Zeit,
Joſepha, der nichts gleich zu ſchätzen,
Durch Gnad und Fruchtbarkeit erſetzen.

DOch wo geräth mein Geiſt itzt hin?
Was hemmt mir Sinnen und Geſichte?
Wer blincket doch dort in ſolchem Lichte?
Iſt Sie es nicht, **Die Königin**?
Sie iſts! O welcher Glantz der Sterne
Kommt Ihrer Klarheit itzo bey?
Geh, arme Sterblichkeit, und lerne,
Wie wenig Sie geſtorben ſey;
Und weyh Ihr auf ſo bittres Kräncken
Ein deſto ſüſſer Angedencken.

DJe Hofnung reitzt indeß das Land,
Wirfft Zweifel, Furcht und Angſt zu Boden,
Und nimmt, nach deſſen Trauer-Oden
Ihr frohes Harfen-Spiel zur Hand.
Sie ſieht bereits mit frohem Blicke
Des Königs Freuden-Thränen an,
Wenn **Die**, **Die** nächſt, zu unſerm Glücke,
Den erſten Lebens-Blick gethan,
Durch GOtt und Ihren Ruhm erhöhet,
Ihm einſt gekrönt entgegen gehet!

X. Ode,

Auf eben das vorige

Hohe Leich-Begängniß

Bey einer öffentlichen Rede

abgeſungen.

J. C. Gottſched.

LAß, Fürſtin! laß noch einen Strahl
Aus Salems Stern-Gewölben ſchieſſen,
Und ſieh, wie viel hier Thränen flieſſen,
Und ſieh Dein hohes Ehrenmahl!
Dein Sachſen, Dein beſtürztes Meißen,
Erſtaunt bey Deiner Todten-Gruft;
Das Auge thränt, die Zunge ruffe:
Mein Schmertz muß unausſprechlich heißen.

HIer klagt Auguſt, der Printz, das Land,
Der Adel ächzt, der Bürger trauert,
Wie hat Dich nicht das Volck bedauert,
Sobald es Deinen Fall empfand?
Verſtummt! verſtummt ihr holden Seyten!
Kein Thon vermag der Länder Noth,
Um ihrer theuren Mutter Tod,
O Schmertzens-Wort! recht anzudeuten.

DEr Glocken bebendes Gethön,
Soll der betrübten Seelen Schrecken,
Durch ihr geſchwungnes Ertz entdecken,
Und uns durch Marck und Adern gehn.
O könnte nur ihr banges Klingen,
Davon das Ohr uns täglich gellt,
Der gantzen Europäer-Welt,
Ein Zeugniß unſers Jammers bringen!

WJe starb die Heldin so vergnügt!
Wie muthig hat Ihr Geist gerungen,
Bis Sie des Todes Arm bezwungen,
Noch eh er Ihre Brust besiegt.
Ihr Leben ließ die Kunst zu sterben
In unverrückter Ubung sehn:
Unmöglich konnt es dann geschehn,
Sich vor dem Tode zu entfärben.

ACh seelig! wessen grosser Geist,
Sich über die Natur erhebet,
Vor Grufft und Särgen nicht erbebet,
Wenn ihn sein Schöpfer scheiden heißt.
An Dir, Du Muster Grosser Frauen,
An Dir, erhabne Königin,
An Dir, Du Glaubens-Pflegerin,
War dieser Großmuth Bild zu schauen.

DEr Ewigkeit Saphirnes Haus
Zieht Deiner heitern Augen Blicke,
Von der verschmähten Welt zurücke,
Und tilgt der Erden Denckbild aus.
Dein heller Glantz, gleicht hundert Sonnen,
Ein Licht das unsern Tag zur Nacht
Und unsre Sonne finster macht,
Hat Dein verklärtes Haupt gewonnen.

WAs Wunder ists? Du bist es werth,
Du Fürbild aller Königinnen!
Du mustest allen Schmuck gewinnen,
Der Deine Scheitel itzt verklärt.
Nun stehst Du vor des Lammes-Throne,
Verschmähst des Purpurs Eitelkeit
Vor Deiner Unschuld Perlen-Kleid,
Und spottest der verlaßnen Krone.

So weit der volle Weichſel-Strand,
Der Nieſter und die Warte flieſſet,
So weit ſich Elb und Muld ergieſſet,
Erhebt dich beydes Stadt und Land.
Dein Torgau geht im Trauer-Kleide,
Dein Pretſch wird krafftloß, ſtarr und matt;
Denn da es Dich verlohren hat,
Verliert es ſeiner Augen Weide.

Doch Königin! Du ſtirbeſt nicht,
Man weiß was man an Dir beſeſſen,
Die Nachwelt wird Dich nicht vergeſſen,
Biß dieſer Weltbau einſt zerbricht.
Ihr Dichter, ſchreibt! wir wollens leſen:
Sie iſt der Tugend Eigenthum,
Der Unterthanen Luſt und Ruhm,
Der Königinnen Preis geweſen.

XI. Ode,

Auf das hohe Geburths-Fest

Ihrer Hochfürstl. Durchl.

Der regierenden Hertzogin zu Sachsen-Weissenfels,

Frauen Luysen Christinen,

Gebohrnen Gräfin zu Stollberg, u. a. m.

Den 21. Jan. 1728.

Im Nahmen eines andern

Sam. Seidel.

Laß, Große Fürstin, Deine Blicke
Mir itzo nicht entgegen seyn,
Laß meine Pflicht bey Deinem Glücke
Dies Zeugniß reger Freuden weyhn;
Der Freuden, die in Blut und Sinnen,
Wie Funcken in der Asche glühn,
Und gleichwohl sich umsonst bemühn,
Den rechten Ausbruch zu gewinnen,
Und dem, was Hoff und Land erhöhn,
Mit gläntzendern Flammen entgegen zu gehn.

Auf, Dicht-Kunst, tritt mir itzt zur Seite.
Komm, stimme Laut- und Harfen-Spiel,
Du siehst, die Reitzung steckt auf heute
Mir ein noch nie versuchtes Ziel.
Mein rauhes, mein beschämtes Lallen
Reimt sich zu keinem Fürsten-Thron;
Drum laß den gantzen Helicon
Von regen Liedern wiederschallen.
Stimmt, Musen, was verweilt ihr euch?
Stimmt Hertzen und Lippen und Seyten zugleich.

Doch

DOch ſtille! Sehnſucht, Scheu und Kräncken
Zerſtäubt durch meiner Fürſtin Blick,
Ich darf an Ihren Nahmen dencken,
So weicht die Kümmerniß zurück.
Ich fühle Geiſt und Krafft und Stärcke:
Das Hertze ſteigt vor Luſt empor,
Und reißt mich in der Muſen Chor,
Und treibt mich, eh ichs ſelbſt vermercke,
O Fürſtin! kanſt Du das verſchmähn,
Mit Jauchzen nach Deinem Vergnügen zu ſehn?

HEut iſt das Feſt, das Dich der Erden,
Und Dir das erſte Licht geſchenckt!
Was kan doch ſchöners kundbar werden,
Als was ſich hier zuſammen ſchrenckt?
Dem frohen Stollberg ſind die Stunden
Noch heilig, hold und angenehm.
Was hat nicht Mannsfeld ehedem
Vor Glück und Luſt davon empfunden?
Wie wird nicht Weiſſenfels noch itzt
In Freuden mit ſolchem Gedeyen erhitzt!

DEin Held, des Landes Schutz und Krone,
Dein höchſtgeliebter Chriſtian,
Fühlt heut auf ſeinem Fürſten-Throne,
Was keine Dicht-Kunſt ſchildern kan.
Der Ausdruck ſeiner Huld und Liebe
Erklärt wie zart und ſtarck ſie ſey.
Wie ſtammt des Volckes Luſt-Geſchrey
Aus ihres Hauptes Freuden-Triebe!
Der Saal-Fluß ſelbſt, voll Fried und Ruh,
Erhebet ſein reges Geräuſche darzu.

IN Dir, Durchlauchtigste Louise,
Steigt Deines Landes Glück empor,
Es wird durch Dich zum Paradiese,
Und zeigt den stets vermehrten Flor.
Der Jenner schleußt die neuen Thüren
Zu tausendfachem Seegen auf,
Und seiner Blumen Wuchs und Lauf
Ist auch im Winter selbst zu spüren,
So, daß sich Demuth, Treu und Pflicht
Mit Kräntzen von freudigen Wünschen umflicht.

WAs ist der Grund von solcher Freude?
Die Tugend, die Dein Hertz entzückt;
Und die von ihrer weissen Seide
Dein gantzes Fürsten-Kleid gestickt;
Die aus den schönsten Edelsteinen
Von Demuth, Treu und Milde flammt,
Und unter der sich insgesammt
Blut, Stand und eigner Werth vereinen;
Ja, die zuletzt, in sich vergnügt,
Die bündigste Lobes-Erhebung besiegt.

WO seyd ihr hin, ihr güldnen Zeiten,
Da Sie, so manch vergnügtes Jahr
Der Preis von Mannsfelds Seltenheiten
Und meine Landes-Mutter war?
Hilf GOtt! wie wuchs der Unterthanen,
Und aller Stände Lust durch Sie!
Wie wußt Ihr Wachen, Sorg und Müh,
Der Wohlfahrt selbst den Weg zu bahnen!
Wie wichen Noth und Mißgeschick
Beständig vor ihrem Gebethe zurück!

DA ſah ich meiner Wohlfarth Sterne!
Was dacht, was wünſcht, was hofft ich doch!
Allein ſie zogen in die Ferne;
Nur Wunſch und Hoffnung dauren noch.
Die Fürſtin ändert Stand und Glücke;
Doch Tugend und Erbarmung nicht.
Und dies geweyhte Sonnen-Licht
Durchheitert die beſorgten Blicke,
Womit mein ſchüchternes Gemüth
Sein Glücke nur immer von weitem erſieht.

WIrf, Groſſe Fürſtin, Deine Gnade
Auf Deines Knechtes tiefſten Gruß,
Der ſich bey manchem Sorgen-Bade
Mit leerem Warten kühlen muß.
Durchlauchtigſte, nimm dieſes Flehen,
Nimm meiner Wünſche Zuruff an:
Sey bis auf ſpäte Lebens-Bahn,
So wie Dein Fürſt, voll Wohlergehen,
Worzu der Ruhm die Schrifft beſtellt:
Die Freude des Himmels, und Ehre der Welt!

XII. Ode,
Auf das Abſterben
Ihrer Hochfürſtl. Durchl.
Sophien Wilhelminen,
Fürſtin zu Schwartzburg-Rudolſtadt,
in fremdem Nahmen
J. C. Gottſched.

NUn geht und trotzt auf eure Jugend,
Ihr Kinder dieſer Eitelkeit!
Verlaßt euch auf Verſtand und Tugend,
Wenn euch des Todes Anfall dräut:
Hier legt euch eine Fürſten-Leiche,
Sophien Wilhelminens Grab,
Ein unverwerflich Zeugniß ab,
Daß offt das Treflichſte kein ſpätes Ziel erreiche.

ACh trüge die verhaßte Baare
Nur dieſer Fürſtin Leichnam nicht!
Die, Blumen gleich, im Lentz der Jahre,
Ein früher Sturm vom Stengel bricht.
O hätten dieſe Trauer-Stunden,
Die Schwartzburg itzt empfunden hat,
Nicht dich, betrübtes Rudolſtadt!
Nur deiner Feinde Zahl in Flor und Boy gewunden.

BEraubter Fürſt! wenn Dir die Schmertzen
Erlauben dieſes Blat zu ſehn,
Nachdem dem wundgeſchlagnen Hertzen
Durch dieſen Riß zuviel geſchehn:
So glaube, daß bey Deinem Trauren,
Dein gantzes Land vor Mitleid weint;
Und Wehmuths-voll vor Dir erſcheint,
Den Jammer, der Dich trifft, recht hertzlich zu bedauren.

DU warſt beglückt vor tauſend Printzen,
Dein unvergleichliches Gemahl
Erfreute Dich und die Provintzen,
Durch Ihrer Schönheit Sonnenſtrahl.
Verſtand und Tugend ſind ja Kronen,
Damit ſich ſonſt das Alter ſchmückt;
Und doch hat man an Ihr erblickt,
Daß ſie noch eins ſo ſchön auf jungen Scheiteln wohnen.

ERinnre Dich der heitern Tage,
Wenn Wilhelmine gantz entbrannt,
In Deinen Helden-Armen lage,
Und was Dein Hertz dabey empfand.
Erinnre Dich der ſüſſen Zeiten,
Wenn Ihre Liebe Dich ergetzt,
Wie hoch Sie Dich, Du Sie geſchätzt;
So wird die alte Luſt den neuen Schmertz beſtreiten.

DOch nein! vergiß, vergiß der Freuden,
Die Du auf Ihrer Bruſt geſchmeckt,
Denn ſonſt verdoppelt ſich das Leiden,
So Dir Sophiens Fall erweckt.
Verlohrner Güter Angedencken
Holt ohnedem im Ungelück
Die alte Luſt nicht mehr zurück,
Es pflegt nur deſtomehr ein banges Hertz zu kräncken.

IHr gar zu bald verweyſten Erben
Von unſrer Fürſtin Trefflichkeit;
Euch rührt ja wohl Ihr frühes Sterben,
Doch wißt, daß Ihr noch glücklich ſeyd.
Die zarte Jugend hemmt die Zähren,
Und läßt den Fall, der hier geſchehn,
Euch kaum in halber Gröſſe ſehn:
Sonſt würde Schmertz und Gram Euch ſelbſt in Leichen kehren.

GEtroſt! Denn Friedrichs Vater-Blicke,
Sind auch in dieſes Kummers Nacht,
Auf Euer Beyder ſtetes Glücke,
Voll Eifer und voll Ernſt bedacht.
Ihr Unterthanen dürft nicht klagen;
Der Höchſte, deſſen Hand Euch ſchlägt,
Hat Dem was hartes auferlegt,
Der mehr, als Ihr, vermag mit Großmuth zu ertragen.

SJeh, Herr, auf Zions Tempel-Stuffen,
Wohin Dein theurer Fürſten-Mund
Mich jüngſt zum Lehrer-Amt beruffen,
Macht jetzt Dein Knecht Dein Leiden kund.
Ach laß mich Gnade vor Dir finden!
So ſoll Dir bald in Rudolſtadt
Die rechte Salb aus Gilead,
Das Wort des Höchſten ſelbſt, Dein Helden-Herz verbinden.

XIII. Ode,
Auf
Das Eeburts-Feſt
Ihrer Hochfürſtl. Durchl.
Fr. Eliſabethen Albertinen,
reg. Fürſtin
zu Schwartzburg-Sondershauſen,
Im Jahr 1727. den 31. Mertz
In fremdem Nahmen
S. Seidel.

DUrchlaucheſte Fürſtin, Deren Preis
Mit jedem Tage weiter ſteiget,
Verſtatte, daß mein Epheu-Reis
Sich heut um Deine Palmen benget.
Vergieb, daß ſich mein armes Blatt,
Das nichts von Kunſt und Einfall hat,
An Deinen Fürſten-Ruhm gewaget,
Und daß die tiefgebückte Pflicht,
Die ſich mit Danck und Luſt beſpricht,
Nichts mehr nach ihrer Schwäche fraget.

DJe Freude, die mir Geiſt und Bruſt,
Und alle Sinnen eingenommen,
Iſt bey des gantzen Landes Luſt
Zu einer Krafft und Wachsthum kommen:
Die facht auch meine Flammen an,
Daß ſich die Glut nicht bergen kan,
Die mir in Hertz und Händen lodert.
Ach wüſt ich bey ſo froher Zeit
Ein Angeld meiner Schuldigkeit,
Die Danck und Treue von mir fodert.

JEdoch ich liefre, was ich kan.
Du ſiehſt ja ſonſt das Unvermögen
Der treugemeynten Demuth an,
Drum kömmt Dir dieſer Gruß entgegen.
Er kömmt voll Wunſch und Zuverſicht,
Dein groſſer Geiſt verſchmähe nicht,
Was meine Niedrigkeit geweyhet,
Ich weiß ja, daß Dein Sonnenſchein
Nicht hohe Berge nur allein;
Nein: auch die Thäler ſelbſt erfreuet.

IHr, die ihr Krafft und Geiſt beſitzt,
Ein hohes Ehren-Lied zu ſingen,
Kommt, helft auch dem, was mich erhitzt,
Aus ſeinem Staub empor zu bringen.
Bringt meine Freude recht in Lauf,
Kommt, helft den Flammen weiter auf,
Die ſonſt in meinem Hertzen brannten.
Kommt, ſingt von meiner Fürſtin Glantz,
Und flechtet ihr den ſchönſten Krantz,
Von tauſend friſchen Amaranthen.

JEdoch, was braucht es fremden Ruhm;
Die Tugend hat Sie ſelbſt geſchmücket,
Sie, die an Jhr ihr Eigenthum
Und ihren eignen Schmuck erblicket.
Die ſagt es mit entzückter Luſt,
Wie meiner Fürſtin Mund und Bruſt
Nach nichts als ihrem Ausputz ſtrebe;
Die ſagt, wie Gottesfurcht und Treu
Jhr erſtes Grund-Geſetze ſey,
Und Wort und That in Jhr belebe.

Ihr Blick, Ihr himmliſcher Verſtand,
Ihr Ernſt und Ihre Gnaden-Minen,
Die Fertigkeit mit Mund und Hand
Sich Lob und Beyfall zu verdienen,
Und was Sie ſenſt vor Tugend-Pracht
Auch ohne Tittel Fürſtlich macht,
Erwirbt die ſchönſten Ehren-Bogen.
Wer ſpricht doch wohl, wer hört von Ihr,
Und wird von Ihrer Sternen-Zier
Nicht in Verwunderung gezogen?

So macht Sie Sich durch alles dies,
Schon längſt zur Luſt der deutſchen Erden,
Dis macht Sie ſicher und gewiß,
Von Günthers Bruſt geliebt zu werden.
Von deſſen ungemeinem Preis
Die Welt ſo viel zu rühmen weiß,
Und der nur ſich alleine gleichet.
So, daß die arme Poeſie
Mit aller ihrer Krafft und Müh
Die Helfte kaum davon erreichet.

Wie heiter kömmt Sein Götter-Blick
Durchlauchtigſte, Dir itzt entgegen!
Für Ihm weicht Harm und Leid zurück;
Mit Ihm kömmt, Liebe, Luſt und Seegen.
Drum iſt der Feſt-Tag auch ſo ſchön,
An welchem ſich Dein Wohlergehn
Mit Deines Fürſten Freude paaret.
O Glück! das alles Weh verlacht,
O glücklich! wen des Himmels Macht
Auf dieſe güldne Zeit geſparet!

WJe fängt das Land zu jauchzen an!
Wie freut ſich Kirch und Staat aufs neue!
Und ich, Dein tiefſter Unterthan,
Ich opfre gleichfalls Danck und Treue.
Dieß Beydes bringt den Wunſch herfür:
Durchlauchtigſte, der HERR mit Dir!
Der laſſe, was man wünſcht, bekleiben,
Dich aber bis aufs ſpäte Grab
Des frohen Landes Schmuck und Stab
Und ſein Palladium verbleiben.

XIV. Ode,

Auf

Das Hochfürſtl. Leich-Begängniß Frauen Sophien Wilhelminen,

geb. Printzeßin von Sachſen-Saalfeld,

verm. Fürſtin zu Schwartzburg-Rudolſtadt, ꝛc.

In fremdem Nahmen

J. C. Gottſched.

Fällt Sophia Wilhelmine?
Ach betrübte Trauer-Bühne!
Fahre Gruft!
Oeffnet uns die Todten-Kammer!
Höre Fürſtin, wie vor Jammer,
Auch in weit entfernter Lufft,
Bey der weiſen Philurenen,
Deiner Knechte Klagen thönen.

Rudelſtadts betrübte Mauren
Schauen ihrer Bürger Trauren
Kläglich an.
Geht doch nichts durch ihre Thore,
Als was ſich mit Boy und Flore
Eingehüllt und angethan.
Schwartzburg ächzt und Saalfeld weinet,
Weil Sophiens Glantz verſcheinet.

Himmel

HImmel hast du denn die Gaben,
Die wir hier bewundert haben,
So geliebt:
Daß du sie bey frühen Jahren,
Da sie kaum gereifet waren,
Wiedernahmst und uns betrübt?
Sollte solch ein Schatz auf Erden
Länger nicht verehret werden?

NEin! du raubst sie unsern Blicken,
Selbst dein Schooß will Sie erquicken:
Harter Schluß!
Könnten wir mit Blut und Zähren,
Deinem strengen Schicksal wehren,
Dem doch alles weichen muß:
Müßtest du Ihr Geist und Leben
Diese Stunde wiedergeben.

SO viel hundert Seltenheiten,
Als die Welt in vielen Zeiten
Nicht gesehn,
So viel Schönheit, Geist und Jugend,
So viel Gottesfurcht und Tugend,
Können die, wie hier geschehn,
Können die den Tod nicht regen;
Ach was wird ihn denn bewegen!

KLage Printz, Prinzeßin weine!
Netzt die heiligen Gebeine
Durch die Fluth.
Legt die Fürstin Haupt und Glieder
In so zartem Alter nieder,
O so sinckt mit Recht der Muth:
Weil ihr Die, so euch gebohren,
Eh ihr Sie recht kennt, verlohren.

Landes-

LAndes-Haupt! vor Furcht und Zittern
Muß die bange Laute ſchüttern,
So hier klingt;
Wenn man Dich vor Augen ſiehet,
Wie Dich Schmertz und Nacht umziehet,
Wie der Gram Dich faſt bezwingt:
Denn ſie hat von Deinen Wunden
Noch kein tüchtig Lied erfunden.

ZWiſchen jenen Todten-Kertzen
Liegt ein Stück von Deinem Hertzen,
Tapfrer Fürſt!
Du verlierſt den Preis der Frauen,
Aber auf! und laß uns ſchauen,
Wie Du Dich bezwingen wirſt:
Wie Dein Hertz, wenn GOtt Dich ſchläget,
Alles voller Großmuth träget.

HErr! dein Beyſpiel muß uns lehren,
Das Verhängniß zu verehren,
So uns trifft.
Hätten wir nicht dich zum Bilde,
Und im Leiden gar zum Schilde,
Würd uns dieſes Kummers Gifft,
Bey ſo unverhofften Nöthen,
Durch des Traurens Größe tödten.

TRöſte ſelbſt in Deinen Schmertzen,
Alles was mit Mund und Hertzen
Sie beklagt.
Trockne ſelbſt der Eltern Zähren;
Helden können dies gewähren,
Stehn wie Lorbern, unverzagt,
Wenn ein Strahl von Blitz und Wettern
Selbſt die Eichen kan zerſchmettern.

Hängt die ſchwartzen Trauer-Fahnen,
Ihr beſtürtzten Unterthanen,
Heilig auf.
Schreibt, der Nachwelt zum Exempel,
In den Preis- und Ehren-Tempel
Wilhelminens Tugend-Lauf,
Geiſt, Verſtand und Leibes-Gaben,
Die Sie faſt vergöttert haben.

Du, o Friedrich, Schmuck der Zeiten,
Höre Deiner Knechte Seyten
Gnädigſt zu.
Unſre Muſen, die Dich ehren,
Trauren ja mit trüben Chören
In der Fremde, ſo wie Du,
Möchte ſie nur Dein Gedeyen
Eheſtens nebſt Dir erfreuen!

Der Deutschen Gesellschafft Oden,

Andres Buch.

I. Ode,

Das Lob Germaniens.

J. C. Gottſched.

GErmanien, Du Königin der Welt,
Vor deren Thron ſich hundert Völcker ſchmiegen,
Auf deren Winck ſich tauſend Fürſten biegen,
Der Oſt und Weſt gebückt zu Fuſſe fällt;
Verſchmähe nicht die Lob-Schrifft Deiner Thaten:
Indem Dein Ruhm noch täglich höher ſteigt,
Und allen Neid erboſter Nachbarn beugt,
Läßt Phöbus mir ein Helden-Lied gerathen.

WEr ehret nicht der Römer Käyſer-Thron?
Und der muß Dir ein ewig Erbtheil werden.
Wer kennt nicht Wien, das neue Rom der Erden,
Und unſern Carl, den tapfern Helden-Sohn?
Die Gallier und die den Tagus trincken,
Der kalte Belt, der Scyth und Muſelmann,
Sehn ſeinen Glantz mit reger Ehrfurcht an,
Und zittern ſchon vor ſeiner Schwerdter Blincken.

DEr edle Rhein weiß Franckreichs Phantasey
Noch unverrückt das letzte Ziel zu stecken.
So lange Kehl und Philippsburg ihn decken,
Verlacht er stets die fremde Sclaverey.
Die Donau darf den Fessel-freyen Rücken,
Nicht mehr so weit in Achmets Herrschafft sehn,
Und kan die Fluth mit freyern Wirbeln drehn,
Sie siebenfach ins schwartze Meer zu schicken.

GIebt Deutschland nicht der Europäer Welt,
Fast jedes Haupt die Völcker zu regieren?
Ein deutscher Printz muß Schwedens Zepter führen;
Sarmatien beherrscht ein deutscher Held.
Noch neulich hat der Engelländer Krone
Hannovers Haupt recht Königlich geschmückt:
Hesperien und Servien erblickt,
Sein höchstes Wohl auf Deutschlands Käyser-Throne.

MAn spürt ja noch der Deutschen Sprache Rest,
So weit das Schwerdt Germaniens gedrungen;
Europa hört von aller Völcker Zungen,
Was uns der Nord bis Jßland hören läßt.
Von Griechenland bis zu den Portugiesen
Trifft man die Spur der deutschen Mund-Art an.
Ja was noch mehr! der Perser Jspahan,
Hat auch davon die Proben aufgewiesen.

WAs seh ich dort? Die Helden grauer Zeit
Die Cimbrer sinds, die Welschland sonst erstritten;
Der Angeln Heer, der Trost-bedrängter Britten:
Die Welt erschrack vor beyder Tapferkeit.
Beschämtes Rom, kanst du Carthago zwingen,
So zwing einmahl der Deutschen Helden Brust.
Umsonst, umsonst! Vergötterter August,
Dein Reich verfällt von deutscher Völcker Klingen.

Ihr Adler flieht! dafern ihr Zuflucht wißt,
Wo Herrmann ſchlägt, da weiß man nicht zu ſchonen.
Erwegt den Fall ſo vieler Legionen,
Die Varus dort ſo ſchändlich eingebüßt.
Was regt ſich hier? Ein Heer der Alemannen
Bahnt ſich den Weg zu Herkuls Seulen hin;
Selbſt Africa wird Deutſchland zum Gewinn,
Und läßt den Hals ins Joch der Vandaln ſpannen.

Wo bleibt o Rom, der theur-erkaufte Ruhm,
Den Julius in Gallien erfochten?
Der Lorber-Krantz, den ſich ſein Arm geflochten,
Wird unverhofft der Deutſchen Eigenthum.
Ein Fränckiſch Heer zerſchlägt die Ehren-Seulen,
Tilgt Cäſars Lob und Sieges-Mähler aus.
Sein Stoltz verdients, daß Schatten, Nacht und Graus,
Der Herrſch-Begier ein ſchimpflich Grab ertheilen.

Pannonien, Illyrien, Tyrol,
Erſchrack vor euch ihr unbeſiegten Gothen!
Wie bebte Rom als Genſrichs Waffen drohten?
Wie ſchütterte das feſte Capitol?
Der Alpen Eis, ſo an den Himmel rühret,
Verhindert nicht der Deutſchen Uberfall;
Der Longobard, ein andrer Hannibal,
Hat Steg und Bahn von neuem ausgeſpüret.

Auf, groſſer Carl! Thuiſcons ächter Sohn,
Auf! rüſte dich, geprieſnes Haupt der Francken,
Der Römer Reich wird dir ſein Wohl verdancken,
Beſteige nur den alten Käyſer-Thron.
Wie ſich das Gold der Flammen-reichen Sonnen
Nach finſtrer Nacht mit hellerm Schimmer zeigt,
Als wenn es ſpät in Thetis Arme ſteigt,
So viel hat Rom durch unſern Carl gewonnen.

GEnug o Mars, von Deutscher Sieger Muth
Germanien, genug von Deinen Waffen;
Kan Witz und Kunst Dir keinen Ruhm verschaffen,
Was hilft die Macht? was nützt dir Stahl und Gluth?
Das ist die Art der wildesten Barbaren,
An Fäusten starck und schwach am Geiste seyn:
Ihr Musen kommt, und helft mir selber ein,
Und lehrt und sagt, wie klug die Deutschen waren.

ICh höre schon geborstner Bomben Knall,
Der Erd-Kreis bebt vom Donner der Carthaunen,
Ihr Blitz und Dampf setzt alles in Erstaunen,
Hier springt ein Thurm, dort sincket Ther und Wall.
Leiht Jupiter den Menschen Keil und Blitze?
Eröfnet sich der Höllen wüster Schlund?
O würden mir die neuen Götter kund!
Die Deutschen sinds, durch Pulver und Geschütze.

OSeltne Kunst! Die grössre Wunder zeigt,
Als alle Pracht bejahrter Seltenheiten.
Ihr seyd beschämt, ihr Künstler alter Zeiten,
Da Deutschland euch noch täglich übersteigt.
Selbst das Metall wohl eingeschwärtzter Schrifften,
So diesen Reim auf tausend Blätter drückt,
Und meinen Kiel der Zeiten Wuth entrückt,
Das, das kan uns ein ewig Denckmahl stifften.

WEr hat den Bau der Himmel umgekehrt,
Dem Erden-Ball den Mittel-Punct entzogen,
So daß er itzt in länglicht-runden Bogen,
Von Jahr zu Jahr die feste Sonn umfährt?
Wer räumte doch den Wust Crystallner Kreise,
Mit starcker Faust aus der gestirnten Luffe?
Ihr Völcker merckts, denn gantz Europa rufft:
Ein Deutscher thats, Copernicus der Weise.

ER war dein Sohn, Du deutsches Preussen-Land?
Und hat sich selbst und deinen Ruhm erhoben.
Vergiß nur nicht auch Hevels Fleiß zu loben,
Der das Gestirn in neue Bilder band.
Vor Kepplern muß ein Archimedes weichen,
Was Huygens uns von tausend Welten lehrt,
War gleichfalls sonst den Menschen unerhört,
Wer denckt sich nun den Deutschen zu vergleichen?

VErgebens prahlt ein stoltzer Pythager,
Die Harmonie des Himmels-Laufs zu wissen.
Dis Lob wird ihm von deutscher Hand entrissen,
Germanien verlacht sein leises Ohr.
Sein Zauber-Klang bewegter Himmels-Spheren,
Was war er sonst, als ein gelehrter Traum?
Uns zeigt itzund der Himmel weiten Raum,
Ein doppelt Glas empor gestreckter Röhren.

DJe Weißheit kam, der Europäer-Welt,
Ein eintzig Haupt zum Lehrer vorzusetzen:
Gleich hub sie an die Deutschen hochzuschätzen,
Weil ihr Verstand fast alles in sich hält.
Ein Leibnitz trotzt den Frantzen und den Britten,
Was hat er nicht vor Wunder ausgedacht!
Die Rechnung bloß die er hervor gebracht,
Hat uns den Preis der Wissenschafft erstritten.

UNs Deutschen danckts, ihr Priester der Natur,
Der ihr so weit ins Heiligthum gedrungen;
Es ist euch blos durch deutschen Witz gelungen,
Wer half euch sonst im Forschen auf die Spur?
Wenn Gericke die Lufft-Pump ausgesonnen, (lehrt,
Wenn Tschirnhaus Stahl durch Spiegel schmeltzen
Wenn Sturm und Wolf die Wissenschafften mehrt;
Wer hat uns denn den Vorzug abgewonnen?

SChämt euch nur nicht, ihr Dichter deutscher Zucht,
Was legt ihr doch die blöden Flöten nieder?
Die Musen selbst begeistern eure Lieder,
Und Phöbus nennt sie seiner Triebe Frucht.
Besang Homer den Eifer von Atriden,
Beschrieb Virgil Aeneens Helden-Zug:
So hat die Welt der Fabeln längst genug;
Euch Deutschen ist der Wahrheit Lob beschieden.

WAs Opitz, Dach, und Hofmannswaldaus Rohr,
Was Lohensteins und Amthors Mund gesungen,
Wie Canitz schrieb, wie Günthers Lied geklungen,
Hält Phöbus selbst den jungen Dichtern vor.
Steht Neukirch nicht im Deutschen Musen-Tempel,
Wie König, Pietsch und Wentzel oben an?
Philanders Kiel und jenen Alster-Schwan
Erwehlt die Welt sich künftig zum Exempel.

ES rühme sich so Welschland als Athen,
Und selbst Paris im Bauen, Mahlen, Singen;
Der Deutschen Witz kan ihren Stoltz bezwingen,
Und schämt sich fast den Wett-Streit einzugehn.
Ersann nicht Sturm, die Ordnung deutscher Seulen?
Ist Telemann und Hendel nicht bekannt?
Des Hollbeins Kunst und Kranachs Zauber-Hand,
Wird Zeuxes selbst den Sieges-Krantz ertheilen.

BAtavien! wenn dein verwegner Mast,
Bey Sturm und Fluth den Ocean durchflogen;
Wenn dein Compaß der Inden Meer durchzogen;
Ja wenn du gar die Welt umsegelt hast;
So schreibe doch auf Flaggen, Bort und Seile,
Daß Belgier gebohrne Deutschen seyn;
Der Schiffahrt Ruhm gehört nicht dir allein,
Er wird zugleich Germanien zu Theile.

So ſteigt dein Preis, erhöhtes Vaterland!
So ſchallt dein Lob bey fernen Nationen,
In aller Welt, wo irgend Menſchen wohnen,
Iſt Deuſchland mehr als ſonſt ein Volck bekannt.
Es kennen dich die Africaner-Mohren,
In Japans Reich, in Siam, Bengala,
In Malabar, und gantz America
Erfüllt dein Ruhm der Indianer Ohren.

II. Ode,

An den

Hochgebohrnen Herrn,

Herrn Alexander,

Des Heil. Röm. Reichs

Burg-Grafen und Grafen

zu Dohna,

Freyen-Standes-Herrn in Schleſien

zu Wartenberg, ꝛc. ꝛc.

Ihrer Königl. Maj. in Preuſſen wircklichen Erſtern Staats- und Kriegs-Rath, General-Feld-Marſchalln, Gouverneur der Veſtung und des See-Hafens

Pillau, ꝛc. ꝛc.

Bey deſſen Ankunfft in Schleſien,

In fremdem Nahmen

B. Hofmann.

WAs zeigt ſich vor ein Helden-Saal?
Iſts nicht der Schauplatz unſrer Zeiten!
Wer wagt ſich, mir die groſſe Zahl
So tapfrer Helden auszudeuten?
Mann, Lager, Veſtung, Pulver, Bley,
Ein faſt vernehmlich Feld-Geſchrey,
Sind Zeichen ihrer groſſen Thaten:
Das Auge wird hier ſtumpf und matt;
Nicht aber vor Erſtaunung ſatt,
Das, was es auch nicht kennt, doch endlich zu errathen.

Wer

Wer lehrt mich? iſt kein Führer hier,
Mir alle Seltenheit zu zeigen?
Wen ſtellt doch jenes Bildnis für,
Von dem ſo helle Strahlen ſteigen?
Aus dem die wahre Großmuth blitzt:
Auf welches ſich ein Adler ſtützt:
Um das ſo viele Rüſtung lieget:
Zu deſſen Füſſen ſelbſt der Ruhm,
Als groſſer Geiſter Eigenthum,
Sich mit gebogner Bruſt ſo ehrerbietig ſchmieget?

Komm, Ruff, der alle Welt erfüllt,
Der ewig-grüne Lorbern windet,
Die er um tapfrer Männer Bild,
Zum Zeugniß ihrer Siege, bindet:
Komm, du bewohnſt ja dieſen Ort,
Und führſt ein weit-erſchallend Wort,
Der Nach-Welt alles zu vermelden;
Eröffne mir doch den Verſtand,
Und mache förderſamſt bekannt:
Was ſeh ich dort vor mir für einen groſſen Helden?

Iſts möglich! hielt mich denn ein Schlaf
In dunckler Phantaſey zurücke?
Daß ich den Welt-beruffnen Graf
Erſt itzo eigentlich erblicke.
Graf Dohna! Iſt auch wo ein Land,
Das dieſen Held noch nicht gekannt?
Ja, gantz Europa muß Ihn kennen:
Ich aber, ſelbſt Sein Unterthan,
Sah Ihn, obwohl mit Ehrfurcht, an,
Und konnte gleichwohl nicht den Groſſen Nahmen
nennen! Ach!

ACh! Groſſer Burg-Graf, zürne nicht,
Der Strahl von Deinen Treflichkeiten
Verblendete mein Augen-Licht,
Daß ich nicht durfte näher ſchreiten:
Die Zunge bleibt auch noch zu ſchwach,
Den Glantz, der Dich wohl hundertfach
Verherrlicht hat, recht auszuſprechen:
Und der Verdienſte ſind zuviel,
Als daß ſich ein ſo ſchlechter Kiel
Entblödet, in Dein Lob verwegen auszubrechen.

ISt Helden-Muth und Tapferkeit
Ein Mittel, ſich empor zu ſchwingen;
So biſt Du, Held! bereits ſo weit,
Daß man verzagt Dir nachzudringen.
Wenn erſt Dein Fuß im Felde ſteht,
Und wenn es an ein Treffen geht,
Da gleicht Dein Muth dem Salamander:
Denn wie der mitten in der Glut
Am allermeiſten lebhafft thut;
So thuſt Du ebenfalls, Geprieſner Alexander.

SO bald ſich Dein Feld-Marſchalls-Stab
Nur gegen Deine Feinde ſtrecket:
So dräut er ihnen Flucht und Grab,
Und alles wird dadurch erſchrecket.
Schallt nur der Donner-volle Thon:
Hier Schwerdt des HErrn, und Gideon!
So iſt der Sieg ſchon halb gewonnen.
Dein Augt wacht vor Stadt und Land:
Beſchützet Veſtung, Hafen, Strand;
Und ſteurt, wo ſchlimme Liſt was Böſes angeſponnen.

Doch

Doch gründet ſich Dein Preis nicht bloß
Auf Krieg und Schwerdt, auf Blut und Leichen:
Nein, auch im Frieden biſt Du groß;
In beyden muſt Du Ruhm erreichen.
Dein Auffehn ſorget vor den Staat:
Dein Wort beſtärckt den Krieges-Rath:
Du ſuchſt des Landes Wohl zu mehren:
Und den Monarchen, dem Du dienſt,
Von Deſſen Glantz Du wächſt und grünſt,
Mit Felſen-feſter Treu bis in den Tod zu ehren.

Dis ſieht der Preuſſen weites Reich,
Und bauet ſchon an tauſend Orten,
Dir, Weiſer Graf, wer kommt Dir gleich?
Die allerſchönſten Ehren-Pforten.
Iſt nicht des Schwartzen Adlers Bild
Dein allerhöchſtes Gnaden-Schild?
Und iſt auch dieſes noch zu wenig:
So ſiehſt Du ja gantz ſichtbarlich,
Iſt das nicht viel? es liebe dich (König.
Des Theuren Friedrichs Hertz, der Preuſſen Groſſer

Auch ſelbſt der Deutſchen Höchſtes Haupt,
Der Groſſe Carl iſt Dir gewogen:
Da Dich ein neues Reis umlaubt,
Womit Dich Schleſien umzogen.
Dein Erb-Recht gab Dir Wartenberg,
Vor Deinen Ruhm ein neues Werck,
Dich, Holder Graf, der Welt zu zeigen.
Und alſo muß, von Zeit zu Zeit
Der Polnia-Grafen Herrlichkeit
Durch GOttes weiſen Rath zu gröſſrer Höhe ſteigen.

Was

WAs hat nicht, Freyer-Standes-Herr,
Dein Unterthan seit wenig Jahren,
O was ist vor Dich rühmlicher!
Vor Proben milder Huld erfahren?
Mit was vor Wachen sorgest Du,
Vor seine Wohlfahrt, Schutz und Ruh?
Dein Zweck ist, ihn beglückt zu machen:
Nicht nur, was seinen Wohlstand stützt,
Und etwan bloß von aussen nützt;
Nein, Du willst auch so gar vor seine Seele wachen.

DU willst auch vor des HERREN Haus,
Vor Schul und Kirche gütigst sorgen:
Wer spricht die Gnaden-Zeichen aus!
Wo sind die Worte herzuborgen?
Wer kan Dich nach Verdienst erhöhn?
Hier muß die Feder stille stehn,
Und am Verwundern sich begnügen.
Sie soll indessen höchst-erfreut,
In tiefster Unterthänigkeit,
Dir, Hochgebohrner Graf, zu Deinen Füssen liegen.

STeh auf, erqvickte Vater-Stadt,
Verehre Deines Käysers Milde:
Den, dem Er Dich vertrauet hat,
Nimm allemahl zu deinem Schilde:
Er bringt dir den gewünschten Flor:
Hebt aus der Asche dich empor,
Und läßt dich neues Wachsthum hoffen.
GOtt, Käyser und dein Standes-Herr,
Sind warlich noch weit mächtiger
Als Brand, und Noth, und Angst, so dich Zeither betroffen.

Trag

TRag deinen weiſen Salomon
Auf treu-ergebnen Liebes-Händen.
Er kommt, Er forſcht, Er ſorgt auch ſchon
Dir neues Glücke zuzuwenden.
Sein Rath, den Er itzt bey dir hält,
Hat ſo viel Gutes vorgeſtellt,
Daß tauſend Freuden-Thränen flieſſen:
Drum ruffe GOtt um Beyſtand an,
Zu ſeegnen, was dein Graf gethan,
Und bald die Frucht davon mit Freuden zu genieſſen.

BEſteig anitzt zugleich mit mir
Des Heiligthums geweyhte Stuffen,
Und trage GOtt ein Opfer für,
Ihn voller Demuth anzuruffen:
Daß unſer Vater, Herr und Graf,
Noch lange nicht den Todes-Schlaf,
Zu unſer aller Schmertz, empfinde:
GOtt ſtärcke noch von Jahr zu Jahr
Sein Haupt und ſilber-graues Haar,
Daß Seine Vater-Huld uns immer mehr verbinde.

JA, Burg-Graf, Dein berühmter Stamm,
Der wie die ſchönſten Cedern prauget,
Sey Wartenberg Burg, Wall und Damm,
Daß Aller Wunſch ſein Ziel erlanget.
Und ſeht! die Vorſicht winckt uns ſchon,
Und weiſt auf Dich und Deinen Sohn,
Auf Beyde nur getroſt zu ſchauen,
Nun wohl! wir hoffen gantz gewiß,
Des frommen Davids Tempel-Riß
Wird bald ein Salomon zu GOttes Ehren bauen.

III. Ode,

An den

Hochwürdigſt-Hochgebohrnen Herrn,

H E R R N

Jacob Heinrich,

des H.R.R. Grafen

von Flemming,

Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen des Groß-Hertzogthums Litthauen Stallmeiſtern, der Kron-Trouppen Deutſcher Richtung General-Commendanten, der Kön. und Churfl. Sächſ. Armee commandirenden General-Feld-Marſchall, dirigirenden Cabinets-Miniſter, ꝛc. ꝛc.

Bey Deſſen glücklicher Ankunfft in Leipzig.

J. C. Gottſched.

GEneſner Graf! was können wir
Dem Himmel vor Geſchencke zollen;
Nachdem ſein gnädig Schickſal Dir
Dein theures Leben friſten wollen?
Was man an Deiner ſtatt begräbt,
Das iſt die Furcht vor Deinem Scheiden;
Denn Sachſen rufft itzt voller Freuden:
Mein Flemming, mein Feld-Marſchall lebt!

DAs Schrecken, Herr, vor Deiner Gruffft,
Hat uns weit mehr als Dich erſchüttert;
Wie ſonſt bey ſtürmiſch-rauher Luft,
Die Eſpe mehr, als Eichen, zittert.
Du gliecheſt einem Lorbeerbaum,
Es fuhr ein Strahl durch Deine Blätter,
Wir alle wichen ſchon dem Wetter;
Allein Du ſelbſt erbebteſt kaum.

O was —

O Was vor Muth erwieſeſt Du,
Bey ſo viel nahen Todes-Zeichen!
Sarmatien ſah ängſtlich zu,
Und zehlte Dich ſchon zu den Leichen.
Gantz Sachſen hörte Famens Mund
Von Flemmings Krancken-Bette ſagen.
Wer macht mir Deiner Freunde Klagen
Und Deiner Knechte Jammer kund!

VErhängniß, rief man, ſchone doch!
Wir weinen noch bey Vitzthums Grabe,
Ach laß uns unſern Flemming noch,
An dem ſich unſre Wehmuth labe!
Wiewohl, des Himmels Schluß war hart,
Held, Deine Kranckheit war zu wenig;
Indem, o Schmertz! ſo gar der König
Durch deſſen Macht getroffen ward.

WAs Wunder, daß das matte Land,
Bey zwiefach-trüben Unglücks-Stunden,
Den allzuſchweren Jammerſtand,
Bis in das innre Marck empfunden!
Iſts möglich? fällt ein Bau nicht ein,
Wenn Grund und Pfeiler hefftig wancken?
O Ja! Wo Haupt und Hertze krancken,
Muß Geiſt und Cörper kraftloß ſeyn.

MAn weiß ja ſonſt, wenn Feind und Schwerdt
Das Vaterland zu ſchrecken pfleget,
Der Aecker Fruchtbarkeit verheert,
Und Dorf und Stadt in Aſche leget;
Wie da kein Mann, kein Jüngling ſäumt,
Wie die behertzten Bürger ringen,
Wie die gezückten Säbel klingen,
Bis daß der Feind das Feld geräumt.

So gieng es hier, indem der Tod
Des Landes Glück zu stören dachte;
Man sah, daß die gehäufte Noth
Der Bürger Andacht feurig machte:
Der Lippen Weyhrauch stieg empor,
Um unsers Unsterns Zorn zu dämpfen,
Wer schien nicht für Dein Wohl zu kämpfen,
Bis sich, o Graf, Dein Schmertz verlohr?

Auch ich, o Herr, den Sachsenland
Als einen Fremdling aufgenommen,
Bin eifrig, mit gefaltner Hand,
Den reinsten Trieben nachgekommen.
Ich seufzte für des Königs Heyl,
Der mir bishero Schutz gegeben:
Und nahm zugleich an Deinem Leben,
Gleich andern treuen Bürgern, Theil.

Gottlob! die Wünsche sind gestillt,
Augustus lebt und ist genesen,
Er wird mit neuer Kraft erfüllt,
Ja muntrer als er sonst gewesen.
Auch Du, o Graf, hast die Gefahr
Des nahen Grabes überstanden;
Man weiß, wie groß in Sachsens Landen,
Bey dieser Post die Freude war.

Ich schwere, Herr, bey Deinem Schmertz,
Den Du so glücklich überwunden,
Es wird in aller Welt kein Hertz,
Das mir an Eifer gleicht, gefunden.
Kein Hertz, das sich so sehr erfreut,
Da Flemming sich nach Sachsen kehret,
Und allen Gram, der uns beschweret,
Durch seine Wiederkunft zerstreut.

Laß,

LAß, Schickſal, Flemmings Wohlergehn
Noch funfzig volle Jahre währen:
Und Seinen Stamm befeſtigt ſtehn,
Bis ſich die Welt in nichts wird kehren.
Ich weiß, o Graf, mein Lied klingt ſchlecht,
Ich darf mich an Dein Lob nicht wagen,
Denn Flemming iſt ja, kurtz zu ſagen,
Des beſten Fürſten treuſter Knecht.

O Ruhms genug! Geprieſener Held,
Du lebſt bereits durch die Geſchichte,
Daſelbſt bewundert Dich die Welt,
Was brauchſt Du denn viel Lobgedichte?
Doch wo die Zeit dies Blatt nicht frißt,
So ſoll die ſpäte Nachwelt leſen,
Daß Flemming ſolch ein Held geweſen,
Der auch den Muſen gnädig iſt.

IV. Ode,
An
Seine Hochgebohrne Excellentz
Reichs-Grafen
Von Zinzendorff,
Bey dem Todes-Falle
Deſſen Hochſeel. Frau Gemahlin.
In fremdem Nahmen
J. G. Hamann.

MIt allem Recht, Herr, klageſt Du;
Da liegt nun Deiner Augen Weide,
Und ſchließt Ihr mattes Auge zu,
Und raubt Dir Deines Hertzens Freude.
Des Nebels ungeſunde Macht
Verkehrt der Myrthen holde Pracht
In jämmerliche Leich-Cypreſſen:
Ach, die Veränderung ſchmertzt zu ſtarck,
Sie dringt bis in das innre Marck,
Und läßt das Unglück kaum ermeſſen.

SO wie des Reifes ſtrenges Gifft
Die Roſe nicht nur bloß entfärbet,
Nein, ſelbſt den Stock, den es betrifft,
Zugleich verſenget und verderbet:
So ward auch durch des Nebels Dufft
In die bethränte Todten-Grufft
Gemahl und Sohn zugleich geriſſen:
Dies würckt nun, daß ein jeder klagt,
Und keiner doch genugſam ſagt,
Wie viel Du Schmertz empfinden müſſen.

Herr,

HErr, Du verliehrſt zu viel dabey;
Sie ſtirbt im Morgen Ihrer Jahre,
Da liegt nun Troſt und Lieb und Treu
Auf der zu frühen Todten-Bahre.
Ach Dein Verluſt verdient mit Recht,
Daß man ihn klagt, doch nicht ſo ſchlecht,
Wie man Geringe pflegt zu klagen.
Gemeine Zähren taugen nicht;
Wer was zu Deinem Schmertzen ſpricht,
Muß Blut in beyden Augen tragen.

FAſt alles, was Du um Dich ſiehſt,
Erlauchter Graf, zwingt Dich zu Thränen;
So Großmuth-voll Du Dich bemühſt,
Erſtickſt Du doch nicht Ach und Sehnen.
Wo Sie ſonſt war, ein jeder Ort,
Ein jeder Umſtand, jedes Wort
Erneuret das empfundne Schrecken.
Was Dir von Ihr vor Augen kömmt,
Dadurch wird Deine Ruh gehemmt,
Das kan Dir neuen Schmertz erwecken.

WIr meyntens, daß Dein Sohn allein,
Der Mutter Opfer werden ſollte,
Und daß zu Lindrung Deiner Pein
Sie Dir GOTT länger laſſen wollte:
Wir meyntens! doch was GOtt erſehn,
Muß, ob wohl uns zum Schmertz, geſchehn;
Der Stock verwelcket ſamt der Blume,
Bey ſeiner Jahre Frühlings-Safft,
Im Morgen ſeiner beſten Krafft,
Im Wuchs von Anmuth, Lieb und Ruhme.

DJe Wehmuth brach Dir faſt das Hertz,
Als Sie die Augen wollte ſchlieſſen,
Die Augen zwang der Seelen-Schmertz
Die Thränen häufig zu vergieſſen.
Ach, bleib doch! rieffſt Du, Jammer-reich,
Dein Sterben tödtet mich zugleich,
Bleib! rieffſt Du, währenden Umarmen;
Du ſtelleteſt Ihr die Kinder dar,
Ein Anblick, der Ihr Weh gebahr!
Und bathſt, ſich Ihrer zu erbarmen.

GOtt, flehteſt Du, die Kreutzes-Laſt
Wird mir zu ſchwer, wenn Beyde fallen,
Das herbe Leyd erdrückt mich faſt,
Und ich vermag kaum noch zu lallen.
Hier iſt der Sohn! GOtt, der ſey dein,
Laß ihn der Mutter Opfer ſeyn!
So kan ich noch mein Kreutz ertragen;
Allein, o Schmertz! der Ausgang wieß,
Daß es bey GOTT gantz anders hieß;
Sieh, er verhieng ein neues Klagen.

DEnn, Herr, Dein tugendhafft Gemahl,
Starb, und ::: hier will das Wort erſterben.
Die Klage drang durch Wald und Thal
Von den unmündig-zarten Erben.
Dein beſtes Kleinod iſt nun hin,
Und dies betäubt Dir Muth und Sinn.
Jedoch Sie läßt noch Ruhm zurücke;
Wer ſolch ein Eh-Gemahl erlangt,
Das nach dem Tode damit prangt,
Schätzt das noch traurend vor ein Glücke.

Wiewohl das iſt kein Troſt vor Dich,
Du wirſt nur mehr dadurch gerühret,
Und unſer Leiden mehret ſich,
Wenn man erwegt, was man verliehret.
Auch Fremde ſtimmen damit ein,
Dein Unterthan kan Zeuge ſeyn,
Den Schmertz und Wehmuth niederbeugen.
Wer Jammer-voll bey ſich erwegt,
Was man mit Ihr ins Grab gelegt,
Muß ſeinen Schmertz durch Thränen zeigen.

Wer andern ſonſt gebieten darf,
Macht ſich nicht ſelten zum Tyrannen,
Sein Herrſchen iſt offt allzuſcharf,
Und pflegt die Liebe zu verbannen.
Stirbt dieſer weg: der Unterthan
Sieht es mit naſſen Augen an,
Und weint vor freudigem Vergnügen;
Er weint, daß er des Joches frey,
Daß ſeine Noth gemindert ſey,
Daß er nicht gäntzlich darf erliegen.

Doch, Herr, ſchau, was die Liebe wirckt
Bey Deinen treuen Unterthanen,
Dein Schmertz hält auch ihr Hertz umzirckt,
Die Liebe ſucht ſie anzumahnen;
Sie klagen Dich, und Ihren Tod,
Sie fühlen gleichfalls Deine Noth,
Die Wehmuth ſcheint ſie aufzureiben;
Was reitzt ſie an? Der Tugend Ruhm,
Als der Entſeelten Eigenthum,
Den niemand recht weiß zu beſchreiben.

SJe gehen weinend zu der Gruſſt
Den Reſt mit Thränen zu benetzen,
Ein jeder ſchreyt, und ſiehnt, und ruffſt:
Kommt! laßt uns Ihr ein Denckmahl ſetzen.
Der ſpricht: Herr, wärs in meiner Macht,
So wollt ich Dir in erſter Pracht
Den Cörper wieder lebend ſtellen,
Davor wollt' ich in Ihrem Sarg,
Wo man ſie thränend hin verbarg,
Mich gern den Todten zugeſellen.

SAgt alle, war die Frömmigkeit,
Die Sie in reichem Maaß geſchmücket,
Zucht, Anmuth und Beſcheidenheit
Wohl je vollkommner ausgedrücket?
Ja war die Sorgfalt nicht genug,
Die Sie vor Ihre Pflantzen trug,
Unſterblich Lob Ihr zu erwerben?
Die Treue gegen den Gemahl
Verſchafft Ihr in dem Tugend-Saal
Den höchſten Platz nach ihrem Sterben.

DU ſprichſt, Herr, dies iſt mir bekannt,
Ich hab es ſchon vor vielen Jahren,
So glücklich war mein Eheſtand!
Durch That und Wahrheit ſelbſt erfahren;
Ich finde keine Schmeicheley,
Ich weiß, daß es die Wahrheit ſey,
Was Fremde Gutes von Ihr ſprechen.
Doch alles was man rühmt und ſpricht,
Erſetzt, was ich verlohren, nicht,
Vermag die Schmertzen nicht zu brechen.

HErr, ich bin freylich viel zu ſchwach,
Dir was zum Troſte vorzuſingen.
Ein unausſprechlich Ungemach
Läßt ſich durch keinen Reim bezwingen;
Zeig' uns anitzt durch Rath und That,
Wie viel Dein Hertze Großmuth hat;
Sowohl im Unglück als im Glücke.
Du haſt ſie, Herr, im Uberfluß;
Drum zeig uns, daß des Höchſten Schluß
Dich drücke, doch nicht unterdrücke.

IHr, die ihr noch die Tugend ehrt,
Kommt, eilt mit mir zur Grabes-Höle.
Hier wird uns unſer Troſt vermehrt,
Hier wohnte ſonſt die groſſe Seele.
Hier ſteht Ihr Haus noch beygeſetzt;
Ihr Wandel hat die Welt ergötzt,
Ihr Tugend-Ruhm würckt itzt noch Freude.
Wo iſt dies Muſter itzt? Ach! fort.
Darum verlaſſen wir den Ort
Gantz ſtill; warum? Wir tragen Leide.

V. Ode,

An die Geſellſchafft der Phryger,

Auf

den hohen Geburts-Tag

Ihrer Hochgeb. Excellentz des H. R. Reichs

Grafen

Von Wackerbart,

Als Derſelbe kürtzlich zum Generaliſſimo aller Sächſiſchen Trouppen ernennet worden.

Aus dem Lateiniſchen (Tit.) Hrn. D. Maſcous J. C. Gottſched.

WAs rührt mich vor ein ſeltnes Licht?
Ihr edlen Phryger ſäumt euch nicht,
Umkräntzet Stirn und Haar mit friſchen Myrthen-Zweigen.
Des Feldherrn Jahrs-Tag ſtellt ſich ein,
Wie kan die Muſe läßig ſeyn,
Da Martis Krieger ſelbſt ſich ſo geſchäfftig zeigen.

BEllonens Volck iſt reich an Luſt,
Warum? der Helden-Freund, Auguſt,
Setzt unſern Wackerbart zum Haupte ſeiner Heere.
So wächſt der Legionen Muth,
Dem kühnen Sachſen wallt das Blut,
Er ſeufzt, o daß nur gleich ein Feind zu dämpfen wäre!

WAs längſt in Brabands Feld geſchehn,
Was der geſpaltne Rhein geſehn,
Das weiß Europa noch durch Famens Ruf zu melden,
Strahlſund die unbezwungne Stadt,
Die ſonſt den Feind verlachet hat,
Vergaß den alten Stoltz, und wich vor dieſem Helden.

DA knallte Pulver und Geſchütz!
Graf Wackerbart ſchoß Dampf und Bliz,
Und brach den Gegenſtand der trotzigſten Paſteyen.
Es ſchien, daß er mit ſtarcker Hand
Dem Zevs den Donnerkeil entwandt, (ſtreuen.
Ihn unter Schnee und Eis auf Schwedens Wall zu

SO ſiegt er als ein Krieges-Mann,
Doch was Sein Mund im Frieden kan,
Das weiß ſowohl Auguſt, als Carl, der Deutſchen Käy-
Ihr Muſen! ruhmt auch euer Glück, (ſer.
Er legt den Oelzweig offt zurück,
Und wehlt an deſſen ſtatt des Phöbus Lorbercrſer.

SO ſchützte dort vor grauer Zeit
Der Held, den Africa geſcheut,
Die Kunſt des Lälius, der gleichen Trieb gefühlet.
So ſtimmte dort vorzeiten ſchon
Der Africaner Held den Thon,
Womit Terentius den Römern vorgeſpielet.

TAg, ſtelle dich noch offtmahls ein,
Laß den Geburts-Stern heller ſeyn
Als andrer Sterne Glantz, die ſchlechten Häuptern bren-
Es hängt hier Sachſens Heyl daran, (nen.
Drum ſeufzt das Land: O könnte man
Die Jahre Wackerbarts beglückt und endloß nennen!

VI. Ode,

Auf das

Geburths-Feſt der Hochgebohrnen Gräfin und Frauen,

F R A U E R

Maximilianen Eleonoren,

Gebohrnen und vermählten Gräfin von Schönburg in Penigk.

d. 15. Mertz 1728.

Im Nahmen eines andern,

J. Fr. Mäy.

GRoſſe Gräfin, zürne nicht,
Daß es Danck und Treue wagen,
Dir von meiner Schuld und Pflicht
Nur ein Angeld abzutragen.
Eh ich dieſes gantz verſäume,
Eh ich keinen Abtrag thu,
Bring ich Dir ein Blatt voll Reime,
Doch zugleich mein Hertz darzu.

NImm ein ſchlechtes Unterpfand,
Das Dir Luſt und Demuth ſchicken,
Nimm es mit geneigter Hand,
Und gewohnten Gnaden-Blicken.
Glaube was mein Kiel geſchrieben,
Stellt Dir auch mein Hertze für,
Dieſes ſingt vor frohen Trieben
Jetzt von nichts, als nur von Dir.

Deiner

DEiner Tugend hoher Preis
Krönt Dich ſtets mit friſchen Kräntzen,
Und man ſieht ihr güldnes Reis
Alle Stunden ſchöner gläntzen.
Dein recht himmliſches Gemüthe
Haßt die Welt, und ſteigt davor
Uber Stamm-Baum und Geblüthe,
GOtt und Dir zum Preis, empor.

DEiner Sippſchafft Schmuck und Werth,
Deiner Ahnen Glantz und Ehre,
Hat vor grauer Zeit erklärt,
Was zu Preis und Ruhm gehöre.
Doch in Dir, du Preis der Frauen,
Die man ſtets mit Luſt erblickt,
Iſt der Glantz vereint zu ſchauen,
Der den Nahmen Schönburg ſchmückt.

HAtte Dich des Schickſals Rath
Nicht durch Blut und Stamm erhaben;
So erhübe Dich die That,
Und der Vorzug Deiner Gaben.
Und wie ſchön iſt hier zu leſen,
Was Dich ſonſt empor gebracht,
Und daß Dich dein ſeltnes Weſen,
Groß; doch niemahls ſtoltz gemacht.

ER, in deſſen Helden-Bruſt
GOtt, und Du, und Tugend thronen,
Auguſt-Siegfried, Deine Luſt
Kam, durch ſich Dich zu belohnen.
Konnten Dich wohl Glück und Liebe
Durch was edlers, als durch Ihn,
Zur Belohnung frommer Triebe
Mit Vergnügung überziehn.

Ruh

Ruh und Wohlfarth kam herbey,
Dich aus holder Brunſt zu küſſen.
Beyd-s ließ Dich ſeine Treu
Durch ſo manchen Ausbruch wiſſen.
Doch Dein feſt-geſetztes Hertze,
Das des Himmels Bildniß trägt,
Blieb ſofort in Luſt und Schmertze;
Blieb in allem unbewegt.

Heute wird der Lohn verneut,
Den die Treue nach ſich ziehet;
Die durch Glaub und Frömmigkeit
Stets in Luſt und Seegen blühet.
Deines Jahr-Feſts güldne Blicke
Machen Dich, und uns zugleich,
Durch ein neu-vermehrtes Glücke,
An erwünſchten Freuden reich.

Theure Gräfin, ich Dein Knecht,
Ich Dein Treu-gebückter Pathe,
Fühle, wie mir Luſt und Recht,
Tauſend frohe Wünſche rathe.
Maximiliana blühet!
Dieſes reitzt mir Hertz und Blut,
Biß die Luſt ſo in mir glühet,
Den entzückten Zuruff thut:

Himmel, deſſen Treu und Macht
Tugendhaffte Seelen ſchützet,
Schaffe, daß, was itzt erwacht,
Uns noch ſpäte Jahre nützet!
Dieſer Wohlfahrt Ceder-Aeſte
Müſſen immer feſter ſtehn,
So ſteht Penigks Freude feſte,
So gedeyht mein Wohlergehn!

VII. Ode,

Zum Andencken

Der weyland

Hochgebohrnen Freyin und Frauen,

FRAUEN

Magdalenen Catharinen,

Vermählten Edlen Frauen

von Plotho,

Freyin des H. Röm. Reichs und zu Engelmünſter, ꝛc.

gebohrnen von Einſiedel, ꝛc.

J. C. Gottſched.

WO Tugend nicht das Denckmahl ſetzt,
Sobald der mörſche Leib geſtorben;
Wo niemand was verlohren ſchätzt,
Nachdem der Glieder Bau verdorben:
Da pflegt, nach zugeſcharrter Gruſſt,
Die Gegenden der heitern Luſſt
Kein trübes Trauer-Lied zu füllen;
Da pflegt ſich auch die Schmeicheley,
Und ihr verworfnes Lob-Geſchrey
Noch eh' die Glocke ſchweigt, zu ſtillen.

SEht, Sclaven ſchnöder Eitelkeit!
Vor eures gleichen träge Seelen
Eröffnet die Vergeſſenheit
Den Abgrund ihrer dunckeln Hölen.
Stand, Reichthum, Gröſſe, Luſt und Pracht,
Und alles, was euch groß gemacht,
Iſt morgen nur ein Traum zu nennen:
So bald euch Wurm und Schimmel zehrt,
Hält euch die Nachwelt kaum mehr werth
Dem bloßen Nahmen nach zu kennen.

O wohl

O Wohl dem! der nach Tugend ſtrebt,
So lang ihm Hertz und Adern klopfen:
Ihm wird, wenn er gleich ausgelebt,
Kein Menſch des Nachruhms Quellen ſtopfen.
Verſchwindet Witz, Gehör, Geſicht,
Verliſcht zuletzt des Lebens Licht;
So wird er doch nicht gantz begraben.
Der Leichnam wird nur beygeſetzt,
Der Geiſt bleibt dennoch hoch geſchätzt,
Und ſoll ein ewig Denckmahl haben.

Wo bin ich? wie erblick ich hier!
Ein ſchwartz-umhangnes Trauer-Zimmer?
Das Marck in Beinen bebet mir,
Bey trüber Todten-Fackeln Schimmer.
Weß iſt der Sarg? Wen ſchließt er ein?
Wer muß dies Todes-Opfer ſeyn?
Wie hieß er? Was iſt er geweſen?
Sobald mein Blick das Wapen trifft,
Läßt ſich in einer Silber-Schrifft
Der Frau von Plotho Nahme leſen.

Ach Jammer! der nichts gleiches hat,
Hier liegt ein Muſter groſſer Frauen.
Laßt Ihr, an eines Grabmahls ſtatt,
Viel tauſend Ehrenmähler bauen?
Die Frau von Plotho hats verdient:
Wo wahre Tugend ſtets gegrünt,
Muß man die Todten nicht vergeſſen.
Die Wahrheit ſelbſt weiß ihren Ruhm,
Der ächten Tugend Eigenthum,
Der Nachwelt reichlich zuzumeſſen.

GEkräncketer Wittwer! iſt Dein Hertz
Nicht noch voll tiefer Trauer-Wunden?
Kein Wunder! haſt Du doch den Schmertz
Am allerheſftigſten empfunden.
Dein Schatz, das Labſal Deiner Bruſt,
Dein Liebſtes, Deiner Augen Luſt
Verwelckt im Sommer Ihrer Jahre.
Die Dich Ihr Lebenlang geliebt,
Die Dich ſonſt nie, als itzt, betrübt,
Liegt blaß auf einer Todten-Baare.

Ihr ſtoltzen Schönen dieſer Zeit,
Ihr Schweſtern reitzender Sirenen;
Kommt, deuckt an eure Nichtigkeit,
Und ſpiegelt euch an dieſer Schönen.
Wer übertraf Sie an Geſtalt?
Anitzo kan Sie welck und kalt
Kaum Ihrer Anmuth Spuren zeigen.
Die Schönheit ſchreckt den Tod nicht ab,
Und unſrer Edlen Freyin Grab,
Soll aller Schönen Hochmuth beugen.

DOch weg! dies Lob war viel zu ſchlecht,
Wo bleiben Ihres Geiſtes Gaben?
Ein Tugend-armer Wolluſt-Knecht
Mag ſich an bloſſer Schönheit laben.
Den Cörper ſchenckt uns die Natur,
Und jedes Glied zeigt uns die Spur
Von eines weiſen Schöpfers Händen.
Die Thorheit hat es eingeführt,
Ein Lob, ſo GOtt allein gebührt
Dem eiteln Menſchen zuzuwenden.

Allein wo fängt die Feder an
Die Seligſte nach Wunſch zu preiſen?
Gemahl und Haus und Unterthan,
Mag mir des Lobes Ordnung weiſen.
Ihr Ehſtand, Ihre kluge Zucht
Der wohlgerathnen Leibes-Frucht,
Zuſammt der Herrſchafft, die Sie führte,
Wies eine dreyfach groſſe Pflicht,
In welcher man bey Ihr doch nicht
Die wenigſte Verſäumniß ſpürte.

Hier thränt des Witwers Auge noch,
Im Angedencken Ihrer Liebe.
Ach, daß Sein eigner Griffel doch
Derſelben Zärtlichkeit beſchriebe!
Er kennt am beſten Ihre Treu,
Er weiß wie lobens-werth Sie ſey;
Und könnt es uns am ſchönſten ſagen.
Doch nein, da Ihn der Schmertz gebeugt,
So iſt es beſſer, daß Er ſchweigt,
Nicht rühmen würd' Er, ſondern klagen.

Ihr Pflantzen dieſer Gärtnerin,
Ihr Freyherrn, die von Ihr entſproſſen;
Es ſchwebt Euch beyden noch im Sinn,
Was Ihr vor Zucht von Ihr genoſſen.
Was hilfts von altem Adel ſeyn,
Und ſeiner Anherrn Helden-Schein,
Durch eigner Unart Dampf verdunckeln?
Ein Freyherr fröhnt den Laſtern nicht,
Er läßt ſein edles Angeſicht
Mit lauter Tugend-Strahlen funckeln.

War

War dies nicht Eurer Mutter Spruch?
Ihr höchst-bekümmerten Gebrüder!
Und Eurer Ahnen Helden-Buch
Erinnert Euch desselben wieder.
Wiewohl sie lehrte dies nicht nur,
Sie selbst betrat die Tugend-Spur,
Und that, was Sie Euch angepriesen.
Bey Ihr war alles sonderlich,
Denn Geist und Tugend hatten sich
In allem Ihrem Thun erwiesen.

Verkehrt nur Herrschafft in Gewalt,
Ihr Erben grosser Ritter-Güter!
Der Unterthan verwünschet bald
Die Wuth Tyrannischer Gebieter.
Wer liebt wohl den, der ihn nur quält,
Und dem sonst nichts als Gnade fehlt,
Auch wenn er sich läst gnädig nennen?
Nein! kluge Herrschafft herrscht mit Huld,
Und ist an Nachsehn und Geduld
Weit mehr, als strenger Macht zu kennen.

Helft, Musen! die Gelindigkeit
An unsrer Edlen Freyin preisen.
Wer sah Sie nicht fast jederzeit
Den Unterthanen Guts erweisen?
Hier wieß kein stoltzes Großthun sich,
Ihr Mund und Hertz war mütterlich,
Das Schonen überwog das Strafen:
Daher war Ihr das Volck so treu,
Und Sie erfuhr, wie süß es sey,
In voller Sicherheit zu schlafen.

MIch dünckt die Großmuth selbst tritt auf,
Und sucht die Seeligste zu loben.
Sie rühmt: Ihr frommer Lebens-Lauf
Wieß tausend wahre Christen-Proben.
Es traf Sie beyder Eltern Fall,
Offt hörte Sie der Glocken Schall,
Bey früh erblaßter Kinder Leichen:
Doch nie besiegte Sie der Schmertz,
Warum? ein Christlich Helden-Hertz
Ist durch kein Unglück zu erweichen.

DJe Gottesfurcht regt auch den Mund,
Man hört sie laut und deutlich sprechen:
Ihr Sterblichen! es sey euch kund,
Dies Grab soll keine Zeit zerbrechen.
Hier senckt man meine Töchter ein,
Die niemahls einen Heuchel-Schein
Mit GOttes Heiligthum getrieben.
So gläubig war die fromme Brust,
Daß sie zu gleicher Zeit gewust
Den Nechsten, Sich und GOtt zu lieben.

SJe schweigt. Die Hand erstarret mir.
Der Einfall selbst scheint auszubleiben;
Was stört mich? Ach, ich soll von Dir,
Zu sehr gebeugter Freyherr, schreiben,
So schmertzlich Dich Ihr Tod gekräncket,
So herrlich hast Du Sie versenckt;
Was ließ die Liebe Dich wohl sparen?
Noch itzt sind Deine Flammen heiß,
Darum erneust Du Ihren Preis
Und zeigst ihn auch den späten Jahren.

O Seltnes, ungemeines Paar!
Die Nachwelt ſoll dein Beyſpiel leſen.
Du, des die Todte würdig war,
Biſt eintzig ihrer werth geweſen.
Dein Trauren iſt faſt unerhört;
Wer hätte Sie gleich Dir verehrt?
Sie ſo getreu als Du beweinet?
Doch ſtille! Selbſt die Todte rufft,
Hört, was aus Ihrer hohlen Gruft
Vor ein Befehl zu thönen ſcheinet.

DJes Ehrenmahl, ſo mich umſchleußt,
Hat mir mein Ehgemahl geſetzet,
Mein theurer Friedrich, deſſen Geiſt
Mich Seiner Liebe werth geſchätzet.
Mein Grab erhebt mehr Ihn als mich:
Doch auch im Staube lieb ich Dich,
Mein Schatz und Liebſtes auf der Erden!
Vergäßeſt Du nur meiner nicht;
So würde mir die Nacht ein Licht,
Der Tod zum ſüſſen Schlafe werden.

VIII. Ode,

An

Ihro Hochfreyherrl. Excellentz,

Den

Herrn General,

Baron von Frieſen,

in Rötha

Bey Eintritt des Neuen Jahres

Im Nahmen eines Andern,

S. Seidel.

HEld, welchem Ruhm und Glücke ſchon
Manch wohlgeſchätztes Lob-Lied bringen,
Laß meiner Danck-Pflicht heiſchen Thon
Ein Lied von ihrer Freude ſingen.
Ich zweifle nicht. Dein holder Blick
Aus welchem Troſt und Gnade ſehen,
Wird freylich auch in dieſem Stück
Mein magres Opfer nicht verſchmähen.

HIer kömmt kein ſchmeichleriſcher Gruß,
Den Geitz, und Trug und Stoltz beleben;
Dies Blättgen bringt den reinſten Kuß,
Den Danck und Luſt und Treue geben.
Hier kömmt die Redlichkeit allein;
Doch heißt ſie auch die Ehrfurcht weichen,
Und dir viel lieber nichts zu weyhn,
Als ſo was ſchlechtes darzureichen.

Der

DEr Neid hat ſelbſt vor langer Zeit
Aus ſtoltzer Feinde Blut geleſen,
Wie Frieſens Muth und Tapferkeit
Dem alten Adel gleich geweſen;
Und wie die Tugend, deren Glantz
Ihm ſchon aus Stirn und Augen blicket,
Der grauen Ahnen Ritter-Krantz
Mit friſchen Lorbern ausgeſchmücket.

DEr Ruf poſaunt es durch die Welt,
Drum ſchweigen meine Lieder ſtille.
Ich dencke nur Geprieſener Held,
An Deiner Wohlthat Krafft und Fülle.
Die Ehre, Dir verwandt zu ſeyn,
Verklärt ſich ſtets durch Deine Güte,
Und unter ſolchem Sonnen-Schein
Verbleibt mein Glück in ſteter Blüte.

DUrch dis wird Hand und Hertz entflammt,
Und eilt und drängt ſich Dir entgegen.
Dir Trieb und Regung insgeſammt
Zum treuen Angeld darzulegen.
Wie wallt mein Blut vor Danck-Begier,
Wie weiß es mir in allen Fällen
Des Theuren Frieſens Gunſt zu mir,
Durch tauſend Bilder vorzuſtellen!

SO zärtlich dieſe Neigung iſt:
So freudig werd ich auch darneben,
Wenn Glück und Luſt Dein Haus begrüßt,
Durch welches meine Wünſche leben.
Wie frölich ſieht die fromme Bruſt,
Beym frohen Wechſel dieſer Zeiten,
Das Wachsthum Deiner Ruh und Luſt
Sich noch in Stamm und Aeſten breiten!

ERhabner Mann, Du ſelber blühſt,
Du blühſt in unverwelcktem Seegen,
Und wie Du nur auf Tugend ſiehſt;
So geht Dir auch ihr Lohn entgegen.
Der Himmel thut den Wünſchen gnug,
Drum ſchmückt Er Deiner Augen-Weide,
Die Theureſte von Meuſebug,
So, wie Sie Dich, mit Glück und Freude.

HJeraus entſtammt das gröſte Theil
Von Deiner Kinder Wohlergehen,
Du ſiehſt der Baroneſſen Heyl
Noch wie Japaner-Palmen ſtehen.
Schau Deiner Frey-Herrn Wachsthum an!
Der Himmel will Dich in den Söhnen,
So, wie den theuren Tochter-Mann
Durch Glück, Verdienſt und Tugend krönen.

KOmmt, Muſen, ſtärckt den matten Kiel,
Den Scheu und Blödigkeit zerknicken,
Und ſtimmt mein rauhes Säyten-Spiel,
Mein Froh-Seyn völlig auszudrücken.
Herr, nimm zum Abtrag meiner Schuld
Mein Hertz, das immer rühmt und dencket,
Wie viel Du Wohlthat, Gnad und Huld
Unausgeſetzt auf mich gelencket.

JEtzt ſteigt ſein neuer Wunſch empor:
Held, leb und blüh auf ſpäte Zeiten.
Dein Haus ſey gleichfalls ſtets im Flor
Von Wohlfahrt, und Erſprießlichkeiten!
Nur laß mich fernerhin bey Dir
Im Schatten Deiner Gnade ſitzen.
So wird, die Hoffnung ſagt es mir,
Dein Wohlſeyn ſtets das meine ſtützen.

IX. Ode,
Auf
Den Todes-Fall
Der Hochwohlgebohrnen
FRAUEN
Sophia Eliſabeth von Haugwitz,
geb. Freyin von Zaradeck,
Welche das im Königreich Böhmen und Hertzogthum Schleſien von uhralten Zeiten her
Hochberühmte
Zaradeckiſche Geſchlechte
beſchloſſen ꝛc.

A. B. Pantke.

HIer iſt die Grufft! Ihr Thränen fließt,
Verehrt das Ebenbild der Tugend,
Die Freyin, die ſchon in der Jugend
Des Alters Muſter worden iſt.
Hier iſt die Grufft, wo Böhmen weinet,
Und Schleſien mit Ehrfurcht klagt,
Wo Andacht und Verſtand erſcheinet,
Und von gerechter Wehmuth ſagt.

MIch nimmt ein kalter Schauer ein,
Die Glieder fangen an zu zittern,
Denn bey dergleichen Ungewittern
Kan niemand ohn Empfinden ſeyn.
Und dieſes muß gedoppelt ſchmertzen,
Wenn in des düſtren Grabes Nacht
Der Ausbund tugendhafter Hertzen
Dem Alten Stamm ein Ende macht.

O Freyin! Deine Todten-Gruft
Heiſt Deines Stammes Ehren-Tempel,
Indem Dein herrliches Exempel
Die Nach-Welt ſelbſt zur Folge rufft.
Die Menge der ererbten Jahnen,
Die Dir des Himmels Hand gewährt,
Ja ſelbſt das Bildniß Deiner Ahnen
Wird durch Dein eignes Bild verklärt.

DJe Tugend öfnet ſelbſt den Mund,
Und macht den Preis, den Du verdieneſt,
Und macht den Ruhm, in dem Du grüneſt,
Durch manchen hohen Lob-Spruch kund.
Ich höre Sie an dieſem Orte,
Sie fängt mit wahrer Wehmuth an,
Und klagt, und redet ſolche Worte,
Die keine Feder faſſen kan.

WEn ſeh ich dort? Die Frömmigkeit
Bemüht ſich mit den ſchönſten Kronen
Dein rühmlich Leben zu belohnen,
Und bringt ein ſeltnes Ehren-Kleid.
Die Großmuth, welche nichts erweichet,
Vergißt hier ſelbſten ihre Pflicht,
Die, da Ihr Ebenbild erbleichet,
Von ungewohntem Trauren ſpricht.

O Schöner Anblick! welcher hier
Den Ruhm des klugen Wohlthuns preiſet.
Die Armuth, welche Du geſpeiſet,
Entdecket ſich, und tritt herfür.
Ein Schmertz, der leichter zu verſchweigen,
Als etwa zu beſchreiben iſt,
Muß auch bey Deinem Grabe zeigen,
Was Gnad und Huld vor Danck genieſt.

Ihr trockner Mund eröfnet ſich,
Sie ſuchet dir durch heiſſe Zähren
Den Danck bekümmert zu gewähren,
Und rühmt auch nach dem Tode dich.
Die Hände, die ſie oft mit Freuden
Vor dich empor zu heben pflag,
Bezeugen ihr empfindlich Leiden
Durch den der Bruſt gegebnen Schlag.

Unmöglich iſts, es muß der Schmertz
Die theuren Töchter auch bewegen.
Vornehmlich rührt der letzte Seegen
Ihr vor Betrübniß blutend Hertz.
Die edlen Enckel-Kinder weinen,
Und zeigen ein Betrübniß an,
Das auch den unbewegten Steinen
Zum Mitleid Anlaß geben kan.

Ja klagt! es forderts eure Pflicht,
Doch mäßigt auch die bittren Klagen,
Der Schluß von Ihren Lebens-Tagen
Würckt Ihres Ruhmes Ende nicht.
Geſchlecht und Wapen muß vergehen,
Und wird mit Ihr ins Grab gelegt.
Ihr Ruhm und Seegen wird beſtehen
So lang ein Acker Aehren trägt.

Was zeigt ſich dort? Die Ewigkeit.
Ihr Anblick würckt ein freudig Schrecken,
Ihr Mund hingegen will entdecken,
Wie ſie der Freyin Ruhm erneut.
Verewigte, ſind Ihre Worte,
Dein Nach-Ruhm bleibet für und für,
Die Glieder ruhn an dieſem Orte,
Und Dein Gedächtniß grünt bey mir.

X. Ode,
Als
Herr Friedrich Auguſt,
Und
Herr Werner Siegfried,
Edle Herren von Plotho,
Frey-Herren des H. R. Reichs, und zu Engelmünſter,
Von ihren Reiſen glücklich zurücke kamen,
In fremdem Nahmen,
S. Seidel.

* * * *
* *

CLAUDIANUS
IN PROB. ET OLYBR. CONS.

Pleriis pollent ſtudiis, multoque redundant
Eloquio, nec deſidiis, dapibusque paratis
Indulgere juvat: nec tanta licentia vitæ
Abripit, aut mores ætas laſciva relaxat:
Sed gravibus curis animum ſortita ſenilem
Ignea longævo frenatur corde juventus.

* * *

HIer ſind Sie! kommt und ſpielt zuſammen,
Ihr Muſen, kommt und zeigt die Pflicht,
Die ſonſt beym Anwachs reger Flammen,
In rein-geſtimmte Thöne bricht.
Hier kommt das Paar erhabner Brüder
Auf ſeiner Väter Ehren-Bahn,
Wie junge Römer einſt gethan,
Als von Athen und Sparta wieder,
Und ſchmückt ſein altes Helden-Haus
Durch neuen Tugend-Ruhm mit jungen Lorbern aus.

Heut

Heut dringt nach langem Wunsch und Schmertze,
Den Geist und Brust bißher gefühlt,
Ein Freuden-Strahl in Aug und Hertze,
Der schöner, als der Phosphor, spielt.
Heut wird der Unmuth weggenommen,
Und alles jauchzt, und bringt zugleich,
An wallendem Vergnügen reich,
Sein innigst-redliches: Willkommen!
Und sieht dem Aufgang neuer Ruh,
Wie sonst des Persers Lust der Morgen-Sonne, zu.

Herr, dem der Vorsicht Huld und Liebe
Dies güldne Glück gewiedmet hat,
Gepriesner Frey-Herr, gieb dem Triebe
Der Dir geweyhten Freude statt:
Und kanst Du vor Vergnügung hören,
Was man von deinen Erben spricht,
So höre doch, wie Treu und Pflicht
Auch Dich mit Mund und Brust verehren,
Und Dir, den Glück und Ruhm besingt,
Auch meine Lust ein Lied verstimmter Seyten bringt.

Auf Cedern wächst kein Reis von Fichten,
Auf Palmen keine Zirbel-Nuß:
Man liest in alten Welt-Geschichten,
Wie man Dein Haus verehren muß:
Doch sieht man auch, wie Ruhm und Seegen,
Von Deiner Ahnen Ritter-Saal,
Und Blut und Tugend allzumahl
Auch Dich zu gleichem Trieb erregen,
Und hört von Dir den Ruff geschehn:
Was andern einzeln war, ist hier vereint zu sehn.

JE mehr man in die dunckeln Nächte
Der grauen Zeit zurücke geht:
Je weiter sieht man Dein Geschlechte
Durch Jnful, Kiel und Schwerdt erhöht.
Doch was wir von den Urherrn lesen,
Was Gerhard, Günther und Delphin,
Die noch in ihrer Asche blühn,
Was Gebhard, Siegfried je gewesen,
Und was Joachim-Friedrich war,
Stellt sich, dem Werthe nach, in Dir beysammen dar.

DEin hoher Geist zeigt hundert Proben,
Daß Tugend, Wissenschafft und Treu,
So hoch Dich Stamm und Stand erhoben,
Doch stets Dein höchster Adel sey.
Das edelste der neuern Zeiten,
Der Alterthümer Werth und Pracht,
Was Buch und Müntzen kostbar macht,
Der Ritterspiele Seltenheiten,
Und das, was man zur Staats-Kunst zehlt,
Dies alles hast Du Dir zum steten Ziel erwehlt.

DEm Cörper folgt zuletzt der Schatten;
Verdiensten Schmuck und Ehre nach:
Hier kommt dies reichlich abzustatten,
Was Dir des Himmels Huld versprach.
Was Ferdinand, der grosse Kayser,
Vordem an deinem Stamm gethan,
Fieng Carl in Dir von neuem an,
Carl, der auf jene Lorber-Reiser,
Dich, den der Werth empor gebracht, (macht.
Zum Reichs-Rath, und Dein Haus zum Ehren-Tempel

So

So mehrſt Du Deiner Väter Ehre;
Doch auch der Kinder Ruhm und Muth,
Und Deine Sippſchafft ſtärckt die Lehre:
Kein Adler heckt der Sperber Brut.
Was kan ein Vater höhers haben,
Als Söhne, wie die Deinen ſind?
Und ein zum Ruhm gebohrnes Kind,
Als Väter von dergleichen Gaben?
Die ſich ſo ſtarck, als Du, bemühn,
Dem Pöbel ſich allein durch Tugend zu entziehn.

Man hört noch itzt das Lied erthönen,
Das Claudian, vielleicht aus Zwang,
Vorzeiten von des Probus Söhnen,
Und deren Preis und Adel ſang.
Jedoch, vermöcht er itzt zu ſingen,
Was man an Deinen Zweigen ſieht,
So würde deſſen Helden-Lied
Weit reiner und erhabner klingen,
Und Phöbus ſelber willig ſeyn,
Ihm Flöt- und Harfen-Spiel mit Freuden darzuleyhn.

Was Phöbus? Schreibt und bringt nicht ſelber
Die Wahrheit hier ein Lob-Gedicht?
Ein Heuchler tantzt um güldne Kälber,
Ein Blinder tappt beym Sonnen-Licht.
Komm, Wahrheit, laß den Trieb gelingen,
Komm, hilf auch mir, dein Eigenthum,
Des Theuren Friedrich Auguſts Ruhm
Und deines Werners Preis beſingen,
Und ſtelle durch diß Edle Paar
Dich ſelbſt, ſo wie Ihr Lob durch deinen Beyfall dar.

Du

DU kömmſt. Ich fühle deine Flammen
In Hertz und Hand und Angeſicht.
Du faſſeſt meine Krafft zuſammen,
Du ſtärckſt ſie, wo ihr was gebricht.
Du ſchreibſt mir vor, und hilfſt mir ſchreiben;
Und führſt mir ſelber Kiel und Hand,
Und lehrſt mir ſelber unverwandt
Im Gleiſe frommer Freude bleiben,
Und zeigſt, daß Schwulſt und Schmeicheley
Vor dieſer Freyherrn Blick durchaus verwerflich ſey.

DEr Väter Hoffnung kömmt nicht immer
In ihrer Zucht zum Port und Ziel.
Ihr Schiff bricht offt in leichte Trümmer
Und wird der Wellen Gauckel-Spiel.
Sie anckert offt an falſchen Klippen;
Doch ehe ſie ſichs noch verſehn,
So iſts um Luſt und Wunſch geſchehn,
So läßt der Grund den Ancker ſchlippen,
So macht, wie dem Pelopidas,
Der Kinder Natter-Bruth der Eltern Auge naß.

HIer hört man nichts von ſolchem Leide;
Hier bricht der Famen Ruff hervor,
Es ſtieg in Euch, Erwünſchten Beyde,
Des Groſſen Vaters Glück empor.
O prangt der Stamm mit ſolchen Aeſten:
Wie lieblich mag der Wipfel ſeyn,
Der ſtets bey Nacht und Sonnenſchein,
Der unter Sturm und ſanften Weſten,
Weil doch ſein Grund im Segen ſteht,
Sich wie die Cedern dort am Libanon erhöht?

Dort

Dort tritt Apollo zu den Linden,
Dort ritzt er mit geübter Hand
Manch Merckmahl in die zarten Rinden
Von dem, was Euren Geist entbrannt.
Ja, ja, hier ist es noch zu lesen,
Wie eifrig Eure gantze Krafft
Um Tugenden und Wissenschafft
Drey Jahre lang besorgt gewesen,
Daß nichts von dem zurücke blieb,
Was einsten Tullius an seinen Marcus schrieb.

Versetzte Pflantzen blühn am besten:
Man hinterließ die Linden-Stadt,
Und suchte sich in Ost und Westen,
Was Tugend je vor Absicht hat.
Was Deutschland sonst berühmtes heget,
Was Elbe, Rhein und Mayn entdeckt,
Dahin ward auch das Ziel gesteckt,
Dahin ward Trieb und Fuß beweget,
Was Seine, Scheld und Maas benetzt,
Das habt auch Ihr gesehn, das hat auch Euch ergötzt.

O Thorheit! die ein Mensch beginnet,
Der sich auf Reisen selbst verführt,
Und Schaden, Reu und Spott gewinnet,
Und GOtt, und Zeit und Geld verliehrt!
Er folgt den schmeichelnden Sirenen,
So starck auch das Gewissen klopft,
Und eh er Ohr und Hertz verstopft,
So traut er ihren Zauber-Thönen,
Bis daß er einst zu spät erkennt,
Wie leicht der Unverstand in sein Verderben rennt.

WIr lachen noch der Muschel-Flotte,
Womit sich dort Caligula,
Dem Zug in Gallien zum Spotte,
Bey seiner Wiederkehr versah.
Doch, möchte man nicht manchen Deutschen,
Der gnug gereißt, und gnug geschlemmt;
Und wüst und leer nach Hause kömmt,
Mit gleichem Hohn zurücke peitschen?
Und stellst Du nicht, vollkommnes Paar,
Des Reisens Witz und Nutz durch beßre Proben dar.

DU sahst auf Sitten, Kunst und Sprachen.
Was Thales und Pythagoras
Auf Reisen sich vor Kräntze brachen,
Die brachst auch Du ohn Unterlaß.
So Cabinet, als Bücher-Säle;
Die Staats-Kunst und der Höfe Pracht;
Was Kunst, Natur und Fleiß erdacht,
Paläste, Gärten und Canäle;
Die Müntz- und Alterthümer-Schau
War Dir, was Bienen sonst ihr nützer Honig-Bau.

DEr Zutritt bey berühmten Leuten
Verstärckte solchen Tugend-Lauf.
Wie schloß man Dir auf allen Seiten
Mit Freuden Thür und Hertzen auf!
Auch Printzen sahn in Beyder Leben
Des Deutschen Adels Vorzug an,
Und wer Euch sonsten lieb gewann,
Der kam, und fragt und sprach darneben:
Was rühmt Ihr fremde Treflichkeit;
Da Ihr vortreflicher, als alle Fremden seyd?

DOrt, wo ſich die zertheilte Rhone,
Genev, um deine Mauren ſchlingt,
Erſchallt noch itzt, dem Fleiß zum Lohne,
Was beyder Freyherrn Preis beſingt.
Der Kern und Ausbund hoher Ritter
Erwieß durch Gnade, Gunſt und Treu,
Wie ſüß Ihm deren Umgang ſey;
Allein, wie ward er doch ſo bitter,
Als ſich die Trennung mercken ließ, (hieß.
Und GOtt und Zeit und Ruhm den Schauplatz ändern

ES zog Sie Straßburgs Winck zurücke.
Hier rang Ihr Trieb voll neuer Krafft
Um alles, was ſonſt Ruhm und Glücke,
Was Huld bey GOtt und Fürſten ſchafft.
Zwey Jahre wurden hier zu Wochen;
Die Wochen wurden Tagen gleich:
So ward Ihr Fleiß an Seegen reich,
So ward die Laſt durch Luſt gebrochen,
So ſchlug die Freude vor Ihr Hauß
Wie dort der Livien geweyhter Lorber aus.

DEr Printz, der vor das Haupt der Frantzen,
Nach ſeiner Völcker Wunſch und Luſt,
Der Liebe Myrten-Reis zu pflantzen,
Und glücklich zu erhöhn gewuſt;
D'Antin, iſt das wohl zu verſchmähen?
Erkannt allhier der Freyherrn Ruhm,
Und ließ Sie den geſchmückten Thum
Und die Vermählungs-Feyer ſehen,
Und wieß noch ſonſt durch vielerley,
Daß Tugend ſich ſchon ſelbſt der ſtärckſte Vorſpruch ſey.

WOhin sich nur Ihr Auge wandte,
Da folgten Ehr und Seegen nach,
So, daß man schon dem Vaterlande
Den grösten Vortheil draus versprach.
Burgund, Lion, und an der Seine
Der Erden Inbegriff, Paris,
Und sonst halb Franckreich sah und wieß,
Was hier vor Schmuck und Licht erscheine,
Ja selber Deutsch- und Niederland (kannt.
Macht itzt von Beyden noch Verdienst und Werth be-

HEut kömmt Ihr Adler-Flug zurücke!
Hochtheurer Vater, freue dich:
Itzt treibt ein Tag voll heitrer Blicke
Die Trauer-Schatten hinter sich.
Wie sonst die beyden Dioscuren
Dem Schiffer Trost und Lust verleyhn:
So zeigt der Kinder Sternen-Schein
Der ersten Wohlfarth neue Spuren;
Ja, stellt Dein Haus in Ihrer Zier
Heut nicht dem Unterthan der Hoffnung Pharus für?

WAs stöhrt mich mitten im Gedichte?
Hilf GOtt! Ist das nicht Magdalis?
Ich seh ihr Englisches Gesichte,
Ja, ja, Sie ist es gantz gewiß!
Sie rufft: Wirf allen Harm darnieder,
Mein Friedrich, fasse Geist und Brust:
Heut siehst Du deiner Augen Lust,
Heut siehst Du mich gedoppelt wieder,
Heut macht der Angst Cypressen-Baum
Den Rosen Deines Heyls und meines Seegens Raum.

Der

DEr Traum entweicht. Kommt, Hohen Beyde,
Vollführt die flammende Begier.
Brecht, Euch zum Ruhm, und uns zur Freude,
Mit täglich ſchönerm Glantz herfür.
Ja komm auch Du, Geprieſner Stangen,
Der, nach der Treu, die es verſprach,
Wie Mentor ſonſt dem Telemach,
Den Freyherrn rühmlich vorgegangen;
Komm her, und ſieh, ob ſolche Treu
Nicht, wie Dein Adel ſelbſt, voll edler Früchte ſey?

NUn, Theures Paar, mein Zuruff ſchweiget.
Er ſchweigt; doch iſt Dein Ithaca,
Von ſeiner Wohlfarth überzeuget,
Mit hundert frohen Liedern da.
Mein Hertz erthönt bey deren Schalle,
Und rufft des Hauſes Haupte zu:
GOtt ſtütze Deine Luſt und Ruh,
Daß nie ein Punct davon entfalle!
So bleibt, was Dich voritzt erfreut,
Ein Muſter alles Glücks und aller Treflichkeit.

XI. Ode,

Auf den

Frühzeitigen Todesfall

Des Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

Seyfert Siegmund von Seidlitz.

A. B. Pantke.

WAr dies der Schluß von Deinem Hoffen,
Betrübtes, und nunmehr in Boy verhülltes Haus?
O! dieser Fall, der Dich betroffen,
Löscht auch in meiner Brust die Glut der Dichtkunst aus.
Mein Auge sichet nichts, als Baare, Sarg und Thränen,
Mein Ohr vernimmt ein seufzend Sehnen,
Und manch bestürtztes Trauer-Lied. (empfindet,
Wer nennt mir wohl den Schmertz, den Geist und Leib
Indem der bange Sinn sein Trauren wohl gegründet,
Die Hofnung schier gestorben sieht.

DJe frühe Zeit der grünen Jahre,
Der Sitten Artigkeit, der reinen Tugend Pracht,
Hat die verhaßte Todten-Baare
Dir, Höchstbestürztes Hauß, verhaßter noch gemacht.
Dein Haupt verliehrt den Trost, der es erquicken sollte,
Und welcher allen zeigen wollte,
Wie rühmlich die von Seidlitz sind;
Sein Hertze muß mit Recht bey solchem Anblick bluten,
Was Wunder! wenn der Schmertz durch die gesaltzenen
So häufig aus den Augen rinnt. (Fluthen

Der

DEr Brüder Hertze ſchwimmt in Thränen,
Der Schweſtern edle Treu bezeugt ein wahres Leid,
Und ein den Schmertz entdeckend Sehnen
Beſeufzet Wehmuths-voll die höchſtbetrübte Zeit.
Ja, weint bey dem Verluſt ſo vieler ſeltnen Güter,
Weint immer, Edelſte Gemüther,
Wie des Erblaßten Treu begehrt. (cket,
Ein Sohn, der auf den Ruhm des theuren Vaters den-
Ein Freund, der unverrückt ein treues Hertze ſchencket,
Iſt tauſend Liebes-Thränen werth.

ES hatte ſeines Hauſes Hoffen,
Das ſeiner Tugend Ruhm mit tauſend Luſt erblickt,
Recht glücklich bey Ihm eingetroffen,
Da Ihn Verſtand und Muth ſo reichlich ausgeſchmückt.
Sein Trieb erhielt Ihn nicht in Deutſchlands edlen
Nein! ſollt Ihn ſteter Ruhm umkräntzen, (Grentzen,
So mußt er fremde Länder ſehn;
Und das entbrannte Licht auf Franckreichs kluge Sitten,
Auf das entlegne Reich der Welt-berühmten Britten
Und Welſchlands ſeltne Schönheit drehn.

O! Wüſte hier mein Kiel zu ſagen,
Mit was für Ruhm und Luſt Ihn Schleſien empfieng!
O! wüſt ich glücklich vorzutragen,
Wie aller Hertz und Blick an unſerm Seidlitz hieng!
O wüſte doch mein Kiel mit recht belebten Bildern
Die frohe Regung abzuſchildern,
Die Sein berühmtes Haus verſpürt!
Jedoch, was ſollt ich wohl die Wunden gröſſer machen?
Durch die Erinnerung ſo angenehmer Sachen
Wird nur der Geiſt noch mehr gerührt.

EIn doppelt Leiden ſchreckt die Hertzen,
Der Schmertz wächſt ungleich mehr als vor die frehe
Der Glantz der blaſſen Todten-Kertzen (Luſt.
Erregt das gröſte Leid in der beklemmten Bruſt.
Ein treues Trauren wirfft die höchſterſchrocknen Glieder
Auf ein berähntes Lager nieder;
Ein ſchwartzer Voy bedeckt das Haus.
Warum? es weicht die Ruh, die man ihm vorgemahlet,
Und der beliebte Glantz, der zuvorher geſtrahlet,
Geht unter tauſend Thränen aus.

HErr! den der Ruhm vollkommner Seelen,
Der Aemter hohe Laſt, der Schnee der Haare krönt,
Du darfſt Dein Trauren nicht verheelen,
Hier iſt kein Troglodyt, der Deine Neigung höhnt.
Die Klugheit läſt Dich ſchon nicht gäntzlich unterliegen,
Vielmehr mit wahrer Großmuth ſiegen.
O zeige ſie hier in der That!
Beweiſe, was das Land, Dein Hertzog, der Dich liebet,
Dein Haus, das ſo ein Fall mit höchſtem Recht betrübet,
Vor Diener, Troſt und Stütze hat.

IHr, die ihr gleichfals ein Empfinden
Der Thränenreichen Treu in euren Hertzen fühlt,
Bemüht euch dies zu überwinden,
Damit der Schmertz bey euch nicht etwa Meiſter ſpielt.
Der, deſſen früher Tod euch ſo viel Schmertz erwecket,
Erfreut ſich, daß er dieſes ſchmecket,
Was GOtt die Seinen ſehen läſt. (chen,
Ja wird durch dieſes nicht der harte Schmertz gebro-
So dencket: Auf den Schluß betrübter Marter-
Folgt ein erfreutes Oſter-Feſt. (Wochen

XII.

XII. Ode,
Auf das Ableben
Des Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Joh. Dietrichs von Schönberg,
Auf Tammenhayn, Gelenau ꝛc. ꝛc.
d. II. Advent-Sonntag 1727.
Im Nahmen eines andern
Sam. Seidel.

IHr Seelen, die ihr euch bestrebt,
Der wahren Tugend treu zu bleiben,
Und, will euch Tand und Wahn betäuben,
Euch nur dem Himmel übergebt,
Kommt näher her, und seht, und höret,
Und lernt aus diesem Klag-Geschrey,
Daß der, der Tugend sucht und ehret,
So wohl, als andre, sterblich sey.

HIer, unter dieser Marmor-Gruft
Hier, unter diesem Leichen-Steine,
Ruht Schönbergs heiliges Gebeine,
Hört, wie die Tugend selber ruft:
War jemand werth, durch meine Gabe
Des Todes Angriff zu entgehn,
So war es der, bey dessen Grabe
Wir itzt mit nassen Augen stehn.

DEs Theuren Schönbergs Helden-Blut,
War nur das wenigste von allen,
Wovon der Famen Lieder schallen,
Worvon sie manchen Lob-Spruch thut.
So hoch Ihn Stand und Stamm-Baum führen:
So löblich gieng Er stets einher;
Und dennoch soll man Ihn verlieren,
Ach Himmel! dennoch stirbet Er.

DJe Gottesfurcht, des Himmels Frucht,
Bewohnte Seinen Geist, und Sinnen.
Wie trieb Er Sünd und Welt von hinnen,
Wie floh Er doch die Laster-Sucht!
Wen hat nicht sein Gebet vertreten,
Das Glaub und Hoffnung sonst erhizt?
Und dennoch hört Er auf zu bethen,
Und dennoch schweigt und stirbt Er izt.

ER baut, beschenckt, und liebt zugleich,
Die GOtt-geweyhten Kirchen-Häuser,
Und macht durch solche Lorber-Reiser
Sich selbst an edlen Krantzen reich.
Des Lebens-Wortes Werth und Liebe
War stets der Prob-Stein seiner Pflicht;
Und dennoch schützen solche Triebe
Sein frommes Hertz fürm Sterben nicht.

MAn sah die Treue Seiner Brust
Hier in besonderm Schmuck erscheinen.
Mit jederman es gut zu meynen,
War Seines Hertzens beste Lust
Er haßte die verstellten Blicke
Der unergründlich-falschen Welt;
Und dennoch hat des Todes Tücke
Ihm Fall, und Sarg und Grufft bestellt.

DEr Milde Nilus-gleicher Fluß
Ergoß sich stets aus seinen Händen,
Und Armen Wohlthat zuzuwenden,
War nie bey Ihm ein Uberdruß.
Wenn durffte wohl die Lincke wissen,
Was Seine Rechte gutes thu?
Und dennoch wird Er uns entrissen,
Und doch fällt Hand und Auge zu.

DJe Sanfftmuth und Gerechtigkeit
Ward Seines Volckes Schutz und Freude,
Ihm aber auch zum Feyer-Kleide,
Das Gold und Purpur überſtreut;
Und doch ſtellt ſich der Tod ſo fremde,
Als hätte man es nie geſehn;
Und dennoch lehrt Sein Leichen-Hemde,
Es ſey um alles dis geſchehn.

DAs, was den Adel edel macht,
Der Brauch von Feder, Roß und Waffen,
Was Reiſen je vor Nutzen ſchaffen,
Was regen Geiſtern Ruhm gebracht;
Worauf die Ritter-Spiele zielen,
Dies alles hat ſein Lob vermehrt;
Und dennoch muß Er itzt verſpielen,
Da ſich der letzte Feind empört.

DJe Klugheit, = = doch was brauch ich mehr?
Iſt nicht, der Schmuck von ſolchen Bildern
Mit echten Farben abzuſchildern,
Die Krafft zu ſchwach, die Kunſt zu leer?
Zudem, was hab ich ſonſt, als Zähren?
Hier weint, wer Schönbergs Nahmen nennt,
Und iedes Auge will erklären,
Was vor ein Schmertz im Hertzen brennt.

DJe Theureſte Gemahlin girrt,
Wie ſonſt verlaßne Turtel-Tauben.
Sie fühlt Ihr Haupt und Hertze rauben,
Ihr Haus ſieht in ſich ſelbſt verirrt.
Der Unterthan weiß kaum vor Zagen
Und vor der Schwehrmuth herbem Stich
Das bittre Klage-Wort zu ſagen:
Mein Vater, ach wie beugſt Du mich!

So ſtirbt denn Schönberg. Aber nein:
Die Tugend ſoll und kan nicht ſterben.
Und brechen gleich des Leibes Scherben;
Muß Sie doch unzerbrechlich ſeyn.
Sie lebt in Schönbergs Geiſt und Seele,
So dort den Gnaden-Lohn empfängt,
Bis daß nach überſtandner Höle
Sich Geiſt und Leib aufs neu umfängt.

Sie lebt auch hier noch auf der Welt,
Im Angedencken Seiner Lieben.
In Tauſend Seelen ſteht geſchrieben,
Was man von Schönbergs Tugend hält.
Und was? Seht hier die Wahrheit kommen,
Hört, wie ihr Mund vom Ruhm erſchallt:
Hier ruht ein Muſter edler Frommen
Hier ruht der Tugend Aufenthalt!

XIII. Ode,
Auf
Die Hoch-Adeliche
Borck- und Friesische
Ehe-Verbindung
1726.
In fremdem Nahmen
J. C. Gottsched.

Seitdem die Poesie was gilt,
Trägt Hymens Hand entflammte Kertzen,
Wer schildert nicht der Liebe Bild,
Im Abriß zwey entbrannter Hertzen?
Umsonst ist dieses nicht geschehn;
Denn sollten wir zwo Seelen sehn,
Die ein verliebtes Band umschlinget;
Wir fänden warlich lauter Glut,
Und ein durchaus-erhitztes Blut,
So wallend in den Adern springet.

O Klänge dieses Seyten-Spiel,
Nach Art der Feuer-reichen Alten!
So sollt auch unser Tichter-Kiel,
Dies edle Gleichniß beybehalten.
Der Bräutigam liebt Dampf und Glut,
Wenn Mars Ihm den beherzten Muth
In Flammen-volle Felder führet.
Wer hat was feurigers geschaut?
Als da die angenehme Braut,
Durch Ihren Blitz Sein Hertz gerühret.

Ihr

Ihr jungen Knaben! Eilt herbey!
Tragt Reiser, Holtz und Streh zusammen.
Ihr wißt ja, was gewöhnlich sey,
Begeht das nahe Fest mit Flammen.
Ihr freuet euch, und wißt noch nicht,
Wie euch einmahl ein heisses Licht
Aus muntern Augen wird ergetzen?
Ihr seyd bey eurer Glut behertzt,
Und fühlt nicht, wie die Flamme schmertzt,
Womit die Schönheit kan verletzen.

Du weißt es schon, Verlobtes Paar!
Du brennst bereits in voller Liebe,
Die Flammen werden offenbar,
Wer dämpfet wohl dergleichen Triebe?
Cupidens Pfeil ist nicht nur scharf,
Er brennt, wenn er Gewalt bedarf,
Weit mehr als itzt die Sonne brennet.
Die Glut durchfeuert Marck und Bein,
Fürwahr, der muß von Felsen seyn,
Der seine Wirckung nicht erkennet.

Wer glaubt nicht sonst, die Sommer-Zeit
Sey unbequem, sich zu vermählen?
Man soll sich bloß die Dunckelheit
Verlängter Winter-Nächte wählen.
Allein man irrt. Der rauhe Frost,
Erkältet auch die Liebes-Kost,
Und Amor trägt kein Eis in Händen.
Im Sommer flößt der Sonnen-Strahl
Verliebte Flammen, ohne Zahl,
In Mund und Brust, in Arm und Lenden.

Ver-

Vertraute! seyd dann Flammen-voll,
Der Sommer brennt, die Jugend zündet,
Man weiß schon was man hoffen soll,
Wo sich ein solches Paar verbindet.
Ein irrdisch Feuer zehret nur;
Die Glut von himmlischer Natur
Erhält den Bau der Welt im Stande.
So zeigt, durch Eurer Hitze Krafft,
Wenn Lieb und Ehstand Früchte schafft,
Den hohen Werth von Eurem Brande.

Des spaten Alters Schnee und Eis,
Soll Eure Flamme nie ersticken.
Und würden gleich die Scheiteln weiß;
Soll Euch die Liebe doch erqvicken.
Bey Beyden soll die warme Brust,
Von Amors ungestörter Lust,
In hundert Jahren nicht erkalten.
So wird es dermahleins geschehn,
Daß alle Welt an Euch wird sehn,
Ein Beyspiel heiß-verliebter Alten.

XIV. Ode,
Auf das Ableben
Frauen
Louiſen Charitas,
gebohrner Freyin von Zech,
vermählten von Beulwitz,
Im Nahmen der Nierſeburgiſchen Landes-Regierung.

Samuel Seidel.

FReylich ſind dergleichen Schmertzen
Auch im ſtärckſten Helden-Hertzen,
Das doch Witz und Muth erhöhn,
Nicht ſo leicht zu überſtehn.
Fängt, wann Sturm und Sonne tauſchen,
Und bey tobendem Orkan,
Doch der Cedern-Stamm zu rauſchen,
Und vor Angſt zu taumeln an;
Was? ein Schlag von ſolchen Wettern,
Kan wohl Felſen ſelbſt zerſchmettern.

ZEch und Beulwitz, groſſe Seelen,
Die ſich nur zum Zweck erwehlen,
Was die Tugend ſetzt und thut,
Die in Ihrer Abſicht ruht.
Zech und Beulwitz ſtehn vor Schrecken
Jetzo bey ſich ſelbſt beräubt,
O! wer kan uns wohl entdecken,
Wie man Ihren Harm beſchreibt;
Ihren Harm, bey deſſen Rechte
Selbſt Alcides weinen möchte.

Ehr,

Ehre, Glück und Liebe fiengen
Von der Wohlfahrt an zu ſingen,
Welche Beyder Haus gekrönt,
Und zum Jauchzen angewöhnt:
Jetzo ſchallt auf allen Seiten
Manch verwirrtes Jammer-Wort,
Ja die Hoffnung eilt bey Zeiten
Mit zerbrochnem Ancker fort,
Um bey dieſen Leichen-Fackeln
Gleichſam vollends abzutackeln.

Tod und Fall beſtärckt die Lehre,
Tugend, Schönheit, Stand und Ehre,
Mache, ſo berühmt es ſey,
Dennoch nie vom Sterben frey.
Wäre dies nicht feſt geſtellet,
O! ſo würde Deine Luſt,
Theurer Zech, nicht ſo vergället,
Und die ſonſt geſetzte Bruſt
Dürfte nicht mit heiſſem Zagen
Bey Louiſens Sarge klagen.

Ach! der Schlag, den Du erfahren,
Reißt nach dreymahl ſieben Jahren
Jetzt durch neuer Schmertzen Lauf,
Die verharſchten Wunden auf.
Ach! Louiſe, Deren Leben
Einſt der Mutter Tod gebracht,
Hat das Leben aufgegeben,
Giebt nun ſelber gute Nacht;
Ach! Louiſe, fließt ihr Zähren!
Muß ſich ſelbſt den Tod gebähren.

DEine Charis, die Getreue,
Stirbt noch ietzt in Ihr aufs neue,
Jetzo ſiehſt Du noch einmahl
Deiner Charis Todes-Qvaal.
Und was Dir der Schmertz befohlen,
Als Sie vormahls Abſchied nahm,
Muß Dein Beulixitz wiederhohlen,
Der bereits vor Weh und Gram,
So Ihm Luſt und Wunſch zerrüttet,
Tauſend Klagen ausgeſchüttet.

MEine Fromme, meine Taube,
Girrt Er bey Louiſens Raube,
Hat die Luſt, ſo wir gefühlt,
Nur auf dieſen Fall gezielt?
Hab ich denn dein ſeltnes Weſen,
Deine Klugheit, Zucht und Treu
Mir nur darum auserleſen,
Daß es Grufft und Sarg entweyh?
Biſt Du darum nur die Meine,
Daß ich deſto ſtärcker weine?

SChau das Pfand der keuſchen Liebe,
Schau es an! Wie herb und trübe,
Wie beweglich iſt vor mich
Deſſen Anblick ohne Dich!
Wenn es lächelt, wenn es weinet,
Schlägt ſein kläglich-holder Mund,
Wo der Mutter Bild erſcheinet,
Meine Bruſt von neuem wund,
Daß bey ſolchem ſtillen Flehen
Mir die Augen übergehen.

Alſo muß Dein Beulwitz klagen;
Doch Du ſelber hörſt vor Zagen,
So der Großmuth widerſpricht,
Seiner Wehmuth Ausdruck nicht.
Doch erhohlt Euch, Theure Beyde,
Zeigt uns Eurer Seelen Krafft,
Die Euch ſonſt in Sorg und Leide
Rath und Troſt und Ruh geſchafft,
Und gedenckt: was Ihr verlohren,
War nicht bloß vor Euch gebohren.

Blickt empor, blickt nach den Sternen,
Dort wird Eure Sehnſucht lernen,
Wie man ſich umſonſt betrübt,
Wenn der HErr die unſern liebt.
Seht! der Seeligſten Louiſen,
So die Ewigkeit verklärt,
Wird das Wohn-Haus angewieſen,
Das Ihr ſelbſt, wie Sie, begehrt.
Wohl! wie kan Euch denn betrüben,
Daß Ihr Wunſch ſo bald beliebet?

Denckt nur, was an Euren Gaben,
GOtt und Fürſt vor Anſpruch haben,
Dieſe darf kein Siſyphs-Stein
Banger Kümmerniß entweyhn.
Spart Euch. Hofft den Troſt von eben,
Den Euch GOttes Liebe beut,
Die bey allen Jammer-Proben
Zucker unter Myrrhen ſtreut,
Und wenn ſeine Zeit erwachet,
Perlen aus den Zähren machet.

NUn die Tugend kommt und ſiehet,
Wie die Alee verblühet,
Die nach ihrer erſten Pracht
Tod und Fall zu nichte macht.
Treu und Liebe ſtreut Cypreſſen
Um das Grab der Beulwitzin,
Ja die Wahrheit tritt indeſſen
Voll beſcheidner Ehrfurcht hin,
Und will an Ihr Denckmahl graben:
Auch Ihr Fall hat Sie erhaben.

XV. Ode,
Auf das Abſterben
H E R R N
Johann Chriſtoph von Ponickau,
auf Pomſen, Rauenhoff, ꝛc.
Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen hochbeſtallten
Cammerherrn, Stiffts-Hauptmanns zu Wurtzen, ꝛc. ꝛc.
In ſeiner Vetter Nahmen
J. C. Gottſched.

SChmertz-erfülltes Sachſen, klage!
Deiner Trauer finſtre Tage
Wachſen leider! täglich an,
Daß ſie niemand zehlen kan.
Rührt ſich doch, vor Leid und Jammer,
Noch kein ſüſſes Seytenſpiel;
Seit in jene Todten-Kammer
Chriſtianens Leichnam fiel,
Die vor hundert Königinnen
Sollt ein ſpätes Ziel gewinnen.

ZEhlt, ihr Muſen, zehlt die Wunden,
Die das matte Land empfunden;
Zehlt und ſagt der Welt einmahl
Unſrer Zähren groſſe Zahl.
Zweifelt nicht mit euren Seyten,
Jährlich auf dies Todten-Feſt,
Unſre Klagen zu begleiten,
Die der Schmertz uns ausgepreßt.
Laßt von Chriſtianens Weſen
Tauſend ſchöne Lieder leſen.

KAum beſtille ſich Gram und Schnen,
Kaum verſiegt der Bach der Thränen,
Kaum gedenckt der Held Auguſt
An die eingeſtellte Luſt:
Ach ſo ſchlägt ein neues Wetter
Unter ſeine Diener ein;
Ponickau, ach! unſer Vetter!
Muß des Todes Opfer ſeyn.
Ponickau, die Luſt des Landes,
Und der Schmuck des Adel-Standes.

Thränt, ihr naſſen Augenlieder,
Unſer Vetter kommt nicht wieder;
Mache doch, beſtürtzter Mund,
Unſrer Hertzen Jammer kund.
Mitten in des Kummers Dauer,
Den wir unſrer Fürſtin weyhn,
Müſſen wir mit neuer Trauer
Zwiefach eingehüllet ſeyn;
Muß das Haus der Ponickauen
Sich ſo tief verwundet ſchauen.

Ach! wer iſt es, die den Zähren,
Nicht vermag den Strom zu wehren?
Ach! wer iſt Die, deren Muth
Izt vor andern kläglich thut?
Iſt es nicht, die Er erkohren,
Sein Gemahl, die Theure Frau?
Ruft Sie nicht: Zuviel verlohren!
Mein geliebter Ponickau!
Möchte doch ein Hertz von Steinen
Solch ein Ehgemahl beweinen.

Ja,

JA, Sie iſts, das Bild der Tugend:
Denn Sie führt die zarte Jugend,
Ihrer keuſchen Liebe Pfand,
Tief beſtort an Ihrer Hand.
Weint! Ihr frühberaubten Kinder,
Legt der Jugend Scherz nur ab:
Euer Vater eilt geſchwinder,
Als man wohl gedacht, ins Grab.
Der Verluſt, der Euch betroffen,
Läßt Euch kein Erſetzen hoffen.

KOennten ungemeine Gaben
Sarg und Grufft verzögert haben;
Hätten Muth und Redlichkeit
Vor dem Tode Sicherheit;
Wäre, Geiſt und Witz beſitzen,
Etwas, ſo das Schickſal regt;
Wüſte Fürſten-Huld zu ſchützen,
Wenn die letzte Stunde ſchlägt:
Hätten wir nach ſpäten Jahren
Erſt dergleichen Riß erfahren.

LAßt, ihr Dichter! laßt euch hören,
Unſern Vetter zu verehren:
Denn er hat es wohl verdient,
Daß ſein Nachruhm ewig grünt.
Fahrt nur fort, ihr ſtrengen Zeiten,
Zehrt Metall und Marmor auf;
Denn der Menſchen Stolz beſtreiten,
Iſt und bleibt doch euer Lauf:
Nur bey unſres Vetters Lobe
Macht zu allerletzt die Probe.

Läßt Sein Denckmahl länger ſtehen,
Und viel ſpäter untergehen,
Als der Todten, die ſo klein
An Verdienſt und Tugend ſeyn;
Die der Welt ſo ſchwer gefallen,
Als Er ihr erſprießlich war;
So erſangt gewiß vor allen,
Ponickau ein Lob-Altar,
Das nur durch den Fall der Erden,
Eher nicht, zerſtört ſoll werden.

XVI. Ode,
Auf das
Hoch-Adeliche Zehmen- und Ponickauiſche Vermählungs-Feſt
S. Seidel.

EOBAN. IDYLL. XIII.

- - - Major poſt paſſa voluptas
Damna venire ſolet. Blandi poſt nubila ſoles!

VErworſner Ausdruck froher Pflicht,
Wenn Zähren bey der Dinte fließen,
Wenn dem, was Kiel und Hand erkieſen,
Ein banger Umſtand widerſpricht!
Wenn beydes Traurigkeit und Freude,
Im Hertzen durch einander gehn;
Wenn dieſes ſtutzt; und jene Beyde
Zum ſtrengſten Wettſtreit fertig ſtehn.

SO bließ mir mein Betrübniß ein,
So ſprach die Blödigkeit verwichen,
So bald ſich Pflicht und Treu verglichen,
Dir, Groſſer Freund, ein Lied zu weyhn.
Ich legte Blatt und Griffel nieder,
Und dachte meinem Zweifel nach,
Der, ſtatt erfreuter Hochzeit-Lieder,
Von tauſend heiſſen Seufzern ſprach.

DEr Sinnen ſonſt gewohntes Spiel
Zerſtörten Mitleid Harm und Kummer,
Wis daß zuletzt ein matter Schlummer
Die trüben Augen überfiel.
Ich ſchlief, und ſah zugleich im Traume
Die Dicht-Kunſt auf und nidergehn,
Und unter einem Erlen-Baume
Zuletzt mit Aechzen ſtille ſtehn.

ICh ſah, ſo bald ich zu ihr trat,
Wie ſich ihr Haupt zur Erden bückte;
Wie ſie auf Zehmens Unfall blickte,
Wie ſchüchtern und beſtürtzt ſie that.
Hilf GOtt! Mit was vor banger Klage
Wie hertzlich, ernſtlich und genau
Entwarf ſie mir die Trauer-Tage
Der Theuren Braut von Ponickau!

SJe hieng das überblaſne Rohr,
Zuſammt den ſchlaff-gewordnen Sayten,
Ihr innres Traurен anzudeuten,
An den entlaubten Aſt empor.
Sie merckte mich, und ſah im Wenden
Sofort mein unbeſchriebnes Blatt,
Gleich nahm ſie mir es aus den Händen,
Und gieng, und ſchrieb an meiner ſtatt:

VErhängniß! Reißt dein herber Schluß
So vieler Wunſch auf einmahl nieder?
Ach gieb uns Unſern Zehmen wieder,
Den man noch itzt entbehren muß.
Ein Jahr iſt zwar bereits vergangen,
Seit man von ſeinem Tode ſpricht,
Und ſeit Ihn Sarg und Gruſft umfangen;
Nur unſer Schmertz vergeht noch nicht.

Ach! möchte mir von Zehmens Preis
Ein Ihm geweyhtes Lied gelingen:
Wie wollt ich Seinen Ruhm beſingen,
Den niemand gnug zu ſchätzen weiß!
Und da mir, ſeit dies Haupt gefallen,
Die Kraft entweicht, ſo dünckt mich doch,
Dies ſey Sein ſchönſtes Lob von allen:
Er lebt auch itzt im Sohne noch!

Er lebt; doch Luſt und Muth erſtirbt,
Wenn Wunſch und Treu zurücke ſchauen,
Was uns in Zwenen Ponickauen
Vor Vortheil, Glück und Ruh verdirbt.
Mach, Holde Braut, den Thränen-Güſſen
Auch noch in Zukunfft freye Bahn,
Weil das, was Dir Ihr Tod entriſſen,
Kein Glück der Welt erſetzen kan.

Der Dich gezeugt, ward Dir entrückt;
Er, den, was Ruhm und Wahrheit ſtifften,
Noch mehr in Seinen Ehren-Grüfften,
Als ſonſt Sein güldner Schlüſſel ſchmückt.
Er ſtarb; Doch da bereits die Wunde
In etwas zu verharſchen ſchien,
Hieß leider auch die letzte Stunde
Den Treuſten Bruder von Dir ziehn.

Er war es, Deſſen Preis und Werth
So GOTT, als König ſtets ergötzet,
Den Themis immer hoch geſchätzet,
Und in ihr Heiligthum begehrt.
Er ſtand bereits auf ſolchen Stuffen,
Wo man zur höchſten Ehre ſteigt,
Doch, da Ihn Tod und Schickſal ruffen,
Wird Wunſch und Luſt in Staub gebeugt.

Der

DEr Unfall zeigt noch itzt kein Ziel:
Die Mutter, die Dir Blut und Leben,
Wie Du Ihr Ruhm und Lust, gegeben,
Drückt den verhaßten Krancken-Pfühl.
Sie läßt gesaltzne Thränen fallen,
Da Sturm und Nacht ihr Glück entwehn.
Wer sollte wohl bey diesem allen
Zu frohen Liedern fähig seyn?

SO schrieb die Dicht-Kunst ohngefähr:
Ich las es durch, und wich zurücke.
Indessen schweiften Geist und Blicke
Vor nasser Schwermuth hin und her.
Doch endlich sah ich in der Ferne
Die Schatten vor dem Morgen fliehn,
Und nahe bey dem Venus-Sterne
Ein lichtes Wölckgen aufwerts ziehn.

ICh sah es durch gelinden Flug
Mir gleichsam unter Augen gehen,
Bis daß es sich nach kurtzem Drehen
In lauter Licht und Glantz zerschlug.
Ich sah die Freuden-Göttin sitzen,
Und hörte, wie vergnügt sie sprach:
Dem strengsten Sturm voll Schlag und Blitzen
Folgt gleichwohl Lust und Sonne nach.

IHr edlen Seelen, faßt Euch nun,
Schlagt Harm und Kümmerniß darnieder.
Denn Glück und Liebe will Euch wieder
Nach langer Sehnsucht Abtrag thun.
Euch bring ich itzt den Gruß von Beyden,
Und die Versichrung selbst darbey,
Daß nun von Uberdruß und Leiden
Der schönste Schluß vorhanden sey.

Wohl zehnmahl nannte Sie entzücke
Des Theuren Zehmens Ehren-Nahmen,
Und sprach: Nun hört Sein Wunsch das Amen,
Den Mund und Brust empor geschickt.
Die Liebe bindet Hertz und Rechte
An so ein auserlesnes Kind,
An welcher Tugend und Geschlechte
Vom ältsten Werth und Adel sind.

DJe Sanftmuth, Huld und Redlichkeit
Strahlt aus den angenehmsten Minen.
Hier sieht man Witz und Treue grünen,
Die weder Stoltz noch List entweyht.
Hier paart sich Zucht und muntre Jugend
Von Tand und Lüsten unverfehrt:
Ein Fräulein von dergleichen Tugend,
Jst werth, daß Sie ein Printz verehrt.

MEin Zehmen, auf! Du hast verdient,
Daß, was in jenen Phönix-Auen (a)
Von Anmuth, Schmuck und Pracht zu schauen,
Nur Dir zur Lust und Ehre grünt.
Der grauen Ahnen Helden-Reyhe,
Und Jhrer Tugend Sternen-Zier
Scheint itzo noch in Dir aufs neue
Mit unbeflecktem Glantz herfür.

DEr Vorzug, welchen Blut und Haus
Dir schon vor tausend andern geben,
Bricht mehr durch edles Thun und Leben,
Als Schild und Helm und Wapen aus.
So Kiel, als Degen lehrt und weiset,
Was Deines Adels Adel sey,
Und welcher so, wie Du, gereiset,
Dem fallen Ruhm und Ehre bey.

Geh,

GEh, erndte nun den Vortheil ein,
Beglückter Zehmen, geh und ſiehe,
Was das vor Früchte nach ſich ziehe,
Durch Stamm und Tugend edel ſeyn.
Du ſaheſt nächſt voll Wunſch und Liebe
Der Liebe des Gefehrten zu: (b)
Empfinde nun mit ſtärckerm Triebe,
Wie ſanffte ſie Dir ſelber thu.

UNd Du, Hochwohlgebohrne Braut,
Laß Deiner Fräulein Schweſter wiſſen,
Was Lieb und Luſt aus keuſchen Küſſen
Vor überſüſſes Honig baut.
Erzehl es Ihr aufs allerbeſte,
Wie wohl und glücklich Dir geſchehn,
Bis daß wir, nach dem nächſten Feſte,
Sie ſelbſt, wie Dich, verändert ſehn.

DJe Göttin ſchwieg, und nahm den Lauf
Dem Theuren Braut-Paar ſelbſt entgegen,
Ihr folgten Liebe, Glück und Seegen.
Ich ſah es, und erwachte drauf.
Mein Reim entwarf ſodann mit Freuden,
Was mir das Traum-Bild vorgeſtellt:
Wohl mir! wenn er den frohen Beyden,
So gut, als mir der Traum gefällt.

NJmm, Theurer Zehmen, nimm dies Blatt,
So meine Luſt auf Dein Vermählen,
Weil Treu und Pflicht es ſelbſt befehlen,
Gereimt, und Dir gewiedmet hat.
Ich kan Dir bey der Sehnſucht ſchweren,
Die Dein entzücktes Hertz gerührt,
Daß bloß die Abſicht, Dich zu ehren;
Kein Eigennutz, den Kiel geführt.

Erlaube mir noch fernerhin,
Mich ſtets an Deiner Huld zu weiden,
Mich, ſag ich, der ich bis zum Scheiden
Dir unverrückt ergeben bin.
Der Himmel ſey mit Deinen Trieben,
Daß man von lauter Freuden hört.
Und wie durch Zehymens edles Lieben,
Sich Ruhm, und Glück und Stamm vermehrt!

(a) So erkläret Sinapius den Nahmen Ponickau in ſeinen Schleſ. Curioſitäten Erk. Vorſtell. p. 711.

(b) Der Hochwohlgebohrne Hr. Bräutigam befand ſich noch vor kurzem in Schleſien bey ſeinem Hochgeehrten Neuj. Gelehrten, und hatte Gelegenheit über deſſen glücklich getroffenes Liebes-Verbündniß, mit einer der angenehmſten und vollkommenſten Fräulein, ein beſonderes Vergnügen zu bezeigen.

XVII. Ode,

An Jhro Excellentz
HERRN

Gottlob Hieronymus
von Leipziger,
Auf Heyda und Knatewitz,

Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen, Hochbetrauten würcklich Geheimden Rath, eines hohen Appellation-Gerichts und Ober-Conſiſtorii in Dreßden Höchſtverordneten Præſidenten,

Bey deſſen Ankunfft in Pforta,

Im Nahmen der daſelbſt Studierenden

J. C. Gottſched.

So bricht der Tag denn endlich an,
Den wir bereits ſeit ſo viel Jahren,
Gewünſcht, gehofft, und doch erfahren,
Daß Wunſch und Hoffnung trügen kan.
Geprieſner Leipziger, Dein Blick,
Den wir in ſolcher Nähe ſehen,
Erhebet Deiner Diener Glück,
Viel höher als wohl nie geſchehen.

Was ſoll man, Dir o Mäcenat!
Was kan man Dir vor Opfer bringen?
Zumahl da unſer heiſchres Singen,
Nichts ſchönes, nichts beliebtes hat.
Die Finger ſind noch ungeübt,
Ein Seyten-Spiel ſo rein zu ſchlagen;
Und dem, der nur was edles liebt,
Was angenehmes vorzutragen.

Wir ſitzen hier in ſtiller Ruh,
Und hören mit vergnügten Ohren,
Den Lehrern, die man uns erkohren
Gleich eifer-vollen Muſen zu.
Wir wohnen an des Berges Fuß,
Den wir der Sachſen Pindus nennen;
Darbey wir Hippocrenens Fluß,
An unſrer kleinen Saal erkennen.

Allein wer ſchafft uns dieſe Luſt?
Wer hat uns dieſes Glück verliehen?
Wer macht, daß hier die Künſte blühen?
Es iſt der Sachſen Haupt, **Auguſt.**
Der König iſt es, deſſen Schwerdt
Der Wiſſenſchafften Flor beſchützet,
Und doch, wenn er die Künſte nährt,
Zugleich auf ſeine Feinde blitzet.

Auch Dich, o **Höchſtgeſchätzter Mann,**
Hat unſre Pforte zu verehren,
Indem wir täglich ſehn und hören,
Was Deine Sorgfalt nützen kan.
Geſetzt, daß wir die Stifftung nicht,
Gleich andern gantz und gar genieſſen,
So bleibt es gleichwohl unſre Pflicht
Bey Deiner Ankunfft Dich zu grüſſen.

Der Schul-Berg und ſein dichtes Holtz
Scheint ſich mit neuer Pracht zu ſchmücken;
Die Felſen ſehn Dich mit Entzücken,
Und ſind bey Deinem Hierſeyn ſtoltz.
Der Nachtigallen holde Schaar
Erhebt ihr Lied in grünen Büſchen;
Ja Flora ſtellt ſich eifrig dar,
Viel tauſend Farben zu vermiſchen.

O Könnten Deine Diener ſo
Die Blüthen ihres Fleiſſes zeigen!
Wiewohl die Demuth heißt uns ſchweigen,
Und Deine Gnade macht uns froh.
Dein ſcharfes Auge ſchießt den Strahl,
Viel mehr auf Tugend als Gebrechen:
Drum wird die Huld auch dieſes mahl
Vor uns ein gütig Urtheil ſprechen.

HErr, ſo viel Reben allbereit,
Auf Naumburgs ſteilen Bergen ſtehen,
Die ſchon mit Trauben ſchwanger gehen,
Biß uns der Herbſt dadurch erfreut:
So viel Vergnügen, Glück und Heyl
Muß Dein erhabnes Haus erfreuen;
Es müſſe Dich im Gegentheil,
Ein widerwärtig Schickſal ſcheuen.

EIn Echo dringet durch den Wald,
An welchen unſre Mauren rühren,
Und läßt ſein Wohlgefallen ſpüren,
Indem es freudig wieder ſchallt.
Noch mehr ein übermenſchlich Wort,
Vermiſcht ſich dieſen lauten Thönen.
Ja, Leipzigern ſoll immerfort,
Ein unausſprechlich Glücke krönen.

XVIII. Ode,
An Se. Excellentz
HERRN
Hanns George von Zehmen,
Auf Lauterbach und Silbitz ꝛc.
Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl.
zu Sachſen Hochbetrauten Geheimden Rath, ꝛc. ꝛc.
Bey deſſen Nahmens-Tage
In fremdem Nahmen
Sam. Seidel.

BEſchämtes Merckmahl treuer Pflicht,
Du ſchlechtes Lied verſtimmter Seyten,
Vermag denn deine Schwäche nicht,
Mir Trieb und Abſicht abzuſtreiten?
Nur weg, mit mattem Wörter-Spiel,
Hierzu gehört ein niedrer Ziel,
Als Zehmens längſt geprieſnes Weſen!
Nur weg, ſonſt wird Sein Blick vielleicht
Im Ruhm, der Seinem Werth nicht gleicht,
Nur meiner Einſicht Ohnmacht leſen.

SO ſprach die blöde Schüchternheit
Von meiner Freude regen Trieben,
Bevor ich Deiner Treflichkeit,
Geprieſnes Haupt, ein Lied geſchrieben.
So ſpricht ſie, wenn mir Pflicht und Luſt
In der durch Dich entzückten Bruſt
Das Recht zu ſchreiben zuerkennen;
So ſtellt ſie mirs unmöglich für:
Ach aber, ſtille ſeyn von Dir,
Iſt weit unmöglicher zu nennen.

DJe Tugend, die Dich ausgeſchmückt,
Die zieht auch mich zu Deiner Höhe:
So furchtſam ich ſie angeblickt,
So weit ich nur von ferne ſtehe.
Dein Wandel iſt zu reich von ihr,
Und ihre Krafft wirckt gleich in mir
Weit ſtärcker als Magneten-Steine.
Drum ſchreib es ihren Kräfften zu,
Daß ich bey Dir ſo dreiſte thu,
Und mit ſo kühnem Gruß erſcheine.

WEnn Dich der Adel nur allein
Und nicht Verdienſt und Ruhm erhüben,
So ſtellt ich meinen Vorſatz ein,
So widerſtünd ich meinen Trieben:
Aus ſtiller Furcht, ich müſte nur
Von Deiner Ahnen Helden-Spuhr
Ein ungewohntes Zeugniß geben:
Allein ſo fühlt mein froher Geiſt,
Daß ihn die Tugend zu Dir reißt,
Wie kan er der wohl widerſtreben?

SJe winckt, und rufft: Erkennſt du nicht,
Was Zehmens Adel edel mache,
Und daß ſein helles Sonnen-Licht
Nicht aus geborgten Strahlen lache?
O todter Ruhm, wenn uns allein
Von fremdem Glantz ein edler Schein
Durch blindes Glücke zugeſtorben:
Weit edler iſt, wer Rang und Ruhm
Sich mehr durch ſich zum Eigenthum,
Als durch der Anherrn Schild erworben!

So

So klingt Dein Lob, Hochbeheures Haupt,
So wirfſſt Du Stoltz und Wahn darnieder,
Und was der Väter Grufft geraubt,
Das lebt in Dir von neuem wieder.
Die Gottesfurcht, der groſſe Muth,
Und was Dir ſonſt im Hertzen ruht,
Die Klugheit, Redlichkeit und Güte:
Diß alles hat Dich groß gemacht,
Dis alles zeigt die nütze Pracht
Friſch aufgebrochner Roſen-Blüthe.

Auguſtus ſelbſt erkannte dies,
Und hundert andre Tugend-Proben,
Und ſprach: Mein Zehmen, komm und ließ
Die Frucht, ſo ich Dir aufgehoben.
Verſtärcke nun die tapfre Reyh
Der Räthe, die ſo klug als treu
Vor meiner Völcker Wohlfahrt ſprechen.
Der Antrag war an Kräfften reich,
Und reitzte Trieb und Pflicht zugleich
Nur immer ſchöner auszubrechen.

Je mehr die Würde Laſt gebahr:
Je ſtärcker giengſt Du ihr entgegen:
Je feuriger Dein Anſchlag war:
Je milder wuchſen Glück und Seegen.
Des Himmels immer wache Treu,
Erhält noch alles ſchön und neu,
Was ſonſt der Tugend Lohn zu nennen.
Es blüht Gemahl und Pfand und Haus,
Und flicht Dir einen Lorber-Strauß,
Dem Feind und Neid nicht ſchaden können.

HEut ſammlet ſich die Luſt davon
In der geweyhten Nahmens-Feyer:
Dies Feſt erregt den Helicon,
Dies Feſt erregt auch meine Leyer.
Es prägt mir dieſe Loſung ein,
Wird Zehmen mein Mäcenas ſeyn,
So wird mein Wunſch ſein Ziel erlangen.
Drum ſiehe doch, Hochtheures Licht,
Wie Sehnſucht, Luſt und Zuverſicht,
An GOtt, an Dir und Tugend hangen!

MEin Hertze ſucht ſo viel es kan,
Des Himmels Obſicht anzuflehen:
Dein Glücke ſteige, Groſſer Mann,
Zu mehr als güldnem Wohlergehen!
Sey, wie Du biſt, noch ſpäte Zeit,
Ein Muſter aller Treflichkeit,
Ein lichter Schmuck von Deinem Orden:
Das Unglück bleibe ſtets zurück!
Kurtz: Sey ſo groß an Ruh und Glück,
Als Du es an Verdienſt geworden!

XIX. Ode,

An

Ihr Hochwohlgebohrne Excellentz

HERRN

Heinrich von Bünau,

Königl. Pohln. und Chur-Sächsischen Cammer-Herrn, Präsidenten im Ober-Consistorio, ꝛc. ꝛc.

Auf dessen Deutsche Reichs-Historie,

J. C. Gottsched.

Bünau! Schmuck vom Adel-Stande
Höre diese Lieder an!
Da Du Dich im Deutschen Lande
Durch den Kiel hervorgethan,
Da Dich Witz und Geist erhoben;
Reitzt mich Clio Dich zu loben.

Gleiche mein verworfnes Dichten,
Das so matt und niedrig klingt,
Deinen männlichen Geschichten,
Deren Schönheit Hertzen zwingt:
O so würden Reim und Seyten,
Dir ein besser Lied bereiten.

Blick aus deines Grabes Schatten!
Livius, du Licht der Zeit!
Was die Römer an dir hatten,
Zeigt uns Bünaus Treflichkeit.
Bünaus Deutlichkeit im Schreiben
Läßt auch Cäsarn hinten bleiben.

WEg ihr Meister alter Lügen,
Herodot und Aelian!
Niemand, läßt sich mehr betrügen,
Wie man dazumahl gethan.
Wem die Welt itzund soll gläuben
Muß nicht Tand und Fabeln schreiben.

DJeses zeigen Deine Wercke,
Livius der Deutschen Welt!
Wo uns Wahrheit, Geist und Stärcke
Deutlich in die Augen fällt;
Wo wir Dein erhabnes Wesen,
Fast aus jeder Zeile lesen.

DEiner Schreib-Art reine Bäche,
Rieseln wie ein Silber-Fluß,
Und verrathen keine Schwäche,
Die so mancher zeigen muß,
Wenn der Feder, im Erzehlen,
Männlich-deutsche Worte fehlen.

CLio bricht bereits die Reiser,
Flicht den Krantz, und reicht ihn Dir.
Und das Reich der Deutschen Käyser
Wünscht mit eifriger Begier:
Möchten mir doch Bünaus Schrifften
Ferner Glantz und Ansehn stifften!

WIrd die Nach-Welt einst zurücke
Auf der Deutschen Thaten sehn,
O so wird sie Geist und Blicke,
Auch auf Dein Geschicht-Buch drehn,
Und mit innigem Ergetzen
Unsre Zeiten glücklich schätzen.

XIX. Ode,

Auf den Todes-Fall

Sr. Excell. des Hn. Ober-Hofmarschalls in Gotha,

Hrn. Georg Ernsts von Zehmen,

den 27. Jan. 1728.

Im Nahmen der sämtlichen Kinder

S. Seidel.

ENdlich ist es doch geschehen,
Daß wir mit Entsetzen sehen,
Was des Vaters naher Tod
Uns vor Harm und Angst gedroht.
Zehmen, unser Haupt verscheidet,
Ach wer schildert die Gewalt,
Die der Kinder Neigung leidet,
Wenn dergleichen Post erschallt.

WJe ein Knall in kahlen Wäldern,
Wie der Brand in dürren Feldern;
Also klang dies Schreckens-Wort,
Also kroch die Wehmuth fort.
Aug und Lippen, Blut und Hertzen
Machten ihrer Sehnsucht Raum,
Und vor übermachten Schmertzen
Fühlte man die Schmertzen kaum.

STutzen, Zittern, Zweifeln, Fragen,
Brach zuletzt in tausend Klagen,
Und des Geistes bange Treu
In ein lautes Angst-Geschrey.
Jeder Tropfen im Geblüthe
Ward zu Thränen-Saltz gemacht,
Und das blutende Gemüthe
Gäntzlich aus sich selbst gebracht.

Klügler, die ihr nicht erweget,
Was ein Kind vor Neigung heget,
Tadelt ja die nasse Pflicht
Zärtlich treuer Liebe nicht.
Träfen dieses Greisen Jahre
Gleich mit Nestors überein;
Würd uns dennoch seine Baare
Nur gedoppelt schmertzlich seyn.

So geschickt war Sein Bemühen,
Unser Hertz an sich zu ziehen;
Ja nicht unsers nur allein:
Aller Hertzen insgemein.
Hoff, und Stadt und Land bekennet,
Daß der Ausspruch richtig sey,
Und wer Jehmen itzt noch nennet,
Weyht Ihm Mund und Hertz darbey.

Der ersten Kinder, wenn sie klagen,
In dergleichen Trauer-Tagen
Um der Väter Leichen-Stein
Ihres Werthes Fürspruch seyn;
O, was hätten wir zu schreiben!
Doch die Tugend warnt die Pflicht,
Und was wir noch schuldig bleiben,
Setzt sie selbst in Glantz und Licht.

Er, der Ausbund weiser Printzen,
Er, das Schutz-Bild der Provintzen,
Friedrich, und sein Gnaden-Strahl,
Schmückt noch Jehmens Ehren-Mahl.
Nur ein Wort von diesem Helden
Macht Sein Lob weit besser voll,
Als wenn alle Redner melden,
Wie man ihn erheben soll.

Nimm vor ſo viel Gnaden-Blicke,
Groſſer Hertzog! nimm zurücke,
Was man Dir an Zehmens ſtatt
Hier vor Danck gewiedmet hat.
Fordre, willſt Du, Blut und Leben,
Es ſoll alles insgemein,
Was uns GOtt und Du gegeben,
GOtt und Dir geliefert ſeyn.

Aber hör auch unſer Sehnen,
Stille nun die milden Thränen,
Die, indem ſie nichts gehemmt,
Zehmens Erben überſchwemmt.
Schaffe, daß auch uns die Gnade,
Welche deinen Knecht erquickt,
Unſrer Jammer-Laſt entlade,
Die uns itzt in Staub gedrückt.

Nun das Schauſpiel geht zum Ende.
Glück und Ruhm klopft in die Hände,
Sie erheben, Theurer Greis,
Deines Auftritts höchſten Preis.
Wohl dem, der im Jünglings-Orden,
Was das Alter krönt, gethan;
Und, nachdem er alt geworden,
Voller Ehren ſterben kan!

Gute Nacht! die treuen Deinen
Stehn um Deine Grufft und weinen;
Doch es blickt die Zuverſicht
Auch zugleich auf jenes Licht.
Dieſes wird der Angſt zum Stabe,
Dieſes hemmt der Thränen Naß,
Und man ſchreibt zu Deinem Grabe:
Friedrichs treuer Cyneas.

XXI. Ode,

An

Den Kön. Gr. Brit. und Chur-Hann. Cammer-Juncker,

Hn. Ernst Otto von Schwicheldt,

A. W. von Schwicheldt.

WErther Bruder, Pflicht und Liebe
Ein Dir gantz ergebner Sinn
Reichen hier aus reinem Triebe
Dieses Freundschaffts-Opfer hin,
Eiffer und Ergebenheit
Kommen von den Pleissen-Linden,
Dich aus frommer Redlichkeit
Heute freudigst anzubinden.

ZWar die Schenckung ist geringe,
Wenn ein Momus sie besieht,
Denn was ich Dir heute bringe,
Ist nur ein verworfnes Lied.
Aber decke dieses Blat,
Mit der Liebe Feyer-Kleide,
Schau, obs nicht mehr Zierde hat,
Als Indostans Prunck-Geschmeide.

LEipzig, Deutschlands Lust und Zierde,
Leipzig, dem kein Colchis gleicht,
Hätte meiner Ruhm-Begierde
Leicht was köstlichers gereicht.
Wenn ja Gold und Edelstein
Uber reine Freundschafft gehet,
Und ihr Werth kein falscher Schein
Oder im Gehirn bestehet.

Aber verſchmäht Dein Weſen
Und Dein Großmuths-voller Geiſt
Was bey andren auserleſen,
Und beſonders treflich heißt.
Und ich weiß, im Fall Du liſt
Was Dir meine Muſe bringet,
Daß es Dir weit lieber iſt,
Weil es aus der Seelen dringet.

Hätt uns nicht ein Leib getragen,
Wär ich nicht mit Dir ein Blut,
O wie wollt ich itzund ſagen
Was in Dir vor Seltnes ruht.
Heute wünſcht ich, daß ich nicht
Dich als meinen Bruder küßte,
Weil ich aus Verwandſchafts-Pflicht
Nicht Dein Lob verſchweigen müßte.

O Wie ſollten meine Seyten
Dir zum Preis geſtimmet ſeyn,
Die beſondern Treflichkeiten
Flößten mir das Leben ein.
Und mit dieſer treuen Hand
Wollt ich Dir ein Lob-Lied ſchreiben,
Ja, was mir von Dir bekannt,
Feſtem Marmor einverleiben.

Das, was ſelbſt die Sucht des Tadels
An dem werthen Bruder liebt,
Was dem Glantz des grauen Adels
Neu-erworbnen Schimmer giebt;
Deine Tugend, Deinen Geiſt,
Den Verſtand, das nette Weſen,
So Dein gantzer Menſch beweiſt,
Sollte man beſungen leſen.

JEtzund aber muß ich ſchweigen,
Weil der Wohlſtand es gebeut,
Und darf nur die Regung zeigen,
Die der heutge Tag erneut,
Dieſer Tag, der Deinem Seyn
Ehemahls das theure Leben,
Itzt verklärten Wohlfarths-Schein
Und verjüngtes Heil gegeben.

ICh bin ſelbſt von mir nicht Meiſter,
Mein Geblüte läuft bewegt,
Die erhitzten Lebens-Geiſter
Sind weit mehr als ſonſt erregt.
Weil die heut-empfundne Luſt,
Mich mit mehr als Nectar tränket,
Und der höchſt vergnügten Bruſt
Edens Freude wieder ſchencket.

ZWar die wahre Bruder-Liebe
Flieget jetzund in den Wind,
Weil des Eigennutzes Triebe
Stärcker als die Sippſchafft ſind;
Und ſie kan zu unſrer Zeit
Mit dem Phönix dieſer Erden,
Wegen ihrer Seltenheit,
Leider! wohl verglichen werden.

WEil wir noch in Kinder-Schuhen
In Gemeinſchafts-Gütern ſtehn,
Laſſen wir den Zwieſpalt ruhen,
Und die Einfalts-Treue ſehn.
Aber lehrt das Mein und Dein,
Uns was Eigenes verwalten,
O da werden wenig ſeyn,
Welche Strich und Farbe halten.

Seht, wie ſich die Eſaus regen,
Wenn die milde Vater-Hand
Dieſem einen ſtärckern Seegen
In dem Erbtheil zugewandt.
Seht, wie jene neidiſch ſind
Und den Bruder unterdrücken,
Nur vor ihm als jüngſtes Kind
Ihre Garben nicht zu bücken.

Weg! verdammte Peſt der Zeiten,
Schnöder Nutzen ſey verflucht!
Sitten, die mit Tugend ſtreiten,
Sind von Sclaven nur geſucht.
Seelen, die aus edlem Muth
Auf der Bahn der Ehren rennen,
Müſſen, was der Pöbel thut,
Weit, weit unter ſich erkennen.

Drum, wofern in meinem Leibe
Nur ein einzig Theilchen ſteckt,
Das nicht unverdorben bleibe,
Wenn es dieſes Gifft befleckt;
O ſo müſſe vor der Zeit
Meiner Glieder Uhrwerck brechen,
Und des Todes Bitterkeit
Solche Laſter-Neigung rächen.

Rein, die reinen Liebes-Flammen,
Welchen GOtt das Oel verliehn,
Welche ſelbſt vom Himmel ſtammen,
Und von oben Nahrung ziehn,
Sollen, bis ſich Leib und Geiſt
Auf dem letzten Lager trennen,
Bis der Lebens-Faden reißt,
Gleich geweyhten Ampeln brennen.

DEr inzwiſchen, deſſen Güte
Dieſes gantze Rund erhält,
Schütze Deiner Wohlfarth Blüte,
Wenn ſie Sturm und Gifft befällt.
Deines Nahmens güldnes Licht
Gläntze vielen zum Exempel,
Wie es Dein Verdienſt verſpricht,
In dem ſtoltzen Ehren-Tempel.

WAchs an Seegen, wie an Jahren,
Dein Gedeyen mehre ſich,
Luſt und Heyl ſoll Dir ſich paaren,
Welt und Himmel küſſe Dich.
Boßheit, Eiferſucht und Neid
Müſſe Dir zu Füſſen liegen,
Und des Glückes Flüchtigkeit
Laſſe ſich von Dir beſiegen.

DJeſen Tag ſchreib ich indeſſen
Mit zu meinen Feſten an,
Heute will ich nichts vergeſſen,
Was zur Wohllnſt dienen kan.
Dieſes Morgens güldner Schein
Soll mir frohen Einfluß ſchencken,
Heute will ich luſtig ſeyn,
Und auf nichts als Galla dencken.

WEg ihr Bücher, weg ihr Grillen,
Dinte, Feder und Papier,
Ich muß meine Neigung ſtillen,
Doris, tritt du her zu mir,
Nur geſchwind, was ſäumeſt du?
Daß ich dir ein Küßgen gebe,
Komm und wünſche mir darzu,
Daß der liebſte Bruder lebe.

Der Deutschen Gesellschafft Oden,

Drittes Buch.

I. Ode,

Auf

Das Nahmens-Feſt

Sr. Magnificenz,

H E R R

D. Johann Burchard Menckens, ꝛc.

A. B. Pantke.

Berühmter Mencke! Zürne nicht,
Daß Deine ſo vollkommne Gaben,
Von denen Famens Lobſpruch ſpricht,
Auch meinen Kiel ermuntert haben.
Ich weiß Dein wichtiges Verdienſt,
Ich ſeh den herrlichen Gewinſt,
Der mit demſelben ſich vermählet:
Ich weiß: Daß meinem Seyten-Spiel
Aus Schwachheit, leider! allzuviel,
Hingegen Dir faſt gar nichts fehlet.

Und ſieh! es bringt die Ehrfurcht doch
Durch meiner Schwachheit düſtern Schatten,
Denn Deine Güte ſtützet noch
Was Furcht und Gram zerrüttet hatten.
Die Ehrfurcht hieß mich emſig ſeyn,
Dir einen kurtzen Reim zu weyhn,
Und ſprach: Hilf Menckens Ruhm beſingen;
Kaum fang ich an; kaum fahr ich fort;
So läſt ſchon Furcht und Zweifel dort
Ein ungewiſſes Nein! erklingen.

Doch Deines Feſtes ſeltner Glantz
Hilft dieſen letzten Schluß verdammen.
Es zeigt ſich mir Dein Lorber-Krantz,
Und bald geräth mein Geiſt in Flammen.
Er ſieht, und denckt, und hört, und ſchreibt,
Er ſiehet, wie Dein Ruhm bekleibt,
Er hört ihn überall vermehren;
Er dencket auf ein Lobgedicht,
Er ſchreibet gantz erhitzt, und ſpricht:
Ich ſchreibe Mencken bloß zu Ehren.

Ja, ſollte mich der tolle Neid
Im Zorn um Red und Antwort fragen:
Warum ſich nicht mein Kiel geſcheut
Den Trieb ſo deutlich vorzutragen!
So nehm er dies Entſchlüſſen an:
Wer Menckens Ruhm verſchweigen kan,
Muß nicht Verſtand und Tugend kennen;
Wer von Verſtand und Tugend weiß,
Und krönt Sie nicht durch ſeinen Fleiß,
Den mag man niederträchtig nennen.

EIn ſolcher Trieb erhitzt bey mir
Mit ſtarcker Krafft die ſchwachen Sinnen;
Er ſtellt Dein theures Bildnis für,
Das Treu und Demuth lieb gewinnen.
Dein Ehren-volles Angeſicht,
Der goldne Mund, der Augen Licht,
Verlangt nicht, daß man lange dencke;
Man weiß ſchon wes dies Bildnis ſey,
Denn ſelbſt die Wahrheit tritt herbey,
Und rufft: es iſt der Theure Mencke.

ES kommt die Redner-Kunſt dazu,
Und hört den ſchönſten Redner ſprechen;
Sie merckt die angenehmſte Ruh,
Und kan ſich nicht der Freud entbrechen.
Geſchickte Redner alter Zeit,
Bleibt, wo ihr wollt! der magre Neid
Soll ſelbſt der Welt zur Nachricht ſagen:
Daß Mencke, der vollkommen iſt,
So lieblich redt, ſo klüglich ſchlüßt;
Als ihr in den verfloßnen Tagen.

WO aber bleibt die Poeſie?
Sie zeigt ſich in dem ſchönſten Glantze,
Und krönt des edlen Menckens Müh
Mit dem vor Ihn gewundnen Krantze.
Witz, Wahrheit, Ernſt und Lieblichkeit
Gerathen in den ſchärfſten Streit
Bey ſeinen wohlgeſetzten Sachen;
Und ruffen: ſeht! Philanders Hand
Bezeugt, daß wir durch unſer Band
Den Schmuck der Deutſchen Dicht-Kunſt machen.

UNd wie? Vergaß ich denn den Fleiß?
Der die Geſchichte grauer Zeiten
So artig vorzuſtellen weiß:
Daß ſie Verſtand und Nutz begleiten?
Ja, welcher auch der neuen Welt
In Schrifften vor die Augen ſtellt,
Wer der und jener Fürſt geweſen;
So kan auch, wer es nicht geſehn,
Was itzt geſchicht, und ſonſt geſchehn,
Doch wahr und ſchön und lebhafft leſen.

UNſterblich groſſer Leopold!
Du Schmuck und Preis vollkommner Kayſer!
Wie war Dir doch der Himmel hold!
Wie mehrt er Deine Lorber-Reiſer!
Dein Leben war ein ſteter Krieg,
Doch aber auch ein ſteter Sieg,
Und unveränderliches Glücke.
Damit nun dies die Nachwelt weiß,
So hält der Helden-Thaten Preis
Des klugen Menckens Schrifft zurücke.

O Was für ungemeine Schuld
Bemerckt zugleich der Dichter Orden,
Der durch des Edlen Menckens Huld
Bereits dem Staub entriſſen worden.
Er freut ſich, daß ein ſolches Haupt
Ihm ferner ſeinen Schutz erlaubt,
Und ſeine Vorſicht will vermehren.
Und ich, als ſein geringſtes Glied,
Bin ebenfalls mit Ernſt bemüht
Sein rühmlich Verbild zu verehren.

Jedoch,

JEdoch, wohin geräth mein Kiel!
Ach leider! unverhofft zum Ende,
Die Schwachheit ſetzt mir hier ein Ziel;
Die Muſe ſtärckt nicht mehr die Hände.
Das Feuer, das ich vor ernährt,
Wird in den heiſſen Wunſch verkehrt,
Der aus der reinſten Treu entglommen;
Es müſſe dieſes theure Licht,
Das hier von Menckens Wohlſeyn ſpricht,
Noch offt mit Freuden wiederkommen.

DEn Wunſch begleitet noch mein Flehn:
Laß doch, o Kern gelehrter Männer
Mich ſtets davon die Würckung ſehn,
Und zeige Dich, als meinen Gönner.
Wird dieſer treue Wunſch erfüllt,
Wird mein Verlangen ſo geſtillt,
So ſoll ſich ſtets die Treu erneuern;
Wenn Deine Huld mich nicht verläßt,
So will ich dies Dein Nahmens-Feſt,
Als meines Glücks Geburths-Feſt feyern.

II. Ode,

An

Seine Hoch-Edelgeb. Magnificentz,

HERRN

D. Gottfried Langen,

Bürgermeiſtern in Leipzig,

den 1 Jan. 1728.

Im Nahmen eines andern,

Sam. Seidel.

DAs Hertze, nicht ein eitler Kiel,
Den Eigennutz und Frechheit netzen,
Will hier durch dieſes Wörter-Spiel
Der Tugend ſelbſt ein Denckmahl ſetzen.
Der Tugend? Ja, Geprieſnes Haupt,
Und haſt Du mir nur dies erlaubt,
So ſtöhrt mich weiter kein Bedencken,
Dir ſelbſt ſofort an ihrer ſtatt,
Das ihr geweyhte frohe Blatt
Mit treu-gebücktem Gruß zu ſchencken.

BEy Dir hat ſie den Aufenthalt,
Wie Du von ihr den Schmuck genommen,
Und was von ihr vor Ruhm erſchallt,
Muß auch auf Deinen Wandel kommen.
Doch iſt es beydes ſchwer vor mich,
Die Tugend ſelber, oder Dich
Durch rege Lieder zu beſingen;
So gleich und ähnlich ſeyd ihr Euch,
So ſchwach wird Hand und Kiel zugleich,
Zu beyder Höh empor zu dringen!

Doch wie geſchicht mir? läßt mich nicht
Dein Nahme Troſt und Beyſtand mercken?
Die Ehrfurcht warnt die kühne Pflicht;
Doch kan Dein Ruhm den Anſchlag ſtärcken.
Kaum nenn ich Dich, ſo walt mein Blut,
So ſucht der Seelen innre Gluth
Durch Hand und Mund herfür zu brechen;
So bricht ihr treuer Gruß herfür,
Und könnt ich weiter nichts von Dir,
Als: Lebe, Theurer Lange! ſprechen.

So ſagt, wer Deinen Nahmen nennt,
Du Haupt, nach aller Bürger Hertzen,
Pflicht, Liebe, Wunſch und Freude brennt,
Und weyht Dir tauſend Ehren-Kertzen.
Man zehlt und rühmt mit frommer Treu,
Wie hoch Dein Werth zu ſchätzen ſey,
Und muß das meiſte doch verſchweigen,
Und ſieht, an Luſt und Wünſchen reich,
Sein Glück und Deinen Preis zugleich
Mit jedem Tage weiter ſteigen.

Wes iſt das Bild, das man mit Luſt
Bey Dir auf Bruſt und Kleid erblicket?
Iſts nicht Dein Theureſter Auguſt,
Der Treue liebt, belohnt und ſchmücket?
Er iſts, und Deſſen Götter-Bild,
Das Dich mit Glantz und Licht erfüllt,
Erklärt die Stärcke Deiner Gaben.
Was kan die Tugend auf der Welt,
So ſchön ihr Looß auch immer fällt,
Wehl Schöners zur Belohnung haben?

So lang in Sachſens Fürſten-Sitz
Verſtand und Treu und Fleiß bekleiben;
So lange wird auch Langens Witz
In Dreßden unvergeſſen bleiben.
So lange noch die Linden-Stadt
Verdiente Männer in ſich hat,
Wird man von Langens Ehre ſagen,
Das heißt: Was Dich bißher erhöht,
Wird Fama ſelbſt, weil Sachſen ſteht,
Vergnügt in ihren Tempel tragen.

Die Muſen ſehn mit Freuden zu,
Wie ſchön Dich Heyl und Ruhm begleitet,
Und rühmen es, wie treflich Du
Der Ehre ſelbſt den Weg bereitet;
Der Ehre, die Dich krönt und ſchmückt.
Und wer in Deine Schrifften blickt,
Muß ſie bewundern und auch lieben.
Und ſäh er Deinen Nahmen nicht,
So ſpräch er wohl vor Zuverſicht:
Das hat Apollo ſelbſt geſchrieben.

Die Wohlfahrt ſelber kömmt herbey,
Sie kömmt mit friſchen Lorber-Zweigen,
Sie kömmt, Dir ihre Gunſt und Treu
Noch täglich ſtärcker zu zu neigen.
Du lebſt, und auch Dein Ander Ich,
Du blühſt durch Sie, und Sie durch Dich;
In Beyden, Oertels Wunſch und Glücke,
Vor deſſen Tugend-volle Bruſt,
Das Glück nichts treflichers gewuſt,
Als Deiner Tochter Liebes-Blicke.

Es kam dein würdigſter Aſcan,
Die Urſach edler Freuden-Blicke,
Wie junge Römer einſt gethan,
Von Sparta und Athen zurücke.
Die Themis ſprach vor Luſt zu Dir:
Durch den ſoll Deines Nahmens Zier
Sich aller Sterblichkeit entziehen.
Ich hörte dies, und wünſcht, und ſprach:
GOtt laß Ihn, auch dem Alter nach,
So lang, als jenen Neſtor blühen.

DJe Demuth wiederhohlt es itzt,
Und will beym Wechſel dieſer Zeiten,
So tief ſie auch im Staube ſitzt,
Ihr Freuden-Opfer zubereiten.
Der HErr dein Schild und Sonnen-Licht!
Verſchmäht GOtt dieſen Seufzer nicht;
So wirſt auch Du nicht gantz verſchmähen,
Was * * nächſt an meiner ſtatt
Von Dir vor mich gewünſchet hat;
So wird mein Wunſch ſein Ziel erſehen!

III. Ode,
Auf
HERRN
Johann Wilhelm Janus,
Der Heil. Schrift Doctoris und weitberühmten Profeſſ. auf der Univerſität Wittenberg,
Leichen-Begängniß,
In fremdem Nahmen
J. C. Gottſched.

SAlane ſteht noch gantz betrübt,
In Boy verhüllt, mit Flor umſchlagen,
Den alles was die Tugend liebt,
Bey Förtſchens trüber Gruft getragen:
Die Muſen deckt ein Trauer-Kleid,
Sie krönen ſich vor Schmertz und Leid,
An ſtatt der Lorbern mit Cypreſſen:
Der Sachſen reines Lutherthum,
Kan dieſes theuren Lehrers Ruhm
So wenig als ſein Grab vergeſſen.

WIrd Philurene dies gewahr,
So fängt ſie gleichfalls an zu klagen.
Sie ſieht den theuren Olear
Im Geiſte noch zu Grabe tragen:
Sie preiſet noch die Glaubens-Bahn,
Wo Rechenberg und Cyprian
Der Seeligkeit Genuß erworben.
Dies alles kräncket ihr das Hertz,
Sie ruffet: wer lindert meinen Schmertz,
Da dieſe Helden mir geſtorben!

Gantz

GAnz Sachſen wird voll Traurigkeit,
Da Leucoris ſich auch verhüllet.
Ihr Auge wird mit Dunckelheit
Und heiſſen Thränen angefüllet.
Sein hochberühmtes Elb-Athen
Sieht einen Sarg vor Augen ſtehn,
Um den nur Todten-Fackeln ſcheinen;
Der Klage-Thon durchdringt die Luffe:
Kommt Muſen! kommt an dieſe Gruffe,
Und helft um unſern Janus weinen!

ACh! Janus, mein Vergnügen, fällt,
Ein Glied aus meiner Lehrer Orden;
Mein Janus, der bereits der Welt
Durch Witz und Fleiß bekannt geworden;
Mein Janus, deſſen Wiſſenſchafft
Ein Weſen voller Geiſt und Krafft,
Voll Eifer und voll Ernſt geweſen.
Mein Janus fällt, von deſſen Hand
Wir ſo viel Schrifften voll Verſtand,
Und lautrer Glaubens-Lehren leſen.

BUldorgis! triumphire nicht,
Da mich ein ſolcher Fall betrübet;
Du haſt ja ſelbſt den Unterricht,
Den Dir mein Janus gab, geliebet.
Ich rief ihn zwar gar bald von dir,
Indem ich glaubte, daß er mir
Weit mehr als andern zugehörte:
Allein du haſt genug geſchmeckt,
Was das vor Luſt und Nutz erweckt,
Wenn Janus die Geſchichte lehrte.

DJe Länder, wo sein reifer Fleiß
Der Fremden Weißheit kennen lernte,
Betrübten sich, o seltner Preis!
Wenn unser Janus sich entfernte.
Der Frantzen hurtiger Verstand,
Der tiefe Sinn von Engelland,
War Ihm bereits in Deutschland eigen:
Doch seines Geistes Fähigkeit
Schien dazumahl von Zeit zu Zeit
Die Fremden selbst zu übersteigen.

Allhier, wo meiner Lehrer Zahl
Auf Luthers altem Stuhle sitzet,
Hat Janus mehr als funfzig mahl
Des Glaubens Reinigkeit beschützet.
Wenn sich der Feinde Wuth empört,
Den klaren Sinn der Schrifft verkehrt,
Um Licht und Schatten zu vermischen;
Da konte Janus ihrer List,
So schön sie übertüncht ist,
Die Schmincke von den Wangen wischen.

ER stritte vor das Lutherthum,
Und machte doch kein leer Gezäncke;
Er suchte nicht bey Menschen Ruhm,
Und floh der eiteln Schwätzer Räncke:
Ein frommer Wandel war sein Schmuck,
Dies Lob allein ist schon genug,
Den theuren Janus zu erheben.
Bekannte, Freunde, Haus und Stadt,
Ja was Ihn kaum gesehen hat,
Kan Ihm davon ein Zeugniß geben.

Geliebte

Geliebte Schweſtern, die ihr euch
Den Saal- und Pleiſſen-Strand erkohren,
Was klagt Ihr? mir iſt keine gleich,
Ich habe mehr als ihr verlohren.
Euch ſchmertzt betagter Greiſe Fall,
Und meiner Trauer-Lieder Schall
Beſeufzet, was zu früh erblichen:
Mein Janus ſtirbt vor Alter nicht,
Sein ungeſchwächtes Auge bricht,
Da kaum ſein halbes Ziel verſtrichen.

Euch war bereits die volle Frucht
Von eurer Lehrer Fleiß entſproſſen;
Ich habe noch das Glück geſucht,
Was ihr ſo lange Zeit genoſſen.
So viel ſich Freude ſpüren ließ,
Als Janus mir nur Blüthen wieß,
So viel war noch von Ihm zu hoffen:
Ein jeder Tag hat mich erfreut,
Da das, was ich mir prophezeyt,
So überflüßig eingetroffen.

Ihr, meine Söhne, klagt mit mir!
Ach! klagt ihr Kinder der Propheten!
Ach, Leucoris! wer hilfet dir?
Wer tröſtet dich in ſolchen Nöthen?
O Höchſter! ſorgeſt du für mich?
So laß auch deine Güte ſich
Auf meiner Lehrer Haupt ergieſſen!
Laß den, der dir ſo treu gedient,
Und deſſen Nachruhm ewig grünt,
Im Himmel deiner Ruh genieſſen.

SO rief, ſo klagte Wittenberg,
Als mein getreuer Freund verſchieden:
Jedoch, es war des Höchſten Werck,
Drum gab es ſich zuletzt zu frieden.
Indeſſen ward ich ſelbſt betrübt,
Weil der, den ich als mich geliebt,
So unverhofft die Welt verlaſſen;
Die Wehmuth übereilte mich,
Und mein Gemüthe wuſte ſich
Vor Traurigkeit nicht gleich zu faſſen.

DOch endlich hub ich wieder an:
Mein Freund iſt ſchon in GOttes Händen:
Der HErr, der alles ändern kan,
Der wird auch unſern Kummer wenden.
Betrübte Witwe, laß die Laſt,
Die Du diesmahl empfunden haſt,
Dich nicht zur Ungedult verleiten;
Die Hand, die Dich ſo hefftig ſchlägt,
Und Dir dies Unglück auferlegt,
Wird auch ein lindernd Oel bereiten.

NUn, blaſſer Cörper, ödes Haus,
Von Dem, den ich geliebet habe,
Geh hin, und zieh die Schwachheit aus,
Und ſteige herrlich aus dem Grabe.
Dein Geiſt bewohnt die neue Stadt,
Wornach er hie gekämpffet hat,
In ewig unverrückter Freude.
Ihr Muſen nehmt die Lorbern hin,
Was kräncket das Klagen euren Sinn?
Mein Janus weiß von keinem Leide!

IV. Ode,
An HERRN
M. August Florens Rivinus,
Bey ſeiner Doctor-Promotion
B. Hofmann.

Salluſtius de Bello Jugurth.

Ita profecto eſt: Majorum gloria, poſteris lumen eſt.

NUn, Bachmann, ſiehe die Rivinen
An Seegens-reichen Bächen grünen,
Auch da ſchon dein Gebein in Staub und Moder liegt.
Dein Ruhm vermehrt ſich alle Stunden:
Dein Stamm hat einen Wuchs gefunden,
Wodurch ein Sterblicher, die Sterblichkeit beſiegt.
Dich überſtrahlt ein Glantz, durch den man auf der Erden,
Trotz der Vergänglichkeit, kan unvergänglich werden.

DEin Arm hat bey dem Türcken-Kriege
Zwar manche Reiſer aus dem Siege,
Zu deines Nahmens Ruhm mit ſich zurück gebracht.
Doch deines Stammes grüne Reiſer
Zerbreiten ſich in ſo viel Häuſer,
Daß dein Gedächtniß ſich noch ſtets unſterblich macht.
Dies iſt der höchſte Preis, dies ſind die gröſten Thaten,
Wenn wackren Eltern einſt die Kinder wohl gerathen.

ACh! ſollte Dir der Erden Schatten
Nur einen Augenblick verſtatten,
Zu ſehn, mit was vor Frucht dein edler Stamm-Baum (grünt:
Wie freudig würdeſt Du dich ſchicken
Den Tod noch einmahl zu erblicken,
Vor Luſt, daß dein Geſchlecht zu ſolchem Nutzen dient.
Ja, ſollteſt Du die Zahl vermehrter Enckel ſchauen,
Du würdeſt, warlich, kaum den eignen Augen trauen.

ANdreas weit-berühmter Nahmen
War eine Frucht von deinem Saamen,
Die hohe Schule weiß, was ihr ſein Fleiß genützt.
Der war ein Vater von drey Söhnen,
Die ewig-grüne Lorbern krönen,
Auf welche nimmermehr ein frecher Donner blitzt.
Auguſtus Lorber-Hayn muß endlich zwar erſterben:
Doch dieſen theuren Baum darf keine Zeit verderben.

DJes zeigt der Ausbund frommer Kinder,
Der Mann, der auch die frechſten Sünder
Durch Eifer oft bewegt, der **Theure Tilemann.**
Ach! Leipzig, weiſt du ſeine Proben
Auch je nach Würdigkeit zu loben?
Unmöglich! daß ſein Bild bey dir verweſen kan.
Denn weil die Kirche wird auf feſten Pfeilern ſtehen:
Wird dieſes Lehrers Ruhm auch nimmermehr vergehen.

KEin Artzt iſt in der Welt zu finden,
Der die Natur recht will ergründen,
Ihm iſt das groſſe Licht, **Auguſtus**, auch bekannt.
Weil Leipzig noch wird Leipzig heiſſen,
Kan nichts ſein Denckmahl niederreiſſen,
Strahlt doch ſein hoher Glantz bis in das fernſte Land.
So lange nur die Welt wird kluge Schrifften leſen,
Wird auch das Auge ſehn, wie groß ſein Geiſt geweſen.

WEr aber will dein Angedencken,
In ſo verkürtzte Zeilen ſchräncken,
Der Zeit Papinian; o Rath **Septimius**?
Hof, Rath-Haus, Städte, gantze Länder,
Verehren deines Fleißes Pfänder, (muß.
Den, wer Dich auch nur nennt, noch ſtets bewundern
Der Himmel hat Dich ſelbſt den Sternen einverleibet,
So daß, weil dieſe ſtehn, auch dein Verdienſt ſtets bleibet.

WEr mercket nicht des Höchſten Seegen,
Der gleich dem angenehmſten Regen
Sich über dieſen Stamm mit gantzen Strömen gießt?
Muß eine Peſt das Land umziehen:
Muß doch das Haus Rivinus blühen,
Damit ſein Seegens-Thau auf andre Häuſer fließt.
Riß da der blaſſe Tod ſo manche Säule nieder,
Erſetzte GOttes Hand ſie durch Rivinen wieder.

DOch wie? die Ehrfurcht heißt mich ſchweigen:
Ich ſoll nur bloß den Willen zeigen:
Der Kiel wird mercklich ſchwach: ich ſtutze fortzugehn.
Ich ſchwebe faſt in einem Traume;
Denn in ſo einem engen Raume,
Läßt ſich das weite Lob nach Würden kaum erhöhn.
Die Blätter ſind zu klein: die Schreibart zu geringe:
Und gleichwohl ſeh ich noch verwunderns-volle Dinge.

HAt je mein Kiel was aufgeſchrieben,
Und iſt nicht leichtlich ſtecken blieben:
So ſtockt er dieſesmal, vor Ohnmacht gantz gewiß.
Den Putz von ſo vollkommnen Bildern
Muß eine beßre Feder ſchildern,
Hier zeigt ſich weiter nichts, als bloß ein Schatten-Riß.
Und wo auch dieſer noch am allerbeſten ſcheinet,
Wird doch das Sprichwort wahr: zwar ſchlecht! doch wohl gemeynet.

DJes wircket, Großer Rechts-Gelehrter,
Der ſeiner Väter Glantz vermehrter,
Ja, gantz vollkommen macht, dein hochgeſtiegner Ruhm.
Denn wer Rivinus Nahmen nennet,
Und gleichwohl deinen Preis nicht kennet,
Kennt auch gewiß noch nicht der Rechte Heiligthum.
Nicht Leipzig, nicht das Land: nein! auch entfernte Gräntzen
Verehren deinen Rath mit friſchen Lorber-Kräntzen.

DJe Ehren-vollen Silber-Haare,
Die Zierde noch so muntrer Jahre,
Sind Zeichen, was dein Hertz vor theuren Eifer hegt.
Der Rechte Lauf zu unterstützen;
Die Unschuld nach Verdienst zu schützen,
Sind Dir das Licht und Recht, so deine Stirne trägt.
Weh dem! der sich erkühnt der Unschuld Hohn zu sprechen:
Hier muß Gerechtigkeit durch Stahl und Eisen brechen.

HJer muß die Gunst die Segel streichen:
So wol dem Armen als dem Reichen
Ist, wie die Schrifft gebeut, die Hülfe unversagt.
Die Gottesfurcht trägt hier die Wage:
Weg Unrecht! hier gilt keine Klage
Von Ungerechtigkeit, die das Gewissen nagt.
Fort! Ungegründete: vor wohlbefugte Sachen,
Was GOtt und Recht befiehlt, wil nur Rivinus wachen.

HJerdurch wächst Liebe, Ruhm und Ehre,
Geschweige was durch treue Lehre
Vor ungemeine Frucht auf deine Hörer stammt:
Wie viele hundert sind beflissen,
Zu zeigen daß zu ihrem Wissen,
Sie bloß dein muntrer Fleiß unendlich angeflammt.
Vor solche Wachsamkeit läst GOtt Dich auch erfahren,
Er wolle seine Huld Dir reichlich offenbahren.

TRitt nicht ein Sohn zu Deiner Freude,
Im wohlverdienten Doctor-Kleide,
Zur Zierde des Geschlechts, durch eignen Fleiß hervor?
Beglückte Eltern! Deren Hoffen
So höchst-vollkommen eingetroffen:
So zeiget Florens Stamm beständig neuen Flor. (ten,
Des Weisen Vaters Wunsch, der frommen Mutter Be-
Muß freylich, Gott verspricht's, in seine Würckung treten.

Was

WAs ſoll ich nun, Hoch-Edler, ſagen,
Da ich Dich ſeh den Purpur tragen!
Vier Worte ſind genung: Du biſt Rivinus Sohn.
Das heiſt: nach wahrer Weißheit ſtreben;
Die Laſter fliehn; vernünfftig leben:
Diß alles und noch mehr ſagt die Benennung ſchon.
Drum hat Dich auch dein Fleiß, der Glantz gelehrter Pro-
Die Rechts-Erfahrenheit, zu ſolcher Höh erhoben. (ben,

SO blühe denn, blüh mit den Deinen,
Mit Denen ſich mein Wunſch vereinen,
Und vor Dein ferners Glück gen Himmel ſteigen ſoll:
Des Höchſten und der Eltern Seegen,
Umſchattet Dich auf allen Wegen:
So bleibt Rivinus Baum noch ſtets an Zweigen voll.
Ja, wer was wünſchen will, der wünſche, ſo zu grünen,
Gleichwie der Seegens-Stamm der Edelſten Rivinen.

V. Ode,

Auf

Herrn Baumeiſter Gottfried Conrad Lehmanns Geburts-Tag

Anno 1727.

Im Nahmen ſeiner Kinder

A. Brummer.

NEin, Moſis Ausſpruch muß beſtehn,
Es darf vor ſiebzig, achtzig Jahren
Ein ſolcher Mann nicht untergehn,
Nicht leicht zu ſeinen Vätern fahren:
Wer Recht und Ordnung hier erhält,
Wer GOttes Bildniß trägt auf Erden,
Muß auch durch GOtt erhalten werden,
Daß ſein verdientes Haupt nicht vor der Zeit verfällt.

HERR, ſiehſt du nicht vor deinem Thron
Den theuren Lehmann, den wir prieſen?
Genießt er nicht der Treue Lohn,
Die er an deiner Heerd erwieſen?
Du wolteſt mehr als achtzig Jahr
Ihn vormahls deiner Kirche ſchencken?
Ach wolteſt du, o HErr, gedencken,
Hier ſey ein würdger Sohn, gleichwie der Vater war!

Du

Du weiſt ja wohl, wie unſre Stadt,
Die du dein heilig Zion nenneſt,
Erfahrne Führer nöthig hat,
Die du gewiß bey Nahmen kenneſt:
Die Führer, die durch Redlichkeit,
Durch Fleiß und unermüdtes Wachen
Sich ihres Amtes würdig machen,
Bey ſolchen mehre doch, o HErr, die Lebens-Zeit.

Und wenn wir Kinder nur allein
Die Seufzer vor dich kommen lieſſen;
So müſten ſie erhöret ſeyn,
So müſteſt du dein Hertz nicht ſchlieſſen:
Auch unſer Leben, unſer Blut
Wird vor Sein unſchätzbares Leben,
Ein jedes von uns willig geben,
Wofern nur deine Hand in Schwachen Wunder thut.

Zwey Schweſtern muß der Eheſtand
Verſorgt, vergnügt und glücklich machen,
Die dritte ruht in GOttes Hand,
Und kan die Eitelkeit verlachen:
So wird das Maaß des Seegens voll,
Und wird auch auf den Söhnen bleiben:
Muß Moſes nicht den Ausſpruch ſchreiben,
Daß bis in tauſend Glied die Wohlthat dauren ſoll.

O Vater! überlegſt Du dies,
Du Labſal unſrer treuen Hertzen,
So überwindeſt Du gewiß
Furcht, Sorge, Kranckheit, Noth und Schmertzen.
Macht Deine Schwachheit uns beſtürtzt,
So kennen wir doch GOttes Güte,
Die zeigt dem traurigen Gemüthe,
Es ſey des Höchſten Hand zum helfen nicht verkürtzt.

UNd dieſe zeigt ſich offenbahr,
Sie ſey in Ewigkeit geprieſen,
Nachdem ſie ſechs und ſechtzig Jahr
Sich ſo mit Kraft und Macht erwieſen.
Will ja der Schatten eilig gehn,
Wie vormahls bey Hiskias Stuffen;
Der HErr kan ihn zurücke ruffen:
Muß nicht dem Joſua die Sonne ſtille ſtehn?

WIr wünſchen nichts, HErr, ſo du wille,
Als unſern Vater ſtets zu haben:
Und iſt ja unſre Zeit erfüllt,
So laß uns ehr als ihn begraben;
Wenn dies dein Schluß ſo weislich fügt,
So kan noch das gemeine Weſen
Von ſeinem Leben Früchte leſen,
So wird die gantze Stadt, ſo werden wir vergnügt.

VI. Ode,
Als
Ihre Magnificentz
HERR
D. Heinrich Klauſing
Das allhier mit höchſtem Ruhme
verwaltete Rectorat niederlegte.
A. B. Pantke.

KAum ſetzt ich meine Feder an,
Mich auf der edlen Dichter Bahn
Mit Müh und Fleiß empor zu ſchwingen;
Und von der Sachſen Gram und Treu,
Ohn eingemiſchte Schmeicheley,
Ein thränenreiches Lied zu ſingen:
So ſchlug die Furcht die ſchwache Hand
In einem Augenblicke nieder,
Und, da ſich Schmertz und Schwachheit fand,
Verfiel die Stimme meiner Lieder.

JEdoch dein Ruhm, Erhabner Geiſt,
Den Wittenberg und Leipzig preiſt,
Hat ſie aufs neue gantz belebet.
Durch dein ſo klug geführtes Amt
Wird mein Gemüth aufs neu entflammt,
Indem ſich Trieb und Fleiß erhebet.
Der Zuruff unſrer Muſen-Schaar,
Da Du den Scepter niederlegeſt,
Bezeigt durch Lob und Wünſche klar,
Wie wohl Du vor ſie Sorge trägeſt.

JA, hätte meiner treuen Pflicht
Die Ehrfurcht und die Schwachheit nicht
Ein allzunahes Ziel geſtecket;
So prieſe hier ein kurtzer Reim
Der Lehren ſüſſen Honigſeim,
Den Dein beredter Mund entdecket;
So lobt ich Deiner Andacht Krafft,
Die ſich in Deinem Hertzen findet,
So rühmt ich Deine Wiſſenſchafft,
Die auch den klügſten Geiſt entzündet.

SO aber zeigt dies ſchlechte Blatt,
Das reine Treu zum Grunde hat,
Den bloſſen Nachklang Deiner Ehre.
Ein jeder ſieht, daß vor den Preis,
Den Dein Verdienſt zu ſuchen weiß,
Ein weit vollkommner Lied gehöre.
Die Andacht Deiner frommen Bruſt,
Die Sittſamkeit, Dein kluges Wiſſen,
Iſts, was wir mit der gröſten Luſt
An Dir gewiß bewundern müſſen.

DJe gründliche Gelehrſamkeit,
Die Dir den ſchönſten Lobſpruch weyht,
Strahlt immerfort mit neuem Ruhme;
Es macht Dein niemahls müder Fleiß
Der gröſten Männer Ehren-Preis
Dir zum verdienten Eigenthume.
Der alten Sprachen goldner Schatz,
Mit dem ſich die Vernunfft verbunden,
Hat einen gantz gewiſſen Platz
In Deiner edlen Bruſt gefunden.

DEs Höchſten Vorſicht krönet ſchon
Durch den Dir zugedachten Lohn
So ein gerechtes Unterfangen.
Die Zeit, die Deines Scepters Pracht
Dir rühmlich und uns nützlich macht,
Muſt in recht ſeltnem Schmucke prangen.
Kaum wird Sie Leipzig nur gezeigt,
Kaum iſt die frohe Wahl geſchehen,
Als Sachſens Glücke wieder ſteigt,
Und wir den König wieder ſehen.

WJe konnte doch ein beſſrer Glantz
Den Dir gewundnen Lorber-Krantz
Durch ausgeklärte Strahlen ſchmücken;
Als der, den wir mit tiefſter Treu
Vollkommen, hertzlich, ſtandhafft, neu,
An Friedrich Auguſts Haupt erblicken?
Das Feſt, das man Ihm eingeweyht,
Wieß durch ſo ſeltne Luſtbarkeiten
Auf ein bisher ertragnes Leid,
Den ſchönen Anblick goldner Zeiten.

SArmatien ſah neue Ruh,
Und Sachſen lief mit Freuden zu,
Den theuren König zu empfangen;
Kaum drang die Poſt in unſre Bruſt:
Es lebt, und reiſt, und kommt Auguſt,
So brannt ein jeder vor Verlangen.
Drum konnt auch unſre Linden-Stadt
Bey einem ſolchen Danck-Bezeugen,
Das man vor GOtt geopfert hat,
Nicht ohne Sünd und Undanck ſchweigen.

Durch

DUrch so ein herrlich Freuden-Fest,
Das sich nicht leicht entwerfen läßt,
Hat dies Dein Amt sich angefangen;
Doch leider! eben dieses muß,
Auf GOttes zornigen Entschluß,
Ein höchstbekümmert End erlangen.
Der Sachsen Trost und Mutter legt
Die Glieder in den Schooß der Erden:
So muß die Freude, die man hegt,
Zu desto grössrem Trauren werden.

DOch, eh die Unterthänigkeit,
Die ein so unverhofftes Leid
Durch harten Schmertz empfindlich beuget,
Der Königin die letzte Pflicht,
Die von getreuer Wehmuth spricht,
In unsrer Philuris bezeuget;
So legst Du Deinen Purpur ab,
So legst Du Deinen Scepter nieder:
Indessen schallet um Ihr Grab
Die Stimme düstrer Klage-Lieder.

JA, wäre nicht Dein Ruhm so groß,
So würde dieser harte Stoß
Ihn freylich ins Vergessen bringen.
Man ist fast um kein Freuden-Lied
Zu einer solchen Zeit bemüht,
Wo lauter Trauer-Glocken klingen.
Allein die treue Philuris,
Des gantzen Sachsenlands Ergetzen,
Weiß auch bey einem solchen Riß,
Dein wichtiges Verdienst zu schätzen.

Hier, wo der Pleiſſe fahler Fluß
Den Boden fruchtbar machen muß,
Und in den freyen Gränzen flieſſet;
Hier, wo der Linden grüne Pracht
Den heiſſen Sommer lieblich macht,
Und uns die ſtille Ruh verſüſſet.
Will Danck und Ehrerbietigkeit
Den wohlverdienten Ruhm erheben,
Und bey ſchon ſpäter Jahres-Zeit
Der treuen Liebe Zeugniß geben.

Ihr Muſen-Söhne! deren Fleiß
Durch Ernſt und Sorgfalt, Müh und Schweiß
Gelehrſamkeit und Ruhm erlanget;
Bedenckt, bewundert, und beſchreibt,
Durch ſo ein Lied, das ewig bleibt,
Den Ruhm, in welchem Klauſing pranget.
Wie? fehlt es an Gelegenheit?
O nein! es fehlt nur am Vermögen.
Doch ſeht! Dort kommt die Frömmigkeit
Der angewandten Müh entgegen.

Ihr Mund macht Klauſings Ruhm bekannt,
Und in dem Reden ſetzt die Hand
Den Lorber-Krantz auf ſeine Scheitel.
Geh, ſagt ſie, geh erboßter Neid!
Und lern in Ehrerbietigkeit:
Es ſey dein Zorn und Eifer eitel.
Mein Klauſing zeigt der Deutſchen Welt
Und der Ihm anvertrauten Jugend:
Was der Gelehrten Ruhm erhält,
Sey Gottesfurcht, Verſtand und Tugend.

Die

DJe Wahrheit tritt ſogleich herbey,
Und wundert ſich, und ſaget frey:
Ich hab es längſtens unterſchrieben.
Dein Diener, Hochberühmter Mann,
Der Dich nicht gnug erheben kan,
Iſt gleichfalls nicht zurück geblieben.
Er überläßt ſich Deiner Huld,
Vor der ſich Neid und Boßheit ſchämen,
Und ſchwert zum Abtrag ſeiner Schuld
Dich ſtets zum Vorbild anzunehmen.

VII. Ode,
An
HERRN
Heinrich Grätzen,
Handels-Herrn in Zittau,
Samuel Seidel.

Wo seyd ihr schon, ihr schönen Zeiten,
Da Trieb und Fleiß das erstemahl
Mir auf der Musen edlen Seyten
Den unversuchten Grif befahl;
Da noch die schwache Krafft zu dichten
Auf frisch-geschnittnem Rohre blieb;
Und mich das Echo durch die Fichten
Den ersten Beyfall merken ließ?

Dort, wo noch Neiß und Mandau schleichen,
Und schlürfend in den Ufern gehn;
Dort, wo die nutzbar-holden Bleichen
An grün-bewachsnen Ufern stehn;
Dort, wo sich Zittaus Thürme strecken,
Fieng Wentzel, jener Saalen-Schwan,
Einst meine Geister aufzuwecken;
Dort fieng ich einst zu singen an.

Euch danck ichs, ihr gepriesnen Lichter,
Ihr Gönner, die Ihr Zittau schmückt,
Daß mich die Reitzung reger Dichter
Dereinst durch Eure Gunst entzückt.
Der Ausbruch Eurer Huld und Liebe
Hat meine Danck-Pflicht aufgebracht;
Die Danck-Pflicht aber meinem Triebe
Zum Dichten freye Lufft gemacht.

Ihr Musen kennt ihr mein Gemüthe,
So sagt, mit was vor Danck-Begier
Stellt ich Euch Zittaus Mutter-Güte,
Sammt meiner Schulden Anwachs für!
Wie zeigt ich euch die leeren Hände,
Wie seufftzt ich: Helfe, daß sich mein Geist
Indeß durch Eure Kunst verpfände,
Biß Zeit und Glück den Abtrag weist!

Ihr hörtet mich, und liesst mich hören,
Was Opitz, Weis und Wentzel sang,
So daß die Krafft von ihren Chören
Mir immer mehr ins Hertze drang.
Ich wagt es selbst; und trat von weiten,
Und stimmte mein noch rauhes Spiel;
Biß daß der Anspruch meiner Säyten
Auch andern ins Gehöre fiel.

Ein leichter Anfang stärckt die Kräffte:
Mein Geist flog endlich weiter auf,
Und kam zuletzt durch solch Geschäffte
Fast unvermerckt in freyen Lauf.
Ich sang mit gröſſrer Lust, als Zierde,
Was Pflicht und Treu zu singen rieth,
Ich sang voll reiner Danck-Begierde,
Wie Tityrus, mein Hirten-Lied.

Die Nahmen stehn mir noch im Hertzen,
Von welchen Geist und Mund erthönt;
Die Nahmen, die bey Lust und Schmertzen
Mich einst zur Dicht-Kunst angewöhnt.
Hier ist Ihr Nachruhm noch zu lesen,
Nicht, weil Ihr Schutz mein Glück gebahr;
Vielmehr, weil mir Ihr edles Wesen
Zum Dichten Stof und Antrieb war.

Mein Grätz, das Muſter Deutſcher Treue,
Mein frommer Grätz war damahls ſchon
Aus ſolcher Ehren-werthen Reyhe;
Mein Grätz erweckte meinen Thon,
Der Umfang Seiner Huld und Güte,
Und was mir deren Krafft erklärt,
Ja Seiner Tugend Roſen-Blüte
War hundert ſchöner Lieder werth.

Dies reitzte mich und meine Reime.
Sein Blick, Sein Wort, und Seine Zier
Trieb meinen Lorber aus dem Keyme
Zu merklich ſtärkerm Wuchs herfür.
Eilf Jahre ſind bereits verfloſſen,
Seit ſich mein erſter Trieb erwieß;
Und das, was Grätzens Gunſt begoſſen,
Das erſte Blätgen brechen ließ.

Ein Vers zu Grätzens Nahmens-Feyer,
Ein armer Vers voll reicher Treu,
Erklärte, wie erwünſcht und theuer
Mir Seiner Tugend Ausfluß ſey.
Grätz nahm ihn mit beliebtem Blicke,
Er nahm ihn mir zum Zeugniß an,
Daß Will und Hertz in dieſem Stücke
Mehr, als der Ausdruck gelten kan.

Ich übte mich in ſolchen Pflichten
Noch ferner manch vergnügtes Jahr,
Und ſuchte ſchrifftlich zu entrichten,
Was meiner That nicht möglich war.
Ja, Werthes Haupt, auch bey den Linden
Verſpür ich noch dergleichen Trieb,
Hier ritz ich ſtets in ihre Rinden:
Mein Grätz iſt mir entfernt noch lieb.

WJe nun? Fängt Pallas an zu fragen:
Wie! daß, im Fall die Liebe ſteigt,
Sie doch bey Grätzens Freuden-Tagen
Ins vierdte Jahr ſchon ſtille ſchweigt!
Jedoch das taugt zu keiner Probe:
Schweigt Mund und Kiel, ja ſchweigt die Pflicht
Der Reime gleich von Grätzens Lobe;
So ſchweigt iedoch das Hertze nicht.

DJes lebt, und lacht, und jauchzt, und wallet,
Und hüpft vor Freuden gantz empor,
Wenn ihm die Poſt entgegen ſchallet,
Dein Glücke ſtehe noch im Flor;
Es fühlt auch itzt die ſtärckſten Züge:
Dein Nahme ſetzt es faſt in Brand,
Und, daß es nicht vor Luſt erliege,
So theilt es ſie mit Kiel und Hand.

NJmm den Entwurf von ſolchen Trieben,
Mein Gönner, nimm das kühne Blatt.
Hier ſiehſt Du keinen Satz geſchrieben,
Der nicht den Grund im Hertzen hat.
O möcht ich Dir ein Denckmahl bauen,
Wie Du der Tochter aufgeführt;
Doch ſo, daß man vor Tod und Grauen
Nur Luſt aus deſſen Bildern ſpürt!

NUr Luſt aus Deinem Tugend-Wandel,
Der Feind und Tadler ſchamroth macht;
Nur Luſt vom Glück im Haus und Handel,
Das den beſchämten Neid verlacht;
Nur Luſt aus Deinem Ehren-Nahmen,
Dem Witz und Treu zur Seite ſtehn;
Nur Luſt aus immer friſchem Saamen
Zu Tugend, Ruhm und Wohlergehn!

So

So lebe dann auf ſpäte Jahre,
Von GOtt-vergnügter Muſen-Freund,
Biß einſt an Deinem Silber-Haare
Der Wohlfahrt höchſter Schmuck erſcheint.
Der Theuren Julianen Seegen
Vergnüg auch Deiner Pfänder Bruſt;
So kan Dein Haus das Beywort hegen:
Hier wohnt des Himmels Augen-Luſt!

VIII. Ode,
An
HERRN
Joh. Chriſtian Stemlern,
Bey ſeiner Magiſter-Promotion,
Im Nahmen ſeiner Untergebenen,
J. Fr. Mäy.

DJe Danckbarkeit iſt ſchuld daran,
Daß wir uns beyderſeits nicht ſcheuen,
Uns öffentlich mit Dir zu freuen.
Nur nimm das Zeugniß gütig an.
Du haſt uns ſchon viel Guts erwieſen,
Und wenn man dieſes noch erhält,
Daß Dir auch unſre Luſt gefällt,
So wirſt Du noch weit mehr geprieſen.

ACh ſtünd es nur in unſrer Macht,
Dir Deine Treue zu belohnen!
Wir wollten keinen Aufwand ſchonen;
Wir hätten längſt darauf gedacht:
Allein Du weiſt, daß unſern Willen
Ein ſchweres Unvermögen drückt,
Sonſt hätten wir uns angeſchickt,
Denſelben völlig zu erfüllen.

MAn kan den guten Unterricht
Mit keinem Werthe ſchätzbar machen;
Die köſtlichſten und beſten Sachen
Bezahlen ſeinen Nutzen nicht.
Wenn wird der Menſch zu GOttes Bilde?
Da, wenn man ihn die Weißheit lehrt;
Denn wer nicht kluge Sprüche hört,
Der bleibet ungezähmt und wilde.

Es mag um andre mißlich ſtehn;
Die Wiſſenſchaft läßt nicht verderben.
Wen hat ſie laſſen Hungers ſterben?
Wen hat ſie laſſen betteln gehn?
Ein Fauler iſt zwar ſo verwegen,
Daß er die Schuld auf ſie verſchiebt,
Um ſich, weil er die Faulheit liebt,
Mit Bettel-Brokte zu verpflegen.

Ihr Eltern, ſorgt auch noch ſo ſehr,
Daß, wenn man Euch dereinſt begraben,
Die Kinder viel zu erben haben:
Die Wiſſenſchaft beträgt vielmehr.
Wie manches Erb-Gut iſt verſtoben?
Wie mancher reiche Sohn verarmt?
Doch deſſen man ſich erſt erbarmt,
Den hat die Wiſſenſchaft erhoben.

So denckt auf eurer Kinder Heyl,
Sucht ſie zur Weißheit anzuführen;
Die Kinder werden ſelbſten ſpüren,
Das ſey ihr allerbeſtes Theil.
Ein kluger Kopf, und gute Sitten
Sind beſſer als ein Capital.
Denn dieſe gelten überal,
Und wer hat Noth dabey gelitten?

Ach ſiehe, was wir ſchuldig ſeyn,
Indem wir dieſes recht bedencken!
Du ſucheſt unſer Hertz zu lencken,
Und flöſſeſt uns viel Gutes ein.
Die Hertzen, die Du zugerichtet,
Sind auch hiermit vor Dich geweyht,
Und bleiben Dir mit Danckbarkeit
Gehorſam, Lieb und Treu verpflichtet.

WAs uns dereinſten wohl gelingt,
Das wird aus GOttes Güte flieſſen;
Doch Du ſolt auch den Ruhm genieſſen,
Wenn Deine Lehre Früchte bringt.
So ſehr wir ſelbige verehren,
So ſehr verſichern wir dabey,
Daß unſer Hertz begierig ſey
Dieſelben ferner anzuhören.

DJe Weißheit, die Dich würdig ſchätzt,
Den Ring und Hut Dir zu vertrauen,
Die laſſe Dich noch ferner ſchauen,
Wie ſehr ſie ſich an Dir ergetzt.
GOtt laſſe Dich im Seegen grünen,
Und endlich zu beſtimmter Zeit,
Zu ſeines Nahmens Herrlichkeit,
Als Lehrer in der Kirche dienen.

IX. Ode,

An (Tit. plen.)

Herrn D. Joh. Burch. Mencken,

Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſ. Hof-Rath ꝛc.

Bey ſeines älteſten Herrn Sohnes

Magiſter-Promotion,

In fremdem Nahmen

J. C. Gottſched.

Fortes creantur fortibus & bonis,

\- - - - -

Nec imbellem feroces

Progenerant aquila columbam.

Hor. L. IV. Od. IV.

Komm, ſtimme dieſer Lauten Thon,
O göttlicher Horatz! nach deinen Wunder-Seyten.
Und hilf uns unſers Mencken Sohn,
Durch ein geſchicktes Lied zur Ehren-Burg begleiten.
Verbeßre doch der Stimmen Klang,
Und laß den männlichen Geſang,
In wohlgeſetzten Reimen ſchallen.
Horatz! den Phöbus offt bewegt,
Ach laß, wenn unſre Pflicht uns regt,
Ein Theil von deiner Kunſt auf unſre Geiſter fallen.

Wie herrlich lehrt doch jede Zeit
Die Wahrheit und den Grund von deinen klugen Sprüchen!
Man ſieht ja voller Freudigkeit,
Daß der bejahrten Welt die Kräffte nicht entwichen:
Sie ſteht nun ſchon fünf tauſend Jahr;
Doch bleibt es unverändert wahr,
Ein Weinſtock träget lauter Trauben,
Ein Ceder-Baum ſchwitzt Ceder-Safft,
Des Löwen Brut hat Löwen-Krafft,
Und was ein Adler heckt, das ſind nicht feige Tauben.

GEpriesner Mencke, Dessen Ruhm
Der Deutschen Musen Lob noch täglich höher schwinget.
Wenn ihr geweyhtes Heiligthum,
Durch Deiner Schrifften Blitz in ferne Länder dringet,
Verzeihe, daß wir kühne seyn,
Und Unsern Sätzen Dich allein
Zum Beyspiel an die Seite setzen;
Ach fehlten nur die Kräffte nicht!
So sollte wohl ein Lob-Gedicht,
Durch tiefe Züge Dich in Marmor-Tafeln ätzen.

WEm ist Dein Vater unbekannt?
Der auch im Tode selbst durch seine Tugend lebet:
Wer kennt nicht die gelehrte Hand?
Davon noch manche Schrifft vor unsern Augen schwebet.
Sein Jahr-Buch der Gelehrsamkeit,
Hat seinem Nahmen weit und breit
Ein unvergeßlich Lob erworben.
Und weil der Geist, der ihn bewohnt,
Noch itzt in so viel Hertzen thront,
So ist sein Cörper zwar, doch nicht sein Ruhm gestorben.

VOn diesem Vater stammst Du ab,
Dies wäre schon genug ein Bild von Dir zu geben:
Wiewohl, der Dir den Oden gab,
Darf nicht durch seinen Glantz des Sohnes Licht erheben.
Was ihn vorhin berühmt gemacht,
Das läßt sich mit vermehrter Pracht.
In seinem ächten Erben schauen,
Er selber war schon groß vor sich,
Itzt wird er doppelt groß durch Dich,
Denn Du kanst Dir und ihm ein stetes Denckmahl bauen.

Wo Engellands bekannter Strom,
Mit ſtiller Majeſtät durch Londons Brücke ſchieſſet:
Wo durch das offt-verjüngte Rom
Der ſtoltze Tyber-Fluß mit ſanftem Rauſchen flieſſet:
Wo ſich der Seine Fluth bewegt,
Und an der Liljen Wurtzeln ſchlägt,
Da kennt, da ehrt man unſern Mencken:
Im Norden ſchallt ſein weiter Ruhm,
Selbſt Rußlands neues Kayſerthum,
Dahin er Lehrer ſchickt, wird ewig Sein gedencken.

Jedoch verwegne Muſe, ſtill!
Dein Trieb verleitet dich zu allzuſchweren Dingen.
Erfülle was die Regung will,
Und ſange frölich an des Sohnes Lob zu ſingen.
Des Sohnes, deſſen edler Geiſt
Durch Sonnen-klare Proben weiſt,
Woher ſein Weſen uns entſproſſen:
Des Zweiges, deſſen Blüthe lehrt,
Zu welcher Gattung er gehört,
Und welch ein Baum das Reis zuerſt hervor geſchoſſen.

Laß Muſe! die gelehrte Welt
Die Hoffnung, die man hegt, auf dieſen Blättern leſen:
Denn wenn ſie einſt den Zweck erhält;
So weiß ſie, was ſchon itzt in Seiner Bruſt geweſen.
Doch nein, es wird vergebens ſeyn,
Apollo ſelber ſtellt ſich ein,
Und krönt ſein Haupt mit Lorber-Zweigen.
So zeigt die frühe Jugend ſchon:
Des theuren Mencken edler Sohn (gen.
Wird künfftig an ſich ſelbſt des Vaters Bildniß zei-

X. Ode,

An

HERRN

M. Heinr. Cornelius Heckern,

Bey deſſen

Glücklicher Ehe-Verbindung

Im Nahmen
Der Deutſchen Geſellſchafft
S. Seidel.

IHr Muſen-Freunde, legt nur gleich
Den Vorſatz und den Griffel nieder;
Wo nicht, ſo macht die neuen Lieder
An ungewohntem Nachdruck reich.
Ein Braut-Lied iſt ſonſt leicht zu ſchreiben;
Jedoch gewiß vor dißmahl nicht:
Ach dürfte die beſorgte Pflicht
Dergleichen Ausbruch ſchuldig bleiben!

ERwegt, was Ruhm und Tugend ſeyn;
Iſts nicht viel leichter, was zu dichten,
Als etwan würcklichen Geſchichten
Ein angemeßnes Lob zu weyhn?
Gedenckt an Hecker's Werth und Glücke,
Bedenckt, wie ſchlecht ſich unſer Blatt,
Das nichts von Kunſt und Einfall hat,
Zum Herold ſeines Lobes ſchicke.

Vielleicht ſängt jener Elbe-Schwan,
Der Sonn und Schild an GOtt gefunden,
Von Heckers neuen Freuden-Stunden
Das feinſte Lied zu ſingen an.
Wer iſt es? Laßt uns näher blicken,
Wer nennt uns Ihn und ſeinen Preis?
O ſeht, die gantze Dicht-Kunſt weiß
Kaum ſeinen Nahmen auszudrücken.

Vielleicht läßt Brocks und Richey ſchon
Die ausgeſpielten Flöten klingen,
Und wann denn die ihr Vivat! bringen,
So ſchallt vielleicht auch Trillers Thon.
Und wir? Wir ſtimmen unſre Leyern
Zugleich ſo frey und ungeſcheut?
Ach ſollte nicht die Blödigkeit
Dem kühnen Unternehmen ſteuern!

So iſts. O dürften Luſt und Treu,
Womit ſich Hertz und Lippen tragen,
Durch ungebundne Worte ſagen,
Wie redlich ihre Regung ſey!
Doch nein: Man fordert unſre Reime,
So ſtellt ſich denn der Abtrag ein:
Denn beſſer iſts, beſchämt zu ſeyn,
Als daß man Schuld und Pflicht verſäume.

So ſiehe denn, Erwünſchter Freund!
Was Lieb und Luſt vor Grüſſe ſchreiben.
Sie ſind, Du magſt es ſicher gläuben,
Zwar ſchlecht geſetzt; doch gut gemeynt.
Und konnten ſie Dir einſt gefallen,
Ja tratſt Du ſelbſt in unſre Zahl;
So höre doch noch itzt einmahl,
Auf Deiner Freunde frohes Lallen.

MAn weiß, was Dich empor gebracht,
Man kennt die Kräffte Deiner Tugend,
Die ſchon im Frühling frommer Jugend,
Aus tauſend reifen Früchten lacht.
Es bricht an Cantzeln und Cathedern,
Dein Nahme noch mit Luſt herfür:
Hier wächſt noch manches Lob von Dir,
Hier überwächſt es Palm und Cedern.

DAs Glücke folgt Verdienſten nach;
Du kanſt den Satz durch Dich beſtärcken.
Freund, ſiehe da von Deinen Wercken
Die Frucht, ſo GOtt und Glück verſprach!
Gedenckſt Du noch an Philurenen,
Die noch auf Dich zurücke ſieht,
So dencke, wie ſie ſich bemüht,
Die Tugend ſelbſt in Dir zu krönen.

DEin Abzug unterbrach die That;
Doch tritt ein Held an ihre Stelle,
Und führt Dich an die Seegens-Quelle,
Die ſich Dein Wunſch von GOtt erbath:
Ein Gideon von unſern Zeiten,
Ein Held, dem ſolches Werck gelingt,
Der GOtt, den Feind und Sich bezwingt,
Will Dich zu Chriſti Schaf-Stall leiten.

ER ruffte; Du folgſt. Du folgſt mit Luſt,
Der Himmel giebt Dir das Geleite,
Sein Beyſtand tritt Dir ſelbſt zur Seite,
Sein Geiſt durchfeuert Mund und Bruſt.
Du wirſt im Wandel und im Lehren,
Mit Krafft von oben her erquickt,
So kanſt Du dißfalls unverrückt
Den Himmel und Dein Glück vermehren.

HEut nimmt Dein Wunſch aus GOttes Hand,
Ein Kind, ſo Zucht und Anmuth ſchmücken,
Daß, wenn Dich Sorg und Unmuth drücken,
Doch nichts Dein Wohlſeyn übermannt.
Wir kennen Deiner Freundin Weſen
Zwar ſelbſt an Stirn und Bildung nicht;
Doch ſpricht die frohe Zuverſicht:
Er hat was ſchönes auserleſen.

DJe Freude, die in uns entſpringt,
Nimmt Geiſt und Krafft und Glut zuſammen,
Bis ſich beym Anwachs ſolcher Flammen
Der frohe Wunſch gen Himmel ſchwingt:
Lebt, wie Ihr hofft, Ihr theuren Beyde,
Fühlt nie, was Euch zuwider iſt.
Kurtz: Seht auf ſpäte Lebens-Friſt,
An Euch, an Kind und Enckeln Freude!

XI. Ode,

An

HERRN

Dewerdeck,

Bey

Seiner Abreiſe aus Leipzig.

B. Hofmann.

EIlt mein Dewerdeck auch von hier:
Und ich ſoll noch zurücke bleiben?
Wirf, Schickſal! Schloß und Riegel für,
Den Schluß mit Macht zu hintertreiben.
Wer kennt, was ächte Freundſchaft heißt;
Der weiß, wie tief die Wunde reißt,
Wenn redliche Gemüther ſcheiden:
Gibraltar wird nicht ſo beſtürmt,
Wenn ſich der Dampf von Bomben thürmt;
Als ſolche Seelen Stürme leiden.

ISt eine zarte Leidenſchafft
Empfindlich, iſt es Freundes-Liebe:
Die giebt uns halbe Lebens-Krafft,
Ihr Zug macht tauſend Freuden-Triebe.
Wird unſre Bruſt durch Noth beklemmt,
So wird der Kummer leicht gehemmt,
So bald wir ihn dem Freunde klagen:
Und in der gröſten Traurigkeit
Verſpürt das Hertz Zufriedenheit,
Wenn Freunde nur ein Troſt-Wort ſagen.

WAs ſüſſe Frauen-Liebe ſey,
Davon muß meine Feder ſchweigen:
Doch, glaub ich, wird die Freundes-Treu,
Sie offt an Eifer überſteigen.
Gibt David nicht dem Jonathan
Selbſt dieſes Liebes-Gleichnis an?
O da war Redlichkeit der Hertzen!
Drum, da es auch zum Scheiden kam,
Man Abſchieds-Küſſe gab und nahm:
Mein GOtt! was brachte das vor Schmertzen!

UNd freylich grämt ſich Seladon,
Und quält ſich auch im tiefſten Schlafe,
Zieht Damon, ſeine Luſt, davon;
Es wittern es ſo gar die Schaafe.
Sie dringen in einander ein:
Es ſchreckt ſie ihres Hirten Pein,
Der träumend auch vom Scheiden lallet:
Der, wenn der Traum es lebhafft macht,
Vor Angſt im letzten Gall erwacht,
Daß ſelbſt der Wald aus Beyleid ſchallet.

WJewohl ich ſtelle mich zur Ruh,
Du gehſt, und gehſt auch nicht von hinnen,
Dein Fuß zwar eilt nach Liegnitz zu,
Und billig lobt man Dein Beginnen:
Allein der Bund bleibt feſte ſtehn,
Die Freundſchafft ſoll durch nichts zergehn,
Sie grünet ſtets im Angedencken.
Hier haſt Du Hertze, Hand und Mund,
Du machſt mir gleiche Meynung kund:
So reiſe dann, ohn alles kräncken.

Ja,

JA, reise bey der Frühlings-Lufft
In vollen Frühlings-Lustbarkeiten,
Wohin Dich GOtt und Neigung rufft:
Du sollst durch lauter Blumen schreiten.
Schau, wie das Feld in Anmuth lacht,
Das Dir ein frisches Vorbild macht
Von Deines Glückes schöner Blüte.
Scheint nicht der Katzbach grüner Strand,
Als ob er gegen Dich gewandt,
Die selbst die frohe Heimkunfft riethe.

Auf! Freunde, die Ihr allbereits
In Liegnitz, als im Rohre, sitzet,
Und mit Vergnügen allerseits
Die Pfeifen eures Glückes schnitzet:
Heraus! wers wohl und redlich meint,
Empfanget unsern werthen Freund;
Dewerdeck kommt: kommt Ihm entgegen.
Nehmt Harffen, und was sonsten klingt,
Wenn man ein leises Ständchen bringt,
Thut, wie vergnügte Freunde pflegen.

Du aber, Ach! = = doch ja, ich muß
Mich allerdings zu Frieden stellen:
Nun lebe wohl! nimm einen Gruß
Zugleich an Meister und Gesellen.
Und sollt es auch vielleicht geschehn,
Daß Du den Riesen-Berg wirst sehn,
Und daß Dein Fuß zur Koppe klettert:
So grüsse mir den Rübezahl,
Und schilt ihn, daß er dazumal
So jämmerlich auf mich gewettert.

Noch eins: dafern ja jemand fragt,
Ob ich nicht auch bald folgen werde:
So ſey dem nur ins Ohr geſagt,
Der Schmied beſchlage ſchon die Pferde.
Dann komm ich Sporenſtreichs hinein:
Und ſollt auch noch ein Aufſchub ſeyn,
Soll doch das Freundſchafts-Band nicht reiſſen.
Schreibt, Freunde, bey ein rundtes O
Das: Emmal ſo und immer ſo:
Denn ſo ſoll unſre Loſung heiſſen.

XII. Ode,
An
Damon
und
Cytheren,
1727.
Am Tage Kiliani.
J. C. Gottſched.

Kilian! erwünſchtes Wort!
Heute bringſt Du viel Vergnügen,
Seht, wie ſchön ſich Stell und Ort
Aller deiner Sylben fügen,
Warlich, Ki, und li, und an,
Klingt, daß niemand ſagen kan
Welcher Nahme ſchöner klinget,
So daß auch der Wiederhall
Dich bey Sch s s überall
Gleichſam um die Wette ſinget.

Lacht, ihr Schäfer! lacht nur nicht,
Dieſer Schertz iſt nicht vergebens!
Hört! Cythere ſelber ſpricht:
Komm du Anfang meines Lebens,
Edle Stunde! zeige dich
Noch ſo ſchön, als da du mich
An das Licht der Welt gebohren.
Tag, dein Anbruch bringt mir Luſt;
Darum hat dir meine Bruſt
Lauter Freude zugeſchworen.

Seht!

Seht! ſo ſpricht der holde Mund
Unſrer theureſten Cytheren.
Euch, ihr Schäfer, ſey es kund,
Kommt, laßt eure Lieder hören.
Rühmt der Schäferinnen Preis,
Welche, wie ein jeder weiß,
Tauſend Tugenden bekräntzen:
Laßt das angenehme Feſt
So man uns begehen läßt
Herrlicher als jemahls gläntzen.

Schaut auf ihren Schatz zurück,
Wünſcht dem Damon viel Gedeyen,
Unſerm Damon, deſſen Glück
Euch und mich pflegt zu erfreuen.
Damon, unſrer Hirten Ruhm,
Sieht ſein liebſtes Eigenthum,
Sieht Cytheren freudig lachen.
Er iſt froh, und treibt uns an,
Ja ſucht ſelbſt, ſo viel er kan,
Sie und uns vergnügt zu machen.

Kommt ihr Nymphen dieſer Flur,
Kommt und helft uns Kräntze winden,
Helft uns Schäfern auf die Spur,
Wie man ſoll Cytheren binden?
Anmuth, Artigkeit, Verſtand,
Schmücken mit vereinter Hand
Ihre Blumen-gleiche Jugend:
Ihrer Sitten Munterkeit
Ziert das reine Lilien-Kleid
Ihrer unbefleckten Tugend.

Sch : : ruſe doch das Chor
Ungezehlter Nachtigallen
Noch zu guter letzt hervor,
Eh die holden Stimmen fallen.
Doch was hilfts? So ſchön es klingt,
Muß doch, wenn Cythere ſingt,
Philomele ſelber ſchweigen,
Stimmt ſie an: Biſt du bey mir:
Scheint ſich warlich, vor Begier,
Blatt und Zweig nach ihr zu neigen.

Alles war kaum halb vergnügt,
Da wir jüngſt in N . : waren:
Weil das Glück es nicht gefügt,
Daß Cythere mitgefahren.
Hätte ſie ſich eingeſtellt;
Würde keine Luſt der Welt
Unſre Luſt beſieget haben:
Denn Cytherens Gegenwart
Weiß mit gantz beſondrer Art
Alles was ſie ſieht zu laben.

Thirſis will nicht redlich ſeyn;
Wo er dieſen Tag nicht ehret.
Fällt er ſtets beglückter ein,
So wird auch ſein Wunſch erhöret.
Damon, deine Schäferin
Müſſe bey vergnügtem Sinn
Silber auf die Scheitel kriegen:
O! ſo wird ſich jedermann,
Den dein Glück erfreuen kan,
Auch an ihrer Luſt vergnügen.

XIII. Ode,

Glückwunſch
Eines Sohns an ſeinen Vater
Nach
Uberſtandner ſchwerer Kranckheit.
In fremdem Nahmen
A. B. Pantke.

ERmuntre dich! getreuer Geiſt,
Auf! auf! ich zehle frohe Stunden.
Mein Vater, der mein Hertze heiſt,
Hat Schmertz und Kranckheit überwunden.
Der Brief, den neulich ſeine Hand
In ein von ihm entlegnes Land
An ſeinen treuen Sohn geſchicket,
Entdeckt des Himmels hohe Huld,
Und zeiget mir die gröſte Schuld,
In der ſich itzt mein Aug erblicket.

Ihr Seufzer! die ihr allezeit
Zu GOttes hohem Throne ſteiget,
Und immer die Beſtändigkeit
Der Eifer-vollen Bruſt bezeuget;
Verdoppelt euch, und ſteigt noch mehr!
Das ſtets ſo gütige Gehör,
Das ihr bey GOttes Huld erhalten;
Verlangt den Fortgang ſolcher Pflicht,
Denn ſeine neue Gnade ſpricht:
Laß nicht der Liebe Glut erkalten.

BEglücktes Wort! mein Vater lebt,
Der unverhofft ſo kranck geweſen.
Sagt Sinnen, die die Poſt erhebt,
Kan ich auch wohl was ſchöners leſen?
Ich glaube nein; des Vaters Treu,
Die ſich ſchon öffters groß und neu,
Und immer unverſehrt gewieſen,
Wird, wie ich wohl verſichert bin,
Als mein vollkommenſter Gewinn
Und meines Glückes Grund geprieſen.

MEin Vater! o ein ſüſſes Wort,
Das ich mit tauſend Freuden nenne;
Mein = = ! o ein ſchöner Ort,
In den ich ſtets vor Lieb entbrenne.
Ein Trieb, der unausſprechlich heiſt,
Zieht immerfort den treuen Geiſt
Zu beyder frohem Angedencken.
Dies muß mir in der Linden-Stadt,
Die gantz beſondre Schönheit hat,
Doch einzig die Vergnügung ſchencken.

MEin Vater! könnt es doch geſchehn,
So wünſcht ich Dir von meinem Hertzen
Einmahl das innerſte zu ſehn;
Wie brennen da der Liebe Kertzen!
Ergebenheit und Treu iſt hier,
Die Seele ſehnet ſich nach Dir,
Und überlegt die Vater-Liebe;
Ich kenne mich kaum ſelbſt vor Luſt,
Denn dies erregt in meiner Bruſt
Der reinſten Treu bekannte Triebe.

So

So offt ſich uns Aurora zeigt,
Und dem ſchon nahen Tage wincket;
So offt ſich Tag und Sonne neigt,
Und in des Meeres Abgrund ſincket;
So offt ich Abends ſchlafen geh;
So offt ich morgens munter ſteh;
So offt muß auch mein Wunſch erklingen;
So offt muß auch Dein treuer Sohn
Für Dich, vor GOttes hohen Thron,
Ein eifriges Gebethe bringen.

Ich lieg, und ruh und ſchlafe kaum,
(So gar liegſt Du mir in dem Hertzen,)
So muß bereits ein falſcher Traum
Mit meiner zarten Liebe ſchertzen.
Bald ſeh ich Dich in Sorgen ſtehn,
Bald auf die bunten Felder gehn,
Bald mir die beſten Lehren geben;
Bald ſeh ich meiner Mutter Treu,
Und ſeufz': ach wär ich doch dabey!
Wie wollt ich da mein Glück erheben.

Allein, ſobald das Schatten-Bild
Zu meinem gröſten Schmertz verſchwunden,
So iſt mein Wünſchen unerfüllt;
So zehl ich nur betrübte Stunden.
Doch denck ich: habe nur Gedult,
Und ſuche die ſo groſſe Schuld
Durch den Gehorſam abzutragen;
Und endlich kommt ein werthes Blatt,
Das Deine Hand geſchrieben hat,
Den gantzen Unmuth zu verjagen.

JA, Treuer Vater, glaub es mir,
(Du kennſt mein redliches Gemüthe)
Ich warte ſtets mit viel Begier
Auf ſolche Zeichen Deiner Güte.
Kein Landmann wartet ſo erhitzt,
Wenn er bey ſeiner Arbeit ſchwitzt,
Auf die beliebten Abend-Stunden;
Als mein getreues Hertze ſchlägt,
Wenn es der Sehnſucht Trieb bewegt,
Bis ſich ein Schreiben eingefunden.

IN ſolchem ungewiſſen Streit
Von Seufftzen, Hoffen und Verlangen,
Hab ich mit höchſter Freudigkeit
Jüngſt Deinen werthen Brief empfangen.
Ich ward darüber voller Luſt,
Ich nahm und drückt ihn an die Bruſt,
Und konnte mich nicht bald entſchlieſſen.
Der Kummer gab der Freude nach,
Und eh die Hand das Siegel brach,
Muſt ihn mein Mund wohl zehnmahl küſſen.

KEin weiterſchollner Donnerſchlag
Hat jemahls mich ſo ſehr erwecket,
Als, wie ich wircklich ſagen mag,
Mich Deine Kranckheit jüngſt erſchrecket.
Doch kan kein ſchöner Sonnenſchein
Den kalten Leibern lieber ſeyn
Als mir das frohe Wort geweſen;
Worüber ich den Schmertz vergaß,
Worinn ich dieſe Nachricht laß:
Dein Vater iſt auch ſchon geneſen.

O Wär es eine Möglichkeit
Die frohe Regung zu entwerfen,
Und möcht ein Dichter goldner Zeit
Mir selbſt die ſtumpfe Feder ſchärfen!
Ein treuer und erfreuter Geiſt,
Der weiß, was Kindes-Liebe heiſt,
Kan ſich den Trieb vor Augen ſtellen;
Und mein ergebnes Hertze kan,
Siehſt Du nur dieſe Zeilen an,
Aus der verworrnen Schrifft erhellen.

So, wie ein Reh, wenn in der Lufft
Der Blitz erſcheint, der Donner knallet,
Daß Berg und Thal, und Wald und Gruffe
Mit düſtrem Grauſen wiederſchallet,
Sich, weil es Furcht und Donner ſchreckt,
In einen engen Ort verſteckt,
Und bebend der Gefahr entweichet;
Hingegen, wenn die Angſt vorbey,
Aufs neue munter, friſch und frey
Durch die bekannten Wälder ſtreichet:

So hat auch beydes, Schmertz und Luſt,
Mit froher Art und ſtrengem Wüten,
In meiner Dir getreuen Bruſt,
Mein Vater! dazumahl geſtritten.
Ich ſchwöre Dir: Ich glaubt es kaum,
Daß Treu und Ehrfurcht ſo viel Raum
In meinem Hertzen haben könnte:
Itzt aber glaub ich gantz gewiß,
Es irre niemand, wenn er dies
Gantz unbeſchreiblich freudig nennte.

So lebe, Werther Vater, dann
Noch lange Zeit in vielem Seegen,
Den GOttes Huld ſo will als kan
Auf Deine theure Scheitel legen.
Verrichte Dein vertrautes Amt
Von Treu und Andacht angeflammt,
Noch lange zu des Höchſten Ruhme;
Derſelbe denck an Dich zurück,
Und ſchencke Dir Geſundheit, Glück
Und Seegen ſtets zum Eigenthume.

Es leb auch Deiner Augen Luſt
In unverändertem Gedeyen,
Die Mutter, deren treue Bruſt
So mich als Dich kan hoch erfreuen.
Ich küß im Hertzen Ihre Hand,
Und geb Ihr ein gewiſſes Pfand
Von einem ſtets getreuen Hertzen,
Das ſich nichts mehr verlangen läßt,
Als auf ihr werthes Nahmens-Feſt
Durch einen frohen Reim zu ſchertzen.

O! käme bald die frohe Zeit!
Da ich auf väterlich Befehlen,
Mit gantz gewiſſer Freudigkeit,
Den frohen Rückweg ſollte wehlen.
Was würde da vor Freude ſeyn,
Wie herrlich wäre nicht der Schein
Von dieſen angenehmen Tagen!
Da wird ein treuer Sohn nicht ruhn
Durch Wort und Küſſe darzuthun,
Was hier nur ſtumme Reime ſagen.

XIV. Ode,
Bey dem Abſterben
Der Frau Hof- und Juſtitien-Räthin
Schröderin
in Hamburg 1727.
A. Brummer.

Ach! daß ein Ehweib ſterben muß,
Den alten Ausſpruch zu bewähren,
Der Weibern droht, auf GOttes Schluß,
Mit Schmertzen Kinder zu gebähren.
Der HErr des Lebens wird ja nicht
Sein Werck und ſein Geſchöpf verderben?
Ja, ja er thuts: Sein Rathſchluß ſpricht:
Sey fruchtbar, um dabey zu ſterben.

Wird ein bemooßter dürrer Baum
Von Sturm und Wetter umgeriſſen,
So wird man auf der Stäte kaum
Die unfruchtbare Laſt vermiſſen:
Wenn aber plötzlich Blitz und Knall
Den friſchen Stamm voll Früchte rühret,
Wird billig über ſolchem Fall
Ein klägliches Geſchrey verſpühret.

O tugendhafftes edles Weib!
Das wir den Gräbern anvertrauen,
Es hieß: Geſegnet ſey der Leib,
Um ſein Geſchlechte zu erbauen.
Er war es auch; doch dieſe Luſt
Kan leyder! nicht zulange währen:
Du lehreſt, da Du ſterben muſt,
Daß wir das ſchädlichſte begehren.

NAtur und Ordnung wird verkehrt,
Wenn Kunſt und Hitze Frucht erzwingen,
Doch wird dadurch der Stamm verſehrt,
Daß er nichts mehr vermag zu bringen:
Hier wirckte nichts als GOttes Hand,
Und eher nicht als nach zehn Jahren,
Doch ließ er Dich den ſchwerſten Stand,
Ja ſelbſt den Untergang erfahren.

DEn Untergang dem Leibe nach,
Nur der ſanck bey der ſchweren Bürde;
Der Geiſt beſtund, der Kercker brach,
Damit er bald befreyet würde:
In Ihr wird auch der Ausſpruch wahr,
Daß reine tugendhafte Seelen
In unaufhörlicher Gefahr
Nicht viel vergnügte Stunden zehlen.

DJe ſchweren Stunden ſind vorbey,
Das Creutz iſt nun hinweg genommen,
Der Leib iſt ſeiner Schmertzen frey,
Die Seele wird in GOtt vollkommen.
Der Himmel, deſſen Bild in Ihr
Durch Aehnlichkeit der Tugend wohnte,
Hohlt darum Sie ſobald von hier,
Weil er die Tugend gern belohnte.

DRum hemmet eurer Thränen Fluth
Ihr, die dies Sterben ängſtlich peinigt,
Nachdem das allerhöchſte Gut
Sich ſo genau mit Ihr vereinigt.
Sie eilt zu dem, der Sie erſchuff:
Und in den gröſten Schmertzen ſterben,
Iſt Ihr ein göttlicher Beruff,
Darinn die Seelen nie verderben.

DEr Menſchen gantze Lebens-Zeit
Iſt ein Zuſammenhang der Schmertzen,
Sie fühlet Ihre Sterblichkeit,
Und nimmt Sie täglich mehr zu Hertzen.
Sie weiß, der allerſchönſte Leib
Bleibt nur ein ſchwach Gefäß auf Erden,
Drum will dies auserwehlte Weib
Durch Kinderzeugen ſeelig werden.

XV. Ode,

Auf das

Tiſcher- und Clauriſche Hochzeit-Feſt.

in

fremdem Nahmen

J. C. Gottſched.

WErther Gönner! es iſt Zeit,
Daß Du auf den Schluß gekommen,
Und zum Trotz der Einſamkeit
Dir ein liebes Weib genommen.
Alter, Amt, Natur und Haus
Rieſens vor gefährlich aus,
Länger unvermählt zu leben.
Und wie wohl thuſt Du daran,
Daß Du bald dazu gethan,
Und dem Rath Gehör gegeben.

FReylich ſcheuen andre ſich
Vor des Ehſtands güldnen Netzen:
Denn ſie wünſchen inniglich,
Sich in Freyheit zu ergetzen.
Doch ein nagender Verdruß,
Den dies Volck erdulden muß,
Pflegt daſſelbe ſo zu quälen,
Daß ſie offt, wiewohl zu ſpät,
Sich mit Seufzen und Gebet,
Endlich alt und grau vermählen.

Doch

Doch das Freyen taugt nicht viel,
Wenn ſich ſchon das Alter findet,
Und ein ſchnelles Lebens-Ziel
Hochzeit-Luſt und Sarg verbindet.
Myrten-Zweige ſind zwar ſchön,
Aber wo Cypreſſen ſtehn,
Können ſie gar bald verwelcken.
Wenn der Schnee das Land bedeckt,
Reif und Froſt die Gärten ſchreckt,
Da verdorrt die Pracht der Nelcken.

Drum entweder jung gefreyt;
Oder dieſe Luſt verſchworen!
Jenes hat noch nie gereut,
Dieſes viel Verdruß gebohren.
Wer in jungen Jahren nicht
Ein vergnügtes Jawort ſpricht,
Mag ein eigen Kloſter bauen,
Und am Ende Spott und Hohn,
Als den wohlverdienten Lohn
Seines Eigenſinnes, ſchauen.

Und ſo löblich handelſt Du,
Werther Gönner, in dem Freyen.
Hymen führt Dir bald was zu,
Und das wird Dich nie gereuen.
Tugend, Schönheit und Verſtand
Bieten ſich erwünſcht die Hand,
Deine Liebſte recht zu ſchmücken.
Wo nun ſo viel Anmuth lacht,
Ey wie ſollte Dich die Macht
Ihrer Reitzung nicht entzücken!

DJe ihr unempfindlich seyd
Seht bey diesen Hochzeit-Kertzen
Der Vermählten Zärtlichkeit
In erlaubter Regung schertzen.
Seht! wie süsse schmeckt ein Kuß,
Den kein Geitz-erfüllter Schluß
Blinder Geldbegier erzwinget:
Seht, wie sanfft die Liebe thut,
Wenn ein heiß-verliebtes Blut
In des Brautpaars Adern springet.

WEr ein Feind der Ehen war,
Wird sich seiner Thorheit schämen,
Und hinführo, Theures Paar,
Dich vergnügt zum Muster nehmen.
Pretsch und Dreßden werden noch
Das so sanffte Liebes-Joch
Freudiger als vormahls suchen,
Und der Misantropen Zahl
Zu der selbst-gewirckten Quaal
Steter Einsamkeit verfluchen.

EUer Ehstand sey beglückt!
Euer Bette sey gesegnet!
Seyd so offt in Lust entzückt,
Als es jährlich thaut und regnet!
Laßt Euch diese Frühlings-Lufft
Und der Blumen Balsam-Dufft
Zur erwünschten Stärckung dienen,
Bis die Saat, so Ihr gestreut,
Nach verflossner Winter-Zeit
Auf das lieblichste wird grünen.

XVI. Ode,

Auf

Das frühzeitige Grab

Der Wohlſeeligen

Frau Straubin,

geb. Schmiedehammerin.

In fremdem Nahmen

Sam. Seidel.

IHr Thränen, könnt ihr jemahls was
Von Rath und Troſt und Ruh gewähren,
So fließt, ſo fließt ohn Unterlaß,
Und übt, was Pflicht und Schmertz begehren.
Die Straubin, ach ein holdes Wort,
Verſtirbt! O GOtt, das iſt ſo fort
Ein ſtiller Mord in unſern Beinen.
Die Straubin ſtirbt, und ſolch ein Gut
Iſt warlich mit der ſtrengſten Fluth
Der treuſten Zähren zu beweinen.

HIlfe denn, nach aller Weiſen Satz,
Die Tugend nicht vor Fall und Sterben?
Ja trägt ſie ſelber ihren Schatz
Nur immerfort in morſchen Scherben?
War der, die hier verſchieden iſt,
Denn keine längre Lebens-Friſt
Als achtzehn Jahre nur beſcheret?
Vielleicht ſolls ein und achtzig ſeyn!
Doch da wir uns in Hoffnung freun,
So wird die Ziffer umgekehret.

VErhängniß, weiß dein harter Schluß
Hier nicht in etwas nachzuſehen?
Und, da die Straubin ſterben muß,
Ach muß es denn ſo bald geſchehen?
Wie mancher wünſcht vor Harm und Noth,
Vor Alter und Verdruß den Tod;
Du hörſt ihn nicht: Er bleibt am Leben.
Sie aber muß des Todes Zoll,
Jzt da Sie erſt recht leben ſoll,
Schon in der zarten Jugend geben.

SJe mehrt die Welt: Was iſt ihr Lohn?
Du nimmſt Sie ſelber von der Erden.
Es lebt durch Sie ein werther Sohn;
Sie muß durch ihn zur Leiche werden.
O Thränen-werthe Fruchtbarkeit,
Wenn, eh ſich kaum der Gärtner freut,
Die Luſt ein bitteres Trauren bringet;
Und wenn die angenehme Laſt
Auf einmahl Stütze, Baum und Aſt
Zu jähem Bruch und Hinfall zwinget!

DU, den wir aus verbundner Bruſt
Als treu-ergebne Brüder lieben,
O! weine nur, Dein Angſt-Verluſt
Verdient das äuſſerſte Betrüben.
Ja weine fort. Was Dir entgeht,
Und was hier auf der Bahre ſteht,
Das findet ſich nicht täglich wieder.
Es iſt ein allzutheurer Schatz,
O mache Deinen Zähren Platz,
Und denck auf tauſend Klage-Lieder.

So

So weit vor nicht gar langer Zeit
Dein Glück die Hoffnung überſtiegen:
So weit muß Deiner Traurigkeit
Itzt Glück und Hoffnung unterliegen.
War die, ſo dieſer Sarg verwahrt,
Nur darum von ſo edler Art,
Daß Dir Ihr Tod die Luſt verkürtze?
Wuchs Deiner Liebe Freud und Glück,
Nur darum, daß ein Augenblick
Es wiederum zu Boden ſtürtze?

Ihr, die ihr ſonſt vermögend ſeyd
Ein auserleſnes Lied zu ſetzen,
Beſchreibt nur unſer Hertzeleid,
Und ſingt von Ihren Tugend-Schätzen;
Sagt, daß man Anmuth, Zucht und Treu,
Und Gottesfurcht und Witz darbey,
Allhier in einen Sarg getragen.
Tragt nicht geborgte Farben auf,
Erzehlt nur Ihren Lebens-Lauf,
So habt Ihr Lob genug zu ſagen.

Doch nein: Ihr würdet nur den Schmertz
In unſers Bruders Seele mehren,
Den Schmertz, in dem ſich Mund und Hertz
Faſt ohne Troſt und Rath verzehren.
Mich dünckt die Tugend ſelbſt ſteht hier,
Um, unſrer Freundin Ruhm und Zier
In tauſend Hertzen einzuprägen;
Dir aber auch mit gleicher Müh,
Beſtürtzter Bruder, höre Sie,
Dies kurtze Troſt-Wort vorzulegen.

WAs iſts, mit Klag und Uberdruß
Des Himmels Schickung zu bellügeln?
Ach warlich, auch ſein ſtrengſter Schluß,
Will nichts als unſer Heyl beſiegeln.
Zu dem was hilfts, wenn Leib und Geiſt,
Da ſich die Liebſte Dir entreißt,
Sich ſelbſt zu Tode grämen wollte;
Sie iſt und bleibt von Dir getrennt,
Wie, oder haſt Du Ihr gegönnt,
Daß Sie einſt Dich verliehren ſollte?

IStes billig, daß man ſich betrübt:
So iſts auch billig aufzuhören,
Wenn Seelen, die der Himmel liebt,
Der eitlen Welt den Rücken kehren.
Scheint Dirs zu bald; o laſſe Sie:
Gen Himmel eilt man nie zu früh.
Dort wird ſie ewig wohl belohnet.
Drum ſchließ Ihr Grab, und ſchreib darzu:
Hier kam ein Ehren-Weib zur Ruh,
In der die Tugend ſelbſt gewohnet!

XVII. Ode,

An

HERRN
Gottlieb Ludwig Astern,

Bey

Seiner Magister-Promotion.

In fremdem Nahmen

G. C. Weidlich.

VOr diesem war die Welt noch klug,
Als man das Holtz von todten Bildern,
Das höchste Wesen abzuschildern,
In die geweyhten Tempel trug;
Als man bey jeder Pflantz und Kraute
Die Kräffte der Natur ermaß,
Und wenn man Opfer-Heerde baute,
Der Andacht nicht darbey vergaß,
Wodurch man sich zum Himmel kehrte,
Und GOtt in seinen Wercken ehrte.

SO lange der Druiden Hand,
In Deutschlands wüstem Heiligthume,
Den Zepter mit dem Priesterthume,
Die Opfer mit dem Schwerdt verband;
So lange blühte Zucht und Tugend,
So lange hielt die Unschuld Haus,
Die Barden legten ihrer Jugend
Die Helden-Thaten singend aus,
Und lernten sie schon in der Wiegen
Die Laster, wie den Feind, besiegen.

GEsetzt, daß offt ein alter Stein,
Der Wipfel einer dichten Fichte,
Und Crotons schreckliches Gesichte
Der Andacht Zunder muste seyn;
So sah man doch durch diese Decken
Das ewig grosse Wesen an,
Und fand in ungebähnten Hecken
Der Tugend Rosen-volle Bahn,
Worauf die Treue Wurtzel faßte,
Und die gefärbten Blumen haßte.

NUn sind wir aus Egyptens Nacht,
Durch den, der alles Licht gebohren,
Und den wir in der Nacht verlohren,
Zum Dienste seines Lichts gebracht,
Die dunckeln Hayne sind entweyhet,
Thuiscons Grabmahl liegt im Staub,
Man darf, wenn sich der Mond verneuet,
Nicht mehr in einem Zelt von Laub,
Mit Ochsen-Blut und Opffer-Kuchen,
Das Heyl bey stummen Götzen suchen.

ALlein die Welt bleibt allzeit Welt,
Der Mensch zieht sich zum Ungelücke,
Wie Spinnen, aus sich selbst die Stricke,
In die sein Wohl und Leben fällt.
Er weiß das höchste Gut zu finden,
Und bleibt doch immer unvergnügt.
Der Wille sucht den Geist zu binden,
Und wenn er den Verstand besiegt,
So sitzen wir in grösserm Schatten,
Als da wir noch die Götzen hatten.

WJe dort der Baals-Pfaffe hinckt,
So pfleget die Vernunfft zu wancken,
Wenn die Gewißheit der Gedancken
In unverhofften Zweifel sinckt:
Wenn man sich Vorurtheile schnitzet,
Wenn sich der Irrthum täglich zeigt,
Und sich durch eine List beschützet,
Die auf den Thron der Klugheit steigt:
Dann müssen wir mit Wahrheit klagen,
Daß wir den Götzen in uns tragen.

DAs Gifft durchdringet jedes Glied,
Der Wille hat das Hefft in Händen,
Den taumelnden Verstand zu wenden,
Wohin ihn Furcht und Hoffnung zieht.
Wir fangen uns in goldnen Netzen,
Die Geitz und Hochmuth uns gelegt,
Und ziehen aus den Wollust-Schätzen
Den Wucher, der den Tod erregt;
So bald wir den verderbten Willen
Nicht brechen, sondern mehr erfüllen.

DJe Früchte sind dem Stamme gleich;
Ein Frey-Geist trägt an allem Zweifel,
Er glaubet weder GOtt noch Teufel,
Und ist an grobem Irrthum reich.
Ein Euclio scharrt Geld zusammen,
Und macht sich einen Abgott draus,
Ein andrer löscht in geilen Flammen
Der Tugend reines Feuer aus,
Und herrscht der Hochmuth im Gemüthe,
So steht das Unglück in der Blüte.

So muß der überwundne Geist
Den Götzen, die selbst in uns wohnen,
Mit ungemeßnen Diensten frohnen,
Biß uns das Glück die Freyheit weist.
Laßt Helden ihre Feinde trennen,
Die das gerechte Schwerdt bekriegt;
Den muß man einen Helden nennen,
Der über seine Neigung siegt,
Und sich von diesen schweren Ketten,
Mit kluger Vorsicht kan erretten.

Viel leichter muß durch Stahl und Gluth
Des frechen Feindes Trotz erkalten,
Als wir den Sieg in uns erhalten,
Auf welchem unser Wohl beruht.
Zerbrach der grosse Carl die Tempel,
Wo man die Götzen aufgericht,
So folgt ein Kluger dem Exempel,
Und schonet seines Feindes nicht;
Biß er nach vieler Müh und Schweiße,
Sein eigner Uberwinder heisse.

Die Weißheit führt die Sinnen an,
Und schärfet selbst des Geistes Waffen,
Durch welche man sich Ruhe schaffen,
Und alles unterdrücken kan,
Wer sie von seinen zarten Jahren
Mit unverfälschtem Ernst geliebt,
Der wird mit vieler Lust erfahren,
Daß sie ihm Sieg und Ehre giebt,
Und wenn sie Faule schimpft und höhnet,
Den Fleiß mit frischen Lorbern krönet.

Und solch ein Krantz wird Dir geschenckt,
Nachdem Du längst, Geehrter Aster,
Den Götzen der geschminckten Laster,
Wie Mosis Kalb, in Staub gesenckt,
Nachdem Du Deinen Geist bey Zeiten
Zu ächter Freyheit hast gebracht,
Und was Dir wollte widerstreiten,
Zum Sclaven der Vernunfft gemacht,
So hat Sophia Deine Proben
Mit Recht zur Meisterschafft erhoben.

Hier wehrt uns der bescheidne Blick,
Den wir in Deinen Augen finden,
Dein Lob noch tiefer zu ergründen,
Drum zieht sich Kiel und Schrifft zurück,
Doch dencke, was in diesem Bogen
Von der gepriesnen Tugend steht,
Daß alles, weil sie Dich erzogen,
Auf Dich als ihren Jünger geht,
Und wo noch was nach Lastern schmecket,
An Dir das Gegentheil entdecket.

Wenn Du einst auf die Kantzel steigst,
So wünschen wir, daß Deine Gaben
So grosse Krafft und Wirckung haben,
Als Du jetzunder Fleiß bezeigst:
So wird das Volck die Götzen fliehen,
Wenn Du ihr scheinbar Nichts entdeckst,
Und es, die Tugend anzuziehen,
In des Elia Krafft erweckst;
So kan man einst aus Deinem Wesen
Die Thaten Jerub Baals lesen.

XVIII. Ode,
An
HERRN
M. Just Gottfried Rabenern,
An Seinem Geburths-Feste
Im Nahmen eines andern,
S. Seidel.

WAs nützt doch endlich Sorg und Fleiß,
Wenn Krafft und Nachdruck unterbleiben?
Was nützt ein falbes Pappel-Reis,
Wenn mir die Lorbern nicht bekleiben?
Was hilft es, daß ich dann und wann
Ein kaltes Liedgen angestimmet;
Wenn das, was mir im Hertzen glimmet,
Sich heute nicht erklären kan;
Und ich von so erwünschtem Tage,
Nicht recht was Aufgeräumtes sage?

SO sprach ich, als dies edle Licht
Aus frohem Morgen aufgegangen,
Und ich den Zuruf reiner Pflicht
Mit trägem Fortgang angefangen.
Ich dacht und schrieb und warf zugleich
So Blatt als Feder vor mir nieder,
Ich sang; doch waren meine Lieder
Von keinem Geist und Feuer reich,
Und riethen mir, nicht sonder kräncken,
Mit Trieb und Vorsatz einzulencken.

Nimm,

Nimm, höchſt-geliebter Hertzens-Freund,
Nimm alſo vor die That den Willen.
Die Muſen ſind mir itzo feind,
Sonſt würd ich Luſt und Trieb erfüllen.
Was ficht ſie an? Ihr edler Neid
Verargt und hemmt mir meine Flammen;
Drum machen ſie ſich ſelbſt zuſammen,
Drum ſind ſie lieber ſelbſt bereit,
Dir itzt von tauſend ſchönen Dingen
Ein Lied, das Du verdienſt, zu bringen.

Sie, die Dich einſt aus reinſter Gunſt
Mit ihren Gaben ausgeſchmücket;
Sie, die Dir Wiſſenſchafft und Kunſt
Schon längſt in Geiſt und Hertz gedrücket;
Sie, welche mit Vergnügen ſehn,
Wie ſchön die Krafft von ihren Trieben
Von Jugend auf in Dir beklieben;
Sie, ſag ich, laſſens nicht geſchehn,
Daß Dir ein hinckend Lied entdecke,
Was ſich Dein Werth vor Ruhm erwecke.

Sieh da, ſie ſind vor Luſt entflammt,
Und kommen dieſen Tag zu grüſſen,
Den Feſt-Tag, den wir insgeſamt
Nicht gnugſam zu verehren wiſſen;
Der Tag, der, da er Dich beſchehrt,
Den Muſen neuen Ruhm gebohren,
Und wie der Himmel ſelbſt geſchworen,
Ihr Glücke durch Dein Glück vermehrt,
Da Dich die Freuden-reichen Stunden
Mit neuer Wohlfahrt angebunden.

DJe Tugend tritt dazu, und zeigt,
Wie ſchön an Deinem gantzen Weſen,
Das ſtets zu gröſſerm Lobe ſteigt,
Der Ausdruck ihrer Huld zu leſen;
Sie ſagt, wie Deine Redlichkeit
Aus immer unverfälſchtem Hertzen,
In Lieb und Luſt, in Ernſt und Schertzen,
Stets recht gethan, und nichts geſcheut,
Und wie Du in der Freundſchafft Orden
Zum Ausbund und zum Muſter worden.

SO wie der Mertzen-Schnee zerweicht;
So muß die Läſterſucht zerſchmeltzen,
Und das, was Feind und Neid vielleicht
Der Wahrheit hier entgegen wältzen,
Der Wahrheit, welche Dich beſchützt,
Der Wahrheit, welche Dich erheben,
Und die durch tauſend Tugend-Proben
Dein Lob und meine Freude ſtützt;
Und die mich auch ſchon längſt getrieben,
Dich auf das innigſte zu lieben.

HJer iſt der Ausbruch ſolcher Luſt,
Der Wunſch, der mir im Hertzen lodert!
Wohl! wenn dies Feſt von meiner Bruſt
Und Hand noch manches Opfer fodert:
Dein Glücke ſey wie Dein Verſtand,
So wie Dein Fleiß, ſo wie Dein Wiſſen;
Dann wird der Neid geſtehen müſſen,
Was er bisher noch nicht erkannt.
Und ſteigſt Du denn zu gröſſerm Glücke,
So ſieh auf Deinen Freund zurücke.

XIX. Ode,

Auf die

Wintzer- und Zimmermanniſche Hochzeit,

In fremden Nahmen,

J. C. Gottſched.

Hätt ich doch vor kurtzer Zeit
Mit der größten Freudigkeit
Hundert Thaler ſetzen wollen:
Daß die ſchöne Jungfer Braut,
Die Herr Wintzer ſich vertraut,
Keinen Prieſter nehmen ſollen;
Aber eh' man ſichs verſehn,
Iſt es warlich doch geſchehn.

Nimmermehr hätt ichs gehofft!
Denn in Wahrheit, wenn ich offt
Ihre Munterkeit erwogen,
Ihren Witz und Geiſt dabey;
Hab ich mehrmahls, ohne Scheu,
Dieſen Schluß daraus gezogen,
Unſrer Zimmermannin Pracht
Iſt vor Prieſter nicht gemacht.

Prieſter ſind nicht, wie die Welt,
Weil ſie das, was ihr gefällt,
Geiſt und Artigkeit verdammen.
Was ſonſt Männer-Hertzen regt,
Was verliebt zu machen pflegt,
Muß nicht ihre Bruſt entflammen.
Kurtz, mir fiel die Regel ein:
Prieſter müſſen Engel ſeyn.

Sind ſie Engel, fuhr ich fort,
Müſſen ſie in Werck und Wort
Alles Jrdiſche verlaſſen,
Alle Luſt der Welt verſchmähn,
Nicht nach Geld und Ehre ſehn,
Witz, Verſtand und Schönheit haſſen:
Jhres gantzen Lebens Pflicht
Jſt nur, was die Bibel ſpricht.

Daraus floß ein falſcher Wahn,
Der ſchon manchem weh gethan,
Wenn er ſich ein Kind erwehlet;
Sucht' ein Prieſter vor ſein Haus
Jrgend was Galantes aus,
Hab ich ſelber wohl geſchmählet:
Seht, das Mägdchen iſt zwar keuſch,
Nur ſie hat kein geiſtlich Fleiſch.

Doch das alles war nicht recht.
Soll das heilige Geſchlecht
In der Welt ſchon himmliſch leben?
Jſts nicht gnung, die Laſter fliehn,
Und mit eifrigem Bemühn
Nach der wahren Tugend ſtreben?
Warum ſtimmt denn das nicht ein:
Prieſter und doch Menſchen ſeyn?

Fromme Lehrer ſind zwar gut,
Aber da ſie Fleiſch und Blut
So, wie wir, im Buſen tragen;
O! ſo bleibt ein Aarons-Kind
Eben ſo, wie wir, geſinnt;
Denn der ſchönſte Prieſter-Kragen
Läßt in Wahrheit jederzeit
Geiſtlichen die Menſchlichkeit.

DA, wo lauter Heucheley,
Durch geſchminckte Gleißnerey,
Die verborgnen Laſter decket.
Wo man Bären in der Haut
Unſchuld-voller Lämmer ſchaut,
Deren Anblick uns nicht ſchrecket;
Da mag auch der Liebe Schein
Prieſtern eine Sünde ſeyn.

ABer, wo zu GOttes Ruhm,
Das geprieſne Lutherthum
Prieſter-Ehen heilig nennet:
Und kein Ehſtand gültig heißt,
Wo nicht der Verlobten Geiſt
In verliebter Regung brennet:
Da wird auch nach Munterkeit,
Schönheit, Art und Geiſt gefreyt.

HOer ich? oder hör ichs nicht?
Selbſt der theure Bräutgam ſpricht,
Daß diß auch von Ihm geſchehen:
Und daß Er bey ſeiner Wahl
Nicht allein die groſſe Zahl
Ihrer Tugend angeſehen;
Sondern auch des Geiſtes Macht,
Den Ihr Weſen zeigt, bedacht.

WOhl gewehlt, belobter Mann!
Wenn mein Wort was gelten kan,
Will ich Deine Klugheit loben.
Wer die Zimmermannin küßt,
Weiß, was eine Haus-Frau iſt,
Der von allen Tugend-Proben,
Die dort Salomon erzehlt,
Nicht die allergringſte fehlt.

Glücklich ſey der neue Stand,
Ewig ſey das feſte Band,
Welches dieſes Paar verbindet!
Wird dabey mein Wunſch noch wahr,
Daß in Calau übers Jahr
Sich ein kleiner Wintzer findet:
Will ich ſelbſt bey Moſt und Wein
Recht von Hertzen frölich ſeyn.

XX. Ode,
Auf
Den frühen Hintritt
Der angenehmen und tugendhafften
Leonoren,
J. Fr. Mäy.

O Jammer! daß ich hören ſoll,
Eleonore ſey verblichen.
Mein Aug iſt herber Thränen voll,
Es iſt mir Luſt und Krafft entwichen.
Wie? ſtarb Sie? ſagt mirs, iſt Sie todt?
Wer raubet Ihr die muntern Jahre?
Was ſtürtzt Sie auf die Todten-Baare,
Und mich zugleich in Gram und Noth?

Kein Sturm-Wind, er ſey noch ſo ſtarck,
Kan junger Bäume Stamm verderben:
Wie füllt denn Sie ſo bald den Sarg?
Wie muß denn Sie ſo zeitig ſterben?
War ſonſt kein Menſch, dem dieſer Schlag
Die matten Glieder treffen ſollte?
War niemand, der Ihr rathen wollte,
Wie man den Tod vertreiben mag?

O nein!

O Nein! Sie ſtarb. Und wie? vergnügt.
Wem kan der Tod wohl ſüſſe ſchmecken?
Allein der Fall, der Sie beſiegt,
Vermochte Sie nicht zu erſchrecken.
Fürwahr das kan kein ſchwacher Geiſt,
Der ſich, wenn Leib und Seele ſcheiden,
Mit Furcht und Zittern, Angſt und Leiden
Aus dem geliebten Cörper reiſt.

E Rhabne Seele! ſtammte nicht
Dergleichen Krafft aus Deiner Tugend?
Du ſtarbſt mit Muth und Zuverſicht
In Deiner unbefleckten Jugend.
Ihr eitlen Töchter, kommt herbey,
Und nehmt die Todte zum Exempel,
Damit Euch in den Todes-Tempel
Der Eingang nicht erſchrecklich ſey.

I Ch hatte Sie ſonſt nicht gekannt:
Doch als ich Sie zuerſt erblickte;
So fühlt ich wohl, was ich empfand,
Weil mich Ihr Anſehn faſt entzückte.
O könnt es nur von mir geſchehn,
Ihr werthes Bild recht abzuſchildern,
Man ſollt es in viel hundert Bildern
Durch Hand und Kiel entworfen ſehn.

G Leichwie bey ſanfter Frühlings-Zeit,
Wenn alles völlig blüht und grünet,
Der Blumen friſche Lieblichkeit
Den Augen zwar zur Reitzung dienet;
Doch wenn die Sonne nach der Nacht
Den dunckten Horizont erhellet,
Und auf die bunten Wieſen fället,
Der Anblick ſich weit ſchöner macht:

So war auch Ihres Leibes Zier
Zwar voller Anmuth, voller Blüte:
Jedoch brach nur Ihr Geiſt herfür,
So ward er ſchöner durchs Gemüthe.
Der Glieder Bau war freylich ſchön;
Allein der Seelen Treflichkeiten
Die konnten ſeine Seltenheiten
Noch um ein merckliches erhöhn.

Die Gottesfurcht, der Haß der Welt,
Gehorſam, Fleiß und zarte Liebe,
Und alles was GOtt wohlgefällt,
Das war der Endzweck Ihrer Triebe.
Ihr Geiſt war keuſch, Ihr Hertz war rein,
Ihr wißt es ja, die ihr Sie kanntet,
Und Sie die Tugend ſelber nanntet.
Ihr alle ſollt hier Zeugen ſeyn.

Kommt mit mir, bis an Ihre Gruft,
Kommt zu den ſeeligen Gebeinen;
Erfüllt daſelbſt die düſtre Luft
Mit zarten Klagen und mit Weinen.
Und habt ihr dies mit mir gethan,
So wollen wir zurücke gehen.
Fragt nicht, wo ſoll Ihr Denckmahl ſtehen?
Ihr treffts in meinem Hertzen an.

XXI. Ode,
An
HERRN
Joh. Gottfried Hoffmann,
Bey ſeiner
Magiſter-Promotion,
A. B. Pantke.

DEr Schlag, der Sachſens Ceder-Wald
So ſchnell und unverhofft entblättert,
Und da der rauhe Donner knallt,
Den ſchönſten Stamm betrübt zerſchmettert;
Der, da er Helden ſelbſt verletzt,
Viel tauſend noch in Trauren ſetzt;
Erſchüttert gleichfalls meine Lenden,
Und ſchlägt den Kiel, Geehrter Freund,
Der hier vor Dich zu ſchreiben meynt,
Durch unbekannte Krafft aus den beſtürtzten Händen.

ICh zittre, weil auch Sachſens Hertz
Vor Gram und Trauren ſelbſt erzittert,
Da ſich ein ungemeiner Schmertz
In den erſchrocknen Gliedern wittert.
Es klagt Sarmatiens Auguſt,
Der Sachſen Schutz, der Menſchen Luſt,
Dieweil Ihn Lieb und Wehmuth treiben.
Es klagt mit Ihm zugleich das Land;
Wie wollte nun die ſchwache Hand
Bey allgemeiner Noth geſchickte Reime ſchreiben.

DOch, Edler Freund, der helle Glantz,
Der ſich um Deine Scheitel findet,
Da Dir Sophia ſelbſt den Krantz
Zu wohlverdientem Lohne windet,
Schlägt in der Dir ergebnen Bruſt
Durch die darinn entſtandne Luſt
Die Schwachheit auf einmahl darnieder.
Ich achte dieſes Klagen nicht,
Was von gerechter Trauer ſpricht;
Und ſtimme nun vor Dich die ſchlechtgeſetzten Lieder.

DJe Mißgeburt der neuen Welt,
Der Schaum verſtellter Heuchel-Chriſten,
Macht, daß der Andacht Anſehn fällt,
Indem ſie ſich mit Hochmuth brüſten.
Hingegen ſucht auch dort ein Schwarm
Der höchſten Allmacht ſtarcken Arm
Durch freche Läſterung zu ſchwächen;
Diß beydes ſpricht dem Fromm-ſeyn Hohn,
Es ſoll der feſtgeſetzte Thron
Der edlen Gottesfurcht durch Liſt und Macht zerbrechen.

ALlein, die hohe Vorſicht wacht,
Und ſchützt die kummervollen Heerden;
Und würckt durch ihrer Stärcke Macht,
Daß ſie ihr nicht entzogen werden.
Doch macht der Feinde ſchlaues Heer
Das Amt der Gottsgelehrten ſchwer;
Und ſuchet viele zu verführen:
Daß, wenn die Zauberey der Welt
Den falſchen Zucker vorgeſtellt,
Sie plötzlich alle Gunſt vor dieſes Amt verlieren.

Wohl dem! der, Werther Freund, wie Du,
Den Fleiß auf GOtts-Gelahrtheit wendet,
Und in der angenehmſten Ruh
Die Augen zu den Sternen ſendet;
Der ſo zu leben ſich bemüht,
Daß man die Frucht vom Wiſſen ſieht;
Daß weder blinder Aberglauben,
Noch überſtrichner Heuchel-Schein,
Noch ein verkehrtes Sicher-ſeyn (ben.
Verſtand, und Ruhm, und Glück, uns unverſehens rau-

Der Grund, worauf Dein Ruhm beſteht,
Iſt ein vernünfftig, frommes Wiſſen;
Nicht ein vermiſchtes Quodlibet,
Das kluge Seelen haſſen müſſen.
Denn kommt ein aufgeblaſner her,
Und klaubet hier von ungefehr,
Dort wieder einen Spruch zuſammen,
Und tritt auf eine Cantzel hin,
Und predigt, aber zum Gewinn,
So wirſt Du gantz gewiß die Unvernunfft verdammen.

Ich weiß, Dein kluger Mund verlacht
Die Unart niedriger Gemüther,
Die Halbgelehrte fleißig macht,
Und den Gebrauch entlehnter Güter,
Die nicht vor Ruhm und Ehre ſorgt,
Und das was ſie von andern borgt,
Nur ängſtlich ſuchet zu verbinden,
Die zwantzig alte Tröſter lieſt,
Und ſonderlich bemühet iſt,
Aus ſieben Predigten die achte zu erfinden.

Soll nun die bunte Miſculantz
Das Licht der klugen Welt erblicken,
So hat ſie keinen beſſern Glantz
Als Kleider von verſchiednen Stücken.
Man ſchreibt, löſcht aus, ſetzt Noten bey,
Man giebt es in die Druckerey,
Und läſt es vor der Welt erſcheinen;
Die liebe Mutter lieſt es ſchon,
Und ſpricht: wie geiſtreich ſchreibt mein Sohn!
Und freut, und wundert ſich, und fänget an zu weinen.

Ein Hochgeſchätztes Eltern-Paar
Stellt, Edler Freund, mit gröſſerm Ruhme
Sich vor des Höchſten Danck-Altar,
Und naht zu deſſen Heiligthume.
Dein Vater ſieht ſein Ebenbild,
Die Mutter ihren Wunſch erfüllt,
Den Sie gedoppelt würckend ſpüret;
Sie ſehen ihres Alters Stab,
Und wiſſen nun, wer einſt Ihr Grab
Mit wahrer Treu verehrt, mit gröſſerm Ruhme zieret.

Drum fahre fort! und laß die Treu
Euſebien noch ferner dienen,
Ich glaube: weiß, und ſage frey
Dein Glücke fang erſt an zu grünen.
Wer weiß, was künfftig noch die Zeit
Der bündigen Gelehrſamkeit
Vor Lohn und Ehre zuerkennet;
Mich deucht, es ſiehet ſchon mein Geiſt,
Wie froh der Eltern Regung heiſt: (nennet.
Wenn Dich der Vorſicht Schluß des Vaters Beyſtand

Euſebie

Elisebie verspricht sich schon
Ein frisches Wachsthum ihrer Ehre,
Und wünscht: daß dieser neue Sohn
Der alten Mutter Ruhm vermehre.
Der holden Vorsicht Gnaden-Blick
Verspricht Dir künfftig so viel Glück,
Als Freund und Feinde gönnen müssen;
Als Menschen auf der Erden gehn;
Als Sterne dort am Himmel stehn,
Und Thränen auf das Grab der Landes-Mutter fliessen.

XXII. Ode,
Auf die
Mollerstein-
und
Fellerische
Hochzeit in Görlitz,
In fremdem Nahmen
J. C. Gottsched.

Ey so wagest Du es doch,
Werther! bist du nicht verwegen!
Dir des Ehstands hartes Joch
Selber willigst aufzulegen.
Ist Dein Junggesellen-Stand
Nicht so schön, als solch ein Band,
Welches Dir die Freyheit raubet?
Was hast Du daran ersehn?
Hätt ich doch, was itzt geschehn,
Nimmermehr von Dir geglaubet!

Höre nur die Alten an,
Suche ſie um Rath zu fragen:
Da wird warlich Frau und Mann
Von des Ehſtands Marter klagen.
Nichts als Sorgen, Gram und Pein,
Und was ſonſten ſchwer mag ſeyn,
Werden ſie darinnen zehlen.
Werther Bruder, ſage mir,
Sage, willſt Du dennoch Dir,
Dieſen Jammer-Stand erwehlen?

Forſche nur bey Dichtern nach,
Welche dem Verdruß im Lieben,
Und des Ehſtands Ungemach
Mit geſchickter Fauſt beſchrieben.
Dieſe werden Deiner Bruſt,
Die dabey verhoffte Luſt,
Gäntzlich aus dem Sinne bringen;
Und durch ihrer Gründe Krafft,
Deines Jaworts Eigenſchafft
Bald zu wiederruffen zwingen.

Iſt mir recht? Ich höre Dich
Mit vergnügtem Munde ſprechen,
Und zugleich gantz meiſterlich,
Meiner Zweifel Nachdruck ſchwächen.
Weder alter Greiſe Rath,
Noch der Dichter Spruch und That,
Soll mich, ſprichſt du, furchtſam machen:
Weil ich wohl gegründet bin,
Ey ſo kan mein feſter Sinn
Ihrer beyder Wahn verlachen.

Laſtern Alte dieſen Stand,
Den ich mir itzund erwehlet,
O ſo iſt mir ſchon bekannt,
Was den guten Leuten fehlet?
Blühten nur die Jahre noch,
Ach ſie würden dieſes Joch
Ja ſo ſehr als ich verlangen!
Aber ſeht! des Ehſtands Luſt
Herrſcht in keiner kalten Bruſt,
Blüht nicht auf verſchrumpften Wangen.

Ellch, ihr Dichter! kan ich gar
Stiffter meiner Liebe nennen,
Eure Schrifften machens wahr,
Ja ihr müßt es ſelbſt bekennen.
Sagt mir, wie viel tauſendmahl
Habt ihr kluger Freyer Wahl
Und des Ehſtands Glück geprieſen?
Aller Wohlfahrt Uberfluß,
Aller Süßigkeit Genuß,
Habt ihr ſelbſt dabey gewieſen.

Nun wohlan! Du haſt geſiegt,
Meine Zweifel ſind gehoben,
Weil die Wahrheit mich vergnügt;
Muß ich Deinen Fürſatz loben.
Freye nur, und nimm die Braut,
Die der Himmel Dir vertraut,
Und geneuß des Ehſtands Glücke.
Nimm dies Blatt mit Freuden an,
Darinn ich, ſo gut ich kan,
Meinen Glückwunſch überſchicke.

WAs Dein Schatz vor Tugend hat,
Darf Dich wohl kein andrer lehren.
Darf man doch nur unſrer Stadt
Wohlbeglaubtes Zeugniß hören.
Solch ein edles Prieſter-Kind
Als man nicht gar häufig findt,
Hat der Höchſte Dir erſehen,
Warlich, es hat Dir geglückt!
Und die Luſt, die mich entzückt,
Läßt zum Schluß den Wunſch geſchehen.

DEin Verlangen ſey geſtillt,
Lebe künfftig im Vergnügen,
Jeder Anwunſch werd erfüllt,
Auch ſo gar biß auf die Wiegen.
Liebe ſtets, und ſey geliebt,
GOtt, der ſein Gedeyen giebt,
Hört der frommen Eltern Bitten:
Er knüpft ſelber Euer Band;
Drum wird Euren Eheſtand
Nichts, als nur der Tod, zerrütten.

XXIII. Ode,

An

HERRN

M. Carl Friedrich Petzold,

Der Philoſophiſchen Facultät in Leipzig Aſſeſſorn, ꝛc.

Im Nahmen eines andern

Joh. Fr. Mäy.

DJeſes angebrochne Licht,
Hat den Trieben meiner Pflicht
Regung, Luſt und Krafft gegeben.
Carl, der Nahme, den es führt,
Heißt mich, weil es mir gebührt,
Hertz und Geiſt zu GOtt erheben.
Andacht, Treue, Wunſch und Luſt,
Miſchen ſich vergnügt zuſammen,
Um in der erfreuten Bruſt
Dir ein Opfer anzuflammen.

WErther Gönner, Deſſen Fleiß
Sich den allerſchönſten Preis
Ohne Tadel ſelbſt bereitet!
Der mit Klugheit und Verſtand
Mancher Eltern Liebes-Pfand
Auf den Weg der Tugend leitet,
Dieſe Pflantzen, die Du ziehſt,
Werden noch auf ihren Zweigen,
Wie Du ſchon mit Freuden ſiehſt,
Früchte Deiner Weißheit zeigen.

Auf! ihr Söhne, kommt herbey!
Helft mir Petzolds Vater-Treu
Durch ein muntres Lied beſingen.
Meiner Muſe Lob-Geſang
Läſſet zwar, aus Pflicht und Danck,
Dieſen ſchwachen Reim erklingen:
Aber weil ſie nur noch lallt,
Kan ſie noch nichts groſſes wagen,
Und wie ſehr Sein Ruhm erſchallt,
Kaum die Helffte wieder ſagen.

Maenner, deren gute Zucht
Junger Söhne Wohlfahrt ſucht
Und der Eltern Hoffnung ſtärcket;
Männer, wo die Folge-Zeit
Ihrer Lehren Nutzbarkeit
In dem Flor der Künſte mercket;
Hören bey der Ehren-Bahn,
Die man ihren Schülern weiſet,
Wie man noch, was ſie gethan,
In derſelben Thaten preiſet.

Kan der ſtrengſte Fleiß allein
Wohl der Laſt gewachſen ſeyn,
So die ſchwachen Schultern drücket?
Wird nicht der noch zarte Fuß
Durch der Wolluſt Uberfluß
Leicht in Netz und Garn verſtricket?
Wohl uns! da Dein treuer Rath
Alle Schwürigkeiten mindert,
Und an jeder böſen That
Durch Sein holdes Warnen hindert.

JA mein Blut, das ſich itzt regt,
Und vor Freuden hefftig ſchlägt,
Iſt mit Danckbärkeit erfüllet:
Und mein Hertze bleibt der Ort,
Wo die Liebe fort und fort
Mit verneutem Dancke quillet.
Nimm an ſtatt der That den Danck,
Nimm ihn vor die treuen Lehren;
Und ich will Dich Lebenslang
Mit Ergebenheit verehren.

GOttes Huld umſchlieſſe Dich,
Und ſein Seegen mehre ſich
Durch viel Zeichen ſeiner Gnade,
Daß, wenn Dich ſein Schild bedeckt,
Den er über Dich geſtreckt,
Dir kein Schlag des Unglücks ſchade:
Daß Dein Leib von Kranckheit frey,
Noch der Jugend Krafft empfinde,
Daß der frohe Geiſt dabey
In ſich ſelber Ruhe finde.

WJe viel Eltern wünſchen Dir
Aus ergebner Danck-Begier,
Mehr als tauſendfaches Glücke:
Und wie ſeufzt Dein Haus erfreut,
Daß Dein Auge dieſe Zeit
Wiederum vergnügt erblicke.
Treffen nur die meiſten ein,
O ſo wird Dir gar nichts fehlen,
Und man wird geſchäfftig ſeyn
GOttes Güte zu erzehlen.

XXIV. Ode,

Auf das Ableben

(Tit.)

HERR M. Jänickens,

Archidiaconi zu Freyberg,

als

Seines Stief-Vatere.

G. Chr. Wolf.

Ruhe wohl, Geliebter Vater!
Deine Noth beſchließt Dein Grab,
Freud und Leiden wechſeln ab.
Unſer GOtt, Dein Artzt und Rather,
Giebt vor Leyden dieſer Zeit,
Dir den Kranz der Herrlichkeit.

ER erlöſt auf unſer Bitten,
Ach betrübte letzte Pflicht!
Die uns unſer Hertze bricht,
Dich von Deiner morſchen Hütten.
Dir geſchicht, was Du begehrt,
Wir allein ſind Thränen werth.

Himmel haſt du denn beſchloſſen,
Daß ich aller Vater-Treu
Allezeit beraubet ſey?
Den, von dem ich war entſproſſen,
Senckte man in kühlen Sand,
Als ich ihn kaum halb gekannt.

DEn ich durch dein weiſes Fügen,
Das mir ſtets gefällig iſt,
Jüngſt als Vater erſt gegrüßt,
Der muß auch im Grabe liegen,
Eh ich Ihm die Kindes-Pflicht
Selbſt in Gegenwart entricht.

EWger Vater, deine Wege,
Die du mir und andern weiſt,
Schmertzen freylich unſern Geiſt.
Doch ich traue deiner Pflege,
Denn die Weyſen tröſten ſich,
Beſter Vater, bloß durch dich.

LIebſter Vater, reich an Lieben,
Du haſt auch ein Mutter-Hertz,
Neig es zu der Mutter Schmertz,
Laß Ihr Trauren und Betrüben
Ja nicht ohne Tröſtung ſeyn,
Flöß Ihr ſelbſt die Stärckung ein.

SOlch ein Kelch iſt allzu bitter
Gegen ſchwacher Frauen Muth,
Dieſer fället durch die Wuth
Von ſo ſtarckem Ungewitter.
Drum ſey du hinfort der Mann,
Deſſen Schutz ſie trauen kan.

LAßt Euch nun, Betrübte, ſtillen,
Hemmt der vielen Thränen Lauf,
GOtt nimmt unſern Vater auf.
Da wir uns in Flor verhüllen,
Gläntzet er vor GOttes Thron,
Und empfängt den Gnaden-Lohn.

IN dem Grabe ruhn die Glieder,
Unter GOttes Schutz bedeckt,
Bis ſie jener Morgen weckt.
Kranclich ſehn wir ſie nicht wieder,
Denn es iſt der Leichen-Stein,
Auch der Gräntz-Stein ihrer Pein.

RUhet, theuerſte Gebeine,
Ruhet, bis aus eurer Grufft
Euch des Höchſten Stimme rufft.
Selbſt mein Hertze wird zum Steine,
Und zum Grab, das euch umſchlieſt,
Weil ein Leben in mir iſt.

Der Teutſchen Geſellſchafft Oden.

Vierdtes Buch.

I. Ode,

An

HERRN

Chriſtian Auguſt

von **Coſeritz,**

Bey Deſſen Aufnahme

In die Deutſche Geſellſchaft

Im Nahmen derſelben

von

J. Thiemig.

Deutſche Muſen, wehlt mich nicht,
Unſern Coſeritz zu empfangen;
Oder gebt mir auf Verlangen
Höchſt erwünſchten Unterricht.
Lehrt mich neu und ſinnreich dencken,
Sagt mir, was ich ſagen ſoll:
Helft die ſpröden Sylben ſchrencken,
Macht das Maaß der Zeilen voll,
Sonſten wird mein mattes Dichten
Euer Lob beſchämt zernichten.

ISt es irgend Helm und Schild?
Sind es ungezehlte Ahnen,
Blutgefärbte Sieges-Fahnen,
So der Adel um ſich hüllt?
Oder ſollen andre Sachen,
Harniſch, Stahl und Marmor-Stein,
Dich, mein Coſritz, kenntbar machen,
Und des Ruhmes Vorwurf ſeyn?
O ſo mögen andre ſchreiben,
Und Dein Lob zun Sternen treiben.

DEines Hauſes Zier und Pracht,
Deiner Ahnen Ehren-Seulen,
So Dir Schmuck und Glantz ertheilen,
Sind vor mich zu hoch gemacht.
Feuer her! ſo ruffe mein Sehnen,
Oder laß mich Witz und Geiſt,
Coſeritz, von Dir entlehnen,
Der mich aus mir ſelber reißt;
So wird auch mein rauhes Singen
Durch das gantze Deutſchland dringen.

EDle, die der Tugend Hand
Zu berühmten Rittern ſchläget,
Und des Adels Wapen präget,
Sind der Länder Diamant.
Helden wird man höher ſchätzen,
Wenn ſie Lantze, Schwerdt und Stahl
An Minervens Haube wetzen,
Und der Muſen Ritter-Saal,
Mit verdoppeltem Bemühen,
In der Jugend ſchon beziehen.

DJeſes thut mein Coſeritz,
Seiner Wiſſenſchafften Proben,
So Jhn ungezwungen loben,
Melden den erlangten Witz.
Jtzo iſt er in dem Orden,
Der die Deutſche Sprache treibt,
Ein bewährtes Mitglied worden,
Weil ſein Rohr ſo artig ſchreibt,
Und er will mit hohen Trieben
Sich nebſt uns im Deutſchen üben.

SEy willkommen, junger Held,
Ziere die beglückten Reihen,
Welche ſich recht zärtlich freuen,
Daß Du Dich zu uns geſellt.
Dencke, ſchreibe, red', ergetze
Dies vergnügte Muſen-Chor,
Bring die netten Redner-Sätze
Mit beredten Lippen vor.
Denn an Deinen Meiſter-Stücken
Wird ſich Ohr und Geiſt erquicken.

II. Ode,

Das Glück.

A. W. v. Schwicheldt.

JUVEN Sat. I.

Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum,
Si vis eſſe aliquis. Probitas laudatur & alget.

Alles liegt an Glück und Zeit,
Müh und Arbeit ſind vergebens.
Denn der gantze Lauf des Lebens
Zeiget nichts als Eitelkeit.
Nicht Geſchicklichkeit, nicht Stärcke,
Fördern unſrer Hände Wercke,
Tugend, Weißheit und Verſtand
Bleiben meiſtens unerkannt.

An dem Joch der Arbeit ziehn,
In bemühtem Fleiſſe ſchwitzen,
Tag und Nacht in Grillen ſitzen,
Und der Wolluſt Zucker fliehn,
Von dem Abend bis zum Morgen,
Aengſtlich auf die Zukunft ſorgen,
Alles dieſes hilft uns nicht,
Wenn das Schickſal widerſpricht.

Schnelle ſeyn hilft nicht zum Lauf.
Sey das Muſter ächter Tugend,
Opfre Kräfte, Kopf und Jugend
Zu des Nächſten Beſten auf,
Wirf dein Pfund nicht in die Erden,
Laß dirs noch ſo ſauer werden,
Dennoch hat dich offt zuletzt
Glück und Zufall nachgeſetzt.

Lauter Glück beherrſcht die Welt,
Dieſer wird dem Staub entrücket,
Jener kläglich unterdrücket,
Wie das blinde Looß ihm fällt.
Doch muß man in ſeinem Leben
Noch auf etwas Achtung geben,
Und wer dieſes nicht verſteht,
Hat auf Sand und Fels geſät.

Ihr, die ihr mit ſtoltzem Geiſt
Auf der Bahn der Ehren rennet,
Und den Vortheil noch nicht kennet,
Wie man ſchnell und glücklich reiſt,
Folget meinem Unterweiſen,
Lencket nur in tiefe Gleiſen,
Die mein Rath euch zeigen ſoll,
Glaubt, ſo fahrt ihr warlich wohl.

Fraget nicht, was Treue ſey:
Dreht den Mantel nach dem Winde,
Legt dem groſſen Huren-Kinde
Einen andern Nahmen bey.
Laßt ein unverſchämtes Weſen
An Geſicht und Wercken leſen,
Thut die Ehrlichkeit in Bann,
Legt der Falſchheit Larven an.

Denckt auf Reichthum, Geld und Gut,
Als den Grund zu eurem Glücke,
Weil man auſſer dieſem Stücke
Selten groſſe Wunder thut.
Glaubt, der Glantz der güldnen Strahlen,
Kan auch leicht den Firniß mahlen,
Und bey unſrer heutgen Welt
Kauft man Tugend um das Geld.

HAbt ihr nun durch ſchnellen Flug
Euch bereits empor geſchwungen
Und der Arbeit Preis errungen,
O! das iſt noch nicht genug.
Ein erworbnes Gut beſchützen,
Und mit reichem Wucher nützen,
Dieſes muß hernach allein
Eines Klugen Sorge ſeyn.

FOlgt der angetretnen Bahn,
Grabet Gruben, bauet Brücken,
Andrer Einfalt zu berücken.
Macht euch jeden unterthan,
Preßt die Unſchuld, quält die Frommen,
Keinen laßt zu Ehren kommen,
Läſtert und verkleinert nur,
Denn ſeyd ihr auf rechter Spur.

DJes iſt die geheime Kunſt,
Die iſt jedem anzupreiſen,
Triumegiſt, dem Stein der Weiſen
Bleibt dagegen eitel Dunſt.
So ſteigt man zum Ehren-Tempel,
Und wird vielen zum Exempel,
Als das Kleinod dieſer Welt,
Nach Verdienſte vorgeſtellt.

SEht den ſtoltzen Haman an,
Der des Henckers Schwerdt und Kette
Tauſendmahl verwürcket hätte,
Doch als Glücks-Kind prangen kan,
Mardochai muß indeſſen
Nackend gehn und Aſchen eſſen,
Liſt wird hoch ans Bret gebracht
Und die Unſchuld nur verlacht.

Jedre Sclaven ſchnöder Luſt,
Die nach Ehr und Ruhm nicht fragen,
Müſſen Gold und Purpur tragen,
Seht wie ſchwillt die ſtoltze Bruſt!
Doch die Großmuth wird erſticket,
Wo man ihren Schein erblicket,
Knechte müſſen oben ſtehn,
Edle Herren unten gehn.

Jeſer hat den Sieg erkämpft,
Und ein andrer kriegt die Krone
Zum verdienten Ehren-Lohne,
Als ob er den Feind gedämpft.
Meyo geht mit der Braut zu Bette,
Die ſein Feind verdienet hätte.
Seht, ſo geht es in der Welt,
Wo das Glück den Scepter hält.

Rum wohlan, bethörter Geiſt,
Laß die ſaure Bahn der Tugend,
Folge, wenn der Trieb der Jugend
Dich auf Wolluſt-Auen reiſt:
Brauche, Jüngling, deine Jahre,
Eh der Tod an deine Bahre
Sein verhaßtes Mene ſchreibt,
Und der Gruft dich einverleibt.

As Dein Schickſal dir beſchert,
Wird dir ohne Müh und Sorgen,
Wo nicht heute, dennoch morgen,
Oder gar im Schlaf gewährt.
Dann magſt du die Wolluſt haſſen,
Wann dich Sinn und Kraft verlaſſen,
Ehre, Wohlfahrt, Glück und Heil
Wird dir ohne dem zu theil.

ABer nein, Gedancken nein,
Seelen, die im gantzen Leben
Nach wahrhafftem Glücke ſtreben,
Die verführt kein falſcher Schein.
Wer auf ſolchen Grund gebauet,
Der hat Schnee und Wind getrauet,
Und an der Junonen ſtatt,
Küſt er ſich an Wolcken ſatt.

BLeibt ein reiner Diamant
Eine Zeitlang gleich verſtecket,
Wenn ihn noch die Schlacke decket,
Endlich wird er doch erkannt.
Endlich muß die Tugend ſiegen
Und das Laſter unten liegen,
Denn nach Arbeit, Müh und Schweiß
Krönt den Kämpfer Ruhm und Preis.

WEr auf Laſter-Stuffen ſteigt,
Wird aufs Schlüpfrige geſtellet,
Und in tiefſten Grund gefället,
Wenn er ſich am Gipfel zeigt.
Nur die Tugend ſtellt auf Mauren,
Die in ewge Zeiten dauren,
Und wer darauf ſich verläſt
Gründet ſeine Wohlfahrt feſt.

DRum beſinne dich mein Geiſt,
Folge nicht dem tollen Hauffen
Die nach falſchen Schatten lauffen,
Weil ſich dir was edlers weiſt.
Warte nur, biß GOtt und Zeiten
Dir Dein wahres Glück bereiten;
Da Dein güldnes Ehren-Licht
Aus den düſtren Schatten bricht.

Doch wofern der Vorſicht Schluß
Dich nicht aus dem Pöbel ziehet,
Wenn Dich Glück und Ehre flichet,
Wiſſe! daß man glauben muß:
Beſſer iſts im Kittel leben,
Und nach wahrer Tugend ſtreben;
Als in Gold und Purpur-Schein
Aller Laſter Sclave ſeyn.

Claud. in Ruf. L. I. v. 21.

- - Jam non ad culmina rerum
Injuſtos creviſſe queror, tolluntur in altum
Ut laſſu graviore ruant - - -

* * *

III. Ode,

Die

Wolluſt.

Fr. W. Juncker.

Virgil. Eclog. III.

O pueri! fugite hinc, latet anguis in herba!

Tyrannin, deren Kelch die Welt
Halb-taumelnd in den Schlaf geſtrecket,
Wo ſie dein Arm gefangen hält,
Daß ſie kein Licht noch Thon erwecket.
Mein Geiſt wird durch die finſtre Nacht,
Durch deine Sclavereyen dringen,
Ein Lied von deiner ſchnöden Macht
Und ihrer Schandbarkeit zu ſingen.

O Weiß-

O Weißheit! laß dein kräfftig Licht
Hier durch des Dichters Seele ſtrahlen.
Verſage mir den Beyſtand nicht,
Die Schmach der Wolluſt abzumahlen.
Komm, führe mich; Hier iſt die Hand.
Bewahre mich, daß nicht die Seuche
Mir unvermerckt, durch den Verſtand
Und Willen, in die Glieder ſchleiche.

Selbſt Naſo hat den Krantz entweyht,
Der ſein erhitztes Haupt umlaubet,
Indem die Wuth der Eitelkeit
Der Kunſt die beſte Zier geraubet.
Ihr Amt iſt, durch den ſüſſen Klang,
Der Welt für Laſtern Eckel ſtifften,
Und nicht, durch zaubernden Geſang,
Der ſchwachen Menſchen Hertz vergifften.

Wie iſt mir? was werd ich gewahr?
Was ſeh ich in den Finſternüſſen?
Was ſtellt ſich meinen Augen dar?
Wo wird mein Geiſt noch hingeriſſen?
Teuſcht mich ein Traum mit falſcher Pracht?
Wer wohnt in dieſen hellen Zimmern,
Allwo, bey dufftig-ſchwühler Nacht,
Der Ampeln lichter zitternd ſchimmern?

Ein nackend Weib ragt hier hervor,
Der Roſen, Stirn und Haare ſchmücken.
Es hält ein brennend Hertz empor,
Und ſchwebt und ſteht wie im Entzücken.
Das Auge blitzt; die Wangen glühn;
Die Brüſte gehen auf und nieder;
Ein bang und ängſtlich Odemziehn
Entdeckt die Brunſt der zeilen Glieder.

Sie ſteht umringt von einer Zahl,
An Tafeln, die von Trachten biegen;
Die zwey und zwey, bey ihrem Mahl
Sich lechzend in den Armen liegen.
Dort taumelt einer, dem der Wein
Die ſchwachen Sinnen ſchon gebunden;
Hier ſchenckt ein Weib den Becher ein,
Und trinckt, und wird auch überwunden.

Dort ſeh ich einen grauen Mann
Mit zittern nach dem Glaſe greifen.
Acht dächt er doch viel lieber dran,
Die alten Lüſte zu erſäufen!
Man nennt der Reben Saft mit Recht
Die Milch und Nahrung ſchwacher Greiſe,
Vielleicht weil er die Seele ſchwächt,
Daß man ſie billig Kinder heiße.

Ein durch den Trunck erweckt Geſchrey
Erhebt, bey untermengtem Lachen,
Der Göttin ſüſſe Sclaverey
Und derer die zur Nachtzeit wachen.
Der rauhe Regel-loſe Thon
Erſtickt die angeſtrengte Lunge,
Und ſtirbt bey dieſ- und jenem ſchon,
Auf ſeiner aufgeſchwämmten Zunge.

Dies iſt das Reich der Zauberin,
Die raſend in die Tugend ſtürmet.
Sie reißt Verſtand und Sinnen hin
Dem, der ſich nicht vor ihr beſchirmet.
Ihr Herrſchen iſt dem Fleiſch bequem.
Dem ſeine Ketten anfangs jücken,
Ihr Sclaven-Joch ſcheint angenehm,
Doch muß es ſie zuletzt erdrücken.

VErlaß die Grufft, o Hannibal!
Du Schrecken feiger Römer-Ohren,
Komm, zeige von der Helden Fall,
Die du bey Capua verlohren.
Sprich, ob nicht, durch den Uberfluß
Campaniens, dein Heer zerflogen,
Wohin dich jener Fabius,
Durch den verſchmitzten Streich, gezogen.

WAs half Dich da der theure Schwur,
Den dir dein Vater auferleget;
Der, noch bey zärtlicher Natur,
Dir Haß und Feindſchafft eingepräget?
Was half dir deiner Lorbern Zahl,
Die deine Feinde ſchon erſchreckte,
Da deiner Pantzer harter Stahl
Die weichgemachten Hertzen deckte.

ACh altes Rom! mir ſinckt der Muth.
Ich muß mein Hertz empfindlich kräncken,
Und hier an deiner Bürger Blut,
Und ihrer Tugend Hoheit dencken.
Was half zuletzt die Tapferkeit
Der hertzhafft groſſen Scipionen,
Die edelſte Gelaſſenheit,
Der Ernſt, die Großmuth der Catonen?

HAſt du Corinth darum zerſtöret,
Um in ſein Ertz den Giffe zu gieſſen,
Der deiner Krieger Hertz empört,
Daß ſie einander tödten müſſen.
Ach, daß du doch ſo unbedacht,
Und ſo verſchwenderiſch getruncken,
Daß du, ſamt deiner Tempel Pracht,
Von deinem Berg herab geſuncken.

DOch, wie verwandelt ſich das Spiel?
Mich überfällt ein zaghaft Grauen.
Was prächtig in die Augen fiel,
Das muß ich itzt verändert ſchauen.
Wie iſt denn hier ein Todten-Haus?
Erblick ich hier verfaulte Särge?
Das Tacht der Ampeln löſchet aus;
Mir ſteht für Angſt das Haar zu Berge.

DJe Göttin ſtehet gantz entſtellt,
Und iſt nichts mehr, als ein Gerippe,
Das ein verſchrumpftes Hertze hält;
Wo iſt dann Auge, Wang und Lippe?
Was hat ſie ſamt dem Roſen-Krantz,
So unvermuthet aufgerieben,
Von deſſen Blätter friſchen Glantz,
Kaum dürre Dornen übrig blieben.

WAs noch von ihrem Volcke lebt,
Das krächzt und geht an Stab und Krücken.
Der eine, der vom Schauer bebt,
Kan ſich für groſſem Schmertz nicht bücken.
Die Gicht, die Marck und Bein durchfährt,
Zieht ihm die Nerven ſchnell zuſammen;
Indem er ſich betrübt gebährt,
Verflucht ſein Schreyn die geilen Flammen.

DOrt liegt ein halbverſtorbnes Weib,
Und ringt die aufgeſchwollnen Hände.
Sie weltzt den angefaulten Leib,
Und wartet auf ihr kläglich Ende.
Sie ruffet dem Tod im Schweiſſe zu:
Komm, komm, und kühle meine Glieder,
Und bringſt du mich zu keiner Ruh,
So wirf mich nur wie dieſe nieder!

UMher liegt Leichnam und Gebein
Der Schlemmer, die ihr Fleiſch verdorben,
Und die, mit Klagen Ach und Schreyn,
Vor ihren Augen hin geſtorben.
Die Natter, die an einem ſaugt,
Ergreift und ſetzt ſie an die Wangen,
In Hoffnung, daß ihr Stich noch taugt,
Ein baldig Ende zu erlangen.

SEht, Sterbliche, die Eitelkeit,
Das Nichts vergänglicher Begierden,
Hier liegen in den Staub zerſtreut
So mancher jungen Schönheit Zierden.
Ihr, die ihr, durch verbuhlten Blick,
So vieler Menſchen Hertz entzündet,
Seht auf den Todten-Kopf zurück,
Den ihr in meiner Rechten findet.

ER iſt ein Spiegel, der euch zeigt,
In ſeiner ausgehöhlten Lücken,
Was alle Lehren überſteigt,
Wie ihr euch ſollt zum Tode ſchicken.
Schaut, die ihr euer Hertz erfüllt
Mit eitler Wolluſt dieſer Erden,
In die Geſtalt wird euer Bild,
So bald ihr ſterbt, verwandelt werden.

IV. Ode,

Die Zufriedenheit.

J. C. Gottſched.

Zufriedenheit! mein auserwehlter Schatz,
Komm, labe mich durch deine Güter,
Mein ganzes Hertz giebt deiner Gottheit Platz
Und ſpottet murrender Gemüther.
Was hilft der Gram, der Geiſt und Cörper qvält,
Die Kräfte ſchwächt, das Leben kürzet,
Ich klage nicht, wiewohl mir manches fehlt,
Ein Thor, der ſich in Kummer ſtürzet!

Ein heitrer Geiſt, das iſt mein beſter Ruhm:
Mich ſchrecken nicht des Pöbels Träume,
Ein freyes Hertz, das iſt mein Eigenthum,
Mein Zeitvertreib ſind meine Reime.
Ich ſtrebe nicht nach Titeln, Geld und Gut,
Was iſt ſo hoch als weiſe Geiſter?
Was iſt ſo reich als ein geſetzter Muth?
Des Glückes Herr, des Unglücks Meiſter?

Man nennt mich arm: Doch hab ich ſtets genug.
Ich wünſche mir kein fettes Erbe.
Wenn mancher Sohn den Vater niederſchlug,
So wünſch ich, daß er niemahls ſterbe!
Mein Kleid iſt ſchlecht, mein Beutel klein und leer,
Mein Bette ſchmahl, mein Zimmer enge,
Doch mach ich mir das Leben niemahls ſchwer,
Was ſollte mir der Güter Menge?

DOrt ſitzt ein Thor in lauter Uberfluß
Und martert ſich durch lauter Sorgen,
Ihm mangelt nichts, wiewohl er darben muß,
Man ſieht ihn offt von Aermern borgen.
Ein Thaler bringt mir mehr Ergetzlichkeit
Als ihm ein Gold-gefüllter Kaſten,
Der Geitzhals darbt und hungert jederzeit,
Und ich Gottlob! darf niemahls faſten.

ZWar weiß die Welt von meinem Nahmen nicht.
Kein Zeitungs-Blat rühmt meine Thaten,
Doch wenn kein Mohr und Perſer von mir ſpricht,
Iſt mir deswegen doch gerathen.
Kennt mich ein Freund, der Witz und Tugend liebt,
So darf mich weiter niemand kennen:
Und wenn kein Fürſt mir Gnaden-Gelder giebt;
Darf ich mich ſeinen Knecht nicht nennen.

DOch hat es mir noch nie an Luſt gefehlt;
Denn Welt und Himmel iſt mein eigen.
Des Reichen Hand hat nur das Geld gezehlt,
Mir täglich neue Luſt zu zeugen.
Sein Haus und Hof, Staat, Garten, Wald und Feld
Bringt ihm die Laſt und mir die Freude,
Und wenn er gleich den Nahmen, Herr behält,
Genieſſen wirs doch alle Beyde.

KEin Zufall macht mein Hertze mißvergnügt,
Kein Ungemach kan mich betrüben,
Was mich betrifft, das hat der HErr gefügt,
Das läßt ſich mein Gemüth belieben.
Trifft mich ein Schmertz; gantz recht; ſo ſollt es ſeyn:
Die Vorſicht hat ihn mir erleſen.
Mißlingt ein Wunſch; Ich finde mich darein,
Vielleicht iſt mirs nicht gut geweſen.

So wohnt mein Hertz in einer Felſen-Bruſt,
Die nichts als Schand und Laſter ſcheuet,
Denn bin ich mir nichts ſträfliches bewuſt,
Verlaß ich alles was mir dreuet.
Ja fiele gleich der Bau des Himmels ein,
Und ſchlüge dieſe Welt in Stücken;
Soll Fall und Schlag, ſo hertzhafft will ich ſeyn!
Mich kühn und unverzagt erdrücken.

V. Ode,

Der Sieg über ſich ſelbſt.

A. B. Panke.

* * * *

Horatius:

Rectius regnes auidum domando
Spiritum, quam ſi Libyam remotis
Gadibus jungas; & uterque Poenus
ſerviat uni.

Freyheit! o du edles Gut!
Goldne Freyheit, mein Vergnügen,
Komm, und hilf durch kühnen Muth
Meiner Feinde Liſt beſiegen,
Zeige deiner Waffen Glantz,
Welchen alle Neider ſcheuen,
Komm! und nimm mit viel Erfreuen,
Den verdienten Sieges-Krantz,
Denn wo du dich eingefunden,
Wird der Feind bald überwunden.

O! Wie freudig wird mein Geiſt,
Da er deine Hülfe mercket;
Da er deinen Schutz geneuſt,
Wird die Schwachheit ſelbſt geſtärcket.
Kommt ihr Feinde, ſetzt mir zu!
Greifet an! erſchröckt und kämpfet.
Dieſer Trieb, der alles dämpfet,
Setzt mich wiederum in Ruh;
Ja er hilft durch kluges Streiten
Mir den ſchönſten Sieg erbeuten.

HElden! die der Muth erhitzt,
Denen Tapferkeit und Stärcke,
Aus den muntern Augen blitzt,
Rühmt der Großmuth Wunderwercke!
Eilet auf den Helden-Saal.
Trennt der Feinde dichten Haufen!
Helft mit Blut den Frieden kaufen,
Scheuet weder Glut noch Stahl,
Rühmlich iſts, den Feind bekriegen,
Rühmlicher ſich ſelbſt beſiegen.

HAupter! die der Krone Gold,
Und der Steine Laſt beſchweret;
Denen jeder reichlich zollt,
Was nur Hertz und Mund begehret;
Sucht das theur-erworbne Reich
Feſt und unbewegt zu gründen,
Herrſchet bey den fernen Inden,
Doch beherrſcht euch ſelbſt zugleich,
Rühmlich iſts: das Scepter führen,
Rühmlicher ſich ſelbſt regieren.

LEgt der Hoffart Feſſel an!
Nehmt die Wolluſt auch gefangen,
Wer die nicht beſiegen kan,
Wird nicht Ruhm, nicht Ruh erlangen.
Laßt euch nicht die Helden-Bruſt
Durch den magren Geitz verführen,
Soll euch Ruhm und Glücke zieren,
O ſo macht euch dies bewuſt:
Daß ein kluger Geiſt auf Erden
Euch das ſchönſte Gut kan werden.

Glaubt: der Freyheit Koſtbarkeit
Könne ſich mit keinem Reichen,
Und der Tugend Seltenheit
Nicht mit Kron und Scepter gleichen.
Dieſes nah-verbundne Paar
Kan aus den verhaßten Ketten
Strenger Dienſtbarkeit erretten.
Ja, wer ſonſt ein Sclave war,
Kan durch deren Unterfangen
Mehr noch, als ein Reich, erlangen.

VI. Ode,

An

Olorenen.

* * *

Olorene, die mich bindet,
Weil die gantze Pleißen-Stadt,
Die doch tauſend Nymphen hat,
Nirgends ihres gleichen findet:
Olorene, der vielleicht
Venus ſelbſt den Apfel reicht,
Ließ ſich jüngſt auf bunten Auen
Hin und her ſpatzierend ſchauen.

Doris gieng ihr an der Seiten,
Die ihr weit am Geiſte wich,
Und an Schönheit gar nicht glich;
Damon aber ſtund von weiten:
Stund und ſah und ward entzückt,
Als er Florens Zorn erblickt,
Weil vor Olorenens Wangen,
Ihrer Blumen Pracht vergangen.

Olorenens Schönheit ſiegte;
Denn ihr heitres roth und weiß
Nahm der gantzen Flur den Preis,
Die ſich ihr zu Füſſen ſchmiegte:
So daß Flora, voller Gram,
Ihren Weg gen Himmel nahm;
Solchen Schimpf mit tauſend Klagen,
Allen Göttern vorzutragen.

Götter!

Götter! ſollen denn die Nymphen,
War ihr Eifer-volles Wort:
Jeden mir geweyhten Ort,
Ja mich ſelbſt zugleich beſchimpfen?
Aendre, Jupiter! den Schluß,
Nimm der Schönheit Überfluß,
Nimm die Anmuth zarter Glieder,
Gieb ſie meinen Blumen wieder!

Florens Antrag war geſchehen:
Aber ſeht! der Götter Zahl
Wollte ſelber erſt einmahl
Olorencns Schönheit ſehen.
Alles ward durch ſie gerührt:
Denn man hat ſogleich geſpürt,
Daß der gantze Götter-Orden
Dieſer Schönen günſtig worden.

Jupiter ließ anbefehlen,
Flora fände keine Gehör,
Und ſie ſollte niemahls mehr
Auf gedachte Nymphe ſchmählen.
Ja man ſagt, daß nach der Zeit,
Durch der Götter Gütigkeit,
Unter Olorencns Füſſen,
Tauſend Blumen wachſen müſſen.

Flora war ſehr ſchlecht zu frieden:
Statt der ſonſt gewohnten Luſt,
Füllte Schmertz und Gram die Bruſt;
Biß ſie voller Zorn geſchieden.
Ja ſie that den harten Schwur,
Künfftig weder Wald noch Flur,
Noch der Auen grünen Rücken,
Durch der Blumen Pracht zu ſchmücken.

JUpiter fieng an zu lachen,
Als Sie ſolchen Eyd gethan:
Olorene, hub er an,
Wird es künfftig beſſer machen.
Wenn ihr Anmuths-voller Schritt
Wieſen oder Feld betritt;
Sollen Nelcken und Narciſſen,
Unter ihren Sohlen ſprieſſen.

SChönſte, gehe dann ſpatzieren;
Komm! vertritt nun Florens ſtatt.
Da dein Glantz geſieget hat,
Kanſt du ſicher triumphiren:
Doch wo du mir günſtig biſt,
Und es immer möglich iſt;
Laß einmahl an deiner Seiten,
Deinen Damon dich begleiten.

VII. Ode,
Abſchieds-Gedancken.

M. J. W. v. Seeberg.

WO weint der, der die Großmuth ehrt?
Wo ächtzt der, der die Weißheit lehret?
Und Tugend ſich zum Ziele ſetzet,
Der Himmel fällt, die Erde weicht,
Da er ſich unerſchrocken zeigt,
Und ſeinen feſten Muth kein Ungemach verletzet.

DAs Schickſal, deſſen blindem Schluß
Sich alles unterwerfen muß,
Wenn es ſein freyes Herrſchen übet,
Verlacht ein Weiſer gantz vergnügt,
Und wenn ſein Grimm das härtſte fügt,
So hat ſein Ungeſtüm ihn nicht einmahl betrübet.

So läſt ein ächter Muſen-Freund,
Der mit der Weißheit ſich vereint,
Nicht Furcht, nicht Angſt und Wehmuth blicken,
Drum weg mit aller Traurigkeit!
Da mich zur ungelegnen Zeit
Mein hartes Schickſal will aus dieſen Mauren rücken.

Mit Nervens Feuer nährt den Geiſt,
Der ſich zu allem ſtandhafft weiſt,
Woran ihn Zeit und Zufall bindet:
Weil er ſein ihm beſtimmtes Glück
Nicht etwan auf ein blind Geſchick,
Nein auf die Tugend nur und auf ſich ſelbſt gegründet.

Da er auf ſolchem Grunde ruht,
So kan ihn nicht des Schickſals Wuht
Auch kein betrübter Abſchied rühren,
Er eilt nach ſeines Vaters Haus,
Sieht er dabey gleich zum Voraus,
Was er allhier verläßt ſey nicht daſelbſt zu ſpüren.

So lebe wohl, geprieſner Ort!
Ich gebe dir zuletzt dies Wort:
Ich werde ſtets an dich gedencken.
Kein Ungar-Wein, kein Vaterland,
Auch keines ſchönen Kindes Hand,
Soll dein Gedächtniß mir in Lethens Fluß verſencken.

Ihr Lehrer, deren ſteter Fleiß,
So manches annoch wilde Reis
Zu nutzbar-ächten Stämmen ziehet,
Euch ſag ich, daß der Göttin Macht,
Die vor das Leb der Tugend wacht,
Mit mir zugleich den Mund zu eurem Ruhm bemühet.

HJer wünſcht ich mir der Muſen-Krafft
Und reiner Dichter Eigenſchafft,
Da ich zu der Geſellſchaft ſpreche,
Die ihrer Sprache Ruhm vermehrt,
Und mit vereinten Kräfften lehrt,
Daß unſrer Mundart nichts an Pracht und Schmuck (gebreche.

DOch da mir alles dieſes fehlt,
So hab ich mir zum Schluß erwehlt,
Ihr wünſchend dies zu prophezeyen:
Es werde ſie dem Neid zum Trutz
Bald eines hohen Hauptes Schutz,
Das Kunſt und Muſen nährt, erheben und erfreuen.

IHr, deren Umgang mich vergnügt,
Glaubt mir, daß dieſes Wort nicht trügt,
Das mich des Hertzens Trieb heiſt ſchreiben.
Nicht Daciens entfernte Lufft,
Nicht ſeine Berge, nicht die Gruffe,
Soll mir der Liebe Krafft aus meiner Bruſt vertreiben.

AUch euch, ihr Nymphen dieſer Stadt,
Die ſtets mein Sinn verehret hat,
Euch wünſch ich lauter ſchöne Sachen:
An Coffe, Lombre, Schnupff-Taback,
Und was euch ſonſt vergnügen mag,
Wenns auch was Liebes wär, euch ſtets vergnügt zu ma- (chen.

WAs ſchallt mir itzund in das Ohr?
Treibt nicht die Lufft den Schall hervor,
Der aus dem engen Horne dringet?
Dies iſt der Klang, der rufft mich fort,
Adieu, du angenehmer Ort!
Ich ſchweige, weil mein Lied vor Wehmuth heiſer klinget.

VIII. Ode,

An
Cöleſtinen.

* * *

BIn ich dir denn gantz zuwider?
Schönſte, warum flichſt du mich?
Sprich, warum entfernen ſich
Deines Cörpers Perlen-Glieder?
Dencke, daß ich Thirſis bin:
Doch umſonſt! Du fleuchſt dahin.

ACh! was hab ich denn verbrechen?
Eckelt dir vor meinem Gruß?
Hab ich irgend aus Verdruß,
Dir zum Nachtheil was geſprochen?
Wie der dumme Florian
Nur vor kurtzer Zeit gethan.

NEin, ich ſchwere bey den Blicken,
Welche mich in Brand geſetzt:
Thirſis hat dich nicht verletzt;
Und du kehrſt ihm doch den Rücken?
Sage, warum willſt du ihn
Mit ſo ſtrengen Schritten flichn?

SO entzeucht ſich nicht Camille;
Denn wenn mich die Straſſe führt,
Daß ſie mich von weitem ſpürt,
Steht ſie recht mit Vorſatz ſtille:
Aber Thirſis, o mein Licht!
Geht vorbey und grüßt ſie nicht.

So entfernt ſich nicht Liſette;
Denn wie gerne zeigt ſie ſich,
Lacht mich an, und reitzet mich
Als die freundlichſte Brunette:
Aber Thirſis bleibet frey,
Sieht ſie kaum, und geht vorbey.

Ich allein wünſcht er zu grüſſen,
Meiſterſtücke der Natur!
Cöleſtinens Lippen nur
Wünſcht ſein matter Mund zu küſſen.
Dich allein hält er vor ſchön:
Doch du fleuchſt, und läſt ihn ſtehn.

Fleuch denn, fleuch, doch kehre wieder,
Prüfe mich, und ſpürt dein Sinn,
Daß ich voller Unſchuld bin;
So erhöre meine Lieder:
Und geſtehe mir dabey,
Daß ich dir kein Scheuſal ſey.

Daphne floh vor Phöbus Thönen,
Aber ſie entgieng ihm kaum;
Gleich ward ſie zum Lorberbaum!
Spiegle dich an dieſer Schönen:
Denn wer weiß, wie dirs noch geht,
Wenn dein Fuß nicht ſtille ſteht.

Willſt du mich nicht lange ſprechen;
Wohl, ſo eile wieder fort:
Sage nur ein einzig Wort,
Meines Kummers Macht zu ſchwächen;
Schönſte! meines Kummers Macht,
Die du wohl noch nie bedacht.

Andre künfftig Gang und Minen,
Fleuch nicht mehr, galantes Kind!
Thyſis bleibt dir treu geſinnt,
Thyrſis ſtirbt vor Cöleſtinen:
Gieb nur ſeinem Wunſch Gehör,
Engels-Kind! und fleuch nicht mehr:

IX. Ode,

Das

Sonderbare Vergnügen

eines Studirenden.

J. H. Winckler.

Jugend, freue dich im Lentzen,
Brauche, was dein Hertze liebt,
Schmücke dich mit bunten Kräntzen,
Koſte, was dir Venus giebt:
Aber kan auch dein Vergnügen
Immer bauerhafftig ſeyn?
Eh di Blumen niederliegen,
Stellt ſich Gram und Kummer ein.

Midas-Brüder, macht euch Kaſten,
Die kein Menſch ertragen kan,
Füllet ſie mit güldnen Laſten,
Füllet ſie mit Silber an:
Aber ſeyd ihr ohne Sorgen?
Sagt mir, iſt auch eine Nacht,
Die euch nicht bis an den Morgen,
Tauſendfachen Kummer macht?

WEg demnach mit Luſtbarkeiten,
So die Wolluſt uns verſpricht!
Ich verlache nur die Zeiten,
Da man friſche Roſen bricht.
Weg demnach gehäufte Güter,
Die man Mammons-Knechten ſchenckt!
Schade! daß man die Gemüther
Mit vergebnen Sorgen kränckt!

ICh beſitz ein beßres Leben,
Meiner Seel iſt mehr bewuſt;
Was die Wiſſenſchafften geben,
Das iſt eine gröſſre Luſt.
O! ihr auserleſnen Schrifften,
Was iſt euren Schätzen gleich,
Welche Gärten, welche Triften,
Sind ſo ſchön und Wolluſt-reich?

EY! ſo bleibt doch ihr Gedancken
In der ſtillen Einſamkeit!
Bleibt in den gelehrten Schrancken,
Da euch Kunſt und Buch erfreut!
Könntet ihr was edlers finden?
Suchet auf der gantzen Welt,
Sucht in allen Bergwercks-Gründen:
Nichts iſt, was euch mehr gefällt.

HIer erblickt ihr auf den Blättern,
Was das Alterthum gethan,
Was man in den Unglücks-Wettern
Wunderns-wehrtes finden kan.
Hier erſcheinen die Armeen,
So der Perſer angeführt;
Hier ſeht ihr die Helden ſtehen,
Die Athen und Rom geziert.

Lieb-

Liebſte Seele, wilſt du wiſſen,
Was Hymettus Rücken trägt,
Was die Felſen in ſich ſchlieſſen,
Was ſich in den Strömen regt?
Bleibe nur in deinem Zimmer,
Da entdeckt manch altes Buch,
Mehr Verſtand und Tugend-Schimmer,
Als der Neuern Widerſpruch.

Fragſt Du nach des Orpheus Klange,
Was Homerus unternimmt,
Nach Anacreons Geſange,
Und was Pindar angeſtimmt?
Forſche nur in den Geſchichten,
Da man ihre Lieder ſchätzt,
Blättre nur in den Gedichten,
So die Römer aufgeſetzt.

Will ſich dein Vergnügen ſchwächen,
Nimm ein andres Buch zur Hand,
Laß die Weiſen mit dir ſprechen,
Geh ins alte Griechenland.
Bleibe da, und lies die Sätze,
Die ein Plato ausgeheckt,
Unterſuche doch die Schätze,
Die ein Stagirit entdeckt.

Siehe, wie Euclides ſitzet,
Und wie Archimedes miſt?
Wie Pythagoras erſt ſchwitzet,
Eh ſein Satz erfunden iſt?
Was hat Cicero geſchrieben?
Was hat Seneca erkennt?
Und wie hoch es die getrieben,
Die man nach den Schulen nennt?

Kom hernach auf unſre Zeiten,
Da man ſtets was neues lehrt,
Wie viel hundert Streitigkeiten
Hat man nicht bisher gehört!
Sieh auf die erfundnen Sachen,
Die dem Wolff, Carteſius,
Rüdigern ein Denckmahl machen,
Das man ewig laſſen muß.

Sage mir, wo iſt ein Leben,
Wo man mehr Vergnügen hat?
Laß dich auf den Thron erheben,
Wünſche dir den gröſten Staat.
Meynſt du etwas zu erblicken,
Das was gröſſers in ſich faßt?
Warlich in den güldnen Stücken
Findet man die gröſte Laſt.

Bleib in deiner Kammer ſtecken,
Laß die Sinnen ungeſtöhrt!
Hier empfindeſt du kein Schrecken,
Wenn ſich auch die Welt empört.
Des Diogenes Vergnügen
Und ſein geiſtiges Bemühn,
Iſt auch Alexanders Siegen
Noch bey weitem vorzuziehn.

X. Ode,

Das kleineſte das ſchönſte.

J. G. Knöcher.

ICh liebe lauter kleine Sachen,
Indem ich ſelbſt kein Rieſe bin.
Was ſollt ich mich an groſſe machen?
O! die verlacht mein eckler Sinn.
Ich fühle, daß mein Appetit
Mich nie zu etwas gröſſerm zieht.

EIn Frantz-Baum bringt die ſchönſten Früchte,
Orangen ſind von kleiner Art,
Was trägt die allerhöchſte Fichte?
Iſt nicht ein Veilgen ſchön und zart?
Adonis Feuer-reiches Blut,
Steht nur den kleinen Roſen gut.

WO kan man liebliche Narciſſen,
Die ſich durch ihre Pracht erhöhn,
Auf hoch-erhabnen Tannen küſſen?
Und gleichwohl bleibt ihr Weſen ſchön.
Mit einem Wort: Iſt etwas klein,
So wird es appetitlich ſeyn.

AUch Chloris, die mein Hertz und Leben
Sein einig Leit-Geſtirne heißt;
Die Chloris, der ich mich ergeben,
Erhält mich durch den groſſen Geiſt:
Der, da ſein Strahl die Bruſt erhitzte,
Aus einem kleinen Cörper blitzte.

KEin Borſtorff-Apfel iſt ſo niedlich
Als meiner Chloris Wangen ſind.
Ihr Hals und Leib iſt appetitlich;
Ja was noch mehr: dies ſchöne Kind
Macht durch der Lippen Purpur-roth,
Auroren ſelbſt ganz blaß und todt.

IHr gantzes Weſen iſt voll Zierde.
Bey groſſen iſt ſie nur vertheilt,
Das ſtärckt, das nähret die Begierde,
Womit der Mund zum küſſen eilt.
Was geht mich eine Rieſin an,
Die ich nicht halb umfaſſen kan?

IN kleinen Cörpern ſind die Flammen,
Die Funcken der erleſnen Glut,
Recht voller Krafft, recht ſchön beyſammen,
Daß jedes ſeine Würckung thut;
Da ſäumt das muntre Feuer nicht,
Biß es durch alle Glieder bricht.

WOhlan! O Chloris, die ich liebe;
Du Abdruck aller Treflichkeit;
So wiſſe denn die regen Triebe,
Sind dir allein zum Dienſt bereit;
Bloß weil du klein und niedlich biſt,
Und man an dir was kluges küßt.

XI. Ode,

Die Gleichgültigkeit.

J. C. Gottſched.

Gleichgeſinnt bey allem ſeyn,
Heißt Vernunfft und Tugend ſchänden,
Und bey hellem Sonnenſchein
Sich durch eigne Schuld verblenden.
Schönheit, Geiſt und Artigkeit,
Sind fürwahr nicht ſtets zu finden:
Soll denn ihre Seltenheit
Nicht ein menſchlich Hertze binden?

Seht der Auen Frühlings-Pracht!
Lockt und reitzt ſie nicht die Sinnen?
Sollte denn der Schönheit Macht,
Nicht vielmehr den Geiſt gewinnen?
Wer der muntern Jugend Glantz,
Nicht vor rührend will erkennen;
Der verſchwert die Menſchheit gantz,
Der iſt Stein und Stahl zu nennen.

Nein! mir gilt nicht alles gleich;
Ich kan haſſen, ich kan lieben;
Ich bin an Empfindung reich,
Reich an Zärtlichkeit und Trieben.
Tadelt denn mein Weſen nicht,
Wenn ich Geiſt und Anmuth ehre:
Denn Natur und Wahrheit ſpricht,
Daß ich mit zur Welt gehöre.

XII. Ode,

Die Schwartzen Augen.

J. G. Knöcher.

WEn treibt die Einfalt an zu fragen:
Ob uns die Schönheit wohlgefällt?
Wer kan ſich dieſen Ruhm erjagen,
Daß ihn nichts Liebes feſte hält;
Die Schönheit iſt doch hier auf Erden
Die allergröſte Königin,
Und daß ſie kan verehret werden,
Giebt jeder Hertz und Freyheit hin.

MAn ehrt ſie auch mit gutem Rechte;
Dieweil ihr Urſprung himmliſch iſt.
Weil von dem Höchſten biß zum Knechte
Doch jeder ihre Feſſel küßt.
Sie führt im Zierath ihrer Krone,
Gemeiniglich ein Augen-Paar:
Und reicht dem, der ſie ehrt, zum Lohne,
Die angenehmſten Blicke dar.

SIe herrſcht und wohnet in den Augen,
Die von verſchiednen Farben ſind.
Die Blicke, ſo zu Dienern taugen,
Sind hurtiger als Blitz und Wind;
Sie theilen ſich von ihren Höhen,
Sie holen Zinſen und Tribut;
Wenn ſie nicht fruchtloß rückwärts gehen,
So ſtehts im Liebes-Reiche gut.

DJe Augen, ſo ſie ſich vor allen
Zum beſten ihres Reichs erſehn,
Die Augen, die ihr wohlgefallen
Und die wohl niemand wird verſchmähn:
Sind ſolche, die man ſchwartze nennet,
Die doppelt ſtarcke Blicke ſtreun,
Weil ihre Glut ein Hertz entbrennet
Und ſollt es feſter Marmor ſeyn.

DAs macht, dergleichen ſchwartze Lichter
Erhöhn der Schönheit edle Pracht,
Sie ſinds allein, was Angeſichter
Voll Anmuth und voll Zierde macht.
Man klebt an ihnen, wie am Peche,
Das, was es faßt, zu halten pflegt,
Denn ſieht man kaum nach ihrer Fläche,
So ſteht man ſchon, als unbewegt.

DRum ehr ich euch, ihr dunckeln Kertzen,
Ihr ſchwartzen Augen, meine Luſt,
Um euch ertrag ich alle Schmertzen
In meiner Ehrfurcht-vollen Bruſt;
Ich lieb an euch die Pracht der Gaben,
Die alle Welt bemeiſtern kan.
Euch will ich nur zum Labſal haben,
Euch bet ich in Gedancken an.

XIII. Ode,

An

Cöleſtinen.

* * *

JEtzt thut dein Knecht nur alles deinetwegen,
Zum Zeugniß, daß ich deine bin.
Ich werfe nicht, wie ſonſt Verliebte pflegen,
Studieren, Fleiß und Arbeit hin.
Nein Freundin! nein, dein heller Augen-Strahl
Entzündet zwar mein Hertz mit Liebe:
Doch mehrt er auch dem Thirſis allemahl,
Der tugendhafften Ehrſucht Triebe.

SEitdem ich dich, erleſne Seele, kenne,
Stärckt ſich mein Trieb zum Guten ſehr.
Die zarte Glut, davon ich itzo brenne,
Entzündet ſich zwar mehr und mehr:
Doch weil ich dein nicht würdig werden kan,
Dafern mein Glück nicht erſt geſtiegen;
So hebt mein Fleiß mit neuem Eifer an,
Den Wiſſenſchafften obzuliegen.

DJe Trägheit ſtammt aus laſterhafften Flammen;
Wenn ſich ein Thor der Wolluſt weyht:
Allein dein Knecht nimmt Tag und Nacht zuſammen,
Und ringet nach Gelehrſamkeit.
Die Hoffnung hält mir deine Schönheit für,
Du ſeltnes Kleinod deiner Zeiten:
Denn ſage ſelbſt, wo iſt wohl auſſer dir
Ein Ausbund ſolcher Treflichkeiten?

WEnn Abends mich des Schlummers Macht bezwungen,
Indem mein ſchweres Auge winckt,
Und gar das Haupt von Mattigkeit gedrungen,
Auf Tiſch, Papier und Bücher ſinckt:
Denn hat mir offt ein Traum dein Bild gezeigt,
Du fängſt mich liebreich an zu ſtrafen:
Freund, iſt dein Wort: biſt du mir recht geneigt,
So muſt du nicht dein Glück verſchlafen.

SOgleich erwacht mein trübes Auge wieder,
Mein ſpäter Fleiß erneuert ſich,
Dein ſüſſes Wort ermuntert Geiſt und Glieder,
Dein holder Zuruff ſtärcket mich.
Um Mitternacht, wenn ſonſt kein Licht mehr brennt,
So brennt und gläntzt doch meine Leuchte;
Daß wer es ſieht des Thirſis Fleiß erkennt:
Ach daß er nur ſein Ziel erreichte!

DU biſt der Zweck, den ich mir fürgeſetzet,
Der ſchönſte Vorwurf meines Blicks:
Du biſt das Licht, ſo mein Gemüth ergetzet,
Der höchſte Gipfel meines Glücks.
Ja, Freundin, ja! die Welt wird mir verhaßt,
Ja faſt zur Hölle werden müſſen:
Dafern ich nicht, nach überſtandner Laſt,
Dich als mein Eigenthum ſoll küſſen.

XIV. Ode,

An HERRN

M. Samuel Seideln,

Character der Ode.

J. C. Gottſched.

WErther Seidel, liebſter Freund!
Meiſter in der Kunſt zu loben,
Wie bereits aus hundert Proben,
Die halb Deutſchland lieſt, erſcheint:
Lehre mich doch, wie man ſinget,
Daß man Hertzen an ſich zieht;
Sprich, wie macht man ſolch ein Lied,
Das gleich deinen Oden klinget!

SIngе, ſprichſt du, kühn und neu,
Klebe nicht am tiefen Staube;
Dichte frey, doch daß mans glaube,
Und der Einfall gründlich ſey;
Zeig ein männlich-edles Weſen;
Schreibe geiſtreich, kurtz und rein:
Denn wirſt du ein Dichter ſeyn,
Den die Welt mit Luſt wird leſen.

HOer ich nicht Amphions Sohn
Seine Zauber-Kunſt beſchreiben?
Iſts mein Seidel? darf ichs gläuben,
Ja er iſts. Man kennt den Thon.
Seidels Feuer-reiche Reime
Regen und entzücken mich;
Deutſchlands Orpheus zeiget ſich,
Und beweget Stein und Bäume.

FReund, dein Rath iſt wunderſchön:
Doch was hilft dein Unterrichten?
Gib mir auch die Krafft, im Dichten,
Deinen Spuren nachzugehn.
Sprich, wie mach ichs, wenn ich ſinge,
Daß mein Lied zwar hoch und neu,
Männlich, rein und edel ſey;
Doch nicht unnatürlich klinge?

MEine Geiſter ſind zu ſchwach;
Regt dort Pindar ſein Gefieder,
Folgt Horatz durch kühne Lieder
Dieſem Adler glücklich nach.
Seidel ſteigt mit eignen Flügeln,
Gottſched, der ſie künſteln muß,
Mag ſich an des Icarus
Weltbekanntem Falle ſpiegeln.

WAer Euterpe nur geneigt,
Mir ſowohl als dir zu dienen;
Wie ſie dir denn jüngſt erſchienen,
Und dir alle Gunſt bezeugt:
O wie ſollten Reim und Seyten,
Durch den allerzärtſten Klang,
Durch den ſchönſten Lobgeſang,
Mit dir um die Lorbern ſtreiten!

DOch die Muſe kennt mich nicht,
Phöbus gönnt mir keine Triebe:
Höre denn, was Hertz und Liebe
Sonder Kunſt und Farben ſpricht.
Weil dein Kiel auch ſchlechte Dinge
Der Vergeſſenheit entzieht;
So vergiß nicht ſolch ein Lied,
Das von Deinem Freunde ſinge.

XV. Ode,

Bey

Angehendem Frühlinge.

A. B. Pantke.

VIRGILIUS.

Jam ver purpureum, varios jam flumina circum
Fundit humus flores: ſic candida populus antro
Imminet, & lenta texunt umbracula vites.

Ihr Augen ſeht! Ihr Ohren hört
Des Frühlings Luſt, der Muſen Lieder;
Die angenehme Zeit kommt wieder,
Die jeglicher mit Freuden ehrt.
Die Kälte weicht; die Sonne ſteiget;
Ihr Glantz vertreibet Froſt und Eis.
Feld, Berg und Wald und Aue zeiget,
Was niemand gnug zu rühmen weiß;
Denn vor ſo ſchöner Sachen Menge
Wird Bruſt und Mund und Blatt zu enge.

O Zeit! die unſer Aug ergetzt.
O Unterpfand der höchſten Güte!
O Zeit! die gleichfalls das Gemüthe
In tauſendfache Luſt verſetzt.
O Zeit! die unſern Geiſt erwecket,
Die uns zur Andacht führen kan.
O Zeit! die uns zugleich entdecket:
Was GOttes Huld an uns gethan.
O Zeit! die endlich, wenn ſie weichet,
Sich völlig unſrer Jugend gleichet.

WAs fang ich an? wer ſagt es mir?
Denn jede von ſo vielen Gaben
Verdient ein eigen Lied zu haben,
Und ſtellt der Allmacht Gröſſe für.
Hieher! Hieher! ihr eitlen Sinnen,
Die ihr des groſſen Schöpfers Macht
Voll von verwerflichem Beginnen
Voll Thorheit unverſchämt verlacht.
Hier könnt ihr auf den grünen Auen
Von ihr ein wahres Zeugniß ſchauen.

HJeher! ihr Menſchen, deren Blut
Der Jugend muntre Krafft empfindet.
Hier wird der muntre Geiſt entzündet;
Hier ſtärckt die Freude Leib und Muth.
Hier ſtellet ſich den frohen Blicken
Der zarten Jahre Bildniß vor;
Hier rührt bey freudigem Entzücken
Der ſtarcke Zuruff Hertz und Ohr,
Der euch durch dieſen Spruch beweget:
Wohl dem! der Tugend-Blüthen träget.

HJeher! ihr Menſchen, die ihr ſchon
Mit einem grauen Schmucke pranget.
Die Krafft, durch die ihr Ruhm erlanget,
Läßt nach, wird ſchwach, und flieht davon.
O trauret nicht! Denn auf der Erde
Hört alles, was wir haben, auf;
Und, daß ja nichts verewigt werde,
Verhindert unſrer Tage Lauf.
O ſeht! die Zeit, von der ich ſchreibe,
Zeigt ſelbſt, daß nichts auf ewig bleibe.

Was aber rührt mich vor ein Blick?
Wen seh ich dort mit Trauren irren?
Wen hör ich wie die Tauben girren?
Die arme Phyllis kommt zurück.
Ach Phyllis, die bey jenen Heerden
Den muntern Seladon verließ,
Und mit bekümmerten Geberden
Auf die verlaßnen Felder wieß;
Dieweil der Schäfer, den sie liebet,
Durch die Entfernung sie betrübet.

Sein Nahme schallt durch Wald und Feld;
Sein Nahme bleibt in ihrem Hertzen,
Das jetzo voller Gram und Schmertzen
Doch die bewuste Treu erhält.
Doch seht! dort kommt er selbst gegangen,
Er sieht die treue Schäferin,
Und eilt, und setzt sich mit Verlangen
Zu der Geliebten Seite hin,
Und hat ihr, eh sie es noch glaubet,
Den angenehmsten Kuß geraubet.

Er lacht und schertzt; sie selbst bemerckt
Mit tausend Freuden sich betrogen.
Der Nectar, den sie eingesogen,
Hat ihrer Liebe Glut verstärckt.
Sie schlägt ihn freundlich auf die Wangen,
Sie giebt ihm noch einmahl ihr Hertz,
Sie spricht: Du sollst mich nicht mehr fangen,
Sie straft ihn hart, doch nur aus Schertz,
Und rufft: Du must mit hundert Küssen
Den hier begangnen Fehler büssen.

Hier schweigt sie: Doch die stille Treu
Sucht durch ein sanftes Händedrücken
Des liebsten Hertze zu erquicken,
Und wird bey dieser Freude neu.
Die Lämmer wittern selbst die Triebe,
Die ihr entflammter Schäfer fühlt;
Man merket, wie die zarte Liebe
Auch in dergleichen Thieren spielt,
Die, was sie nicht zu sagen wissen,
Doch durch ihr springen zeigen müssen.

Der Vögel schwirrender Gesang
Vermehrt die Anzahl schöner Güter,
Und rührt die ruhigen Gemüther
Durch einen angenehmen Klang.
Das Chor der freyen Nachtigallen
Stimmt der Verliebten Sehnsucht ein,
Und läßt den Thon bald niederfallen,
Bald wiederum erhaben seyn.
Bald kan man von den zarten Chören
Natürlich schöne Triller hören.

Der Zephyr streicht mit kühlem Wehn
Durch die aufs neu begrünten Sträuche;
Man kan in Florens Wunder-Reiche
Die schönsten Blumen-Beete sehn.
O seyd gegrüßt, ihr holden Wiesen!
Die manch gesundes Kräutgen ziert;
Ihr edlen Felder! seyd gepriesen,
Wo man die grünen Saaten spürt,
Die uns, sobald die Zeit erschienen,
Zu der bestimmten Nahrung dienen.

O Hohe Vorſicht! deren Huld
So väterlich, ſo zärtlich liebet.
O Vorſicht! die ſo reichlich giebet;
Wie wächſt, wie mehrt ſich unſre Schuld.
Ja! könnten unſre Hertzen Zungen,
Die Zungen kluge Redner ſeyn,
So würde dies vielleicht beſungen,
Worüber wir uns ſtill erfreun.
O könnten ſo viel Lieder ſchallen,
Als Tropfen Bluts im Hertzen wallen.

WO bin ich doch? wo komm ich hin?
Ein Ort entdeckt ſich, den die Sinnen
Mit gröſtem Eifer liebgewinnen,
Ich ſelbſten weiß nicht, wo ich bin.
Der hohen Berge ſteile Klippen,
Der grünen Felder zarte Pracht,
Hat Auge, Hertze, Geiſt und Lippen
Erſtaunt, vergnügt und ſtumm gemacht.
Es zeigt ſich mir bey jedem Blicke
Die Nachbarſchafft von Ruh und Glücke.

O ſeht! es iſt mein Vaterland,
Gegrüſſet ſeyd ihr holde Grentzen,
Der Schmuck von euren Lorber-Krantzen
Iſt längſt der weiten Welt bekannt.
Hier will ich mit vergnügtem Hertzen
Der ſtillen Einſamkeit mich weyhn,
Von der Verliebten Seelen Schmertzen,
Von Sorg und Hochmuth frey zu ſeyn.
Hier ſoll mein ungeſtörtes Singen
Den Muſen ſtets ein Opfer bringen.

Bibl. Univers. Lip.

DJe Sehnſucht wartet halb verwirrt
Auf die ſo längſt erſeufzten Stunden,
Bis daß dereinſt ſich eingefunden,
Wornach das arme Deutſchland girrt.
Wenn nun die prächtigen Sudeten,
Die kein erbeßter Sturm bewegt,
Der Klang der freudigen Trompeten
Bey ſo erwünſchter Zeit erregt.
Soll mein dadurch erwecktes Schreiben
Ein Freuden-volles Echo bleiben.

XVI. Ode,
Die
Deutſche Poeſie
An
Herrn M. Joh. Fr. May.
J. C. Gottſched.

FReund! wir ſind der Huld nicht werth
Die das Glück uns ſchon beſchert,
Phœbus ſchenckt uns groſſe Dichter,
Aber wir ſind Midas-Richter,
Hören offt den Waldgott Pan
Lieber als die Muſen an.

OPitz, Dach, und Gryph, und Riſt,
Flemming, Schoch und Tſcherning iſt
Voll von Phœbus Geiſt geweſen:
Aber ſprich, wer mag ſie leſen?
Sprich, wem iſt ihr hoher Stand
In Apollens Huld bekannt?

Weg mit Gold und Elfenbein,
Nectar, Muſcateller-Wein,
Moſch, Zibeth und Amber-Kuchen,
Hofmannswaldau mag ſie ſuchen,
Lohenſteins Geruch und Art
Sey der Bieſam vorgeſpart!

Neukirch! du haſt wohl verdient,
Daß dein Lorber ewig grünt,
Du entgiengſt den leeren Schrancken
Uberſteigender Gedancken,
Suchteſt und fandſt die alte Spur
Der Vernunfft und der Natur.

Folgt, ihr Brüder! folgt ihm nach,
Seht wie Canitz Lorbern brach,
Den uns Neukirch angewieſen,
Als er den von Fuchs geprieſen:
Stimmt, wie Günther längſt gethan,
Ausgeſpielte Flöten an.

Du, mein höchſtgeliebter Mäy!
Fliehſt der Faunen Wald-Geſchrey,
Kennſt und liebſt die reinen Thöne
Kunſt-geübter Muſen-Söhne.
Sage doch, was mir gebricht,
Denn ich weiß, du ſchmeichelſt nicht!

XVII. Ode,

Uber

Die Vortreflichkeit

Der

Deutſchen Sprache.

A. B. Panke.

O Deutſchland auf! die Wahrheit ſiegt,
Dein Ruhm erſchallt, die Mißgunſt liegt
Durch Recht und Billigkeit gebunden;
Was vor Betrübniß, Gram und Schmertz
Durchwühlt der Neider grimmig Hertz,
Die dein Bemühen überwunden.
Die Barbarey der alten Welt
Iſt länger nicht beym Herrſchen blieben;
Was deine Sprache ſonſt verſtellt
Wird itzt durch Kunſt und Fleiß vertrieben.

So recht! ſetzt euren Eifer fort,
Die Klugheit giebt das Loſungs-Wort
Den Feind von neuem anzufallen.
Greift an und kämpfe, o ſeyd bemüht!
Mich dünckt, man hört manch Trauer-Lied
Bey unſern Feinden ſchon erſchallen.
Ja, klage nur, verblendte Schaar!
Betraure nur dein Ungelücke,
Die Wahrheit ſtellt ſich ſiegend dar,
Du aber weichſt beſchämt zurücke.

Ihr Deutschen! deren wallend Blut
Aus angebohrnem Heldenmuth
Die Bahn der Ehre suchen heisset,
Strengt ferner Krafft und Arbeit an,
Entdecket was der Eifer kan,
Der mich der Schläfrigkeit entreisset,
Zeigt ferner noch mit Müh und Fleiß
Der Deutschen Sprache Zierlichkeiten,
Und sucht durch unverdroßnen Fleiß
Derselben Wachsthum auszubreiten.

O Sprache! die der Wörter Pracht
Den fremden Ohren schrecklich macht,
Wenn sie der harte Laut beweget;
O Sprache! die voll Sektenheit
Zwar lauter Krafft und Männlichkeit
Doch auch ein zärtlich Wesen heget.
O edle Sprache! der es nie
An wohlgesetzten Worten fehlet,
Wenn eine klug-gebrauchte Müh
Sie mit Vernunft und Fleiß erwählet.

Ihr Frantzen! deren eitler Wahn
Nichts fremdes leicht erheben kan,
Sucht eure Sprache recht zu loben.
Sucht eure Dichter zu erhöhn,
Erzehlt, wie rein und zärtlich stehn
Die von euch abgelegten Proben.
O seht der Deutschen Poesie!
Sie streitet mit euch in die Wette,
So scheint es, als wenn unsre Müh
Die eurige besieget hätte.

Ihr! die ihr jene Länder baut,
Wo man nach Herkules Säulen ſchaut,
Wo Tagus goldnen Sand gewähret;
O! ſtellet euer Prahlen ein,
Laßt Deutſchlands Sprache Meiſter ſeyn,
Die ſolches ja mit Recht begehret.
Ihr Länder um den Tyber-Strand
Sucht dieſe Wahrheit zu bezeugen,
Und macht der klugen Welt bekannt,
Wie hoch der Deutſchen Fleiß kan ſteigen.

Ja, Helden-Sprache! ja, dein Ruhm
Muß manch entlegnes Kayſerthum
Manch fremdes Königreich durchdringen,
Du triffſt ſo gar in Iſpahan
Die Spuren deiner Wörter an,
Die hoch und heldenmüthig klingen.
Geht, Deutſchen, geht nach Africa,
Geht zu den rauhen Malabaren,
Die Mutter-Sprache wird auch da
Ihr wohlverdientes Lob erfahren.

Beſeht das heilige Latein,
Wie viele Spuren werden ſeyn,
Die euch der Deutſchen Mundart weiſen.
Gebt Achtung! auch der Griechen Land
Wird das genaue Freundſchafts-Band
Mit unſrer edlen Sprache preiſen.
O! ſollt ich deren Trefflichkeit
So, wie ſie wircklich iſt, erzählen,
So würd es eher an der Zeit,
Als an Verdienſt und Worten fehlen.

O! könnte doch vorizt mein Kiel
Dich, längſt verewigter Virgil,
Aus deinem Aſchen-Krug erwecken;
O Maſo! deiner Römer Zier,
O Flaccus! könntet ihr euch hier
Der umgekehrten Welt entdecken.
Wie würdet ihr mit froher Bruſt
Die edle Regung nicht verſchweigen,
Wie würdet ihr die ſtarcke Luſt
Durch wohlgeſetzte Verſe zeigen.

Ihr Barden, die ihr voller Muth
Der alten Deutſchen tapfres Blut
In wilden Schlachten angeflammet,
Verdient, daß euer Nachruhm bleibt,
Den Kunſt und Wahrheit unterſchreibt,
Weil er aus ſeltnen Trieben ſtammet.
Doch ſolltet ihr den ſcharfen Blick
Auf unſre neue Zeiten drehen;
So kehrtet ihr ihn gleich zurück,
Und würdet euch beſchämet ſehen.

Der Wuſt vertriebner Barbarey,
Der Dunſt verworrner Phantaſey,
Kan nicht zu unſern Zeiten ſiegen.
Man denckt, man redt, man ſchreibet klug,
Doch iſt euch dies noch nicht genug,
Man will den Leſer auch vergnügen.
O edle Seelen! ſeht die Glut,
Die man mit Recht vor koſtbar ſchätzet,
Indem ihr Trieb nichts anders thut,
Als was uns nützet und ergetzet.

Monarch und Schutz der Deutſchen Welt,
Der Habſpurgs Helden-Haus erhält,
O Carl! den Stambol zitternd ehret,
Dein Ruhm, dein Muth, dein Tugend-Glantz
Macht, daß den Deutſchen Lorber-Krantz
Noch keiner Donners Wuth verſehret.
Erſtürbe gleich der Dichter Müh,
Verlieſſe ſie das Rund der Erden,
So würde doch die Poeſie,
O Held! durch dich belebet werden.

Du machſt es, daß ſie ſich erhebt,
Daß ſie den Fleiß aufs neu belebt,
Der bis hieher verſteckt geweſen.
Du feuerſt manchen Dichter an,
Der deinen Ruhm, ſo gut er kan,
Uns läßt in Deutſcher Sprache leſen.
Ein jeder, dem ein Deutſches Blut
In den erhitzten Adern wallet,
Macht, daß von deinem Helden-Muth
Ein Lied mit hohen Worten ſchallet.

O! ſollte doch des Himmels Huld,
Aus Langmuths-voller Ungedult,
So manchen heiſſen Wunſch gewähren;
So machte dann der Deutſchen Mund
Durch manch Gedicht die Regung kund,
Die wir in unſrer Bruſt ernähren,
Da zeigt' ein Lied der neuern Zeit
Durch ein entzückend ſchönes Klingen,
Mit was vor reiner Zärtlichkeit
Der Deutſchen treue Lippen ſingen.

XVIII. Ode,

An

Die Poeſie.

J. G. Knöchel.

DIcht-Kunſt, Kleinod edler Seelen,
Ungemeine Wiſſenſchafft,
Schatz der Hertzen, die dich wählen,
Himmels-Bild voll Glantz und Krafft.
Tröſterin betrübter Sinnen!
Freundin ſtiller Einſamkeit,
Qvell, aus welchem Ströhme rinnen
Uber die ſich alles freut.

WEr die Schätzbarkeit erweget,
Die aus deinem Weſen blickt,
Dem wird Hertz und Geiſt erreget
Und durch deine Pracht entzückt.
Gleichwohl biſt du zu beklagen,
Weil dich mancher in der Welt,
(Doch, erlaub es mir zu ſagen)
Recht vor einen Abſcheu hält.

BAld vergleicht man dich den Drachen,
Deren Schlund nur Flammen ſprüht,
Bald begeifert man die Sachen,
Wo man deine Stärcke ſieht.
Doch am meiſten, wenn du Laſter
Nach dem Leben abgemahlt;
Denn dadurch wirſt du verhaßter,
Weil du ſie ſo wohl bezahlt.

Auch ein Theil vom Frauenzimmer
Hängt dir manchen Tittel an,
Wenn du ihren falſchen Schimmer,
Schmunck und Larve wegagethan;
O! wie hört man dich da ſchelten,
Wenn du was von ihnen ſprichſt;
Ja wenn ihre Wünſche gelten,
Heißts: Daß du den Hals zerbrichſt!

DJe zugleich, die dich verehren
Und durch deinen Trieb entflammt,
Unter deiner Fahne ſchweren,
Werden, wie du ſelbſt verdammt.
Dieſes muß auch ich empfinden,
Weil ich dein Verehrer bin;
Doch wenn man mich denckt zu binden,
Lacht mein ungebundner Sinn.

WAeren Frauenzimmer Engel,
Ohne Fehler, klug und ſchön,
O! ſo würden ihre Mängel
Uns nicht ſo vor Augen ſtehn:
Da ſie aber Menſchen heiſſen,
Sind ſie niemahls Engel-rein;
Dürfen ſie kein Blätt zerreiſſen,
Wo ſie abgeſchildert ſeyn.

DEiner Reitzung Seltenheiten
Locken mich ſtets mehr zu dir,
Allen andern Koſtbarkeiten
Zieh ich deine Schönheit für.
Du biſt was ich ſtets zu lieben,
Als was nettes auserſehn:
Drum wirſt du, was ich geſchrieben,
Edle Dicht-Kunſt, nicht verſchmähn.

WEnn ich, bloß durch dich begeiſtert,
Eine Laſter-Brut entdeckt,
Die ſich auf den Schein verkleiſtert
Heimlich Schaden ausgeheckt;
Heiß ich bald ein Splitter-Richter,
Bald ein rechter Ertz-Moqvant,
Ja man zeiget mir Geſichter,
Gantz von Zorn und Wuth entbrannt.

DOch was kan dir dieſes ſchaden?
Es vermehrt noch deinen Ruhm,
Laß die Welt im Kothe baden
Als in ihrem Eigenthum:
Das wird deinen Glantz nicht hindern:
Drum erleſne Wiſſenſchafft,
Zeige dieſen Laſter-Kindern
Ferner Nachdruck, Geiſt und Krafft.

XIX. Ode,

Allezeit vergnügt.

J. C. Gottſched.

DEr Himmel ſchützt mich noch!
Drum weg, o Neid, dein Wunſch mißlingt die (doch.
Du marterſt nur dein eignes Hertz,
Und thuſt mir gar kein Leid;
Ein Thor erweckt ſich ſelber Schmertz,
Drum ſchäme dich, o Neid!

O Neid, mein Geiſt ſteht feſt,
So lange ſich mein Hertze gnügen läßt.
Des Himmels Güte ſorgt für mich,
Und ſchützt mich als ihr Kind;
Und du hergegen qväleſt dich,
Das macht, du biſt gantz blind.

GAnz blind muſt du ja ſeyn,
Du läuffſt ja ſelbſt halb-raſend in die Pein.
Der Kummer, der dich elend macht,
Und deine Luſt beſiegt,
Wird jederzeit von mir verlacht:
Warum? ich bin vergnügt.

VErgnügt! das iſt mein Wort,
Zufriedenheit iſt meiner Seelen Port.
Ja droht mir gleich die Traurigkeit
Mit ihrem Sclaven-Joch;
So rufft mein Hertz doch allezeit:
Der Himmel ſchützt mich noch.

XX. Ode,
An Dorilis.

J. G. Knöcher.

SPrich weiter nicht, geliebter Engel!
Sprich weiter nicht: Ich bin nicht werth,
Daß jemand wegen meiner Mängel
Mich nur noch anzuſehn begehrt.
Sprich nicht: Ich mag kein Lob-Lied haben;
Genung daß ichs nicht würdig bin.
Denn deine gantz beſondern Gaben
Entzücken den betäubten Sinn.

O! Macht ich nur einmahl die Probe,
O! gäb ich dir den ächten Ruhm,
In einem wohlgeſetzten Lobe,
So zeigt ich doch dein Eigenthum;
Allein es fehlen mir die Kräffte:
Denn Dich nach Würden zu erhöhn,
Sind ſelbſt der Mahler beſte Säffte,
Noch viel zu ſchwach, und du zu ſchön.

WAs nehm ich erſt? die muntre Jugend?
Der Klugheit ungemeine Pracht?
Erwähl ich mir den Preis der Tugend
Und anders was dich herrlich macht?
Ich weiß es nicht zu überdencken,
Dein ſchöner Leib, dein hoher Geiſt,
Wohin ſich nur die Sinne lencken,
Verdienen, daß mans engliſch heißt.

SOll ich von deinem Cörper ſagen,
Wie wohlgeſetzt, wie zart er iſt?
Mein Schönſte, das darf ich nicht wagen,
Indem du gantz vollkommen biſt:
Man wird ja faſt durch dich entgeiſtert,
Daß man dein Lob nur laſſen muß;
Wer dich nur ſieht, iſt ſchon bemeiſtert,
Deswegen mach ich hier den Schluß:

WEnn du dich ferner nicht entblödeſt,
Ich ſchertze nicht, bedenck es nur;
Und ſchimpflich von dir ſelber redeſt,
So ſchimpffſt du Schöpfer und Natur.
Du wirſt den Himmel zornig machen,
Der dich ſo ſchön gebildet hat;
Wohlan bedencke dieſe Sachen
Und gieb der treuen Warnung ſtatt.

XXI. Ode,

An Anemonen.

* * *

Bist du mir denn noch wie sonst gewogen,
Anemone, schönstes Kind!
Hat mir niemand deine Huld entzogen?
Bleibst du noch wie sonst gesinnt!
O wie glücklich wird dein Knecht sich nennen,
Wenn er ferner wird erkennen,
Daß er noch dein Daphnis sey:
Wenn er spüret,
Daß kein ander dich gerühret;
Sprich, mein Engel, bleibts dabey?

Lache nicht, mein Leben, meine Wonne!
Wenn ich eifersüchtig bin;
Wärest du nicht schöner als die Sonne,
Schlug ich allen Kummer hin.
Möchten dich doch hundert Schäfer lieben:
Denn in Wahrheit kein Betrüben
Nähme mir die Sinnen ein;
Und ich würde,
Frey von deiner Fessel-Bürde,
Frey von Amors Herrschafft seyn.

Aber itzo kan ichs nicht vertragen,
Wenn ein ander dich ergetzt;
Der es nicht werth ist, sich an dich zu wagen,
Wenn ihn gleich dein Glantz verletzt.
Nein, Gepriesne, laß uns doch nur streiten,
Wer die grossen Seltenheiten
Deiner Schönheit recht verehrt?
Mit Vergnügen
Wird dein treuster Daphnis siegen:
Weil der Vorzug ihm gehört.

Doch was hilfts ihn? In verwichner Wochen
Iſt es zweifelsfrey geſchehn,
Daß ſo mancher eine Frucht gebrochen,
Die dein Schäfer kaum geſehn.
Sagt mirs nicht mein Kummer-volles Hertze;
Daß im Lachen, Spiel und Schertze,
Mancher deinen Mund geküßt?
Welch ein Glücke!
Blieb denn gar kein Kuß zurücke,
Der vor mich beſtimmet iſt?

Soll dein Daphnis ſtets vergebens ſchmachten?
Schönſte! glaube ſicherlich,
Scheinen andre dich gleich hochzuachten;
Niemand ehrt dich mehr als ich.
Sterben andre ſonſt um Gold und Kronen;
Daphnis geht um Anemonen,
Freudig in die kalte Grufft:
Wenn, o Schöne!
Nur dein letztes Klag-Gethöne,
Noch zuletzt, ach Daphnis! rufft.

Aber nein, mein Engel, laß uns leben!
Sprich was nützet dir mein Tod?
Was vor Freude wird mein Grab dir geben?
Lindre lieber meine Noth.
Nichts was lebet, lebet ſonder Liebe:
Laß dann auch die ſüſſen Triebe
Unſres Lebens Leben ſeyn.
Komm beyzeiten,
Denn es ſtellt ſich ſchon von weiten,
Alter, Gram und Unluſt ein.

XXII. Ode,

An

HERRN

M. Sam. Seideln,

Am Tage ſeiner Promotion,

J. G. Hamann.

HIer ſiehſt Du Hertz und Hand vereint;
Sie ſchildern itzo Freud und Triebe.
Verſtatt einmahl, Geliebter Freund,
Den Ausbruch unverfälſchter Liebe.
Ich weiß, daß ſie ſonſt gerne ſchweigt
Und lieber ſich durch Thaten zeigt,
Als leeren Wörter-Kram erkläret.
Doch wenn die Luſt den frohen Geiſt
Aus den geſetzten Schrancken reißt,
Wer iſts, der ihr das Reden wehret?

ZEhn Jahre ſind bereits vorbey,
Die wie ein einzeln Jahr verfloſſen,
Seit ich den Ausfluß Deiner Treu,
Mir zum Behuff, vergnügt genoſſen.
Nun kommt einmahl der holde Tag,
An dem ſo Hertz als Hand vermag
Dir öffentlichen Danck zu bringen.
Freund, nimm ihn hin, ſchau hier die Hand,
Des treuſten Hertzens Unter-Pfand;
Nur heiß mich deſſen Trieb nicht zwingen.

DEn Trieb, den dieſer Tag gezeugt,
Der, wie Dein Fleiß ſchon längſt verdienet,
Den Lorber um Dein Haupt gebeugt,
Der nur zum Lohn der Tugend grünet:
Den Trieb, den dieſes Feſt erregt,
Das auch die Mißgunſt ſelbſt bewegt,
Die Dich des Preiſes werth erkennet:
Den Trieb, der in ſich ſelbſt entzückt,
Mich Deinetwegen höchſt-beglückt,
Mich Deiner Ehre theilhafft nennet.

DEin edler Geiſt iſt mir bekannt,
Der ſich nicht gerne rühmen läſſet,
Doch dieſer Trieb, der mich entbrannt,
Hat mir ein Lob-Lied ausgepreſſet.
Er reißt mich hin, er bringt mich auf,
Ich ſehe Deinen Lebens-Lauf,
Den Du ſo Lobens-werth geführet:
Da ſind ich nicht nur Deinen Fleiß,
Ich ſind auch, wie zu GOttes Preis
Du ſeine Schickung ſtets geſpühret.

DEm jungen Baume pfleget man
Offt Aſt und Zweige zu verſchneiden,
Uns dünckt, ſetzt man das Meſſer an,
Als müſt' er groſſen Schaden leiden;
Doch durch den Abbruch kan man ihn
In ſtetem Wachsthum höher ziehn,
Und ſeinen Gipfel höher zwingen;
Die Wurtzel ſammlet neue Krafft,
Und pflegt durch eingeſchrenckten Safft
Den Stamm noch mehr empor zu bringen.

Das, was am Baum ein Meſſer thut,
That Dir das Creutz in Deiner Jugend,
Im Unglück ſelbſt wuchs Dir der Muth,
Das Unglück prüfte Fleiß und Tugend.
Die Wayſen-Noth und andrer Schmertz
Vermochten nicht Dein edles Hertz,
So jung es war, zu überſtreben.
Man ſchränckte Deinen Fleiß zwar ein;
Doch, was kan dem ein Schrancken ſeyn,
Dem Zwang und Noth ſelbſt Kräffte geben?

Dein Staude ſtund Dir redlich bey,
Der Mann von ſonderbaren Gaben,
In dem Gelehrſamkeit und Treu
Sich ſchweſterlich vereinigt haben,
Der ſtärckte ſtets den ſchwachen Fuß,
Damit nicht Kummer und Verdruß
Ihn in des Laufes Anfang ſchwächte,
Er wieß ihn ſelber treulich an,
Damit er auf ſo ſchwerer Bahn
Nicht allzuzeitig ſtraucheln möchte.

Wo Staudens Sorgfalt aufgehört,
Hat unſer Wenzel angefangen,
Der Mann, den Er und Du verehrt,
Dem ich auch eifrig angehangen.
Der Mann, der durch Beſcheidenheit,
Durch Klugheit und Gelehrſamkeit
Sich als ein Meiſter dargewieſen,
Der Mann, dem das bißher gefehlt,
Daß er noch keinen Lehrling zehlt,
Der Ihn durch ſich, wie Du, geprieſen.

DU hiengſt an Ihm, wie Bienen thun,
Die auf den friſchen Roſen kleben.
Dein Eifer ließ Dich niemahls ruhn,
Sein Lehr-Spruch gab Dir neues Leben.
Drum, da er auf des Höchſten Winck,
Aus jener Burg der Alten gieng,
Ließ Lieb und Fleiß Dich nicht zurücke.
Du eilteſt mit Ihm auf Zittau loß,
Und fandſt in dieſer Mutter Schooß,
So, wie auch ich hernach, manch Glücke.

DA hab ich Dich zu erſt geſehn,
Geſehn, geliebt und auch geſprochen.
Da, da iſt unſer Bund geſchehn,
Den nie ein Zwieſpalt unterbrochen.
Die Freude macht das innre Marck
Der frohen Glieder noch ſo ſtarck,
Wenn nur der Geiſt an Zittau denckt.
Wie offt und frölich danck ich Ihr,
Auch nur deswegen, daß ſie mir
So einen Freund an Dir geſchencket.

O Frohe Zeit, da wir beglückt
Zu unſers Wenzels Füſſen ſaſſen,
Und durch deſſelben Lehr erqvickt,
Uns ſelbſt und alle Noth vergaſſen.
O werthe Stadt, GOtt ſey dein Heyl!
Sein Seegen bleibe ſtets dein Theil!
Nichts müſſe deinen Flor beſtreiten!
Was haſt du nicht an uns gethan?
Wie offt denckt unſre Danck-Pflicht dran?
O werthe Stadt, o frohe Zeiten!

Ach könnte Deines Wenzels Lied
Zu seines Seidels Ruhm erklingen;
Wie würd' Er heute nicht bemüht
Zugleich zu Deinem Ruhme singen!
Zum Ruhme Deiner Mildigkeit,
Als welche schon vor langer Zeit
Das Muster mancher Stadt gewesen.
Ihm wär ein Beyspiel gleich zur Hand,
Wie schön Du sie offt angewandt;
Er ließ es Dir an Seideln lesen.

An Seideln, dessen Tugend-Fleiß
In Leipzig mehr empor gedrungen,
Und der nunmehr den theuren Preis
Der Weißheit, nach Verdienst, errungen.
Dies enge Blätgen faßt es nicht,
Was man zu seinem Ruhme spricht,
Was alle Gutes von Ihm sagen.
Wer dieses alles wissen will,
Der sich bey Seinen Freunden still,
Der kan in Wincklers Hause fragen.

Des edlen Wincklers mildes Haus,
Läst schon auf Ihn seit vielen Jahren
Die Güte gleich den Ströhmen aus,
Dieweil es Seine Treu erfahren;
Die Treue samt der Frömmigkeit,
Als welcher Er sich stets geweyht;
Wie still er war, und wie beschieden.
Dies kan sein bestes Zeugniß seyn;
Denn solch ein Haus, das kan allein,
Nichts als rechtschaffne Leute leiden.

Es iſt bey Deinem Ruhm erfreut,
Und wünſcht Dir, wie wir alle, Glücke!
Wir ruffen voller Frölichkeit:
Die Wohlfahrt bleibe nicht zurücke!
Steig, werther Seidel, ſteig empor,
Vielleicht eröffnet GOtt ein Thor,
Der Kirche, wie Du kanſt, zu dienen:
Durch dieſen Wunſch macht Hand und Mund
Des treuen Hertzens Meynung kund;
Mein Glücke wird in Deinem grünen.

Ja, Freund, Du kennſt durchaus mein Hertz,
Du weiſt es, daß ichs redlich meyne,
Drum glaube, daß kein Heuchler-Schertz
In dieſem treuen Wunſch erſcheine:
GOtt mach es mit mir wie er will,
Ich halt ihm ſtets gelaſſen ſtill:
Sein Wincken bleibt mein frohes Fügen.
Doch geb er ſeinen Willen drein,
Daß ich Dir ſtets kan nahe ſeyn;
Daß mich dein Umgang kan vergnügen.

XXIII. Ode,

Der

Argwohn.

Im Nahmen eines Andern,

J. G. Knöcher.

O! Centner-Laſt vermehrter Quaal,
Die mir ſo Geiſt als Cörper plaget,
O! ſtürb ich lieber tauſendmal,
So würd ich noch vielleicht beklaget;
Allein der Tod entweicht von mir,
Daß mich die Menſchen martern können:
Ach! wollt es mir das Schickſal gönnen,
So käm ich ſelbſt dem Tode für.

DJe Welt iſt leider ſo verderbt,
Daß ſich die Redlichkeit verlohren,
Sie iſt geſchminckt und angefärbt,
Und hat ſich noch darzu verſchworen
Der Treue ſelbſt nicht treu zu ſeyn:
Sie trägt die Ehrlichkeit zu Grabe,
Und daß ſie Macht zu ſchaden habe,
Senckt ſie zugleich die Tugend ein.

WJe geht es mir! Welch herber Schmertz
Durchdringt die ausgezehrten Glieder,
O! ſeht nur des Verläumders Hertz,
Wie wallt es auf, wie ſenckt es nieder?
Wie hefftig iſt ſein Geiſt entflammt,
Mir meine Wohlfahrt zu verkürtzen?
Wie ſchmählich ſucht er mich zu ſtürtzen,
Wenn mich ſein frecher Mund verdammt.

ICh fürchte ſtets mein Ungemach,
Die Feinde ſind mir überlegen,
Ich ruff ein wiederholtes Ach!
Und zwar nur meines Glückes wegen.
Wie ſollte das bey mir beſtehn,
Mein Glücks-Stern wird mir nicht mehr ſchimmern,
Mein Hoffnungs-Ancker geht zu drümmern,
Ich muß in kurtzem untergehn.

MAn iſt ſchon längſt darauf bedacht,
Mir den erworbnen Ruhm zu rauben,
Ich zittre vor des Argwohns Macht,
Mein Wohl ruht auf zermorſchten Schrauben.
Das allerſchönſte Tages-Licht
Entreißt mich keinen Finſterniſſen,
Ich muß nur Quaal und Sorge wiſſen,
Davon mein mattes Hertze bricht.

UNd wie? ſchlägt denn kein Donner zu?
Kan mich kein Strahl der Pein entrücken?
Man ſtöhrt, man kräncket meine Ruh
Mit heimlichen verbotnen Blicken,
Die, ſo mir in den Armen liegt,
Soll die nach fremden Früchten greifen?
Muß ſich denn nur mein Kummer häufen?
Sie iſt ohnfehlbar ſchon beſiegt.

BAld macht mein Elend mir ſo heiß,
Daß Haupt und Leib und Glieder zittern,
Bald werd ich drauf ſo ſtarr als Eis,
Bald beb ich wie in Ungewittern.
Es liegt mir tauſendfache Noth
Und herbes Leid in den Gedancken,
So daß die ſchwachen Knöchel wancken,
Deum komm nur bald erwünſchter Tod!

XXIV. Ode,

Ein

Kleeblatt.

J. G. Knöcher.

GEht wohl das Glas den Diamanten
An Koſtbarkeit und Glantze vor?
Hebt man die Briefe von Bekandten,
Mehr als die Schreiber ſelbſt empor?
So wenig man die Käyſer-Kronen
Vor ein gebücktes Kleeblatt giebt,
So wenig wird man auch gewohnen
Zu haſſen, was man brünſtig liebt.

ICh liebe was, ich wills geſtehen;
Doch iſts ein dreyfach ſchönes Blatt,
Sein Stamm kan niemahls untergehen,
Und wird durch keine Jahre matt,
Die ſchöne Blüte bringt Vergnügen,
Kein Ambra kan ſo kräfftig ſeyn,
Es kan es nie kein Sturm beſiegen,
Kein Donner ſchlägt und trifft darein.

ZUfriedenheit, Gedult und Hoffen
Stellt dieſes ſchöne Kleeblatt dar,
An dieſem hab ich angetroffen,
Was nirgend ſonſt zu finden war;
Drum will ich mich hiermit verſchreiben,
Zufriedenheit ſey mein Panier,
Gedult ſoll ſtets mein Ancker bleiben,
Und nichts geht meiner Hoffnung für.

XXV. Ode,

An

Margaris.

J. Fr. Mäy.

ICh habe faſt in keiner Nacht
Bey den vergnügten Abend-Stunden,
Die Ruhe meiner Glieder funden,
Bis ich zuvor an dich gedacht,
Ja, Freundin, eh ich ſchlafen gehe,
So ſcheinet es, als ob dein Bild,
Mit tauſend Lieblichkeit erfüllt,
Lebendig mir vor Augen ſtehe.

ICh ſeh es voller Sehnſucht an,
Denn, Freundin, du biſt auserleſen;
Ich fühle, daß dein ſchönes Weſen
Verdruß und Schmertzen lindern kan.
Ich küſſe dich in den Gedancken,
Ich drücke dich an meine Bruſt,
Was ſchadet dir dergleichen Luſt?
Sie überſchreitet nicht die Schrancken.

DAnn ſprech ich, Schönſte, geh zur Ruh,
Und lege deine werthen Glieder,
Auf ihre Lagerſtäte nieder,
Und ſchleuß die ſchönen Augen zu.
Schlaf wohl, Geliebte, ſchlaf recht ſüſſe!
Dein treuer Damon wünſcht dabey,
Daß keines Traumes Phantaſey
Dir deine Ruhe ſtöhren müſſe.

NUr ſchweigt, ihr dunckeln Lüffte, ſchweigt,
Ihr ſollt ſie, ſag ich, nicht erſchrecken,
Ihr ſollt nicht meine Freundin wecken,
Bis ſich die Morgen-Sonne zeigt.
Alsdenn erhebet euch geſchwinde,
Und eilet vor ihr Schlaf-Gemach,
Und fragt bey meiner Freundin nach,
Wie ſie ſich auf den Schlaf befinde.

JEtzt bringt ihr dieſen Abend-Gruß,
Und ſagt, daß ich ihn überſchicke,
Und wünſchet ihr das beſte Glücke,
Das man der Tugend wünſchen muß,
Und ſollt es ihr dabey gefallen,
Daß ſie nach meiner Liebe fragt,
So will ich, daß ihr kühnlich ſagt,
Dein Damon liebet dich vor allen.

NAch dieſem ſchlaf ich ruhig ein,
Und ſoll ich auch im Traume liegen,
So muß auch der mir zum Vergnügen,
Von meiner ſchönen Freundin ſeyn.
So kan mir dann im Schlaf und Wachen,
O Margaris! dein edler Geiſt,
Und was man ſchönes an dir preiſt,
Das ſüſſeſte Vergnügen machen.

XXVI. Ode.

Das Frauenzimmer.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

von

J. H. Liebers.

- - - Varium & mutabile ſemper
Fœmina. - - - -

IHr Richter, ſchweigt: man ſchilt euch ungerecht.
Das Urtheil, glaubt, kan nimmermehr beſtehen,
Das ihr aus Haß von einem Volcke ſprecht,
So ſich gewöhnt der Tugend nachzugehen.
Kommt, Schönen, kommt, ich räche dieſe Schmach,
Damit man euch ohn allen Grund beleget:
Denn gebt ihr noch den böſen Zungen nach,
So werden ſie nur mehr und mehr erreget.

O Läſterung! o Schimpf, der allen Schimpf,
Wie groß er iſt, bey weitem überſteiget.
Gewalt, Gewalt! man brauchet keinen Glimpf:
Die Unſchuld wird, ſo wie das Recht, gebeuget.
Man ſchmälert dir, o unterdrückte Schaar,
Dein ächtes Lob aus einem blinden Eifer;
Das Manner-Volck wird deiner kaum gewahr,
So trifft dich ſchon ſein angebohrner Geifer.

WAs hör ich dort? Mit was vor Hefftigkeit
Stößt jener Menſch die Worte von dem Munde?
Ein Weibsbild iſt, ſo lautet, was er ſchreyt,
Veränderlich bey jeder Viertelſtunde.
Ihr wancker Sinn iſt wie ein Wetterhahn,
Der augenblicks ſich da und dorthin drehet:
Er fängt wohl gar ſich zu bewegen an,
Bevor auch noch ein leichtes Lüfftgen wehet.

So vielerley, pfuy, daß ichs ſagen muß,
Du falſches Volck, ſind deiner Neigung Triebe.
Kein eintzigsmahl behältſt du einen Schluß:
Sag, wer von dir auf einer Meynung bliebe?
Es ſtimmt mir auch mein gantz Geſchlechte bey:
Stets anders! iſt der Wahlſpruch, den du führeſt.
Iſt ſolches nicht die ärgſte Raſerey,
Daß du dich ſelbſt ſo offt in dir verliehreſt?

Verleumder, halt! beweiſe, was du ſagſt;
Doch du biſt ſtumm: ſchau, wie du muſt erröthen.
Wie kommt es dann, daß du nunmehr verzagſt?
Itzt laß dich ſehn: denn itzt iſt es vonnöthen.
Ein Vorurtheil hat deinen Sinn bethört,
Du willſt dich drum nur an die Unſchuld reiben,
Dieweil du es von andern ſo gehört,
Doch den Beweis wirſt du wohl ſchuldig bleiben.

So höre denn, und ſag es denen auch,
Die ſo wie du das Frauenzimmer richten:
Und hüte dich durch deinen Läſterhauch
So unverſchämt die Tugend zu vernichten.
Beſtändigkeit krönt deine Gegenpart,
Sie iſt geſetzt in allen ihren Sachen,
Der Eigennutz, der ſtets zuſammen ſcharrt,
Kan uns und ſie zu Mannclucken machen.

Es rührt von uns, daß ſie veränderlich
In ihrem Thun zuweilen werden müſſen,
Da Falſchheit, Liſt, Betrug und Wolluſt ſich
In unſrer Bruſt als Schweſtern täglich küſſen.
O! liebten wir nur erſtlich den Beſtand,
Und ſetzten wir nicht unſer Werck auf Schrauben,
Das zarte Volck das böt uns gleich die Hand,
Das ohne falſch iſt, wie die zarten Tauben.

Ihr Liebes-Feur löſcht niemahls ſelber aus,
Wir müſſen es durch unſre Hand verſtöhren:
Ihr zartes Hertz iſt das beliebte Haus,
Wo Amor pflegt beſtändig einzukehren.
Hat die Natur euch nun dazu erſehn,
Hat ſie euch viel Empfindlichkeit gegeben,
O ſchönes Volck! wie mag es je geſchehn,
Daß eure Bruſt nach Unbeſtand ſoll ſtreben?

Ich kenn euch mehr, ihr Töchter unſrer Welt.
Der Himmel muß aus ſeiner Feſte wancken,
Eh Unbeſtand die Tugend in euch fällt,
Eur Werck iſt ſtets ein Abdruck der Gedancken.
So offt ich nur mit euch zu thun gehabt,
Und ſehr vergnügt zur Seiten euch geſeſſen,
So offt hat dis aufs neue mich gelabt,
Daß ihr nicht, nach wie vor zu ſeyn, vergeſſen.

Auf! Cynthia, auf! zeige deinen Sinn,
Du biſts, die ich, wie meine Seele, liebe,
Folgt mir dein Geiſt nicht allenthalben hin?
Beherrſcht auch wohl ein Wechſel deine Triebe?
Nein! dein Gemüth hegt keinen Flatter-Geiſt.
Wie du nun biſt, ſo ſind auch deines gleichen,
Wenn Ehrgeitz uns von unſerm Vorſatz reiſt,
Wollt ihr doch nicht von eurer Meynung weichen.

Was ſeh ich doch? tobt niemand mehr auf euch?
Wo iſt der Feind? wo iſt er denn? verſchwunden!
Wohlan! wer macht die Unſchuld ferner bleich?
Das Urtheil trügt. Getroſt, ihr ſeyd entbunden:
Seht, wie man ſich zu euch genöthigt hat,
Was ſpricht man nun zu eurem Tugend-Schimmer?
Der Rechtsſpruch ſteht itzt an des erſtern ſtatt:
Beſtändigkeit wohnt bey dem Frauenzimmer.

XXVII. Ode,

Die Gedult.

J. G. Kübler.

GEdult und Hoffnung, Zeit und Glücke,
Sind Sachen, die mein Hertze liebt;
Denn ſchlägt mich gleich ein Sturm zurücke,
Der meiner Hoffnung Wellen trübt,
So rufft mir doch das Schickſal zu:
Erwähle nur zu deiner Ruh
Gedult und Hoffnung, Zeit und Glücke,
Als Sachen, die dein Hertze liebt.

GEdult verbleibt die beſte Tugend,
Drum will ich mich derſelben weyhn;
Geſetzt, es kränckte meine Jugend
Ein Kummer-voller Unglücks-Schein,
Der mir zur Laſt am Himmel ſteht,
Wird doch der Satz in mir erhöht:
Gedult verbleibt die beſte Tugend,
Drum will ich mich derſelben weyhn.

DJe Hoffnung ruht auf göldnen Füſſen,
Die weder Sturm noch Wetter bricht,
Drum, müßt ich auch in Wellen büſſen,
So fehlt mir doch der Ancker nicht.
Ich warte der erwünſchten Zeit,
Die mir Vergnügungs-Roſen ſtreut:
Mein Hoffen ruht auf göldnen Füſſen,
Die weder Sturm noch Wetter bricht.

DJe Zeit bricht endlich Stahl und Eiſen,
Sie bringt uns tauſendfache Luſt,
Sie wird mir ſchon ein Labſal weiſen,
Das mir voritzt noch unbewuſt.
Ja, ſie verſpricht mir viel Gewinn,
So, daß ich gantz verſichert bin,
Die Zeit bricht endlich Stahl und Eiſen,
Sie bringt uns tauſendfache Luſt.

SO mag mir denn mein Unglück blühen,
Ich bin gleich Felſen unverſehrt,
Ich werde mich nicht ſehr bemühen,
Genung wenn mich der Himmel hört.
Der ſelbſt Gedult und Hoffnung liebt,
Und der ſo Zeit als Glücke giebt;
So mag mir denn mein Unglück blühen,
Ich bleib gleich Felſen unverſehrt.

An
HERRN
M. J. C. G.
Sam. Seidel.

NIcht die ſonſt gemeine Leyer
Klingt zu dieſer Nahmens-Feyer,
Hilf, Euterpe! Hand und Kiel
Sucht ein unbekanntes Spiel.
Tritt mit deinen Lieblichkeiten,
Fromme Muſe, tritt herbey,
Daß die Probe neuer Seyten
Richtig, rein und lieblich ſey.

G : : : deiner Augen Weide,
G : : : Deiner Schweſtern Freude,
G : : : aller Muſen Luſt,
Jauchzt in aufgeweckter Bruſt.
Und wir ſollten ſtille bleiben?
Du, und ich? O hilf doch itzt,
Daß ihn Pflicht und Luſt beſchreiben,
Was ihn vor ein Trieb erhitzt.

DIch verbindet ſeine Liebe,
Samt dem Ausbruch edler Triebe,
Mich, der Vortheil ſeiner Gunſt,
Zu dem Ausdruck neuer Kunſt:
Beyde, ſeiner Tugend Menge,
Die ſein groſſes Hertz bewohnt.
Auf ihr würdigen Geſänge,
Biß ihr was davon belohnt!

WJe? du zauderſt noch ſo lange?
Bleibſt zurück, und machſt mir bange?
Durch die Nacht und bis ans Licht
Ruff ich dir; doch hörſt du nicht.
Doch nun merck ich dein Verweilen:
Ach, du ſelbſt ſtehſt bey dir an,
Ihm ein Lob-Lied zu ertheilen;
Weil ihm keines gleichen kan.

SChallen, ſprichſt du, G : : Lieder
Nicht ſchon ſelbſt ſo kräfftig wieder,
Daß bereits die Deutſche Welt
Unſre nicht vor nöthig hält?
Sind nicht ſeines Witzes Proben,
Iſt nicht ſeines Werthes Preis
Schon von andern mehr erhoben,
Als dein Kiel zu folgen weiß?

Phöbus selber kömmt und spielet,
Phöbus selber merckt und fühlet
Dieses Festes Freuden-Macht,
Phöbus selbst wird aufgebracht.
Und warum? Er weiß und siehet,
Ja der Ausgang stimmt ihm bey,
Daß, wenn G ⁘ Glücke blühet,
Es sein eigner Vortheil sey.

Weg, beschämte Cither, schweige,
Geht, ihr falben Lorber-Zweige,
Geh, verworfnes Wörter-Spiel,
Sucht euch ein geringer Ziel.
G ⁘ Vorzug, G ⁘ Gaben
Muß man nicht so kühn entweyhn.
Soll er ja ein Loblied haben,
Muß es was vollkommnes seyn.

Nun es ist nicht mein Verbrechen:
Krafft und Einfall widersprechen;
Aber Blut und Hertz in mir
Walle vor brennender Begier.
Und wie ist mir? da ichs mercke,
Kömmt Euterpe noch herbey,
Und versucht durch ihre Stärcke,
Ob mir noch zu helfen sey.

Holde Muse, sey willkommen!
Führe, was ich unternommen,
Führe selbst, dem Neid zum Graus,
Den erstickten Vorsatz aus.
Alles sey dir übergeben,
Wünsch ihm nur an meiner statt,
So viel Glücke, Ruhm und Leben,
Biß er nichts zu wünschen hat.

XXIX. Ode,

An

Die Freyheit.

J. G. Kndcher.

EDle Freyheit, mein Vergnügen,
Die du Kett und Fessel fliehst,
Die du dich, wo Sclaven liegen,
Keinen Banden unterziehst,
Du bist selbst den gröſten Schätzen,
Perl und Diamanten gleich,
Ja denselben vorzusetzen,
Wer dich hat, ist mehr als reich.

CRösus Schätze, Macht und Waffen,
So ihm Lydien gebahr,
Konnten dieses nicht verschaffen,
Was ihm doch das Liebste war,
Du, o Freyheit! die er liebte,
Warest, was ihm Cyrus nahm,
Dieser Raub, der ihn betrübte,
Macht ihm unumschränckten Gram.

JEder Sclave, der die Ketten
An den Gliedern tragen muß,
Suchet sich davon zu retten
Durch den äussersten Entschluß.
Sollt er auch darüber sterben,
Will er dennoch nach dir stehn,
Und viel lieber ins Verderben
Als in einen Kercker gehn.

Selbſt ein Vogel heget Schauer,
Wenn man ihn zu fangen ſucht;
Steckt er aber im Gebauer,
O! wie denckt er auf die Flucht!
Sich der Freyheit zu ergeben,
Achtet er der Wartung nicht,
Wenn ihm gleich im freyen Leben
Die gewohnte Koſt gebricht.

Darum will ich dich erleſen,
Edle Freyheit, ſchönſtes Gut,
Weil durch dein beliebtes Weſen
Jeder ungehindert ruht.
Streb ich doch nach keiner Sache,
Die dich von mir weichen heiſt,
Die mich nur zum Sclaven mache:
Beſſer iſt ein freyer Geiſt.

XXX. Ode;
An
HERRN
M. J. C. G.
J. Fr. May.

Heute fällt mirs etwas ſchwer
Ein geſchicktes Lied zu ſchreiben,
Wenn es nicht mein G = = wär,
Würd es warlich unterbleiben.
Aber ſieh, getreuer Freund,
Dir zu Liebe will ichs wagen,
Und was itzt mein Hertze meynt,
Sonder Schmuck und Zierraht ſagen.

FReund, ich will der eitlen Welt
Als ein Weiſer Abſchied geben,
Weiß ich doch, wie dirs gefällt,
Als ein Biedermann zu leben.
Was dir die Vernunft gebeut,
Iſt die Richtſchnur deiner Thaten,
Und durch Deutſche Redlichkeit
Soll auch mir mein Wunſch gerathen.

IStS nicht wahr? du zweifelſt nicht,
Daß ich Dich von Hertzen liebe:
Wenn mir ſonſten viel gebricht,
Fehlts doch nicht an dieſem Triebe.
Deine Schrifften, die man preiſt,
Sind geſchickt mich zu ergötzen,
Deine Tugend und Dein Geiſt,
Zwingen mich Dich hochzuſchätzen.

BLeibe ferner, wie Du biſt,
Ey ſo kan ich dich nicht haſſen,
Wer, wie du, vernünftig iſt,
O den kan ich nicht verlaſſen.
Glaube mir, mein Wort gilt mehr
Als ein Schwur verſtellter Freunde,
Schmeicheln dieſe noch ſo ſehr,
Sind ſie doch die ärgſten Feinde.

MIch vergnügt noch jener Tag,
Als ich in den ſchönſten Stunden,
Was man ſüſſes finden mag,
Unverhofft an Dir gefunden.
Zeuch nur, Werther! nicht von hier,
Laß mich Deine Gunſt genieſſen,
Denn das Freundſchaffts-Band mit Dir
Wird durch keine Zeit zerriſſen.

O Wie will ich mich daran
In vergnügter Seele laben!
Künftig ſollſt Du, wo ich kan,
Auch ein beſſres Lob-Lied haben:
Steigt Dein Glücke, wie es ſoll,
Will ich meine Muſe zwingen;
Ja! Dein Freund wird Freuden-voll
Deiner Tugend Ruhm beſingen.

XXXI. Ode,

Ein geſetztes Gemüthe.

M. Z. W. von Seeberg.

WEg mit der eitlen Ehr-Begierde,
Vergnügung iſt der beſte Schatz,
Mein Hertz giebt keiner Wolluſt Platz,
Mich trügt auch keines Reichthums Zierde,
Kein Gold, kein Geld, kein Edelſtein:
Ich bin vergnügt ein Menſch zu ſeyn.

DEr Himmel hat von alten Zeiten
Schon jedem etwas zugedacht,
So eifrig mancher ſchwitzt und wacht,
So wird er doch nichts mehr erbeuten,
Je mehr er ſich zu heben ſucht,
Je ſchneller nimmt ſein Glück die Flucht.

JEdoch, mein Geiſt, was willſt du ſchelten?
Die Eitelkeit nimmt dich nicht ein,
Ein andrer mag ein Sclave ſeyn,
Die Freyheit wird viel höher gelten,
Erweiſe, daß man Leute findt,
Die Freunde wahrer Weißheit ſind.

ERweiſe, daß dich nicht die Ehre,
Nicht Gold, nicht Silber blenden kan,
Ja zeige, daß die Tugend-Bahn
Allein Zufriedenheit gewehre,
Und daß kein Unglück in der Welt
Die Hertzen weiſer Männer fällt.

ERweiſe, wenn du Aemter trägeſt,
Daß ſie dein Glücke nicht gemehrt,
Auch dein Vergnügen nichts geſtöhrt,
Wenn du ſie endlich niederlegeſt,
Weil jeder, der in Würden lebt,
Nur andrer Leute Glück erhebt.

XXXII. Ode,

An

HERRN

Johann Chriſtoph Richtern.

S. Seidel.

DU Freund der Muſen und der Künſte,
Du Freund von ächtem Korn und Schrot,
Nimm dieſes Blatt, ja nimm aufs minſte
Das Hertz, das dieſen Gruß geboth.
Doch nimm nur auch die regen Hände
Voll ungefärbter Bruder-Treu,
Damit ſich beyder Trieb verpfände,
Daß ich Dir gantz ergeben ſey.

NOch heute, da Dich ehedeſſen
Der Himmel auf die Welt gebracht,
Hat deſſen Gunſt noch nicht vergeſſen,
Was er Dir Gutes zugedacht.
Das neue Jahr bringt itzo wieder,
Womit es Dich vordem erfreut,
Drum ſingt der Mund nur frohe Lieder,
Drum wallt das Hertz vor Freudigkeit.

ERwarte ja kein Wort-Gepränge
Von aufgeputzter Schmeicheley.
Es wird mir Zeit und Raum zu enge,
Ja, Freund, Du ſelber machſt mich ſcheu.
Das Lob, das ich Dir aufgehoben,
Verdienſt du nur und ſuchſt es nicht,
Genug, daß in hundert edlen Proben
Dein Ruhm aus Deinen Wercken bricht.

ICh will Dir Biedermänniſch zeigen,
Was mir an Dir ſo wohl gefällt,
Du kanſt die Welt zum Beyfall neigen,
Und biſt iedoch nicht von der Welt.
Die Frömmigkeit der reinen Seele
Und was Dir ſonſt im Hertzen glimmt,
Macht, daß, wenn ich mir Freunde wehle,
Mein Hertz Dich ſtets zum Muſter nimmt.

LEb, Edler Freund, ja leb und grüne,
So gut Dein Wunſch verlangt und hofft,
Der Wohlfarth holde Freuden-Mine
Erſcheine Dir hinfort noch offt.
Dein Jahr-Feſt bringe ſo viel Seegen,
Als Gottesfurcht Dein Hertz bewohnt,
So ruff ich ſolches Glückes wegen:
Seht, wie der HErr der Tugend lohnt!

XXXIII. Ode,

An

HERRN

M. C. G. Weidlich,

Bey ſeiner Promotion.

Im Nahmen
Der Deutſchen Geſellſchafft
J. Thiemig.

DEncke nicht, Gelehrter Freund,
Daß, da Deine Würden ſteigen,
Daß, da Dir Dein Glücks-Stern ſcheint,
Unſre Muſen ſtille ſchweigen.
Dein erworbner Ehren-Krantz,
Deines Nahmens neuer Glantz,
Kurtz: Der Lohn der Treflichkeiten,
Welche Dir Minerva gab,
Zwinget unſern Deutſchen Seyten
Dies erfreute Wunſch-Lied ab.

HAſt Du doch von Jugend auf
Edlen Künſten nachgeſpüret;
War doch das Dein muntrer Lauf,
Der zum Ehren-Tempel führet:
Drum erlanget Müh und Fleiß
Den ſo wohl verdienten Preis.
Grabet Grüffte, forſcht in Gründen,
Sucht den reichſten Silber-Gang:
Die verſteckte Weißheit finden,
Iſt der beſte Perlen-Fang.

O! Wie würdig gläntzt das Gold
An den reich-gezierten Händen,
Welches Dir die Weißheit zollt,
Dich noch feſter zu verpfänden.
Dieſes Schmuckes Glantz und Schein
Prägt es allen deutlich ein,
Daß Du ihr Verlobter worden:
Da ſie ſich mit Dir vertraut,
Hat ſie Dir im neuen Orden
Einen Lehr-Stuhl aufgebaut.

OEfne den beredten Mund,
Mache die erforſchten Lehren
Aufgeweckten Schülern kund,
Laß ſie Deine Weißheit hören.
Lehre, denn man hört Dir zu;
Aber ſprich: Wie lehreſt Du?
Sollen lauter Römer-Ohren,
Und kein Deutſches Dich verſtehn?
Oder darf, wer hier gebohren,
Auch in Deinen Lehr-Saal gehn?

ZWar, das ewige Latein
Und die Sprachen grauer Zeiten,
Sind Dir eben ſo gemein,
Als die Deutſchen Zierlichkeiten.
Doch der Barden Barbarey,
Und der Neuern Phantaſey,
In Vermiſchung vieler Zungen,
Dieſe Peſt der Deutſchen Welt,
Haſt Du voller Muth bezwungen,
Da Du Dich zu uns geſellt.

Halte

Halte Dein gegebnes Wort,
Deutſchen Muſen hold zu bleiben,
Hilf den freyen Künſten fort,
Durch Dein Lehren, durch Dein Schreiben.
Nur vollführ es jederzeit
In der deutſchen Männlichkeit.
Lache jener Spötter Rotten,
Gnug, daß eine finſtre Nacht
Sie zu wilden Hottentotten
Dieſer Helden-Sprache macht.

Das gelehrte Griechenland
War der jungen Römer Amme;
Da brach ihre zarte Hand
Manchen Zweig vom Lorber-Stamme:
Aber führte ſie das Glück
Wiederum nach Rom zurück,
So verlieſſen ihre Zungen
Griechenlandes Wörter-Zier,
Und ſie brachten ungezwungen
Ihre Lehren Römiſch für.

Deutſche Geiſter, ſäumt euch nicht,
Eure Sprache fortzupflantzen;
Zeigt, daß euch kein Muth gebricht,
Trotzt die aufgeblaſnen Frantzen.
Laßt den Ariſtoteles,
Theophraſt und Aeſchines
Sich in deutſchen Atlas kleiden;
O wie auserleſen ſchön
Wird die Pallas weiſer Heyden
In der deutſchen Kleidung ſtehn!

Weidlich, Dein erlangter Ruhm
Muß ſich immer höher ſchwingen,
Bald wirſt Du ins Heiligthum
Der gerechten Themis dringen.
Dein ſo emſiges Bemühn
Wird gleich friſchen Cedern blühn.
Ja die Hoffnung wird noch ſiegen,
Dein geliebtes Vaterland
Reicht, wir ſehn es voll Vergnügen,
Dir den Krantz mit froher Hand.

XXXIV. Ode,

An Phyllis,
als ſie untreu wurde.

J. G. Knöcher.

Mein Vergnügen iſt geſtorben,
Meine Luſt iſt gantz vorbey,
Was mein Hertz ſich kaum erworben,
Reißt das Bündniß ſchon entzwey,
Die nunmehro falſche Schöne
Lacht zu meiner Seufzer Pein,
Und vor meinem Klag-Gethöne
Scheint ſie nur wie taub zu ſeyn.

Pflegte ſie mir ſonſt zu ſchmeicheln,
Zehlt ich manchen ſüſſen Kuß,
Durft ich ihre Wangen ſtreicheln,
Die ich nun entbähren muß;
O! ſo giebt ſie mir nun Blicke,
Die den Blitzen ähnlich ſehn,
Daß ich in dem Ungelücke
Nicht mehr weiß, wie mir geſchehn.

Lacht ihr alles ſonſt am Leibe,
War ſie ehmahls voller Luſt,
Als zum ſteten Zeit-Vertreibe
Sie nur bloß von mir gewuſt;
Muß ich itzt erkennen lernen,
Daß ſie Selamor beſitzt,
Denn es zeigt mir ihr Entfernen,
Daß ſie fremde Glut erhitzt.

Nun ſie mag die Schwüre brechen,
Bin doch ich nicht ungetreu,
Aber wirds der Himmel rächen,
So bin ich von Strafe frey;
Wird ſich Phyllis auch wohl faſſen,
Wenn ſie Selamor verlacht!
Wenn er, weil ſie mich verlaſſen,
Künfftig ihr nichts neues macht!

Geh, nur geh! ich bins zufrieden,
Falſche Phyllis, geh nur hin,
Tauſend Angſt wird dich ermüden,
Wenn ich in Vergnügung bin;
Wird dich tauſend Kummer plagen,
Phyllis, o! ſo gönnt mans dir,
Ja dein Grabmahl wird noch ſagen:
Weicht: die Untreu liegt allhier.

XXXV. Ode,

An

HERRN

M. Joh. Heinr. Wincklern,

Bey ſeiner Promotion

Im Nahmen der Deutſchen Geſellſchaft

B. Hofmann.

GEehrtes Schleſien, dein Ruhm
Drung ehedem durch alle Lande:
Am Bober-Strom, am Ober-Strande
Stund ein beſonders Heiligthum.
Man hielt die Spitze der Sudeten
Vor einen neuen Helicon,
Da ſah man des Apollo Thron,
Und hörte voller Luſt der Muſen Götter-Flöten.

DJe Kunſt der edlen Poeſie
War dir vor allen Deutſchen eigen;
Wer ſich als Dichter wollte zeigen,
Der weyhte dir ſo Zeit als Müh.
Denn die Geſchicklichkeit zu dichten,
Schien andern viel zu hoch zu ſeyn:
Betrat man aber deinen Hayn,
So hörte man ein Lied bey allen grünen Fichten.

WAs vor ein ungemeiner Klang
Ließ öffters ſich mit gantzen Chören
Entzückend, ja! bezaubernd hören,
Wenn Opitz, Flemming, Mühlpfort ſang.
Und wer beſchreibt, wie es geklungen,
Wenn Lohenſteins erhabner Geiſt,
Und Abſchatz, der was göttlichs weiſt,
Bis an das Sternen-Haus durch ihre Kraft gedrungen?

Ihr

Ihr Dichter, bückt euch! wenn man hier
Den groſſen Hofmannswaldau nennet:
Wer ſeinen Geiſt und Feuer kennet,
Schätzt ihn vor Deutſchlands höchſte Zier.
Zugleich habt acht, wie rein es klinget,
Wenn beyder Gryphe Thon erſchallt:
Wenn Roſenrothes Stimme hallt:
Bemerckt, wie hoch empor ſich Günthers Feder ſchwinget.

Ergebt, ihr Geiſter jener Welt,
Wo euch der freche Kiel geſtöhret;
Ihr ſeyd es, die man billig ehret,
Auf die noch ſtets ein Nachruhm fällt.
Ja, weil die Ewigkeit der Erden
Noch einen Aufenthalt vergönnt,
Wird euch ein Vorzug zuerkennt,
Und eurer Sonne Glantz darf nie verdunckelt werden.

Allein, wo bleibt jetzund dein Preis?
Iſt alle Kraft von dir gewichen?
Iſt deine goldne Zeit verſtrichen?
Blüht, Schleſien, kein neues Reis?
Wie? oder hat man dich beraubet?
Die Kunſt, die dich allein geziert,
Wird itzt faſt überall verſpürt:
Wie manches wackres Haupt wird auſſer dir umlaubet!

Wie ſinnreich ſchrieb Herâus nicht?
Was zeigte Canitz für ein Feuer?
Leſt nach, wie lieblich Ziegler ſpricht.
Wie ſtimmte Dach und Feind die Leyer?
Seht Weiſens, Morhofs, Wenzels Proben,
Und andre mehr aus fremder Luft:
Die, deckt ſie gleich die ſtille Gruft,
Doch Zeit und Redlichkeit noch unaufhörlich loben.

Komm,

KOmm, Schleſien, ſieh weiter nach,
Was itzt vor groſſe Lichter gläntzen,
Zu deren wohlverdienten Kräntzen
Die Danckbarkeit längſt Zweige brach.
Brocks, Anthor, Richey, Pietſch und König,
Die ſinds: ihr Strahl entzückt den Sinn:
Wo ſetzt man Mencken, Beſſern hin?
Hier iſt der Kiel zu ſchwach, die Dichtkunſt ſelbſt zu wenig.

JEdoch, dich plagt kein bittrer Neid,
Du gönneſt andern auch die Ehre;
Du freueſt dich, wenn deine Lehre
Sich in die weite Welt zerſtreut.
Dein Glantz wird dennoch nicht verdunckeln,
Er wird dadurch vielmehr verklärt;
Das Glücke bleibt dir unverwehrt,
Daß auch forthin bey dir noch helle Lichter funckeln.

WEr weiß nicht, wie beliebt es klingt,
Wenn Sommerbergs und Neukirchs Seyten
Mit allen um den Vorzug ſtreiten:
Wenn Krantz, Stieff, Scharff und Schmolcke ſingt.
Kan Leipzig die von Ziegler weiſen
Als eine Meiſterin der Kunſt;
So kanſt du ja mit gleicher Gunſt
Die Frau von Beßlerin, als höchſterfahren preiſen.

OZürnet nicht, Ihr, die der Kiel
Nur nach dem bloſſen Nahmen nennet;
Der Weyrauch, der euch bey uns brennet,
Erſetzt der ſchwachen Worte Spiel.
Du aber, Schleſien, ſolſt wiſſen:
Es ſey noch mancher Muſen-Sohn,
Zum Preis vor deinen Götter-Thron,
Um die gerühmte Kunſt der Poeſie befliſſen.

Ey ſollteſt du nach Leipzig ſehn,
Wie rühmlich ſich dein Winckler zeiget,
Der itzt auf die Catheder ſteiget;
Was Freude würde dir geſchehn.
Ihn ziert der Krantz, ſo wie die Gaben:
Glück zu! ſehr Werthgeſchätzter Freund,
Auf! zeige, (Trotz! wers anders meynt,)
Daß auch noch Schleſier den Geiſt der Dichtkunſt haben.

XXXVI. Ode,

An

Florabellen.

Im

Nahmen eines andern.

J. Fr. Mäy.

Vergnügen, Sehnſucht, Furcht und Liebe
Beſtürmen, reitzen meine Triebe,
Die Triebe, die ſich dir geweyht.
Dein froher Tag ruft mich zum Schertze,
Mein Abſchied aber qvält das Hertze,
So labt und martert mich die Zeit!

Dein Glücke ſoll in Roſen weiden,
Und ich mit Wehmuth von dir ſcheiden,
Wie wird mir dieſer Gang ſo ſchwer!
Ich wünſche dir, vergnügt zu leben,
Ich weiß, der Himmel wird dirs geben,
Doch wenn ich auch nur bey dir wär!

Jedoch

JEdoch mit jedem Augenblicke
Sehnt ſich mein Hertz nach dir zurücke,
Ach laß die Seufftzer willig ein.
Erlaube mir, daß ich dir ſage:
Es ſollen die verfloßnen Tage
Die ſchönſten meines Lebens ſeyn.

ICh will dich in mein Hertze ſchlüſſen,
Ich werde ſelbſt vergehen müſſen,
Eh ſich dein Bild daraus verliehrt.
Wie vielmahl iſt es doch geſchehen,
Daß ich, wenn du mich angeſehen,
Die zärtſte Gegenhuld verſpürt.

UNd dieſer Tag, den wir begehen,
Soll niemahls im Calender ſtehen,
Er ſey denn auch mein Feyertag.
Du wirſt mich doch nicht tadeln können,
Und mir die ſüſſe Luſt vergönnen,
Daß ich dich ſo verehren mag.

ICh zehle mit Verdruß die Stunden,
Bis ſich der Abſchied eingefunden,
Der über mich das Urtheil ſpricht.
Jedoch er mag mich von dir reiſſen,
Du ſollſt mein Allerliebſtes heiſſen,
Dich, Werthſte, vergeß ich nicht.

XXXVII. Ode,

Frühlings-Gedancken.

J. M. Knöcher.

JEtzt lebt, und blüht, und grünt mit Luſt
Des Erden-Circkels Oberfläche,
Und die zuvor erſtarrte Bruſt
Weiß fernerhin von keiner Schwäche;
Der Sonnen angenehmer Strahl
Läßt uns beliebte Wärme fühlen.
Wir ſehn in ungeſtöhrter Zahl
Die Thiere mit einander ſpielen.

DAs ſchlüpfrig ſchlancke Schuppen-Heer
Streicht munter durch die kühlen Wellen,
Die Vögel kützeln das Gehör,
Indem ſie tauſend Lieder ſtellen;
Des Frühlings neu-belebte Krafft,
Macht, daß nun alle Thiere ſchertzen,
Und das, was uns Vergnügung ſchafft,
Erwecket die Regung unſrer Hertzen.

DEs Firmaments gewölbtes Rund
Zeigt die Saphiren-gleichen Bogen,
Und wo zuvor ein Nebel ſtund,
Wo Graupeln, Flocken, Wolcken flogen,
Da lacht nunmehr ein heitrer Schein,
Da bläſt des Zephyrs ſanftes Hauchen,
Da ſind die Lüffte warm und rein,
Da kan man ſich der Luſt gebrauchen.

HIer grünt der Erden ſchwangrer Schooß,
Dort putzt den Baum die ſchönſte Blüthe,
Kein Strauch iſt mehr von Blättern bloß,
Das macht des Himmels Huld und Güte;
Der bunte Schmeltz aus Florens Hand,
Bedecket Gärten, Wieſen, Auen,
Itzt läßt ſo Berg, als Thal und Land,
Uns lauter Zierlichkeiten ſchauen.

WEr ſchertzt, wer ſpielt, wer lacht nicht mit?
Wer nimmt nicht Theil an ſolcher Freude?
Es findet ſich auf jedem Schritt
Der Augen ungemeine Weide;
Du Frühling bleibſt die ſchönſte Zeit,
In dir ſind doch die beſten Stunden,
Mit dir hat ſich die Luſtbarkeit,
Des Jahres höchſte Pracht verbunden.

XXXVIII. Ode,

Als ſie ſich an einen andern verbinden wolte.

Im Nahmen eines andern

G. F. W. Juncker.

DU kriegſt ſo bald kein ander Hertze,
Das dich ſo treu, wie meines, liebt.
Du ſiehſt es, da es bey dem Schmertze
Die allerſtärckſten Proben giebt.
Es ſtellet ſich, bey deinem Schweigen,
Die angenehmſte Hoffnung für.
Du krämſt es durch dein hart Bezeigen,
Und gleichwohl ſehnt ſichs ſtets nach dir.

Vergnüge mich um jene Thränen
Die du bey unſerm Bund geweint.
Es wird mir ſchwer hier zu erwehnen,
Da wir auf ewig uns vereint.
Daß dich dein Wanckelmuth verführet,
So ruf ich ſie zum Zeugen an,
Weil ich von allem, das dich rühret,
Nichts unſchuld-vollers finden kan.

Ach traue nicht den Schmeicheleyen;
Man liebt dich nicht, man liebt dein Glück.
Wirſt du einſt deinen Schluß bereuen,
So denck nur nicht an mich zurück;
Denn es vermag das Angedencken
Von dem beförderten Verluſt
Noch weit empfindlicher zu kräncken,
Als alle Noth, ſo dir bewuſt.

Nur eile nicht mit dem Verbinden,
Wenn dich der Jammer haben muß.
Die Augen, die dich itzt entzünden,
Verwähnt vielleicht der Uberdruß.
Da muſt du ihren Eckel ſchauen,
Den dich das Band zu leiden zwingt.
Es wird dir vor dem Gatten grauen,
In den dein Strahl nun nicht mehr dringt.

Ich ſeh dich ſchon dich ſelbſt verſchlüſſen,
Und in der öden Einſamkeit
Die Thränen von den Wangen flüſſen,
Um dein dir ſelbſt erwehltes Leid.
Ich ſeh dich ſchon die Hände ſtrecken,
Die dein vor Gram entſtellt Geſicht
Mit ihren welcken Fingern decken,
Durch die dein trübes Auge bricht.

ICh ſeh dich deine Bruſt umſchlagen,
Die mir meineydig worden iſt,
Und ſelber dich in ihr verklagen:
Ach daß du untreu worden biſt!
Es hat im Lieben unſer Hoffen
Nur Tugend und Vernunfft begehrt;
Du haſt ſie bey ihm angetroffen:
Wie war es denn der Trennung werth?

WIrſt du nach meiner Hütte blicken,
Die die Zufriedenheit bewohnt:
So wirſt du Seufzer nach mir ſchicken,
Wenn mich die Treu durch ſie belohnt.
Dich wird mein ſtiller Wandel ehren:
Dein Drangſal rührt mich allemahl,
Allein dies wird die Quaal nicht ſtöhren,
Um deine ſchnell getroffne Wahl.

BEwährte Freunde ſind die beſten:
Verachte meine Liebe nicht,
Es iſt dein Schade doch am gröſten,
Wofern dein Schluß den Eydſchwur bricht.
Itzt kanſt du noch zurücke kehren,
Da dir mein Hertz den Abſchied giebt,
Es wird einſt deinen Abend ehren,
Wie es itzt deinen Morgen liebt.

XXXIX. Ode.

An

Chloren.

J. G. Knöcher.

Wohlan, ich darf nun nicht mehr hoffen,
Mein Maſt und Ancker ſind entzwey,
Der Flagge ſteht kein Hafen offen,
Und mein Vergnügen eilt vorbey;
Mein Hoffnungs-Schiff iſt gantz zerſcheitert,
Kein Glücks-Geſtirn erſcheint mir mehr,
Und meine Quaal wird nur erweitert,
Der Himmel giebt mir kein Gehör.

Sonſt glaubt ich noch, dich zu bezwingen,
Doch weil ich dir zuwider bin,
So wird, ſo kan mirs nicht gelingen,
Du biſt ein Felſen-gleicher Sinn.
Mein Klagen kan dich nicht erweichen,
Bey meinen Seufftzern lachſt du nur,
Du ſchickeſt mich zur Bahn der Leichen,
Und zeigſt mir ſelbſt des Todes Spur.

Drum will ich dich nicht mehr bemühen,
Noch fragen: Biſt du mir geneigt?
Die Antwort hat mir ſchon dein Fliehen
Vor meiner Gegenwart gezeigt.
Ich ſoll, ja, ja, ich muß nur gehen,
Verſchämtes Kind, ſonſt zürneſt du,
Und ſchlüſſeſt gar vor meinem Flehen
Den ſchönen Hertzens-Hafen zu.

Doch bleib ich, Schönſte, dir ergeben,
So lange ſich ein Blatt bewegt,
Du ſollſt mir vor den Augen ſchweben,
So lang ein Baum noch Blüten trägt.
Ach könnt ich dir nur einſt gefallen,
Du ſollteſt mir gewiß allein
Vor tauſend andern, ja vor allen,
C : : doch die liebſte ſeyn.

XL. Ode.

Der Ehrgeiz.

Gottlob Friedr. Wilh. Juncker.

SENECA
in Thyeſte. Act. I.

Certetur omni ſcelere, & alterna vice
Stringantur enſes. Ne ſit irarum modus
Pudorve. Mentes cæcus inſtiget furor.

Der Geiſt des erſtochenen Cäſars.

Geht, Knechte, ſagt der gantzen Stadt,
Daß Cäſar, Fürſt der gantzen Erde,
So bald er ausgeruhet hat,
Ein Siegs-Gepränge halten werde.
Geht, ſaget Rath und Prieſterſchafft,
Hier ſtünde ſchon der göldne Wagen,
Ihr Oberhaupt voll Ehr und Krafft
Ins hohe Capitol zu tragen.

Wo ſeyd ihr Sclaven, die der Macht
Des Cäſars durch ihr Flehn entronnen,
Der euch in einer ſtrengen Schlacht
Muth, Ehr und Leben abgewonnen?
Kommt! hört ihr meine Reden nicht?
Laßt mich dem Hencker nicht befehlen,
Daß er euch Hals und Beine bricht,
Um denn den Rumpf ans Creutz zu pfählen.

Doch bin ich denn in Rom nicht mehr,
Allwo mein Bild die Märckte ſchmücket,
Weil ich durch das gewogne Heer
Das Nichts, die Freyheit unterdrücket?
Dies iſt mir ein gantz fremder Ort,
Der die Verwundrung in mir mehret,
Weil niemand mein gebietend Wort
In dieſen groſſen Stillen höret.

Es kömmt mir als im Traume vor,
Ein Römer liegt zu meinen Füſſen,
Und bittet um ein gnädig Ohr,
Und daß er mein Gewand darf küſſen;
Doch zieht er mich damit vom Thron.
Ein Mörder-Schwarm hält mich gebunden,
Schreyt laut: Tyrann, hier iſt dein Lohn!
Und tödtet mich mit vielen Wunden.

Wie, iſt nicht Brutus auch dabey,
Der Wayſe, den ich auferzogen.
Bedenckt er nicht, wes Sohn er ſey,
Und daß ich ihm ſo wohl gewogen?
Undanckbarer, haſt du nicht Luſt
An dem gewaltigen Geſchwärme,
So zieh den Dolch aus meiner Bruſt,
Und ſtich ihn dir durch das Gedärme.

DOch itzo wird mir offenbahr,
Daß mich kein leerer Traum betrüge;
Es iſt wohl mehr als allzuwahr,
Daß dort mein Leib erſtarret liege.
Ich Schatten, irre hier verzagt,
Und muß mich mit mir ſelber quälen,
Indem mich Furcht und Schrecken plagt
Vor die von mir entleibten Seelen.

WAer mir bey Alexanders Bild
Mein thränend Auge nicht geſtoſſen,
Ich hätte nicht ſo frech und wild
So vieler Völcker Blut vergoſſen.
Itzt ſeh ich erſt die Thorheit ein
Von dieſem ungezähmten Knaben,
Er will mit nichts zufrieden ſeyn,
Um mehr als eine Welt zu haben.

ICh ſchäme mich der tollen Wuth,
Da ich dem Erdkreis nur geſchadet,
Und in der edlen Bürger Blut
Die Schenckel meines Hengſts gebadet.
Ich überwand in mancher Schlacht,
Um daß zu Rom die geilen Frauen
Mich in des langen Zuges Pracht
Mit einem Lorber möchten ſchauen.

O Welch ein ſchrecklich Trauer-Spiel,
Da mir, beym Thon der Feld-Trompeten,
Der Sterbenden Geheul gefiel,
Und derer, die ſich ſelber tödten.
Dies iſt mein eitler Lebens-Lauf:
Ich hatte Luſt an Brand und Morden,
Und häufte Leich auf Leichen auf;
Darauf mein Schwerdt nicht kalt geworden.

Ach was für blinde Raſerey
Iſt nicht der Durſt nach hohen Dingen!
Und wider Eid, Natur und Treu
Sich über ſeines gleichen ſchwingen!
Den Menſchen faßt ein Aſchen-Krug,
Und wie war aller Länder Menge,
Die ausgedehnte See nicht gnug,
Ja gar die gantze Welt zu enge.

Verflucht ſey jenes Mörders Hand,
Die mir das Haupt Pompejus brachte,
Der ſich vor Rom, ſein Vaterland,
Durch ſeinen Tod unſterblich machte.
Ich weinte zwar, doch nur zum Schein.
Es nahmen die erzwungnen Thränen
Der harten Bürger Einfalt ein,
Mir ſelbſt den Weg zum Thron zu bähnen.

Wo blieb denn Billigkeit und Recht?
Ich hab ſie mit Gewalt verletzet,
Und manch verherrlichtes Geſchlecht
In Kummer und in Noth geſetzet,
Offt hat, wenn ich die Handſchrifft gab,
Ein wackrer Rathsherr, nackt an Füſſen,
Von Weib und Kind, am Bettel-Stab
Zu den Barbaren wandern müſſen.

Gerechte Götter! ſaht ihr zu,
Da ihr die Menſchen ſonſt beſchirmet,
Daß ich ſo grauſam, ohne Ruh,
In eure Creatur geſtürmet?
O nein! drum habt ihr ſie gerührt,
Des Cäſars Glieder zu zerſtücken,
Die eine Pflicht bey ſich verſpürt,
Ein Unthier aus der Welt zu ſchicken.

DAs Blut ist noch nicht ausgesühnt,
So an der Römer Waffen klebet,
Wodurch sie sich den Fluch verdient,
Der über ihren Scheiteln schwebet.
Wo ist ein Land? wo ist ein Meer,
Das ihre Schwerdter nicht benetzen?
Ich weiß, es fällt hinführo schwer,
Den fremden Rost davon zu wetzen.

O Hätt ich in der Welt gewust,
Ich Geissel der bedrängten Erde,
Daß in des Menschen kleinen Brust
Ein grosses Reich gestifftet werde!
Wem nicht nach fremdem Gute dürst,
Und sollt er auch in Hütten leben,
Ist höher als der gröste Fürst.
Dies Reich kan sich ein jeder geben.

WAs hilfts, daß Cäsar in dem Rath
Auf einem göldnen Stuhl gesessen,
Und alles überwunden hat,
Da er im Siegen sich vergessen.
Wer die Begierd in sich bezwingt,
Des Glück ist warlich zu beneiden,
Und nicht der Glantz, der Unlust bringt,
Wodurch sich Herrscher unterscheiden!

DOch ist mir recht? kömmt Cato dort,
Der mich vielleicht zu sprechen dencket?
Ich fürchte sein verweisend Wort,
Weil ich das Vaterland gekräncket.
Ich, der ich sonst der Feinde Schaar
Durch meinen Anblick konnt erschüttern,
Ich, der ich allen furchtbar war,
Muß itzt vor einem Schatten zittern.

XLI. Ode.

An

Melinden.

Aus dem Engliſchen Mat. Priors.

As afternoon one Summers-Day &c.

J. C. Gottſched.

Als Venus einen Sommer-Tag
Gantz nackend in dem Bade lag,
Kam Cypripor mit Pfeil und Bogen
Gantz unverhofft herzu geflogen.

Er ſah ſie, und ergriff in Eil
Den allerſchärfſten Liebes-Pfeil;
Er ſchoß, und hat nach Wunſch und Hoffen
Der ſchönen Göttin Bruſt getroffen.

Ich ſterbe! rief ſie voller Schmertz,
Verräther! weiſt du ſonſt kein Hertz?
Und willſt du auch im Götter-Orden,
Wie Nero, deine Mutter, morden?

Was ſprach der kleine Böſewicht?
Fürwahr, Mama, ich kannt euch nicht,
Ihr nißt, es iſt ſehr leicht geſchehen,
Euch vor Melinden anzuſehen.

XLII. Ode,

Die Großmüthige Unſchuld.

* * *

GIeb dich, mattes Hertz, zufrieden,
Nimm, was dir dein Glück beſchieden,
Mit geſetzter Großmuth an.
Zeige, daß kein Mißvergnügen,
Deinen Helden-Geiſt beſiegen,
Deine Bruſt erſchrecken kan.

HAſt du nicht ein ſolch Gewiſſen,
Welches dich mit keinen Biſſen
Wohlbewuſter Boßheit nagt?
Hat dein Fuß mit frechen Tritten
Dort in Kedars Laſter-Hütten
Schnöder Wolluſt nachgejagt?

PFlegſt du, mit der Sünder Rotten,
GOttes Majeſtät zu ſpotten,
Die der Engel Antlitz ſcheut?
Oder ſchmückſt du dich, mein Hertze,
Bey verborgner Laſter-Schwärtze,
Mit verſtellter Heiligkeit?

HImmel! prüfe Geiſt und Nieren,
Deine Zorn-Hand mag mich rühren,
Wenn ich voller Frevel bin.
Bin ich aber frey zu ſprechen,
Ey ſo nimm, mein Leid zu ſchwächen,
Den empfundnen Jammer hin.

Zwar

ZWar der Schwachheit Mahl und Flecken,
Darf kein Menſch vor dir verſtecken;
HErr! auch ich geſteh ſie frey;
Doch, ich ruffe dich zum Zeugen,
Daß ich keiner Boßheit eigen,
Keines Laſters Sclave ſey.

LAeſtrer, die von andern hoffen,
Was bey ihnen eingetroffen,
Lachen, wenn die Tugend weint.
Drum, mein Hertz, ſey ſtarck im Leide;
Setzt die Unſchuld dich in Freude,
So verachte Neid und Feind.

SEnckt hinfort, ihr Augenlieder,
Senckt euch nicht vor Wehmuth nieder,
Hebt euch voller Zuverſicht.
Spart die Thränen, ſo euch tränckten,
Strahlt vielmehr, den Neid zu kräncken,
Noch ein deſto heitrer Licht.

O! Wie martern ſich die Thoren,
Wenn ihr Pfeil die Krafft verlohren,
Und mein Gram ein Ende nimmt.
Wenn ſie matt und ſchamroth ſehen,
Daß mir all ihr tolles Schmähen
Noch kein einzig Haar gekrümmt.

HErr! vor dem ich mich betrübe,
Laß von deiner Vater-Liebe
Mich dereinſt das Zeichen ſehn,
Daß die gantze Neider-Heerde
Durch mein Glück zu Schanden werde,
Nur getroſt! Es wird geſchehn.

Nur getroſt! die Freuden-Sonne
Blicke bereits, zu meiner Wonne,
Durch der Trübſal Dampf und Nacht.
O wie herrlich wird ſie ſcheinen,
Wenn ſie mir nach Flehn und Weinen
Einſt mit vollem Schimmer lacht!

Wunſch und Hoffnung wird ſich ſtillen,
Weil ihr Grund auf GOttes Willen
Einem ſichern Felſen ruht,
Liebſter Vater! laß dich rühren,
Laß dein Kind in kurtzem ſpüren,
Wie dein Troſt ſo ſanffte thut.

DAnn ſoll meines Mundes Lallen
Bloß zu deinem Ruhm erſchallen,
Und dir tauſend Lieder weyhn,
Ja ich will in Zions Chören,
Aller, die mich ſehn und hören,
Fürbild und Exempel ſeyn.

XLIII. Ode.

Aus dem andern Buche des Horatius

Die zwanzigſte Ode.

J. C. Gottſched.

DEr Flügel Schwung erhebet mich,
Mein ſchwerer Leib erhöhet ſich,
Und will die weite Luffſt durchdringen.
Mein Geiſt verlachet allen Neid,
Womit mir Stadt und Welt gedräut,
Nun wird mein freyer Mund gantz neue Lieder ſingen.

ZWar hat mich eine Bruſt geſäugt,
Die aus dem tieffen Pöbel ſteigt,
Doch ſoll ſich Ruhm und Lob vermehren.
Mäcen! den Flaccus, den du liebſt,
Dem du die beſten Nahmen giebſt,
Wird die Vergeſſenheit im Tode nicht verſehren.

SEht, Römer! ſeht, die glatte Haut,
Die ihr an meinen Gliedern ſchaut,
Wird durch ein rauhes Kleid bezogen,
Die Federn wachſen überall,
Die Stimme wechſelt Art und Schall,
Es kommt ein weiſſer Schwan, an meiner ſtatt, geflogen.

NUn will ich, wie dort Icarus,
Durch einen Pfeil-geſchwinden Schuß,
Des fernen Bosphors Ufer ſehen,
Wo Lybien mit Strudeln ſchäumt,
Wo ſich die kalte Bärin ſäumt,
Dahin ſoll itzt mein Flug, mein ſchneller Flug geſchehen.

DEr Colcher abgelegner Strand,
Der Dacier entferntes Land,
Soll meine Stimme kennen lernen:
Die wilden Scythen hören mich,
Es können auch die Frantzen ſich
So, wie der Celtiber, nicht weit genung entfernen.

DRum weg, verhaßtes Klag-Gethön,
Wer bey mir will zu Grabe gehn,
Der muß nicht weinen, ſondern lachen.
Man baue mir kein Ehren-Mahl!
Ich will mir in der Dichter Zahl,
Durch meine Lieder ſchon ein ewig Denckmahl machen.

Der

Deutſchen Geſellſchaft

in Leipzig

Oden und Cantaten

in vier Büchern.

Nebſt einer Vorrede

über die Frage:

Ob man auch in ungebundener Rede

Oden machen könne?

HORAT.

Dignum laude virum Muſa vetat mori.
Muſa caelo beat.

Leipzig,

Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1738.

Sr. Excellenz

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

Christian Gottlieb

von Holtzendorf,

auf Bärenstein, Ober- und Nieder-Lichtenau ꝛc. ꝛc.

Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen, des Kirchenraths und Oberconsistorii hochbestalltem Präsidenten, wirklichen Kammerherrn und Ober-Steuer-Einnehmern,

Ihrem gnädigen Herrn,

widmet

diese Sammlung ihrer Schriften

in Unterthänigkeit

Die deutsche Gesellschaft in Leipzig.

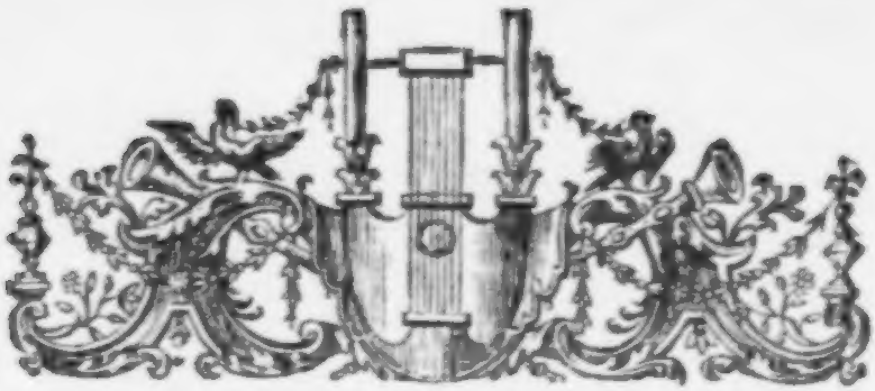

Ode.

Die Muſen, die der Helden Ruhm,
Der ächten Tugend Eigenthum,
In Liedern auf die Nachwelt bringen,
Sind itzund auf Dein Lob bedacht,
Und rüſten ſich mit aller Macht,
Erhöhter Holtzendorf, Dein Weſen zu beſin-
gen.

Der Helden Werk iſt nicht nur Wuth,
Verwüſtung, Morden, Stahl und Glut,
Worauf Bellonens Söhne pochen:
So baut ſich oft die Tyranney,
Durch Grauſamkeit und Raſerey,
Die Seulen ihres Throns aus mürben Menſchenknochen.

Die Mutter von Geduld und Glimpf,
Die Furcht, der blöden Unſchuld Schimpf,
Hat oft den Weihrauch ſehr verſchwendet.
Die Schmeicheley hat ſie beſtärkt:
Allein, wer hat nicht bald gemerkt,
Daß ein erzwungnes Lob die Nachwelt nie geblendet?

Kaum ſchließt ein Wütrich ſeinen Lauf,
So gehn der Welt die Augen auf,
Dann reden die gelöſten Zungen!
Der Ehrenſeulen Blendwerk fällt,
Es heißt: Der war gewiß kein Held,
Der groſſe Schaaren zwar, doch nicht ſich ſelbſt bezwungen.

Wohl euch! ihr Helden beſſrer Art,
Die ihr der Länder Heil bewahrt,
Der Völker Wohl durch Klugheit mehret:
Durch euch beſteht und wächſt ein Staat,
Wenn euer Wink, Geſetz und Rath,
Das menſchliche Geſchlecht den Weg zum Glücke lehret.

Zwar kämpft ihr nicht durch Schwerdt und (Brand:
Doch euer wirkender Verſtand
Schützt kräftiger als Legionen.
Ihr führt Vernunft und Tugend ein,
Und lehrt: Kein Volk kann glücklich ſeyn,
Bey dem nicht Gottesfurcht und Wiſſenſchaften wohnen.

O Holtzendorf! der Wahrheit Mund
Thut itzt der halben Erden kund,
Wie hoch ſie Dein Verdienſt geſchätzet;
Wie Du der Weisheit nachgeſtrebt,
Der Dich Auguſt zur Seiten hebt,
Indem Er Dich zum Haupt im Kirchen::rathe ſetzet.

Nun wird sich Deines Geistes Kraft,
Der Frömmigkeit und Wissenschaft,
Zum Schutz und Trost geschäfftig weisen:
Der freyen Künste neuen Flor
Wird das erfreute Musenchor,
Als die ersehnte Frucht von Deiner Aufsicht, preisen.

Der Einfalt ungestaltes Kind,
An Einsicht schwach, aus Andacht blind,
Der Aberglaube, wird Dich scheuen:
Der Heuchler schlau verkappte Zunft,
Der Glaubensspötter Unvernunft,
Wird Dein verklärter Blick, durch klugen Ernst, zerstreuen.

O Stadt! auf die ganz Deutschland sieht,
Wo Wissenschaft und Handel blüht,
Sey froh, dein Wohl wird ferner wachsen!
Du bleibst hinfort der Weisheit Sitz,
Germanien holt Kunst und Witz,
Und Einsicht und Geschmack noch fernerhin aus Sachsen.

Nimm Du Dich nur der Muſen an,
Zu ihrem Schutz erkohrner Mann!
Die Meiſſens Ehre ſicher machen;
Und für der reinen Mundart Pracht,
Die ganzen Ländern Ehre macht,
Wie für die Zierlichkeit der Red- und Dichtkunſt wachen.

Ich glaube nicht, wenn Neid und Feind,
Dem unſer Fleiß ein Spielwerk ſcheint,
Den Zahn an unſre Lorbern waget:
Er läſtert was er nicht begreift!
Und wenn er Schimpf mit Schimpf gehäuft;
So hat er unſer Thun mit Unrecht angeklaget.

Blick auf dieß Werk mit holder Gunſt,
Hier ſiehſt Du Proben von der Kunſt
Das Lob der Helden zu erheben.
Auguſt, und Sachſens hohes Haus,
Prangt hier durch manchen Lorberſtraus,
Und wird auf ſpäte Zeit in unſern Schriften leben.

Dieß iſt das Werk, das uns ergeht,
Und da wir uns das Ziel geſetzt
Den Ruhm der Tugend zu erhöhen:
O theures Haupt! ſo laß denn itzt,
Da uns Dein neuer Glanz erhitzt,
Auch Deines Namens Preis vor dieſen Blättern
ſtehen.

Leipzig 1738 den
5 April.

Im Namen der ſämmtlichen
Mitglieder

Joh. Chriſtoph Gottſched.
P. P. O.

Ver-

Geneigter Leſer,

Bey dieſer neuen Sammlung von den Oden der deutſchen Geſellſchaft hat man dir nicht viel beſonders zu ſagen. Du wirſt dich erinnern, daß die erſte Sammlung ſolcher Gedichte nunmehro vor zehn Jahren ans Licht getreten: Und da dir dieſelbe nicht misfallen hat, ſo wird dir nunmehro die Fortſetzung davon geliefert. Gefällt ſie dir nur nicht ſchlechter, als die damalige: So wird man ſchon Urſache haben, zufrieden zu ſeyn. Doch man kann ohne alle Eigenliebe noch was mehrers hoffen. Die Geſellſchaft hat gewiß in den nächſtverfloſſenen zehn Jahren manches geſchickte Mitglied bekommen, welches auch in dieſer Art von Gedichten eine ziemliche Stärke beſitzet. Die Namen derſelben werden im Durchblättern

dich ohne Zweifel schon lehren, was du von ihnen zu gewarten hast; und die Durchlesung ihrer Stücke wird deine Hoffnung mehrentheils übertreffen.

Was die Eintheilung dieses Werkes betrifft, so ist sie völlig eben dieselbe, die du schon in dem ersten Bande gebilliget hast. Das I Buch hält die Lob- und Heldenlieder auf gekrönte und durchlauchte Häupter in sich. Das II Buch stellet lauter Stücke dar, die auf Personen aus dem hohen und niedern Adel verfertiget werden. Im III Buche wirst du auf den Mittelstand, von verschiedenen Gattungen, Gedichte finden. Und im IV Buche werden diejenigen Lieder erscheinen, die theils von allerley freyen und gleichgültigen Materien handeln, theils auf Mitglieder der Gesellschaft, sowohl in ihrem Namen, als von einzelnen Mitgliedern abgefasset werden, welche Mannigfaltigkeit dir ohne Zweifel nicht missalien wird. Ueberdem hat man am Ende jedes Buches auch noch einige Cantaten anzuhängen für gut befunden, daher es denn gekommen ist, daß diese Sammlung um 10 Bogen stärker geworden, als der I Band dieser Oden.

Da ich nun dergestalt mit demjenigen fertig bin, was ich in dieser Vorrede zu sagen hatte: So erinnere ich mich, daß unsere vormalige Sammlung der Oden, durch des Herrn de la Motte Abhandlung von der Ode, gezieret gewesen. Damit es also diesem II Theile auch an einem solchen Zierrathe nicht fehlen möge: So bin ich entschlossen, hier vorläufig eine Frage abzuhandeln, wozu mir neulich eben dieser berühmte französische Poete, und große Meister in Oden, Anlaß gegeben hat. Es ist diese: **Ob man auch in ungebundener Schreibart Oden machen könne?** Wer die theatralischen Werke des itztgedachten Dichters, die 1730 zu Paris heraus gekommen, gelesen hat, der wird auch auf der 237sten Seite ein Stücke bemerket haben, so der Verfasser La libre Eloquence, ou Ode en prose, das ist, die freye Beredsamkeit, oder eine Ode in ungebundener Rede, betitelt hat. In der Vorerinnerung giebt uns Herr de la Motte die Nachricht, daß er dieses Stücke gleichsam auf geschehene Aussorderung gemacht habe, um zu beweisen, daß die ungebundene Schreibart sich gleichfalls zu einer gewissen edlen Art des Ausdruckes, und zu

den Zierrathen einer poetischen Schreibart erheben könne. Er hätte sich daher bemühet, eben diese Materie mit allem Prachte, und mit allen Figuren einer Ode abzuhandeln, und solche Schrift in der französischen Akademie, in Gegenwart des Cardinals von Fleury, vorgelesen. Alle Mitglieder hätten ihm, wie er ferner schreibt, ihren Beyfall gegeben, und der Cardinal selbst hätte ihm sein besonderes Vergnügen darüber bezeiget: Daher er sich denn auch die Freyheit genommen, demselben diesen Versuch zuzueignen. Wir wollen itzo vor allen Dingen hören, wie diese so genannte prosaische Ode in unserer Muttersprache klinget, und hernach fortfahren, den Verlauf dieser Sache zu erzählen.

Die freye Beredsamkeit,

oder

Ode in ungebundener Rede,

an Se. Eminenz

den Cardinal von Fleury.

Fleury, du ehrwürdiger Staatsmann! deinen Absichten so lehrwürdig sind, als

sein

ſein Verſtand; der du deinem Könige ſo lieb biſt, als ſeinem Volke, und ſelbſt von allen unſern Nachbarn im Werthe gehalten wirſt; Du, der du keiner Poeten bedarfſt, da die Geſchichte dein Lob über ſich nehmen, und deine Handlungen allen ihren Glanz von ſich ſelbſten haben. Laß dir doch die aufrichtige Verehrung eines Scribenten gefallen, den dein Beyfall ſtolz gemacht hat. Dieß Werk hat dir gefallen: kann ich alſo wohl zweifeln, ob es auch Beyfall finden werde? Ein Weiſer hat den Ausſpruch gethan! Ihr Kunſtrichter, kommt und lernet. Und du, o unſterbliche Ode! ſey kühn wegen dieſer Stimme und wegen deiner Freyheit; und lehre künftig die Poeten das Joch abwerfen, davon du dich zu befreyen das Herz gehabt haſt.

Gleich eigenſinniger und herſchſüchtiger Reim! tyranniſches Sylbenmaaß! Sollen denn meine Gedanken ewig deine Sclaven ſeyn? Wie lange werdet ihr euch darüber die Rechte der Vernunft anmaßen? So bald der Wohlklang und das Tonmaaß es gebiethen, muß man euch Richtigkeit, Nettigkeit und Deutlichkeit aufopfern. Will ich ſie aber hartnäckigt und euch zu trotz beybehalten:

o mit was für Foltern rächet ihr nicht meinen Widerſtand! Die Sonne geht auf und wieder unter; ja ſie geht mehr als einmal auf, ehe ich euch mit einem Einfalle verſöhnen kann, der kaum etliche Augenblicke werth war. Du allein, o du freye und unterwürfige Beredſamkeit, du allein kannſt mich von einer Sclaverey erretten, die der Vernunft ſo ſchimpflich iſt.

Allein was für ein Licht fällt mir in die Augen? Was mag doch die blendende Wolke verdecken, die ſich mitten durch die Luft zu mir nahet? Woher kömmt der ſanfte Thau, den ſie unterwegens ausſtreuet; da ſie doch rings umher mit Feuerſtralen umgeben iſt? O Himmel! ſie öffnet ſich vor meinen Blicken. Ich ſehe eine majeſtätiſche Göttinn, die ſich mit einem einzigen Blicke meines Herzens bemeiſtert. Irre ich, oder nicht? Iſt es wirklich die Beredſamkeit? Ein prächtiger Fürſtenſchmuck umgiebt ihr Haupt. Mit einer Hand wirft ſie Blitze, und mit der andern ſäet ſie Blumen aus. Ihre Haare, die den Winden überlaſſen ſind, flattern mit ungekünſtelten Wellen um ihre Schultern. Ihr durch keinen Gürtel gezwungenes Gewand,

welches

welches ſie putzet, aber nicht beſchweret, glänzet von verſchiedenern und lebhaftern Farben, als womit Phöbus die Wolken malet, wenn er mit allen ſeinen Stralen auf ſie ſpielet. Ein Heer geflügelter Knaben umgiebt ſie. Der eine trägt den tragiſchen Fürſtenſchuh, und iſt ſtolz deswegen; der andere verſucht mit Lachen die comiſchen Pantoffeln; der dritte ſtößt mit kühnem Athem in die laute Trompete; indeſſen daß ein anderer die Schäferflöte aufs zierlichſte ſeufzen läßt.

Ohne Zweifel kennſt du mich, an allem, was mich umgiebt, ſpricht die Göttinn ſelbſt zu mir. Ich bin die älteſte unter allen Muſen. Ich, ich beſitze die unumſchränkte Kunſt, den Willen der Menſchen zu lenken und zu bezwingen; die Geiſter zu erheben und zu erleuchten; die Herzen zu bewegen, und die Einbildungskraft zu entzücken. Kurz, ich bin diejenige Beredſamkeit, die du anrufeſt. Bilde dir aber bey dieſem Namen, ja nicht mit dem Pöbel ein, daß meine Macht nur in die Gerichtsſtäten eingeſchränket ſey, wo ich im Ueberreden herrſche. Mein Reich hat keine Schranken. Ich male nicht nur die Natur mit ihren wahren Farben: Ich gebe ſelbſt den

Erdichtungen eine Wirklichkeit, und erschaffe alles, was ich mir einbilde. Vergebens rühmen sich meine Schwestern der mühsamen Kunst, die sie zu Ergetzung der Ohren erfunden haben; vergebens haben sie sich das Joch der Töne und Abmessungen auferleget, darüber du seufzest: Sie können doch nicht Beyfall finden, als in soweit ich sie begeistere; und die Wunder, derer sie sich rühmen, sind vielweniger den gezwungenen Annehmlichkeiten, womit sie sich putzen, als den wahrhaften Schönheiten, die ich ihnen leihe, zuzuschreiten. Entsage also dem so langweiligen und eigensinnigen Reime, dem unbändigen Sylbenmaaße, welches unter dem Scheine der Anmuth, oft nur eine Mattigkeit, die gewöhnliche Gefährtinn der Einförmigkeit, verursachet. Du wirst weniger verlieren, als ich dir wiedergeben will. Arbeite unter meiner Aufsicht allein. Wage einen kühnen Flug; da hast du deine Freyheit!

Die Göttin verschwindet vor meinen Augen: Allein an dem göttlichen Feuer, welches mich entzündet, spüre ich ihre allmächtige Gegenwart. Ja ja, ich kann, auch ohne die Beyhülfe der Verse, mich zu den erhabensten Erdichtun-

dichtungen schwingen. Ich kann, als ein neuer Homer, meine Zuhörer mitten in die Feldschlachten versetzen. Sie sollen die Zwietracht hören, die mit einem durchdringenden Gefihren das mörderische Zeichen zum Treffen giebt. Es fliegen schon an allen Enden die blutdürstigen Pfeile; das unerbittliche Schicksal lenket sie nach seinen Schlüssen. Umsonst widersetzen sich die Schilde ihren tödtlichen Anfällen; die Streiter fallen unter Schwerdtern und Lanzen, wie die Aehren unter schneidenden Sicheln. Die Götter selbst beben, wegen der Tage derer, welchen sie das Leben gegeben haben, und kaum sind sie selbst in der Raseren des Gefechtes ihrer Unsterblichkeit gewiß. Jupiter donnert, blitzet, und läßt Blut regnen. Neptun reißt mit dem dreyfachen Zepter, der den Wellen gebeut, ganze Berge aus den Wurzeln, und öffnet den Abgrund der Erden. Die Sonne und die Todten erstaunen, da sie einander erblicken. Das ganze Weltgebäude ist eine Schaubühne voller Wunder, die selbst ihren Urhebern erschrecklich sind. Ein einziger Krieger bleibt, mitten in dieser allgemeinen Erschütterung der Natur, unerschrocken, er triumphiret über Men-

schen

schen und Götter. Das gröſte Wunder von allen iſt ſeine Tapferkeit. Man gebe mir einen neuen Helden! In einer ſo freyen als erhabenen Schreibart, will ich ihn mitten durch Wunderdinge auf den Gipfel der Ehren führen, und indem ich die Einbildungskraft mit den edelſten Dingen erfülle, die heldenmüthige Liebe der Tugend in den Gemüthern anflammen.

Soll ich auf der Schaubühne die traurigen Begebenheiten der Könige, hochmüthige Verſchwörungen, Laſter auf dem Throne, oder Tugenden in Feſſeln darſtellen? Ich werde gewiß meine Helden nicht an die abergläubiſch abgemeſſene Sprache binden, die der Leidenſchaft zuwider iſt. Sie ſollen natürlich, ob gleich edel, nach ihrem Stande, nach dem Naturelle ihres Volckes, nach ihrer beſondern Gemüthsart, nach ihrer herrſchenden Neigung, und gegenwärtigen Leidenſchaft ſprechen. Das Herz eines Oberprieſters ſoll von heiligem Eifer brennen; und die trotzige Hoheit in dem Munde eines Regenten herrſchen. Der Iſraelit ſoll keine andere Staatskunſt, als ſeine Religion; und der Römer keine Religion, auſſer ſeiner Staatskunſt, haben. Dem

einen

einen will ich die morgenländiſchen Prunkwörter; dem andern aber die ſtolze Herzhaftigkeit und faſt wütende Liebe des Vaterlandes beylegen. Der Schmerz und die Freude werden ſich des Aufgeblaſenen und der Spitzfindigkeiten ſchämen. Kurz, alle Leidenſchaften werden keinen andern Schmuck, als ihre eigene Lebhaftigkeit, bekommen; und man ſoll niemals den Urheber durch die Perſonen reden hören.

Du aber, beliebtes Luſtſpiel! bezaubernde Kunſt! die du auch denjenigen beluſtigeſt, der von dir verdammet wird. Mit was für einer widerwärtigen Schreibart verknüpft man doch die Vertraulichkeit deiner Unterredungen und deiner Aufführung. Wie lächerlich iſt es, und wie ſchön würdeſt du es verſpotten: wenn ein Liebhaber nicht das Herz hat, etwas zu ſagen, was ihm der Reim nicht erlaubet; wenn ein Diener, ein gemeiner Kerl, ſo gar in ſeinen Grobheiten, in einen harmoniſchen Wohlklang verliebet iſt. Die Natur wird uns ſo ſehr angeprieſen: Doch warum tritt man ihr denn, gleich beym erſten Schritte, zu nahe! Warum macht man ſich denn eine gezwungene Sprache, die Empfin-

dun-

dungen und Sitten in ihrer natürlichen Art auszudrücken?

Allein durch was für eine pindarische Ausschweifung befinde ich mich plötzlich mitten in den Feldern? Ich sehe die weidenden Heerden in den anmuthigen Auen: Ich höre überall den Klang der Flöten und Schallmeyen. Echo weis nicht, wem sie antworten soll. Sie macht sich der widerwärtigsten Leidenschaften theilhaftig. Sie klagt, sie lacht, sie singt, und scheint aus der Vermischung aller Töne, die sie wiederhelt, neue Gesangweisen zu machen. Was werde ich unter dieser Linde gewahr? Warum stößt diese Schäferinn ihren Hund, der ihr schmeichelt, von sich zurücke? Ach! sie beklagt sich über einen Schäfer, der sie, nach tausend Versicherungen der Beständigkeit, betrogen hat. Nach solcher Veränderung glaubt sie fast, daß alle Liebkosungen gewisse Vorbothen der Untreue sind. Weiter hin malt, nahe am Walde, ein Schäfer die verzogenen Namen der Phyllis und sein selbst in den Sand. Zephir bläst mit einem unbarmherzigen Hauche darüber, und verlöschet seine ganze Arbeit. Der Schäfer erschrickt über die böse Vorbedeutung. Er springt auf,

und

und will mit der Spitze seines Stabes denselben Zug auf die Rinde eines Eschenbaums graben. Das Eisen bricht, und hindert seinen Vorsatz: Neues Schrecken für ihn! Den Augenblick sieht er das geliebte Schäflein seiner Phyllis, welches sich verlaufen hat. Er fliegt hinzu, und will es greifen: Aber das Schäflein, so ihm sonst entgegen zu kommen pflegte, flieht vor ihm. Ach! das ist zu viel, ruft er. Du verräthst mich, untreue Schäferinn! Alle diese Wunderzeichen verdammen dich! Betrügliche Vorbothen! Indem er dem Schafe folgt, kömmt er bis unter die Linde, wo die Schäferinn sich beklagt. Das ist eben die Phyllis, deren Unbestand er beseufzet, und die ihn selbst für untreu hält. Sie ist unruhig geworden, indem sie an dem Stabe des Schäfers ein artiges Gewebe gesehen, so nicht von ihr kam; und welches ihm, indem er schlief, ein leichtfertiges Mädchen, ihn zu erschrecken, angeheftet hatte. O Liebe! ich sehe dich, wie du Beschuldigungen und Verantwortungen anrichtest; ich sehe dich über ihre Empfindlichkeit lachen, und du vergiltest ihnen dieselbe mit den süßesten Entzückungen. Dergestalt will ich nun, ohne alle

Kunſt, und nach der bloßen Natur, die Schmerzen und Ergetzungen der Verliebten ſchildern; und, wenn ich nur die zärtlichen Lieder meiner Schäfer, mit Anmuth abgemeſſen habe: ſo ſoll alles übrige in meiner Schreibart, nach der Freyheit und Einfalt des Schäferlebens, ſchmecken.

Ja, göttliche Beredſamkeit, du allein weiſt die Worte recht zu brauchen. Du erkenneſt, weder mit Gutem noch mit Böſem, etwas anders über dir, als die Vernunft. Die Begriffe geben dir die Ausdrückungen; die Gedanken lehren dich die Redensarten; die Richtigkeit und Deutlichkeit geben dir Wohlklang und Abmeſſung genug. Nur du verſtehſt die Kunſt, alles Unnütze wegzuſchaffen, alles Nöthige zu ergreifen und anzuordnen. Du allein kannſt jedem Gegenſtande ſeine rechte Farbe und genaue Verhältniß ertheilen. Deine Schweſtern haben nur darum aus der Rede einen Geſang gemacht, damit ſie den Mangel deiner Eingebung dadurch erſetzen möchten. Allein, wie ſehr irren ſie! Nichts kan deine Stelle erſetzen; und wo du einmal erſcheineſt, da iſt weiter nichts zu wünſchen.

Verwegner! habe ich nicht zu viel gesaget? Ich höre, daß Polymnia mir meine verwegne Undankbarkeit verweiset. Erkühnst du dich denn, spricht sie, die Gaben, so ich dir verliehen, so zu verachten? Rechnest du dieses schmeichelnde Sylbenmaaß für nichts, darinn ich deine Gedanken wohl hundertmal einzuschließen gewußt? Die künstliche Wiederkehr ähnlicher Töne, wo die Vernunft selbst sich wunderte, daß sie anmuthiger, ob wohl ein wenig gezwungener erschien; kurz, alle die wohlklingenden Worte, die das Ohr der Vergnügungen des Geistes fähig zu machen scheinen? Undankbarer! Und ich soll itzo diese höchste Begnadigung von dir zurücke nehmen?

Vergib mirs, Polymnia! Ich leugne deine Wohlthaten nicht, und erkenne noch itzo alle deine Annehmlichkeiten. Ich weis, wie sehr du auch bey allen den Schwierigkeiten, die du überwindest, zu gefallen pflegst; und daß du zu der natürlichen Wirkung eines vernünftigen Einfalles auch noch die Verwunderung beyfügest, wenn man sieht, daß du ihn, aller Hindernisse ungeachtet, glücklich ausdrückest. Ich weis, daß oftmals der Geist, der durch die Unerbittlichkeit deiner Gesetze auf eine glückliche Art

 gezwun-

gezwungen wird, Schätze entdecket, die er nicht gesuchet hätte, wenn ihm gleich der erste Weg seiner Gedanken gelungen wäre. Ich kenne die Herrschaft, so dir die Gewohnheit über das Gehör erworben hat; und was dir das Gedächtniß schuldig ist, dem du gleichsam durch das Maaß deiner Sylben, und die Vermählung ähnlicher Töne, hülfreiche Ruhestellen verschaffest. Allein laß michs nur gestehen, denn die Wahrheit zwinget mich dazu: Du wirst die Rede nimmermehr so gut, als die freye Beredsamkeit, beherrschen können.

So klingt nun des Herrn de la Motte Versuch einer Ode in ungebundener Rede. Es würde mir viel zu weitläuftig fallen, wenn ich hier noch ferner alles dasjenige beybringen wollte, was bey Gelegenheit dieser poetischen Neuerung vorgegangen. Ich würde erzählen müssen, wie Herr de la Faye, ein anderes Mitglied der französischen Academie, den Herrn de la Motte in einer wohlgerathenen Ode zu widerlegen gesucht; und wie Herr de la Motte ihm für diese Ehre auf eine höfliche Art gedanket. Ich übergehe aber dieses alles mit Bedacht, und will meinen Lesern nur zeigen, wie er auch diese poetische Ode desselben in ungebundne Re-

de

de überſetzt, um dadurch zu zeigen, daß darinnen nicht nur alle Schönheiten der Poeſie unverletzt geblieben wären; ſondern noch auſſer denenſelben ſo mancher neue Zierrath hinzugeſetzet worden, der ſich ſchwerlich in Verſe würde bringen laſſen.

So lautet ſie:

Ode
des Herrn de la Faille
in ungebundene Rede
überſetzt.

Uebler Geſchmack! verächtliches Kind der Gewohnheit, kindiſche Bezauberung des Leſers! Reim, Sylbenmaaß, nichtige Bemühungen! ohne Zweifel hat euch das Volk der Gothen zuerſt erfunden! Nein, ihr ſeyd durchaus nicht die Dichtkunſt. Die von einem ſchönern Feuer ergriffene Seele drückt ſich in freyer Rede weit beſſer aus. Nur in den gröbſten Jahrhunderten haben unſre unwiſſende Vorfahren, die euch nicht für eine menſchliche Sprache anſehen konnten, euch eine Sprache der Götter genennet.

Dieſes iſt die Läſterung, die man ſich erkühn-

ret wieder den Apollo auszustossen. Und wer erkühnet sichs? La Motte selbst, der undankbare Ueberläufer vom Parnasse. Aber umsonst borget sein Irrthum von der feinsten Prose einen scheinbaren Glanz. Er hat seinen Fehler gebüßet, oder sich vielmehr zum voraus beschämet, indem er sich so lange Zeit zu seiner Ehre dem Reime und Sylbenmaaße gewidmet hat.

Nunmehro hat er das Herz zu glauben, eine kühne Prose sey zulänglich, diese Leidenschaften abzuschildern; das heiße die Natur beleidigen, wenn man einen Gedanken dem Reime und Sylbenmaaße unterwirft: Als ob er vergessen hätte, daß Ines de Castro (ein Trauerspiel des Herrn la Motte), vermittelst derselben alle ihre Gemüthsbewegungen den Zuschauern eingeflößet hat.

Wie? So gar die Ode, deren Singweise Polymnia selbst ihren Liebhabern aufgesetzt, ihren ganzen Wohlklang will er verschweren, den sie doch nur den Versen zu danken hat? Anakreon, Horaz und Pindarus haben also den Heliken durch ihre unsterbliche Lieder hintergangen! Ich höre schon die Leyer des Malherbe über die Verachtung ihrer Töne seufzen.

In den ersten Weltaltern gab die Weisheit

ihre

ihre Geſetze in Verſen. Würdige Belohnung der gröſsten Helden! die Verſe prieſen ihre Thaten. Man leſe die Namen, die im Tempel des Gedächtniſſes geheiliget worden; Calliope hat ſie mit eigner Hand angeſchrieben: Und die ihr himmliſcher Griffel nicht mit dauerhaften Zügen eingegraben hat, die ſind auch kaum zu erkennen, wo nicht gänzlich erloſchen.

Durch was für eine Zauberey biſt du denn durchdringender geweſen, als die ganze Kunſt der Redner, o Verskunſt! Octav, der grauſame Octav, der, ohne zu beben, ſein Vaterland mit Metzeln und Morden erfüllete, wird doch durch die wohlklingenden Lieder des göttlichen auſoniſchen Sängers zur Zärtlichkeit bewogen.

Ja Marcellus, du der Welt zu frühe entzogener Held! dein Tod ſelbſt koſtete weniger Thränen, als die Verſe, die nur das Andenken deſſelben erneuerten. O Dichtkunſt, was will denn die Beredſamkeit deiner Macht entgegen ſetzen? Welch Wunder wird ſie anführen? Wird es der hitzige Demoſthenes ſeyn, der nach ſeinem Kopfe ein Volk hinreißet, welches unbeſtandiger iſt, als die Wellen, und ſich noch leichter aufbringen läßt?

Der Mensch, zum Freunde der Symmetrie gebohren, sucht überall ihre Anmuth. Sie allein macht die Schönheit aller menschlichen Kunstwerke aus. Die Tonkunst gewähret unsern Ohren nichts als die Bewegung und symmetrische Ordnung der Töne. Und eben diese Ordnung der Verse ist es, deren doppelte Annehmlichkeit das Ohr und das Herz zugleich, kützelt, und seine Rechte so gar bis auf den Verstand erstrecket.

Allein, spricht man, diese eitle und mühsame Kunst ist ja nur eine mechanische Uebung. Der Verstand findet darinn öfters mehr als ein unüberwindliches Hinderniß. Es zwinget uns entweder der Reim oder das Sylbenmaaß. Oft sucht man sehr lange, aber umsonst ein Wort, welches beyde vereinigen soll. Hier ist die Vernunft einem Ausdrucke zuwider, und dort verwirft die poetische Sprache das eigentliche Wort, daraus sich die viel gescheidtere Prose eine Ehre gemachet hätte.

Doch wie preiswürdig ist nicht der Weise, der sich zu dieser Arbeit erniedriget, um der Vernunft desto besser zu dienen! Er kann die Astrea wiederum in die Welt bringen, und die Menschen werden sie liebenswürdig finden, so

bald

bald ſie ſich durch die Hand der Muſen wird geſchmücket haben. So nimmt ſonſt ein Kind von der Hand ſeiner Mutter das heilſame Getränke, darinn ihm ein wenig Süßigkeit das Bittre verſtecket hat.

Selbſt durch den Zwang, der den Verſtand einzuſchränken ſcheinet, erreichet dieſer die glückliche Stärke, die ihn zu einem höhern Fluge geſchickt macht. So erhebt ſich ſonſt das durch enge Röhren gedruckte Waſſer, nur mit deſto gröſſerer Kraft, in die freye Luft. Und ſo dient die Strengigkeit der Regeln nur zur Verſchönerung der Verſe, und wird daſelbſt, ſo zu reden, die Mutter der Annehmlichkeiten.

Nein nein, die Arbeit iſt nicht ſclaviſch, ſo bald man ſie nur der Vernunft zum Beſten unternimmt. Sie allein gebe euch, ſo wohl den Inhalt, als die Schreibart an die Hand. Sinnet nach, beſſert aus, verändert oft: Niemand genießt ohne Mühe die Gaben Apollons. Die Arbeit iſt das Räuchwerk, ſo dieſer Gott fordert: Mit dieſem Bedinge leihet er ſeine Leyer, und dadurch verſchwinden alle Schwierigkeiten.

Dieß iſt nun die Vertheidigung der Verskunſt, in eben dieſer freyen Schreibart. Nun

würde ich noch einen weitläuftigen Auszug aus der langen Abhandlung machen müssen, die er dieses zu behaupten hinzugesetzt. Allein dieses alles würde dießmal für eine bloße Vorrede zu langweilig seyn; und es kann vielleicht mit nächstem bey andrer Gelegenheit in einer völligen Uebersetzung dem geneigten Leser mitgetheilet werden.

Vorizo will ich meine Gedanken von dieser Sache kürzlich eröffnen. In dem Streite dieser beyden geschickten Poeten kömmt es meines Erachtens auf drey Fragen an: I) Ob man in ungebundener Rede auch so lebhaft, feurig und erhaben schreiben könne, als in Versen? II) Ob man in freyer Schreibart nicht manches leichter und ungezwungener ausdrücken könne, als in der gebundnen? Und III) ob man eine so feurige und erhabne Prose, die voll poetischer Zierrathe ist, eine Ode nennen könne?

Was die erste Frage anlanget, so wird dieselbe wohl niemand leugnen, der die besten Redner der alten und neuern Zeiten gelesen hat. Das Feuer in den Ausdrückungen und die edle Hoheit der Gedanken entsteht aus einem muntern und lebhaften Kopfe, der an

Ein-

Einbildungskraft, Witz und Verſtand eher einen Ueberfluß als einen Mangel hat; überdem aber von ſeiner vorhabenden Sache ſo eingenommen iſt, daß gewiſſe Gemüthsbewegungen in ihm entſtanden ſind, die er ſich in aller ihrer Stärke zu zeigen befleißiget. In ſolcher Verfaſſung aber kann ſo wohl ein proſaiſcher als ein poetiſcher Scribent ſtehen. Es kömmt nur auf die natürliche Fähigkeit, auf die Umſtände, auf die Veranlaſſung, und auf die Wichtigkeit der Materien an, davon ein Scribent ſeine Gedanken auslaſſen will. Ein Demoſthenes ſchreibt, in ſeinen philippiſchen Reden wider den König Philippus, ſo feurig und erhaben, als wenn Pindarus von dem Könige Hiero eine Ode macht. Und wenn ich des Cicero Reden wider den Catilina oder wider den Antonius leſe, ſo finde ich faſt noch mehr Feuer, Witz und Hoheit darinnen, als in der beſten Ode des Horaz. Es iſt alſo gewiß, daß eben derſelbe Geiſt, der einen großen Poeten macht, auch einen lebhaften Redner hätte hervorbringen können, wenn es ihm an Unterricht und Uebung nicht gefehlt hätte. Und Juvenal, der vorher ein berühmter Sachwalter in Rom geweſen, ehe er ſich

auf die Poesie gelegt, wird ohne Zweifel eben so feurig in ungebundner Rede geschrieben haben, als er nachmals in Versen die Laster bestrafet hat. Wäre ja noch ein Unterscheid zu bemerken, so wird es dieser seyn, daß ein Redner zu mehrerm Zusammenhange in der Schreibart, zu mehrer Ordnung und zu mehrern Vernunftschlüssen verbunden ist, als ein Dichter; zumal wenn dieser eine Ode schreibt. Denn weil dieser gleichsam aus Eingebung der Musen, oder sonst einer Gottheit redet, oder schreibt: so ist er zu keinem andern Zusammenhange verbunden, als den ihm eine aufgebrachte Einbildungskraft an die Hand giebt. Und daher kömmt es denn, daß die poetische Schreibart eines Pindarus so geistreich, und so feurig zu seyn scheint. Weil man oft nicht sagen kann, wie der Poet von einem aufs andre gekommen ist? So muß man glauben, daß ihn ein höherer Trieb, als den ein Redner fühlet, dahin gerissen habe.

Was die andre Frage betrifft; so ist es gleichfalls nicht zu leugnen, daß man nicht in ungebundner Rede viel freyer seinen Gedanken folgen könne, als in der gebundnen. Ein Redner kann alles, was ihm einfällt, sagen; denn

denn es fehlt ihm an Worten nicht, dasjenige auszudrücken, was er denkt: Und er darf ſich, zumal in hitzigen Affecten, über den Wohlklang derſelben den Kopf nicht zerbrechen. Er verfolgt alſo ſeine Gedanken, ſo lange es ihm gut dünkt; nichts hemmt ihren Lauf, und ſeine Zunge ſtockt nicht eher, als bis ers ſelbſt für gut anſieht abzubrechen, oder was anders zu ſagen. Allein mit einem Poeten geht es ganz anders. Er hat oft die ſchönſten Einfälle; allein ſie gehen nicht in den Vers. Er kann keine Wörter finden, ſie ſo kurz zu ſagen, daß ſie in dem vorgeſchriebenen Sylbenmaaße Raum hätten: Oder welches noch ärger iſt, er kann kein Reimwort finden, welches ihm dieſen Gedanken ungeſchwächt vorzutragen erlaubt. Er bringt alſo etliche Minuten, ja wohl länger, vergeblich zu, und muß doch wohl endlich den ſchönſten Einfall fahren laſſen, und etwas ſchlechters ſagen, das ſich beſſer in den Vers bringen und reimen läßt. Unterdeſſen iſt ihm die erſte Hitze der Einbildungskraft entweder verſchwunden, oder doch ſehr erkaltet. Der Verdruß über die mislungene Arbeit macht ihn noch wohl dazu unmuthig: Er wirft oft ſein Papier überſeite; bis ihm ein ander-

mal

mal wiederum die Luſt ankömmt, Verſe zu machen. Es iſt wahr, daß dieſes alles einem Dichter nicht jederzeit begegnet. Es iſt auch wahr, daß es dem einen öfter als dem andern; und zu mancher Zeit mehr, als zu einer andern, wiederfährt. Allein ſo viel iſt gewiß, daß ſich wohl kein einziger Poet wird rühmen können, daß ihm dieſes niemals wiederfahren wäre. Es bleibt alſo wohl dabey, daß ein Redner in ſeinen Gedanken viel freyer und ungehinderter fortfahren könne, als ein Poet; und der einzige Herr von allen ſeinen Ausdrückungen ſey: da dieſer ſich nach dem Zwange des Sylbenmaaßes und der Reime richten muß.

Alles, was man dawider ſagen kann, iſt dieſes, daß dieſer Zwang zuweilen auch zu Einfällen verhilft, auf die man ſonſt nicht gekommen wäre. Dieſes kann man zugeben, ohne dem obigen Satze Abbruch zu thun. Es bleibt aber noch allemal die Frage, ob dieſe neuen Einfälle ſo gut ſind, als die man ihrenthalber hat fahren laſſen? Und geſetzt, daß ſie an ſich gut wären; ſchicken ſie ſich auch ſo gut auf die Stelle und in den Zuſammenhang, wo man ſie hinſetzen muß? Mich dünkt, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. In dem flüßigſten Poeten

getraue ich mir Zeilen zu zeigen, die ſich ſehr ſchlecht dahin ſchicken, wo ſie ſtehen, und alſo deutlich verrathen, daß ihr Urheber ſie nur dem Reime zu gefallen gemacht hat. In Günthern wird man dieſes ſonderlich wahrnehmen, wie z. E. von der Ode auf den Prinzen Eugen in unſern critiſchen Beyträgen erwieſen worden. Wo bleiben nun noch die Verkehrungen der Wortfügung, die falſchen Ausdrückungen und Fehler wider die Sprachkunſt, die um der Verſe halber gemacht, und geduldet werden? Man vergleiche alle dieſe Flecken der Verſe mit allen den guten Einfällen, die durch das Sylbenmaaß und den Reim veranlaſſet worden: So wird man geſtehen müſſen, daß die Zahl des Guten von dem Böſen weit übertroffen wird; und die ungebundene Rede alſo einen unendlichen Vorzug vor der poetiſchen Schreibart behält.

Allein ganz anders ſieht es aus, wenn wir nun endlich auf das dritte kommen: Ob nemlich auch eine ſolche feurige Schrift in ungebundener Rede eine Ode heißen könne? Hier kann ich dem Herrn de la Motte unmöglich recht geben. Es iſt zwar nur der Streit um einen Namen; und alſo ſcheint es wenig zu

beden-

bedeuten zu haben, ob man ein Ding so, oder so nennet. Doch, da manches Ding einen Namen hat, der sein Wesen oder seine Natur gewisser maaßen ausdrücket: so ist es auch vernünftig, denselben nur solchen Sachen beyzulegen, die von eben derselben Natur sind. Ein Lied heißt ja bey uns Deutschen eine Anzahl von Strophen, die nach einer Melodie gesungen werden können. Wollte ich nun eine Cantata ein Lied nennen, so würde ich sehr übel thun; denn sie hat obige Eigenschaft nicht. Eben so heist Ode im Griechischen ein Lied, das zum Singen gemacht ist, und zum wenigsten gesungen werden kann. Eben so haben die Lateiner und alle heutige Völker, die von den freyen Künsten was wissen, dieses Wort eingeführet und gebrauchet. Des Herrn de la Motte freye Beredsamkeit aber, sie mag in ungebundner Rede noch so viel Wohlklang haben, wird niemals nach einer oft wiederholten Melodie gesungen werden können. Daher ist dieselbe keine Ode zu nennen.

Vielleicht wendet man mir ein, daß man die Schriften der Gelehrten nicht nach ihrer äußerlichen Gestalt, sondern nach ihrem innern Wesen beurtheilen müsse. So habe

z. E.

z. E. Ariſtoteles, den Empedokles aus der Anzahl der heroiſchen Poeten heraus genommen, ob er gleich ſeine Naturlehre in heroiſchen Verſen geſchrieben: Und Fenelon unter den neuern wäre billig unter die Verfaſſer der Heldengedichte zu zählen, ob ſein Telemach gleich nicht in Verſen abgefaſſet worden. Wem dieſer Einwurf wichtig bedünket, der merke ſich nur den Unterſcheid der Ode und des Heldengedichtes an. Dieſes hat freylich ſein Weſen der Fabel und innerlichen Einrichtung zu danken; jene aber hat keinen ſolchen beſtimmten Inhalt: Sondern alles, was ſich ſtrophenweiſe nach einer Melodie ſingen läßt, es ſey luſtig, traurig, epiſch oder tragiſch, verliebt, ſatyriſch, moraliſch oder geiſtlich, das heißt eine Ode. Und dieſes erſtrecket ſich ſo weit, daß auch Taſſo, da er ſein befreytes Jeruſalem in zehnzeilichten Strophen abgefaſſet, die allerdings nach einer Melodie geſungen werden können; ein jedes Buch ſeines Heldengedichtes einen Geſang genennet: Woraus aber zugleich erhellet, daß es lächerlich ſey, wenn andre, die ihre Heldengedichte nicht ſtrophenweiſe entworfen, ſich eben dieſer Benennung bedienet haben. Es mag alſo Herr

de la

de-la Motte seine obige Schrift nennen, wie er will: Nur eine Ode muß er sie nicht nennen.

Dieses habe ich bey dieser Gelegenheit, von der Neuerung dieses französischen Dichters, erinnern wollen. So viel bleibt indessen auch, nach seinem eigenen Geständnisse, wohl gewiß, daß die Poesie, eben durch den großen Zwang, dem sie unterworfen ist, und der allen Reimschmieden so unerträglich ist, daß sie die Regeln oft aus den Augen setzen müssen, die Ohren überaus einnimmt; und daß die guten Gedanken, die darinn auf eine ungezwungene Art vorgetragen werden, noch einmal so schön klingen, als sie in freyer Rede lauten würden. Und endlich, je schwerer es fällt, die Vernunft und den Reim in ein gutes Vernehmen zu bringen, desto höher hat man diejenigen Dichter zu schätzen, die solches, ohne die Sprache zu radebrechen, thun können. Geschrieben zu Leipzig, den 15 Merz 1738.

Joh. Christoph Gottsched,
P. P. O.

Oden
und
Cantaten.

Das erſte Buch.

Die erſte Ode.
Ueber das prächtige Feldlager bey Zeithayn; im Jahre 1730.

von

M. Adam Bernhard Pantken,
aus Schleſien.

Nur Muth gefaßt! Itzt iſt es Zeit,
Ein hohes Heldenlied zu wagen.
Auguſt, ein Herr voll Tapferkeit,
Hat hier ſein Lager aufgeſchlagen.
Dort wohnt er ſelbſt; hier liegt ſein Heer;
Hier ſchimmert Panzer und Gewehr;
Hier ſchimmert es mit hellem Blitze;
Dort hört man der Trompeten Hall,
Der Trummeln Klang, der Pauken Schall;
Dort kracht und donnert das Geſchütze.

Ich sehe Lager und Gezelt
In Ordnung und Bereitschaft stehen;
Ich höre manchen tapfern Held
Der Untergebnen Muth erhöhen.
Ich treffe beydes, Roß und Mann,
In auserlesner Schönheit an,
Und voller Uebung, Muth und Stärke.
Wahrhaftig! so ein muthig Heer,
Und wenn der Feind unzählbar wär,
Verrichtet lauter Wunderwercke.

Drum auf, ihr Musen! eilt dahin,
Wo so viel tausend Fremde leben;
Und ganz erstaunt, mit frohem Sinn,
Der Sachsen weises Haupt erheben.
Ja eilt! setzt allem eifrig zu!
Dann sucht mir auch bey stiller Ruh
Mein Herze lebhaft zu entzücken.
Entdeckt mir, was man hört und sieht,
Und lasset mir ein Heldenlied
Von Friedrich Augusts Heere glücken.

Ihr thuts! ich fühle schon die Gunst;
Ihr hört mein ehrerbiethig Flehen;
Und euer Trieb verstärkt die Kunst,
Nachdem ich alles selbst gesehen.
Wie majestätisch ist August!
Sein Heldenblick belebt die Brust,
Und setzt die Ehrfurcht in Erstaunen.
Hier, wo er Land und Volk beschützt,
Erschallt der Trieb, der mich erhitzt,
Aus Mörsern, Böllern und Carthaunen.

Dieß Feld, wo mancher Martisſohn
In aufgeſchlagnen Zelten wohnet,
Wird mir zum wahren Heliken,
Auf dem verißt mein Phöbus thronet.
Ihr Sinnen! wie vertieft ihr euch?
Wie werd ich nicht ſo feuerreich?
Was fühl ich nicht für Trieb und Flamme?
Mich rührt, durch ſeine Seltenheit,
Der tapfre Mavors dieſer Zeit,
Aus Wittekindes Heldenſtamme.

Ja ja, unſterblicher Auguſt!
Geprieſner König der Sarmaten!
Du biſt, und bleibſt der Menſchen Luſt,
Der wahre Schmuck der Potentaten.
Der Pohlen Reich, der Sachſen Land
Hat lange ſchon den Preis erkannt,
Den Preis, mit dem dein Name pranget.
Dein Freund, dein Haus, dein Unterthan,
Sieht itzt mit neuer Ehrfurcht an,
Was er für friſchen Glanz erlanget.

Wer ſieht, wer lobt doch wohl dein Heer,
Der dich nicht auch erheben ſollte?
Und, wenn er noch ſo neidiſch wär,
Der Sachſen Glück nicht rühmen wollte?
Wer rühmt es wohl, der nicht auch dich
Mit ſtiller Demuth, erſt bey ſich,
Und dann mit tauſend Worten preiſet?
Durch die er deines Lagers Pracht,
Und was dich ſonſt unſterblich macht,
Den weitentfernteſten Völkern weiſet.

O lenke doch, gekrönter Held!
Der hohen Augen ſcharfe Blicke
Von Mann und Roß, Geſchütz und Zelt,
Auf jenes dichte Volk zurücke;
Auf jenes Volk, das Tag und Nacht
Mit ſtarken Reihen zugebracht,
In unermüdetem Vertrauen:
Ein Wunderwerk der neuen Zeit
An deines Lagers Seitenheit
In Zeithayns Feldern anzuſchauen.

Hilf Himmel! wie erſtaunt ihr Geiſt!
Indem ſie ihm nun nahe kommen.
Was Ehrfurcht, was Verwundrung heißt,
Hat gleich die Herzen eingenommen.
Nun glauben wirs, dieß iſt ihr Wort,
Kein Reich, kein Fürſtenthum, kein Ort,
Sey Sachſens Grenzen gleich zu ſchätzen.
Wo iſt ein Held und Potentat,
Den Muth, Verſtand und kluger Rath
An Friedrich Auguſts Seite ſetzen?

Erlaubt es immer, ohne Neid,
Ihr Helden der verſtrichnen Tage!
Daß unſrer Zeiten Trefflichkeit
Vor euch den erſten Preis erjage.
Trotzt auf das tapfre Griechenland!
Macht Roms geprieſnen Muth bekannt!
Erhebt Carthagens Macht und Stärke!
Es reicht doch, was ſie ausgedacht,
Es reicht doch ihre größte Pracht
Nicht an Auguſts erhabne Werke.

Der Ruf durchdringt die halbe Welt,
Und preiſt den Ruhm von ſeinem Heere;
Es dringt ſein Schall vom kalten Belt
Bis zu dem heißen Mittelmeere.
Dort, wo der Tagus goldreich iſt,
Wo Seyne, Po und Themſe flieſt,
Erſchallt der Ruhm der tapfern Sachſen;
Man ſieht an Conſtantinus Stadt,
Ja um den flüchtigen Euphrat,
Der Wittekinden Lorbern wachſen.

Ihr Wachsthum ſteigt noch mehr empor,
Indem ihr Eifer gleichfalls ſteiget;
Dort, wo Auguſt des Landes Flor
Durch auserleſne Mannſchaft zeiget.
Ein zahlreich Heer, dem Muth und Kraft
Stets neue Siegeskränze ſchafft,
Entdeckt ſich an der Elbe Strande.
Es bleibt Bellonens Eigenthum.
Es ſchützt die Ruh; es mehrt den Ruhm
Von dem berühmten Vaterlande.

Kleid, Alter, Stand, iſt vielerley,
Doch einerley iſt Muth und Herze.
Dieß bleibt dem Könige getreu,
Und macht die gröſte Müh zum Scherze.
Wenn Feuer, Dampf und Knall uns ſchreckt:
So bleibt es dennoch aufgeweckt,
Und in dem Eifer unverdroſſen;
Denn mitten unter Roß und Mann,
(Man ſieht es jedem Antlitz an)
Hat ſich die Großmuth eingeſchloſſen.

Wen red ich an? Wer iſt bey mir?
Wer nennt mir die erlauchten Helden?
Sie gehn, ſie eilen allen für;
Wer kann wohl ihren Ruhm vermelden?
Ihr Herz entbrennt vor Tapferkeit;
Ihr Auge winkt, ihr Mund gebeut:
Sogleich gehorchen Martis Söhne.
Kaum rufen ſie, kaum ſchallt der Ton:
Habt Acht! gebt Feur! ſo hört man ſchon
Der Waffen ſchwirrendes Getöne.

O Graf! den Muth und Weisheit ziert!
Du Haupt der ſächſiſchen Soldaten!
Was dir ſo ſchönen Ruhm gebiert,
Erkennen ja auch fremde Staaten.
Der Sachſen Land iſts nicht allein,
Dein Ruhm nimmt tauſend Oerter ein,
Und vielmal hundert tauſend Seelen:
Er dringt durch die bewohnte Welt,
Vom Mittelmeere bis zum Belt,
Ja gar in Plutons düſtre Hölen.

Prinz! dem der Sachſen göttlich Blut
In ſeinen Fürſtenadern fließet;
Prinz! dem der Sachſen Heldenmuth
Gefahr und alles ſtets verſüßet;
Prinz Adolph! deines Hauſes Luſt,
Du Freude für Bellonens Bruſt,
Du Ausbund recht erlauchter Helden!
O könnt ich deiner Thaten Preis,
Den dem ſo manches Volk ſchon weis,
In tauſend hohen Verſen melden.

Auch

Auch ihr! Ihr Helden! Die ihr hier
Des ſchönſten Kriegsvolks Führer heißet;
Die eine kluge Ruhmbegier
Zum Kampfe ſpornt, zum Siege reißet.
Rutefsky! ſtark an Leib und Muth;
Graf Moritz! tapfres Heldenblut,
Und wie ihr euch noch ferner nennet:
Wie gerne trüg ich euren Ruhm
In Famens graues Heiligthum!
Vor dem mein ganzes Herz entbrennet.

Was fühl ich? welche Leidenſchaft
Bemeiſtert itzt die muntren Sinnen.
Itzt brauch ich Stärke, Geiſt und Kraft,
Soll ich noch weiter was beginnen.
Ihr Augen! zieht euch nur zurück!
Ihr ſeht es wohl: Auch nur ein Blick
Gebiert auf einmal, Furcht und Schrecken:
Hier wird uns völlig offenbart;
Daß öfters Seelen großer Art
In groß und ſchönen Leibern ſtecken.

Was hör ich? der Trompeten Klang,
Der Pauken raſſelndes Getöne.
Was ſeh ich? beydes Ritt und Gang
Der wohlbewehrten Martisſöhne.
Wer iſt, der ihren Schmuck erklärt?
Hier geht der Mann und dort das Pferd,
Mit feſtem Fuß, mit ſtarken Schritten;
Seht! ein ſo ſtark bewaffnet Heer
Wird auch der Erde ſelbſt zu ſchwer;
Sie zittert unter ſeinen Tritten.

O hätt ich ſo viel Kunſt, als Fleiß,
Ich wollte ſie aufs höchſte treiben,
Um eures Anſehns ſeltnen Preis,
Ihr muntern Kämpfer! zu beſchreiben.
Wie würde nicht der Garden Pracht
Durch dieſes Blatt bekannt gemacht!
Wie rühmt ich euch, ihr Granadirer!
Wie reich an Zärtlichkeit und Luſt
Erhüb ich die geſetzte Bruſt,
Ihr männlich ſtarken Küraßirer!

Erlaubt mir! daß ich euer Bild
Mir noch einmal vor Augen ſtelle,
Damit, was mich gefeſſelt hielt,
Auch noch aus dieſer Schrift erhelle.
Mich deucht, ich ſehe noch den Ort,
Die Pferde ſchreiten munter fort,
Der Küraß rauſcht und ſchwirrt von weiten;
Indeſſen ſieht der Augen Paar
Den Anmarſch einer tapfren Schaar
Von eitel wohlgeſtalten Leuten.

O du! der Perſer größter Preis!
O du! der Amazonen Beute!
O kämpfte dein erhitzter Fleiß
Mit dieſen Feinden nur auf heute!
Es wiche bald der Freyheit Gold,
Wär dieſes Heer in deinem Sold,
Von jenen wilden Amazonen.
Die Schönheit brächte hier Gefahr;
Wo ſonſt der Muth zu Hauſe war,
Da würde hier die Liebe wohnen.

Wie gerne bäth ich euch aufs neu,
Ihr Muſen! meinen Kiel zu ſchärfen.
Um aus der muntren Fechter Reih
Ein jedes Mannsbild zu entwerfen.
Wie gerne ſäh ich doch recht gut
Des Leibes Pracht, des Geiſtes Muth,
Der Augen Stral, durch euch, beſchrieben!
Doch nein, zieht immer euren Blick
Von dieſer Mannſchaft bald zurück!
Ihr möchtet euch in ſie verlieben.

O! wär es meiner Kunſt erlaubt,
Verſtorbne Dichter zu beleben!
Es ſollte Maro bald das Haupt
Aus ſeinem Aſchenkrug erheben.
Wie wäre ſeine Fauſt bemüht,
Durch ein unſterblich Heldenlied
Des Heeres Anſehn zu beſchreiben!
Es würd Aeneas Frömmigkeit,
Der Juno Zorn, der Dido Leid
In Zukunft unbeſchrieben bleiben.

Ihr Dichter ſchweigt! der Donner knallt;
Werft euer Seytenſpiel nur nieder.
Es giebt, was aus den Mörſern ſchallt,
Ein zehnmal ſtärker Echo wieder.
Seht Dampf und Blut! welch ein Geſchrey!
Dort rückt der tapfre Feind herbey;
Hier ſtehn die muthigen Beſchützer.
O Sachſen! eile doch herzu!
Hier ſind die Wächter deiner Ruh,
Hier ſind der Freyheit Unterſtützer.

Der Wink von dem, der dich regiert,
Erklärt ſie beyderſeits, für Feinde:
Doch, iſt die That nur ausgeführt;
So ſind ſie gleich die beſten Freunde.
Sie kämpfen nicht ums Eigenthum;
Sie kämpfen bloß um Sieg und Ruhm,
Sie kämpfen nur um ſich zu üben.
Es ſiegt ein jedes Theil beym Schluß;
Nicht minder das, was weichen muß,
Als das, ſo jenes weggetrieben.

Erſchreckt nicht, da ihr ſtreiten ſchaut,
Erſchreckt nicht, da ihr donnern höret,
Ihr! die ihr eure Felder baut,
Ihr! die bisher kein Feind geſtöret.
Indem ihr aber hört und ſeht,
Wie leicht Gefahr und Glück ſich dreht:
So lernet mitten im Ergötzen;
Lernt deren Hand, die euch beſchützt,
Und Blut und Leben oft verſpritzt,
Mit Lieb und Freundſchaft höher ſchätzen.

Ein unerſchrockener Soldat
Verdient ſchon allgemeine Liebe;
Da in Gefahr der ganze Staat
Ohn ihn in tiefem Jammer bliebe.
Wenn ihr zu Hauſe ruhig ſeyd,
Und, wie euch der Beruf gebeut,
Die anvertrauten Felder pflüget:
So trägt er Arbeit und Gefahr,
Und ſtellt euch Ruh und Friede dar,
Wenn er voll Schweiß und Blut geſieget.

Mit was für Beyfall, Ruh, und Luſt
Sieht ſeiner Heldenaugen Weide
Dein allergütigſter Auguſt,
O Sachſen! deine Zierd und Freude.
Ja, könnt es ſeine Majeſtät,
In der ihr ſeinen Purpur ſteht,
Die ihn erhebt, geſchehen laſſen;
Er würd ein jedes Heldenkind,
So viel derſelben vor ihm ſind,
Erheben, küſſen, und umfaſſen.

Sein Freund, der ihm zur Seite ſteht,
Der große Held der tapfern Brennen,
Weis, was der Kämpfer Ruhm erhöht,
Aus ihren Thaten zu erkennen.
O ſeht! was die Empfindung thut.
Es hüpft ſein Herz, es wallt ſein Blut
Vor heldenmüthigem Ergetzen.
Er muß der Sachſen Potentat,
So ſehr er ihn geliebet hat,
Von nun an doch noch höher ſchätzen.

Der Fürſten Herz, der Helden Reih,
Die ſich zum Zuſchaun her erheben,
Fällt Sachſens Heer erſtaunend bey,
Und ſtutzt bey ſeinen Meiſterproben.
Ein jeder Stand erhält den Preis,
Man lobet bald des Führers Fleiß,
Bald auch die niedrigſten Soldaten;
Und endlich ruft man ganz entzückt:
Wo hat man ſo ein Heer erblickt,
Als itzt in Friedrich Auguſts Staaten?

Berühmter Elbſtrom! mühe dich,
Mit Stolz und Hoffart aufzuſchwellen.
Dein alter Ruhm vermehret ſich,
Und wird dich mehr und mehr erhellen.
Der Schiffe Laſt, der Kämpfer Fuß
Verurſacht, daß du, groſſer Fluß!
Dich einer weiten See kannſt gleichen.
Es eilet unter Dampf und Knall
Ein Schiff mit lautem Kriegesſchall,
Das andre feindlich zu beſtreichen.

Wenn hat wohl Sachſens edles Land
Ein ſolches Treffen angeſehen?
Wenn hat es ie ſo viel erkannt,
Als hier auf einen Tag geſchehen?
So viel es aber auch erblickt,
Das Herz und Auge theils entzückt,
Theils fähig iſt, es zu erſchrecken:
So kann es doch bey allem dem,
Nichts was ſo groß und angenehm,
Als Friedrich Auguſt iſt, entdecken.

Ein andrer Held vergnügt ſich auch,
Wie er, an ſeltnen Luſtbarkeiten;
Und will, nach hoher Seelen Brauch,
Mit andern um den Vorzug ſtreiten.
Was hilfts ihn aber? Nichts iſt ſein.
Der Diener richtet alles ein;
Der Unitre muß die Hände winden.
Hier iſts ganz anders. Dir, Auguſt!
Dir giebt man, was du willſt, mit Luſt;
Du kannſt auch alles ſelbſt erfinden.

Herr!

Lernt! die ihr euch, von Zeit zu Zeit,
Als Herrſcher, nach Vergnügung ſehnet,
Und, durch ſo manche Luſtbarkeit,
Vielleicht zur Trägheit angewöhnet;
Lernt bey der Luſt, die Sachſens Held
Und ſeinem Freunde wohlgefällt,
Die wahre Luſt erhabner Herzen.
Sie ſuchen zwar ſich zu erfreun,
Doch, zu der Länder Wohlgedeihn,
Verknüpft ihr Wunſch ſo Nutz als Scherzen.

Die ſchwere Sorge für das Land,
Die Laſt der Herrſchaft, die ſie drücket;
Erfordert manchmal Stilleſtand,
Indem ſich Geiſt und Leib erquicket.
Bey Fürſten geht es fürſtlich zu;
Drum koſtet auch derſelben Ruh
Weit mehr, als bey gemeinen Leuten.
Doch wohl uns! wenn es ſo geſchieht,
Das man, wie hier, auf Vortheil ſieht,
Und nicht allein auf Luſtbarkeiten.

Wie viele Jahre wirſt du nicht,
O Sachſen! an dieß Lager denken;
Und deiner Augen muntres Licht
Noch auf die Ueberbleibſel lenken?
Wie vielmal wird hinfort dabey
Ein hocherhabnes Luſtgeſchrey
Die Helden und ihr Haupt erheben?
Wie vielmal wird davon ein Wald,
Um den die Stücke ſonſt geknallt,
Ein ruhig Echo wiedergeben?

Was wird man nicht dort in Berlin
Von deinen Heldenkindern ſagen?
Der Ruf wird Nachruhm und Bemühn
Bis in die fernſten Oerter tragen.
Es haben dem, was hier geſchehn,
Viel tauſend Fremde zugeſehn;
Und deren Mund wird nichts verſchweigen.
Wie ehrerbietig werden ſie
Selbſt von des Königs weiſer Müh
Bey mancherley Verordnung zeugen,

Mich deucht, ich hör und ſehe ſchon
Den Abriß noch entfernter Zeiten.
Ich höre, Mavors, deinen Ton,
Ich ſeh die tapfern Sachſen ſtreiten.
Ein Prinz, der, wie die Hoffnung ſpricht,
Joſephens Schooß in kurzem bricht,
Und Oeſterreich und Sachſen zieret;
Eilt, oder fliegt vielmehr, voran,
Indem ſo mancher Ritterſmann
Sich um und hinter ihn verliehret.

Indem nun Stambols wilder Stamm,
Durch Sachſens Kraft, den Sieg verſpielet;
Und Galliens verſchlagner Rath
Nicht das gehoffte Glück fühlet;
Indem nun Sachſens tapfres Heer
Mit dem eroberten Gewehr
Sein Land bey der Zurückkunft ehret:
So ruft der Landmann höchſt erfreut:
So viel hat die verſtrichne Zeit
In Mühlbergs Lager euch gelehret.

Du

Da muß der Enkel, den man hier
Zum Theil ſchon auf den Händen träget;
Theils künftig voller Dankbegier
Glückwünſchend in die Wiegen leget;
Da muß er voll Verwundrung ſtehn,
Den neuerfochtnen Sieg erhöhn,
Die Zeitung vielmal wiederleſen,
Und rufen, wenn er dieß gehört,
Daß ſie Auguſtus noch gelehret:
Das iſt gewiß ein Held geweſen!

Macht auch dabey der Aeltern Mund,
Mit ehrerbiethigem Geſichte,
Ihm dieſes Lagers Schönheit kund,
Als die wahrhaftigſten Geſchichte:
So wird er ganz betroffen ſeyn,
So wird er voll Verwundrung ſchreyn:
Unmöglich kann ich alles gläuben!
So pflegte dort Homerus Gunſt
Mit einer ſchmeichelhaften Kunſt
Der Götter Werke zu beſchreiben.

Was ſeh ich? ſchau ich Ilium
Aufs neu in lichten Flammen brennen?
Muß man der Sachſen Eigenthum
Nunmehr der Teukrer Wohnung nennen?
Die Glut ergreift ſchon den Pallaſt.
Eilt! macht euch doch alsbald gefaßt!
Vertilgt der Flammen wilde Stärke!
Was ſäumt ihr euch? ach eilt! doch nein!
Was mich betreg, das war der Schein
Von jenem großen Feuerwerke.

Der Mond erbleicht ja ſelbſt dafür,
Und giebt ſich faſt, als überwunden.
Der Sterne Glanz verdunkelt hier,
Die man ſo häufig ſonſt gefunden.
Was Friedrich Auguſt ausgedacht,
Erheitert auch die dunkle Nacht;
Itzt gleicht ſie ſich den hellen Tagen.
Ihr Augen! ſeht ihr auch genug?
Ein hurtiger Racketen Flug
Muß hier den andern ſtets verjagen.

So hell ſich hier die Flamme zeigt,
Kann auch Auguſtus Ehre prangen;
Indem ſein Ruhm ſo herrlich ſteigt,
Als hier die Glut empor gegangen.
So häufig hier die Funken ſind,
Die, da das Feuer Kraft gewinnt,
Sich ſprudelnd aus einander theilen;
So vielfach iſt auch, Herr! dein Preis,
Bey deſſen Ruhm, mit ſtetem Fleiß,
Die Dichter ſich entzückt verweilen.

Was iſts doch für ein ſchöner Klang,
Der itzt mir in die Ohren dringet?
Welch ein anmuthiger Geſang!
Den man ſo gar bezaubernd ſinget.
Bald ſchwingt der Schall ſich in die Höh,
Bald ſcheint er mir die wüſte See
Mit ſtarkem Rauſchen vorzuſtellen.
Bald zeigt die Tonkunſt ſich verwirrt,
Indem ſie regelmäßig irrt
Bey hundert künſtlich ſchönen Fällen.

Wer iſts? Die Muſen ſind es nicht.
Kann ſich auch Mars mit ihnen freuen?
Wie dunkel iſts! es fehlt das Licht;
Bald werd ich die Sirenen ſcheuen.
Doch nein! ihr Klang iſt gar zu ſchön.
Wer kann ihn nach Verdienſt erhöhn?
Drum will ich länger noch verziehen.
O wie beweglich klingt es itzt!
Wie langſam, hurtig, wie erhitzt!
Wie künſtlich iſt doch ihr Bemühen.

Sie eilen auf den Schiffen fort;
Die Wälder folgen ſelbſt zur Seite.
Auch ich verlaſſe meinen Ort,
Was? Orpheus! lebſt du dennoch heute?
Doch ſtill! auf einmal hört man auf;
Der Stimme Hall, der Seyten Lauf
Iſt beydes auf einmal verſchwunden.
Die dunkle Nacht, die Müdigkeit
Erinnert uns der Schlafenszeit,
Und der vergnügten Ruheſtunden.

Ihr Muſen! ruhet auch nebſt mir;
Mars giebt uns weiter nichts zu ſchaffen.
Der große Raſttag bricht herfür,
Es ruhen ſchon die blanken Waffen.
Das Heer iſt ruhig und beglückt;
Man macht ſich allbereits geſchickt
Zum Aufbruch ſich bereit zu machen.
Ein ieder denket an ſein Haus;
Es ſchmückt ſich manches Kind ſchon aus,
Den liebſten freundlich anzulachen.

Drum ruh ich auch; doch voller Luſt
Werd ich noch oft zurücke denken,
Und dir, du prächtiger Auguſt,
Noch manch demüthig Loblied ſchenken.
O wüßt ich nur bereits gewiß,
Es ſey des Lagers Schattenriß,
Den ich gemacht, recht wohl beklieben
Der irrt nicht, welcher mir getraut.
Dieß Auge hat es angeſchaut;
Mit dieſer Fauſt hab ichs beſchrieben.

* *

Die II. Ode.

An Seine Königl. Majeſtät in Pohlen,

Auguſtus den Dritten,

als Dieſelben

Ihro Rußiſch-Kaiſ. Maj. Krönungsfeſt

in Warſchau 1735 feyerten.

Gottlob Friedr. Wilh. Junker, Prof. Polit.

August iſt ſo viel Kronen werth,
Als glücklich er die Seinen machet!
Mein König, deſſen Beyſpiel lehrt,
Daß Gott für die Gerechten wachet;
Du feyerſt deiner Freundinn Feſt,
Der Fürſtinn, die ein Denkmaal läßt,
Das Neid und Eitelkeit verhöhnet.
Laß dem Ergetzen freyen Lauf;
Der Schickung Beyfall ſchließt nun auf,
Sie ſey auch dir zu gut gekrönet.

Du eiferſt für ihr Wohlergehn.
Mein Geiſt wird itzt von euch entzündet;
Er ſieht, der Bund wird ewig ſtehn,
Der ſich auf die Gemüther gründet.
Herr, laß mich ſingen wie ich ſoll!
Ich bin von ihrem Bilde voll,
Das nicht genug gerühmt kann werden.
Sie iſt der Seelen Königinn,
So, wie verehrte Kaiſerinn,
Des fünften Theils der ganzen Erden.

Kein Held hat mehr Beſtändigkeit
In Wort und Thaten ausgeübet,
Als ſie, bey zweifelhafter Zeit,
Der Nachwelt zu bewundern giebet.
An ihr merkt ſelbſt des Friedens Feind,
Daß Gott, was dieſer wagt und meynt,
Nicht über unſern Nord verhenget.
Er iſt uns niemals fürchterlich,
Wenn ihre ſtrenge Tugend ſich
Noch weiter in das Weltſpiel menget.

Ihr Trieb zum Beſten kann nicht ruhn,
Und wirkt ſo redlich als bedächtig;
Doch nur den Menſchen wohl zu thun,
Beweiſet ſie, ſie ſey ſo mächtig.
Wohin ſie ſchaut, wohin ſie tritt,
Da kömmt auch gleich der Segen mit,
Und zeigt, wozu ſie auserkohren.
Bey dieſer Wahrheit, dieſem Heil,
Hat ihrer Gegner Aſſtertheil
Schon oft Panier und Feld verlohren.

Nun ſoll bald der gepreßte Rhein
Des Siegsglücks ihrer Legionen,
Ein fremd- und froher Zeuge ſeyn,
Und an den Reben ruhig wohnen.
Der Franzen übermüthger Thron
Kennt dreyer Adler Kräfte ſchon;
Izt wird er ſie mit Nachdruck fühlen,
Und der durch ſie entbundne Fluß
Durch einen freudigen Erguß
An ihren Ehrenbogen ſpielen.

Doch,

Doch, ſchwingt mein Geiſt ſich auch dahin?
Zurück in die beliebten Grenzen,
Wo Licht und Recht der Kaiſerinn
Viel näher wirken, näher glänzen.
Ja, dort iſt itzt das Jubelſchreyn
So brünſtig, als wie allgemein
Der Wunſch für ihr beglückend Leben.
Geneigter Himmel, höre doch!
Du ſollſt zu ihrem Ruhme noch
Ein übermenſchlich Alter geben.

Vom Düna, bis wo Lena fließt,
Sind Völker mancherley Geſtalten,
Die, eh ſie noch die Sonne grüßt,
Schon für die Fürſtinn Hände falten.
Allein, Herr, du machſt eben ſo
Heut die erlöſte Weichſel froh,
Die nun recht, wer du ſeyſt, erkennet;
Die deiner Freundſchaft mächtig Band,
Und deinen mildeſten Verſtand,
Die Stützen ihrer Freyheit nennet.

Dein Thron bleibt ein Verſichrungsmaal
Von künftigen Glückſeligkeiten.
Joſepha ſchenkt, wie Iris Stral,
Erwünſchte Hoffnung beßrer Zeiten.
Die trüben Wolken werden klar;
Die Tochter, die ſie jüngſt gebahr,
Stellt vor das Pfand. Es wird gelingen!
Sie ſcheinet jener Taube gleich,
Und für dein ganzes Königreich
Des Friedens Oelblatt mitzubringen.

Großmächtigſter, verzeihe hier
Dem Kiel das Bild von fremden Zügen!
Die Treue glaubt, es mehre dir
An dieſem Feſttag das Vergnügen.
Es billigt, gnädigſter Auguſt,
Mein Unterfangen deine Luſt,
Die aus der Pracht und Anſtalt blicket;
Und du bekennſt ja ſelber frey,
Daß Annens Herz noch edler ſey,
Als jede Krone, die ſie ſchmücket.

* *

Die III. Ode.

Auf

Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen

Zurückkunft

nach geendigtem Reichstage 1736.

von

D. Chriſtian Gottlieb Ludwig,

aus Schleſien.

Auf, Muſe! ſäume länger nicht,
Es zwingt dich Ehrfurcht, Treu und Pflicht,
Den Ruhm des Königs zu beſingen;
Erhebe dich durch ſeine Pracht,
Die Schwachheit muß durch deren Macht
Ein feuerreiches Lied erzwingen.
Ja, wag es, denn die kühne That,
Bewegt das annoch ſchwache Feuer;
Apollo giebt dir ſelber Rath,
Und ſtimmet die verlegne Leyer.

Entwich dir neulich nicht Auguſt,
Der Fürſten Schmuck, der Länder Luſt?
Du ſuchteſt ihn nicht zu erheben.
Du haſt ihm nie der Ehrfurcht Zoll,
Den man der Hoheit liefern ſoll,
Aus blöder Zagheit übergeben.
Jetzt wähle dir den großen Sohn;
Geh, leg ein Blatt zu ſeinen Füſſen.
Auf, zeige dich, hier iſt der Thron,
Hier kannſt du ſeinen Purpur küſſen.

Er iſt dem Vater völlig gleich;
Macht, Tugend, Großmuth, Pracht und Reich
Sind unveränderliche Schätze.
Es mehret ſich dieß Eigenthum;
Der Sohn erhebt des Vaters Ruhm,
Und ſchützt der Freyheit Grundgeſetze.
Die Gnade ruft den Unterthan
Von ſeinen ganz verkehrten Wegen:
Denn wo Auguſtus herrſchen kann,
Blüht Eintracht, Ruhe, Glück und Segen.

Wie, Muſe! treibt der Hoheit Blick
Dich durch den hellen Glanz zurück?
Will dir der Ausdruck nicht gelingen?
Hat dich der ſtolzen Krone Pracht
Zum dichten ungeſchickt gemacht,
Will denn kein Heldenlied erklingen?
Wird denn die Kühnheit ſelbſt verzagt?
Ja, zwingt doch Phöbus oft die Seyten,
Und kann, wenn er gleich viel gewagt,
Doch kaum ein würdig Lied bereiten.

Herr, deine Gnade krönet dich;
Ich ſinne nach, ich ſeh auf mich,
Und auf die Menge meiner Pflichten;
Und dennoch kann ich durch kein Lied,
Das deiner Hoheit ähnlich ſieht,
Den Zoll der wahren Treu entrichten.
Die Ehrfurcht ſieht dich ſchweigend an,
Und ſättigt ſich an deinem Blicke;
Und wenn ſie dich bewundern kann:
So geht ſie ſchon vergnügt zurücke.

Ich

Ich ſeh des Landes Wohlergehn
Sich unter deinem Schutz erhöhn;
Ich ſeh das Glück der Unterthanen.
Ich bin ein Fremdling, doch voll Treu,
Und will mir ſonder Schmeicheley
Den Weg zu deinem Throne bahnen.
Die Demuth wagt den freyen Schritt,
Ich muß mich vor dem Glanze beugen;
Weil, da dein Fuß in Sachſen tritt,
Die Bürger Luſt und Freude zeigen.

Die Liebe zeigt die Zärtlichkeit
Durch einen innerlichen Streit,
Den oft die Furchtſamkeit erwecket.
Wir ſahen dir mit Thränen nach,
Und wo dein Muth durch alles brach,
Da haben wir Gefahr entdecket.
O Himmel! wird des Königs Haupt
Bey ſo viel harten Ungewittern
Uns durch der Bosheit Rath geraubt?
Wer wird bey ſolcher Angſt nicht zittern?

Du ſtundeſt feſt und unverzagt;
Du hatteſt nicht zu viel gewagt;
Dich führten Tapferkeit und Liebe.
Die Untreu floh, und ſchämte ſich,
Die Treue kam, und küßte dich;
Dein Blick bezwang die wilden Triebe.
Dein hoher Geiſt ſchenkt uns die Ruh,
Und kann uns völlig glücklich machen.
Wir ſehen nicht ſo weit als du,
Du überdenkſt die ſchwerſten Sachen,

Du haſt durch Gnädigſeyn geſiegt,
Du biſt, wie Titus, ſtets vergnügt,
Wenn ſich der Tag mit Wohlthun endet.
Hat etwan dein erleſnes Heer,
Hat ihr gewaltſames Gewehr
Dir die Gemüther zugewendet?
O nein, ſo ſiegt mein König nicht!
Er zwingt den Feind mit eigner Stärke
Und wenn Auguſtus winkt und ſpricht,
So thut er lauter Wunderwerke.

So wie des Meeres wilde Fluth,
Bey ſtolzer Winde toller Wuth,
Noch immer raſet, tobt und brüllet,
Die hohen Wellen grauſam thürmt,
Den unbewegten Fels beſtürmt,
Und ſich durch keine Stärke ſtillet;
Doch wenn ein leichter Wind ſich regt,
Wenn Glanz und Stral die Fläche ſchmücket,
Sich wiederum zur Ruhe legt,
Und Wuth und Raſen unterdrücket:

Nicht anders wirkt dein Gnadenblick;
Er bringet lauter Ruh und Glück,
Und dämpft die ſtürmiſchen Gemüther.
Was keine Macht bezwingen kann,
Wird deinen Augen unterthan.
Du ſchenkſt des Friedens reiche Güter.
Der Oelzweig grünt, Gradivus weicht,
Die Fruchtbarkeit bekrönt die Felder,
Und itzo ſchallet wie mich deucht,
Des Friedens Nachruf durch die Wälder.

Herr

Herr, dringt dein Blick ſo mächtig ein,
Wo Feind und Bosheit raſend ſchreyn,
Wie wird er nicht dein Land erquicken?
Ein jeder hebt ſein Haupt empor,
Man eilt herzu, man tritt hervor,
Um dich am erſten zu erblicken.
Der König kömmt! O ſeht die Pracht!
Der Schmuck von hohen Siegeskränzen,
Der ſeine Stirne kennbar macht,
Wird bald in unſern Mauren glänzen.

Es ſieht ein müder Ackersmann
Dich als des Segens Urſprung an,
Er wiſcht den Schweiß von ſeinen Wangen;
Er läuft der großen Straße zu,
Um dich, den Schutzgott ſeiner Ruh,
In tiefſter Demuth zu empfangen.
Er fehlt, und geht betrübt zurück,
Er denkt dich morgen zu verehren:
Und dieß ſo oft gewünſchte Glück
Muß ſeine Freude ſtets vermehren.

Und endlich wird ſein Wunſch erfüllt,
Und endlich wird der Schmerz geſtillt,
Er ſiehet dich nun wieder kommen.
Er dankt dir für die Fruchtbarkeit,
Womit ihn Gottes Hand erfreut,
Er hat ſie bloß für dich genommen.
Der Bürger jauchzt mit froher Luſt,
Er ſieht, auf allen deinen Wegen,
Dein Glück, das Labſal ſeiner Bruſt,
Des Höchſten Schutz, des Himmels Segen.

Herr,

Herr, sieh doch auf den Helikon.
Es stützt sich Phöbus hoher Thron
Auf deine väterliche Gnade.
Die Künste küssen dir die Hand,
Damit der Zeiten Unbestand
Nicht etwan ihrem Wachsthum schade.
Du sollst der Musen Schutzherr seyn;
Dein Ansehn soll ihr Glück erheben;
Du kannst der Weisheit Tempel weihn,
Und wahre Wissenschaft beleben.

Die Fluth, die dort das schöne Land,
Um den beliebten Oderstrand,
Mit wilden Strömen überschwemmet,
Nahm wiederum ihr Ufer ein,
Um dir nicht hinderlich zu seyn;
So ward die Reise nicht gehemmet.
Dort hat das Elend dich erschreckt,
Du sahest nur verheerte Fluren:
Doch als du nur dein Land entdeckt,
Erblickst du nichts als Segensspuhren.

Es jauchzt der Deinen frohes Herz,
Die Munterkeit vertreibt den Schmerz,
Dein Blick verdoppelt unsre Freude.
Ach König, Vater, Fürst und Held!
Du bist ein Wunder unsrer Welt,
Und deiner Völker Augenweide.
Josephens Tugend, Gnad und Geist,
Die Hoffnung königlicher Zweige
Macht, daß man uns so glücklich heißt,
Was sag ich mehr? Genug! ich schweige.

Ihr

Ihr Muſen, habt ihr mich noch lieb,
So ſtärket doch den matten Trieb,
Und laßt mich einſt ein Lied erzwingen;
Um Friedrich Auguſts Gütigkeit,
Um das Vergnügen unſrer Zeit
Mit wahrer Anmuth zu beſingen.
Ja, hab ich dieſes Lied vollbracht:
So will ich an nichts höhers denken,
Und, als ein Zeichen wahrer Pracht,
Die Leyer auf den Pindus henken.

* *

Die IV. Ode.

An die Rußiſche Kaiſerinn,

beym Eintritte in das 1736 Jahr,

von

G. F. W. Junker.

Die Zeit.

Noch lebſt du meiner Wohlfahrt wegen,
Von mir verehrte Kaiſerinn!
Mit deinen Jahren ſteigt mein Segen,
Mit deinen Thaten mein Gewinn.
Aus mir entſprungen deine Tage,
Du aber machеſt ſie beglückt,
Wie mich zu deinem Ruhm geſchickt,
Den ich in meine Zukunft trage.
Dein Adler fühlet Muth und Stärke,
Hebt ſich und fliegt nach Nord und Weſt.
Man preiſt die Größe deiner Werke,
Die ſich ſo ſchwer erleben läßt.
Zu dieſem Vorzug auserkohren,
Glaub ich, daß ich nicht eitel ſey;
Denn man legt nur die Ehre bey,
Du, Heldinn, ſeyſt in mir gebohren.
Es wird wohl ein Geheimniß bleiben,
Was eigentlich mein Weſen iſt,
Und wodurch du ſo hoch kannſt treiben,
Die Tugend, da du irrdiſch-biſt.
An ihre Zahl kann nichts gelangen,
Auch ſelber meiner Stunden Kreis:
So wenig, als noch jemand weis,
Wenn ich mich ehmals angefangen.

Wie aus ſo mancher Nacht und Morgen
Zuletzt noch hundert Jahr entſtehn:
So ſieht man deine vielen Sorgen
Auf lauter Wichtigkeiten gehn.
Sie ſind nur bey dem Weltverfaſſen
An allgemeinem Nutzen gleich:
Doch merkt man, daß wir für dem Reich
Die meiſte Neigung blicken laſſen.

Die Menſchen lieben das Entfernen;
Wie lang hat ihre Kunſt geſucht,
Aus dem verwirrten Stand der Sternen,
Die Ordnung meiner ſchnellen Flucht.
Doch will es ihnen nicht gelingen,
Das längſte Fernglas reichet nicht.
O! nähme doch von dir die Pflicht
Das Muſter, mich wohl hinzubringen.

Gott ſetzet dich zum ſichern Schilde,
Daß ihn der Menſchen Luſt erfreut.
Du biſt ein Theil von ſeinem Bilde,
Wie ich ein Stück der Ewigkeit.
So koſtbar iſt nichts auf der Erden,
Als ich, dem Antlitz und dem Geiſt;
Indem uns nichts die Kraft entreißt,
Ob wir gleich täglich älter werden.

Du ſollſt gewiß ſo lange leben,
Bis deine Großmuth nicht mehr ſiegt.
Ich will dir Glück und Jahre geben,
Sey nur in mir mit mir vergnügt.
Wer kann mein Schickſal beſſer führen,
Als dem vollkommenſter Verſtand?
Daß zwingt auch meine rauhe Hand,
An deine Lorbern nicht zu rühren.

* *

Die V. Ode.

Bey der Vermählung Sr. K. H. Herzogs v. Lothringen mit der älteſten Kaiſerlichen Prinzeßinn.

J. ſ. R. 1736

M. Joh. Joach. Schwabe.

Der Oelzweig grünt; die Myrte blüht:
O ſchönſte Bothen guter Zeiten!
Ihr Muſen, auf! und ſeyd bemüht,
Ein ewig Lied davon der Nachwelt zu bereiten.
Beſingt, was Städt und Länder rührt,
Was Oeſtreichs Herz für Freude ſpürt;
Beſingt die Flammen hoher Liebe.
Hier ſeht ihr ein durchlauchtigſt Paar;
Es knüpfet vor dem Traualtar
Ein unauflöslich Band für ſeine zarte Triebe.

Ihr kennt die kaiſerliche Braut;
Ihr kennt die Reizung ihrer Jugend,
Ihr lebtet längſt mit ihr vertraut;
Entdeckt nun auch einmal die Hoheit ihrer Tugend.
Der Erdkreis horcht, und forſcht und fragt:
Ob das, was Fama ſchon geſagt,
Durch eure Nachricht Beyfall finde?
Belehrt ihn bald, und zeigt dabey,
Wie groß von ihr der Ruf auch ſey,
Daß er die Hälfte kaum von ihrem Geiſt ergründe.

Was

Was Roms verewigtes Latein
In unverzehrten Schriften lehret,
Das wird ihr nie zu dunkel seyn;
Weil sie den fremden Mund der alten Helden ehret.
Sie spricht wie du, verneutes Rom,
Und wie dort um der Seine Strom
Die Fürsten Wort und Ausdruck setzen.
Hört ihren wohlgeübten Mund!
Würd er der Sein und Tyber kund:
Sie würden ihn gewiß für ihren Landsmann schätzen.

Sie kennet die erhabne Pracht
Von hundert abgelebten Staaten;
Sie weis, wie deren weite Macht
Durch Laster unvermerkt in ihren Fall gerathen.
Noch nicht genug; sie weis zugleich,
Wie hier und dort ein neues Reich
Aus jener Trümmern aufgestiegen;
Wie hier ein tugendhaftes Schwerdt
Der Feinde frechen Hals durchfährt,
Und wie viel Räuber dort, durch schwere Laster, siegen.

Was denkt ihr, Schüler der Natur,
Von ihrer Hände saubern Rissen?
Sagt, werdet ihr nicht jede Spur
Der ausgelernten Kunst darinn bewundern müssen?
Nehmt, hängt sie zum Gedächtniß hin!
So zeichnet die Erzherzoginn,
Die Tochter Carls, des großen Helden;
Die Kunst und Wissenschaften liebt,
Sie selber treibt, sie selber übt;
Helft, Künstler, helft ihr Lob der Ewigkeit vermelden!

Rühmt uns nur kein verlegnes Heer
Der alten heydniſchen Göttinnen;
Rühmt uns nur keine Pallas mehr;
Was wollt ihr Dichter erſt mit Fabeln viel gewinnen?
Verſchwendet nicht die heiſſe Müh;
Thereſia iſt mehr, als ſie;
Thereſia, der Tugend Krone.
O Götterkind! du bleibſt erhöht;
Trägt gleich kein ſchmeichlender Poet
Ein fabelreiches Lob zu deinem Fürſtenthrone.

Wie gut iſts, daß das Alterthum
Mit ſeiner Fabelluſt verfloſſen!
Die Dichtkunſt hätte deinen Ruhm
Durch ihren Glanz verhüllt, in Bilder eingeſchloſſen;
Dich ſelbſt mit ungewohnter Pracht
Zu einer Halbgöttinn gemacht,
Und an das Sternendach gerücket:
Wie hätte deine Frömmigkeit,
Wie hätte die Beſcheidenheit
Weiſt einen ſolchen Dienſt gelaſſen angeblicket?

Nein! alles was von Carln ſtammt,
Und was Eliſabeth getragen,
Das iſt von Gottesfurcht entflammt,
Und zeigt die Andacht ſchon in ſeines Frühlings Tagen.
O ſchönes Lob! O ſüſſer Preis!
Den niemand recht zu ſchätzen weis;
Wo hat man viel dergleichen Häuſer?
O Carl! O ewig großer Held!
Du denkſt Gott, die denkt die Welt;
So wirſt du zwiefach groß, ſo biſt du doppelt Kaiſer.

Was

Was fühlſt du hier in deiner Bruſt,
Held, den Auſtraſien uns giebet?
Wie wallt dein Blut! wie wächſt die Luſt,
Da dich ein holder Zweig von dieſem Stamme liebet!
Vergnügte Völker, wünſcht ihr euch
Noch itzt Saturns beglücktes Reich?
O lernt doch euer Glück empfinden!
Was ſehnt ihr euch? Das Gold iſt da.
Franciscus und Thereſia
Beſtätigen es euch noch mehr durch ihr Verbinden.

Jrene ſcheint die Kriegesglut
Mit frohen Händen auszugieſſen;
Und nirgend fällt verſpritztes Blut,
Da Hymen Sie verknüpft, zum böſen Zeichen fließen.
Bellona läßt ſchon überall
Der frechen Trummeln rauhen Schall
Nicht mehr ein furchtſam Ohr erſchrecken;
Und Mars thut ſeinen Söhnen kund,
Sie ſollen aus der Stücke Schlund
An dieſem Feſte nichts, als Freudenfeur, erwecken.

Man hört den Knall; es bebt die Luft:
Wie? ſprengen auch der Gräber Steine?
Warum reißt jene Heldengruft?
Verbergen ſich nicht gar Carl Leopolds Gebeine?
Ja, ja! ſein Schatten ſteigt empor,
Und zeigt des Säbels Blitz hervor,
Der manchen Muſelmann entſeelet.
Er freuet ſich, daß itzt zu Wien,
Wo ſeiner Enkel Lorbern blühn,
Und wo ſein Schutzgott war, ſein Enkel ſich vermählet.

Franciscus! nimm den tapfern Stal,
Er überläßt ihn deinen Händen;
Du muſt vielleicht auch Blitz und Stral
Auf manches Frevlers Haupt, zu ſeiner Strafe, ſenden.
Du ſiegſt gewiß; dieß Schwerd fehlt nicht;
Und da es dir dein Glück verſpricht:
So wirſt du hundert Heere ſchlagen.
Wie viele Wunder ſpart die Zeit
Zur Mehrung deiner Herrlichkeit!
Wie viele Tage giebt ſie dir zu Siegestagen!

Verhängniß! zeigſt du mir den Tag,
Den Philipp von Mercoeur erblickte,
Als Kaiſer Rudolphs Wetterſchlag
Mit friſch erholter Kraft auf Stambels Horden rückte?
Du zeigſt ihn. Ja! die Pferde ſpringt.
Ein Held aus Lothars Reiche dringt,
Byzanz, durch alle deine Schaaren.
Du weichſt, er folgt; du läufſt, er ſiegt.
Sehr! wie das Feld voll Leichen liegt;
So haſt du Schand und Tod, und Untergang erfahren.

Wo ficht der Held? Am Jordan dort?
Kommt, laßt uns ihn doch näher kennen!
Wie? Held, Soldat, und alles fort?
Will mir das Schickſal nicht den weitern Blick vergönnen?
O Zeit! ſo wirſt du endlich doch
Zu vieler Ruh und Troſte noch
Den Sieger ſichtbar wiederbringen.
Jetzt mag Franciscus noch allein
Der Vorwurf meiner Muſe ſeyn;
Er hat genug von ihm und ſeiner Thaten zu ſingen.

In

Ja, Muſen, ſagt es nur der Welt,
Wie feurig euch Franciſcus liebet;
Wie ſehr ihm eure Kunſt gefällt,
Und wie ſein Gnadenblick euch Schutz und Freyheit giebet.
Bleibt dieſer nur auf euch gelenkt:
So wird, wenns gleich die Misgunſt kränkt,
Das, was ihr ſchreibet, kundbar werden,
Verſpricht euch nun die ſchönſte Zeit;
Das Wachsthum der Gelehrſamkeit
Befördert ſich, durch ihn, auf ungariſcher Erden.

Du, Clio! kennſt ſchon den Verſuch
Von ſeiner Sorgfalt für das Wiſſen.
Hat nicht ſein Wink allein das Buch,
Das Ungarn kenntlich macht, aus ſeiner Nacht geriſſen?
Geh hin, und ſchreib aus Dankbegier
Des Herzogs hohen Ruhm dafür
In unvergängliche Geſchichte;
Damit der Fürſten künftigs Heer,
Fällt ihm der Tugend Uebung ſchwer,
Noch zur Ermunterung auf ihn das Auge richte.

Erſchreckte Wolken, flutet nicht,
Daß eure Flügel beben müſſen:
Es hat das Jauchzen unſrer Pflicht
Durch die bewegte Luft ſich frey hindurch geriſſen.
Sie gehet noch, und überall
Ertönt der ſeelenvolle Schall
Der angeſtimmten Hochgeſänge.
Zurück! macht Platz! zerſtreut euch bald!
Es eilt mit feuriger Gewalt
Ein reger Wunſch zu Gott, und reißt ſich vor ihm nieder.

Er iſt erhört; die Vorſicht winkt.
Durchlauchtes Paar, du bleibſt im Segen.
Seht auf! ein Stral der Gottheit ſinkt
Auf beyder hohes Haupt, es ſorgſam zu verpflegen.
Lebt länger, lebt nunmehr in Ruh,
Und ſeht mit ſichern Augen zu,
Wie beyden unſer Wunſch gedeihet!
Erwartet einen jungen Held,
Der bey dem Eintritt in die Welt
So Carln, als dieſes Paar; und uns und euch erfreuet.

Die VI. Ode.

Auf
das Abſterben Ihro Hochfürſtl. Durchl.

Friderica Eliſabetha,

verwittw. Herz. zu Sachſen-Weiſſenfels,

von
Chriſtiana Mariana von Ziegler.

Nein, Muſen! heißt mir dieſesmal
Mich nicht nach Blat und Feder greifen.
Ich weis, ihr werdet meine Qual
Und Schmerz dadurch unfehlbar häufen.
Mein Herz hat ohn zu ſehr gefwürt;
Ja Hand und Finger ſind gerühret,
Indem ich einer Poſt geglaubet,
Die mir, und unſrer ganzen Stadt,
Die ſie zugleich erſchüttert hat,
Vor Schrecken Muth und Geiſt geraubet.

Ihr wiſt, wie willig und bereit,
So ſchlecht es auch der Welt gelungen,
Auf Euren Wunk ich allezeit
Sonſt in mein Seytenſpiel geſungen.
Heut aber laſt mich nur in Ruh,
Und mutet mirs nicht weiter zu,
Daß ich bey allgemeinen Klagen,
An eine ſo durchlauchte Gruft,
Zu der ihr mich ſo eifrig ruft,
Soll morgen frohe Lieder tragen.

Wiewohl, ich muß euch ſelbſt geſtehn,
Daß hier mein Schweigen ſündlich hieße.
Wie wird ich eurem Haß entgehn,
Wenn ich die Laute ſchweigen ließe.
Der Schmerz hebt bey dergleichen Lauf
Doch nicht ſo Pflicht als Ehrfurcht auf,
Sie ſammlen traurige Cypreſſen.
So gerne wir auf unſern Hayn
Mit Luſt die Lorberblätter ſtreun,
So wenig darf man ſie vergeſſen.

Du wirſt den Opferdienſt von mir
Meiſe, als gerecht, o Fürſtinn, nennen:
Jedoch, ich ſchwör es heilig dir,
Und will es aller Welt bekennen;
Des ſtrengen Schickſals harter Schluß,
Dem man ſich unterwerfen muß,
Weis nichts betrübters auszudenken,
Als daß ich nach dem heiligen Reſt
Der Glieder, den du hinterläßt,
Soll Aug und Sinn von weitem lenken.

Wie? bleicht der Tod den Purpur ſchon,
Der kurz noch unſre Linden zierte?
Steigt die ſo ſchnell vom Fürſtenthron,
Die aller Herz und Augen rührte?
Soll ich, da dieſer Riß geſchehn,
Die Herzoginn nicht wieder ſehn?
Wo bleiben nun die Gnadenzeichen?
Wo alle Huld, ſo ſie uns wies?
Denn dem, was ſie uns kühren hieß,
Iſt auf der Welt nichts zu vergleichen.

Sie

O Schade! daß das Schickſal nicht
Die Götter dieſer Welt verſchonet,
Und über die den Stab zerbricht,
In welcher ſo viel Tugend wohnet.
Es ſollte, dürfte ja der Tod,
Der allem Fleiſch mit Würgen droht,
Dieß ihrer Hoheit nicht verſtatten;
Doch billig ihnen ganz allein
So viel verlangte Jahre weihn,
Als dort die erſten Menſchen hatten.

Dein neues Beyſpiel, leider! muß
Die Welt, verſtumte Fürſtinn, lehren,
Daß der Natur ſo feſter Schluß
Sich nicht will an den Entwurf kehren.
Nur dieß beklagt man überall,
Bey dem ſo unverhofften Fall,
Daß dir bey noch ſo frühen Zeiten,
Des Himmels allzuſtrenge Hand
Aus deinem fürſtlichen Gewand,
Das Sterbekleid will zubereiten.

Hier wird in Sachſens Sacriſey
Ein ſolches Wunderbild gezeiget,
Das ſich der Tugend Contreſey
Feſt in die hohe Bruſt geträget.
Kommt! die ihr euch erhaben zeigt,
Und aus der Fürſten Lenden ſteigt,
Verſchwendet euch an ihren Gaben;
Stellt euch den Lauf des Lebens dar,
Und ſehet die Treffligkeiten war,
Die wenig ihres gleichen haben.

Ihr

Ihr Geiſt, den ſie von Jugend auf
Dem Himmel recht inbrünſtig weihte,
Als dem ihr frommer Lebenslauf
Der Andacht Weihrauch täglich ſtreute,
Ließ durch die Herrlichkeit der Welt,
Die viele doch gefeſſelt hält,
Sich nicht verblenden, noch beſtricken;
Er blieb dem Höchſten ſtets getreu,
Ob gleich ihr hoher Stand darbey
Sie hieß ſo gleich auf dieſe blicken.

So hoch ſie auch ihr Blut erhob,
Das ihr den Purpur umgeſchlagen,
Sah man ſie doch (welch ſeltnes Lob!)
Die Farbe wahrer Demuth tragen;
Denn dieſe Tugend ſtellt an ihr
Der Sonnenblumen Bildniß für,
Die zwar ſehr hoch vor andern ſteigen;
Doch auch bey ihres Stengels Pracht,
Der ſie zur Blumenfürſtinn macht,
Die Blätter tief herunter neigen.

Allein was hilft uns alles dieß,
Daß wir an Werth und Hoheit denken?
So viel, daß wir uns ganz gewiß
Bey dem Verluſt noch ärger kränken;
Doch was Verluſt! ihr hoher Glanz
Verbirget ſich mit ihr nicht ganz,
Sie bleibt der Nachwelt noch vor Augen;
Und wird den Damen, welche man
Wie ſie, durchlauchtig nennen kann,
Stets eines Sternbegriffs taugen.

Ihr!

Ihr! die ſo Pflicht als Ehrfurcht ruft,
Ein ewig Denkmaal aufzuführen,
Bemüht euch nicht, der Fürſtinn Gruft
Mit hellen Ampeln auszuzieren:
Denn ihrer Tugend lichter Schein
Muß mehr, als tauſend Lampen, ſeyn;
Genug, wenn die Nachwelt noch wird leſen:
Daß ſie ein Wunder ihrer Zeit,
Und ſelber die Vollkommenheit
Durchlauchter Frauen ſey geweſen.

Die VII. Ode.

Als

Se. K. Hoh. Hr. Franz Stephan,

Herzog von Lothringen,

im Jahre 1732. durch Blankenburg gieng,

von

Heinrich Richard Märtens,

Senior des Convents zum Kloſter Michaelſtein.

Wer wecket meine matte Geiſter?
Wer reißt mich auf die Dichterbahn?
Iſts Gottſched, unſrer Muſen Meiſter,
Wie, oder feurt mich Seidel an?
Ich will des Helden Ruhm beſingen,
Den Frankreich liebt, und Deutſchland ehrt,
Der ſeiner Ahnherrn Glanz vermehrt.
Ihr Muſen, laßt den Wunſch gelingen!
Schafft, daß mein Lied erhaben, neu,
Von eitlem Blendwerk leer, und voll von Nachdruck ſey!

Franciſcus Stephanus, die Krone
Der Printzen, die ganz Deutſchland zählt,
Iſt werth, daß man zum Tugendlohne
Ihn und ſein Heldenhaus erwählt.
Er preßt von kayſerlichen Ahnen,
Und königlicher Abkunft her:
Gott ſetzt ihn nicht von ungefähr
Zum Vater vieler Unterthanen.
Weil er zu herrſchen würdig iſt:
So wird ſein Herzogſtab von aller Welt geküßt.

Ein

Ein Löwe zeuget keine Tyger,
Ein Adler hecht nicht Sperberbrut:
Die Söhne nie beſiegter Krieger
Verleugnen nicht der Väter Blut.
Auf Zedern wächſt kein Reis von Fichten,
Am Weinſtock keine wilde Frucht.
Wenn man nach dieſer Vorſchrift ſucht:
So lernet man aus den Geſchichten,
Warum man den Franciſcus ehrt;
Weil ſeinem Heldenſtamm ein Vorzug zugehört.

Was öffnet ſich mir für ein Zimmer?
Es iſt ein prachterfüllter Saal.
Hier glänzet in vollkommnem Schimmer
Der lotharingſchen Helden Zahl:
Dort ſucht die Kunſt in tauſend Bildern
Der Fürſten Muth, und Witz, und Rath,
Und jede tapfre Heldenthat,
Die ſie verewigt, abzuſchildern:
Nur macht dabey der Wahrheit Mund
Den innerlichen Werth von ihrer Tugend kund.

Ich ſehe, wie Renatus kämpfet,
Und einen kühnen Carl beſiegt;
Wie Anton Wuth und Feinde dämpfet,
Und wie der Schweizer unterliegt.
Ich ſehe, wie ſich mit Chriſtinen
Aus Dännemark Fürſt Franz vermählt.
Es wird nur wenig Zeit gezählt,
So ſieht er auf der Trauerbühnen:
Doch tröſtet das erſchrockne Land
Ein aus der kurzen Ehe erzeltes Liebespfand.

Carl

Carl war es, dem zu ſeinen Zeiten
Kein Prinz an Witz und Schönheit glich.
Um dieſes Kleinod zu erbeuten,
Bemühte das Haupt von Frankreich ſich.
Man läſt ihn königlich erziehen,
Und legt aus ſeiner Huld und Treu
Die ſchöne Claudia ihm bey.
So kann der Baum der Freundſchaft blühen,
So lange König Heinrich lebt,
Und Carlens Herzogthum ſich durch ſein Haupt erhebt.

Der fromme Heinrich herrſcht nach dieſen
Mit ungemeiner Güttigkeit.
Wie ſich der dritte Carl erwieſen;
Das iſt ein Feld, für mich zuweit.
Immittelſt legt zu Rom der Bruder
Die Mütze nebſt dem Purpur hin.
Was wird dafür ihm zum Gewinn?
Das Recht am lotharingſchen Ruder.
Ob gleich der Tod es ihm entrückt;
Wird doch der junge Carl, ſein Sohn, damit geſchmückt.

Ich blicke kaum nach dieſem Helden,
So fliegt ſchon Fama ſchnell herbey,
Und iſt bemüht, mir zu vermelden,
Wie groß der theure Herzog ſey.
Sie zeiget mir die blutgen Schlachten
Bey Belgrad, Ofen, Raab und Gran,
Und was der Fürſt vor Wien gethan:
Worauf die Türken Friede machten.
Sie ſtellt mir endlich vors Geſichte,
Wie muthig dieſer Held auch gegen Frankreich ficht.

Da

Sie fängt hierauf an zu erzählen,
Von dieſes Prinzen Lebenslauf,
Von ſeinem glücklichen Vermählen,
Und ſteigt bis zur Geburt hinauf.
Sie ſagt, daß er Eleonoren,
Die öſterreichſche Princeſſinn,
Der Pohlen groſſe Königinn,
Sich zur Gemahlinn auserkohren.
Drum blieb auch, ſpricht ſie, Leopold
Dem treuen Bruder treu, dem tapfern Fürſten hold.

Die Wahrheit ſtärket Famens Lehren,
Und ſagt mir etwas in das Ohr.
Doch kennt ich nur die Worte hören:
Hier gründet ſich des Hauſes Flor!
Ein höchſt erſprießliches Verbinden
Hat Lothringen groß gemacht:
Vielleicht iſt man anitzt bedacht,
Dergleichen wieder auszufinden.
Doch ſchweig! und höre Famen zu:
Denn Carl und Leopold ſind Stützen unſrer Ruh.

Was Deutſchland Carlen ſchuldig blieben:
So hebt hier Fama wieder an:
Für ſein mit Blut gefärbtes Lieben,
Und was die Zeit nicht leiſten kann:
Das giebt man Leopold, dem Sohne.
Da ſieht man, daß der Freudenſchluß
Dem Fürſten das erſtehen muß,
Was dem entgegen eine Krone,
Die ſich nunmehr zur Freundſchaft lenkt,
Und, ſo ſie treu gemacht, dem Ehemahlinn ſchenkt.

Bemerkt der Schickung weiſes Fügen:
Carl hat ſich höchſt-verdient gemacht
Um Leopolden, durch das Siegen:
Doch ſinkt er in die Todesnacht.
Der ſechſte Carl, der gröſte Kaiſer,
Erſetzt dem Herzog Leopold,
Was ſchon der Vater haben ſollt,
Für die befochtnen Lorberreiſer.
Das ganze Reich rief fröhlich aus:
Carl leb und Leopold, und beyder Heldenhaus!

Jedoch der Verſehung Verfahren
Ruft Leopolden in dem Lauf
Von den vollbrachten Friedensjahren,
Zu jener Herrlichkeit hinauf.
Prinz Clemens, der zu Kron und Thronen
Erwählet und beſtimmet war,
Erblaſt im Lenze ſeiner Jahr,
Um dort in jenem Licht zu wohnen.
So ſinkt die Hoffnung in das Grab:
Doch wiſcht Franciſcus uns die Thränen wieder ab.

Held, Herzog, Preis bemoosster Ahnen,
Durchlauchtigſt groſſer Stephanus!
Verſchmäh nicht bey den Siegesfahnen
Was hier die Hand dir erſern muß.
Doch ſchmückt der Väter Lorberkrone.
Doch wäreſt du davon gleich bloß:
So bleibſt du an dir ſelber groß,
Und würdig zu dem höchſten Throne;
Weil das, was einzig koſtbar ſcheint,
In deiner Fürſtenbruſt vollkommen ſich vereint.

Auf

Auf, Künſtler, Maler und Poeten!
Entwerfet dieſes Herzogs Bild!
Greift zu den Griffeln, Pinſeln, Flöten!
Hier ſteht ein göldnes Ehrenſchild!
Ihr trefft die Bildung, Stirn und Mienen;
Jedoch den Geiſt des Fürſten nicht,
Der, wie das heitre Sonnenlicht,
Der Welt zu Troſt und Nutz erſchienen:
Die Kunſt bekennt es ſelber frey,
Daß dieß bewundernswerth, nicht vorzuſtellen, ſey.

Wohlan, ſo tretet mir zur Seiten,
Ihr Tugenden! und führet mich an,
Wie man den Ruhm der Trefflichkeiten
Des groſſen Herzogs ſchildern kann?
Will es der Kunſt an Mutein fehlen,
Des Helden Unerſchrockenheit,
Witz, Großmuth, Huld und Mildigkeit
In ſtummen Bildern zu erzählen:
So tretet ihr an jener ſtatt,
Und zeigt, was Reich und Welt an dem Franciſcus hat.

Was für ein angenehmes Streiten,
Und ſchöner Anblick täuſchet mich?
Die Tugenden und Seltenheiten
Erſcheinen, und verſammlen ſich.
Die Furcht des Höchſten will ihn malen;
Die Weisheit fordert Stahl und Kiel;
Die Poeſie das Sceptenſeil,
Die Schuld dem Helden zuzuzahlen.
Ja jede Tugend Mund erklärt:
Franciſcus wird mit Recht von meiner Hand gekrönt!

Die VIII. Ode.

Auf die Abreiſe

der Prinzeßinn von Gotha nach Engelland 1736.

zu der Vermählung mit dem Prinzen von Wallis.

In ſr. Namen

M. Joh. Joach. Schwabe.

Durchlauchtigſte! ſo ziehſt du fort?
So ſieht dich Gotha ſchwerlich wieder?
Ach! hör erſt unſer Abſchiedswort,
Den Reiſewunſch, die bangen Lieder.
Ach! ſieh erſt noch einmal den treuen Unterthan,
Mit deinem holden Blick in ſeiner Wehmuth an,
Wie ihn dein naher Abzug rühret.
Verweile doch! Nein, ſaume nicht!
Weil uns das Herz nur ſtärker bricht,
Wenn man dich länger ſieht, und endlich doch verlieret.

Der Schluß iſt feſt; die Liebe ſteht,
Und reißet dich aus unſern Händen.
Es ſchmerzt uns; doch wir ſind vergnügt,
Dich fernen Ländern zuzuſenden;
Wo ein geſittet Volk der Tugend Werth erkennt,
Und ihrer Göttlichkeit die reinſten Opfer brennt,
Und ſie in dir, Auguſta, ehret;
Wo ein erhabner Prinz dich liebt,
Sein Herz die unſprungen giebt,
Mit freyer Neigung ſich nach deinem Herzen kehret.

Ode

O edle Wahl, da lieb allein
Die Tugend nur zu Rathe ziehet!
Wie glücklich wird dieß Bündniß seyn,
Von welchem aller Zwang entfliehet!
Auguſta, fürchte nichts; sey, Friedrich, höchſt erfreut!
Seht, was für Roſen euch die ſanfte Liebe ſtreut;
Seht, was für Anmuth ſie begleitet.
Zieh, Schickſal, uns den Vorhang auf;
Zeig uns der Liebe fernern Lauf,
Was für verdientes Wohl du ihnen zubereitet.

Halt an! Es kann kein Menſchenblick
In die verborgne Zukunft dringen.
Was brauch'ts auch? Wir ſehn das Glück
Des Segens güldnes Füllhorn bringen.
Der Himmel öffnet ſich; es ſpielen Licht und Glanz,
Und mitten durch den Schein will ſich ein Sternenkranz
Um beyder hohe Schläfe winden.
O Zeichen! das die Hoffnung mehrt;
Gebeth und Wünſche ſind erhört,
Die wir mit heiſſer Pflicht bey ihrem Bund entzünden.

Vollziehe, hohes Paar, den Bund;
Es darf nichts dein Vergnügen hindern.
Du liebſt, und liebſt, und bleibſt geſund,
Und wirſt die Luſt der Kindeskindern.
Du biſt es ſchon bey uns. Wir halten uns beglückt,
Daß wir dein ſchönſtes Feſt in unſrer Zeit erblickt,
Und daß wir dich bewundert haben.
Was kennt uns freudigers geſchehen?
Wir haben dich vermählt geſehen,
Und zwar ſo wohl vermählt: Kein mag man uns begraben.

O ſo verbinde dich denn gleich,
Du vieler Völker Augenweide!
Dort jauchzt ein dreyfach Königreich,
Und hier fühlt Gotha gleiche Freude.
Kommt, Liebesengel! führt die wohlgewählte Braut
In ihres Prinzen Arm; Sie wird euch anvertraut.
Ihr tragt ein Kleinod unſrer Tage.
Ihr kennt den, der es haben ſoll;
Verwahrt es heilig, ſorget wohl,
Damit kein Unfall ſich an ſein Vergnügen wage.

Ihr Winde, ruht! ihr Wetter auch!
Die Liebe läßt es euch gebiethen.
Laßt euren ſtürmiſchnaſſen Hauch
Nicht durch die Lüft und Wellen wüten.
Du, Vater Ocean, kennſt deine Britten ſchon;
Beglück itzund die Braut für ihres Königs Sohn,
Und laß ihr Schiff gemächlich flieſſen.
Schick ein Delphinenvolk herbey,
Daß deſſen Scherz ein Luſtſpiel ſey,
Um deinen neuen Gaſt ergetzend zu begrüſſen.

Es kömmt, es ſpielt, und wälzet ſich
Um ihres Bords beſchäumte Seiten.
Auguſta, ſieh doch! wie ſie dich
Mit angereizter Luſt begleiten.
Was aber hängt ſich hier an Segel, Tau und Maſt?
Was für ein glänzend Licht hat alles umgefaßt?
Iſts Pollux? Sind es Caſtors Flammen?
Nein, nein! Es iſt ein höher Licht;
Und trügt mich Sinn und Seele nicht:
Es werden Geiſter ſeyn, die von dem Himmel ſtammen.

Ja,

Ja, Vorſicht, du regierſt die Fahrt,
Und bringſt die Braut in Friedrichs Hände.
Er wünſcht ſchon Ihre Gegenwart
Und ſeiner Sehnſucht ſüſſes Ende.
Wenn laßt ihr euch einmal, begehrte Flaggen, ſehn?
Wie lange ſoll er noch nach euch die Blicke drehn?
Wenn ſtillt ihr Wünſchen und Verlangen?
Fort, Knechte! zieht die Ruder an,
Und fliegt nun durch die naſſe Bahn,
Wodurch ihr bis hieher nur langſam fortgegangen.

Eilt, Britten! jauchzend an den Strand;
Es kömmt der frohe Maſt geſchwommen;
Erfüllt der Ufer langen Rand
Mit eurem tönenden Willkommen.
Auguſta ſteiget aus: Ihr ſeht ein Götterbild,
Das Ernſt und Majeſtät und Freundlichkeit erfüllt,
Dem Anmuth in den Augen ſitzet.
Ihr ſeht es, und erſtaunt dafür;
Ach ſähet ihr erſt den Geiſt in ihr,
Und wie viel Edelmuth aus ihrem Weſen blitzet!

Ihr habt ſchon eine Königinn,
Die alle Welt bewundernd ehret;
Itzt nehmt ihr eine Fürſtinn hin,
Der auch ein gleicher Ruhm gehöret.
Wie euer groſſer Prinz dem groſſen Vater gleicht,
Und ihm an Jahren wohl, doch nicht an Tugend weicht:
So gleicht Auguſta Carolinen.
Wie baut ihr eure Wohlfahrt doch!
Wie wird in euren Reichen noch
Wiz, Kunſt und Gottesfurcht in langem Flore grünen.

Empfang, o Albion! dieß Gut,
Wir glauben, es wird dir gefallen.
Du fühlst ein altes Sachsenblut
Durch deiner Adern Gänge wallen.
Sieh, deines Friedrichs Braut ist sächsisch von Geblüt;
Du kennst desselben Art und weist, was ihr Gemüth
Für hohe Regungen getrieben.
So wünsche dir denn Glück dazu;
Augusta stärket deine Ruh,
Du wirst sie ohne Furcht aus treuem Eifer lieben.

Was hoffst du selbst, durchlauchtes Paar,
Von deinem itzigen Verbinden?
Der Anfang zeigt dir solches klar:
Du wirst das Glück der Ehern finden.
O wohl! mehr brauchst du nicht, da Reich und Land und Stadt
Nichts größers mehr für dich von Gott zu wünschen hat,
Als was es deinem Stamme gönnet.
So zieh denn bey den Britten ein,
Princeßinn, die sich höchst erfreun,
Weil ihr geliebter Prinz von deinen Flammen brennet.

Du findest da ein freyes Land;
Sein Volk dient auch aus freyem Triebe.
Wird deine Tugend nur bekannt:
So hast du eines jeden Liebe.
Doch wenn du nun also der Angeln Fürstinn bist;
Wenn aller Ehrfurcht dir geweiht und heilig ist,
Und unerzwungne Treu dir schenket:
So wirf alsdann auch einen Blick
Zuweilen auf dein Haus zurück,
Wo man mit treuer Pflicht stets an Augusten denket.

Die

Die IX. Ode.

Als

Se. Durchl. Hr. Herzog Heinrich in Spremberg,

die Regierung in Merſeburg antrat. 1731.

Im Namen eines Andern.

von

Joh. Kunze.

Und wenn ich auch nichts weiter brächte,
Als was mein Armut liefern kann:
So nimmſt du doch von deinem Knechte
Durchlauchter Greis! dieß Opfer an.
Seht wie der Demuth Weihrauch glüht,
Wie, da die Andacht aufwerts ſieht,
Die Freude mit den Thränen rinnet;
Das muntre Blut der Treu ſich regt,
Das Herze doppelt freudig ſchlägt,
Und wie der Mund entbrannt ein Heſianna ſinget.

Der Eifer bückt ſich vor dem Throne
Der unerſchöpften Majeſtät,
Und ſinget mit ſo hellem Tone,
Und betet, lebt, und dankt und fleht.
Herr! das thut deine Würdigkeit,
Sie regt auch die Gelaſſenheit,
So, daß mich auch kein Lärmen ſtöret;
So, daß mich nicht der Ruf bewegt,
Der dort um Merſeburg ſich regt;
Bis mich des Höchſten Ohr für dich, mein Fürſt, erhöret.

Ich bin erhört. Dein würdig Glücke
Ergreift dich liebreich bey der Hand,
Und führet (doch mit beſchämtem Blicke)
Dich in dein neuererbtes Land.
Sey froh, berühmtes Herzogthum!
Das Glücke ſtutzt, als es den Ruhm
Des theuren Greiſes hört; und ſiehet,
Sieh, wie der Gratien Geleit
Um dieſes Herzogs Herrlichkeit,
Und wie das Muſenchor ſich um ſein Lob bemühet.

Der Ruf erſchallt in aller Gegend:
Fürſt Heinrich kömmt! das Glück durch ihn!
Und gleich iſt dieſes Wort vermögend
Den Säugling von der Bruſt zu ziehn.
Er dringt ſich auf der Mutter Arm,
Und ſcheut nicht den gezwungnen Schwarm,
Um nur ſein erſtes Wohl zu kennen.
Er lallt, verſucht, und ſpricht ſo fort
Sein erſtes und ſein ſchönſtes Wort,
Und lernt des Landes Heil, den Herzog Heinrich nennen.

Dort regt ſich in verſchloßner Bürde
Die, bis hieher verhaltne Frucht,
Und dringt, damit ſie glücklich würde,
Aus unſchuldsvoller Eiferſucht,
Sie kömmt beym Einzug eben recht:
Sieh, helder Fürſt! ein neuer Knecht
Wird dir zu ehren gleich gebohren.
Merkt deine Gegenwart auch hier?
So ſchließe, was für Treue dir
Dein hocherfreutes Volk im voraus ſchon geſchworen.

Den

Den unverwelklichen Zypreſſen,
Die Moritz Willhelms Fall gefällt,
Wird, da Fürſt Heinrich kömmt, indeſſen
Ein ſichrer Aſchenkrug beſtellt.
Jetzt ſchmückt man Schloß und Gotteshaus
Mit frohgeweihten Myrten aus,
Und läßt dem Gram ein Endmaal ſetzen:
Nicht anders, wie nach Sturm und Nacht,
So bald des Tages Ankunft lacht,
Die muntern Vögel ſich durch Klang und Flug ergetzen.

So jauchzt und rennt auch deine Menge
Voll froher Unterthänigkeit,
Vergißt die bangen Klaggeſänge,
Verſchmerzt das alte Herzeleid.
Sie eilt dem neuen Schutzgott zu;
Und ſtellt ſich eher nicht in Ruh,
Bis ſie gebückt zu deinen Füſſen,
Mit heilig aufgehabner Hand,
Dir hold und treu zu ſeyn, bekannt,
Und bis die Ritter dir den Saum mit Ehrfurcht küſſen.

Der Landmann ſteht an ſeinen Fluren,
Die Schnee und Eis zeither bedeckt,
Und merkt noch nicht die Kraft der Spuren,
Die ſein erſtorbnes Korn erweckt.
Er denkt, wie kann bey ſolchem Froſt
Die Saat ... ſo gleich erſchallt die Poſt:
Der neue Herzog kömmt gefahren!
Ach! ruft der ganz erſtarrte Mund:
Wird ſo viel Heil uns jetzt ſchon kund?
So kömmt die güldne Zeit mit dieſen Silberhaaren.

Er.

Erbethner Greis! zu tauſend malen,
Soll uns dein Blick willkommen ſeyn.
Ach! träfen doch Hiskiä Zahlen,
Bey deines Lebens Dauer ein.
Doch wie? zu unſerm Wohlergehn
Soll ſie noch mehr zurücke ſtehn!
Dir zweymal funfzig Jahre ſchenken!
Herr! dein beglücktes Regiment,
So dein getreues Volk erkennt,
Erheiſcht, mit ſolchem Wunſch an deinen Tod zu denken.

O! frommer Fürſt! dieß alles merket
Das Glück, dein Schutz, verwundernd an.
Drum wird ſein Eifer ſo geſtärket,
Drum wird es ſelbſt dein Unterthan.
Es tritt ſchon deinen Scharen bey:
Und, daß es dir nicht untreu ſey,
So läßt es ſich in Feſſel ſchmieden.
Es wittert die verdorrte Hand,
Die jenem Heinrich widerſtand,
Und gönnt dir Ruhm und Ruh, und deinem Volke Frieden.

Und, Herr! wer küßt nicht mit Vergnügen
Die ſanfte Laſt der Dienſtbarkeit,
Bey welcher Gnad und Wohlthat liegen?
Wer ſchwört dir nicht mit Luſt den Eid!
Hätt es die Vorſicht nicht geſchickt,
Und mich bereits ſoweit beglückt,
Dein treuſter Unterthan zu werden:
So würde doch, durchlauchter Fürſt!
Die Huld, ſo du mir ſchenken wirſt,
Das unſchätzbarſte Glück, mein gröſtes Gut auf Erden.

Die

* *

Die X. Ode.

Auf des

Durchl. Fürſten und Herrn,

Herrn Johann Adolphs,

Herzogs zu Sachſen, ꝛc.

in Weiſſenfels angenommene Huldigung.

J. f. R.

Joh. Chr. Gottſched.

So kömmt denn endlich auch die Zeit,
Durchlauchter Herzog, unſre Wonne,
Daran, o! neue Landesſonne,
Uns dein erwünſchter Stral erfreut.
Ja, jauchzet mit vereinten Zungen,
Vergnügter Hof, erfreute Stadt!
Weil aller Gram ein Ende hat,
Seit dem es uns ſo wohl gelungen;
Daß Adolph mit beglücktem Schritt,
Als Herzog, dieſes Schloß betritt.

O Vorſicht! die du jedes Reich
Nach eignem Wohlgefallen lenkeſt,
Bald Kronen nimmſt, bald Zepter ſchenkeſt,
Du ſchlägſt und heileſt uns zugleich.
O! ſey doch tauſendmal geprieſen,
Daß deiner Weisheit Wunderhand
Uns den zum Fürſten verkannt,
Der ſchon der halben Welt gewieſen:
Daß ſich ein Held an Muth und Geiſt
Im Krieg und Frieden groß erweiſt.

Beglücktes Volk! auf deſſen Thron
Ein weiſes Haupt den Zepter führet;
An deſſen Staat ein jeder ſpüret,
Sein Herrſcher ſey der Themis Sohn.
Beglücktes Volk! wo die Geſetze
Geprüfter Weisheit Regeln ſind;
Wodurch die Wohlfahrt mehr gewinnt,
Als durch ein pöbelhaft Geſchwätze:
Wo Eigennutz und Hinterliſt
Das Treibrad jedes Anſchlags iſt.

So wird ein Hof der Tugend Sitz,
Der Fürſt ein Schutzherr guter Sitten;
Den Laſtern wird die Kraft beſtritten,
Die Großen lieben Geiſt und Witz.
Der Adel blüht durch Kiel und Degen;
Der Bürger geht dem Handel nach:
So trifft die Laſter Hohn und Schmach;
So geht das Volk auf Tugendſtiegen;
So wird, weil nichts das Ziel verrückt,
Regent, Hof, Stadt, und Land beglückt.

O Weiſſenfels! ſieh da dein Bild,
Du Erbtheil recht erwünſchter Prinzen!
Du Muſter glücklicher Provinzen,
Die ein erneutes Glück erfüllt.
Dein groſſer Herzog, Sachſens Zierde,
Des Rautenſtammes beſtes Reis,
Der deutſchen Prinzen gröſter Preis,
Erfüllt die ſehnlichſte Begierde;
Legt alles, was ihn hindert, ab,
Und übernimmt den Herzogſtab.

Vergnügter Tag! o schönste Lust!
Nun darf dein Volk nicht länger weinen:
Wo solche Glücksgestirne scheinen,
Verläßt der Kummer jede Brust.
Wer kennt nicht Adolphs Heldentriebe?
Die Sachsens Recht bisher geschützt?
Wer ehrt nicht, was er sonst besitzt,
Des reinen Glaubens rechte Liebe;
Die Klugheit, Gnad und Freundlichkeit,
Nebst seiner Staatserfahrenheit?

Europa preist ihn überall,
Germanien ehrt seine Thaten;
Und in dem Reiche der Sarmaten
Erhöht ihn Famens lauter Schall.
Empfang ihn denn, mit tausend Freuden,
Du höchst beglücktes Herzogthum;
Wie manches Land wird Glück und Ruhm,
Die solch ein Haupt dir schenkt, beneiden!
Und dieses Tages holder Schein
Wird ewig deine Wonne seyn.

Auf! preise Gott, erfreutes Land!
Er thut noch immer Wunderwerke:
Erhebe seines Armes Stärke,
Und dank ihm für dieß Gnadenpfand!
Er wird noch ferner Segen geben:
Bau hundert Lobaltäre hin!
Bitt für das Wohl der Herzoginn,
Und für des theuren Herzogs Leben.
Ach Höchster! laß, durch unser Flehn,
Sie mehr als Nestore Jahre sehn!

* *

Die XI. Ode.

Ueber die Ankunft
Ihro Kön. Hoh. Hrn. Carl Friedrichs,
regierenden Herzogs zu Schleßwig,
in Eutien.

D. Richter, Hochfürſtl. Hofr. u. Leibarzt.

Eutien, ſchau mit entbranntem Muth
An deinem Pol zwo Sonnen glänzen.
Ein Fürſt von Adolph Friedrichs Blut
Setzt ſeinen Fuß in deine Grenzen.
Was itzt geſchieht, iſt nie geſchehn:
Bekröne dieſe Zeit mit Myrten;
Laß Eifer und Begierde ſehn,
Den theurſten Herzog zu bewirthen.
Die Niedrigkeit verläßt den Staub,
Vor ihm ihr Opfer anzuzünden.
Es brennt zwar nur von Holz und Laub,
Nicht von Gewürz und Zimmetrinden:
Doch ſelbſt die Herzen brennen mit,
Und tragen ihre Glut entgegen.
Es eifert gleichſam jeder Schritt,
Den Zoll der Ehrfurcht zu erlegen.
Nichts hält, o Fürſt! den Trieb zurück,
Die Regung reißt ſich von den Ketten,
Und wagt es auf dein künftig Glück
Ihr eignes Leben zu verwetten.
Ein naher Friedens-Pharus ſcheint;
Was achteſt du den Schaum der Wellen?
Dein Auge hat genug geweint,
Vertrockne dieſe theure Quellen!

Mein

Muß ſchon die Krone deiner Luſt
Den ſchönſten Diamant vermiſſen;
Iſt dir das Leben aus der Bruſt,
Die Fürſtinn aus dem Arm geriſſen:
So hält der Anker dennoch feſt,
Die Großmuth ſtreitet an der Spitze;
Sie iſts, die ſich auf Gott verläßt,
Und ſchaut recht mitten in die Blitze.

Sie iſts, die unter Dornen ruht,
Wo Wälder von Zypreſſen ſproſſen.
Kein Tropfen ſtarrt von dieſem Blut,
Das aus dem Heldenſtamm gefloſſen.
Kein Felſen ſteht ſo unbewegt,
Um den ſich Sturm und Fluthen wälzen.
Kein Feuer, das die Erde hegt,
Wird dieſes Gold der Tugend ſchmelzen.

Noch dampft das Räuchwerk jener Gruft,
Die von dem reinſten Balſam fließet,
Worzu ſich auch in fremder Luft
Ein Strom von Nardenöl ergießet.
Die Treue fährt faſt täglich fort,
Sich in der Thränen Salz zu waſchen;
Doch tröſtet ſie dieß Friedenswort:
Hier wächſt ein Phönix aus der Aſchen.

Ein Kampf der feurigen Geduld
Kann mit den ſtärkſten Waffen fechten.
Hat das Verhängniß ſelbſt die Schuld,
Wer kann mit ſeiner Schärfe rechten?
Es zittert und erbebt das Land,
Nur bey Benennung dieſer Wunde;
Womit die größte Zier verſchwand,
Die je vor Menſchenaugen ſtunde.

Apollo schwur, und hielt es auch:
Die Flöten, die ihm zugehören,
Hieng er an einen Lorberstrauch,
Und Castalis verschloß die Röhren.
Die Musen, die ihr Kummer netzt,
Sind von dem Helikon gezogen,
Das Ufer hält den Wald besetzt,
Wo ihre Schwäne hingeflogen.

Doch eilt zurück! die strenge Hand
Der Schickung sichtet Spreu und Weizen.
Ihr Wechsel scheidet Gold und Sand,
Laßt euch ihr Werk zur Hoffnung reizen.
Des Glückes West, des Segens Thau,
Erquickt nunmehr die müden Glieder;
Gott schützt den aufgeführten Bau,
Kein Fluch reißt dessen Pfeiler nieder.

Die Uebung der Gelassenheit
Behält die Oberhand in Stürmen.
Die Macht, die Friedenskörner streut,
Wird ihre Saat vor Raub beschirmen.
Sie wird den tiefsten Seelenriß,
Durch uns verborgne Mittel heilen.
Ihr Stral durchdringt die Finsterniß,
Die Wolken sind erschöpft von Keilen.

Der frohe Morgen bricht herein,
Die Trübsal endigt ihre Proben.
Das Erbe muß gedoppelt seyn,
Das Zeit und Prüfung aufgeschoben.
Es wird das theure Nesselblatt
Die Wurzel tiefer senken können,
Und dem, der Lust zu rauben hat,
Die unbedeckte Faust verbrennen.

Kenm,

Komm, theurer Fürſt! denn unſre Pflicht
Tritt für dein hohes Wohl zuſammen.
Fürſt Adolphs heitres Angeſicht
Setzt unſern Geiſt in neue Flammen.
Iſt er vergnügt, ſo iſt uns wohl,
Denn ſeine Luſt iſt unſre Wonne.
Wir richten uns nach dieſem Pol,
Wir lenken uns nach dieſer Sonne.

Er brennt; drum lodert auch die Glut
Der ſeinem Dienſt geweihten Kerzen.
Ihm klopft die Bruſt; uns ſpringt das Blut;
Sein Wink regiert den Trieb der Herzen.
Er winkt; wir folgen willigliche,
Gebeth und Weihrauch auszuſchütten,
Und, theurſter Carol Friederich,
Für dein geſalbtes Haupt zu bitten.

Auch die Natur und ihr Altar
Will der gemeinen Freude dienen.
Die Luft iſt rein, der Himmel klar,
Die Flocken liegen als Jeſminen.
Der Heſperus erhebt ſein Haupt,
Aurora ſcheint ſich zu erfreuen,
Und, weil man ihr die Roſen raubt,
Die Liljen auf ihr Haar zu ſtreuen.

Der Janus theilt der Zeiten Strich,
Und ſtehet auf des Jahres Schwelle:
Er ſieht die Wolken hinter ſich,
Und vorwärts ſcheint ihm alles helle.
Dort ſieht er Leichen, Sarg und Flohr,
Hier Säulen, Pracht und Ehrenbogen;
Dort keimen Dorn und Diſtein vor,
Hier wird ein Blumenfeld erzogen.

Dort öffnet ſich der Wellen Schlund,
Hier ſegelt Glück und Schiff im Hafen.
Dort ſchließt das Unrecht einen Bund,
Hier heißt das Recht uns ruhig ſchlafen.
Selbſt Janus thut die Augen zu,
Einmal des Schlummers zu genießen.
Dort unterbrach man ſeine Ruh,
Hier will man ſeinen Tempel ſchließen.

Verſchließt, verriegelt deſſen Thor,
Und pflanzt darauf Olivenreiſer!
Dich hält der Adler Flug empor,
Du Zierde großer Fürſtenhäuſer!
Das Schickſal, dem du dich vertraut,
Wird Säumniß, Schuld und Zeit bezahlen,
Die Thronen ſind für dich gebaut,
Dein Ruhm wird noch in Purpur ſtralen.

Du ſiehſt die Lichter deines Staats
Als ſo viel Hoffnungsfackeln ſcheinen.
Gott ſtützt die Säulen ihres Raths,
Und preßt ein Oel aus Erz und Steinen.
Dieß Oel, das Muth und Augen klärt,
Wird künftig ſeine Kräfte zeigen;
Wenn Zweige, die der Stamm gewährt,
Den Schuß der Zedern überſteigen.

Die XII. Ode.

Zu der
angetretenen Regierung
Herzog Heinrichs zu Merſeburg,
im Jahre 1731.

von
M. Balthaſar Hoffmann,
Conr. zu Merſeb.

Hochwürdigſter, durchlauchtſter Fürſt,
Wer kann bey dieſem Jubel ſchweigen?
Da du ein Herr des Landes wirſt,
Das Gott, und Recht, und Wahl dir zeigen.
Es iſt des weiſen Himmels Schluß,
Daß dich die Folge treffen muß;
Sey demnach tauſendmal willkommen!
Es eilet beydes alt und jung,
Und leiſtet dir die Huldigung,
Und iſt für Luſt ganz eingenommen.

Geſegnet ſey der frohe Tag!
Der Stadt, und Land, und Volk vergnüget,
Der den erlittnen harten Schlag,
Durch Heinrichs Gegenwart, beſieget.
Die Nacht verwandelt ſich in Licht,
Das durch die düſtern Schatten bricht,
Und ſich in neuem Schimmer zeiget:
Das ſich, durch Moritz Wilhelms Tod,
In einem dunklen Abendroth
Zum Untergange jüngſt geneiget.

Ach Moritz Willhelm! wie betrübt,
Wie unvermuthet war dein Ende!
Je mehr dich aller Herz geliebt,
Je schmerzlicher rung man die Hände.
Die Hoffnung wies ein langes Ziel;
Allein ihr Anker brach und fiel,
Im schönsten Laufe deiner Jahre.
Kaum sah man dich bey voller Kraft:
So sah man dich auch hingerafft,
Und leider! auf der Todtenbahre.

Wer zählt die ungemeßne Qual,
Die durch Charlottens Herze dringet,
Da man den theuresten Gemahl
Entseelt zu seinen Vätern bringet?
Wer spricht den Schmerz und Jammer aus,
Der ihr durchlauchtes Fürstenhaus
Ganz in ein Thränenthal verkehret?
Ihr Trost ist hin! Sie klagt und weint:
Und welche Brust ist so versteint,
Daß sie des Beyleids sich erwehret?

Selbst Zion sahe sich verweyst,
Und ließ gepreßte Klagen schallen:
Mein Fürst, den mir der Tod entreißt,
Mein frommer Herzog ist gefallen!
Laßt mich an dessen stilles Grab,
Der mir so reinen Beyfall gab;
Zeigt mir die theuresten Gebeine:
Hier liegen sie; ach! stört mich nicht;
Erlaubet mir die letzte Pflicht,
Daß ich ihn nach Verdienst beweine.

Allein, Geduld! des Himmels Macht
Pflegt ſolche Fälle zuzuſchicken:
Doch, wie er für ſein Erbe wacht,
Weis er auch ſolches zu erquicken.
Er ſteht der theuren Fürſtinn bey,
Damit ihr Kreuz erträglich ſey;
Er ſtillt der Unterthanen Trauren:
Er ſchafft der Kirche Schutz und Rath;
Giebt Freude nach der Thränenſaat,
Und ſtützet die zerſchellten Mauren.

Verſenke den erlittnen Schmerz,
Beſtürztes Volk, in tiefe Wellen:
Der theure Heinrich ſoll dein Herz
Durch ſeinen Blick zufrieden ſtellen.
Halt des entſchlafnen Herzogs Ruhm
Zwar als ein ſeltnes Heiligthum,
In unverrücktem Angedenken:
Doch ſieh auch nach der Sterneshöh,
Wie Gott dein höchſt empfindlich Weh
Weis in ein Freudenmeer zu ſenken.

Steh auf! und nimm dein Feyerkleid:
Verlaß die traurigen Cypreſſen,
Bey denen du aus Harm und Leid,
Mit Bey und Flor verhüllt geſeſſen.
Auf! ſchmücke dich; der Tag iſt da:
Der Landsherr kömmt; er iſt ſchon nah,
Bey Merſeburgs geprieſnen Fluren.
Wohin er ſieht, wohin er tritt,
Da bringt er auch die Hoffnung mit,
Auf ſeinen ſegenvollen Spuren.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 1911/639

Die Saale spielt mit ihrer Fluth,
Hält aber gleichsam stutzig inne;
Daß sie, weil alles frölich thut,
Auch Zeit zu gleicher Lust gewinne.
Sie spritzt am Ufer hoch empor,
Ob dränge sie sich auch hervor,
Daß sie den Herzog sehen möge:
Sie fühlt den Eindruck von der Luft,
Es scheint, da jeder Heinrich! ruft,
Als ob sie gleichen Namen zöge.

Das Feld, so voller Anmuth blüht,
Zeigt Hoffnung zu den schönsten Früchten:
Da nun sein Herr durch solches zieht,
Scheint sich der Stengel aufzurichten.
Der Landmann merkt mit Freuden drauf,
Und wünsche, daß Herzog Heinrichs Lauf
Durch lange, lange Zeiten gehe:
Damit sein hoher Fürstenhut,
Und unter ihm sein Haab und Gut
In langem Flor und Frieden stehe.

Ein hohes Domstift ist bereit,
Sein Oberhaupt bald zu empfangen:
Der Jnful Anblick glänzt so weit,
Als nur des Auges Stralen langen.
Den Adel flammt der Eifer an;
Der Stände Zug eilt nach der Bahn,
Den Landesherrn recht einzuholen.
Wie hoch man dieses Glücke hält,
Das wird bereits der späten Welt
Zur sichern Nachricht anbefohlen.

Der Bürger ſteht und wartet ſchon
Mit unterthänigſtem Bezeigen,
Vor ſeines groſſen Fürſten Thron
Sich aus getreuer Pflicht zu neigen.
Der Einzug kömmt: Des Hofes Pracht,
Der alles wieder lebend macht,
Zeigt ſich bereits den nahen Thoren:
O was für Freude regt ſich hier!
Ein jeder hält mit Recht dafür,
Der Tag ſey, ohne Luſt, verlohren.

Nunmehro geht das Jauchzen an:
Der theure Herzog Heinrich lebe!
Es wünſcht, auch was nur lallen kann,
Daß Gott ihm viele Jahre gebe.
Ein ſolcher Vater für das Land,
Ein ſolcher Troſt für jeden Stand,
Iſt nur vom Himmel zu erbitten:
Je mehr ein ſolcher Atlas trägt,
Je mehr die Dankpflicht auferlegt,
Auch Seufzer für ihn auszuſchütten.

Welch Redner-, welch Poetenrohr,
Weis Heinrichs Lob genug zu preiſen?
Auch ſelbſt das ganze Muſenchor
Kann kaum nur einen Abriß weiſen.
Die Gottesfurcht, Gerechtigkeit,
Huld, Gnade, Selbſtzufriedenheit,
Und was nur einen Fürſten zieret;
Das alles hegt in ſeiner Bruſt,
Der theure Heinrich, unſre Luſt,
Wenn er Land und Volk regieret.

Durchlauchtester Herzog, zürne nicht,
Daß sich ein Fremdling vor dich waget,
Und noch so zaghaft vor dir spricht,
Da er von deiner Hoheit saget.
Dein Glanz hält seinen Kiel zurück;
Doch gönnt dein gnadenvoller Blick
Ihm künftig Schutz in deinem Schatten:
So ist er destomehr bemüht,
Wenn er dein Auge täglich sieht,
Auch täglich Wünsche abzustatten.

Bringt denn ein reines Opferfeu,
Und laßt ein heilig Feuer brennen:
Daß Heinrich und Elisabeth
Sich treuer Pflicht versichern können.
Die Andacht fasset den Altar,
Und legt entflammten Weihrauch dar,
Und fleht um beyder lange Jahre:
Gott schütze diesen Fürstensitz
Damit kein strenger Todesblitz,
Sobald durch dessen Säulen fahre.

Herr, was dein Spremberg fast genoß,
Laß nun dein ganzes Land genießen:
Dort warst du schon an Gnade groß,
Nunmehr laß ganze Ströme fließen.
Die Kirche sieht, nächst Gott, auf dich;
Die muntern Musen freuen sich;
Der ganze Staat hofft güldne Zeiten.
Ja, Herzog, wir sind überzeugt,
Wie hoch dein weises Einsehn steigt,
Der Hoffnung Nachdruck zu bereiten.

Gott friſte nur dein hohes Ziel,
Bey deinen ſchweren Landsgeſchäfften:
Er mache deiner Jahre viel;
Er ſegne dich an Geiſt und Kräften.
Die Vorſicht winkt: Wir ſind erhört.
O wie wird aller Luſt gemehrt!
Wir bauen tauſend Ehrenbogen.
Jedoch worzu? Du biſt bereits,
Durch Liebe bey uns allerſeits,
Durchlauchtſter Herzog! eingezogen.

* *

Die XIII. Ode.

An die

verwittw. Herzoginn v. Braunſchweig,

Eliſabeth Sophia Maria,

bey dem Anfange des 1737 Jahres

von

M. A. B. Pantken.

Komm, angenehme Himmelsgabe,
Erwünſchter Friede! komm, und labe
Durch deinen Troſt die matte Bruſt!
Die Länder ſind des Streitens müde:
Wo bleibſt du, längſt erſeufzter Friede?
Wenn wird uns deine Ruh bewußt?
Wie lange ſoll das Schwerdt noch wüten,
Das Blut genug vergoſſen hat?
Monarchen! darf man etwas bitten?
O gebt einmal dem Frieden ſtätt!

So ſeufzt, bey mancherley Beſchwerden,
Vorjetzt der beſte Theil der Erden;
So girrt beſonders Deutſchlands Herz.
Das Blut der ihm entrißnen Söhne,
Verarmter Kinder Klaggetöne,
Erregt in ihm gerechten Schmerz.
Jetzt, da aufs neu ein Jahr verfloſſen,
Wünſcht allenthalben jedermann:
Der Krieg hat manches Jahr beſchloſſen;
O fienge dieß mit Frieden an!

Die

Die Kirche nimmt an dieſen Klagen,
Die Noth und Wehmuth vorgetragen,
Mit höchſtbeſtürztem Muthe Theil.
Verbannt, o Kinder! Zank und Streiten,
So fleht ſie: gebt, ach! gebt beyzeiten
Der Eintracht Raum; ſie bringt das Heil.
Ein Glaube führet uns zum Leben;
Ein Herr erwählet uns darzu;
Ein Heiland kann den Himmel geben;
Ein Geiſt ertheilet Troſt und Ruh.

Was überhaupt der Kirche fehlet,
Deſſelben Mangel nagt und quälet
Auch eines jeden Gliedes Sinn.
Ein Chriſt hat Gott zwar ſtets zum Freunde,
Doch Welt und Satan auch zum Feinde;
Hier ſchweren Kampf, dort erſt Gewinn.
Wie foltert in der Marterhöle
Ihn oft der Feinde Macht und Liſt!
Wie vielmal ſeufzt die müde Seele:
Gieb Friede, der du mächtig biſt!

O! hätten alle Potentaten
Den edlen Geiſt, der deinen Staaten,
O Auguſt Wilhelm! Ruh gebracht!
O! hätten alle Herzoginnen,
Ja alle Chriſten, ſolche Sinnen,
Als deine Heldinn kennbar macht!
So würde Land, und Kirch, und Herze,
In ſegensvollem Frieden ſtehn;
Und niemand, auch im größten Schmerze,
Durch Kummer und Verdruß vergehn.

Was schreib ich? wen erwähnt mein Dichten?
Durchlauchtigste! die treuen Pflichten
Entkräftet weder Tod noch Grab.
Sechs Jahre sind nun fast verstrichen,
Seit dem, daß dein August erblichen,
Doch nimmt die Ehrfurcht noch nicht ab.
Da ich dir einen Glückwunsch bringe,
Der nur von Treu, von Kunst nicht, weis:
So schallt das Lied, das ich dir singe,
Von seinem wohlverdienten Preis.

Und zwar mit recht! von solchen Helden
Muß auch die spätste Zeit noch melden,
Denn ihre Tugend ist zu rar.
Viel Fürsten gehen, eilen, rennen,
Wenn Muth und Ruhmbegier entbrennen,
In Streit, Beschwerlichkeit, Gefahr!
Jedoch, vergebt mir, muntre Prinzen!
Mich deucht, es läßt noch eins so schön:
Wenn die beruhigten Provinzen
Im Frieden Gott und euch erhöhn.

So herrlich blühten jene Staaten
Durch Augusts Wilhelms weises Rathen,
Der nie in meinem Herzen stirbt.
Die Freundschaft mit den höchsten Häusern
Beschämt den Schmuck von Lorbeerreisern,
Ob ihn gleich Muth und Blut erwirbt.
So friedsam gab er selbst der Erde
Bey seinem Hintritt gute Nacht;
Daß ihm dieß Wort zur Grabschrift werde:
Im Frieden ward er heimgebracht.

Vollkommner Ruhm, den er erworben!
O lebe du, wie er gestorben,
Von ihm geliebte Herzoginn!
Das ist der Wunsch, den diesen Morgen
So Mund als Hand vom Herzen borgen,
Als einen Wunsch nach deinem Sinn.
Der Glaube schafft mit Gott dir Friede,
Die Liebe mit den Menschen Ruh;
Geduld und Hoffnung wird nicht müde:
So geht dein Lauf dem Himmel zu.

Was kann man schöners von dir sagen?
Kein Schmeicheln kann dein Ohr vertragen,
Ja kaum ein wahres Lob von dir.
Drum schweigt dein Knecht aus Ehrfurcht stille;
Denn seine Vorschrift ist dein Wille,
Der geht dem eignen Triebe für.
Nur eins erlaube mir zu schreiben,
Das dich vor aller Welt erhebt.
Der soll es unverborgen bleiben:
Daß August Wilhelm in dir lebt.

In dir auf Erden; selbst im Himmel.
O dieser Ruhm trotzt Grab und Schimmel,
Denn er ist unvergleichlich schön.
Der Höchste mehre deine Jahre,
Und lasse lange noch die Bahre
Von dir, Durchlauchte, ferne stehn!
Auch dieß Jahr sehe dich hiernieden
Voll Seelenruh auf dieser Welt;
Bis dich ein Tag in stolzem Frieden
Dem theuren Herzog zugesellt.

Bis dahin kröne Gottes Güte
Dein fürſt- und chriſtliches Gemüthe,
Durch ſeiner Gnade Süßigkeit!
Der Friedensfürſt, der Quell der Freude,
Erquicke dich, auch ſelbſt im Leide,
Mit freudiger Zufriedenheit!
Und führe dich, nach ſeinem Willen,
An jenen Ort, o Herzoginn.
Wo Lieb und Treu das Wort erfüllen:
Mein Bund des Friedes fällt nicht hin!

Die XIV. Ode.

An den

Herzog u. die Herzoginn zu Braunſchweig,

bey dem Eintritte des 1731 Jahres.

Im Namen der Conventualen zu Michaelſtein,

H. R. Märtens.

Durchlauchtigſt großes Fürſtenpaar,
Das wir in tiefſter Demuth ehren,
Du pflegſt bey einem neuen Jahr
Den Ton der Flöten anzuhören.
Drum zürnet deine Gnade nicht,
Wenn auch der Cönobiten Pflicht
Sich heut in einem Liede zeiget,
Und um deine wachen Schläfe den verdienten Lorber beuget.

Zwar kann ein welkes Lorberblatt
Den Zweck der Knechte nicht erreichen:
Dir iſt das, was die Dichtkunſt hat,
Ein viel zu ſeichtes Ehrenzeichen.
Doch da der Reichthum deiner Huld
Gewohnt iſt, bey der gröſten Schuld,
Den kleinſten Abtrag anzuſehen;
Können auch die Cönobiten vor dem Fürſtenthrone ſtehen.

Sie opfern Weihrauch und Gebeth,
Sammt ungezählten Andachtskerzen,
So wohl für Carols Majeſtät,
Als für den Theil von ſeinem Herzen.
Dieß iſt der Deutſchen Kaiſerinn:
So dann für unſre Herzoginn,
Der Unterthanen Freud und Wonne,
Und für dich, den Landesvater, großer Ludwig, Licht und Sonne.

Und du, durchlauchter Ferdinand,
Mit Antonetten und den Zweigen,
Du biſts, weshalber Stadt und Land
Mit uns die Knie täglich beugen.
Für dein hochfürſtlich Wohlergehn
Wird ſtets ein andachtvolles Flehn
Zu unſerm Vater aufgeſchicket,
Daß der Guelphen hohe Häuſer ſeyn u. bleiben höchſtbeglücket.

Dieß iſt es, was vor dieſem war
Der frohe Inhalt unſrer Lieder:
Dieß legt man, groſſes Fürſtenpaar,
Dir wiederum zun Füſſen nieder:
Und dieß bleibt bis auf ſpäte Zeit
Der Cönobiten Schuldigkeit,
Daß ſie für dich zuſammen treten,
Und aus ihrer Herzensfülle Abba! lieber Vater! bethen.

Sind die, ſo es bisher verricht,
Nach Oſt, Süd, Nord und Weſt gekommen:
So fehlt es doch an Folgern nicht,
Die eben dieſes unternommen.
Man thuts mit Eifer, Kraft und Geiſt,
Wobey die Liebe hoffen heißt:
Es ſchlagen nun der Andacht Flammen,
Gleichſam als in Mittelpunkte, über unſerm Stift zuſammen.

Wohlan demnach, geliebte Schaar,
So werth als feſt verbundne Brüder,
Es nehm an euch ein jeder wahr:
Ihr ſeyd noch treue Stiftesglieder.
Verbindet mit uns Hand und Mund,
Und flehe aus innerm Herzensgrund,
Daß der verheißne Lohn der Frommen
Mag auf unſern theuren Fürſten u. auf die Gemahlin kommen!

Die

Die XV. Ode.

Auf das Geburtsfeſt
Herzog Heinrichs,
poſtulirten Adminiſtrators des Stifts Merſeburg.

Im Jahre 1736.

D. Chr. Gottl. Ludwig.

Was fühl ich für geheime Triebe?
Was rührt den ungewohnten Kiel?
Bewegt denn Ehrfurcht oder Liebe
Mein ungeſtimmtes Seytenſpiel?
Ja, ja, die Macht von Heinrichs Blicken
Erregt mein brünſtiges Entzücken;
Die Wirkung rührt mit ſtarker Macht.
Der hohe Geiſt bewegt das Feuer,
Und macht den Lauf der Sylben freyer,
Und ſtärkt der blöden Dichtkunſt Pracht.

Sie haßt die abgemeſſnen Lügen,
Womit ſich falſche Dichter blähn,
Die großer Fürſten Ohr betrügen,
Und nur auf die Belohnung ſehn.
Sie leget nicht erzwungne Lieder
Vor dieſen hohen Häuptern nieder;
Sie ſucht die Wahrheit ganz allein.
Des Herzens kräftiges Bewegen
Muß mit gedoppelt ſcharfen Schlägen
Der Urſprung der Erfindung ſeyn.

Der Länder Ruh, der Völker Glücke,
Der Segen, der uns Hütten baut,
Wird von dem mächtigsten Geschicke
Der Fürsten Klugheit anvertraut.
Die Huld muß aller Herz besiegen;
Ihr Blick befördert das Vergnügen;
Ihr Wort hält Schand und Laster auf;
Ihr Zorn schlägt Feind und Bosheit nieder;
Ihr Wink erhebt die Unschuld wieder;
Ihr Rath vermehrt der Tugend Lauf.

Die Herrschsucht wütender Tyrannen,
Der Arm, den Strang und Stal bewehrt,
Sucht edle Geister zu verbannen,
Die Witz, Verstand und Tugend nährt.
Hier ist Befehl: Man muß den Willen
Aus Furcht vor Straf und Tod erfüllen;
Drum zittert die gezwungne Hand.
Wo wir uns vor den schweren Ketten
Durch List, Betrug und Falschheit retten,
Da fesselt uns kein Liebesband.

Wie seufzt nicht Ismaels Geschlechte
In dieser strengen Dienstbarkeit?
Bringt wohl die Frechheit den zu rechte,
Der aus Verzweiflung Geifer speyt?
Das Joch muß den beschwerten Rücken
Nur allezeit zur Erde drücken;
Gewalt macht alles unterthan.
Ein bosheitsvoller Missethäter,
Der hohen Majestät Verräther
Greift sonst des Fürsten Leben an.

Der Schauer überläuft die Glieder,
Es ſtockt das Blut in meiner Bruſt.
Iſt dieſs nicht der Natur zuwider?
Iſt Würgen denn der Menſchen Luſt?
Ich dacht es nimmermehr zu ſehen,
Und dennoch iſts gewiß geſchehen,
Brand, Gift und Würgen ſchützt den Thron.
Hier ſucht kein Fürſt der Völker Glücke,
Der Unterthan verſteckt die Tücke,
Und ſelbſt der Vater ſcheut den Sohn.

Wie öfters dacht ich mit Ergetzen,
Dort in der wilden Barbarey,
Daß unſrer Freyheit göldnen Schätzen
Kein Glücke zu vergleichen ſey.
Der Fürſten weiſeſtes Regieren
Läßt uns kein Joch der Knechtſchaft ſpüren,
Wie ſanft, wie leicht iſt unſre Laſt?
Dem kann man Güter, Leib und Leben,
Ja gar ſich ſelbſt zu eigen geben,
Der unſers Glückes Ruder faßt.

Herr, deſſen gnädiges Bezeigen
Die treuen Bürger glücklich macht,
Ich kann die Regung nicht verſchweigen,
Die mich auf deinen Ruhm gebracht.
Ich muß die Kinder glücklich nennen,
Die dich, als ihren Vater, kennen;
Du machſt ihr Wohlſeyn feſt und groß:
Drum ſuchen ſie, dich zu verehren,
Sie wollen nichts von Freyheit hören,
Und lieſſeſt du ſie ſelber los.

O ſchönes Joch! du bringſt Vergnügen;
Die Wohlthat legt uns Feſſel an:
Kannſt du die Herzen ſo beſiegen,
So wird dir alles unterthan.
Man ſchmieget ſich zu deinen Füſſen,
Um nur des Purpurs Saum zu küſſen,
Und ſucht den gnadenvollen Blick.
Die Armuth ſelber darf es wagen,
Dir ihren Kummer vorzutragen,
Und geht gewiß vergnügt zurück.

Ach könnt ich deinen Ruhm beſingen!
Ach hätt ich Feuer, Geiſt und Pracht,
Mich auf des Pindus Höh zu ſchwingen:
So zeigt ich, was dich liebreich macht.
Man ſieht die Wirkung an den Deinen,
Die bloß vor treuer Freude weinen,
Und ſtündlich für dein Wohlſeyn flehn.
Ich dürfte mich in meinem Dichten
Nur immer nach Erfahrung richten,
Und ſchriebe das, was ich geſehn.

Mein ſchlechtes Blatt giebt ſchwache Proben,
Der Fürſten Tugend glänzt für ſich.
Will jemand deine Größe loben:
So ſeh er nur mit Ernſt auf dich.
Er wird was Göttliches bemerken,
Und dieſen Satz in ſich beſtärken:
Daß Fürſten Göttern ähnlich ſind.
Dein Anſehn wird nicht bloß bezwingen,
Dein Gnadenblick wird weiter dringen;
Weil er den Sinn mit Luſt gewinnt.

Vergnügtes Volk! geneuß die Freude,
Die dir des Höchſten Vorſicht giebt.
Was fragſt du wohl nach fremdem Neide,
Da dich dein Fürſt und Vater liebt?
Was kann wohl deine Ruhe ſtöhren,
Da ſich die Kräfte merklich mehren?
Auf, preiſe dieſe frohe Zeit!
Es wächſt, es blüht auf allen Wegen
Der höchſten Allmacht reicher Segen,
Vergnügen und Zufriedenheit.

Du kannſt dich kaum vor Freude faſſen,
Der ſtarke Trieb bewegt das Herz:
Als dich dein Herzog jüngſt verlaſſen,
Bezwang dich ein beſondrer Schmerz.
Sieh nur die Macht von Heinrichs Blicken!
Er kann nicht dich allein erquicken;
Ihn fordert auch ein ander Land:
Da, wo er bey den treuen Schaaren,
Die Ihm beſtändig dienſtbar waren,
Gelegenheit zum Wohlthun fand.

Was fehlt dir nun? du haſt aufs neue
Den Schatz, der deine Luſt vermehrt:
Beſtärke die geſchworne Treue,
Beweiſe, wen dein Herz verehrt.
Geh zu des Höchſten Dankaltären,
Die reinen Triebe zu bewähren;
Die Prieſterſchaft erhebt den Ton.
Wie rührt ihr heiliges Exempel!
Man läuft, man dringet zu dem Tempel,
Und ſucht der weiſen Allmacht Thron.

Was schallt? welch freudiges Getümmel?
Ein Lob und Danklied füllt die Luft:
O steige, froher Schall, zum Himmel!
Die Demuth seufzt, die Hoffnung ruft:
Ach Gott! du Herr der Engelschaaren,
Wirst du des Fürsten Haupt bewahren:
So mehret sich des Volkes Ruh.
Du wirst um deiner Liebe willen
Den andachtsvollen Wunsch erfüllen:
Mich dünkt, du sprichst schon Ja dazu.

Lebt Heinrich nur, so rührt die Freude
Auch unsrer Landesmutter Brust.
Sie stehn, sie blühen alle beyde;
Was fehlt nun noch zu unsrer Lust?
Elisabeth, du Schmuck der Frauen,
Dir sollte man ein Denkmaal bauen;
Die Schwachheit hat noch nichts gewagt.
Ach könnt ich Heinrichs Größe finden!
So würd ich auch dein Lob ergründen,
Das uns dein Wandel deutlich sagt.

O stralet doch, ihr hellen Sterne!
Beziert der Fürsten Firmament,
Da man den Glanz auch in der Ferne
Nebst eurer Tugend Vorzug kennt.
Der Nachruf wird von euren Tagen
Den späten Zeiten vieles sagen,
Ob gleich die matte Zunge schweigt.
Lebt! bis sich noch ein Dichter übe,
Der seine feuerreiche Triebe
Durch euren Ruhm vollkommen zeigt.

Bloß des Geburtsfeſtes hohe Feyer
Bewegt den ehrfurchtsvollen Geiſt,
Der auf der ungeübten Leyer
Die Stärke ſeiner Regung weiſt.
Kömmt ſie nach vielen Jahren wieder:
So ſteigt vielleicht die Macht der Lieder,
Da ſoll mein Kiel recht fleißig ſeyn.
Da ſoll, o Herr, nur dein Erheben
Mir ſelbſt den Schmuck der Dichtkunſt geben,
Da ſoll mich bloß dein Bild erfreun.

Die XVI. Ode.

Auf den Geburtstag der Herzoginn Maria Eliſabeth, Aebtiſſinn zu Quedlinburg.

In fr. N. 1730.

von

Heinr. Rich. Märtens.

Darf, durchlauchte Herzoginn!
Ich mit tiefergebnem Sinn
Mich zu deinem Purpur dringen,
Dir ein heiſches Lied zu ſingen:
Das zwar nicht nach Dichterkunſt,
Noch nach holer Weisheit ſchmecket,
Aber doch der Treue Brunſt,
Die dein Diener hegt, entdecket?
Ja, ich darf, du winkeſt mir,
Oeffneſt ſelbſt den Weg zu dir;
Deines Zepters holdes Neigen
Will mir Bahn und Stuffen zeigen:
Die mich zu dem offnen Raum
Deines Thrones ſollen führen,
Deiner Hoheit Purpurſaum
Voll von Ehrfurcht anzurühren.

Für-

Fürſtinn! deine Gütigkeit
Iſt von großer Seltenheit.
Bringt das Licht der göldnen Sonne
Allen Creaturen Wonne:
So pflegt deiner Gnade Stral
Nicht nur hoher Berge Rücken,
Sondern auch das tiefe Thal
Niedrer Seelen anzublicken.
Dieſes flammt die Herzen an
Derer, die dir unterthan,
Daß ſie mit erhitzten Trieben,
Herzoginn! dich müſſen lieben.
Sie ſind immerfort bereit,
Was ſie in den Seelen hegen,
Ihrer Liebe Schuldigkeit,
Dir zum Opfer darzulegen.
Bürger! ſagt mir, ſetzet nicht
Unſrer Fürſtinn Gnadenlicht
Eure Bruſt in reine Flammen?
Ja, ihr ſtimmt vereint zuſammen;
Herz und Mund bekennen frey:
Daß ihr zu der Zunft gehöret,
Die mit ungefärbter Treu
Ihre Gnad und Huld verehret.
Doch nicht ihre Huld allein,
Ihres Glaubens echter Schein,
Der in wahrer Tugend glänzet,
Und ſie, Golde gleich, bekränzet;
Tugend, ſo die fromme Bruſt
Mehr als Pracht und Schatz ergetzet,
Dieſes iſts, was euch in Luſt,
Doch auch in Verwundrung ſetzet,

Wahrheit, Himmels Unterpfand!
Komm, und führe Kiel und Hand,
Laß der Fürſtinn frommes Weſen
Hier auf dieſem Blatte leſen.
Doch, du ſprichſt, es ſey zu ſchlecht
Für ſo ſeltne Tugendproben:
Wohl! dein Urtheil iſt gerecht,
Dieſen Ausſpruch muß ich loben.

Ey ſo bau ein Denkmaal auf,
Das nach langer Zeiten Lauf
Bis zur ſpäten Nachwelt ſtehe,
Und der Fürſtinn Ruhm erhöhe.
Setz ihr hohes Tugendbild,
Als ein würdiges Exempel,
Mit dem reinſten Glanz umhüllt,
In der Ewigkeiten Tempel.

Glück und Wohlſeyn, eilt herbey!
Eilt! aus unverfälſchter Treu
Mit dem zärtlichſten Umſchlieſſen,
Unſre Herzoginn zu küſſen.
Zeigt, daß hier kein Unbeſtand
Euch zu ſteter Gunſt verbindet,
Und ihr mit geneigter Hand
Lauter Segenskränze windet.

Auf! braucht der Gelegenheit,
Die der Himmel euch verleiht:
Seht, das göttliche Geſchicke
Gönnt uns ihres Jahrfeſts Blicke.
O! was könnt ihr ſchöners ſehn,
Drum laßt ſie in neuem Segen
Und in vollen Freuden ſtehn:
Geht ihr voller Luſt entgegen.

Und du dreymalgroßer Gott,
Herr und Herrscher Zebaoth,
Höchster, wallt dein treu Gemüthe
Noch von väterlicher Güte:
O so sey der Fürstinn Lohn;
Schenk ihr ein erwünscht Vergnügen,
Laß des Glückes güldne Kron
Stets um ihre Schläfe liegen.

Deine Hand, die alles schafft,
Mehr ihr noch die Lebenskraft,
Bis sie Mosis Ziel errungen,
Ja noch höher sich geschwungen.
Laß ein recht gesundes Blut
Ihr zufriednes Herz beleben,
Bis sie sich mit frohem Muth
Wird zur Sternenburg erheben.

Die XVII. Ode.

Auf
das hohe Geburtsfest
Frauen
Sophien Eberhardinen,
Fürstinn zu Schwarzburg-Sondershausen.

In fr. Namen. 1737.

von
M. Joh. Joach. Schwaben.

Wenn ist der Tag? wenn kömmt das Fest?
Da man die freye Muse läßt
Vor meiner Fürstinn Augen dringen?
Wenn zeigt sich die Gelegenheit?
Wenn darf ein Lied der Dankbarkeit
Vor ihren hohen Ohren klingen?
Ist ihr Geburtslicht denn nicht da,
An dem ich alle Jahr die Dankpflicht opfern sah?
Es nahet sich; hier ist es schon,
Nun Musen, stimmt den reinsten Ton
Auf meiner Leyer schlaffen Seyten.
O sagt mir Wort und Ausdruck vor,
Und hebt den matten Geist empor;
Helft mir ein neues Lied bereiten!
Ein Lied, worinn Sophiens Preis
Der allerletzten Welt sich vorzustellen weis.

Ver-

Vergebens wünsch ich mir dieß Glück,
Da, Fürstinn, deiner Gnade Blick
Mir mehr, als Phöbus Schwestern, nützet.
Wenn du nur den auf mich erhebst;
Wenn du mich nur dadurch belebst:
So wird mein kaltes Blut erhitzet;
So bin ich auf ein feurig Lied,
Das deiner Huld gebührt, mit scharfem Ernst bemüht.

Du hast den höchsterwünschten Stral,
Aus deinem hohen Fürstensaal,
Auf meine Niedrigkeit gelenket;
Und darum wundre dich denn nicht,
Wenn sich vor deinem Angesicht
Dieß Blatt verpflichtet niedersenket;
Und unterthänigst die verehrt,
Die meine Wohlfahrt baut, und jeden Tag vermehrt.

Jedoch was für ein Eigenthum
Wird, Fürstinn, deinen vollen Ruhm
Am ersten anzufangen wissen?
Du hast der Gaben gar zu viel;
Die Menge störet mir das Ziel;
Ich werde davon schweigen müssen.
Denn dächt ich, daß ich sie erzählt:
So hätt ich leicht dabey der meisten doch verfehlt.

O Fürstinn! nimm denn gnädig an,
Wenn dich mein Kiel nicht preisen kann;
Du bist für ihn zu sehr erhoben.
Dort liegt dein ganzes treues Land,
Und ist zu deinem Ruhm entbrannt,
Und weis dich doch nicht gnug zu loben.
Wie dürft ich mirs wohl unterstehn,
Und an dein starkes Lob mit wenig Kräften gehn!

Du haſt dir ohne fremde Kraft
Die Unvergänglichkeit geſchafft,
Nur bloß durch deiner Tugend Stärke.
Gieb Himmel! daß man dieſes Gut,
Worauf des Landes Glück beruht,
Noch viele Jahr im Segen merke!
Daß dieſer Stunden heitrer Schein
Dich, theures Fürſtenpaar, noch oftmals mög erfreun!

Vielleicht gelingt es mir dabey,
Daß ich mit dir geweihter Treu,
Sophia, dir dann beſſer danke.
Ich ſchwör es dir bey deiner Hand,
Die mir ſo vieles zugewandt,
Daß ich im Eifer niemals wanke.
Denn du, und Günther, dein Gemahl,
Ihr beyde hebet mich, durch eurer Gnaden Stral.

* *

Die XVIII. Ode.

An die

Durchl. Herrsch. zu Braunschweig

bey dem Anfange des 1729 Jahres.

Im N. des Klosters Michaelstein.

von

H. R. Märtens.

Durchlauchtigst grosser Ludewig!
Durchlauchteste Herzoginn, Louise!
Des Himmels Licht erheitert sich;
Wer ist, der das Geschick nicht priese?
Die Sonne steiget aus dem Flor
Der dickbewölkten Nacht hervor,
Und will mit ihren Purpurstralen,
Bey eingetretner neuen Zeit,
Zum Zeugniß ihrer Fröhlichkeit,
Die hohe Blankenburg, den Fürstensitz bemalen.

Des Adels auserlesne Schaar,
Die Kriegsbedienten, sammt den Räthen,
Ein zwiefach treues Hirtenpaar
Sieht man zu eurem Throne treten.
Die Häupter aus der werthen Stadt,
Die Lehrer, so die Schule hat,
Der Bürger und Bedienten Reigen;
Ja alles, was nur wallen kann,
Schaut man den gähen Berg hinan
Mit eifrigstschnellem Fuß und frohem Antlitz steigen.

Durchlauchtigster! dein Michelstem
Gesellet sich zu diesen Chören.
Es findet sich voll Demuth ein,
Dich mit dem Kusse zu verehren.
Jedoch der blöden Knechte Zahl
Erblaßt vor deiner Augen Stral;
Drum wirft dieß Blatt sich dir zu Füssen:
Ein Blatt, das keine Schminke kennt,
Und nur von reiner Liebe brennt,
An deiner Knechte statt, den Purpur zu begrüssen.

Verschmähe dieses Opfer nicht,
Gepriesner Fürst und Landesvater!
Gönn ihm ein gnädig Angesicht,
Und bleibe deines Stifts Berather.
Lenk auch, durchlauchte Herzogin!
Den Blick auf diese Zeilen hin,
Den Gnadenblick, der uns beglücket.
Glaubt, daß für euer Wohlergehn,
So viele Zeilen, als hier stehn,
So mancher heisser Wunsch zum Himel wird geschicket.

Die Majestät, die droben thront,
Die krön euch selbst mit Gnad und Leben.
Gott, der auch hier den Seinen lohnt,
Woll euch der Frommen Erbtheil geben.
Er mehr auch euren Tugendruhm,
Daß sich in eurem Fürstenthum
Gerechtigkeit und Friede küssen;
Daß Wahrheit, Liebe, Furcht und Treu
Mit Frömmigkeit verschwistert sey,
Und aller Laster Brut von dannen weichen müssen.

Die

Die Vorſicht machte nächſtes Jahr
Bereits zu einem Jahr der Freude.
Erwege, groſſes Fürſtenpaar!
Die Luſt an eurer Augenweide.
Charlottens allertheurſtes Pfand
Beſtieg, durch Gottes Allmachtshand,
Des erſten Peters Kaiſerthronen;
O ſchöne Poſt, die man bekam,
Da der Monarch den Zepter nahm:
Der andre Petrus trägt nunmehro Kaiſerkronen.

Auch dieſes Jahr ſey jenem gleich
An Gnade, Friede, Segen, Wonne.
Es geh nur auf in Oeſterreich
Der Völker längſterbehne Sonne.
Des groſſen Carols zweyter Sohn,
Ein fromm und weiſer Salomon,
Erfreue dieſes Rund der Erden!
Und ſolches, weil des Höchſten Rath,
Durchlauchte! ſelbſt beſtimmet hat,
Daß ihr die Anherrn ſollt von zween Kaiſern werden.

* *

Die XIX. Ode.

Auf das Beylager des Wohlgeb. Hrn. Isaac Steigers, des Standes Bern Schuldtheissen, mit der wohlgebohrnen Elisabeth v. Erlach, vermählten Lombach, D. Albrecht Haller.

Verschwiegne Seyten! stimmt euch wieder,
Kein Tag war mehr der Musen werth;
Belebt mit Tönen meine Lieder,
Von denen, die die Nachwelt hört:
Nichts niedrigs hab ich vorgenommen,
Nur Töne, die vom Herzen kommen,
Nur Töne, die ins Herze gehn:
Beym edlen Vorwurf, den ich wähle,
Soll auch in der gemeinsten Seele,
Der Ode hoher Geist entstehn.

Von Dir, o Steiger! will ich wagen
Zu singen, was dein Volk itzt spricht,
Was auch die Enkel sollen sagen,
Betriegt mich nur mein Herze nicht.
O könnt ich dich, auf Pindars Schwingen,
Der Ewigkeit entgegen bringen,
Wo wahrer Helden Namen sind;
Wie würde sich dein Nüchtland freuen,
Wenn es dich in den ersten Reihen,
Bey Paulen und Valeren findt.

Ich

Ich sage, wenn ich an dir sehe,
Und sag es unentfärbt vor dir:
Der Klugheit ungemeinen Höhe,
Der netten Reden kurzen Zier,
Der Freundlichkeit der holden Sitten,
Die auch der Feinde Herz erstritten,
Des Staates innre Wissenschaft;
Kurz deinen Geist- und Herzensgaben,
Den Beyfall aller Welt zu haben,
Fehlt nur ein Schauplatz ihrer Kraft.

Des Himmelsgunst setzt seltnen Seelen
Mit milder Hand den schönsten Preis.
Auch dir ließ sie kein Zeichen fehlen,
Woran man sie zu kennen weis.
Sie hub aus niedrigern Geschäfften,
Dich nach und nach mit sichtbarn Kräften,
Durch alle Stuffen, auf den Thron:
O wahrlich edle Art der Zierde!
Nur sie ist würdig der Begierde,
Ist sie nur eigner Thaten Lohn.

Doch eines Staatsmanns äußrer Schimmer
Ist eine Pracht, die Kummer deckt,
Das Herz bleibt öd, und ruhet nimmer,
Wenn es nicht treue Freundschaft schmeckt.
Ein Herrscher opfert sich dem Staate,
Von seiner Müh und wachem Rathe,
Ist er allein, der nichts genießt;
Unselig! wenn nicht wahre Liebe
Die Zuflucht seiner Seele bliebe,
Die Lust auf seine Sorgen gießt.

Auch du, der du dein mühsam Leben
Der Bürger Wohlfahrt hast geweiht,
Wirst uns nunmehr ein Beyspiel geben,
Von wohlverdienter Seligkeit.
Des Vaterlandes schwere Sorgen,
Die wachen Nächt' und frühen Morgen,
Sind keinem so, wie dir, bewußt:
Drum ist der Wille des Geschickes,
Daß du, o Vater unsers Glückes!
Auch endlich theilest unsre Lust.

Ein ungetadeltes Geblüte,
Das seine Ahnen nicht mehr zählt,
Ein Sinn, der Munterkeit und Güte,
Der Feur und Sittsamkeit vermählt,
Ein nur um dich bemühter Wille,
Ein Herz, das Huld und sanfte Stille
Zu deiner Ruhstatt öffnen wird:
Die, welche deiner werth gewesen,
Hat dir der Himmel auserlesen,
Der sie für dich hat ausgeziert.

O selig! die ihr Glück verdienen;
Sie fürchten keinen Unbestand:
Der Himmel läßt ihr Alter grünen,
Und gönnt ihr Wohl dem Vaterland.
O könntest du die Herzen sehen,
Die Kraft und Leben dir erflehen,
Und blöder Weysen Fröhlichkeit:
Die sinds, o Steiger! die den Segen,
Auf dich seit vielen Jahren legen,
Der sich auf deinem Stamm verneut.

O daß dein Herze ſpät erfahre
Des müden Alters ſatte Raſt!
O zähle künftig ſoviel Jahre,
Als du ſchon Leid verſüſſet haſt!
So viel Verdienſt, ſo manche Tugend
Verdienet mehr, als eine Jugend,
Verdient den Dank noch einer Zeit.
O würden dir ſchon dieſe Zeilen,
Die tauſend Herzen mit mir theilen,
Ein Angeld der Unſterblichkeit!

* *

Die XX. Ode.

Als

Herr Samuel Merian,

des hochlöbl. Cantons Baſel oberſter Zunftmeiſter,

die Regierung antrat, 1731.

M. Johann Jacob Sprenq,

franzöſ. u. deutſcher Pfarrer der waldenſiſchen Pflanzſtädte Peruſe im Herz. Würtemberg.

Ein Geiſt, der nur die Dichter rühret,
Und zu der Götter Urſprung führet,
Entflammet und erhebet mich.
Er trägt mich über Luft und Sterne;
Der lichtſte Himmel iſt nicht ferne;
Sein Heiligſtes eröffnet ſich.
Ein Stral, der mir entgegen blitzet,
Beſeligt und verklärt mich ſchon.
Ich ſeh, daß hier Aſträa ſitzet,
Und kenne den Altar und Thron.

Hier wiegt ſie richtig die Beſchwerden,
Womit ein Mächtiger der Erden
Die Armuth und die Unſchuld kränkt.
Hier ſtürzt ſie Majeſtäten nieder,
Und ſalbet andre Götter wieder,
Die ſie verweyſten Völkern ſchenkt.
Hier thront ein tapfrer Wilhelm Telle
Bey der gekrönten Heldenſchaar,
Und nimmt bey Kaiſern ſeine Stelle,
Weil er der Seinen Heiland war.

Wer

Wer iſt der Greis in vollem Schimmer,
Der ſich in dieſem Götterzimmer
Auf einmal meinem Auge weiſt?
Mich täuſchen ja nicht meine Blicke,
Die ich begierig nach ihm ſchicke;
Es iſt des treuen Harders Geiſt;
Des Harders, welchen Rauracine
Mit Weh und Thränen eingebüßt;
Und dem man noch aus Aug und Mine,
Wie ehmals, ſeine Würde lieſt.

Herbey zu meines Thrones Stuffen,
So hör ich ihm die Göttinn ruffen:
Mein treuer und verſuchter Sohn!
Dein Fleiß, der mich ſo oft entzücket,
So oft Helvetien beglücket,
Empfahe nun den ewgen Lohn!
Sie flocht um ſeine Silberhaare
Der Krone Schmuck mit eigner Hand;
Und ihm ward nahe beym Altare
Der Sitz von allen zuerkannt.

Nur zog die Göttinn noch mit Schmerzen,
Der Rauracis Verluſt zu Herzen,
Die ein ſo würdig Haupt verlohr.
Drum nahm ſie mit dem heilgen Rathe
Der Redlichen aus Baſels Staate
Das Wahlgeſchäffte ſorgſam vor.
Man forſchte nicht lang hin und wieder,
So traf Aſträa ſchon ihr Ziel;
Indem der Wunſch der meiſten Glieder
Auf drey von ihren Liebſten fiel.

Das Herz begonnt in ihnen allen,
Vor froher Ungeduld, zu wallen.
Aſträa warf das Loos dabey;
Und bald drauf jauchzten ihre Chöre,
Daß Merian zu Harders Ehre
Erkohren und geheiligt ſey.
Du reizend Muſter meiner Söhne!
So rief ſie ihrem Liebling zu:
Iſt jemand, den ich freudig kröne,
Mein Merian, ſo biſt es du.

So nimm denn Zepter, Schwerdt und Wage,
Womit an dieſem Jubeltage
Dich deine Königinn belehnt!
Die brauche du zu meinem Beſten,
Daß einſt bis an der Sterne Veſten
Dein ſegensvoller Ruhm ertönt!
Ich ſpüre ſchon die göldnen Zeiten,
Weil mir dein Herze zugethan,
Da ich mit meinen Seligkeiten
In deinem Lande wohnen kann.

Ich weis, du wirſt den Frevel dämpfen,
Und ſo für meine Rechte kämpfen,
Daß dich mein Feind mit Schrecken ehrt.
Du wirſt der Bosheit Horn zerbrechen,
Und noch der Unſchuld Thränen rächen,
Die du ſo oft und bald erhört.
Du eilſt, du brenneſt auszurotten,
Die voller Rach und Ehrſucht glühn;
Die Gottes und der Eide ſpotten,
Und mir, als wie zum Trotze, blühn.

Wohlan, so herrsch in stolzem Frieden;
Und bis die Würden dich ermüden,
Erbaue wie bisher, mein Reich!
Ja sey, doch ohne die Gefahren,
An vielen Enkeln und an Jahren,
Dem letzten großen Socin gleich!
Es müsse selbst nach deinem Sterben
Dieß seltne Glücke nicht vergehn,
Und auch an deinen spätsten Erben
Dein Segen, Bild und Ruhm bestehn.

Ein brünstig Amen, das zur Stunde
Aus alter Bürger treuem Munde
Der Göttinn Reden unterbrach,
Erweckte mich zu gleichem Triebe,
Daß ich aus ehrfurchtsvoller Liebe
Zu mir in stiller Andacht sprach:
O wohl der werthen Rauracinen!
Wenn ihrer Kinder Wunsch gelingt!
Ihr ist ein größer Heil erschienen,
Als meine Muse je besingt.

Geweihter Gönner, laß mich hoffen,
Daß Vasels Glück auch mich betroffen;
Und du mir kein Augustus seyst,
Der seinen wimmernden Poeten,
Den Naso, bey den rohen Geten,
Bis in sein Ende schmachten heißt.
Indessen, kömmt nur das zu Stande,
Warum sich meine Clio müht,
So schallet an dem Neckarstrande
Zu deinem Ruhm ein ewig Lied.

* *

I.

Als das Geburtsfeſt Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen

im Jahre 1726

von

Ihro Excellenz Hrn. Joachim Friedrich, des H. R. R. Grafen von Flemming,

feyerlichſt begangen wurde.

M. Balthaſar Hoffmann.

Cantata.

Aria.

Eile, muntres Volk, zuſammen,
Bringe himmelreine Flammen,
Auf ein großes Opferfeſt:
Da die hohe Landesſonne
Wieder, zu gemeiner Wonne,
Neuen Glanz verjüngter Jahre
Heute von ſich blitzen läßt.

Großmächtigſter Auguſt,
Du allertheurſter Landesvater,
Sarmatien genießt die Luſt,
Den hellen Glanz von deiner Krone
Und die geweihte Majeſtät,
Die Macht und Großmuth täglich mehr erhöht,
In hoher Gegenwart zu ehren:

Gleich-

Gleichwohl ſtralt deiner Hoheit Blitz,
Auch aus entfernter Luft, auf unſern Muſenſitz,
Und macht,
Daß auch bey ſchattenreicher Nacht,
Sich Licht und Schimmer um uns mehren.
Ja deiner Sonne klarer Schein
Würd unſern Augen unerträglich ſeyn;
Wenn nicht dein Adlersflügel uns bedeckte,
Und über uns dein Rautenzweig ſich ſtreckte.
Voraus da jetzt ein neues Licht
Durch graue Wolken wiederbricht,
Das, groſſer Prinz, dir ehemals das Leben,
Und uns durch dich
So ein durchlauchtig Haupt gegeben.
So ſchenkeſt du auch in Abweſenheit,
Uns lauter Fröhlichkeit.
Ach König! glaube ſicherlich,
Kein Diamant, kein ſcharfer Stal,
Iſt fähig, dieſen Tag ſo tief worein zu graben,
Als unſre Muſen allzumal
Ihn ſchon in ihrem Herzen haben;
Und auf allen grünen Rinden
Unſrer angenehmen Linden
Iſt Auguſtus groſſer Name ewig eingerißt zu finden.

Aria.

Kommt, nehmt leichte Windesflügel,
Eilt, auf jenen Königshügel,
Nach Auguſtus Luſtrevier;
Tragt ihm, ſtatt beflammter Kerzen,
Treue Herzen
Als ein Freudenopfer für.

Doch, o was für ein heilger Schauer
Erſchüttert die Natur,
Da wir im Geiſte nur
Die groſſe Majeſtät erblicken.
Die Ehrfurcht beuget uns darnieder,
Es zittern, beben alle Glieder;
Wir fallen halb entſeelt, faſt wie in einem Traum,
Vor deines Purpurs hell umſtralter Pracht:
Wir küſſen unterthänigſt deſſen Saum,
Davon wir uns erholen und erquicken.
Dein Gnadenauge ſtralt uns an,
Dadurch wird jeder Mund
Belebt und aufgethan,
Der ſeine Freude kund,
Und ſein Vergnügen ruchtbar macht.
Ach, wären doch nur Worte gnug vorhanden,
Den Seelentrieb recht an den Tag zu legen,
Und wie ſich aller Adern regen,
Als Zeugen, was für Luſt
In unſrer aller Bruſt
Ob deinem Feſte, Herr, entſtanden.

Accomp.

Die Wünſche ſteigen Himmel hoch,
Für dich und dein durchlauchtes Haus,
Ach, ſollteſt du doch hundert Jahre noch
Der Muſen theurer Vater heiſſen!
Ja, ſollte doch dein Lebensband,
Zur Freude für dein Volk und Land,
Weil noch die Welt ſteht, nicht zerreiſſen!
Doch, weil dieß die Unmöglichkeit
Den Sterblichen verbeut,
So lebe wenigſtens noch lange Jahre,
Und ſieh recht lebensſatt erſt deine Paare!

Vier

Verzeih, o König, unſerm Lallen;
Der Seufzer Ton will laut erſchallen,
Und bricht mit neuer Kraft vermehrt,
Wie ſelbſt dein trauter Flemming hört,
In volles Jauchzen aus:

Aria.

Es lebe Auguſtus zu ewigen Zeiten,
Die Sonne Sarmaticns, Sachſens Polar!
Es weichen die ſtürmiſchen Wetter zurücke;
Es küſſen ſich Frieden, und Segen, und Glücke,
Daß Muſen und Bürger und Bauern ſich freuen,
Daß Länder und Dörfer und Städte gedeyen,
So ſtellen die goldenen Zeiten ſich dar.

V. A.

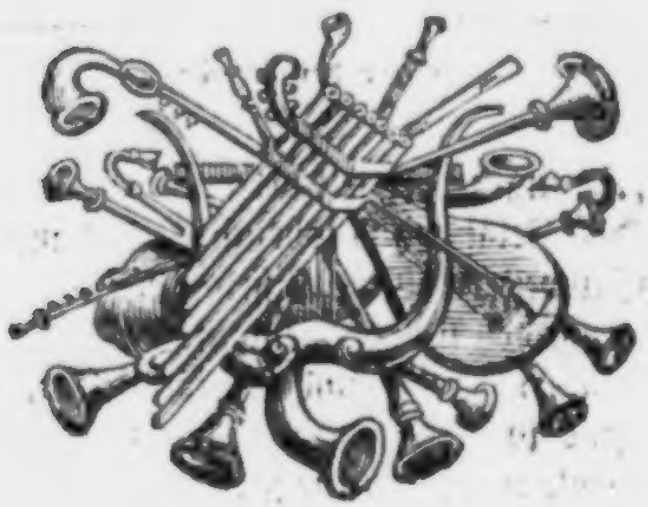

* *

II.

Serenata.

Als das Geburtsfeſt

Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen

von Sr. Excellenz,

dem Herrn Grafen von Manteufel

in Leipzig 1730 gefeyert wurde.

von

M. Samuel Seidel.

Perſonen:

Chor der Muſen. Die Freude. Die Macht. Das Glück. Die Zeit.

Chor der Muſen.

Aria.

Singt und ſpielt vergnügt zuſammen,
Zeigt den Ausbruch reger Flammen,
Schweſtern edler Wiſſenſchaft!
Sagt den ſtillen Abendlüften,
Daß, was Luſt und Glücke ſtiften,
Sind in unſers Königs Leben
Heute zwiefach neue Kraft. V. A.

Freude. Der Erden Schmuck, des Himmels Luſt,
Mein Held, mein König, mein Auguſt,
Macht, daß mir Blut und Bruſt
Vor froher Regung klopft und bebt.
Er lebt! Er

Das iſt genug, zu ſeiner Völker Segen.
Er lebt! Dieß Wort bringt allerwegen
In Hof und Land, in Kirch und Staat,
Der Wohlfahrt reifſte Freudenſaat.
Zwar ſah ich nächſt, mein Held entfernte ſich.
Mein Held entwich von unſern Linden;
Doch Treu und Liebe ſchicken mich
Ihm noch verjetzt mit tauſend Wünſchen nach.
Ich eil, und ſeh ihn allgemach,
Ich ſehe, wo mein König thront.
Nur dort, wo Sieg und Glücke wohnt,
Dort, wo die Tugend herrſcht, will ich ihn wieder
finden.

Aria.

Wenn dich das Auge gleich verlohren,
Verliert dich drum das Herze nicht.
Dieß hat, o Held, dein Augenlicht
Sich ſtets zum Augenmerk erkohren:
Dieß ſieht dich ſtets, dieß jauchzt und ſpricht:

Dieß Feſt, dieß große Feſt,
Der güldnen Zeiten Bild und Reſt,
Dieß große Feſt abſonderlich
Erregt, belebt und dringet mich,
Die frohen Seyten anzuſtimmen.
Der innern Reizung heißes Glimmen
Wirkt eine Luſt, die unausſprechlich iſt.
Komm, ſtille Nacht! Ich weis es, wie geneigt du biſt,
Die Mängel ſchwacher Kraft zu decken.
Nacht. So weit wird ſich mein Schatten nicht erſtrecken.

Des Königs Glanz und Ruhm macht dieſen Wunſch zu nichte,
Macht alles Tag und lichte,
Macht mich ſo ſehr, als dich, beſchämt.
Doch wer ſich hier zu ſchüchtern grämt,
Kennt Friedrich Auguſts holde Güte,
Kennt ſein recht himmliſches Gemüthe,
Kennt ſeines Geiſtes Sanftmuth nicht.
Auch ich muß ja, wo ſolch ein Licht
Die blöden Schatten trennet,
Das, was die Schwachheit ſonſt bekennet,
Itzt ſelber zugeſtehn.
Doch will, doch kann ich ihm entgegen gehn:
Denn ſchweig ich gleich vom Ruhme deines Helden;
So werden ihn die Sterne ſelbſt vermelden.

Aria.

Dort oben, wo die Sterne ſtehen,
Wo Sonn und Mond zu Rüſte gehen,
Da ſteht auch Friedrich Auguſts Ruhm.
So viel dort lichte Kreiſe ſchimmern,
Aus ſo viel güldnen Ehrenzimmern
Stralt ſeiner Tugend Heiligthum. V. A.

Ja wohl! dort hat ihn Werth und Glück
Vor langen Zeiten angeſchrieben.

Glück. O nein:
Es war ja ſein Verdienſt allein!
So treu und hold ich ihm geblieben;
So kömmt er mir doch ſtets zuvor,
So ſteigt ſein Werth weit mehr, als meine Kraft empor,
So weis ich nirgend was zu reichen,

Was

Was Friedrich Auguſts Thaten gleichen,
Und meinen Trieb berechnen mag.
Doch ſiehe da! der Freudentag,
Der Tag, der ihm und uns des Himmels Gunſt vergönnet,
Tilgt meine Schuld von neuem,
Und macht mich ſelber glücklich.
Bleib, ſchnelle Zeit, bleib augenblicklich
Bey unſers Königs Wohlergehn,
Bey unſers Königs Wünſchen ſtehn.

Zeit. Eilt langſam, ihr erwünſchten Stunden,
Bis daß das Glück ſein frohes Ziel gefunden,
Worauf des Königs Abſicht ruht.
Du aber, Schweſter, meynſt bus gut,
So bleibe mir zur Seiten,
Daß alle Stunden, Tag und Zeiten,
An Ruh und Luſt ſo allgemein,
Als des Monarchen Preis, an Werth und Vorzug ſeyn;
Und man an unſerm Fortgang ſchauet,
Was uns des Himmels Rath zur Abſicht anvertrauet.

Duetto.

Ich will { Zeit. Sein Vergnügen / Glück. Seine Jahre } mehren,
Bis Erfolg und Ausgang lehren,
Nichts ſey { Glück. Seiner Wohlfahrt / Zeit. Seinem Alter } gleich.
Lebe fort! du Troſt der Erde,
Bis aus Sechzig Neunzig werde.
So gedeihen Chur und Reich.

Freude. Erlauchter Graf! Nicht ſo?
Das Lied macht deine Seele froh!
Was kann ihr mehr Vergnügen geben,
Als deines Königs Glück, als ſeines Prinzen Leben?

Nacht. Die That bewährts! Das holde Freudenlicht,
So dort aus deinen Zimmern bricht,
Und wie die Sonne ſonſt, ſo Tag als Luſt verlänget,
Kömmt doch der Gluth in deiner Bruſt nichts bey,
In der ſich Liebe, Pflicht und Treu
So ſchön als Liche und Schatten hier vermenget.
Der Wunſch für deines Königs Glück,
Brennt hier in nie verloſchnem Feuer,
Es brennt mit jedem Augenblick,
Stets ſtärker, ſchöner, neuer,
Zu deiner eignen Zier,
Aus tauſend entzündeten Ampeln herfür.

Glück. Ihr Muſen, auf! beſingt des theuren Grafen Luſt,
Und helft auch mir ein Lied bereiten,
Beſingt den theureſten Auguſt.
Auf! rühmt mit reingeſtimmten Seyten
Den mehr als güldnen Tag,
Dem ſonſt kein Feſt der Erden gleichen mag.

Tutti.

Willkommen, du Zierde geſegneter Tage,
Der Nächte Vergnügen, du Ehre der Zeit.
Komm ferner, komm immer noch ſchöner zurücke,
Vermehre die Freude, verdopple das Glücke,
Vermehre des Königs verneuerte Stärke,
Damit er im Alter kein Alter vermerke,
So werden die Wünſche der Völker erfreut!

* *

III.

Serenate.

An dem hohen Namensfeſte
Sr. Königl. Majeſt. in Pohlen und
Churfl. Durchl. zu Sachſen,
Auguſtus des Dritten,
im Jahre 1737.
M. Johann Friedrich May.

Perſonen:
Friede. Gerechtigkeit. Liebe. Hoffnung.
Chor der freudigen Unterthanen.

Chor der freudigen Unterthanen.

Großer Tag, der Länder Freude,
Sey willkommen, ſüße Luſt!
Unſer Vater lebt, Auguſt,
Der gerechte, fromme, weiſe,
Uns zum Troſt und ſich zum Preiſe. V. A.

Der Friede:

Auguſt hat längſt die Zwietracht unterdrückt,
Die Ruhe wieder hergeſtellet;
Durch Großmuth ſeinen Feind entzückt,
Daß er beſchämt zu ſeinen Füßen fället.
Die Gnade macht die Herzen treu,
Und lenket ſie nach ſeinem Willen,
Er weis die Wuth und Raſerey
Durch Macht, und auch durch Huld zu ſtillen.
In ihm zeigt ſich der königliche Sinn,

Wodurch die Fürsten auf der Erden
Ein wahres Bild der Gottheit werden.
Durch ihn entsteht die goldne Zeit,
Der Völker Wohlergehn, der Länder Sicherheit.

Aria.

Ruhet sanfte, scherzt und lachet;
Wenn Augustus für uns wachet,
Kann man ohne Sorgen seyn.
Seine Macht erschreckt die Feinde;
Seine Huld gewinnt uns Freunde;
Glück und Wohlfahrt stellt sich ein. V. A.

Die Gerechtigkeit:

Die Bosheit, die den Staat zerrüttet,
Den Armen drängt, das Recht verlacht,
Der Unschuld tausend Sorgen macht,
Oft heimlich quält, zuweilen wüthet,
Dieß ungeheure Thier
Kann hier
Kein sichres Lager finden:
Denn wo August, der fromme Fürst, regiert,
Muß diese wilde Brut verschwinden;
Weil hier die Tugend triumphirt,
Die Tugend, die den König ehrt,
Durch Fleiß und Kunst des Landes Glück vermehrt,
Und den Gesetzen folgt, die Friedrichs Weisheit giebet,
Der sein getreues Volk als seine Kinder liebet.

Aria.

Die Rache verfolget, die Gnade beschützet,
Der Vater des Landes befördert das Recht.
Das rasende Laster erzittert und bebt,
Indem sich die siegende Tugend erhebt
Und unter der Raute mit Sicherheit sitzet. V. A.

Die

Die Liebe:

Hier zeigt ſich die Vollkommenheit,
Sie überſteigt die Menſchlichkeit
In allen hohen Fürſten Gaben,
Die durch das königliche Haus
Sich überall verbreitet haben.
Sie macht den gnädigen Auguſt
Zu ſeiner Unterthanen Luſt;
Joſepha, ſein Gemahl, zu ſeiner Länder Freude,
Und den geliebten Prinz, die Hoffnung ſpäter Zeit,
Und alle, die durch ihre keuſche Flammen
Aus dieſem Heldenblute ſtammen,
Zu Pfändern der Unſterblichkeit,
Von Sachſens Ruhm, der immer höher ſteigt,
Und ſich nun täglich mehr in gröſſerm Glanze zeigt.
Er nimmt das Herz der fremden Völker ein,
Wie ſoll er nicht der Quell von unſrer Freude ſeyn?

Aria.

Ja die Luſt, nur zu gefallen
Macht uns hier Ihm unterthan.
Weil wir ſelbſt die Herzen bringen,
Darf uns kein Gehorſam zwingen,
Der nur Sclaven machen kann. V. A.

Die Hoffnung:

So kann kein Wunſch in uns entſtehen,
Er zwingt das hohe Wohlergehen
Für dieſes große Fürſtenhaus,
Durch Andacht und Gebeth, aus Gottes Hand heraus.
Die Treue giebt ihm ein;
Ein treuer Wunſch muß kräftig ſeyn.

Ich sehe schon das Glück sich vorbereiten,
Daß es in weit entfernten Zeiten
Dem trefflichen August, der frommen Josephine,
So, wie sein Volk, nach seinem Willen diene.
Das Unglück macht es, wie sein Feind,
Wenn er beschämt, gebückt vor seinem Thron erscheint,
Und weil es hier doch muß den kürzern ziehen:
So will es lieber selbst vor seinem Antlitz fliehen.

Aria.

Immer fort!
Auf verlaß den Heldenort,
Daß bey unsers Königs Throne
Nur allein das Glücke wohne. V. A.

So freut euch, ihr getreuen Sachsen,
Ihr seht, wie Pohlens Glück,
Auch euer Glücke wachsen.

Chor der freudigen Unterthanen:

Kommt vielmal zurücke, ihr freudigen Stunden!
Ihr bringet den Ländern Vergnügen und Heil.
Es lebe der König! er herrsche mit Segen!
Und läßt sich das gütige Schicksal bewegen:
So haben wir alle den glücklichsten Theil. V. A.

* *

IV.

Auf den Geburtstag

Ihro Königl. Majeſt. in Dännemark,

Chriſtians des Sechſten,

im Jahre 1731.

D. Ludewig Friedrich Hudemann.

Singende:

Chor der Unterthanen. Dania. Cimbria. Heil des Volks. Frömmigkeit. Gerechtigkeit.

Chor.

Auf, treibt euch, ihr flüchtig verſtreichenden Töne,
In unbeſchränktem Lauf hervor!
Füllt Ufer und Ströme! füllt Höhen und Klüfte!
Durchbrechet die Kreiſe der oberſten Lüfte!
Erhebt euch ſelbſt zu Gottes Ohr! V. A.

Dania. O du erwünſchter Tag,
Der jeden treuen Unterthan
Durch ſeinen holden Schein erquicket,
Und Leben in die Herzen ſchicket!
Wie froh ſpürt man die muntern Augen
Die Stralen, ſo du ſchenkſt, empfahn!

Cimbr. O Licht, das uns entzücken muß!
Wie köſtlich iſt doch dein Genuß!
Er kann zur größten Freude taugen.

Dania. Doch ach, wie bald biſt du verſchwunden!

Cimbr. Wie bald verflieſſen deine Stunden!
Beyde. Verlängre, kann es möglich ſeyn,
Dein kurzes Ziel, und mehre deinen Schein.

Aria.

Ach, wärſt du nicht ſo ſehr bekränzet,
Du unſers Königs erſtes Licht!
Erweitre dich, und laß die Stralen
Sich unſern Augen herrlich malen!
Wie Chriſtian dem Geiſte glänzet,
So glänze du dem Angeſicht. V. A.

Cimbr. Der Vorzug aber iſt zu groß,
Den du, o Schweſter, itzt genießeſt,
Da du in deinen Schooß
Den theuren König heute ſchlieſſeſt.
Ach dieſer Vortheil iſt zu wichtig!
Dania. Wie? macht mein Glück dich eiferſüchtig?
Cimbr. Ich leugn' es nicht: jedoch ich faſſe mich.
Kann ihn gleich nicht mein Auge ſpüren:
So muß ſein Bild mein Herz doch rühren.
Mich deucht, ich ſeh ihn itzt,
Wie er in Majeſtät und Anmuth blitzt.

Aria.

Wenn Chriſtian dem Auge fehlet:
So fehlt er dennoch nicht dem Geiſt.
Entbehren ſein der Blicke Kerzen,
So leuchtet er doch jedem Herzen,
Das ſtets dem Witz ſein Weſen preiſt.
V. A.

Dania. Du urtheilſt recht. Zudem, iſt gleich ſein Leib dir fern,
So iſt ſein Geiſt dir dennoch nah.
Scheint dir nicht ſtets durch ihn ein froher Glückesſtern?
Langt er im Wirken nicht an einen jeden Ort?
Empfindet man ihn nicht ſo hier, als dort?
Ich weis du rufeſt: Ja!

Aria.

Uns nutzen ſtets der Sonnen Stralen,
Wenn ſie gleich nicht den Blick erfreut.
Das Aug' iſt nicht ihr wahrer Richter;
Doch zeigts, wie ſie durch andre Lichter,
Auch weit entfernt, den Schimmer ſtreut.
V. A.

Cimbr. So iſts; die Wahrheit ſpricht aus dir.
Wer aber zeigt ſich mir
In einer ſolchen Pracht,
Die Freudigkeit und Schönheit reizend macht? ...
Dania. Es iſt das Heil des Volks. Bezaubernde Geſtalt!
Cimbr. Du zwingeſt unſern Geiſt durch liebliche Gewalt!
Beyde. Und rühmſt dadurch den werthen König;
So rühme dann dein Mund auch heut ihn nicht zu wenig.

Aria.

Heil. Wenn Chriſtians Geburtslicht ſcheinet,
So bricht auch mein Geburtstag an.
Ich ward zugleich nebſt ihm gebohren;
Er hat mich ſeiner Bruſt erkohren;
Er iſts, der mich erhalten kann. V. A.

Dieß

Dania. Cimbr. } Beyde. { Dieß Lob ist ihm gerecht.
O Lob, das keine Zeit, noch Neid, noch Wechsel schwächt!

Dania. Doch seh ich nicht in diesen Grenzen
Die beyden Tugenden nun glänzen,
Durch die mein König sich vor allen andern schmückt?
Ists nicht die Frömmigkeit, die seine Brust beglückt?
Geht die Gerechtigkeit derselben nicht zur Seiten?

Beyde. Ja, ja; wie sicher kann dieß Paar den König leiten!

Aria.

Ger. Ich bin des Königs schönste Krone,
Und eine Säule seinem Throne:
Es stammt sein größter Glanz von mir.
Bewundert dessen Trefflichkeiten
Auch gleich der Kreis der spätsten Zeiten,
So nennt man mich doch deren Zier. V. A.

Cimbr. Du aber, holde Frömmigkeit,
Ach! sey auch du zu deiner Pflicht bereit.
Es hat des Königs Herz sich dir ja längst ergeben.
Man sieht dein Thun in seinen Werken leben.
Drum preis auch du, durch Jubeltöne,
Des Königs innre Schöne.

Aria.

From. Die Welt kennt fast nicht meine Wunder,
Als bis durch meinen edlen Zunder
Ein nicht gemeines Herze glüht.
Wie aber wird der Geist geschäfftig,
Und schnell in echter Regung kräftig,
Wenn Christian durch mich sich müht! V. A.

Ihr

Dania. Cimbr. Beyde. Ihr Unterthanen, kommt! es ſey dieß wahre loben
Durch Mund und Herz von euch verſtärket und erhoben!
Laßt eurer frohen Pflicht den Lauf,
Und zwingt den lauten Wunſch zu Gottes Stuhl hinauf!
Daß euer König ſtets in einem Glücke grüne,
Dadurch er euch zur Luſt, der Welt zum Wunder diene.

Schlußchor.

Es ſey der Wunſch doch nicht vergebens!
O Himmel, laß den Tag des Lebens
Des Königs lange ſich erneun!
Er wird nicht nur das Land ergetzen,
Das Belt, Sund, Oſt- und Nordſee netzen;
Nein, ſelbſt die Welt wird er erfreun.

B. A.

* *

V.

Das mit Sarmatien vereinigte Sachſen,

bey dem hohen Namensfeſte

Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen

im Jahre 1736

in einem Drama von dem Görn. Colleg. Muſ. aufgeführet.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Perſonen:

Sarmatia. Saxonia. Eris. Das Schickſal. Chor der Sachſen und Sarmaten.

Drama.

Chor der Sachſen und Sarm.

Aria.

Frohe Brüder!
Regt euch wieder
In entbrannter Lieb und Treu.
Rühmt und jauchzet einerley;
Sagt, was unſre Wonne ſey,
Singt davon doch gleiche Lieder.

Sarmat und Saxonia.

Accomp. Die Zwietracht und der Krieg entflieht,
Und beyder Glück und Friede blüht:

Ein

Ein Oberhaupt beherrſcht uns beyde,
Jauchzt, Kinder! jauchzt daher in gleicher Luſt und Freude.

Chor der Sachſen und Sarmaten.

Frohe Brüder!
Regt euch wieder
In entbrannter Lieb und Treu.

Saxon. Ach höre doch, Sarmatia!
Gefallen dir nicht unſrer Söhne
Gemeinſchaftliche Töne?
Iſt nicht dein Herz vergnügt,
Da ſie ſich in ein Chor gefügt,
Und ſich einander ſelbſt erregen,
Die Freudentriebe darzulegen,
Da ihres Auguſts Namensfeſt
Sich heute blicken läßt?

Aria.

Die Anmuth ſanfter Harmonien
Entzückt und kann uns an ſich ziehen;
Gefällt dir denn die Eintracht nicht?
Sie gleicht ja wohlgeſtimmten Seyten;
Sie kann der Länder Heil bereiten,
Wenn es der Zwietracht Arm zerbricht:
Gefällt dir denn die Eintracht nicht?

V. A.

Sarm. Ja Schweſter! ich muß dirs geſtehn,
Die Eintracht iſt bey mir nicht minder ſchön!
Und ich empfind es ſtets mit Schmerzen,
Wenn meiner Söhne treue Herzen

Aus guter Meynung sich zuweilen ja getrennt.
Sie selber sind es nicht zufrieden,
Wenn sie sich so geschieden.
Du weist, in ihren Adern brennt
Ein patriotisch Blut,
Das alles stets fürs Landes Wohlfahrt thut,
Das auf mein Bestes eifrig sinnet.
Da findet sich nun wohl ein falscher Freund,
Der äusserlich mein Glück zu gründen scheint,
Und dadurch vieler Herz gewinnet;
Doch heimlich Trennungen entspinnet.
Allein so bald man seinen Zweck erkannt,
Ist alles von ihm abgewandt,
Und wiederum vereint.

Aria.

Edle Kinder! eure Triebe
Gehen einzig auf mein Wohl.
Habt ihr dieses ausgefunden:
So seyd ihr so fest verbunden,
Daß euch nichts zertrennen soll. V. A.

Saxonia! sieh mich nur itzund an,
Und sprich, was wohl vertrauter heissen kann?
Sax. Ich hab es schon gesehen,
Wie mein und dein Augusk
Dich zu vereinigen gewußt.
O laß es doch geschehen,
Daß ich mich auch mit dir
Mag täglich mehr und mehr verbinden!
Sarm. Was wünschest du? du sollst an mir
Stets die getreuste Freundinn finden.

Aria 2.

Aria 2.

Sar. So gieb } die Hand;
Sarm. Hier iſt }
Beyde. Wir ſchlagen ſie nunmehr zuſammen.
Sarm. Verknüpfte Triebe,
Sar. Verbundne Liebe,
Beyde. Vereinte Flammen,
Die bleiben ewig uns bekannt.

Eris. Was ſeh ich da?
Wie? giebt Sarmatia
Sich mit Saxonien die Hände?
Iſt dieß mein abgezieltes Ende?
Wie? Eris biſt du Eris noch,
Und haſt das nicht verhüten können?
Auf! ſuche doch,
Dieß feſte Band von neuem zu zertrennen.

Aria.

Waffne dich, Mavors! raſe, Bellone!
Füllet die Länder mit Flammen und Blut;
Helft mir Beſchimpfte durch kriegiſche Wuth!
Helft mir die ruhigen Völker empören;
Helft mir die glücklichen Städte zerſtören;
Zeigt, was die Rache der Eris erſt thut! V.A.

Grauſame Schande!
Daß ich Auguſten weichen muß,
Er bringt, o ſchmerzlicher Verdruß!
Den Reichstag höchſt erwünſcht zum Stande.
Verhaßter Vaterſinn!
Verhaßte Sorgfalt für die Staaten!

Was reißest du die schönen Zeiten hin,
Da mir so manches Werk gerathen?
Sarmatien! o glaube nur,
Bald, bald sollst du die Spur
Von meines Eifers Grimm entdecken,
Und deine Ruh nicht lange schmecken.
Du solltest mit Saxonien
Vereint, und ohne Furcht so sicher leben?
Nein, nein!
Ich muß, ich will mich schon bestreben,
Euch beyden schädlich gnug zu seyn.

Sar. O weh! Sarm. Ach was für Noth!

Beyde. Wer hilft, da Eris uns so rasend droht?

Aria.

Schickf. Erzittert nicht sogleich
Vor diesem leeren Blitzen.
Ihr fragt: Wer wird uns schützen?
August beherrschet euch!
Genug zu eurem Trost!
Sein weisestes Regieren
Wird alles glücklich führen,
Ist Eris gleich erbost. V. A.

Seht nur, so bald
Sein hoher Nam aus meinem Mund erschallt,
Entfliehet Eris selbst vor Schrecken:
Wie kann sie euch wohl Furcht erwecken?
Ich halt euch ja in starker Einigkeit
Durch meiner Fessel Gold zusammen,
Und daraus soll auch eure Sicherheit,
Und eurer Söhne Wohlfahrt stammen.

Ver-

Verehret nun
In dem durchlauchtigſten Auguſt
Den Stifter eures Wohls und eurer Luſt.
Denn ihn hab ich mir auserſehen,
Durch deſſen Hand euch ſollte Guts geſchehen,
Und euer Glück gegründet ſeyn.

Sax. So wirſt du uns auch wohl ein gnädig Ohr verleihn,
Wenn wir für ihn getreue Wünſche thun.

Schickſ. Ich werd ihm allen Segen geben.

Sarm. Nun auf! die Stimmen zu erheben.

Aria.

Chor der Sachſen und Sarm.

Auguſt lebe ſtets beglückt
Zum Vergnügen der Provinzen!
Herrſche, Muſter großer Prinzen!
Herrſche mit verlängten Jahren,
Daß wir doppelt Glück erfahren!

V. A.

* *

VI.

Cantata
auf
Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachsen
hohen Namenstag, 1735.
von
M. Joh. Joach. Schwaben.

Aria.

Ihr brüllenden Donner, ihr rauschenden Wetter,
Schreckt heute die freudigen Linden nur nicht!
Treue Herzen
Wollen scherzen;
Ihre Brust
Ruft zur Lust
Den schmeichelnden Zephyr, das heiterste Licht.
V. A.

Es ist ein froher Festtag da,
Darum will dieß Saxonia,
Nebst ihrer treuen Philuris;
Drum wünschen es nicht minder
Derselben Kinder,
Die nicht von der Bekümmerniß,
So auf dem Boden deutscher Erden
Die meisten Bürger drückt und plagt,
Beängstigt werden.
Hört nur, was ihre Pleisse sagt,
Und wessen sie sich noch erfreuen kann,
Das trifft man itzt bey tausenden kaum an.

Aria.

Aria.

Vergnügt und ohne Sorgen
Schlaf ich des Abends ein;
Mir darf kein trüber Morgen
Ein Trauerbothe seyn. V. A.

Ja, Pleisse, ja! du kannst es thun.
Dein August macht,
Daß du kannst sicher ruhn.
Dein August wacht
Mit Vorsicht, Klugheit, Rath und Güte
Für deiner Wohlfahrt stete Blüte.
Sein weiser Zepter schützet dich.
Wie kann der Segen sich
Von deinen Fluren wohl verlieren,
Da Tugend, Recht und Frömmigkeit,
Zur Landes-Sicherheit,
Den Regimentsstab führen?
Der andern Völker Neid
Sieht deiner Felder reife Saaten
In keines Feindes Hand gerathen,
Sieht auch dein Erndten traurig an.
Wer aber machts, daß wir der Aecker Segen
So ruhig in die Scheuren legen?
Hat dieses nicht, nächst Gott, August gethan?

Aria.

August giebt uns des Friedens Stille;
August bringt uns des Segens Fülle;
August beglücket unser Land.
Er lebt für unser Wohlergehen;
Er sorgt, nur solches zu erhöhen;
Er macht uns reiches Glück bekannt.
O seliger Stand! V. A.

Wenn Mars zum Streiten ruft:
So darf er uns hier nicht erwecken.
Wenn ſich mit lichtem Schwefeldufft
Ein Feuerball durch die geſchwärzte Luft
In rauſchendem Geziſche drehet:
So kann er uns hier nicht erſchrecken.
Wenn dort der Vater Rhein
Um Hülf und Rettung flehet:
So brauchen wir das nicht.
Wir ſehen ſtets der Freude Sonnenſchein,
Wenn jener kläglich alſo ſpricht:

Arioſo.

Muß denn meine Silberflut,
Dicke von vermengtem Blut,
Röthlich ſchäumen, traurig wallen?
Ihre flieſſenden Kriſtallen
Wachſen durch viel Thränen an;
Sagt, wer ſolche ſtillen kann?

Die Vorſicht wird es thun;
Die Vorſicht, die für Land und Völker wacht,
Und nach der Noth auch wieder glücklich macht:
Die wird auch deiner Bürger Leben
Bald ſolche Ruh, wie unſern Sachſen, geben.

Aria.

Glückliche Sachſen, ihr lebet vergnügt!
Andere tragen
Drückende Plagen;
Aber euch läſſet der Himmel nicht klagen:
Sehet, wie gütig die Vorſicht es fügt. V.A.

So

So wollen wir denn alle Furcht verſenken,
Die uns noch etwan kränken
Und bange machen könnte.
Du lebſt ja, unſers Landes Luſt,
Durchlauchtigſter Auguſt.
O! daß der Himmel doch vergönnte,
Daß wir dein Namensfeſt,
Daß er uns itzt ſo friedlich feyren läßt,
Noch hundertmal begehen möchten,
Und ihm ſo froh ein Opfer brächten!

Accomp.

Herr, der du Fürſten nimmſt und giebſt,
Und unſern Auguſt liebſt,
Vernimm und gieb, was wir in unſern Hütten
Für unſer Haupt, für ſein Gemahl
Und ihrer Zweige ſchönſte Zahl
In tiefſter Ehrfurcht bitten.
Laß ſie in höchſtem Wohlergehn,
Wie friſche Bäum an Waſſerbächen ſtehn.

Aria.

Lebe lange,
Friedrich Auguſt, unſer Schutz!
So wächſt Chur und Königreich
Jedern gleich;
So macht uns kein Wechſel bange.

V. A.

* *

VII.

Auf Ihro Hochfürſtl. Durchl.

Fr. Eliſabeth, Herz. zu Merſeburg,

Geburtsfeſt. 1733.

M. Balthaſ. Hoffmann.

Concerto.

Pſ. 126. v. 3.

Der Herr hat großes an uns gethan; des ſind wir fröhlich.

Aria.

Wer kann die Wohlthat zählen,
Die uns der Höchſte ſchenkt?
Er gängelt unſre Jugend;
Er lehrt den Weg zur Tugend;
Er mehrt die Lebenstage,
Und zeigt in Noth und Plage,
Daß er noch an uns denkt. V. A.

Wie theur, o Gott, iſt deine Güte,
Daß Menſchenkinder
Dem Schatten deiner Flügel trauen!
Wenn wir mit freudigem Gemüthe,
Auf deine Hülfe bauen,
Und uns in deine Arme ſenken,
So hilft dein Aufſehn viel geſchwinder,
Als wir gedenken.

Dein

Dein Name bleibt ein feſtes Schloß:
Geſetzt, daß ſich ein Unglückswetter thürmet;
So läuft der gottgelaßne Sinn,
Mit Glaubens Zuverſicht dahin,
Und wird beſchirmet.

Aria.

Raſet und tobet, ihr brauſenden Wetter;
Brüllet, ihr Donner: ich fürchte mich nicht.
Wen der Allmacht Flügel decket,
Wird durch keinen Schlag erſchrecket;
Denn der Herr iſt ſein Erretter;
Gott iſt unſre Zuverſicht! V. A.

Was kann uns von der Liebe Gottes ſcheiden,
Wo ſeine ſtarke Macht,
Für unſer Heil und Wohlfahrt wacht?
Wenn ſolche Fittige
Uns Schutz und Schatten geben,
Kann man getroſt und ſicher leben.

Aria.

Ich lieg und ſchlafe ganz mit Frieden,
Denn du allein, Herr, hilfeſt mir.
Wenn Sinn, und Mund, und Hand ermüden,
So wachet doch das Herz zu dir. V. A.

So ruft der fromme Mund,
Und noch weit mehr des Herzens Grund
Der theurſten Landesmutter aus;
Da das durchlauchtſte Fürſtenhaus
Mit ihr die frohen Stunden feyret,
Da ihr Geburtslicht heut ſich freudenvoll erneuret.

Des Herbſtes Anfang ſchreibt
Den Jahren ſechs und ſechzig bey:
Ach Gott! wer iſt, der deiner Vatertreu
Hiervor ſein Opfer ſchuldig bleibt?
Der Herbſt bringt uns die ſchönſten Früchte:
So müſſe dann Eliſabeth
Von dieſem Segenslichte
Noch mancher Jahre hohe Zahl,
Wie der durchlauchtigſte Gemahl
Als eine Frucht von Gottes Hand empfangen,
Und lange noch im höchſten Flore prangen.

Aria.

Sammle, theurſte Landesmutter,
Langer Jahre Zuwachs ein.
Gottes Obhut wolle walten,
Und dich ferner noch erhalten,
Daß wir uns mit dir erfreun. V. A.

Choral.

1.) Nun danket alle Gott ꝛc.
2.) Der ewig' reiche Gott ꝛc.
3.) Lob Ehr und Preiß ſey Gott ꝛc.

* *

VIII.

Serenate

auf das Geburtsfest Sr. Hochfl. Durchl.

Herzog Heinrichs zu Merseburg,

im Jahre 1734.

M. Balthasar Hoffmann.

Personen:

Der Adelstand. Der Gelehrtenstand. Der Bürgerstand. Der Bauernstand.

Tutti.

Ihr stralenden Flammen, ihr Zeugen der Freude,
Vermehret auch leblos der Lebenden Lust.
Doch eure viel tausendfach glänzende Lichter
Sind Schattenwerk gegen die heitern Gesichter;
Am schönsten brennt aller entzündete Brust.

B. A.

Der Adelstand.

Beglücktes Land!
Wo unter einem tapfern Fürsten,
Dem Mars die Waffen selber schleift,
Den Adelstand
Nicht eben darf nach Menschenblute dürsten:
Doch der in Noth beherzt zur Wehre greift,
Des Hauptes Wohl zu unterstützen,
Und seine Grenzen zu beschützen.

Noch

Noch schöner ists, wenn er bey stiller Ruh,
Den hohen Schutz des Landesherrn genießet,
Und ihm durch treuen Dienst,
Die saure Müh versüßet.
Da sieht ein Volk mit Freuden zu,
Wenn Haupt und Glieder sich vergnügen,
Und alle Last durch Lust besiegen.

Aria.

Tapfrer Heinrich, deine Zeiten
Sind ein Abdruck güldner Zeit.
Denn Bellona, sammt Irenen,
Muß dir Helm und Palmen fröhnen;
Alles steht in Sicherheit. V. A.

Der Gelehrtenstand.

Beglückter Staat!
Wo unter einem weisen Prinzen,
Zum Flor der Länder und Provinzen,
Gelehrter Weisheit kluger Rath,
Geneigt Gehöre findet.
Da schimmert der Gesetze Licht;
Die Künste sehn auf Treu und Pflicht;
Und der Altar steht fest gegründet.
Da zeigt der Ruf der Nachwelt an,
Was einen Salomon unsterblich machen kann.

Aria.

Weiser Heinrich, deine Zeiten
Sind ein Abdruck güldner Zeit.
Denn an deinem Fürstenthrone,
Steht zur Strafe, wie zum Lohne,
Weisheit und Gerechtigkeit. V. A.

Be-

Der Bürgerſtand.

Beglückte Bürgerſchaft!
Die einen milden Herren ehret;
Der, wie den Baum ein fetter Saft,
Den Handel ſchützt, die Nahrung mehret.
Da jeder ſein Gewerbe treibt;
In ſeinem Hauſe ſicher bleibt;
Geruhig ſchläft, und wenn er wacht,
Mit aufgeklärter Stirne lacht.
Ja, da das Armuth ſelbſt erfähret,
Wie mildreich ſeine Hand es nähret.

Aria.

Milder Heinrich, deine Zeiten
Sind ein Abdruck güldner Zeit.
Wie die Stralen grünen Reben
Nahrung, Saft und Wachsthum geben:
So thut deine Gütigkeit.

V. A.

Der Bauerſtand.

Beglücktes Land!
Wo auch der Bauerſtand
So einen Vater vor ſich ſiehet,
Der durch ſein gnädig Regiment
Ihm Schutz und Segen gönnt,
Und ihn in ſeine Sorgfalt ziehet.
Da bauet er, obſchon mit Schweiß,
Sein Feld mit Luſt; indem er weis,
Daß ihm die gnadenvollen Schatten
Erwünſchten Aufenthalt verſtatten.

Aria.

Aria.

Holder Heinrich, deine Zeiten
Sind ein Abdruck güldner Zeit.
Sind die Segensvollen Fluren,
Nicht ein Merkmaal deiner Spuren?
Uns vergnügt Zufriedenheit. V. A.

Alle. So blüht zu Heinrichs Zeit,
Adel-St. Für mich vollkommne Sicherheit.
Gel. St. Für mich Ruh und Gerechtigkeit.
Bür. St. Für mich erwünſchte Gütigkeit.
Bau. St. Für mich Troſt und Zufriedenheit.
Alle. Iſt dieß nicht rechte güldne Zeit?

Tutti.

So lebe dann Heinrich, der Vater des Landes!
Gott führe ſein Alter noch lange hinaus!
Wacht Heinrich, ſo ruhen wir ſämtlich ohn Sorgen:
Lebt Heinrich, ſo ſind wir nach Wunſche geborgen:
Gott ſtütze ſein theures hochfürſtliches Haus!
V. A.

* *

IX.

Bey der Lob- und Trauerrede auf die verwitwete Herzoginn von Merſeb. Hedwig,

im Jahre 1735.

von

M. Balthaſar Hoffmann.

Perſonen:

Die Tugend. Die Wehmuth. Die Großmuth. Der Nachruhm.

Concerto.

Vor der Rede.

Aria.

Die Großmuth.

Schließt die Gruft! ihr Trauerglocken,
Hört mit bangem Stürmen auf.
Geiſt und Tugend kann nicht ſterben;
Denn auf wohl vollbrachten Lauf
Bleiben ſie des Lebens Erben.

Wehm. Ach Hedewig!
Wie ſchmerzlich fällt dein Fall!
Das Ohr hört überall
Dich, theurſte Fürſtinn, höchſt beklagen.

Tugend. Ich, leider! ſeh mein wahres Bild,
Der Gottesfurcht, Geduld und Demuth Schild,
In dir betrübt zu Grabe tragen.

Nachr. So weltgeprieſnen Tugendglanz
Hält weder Sarg noch Gruft zurücke.

Großm. Faßt einen Muth;
Erhebet die bethränten Blicke:
Seht auf!
Dort krönt ſie für den Fürſtenhut
Ein mehr als ſternenheller Kranz.

Aria.

Geiſt und Tugend kann nicht ſterben,
Denn auf wohlvollbrachten Lauf
Bleiben ſie des Lebens Erben.

Wehm. Es iſt mehr als zu wahr!
Allein,
Wer kann die Todtenbahr,
Wer den Verluſt
Ohn ein bejammerndes Empfinden,
Mit unbewegter Bruſt
Und trocknen Augen überwinden?

Aria.

Milde Zähren, netzt die Wangen,
Zollt, durch brünſtiges Verlangen,
Treuer Ehrfurcht letzte Pflicht.
Doch ein hohes Angedenken
In die Seelen einzuſenken
Hindert Grab und Moder nicht.

Nach der Rede.

Duetto.

Tug. Setzt Pyramiden. Nachru baut Mauſoleen,
Beyde. Ihr Pracht muß zerfallen, und untergehen;
Nur Tugend und Nachruhm trotzt Alter und Zeit.
Tug. Im Himmel glänzt Tugend bey engliſchen Chören:
Nachr. Auf Erden flicht Nachruhm ſtets Kronen der Ehren;
Beyde. Und ewige Palmen bekränzen den Streit.

V. A.

Großm. Dieß iſt, durchlauchtes Fürſtenhaus,
Dieß iſt der beſte Quell, woraus
Des Troſtes ſchönſte Ströme rinnen.
Wehm. So wie Gott will!
Auch thränend ſchweigt das Herze ſtill,
Und ehrt das göttliche Beginnen.
Tugend. Ach Gott! laß nur die theurſten Fürſtenkronen
Von fernem Trauerflor befreyt,
Noch lange Zeit
Bey hohem Wohl, im Segen bey uns wohnen!
Nachr. Der theurſten Hedwig hoher Name
Stralt allbereit
Im Buche der Unſterblichkeit.
Wir aber gehn zur ſtillen Gruft,
Dahin uns Pflicht und Ehrfurcht ruft:
Erlaube, Seligſte, uns an dein Grab zu ſetzen,
Und an den Sarg
Die Zeilen einzuätzen:

Tutti.

Ruht, ihr heiligen Gebeine.
In der Höle kühler Steine:
Schlaft, bis ihr dereinst erwacht.
Endlich sollt ihr wieder grünen,
Wenn der große Tag erschienen,
Welcher alles lebend macht. V. A.

* *

X.

Auf Sr. Hochfürstl. Durchl.
Herzogs Heinrich zu Merseburg
Geburtsfest. 1734.
M. Balthasar Hoffmann.

Cantate.

Aria.

Theurer Vater! noch wie lange
Soll mein Herze schmachtend seyn!
Gönne mir doch bald das Glücke
Deiner gnadenvollen Blicke;
Diese sind mein Sonnenschein. V. A.

So sehnlich rief,
Aus höchstgerechtem Triebe,
Noch jüngst die treue Bürgerliebe;
Als schon geraume Zeit verlief,
Daß ihr durchlauchtigstes Haupt,
Sie seiner Gegenwart beraubt.
Sie saß vor Unlust, Schmerz und Kummer,
Gleich als in einem tiefen Schlummer;

Als das geflügelte Gerüchte
Ganz unvermuthet zu ihr kam,
Und ihr den Schleyer vom Gesichte,
Mit diesen Worten, nahm:

Zur Freude! zum Jauchzen! die Herrschaft ist da!
Auf eil' ihr entgegen: Sie kömmt schon ganz nah.

Die Musen nahmen dieses wahr:
Sie sahen kaum das hohe Fürstenpaar,
Gesund, vergnügt, und glücklich wiederkommen;
So war ihr Herz
Vor Lust schon eingenommen.
Drum riefen sie, bey wiederbrachter Ruh,
Einander voller Freuden zu:

Chor.

Auf! ergreift das Dichterrohr;
Bringt erfreute Wünsche vor:
Denn die Rückkehr solcher Stralen
Schreiben wir, mit güldnen Zahlen,
Unter die beglückten Stunden,
Die uns mancher Angst entbunden.
Auf! ergreift das Dichterrohr;
Bringt erfreute Wünsche vor.

Hierauf wurden die ersten Reden gehalten.

So muß es seyn. Doch nicht genung:
So heischer auch der Ton noch klung,
Sucht doch die Lust noch weiter fortzusetzen:
Laßt nur der Freude freyen Lauf,
Es geht ein neuer Glücksstern auf,
Der bringt unendliches Ergetzen.

Seht ihr nicht den hellen Schimmer
Welcher Heinrichs Haupt umzieht?
Gott läßt ihn bey hohen Jahren
Wiederum das Glück erfahren,
Daß er ſein Geburtslicht ſieht. V. A.

Hier folgten die übrigen Reden.

Aria.

Verſchmähe, großer Fürſt, die Opfer
Der allertreuſten Muſen nicht.
Dein hohes Wohl iſt ihre Wonne;
Dein theures Leben ihre Sonne,
Die alles Kummers Nebel bricht. V. A.

Auch wenn die Lippen ſchweigen,
Erſeufzet doch das treue Herz:
Die Flammen müſſen himmelwerts,
Vor jenen Allmachtsthron ganz unaufhörlich ſteigen.
Wir zweifeln nicht,
Gott werde unſer Flehen hören,
Und Heinrichs Lebenstage mehren.

Chor.

Lebe, ja lebe, du Vater der Muſen,
Zähle noch künftig manch fröhliches Jahr!
Ewige Vorſicht, befiehl doch den Zeiten,
Daß ſie ihm ferner viel Tage bereiten:
Nimm auch der theurſten Eliſabeth wahr.

Oden
und
Lankaken.

Das andre Buch.

Die I. Ode.

Auf das Beylager Sr. Excellenz

des Geh. Kriegsraths Vicepräſidenten,

Herrn von Unruhe,

mit der

Hochgebohrnen Fräul. Franciſca,

geb. Gräfin von Kokorzova.

J. ſ. N.

Joh. Chr. Gottſched.

Gepriesner Unruh, giebt das Glück,
Das dich bisher nach Werth erheben,
Dir nach ſo manchē Freundſchaftspreben,
Auch dießmal einen holden Blick;
Und hat dich, nach viel edlen Thaten,
Auguſt, der Vater der Sarmaten,
Der gröſten Gnade werth geſchätzt:
So laß itzt zu, daß deinem Glücke,
Mit einem höchſterfreuten Blicke,
Ein treuer Knecht dieß Denkmaal ſetzt.

So sehr dein rühmlichstes Geschlecht,
Sich schon verlängst empor geschwungen;
So sehr erhebt, was dir gelungen,
Der Ahnen altes Vorzugsrecht.
Ihr Adel stammt aus jenen Zeiten,
Da sie der wilden Lust zum Streiten,
Und vieler Unruh wiederstrebt;
Die Unart, die in Bürgerkriegen,
Wo Brüder Brüdern unterliegen,
Ihr Haupt bis zu den Sternen hebt.

Belebter Ursprung! theures Haus!
Dein Name zeigt von deinem Werthe,
Der bald in Pohlen sich verklärte,
Denn da brach er noch schöner aus.
Wer Miedzychod und Punitz kennet,
Wer Unruhstadt und Karge nennet,
Der kennt auch deiner Anherrn Preis.
Geht, fragt nur auch Oberniks Jugend,
Die noch von deines Vaters Tugend,
Von Boguslavs Verdiensten weis.

Was Wunder denn, daß auch August
Dich, großer Sohn so großer Ahnen,
Auch mitten unter seinen Fahnen,
Zu sehn und zu erhöhn gewußt.
Er kennt getreuer Diener Gaben,
Schätzt jeden Vorzug, den sie haben,
Und braucht sie zu der Völker Heil:
So bist du, in Bellonens Orden,
Des Kriegsraths andres Haupt geworden,
Und hast an seinem Herrschen Theil.

Wen

Wen ſeh ich? Welch ein lichter Stral
Betäubt mein blödes Angeſichte?
Erfüllt mit ihrem Götterlichte
Diana ſelber deinen Saal?
Erſcheint Bellona, dein Vergnügen?
O nein! die lehrt dich ſonſt zwar ſiegen;
Doch itzt naht ſich Franciſca dir:
Sie kömmt mit freundlichen Geberden,
Dein würdigſtes Gemahl zu werden;
Und deine Hand vertraut ſich ihr.

Joſepha, Pohlens Königinn,
Joſepha, ihres Hofes Sonne,
Giebt dir die Gräfinn, deine Wonne,
Die kluge Kokerzova hin.
Die Gräfinn, deren Tugendſchimmer,
Im königlichen Frauenzimmer,
Ein Stern der erſten Größe war;
Die ſtellt man dir nach weiſem Wählen,
Dem Glück und Segen niemals fehlen,
Zur Zierde deines Hauſes dar.

Sieht man zurück, auf ihren Stamm;
So iſt er von uraltem Adel:
Und ſelbſt der Neid weis keinen Tadel,
So wenig als am Bräutigam.
Als der berühmte Czech vorzeiten,
Das Reich der Böhmen zu erbeuten,
Aus der Croater Grenzen kam:
Das war die Zeit, als in den Kriegen,
Die von Kokerzowecz geſtiegen,
Als ihr Geſchlecht den Anfang nahm.

Viel Glück, geprieſner General!
Viel Glück zu dem geſchloßnen Bunde!
Vollzeuch nun Hymens ſüße Stunde,
Den Vorſchmack wohlgetroffner Wahl.
Dein Ehrenbaum wird ferner wachſen,
Das Haupt der Pohlen und der Sachſen,
Auguſt befiehlts, Joſepha winkt.
Dein tapfrer Stamm wird höher ſteigen!
Er wird .. jedoch ich muß hier ſchweigen,
Weil Hand und Kiel aus Ehrfurcht ſinkt.

Die II. Ode.

Auf das Abſterben

Godard Adrian Barons v. Reede,

Mylords Grafen von Athlone und Agrim,
Freyherrn von Amerongen, Ginkel, Elſt,
Lievendal ꝛc. ꝛc.

auf der Univerſität Marburg

1736.

M. Georg Friedrich Bärmann.

Was für ein Ton ſtört unſre Ruh?
Was ſchrecken uns für bange Klagelieder?
Die Lahne ſteht, und höret zu,
Ihr Ufer klagt; die Berge ſchallen wieder.
Das leichte Chor der Nymphen weint und irrt
Durch Berg und Wald, und ſelbſt die Muſen weinen.
Wer will alhier ſo unbeweglich ſcheinen,
Den nicht ihr Leid erweichet und verwirrt?
Sagt, Muſen, doch den Grund von euren Klagen,
Und laſſet uns mit eure Schmerzen tragen.

Athlone, unſre Zier und Luſt,
liegt blaß und todt. Ach! zu gerechte Schmerzen!
Sein Tod beklemmt auch unſre Bruſt,
Und preſſet uns die Seufzer aus dem Herzen.
Was, theurer Graf, entreißt dich uns ſo bald?
Wie flieht dein Geiſt ſo zeitig von der Erden?
Mußt du denn auch zu einem Beyſpiel werden,
Von der ſchon gnug gefürchteten Gewalt,
Durch die zu früh viel in die Grube gehen,
Wenn Jahr und Geiſt in ſchönſter Blühte ſtehen?

Ihr

Ihr Dichter, die ihr Kunſt und Fleiß
Mit Geiſt und Feur entzückend könnt verbinden,
Ein ewig grünend Epheureis
Soll eure Hand noch um ſein Grabmaal winden.
Wir, welche noch ſo Schmerz als Ohnmacht hält,
Wir wollen ihm nur unſre Thränen zollen:
Doch ſo zugleich, daß alle ſehen ſollen,
Wie ſein Verluſt mit Recht uns ſchmerzlich fällt.
Sein Geiſt wies ſchon die Schätze ſeltner Gaben:
Die Hoffnung ſinkt, und wird mit ihm begraben.

Das Vorrecht, das Geſchlecht und Blut
Dem Adelſtand zum Ehrenzeichen ſchenket,
Beſchimpft die, deren Pöbelmuth
Die Tugend ſcheut, und ſich zur Wolluſt lenket.
Dir aber war, erblaßter Graf, ein Geiſt
Voll Edelmuth und voll von Heldentrieben,
Der Väter Geiſt, zum Erbtheil hinterblieben,
Als welchen noch die ſpäte Nachwelt preiſt.
Man konnt in dir von deinen Ahnen leſen,
Daß ſie im Krieg und Frieden groß geweſen.

Ja, Veſt und Rhein kennt in der That
Nebſt Ems und Spree ſchon längſtens dein Geſchlechte:
Hier ſtützten ſie mit klugem Rath
Zur Friedenszeit des Vaterlandes Rechte.
Dein Vater ſelbſt beſchützte Hollands Wohl;
Die tapfre Fauſt des letzten deiner Ahnen
Stritt als ein Held, bey Wilhelms Siegesfahnen,
Ein andrer ſtarb bey Wörden ruhmesvoll.
So zählt dein Haus viel ungemeine Helden,
Von deren Ruhm Geſchicht und Bücher melden.

Ein junger Adler fühlet nicht
So bald die Kraft, die Lüfte zu durchdringen:
So liebt er schon der Sonne Licht,
Und spürt den Trieb, sich bis zu ihr zu schwingen.
So zog dich auch ein angeerbter Trieb,
O theurer Graf, schon in der zarten Jugend,
Zur Ehrenbahn der Tapferkeit und Tugend,
Und machte dir der Väter Beyspiel lieb,
Ja dich geschickt, mit selbsterworbnen Ehren
Der Ahnen Glanz noch in der Gruft zu mehren.

Ein Muth, der wie die Felsen steht,
Die von der Wut der Wellen nichts empfinden,
Ist das, was einen Held erhöht,
Und war auch schon in deiner Brust zu finden.
Du wußtest nicht, was Furcht und Schrecken war;
Du wußtest nicht, wie sich verzagte Seelen
Mit tausend Angst und Schreckenbildern quälen;
Du zittertst nie bey drohender Gefahr:
Ja selbst der Noth gingst du getrost entgegen,
Du warst beherzt, und gleichwohl nie verwegen.

Bey vielen pflegt ein tapfrer Muth
Die Billigkeit und Großmuth zu verbannen.
Wenn Glück und Macht auf ihnen ruht:
So werden sie nicht Helden, nur Tyrannen.
Athlonens Brust war allem Unrecht feind.
Sein Edelmuth erschien aus That und Mienen.
Ihr alle könnt hiervon zu Zeugen dienen,
Die euch mit ihm der Freundschaft Band vereint.
Nur Billigkeit, und Gott, und Recht zu lieben
War in sein Herz, als ein Gesetz, geschrieben.

Welch hellen Glanz erblicken wir?
Was für ein Schall erklingt von Pindus Höhen?
Wir sehn die Themis, und bey ihr
Der Musen Chor, und selbst Minerven stehen.
Sie rufen uns mit eifervollem Ton:
Wie? schreibt ihr nichts von uns zu seinen Ehren?
Ihr wißt, sein Geist entbrannt in unsre Lehren,
Wir liebten ihn, als unsern ächten Sohn,
Wir sahn mit Lust sein eifriges Bemühen.
Wie könnt ihr ihm und uns dieß Lob entziehen?

Verzeiht es uns: Ein herbes Leid
Hemmt Geist und Witz, sein Lob geschickt zu singen;
Von seiner Gaben Trefflichkeit
Läßt sich kein Lied auf schwachen Seyten zwingen.
Doch euer Wort verbannet Furcht und Scheu.
Ja, wir sind selbst von seinem Fleiße Zeugen;
Wir können nicht von seiner Einsicht schweigen.
Die Wahrheit spricht hier ohne Heucheley:
Gott, Seele, Welt, Gesetz und Recht zu kennen,
War sein Bemühn, war seine Lust zu nennen.

Die Lust zur Weisheit, die Begier
Zur Wissenschaft zog dich in Deutschlands Grenzen.
Hier, Seligster, gefiel es dir,
Wo Wolfs Verdienst, und Kramers Einsicht glänzen.
Wolf, der die Kron und Zier der Weisen ist,
Entzückte dich schon sonst durch seine Schriften,
Die seinem Geist ein ewig Denkmaal stiften,
Das keine Zeit, kein Wurm, kein Moder frißt:
Drum kamst du selbst, der Weisheit hohe Lehren,
Die er uns schenkt, begierig anzuhören.

Dich

Dich zog auch unſers Kramers Ruhm,
Den Gründlichkeit, und Witz, und Einſicht zieret,
Den in Aſträens Heiligthum
Der Weisheit Hand, durch ſeine Lehrart, führet.
Dich zog ſein Ruhm zu ſeinem Lehrſtuhl hin,
Du kamſt und ſahſt der Themis tiefe Schätze.
Er zeigte dir die Meynung der Geſetze:
Es faßte ſie ſo gleich dein ſcharfer Sinn.
So ſtilleſt du zu dieſer Lehrer Füſſen
Die Lehrbegier, den edlen Trieb zu wiſſen.

Ihr Stunden! eilt, und kehrt zurück,
Die wir mit ihm bey unſern Lehrern waren,
Und gönnt uns noch einmal das Glück,
Von ſeinem Fleiß die Proben zu erfahren!
Wie ſtrebt er nicht nach Kunſt und Wiſſenſchaft
Sein Beyſpiel war die Reizung unſrer Sinnen.
Wie gab es uns, die Weisheit zu gewinnen,
Nicht täglich mehr Muth, Feuer, Trieb und Kraft!
Doch ach! ihr flieht; ihr flieht, beglückte Stunden,
Und ſeyd zugleich mit ſeinem Hauch verſchwunden.

Verhängniß! muß dein harter Sinn
Denn ſtets das Ziel der Sterblichen verrücken?
Der Graf eilt ſchon nach Holland hin;
Die Mutter hofft, ihn an die Bruſt zu drücken;
Das Vaterland erwartet ſeinen Sohn,
Der ſeiner Schooß bisher entwandt geweſen,
Und will von ihm die reifen Früchte leſen,
Und denkt für ihn auf Würden, Ruhm und Lohn:
Dein Grimm verkehrt Luſt, Freude, Lachen, Scherzen
In Klag und Angſt bey dunkeln Todeskerzen.

Be-

Bestürzte Gräfinn, blick einmal
Auf deines Sohns entseelten Rest der Glieder.
Hier siehst du ihn, zu deiner Qual,
Und ohne Geist und ohne Leben, wieder.
O Schmerz! o Angst! so dieser Blick gebiert.
Kein Donnerstral dringt durch die schwülen Lüfte,
Mit solcher Macht, in die zerspaltnen Klüfte,
Als dieser Blick ihr Mutterherze rührt.
Hier lässet sich ihr hoher Geist besiegen,
Und muß der Macht des Schmerzens unterliegen.

Ja, große Gräfinn, traure nur:
Es ist dein Schmerz gewiß kein schimpflich Grämen.
Es heischt ihn Gott und die Natur:
Ein solcher kann auch Helden nicht beschämen.
Es heischet ihn die fromme Muttertreu:
Wer tadelt hier die zärtlichreinen Triebe?
Wir wissen selbst, wie werth er deiner Liebe,
Wie werth sein Tod auch deiner Thränen sey.
Doch laß zuletzt nach gnugvergeßnen Zähren
Auch Geist und Blick sich wiederum verklären.

Allein was hemmt der Schmerzen Wut?
Laßt uns die Hand in tiefster Demuth küssen,
Der Vorsicht Hand, die alles thut,
Die auch der Welt dieß Kleinod itzt entrissen.
Wo ist es hin? Ach blick empor,
Betrübtes Haus, sieh mit uns in die Ferne.
Dort mehrt sein Glanz das holde Licht der Sterne;
Dort sehn wir ihn bey jener Helden Chor.
Itzt kann sein Geist bey Salems Geistern wohnen,
Wo Tugend, Ruh, Vergnügen, Weisheit thronen.

Drum,

Drum, hohes Haus, ergib dich nur
Des Himmels Hand, die dich zwar tief gebeuget,
Doch aber ihrer Güte Spur
Hierbey zugleich am zweyten Grafen zeiget.
Was sehen wir? Die Vorsicht legt auf ihn
Des Bruders Geist und dreyfach seine Jahre;
Ja sie beschließt, ihn auf die späte Bahre
Nur ruhmesvoll und lebensfatt zu ziehn.
So soll man einst dein Glück und Wohlergehen,
Nach später Zeit, durch ihn noch blühen sehen.

Die III. Ode.

Auf den Todesfall der verwitweten Frau Kammerherrinn und Oberaufſeherinn von Stammer.

J. ſ. N. 1728.

M. Samuel Seidel.

Die Tugend ſteht, wenn alles bricht,
Die Tugend kann den Tod beſiegen.
Dieß iſt es, was der Weiſe ſpricht,
Dieß glaubt ſein Lehrling mit Vergnügen.
Doch macht nur dieſe Wahrheit feil;
Hier zeigt der Todt das Gegentheil.
Wer mag des Schickſals Leitung faſſen?
Was wies doch größre Tugend auf,
Als der von Stammer Lebenslauf?
Und dennoch muß auch ſie erblaſſen.

Man hört ein lautes Klaggeſchrey,
Bey ihrer Ehrengruft erklingen;
Und in verwirrter Melodey
Bethränt bey ihrem Grabe ſingen.
Die Ehrfurcht kömmt mit ſtillem Schritt,
So weit ſie ſonſt bey Seite tritt,
Zu ihres Denkmaals Marmorſtuffen,
Und ſucht, da ſie von hinnen fährt,
Und unſre Luſt in Leid verkehrt,
Ihr: Wagen Iſrael! zu rufen.

Es eilt auch unſre Pflicht hinzu,
Hochtheure, deinen Staub zu grüßen;
Beklagt den Hinfall unſrer Ruh,
Beweint das Unglück, dich zu miſſen;
Erzählt, was dich für Tugend ſchmückt,
Was ſie dir noch für Kränze pflückt,
Und grämt ſich über ihr Verderben.
Da wünſcht des Herzens Redlichkeit,
Der Dank und Ruhm die Hände beut:
Ach müßt und könnt ich für dich ſterben!

So ſtark war deiner Tugend Kraft,
Sich aller Herzen zu verbinden.
Fürwahr dergleichen Eigenſchaft
Läßt ſich nicht aller Orten finden.
Du brauchteſt nicht beſondre Kunſt,
Nicht ſchnöde Reizung, Liſt und Gunſt,
Uns dieſen Ruhm an dir zu lehren.
Wer dich nur ſah, der mußte gleich,
An redlicher Verwundrung reich,
Dich lieben, ſcheuen und verehren.

Du brauchteſt keinen alten Brief,
Des Adels Tüchtigkeit zu zeigen.
Man durfte nicht viel Klaftern tief
In düſtre Catacomben ſteigen:
Um, deiner Ahnherrn Todtenſtaub
Und ihr zerſtäubtes Palmenlaub
In morſchen Urnen zu betrachten.
Dein Adel glänzt von eigner Zier,
Weil Tugend, Lob und Werth von dir
Der Väter Nachruhm größer machten.

Bey diesem Vorrecht durfte dich
Kein eitler Wahn und Stolz entzünden;
Doch ließ auch deine Demuth sich
Nie träg und niederträchtig finden.
Dein Umgang war stets aufgeweckt;
Doch dein Gewissen unbefleckt,
Und fröhlich; ohne rohes Wesen.
Du liebtest Ernst; doch ließ der Mund
Des treuen Herzens sichren Grund
Aus tausend holden Worten lesen.

Auch die, so dort im Kittel stehn,
Das Volk in schlechten Schäferhütten;
Auch die, so hinterm Pfluge gehn,
Verehrten deine Muttersitten.
Die Wahrheit unterschreibt dieß Lob,
Und nimmt zu dem, was dich erhob,
Die Gottesfurcht und Treu zu Zeugen.
Wer kannte dich, und sahe nicht
Dein brennendes, dein scheinend Licht
An Schimmer täglich höher steigen?

Uns dünkt, wir sehn die Andacht noch
Die unschuldsvollen Hände falten,
Und unterm schwersten Unglücksjoch
Dich dennoch Kraft und Muth behalten.
Sich selbst besiegen, milde seyn,
Die Laster fliehn, dem Feind verzeihn,
Auf Tugend sehn, Bedrängte retten;
Blieb stets bey dir zum Ziel gestellt.
O wenn wir in der argen Welt
Doch viel dergleichen Seelen hätten!

Allein du stirbst. Du stirbst so bald,
Wie weh ist uns dadurch geschehen!
Wir selber werden bleich und kalt,
Wenn wir nach deinem Sarge sehen.
Ja denken wir dem Ungemach
In dem erhabnen Hause nach:
So wird uns Wort und Ausdruck fehlen;
So wird es fast vergebens seyn,
Das Herz beym Anwachs solcher Pein
Durch Hoffnung und Geduld zu stählen.

Wie quält der theuren Mutter Brust
Sich itzt bey so viel Seelenstichen.
Ihr ist nicht ihres Herzens Lust;
Ihr ist ihr Herze selbst entwichen.
Die treue Schwester schwimmt für Weh
In einer bittren Thränensee,
Und mehrt der Brüder heisse Klagen.
Kurz: Friesens ganzes Heldenhaus
Sieht itzt, wie eine Zeder aus,
In die das Wetter eingeschlagen.

Doch stille nur, verwöhnter Wahn!
Er, der uns itzt in Flohr verhüllet,
Hat dennoch anders nichts gethan,
Als der von Stammer Wunsch erfüllet.
O Trost! ihr Geist erbt Gottes Reich.
Indessen soll ihr Ruhm zugleich
Mit jedem Tage höher fliegen.
So bleibt es bey dem Unterricht:
Die Tugend steht, wenn alles bricht,
Die Tugend kann den Tod besiegen.

* *

Die IV. Ode.

An den wohlgebohrnen Ritter Hrn. Carl Heinrich von Festenberg, Packisch genannt,

als derselbe auf seinen Reisen durch Leipzig gieng, 1729.

M. Balthas. Hoffmann.

Ihr Musen auf! und säumt nur nicht!
Mein Packisch steigt schon auf den Wagen.
Bezeiget dießmal eure Pflicht,
Und helft mir einen Abschied sagen.
Das Posthorn schallt, er eilet fort:
Geleitet ihn bis an den Ort,
Wohin sein muntrer Sinn ihn träget!
Verlaßt ihn nicht, umgebet ihn,
Bis er einst wird zurücke ziehn;
Wenn er die Reisen abgeleget.

O! angenehmer Augenblick,
Da ich zum erstenmal dich sahe!
Was für ein heimliches Geschick
Verband doch beyder Herz so nahe?
Gewiß! die deutsche Redlichkeit,
Das seltne Kleinod unsrer Zeit,
Wars, die dir aus den Augen stralte:
Die warf geneigte Huld auf mich;
Mein Herz hingegen mühte sich,
Daß es für Liebe Liebe zahlte.

Was

Was unlängst nur die Gruft geraubt,
Sieht man in dir vollkommen leben:
Fiel deines hohen Stammes Haupt;
Wirst du ihm neuen Schimmer geben.
Ach ja! der theure Vater fiel!
Du seufzest noch, mit dir mein Kiel;
Und wer beschreibet deren Leiden,
Die als Gemahlinn ihn geliebt!
Die er mit Wissen nie betrübt,
Als nur durch sein erfolgtes Scheiden.

Verzeih, hochwohlgebohrne Frau,
Daß ich die alten Schmerzen rege:
Ich weis, du denkst in Lobedau
Oft an des liebsten Sohnes Wege.
Doch, wenn dein Herz an solchen denkt,
Wirst du zugleich dabey gekränkt,
Daß der Versorger hingefallen!
Der für des ganzen Hauses Heil,
Der für der Seinen bestes Theil
So manchen Seufzer ließ erschallen.

Jedoch, ihn krönt die Ewigkeit:
Gott hat ihn zu der Ruh erlesen.
Er prangt dort in Vollkommenheit,
Und seine Seel ist recht genesen.
Hier lebt sein Bild in aller Brust,
Vier Söhne zeigen dieß mit Lust,
Die sind dein Trost, bey Blitz und Schlägen:
Sie treten in des Vaters Pfad,
Sie ehren deinen weisen Rath,
Sie tragen beyder theuren Segen.

Dieß zeigst du, munterer Ascan,
Du eilest nach entlegnen Grenzen:
Dein Adel treibt dich rühmlich an,
Der soll auch in der Ferne glänzen.
Du stützest deiner Ahnen Ruhm,
Die schon ein graues Alterthum
Mit Schild und Wappen ausgezieret.
Dein Stammhaus grünt, den Palmen gleich,
Und ist an edlen Zweigen reich,
Die Ruhm und Tugend höher führet.

Ließ dich das werthe Schlesien
Auch ohne Schmerz und Wehmuth ziehen?
Man konnte sich kaum mäßigen,
Man mußte fast den Abschied fliehen.
Dein Haus, dein treuer Unterthan,
Umschloß die angesetzte Bahn,
Dir nochmals Mund und Hand zu küssen.
Wie rief man nicht: Sohn, Bruder, Herr,
Fahr wohl! bis wir bald freudiger
Dich wiederum in Kreybau wissen.

Ja, Kreybau! höchstbeliebter Ort:
Erwünschter Sitz, vergnügt zu leben!
Du ziehst auf dich noch manches Wort,
Was du für Scherz und Lust gegeben.
Dein helder Packisch sorgt für Dich,
Und sein Gemüth ergetzet sich,
Den hergebrachten Flor zu mehren.
Er nimmt sich deiner treulich an:
O höchstbeglückter Unterthan,
Der solche Herren kann verehren.

Mein Packisch! stelle dir noch für,
Den Ausbund angenehmer Fluren:
Wenn Hand und Fuß oft mit Begier
Erhitzt nach munterm Wilde fuhren.
Wenn oftmals, bey gelegner Zeit,
Das Jagdhorn alles weit und breit
Aus dem verborgnen Lager jagte:
Wenn der geschickten Faust nicht leicht
Ein Schuß, so weit er auch nur reicht,
Des Weidewerks Genuß versagte.

Dir ist, wie aller Mund bekennt,
Das Loos nach Gottes Wink gefallen.
Was dir nun Gott und Erbrecht gönnt,
Gehört dir auch mit Recht vor allen.
Es geht auch glücklich! Denn du weist,
Was Fleiß und kluge Wirthschaft heißt;
Es blühen Kirche, Hof und Häuser:
Dorf, Felder, Saaten, Wald und Teich,
Erheben deinen Ruhm zugleich,
Und brechen deines Lobes Reiser.

Ich weis, wie sehr du Hochmuth fliehst:
Du bist ein Feind der Schmeicheleyen;
Je mehr du es bey andern siehst,
Wie hoch sie sich darüber freuen.
Der Schminke buntgezogner Strich
Ist, Packisch, nicht ein Werk für dich:
Man würde dich damit betrüben:
Der ist dein allerbester Freund,
Der also spricht, wie er es meynt:
Du weist nur Redlichkeit zu lieben.

Dieß zieret ſonſt die Schleſier;
Die ganze Welt weis es zu ſagen.
Was kann dir, wohlgebohrner Herr,
Wohl größern Schmuck und Ruhm erjagen?
Ein andrer ſchämte ſichs vielleicht:
Warum? weil er die Tugend fleucht,
Denn die gehört nur zur Marode:
Die Tugend iſt ein altes Kleid,
Und ſchickt ſich nur für jene Zeit,
Itzt aber iſt ſie nicht mehr Mode.

Bethörter Wahn! wo denkſt du hin?
Die deutſche Redlichkeit muß ſiegen;
Wenn Laſter und verkehrter Sinn
Mit Schimpf und Spott zu Boden liegen.
Nein! Packiſch, bleibe ſo geſinnt;
Wer Tugend liebet, der gewinnt:
Wohin du kömmſt, wird man dich ehren.
Dein ſchleſiſch Herz wird jedermann,
Pfuy dem! ders anders ſagen kann,
Aus jedem Worte können hören.

Jüngſt nahm dich Leipzig freudig auf:
Du warſt vergnügt in ſeinen Mauren.
Itzt klagt man, daß der Reiſe Lauf
Dich hindre, länger hier zu dauren.
Mich ſelbſt verdreußt es auf das Glück,
Daß es mir deinen holden Blick
So kurze Zeit nur gönnen wollen:
Und daß du die Ergebenheit,
Die dir ſo Hand als Herze beut,
Von mir nicht länger kennen ſollen.

Doch

Doch die Begierde heißt dich gehn,
Noch andre Straſſen zu beſchreiten.
Glaub aber, wo dein Fuß wird ſtehn,
Wird dich mein redlich Herz begleiten.
Ob gleich auch nicht dem Leibe nach;
Soll doch, wie mir dein Mund verſprach,
Der Liebe Feuer immer brennen.
Denn Freunde ändern zwar die Luft,
Doch kann ſie weder Berg noch Kluft,
Noch ſonſt was von einander trennen.

Itzt eilſt du Frankreichs Grenzen zu:
Berührſt den Mayn, gehſt nach dem Rheine:
Vielleicht auch, wo Europens Ruh
In Hoffnung grünt, von dar zur Seyne:
Und wo du ſonſt noch hingedenkſt,
Bis du dich auch zur Donau lenkſt,
Den Sitz des großen Carls zu ſehen;
Carls, der, durch ſeines Adlers Macht,
Die Feinde ſchreckt, ſein Land bewacht,
Und keinem Unrecht läßt geſchehen.

Mich dünkt, ich ſehe ſchon den Tag,
Wie du beym Anblick der Sudeten,
Wie man, ob Gott will! hoffen mag,
Vor Freuden einſtens wirſt erröthen.
Wenn du alsdann den Oderſtrand,
Und dein geliebtes Vaterland
Bey deiner Rückkunſt wirſt erblicken:
O! was wird da für Jauchzen ſeyn!
Da wird man tauſend Wünſche weihn;
Anſtatt, daß wir itzt Seufzer ſchicken.

So

So reiſe denn! Der Herr mit dir!
Sein guter Engel ſey dein Führer!
Stößt dir auch wo was wiedrigs für,
Sey Gott dein weiſeſter Regierer!
Den fleht die theure Mutter an:
Die Prieſterſchaft, der Unterthan
Stehn mit Gebeth ihr auch zur Seiten:
Gott hört gewiß! drum wirds geſchehn
Daß ſie dich frölich wieder ſehn:
Die Obhut wird dich glücklich leiten.

* *

Die V. Ode.

Als

Sr. Hochwohlgeb. Hr. v. Friccius

Landkanzler in Hollstein wurde.

1736.

Joh. Chr. Gottsched.

Was sonst der alten Cimbrer Muth
Und unerschrocknes Heldenblut
Der Welt für Thaten aufgewiesen;
Und wie, am Po und Tyberstrom,
Das vormals niebesiegte Rom
Des Nordens Tapferkeit gepriesen:
Das liest man noch erstaunungsvoll
In unvergänglichen Geschichten;
Und bloß des Himmels Einfall soll
Ein so gerechtes Lob vernichten.

Kaum hatten Sturm und Ocean
Den weiten Rachen aufgethan,
Das Land der Cimbern zu verschlingen:
So flieht sein Volk das wilde Meer;
So zieht ein ungezähltes Heer
Und suchet, Länder zu bezwingen.
Germanien wird schnell durchstreift,
Die Alpen werden überstiegen:
Und Rom, das bald zum Schwerdte greift,
Rom siehts, daß diese Helden siegen.

Sie

Sie fordern Land, Rom ſchlägt es ab,
Silans geübter Feldherrnſtab
Wird ſo, wie Carbons überwunden.
Auch Manlius verliert die Schlacht,
Auch Cäpions verſtärkte Macht
Iſt bey dem Rhodan ganz verſchwunden.
Das Capitol beſorgt den Fall,
Denn hier iſt gröſsre Noth vorhanden,
Als da es einem Hannibal,
Jugurth und Pyrrhus widerſtanden.

O Dännemark! dein alter Ruhm
Blieb ferner noch dein Eigenthum,
Wenn du zur See und Land geſtritten:
Dein Rollo brach in Frankreich ein,
Doch, war die Normandie zu klein,
So zwang der Dänen Schwerdt die Britten.
Canut beherrſcht den ganzen Nord,
Als König von drey groſsen Reichen.
Wenn er gebeut, ſo kann ſein Wort
Aus England bis nach Schweden reichen.

Wie hoch hat Oldenburgs Geſchlecht,
Durch ſein bewährtes Erbſchaftsrecht,
Der Dänen Krone nicht erhöhet!
Des Reiches Wohlfahrt wächſt und blüht,
Weil alles, was das Auge ſieht,
Hof, Stadt und Land, im Segen ſtehet.
Die Friedenskünſte nehmen zu;
Man ſieht die Wiſſenſchaften ſteigen:
So wird, bey lauter Glück und Ruh,
Dem Volke Heil und Wohlfahrt eigen.

Wo Phöbus nach verſtrichner Nacht
Noch in Aurorens Armen lacht,
Dahin geht Copenhagens Handel:
Dadurch erſchallt das Chriſtenthum,
Der Europäer eigner Ruhm,
In Malabar und Coromandel.
Da wird der Heiden Dunkelheit
Auf Dännemarks Geheiß vertrieben.
So lernt der Erdkreis weit und breit
Den Schöpfer aller Dinge lieben.

Wie blüht nicht die Gerechtigkeit,
Der Unſchuld Schutz und Sicherheit,
In Chriſtians beglückten Staaten!
Aſträens unbeſtochne Hand
Thut allen Laſtern Widerſtand,
Und ſteuret allen Freveltaten.
Sie wählt ſich Diener voller Treu
Die Redlichkeit und Tugend kennen,
Und ſich von Geiz und Heucheley
Mit recht geſchworne Feinde nennen.

Ein ſolcher war auch Friccius!
Ach daß man ihn bedauren muß,
Nachdem ihn uns der Tod entzogen!
Er hat wohl nie das Recht gebeugt;
Drum war ihm auch das Land geneigt,
Und ſelbſt des Königs Herz gewogen.
Sein hohes Amt ſollſt du forthin,
Du Sohn des großen Vaters, tragen:
Und wie vergnügt iſt jeder Sinn!
Wie froh hört Hollſtein ſolches ſagen!

Glück zu! Des Himmels milde Hand
Begnade deinen neuen Stand,
Mit allem, was ihn kann beglücken!
Es freuet ſich ſo Land als Stadt
Daß Themis dich erkohren hat,
Des Vaters Platz durch dich zu ſchmücken.
Sey ferner noch der Tugend Freund,
So wie du es bisher geweſen:
So wird die Unſchuld, die noch weint,
Durch deinen weiſen Spruch geneſen.

* *

Die VI. Ode.

Auf das Abſterben der hochwohlgeb. Fr.

Joh. Soph. Erdmuth v. Gersdorf, geb. von Uchtritz,

J. ſ. N. 1731.

Johann Kunze.

Verhängniß! haſt du kein Erbarmen?
O! ſo erbarme dich der Noth!
Die den genug geſtäupten Armen
Mit noch weit ſchärfern Ruthen droht!
Erweichen nicht die Heldenthränen,
Und rührt nicht Gersdorfs banges Sehnen,
O! Schickſal! deinen harten Sinn?
So reiß, und nimm ſonſt alles hin!
Nur laß nicht, dir zum Fluch auf Erden,
Ein unſchuldsvolles Kind der Mutter Mörder werden!

Der Vater ächzt; die Kinder wittern,
Und fürchten ihrer Mutter Raub!
Die Unterthanen ſchreyn und zittern!
Der Himmel iſt zu allem taub.
Der Gegend Mitleid kömmt mit Bethen,
Der Freund mit Angſt, herbey getreten,
Und alles ruft um Rettung an.
Wo dieſer Eifer noch nicht kann
O Himmel! dein Erbarmen rühren:
So laß der Welt doch nur die Tugend nicht entführen!

Umſonſt! ſie ſtirbt! der Preis der Gaben,
Die ſonſt vom Untergange frey,
Soll dießmal keinen Freybrief haben:
Daß dieſes Weib nicht ſterblich ſey.
Der Tod erſchrickt deswegen ſelber,
Daß er in modernde Gewölber
Ein ſolches Bild verſchlieſſen ſoll:
Das in der Ehe ſegensvoll,
Zur Kinderzucht ganz auserleſen,
Ein Abriß kluger Treu, der Gegend Zier geweſen.

Da liegt nun, Gersdorf, dein Vergnügen,
Die Heldinn reicher Fruchtbarkeit,
Da ihr, zum zwölften mal zu ſiegen,
Ein ungebohrnes Kind verbeut.
Nur dießmal wird des Kampfes Dauer
Der muntern Heldinn blutig ſauer.
Die Liebe gegen ihren Feind,
Der in verſchloßnem Kerker weint,
Und den ſie gern entbunden hätte,
Macht beyden Siegenden der Wahlſtadt Sterbebette.

In noch nicht viermal dreyen Stunden
Iſt deine holde Uchtrißinn
Geſund, vergnügt, ſchon halb entbunden;
Doch ſtirbt ſie als Gebährerinn.
O höchſtbetrübtes Leichbegängniß!
Nachdem ein blutiges Verhängniß
Ihr Kind in Mutterleib erſtickt:
Ihr Muſen! da ihr dieß erblickt,
So ſchreibt mit Blut zu dieſem Grabe:
Daß ſich die Lieb allhier einſt todt gebohren habe.

O Schmer-

O Schmerzenskind! O bittre Liebe!
O zart und mörderiſche Frucht!
Die, daß man ſie zuvor begrübe,
Ihr Grab ſchon in der Mutter ſucht.
Du ſcheuſt gewiß das Licht der Erden,
Aus Furcht, allhier beſtraft zu werden?
Nein! nein! befürchte dieſes nicht:
Dein unſchuldsvolles Angeſicht
Wär zwar des Schmerzens Vorwurf blieben,
Und dennoch würde man dich, obwohl thränend, lieben.

O! ſollteſt du die Wehmuth ſehen,
Die deines Vaters Herz umſchränkt!
Mit was für heiſſer Angſt und Flehen,
Er itzt an deine Mutter denkt!
An die, ſo mit gelaßnem Herzen
An ſeinem Wohl, an ſeinen Schmerzen
Und Sorgen gleichen Antheil nahm!
Die, da es itzt zum Scheiden kam,
Den Abſchiedskuß ihm ſo verſüſſet,
Als wenn ſich dieſes Paar zum erſtenmal geküſſet.

Ja, ſollteſt du dieß alles ſchauen?
Du klagteſt dich gewißlich an:
Daß du der Würdigſten der Frauen
Durch dich ſolch Herzeleid gethan!
Nicht nur ihr ſeufzendes Geſchlechte,
Ein jeder wünſchte ſchon: O möchte
Die hochbeglückte Fruchtbarkeit,
Durch der von Uchtritz Seltenheit,
Sich noch einmal ſo oft beerben!
Und itzo muß ſie gar ſammt ihrem Erben ſterben?

Zu früh! zu früh mit dieſer Bahre!
Die Mutter hätte wohl verdient:
Daß ſtatt der neun und dreyßig Jahre
Sie drey und neunzig Jahr gegrünt!
Sagt Muſen! ob des Witwers Aechzen,
Der fünf verweyſten Kinder lechzen,
Der Mutter, der Geſchwiſter Treu,
Bey dieſer Gruft verwerflich ſey?
Und iſt es mir auch zu verdenken:
Dieß wehmuthsvolle Blatt an ihren Sarg zu henken?

Die VII. Ode.

Bey der Abreiſe des Freyherrn von Sehrr-Thoß,

In N. der deutſchen Geſellſchaft. 1731.

durch

M. Joh. Martin Knöcher.

Nur fort! und eilt, und ſäumt euch nicht;
Er ſelber eilt bereits von hinnen!
Hier iſt, bey ſo gerechter Pflicht,
Kein langer Aufſchub zu gewinnen.
Ihr kennt den feurigen Baron:
Sein muntrer Geiſt vollführt das ſchon,
Was ſein Verſtand einmal beſchloſſen:
Erwegt, was euch zu handen ſtößt,
Und zeigt, was ihr ihm eingeflößt,
Nunmehro ſelber unverdroßen.

An euch, ihr Muſen, geht mein Wort,
Ihr ſeyd hier ſchlechterdings vonnöthen:
Verlaßt den ſonſt gewohnten Ort,
Auch ſelbſt die ſchleſiſchen Sudeten.
Es kömmt euch hier kein Fremdling vor;
Es weis es euer ganzes Chor,
Mit was für Ernſt er euch gedienet:
Drum macht, daß auch die Ferne ſieht,
Wie ſehr ihr euch nunmehr bemüht,
Das Zweig und Lorber um ihn grünet.

Je höher euer Ansehn steigt,
Wenn selbst der Adel euch verehret;
Je mehr gebührts euch, daß ihr zeigt,
Wie gern ihr seinen Ruhm vermehret.
Die seltnen Proben liegen ja
Mit allgemeinem Beyfall da,
Die der von Sehrr-Thoß aufgesetzet:
Drum weist auch ihr, daß jedes Blatt,
Das er mit Kunst verfertigt hat,
Euch, wie die deutsche Welt, ergetzet.

Gepriesner Sehrr-Thoß, zwar dein Stand,
Der Glanz vorlängst berühmter Ahnen,
Macht dich vorher der Welt bekannt,
Und zieret deine Ritterfahnen.
Dieß aber ist dir nicht genung;
Das ist allein des Glückes Schwung,
Den erst die Tugend höher treibet:
Der gehst du nach, die reizt dich an,
Und führt dich eine solche Bahn,
Die niemals ohne Schimmer bleibet.

Wer preist nicht deine Wissenschaft?
Wer rühmt nicht die beliebten Sitten?
Dieß ist ein Nachruhm dessen Kraft
Auch keine Misgunst kann zerrütten.
War nicht dein Umgang ungemein?
Auch nur mit dir bekannt zu seyn,
Gab das behäglichste Vergnügen.
Geh, grober Stolz, und spiegle dich,
Wie auch erhabne Seelen sich
Und andre wissen zu besiegen.

Der

Der Künste, wie der Fürsten Preis,
Der Herr der Sachsen und Sarmaten,
Erhob in Gnaden deinen Fleiß,
Wie deine Feder seine Thaten.
Augustus zwar gieng in das Feld;
Du aber zeigtest uns den Held
Zugleich auf unsern Pindushöhen:
Dort kam dem Auge, hier dem Ohr
Des großen Königs Weisheit vor,
Und beyde wollten fast vergehen.

Wie? trugst du nicht den Preis davon,
Als wir den letztern Wettstreit wagten,
Und auch auf unserm Helikon
Des andern Peters Fall beklagten?
Dein wohlgerathnes Meisterstück
War Zeuge, was dein muntrer Blick
Für Kraft und Kunst und Feuer heget:
Steigt solches nun von Zeit zu Zeit,
Sprich, was uns die Vollkommenheit
Von dir noch einst vor Augen leget?

Dieß ist der Zweck, warum du eilst,
Dich von den Linden zu entfernen:
Das Lebewohl! so du ertheilst,
Geht bloß dahin, noch mehr zu lernen.
Die Laster sind dir längst verhaßt:
Kömmt mancher, der nur Geld verpraßt,
Mit Spott und leerem Kopfe wieder:
So schlägt dein wohlgesetzter Geist
Das, was die Zeit sonst fürchten heißt,
Bey dir schon zum voraus darnieder.

Beglückter Stammbaum, deſſen Reis
So ſegensvolle Blüten zeiget:
Wer ſieht nicht ſchon den hohen Preis,
Zu welchem deſſen Wachsthum ſteiget?
Wenn manches Haus ſich quält und plagt,
Daß ſein Verhängniß ihm verſagt,
Was ſonſt die Hoffnung ſchien zu ſchützen:
So kann ein theurer Sehrr-Thoß ſehn,
Was er gehofft, das ſey geſchehn,
Und kann ſich ſicher darauf ſtützen.

Komm, weltgeprieſnes Vaterland,
Sieh deine Luſt an Sehrr-Thoß Gaben:
Sie machen ihn ſo früh bekannt,
Was wirſt du noch zu hoffen haben?
Dein Adel giebt dir Glanz und Flor,
Und ſtellt ſich ihn zum Muſter vor,
Der wahren Tugend nachzujagen!
Was wird dir dieß für Nutzbarkeit,
Für innigſte Zufriedenheit,
Für auserleſne Früchte tragen!

Du ſtreckſt bereits die Armen aus,
Dieß edle Kleinod zu empfangen:
Du warteſt, wie ſein hohes Haus,
Auf ihn mit ſehnlichem Verlangen.
Geduld! des Himmels Vorſicht wacht,
Und leitet ihn durch ſeine Macht
Dich durch die Rückkehr zu erfreuen:
Indeſſen, daß die Zeit verſtreicht,
Hat er das edle Ziel erreicht,
Und kömmt, dir ſeinen Dienſt zu weihen.

Du aber, edelſter Baron,
Erlaube, daß wir dich begleiten,
Und dir des Fleißes eignen Lohn
Durch einen treuen Wunſch bereiten.
Geh! reiſe mit vollkommnem Glück,
Dein deutſcher Nachruhm bleibt zurück,
Entziehſt du dich gleich deutſcher Erden:
Dein Beyſpiel reizt den Adel an,
Zu thun, was Sehrr-Thoß Fleiß gethan,
Daß wir durch ihn berühmter werden.

* *

Die VIII. Ode.

Auf das Ableben

Frauen Antoinetten Elisabeth,

vermählten

Freyfrauen von Dankelmann,

J. f. N. 1728.

von

Johann Victor Krause.

Da liegt der Tugend Meisterstück
Erblaßt, erstarrt, und ohne Leben,
Und muß, durch trauriges Geschick,
Der Welt den frühen Abschied geben.
Da liegt der Klugheit Sammelplatz,
Das Wohnhaus ungemeiner Gaben:
Es wird der Schönheit reichster Schatz,
Ein edler Leib, im Sand vergraben.

Man senkt den Sitz der Großmuth ein:
Wen sollte nicht der Fall erschrecken?
Wir sehn, bey herber Seelenpein,
Des Hauses Schmuck mit Erde decken.
Wer mag des hohen Witwers Schmerz
Und tiefgeschlagne Wunden heilen!
Wie! sieht er nicht sein halbes Herz,
Sein Labsal, zur Verwesung eilen?

Wen

Wen je dergleichen Noth betrübt,
Kann hier nicht ohne Regung stehen;
Ihm wird, wenn er so zart geliebt,
Das Auge thränend übergehen.
Kein Leiden kömmt dem Jammer bey,
Der keuscher Gatten Seelen rühret,
Wenn man ein Muster reiner Treu
Durch unverhofften Tod verlieret.

Gekränkter Freyherr, dein Verlust
Verderbt mir Vorsatz und Gedanken:
Die Marter der gequälten Brust
Macht, daß mir Hand und Feder wanken.
So bald mein Ohr die Seufzer hört,
Die Sehnsucht, Angst und Schmerz erpressen:
So bald mich nur dein Aechzen stört,
Ist Ausdruck, Reim und Wort vergessen.

Ich weis, mein Leid klingt viel zu schwach,
Dir Trost und Lindrung beyzubringen:
Dein strenger Harm, dein Ungemach,
Will mich zu bittern Klagen zwingen.
Ja freylich ist der Anfall stark,
Der deine Kraft zu Boden reißet,
Und der dir Lippen, Bein und Mark,
Für Furcht und Schrecken beben heißet.

Was dich vergnügt, beglückt, ergetzt,
Soll sich nach vier und zwanzig Jahren,
O Schluß, der dich in Kummer setzt!
Mit Asche, Staub und Schimmel paaren.
Dort ist der schönen Borkinn Gruft,
Die Ruhstatt ihrer zarten Glieder:
Du sinkst, bey der gewölbten Kluft,
Betäubt in kalter Ohnmacht nieder.

Sie ſtarb, nachdem ſie dir ein Pfand
Der wohlgetroffnen Eh gelaſſen,
Und der, der ſie mit dir verband,
Ließ ſie, zu deiner Qual, erblaſſen.
Sie ſtarb, als gleich ein einzig Jahr,
Von der Vermählung an, verfloſſen;
So haſt du, die dein würdig war,
Betrübter, wenig Zeit genoſſen.

Wer tadelt deiner Zähren See?
Wer kann dir deine Pein verdenken?
Ein ſolches Kreuz, ein ſolches Weh
Läßt ſich nicht leicht in Grenzen ſchränken.
Und was fühlt deiner Berkinn Haus,
Des Vaters Geiſt, der Mutter Seele!
Wer drückt das Elend lebhaft aus!
Wer ſagt, was ihre Herzen quäle!

Die Tochter ſtirbt, und zwar ſo jung,
Die Tochter, die ſie ſtets geliebet,
Iſt dieſer Fall nicht werth genung
Daß ſich die Großmuth mit betrübet?
Dein weiſer Vater klagt den Tod,
Der kluge Neſtor unſrer Zeiten:
Ach! ſpricht er, welche harte Noth
Will mich verlebten Greis beſtreiten.

Allein getroſt, der Höchſte wacht:
Er wacht, und wird die Thränen ſtillen;
Und dich, nach abgewichner Nacht,
Beſtürztes Haus, mit Glanz erfüllen.
Sein Fügen, das uns ſchrecklich ſcheint,
Verſchafft, auf überſtandnes Leiden,
Und wenn das Auge gnug geweint,
Rath, Hoffnung, Labſal, Ruh und Freuden.

Gebeugter Witwer, faſſe Muth:
Selbſt Antonetta will es haben;
Und, weil die Liebe kläglich thut,
Dich noch durch dieſen Zuſpruch laben:
Getreuſter Schatz, mein Dankelmann,
Laß Sorge, Gram und Sehnſucht ſchwinden:
Du wirſt, was dich einſt tröſten kann,
Mein Bild, in deiner Tochter finden.

Dieß Reis ſey dir von meiner Hand,
Als klugem Gärtner, anvertrauet:
Ich geh entzückt in jenes Land,
Wo man des Glaubens Kleinod ſchauet.
Was Gott verhängt, das muß geſchehn:
Er hat uns kurze Zeit geſchieden;
Ich ſoll dich ewig wiederſehn,
Vergiß mich nicht, und ſey zufrieden.

* *

Die IX. Ode.

Auf die Vermählung des Freyherrn von Sehrrthos, mit der Fräulein von Zedlitz.

Im Jahre 1734.

M. A. B. Pantke.

Mein Sehrrthos liebt, und wird geliebt:
Wie könnte Laut und Cither schweigen?
Wie sollt ich nicht die Freude zeigen,
Die sein geknüpftes Band mir giebt?
Nimmt er bey Schlesiens Poeten
Nicht selber Stimme, Rang und Platz?
Ist nicht der Wohlklang seiner Flöten
Für mich ein angenehmer Schatz?
Belebt er nicht durch seine Lieder
Dich, Abschatz, Lohenstein, dich, Hofmannswaldau, wieder?

So freudig, Freyherr! hört mein Ohr
Die deutsche Dichtkunst heute sprechen.
Sie sieht dich keusche Myrthen brechen,
Und hebt entzückt ihr Haupt empor.
Sie bringt und zeigt die Lorberreiser,
Mit denen du, als Leipzigs Gast,
Der Russen früh erblaßtem Kaiser
Sein heilig Haupt umflochten hast;
Und ruft den deutschen Pierinnen
Auf ein erhabnes Lied für dieß dein Fest zu sinnen.

Doch

Doch ſie iſt nicht allein erfreut;
Es zeugt zugleich, mit munterm Blicke,
Von deinem Ruhm und ihrem Glücke
Die männliche Beredſamkeit.
Die Lobſchrift jener Heldenthaten,
Wodurch noch itzt Auguſtus lebt,
Die deiner Hand ſo wohl gerathen,
Iſts, die ihr froher Mund erhebt.
Geſchickte Redner, kommt zuſammen!
So ruft ſie; kommt, beſchreibt des Freyherrn reine Flammen.

Ich höre beydes, ſollt ich nicht
Mein Herz dadurch ermuntern laſſen?
Ich pflege beyde nicht zu haſſen,
Und kenn auch wohl die eigne Pflicht.
Der reine Ton von deinen Seyten,
War meiner Dichtkunſt Augenmerk;
Und deiner Reden Lieblichkeiten
Entdeckten Ordnung, Wahl und Stärk.
O möchte, wünſcht ich, Red und Singen
Mir einmal nur ſo wohl, als Sehrrthos ſtets gelingen!

O rührte mich nur itzt der Trieb!
Den deine Bruſt ſo vielmal fühlte,
Wenn deine Kunſt ſo lieblich ſpielte,
Wenn deine Hand ſo reizend ſchrieb.
Der Vorzug, den dein Stand dir ſchenket,
Und den du täglich ſelber mehrſt;
Die Schönheit, die dein Herze lenket,
Die du in der Geliebten ehrſt;
Und deines großen Vaters Gaben
Verdienen ſolch ein Lied, wie du uns ſingſt, zu haben.

Sprecht

Sprecht, Musen, die ihr Leipzig ziert,
Von eures Freyherrn Wundersleisse!
Wie oftmals stund nicht Baar und Pleisse
Und Elster, wenn sie ihn gespürt!
Wo fand sein geisterfülltes Singen
Nicht holden Beyfall, steten Ruhm?
Konnt er die Herzen nicht bezwingen,
Durch seiner Seyten Eigenthum?
Wer ist ihm, wenn er was geschrieben,
Den wohlverdienten Preis noch jemals schuldig blieben?

Das macht der wohlgelegte Grund
In gründlichweisen Wissenschaften.
Wo die nur im Gemüthe haften,
Erhebt sich beydes Rohr und Mund.
Die Dichtkunst wird zur Kunst zu lügen,
Die nicht auf diesen Grund sich stützt;
Der Unverstand muß sich betrügen,
Wenn er bey seinen Reimen schwitzt.
Natürlich Feur, geübtes Wissen,
Das ists, was Dichter so, als Redner, zeigen müssen.

Auf diesem Wege drang sein Fleiß
In Phöbus Hayn und Svadens Tempel,
Er fand manch schlesisches Exempel,
Und vieler Edlen Ehrenpreis.
Die Bahn, die Opitz uns gewiesen,
Die Löwenstein gegangen ist,
Die Abschatz, Logau, Canitz, priesen,
Die hat sein Witz sich auserkiest:
Auf dieser ist es ihm gelungen,
Daß er zu solcher Höh, in der er steht, gedrungen.

Den

Den ruhmerfüllten Trieb darzu
Gab das Verdienſt der grauen Ahnen;
Die Anzahl ihrer Ehrenfahnen
Ließ ſeiner Munterkeit nicht Ruh.
Er ſah ja ſelbſt mit ſchnellen Schritten
Den groſſen Vater ſich erhöhn,
Und längſt mit feſtgeſtellten Tritten
In jenen Ehrentempel gehn;
In welchem ſeiner Weisheit Proben
Zum Wunder Schleſiens ihn nach Verdienſt erhoben.

Hier rührte ſich das edle Blut
Mit ſtarker Regung in der Seelen.
Der Eifer ließ ſich nicht verhöhlen,
Und wies, was wahrer Adel thut.
Reizt, rief er, der von Sehrrthos Weſen
Vergebens ihres Sohnes Sinn?
Soll man nicht aus den Werken leſen:
Daß ich von Haugwitz Enkel bin?
Ich will den Ruhm der Zaradecken,
Ich will der Lucker Blut im mindſten nicht beflecken.

Was rühmt man höher, den Entſchluß?
Wie, oder daß er ihn vollzogen?
Er bleibt den Muſen ſtets gewogen,
Wie ſelbſt ihr Mund bekennen muß.
Was trieb ihn nach den Niederlanden?
Was reizt ihn, Frankreich zu beſchaun?
War nicht der Vorſatz ſtets vorhanden:
Den Ruhm des Vaterlands zu baun;
Und jener Häuſer Preis zu mehren,
Von denen wir das Blut in ihrem Enkel ehren?

Räumt er das Herz den Musen ein:
So thut ers auch mit Haus und Zimmer.
Hier bringt der besten Schriften Schimmer
In die entzückten Augen ein.
Der Kern recht auserlesner Bücher
Hat billig seinen Geist erweckt.
Denn, wenn der Wust der Leichentücher
Selbst Stand und Ansehn überdeckt:
So kann die Weisheit uns das Leben,
Auch nach dem Tode selbst, trotz Grab und Moder! geben.

O ruh, o ruhe doch einmal
Von deiner steten Musenliebe!
Du dringst mit unumschränktem Triebe,
Zu schnell, zu früh zum Ehrensaal!
So hört man ihm die Liebe rufen;
Ihr holdes Antlitz stellt sich dar:
Besteige, spricht sie, doch die Stufen
Von einem frohen Traualtar!
Und seht! in einem Augenblicke
Verschafft das Schicksal ihm ein wohlverdientes Glücke.

Es krönt sein eifriges Bemühn
Elisabethens Witz und Jugend;
Bey der Annehmlichkeit und Tugend
In wunderbarem Flore blühn.
Die Wahrheit nennt sie selbst die schöne,
Die tugendhafte Zedlitzin.
Wie ihn, den Ausbund muntrer Söhne,
Von edlem Blut und edlem Sinn;
Und schreibt zu diesem holden Bande:
Gleich an Verdienst und Muth, gleich an Geblüt und Stande.

Die

Die Hoffnung ſieht ja allbereits
Die angenehmſte Ruh von ferne;
Die klärſten Heils und Segensſterne,
Beſtralen künftig beyderſeits.
Baut ihm Eleonorens Segen
Ein ſchönes, feſtes ruhigs Haus;
Ja ziert auch dieſes allerwegen
Des theuren Vaters Vorſicht aus:
So ſchmückt ſie, nebſt der Ahnherrn Fahnen,
Der Segen Sigismunds und ſeiner Julianen.

Auf, Schleſien, berühmtes Land!
Erkenne, daß durch dieſe Zweige
Der Stämme Wachsthum höher ſteige,
Wovon du längſt den Werth erkannt.
Erfreue dich bey dieſem Feſte,
Das beyder Herzen feſt vereint;
Verſprich dir nur getroſt das Beſte,
Indem dein Glückſtern helle ſcheint,
Der holde Tag, der ſie verbindet,
Hat deines Adels Preis aufs neue feſt gegründet.

Des Himmels Segen breite ſich
Stets über euch, ihr theuren Beyde,
Es bleibe Glücke, Ruh und Freude,
Auf ewig unveränderlich!
Des hochverdienten Vaters Alter
Erfreue ſeiner Kinder Treu!
Setzt unſer mächtigſter Erhalter
Demſelben noch viel Jahre bey:
So bleibt der Werth von ſeiner Tugend,
Ein Vorbild voller Ruhm für ſeines Enkels Jugend.

* *

Die X. Ode.

Auf ein
Hochadliches Beylager
in Langensalze. 1736.

J. ſ. N.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Hier, edles Paar an Blut und Gaben!
Hier raucht der Liebs Brandaltar.
Nur fort! er will das Opfer haben,
Das ihm von dir verſprochen war.
Wie? ſäumſt du dich, es ihm zu geben?
Willſt du dich nicht dahin erheben,
Wo deiner Neigung Glut erſt ſeine Kraft empfängt?
Du willſt, und kömmſt mit blöden Mienen,
Aus denen aber doch erſchienen,
Wie ſich in deiner Bruſt Furcht, Luſt und Sehnſucht mengt.

O ſeht, o rühmt die holden Wangen;
Bewundert doch die zarte Haut,
Der Schönheit ungezwungnes Prangen,
Die Reizung unſrer Fräulein Braut.
So ſchön ſtralt nicht des Mondes Schimmer,
Als ſie vor anderm Frauenzimmer,
Bey aller Sternen Schein in ſeiner Pracht hervor;
So ſchön hebt vor den Frühlingskindern,
Die ihrer Schweſtern Werth vermindern,
Die volle Roſe nicht ihr glänzend Haupt empor.

Beglückter aller Ritterſöhne!
O Boncburg! die Braut iſt dein.
Dich ehrt, dich liebt, dich nimmt die Schöne;
Wie muß dabey dein Herz wohl ſeyn?
Man kann zwar dein geſetztes Weſen
Aus vielen edlen Proben leſen:
Doch hier bleibt deine Bruſt gewiß nicht ungerührt.
Ich weis, du wirſt ein ſanftes Brennen
Nicht fühlen nur, nein auch erkennen,
Das dein erhitztes Blut ſchnell durch die Adern führt.

Du liebſt; und ſollteſt du nicht lieben,
Gerührt durch ſolch ein Angeſicht?
Nein, weil den angenehmen Trieben
Dein Stand, dein Wiſſen widerſpricht.
Was kann doch unter den Gezelten,
Und in der Schlacht die Liebe gelten,
Wo man der Ehre nur ſein Blut und Leben weiht?
Der rauhen Stücke donnernd Krachen
Kann zwar die Herzen rege machen,
Und feuert ſie auch an; wiewohl allein zum Streit.

Doch du biſt von den zarten Seelen,
Die auch im Kriege Menſchen ſind,
Und nicht der Regung Macht verhöhlen,
Die ſie mit ſüßen Feſſeln bindt.
Es haben dir die Wiſſenſchaften,
Die nicht an wilden Geiſtern haften,
Auch ihre Freundlichkeit und Sanftmuth beygebracht.
Es hat dich dein gelehrtes Wiſſen
Der ſtrengen Rauhigkeit entriſſen,
Wodurch ſich ein Soldat ſonſt leichtlich furchtbar macht.

Du hast auch an gelinden Sitten
Und an der stillen Tugend Lust.
Man siehts; sie haben dich bestritten;
Sie überwanden deine Brust.
Der Schönheit äusserliche Güter
Bestricken freylich viel Gemüther:
Dich aber nahmen auch die innern Gaben ein.
O Fräulein! du darfst dich nicht scheuen,
Den tapfern Boineburg zu freyen;
Er wird dir überall ein sanfter Liebster seyn.

Wohlan, o Paar! so gieb das Zeichen
Der unter dir beschloßnen Treu:
Die Liebe wird ihr Ziel erreichen,
Und hält bey dir die Flamme neu;
Die beyden so beliebte Flamme,
Aus welcher eurem hohen Stamme
Sich mancher Funke noch in jungem Brande zeigt.
Geht, theilt, vermischt, vermehrt die Triebe,
Und macht, daß aus der Wechselliebe,
Mit wiederholter Kraft, der Eltern Freude steigt.

Der Winter kömmt mit seinen Stürmen
Und speyet Reif und Flocken aus;
Sein Schnee will sich, wie Berge, thürmen;
Sein Eis wird dick und voller Graus.
Laßt euch dadurch nur nicht erschrecken,
Noch euch aus eurer Ruh erwecken;
Wenn gleich des Nordwinds Hauch um eure Dächer pfeift:
Die Liebe wird dieß Wüten heben,
Und euch die schönsten Nächte geben,
Die ein erbethnes Glück mit Segen überhäuft.

Die

Die XI. Ode.

Bey des

Hrn. v. Hof, Schnorrbein genannt, Vermählung

mit einer

Fräulein v. Burgsdorf u. Pedelzig.

1732.

M. Adam Bernh. Pantke.

So iſts: Die Großmuth ſiegt zuletzt;
Und die Geduld ſingt Freudenpſalmen;
Ein Herze, das kein Fall verletzt,
Trägt endlich doch noch Siegespalmen;
Der Sturm verlieret ſich einmal,
Die Sonne dringt mit hellem Stral
Durch dicker Wolken feuchten Schatten.
Durch Freude wird der Schmerz verzehrt:
Die Augen werden ausgeklärt,
Die ehedem geweinet hatten.

Die Tugend wird erſt recht bekannt,
Wenn ſie durchs Leid geprüfet worden;
Man kömmt nicht ins gelobte Land,
Man ſteh denn in der Helden Orden.
Das Glücke ſelbſt, das jeder ehrt,
Wird um ein großes Theil vermehrt,
Je ſchwerer uns der Schmerz gedrücket!
Wen ſieht man je verlaſſen ſtehn,
Wen ſieht man ſtets im Kummer gehn,
Den Großmuth und Geduld erquicket?

Ein Sclavengeiſt liebt Gram und Schmerz,
Und weis ſich nicht recht zu erheben;
Hingegen lacht ein groſſes Herz,
Wenn neben ihm viel tauſend beben.
Ein Geiſt, der immer weiter ſchaut,
Und ſich dem Himmel anvertraut,
Weicht nimmermehr beſchämt zurücke.
Ihr Menſchen! ehrt des Höchſten Huld,
Und legt, durch Großmuth und Geduld,
Den Grund zu einem beſſern Glücke.

So, deucht mich, ruft der liebe Mund,
Da die von Burgsdorf ſich verbindet.
Ihr Auge macht die Freude kund,
Die ſich auf feſte Hoffnung gründet.
Sie krönet itzt mit eigner Hand,
Durch ein ſowohlgetroffnes Band,
Die Tugend dieſer edlen Schönen;
Sie wird auch noch, auf viele Zeit,
Durch ihres Glücks Beſtändigkeit,
In ihr, der Aeltern Aſche krönen.

Nicht wahr? Du ſelbſt, verlobte Braut!
Empfindeſt heute mit Vergnügen:
Es müß ein Herz, das Gott vertraut,
Doch endlich allen Schmerz beſiegen.
Welch einen thränenvollen Blick
Wirfſt du auf jene Gruft zurück,
Die dein Vergnügen feſt verſchloſſen!
In der man deren Leib verſenkt,
Die dich, nebſt Gott, der Welt geſchenkt,
Und deren Aufſicht du genoſſen.

Nichts

Nichts iſt wohl jemals mehr geſchickt,
Getreue Kinder zu betrüben,
Als wenn der Abſchied die entrückt,
Die ſie, als Kinder zärtlich lieben.
Wer billigt nicht ihr redlich Leid,
Das ihnen die Vernunft gebeut,
Die Gnade ſelbſt nicht ſträflich nennet?
Zumal, wenn Fremde zugeſtehn:
Man müſſe deren Ruhm erhöhn,
Für die ein zartes Herz entbrennet.

So war es hier. Die Redlichkeit
Geſtund bey deines Vaters Grabe:
Daß ſie, nicht ohne ſchweres Leid,
Den liebſten Sohn verſenket habe.
Die Liebe weint um jenen Sarg,
Indem die Mutter ſich verbarg,
Die dich ans Tagelicht gebohren.
So weinteſt du um das mit recht,
Was du, dein Haus, und dein Geſchlecht,
Ja, was die Tugend ſelbſt verlohren.

Der Vorſicht Sorgfalt zeigte ſich;
Die Mutter war dir nicht entzogen:
Der Mutter Schweſter liebte dich,
Und ward dir täglich mehr gewogen.
Wie nahm ſie dich ſo liebreich auf!
Du lernteſt ſelbſt den Tugendlauf,
Aus ihrem Beyſpiel mit Ergetzen.
Itzt gönnt der Himmel ihr die Luſt
Dich, Schönſte, mit erfreuter Bruſt,
Wie ſonſt die Töchter, auszuſetzen.

Zwar deine Treu hat hier gar oft
Der Eltern Hintritt noch beweinet.
Doch die Geduld hat auch gehofft
Und mit der Treue sich vereinet.
Dafür wird dich dein Bräutigam
Den Schönheit, Tugend, Witz, und Stamm,
Vor vielen andern herrlich schmücken,
Mit ungefärbter Zärtlichkeit,
In süssester Zufriedenheit,
Als sein geliebtes Herz, entzücken.

So sprich nun! bringt nicht die Geduld
Auch dir die angenehmsten Früchte?
Zeigt nicht des milden Himmels Huld
Dir ein geneigtes Angesichte?
O daß dein keuscher Ehestand,
O daß dein fest geschloßnes Band,
Auf viele Jahre dauren müsse!
O daß des Glückes Gunst und Treu
Der Redlichkeit stets ähnlich sey,
Mit der ich diesen Wunsch beschlüsse!

* *

Die XII. Ode.

Auf das Abſterben
Frauen Marien Hedwig Mehnet
von Königstreu,

in Hannover.

Johann Victor Krauſe.

Was hilft doch Ehre, Glück und Stand,
Wenn uns der Allmacht ſtarke Hand
Des morſchen Körpers Bau verletzet;
Und wenn der Krankheit ſtrenge Wut
Bruſt, Adern, Glieder, Geiſt und Blut,
In regen Schmerz und Unruh ſetzet?

O wahrlich! was die Welt ſonſt giebt,
Und was die Thorheit lüſtern liebt,
Läßt bald die ſchwache Hülfe ſchwinden.
Wir können, wenn ein Wetter dräut,
Den Hafen der Zufriedenheit
Bloß in der Vorſicht Gnade finden.

Wer die zum Schutz und Beyſtand hat,
Dem muß die bange Lagerſtatt
Des Glaubens feſten Vorſatz ſtärken.
Er ſpürt des Himmels milde Huld,
Und kann die wachſende Geduld
In Kummer, Qual und Leiden merken.

Kein Sieg wird ohne Schweiß erkämpft;
Kein Feind wird ohne Müh gedämpft:
Wir müssen Blut und Leben wagen.
Am Ende schmückt uns Ruhm und Glanz:
Wenn wir den schönen Lorberkranz
Auf der gekrönten Scheitel tragen.

Je länger wir zu Felde ziehn,
Und uns um Lohn und Preis bemühn:
Je mehr wird auch die Beute laben.
Wer oftmals ringt; wer oftmals schlägt;
Wer vieler Feinde Macht erlegt:
Der soll den größten Vortheil haben.

Ein Tag hemmt Jammer, Weh und Ach,
Und unsrer Thränen heisser Bach
Wird doch nicht tausend Jahre fließen.
Wir gehn von Kedar freudig aus:
Der Ewigkeit bestirntes Haus
Kann müder Geister Last versüßen.

Hochselige, dein Beyspiel zeigt,
Daß doch die Hoffnung siegend steigt;
Ob schon die mürbe Hütte sinket:
Und daß des Glaubens muntre Kraft
Trost, Labsal, Muth und Freude schafft;
Ob gleich der Tod zum Grabe winket.

So viel sein Ruf sonst Furcht erweckt;
So sehr sein kalter Arm uns schreckt:
So ruhig hast du ihn empfangen.
Er rief, du folgtest seiner Bahn;
Er kam, du sahst ihn lächelnd an,
Und bist ihm herzhaft nachgegangen.

Die Krankheit warf den Körper hin:
Jedoch dein unbewegter Sinn
Blieb bey der Last, wie Palmen, stehen;
Warum? Dein Goel war dir nah,
Der hieß dich erst auf Golgatha:
Dann aber auch zur Freude gehen.

Dein saurer Kampf, dein langer Streit
Bringt Kronen, deren Kostbarkeit
Sapphir und Diamant verdunkelt;
Und deren ewigheitre Pracht,
Die dort in Salems Zimmern lacht,
Viel heller, als die Sonne, funkelt.

In Mesech war kein Raum für dich,
Und deine Seele sehnte sich,
Aegyptens Diensthaus zu vertauschen.
Du hieltest Ehre, Stand und Glück
Für Ströme, die den Augenblick
Mit schneller Flut vorüber rauschen.

Du konntest Kern von leerer Spreu,
Die Wahrheit von der Heucheley,
Das Gold von Schlacken weislich trennen;
Und lerntest in der größten Pein
Getrost, beherzt und stille seyn,
Und dich auch leidend glücklich nennen.

Nun hast du auch den Preis erlangt,
Mit welchem Hand und Scheitel prangt;
Wer will dir denn das Kleinod rauben?
Du stiegst, als Heldinn, jauchzend auf,
Und schloßest deinen Lebenslauf
Voll Hoffnung, Friede, Ruh und Glauben.

Indeß iſt doch dein Haus betrübt:
Denn, weil es dich recht zart geliebt;
So muß dein früher Abſchied ſchmerzen.
Dein unerſetzlicher Verluſt
Durchdringt auch wirklich Mark und Bruſt,
Und nagt an den beklemmten Herzen.

Die Liebe wird des Todes Raub;
Sarg, Moder, Schimmel, Gruft und Staub
Will nun der Großmuth Glanz verſtecken.
Allein, Beſtürzte, glaubt es nicht:
Der ächten Tugend heitres Licht
Kann keiner Gräber Nacht bedecken.

Der holden Mutter Lobſpruch bleibt,
Und was die Wahrheit von ihr ſchreibt,
Wird euch zum ſüßen Troſte dienen.
Es heißt: Wer ſo, wie Hedwig, ſtirbt,
Dem ſoll, obgleich ſein Leib verdirbt,
Des guten Nachruhms Zeder grünen.

Die XIII. Ode.

Ueber den Todesfall

der

Frau geh. Räthin von Pflugk,

in Merſeburg. 1730.

J. f. N.

M. Samuel Seidel.

In Flohr und Boy? hochtheurer Pflug;
Iſt dieß der Ausgang keuſcher Liebe?
Was ſoll der Aſch und Zährenkrug
Bey ſolcher Seelen edlem Triebe?
Du weinſt, und fühlſt dein tapfres Herz
Vor Kleinmuth faſt in Thränen ſchwimmen;
So gar kann ein dergleichen Schmerz
Die ſtärkſte Großmuth überſtimmen.
Man ſieht der Wehmuth Ausbruch zu,
Man muß an deinem Harm und Grämen,
Man muß am Hinfall deiner Ruh
Ein ſchmerzenvolles Antheil nehmen.
Das Herz in uns ruht ſonſt bey dir,
Wenn Luſt und Glück ſich um dich finden;
Sollt es, du, unſer Haupt und Zier,
Nicht, was dich kränkt, zugleich empfinden?

Wenn

Wem hat der Ausdruck deiner Huld
Die Ehrfurcht nicht ins Herz geſchrieben?
Man liebt dich ſtets mit Ungeduld,
Weil wir dich ſtets zu wenig lieben.
Wir ehren deine Würdigkeit:
Wie hold iſt uns das Glück geweſen,
Das dich und deine Seltenheit
Zu unſerm Leitſtern auserleſen!

Verführ das Schickſal ſo mit dir,
Wie du mit uns, den treuen Deinen:
So dürfteſt du, ſo müßten wir
Jetzt nicht in ſolchem Unmuth weinen;
So lebten wir, ſo lebteſt du
In ungehindertem Vergnügen:
So aber liegen Wunſch und Ruh
Bey dir, faſt in den letzten Zügen.

Des Himmels Schickung trifft zu hart,
Sie ſchlägt dir allzutiefe Wunden,
Sie raubt dir deren Gegenwart,
Die ſich ſo feſt mit dir verbunden.
Sie trennt und reißt ein Bündniß ein,
Das Herz und Herz verknüpft gehalten,
Um dir, was kann wohl ſtrenger ſeyn?
Faſt gar dein eignes Herz zu ſpalten.

Wie hart, wie ſchmerzlich fällt uns dieß,
Wie tritt man mit vereintem Jammer,
Und dir geweihter Kümmerniß
Zu deiner Pflügin Todtenkammer!
Dein trüber Blick, dein girrend Ach
Macht auch bey uns, und unſrer Reihe,
Das Auge naß, die Zunge ſchwach,
Und ſtärkt das Schrecken banger Treue.

Wie süsse ruht der theure Pflug!
So sprach das freudige Vertrauen,
Eh diese Noth zu Sturme schlug,
Die itzo Leid und Angst beschauen.
Dort, hieß es, schenkt ihm Ehrenhayn
Die zugesetzten Kräfte wieder;
Wie schön wird seine Rückkunft seyn!
Sinnt, Freunde, sinnt, auf Freudenlieder!

Uns dünkte schon, wir sähen euch,
Wir sähen dich mit deiner Frommen,
An Unmuth leer, an Anmuth reich,
Vergnügt und froh zurücke kommen.
Du kömmst auch nun. Doch wie? wo bleibt,
Hilf Himmel! ach! wo bleibt die Deine?
O Jammer! ach man gräbt und schreibt
Nun schon an ihrem Leichensteine.

Das ist ein Schmerz, dem keiner gleich,
So viel er auch mag auf sich haben.
Der Todt macht täglich Menschen bleich;
Doch nicht von solchem Ruhm und Gaben.
Wer deiner Pflüginn Werth erkannt,
Muß itzo mit Entsetzen sprechen:
Erkühnt sich denn des Todes Hand
Der Tugend Tempel abzubrechen?

So hoch sie Blut und Stand erhob,
So schön bewährte sie die Schlüsse,
Daß man des Adels Rang und Lob,
Durch Tugend, recht verklären müsse.
Ihr stiller Sinn, ihr reiner Geist,
Ihr mildes, hold und frommes Wesen
Ließ alles, was man edel heißt,
So gleich aus ihren Augen lesen.

Und dennoch stirbt sie. Theures Haupt,
Wer weis die Schmerzen auszudrücken,
Die dich dir gleichsam selbst geraubt,
Die Lust und Rath zugleich ersticken.
Der Himmel mag dein Angesicht
Auf so viel Thränen selbst ergetzen.
Das ists, was Liebe, Dank und Pflicht
Der Angst zum Trost entgegen setzen.

Die Treue giebt dir noch ein Wort
Entflammter Wünsche anzuhören;
Sie sehnet sich, dich, Herr, hinfort
Allzeit mit Freuden zu verehren.
Sie kennt, was uns durch dich geschehn,
Die Huld, das Recht, so bey dir blühet,
Und wünschet nie den Tag zu sehn,
Der, theurer Pflug, dich uns entziehet.

Die XIV. Ode.

Auf des
Herrn von Zettwitz
Zurückkunft
von seinen Reisen. 1737.

J. C. Gottsched.

So komm nun, muntrer Telemach?
Dem Pallas selbst, in fernen Landen,
Mit treuer Führung beygestanden,
Und zeig auch uns die Frucht, die längst dein Thun versprach.
Du hast ja überall gewiesen,
Wie klug, geschickt, gesetzt und frey,
Dein edles Thun auf Reisen sey;
Und Fama selbst hat uns dein Wesen schon gepriesen.
Nun komm und stell uns selber dar,
Was uns mit dir entzogen war.

Ja, edler Zettwitz, es ist Zeit!
Dein Vaterland verlangt dich wieder:
Verlaß der Deutschen stolze Brüder,
Die Meister schöner Zucht und aller Artigkeit.
Was brauchst du dieser Nachbarn Lehren?
Die gab dir, eh du hingereist,
Der klügsten Mutter Witz und Geist,
Die, seit man dich gekannt, Paris und Straßburg ehren;
Wo deiner edlen Sitten Pracht
Den Franzmann selbst beschämt gemacht.

Dein groſser Vater gab dir ſchon
Die rege Kraft belobter Ahnen:
Er wies dir ihre Heldenfahnen,
Dieſs reizte deinen Trieb, du wolgerathner Sohn!
So treu er ſeinem Fürſten dienet,
So ſtark trieb dich ſein Vorbild an,
Daſs du der Ehren rauhe Bahn,
Durch Kunſt und Wiſſenſchaft, zu ſuchen dich erkühnet;
Und, als du hier manch Lob erjagt,
Dich auch in fremde Luft gewagt.

Erzähl uns nun, was du geſehn,
Dort wo die Spuren tapfrer Schaaren
Ganz blutig in den Feldern waren,
Als vor zwey Jahren ſchon dein Zug dahin geſchehn?
Beſchreib uns, wie die Deutſchen fochten,
Bis Frankreich matt und kraftlos ward:
Und wie Eugen, nach alter Art,
Sich im Verzögern auch den letzten Kranz geflochten.
Dann ſag uns, wie Paris gebebt,
Als Seckendorf das Heer belebt.

Beſchreib uns Straſsburgs weiten Raum,
Die alte Stadt, die neuen Wälle,
Der Künſte Flor, des Handels Quelle,
Denn dieſes kennt und weis ſein eigner Bürger kaum.
Beſchreib uns Mundart, Tracht und Sitten,
Die noch halb deutſch, halb fränziſch ſind;
Wie Rom faſt täglich mehr gewinnt,
Wieviel das Lutherthum, ſeit jenes herrſcht, gelitten?
Dann ſag uns auch, wie manche Stadt
Dich bis Paris geleitet hat.

Entwirf uns auch der Seine Rand,
Paris, die Mutter ſchöner Werke,
Des Hofes Art, des Reiches Stärke,
Des Adels Höflichkeit, der ſchlauen Pfaffen Tand.
Erzähl uns, wie bey Janſeniſten
Der Aberglaube Wunder thut?
Und meld uns die verſchlagne Brut,
Des Moliniſtenſchwarms, entzückter Quietiſten.
Entwirf uns auch der Gärten Pracht,
Und was Verſailles koſtbar macht.

Beſchreib uns das metallne Bild
Des großen Heinrichs auf der Brücke,
Und mit wie manchem ſeltnen Stücke
Der Städte Fürſtinn ſonſt ein fremdes Auge füllt.
Belehr uns, was die edle Bühne
Für Fabeln beyder Art erzeugt;
Wie Witz und Kunſt ſich abwärts neigt;
Ob Frankreichs Sprache noch den alten Ruhm verdiene?
Erwähn auch, ob die Malerey,
Und Tonkunſt noch im Flore ſey?

Drauf nimm uns gleichſam bey der Hand,
Und führe uns aus dem Sitz des Prinzen,
Durch Frankreichs herrlichſte Provinzen,
In das durch Krieg und Fleiß berufne Niederland.
Erklär uns Brüſſels Trefflichkeiten,
Das alte Gent, Oſtendens Fall,
Und Luxenburgs erhabnen Wall:
Dann laß uns dich bis Haag und Amſterdam begleiten;
Wo Staatskunſt, Handel, Geld und Liſt
Der halben Welt, beyſammen iſt.

Dieß, und noch mehr haſt du erblickt,
Erblickt und mit Vernunft betrachtet,
Zum Theil gelobt, zum Theil verachtet;
Dieß alles machte dich erfahren und geſchickt.
Wo bleibt noch, was du vor den Reiſen
An deutſchen Höfen ſchon geſehn?
Was auf der Rückkunft nun geſchehn?
Das alles wird dein Thun uns überflüßig weiſen.
Wo bleibts, wie du ein Roß regierſt,
Und anmuthsvoll die Seyten rührſt?

O könnte Herzog Chriſtian
Dich, ſeinen Pathen, itzt erblicken!
Wie würd ihn dein Verdienſt entzücken!
Wie gnädig würd er dir von neuem zugethan!
Doch deiner theuren Aeltern Freude
Iſt dir, mein Zettwitz, lohns genug!
Du biſt nun ihres Hauſes Schmuck;
Dich rühmt ja, wer dich ſieht: O wie ergetzt das Beyde!
Verehre ſie: nur du allein
Sollſt künftig ihre Stütze ſeyn!

Die XV. Ode.

Bey
dem tödtlichen Hintritte
des
Freyherrn von Hertefelt.

J. f. N. 1730.

Joh. Victor Krauſe.

Wir können einſt unſterblich ſeyn,
Der Geiſt bey Gott, das Lob auf Erden;
Die Gruft ſchließt bloß den Körper ein:
Wir aber ſollen ewig werden.
Die Seele trotzt der Sterblichkeit,
Den Ruhm entzieht uns keine Zeit,
Die Tugend ſetzt uns Ehrenſäulen.
Wer ſich nach ihrer Vorſchrift hält,
Der darf, wenn ſeine Hütte fällt,
Nicht ganz in die Verweſung eilen.

Des Todes Fauſt, des Grabes Nacht,
Kann doch nicht edle Geiſter ſchrecken;
Wen Sarg und Bahre ſchüchtern macht,
Der muß in Furcht und Zweifel ſtecken.
Der Fromme hofft den Gnadenlohn,
Sein Glaube ſieht die Palmen ſchon,
Die man nach Kampf und Sieg erlanget;
Er freut ſich auf den Lorberkranz,
Und weis, daß ſeines Namens Glanz
Auch hier in tauſend Herzen pranget.

Hochseliger, dein Lebenslauf
Hat deiner Ahnen Schmuck erhoben.
Du stirbst, doch hört dein Ruhm nicht auf:
Die Welt muß deine Tugend loben.
Dein Herz war von Verstellung frey,
Du suchtest nicht durch Schmeicheley
Und schnöde List empor zu steigen.
Die Redlichkeit war deine Lust:
Drum blieb auch deine fromme Brust
Nur Gott und deinem König eigen.

Du konntest, durch Vernunft und Fleiß,
Das Glück nach deinem Willen zwingen,
Es gab dir Ansehn, Huld und Preis,
Und ließ dir alles wohl gelingen.
Der Himmel war dein starker Schutz,
Er selber both den Stürmen Trutz,
Und wollte deine Ruh bewachen.
Der Neid, der gern die Tugend plagt,
Und sich an große Seelen wagt,
Hat dir nicht dürfen Kummer machen.

Du solltest funfzig volle Jahr
Drey Friedrichen mit Eifer dienen;
Ihr Glanz, der deine Freude war,
Hat dir auch unverrückt geschienen.
Du stiegest gleich von Kindheit an,
Die Großmuth wies dir Weg und Bahn,
Worauf wir glücklich weiter gehen.
Sie rief, du gabst ihr Herz und Hand;
Und weil sie dich nicht träge fand:
So half sie deinen Ruhm erhöhen.

Zween Helden machten jüngſt den Bund,
Der ganz Germanien ergetzte;
Hier ward auch dein Verdienſt mit kund,
Das jeden in Verwundrung ſetzte.
Wie hat des Feſtes Trefflichkeit
Den gütigſten Auguſt erfreut?
Wie wurde nicht dein Fleiß geprieſen?
Was Aug und Ohr bezaubern mag,
Hat damals ein erwünſchter Tag
Durch deine Müh und Kunſt gewieſen.

O daß des Schickſals ſtrenger Schluß
Dich ſchon ſo bald der Welt entführet!
O daß die Zeder fallen muß,
Die Hof, und Stadt, und Haus gezieret!
Ich ſelbſt bejammre deine Huld,
Und will die thränenreiche Schuld
Mit untermiſchten Seufzern bringen.
Was aber wird für Qual und Schmerz,
Der treuſten Gattinn zartes Herz,
Und deiner Kinder Bruſt durchdringen?

Doch, du haſt als ein Held geſiegt,
Und deiner Hoffnung Ziel gefunden.
Die Krankheit, ſo den Leib bekriegt,
Iſt nun, wie du gewünſcht, verſchwunden.
Des großen Königs Gnadenſtral
Wird dein bekümmertes Gemahl
Auf deinen frühen Abſchied laben.
Er hebt ja deinen Sohn empor,
Und wird auch deiner Kinder Flor
Noch ſtets zum milden Endzweck haben.

Was klagt denn dein beſtürztes Haus?
Du biſt ja doppelt glücklich worden,
Diana ruft dein Loblied aus,
Der Geiſt herrſcht im verklärten Orden.
Erſchrockne Freyfrau, zittre nicht,
Und höre, was die Wahrheit ſpricht,
Die dir den beſten Troſtſpruch ſchenket:
Dein Hertefelt lebt wirklich noch,
Erleichtre nur dein ſchweres Joch,
Das dich bey ſeiner Wohlfarth kränket.

Die XVI. Ode.

Auf die Vermählung Hrn. Heinrich Rud. v. Schönfeld, mit Fräul. Erdm. Doroth. Magd. v. Fullen, aus dem Hause Störmenthal,

J. f. R. 1737.

J. C. Gottsched.

Wie dorten, wo des Kaisers Schwerdt
Die Grenzen Mahomets verwüstet,
Der Feldzug noch beständig währt,
Weil Stambol sich zu spät gerüstet:
Der ausgelernte Janitschar
Vergißt nach alter Art zu kriegen,
Und weis die beßre Kunst zu siegen,
Die sonst uns Christen eigen war:
Weil Bonneval ihn selbst gelehret,
Was zu Bellonens Ruhm gehöret.

So sieht man auch die Fräulein Braut
Im späten Herbste Waffen tragen;
Sie läßt sich, wie ein jeder schaut,
Mit Willen aus dem Felde schlagen.
Cupido hetzt den Bräutgam auf,
Ihr muthig in das Land zufallen:
Sie hört sein Losungswort erschallen,
Dann folgt ein starker Angriff drauf.
Sie weicht, besiegt von seinen Pfeilen,
Und muß ihm selbst den Kranz ertheilen.

Kein

Kein Wunder! hat ſich Niſſa doch
Dem wilden Erbfeind übergeben;
Und Siebenbürgen ſieht ſein Joch
Auf dem bedrohten Nacken ſchweben.
Es weicht der Deutſchen mattes Heer,
Das Noth und Krankheit gnug erlitten;
Es weicht der Landmann aus den Hütten,
Und ſelbſt die Flucht wird beyden ſchwer.
So kann der Feind mit hellen Haufen
In die verlaßnen Felder laufen.

Jedoch! was geht uns Ungarn an?
Das frohe Sachſen lebt im Frieden;
Und daß es ſicher erndten kann,
Das Glück hat uns Auguſt beſchieden.
Nur Amor wirkt ſo manchen Streit,
Er weis mit angenehmen Kriegen
Die zarten Herzen zu beſiegen,
Hier zeigt er ſeine Tapferkeit;
Wenn die, ſo ſonſten furchtſam ſchienen,
Mit Luſt bey ſeiner Fahne dienen.

Verlobtes Paar! erlaube mir,
Dergleichen auch von dir zu ſagen:
Cupido herrſcht ja auch in dir,
Und du wirſt heut ein Treffen wagen.
Das Herz der Braut, ein feſter Platz!
Hat ſich nach ſchwachem Widerſtreben,
Dem edlen Sieger ſchon ergeben,
Und nun beſitzt er dieſen Schatz.
Wie mancher wünſcht ſich ſeine Stelle,
Weit eifriger als Widdins Wälle!

Sey froh! gepriesnes Störmenthal,
Ihr theuren Eltern, alle Beyde;
Es wachs auch eurer Jahre Zahl
Durch eurer Tochter Hochzeitfreude.
Wer seine Pflanzen so erzieht,
Dem folgt auch Segen und Gedeyen;
Ja der kann täglich sich erfreuen,
Wenn Stamm und Zweig nach Wunsche blüht.
So wird auch Fullens Haus in Sachsen
Noch bis zum höchsten Gipfel wachsen.

Beglückter Schönfeld! sey verghügt!
Dein König liebt dein treues Wesen;
Und die dir itzt im Arme liegt,
Hat dir das Schicksal auserlesen.
Dort sind dir Glück und Ehre hold
Hier küßt dich lauter Lust und Liebe:
Geneuß nun deiner Doris Triebe,
Die edler sind als feines Gold;
Und laß mich künftig Proben lesen,
Daß du auch mir geneigt gewesen.

* *

Die XVII. Ode.

Auf das Abſterben

Frauen Louiſen Margarethen,

gebohrner Freyinn

v. Poſadowsky u. Poſtelwitz,

verwitw. von Senitz u. Rudelsdorf.

1729.

M. Ad. Bernh. Pantke.

Sie hats verdient. So laßt die Thränen flieſſen,
Ihr, die des Himmels Hand betrübt.
Beweint mit treuer Bruſt, in tauſend Thränengüſſen,
Was euch der Tod entreißt, und ihr ſo zärtlich liebt.
Allein getroſt! ermuntert euch auch wieder,
Und, wenn die ſchwachen Trauerlieder
Bey der geliebten Gruft genug erſchollen ſind:
So ſeyd bedacht, durch Schweigen vorzuſtellen:
Wie viel, auch bey ſo harten Fällen,
Ein wohlgebohrnes Herz dem Pöbel abgewinnt.

So ſchweige denn das Chor der ſchwachen Flöten!
Ihr bangen Trauerlieder! ſchweigt.
Hört! wie die Tugend ſelbſt durch tauſend Siegstrompeten
Die theure Freyinn ehrt, und doppelt edel zeigt.
O ſeht! mich ſelbſt, den Pflicht und Ehrfurcht treiben,
Ein heiſches Grabelied zu ſchreiben,
Reißt itzt ein ſtärkrer Trieb ganz unverhofft empor:
Es ſtellet itzt dem thränenden Geſichte,
In einem wundervollen Lichte,
Das Reich der Ewigkeit, der Freyinn Nachruhm vor.

Dort

Dort siehet man die alten Ritterfahnen,
Die Zeit und Staub unkenntbar macht;
Und hier erblicket man die Anzahl grauer Ahnen,
Für die in uns ein Trieb voll Ehrerbiethung wacht.
Wer kann den Stamm der Posadowsker kennen,
Und die von Kottulinsky nennen:
Daß ihn nicht alsobald ein kalter Schauer weckt?
Sarmatien krönt beyder theure Schilder;
Indem die ehrenvollen Bilder
Auch unser Schlesien mit frischen Lorbern deckt.

Hier steht ein Mann von redlichem Gemüthe,
Den Stand, Verstand und Großmuth ziert;
Dem selbst des Glückes Gunst, das adliche Geblüthe,
Und der erhabne Stand den mindsten Ruhm gebiert.
Denn, wär er gleich ein Edler nicht gebohren:
So hätt ein jeder doch geschworen:
Es müßte sein Geschlecht aus altem Adel seyn.
Wer Fürsten selbst, die Stand und Witz erhöhet,
Als Vormund an der Seite stehet,
Den schreibt die Ewigkeit ins Buch der Ehren ein.

Ist aber dieß sein ganzer Ruhm auf Erden?
Gefehlt! Es ist ein Theil davon.
Der Himmel ließ ihn auch noch sonst erhoben werden,
Und schmückte sein Verdienst, durch tausendfachen Lohn.
Wer, sagt es mir, kann so viel Klugheitsproben
Der hochgestiegnen Söhne loben,
Worinn ihn Magdeburg und Quedlinburg verehrt?
Wer preist geschickt die wohlvermählten Töchter?
Die Kronen herrlicher Geschlechter,
Die ihre Häuser so, wie seinen Ruhm, vermehrt.

So

So konnte sich die Freyinn glücklich schätzen:
Daß so ein Vater sie gezeugt.
Jedoch, noch größer war ihr inniges Ergetzen,
Nachdem des Höchsten Huld ein Herz zu ihr geneigt;
Das so, wie sie, von altem Adel stammte,
Das so, wie sie, ein Trieb entflammte,
Der einen edlen Sinn der Niedrigkeit entzieht.
Ja fehlte hier noch etwas zum Vergnügen:
So konnte doch die Freude siegen,
Indem noch itzt ihr Ruhm in Kind und Enkel blüht.

Ihr, die ihr sonst mit euren Ahnen pralet,
Kommt! tretet ehrfurchtsvoll herbey.
Hier seht ihr, daß die Reih, die um die Freyinn stralet,
Bey ihr kein falscher Zug zu blinder Hofart sey.
Sie ehret zwar ihr angebohrnes Glücke;
Sie nimmt mit eifervollem Blicke
Der Ahnen ihres Stamms Verdienst und Ruhm in Acht:
Doch hält sie das für Gottes größte Gnade,
Daß sie sein Geist im Wasserbade
Des göttlichen Geschlechts einst theilhaft hat gemacht.

Auf, Andacht! auf, du Krone kluger Sitten!
Regiere Feder, Mund und Hand;
Und zeige selbst durch mich, wie herzhaft sie gestritten,
Wie rühmlich sie den Feind im Kämpfen überwand.
Ertheilte man in längst verfloßnen Zeiten
Nur unerschrocknen tapfern Leuten
Den Lohn der Tapferkeit, den theuren Adelsbrief:
So wird der Muth sie gleichfalls adlen können,
Und eine muntre Heldinn nennen,
Die hier des Geistes Schwerdt beherzt und oft ergrief.

Gibt

Gebt acht! wie ſie der harte Schmerz beſtreitet,
Da ihrer Aeltern Herze bricht;
Da ſie ſo manches Kind in ſeine Gruft begleitet,
Da endlich der Gemahl auch ſelbſt vom Scheiden ſpricht.
Der gröſte Theil geliebter Enkelkinder
Verlieret ſich, und wird nichts minder,
Als des Geſchwiſters Leib, der Erden anvertraut.
Wem will hierbey nicht ſelbſt das Herze brechen?
Doch nein; ſie kann kein Kummer ſchwächen;
Der Grund iſt allzuſtark, auf den ihr Glaube baut.

Wie? Seh ich nicht der Freyin Sterbebette?
O ja! ihr Siegesplatz iſt hier.
Schmerz, Liebe, Kummer, Troſt bemühn ſich um die Wette,
Und ſtellen uns den Kampf in rechter Größe für.
Sie aber ſiegt; ſie achtet keine Schmerzen,
Und beut mit lieberfülltem Herzen
Den Kindern edler Zucht den Mutterſegen an.
So eilet ſie mit Freuden von der Erde:
Damit ſie eine Freyinn werde,
Die weiter weder Schmerz noch Kummer feſſeln kann.

O! könnten doch die Stamm- und Tugenderben
Auch ihres Troſtes Erben ſeyn!
Allein der harte Fall reißt, bey der Mutter Sterben,
Den ſonſt ſo feſten Grund der edlen Großmuth ein.
Hier grämet ſich die treuerfundne Liebe:
Daß ſie die kindlichtreuen Triebe
Nicht ferner zeigen kann, die ſie im Herzen hegt;
Dort hat der Schmerz der Tochter Geiſt betroffen,
Die nicht, wie ſonſt, nach Wunſch und Hoffen,
Die Hoffnung ihres Stamms ihr in die Arme legt.

Jedoch, getroſt! bekümmerte Gemüther!
Die Freyinn lebet höchſt vergnügt;
Indem ein reicher Schatz der allerbeſten Güter
Den Kummer dieſer Zeit unendlich überwiegt.
Durch klugen Kampf erhält man Sieg und Beute,
Drum wird nach wohlgeſchloſſnem Streite
Der theure Siegeskranz der Freyinn auch gebracht;
Die, da ſie Stand und Chriſtenthum geadelt
Des Himmels Schluß, den niemand tadelt,
Durch den gewünſchten Tod zur wahren Freyinn macht.

* *

Die XVIII. Ode.

An den

Herrn Ernſt Adolph von Schick,

bey ſeiner Abreiſe von Leipzig.

1732.

Rudolph Abraham von Gersdorf.

Mein lieber Schick! mein Jonathan!
Den ich mit Wahrheit rühmen kann
Als meinen beſten Freund auf Erden.
Frag nicht, warum ich traurig ſey?
Du kennſt mein Herz, ich deine Treu;
Wie kann mein Sinn heut fröhlich werden?
Du giebſt mir itzt den Abſchiedskuß,
O hartes Schickſal! ſchweres Scheiden!
Da ich nun den vermiſſen muß,
An dem ſich Herz und Auge weiden.

Es lehrts die Zeit, es bleibet wahr,
Ein wahrer Freund iſt itzt ſehr rar,
Die Redlichkeit will ganz erſterben.
Ein Löwe, Tieger, Bär und Fuchs,
Ein Wolf, ein Baſilisk und Luchs
Sind andern Thieren zum Verderben.
So auch der Menſch. Er faßt den Schluß,
Durch fremden Fall ſein Glück zu ſtiften:
Und wie? pflegt nicht ein falſcher Kuß
Oft unſre Wohlfahrt zu vergiften?

Dieß iſt der Lauf der falſchen Welt,
Die Argliſt gar für Klugheit hält,
Und nur Betrug ſucht auszuüben.
Allein du haßteſt dieſe Schaar.
Ich ſchmeichle nicht, und rede wahr,
Dein Thun kann keinen Freund betrüben.
Auf Meiſſens Muſenhelikon,
Wo wir das Freundſchaftsband gebunden,
Hab ich, mein Jonathan, dich ſchon
Als echtes Gold bewährt erfunden.

Drum ward bey uns ein Herz und Sinn,
Und unſer Thun gieng ſtets dahin,
Daß wir uns um die Wette liebten.
Dein Sinn ergetzte meine Bruſt,
Mein Wille war dir eine Luſt;
Und wenn uns Haß und Neid betrübten:
War einer ſtets des andern Troſt.
Wir lachten, wenn die Spötter lachten,
Und waren ſie gleich ſehr erboſt,
Sah man uns ihre Wuth verachten.

Wie angenehm vergieng die Zeit,
Wenn mir in mancher Traurigkeit
Dein Umgang doch Vergnügen machte!
Wie gerne weiht ich doch allda
Die Zeit den Büchern, wenn ich ſah,
Daß dein Sinn auch auf Weisheit dachte!
Was haben wir nicht ſonſt für Luſt
In unſerm Umgang oft genoſſen?
Was ſind aus deiner treuen Bruſt
Für Freundſchaftsproben nicht entſproſſen?

So

So kann denn nun des Schickſals Schluß,
Dem itzt dein Wille folgen muß,
Mir nichts als bittern Gram erwecken.
Jedoch Minerva ruft mir zu:
Was ſtörſt du heute ſeine Ruh,
Willſt du nicht deine Freud entdecken?
Er hat nunmehr durch Fleiß und Müh
Sich meiner Dienſtbarkeit entriſſen.
Die Zeit ſpricht: Freue dich, wie die,
Die ſeiner künftighin genieſſen.

So ſchick ich mich denn in die Zeit,
Ich weis, daß Unbeſtändigkeit
Bey aller Freud und Luſt regieret.
Dieß einzige giebt heute mir
Den größten Troſt, daß ſtets bey dir
Beſtändigkeit das Ruder führet.
So dauret unſre Freundſchaft noch,
Wenn wir uns nicht umarmen können;
So werden unſre Herzen doch
In wahrer Freundſchaftsliebe brennen.

Drum zieh nur, zieh beglückt von hier!
Der Himmel wachet über dir,
Und krönet dich mit Wohlergehen.
Es müſſe dein berühmtes Haus,
An dir, auf ſpäte Zeit hinaus,
Der Ahnen Glück und Ehre ſehen.
Ich aber faſſe den Entſchluß,
Dich ſtets bis in das Grab zu lieben.
Hierauf nimm hin den Abſchiedskuß!
So muß man Haß und Neid betrüben.

* *

Die XIX. Ode.

Bey Vermählung des Hrn. von Schickfuß u. Neudorf, mit der Fräulein von Röder und Borau.

Im Jahre 1728.

M. Adam Bernh. Pantke.

Bey so reinen Hochzeitkerzen,
Bey der Lust verliebter Herzen,
Die des Adels alte Pracht,
Und die Tugend ewig macht,
Muß ein ungezwungnes Singen
Treuer Freude Zeugniß seyn;
Und der Flöte zartes Klingen
Ein vergnügtes Brautlied weihn:
Denn die Glut von solchen Flammen
Schlägt auch über uns zusammen.

Theures Paar! die zarte Liebe
Zeiget sich durch süße Triebe,
Und durch angenehme Lust
In der aufgeweckten Brust.
Aug und Herze, Mund und Sinnen
Fühlen, was man deutlich sieht,
Da sich jedes zu gewinnen
Auf das eifrigste bemüht,
Aber bey dem süssen Streiten
Alle doch den Sieg erbeuten.

Ey-

Edler Schickſuß! dein Verlangen
Kann mit Siegesreiſern prangen,
Denn dir wird ein theures Pfand
Nach Verdienſten zuerkannt.
Deiner hohen Eltern Segen
Wirkt, auch in des Grabes Nacht;
Denn auf deinen Liebeswegen
Wirſt du recht beglückt gemacht;
Und ein friſches Wohlgedeihen
Kann den alten Stamm erfreuen.

Zwar, er war vorher erhoben,
Denn der Weisheit kluge Proben
Hatten ihm nebſt Mavors Schwerdt
Tauſend Lorbern ſchon gewährt.
Deiner Ahnen Preis erreichet
Längſt das Recht zur Ewigkeit,
Deines Vaters Nachruhm weichet
Keiner räuberiſchen Zeit,
Die zwar alles ſonſt zerſtöret,
Doch die Tugend nicht verſehret.

Und, wie können meine Lieder
Die mit Ruhm gekrönten Brüder,
Die der Tugend Wege gehn,
Durch den ſchlechten Reim erhöhn?
Deren wohlgegründet Wiſſen
Schon das Vaterland erhebt,
Die ſich dem bereits entriſſen,
Das, indem man uns begräbt,
Das, indem der Leib verdirbet,
Auch zugleich nebſt uns erſtirbet.

Dieſer Stamm, der ſo viel Blicke
Von dem gütigen Geſchicke,
Und ſo ſeltne Zweige zählt,
Wird nunmehr mit dem vermählt;
Den die trefflichſten Gemüther
Jederzeit berühmt gemacht,
Dem der Ausbund junger Ritter
Kürzlich neuen Ruhm gebracht;
Welcher durch ſein Beyſpiel zeiget,
Wie man in die Höhe ſteiget.

Aber eilt! und ſeht mit Freuden
Das vergnügte Liebesleiden
An der wohlgebohrnen Braut,
Die man voller Anmuth ſchaut.
Alle Glieder, alle Minen,
Müſſen dem, der ſie erkieſt,
Freylich zur Entzückung dienen,
Weil ſie ſo vollkommen iſt:
Daß ihr Paris beym Vergleichen
Selbſt den Apfel würde reichen.

Seht die angenehmen Wangen!
Die mit ſchönen Roſen prangen,
Einer Farbe, die der Welt
Vor den andern wohlgefällt.
Die Beſcheidenheit der Sitten,
Die beliebte Freundlichkeit,
Die noch niemals überſchritten,
Was ihr ſonſt der Ernſt gebeut;
Und die engliſchen Geberden
Sollen hier zum Muſter werden.

Sagt man doch, daß bey den Blicken,
Die den Bräutigam entzücken,
Cytherea ſelbſt, ja faſt
Alle Gratien erblaßt.
Auch ſogar die Muſen haben,
Weil ihr Glanz verdunkelt ſchien,
Mir der Dichtkunſt edle Gaben
Heut aus Eifer nicht verliehn;
Daß ich für die Seltenheiten
Nur nicht könnt ein Lied bereiten.

Seht daher mit holder Güte,
Und gewogenem Gemüthe,
Sehet, wohlgebohrne Zwey!
Was der Ohnmacht Urſprung ſey.
Nicht der Mangel vieler Triebe,
Nicht der Mangel treuer Pflicht
Macht bey eurer zarten Liebe,
Daß mir alle Kunſt gebricht:
Nein; der Neid hat mich gezwungen:
Daß ich ohne Kunſt geſungen.

Unterdeſſen ſoll mein Flehen
Doch mit reinſter Treu geſchehen,
Welches itzt zum Himmel ſteigt,
Und des Herzens Trieb bezeugt.
Lebet, wohlgebohrne Beyde!
Lebt und liebet höchſt vergnügt,
Weil die heut entſtandne Freude
Allen Kummer überwiegt;
Und man euch zum Beyſpiel wählet,
Wie man ſich beglückt vermählet.

Himmel! wie? erſcheint das Glücke?
Ja, es zeigt ſich unſerm Blicke,
Und der freudenvolle Mund
Macht uns dieſe Worte kund:
Theure Mutter unſrer Schönen,
Tugendvolle Röderinn!
Deine Tugend zu bekrönen
Gab ich dir den Eydam hin;
Doch zu noch vollkommnerm Lohne
Dient das Band von deinem Sohne.

Die XX. Ode.

Auf das Beylager des Herrn Majors von Bülow, mit der Fräulein von Görne.

J. ſ. N. 1737.

Joh. Chr. Gottſched.

Wer iſt es, der ſo voller Luſt
Und mit ſo angenehmen Blicken,
Als Wirkungen der zärtſten Bruſt,
Faſt alle Schönen kann entzücken?
Wer iſt es, der ſo lieblich lachet,
Ob gleich ſein Ruf ſonſt männlich klang,
Der, da wo Rohr und Trummel krachet,
Durch die geübten Reihen drang?
Wie kömmt es, daß die tapfre Fauſt,
Die ſonſt den blanken Stal geführet,
Wo Kugel und Geſchoß geſauſt,
Sich itzt mit Gold und Steinen zieret?
Iſt Bülow nicht aus Mavors Orden,
Der nur mit Blut und Flammen ſcherzt?
Wie iſt er denn ſo zärtlich werden,
Daß er ein artig Fräulein herzt?

O!

O! die von Görne hat gesiegt,
Ihr Blick hat ihm das Herz durchdrungen;
Ihr holder Mund, der ihn vergnügt,
Hat ihn durch einen Kuß bezwungen.
Sonst wollt er keinem Feinde weichen;
Allein wie willig weicht er hier?
Sie darf ihm nur die Lippen reichen,
So steht er ganz entzückt bey ihr.

O Liebe! das thut deine Macht,
Die zwingt auch unbezwungne Herzen:
Mit ihrer schwachen Waffen Pracht
Darf auch der Helden Arm nicht scherzen.
Auch Philipps Sohn, vor dessen Fahnen
Ganz Morgenland erschrickt und flieht,
Weicht einer reizenden Roxanen,
So bald er ihre Schönheit sieht.

Läßt so ein Alexander sich
Durch Amors Hand den Harnisch nehmen;
Was darfst du, wackrer Bülov, dich
Denn itzo deiner Liebe schämen?
Dein Herz bleibt doch geschickt zum Kriegen,
Gefahr und Streit hat dich gestählt:
Und hier so gar hat dir zum Siegen,
Nichts, als ein andrer Feind, gefehlt.

Hier siegst du, und verspielst zugleich,
Und beydes bringt dir Ruhm und Freude:
Im Lieben sind auch Sclaven reich,
Und selbst ihr Joch ist frey vom Leide.
Wenn sonst die Helden sich vergnügten,
Daß sie ein Lorberzweig geschmückt:
So wird hier Siegern und Besiegten
Ein Kranz von Myrthen aufgedrückt.

So

So müſſe deines Stammes Glück,
Erlauchter Görne, ferner blühen;
Und Friedrich Wilhelms Gnadenblick
Sich deinen Zweigen nicht entziehen.
Erlebe noch viel frohe Tage,
So wie dein würdigſtes Gemahl:
Damit ein jeder ſpür und ſage:
Dieß Haus weis nichts von Noth und Qual.

So wünſcht dein Knecht, du theures Paar!
Der Himmel mach an deinen Zweigen,
Die Menge treuer Wünſche wahr,
Die itzt für ſie gen Himmel ſteigen.
O! könnt ich nur die Luſt beſchreiben,
Die dieſes Blatt hervor gebracht;
Und das in Erzt und Marmor treiben,
Was ewig mich zum Schuldner macht!

Geneuß, vermählтes Zwey, der Koſt,
Die dir des Lebens Frühling ſchenket,
Bis nächſten Herbſt der erſte Moſt
Auch einen jungen Bülov tränket.
Dein neuer Stand ſey reich an Segen,
Es fliehe Kummer und Verdruß!
Bis ſelbſt der Neider Gram ſich legen
Und dir zur Freude ſchweigen muß.

* *

Die XXI. Ode.

An den

Herrn von Zedlitz und der Leippe,

als er

auf die Universität Frankfurth an der Oder gieng. 1734.

M. Adam Bernh. Pantke.

O Weisheit! die vom Himmel stammt,
Auf! mache meinen Geist entflammt,
Und lasse dich auf mich hernieder!
O Allmacht! deren Gotteskraft
Der Schwachheit selber Stärke schafft,
Belebe heute meine Lieder!
Mein Zedlitz soll der Liebe Pfand
In diesen treuen Zeilen lesen;
Entdeck ihm selbst, durch meine Hand,
Des wahren Adels Werth und Wesen.

Du thust: Dort seh ich jene Zunft,
Die Offenbarung und Vernunft
Nicht läßt den wilden Sinn regieren.
Durch dich gestärkt schau ich die Schaar,
Die, ohne Zweifel und Gefahr,
Natur und Gnade glücklich führen.
O stärk auch David Sigmunds Blick!
Lehr ihn, was wahr und falsch ist, kennen:
Von diesem zieh ihn selbst zurück,
Von jenem laß sein Herz entbrennen.

Ein

Ein wahrer Adel ſuchet nicht
Sein ganzes Anſehn, Schmuck und Licht,
Im Ruhme hochverdienter Ahnen;
Er ſucht durch eigne Tugend Preis,
Erwirbt durch eignen Muth und Fleiß
Dem alten Stammhaus Ehrenfahnen;
Ehrt Gott aus überzeugter Bruſt,
Liebt Menſchen, weil es Gott gebothen;
Und ſucht zuweilen Nutz und Luſt
Durch weiſen Umgang mit den Todten.

Hier, edler Zedlitz! iſt das Bild
Von deiner Ahnen Ritterſchild,
Die eben ſich dadurch erhoben.
Was meynſt du? laſſen ſie dir Ruh?
Ruft ihre Tugend dir nicht zu:
Erhebe dich durch gleiche Proben!
Denn ſonſt durchſtrömet unſer Blut
Vergebens deines Leibes Glieder,
Stößt du durch Tugend Witz und Muth
Nicht bald ſo Schwach- als Trägheit nieder.

Was dünkt dich? Muntrer Sigismund!
Wird dir kein reger Eifer kund,
Wie ſie, zur Ehrenbahn zu bringen?
Erhitzt kein Feuer deinen Geiſt,
Das dich der Niedrigkeit entreißt
Um dich auch ſelbſt empor zu ſchwingen.
O ja! Es liegt in deiner Bruſt,
Man merkt es ſchon an deiner Jugend,
Der Trieb zur wahren Weisheitsluſt,
Der angebohrne Zug zur Tugend.

Ja!

Ja! der von Zedlitz Ehrenbahn;
Was die von Zettritz längst gethan;
Was die von Seidlitz höher rücket;
Was Senizer zu zieren weis;
Der Posadowsker Ehrenpreis;
Der Ruhm, der die von Heugel schmücket;
Wodurch der Kottulinsker Ruhm
Schon ehmals, wie noch itzt gestiegen;
Das sahst du, als ein Eigenthum,
Auf deiner Aeltern Scheitel liegen.

Du sahst noch mehr. Ihr Tugendlauf
Stieg von der Welt zum Himmel auf,
Und eilte zu der Burg der Sternen.
Es mußte sich aus ihrer Brust
Der Trieb zu aller eitlen Lust,
Und aller Heuchelschein entfernen.
So geht des Vaters Lauf noch fort,
Bey dem des Höchsten Gnade wohne!
Drum prangt der Mutter Haupt schon dort
Im reinen Schmuck der Lebenskrone.

Auf demnach auf! beglückter Sohn!
Dem Gott in beyden Eltern schon,
Der Tugend Ebenbild gegeben.
Auf, muntrer Zedlitz! säume nicht!
Dich reizt Verbindlichkeit und Pflicht;
Folg ihnen nach in deinem Leben.
Das Beyspiel, was ihr Wandel zeigt,
Wird dermaleinst dein Thun beschämen;
Wirst du, wodurch ihr Ruhm noch steigt,
Dir nicht zur steten Vorschrift nehmen.

Wie

Wie viele Kinder wachſen auf,
Die ihrer Aeltern Lebenslauf
Zum Böſen reizt, zur Sünde führet!
Du haſt nichts ſündliches geſehn,
Denn, was von ihnen iſt geſchehn,
Hat Gott und Tugend ſtets regieret.
Entſchuldigt jener Frevelthat
In etwas ihrer Aeltern Leben:
So giebt dir kein Beſchönen Rath,
Willſt du nicht ſelbſt nach Tugend ſtreben.

O thu es denn! Itzt iſt es Zeit.
Mit unverdroßner Aemſigkeit,
Nach ihrem wahren Schmuck zu trachten.
Gebrauche Zeit, Muth und Verſtand,
Und lerne den getünchten Tand
Der ſchnöden Eitelkeit verachten.
Ein edler Chriſt iſt nicht der Welt,
Er iſt dem Himmel mehr gebohren;
Was iſt, das unſre Ruh erhält,
Wenn dieſen unſre Schuld verlohren?

Die Zärtlichkeit der Vaterbruſt
Erwartet ſeiner Augen Luſt,
Erwartet ſeines Alters Stärke.
O Zedlitz! dems an nichts gebricht,
Beſchäme dieſe Hoffnung nicht,
Erfülle ſie durch deine Werke.
Geh, ſuch erhitzt die Ehrenbahn,
Mit einem tugendhaften Blicke!
Und bringe für den Unterthan
Ein wahres Vaterherz zurücke.

Wie wunderbar, wie herrlich grünt
Dein Vater, der dem Höchſten dient,
In anfangs ungehofftem Segen!
An ihm ſiehſt du ſo luſt als Muh,
Den Gott, der Bosheit ſelbſt zu Truh,
Pflegt auf der Seinen Haupt zu legen.
Wirſt du, ſein Sohn, in deinem Thun
Auf deines Vaters Wegen bleiben:
So wird auf dir ſein Segen ruhn,
So wird auf dir ſein Wunſch bekleiben.

In ſolcher Hoffnung laß ſein Haus!
Geh von dem holden Bankwiß aus!
Zu Hauſe wird kein Menſch vollkommen.
Des Höchſten Schutz begleite dich;
Und benedeye väterlich,
Was du dahey dir vorgenommen.
Sein Geiſt regiere deinen Geiſt
Zu lobenswürdigen Geſchäfften,
Und ſtärke, wie ſein Wort verheißt,
Dich an Gemüths- und Leibeskräfften!

Doch, zieh nicht ohne Zittern fort!
Die hohe Schule bleibt der Ort,
Der uns geſchickt und edel machet;
Wo aber auch gar manchen Feind,
Der angenehm von auſſen ſcheint,
Zu unſerm Untergange wachet.
Wie theuer kömmt die edle Zeit,
Iſt ſie verlohren, uns zu ſtehen!
Sie pflegt nicht, iſt ſie einmal weit,
Wie Titan, wieder aufzugehen.

Be-

Bedenk, O Zedlitz! dieß recht gut!
Erhebe feurig Mund und Muth,
Und Hände zu der Allmacht Throne!
Gott ſorgt für ſeiner Kinder Heil,
Giebt ihnen ein erwünſchtes Theil,
In ihrem Heyland, ſeinem Sohne.
Doch fordert er von uns zugleich,
Gehorſam, Glaube, Liebe, Flehen.
Und du fürwahr wirſt Segensreich,
Wird dieſes nur von dir geſchehen.

So eile! mache dem Verſtand
Gelehrſamkeit und Witz bekannt,
Dem Willen Gottesfurcht und Tugend!
Die Schönheit, die dir Gott geſchenkt,
Das Feur, das er in dich verſenkt,
Ziert ſonſt vergebens deine Jugend.
Ja, was noch mehr iſt, von der Kraft,
Die Leib und Seele kann erheben,
Muſt du in Zukunft Rechenſchaft,
Wie du ſie angewandt haſt? geben.

Dein edles Frankfurth ſoll forthin,
Mein Zedlitz! deinen muntern Sinn
Die Kraft erhabner Weisheit lehren.
Du wirſt den Schatz, den unſre Welt
Für etwas ungemeines hält,
Von weiſer Männer Lippen hören.
Du thuſt ganz recht. Es muß dein Fuß
In ihren Hörſaal fleißig gehen:
Denn wahre Weisheit kann und muß
Die Sterblichen allein erhöhen.

Doch lenke deiner Augen Licht
Und deiner Sinnen Kräfte nicht
Allein zur Weisheit, dieser Erden!
Die Weisheit, die von oben kömmt,
Den Glauben giebt, die Laster hemmt,
Ist noch mehr werth geliebt zu werden.
Wir können, weil wir Menschen sind,
Zwar jener nimmermehr entbehren;
Doch, wer die letzte mit gewinnt,
Dem wird sie doppelt Nutz gewehren.

Mein Zedlitz! dieser Weisheit Schein
Dringt nur in fromme Seelen ein,
Die sich der Eitelkeit entziehen.
So must du denn mit reiner Brust
Zum wahren Wachsthum eigner Lust,
Mit Andacht dich um sie bemühen.
Such unsers Glaubens Reinigkeit
Dir täglich mehr ins Herz zu prägen;
Und geh mit Unerschrockenheit
Auf unbefleckten Christenwegen.

Wie unverdrossen, wie so gern,
Wirst du der Rechte wahren Kern
Dir wackre Lehrer zeigen lassen!
Was Hoffmann gründlich ausgeführt,
Was Trier mit muntrer Anmuth ziert,
Das wirst du dir ins Herze fassen.
Vergiest bey diesen Rechten nicht
Des Allerhöchsten weise Rechte.
Der, so des Adels Vorbern bricht,
Gehört auch unter seine Knechte.

Bedenke nur, wie kräftig ſich
Der groß und weiſe Schöpfer dich
Durch Lieb und Wohlthun hat verbunden!
Je weiter dich dein Stand erhöht;
Je feſter itzt dein Glücke ſteht:
Je mehr wirſt du verpflicht gefunden;
Je reiner ſoll dein Glaube ſeyn;
Je ernſtlicher die Andacht werden.
So ſchmückt dich dort des Himmels Schein,
Wie hier der Adelſtand auf Erden.

So zieh beglückt zum Oderſtrand,
Allein bedenk dein Vaterland,
Das hoffnungsvoll dich von ſich ſchicket;
Das ſchon der Stund entgegen ſieht,
In der dein völlig Wachsthum blüht,
Und man dich wieder hier erblicket.
So Wunſch als Segen folget dir:
Viel Herzen haſt du mitgenommen.
Im Segen, ja es ahnet mir,
Wirſt du auch einſt zurücke kommen.

Wer ſieht des theuren Vaters Herz
Dich nicht mit zärtlich treuem Schmerz
In eine fremde Luft verſenden?
Wie fällt der holden Tſchirskyn Treu
Ihm in den vielen Wünſchen bey,
Und übergiebt dich Gottes Händen!
Des edlen Seidlitz ſchöne Braut
Läßt viele Seufzer aufwerts ſteigen,
Da man Sophiens Unſchuld ſchaut
Die gröſte Zärtlichkeit bezeugen.

Ich weis, dein treuerfundner Sinn,
Denkt künftig oft nach Bankwitz hin,
Und flehet für deines Vaters Leben.
Wie vielmal wird dir Pilgramshayn
Und Arnsdorf in Gedanken seyn,
Die Gottes Gnade woll erheben!
Macht dieses nun dich feuerreich;
Wird dieser Trieb sich stets vermehren.
Mein Zedlitz! o so denk zugleich
An mein Gebeth; an meine Lehren.

Die XXII. Ode.

Auf des Herrn von Klüx frühzeitigen Tod

bey einem Scharmützel in Pohlen.

Chriſt. Mariana v. Ziegler, geb. Romanus.

Geliebter Bruder, eil zurücke!
Wie fällſt du gleich auf einen Streich?
Was ſeh ich in dem Augenblicke?
Sagt, was iſt dem Verluſte gleich?
O Schmerz! der endlich noch zu nennen,
Doch ewig unbeſchreiblich bleibt;
Ich laſſe mich von dir nicht trennen,
Bis mich der Harm von hinnen treibt.
Erblaßter Mund! Erſtarrten Glieder!
Mein Bruder, den ich ſo geliebt,
Dein Tod ſchlägt Muth und Geiſt darnieder,
Denn ich bin bis in Tod betrübt.
Nichts kann mir den Verluſt erſetzen,
Nun iſt mir alles einerley.
Was auf der Welt nur hochzuſchätzen,
Das kömmt nicht deinem Werthe bey.
Es mögen andre ſich vergnügen,
Am allerſchönſten Zauberblick.
Kein reizend Wort kann mich beſiegen,
Ich denke ſtets auf dich zurück.
Ich ſeh der Pohlen Säbel blinken,
Wie tapfer drungſt du in den Feind!
Jedoch dein Heldenmuth muß ſinken,
Dein Fall kam, eh man es gemeynt.

Jedoch bey den gerechten Klagen,
Halt auch mit wahrer Großmuth ein!
Ein Held muß ſtreiten, und ſich wagen;
Wie kann er ſonſt ein Sieger ſeyn?
Will ſein Geſchick ihm widerſtreben:
So wagt er auch den letzten Hauch.
Sein Leben tapfer aufzugeben
Iſt aller Helden ihr Gebrauch.

Im Kriege denkt man nicht ans Rechten,
Da haut der Säbel Mann vor Mann.
Da ſchreckt das Herz kein blutig Fechten,
Es würget, was nur würgen kann.
Das Schnauben von dem muntern Roſſe,
Verdoppelt Muth und Tapferkeit.
Die Luft ertönet von dem Troſſe,
Es wagt ſich alles in den Streit.

Hier ſtirbt man auf dem Bett der Ehren,
Man ſchreib der Helden Thaten auf.
Die Nachwelt muß darven noch hören,
Der Greis erſtaunt und merket drauf.
Ja, er erzählts den zarten Kindern,
Und das erhitzt ihr edles Blut;
Sie laßen ſich dereinſt nicht hindern,
Und wagen ſich mit gleichem Muth.

O Schmerz! Es ſinkt dein einzger Bruder,
Du ſchiffſt auf einer Thränenſee.
Hier ſtarrt die Hand, hier ſinkt das Ruder,
Ach, es geſchieht dir gar zu weh!
Geſetzt, du fluchſt den wilden Pohlen
Und dem verdammten Kugelbley;
Dadurch wirſt du dich nicht erholen,
Auf, mache dich des Kummers frey!

Dein tapfrer Bruder kann nicht ſterben,
Sein Ruhm und Ruf erfüllt die Welt.
Er hinterläßt den nächſten Erben
Ein ſolches Gut, das nicht hinfällt.
Es erbt noch auf die ſpäten Ahnen,
Was hier ſein Heldenarm gethan,
Hieß ſich den Weg der Ehren bahnen,
Das jeder nicht erfechten kann.

Was hör ich durch die Wolken dringen?
Mich dünkt, ich ſeh, daß man dem Held
Sucht das geſtirnte Kleid zu bringen,
Das ihm die Ewigkeit zuſtellt.
Sein Bildniß leuchtet durch die Sterne,
O Glanz, von ungemeinem Stral!
Wir ſehen dich nur in der Ferne,
Der klare Schein vertreibt die Qual.

Durch dieſen Troſt erhol dich wieder,
Du haſt ihn ja verklärt erblickt.
Was ſchlägt dich noch der Kummer nieder,
Da ihn des Himmels Luſt entzückt?
Nur ſchenk ihm noch dein Angedenken,
Das mag ganz unverweslich ſeyn,
Wird man dich einſten ſelbſt einſenken,
So nimms mit dir ins Grab hinein.

Indeß wünſcht jeder, der erkennet,
Was Tugend, und was Adel heißt,
Wer dich und deinen Namen nennet,
Dir zweyfach Leben, Muth und Geiſt.
Dein kluges und gelehrtes Wiſſen,
Das viele in Verwundrung ſetzt,
Läßt uns auf künftge Zeiten ſchlieſſen,
In Marmor werd dein Werth geätzt.

Die XXIII. Ode.

Auf

Hrn. Joh. Heinr. Fabian v. Klür,

weiland

hochbestallten Lieutenant unter den sächsischen Carabiniers.

Johann Christoph Gottsched.

Ihr Musen, wollt ihr ferner noch
Auf euren Hügeln ruhig sitzen:
So kommt und preist die Helden doch,
In deren Faust die Waffen blitzen.
Germanien hat euch bisher
Vergnügt und lüstern singen hören,
Nun will euch Mars auf einmal stören,
Er fällt schon halb Europa schwer:
Drum auf! und schafft, durch eure Lieder,
Euch Sicherheit und Wohlfahrt wieder.

Ihr wißt, was eure Kunst vermag!
Der ist vor keinem Moder bange.
Sie bringt der Helden Ruhm an Tag,
Und rettet sie vom Untergange.
Achilles, Nestor und Ulyß
Sind bloß durch euren Witz bestanden;
Sonst wären sie nicht mehr vorhanden,
Sonst deckte sie die Finsterniß:
Drum kommt, und spornt, durch eure Seyten,
Die Deutschen, auch für euch zu streiten.

Ihr

Ihr seht ja die gemeine Noth,
Ihr seht schon Spieß und Degen glänzen!
Der Feind, der Deutschland Fessel droht,
Steht längst in unsers Reiches Grenzen.
Die Ehre nährt die Tapferkeit;
Wo diese fehlt, will niemand kämpfen,
Weis niemand die Gewalt zu dämpfen,
Erschrickt und zagt man vor der Zeit.
Erwegts nur, sollte dieß geschehen:
Wie würd es euch, wie uns, ergehen?

Erinnert euch der alten Zeit,
Der Kriegesglut von dreyßig Jahren:
Was habt ihr da für Grausamkeit
Von Mavors Raserey erfahren!
Kaum stimmt ein Opitz euch das Rohr,
Kaum lehrt euch Flemming Griff und Seyten:
So seht ihr schon ganz Deutschland streiten,
So gönnt euch niemand mehr das Ohr;
So sieht man euch aus deutscher Erden,
In fremde Länder flüchtig werden.

Batavien sah euren Held
Bey seines Pindus edlen Söhnen;
Und ließ den Schwan von Boberfeld
Durch seiner Musen Beyfall krönen.
Der Seine Königinn, Paris,
Ja Dacien hat ihn gesehen;
Indessen daß mit rauhem Wehen
Der Kriegessturm durch Deutschland bließ:
Bis Preussenland so edle Gaben
Am Weichselufer ließ begraben.

Die ferne Wolga stund erstarrt,
Als sich bey Tartarn und Zirkassen,
Ein Sänger unerhörter Art,
Ein deutscher Dichter, hören lassen.
Der Russen Grenzreich Astrakan,
Die Dörfer am Hirkanerstrande,
Und in dem heissen Perserlande
Ein königliches Ispahan,
Vernahmen oft bey Flemmings Flöten,
Die Klagen flüchtiger Poeten.

So ists, ihr Musen! Nun erwegt,
Wie Friedrich Augusts frühes Sterben
Den halben Theil der Welt erregt,
Sich selber grausam zu verderben.
Bellona wüthet überall:
Der Rhein erbebt vor Frankreichs Heeren;
Der Welsche zagt in seinen Meeren;
Man droht des Kaisers Macht den Fall;
Sarmatien beschämt fast beyde,
Und frißt sein eignes Eingeweide.

Die Pauke klingt, die Trummel schallt,
Man hört die lermenden Trompeten,
Und rings um euren Aufenthalt
Ist alles schon in Angst und Nöthen.
Das Erzt, so dort bey Danzig brüllt,
Das Kehl und Trarbach uns entrissen,
Dem Philippsburg wird weichen müssen,
Hat jeden schon mit Furcht erfüllt:
Bis endlich, von der Mörser Krachen,
Das träge Deutschland wird erwachen.

Es regt ſich. Sehet! es ſtrecket ſchon
Die ziemlich ausgeruhten Glieder;
Ermuntert doch durch euren Ton,
Wie vormals durch der Barden Lieder.
Beſchämt die Träghett erſt, und ſprecht:
O ihr verſchlafnen Allemannen!
Man ſucht euch ſchon ins Joch zu ſpannen;
Ertragt ihrs, daß euch Frankreich ſchwächt?
Vergeſſt ihr denn der Siegeskronen
Der unbezwinglichen Teutonen?

Alsdann erhitzt ihr kaltes Blut,
Und lehrt ſie Feind und Tod verachten:
Ihr Deutſchen, ſprecht, müßt euren Muth
Und eures Feldherrn Ruhm betrachten.
Eugen, der lorberreiche Held,
Weis klug und herzhaft anzuführen,
Auch itzt wird man die Fauſt noch ſpüren,
Die Frankreich ehmals ſchon gefällt:
Sein Glück und eure Kraft im Fechten
Wird euch unfehlbar Kränze flechten.

Ihr wißt ja noch, was dort geſchehn,
Als man auf Höchſtädts Feldern kämpfte,
Und, wie die Welt mit Luſt geſehn,
Des großen Ludwigs Hochmuth dämpfte.
Selbſt Tallard wich dir, Held Eugen!
Flog Deutſchlands Adler nun zur Sonnen,
Als ſie die größte Kraft gewonnen:
Wie kann ſie ſinkend widerſtehn?
Der große Ludwig ward geſchlagen,
Wie darf ſich doch der Kleine wagen?

O! ſcha-

O! ſchade nur, daß Sachſens Macht
Nicht auch mit euch zu Felde lieget,
Die länger, als ein Menſch gedacht,
Mit ungetreuen Freunden krieget.
Wie würde nicht ihr ſtrenges Schwerdt
Des deutſchen Reiches Feinde lehren:
Wie ſehr man Pflicht und Recht muß ehren,
Wie kurz der Herſchſucht Freude währt.
Da würd Eugen vor Ludwigs Waffen
Uns bald erwünſchte Ruhe ſchaffen.

Wie ſehr, verführte Weichſelſtadt!
Wie ſehr wirſt du noch widerſtreben?
Was iſts, das dich verleitet hat,
Dich Frankreichs Willen zu ergeben?
O ſag ihm eilends alles auf,
Und rette die beſtürmten Wälle,
Sonſt geht, durch tauſend Feuerbälle,
Dein ganzer Schmuck und Pracht darauf.
Prinz Adolph wird mit ſeinen Schaaren
Gewißlich nichts zum Siege ſparen.

In Cracau wird ſchon Löwendahl
Für ſeines Hauptes Ehre wachen;
Und eines freyen Volkes Wahl
Durch Sachſens Waffen heilig machen.
Der kämpft für Friedrich Auguſts Recht,
Mit lauter ſchwärmenden Parteyen:
Da muß er Feind und Wuth zerſtreuen,
Bis endlich Zeit und Noth ſie ſchwächt;
Bis ſich Leszinsky wird bequemen,
In Chambor ſeinen Sitz zu nehmen.

Wie rühmlich ſtirbt es ſich alldar,
Für ſeines Königs Recht und Krone!
Denn Tod und Ruhm ſind ſtets ein Paar
Bey jedem tapfern Heldenſohne.
O Klür! auch dein Cypreſſenkranz
Iſt ganz mit Lorbern durchgeflochten,
So rühmlich haſt auch du gefochten,
So vieſeſt du deines Hauſes Glanz;
So wird man einſt von dir vermelden:
Er blieb im Streit, nach Art der Helden.

Hier ſpiegelt euch, die ihr dem Staat
Durch nichts, als Wein und Gläſer, dienet,
Und höchſtens, nach gepflognem Rath,
Ein Reh zu fällen euch erkühnet.
Iſt dieß des alten Adels Preis?
Sind dieß die Enkel tapfrer Ahnen?
O Schimpf! wenn man von ihren Fahnen
Zwar pralend zu erzählen weis:
Doch ſelbſt aus Furcht in Ohnmacht ſinket,
So bald des Feindes Klinge blinket.

Betrübter Bruder! faſſe dich,
Und laß dem Kriege ſeine Rechte,
Bis auch dein Fleiß zu Künſten ſich,
Durch Witz und Wiſſen Kränze flechte.
Sey auch bemüht, durch Kiel und Geiſt,
Die Sterblichkeit zu überwinden:
So wirſt du gleichen Nachruhm finden;
Wenn dermaleinſt die Nachwelt preiſt:
Daß die von Klür, mit Kiel und Degen,
Gekämpft und ſieghaft obgelegen.

* *

Die XXIV. Ode.

Bey der Vermählung des Freyherrn von Sandraßky, mit einer Fräulein von Heugel.

M. A. B. Pantke.

Pindarische Ode.

Satz.

Der Menschen Ehlichseyn schmeckt nach der Ewigkeit.
Zwar hatte Gott ein ewig Leben
Den ersten Elternpaar gegeben;
Ach aber! hätte nicht des Satans List und Neid
Die erstch Zwey so bald darum betrogen,
Und selbigen die Sterbensnoth
Zu zeitlich zugezogen:
So könnte nicht der blasse Tod
Den Höchsten, Aeltesten und Stärksten in der Welt
Zu seinem Raube machen!
So aber reißt uns weder Stand, Verstand,
Gewalt noch Reichthum aus des Todes Rachen,
Was sonsten hilft, ist hier ein eitler Tand.
Jedoch, genädigst zu verhüten,
Daß nicht das menschliche Geschlecht
Durchs grimmen Todes Wüten
Gar ausgerottet werden möcht:
Hat Gottes Vorsicht, als ein köstlich Mittel,
Den Ehestand gestift,

Und

Und ihm den Segen beygeleget,
Den er auch itzt noch bey ſich träget,
Daß, ob des Todes Gift
Verſchafft, daß alle Menſchen ſterben,
Doch der Erblaßten Stand, Gut, Muth und Ehrentitel,
Auf ſpäte Kindeskinder erben.
Geſetzt nun, daß die Sterblichkeit uns dräut,
So ſchmeckt der Menſchen Ey doch nach der Ewigkeit.

Gegenſatz.

Wer dieſen wahren Schluß nicht bald begreifen kann,
Der ſeh den Ruhm uhralter Kaiſer,
Den ſteten Flor berühmter Häuſer,
Und manchen hohen Stamm mit klugen Augen an.
Steht denn nicht itzt, was Habſpurgs Rudolph baute,
Bis noch auf dieſe Zeit,
So ſchlecht man erſt drauf traute?
Wie trotzet nicht der Jahre Neid,
Der hohen Stämme Flor, durch ſtets verjüngten Ruhm,
Durch immer neues Blühen?
Geſetzt, daß Alter, Zeit und Noth,
Gar manchen Aſt denſelbigen entziehen.
Wär aber nicht des Eheſtands Gebeth
Zu einer Panacee erkohren,
Und wäre von den Großen nicht
Manch Kind gezeuget und gebohren,
Wenn Gott darzu den Segen ſpricht:
Wir würden, da wir ſchon gar viel begraben,
Und täglich mehr und mehr eingehn,
Da viele Großen auch erblaſſen,
Ohn einen Sohn zu hinterlaſſen,
Der ihren Stamm erhöht,
Und fähig iſt ihn auszubreiten,

Gar wenig edle Stämm auf Erden übrig haben!
So kann, bey so vornehmen Leuten,
Geſetzt, es geht ihr eigner Körper ein,
Ihr Nam und Ebenbild noch lang auf Erden ſeyn.

Nachſatz.

Sagt nun, ihr hochverlobten Beyde,
Als eines Stammes Zier, der Herren Väter Freude,
Hat der Sandraßker altes Haus
Nicht auch durch dieſen Weg ſich hoch genug geſchwungen?
Und hat, troß Grab und Graus!
Der Heugler alter Stamm bisher nicht durchgedrungen?
Ihr ſeyd die theuren Reiſer
Uhralter hoher Stämme,
Durch die der Ahnen Ruhm auch nach dem Tode blüht,
Doch auch die Hoffnung ſolcher Häuſer,
Die man bey eurer Eh voll neuer Hoffnung ſieht.
Sandraßkes Stamm beſteht aus wenig Gliedern,
Die doch voll Ehr und Tugend ſtehn;
Wer wird den Schaden einſt erwiedern,
Wenn die einmal zu Grabe gehn?
Drum fügt euch Gott, durch keuſche Flammen,
An dieſem Tage feſt zuſammen,
Daß mit einander ihr ſo Ehr, als Glücke, theilt.
Genießet beydes lange Zeit
In völliger Zufriedenheit,
Bis ihr zum ſpäten Alter eilt;
Und eurer Väter treue Bruſt,
Eh ſie noch müſſen ſterben,
Seh lange Zeit noch ihre Luſt
An eurem Wohlergehn, an euch, an euren Erben;
Durch die ihr Name ſich verneut,
So ſchmeckt eur Ehſtand auch recht nach der Ewigkeit.

Die

Die XXV. Ode.

Bey dem Abſterben der Frau Bürgermeiſterinn von Bömeln,

im N. der ſämtl. ſtudir. Danziger in Wittenberg.

J. C. Gottſched.

Gebeugtes Haupt der Weichſelſtadt,
Beſtürzter Bömeln, was für Jammer
Erwecket dir die Todtenkammer,
Die deine Luſt umſchloſſen hat!
Die edle Gattinn deiner Ehe,
Die ungemeine Schröderinn,
Erfüllt dein Haus mit Angſt und Wehe,
Reißt ſeinen halben Glanz dahin.
Betrübter Tag, die dickſte Nacht
Muß deinem Trauerſchatten weichen;
Weil der Verluſt ſo theurer Leichen
Den hellen Mittag finſter macht.
Die trübe Glut der Todtenkerzen,
Die Danzig jetzt mit Dampf erfüllt;
Giebt von dem Gram ſo vieler Herzen
Ein unverwerflich Ebenbild.
Man ſieht die Töchter und den Sohn,
Die ohnedem ſchon Flohr getragen,
Bey ihrer Mutter Bahre klagen,
Und höret ihrer Seufzer Ton.
Der tapfre Sinclair ſank darnieder,
Den vormals Stal und Bley geſchont:
So werden ihrer Augen Lieder
Der bittern Zähren faſt gewohnt.

Nur Bömeln ſelbſt, der Seinen Luſt,
Nur Bömeln ſelbſt vergießt nicht Thränen;
Es iſt, als wäre Gram und Stehnen
So großen Geiſtern nicht bewußt.
Er ſteht, wie Felſen in den Wellen,
Die weder Sturm noch Bliß erſchreckt;
Und kann ſich ſelbſt zufrieden ſtellen,
Wenn alles Furcht und Graus erweckt.

Dieß iſt nur ſtarker Seelen Ruhm,
Dieß iſt der Weisheit Frucht zu nennen;
Und ſeiner Tugend, die wir kennen,
Ganz ungemeines Eigenthum.
Die Vaterſtadt hat längſt erfahren
Wieviel ihr ſo ein Haupt genützt,
Das ihr zum Flor, ſeit ſo viel Jahren,
Gerechtigkeit und Ordnung ſchützt.

Auch wir bewundern, theurer Greis!
Die ſeltne Weisheit deiner Thaten,
Die dir nach aller Wunſch gerathen,
Wie Danzig ſelbſt zu rühmen weis.
Wir denken hier auch in der Ferne
Den Regeln deiner Klugheit nach;
Und folgen dieſem Angelſterne,
Der ſtets die beſte Fahrt verſprach.

Der Himmel ſchmücke künftig nur
Dein graues Haupt mit neuem Segen,
Und ſtärke, deiner Tugend wegen,
Die Kraft der edelſten Natur.
Dein Name muß unſterblich grünen!
Und dein Geſchlecht auf ſpäte Zeit!
Und, ſoll dieß Blatt ein Glück verdünen:
So ſchenk uns deine Gütigkeit.

I.

Bey dem Grabe
der hochgebohrnen Fräulein
Doroth. Elcon. Bar. v. Schröter,
Joh. Georg Bock. Prof. der Poeſ. zu Königsb.

Cantate.

Umflochtnes Haupt! von deſſen Myrrhentropfen
Der Chriſten Arm des Lebens Zucker ſchöpft;
Wie lange ſoll mein Herz nach Hülfe klopfen?
Die Laſt iſt ſtark, der Rücken matt,
Der Leib iſt ein erſtorbnes Blatt,
Um welches ſich
Der Krankheit Schnecke dreht;
Der Othem, der die Bruſt durchweht,
Bläſt nur der Schmerzen Funken an,
Und will das Band der Ruhe ſprengen.
Drum mache mir dein Kreuz zum Canaan,
So kann denn mein gequetſchtes Herz,
Als eine Traub an dieſem Weinſtock hängen.

Aria.

Süßer Baum, an deſſen Zweigen
Sich des Heilands Dornen zeigen,
Wirf mir deine Schatten zu!
Will des Todes Stachel ritzen,
Jeſu ſcharfe Nägelſpitzen
Sind die Waffen meiner Ruh.
Süsſer Baum, an deſſen Zweigen
Sich des Heilands Dornen zeigen,
Wirf mir deine Schatten zu!

Allein, was läſſet mich
Des Glaubens Fernglas dort erblicken?
Mein Heiland nähert ſich,
Sein Kreuz
Will meine Kreuzeslaſt zerſtücken.
Er iſt ein Lamm,
Drum macht er meine Schuld zur weiſſen Wolle.
Sein Eßigſchwamm
Schluckt meine Todesgallen ein;
Sein Rohrſtab ſoll ein Pfeiler ſeyn,
Auf dem mein Thron ſich gründet.
Der Strick, der ſeine Hand umwindet,
Zieht, wie ein Liebesſeil, mich von der Erden.
Ich werd erlöſet werden.
Die offne Seit iſt ein geöffnet Buch,
Worinn mein Name ſteht.
Die Laſt, die ihn zur Erden beugt,
Hat mich erhöht.
Ihr Seufzer, ſchweigt!
Mein Heiland läßt ſich hören:

Ich habe dich erlöſet, ich habe dich bey deinem Namen gerufen, du biſt mein.

Eſ. 43. v. 1.

Choral.

Du haſt mich ja erlöſet von Sünde, Tod und Höll, es hat dein Blut gekoſtet, drauf ich mein Hoffnung ſtell, warum ſoll mir denn grauen fürm Tod und hölliſchen Gſind? weil ich auf Gott kann bauen, bin ich ein ſeligs Kind.

So mag der Tod
Der Welt den Geiſt entziehn,
Ich kann, wie Conſtantin,
Im Kreuze Chriſti ſiegen.
Verlöſche nur,
Umwölkter Augenſtern!
Die Welt gleicht Schalen ſonder Kern.
Die Uhr,
Daran der Unbeſtand die Räder zwingt.
Wer, wie ein Joſua,
Mit Welt und Tode ringt,
Dem muß, in jenen Höhen,
Die Lebensſonne ſtille ſtehen.
Ich ſieg, und werde ſterbend leben,
Drum ſoll der Glocken Wurf
Ein Siegeszeichen geben:

Aria.

Lautes Erz durchhölter Glocken,
Schlage Luft und Seufzer weg;
Laß dein rauhes Widerſchallen
Auf mein Grab herunter fallen,
Beſinge meinen Sieg, und den erkämpften Zweck.
Drum, ihr angeſchlagnen Glocken,
Schlaget Luft und Seufzer weg.

Gott ſtüß euch, tiefgebeugte Freunde!
Die ihr vor dieſem Ton erbebt,
Ja faſt für Schmerz
Eur halbes Herz
Ins Sarg nur gebt.

Es laß euch hier mein harter Grabesſtein,
Wie Moſis Fels,
Des Lebens Waſſer flieſſen;
Mein Sarg ſoll Arons Ruthe ſeyn,
Draus eurer Jahre Blüth und Mandeln ſprieſſen.
Sind dieſes nun des Höchſten Gaben,
So werdt ihr eure Dorothee
Im Himmel und auf Erden haben.

Aria.

Ruhet, eingeſenkte Glieder,
Bis die Sonne Ruhtag hält.
Wird der Sterne Glut zerkochen,
Soll das Mark getrennter Knochen
Ein Silber ſeyn, ſo keine Zeit zerſchellt.
Ruht denn, eingeſenkte Glieder,
Bis die Sonne Ruhtag hält.

II.

Bey der Vermählung

Herrn Carl Sigmunds

v. Seidlitz u. Ludwigsdorf,

mit einer

Fräul. von Zedlitz und der Leippe,

im Jahre 1735.

M. A. B. Pantke.

Cantate.

Vor der Trauung.

Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen deinen Thaten, ich sage von den Werken deiner Hände. Ps. 143. v. 5.

Aria.

Ermuntert euch, erstaunte Sinnen!
Erfreutes Herz, erhebe dich!
Die Ehrfurcht wirft vor Gott uns nieder;
Des Glaubens Kraft erhebt uns wieder;
Die Dankbarkeit singt Freudenlieder:
Denn Gottes Huld entdecket sich;
Ermuntert euch, erstaunte Sinnen!
Erfreutes Herz, erhebe dich!

Erhabner Schöpfer, voller Macht!
liebreicher Vater, voller Güte!
Welch menschliches Gemüthe
Hat dir ein würdig Lob aus eigner Kraft gebracht?

Der feurigſte Verſtand
Kann deiner Weisheit Grund nicht finden;
Soviel er kann durch langen Fleiß ergründen;
Soviel, ja noch vielmehr, bleibt ihm doch unbekannt.
Des frömmſten Menſchen Wille
Kennt von ſich ſelbſt die dir beliebte Stille
Der reinen Herzen nicht,
Bey der der Andacht Feur in Flamm und Glut ausbricht.
Drum nehmen wir, bey unſerm Bethen,
Die Zuflucht nur zu deiner Treu,
Und ruffen, da wir vor dich treten:
Herr! wohn uns mit der Kraft des guten Geiſtes bey;
Daß, wenn der Lippen Paar ſich regt,
Sein Gnadenzug das Herz bewegt.

Aria.

Das freudige Schickſal der vorigen Tage,
Die holde Beſchirmung vor künftiger Plage,
Kömmt, Vater! aus deiner beſchützenden Hand.
O laß uns ſie mit Demuth küſſen!
O laß uns ferner das genieſſen,
Was ſie bisher uns zugewandt.
Ach ſegne, bis zur ſpäten Baare,
Wie unſrer Jugend muntre Jahre,
In Zukunft unſern Eheſtand!
Das freudige Schickſal der vorigen Tage,
Die holde Beſchirmung vor künftiger Plage,
Kömmt, Vater! aus deiner beſchützenden Hand.

So recht, verliebtes Paar!
Das hoher Stand und grauer Adel zieret,
Dem reine Tugend Ruhm gebiehret,
Du ſtellteſt dich mit Recht dem Höchſten betend dar.

Hier

Hier iſt ſein Heiligthum,
Wo ſeines Wortes Preis, wo ſeiner Thaten Ruhm
Das innerſte der Seelen rege macht,
Hier wirſt du Herz und Hand verbinden.
Doch, was dein vorig Glück bewacht,
Dein künftigs Heil verſchafft, kannſt du bey Gott nur finden.
Hat hoher Eltern Unterricht,
Dich von der Jugend auf zu ihm ſchon angewieſen;
Hat dir ihr Beyſpiel ſchon die Pflicht
Ihn zu verehren angeprieſen;
Hat, muntrer Seidlitz, deine Bruſt,
In manchen wohl beſchloßnen Stunden,
Die größte Luſt
Im Lobe ſeiner Treu gefunden;
Hat, edle Zedlitzin,
Dein noch bey früher Zeit zu Gott erhabner Sinn,
Der Jungen Kleinod und der Alten,
Den Preis der Gottesfurcht, erhalten:
So tretet in den Ehſtandsorden
Mit eben ſolcher Frömmigkeit,
Die euch verlängſt der ſchönſte Schmuck geworden:
Der freut ſich niemals recht, der nicht in Gott ſich freut.

Aria.

Hoher Häuſer Ruhm und Glücke
Kömmt aufs ewige Geſchicke
Unſers großen Schöpfers an.
Der erhebt; der ſchläget nieder;
Der zerbricht; der bauet wieder.
Nichts iſt, das ihn hindern kann.
Hoher Häuſer Ruhm und Glücke
Kömmt aufs ewige Geſchicke
Unſers großen Schöpfers an.

Auf demnach, fromme Zwey!
Auf! tretet nur getrost herbey,
Des Höchsten Auge blickt auf euch
Mit treuer Huld und väterlicher Güte.
Das ihm bekannte Herz, das redliche Gemüthe,
Macht seine Kraft an Andacht reich.
Der theuren Eltern Segen
Begleitet euch auf euren Ehstandswegen.
Gott krönt in euch auf lange Zeit
Der seligsten Mama bekannte Frömmigkeit.
Was deine Großmama, beglückter Bräutigam!
Noch sterbend dir erbethen,
Verspricht dir Heil für dich und deinen Stamm.
Ja selbst der Bräutgam unsrer Seelen
Will seine Neigung nicht verhöhlen.
Sein für euch redend Gottesblut
Legt euch in Gottes Vaterhut,
Und heißt euch hoffnungsvoll vor Gott zusammen treten.
So Herz als Mund sey freudenreich:
Weil ihr an Gott gedenkt, gedenkt auch Gott an euch!

Aria.

Tritt, unter gläubigem Vertrauen,
Vor Gottes heiliges Altar!
Hier wird sein Priester Flehn und Segen
Auf deine Scheitel bethend legen;
Hier macht dein Gott die Wünsche wahr;
Hier fängt er an, dir, theures Paar,
In angenehmen Segensauen
Ein dauerhaftes Haus zu bauen.
Tritt, unter gläubigem Vertrauen,
Vor Gottes heiliges Altar!

Nach der Trauung.

Aria.

So iſt nunmehr der Bund geſchloſſen;
Der Ring vertauſcht; das Herz verſchenkt!
Ach Gott von ewigtreuer Liebe
Erhör uns! heilige die Triebe
Des holden Paars, das an dich denkt!
Das itzt vor dir den Bund geſchloſſen;
Den Ring vertauſcht; das Herz verſchenkt.

Vermählte Zwey!
Habt ihr mit frommem Flehn dieß Gotteshaus betreten:
So geht auch unter Wunſch und Bethen
Für euer künftigs Glück,
Wer euch ergeben iſt, mit euch daraus zurück.
Der beyden theuren Väter Treu,
Der edlen Mutter Huld, der hohen Freunde Reih,
Fällt unſrer aller Wünſchen bey.
Wer die von Seidlitz ehrt und die von Zedlitz liebt,
Sieht zuvoraus das Wohl, das euer Haupt umgiebt,
Und ſtimmt mit Freuden ein:
Herr! laß dieß Paar geſegnet ſeyn!

Aria.

Allmächtiger Schöpfer! ſtarker Erhalter!
Trag dieſe Vermählten bis in das Alter!
Leg ihnen Jahr und Wohlfahrt zu!
Das Bethen der Aeltern, ihr eigenes Flehen,
Laß deiner Erhörung gewürdiget ſehen,
Zu deinem Ruhm und ihrer Ruh.
Allmächtiger Schöpfer! ſtarker Erhalter!
Trag dieſe Vermählten bis in ihr Alter!
Leg ihnen Jahr und Wohlfahrt zu!

Die Hoffnung ſieht ſchon dieſen Wunſch erfüllt.
Der Herr, der Seinen Sonn und Schild,
Wird deinen Glauben nicht beſchämen.
So kannſt du, theures Paar!
Den Abſchied vom Altar
Mit frohem Herzen nehmen.
So kannſt du feſt verſichert ſeyn:
Dein ſchöngelegnes Pilgramshayn
Werd auf geraume Zeit,
Trotz allem Unbeſtand auf Erden,
Ein wohlgeſegnet Goſen werden.
Nur, wenn dich der Erfolg erfreut,
So ſey bedacht, dein Herz empor zu lenken:
Gedenke ſtets an Gott, ſoll Gott an dich gedenken!

Aria.

Der Segenswunſch hat dich empfangen;
Der Segenswunſch begleitet dich!
Wachs, edles Paar, an Ruhm und Glücke!
Geneuß des Himmels Gnadenblicke!
Sein ſchützend Auge zeiget ſich!
Der Herr erfülle dein Verlangen,
Und laß dich unveränderlich
Im Schmucke der Gerechten prangen!
Der Segenswunſch hat dich empfangen;
Der Segenswunſch begleitet dich!

Nehem 13. v. 31.

Gedenke meiner, mein Gott am beſten!

* *

III.

Bey Vermählung

Herrn Ernſt Friedrich Gottlobs v. Tſchirsky u. Bögendorf,

mit der Fräulein

Louiſa Margar. v. Zedlitz u. der Leippe.

1732.

M. A. B. Pantke.

Cantate vor der Trauung.

1 Sam. 7. v. 12.

Bis hieher hat uns der Herr geholfen!

Aria.

Schau, o Geber alles Guten,
Auf dein heiliges Altar!
Zieh dein Auge nicht zurücke,
Lenke deine Vaterblicke
Auch auf dieſes theure Paar;
Deſſen ſchon genoßnes Glücke
Deiner Gnade Wirkung war. V. A.

Vor dir, du Herrſcher aller Welt!
Durch deſſen Vorſicht ſich der ſchwache Menſch erhält,
Fällt dieſes feſt verknüpfte Zwey,
Mit reiner Andacht, feſter Treu,
Und brünſtigem Gebethe nieder.
Dein Wohlthun flammt die Dankbarkeit,

Die

Die Dankbarkeit die Andacht, an;
Drum wird der fromme Trieb, so durch Gebeth als Lieder,
Mit kindlicher Ergebenheit,
Dir, Herr und Vater, kund gethan.
Sie schreiben dir ihr Leben, ihre Ruh,
Ja, was sie itzt vergnügt, ihr festes Bündniß zu.
Ihr Mund entdeckt, o Schöpfer höre!
Die Ehrerbiethigkeit vor deines Namens Ehre,

Aria.

Bis hieher hat Gott geholfen!
Mund und Herz ist ehrfurchtsvoll.
Erschallt ihm zu Ehren, ihr muntern Trompeten!
Erweckt die Andacht, stille Flöten!
Zeigt durch ein starkes Seytenklingen,
Entdeckt durch ehrerbiethigs Singen:
Wie dankbar man den Schöpfer ehren soll!

So recht! durch tausend Gnadengaben
Von Gott beschenkt, beehrt, beglücktes Paar!
Wie rühmlich stellt die Andacht sich itzt dar,
Wodurch die Ahnen sich schon längst erhoben haben!
Der Tschirkster Großmuth und Verstand,
Der Zedlitzer Gottseligkeit und Tugend
Ziert, durch ein angenehmes Band,
Der Kinder muntre Jugend.
Der Ahnen edelstes Geblüte
Wird edler noch in euch, durch eurer Tugend Güte.
Auch diese Tugend, die euch ziert,
Wird durch die Dankbarkeit, mit der ihr Gott erhebet,
Durch den gelaßnen Sinn, um den ihr euch bestrebet,
Und durch die reinen Triebe

Der

Der nur von Gott erweckten Liebe,
Recht zur Vollkommenheit geführt.
So kann die Hoffnung feste stehen:
Es werd euch Glück und Zeit hinfort noch mehr erhöhen.

Aria.

Die Dankbarkeit stammt von der Liebe;
Die Liebe wächst durch Dankbarkeit.
Drum da ihr Gottes Gnadenproben
So dankbar, so erfreut, erhoben:
So hofft auch ferner noch von oben
Der höchsten Güter Seltenheit.

Der Glaube beut euch schon die Hand,
In dieser Zuversicht euch vors Altar zu führen.
Die Hoffnung läßt sich diesen Anblick rühren;
Die Liebe seufzt selbst für euer keusches Band;
Die Tugend folgt, und sieht von weiten
Die Ruh zufriedner Zeiten;
In denen Gott, der euch vermählt,
Durch seine Huld verschafft, daß euch nichts Gutes fehlt.
Denn Glaub und Liebe führt mit festgesetzten Triten
Die Hoffnung in der Mitten.

Aria.

So tritt mit brünstigem Gebethe,
Tritt, holdes Paar! an diese Stäte,
An der nach dir den Segen schon verlangt!
Er eilt ja, sich auf dich zu legen,
Denn Gott entdeckt durch solchen Segen:
Wie schön die Dankbarkeit des frommen Adels prangt!

Nach gehaltener Traurede.

Aria.

Sprich nun selber Ja und Amen,
Herr, den Herz und Mund verehrt!
Denn allein in deinem Namen
Grünet der Gerechten Samen
Ruhig, schön, und unversehrt.

Ja, dreyfach großer Gott!
Dein Segen legt allein
Bey unserm Wohlfahrtsbau den erst und letzten Stein.
Wir können nicht für unser Glücke wachen,
Noch durch selbst eigne Kraft dasselbe standhaft machen.
Wer hat der Tschirsker Stamm so hoch empor getrieben:
Daß mancher Zweig davon beklieben,
Der, als ein großer Baum, itzt vielen Schatten gönnt?
Wem schreibt das Vaterland,
Das manchen Zedlitz schon als seine Zierde kennt,
Den Wachsthum dieses Hauses zu,
Als dir und deiner Allmacht Hand?
Ja, Vater! ja nur du
Ertheilst den Edelsten auf Erden
Die Kraft, durch ihr Bemühn, berühmt und groß zu werden,

Aria.

So lange deine Huld sich zeiget,
So lange wächst, und blüht, und steiget,
Ein hoher Stamm beglückt empor;
Sobald du deine Hand entzogen,
Stellt ein erhabner Ehrenbogen
Kaum einen Aschenhaufen vor.

Drum

Drum nimmt die Frömmigkeit, auch hier
Die Zuflucht, Herr! zu dir.
Du kennſt die feſtverknüpften Beyde;
Du weiſt ihr redliches und dir geweihtes Herz;
So treibe denn das alles hinterwärts,
Was ihr Vergnügen unterdrückt.
Du biſt ihr Gott und ihre Freude.
Und da nur deine Huld ihr frommes Herz erquickt:
So werd ihr Herz und Haus mit Segen ausgeſchmückt!
Dein Geiſt zeig ihnen Weg und Bahn
Zu thun nach deinem Wohlgefallen:
So wird, was du an ihnen haſt gethan,
Durch manches Loblied noch aus ihrem Mund erſchallen;
So wird der theuren Väter Bruſt
Noch lange Zeit die angenehmſte Luſt,
Nebſt einer Stief- und Schwieger-Mutter ſchauen,
Die allerſeits auf deine Güte trauen;
So wird der Mutter Frömmigkeit,
Die ſchon zu dir ſo ſelig eingegangen,
Auf viele Jahr und ſpäte Zeit,
In Kindern und in Enkeln, prangen;
So trifft die Loſung ein:
Wen du geſegnet haſt, der kann geſegnet ſeyn.

Aria.

Wohl nun euch, verlobte Beyde!
Denn vom Himmel ſchallt das Ja.
Euer Haus ſoll feſte ſtehen!
Leben, Alter, Wohlergehen,
Bleibt bey eurem Ehſtand nah.
Hört mit Ehrfurcht! hört mit Freude!
Gottes Amen iſt ſchon da!

IV.

Bey dem Leichenbegängnisse

Herrn Joachim Friedrichs v. Zedlitz u. der Leippe,

1733.

M. Adam Bernhard Pantke.

Trauer-Cantate.

Chor.

Lied: Der goldnen Sonnen ꝛc. Vers 5.

Ich fürchte keine Noth, ja selber nicht den Tod; denn, wer mit Jesu schlafen geht, mit Jesu wieder aufersteht.

Ach! leb ich noch in der verhaßten Welt,
Und Kedars nie geliebten Hütten?
Wo täglich uns ein neuer Schmerz befällt,
Wo tausend Feinde stündlich wüten.
War nicht mein sehnsuchtsvoller Wunsch,
An jenem Tage noch mein Leben aufzugeben,
An dem mein Heiland starb?
Mich stärkte ja der Trost, den mir sein Tod erwarb;
Mir eckelte durch ihn vor allem Leben.
Die Kräfte nahmen auch schon ab;
Nichts schien mir näher, als das Grab:
Ein jeder Seigerschlag
Verkündigte mir schon den letzten Lebenstag.
Ich nahte mich mit wahrem Glauben
Zum Kreuze des Erlösers hin;

Da ward der Troſt, den nie ein Tod wird rauben,
Auch mir zum herrlichſten Gewinn:
Da war mein gläubiges Verlangen,
Mit Jeſu zu ſterben, mit Jeſu zu prangen.

Aria.

Schmerzerfülltes Angedenken:
Jeſus ſtarb; ich lebe noch!
Iſt mein Ziel noch nicht vorhanden?
Schmacht ich noch in meinen Banden?
Drückt mich noch der Krankheit Joch?
Ach! ſo iſts. Denn meine Stunden
Haben ſich noch nicht gefunden.
Mund und Herze ſeufze doch:
Schmerzerfülltes Angedenken:
Jeſus ſtarb; ich lebe noch!

Wie ſelig ſeyd ihr nicht,
Erlöſte! Die ihr ſchon an jenem Orte pranget,
Wo mich noch hin verlanget.
Ihr ſeht bereits die Herrlichkeit,
In der mein Heiland ſich zur Rechten Gottes zeiget.
Ihr ſehet Gott von Angeſicht,
Der auf mein Flehn mir itzt noch ſchweiget.
Ihr ſchmecket die Zufriedenheit
Der andern Welt, auf die wir hier erſt hoffen!
O ſchönes Looß, das euch betroffen!
Ihr gnugſam abgezehrten Glieder
Verlangt zwar ebenfalls nach der erwünſchten Ruh.
Die Mattigkeit ſchließt mir die Augenlieder
Mehr, als ein ſanfter Schlummer zu.
Ich aber dennoch bleib ich hier!
Ihr Stunden! was verziehet ihr?
Mein Jeſu! komm und führe mich zu dir!

Aria.

Wie so lange soll ich flehen?
Liebster Heiland! kömmst du nicht?
Komm doch! und verzeuch nicht weiter!
Mache dieser Augen Licht,
Das bereits im dunkeln bricht,
Herr! durch deine Klarheit heiter.
Komm doch! komm und laß dich sehen.
Wie so lange soll ich flehen?
Liebster Heyland! kömmst du nicht?

Wohl mir!
Ich seh den Heyland schon.
Er kömmt, er eilt; da steht er mir zur Seiten!
Er stärket mich; er hilft mir streiten.
Sein Geist erweckt in meiner Brust
Den Vorschmack jener Himmelslust.
Wie? Darf ich traun? Wie? Hör ich oder nicht?
Was ist das für ein Schall,
Der mit so starkem Widerhall
Aus jenen Höhen bricht?

Chor.

Lied: Willkommen Held im Streite! v. 10.

Wir sind mit dir gestorben, itzt leben wir mit dir.

O trosterfüllter Klang!
Welch ein erfreuter Lobgesang!
Wohl euch! die ihr dadurch des Höchsten Ruhm erhöht.
Ihr! die ihr mir zur Seite steht,
Verbindet euch doch auch mit diesen Zungen,
Von denen mir der Schall so tief ins Herz gedrungen.

Chor.

Chor.

Was uns dein Tod erwerben, das ſtell uns täglich für!

Ja, das iſt auch mein Wunſch.
Mein Heiland! ruhet nicht mein ganzer Troſt auf dir?
Ich ſtelle mir dein Ende für.
Ich finde nichts in dieſer Welt,
Was Stich in Noth und Tode hält.
Nur du allein, nur du,
Verſchaffſt für uns die wahre Seelenruh.
So laß mich denn nach deinem Kreuze ſehn,
Und hör auch itzt mein glaubensvolles Flehn:

Chor.

Vers. 11. Wir wollen hier ganz fröhlich mit Jeſu ſterben gehn, wenn wir mit ihm nur ſelig dereinſten auferſtehn.

O ſiehe doch mein Herz,
Die Panacee für allen Seelenſchmerz!
Iſt Jeſus, der das Heil erworben,
Allein für uns geſtorben?
Ach nein!
Ihn hinderte kein Wächter, und kein Stein,
Kein Siegel nicht an ſeinem Auferſtehen?
Sollts nun den Gliedern nicht ſo, wie dem Haupte, gehen?
Iſt nicht ein Auferſtehungstag
Für unſern Leib, in Zukunft auch vorhanden;
Da Jeſus, der, wie wir, im Grabe lag,
So ſiegreich auferſtanden?
Und ſollen die, ſo hier mit Chriſto ſterben,
Nicht auch das Recht zur Auferſtehung erben?

Chor.

Lied: Jesus meine Zuversicht, v. 2.

Lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht.

Aria.

Ich sterbe nicht, denn Jesus lebet,
Mein Jesus lebt; drum sterb ich nicht;
Legt immer, legt die müden Glieder
Im Schoße der Verwesung nieder!
Sie ruhn in voller Zuversicht.
Trennt Leib und Seele sich auf Erden,
Sie werden schon vereinigt werden,
Gesetzt, daß hier ihr Bündniß bricht.
Ich sterbe nicht, denn Jesus lebet;
Mein Jesus lebt, drum sterb ich nicht.

Trostvoller Anblick meiner Gruft!
Ich seh in ihr die sanfte Ruhekammer.
Da schläft der Aeltern Paar, nach ausgestandnem Jammer,
Dahin hat Gott zwey Brüder schon gerufft;
Hier ruht die Schwester viele Jahre:
Ach wohl mir! da ich itzt zu ihnen aufwärts fahre,
Daß auch mein Leib, nach meines Lebens Schluß,
Bey ihren Leibern ruhen muß.
Trostvoller Anblick! ja, ich merk, ich fühl es schon;
Der Leib wird schwach, jedoch der Geist wird stark.
Es naht sich zwar so Grab als Sarg;
Hier seh ich Streit und Schwerdt in meinen Händen;
Dort aber seh ich Sieg und Kron.
Wer wollte nicht getrost den Lauf vollenden?
Ja, wankt auch etwan Fleisch und Blut,
Des Heilands offnes Grab verdoppelt Kraft und Muth.

Aria.

Aria.

Jeſus ſteigt aus ſeinem Grabe
Und ich eile froh hinein.
Troz der Furcht! ja troz der Höllen!
Jeſus weis ſie ſchon zu fällen,
Und ſein Sieg iſt völlig mein.
Troz dem Tode! denn ich habe
Troſt genug für ſeine Pein:
Jeſus ſteigt aus ſeinem Grabe,
Und ich eile froh hinein.

Chor.

Lied: Auf mein Herz! des Herren Tag, v. 8.

Tod! wo iſt nun deine Kraft? Hölle! wo ſind deine Ketten? Hier iſt Gott! der Hülfe ſchafft, hier iſt einer! der kann retten; wenn gleich unſer Fleiſch und Bein lange wird verweſet ſeyn.

Gottlob! die frohe Zeit bricht an.
In der ich ſiegend ſterben kann.
Des Heilands Auferſtehungsfeſt
Gewährt mir, was mir nicht ſein Sterbetag gegeben.
Mit Freuden ſchließ ich itzt mein Leben,
Mit Freuden laß ich das, was man ſonſt ſchwer verläßt.
Mein Bruder! nimm den Dank für deine Treu.
Gott ſegne dich, Gott ſegne deine Kinder,
Und füge, wo es ihm gefällt,
Noch eine lange Reih
Zu deinen Jahren in der Welt!
Ich werde ſanfte ruhn im kühlen Schooß der Erden,
Hier müſſen wir getrennt, und dort vereinigt werden.

Nun bin ich ganz bereit,
Und eile von der Welt mit viel Zufriedenheit.
Doch, eh ſich noch mein Lebenslauf
Auf Jeſu Blutvergieſſen
Durch einen ſanften Tod ſoll ſchlieſſen:
So bringe dieſes Flehn zu ihm inbrünſtig auf:

Arioſo.

Herr, meinen Geiſt befehl ich dir!
Mein Gott! mein Gott! weich nicht von mir!

Chor.

Lied: Liebſter Jeſu! biſt du mein? v. 9.

Mein Gott! mein Gott! laß mich nicht, ich befehl an meinem Ende, mit gewiſſer Zuverſicht, meinen Geiſt in deine Hände. Hilf mir ſagen gute Nacht! Nun Gottlob! es iſt vollbracht!

Oden
und
Lanfaken.

Das dritte Buch.

Die I. Ode.

Auf das Abſterben

des

Herrn geh. Raths Thomaſius.

J. f. N. 1728.

Joh. Victor Krauſe.

Die Weisheit ächzt, denn Thomas ſtirbt,
Und was ihr itzt mit ihm verdirbt,
Läßt ſich ſo bald nicht wieder finden.
Sie ſieht den Auszug ihrer Kraft,
Das Muſter wahrer Wiſſenſchaft,
Den Stern der erſten Größe, ſchwinden.

Da liegt das Kleinod ihrer Luſt,
Da liegt der Zierrath ihrer Bruſt,
Der Mann, der ſie ſo hoch erhoben;
Der ſie, nach überſtandner Nacht,
Mit Müh, beherzt ans Licht gebracht,
Der Mann, den niemand gnug mag loben.

O wahr-

O wahrlich! ihre Pein ist groß:
Wer klagt nicht, wenn ihm Schlag und Stoß
Hand, Haupt und Brust zugleich verletzen?
Die Weisheit fühlt noch mehr, als dieß:
Wer heilt ihr wohl den harten Riß?
Wer kann ihr den Verlust ersetzen?

Selbst die Natur braucht lange Zeit,
Ein Wunder solcher Trefflichkeit,
Der Welt und sich zum Ruhm zu bauen.
Wie? ließ sich nicht Verstand und Geist,
Und alles, was vernünftig heißt,
An ihrem Thomas doppelt schauen?

Die Misgunst war mit frecher Macht
Auf kluger Einsicht Fall bedacht,
Und schmiedete bereits die Ketten:
Die Weisheit lag, die Einfalt stieg;
Doch endlich wandte sich der Sieg,
Denn Thomas kam, und half sie retten.

Hier sah man, was ein tapfrer Muth,
Und unerschrockner Angriff thut,
Dem Recht und Eifer Nachdruck schaffen:
Der Feind ward durch Vernunft bekämpft,
Sein Heer gefällt, gestürzt, gedämpft;
Er wich, und ließ ihr Feld und Waffen.

Ein solcher Freund wird ihr entrückt,
Der sie durch sein Verdienst geschmückt,
Den Neid und Scheelsucht fürchten müssen.
Wer hemmt der Zähren milden Bach!
Wer stillt der Weisheit herbes Ach!
Sie mag von keinem Troste wissen.

Ihr Thomas, den ſie zart geliebt,
Macht ſie durch ſeinen Tod betrübt;
Drum ringt ſie die bethränten Hände:
Sie blickt den Leichnam ängſtlich an,
Und ruft: Ach! treuſter Jonathan,
Hat meine Luſt ſo bald ein Ende.

Ihr Jammer trifft uns auch das Herz,
Und der empfindlich ſcharfe Schmerz
Durchſchneidet Adern und Gelenke:
Wer iſt ſo frech, der itzt nicht klagt,
Und mit erſchrocknem Munde ſagt,
Das uns ein bittres Leiden kränke?

Ihr Muſen, denkt, was euch entgeht,
Und, wer dort auf der Bahre ſteht;
Kommt, laßt gerechte Seufzer hören.
Schafft eurer Regung Raum und Platz,
Beweint den ungemeinen Schatz,
Kein Menſch wird eure Wehmuth ſtören.

Macht eures Lehrers Tod bekannt,
Und ſchreibt in das entfernteſte Land,
Euch ſey der reinſte Schmuck verdorben:
So thut ihr eure Schuldigkeit;
Doch meldet auch zu gleicher Zeit,
Daß er als Chriſt und Held geſtorben.

Sein Abſchied aus der falſchen Welt
Iſt uns zum Beyſpiel vorgeſtellt,
Wie wir auch ſterbend ſiegen ſollen.
Er traute ſeines Schöpfers Huld,
Und konnte der Natur die Schuld,
Durch deſſen Hülfe, ruhig zollen.

Bemerkt den ſchönen Lebensſchluß,
Und lernt, wie män es machen muß,
Damit nicht Sarg und Bahre ſchrecken.
Was aber ſieht ſein werthes Haus
Für überhäuften Kummer aus!
Da Nacht und Gruft den Glanz bedecken.

Wer ſpricht Fridericianen zu,
Und ſetzt ſie nach der Furcht in Ruh?
Wer kann der Sehnſucht Regeln ſchreiben?
Der Himmel, der die Qual erregt,
Und beyder Hoffnung niederſchlägt,
Wird Schutz, Gemahl und Vater bleiben.

Doch das geſchwungene Metall
Sagt uns, durch ſeinen bangen Schall,
Die Zeit ſey da, ihn fortzuführen.
Wie pocht das Herz! wie wallt das Blut!
Das Auge thränt, es ſinkt der Muth:
Nun läßt ſich erſt die Noth recht ſpüren.

Ach Vater! wirf noch einen Blick
Mit der gewohnten Huld zurück,
Und halt! uns dünkt, daß wir dich hören.
Du ſprichſt: Folgt dem, was ich gethan,
Und nehmt der Weisheit Vorſchrift an:
So könnt ihr mich, als lebend, ehren.

Die II. Ode.

Auf den tödtlichen Hintritt

Herrn Hermann Roddens,

ältesten Bürgermeisters in Lübeck.

1730.

M. Carl Heinrich Lange,
Subrect. u. Biblioth. daselbst.

Flieht, blöde Sinnen, Gruft und Stein!
Die Wehmuth stört die sanften Glieder.
Flieht eilend fort! Wo Palmen seyn,
Da singt man keine Sterbelieder.
Hier grünt ein hoher Zederstrauß
Auch mitten unter Asch und Graus;
Hier stirbt und lebt ein Landesvater,
Der Treu und Redlichkeit vereint,
Der Wahrheit licht, der Laster Feind,
Und aller Tugenden Berather.

Sucht nicht sein Leben in der Gruft:
Hier schimmert nichts, als Asch und Beine!
Hier dampft ein tödtlich dicker Duft;
Hier sind der Zierrath bleiche Steine.
Nein! hebt die Klugheitsaugen auf!
Bedenkt der Tugend schnellen Lauf
Und was für Schätze sie erwarten,
Ein Geist, der Gott ergeben bleibt,
Der Glauben zeigt, der Liebe treibt:
Wird groß in jenem Himmelsgarten.

Zwar Lübeck, merket den Verluſt,
Das Rathhaus zittert durch dieß Fallen.
Der Schmerz iſt jedermann bewußt,
Und will in bangen Liedern ſchallen:
Zween Rodden, deren Regiment
Noch jeder Mund vollkommen nennt,
Verſtummen nach und nach, und ſterben.
Was Wunder? wenn das Seufzen ſtöhnt!
Was Wunder? wenn das Klagen tönt!
Da unſre Stützen ſo verderben.

Die Redlichkeit ſchluckt dieſen Gram
Mit Händeringen in ſich nieder.
Die Klugheit, deren kleiner Stamm
Faſt ganz zerknickt, beſinnt ſich wieder.
Sie klagt zwar dieſen lieben Sohn:
Doch gönnt ſie ihm den echten Lohn,
Den ihre Kinder ſtets erhalten.
Sie ſpricht: Die Leiche beugt mein Herz;
Ich fühle den entbrannten Schmerz:
Jedoch es mag der Höchſte walten!

Die Treue, welche Gott, und Stadt,
Und Freund, und Bürger redlich meynet,
Umfaßt, nach einem Thränenbad,
Den Sarg, da keine Hülf erſcheinet.
Ruh, ſpricht ſie, alter Tugendgreis!
Der Höchſte laſſe deinen Schweiß
Noch unſrer Stadt zu gute kommen.
Dein Wachen für gemeines Wohl,
Erhebt dich bis zum Sternenpol
Und ſetzt dein Haupt zu jenen Frommen.

Ja.

Jedoch dieß alles hilft uns nicht,
Die Großmuth darf nicht weibisch zagen:
Sein Glanz, der durch die Wolken bricht,
Verweiset unser zärtlich Klagen.
Wer gönnt ihm nicht die Ewigkeit?
Ist wohl die Freude dieser Zeit
Der Himmelsschönheit beyzusetzen?
Uns ist die Größe nicht bewußt;
Ein Augenblick von jener Lust
Ist mehr, als alle Welt, zu schätzen.

Indessen bleibt sein Name stehn,
Den er sich auf der Welt erworben.
Der Zeiger wird eh' rückwerts gehn,
Eh' sein Verdienst mit ihm gestorben.
Die Wehmuth scharrt den Körper ein,
Und setzt ihm einen Leichenstein:
Der Nachruhm wird nicht eingegraben.
Er stirbet nicht; die Dankbarkeit
Schenkt ihm die Brust zu jederzeit:
Da soll er seine Ruhstatt haben.

Die III. Ode.

Bey dem Grabe
Hrn. D. Joh. Philipp Förtschens,
Justizraths und Leibarzts
zu Eutien. 1733.

D. G. G. Richter.

Du seltner Preis der Hygiene!
Vor dem die Anzahl ihrer Söhne
Die Häupter ehrerbiehtig neigt;
Du giebst den Leib der Erde wieder,
Die Hülsen, welche sie gezeugt,
Und legst in Gottes Hand die müde Seele nieder.

Es reißt das Band der welken Zunge,
Es schmelzt der Schaum der engen Lunge,
Der Glieder Eis, der Sorgen Last,
Die dich bisher beschweren müssen;
Nun ist, indem dein Leib erblaßt,
Das abgetragne Kleid der Eitelkeit zerrissen.

Ob schon die nahen Todesbothen
Dir längstens Fall und Moder drohten,
Hat doch ihr Schlag dich oft verfehlt.
Dein hohes Alter schmückt die Bahre,
Als welches neunmal neune zählt,
Du stirbst, wie Plato starb, im größten Stuffenjahre.

Wer

Wer zwey und funfzig Jahre ſiehet,
Wie ſchön der Ehe Garten blühet,
Geht, wenn Gott winkt, vergnügt heraus.
Dir iſt dieß ſeltne Glück gelungen,
Kein Miswachs traf dein grünend Haus,
Seit dem der Myrthen Laub ſich um dein Haar geſchlungen.

Wer redlich, wie es ſich gebühret,
Sein Amt auf drey und funfzig führet,
Wird billig aus dem Joch geſpannt.
Geh hin, empfange deinen Greſchen,
Dein Fleiß im Weinberg iſt bekannt.
Dein Licht hatt hell gebrannt, und iſt mit Ruhm erloſchen.

Doch dieß klingt hart in unſern Ohren,
Ein Muſter geht mit dir verlohren,
Der Spiegel unſrer Kunſt zerbricht.
Wer wird der Krankheit ſchweren Wellen
Mit gleichem Nachdruck und Gewicht
Den Damm der Weiſenſchaft hinfort entgegen ſtellen?

Wir leben im Verfall der Zeiten,
Da itzt Verſtand und Thorheit ſtreiten,
Und man der letztern Stuhl erhöht;
Da Hygienens Ehrenwagen,
Der doch auf neuen Rädern geht,
Bereits an manchem Stein geſtürzt und umgeſchlagen.

Weh uns! wenn Eichen brechen wollen,
Und ſchwache Reiſer ſtützen ſollen,
Wie leicht wird unſer Bau verletzt?
Ach! daß wir nicht bejammern müßten,
Daß die, ſo man zu Hütern ſetzt,
Wie Hollands Seegewürm ihr Ufer ſelbſt verwüſten.

Aſträa billigt unſre Klage,
Sie legt von ſich ſo Schwerdt als Wage,
Und hüllt ihr Haupt in Trauerflohr.
Auch Clio läßt viel Wehmuth ſpüren,
Welch Seytenſpiel wird nun mein Ohr,
Spricht ſie, ſo angenehm, ſo rein und zärtlich rühren?

Auch klagt der Schickung ſchwere Streiche
Euſebie bey dieſer Leiche,
Die ſeines Bruders Namen ehrt.
Sie ſpricht: Erkundigt euch um beyde,
Wie ſie gelebt, wie ſie gelehrt,
Und lernet auch dereinſt, wie man von hinnen ſcheide.

Betrübte, dieſes Treſtes Quelle
Macht eure trüben Augen helle,
Die über dieſen Tod geweint.
Man hört bey euch die Stimme ſchallen:
Schau, wie ſein Licht im Grabe ſcheint!
Ob ſchon der gröſte Schmuck von unſerm Haupt gefallen.

Wer klagen will, klagt hier vergebens,
Ihm glänzt die Sonne jenes Lebens;
Der Arm des Herrn nimmt ihn in Schuß:
Laßt uns ihm ſeine Ruhe gönnen,
Die Liebe ſonder Eigennuß,
Muß ſich bey ſeinem Wohl mit trocknen Augen trennen.

O ſchöner Damm für dieſe Thränen,
Die ſich nach ihm voll Liebe ſehnen!
O wahrer Zoll der Redlichkeit!
Da ihr euch lernt geduldig faſſen,
Und in Verluſt erkenntlich ſeyd,
Weil Gott euch viel zu gut durch ihn geſchehen laſſen.

O laßt uns ihn zum Muſter ſetzen,
Da unſer Fuß noch in den Netzen
Und an dem Leim der Sünde hängt.
Wohl uns! wenn wir mit unſern Gaben,
Die jedermann umſonſt empfängt,
Zu unſers Gottes Dienſt, wie er, gewuchert haben.

Erblichner Greis, du biſt geweſen!
Dich, der du vieler Arzt geweſen,
Dich tränkt nunmehr des Himmels Thau.
Auch grünt das Wachsthum deiner Reben,
Die Frucht von deinem Gartenbau,
Und dein Gedächtniß wird in dieſen Blättern leben.

Die IV. Ode.

Auf
Herrn Hofrath Fritschens,
und
Seiner Winklerinn
Abreise aus Leipzig,
M. Samuel Seidel.

So zürnt doch nur nicht lange drüber;
Ihr Musen, kommt, und helft mir lieber,
Da meiner Einfalt Freudenflucht
Durch die gesetzten Schranken bricht.
Belebt den Klang der stummen Cither,
Und stärkt den Lehrling eurer Zucht,
Der an der Ehrfurcht stillem Gitter
Ein ungewohntes Lied versucht;
Ein Lied, wozu mehr Geist gehöret,
Als man in Flaccus Liedern ehret.

Was reizt dergleichen Freudentöne?
Die kluge, keusche, fromme, schöne,
Und, daß ich kurz im Lobe bin,
Die tugendhafte Winklerinn!
Ihr Werth, ihr Preis, ihr ganzes Wesen,
Läßt alle Nymphen insgemein
Der Tugend edle Vorschrift lesen;
Kann selbst der Dichtkunst Kraft verleihn,
Und, ausser Pindus Lustbezirken,
Den Einfall höher Lieder wirken.

Tritt auf, beglückter Frutſch, und zeige
Den luſtreiz deiner Myrtenzweige,
Der Zweige, welche ſie, dein Licht,
In deiner Wohlfahrt Kränze flicht.
Du ſuchteſt deren Glanz zu ſehen,
An der man nichts zu tadeln fand:
Der Himmel ließ den Wunſch geſchehen:
Sie kam, ſie ſah, und überwand;
Und ließ doch dir mit gleichem Ruhme
Den ſchönſten Sieg zum Eigenthume.

Was fehlt nunmehr an deinem Segen?
Dort treuft des Wohlſtands güldner Regen;
Hier ſtralt der liebe Luſt und Glück
Aus deiner Freundinn Sonnenblick.
Wie kann wohl das Vergnügen ſtocken,
Weil es die Tugend ſelbſt erzielt,
Die mehr, als Berenicens Locken,
Bey der um Stirn und Scheitel ſpielt,
Die deiner Neigung klugen Trieben
Ein Verwurf keuſcher Luſt geblieben?

Die Wohlfahrt kennt es kaum erwarten,
Dich in der Liebe Roſengarten
Mit ſanften Blumen zu beſtreun,
Und dir den ſchönſten Kranz zu weihn.
Sie eilte, deinen Wunſch zu ſtillen,
Eh noch der unſre recht embrannt.
So zeigt ihr ſchleuniges Erfüllen,
Daß ſie, die deinen Werth erkannt,
Weil doch, wer bald giebt, doppelt giebet,
Dir doppelt lohnt, dich zwiefach liebet.

Du, die du mit vergnügten Minen
Dein Glück in Fritschens Glücke grünen,
Und mehr, als du dir selbst erkiest,
Zu reifen Früchten wachsen siehst;
Hier ist der Tag zu deinem Lohne,
Hier glänzt der Tugend Erndtenfest,
So dich, der Misgunst selbst zum Hohne,
Die reichsten Aehren sammlen läßt;
Daß sich dein Haus, so dieß erblicket,
Vergnügt vor deinen Garben bücket.

So recht! wer sich an das gewöhnet,
Wodurch man Tand und Stolz verhöhnet,
Wer, für der Wollust schnöden Gäscht,
Sich nur mit reiner Unschuld wäscht;
Wer Arges haßt, aufs Gute zielet,
Dem Himmel traut, sich selbst bezwingt,
Kein schläfriges Gewissen fühlet,
Wenn die Sirene lockt und singt,
Dem wird sein Glücke nicht entstehen,
Dem wird, dem muß es wohl ergehen.

So klingt dein Ruhm; so baut und stützet
Dein Trieb nur, was ergetzt und nützet,
So hat der Ausgang mehr gebracht,
Als Wunsch und Hoffnung ausgedacht.
Wenn sonst der Töchter blinde Jugend
Allein nach Rang und Mitteln geizt;
So suchtest du Verstand und Tugend:
Hier ist, was deinen Wunsch gereizt!
Hier ist, zu deinem Wohlgefallen,
Ein Zuwurf von den andern allen.

Er

Er, den Verdienſt und Glück erhaben,
Dein Fritſch allein war deiner Gaben,
Und du, wie That und Ruhm erklärt,
Nur einzig Fritſchens Liebe werth.
Die Schickung hat es ſo beſchloſſen.
Man ſieht, was du von ihrer Hand
Für Troſt, und Schmuck und Lohn genoſſen,
Sey hier zum beſten angewandt;
Und werde deinen Seltenheiten,
Ein ſtärkres Wachsthum zubereiten.

Wer hört nicht dieß dein Lob erzählen,
Du Krone von geſetzten Seelen?
Wenn ſonſt ein ſpöttlich ſchwacher Geiſt
Im Glück ſich wild und frech erweiſt.
Je höher ſein Vergnügen ſteiget;
Je mehr durchbläht ihn Stolz und Wahn:
Und, wenn die Welt was ſchönes zeiget;
So wird der Himmel ausgethan:
Bis, weil man Sünd und Glück verbindet,
Sich einſt der Tod in Töpfen findet.

Dem allen biſt du überlegen.
Dir edler Glück und Luſt entgegen:
Doch dein Gemüthe weiſt hierbey,
Wie groß, wie feſt, wie ſtark es ſey.
Auf! zeige, daß ein Balſamſtengel
Noch Kraft aus feiſtem Boden zieh,
Und Tugend ohne Schein und Mängel,
An Höfen oft am ſchönſten blüh,
Und ſie, dem Läſtrer wie zur Rache,
Zum Pflanzbeet edler Regung mache.

Brich auf, und zeuch von unſern Flächen,
Nimm, was dir Gott und Glück verſprechen,
Nimm, was dir Werth und Wunſch beſtellt,
Das Looß, das dir ſo lieblich fällt.
Geprieſne Frühſchinn, tritt mit Freuden,
Den Weg nach jenem Elbſtrom an;
Und ſchmerzt es gleich, von hier zu ſcheiden,
So denke mit Vergnügen dran,
Daß meiſtens erſt in fremder Erde
Der Lorber ſtark und fruchtbar werde.

Laß die betrognen Spötter ſchnattern,
Die Amouretten ziehn und flattern,
Aus Liebreiz, nicht von ungefähr,
Vergnügt bey deinem Wagen her.
Ihr frohes Herze geht im Sprunge,
Wenn ihr geſchärftes Ohr vernimmt,
Wie zärtlich die beredte Zunge
Zu der entzückten Seele ſtimmt,
Und wie viel andre Lieblichkeiten
Dein Wort und deine That begleiten.

Vollkommnes Paar, an deinen Blicken,
Kann Treu und Liebe ſich erquicken;
In deinen Augen finden ſie
Die wahre Sternenharmonie.
Sie ſtreuen dir auf allen Spuren,
Sie ſtreuen dir auf Bett und Haus
Die ſchönſten Blumen unſrer Fluren,
Mit wallendem Ergetzen, aus,
Um, dir ſchon itzt in allen Fällen,
Der Wohlfahrt Vorſpiel darzuſtellen.

Ver-

Verdopple nun die Muttertriebe,
Du theure Frutschinn, da die Liebe,
Die den erwünschten Sohn vergnügt,
Den Witwenharm bey dir beſiegt.
Geprieſner Winkler, deſſen Güte
Mir öfters Luſt und Nutz verliehn,
Schau deiner Wohlfahrt neue Blüthe!
Geſegnet ſey ſolch Auferziehn,
Wo Treue, Sorgfalt und Beſchwerden,
So ſchön, als hier, vergelten werden!

Wie wird mir? Kiel und Hand ermatten!
Was täuſcht mich für ein lichter Schatten?
Iſts Dornfelds Geiſt? Wer ſagt es mir?
Ja ja, dort bricht ſein Glanz herfür.
Hilf Gott! mit was für holden Mienen
Umarmt er die vereinten Zwey!
Mit was für Inbrunſt wünſcht er ihnen:
Lebt lange, bleibt von Unfall frey!
Ja bleibt ſo fort auf ſpäte Jahre
Der ſchönſte Ruhm nach meiner Baare!

Mein Herze klopft vor banger Freude!
Ach zürnt doch nicht, ihr holden Beyde,
Wenn mein dadurch geſcheuchter Geiſt,
Sein armes Lied verwirrt beſchleußt.
Was wird man für Vergnügen haben,
Wenn einſt, vielleicht nach kurzer Friſt,
Die Schöne, die an Anmuthsgaben,
Der Mutter wahres Nachbild iſt,
Daß Frutschens Wunſch ſein Zuel erreichet,
Ihr auch an edlen Zweigen gleichet!

Die V. Ode.

Auf die

Schreiber- und Schreiberiſche Eheverbindung.

1730.

D. G. G. Richter.

Die liebe hat ein weites Reich,
Ihr Umfang iſt der Erde gleich,
Und nichts verbirgt ſich ihren Stralen.
Die Thorheit unterſteht ſich nur,
Sie, als die Hölle der Natur,
Mit falſchen Farben abzumalen.
Sie ſpricht: In dieſer finſtern Gruft,
Wo jeder Fuß an Stricken ziehet,
Iſt, wo man ſtets um Rettung ruft,
Und dennoch keinen Stern der Hoffnung ſchimmern ſiehet.

Die Freyheit ſoll ihr Zeuge ſeyn,
Sie kömmt, und ſtellt ſich willig ein,
Uns beßre Nachricht abzuſtatten.
Vernunft und Liebe, zeugt ihr Mund,
Stehn beyderſeits mit mir im Bund,
Die Thorheit greift nach meinem Schatten.
Der Liebe Bau iſt hart, wie Stal,
Und ihre Fenſter, wie Kryſtallen;
Durch dieſe muß ein heller Stral
Und ein gedoppelt Licht in alle Zimmer fallen.

Noch

Noch ſchweigt die Tadelſucht nicht ſtill,
Die ihren Satz behaupten will:
Die Freyheit, klagt ſie, liegt an Ketten.
Den Schimmer ſieht ſie nur im Traum,
Sie ſelbſt giebt der Verführung Raum,
Sie fällt, wie kann ſie andre retten?
So wirft die Wolluſt Angeln aus,
Und nennt ihr Joch den Stand der Ehe:
Doch wo iſt ein Gefangenhaus,
In dem der Sclaven Fuß in tiefern Feſſeln ſtehe?

Erfahrung zeugt und läugnet nicht,
Ihr Zeitregiſter giebt Bericht,
Die Wahrheit ſey nicht ganz vergeſſen.
Doch, ſpricht ſie, wem der Grund bekannt
Nennt dieſes einen Misverſtand,
Der nie der Liebe beyzumeſſen.
Denn an ſich ſelbſt iſt nichts ſo frey,
Als lieben und geliebet werden.
Wer recht begreift, was dieſes ſey,
Entdeckt in ſolchem Stand ein Paradies der Erden.

Nein! nein! verfolgt der Widerſpruch:
Auf dieſem Acker ruht der Fluch,
Hier blüht die Saat verliebter Thoren.
Wer täglich ihren Schiffbruch ſchaut,
Und ſich den Wellen anvertraut,
Hat ſo, wie ſie, den Witz verlohren.
So bald die Funken geiler Gluth
In Rauch und Flammen ausgebrochen:
So ſcheint ein jeder Tropfen Blut
Von dem empfangnen Gift in Adern aufzukochen.

Schweig,

Schweig, winkt die Klugheit mit der Hand,
Die Liebe mustert den Verstand,
Sie ziert den Geist, und schärft die Sinnen.
Die Lüsternheit verfehlt den Steg,
Sie aber tritt den Tugendweg,
Und wird der kleinsten Fehler innen.
Sie stählt den Muth, und übt den Fleiß,
Kein Werk ist, das ihr nicht gelinge:
Kein Mangel ist, von dem sie weis,
Ihr Arm, so schwach er scheint, verrichtet Wunderdinge.

Die träge Lust zur Einsamkeit
Erwacht, und mischt sich in den Streit,
Ich denke, rühmt sie, nie an Morgen.
Sieh da ein Haus, wo Frau und Kind
Und oft bey zwanzig Seelen sind!
Da giebt es stündlich was zu sorgen.
Noth, Krankheit, Wechsel und Verdruß,
Bemühen sich, ein Herz zu kränken,
Das deren Glück beneiden muß,
Die in Gewohnheit sind, an sich allein zu denken.

Wie wenig hält dein Entwurf Stich,
Spricht die Natur, und eifert sich:
O schwacher Schutz von solchen Waffen!
Wer steht so sicher, der nie fällt?
Gott hat die Menschen in der Welt
Einander beyzustehn erschaffen.
Von erster Wiege bis in Tod
Kann niemand ohne Hülfe leben.
Wie? wird die Thorheit noch nicht roth?
Und weigert sich ihr Mund, der Wahrheit nachzugeben?

Die Zeit beſchämt des Spötters Schmach,
Er ſeufzt, und weis es nicht wornach,
Wenn die Begierden in ihm wallen.
Die Liebe nimmt ſie in Beſitz,
Und läßt den unbekannten Bliß
In ihres Gegners Buſen fallen.
Die Reue lockt ihm Thränen ab,
Er wirft ſich ſelbſt in ſeine Flammen,
Und ſpricht: Iſt dieß der Freyheit Grab,
Was für Vergnügen muß aus ihrer Aſche ſtammen?

Es iſt nicht gut allein zu ſeyn.
Nichts iſt ſo wahr und allgemein;
Gott knüpft das erſte Band in Eden.
Pflanzt dieſer Arm die Liebesſaat,
Wie kann der Welt verkehrter Rath
Uns ihren Irrthum überreden.
O werthes Paar, des Himmels Gunſt
Iſts ſelbſt, Was deine Liebe gründet.
Hier ſcheint kein Irrlicht geiler Brunſt,
Hier brennt kein Schwefelpech, das Sodom angezündet.

Ihr fühlt, es ſey in euer Herz
Des Jacobs und Rebeccens Scherz
In gleicher Regung eingeſchrieben.
Die Führung hat ihr Augenmerk,
Und ein ſo ſchönes Liebeswerk
Mehr als der Menſchen Rath getrieben.
Weil nun die Wünſche keuſcher Bruſt
Wie gleichgezogne Uhren ſchlagen:
So wird der Garten eurer Luſt
Zur ſtrengſten Winterszeit die erſten Blumen tragen.

Geredt vergeht, geſchrieben bleibt!
Wohl euch, die ihr gedoppelt ſchreibt,
Ein Liebesbündniß abzufaſſen.
Schreibt! Euer Name heiſcht ſein Recht,
Die Schrift von beyderley Geſchlecht
Wird eure Liebe wurzeln laſſen.
Doch zeichnet auch die Unterſchrift,
Daß euer Herz mir etwas gönne,
Wodurch, wenn mich die Reihe trifft,
Auf einem gleichen Stamm mein Glücke grünen könne.

Die VI. Ode.

Ueber den Hintritt

Herrn Nic. Hieron. Gundlings,

Königl. Pr. geheimen- u. Conſiſtorialraths.

J. ſ. N. 1729.

Joh. Victor Krauſe.

Gequälte Muſen, läßt euch noch
Das unerträglichharte Joch
Bey Gundlings Tode, Kraft und Leben:
So hebt euch nach und nach empor;
Beweint dieß Haupt, ergreift den Flohr:
Und helft ihm das Geleite geben.

Spart ja die bittern Thränen nicht:
Denn hier verliſcht ein helles Licht,
Das euch nur kurze Zeit geſchienen.
O! ſchlagt an die beklemmte Bruſt,
Und zeigt den ſchmerzlichen Verluſt,
Durch Seufzer, Worte, Blick und Mienen.

Seht, Gundling wird ins Grab gebracht!
Ihr ſelber habt ihn krank gemacht;
Er hat ſich bloß um euch verzehret.
Er wußte, was euch nützlich war,
Und hat mit eigener Gefahr
Geſorgt, ermahnt, gebaut, gelehret.

Erſchrocknes Volk, der bange Tag,
Da Gundlings Leib im Sarge lag,
Wird dir noch manche Zähren koſten.
Du ſpürſt den Gram, du fühlſt die Laſt,
Und weiſt, was du gelitten haſt
Bey wiederholten Trauerpoſten.

Dein Thomas ſtarb, der dich erhob,
Und dem du heute noch das Lob
Des allertreuſten Vaters gönneſt.
Itzt iſt dein Haupt, dein Gundling, todt,
Und kaum, daß du für Angſt und Noth
Den theuren Namen ſtammelnd nenneſt.

Wie half ſein Fleiß dein Glück erhöhn!
Nun ſoll er ſchleunig von dir gehn,
Durch des erzürnten Himmels Fügen.
Er läßt, da ſich ſein muntrer Geiſt
Aus der zerſtörten Hütte reißt,
Hut, Zepter, Buch und Schlüſſel liegen.

Kommt, Muſen, küßt die ſtarre Hand,
In der man noch die Feder fand,
Als ſchon der Tod die Kräfte ſchwächte.
Ach! wenn nur eure Traurigkeit,
Die dem Verhängniß Thränen beut,
Ihr wieder Blut und Leben brächte.

Allein dort liegt ſie blaß und kalt,
Und hat der ſiegenden Gewalt,
Wie Herz und Körper weichen müſſen.
Ja, Gundling, der mit Nachdruck wirs,
Was licht, und was auch Nebel hieß,
Wird eurer Wohlfahrt früh entriſſen.

Hier

Hier war ein andrer Grotius,
Von dem die Scheelſucht rühmen muß,
Er ſey wahrhaftig groß geweſen.
Hier hatte die Vernunft den Siz,
Hier ſah man Liebe, Kunſt und Wiz
Im Herſchen, Umgang, Thun und Leſen.

Hier war ein Mund, der ſelten ſchwieg,
Hier war ein Fleiß, der täglich ſtieg,
Nur euch geſchickt und klug zu machen.
Wenn hörte Gundlings Eifer auf?
Woraus beſtund ſein Lebenslauf?
Aus Forſchen, Sorgen, Müh und Wachen.

Wenn euch der kühnſte Spötter fragt,
Warum ihr ſeufzt, warum ihr klagt,
So dürft ihr bloß die Worte ſprechen:
Der weiſe Gundling lebt nicht mehr!
Und wenn er Mennus ſelber wär:
Es wird ihm hier das Herze brechen.

Ein ſolcher Mann hat keinen Feind,
Der als ein heller Pharus ſcheint,
Und uns den Weg zur Wahrheit zeiget.
So gern die Misgunſt tadeln will:
So ſchweigt ſie doch aus Ehrfurcht ſtill,
Und hat vor ihm das Haupt geneiget.

Er übte die Gerechtigkeit,
Und dämpfte Verweiß, Zank und Streit,
Da ſchon der kranke Körper litte.
So konnte Gundlings Ernſt nicht ruhn,
Dem hohen Amte gnug zu thun,
Als ihn der Tod mit Macht beſtritte.

Das Ende war dem Leben gleich,
Er sprach: Der Leib wird matt und bleich;
Doch Gundlings Geist darf nicht verderben.
Das mag der schönste Abschied seyn,
Das bringt erwünschten Vortheil ein,
Vernünftig, und mit Großmuth sterben.

Was fehlt euch, Musen? bebt das Herz?
Und will der überhäufte Schmerz
Trost, Hoffnung, Muth und Kraft bezwingen?
Ihr wankt vor Furcht, ihr könnt kaum stehn;
Und sollt doch mit zur Leiche gehn,
Und euer Haupt zur Ruhstatt bringen.

Sinkt nicht; weil euch der Himmel schützt.
So stark es heute stürmt und blitzt,
So richtig wird er Rath ertheilen.
Den Riß, der durch den Tod geschehn,
Und den wir mit Entsetzen sehn,
Wird Gott und Friedrich Wilhelm heilen.

Die VII. Ode.

Auf das Abſterben Herrn Johann Caſpar Pundts,

der Gottesgelahrtheit Befliſſenen.

J. f. R.

J. C. Gottſched.

Freund! in deinen beſten Jahren
In die Gruft dahin zu fahren,
Wo nur die Verweſung wohnt,
Und der Moder nichts verſchont;
O! das heißt für unſre Herzen,
Die dich ohne falſch geliebt,
Recht ein Ausbund ſtrenger Schmerzen,
Dadurch uns der Himmel übt.

Jonathan verſtrichner Zeiten,
Deines Davids Zärtlichkeiten
Geben kaum ein würdig Bild
Von dem Gram, der uns erfüllt.
Schon im Frühling unſrer Tage
Hub die zarte Neigung an.
O! daß ich, durch Harm und Klage,
Nicht ihr Band verlängern kann.

Selbſt auf dieſer hohen Schulen,
Wo wir um die Muſen buhlen,
Aber auch geſchäfftig ſeyn,
Uns Euſebien zu weihn;
Selbſt in Philurenens Hören,
Wo Minerva Hofſtatt hält,
Hat der Trieb ſich nicht verlohren,
Der uns itzt ſo ſchmerzlich fällt.

Sah man nicht die Wissenschaften,
So in deinem Geiste hasten,
Wie die Saat zur Frühlingszeit
Durch ein settes Land gedeiht?
Alle Körner treiben Keimen,
Alle Halmen schiessen auf:
Doch da wir vom Erndten träumen,
Hemmt der Todt des Wachsthums Lauf.

Kanns ein Gärtner nicht verhüten,
Wenn ein Hagel ihm die Blüthen,
Die er voller Sorgfalt hegt,
Unverhofft zu Boden schlägt:
So beströmt sein Angesichte
Doch der Thränen milder Fluß,
Weil er künftig aller Früchte,
Aller Lust entrathen muß.

Sollte nun das werthe Bremen
Sich um seinen Sohn nicht grämen,
Den es, mit der schönsten Zucht,
Wohl zu auferziehn gesucht?
Denn da sich die Blüthen zeigen,
Reißt der Tod sie plötzlich ein.
Wie kann hier die Wehmuth schweigen,
Und die Hoffnung ruhig seyn?

O! wie heftig wird sein Jammer
Über diese Todtenkammer;
O wie groß und ungemein
Wird der Aeltern Wehmuth seyn!
Zwar auch David gieng im Leide,
Jacob weint um Benjamin,
Pundt betrauret mehr als beyde,
Denn sein ganzer Trost ist hin.

Nur

Nur ein Sohn war ſein Vergnügen,
Dieſen ſehn wir kraftlos liegen,
Dieſer ſindt in fremder Luft,
Weit von Hauſe, ſeine Gruft.
Alle Seufzer, alle Zähren
Scheinen hier noch viel zu matt;
Und wer will dem Schmerzen wehren,
Der kaum ſeines gleichen hat?

Weint, ihr treuen Aeltern, weinet,
Aber ſo, daß es nicht ſcheinet,
Eures Kummers Ungeduld
Gebe Gottes Zorn die Schuld.
Nein, der Höchſte nimmt aus Güte
Euren Sohn aus eurem Schooß;
Macht auch künftig eur Gemüthe
Selbſt von allem Zweifel los.

* *

Die VIII. Ode.

Bey der Magiſterpromotion

Herrn Nicolaus Kelz,

aus Breslau.

Im Jahre 1735.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Nur fort, und laß dich nichts erſchrecken!
Nur muthig fort, gelehrter Freund!
laß dich Sophiens Lorber decken,
Der manchem ſehr verächtlich ſcheint;
Weil ihn der innre Zeuge lehret,
Sein Hirn ſey nicht mit dem beſchweret,
Was uns erſt deſſen würdig macht;
Er werde nur mit bittrem Hohne,
Zu ſeinem wohlverdienten Lohne,
Von wahren Meiſtern ausgelacht.

Du darfſt dergleichen nicht beſorgen;
Dein Fleiß kann dir ein Bürge ſeyn.
Brach nicht der angerückte Morgen
Oft über dem Vermuthen ein?
Geſteh es nur, wie viele Stunden
Dir von der tiefſten Nacht verſchwunden,
Da du noch laſeſt, dachteſt, ſchriebſt;
Da du, wenn Luciſer ſchon blickte,
Und Eos ihren Purpur ſchickte,
Bey deinen Büchern munter bliebſt.

Mich

Mich dünkt, es öffnet ſich dein Zimmer;
Mich dünkt, ich ſehe dich vor mir,
Und bey der Lampen ſchwachem Schimmer
Das Chor der Muſen neben dir.
Sie lehren dich der Weisheit Sätze;
Sie öffnen die geheimſten Schätze
Geſuchter Wahrheit deinem Geiſt;
Sie laſſen dir nichts unentdecket,
Weil ſich dein Eifer weiter ſtrecket,
Als nur auf das, was trüglich gleißt.

Sie wiſſen, du willſt weiter gehen,
Als der gelehrte Pöbel geht;
Du brennſt, was mehrers zu verſtehen,
Als was im Inbegriffe ſteht.
Kein Vorurtheil umſchränkt dein Wiſſen;
Du biſt durch Nacht und Wahn gerüſſen,
Und haſſeſt die verkehrte Zunft;
Die Zunft, die blindlings glaubt und ſchwöret,
Was ihr der Doctor ſagt und lehret,
Sey wahr, auch wider die Vernunft.

O Freund! du biſt auf rechten Wegen;
Du forſcheſt ſelbſt, du denkeſt nach,
Und willſt erſt alles überlegen,
Und nimmſt nichts an, weil Der es ſprach.
Doch wird man dein vernünftig Grübeln
Dir denn, als gottlos, nicht verübeln?
Bedenke nur, was du ſtudirſt!
Bedenk es wohl! du mußt dich ſchämen,
Und die Vernunft gefangen nehmen,
Wenn du itzt dein Wiſſen zierſt.

Ver-

Vernunft! du Lehrerinn der Heiden,
Du Mutter aller Ketzerey,
Darf ein Theologus dich leiden?
Du kömmst mit kühner Klügeley.
Du forderst lauter Licht und Klarheit,
Und eine jede Glaubenswahrheit
Soll deutlich dir bewiesen seyn;
Du willst von nichts, als guten Schlüssen,
Und gründlichen Beweisen, wissen;
Geht nicht dabey das Glauben ein?

Du lachst, mein Freund; du darfst auch lachen:
Du siehst des Einwurfs Nichtigkeit.
Du weist, es herrscht in Glaubenssachen
Nicht Unvernunft und Dunkelheit.
Du weist, daß klarbewiesne Lehren
Des falschen Glaubens Reich zerstören,
Den wahren Glauben mehr erhöhn.
Was Mosheim, Reinbeck, Burg geschrieben,
Und was vom Neumann übrig blieben,
Das lässest du zum Beyspiel sehn.

Seht her! durch Wahn verführte Köpfe,
Die ihr uns Heiligthum gerannt,
Und weder Gott, noch sein Geschöpfe
Mit Augen der Vernunft erkannt;
Seht her, ihr Dummen! lernt, ihr Blinden!
Vernunft und Glauben wohl verbinden,
Sonst lehrt ihr, was ihr nicht versteht.
Mein Kelz wird euch den Nutzen sagen,
Den die Philosophie getragen,
Wenn sie auf Gottes Ehre geht.

So

So nimm denn von Minervens Händen,
Mein Freund, den wohlverdienten Preis.
Budergis mag was höhers ſenden;
Budergis lohne deinen Fleiß.
Ich ſeh es ſchon, wie du mit Ruhme,
In ihres Zions Heiligthume,
Der Schafe Chriſti Hirte biſt.
Ich ſeh die Zeit, die den erfreuet,
Der dir dieß ſchlechte Lied geweihet,
Und deiner Freundſchaft nie vergißt.

* *

Die IX. Ode.

Auf die Verbindung

des

Herrn Doct. Chappuzeau

mit der

Jungfer Einfeld.

von

D. Paul Gottlieb Werlhof.

Ihr Jungfern! wollt ihr Bräute werden?
Der Wille fällt wohl mancher ein.
Die Einsamkeit hat viel Beschwerden,
Der Brautschmuck steht auch gar zu fein.
Am feinsten aber wenn die Bräute,
Bekränzet vor dem Priester stehn.
Ist das eur Wunsch, so könnt ihr heute
Ein angenehmes Vorbild sehn.

Kennt ihr das Vorbild, das ich preise?
Wo nicht, so fragt die ganze Stadt.
Fromm, sittsam, artig, häuslich, weise:
Das ist das Zeugniß, das sie hat.
Der Brautkranz ziert hier solche Tugend,
Gleichwie der Brautring solchen Mann,
Daß ich mit Recht der schönen Jugend
Beglückte Folge rathen kann.

Mich

Mich deucht, ich muß die Antwort haben:
O ja! die Braut iſt feigenswerth.
Ein Mann, geziert mit Ehr und Gaben,
Wird oft durch ſtillen Wunſch begehrt.
Ein Doctor ſorget für Geſunde,
Wie er den Kranken Hülfe thut:
Kömmt eine kleine Sorgenſtunde,
So iſt ſein Troſt gedoppelt gut.

Das Herz an einen Doctor ſchenken
Iſt freylich gutes Jungfernglück:
Allein, wenn alle ſo gedenken,
So zieh ich meinen Rath zurück.
Denn, wollten lauter Doctorinnen
Aus jedem Brautbett auferſtehn:
Was würden viele dann gewinnen?
Wie manche würde ledig gehn?

Ihr Schönen! wollt ihr glücklich werden?
Vergleicht euch einer Doctorinn.
Wer iſt eur beſter Arzt auf Erden?
Ein Bräutigam nach eurem Sinn.
Freyt Wittwer, oder Junggeſellen;
Mit Doctorhüten, oder nicht;
Nur einen, der, in allen Fällen,
Euch Rath, und That, und Troſt verſpricht.

Zürnt nicht, ihr Nymphen, wenn ich ſage,
Daß ihr auch Wittwer lieben ſollt!
Ich weis, es iſt noch erſt die Frage,
Ob ihr mit ſolchen handeln wollt?
Nicht jede ſchickt ſich in die Ehre,
Zugleich Mama und Frau zu ſeyn;
Und manche, die geſchicklich wäre,
Bleibt gern neun Monat Frau allein.

Wählt, wie ihr wollt; sucht, was ihr liebet:
Nur lobt die sorgenfreye Braut,
Die sich zur frohen Mutter giebet,
Und auf die weise Schickung baut!
Sie sieht mit Lust, an jedem Sohne,
Ein Pfand erwünschter Segensfrucht.
Es ist ein Werk von großem Lohne,
Vertrauter Pflanzen gute Zucht.

Ihr sorgt, hier wachsen schon zwey Kinder,
Zwar gute Pflanzen guter Art;
Die Fruchtbarkeit bringt leicht nicht minder,
Die Zahl wird noch wohl oft gepaart.
Das eben wünsch ich unserm Paare:
Es soll viel liebe Sprossen sehn,
Die, in dem Hochzeit Jubeljahre,
In frohen Paaren bey ihm stehn.

* *

Die X. Ode.

Als

Herr M. Georg Heinrich Nibov

Adjunctus bey der philoſophiſchen Facultät zu Helmſtädt wurde.

M. Adam Bernh. Pantke.

Beglücktes Schickſal unſrer Zeit!
O großer Vorzug unſrer Tage!
Helft, Muſen! meiner Blödigkeit,
Daß ich von ihrem Ruhme ſage.
Ihr ſelber wißt, wie viel euchs nützt,
Wenn man bey wahrer Weisheit ſchwitzt,
Und nach derſelben Kerne ſtrebet;
Indem der Philoſophen Fleiß,
Auch euch und eurer Seyten Preis
Viel höher, als vorhin, erhebet.

Die Nacht iſt hin; der volle Tag
Iſt endlich bey uns angebrochen.
Die Kunſt, die vormals unterlag,
Hat an den Feinden ſich gerochen.
Der Kampf iſt aus; ſie hat geſiegt.
Die Wahrheit iſt nunmehr vergnügt;
Sie hebt ihr Antlitz aus dem Staube:
Die Thorheit aber weicht zurück,
Und grämt ſich, mit betrübtem Blick,
Bey dem hierdurch erlittnen Raube.

Ihr Weisen! die des Grabes Nacht
Mit Asch und Staub und Moder decket;
O! daß euch keiner Gottheit Macht
Aus der verschloßnen Gruft erwecket.
Erwacht! brecht durch! und dringt herfür!
In was für einer neuen Zier
Wird sich die alte Weisheit zeigen?
Doch, bleibt nur immer, wo ihr seyd!
Ihr würdet nur mit Schaam und Leid
Zurück in eure Gräber steigen.

Es reizt uns zwar so Schuld als Pflicht
Zu einem dankbaren Gemüthe:
Wir rühmen euch und schelten nicht
Die auch an euch gefundne Güte:
Allein, erlaubt uns nur zugleich,
Daß wir an Freud und Glücke reich
Den Vorzug unsrer Zeit erkennen.
Vielleicht wird der, der nach uns lebt,
Und sich mit gleicher Müh bestrebt,
Die seinen noch vollkommner nennen.

Wer weis es nicht? die Wissenschaft
Vergleicht sich ja mit starken Flüssen;
Die sich nicht bald mit voller Kraft
Bey ihrer ersten Quell ergiessen.
Je weiter sie sich unvermerkt,
Durch neuen Zufluß stets verstärkt,
Um Thäler, Berg und Felsen schlingen;
Je mehr verstärkt sich ihre Fluth,
Mit der sie endlich voller Wuth,
In das entfernte Weltmeer dringen.

Welch Auge ſieht doch auf einmal
Den Schatten trüber Nacht entweichen?
Muß vor der Sonne heiterm Stral
Auf einmal Mond und Stern erbleichen?
Muß nicht der Morgenröthe Schein
Zuvor des Tages Herold ſeyn,
Eh wir ſein völlig Licht erblicken?
So geht es auch bey ieder Kunſt,
So bald des Schickſals Macht und Gunſt
Sie mit verdientem Schimmer ſchmücken.

Drum läßt man euch auch euren Ruhm,
Ihr Weiſen der verſtrichnen Zeiten!
Ob wir der Weisheit Heiligthum
Gleich ungehinderter beſchreiten.
Wir rühmen ja zu eurem Preis,
Daß euer niemals müder Fleiß
Die Bahn zu allererſt gebrochen:
Drum wird gewiß ein jedes Wort,
Geſetzt wir drängen weiter fort,
Euch doch zum Ruhme nachgeſprochen.

So theilen wir den Preis mit euch;
Allein die Freude bleibt uns eigen,
Daß Tugend und Vernunft zugleich
Zu unſern Zeiten höher ſteigen;
Daß durch den Witz der neuen Welt
So manch berühmter Abgott fällt,
Den blinde Demuth erſt verehret;
Ja, daß, was ſonſt unmöglich ſchien,
Der Neuern redliches Bemühn
Den Grund der Dinge finden lehret.

Dieß iſt dein Ruhm, dieß deine Luſt,
Hochedler Freund, du Sohn der Weiſen!
Du kannſt mit doppelt froher Bruſt
Der neuern Zeiten Glücke preiſen.
Dein Lehrer, der dich angeführt,
Der unſern Deutſchen Ruhm gebiert,
Der Witz und Muth im Herzen träget;
Der hat dir ſeiner Weisheit Bild,
Die faſt die halbe Welt erfüllt,
Mit ſeltner Wirkung eingepräget.

Das iſt dein Lob; mehr ſchreib ich nicht
Mehr will ich auch von dir nicht ſagen.
Mein Glückwunſch iſt kein Lobgedicht;
Warum? du kannſt es nicht vertragen.
Was iſts auch noth? der Gwelfen Helö
Entdeckt ſchon der gelehrten Welt
Die Menge deiner ſchönen Gaben;
Die ſo Natur, als Fleiß und Müh,
Zum Vortheil der Philoſophie,
In deiner Bruſt gehäufet haben.

Wie kräftig wird ſie künftig nicht
Dein Fleiß und Anſehn noch vergnügen!
Wenn, wie die Hoffnung uns verſpricht,
Du noch weit mehr empor geſtiegen.
Wie eifrig werd ich ſelbſt einmal
Von deiner Würden Höh und Zahl
In meinem Vaterlande leſen;
Und, wenn dich Ehr und Glück erfreun,
Darüber öfters freudig ſeyn:
Daß du des allen werth geweſen.

Die XI. Ode.

Zu dem Geburtsfeste
Herrn D. Christian Ludwig Charisii,
Profess. in Königsb. 1730.

Johann Georg Bock. P. P.

Erlesnes Haupt der Musenschaar,
Da Glanz und Purpur dich erheben:
So stellt der Tag sich heute dar,
Der dir das erste Licht gegeben.
Er kann von andrer Tage Zahl
Durch dich allein sich unterscheiden,
Und wirket, bey erneutem Stral
In mir den Anbruch neuer Freuden.
Wie glücklich läßt der Zeiten Fluß
Dein frohes Ursprungsfest erblicken?
Da itzt durch des Geschickes Schluß
Dich Albertinens Zepter schmücken.
Dieß zeugt unwidersprechlich ein,
Warum man dich zum Haupt erkohren?
Weil deines ersten Tagesschein
Dich schon vorlängst hierzu gebohren.
Bey dieser Fügung eignest du
Des Ehrenschimmers erste Stunden,
So wie den Tag dem Himmel zu,
Der dich dem Mutterschooß entbunden.
Du bleibest bey dir überzeugt,
Daß man zu steilen Ehrenspitzen
Allein deswegen höher steigt,
Um seinem Nächsten mehr zu nützen.

Da vielen oft des Glückes Wind,
Wenn er in ihre Segel wehet,
Das, was sie erst gewesen sind,
Zugleich aus den Gedanken drehet;
Wenn sie wie durch den Staar geblendt
So bald sie nur ein Amt erjagen,
Den, so sie erst als Freund erkennt,
Aus Augen und Gemüthe schlagen:
So schwächet dein erhöhter Stand
Nicht deiner Demuth erste Stärke,
Der Purpur macht dich zwar bekannt,
Doch mehr des Purpurs werthe Werke.
Du trägst dieß angelegte Kleid
Nur um der Musen Wohlfahrt willen,
Und weist hiedurch zu rechter Zeit
Auch ihre Fehler zu verhüllen.
Du leuchtest ihnen selber für,
Es stralen deine lautre Triebe.
Drum unterwerfen sie auch dir
Sich nicht so wohl aus Zwang, als Liebe.
Den Zepter, den man vor dir hält,
Erleuchten deiner Tugend Kerzen,
Wenn jener in die Augen fällt,
Dringt dieser licht bis in die Herzen.
Gesetz und Strafen sind nicht gnug
Die Unterworfnen zu regieren:
Es kann des Vorbilds sanfter Zug
Am besten die Gemüther rühren.
Was hilft es, wenn die strengste Macht
Die drohenden Befehle stützet,
Wenn der gehäuften Laster Nacht
Selbst in des Führers Seele sitzet.

Drum reizt dein Beyſpiel jeden an,
In dir was edles zu erkennen,
Wer nicht die Wahrheit bilden kann,
Der darf nur deinen Wandel nennen.
Dieß iſt und bleibt dein Eigenthum,
Es läßt dein Glanz ſich nicht verſtecken;
So darf kein übertünchter Ruhm
Mit falſchem Schimmer dich bedecken.

Doch ſoll voritzt dir Herz und Hand
Zu deinem ſteten Angedenken,
Dieweil ich doch nichts höhers fand,
Ein Theil von deinem Lobe ſchenken.
Ich würde ſonſten dieſes Licht
Noch vor des Abends Finſterniſſen
Bey ſolcher unterlaßnen Pflicht
Schon für verlohren ſchätzen müſſen.

Des Himmels Ohr eröffne ſich,
Wenn wir für deine Wohlfahrt ruffen;
Der Zeiten Flügel trage dich
Bis auf die höchſten Lebensſtuffen.
Laß aber auch dein Wiegenfeſt
Wenn ferner deine Jahre ſteigen,
Und dir die Zeit es ſtralen läßt,
Mir deine Gunſt erneuert zeigen.

Die XII. Ode.

Bey der

Weiß- und Zehischen

Eheverbindung in Leipzig.

J. f. N. 1731.

Johann Simon Buchka.

Dein Glücke steigt, geehrter Mann!
Ich folge dir durch meine Lieder;
Und lege, was die Ehrfurcht kann,
Voritzt zu deinen Füssen nieder.
Dein Wohl bewegt mein Seytenspiel,
Und pflegt dem ungeübten Kiel
Muth, Geist und Kraft und Kunst zu geben.
So kann des Zephirs sanfter Hauch
Kaum itzt den zarten Rosenstrauch
Und sein erstarrtes Mark beleben.

Verstatte dann, der Lehrer Preis!
Daß sich mit dir mein Geist erfreue;
Daß ich dir heut ein Lorberreis
Bey deinen edlen Myrten weihe!
Das Erdreich, so die Dornen tränkt
Und ihnen Nahrungssäfte schenkt,
Wird durch den wilden Zweig verheeret.
Ich aber soll heut dankbar seyn,
Und dem die ersten Früchte weihn,
Der mich den Pfad zur Tugend lehret.

Bey deiner keuſchen Hymenslust
Ertönen unſre frohe Linden:
Und was wird deines Vaters Bruſt
Nicht heut für rege Luſt empfinden?
Sonſt ſieht er zwar, wie Gott und Recht
Dich, ſeinen treuerfundnen Knecht,
Auf die geweihten Stuffen ziehen:
Itzt aber ſieht ſein Geiſt in dir:
Es werde ſeines Hauſes Zier
Wie der Gerechten Saame blühen.

Nächſt hat die Vorſicht dich beſtellt,
Die Wahrheit, Bund und Recht zu ſchützen;
Wenn Bosheit, Trug und Liſt der Welt
Um Zions grünen Gipfel blitzen.
Hier, hier macht dein beredter Mund
Den Geiſt des großen Vaters kund,
Der ſich ſo ſchön im Sohne ſpiegelt:
Hier zeigt dein aufgeklärter Geiſt,
Was derer Amt und Sorgfalt heißt,
Die Gott zum Prieſterthum verſiegelt.

Die Laſter ſchreckt dein Eiferton,
Und läßt ſie Tod und Rache wiſſen.
Du zeigſt, daß Gnade, Huld und Lohn
Auf echte Tugend folgen müſſen.
Ja recht! dein eigen Beyſpiel lehrt,
Dem ſey ein ſeltnes Glück beſchert,
Der Gott mit reinen Händen dienet.
Dich krönt dein Fleiß; doch nicht genug:
Heut ſieht man, wie ein neuer Schmuck
Um deine Prieſterſchläfe grünet.

Der holden Zehinn keusche Glut
Muß deine Lorbern fruchtbar machen;
In welcher Brust die Unschuld ruht,
Auf deren Wangen Rosen lachen.
Die Wahrheit liebt ihr Ebenbild;
Und was dein Herz mit Gluth erfüllt,
Ist deiner Freundinn seltne Tugend.
Zucht, Klugheit, Treu und Sittsamkeit
Sind heut ihr Schmuck und Ehrenkleid,
Und krönen ihre holde Jugend.

Und dieß legt dir die Fessel an,
Erregt und nähret deine Flammen;
Die nicht vom falschen Glanz und Wahn,
O nein, von Sternenhöhen stammen.
Der führte deinen Fuß dahin,
Der aller Menschen Herz und Sinn,
So wie die Wasserfluthen lenket.
Gott, der dein reines Herze kennt,
Wo kein verfälschter Weihrauch brennt,
Hat diese Glut in dich versenket.

Je näher uns die Sonne rückt,
Mit ihren anmuthsvollen Stralen;
Jemehr wird Aug und Brust entzückt,
Wenn Licht und Glanz die Felder malen.
Sieh, deine Freundinn kömmt zu dir,
Um deines Hauses Lustrevier
Mit neuem Glanz und Pracht zu zieren.
Wie wird nicht dieser nahe Schein
Dein Aug und Geist und Muth erfreun,
Und deine treuen Sinne rühren!

O schöner Bund! o reines Band!
Das Himmel, Gott und Tugend binden.
So kann man in Aegyptenland
Ein angenehmes Gosen finden.
Wer so nach Liebespalmen geht,
Der kann, wenn Sturm und Blitz entsteht,
Vergnügt und ohne Kummer sitzen.
Der Oelzweig schützt in Kriegsgefahr:
Dich werden, höchstvergnügtes Paar,
Die Myrten vor dem Unglück schützen.

Auf euch wird Segen, Glück und Heil,
So wie der Thau von Hermon fließen.
Gott, eurer Väter Lohn und Theil,
Wird euch in sein Erbarmen schliessen.
Die Tugend krönet euer Thun:
So kann sein Segen auf euch ruhn;
So liebt und liebt ihr stets vergnüget.
Nun Herr! so segne dieses Band,
Und kröne selbst mit deiner Hand,
Was deine Hand zusammen füget.

Die XIII. Ode.

Als ſich

Herr Georg Gottfried Funkler

mit der

Frau Weigmannnnn

in Leipzig verband.

M. Johann Heinrich Winkler.

Beglückte Braut, die Freude lachet,
Und giebt dir Muth und Zuverſicht,
Da deiner Wohlfahrt Kraft und Licht
Nach Sorg und Gram und Nacht erwachet.
Die Einſamkeit, da du geklagt,
Da Leid und Harm dein Herz genagt,
Darf dich nun weiter nicht betrüben.
Was Sinn und Wunſch und Wahrheit lieben,
Was edlen Seelen wohlgefällt,
Das hat ſich nun zu dir geſellt.

Die Vorſicht ſetzt dem Kummer Grenzen,
Und ruft der Luſt, die dir gebührt,
Da dich Vernunft und Klugheit ziert,
Und Ehr und Tugend dich umkränzen.
Die Vorſicht ſchenkt dir einen Freund,
Und will, da du genug geweint,
Du ſollſt die Traurigkeit vergeſſen.
Die Vorſicht hat die Zeit gemeſſen,
Und ſelber Tag und Wahl beſtimmt,
Da Lieb und Reiz von neuem glimme.

Dein

Dein Eheſchatz kömmt voll Vergnügen,
Und giebt dir Wort und Hand und Mund,
Und machet dir ſein Herze kund,
Das deine Tugenden beſiegen.
Er will, du ſollſt zufrieden ſeyn,
Dich über deine Wohlfahrt freun,
Und Zeit und Luſt mit ihm genieſſen.
Er läßt im Scherz und Ernſte wiſſen,
Er nehm an deiner Freude Theil,
Und ſorge für dein Glück und Heil.

Vergnügter Bräutigam, dein Sorgen
Erquickt dich ſelbſt. Dein eignes Herz
Empfand in ſich des Leides Schmerz,
Und grämte ſich ſo manchen Morgen.
Des Hauſes allerbeſte Zier,
Die treue Gattinn fehlte dir,
Die Huld und Gunſt in dir erregte,
Die dich, als Mann und Vater, pflegte,
Und die durch Lieb und Fleiß und Rath,
Der Kinder Wohl befördert hat.

Jedoch, dein Kummer iſt geſtillet.
Hier iſt die kluge Weigmannnn,
Die Freundinn, deren Geiſt und Sinn,
Verſtand und Munterkeit erfüllet;
Die Freundinn, die ſich dir geweiht,
Die ſich entſchloſſen, Müh und Zeit
Auf deines Hauſes Nutz zu wenden;
Von deren Fleiß, von deren Händen
Die Hoffnung zum voraus entdeckt,
Was immer neue Huld erweckt.

So

So nehmt, ihr hoffnungsvollen Zweige,
Empfangt und ehret die Mama,
Erweiſet euch durch Nein und Ja,
Daß ſich der Segen zu euch neige.
Gedenkt an eure Pflicht und Schuld,
Erkennet ihre Lieb und Huld,
Die ſie zu eurem Beſten träget,
Die euch erfreut, die ſie beweget,
Daß ſich ihr Trieb um das bemüht,
Wodurch der Kinder Wohlfahrt blüht.

Hochwerthe Braut, die Augen lehren,
Wie Blut und Ehrfurcht wallt und lebt,
Wie ſich ihr friſcher Muth erhebt,
Um dich, als die Mama, zu ehren.
Dein eignes Herze wird gerührt,
Da es die zarte Liebe ſpürt,
Da deine Kinder dich begrüſſen,
Da ſie ſo froh die Hände küſſen,
Da ſie in voller Hoffnung ſtehn,
Und ſelbſt ihr eignes Lob erhöhn.

Verknüpftes Paar, beglückte Beyde!
Begehet demnach dieſes Feſt,
Das euch die Führung feyren läßt,
Genießt die auserleſne Freude.
Genießt der Anmuth Reiz und Macht,
Die euch die Schickung zugedacht,
Und Tag und Ordnung zubereiten.
Genießet bis auf ſpäte Zeiten,
Was euren Eheſtand beglückt,
Was eure Kinder ziert und ſchmückt.

Die XIV. Ode.

Ueber das Abſterben
Herrn Johann Theodor Jablonski,

Kön. Pr. Hofraths u. Secret. der berl. Soc. der Wiſſenſchaften.

Gottl. Friedr. Wilh. Junker.

Du ſtirbſt ſo ſtill, wie du gelebt,
Verdienter Mann in großen Dingen!
So wenig du nach Ruhm geſtrebt,
So würdig muß man dir ihn bringen.
Sieht man gleich Weib und Kinder nicht
In einem tiefen Leide trauren:
So zwingt doch viele Lieb und Pflicht,
Sich ſelbſt um dich itzt zu bedauren.

Du edler Reſt der alten Zeit,
Die dich zum Zeugen auserleſen,
Von was für einer Gründlichkeit
In ihr die Menſchen ſind geweſen!
Wer Wiſſenſchaft, wer Tugend liebt,
Der muß dich itzt mit Thränen ehren;
Sonſt zeigt er, daß er ſie nicht übt,
Und die nicht kennt, die ſie vermehren.

Der Ernſt in dem, was Gott betrifft,
Ein von der Welt entfernt Gemüthe,
Die Weisheit in Geſpräch und Schrift,
Des Herzens Redlichkeit und Güte;
Dieß kann die Menſchen ſonſt erhöhn;
Dieß ſind nicht oft erlebte Sachen,
Die, da wir ſie an dir geſehn,
Nun unſre Klage lauter machen.

Wie sorgsam die Bescheidenheit,
Was an dir war, verbergen wollen,
Ist doch dein Lob der Trefflichkeit
Durch ganz Europa fast erschollen.
Die Demuth schränkt den Ruf nicht ein;
Drum wird man spät von dir noch lesen:
So klein Jablonski wollen seyn,
So groß ist er doch stets gewesen.

Uns hat dein fremdes Lob erweckt,
Da wir den Werth von deinen Gaben,
Der sich so weit hinaus gestreckt,
Nunmehr erst recht erfahren haben.
Du warst ein Kleinod unsrer Stadt,
Das sie in ferne Jahre zieret;
Drum wird, was seine Sinnen hat,
So schmerzlich durch dein Grab gerühret.

Der Mann, der himmlisch uns ergetzt,
Durch Weisheit, Wandel, Schrift und Lehren:
Dein Bruder, der sonst so gesetzt,
Kann sich der Thränen nicht erwehren:
Sie fallen ihm aufs Bibelbuch,
Darinn er liest mit hohem Triebe;
Und da versiegeln sie den Spruch:
Wie lieblich ist die Bruderliebe!

Ich, den du durch dein liebreich Herz
Zum Wohlfahrtswege wollen bringen,
Laß hier von dem geheimen Schmerz
Dieß stille Klagelied erklingen.
Es ist der Ausbruch meiner Pflicht,
Zu dem mich Dank und Ehrfurcht treiben:
O! störte mich die Wehmuth nicht,
Ich würde dir gemäßer schreiben.

Die XV. Ode.

Auf die Verbindung Herrn Andersen mit der Fräulein Schreiberinn in Hamburg. 1730.

D. G. G. Richter.

Die Liebe gleicht sehr oft den Angeln,
Die wer der rechte Fisch verschlingt.
Wenn man das Netz ans Ufer bringt,
Scheint dieß und jenes noch zu mangeln.
Hier führt die Reue späte Klagen,
Dieweil man stets auf diesem Fluß,
Das, was man fängt, behalten muß,
Und sich mit seiner Beute tragen.
Die Vorsicht kann die Augen schärfen,
Die Zeit entdeckt den rechten Ort,
Und heißt uns, auf des Höchsten Wort,
Das Netz bedachtsam auszuwerfen.
Denn reißt es von der großen Menge;
Hiedurch ersetzt die Wundermacht
Den Irrthum der verlaufnen Nacht,
Und treibt den Segen in die Enge.

O werther Freund! dem Glücke steiget,
Da du den schönsten Zug gethan.
Du nimmst die Perle freudig an,
Die sich in offner Muschel zeiget.
Dem Schiff kann seinen Anker lichten,
Die Elbe beut dir ihren Strand,
Da eilst du hin, mit froher Hand
Die Liebeszeichen aufzurichten.

Ein Myrtenwald, durch dessen Blätter
Noch nie ein geiler Wind geweht,
Der itzt in voller Blüthe stehet,
Empfängt die Muhme mit dem Vetter.
Hier flicht die Liebe Myrtenkronen,
Und theilt sie Treuverliebten aus.
Dich führt sie in ihr Gartenhaus,
Wo Zucht, Vernunft und Tugend wohnen.

Sie sorgt, daß nichts den Ort entweihe,
Von tausend sieht ihn kaum ein Paar.
Hier spielen auf dem Brandaltar
Die Opferflammen reiner Treue.
Hier müssen keusche Seelen scherzen,
Hier wohnt die Ehe güldner Zeit.
Ein Feuerwerk der Einigkeit
Erhält und nährt die Gluth der Herzen.

Brich hier die schönen Sommerfrüchte,
Gewohne der vergönnten Lust!
Mund, Augen, Lippen, Schooß und Brust
Sind nicht ein bloßes Schaugerichte.
Du darfst an keinen Winter denken,
Dein Herz bleibt nie von Flammen leer.
Du kannst, wird dir der Kopf zu schwer,
Ihn in den Arm der Liebsten senken.

Ich sah sie erst im Krankenbette.
Wie sehr erhub ich deine Wahl!
Voll Sehnsucht, daß ich auch einmal
Auf gleichen Schlag was Liebes hätte.
Ich kann mit Grund der Wahrheit sagen,
Ihr kleinster Zufall schmerzte mich,
Und in Gedanken bath ich dich,
Komm, laß uns hier die Helfte tragen.

Ich sah und forschte, was ihr fehlte,
Wobey ich bald auf die Natur,
Bald auf den Antheil meiner Cur
Und den Verzug der Hülfe schmählte.
Der Wohlstand hat es nicht gelitten,
Sonst gab mir oft der Eifer ein,
Die Pulver in die Luft zu streun,
Und die Mixturen zu verschütten.

Auch hub ich an mit dir zu zanken,
Wie, sprach ich, hat man dieses nicht,
Daß sich die Krankheit später bricht,
Dem Mangel deines Trosts zu danken?
Verläßt du itzt dein einzig Leben,
Das nicht für alles in der Welt,
Für Wollust, Ehre, Gut und Geld,
Noch für Processe hinzugeben?

Doch dießfalls trat ich dir zu nahe,
Du hast nicht schuld, ich stelle mir
Noch itzund die Verwirrung für,
Worein ich dich gerathen sahe.
Ich kann es öffentlich bezeugen,
Wie kräftig mich dein Mund beschwur,
Als ich von Kiel nach Schleßwig fuhr,
Dem Uebel möglichst vorzubeugen.

Die Unruh giebt in solchen Fällen
Nicht viel Geduld an einem Ort.
Du schickteſt manchen Bothen fort,
Den Wagen früher zu beſtellen.
Kaum ſtund derſelbe vor der Thüre,
So rieſſt du ſtracks: Was zauderſt du?
Mach fort, ſitz auf und fahre zu,
Der Seiger weiſt ſchon über viere.

Du kriegteſt mich gar ſanft beym Flügel,
Und zogſt mich ſelbſt aus deinem Haus
Jedoch mit guter Art heraus,
Und gabſt dem Fuhrmann Zaum und Zügel.
Auch da wir durch die Straſſe waren,
Und bey dem Eckhaus umgewandt,
So winkteſt du mit Mund und Hand,
Nicht ſo gemächlich zu zufahren.

Mein Wunſch ſchloß, gleichſam als mit Ketten,
Der Schickung zweifelhaften Rath,
Zu der ich dieß Gelübde that:
Wirſt du die beyden Schweſtern retten:
So mag es ſich dargegen fügen,
Daß zehen andre nach der Zeit
Mit doppelter Gefährlichkeit
Ein Vierteljahr darnieder liegen.

Allein wie ward mir nicht zu Muthe,
Als nach Verlauf von einem Jahr
Das dritte Kind befallen war;
Es regte ſich in meinem Blute.
Die Liebe hat verſchiedne Stuffen,
Mein letzt Gelübde reute mich,
Ich fing es an recht ſäuberlich
In meinem Kopf zu wiederruffen.

Vergieb, mein Freund, dir ohne Schaden
Iſt dieſer Widerruf geſchehn.
Ich mußte mit Betrübniß ſehn,
Was ich mir auf den Hals geladen.
Wie lang und oft, o harte Proben!
Iſt meine Patientinn krank.
Ich ſage für die Strafe Dank,
Und will nichts weiter angeloben.

Vorizt erweckt mich dein Vergnügen,
Ich ſtimme deiner Meynung bey,
Daß dieſes ungleich beſſer ſey,
Beyſammen als allein zu liegen.
Die Liebe fordert Rang und Stelle,
Und da mir euer Eintrachtskuß
Zur ſtillen Reizung dienen muß:
So dürſtet mich nach gleicher Quelle.

Die Hoffnung iſt zu allem nüze,
Und giebt mir einſt, was ſie verwahrt:
Daß ich nicht ſtets nach München-Art
Bey Büchern und bey Kranken ſize.
Geduld und Zeit hebt die Beſchwerden,
Und läßt mich, wie ich hoffen kann,
Aus einem Arzt ein Ehemann,
Aus einem Freund dein Schwager werden.

Geduld war auch dein Troſt im lieben,
Es iſt ſchon mancher ſchöne Tag,
Seit dem dein Herz in Feſſeln lag,
Und ich ein Hochzeitlied geſchrieben.
Zwo Reiſen hab ich unterdeſſen
Mit offner Poſt und leichter Fracht
Nach meinem Vaterland gemacht,
Und Kirſchen zu Paris gegeſſen.

Es heißt, die Sehnſucht wird nur größer,
Wenn man die Liebe wurzeln läßt,
Wer lange baut, der baut auch feſt,
Was lange liebt, das kennt ſich beſſer.
So bald der Freyheit Wachs zerronnen,
Wird Bild und Zeichnung leicht zerſtreut,
Wenn jenes nicht die Härtigkeit
Allmählich an der Luft gewonnen.

Hochwerther Freund, dein Wachs der Seelen
Zerſchmolz von reinſtem Liebesſtral:
Nun iſt es härter, als der Stal,
Und kann den Eindruck nie verhöhlen.
Nichts kann dein Herz und Bildniß ſcheiden,
Kein Mondenwechſel findet ſich.
Die Tugend hält den reinſten Strich,
Ihr Gold kann keine Schlacken leiden.

Du ſchmeckeſt nun den Kern der Liebe,
Hier iſts, wo dein Vergnügen grünt,
Du haſt um Rahel lang gedient,
Als dich dein Stern nach Haran triebe.
Du kannſt ein neues Eden gründen,
Wenn Scherz und Luſt dich müde macht,
Und ſtets bey Tiſch und Lager wacht,
Daß heißt, des Himmels Vorſchmack finden.

Man ſchaut anitzt die reifen Saaten,
Der Landmann hebt die Hand empor;
Sein Dank erfüllt des Höchſten Ohr,
Da Korn und Frucht ſo wohl gerathen.
Doch was du erndteſt gilt vor allen,
Du ſieheſt mit erfreutem Sinn,
Steht ſonſt die Saat der Liebe dünn,
Daß hier kein Miswachs eingefallen.

Nichts ſtört den Fortgang deiner Freude,
Betritt dein ſchönes Roſenfeld!
Was itzt dein Wunſch in Armen hält,
Bleibt deiner Augen Luſt und Weide.
Kein Dorn darf Hand und Lippen ſtechen,
Der ſonſt der Roſen Hüter iſt.
Du, der du Herr vom Garten biſt,
Kannſt ungehindert Blumen brechen.

O Paar, dem Gott und Glück gewogen!
Laßt eurer Neigung Platz und Raum.
Gebt Achtung auf den erſten Traum,
Wenn ihr den Vorhang zugezogen.
Pflanzt Bäume, die dem Stamme gleichen,
Lebt ohne Leid, liebt ohne Schmerz,
Lobt euren Gott, labt euer Herz,
Mein Segen kann nicht weiter reichen.

Die XVI. Ode.

Bey dem

Scherell = und Frickischen

Hochzeitfeste in Stollberg.

1735.

In fr. Namen.

Johann Christoph Gottsched.

Ihr lieben Jungfern, lügt nur nicht,
Und hört doch auf, euch fromm zu stellen;
Ihr täuscht uns, wenn der Mund gleich spricht:
Ihr sehntet euch nach Klosterzellen.
Ihr liebt, wenn der verstellte Mund
Gleich lauter fromme Reden führet:
So bald ihr einen Freyer spüret,
So wird das zarte Herze wund,
Und das Gelübde, nie zu freyen,
Fängt euch von Herzen an zu reuen.

Seht unsre schöne Braut nur an,
Auch diese war aus eurem Orden;
Und, wo man es nur glauben kann,
Schon längst zur Klosternonne worden.
Ihr strenger Vorsatz war gefaßt,
Es schien, sie hätt ihn gar beschworen:
Sie sey nicht für die Welt gebohren,
Der Ehstand sey nur eine Last,
Drum würde sie sich nie bequemen,
Gleich andern, einen Mann zu nehmen.

Doch

Doch ſeht, wie ändert ſich das Blatt!
Die Frickinn liebt, und läßt ſich lieben:
Sie iſt des Kloſterlebens ſatt,
Und fühlt die Macht von Amors Trieben.
Der werthe Scherell war zu ſchlau,
Mit ſeinen anmuthsvollen Sitten:
Sein heiſſer Kuß hat ſie beſtritten,
Und ſeht, nun wird ſie ſeine Frau.
Die Kloſtergrillen ſind verſchwunden,
So bald ſich dieſer Feind gefunden.

Sie thut ganz recht: Denn wär es ihr,
In dem betrübten Nonnenorden,
Wohl immermehr ſo gut als hier,
In ihres Liebſten Arm geworden?
Dort ſchläft man keine ganze Nacht,
Früh morgens muß man Horas ſingen;
Und was man ſonſt in andern Dingen,
Zur Qual des Kloſtervolks erdacht:
Das alles hat man auszuſtehen,
Wenn man ins Kloſter denkt zu gehen.

Hergegen, wo durch Hymens Glut
Zwey Herzen an einander ſchmelzen,
Da kann man mit getroſtem Muth
Die Sorgen aus dem Sinne wälzen.
Man ſchläft in ſanften Armen ein,
Man quält ſich nicht mit frühen Metten,
Und liegt in ſeinen weichen Betten,
Bis an den hellen Sonnenſchein.
Ja wenn auch der die Träume ſtöret,
So wird der Eingang ihm verwehret.

Wo darf ein heilig Kloſterkind
Nach hübſchen Junggeſellen ſehen?
O! wenn das die Aebtißinn findt,
So iſt es um die Luſt geſchehen.
Dem Girard, der ſie beichten hört,
Darf keine Cadiere trauen;
Den Pater ſelbſt nur anzuſchauen,
Hat oft die böſe Luſt empört.
Das muß, mit reuendem Gewiſſen,
Die arme Kloſterſchweſter büſſen.

Wie frey hergegen ſcherzet man
In dem beliebten Eheſtande!
Da thut kein Pabſt uns in den Bann;
Da jagt kein Kuß uns aus dem Lande.
Die Frau umarmt den Mann verliebt,
Sie ſelber lockt ihn in das Bette:
Sie hengt an ihm, gleich einer Klette,
Und iſt ohn ſeinen Kuß betrübt.
Viel beſſer iſt es denn zu freyen,
Als ſich der Kloſterluſt zu weihen.

Vergnügte Braut, das wußteſt du,
Drum floheſt du die Zahl der Nonnen.
Dein Scherell winkt, du rufſt ihm zu:
Er habe ſchon dein Herz gewonnen!
Nun geht, und ſetzet Regeln auf,
Ein neues Kloſterſtift zu gründen;
Wo Mönch und Nonne ſich verbinden:
Drückt manchen Kuß zum Siegel drauf.
So ſagt man einſt, daß euer Orden
Der ſchönſte von der Welt geworden.

Doch

Doch Scherz beyseite! Werthes Paar,
Der Himmel selbst hat euch verbunden:
So angenehm und wunderbar
Hat sich hier gleich und gleich gefunden.
So lange sich der dichte Wald
Um Rammelburg wird finden lassen;
So lange noch in Stollbergs Gassen
Des Bergmanns frohes Lied erschallt:
So lange soll euch euer Freyen
Durch später Enkel Flor gedeihen.

Die XVII. Ode.

Beym Absterben Seiner geliebtesten Mariane, gebohrnen Wyß.

von

D. Albrecht Haller.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert itzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl:
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich dich vergessen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wenn von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Nachbild unsrer Treu.

Nicht

Nicht Reden, die der Geiſt gebiehret,
Nicht Dichterklagen fang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wenn es ſein Leid nicht faſſen kann.
Ja, meine Seele will ich ſchildern,
Von Lieb und Traurigkeit verwirrt,
Wie ſie, ergetzt an Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

Ich ſeh dich noch, wie du erblaßteſt,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat;
Wie du die letzten Kräfte faßteſt,
Um noch ein Wort, das ich erbath.
O Seele voll der reinſten Triebe!
Wie ängſtig warſt du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun, Gelaſſenheit.

Wo flieh ich hin? in dieſen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erſchreckt:
Das Haus hier, wo ich dich verlohren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt!
Hier Kinder . . . ach! mein Blut muß lodern,
Beym zarten Abdruck deiner Zier.
Wenn ſie dich ſtammelnd von mir fodern:
Wo flieh ich hin? ach! gern zu dir.

O ſoll mein Herz um dich nicht weinen!
Hier iſt kein Freund dir nah, als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du lieſſeſt ſie, und wählteſt mich.
Ein Vaterland, das dir gewogen,
Verwandtſchaft, die dir liebreich war,
Dem allem hab ich dich entzogen;
Wohin zu eilen? auf die Bahr.

Dort, in der bittern Abschiedesstunde,
Als deine Schwester an dir hieng,
Wie nach und nach das Land verschwunde,
Und uns ihr letzter Blick entgieng;
Sprachst du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
Ich geh mit ruhigem Gemüthe;
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch itzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst die Wehmuth ab.
Wie ungemein war deine Liebe!
Die Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, so arm ich selbst mich schriebe,
Allein nach meinem Herzen maß.

Wie bald verliessest du die Jugend,
Und miedst die Welt, um mein zu seyn;
Du flohst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön, für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst, bey meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf meinem frohen Blick.

Ein nie um eitels fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern;
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach!

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht;
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich ſelbſt verhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz, und ſprach:
Wie! wenn ich ſie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmaal deiner Huld;
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtete Schuld.

Im dickſten Wald, bey finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will dich ſehen, wie du giengeſt,
Wie traurig, wenn ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wenn du mich umfingeſt;
Wie freudig, wenn ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefen Fernen
Will ich bey Nachte nach dir ſehn;
Und forſchen, über allen Sternen,
Die unter deinen Füſſen drehn.
Dort wird itzt deine Unſchuld glänzen
Vom licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich, aus den alten Grenzen,
Der Seele neuentbundne Kraft.

Dort lernſt du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du miſcheſt mit der Engeltönen,
Dein Lied und ein Gebeth für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch dir auf:
Dort ſteht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebenslauf.

Vollkommenſte! die ich auf Erden
So ſtark, und doch nicht gnug geliebt,
Wie liebenswürdig wirſt du werden,
Nun dich ein himmliſch Licht umgiebt!
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein!
O! halte deine Armen offen!
Ich eile, ewig dein zu ſeyn.

Die XVIII. Ode.

Bey dem

Straub- und Grimmiſchen Eheverbündniſſe

im Jahre 1735. in Leipzig.

J. f. N.

M. Joh. Joachim Schwabe.

Werther Gönner, laß den Flohr
Deines Witwerſtandes liegen:
Hebe doch dein Haupt empor;
Wähle dir ein neu Vergnügen.
Suche mit befreyter Bruſt
Deine längſt begrabne Luſt,
Eine treue Gattinn, wieder.
Nimm den Ring, ſchlag Hand in Hand;
Knüpf ein friſches Eheband;
Wirf die bangen Sorgen nieder.

Ey! du weiſt ja, wie es thut,
Wenn vergnügtergebne Herzen,
In der reinſten Liebesglut,
Zärtlich mit einander ſcherzen;
Was für lieblichen Genuß
Ein oft umgetauſchter Kuß
Von getreuen Lippen giebet;
Wie des Tages Lauf verſtreiche,
Wie die längſte Nacht entweicht,
Wenn ein Herz das andre liebet.

Hast du schon die schöne Zeit,
Und die holde Lust vergessen,
Die der Liebe Freundlichkeit
Dir einst reichlich zugemessen?
Nein, du denkst noch wohl daran,
Und du fängst oft seufzend an
Diesen Abgang zu beklagen.
Thu es fernerhin nicht mehr;
Laß dein Haus nicht länger leer,
Noch nach seiner Wirthinn fragen.

Eines Hauses Wohl begehrt
Kluger Frauen wache Sorgen;
Was die Küche recht verzehrt,
Bleibt dem kärgsten Mann verborgen.
Dieses weis Cathrinchen schon,
Die nebst ihrem Jahreslohn
Andre Groschen beygeleget.
Müßt ich ihren Zorn nicht scheun:
So seh ich zur Noth wohl ein,
Was ihr solche Zinsen träget.

Doch ich hab es nicht gesagt,
Was die Köchinn heimlich sparet;
Was die schlaue junge Magd
Von des Herren Gut verwahret.
Ich gestehs; ich weis es nicht.
Sagt nur, ob es nicht geschicht?
Kann ein Mann für alles wachen?
Ist sein Handel nicht genung?
Soll er in der Haushaltung
Jeden kleinen Vortheil machen?

Freye Männer! Kann dieß seyn?
Sprich, mein Straube, mags geschehen?
O! ihr saget kühnlich nein;
Und du giebst es zu verstehen.
Du erwirbst der Grimminn Treu;
Deine Flammen werden neu,
Deine Flammen keuscher Triebe.
Hat sie einst der Tod versenkt:
Schau, was dir sie wiederschenkt,
Ist der Grimminn zarte Liebe.

Holde Braut! o nimm doch wahr,
Wie mit lächelnden Geberden
Ein vergnügtes Kinderpaar
Dich schon läßt zur Mutter werden.
O gieb Achtung, wie es dir
Voll der innigsten Begier
Die geliebten Hände küsset.
Laß es zu: Es ist erfreut,
Weils in deiner Zärtlichkeit
Seine Mutter nicht vermisset.

Nimm den süssen Namen an,
Der so sanft, so lieblich klinget;
Der, was dich erfreuen kann,
Ohne Weh und Schmerzen bringet.
Sorge nun für Straubens Haus,
Gib für Küch und Keller aus:
Nimm die Wuthschaft dir zu eigen.
Hilf und trage halbe Last;
Was der Ehstand in sich faßt,
Wird dir schon dein Straube zeigen.

Nun ſo lebe denn beglückt,
Lebe, neues Paar, im Segen.
Was mein Wunſch dir weiter ſchickt,
Mag die Zeit vor Augen legen.
Wie der Schnitter Eiſen itzt
Durch die güldnen Halmen blitzt,
Und des Landmanns Reichthum mehret:
Eben alſo erndte du
Heil und Wohlfahrt, Luſt und Ruh,
Und was man einſt ſchreyen höret.

Die XIX. Ode.

Auf die
Lamprecht = und Klingneriſche
Verbindung in Leipzig.
1731.
M. Johann Martin Knöcher.

So weis denn, tugendvolle Braut,
Dich auch der Himmel zu belohnen:
Du wirſt an einen Mann getraut,
Bey dem Verſtand und Klugheit wohnen.
Gewiß! du haſt es auch verdient,
Daß dir das ſchönſte Glücke grünt;
Du wirſt von jedermann geprieſen;
Du biſt der Tugend echtes Bild,
In das ſich ſelbſt die Anmuth hüllt,
So ſchön, als ſie ſich je gewieſen.

Dein Vater zog dich jederzeit
Zu dem, was Frauenzimmer zieret:
Der Grund hierzu war Frömmigkeit,
Zu der du ſelbſt dich angeführet.
Ruß Gott die liebſte Mutter hin:
So dachte doch des Höchſten Sinn
Auf eine Mutter gleicher Treue:
Die wies durch ihren treuen Rath,
Was ſonſt die rechte Mutter that,
Daß dich der Wechſel nicht gereue.

Nun führet dich des Höchsten Hand
Aus deines wackern Vaters Hütten:
Er will dich durch ein Eheband
Mit neuem Segen überschütten.
Gott führet dich an einen Mann,
Von dem dein Herze hoffen kann,
Er werde dich in nichts betrüben:
Dieß Werk ist nicht von ohngefehr;
Ach nein! es kömmt vom Herren her,
Wenn Herzen so vertraulich lieben.

Drum merke, liebenswerthes Kind,
Hieraus des Himmels Gnadenblicke:
Wie herrlich er, die redlich sind,
Für ihre Frömmigkeit beglücke.
Wer Aeltern also ehrt und liebt,
Wie jeder dir das Zeugniß giebt,
Muß auch die Frucht dafür genieſſen:
Es soll, dieß sagt des Höchsten Wort,
Ein Strom des Segens fort und fort,
Durch späte Zeiten auf ihn flieſſen.

Dieß wird bereits an dir erfüllt;
Du siehst die schönsten Myrten grünen:
Die müssen, tugendreiches Bild,
Zur Freude deiner Jugend dienen.
Auch selbst im Alter wirst du sehn,
(Gott lasse meinen Wunsch geschehn!)
Daß sein Verheissungswort bekleiben;
Wenn deine Kinder einst, wie du,
Dich werden bey gewünschter Ruh,
Als Mutter, voller Ehrfurcht lieben.

Tritt in den neuerwählten Stand
Mit unausſprechlich reichem Segen:
Du wählest dieſes holde Band
Ganz ungeſchminkter Liebe wegen.
Wo dieſe unſer Hauptgrund iſt,
Wenn Mund und Mund einander küßt,
Da hat der Himmel ſein Gefallen:
Da iſt der Ehſtand ganz gewiß
Ein mehr als irdiſch Paradies,
Da muß das Herz für Freuden wallen.

Du triffſt die angenehmſte Wahl;
Du wirſt an deines Lamprechts Gaben,
Wie itzt, ſo künftig allemal
Dein innigſtes Vergnügen haben.
Gott fördre ſeine Handelſchaft;
Er gebe ſeinen Gliedern Kraft,
Auf daß er viele Jahre lebe:
Damit er dir in langer Zeit,
In völliger Zufriedenheit,
Stets Zeichen treuer Liebe gebe.

So blühe denn, geehrtes Paar!
In unverrücktem Wohlergehen:
Wie deines Liebens Urſprung war,
So müſſe ſolches ſtets beſtehen.
Es ſtöre dich kein Leid noch Weh,
Im Fortgang der getroffnen Eh,
Daß beyder Aeltern ſich vergnügen:
Ihr Segen ziehet mit dir ein;
O was kann Kindern beſſer ſeyn,
Als ſich im Glücke ſo zu wiegen!

Die Nacht bricht ein; die Sonne flieht;
Es zeigen ſich die langen Schatten:
Daher mein Kiel ſich rückwärts zieht,
Die Zeit will ihm nichts mehr verſtatten.
Doch ruf ich dir noch tauſendfach
Den Glückwunſch in das Schlafgemach:
Erzeuge viele junge Reiſer!
Erbau, bis in die ſpäte Zeit,
In herzlicher Vertraulichkeit,
Den Abriß ſchöner Segenshäuſer.

Die XX. Ode.

Als

Herr Johann Gottlob Hertel zu Leipzig Magiſter wurde.

J. ſ. N. 1734.

D. Chriſtian Gottlieb Ludwig.

Das Wachsthum wahrer Wiſſenſchaft
Steigt durch der Philoſophen Kraft,
Durch Denken, durch die ſchärfſten Schlüſſe:
Man glaubt den Lehrern nicht mehr blind;
Man glaubt nur da, wo Gründe ſind,
Warum man endlich trauen müſſe?
Man unterſuchet ganz genau,
Warum man etwas möglich nenne?
Ob man von unſers Körpers Bau
Was richtiges begreifen könne?

Hygäens Tempel glänzt und prangt,
Nachdem er ſolchen Schmuck erlangt,
Mit einem ſonderbaren Lichte.
Das Fabelwerk der alten Zeit
Woraus der Arzt nur prophezeiht,
Geht alſo nach und nach zu nichte.
Man ſieht den Grund der Schwachheit ein,
Man kennt der Mittel wahre Stärke,
Faſt alles muß uns dienſtbar ſeyn,
Man thut natürlich Wunderwerke.

Dieß weis der tolle Hauſe nicht,
Der in der Blindheit ohne Licht
Nur nach verwirrten Schatten greifet.
Ein Stümper thuts dem andern nach
Und alſo wird Hygäens Schmach
Durch ihre Kinder ſelbſt gehäufet.
Durch Kinder? nein, durch ein Geſchlecht,
Das ſie zu keiner Zeit erkennet,
Und was ſie ſelbſt mit gutem Recht
Die Brut der blinden Thorheit nennet.

Man raſt umſonſt, der Fall iſt nah,
Und wie ich ſeh, ſchon wirklich da,
So ſehr ihn deine Liſt verſtecket.
Woher der falſche Schimmer rührt,
Der nur den ſchwachen Geiſt verführt,
Das hat die Weisheit bald entdecket.
Wo bleibt, was du geträumet haſt?
Was helfen dich nun deine Lügen?
Du wirſt dir ſelbſt zur ſchwerſten Laſt,
Und kannſt nun weiter nicht betrügen.

Geliebter Freund! du gehſt die Bahn,
Die dich nicht ſo verführen kann,
Du ſuchſt der Weisheit echten Tempel:
Der Lehrer Rath, der viele Fleiß,
Der dich noch itzt zu führen weis,
Zeigt dir kein ſträfliches Exempel.
Du fliehſt der Brodtgelehrten Zahl,
Die ihren Schlendrian betrachten,
Die einmal ſo, wie allemal,
Die Kranken heilen oder ſchlachten.

Du ſiehſt den Schaden, der ſich zeigt,
Wenn Witz, Verſtand und Tugend ſchweigt,
Wenn wir uns nach der Mode ſchreiben.
Dem Vater halfs, der Mutter auch,
Drum gebts der Tochter zum Gebrauch,
Sie wird wohl gleichfalls leben bleiben.
Du ſchärfſt dein Urtheil itzo ſchon,
Drum wird dem reiflich Ueberdenken
Dir künftig noch der Arbeit Lohn
Und ein zufriednes Herze ſchenken.

Sophia krönt dich und mit Luſt,
Du biſt ein Kind, das ihre Bruſt,
Nun ſchon ſeit langer Zeit geſogen;
Bey dir iſts nicht ein falſcher Ruhm,
O nein, er iſt dein Eigenthum,
Und niemand wird dadurch betrogen.
Du haſt der Dinge Grund gefaßt,
Ein jeder wird dich Meiſter nennen,
Weil du es längſt verdienet haſt,
Weil wir dich längſt dafür erkennen.

Der Freunde Wunſch erhebt dein Glück,
Wir bleiben alſo nicht zurück,
Wir, die wir dich beſtändig lieben,
Du edles Mitglied unſrer Schaar!
An dir wird eben offenbar,
Daß wir uns nicht vergebens üben.
Beweiſe deiner Lehren Kraft,
Beweiſe deiner Einſicht Stärke,
Damit die wahre Wiſſenſchaft,
Sich auch durch dich gebeſſert merke.

Die XXI. Ode.

Als

Herr M. Georg Heinrich Ribov

die Adjunctur bey der philoſ. Facult.
zu Helmſtädt erhielt.

J. f. R.

M. A. B. Pantke.

Weisheit! höchſter Schatz auf Erden!
Mutter der Zufriedenheit!
Deines Werthes Koſtbarkeit
Soll hierdurch erhoben werden.
Dieſe Lieder, ſo die Pflicht
Deinem liebſten Sohne bringet,
Preiſen deiner Stralen Licht,
Das durch Duft und Nebel dringet;
Und die dickſte Trauernacht
Oft zum hellſten Tage macht.

Eilt von Süden bis nach Norden!
Eilt vom Tagus bis zum Phrath!
Fragt die Felder! fragt die Stadt!
Ja die wilden Tartarhorden!
Auch ein Funke, den der Bruſt
Die Natur hat eingepräget,
Hat vielleicht auch da die Luſt
Zu der Weisheit ſchon erreget;
Ohne ſie ein Menſch zu ſeyn,
Wäre wohl die gröſte Pein.

Forſcht einmal in dunkeln Klüften!
Unterſucht ganz Griechenland!
Grabet, um der Tyber Strand,
In der Römer alten Grüften!
Allenthalben, wo ihr forſcht,
Könnt ihr dieſe Triebe finden.
Tullus, der hier vermorſcht,
Ließ ſich keine Würden binden;
Was er Nacht und Tag bedacht
War der Weisheit Werth und Pracht.

Weiſer Leibniß! dieß vergnügte,
Dieß erquickte deinen Geiſt;
Wenn er das, was Thorheit heißt,
Durch der Wahrheit Kraft beſiegte.
Deine Spuren, deine Bahn
Finden itzt die größten Geiſter;
Und durch das, was du gethan,
Werden ſie der Misgunſt Meiſter;
Die ihr muthiger Verſtand
Aus der deutſchen Welt verbannt.

O wie ruhig! wie ſo ſtille
Wird durch dich der freye Muth!
Denn, iſt der Verſtand erſt gut:
So verbeſſert ſich der Wille.
Da vermögen wir alsdann
Die Begierden zu beſiegen;
Die den allergrößten Mann
Oft durch Liſt und Macht bekriegen;
Hat ſie nicht der Weisheit Macht
In die Feſſel ſchon gebracht.

Nur durch dich, durch dich erwecket,
Sucht der Fleiß der Wahrheit Spur.
Die verborgene Natur
Wird uns durch dein Licht entdecket;
Was uns die Vernunft sogar
Von dem höchsten Wesen lehret,
Wird uns deutlich, hell und klar,
Wenn man deine Vorschrift ehret;
Ja, des Staates Glück und Zier
Ruht, o Weisheit! nur auf dir.

Unglückswolken, zieht zusammen!
Droht mit strenger Grausamkeit!
Störet die Zufriedenheit,
Durch des Blitzes schnelle Flammen;
Dieser fürchtet sich wohl nicht,
Den der Weisheit Kräft gestärket,
Weil sein Blick ein freyes Licht,
In den trübsten Wolken merket;
Ja den härtsten Sturm verlacht,
Der auch Helden zitternd macht.

Trotze nicht, du Feind des Lebens,
Trotze nicht, du starker Tod!
Was der Einfalt furchtbar droht
Ist bey Weisen nur vergebens.
Nimm die schwachen Glieder hin,
Die durch dich zu Staube werden!
Der unsterblichhohe Sinn
Trotzt die Eitelkeit der Erden;
Und behält die Großmuth fest,
Wenn ihn gleich der Leib verläßt.

Drum,

Drum, o Weisheit! deine Liebe
Mehrt ſich ja von Zeit zu Zeit.
Deiner Früchte Süßigkeit
Reizen ſtündlich unſre Triebe.
Niemals wird man dich genug,
Niemals überdrüßig haben.
Es vermehren deinen Schmuck
Jederzeit die ſchönſten Gaben,
Und die Frucht, die dir gehört,
Wird durch keinen Tod verſehrt.

Theurer Freund! auch dein Gemüthe
Iſt hiervon längſt überführt;
Was dir heute Ruhm gebiert,
Zeigt der Weisheit Werth und Güte.
Auguſt Wilhelm, der ſie liebt,
Weis ſie auch ſchon zu erheben,
Was ſein Schluß dir itzo giebt,
Ziert und krönt dein edles Leben.
Aber deines Nachruhms Zier
Ribov! haſt du einſt von dir.

Die XXII. Ode.

Als

Hr. D. Gottlieb Samuel Treuer,

Königl. Großbritannischer Hofrath
und Professor,

nach Göttingen zog.

D. Paul Gottlieb Werlhof.

Nimm, werther Freund, nimm, theurer Lehrer,
Dieß Zeugniß treuer Neigung an,
Die itzt dein Freund und dein Verehrer
Nicht vor der Welt verbergen kann!
Georg, der Musen Schutz und Freude,
Der jenes neue Lustgebäude
Den Musen an der Leine baut,
Ruft dich, bey diesem edlen Werke,
Zum Werkzeug seiner Augenmerke,
Die er nur Würdigen vertraut.

Er ruft, du kömmst von jenem Orte,
Wo ich zu deinen Füßen saß,
Und süsse Früchte weiser Worte,
Gleichwie aus güldnen Schalen, aß.
Ihr Zeiten, die ihr längst verflossen,
Da ich das große Gut genossen!
Euch tilget bey mir keine Zeit.
Die mir in euch geschenkten Gaben
Sind tief in meine Brust gegraben,
Sammt Hochachtung und Dankbarkeit.

Wo mein Gemüth ein Vortrag rühret,
Der gründlich, deutlich, lieblich, rein;
Der lehrt, und reizt, und überführet:
Da fällt mir Treuers Lehramt ein.
Wo falſcher Schlüſſe ſcharfe Pfeile,
Wo Aberwitz, wo Vorurtheile,
Der Wahrheit nach der Krone ſtehn;
Da ſchütz ich mich mit Treuers Lehren:
So kann kein Feind, noch Laſter wehren,
Der Wahrheit treulich nachzugehn.

Der echte Glanz von ſeinem Lichte
Beſtralt der wahren Weisheit Spur,
Die Ströme und Quellen der Geſchichte,
Das Recht der richtenden Natur,
Die Rechte herrſchender Geſetze,
Der Alterthümer tiefe Schätze,
Der Bücherkenntniß weites Meer,
Und ... wenn mir Wort und Kraft gebrechen,
So mögen ſeine Schriften ſprechen,
Und der vergnügten Hörer Heer!

Wo ſich ein Weisheitlehrer weiſet,
Da Mund und Herz ſich ähnlich ſehn;
Da eigne That die Lehren preiſet,
Die aus gerechtem Munde gehn;
Da Zier und Tugend ſich verbindet;
Da kaum der Neid zu tadeln findet:
So ſtellt ſich mir ſein Bildniß dar.
So iſt mein Treuer, der mich lehrte,
Der mich mit holder Freundſchaft ehrte,
Als ich ein blöder Lehrling war.

Nimm, werther Freund, nimm, theurer Lehrer,
Die freye Wahrheit gütig an!
Vergib das Lob, das dein Verehrer
Der Welt und dir nicht bergen kann!
Du muſt es ja von Helmſtädt leiden,
Das, bey empfindlich ſchwerem Scheiden,
Dich ſeinen andren Conring nennt:
Du mußt es von der Welt ertragen,
Die, wie gelehrt- und weiſe ſagen,
Nicht manchen andren Treuer kennt.

Und du, Parnaſſus an der Leine,
Nimm unſern Lehrer freudig ein!
Nimm dieſen Schatz! er iſt der deine,
Und kann ſtatt vieler Muſen ſeyn.
Des Himmels Schutz will ob ihm walten,
Und ihn mit Segen dir erhalten:
O! ſo erhält er deine Zier.
Ja, wenn in einem beſſern Leben
Ihn ſpät des Himmels Glanz umgeben,
So lebt ſein Ruhm der Welt und dir.

Die XXIII. Ode.

Auf das Abſterben der Frau Baumeiſterinn Oertelinn in Leipzig.

Chriſtiana Mariana, verw. v. Ziegler.

Da dir, du hochbeſtürztes Haus,
Ein jeglicher ſein Beyleid zeiget;
Weil dich ein jäher Sturm und Graus
Empfindlich rührt, erſchreckt und beuget,
Und dir, eh daß man ſolches glaubt,
Was werthes nimmt, was liebes raubt,
So ſollt ich mich nach dir auch lenken;
Und bey ſo ſchmerzlichem Verluſt,
Der mir und aller Welt bewußt,
Auf Troſt und Zuſpruch billig denken.

Doch fodre ſolches nicht von mir,
Der harte Ruß der dich betroffen,
Läßt dich, ich ſchwör es heilig dir!
Kein Troſtlied, wie von andern, hoffen.
Mein eigner Schmerz, der mich befällt,
Und Zung und Hand zurücke hält,
Macht, daß ich deiner gar vergeſſe:
Ich habe gnug mit mir zu thun;
Die Thränen laſſen mich nicht ruhn,
So oft ich den Verluſt ermeſſe.

Wie? will mich etwan nur ein Traum
Durch dieſes Schreckenbild bethören?
Giebt man dergleichen Ruf wohl Raum,
Den wir auf unſern Straſſen hören?
Es iſt ein Schattenſpiel, ein Schein,
Wie könnte dieß wohl möglich ſeyn?
Daß die der Sarg ſo bald bedecket,
Die mir ſo viel Vergnüglichkeit
Im Umgang, den ſie mir geweiht,
Vor wenig Tagen noch entdecket,

Ach leider, iſt es allzuwahr!
Hier teuſcht kein Blendwerk unſre Sinnen.
Wir ſehn mit offnem Augenpaar,
Was ich und du geliebt, entrinnen.
O Rahel ſtirbt! du kömmſt um ſie,
Wie ich, und keines weis nicht, wie,
Indem ein Schlag ſie nieder reiſſet.
Eh ſich der Herold eingeſtellt,
Und ihrer Stirn und Wangen Feld,
Wie ſonſt, ein tödtlich Merkmaal weiſet.

Dieß reiſſet dir, beſtürzter Greis,
Und mir zugleich, ein Stück vom Herzen;
Wir klagen, wie der Himmel weis,
Einander unſer Leid und Schmerzen.
Du ſeufzeſt über dieſen Riß,
Es will bey ſolcher Kümmerniß
Kein Troſt in deiner Bruſt erſcheinen;
Ich ſehe dich mit Thränen an,
Vor welchen ich kaum ſprechen kann:
Laß uns recht ſatt und müde weinen.

Ent-

Entflohne Freundinn, hörſt du nicht,
Was iedermann, der dich gekennet,
Von dir und deiner Tugend ſpricht,
Die auch der Neid unſchätzbar nennet?
Es klagt hier unſre ganze Stadt,
Die was durch dich verlohren hat,
Das man ſo gleich nicht wieder findet;
Der Harm und Gram iſt allgemein,
Der, alle Welt muß Zeuge ſeyn!
Auf Recht und Billigkeit ſich gründet.

Dein Umgang war mehr, als beliebt,
Wer ſuchte nicht von dir die Schwellen?
Die Redlichkeit, ſo ſich betrübt,
Muß nach der Flucht dieß Urtheil fällen:
Sie hätt ihr wahres Ebenbild,
Das mann in Leichentücher hüllt,
Mit dir zu Grabe tragen laſſen.
Und recht! denn dein ſo edler Geiſt,
Der unſern Augen ſich entreißt,
Schien Liſt und Heucheley zu haſſen.

Kommt, die ihr dieſes edle Weib
In eure Reihen mit geſchloſſen,
Und bey vergönntem Zeitvertreib
Von ihr viel Freundſchaft habt genoſſen.
Sagt, hat man auch ein einzigmal
Die Falſchheit, die doch überall
Das Bürgerrecht ſich will erzwingen,
Ihr zu der Seiten ſtehen ſehn?
Nein, ſprecht ihr, dieß iſt nie geſchehn,
Welch Lob kann ſchön und ſüſſer klingen?

Jedoch, ſo ſehr es dich erhöht,
So tief dringt es in unſre Seelen;
Weil wir, indem uns dieß entgeht,
Dergleichen Freunde wenig zählen.
Mir iſt, erweg ich mit Bedacht,
Was mir des ſtrengen Schickſals Macht
Erblaßte Freundinn, hingeriſſen;
Als ſollt ich durch den harten Schlag,
Der faſt nicht rauher klingen mag,
Viel gute Freund auf einmal miſſen.

Halt ein, und ſchweig, verwirrter Kiel!
Was helfen dir die Klagelieder?
Sie bringen, ſchrieb ich noch ſo viel,
Doch nicht, was ich verlohren, wieder.
Du, liebſte Freundinn, biſt wohl werth,
Daß wir dir einen Opferheerd
In unſrer Bruſt und Herzen weihen,
Worauf wir dir, und dieß zum Dank,
Für deine Tugend lebenslang,
Des Angedenkens Weihrauch ſtreuen.

Die XXIV. Ode.

Als
Herr Gottfried Winkler
das Stadtrichteramt in Leipzig 1736.
zum erſtenmale übernahm.

J. ſ. R.

Joh. Chriſtoph Gottſched.

Daß Rom, das Haupt der alten Welt,
An Macht und Größe zugenommen;
Das machte freylich mancher Held,
Durch den es ſo empor gekommen.
Der Waffen Blitz bezwang umher,
Faſt aller Nachbarn kleine Staaten.
Der tapfern Fauſt war nichts zu ſchwer,
Bis es zuletzt dahin gerathen:
Daß ihm die ungeheure Schaar
Der eignen Bürger ſchrecklich war.

Doch ſucht der Staatskunſt kluger Blick
Das Wachsthum Roms in andern Quellen,
Und ſieht hier manches Meiſterſtück
In hundert ungemeinen Fällen.
Man lieſt, daß es ſein Bürgerrecht
Den Völkern aller Welt gegeben:
So konnt ein jeder ſein Geſchlecht
Zum Gipfel dieſer Stadt erheben;
Wo Muth, Verſtand und kluger Rath,
Mehr als ein alter Adel that.

Stieg nicht ein kluger Cicero,
Den keiner Ahnen Stammbaum zierte,
Durch Tugend und Verstand also,
Daß er das Haupt der Welt regierte?
Verdienste huben ihn empor,
Nebst seinen großen Rednergaben;
Dadurch die Bosheit stets verlehr,
Die Guten stets gesieget haben:
Wenn er, durch seines Vorspruchs Macht,
Die Unschuld an das Licht gebracht.

Gelehrter Winkler! dessen Hand
Vorißt den Richterstab empfangen,
Den niemand ohne viel Verstand
Und reife Klugheit kann erlangen;
Hier siehst du einen treuen Knecht,
Der deinen Werth schon längst verehret:
Doch da der Winkler ihr Geschlecht,
Durch dich sein Ansehn stärkt und mehret;
So sieht ers mit Vergnügen an,
Wie Leipzig dich erheben kann.

Zwar weis ich wohl den Unterscheid,
Der zwischen Rom und Leipzig bleibet:
Ist dieses nicht so groß und weit;
Wer weis, wie hoch mans künftig treibet?
Auch Romuls Stadt war anfangs klein,
Und ist nur nach und nach gewachsen.
Auch Leipzig wird einst größer seyn,
Zu deiner Ehr und Zier, o Sachsen!
Wer sieht nicht, daß durch Kunst und Pracht
Es sich schon täglich schöner macht?

Was dort die Macht der Waffen that,
Dadurch ſich Rom ſo ſehr erhoben;
Das thut allhier ein weiſer Rath,
Durch ſeiner Sorgfalt echte Proben.
Der Handel macht die Bürger reich,
Und kleine Häuſer zu Palläſten;
Sind ſie den römiſchen nicht gleich,
Jedoch in Deutſchland faſt die beſten:
Zumal, wenn ſelbſt die Obrigkeit
So wenig Müh als Koſten ſcheut.

Beglückte Bürger! deren Heil
In ſo erwünſchten Händen ſtehet!
Euch wird ſo manches Wohl zu Theil,
Als manche Stunde faſt vergehet.
Wie herrlich iſt die Policey
In euren wohlgebauten Gaſſen!
Durch eurer Väter kluge Treu
Wird keinem Unfug Platz gelaſſen.
Wo ſorgt man anderswo, wie hier,
Für Nutz und Luſt, für Pracht und Zier?

In dieſer Zahl, belobter Mann!
Durch die das edle Leipzig blühet,
Hebt auch dem Glück zu blühen an;
So wie man heute hört und ſiehet.
So ſehr bisher dem wackres Haus
An Glück und Ehren hier geſtiegen;
So wenig geht dem Stamm itzt aus,
Da ſolche Würden ihn vergnügen.
O nein! ſo lange Leipzig ſteht,
Bleibt hier der Winkler Ruhm erhöht.

So treu ſich vormals Tullius
In ſeinem Richteramt verhalten:
So treu wird Winklers Richterſchluß,
Der Themis Heiligthum verwalten.
Er diente der Gerechtigkeit
Bishero ſchon mit ſeinen Sätzen;
Da konnt ihn niemals Zank und Streit,
Nur der Clienten Wohl ergetzen:
Kein Wunder, daß ihn alles kennt,
Und Leipzig heute Richter nennt.

O Neuſtadt, ſchaue deinen Sohn
Nunmehr in ſeiner neuen Würde:
Zwar iſt ſie ſeiner Gaben Lohn,
Doch bringt ſie ihm auch neue Bürde.
Drum wünſch ihm Glück und Muth und Kraft,
Zu ſeinen richterlichen Sprüchen:
Du weiſt, daß er an Wiſſenſchaft
Und Klugheit keinem noch gewichen;
Drum wird es auch gewiß geſchehn,
Man wird ihn einſt noch höher ſehn.

Die XXV. Ode.

Als

Herr Nathanael Friedrich Kauz,

1737 in Leipzig
die höchſte Würde der Weltweisheit erhielt.

J. ſ. N.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Geh! vermehre nur die Zunft,
Werther Kauz, die der Vernunft
Mit geweihtem Eifer dienet!
Haſt du ſie doch ſchon geliebt,
Und den Lehren, die ſie giebt,
Nachzugehen dich erkühnet.

Bleib ihr ferner zugethan,
Achte nicht der Dummheit Wahn,
Welcher ſie zu läſtern denket;
Sie nur bleibt die Lehrerinn,
Die den ungewiſſen Sinn
Sicher auf die Gottheit lenket.

Bloß durch ſie lernt man verſtehn,
Daß der Ball, auf dem wir gehn,
Daß die Sonnen, die dort ſchimmern,
Daß des Himmels ganzes Heer
Nicht ein blindes Ungefähr
Alſo prächtig konnte zimmern;

Daß der ersten Theilchen Kraft,
Welche dieses Ganze schafft,
Nicht durch eigne Macht entstanden;
Daß ein andrer sie gepaart,
Und daß sie nach dieser Art,
Und nicht anders, sich verbanden.

So, Vernunft! so leitest du
Uns nach einem Wesen zu,
Darinn sich der Weltbau gründet;
Also wird ein Gott erkannt,
Dessen Allmacht und Verstand
Sich in allen Theilen findet.

Werft, ihr Heiligen voll Schein!
Werft uns ja nicht albern ein,
Daß Vernunft von Gott entferne;
Daß durch sie die Ketzerey
Nur zuerst entstanden sey,
Und man alles höhnen lerne.

Ist es möglich, kann ein Gut,
Daß uns von der Thiere Brut
So vortrefflich unterscheidet;
Kann ein so verklärter Schein
Uns wohl ein Verführer seyn,
Der mit Recht den Vorwurf leidet?

Ach, unmöglich! folgt ihm nur,
Meisterstücke der Natur!
Folgt ihm nur gerades Weges:
Ihr verfehlt im Labyrinth,
Wo wir eingesperret sind,
Wey ihr nicht des rechten Steges.

Doch zuweilen kanns geſchehn,
Daß ſich Menſchen abwärts drehn,
Und in ihr Verderben ſtürzen:
Aber hier iſt ſtolzer Wahn,
Die Vernunft nicht, Schuld daran,
Daß wir unſer Glück verkürzen.

Zwar ſie reicht allein nicht zu,
Uns zu einer ſteten Ruh,
In ein ewig Glück zu führen;
Und daher verwirft ſie nicht,
Was der Offenbarung Licht
Ihr weit klärer läſſet ſpüren.

Dieſes nimmt ſie willig an,
Wo ſie ſelbſt nicht weiter kann,
Wo ihr ſchwacher Glanz verdunkelt:
Ja ſie weiſet für und für
Alle Lieblinge von ihr
Auf den Stern, der heller funkelt.

Nur ihr richtiger Gebrauch,
Werther Kauz, ergetzt dich auch,
Und wird künftig dich ergetzen.
Glück dazu, belohnter Freund!
Es iſt kurz, doch gut gemeynt,
Was wir hier zum Wunſche ſetzen.

Die XXVI. Ode.

Bey dem
Zernitz- und Breitenfeldtiſchen
Hochzeitfeſte in Berlin.

J. ſ. N. 1737.

Johann Chriſtoph Gottſched.

Liebſte Schweſter, muntre Braut!
Iſt es dennoch Ernſt geworden?
Trittſt du endlich zu dem Orden,
Der den Erdkreis angebaut?
Darf ich deinen Briefen trauen?
Iſt dein ſtarkes Herz bemannt,
Welches ſonſt den Stand der Frauen,
Wie es ſchien, bedenklich fand;
Wenn du in verwichnen Tagen
Manchen Vorſchlag ausgeſchlagen?

Ja, ich ſeh, du biſt beſiegt,
Zernitz hat dich überwunden,
Zernitz, der bey dir empfunden,
Was ein zartes Herz vergnügt.
Soll ich hier dein Weſen ſchildern?
Nein! ich ſchriebe leicht zuviel:
Denn, auch bey wahrhaften Bildern,
Glaubt man keines Bruders Kiel.
Gut! ſo mag er ſeine Pflichten
Durch ein ander Lied entrichten.

Soll

Soll ich deinen Bräutigam
Und sein kluges Thun beschreiben?
Nein! auch dieses laß ich bleiben:
Denn die Musen sind mir gram.
Seit ich ihren Berg verlassen,
Der mir sonst so wohl gefiel,
Hör ich zwar, in Leipzigs Gassen,
Ostermals ihr Seytenspiel;
Aber selber mitzuspielen,
Kann ich ihren Trieb nicht fühlen.

Drum so ruf ich dich, Mercur!
Gott der Redner und des Handels!
Komm, du Lehrer meines Wandels,
Komm, und hilf mir auf die Spur!
Lehre mich die Schwester loben,
Die sich deinem Sohn ergiebt;
Die, was du ihr aufgehoben,
Deinen wackern Zerniß liebt;
Der durch Fleiß und kluge Sinnen,
Gold und Herzen kann gewinnen.

Handelschaft, dir dient die Welt,
Scheint es gleich, daß du ihr dienest:
Denn wo du nicht blühst und grünest,
Ist ein Staat sehr schlecht bestellt.
Plutus folget deinen Schritten,
Ist er gleich an Augen blind:
Und wo itzo Schäferhütten
Oder öde Dörfer sind;
Da entstehn, durch deine Thaten,
Künftig noch die größten Staaten.

Seht im Adriatermeer
Auf Venedigs Wunderwerke!
Kömmt nicht seiner Inseln Stärke
Ganz allein vom Handel her?
Seht Bataviens Moräste;
Ihnen fehlt Holz, Kalk und Stein:
Doch der Handel baut Paläste,
Schafft sich Gold, und Korn und Wein.
Ja ihm muß, in Schilf und Binsen,
Ost und West den Reichthum zinsen.

Seht Paris und London an!
Haben sie die weiten Schranken
Jemand anders zu verdanken,
Als dem klugen Handelsmann?
Wenn in Deutschland Städte blühen,
Macht es bloß die Kaufmannschaft:
Aber sonder ihr Bemühen
Ist ein Ort sehr mangelhaft.
Wer der Bürger Noth will mehren,
Darf nur ihren Handel stören.

Gebt den Ländern Fruchtbarkeit,
Künste, Witz, und Muth und Waffen:
Glück und Wohlfahrt zu verschaffen,
Bringt es alles dieß nicht weit.
Kaum erwirbt, bey saurem Schweiße,
Jedermann sein täglich Brodt;
Denn, bey aller Künstler Fleiße,
Herrscht doch Armuth, Gram und Noth.
Nur des Kaufmanns Witz und Wachen
Kann die Völker glücklich machen.

Lieb-

Liebste Schwester! siehst du nun
Welchen Stand du dir erwählet?
Wahrlich, wer sich so vermählet,
Könnte kaum noch besser thun.
Glück zu deinem neuen Leben!
Glück zur Reise von Berlin!
Dresden wird dir alles geben,
Leipzig selbst wird sich bemühn,
Dich an seinen schönen Linden,
Wenn du herkömmst, fest zu binden.

* *

Die XXVII. Ode.

Auf die
Liebesverbindung
Herrn Hollens
mit der älteſten
Jungfer Müllerinn,

in Leipzig den 29 April 1737.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Säumet doch, ihr ſchnellen Stunden!
Lege, Zeit! die Flügel hin,
Bis auch ich erſt fertig bin,
Und mein Lied ſich eingefunden.
Kann und darf ich doch nicht ſchweigen,
Da mich Pflicht und Eifer zieht,
Und von meinen Lorberzweigen
Andern manches Sprößchen blüht.
Ey! was würdeſt du wohl denken,
Wollt ich dir, verknüpftes Paar!
Ich, der ſonſt ein Dichter war,
Keinen Vers zur Hochzeit ſchenken?
Hab ich können vielmals ſingen,
Wo mich eben nichts erregt!
Wie viel leichter wirds gelingen,
Wo mich Lieb und Schuld beweyt?

Rühret

Rührt mich nicht das muntre Wesen,
Das ich an der theuren Braut,
In der Näh oft angeschaut?
Es ist wirklich auserlesen.
Rühren mich nicht ihre Sitten,
Und derselben reine Pracht,
Welche, Freund, dein Herz bestritten,
Welche dich verliebt gemacht?

O dergleichen edle Gaben,
Als ich an der Braut erkannt;
Ihre Tugend, ihr Verstand
Wollen einen Lobspruch haben.
Sind es doch der Dichter Pflichten,
Daß sie deren Werth erhöhn;
Daß sie Weihrauch da entrichten,
Wo sie so viel rühmlichs sehn.

Sollt ich nicht die schönen Proben
Von der mütterlichen Zucht,
An der wohlgerathnen Frucht,
Mit entflammtem Eifer loben?
Reizet mich des Vaters Güte
Gegen seine Kinder nicht?
Stralt mir doch sein treu Gemüthe
Gar zu lebhaft ins Gesicht.

Froher Bräutgam, werther Holle!
Auch dein Wandel zeiget mir,
Daß ich vielerley an dir
Durch dieß Lied besingen solle.
Hab ich irgend nicht entdecket,
Wie du deine Kunst verstehst;
Wie kein Laster dich beflecket;
Wie du stets nach Ehre gehst?

O was könnt ich deiner Liebe
Nicht für einen Ruhm verleihn!
Brennt ſie doch ſo zart und rein,
Hat ſie doch ſo ſtarke Triebe,
Daß kein Unfall ſie verzehret,
Wenn er noch ſo grauſam iſt;
Daß die Huld auch dann noch währet,
Wenn du ſchon geſtorben biſt.

Aber leider! meine Töne
Klingen ungeſtimmt für dich;
Und ich fürchte, daß man mich
Nur mit meinem Reim verhöhne.
Doch ich habe dir gewieſen,
Daß mich auch dein Glück erfreut.
Biſt du gleich hier nicht geprieſen:
Iſt dir doch dieß Blatt geweiht.

Nimm einmal von matten Seyten
Den erzwungnen Klang nur an.
Was ich itzt nicht ſingen kann,
Will ich künftig ſchon bereiten.
Ja, was ich auch ſo verſäume,
Bring ich richtig wieder ein;
Wenn der Inhalt meiner Reime
Wird ein junger Holle ſeyn.

Die XXVIII. Ode.

Auf das Abſterben

Herrn Guſtav Adolph Beckers,

auf Witznitz,
vornehmen Kaufmanns in Leipzig.

J. f. N.

M. Georg Friedrich Bärmann.

Ach! was hör ich? welches Schrecken
Muß mich aus dem Schlummer wecken?
Welch ein ungewohnter Schmerz
Dringt mir itzt durch Ohr und Herz?
Er iſt todt. O herber Kummer!
Wer? Mein Becker? Kann es ſeyn?
Oder jagte mir im Schlummer
Furcht und Traum dieß Schrecken ein?
Nein, ach nein! Er iſt geſtorben.
Unſre Hoffnung iſt verdorben.
Unſres Hauſes Angſt und Noth
Zeugt von unſers Beckers Tod.
Er, den ich vor wenig Stunden
Lebend, ob wohl ſchwach, erblickt,
Iſt erſtarrt und ſchon verſchwunden,
Und von unſrer Bruſt gerückt.
Himmel! konnteſt du ſeinem Leben
Nicht die kurze Friſt noch geben,
Daß ich, eh er noch erblaßt
Seine Bruſt vorher umfaßt;
Daß ich für die viele Güte,
Die er gegen mich gehegt,
Ihm mein dankbares Gemüthe
Bey dem Scheiden dargelegt?

Ach! du haſt es mir verwehret:
Auch nicht mein Gebeth erhöret,
Das ich in der erſten Nacht
Seiner Krankheit dir gebracht.
Doch wie kann ich darum klagen?
Deine Führung iſt gerecht;
Und nach deren Grund zu fragen,
Iſt ein Sterblicher zu ſchlecht.

Nur bey deinen kalten Beinen,
Theurer Becker, will ich weinen.
Ein ſo ſchmerzlicher Verluſt
Quälet billig meine Bruſt.
Ja! den wehmuthsvollen Zähren,
Die in meinen Augen ſtehn,
Soll auch nichts den Ausbruch wehren:
Weil ſie mir von Herzen gehn.

Deine Gruft verdient das Weinen,
So von mir, als von den Deinen
Denn ein gleich gerechter Schmerz
Rühret unſer aller Herz.
Mir wird itzt ein Herz entzogen,
Deſſen Neigung offenbar,
Und das mir ſo ſehr gewogen,
Als ich ihm ergeben war.

Ja auch ſeine ſtarken Triebe
Zu der reinen Tugendliebe,
Zu der wahren Redlichkeit,
Häufen mein gerechtes Leid.
Sind dieß nicht die edlen Gaben,
Die oft falſcher Schein verſpricht?
Becker ſchien mir, ſie zu haben:
Und der Schein betrog mich nicht.

Saget, die ihr den gekennet,
Den der Tod itzt von uns trennet,
Saget, habt ihr je verſpürt,
Daß ihn je der Schein verführt?
Machten nicht ſein redlich Weſen
Worte, That und Minen kund?
War an ſeiner Stirn zu leſen,
Was nicht in dem Herzen ſtund?
Nein. Er floh der Falſchheit Seuche,
Und man trägt mit Beckers Leiche
Selbſt die Redlichkeit ins Grab.
Dieſes zwingt mir Thränen ab.
Beckers freundliches Gemüthe,
Beckers treugeſinnte Bruſt,
Beckers Gunſt, und Huld, und Güte,
O empfindlicher Verluſt!
So klag ich bey Beckers Grabe,
Das, was ich verlohren habe.
Und auch das verweyſte Haus
Bricht in gleiche Klagen aus.
Itzt verdoppelt es die Klagen,
Da es auch ſein Haupt vermißt,
Das ihm, dürft ich es nicht ſagen!
Allzu früh entrücket iſt.
Weinet nur, verlaßne Weyſen,
Eure Thränen ſind zu preiſen,
Welche ſelbſt die Frömmigkeit
Eurem Schmerzen itzt gebeut.
Euer Vater, Eure Stütze,
Euer Helfer, euer Freund,
Stirbt, und alles Kreuzes Hitze
Hat ſich wider euch vereint.

Wer wird euch so treulich rathen,
Als wie er, mit Wort und Thaten?
Denkt, wo solche Vatertreu
Noch für euch zufinden sey?
Drum laßt nur die Zähren fliessen,
Sammlet sie in Beckers Gruft
Mit der Mutter Thränengüssen,
Die nach ihrem Becker rufft.

Ja, betrübte Frau, dein Klagen
Und dein Aechzen, und dein Zagen
Ist gerecht. Denn dein Verlust
Ist dir allzuwohl bewußt.
Sieh! Es reißt der Tod dir heute
Deinen Becker, dein Gemahl,
Dein ganz Herz von deiner Seite,
Und läßt dich in Angst und Qual.

Der stirbt, den du so geliebet,
Der dich nie vorher betrübet,
Als nur erst, da seinen Tod
Seine Krankheit dir gedroht.
Du verlierst sein liebreich Scherzen,
Seinen Umgang, seinen Rath,
Und den, der im Glück und Schmerzen
Alles dir zu Liebe that.

Möchte doch ein Herz von Steinen
So ein Ehgemahl beweinen,
Das im Glück und in Gefahr
Stets so treugesinnet war.
Dieses wird dir nun entrissen.
Ja! dein Schmerz muß billig seyn.
Alle, die ihn nur vermissen,
Stimmen klagend mit dir ein.

Welches ſind die Ehrenzeichen
Die beym Grabe kalter Leichen
Der verſtorbnen Werth erhöhn?
Thränen, die von Herzen gehn.
Drum ſo flieſſet nur ihr Zähren!
Zeiget jedem, der euch ſieht,
Daß wir Beckers Gaben ehren,
Die ſein Tod uns itzt entzieht.

Doch ein allzulanges Klagen
Kann den Schmerzen nicht verjagen,
Der ſich in der Seele mehrt,
Und das Herze faſt verzehrt.
Sollt uns Beckers Geiſt erſcheinen,
In der Klarheit, die ihn ſchmückt:
Hätt er längſt ſchon unſer Weinen
Uns ſelbſt liebreich vorgerückt.

Weinen wir zu ſeinen Ehren:
So iſts billig, aufzuhören.
Dieß befiehlt die Seligkeit,
Die itzt ſeinen Geiſt erfreut.
Denn er wohnet nun verkläret
In der ewig ſtolzen Ruh,
Und das Glück, das er begehret,
Fällt ihm nun unendlich zu.

Selbſt ſein herbes Angedenken
Fodert doch kein ewig Kränken.
Denn ein unverwelkter Ruhm
Bleibt der Tugend Eigenthum.
Ihr könnt euch zufrieden geben;
Wiſcht die heiſſen Thränen ab:
'Beckers Ruhm wird ewig leben,
Beckers Ruhm bedeckt kein Grab.

Die XXIX. Ode.

Neue Klage
über
den Tod der Frau D. Hallerinn,
von
ihrem betrübten Ehgatten.

Geliebte! wenn itzt ſolch ein Name
Nicht zu vermeſſen iſt von mir;
Ich weis, daß nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir.
Doch wenn vom Licht der wahren Sonne
Noch Stralen fallen niederwärts:
So wirf auch du vom Sitz der Wonne
Ein Aug auf deines Hallers Herz.

Dich heißet mich die Welt vergeſſen,
Dich tadelt man in meiner Bruſt;
Mein Herz, ein Herz, das dich beſeſſen,
Soll offen ſeyn für andre Luſt.
Ja dich und mich ſchmäht der zuſammen,
Wer mein Betrübniß unterbricht:
O kennt' er ſelber reine Flammen!
Er ſchölte meine Thränen nicht.

Doch wenig kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt und Tugend weiht;
Sie iſt kein Freybrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Ueppigkeit:
Dein Lieben war, mein Leid ergetzen
Mit heimlich ſorgender Geduld.
Mein Lieben war, mein Glück recht ſchätzen,
Belohnung ſuchen deiner Huld.

Ihr

Ihr holden Jahre! die wir beyde
Einander, ach! ſo kurz gemacht:
O hätt ich nur, was wir im Leide
Bey manchem Sturme hingebracht!
Wir ſuchten Ruh in zärterm Herzen,
Wie Tauben, die ein Wetter fliehn,
Und fanden Luſt, ſelbſt in dem Schmerzen,
Weil unſre Treu nie heller ſchien.

O Bern! o Vaterland! o Worte
Voll reger Wehmuth, bittrer Luſt!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll Wunderſpuren in der Bruſt.
O bleibt bey mir! erneut die Stunden,
Da ſie die Hand mir zitternd gab!
Wo ſeyd ihr? ach ihr ſeyd verſchwunden!
Ich bin allein, ſie deckt das Grab.

Das Grab? du, meine Mariane!
Die Roſe friſch vom reinſten Blut?
Ach ja! dort iſt die Todtenbahne,
Der Thurm, der Tempel, wo ſie ruht.
Der Stein, den ich beſchrieben habe.
O wie iſts hier ſo öd und ſtill?
O hier iſts, wo im gleichen Grabe
Ich neben ihr verweſen will.

Ja, fern von allem, das wir lieben,
Was Blut und Freundſchaft nur verband;
Hier, wo mir nichts, als du, geblieben,
Hier iſt mein letztes Vaterland.
Hier, wo kein Freund wird um mich weinen,
Wo nichts iſt mein, als deine Gruft!
Hier ſteht mein Grabmaal bey dem Deinen,
Wohin mich mein Verhängniß ruft.

O daß

O daß ich doch dich lieben mußte!
Wie glücklich warst du ohne mich!
Dein Muth, der nichts von Sorgen wußte,
Sah nichts, als Luſt und Scherz um dich.
Du warst vergnügt, gesucht bey allen,
Mit Jugend, Zier und Gut geschmückt;
O hätt ich niemals dir gefallen!
Wär ich nur arm, und du beglückt!

Doch nein, ich kann mein Glück nicht haſſen,
Und deine Gunſt verdient nicht Reu:
Gott hat dich mir aus Wahl gelaſſen,
Er liebte uns mit weiſer Treu.
Gott iſts auch, der dich mir genommen,
Der Glut und dich mit ſchaden ſah,
Der mich den gleichen Weg heißt kommen,
Er ſey nur rauh, iſt er nur nah.

O Wonne! flammendes Entzücken!
O Freude, die die Sinnen bindt!
O Thränen, nur dich auszudrücken,
Gefühl, das keine Worte findt!
O dort iſt ſie im ſelgen Heere,
Beym Stuhl des Lamms, am Lebensfluß!
O daß mein Leib verweſet wäre,
Der mich von ihr noch trennen muß.

Die XXX. Ode.

Auf
Hrn. Johann Gotthard Nergers
in Leipzig
erlangte Magiſterwürde.

J. C. Gottſched.

Geſchickter Nerger, die Vernunft,
Des Höchſten Meiſterſtück auf Erden,
Kann wahrlich von der Weiſen Zunft
Nicht hoch genug erhoben werden.
Sie iſt des Schöpfers Ebenbild,
Ein Spiegel ſeiner Trefflichkeiten,
Ein Inbegriff verfloßner Zeiten,
Doch auch mit Vorbedacht erfüllt;
Ein tiefer Quell verborgner Wahrheit;
Ein Licht voll unerſchöpfter Klarheit.

Sie iſt der Funke reger Art,
Den, mit dem Odem unſrer Naſen,
Gott unſerm Körper zugepaart,
Und in der Schöpfung eingeblaſen;
Ein Same der Unſterblichkeit,
Der noch in morſchen Gliedern keimet;
Ein Geiſt in Staub und Dunſt verleimet,
Bis dieſen Tod und Gruft zerſtreut;
Dabey ſie aus dem Kerker dringet,
Und ſich zu ihrem Schöpfer ſchwinget.

Ihr Weiſen, ſtraft die Muſe nicht,
Die ſich in eure Reihen miſchet.
Ihr Auge liebt der Wahrheit Licht,
Das ihren muntern Blick erfriſchet.
Sie borgte längſt von euch die Kraft,
Die ſie aus ihrem Nichts erhoben:
Was gäb ein leerer Witz für Proben,
Gebräch ihm eure Wiſſenſchaft?
Nur euer Fleiß im Unterrichten
Lehrt ſalzerfüllte Lieder dichten

Wer hat das ſterbliche Geſchlecht
Aus Klüften an den Tag geleitet?
Wer hat ihm Städte, Bürgerrecht,
Und Thor und Mauren zubereitet?
Wer lehrte ſie Geſetz und Pflicht?
Wer gab der ſchwachen Unſchuld Rächer?
Wer wies die Strafe der Verbrecher,
Und hielt das erſte Blutgericht?
Wer lehrte Laſter Laſter nennen,
Und Heucheley von Tugend trennen?

Noch mehr! Wer drang bis in den Grund,
Und hieß Metall aus Steinen ſchmelzen,
Wo, durch der Berge hohlen Schlund,
Sich niederſchiffte Ströme wälzen?
Wer wies des Eiſens Nutzbarkeit,
Der Aecker Rücken zu durchſchneiden,
Und ſie mit Saaten zu bekleiden,
Die vormals niemand ausgeſtreut?
Wer lehrte zwiſchen Flut und Winden
Den Weg zu fernen Inſeln finden?

Noch mehr! wer hieß den blöden Blick
Vom Erdball zu den Sternen lenken,
Und an der Allnacht Meiſterſtück,
Den weitgeſpannten Weltraum denken?
Wer wies der Zeiten Wechſel an?
Wer maß den Himmel in der Ferne?
Wer fand die Zahl der Wandelſterne,
Und ſchwärmender Cometen Bahn?
Wer hieß ſie um die Sonnen ſchwimmen,
Die unbewegt im Brennpunkt glimmen?

Noch mehr! wer ſchärfte den Verſtand,
Der Welten Urſprung auszufinden,
Und aller Dinge Vaterland
Im erſten Chaos zu ergründen?
Wer gab dem Menſchen Kraft und Trieb,
Daß er der Weſen Quell entdeckte,
Den Geiſt, der allem Grenzen ſteckte,
Doch ſelbſt ohn alle Schranken blieb?
Wer gab der Welt die hohen Lehren,
Dieß höchſte Weſen zu verehren?

Nur du, des Himmels ſchönſtes Kind!
Vernunft, du Vorrecht edler Geiſter!
Wer dich nicht braucht, bleibt ewig blind,
Dein Licht giebt allen Künſten Meiſter.
Es tapp im Finſtern, wer da will,
Und tadle ſelbſt den Glanz der Sonnen!
Wer dich erſt einmal lieb gewonnen,
Der ſteht im Forſchen niemals ſtill;
Und ringt nach immergrünen Kränzen,
Die auch in jener Welt noch glänzen.

So,

So, werther Nerger, thut dem Fleiß,
Der ſich der Wiſſenſchaft ergeben;
Und ſtets bemühet war, einſt den Preis
Der wahren Weisheit zu erſtreben.
Du haſt Vernunft und Witz geübt,
In beydem biſt du weit gedrungen:
In beydem iſt dirs ſo gelungen,
Daß Pallas dir den Lorber giebt.
Glück zu! dein Ruhm wird ferner ſteigen,
Dein Fleiß noch beßre Früchte zeugen.

Die XXXI. Ode.

Als

Herr D. Johann Caſpar Iſaac

die Reiſe in ſein Vaterland antrat.

In ſr. Namen.

D. Chr. Gottl. Ludwig.

Ja ja, der Fleiß erhebet ſchon;
Die Tugend krönet jeden Sohn,
Der ſich nur ihrem Dienſte weihet.
Ihr Faulen, gehet nur zurück,
Es bleibt für euch kein wahres Glück,
Weil ihr ſo Müh als Arbeit ſcheuet.
Denn hätt euch auch ein Teſtament
Den größten Reichthum zuerkennt,
So wird euch dieſes doch nicht nützen,
Ihr bleibt in finſtrer Faulheit ſitzen.

Die Ehre ſpornt die Jugend an;
Sie führt ſie durch die rauhe Bahn,
Auf lauter angenehme Wege.
Ein blinder Hochmuth ſteiget zwar:
Jedoch die drohende Gefahr
Erſchreckt ihn ſchon, und macht ihn träge.
Doch wer das wahre Gut erkennt,
Wird durch den Schein nicht ſo verblendt,
Er dringt durch alle Hinderniſſe;
Drum wird ihm auch der Lohn ſo ſüſſe.

Man merkt das vorgeſteckte Ziel,
Und das, was uns verhindern will,
Sucht man mit Macht zu überwinden.
Ein muntrer Läufer ſieht darauf,
Und ſucht durch den vollbrachten Lauf
Das Kleinod, den Gewinſt zu finden.
Er nimmt den ſchnellen Fuß in Acht,
Daß ihn kein Fehltritt irre macht:
Er ſieht, daß ihn nicht auf der Seite
Ein falſcher Nebenweg verleite.

So eben muß ein Muſenfreund,
Das, was ihm etwan widrig ſcheint,
Vermeiden oder unterdrücken.
Der falſche Schein, der Thorheit Grund
Wird ihm durch Schluß und Denken kund,
Hier ſieht er erſt mit freyen Blicken.
O ſüſſeſte Zufriedenheit
Die uns dergleichen Güter beut,
Die uns vom blinden Pöbel trennen,
Und unſer Urtheil gründlich nennen.

Und iſt es denn wohl ein Bemühn,
Sich aus der Sclaverey zu ziehn,
Der Seelen Freyheit zu behaupten?
Die Thorheit ſtellt uns dieſes vor,
Und ſchwatzt uns voller Liſt ins Ohr,
Als ob wir uns der Luſt beraubten.
Jedoch die Weisheit macht uns Muth
Und zeiget uns das wahre Gut,
Das wir auch bey der Arbeit ſchmecken,
Wenn wir der Sachen Grund entdecken.

Mein Freund, daß man auf dieſer Bahn
Sein wahres Glücke finden kann,
Wird uns dein Beyſpiel ſchon beweiſen;
Du haſt dich nicht umſonſt bemüht;
Denn da dir nun der Lorber blüht:
So kann man dein Verdienſt ſchon preiſen.
Du ſuchteſt in der Lindenſtadt
Der weiſen Lehrer klugen Rath,
Ihr Unterricht ließ dein Bemühen
Den angenehmſten Wucher ziehen.

Ich kann des Fleißes Zeuge ſeyn,
Jedoch die Freundſchaft fällt hier ein;
Drum will ich nur dein Lob verſchweigen,
Denn wenn man es nicht itzo weis:
So wird ſich künftig doch dein Fleiß
In deinem Vaterlande zeigen.
Hier wird der Schwachheit Rath geſchafft,
Wenn deiner Mittel wahre Kraft
Den armen Kranken willig nützet,
Und die Geſundheit ſtets beſchützet.

Jedoch man ſieht es itzo ſchon,
Hygäa reicht dir ihren Lohn,
Ihr Beyfall iſt dein größtes Glücke.
Nun zieheſt du mit Freuden hin,
Nun wirſt du dich noch mehr bemühn,
Du folgſt des weiſen Vaters Blicke.
Sein Beyſpiel treibt dich weiter an,
Man ſieht wohl, was der Eifer kann,
Du willſt ihn durch dich ſelbſt erheben,
Dieß muß ihm wahrlich Freude geben.

Ihr Nymphen um den Neißenſtrand
Nehmt Laub und Blumen in die Hand,
Und ſchmücket meinen Freund mit Kränzen.
Umſchließt ihn ſtets, gebt auf ihn Acht,
Und wenn der Liebe Trieb erwacht:
So laßt ihn nicht aus euren Grenzen.
Ihr könnt ihn mit den Blicken ziehn,
Und folgt er endlich dem Bemühn,
Da ſoll mein feuerreiches Dichten,
Sich nach den Liebesflammen richten.

Die XXXII. Ode.

Auf

Hrn. Johann Chriſtian Müllers

erlangten Magiſterwürde in Wittenberg.

J. f. N.

M. Joh. Joachim Schwabe.

Biſt auch du Minervens Orden,
Freund, nun einverleibet worden,
Und haſt ihren Lohn erwählt?
O was ſoll ich dazu ſagen?
Ach biſt du nicht zu beklagen,
Da du hier ſo ſehr gefehlt?
Denke nur, wie vieles Schwärmen,
Was für Zanken, was für Lärmen
Stets der Philoſophen Schaar
Der erſchrocknen Welt gebahr.

Sieh herum! auf allen Seiten
Brennt ein philoſophiſch Streiten,
Und verheert die bange Welt.
Jeder Winkel ſteht in Flammen;
Der will dieß, der das verdammen;
Hundert Federn ziehn ins Feld.
Bald wird ſich auf allen Gaſſen
Selbſt der Pöbel hören laſſen,
Wie er, ganz von Wahn erfüllt,
Auf die Philoſophen ſchilt.

Haſt du denn ein dreyfach Eiſen,
Freund, um deine Bruſt zu weiſen,
Das dir Sicherheit ertheilt?
Wageſt du dich nur zu ringen?
Oder wird es dir gelingen,
Daß kein Angriff dich ereilt?
Glaub es nicht! es wird das Schmähen
Gleichfalls über dich ergehen,
Wie du dich auch immer nennſt,
Und zu wem du dich bekennſt.

Doch ich ſeh, in deinen Mienen
Iſt noch keine Furcht erſchienen,
Und die Angſt erfüllt dich nicht.
Steht dein Schluß doch feſter Wanken,
Ob das längſt entglommne Zanken
Gleich durch alle Riegel bricht.
Denn du haſt die Kunſt gelernet,
Wie man weislich ſich entfernet;
Wie man wohlbedächtig ſchweigt,
Wenn ſich ja ein Gegner zeigt.

Schon genug, daß du ergründeſt,
Ob du Licht und Wahrheit findeſt,
Wenn du einen Satz erwählſt.
Biſt du doch durch nichts verbunden,
Daß du das, was du gefunden,
Andern Secten gleich erzählſt.
Bringt dein philoſophiſch Weſſen,
Deſſen du dich ſo befliſſen,
Dir nur ſeinen Nutzen ein:
So willſt du zufrieden ſeyn.

Und

Schütze denn bey dem Gefechte,
Nur nicht die bekämpften Rechte
Menſchlicher Philoſophie.
Man erkennts ſchon, es gehören
Ihre ſchön geſchmückte Lehren
Mit zu der Theologie.
Dieſer Fürſtinn will ſie dienen,
Und ſich niemals frech erkühnen,
Ueber ſie ſich zu erhöhn,
Sondern mit ihr gleich zu gehn.

Freund, wer dieſes richtig denket,
Bleibt, was ihm auch Pallas ſchenket,
Doch Euſebien getreu.
Dieſes kann man von dir hoffen;
Wär es doch ſchon eingetroffen,
Und der beſte Lohn dabey!
Es kann nicht mehr lange währen:
So wirſt du die Heerden nähren,
Die dir anvertrauet ſind.
Zeiten, eilt! ſchafft dieß geſchwind!

Die XXXIII. Ode.

Auf

Hrn. Abraham Gotthelf Käſtners Magiſterpromotion in Leipzig.

1737.

M. Joh. Heinrich Winkler.

Glanz und Zierde, Schmuck und Ruhm
Sind des Fleiſſes Eigenthum,
Der nach Kunſt und Weisheit ringet,
Und die Unvernunft bezwinget.
Wachen, Sorgen und Bemühn
Müſſen Nutz und Vortheil ziehn,
Wenn ſich Witz und Geiſt erhebet;
Wenn ſich Licht und Kenntniß zeigt,
Wenn Vernunft und Wiſſen ſteigt,
Wenn die Tugend wächſt und lebet.

Werther Freund, dieß weiſt und lehrt,
Was dich itzt erfreut und ehrt,
Was dir aus Sophiens Händen
Arbeit, Müh und Eifer ſenden.
Recht und Vorzug ſind dir held,
Und ertheilen dir den Sold,
Welcher Kampf und Sieg gebühret.
Nam und Wahrheit ſtimmen ein,
Du ſollſt ſelbſt ein Lehrer ſeyn,
Deſſen Wort zur Weisheit führet.

Was

Was Verſtand und Urtheil übt,
Fertigkeit und Einſicht giebt,
Und im Jrren Grenzen ſetzet,
Das hat dich bisher ergetzet.
Was der Sachen Urſprung weiſt,
Was uns Körper, Sinn und Geiſt,
Und ihr ganzes Seyn erkläret:
Dieſer edlen Wiſſenſchaft
Schönheit, Anmuth, Stärk und Kraft
Haben dich bisher genähret.

Deine Luſt war nicht geſtillt,
Was die alten Schriften füllt,
Die Euklides hinterlaſſen,
Suchteſt du mit Ernſt zu faſſen.
Was in Raum und Größe ſteckt,
Was Verſtand und Maaß entdeckt,
Was die Zahlen in ſich ſchlieſſen,
Was die Algebra enthält,
Und durch Zeichen vorgeſtellt,
Das verlangteſt du zu wiſſen.

Ein ſo auserleſner Fleiß
Bleibt nicht ohne Frucht und Preis.
Ein ſo feſt geſetztes Denken
Muß Gewinſt und Vorrecht ſchenken.
Wer der Größen kundig iſt,
Kraft und Körper darnach mißt,
Der kann nur Gewisheit finden.
Selbſt des weiſen Schöpfers Hand
Hat die Regeln angewandt,
Welche die Bewegung gründen.

Edler Käſtner, Folg und Zeit
Iſt zu Glück und Wohl bereit.
Mund und Feder wird dir nützen.
Und des Weſſens Werth beſchützen.
Kunſt und Uebung ſtehn dir bey,
Dich erſchreckt kein Feldgeſchrey,
So der Zänker Schwarm erreget.
Du verſtehſt der Streitſucht Art,
Wie ſich Liſt und Bosheit paaret,
Und ſich ſelbſt zu Boden ſchläget.

Wahrheit und Erkenntniß ſiegt
Und macht auch den Feind vergnügt,
Wenn man einen Ausdruck wählet,
Dem es nicht an Schönheit fehlet.
Ein Beweis iſt noch ſo ſtark,
Und durchdringet Blut und Mark,
Wenn ihn Red und Anmuth ſchmücket.
Wenn man keine Sprachen treibt,
Wie ein Barbar redt und ſchreibt,
Da wird Geiſt und Kraft erſticket.

Brauche, werther Freund, die Kunſt,
Die durch Beyfall, Lieb und Gunſt
Die Begierden zähmt und bindet,
Und den Irrthum überwindet.
Dieß iſt deine Schuld und Pflicht,
Was der Weisheit widerſpricht,
Wider dieſes ſollſt du ſtreiten.
Dir wird Würd und Recht geſchenkt,
Das, was Seel und Wahrheit denkt,
Durch dein Lehren auszubreiten.

Die

Die XXXIV. Ode.

Auf Herrn Carl Friedrich Hundertmarks, und Herrn Justus Gottfried Günzens, Magisterpromotion 1737.

J. f. R.

J. C. Gottsched.

Wie ist euch, Werthe, doch der Trieb
Zu Pallas Künsten angekommen?
Hat euch nicht Phöbus eingenommen?
Und habt ihr nicht Hygäen lieb?
Wie reimt das Wasser sich zum Feuer?
Wie Wissenschaft zur Pfuscherey?
Wie spitzer Grübler Abentheuer,
Zu alter Weiber Quäckeley?
Wird die Erfahrung strengen Schlüssen
Zuvorgehn, oder weichen müssen?

Verzeiht zwar, als die Vernunft
Sich noch in alle Künste mengte,
Und Aberwitz und Wahn verdrängte;
Da wich ihr auch der Aerzte Zunft.
Hippokrates war auch ein Weiser;
Galen verstund auch die Natur:
So sprach der Aerzte Mund noch leiser,
Und rühmte sich des Forschens nur;
Und wußte mit geprüften Dingen,
Geschwächten Körpern bezuspringen.

Allein,

Allein, seit dem die Heilungskunst
Ein Handwerk der Gewinnsucht worden;
Was fragt doch da Machaons Orden
Nach der verschmähten Pallas Gunst?
Ein Band voll schmutziger Recepte,
Gilt mehr als die Philosophie:
Wer sich mit ihr am längsten schleppte,
Verlohr nur Zeit und Geld und Müh.
Was helfen aller Grübler Grillen,
Zu Aderlaß, Clystir und Pillen?

Man reise nur fünf Meilen weit,
Und frage bey Hygäens Söhnen,
Wie manchem sie die Scheitel krönen,
Der keiner Pallas Weihrauch streut?
Man schafft sich theure Goldtincturen,
Und gar ein Apothekchen an;
So thut man gleich die schwersten Curen,
So ist man stracks ein Wundermann;
Und kann bey unverstandnen Sachen,
Die Weisheit Aesculaps verlachen.

Noch mehr, ihr Freunde, seht ihr nicht
Den neuen Griff empor zu kommen?
Dadurch schon mancher zugenommen,
Der als ein andrer Celsus spricht.
Man dichtet fremden Kräutern Namen,
Man reist nach Ceylon und Peru,
Und sammlet tausend seltne Saamen,
Und sieht der Pflanzen Wachsthum zu,
Beschreibt so Stengel, Blatt als Farben:
Mag doch indeß der Kranke darben!

Seht

Seht jenen an, der Mücken paart,
Und hundert bunte Raupen hütet,
Und ſeine Schmetterlinge brütet,
Und Spinnen ohne Zahl bewahrt.
Er kennt das weite Reich der Schnecken,
Und weis der Muſcheln Unterſchied,
Weis, wo in Steinen Fiſche ſtecken,
Und wo in Schachten Golderzt glüht.
Ein Molkendieb will ihm verderben;
Darüber läßt er Menſchen ſterben.

Ihr Freunde, ſagt, was dünkt euch hier?
Gefallen euch die Mediciner?
So werdet nicht der Pallas Diener,
So flieht der Wiſſenſchaften Zier.
Doch nein, ihr wißt zu unterſcheiden,
Was Vortheil, Ruhm und Schande bringt,
Und wollt den alten Vorwurf meiden,
Der eurer Kunſt ſo ſchimpflich klingt;
Drum habt ihr euch bisher befliſſen
Sie gründlich, und durchaus zu wiſſen.

Das hat euch nun ſo weit gebracht,
Daß ihr geſchickt ſeyd, aufzumerken,
Zu forſchen, was in Gottes Werken
Des Menſchen Witz zur Thorheit macht.
Ihr werdet niemals blindlings heilen,
Auch nie mit fremden Augen ſehn,
Euch nicht mit Titeln übereilen,
Auch nicht in ſtolzen Kleidern blähn.
Die Weisheit lehrt in langen Jahren,
Viel leſen, forſchen und erfahren.

Nun lohnt ſie euren muntern Fleiß
Mit Kränzen, die euch billig ſchmücken;
Nachdem ihr ſchon in vielen Stücken
Gezeigt, was nicht ein jeder weis.
Glück zu! Es muß euch ſtets gelingen!
Der Anfang iſt ſchon gar zu ſchön.
Ihr werdet noch viel weiter dringen!
Was ſollt euch nicht von ſtatten gehn?
Doch wird euch nichts begegnen können;
Daß wir euch nicht was beſſers gönnen.

Die XXXV. Ode.

Als Herr Johann Andreas Reichel, im Jahre 1737 in Erfurt Doctor wurde.

J. ſ. N.

Michael Morgenbeſſer.

Beglückter Tag! mein Reichel ſiegt!
Ihr Freunde, jauchzt und kommt zuſammen!
Die Luſt, die alles überwiegt,
Erregt in uns die Dichterflammen.
Die Freude muß vollkommen ſeyn;
Die Muſen ſtimmen ſelbſt mit ein,
Sie reizen uns mit tauſend Blicken;
Sie gehn uns mit Exempeln vor,
Sie miſchen ſich in unſer Chor,
Um unſers Freundes Feſt zu ſchmücken.

Wer mit Verdienſten edel prangt,
Den pflegt ihr Seytenſpiel zu loben.
Wer erſt durch Schweiß den Lohn erlangt,
Der wird geliebt, geehrt, erhoben.
Wer wahres Wiſſen hochgeſchätzt,
Wer ſich im Denken feſtgeſetzt,
Wer Sinnen und Verſtand erhellet;
Den läßt Hygee nicht ungeſchmückt,
Der wird des Pöbels Staub entrückt,
Und andern rühmlich vorgeſtellet.

Ja Göttinn! du ertheilest Ruhm,
Wenn deine Söhne würdig steigen,
Und sich, bey deinem Priesterthum,
In nicht erborgtem Schmucke zeigen.
Kein fremder Schein erhöht den Glanz,
Kein welkes Blatt vermehrt den Kranz,
Kein scheinend Glas prakt in dem Ringe;
Kein Führer hilft, kein Stecken stützt,
Kein eingescharrter Mammon nützt:
Dieß sind dir nur verworfne Dinge.

Den Wald, wo deine Gottheit wohnt,
Hat weder Blitz, noch Schlag, getroffen.
Da ihn das Schicksal selbst verschont;
Was kann man immer grössers hoffen?
Er bleibt vor fremder Glut verwahrt,
Sein Lorber ist von seltner Art,
Sein Schatten macht ein heilig Schrecken.
Was wird nicht erst dein Bildniß thun?
Hier wird kein Stümper sicher ruhn:
Der Anblick muß ihm Furcht erwecken.

Ihr Mammelucken! wagt euch hin,
Zu dem euch fürchterlichen Throne.
Verbergt den ungeübten Sinn;
Ihr hohlt hier dennoch Schimpf zum Lohne.
Verstellt euch nur: Hier hilft es nicht;
Sie kennt euch doch. Ihr Angesicht
Entdeckt des Herzens innre Blöße.
Erschleicht euch Schmuck: Es wird nur Schein,
Es wird ein Pappelkränzchen seyn;
Und dieß zeigt eurer Thorheit Größe.

Flieht ſchlechte Seelen! eigne Kraft
Muß hier den Weg zur Ehre zeigen.
Hier kann man nur durch Wiſſenſchaft
Auf die geweihten Stuffen ſteigen.
Sie zeigt allein die rechte Spur,
Kein Irrlicht wirkender Natur,
Kein Blendwerk von erwählten Geiſtern,
Kein Feuer, das im Herzen brennt,
Und was man mehr für Thorheit nennt,
Muß einen wahren Arzt bemeiſtern.

O Freund! wie groß iſt doch dein Glück!
Du gehſt die Bahn, wo niemand fehlet,
Du haſt des Schöpfers Meiſterſtück,
Die Welt, zu kennen, dir erwählet.
Wie fleißig machte dein Verſtand
Der Körper Weſen ſich bekannt?
Drauf mußteſt du die Kräfte wiſſen.
Auch hier haſt du die Höh erreicht.
Dann wies ſich deinen Sinnen leicht
Auf was für Art ſie wirken müſſen.

Wie glücklich überwandeſt du
Die Schwierigkeit von unſern Künſten!
Drum, edler Freund, geneuß der Ruh,
Sie wartet dein mit viel Gewinnſten.
Nimm itzt Hygäens Ring und Hut,
Dann zeige dich durch fernern Muth,
Tritt allen Spöttern vors Geſichte.
Deck ihre Blöße munter auf,
Und mach es, durch erhitzten Lauf,
In unſerm Wiſſen ferner lichte.

Die XXXVI. Ode.

Ueber das frühzeitige Abſterben

Jungf. Johanna Chriſtiana Breitkopfinn,

den 1 Aug. 1737.

M. Johann Joachim Schwabe.

Hannchen ſtirbet! dieß Erblaſſen
Reißt das Herz der Aeltern hin.
Doch, kann ich mich hier nicht faſſen,
Ich, der nur ein Fremder bin?
Banges Paar! was ſoll ich ſagen?
Kann mein Beyleid Troſt verleihn?
Oder werden meine Klagen
Deinen Kummer mehr erneun?

Schwacher Mund, du magſt ja ſchweigen;
Denn mein Herze blutet mir.
Doch ſoll ich mein Mitleid zeigen:
Gut, ſo ſind auch Thränen hier.
Sagt, hervorgequollne Zähren,
Könnt ihr, bey der herben Pein,
Hülfe, Rath und Ruh gewähren?
Könnt ihr unſre Tröſter ſeyn?

Netzet nur mit milden Bächen
Unſres Hannchens frühes Grab!
Euren Lauf zu unterbrechen,
Hält mich meine Wehmuth ab.
Ich mag euren Fluß nicht hindern;
Thut, was Lieb und Schmerz begehrt.
Doch ihr müßt das Leiden mindern,
Deſſen Anwachs uns beſchwehrt.

O wie muß dein zärtlich Herze,
Freund! in vollem Jammer stehn!
Will es nicht bey diesem Schmerze
Fast in tausend Stücke gehn?
Und was für vermischte Triebe
Pressen deiner Gattinn Brust?
Ihrer starken Mutterliebe
Wird wohl keine Ruh bewußt.

Ach Verhängniß! deine Strenge
Giebt hier einen harten Schlag.
Mancher flucht des Lebens Länge;
Ruft den fernen Todestag:
Doch du spottest dessen Flehen,
Und der Tod hört ihn nicht an;
Warum muß denn hier geschehen,
Was die Seelen beugen kann?

Jammert dich die frühe Jugend,
Und die Handvoll Jahre nicht?
O! daß auch die junge Tugend
In der ersten Hoffnung bricht!
Wir verehren deine Schlüsse,
Weisestes Verhängniß! zwar:
Aber bey dem bittern Risse
Bringt die Angst viel Fragen dar.

Freylich ist sie bey den Sternen;
Freylich schmeckt sie lauter Wohl.
Aber sprich, ob ihr Entfernen
Keine Sehnsucht kosten soll?
Kaum fieng sie sich an zu zeigen,
Kaum empfand man ihren Werth:
O da muß ihr Haupt sich neigen;
O da wird ihr Schmuck versehrt.

Wollt ich ſie doch gern erheben,
Mit nicht ungelehrtem Fleiß;
Weil ich viel von ihrem Leben,
Viel von ihren Gaben weis.
Doch ich ſchweig itzt von dem Ruhme,
Denn am Ende kömmt dabey,
Daß ſie, gleich der ſchönſten Blume,
Gar zu bald verwelket ſey.

Doch, ihr, Dichter! ſollt es leſen;
Euch entdeck ich noch mein Herz.
Hannchen iſt mir werth geweſen.
Schweig doch zeitig, erſter Schmerz!
Ich will ihr ein Denkmaal ſtiften,
Wo man mich ſoll weinen ſehn.
Möchte das von meinen Schriften
Einſt dem Staube nur entgehn!

* *

I.

Cantate.

Bey der Leichenbeſtattung

Herrn D. Wilh. Hulderich Waldſchmieds,

Herzogl. Schleswig-Hollſtein. Juſtizraths und Leibmedici.

D. G. G. Richter.

Aria.

Ihr Augen thränt! ihr Zungen klagt!
Ihr Hände ringt! ihr Herzen zagt!
Der Schutz der Kranken iſt gewichen,
Das Haupt der Muſen iſt erblichen.
Ihr Augen thränt! ihr Zungen klagt!
Ihr Hände ringt! ihr Herzen zagt!

So ruft Hygäens Mund, ſo ächzt Calliope.
Mein Steuermann, mein Palinur,
Durch den mein Schiff ſo oft in ſichern Hafen fuhr,
Sinkt leider in die Todtenſee.
Es iſt in ſchwüler Luft ein Wetter zu beſorgen;
Die Sonne hält ſich weit von uns verborgen,
Indem ihr Stral, der Licht und Wärme bringt,
Itzt kaum durch das Gewölke dringt.
Wer wird mich für den Schlag der ſchwangern Wolken ſchützen,
Der meinen Kindern droht?
Auf! laßt uns in der Aſche ſitzen,
Beklaget meines Lehrers Tod!
Die Hand erſtarrt, die uns verbunden,

Der Mund erbleicht, der Rath ertheilt.
Wer iſts, der künftig unſre Wunden
Mit gleichem Glück und gleicher Vorſicht heilt?
Ihr Augen thränt! ihr Zungen klagt!
Ihr Hände ringt! ihr Herzen zagt!

Aria.

Kommt, Schmerzen, Fieber, Brand u. Seuchen!
Brecht nur mit vollem Haufen ein,
Itzt könnt ihr unſer Meiſter ſeyn,
Wir müſſen eurer Stärke weichen.
Uns täuſcht kein falſcher Hoffnungsſchein,
Denn deren Zahl wird allzuklein,
Die in Gefahr die Hände reichen.
Kommt Schmerzen, Fieber, Brand u. Seuchen!
Brecht nur mit vollem Haufen ein!

Ein jeder ſieht, dem Waldſchmied recht bekannt,
So fuhr Hygäa fort, was ich durch ihn verliehre,
Mit welchem Recht ich Klagen führe.
Denn meine Krone mißt den ſchönſten Diamant.
Mein ſtärkſter Pfeiler fällt,
Der den Geſundheitsbau in rechtem Stand erhält.
Wer wird ſo wohl die drohende Gefahr,
Wenn Krankheit herrſcht, von meinen Grenzen kehren?
Wer wird nun meine Kinder lehren?
Als deren Wohl ſein einzig Trachten war.
Die Quelle trocknet, die ſie tränkte,
Der Baum verwelkt, der Früchte gab.
Die Hand läßt von der Arbeit ab,
Die aller Welt gelehrte Schriften ſchenkte.
Der ſtirbt, den man nie ſpät genug vermißt.

Wie billig wird der Thränen Flut vergoſſen!
Mein Ehrentempel iſt
Durch dieſen Tod faſt völlig zugeſchloſſen.
Der Muſen Sehnſucht und Begier
Stellt ſich den Schatz der alten Zeiten für,
Und will ihn nicht aus ihren Händen laſſen,
Sie will ſich kaum bey dieſer Leiche faſſen.
Doch eine höhre Hand,
Die wahre Demuth ehrt, hat ihren Schmuck entwandt.

Aria.

Gott iſts, der über den gebiethet,
Der, höchſtbeſtürzte Muſenſchaar,
Ein Vater deiner Herde war,
Als die er dreyzehnmal gehütet.
Sein Tod macht deine Lippen blaß,
Sein Fall macht deine Augen naß!
Er, der dich dreyzehnmal gehütet,
Iſts, über den der Herr gebiethet.

Es iſt vom Herrn geſchehn!
Wir ſollen dich nicht mehr, du treuer Lehrer, ſehn.
Er, welcher dein Verdienſt erkannt,
Hat dich nun abgelöſt, und aus dem Joch geſpannt.
Er hat dich nun als einen treuen Knecht,
Den fernerhin kein Leid berühren ſollen,
Zu deinen Vätern ſammeln wollen.
Sein Rathſchluß iſt gerecht.
Die Krankheit, welche dir den Kerker öffnen muß,
Wirft deine müden Glieder
Nach dieſer Führung weiſem Schluß
Auf ein ſehr kurzes Lager nieder.

Was iſt es, daß man ſich mit beſſerm Grund erwähle,
Als einen kurzen Weg zu jener Ewigkeit?
Ein ſolcher Uebergang hat dich erfreut,
Verweſt dein Leib, ſo ſchimmert deine Seele.
Wir wollen dir kein ander Denkmaal ſetzen,
Als das wir dein Verdienſt in unſre Seelen ätzen.
Wir weihen deinem Preis
Ein unauslöſchlich Angedenken,
Wir wollen dich in unſre Herzen ſenken,
Als eine Gruft, die keinen Moder weis.
Wir wollen, bis wir ſelbſt zu unſrer Aſche kehren,
Die Aſche deiner Glieder ehren.

Aria.

Tritt hin zu der Gerechten Stelle,
Schau deines Gottes Angeſicht!
Des Himmels Klarheit ſey dein Licht,
Dein Trank ſey jene Lebensquelle!
Die Hand der Schickung tröſte die,
So itzt bey deiner Leiche weinen.
Dein Geiſt ſey zweyfach bey den Deinen,
Dein Segen komm auch über ſie!

* *

II.

Bey dem Grabe

Hrn. Joh. Friedrich Sommers,

Kauf- und Handelsmanns zu Königsberg.

D. Daniel Heinrich Arnold.

Cantate.

Aria.

Gott iſt und bleibt der beſte Troſt!
Laß den erzürnten Drachen
Den Schlund nur weiter machen;
Und ſpeyet gleich ſein Haus
Auf mich auch Pech und Schwefel aus;
Iſt alle Welt auf mich erboßt!
Was liegt daran? Gott iſt mein Troſt.

Was lehnt die blinde Welt
Sich auf der Schätze ſchwaches Rohr,
Das unvermerkt mit uns zur Erde fällt.
Gewiß wenn wir des Lebens Rechnung ſchlieſſen:
So hält ein gut Gewiſſen
Den allerſtärkſten Troſt uns vor.
Kein Geld, kein Menſch, kein Stand
Kann Sünden ungeſündigt machen.
Allein des Glaubens ſtarke Hand,
So Jeſu gültig Blut
Aus ſeinen Wunden emſig ſchöpft,
Heißt eines Sünders Muth
Auch mitten in dem Tode lachen.

Arioso.

Ein Sterbender: Tröstet mich in meinen Nöthen,
Gott will mich auf ewig tödten!
Ein Goldklump: Nimm nur mich zum Heiland an;
Der Sterbende: Götze! der nichts helfen kann.
Der Ruhm: Hab ich nicht die Welt erfüllet?
Der Sterbende: Gott wird damit nicht gestillet.
Die Freunde: Ach! wir sind mit aller Macht
Einzig auf dein Wohl bedacht;
Der Sterbende: Leid'ge Tröster! eure Worte
Oeffnen nicht die Himmelspforte.

Choral.

Wen hab ich nun, als dich allein, der mir in meiner letzten Pein mit Trost und Rath weis beyzuspringen? Wer nimmt sich meiner Seelen an, wenn nun mein Leben nicht mehr kann, und ich muß mit dem Tode ringen? Wenn aller Simen Kraft gebricht, thust du es, Gott mein Heiland, nicht?

2 Tim. 1. v. 12.

Ich weis, an welchen ich glaube:

Ich weis, wie weit mein Reichthum sich erstrecket,
Ich weis, daß jeder mir das Grab,
Mit Sand und Ehre decket,
Ich weis, daß ich sehr viel gewußt,
Doch eines wirkt in meiner Brust,
Den größten Trost, den keine Noth mir raubet,
Ich weis, wem ich geglaubet.

v. 12. Und ich bin gewiß, daß er kann meine Beylage bewahren bis an jenen Tag.

Aria.

Aria.

Was Gott mir beygelegt im Glauben,
Das kann mir kein Geſchöpfe rauben.

Ich ſehe meinen Namen ſchon
Im Lebensbuche prangen,
In dem noch nie ein Titel ausgegangen.
Ich ſehe ſelbſt den weiſſen Stein
Den Gott für mich ſchon abgelegt;
Geht der nur nicht zum Leben ein
Den Gott in ſeinen Händen trägt?

Was Gott mir beygelegt im Glauben,
Das kann mir kein Geſchöpfe rauben;
So raſe denn Satan! mit nichtiger Wut,
Die Sünde mag immer noch mächtiger werden;
Dem keiner zu mächtig im Himmel und Erden,
Der hat mich erlöſet mit eigenem Blut.

Choral.

Was kann mir den nun ſchaden der Sünden groſſe Zahl? Ich bin bey Gott in Gnaden, die Schuld iſt allzumal bezahlt mit Chriſti theurem Blut, daß ich nicht mehr darf fürchten Der Höllen Quaal und Glut.

Was Gott mir beygelegt im Glauben
Das kann mir kein Geſchöpfe rauben.

Betrübte! ſeht, dieß iſt der Inhalt deſſen,
Was des entſeelten Hand,
(Den Gott im Sommer ſeiner Jahre
Vielleicht zu früh von uns entwandt;)
Zu eurem Troſt in wenig Worte ſchloß.

Er senkte sich in Gottes Vaterschooß;
Er zitterte nicht vor der Todtenbahre:
Warum? sein Glaube war nicht auf den Sand,
Ach! nein, auf einen Fels gebaut,
Er wußte, wem er sich und seinen Geist
Im ganzen Leben anvertraut;
Allein, er muntert euch zu gleichem Muth
Auch also mit gelähmter Feder an:

Aria.

Fürchtet nichts, als nur die Sünde:
Habt ihr Gott, was fürchtet ihr?
Gott, bey dem ich Hülfe finde,
Oeffnet seine Gnadenthür
Allen, die in festem Glauben
Sich der Welt und ihnen rauben. V. A.

Choral.

Warum wollt ihr denn traurig seyn, daß ich von hinnen scheide? Ich fahr in Gottes Hand hinein, da ich kein Angst mehr leide, geduldt euch, trauret nicht so sehr, halt rechte Maaß, gebt Gott die Ehr, ich schweb in lauter Freude.

* *

III.

Als

Hr. D. Carl Friedrich Romanus

das Amt eines Stadtrichters

in Leipzig übernahm.

Johann Georg Hamann.

Singende:

Philaris. Themis. Providentia.

Chöre:

Chor der Nymphen. Chor der Muſen.
Chor der Tugenden.

Serenate.

Aria. 2.

Phil. Herbe Schmerzen! Them. Strenger Jammer!

Phil. Meinen Richter }
Them. Meine Prieſter } raubt das Grab!

Phil. Ach mein Götze }
Them. Götz und Schreiter } fällt zu früh,

Them. Weint, ihr Augen, weint um ſie!

Beyde. Was mir ſonſten Wohlfahrt gab,
Das umſchließt des Grabes Kammer!

Phil. Herbe Schmerzen! Them. Strenger Jammer!

Phil. Meinen Richter }
Them. Meine Prieſter } raubt das Grab!

Them.

Them.

Wer nennet die Klagen ungerecht,
Die, bey gedoppeltem Verluſt,
Aus den entfärbten Lippen dringen?
Ach, ſollte nicht die hartbetroffne Bruſt,
Da mir das Grab die Zahl
Getreuer Prieſter ſchwächt,
Ein heiſſes Ach! zum Todtenopfer bringen?
Ihr allzufrüh erſtarrten Glieder,
Ihr ſeyd es werth,
Daß euch von mir die Ehre wiederfährt.
Damit die Welt erſeh, wie ſehr ich euch geliebt,
So ſetz ich mich betrübt
Bey euren Ruhekammern nieder.
Und da, wer Theil an Themis Wohlfahrt nimmt,
Zugleich in meine Klagen ſtimmt:
So ſing ich euch, ſo gut die Wehmuth kann,
Mit heiſcherm Ton und bittern Seufzern an:

Liebſten, ach! ihr fielt zu früh,
Weint, ihr Augen, weint um ſie!

Chor der Muſen.

Götz und Schreiter fiel zu früh,
Weint, ihr Augen, weint um ſie:

Phil.

Ach dörft ich doch nicht itzo mit dir klagen!
Ach träfe mich, o Göttinn, nicht dein Leid!
Ach wüßte ich nichts von deiner Traurigkeit!
Allein
So mengt mein Ach ſich in dein Seufzen ein.
Mein Götze preßt mir Zähren aus,

Mein

Mein Götze,
Der, auf des Schickſals Schluß,
Des düſtern Grabes Haus
Zu früh beſchreiten muß.
Mein Götze, der dem Unrecht feind,
Die Unſchuld und die Billigkeit beſchützt,
Den jeder Bürger noch anitzt
Mit Aechzen und mit Sehnen,
Mit Sehnen und mit Thränen,
Bedauert und beweint.
Mein Götze, vormals meine Luſt,
Nun aber meine Pein!
Ihr Töchter, ſtimmt zu Seufzern meiner Bruſt,
Mit euern Klagen ein:

Götze, der mir Wohlfahrt gab,
Sinket mir zu früh ins Grab!

Chor der Nymph.

Götze, der uns Wohlfahrt gab,
Sinket uns zu früh ins Grab!

Provident.

Genug geklagt! Genug geweint!
Gott iſt der vielen Trauer feind.

Aria.

Auf! trocknet die traurende Zährenflut ab,
Geſchlagene Töchter, ermuntert die Sinnen!
Nach Donner ergetzt euch die liebliche Sonne:
Gott kehret den Jammer in Jauchzen u. Wonne,
Und heißt euch erneutes Vergnügen gewinnen.
Auf! trocknet die traurende Zährenflut ab,
Geſchlagene Töchter, ermuntert die Sinnen!

Chor der Tugenden.

Ermuntert die Augen, erheitert die Sinnen,
Gott heißt euch erneutes Vergnügen gewinnen!

Providens.

Es ist zwar eure Thränenbach,
Das heisse Sehnen und das Ach!
Nicht schlechterdings zu tadeln.
Denn wem das Grab dergleichen Männer nimmt,
Die so Verdienst als redlichs Treuseyn adeln;
Dem gönnet selbst das strengste Recht,
Daß er die Trauerflöthen stimmt.
Da euch dergleichen nun entfallen:
So laßt ihr billig Töne schallen,
Die eure Wehmuth dämpft und schwächt.
Allein,
Legt nun den Bey auch wieder nieder,
Erquicket die bethränten Glieder:
Es ist genug geweint, es ist genug geklagt;
Drum haltet mit den Fluthen ein!

Chor der Tugenden.

Ermuntert die Augen, erheitert die Sinnen,
Gott heißt euch erneutes Vergnügen gewinnen!

Providens.

Ja freylich sorget Gott für euch.
Hat euch sein Streich
Getroffen und betäubet,
So wißt,
Daß er auch gnädig ist,
Und Linderung verschreibt.

Was

Was euch ſein weiſer Schluß genommen,
Iſt auch nunmehr
Durch ſeine Sorgfalt wieder kommen.

Arioſo.

Nimm meiner Philuris, ruhmwürdiger Roman,
Ihr hohes Richteramt, das Sorgen machen kann.
Saint Themis Prieſterſtand, mit tauſend Segen, an.

Romanus iſt es, der den Riß,
Der euch, Geliebteſte, verletzt,
Durch ſeine Trefflichkeit erſetzt.
Ich zweifelt ja an der Ergänzung nicht:
Die Schaar der Tugenden ſteht ſelbſt bereit,
Und machet euch, zu eurem Unterrichte,
Von dieſes Mannes Seltenheit
Gewiß.

Aria.

Chor der Tugenden.

Ungefälſcht im Andachtstriebe,
Klug, gelehrt und auch getreu,
Redlich in der Bürgerliebe,
Gütig, doch gerecht dabey;
Jeder ſiehet, wer ſo ſey,
Und man darf nicht lange fragen:
Wo trifft man dieß alles an?
Alles dieß, wird jeder ſagen,
Alles dieß beſitzt Roman.

Phil. Wie treulich iſt nicht, Gott, dein Sorgen,
Wie herrlich deine Macht!
Da uns, nach trüber Todesnacht,

Ein aufgeklärter Freudenmorgen,
Zu unſerm Troſte, lacht.
Wohl mir, bey einem ſolchen Wächter!
Bejauchzt mein Glück mit mir, ihr Töchter!

Them. Ihr Nymphen, haltet noch was ein.
Denn da mein theurer Prieſtererden,
Der durch den Tod zerriſſen war,
Theils durch den weiſen Olear,
Theils aber auch
Itzt durch den trefflichen Roman,
Den ſeine Tugend bloß genugſam rühmen kann,
Aus Gottes Huld ergänzet worden:
So heiſſet mich der helle Glückesſchein
Mit euch
Zugleich,
Nach Nacht und Nebel, fröhlich ſeyn.

Aria. 2

Them. Nach dem Sehnen,
Phil Nach den Thränen
Beyde. Lacht das Glück uns wunderſchön!

Tutti.

Dieß ſtammet von Gottes genädigem Blicke,
Drum ſcherzet, drum jauchzet, drum wünſchet uns Glücke!

Beyde. Sterne pflegen erſt zu ſchimmern,
Wenn an hohen Himmelszimmern
Brauner Nächte Schatten ſtehn.

Them. Nach dem Sehnen
phil. Nach den Thränen
Beyde. Lacht das Glück uns wunderſchön!

Tutti.

Turri.

Dieß ſtammet von Gottes genädigem Blicke;
Drum ſcherzet, drum jauchzet, drum wünſchet uns Glücke!

Provi. Jedoch,
Nunmehro laſſet noch,
Mit hellen Chören,
Für meines redlichen Romani Wohl
So Wunſch als treue Seufzer hören.

Phil. Was du gebothſt, ſoll die Erfüllung ehren.
Getreue, ſtimmet mit mir an,
Und ruffet: Es lebe der theure Roman!

Turri.

Es lebe der theure Romanus beglückt!
Am Leibe beſchützet, geſegnet am Geiſte!
Sein Richterſtab ſchrecke der Frevelnden Bruſt,
Und lenke die Frommen mit Segen und Luſt!
Daß, wenn er auch Sprüche des Rechtes verſchreibt,
Die Feder der Weisheit ſtets eigen verbleibt,
Bis daß ihn der Lorber der Ewigkeit ſchmückt.
Es lebe der theure Romanus beglückt!
Am Leibe beſchützet, geſegnet am Geiſte!

IV.

Cantate.

Auf

Herrn Johann Wilhelm Fischers

Abzug von der Universität Leipzig.

Im Jahre 1727.

M. Balthasar Hoffmann.

Aria.

Lachet und schwärmet,
Jauchzet und lärmet,
Nehmet die Jahre der Jugend in Acht.
Beissende Sorgen, verdrüßliche Grillen
Pflegen nur Alten die Ohren zu füllen:
Jugend liebt Lustbarkeit; lustig gemacht!

V. A.

Und so
Spricht manchmal Bruder Studio,
Der noch in seinem rohen Wesen,
Bey seiner Selbstgelassenheit,
Den Schatten schnöder Eitelkeit
Zu seinem Zweck erlesen.
Ein tugendhafter Sinn
Erkennt, dieß sey ein falsches Gut,
Und denket: Tolle Brut,
Nur immerhin!
Er weis,
Mit was für Fleiß

Und

Und unverdroſſner Wachſamkeit,
Die edle Zeit
Will abgewartet ſeyn:
Die als ein abgedrückter Pfeil,
In höchſtgeſchwinder Eil,
Unwiederbringlich dahin ſtreichet:
Sein kluges Auge ſieht es ein,
Daß Tugend nur das Ziel erreichet.

Aria.

Soll, muntrer Jüngling, dein Studiren,
Mit Vortheil wohl von ſtatten gehn;
Laß dich allein die Tugend führen,
Die Wolluſt mag dahinten ſtehn:
So kannſt du Gott und Menſchen dienen,
Und dir muß Glück und Wohlfahrt grünen.

Kommt, ſehet unſern Fiſcher an,
Mit was Beſtand und Emſigkeit,
Er jederzeit
Das Seinige gethan.
Hat Leipzig nicht ſeit dreyen Jahren
Sein Thun genug erfahren?
Verbannt ſey alle Schmeicheley!
Die Wahrheit ſpricht uns ſelber davon frey.
Als Freunde können wir auch ſchweigen:
Zumal, da große Männer zeugen,
Mit was für Frucht
Er ihrer Lehren Kern geſucht.
Welch Zeugniß legt nicht dieſem feinem Hörer
Selbſt unſer treuer Lehrer,
Der theure Pfeifer bey?

„Pfeifer, deſſen reiner Ton
„Auch durch Herz und Seele dringet,
„Deſſen Eifer Felſen zwinget:
„Zu des Satans bitterm Hohn,
„Müſſe noch in Zions Hallen
„Pfeifers Stimme lange ſchallen!

Nur eines machet uns betrübt:
Daß unſer Freund,
Den wir ſo inniglich geliebt,
Uns läßt die Nachricht wiſſen:
Der Schluß ſey da, daß wir nun ſcheiden müſſen.

Aria.

Willſt du denn, zu unſerm Leiden,
Werther Fiſcher, von uns ſcheiden?
Ach! das geht uns warlich nah.
Glaube, daß das Herze bebet,
Und die Bruſt in Aengſten ſchwebet,
Ueber der betrübten Nachricht:
Nunmehr iſt der Abſchied da.

Du zweifelſt daran nicht;
Du weiſt, daß, was der Mund,
Auch unſer Herze ſpricht.
Ja du muſt ſelbſt den eignen Schmerz geſtehn,
Und macheſt uns mit Wehmuth kund,
Daß du das edle Pleißathen,
Sammt guten Freunden ſelbſt verlaſſen.
Jedoch,
Wir müſſen uns hierinnen freylich faſſen.
Hammonia ruft dich zurück.

Die werthen Aeltern warten mit Verlangen,
Und zählen jeden Augenblick,
Dich nur bald, bald, mit Freuden zu empfangen.
So reise denn vergnügt?
Wer weis, wie bald es nun der Himmel fügt,
Daß wir die frohe Zeitung hören:
Herr Fischer soll das Volk des Herren lehren.
Führt auch der Himmel unterdessen
Uns sämmtlich in die weite Welt:
So bleibet doch dieß einmal fest gestellt,
Daß wir einander nie vergessen.
Dann mag sich unsre Freundschaft trennen,
Wenn du, o Herzensfreund,
Wirst unsre Wünsche zählen können.

Aria.

Soviel Tropfen als die Elbe in den breitsten
Ufern führt:
Soviel Segel, Maste, Tauen, man nur je zur
See verspürt:
Soviel Zentner man nach Hamburg und nach
Leipzig jährlich bringt,
Soviel bringt dir jeder Wünsche; deren Kraft
zum Himmel dringt.

V.

Auf den Geburtstag

Herrn Franz Kreuchaufs,

vornehmen Handelsherrn
in Leipzig.

Im Namen ſeiner Kinder.

M. Johann Friedrich May.

Cantate.

Aria.

Wie frohlockt die vergnügte Seele,
Wenn ſich ein ſtarker Trieb in ihr bewegt!
Sie läßt ihn durchs Geblüte wallen,
Und offenbaret ihr Gefallen
An dem, was ihren Sinn erregt.

V. A.

Wohlan! ſo nahen wir
Uns, wertheſter Papa, zu dir.
Der Tag hat dir vordem das Leben,
Und uns zuerſt die Regung eingegeben,
Womit wir einen Theil von unſrer Luſt
Dich freudigſt hören laſſen.
Denn die dir ſtets geweihte Bruſt
War viel zu ſchwach, ſie ganz in ſich zu faſſen.

Arioſo.

Arioſo.

Die Liebe trieb den Geiſt, der Geiſt die Regung an,
Die Regung, welche ſich nicht leichte bergen kann.

Du biſt, nächſt Gott, der Quell von unſerm Wohlergehn,
Und ſehn wir in das Buch verfloßner Zeiten,
So finden wir ein jedes Blatt
Von deiner Huld und unſern Schuldigkeiten,
Ganz voll gezeichnet ſtehn.
Die Dankbarkeit erklärt uns unſre Pflicht,
Und, ihr gehorſamſt nachzukommen,
Hat man den Vorſchlag angenommen,
Den uns die Freude gab. Jedoch verſchmäh uns nicht,
Dieß Opfer iſt für dich noch viel zu klein.
Es ſoll allein
Ein Zeugniß unſers Willens ſeyn.

Aria.

Vergönne, daß wir dich verehren,
Ach könnt es nur, wie du verdienſt, geſchehn!
Du wirſt ſchon unſre Herzen kennen,
Die faſt voll heiſſer Wünſche brennen,
Dich höchſtbeglückt zu ſehn. V. A.

Ein andrer mag erzählen,
Wie deine Redlichkeit ſich längſt berühmt gemacht.
Es würden uns die Worte fehlen.
Geſetzt, wir hätten auch die beſten ausgedacht:
So möchte doch der Tadler klagen,
Es wäre bloße Schmeicheley.
Drum wollen wir viel lieber ſagen,
Was heute noch der Zweck in unſern Wünſchen ſey.

Aria.

Die Wolken, die ſich auf dich thürmen,
Zertreibe deines Glückes Schein;
So wirſt du frey von allen Stürmen,
Wir werden voller Freude ſeyn;
Wenn unſer Wünſchen, unſer Hoffen
Mit vielem Segen eingetroffen.

Allein, weil dir und uns die Süßigkeit
In der Zufriedenheit
Vergällt und bitter werden müßte,
Wenn die geliebteſte Mama
Von nichts, als Schmerz und Noth zu klagen wüßte:
So ſeufzen wir:

Aria.

Lebt vergnügt, geliebten Beyde,
So wird unſre Freude
Vollkommen ſeyn.
Es treffe doch der Wunſch in allen Stücken ein!
Lebt vergnügt, geliebten Beyde,
So wird unſre Freude
Vollkommen ſeyn.

VI.

Zu dem

Preuſer- und Hudemanniſchen

Hochzeitfeſte. 1736.

D. C. F. Hudemann.

Singende:

Die Natur. Die Tugend. Die Schickung.

Serenate.

Die Natur.

Ehrt, Sterbliche, der Liebe Macht!
Erwegt, wie kräftig ſie euch rühre,
Wenn ich durchs Herz die Stralen führe,
Daraus die ſchönſte Wolluſt lacht.
Ehrt, Sterbliche, die Liebe Macht!

Tug. O rühme nicht zu ſehr die Liebe,
Und wiſſe, daß oft ſchnöde Triebe
Aus ihrem ſüſſen Feuer brechen,
Die, wenn ſie überhand genommen,
Faſt nicht mehr die Vernunft, wie ſtark ſie waltet, ſchwächen,
Viel minder gänzlich dämpfen kann.

Nat. Die Liebe ſeh ich ſtets als was erlaubtes an.

Aria.

Natur. Wer hat die Liebe doch gepflanzt?
Iſts nicht der Schöpfer aller Dinge?
Tugend: Ja, doch ſey ſie von mir verſchanzt,
Daß ſie nicht aus den Gränzen dringe
Die ihr deſſelben Schluß beſtimmt.
Natur. Ach ſiehe doch, wie frey ſie glimmt,
Wenn ich durch ſie die Herzen zwinge.

Die Tugend:

Wie ſcharf dein Zwang das Herze preßt
Um dieſem Triebe nachzuleben:
So muß es dir doch alſo widerſtreben,
Daß es dir nie den Zügel läßt,
Als der nur der Vernunft gebühret.
Lenkt die den Menſchen ſtets, ſo tritt er frey und feſt,
Und wird nach meinem Rath geführet.

Aria.

Nat. Schau doch wie ſtark die Adern wallen,
Wenn Funken in die Herzen fallen,
Die meiner Liebe Werth erhöhn!
Der Zug, der in der Bruſt ſich dehnet,
Durch den man ſich ſo heftig ſehnet,
Iſt gar zu mächtig, gar zu ſchön.
Schau doch, wie ſtark die Adern wallen,
Wenn Funken in die Herzen fallen,
Die meiner Liebe Werth erhöhn!

Die Tugend:

Im Siege der Vernunft erkenn ich meinen Sieg.
Es muß der Menſch den edlen Krieg
Mit ſeines Willens Stärk, und den Begierden, führen,

Dann

Dann wird die Liebe bald das, was sie schändt, verlieren.
Dann trotzt ihr heitrer Schein den größten Lieblichkeiten,
Und kann auf spate Zeit dem Menschen Lust bereiten.

Aria.

Der Liebesbaum muß schnell verblühen,
Und immer herbe Früchte ziehen,
Dafern ihn meine Hand nicht hält.
Wenn um ihn geile Dünste lodern,
Muß er in einem Unflath modern,
Durch den er vor der Zeit zerfällt.
Der Liebesbaum muß schnell verblühen,
Und immer herbe Früchte ziehen,
Dafern ihn meine Hand nicht hält.

Die Schickung:

Ich höre, Tugend, itzt dein weises Unterrichten:
Du kannst durch deinen Glanz der Seele Dunst vernichten;
Drum will ich, daß du dich stets zur Natur gesellst,
Und wenn sie winkt, dich ihr zur Seiten stellst,
Um vor dem Fall sie zu bewahren.
Durch dich kann man allein den Werth der Lieb erfahren;
Wenn du mit der Natur dich fest verbunden,
Und dann der Mensch die reine Lust empfunden.

Aria.

Bemüht euch, stets vereint zu leben,
Und gleiche Kraft der Glut zu geben,
Die ich den Herzen eingesenkt.
Zur Nat. Du magst durch Lust den Geist erheitern,
Zur Tug. Du aber diesen Schimmer läutern,
Der Menschen solche Freude schenkt.
Bemüht euch stets, vereint zu leben,
Und gleiche Kraft der Glut zu geben,
Die ich den Herzen eingesenkt.

Tug. Wer wollte dir, o Schickung, widerſtreben?
Natur. Ach könnt ich ſtets nach deiner Vorſchrift leben!
Schick. Seht dort ein mir ſehr werthes Paar,
Das meiner Fügung ſich bequemet,
Und das, wie dir bewußt, o Tugend, durch die Kraft
Die du ihm eingeflößt, der wilden Leidenſchaft
Die Wuth der frechen Regung lähmet:
Das aber auch nicht dir ſich widerſetzt,
O wirkende Natur! noch einen Trieb verletzt
Der ſelbſt die ſtärkſten Geiſter reget,
Wenn ſie ihr muntrer Flug zu hohen Dingen träget.
So ſeyd nun ferner drauf bedacht,
Wie es hinfort die wunderbare Macht,
Die in euch beyden herrſcht, erkenne,
Uns bis zum Lebensziel in edlen Flammen brenne.

Aria.

Nat. Ich nähre dieß zärtlich-vereinende Feuer.
Tug. Ich mäßige dieſen erweckten Brand.
Nat. Ich mache die reizende Wolluſt bekannt.
Tug. Ich gebe der Neigung den köſtlichen Schleyer.
Schick. Ich ſtärk und beſchütze das liebliche Band.

VII.

Bey dem Namensfeſte

Herrn D. Abraham Käſtners,

J. f. N.

Gottl. Friedr. Wilhelm Junker.

Cantate.

Aria.

Stille Nacht, laß deine Schatten
Sich mit unſrer Freude gatten,
Die der Dank in uns erregt.
Unſers theuren Käſtners Ruhm
Führt ein ſtilles Heiligthum,
Und dieß kan kein ſtarkes Geräuſche verſtatten.

W. A.

So iſt der ächten Tugend Art,
Daß ſie Verdienſt mit Demuth paart;
Sie gleichet Kräutern und Violen,
Von welchen wir die Kraft
In tiefen Thälern holen,
Die durch Geruch und Saft
Die Lebensgeiſter ſtärkt, den müden Leib erquickt.
Du biſt, hochtheures Haupt, beſagten Bildern gleich,
An Witz und Weisheitsgaben
Vor andern hoch erhaben,
Auch an Gelehrſamkeit, ſo wie an Tugend, reich;
Und dennoch jederzeit
Ein Beyſpiel holder Niedrigkeit.

Aria.

Aria.

Der Gipfel hocherhabner Eichen
Gewährt uns keine Mandelfrucht.
Er hebt den dürren Aſt empor,
Und bringt doch ſchlechte Koſt hervor.
Ein niedrer Baum an ſtillen Bächen,
Läßt oft die ſchönſten Früchte brechen,
So ſind der Demuth beſte Zeichen,
Wo man den Nutz im Stillen ſucht. V. A.

Die wahre Gottesfurcht bey deinem Rechte,
Macht dich gedoppelt groß,
Wenn doch die böſe Welt an dein Exempel dächte,
Wenn ihr verderbter Mund die Worte ſpricht:
Ein guter Chriſt
Und ein Juriſt
Das reim und ſchicke ſich doch nicht:
So würden ihre Thaten,
So wie die Deinen, wohl gerathen.
Dieweil dein Fuß auf Gottes Wegen geht.
Du haſt kein Buch,
Worinnen nicht der Spruch:
Gerecht und fromm, und keinen zu betrüben,
Zum Zeichen deiner Unſchuld, ſteht;
Den haſt du in die Bruſt, wie auf das Blatt, geſchrieben.

Aria.

Nicht nur im Buch, auch in dem Herzen,
Muß Rechtsgelehrter Denkſpruch ſtehn;
Sonſt iſt die Noth bedrängter Seelen
Bey ihrer Vielheit nicht zu zählen,
Die mit Jammer, Angſt und Schmerzen,
In ihren Thränen untergehn. V. A.

Jedoch,

Recit.

Jedoch was ſagen wir von deiner Art zu lehren,
Dein göldner Mund legt uns das Recht ſo deutlich aus,
Daß wir kein Wort vergebens hören.
Was fällt uns da für Nutzen zu!
O ungemeine Gaben!
Die ihrer wenige, wie du,
Bey vielem Wiſſen haben.
Die uns durch reizend ſtarke Triebe
Zur Ehrfurcht und zur Liebe
Verbunden und verpflicht:
Drum finden wir an deinem Namenslicht,
Bey der ganz ungemeßnen Freude
Auch unſre ſchönſte Weyde;
Weil, wenn man dich voll Heil und Segen ſieht,
Auch unſer Wohlſeyn blühe.
So nimm von dem ergebnen Sinn
Den Wunſch, den wir, durch das erfreute Singen,
Vor Gottes Thron für deine Wohlfahrt bringen,
So, wie du pflegſt, mit holden Mienen hin.

Aria.

Höchſter ach! ſchütte Vergnügen und Segen
Auf unſern theuren Käſtner aus!
Stärke, bewahre die munteren Kräfte!
Fördre den Fortgang gelehrter Geſchäffte!
Es wachſe ſein geehrtes Haus! V. A.

VIII.

Auf das Abſterben
Herrn D. Joh. Valentin Pietſch,
Königl. Preußiſchen Hofraths und
Leibmedici.

Im Jahre 1733.

Johann Georg Bock.
Prof. der Poeſie in Königsb.

Cantate.

Fällt denn ſo bald die Hütte deiner Glieder,
O Geiſt! deßen Nachruhm niemals fallen kann?
Wie? ſchlägt, entrißner Pietſch, auf deine Lobeslieder
Ein Wiederklang von deinem Sterben an?
Soll denn ſo früh das Seytenſpiel verſtummen,
Das manchen Held den Sternen eingeprägt?
Es ſchweigt; und da um dich die Todtenglocken ſummen,
So ſcheints, als ob ihr wüſter Ton
Nur unſer Klaglied in die Höhe trägt.
Dein überſtiegner Muſenhügel
Verwandelt ſich in ein entdecktes Grab;
Der Tod kürzt dir den Zug der Feder ab,
Und läſſet uns, bey ſeinem Sichelſchwung,
Von dir den harten Reimſchluß leſen:
Er iſt geweſen!

So

Aria.

So ſchließt ein Sarg das Kleinod der Poeten
In die Verweſungsfächer ein.
Die Denkſchrift ſoll nur dieſes ſagen:
Will jemand würdig ihn beklagen,
Der muß an Geiſt und Kraft ihm ähnlich ſeyn.
Sein Grab iſt ſelbſt ein ſtummer Redner hier;
Indeſſen ſingt und klaget ihr,
Ihr eingehauchten Trauerflöten:
Hie ſchließt ein Sarg das Kleinod der Poeten
In der Verweſung Hülſen ein.

Welch Jauchzen unterbricht den Trauerklang?
Entrückter Freund, wir hören den Geſang,
Wir hören dich die Himmelsharfe rühren:
Wie ſehr uns dein Verluſt gekränkt,
So dürften wir, da man an dich gedenkt,
Bey deinem Jauchzen uns faſt ſelbſt verlieren.
Der Strom, der dort des Lammes Stuhl umfleußt,
Tränkt deinen Reim mit Himmelsquellen;
Auf Erden kennte dein belebter Geiſt
In deiner Wörter Maaß und Zahl
Die Werke der Natur gebildt vor Augen ſtellen;
Dort glänzet dir weit mehr des Schöpfers Macht,
Der alles durch ein Wort
Nach Zahl und Maaß hervorgebracht;
Drum willſt du ihm die Ehre bringen
Und, mit den Aelteſten auch dieß Triumphlied ſingen:

Offenbar. Joh. 4. Cap. v. 11.

Herr du biſt würdig zu nehmen Preis und Ehre, und Kraft, denn du haſt alle Dinge geſchaffen.

Eine Posaune bläset die Melodie: Nun lob mein Seel ꝛc. und eine Stimme singet darzwischen:

Mein Mund wird nichts als lachen, und meiner Zungen Klang wird nichts als Lieder machen, Gott unserm Heil zu Dank, ihm werd ich Ehre bringen. Von seiner Werke Zahl wird heilig wiederklingen der ganze Himmelssaal.

Choral.

Heilig ist unser Gott der Herr Zebaoth.

Auf! stimme denn, verklärter Himmelsdichter,
Dein neues Lied mit vollen Chören an;
Es brennen dir viel tausend Sonnenlichter,
Davon dein Geist sein Feuer schöpfen kann.
Die Welt wird dir den Ruhm ertheilen,
Daß du durch Bindung deiner Zeilen
Dem Neide selbsten Banden angelegt.
Doch wirf den Lorber nun beym Stuhl des Lammes nieder,
Denn du empfängst dafür die Palmen wieder,
Die weder Feind noch Zeit zerschlägt;
Du bist anitzt im Seraphinenorden
Ein von des Herren Glanz umkrönter Dichter worden.

Aria.

Wenn einst die Welt mit schnellem Falle
Bey donnerndem Posaunenschalle,
Wie ein gerolltes Blatt im Feuer glüht,
Dann wird das Wort, das hier im Fleisch geblüht,
Uns, die wir hier zerstreuten Sylben gleichen,
Als seiner Marter wahres Heldenlied
Dem Vater dort verbunden überreichen.

* *

IX.

Auf das Abſterben
Seiner geliebteſten Ehgattinn,

1731.

D. Georg Friedrich Deinlein,
Profeſſor in Altdorf.

Cantate.

Aria.

Mein Gott! mein Herr! Herr! zeuch zurücke:
Ach! deine Hand iſt ſchwer auf mir.
Verwirf mich nicht
Von deinem Licht!
Verſchone mein! o Vater! ſchone!
Iſt keine Gnad vor deinem Throne?
Kein, kein Erbarmen mehr bey dir?
Mein Gott! mein Herr! Herr! zeuch zurücke!
Ach! deine Hand iſt ſchwer auf mir.

Umſonſt! Nein! Nein!
Es iſt, o darf ich menſchlich klagen,
Ein Wort aus Angſt und Schwachheit ſagen,
Der unbarmherzig harte Schluß
Schon wirklich hier:

Ich muß, ich muß,
Gedrückt im Staub der Noth,
Lebendigtodt,
Und so von dir,
O meine Zier!
Mein Schatz! mein Leben! ach! von dir getrennet seyn.

Aria.

Wer sonst nicht kennet
Was man ein Bild des Jammers nennet,
Der schaue mich Beraubten an.
Wer ohn Erbarmen,
Versuch, ob er auch mich, mich Armen,
Ganz sonder Mitleid sehen kann. V. A.

Mein blutend Herz,
Die Ströme meiner rothen Augen
Sind Zeichen, die zum Ueberzeugen taugen,
Wie groß die Noth; wie groß mein Schmerz;
Ja mehr; wie unaussprechlich groß die Liebe,
Zu dem in meinem Sinn
Geprägten Tugendbild, zu meiner Friedrichinn.

Arioso.

O liebster Nam! der mich entzückt,
O Name! der mein Herz erquickt,
Das schier in tausend Stücken reisset.
O Name! der mich zwar verwundt,
Doch den mein ewigtreuer Mund
Sein höchstes Gut auf Erden heißet.

O!

O! ſprechе niemand nicht:
Ich jammerte zu viel. Nein, nur mein Kummer ſpricht,
Und reißt mich hin,
Wohin? zu meiner Friedrichinn.
Wo iſt ſie denn? Ach Gott! weis ich denn, wo ich bin?

Aria Lamento.

Ich ſuch in Winkeln auf und nieder,
Und ſchrey: Ach Gott! wo find ich wieder
Den Schatz, den meine Seele liebt?
In finſtern Todesgründen
Läßt ſich ein Anblick finden,
Der mich bis in den Tod betrübt. V. A.

Ihr Kinder! Weyſen! kommt und ſchreyt;
Vielleicht dringt es durch jenes Thor,
Wo ſelbſt die Allmacht wohnt; die oft das Ohr
Dem Säugling beut,
Und dem Unmündigen die Bitte nicht verſaget.
Ach, winſelt! ſtürmt mit ängſtlichem Gewimmel
Den meiner Klag verſperrten Himmel.
Ach weh! vergebliches Geſchrey!
Es bleibt dabey;
Sein Machtſpruch reiſſet euch
Von eurer Mutter Bruſt, aus ihren Armen;
Und will zugleich,
Es ſoll der Hoffnungsbau zerſchmiſſen;
Mein armes Herz zerfleiſcht, zerriſſen;
Die Helft, im Todesgraus;
Mein Haus, ein wahres Weyſenhaus,

Die ärmſte Hütte voller Pein;
Und groß und klein,
Ganz ohn Erbarmen,
Darinn bis in den Tod geängſtet ſeyn.

Aria.

Schmerzhafter Tod!
Iſt hier kein Helfen, kein Erretten,
So ſende doch nur Troſt, mein Gott!
Laß unſre Thränen
Dich doch verſöhnen!
Hilf unſrer Schwachheit in der Noth. V. A.

Oden
und
Cantaten.

Das vierte Buch.

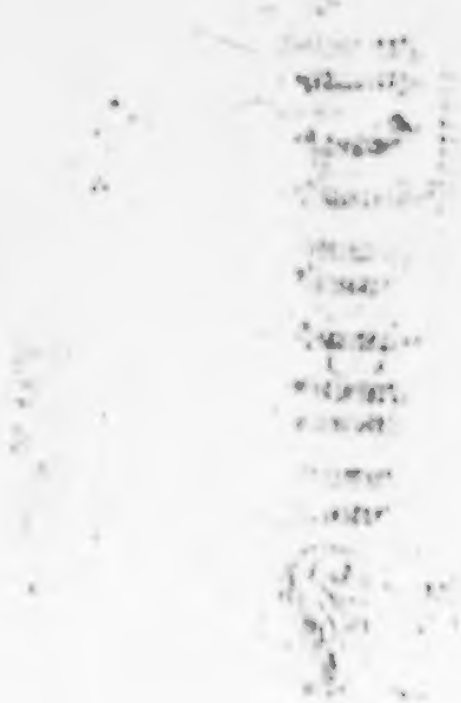

Die I. Ode.

Auf das Jubelfeſt,

wegen Uebergebung

der Augſpurgiſchen Confeſſion,

1730. den 25. Jun.

Friedrich Chriſtoph Neubur.

Land, das in Milch und Honig ſchwimmet,
Land, welches Gott ſo lieb und werth,
Daß er darinn ſein Feur und Heerd,
Sein Haus und Hof ihm ſelbſt beſtimmet:
Beglücktes Canaan! dein Licht
Prangt längſt vor tauſend andern Reichen,
Dir müſſen alle Länder weichen:
Nur unſer Deutſchland weicht dir nicht.

Wir ſcheinen dir vielleicht vermeſſen,
Als dächten wir nicht mehr daran,
Was Gott für Ehre dir gethan:
O nein! das iſt uns unvergeſſen.
Wir wiſſen, daß des Höchſten Hand,
Da alle Welt im Dunkeln ſteckte,
Und ſie das Heidenthum bedeckte,
Den Abraham dir zugeſandt.

Mir

Wir wiſſen, daß des Herren Wille
Nur dir vertrauet worden iſt,
Und daß du auserleſen biſt
Zu dem Erkenntniß ſeiner Fülle:
Ja wie bey dir der Wahrheit Macht
Und Glanz zu leuchten angefangen,
Sie alſo von dir ausgegangen
Und aller Welt den Tag gebracht.

Der Preis gebühret dir vor allen:
Doch gönne Deutſchland gleichen Ruhm.
Denn als ein zweytes Heidenthum
Die ganze Chriſtenheit befallen:
Da brannt in dieſem Canaan
Ein Stral der reinen Gotteslehre,
Als obs ein Bliß vom Himmel wäre,
Ganz unverhofft, wie in dir, an.

Nicht nur ein Stral; die helle Sonne
Brach durch der düſtern Wolken Flehr,
Und ſchien recht weit und breit hervor,
Zu vieler Völker Freud und Wonne.
Was fühlte nicht der kalte Nord?
Wie traf nicht Oſt und Weſt zuſammen?
Wie ſchoſſen nicht der Wahrheit Flammen,
Treß aller Widerſetzung! fort?

Germanien, auf! laß dich hören,
Eröffne deinen frohen Mund,
Dein Jubelfeſt hat großen Grund
Und nichts darf deine Freude ſtören.
Iſt das nicht Gottes Wundergüt?
Daß er zu dem dich auserwählet,
Was ſo viel andern hat gefehlet,
Ob ſie ſich gleich darum bemüht.

Vergebens war der Britten Hoffen;
Sie wurden dieſes Lichtes zwar,
Als in der Demmerung, gewahr:
Doch iſt ihr Wunſch nicht eingetroffen.
Auch Böhmen hatte nachmals ſchon
Die Morgenröthe faſt erblicket:
Allein ihr Glanz ward unterdrücket,
Nur Deutſchland trug den Tag davon.

Nur Deutſchland, das in allen Dingen
Den Finger Gottes deutlich ſah.
Wie? mußt nicht ſein Agricola
Aus Welſchland ſelbſt die Weisheit bringen?
Die ſein von Hutten, ſein Reuchlin
Und ſein Melanchthon ſo vermehrte;
Durch die ſein Luther, eh er lehrte,
Zum Werkzeug Gottes tüchtig ſchien.

Geſchah, zu aller Welt Erſtaunen,
Nicht dieſes, daß ein deutſcher Mann
Die Druckerlettern auserſann?
Als ſo viel bleyerne Poſaunen;
Wodurch der Wahrheit reinſtes Gold,
Das damals lag in tiefen Klüften,
Der Welt, aus unſrer Lehrer Schriften,
Bekannt gemachet werden ſollt.

Rom mußte ſich ſo gar verbienden,
Daß jedermann die Täuſcherey
Von ſeiner Ablaßkrödeley
Mit Augen ſah, und griff mit Händen;
Und als ihr Luther widerſprach,
Das Wort des Höchſten, gleich den Wellen,
Wenn ſie beginnen anzuſchwellen,
Durch Ufer, Wall und Dämme brach.

Dieß Feuer ließ ſich nicht verdunkeln,
Es drang in Kirch und Klöſter ein:
Man ſah ja ſeinen heitern Schein
Im Schlöſſern und Palläſten funkeln.
Wie große Herzen wurden weich?
Als dieſe Glut in Augſpurg brannte:
Als man der Lehre Grund bekannte
Vor Kaiſer, König, Ständ und Reich.

Das iſt der Tag, den wir begehen,
An dem, auch der es nie gedacht,
Den Glauben in der ſchönſten Pracht,
Die Wahrheit im Triumph geſehen.
Dieß iſt der frohe Jubeltag,
Der mit Beſtand ein Tag der Ehre
Der wiederhergeſtellten Lehre,
Ja ihr Geburtstag, heiſſen mag.

Verfolgung, Drohen, Wüthen, Toben,
Haß, Liſt, Gewalt, Krieg, Schwerdt und Blut,
Gefängniß, Feſſel, Feur und Glut,
Hat ſich zwar gegen ſie erhoben:
Doch ſteht ſie feſt und unbewegt.
Denn wenn die Hölle ſie beſtürmet,
So hat der Himmel ſie beſchirmet,
Bis das Gewitter ſich gelegt.

Dein Zion, Herr, geneuſt der Freude,
Die du ihm gnädig haſt erlaubt:
Da ſeine Feindinn, ohne Haupt,
Die Zähne beißt, vor Gram und Neide.
Es rühmt, du ſeyſt ſein Schutz und Held,
Es hofft, du werdeſt ihm vergönnen
Dein Heil zu ſehn, und zu bekennen,
Bis auf den letzten Tag der Welt.

Was für ein Blick erſcheint von weiten?
Was dienet Preß und Druckerey
Der ſonſt barbariſchen Türkey?
Als Licht und Wahrheit auszubreiten.
Wie kehrt ſich Portugal herum?
Was hat der Franken Reich erfahren?
Bey den entlegnen Malabaren
Erſchallt das Evangelium.

Gnug! wir ſind kräftig überzeuget,
Daß niemals Gott ein Häuflein fehlt,
Das ſich ſein Wort zum Leitſtern wählt
Und noch kein Knie vor Baal beuget.
Erhalt uns Herr, dem Feind zu Trutz,
Bey deinem Wort und Sacramenten!
Ermuntre chriſtliche Regenten
Zu deiner Kirchen Schirm und Schutz.

Der ſechſte Carl halt deiner Heerde,
So wie der Fünfte, Wort und Treu:
Damit ſein Haus im Segen ſey,
Damit ſein Stuhl befeſtigt werde.
Laß auf der deutſchen Fürſten Thron
Sich deiner Vorſicht Auge wenden.
Gib Lieb und Einigkeit den Ständen
Von beyderley Religion.

Und wie du mit der Wahrheit Morgen
Brittannien haſt angeblickt,
Den Mittag Deutſchland zugeſchickt;
So ſegne deinen Knecht Georgen,
Der itzt in beyden Reichen thront:
Daß er den Glauben ſtets beſchütze,
Auf ſeinem Stuhl ſein Saame ſitze,
So lang der Erdkreis wird bewohnt.

Die II. Ode.

Ueber das Einweihungsfest der Göttingiſchen hohen Schule,

den 17. des Herbſtm. 1737.

D. Albrecht Haller.

Was reget ſich in meinem Buſen?
Iſt es Verwundrung? Iſt es Luſt?
Gelinde Triebe ſtiller Muſen,
Fühl ich euch nicht in meiner Bruſt?
Nicht der Trompeten wildes Blaſen,
Nicht eines Sieges ſchädlichs Raſen,
Ein Glück, das tauſend elend macht;
Nein, mich rührt eine reine Wonne,
Ein Tag, der neidlos, wie die Sonne,
An Wohlthun reicher iſt als Pracht.

Was ſeh ich? eine ſanfte Klarheit,
Ein düſtres Land wird hell davon:
O Himmelskind! du biſt die Wahrheit,
Die Segensſpur verräth dich ſchon.
Dein ſtarker Stral zerſtreut die Schatten,
Die Zeit und Wahn befeſtigt hatten,
Die Seelen ſelber machſt du neu:
O Schönheit! für den Geiſt gezieret;
Wen einſt dein zwingend Licht gerühret,
Bleibt keinem mindern Gute treu.

Wer

Wer iſt die Schaar, die dich begleitet,
Auf die dein Blick mit Vorzug fällt?
Ein Weg von Stralen, der ſie leitet,
Vereint den Himmel mit der Welt.
Der keuſche Reiz von ihren Zügen,
Ihr lehrend Spiel, ihr ſtill Vergnügen . . .
O Muſen! eilet zu uns hin,
Liebt dieſen Sitz, den man euch bauet,
Zeigt euch, wie euch Athen geſchauet,
Und ward der Erde Lehrerinn.

Sie ſtehn: Die eine ſucht die Stille,
Und ihrer Saiten holde Kraft;
Sie ſpielt, [illegible] der bezwungne Wille
Verlernt die Wut der Leidenſchaft.
Die kluge Zeuginn der Geſchichte
Zeigt unſerm ſonſt zu kurzen Lichte
Im vorigen das Künftige:
Mit ernſter Kraft, im letzten Fernen,
Sucht jene, über allen Sternen,
Der Gottheit unerſchöpfte See.

Mir ſchwindelt! Wo ſind Zeit und Grenzen?
Die Nachwelt kömmt, und preiſt dieß Feſt:
Ich ſeh ein Licht den Enkeln glänzen,
Dem dieſer Tag den Schein verläßt.
Ein Geiſt, noch unreif zu dem Weſen,
Wird heut zur Größe ſchon erleſen.
Verknüpft in dieſes Tages Riß:
So lagen in Athens Beginnen
Des Stagyriten ſtarke Sinnen
Verborgen, aber doch gewiß.

So iſts, da blüht der Muſen Ehre,
Wo man der Weisheit Würde ſchätzt.
Wo wird mehr Werth auf ächte Lehre,
Auf Trefflichkeit mehr Preis geſetzt?
Die Mutter rühmlicher Exempel,
Belohnung ſichert dieſen Tempel
Van feiger Armuth Sclaverey:
Erhabner Seelen theure Morgen,
Zu edel für gemeine Sorgen,
Stehn hier zum Dienſt der Wahrheit frey.

Wer aber iſts, der euch beſchützet?
Ihr Muſen! zeigts der Nachwelt an;
Sagt, wenn der Marmor ſchon vermüßet,
Das, was ihr ſeht, hat er gethan.
O Fürſten! unter Millionen,
Kieſt Gott ſich einen aus, zu Kronen,
Und zählt ihm aller Schickſal ein.
O! lernt am Beyſpiel, daß ihr ſchauet,
Gott hat ihm ſeine Macht vertrauet,
Ein Werkzeug ſeiner Huld zu ſeyn.

Schweigt aber, Muſen, von den Bruten,
Der Helden würdigſtem Gebieth;
Sagt nicht, wie kühn der Löw geſtritten,
Mengt keine Welſen in ſein Lied.
Zu oft malt ein gemeiner Dichter
An ſeinem Helden Nebenlichter,
Und ſchwächt ſein Lob durch fremden Ruhm:
Lehrt ihr die Menſchen tiefer ſehen;
Georgens Thron iſt Gottes Lehen,
Und der Gebrauch ſein Eigenthum.

Er

Er iſts, dem ſo viel Völker danken,
Daß Frieden ihre Saaten ſchützt,
Der mit gerechter Klugheit Schranken,
Die Herſchſucht hemmt, und Schwache ſtützt.
Ihn waffnet Macht und Muth zum Kriege,
Doch liebt er Frieden mehr, als Siege,
Mehr unſer Glück als fremdes Land:
Er iſts, der nie aus Ehrſucht kämpfet,
Und was ein Held am letzten dämpfet,
Zu theuren Nachruhm überwand.

Sein Geiſt dringt durch, mit ſichrer Stärke,
Wo er gemeine Wohlfahrt findt:
Aus Güte liebt er große Werke,
Und Wunder, wenn ſie heilſam ſind.
Ein Fluß fiel tobend in die Thäler,
Weil die Natur der Erde Fehler
Zu kluger Fürſten Uebung ließ:
Er ſprach; und Berge wurden Tiefen,
Und die gezähmten Wellen liefen
Durch Klippen, die er weichen hieß.

Ja, weiter als die Welt der Alten,
Wirft er den ſegensreichen Blick,
Und, würdig beyde zu verwalten,
Macht er noch einer Welt Geſchick.
Ein wildes Volk lernt Tugend nennen,
Und beßrer Sitten Würde kennen,
Ein jeder Wald wird eine Stadt;
Es lernet gut und glücklich werden,
Und preiſt das Glück der andern Erden,
Die dich, o Vater! bey ſich hat.

Doch, Herr! dein unumſchränkt Gemüthe,
Das für ſo viele Staaten wacht,
Hat auch für ſcheue Muſen Güte,
Hat dieſen Tag uns groß gemacht.
Die Völker an der ſtillen Leine
Sehn heut ein Feſt von ſeltnem Scheine,
Das keiner ſah, noch mehr wird ſehn:
Und jeder wünſcht zu deinem Leben
Von ſeinen Jahren zuzugeben,
Dich ſeinen Kindern zu erflehn.

O Muſen! wer kann würdig ſingen?
Ehrt ſelbſt den Stifter einer Ruh:
Legt einem Geiſt des Maro Schwingen
Zu meiner Treu und Eifer zu:
Sagt ihm, Georg und Caroline,
Die Weiſen längſt ein Wunder ſchiene,
Sind, was die Fabel ſonſt erdacht;
Sind Muſter von Vollkommenheiten,
Die einſt ihr Stamm in ſpäten Zeiten
Der letzten Nachwelt gläublich macht.

Die III. Ode.

Auf die Muſik.

von

Carl Friedr. Drollinger.
Marggr. Badenſchen Hofrath.

Auf! rühret euch, ihr mun're Seyten,
Und flamm'et meine Geiſter an,
Damit ich euren Trefflichkeiten
Ein würdig Opfer bringen kann.
Wer iſt der nicht in Wolluſt ſchwimme,
Wenn euer himmliſches Geſtimme
Durch unſrer Sinnen Tiefe bricht.
Ihr ſpielet ſchon! ich bin entzücket.
Wo werd ich von euch hingerücket?
Welch eine Regung fühl ich nicht!

So wie die Königinn der Büſche,
Wenn ſie des Frühlings Anmuth fühlt,
Mit wundervollem Tongemiſche
Durch die erfreuten Lüfte ſpielt:
So ſteiget ihr, und ſinket wieder,
Bald laſſet ihr euch ſanfte nieder,
Bald ſtürmet ihr mit Macht herbey.
Ihr ſpielet ſtreng! Ihr ſpielet ſchöne!
Ihr miſchet eure Zaubertöne
Mit tauſendfacher Schmeicheley.

So lernen wir, durch Luſt und Grauſen,
Wie kräftig eure Züge ſeyn.
Bald kömmt ein lieblich ſanftes Sauſen,
Und wieget uns in Wolluſt ein.
Bald werden wir von eurem Schallen
Mit Furcht und Schrecken überfallen:
Bald rühret ihr uns Geiſt und Muth.
Und bald ſo fügt es euer Wille,
Daß unter einer helden Stille
Der Sturm der Sinne wieder ruht.

Drum bleiben eure werthe Spiele
Das beſte Labſal unſrer Bruſt,
Sie wirken in uns ein Gefühle
Von jener Paradieſes Luſt.
Ermuntert euch, geprieſne Seyten!
Verdoppelt eure Lieblichkeiten,
Womit ihr Herz und Sinne zwingt.
Wie aber? hör ich nicht Climenen,
Mit ihrer Stimme Wundertönen?
Ihr Seyten ſchweigt! Climene ſingt.

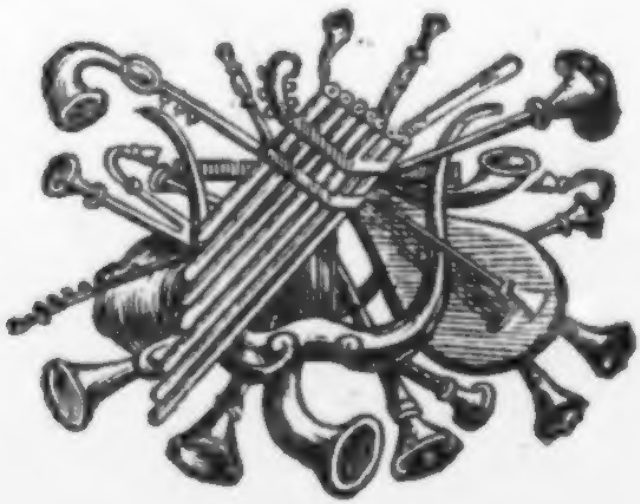

Die IV. Ode.

An Joh. Hübnern.

von

J. C. Gottſched.

Ihr Bürger der gelehrten Hügel,
Wo vormals Witz und Geiſt entſproß:
Wo Pegaſus mit ſchnellem Flügel
Durch die getheilten Lüfte ſchoß.
Ihr Schüler kluger Caſtalinnen,
Seht uns nur nicht verächtlich an;
Wißt, daß auch unſrer Berge Zinnen
Sich euch zu Trotz hervorgethan:
Es quillt aus neuerfundnen Künſten
Ein neuer Strom von Dichterdünſten.

Du Vater, matter Pieriden!
O Hübner, deiner Zeiten Preis!
Komm, hilf mir ſeltne Reime ſchmieden,
Weil Phöbus nicht den Kunſtgriff weis.
Dein theures Handbuch ſey mein Meiſter,
Wenn Witz und Einfall mir entweicht:
Denn du bereicherſt ja die Geiſter,
Die ſich das Muſenchor verſcheucht.
Drum laß aus weitgeſuchten Reimen,
Mir manchen fremden Ausdruck leimen!

Gepriesen sey dein Wortregister!
Das uns der Töne Sippschaft weist,
Wenn man, wie Simson die Philister,
Die Wörter auf einander schmeißt.
Erst beißt sich Bav die stumpfen Nägel,
Sein Einfall steckt, sein Geist ist todt:
Kaum bläst dein Rath in seine Segel,
So lacht ihm schon ein Morgenroth,
Und kurz, er trägt die Hyppokrene
Von deinem Alphabeth zu lehne.

Wie mancher Geist wird in der Ode,
Darinn Verwirrung Tugend ist,
Im andern Absatz schon marode;
Wo du nicht sein Erretter bist.
Doch fragt er dich, als sein Orakel,
So fließt sein Vers, wie Rhodanus.
Und wenn Orbil, mit Ruth und Bakel,
Der Schüler Rücken gerben muß:
So fehlt dem armen Schulminister
Nichts, als dein güldnes Reimturnister.

Wie daurt ihr mich, ihr alten Dichter!
Die Griechenland und Rom verklärt:
Ihr reimtet nicht, drum hat kein Trichter
Den leeren Schedeln Trost gewährt.
Doch hättet ihr der Zeilen Schwänze,
Gleich jenen Füchsen, recht verknüpft;
So wären euch die Epheukränze
Von selbsten auf den Kopf gehüpft.
Und den erkrißnen Weisheitssprüchen
Wär auch die Pythia gewichen.

Ach ſchmyſt nicht die Poſtillenreuter,
Die Helden aus der Concordanz.
Ein neuer Poeſie-Gefreyter
Sucht in den Reimen Witz und Glanz.
Er reutet Hübners Sylbenfächer,
Die trifft er nie Gedankenleer:
Hier ſchöpft er Witz mit vollem Becher,
So wird ihm kein Gedichte ſchwer.
Und ſonder Männlings Vorrathskammern
Iſt jeder Dichter zu bejammern.

Nur weg Vernunft, mit deinen Feſſeln,
Sie hindern freyer Geiſter Schwung.
In deiner Schranken feſten Seſſeln
Wagt niemand einen kühnen Sprung.
Ein feiger Knabe läßt ſich gängeln;
Ein ſtarker Fuß geht friſch einher.
Nur Icarus fliegt, gleich den Engeln,
Im Hohen über Land und Meer.
So muß man auch, auf Hübners Schwingen,
Bis an das blaue Sterndach dringen.

Geſetzt ich ſchriebe von der Leyer,
Und wüßte weiter nicht, wohin?
Mein Hübner tränkt mich mit Tockeyer:
Wie froh wird da mein matter Sinn!
Geſetzt ich ſänge von der Cither,
Und ſtußte gleichſam bey dem Reim:
Gleich brächte Hübner mir ein Gitter,
Und labte mich mit Honigſeim!
Ja käm ich irgend auf die Muſen:
So fänd ich Troſt an ihrem Buſen.

Kurz, Reime ſind der Dichter Flügel,
Und kleiner Geiſter Steckenpferd,
Die Stuffen zu dem Pindushügel,
Und der Gedanken Vogelheerd.
Sie ſind des hohen Geiſtes Eimer;
Ein Netz, ſo manchen Einfall fängt,
Dadurch ein wohlgeübter Reimer
Faſt alles in die Zeilen drängt;
Und will kein Flügeltroß dir traben:
So kannſt du Witz aus Hübnern graben.

Die V. Ode.

An die Muſen,

warum ſie wiederum Verſe mache?

Chr. Marian. v. Ziegler.

Fragt mich nur nicht, ihr Pierinnen!
Was itzt mein Kopf für Grillen heckt;
Warum ihr mich ſo tief ſeht ſinnen,
Und was mir im Gehirne ſteckt?
Ich ſelber bin mit mir nicht einig,
Die Ungeduld, ſo mich beſtrickt,
Macht, daß man mich ſo ſchnell und ſchleunig
Voll Unmuth und verkehrt erblickt.

Ich ſchäme mich vor eurem Orden,
Und weis gewiß, daß ihr nun ſprecht:
Ich ſey zur Lügnerinn geworden,
Ihr habt darzu vielleicht auch Recht.
Nun denk ich allererſt zurücke,
Wiewohl zu ſpät, was ich gethan;
Allein, wer iſt, der dem Geſchicke
Beſtändig widerſtreben kann?

Ein Wort, ein Mann, pflegt man zu ſagen,
Dieß zielt auf bloße Männer nicht;
Es iſt auch nicht in Wind zu ſchlagen,
Wenn Frauenzimmer was verſpricht.
So Glaub als Treu ſchmückt ſie ſo ſchöne,
Als andre Zierde, Putz und Pracht;
Dieß wiſſen wir ſo gut als jene,
Und doch hab ich nicht nachgedacht.

Mein banges Herz ſucht ſich zu lüften,
Der Stein muß weg, der ſolches drückt,
Wie? habt ihr nicht in meinen Schriften
Zugleich ein Abſchiedslied erblickt?
Ja ja, der Korb ward euch gegeben!
Was ſpricht die Welt? geſteht es nur,
Die mich doch ſieht darwider leben;
Rückt ſie mir nicht den Fehler für?

Ja wohl, ſie wird ohnfehlbar ſprechen,
Da ſieht man, was der Wankelmuth,
Der oft pflegt Eid und Wort zu brechen,
Am weiblichen Geſchlechte thut.
Gemach! laßt euch nur nicht verſehen,
Ich weis es freylich allzuwohl,
Daß ich, mein Wort nicht zu verletzen,
Nicht mehr in Verſen ſchreiben ſoll.

Der Scheidebrief iſt unvergeſſen,
Den ich der Welt im Drucke wies,
Als ich den Platz, den ich beſeſſen,
An andre Schüler überließ.
Ich weis mich wohl noch zu beſinnen,
Was damals mich darzu bewog;
Als ich, mehr Freyheit zu gewinnen,
Von euch, geliebte Muſen, zog.

Jedoch damit ihr euch zu rächen
Mich nicht zu Flattergeiſtern zählt,
Und bey vergeblichem Verſprechen
Mit dem verhaßten Vorwurf quält:
Als wollt ich mich darbey nicht ſchämen,
So hört nur an, was hier mein Kiel,
Dergleichen Argwohn zu benehmen,
Euch im Vertrauen ſagen will.

Die Nachtigall, die ſich den Netzen
Einmal beglückt entreiſſen kann,
Beſitzt, ihrer Freyheit nachzuſetzen,
Zum andernmal nicht wieder an.
Mir aber wollt es nicht gelingen,
Ich riß mich zwar von eurem Hayn.
Und dennoch ſchloß durch ſanftes Singen
Ein ander Chor mich wieder ein.

Die deutſchen Muſen unſrer Linden,
Die bließ, ihr müßt es ſelbſt geſtehn,
Deswegen ihre Reihen binden,
Damit ſie ſolche Sprach erhöhn;
Die, wie mit Eifer iſt geſchehen,
Bey rühmenswürdiger Geduld,
Germanien ins Herze ſehen,
Die ſind daran, ſonſt niemand ſchuld.

Sie winkten mir, auch ſonder bitten,
Und rufen mich zu ihrer Schaar,
Zu der mein Fuß ſo gleich geſchritten,
So ſchüchtern er ſonſt immer war.
Du ſollſt zuerſt die Bahne brechen?
Gedacht ich dazumal bey mir:
Was wird hierzu wohl Momus ſprechen?
Ich weis gewiß, er drohet dir.

Allein ich ließ ihn immer dräuen;
Warum? es war einmal geſchehn.
Kann man in der Gelehrten Reihen
Gleich hier nicht Frauenzimmer ſehn:
So trifft man doch in fremden Ländern
Dergleichen Mitgeſpielen an,
Drum wollt ich Herz und Sinn nicht ändern,
Und gieng mit dreiſtem Muth daran.

Zürnt, liebſte Muſen, nicht darüber,
Gieng eure Mariane gleich
Zu dieſen deutſchen Muſen über:
Sitzt ſie doch mitten unter euch.
Sie ſind, was zürnt ihr? eure Brüder
Sie dichten ja, durch eure Gunſt,
So viel recht angenehme Lieder
Und danken euch bloß ihre Kunſt.

Dieß wird für mich und euren Orden,
Ein mehr als großer Vortheil ſeyn,
Daß ich ein Mitglied bin geworden,
Gebt immer euer Jawort drein.
Ihr kluges Tadeln und Verbeſſern,
Der wohlgeſtimmt und reine Ton
Wird meiner Seyten Klang vergröſſern;
Mir iſt, als ſpürt ich ſolches ſchon.

Fahrt fort, ihr deutſchen Muſenſöhne,
Mir ferner an die Hand zugehn,
Vertreibt mein rauhes Waldgetöne
Lehrt mich die Wirbel richtig drehn.
Vergeßt den Held nicht zu beſingen,
Der Reich und Chur ſo klug beſchützt,
Und, wenn wir ihm ein Opfer bringen,
Zugleich auch mit die Muſen ſtützt.

Weckt unter ſeines Zepters Schimmer
Die deutſche Sprache wieder auf;
Sie liegt und ſchläft noch leider! immer,
Bringt wieder Zung und Kiel in Lauf.
Sucht Quell und Urſprung zu ergründen,
Beſpiegelt euch an Frankreichs Witz,
So nennt die Welt den Hayn der Linden
Mit recht der deutſchen Muſen Sitz.

Die VI. Ode.

Der vergnügte Schiffsmann.

Johann Georg Beck.
Prof. der Poeſie.

Das Rauſchen kalter Waſſerflüſſe
Durchſpühlt des Ufers feſte Schooß:
Doch machen die gewölbten Güſſe
Mich auch zugleich des Kummers los.
Wo dieſe helle Fluten ſchlagen,
Verſinkt der Sorgen ſchwere Laſt;
Wer wollte ſich mit Grillen jagen,
Wo man nach Thau und Anker faßt?
Laß andre Venus Opfer quälen,
Ich will das offne Waſſerreich
Für jenen Brandaltar erwählen;
Denn meiner Luſt iſt kleine gleich.
Laß viele nach den Schätzen rennen,
Mein Reichthum iſt ein ſchwimmend Haus;
Laß andre bey der Ehrſucht brennen,
Mein Waſſer löſcht die Flammen aus.
Kürzt mancher bey des Zepters Spitzen,
Sich Muth und Guth und Leben ab;
Kann ich bey meinem Ruder ſitzen,
Dieß, dieß iſt mein Regentenſtab.
Vor dieſem muß das Meer ſich beugen.
Mich ſtürzt kein neidiſches Geſicht.
Kann mein Compaß mir Norden zeigen,
Acht ich der Höfe Mittag nicht.

Das Flattern meiner leichten Fahne
Iſt nicht mit heißem Blut beſpritzt.
Ich brauche keiner Siegesbahne,
Weil mich die Arbeit nur erhitzt.
Der Fluten angeſchlagnes Brauſen
Iſt mir ein ſanftes Wiegenlied;
Wenn Mars bey ſeiner Mörſer Sauſen
Des Friedens ſtille Ruhe flieht.

Hat andre ſonſt das Glück betrogen,
So iſts auch wandelbar bey mir;
Dieß ſtellen mir die Waſſerwogen
Durch die gewälzten Hügel für.
Hat mich ein Unbeſtand getroffen,
Der leichte Seelen niederſchlägt:
So heiſſet mich mein Anker hoffen,
So ſteht mein Muth doch unbewegt.

Muß gleich mein Schiff, wenn Stürme ſchrecken,
Ein Federball der Wellen ſeyn;
Zieh ich der Segel ſtarre Decken,
Jedoch nicht mein Vergnügen ein:
Da ruf ich mit beherzten Lippen,
Daß mir die Schiffahrt doch gefällt,
Bis daß an rauhen Todesklippen
Mein mürbes Lebensſchiff zerſchellt.

Die VII. Ode.

Als er ſich in einer Viertelſtunde eine zu lieben beſchloß.

Martin Zacharias Wankhel von Seeberg.

Wer wahre Tugend liebt,
Hat oft in Viertelſtunden,
An dem, der ſie geübt,
Die gröſte Luſt gefunden;
Es rühret ſeinen Geiſt
Was tugendhaftig heißt.

Wer ächte Schönheit findt,
Wird einmal angeblicket,
So iſt das Herz entzündt,
So iſt er ſchon entzücket;
Er fühlt ſich ſelbſt nicht mehr,
So viel empfindet er.

Wo eins das andre ziert,
Bey einem jungen Kinde,
Da wird er ſo gerührt,
Als wenn man ihn anbünde:
Man legt ihm Feſſel an,
Weil er nicht weichen kann.

Nur du, galantes Kind,
Haſt mich dieß auch gelehret;
Denn wo man Tugend findt,
Und Schönheit auch verehret,
Da ſteht man unbewegt,
Mit Feſſeln angelegt.

Ich küſſe dieſes Band,
Ich liebe dieſe Ketten,
Nimm, Schönſte! meine Hand,
Ich will mich nicht mehr retten;
Was kann mich mehr erfreun,
Als alſo ſclaviſch ſeyn?

Darum erlaube mir,
Dieß ſüße Band zu tragen,
Bis man von mir und dir
Die Nachricht wird anſagen:
Wir wären beyde todt;
So leb ich ſonder Noth.

* *

Die VIII. Ode.

Als ſeine Schöne anderer Leute Verläumdung geglaubet und zornig geworden.

M. Z. W. v. Seeberg.

Denkſt du nicht der treuen Liebe,
Die du ſtets bey mir geſpürt,
Sage, hat dich nichts gerühret?
Opferſt du alſo dem Triebe,
Der aus wahrer Freundſchaft fließt,
Und der Tugend ähnlich iſt?

Schönſte, du willſt mich verdammen,
Eh du mich noch haſt gefragt:
Obs auch wahr ſey, was man ſagt?
Sind das reine Liebesflammen?
Iſt das die verſprochne Treu?
Nein! ich ſchwör es ohne Scheu.

Sagt man dir von meiner Sünde,
Darum darfſt du mich nicht fliehn;
Ruf mich lieber zu dir hin,
Sprich und frage ganz gelinde:
Liebſter! ſag mir, obs ſo ſey,
Oder biſt du davon frey?

So könnt ich erkennen lernen,
Daß du redlich wärſt geſinnt:
Aber ſo, geliebtes Kind,
Dich ohn alle Schuld entfernen,
Zeigt ein ſolches Herz nur an,
Das ſich nicht vertragen kann.

Haſt du nun ein gut Gemüthe,
Das der Falſchheit Laſter ſcheut,
Und erkieſt die Redlichkeit,
O ſo zeige ſolche Güte:
Blicke mich hinfort recht an,
Und ſag mir, was ich gethan.

Die IX. Ode.
Als jemand war gezwungen worden zu lieben.

Mart. Zachar. Wankhel v. Seeberg.

Will man nur die Liebe zwingen,
Und läßt ihr nicht ihren Lauf:
So mißräth gewiß der Kauf,
Und wird schwerlich gut gelingen,
Daß man Freud und Lust erfährt,
Oder etwas Gutes hört.

Liebe hat ein freyes Wesen,
Denn ihr Wappen, und ihr Schild
Ist der Freyheit Ebenbild,
Worauf dieser Vers zu lesen:
Nur allda ist man verliebt,
Wo sichs ungezwungen giebt.

Drum, ihr Aeltern, laßt euch lehren,
Zwinget eure Kinder nicht,
Denn ihr habt nichts ausgericht,
Was euch eure Freud könnt mehren;
Sondern Gram und Herzeleid
Euch durch dieses zubereit.

Die

Die X. Ode.

Gedanken bey einer ſchlafloſen Nacht.

Johann Victor Krauſe.

So will mein widriges Geſchick
Der letzten Hoffnung hellen Blick
Mit trüber Sorgen Wolken decken?
So muß ich in der Kummernacht,
Wo weder Stern noch Freude lacht,
Den Tod auch ohne Sterben ſchmecken?

Es wallt mein Blut, es pocht das Herz,
Ein unausſprechlich ſcharfer Schmerz
Durchwühlt mir Adern und Gelenke:
Das Auge ſtarrt, das Ohr wird taub,
Die Hand bebt, als ein dürres Laub;
Wenn ich an mein Verhängniß denke.

Hebt ſonſt die Zeit das Unglück auf;
Hemmt ſie der Wehmuth ſtärkſten Lauf;
Und heißt den Bach der Thränen ſtehen:
So iſt bey mir das Widerſpiel;
Mein Jammer kennt nicht Maaß noch Ziel;
Der Gram will täglich weiter gehen.

Im Frühling wird mein Winter neu:
Es läuft mein Schiff den Port vorbey,
Und muß mit ſeiner Ladung ſtranden.
Des Schickſal legt mir Ketten an,
Die Arm und Fuß kaum ſchleppen kann,
Und hält mich in Verachtungsbanden.

Gut, Ehre, Glück und Luſt iſt hin:
Was bleibt mir ferner zum Gewinn?
Als daß mich Furcht und Schrecken quälen.
Ich ſoll des Elends Beyſpiel ſeyn,
Und mit verzweiflungsreicher Pein
Der Nächte lange Stunden zählen.

Der Schlaf verliert an mir die Kraft,
Und raubt mir, was er andern ſchafft,
Die Ruh muß ſelbſt zur Marter dienen.
Kaum daß ein ſtarker Sturm verſtreicht;
Kaum daß ein ſtrenger Schmerz entweicht:
Iſt ſchon ein neues Weh erſchienen.

Ein Freund, den ich ſo treu geliebt,
Macht mich durch bittern Zorn betrübt,
Und will mir Hülf und Troſt entziehen.
Sein Umgang war mein Himmelreich,
Nun bin ich öden Wüſten gleich,
Wo Dornen ſtatt der Roſen blühen.

Der Freundſchaft plötzlicher Verluſt
Beklemmt den Geiſt, zernagt die Bruſt,
Ein Schlag wirft Stütz und Pfeiler nieder.
Es ſinkt, es fällt mein Hoffnungsgrund:
Drum klagt, drum ſtöhnt, drum ächzt der Mund,
Drum wank ich taumelnd hin und wieder.

Wie wenn bey ſchwüler Sommerzeit
Ein aufgethürmtes Wetter bräut,
Und wirklich in der Nähe wittert:
Der Stral die dicke Luft durchfährt,
Und alles, was er trifft, verſehrt:
So wird auch itzt mein Herz erſchüttert.

Ich

Ich fühle mich für Angſt nicht mehr:
Der frechen Läſtrung wildes Heer
Wohnt, herrſcht, und tobt in meinen Grenzen.
Ich kenne Luſt und Frieden nicht,
Mir will kein heitres Sonnenlicht,
Nach der Verläumdung Nebel glänzen.

O lief mein Stundenglas doch aus!
Mich dünkt, ich ſeh das letzte Haus
Des ſiechen Körpers vor mir ſtehen.
Willkommen, höchſterwünſchter Tag!
An dem ich endlich ſagen mag,
Mein Gram ſoll zur Verweſung gehen.

Erboſte Feinde, gute Nacht:
Der Abſchied ſey ganz kurz gemacht;
Lebt wohl, und laßt mich ſicher liegen.
Ihr ſollt durch ſchlauer Schalkheit Liſt,
Die meiſt der Unſchuld Fallſtrick iſt,
Mich künftig nicht, wie ſonſt, betrügen.

Der Kummer macht mein Sterbekleid,
Verfolgung, Rachgier, Haß und Neid
Sind eifrig, mir den Sarg zu ſchnitzen.
Das Schickſal kürzt mein Leben ab,
Und macht mit eigner Hand das Grab:
Wie kann mich Rath und Beyſtand ſchützen?

Mein müdes Auge ſchließt ſich zu:
Ich geh vergnügt zur ſanften Ruh,
Und treibe Furcht und Angſt zurücke.
Noch eins, auf meinen Leichenſtein
Aetzt mir die wahre Denkſchrift ein:
Hier liegt des Elends Meiſterſtücke.

Die XI. Ode.

An

die unbeſtändigen Muſen.

Johann Victor Krauſe.

Da werf ich meine Laute hin,
Und trete ſie faſt gar mit Füßen:
Es wird mir doch nach meinem Sinn
Kein aufgewecktes Lied mehr fließen.
Was hilft mir denn ein ſolcher Kram?
Der weder Lob noch Vortheil bringet,
Und der ſo ſchläfrig, ſchlecht und lahm
Wie Staxens alte Leyer klinget?

Schweigt, Muſen, ſchweigt, ihr ſeyd mir feind;
Ihr mögt euch noch ſo ſehr verſtellen:
Ihr liebt nur den, als euren Freund,
Zu dem ſich Glück und Geld geſellen.
Ein armer Freund iſt euch verhaßt:
Ihr wohnt nicht gern in tiefen Gründen;
Und bey der ſchweren Kummerlaſt
Pflegt eure Güte bald zuſchwinden.

Ein Monath iſt nun meiſt vollbracht,
Seit dem ich recht gezwungen ſpiele,
Und auch von eures Beyſtands Macht
Nicht die geringſte Wirkung fühle.
Hört zu! wie ſchnarrt mein Seytenchor,
Wie rauh, wie matt gehn meine Lieder;
Mich dünkt, ihr ſelbſt verſtopft das Ohr:
Drum nehmt doch euren Plunder wieder.

Sind

Sind das die Zeichen eurer Gunſt?
Wenn ich den harten Reim erſchwitze.
Sind das die Proben eurer Kunſt?
Wenn ich den Kopf vergebens ſtütze.
Wie bald war ſonſt ein Bogen voll?
Wie leicht, wie gut iſt mirs gefloſſen?
Nun bin ich, wenn ich dichten ſoll,
Wie Hans bey Eg und Pflug verdroſſen.

Denn muß des Todes frecher Raub
Für Schönheit der Gedanken gelten.
Denn ſuch ich Bahre, Sarg und Staub
In allen Zeilen auszuſchelten.
Und ſchickt man mir den ſchnöden Lohn:
So möchte mir die Haut zerplatzen:
Der Diener bringt, mir ekelt ſchon,
Kaum achtzehn halbverblichne Batzen.

O, falſche Muſen! packt euch fort:
Ich mag durchaus nichts von euch wiſſen.
Wo bleibt nun das gegebne Wort?
Iſt nicht bereits der Bund zerriſſen?
Wie furchtſam könnt ihr von uns fliehn,
Wenn uns ein hartes Schickſal plaget;
Ihr pflegt noch ſchneller wegzuziehn,
Als Schwalben, die der Froſt verjaget.

Ihr mögt auch nur im Friede gehn:
Ich will euch keinen Bothen ſchicken.
Bey vollen Gläſern ſpielt ihr ſchön,
Im Mangel kehrt ihr uns den Rücken.
Ihr lebt doch gar zu gerne gut,
Und wollt, wie Windlieb, täglich ſchmauſen.
Nicht wahr? Der Wein ſtärkt Herz und Muth?
Was fragt ihr nach dem armen Krauſen?

Lauft hin, und ſteht Leprandern bey:
Er will ſein liebſtes Fleckchen preiſen.
So macht doch, daß es möglich ſey,
Der Nachwelt ihr Verdienſt zu weiſen.
Sprecht, daß in ihrer keuſchen Bruſt
Ein ganzer Zentner Tugend lieget,
Und daß ihr Geiſt die wilde Luſt,
Wie Laps und Mops die Flöh bekrieget.

Lobt Augen, Lippen, Fuß und Hand,
Nennt ſie das Nordlicht ſeiner Schönen,
Erhebt den zaubernden Verſtand,
Und helft die kluge Scheitel krönen.
Rühmt, daß ihr Blick auch Barbarn zwingt,
Daß Strumpf und Kopfzeug artig paſſe:
Sie bleibt, ſo hübſch ihr ſie beſingt,
Ein Reifrock von der vierten Claſſe.

Was ſaumt ihr? ſeht, wie Corax ſitzt,
Fort, laßt ihn heute tapfer raſen,
Und von dem Gönner, der ihn ſchützt,
Auf güldenen Trompeten blaſen.
Der Tag, den er verehren muß,
Will warlich nichts geringes haben:
Drum ſoll ſein ſtolzer Pegaſus,
Wie Sultan Achmets Leibhengſt traben.

Er ruft, ihr eilt und holt den Gaul,
Und macht euch hurtig auf die Beine
Ihr ſeyd in ſeinem Dienſt nicht faul,
Und fröhnt dem Praler alle Neune.
Sieht doch der Herr ſo liſtig aus,
Wenn er ſich in den Sattel ſchwinget,
Als eine ſchlaue Fledermaus,
Die durch des Nachbars Scherſtein dringet.

Ihr brecht die Treu, das Ding iſt klar:
Wer will denn euren Umgang lieben?
Weg, weg, mir graut vor der Gefahr;
Der Scheidebrief iſt ſchon geſchrieben.
Ey, denkt nur, wer euch ſchmeicheln kann,
Dem wollt ihr eure Hülfe gönnen:
Ach nein, das geht mit mir nicht an;
Wir müſſen uns auf ewig trennen.

Halt, halt, mein Eifer kömmt zu weit;
Es iſt mir manches Lied gelungen:
Ich habe ja mit Munterkeit
Oft von Charlottens Ruhm geſungen.
Doch nein, ihr habt mir nichts verſchafft,
Die Schöne ſelbſt hat Geiſt und Leben,
Reim, Einfall, Ordnung, Kunſt und Kraft,
Zu meinen Liedern hergegeben.

Ich will, bis mich der Tod entſeelt,
Charlottens ächte Tugend ehren;
Und wenn mich das Verhängniß quält,
Ihr Lob zu meinem Troſte hören.
Der Himmel prüft und kennt mein Herz,
Er weis, daß ich die Wahrheit ſchreibe,
Und keinen ſtrafenswerthen Scherz
Mit dieſer Freundinn Namen treibe.

Nun, Muſen, nehmt die Laute hin:
Ich gebe ſie mit Freuden wieder.
Ich ſeh, daß ich nicht glücklich bin:
Wer ſucht, wer liebt denn meine Lieder?
Der Pindus liegt mir viel zu weit;
Ich kann und mag ihn nicht erreichen:
Drum will ich mit Beſcheidenheit
Dem allerkleinſten Dichter weichen.

Die XII. Ode.

Die redliche Verstellung.

L.

Es ſucht mich nur nicht zu probiren,
Ich weis ſchon, was ich denken muß.
Mein Blick ſoll euch gewiß verführen:
Drum macht nur nicht ſo bald den Schluß.
Probirt mich recht, ſonſt könnt ihr fehlen;
Denn ob ich gleich ſtets redlich bin,
So werd ich euch doch nicht erzählen,
Wenn mich die Leidenſchaften ziehn.

Ihr Freunde, nehmt mein treues Herze,
Doch nur ſo weit, als nöthig iſt.
Ihr ſeht am Umgang, Wort und Scherze,
Daß ich mir eure Treu erkieſt.
Befehlt ihr was, ich will euch dienen.
Dieß fordert Redlichkeit und Pflicht.
Doch richtet nicht nach bloßen Mienen,
Wer dieſes glaubt, der kennt mich nicht.

Mit angenehmen Kindern lachen,
Kann doch wohl keine Sünde ſeyn:
Ich will mir dieß zu Nutze machen;
Die Unſchuld kann ſich doch erfreun.
Die Tugend ſetzt die rechten Schranken;
Hier kann man doch nicht irre gehn.
Ich lieb, und manchmal in Gedanken,
Und werde doch dabey beſtehn.

Die

Die Falſchheit kann ich nicht vertragen
Doch ſchweig ich, wenn die Vorſicht winkt,
Trifft mich ein Schmerz, was ſoll ich klagen?
Doch, wenn ein treuer Freund mich zwingt:
So zeig ich hier mein ganzes Herze,
Sein Zuſpruch macht es wieder gut.
So wächſt nach überſtandnem Schmerze
Die Hoffnung, und mein ſchwacher Muth.

Ich lobe, was mir Nutzen bringet,
Und keinem Freunde Schaden macht.
Wenn mir mein Wunſch nicht ſtets gelinget:
So bin ich ſchon auf Troſt bedacht.
Was heute fehlt, kann morgen kommen,
Mein Unglück mach ich mir nicht ſchwer.
Das Glücke hat mir viel genommen,
Und giebt mirs doch wohl wieder her.

Die XIII. Ode.

Der Vergnügte.

Auf eine Mel.

L.

Weicht ihr Sorgen, weicht ihr Schmerzen,
Gram und Kummer macht nichts gut;
Nehm ich mir die Qual zu Herzen,
O so fällt mein starker Muth;
Doch bey Noth und Pein
Immer standhaft seyn,
Zeigt, man sey ein Held,
Der nicht leichtlich fälle,
Sondern wieder stehet,
Und sich selbst erhöhet;
Endlich fällt des tollen Unglücks Wuth.

Zwar, der Wechsel aller Sachen
Macht uns öfters misvergnügt.
Doch was will man endlich machen,
Hat wohl auch die Furcht gesiegt?
Nein! ein freyes Herz
Mäßiget den Schmerz,
Und der Hoffnung Blick
Schenkt ein neues Glück;
Ich will ruhig leben,
Und mich selbst erheben,
Denn so steh ich wenn ein andrer liegt.

Wird

Wird der Körper gleich gebunden,
O die Seele bleibt doch frey;
Und bey misvergnügten Stunden
Iſt nurs auch ſchon einerley:
Denn ich weis gewiß,
Daß die Kümmerniß
Morgen nicht mehr drückt,
Drum werd ich erquickt.
Laßt die andern klagen,
Ich will dennoch ſagen:
Daß ich auch im Unglück muthig ſey.

* *

Die XIV. Ode.

Das Lob der edlen Freyheit.

Johann Victor Krauſe.

Ich wähle die Freyheit, und fliehe die Liebe:
Was helfen die zarten und ſchmeichelnden Triebe?
Sie locken und reizen das lüſterne Herz,
Und bringen uns endlich in Kummer und Schmerz.
Man traue nur Amors betrüglichen Händen:
So wird man ſich ſelber zum Sclaven verpfänden.
Ich ſpotte der Thorheit, und lache dabey,
Und bleibe der edelſten Freyheit getreu.

Ich ſchlafe vom Abend bis wieder an Morgen,
Ich weis nichts von Unruh und quälenden Sorgen;
Ich lobe des Schöpfers unendliche Gunſt,
Und preiſe die Wunder vollkommenſter Kunſt:
In Auen und Büſchen, in Gärten und Fluren,
Entdeckt man der Weisheit ergetzende Spuren.
Wenn Hannchen durch Singen den Buhler bezwingt:
Vergnügt mich ein Vogel, der lieblicher ſingt.

verachteten. Es ſey erſtaunlich, daß ein Volk, welches ſolche große Thaten ausübete, ſich ſo wenig aufs Schreiben legte. Er befindet es ſehr ſeltſam, daß die wenigen Schriftſteller, die man noch fände, lateiniſch ſchrieben; und kann es ihnen nicht vergeben, daß ſie eine fremde Sprache putzten, ihre eigene aber vernachläßigten; wodurch nämlich dieſelbe gehindert würde, ſich jemals zu beſſern. Kurz, ſagt unſer Herr Verfaſſer, er unterläßt nichts, unſern Franzoſen NB. * einiges Vertrauen zu ſich ſelbſt zu erwecken; und ihnen die gar zu große Furchtſamkeit zu benehmen, mit welcher man, bey den beſten Fähigkeiten, niemals etwas unternimmt. Doch, meynt er, dieſe Vorwürfe hätten nicht viel gewirket. Die franzöſiſche Sprache wäre noch lange in dem Zuſtande der Grobheit geblieben. Dieſes nimmt uns Deutſche nicht Wunder, da ſolcher Text nicht den verdorbenen Lateinern in Gallien, ſondern den deutſchen Franken geleſen worden; bey denen er aber freylich ſeine gute Wirkung gehabt: wie denn aus allen folgenden Jahrhunderten treffliche deutſche Stücke noch itzo vorhanden ſind, die den Gebrauch der deutſchen Sprache zur Gnüge darthun.

Zweyhundert Jahre hernach, ſagt unſer Herr Verfaſſer, gegen Heinrichs des I. Zeiten, hätte die eigent-

* Seine Worte ſind: Enfin, il n'omet rien, pour donner, à nos François, un peu de confiance &c. Hier ſieht man augenſcheinlich, daß er den Ottfried für einen Franzoſen hält, und alſo ſchlechtweg Franken und Franzoſen mit einander vermenget.

eigentliche französische, oder verderbte lat. Bauersprache, sich zu bessern angefangen. Man hätte die Artikel in derselben erfunden, welche sie etwas sanfter und fließender gemacht hätte. Auch hier weis der gute Abt nicht, daß die Artikel schon in unserer alten fränkischen Sprache gewesen, als Ottfried geschrieben; u. daß das verderbte Bauerlatein sie endlich so wohl in Wälschland und Spanien als Frankreich, von den deutschen Völkern erlernet, die sich diese Länder unterworfen. Gleichwohl wissen dieses andre Franzosen, wie wir ihm im Rollin, Rapin und Büffier uns zu zeigen getraueten; wenn es nicht der Augenschein selbst zur Gnüge lehrete.

Hier setzt er also den Ursprung ihrer Sprache fest: und darinn kann man ihm recht geben. Denn freylich bis dahin, war die gallische Sprache dem Lateine noch zu ähnlich gewesen, und hatte keine eigene neue Sprache machen können. Nachdem aber die deutschen Franken in die sechshundert Jahre in Gallien geherrschet hatten: so wich endlich der gemeine Mann immer mehr von dem Lateine ab, und nahm von seinen gebiethenden Herrn, die ganze Art der Wortfügung, die Artikel in den Nennwörtern, und die Hülfswörter in den Abwandelungen der Zeitwörter an; welches ihre Mundart nunmehr zu einer neuen Sprache machte. Im eilften Jahrhunderte also, oder um das 1050ste Jahr, fieng erst der Hof an diese Sprache zu reden: und hierbey wollen wir für dießmal stehen bleiben;

das übrige aber nächstens nachholen.

* *

III.

Les avantures de Neoptoleme, Fils d' Achille; propres à former les Moeurs d'un jeune Prince. Par. Mr. Chanſierces. Paris 1747.

D. i.

Die Begebenheiten des Neoptolemus, eines Sohns des Achilles, welche fähig ſind, das Herz eines jungen Prinzen zu beſſern. Von Herrn Chanſierces in 12. eilf Bogen ohne die Vorrede.

Es iſt allerdings viel gewagt, wenn man ſich unternimmt die Meiſterſtücke großer Männer nachzuahmen. Wir haben ein unverbeſſerliches Werk an Fenelons Telemach in Händen, das noch zur Zeit in ſeiner Art das beſte iſt, und allemal eine Ehre der franzöſiſchen Scharfſinnigkeit bleiben wird. Herr Chanſierces hat ſich indeſſen durch die Vortrefflichkeit dieſes Vorgängers ſo wenig abſchrecken laſſen, daß er vielmehr von einem edlen Eifer entbrannt worden, ſeinen Spuren nachzufolgen. Und iſt er deswegen zu ſchelten? Die critiſche Billigkeit treibt uns an, dieſe Frage mit Nein zu beantworten. Wahrlich! nur nieträchtige, neidiſche Gemüther können keine Nacheiferer leiden; große Seelen aber, ſind niemals ihren Zeiten nur deswegen mit guten Muſtern vorgegangen, damit ihnen

ihnen niemand nachfolgen solle. Wir halten gänzlich dafür, daß Herr Chansierces Recht habe, wenn er in der Vorrede sagt, die Furcht, solchen großen Mustern gar zu unähnlich zu bleiben, schrecke zuweilen eben diejenigen ab, die die meiste Fähigkeit hätten, ihnen glücklich zu folgen. Es ist ja schon rühmlich, etwas schweres auch nur unternommen zu haben. Wir sind vollkommen seiner Meynung und glauben, daß wenn auch er, in diesem Werke, weit hinter einem Fenelon zurück bleibt, ihm dieses viel rühmlicher sey, als wenn er alle Verfasser der französischen Liebsgeschichte übertroffen hätte; und daß man ihm den Schutz des in magnis voluisse sat est, nicht versagen könne. Zum mindesten ist seine Absicht eben so gut gewesen, als Fenelons seine: indem er es ebenfalls in der Minderjährigkeit des itzigen französischen Königes geschrieben. Jedoch, da die erste Auflage in Deutschland nicht sonderlich bekannt geworden: so ergreifen wir diese Gelegenheit unsern Landesleuten etwas von diesem prosaischen Heldengedichte zu sagen.

Thetis bewelnte noch den Tod ihres geliebten Sohnes Achilles, und würde sich nicht haben trösten lassen, wenn nicht noch auf Erden ein andrer Gegenstand ihrer Zärtlichkeit vorhanden gewesen wäre. Sein Sohn Neoptolemus lebte noch: und für diesen trug diese Meergöttinn die zärtlichste Sorgfalt. Sie war es, die ihn in allen den Gefahren beschützte, die er bey der trojanischen Belagerung, in derjenigen grausamen Nacht suchen gieng, in welcher die Trojaner das Haus der Priamus,

in

in Flammen aufgehen ſahen. Dieſer ihr Enkel, war von den phönicischen Ufern abgefahren, und näherte ſich endlich der Inſel Scyros ſeinem Vaterlande; als ihn ein heftiges Ungewitter überfiel, ſo daß auch das Steuerruder zerbrach. Neoptolemus ſah die Felſen, an denen ſein Schiff zu Trümmern gehen ſollte, mit unerſchrockenen Augen an, und flehete zur Göttinn Thetis um Hülfe; die auch auf ihrem Perlenmutterwagen aus dem Meere hervorkömmt, die Winde bedrohet und dem jungen Helden einen ihrer Delphine ſchickt, ihn zu ſich zu holen, den Schifsleuten aber befiehlt, ſeine Rückkunſt zu erwarten. Neoptolemus bewundert die bezaubernde Wohnung der Göttinn, die hier ganz poetiſch beſchrieben wird, und nachdem ſie ihn nach Götterart herrlich bewirthet hat: ſo hält ſie ihm eine ſehr ſchöne Anrede, darinnen ſie ſich anfänglich beklaget, daß ihr Jupiters Schluß nicht verſtattet hätte, einen unſterblichen Sohn zu erzeugen; daß dieſer ihr Enkel aber ſich beſtreben ſolle, ſo wie ſein Vater, durch Tugenden unſterblich zu werden. Und damit die Ermahnungen, die ſie ihm zur Tugend giebt, deſto tiefer bey ihm einwurzeln und er in ſeiner Seele eine deſto ſtärkere Kraft empfinden möchte, den Laſtern zu widerſtehen: ſo ſagt ſie ihm, ſie wollte ihn itzo in die Wohnung der Götter führen, und ihm den Nereus, ihren Vater, den Neptun und den alten Ocean zeigen. Sie gelangen dahin, und Neoptolemus wird von einem ehrerbiethigen Schauder über der Majeſtät dieſer Götter überfallen. Thetis flehet den Neptun an, daß er die-

ſem ihrem Enkel allezeit geneigt ſeyn wolle, und dieſer Gott verſpricht es ihr auch. Hierauf kehret ſie mit dem Neoptolemus wieder in ihre Grotte zurück. Sie ſagt ihm, wenn er unſterblich wäre, wollte ſie ihn gern beſtändig bey ſich behalten; allein itzo müſſe er wieder zu den Sterblichen kehren: doch ſolle er es nur in der Abſicht thun, um ſich würdig zu machen, der Enkel einer Unſterblichen zu ſeyn. Er ſolle nach Lacedämon gehen; daſelbſt werde er den Phönix bey dem Menelaus, und die Hermione finden, die die Götter ihm zur Gemahlinn beſtimmet hätten. Zuvor indeſſen ſollte er, weil er nicht weit von der Inſel Scyros wäre, ſeinen Aeltervater Lykomedes beſuchen.

Er reiſet alſo fort, und kömmt nach Scyros, allwo er den alten Lykomedes durch die Erzählung ſeiner Begebenheiten ungemein erfreuet; er hält ſich aber allhier nicht lange auf, ſondern reiſet in wenigen Tagen nach Lakonien ab. Er kömmt allda glücklich an, und findet den Menelaus und Phönix eben bey einem Opfer beſchäfftiget, das ſie, ſeine glückliche Rückkunft zu erbitten, den Göttern gebracht hatten. Man ſtellet ein herrliches Gaſtmahl an, und nach geendigter Tafel, erzählet Neoptolemus, auf Begehren, ſeine Geſchichte folgendergeſtalt:

Du beſinneſt dich noch wohl, Menelaus, auf das entſetzliche Ungewitter, welches der Pallas Zorn wider unſere Flotte erregete. In demſelben verlor ich dich, und habe nie erfahren, wohin du gekommen wäreſt. Wir ſelbſt ſchwommen umher,

und

und wußten nicht wo; bis wir einsmals bey dunkler Nacht ein fernes Feuer sahen. Die Schiffleute freueten sich; wir wußten aber nicht, daß wir unserm Unglücke so nahe wären. Es waren nämlich zwey Schiffe eines syrischen Seeräubers. Phönix und ich, thaten zwar unser äußerstes, uns zu wehren; allein endlich wurden wir übermannet, und man legte so wohl mir, als dem Phönix Ketten an. Nachdem nun Klitiphon (so hieß der Räuber, dessen Sklaven wir geworden waren,) einige Zeit lang herum geschifft hatte, ohne mehrere Beute zu machen: so lief er in Damascus, seiner Vaterstadt ein, um seiner Schätze zu genießen. Allhier ließ er uns eine gute Weile in Ungewißheit, was er mit uns machen wollte; jedoch befreyete er uns auf mein Bitten von den Ketten. Ich hatte in dieser Zeit mit einem Sklaven Freundschaft gemacht, der bey seinem zwar traurigen Ansehen, etwas großes und erhabenes an sich blicken ließ. Er nannte sich Lykas; allein, dieß war sein rechter Name nicht. Dieser nun schlug mir einsmals vor, daß wir, da man uns die Ketten entnommen, auf eine Nacht, da Klitiphon nicht zu Hause seyn würde, wohl auf die Flucht begeben könnten: allein ich schlug es ihm ab, und zwar aus der Ursache, weil mein gegebenes Wort mich stärker bände, als alle Ketten.

Es war schon ziemlich tief in der Nacht, als Klitiphon ganz athemlos nach Hause kam, und uns ganz eilfertig an einen Fremden verkaufte, worauf er alles Gold was im Hause war, zusammen nahm, und davon eilete. Dieser Böswicht brann-

brannte vor Liebe gegen die Nais, deren Mann er umgebracht, und die ihm versprochen hatte, mit ihm nach Cypern zu gehen. Allein, so schwarz auch die Nacht war, so verbarg sie doch sein Verbrechen nicht: er ward von Jägern entdeckt, die ihn griffen, weil er sich selbst bey ihnen angab, ihnen seine Lasterthat offenbarete, und sie um gerechte Strafe anflehete.

Uns aber, den Phönix und mich, traf noch ein härter Schicksal. Dieser Fremde der uns gekauft hatte, verkaufte uns an verschiedene Personen, und ich hatte also das Unglück, meinen Phönix zu verlieren. Ich ward an einen Weltweisen von Damascus verkauft, und war glücklich bey ihm. Und wie hätte ich es auch nicht seyn sollen? Die schönsten Tugenden waren sein einziges Bestreben, und die Musen seine stete Gesellschaft. Allhier vertrieb ich mir die Zeit oftmals mit der Jagd, wozu Mirisbal, mein Herr, mir Erlaubniß gegeben hatte; und wendete dieses einsame geruhige Landleben zu Erlernung der wahren Weisheit an. Endlich ließen die Götter, die mich nur in dieses Unglück hatten kommen lassen, um mich tugendhaft zu machen, auch die Stunde meiner Erlösung erscheinen.

Die Phönicier haben mit den andern syrischen Völkern beständig Krieg. Daher begegnen sie sich nie einander, ohne sich anzufallen. Einen Tag mußte Mirisbal nach Tyrus gehen, weil er da wichtige Verrichtungen hatte, und nahm mich mit. Wir begegneten ebenfalls zween Tyrer, die boshaft genug waren, meinen Herren anzufallen, ungeachtet

achtet er ohne Waffen war. Ich aber, den sie für einen feigen Sklaven hielten, ergriff eine Art von Schäferstab, den ich in Händen hatte, und gieng mit Wuth auf den ersten los, der ihn angefallen hatte. Er konnte dem Streiche nicht ausweichen; das Eisen meines Stockes drang ihm durch den Hals und benahm ihm das Leben. Der andere floh, allein ich eilete ihm nach: und weil ich mich seiner bemächtiget, und ihn entwaffnet hatte; so hätte ich ihn leicht ermorden können. Allein er flehete um sein Leben: und in dem Augenblicke spürete ich, daß kein Vergnügen größer sey, als einem Feinde zu vergeben, der sich demüthiget.

Mein Herr lief auf mich zu, umarmete und küssete mich und fragte mich, wer ich wäre? Ich sagte ihm: er sähe in mir den Sohn des Achilles; mein Schicksal stünde in seiner Hand, und er sollte mit einem Unglückseligen ein Mitleiden haben. Er, der vor einer solchen tapfern That, mir dieses nie würde geglaubet haben, glaubte es nunmehr ohne Zweifel. Er führete mich nach Hause, stellte mich allen seinen Schäfern und Sklaven vor, und gab mir zu gleicher Zeit einen goldnen Degen, den sein Anherr ehemals vom Lykaon, dem Haupte der Lycier erhalten hatte. Hierauf stellete er ein Gastmahl an, und ertheilete mir die Freyheit. Nach diesem hatte ich eine lange Unterredung von den wahren Vergnügungen und der Weisheit, mit ihm: und da ich ihm endlich meine Begierde bezeigte, nach Babylon zu gehen, um den Phönix zu suchen, der an einen dasigen Herrn, Namens Ar-

pharis verkaufet worden war: so sagte mir Mirisbal, daß er einen Bruder Alcites genannt, in Babylon hätte, und mich an ihn schicken wollte, ob er ihn vielleicht kennen würde? Ich reisete also nach Babylon und erfuhr vom Alcites, daß Arpharis seit kurzem gestorben, und der durch seinen Tod frey gewordene Phönix, nach Griechenland gereiset wäre. Der König Nabunosor hatte einen Prinzen, Namens Miramides, welchen die Lust zum Reisen in vielerley Unglück gestürzet hatte. Derselbe nun kam eben zu rechter Zeit nach Hause, da dem Alcites und mir das gröste Unglück drohete. Ihn hatte man eines ungegründeten Verdachtes wegen, in ein Gefängniß geworfen, und mich, den man für seinen Vertrauten hielt, indem ich bey ihm wohnete, in ein anderes. Wegen der Freude nun, die der König über der Rückkunft seines Sohnes hatte, wurden alle Gefangene los gelassen, und also wir zween auch; doch so, daß es dem Prinzen aufgetragen ward, unser Verbrechen zu untersuchen. Miramides erkannte mich gleich, und erinnerte mich des Sklaven, der bey dem Klitiphon den Rath zur Flucht gegeben. So gleich erkannte ich ihn für denselben Lykas, der schon damals meine ganze Freundschaft gewonnen. Wir hatten eine große Freude einander zu sehen, und ich, der ich nur vor einer Stunde noch im Gefängnisse gesessen, mußte mich zu ihm auf seinen Triumphwagen setzen, und durch ganz Babylon herumfahren. Einige Tage lang währeten die Lustbarkeiten, bey denen allen ich zugegen seyn mußte, und endlich reisete ich in

dem

Weg, Amor, mit deinen bezaubernden Küſſen:
Ich mag ja von Tändeln und Spielen nichts wiſſen.
Wie werden nicht arme Verliebte geplagt;
Und ärger, als Haſen von Hunden, gejagt?
Bald ſehnt ſich Lepsander ſein Schätzchen zu ſprechen,
Bald dreht er, die tückiſche Falſchheit zu rächen,
Bald hat ihm ſein Fiekchen nicht freundlich gedankt:
Drum hat er ſich geſtern erbärmlich gezankt.

Die Freyheit verbannet die marternden Grillen,
Und weis uns den ängſtlichen Kummer zu ſtillen;
Sie labet, ergetzet und tröſtet die Bruſt,
Und giebt uns den Vorſchmack von himmliſcher Luſt:
Drum will ich mein Tage kein Weibchen verlangen;
Drum ſoll mich ein reizendes Auge nicht fangen.
Ich bin zwar dem ehlichen Stande nicht feind:
Doch aber der Freyheit verbundenſter Freund.

Wenn Esref und Thamas um Perſien kämpfen:
So ſuch ich in Freyheit den Vorwitz zu dämpfen.
Die Freyheit verſchafft mir das köſtlichſte Gut,
Ein ruhiges Herze, und fröhlichen Muth.
Und muß ich den Anfall der Traurigkeit fühlen:
So pfleg ich mit meiner Euterpe zu ſpielen.
Kein Wechſel der Zeiten verändert die Pflicht;
Geliebteſte Freyheit! ich laſſe dich nicht.

dem Vorsatze ab, Griechenland wieder zu sehen. Allein ein widriger Wind warf uns auf die ionischen Küsten, allwo wir in der Stadt Miletus einen innerlichen Krieg und alles in der Wuth der Empörung fanden. Ich dämpfete dieselbe durch mein unerschrockenes Zureden glücklich, holete die in die Tempel geflüchteten Weiber und Kinder wieder heraus, und brachte durch meine Vorstellungen alles in Ruhe.

Endlich beschließt Neoptolemus seine Geschichte mit der Erzählung, von seiner Ankunft und dem Aufenthalte bey der Thetis. Die ganze Gesellschaft bewundert seine Tugend und Weisheit, und da der Abend hierüber spät geworden, so begiebt sich alles zur Ruhe.

Den folgenden Tag wird eine herrliche Jagd zu Ehren des Neoptolemus angestellet: auf derselben wird dem Megapantes, dem Sohne des Menelaus, von einer Nymphe der Diana, die er liebte, ein Pfeil geschenkt, welcher niemals fehl schoß. Mit diesem unglücklichen Pfeile erschießt er einen Hirsch, der sich augenblicklich nach seinem Falle, in einen Baum verwandelt. Diesen Hirsch liebte die Göttinn Diana über die Maaßen; und wollte nicht, daß er ein Raub der Jäger werden sollte. Sogleich ertönt der Wald auf eine ungewöhnliche Weise, die Erde erbebet, und der Himmel wird mit fürchterlichen Wolken bedecket. Diana klaget diesen Fall ihrem Bruder Apollo, der ihr auch mit seinen Pfeilen zu Hülfe eilet, und beyde erlegen eine große Menge der Jäger. Thetis, der für ihren

Enkel bange war, eilet in den Himmel und flehet den Jupiter um Hülfe an. Dieser, der den Sohn des Achilles besonders liebte, schickt die Iris an Dianen und den Apollo ab, und befiehlt der ersten nach Delos, dem andern aber auf den Parnaß zu gehen. Indessen war von ihren Pfeilen, außer der übrigen Menge, auch Agapenor, des arkadischen Königs Anceus Sohn geblieben, welcher zum Menelaus gekommen war, ein Bündniß mit ihm zu schließen. Man stellete ihn zehn Tage lang auf einem Prunkbette zur Schau aus, und begrub ihn endlich mit vieler Pracht und großem Klagen.

Menelaus war nun auf nichts so sehr bedacht, als auf die baldige Vermählung der Hermione mit dem Neoptolemus: allein da die Lakonier versäumet hatten, den Zorn der Diana durch Gebeth und Opfer zu besänftigen; so zog sie ihnen plötzlich allerley Unglück zu, wodurch diese Freude noch verzögert ward. Diana ließ aus den tenarischen Gegenden eine Hydra mit sieben Köpfen hervorkommen, die noch viel schrecklicher war, als der Eber, den sie nach Aetolien geschickt hatte, um die Stadt Kalydon zu ängsten. Dieses Ungeheuer kam nicht so gleich nach Lacedämon; allein es verheerete alle Gegenden umher. Die Wackersten aus der Stadt gehen heraus, dieses Ungeheuer zu tödten: allein sie werden gar bald von demselben umgebracht. Dieses beweget die Lakonier noch nicht, die Göttinn zu versöhnen. Sie bittet also die Sonne, ihren Bruder, dem undankbaren Lakonien seine Stralen zu entziehen. Hieraus nun entstehen Unfruchtbar-

barkeit, Theurung, Hungersnoth und ansteckende Seuchen. Menelaus ist über so mancherley Drangsalen seines Landes nicht zu trösten: als ihm auf einmal die Nothwendigkeit in Gestalt einer Göttinn erscheint, deren Aufzug hier ganz poetisch beschrieben wird. Die obersten Priester kommen gleichfalls vor den König, und entdecken ihm mit äußerster Angst, es habe sich eine Stimme aus einem Moraste hören lassen, und gesagt: die Unglücksfälle der Lakonier würden nicht ehrer aufhören, bis Menelaus seinen Sohn Megapantes der Diana mit eigenen Händen opfere, und ihn hernach dem Ungeheuer zum Verschlingen vorwerfe. Menelaus und der ganze Hof gerathen über dieser Nachricht in das äußerste Schrecken, und fast in Verzweifelung; allein Diana erscheint dem Neoptolemus des Nachts in einem Walde, und sagt ihm: sie begehre kein Menschenblut auf ihren Altären, am wenigsten des Megapantes seines; und wenn sie ja zugelassen, daß eine höllische Stimme diese Drohung kund gethan, so sey es doch nur geschehen, um die Lakonier zu bewegen, ihren Zorn zu besänftigen. Ja sie verspricht auch dem Neoptolemus, daß sie sich durch das Bitten des Landes erweichen, und die Schlange von seinen (des Neoptolemus) Pfeilen wolle tödten lassen.

Neoptolemus berichtet diese freudige Bothschaft dem Menelaus. Man machet alle Anstalten zu einem prächtigen und allgemeinen Opfer, an die Göttinn Diana; und auf die Erblickung eines Adlers, der sich auf eines der Opferschaafe setzte, um

es davon zu führen, aber davon eilete und den Raub fahren ließ, so bald Neoptolemus seinen Frevel strafen wollte; glaubten die Priester, daß die Stunde vorhanden wäre, in welcher der Sohn des Achilles den Drachen tödten sollte. Dieser eilet auch mit einem Gefolge junger Helden in einen finstern Wald, in welchen dieß Ungeheuer sich begeben hatte; und mit Beyhülfe der Diana und des Apollo, erleget er dasselbe auch glücklich.

Nach diesem Siege eilet er unter dem stetigen Zuruffe und Frohlocken vieler 100 Lakonier nach der Stadt. Er wird von dem ganzen Hofe, insonderheit aber von dem Menelaus und seiner Gemahlinn, mit Freudenthränen empfangen, und es werden nunmehr alle Anstalten zum Beylager mit seiner Hermione zubereitet. Die Vermählung geht vor sich, und es erscheinen darauf zween Fremde, die man des andern Tages für den Pisistratus, einen Sohn des weisen Nestors und den Telemach erkenuet, welcher bey dem Menelaus einige Nachricht wegen seines Vaters Ulysses einziehen wollte. Die Freudenbezeugungen über diesem Beylager währeten viele Tage; nach deren Verlauf Neoptolemus mit seiner Gemahlinn nach Thessalien abreisete: so wie Telemach wiederum nach Ithaka zurück kehrete.

Hier endet sich dieses prosaische Helbengedicht, welches wir zwar auf keinerley Weise dem feneloni-schen Telemach an die Seite setzen wollen; welches aber mit allem Rechte dasjenige Lob verdienet, was ihm der Herr von Fontenelle in der Genehm-

hal-

haltung ertheilet. Es heißt: ich habe gesehen, daß die gute Sittenlehre, die in diesem Werke herrschet, selbiges dem gemeinen Wesen sehr nützlich machen würde. Es ist freylich weder so weitläuftig, noch so künstlich, als die Begebenheiten des Telemachs. Die Wahrscheinlichkeit ist aber, nach dem Muster desselben, auf die heydnische Mythologie gebauet. Wer diese voraussetzet, der wird also auch das Wunderbare, so darinn mit Verwandlungen, Göttern, Träumen, Nymphen, Drachen und Opfern herrschet, nicht verwerfen können. Hat nun Telemach die Ehre gehabt, von einem unserer besten Poeten deutsch übersetzet zu werden: so wollten wir wünschen, daß sich auch ein guter muntrer Dichter an diesen Neoptolemus machen möchte. Er wird ihm gewiß, der Kürze dieses Werkes wegen, kaum halb so viel Arbeit machen, als jener Neukirchen gemachet: und wir werden ein Heldengedicht mehr in unsrer Sprache aufzuweisen haben, welches der Jugend desto annuthiger zu lesen seyn wird, je bekannter ihr aus dem Telemach bereits die meisten Geschichte und Fabeln geworden, worauf sich diese Begebenheiten beziehen. Es ist gleichwohl sehr gut, daß man mit den alten Fabeln und Historien der Griechen immer eine genaue Bekanntschaft unterhält: weil uns solches ihre Schriften hernach viel angenehmer machet, als wenn man in der Jugend nichts von der Mythologie gehöret oder gesehen hätte.

* *

IV.

Schreiben eines Ungenannten, an die Verfasser des neuen Büchersaals.

Eure Hochedelgebohrnen haben in Dero Büchersaale der schönen Wissenschaften, auch denen Schriften einen Platz eingeräumt, welche zur Aufnahme der deutschen Sprache etwas beytragen. Da nun unserer Muttersprache hierdurch ein nicht geringer Vortheil erwächst, und es scheint, als wenn der glückliche Zeitpunkt, zu einer Vollkommenheit zu gelangen, nicht mehr weit ist: so hoffe ich mich nicht unrecht an dieselben gewendet zu haben, wenn ich ihnen einige Critiken über die bisherigen Critiken, mitzutheilen mir die Freyheit nehme. Allzuscharfe Critiken bey Verbesserung einer Sprache, eröffnen der Barbarey einen verborgenen Eingang, indem sie, dieselbe öffentlich des Landes zu verweisen, willens sind. Ich bin kein Liebhaber fehlerhafter Gewohnheiten; ich verlange nicht mit Herrn Aepin, dem mangelhaften, rauhen und platten unserer Sprache das Wort zu reden: ich glaube vielmehr, daß es den Verfassern der critischen Beyträge, und allen denen, welche sich um die Vollkommenheit der deutschen Sprache Mühe gegeben, zur Ehre gereichen muß, was sie in unsern Tagen zu Werke gerichtet haben. Allein ich finde,

finde, daß man in unterschiedlichen Rednergesellschaften auch unterschiedliche Regeln beobachtet, nach welchen, mit allem dem, unbarmherzig verfahren wird, was sich nicht nach diesem Maaßstabe messen läßt. Ich finde, daß man zuweilen so gar das Kind mit dem Bade ausschüttet, und das was man etwa für zu alt, oder für entlehnt ansieht, unerachtet es seinen guten Grund und Nutzen hat, mit Aftergeburten vertauscht, welche weder Hände noch Füsse haben. Es ist fast allen Völkern eine National-Einbildung eigen, daß ihre Sprache eine Grundsprache sey: dieses ist die Ursache, daß Buchstaben und Wörter, welche nur einigermaßen einer andern Sprache ähnlich sind, für unächt angesehen und vermieden werden; ungeachtet noch eine Untersuchung statt fände: ob diese Wörter hier, oder da eigenthümlich zu Hause gehören. Ich will nicht erwähnen, wie sehr hierdurch die fruchtbringende Gesellschaft ins abgeschmackte verfallen; die gute Meynung muß das fehlerhafte einigermaßen entschuldigen: sondern ich bemerke nur dasjenige, worinnen die allzugroße Schärfe unserer heutigen Kunstrichter, das Maaß einer nöthigen und nützlichen Critik überschreitet. Die Anführung einiger Stücke wird die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, in der Folge bestärken.

Ich rechne hieher, daß man den Buchstaben C. fast durchgängig nicht mehr leiden will, weil er aus dem Lateinischen gekommen seyn soll. Es scheint dieser Buchstabe auch vor alten Zeiten ein Stein des Anstoßes gewesen zu seyn. Zwar, wenn wir in

die

die eisgrauen Zeitalter zurück gehen; so ist derselbe nicht unbekannt gewesen. Zu Zeiten des fünften Carls aber, oder noch vorher, muß er ebenfalls unanständig geschienen haben. Man findet auf einigen Münzen selbiger Zeit, daß Karl geschrieben worden *. Nachher haben bey Verbesserung der deutschen Sprache auch gescheide Critici, ihn aus seinen Ruinen hervorgezogen, und unter der Zahl der Buchstaben, bis auf unsere itzige Zeiten ungestört gelassen **. Ich zweifle auch nicht, daß unsere Nachkommenschaft dermaleinst dergleichen thun werde: wo nicht ein Mittel ausfündig gemacht wird, ihn dem Ch zu entreißen, damit er endlich gar aus dem Gedächtnisse der Schriftsteller ausgetilget werde. Ganz unstreitig sind Wörter, Zeichen der Gedanken; und je deutlicher diese im Schreiben bezeichnet werden, desto besser wird die Absicht, sich verständlich zu machen, erreicht. Wenn nun durch einerley Zeichen, zweyerley Sachen bestimmt werden sollen: so ist dem Misverstande das Thor geöffnet. Wenn das C nicht mehr statt haben soll, und ich

* So hat man auch im XI. XII. XIII. u. XIVten Jahrhunderte noch geschrieben, wie aus verschiedenen alten Mspten erhellet, die hin und wieder auf großen Bibliotheken anzutreffen sind. Siehe dieses Bücherſaals IV. B. 3tes St. Es ist auch das Wort Karl unstreitig das deutsche Wort Kerl, welches vormals einen tapfern Mann geheißen hat. Man sagt in dem Sinne noch ein braver Kerl.

** Oder vielmehr in Wörter eingeschoben, wohin er nicht gehörte, z. E. in Churfürst, welches von Kühr,

ich schreibe z. E. sie wohnten unter den Zelten: so weis ich nicht, ob sie zu Felde lagen, oder unter einem deutschen Volke sich befanden. Wenn ich aber Celten schreibe: so verstehe ich gleich, daß es unsere Vorfahren andeuten solle †. Ich muß vielmal lachen, wenn ich diesen verachteten Buchstaben, der Misgunst unserer Kunstrichter ungeachtet, an vielen Stellen festen Fuß behalten sehe.

Mit dem Y, dessen Erfindung doch dem Pythagoras 100 Ochsen gekostet haben soll, verfährt man nicht gelinder: und besonders die jenischen Redner haben ihm den Laufzettel gegeben. Ich muß gestehen, es ist mir nicht bekannt, was sie dazu veranlasset; allein ich bin versichert, daß dieser Buchstab nicht umsonst seinen Platz einnimmt. Der bessern Bezeichnung der Gedanken nicht zugedenken, da ich unter seyn, esse, und sein, suum; meyne, puto, mein, meum; Weyse, orphanus, Gesangweise melodia ꝛc. keinen Unterscheid mehr finde: so bemerke ich noch eine Nothwendigkeit, welche erfordert, daß man so verständlich als möglich ist schreiben soll.

Willkühr, erkohren, kömmt; in Cölven, welches von Kathen, Kothen, wo man Salz siedet, stammet, in Colmar, Colberg, Coldiz und andre mehr, wo ursprüglich ein K stehen sollte. Man findet auch Münzen, darauf Kurfürst steht.

† Das Wort Celten muß eher mit einem G oder K als mit einem Z geschrieben werden; denn diese Völker hießen Galatae oder κελται nach der griechischen und wahren alten Aussprache. Der Herr Verfasser hat also Recht, wenn er hier das Z verwirft.

soll. Es wird dieses zugleich den Grund abgeben, wornach alles, was ich weiter sagen werde, leicht beurtheilet werden kann. Die Regel, daß man diejenigen Buchstaben, welche im Reden nicht gehöret werden, auch im Schreiben nicht brauchen solle, ist, deucht mich, sehr mangelhaft *. Es ist ein groſser Unterschied unter der Deutlichkeit im reden, und unter der Deutlichkeit im schreiben. Der Ton und das Gewichte, welche ein Redner seinen Worten beylegen kann, sind ohne dieß im Schreiben nicht möglich auszudrücken; und man findet den Unterscheid bey vielen, die eine Rede mit allem Beyfalle halten, welche, wenn sie im Druck erscheint, eben den Geist und Nachdruck nicht mehr an sich hat. Wie vieles büſsen wir nicht ein, wenn noch dazu diejenigen Buchstaben weggelassen werden, welche den Unterscheid der Sachen, die sie bezeichnen sollen, verständlich machen. Es erstreckt sich dieses weiter, als man denken sollte. Wenn wir was nützliches aufschreiben: so wäre es zu eigennützig gehandelt, nur für unsere Zeiten zu sorgen. Folglich müssen wir dahin trachten, damit die Nachkommenschaft, von unserm Fleiße, Versuchen und Erfindungen Nutzen schöpfen möge. Nun lehret uns die Erfahrung, daß alte, vermoderte, verstümmelte

* Sie ist allerdings nicht allgemein; und kann sonderlich wegen der verschiedenen deutschen Mundarten nicht gebilliget werden. Denn so würde der Franke und Schwabe z. E. nicht nehmen, geben sagen sondern; nehme, gebe, sage, schreiben, weil er das n am Ende der Wörter nicht ausspricht.

Die XV. Ode.

Der freye Liebhaber.

L.

Ja, ja ich bin verliebt,
Und dennoch unbetrübt.
Denn meinen freyen Stand,
Umſchränkt kein feſtes Band.
Ich lieb ein ſchönes Kind,
Wenn mich ihr Blick gewinnt.
Ich ſchenk ihr auch mein Herz:
Doch alles nur im Scherz;
Denn, wenn ichs brauchen kann,
So nehm ichs wieder an.

Wer tadelt meinen Sinn,
Ich denke nur ſo hin.
Ich zieh mein Wort zurück,
Mich rührt ein neuer Blick.
Ein Sclave bin ich nicht.
Ein freundliches Geſicht,
Vergnügt nur kurze Zeit.
Denn, bin ich wieder weit:
So wird die Anmuth ſchwach,
Der Liebe Kraft giebt nach.

melte und durchlöcherte Schriften, uns die größte Mühe machen, ihren rechten Verstand zu treffen: u.fes muß den Liebhabern alter Urkunden nicht unbekannt seyn, daß sie vielmalen nur aus einigen Ueberbleibseln, den Sinn der fehlenden, verstümmelten, verlöschten, oder durchlöcherten und durchfreßnen Wörter und Sylben errathen müssen. Wie viel Vortheil haben sie nicht, wenn sie mit der Zweydeutigkeit, der zum guten Glücke noch vorhandenen Wörter, nicht in Gefahr gesetzt werden, den Zusammenhang und den eigentlichen Sinn aufs Ungewisse ankommen zu lassen! Nun sehe man unserer Nachkommenschaft entgegen: was für Dank wird sie denen scharfen Kunstrichtern wissen, wenn sie durch die allgemeine Wirthschaft unserer Schreibzüge, mit der Zeit in eine ebenmäßige Verlegenheit gesetzt werden sollte?

Diese Gedanken werden zugleich einem Einwurfe begegnen, welcher darinnen bestehen möchte, daß man sagt: der Zusammenhang zeiget schon den wahren Verstand. Denn können unsere Schriftsteller wohl Bürgen seyn, daß der Schimmel und Moder der folgenden Zeiten, Unachtsamkeit, Verfall der Wissenschaften, und was man nur für Feinde der freyen Künste nennen kann, sich nicht auch an die ihrigen wagen dürften? Aus eben diesem Grunde weis ich nicht, ob ich der deutschen Gesellschaft in Leipzig, welche ich sonst aller Hochachtung würdig schätze, Beyfall geben soll, wenn sie den Artikel der, den, in der Zahl der Vielheit nicht verändern will. Denn außer dem, daß in unsre Sprache,

der Artikel nach des gelehrten Bödickers Meynung, mehr als ein Geschlechtszeichen ist; wie er denn im Plural das wenigste davon bezeichnet: so möchte ich wohl das Ungereimte wissen, warum man besserer Verständlichkeit wegen, denselben nicht verändern und in der mehrern Zahl, derer und denen schreiben solle *? Belieben sie sich die Menge der Bedeutungen vorzustellen, die hierdurch unkenntlich werden, z. E. der, bezeichnet den Nennfall in der einzeln Zahl des männlichen Geschlechts, den Zeugefall der weiblichen, imgleichen den Gebefall eben dieses Geschlechts. Haben wir nicht Ursache, da das letztere ohnedem nicht zu ändern stehet, wenigstens in dem Zeugefalle der Vielheitszahl, einen Unterscheid kenntlich zu machen? So verhält es sich auch mit dem Artikel den; er bezeichnet den Klagefall im Singular, den Gebefall so wohl als den Accusativ des Plurals. Sollte man nicht wenigstens eine Veränderung in den letztern beyden beybehalten? Sie sagen: der Zusammenhang, die Verknüpfung und Endigung der Wörter, helfen diesem Zweifel ab. Was das erstere anbelanget, so gebe ich es insoweit zu, als wir von einem Buche reden, welches zum Gebrauch unserer itzigen Zeiten gewidmet ist: allein die Vorsorge für die Künftigen, befiehlt

* Eben der Unterscheidung wegen. Denn das Pronomen demonstrativum ille, illa, illud, erfordert in der zweyten Endung der mehrern Zahl, derer und in der dritten und sechsten denen. Die Vermischung solcher zwey verschiedenen Wörter aber, ist noch niemals eine Schönheit einer Sprache gewesen.

fiehlt ein anderes. Die Endigungen aber sind nicht allemal nach den besondern Fällen zu erkennen: z. E. wenn ich sage den Menschen, so sehe ich nicht, ob es der Klagefall des Singulars oder der Gebefall des Plurals seyn soll?

Auf gleiche Weise muß ich es billig den jenischen Rednern verübeln, daß sie in ihren Schriften, die großen Buchstaben meistentheils ausmerzen. Ich wüßte auch nicht die geringste Ursache, warum man eines Kennzeichens der wesentlichen Namen entbehren will. Ich glaube nicht, daß man den Lateinern einmal nachahmen will, nachdem man ihren eingeschlichenen Worten, in unsrer Sprache kein Bürgerrecht mehr zugesteht. Es mag aber die Ursache seyn, welche da will: so verlieren wir hierdurch einen Charakter, welcher zu einem bessern Unterscheide der Gedanken dienlich ist. So kann ich zum Ex. Macht, potentia und macht facit, nicht unterscheiden. Man beruft sich vielleicht ebenermaßen auf den Zusammenhang: allein, wie ich eben gedacht, wie bald kann ein Unterscheidungszeichen oder Wort verlohren gehen, wodurch ich außer Stand gesetzet werde, den wahren Sinn heraus zu bringen?

Man sieht bereits (vielleicht nach der Schreibekunst des Herrn Freyers) das h nicht allzugünstig an, und vielleicht bedient man sich in kurzem, wie die Griechen, einer kleinern Bezeichnung. Solchenfalls wollte ich es noch hingehen lassen: daß man aber das ß verwerfen will, weil es nicht allezeit gehöret wird, scheint der Regel zu widerspre-

chen, daß man alle Zweydeutigkeit vermeiden soll: denn solchergestalt, würde Thon, terra fictilis, und Ton tonus, nicht unterschieden seyn. Die critischen Beyträge lassen es noch zu Ausdrückung eines scharfen Tons gelten. Ich glaube, es sollte noch an mehrern Stellen nöthig seyn. II. Theil. 491 Bl. Wenn es ja auf eine Einschränkung der Buchstaben ankommen soll: so würde meines Erachtens das Ph nach dem Exempel der Wälschen, ganz wohl mit einem F können vertauscht werden. Daß es unsern uralten Deutschen schen gleichgültig gewesen, ein F vor ein Ph zu setzen, zeigen die Ueberbleibsel ihrer Schriften.

Ich werde nicht von meinen Absichten ausschweifen, wenn ich noch einiger Wörter und Schreibarten gedenke, welche man als undeutsch oder unrichtig angeben, und sie deswegen für unzuläßig halten will. In den beliebten critischen Beyträgen 1 Theil 512 Bl. wird das Wort zusammengezwängt, für eine schlesische Provinzialredensart gehalten, der man sich enthalten sollte. Ich muß gestehen, daß dieß Wort in den schlesischen Ohren ganz wohl klingt. Ich wüßte aber auch nicht, wie es den deutschen Wortklang überhaupt verderben sollte? Zwang, ist meines Erachtens ein gutes Wort; zwängen und gezwängt,

* Die Analogie hat freylich ein großes Recht in Sprachen: allein sie ist doch nicht allgemein. Wenn ich z. E. von Zwang, gezwängt machen soll, weil von Drang, gedrängt wird: so müßte ich auch von Klang, geklängt; von sang, Gesang, gesängt sagen: wo ist das aber erhört?

gezwängt, ist davon gemacht: so wie Drang und gedrängt, verdrang, verdrängt, unfehlbar für rein hingehen wird *. NB. Wenn wir die Ableitung eines Worts betrachten, d. i. welches von dem andern herkömmt: so müssen wir nach Art der deutschen Sprache, (wie Henisch im Schatz der deutschen Sprache will) von Einsylbigen anfangen. Da nun Zwang das Wurzelwort ist: so wäre zwängen besser, als zwingen; gezwängt besser, als gezwungen. Es sind auch zweyerley Begriffe mit zwängen und zwingen verbunden. Zwängen bezieht sich auf die innere Einschränkung eines Dinges; Zwingen aber bedeutet physischer Weise die gewaltsame Bestimmung des Orts eines Dinges. Mich deucht also, daß man dieses Wort oder diese Redensart für anständig halten könnte: wenn auch das zusammen, als ein Pleonasmus, eben dabey nicht nöthig seyn sollte. Im 4. Theile a. d. 93 und 94 Blatte läßt man dieses Wort noch hingehen. Ich habe im 2 Th. Bl. 57. das Wort Prunk gefunden, welches ich eher für ein sächsisches Provinzialwort halten sollte **. Im 4 Th. Blatt 102. wird pflegen solere, und pflegen mulcere, ungleich conjungirt. Ich glaube, daß alle beyde regelmäßig sind; und so ja das erste abweichen sollte: so würde es im Im-

** Wenn es ein bloß sächsisches, oder meißnisches Wort wäre, so wäre es darum freylich nichts besser daran, als ein schlesisches: außer in so weit Meißen im Mittel von Deutschlande, Schlesien aber an der Grenze liegt. Allein uns dünkt immer, dieses Wort stehe auch in Büchern andrer Landschaften.

perf. beſſer pflag, klingen. Theil 4. Bl. 200 wird äßen, als ein ſchleſiſches Provinzialwort, und nicht gut Deutſch angegeben, es iſt aber meines Erachtens ein ſehr gutes Wort. Wenn wir ſehr genau critiſiren wollen: ſo kommt äßen von Aas her, weil nämlich die Raubvögel ihre Jungen damit zu füttern pflegen. Sonſt muß ich geſtehen, daß überhaupt, wenn die Speiſe einem andern ins Maul geſteckt wird, man vielmehr äßen, von Aßung, Aß, ſprechen ſollte. Wiewohl nicht unbekannt iſt, daß ß in neuern Zeiten gar oft in ß, bey Ableitung der Wörter, verändert werden. Wie z. E. von dem alten Deutſchen fürlatzen, verlaſſen, aus witzentlich, wiſſentlich geworden iſt. Man tadelt Th. 4. Bl. 441. die Schreibart des Worts nämlich, welches doch nunmehr durchgängig ſo geſchrieben wird. Hingegen weis ich nicht, wie man Erzählen, von dem Worte Zahl herleiten will. Zählen, numerare, und erzehlen commemorare*, ſind ganz verſchiedene Worte und Begriffe. Vielleicht hat das lateiniſche Wort enumerare, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit numerare, hierzu Gelegenheit gegeben. Ich glaube aber, daß man ſich in Rechtſchreibung der eigentlichen deutſchen Wörter, ganz nicht nach andern Sprachen zu richten habe. Ich geſchweige vieler andern, welche als ſchleſiſche Wörter und Redens-

* Erzählen, heißt unſers Wiſſen narrare, enarrare; commemorare aber heißt erwähnen erinnern. Enumerare aber iſt eben der Begriff des deutſchen Erzählens: Schriebe mans aber erzehlen, wo käme wohl dieß Wort her? Ein Stammwort nämlich iſt es nicht.

Redensarten würdig, und beyzubehalten tüchtig genug wären. Doch genug hiervon für diesesmal.

Ich komme nun auf die vielfältige Verdeutschung der Wörter. Es ist ganz gewiß, daß in unsrer Sprache, wenn sie nicht einmal die Musterung hätte durchgehen müssen, nach und nach die ächten Bürger, von den fremden Einwohnern wären verdrungen worden, und endlich ein Mischmasch von allerhand Gattungen ausländischer Sprachen geworden wäre. Man darf nur wenige Zeit zurück denken, da man nicht glaubte, zierlich, gelehrt und durchdringend zu reden oder zu schreiben, wenn man nicht französische, lateinische und griechische Wörter anzubringen wußte: so wird man leicht erachten, was für einer gräulichen Verwüstung, unsere Muttersprache ausgesetzt gewesen ist. Es ist nicht weniger zu verwundern, daß man geglaubt: unsere Sprache sey so arm an Wörtern und Benennungen, daß man sich nicht durchgängig verständlich erklären könnte. Deswegen verdienen diejenigen einen unsterblichen Ruhm, welche vor ganz kurzer Zeit, die rechte Bahn gebrochen u. das glücklich zu Werke gerichtet haben, was unsere itzige deutsche Schriften angenehm zu lesen macht. Ich kann die critischen Beyträge nicht genug loben, und der - - - N. N. verdient wahrhaftig unter den Deutschen denjenigen Platz, welchen Athen seinen Archonten, und Rom seinem Cicero angewiesen hat. Mein Herr, ich würde zu unverschämt seyn, wenn ich Sie unter Augen mit Lobsprüchen überhäufen wollte. Jedermann sieht vorher aus Ihren Sammlungen und critischen

Zusätzen, daß Sie das nützliche Werk, welches ich kurz vorher genannt, wo nicht, übertreffen, jedoch mit glücklichem Erfolge fortsetzen. Allein Sie werden mir Recht wiederfahren lassen, wenn ich vielen widrigen Folgen entgegen sehe, welche daher entstehen werden, daß fast eine jede Rednergesellschaft, (ich will nicht von besondern Schriftstellern reden, welche sich alle um die deutsche Sprache verdient machen wollen,) nach eigenen Regeln verfährt, nach ihrem Gutdünken verdeutscht und Kunstwörter macht, welche unverständlicher werden, als wahrhaftig unsere eingemiethete Fremdlinge waren. Mein Herr, ich halte aller derer Bemühungen für löblich, welche Hand anlegen; ich glaube auch, daß jede Gesellschaft, zum wenigsten in dem meisten, ihre Gründe haben mag: allein sie geben zu einer Verwirrung dem ungeachtet Gelegenheit; wo nicht ein geschickter Mann, als Oberhaupt einer ansehnlichen und um die deutsche Sprache, sich verdient gemachten Gesellschaft, wozu sich die Leipziger unfehlbar am besten schicken würde, vor den Riß tritt, und mit Verfertigung eines vollständigen Wörterbuchs, allen Zweydeutigkeiten, Misverständnissen und unrechtem Gebrauche auf einmal abhilft. Es würde vornehmlich nöthig seyn, und den Absichten einer reinen deutschen Sprache eine Genüge thun, wenn diejenigen Worte darinnen anzutreffen wären, welche man in den Wissenschaften als Kunstwörter von den Lateinern entlehnet; solche Wörter und Redensarten, welche das gemeine Leben aus andern Sprachen eingeführt; und endlich solche, welche man zum

Unter-

Unterscheide der unterschiedlichen deutschen Redensarten, hochdeutsch nennen könnte. Sollte denn ein solches Werk so viel Arbeit erfordern? Sollte es nicht den allgemeinen Beyfall des deutschen Reichs finden, da auch unter denen, welche nach des P. Dorns Beyspiele, abscheulich schön deutsch sprechen, ein gewisser Trieb sich hervor thut, die altfränkischen Kleider mit der Schönheit der reinen Tracht zu verwechseln?

Sie haben uns selbst unlängst davon Proben gegeben, und die durchgängige Verbesserung der deutschen Sprache steht auf gutem Fuße. Des Heräus Wunsch und des Freyherrn von Leibnitz Vorschläge, dürften itzo weit besser zu erfüllen seyn. Vielleicht ist das meiste gethan, und es fehlet nur noch an der Anwendung. Wenn die Theile, so das Ganze ausmachen, von verschiedenen Meistern gefertiget sind, so brauchen sie weiter nichts, als die Zusammensetzung, um vollkommen zu seyn. D. Steinbach und andere haben bereits gute Versuche gethan *. Und da ich dieses schreibe, kommt mir ein Leipzger Bücherverzeichniß zu Gesichte, worinnen zu einem Entwurfe einer deutschen Sprachlehre, Hoffnung gemacht wird, welche der ebenbelobte Hr. Prof. Gottsched unter Händen hat: und wo ich nicht irre, so arbeitet eben dieser um die deutsche Sprache

* Des Herrn Frisch Wörterbuch übertrifft gleichwohl das Steinbachische wie die Sonne den Mond; und wer künftig ein Wörterbuch liefern will, muß selbiges nothwendig zum Grunde legen. Allein, ohne eine

höchſt-verdiente Mann, an einem deutſchen Wörterbuche*. Wir ſehen dieſen wichtigen Werken mit Verlangen entgegen, und hoffen, daß dieſer deutſche Patriot, weder zu ſcharf noch zu gelinde critiſiret haben wird: als welches beydes der Vollkommenheit ſchaden würde. Die Geſchicklichkeit dieſer großen Sprachverſtändigen läßt uns ein Meiſterſtück erwarten. Vielleicht können alle deutſche Provinzen damit zufrieden ſeyn, u. es wäre zu hartnäckigt, unvollkommene Wörter und Redensarten, nicht mit beſſern, vollſtändigern und der deutſchen Grundſprache, gemäßern zu vertauſchen. Wofern unterdeſſen Euer Hochedelgeb. meine wenige Anmerkungen nicht unnütze u. vergeblich vorkommen: ſo werde ich nicht ermangeln noch künftig eines und das andere zu eröffnen, was ich zur Vollkommenheit der deutſchen Sprache u. Schreibart dienlich zu ſeyn erachte†. Ich werde die Hochachtung gegen Ihre Verdienſte niemals aus den Augen ſetzen, und es ſoll mir eine Ehre ſeyn, wenn ich mich nennen darf

Euer Hochedelgeb.

ergebenſten

Anonymus.

richtige Sprachkunſt kann ſolches unmöglich geſchehen: denn hierinn war Friſch nicht überall auf dem rechten Wege. Ja weder Schottel noch Bödicker, haben ſich vor den Fehlern der plattdeutſchen Mundart, die ihnen natürlich waren, recht in acht nehmen können.

* Hievon iſt uns nichts bekannt.

† Es wird uns allemal ein Vergnügen ſeyn, von einem ſo verſtändigen und redlichgeſinnten Patrioten einige Gedanken zu erhalten und bekannt zu machen.

Ihr Schönen, merket dieß,
Ich bin nur ungewiß.
Die Luſt vergeht mir bald,
Und meine Gluth wird kalt.
Die Schönheit flieht davon,
Dieß iſt der Liebe Lohn.
Wer ſtraft den Wankelmuth,
Wenn ſolch ein flüchtig Gut
Nur kurze Zeit vergnügt,
Und mich nicht ganz beſiegt.

Der Umgang iſt mir lieb.
Der angebohrne Trieb
Bewegt mich zu der Luſt,
Und ſchmeichelt meiner Bruſt.
Ein Scherz, ein ſanfter Kuß,
Verſüſſet den Verdruß.
Dergleichen Schmeicheley,
Läßt noch das Herze frey,
Wenn nur kein feſtes Band,
Uns alle Ruh entwandt.

Verſteht mich alſo recht!
Ich bin ein treuer Knecht,
Doch nur auf kurze Zeit,
Dieß iſt der Unterſcheid.
Wählt nur, was euch gefällt,
Dieß ſuch ich auf der Welt:
Bey der verliebten Pein,
Beſtändig frey zu ſeyn.
Hört, was mein Herze ſpricht:
Ich lieb und liebe nicht.

* *

V.

Zwey Briefe
welche das whiſtoniſche Cometengebäude betreffen *.

Zu folgenden zween Briefen haben des ſeligen Oberpredigers Heyns Cometenbriefe Gelegenheit gegeben. Da derſelbe in gedachten Briefen eine Stelle aus den Anmerkungen zu meiner Cometenpredigt auf eine ſcherzhafte Art angeſtochen; ſo hielt ich mich verbunden, ihm deswegen Erinnerung zu thun: und damit mein Sendſchreiben, welches ich nach ſeinem Exempel an einen werthen Gönner gerichtet, nicht gar zu trocken werden möchte; ſo hatte noch einige Einwürfe wider das whiſtoniſche Lehrgebäude hinzugefüget. Ich habe darauf ſo wohl mein eigenhändiges Schreiben, als auch meine Antwort darauf, von dem Herrn Oberprediger zurück erhalten. Dieſe beyde Briefe ſind es, welche man hiermit bekannt machet. Die wenigen und kurzen Anmerkungen, welche ſich bey dem erſten Briefe befinden, ſind von dem ſel. Herrn Heyn, der ſie bey Durchleſung meines Briefes dabey geſchrieben. Die Anmer-

* Folgende zween Briefe ſind uns zu beliebiger Einrückung in unſern Büchersaal mitgetheilet worden. Wir thun ſolches gerne, ohne uns zu erklären, mit welcher Partey wir es halten. Der geneigte Leſer mag ſelber das Urtheil fällen, wer recht hat.

merkungen beym andern Briefe habe ich hinzugethan. Sie können ſtatt einer Antwort auf dieſen Brief dienen. Uebrigens unterwirft man ſich gern der Prüfung billiger und verſtändiger Leſer.

G. W. Wegner.

Erſter Brief.

An des Herrn Kriegsraths und Oberamtmanns Haukwitzens in Oranienburg Hochedelgebohrnen.

Hochedelgebohrner, Hochgelahrter,

Hochgeehrteſter Herr Kriegsrath.

Sehr werther Gönner!

Eure Hochedelgebohrnen haben mir eine Stelle in des Herrn Oberpredigers Heyns Cometenbriefen angezeiget, worinn derſelbe meiner Cometenpredigt gedenket, und etwas daraus zu widerlegen ſucht. Ich hatte zwar die Cometenbriefe vorher ſchon in Händen gehabt, und ſie ein wenig durchblättert; allein die angezeigte Stelle pag. 181. iſt mir damals entwiſchet. Weil nun Herr Heyn meinen Worten einen ganz fremden Verſtand gegeben, ſie auch mit einem wunderlichen Zuſatze vermehret hat, ſo kann dazu nicht gänzlich ſtillſchweigen. Ich habe mir demnach die Freyheit genommen, meine Verantwortung hiemit Eurer Hochedelgebohrnen zu überſchicken, und ſie Dero Beurtheilung

lung zu unterwerfen: zumal da ich verſichert bin, ſie werden nach Dero gründlicher Einſicht, und rühmlichen Unparteylichkeit, entweder mir, oder dem Herrn Oberprediger, welcher unter uns beyden es verdienet, Recht wiederfahren laſſen.

Herr Heyn ſieht dasjenige, was er aus der Cometenpredigt anführet, als eine Bedenklichkeit an, die er in ſeinem Tractate noch nicht gehoben, nunmehr aber heben will. Ich hatte geſchrieben p. 22 in Anmerkungen: wann denen Cometen auch die Luſt ankäme, die Erde zu berühren, ſo dürften ſie dieſelbe nicht zu Hauſe finden, ſondern an einem andern Orte der Ecliptik ſuchen müſſen. Was wollen dieſe Worte in ihrem Zuſammenhange und natürlicher Bedeutung anders ſagen, als: daß, wenn ein Comet ſolche Richtung hätte, daß er in ſeinem Laufe nothwendig die Ekliptik, oder Erdbahn berühren müßte, es ſich doch nicht leicht zutragen könne, daß er die Erde eben an dem Orte anträfe, wo er durch die Ecliptik geht? Damit habe ich die Furcht vor den Cometen aus dem Wege räumen wollen, die man uns mit Gewalt beybringen will. Urtheilen ſie ſelbſt, ob meine Worte eine andere, als dieſe Bedeutung leiden können. Darinn beſteht alſo die Bedenklichkeit, welche Hr. Heyn hätte zu heben gehabt.

Wie greift er nun die Sache an? Er macht fürs erſte zu meinen Worten einen artigen Zuſatz, und ſchreibt gleichſam in einem Athem hin: die Erde würde in ſolchem Falle ſich ſchon durch die

Flucht

Flucht retten: gleich als wenn ich dieſes geſagt hätte. Seine Leſer werden es ganz gewiß glauben, weil er ausdrücklich hinzuſetzt: ich legte der Erde dieſe Entſchließung bey, nämlich, daß ſie ſich ſchon durch die Flucht retten würde. Dieſer Zuſatz gefällt ihm ſo wohl, daß er ihn faſt bis zur Spötterey treibt. Er weis mit der Flucht der Erde ſehr artig zu ſpielen, und ſpricht: Ich weis nicht, ob es gar zu großmüthig von unſerer Erde gehandelt wäre, wenn ſie ihr Heil nur von der Flucht erwartete. Weiter: Es giebt Völker, welche aus lauter Großmuth vor dem Feinde fliehen, um ihrem Könige, mit dem Leben ferner dienen zu können: und vielleicht hätte man nicht Urſache, es zu tadeln, wenn die Erde auf gleiche Art gedächte.

Ich weis nicht, was ihm die Flucht der Erde muß in den Sinn gebracht haben, da ſie doch bloß ein lächerlicher Einfall iſt. Sollte nicht etwa eine Luſt zur Spötterey daran Schuld ſeyn? Wer wollte ſich ſonſt von einer Flucht der Erde träumen laſſen, da ihr beſtändiger Lauf einmal nicht geſchwinder iſt, als das andere? Oder, man müßte ihren Lauf eine beſtändige Flucht nennen. Ein Gleichniß wird die Sache klar machen. Ein Regiment Soldaten bekömmt Ordre, an einen gewiſſen Ort zu marſchiren. Sie müſſen vor einem Orte vorbey, wo einige Feinde liegen, die ihnen könnten Schaden thun. Wenn nun das Regiment ſeinen Marſch ordentlich und mit gravitätiſchen Schritten fortſetzt, ohne ſich an das Feuren der Feinde aus dem Walde zu keh-

ren,

ren; würde man nicht ausgelachet werden, wenn man ſagen wollte: das Regiment ſey vor dem Feinde geflohen? Eben ſo wenig flieht die Erde vor den Cometen; ſie ſetzet ihren Lauf geruhig und gravitätiſch fort. Das kann ja nimmermehr eine Flucht heißen.

Sollte ein Leſer der Cometenbriefe, der meine Predigt nicht bey der Hand hat, oder doch die daraus angeführte Stelle nicht nachſchlägt, wenn er den mehr gedachten Zuſatz, und den dabey angebrachten Scherz lieſt, ſich von mir nicht einen wunderlichen Begriff machen? Würde er nicht auf die Gedanken gerathen, ich ſtellte mir die Erde als einen verzagten Mußketier vor, der beym Angriffe des Feindes ſein Heil in der Flucht ſuchet? Da würde es heißen: was ſind das für ungereimte und erbärmliche Einfälle? Wie kann die Erde die Annäherung ihres Feindes merken? Wie kann ſie Entſchließungen faſſen, da ſie doch keinen Verſtand hat? Wie kann ſie vor ihrem Feinde fliehen, da ſie immer in einer Bahn bleibt, und ihren Lauf einmal nicht geſchwinder, als das anderemal fortſetzet? Es thut mir leid, daß ich bey der gelehrten Welt in ſo ſchlechten Credit gerathen ſoll. Dieß könnte gar leicht geſchehen, weil die gelehrten Cometenbriefe viel eher und mehr, als meine ſchlechte Cometenpredigt geleſen werden. Jedoch dienet zu meinem Troſte, daß niemand ſolche Gedanken in meinen Worten finden wird. Herr Heyn ſtreitet nur mit ſeinem eigenen Schatten. Er giebt meinem Einfalle einen Schein des Witzes. Darinn kann ich unmöglich mit ihm einig ſeyn.

Nimmt

Nimmt er denselben in dem Verstande, welchen er ihm angedichtet, so mag er immerhin ein witziger Einfall scheinen, dergleichen man ohnedem mehr als zu viel in den Cometenbriefen gewahr wird. Aber in dem rechten und natürlichen Verstande, ist mein Einfall nur ein Gedanken, welchen schon einige seiner gelehrten Gegner mit mir gehabt, und welchen schwerlich jemand einer Unrichtigkeit überführen wird.

Ich komme zu der Antwort selbst, womit er die Bedenklichkeit, wie er sie nennet, abfertigen will. Er meynt, mein Einfall würde der Erde schlechten Vortheil bringen. Ich hingegen halte den Vortheil, den sie davon hat, für sehr wichtig. Vielleicht bin ich so glücklich, ihn davon zu überzeugen.

Die Peripherie der Ekliptik, oder Erdbahn, ist sehr groß. Eine kleine Berechnung wird sie uns deutlich vor Augen stellen. Ich nehme nur die kleinste Entfernung der Erde von der Sonne an. Sie beträgt nach caßinischer Rechnung 21626 (nach der de la Hirischen aber 33759) halbe Erddurchmesser. Man gebe mit dem Archimedes dem Durchmesser eines Zirkels 7, und der Peripherie eben dieses Zirkels 22 Theile: so findet sich nach der Berechnung, daß die Ekliptik 135934 halbe Erddurchmesser betrage. Folglich könnten darinn 67967 Körper, die so groß sind, als unsere Erde, bey und nebeneinander stehen; und eben so viele, nämlich 67967 Stände kann die Erde in ihrer Bahn haben, die alle von einander unterschieden sind. Nach der de la Hirischen Bestimmung der Entfernung unserer

Erde

Erde von der Sonne, so kömmt die Rechnung noch viel größer heraus. Da finden sich 106099 verschiedene Stände, welche die Erde in ihrer Laufbahn haben kann. Was für ein Vortheil ist dieses nicht für die Erde? Ein Comet mag immerhin einen von solchen Ständen treffen, so hat die Erde wenigstens noch 67994 (oder gar 106098) Stände übrig, wo sie vor dem Anlaufe desselben gesichert seyn kann.

Herr Heyn wird einwenden, der Comet könne dennoch der Erde durch seinen Schweif, durch seinen Brand, oder durch seine anziehende Kraft Schaden zufügen, ob er ihr gleich nicht so sehr nahe käme. Ich will es zugestehen; die Erde behält gleichwohl bey meinem Einfalle einen beträchtlichen Vortheil. Es ist zwar noch nicht ausgemacht, wie nahe ein Comet der Erde kommen muß, wenn er ihr auf vorgedachte Weise soll Schaden thun. Man setze, die Erde sey vor den schädlichen Wirkungen eines Cometen gnugsam gesichert, wenn sie von ihm noch acht ganze Erddurchmesser absteht. Nun dividire man die angegebenen Stände der Erde mit 8, so kommen 8495 (oder nach de la Hirischer Rechnung 13262) Stände heraus, in welchen ihr, ein die Ekliptik durchkreuzender Comet nicht schaden kann. Vielleicht wird Herr Heyn nicht zugestehen, daß ein Comet sich wenigstens bis auf 8 Erddurchmesser nähern müsse, wenn er der Erde soll Schaden bringen: er wird glauben, es könne noch in einer weitern Entfernung geschehen. Dieses würde er beweisen müssen. Ich verlange aber einen tüchtigen

Beweis, und kann mit einer geringen Wahrſcheinlichkeit nicht zufrieden ſeyn: denn dadurch erlangt eine zweifelhafte und ungewiſſe Sache keine Gewißheit. Mit dem Schaden, ſo der Erde von den Cometenſchweifen entſtehen ſoll, will es ohnedem nicht viel ſagen. Denn da ſolche Schweife ſo dünne ſind, daß man die kleinen Sternchen dadurch erkennen kann, ſo können ſie unmöglich ſo viele Waſſertheilchen in ſich enthalten, daß dadurch eine allgemeine Sündfluth ſollte angerichtet werden. Der Feuertheilchen müßen aus eben dieſer Urſache auch ſehr wenige ſeyn, zumal da ſie mit vielen Waſſertheilchen vermenget ſind. Der Dunſtkreis ſelbſt, den die Cometen um ſich haben, könnte etwas thun. Sollte es aber geſchehen, ſo müßte der Comet nicht einmal 8 Erddurchmeſſer von der Erde entfernet bleiben.

Bisher habe ich noch nichts vernommen, was die von mir angeführte Bedenklichkeit heben könnte. Nunmehr kömmt etwas, welches einer Antwort darauf ähnlich ſieht. Wie? wenn die Erde, ſpricht Herr Heyn, indem ſich der Comet dem Kreuzwege nähert, noch etwas von ſolchem entfernet wäre? Da würde ſie ſich ſelbſt durch ihre Geſchwindigkeit ſchaden, und dem Cometen in den Wurf laufen. Ein Gedanken des Herrn von Maupertuis ſoll dieſes erläutern. Wenn ein Schütze nach einem fliegenden Vogel zielet, ſo hält er ſein Rohr nicht gerade auf den Vogel zu, ſondern etwas vorwerts; und zwar um ſo viel mehr vorwerts, je geſchwin-

schwinder der Flug des Vogels ist: weil der Vogel, ehe das Bley an ihn gelanget, schon etwas vorwerts fortgerücket ist. Der Vogel soll hier die Erde, und das Bley der Comet seyn. Der Gedanken ist an sich richtig, nur ist es Schade, daß er wenig oder gar nichts zur Sache thut. Der Fall ist möglich, daß sich die Erde durch ihren Lauf schade. Es ist aber auch nur der einzige Fall, in welchem ihr Lauf ihr würde schädlich seyn. Hingegen giebt es viele andere Fälle, in welchen der Erde ihr Lauf sehr vortheilhaftig ist. Ich setze einen von solchen Fällen. Wie? wenn die Erde, indem der Comet sich ihr nähert, eben an dem Ort stünde, wo der Comet ihre Bahn durchkreuzen soll: da würde sie sich durch ihren Lauf viel Nutzen verschaffen, und ehe der Comet ankäme, schon aus dem Wege gewichen seyn. Eben wie, wenn ein ungeübter Schütze sein Rohr gerade auf den fliegenden Vogel zuzielte, so würde er den Vogel nicht treffen, sondern derselbe schon weiter fortgeflogen seyn, ehe das Bley an den abgezielten Ort gelangete. Ueberdem giebt es noch viele andere Fälle mehr, worinn ein durch die Erdbahn laufender Comet der Erde nicht schaden kann; wenn er sie nämlich nicht zu Hause, d. i. an dem Ort antrifft, wo er die Erdbahn durchkreuzet. Dieser Fälle sind so viel, als Stände die Erde in ihrer Bahn haben kann.

Nun mag Herr Heyn zu erwägen belieben, ob er hiemit eine Antwort auf meine Bedenklichkeit gegeben habe. Ich hatte gesagt: der Comet könne, wenn er durch die Erdbahn liefe, die Erde

an dem Orte nicht antreffen, wo er die Bahn durchkreuzet. Das wird er ja wohl nicht leugnen. Damit er aber doch etwas erinnere, ſo heißt es: es ſey möglich, daß der Comet die Erde antreffe, ſie könne demſelben gar in den Wurf laufen. Das begehre ich auch nicht zu leugnen*. Worüber ſtreiten wir denn mit einander? Ich weis es faſt ſelbſt nicht. Er giebt meine, und ich ſeine Möglichkeit zu. Alſo muß wohl von der Wahrſcheinlichkeit der Streit ſeyn. Wer hat aber die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich? Ich glaube, ſie iſt auf meiner Seite, weil viele Millionen wahrſcheinliche Fälle eine größere Wahrſcheinlichkeit ausmachen, als einige ſehr wenige. Die Cometen, welche durch unſer Planetenſyſtema laufen, finden viel Millionen Wege, die ſie gehen können, ohne jemals die Erde zu berühren. Sollen ſie ihr aber Schaden thun, ſo finden ſich dazu nur einige ſehr wenige Fälle, in welchen ſie die Erde berühren, oder ihr ſehr nahe kommen können. Darum wird es wohl höchſt wahrſcheinlich bleiben, daß die Erde von den Cometen nichts zu beſorgen habe.

Weil Herr Heyn doch kein Feind von Gleichniſſen iſt, ſo wird mirs erlaubt ſeyn, eins beyzubringen, welches meine Wahrſcheinlichkeit deutlich bekräftiget. Wir wollen uns in Gedanken eine Canone vorſtellen, und um dieſelbe in der Luft einen Kreis machen, welcher allenthalben von der Canone ſo weit abſtehen ſoll, daß eine daraus geſchoſſene Kugel ihn erreichen könne. In dem Kreiſe oder Zirkel ſoll beſtän-

* Alſo ſind wir eins. H.

Die XVI. Ode.

Die vergnügte Freyheit.

L.

Wer tadelt mein Vergnügen?
Wer ſchilt den freyen Geiſt?
Die Hoffnung muß noch ſiegen,
Wenn mich der Kummer beißt.
So kann ich mich gelaſſen
In alle Sachen faſſen.
Ich nehm es willig an,
Was ich nicht ändern kann.

Es bleibt ſchon meine Mode,
Beſtändig frey zu ſeyn.
Denn grämt ich mich zu tode,
Was brächt es mir wohl ein?
Die Freunde würden lachen.
Ich kann es beſſer machen;
Ich ſchwenke meinen Hut,
So wird es wieder gut.

Es wechſelt Zeit und Glücke;
Bald geht es gut bald ſchlecht,
Der Neider falſche Tücke
Verſchlimmern zwar mein Recht.
Doch endlich muß ſichs zeigen;
Die falſchen Mäuler ſchweigen,
Und man erkennt dabey,
Daß ich ſtets glücklich ſey.

dig ein Vogel fliegen, und die Canone nach Gutdünken alle Jahre einmal bald nach dieſer, bald nach jener Gegend zu, bald hoch, bald niedrig gerichtet, los geſchoſſen werden. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man mit einer daraus geſchoſſenen Kugel einmal den Vogel treffen ſollte, ob es gleich an ſich nicht unmöglich iſt? Wird die Canone zu niedrig gerichtet, ſo trifft ſie den Kreis nicht, noch weniger den Vogel, ſondern der Schuß geht unten vorbey. Richtet man ſie zu hoch, ſo gehet er oben vorbey. Geſchieht es aber einmal von ungefähr, daß ſie auf den Kreis gerichtet wird, ſo kann die Kugel doch den Vogel nicht leicht treffen: weil, indem er ſeinen Flug beſtändig fortſetzet, er eben nicht an dem Orte ſeyn kann, wo die Kugel den Kreis trifft, ſondern an einem andern Orte dieſes Zirkels. Der Oerter aber iſt eine große Menge, in welchen ſo dann die Kugel den Vogel weder treffen, noch ihm Schaden thun kann. Ich brauche hier nicht lange zu erinnern, daß der Vogel die Erde, und die Kugel den Cometen bedeuten ſoll.

Ein Fall iſt noch übrig, in welchem ein Comet der Erde möchte gefährlich ſeyn, nämlich, wenn ſein Perihelium in die Fläche der Erdbahn, oder gar in die Ekliptik fiele. Der Fall iſt möglich, wer wollte es leugnen? Allein dadurch wird die Gefahr für unſere Erde nicht ſonderlich gröſſer werden. Ein Comet, deſſen Perihelium in die Fläche der Erdbahn fällt, trifft deswegen nicht gleich die Erde. Er mag auch die Erdbahn ſelbſt an einem Orte berühren: was kann dieſes der Erde groß ſchaden,

wenn ſie nicht eben an dem Orte iſt, wo ihre Laufbahn berühret wird? Sie hat, wie ich ſchon mehrmals erinnert habe, ſehr viele andere Stände übrig, in welchen ſie für den Cometen gnugſam geſichert iſt. Ich muß noch dieſes hinzu thun, daß viele tauſend andere Perihelia vorhanden ſind, welche die Cometen haben können, ohne, daß ſie in die Erdbahn, oder derſelben Fläche fallen dürfen. Wie viel Cometen werden wohl, nach dem newtoniſchen Cometengebäude, um unſere Sonne laufen? Sollen ſie als beſtändige Weltkörper ihren ordentlichen Lauf um die Sonne haben, ſo müſſen ſie ſich hier in einer gewiſſen Anzahl finden. Ich will freygebig ſeyn, und unſerer Sonne 30 Cometen geben. Sollten für dieſe 30 nicht genugſame Perihelia vorhanden ſeyn, ohne daß ein einziges davon die Fläche der Erdbahn, oder auch der andern Planetenbahnen berühren dürfe? Alſo geht durch dieſen Fall meiner Wahrſcheinlichkeit im geringſten nichts ab.

Nunmehr ſind wir nicht allein mit der Möglichkeit, ſondern auch mit der Wahrſcheinlichkeit dieſer Sache fertig, und da ich Herrn Heynen die Möglichkeit zugeſtehe, ſo ſollte ich meynen, er würde mir einräumen, daß die größte Wahrſcheinlichkeit auf meiner Seite ſey *. Das wird er vielleicht thun, ſo lange wir bey aſtronomiſchen Gründen bleiben. Nach denſelben iſt und bleibt es höchſt wahrſcheinlich, daß ein Comet ſich nicht leicht alſo der Erde nähern wird, daß ſie von ihm ein Unglück zu befürch-

* Das thue ich gern, inſofern die Rede von aſtronomiſchen Gründen iſt. H.

fürchten hätte. Da indessen Hrn. Heynen sehr viel, viel daran gelegen ist, daß die Cometen auf dem Erdboden Schaden anrichten müssen *; so nimmt er andere Waffen zur Hand, und greift den Beweis seiner Wahrscheinlichkeit mit theologischen Gründen an, d. i. er sucht ihn in der heil. Schrift.

Es würde viel zu weitläuftig fallen, wenn ich mich hierüber mit ihm einlassen wollte. Ich möchte auch nicht gern Eurer Hochedelgebohren mit solcher Weitläuftigkeit beschwerlich fallen. Daher will ich nur einige wenige Erinnerungen überhaupt beybringen. Bey Erklärungen der Stellen heil. Schrift, die nicht den Grund des Glaubens betreffen, finden sich öfters viele Schwierigkeiten, wenn man ihren rechten Sinn bestimmen will. Woher kommen sonst so viele verschiedene Auslegungen? Die von Herrn Heynen angeführten Schriftstellen können davon ein Zeugniß ablegen. Ihre Auslegung ist vielen Schwierigkeiten unterworfen, und er darf sich deswegen nicht schmäucheln, daß er die rechte sollte gewiß getroffen haben. Mir will so gar die Wahrscheinlichkeit seiner Auslegungen nicht einleuchten: ich will so gleich sagen, warum. Er setzet dabey immer zum Grunde, was er zuvor erweisen sollte, nämlich: es sey wahrscheinlich, daß ein Comet der Erde durch seine Annäherung schaden werde. Die Cometen sind seine lieben Schooßkin-

* Argwöhnische Leser würden aus diesen Zügen eine kleine Spötterey machen. H.

der, denen er alles zu gefallen thut *. Nach ihnen müſſen ſich die Schriftſteller richten, und ſie allenthalben mit hineingeflickt werden, obgleich von ihnen nicht ein Wort darinn ſteht. Da er die Wahrſcheinlichkeit der ſchädlichen Cometen-Wirkungen auf unſere Erde nicht erweiſen kann: ſo bleiben ſie ja unwahrſcheinlich, und er iſt nicht berechtiget, ſie in die Schrifterklärungen hinein zu bringen. In der That ſchließt er allemal von der Möglichkeit auf die Wahrſcheinlichkeit. Wenn man ihn fragen ſollte, warum eben ein Comet die Sündfluth gewirket, eine Peſt erreget, Todte auferwecket habe; und warum auch ein Comet die Erde vom Sündenſchlamme, d. i. von den Gottloſen, reinigen ſoll? So kann er nicht anders antworten, als die Sache ſey möglich: denn daß ſie wahrſcheinlich ſey, dazu hat er noch keinen Grund, ſondern ſeine Schrifterklärungen ſollen ſie erſt wahrſcheinlich machen. Läuft er ſolchergeſtalt nicht in einem Zirkel herum, worinn er niemals das Ende finden kann? Oder, daß ich mit den Schulen rede, begeht er nicht einen Circulum in demonſtrando? Ich kann ſeinen Schlüſſen keine andere Geſtalt, als dieſe, geben: die Sache iſt möglich; darum iſt ſie wahrſcheinlich: und ſie iſt darum wahrſcheinlich, weil ſie möglich iſt **.

Auf

* Doch habe ich ihnen zu gefallen noch keine Predigt gethan, und drucken laſſen. H.

** Dieß iſt ein Circulus, den ich ſo wenig gemacht, als ich Schuld am deutſchen Kriege bin. H.

Auf die Erklärung der Stelle Daniel. 8, 14. welche auf das Vorſpiel des jüngſten Tages gezogen wird, ſcheint Herr Heyn ſelbſt nicht viel mehr zu geben; weil er, um aus dem Gedränge zu kommen, ſchreibt: das Vorſpiel des jüngſten Tages, und zwar durch einen Cometen, werde 1748 kommen, wenn ſeine Erklärung und die uſſeriſche Zeitrechnung richtig iſt. Er will nicht gern das Regiſter derjenigen Perſonen vermehren, die mit der Prophezeihung des jüngſten Tages, oder deſſen Vorſpiels, zu ſchanden worden ſind; darum redet er jetzt bedingungsweiſe, und leget damit zur Gnüge an den Tag, daß er ſelbſt ſeiner Auslegung wenig zutraue. Daran thut er ſehr wohl, weil ſie eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit hat, als ſeine übrigen.

Der Herr Oberprediger wird mir, ſeiner bekannten Billigkeit nach, erlauben, daß ich wider ſein ſo hochgeliebtes whiſtoniſches, oder newtoniſches Cometenſyſtema noch einige Einwürfe mache. Sie ſcheinen mir einer nähern Betrachtung wehrt zu ſeyn. Dieſe Hypotheſis will, die Cometen bewegten ſich alle um die Sonne nach einer Richtung. (S. die Cometenbriefe. S. 177.) Wie ſchwer wird ſich ſolches erweiſen laſſen? Einige Cometen bewegen ſich von Abend gegen Morgen, andere aber von Morgen gegen Abend. Einige laufen von Mittag gegen Mitternacht, andere hingegen von Mitternacht gegen Mittag. Hieraus läßt ſich zwar noch nicht gewiß ſchließen, als wenn ſie in ihrem Laufe nicht einerley Richtung beobachteten. Wir werden gewahr, daß die Planeten öfters rückgängig

werden, da ſie in der That ihren Lauf beſtändig nach einerley Richtung fortſetzen. Daß ſie aber zurück zu gehen ſcheinen, rühret von den verſchiedenen Ständen der Erde in ihrer Laufbahn her, wie ſolches denen Anhängern in der Aſtronomie bekannt iſt. Es iſt bloß ein optiſcher Betrug, dergleichen auch bey dem Laufe der Cometen vorgehen kann; ſonderlich bey denen, die von Abend gegen Morgen, oder umgekehrt laufen. Denn ob ſie gleich ihren Lauf von Abend gegen Morgen, wie die Planeten hätten: ſo können ſie doch, wegen Bewegung der Erde in der Ekliptik von Morgen gegen Abend zu laufen ſcheinen, wenn nämlich ihre Bewegung ſehr langſam iſt. Die Cometen ſollen ſich weiter in ablangen-runden und ſehr zuſammengedrückten Kreiſen um die Sonne bewegen; daher würde ein Comet, welcher ſeinen Lauf von Mittag gegen Mitternacht hätte, ſich nach ſolcher Richtung der Sonne nähern; im Zurückkehren aber würde er, dem Anſehen nach eine ganz andere Richtung bekommen, nämlich von Mitternacht gegen Mittag. Da es nun geſchehen kann, daß ein ſolcher Comet von den Einwohnern der Erde nur in ſeiner Annäherung zur Sonne geſehen wird, nicht aber in ſeinem Rückgange: ein anderer aber nur in ſeinem Rückgange von der Sonne; ſo würde der erſte ſich von Mittag gegen Mitternacht, der andere aber ſich von Mitternacht gegen Mittag zu bewegen ſcheinen. Und ſolches kann auch von den Cometen gelten, welche ſich von Abend gegen Morgen, oder von Morgen gegen Abend bewegen.

Allein bey dem allen liegt mir noch eine Schwierigkeit im Sinne. Ich kann es nicht zusammenreimen, daß man denen Cometen, die von Abend gegen Morgen, mit denen, welche von Mittag gegen Mitternacht laufen, einerley Richtung beylegen will. Die Ausschweifung der Cometenbahnen, die mit der Erdbahn öfters einen Winkel von 80 Graden machen, ist zu groß, als daß man sagen könnte, sie hätten mit den Cometenbahnen von 5 Graden einerley Richtung. Darum bin ich vielmehr geneigt zu urtheilen, daß die angegebenen Gründe der ganz verschiedenen Richtungen, die die Cometen in ihrem Laufe haben, nicht richtig sind, und das newtonische Cometensystema nicht bestehen könne. In solchem Urtheile werde ich noch mehr gestärket, wenn ich bedenke, wie sich die Bahnen der Cometen, welche man bisher wahrgenommen hat, so vielfältig queer übereinander durchkreuzet haben. Man kann es auf einer neuen Himmelskugel, oder auch den doppelmayerischen Himmelscharten gewahr werden. Dieß macht mich noch mehr glauben, daß die Cometen in ihrem Laufe keine Ordnung beobachten, welches doch zur newtonischen Hypothesis unumgänglich erfordert wird.

Eine andere Schwierigkeit ist nicht weniger beträchtlich. Ich habe schon vorher angeführt, daß, da die Cometen Weltkörper seyn sollen, welche sich in ablangen Kreisen ordentlich um die Sonne bewegen, ihrer eine gewisse Anzahl seyn müsse, die zu unserm Sonnensystema gehören. Ein 30 Stücke möchten wohl genug seyn: und wer weis, ob ihrer einmal so viel ist? Nun erscheinen sehr oft Cometen,

ten, und es gehen kaum einige Jahre vorbey, daß nicht, wenigſtens von wachſamen Sternſehern, welche ſollten beobachtet werden. Man hat ſeit Anno 1300 bis 1744, 94 Cometen angemerket. Macht man hier einen Durchſchnitt, ſo kömmt allemal auf 4 Jahre 8 Monath ein Comet. (S. das Sendſchreiben an einen Freund in H. bey meiner Cometenpredigt. S. 12.) Man kann aber mit allem Rechte mehr als 94 Cometen in ſolcher Zeit annehmen. Wie viele würden nicht indeſſen bey Tage zu ſehen geweſen ſeyn, wenn ſie nicht das Sonnenlicht verdunkelt hätte? Ehe die Ferngläſer erfunden worden, hat man viele nicht beobachten können, weil ſie mit bloßen Augen nicht zu erreichen geweſen. Nachdem auch die Ferngläſer aufgekommen, können gleichwohl den fleißigen Sternſehern viele entwiſchet ſeyn: entweder weil der Himmel des Nachts dunkel und mit Wolken überzogen geweſen; oder weil wegen der ungeheuren Menge Sterne, die Cometen ihnen nicht deutlich in die Augen gefallen ſind. Damit gedenke ich ſo viel zu erhalten, daß mir erlaubt ſeyn wird, allemal auf 3 Jahre einen Cometen zu rechnen. Die Cometen müſſen gewiß eine geraume Zeit zubringen, ehe ſie einmal ihre Laufbahn endigen, weil ſie weit über den Saturnus hinausſchweifen. Man geſteht es zu, indem man dem Cometen von 1680, 575 Jahre zu Vollendung ſeines Laufs beylegt. Ja man redet gar von Cometen, die erſt in 6000 Jahren ihren Lauf um die Sonne vollenden ſollen. Wir haben 30 angenommen, die um unſere Sonne laufen. Der erſte und nächſte mag

30 Jahre zu seinem Umlaufe haben, weil Saturnus schon so viele Jahre zubringt, ehe er seinen Lauf um die Sonne vollendet. Dem 30ten und letzten wollen wir dazu 6000 Jahre geben. Da nun bekañt ist, daß Mercurius mit seinem Laufe um die Sonne 87 Tage zubringt; Venus 224 Tage, die Erde ein Jahr, Mars beynahe 2 Jahre, Jupiter beynahe 12, und Saturnus noch über 29 Jahre; so setze man die 30 Cometen in eben solche, oder dergleichen proportionirliche Ordnung, und lege einem jeden gewisse Jahre zu seinem Umlaufe bey: dann wird sichs finden, daß wir schwerlich alle 10 Jahre einen von diesen Cometen werden zu sehen bekommen, da doch alle 3 Jahre einer erscheinen sollte. Also stimmt das newtonische Systema mit der Erfahrung nicht überein.

Eine Ausflucht muß ich noch benehmen, welche man sonder Zweifel hier machen wird. Das newtonische Systema setzet viele andere Cometen, welche um die Fixsterne, wie die unsrigen um die Sonne laufen. Diese könnten uns demnach auch erscheinen, wenn sie in ihrem Aphelio oder ihrer Sonnenferne stehen, und die Anzahl derjenigen voll machen, welche uns sonst fehlen. Allein mir kömmt alles sehr bedenklich vor. Der Raum zwischen dem Saturnus und den Fixsternen wird ja ungeheuer groß angegeben; daher nicht glaublich ist, daß ein Comet z. E. des Hundssterns, welcher einer von den nächsten Fixsternen ist, in seinem ordentlichen Laufe uns so nahe kommen sollte, daß er entweder mit bloßen Augen, oder mit den Seherröhren könnte beobachtet wer-

werden. Die Weite der Fixſterne von unſerer Erde wird auf 951005328 halbe Erddurchmeſſer geſchätzet. Daraus urtheile man, ob es glaublich ſey, daß ein fremder Comet, ich meyne von einem Fixſterne, uns ſo nahe kommen ſollte, daß wir ihn zu ſehen bekämen: zumal wenn die Cometen, wie es die Beobachtungen geben, eben nicht ſo ſehr große Weltkörper ſind, und an Größe unſere Erde nicht viel übertreffen.

Noch eins. Wenn die Cometen beſtändige Weltkörper von einem ordentlichen Laufe ſind: ſo müßten ſie in einem gewiſſen Zeitlaufe wieder erſcheinen, und alsdann wiederum eben denſelbigen Lauf haben. Warum hat man dergleichen noch nicht beobachtet *? Von den beyden nächſten, deren der eine etwa in 30, der andere in 60 Jahren ſeinen Lauf um die Sonne zu Ende brächte, würde doch wohl der eine, oder der andere ſich einmal in der ordentlichen Zeit und Laufbahne wiederum haben ſehen laſſen. Da aber ſolches noch niemals beobachtet worden, ſo behält die newtoniſche Hyptheſis wenig Wahrſcheinlichkeit.

Erwege ich endlich, wie nach dieſem Syſtem die Cometen ihren Lauf durch die Flächen der Planetenbahnen, oder durch ihre Laufbahn ſelbſt nehmen, da doch kein Planet die Fläche der Laufbahn eines andern berühret, ſondern nur immer eine die andere

* Dieß iſt daher gekommen, weil die Vorfahren ſie für Meteora gehalten, und nicht aſtronomiſch obſervirt haben. H.

Ihr angenehmen Sterne
Kommt, kommt und nähert euch!
Damit ich endlich lerne,
Ich sey beständig reich.
Was helfen Gold und Güter?
Die ruhigsten Gemüther
Sind ausser dem vergnügt.
Seht, wie die Hoffnung siegt!

* *

Die XVII. Ode.

Das gleichgültige Vergnügen.

1.

Mag es doch den Neid verdrießen,
Daß ich stets zufrieden bin.
Kann ich meine Ruh genießen:
O so denk ich, immer hin.
Plagt euch nur, ihr kranken Herzen,
Weint, wenn euch das Unglück drückt:
Ich will meine Noth verschmerzen,
Denn dadurch werd ich erquickt.

Alles laß ich mir gefallen.
Freunde scherzt; ich bin dabey.
Laßt ein frohes Lied erschallen,
O so hört ihr mein Geschrey.
Laßt ihr auch die Köpfe sinken,
Seht nur, wie ich traurig bin;
Doch ihr dürft mir auch nur winken,
So fällt Schmerz und Kummer hin.

Sucht

andere umſchließt; ferner, daß einige unſer Planeten Syſtema geſchwinde durchlaufen: ſo bleibt mir wahrſcheinlich, was ich davon in meiner Cometenpredigt S. 17 und 18 in den Anmerkungen geurtheilet habe: daß die Cometen Planeten ſind, welche ſich in dem groſſen Raume zwiſchen den Saturnus und den Fixſternen, ordentlich ſo wohl um unſere Sonne, als andere Fixſterne bewegen. Ihrer muß eine groſſe Menge ſeyn, wenn man die Menge der Fixſterne betrachtet, die an dieſen Raum ſtoſſen, und alle ihre Planeten um ſich haben. Von ſolchen Planeten gerathen immer einige in Brand, durch den Ausbruch ihres unterirrdiſchen Feuers. Wann ſie nun brennen, ſo wird durch die groſſe Hitze nicht allein ihr Luftkreis ſehr weit ausgedehnet, ſondern der Körper des Cometen wird wegen der häufig ausgehenden Dünſte leichter. Darüber gerathen ſie aus ihrer ordentlichen Laufbahn, und kommen entweder in unſern Sonnenwirbel, oder in den Wirbel eines Fixſterns, welche auch lauter Sonnen ſind. Ihr Lauf geſchieht in einer geraden oder krummen (ich ſetze hinzu) oder auch Spirallinie, und geht durch den Sonnenwirbel durch, bis ſie wieder in den Raum über dem Saturnus kommen; allwo ſie entweder noch eine Zeitlang brennen, und auch wohl aufs neue einen Sonnenwirbel durchlaufen: oder ſie verlöſchen, werden wieder zu Planeten, und bekommen einen

ordent-

ordentlichen Lauf um eine, oder die andere Sonne.

Es ist aber eine bloße Muthmaßung: höher gebe ich sie nicht aus; und Herr Heyn muß seine Meynung auch nicht höher im Preise halten, sonst wird er keine Käufer dazu finden. Treibt er seine Hypothesis zu hoch, so müssen wir sie als ein philosophisches Meteoron ansehen, welches zwar anfänglich viel Aufsehens macht, aber bald wieder verschwinden muß.

Endlich wird es wohl Zeit, dieses Schreiben zu schließen; welches so gleich geschehen soll, wenn ich ihnen hiemit noch meine aufrichtige Hochachtung bezeuge, und zugleich versichere, daß ich mich mit vielem Vergnügen bemühen werde, jederzeit zu seyn

Euer Hochedelgeb. und Hochgelahrten

Meines hochz. Hrn. Kriegsraths

Germendorf
den 29 Nov.
1745.

dienstverpflichtester Diener

Georg Wilhelm Wegner.
Prediger zu Germendorf
und Nassenheide.

VI. Zweyter

* *

VI.

Zweyter Brief.

An des Herrn Kriegsraths und Oberamtmanns Haukwitz in Oranienburg Hochedelgebohrnen.

Hochedelgebohrner und Hochgelahrter
Herr Kriegsrath,

Vornehmer Gönner!

Da es einem jeden frey steht, meine Cometenbetrachtungen nach Herzenslust zu becritisiren, und ich mir ein Vergnügen daraus mache, wenn ich gelehrter Gönner Bedenklichkeiten erhalte: so war es mir ebenfalls angenehm, des geschickten Herrn Pastor Wegners Sendschreiben, so er an Eure Hochedelgebohrnen gerichtet hatte, lesen zu können. Und da er Eure Hochedelgeb. zum Richter seiner Sache gesetzet: so hoffe, daß mirs dieselben nicht ungütig deuten werden, daß ich meine Verantwortung gleichfalls an dieselben richte.

1) Der Herr Pastor Wegner hat in einer Anmerkung zu seiner Cometenpredigt folgende Bedenklichkeit wider das whistonische Systema geäußert: wenn ein Comet solche Richtung hätte, daß er in seinem Laufe nothwendig die Erdbahn berühren müßte, könte es sich doch nicht leicht

zutragen, daß er die Erde an dem Orte anträfe. Da ich nun bey allem, was ich aus der Sternkunde und meinen Büchern anführe, nur die Möglichkeit (keinesweges aber die Wahrſcheinlichkeit) des whiſtoniſchen Einfalls zu erweiſen ſuche *: ſo hätte ich eigentlich dieſen Gedanken des Herrn Paſtor Wegners gar übergehen ſollen. Denn er iſt kein Einwurf wider meine Lehre. Er ſagt, daß es gar nicht wahrſcheinlich wäre, daß ein Comet eben die Erde treffen werde, da ſo viele tauſend Oerter ſind, wo er durchkommen kann. Dieß alles iſt dem Whiſton u. ſeinem Anhange ſehr wohl bekannt, und ſie glauben es im Herzen und bekennen es mit dem Munde. Sie wiſſen aber auch, daß bey dem allen, oder bey der groſſen Unwahrſcheinlichkeit, die Möglichkeit dennoch ſtehen bleibe. Möglich iſt nämlich, was keinen Widerſpruch in ſich faſſet. Weil ich aber doch beſorgen mußte, daß ungeübte Leſer einen beſondern Einwurf aus des Hrn. Paſt. Wegners Bedenklichkeit machen möchten; und ich auch befand, daß der große Maupertuis denſelben einer Beantwortung werth geachtet: ſo habe ich ihm eine Erläuterung entgegen geſetzt. Meyne Meynung war dieſe:

Ob gleich die Erde, wegen ihrer beſtändigen

* Wann Herr Heyn bloß die Abſicht gehabt, die Möglichkeit des whiſtoniſchen Einfalls zu erweiſen; ſo war ja nicht nöthig, davon ſo viel Schreibens zu machen, weil kein vernünftiger Menſch die abſolute Möglichkeit der Sache jemals geleugnet hat, noch leugnen wird. W.

gen Bewegung, dem Anſtoſſe eines Cometen entgehen könnte: ſo wäre es doch auch möglich, daß die Richtung eines Cometen auf einen Punkt der Erdbahn zielete, worinn ſich die Erde noch nicht befände, und den ſie zu der Zeit, wenn der Comet einträfe, erſt berühren müßte, da ſie ihm dann in den Wurf laufen würde. Ich ſage; wenn ein Fall vorhanden iſt, da die Bewegung der Erde derſelben wider die Anfälle des Cometen Sicherheit verſchaffet: ſo iſt ein anderer vorhanden, da die Bewegung der Erde dieſelbe dem gewaltſamen Anſtoße ausſetzet. Dieß iſt alles ſo deutlich, daß der Herr Paſtor Wegner keinen Anſtand nehmen wird, zu bekennen, daß die Möglichkeit durch ſeinen Einwurf keinen Schaden gelitten habe *. Mehr als die Möglichkeit verlange ich nicht, und gebe dem Hrn. Paſtor zu, daß ich durch dieſe Beantwortung keine Wahrſcheinlichkeit erhalten habe. Ich habe andere Gründe, welche dieſelbe erzwingen.

Es hat aber dem Herrn Paſtor gefallen, ſeine Bedenklichkeit nicht mit den eigentlichen und natürlichen Worten vorzutragen, ſondern er hat ſie mit Metaphoren und Wortblumen geſchmückt. Er

* Ich bin niemals willens geweſen, die Möglichkeit der Sache in Zweifel zu ziehen, und der Einwurf, den ich gemacht, geht nur dahin; es ſey nicht wahrſcheinlich, daß ſo leicht ein Comet in ſeinem Laufe, zumal wenn derſelbe ordentlich iſt, jemals die Erde berühren, und auf derſelben ſollte Schaden anrichten

schreibt: wenn den Cometen die Lust ankäme, die Erde zu berühren, so dürften sie dieselbe nicht zu Hause finden, sondern an einem andern Orte der Ekliptik suchen müssen. Es werden alle Kunstrichter gestehen, daß das whistonische Systema auf eine aufgeweckte und scherzhafte Art von dem Herrn Pastor angestochen sey, welcher Scherz desto unerwarteter ist, da er sich bey einer Predigt als eine Zugabe befindet. Wer ein wenig argwöhnisch ist, wird sie nothwendig für eine Spötterey ansehen. Ich habe nichts anders daraus geschlossen, als daß der gelehrte Herr Pastor Wegner unter die aufgeweckten Köpfe gehöre, die einen allegorischen Vortrag lieben und verstehen; und daher habe

können. Hätte Herr Heyn diesen Einwurf heben wollen, so müßte er die Wahrscheinlichkeit der Sache erwiesen haben, welches ihm aber unmöglich war. Daher ist er in seiner Beantwortung auf fremde Dinge verfallen. Er dichtet der Erde eine Flucht an, wodurch sie sich vor dem Anfalle eines Cometen retten soll, und darauf ist seine ganze Antwort gegründet. Damit aber ist mein Einwurf nicht abgelehnet. Er hätte ihn also nur können unberühret lassen, oder sich so erkläret haben, wie er hier thut, so hätte ich dagegen nichts einzuwenden gehabt. W.

* Will man meine Worte für einen Scherz ansehen, so muß ich es mir gefallen lassen. Wiewohl ich versichern kann, daß ich zu der Zeit, als ich sie nieder geschrieben, gar keine Absicht zu scherzen gehabt. Zu einem Scherze gehöret, daß man damit andere zur Lust und zum Lachen bewege: solche Absicht hatte ich nicht, sondern ich wollte nur eine Wahrheit zu Markte bringen; und da ist mir in der Eile ein Ausdruck ver-

habe ich ihm in gleichem Tone geantwortet. Hat er den Cometen eine Luft, die Vorſtellungen voraus ſetzet, zugeſchrieben: ſo habe ich der Erde Entſchlieſſungen beygelegt. Und wie ich ihm ſeinen Scherz nicht übel genommen habe: ſo bitte ich, meinen nicht ungütig zu deuten. Es ſoll nicht mehr geſchehen.

2) Was von dem Cometenſchweiſe vorgetragen wird, iſt bis zum Ueberfluße in meinen Briefen erläutert. Da wird auch gezeiget, wie die alte Sage, daß man Sternchen durch den Cometenſchweif ſehe, verſtanden werden müſſe. Wer was unvergleichliches vom Cometendunſte leſen will, muß des Herrn Prof. Heinſius Abhandlung zur Hand nehmen †.

beygefallen, der ſcherzhaft zu ſeyn ſcheint. Was hingegen Herr Heyn ſchreibet, das wird jedermann ohne Mühe für einen mit Fleiß auf die Bahn gebrachten Scherz erkennen, zumal da er ſich etwas, nämlich die Flucht der Erde erdichtet, wobey er ſeinen Scherz anbringen konnte. W.

† Dieß alles thut hier nichts zur Sache, ſondern man hätte erweiſen ſollen, daß in dem Schweiſe und Dunſtkreiſe eines Cometen ſo viele Waſſertheilchen ſeyn können, als zu Anrichtung einer ſolchen Sündfluth nöthig ſind, daß das Waſſer 15 Ellen hoch über die Berge gegangen. Wann auch ſolches könnte erwieſen werden, ſo bleibt doch noch eine weit größere Schwierigkeit übrig. Der Regen, welcher in der Sündfluth herab fiel, daurete 40 Tage und 40 Nächte. So lange wird ſich doch wohl die Erde bey dem Cometen nicht aufgehalten haben: ſie mag kaum 1. Stunde in ſeiner Nachbarſchaft geblieben ſeyn. Denn wenn man auch nur die caſſiniſche Rechnung annimmt,

ſo

3) Wird der Auslegung der Schrift gedacht. Ich übergebe meine Erklärungen dem Urtheile aller Vernünftigen, und es ist ein Liebesdienst, wenn mir jemand zeiget, daß ich wider die vernünftigen Erklärungsregeln gehandelt habe. So lange ich aber die Schwachheit gewisser Erklärungen einsehe, und zeigen kann, und so lange mir der Ungrund der meinigen nicht gezeiget wird, muß ich dieselben für gut halten.

Noch ist eine Beschuldigung eingeflossen, die wider allen Augenschein ist. Niemals habe ich von der Möglichkeit auf die Wahrscheinlichkeit geschlossen. Ich setze demjenigen zur Belohnung das beste Buch aus

so folgt daraus, daß die Erde in ihrer Bahn in einer Stunde bey nahe 8 Erddurchmesser fortrücke. Also ist leicht zu schließen, daß die Erde in einer Stunde so weit fortgerücket, daß das Wasser aus dem Dunstkreise des Cometen sie nicht mehr erreichen können. In einer Stunde aber wird der Comet der Erde nicht viel Wasser mitgetheilet haben. Man nehme noch eine Stunde dazu, weil der Comet im Zurückkehren von seinem Peribelio der Erde wieder soll sehr nahe gekommen seyn; so ist solches zu einem Regen, als die heilige Schrift beschreibt, noch lange nicht zureichend, und es kann davon nicht so viel Wasser gekommen seyn, als zur Sündfluth nöthig war. Hätte ein Comet auch so entsetzlich viel Wasser auf die Erde ausgeschüttet, so würde er wenig oder gar nichts übrig behalten haben, und zur Wohnung lebendiger Geschöpfe, oder auch Hervorbringung der Vegetabilien auf ewig ganz untüchtig geworden seyn. Ob solches mit der göttlichen Weisheit zu reimen sey, überlasse ich andern zu beurtheilen. W.

aus meinem geringen Vorrathe auf, der mir ein Exempel aus meinen Schriften zeiget. Meine Schlußordnung ist diese:

a) Der Comet kann eine Sündfluth anrichten *.

b) Da nun die Arten, nach welchen die Gelehrten die Sündfluth erklären, theils unmöglich sind, theils den Vollkommenheiten Gottes widersprechen: so wird es einigermaßen wahrscheinlich.

c) Juden und Heyden schreiben die Sündfluth auf Rechnung der Cometen †. Sie thun es vor viel tausend Jahren, da man die astronomische Möglichkeit noch nicht erkannt hatte. Es wird also sehr

* Diesen Ausdruck kann ich ohne Einschränkung nicht annehmen. Es ist zwar schlechterdings nicht unmöglich, daß der Comet eine Sündfluth anrichten könne: dann darinn finde ich keinen Widerspruch. Indessen kann es doch unter gewissen Umständen unmöglich seyn, wie solches aus meiner vorhergehenden Anmerkung abzunehmen ist. W.

† Auf so dunkle Schriftstellen der Alten kann man nicht sicher bauen. Insonderheit sind die fabelhaften Rabbinen viel zu verdächtig, als daß man ihr Zeugniß für richtig annehmen kann. Deßwegen läßt sich daraus nicht eine noachische Tradition schließen. Die Worte des Propheten Amos gehören auch unter die dunklen Stellen heil. Schrift, deren Auslegung viele Schwierigkeiten hat. Des sel. Hrn. Oberpredigers Auslegung aber kann darum nicht bestehen, weil er noch nicht wahrscheinlich gemacht hat, daß ein Comet eine Sündfluth anrichten könne. Er bauet seine Erklärung auf die absolute Möglichkeit: ich will noch mehr sagen, er bauet sie auf eine unwahrschein-

wahrscheinlich, daß diese Nachricht unter Juden und Heyden eine noachische Tradition sey.

d) Der Prophet Amos sagt es mit dürren Worten. Ich überlasse meine Auslegung der schärfsten Prüfung, und bitte mir Herrn Pastor Wegners Einwürfe darwider aus. Nur müßte er meine Cometenbriefe gelesen haben, ins besondere den 21 Brief.

Ich habe also gar nicht geschlossen: der Comet kann, Ergo wird er wirken: und weil die vorhabende Wirkung (die Sündfluth) auf keine andere Art erkläret werden kann, und es der heil. Geist selbst saget, so hat er gewirket. Diese Dinge stehen alle schon sehr weitläuftig in meinen Briefen, u. mein Versuch ist voll von denselben; daß mich also wundern sollte, wie der gelehrte Herr Pastor einen Mißgriff hätte thun können, wenn nicht das Sprüchwort wahr wäre:

In-

liche Hypothesis. Er gesteht ja zu, es sey nicht wahrscheinlich, daß ein Comet in seinem Laufe eben die Erde treffen werde: also hält er die Sache für unwahrscheinlich. Wie kann er sie dann bey Erklärung der Schriftstellen zum Grunde legen? Wenn das erlaubt wäre, so könnte man die wunderlichsten Auslegungen der heiligen Schrift machen. Er nimmt mit Worten nur die Möglichkeit an, aber in der That schwebt ihm allemal auch die Wahrscheinlichkeit für Augen, die er seinem Gemüthe schon fest eingedrücket hat: sonst würde er sich nicht unterstanden haben, den Propheten Amos nach einer möglichen, und unwahrscheinlichen Hypothesis zu erklären. Also hat er ja aus der Möglichkeit schon eine Wahrscheinlichkeit gefolgert; oder wenigstens den Schluß gemacht,

was

Sucht ihr angenehme Schönen,
Ey ſo werd ich auch verliebt;
Doch wollt ihr die Liebe höhnen,
Bleib ich wahrlich unbetrübt.
Ich kann lachen, ich kann weinen,
Luſtig und auch traurig ſeyn.
Manchmal dürft es nur ſo ſcheinen;
Manchmal trifft es wirklich ein.

Freunde, nehmt mein ganzes Herze!
Euch zu Liebe thu ich viel.
Bald im Ernſte, bald im Scherze
Wie die Zeit es haben will.
Euch zu Liebe wag ich alles;
Denn die wahre Redlichkeit,
Schützt mich vor der Furcht des Falles,
Der ſonſt freyen Seelen dräut.

Interdum bonus dormitat Homerus.

4) Noch bekömmt meine Erklärung des danielischen Spruchs etwas. Ich erwarte von dem Herrn Paſtor eine beſſere *. Wie ich keinem Menſchen eine Unfehlbarkeit zutraue: ſo finde ich ſie auch nicht bey mir. Ich prüfe anderer Gedanken, und übergebe meine zu gleichem Zwecke. Meine ganze Theologie, Catechismus und alles gründet ſich auf dieſe Bedingung; wenn meine Erklärung richtig iſt. Insgemein behält man dieſe Bedingung im Sinne; hier aber war ſie nöthig beyzuſetzen, um Leuten, die Luſt zur Spötterey haben, eine Gelegenheit zu nehmen. Ich habe niemals anders, als Bedingungsweiſe geredet, und verdiene nicht beſchuldiget zu werden, daß ich gelindere Seyten aufzöge.

5) Findet ſich etwas, ſo einen Einwurf wider das newtoniſche Syſtema vorſtellen ſoll. Es ſcheint

aber, was bloß abſolut möglich iſt, das muß auch wahrſcheinlich ſeyn. W.

* Der Spruch Daniels gehöret ebenfalls unter die dunkeln Schriftſtellen, woran ich mich nicht gern wage, weil ich mich ohnedem keiner beſondern Stärke in der Auslegungskunſt bewußt bin. Man kömmt doch nicht leicht in Erklärung der dunkeln, ſonderlich prophetiſcher Schriftſteller, zu einer rechten Gewißheit. Allein, was meine Theologie und Catechismus betrifft, ſo richte ich mich in den Stücken, die zur Seligkeit nöthig ſind, nach Pauli Regel. Röm. 14, 5. Ein jeder ſey in ſeiner Meynung gewiß. Ich glaube auch, daß man zu ſolcher Gewißheit gelangen könne. Darum wollte ich nicht gern mit Hrn. Heynen ſagen, daß meine ganze Theologie, Catechiſmus und alles

aber, als wenn der gelehrte Herr Pastor das newtonische Systema noch nicht gefasset hätte *. Zum wenigsten ist ihm der Ausdruck, die Cometen gehen alle nach einer Richtung um die Sonne, in eundem sensum, ein vollkommenes Geheimniß blieben. Der Herr Pastor streitet nicht mit dem Newton, sondern mit einem unrichtigen Begriffe, welchen er dem Newton beymißt. Diese Sache gehöret für die Astronomos, und wenn Herr Pastor Wegner einmal nur eine Viertelstunde in Berlin mit Herrn Eulern, oder Herrn Kies sprechen sollte: so würden sie es ihm durch eine Figur viel deutlicher machen, als es in einem Briefe geschehen kann. Wir wollen setzen, daß um die Sonne ein grosser Wirbel von Dünsten wäre, und daß solcher sich mit der Sonne bewegte. Da wäre um die Sonne ein Strom von Dünsten. Alles was in diesem Strome mit dem Strome schwimmt, bewegt sich in eundem sensum, was wider den Strom schwimmt, bewegt sich in sensum

alles sich auf diese Bedingung gründe: wann meine Erklärung richtig ist. W.

* Ich will mich eben nicht rühmen, daß ich das ganze newtonsche Cometensystema nach allen seinen Umständen vollkommen gefasset hätte. Allein das habe ich doch sehr wohl verstanden, was Newton damit sagen will, daß alle Cometen sich in eundem sensum bewegen. Dawider aber habe ich angeführet, man könne nicht behaupten, daß Cometen, die gegen die Erdbahn eine Inclination von 5 Graden haben, mit denen, deren Bahn mit der Erdbahn einen Winkel von 80 Graden und darüber machet, sich in eundem sensum bewegen sollten. Man stelle sich den Son-

nen-

ſum diverſum. Da iſt nun die Meynung des Newtons, daß ſich die Cometen um die Sonne unter allerley Winkel nach ſolchem fingirten Strome, und keiner wider denſelben bewegten; folglich kann keiner an den andern anſtoßen, es wäre denn, daß er ihn einholete, unter gewiſſen Bedingungen. Und mit dieſer Richtung beſtehen alle Obſervationes der Cometen, die jemals angeſtellet worden, ja ſie iſt von ihnen entdeckt und abſtrahiret worden. Es geht alſo gar wohl an, daß Cometen von 80 Graden mit denen, deren Winkel 5 Grade macht, ſich nach einerley Richtung z. E. von Morgen gegen Abend bewegen; eben wie alle Planeten in eundem ſenſum ſich bewegen, ob ſich gleich ihre Bahnen durchkreuzen und nodos machen, und ob ſie gleich nicht einerley Winkel haben.

6) Findet ſich noch eine groſſe Schwierigkeit, die mir nicht beträchtlich vorkömmt. Ich weis die Anzahl der Cometen nicht, und der Herr Paſtor Wegner weis

nenwirbel als einen Strom vor. In der Mitte dieſes Stroms ſey die Erdbahn. Ein Comet, deſſen Bahn 5 Grade gegen die Erde inclinirt, würde in dieſem Strome mit dem Strome nur ein wenig ſchräge fortſchwimmen. Allein ein Comet, deſſen Bahn einige 80 Grad Inclination hat, würde beynahe quer über den Strohm ſchwimmen. Derowegen habe ich geurtheilet, man könne nicht ſagen, die Cometen bewegten ſich alle in eundem ſenſum. Ein anders iſt ja, etwas ſchräge den Strom lang, als denſelben quer über ſchwimmen. Darinn ſuche ich meine Schwierigkeit, und Herr Heyn hat mich nur nicht recht verſtanden. W.

weis sie auch nicht. Daß er ihre Anzahl auf dreyßig anwachsen läßt, dazu hat er so viel Grund, als wenn ich setzte 9 oder 15, oder 1 Schock, oder 100 oder 1000 *. Aus solchen Praemissis möchte ich nicht gern etwas schließen. Können sich andere Gelehrten überwinden, dergleichen zu thun: so weis ich doch, daß meine Schooßkinder, die Cometen, keinen Schaden daher haben.

7) Zum Beschluße steht eine artige Muthmaßung, die sich wohl lesen läßt. Weil man aber in der Astronomie nicht auf Einfälle, sondern auf Beobachtungen bauet, und noch keine Beobachtung vorhanden ist, welche diesen neuen Entwurf einer Cometentheorie bekräftigte; und weil meine Cometenlehre durchgehends auf richtigen Beobachtungen der Astronomorum beruhet, wie die Schriften der Astronomorum ausweisen, und auch die Herrn Astronomi in Berlin bezeugen können **: so verbitte die Gefällig-

* Wenn das newtonische Systema richtig ist, so muß in unserm Sonnenwirbel eine gewisse Anzahl Cometen vorhanden seyn. Mich däucht, ich sey freygebig genug gewesen, indem ich ihre Zahl auf 30 gesetzet. Daß nun Herr Heyn sagt, man könne ihre Anzahl nicht wissen, damit wird mein Einwurf, der doch einige Wahrscheinlichkeit hat, nicht umgestoßen. Man hätte wenigstens wahrscheinlich darthun sollen, daß ihrer mehr als 30 seyn müßten. Vielleicht würde sich dann offenbaret haben, daß ihrer wohl nicht einmal 30 seyn könnten. W.

** Was hier von dem Beyfalle der Astronomorum gesaget wird, ist so richtig nicht. Wenn Herr Heyn so

gar

fälligkeit gar sehr, meine Cometenlehre mit dieser Muthmaßung in eine Classe zu setzen †. Ich habe bisher meine Sätze wider die Einwürfe Wiedeburgs, Guttmanns und anderer vertheidigen können: und alles was astronomisch ist, befindet sich auf meiner Seite. So weit sind wir mit dem guten Einfalle des Herrn Pastoris noch nicht. Vor allen Dingen muß er doch einigermaßen erwiesen werden, und tüchtige Beweise werden so sayver, als der Stein der Weisen zu finden seyn. Er muß vertheidiget werden, und so weiter. Dieß ist alles bey Whistons Theorie schon geschehen, und es dienet zum Beweise ihrer Gründlichkeit, daß je ein geübterer Astronomus jemand ist, desto mehr er dem Whiston beypflichtet. Und dieß ist auch anzumerken, daß die meisten, welche bisher daß whistonische Systema bestritten, zugleich offenbare Proben ihrer Unerfahrenheit in

rebus

gar schreibt: alles was astronomisch ist befinde sich auf seiner Seite, so ist es weit gefehlt. Dann es hat mich ein großer Gelehrter in Berlin, der die Astronomie weit besser, als er und ich, versteht, das Gegentheil versichert. W.

* Es scheint, Herr Heyn wolle seine Cometenlehre nicht für eine bloße Muthmaßung gehalten wissen. Nun giebt es so wohl wahrscheinliche, als unwahrscheinliche Muthmaßungen, und dahin kann man alles rechnen, was nicht demonstrativisch erwiesen ist. Die heynische Cometenlehre ist weder von ihm, noch von einem andern demonstrativisch erwiesen worden: also bleibt sie doch eine bloße Muthmaßung, sie mag nun wahrscheinlich, oder unwahrscheinlich seyn. W.

rebus Aſtronomicis abgelegt haben. Es iſt daher ſehr zu bewundern, daß ein gelehrter braver Mann, der ſelbſt nichts erhebliches wider das whiſtoniſche Lehrgebäude vorgebracht, der auch keinen andern weis und nennen kann, welcher etwas gründliches darwider geſagt hätte, und der es auch künftighin wird müſſen laſſen anſtehen ewiglich; daß ein ſolcher das gedachte Lehrgebäude ein philoſophiſches Meteoron nennet *.

Dieß habe ich in der Eil auf des Herrn Paſtoris Sendſchreiben antworten können. Wie ich nun Eurer Hochedelgeb. die Sache zur geneigten Entſcheidung überlaſſe: ſo bitte dem gelehrten Herrn Paſtor Wegner gelegentlich davon Theil zu geben, und ihn meiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern.

Dieſe Gefälligkeit werde mit ſchuldigſten Danke erkennen, ſo wie ich mich mit Vergnügen unterzeichne,

Eurer Hochedelgebohrnen

Meines hochzuehrenden Herrn Kriegsraths

Werder den
28 Jan. 1746.

gehorſamſter Diener

Johann Heyn.
Oberpred. zu Werder.

* Wer die Schwäche menſchlicher Vernunft kennet, wird von ſeinen Lehrgebäuden niemals ſo hohe Gedanken, als Herr Heyn von dem ſeinigen hegen. Ob es aber ein philoſophiſches Meteoron ſey, wird die Zeit lehren. W.

* *

Neuigkeiten.

Bibliothecae Zaluskianae dedicationem, ipsa die AVGVSTO in fastis sacra, celebrandam, Sarmatiae quo par est animi cultu gratulatur Ernestus Martinus Chladenius, Vitemb. ex officina Schlomachiana CIↃ IↃ CCXLVII. in groß 4. Dieses vortreffliche Stück hat nach Verdienst die Ehre gehabt, den Preis unter denjenigen Stücken zu erhalten, die zu Ehren der ungemeinen zaluskischen Bibliothek eingeschicket worden. Die beyden großen Mäcenaten in Pohlen hätten bey ihrem patriotischen Triebe, die Gelehrsamkeit in ihrem Vaterlande zu befördern, keinen edlern Lobredner finden können, als eben diesen beredten Hrn. D. Chladny. Seine Erfindung ist ausgesucht, sein Geschmack fein, seine Schreibart so edel als ungezwungen; kurz, alles an dieser wohlgerathnen Schrift macht ihrem Urheber, und denen, die ihr den Preis zuerkannt haben, Ehre. Wittenberg und Sachsen aber hat sich zugleich glücklich zu schätzen, daß ein Gelehrter aus ihrem Schooße auswerts dieses Vorzuges würdig befunden werden.

Anakreontische Lieder, zum Vergnügen des hochgräfl. B. u. P. Vermählungsfestes, diebischer Weise entwandt. Dulce est furari in loco. *Spart.* Im Jahr 1746 in gr. 4. So viel anakreontische Lieder wir auch seit etlichen Jahren bekommen haben, und so ungleich ihr Werth gewesen, so wird man doch diese nicht für überflüßig schätzen. Es ist nur schade, daß man sie in öffentlichen Buchläden nicht sieht; da sie auf

Pri-

privatkosten gedruckt worden: weswegen ein Buchhändler nicht übel thäte, der sie in einem bequemen Formate nachdrucken ließe. Wofern Nachrichten und Muthmaßungen nicht betrügen, so hat ein junger Graf Theil daran, der nicht weniger wegen seines aufgeweckten artigen Geistes, als wegen des alten Hauses, daraus er entsprossen ist, Hochachtung verdienet. Mehr dörfen wir nicht sagen, wo wir nicht für schwatzhaft, oder für schmäuchlerisch angesehen seyn wollen. Der Druck ist aus Greifswalde, und überaus wohl gerathen.

Der itzige Herr Rector Bidermann in Freyberg hat bey der Veränderung seiner Aemter, theils in Naumburg, theils in Freyberg einige Einladungsschriften heraus gegeben, die so wohl wegen ihres Inhalts, als wegen ihrer Schreibart angenehm sind. Sie heißen I) Ogdoas dictionum latinarum infrequentium, ex interpretatione bibliorum vulgata &c. II) De Scholis Ollarum disserit, Scholae Cathedrali Numburgensi valedicturus &c. III) De montibus, Musarum domiciliis praefatur &c. IV) Mutua Sereniss. Famil. Electoral. Saxonicae et Bavaricae connubia 1747. Dresdae et Monachii auspicato peracta, pietate atque obsequio prosequuntur Musae Freybergenses, interprete M. Jo. Gottlieb Bidermanno, Rector Gymn. Alle diese Stücke sind sehr wohl gerathen, und zeigen einen gelehrten Schulmann an. Unser Raum läßt es aber itzo nicht zu, uns länger dabey aufzuhalten.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des V. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Herbstmonat 1747.

Dissentientium inter se reprehensiones non sunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in disputando pertinaces, indignae Philosophia mihi videri solent.

* *

Die XVIII. Ode.

An ſeine Laura.

M. H. G. Schellhaſer.

Geliebte, wenn ich dir itzt ſage:
Daß noch der Trieb vergangner Tage
Mein dir getreues Herze rührt:
So zürne nicht, wie kann ichs hindern?
Wie kann ich die Natur vermindern,
Die mich auf deine Schönheit führt?

Es trotzt dem Wechſel ſchneller Zeiten
Die Wahrheit ächter Trefflichkeiten,
Und mit ihr das, was mich ergetzt.
Mich hat kein falſcher Schein betrogen;
Was ich geſehn, hab ich erwogen,
So bleibſt du ewig hochgeſchätzt.

Die Schönheit zeigt dich in der Jugend:
Doch dein Verſtand in alter Tugend;
Kann wohl noch was vollkommners ſeyn?
Ja wagt ich es, was zu erdichten;
Könnt ichs unmöglich doch verrichten:
Du fällſt mir immer wieder ein.

Wenn ich mich gleich nicht thöricht quäle:
So fühlt doch die gerührte Seele
Die zärtlichſte, die reinſte Luſt.
Ich werde tauſend Anmuth inne;
Doch wenn ich mich darüber beſinne:
So iſt mir nichts, als du, bewuſt.

I.

Attila, miſſis acceptisque legationibus illuſtris; ex Priſco, Rhetore Sophiſta: poſt Davidis Hoeſchelii, Caroli Cantoclari, Henrici Valeſii & Philippi Labbei curas, edidit atque notas adiecit Matthias Bel. Adparatus ad Hiſtoriam Hungaricam Decad. II. Monumentum I. Poſonii 1745. in fol.

Das iſt:

Des alten Redners Priscus Geſandſchaft an den Attila u. ſ. w.

Der um die Hiſtorie ſeines Vaterlandes unſterblich verdiente Herr Paſtor Bel fährt unermüdet fort, die dahin gehörigen Stücke und Nachrichten des Alterthums ans Licht zu ſtellen. In dieſem erſten Stücke des zweyten Zehenden liefert er uns ein merkwürdiges Ueberbleibſel eines alten griechiſchen Redners, der einer Geſandtſchaft des griechiſchen Kaiſers an den großen Attila, perſönlich beygewohnet, und das was dabey Denkwürdiges vorgeſal-

gefallen, fleißig aufgezeichnet hat. Es heißt derſelbe Priſcus, und ſo merkwürdig ſeine Nachrichten von dieſen alten Zeiten ſind, ſo unbekannt iſt er den meiſten ungariſchen Scribenten geweſen. Der einzige Cölius Calanus Dalmata, hat in ſeines Attila zwölftem Capitel a. d. 115ten Seite, ohne Zweifel aus dem Jornandes, ſeiner gedacht. Daher iſt es gekommen, daß man des Attila Kriege nur obenhin, ohne Zeitordnung, und mit vielen Vergrößerungen beſchrieben; ſeine perſönlichen Eigenſchaften aber, wie ſeine Lebensart und Hofhaltung, mit Stillſchweigen übergangen hat. Dadurch aber hat nicht nur Attila viel verlohren, ſondern er iſt gar in den Ruff eines grauſamen Wüterichs gekommen; ja man hat ihn für ſtolz, rachgierig, blutdürſtig, geil, unmäßig im Eſſen und Trinken, und in allem ſeinem Thun für unbeſtändig ausgeſchrieen: wiewohl ihn auch im Gegentheile Chriſtian Adam Rupert, in den Anmerkungen zu Beſolds kleinerer Synopſi, im XV. Capitel, zu vertheidigen geſucht hat.

Der gelehrte Herr Paſtor Bel hat alſo ſehr wohl gethan, daß er nach andern gelehrten Männern, Höſcheln, Cantoclarn, Valeſen und P. Labben, dieſes koſtbare Stück des Alterthums wieder auflegen, und mit ſeinen Anmerkungen bereichern wollen. Wir übergehen verſchiedenes, was derſelbe von ſeinen vorigen Ausgaben meldet, und nehmen nur die Nachrichten mit, die er von dem Urheber des Werkes, dem alten Redner Priſcus, beygebracht. Priſcus war ein Thracier, aus der Stadt

Pa-

Panium gebürtig; wie Theophanes und Suidas bezeugen. Evagrius und Nicephorus Kallistes nennen ihn einen Lehrer der Beredsamkeit; anderwärts wird er auch ein Sophist genennet, welches auf eines hinaus läuft. Jornandes aber nennet ihn einen Geschichtschreiber. Was er geschrieben habe, zeigt Suidas an *. Doch wenn hier der attalischen Geschichte Meldung geschieht: so merket Valesius an, daß man lesen müsse, τα κατα Αττηλαν, d. i. des Attila Geschichte; worinn ihm Hanke, Küster und Fabricius Recht gegeben haben. Der Urheber der alexandrinischen Chronik bestätiget dieses auch; wenn er bey Erwähnung des Attila schreibt: Περι ὁ πολεμε συνεγραφατο ὁ σοφωτατος Πρίσκος, ὁ Θρᾳξ. d. i. „von dessen „Kriege der weiseste Priscus, ein Thracier, geschrie„ben hat". Es hat auch Priscus um desto glaubwürdiger davon schreiben können, da er zu diesen Zeiten gelebet hat, und in Gesellschaft Maximins, und des Bigilas, auf Befehl des jüngern Theodosius, bey einer Gesandtschaft, des Attila Hofhaltung genau kennen gelernet. Wie aufrichtig er in seiner Erzählung gewesen, wird daraus erhellen, daß er nichts verschwiegen hat; auch was die Verrätherey betrifft, die man von Seiten des griechischen Hofes wider den Attila ausführen wollen. Jor-

* Priscus, Panites, Sophista, qui vixit temporibus Theodosii junioris, scripsit historiam Byzantinam, & Attalicam Libris VIII. item declarationes Rhetoricas & Epistolas.

nandes beruft sich in seiner Historie der Gothen sehr oft auf ihn; und also muß er noch ein vollständiges Exemplar von seinem Buche gehabt haben.

Zuerst hat David Höschel ein Augspurger, zu Straßburg 1603. den griechischen Text davon ans Licht gestellt; Carl Cantoclar aber 1606 die lat. Uebersetzung zuerst, und zu Paris 1609 zum zweytenmale heraus gegeben. Valesius hat hernach den Text sehr verbessert, und die Noten in Ordnung gebracht; P. Labbe aber alles in des großen byzantinischen Werks 1. Band, eingerückt. Das muß man nur wissen, daß wir nichts, als etliche Stücke des ganzen Werkes übrig behalten haben; welche ein Unbekannter, zu seinem Gebrauche sich abgeschrieben, und also der Nachwelt unverhofft aufbehalten hat. Daher ist nun in diesen Stücken auch weder Zusammenhang noch eine rechte Zeitordnung: und der Herr Pastor Bel hat also sehr wohl gethan, daß er am Ende der Vorrede eine chronologische Einrichtung aller dieser Erzählungen beygefüget.

Doch wir wollen in diesem Auszuge uns weder an die ältern, noch an die neuern Geschichte, sondern an das Hauptwerk, nämlich den Attila selbst halten, und sehen, was dieser Grieche, der als ein Legationsrath, oder Gesandtschaftssecretär, an seinem Hofe gewesen, von ihm aufgezeichnet hat.

Attila forderte unter Theodosen dem jüngern die Gefangenen und Flüchtlinge des letzten Krieges wieder; begehrte auch, daß man wegen des Tributs, den man ihm geben mußte, Gesandte schicken möchte;

te; widrigenfalls die Scythen wieder losschlagen möchten. Theodosius schlägt das erste rund ab, läßt es auf einen Krieg ankommen, und verspricht wegen des letzten Gesandte zu schicken. Attila wird böse darüber, verwüstet die römischen Grenzen, und fällt in Ratiaria, einer großen Stadt der Griechen ein. Nach der chersonensischen Schlacht, machen die orientallschen Römer mit den Hunnen Friede, und versprechen die Ueberläufer wieder zu geben; sechs tausend Pfunde Goldes, wegen des alten Soldes; künftig aber jährlich 2500 Pfunde, als einen Tribut zu zahlen ꝛc. Nun wollten zwar die griechischen Römer das Ansehen haben, als bewilligten sie dieses gern; allein sie mußten es gezwungen thun, weil sie schlechte Heerführer, schlechte Anstalten und eben darum kein Herz zum Kriege hatten; den Frieden aber herzlich wünschten. Den kaiserlichen Schatz nämlich, ja auch der Privatleute Vermögen hatten sie auf abgeschmackte Schauspiele, auf Ehrentitel, prächtige Tafeln, Ergetzlichkeiten und Wollüste, dergestalt verschwendet, daß es kein Vernünftiger ohne Jammer und Verdruß ansehen konnte. Das Soldatenwesen aber war so verfallen, daß sie allen ihren Nachbarn, als den Scythen und Hunnen, gehorchen mußten. Zu diesem Tribute nun mußte das ganze Land, reich und arm, groß und klein, ohne Ansehen der Person und ihrer Befreyungen, entsetzliche Summen aufbringen: da sie denn alle ihre Kostbarkeiten und den Schmuck ihrer Weiber verkaufen mußten; und viele sich aus Verzweiflung das Leben nahmen.

Indessen ward der Tribut, nebst den Ueberläufern, dem Attila überschickt: und ungeachtet die Römer, oder Griechen, viele von diesen lieber ermordeten; so hielt doch Attila alle Städte der Scythen und Hunnen an, die griechischen Gefangenen wieder zu geben. Attila aber, der es wohl merkte, daß man nicht getreulich alle Gefangene und Flüchtlinge ausgeliefert, sandte eine Gesandtschaft, dieselben nochmals zu begehren. Diese ward sehr wohl aufgenommen, und von den orientalischen Römern reichlich beschenket; bekam aber zur Antwort, daß man keine Flüchtlinge mehr hätte. Attila verwunderte sich über diese Freygebigkeit der Griechen, und sandte mit Fleiß, bey allerley überflüßigen Gelegenheiten, noch vier andre Gesandschaften an sie, bloß um seine Freunde und Diener zu bereichern. Die Griechen thaten alles, was er wollte, weil sie sich vor einem neuen Kriege fürchteten, und übrigens die Parther, die Vandalier, die Isaurier und Saracenen auf dem Halse hatten. Ja auch die Aethiopier hatten die Waffen ergriffen, und wollten einen Aufstand erregen. Indem sie sich also zum Kriege rüsten, kömmt eine neue Gesandschaft vom Attila; Edekon ein Scythe, und Orestes ein Grieche: mit Briefen von demselben, voll alter Beschwerden, wegen Auslieferung der Flüchtlinge und Drohungen des Krieges; wofern die Unterthanen der Römer sich nicht des Feldbaues in denen von ihm eroberten Ländern, längst der Donau hin, enthalten würden. Es gieng aber damals des Attila Reich von Pöonien, oder Pannonien, bis

an

an Nova in Thracien, und hatte funfzehn Tagreisen in der Breite. Es begriff also alles, was heute Niederungarn, Servien, Siebenbürgen, die Bulgarey und Wallachey heißt, und diesseits der Donau liegt.

Als Edekon den bizantinischen Pracht sah, erstaunte er darüber: und als Bigilas der kaiserliche Dolmetscher solches merkte, und den Chrysaphius, der mit ihm tractiren sollte, solches wieder sagte; gab man ihm zu verstehen: Solche mit Golde bedeckte Palläste könnte er auch haben, wenn er den Attila verließe, und zu ihnen käme. Allein der Barbar sagte: dem Bedienten eines fremden Herrn stünde solches ohne seine Erlaubniß nicht frey. Man fragte ihn verschiedenes von der Macht und Hofhaltung seines Herrn, und erfuhr, daß er selbst, Edeko, als ein Verwandter des Attila, die Leibwacht gewaffnet bey ihm zu haben pflegte. Der Verschnittne Bigilas hub darauf an, ihn durch große Verheißungen zur Verrätherey gegen seinen Herrn zu reizen; und brachte es so weit, daß er sagte: wenn er funfzig Pfunde Goldes bekäme, die unter ihm stehenden Soldaten zu bestechen, so wollte ers thun. Nur müßte man ihm erst seine Antwort ertheilen, und die Gesandtschaft abfertigen; so könnte dann Bigilas mit ihm ziehen, um des Attila Entschließung wegen der Flüchtlinge zu vernehmen. Die Sache ward dem Kaiser entdecket, und der beschloß, nebst einer ansehnlichen Gesandtschaft, den Bigilas mit an den Hof des Attila zu schicken.

Doch Edekon, war seinem Herrn getreuer, als man gedacht hatte. Er verrieth den ganzen Anschlag; und Attila ließ hernach durch einen Gesandten dem griechischen Kaiser den Beutel aufweisen, in welchen Bigilas das Geld zur Verrätherey gestecket hatte; mit dem Ansuchen: der Kaiser sollte den Verschnittenen strafen, wofern Attila nicht glauben sollte, daß er selbst an der Verrätherey theil hätte; welches aber großen Herrn höchst unanständig wäre.

Als nun vom Kaiser die Gesandtschaft an den Attila abgeht, reisen Maximin und Priscus mit dem Edekon und Orestes zugleich ab. Sie kommen an die Donau und werden von den Barbarn in Kähnen, die aus einem einzigen Stücke Holz bestunden über geführet. Sie finden den Attila in vollen Kriegsanstalten begriffen. Man meldet ihm ihre Ankunft, und sie erhalten Befehl zum Könige zu kommen. Man führet sie in sein Lager, und sie schlagen sich, auf Anweisung der Barbarn, auch ein Zelt auf. Nach vielen Fragen, die man ihnen thut, das Vorhaben ihrer Reise heraus zu locken, worauf sie aber nicht antworten wollen; heißt man sie wider ihre Staße ziehen: weil Attila ihr Anbringen sowohl, als die Verrätherey des Bigilas wider sich erfahren hatte. Doch als sie gegen die Nacht fort wollten, werden sie wieder zu bleiben genöthiget. Des andern Morgens heißt man sie wieder ziehen; wofern sie nichts anders anzubringen hätten, als was schon ein jeder wüßte. Maximinus nun betrübte sich sehr darüber, als der von allem nichts

wußte;

wußte, was zwischen dem Edekon und Bigilas vorgefallen war. Priscus aber geht mit einem Freunde, der die Sprache der Barbarn konnte, zum Scotta, der verschiedenemale in Constantinopel gewesen war, und verspricht ihm große Geschenke, wenn er ihnen beym Attila Gehör verschaffen könnte. Er wendet auch als ein guter Redner die besten Bewegungsgründe an; die ihn endlich vermögen, alles zu versprechen.

Die Sache gelung, und als sie sichs noch nicht versahen, ließ Attila sie zum Gehöre fordern. Sein Gezelt war mit vielen Schaaren umgeben, die ihn bewacheten. Als sie vor ihn geführt wurden, saß er auf einem hölzernen Throne. Maximin näherte sich ihm, neigte sich, und sagte bey Uebergebung des kaiserlichen Schreibens: Der Kaiser wünsche ihm und den Seinigen viel Heils. Attila versetzte: es gehe den Römern so, wie sie mirs wünschen: sogleich aber wandte er sich gegen den Bigilas, nannte ihn eine unverschämte Bestie, und fragte, warum er zu ihm gekommen wäre; da doch die Flüchtlinge nicht alle ausgeliefert worden? Auf dessen Erwiedern: man hätte keine scythische Flüchtlinge mehr; ward Attila noch zorniger, und rief mit starker Stimme: Er wollte ihn ans Kreuz henken, und den Geyern zur Speise geben, wenn nicht die Ehrerbiethung gegen eine Gesandtschaft seinen Zorn mäßigte. u. s. w.

Kurz Bigilas, der es nicht begreifen konnte, warum Attila, der sonst so leutselig gegen ihn gewesen war, so aufgebracht wäre? ward mit dem Esla

zurück

zurück geschickt, noch ein paar fehlende Ueberläufer zu schaffen; Maximinus aber mußte warten, bis Attila des Kaisers Brief gelesen hätte, und ihm darauf antworten könnte. Indessen forderte Attila die mitgebrachten Geschenke, und sie giengen in ihr Gezelt zurück. Edekon aber kam zu ihnen, und stellete sich, als ob er mit dem Bigilas von der vorhabenden Verrätherey allein reden wollte; foderte auch Geld von ihm, die Wache des Attila zu bestechen; welches dieser aber nicht bey sich hatte: weswegen denn Esla mit ihm nach Constantinopel reisen sollte, um es in Empfang zu nehmen.

Als dieser weg war, mußte die übrige Gesandschaft dem Attila auf seinem Zuge folgen. Attila blieb in einem Flecken stehen, und wollte daselbst die Tochter eines gewissen Eskam * heirathen, ob er gleich schon verschiedene andre Weiber hatte; wie solches die scythischen Gesetze erlaubten. Sie reiseten indessen diesseits der Donau über verschiedene schiffbare Ströme, auf Kähnen, die aus einem einzigen Stücke Holz gezimmert waren. Aus den Dörfern brachte man ihnen Proviant, und zwar statt des Getreydes Hirsen, und statt des Getränkes Meth, welches dieser griechische Scribent schon damals Medum nennt, und hinzu setzt: so wird es von den Einwohnern genennet; wie es auch noch in

* Aus einem Misverstande hat Barthius, hier den Attila beschuldiget, er habe seine eigene Tochter Eskam heirathen wollen. In einer Note aber wird gewiesen, es fehle im griechischen Texte das Wörtchen τῆ, vor Eskam; welches die ganze Schwierigkeit hebt.

O Schönſte! laß es dir gefallen,
Daß, wenn die Hirtenlieder ſchallen,
Mein Lied ſtets deinen Namen nennt.
Ich kann den Trieb doch nicht verhöhlen,
Da man die Glut der ſtillſten Seelen,
Auch an verſteckten Blicken kennt.

Mit Ehrfurcht will ich dich verehren;
Ich will nie deine Ruhe ſtören;
Ich ſeufze nur, wenn dirs gefällt.
Und ſehn ich mich nach deinen Küſſen:
So will ich ſie doch gerne miſſen;
Wenn ſie dein Mund für ſtrafbar hält.

Ich will der Freundſchaft Namen führen;
Ach Schönſte!' könnte dich das rühren;
So laß mich etwas höhers ſeyn.
Doch willſt du ja nicht, daß ich liebe,
Nun ſo benenne ſelbſt die Triebe,
Ich geh das Beywort willig ein.

Wenn du mich gleich nicht wieder liebeſt;
Da du dich in der Tugend übeſt,
So iſt das ſchon genug für mich.
Dein ſchönes Beyſpiel wird mich lehren;
Das wirſt du mir doch nicht verwehren,
Und ſo bin ich beglückt durch dich.

Du ſollſt dich mir nicht überlaſſen;
Ich bitte nur, mich nicht zu haſſen;
Iſt dieſe Bitte wohl zu frey?
Sieh, wie die Flammen ſittſam lodern,
Ein jeder Freund kann dieſes fodern,
Drum ſtimme doch der Bitte bey.

in Schlesien, Pohlen und Preußen, ja von allen sclavonischen Völkern genennet wird. * Man gab ihnen auch Bier, welches sie Kamum genennet, wie es auch Ulpian L. IX. ff. de trit. vin. ol. gekannt hat: Siquis vinum legaverit, nec Camum, nec Cerevisia continebitur, nec hydromeli. Es steht dahin, ob das Wort Mumm, welches in Braunschweig noch Bier heißt, nicht daher kömmt? Die Ungarn nennens itzo Ser; es sey nun, daß sie es vom lat. Cerevisia, oder vom türkischen Serbetly bekommen haben. Sie kommen von da weiter in einen Flecken, der einer Gemahlinn des vorigen Königes Bleda gehörete. Diese schickte ihnen zu essen, und schöne Weibsbilder, mit denen sie der Liebe pflegen könnten; wie bey den Scythen diese Art der Höflichkeit gewöhnlich war: welche letztern sie aber nicht annahmen. Des andern Tages warteten sie der Königinn auf, und beschenkten sie auch nach ihrer Art mit Silbergeschirren, rothen Fellen, u. Datteln. Nach einer sechstägigen Reise mußten sie aber Halte machen, um den Attila zu erwarten, und neben ihm zu reisen.

Hier begegneten ihnen die Gesandten, die von den occidentalischen Römern zum Attila kamen, der die Auslieferung eines gewissen Silvans gefordert hatte, diese sollten ihn besänftigen. Nachdem Attila auch angekommen, und vorangereiset war, folgten sie ihm über etliche kleine Flüsse, bis an einen größern, an welchem seine Residenz gebauet war. Das Haus, welches er hier hatte, sollte das höchste und prächtigste von allen seyn. Es war

von

von Holz und aus sehr glatt gehobelten Brettern gemacht, auch mit einer hölzernen Wand umgeben; nicht zwar zur Befestigung, sondern zum Zierrathe. Nächst bey seinem Hause stund des Onesegs Haus, welches auch einen hölzernen Zaun um sich hatte, aber nicht so schön, als des Attila seiner. Nicht weit davon stund eine steinerne Badstube; obgleich in der Gegend weder Steine noch Bäume zu finden waren. Als Attila in diesen Ort einzog, kam ihm eine Anzahl junger Mädchen entgegen, die Gliederweise, unter schönen weißen und feinen Tüchern, die ziemlich lang waren, und von den Händen derselben getragen wurden, zu sechsen und sechsen einhergiengen, und allerley scythische Lieder sangen. Als er an des Onesegens Haus kam, sprang dessen Gemahlinn mit einer großen Anzahl ihrer Mägde hervor, und brachte ihm allerley Speisen und Wein. Diese Höflichkeit zu erwiedern aß und trank Attila zu Pferde; indessen daß seine Bedienten eine silberne Tafel über seinem Haupte emporhielten. In diesem Hause blieben die Gesandten, auf Befehl: Attila aber begab sich in seinen Pallast, der höher gelegen war. Onesegen war zwar wieder nach Hause gekommen, konnte aber mit den Gesandten nicht zu Abend essen, weil er dem Attila von seiner Reise Bericht abstatten mußte: seine Gemahlinn aber leistete ihnen Gesellschaft. Gegen die Nacht schlugen sie ihr Gezelt nicht weit davon auf.

Wir übergehen hier manches, was zu den Gesandtschaftsgeschäfften gehört, und wollen nur an-

ahmerken, was unser Priscus von der Sprache dieser Scythen sagt. Seine Worte sind hier, auf lateinisch, diese; Etenim intra sua concluſi, barbaricam Linguam colunt, & adfectant, neque tam Hunnorum quam Gothorum. Wir sehen hieraus, daß Attila mehr ein König der Gothen, als der Hunnen gewesen, weil in seiner Residenz selbst mehr gothisch als hunnisch geredet worden. Nun ist aber das gothische eine alte deutsche Mundart gewesen, wie noch des Ulfilas sein gothisches Evangelium zeiget; ja wie fast alle gothische Namen noch lehren. Denn Ulfila, welches auch Vulfila gefunden wird, heißt ein Wölflein; Attila von Atta, Vater, wie man noch an einigen Orten spricht, ein Väterlein; sein Statsminister Onesegius, der ohnedieß, wie hier p. 32. Not. c. steht, kein Hunne war, heißt ohne Segen; und der oberwähnte Scotta, den Herr Belius aus dem sclavonischen per damnum erkläret, ist offenbar das deutsche Wort Schaden, oder Skaden, wie die Westphäler sprechen: andrer Proben zu geschweigen. Wir Deutschen haben also mehr Ursache uns der Ehre des Attila anzunehmen, als man bisher gedacht hat.

Als Priscus des folgenden Tages der Königinn Kreka, des Attila Gemahlinn Geschenke brachte, fand er dieselbe in einem sehr sauber gezimmerten und glatt behobelten Hause: sie lag in ihrem Zimmer auf einem Teppichte; der ganze Fußboden war auch mit schönen Teppichen bedeckt, und ihre Mägde saßen um sie her, und webten allerley bunte Zierrathe zu ihren Kleidern. Als er heraus gieng, versammlete sich viel Volks vor des Attila

Hause

Hauſe; welcher heraus kam, und ſich zu Gerichte ſetzte. Er ſprach vielen Streitenden ſelbſt Recht, hernach begab er ſich hinein, den Geſandten einiger barbariſchen Fürſten Gehör zu geben. Wir übergehen wieder verſchiedenes, das zu unſern Abſichten nicht gehört.

Bald darauf wurden Maximin und Priscus beym Attila zu Gaſte gebethen. Die Mahlzeit war um die neunte Stunde des Tages, d. i. um drey Uhr nachmittags: und die Geſandten der occidentaliſchen Römer waren auch dazu gebethen. Sie traten kaum über die Schwelle des Tafelzimmers vor den Attila, als der Mundſchenk ihnen einen Becher brachte, vor Tiſche ihre Wünſche zu thun; oder nach unſrer Art zu reden, des Attila Geſundheit zu trinken. Darauf ſetzten ſie ſich auf Stühle, die rings um die Wände des Zimmers ſtunden. In der Mitten ſaß Attila, auf einem Ruhbette. Die vornehmſten Gäſte ſaßen ihm zur Rechten, die andern zur Linken. Ohnefehlbar ſaß alſo über die beyden Prinzen des Attila. Der älteſte davon ſaß viel niedriger als ſein Vater, und ſchlug, wegen ſeiner Gegenwart, die Augen ſchamhaft nieder. Als alle ſaßen, kam ſein Mundſchenk mit einer Schale Weines, die er ihm überreichte. Attila nahm ſie und trunk der vornehmſten Gäſte Geſundheit; welche allemal dabey aufſtunden, bis der König getrunken hatte. Die Gäſte thaten demſelben gleiche Ehre, wobey er aber ſitzen blieb. Nachdem dieſes vorbey war, forderte er die Gäſte nach der Ordnung ihrer Sitze, zum Trinken gleicher Becher auf.

Er

Er selbst saß an seinem Tische allein, an den andern Tischen, die rechts und links stunden, saßen drey, vier, oder mehr Gäste; deren jeder nach der Ordnung mit einem Messer sich nach Belieben etwas nehmen konnte. Darauf kam zuerst des Attila Diener, mit einem hölzernen Teller voll Fleisch: den übrigen Gästen aber wurden viele und allerley Speisen auf silbernen Tellern aufgetragen. Er aß also nur einerley Gericht, und trunk auch aus einem hölzernen Becher; da die andern aus goldenen und silbernen trunken. Wahrhaftig, eine Mäßigung, die einem solchen Helden aller Herzen zuziehen mußte. Sein Kleid war auch schlecht, und nichts besser, als der andern; außer daß es ganz einträchtig und einfärbigt war. Weder sein Schwert, und seine Schuhe, noch der Zaum seines Pferdes, war nach Art andrer Scythen, mit Gold und Edelgesteinen. Als die erste Tracht des Essens verzehret war, stunden die Gäste auf, setzten sich auch nicht eher wieder, bis sie ein Trinkgeschirr, das man ihnen brachte, auf des Attila Wohlergehen getrunken hatten. Darauf brachte man die zweyte Tracht, und als diese verzehrt war, machte man es eben so mit dem Trinken, wie vorhin.

Als es dunkel ward, und die Tafel vorbey war, traten zween Scythen vor den Attila, und sungen ihm Gedichte vor, die sie auf seine Siege und kriegerische Tugenden gemacht hatten. Dieses zeigt nun gewiß kein wildes Wesen am Attila, und gab einen artigen Zeitvertreib nach der Tafel ab, der ihn zu fernern großen Thaten anspornen konnte,

und alle Gäste richteten so wohl ihre Augen als Ohren darauf. Das ist nur schade, daß Priscus nicht sagt, in was für einer Sprache diese Verse gewesen: doch sollte man nach den obigen muthmaßen, sie wären gothisch gewesen. Denn Jornandes de rebus Gothicis sagt ausdrücklich: id priscis eorum carminibus pene historico ritu recolitur; wie auch Tacitus von den alten Deutschen solches erzählet. Unter den Gästen nun ergetzten sich einige an den Versen; andre wurden zur Erinnerung der Kriege aufgemuntert; andern flossen die Zähren über die Wangen, weil sie nunmehr alt und matt geworden, und zum Kriege sich nicht mehr schickten: Woraus man sieht, daß diese Gedichte eine große Stärke gehabt haben, die Leidenschaften zu erregen. Auch das ist schade, daß Priscus nicht anmerket, ob die Verse der Scythen gereimt, oder sonst nach einem Sylbenmaaße ausgearbeitet gewesen. Allein er hat vermuthlich die Sprache nicht verstanden.

Nach diesen Versen und Liedern kam ein närrischer scythischer Kerl, der allerley abgeschmackte und thörichte Possen vorbrachte, darinn kein gesunder Verstand war, und durch deren Herplappern er allen Anwesenden ein Gelächter erweckte. Es kam noch ein anderer pucklichter und sonst ungestalter Lustigmacher, der bald lateinisch, bald hunnisch, bald gothisch durcheinander redete, und allen ein solches Lachen abnöthigte, das sie nicht wieder stillen konnten. Attila aber blieb allezeit bey einerley Gesichte, und ohne alle Veränderung; außer, daß er seinen jüngern Sohn, der herein kam, freundlich ansah,

und

und ihm auf die Backen klopfte. Diesen, Irnach mit Namen, liebte er mehr als die andern; weil ihm die Wahrsager verkündigt hatten, dieser Knabe würde sein Geschlecht, welches sonst untergehen würde, erhalten und fortpflanzen.

Wie nun aus diesem allen ein majestätisches Bezeigen und sehr ernsthaftes und wohlanständiges Wesen des Attila erhellet: also sieht man nicht, wie man ihm mit Recht alle die Grausamkeit und Unmenschlichkeit Schuld geben könne, die ihm von den lateinischen Scribenten beygeleget werden. Hierbey wollen wir abbrechen, und nur soviel sagen, daß die Anmerkungen, die dem Texte beygefüget worden, sehr viel Gelehrsamkeit, und eine schöne Belesenheit zeigen. Scheinen gleich manche eher kleine Ausschweifungen, als Erklärungen des Textes zu seyn; so lesen sie sich doch ganz angenehm, wenn man einmal einen Geschmack an den Alten hat. Wir hätten hier verschiedene Proben davon anführen können, wenn wir nicht lieber die Lebensart und Hofhaltung des Attila etwas deutlicher entwerfen, und unsern Lesern hätten bekannt machen wollen. Wir wünschen übrigens aufrichtig, daß der berühmte Herr Pastor Bel fleißig fortfahren möge, die Historie seines Vaterlandes zu bereichern: wir ersuchen ihn aber auch zugleich auf die Thaten und Sprache der Gothen im vorbeygehen, einige Achtsamkeit zu werfen; weil sonst wenige die dazu nöthige Geschicklichkeit besitzen, uns Deutschen aber an ihren Alterthümern nicht wenig gelegen ist.

* *

II.

Veniſe ſauvée, Tragedie. Imitée de l'Anglois d'Otway, repreſentée par les Comédiens françois le 5 Decembre 1746.

Paris 1747.

D. i.

Das errettete Venedig. Ein Trauerſpiel. Aus dem Engländiſchen des Otway nachgeahmet, und von den franzöſiſchen Comödianten, im 1746. Jahre vorgeſtellet.

8vo, 9 Bogen.

Dieſes Stück iſt, wenn wir gegenwärtiger franzöſiſchen Vorrede glauben, ungefähr im 1672 oder 73 Jahre in England aufgeführet worden, und folglich unter Carls des II. Regierung aufgeſetzt, in der Zeit, da die den Engländern verdächtig gewordene Religion des Herzogs von York, diejenigen Gemüther wider ihn aufhetzte, die von Cromwels geheimnißvollen Lehrſätzen eingenommen waren. Da wir das Original des engländiſchen Dichters anitzt nicht bey der Hand haben: ſo ſind wir auch nicht im Stande zu ſagen, in wie weit ſein Nachahmer von ihm abgegangen iſt, oder nicht; und müſſen alſo von ſeiner Arbeit nur einen bloßen Auszug geben, ohne ihn als einen Nachahmer zu betrachten. Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß das Original unter ſeinen Händen mehr gewon-

nen

nen als verloren haben mag; indem allerdings die Franzoſen ſich mehr an die Regeln des Wohlſtandes und der Wahrſcheinlichkeit zu binden gewohnt ſind, als die engländiſche Schaubühne, zumal in dem vergangenen Jahrhunderte, zu thun pflegte.

Die Perſonen dieſes Trauerſpiels ſind: Priuli, Vater der Belvidera, Jaffier, Eidam des Priuli, Pedro, ein Freund des Jaffier, Renault, Haupt der Verſchwornen, Belvidera, und der Doge von Venedig. Noch einige Senatoren, Verſchworne, Kriegsbediente, und Wachen. Der Schauplatz ſtellt den Hof zu Rialto vor, in deſſen Tiefe man den Palaſt des Senats ſieht.

Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges erſcheint Priuli und wirft dem Jaffier ſeine Treuloſigkeit vor, daß da er dem Schiffbruche kaum entronnen, und er ſich ſeiner mehr, als ein Vater thun würde, angenommen, auch ihm zu gute die harten Geſetze des Senats gemildert, und ihn unter den daſigen Adel aufnehmen laſſen, er ihm diejenige Tochter entführet hätte, die er ihm ohnedem, aus Hochachtung und Liebe, würde gutwillig gegeben haben, ... Jaffier fällt ihm ins Wort und erinnert ihn, daß er dieſer ſeiner Tochter, in der großen Ueberſchwemmung, die die Stadt betroffen, das Leben gerettet; indem ohne ihn, der Strom ſie gewiß hingeriſſen haben würde. Und wäre er ja in dem einen Augenblicke gegen den Priuli ſtrafbar geworden, ſo könnte er es doch nur ſo lange bleiben, als ihm die Liebe ein unverzeihliches Laſter zu ſeyn ſchiene. Der Vater fährt fort, ihn mit allen möglichen Flüchen

zu beladen und da der Eidam ihn durch ſeinen Sohn in der Wiege, zum Mitleiden erweichen will, der doch einmal ein Abkömmling ſeines Hauſes wäre, ſo ſagt Priuli:

Ton fils m'eſt étranger, puis qu'il eſt né de toi.
Qu'il vive, pour pleurer le crime de ſon pere
Pour déteſter en toi l'auteur de ſa miſère,
Et de tes derniers ans empoiſonner le cours!

D. i. „Dein Sohn iſt mir fremde, weil er von „dir gezeuget iſt. Er lebe, um das Verbrechen „ſeines Vaters zu bewelnen, um in dir den Urheber „ſeines Elendes zu verfluchen, und den letzten Reſt „deiner Jahre zu vergiften". Jaffier flehet ihn ferner, doch auf eine edle Art an, die Hand nicht ganz von ſeiner Tochter abzuziehen, und ſie, die im Ueberfluſſe und Reichthume erzogen wäre, nicht dem Mangel zu überlaſſen. Es heißt:

Envain, depuis trois ans, vôtre haine inflexible,
Rend-t'elle à nos beſoins vôtre coeur inſenſible
Leur nom à vôtre fille eſt encore inconnu,
Et ſon coeur par le mien fut toujours prévenu.
Fille d'un Senateur, ſortant de l'abondance,
Elle n'a point encore ſenti la difference,
De vôtre état au mien: inſpiré par l'amour,
J'ai ſu pourvoir à tout - - - mais ce funeſte jour
En éclairant ma chute, & mon malheur extrême,
Sans vous, va me priver de l'eſperance même.

D. i. „Umſonſt hat ſeit drey Jahren euer unüber„windlicher Haß gegen euer Herz, unſern Mangel un„empfindlich gemacht. Auch der Name des Mangels „iſt eurer Tochter noch unbekannt, und mein Herz „iſt

Durch dich will ich zufrieden leben,
Durch dich will ich nach Tugend ſtreben,
Durch dich bezwing ich den Verdruß
Doch will mein Eifer ſchläfrig werden,
So gieb, leb ich zum Dienſt der Erden,
Mir zur Erweckung einen Kuß.

* *

Die XIX. Ode.

Der Gleichgültige.

L.

Alles alles nehm ich an,
Luſt und Kummer, Angſt und Freude.
Was mich nicht vergnügen kann,
Bringet mich auch nicht zum Leide;
Denn ich bin beſtändig frey,
Alles iſt mir einerley.

Lachet doch den Murrkopf aus
Seht, wie ſeine Glieder zittern;
Denn ſein ziemlich mattes Haus,
Scheint den letzten Fall zu wittern.
Er ſucht Gold, mir iſts nur Bley,
Mir iſt alles einerley.

Ach wie drückt das Liebesjoch,
So viel ſchmachtende Gemüther!
Seht nur auf, man merkt es noch,
Schönheit, Hochmuth, Glanz der Güter,
Sind die Urſach ſpäter Reu:
Mir iſt alles einerley.

„iſt dem ihrigen allezeit zuvor gekommen. Als „Tochter eines Senators, die aus dem Ueberfluſſe „kommt, hat ſie noch zur Zeit den Unterſchied zwi„ſchen eurem und meinem Zuſtande nicht empfun„den. Die Liebe hat mich angefeuret, daß ich zu „allem Rath geſchafft . . . allein, dieſer unſelige „Tag, der meinen Fall und mein äuſſerſtes Unglück „kund thun wird, der wird ſonder euren Bey„ſtand, mich auch ſo gar der Hoffnung berauben“. Der Vater ſagt: das hätte er der Liebe zu verdanken, und geht ab. Im zweyten Auftritte beklagt und ſtreitet Jaffier mit ſich ſelbſt; indem kömmt im dritten Pedro zu ihm, und fragt ihn um die Urſache ſeiner Verwirrung; die er aber ſelbſt ſchon beſſer weis, und den Jaffier zur Rache wider den Senat anzureizen ſuchet: indem er ihm erzählet, wie er eben aus ſeinem Palaſte komme, allwo die Gerichtsknechte alle Koſtbarkeiten ſeiner Vorältern mit wüthenden Händen austrügen. Seine troſtloſe Gemahlinn wände umſonſt die Hände, und flehete den Himmel um Hülfe an. Um ihr Schrecken und ihre Quaal zu vermehren, habe man ihr ein Patent vorgelegt, darinnen ihre Heirath mit dem Jaffier für null und nichtig erkläret worden: und dieſes grauſame Blatt, ſey von ſeinem Schwiegervater ſelbſt unterſchrieben geweſen. Er beſchreibt die Tyranney des Senats aufs lebhafteſte, und reizet durch alles mögliche Zureden den Jaffier ſo weit, daß er endlich mit ihm den Untergang des Senats und des Priuli Tod beſchließt. Worauf Pedro ihn auf die Nacht wieder dahin beſtellt, und abgeht. Im

sten Auftritte kömmt Belvidera, und zeigt ihm mit der größten Zärtlichkeit, daß alles dieß Unglück ihre Liebe nicht mindern könne: sie wolle mit ihm gehen wohin er sie führen würde; da wo er wäre, würde ihr Vaterland seyn. Er bittet sie zu ihrem Vater zu kehren, der sich leicht von ihr würde erweichen lassen, wenn nur sein Tod erst seine Wuth gekühlet hätte. Er wolle lieber sterben, als sie im Mangel wissen. Allein, da sie dieß großmüthig abschlägt, und gar in seine Zärtlichkeit ein Mistrauen setzen will; so schließt Jaffier diesen Aufzug so:

Vien, suis moi - - juste Dieu! si c'est une mortelle?
Les malheurs sont-ils faits pour une ame si belle?

D. i. „Komm folge mir - - gerechter Gott! soll„te dieß eine Sterbliche seyn: sind denn die Un„glücksfälle für so edle Seelen gemacht?

Im zweyten Aufzuge kömmt Jaffier bey Nacht und ist voller Verwirrung was er thun soll; darauf fügt sich im zweyten Auftritte Pedro zu ihm, und fragt ihn, wohin er seine Gemahlinn geborgen? Auf die Antwort, daß sie in einer Baurenhütte nahe vor der Stadt versteckt wäre, sagt Pedro es gienge alles gut; es hätten sich schon tausend tapfere Arme bewaffnet, die zwar so sehr nicht beleidiget wären, als er; die aber ihre Ehre und seine, den Himmel und das Vaterland, an dem Senate rächen wollten. Er ermuntert ihn nur zur Beständigkeit, und daß er ohne zu Erschrecken, das Blut der Tyrannen seines Vaterlandes vergießen solle. Sie hören jemanden kommen, und da sie noch etwas heimliches mit einander zu reden haben; so gehen sie beyde auf

die

die Seite: worauf im dritten Auftritte, Renault mit ſechs Verſchwornen kömmt, die er ebenfalls zur Unerſchrockenheit ermuntert. Darauf kömmt im vierten Auftritte, Pedro zu ihnen. Er ſetzt den Renault zu Rede, warum es mit ihrem Vorhaben noch ſo lange bey leeren Worten bliebe? ob er nicht wüßte, daß ein Geheimniß bald aufhöre, ein Geheimniß zu ſeyn, ſobald ein Verräther dadurch reich werden könnte? Renault erfreut ſich über dieſe heldenmüthige Ungeduld, ſie umarmen ſich alle, und beſchließen auf den Morgen, den Untergang des Senats, und die Errettung von Venedig. Renault redet ihnen allen endlich zu, bey dieſem Blutbade weder Stand, noch Alter, noch Geſchlecht zu ſchonen. Pedro ſagt, daß er hier nur einen, nur sein ander Ich ausnähme, der auch um ihr Geheimniß wiſſe. Renault erſchrickt über dieſen letzten Ausdruck ſehr; indem kömmt Jaffier und ſagt, wofern ſie ihn kennten, ſo würden ſie wohl ihn nicht für ihren Verräther halten; wofern ſie aber das mindeſte Mistrauen gegen ihn hätten, ſo ſollten ſie ihn mit dieſem Dolche (den er ihnen darreicht) ermorden: er habe lange genug gelebet. Er verſichert ſie von ſeinem Haſſe gegen den Senat: allein da Renault ganz kaltſinnig und zweifelhaft wird, weil er ihm, als einem Eidame eines Senators, noch nicht recht trauet; ſo bittet Jaffier die andern Verſchwornen bey Seite zu gehen, er wolle dem Renault und Pedro allein eine Probe geben, wie weit ſie ihm trauen könnten. Worauf er hinein

geht, und die Belvidera rufft: sie erstaunen beyde über ihrer Ankunft und fürchten, nun sey alles verrathen. Belvidera fragt den Jaffier im sechsten Auftritte, ob er Anstalt zur Flucht gemacht habe? und bezeuget, wie freudig sie ihm allenthalben folgen wolle. Er sagt ihr zur Antwort, daß sie sich noch diesen Augenblick trennen müßten. Sie erschrickt heftig, und indem sie ihm die ärgsten Vorwürfe macht, so übergiebt er diese seine Gemahlinn dem Renault als ein theures Pfand seiner Verschwiegenheit; zugleich überreicht er ihm einen Dolch, und erlaubet ihm, den ersten Augenblick da sie ihn untreu finden sollten, diesen einzigen Gegenstand seiner Liebe zu ermorden. Pedro nimt dem Renault den Dolch weg, und sagt der äußerst bestürzten Belvidera, daß sie unter ihnen gar nichts zu besorgen hätte; worauf die Verschwornen sie abführen, und den zweyten Auftritt beschließen.

In dem dritten Aufzuge erscheint Belvidera, die über das Verfahren ihres Gemahls in äusserster Bestürzung ist. Jaffier kömmt zu ihr, dem sie die bittersten Vorwürfe wegen seines Herzens macht: und da er ihr mit großem Zwange immer zweydeutig antwortet um sein Geheimniß nicht zu verrathen; so dringt sie auf das schärfste in ihn, dasselbe zu erfahren, und zu wissen, warum er sie den Händen eines Treulosen übergeben? Jaffier erwiedert, daß Renault ein Held und tugendhafter Mann sey. Belvedera widerleget ihn dadurch, daß sie ihm desselben strafbare Liebe gegen sich entdecket. Jaffier erstaunet über diesem neuen

Un-

Unglücksfalle, und da Belvedera noch heftiger in ihn ſetzt, zu wiſſen was er für ein wichtiges Anliegen auf dem Herzen habe, ſo weicht er ihr endlich. Es heißt:

Jaffier. - - Apprens qu'un ſerment terrible et ſolemnel
Dicté par la vengeance & le devoir auſtère,
Dés cette nuit m'engage à tuer - - -
Belvid. Qui?
Jaffier. Ton Pere.
Belvid. Mon Pere! - - -
Jaffier. Oui, lui-méme & tous les Senateurs.
Belved. O Dieu! qu'ai-je entendu?
Jaffier. J'ai prevu tes terreurs:
J'ai cedé malgré moi; garde toi de te plaindre!
Si tu crains pour tes jours, apprend à te contraindre
Tu trembles? tu pâlis! - - - ah! ſi je le croïois - -
Si le moindre ſoupçon, Dieu! - - -
Belved. Tu m'immolerois?
Frape; aſſure tes jours, au depens de ma vie! - - -
O mon Pere! mon coeur éprouva ta furie:
Les maux que j'ai ſoufferts auroient dû te flechir;
Mais, tu me donnas l'être, & je dois te chérir.
J'oublie en cet inſtant, toute ton injuſtice! - - -
Barbare! il eſt mon Pere & tu veux qu'il périſſe!
Tu formes ce projet, & l'oſes réveler?
Tu me dois à lui ſeul; & tu veux l'immoler? - -
Que dis-je? peu content du nom de Parricide,
Ingrat envers l'Amour, envers l'Etat perfide;
Ton Coeur, ton lâche Coeur qu'enyvrent tes Transports,
En ſe livrant au Crime eſt éxempt de Remords!

D. i. „Vernimm (ſagt Jaffier:) daß mich ein „ſchrecklicher und feyerlicher Eid, den die Rache „und die ſtrenge Pflicht vorgeſchrieben, verbindet,

„dieſe

„dieſe Nacht noch umzubringen . . . Belvidera.
„Wen? Jaffier. Deinen Vater. Belvidera.
„Meinen Vater? Jaffier. Ja ihn ſelbſt und alle
„Senatoren. Belvidera. O Gott! was höre
„ich? Jaffier. Ich habe dein Schrecken voraus
„geſehen; und habe dir wider meinen Willen nach-
„gegeben: hüte dich, daß du nicht klageſt! woſern
„du für dein Leben beſorgt biſt, ſo lerne dich zwin-
„gen . . . Du zitterſt? du erblaſſeſt? . . . Ach
„ſollte ich glauben können? . . . Woſern der min-
„deſte Verdacht, Gott! . . . Belvidera. So
„würdeſt du mich ermorden? Stoß zu! ſichere dein
„Leben durch den Verluſt des meinigen! . . Ach
„mein Vater! mein Herz hat deine Wuth erfah-
„ren; das Elend was ich ausgeſtanden, hätte dich
„bewegen ſollen: allein du haſt mir mein Weſen
„gegeben, und ich muß dich lieben. In dieſem
„Augenblicke vergeſſe ich alle deine Ungerechtigkeit!
„. . . . Barbar! er iſt mein Vater; und du
„ſchwörſt ihm den Untergang? Du machſt dieſen
„Anſchlag? und unterſtehſt dich, ihn zu entdecken?
„Du haſt mich ihm allein zu verdanken, und du
„willſt ihn umbringen? Was ſage ich? der Name
„eines Vatermörders iſt dir noch lange nicht genug!
„undankbar gegen die Liebe, verrätheriſch gegen den
„Staat, bleibt dein Herz, dein niederträchtiges
„Herz, welches die Raſerey trunken macht; indem
„es ſich dem Verbrechen ergiebt, und von aller Reue
„frey iſt.“ Sie fährt auf eine ſehr rührende Art
fort und ſchließt ſo:

Par-

Pardonne ce Transport à mon Etat affreux ;
Mon Coeur jusqu'à ce Jour t'avoit crû vertueux.

D. iſt. „ Verzeihe meinem entſetzlichen Zuſtande, „dieſen heftigen Ausbruch: Mein Herz hielt dich „bis auf den heutigen Tag für tugendhaft. “ Sie ſtellet ihm noch einmal den laſterhaften Renault vor, und ſagt ihm, er ſolle von dieſem ſeinem Mitgeſellen einen Schluß auf die andern machen. Jaffier redet ihr voller Erſtaunen zu, und bittet ſie, nur wieder hinein zu gehen, und ſich noch eine kurze Zeit ruhig zu ſtellen; er wolle ſie bald vom Renault befreyen. Im vierten Auftritte kömmt Pedro, dem Jaffier die Strafbarkeit des Renault entdecket. Pedro bittet ihn ſeinen Zorn nur ein wenig zurück zu halten, weil er den Renault kommen ſähe; dieſer freuet ſich ſogleich im fünften Auftritte, daß alles zum Aufruhre ſo bereit und willig wäre: er ſchärft ihnen nur nochmals ein, kein Mitleiden zu haben, und bey dieſem Blutbade weder Freund, noch Feind zu ſchonen. Wer ſich aber weichmüthig bezeigen würde, den ſollten ſie alle für ihren Feind halten; worauf Jaffier ſeufzend abgeht. Im ſechsten Auftritte begehrt Renault von Pedro, daß er den Jaffier umbringen ſoll; weil ihm nich recht zu trauen ſey; allein Pedro verweiſet ihm ſeine verbrecheriſche Liebe gegen die Belvidera, ohne welche Jaffier ihm wohl verſchwiegener ſcheinen würde. Er ſagt, er ſtünde für ſeine Redlichkeit und für ſeinen Muth, und läßt ſich zuletzt vom Renault einen Aufſatz von denen zur Metzelung gehörigen

Anſtal-

Anſtalten, Zeichen und Loſungen geben; womit der vierte Aufzug ſchließt.

Im vierten Aufzuge kömmt Belvidera mit dem Jaffier, der ſie fragt, wohin ſie ihn itzund in der Finſterniß führen wolle. Sie antwortet dahin, wohin ihn die Tugend rufe: wo der Name des Jaffier ſich verherrlichen, und allen Nachkommen ewig heilig werden könne; kurz, in den Senat. Er entſetzt ſich über dieſem Worte; ſie aber fährt ſehr lebhaft fort, ihm alle Grauſamkeit eines ſolchen Blutbades vorzuſtellen; er ſolle alſo alles dem Senate entdecken: es werde ein leichtes ſeyn, daß er für ſich und ſeine Mitſchuldigen Vergebung erhalte. Sie ſtellet ihm vor, was der in ſie verliebte Renault wohl beginnen würde, wenn er ſich morgen als Herr von Venedig erblickte? ob er nicht des Jaffier Leben und der Belvidera Schande, ſeine letzten Schlachtopfer würde ſeyn laſſen? Dieſes letztere bewegt endlich den Jaffier, und man ſieht im 2ten Auftritte den Saal des Senats, darinn der Doge einen Brief in Händen hat, den ihm der Priuli gegeben, welcher aber nicht weis, von wem er ihn erhalten. In demſelben iſt etwas von der Verſchwörung entdeckt, doch ſo, daß man noch nicht wiſſen kann, an wen man ſich zu halten habe. Im dritten Auftritte erſcheinen Jaffier und Belvidera, vor denen Priuli aus Furcht und Scham entweichet. Der Doge will anfangs den Jaffier drohend anreden; allein, da dieſer ihm unerſchrocken, und großmüthig antwortet, daß ihn keine Zaghaftigkeit, ſondern das Mitleiden in den Senat gebracht:

bracht: ſo verſpricht der Doge ihm im Namen des Senats Gnade. Belvidera giebt ihm die Namen der Verſchwornen auf einem Zettel, und die Wachen werden ſogleich ausgeſchickt, ſich ihrer aller zu bemächtigen; Jaffier und Belvidera aber in ein Nebenzimmer abzutreten erſuchet. Im fünften Auftritte wird Pedro und noch einige Mitverſchworne gefangen gebracht, der den Senat ſehr unerſchrocken und ſtolz anredet, aber über alle maßen erſtaunet, als man ihm im ſechſten Auftritte den Jaffier vorſtellet, der ſich mit der größten Wehmuth gegen ihn für ſchuldig erkennet, und geſteht, daß er ihn und alle Freunde verrathen. Der Senat biethet ihnen noch Gnade an; Pedro und Renault aber ſchlagen ſie aus; weil, da Venedig fernerhin in Ketten bleiben müßte, ſie ihr Leben nichts mehr achteten. Sie werden abgeführet und Jaffier folgt dem Pedro auf dem Fuße nach, der ihm anfangs gar nicht Rede ſtehen will, endlich aber ihm mit den bitterſten Ausdrücken ſeine Treuloſigkeit vorhält. Jaffier bittet ihn, daß er doch vom Senat ſein Leben und die Vergebung annehmen wolle. Pedro erwiedert:

Que j'accepte la vie? & pour me la laiſſer
Aux pieds de ton Senat que j'aille m'abaiſſer?
Ce dernier Trait, te peint à mon Ame ſurpriſe,
Je croïois te haïr, Traitre; je te mépriſe.

D. i. „Ich ſoll das Leben annehmen? und damit „ich es behalte, ſoll ich mich zu den Füßen des Se„nats erniedrigen? Dieſer letzte Streich ſchil-

„dert

„dert dich meiner erſchreckenen Seele recht ab. Ich „dachte, ich haßte dich, Verräther; aber ich verach„te dich“. Nach einem ſiebenzeiligten Geſpräche, das Jaffier mit ſich ſelbſt hält, kömmt im 9ten Auftritte Belvidera, gegen die er ſich beklagt, daß Pedro, ſein getreueſter ja ſein einziger Freund, den er jemals auf der Welt gehabt, ihn verachte und verabſcheue. Belvidera klagt ihm mit Thränen, daß er dieſen Augenblick vom Senate zum Tode verurtheilet worden. Worauf Jaffier ganz wüthend wird, und ihr ſagt:

Eloigne toi, fuis, pars,
Cruelle! crains ma rage, & ma fureur extrême ...
Quoi Pedre va perir! quoi la main d'un boureau
Va plonger mon ami dans la Nuit du Tombeau?
Et c'eſt moi! c'eſt Jaffier qui le mene au ſupplice! ..
N'ai-je pas du Senat dû prévoir l'injuſtice?
Ou plûtôt, malheureuſe, ai-je dû t'écouter!
Arrête! il eſt trop tard; ne crois plus m'éviter
Ton Empire eſt fini. La Rage, & la Vengeance
Occupent tout mon Cœur, & ton Peril commence!

D. i. „Entweiche, fleuch, eile von hier, Grauſa„me! fürchte meine Wuth und meine ausnehmen„de Rache. Was? Pedro ſoll umkommen! die „Hand eines Büttels ſoll meinen Freund in die „Nacht des Grabes ſtürzen? Und ich bin es? Jaf„fier iſt es, der ihn zum Tode führet? Hätte ich die „Ungerechtigkeit des Senats nicht vorher ſehen ſol„len? Oder vielmehr, du Unglückſelige! hätte ich „dir gehorchen ſollen? Halt! es iſt zu ſpät; glaube „nicht mehr, daß du mich vermeiden kannſt. „Dein Reich iſt aus. Die Wuth und Rache neh-

men

Lieben und geliebet ſeyn,
Kömmt doch nur von eignem Triebe,
Itzo merk ich keine Pein,
Lockt mich gleich einmal die Liebe:
O ſo werd ich doch nicht ſcheu,
Mir iſt alles einerley.

Eines Freundes wahre Huld
Schätz ich ſtets, wie ſichs gehöret.
Kömmt ein Schmeichler, nur Geduld!
Meine Qual wird nicht vermehret.
Allen zeig ich meine Treu,
Mir iſt alles einerley.

Eß ich heute ſchimmlicht Brodt,
Morgen nehm ich Leckerbiſſen.
Keins von beyden macht mich todt,
Wenn ichs ruhig kann genieſſen.
Zuckerbrodt und Bettelbrey
Alles iſt mir einerley.

Kleider machen keinen Mann,
Ob mich Sammt und Seyde decken.
Hab ich alte Lumpen an,
Werd ich mich doch nicht verſtecken.
Bald auf Federn, bald auf Heu,
Alles gilt mir einerley.

Wind und Regen, Froſt und Schnee,
Können mich ſowohl vergnügen,
Als wenn ich auf Blumen geh:
Heißt wohl dieß vielleicht auch Lügen?
Nein. Denn beydes geht vorbey,
Alles gilt mir einerley.

„men mein Herz ein, und deine Gefahr hebt ſich „an.“ Er fährt in eben dem Tone fort, und zieht endlich den Dolch auf ſie, um ſie zu ermorden. Da ſie ihm aber voll großmüthiger Zärtlichkeit antwortet; daß ihr der Tod von ſeinen Händen angenehm ſeyn würde: ſo wirft er den Stal wieder hin, und bittet ſie eiligſt zu fliehen; weil ſein Schmerz zu groß wäre, und die Liebe zum zweytenmale nicht mächtig genug ſeyn möchte, ſie vor ſeiner Wuth zu ſchützen. Sie verſpricht ihm noch alles, was ſie kann, für ſeine Freunde zu wagen, und wofern ihr Anſchlag ihr nicht gelänge, alsdann freywillig zu kommen, und ihr Herz zum Opfer ſeiner Rache darzubiethen.

Im fünften Aufzuge kömmt Priuli mit der Belvidera, die ihren Vater für ſich, ihren Mann und ſeine Freunde, zu erweichen ſucht. Sie erhält aber nichts mehr von ihm, als daß er den Jaffier und die ſeinen, unter folgender Bedingung zu erhalten bemüht ſeyn will.

- - - J'entreprends, dis-je, de les ſauver,
Si ton indigne Amour ceſſe de me braver,
Si, rentrant dans le ſein d'une auguſte Famille,
Tu méconnois Jaffier, & redeviens ma Fille.
Belved. Ah Cruel!
Priuli. De ton Coeur je preſſens les Combats...
Belved. Juſte Ciel!
Priuli. Que dis-tu?
Belved. Que je cours au trépas.

D. i. „Ich will, ſage ich, ihre Errettung unterneh„men, wenn deine niederträchtige Liebe aufhöret,

„mir ferner zu trotzen; wofern du in den Schooß „einer erlauchten Familie zurücke kehrest, den Jaf„fier nicht mehr kennen, und wieder meine Tochter „werden willst. Belvedera. Ach Grausamer! „Priuli. Ich vermuthe mir schon den Kampf in „deinem Herzen. Belvedera. Gerechter Him„mel! Priuli. Was sagst du? Belvedera. Daß „ich zum Tode eile". Diese letzte Erklärung einer standhaften Gattinn, erweicht endlich den Vater, der die Tochter umarmet, und ihr allen möglichen Beystand für die Verurtheilten verspricht. Nach einem Soliloquio der hoffenden Belvidera, kömmt der äußerst betrübte Jaffier zu ihr, und berichtet, daß das Mitleiden ihres Vaters nunmehr zu spät käme; indem er bey dem Senate nichts ausrichten könne. Er will sich also von ihr losreißen und mit seinen Feunden zum Tode eilen. Indem wird das Zeichen zur Hinrichtung mit einer Glocke gegeben, und das reizet ihn vollends zu eilen: allein, die treue Belvidera verspricht ihm, noch selbst einmal ihr Bitten bey dem Senate zu versuchen, und geht ab. Im vierten Auftritte wird Pedro gefangen zum Tode geführet, dessen Stillhalten Jaffier erst durch Zureden, dann durch Drohungen mit dem Schwerte, von der Wache erhält. Er bittet hier nochmals diesen Freund auf das beweglichste um Verzeihung, die er auch erhält, und von dessen Zärtlichkeit bis in den Tod, vergewissert wird. Im letzten Auftritte endlich kömmt ein Officier und erinnert den Pedro zu kommen. Jaffier fragt, ob seine Gemahlinn nichts im Senate ausgerichtet? Der

Officier

Officier ſagt: er habe ſie dieſen Augenblick von einem Dolche ſterben ſehen, den ſie ſich vor den Augen des ganzen Senats in die Bruſt geſtoßen. Pedro ſieht hierauf ſeinen Freund mit dem Worte an:

Oh Jaffier!
Jaffier. Je t'entends. L'Amitié doit-elle ſupplier?
Pedre? - - - en mourant au moins, tu vas me reconnoitre,
Embraſſons nous - - - meurs (*) libre - - - & ſois vangé d'un traitre.

* *Il poignarde Pedre & ſe tue.*

D. i. „Ach Jaffier! Jaffier. Ich verſtehe dich. „Soll die Freundſchaft bitten, Pedro? Zum mindeſten wirſt du mich ſterbend erkennen. Umarme „mich! ſtirb frey (er erſticht den Pedro und ermordet ſich) und ſey an einem Verräther „gerachet.

So ſchließt dieſes Trauerſpiel, das voller Affecten und in einer ziemlich gleichen Stärke geſchrieben iſt; wiewohl die Verſe nicht allemal die wohllautendſten ſind. Daß die Einheit des Ortes nicht allemal beobachtet worden, imgleichen daß ſehr häufige Soliloquia vorkommen; ſolches wird man vermuthlich dem engländiſchen Originale mehr, als dem franzöſiſchen Dichter beymeſſen müſſen.

* *

III.

Plutarchs Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer mit ihren Vergleichungen, aus dem Griechischen übersetzet, und mit Anmerkungen versehen, von M. Johann Christoph Kind. Anderer Theil. Leipzig bey Bernhard Christ. Breitkopf 1747. 8. 1 Alphabet 14 Bogen.

Der Herr Uebersetzer liefert hiermit den andern Theil einer Arbeit, die unsern Zeiten nicht anders, als zum Vortheile gereichen kann. Denn wer das Alterthum auf seiner schönsten Seite kennen lernen will, der wird an dem Plutarch einen solchen Maler und Geschichtschreiber finden, dem die neuern Zeiten noch nichts entgegen zu setzen vermögen. Die Vortrefflichkeit derer Helden, die er sich erwählet hat, ist so groß, daß sich der Herr Magister Kind, keinesweges durch die Furcht vor denen, über die einreißende Verachtung der gelehrten Sprachen, seufzenden Kunstrichtern, in seiner Arbeit hat stören lassen. Denn Plutarch hat diese Leben nicht bloß für Gelehrte, sondern zum Unterrichte aller Menschen geschrieben, welche durch die herrlichsten Beyspiele zur Tugend angefeuert werden können. Seine Schreibart ist auch, wie fast aller Griechen ihre, die nach der Errichtung der römischen Monarchie gelebt haben, also beschaffen, daß weder die lehrbegierigen Schüler der griechi-

schen

schen Sprache, noch die nur nach attischen Schönheiten, nach abgemessenen Wortfügungen, und nach gekünstelten Perioden lüsternen Seelen, bey ihm ihre Rechnung finden würden: da er in Ansehung des Aeußerlichen, einem Herodot, Thucidides und Xenophon gar nicht gleich kömmt. Der Herr Kind bemühet sich also vielmehr um die Ehre eines getreuen Uebersetzers: eine Ehre, die schwer zu erlangen ist; und die, wenn man sie erlanget, dennoch geringe ist. Er machte mit den ersten 6. Leben einen Versuch; dabey er die Hülfe eines geschickten Freundes rühmet, dem er die Leben des Romulus, Solons und Publicola zu danken hat: allein da derselbe anders wohin beruffen ward, so hat der Herr Uebersetzer nach diesem seinen Vorsatz allein fortführen müssen.

Bald nach der Ausgabe des ersten Theils, bekam Herr Breitkopf eine Uebersetzung aus Nürnberg, die von dem verstorbenen berühmten D. Schulz aus Halle war: und wer hätte von einem so großen Kenner des Alterthums und seiner Sprachen, nicht alles vermuthen sollen? Allein der Herr Kind ward bey Anschauung dieser Arbeit bald inne, daß sie unter diejenigen unreifen Spätlinge gehöret, denen auch von ihren eigenen Verfassern nicht das Licht gegönnet wird. Bey den wenigsten Leben waren Anmerkungen, und die vielen Lücken, sonderlich bey den schwersten Stellen, zeigten den Mangel der letzten und mühsamsten Verbesserung deutlich an. Die vom Plutarch angezogenen Verse waren in Prosa übersetzt, im Texte

selbst Aenderungen gemacht, und die Anführung der Schriftsteller, als der Quellen des Plutarchs, öfters ausgelassen. Die deutsche Schreibart war unrein, voller ausländischen Wörter und Redensarten: weil man um die Zeit, zu welcher diese Uebersetzung unternommen war, in unserer Muttersprache noch nicht rein schreiben wollte. Plutarchs Geist und Nachdruck aber gieng in den Umschreibungen gar verloren. Der Herr Magister lehnte also die ihm angetragene Verbesserung eines fremden Werkes von sich ab, und hielt es für unbillig, mit der Arbeit eines um die schönen Wissenschaften und die Arzneykunst sonst verdienten Mannes, nach eigener Willkühr um zu gehen. Es kam ihm auch sehr wahrscheinlich vor, daß D. Schulze diese Arbeit nie gedruckt wissen wollen, da er in den 25. Jahren, die er nach ihrer Vollendung noch gelebet, dieselbe keiner neuen Fürsorge gewürdiget. Er entschloß sich daher in seinem Vorhaben fortzufahren; doch so, daß er sich wegen eines Eingriffs in fremdes Gut rein und sicher weis: welches alle Kenner sehen werden, die beyde Uebersetzungen gegeneinander prüfen wollen. Einige von D. Schulzens Anmerkungen hat der Herr Uebersetzer den seinigen beygefügt; um doch etwas von seinen Verdiensten um den Plutarch beyzubehalten: er gesteht aber frey, daß er nur das wesentlichste daraus gezogen, und die Schreibart hie und da verändert habe.

Alle diese Hindernisse nun sind schuld, daß der andre Theil jetzo erst ans Licht getreten; dem aber

künftig

künftig alle Michael- und Ostermessen ein neuer Theil folgen soll. Auch von Plutarchs moralischen Werken will der Herr Magister die nützlichsten und lehrreichesten übersetzen, und solche heraus geben. Wir hoffen mit ihm, daß dieser edelmüthige Lehrer der Tugend auch unter unsern Landesleuten solche Nachahmer finden werde, wie er in Frankreich und Dänemark gefunden. Gegenwärtiger Theil verspricht sich eine nicht minder geneigte Aufnahme als der erste. Plutarch bleibt sich nicht nur in allen Leben gleich, sondern er übertrifft sich auch noch in der Folge, nach dem Maaße, wie er auf andere größere Helden und Geschichtschreiber neuerer Zeiten kömmt. Auch der Herr Magister will sich bemühen, die Pflichten eines Uebersetzers immer besser zu erfüllen; damit unsere Mitbürger ihre Begierde zum Lesen, nicht ferner bloß an erdichteten und abentheuerlichen Erzählungen und Romanen weiden müssen: mit welchen unsere witzigen und spielenden Nachbarn die die Welt so lange Zeit bethöret, und gemisbrauchet haben. In den folgenden Theilen werden die Anmerkungen, die der Herr Uebersetzer nicht für die Hauptgelehrten, sondern für den größten Theil seiner Leser macht, sparsamer kommen, weil er sich auf die ersten Theile wird beruffen können. Endlich wird er auch Plutarchs verlorne Vergleichungen zwischen etlichen Helden, selbst ausarbeiten, und versuchen, ob er diesem großen Meister, bey seinem vertrauten Umgange mit ihm, diese Kunst ablernen kann: wie denn schon in diesem Theile mit der

Vergleichung zwischen dem Themistokles und Camillus der Anfang gemacht ist.

Die Absicht bey gegenwärtiger Uebersetzung ist hauptsächlich, daß diejenigen, welche die Leben grosser Männer beschreiben wollen, ein richtiges Muster haben mögen, nach welchem sie ihre Abschilderungen mit Beyfalle / machen können. Unser Vaterland wird täglich mit sehr vielen magern und elenden Lebensbeschreibungen überhäufet, und unsre Helden, Heldinnen und edlen Bürger sind zu beklagen, daß ihre Verdienste mit solchen Geschichtschreibern belohnet werden: welche so ungeschickt sind, ihnen ein wahres und rühmliches Denkmaal zu setzen: so ehrvergessen und boshaftig sie sind; daß sie sich nicht scheuen, aus der frevelhaftesten Entheiligung des Andenkens der größten Männer, und aus dem Eifer unserer neugierigen Mitbürger, nicht etwa eine eitele Ehre, sondern einen schändlichen Gewinn zu ziehen. Deutschlands Helden und verdiente Männer, mit denen sowohl sein Alterthum, welches den Römern selbst die Oberherrschaft abgewonnen; als das gegenwärtige Jahrhundert pranget, welches von einem berühmten Manne das Heldenalter genannt wird, verdienet einen andern Plutarch, welcher ihren Verdiensten ohne Schmäucheley und Haß die Ehrenpflicht erweise, und sie in ihrem Heldensaale zusammen stelle, deren Anblick ihre Nachkommen, zur Behauptung des alten Ruhms anspornen möge. Der Herr Magister wird sich glücklich schätzen, wenn durch seine Bemühung den alten Helden und verdienten Männern

nern unſers Deutſchlandes, den Stammvätern ſo vieler preiswürdigſten Häupter und Zierrathen des deutſchen Reichs, ein Herold der Ewigkeit, und der ſpäteſten Nachwelt ein weiſer Lehrer und Rathgeber erweckt wird, der es dem Plutarch gleich thue, und der Nachwelt ächte Bilder von edelmüthigen Deutſchen überliefere: damit auch künftighin Deutſche durch Deutſche, und durch einheimiſche Beyſpiele, zur Tugend und Großmuth können aufgemuntert werden.

Dieſes iſt der patriotiſche Schluß der wohlgeſetzten Vorrede, davon wir den Auszug mehrentheils mit des Herren Kinds eigenen Worten verfertiget haben. Wir halten es alſo für unnöthig, eine fernere Probe ſeiner deutſchen Schreibart herzuſetzen, darinnen er eine beſondere Stärke und Richtigkeit erlanget hat. Nur in der Rechtſchreibung wünſchten wir künftig einen Umſtand geändert zu ſehen, der vielen, und zwar mit Recht, eben ſo anſtößig ſeyn wird, als uns. Es betrifft dieſer das K. in den lateiniſchen Namen. Wir können nicht leugnen, daß uns die Wörter, Kamillus, Koriolan, Konſul, Kapitolium Kornelius, Kollegen, L. Kantilius, Lukull, Kapriſicus, und unzählige andere, ganz fürchterlich und fremde vorkommen. Was bey den griechiſchen Wörtern richtig iſt, indem dieſes Volk kein C. hatte; das iſt bey den Lateinern unrichtig, deren Sprache kein K. beſitzt. Doch das iſt eine Kleinigkeit, die nur den Augen anſtößig iſt, und übrigens dem Werke ſelbſt keinen Abbruch thun

kann. In diesem Theile sind enthalten, die Leben vom Themistokles, Camillus, Perikles, Fabius Maximus, Alcibiades, und Coriolan.

* *

IV.

Fortsetzung des Auszuges, aus Abt Massuets Histoire de la Poesie Françoise. *

Unser Verfasser fährt auf der 102ten Seite fort, die Geschichte der französischen Dichtkunst zu erzählen. Er gesteht, daß die Poeten das meiste zur Verbesserung der französischen Sprache beygetragen. Um die Zeiten Heinrichs des I. und unter Philipps und Ludewigs des Dicken Regierung, als die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande ihren Anfang genommen, hätte es von Poeten gewimmelt. Er meynt, diese Kreuzzüge hätten die Poeten zum Reimen erwecket, ja viele von diesen wären mit nach dem Orlente gezogen**, und hätten gewiesen, daß sie noch was mehr könnten, als Verse machen. Es hätte geschienen, sie wüchsen aus der Erde, wie die Pilzen. Man wüßte aber nur so viel von ihnen, daß sie vor den Kreuzzügen in ihren Gedichten

* S. das vorige Stück des Büchersaals a. d. 112 Seite.

** Wir werden im nächsten Stücke dieses Büchersaals aus einem andern Franzosen hören, daß dieses alles ganz ungegründet ist. Wie denn der Verfasser weder einen zu nennen, noch einen Zeugen davon anzuführen weis.

Lobt man mich, ſo iſt es gut,
Auch das Tadeln kann ich hören.
Jenes macht mir friſchen Muth,
Dieſes kann mich künftig lehren.
Flieh ich nur die Schmeicheley,
Sonſt iſt alles einerley.

Wenn man mich auch ſonſt verlacht,
Daß ich mich in alles ſchicke:
O ſo wird es nicht geacht,
Denn ich ſuche bloß mein Glücke,
Nemlich daß ich fröhlich ſey,
Mir iſt alles einerley.

Schleppt nur andre, wie ihr wollt,
An den ſchweren Kummerſteinen:
Iſt mir nur die Tugend hold;
Ey was wollt ich denn ſo weinen?
Schmerz bringt Kinder zum Geſchrey,
Mir iſt alles einerley.

Sagt mir nicht, daß Schmach und Pein,
Einen Weiſen treffen müſſe,
Ich kann wohl der beſte ſeyn,
Weil ich mir mein Kreuz verſüſſe,
Mich verdreußt die Heucheley,
Alles iſt mir einerley.

Sehe, es kömmt der letzte Schlag,
Zittert doch, ihr feigen Herzen!
Ich erwart ihn jeden Tag,
Und empfinde doch nicht Schmerzen:
Denn bey mir iſts immer May.
Alles gilt mir einerley.

ten nur von Carl dem Großen, von Rolanden, vom Könige Artus, vom Reinhold von Montauban und den Rittern von der Tafelrunde geschrieben. Nach denselben aber hätten sie nur vom Gottfried von Bouillon, Solimann und Noradin, von Califen, Sultanen, und den Wundern aus Aegypten und Syrien gesungen. Alles dieses sagt der Autor ohne Beweis, und in die weite Welt hinein.

Ferner meynt er die französischen Lieder wären damals sehr in Schwang gekommen: und auf diese Art der Poesie thut er sehr stolz: Car y faut convenir, sagt er, que nous y excellons! Er glaubt, ganz Europa gestehe es, daß Frankreich ein besondres Geschick zu dieser Art der Poesie habe. Wenigstens wird den Franzosen niemand das Talent absprechen, sich mit Kleinigkeiten recht breit zu machen. Wir haben gewiß ältere Lieder im Deutschen aufzuweisen, als sie. Vor zweyhundert, ja noch vor hundert Jahren hat alles von deutschen Liedern gewimmelt: ja seit etlichen Jahren haben wir eine solche Menge neuer Lieder bekommen, die an Geist, Wohlklang und Melodien allen Französischen die Spitze bieten. Gleichwohl zieht er die Französischen nicht nur den heutigen wälschen und spanischen, sondern auch den alten griechischen und römischen vor: worinn wir ihm die Liebhaber der wälschen Arien, und der griechischen Alterthümer auf den Hals weisen wollen. Mit denen mag er es ausmachen. Den Beweis, den er von den Liedern dieser alten Zeiten giebt, nimmt er aus dem Yves, Bischofe von Chartres, der zwar wirklich von cantilenis rhythmicis redet,

aber

aber nicht sagt, daß sie französisch' gewesen. Er scheint aber nicht zu wissen, daß man damals gereimte lateinische Verse gemacht, und gesungen habe: wie wir ihm nächstens, aus einem andern französischen Schriftsteller zeigen wollen.

Hierbey erinnert er sich, daß auch die Normandie dazumal in Versen Wunder gethan, als Wilhelm der Eroberer Engelland bezwungen hatte. Hierinn hat er zwar Recht: denn dieses sind eigentlich die ältesten französischen Poeten gewesen; ob sie gleich nicht unter dem Zepter eines Königs von Frankreich lebten, sondern Unterthanen eines Königs von England waren. Ja diese Normänner waren Deutsche von Ursprunge, wie die Antwort eines ihrer Heerführer Raoul oder Rudolph, sattsam anzeiget, dessen Camden in seiner Britannia gedenket; der, als er dem Könige Carl dem Einfältigen die Füße küssen sollte, auf gut sächsisch schwur: Ne, by Gott! oder Nein, bey Gott! daß ers nicht thun würde. Die Lust zur Poesie aber war dieses nordischen Volkes Eigenschaft, schon ehe sie nach Frankreich gekommen, und die Normandie eingenommen. Denn der Mönch Theodorich, der im XII. Jahrhunderte von den alten Königen von Norwegen geschrieben, und welchen Kirchmann 1681 ans Licht gestellet hat, berichtet: daß die alten Könige und Heerführer im Norden, allezeit einen Dichter bey sich gehabt, der ihre Siege in Versen beschrieben *. Dieser alte nordische Geschmack hat sich um

* S. Nouvell. de la Republ. des Lettres, Fevrier 1688 p. 138. 189. imgleichen Toland's History of de Druids. T. I. p. 26. 27. sequ.

um die Zeit Wilhelm Conquestors in der Normandie erneuert, und also haben die Franzosen uns abermal ihre ersten Poeten zu danken. Ja da die Malherben, Sarrasins, Segrais, Corneillen und Fontenellen auch gebohrne Normänner gewesen: so können wir, ohne sehr zu irren, sagen, daß auch in diesen Zierden ihres Parnasses noch mancher Tropfen altes normännisches oder deutsches Bluts übrig gewesen.

Das älteste Gedicht das von diesen normannischen Barden übrig ist, heißt Brut, oder Brutus, und sein Urheber hat Meister Eustachius geheißen. Er setzt darinnen nach dem Berichte der englischen Jahrbücher zum voraus, daß ein alsogenannter Enkel des Aeneas, auf diese Insel gekommen, und ein Königreich daselbst gestiftet habe. Er putzet dieses nach poetischer Art aufs beste aus, und dichtet eine Reihe von Begebenheiten einer Monarchie, die niemals gewesen ist. Er hebt so an:

Qui veut ouir, qui veut savoir,
De Roi en Roi, & d'hoir en hoir,
Qui eils furent, & d'où eils vinrent,
Qui Angleterre primes tinrent.

Uns scheint aber die Rechtschreibung dieser Zeilen nicht alt genug zu seyn; für die Zeiten zumal, da dieser Dichter gelebt, wie er selbst am Ende meldet; nämlich tausend einhundert fünf und funfzig:

L'an mil cent cinquante cinq ans
Fit Maitre Eustache ce Romans.

Gleich nach diesem Dichter hat Alexander von Paris, den großen Alexander von Macedonien in einem

Ge-

Gedichte besungen; und Lamberten le Court, oder den Kurzen, zum Gehülfen gehabt. Hernach hat noch Peter von St. Cloſt, sein Testament in Verse gebracht, u. Joh. der Niveleſer (le Nivelois) ein Buch davon gemacht, wie sein Tod gerächet worden. Bis dahin hatte man sich in den Versen nur der achtsylbigten Zeilen bedienet. Diese Poeten aber versuchten es, zwölfsylbigte zu machen: und daher bekamen diese langen Verse den Namen der alexandriniſchen. Eine Probe von ihrer Arbeit sey diese Zeile, darinn man den Fall eines erschlagnen Ritters beschreibt:

Du long, comme il étoit, meſura la Campagne.
Er fiel so lang er war, und maß das flache Feld.

Bald darauf kam der Roman vom Pfau, (du Paon.) als eine Fortsetzung des vorigen. Man weis aber seinen Urheber und Inhalt nicht.

Nun thut sich der Verfaſſer recht viel auf den Abälard zu gute, der auf seine Heloiſe viel schöne Liederchen gemacht haben soll, die auch von halb Frankreich wären gesungen worden. Die Sache ist wohl wahr, wie solches aus seinen Briefen erhellet *: daß aber diese Liederchen französisch gewesen, ist unerweislich. Heloiſe verstund gar zu gut Latein, und die lateiniſchen Lieder waren damals zu sehr Mode in Paris, als daß er ihr in einer gemeinen Bauersprache hätte versingen wollen. Es ist zum Unglücke

* Epiſt. I. p. 12. Quorum etiam carminum pleraque adhuc in multis, ſicut et ipſe noſti, frequentantur regionibus, ab his maxime, quos vita ſimilis oblectat.

cke weder in einer noch der andern Sprache das geringſte davon vorhanden: aber wir wollen nächſtens eines andern Franzoſen Gründe beybringen, daß nichts davon franzöſiſch geweſen. Diejenigen, die Abälarden den Roman von der Roſe Schuld geben, verdienen ſelbſt bey dem Abte Maſſuet kein Gehör.

Um dieſe Zeit vertrieb Philipp Auguſt durch einen Befehl, alle Comödianten und Gaukler von Hofe: allein, da man beſorgte, er hätte die Poeten mit gemeynet, zeigte es ſich, daß er ſie liebte, und gern um ſich hatte. Helynand war einer davon, dem er viel gutes that. Nach der Tafel ließ ihn der König kommen, und da mußte er etwas von ſeiner Arbeit vorſingen. Im Anfange des XVII. Jahrhunderts hat Anton Loiſel die Werke dieſes Dichters aus dem Staube gezogen, und heraus gegeben; darunter ein Gedicht vom Tode das wichtigſte iſt. Zur Probe von ſeiner Satire, führt man folgendes an:

Rome eſt le mal, qui tout aſſomme,
Qui fait aux Simoniaux voile,
De Cardinal & d'Apoſtoile.

Durch das letzte Wort verſteht er nach alter franzöſiſcher Art, den Pabſt. Hugo von Bercy lebte zu eben der Zeit, und ſoll der angenehmſte von allen alten franzöſiſchen Reimern geweſen ſeyn. Man nannte ihn zum Spotte **Guyot von Provins**, weil er aus dieſer Stadt gebürtig war. Er ſchrieb unter dem Titel, la Bible Guyot, eine beißende Satire wider alle Stände; etwa wie unſer Renner iſt. Er nannte ſie die Bibel, weil ſie lauter Wahrheit in ſich hielt: und in der That ſchont er niemanden. Von den Aerzten ſagt er:

Fol

Fol eſt, qui en tel Art ſe fie!
Ein Narr, der ſolcher Kunſt vertraut!

Und von den Juriſten heißt es:

Les Loix apprennent tromperie.
Die Rechte lehren nur betrügen.

Und damit keiner böſe würde, thut er von ſich ſelbſt auch das Bekenntniß:

Hugues de Bercy qui tant a
Cherché le ſiecle ça & là
Qu'il a vû, que tout n'en vaut rien,
Preche ores de faire le bien.

Hierauf folgen nun **Raoul von Houdan** und **Chriſtian von Troyes**; von welchen **Huon von Merry**, vierzig Jahre hernach dieſes Zeugniß ablegt:

Les dits Raoul et Chreſtien,
Onque bouche de Chreſtien
Ne dit ſi bien, comme ils diſoient.

Der erſte ſchrieb, Le Roman des ailes, le Roman de Meraugis, & le Fabliau de la voye d'Enfer. Der zweyte war noch fruchtbarer: denn er ſchrieb 1) den Roman vom Graal, 2) von der Tafelrunde, 3) vom Löwenritter, 4) vom Schwertritter und vom Perceval, welchen letzten bey uns Wolfram von Eſchenbach im Anfange des XIII. Jahrhunderts verdeutſcht hat *. Auch vom Lancelot hat er einen ange-

* Er iſt 1477 in fol. deutſch herausgekommen, und außer dem Exemplare, welches auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, und auf der hieſigen Paulinerbibliothek iſt, beſitzen wir ſelbſt dieſes ſo ſeltne Stück; welches auch der ſo fleißige Mattaire nicht einmal gekannt hat.

angefangen, aber nicht zum Ende gebracht; sein Freund, Gottfried von Ligny aber, hat es zum Ende gebracht.

Es hat noch eine gute Anzahl von Dichtern damals gegeben, als Meister Mace, ein Normann, der die Geschichte der Herzoge von Normandie in Versen beschrieben; Thibault von Mailly aus der Picardie, der eine Satire gemacht; Tristan der Chatelan, von Coucy, und Blondel; die verliebte Lieder gemacht. Blondel war beym Könige Richard dem I. von England sehr beliebt: und als dieser auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande, durch Oesterreich gieng, ward er vom Herzoge zu Oesterreich aufgehoben, und auf ein altes Schloß gebracht. Man wußte lange nicht, wo der König geblieben war; aber der Poet spähete ihn aus. Er schlich sich nahe an das Schloß, wo er hörte, daß jemand gefangen säße, und sang ein Liedchen, welches er und der König einmal mit einander gemacht hatten. So bald es der König hörte, merkte er, daß Blondel da wäre; und sagte die andre Hälfte davon überlaut her. Als das Blondel hörte, gieng er nach England, und erzählte es den Großen des Landes.

Unter eben diesem Könige Phlipp August, ist auch die Historie von der Eroberung der Stadt Constantinopel, durch die Franzosen, vom Ville Hardouin beschrieben worden: und dieß ist das älteste Buch in ungebundner Rede, das man französisch hat. Ludewigs VIII. Regierung, daurete nur drey Jahre, und hatte nur einen Poeten, den Hebers, aufzuweisen; der den Roman von den sie-

ben weisen Meistern aus dem Lateine des Don Jean, eines Mönchs von Haute Selve übersetzt hat:

Li bon Moine de bonne vie
De Haute-Selve l'Abbeye
A l'Histoire renouvellée
Par bel Latin l'a ordonnée &c.

Das Buch hält viel unzüchtige Ausdrückungen in sich, die man damals nicht so genau nahm. Die Wälschen, sonderlich Bocatius, sollen sich viel daraus zu Nutze gemacht haben; wie die Franzosen sagen: allein Hebers war ja selbst ein Uebersetzer. Selbst der Mönch Johann hat es nicht erfunden. Sandhaber hat es zuerst indianisch geschrieben, daraus ist es ins Arabische, Syrische, Griechische und Lateinische, aber nicht ohne große Veränderungen gebracht worden. Ja wir haben auch eine Deutsche Uebersetzung davon. Eben dieser Hebers soll auch das Leben Josaphats gemacht haben. Wenn das die Legende von Barlaam und Josaphat ist: so kann er gleichfalls nur ihr Uebersetzer seyn, weil die Originale davon griechisch und lateinisch vorhanden sind.

Unter dem Heil. Ludewig sind mehr Poeten aufgestanden, als vorhin unter allen Königen zusammen genommen. Die großen Herren haben damals angefangen zu dichten, wie es bey uns hundert Jahre vorher geschehen war. Er nennt hier einige, als z. E. Carlen Prinzen von Anjou, Heinrichen, Herzog von Brabant, Petern, Graf von Campagne, Rudolphen Graf von Soissons, und Thibaute

König

König von Navarra. Alle ihre Lieder aber haben bald hernach ihren Werth verlohren: nur des letzten seine hat man neulich herausgegeben, und wir wollen nächstens Nachricht davon ertheilen. Unser Verfasser meldet, daß Dantes ihn sehr gelobt, Ariost aber gar seine Art von Versen nachgeahmet habe. Das Beyspiel der Großen hat die andern aufgemuntert, und ein jeder hat angefangen verliebte Lieder zu machen. Gace Brüle ward einer von den berühmtesten unter ihnen, und Eustachius' der Maler kam ihm fast gleich. Johann Monior und Guillebert von Berneville, imgleichen Robert von Marberolles, und Peter von Craon sind eben solche Liedermacher gewesen.

Doete von Troye, war eine nicht minder schöne, als wegen ihres Witzes und ihrer schönen Stimme beliebte Dichterinn. Sie war zu Maynz, als Kaiser Konrad daselbst Hof hielt, und so schreibt sie davon:

De Troye la belle Doete
Y chantoit cette chanſonette
Quand revient la ſaiſon quand l'herbe reverdoye &c.

Hierauf folgen noch wohl ein dreyßig Namen von verliebten Liedermachern, daran uns nichts gelegen ist. Man erfand damals noch eine Art kleiner Stücke, die man jeux partis nennte; wobey wir uns auch nicht aufhalten können. Johann von Chastelet, hat des Cato moralische Verse ins französische gebracht; und Maria de France, eine Poetinn, die Fabeln Aesops aus dem Englischen übersetzet:

Pour L'amour du Comte Guillaume
Le plus vaillant de ce Royaume.

Renaud d' Audon machte eine Satire über alle Stände; ein andrer, Johann Bodel, machte unter der Gestalt eines Abschiedes an die ganze Stadt, ein bittres Strafgedicht über alle, die er kannte. Um diese Zeit kam auch eine Menge von Fabels und Fabliaux zum Vorscheine; das waren halb wahre, halb erdichtete Erzählungen von allerley lustigen Begebenheiten. Z. E. von dem Hosentragen der Weiber schreibt einer so:

Hüe Piarcelle qui trouva
Cil Fabel, par raison prouva
Que cil a femme robête (robuste)
Est garni de mauvaise bête.

An Romanen hat es damals auch nicht gefehlet: ja es hat einen Poeten gegeben, der die ganze Französische Historie in Verse gebracht; die aber dadurch zum Romane geworden. Den berühmtesten Roman der damaligen Zeit, hat Wilhelm von Lorris gemacht, und das ist der von Rose. Marot hat ihn den französischen Ennius genennt. Er hat schöne Bilder und lebhafte Beschreibungen gemacht; davon hier Proben stehen. Wir können uns aber bey ihm und etlichen andern nicht aufhalten, und eilen zur Regierung König Philipps des Kühnen.

Die Gemahlinn dieses Königes schützte alle Dichter sehr: denn ihr Vater, der obgedachte Herzog von Braband war selbst ein Poet gewesen.

Sie

Die XX. Ode.

Die Reime.

Auf den Geburtstag Hrn. Joh. Chriſtoph Gottſcheds,

den 2 Hornung 1738.

M. Johann Joachim Schwabe.

Nicht Witz und Geiſt; nur Maaß und Reim,
Gerühmter Oden heutigs Feuer,
Zerſtreueter Gedanken Leim,
Dient meiner Schwachheit itzt zum Steuer.
Sey, Pegaſus, nur nicht beſohlt!
Was thuts? Der Reim wird weitgehohlt,
Und ſo flieg ich zu Pindus Hügeln:
Ich eile durch die große Kluft
Der um die Welt geſpannten Luft,
Mit ausgedehnten Adlersflügeln.

Gemeine Reime heben nichts,
Und ſind das Merkmaal feiger Geiſter.
Weg mit den Stralen jenes Lichts,
Der Philoſophen feſtem Kleiſter!
Was braucht ein Dichter doch Vernunft?
Das iſt ein Werk der matten Zunft,
Der es an allen Flammen mangelt;
Die alles überdenkend lauſcht,
Gedanken um Gedanken tauſcht,
Bevor es einſt den rechten angelt.

Den

Sie hatte eine Vertraute, mit der ſie einen Entwurf zu einem Romane machte, den ein Poet, Cleomades genannt, ſchreiben mußte. Was er ſonſt geſchrieben, ſagt er ſelbſt in etlichen Zeilen.

Ie, qui fis d'Ogier le Danois
Et de Bertin qui fit au bois
Et de Bedon de Commarchi
Ai un autre Livre rempli
Moult merveilleux & moult divers &c.

Unter Philipp dem ſchönen ſind vier Poeten berühmt geworden, darunter der Roman du nouveau Renard merkwürdig iſt, den wir unter dem Namen des Reinike Fuchs deutſch haben. Wen der Verfaſſer dadurch verſtanden, weis unſer Abe Maſſieu nicht: bey uns aber hat es Eccard in der Vorrede bey den Collect. Etym. Leibn. ausgeführet: und den wahren Ueberſetzer, dafür Morhof Baumannen ausgegeben, hat Herr Hackemann in der Vorrede zur wolffenbüttelſchen Ausgabe des Reinecke de Vos, entdecket. Die wahre Jahrzahl des Buches iſt 1290; denn es heißt darinn:

Mil deux cens & quatre vingts
Et dix fut ci faite la fin.

Peter Gentien verewigte funfzig pariſiſche Frauen, als Amazonen; indem er dichtet, ſie hätten einen Zug nach dem gelobten Lande unternommen, und vorher zur Probe, ein Carouſel angeſtellet. Iean de Meun, hat den Roman von der Roſe zum Ende gebracht; davon es heißt:

Ci est le Roman de la Rose
Ou tout l'art de l'amour est enclose.

Sie schelten und loben die Liebe darinn wechselsweise; doch wir können uns dabey nicht aufhalten, obgleich der Verfasser einen langen Auszug daraus macht. Jean Moulinet hat ihn unter Ludewig dem XI. in ungebundene Schreibart gebracht. Marot hat ihn hochgeschätzt, und wieder übersehen wollen. Andre alte Poeten haben viel daraus gelernet: Abälard aber hat ihn nicht gemacht, wie einige daraus haben schließen wollen, daß er seine Heloise, bisweilen eine Rose genennet. Und hier schließt der Verfasser den ersten Theil seines Werkes mit einer Entschuldigung, daß er soviele Stellen aus den alten Dichtern angeführet. Er sagt, dieses könne dreyerley Nutzen haben. 1) Fände man doch etwas gutes darinn; 2) Sähe man daraus den Zustand der französischen Sprache in damaligen Zeiten. 3) Könnte man in Ansehung der Geschichte manchen Umstand daraus ziehen. Und hierinn hat er vollkommen recht.

Wir haben uns bey diesem ersten Theile am längsten aufgehalten; weil es am merkwürdigsten ist, die ersten Anfänge der Poesie eines Volkes kennen zu lernen. Jetzo werden wir nur etwas von dem folgenden reden. Unter etlichen vorigen Königen, ja selbst unter Philippen von Valois, fiel die französische Poesie sehr in Verachtung; theils weil die Franzosen von Natur unbeständig sind; theils weil soviel elendes Zeug geschrieben ward, daß ein Ekel daraus entstund. Man hub

aber

aber desto mehr an, in Prosa zu schreiben. Das war nun viel leichter. Ja sie erfanden nicht einmal was neues, sondern brachten die Poeten in ungebundene Schreibart. Kaiser Karl, König Artus, Ogier der Däne, die Tafelrunde, und unzählige andre prosaische Romane entstunden daraus. Doch kamen auch ein paar Poeten zum Vorscheine. Der eine beschrieb in dem Roman des Oiseaux, die ganze Falconierkunst; der andre schrieb L'Evangile des Femmes, oder eine Satire aufs Frauenzimmer, und Le Champ vertueux de bonne vie, halb in Versen halb in Prosa.

Unterm Könige Johann, gieng es noch eben so schlecht her: unter Carln dem V. aber ward es besser. Denn dieser hatte studiret, sammlete sich zuerst eine Bibliothek, und brachte neunhundert Bände zusammen: welches vor Erfindung der Buchdruckerey sehr viel war. Unter ihm wurden Chants Royaux, Ballades, Lais, Virelais, Triolets, Rondeaux und andre solche Kleinigkeiten erfunden, deren sich die heutigen französischen Poeten selbst schämen. So sieht man, daß der französische Witz allezeit die Tändeleyen geliebt hat: denn dieser Geschmack hat unter vielen folgenden Regierungen noch gedauret. Im 1362sten Jahre hat Froissard, Le paradis d'Amour, le Temple d'Honneur, ein Lobgedicht auf den Monat May, u. d. m. angefangen; 1394 aber geendiget, und zwar wie er sagt, mit dem Beystande Gottes, und des Cupido. Der berühmte Cardinal Peter von Ailly reimte damals auch zuweilen; und Ru-

dolph von Presles nannte sich, den Beichtvater u. Poeten des Königes; ein herrlicher Titel! Ein Prior, der H. Genevieve aber schrieb ein Buch: L'Art de dictier Ballades & Rondels, welches allem Ansehen nach, die erste französische Dichtkunst gewesen.

Hierbey wollen wir abbrechen. Liebhaber solcher Sachen werden sich ohne dieß, das Werkchen selbst anschaffen; da es klein und gar wohl zu bezahlen ist.

* *

V.

Horazens vierte Satire
des ersten Buchs *.

Wenn einer sonst durch Raub, durch Diebstahl, Ehbruch, Morden,
Und andre Schelmerey einmal berüchtigt worden:
So war gleich ein Eupol, Kratin, Aristophan,
Und wer im Sticheln sich sonst mehr hervor gethan;
Der solch Gesindel gleich in seine Verse brachte,
Und auf dem Schaugerüst zum Spottgelächter machte.
Durch diese Leut erhielt Lucil auch großen Ruhm.
Der schlaue Dichter goß ihr' Arbeit künstlich um:
Er

* Wir denken unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, indem wir ihnen diesen Versuch aus der Feder eines vornehmen Cavalliers mittheilen, der an einem großen Hofe geheimten Raths Character hat, und neulich nebst dem Hrn. Consistorialrath u. Oberamtsassessor zu Glogau, dem Urheber des Trauerspiels Orestes und Pylades, von der kön. deutschen Gesellschaft zu Königsberg zum Mitgliede derselben erkläret worden.

Er änderte den Fuß, das Maaß, und das Gewichte,
Und wenn es fertig war, ſo hieß ers ein Gedichte.
Sonſt wars ein hübſcher Mann; auf Narren hielt
er viel:
Er ſchrieb auch viel, und gern; nur daß aus ſeinem Kiel
Was Ungezwungenes nicht gerne wollte fließen:
Drum fand er auch' mehr Spaß was Altes umzugießen.
Das floß ihm, daß er oft zweyhundert Verſe fand,
Und zwar indem er nur auf einem Fuße ſtand.
Allein es floß ihm ſo, wie wilde Fluthen ſchlemmen,
Die nur mit Schlam und Schutt die Felder über-
ſchwemmen.
Vom Denken hielt er nichts; vom Plaudern aber viel.
Er war ſo, wie Criſpin: ach! dieſer Plaudrer will,
Ich ſoll mich gleich mit ihm auf Dint u. Feder ſchlagen!
Komm! nimm ein Blatt Papier, ſpricht er, wir wol-
lens wagen!
Ein jeder ſperre ſich hier in ein Zimmer ein,
Und ein paar Mann zur Wacht, die ſollen Zeugen ſeyn,
Wer von uns beyden wohl am meiſten könne ſchreiben.
Ach! ich will ewiglich den Göttern dankbar bleiben,
Die keinen ſchnellen Geiſt in meine Bruſt gelegt,
Der, eh ich ſprech, und ſchreib', erſt alles gern erwegt.
Mein ehrlicher Criſpin! meintwegen magſt du raſen,
Und wie ein Blaſebalg ſo lang ins Feuer blaſen,
Bis daß der härtſte Stahl geſchmeidig werden muß.
Wie glücklich iſt doch nicht der große Fannius,
Der durch ſein prächtig Bild, u. hochgelehrte Schriften,
Sich ſelbſt im Muſenchor ein Denkmaal wollen ſtiften?
Doch mein elendes Zeug kömt kaum ans Tageslicht:
Ich weis, die große Welt liebt ſolche Schriften nicht;

Denn faſt der meiſte Theil, der findet ſich getroffen,
Und wer die Wahrheit ſchreibt, kann wenig Beyfall hoffen.
Betrachte recht genau, was vornehm, und gemein:
Der wird vom Geiz ein Sklav, und der vom Hochmuth ſeyn;
Der will von nichts, als nur vom Hahnreymachen hören;
Und jener möchte gern gar die Natur verkehren.
Der ſinnt nur Nacht und Tag auf Silber, u. auf Gold;
Und Albius iſt nur gegoßnen Bildern hold;
Der ſchwimmt von Oſt nach Weſt durch wilde, wüſte Meere,
Und dann von Weſt nach Oſt, daß er ſein Geld verkehre.
So wie ein Wirbelwind den Staub zuſammen dreht,
Wirft ihn das Meer herum. Läßt ſich nun ein Poet,
Der gern die Wahrheit ſchreibt, bey ſolchē Leutē blicken,
Darf er ſich nur auf Haß, und auf Verfolgung ſchicken.
Da ſieht der eine gleich den andern warnend an,
Und huſtet, winkt u. ſpricht: das iſt ein ſchlimmer Mañ!
Ihr Leute! hütet euch vor ihm, und ſeiner Feder!
Er taſtet jeden an; geht jedem gleich aufs Leder!
Wenn ihn der Bosheittrieb, der Läſterkützel ſticht,
Ach! da verſchont er auch die beſten Freunde nicht!
Sō bald ſein Strom von Gall, und Geifer ſich ergießet,
Und einmal aufs Papier aus ſeiner Feder fließet,
So ruht er nicht, bis ers ans Licht der Sonnen bringt,
Und bis man gar vor Geld es öffentlich abſingt.
Deswegen mag ich nicht den Dichterruhm erjagen,
Noch mich in ihre Zunft als ein Poete wagen.

Denn

Denn wer die Wörter nur in bloße Reime zwingt,
Wenn gleich das ein' am End', als wie das andre klingt,
Der wird deswegen doch noch nicht gleich zum Poeten.
Wenn er die Muſen gleich in Verſen drum gebethen;
Und ſchreibt, zumal nur ſo, wie ich, und wie man ſpricht,
Nein! der iſt lange noch kein rechter Dichter nicht.
Nur, der, in deſſen Geiſt ein göttlich Feuer brennet,
Und der den rechten Grund der wahren Weisheit kennet,
Der gründlich denkt u. ſchreibt, u. folgt ſtets der Natur,
Der, der verdient mit Recht den großen Namen nur.
Daher entſtund der Streit auch unter den Gelehrten,
Ob die Comödien zur Dichterkunſt gehörten?
Weil darinn mehrentheils die Schreibart nur gemein,
Und drum der Poeſie nicht würdig ſchien zu ſeyn;
Ein bloß Geſpräch, darinn kein Geiſt, und Leben wäre,
Da man an keinen Fuß, und an kein Maaß ſich kehre.
Allein, wenn man darinn den Vater ſchäumen ſieht,
Weil ein verbuhltes Menſch ſein Söhnchen an ſich zieht,
Wie des Magneten Kraft den größten Klumpē Eiſen;
Und wenn ſein Enkelchen, als wie die Fiſch in Reiſen,
An Netzen kleben bleibt, und drum ein reiches Weib
Aus Raſerey verſcherzt; ja wenn ſein Zeitvertreib
In ſteter Völlerey bey Nacht und Tag beſtehet,
Und durch die Straßen gar am Tag mit Fackeln gehet:
So ſchäumt, ſo tobt, ſo raſt auch der Comödiant.
Jedoch iſt dir denn nicht Pomponius bekannt?
Ach! wenn der gute Mann noch itzo ſollte leben,
Und ſäh die Fehler an, die ſeinem Sohn anklebten!
Ach! glaube mir, mein Freund; ach! er ſpräch eben ſo,
Er brennte gleichfalls auch aus Eifer lichterloh.

Dem-

Demnach ſo heiſſe man das nicht gleich ein Gedichte,
Daß man nur Wort auf Wort, und Sylb, auf Sylbe ſchichte,
Iſt gleich die Reimerey recht zierlich, klar und rein;
Es muß auch Geiſt und Kraft, und Leben drinnen ſeyn.
Löſt man es auf, ſo muß der rechte Vater ſchäumen,
So ſtark als der Poet in Phantaſey und Träumen.
Drum wenn man, was Lucil, u. ich, nach ihm, gedicht,
Recht auf einander legt, findt man darinnen nicht,
Was man beym Ennius nach der Zergliedrung findet;
Bey dem der Dichter bleibt, wenn gleich der Reim verſchwindet: (ſengt,
Denn er fieng alſo an: wenn Mavors brennt und
Nachdem ihr eiſern Thor die Zwietracht aufgeſprengt.

Dieß ſey genug hiervon, um deutlich zu erkennen,
Ob die Comödien Gedichte ſind zu nennen.
Ich weis, mein Freund, du hältſt Satiren für ſehr ſchlecht:
Drum laß uns itzo ſehn, haſt du hierinn auch recht?
Wenn wir den Sulcius, und Caprius anſehen,
Die täglich als Spions durch alle Straßen gehen:
So lebt, ſo zittert gleich ein jeder Böſewicht;
Doch, wer ſich ſicher weis, erſchrickt vor ihnen nicht.
Wer ſein Gewiſſen nie durch Schandthat mag beflecke,
Wird weder vor Spions, noch vor Gericht erſchrecken.
Wenn du nun ärger wärſt, als Byrr, und Cöllius,
Bin ich ein Caprius? bin ich ein Sulcius?
Warum erſchrickſt du dann, und willſt vor mir dich ſcheuen?
Laß ich den mein Gedicht, wie ein Pasquill ausſtreuen?

Schlägt

Schlägt man es öffentlich an allen Ecken an,
Damit es ein Tigell dem Pöbel zeigen kann?
Ich leſe das, was ich, zum Spaß, für mich, geſchrieben,
Nur guten Freunden vor, die Glimpf und Sanftmuth lieben;
Ja oft gezwungen nur, weil ichs nicht ändern kann.
Ich zeige mein Gedicht fürwahr nicht jedermann,
Wie mancher Spötter thut, der es auf allen Gaſſen
Ja öffentlich im Bad pflegt abzuleſen laſſen,
Damit es beſſer ſchallt. Doch thuts ein ſolcher nur,
Der weder Witz, noch Geiſt, noch Leben, noch Natur,
Noch wahrer Weisheit Licht recht in dem Grunde keñet,
Der nur in wilder Wuth berühmt zu werden brennet.

Ja, ſprichſt du: dir ſind doch Satiren herzlich lieb;
Und dieſe Liebe quillt aus dem Verläumdungstrieb.
Mein Freund, beweiſe mir, was du mir ſchuld gegeben:
Geh hin, frag alle die, die täglich mit mir leben,
Ob einer das von mir mit Recht behaupten kann?

Nur den ſeh ich mit Recht als einen Spötter an:
Wer in Abweſenheit von ſeinem guten Freunde,
Mit Vorſatz übel ſpricht, und gegen ſeiner Feinde
Verleumdung ihn nicht ſchützt, u. ſchweigt kaltſinig ſtill;
Wer die Geſellſchaft ſtets zum Lachen reizen will;
Wer glaubt, was er erſinnt, müß über alles gehen;
Wer ſich erſinnen kann, was er doch nie geſehen:
Wer, was man ihm vertraut, nicht leicht verſchweigen kann,
Den nur, den ſeh ich nur für recht gefährlich an!
Ich wette, daß wenn wir zu Gaſte werden gehen,
Wir werden mehrentheils von Gäſten einen ſehen,

Der

Der alle Gäst angreifst, und lachet jeden aus.
Wenns hoch kömmt schonet er noch wohl den Wirth vom Haus:
Doch wenn der Wein erst recht in ihn hinein geflossen,
Und Bachus Schlüssel erst das Herz recht aufgeschloßē,
So muß der Wirth vom Hauß auch endlich selber dran.
Doch lächelst du, und sprichst: das ist ein artger Mañ!
Er ist belebt und frey, und kann vernünftig scherzen;
Du, der Verleumder fliehst, und hassest sie von Herzen.
Wenn ich nun auch einmal bescheiden scherzen will,
So stutzt ein jeder gleich! winkt, hustet, schweiget still.
Hier fällt mir etwas ein: ich sagt' einmal vor diesem,
Gorgon stinkt wie ein Bock, Rufillus riecht nach Biesem!
Da schrie man in ganz Rom: das ist ein schlimmer Mañ,
Vor dessen Lästermaul sich jeder hüten kann!

Wenn man dir sagt: Petill hat den, u. den bestohlen;
So thust du, als wär er bey dir recht wohl empfohlen.
Ach! sprichst du: mein Petill, mein wahrer Herzensfreund,
Hat es von Jugend auf, so gut mit mir gemeynt,
Und manche Probe mir von seiner Treu gegeben;
Mich freuts, daß er nun hier in Rom kann ruhig leben:
Doch, das begreif ich nicht, wie er sich hier durchlog,
Und glücklich aus der schlecht, und garstgen Sache zog.
Das, das, mein lieber Freund, kann man Verleumdung nennen!
Das heißt in Gall und Gift, und stillem Feuer brennen!
Nein! solcher Gift wird nie in meinen Schriften seyn,
Denn davon ist fürwahr mein ganzes Herze rein.

Bis-

Den Hübner her; der Einfall ſtockt;
Er kann ihm auf die Beine helfen.
Hier wird mir Zucker eingebrockt;
Dort ſättigt man mich nur mit Schelfen:
Dort, wo man ſorgſam wählend prüft,
Wie ſich der Seelen Kraft vertieft,
Und Bild und Witz zuſammenharkte.
Beym Hübner wird der Sinn nicht ſtumpf;
Er hebt ihn aus der Armuth Sumpf,
Und trägt den Reichthum mir zu Markte.

Du wirſt zu einem Schwan, Horaz!
Ich aber werde gar zur Lerche.
Du fragſt: Wie kömmts? Mein Hübner thats!
Der macht aus Menſchen oftmals Störche.
Itzt ſteig ich höher, als Pindar;
Mich wird kein ferner Blick gewahr:
Doch höret man den Ton des Schnabels.
Der Landmann ſpitzt ſein kennend Ohr;
Ihn dünkt, als hört er ein Pandor;
Wie! wirkte dieß die Sprache Babels?

Es iſt ein unerworbner Schimpf,
Den uns des Witzes Freunde wirken.
Doch, kühne Spötter! etwas Glimpf;
Sonſt geht es euch ſo, wie den Türken.
Die jagte Kulicham auch kurz,
Mit einem übereilten Sturz,
Aus ſeines neuen Reiches Ländern.
O wüßtet ihr der Reime Kraft,
Und ſchmecktet einmal ihren Saft;
Ihr würdet Stimm und Zorn verändern.

Bisweilen ſcherz ich zwar, doch nur in Kleinigkeiten.
Sollt ich mit Fingern auch auf den, und jenen deuten,
So hoff und glaub ich doch, ich werd entſchuldigt ſeyn:
Mein Vater flößte mir die Art zu ſchreiben ein.
Um mir der Laſter Wuth recht ernſtlich zu vergällen,
So pflegt er mir allzeit Exempel vorzuſtellen.
Wenn er die Sparſamkeit vor andern mir anpries,
Und auf den Sohn Albins darum mit Fingern wies,
Weil dieſer ſchlechte Kerl ſein väterliches Erbe
So ſchändlich durchgebracht, u. faſt vor Hunger ſtirbe:
So wie der Barrus auch im Elend faſt verſchmacht,
Nachdem er Hab und Gut, und alles durchgebracht:
So wollt er mir dadurch die Sparſamkeit einprägen,
Damit ich ſollte ſehn, wie viel daran gelegen.
Merkt er an mir den Trieb den Meßen nachzugehn:
Du darfſt, ſprach er, mein Sohn, nur den Sectan anſehn.
Sorgt er, ich möchte gar auf fremde Weiber denken;
So ſagt er nur, davon mich gleichfalls abzulenken:
Weiſt du es, daß Trebon in fremdem Teich gefiſcht?
Doch, weiſt du auch, daß man ihn drüber hat erwiſcht?
Denn fuhr er weiter fort: mein Sohn! die Sittenlehre,
Und was zum rechten Grund der Tugenden gehöre,
Wirſt du am deutlichſten bey weiſen Männern ſehn;
Wenn du einſt fleißig wirſt in ihre Schulen gehn.
Vor mich iſt es genug, wenn ich dir klar gewieſen,
Wie unſre Väter ſtets die Tugend hoch geprieſen;
Demſelben folge nach. Bewahr dein reines Herz,
Denn auf der Lüſte Wuth folgt allzeit Reu u. Schmerz.
Wenn endlich nun die Zeit dir Leib und Geiſt geſtärket,
Wenn dein Verſtand gereift, daß er auf alles merket:

Alsdann mein lieber Sohn, so geh denn auch allein;
Denn da wird dir mein Rath, nicht ferner nöthig seyn.
So pflag er mich nun stets von kindheit an zu lehren.
Um mich mit solcher Art zum Guten zu bekehren;
So sprach er nur: Mein Sohn! der hat das auch gethan,
Und jedermann hält ihn für einen großen Mann.
Hingegen, sucht er mich vom Bösen abzuziehen;
So sprach er: Ach mein Sohn! daß dieß, und das zu fliehen,
Das kannst du hell und klar, an dem, und jenem sehn,
Die durch der Laster Wuth dem Fall entgegen gehn.
Wenn man des Nachbars Sohn nach seiner Ruhstatt träget,
So wird ein Kranker oft dadurch so sehr beweget,
Daß er, und zwar aus Furcht zu sterben, in sich geht,
Nimmt ein, was ihm der Arzt verschreibt, und hält Diät.
So machts oft ein noch rein und redliches Gemüthe,
Daß wegen andrer Schimpf es sich vor Lastern hüte.
Drum bin ich itzund auch von groben Lastern frey;
Ich weis, daß dieser Zucht ich alles schuldig sey.
Die andern Fehler, die mir freylich noch ankleben,
Die hoff ich, wird man ja aus Liebe mir vergeben.
Vielleicht wird auch die Zeit, und guter Freunde Rath,
Und dann mein eigner Fleiß, der täglich früh und spat
Mich zu der Prüfung treibt, mir noch mehr Gutes schenken,
Und von der Thorheit mich auf bessre Wege lenken.
Ich prüfe mich genau, eh ich vom Bett aufsteh,
Und unterlaß es nicht, wenn ich spazieren geh.

Da

Da denk ich, wenn du das wirſt ſo, und ſo anfangen;
So wirſt du nimmermehr der Freunde Gunſt erlangen,
Und wahre Seelenruh. Dann fällt mir wieder ein,
Wenn der das nicht gethan; ſo könnt er glücklich ſeyn:
Drum hüt ich mich davor. Wenn ich nun das erwege,
Wird abermals ein Trieb zum Dichten in mir rege;
Da ſchreib ich denn drauf los, weil ichs nicht laſſen kan.
Siehſt du nun dieſen Trieb für einen Fehler an,
Und willſt ihn nicht verzeihn, ſo ſehr ich drum gebethen:
So ſag ich dir hiermit: ein ganzer Schwarm Poeten,
Der mir zu Hülfe kömmt, der paſſet ſchon auf dich!
Wir haben uns beredt, als wie die Juden ſich
Aus Eifer beym Geſetz vermeſſen, und verſchworen,
Um zu dem Judenthum uns Römer zu bekehren:
So laſſen wir nicht ab, uns eifrigſt zu bemühn,
Daß wir auch endlich dich auf unſre Seite ziehn.

* *

VI.

Von den Vergnügungen, die unter den Griechen bey Tiſche üblich geweſen.*

Die Schriften der Alten verdienen die Aufmerkſamkeit der Welt und der Akademie, nicht minder im Abſehen auf die guten Sitten, als ſie es im Abſehen auf den Witz und die Gelehr-

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. Tom. II. p. 75. ſeqq.

lehrſamkeit verdienen. Der Abt Gedoyn ſchlug, in einer Abhandlung, die er im 1715ten Jahre vorlas, zu Muſtern der unſchuldigen Ergetzungen bey Tiſche, die zwey berühmten Bankete vor, deren eines aus dem Plato, das andere aber aus dem Xenophon genommen iſt. Er hatte auch einen Theil des Geſprächs aus dem erſtern dieſer zween Weltweiſen überſetzt, um zu zeigen, was für Arten von Unterredungen die Alten in ihre Gaſtmahle mit eingemiſchet. Durch Beyhülfe dieſer ſo gelehrten als moraliſchen Geſpräche, ſagt er, machten die Griechen ihre Ergetzungen bey Tiſche nützlich; und verbeſſerten dasjenige wiederum, was die Ungebundenheit, und gar zu große Freyheit, nur garzuoft bey langen Schmauſereyen einführete.

Dieß ſchien ihm um ſo viel nöthiger zu ſeyn, da heut zu tage unter uns faſt alle Geſpräche eingehen; da der Wein, welcher bey Tiſche oft ohne Maaß getrunken wird, und das Spiel, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, den Platz derer angenehmen Unterredungen einnehmen, davon wohlgeſittete Leute ſo bezaubert werden. Die Jungfer Scudery würde, wenn ſie noch leben ſollte, ſich noch vielmehr als der Abt Gedoyn verwundern, wenn ſie ſähe, daß man nicht nur in vornehmen Geſellſchaften, die Geſpräche, die ſie ſo ſehr liebete, gar nicht mehr höret; ſondern daß man auch die vortrefflichen Muſter gar nicht mehr lieſt, die ſie davon hinterlaſſen.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es gewiß, daß die Ergetzungen bey Tiſche, die unter uns oft ſehr grob

grob ſind, bey den Griechen ſowohl reiner als anſtändiger geweſen, und dieſes durch Beyhülfe der Geſpräche, welche die Seele derſelben waren. Es verſammleten ſich oft acht oder zehn der anſehnlichſten Athenienſer, bey einem gemeinſchaftlichen Freunde, und brachten viele Stunden bey Tiſche zu; aber nicht mit Trinken, ſondern mit Unterredungen. Und wie waren ihre Unterredungen denn beſchaffen? Es waren die freyeſten, vertrauteſten, aufgeweckteſten, geſitteſten, gelehrteſten und gründlichſten Geſpräche. Trug es ſich zu, daß jemand die Freyheit bey Tiſche misbrauchte, u. etwas gar zu freyes ſagte: ſo ward ſogleich dasjenige angemerkt, was wider die guten Sitten entwiſchet war; und das Geſpräch auf irgend eine moraliſche Materie gelenket, die man zu ergründen trachtete.

Als Sokrates in dem Gaſtmahle Xenophons merkte, daß ſeine Freunde ins Trinken kamen, ſo hielt er ihnen eine ſchöne Rede, um zu beweiſen, wie man trinken müſſe. „ Er ſagt ihnen, dieſes Getränke thut bey uns eben die Wirkung, die der Regen bey den Pflanzen thut. Denn wenn Gott die Pflanzen mit einem gar zu großen Regen tränket: ſo können ſie ſich nicht mehr erhalten, noch von den Zephiren bewegt werden; wenn ſie aber nur mäßig benetzt werden, ſo ſtehen ſie gerade auf ihrem Stengel, ſie wachſen, ſie tragen Blumen, und dieſe verwandeln ſich bald in Früchte. So auch wir, wenn wir übermäßig trinken, ſo fängt unſer Leib ſogleich an zu taumeln. Weit gefehlt

„fehlt, daß wir ein Wort reden können, so können „wir kaum Othem holen. Bedienen wir uns aber „des Weines als eines Thaues, damit ich mich der „Worte des Gorgias bediene, und schenkt man „uns oft ein, aber nur wenig auf einmal: so wird „er, anstatt uns zu Boden zu reißen, Reizungen „einer angenehmen Ueberredung bey uns haben, „und uns unvermerkt bewegen, angenehme und „nützliche Sachen zu reden. “

In diesem Sinne sagt Horaz, daß Cato zuweilen seine Tugend durch den Wein belebet habe:

Narratur & prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus. *Car. L. 3. Od. 21.*

Diejenigen, die das Gastmahl des Xenophon gelesen haben, werden unfehlbar sagen: die Gespräche, welche die Gäste daselbst halten, wären sehr frey und ungebunden. Von der Liebe, als der Hauptmaterie darinn, bringt man allerley Sätze vor, die sich für die Ernsthaftigkeit derer Weltweisen, die bey diesem berühmten Feste zugegen sind, sehr schlecht schicken. Allein man antwortet ihnen, daß Sokrates, als der weiseste in der Gesellschaft, das Wort zu führen anfängt, um dasjenige wieder gut zu machen, was die andern zu frey gesprochen hatten: und um die Gäste unvermerkt von der Liebe zu den Geschöpfen, auf die Liebe gegen das höchste Wesen zu führen. Nachdem diese Gäste nun lange Zeit bey der Tafel gewesen: so schieden sie nicht nur mit besserer Freundschaft von einander, als sie hingekommen waren; sondern auch als rechtschaffenere und tugendhaftere Leute. Man

Man könnte noch einwenden, daß die zwey erwähnten Gaſtmahle bloß eine Erfindung des Plato und Xenophons wären: allein der Abt Gedoyn antwortet, daß dieſe zween Weltweiſen ſie als Sachen angeben, die zu ihrer Zeit, und in Gegenwart vieler Zeugen, geſchehen ſind; und dabey ſie ſich hauptſachlich bemühet haben, die Sitten ihrer Zeit zu beſchreiben.

* *

Von dem Urſprunge der Saturnalien *.

Saturnus, welchem zu Ehren man dieſes Feſt gefeyert, ward für den älteſten unter allen Göttern gehalten; und man gab ihn für einen Sohn des Himmels und der Erden aus. Gleichwohl gab man ihm Sachen ſchuld, die ſich mit der Gottheit ſehr ſchlecht zuſammen reimen: z. E. daß er ſeinem Vater übel begegnet ſey, ſeine Kinder gefreſſen habe; und endlich auch an ſeinem Theile, von ſeinem Sohne aus dem Reiche verjaget, und in Ketten geſchloſſen worden ſey. Allein alle dieſe Fabeln wurden von den Weltweiſen nur für Anſpielungen auf die Zeit gehalten, deren Merkmaale man ihm zueignete, und deren Namen er auch führete. Andere glauben, daß man die Wahrheit der Geſchichte in dieſe Erdichtungen eingehüllet,

* Siehe Hiſt. de l' Acad. des Inſcript. & belles lett. Tom. II. pag. 78. ſeqq.

gehüllet, und daß Saturn ein König gewesen, der den größten Theil von Asien und ganz Europa beherrschet. Er war des Uranius und der Titäa Sohn, die ihre Namen dem Himmel und der Erde gegeben. Die Gewalt, die er seinem Vater gethan, ist diese, daß er ihm seine Kebsweiber auf Antrieb seiner Mutter entführet, die dieselben nicht leiden konnte. Da er der Zauberey ergeben war, so wie sein Vater sich der Astronomie beflissen hatte: so brachte er seine Kinder bey den nächtlichen Opfern um. Rhea, seine Gemahlinn und Schwester, rettete den Jupiter und ließ ihn auf der Insel Creta heimlich erziehen; der, als er zu männlichen Jahren kam, seinen Vater, welchen die Titanen der Titäa Söhne, gefangen hielten, errettete, und sich seines Reiches bemächtigte. Saturnus, der sich mit den Titanen vertrug, um nur wieder auf den Thron zu kommen, ward zusammt ihnen vom Jupiter überwunden, und mußte sich eine lange Zeit verborgen halten. Man glaubte, er wäre todt, und sagte nach Art der Dichter, er sey in die Hölle gestürzet worden. Dieser Krieg ward unter dem Namen des Krieges der Götter mit den Riesen, gefeyert. Saturn aber, der sich zum Janus, Könige der Aboriginer, nach Italien begeben, ward von ihm wohl aufgenommen, und regierte seine Völker, die fast wilde waren; er ordnete ihre Sitten, und gab ihnen Gesetze, lehrte sie den Acker bearbeiten, und erfand die Sense zum erndten, die auch sein eigen Kennzeichen blieb. Der Friede und Ueberfluß, die man unter seiner Regierung genoß,

noß, ertheilte dieſer glückſeligen Zeit den Beynamen der goldenen. Und eben um deren Andenken zu erneuern, ſetzte man das Feſt der Saturnalien ein, von welchem der Herr Simon im 1712. Jahre der Akademie eine Abhandlung vorgeleſen.

Man bemühete ſich inſonderheit bey dieſem Feſte die Gleichheit vorzuſtellen, die zu Zeiten Saturns unter den Menſchen geherrſchet; die unter dem Geſetze der Natur ohne allen Unterſchied der Stände gelebt: indem die Knechtſchaft ſich in der Welt erſt durch die Gewalt der Tyranney eingeſchlichen. Hier iſt der Grund einer von den vornehmſten Feyerlichkeiten, die bey den Saturnalien beobachtet wurden. Die Gewalt der Herren über ihre Sklaven ward aufgeſchoben, ſie aßen mit einander, die Sklaven hatten die Freyheit, alles zu thun und zu ſagen, was ſie wollten, ja ihre Herren machten ſich ein Vergnügen daraus, Stand und Kleider mit ihnen zu verwechſeln.

Man will, daß dieſes Feſt gleich ſeit dem Janus angefangen habe, der den Saturn überlebte, und ihn unter die Zahl der Götter verſetzte. Zu Athen gab es ein eben dergleichen Feſt, κρονία genannt; und zu Babylon eines, welches Sacheas hieß.

Zu Theſſalien feyerte man ein ſehr altes Feſt, welches mit den Saturnalien viele Verwandſchaft hatte, und davon es auch wohl der Urſprung ſeyn mag. Die Pelasger, als neue Einwohner von Hämonien brachten dem Jupiter ein feyerlich Opfer: als ein Fremder, Namens Pelorus ihnen

O Reim, des Eigenſinnes Sport!
Wer darf wohl deinen Beyſtand läſtern?
Du hilfſt mehr, als der Dichter Gott,
Und als die neun gelehrten Schweſtern.
Durch dich wird manches Reich erforſcht:
Was in Athen und Rom vermorſcht,
Das ſteigt durch dich aus ſeinen Gräbern;
Und zwar ſo ſchleunig und ſo ſtark,
Als reifer Trauben jährend Mark
In von der Luft geleerten Hebern.

Durch dich driſcht niemand leeres Stroh;
Du gönneſt jedem deine Hülfe:
So wie die Tochter Pharao
Dem jungen Moſes in dem Schilfe.
Du machſt ihm ganze Zeilen ſelbſt;
Und da du ſo die Strophen wölbſt:
So wird auch Bav ein hoher Dichter.
Sein Vers iſt von Gedanken ſchwer:
Sein Stehdel aber davon leer;
Solch Wunderwerk verſchafft dein Trichter!

Du tränkſt ihn mit der ſüßten Milch
Aus deinem vollgeſchenkten Becher;
Und geht er ſtatt der Seid in Zwilch:
So ſteckte dieß in Hübners Köcher.
Der iſt von Weisheit voll gepfropft;
Da ſind die Einfäll eingeſtopft,
Die ſich in uns noch nicht entwickelt.
Nur zugelangt! Was hat der Griff?
Er bringt der Argonauten Schiff;
So wird ein Heldenlied geſtickelt.

aus Spanien, durch Italien gieng, ſo ärgerte ihn dieſe Opferung lebendiger Menſchen: er wollte die Urſache davon wiſſen, und da erzählte man ihm das dodoniſche Orakel. * Herkules legte das Wort κεφαλὰς ſo aus, daß es Bildniſſe von Köpfen bedeute, und das Wort φῶτα, welches ſie auf Menſchen gedeutet, erklärte er durch Lichter: alſo wollte er, man ſolle dem Pluto menſchliche Figuren, und dem Saturn Kerzen opfern. Dieß iſt der Urſprung, den man von dem Gebrauche anführet, welchen man bey den Saturnalien beobachtete: da man nämlich Kerzen anzündete, und dieſelben zu Opfern brachte.

Noch etwas beſonders bey dem Feſte der Saturnalien war dieß, daß es mit entblößten Häuptern gefeyert ward. Plutarch giebt davon dieſe Urſache an, daß der Gottesdienſt gegen den Saturn älter ſey, als die Erfindung, ſich das Haupt bey den Opfern zu bedecken, die er dem Aeneas ſchuld giebt. Allein was noch wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes, daß man nur für die himmliſchen Götter das Haupt bedeckte; und Saturn war ein unterirrdiſcher Gott.

Die Bildſeule des Saturnus, welche das ganze Jahr über mit wöllenen Binden gebunden war, welches unfehlbar zum Andenken der Gefangenſchaft geſchah, in welcher ihn die Titanen und Jupiter gehalten, ward in währendem Feſte davon befreyet: es ſey nun, um ſeine Erlöſung anzudeuten; oder um die Freyheit vorzuſtellen, die in dem goldnen Weltalter

* Dionyſ. Halic. Lib. 1 Cap. 17.

geherrſchet hatte, und deren man auch bey währenden Saturnalien geneß.

Dieſes waren Tage der Freude, die mit lauter Gaſtmahlen zugebracht wurden. Die Römer legten ihre Togas ab, und erſchienen öffentlich in Tafelkleidung. Sie ſchickten ſich auch einander Geſchenke, wie bey dem neuen Jahre. Die Glücksſpiele, die ſonſt verbothen waren, wurden alsdann erlaubt; der Senat verſammlete ſich nicht, die Gerichtsſtätten waren geſchloſſen, und die Schulen ebenfalls. Es ſchien eine böſe Bedeutung zu haben, wenn man in einer Zeit, die den Ergetzungen gewidmet war, den Krieg hätte anfangen, oder die Verbrecher beſtrafen ſollen.

Die Kinder meldeten dieſes Feſt an, indem ſie durch die Straßen liefen, und mit anbrechendem Morgen Io Saturnalia! ausſchrieen. Man ſieht auch annoch Münzen, auf welchem dieſe Worte ſtehen. Hierauf gründet ſich der beißende Spott, welchen der berühmte Narciſſus, ein Freygelaſſener des Claudius, erdulden mußte; als ihn dieſer Kaiſer nach Gallien ſchickte, einen Aufſtand zu dämpfen, der unter dem Kriegsvolke entſtanden war. Er ſtieg auf die Bühne, um das Kriegsvolk an der Stelle des Feldherrn, anzureden: allein die Soldaten fiengen an zu ſchreyen, Io Saturnalia! anzudeuten; daß es die Saturnalienzeit wäre, da die Sklaven Herren ſpielten.

Dieſes Feſt war urſprünglich eine Feyerlichkeit für den Pöbel; allein es ward ein erlaubtes Feſt, ſeit dem es von dem Tullus Hoſtilius eingeſetzt wer-

worden: wenigſtens that er das Gelübde darzu, welches erſt unter dem Conſulate des Sempronius Atratinus und des Minutius erfüllet worden, wenn man dem Titus Livius glaubt. Andere Schriftſteller eignen dieſes Unternehmen dem Tarquinius Superbus, und die Ausführung dem T. Largius zu.

Die Feyer deſſelben ward endlich unterbrochen; und durch das öffentliche Anſehen, in währendem zweyten puniſchen Kriege wieder eingeführet.

Die Saturnalien fiengen gleich mit dem 17ten December nach des Numa Jahrrechnung an, und daureten damals nur einen Tag. Als aber Julius Cäſar den Calender verbeſſerte; ſo ſetzte er dieſem Monate noch zween Tage hinzu, die vor das Feſt der Saturnalien eingeſchoben und mit dazu geſchlagen wurden. Auguſtus hielt dieſe Verlängerung durch einen öffentlichen Anſchlag genehm, und fügte endlich noch einen Tag hinzu. Caligula vermehrte dieß Feſt noch um den fünften, den man Juvenalia nannte.

In dieſen fünf Tagen war derjenige mit begriffen, der insbeſondere dem Dienſte der Rhea gewidmet war, und Opalia genannt ward. Darauf feyerte man zween Tage lang, zu Ehren des Pluto das Feſt Sigillaria, welches wegen der kleinen Figuren ſo genannt ward, davon wir vorhin gedacht haben, und die man ihm opferte. Dieß war ein Anhang der Saturnalien; ſo, daß ſie dergeſtalt bis auf ſieben Tage währeten, nach dem Martial:

Saturnis ſeptem venerat ante dies. *Epigr. Lib. 14.*

* *

VII.

Probe einer Ueberſetzung Cäſars *.

I. Buch I. Capitel.

Ganz Gallien wird in drey Theile getheilet, davon den einen die Belgen bewohnen, den andern die Aquitanier, den dritten die Celten; wie ſie nach ihrer Sprache, und nach unſrer Gallier, genennet werden. Sie unterſcheiden ſich alle in der Sprache, in Gewohnheiten und Geſetzen. Die Garunne ſcheidet die Gallier von den Aquitaniern; die Matrone und Sequane von den Belgen.

Die Belgen ſind unter dieſen die allertapferſten: weil ſie von der Zierlichkeit und Höflichkeit unſrer Provinz am weiteſten entfernt ſind, und zu ihnen ſehr ſelten Kaufleute kommen, die ihnen Waaren zuführeten, dadurch man weichlich wird. Ihre nächſten Nachbarn ſind die Deutſchen, die jenſeits des Rheins wohnen, und mit denen ſie beſtändig Krieg führen: und haben daher die Helvetier unter ihnen das größte Lob der Tapferkeit, weil ſie faſt täglich

* Es hat uns ein Liebhaber der Alten, und ſonderlich Cäſars, ſein Verhaben eröffnet, die Nachrichten dieſes großen Feldherrn von ſeinem galliſchen Kriege zu überſetzen. Da wir die Bemühungen geſchickter Federn in ſolchen Fällen ſehr gern befördern, ſo tragen wir kein Bedenken, dieſe Probe einzurücken, und wünſchen, daß ſich bald ein dankbarer Verleger dazu bey uns melden möge.

täglich Händel mit den Deutschen haben, die sie entweder aus ihrem Lande treiben, oder denen sie ins Land fallen. Das Land, so die Gallier inne haben, erhebt sich von dem Flusse Rhodanus, geht bey der Garumne, und an dem großen Ocean hin, bis an die Landschaft der Belgen. Die Provinz der Sequaner und Helvetier gränzet auch mit dem Rheine und liegt gegen Mitternacht. Die Belgen fangen bey beyden äußersten Gränzen Galliens an, erstrecken sich bis zum Niederrheine, und liegen gen Mitternacht und Morgen. Aquitanien begränzt die Garumne, das pyräneische Gebirge und der spanische Oceän. Es lieget gegen Abend und Mitternacht.

2. Cap. Bey den Helvetiern war Orgetorix der edelste und reichste. Dieser veranlassete aus Herrschsucht eine Zusammenverschwerung des Adels zur Zeit als M. Messala und M. Piso Bürgermeister waren. Er beredete seine Nation, sie sollten alle insgesammt aus ihrem Lande gehen. Es sey was leichtes, da sie die tapfersten unter allen wären, sich von ganz Gallien Meister zu machen. Er konnte ihnen dieses desto eher einreden, weil die natürliche Lage des Landes die Helvetier überall einschränkte. Auf einer Seite trennet der breite und tiefe Rhein Helvetien von Deutschland. Auf der andern Seite ist der überaus hohe Berg Jura, zwischen ihnen und den Sequanern. Und auf der dritten Seite macht der lemannische See und Fluß Rhodanus die Gränzen zwischen ihnen und unsrer Provinz. Daher kam es denn, daß sie sich nicht weit ausbreiten und nicht leicht den Nachbarn ins Land fallen konnten.

Aus

Aus dieſer Urſache kränkte ſich dieſe ſtreitbare Nation, weil ſie glaubte, nach der Gröſſe ihrer Mannſchaft und ihrer Kriegs und Ehrbegierde in allzuenge Gränzen eingeſchloſſen zu ſeyn, die in die Länge etwa 240000, in die Breite 180000 Schritte betrugen.

3. Cap. Durch dieſe Urſachen alſo, und des Orgetorix Anregen bewogen, beſchloſſen ſie, was zu ihrem Auszuge nöthig war, anzuſchaffen; Zugvieh und Rüſtwagen zu kaufen, viel zu ſäen, daß auf der Reiſe Zehrung genug vorhanden wäre, und mit den benachbarten Völkern Fried und Freundſchaft zu beſtätigen. Sie glaubten, hierzu würden zwey Jahre Zeit genug ſeyn; auf das dritte Jahr ſetzten ſie durch ein beſondres Geſetz ihre Abreiſe feſt. Alles dieſes zu beſorgen, wurde dem Orgetorix aufgetragen. Die Geſandſchaft zu den benachbarten Völkern übernahm er ſelbſt. Auf dieſer Reiſe beredet er den Caſticus, des Catamantaledis Sohn, einen Sequaner, deſſen Vater viele Jahre die Oberherrſchaft bey den Sequanern geführet hatte, und von dem Rathe und Volke zu Rom, ein Freund war genennet worden: er ſolle die Herrſchaft über ſeine Nation, die ſein Vater zuvor gehabt, an ſich bringen. So that er auch bey dem Dunorix, einem Aeduer, dem Bruder des Divitiacus, der damals die Oberherrſchaft bey ſeinen Landsleuten verwaltete, und bey ſeinem Volke überaus beliebt war, gleiche Anregung: er ſolle auch verſuchen die Herrſchaft zu erhalten; gab ihm auch ſeine Tochter zur Ehe. Er bewies ihnen auch, daß dieſes gar leicht ins Werk

zu

zu richten sey, weil er selbst in seiner Nation das Regiment bekommen würde. Es sey längst ausgemacht, daß die Helvetier unter allen Galliern am meisten vermöchten, und er versichere sie, ihnen durch seine Soldaten die Regierung zu verschaffen. Durch diese Gründe ließen sie sich bewegen, schwuren einander Treu und Freundschaft zu, und verhofften, wenn sie Herren von den drey mächtigsten und tapfersten Nationen wären, gar leicht ganz Gallien unter sich zu bringen.

4. Cap. Als dieses den Helvetiern durch Verrätherey kund wurde, zwangen sie den Orgetorix, nach dem bey ihnen üblichen Brauche, mit Ketten gebunden sich zu verantworten; und wenn er verdammt würde, mußte er zur Strafe mit Feuer verbrannt werden. An dem Gerichtstage nöthigte Orgetorix alle seine Freunde, an der Zahl bey 10000 Mann, aus allen Orten zusammen zu kommen: desgleichen bestellte er seine Schutzverwandten und Schuldner, deren er eine große Menge hatte, dahin, durch welche er sich der Verantwortung entzog. Da nun seine Landsleute, hierdurch erbittert, ihr Recht durch die Waffen ausführen wollten, und seine vielen Anhänger von dem Gerichtsplatze trieben, ist Orgetorix umkommen; nicht ohne Vermuthung, wie die Helvetier glauben, daß er sich selbst entleibet habe.

5. Cap. Nach seinem Tode unterstanden sich dennoch die Helvetier, das, was sie sich vorgenommen, ins Werk zu richten, und ihre Wanderung anzutreten. Weil sie glaubten, daß alles dazu fertig wäre, zündeten sie alle ihre Städte, an der Zahl 12.

an,

an, desgleichen alle ihre Dörfer, bey 400, und alle andern einzelnen Wohnungen. So verbrannten ſie auch alles Getreyde, außer was ſie mitnehmen wollten: damit ſie deſto bereiter wären, alles Ungemach zu ertragen, wenn ſie ſich alle Hoffnung des Rückweges abgeſchnitten hätten. Aber auf drey Monate mußte jeder gemahlen Getreyde mit ſich nehmen. Sie beredeten auch ihre Nachbarn, die Rauraker, Tullinger und Latobriger, eben den Entſchluß zu faſſen, ihre Heimath anzuzünden und mit ihnen zu ziehen. Die Bojen, die jenſeit des Rheins wohneten, in das Noriſche aber eingefallen und daſſelbe erobert hatten, zogen ſie, nachdem ſie Bündniß mit ihnen gemacht, auch mit ſich. Sie hatten nur zwey Wege, den Auszug aus ihrem Lande anzutreten: einen bey den Sequanern, der ſehr enge und beſchwerlich war, zwiſchen dem Berge Jura und dem Rhodanus, wo kaum ein Wagen gehen konnte; der hohe Berg aber über dem Wege hieng, daß wenige Menſchen gar leicht den ganzen Zug hätten verwehren können. Der andre Weg gieng durch unſre Provinz, der viel leichter und bequemer war: denn zwiſchen den Helvetiern und Allobrogern, mit denen wir nur erſt kürzlich Friede gemacht hatten, fließt der Rhodanus, durch welchen an etlichen Orten eine Furt iſt. Die letzte Stadt der Allobroger iſt Genf, bey welcher eine Brücke über den Fluß, den Helvetirn gehörig, iſt. Sie glaubten den Allobrogern entweder leicht vorzuſtellen, daß das römiſche Bündniß noch nicht gar zu gut befeſtiget ſtehe; oder ſie durch Gewalt der Waffen gar bald dahin

dahin zu bringen, daß sie ihnen den Durchzug verstatten müßten. Da nun alles zum Aufbruche fertig war, so setzte er sie einen gewissen Tag darzu an, an welchem sie sich alle an dem Ufer des Rhodanus versammlen sollten, und dieß war der 28 Marz zur Zeit der Regierung des L. Piso und A. Gabinius.

7. Cap. Als Cäsar die Nachricht erhielt, daß die Helvetier ihren Zug durch unsre Provinz zu nehmen sich erkühneten, eilete er von Rom aufzubrechen, kam mit den stärksten Tagereisen in Hintergallien an, und von dar gieng er gleich nach Genf, warb in der ganzen Provinz, so viel nur möglich war, Soldaten an: eine Legion aber lag bereits in Hintergallien, und die Brücke bey Genf ließ er abwerfen. So bald die Helvetier gewisse Nachricht von seiner Ankunft hatten, schickten sie die Edelsten ihres Landes gesandtschaftsweise an ihn. Nunc jus und Veredoctius bekleideten den vornehmsten Gesandtschaftsposten, und sollten ihm vermelden: Sie wären Willens einen unschädlichen Durchzug durch die römische Provinz anzustellen; weil sie sonst keinen andern Weg hätten, und bäthen ihn, daß er es mit seiner guten Genehmhaltung geschehen lassen möchte. Cäsar, dem noch in frischem Gedächtnisse ruhte, wie der Bürgermeister L. Cassius erschlagen, seine Armee zerstreuet und unter das Joch der Dienstbarkeit gebracht worden sey, fand nicht für gut, ihnen zu Willen zu seyn; glaubte auch nicht, daß Leute von feindseligem Gemüthe, wenn ihnen der Durchzug durch die Provinz verstattet würde, würden an sich halten können, keinen Unfug und Schaden zu verü-

ben. Damit er doch aber Zeit gewönne, die ausgeſchriebene Mannſchaft an ſich zu ziehen, antwortete er den Geſandten: Er müſſe ſich einen Tag Bedenkzeit nehmen; wenn ſie wollten, könnten ſie den 15 April wieder kommen.

8. Cap. Indeſſen ließ er durch die Legion, die er bey ſich hatte, und die Soldaten, die er aus der Provinz zuſammen gezogen, von dem Lemanner-See an, der in den Rhodanus fließt, bis zum Berge Jura, welcher die Gränze zwiſchen den Sequanern und Helvetiern macht, eine Mauer führen, 19000 Schritte lang, 16 Schuhe hoch; zog auch einen Graben vor. Da dieß alles zu ſtande war, ſtellete er Wachen aus, und befeſtigte die Schanzen, damit er ſie deſto eher, wenn ſie wider ſeinen Willen durchbrechen wollten, abhalten könne. Als der Tag, den er den Geſandten anberaumet hatte, erſchien, und die Geſandten kamen, ſo ſagte er: Es ſey wider des römiſchen Volkes Gebrauch, und Beyſpiel, jemanden den Durchzug durch ſeine Länder zu geſtatten; wollten ſie ihn aber mit Gewalt ſuchen, ſo ſey er im Stande, es ihnen zu wehren. Als den Helvetiern dieſe Hoffnung fehl ſchlug, ſo verſuchten ſie mit zuſammengebundenen Schiffen oder Flößen, oder wo der Fluß nicht tief war, mit durchwaten, ſowohl bey Tage, als ſonderlich des Nachts, über den Fluß zu kommen. Da ſie aber durch die Befeſtigungswerke, die Wache und Gewehr davon abgetrieben wurden, mußten ſie ihr Unternehmen bleiben laſſen.

9. Cap.

Was rühmt man uns Athen und Rom?
Wer kannte da der Oden Würze?
Wie still floß ihrer Dichter Strom!
Das macht, da ward kein Reim zur Circe.
Euch, Barden, war, bey Staub und Qualm,
Der Reim zuerſt ein Siegespſalm,
Und feuriger Gedanken Schöpfer.
Izt dreht er aus dem ärmſten Tropf
Noch einen ſinnreichſcharfen Kopf:
Wie Schüſſeln aus dem Ton ein Töpfer.

Sieh, ſpitzer Rubens, ſieh nur ſcheel,
Schilt Reimer für Verſtandesmörder.
Die Großmuth hat des gar kein Hehl,
Und geht mit ſtarken Schritten fördr:
Wenn ſich gleich, mit des Eifers Jäſcht,
Geſunder Witz aus Misgunſt wäſcht,
Und auf der Reime Herrſchaft wettert.
Wer achtet doch den ſchwachen Grimm?
Wer wird von ihm ſo, wie die Crimm,
Durch ſtarker Ruſſen Blitz, zerſchmettert?

Dein Helikon erheiſcht ein Lob,
Ein würdig Lob, o Philipp Zeſe!
Er wars, der Reim in Reime ſchob,
Ward die Vernunft gleich drüber böſe.
Denn da du Deutſchland dichten lehreſt:
Da, da gebiehreſt du zuerſt
Ein nützlich dreyfach Reimregiſter.
Dieß zogſt du, großer Männling! auf:
Doch Hübner bracht es in den Lauf,
Wie Simſons Füchſe die Philiſter.

Mein

9. Cap. Nun stand ihnen nur noch ein Weg offen, durch der Sequaner Gebieth, den sie aber wider deren Willen, weil der Paß zu enge war, nicht nehmen konnten. Da sie sich aber auch nicht getrauten, es für sich bey ihnen zu erhalten; schickten sie Gesandten an den Aeduer Dumnorix, damit sie durch seinen Fürspruch bey den Sequanern die Erlaubniß erhielten. Dumnorix war wegen seiner Freundlichkeit und Freygebigkeit bey den Sequanern in großem Ansehen; mit den Helvetiern aber stand er in Freundschaft, indem er ihre Landsmännin, des Orgetorix Tochter, zur Ehe hatte. Dazu war er herrschsüchtig, und dachte immer auf was neues, und sah gerne, wenn er sich durch Wohlthun viele Nationen verbinden könne. Er unterzog sich also der Sache, und erhielt von den Sequanern die Freyheit, daß sie durchziehen durften: weswegen sie einander Geisel ausstellten; die Sequaner nämlich, daß sie die Helvetier nicht hindern, und diese, daß sie jenen keinen Schaden zufügen wollten.

10. Cap. Cäsar erhielt Nachricht, daß die Helvetier Willens wären, durch der Sequaner und Aeduer Gebiethe, ihren Weg nach dem Lande der Santonen zu nehmen, welches nicht weit von Tolosa, einer Stadt in römischer Provinz, abliegt. Wenn dieses geschehen sollte, so konnte er gar leicht einsehen, wie gefährlich es mit der Provinz stehen würde, wenn sie solche streitbare, und den Römern aufsätzige Leute, in einem offnen, und darzu fruchtbaren Lande zum Nachbar bekämen.] Er ließ daher den T. Labienus, als Unterfeldherrn in den Lini-

en, die er aufgeworfen hatte, er ſelbſt aber eilte mit ſtarken Schritten nach Italien. Er warb daſelbſt drey Legionen, und drey, ſo daſelbſt in Winter-Quartieren ſtanden, zog er zuſammen. Mit dieſen fünf Legionen brach er des nächſten Weges über die Alpen, nach Hintergallien auf. Die Centroner, Garoceller und Caturiger hatten zwar die Höhen beſetzt, und wollten ſeinem Heere den Durchzug verwehren: da er ſie aber in vielen Scharmützeln geſchlagen hatte, kam er endlich den ſiebenden Tag von Ocellus, welche die Gränze der vördern Provinz macht, in das Land der Vocontier, in der hintern Provinz. Von hier führte er die Armee durch das Land der Allobroger, in das Gebiethe der Seguſianer, welches jenſeits des Rhodanus, über unſrer Provinz, die erſte iſt.

11. Cap. Die Helvetier waren ſchon über die engen Päſſe, und durch der Sequaner in der Aeduer Land gekommen, wo ſie alles verheerten. Die Aeduer, da ſie ſich und das ihre vor ihnen nicht beſchützen konnten, ſchickten Geſandten an den Cäſar, und ließen ihn um Hülfe anſprechen, auch vorſtellen: es ſey nicht billig, daß, da ſie ſich jederzeit ſo wohl verdient um das römiſche Volk gemacht hätten, man jetzo faſt im Angeſichte unſrer Armee ihr Land verwüſten ließe. Zu gleicher Zeit mit den Aeduern ließen die Ambarren, die Vettern und Blutsfreunde der Aeduer, den Cäſar wiſſen, daß, da ihr Land zerſtöret wäre, ſie ſchwerlich den Feind von Eroberung ihrer Städte würden abhalten können. So kamen auch die Allobroger, die jenſeits

des

des Rhodanus etwas Dörfer und Land inne hatten, flüchtig zum Cäſar, und klagten ihm, daß ihnen außer dem verwüſteten Felde nichts ſey gelaſſen worden: wodurch denn Cäſar bewogen, es nicht vor thunlich hielt zu warten, bis die Helvetier, wenn ſie ſeine Bundsgenoſſen alle übern Haufen geworfen haben würden, alsdann zu den Santonen durchdrängen.

12. Cap. Der Fluß Arar, welcher das Land der Aeduer und Sequaner durchſtrömet, und ſich in den Rhodan ergieſt, und deſſen Waſſer ſo gelinde fließt, daß man mit dem bloßen Geſichte nicht abnehmen kann, ob es auf oder niederwärts geht, war vor den Helvetiern: über dieſen ſetzten ſie mit Flößen und zuſammen gebundenen Kähnen. Wie nun Cäſar durch ſeine Kundſchafter erfahren, daß ihrer drey Theile bereits herüber wären, der vierte Theil aber noch hinter dem Araris ſtehe: ſo brach er um die dritte Nachtwache mit drey Legionen aus ſeinem Lager auf, gelangete zu der Mannſchaft, ſo noch nicht übergeſetzet; überfiel ſie unvermuthet, da ſie ſich ſeiner gar nicht verſahen, und erſchlug ihrer eine große Menge, die andern zerſtreuete er in die Flucht, die ſich denn hier und dar, in die Wälder verſteckten. Sie wurden bey ihnen die Tiguriner genennet. Denn das ganze Helvetierland wurde in vier Gauen, oder Cantons getheilet. Als nun dieſer eine Theil davon zu unſrer Väter Zeiten einen Zug aus ſeinem Lande gethan: ſo hatte er, den Bürgermeiſter L. Caſſius erſchlagen, und ſeine Armee in die Dienſtbarkeit

geführet. Und jetzo mußte es ſich fügen, es ſey nun von ungefehr, oder nach der unſterblichen Götter Rathſchluß, daß eben der helvetiſche Canton, ſo dem römiſchen Volke eine ſo empfindliche Schlappe angehangen hatte, auch jetzo die Schuld am meiſten büßen mußte: und Cäſar konnte zu gleicher Zeit nicht nur den, der ganzen Republik angethanen Schimpf; ſondern auch ſein beſonders erlittenes Unrecht rächen: denn die Tiguriner hatten zugleich mit dem Caſſius, ſeines Schwiegervaters, des L. Piſo Großvater, den Feldherrn L. Piſo erſchlagen.

13. Cap. Nach dieſer gehaltenen Schlacht ließ er, um die andern Truppen der Helvetier bald einzuholen, eine Brücke über den Araris ſchlagen, und führte ſeine Armee darüber. Die Helvetier erſchracken über ſeine jählinge Ankunft, da ſie vernahmen, daß er das, was ſie in zwanzig Tagen kaum hatten zu Stande bringen können, nämlich über den Fluß zu gehen, in einem Tage vollbracht hatte; und ſchickten Geſandten an ihn. Das Haupt der Geſandſchaft war Divico, welcher im caſſianiſchen Kriege die Helvetier als Feldherr geführet hatte. Dieſer that dem Cäſar dieſen Antrag: Wenn das römiſche Volk mit den Helvetiern Friede machen wollte: ſo wären ſie darzu auch willig, und wollten daſelbſt verbleiben, wo es Cäſar verordnen und für gut befinden würde. Wollten ſie aber den Krieg fortſetzen: ſo ſollten ſie ſich des Schadens, ſo das römiſche Volk durch ſie erlitten hätte, und der alten helvetiſchen Tapferkeit erinnern. Er habe zwar itzo

einen

n Canton unvermuthet überfallen, da die an-
, so über dem Fluſſe geweſen, ihm nicht hätten
hen können: er ſolle aber deswegen weder ſei-
apferkeit zu viel zutrauen, noch ſie verächtlich
Sie hätten von ihren Vätern und Vorfah-
rnet, mehr durch Tapferkeit, als Liſt zu
ſt oder ſich auf Betrug zu gründen. Er ſol-
le nicht geſchehen laſſen, daß das Feld, wo
ſie inden, durch ein Unglück des römiſchen
Vol durch die Niederlage ſeiner Armee einen
Man lelte, und verewiget würde.

14. Hierauf antwortete Cäſar: Es ſey dar-
an gar zu zweifeln, daß er dasjenige, was die
Geſand pähnet, nicht in gutem Andenken ha-
ben ſolle ſey es ihm deſto empfindlicher, je
unverſchn es dem römiſchen Volke begegnet
ſey. Es den Römern nicht ſchwer geweſen
ſeyn, ſich ehen, wenn ſie ſich etwas Böſes
bewußt ge wären. Aber darinnen hätten ſie
ſich geirret, ſich vorgeſtellet, wo man nichts
Böſes began dürfe man ſich auch nicht fürch-
ten, und ohn ebene Urſache müßte man ſich
nicht fürchten. nn er aber auch des alten Torts
vergeſſen wollte r denn auch das Andenken des
neuen Ungemac ſo bald entſchlagen könne?
da ſie wider ſein illen den Durchzug durch ſein
Land mit Gewalt et, und die Aeduer, Am-
barrer und Allobr ſo übel beſchweret hätten.
Darzu käme noch, ſie ſich ihres Sieges ſo
ruhmräthig überhüb nd ſich wunderten, daß
man ein Ungemach nge ungeahndet ertragen

könne. Die unſterblichen Götter hätten im Gebrauche, um die Menſchen, die ſie wegen begangener Schandthaten ſtrafen wollten, den Wechſel der Sachen deſto ſchmerzlicher empfinden zu laſſen, ihnen zuweilen ein Glück zu gönnen, und die Rache etwas aufzuſchieben. Ob dieſes nun gleich alſo wäre, ſo wolle er doch Friede mit ihnen machen; wenn ſie, zur Verſicherung, daß ſie auch halten wollten, was ſie verſprächen, Geiſel geben; und den Aeduern, wegen des Schadens, den ſie ihren Bundsgenoſſen, wie auch den Allobrogern gethan hätten, zulänzliche Vergnügung ſchaffen würden. Divico antwortete dagegen: die Helvetier hätten von ihren Vorfahren die Lehre bekommen, Geiſeln anzunehmen, aber ſich nicht zu gewöhnen, welche zu geben. Die Römer wären Zeugen von der Gewißheit dieſer Sache. Nach dieſer gegebenen Antwort nahm er ſeinen Abſchied.

* *

VIII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

Jo. Chriſtiani Stemler, D. Paſtor. et Superint. Plavienſis; Cur pauci ſint boni Scholarum Rectores? Diſquiſitio, novi in Scholam Plavienſem Rectoris Introductioni praemiſſa. Lipſ. Litt. Breitkopf. 2 B. in 4. Der hochehrwürdige Herr Verfaſſer, der ſelbſt vor Antretung ſeiner anſehnlichen geiſtl. Aemter, ein vortrefflicher Schulmann geweſen; war am beſten im Stande, dieſe Materie aus dem Grunde zu beurtheilen. Er ſieht alle Gaben und Eigenſchaften guter Schulmänner ein, begreift aber auch alle Schwierigkeiten ſehr wohl, die ſich dabey finden. Sonderlich hat uns dieſe gefallen, daß man heute zu Tage von einem Schulrector auch die Anweiſung in den meiſten philoſophiſchen Wiſſenſchaften fordert. Unſers wenigen Erachtens iſt dieß eine Laſt, die ſich einige ſonſt geſchickte Schulmänner ſelbſt aufgebürdet haben; und dabey man ihnen billig hätte zuruffen können: wer fordert ſolches von euren Händen? Wenn man von Schulen nur junge Leute auf Univerſitäten bekömmt, die in den gelehrten Sprachen geübt ſind, und in denen dazu nöthigen Alterthümern, den Anfangsgründen der Dichtkunſt, und den Vorübungen der Beredſamkeit, nebſt einem Vorſchmacke von der allgemeinen Hiſtorie und Geographie, die nöthige Anweiſung genoſſen haben: ſo kann Mathematik, Philoſophie und alles übrige, auf

hohen Schulen noch sehr wohl begriffen werden. Aber wenn man Leute auf dieselben bekömmt, die nebst einem Bißchen Geometrie, einem Bißchen Logik, einem Bißchen Metaphysik, und Moral, und andern solchen ganz kleinen Bißchen mehr, einen großen Stolz auf ihre bereits getriebenen höhern Wissenschaften mitbringen; dabey aber keine Zeile gut Latein schreiben, geschweige denn reden können, vom Griechischen aber gar nichts wissen: dann ist gewiß den hohen Schulen schlecht gerathen. Aber kömmt dieser Verderb nicht daher, daß so viele Schullehrer sich ihres Standes schämen, und gern akademische Lehrer spielen wollen; darüber sie aber ihre weit nöthigern Amtspflichten nothwendig versäumen, u. die Universitäten mit Schülern überschwemmen müssen, die weder was rechts gelernt haben, noch jemals lernen werden; bloß, weil sie im ersten Zuschnitte verderbet worden. Es wäre indessen zu wünschen, daß alle Schulen solche gelehrte Aufseher hätten, als die zu Plauen bisher gehabt, und noch besitzet: so würden die Klagen ungegründet seyn, die der gelehrte Reimann darüber geführt, daß man den Predigern die Aufsicht über die Schulen anvertrauet. Seine Worte sind diese: „Ich glaube, „es sey verkehrt gehandelt, daß man den Predigern „die Aufsicht über die Schulcollegen anvertrauet: „da den Schulcollegen die Aufsicht über die Prediger „anvertrauet werden müßte: “ welches Urtheil der Hochehrwürdige Herr D. Stemler selbst nicht gänzlich misbilligen kann.

Die

Die vortreffliche geiſtliche Beredſamkeit des hochverdienten königlichen Kirchenraths und Oberhofpredigers in Dresden, des hochwürdigen Herrn D. Hermanns, iſt von zweenen Dichtern geprieſen worden, die gleichſam einen Wettſtreit anſtellen, wer dieſelbe am beſten erheben könne. Das eine Gedicht führt den Titel: Ueber das im Segen zurück gelegte erſte Amtsjahr des evangeliſchen Nathans, an dem Königlichen Polniſchen und Churfürſtlichen Hofe zu Dresden, frolocket, kurz darauf, an dem erfreulichen Johannistage, mit dem geſammten Zion, ein auswärtiges Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig. Dresden den 24. Jan. 1747. in groß 8. 2 Bogen. Der Herr Verfaſſer mag ſeinen Namen verſchweigen, wie er will: ſeine ihm ganz eigene Schreibart, und ein ganz beſondrer Schwung im Dichten verräth ihn, und wenn er unter hundert andern ungenannten Poeten verſteckt läge. Er iſt der berühmte Herr M. Seidel, wohlverdienter Rector zu Lauban. Die andre Ode führt den Titel: Die geiſtliche Beredſamkeit. An Se. Hochwürden, den Herrn Oberhofprediger D. Johann Gottfried Hermann, von M. Johann Andreas Kramern; der heiligen Gottesgelahrheit Candidaten. Leipzig bey Langenheimen 1747. in groß 8. 2 B. Auch dieſes Stück iſt, wiewohl nach einer andern Schreibart, wohlgerathen: wir aber wollen keinen Ausſpruch von ihrem Vorzuge thun. Genug, daß wir beyder höchſtgegründete Lobſprüche mit unſerm aufrichtigen Beyfalle bekräftigen müſſen.

Das

Das berühmte hochfürstl. Carolinum in Braunschweig ist neulich durch die Ankunft des durchl. braunschweigischen Erbprinzen, auf eine besondre Art beehret worden. Dieser hoffnungsvolle Prinz, wird künftig zu Aufmunterung der übrigen adelichen und bürgerlichen Jugend, daselbst, in den Wissenschaften und freyen Künsten unterwiesen werden: und also war es billig, die Ankunft desselben gebührend zu verehren. Zuvor verehrte das Carolinum den hohen Geburtstag seines so gnädigen Herzogs den 2 Aug. durch ein dazu angestelltes Fest. Der gelehrte Herr Prof. Reichard lud dazu durch eine wohlgeschriebene deutsche Schrift ein, darinn er zeigt: daß die schönen Wissenschaften, wenn sie recht gelehret und begriffen werden, das Ihrige zum Flore eines Volkes gewiß beytragen; und daß eine nähere Bekanntschaft mit den Alten, einem jungen Herrn von Stande, der sich über andre Zeitgenossen von seinem Stande erheben, und die Ehre seines Vaterlandes werden will, nicht nur eine Zierde, sondern gar nothwendig und unentbehrlich sey. Das Fest selbst wurde mit Aufführung eines deutschen Singgedichts, und zwoen Reden gefeyret: davon die erste, in deutscher Sprache, Herr Johann Heinrich Schrodt, ordentlicher Professor an Carolino, und Rector am Martinsgymnasio gehalten; die andre aber ein daselbst Studirender, Herr Ernst Anton Heiliger, aus Hannover, in französischer Sprache abgeleget, die auch gedruckt werden. Eben dieses Fest besang auch Herr Professor Reichard in einer erhabenen und lehrreichen Ode, darinn der gu-

te

Mein Gottſched! nimm mit heitrer Stirn
Dieß Lied zu deinem Urſprungsfeſte.
Du ſiehſt ja wohl, es hat Gehirn,
Und gleichet einer reichen Weſte.
Ergebenheit gab mir den Sporn,
Um dir, entfernt vom Sorgendorn,
Den Glückwunſch freudig herzuſtammlen.
Doch weil mir Kraft und Witz gebrach:
So ſucht ich fremde Reime nach,
Um beydes daraus einzuſammlen.

Du, der du Wort und Ausdruck kömſt,
Im Dichten wohlverſuchter Ritter,
Iſt mirs geglückt: So ſags im Ernſt,
Und lobe die gehörte Cyther.
Itzt hab ich ſie nur noch geſtimmt,
Damit, wenn ſie dein Lob einſt nimmt,
Es prächtiger und höher laute.
Indeſſen ſey das Glück dein Schild,
Und dir, ſtatt Trojens Wunderbild,
So grünſt du friſch, wie Sachſens Raute.

te Geſchmack und das geſunde Feuer einer vernünftigen Dichtkunſt einander die Hand biethen. Wir wollen nur ein paar Strophen davon zur Probe herſetzen, darinn der durchlauchtigſte Stifter des Carolini, Herzog Carl, mit Carl dem Großen verglichen wird:

Mit gleich entzückendem Ergetzen,
Mit gleicher Wallung froher Bruſt,
Bereichert unſer Chor ſich an den edlen Schätzen
Der Wiſſenſchaft, die Carl hieher zu ziehn gewußt.
Welch eine Hoheit, welche Stärke
Des Geiſtes, ſtralt aus dieſem Werke,
Das ihm die Weisheit rieth, hervor!
Die Weisheit, deren Hand der Könge Zepter führet,
Durch die ein Fürſt beglückt regieret,
Die nie ein Held mit Reu zur Führerinn erkohr.

Kaum erbteſt Du, o Carl, die Staaten,
Wovon du Herr und Vater biſt,
So thatſt Du ungeſäumt, was deine Väter thaten,
Die Weisheit küßte dich und ward von dir geküßt.
Sie trat in dein geheimes Zimmer,
Bekleidt mit himmliſch goldnem Schimmer,
Wie ſie dem großen Carl erſchien;
Als ſie bemühet war, den Trieb ihm einzuprägen,
In Deutſchland Schulen anzulegen,
Die noch zu ſeinem Ruhm und Deutſchlands Vortheil blühn.

In eben diesem lichten Glanze
Sah sie dein Anherr, Julius,
Dem Helmstädt, unterm Schutz von Pallas Schild und Lanze,
Die Ewigkeit des Flors und Ansehns danken muß:
Du folgst dem reizenden Exempel,
Erneuest nicht nur jenen Tempel,
Der stets den Musen heilig heißt;
Nein, Deine fürstlichen, ja göttlichen Gedanken
Und Triebe kennen keine Schranken,
So wie dein Lob, das schon mehr als ein Pindus preist. u. s. w.

Die Ankunft des durchlauchtigen Erbprinzen aber, ward gleichfalls durch eine Ode gepriesen; die im Namen der sämmtlichen Hofmeister und Studirenden des Collegii Carolini gemacht worden, und so anhebt:

O Prinz, die Nachwelt wird uns hassen,
Wenn wir den Tag vergessen lassen,
Vor dem die Barbarey erschrickt.
Welch Glück! daß unser Musenorden,
Der durch Carls Namen groß geworden,
Des Herzogs Sohn bey sich erblickt!
Getrost! Nun könnt ihr alles hoffen,
Auf! Wissenschaften, triumphirt!
Was stehn euch nicht für Tempel offen,
Weil euch selbst Braunschweigs Erbe ziert!

So

So fährt sie nun in einem Feuer fort, und ist durchgehends schön. Den Abend darauf hat die studirende Jugend dem durchlauchtigen Erbprinzen mit einer wohlgesetzten Abendmusik aufgewartet; welche sehr gnädig aufgenommen worden, und wobey ein junger Graf von Schönburg die Anrede an denselben gemacht.

In Erlangen hat Herr Samuel Wilhelm Oetter, Conrector an dem dasigen Gymnasio, in einer gelehrten Schrift, dem Herrn Rector Biedermann in Freyberg, zu seinem neuangetretenen Rectorate Glück gewünschet, und darinn de Poetis quibusdam medii aevi Teutonicis, in primis de Hugone Trienberga Franco, ejusque Satira, vulgo Renner dicta, gehandelt. Der Herr Verfasser zeiget darinn eine schöne Kenntniß der alten deutschen Geschichte und Poesie, und behauptet sonderlich den Vorzug der Heilsbrunnischen Abschrift dieses Gedichtes, vor allen andern, die man hin und wieder aufzuweisen hat: welche erstere Herr Hocker in dem Verzeichnisse der dasigen Bibliothek beschrieben hat. Ob aber der Herr Verfasser darinn recht habe, daß er von dem alten deutschen Worte Bar, welches einen Gesang, oder ein Lied der Barden bedeutet, das Wort Baron herleiten will, dos wollen wir andern zu untersuchen üb rlassen. So viel ist gewiß, daß der Herr Conrector Oetter ein in den schönen Wissenschaften sehr gesetzter Mann ist.

An eben den Herrn Rector Biedermann ist von Herrn Johann Friedrich Schreibern, Pfar-

rern

rern in Waltersdorf und St. Gangloff, ein lateinischer Glückwunsch auf einen Bogen in 4. gedruckt worden, de nimio noſtri aevi ſtudio, in corrigenda Orthographia Germanica. Der Herr Paſtor hat ſo gar unrecht nicht, wenn er die unzeitige Verbeſſerungsſucht gewiſſer Neulinge verwirft, die bald alle h, bald alle y, bald alle doppelte Buchſtaben, bald wer weis noch was, aus der deutſchen Sprache ausmerzen wollen; und welchen man aus dem Terenz zuruffen möchte: quod nimium intelligendo faciant, vt nihil intelligant. Allein, freylich geht der Herr Paſtor in etlichen Stücken auch wieder zu weit, wenn er ſich über die Wörter öffentlicher Lehrer, für Profeſſor; Hörſaal, Kunſtrichter, und dergleichen ärgert. Er meynt, man ſolle auch die Schule, ein Lehrhaus, den Rector, den Oberſten der Schule; den Conrector, den Mitbefehlshaber der Schule u. ſ. w. nennen. Allein das eine, was dem Herrn Paſtor ſo luſtig vorkömmt, hat ja ſchon D. Luther wirklich gethan. War denn Jairus nicht ein Schuloberſter, d. i. ein Aufſeher oder Rector der Synagoge; oder eines Collegii? Indeſſen bleibt es wahr: Eſt modus in rebus; und omne nimium vertitur in vitium!

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des V. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Weinmonat 1747.

CIC. DE FIN.

Dissentientium inter se reprehensiones non sunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in disputando pertinaces, indignae Philosophia mihi videri solent.

I.

Bildersaal heutiges Tages lebender, und durch Gelahrheit berühmter Schriftsteller, in welchen derselbigen nach wahren Originalmalereyen entworfene Bildnisse in schwarzer Kunst, in natürlicher Aehnlichkeit vorgestellet, und ihre Lebensumstände, Verdienste um die Wissenschaften, und Schriften, aus glaubwürdigen Nachrichten erzählet werden, von Jacob Bruckern, der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Bologna Mitgl. und Joh. Haidern, Malern und Kupferstechern. Sechstes Zehend. Zweyter Band. Augspurg 1747. in Fol.

Der berühmte Herr Pastor Brucker hat uns nun in dem I. Bande seines beliebten Bildersaals itztlebender Gelehrten funfzig Bildnisse berühmter Leute geliefert, und die Leben und Schriften derselben, auf eine zulängliche und angenehme Art erzählet. Wie viel er dadurch zur Aufnahme der gelehrten Geschichte unserer Zeiten beygetragen, das wird die dankbare Nachwelt allererst recht einsehen. Denn wie mühsam fällt es uns itzo nicht, wenn wir von längstverstorbenen Gelehrten nirgends eine zuverläßige Nachricht finden können,

und bey jedem Umstande ihres Lebens gleichsam im finstern herumtappen müssen. Daher kommen denn diejenigen Ungewißheiten in Ansehung ihrer Geburts- und Todesjahre, Beförderungen, Schriften und dergleichen, die zu so vielen Streitigkeiten Anlaß geben. Alle diese Schwierigkeiten werden unsern Nachkommen erleichtert, wenn man ihnen von itztlebenden Gelehrten sichere Nachrichten liefert, die sich auf das eigene Angeben derer gründen, welche die beste Kenntniß davon haben müssen.

Itzo hebt also der fleißige Herr Haid, den zweyten Band dieser Bildnisse an zu liefern, der gleichfalls wieder funfzig gelehrte Leute unsrer Zeit darstellen wird: und der gelehrte Herr Verfasser der obigen Leben, fährt mit gleicher Arbeitsamkeit fort, auch diese Abschilderungen, mit der Erzählung der allerseitigen Lebensgeschichte zu begleiten. Wie viel Mühe dieses ihm verursache, wird sich mancher nicht einbilden: uns aber ist es zur Gnüge bekannt. Wie schwer machen ihm nicht viele Gelehrte die Uebersendung ihrer Bildnisse und Lebensumstände? Wie viele Anfälle hat er nicht von manchen auszustehen, die ihre Namen und Bildnisse auch gern auf diese Art verewiget hätten? Wie groß ist nicht bey manchen die Undankbarkeit, nachdem ihnen solche Ehre wiederfahren? Wie schwer ist es, manchem alles recht zu machen? Und wie vielen Leidenschaften muß derselbe sich nicht, bald bey denen, die er beschrieben; bald bey andern, die noch nicht daran gekommen, ausgesetzt sehen? Alles dieses macht nun, daß der Herr Verfasser von der unpartheyischen Welt

und

und Nachwelt desto mehrern Dank verdient, weil ihn nichs von dem allen von seinem Fleiße abgeschrecket hat.

Dieß VI. Zehend ist mit einer Vorrede des Herrn Verfassers versehen, darinn derselbe versichert, daß er bey der Fortsetzung dieser Arbeit bey derselben Einrichtung bleiben werde, die sie im I. Bande gehabt. Er will nämlich ferner die von berühmten Schriftstellern unsrer Zeit erworbenen, und durch die Einstimmung der gelehrten Welt behaupteten Verdienste auf die Nachwelt bringen, und dieselbe zur Nachahmung, zum Dienste, und zur Aufnahme der Gelehrsamkeit erwecken. Er hat also nicht Ursache gefunden, diesen Bildersaal in eine kritische Geschichte der Gelehrten unsrer Zeit zu verwandeln; weil er geglaubt, dieses lasse sich nicht eher thun, bis dieselben von dem Schauplatze abgetreten. Daher hat sich der Herr Pastor bemühet, dem Geschmacke derer, die solches wünscheten, in dem Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, eine Gnüge zu thun, darinn er die Verdienste gelehrter Männer, aus den verstrichenen Jahrhunderten auferwecket, und nach der Billigkeit beurtheilet. Ob gleich man also in diesem Werke die witzigen Entdeckungen vieler hoffärtigen Geister nicht finden wird, die sich der menschlichen Schwachheiten nur zu ihrer Kützelung bedienen: so versichert er doch, daß er die strengen Gesetze einer öffentlichen Geschichte nicht verletzet habe. Hat er aber nicht alles angeführt, was mancher gern wissen möchte; so giebt er seinen Erinnerung zu bedenken: „Zu einer öffentli-

„chen Hiſterie gehöre, daß man nichts falſches ſa„ge; zu einer geheimen Geſchichte aber, daß man „alles, was man wahr es weis, anführe.“

Darauf entſchuldigt er ſich erſtlich gegen diejenigen, die nach ſeinen erhaltenen Lebensbeſchreibungen nicht alles darinn gefunden, was ſie darinn zu leſen gewünſchet, und ſich darauf unfreundlich gegen ihn bezeiget haben. Der enge Raum aber hat ihn gehindert, daß er manches nicht beybringen können; ja der Wohlſtand hat ihn auch bisweilen genöthiget, manches auszulaſſen, welches nicht allen gleich groß und wichtig vorgekommen ſeyn würde. Zweytens begegnet er auch denen, die nicht ſogleich derer von ihnen hochgeſchätzten Gelehrten überſchickte Bildniſſe in dem nächſten Zehenden angetroffen. Denn es kann nicht anders ſeyn, als daß derjenigen Bildniſſe zuerſt in die Arbeit genommen werden, die ihre Malereyen zuerſt eingeſchicket haben, und ſich inſonderheit durch gründliche und weltbekannte Schriften zu berühmten Schriftſtellern unſrer Zeit gemacht haben. Wir finden beyde Entſchuldigungen ſo erheblich, daß wir den berühmten Herrn Verfaſſer erſuchen, nur ferner bey ſeiner unparteyiſchen Art zu bleiben, und der Welt ſolche Bilder und Leben mitzutheilen; nicht, die derſelben bekannt zu werden wünſchen; ſondern, die von derſelben gewünſchet werden.

Diejenigen berühmten Männer, die in dieſem Zehende vorkommen, ſind I. der Herr Reichshofrath von Senkenberg. II. Herr Hofrath von Leyſer. III. Herr D. Feuerlein, IV. Herr Prof. Canz. V. Herr Paſtor Schelhorn, VI. Herr Hofrath Trillerr.

Die XXI. Ode.

Als

Herr D. Georg Gottlob Richter,

Herzogl. Holſtein. Juſtizrath u. Leibmedicus,

nach Göttingen zog.

1735.

D. Paul Gottlieb Werlhof.

Erwache, meine Poeſie!
Du ſollſt von Richters Würde ſingen,
Und, ziert gleich dich der Lorber nie,
Ein Blatt zu ſeinem Kranze bringen.
Die Freundſchaft weckt dich aus der Ruh:
Mit ihr hört ſeine Dichtkunſt zu,
Und merkt die Mängel deiner Lieder.
Doch, was der Kunſt misfallen kann,
Das hört die Freundſchaft lächelnd an:
Ihr ſind auch Fehler nicht zuwider.

Welch neues Licht erſcheint von oben,
Mein Freund, um deinen Lorberkranz?
Strahlt dem Verdienſt mit neuen Proben;
Wie, oder iſts ein Götterglanz?
Es leuchtet, dem Verdienſt zu lohnen,
Ein Licht von jenem Götterthrone,
Auf dem Georg die Welt beglückt;
Georg, der Held in Krieg und Frieden,
Den uns der Vorſicht Huld beſchieden,
Die ihm ihr Bildniß eingedrückt.

Sie

ler. VII. Herr Prof. Hamberger. VIII. Herr Leibmedicus D. Bruckmann, IX. Herr Prof. Kraft und X. Herr Prof. Facciolati. Von allen dieſen berühmten Männern, wollen wir einen kleinen Auszug ihrer Lebensumſtände hier anführen.

Herr Heinrich Chriſtian von Senkenberg, wirkl. kaiſerlicher Reichshofrath, iſt zu Frankfurt am Mayn, den 19. Oct. 1704. gebohren. Sein Herr Vater war D. Johann Hartmann Senkenberg, Stadtphyſikus daſelbſt, und ſeine Fr. Mutter Anna Marg. Raumburgerinn. Im 1713ten Jahre ward er ins Pädagogium daſelbſt gethan, darinn Herr D. May Pädagogiarcha war. Im 1719ten Jahre bezog er die Univerſität Gießen, und hörte Kaiſern, Wahlen, Verdrießen, Maſſonen, Rüdigern, Ludovici, und Grubern; ſonderlich Herrn Kanzler Grollmannen. Im 1724ſten Jahre vertheidigte er eine Abhandlung de forma Syſtematis imperii Rom. Germ. monarchico democratica, unter Herrn D. Kaiſern, und hielt ſich ſo wohl, daß man ihm den Doctorhut aufſetzen wollte. Allein Herr Senkenberg ſchlug dieſe Ehre aus, und gieng 1725. in ſeine Vaterſtadt zurück: wo er an dem berühmten Bürgermeiſter Zach. Conrad von Uffenbach, einen großen Gönner fand. Dieſer verſtattete ihm außer ſeiner trefflichen Bibliothek, einen Zugang zu den öffentlichen Archiven; und die Freundſchaft der Gebrüder Schannate ermunterte ihn noch mehr, ſich in den Geſchichten der mittlern Zeit feſtzuſetzen.

Im 1729ſten Jahre fieng er zu Frankfurt an, einen Sachwalter abzugeben, und bekam bald viele;

ſonderlich adeliche Clienten. Der Graf von Dhaun berief ihn darauf zu ſeinem Rathe, dabey ſich auch andere Reichsſtände ſeines Beyſtandes bedienten. Der 1734 einfallende franzöſiſche Krieg ſtörte dieſe Beſchäfftigungen in etwas; 1735 aber, als Göttingen eine Univerſität bekam, ward auch Herr Senkenberg zum Syndicus und außerordentlicher Lehrer der Rechte daſelbſt berufen. Hier that er ſich nun noch mehr hervor, und gab ſeine Parerga Göttingenſia heraus; ward auch bald darauf ordentlicher Prof. der Rechte, und churbraunſchweigiſcher Rath. Im 1740ſten Jahre ward er nach Gießen als hochfürſtl. heſſiſcher Regierungsrath beruffen, und heirathete 1743; verlohr aber bald ſeine Gattinn im Kindbette. Das Jahr darauf ward er von dem Prinzen von Oranien zum geheimen Juſtizrath, vom Markgr. von Anſpach zum Hofrathe, und vom Landgrafen von Darmſtadt zum wirklichen Regierungsrathe ernennet; und gieng alſo 1744 nach Frankfurt am Mayn: wo er, nach geſchehener letzten Kaiſerwahl zum kaiſerlichen Reichshofrath erwählet ward, auch wirklich den 7. October 1745. eingeführet worden. Wir übergehen die Schriften des Herrn Reichshofraths der Kürze halber.

Herrn Auguſtin von Leyſer, kön. pohlniſcher und churſächſiſcher Hof- und Juſtizrath, Director des geiſtlichen Conſiſtorii, erſter Hofgerichtsaſſeſſor und Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Wittenberg, ſtammet in gerader Linie von dem berühmten Theol. und ſächſiſchen Oberhofprediger D. Polycarp Leyſern her, deſſen Verfahren in Steyrmark und Kärndten

ſchen

schon den Adel besessen, der auch von Rudolph dem II. und 1739. an der Person unsers Herrn Hofraths von Carl dem VI. wieder erneuert worden. Dieser ward 1683. den 18. Oct. von D. Wilhelm Leysern, Professorn der Rechte zu Wittenberg, und Fr. Christinen geb. von Strauch, ans Licht der Welt gebohren. Er studirte anfänglich zu Zerbst, und im Kloster Bergen bey Magdeburg, nachmals aber zu Gotha unter dem berühmten Beckerodt. Im 16. Jahre seines Alters bezog er die hohe Schule zu Wittenberg, wo damals noch Schurzfleisch und von Berger lehrten. Unter diesem vertheidigte er die Diss. de liberalitate necessaria: gieng aber 1704. nach Halle, Stryken und Thomasen zu hören; und 1705 nach Holland und England, wo er bey dem Erzbischofe zu Canterbury viel Eingang und Gewogenheit fand, von dem berühmten Whiston sehr wohl und höflich; von dem Humanisten Bentley aber sehr grob und unhöflich aufgenommen ward. Auf der Rückreise kam er zur See in Gefahr, den französ. Raubschiffen in die Hände zu fallen. Er besah darauf Düsseldorf, Cöln, Wetzlar, Gießen, Frankfurt, Mäynz, Hanau, Würzburg, Anspach, Nürnberg und Regensburg, ja Passau, Linz und Wien. Nachmals sah er auch Italien zum Theil, mußte aber 1706 wieder zurück nach Wittenberg, als Carl der XII. seine siegreichen Waffen über Sachsen erstreckte. Im 1709. Jahre darauf ward er Doctor, 1712 aber Professor der Rechte zu Helmstädt, 1717 Beysitzer des Hofgerichts zu Wolfenbüttel, und 1721 Hofrath des ganzen Hauses Braun-

schwelg. Wegen einiger Verdrießlichkeit aber zwischen Landesherren und Landständen, in die er verwickelt ward; gieng er 1729 als Ordinarius der Juristenfacultät, an des Reichshofraths von Wernhers Stelle, nach Wittenberg, wo er noch in den ansehnlichsten Aemtern steht. Seine Schriften sind theils bekannt, theils bey Herrn Bruckern ausführlich zu finden.

Herr Jacob Wilhelm Feuerlin, der heil. Schrift Doctor und erster ordentlicher Lehrer zu Göttingen, großbrittannischer und Churhann. Consistorial-Rath und Generalsuperint. des göttingischen Kirchensprengels, ist 1689 den 13. März zu Nürnberg gebohren, wo sein Vater Diaconus zu St. Sebald war. Er studierte daselbst in der Aegidienschule. Er ward schon im 15ten Jahre zu akademischen Studien vorbereitet, und genoß unter andern auch des seligen D. Zeltners Anführung. Im 1706ten Jahre zog er nach Altdorf, woselbst er die Rechte studiren wollte; aber vorher drey Jahre bloß mit der Philologie, Philosophie und Historie zubrachte. Die Naturlehre und Mathematik gefielen ihm vor andern, und selbst die Zergliederkunst blieb von ihm nicht unberührt. Baier, Omeis, Köhler und Möller und Reusch wurden seine Lehrer; er disputirte auch von den gelehrten Nürnbergern daselbst. Im 1709ten Jahre gieng er nach einer kleinen Reise durch Schwaben, nach Jena, wo er unter Förtschen die Gottesgelahrheit studirte, predigte disputirte, und andern Unterricht gab. Im 1712 Jahre kam er nach Leipzig, wo er bey dem seligen D. Re-

chen-

chenberg ins Haus zog, und als Magister philosophische Vorlesungen hielt; auch von den vornehmsten damaligen Lehrern eines nähern Zutritts gewürdiget, und zu ihren Büchersälen gelassen wurde. Im 1715. Jahre ward er zum Prof. der Vernunftlehre nach Altdorf gerufen, worauf bald das metaphysische Lehramt folgete. Im 1730sten Jahre, als D. Zeltner sein Amt niederlegte, ward er Professer der Theologie daselbst: 1735 aber, ward er auf die neugestiftete göttingische hohe Schule berufen, auch 1746 zum wirklichen Consistorialrath: ernennet. Seine Schriften mag man in dem Bildersale selbst nachsehen.

Herr Israel Gottlieb Canz, ordentlicher Lehrer der Theologie, und Oberaufseher des theologischen Stipendii zu Tübingen, ist im würtenbergischen 1690 den 26 Febr. gebohren worden. Sein Vater, Christoph Bernhard Canz, war Prediger zu Heimsheim, und diesen verlohr er 1693, als die Franzosen ins Reich einfielen. Die ersten Gründe der freyen Künste lernte er zu Herrnberg und Canstadt. Im 1704 Jahre ward er in die Schule zu Bebenhausen aufgenommen, und im 16ten Jahre seines Alters kam er ins fürstliche Stipendium zu Tübingen. In 1709ten Jahre ward er Magister, und 1714 Repetent im Stipendio. Nun schien er zwar der Kirche gewidmet zu seyn, als er 1720 eine Beförderung zum Predigtamte erhielt: allein das Jahr darauf setzte man ihn wieder zum Lehrer an die Klosterschule zu Bebenhausen; wo er die gelehrten Sprachen zu lehren hatte. Als aber die wolfische

fische Philosophie im Würtenbergischen bekannt ward, that sich Herr Canz sehr rühmlich in derselben hervor. Denn als ihm sein Schwiegervater zumuthete, dawider zu schreiben, so setzte er eine Schrift auf, die bis 40 Bogen anwuchs. Allein eine zunehmende Einsicht in dieselbe, machte aus einem Saulus einen Paulus: denn er ward je länger, je mehr dadurch überzeugt, er könne nichts erhebliches dawider einwenden. Er verglich sie mit der reinen Theologie, und fand, daß sie den größten Nutzen darinn hätte, welches er in einer öffentlichen Schrift darthat. Im 1733sten Jahre ward er zum Specialsuperintendenten zu Nürtlingen gesetzt; aber bald darauf, an seines Schwiegersvaters Rößlers Stelle nach Tübingen berufen, und über das Stipendium gesetzt. Daß Herr Canz nach der Zeit die reinbeckischen Betrachtungen rühmlichst fortgesetzt, und zu Ende gebracht, ist bekannt. Seine übrige Schriften müssen wir der Kürze halber übergehen.

Herr Johann Georg Schelhorn Prediger bey St. Martini und Bibliothekar zu Memmingen, der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Mitglied, ist zu Memmingen 1694. den 8 des Christmonats gebohren. Sein Vater Johann Schelhorn war ein Handelsmann, der selbst in seiner Jugend die schönen Wissenschaften gelernet und geliebet hatte. Nach vollendeten Schulstudien zog er in seinem 17. Jahre 1712 nach Jena, wo Syrbius, Danz, Stolle, Förtsch und Buddeus lehreten. Den letzten hat er am meisten verehret. Eine Krankheit trieb ihn 1714. nach Altdorf, wo er sich D. Zeitnern widmete:

auch,

auch D. Sonntag und Baier öffneten ihm ihre Schätze, so daß er 1716. mit Ruhme nach Hause kehren konnte. Allein 1717. gieng er nochmals nach Jena, sich unter Danzen in den morgenländischen Sprachen fest zu setzen; und nach Verlauf eines Jahres gieng er völlig nach Hause. Hier fing er sich bald an durch gelehrte Schriften hervorzuthun, wozu ihm die memmingische Bibliothek schönen Anlaß gab. Seine Amoenitates sind überall bekannt, und sowohl die Miscellan. Lipsiensia, als die Bibliotheca Bremensis haben viel von ihm aufzuweisen. Bald darauf ward er Bibliothekar und Conrector seiner Vaterstadt, und 1732. bekam er ein geistliches Amt, auf dem Lande, 1734 aber in der Stadt Memmingen selbst. Mehr können wir der Kürze wegen hier nicht mitnehmen. Wir melden nur, daß auch in den critischen Beyträgen, die hier ans Licht getreten, manches schöne Stück von des Herrn Pastors Arbeit befindlich ist.

Herr Daniel Wilhelm Triller, der Weltweisheit und Arzneykunst Doctor, kön. pohln. und Churſächsischer Hofrath und Leibmedicus, ist zu Erfurt 1695 den 10. Febr. gebohren. Sein Herr Vater war Moritz Triller, D. der Heilkunst und öffentlicher Lehrer der Mathematik und Dichtkunst. Zu Altenburg, wohin sich derselbe begeben hatte, verlohr der Herr Hofrath 1701 seine beyden Aeltern. Allein sein Vetter, Herr Licentiat Gellert ließ ihn zu Zeiz unter dem Conrector Herzog u. a. m. studiren, bis er 1713. auf die hohe Schule zu Leipzig ziehen konn-

konnte. Hier hörte er Prof. Menzen in der Weltweisheit, Menken in den Geschichten, Lehmannen in der Physik, Triern in der Wappenkunst; im Lateinischen und Griechischen niemanden, weil er schon selbst so vollkommen darinnen war. Unter Bohnen, Rivinussen und Schachern lernte er die Heilkunst, Kräuterkenntniß und Zergliederkunst, wozu auch noch Pauli und Etmüller das ihre hinzusetzten. Im 1716 Jahre ward er Magister, und 1718 in Halle Doctor der Arzneykunst; darüber er auch zu lesen anfieng. Er las aber auch über die Episteln Pauli, und vertheidigte den Hippokrates gegen den gundlingischen Vorwurf der Atheisterey. Im 1720sten Jahre ward er Landphysicus zu Merseburg, wo er Grotii leidenden Christus heraus gab, und sich als einen deutschen Dichter bekannt machte. 1730 ward er des Nassauischarbrückischen Prinzen Leibarzt, und gieng mit ihm auf Reisen; wo er in Paris viel Gelegenheit fand, die berühmtesten Leute kennen zu lernen. Er kam über Holland zurück, wo er wiederum, nebst dem großen Boerhaven, viel berühmte Männer kennen lernte. Im 1744sten Jahre gieng Herr Hofrath Triller nach Frankfurt am Mayn, und 1745 ward er von dem letzten Herzoge von Weißenfels Johann Adolph, zu seinem Leibarzte, mit dem Titel eines Hofraths beruffen. Nach dem Tode dieses durchl. Hauptes, hat derselbe sowohl sein voriges Gehalt, als dieselben Würden an dem königl. pohln. und churfächsischen Hofe beybehalten. Die verschiedenen poetischen und critischen Schriften

ten des Herrn Hofraths muß man bey Herrn Bruckern ſelbſt nachſehen.

Herr Franz Ernſt Brückmann, der Weltweisheit und Arzneykunſt D. und Mitgl. der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher ꝛc. lebet zu Wolfenbüttel, und iſt 1697 im Kloſter Marienthal gebohren. Sein Vater war Amtmann daſelbſt, und dieſer ließ ſeinen Sohn theils unter Privatlehrern, theils in der Kloſterſchule ſtudiren, bis er 1716 die Univerſität Jena beziehen konnte. Im 1721 Jahre erhielt er zu Helmſtädt den Doctorhut. Im 1723 Jahre that er eine Reiſe nach Ungarn, und legte ſich daſelbſt auf den Bergbau; beſah aber unterwegens Prag, Wien, und alles was daſelbſt merkwürdig war. Nach ſeiner Zurückkunft ward er ein Mitglied der kaiſerl. Akademie der Naturforſcher, unter dem Namen Mnemon, und bald darauf auch der königl. preuß. Societ. der Wiſſenſchaften. Im 1728 Jahre verlegte er ſeinen Aufenthalt aus Braunſchweig nach Wolfenbüttel: wo er auch im vorigen Jahre ein Mitglied des neugeſtifteten Collegii Medici geworden. Es hatte jemand 1733 unter ſeinem Beynamen Mnemon, einen höniſchen Brief an Herrn D. Werlhofen drucken laſſen: allein die Sache iſt durch einen freundſchaftlichen Briefwechſel zwiſchen dieſen beyden gelehrten Freunden völlig beygelegt. In allerley gelehrten Tagebüchern und Monatſchriften ſtehen viel gelehrte Abhandlungen von dem Herrn D. Brückmann; und ſeine Naturgeſchichte vom Aſbeſt, hat er viermal auf ein unverbrennliches

Pa-

Papier abdrucken lassen, davon er drey Exemplare seinem Herzoge geschenket; eins aber noch selbst besitzet.

Herr Georg Erhard Hamberger M. D. und Professor der Anat. und Chirurgie, imgleichen, der Bot. und Physik zu Jena, fürstl. sächs. Hofrath, und Nat. Cur. ist 1697 den 21. des Christmonats zu Jena gebohren. Sein Vater war Professor der Mathematik daselbst, und der berühmte Weigel ist sein Aeltervater gewesen. Er hat von Jugend auf einen Trieb zur Arzneykunst gehabt; und darüber sowohl Hutters Compendium, als Ciceros Episteln nicht lernen mögen. Im 1714 Jahre bezog er die Universität. Posner, Wedel, Schlevogt und Müller, waren seine Lehrer. Seinen Vater verlohr er 1716. Im 1719ten Jahre hub er selbst an die Physik zu lesen; allein er ward sie bald überdrüssig, weil seine Bücher seiner Begierde zur Gründlichkeit nicht eine Gnüge thaten. Einige Erfahrungen aber von der Anziehung der Körper brachten ihn auf andere Gedanken, und 1721 nahm er die medicinische Doctorwürde an. Er sollte zu Stetin Professor werden; allein nach Schlevogts Tode ward er Professor und Landphysicus zu Jena. Im 1730sten Jahre sollte er Professor zu Altdorf werden; und 1733 wollte man ihn nach Göttingen ziehen: allein seine Höfe gaben ihm den Titel eines Hofraths und 1737. die physikalische, 1744 aber die anatomische Profession. Seine Verdienste zogen ihm eine Stelle unter den Gliedern der kaiserl. Akademie der Naturkündiger,

und

Sie ſprach: es werde Höh und Licht,
Für Thal und Schatten an der Leine!
Es ward. Georgens Angeſicht
Erfüllt das Thal mit Sonnenſcheine.
Die Ufer heben ſich empor,
Es wächſt ein Muſenberg hervor;
Die Welt ſieht auf den neuen Spitzen
Ein auserwähltes Muſenheer,
In muntrer Ruh, in Glück und Ehr,
Und in Georgens Gnade ſitzen.

Auch du biſt mit von den Erwählten,
Auch dich, mein Freund, beſtralt dieß Licht.
Wenn tauſend andre Proben fehlten,
So trügt dieß Ehrenzeichen nicht.
Von dir wird auch die Nachwelt preiſen:
Georg, der Preis gekrönter Weiſen,
Rief ihn in ſeine Muſenzahl.
Fehlt ein Auguſt in ſeinen Thaten,
Wenn Weisheit und Mäcenas rathen:
So irrt Georg in ſeiner Wahl.

Er irret nicht. Sein Leinathen
Wird ewig von dem Stifter zeugen.
Wohin Georgens Blicke gehn,
Da muß ſich Neid und Ehrfurcht beugen.
Mein König winkt. Verſtumme Neid!
Vergebens läßt du Zorn und Leid
Bey unſrer Ruh und Freude merken.
Das Werk iſt herrlich dargeſtellt,
Der Nutzen füllt Stadt, Land, und Welt:
So iſt Georg in ſeinen Werken.

und 1745 einen Preis von der Akademie zu Bourdeaux zu. Seine Schriften muß man bey Herrn Bruckern nachsehen.

Herr Georg Wolfgang Kraft, der Physik und Mathematik Professor zu Tübingen, und der Akademien zu Petersburg und Berlin Mitglied, ist im Würtenbergischen 1701 den 15 des Heumonats gebohren. Sein Vater Johann Jacob Kraft war ein Geistlicher: seine Frau Mutter aber hat den Grund zu seiner math. Wissenschaft gelegt, indem sie ihn nach einer eigenen Art rechnen gelehret. Im 1717. Jahre kam er ins Kloster Blaubeyern, 1720 nach Bebenhausen, 1722 nach Tübingen auf die Universität; wo er 1725 die Magisterwürde erhielt. Als der geheimte Rath Bülfinger nach Petersburg gerufen ward, nahm er Herrn Kraften mit, und er kam 1725. den 14 Dec. zur See zu Reval, den 28 Dec. aber zu Petersburg an. Daselbst hat er nun theils anfänglich in dem Gymnasio die mathematischen Wissenschaften gelehret; aber durch die Gewogenheit Herrn Staatsraths Goldbachs, und des kaiserl. Bibliothecars Schumacher, ward er 1731 ein wirklicher Professor und Mitglied der Akademie. Herrn Eulers physikalische Profession bekam er 1734. und 1738 die Aufsicht über das Gymnasium. Im 1744. Jahre verließ Herr Kraft, auf Begehren seines Landesherrn, Petersburg, und kam zur See bis Anclam; und sodann über Berlin, Leipzig und Nürnberg zu Tübingen an. Seine Schriften anzuführen erlaubet uns der Raum nicht.

Herr Jacob Facciolati, beurlaubter Professor zu Padua, ist 1682 im paduanischen gebohren. Als er anwuchs, wollte er ein Geistlicher werden. Allein sein Trieb zu den Sprachen und schönen Wissenschaften änderte seinen Schluß. Er ward bald Professor der Philosophie, und hernach der schönen Wissenschaften im Seminario; wobey er eine öffentliche Bibliothek zum Gebrauche seiner Zuhörer anlegte. Er hat viel an Verbesserung verschiedener lateinischen Wörterbücher gearbeitet, und viel Reden und kleine Abhandlungen herausgegeben, die auch in Deutschland nachgedrucket worden. Im 1723sten Jahre ward er erst Professor auf der hohen Schule zu Padua. Im 1739sten aber bekam er seine Erlassung, damit er die Historie der paduanischen hohen Schule schreiben könnte. Er hat auch, so lieb ihm das Latein auch war, eine italienische Orthographie geschrieben, die etlichemal aufgeleget worden.

* *

II.

Von den Gebräuchen welche die Römer bey Grundlegung der Städte beobachtet haben *.

Hätten die Dichter sich daran begnüget, daß sie uns die Namen derer großen Männer genennet hätten, welche die ersten Städte der Welt erbauet haben; und daß sie uns die andächtigen

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscript. et Belles Lettres T. II. p. 85.

tigen Gebräuche erzählet hätten, die sie bey dergleichen Gelegenheiten beobachtet haben: so hätte man oftmals historische Umstände erfahren, welche die Jahrbücher der Völker nicht allezeit beybehalten haben; und alsdann hätte man die bloßen Wahrheiten dem Wunderbaren vorgezogen, das sie oftmals in diese Sache eingemengt haben. Die Wunderwerke, die Orakel, und der sichtbare Beystand der Götter, die begleiten allezeit in solchen Werken, diese Art von Unternehmungen. So wird das feste Schloß zu Corinth, nicht von bloßen Arbeitern gebauet; sondern es ist, nach den Dichtern, ein Werk der Cyklopen: und die Leyer Amphions ganz allein setzt die Steine in Bewegung, um sich von selbst um die Stadt Theben herum zu stellen. Jedoch wir wollen dieses Wunderbare, welches der Dichtkunst eigen ist, fahren lassen, und nur aufrichtig bey den Geschichtschreibern nachsuchen: was für Feyerlichkeiten denn eigentlich die Religion und Politik bey den Römern eingeführet gehabt, wenn sie den Grund zu einer Stadt geleget. Die Religion hatte zur Absicht, unter den neuen Einwohnern, durch einen einstimmigen Gottesdienst, die Einigkeit zu erhalten: und die Politik suchte sie vor der Eifersucht benachbarter Völker, die eine solche neue Einrichtung immer in Sorgen setzte, in Sicherheit zu bringen. Nach diesem Begriffe hat Herr Blanchard im 1713ten Jahre seine Abhandlung gemacht, davon wir hier einen Auszug mittheilen wollen.

Dionyſius von Halicarnaß bemerket, daß die Alten gefliſſener geweſen vortheilhafte Lagen, als große Plätze, zu Grundlegung ihrer Städte auszuſuchen. Man umgab ſelbige ſogar gleich anfangs nicht einmal mit Mauern. Sie richteten in feſtgeſtellter Weite, Thürme auf; und der Zwiſchenraum, welcher ſich von einem Thurme zum andern befand, ward μεσοπύργιον oder μεταπύργιον, genennet. Dieſer Zwiſchenraum nun wurde durch Wägens umzäunt, oder durch Baumklötzer, und kleine Hütten beſchützt, um die Wachen drinnen zu haben. Feſtus bemerkt, daß die Hetrurier Bücher aufbewahret, in welchen die Gebräuche geſtanden, die man bey Grundlegung der Städte, der Altäre und Tempel, der Mauren und Thore beobachtet; und Plutarch ſaget, daß Romulus, als er die Grundſteine der Stadt Rom legen wollen, aus Hetrurien Leute kommen laſſen, die ihm Stück vor Stück alle Gebräuche zeigen müſſen, die er, nach denen Vorſchriften, zu beobachten hätte, die ſie davon eben ſo gewiſſenhaft aufbewahrten, als diejenigen, welche ſie, was die Geheimniſſe und Opfer betraf, aufhoben. Dionyſius von Halikarnaß erzählet ferner, daß man zur Zeit des Romulus, ehe man noch irgend etwas unternommen, das zu Grundlegung einer Stadt gehörete, erſt geopfert habe, nach welchem man einige Feuer vor den Gezelten angezündet; und daß diejenigen, die bey dieſen Ceremonien irgend etwas zu thun gehabt, um ſich zu reinigen, über dieſe Feuer geſprungen: indem ſie nicht geglaubt, daß man ſie, wofern ſie nicht ganz rein wären, zu irgend einer

Be-

Beſchäfftigung brauchen könnte, zu welcher man mit ſo ehrerbiethigen Empfindungen kommen müßte. Nach dieſem Opfer, grub man eine runde Grube, in welche man ſogleich die Erſtlinge von allen denen Dingen warf, die den Menſchen zu eſſen erlaubt ſind. Alsdann warf man einige Hände voll von der Erde desjenigen Landes hinein, aus welchem ein jeder von denen, die bey dieſer Handlung zugegen waren, gekommen war, und zwar in der Abſicht, ſich in dieſer neuen Stadt niederzulaſſen: und das alles vermiſchte man mit einander.

Dieſe Grube, die an der Landſeite, und recht an dem Orte war, wo man den Umkreis zu ziehen anfieng, hieß bey den Griechen, ὄλυμπος; wegen ihrer runden Figur; und bey den Lateinern Mundus, aus eben dieſer Urſache. Die Erſtlinge, und die verſchiedenen Gattungen von Erde, die man in dieſe Grube warf, lehrten, was denjenigen für eine Pflicht auflåge, die das Regiment in der Stadt haben ſollten. Sie mußten allen Fleiß darauf wenden, den Bürgern die Lebensmittel zu verſchaffen; und ſie mit allen denen Völkern im Frieden erhalten, deren Erde man in dieſe Grube geworfen; oder vielmehr nur ein einzig Volk daraus machen.

Zugleich fragte man die Götter um Rath, ob ihnen dieſes Unternehmen angenehm ſeyn würde, und ob ſie den Tag für genehm hielten, den man zu deſſen Ausführung erwählete? Nach allen dieſen Anſtalten, zog man den Umkreis der neuen Stadt durch einen Strich von weißer Erde, die man mit dem Namen reiner Erde beehrte. Und wir leſen

im Strabo, daß Alexander der große, in Ermangelung dieser Erde, den Umkreis der Stadt, die er in Aegypten nach seinem Namen bauen ließ, mit Mehl gezeichnet habe. Wenn nun diese erste Handlung vorbey war, so ließen die Hetrurier mit einem Pfluge, durch einen weißen Stier und eine Kuh von gleicher Farbe, eine Furche, so tief als möglich, ziehen. Die Kuh war unter der Hand des Ackermannes, der an der Seite der Stadt gieng, und der Stier an der Landseite. Diejenigen, die dem Pfluge in dem Rande der Furche folgten, warfen die Erdklößer, welche die Pflugschaare nach der Landseite geworfen, wieder nach der Stadtseite zu. Der ganze Raum, den der Pflug geöffnet hatte, war unversehrlich, sanctum. An denjenigen Orten, wo man die Stadtthore anzulegen gedachte, hob man den Pflug von der Erde auf, um daselbst das Erdreich nicht zu öffnen.

Diese Ceremonien enthielten folgende Geheimnisse. Die Tiefe der Furche deutete an, mit was für Dauerhaftigkeit der Grund der Mauern gelegt werden müßte, damit ihre Festigkeit und Dauer gewiß wäre. Das Pflugeisen war von Stal; um den Ueberfluß und die Fruchtbarkeit anzuzeigen, welche man dem neuen Wohnplatze zu verschaffen wünschte. Diejenigen, die die Geheimnisse der Cabala verstehen, wissen, auf was für Weise die Rosenkreuzer den Stal der Göttinn Venus geweihet haben. Man spannete vor den Pflug einen Stier und eine junge Kuh: die Kuh gieng an der Seite der Stadt, anzudeuten, daß die Sorge für

das

das Hauswesen dem Frauenzimmer zukomme, deren Fruchtbarkeit zur Vergrößerung der Republik beyträgt: und der Stier, ein Sinnbild der Arbeit und des Ueberflusses, der auf der Landseite eingespannet war, lehrte die Männer, daß der Feldbau ihnen zukäme; und daß sie die Sicherheit der Republik, durch die Sorgfalt für alles was auswärts vorfiel, verschaffen müßten. Jedes von diesen Thieren mußte weiß seyn, um die Bürger zu ermahnen, daß sie unschuldsvoll leben, und diejenige Einfalt der Sitten beybehalten sollten, deren Sinnbild diese Farbe allezeit gewesen ist. Das ganze Stück allwo die Pflugschaare durchgedrungen hatte, ward für unverletzlich gehalten; und die Bürger mußten bis auf den Tod fechten, um das, was wir Mauren nennen, zu vertheidigen; denn es war niemanden erlaubt, sich einen Weg hindurch zu machen. Wer solches auch nur begehrte zu thun, der that schon eine Feindseligkeit: und allem Ansehen nach schaffte Romulus seinen Bruder unter dem scheinbaren Vorwande dieser Entheiligung über seite; in der That aber deswegen, weil er ihn nicht für denjenigen Mann hielt, der ihm die Hinterlist verzeihen würde, deren er sich bedienet hatte, als sie beyde die Götter befragten, unter wessen Schutze die Stadt gegründet werden sollte.

Die Opfer wurden noch an verschiedenen Orten wiederholet, und man bemerkte die Oerter, wo sie gehalten worden, durch Steine (Cippi) die man daselbst aufrichtete: ja es ist wahrscheinlich, daß man nachmals die Thürme an eben diesen Stellen

auferbauet habe. Man rief daſelbſt die Götter an, unter deren Schuz man die neue Stadt ſtellete, und die Götter des Landes, (Patrios, indigetes,) die bey den Griechen unter dem Namen Χθονίοι, ἐπίγειοι, ἐγχώριοι, Πατρῶοι, &c. bekannt waren. Der eigene Namen dieſer Schutzgötter aber, mußte dem Pöbel unbekannt bleiben.

Ovidius hat uns die Formel des Gebeths aufbehalten, welches Romulus an diejenigen Götter gerichtet, die an ſeinem Unternehmen Theil haben ſollten.

Vox fuit haec Regis: Condenti, Iupiter, vrbem,
Et genitor Mauors, Veſtaque mater ades!
Quosque pium eſt adhiberi Deos, aduertite cuncti:
Auſpicibus vobis hoc mihi ſurgat opus!
Longa ſit huic aetas, Dominaeque potentia terrae;
Sitque ſub hac oriens occiduusque dies!

Wenn nun die Pflugſchaar an den Ort kam, der zu den Thoren beſtimmt war, ſo hub man das Eiſen heraus: gleich als ob bey der Oeffnung der Furche etwas geheimnißvolles und heiliges geweſen wäre, welches hätte können entweihet werden. Die Thore ſah man alſo nicht für heilig an, weil ſie zum Ein- und Auslaſſe derer zum Leben erforderlichen Dinge; ja ſelbſt zur Wegſchaffung derer Sachen beſtimmet waren, die nicht in der Stadt bleiben ſollten.

Die Geſetze erlaubten nicht, daß die Todten in der Stadt begraben würden. Sulpicius ſchreibt dem Cicero, er habe von den Athenienſern nicht erhalten können, daß Marcellus in ihrer Stadt einbalſamiret

ret würde; und dieser einzige Grund war damals hinlänglich, die Thore als schädlich anzusehen. Da aber dieser Gebrauch abkam, so sah man nachmals auch die Stadtthore als heilig an; ja selbst zu der Zeit, da man noch die Todten außer der Stadt begrub.

Wir haben schon angemerket, daß man die Erdklöser, welche die Pflugschaar aufwarf, von der Landseite nach der Stadt zu schmiß. Dieses that man, um die neuen Bürger zu lehren, daß sie sich bemühen sollten, alles in die Stadt zu schaffen, was sie draußen fänden, und ihnen inwendig nützlich seyn, oder sie bey benachbarten Völkern angesehen machen könnte; ohne den Fremden etwas zukommen zu lassen, dessen Beraubung dem Vaterlande Schaden zuziehen möchte. Um nun auf das Erdreich zu kommen, was unten an den Stadtmauern war, und von den Lateinern Postmurium und Pomoerium genennet wird: so sind die Kunstrichter über dessen Lage sehr uneins. Einige wollen, daß es sich nicht auf den an die Mauer grenzenden Theil erstrecket, der nach der Landseite zu gelegen; und schränken es nur auf den Zwischenraum ein, der zwischen der Mauer und den innern Gebäuden der Stadt gewesen. Andere hergegen erstrecken es auf das Erdreich, welches am Fuße der Mauer auf der Landseite gewesen, und wo man nicht mehr anbauen noch ackern durfte, aus Furcht, den Grund der Mauren zu erschüttern. Noch eine dritte Meynung setzet das Pomoerium, sowohl innerhalb als außerhalb der Mauer.

Die erste Meynung, die es auf den Raum zwischen der Mauer und den inwendigen Gebäuden einschließt, der dieselben von der Mauer trennet, gründet sich auf das Ansehen Varrons, Plutarchs und des Julius Pollux. Diejenigen, die dieses annehmen, lassen das Pomoerium nicht weiter gehen, als inwendig bis an die Mauer, in den Zwischenraum zwischen der Ringmauer und den Gebäuden.

Die zwo andern Meynungen gründen sich auf folgende zwo Stellen. Die erste ist aus dem Livius, und heißt ungefähr so: „Pomoerium, wird, wenn „man nur auf die Bedeutung des Wortes geht, „für Postmoerium gesetzt. Dieses ist ein Zwi„schenraum von Erde, den die Hetrurier um die „Oerter herum, allwo sie die Stadtmauren aufführen wollten, feyerlich einweiheten; damit die Häu„ser, die man inwendig aufbauete, nicht bis an die „Mauren laufen möchten, wie man anjetzt thut: „und damit es auch, außen um die Stadt etwas „unbearbeitetes Feld gäbe. Die Römer nennten „digsen Raum Pomoerium, und er dorfte weder „bewohnet noch beackert werden; nicht sowohl, weil „er diesseits der Mauer, als weil die Mauer jen„seits war.“

Diese Stelle scheint sehr deutlich zu seyn, und hier ist die andere aus dem Aggeno Vrbico, einem alten Ausleger Frontins, de Qualitate agrorum. Pomoerium ist ein gewisser Raum außer den Mauren. „In einigen Städten gab es auch inwendig „einen Zwischenraum, darauf die Bürger kei-

ne

Wie, wenn des Tages lichte Quelle
Sich aus der Morgenſee erhebt,
Nicht nur der Oſt, der Weſt wird helle,
Mit Glanz erfüllt, mit Frucht belebt:
So iſt Georg mit ſeinen Thaten,
Auch fernen Ländern wird gerathen,
Wenn er ſein Vaterland beglückt.
Er wirkt mit langen Königshänden,
Streut Glanz und Frucht an allen Enden,
Gleichwie ſein Ruhm den Erdkreis ſchmückt.

Der Wiſſenſchaften ganze Schaar
Wird neu verklärt an ſeiner Leine:
Man bringet allen Opfer dar,
Und jeder Prieſter ziert die ſeine.
Wie manches Licht wird angeſteckt!
Wie manche Wahrheit wird entdeckt,
Erklärt, beſchützt, genutzt, erweitert!
Beglückter Ort, wo keiner lehrt,
Der nicht der Künſte Reichthum mehrt,
Und die gelehrte Welt erheitert!

Der edlen Kunſt, dem Heil der Kranken,
Wird noch ein reiches Loos zu Theil.
Gott und dem König will ich danken,
Für neues Licht, für neues Heil.
Warum? die Welt ſoll Richters Gaben,
Die Heilkunſt neuen Wachsthum haben,
Er und die Leine neuen Preis.
Ihr beſten Lehrer unſrer Zeiten,
Hebt Richters Namen euch zur Seiten,
Den ich nur euch zu gleichen weis!

„ne Gebäude führen dorften, aus Furcht dem „Grunde der Mauer zu schaden. “

Tacitus scheint zu sagen, daß die Erde, soweit sich das römische Pomoerium erstrecket, durch gewisse Grenzen bezeichnet gewesen, die man auf Befehl des Romulus, am Fusse des palatinischen Berges setzen müssen. Und nahe an diesen Grenzen wurden die Altäre gesetzt, auf welchen man oberwähnte Opfer anstellte. Es war keiner Privatperson erlaubt, den Pflug in den eingeschränkten Raum zu treiben, den man Pomoerium nannte. Uebrigens konnte kein Mensch diese Grenzen oder Schranken fortrücken, in der Absicht die Stadt zu vergrößern; wofern er nicht die Grenzen des Reichs durch Eroberung erweitert hatte. Alsdann hatte er die Freyheit es zu thun, und zwar unter dem Vorwande, das Glück und die Schönheit der Stadt zu vermehren; indem er neue Bürger hineinführete, die ihre Geschicklichkeit dahin brächten, und die Künste und Wissenschaften daselbst höher treiben könnten. Tacitus und Aulus Gellius, haben die Zeiten bemerkt, da man den Umfang der Stadt Rom erweitert, und folglich das Pomoerium weiter gerücket hat.

Nachdem also Herr Blanchard dasjenige untersuchet hat, was die Stadtmauren und deren Grundlegung betrifft; so redet er auch von dem, was inwendig in der Stadt vorgegangen, wo man alle Gassen mit Stricken abzog, welches die Lateiner, degrumare vias nennten. Der Mittelpunct, des in der Stadt eingeschlossenen Platzes ward zum öffentlichen Markte bestimmt, und alle Gassen liefen auf den-

denſelben zu. Man bezeichnete auch zugleich die Plätze zu den öffentlichen Gebäuden, als Tempeln, Porticis, und dem Rathhauſe. ꝛc.

Man muß ferner merken, daß die Römer alle Jahr das Feſt von der Grundlegung ihrer Stadt den 11. Calend. Maji, gefeyert haben; welches die Zeit war, in welcher man das Feſt der Pales feyerte. Unter dem Kaiſer Hadrian finden wir die erſte Münze, die nach der Erbauung der Stadt Rom datirt worden. Die koſtbare Münze ward geſchlagen, wie die Legende ausweiſt, im 874ſten Jahre der Erbauung der Stadt Rom; das heißt im 121ten der chriſtlichen Jahrrechnung, und dient zur Epoche der plebeiſchen Spiele im Circo, die in eben dieſem Jahre vom Hadrian geſtiftet worden. Man kann dieſen Auszug nicht beſſer ſchließen, als mit des Ovidii Verſen, die einen Theil der Feyerlichkeiten beſchreiben, die dem Herrn Blanchard zu ſeiner Unterſuchung Anlaß gegeben haben.

Apta dies legitur, qua moenia ſignet aratro:
Sacra Palis ſuberant; inde mouetur opus.
Foſſa fit ad ſolidum, fruges jaciuntur in ima;
Et de vicino terra petita ſolo.
Foſſa repletur humo, plenaeque imponitur arae,
Et nouus accenſo finditur igne focus.
Inde premens ſtiuam deſignat moenia ſulco:
Alba jugum niueo cum boue vacca tulit.

Faſtor. IV.

III. Les

* *

III.

Les Poeſies du Roi de Navarre,

avec des Notes, & un Gloſſaire François, precedées de l'hiſtoire des Revolutions de la Langue françoiſe, depuis Charlemagne, jusqu'à St. Louis; et d'un diſcours ſur l'Ancienneté des Chanſons françoiſes, & de quelques antres Pieces. Tom. II. Paris 1742. 12.

D. i.

Gedichte des Königs von Navarra,

nebſt einem altfränkiſchen Wörterbuche und einigen Abhandlungen von den Veränderungen der franzöſiſchen Sprache, von Carls des Großen Zeiten an, bis auf den heil. Ludewig ꝛc.

Wenn dieſes Buch nichts mehr in ſich hielte, als die alten franzöſiſchen Verſe des Königs Thibault von Navarra: ſo würden wir uns die Mühe nicht genommen haben, unſern Leſern einige Nachricht davon zu geben. Denn was würde ihnen wohl an einem altväteriſchen galliſchen Dichter gelegen ſeyn, den die heutigen Franzoſen ſelbſt nicht mehr verſtehen; und dazu der Herausgeber ein Wörterbuch hat verfertigen müſſen? Denn wenn er gleich ein König eines kleinen Landes geweſen iſt: ſo hat doch dieſe ſeine vormalige Würde bey uns ſehr wenig Anſehen; die wir weder zu ſeinen Zeiten leben, noch ſeine Unterthanen

geweſen

gewesen sind. Mit den Franzosen ist es ein anders. Denn da sie seit zwölf Jahren auf die Alterthümer ihrer Sprache und Poesie aufmerksam geworden: so kann bey ihnen einer der ältesten Dichter, die sie aufzuweisen haben, dadurch schon merkwürdig genug werden, daß er ein König gewesen ist.

Wir haben uns vorgenommen, die Alterthümer unserer Nachbarn auch unsern Landesleuten in etwas bekannt zu machen; weil sie gewissermaßen zur Erläuterung unserer eigenen dienen können. Zu dem Ende haben wir neulich schon aus einem Werke von dieser Art, Auszüge gemacht, das theils von ihrer uralten Dichtkunst *, theils von ihrer Sprache überhaupt †, einige historische Nachricht gegeben. Da wir nun bey Veranlassung derselben, theils die Vorzüge unsrer Sprache und Dichtkunst, in Ansehung des Alterthums gezeiget, theils die Unbilligkeit unsrer Nachbarn in Ansehung derselben gewiesen: so werden wir in diesem Werke Gelegenheit finden, einen billigern Franzosen zu zeigen, der uns Deutschen in den meisten Stücken Recht wiederfahren läßt. Eine bessere Einsicht in die vormaligen Zeiten, und eine größere Unparteylichkeit, hat diesem ungenannten Schriftsteller die Feder geführet: daher hat er uns Deutschen verschiedene von den Vorzügen eingeräumet, die wir oben

* S. des V. B. dieses Büchersaals 2 Stück. p. 112. sequ. Histoire de la Poesie françoise.

† Siehe desselben B. 3. St. p. 234. in der Fortsetzung von la Mallucts Hist. de Poesie françois.

oben beyläufig mit hatten einfließen lassen: welches denn nicht wenig zu unsrer Rechtfertigung beytragen wird.

In der Vorrede sagt der Verfasser, daß er anfänglich nur willens gewesen, eine Abhandlung von den alten französischen Liedern, vor die Gedichte des Königes von Navarra zu setzen. Allein, die Verbindung der Materien hätte ihn in der Mitte seiner Arbeit weiter geführet, als er gedacht. Da er sich vorgenommen, das garzugroße Alterthum der gallischen Liederchen zu vernichten: so ward er gewahr, daß er erst untersuchen müßte, um welche Zeit die französische Sprache fähig geworden, daß man sie zu Gedichten brauchen können, die witzigen und artigen Leuten gefallen könnten. Wie er dieses ins Werk gerichtet habe, das werden wir besser aus dem Werke selbst, als aus dieser Vorrede ersehen. Er versichert hier, daß er dem nunmehr verstorbenen Herrn Lancelot, seine Ausarbeitung geschrieben zu verbessern gegeben; welchen gelehrten Mann er sehr bedauret. Er will auch in diesem Werke nicht, als ein Redner oder Sprachlehrer, den alten Zank, über der Vortrefflichkeit der französischen Sprache, in Ansehung der lateinischen, erneuern; sondern nur als ein Geschichtschreiber zeigen, durch was für Stuffen seine Sprache, von Karl dem Großen, bis an den heil. Ludewig, das ist vom 9. bis zum 12ten Jahrhunderte gestiegen sey.

Karl dem Großen giebt er Schuld, daß er dieselbe zwar in den ersten Jahren seiner Regierung geschützet; hernach aber ganz ins Vergessen fallen lassen:

laſſen: wobey er ſich ohne Zweifel irret, wenn er denkt, daß die fränkiſche Sprache, die Karl geliebet, diejenige geweſen, die man nachmals die franzöſiſche genennet hat. Karl war ein Frank, das iſt ein Deutſcher von Geburt, und liebte das fränkiſch-Deutſche, nicht aber die lateiniſch-galliſche Bauerſprache derjenigen galliſchen Völker, die ſich Pharamund und ſeine Nachfolger, als deutſche Sieger, jenſeit des Rheins unterworfen hatten: wie wir hernach mit mehrerm zeigen werden. In eben der Verachtung ſpricht der Herr Verfaſſer, wäre ihre galliſche Sprache auch unter ſeinen nächſten Nachfolgern geblieben; indem man ſie in keinen öffentlichen Schriften gebrauchet, ſondern alles lateiniſch geſchrieben habe. Er hat zwar recht, daß die Gallier allezeit eine gemeine Sprache gehabt; aber er unterſcheidet dieſelbe zu Karls Zeiten, mit Unrecht von der lateiniſchen: weil damals noch jeder Bauer in Frankreich, auch die lateiniſchen Predigten verſtund, ob er gleich ſelbſt nur eine linguam ruſticam romanam ſprechen konnte; welche zu ſchreiben ſich niemand die Mühe nahm. Von der alten Celtiſch-galliſchen aber, welche eine Schweſter der Deutſchen geweſen, ſagt er kein Wort; die aber auch ſchon ſeit Jul. Cäſars Zeiten, unter der römiſchen Bothmäßigkeit, bis auf wenige Ueberbleibſel war unterdrücket worden.

Der Herr Verfaſſer geſteht indeſſen, daß kein Schriftſteller ſich in dreyhundert Jahren unterſtanden, in dieſer halblateiniſchen Bauerſprache zu ſchreiben. Er unterſcheidet aber hier zweyerley gemeine

meine Sprachen, die auf einander gefolget wären. Diejenige, die unter dem zweyten Stamme seiner Könige geblühet, wäre nicht dieselbe gewesen, die mit der Regierung Hugo Capets, empor gekommen. Wenn er von der pariſiſchen Hofſprache redet: ſo hat er recht; nicht aber überhaupt von der allgemeinen Landesſprache. Unter den Carolingern war freylich noch die fränkiſch-deutſche Sprache die Hofſprache; und dieſe hat mit der heutigen Franzöſiſchen nichts gemein. Unter dem Hugo Capet aber, der von ſchlechtem Herkommen war, und ſich auf den Thron ſchwung, ward die alte lingua romana ruſtica endlich auf den Thron erhoben, und zur Hofſprache gemacht. Und ſeit dieſer Zeit hat die heutige franzöſiſche Sprache einige Geſtalt zu gewinnen angefangen; ob ſie gleich vorher ſchon, in ihrem unförmlichen Weſen, unter dem gemeinen Volke war geredet worden. Der Herr Verfaſſer leugnet uns auch das erſte nicht, indem er ſich auf den Eid Königs Karls des Kahlen, und ſeines Bruders, den er fälſchlich Lothar nennet, da er doch Ludewig geheißen, beziehet. Wir werden hernach davon ausführlicher reden.

Unter Ludewig dem VII. um das 1150ſte Jahr, hat man die neuere franzöſiſche Sprache zu reden angefangen, wiewohl ſelten *; und an dieſer Mutter

* Hieraus kann man das verſchiedene Alterthum der deutſchen Sprache ſattſam erkennen, angeſehen Ottfried ſchon um die Hälfte des IX Jahrhunderts, und alſo 300 Jahre eher, in deutſcher Sprache ſein großes Werk der Evangelien in Reimen geſchrieben hat.

ter erkennet man noch, daß ihre heutige Tochter ihr in etwas ähnlich sieht. Unter der Regierung des heiligen Ludewigs aber, in der Mitte des XIII. Jahrhunderts allererst, hat sich einige Reinigkeit in derselben blicken lassen; ja sie hat schon einiges Lob erhalten. Und bis dahin wird uns der Herr Verfasser in seiner Historie nur führen.

In der zweyten Abhandlung wird er das Alterthum der französischen Lieder untersuchen; die die Franzosen der Normandie, und also den Nachkommen eines nordischen deutschen Volkes, schuldig sind. Denn hier hat man schon in der gemeinen Sprache Lieder gemacht, ehe noch die Provincialpoeten sich hervorgethan. Doch da dieselben nicht so ordentlich gewesen, als die Dichter in der Provence die ihrigen nachmals machten: so haben die Franzosen von diesen nur eine etwas größere Richtigkeit in ihre Poesie zu bringen gelernet. Und dadurch gesteht unser Herr Verfasser abermal, daß die Provinzialpoesie gar nicht auf die Rechnung der Franzosen geschrieben werden könne; sondern zu einer ganz andern nunmehr vergessenen und verlohrnen Sprache gehöret habe.

Darauf folgen nun die Gedichte König Thibaults von Navarra, Pfalzgrafen von Champagne und Brie, im II. Theile; weil dieses die berühmtesten von ihren vorhandenen alten Liedern und Gesängen sind. Diese hat er von einem Manuscripte der königl. pariſischen Bibliothek abgeschrieben; und sie mit verschiedenen andern verglichen, die den Marschällen von Frankreich, von Noailles und von

Estrees

Estrees u. a. m. gehören. Ja ein Freund des Hrn. Verfassers, hat sich die Mühe genommen, sie zu Rom mit einer Abschrift zusammen zu halten, die von der Königinn in Schweden in die vaticanische Bibliothek gekommen sind. Da sie in den Abschriften ohne alle Ordnung der Zeit, oder der Materien gefunden wurden; so hat der Herausgeber sie in eine gewisse Ordnung gebracht. Bis zum 38sten Liede gehen die verliebten; so dann folgen drey Schäferlieder; ferner sogenannte Jeux partis, oder Gespräche, und solche Lieder, darinn von Kreuzzügen gehandelt wird. Im sechzigsten giebt der Poet der Liebe gute Nacht; und darauf folgen die geistlichen und andächtigen Gedichte.

Was der Herausgeber sonst dabey geleistet hat, verdient bey seinen Landesleuten allerdings Lob; ja er hat so gar, die alte Musik der Franzosen bekannt zu machen, die Melodien von einigen Liedern in Kupfer stechen lassen. Darauf kömmt er auf die Lobsprüche dieses alten Dichters, und führt so gar den Dantes an, der die Anmuth und den Wohlklang seiner Verse gerühmet haben soll. Viele neuere Franzosen, die nur etliche angeführte Brocken davon gelesen hatten, haben sich eingebildet: König Thibault hätte sie auf die Königinn Blanca, des heiligen Ludewigs Mutter gemachet, und daraus geschlossen, daß er sterblich verliebt in dieselbe gewesen. Matthäus Paris, ein engländischer Geschichtschreiber, hat diese Meynung sehr ausgebreitet; ist aber in dem Augustmonde des 1737sten und im März des 1739sten Jahres, vom pariſischen Par-

cur, widerleget worden. Dieſe beyde Stücke hat der Herr Verfaſſer, als ſeine Arbeit, hier wiederum vordrucken laſſen. Weil es auch der Gebrauch iſt, eines Schriftſtellers Leben vor ſeine Werke zu ſetzen, ſo will er es hier auch kürzlich thun.

Thibault, war alſo Thibaults des III. Grafen von Champagne und Brie Sohn, und 1201 kurz nach ſeines Vaters Tode gebohren. Seine Mutter, Blanca, des Königs von Navarra Tochter, liebte auch die Lieder, und regierte in ſeiner Minderjährigkeit. Ein Krieg, den er mit einen Anverwandten wegen Champagne bekam, ward 1221 vor dem Gerichte der Pairs von Frankreich entſchieden. Zwölf Jahre hernach empörten ſich die Barons des Königreichs wider ihn, und riefen die verwittwete Königinn von Cypern, ſich der Champagne zu bemächtigen. Aber des Königs und ſeiner Frau Mutter Vermittelung half ihm ſo weit durch, daß er ihr, ihr Recht abkaufte. Als ſein Oheim Sancho, König in Navarra, ſtarb, kam er 1234 zum Throne. Kurz darauf that er einen Kreuzzug ins gelobte Land; aber ohne den Chriſten viel helfen zu können. Er kam alſo wieder zurück in ſeine Länder, regierte wohl, und ſtarb 1253 zu Pampelona. Der Herr Verfaſſer macht Hoffnung zu einem ausführlichern Leben deſſelben. So weit die Vorrede.

Bey den fünf Briefen des Hrn. Verfaſſers, werden wir uns nicht aufhalten, darinn er unterſuchet, ob die Geliebte unſres Dichters, die Königinn von Frankreich, Blanca geweſen. Wir glauben es gern, daß Könige nicht allemal Königinnen lie-

ben

Du aber, meine Poeſie,
Willſt ſeinen Werth und Ruhm beſingen?
O nein; den Werth erreichſt du nie;
Den Ruhm ſoll Welt und Nachwelt bringen.
Geh, blöde Poeſie, zur Ruh!
Ruf nur dem theuren Freunde zu,
Was dich mein Wunſch noch rufen lehret:
Geſegnet ſey Georgens Werk,
Sein Lemathen, ſein Augenmerk,
Geſegnet wen mein König ehret!

* *

Die XXII. Ode.

Auf die Verbindung
Hrn. Abraham Wilhelm Göttens,
mit
Jungf. Johannen Catharinen Schluen,
im Jahre 1733.

Johann Samuel Müller.
des Hamburg. Johannei Rect.

Was? ich ſoll dir ein Brautlied ſingen?
Dir ſelbſt? iſts Ernſt, geliebter Freund?
Du giebſt dich willig in die Schlingen?
Das hätt ich nimmermehr gemeynt.
Wer wollte ſonſt ſo eifrig wetten?
Weiſt du es noch, mein werther Götten?
Wer ſprach von lauter Froſt und Eis?
Und nun wirds auf einmal in deiner Bruſt ſo heiß?

ben: und gehen also ueber zu der Abhandlung: Revolutions de la Langue françoise sort; um sie etwas genauer anzusehen.

Für einen Franzosen ist nichts der Aufmerksamkeit so würdig, als zu wissen, was für Veränderungen seine Sprache erlitten, ehe sie zu einem gewissen Ruhme gekommen. Itzo ist sie zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gestiegen, daß es zu wünschen wäre, daß sie so lange unverändert bleiben möchte, als die französische Monarchie dauren wird. Ehe sie aber in den Besitz ihrer Rechte gekommen, hat die lateinische Sprache eine lange Zeit über sie tyranniſiret, so daß sie ihr Haupt in vielen Jahrhunderten nicht erheben können. Durch die französische Sprache versteht er aber nicht die verschiedenen pöbelhaften Mundarten, die man vor der Vereinigung der Provinzen, hin und her in Frankreich geredet hat. Er will nur von der Sprache reden, die am Hofe ihrer Könige, und in dem Innern des Königreichs geredet worden. Unter der angehenden Regierung * Carls des Großen war die französische Sprache, nach unserm Verfasser, nicht allein die gemeine Sprache bey Hofe, und im ganzen Königreiche; sondern ward auch fast für

* Man wundert sich billig, warum der Verfasser nicht auf den Stifter des französischen Königreichs Pharamund zurück gegangen. Allein vielleicht hat er es darum gethan, weil dessen und seiner Nachkommen, der Merowinger Sprache, bis auf Carl den Großen, unstreitig deutsch, oder altfränkisch gewesen. Das dienete aber nicht in seinen Kram.

eben ſo ſchön, als die lateiniſche gehalten. Man lieſt in Eginhards Leben dieſes Kaiſers, daß er ſelbige in grammatiſche Regeln bringen wollen: Inchoavit et Grammaticam patrii ſermonis, heißt es, beym Ducheſne T. 2. p 103. Dieſer Verſuch hat genugſam bewieſen, daß er ſie hochgeſchätzet, und für würdig gehalten, ausgearbeitet zu werden.

Wir müſſen uns hier billig wundern, wie der gelehrte Verfaſſer hier auf die wunderlichen Gedanken fallen können, daß die lingua Francica, die Carl der Große geredet, und ſeine Mutterſprache, patrius ſermo, genennet wird, die Mutter der heutigen franzöſiſchen geweſen. Weis er denn nicht, daß Carl in Aachen gebohren geweſen, daß dieſer Sitz des fränkiſchen Reiches niemals anders, als Deutſch geredet, und daß Fränkiſch, damals nichts anders, als Deutſch geheißen? Den Beweis davon können wir leicht geben, wenn eine ſo klare Sache noch einen brauchet. Eben der Eginhart berichtet uns auch, daß Carl den Monaten und Winden in ſeiner Sprache Namen gegeben habe. Dieſe Namen haben wir noch, und dieſe müſſen den Ausſchlag geben, ob Carls Mutterſprache deutſch oder franzöſiſch geweſen. Denn verſtehen die heutigen Franzoſen ſie beſſer, als wir, ſo hat unſer Verfaſſer recht: Karl iſt ein halb lateiniſcher Franzoſe, und kein deutſcher Franke geweſen. Allein ſind dieſe Namen durchaus deutſch: ſo hat Karl auch die deutſche Sprache geredet, ſie für ſeine Mutterſprache gehalten, hochgeſchätzet und in eine Grammatik verfaſſet. Nun hießen ſie aber nach

Conrad

Conrad Gesners Berichte (in Mithrid. fol. 40). ſo: Windermond, Hornung, Lenzmond, Oſtermond, Wunnemond, Brachmond, Heumond, Aernmond, Herbſtmond, Weinmond, (der November fehlt bey Gesnern) Windmond und Heiligmond. Die meiſten dieſer Namen ſind noch bey uns, und die übrigen verſtehen wir doch noch; welches ſich die Franzoſen nicht rühmen können. Eben ſo verhält ſichs mit den Namen der Winde. Denn

den Subſolanum	hat er den	Oſtenwind
den Eurum	. .	Oſtſundren
den Euro-auſtrum	. .	Sundoſtern
den Auſtrum	. .	Sundren
den Auſtro-africum	. .	Sundweſtren
den Africum	. .	Weſtſundren
den Zephyrum	. .	Weſtren
den Corum	. .	Weſtnordren
den Circium	. .	Nordweſtren
den Septentrionem	. .	Nordren
den Aquilonem	. .	Nordoſtren
den Vulturnum	. .	Oſtnordren

genennet. Nun ſieht ja ein jeder, daß dieſe Benennungen noch heut zu Tage, mit einer geringen Veränderung durch Deutſchland, und den ganzen Norden im Schwange gehen. Darauf urtheile man nun ſelbſt, ob der Herr Verfaſſer recht habe, wenn er auf der 77 Seite ſagt: die Zeit habe kein einziges Denkmaal von Karls des großen Mutterſprache aufbehalten *, ſo daß man ſeine Mundart

* Les tems n'ont epargné aucun monument, de la

nicht anmerken könne. Uns dünkt, diese Namen der Monate und Winde sind Beweises genug, daß Karls des Großen Muttersprache die deutsche gewesen sey. Er hat zwar recht, wenn er sagt: man wisse nur so viel, daß man sie Linguam Franciscam genennet; aber er schließt sehr übel daraus, daß solche das Französische gewesen. Denn Francisca heißt nichts anders, als fränkisch; wie Otfried, etwa funfzig Jahre nach Karls Tode, sie noch genennet hat. Z. E. im 1 Cap. seines Evang. heißt es:

Nu es filu manno in thisse
In sina zungun scribit
Wanana sculun Franken
Einon thaz biwanken
Nie sie in Frenkisgon beginnen
Sie gotes lob singen?

D. i. Nun viele Männer im Dichten
In ihrer Zunge schreiben
Wannenher sollen die Franken
Einzig das bewanken,
Noch sie im Fränkischen beginnen
Gottes Lob zu singen.

Und bald darauf:

So scribent gotes thegana,
In frenkisgon die regula,

D. i.

Langue paternelle, de ce grand Roi; de sorte, qu'on ne peut en marquer l'idiome.

D. i. so schreiben Gottes Knechte, im Fränkischen die Regeln oder Lehren: und noch einmal gegen das Ende des Capitels:

So uuir nu hiar begunnun
In Frenkisga zungun.

Wo er ausdrücklich seine deutsche Sprache, die wir noch verstehen, die fränkische Zunge nennt.

Doch was braucht diese Unwissenheit unsers Verfassers einer weitern Widerlegung? zumal da er sich nun etwas besser zu rechte findet. Er sagt nämlich, die französische Sprache hätte auch eine andere Benennung gehabt, nämlich romana rustica: welches in der That von seiner heutigen französischen Sprache, nicht aber von der alten fränkischen, wahr ist. Die Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Tours 813 haben sie so genennt, als sie verordnet: man solle dem Volke die Predigten in die römische Bauersprache *, oder in die deutsche Sprache übersetzen; welche Satzung auch zu Arles 851 wiederholet worden. Diese Benennung zeigt nun offenbar, zwo damals unter dem Volke gangbare Sprachen an; nämlich das in Gallien verderbte Bauerlatein, welches man unter der römischen Bothmäßigkeit gelernet hatte, und welches sich unter der Herrschaft der Franken oder

* Easdem homilias quisque Episcopus aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam, aut Theotiscam: quo facilius cuncti possint intelligere quae dicuntur. Maan. Metrop. Turon. P. 2. p. 30.

Deutſchen, von Tage zu Tage verſchlimmert haben mochte, und die deutſche, oder damals ſo genannte fränkiſche Sprache, welche die Sprache des Hofes war; und in den Ländern an beyden Seiten des Rheinſtroms weit und breit geredet ward. Nun ſchämt ſich der Verfaſſer zwar, daß ſeine ſo edle Mutterſprache, damals ruſtica geheißen: allein er tröſtet ſich damit, daß damals alle Laien ruſtici genennet werden; unter welchen auch ganz hübſche Leute geweſen ſeyn mögen: On auroit raiſon de rougir, de s'entendre ainſi appeller; alors heißt es, on le ſupportoit ſans honte: ſous ce mot l'on comprenoit tous les Laiques. Wir wollen ihm das ſo weit einräumen: wenn er nur bedenkt, daß gleichwohl noch das Latein ſehr gemein bey Hofe, und in allen öffentlichen Schriften geweſen; wie denn Karl ſelbſt eben ſo fertig das Latein, als ſeine fränkiſche Mutterſprache geredet. Er zieht aus einer Stelle Einhards a. d. 82 Seite, zwey Schlüſſe: 1) daß Karl der Große erſtlich die vermeynte Langue Françoiſe, als die maternelle und gemeine Sprache des Königreichs, ſehr fertig geredet. 2) daß er auch andrer Völker Sprachen, die er bezwungen, ſonderlich die lateiniſche, ſehr fertig geſprochen. Das letzte iſt richtig: allein das erſte nicht. Denn wie oben erwieſen iſt, ſo hat Karl ſeine, und nicht des galliſchen Volkes Mutterſprache; das iſt, die fränkiſche, nicht aber die romanam ruſticam geſprochen. Jene aber war deutſch, ſo wie dieſe ein Baſtard der lateiniſchen war: welches aber der Herr Verfaſſer entweder nicht gewußt; oder

oder aus besondern Absichten mit Fleiß vermengen wollen.

Weil Karl die Wissenschaften in Frankreich eingeführet: so zeigen sich bald verschiedene berühmte Lehrer derselben, Paul Warnefried, Alcuin, Theodulf, Leudrad, u. a. m. welche aber alle Franken oder Deutsche waren. Unser Verfasser scheint dieses abermal nicht zu glauben, da er es doch aus ihren Namen hätte schließen können; die gewiß nicht gallisch, sondern deutscher Abkunft sind. Er irret sich auch darinn, daß er dem Alcuin in einem Gespräche von der Vortrefflichkeit der lateinischen Sprache, schuld giebt: er habe einen jungen Franzosen, und einen jungen Sachsen eingeführet; da doch derselbe einen jungen Franken, das ist einen Hochdeutschen, und einen jungen Sachsen, als einen Plattdeutschen vorgestellet. Indessen ist es wahr, daß damals in Frankreich noch sogar in Predigten die lateinische Sprache zum Unterrichte des Pöbels, der die romanam rusticam redete, gebrauchet worden: der auch dieselbe eben so gut verstund, als itzo die Bauern in ganz Niedersachsen die hochdeutschen Predigten, Lieder, Bibeln und Gebethbücher verstehen, ob sie gleich nicht hochdeutsch reden können. Da dieses aber allmählich immer schwerer fiel, so gab man die Verordnung: Qui vero aliter non potuerit, vel in sua lingua hoc discat: und endlich hieß es (Capitul. pag. 954. c. 185). Nullus sit presbyter, qui in Ecclesia publice non doceat lingua, quam auditores intelligant. Hingegen in allen Gerichten, Rathsversammlungen und bey Hofe herrschte allenthalben

ben das Latein; ja ſo gar die Geſetze wurden lateiniſch ausgeſchrieben: auch die Teſtamente, Urkunden Bittſchriften und andre öffentliche Schriften blieben alle lateiniſch.

Wenn wir Deutſche mit dem größten Rechte von der Welt glauben, die Worte Eginhards: Barbara et antiquiſſima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, ſcripſit, memoriaeque mandauit; wären von alten deutſchen oder fränkiſchen Liedern zu verſtehen, die nach Cäſars und des Tacitus Berichte, bey den alten Galliern und Deutſchen im Schwange gegangen: ſo will unſer Verfaſſer behaupten, dieſes wären lateiniſche Verſe geweſen; welches aber gar keinen Grund hat. Vielleicht aber hat er wohl geſehen, daß er ſonſt zugeben müßte, Karl hätte eine andre, und ältere Sprache geliebet, als ſeine romanam ruſticam; welches er gleichwohl aus Neid gegen die Deutſchen nicht geſtehen mögen. Denn er ſieht es gar wohl ein, daß die eigentliche Mutter der heutigen franzöſiſchen Sprache, damals ganz verächtlich geweſen; indem Karl auch ſeiner Gemahlinn, Faſtrade, ſo gar lateiniſche Briefe geſchrieben: wie denn auch Alcuin ſich derſelben, in Briefen an den Kaiſer und an vornehmes Frauenzimmer, allezeit bedienet hat.

Auf der 91 Seite wiederholt er ſeinen obigen Irrthum von den franzöſiſchen Namen, die der Kaiſer den Monaten gegeben haben ſoll, noch einmal; und lobt die Franzoſen, daß ſie bey ihrer vermeynten Mutterſprache geblieben: welches doch offenbar die romana ruſtica; das iſt eine verderbte lateiniſche war. Er verwirft auch ohne Urſache die

Mey-

Meynung derer, die da behauptet haben, das Latein sey eine Weile die Muttersprache der Gallier gewesen. Doch gesteht er, daß diese gemeine Bauersprache des landes, noch in vielen Jahrhunderten keine herrschende Modesprache geworden. Denn unter Ludewigen, dem Sohne Karls des Großen, gieng es nicht besser für sie. Man drang noch im 823 Jahre auf Schulen, worinn alles lateinisch gelehret wurde. Man machte gereimte Verse die Menge, aber alles lateinisch; nicht französisch: man hielt Kirchenversammlungen, machte Tractaten und Friedensschlüsse; aber alles lateinisch. Wenn aber der Urheber der Annal. Metenſium, sagt: Latinam Linguam ſicut naturalem, aequaliter loqui poterat: so schließt der Verfasser abermals unrecht, daß diese lingua naturalis, die gemeine französische, oder verderbte lateinische Sprache gewesen: denn es war abermal unstreitig die fränkische deutsche; die alle seine Vorfahren geredet hatten.

Nun kömmt er auf das älteste Denkmaal der alten französischen Sprache, in dem bekannten Friedensschlusse, den Ludwig, König der Ostfranken, oder Deutschen, mit Karlen dem Kahlen, Könige der Westfranken, oder Franzosen, im 842sten Jahre, wider Lotharen, den König von Wälschland geschlossen haben. Dieß geschah zu Straßburg, und zwar in beyderley Sprachen, des deutschen, und des gemeinen gallischen Volkes. Es war zwar eigentlich die fränkische ihre Muttersprache, die auch von allen Ostfranken oder Deutschen verstanden ward; und in dieser schwur Karl, der

Fran-

Franzoſen oder Weſtfranken König, damit ihn die deutſchen Völker, die zugegen waren, verſtehen möchten. Hergegen ſchwur auch Ludewig in der romana ruſtica, oder verderbten galliſchlateiniſchen Bauerſprache, damit es die Unterthanen Karls verſtehen ſollten. Gleichergeſtalt ſchwuren auch die Unterthanen, daß ſie ihrem Herrn auf den Fall eines Friedensbruches, nicht wider ſeinen Bruder beyſtehen wollten. Der Verfaſſer ſetzt dieſe letztere Eidesformel, wiewohl etwas unrichtig abgedruckt, hin: wir aber wollen ſie richtiger, aus Leibnitzens Collectaneis Etymologicis anführen. Es heißt der Eid der Gallier in lingua romana ruſtica alſo:

Galliſch.	Fränkiſch.
Si Lodwigs ſagrament, que ſon fradre * Karlo iurat, conſervat, et Karlus meus ſenora **, de ſuo part, non lostanit, Si io returnar non lint - pois, ne io, ne nevls, cui io returnar intpois, in nulla adjudha † contra Lodhuwig non li iver.	Oba Karl then eid, then er ſinemo Bruoder ludhuwige geſwor, geleiſtit, ind ludhuwig min herro, then er imo geſwor forbrichit: ob ih ina nes iov arwenden ne mag, noh ih, noh thero, thein ih es irrwenden mag imo ce folluſti widr Karle ne wirdhit.

Hier

* Der Verfaſſer ſetzt Fadre, welches falſch iſt, denn es muß Fradre, d. i. Bruder, heißen.

** d. iſt Seniorem, oder Signore, Herrn, nicht Sendra; wie der Verfaſſer ſchreibt.

† Von Adjutorium; und kann alſo nicht adjugha, wie beym Verfaſſer, heißen. u. a. m.

So iſts! wir armen Menſchen denken,
Und der im Himmel ſitzet, lacht.
Er pflegt die Sachen ſo zu lenken,
Wie er, nicht wir, es ausgedacht.
Das haben wir ſeit wenig Jahren
Auf beyden Theilen gnug erfahren;
Wem fiel es wohl in Uelzen ein,
Du würdſt in Hildesheim, ich itzt in Hamburg ſeyn?
Ich lebt an dieſem kleinen Orte
Vergnügt mit meiner Hartmannnn;
Es öffnete ſich manche Pforte
Zu gröſſern Ehren und Gewinn;
Es ſchien faſt bloß an mir zu fehlen,
Dieß oder jenes zu erwählen:
Wobey mir nicht verborgen blieb,
Daß Gott zu meinem Glück dieß alles hintertrieb,
Ich ſaß ganz ſtill, wenn andre liefen;
Doch mußt ich endlich weiter gehn:
Hannevers weiſe Väter riefen
Mich, den ſie nie zuvor geſehn.
Wie ruhig hab ich da gewohnet!
Wie reichlich ward der Fleiß belohnet!
Sie zeigten, durch erhöhten Sold,
Sich recht voll Edelmuth, und mir beſtändig hold.
Allein was glich wohl meinen Freuden,
Da ich dich dort, mein Freund, umfieng?
Als uns ein Monat allen Beyden
Gleich wie ein einzger Tag vergieng?
Wie hab ich mich an dir ergetzet!
Wie glücklich hab ich mich geſchätzet!
Vorher war ich dir zugethan,
Hier aber fieng ſich erſt ein zärtliches Lieben an.

Hier sehen wir nun, wie beyde Sprachen damals ausgesehen: und ob gleich der Verfasser, diese Mutter seiner französischen Sprache beschuldiget, daß sie viel fremde Wörter habe, die nicht lateinisch nicht französisch, oder fränkisch wären: so sehen wir doch solches nicht; und wollten alle einzelne Wörter aus dem Lateine herleiten; die bloßen Namen Ludewig und Karl ausgenommen. Es nimmt uns auch Wunder, warum er auf der 99sten Seite die Ursache nicht finden kann, warum sich diese Könige dießmal der gemeinen Sprachen bedienet haben; da sie sonst die lateinische brauchten. Dieser feyerliche Eid sollte nämlich von beyden Völkern verstanden werden; von welchen zwar die Gallier das Latein verstehen mochten, aber die deutschen Franken selbiges gar nicht verstunden. Er kömmt hier auch auf die rechte Spur; wenn er (p. 100) muthmaßet, daß die alten Könige der Deutschen, vor dem Pipin, und Karl dem Großen, ja diese noch mit dazu gerechnet, gewohnt gewesen, allezeit deutsch zu reden: welches zwar unter Karlen und Ludewigen dem Gütigen eine Weile nachgeblieben; aber von Ludewigen dem II., des gütigen Sohne, wieder eingeführet worden; als sich in Deutschland unter seiner Regierung ein neues Reich gebildet. Diesen Eifer der deutschen Könige für ihre Muttersprache beweist er durch viele Proben. Unter andern auch dadurch, daß Ottfried, der Mönch von Weißenburg, ein Unterthan König Ludewigs der Deutschen, diesem seine deutsche Uebersetzung der

Evan-

Evangelien zugeeignet: welches er nicht gethan haben würde, wenn er nicht gewußt hätte, daß ſolches Werk ihm gefallen würde. Und alſo räumet uns dieſer Verfaſſer das ein, was der Abt Maſſuet ſeinen Franzoſen zuſchrieb; daß nämlich Ottfried deutſch oder fränkiſch, aber nicht franzöſiſch geſchrieben habe.

Auch nach der Zeit haben die Könige in Frankreich, wenn ſie in einer nahe am Rheine, oder an der Moſel gelegenen Stadt geweſen, entweder aus Gewohnheit, oder aus Gefälligkeit gegen die Deutſchen, noch deutſch geredet; wie der Verfaſſer geſteht. Wir aber ſehen dieß für einen bündigen Beweis an, daß bis auf dieſe Zeiten die lingua romana ruſtica, noch nicht auf den Thron erhoben geweſen; ſondern die deutſchen fränkiſchen Könige ihr deutſches Vaterland noch erkannt, und als ausländiſche Sieger Gallien beherrſchet haben. Im 860ſten Jahre ſchloſſen eben dieſe Brüder, Ludewig und Karl mit ihren Neffen, Lothars Söhnen, einen Frieden zu Coblenz, und zwar in deutſcher, und romaniſcher Bauerſprache. (Capitul. Tom. 2. p. 13.) Nach Ludewigs des deutſchen Königs Tode, geſchah auch die Theilung ſeines Reiches zwiſchen Carlomannen, Ludwigen und Karlen, als ſeinen Söhnen, nach dem fuldiſchen Geſchichtſchreiber *. Und als der Jüngſte ſeinen Verſtand verlohr, und für beſeſſen gehalten ward, rief er in der Kirche, bey

* Ducheine T. II. p. 570. Cujus ſacramenti textus, Theutoniea lingua conſcriptus, in non multis locis habetur.

bey groſſen Verzuckungen und Schmerzen aus: Weh! Weh! bis zum Ende der Meſſe. Siehe Annales, Bertin. a. 873. Aimon. l. 5. c. 30. Alle dieſe Dinge zeigen, daß die deutſchen Fürſten damals ihre Sprache geredet und geliebet haben.

So ſehr wir Deutſchen dem Verfaſſer verbunden ſind, daß er dergeſtalt alles geſammlet, was unſrer Sprache zur Ehre gereichet: ſo wenig Vortheil hat die ſeinige davon. Es kömmt aber noch ein Beweis, daß die franzöſiſchen und deutſchen Könige damals beyde noch deutſch geredet. Denn als im 948ſten Jahre der Pabſt Agapet, zu Ingelheim eine Kirchenverſammlung hielt, die Streitigkeiten einiger Fürſten zu unterſuchen: ſo ſaß König Ludewig von Frankreich, neben dem Kaiſer Otto. Und als der Erzbiſchof Artaud geredet, und ein Manifeſt vorgeleſen hatte; ſo ſchreibt Frodo: (Chron. ad ann. 948.) Poſt litterarum recitationem earum, propter reges, iuxta Theotiſcam linguam interpretatio facta fuit. Dieſes propter Reges, will unſer Verfaſſer nicht ſo verſtehen, als ob beyde Könige nicht Latein verſtanden, darinn das Manifeſt vermuthlich abgefaßt geweſen; auch nicht, weil die deutſche Sprache die gemeine Mutterſprache von Frankreich geweſen: ſondern, weil die Gewohnheit es ſo mit ſich gebracht, in Deutſchland bey den Unterhandlungen der Kaiſer, mit den Königen in Frankreich, ſich derſelben zu bedienen. Wir überlaſſen aber dem Leſer ſelbſt das Urtheil, und können es nicht leugnen, daß nicht dieſe letztere Urſache uns viel zu ſchlecht bedünken ſollte, wenn nicht die

erſte mit dazu gekommen wäre; die andre aber, zwar nicht in Anſehung von ganz Frankreich, doch aber in Abſicht auf ſeine Könige, noch ſtatt gefunden hätte: die gewiß noch gute Franken waren, und die romaniſche Bauerſprache noch nicht zur Hofſprache angenommen hatten.

So ſehr dieſes in die Augen fällt, ſo ſehr ſchlecht wiederlegt der Verfaſſer den Marqu. Freher, Ruinard und Lipſius, die ſolches ausdrücklich behauptet haben *. Man ſagt deswegen nicht, daß auch der Pöbel in ganz Frankreich deutſch geredet: nur die Großen am Hofe, die ſowohl als die Könige, Abkömlinge der deutſchen Franken waren, die Gallien beſieget hatten, waren ihrer uralten Mutterſprache noch getreu; ob ſie wohl die romaniſche Bauerſprache des gemeinen Volkes auch ſchon verſtunden. Doch wir vertiefen uns zu ſehr in dieſe Unterſuchung: es iſt nun Zeit, auch zu zeigen, wenn doch dieſe neugalliſche, oder heutige franzöſiſche Sprache, endlich einige Figur zu machen angefangen habe.

Zu der Zeit als die Normänner Frankreich durchſtreiften, hatte ſich die Pöbelſprache in ſehr viele Mundarten getheilet. Jede Landſchaft bekam faſt einen eigenen Herrn, einen eigenen Hof, und ihre eigene Sprache. Das ward nun eine halbe babyloniſche Verwirrung.

Unter

* Dieſer ſchreibt Epiſt. 44. ad Belg. Cent. 3. Apparet Theotiſcam tunc honeſtiorum et nobilium fuiſſe, ruſticos et viliores Romana illa corrupta uſos.

Unter dem Hugo Capet allererſt, den unſre Alten Hug Schappler nennen, ward im 995ſten Jahre, vom Aimon, Biſchofe zu Verdun, auf einer Kirchenverſammlung, eine franzöſiſche Rede gehalten. Damals fiengen auch die Großen an franzöſiſche Schriften abzufaſſen. Sein Sohn Robert redete ſie ſelbſt ſehr gut, und empfieng Geſandſchaften darinn; ja ſelbſt in Roman, wo vorhin eine normänniſche, oder däniſche Sprache geblühet hatte, redete man 1002 ſchon romaniſch, oder franzöſiſch: weswegen Wilhelm der I. ſeinen Sohn Richard zu Bayeux erziehen ließ; allwo man noch die däniſche Sprache redete. Von dieſem Namen der romanſiſchen oder romaniſchen Sprache, haben die verliebten Fabeln den Namen der Romane bekommen; weil ſie in derſelben geſchrieben worden. So ſchreibt nämlich Lambert Licors, von dem Gedichte auf Alexandern den Großen, davon wir hernach reden werden:

La verté de l'hiſtoire ſi com li Rois ca fiſt,
Un Clerc de Chaſteau-Dun Lambert Licors li miſt.
Qui du Latin la trait et en Romans la fiſt.

In den Zeiten König Roberts huben die Familien an, ſich durch franzöſiſche Zunamen, zu unterſcheiden; da ſie vorher nur die Taufnamen gebraucht hatten. In den Befreyungsbriefen, die ſelbiger der Kirche zu St. Denis ertheilete; kömmt ein Mann Burchard, beygenamt Barbû, und eine Wittwe des Hugo, beygenamt Baſſeth vor. Daher irren denn diejenigen, die ſolcher Gewohn-

heit keinen ältern Urſprung, als um die Zeiten der Kreuzzüge einräumen wollen. König Robert aber, hat von 996 bis 1030 regiert.

Hier müſſen wir abbrechen, und das übrige auf das nächſte Stück verſparen. Wir ſehen hieraus, daß die franzöſiſche Sprache vor dem XI. Jahrhunderte entweder gar in keine Betrachtung gekommen, oder doch für eine bloße Bauerſprache gehalten worden: da hergegen die unſrige nicht nur ſelbſt am franzöſiſchen Hofe die Hofſprache geweſen, ſondern auch bey öffentlichen Reichsgeſchäfften, bey Bündniſſen, Verträgen und Friedensſchlüſſen gebrauchet worden. Und dieſes alles zwar, nehmen wir aus dem Zeugniſſe und Fleiße eines unparteyiſchen Franzoſen, mit allem Danke an: wollen aber nächſtens auch zeigen, was endlich die franzöſiſche Sprache für ein allmähliches Wachsthum gehabt, nachdem ſie ſich aus ihrer Dunkelheit und Verachtung geriſſen hat.

* *

IV.

Elias Caſpar Reichards, ordentlichen öffentlichen Lehrers am hochfürſtl. Coll. Carol. zu Braunſchweig, Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt. Hamburg bey Martini 1747, 8.

Wir würden das gemeine Beſte unſerer Mutterſprache ſchlecht zu Herzen nehmen, wenn wir unſern Leſern von einem Werke keine Nach-

Nachricht geben wollten, welches die Ehre derselben so deutlich an den Tag legt. Viele Leute bilden sich noch diese Stunde ein, daß man in Deutschland keine Grammatik habe; und daß unsre Sprache noch in ihrer natürlichen Wildniß und Rauhigkeit sey, die allen barbarischen Mundarten gemein ist. Allein, wie sehr sie sich in diesem Vorurtheile betrügen, legt dieses Buch sehr deutlich vor Augen: indem es eine unzählbare Menge Schriftsteller aufstellet, die mit einem unermüdeten Fleiße an der Verbesserung und Ausputzung der deutschen Sprache gearbeitet haben.

Es hat dem Herrn Verfasser beliebet, dieses Werk fünf deutschen Gesellschaften zuzueignen; nämlich der zu Leipzig, Jena, Göttingen, Greifswald und Heimstädt. Wir billigen dieses zwar sehr; bemerken aber, daß die sechste, wo nicht gar auch die siebente und achte noch fehlen. Denn so viel uns bekannt ist, so hat nicht nur Halle vor einiger Zeit auch eine deutsche Gesellschaft gehabt, sondern auch Bern in der Schweiz, und Frankfurt an der Oder prangen mit einer solchen Zierde einer hohen Schule; welche letztere man dem berühmten Herrn Hofrath von Steinwehr zu danken hat. Ja damit wir das Beste nicht verschweigen, so ist ja zu Königsberg in Preußen eine mit königlichen Befreyungen und besonderm Ansehen begnadigte deutsche Gesellschaft, bereits vor vier oder mehr Jahren gestiftet, auf eine feyerliche Art, von einem großen Staatsminister eingeweihet, und in ein Zimmer auf dem königlichen Residenzschlosse eingewiesen

worden. Sie hat ein eigenes Wapen durch hohe Vergünſtigung erhalten, und das Vorrecht bekommen, alle ihre Schriften ohne Cenſur drucken zu laſſen, ja ſich eine königliche Geſellſchaft zu nennen und zu ſchreiben. Uns dünkt, alle ſolche Vorzüge hätten es wohl verdienet, daß ihr ein anſehnlicher Plaz unter den obigen Geſellſchaften eingeräumet worden wäre; zumal da ſie ſich ſchon durch verſchiedene wohlgerathene Schriften hervorgethan, die auch in Monatſchriften und gelehrten Zeitungen öfters angekündiget werden. Wenigſtens kann außer ihr, ſich nur die einzige Greifswaldiſche einer königlichen Beſtätigung rühmen.

Die Vorrede des Herrn Profeſſor Reichards iſt kurz, und zeiget bloß an, daß er durch allerley Umſtände genöthiget worden, auf die Ausarbeitung einer deutſchen Grammatik zu denken: wozu er ſich durch dieſe Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt hat bereiten wollen. Das Vorhaben iſt ſo löblich, als die Anſtalten dazu; und dieſe zeigen, daß der Herr Profeſſor den Fleiß ſeiner Vorgänger nicht geringe geſchätzet, ſondern ſich ſo viel nöthig iſt, zu Nuze machen wollen. Man muß geſtehen, daß derſelbe einen ungemeinen Fleiß in Zuſammentragung aller grammatiſchen und philologiſchen Schriften der Deutſchen erwieſen. Man muß erſtaunen, wie groß die Menge derſelben iſt; und wird bemerken, daß wenig, oder nichts der Aufmerkſamkeit des Herrn Verfaſſers hat entwiſchen können.

Den Anfang macht die erſte Abtheilung von den Sprachlehren für die Deutſchen; und dieſe füllt

den

den grösten Theil des Werkes an: darauf denn der Abschnitt von den Sprachlehren für die Ausländer folget; welche aber kaum den achten Theil der ersten ausmachet. Nun ist es zwar die Schuld des Herrn Professors nicht, daß das erste Feld so weitläuftig, und das letzte so enge gerathen. Allein unsers Erachtens, hätte sich die erstere Abtheilung gar leicht in etliche kleinere abtheilen lassen; wenn es ihm beliebt hätte, die ganzen Sprachlehren, von den einzelnen Theilen derselben, als Orthographien, Etymologien, Prosodien u. s. w. und diese, von den kleinern Abhandlungen besondrer grammatischen und philologischen Materien abzusondern. Dieses würde dann schon drey Hauptstücke der ersten Abtheilung abgegeben haben; dadurch die Geduld eines Lesers einigermaßen wäre unterstützet worden. Doch wir machen deswegen aus der beobachteten Eintheilung dem Herrn Professor kein Verbrechen. Wir wissen es nur gar zu wohl, daß die Lehrart in solchen Sachen etwas sehr willkührliches ist: obgleich kleine Geister gleich ein großes Geschrey anheben, wenn andre Scribenten zu der Zeit, da sie noch auf den untern Schulclassen schwitzten, nicht nach ihrer seit gestern erlangten Einsicht, ihre Methode eingerichtet haben.

Der Herr Verfasser fängt, wie billig war, von Karls des Großen Verdiensten um die deutsche Sprache an. Ein so durchlauchtiger Sprachlehrer führt die ganze Schaar derjenigen verdienstvollen Männer an, die sich um unsre Muttersprache einige Mühe gegeben haben. Es ist nur Schade, daß

dieselbe so gar verlohren gegangen. Diejenigen Franzosen hätten hier noch eine Widerlegung verdienet, die sich einbilden, Karl der Große habe sich um die französische Sprache diese Mühe gegeben: weil sie durch ein lächerliches Vorurtheil dafür halten, Lingua francisca, wie Ottfried sie nennet, sey von der verdorbenen Lingua romana rustica, oder von dem altgallischen Bauerlateine zu verstehen: wie neulich bey Massuets Historie der französischen Dichtkunst; ja auch in dem vorigen Artikel erinnert worden.

Den nächsten Platz nimmt Ottfried ein. Simlers Stillschweigen ist wohl nicht zureichend, ihn aus der Zahl deutscher Sprachlehrer auszuschließen, wie Stolle geglaubt hat. Vielmehr kann man dem Düret, Fabius, Schilter und Reimmann, Tritheimen, u. a. m. glauben, welche aus guten Nachrichten und Schlüssen das Gegentheil behauptet haben. Hickes hat uns noch die Buchstaben des ottfriedischen Alphabeths aufbehalten. Der Herr Verfasser hat sich bey diesem und allen folgenden Nachrichten fleißig der Leipziger critischen Beyträge, und derer darinn enthaltenen Auszüge und Nachrichten von allerley seltnen Büchern bedienet; und also dadurch die allgemeine Nutzbarkeit dieser Monatschrift zur Gnüge erwiesen.

Wir gestehen, daß wir uns gewundert haben, und noch wundern, warum der Herr Profess. Reichard unter die alten Ueberbleibsel der deutschen Sprache, nicht auch des Ulfilas gothisches Evangelium, oder die daraus verfertigte gothische Sprachkunst,

Der Herr rief dich von meiner Seiten
Dort auf der Näh ins Hirtenamt;
Du ſollteſt ihm da ein Volk bereiten,
Das Lieb und Ehrfurcht angeflammt.
Mit welchem freudigen Gemüthe
Erhuben wir des Himmels Güte,
Die dieß ſo wunderbar gefügt,
Die dich ſo wohl verſorgt, und mich zugleich vergnügt!

Kaum hatten wir die Luſt genoſſen,
Kaum waren wir einander nah,
So war die Trennung ſchon beſchloſſen;
Gott rief mich, und mein Freund ſprach: Ja.
Du ſchriebſt: Ich gebe mich zufrieden,
Der Himmel hat dir dieß beſchieden,
Es räumt ein Schluß, der ungemein,
Ein eintrachtsvoller Schluß, dir Hübners Lehrſtuhl ein.

In dieſem halben Paradieſe,
Wohnt Themis und Euſebie:
Was man in allen Ländern prieſe,
Zinſt jedes Land und jede See.
Ich ſeh hier Milch und Honig flieſſen,
Und Recht und Ueberfluß ſich küſſen,
Kurz, Hamburgs ſchönes Luſtrevier
Verſagt mir nichts. Nur du, mein Götten, fehleſt mir.

So wunderbar ſind Gottes Wege,
So unerforſchlich iſt ſein Schluß,
Den ich, ſo oft ich ihn erwege,
In Demuth ſtets bewundern muß.
Der iſt es auch, der dich zum Lieben
So unvermuthet angetrieben,
Da du dem eheloſen Stand
Mit ſolchem Eifer ſtets den Vorzug zuerkannt.

kunst, des berühmten Franz Junius, gezählet hat. Denn ist gleich diese letztere erst in neuern Zeiten gemacht: so ist es doch die Grammatik einer viel ältern Sprache, als Karls des Großen Fränkische gewesen. Daß aber der Herr Verfasser das gothische nicht gänzlich aus der Zahl der altdeutschen Mundarten habe ausschließen wollen, erhellet gleich aus dem ersten §. auf der 2ten Seite, da er des gothischen Königes Athalarichs, oder Adelreichs gedenket, der eine Grammatik soll haben zu lehren befohlen. Hier wäre nun der Ort gewesen, des gothischen Evangelienbuchs, welches um die Zeiten dieses Königs geschrieben worden, und also noch 400 Jahre vor Karl dem Großen gewesen, zu gedenken: zumal da obgedachter Junius eine so schöne Grammatik davon geschrieben hat.

Ob nicht ferner auch die in Goldasts Scriptoribus Allemannicis befindlichen Stücke, als des Mönchs Kero Glossarium u. a. m. mit zu den grammatischen Bemühungen der Alten wären zu rechnen, und anzuführen gewesen, das überlassen wir des Herrn Prof. Reichards eigener Beurtheilung. Wenigstens hat er die neuern Wörterbücher nicht übergangen, sondern sie vielmehr mit vielem Ruhme erhoben. Die alte allemannische Mundart aber, davon uns Kero die vollständigste Nachricht hinterlassen hat, kann der heutigen deutschen Sprache unstreitig ein großes Licht geben; und ist eine der größten in alten Zeiten gewesen. Eben das möchte man auch von der angelsächsischen, isländischen und runischen sagen, in soweit diese Sprachen große

Theile des alten Deutschlandes, das sich bis in den äußersten Norden erstrecket hat, gewesen. Von allen diesen Sprachen haben wir grammatische Werke der Neuern aufzuweisen: und auch von diesen würde in einer ausführlichen Historie der deutschen Sprachkunst zu handeln seyn. Doch vielleicht hat sich der Herr Verfasser dergleichen Arbeit noch künftig vorbehalten.

Es würde zu weitläuftig fallen, wenn wir ihm Fuß vor Fuß in alle neuere Zeiten folgen wollten. Nach des Pierius, Suntheims, und Aventins, grammatischen Bemühungen kömmt der Herr Verfasser auf D. Luthers Verdienste um die deutsche Sprache. Allein so richtig dasjenige ist, was derselbe von diesem großen Verbesserer der deutschen Religion und Gelehrsamkeit beybringet: so sind um die Zeiten dieses großen Mannes an vielen Orten in Deutschland gute Patrioten aufgestanden, die sich um die deutsche Sprache bemühet haben. Es sind dieselben noch auf alten Bibliotheken hin und wieder vorhanden; und wir könnten ein kleines Verzeichniß derselben, sowohl von unsrer Paulinerbibliothek, als von der Zwickauischen anführen, wenn wir Willens wären, hier eine Nachlese zu dieser Historie der deutschen Sprachkunst zu machen. Man gab dazumal in Erfurt, Nürnberg und in Schwaben hin und wieder, allerley Lesebücher, Orthographien, und Formularbücher heraus, daraus man Missiven, oder Sendbriefe, und andere gerichtliche Schriften sollte machen lernen. Es sind derselben in den critischen Beyträgen verschiedene

nam-

namhaft gemacht: ſie könnten auch noch vermehret werden. Wir ſehen es aber, zu des Herrn Prof. Reichards Entſchuldigung, gar wohl ein, wie ſchwer, ja unmöglich es iſt, daß ein einziger Gelehrter alles, was von ſolchen Stücken in Deutſchland ſchon geſchrieben worden, in die Hände bekomme.

Die Nachrichten von Jckelſamers und Oſtrofranko, oder des Laur. Albertus, Bemühungen, eine teutſche Grammatik zu ſchreiben, ſind hier ſehr wohl abgefaßt. Hierauf folgt Oelingers Grammatik, die 1574 zu Straßb. in lateiniſcher Sprache herausgekommen iſt. Auch hier können wir aus unſerm eigenen Vorrathe anmerken, daß dem Hrn. Verfaſſer ein noch zehn Jahr älteres grammatikaliſches Werk unbekannt geweſen, das zu Frankfurt am Mayn 1564 in fol. herausgekommen. Es heißt: Synonyma, Formular, wie man ainerley rede vnd mainung mit andern mehr worten auff mancherley art vnd weiſe, zierlich reden, ſchreiben vnd ausſprechen ſol. Item Bericht und Außlegung etlich lateiniſcher Wörter, ſo täglich inn vnd auſſerhalb Gerichts gebraucht vnd zum theil im Teutſchen corrumpiret werden. Auch vnterſchied derſelben, daneben vermeldet vnd angezeigt, für die jungen noch vngeübeten Schreiber geſtellet durch Leonhardum Schwarzenbach Spalatinum. Hierinn iſt nach der damaligen fränkiſchen Mundart ein großer Vorrath gleichgültiger Redensarten unter gewiſſe Titel nach Alphabethiſcher Ordnung gebracht: ein Lexicon aber kann es durch-

aus nicht heißen, wie J. U. König es fälschlich dafür ausgegeben hat. Sonst haben wir unter den Etymologischen Werken noch Vossii etymologicon vermisset; und unter den deutschen Anleitungen, die neuvermehrte Schreibkunst, vom Rechtschreiben, Briefstellen, Titelgeben, und was dem anhängig ist, auch von Handels und Wexelbriefen, Schuldverschreibungen und Quittungen. Neben etzlichen höflichen Gruß- Anbind- und Lehrschreiben. Durch Gebhard Overheiden Hannov. Ph. Mat. verordneten Schreib und Rechenmeistern, auch Buchhaltern in Braunschweig 1654. in 8. und zum andernmale 1657 vermehrter. Wo bleiben noch diejenigen Schriftsteller, die über die Verderbniß der deutschen Sprache im vorigen Jahrhunderte die beweglichsten Klagen geführet? Wo M. Abraham Sawrs von Frankenberg Epistelbüchlin und Teutsch Rhetorick ꝛc. Frankf. am Mayn 1605. 8. Wo Hadewigs wohlgegründete teutsche Verskunst; darinn sehr viel etymologische und grammatische Sachen vorkommen; zumal im ersten Capitel, da er die Ursprünge der deutschen Sprache aus dem Hebräischen herleiten will. Allein weit gefehlt, daß wir solche Auslassungen dem Herrn Verfasser zur Last legen; so führen wir es nur an, zu zeigen, wie groß unser Reichthum an solchen Schriften sey, und wie unmöglich es sey, daß man alles zu Gesichte bekomme?

Was nach diesem vom Clajus, und seinen Verdiensten um die deutsche Sprache beygebracht wird, ist sehr lesens werth. Darauf folgt Sattler,

ein

ein Baseler, mit seinen Büchern, und so dann die weymarische Grammatik die 1618 geschrieben worden: ohne Zweifel, weil das Jahr zuvor die fruchtbringende Gesellschaft daselbst gestiftet worden war; welchen Umstand der Herr Verfasser übergangen hat. Im 17 §. kömmt man auf Gueinzen: der aber etlichemal, durch einen seltsamen Druckfehler, in Gurinz verwandelt worden. Von demjenigen Meichsner und Buscher, die der Herr Prof. näher zu kennen wünschet, ist uns noch nichts vorgekommen: ob wir gleich D. Sebastian Meichsners 1566 zu Frankfurt in fol. herausgekommenes kaiserl. Land- und Lehnrecht in Händen haben, darinn derselbe auch überall einen patriotischen Eifer für das Deutsche blicken läßt. Auf dem Titel dieses Werkes steht auch folgendes: Nicht allein von wegen der alten teutschen Wort und Handlungen, sonder auch andrer vieler besondern Stücken halben, als von Leibeigenschaft, Achten, Kämpfen, Weydwercken, Erbfällen, Lehen und andrer auch gerichtlicher Sachen, ganz lustig zu lesen. Wir übergehen hier Wernern und Olearium̃en, und bemerken nur, daß im 21 u. fernern §, der oberwähnte Gueinz nunmehr ohne Fehler abgedruckt und sehr wohl beschrieben zu finden ist.

Von der fruchtbringenden Gesellschaft, wird in dem 24sten §. sehr wohl und vernünftig geurtheilet, und dabey dem großen Schottel das gebührende Lob ertheilet; ob man gleich nicht alles billiget, was dieser gelehrte Mann geschrieben, und für gut gehal-

halten hat. Man giebt auch von ſeinen kleinern Werken ausführliche Nachricht: worauf im 29ſten §. auf der 109ten S. das größere Werk von der deutſchen Hauptſprache folget. Die Nachricht von dem Schottelliſchen Bello grammaticali iſt artig, weil das Büchlein ſelbſt ſelten gefunden wird. Sein Leben war werth eingerücket zu werden, und man muß des Herrn Profeſſors Bemühung dabey rühmen. Nun folgt Harsdörfer, deſſen Schriften hier ausführlich erzählet werden; und Philipp von Zeſen, von welchem gleichfalls hier ganz billig geurtheilet wird. Nur hat es uns Wunder genommen, daß Opitzens und Buchners Verdienſte um die deutſche Proſodie nicht vor dieſen beyden letzten Sprachhelden erwähnet worden: wie wir denn überhaupt bemerket zu haben glauben, daß auch im folgenden, die Zeitordnung nicht allzugenau beobachtet iſt.

Der dieſem Auszuge beſtimmte Platz läßt es nicht zu, uns bey allem folgenden gleich lange aufzuhalten. Nur eins können wir nicht übergehen, daß dem Hrn. Prof. den Hrn. Conr. Wippel und ſeine neue Sprachkunſt, gegen dieſen unſern Büchersaal zu vertheidigen beliebet hat. Der Herr Wippel muß gewiß ein ſehr empfindlicher Mann ſeyn, wenn er die kleinen und beſcheidnen Erinnerungen nicht ertragen können, die man ihm gemacht hat: da andre Gelehrte wohl ganze Wiederlegungen erdulden, und nicht einmal darauf antworten. Muß man denn in einer Monatſchrift in allen Stücken derjenigen Schriftſteller Meynung ſeyn, die man

be-

bekannt macht? Wir ſind gewiß verſichert, daß der Herr Prof. Reichard in den meiſten Stücken unſern damaligen Erinnerungen Recht giebt; wenigſtens iſt er des Herrn Wippels Meynung in unzählichen Dingen nicht; wie wir aus dieſem ſeinem Werke ſehen. Hätte Herr Wippel diejenige Einſicht gewieſen, die Herr Prof. Reichard hier zeiget, ſo würde man vollkommen mit ihm zufrieden geweſen ſeyn. Indeſſen laſſen wir ihm ſeine Verdienſte ſehr gern; haben auch ſeine patriotiſche Bemühung um die deutſche Sprache ihres Lobes nicht berauben wollen.

Bey der zweyten Abtheilung dieſer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt, wollen wir, da ſie ohne dieß kurz iſt, nur ſo viel erinnern, daß uns gleichfalls noch verſchiedene Grammatiken für Ausländer bekannt geworden, die dem Herrn Verfaſſer nicht in die Hände gefallen. Bey den Anleitungen zumgothiſchen und angelſächſiſchen haben wir ſchon oben den Franciſcum Junium angeführt; weil er nicht für Ausländer, ſondern in Holland, geſchrieben: es wäre denn, daß man die Holländer für Ausländer halten wollte. Von der Art de parler Allemand, beſitzen wir eine Ausgabe von 1698 die zu Paris herausgekommen iſt. Für die Italiener iſt uns Grammatica della lingua Todeſca, compoſta da Mattio Chirchmair, della Comtea del Tirolo, in Händen, die in Firenze 1688. in 8. herausgekommen. Von Peter Canels königl. franzöſiſch-teutſcher Grammatik, die für Prinz Wilhelmen von Dännemark 1701 in Copenhagen gedruckt worden, verſpricht

ſpricht man im Inhalte der andern Abtheilung, a. d. 496. 497. S. zu handeln. Das Buch hat aber in allem nur 494. S. bekommen, und alſo ſucht man ſie vergeblich. Noch eine deutſche Grammatik für die Franzoſen iſt zu Cöln 1691. bey Metternichen unter dieſem Titel gedruckt: Le Guidon allemand, enſeignant la Prononciation alemande, exprimée par le moyen du ſon des lettres Françoiſes, avec l'explication de chaque partie de l'Oraiſon, un Abrégé de Siutaxe, & des Dialogues, dédié à la Jenneſſe Françoiſe, curieuſe d'aprendre la langue Alemande. Par Daniel Martin, Linguiſte. Von Schallers Grammatik für die Dänen iſt 1736 eine neue Auflage herausgekommen, die in unſern Händen iſt.

Endlich erinnern wir uns auch einer niederdeutſchen Grammatik noch: Grammaire Flamande, ſuivant le ſtile des Grammaires Greques et Latines, par Iean de Heiſler, Amſt. 1678. in 8. Doch alles dieſes geſchieht in keiner andern Abſicht, als unſers wenigen Ortes, zu des Herrn Profeſſor Reichards rühmlichem Fleiße, auch etwas beyzutragen.

V. Das

* *

V.

Das Hauß-Geſind des Herrns, beſtehend in einem treuen und klugen Knecht, dem Heiligen Fideli, von Sigmaringen, einem Martyrer: Und in einem wachtbaren Schaffner, dem Heiligen Joſepho, von Leoniſſa, einem Beichtiger. Beeden auß dem Welt-berühmten Capuciner-Orden. Bey Feyerlicher haltung Ihrer Canonizations-Solemnitet. In dem Gotts-Hauß der Wohl-Ehrwürdigen PP. Capucineren in München vorgeſtellt: Von R. P. F. Joſeph. Angelo, à S. Claudio Barfüßigen Carmeliter Ordinari Prediger. Augſpurg, gedruckt bey Maximilian Simon Pingitzer, Cathol. Buchdrucker. 1747. Fol. 3 Bogen.

Da dieſer Bücherſaal bereits mit der maleriſchen Wohlredenheit des P. Dorms pranget; ſo wie die Crit. Beyträge dem Herrn P. Forſter ſein billiges Lob in der Beredſamkeit nicht verſaget hatten: ſo halten wir es für billig, dieſen zween würdigen Nachfolgern des Abraham à Sta Clara, noch einen dritten Mitbruder, nämlich den Barfüſſigen Carmeliter-Bruder Joſeph Angelo beyzufügen, und unſere Leſer mit dieſem oberländiſchen Hortenſio, etwas bekannter zu machen. Wir werden ihn, ſo viel möglich, mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; weil wir nichts an die Stelle zu ſetzen wüßten, was ſeinen

Ausdrücken nur im mindesten gleich käme. Sein Vorspruch (wie er es nennet) heißt: Quis putas, esse fidelis seruus, & prudens &c. Wer meynest seye der getreue und klutge-Knecht, welchen der Herr gestellet hat über sein Hauß-Weesen? Matth. 24. v. 45. und der Eingang lautet so:

„Ganz wohl gegründet hast du, O vilmahl „glückseeliger Capuciner-Orden! bey dem Tauff-„Stein der allgemeinen Meynung den Namen „überkommen: Sacra familia; die heilige Famili. „Du bist auch das Hauß-Weesen Gottes auf Er-„den. Von allen vier Welt-Ecken scheinet aus „deiner armen Armuth die grundreiche Heiligkeit „hervor. Der Herr der Herrschafften hat schon „manche Heiligkeit heraus gesucht, und selbige ge-„setzt, super familiam suam, über die Kirch, sein „frey eigenes Hauß. Deine braune Farb, hat „schon zum öffter mahlen sich in dem Cardinals-„Purpur abgeänderet, um dardurch die Wangen „deiner Feinden mit Schamröthe anzustreichen. „Auf deinen Eysigrauen Haupt, hast du schon vil „vile Ertz-Bischöffliche und Bischöffliche Infulen „anstatt der Stroh-Hüth, damit du nit von de-„nen hitzigen Strahlen des Neids und Mißgunsts „verbrennet und schwarz wurdest, getragen. Du „bist ein weit mehr, als nit Rebecca, fruchtbahre „Mutter, die du nit nur 2. Völkerschafften, duo „populi ex vente tuo; sondern ganze halbe Welt „zur Welt, und an das Glaubens-Liecht gebohren, „nachmahls ihr die Brust der süssen Lehr gegeben.

„Nun

Jedoch wem Gott ein Kind beſcheret,
Als dir der Himmel zugeführt,
Das ihn aus Ueberzeugung ehret,
Sich mit Verſtand und Tugend ziert;
Doch beydes nicht mit Sorgfalt zeiget,
Mit Anmuth ſpricht, mit Vorſicht ſchweiget:
Den darf der Schluß wol nicht gereun,
Auf ſeine Lebenszeit damit verknüpft zu ſeyn.

Alſo bekömmſt du deine Schöne
Aus ihrer klugen Mutter Zucht,
Die nun die Zahl erwünſchter Söhne
Durch dich noch zu verſtärken ſucht.
Laß dir die Liebe denn die Myrthen
Um die geweihten Schläfe gürten,
An ſtatt des Lorbers, der dich ſchmückt!
Sey ſo durch deine Braut, als durch dich ſelbſt beglückt!

Labt euch in Anmuth ſüſſer Triebe,
Die keine Zeit, kein Unfall ſchwächt!
Genießt die Früchte keuſcher Liebe!
Der heutge Tag giebt euch dieß Recht.
Zeugt viele Kinder, die euch gleichen,
Auf daß, wenn unſre Jahr verſtreichen,
Der feſten Freundſchaft Lieb und Treu,
Die uns anjtzt verknüpft, der Unſern Erbtheil ſey.

„Nun iſt es dir anheut nit genug, mit einem „Stern dein Firmament auszuzieren; vilmehr „bekleidest du dich doppelt, mit Scharlach zugleich „und weiſſer Seiden. Wer immer den Fuß in „dieſe Ehren-Cankel ſetzet, muß ſich aus Schwa„ben und Welſchland die Farben kommen laſſen, „(der Leſer merke, daß wir wieder einen wälſchen Redner vor uns haben) um auf einer „Seithen ſeines Predig-Gemähls entwerfen zu „können, einen tapffer- und klugen Schwaben: „Auf der anderten einen grund-redlichen Welſchen. Ich muß die Zung (unfehlbar wird er „ſie ſtatt des Pinſels brauchen: eine neue Art zu „malen!) in Blut und Milch zu gleich ein„dunken, damit von ſelber ein zweyfaches Lob vor „einen Blut-Zeugen und vor einen Beichtiger ab„flieſſe“. So klingt der Eingang und wir hoffen, daß die Leſer ſchon merken werden, was ſie in der Abhandlung ſelbſt zu gewarten haben.

Herr Joſeph Angelo bittet die Zuhörer, daß niemand von ihnen ſich in eine Gedanken-Unruhe ſetze, „als ob man mit noch Marter-blutigen Hän„den nit dörffte das Lob-Opffer darreichen einem „Engel-reinen Bekenner. Die Marter iſt dreyer„ley: nämlich die Vergiſſung des Bluts, die Ab„tödtung des Fleiſchs, und die dritte in tragung des „Mitleydens gegen dem Leydenden. So nun unſer gegenwärtiger Beichtiger nicht eben in der erſten Marter-Zahl geweſen, ſo verſichert uns doch Bruder Angelo, daß er in denen zwey andern Gliedern gewißlich der Flügel-Mann ſey. Es

lassen sich also in einen Mayen-Busch gar fein die hochrothe Rosen und Schnee-färbige Lilgen, und zwar mit dem unauflößlichen Band eines einzigen Schrifft-Textes, binden. Den doppelten Zweiffels-Knopff daran, getraut sich Herr Angelo so gut als ein Alexander auf zu lösen, da die Frag gehet, quis putas esse fidelis seruus et prudens? Es heißt: „die Antwort ist schon gefattlet; „daß in einem solchen Knecht und in einem Fleiß„vollen Schaffner bestehe das Hauß-Gesind des „Herrns; dieß verfertiget den Lob-Bogen den ich „an die Cantzel hefte. Ihr hochwerthiste! fasset „auf das frembde Ehren-Gespräch solcher wohl fremb„den Vollkommenheit mit einheimischen Hertzen. „Durchreyset mit eueren Gedancken das Leben bee„der Heiligen und kehret bey jeder Tugend, mit„tels der Betrachtung, ein. Ich mache den Weeg „mit euch: Unser Geleits-Mann seye Jesus “.

Wir hoffen, daß es unsern Lesern nicht misfällig seyn werde, dieser Reise mit beyzuwohnen: es scheint, daß es dabey allerley zu lachen geben wird. Allein wer etwa von denselben einen Abscheu vor dem Wasser hat, der wird müssen zu Hause bleiben; denn wir reisen nicht zu Lande. Es heißt: „Ehe ich von dem Gestatt in den Rinn-Saal des „völligen Lobs das Predig-Schiff abstosse, muß „ich euch Hochwerthiste! noch an dem Uffer eine „Ordens-kündige Geschicht zuruck lassen“. Diese Geschichte ist, daß der große Ordensvater Franciscus, einmal zu Rom den heil. Angelo gefunden, und ihm die zukünftige Marter in Sicilien zuvor ver-

verkündiget hat. Worauf der Redner zu Werke geht, um mit dem getreuen Diener und Knechte Rechnung zu pflegen und (wir wissen zwar nicht warum?) es für gut findet, die Klugheit ein wenig auf die Seiten zu leinen; doch macht er uns Hoffnung, daß er sie über ein kleines wieder hernehmen werde.

Nachdem also die Klugheit auf die Seite geschickt ist; so heißt es: „Gleich eben jetzt lege die „landspöttlerische Welt den Schweig-Finger auf den „Mund, und stelle ihr hartes Stichlen ein, als „ob das Schwaben-Land wenig oder gar kein „Hertz habe. Ach nein! es jaget ein einziger „Haaß nit mehr siben aus dem Feld: Vilmehr „hatte der starcke Gott Sabbaoth sich selbst um „ein Schwaben-Hertz umgesehen, da er sich aus „der Schwäbischen Stadt Sigmaringen einen nach „seinen Wunsch und Hertzen erkiesen, gleich dem „David jenen Hertz-König in der Biblischen „Karten".

„Es gabe der Tauff diesen treuhertzigen Kind „den Namen Marcus, und mag etwan der ewige „Vater ein baar Wort aus der Sendschreiben „Petri hinzu gesetzt haben, nemblich: Marcus filius „meus, Marcus mein Sohn, den ich von Hertzen „liebe, weilen ich in dem Bussen dieses noch kleinen „Dienerleins ein treues Hertz ersihe. Jedoch was „halte ich mich bey dem Kinder-Gehewagen auf, „da unser Marcus schon mit der weiten Welt umb„gehet. Sechs Jahr beschauet er frembde Länder, da „in dem Land seines Hertzens, die Welt-frembde

„Treuheit jederzeit zu Hauß blibe. Ob er ein „gröſſeres Felleisen angefüllt mit guten Wercken, „als einen Coullre mit Reiß-Geräth mit sich aller „Orthen herumgeführt, zweifflet mir gar sehr.

„Die gute Sitten die er mit sich anheime ge„bracht und in seinem hertzigen Hauß-Garten ge„pflantzet, schlugen in die weisse Blühe der Gelehrt„und Weißheit aus. Er gab einen scharpffsinnigen „Advocaten ab; wie immer einige allen Rechts„Gelehrten den wunderschönen Himmel vor der „Nasen zuschlieſſen, mit Vorschieſſung jenes Rie„gels: in coeli cliuo, non sedet alter ivo, es „seye bloß einer der Juristen in den Vorhöffen „Gottes. Seine ganze Lebens-Arth ware ein „lauteres Evangelium secundum Marcum ... Auf „dem göttlichen Raths-Hauß gienge der Entschluß: „nimme o seraphischer Capuciner-Orden! disen „Marcum an, dann er ist mir tauglich zum Dienst, „wellen er ein treuer Diener. Kaum hatte Mar„cus Marcum ausgezogen, und Fidelem angelegt; „kaum ware der nie zuvor weltlich gewesene Welt„Mann, in den geistlichen Habit geschloffen, so „stiffteten alle Clösterliche Tugenden bey ihme einen „unauffaglichen Zünß, und ware er gleich dem „Symacho, nach Zeugnuß Poetii, ein Mann aus „lauter Tugenden zusammen gemacht. Sein „Hertz ware die Vestung auf dem Rothenberg, „in welcher die Treuheit Schildwacht ware, die „keinen untreuen Gedancken ein- oder auslesse, „ohne zu ruffen: Wer da?

Nun kömmt ein oratoriſches Bißchen! „Iſt „mir recht, ſo donneret es ietzt, und Zweifel-frey „ſchlaget es in die untreue Hertzen deren Zuhöreren „ein; denn Fidelis der Diener Gottes ſtehet auf „der Cantzel, und die Wahrheit die er vertraget, „iſt der Bliz, der vor dem Donner-Klaſſ ſtrahlet. „Jedes Wort war ein Feuer-Funcken der einen gan„tzen Wald von Laſteren in die Aſchen legen kunnte, „gleich einen Etnae, deſſen Mund ein angezündeter „Berg Æthna ware, der Feuer ausſpriztе ... Die „eingeriſſene Kleider-Hoffarth erkläret er in die „Acht: Die ketzeriſche Bücher, jenes zuckerne „Giſſt, beſtreittet er: wider das erſte ziehet er gepan„hert mit der bloſſen Armuth Chriſti zu Felde. „Wider das Ketzer-Giſſt, iſt er ſelbſt die bewer„thiſte Artzney: amicus fidelis medicamentum “.

Nunmehr ſagt Herr Angelo, daß dieſe fruchtbahre Regen-Wolken viele mit Gold-werthen Seelen beladene Schiff über das Wellen-werffende Welt-Meer in den Hafen der ewigen Ruhe eingeführet; ſo daß es keine auch in Gold eingedruckte Zungen erzählen kann. Ein jeder Redner müßte es hier machen, wie ein Mahler, der ein gantzes Kriegsheer auf ein enges Blatt zeichnen ſollte; der alſo einige Menſchen ganz, andere nur halb entwürfe, einige aber gar in dem Pembſel zurück ließe. Unter des Herrn Angelo Pembſel klingt dieſes an ſich ſelbſt nicht ſchlechte Gleichniß, überaus poſſierlich. Er kann alſo alle Tugends-Ubungen ſeines viel heiligen Fidelis unmöglich in die ſchmahle Taffel eines

halben Stündleins bringen, und wir können es ihm nicht verdenken. Er sagt auch, daß Fidelis zuweilen von seinen treuen Freunden ermahnet werden, er mögte doch ein Blatt vor das Maul nehmen, und die Wahrheit, als welche bey der haickelen Welt das Ohren-Wehe verursachet, nit so blatt heraus werffen. Allein diese Wahrheit ist ihm, wie er sagt, in den Ohren stecken geblieben, und nit herunter in das Hertz dieses treuen Dieners Gottes gefallen. „Damit er Fidelis, kein todter Hund „nit heisse, bellete er ganz munter alle Laster an, „und wollte keines in die Kirchen, das Hauß des „Herrn, ungebissener hinein lassen. Wann ich „euch erst Hochwerthiste! sein Hertz könnte vorwe„sen, (nun werden wir erst was hören!) wel„ches er so offt aus seiner Brust heraus genom„men und denen krancken Soldaten des Ertz-Her„zogs Leopolds, als wirklicher Guardian zu Feld„Kirch, in Busen hineingeschoben, so wurdet ihr „zu meiner Prob eueren Schwur legen, daß er seye ein treuhertziger Knecht: fervus fidelis “.

Soweit ist der Redner ohne Klugheit zu Werke gegangen, wie eben gesaget worden: in des ersten Theils zweytem Glid aber, wie es der Herr Angelo nennet: „führet die bißher gelobte Treu„heit ihre Schwester die Klugheit bey der Hand „uns vor, die überscheinige Welt zu überzeugen, „daß Fidelis, gleich wi einen beherzten, also auch „einen klugen Schwaben, auf der Schau-Bühne „seines Lebens vorgestellet; er hat nämlich die von

Christo

Chriſto uns gebottene Schlangen-Klugheit, beſeſ-
„ſen“. Nachdem er nun die Zuhörer feyerlich verſichert, daß bey dieſer Schlange kein Gift geweſen, ſondern daß ſie vielmehr, gleich der von dem iſraelitiſchen Herrzog Moiſe, aufgerichteten Schlange, alle Sündenbiſſe geheilet; ſo ergrimmet der Hr. Angelo über die Graubünder, von denen es ſehr artig heißt: „Die Glauben-brüchige Grau-
„Bünder, jenes Calviniſche Natter-Gezücht, hatte
„dieſen Haupt-Fehler an ſich, daß ſie das Haupt
„(verſtehet mich wohl) gantz bloß, nemblich den
„Glauben ohne Werck, gaben: ja ihnen ſelbſt, das
„Haupt, den Glauben, abbiſſen“. Das iſt künſtlich!

Wir eilen zum Märtyrertode des Fidelis, den er durch 20. Wunden auf der Bruſt empfangen; dabey er aber, welches wohl zu merken! mit dem Blut nit zu gleich die Geduld ausfließen laſſen. Herr Angelo glaubet endlich, jemanden einen Märtyrer heiſſen, das ſey alles geſagt, was man zu jemandes Lobe ſagen könne, und über dieſe Schranken dörfe die Beredſamkeit den Fuß nit ſetzen. „Stoſſe jetzt, heißt es, gleich„
„wohl der Egyptiſche Putiphar ſo ſtarck er kan, in
„die Ruhm-Trompeten, und blaſe in aller Welt
„aus ſeinen klugen Diener Joſeph, Nabuchodo-
„noſor ſeinen Daniel, Aſſuerus ſeinen Mardochæ-
„um, der Wandalen König ſeinen Paulinum:
„Es thut es doch keiner gleich, minder bevor dem
„Himmel, der ſo viel Stern hat, ſo viel Buchſta-
„ben ſchreibet er auf ſeinem blauen Pergament zu
„Lob Fidelis“. Das dünkt uns nun würde Buch-

ſtaben genug abgeben; allein Herr Angelo denkt anders von der Sache: daher beſinnet er ſich auf ein ganz neues Schreibzeug aller Schreibzeuge, worauf er, unſers Wiſſens, zu allererſt gekommen iſt. „Und hat eben, heißt es, der Himmel un„ſern weiſen Knecht mit ſo viel Wunderwerken „überregnet, daß man ſelbe aufzuſchreiben, die „Wolkenweite vor ein Papir, und das weite Meer „vor einen mit Dinten angefüllten Schreibe-Zeug „brauchen müſte.“

Die Art dieſen erſten Theil ſeiner Rede zu ſchlieſſen, iſt ſo ſinnreich und unerwartet, daß wir ſie unſern Leſern unmöglich vorenthalten können. „Hier verſchnauffe ich ein wenig, und ſtelle den „Nachen meiner Predig, wiewohl mich das häuffige „Waſſer fort treibet, aus dem rothen Marter„Meer, in den Fluß der Reinigkeit, in das Leben „des H. Joſephi von Leoniſſa“; und das thut er, indem er den anderten Theil ſo anfängt:

„Ich triffe es am beſten, wenn ich allen mei„nen Gedancken-Haußrath unter eine Joſephiniſche „Verwaltung ſetze, verſichert, daß nirgends beſſer „haußgehalten werde, als wo ein Joſeph ſich der „Sachen annimmt“. Nachdem er nun von dem „aegyptiſchen Joſeph viel ſchönes geſagt, ſo beſin„net er ſich auch, daß der groſſe Gott, der NB. ſein Luſt-Hauß im Himmel hat, und die nidere Erden vor ſeinen Fußſchämmel brauchet, ſeine Haußgenoſſen, nemblich Jeſum und Maria, einem Joſeph übergeben.

Herr

Herr Angelo entschliesst sich daher, es auch so zu machen; allein er führet seine hochwerthisten Zuhörer ein Hauß weiter, da er von einem gantz andern Hause zu reden hat, als von jenem alt-Testamentisch-Egyptischen, oder Neu-Testamentisch Nazarethischen. Wer den Grundriß dieses Gebäudes wissen will, der kann sich auf sein Wort, bey dem H. Cyrillo melden, der über den Ausgang Abrahæ aus seinem Vaterland, die unordentliche Gedanken in die sittliche Gesind-Stuben setzet, sagend: man müsse gleich dem Abrahæ mit der ganzen Famili die Erden, das Irrdische, verlassen.

Herr Angelo fährt fort: „Nun Knecht und „Mägd seynd da! wo ist der Schaffner, welchen „der grosse Herr bestellet, super familiam suam, „über solches Hauß-Weesen? Hier müssen sich „unsere Gedanken kleinwintzig machen, sonst könn„ten sie nit hinein in das drey Spannen lange „Häußlein, welches unser groß Heilige Joseph als „noch ein kleines Wiegen-Kind schon mannlich be„herrschte". Hier folgen nun alle Fasten und Casteyungen, die er sich von Jugend an freywillig aufzuerlegen beliebt hat; und wovon der Rücken uns so beschrieben wird. „Sein Rucken gleichete ei„nem Acker, wo ein Furchen an der anderen war, „und liesse er dieses Erdreich niemahlen in der „Braach ligen.

Der Redner stellet über dieses strenge Leben seine moralische Betrachtung an, die wir abermals mit seinen eigenen Worten hersetzen wollen: „Ob

„die-

„diſes alles der Fleiſches-Begierlichkeit, diſer „ſonſt auſſchnüpffigen Vieh-Magd, vil gefallen, „weiß ich nit, ſo vil weiß ich, daß ſich ſelbe gern „in eine Kupplerin hätte abgeänderet, da ſie unſerm „Joſeph eine mit 7000. Scudi verſilberte Tochter „von Viterbo zugeführet". Mancher wird ſich wundern, warum dieſelbe nicht den Strickgeiſſeln vorgezogen worden? Herr Angelo ſagt: „Allein, „die Engel heyrathen ja nit, mithin auch Joſe„phus nit, einer aus ihnen. Da er aber, fähret „er fort, in Clöſterlichen Capuciner-Himmel einge„tretten, dörffte die bemeldte Fleiſches-Begierd „ſich gar nit ſehen laſſen; an ſonſten warteten ſo „vil Geißel auf ſie, als Peitſchen auf die Hund in „der Kirchen. Seine gantze Provintz nennet ihn „einen Metzger ſeines eigenen Leibes ... der himm„liſche Haußvater gehe aus wann er wolle, ſo triſ„fet er Joſephum im Buß-Berg, bey der Kalter „der Mortification. Fürwahr ein fleißiger Hauß„halter, der ſeinen Leib, diſen Erz-faulen Knecht, „nit feyren laſſet, wohl wiſſend, daß man immer „mit der Peitſchen hinter diſen trägen Diener „ſeyn müſſe, ſonſt fanget ſelbiger in unſerm flei„ſchigen Hauß Händel an". Indeſſen thut Herr Angelo dem Leibe noch eine Ehre an, da er ihn unter die Hauß-Purſch verſetzet: denn der Herr Joſephus hat ſeinen Leib immer nur Bruder Eſel geheißen; welches allerdings in ſeinem Belieben geſtanden.

Herr Angelo möchte uns gern noch mehrere ſolche ſchöne Sachen erzählen; „aber, da man

* *

Die XXIII. Ode.

Auf die Eheverbindung Hrn. M. Chriſtian Clodius, mit Jgfr. Eleonoren Sophien Scheuereckinn.

J. N. der deutſchen Geſellſch.

M. Johann Martin Knöcher.

Kaum war, gelehrter Clodius,
Der Ruf von deiner Lieb erſchollen:
So faßte man bereits den Schluß,
Dir einen treuen Wunſch zu zollen.
Wo jemand ſolche Pflicht verdient;
Wo jemands Name bey uns grünt:
Bleibt dir gewiß der Vorzug eigen.
Denn deine Klugheit hats gemacht,
Daß wir, nach langer Jahre Nacht,
Uns nun am hellen Tage zeigen.

Weg Eigenruhm! du bleibſt verbannt:
Das Wort, womit wir dieſes ſagen,
Macht bloß die Dankbarkeit bekannt,
Die wir für ſo ein Mitglied tragen.
Ein Mitglied, das vor langer Zeit
Sich deutſcher Muſen Wohls erfreut,
Verdienet billig Ruhm und Ehre!
Zieh, blaſſer Neid, dein dürres Maul,
Im Läſtern biſt du niemals faul;
Doch wiſſe, daß uns dieß nicht ſtöre.

„an die Zeit angekettelt, heißt es, muß man ei-
„nen Schiff-Mann abgeben, der ein groß beseeg-
„letes Schiff durch enge enge Klippen treiben muß,
„mithin die Seegel zusammen ziehet, so viel ihm
„möglich“. (Eine ganz neue Art durch die Klippen zu kommen!) „Er saget also kein
„Wort von der starcken Prügel-Suppen, die die
„türckischen Spring-Stöck ihm angerichtet; kein
„Wort von seinem Hangen am Galgen drey Täg,
„kein Wort von seinem abscheulichen Kercker-
loch . . . “. Keiner unser Leser wird es hoffentlich dem Herrn Angelo übel nehmen, daß er dieß alles mit Stillschweigen übergeht; ein Redner ist in sehr verwirrten Umständen, wenn er dem Helden, den er loben soll, dergleichen Dinge nachsagen muß.

Je näher zum Ende, je feuriger wird unser Redner. Wir müssen ihn abermal selbst hören: „Wenn ich jetzt die Lob-Predig wollte bitter
„machen, was vor Gall-handige Wort wollte ich
„anrichten, allen heichligen Liebhabern des Flei-
„sches? . . . Was vor eine große Ebene eröffnete
„sich nit vor mir, auszulauffen in die Schand,
„so ich jenen wolt in das Gesicht hinein spri-
„tzen, denen ihr Fleisch so nahend, ja Bluts-
„verwand ist . . . Was vor eine Laugen wollte
„ich abgiessen über jene Köpff, und zwagen jene
„Grind, die sich förchten vor aller Strenge, wie
„die Kinder vor der Nacht-Frau und Wau-Wau . .
„Jedoch will ich dise feyerlich ausgezierte Kirchen
„nit verunreinigen, und das helle Wasser ni-

„trieb

„trieb machen, durch Hineinwerffung einiges „Laster-Kothes. Wende mich also zu unserm „reinisten Josepho, der die concupiscentiam oculorum so fein zu Pahren getriben .... Die „Schrifft ziehet alle ihre Lob-Wort zusammen, „damit sie Josephum, jenen Putipharischen Sach-„Walter könne sattsahm auf den Ehrenspriessel „erheben, und unter andern blaset sie aus (ein „seiner Ausdruck von der heiligen Schrift) nec „quidem aliud noverat, nisi panem, quod „vescebatur, daß er kein anderes Ding gekannt, „als das liebe Brod, so er genoß. Unser Joseph „gehet dießfals über den Egyptischen einen gan-„tzen Kopff, wie Saul über das Volck, aus".

Aus der guten Hauß-Wirthschafft nun, die dieser Joseph über seine Begierden geführet, mag wohl, wie Herr Angelo muthmaßet, der Reichthum an hohen Gnadengaben entsprungen seyn. Denn Gott warf in dises Hauß, seine Gaben bey Thür und Fenstern hinein, sage bey Mund und Augen. „Was Wunder heißt es, wenn „unser Heilige die in frembden Busen steckende Ge-„wissen, und deren Heimlichkeit so klar und hell „sahe, als truge er sie zwischen seinen eigenen Rip-„pen herum. (Nun wissen wir doch, wo dem Hrn. Angelo das Gewissen sitzt! wie gefällt aber unsern Lesern des H. Josephs Mund?) „Sein Mund „ware wie ein ungesperrtes Thor, wo lauter Pro-„pheten-Kinder und Weissagungen heraus giengen.

Es fehlet noch ein Bedienter unter der Aufsicht des Schaffners und das ist die Hoffarth des Lebens, eine

eine unruhige Dirn, nach dem Hern Angelo. Diese hat bey dem Joseph immer mit der langen Nasen abziehen müssen. Der Brunnen seiner Demuth wird von unserm Redner so tief angegeben, daß einem der Kopf schwindelt, wenn man hinein sieht, und daß man auf dessen Boden alle übrige Tugenden, wie die Stern im Wasser erblickt. Man hat ihm kleine Stücklein aus Hochachtung von seinem Habit abgeschnitten; er aber hat dafür seine Wangen mit dem Purpur der Geschämigkeit gefärbet. Die Wunder waren bey ihm keine Wunder mehr, sondern etwas Altes. Doch wollte der Herr Angelo, wie er sagt, es der Lebens-Hoffarth nit gerathen haben, daß sie mit ihrem kothigen Dreck-Paß in das rothe Zimmer seines Hertzens getreten wäre. Es ware vil zu haicklich, qui nuper venerat ab Italia, unser Welsche Haußhalter, als daß er seine Händ besudlete mit dem Eyter, welches aus der allgemeinen Welt-Geschwulst des übermüthigen Lebens fließet.

Dem Redner wird bange, daß seine Rede einen gar zu unerwarteten Schluß bekommen mochte; daher warnet er die Zuhörer bey Zeiten: „Auf ein„mahl trittet die Ehren-Red in das End: denn „das ganze Hauß-Gesind des Herrns schon ein„getreten ist in die Freud des Herrn. Das „Hauß-Gesind bestehend in einem Hertz-treuen und „Schlangen-klugen Knecht, dem heiligen Fideli „von Sigmaringen: Und in einem wachtbaren „Schaffner, dem heiligen Joseph von Leonissa ... „Die unzahlbahre Zahl ihrer nach dem Tode be-

„wür-

„würckten Wunder-Thaten, womit zegenwärtige „Cantzel schon etlichemahl behenket worden, nim„me ich nit in die Rechen-Kunst. Sage nur so „vil: Beede haben im Leben schon das Wunder„Würcken in eine Gewohnheit gebracht; darum „können sie es nach ihrem Hinscheiden noch biß „heut zu Tag nit lassen. Gehet Hochwerthiste! „selbsten hin zu disen Schöpff-Brunnen, und „fasset ein, so vil der Eymer eueres Vertrauens „fassen kann. Gehet! Amen!

Wir hoffen unsere Leser werden uns für die Mittheilung so vieler Schönheiten Dank wissen.

* *

VI.

Aus dem zweyten Buche der horatianischen Strafgedichte.

Dritte Satire. Damasippus *.

Inhalt.

Er führet sich selbst, den Damasipp, einen verdorbenen Kaufmann, und den Stertinius, einen stoischen Weltweisen, in einem Gespräche auf, und striegelt bey dieser Gelegenheit den stoischen Lehrsatz, daß alle Narren nicht gescheid seyn.

Damasippus.

Du schreibst so selten, daß du im ganzen Jahre kaum viermal deine Pergamenhefte (um was neues zu verfertigen) zur Hand nimmst, son-

* Gegenwärtige Probe ist uns von einem sehr geschickten Manne, Herrn Groschuff, aus Cassel übersandt wor-

ſondern deine alten Schriften bloß nach einander durchſiehſt, und ins reine bringeſt: und biſt auf dich ſelbſt böſe, daß du, da du dem Weintrinken und dem Schlafe zu ſehr ergeben biſt, nichts poetiſches zu Markte bringen könneſt, ſo der Rede werth iſt, (und der Leute Aufmerkſamkeit verdienet.) Was wird endlich daraus werden? Du haſt die luſtigen (7 Feſt- und Feyer) Tage der Saturnalien (da der Knecht auf dem Herrn ſitzt) verlaufen, und (aus dem ſchwärmenden Rom ſeit dem 16. Decbr.) dich hieher nach deinem Gütchen (bey Tarento) in die Stille begeben. So ſchreibe doch, wenn du ja ſo mäßig zu thun anfangen willſt, etwas, das mit deinem uns gethanen Verſprechen beſtehen könne. (Ergreif den Griffel und) fange einmal an; hier kannſt du dich gleichwohl mit keiner Störung entſchuldigen. Auf die Schreibfedern darfſt du die Schuld nicht ſchieben, und die arme Wand, der Pult, ſo den Poeten öfters zum Anſtoß iſt, hat es nicht verdienet, daß du, wenn deine Einfälle dir nicht gerathen, ſo darauf los tobeſt: wiewohl damals dein Geſicht uns zu vielen ausnehmend guten Gedanken Hoffnung zu machen ſchien, wenn du erſtlich auf deinem Guthe einer wärmern Luft genießen, oder bey einem guten Caminfeuer in Ruhe ſitzen würdeſt. Wozu ſchlep-

worden; welcher alle horaziſche Gedichte in ungebundener Rede Deutſch überſetzet hat: wie Tarteron dieſelben franzöſiſch heraus gegeben. Wir billigen ein ſolches Vorhaben ſehr, und hoffen, daß es ihm nicht lange an einem Verleger fehlen werde.

schlepptest du sonst so viele Bücher mit, und packtest den spruchreichen Plato auf den beredten Comödienschreiber Menander? Wozu nahmest du den Eupolis, den Archilochus, so treffliche Satirenschreiber, anders zu Gefehrten mit? Suchest du etwa dadurch, wenn du so einer edlen Bemühung aus dem Wege gehst, (und nichts mehr thust) die Anfälle des dir zugezogenen Neides und Hasses zu lindern? O! du armer Tropf, wie sollst du noch bey den Leuten in Verachtung gerathen? Die böse Sirene, die Faulheit, muß man ja zu vermeiden suchen: will man nicht allen guten Ruhm, den man bey einem arbeitsamen Leben (da man der Welt nutz geworden) sich erworben, mit einem gleichgültigen Gemüthe verschwinden sehen.

Horaz. Die Götter und Göttinnen verleihen dir, o Damasipp, (du aus einem Rathsherrn, und so dann verdorbenen Banquier gewordener langbärtiger stoischer Weltweiser) dieser heilsamen Erinnerung halber, einen rechten guten Bartscheerer! Allein sage mir, woher kennest du mich so gut?

Damasipp. Nachdem ich all das Meinige bey der auf dem Markte (zwischen der obern und untern) stehenden Janussäule (wo die Wechsler ihre Bank haben) eingebüßet, und nichts mehr für mich zu thun übrig ist; so muß ich nun fremder Leute Sachen wahrnehmen. Denn vormals war meine liebste Bemüßigung, korinthisch Erz und alte Gefäße aufzusuchen; z. E. in welchem ehernen Gefäße der verschlagene Sisyphus (König von Korinth, des Aeolus Sohn) sich die Füsse gewaschen. Ich verstund

ſtund mich vollkommen auf die Kennzeichen, zu unterſcheiden, was ohne Kunſt gearbeitet, und was weicher oder härter im Guſſe wäre. Damit trieb ich, als ein guter Kenner ſolcher Sachen, mein Gewerbe, und wandte auf eine Säule, nachdem ſie ſolch oder ſolch Beyzeichen führte, oft 100000. Seſterzen. Niemand wußte beſſer drauf zu laufen, koſtbare Gärten und die ſtattlichſten Häuſer mit Profit an ſich zu erhandeln: daher die Leute auf allen Kreuz-Wegen und großen Plätzen mich den Günſtling Mercurs beynamten.

Horaz. Ich weis es gar wohl, und wundre mich, wie du von dieſer Krankheit geneſen biſt.

Damaſipp. Auf ſolche Art, nämlich daß eine Krankheit der andern Platz gemacht, und die alte durch eine neue recht wunderbarlich vertrieben worden: ſo wie es zu gehen pflegt, wenn ein Kopf- oder Seitenweh einem in den Magen ſchlägt: oder wie ein mit der Schlafſucht behafteter Menſch (durch Gebrauch hitziger Mittel in Raſerey verfällt, dergeſtalt daß er) auf einmal ein Fechter wird, und ſeinen eigenen Arzt beym Kopfe kriegt.

Horaz. Das mag immerhin ſeyn, wenn du nur mir itzo nicht zu Halſe gehſt.

Damaſipp. O! mein guter Kerl, irre dich nicht, du biſt eben auch ein Narr: und wenn der große ſtoiſche Weltweiſe Stertinius (in dieſem ſeinem allgemeinen Satze) wahr geredet; ſo iſt faſt der wenigſte Theil der Menſchen geſcheid. Der iſt es, von dem ich dieſe ausbündige Grundlehren gefaſſet, die ich mir tief eingepräget, als er mir einſt in

meinem Unglücke zugeredet und gerathen, ich mögte (um auch ein äußerlich Kennzeichen der Weisheit anzunehmen) mir einen philoſophiſchen Bart (bis an den Nabel) zulegen; (wodurch er denn auch verhindert) daß ich in meiner damaligen Verzweifelung mich nicht in die Tiber geſtürzet, ſondern von dieſer Brücke (mittelſt welcher der Bürgemeiſter Fabricius die Stadt und die Tiber-Inſul vereinigt) beruhigt wieder heim gieng.

Denn wie es mit meinen Sachen den Krebsgang gieng, und ich mit verhülletem Kopfe mich eben in den Fluß herabſtürzen wollte: ſo kam zu allem Glücke Stertinius (als mein Schutzengel) dazu, und ſagte zu mir (mich beym Rocke faſſend):

Stertin. Thue ja nichts, ſo deiner Perſon unanſtändig ſeyn möchte. Ich ſehe, daß du aus Scham vor den Leuten, dir ein Leid thun willſt, und befürchte, du möchteſt in die Anzahl der Narren, wenn man unter lauter Narren lebet, gerechnet werden. Denn erſtlich will ich dich fragen, was du glaubſt, was närriſch ſeyn heiße? Wann dieſes bey dir allein ſich befindet, ſo will ich kein Wort dazu ſagen; daß du nicht Urſache haben ſollteſt, dich dem Tode unerſchrocken in die Hände zu liefern. So aber behauptet die Schule des Zeno (Stifters unſerer Secte) und der Hauſe der Schüler Chryſipps: daß ein jedweder, welcher ſich durch eine falſche und verderbte Gemüthsbewegung blindlings verleiten läßt, und aus Unverſtande das falſche für das wahre, wie es auch nur ſey, ergreift, nicht geſcheid ſey. Dieſer Hauptſatz gehet alle Völker an, ſo

gar

gar bis auf die Könige ſelbſt; den einzigen Weiſen ausgenommen.

Nun muß ich dir zeigen, warum alle diejenigen, welche dir den Namen eines Thoren beylegen, eben ſo wenig als du, recht klug im Kopfe ſind. So wie man oft in großen Wäldern, Wandersleute hin und wieder in der Irre herum gehen ſieht, die vom rechten Wege abgekommen: einer verſchlägt ſich nach der Linken, der andere nach der Rechten; alle beyde verleitet ein Irrweg, allein nach verſchiedenen Seiten. Auf faſt gleiche Weiſe, glaube mir, iſt es mit deiner Narrheit beſchaffen; und der, ſo dich auslachet, iſt darum nichts weiſer: denn da er ſelbſt gleichſam einen angeſteckten Schwanz hinten trägt, verdient er eben ſo wohl ausgeziſcht zu werden.

Es giebt auch eine Art Narren, die da fürchten, wo nichts zu fürchten iſt: die da glauben, daß ſie mitten auf ebenem Felde, große Feuer, ſteile Felſen, und tiefe Flüſſe ſähen, die ihnen den Weg verlegten. Noch eine andere Art von Leuten iſt, die den vorigen zwar gerade entgegen handeln, dennoch aber eben ſo auslachenswürdig ſind: ich meyne ſolche, die nichts fürchten, und ganz unbeſonnener Weiſe durch Feuer und Waſſer rennen. Da mag die liebe Mutter, die ehrliche Schweſter, Vater, Frau und Verwandten ſich zu tode ſchreyen und ihnen zuruffen: (Nimm dich in acht,) da iſt ein tiefer Graben, da iſt ein entſetzlich großer Stein: ſo wird er eben ſo wenig hören, als ehedeſſen der beſoffene Tragödienſpieler Fuſius was vernahm; als er die auf ihrem Bette eingeſchlafene

Iliona (des vom Polymneſtor Könige von Thracien umgebrachten Polydorus Schweſter, und des erſtern Gemahlinn) in dem Luſtſpiele des Accius vorſtellen ſollte, und der luſtige Catienus (der des Polydorus Rolle als ein Geiſt machte) nebſt noch wohl ein Paar hundert tauſend andern ſpottenden Zuſchauern mit, ihm zurieſen: Mutter, (Mutter, ſtehe auf) rette mich! (und begrabe meinen Leichnam).

Demnach will ich dir zeigen, daß alle Menſchen ingeſammt (an einer und eben derſelben Krankheit liegen, und) von einerley Thorheit hingeriſſen werden. Wenn Damaſipp nicht geſcheid iſt, weil er alte Statuen aufkauft: iſt denn Damaſipps Gläubiger (der Perillius, der ihm ſolche auf Borg überläßt, oder ihm Geld dazu leihet) wohl viel vernünftiger? Geſetzt, ich ſagte zu dir: Nimm dieſe Summe hin, du darfſt mir es niemals wieder erſtatten: wäreſt du wohl für einen Narren zu achten, wenn du es annähmeſt? Oder würdeſt du denn nicht erſt dafür paſſiren, wenn du den Vortheil, den der dir günſtige Mercur durch den Handel dir antrüge, von dir ſtießeſt? Wie? Wenn Perillius bey dieſem ſeinem Borge oder Vorſchuſſe ſagte: Damaſipp, ſtelle eine Handſchrift von dir, daß dir 10000 Seſterzen durch den Nereus (vermöge eines Wechſels) von mir ausgezahlet worden; ſo ſage ich: die Handſchrift iſt noch nicht bündig genuz, (du mußt es beſſer verſichern). Laß den Contract durch den ſchlimmen Kauz (den Geldwucherer) Cicuta aufſetzen, der ſeine Schuldner

durch

Ja, edler Freund, der Bücher Zahl
Erhebt beſtändig deinen Namen,
Die ihren Anfang dazumal
Durch deinen treuen Rath bekamen.
Sie wachſen täglich höher an,
Nachdem dein muntrer Fleiß die Bahn,
Zu dieſer Sammlung erſt gebrochen.
Drum bleibt, was itzt der Kiel berühret,
Und dir zu Ehren angeführt,
Ganz wohl bedächtig ausgeſprochen.

So hat dir auch dein muntrer Fleiß
Noch anderwerts manch Lob erworben.
Der Annaberger Schule weis,
Daß ihrem Ruhm nichts abgeſtorben.
Du ziehſt manchen wackern Sohn,
Und Blüth, und Früchte zeigen ſchon
Von deinem Pflanzen und Begießen:
Was einen Schulmann nutzbar macht,
Der für ſein Amt mit Sorgfalt wacht,
Läßt du aus treuen Lippen fließen.

Und endlich biſt du auch beſorgt,
Dein eignes Haus mit Luſt zu bauen:
Der Liebe Macht iſt nicht erborgt,
Sie trägt vor Einſamkeit ein Grauen.
Du gehſt dem Zweck des Schöpfers nach,
Der das: Seyd fruchtbar! weislich ſprach,
Und ſuchſt ihm löblich nachzukommen.
Recht! daß du bey des Amtes Laſt
Auch Labſal und Erquickung haſt,
Ward dieſes billig unternommen.

durch hundert bündige Clauſuln zur Sicherheit des vorgeſchoſſenen ſchon anzuhalten weis. Füge du noch ein 1000 triftige Verſchreibungsformeln hinzu, (die Stich halten): hat der Schuldner kein Gewiſſen, ſo wird er als ein anderer Proteus von allen dieſen Stricken (durch tauſenderley Krengeleyen und Wendungen ſich dennoch los zu halftern wiſſen (und dir eine Naſe andrehen). Er wird über anderer Unglück noch frohlocken, und ziehſt du ihn für Gericht, ſo wird er allerhand Geſtalten annehmen, und (wie die täglichen Hauptzierden der ägyptiſchen Könige veränderlich waren) bald wie ein Eber (mit ſeinen Zähnen um ſich hauen), bald wie ein Raubvogel (mit Klauen und Schnabel ſich zur Wehre ſetzen); bald wie ein Fels (dem nicht beyzukommen), und nachdem es ihm gefällt, wie ein Baum über dich umſtürzen.

Wenn das eines Narren Eigenſchaft iſt, das Seinige zu verbringen; hingegen ſeine Sachen zu rathe zu halten, eines vernünftigen Menſchen Thun iſt: ſo glaube nur, daß des Perillus ſein Gehirn weit mehr angegangen, wenn er eine ſichere Verſchreibung, die der Schuldner doch nimmermehr abzuthun im Stande iſt, ſich ausſtellen läßt.

Ein jedweder merke darauf, was ich ſagen will, und faſſe ſein Kleid zuſam̃en: wer von böſem ſchädlichem Ehrgeiz getrieben wird; oder aus Begierde nach Reichthum ſich ängſtlich ſehnet; wer vor Wolluſt oder betrübter Gewiſſensangſt weder Raſt noch Ruhe findet; oder von andern unzeitigen

Leidenschaften, wie von einem brennenden Fieber angefochten wird: der mache sich hieher zu mir. Tretet alle nach der Reihe herbey, ich will euch zeigen, wie ihr alle zusammen Narren seyd.

Den Geizigen muß ich die größte Dose von Nieswurz vor ihr krankes Gehirne geben: ich zweifle aber, ob (um ihnen die Vernunft wieder herzustellen) die ganze Insul Anticyra (im Propont, so fruchtbar sie auch an dergleichen Kraute ist) bey ihnen hinreichend seyn werde. Die Erben des Staberius haben die ihnen verlassene Erbsumme (vermittelst einer Testamentsclausel) auf seinen Grabstein (um denen Nachkommen darzuthun, wie reich er gewesen) einhauen müssen. Würden sie das unterlassen, so sollten sie (vermöge eben dieser testamentarischen Verordnung) gehalten seyn, 100 Fechterpaare dem Volke zum besten, und sodann einen kostbaren Schmauß, nach der Willkühr und Veranstaltung des Arrius (der tapfer drauf gehen zulassen gewohnt war) zu geben; überdem so viel Korn, als Africa (die Kornkammer des römischen Volks) nur immer hervorbringen könnte. Ich mag (in diesem meinem letzten Willen) nun Recht oder Unrecht haben, (würde der Testirer sprechen:) so darf ich euch keine Red und Antwort davon geben. Genug ich habe es einmal gewollt, und ich lasse mir darinn nichts vorschreiben. Meines Theils glaube ich, daß Staberius seine weisen Absichten dabey gehabt.

Damasipp.

Damaſipp. Was hat er denn damit andeuten wollen, wenn er den Betrag des vermachten Geldes auf ſeinen Leichenſtein von den Erben wollen ſetzen laſſen?

Stertin. So lange er lebte, hielt er die Armuth für die größte Schande, und er hat nichts ſo ſehr, als dieſe zu vermeiden geſucht: gänzlich überzeuget, er möchte für einen unnützen Kerl angeſehen werden, wenn er um einen Häller ärmer ſtürbe: ſintemal er wußte, daß alles in der Welt, Tugend, guter Name, Schönheit und Stand, alles was göttlich und menſchlich iſt, dem alles vermögenden Reichthume zu Gebothe ſtünde: und daß der, ſo was rechts vor ſich gebracht, für berühmt, tapfer, gerecht, für weiſe, ja für einen König, und was er nur immer wollte, geachtet würde. Dieſes hat Staber wohl vorausgeſehen, und daß, wenn man aus der Grabſchrift abnehmen würde, wie er dieſe Summen durch Fleiß und Tugend erworben, es ſeinem Andenken zum Lobe gereichen würde.

Was hat hingegen der griechiſche Ariſtipp (Stifter der cyrenäiſchen Secte) wohl ausgerichtet, das dieſem gleich käme? Welcher, als er auf der Reiſe mitten in Lybien begriffen war, ſeinen Bedienten befohlen, alles überflüßige Geld, was ſie trügen, wegzuwerfen: weil er ſah, daß ſie von der aufhabenden Bürde ermüdet, um ſo viel langſamer fort kämen.

Wer von dieſen iſt nun der gröſste Narr, (da ſie beyde über die Schnur gehauen)?

Damaſipp. Ein Gleichniß oder Exempel, welches eine Frage durch eine anderweitige Frage nur, entſcheiden ſoll, thut hier nichts zur Sache, und macht ſie nur dunkeler.

Stertin. Wenn jemand eine Menge Lauten oder Zithern aufkaufte, und nachdem er ſie gekauft, alle auf einen Haufen zuſammen legte, da er doch weder eine Zither zu ſchlagen, noch ſonſt ichtwas von der Muſik wüßte; oder wenn einer, der kein Schuſter iſt, Kneipe und Leiſten ſich anſchaffte; oder der von der Kaufmannſchaft keine Profeßion machte, auch die See mit Augen nicht ſehen könnte, mit vielen Schiffſegeln ſich verſehen wollte: würde der nicht mit allem Rechte von jedermann für einen Gecken ausgeſchrieen werden? In wie weit iſt nun wohl einer, der alles Gold und Geld, was er nur kann, zuſammen kraßt und beylegt, ohne zu wiſſen, was er damit machen ſoll, und ſich fürchtet, dieß Heiligthum anzurühren, von jenem unterſchieden? Wenn ferner jemand bey einem groſsen Haufen Getreyde die Nacht über mit einem langen Prügel läge, ihn zu bewachen, und ob er wohl Eigenthumsherr, auch noch ſo hungrig wäre, dennoch kein Körnchen davon zu nehmen ſich getrauete; ja lieber aus Kargheit mit wildem bittern Kraute und Blättern ſich unterhielte: oder, wenn er bey einem Vorrathe von leckeren chiiſchen und alten falerniſchen Weinen, die er in ſeinem Keller zu tauſenden, ja was tauſend? ich wollte wohl ſagen, dreyhundert

tau-

tausend Fässern liegen hat, anstatt davon zu trinken, lieber versauerten Drüll saufen wollte: oder wenn ein 79jähriger Mann, nur auf einer schlechten Streu läge, um seiner schönen Bette, und weicher stoffener Matratzen zu schonen, die er von Motten und Schaben inzwischen fressen, und in der Kiste veralten und verfaulen ließe: der würde fürwahr vielen Leuten nicht eben so närrisch vorkommen, weil der meiste Theil der Menschen an eben dergleichen Krankheit liegt. Verschließest du, den Göttern verhaßter Greis, deswegen deine Weine und anderes unter 100 Schlößern, damit es dir nicht dereinst fehle, deinem Sohne oder auch deinem freygelassenen Erben etwas zu hinterlassen, was er verschwelgen könne? Aber wie viel würde es wohl seyn, was ein jedweder Tag von deinen Schätzen abkürzete, wenn du einmal anfiengest, auf deinen Kohl etwas beßeres Oel zu thun; und dir den Kopf, darauf aus Unterlassung des Kämmens, der (wie aufgestreute Kleyen zusammen gebackene) juckende Schmutz sich gesetzt, zu reinigen, und mit besseren Salben einzuschmieren? Wann du behaupteste, (du' brächeste der Natur nichts ab, und) ein Weniges thäte es dir schon: warum begeheste du denn so viel Meyneide? Warum raubest und stiehlest du, wo du nur weist und kannst? Bist du wohl recht gescheid? Wenn du alle auf der Straßen vorbeygehende mit Steinen schmeißest, und selbst deiner Sklaven nicht schonest, die dir so viel gekostet: so werden alle Kinder auf der Gasse hinter dir herlaufen, und dich für einen tollen Menschen ausschreyen. Wenn du (wie Nerius

rius, um den Brautschatz zu haben) deine Frau mit einem Stricke erwürgest, und deine Mutter (wie der Scäva, um ihre Erbschaft desto eher zu erlangen) mit Gift hinrichtest: bist du so dann wohl richtig im Kopfe? Was willst du damit sagen? (sprichst du) ich weis gar wohl, daß du solche Laster nicht zu Argos (einer griechischen Stadt, sondern zu Rom) verübet; auch nicht mit einem Dolche, wie der unsinnige Orestes seine Mutter die Clytemnestra entleibet, (als er den offenbaren Mord seines Vaters Agamemnons an ihr rächen wollte; sondern du thust es heimlich und durch Gift). Allein, denkest du etwan, er sey allererst nach Hinrichtung seiner Mutter in solche Raserey verfallen, und daß diese Wuth nicht lange vorher schon sich seiner Sinnen bemeistert gehabt, bevor er noch das scharfe Mordeisen in der Gurgel seiner Mutter warm werden lassen? Vielmehr ist es gewiß, daß, seit dem Orestes dafür gehalten worden, daß sein Verstand verrücket sey, er nicht das mindeste gethan, daß ihm einen Vorwurf der Tollheit machen könnte. Er hat weder dem Pylades seinem Freunde, noch seiner Schwester Elektra das geringste Leid anders zugefüget; außer nur, daß er auf sie geschimpft, und diese eine böse Furie, jenen sonst einen garstigen Kerl geheißen, nach dem der auf seinem Gesichte zu erkennende Zorn und die Erbitterung ihm es eingab.

Das übrige folgt künftig.

VII. Hle-

* *

VII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1. Von dem berühmten Streite, für und wider die leibnitzischen Monaden, und wolfischen Elemente der Körper, sind einige Schriften herausgekommen; und zwar 1) Anmerkungen über die Gedanken von den Elementen der Körper ꝛc. ausgefertiget von Heinrich Christoph Nebel. Gießen 1747, 4. 2) Vertheidigung der leibnitzischen Monaden und einfachen Dinge, wider den Angriff, des Herrn Justi, nebst einer Widerlegung seiner erdichteten leidenden Natur, entworfen von einem Kenner der neuern Weltweisheit. Halle, bey Gebauern 1747, 8. 3) Prüfung einer in den Ergetzungen der vernünftigen Seele, unlängst ans Licht gestellten Schrift, wider die einfachen Dinge. Leipzig bey Dycken 1747, die aber auch aus Halle kömt 8. Alle drey sind zum Vortheile der Monaden und einfachen Dinge abgefasset, und mit vieler Einsicht und Gründlichkeit geschrieben. Man sieht daraus, daß die Kenner der leibnitzischen und wolfischen Philosophie darum noch nicht den Muth verlohren, wenn gleich einige Neutonianer in Berlin, ihre epikurischen Atomen auf den Thron zu erheben, die Monaden verdammen wollen. Allein unsers Erachtens steht die Sache der Monaden so lange noch gut und unbewegt, als ihre Gegner noch die Principia Philosophiae Leibnitianae, methodo geometrico demonstrata,

grata, die Herr D. Hansch vor etlichen Jahren zu Nürnberg in 4. ans Licht gestellet, nicht umgestoßen haben. Es wundert uns, daß in dem ganzen monadischen Streite noch niemand an dieses treffliche Werk gedacht hat; da es doch den ausführlichsten Commentarium über die leibnitzische Monadologie in sich hält, und sie in das klärste Licht von der Welt gesetzet hat. An dieses mögen sich die Antimonadisten wagen, wenn sie Ehre einlegen wollen.

2. Von den beliebten Miscellaneis Lipsiensibus novis ist das IV. Vierteljahr dieses Jahres, ans Licht getreten, und enthält von den gelehrtesten Männern, als Herrn Harenbergen, Peter Zornen, Carl Heinrich Zeibichen, Joh. Carl Heinrich Dreyern, Nic. Böttnern und Herrn Hofrath Menken selbst, die gründlichsten Abhandlungen aus philologischen, historischen, juristischen und mathematischen Wissenschaften. Da sich nun damit der Vte Band schließt: so ist zu wünschen, daß die Herren Verfasser fortfahren mögen, auch im künftigen Jahre die gelehrte Welt mit ihren Arbeiten zu bereichern.

3) Von der neusten Staatshistorie, einer politischen Monatschrift, die bey Dycken im vorigen Jahre ans Licht zu treten angefangen, ist nicht nur der erste Band völlig heraus; sondern auch schon das IV. Stück des II. Bandes fertig geworden. Da jeder Theil mit einem saubern Kupferstiche eines itztlebenden durchl. Hauptes gezieret ist: so hat man diesen vier neuesten Stücken, die itzige durchl. Dauphine von Frankreich; des Königs von Preußen Ma-

Majestät; den franzöſ. Marſchall, Grafen von Sachſen, und den Prinzen von Oranien, General Statthaltern der Niederlande vorgeſetzet. Die ſchöne deutſche Schreibart dieſer Staatshiſtorie verräth eine geübte Feder, und ſcheint niemanden anders, als den durch viel andre Schriften berühmten Herrn M. Schwaben allhier, zum Urheber zu haben.

4. Von den angenehmen Ergetzungen der vernünftigen Seele iſt des V. B. 3tes Stück ans Licht getreten. Der Herr Verfaſſer erhält ſich darinn bey ſeiner längſt beliebten Art, in hiſtoriſchen, politiſchen und galanten Abhandlungen und Unterſuchungen. Er zeiget auch oft keine geringe Stärke im Staats- und Völkerrechte; und den deutſchen Alterthümern. Nur wäre zu wünſchen, daß er die metaphyſiſchen Materien, in die er ſich ſeit einiger Zeit gewaget, unberühret gelaſſen hätte: theils weil ſie nach dem Geſchmacke der wenigſten ſeiner Leſer waren; theils auch nicht überall eben die Stärke ihres Urhebers zeigen, die er in andern Arten der Materien ſo rühmlich gewieſen hatte.

5. Von Herrn Sam. Wilhelm Oetters, Conrect. des Gymn. zu Erlangen, Sammlung verſchiedener Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, iſt das zweyte Stück erſchienen. Es enthält viel artige Anmerkungen aus der Geſchichte, ſonderlich des alten Deutſchlandes; und wird ohne Zweifel Liebhaber finden, wenn der Herr Verleger fleißiger mit der Herausgabe innehalten, und die Leſer nicht ſo lange auf die Fortſetzung wird warten laſſen.

6. Von

6. Von der olmützischen Monatschrift sind bereits vier Stücke allhier in der gleditschischen Handlung zu haben. Die Herren Verfasser fahren fleißig fort, ihren Landesleuten in den österreichischen Erblanden, dasjenige bekannt zu machen, was in der Gelehrsamkeit neues geleistet wird. Man bemerkt eine gute Wahl, und eine große Billigkeit, ja welches das Merkwürdigste ist, eine rühmliche Unparteylichkeit gegen die Protestanten an ihnen. Kurz, alles zeigt, daß sie die Aufnahme der wahren Gelehrsamkeit in ihren Gegenden patriotisch zu befördern suchen.

7. In der haudischen Buchhandlung zu Berlin, ist außer denen bereits gemeldeten schönen Ausgaben, alter lateinischer Autoren, auch Cornelius Nepos schon erschienen, dessen wir noch nicht erwähnet haben. Man hat dem lateinischen Texte auch eine französische Uebersetzung beygefügt, und beydes ist mit gleicher Sauberkeit und Richtigkeit, als die übrigen abgedruckt. Itzo erwartet man mit Schmerzen die ciceronischen Reden, die wegen ihrer Stärke in voriger Messe nicht ganz haben fertig werden können.

Wir kennen zwar die Schöne nicht,
Die deinen freyen Sinn beſieget:
Doch, da dein Mund das Jawort ſpricht,
Biſt du unfehlbar höchſt vergnüget.
Auch hat der Ruf uns ſchon erzählt,
Daß du ein liebes Kind gewählt,
Ein Kind, das edle Tugend zieret.
O vielmal höchſtbeglückter Mann,
Von dem man billig ſagen kann:
Die Vorſicht hat dich wohl geführet.

Die Freude herrſcht in unſrer Bruſt
Da wir die gute Poſt vernehmen;—
Im Geiſte ſehn wir nun mit Luſt,
Wie Huld und Liebe ſich bequemen.
Das Glücke tritt herbey und lacht,
Es prophezeihet dir Tag und Nacht
Das allerangenehmſte Leben:
Was konnte dir deſſelben Gunſt,
Bey deiner Müh, und Fleiß, und Kunſt,
Für beſſere Belohnung geben?

Tritt nur dein Fuß ins Zimmer ein:
So kömmt dein Engel dir entgegen:
Ihr Blick muß ſchon ein Labſal ſeyn,
So bald ſich nur die Augen regen.
Hierzu kömmt Treu und Redlichkeit,
So dir, Hand, Mund und Herze beut;
Wir ſchweigen andrer Liebeszeichen.
Bey ſo vollkommen ſchöner Eh,
Muß dein Vergnügen eine Höh
Der allerhöchſten Art erreichen.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des V. Bandes 5. Stück.

2k 1025. 1756

Leipzig,

Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,

im Wintermonat 1747.

CIC. DE FIN.

Diſſentientium inter ſe reprehenſiones non ſunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in diſputando pertinaces, indignae Philoſophia mihi videri ſolent.

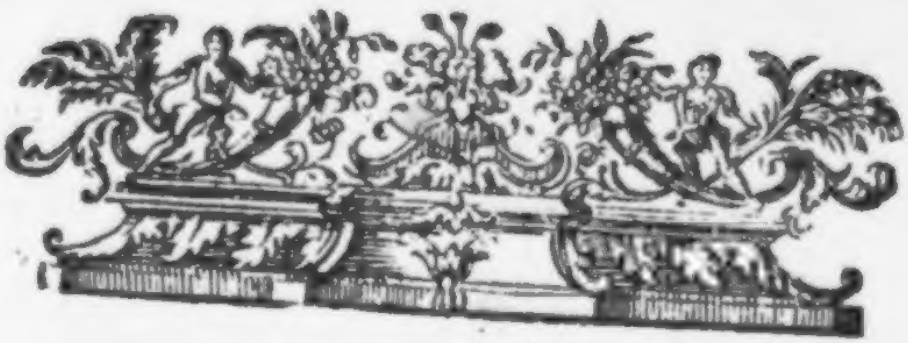

I.

Anti - Lucretius, ſive de Deo et Natura Libri IX. Eminentiſſimi S. R. E. Cardinalis, Melchioris de Polignac, Opus poſthumum; illuſtr. Abbatis Caroli d'Orleans de Rothelin cura et ſtudio editori mandatum. Tom. I. et II. apud I. B. Coignard et Ant. Boudet, ſub ſigno Bibliae aureae. Pariſ. 1747. cum priv. Reg.

8. 1.

Des Cardinals Melchiors von Polignac Anti-Lucrez, oder IX. Bücher von Gott und der Natur, nach ſeinem Tode ans Licht zu ſtellen befohlen von dem Abte Carl von Orleans von Rothelin. ꝛc. in groß 8. 450 S.

Von dieſem Werke hat nun Europa ſchon ſeit dreyßig und mehr Jahren mit vieler Hochachtung geſprochen, ohne es jemals geſehen zu haben: bloß weil einige Kenner und vertraute Freunde des verſtorbenen Cardinals, die einige Stücke davon hatten zu ſehen bekommen, mit den größten Lobſprüchen davon redeten. Itzo, nachdem beſagter großer Verfaſſer,

der unter seinem Purpur einen starken Dichter und Weltweisen verbarg, von dem Schauplatze der Welt abgetreten: itzo bekommen wir endlich ein so wichtiges Werk in die Hände; welches unsern Zeiten so viel Ehre machet, und zu Beschämung der Freygeister in allen Ländern und Jahrhunderten nicht wenig beytragen wird. Man sieht wohl aus dem Titel schon, daß dieses Gedicht wider den alten Verfechter der epikurischen Gottesverleugnung und Unvernunft ausgearbeitet worden. Rom hatte viele Jahrhunderte gestanden, und mitten unter den abergläubischen Gottheiten des Heidenthums, dennoch eine oberste Gottheit verehret, die Himmel und Erden hervorgebracht hätte: als sich ein Störer dieser eingeführten, und in der Vernunft und Wahrheit so wohlgegründeten Lehre fand. Lucrez war derjenige, der sich nicht nur selbst in die seltsamen Lehren eines griechischen Freygeistes, Epikurs, vergaffet hatte; sondern der auch das Gift, was er selbst aus so trüben Quellen geschöpfet hatte, unter seine lateinische Landsleute auszubreiten, ja gar, durch die Reizungen, einer zu seiner Zeit schon sehr anmuthigen Dichtkunst, zu verzuckern suchte. Das Werk de Natura rerum war es, welches in den blühenden Zeiten des römischen Staats, eine unzählige Menge von Leuten verführte; und durch seine Blendwerke alle seichte Köpfe, die es lasen, zu Gottesleugnern machte: ja dieses Werk ist es auch heutiges Tages gewesen, welches in englischen und französischen Uebersetzungen, von wilden und regellosen Gemüthern zu Bescheinigung ihrer zügellosen Frechheit gebrauchet worden.

War

War es nun nicht zu wünſchen, daß ſich endlich auch ein geſchickter Dichter und Weltweiſer finden möchte, der dieſem Gifte ein kräftiges Gegengift bereiten könnte? Allerdings. Allein, wo waren diejenigen Dichter zu finden, die zugleich ſo ſtark in der Philoſophie wären? und wo diejenigen Philoſophen, die zugleich eine ſolche Fertigkeit und Anmuth in der lateiniſchen Dichtkunſt beſäßen, um einem ſolchen Gegner gewachſen zu ſeyn? Die Vorſehung ſelbſt ſcheint ſich dieſen trefflichen Cardinal ausdrücklich zu ihrem Verfechter erwecket und geſchickt gemachet zu haben. Er hat alle die Einſicht beſeſſen, die dazu gehörte, die Schwäche des epikuriſchen Lehrgebäudes in ihrer Blöße zu zeigen: und ſeine lateiniſche Poeſie hatte eine ſo ungekünſtelte und majeſtätiſche Einfalt, daß er auch dadurch allein ſich einen Namen vor der Welt hätte machen können; wenn er nicht in den wichtigſten Staatsgeſchäfften eine weit größere Rolle geſpielet hätte. Man hat alſo billig unter ſein Bruſtbild, bey dem Titel dieſes Buches, die Verſe geſetzet:

Pondera quot rerum ſtupuiſti Europa gerentem!
Et magni latuit pars tamen ingenii.
Ecce patet! creſcit poſt funera; quoque recedet
Longius, hoc, fama judice, major erit.

Europa! wie erſtaunt haſt du ihn nicht erblicket,
Wenn er manch Staatsgeſchäfft von Wichtigkeit geführt!
Gleichwohl ward dir ſein Witz noch größtentheils entrücket;
So lange du dieß Werk noch nicht im Druck geſpürt.

Nun wird er völlig kund! er wächst nach seinem Sterben!
Je weiter er nun dringt, je mehr er Zeiten sieht;
Um desto größres Lob wird er sich auch erwerben,
Weil das Gerücht sich selbst um seinen Ruhm bemüht.

Die Zueignungsschrift ist von dem Abte von Orleans an Pabst Benedict den XIVten gerichtet. In der Vorrede sagt der Verfasser derselben: es sey diesem Werke wie den Kindern der Fürsten gegangen, von welchen man, so bald sie die Wiege verlassen, sich große Hoffnungen machet, fast allen ihren Worten und Thaten auflauret, und alles unter die Leute bringet, ja wohl manches dazu dichtet. Denn da er es lange unter Händen gehabt, die gelehrtesten Leute dabey zu Rathe gezogen, vielen etwas davon vorgelesen, welches Stacheln bey ihnen zurücke gelassen; ja, welches sie, soviel ihr Gedächtniß davon fassen können, auswendig behalten, und andern zu ihrer Bewunderung wieder vorgesaget: so hätte ein jeder mit solchen entführten Edelsteinen zu prangen angehoben; und es sey für einen Mangel der guten Lebensart angesehen worden, wenn man vom Antilucrez nichts gewußt. Daher wären denn viele verstümmelte Brocken davon hier und dar zum Vorscheine gekommen; die theils sehr verderbt gewesen, theils von dem Verfasser selbst hernach verbessert worden. Und alles dieses nun würde hier im Zusammenhange geliefert.

Das Leben des Urhebers will man uns hier mit Bedachte nicht liefern; weil er so berühmt ist, daß die Poesie das kleinste seiner Verdienste heißen muß.

Es

Es hat auch schon der Herr von Boze in der Akademie der schönen Wissenschaften, eine Lobschrift auf den Cardinal Polignac abgelesen: und Herr von Mairan hat eben das in der Akademie der Wissenschaften zu Paris gethan. Aus beyden soll man das Bild dieses großen Cardinals zusammen suchen: so werde man ein achzigjähriges Leben erblicken, dem es nirgends an einem gehörigen Glanze fehlen würde. Nach einem kurzgefaßten Lobspruche schreitet man zu der Geschichte dieses Werkes insbesondere.

Als der Abt Polignac 1697 aus Pohlen kam, wo er im Namen des französischen Hofes die Contische Partey unterstützet hatte, hielt er sich eine Zeit lang in Holland auf, und hatte mit dem berühmten Bayle vielfältige Unterredungen von Religionssachen: in welchen dieser scharfsinnige Kopf nicht eben am schärfsten sah. Hier faßte der Abt den großen Vorsatz, den Lucrez, als den Patriarchen und das Orakel aller Gottesleugner zu bestreiten, und zu Boden zu schlagen. Sobald er darauf in seiner Abtey zur Ruhe kam, so arbeitete er fünf Bücher von seinem Antilucrez aus; und dieß war so zu reden, der erste Entwurf desselben. Als er vier Jahre hernach nach Paris kam, unterhielt er sich von seinem Werke mit dem P. Malebranche, als einem großen Metaphysicus. Dieser bewunderte nicht nur den Zweck des Werkes, sondern auch das Werk selbst; tadelte doch aber auch eins und das andre: und der Verfasser besserte verschiedenes, nach dessen Gutachten aus.

Um die damalige Zeit blühete die carteſianiſche Weltweisheit. Der Abt von Polignac hat ſie, als er noch ſtudirte, zuerſt in die Schulen dringen ſehen; und ſie begierigſt angenommen, ja öffentlich mit Ruhme vertheidiget. Dieſe ſeine liebe Tochter nun war ihm ſo werth, daß er auch ſeines Werkes wegen, mit den berühmteſten Carteſianern, zu Rathe gieng; mit denen er, wegen der Uebereinſtimmung der Meynungen, in Freundſchaft ſtund. Kurz, er übergieng niemanden, der in einigem Rufe der Gelehrſamkeit oder des Verſtandes war, den er nicht bey ſeiner Arbeit zu rathe gezogen hätte.

Aus den Privatgeſellſchaften drang der Ruhm dieſes Gedichtes bald an den Hof. Alle Welt ward begierig, es zu hören, zu leſen und abzuſchreiben: ja ſelbſt Prinzen, die ſonſt ſchwer einzunehmen ſind, wurden ſo große Bewunderer davon, daß ſie ſich aus der Ergetzung eine Arbeit machten. Der Herzog von Maine überſetzte das I. Buch davon ins Franzöſiſche; und der Herzog von Burgund wählte ſich viel andere Stellen zu dieſer Arbeit: ſo, daß auch Hände, die zum Herſchen gebohren waren, ſich nicht ſchämten, ſich an ein Werk zu machen, welches zum Schutze der Religion geſchrieben war. Ludewig der XIV. ſelbſt ließ ſich dieſe Verſuche zeigen, und behielt viele Stellen davon auswendig, ſagte ſie auch bey Gelegenheit dem Verfaſſer her.

Im 1706ten Jahre ward Polignac nach Rom geſchickt, um an die Stelle des Cardinals von Tremouille zu kommen. Seine Arbeit aber folgte ihm unterwegens, in die Herbergen, ja in das Geräuſche

des

des Hofes zu Rom. Pabst Clemens der XI. hatte von seinem Leibarzte viel vom Antilucrez gehöret; er bath sichs also vom Verfasser aus, ihm etwas daraus vorzulesen. So wenig ihm nun die cartesianische Philosophie gefiel: so begierig hörte er doch zu, und wunderte sich über die Kunst, womit Polignac dieselbe zum Dienste des Glaubens gebraucht hatte. Als dieser wieder nach Utrecht kam, hat er auch dem berühmten le Clerc viel davon vorgelesen: welcher mit seinem trefflichen Gedächtnisse viel davon aufhaschte, und in seine Monatschriften rückte: eben dadurch aber den Verfasser abschreckte, dieß Gedicht andern mehr vorzulesen.

Indessen wuchs das Werk mehr und mehr an; und der Verfasser gerieth in dem Streite mit dem Epikur, auch mit den übrigen Gottesleugnern in ein Scharmützel. Den Spinoza und Hobbes hat er beyläufig zu Boden getreten; ja, wie der Vorredner sagt, auch Locken und Neutonen nicht geschonet; ob er sie wohl mit Unrecht hieher rechnet. Gleichwohl war er sonst ein groſser Freund von des letztern mathematischen Lehren; hat sie auch zuerst nach Frankreich gebracht, und daselbst bekannt gemacht. Neuton bedankte sich dafür mit einem sehr höflichen Schreiben, und versicherte: er würde sehr unruhig sterben, wenn er den Antilucrez nicht vorher gelesen hätte.

Nachdem er sich also einen groſsen Vorrath an Sachen und Sprüchen gesammlet hatte, beschloß er, nach Endigung der zehn Bücher wider die Atheisten, noch zwey wider die Deisten zu schreiben, und

theils die Nothwendigkeit der Offenbarung, theils die Gottheit Christi zu erweisen; wie denn auch im IXten Buche hier nicht undeutlich die Anzeige davon geschieht. Allein diesen so edlen Vorsaß haben theils wichtigere Geschäffte, theils die leßte Krankheit den großen Cardinal gehindert. Doch hat er sich noch auf seinem Siechbette, zu seiner Aufrichtung sich öfters seines Werkes erinnert; sonderlich einer Stelle aus dem ersten Buche, im 1047sten Verse, wo er ein krankes und unruhiges Weltherz mit einem kranken Leibe, der keine Ruhe finden kann, verglichen hat. Er hatte darinn die Stelle des Dantes aus dem VI. Canto seines Purgator. vor Augen gehabt:

— Simiglianti à quella' nferma
Che non puo trovar, posa in su le piume,
Ma cor dar volta suo dolore scherma.

Seine Verse heißen davon:

Ceu lectum peragrat membris languentibus aeger,
In latus alternis laevum dextrumque recumbens,
Nec juvat: inde oculos tollit resupinus in altum;
Nusquam inventa quies; semper quæsita: quod illi
Primum in deliciis fuerat, mox torquet et angit.
Nec morbum sanat, nec fallit taedia morbi.

Ja er hub an, aus eigener Empfindung dieser Unruhe, solchen Zustand aufs neue, in noch schönern Versen zu beschreiben: die zwar von den Umstehenden mit Verwunderung angehört, aber auch vor

Bekümmerniß

Wir wünſchen dieß ſo freudenvoll,
Als jemals Freunde wünſchen können:
Wie denn dieß Blatt dir ſagen ſoll,
Daß wir dir alles Gute gönnen.
Der Höchſte mache, werthes Paar,
Dieß alles reichlich an dir wahr,
Was er getreuer Eh verheiſſen:
Lebt lange Jahre ſonder Leid,
In herzlicher Zufriedenheit,
Bis ſpät die Lebensbänder reiſſen.

* *

Die XXIV. Ode.

Als

Hr. Johann Chriſtoph Gottſched

1730 das Amt eines öffentl. Lehrers der Poeſie antrat.

Im Namen der deutſchen Geſellſchaft.

M. Joh. Heinr. Winkler.

Verdientes Glück, dein Glanz begehrt
Ein Spiel auf wohlgeſtimmten Seyten;
Ein Spiel, daß uns die Trefflichkeiten
Der deutſchen Poeſie erklärt;
Ein Spiel, daß uns durch ſeine Töne
Das Lob der deutſchen Sprache weiſt,
Und ihrer Redner Schmuck und Schöne,
Nach Würdigkeit erhebt und preiſt:
Ein Spiel, daß uns die Kräfte zeiget,
Wodurch Thuiskons Volk in beyden Künſten ſteiget.

Was

Bekümmerniß wieder vergessen worden; bis auf den einzigen, der recht virgilisch klinget:

Quaesivit strato requiem, ingemuitque negata.

Dieses ist nun gleichsam sein Schwanengesang gewesen. Er hinterließ aber sein Werk, welches er so lange stückweise ausgebessert, aber niemals in einen Band zusammen hatte schreiben lassen, einem alten vertrauten Freunde, dem Abte **Rothelin**, von dem er versichert war, daß er es zum Denkmaale ihrer Freundschaft, und zum Besten der Religion in Ordnung bringen, und ans Licht stellen würde. Dieß geschah nun von demselben mit dem größten Eifer. Er verglich alle Stellen, die der Verfasser auf verschiedene Art gegeben hatte, und behielt mehrentheils die neuesten Verbesserungen bey, die er aus der neuern Hand des Verfassers beurtheilete.

Diese nun auseinander gerissenen Glieder des Werkes,

Disjecti membra Poëtae,

ineinander zu fügen, und an die gehörigen Stellen zu bringen, das machte ihm keine geringe Mühe. Es erleichterte ihm aber dieselbe der berühmte Abt Cerati, beständiger Rector der pisanischen hohen Schule, der auf seinen weitläuftigen gelehrten Reisen eben zu rechter Zeit nach Frankreich kam. Der Cardinal selbst hatte ihm sonst sehr viel zugetrauet: doch der Abt Rothelin zog auch viel andere gelehrte Freunde zu Rathe, denen er die zweifelhaften Stellen vorlas, und ihre Meynung sich zu nutze machte.

Doch

Doch auch dieſer gelehrte Abt konnte dieſe Arbeit nicht zu Stande bringen. Seine Lungenkrankheit nahm überhand, und er ſah ſein Ende vor Augen, als er noch die Zueignungsſchrift an den Pabſt verfertigte, und dem itzigen Herausgeber anbefahl, den Druck in ſeinem Namen zu beſorgen.

Dieß iſt die Hiſtorie des Buches, worauf der Verfaſſer der Vorrede in viele Lobſprüche des Abts Rothelin ausbricht, dabey wir uns nicht aufhalten wollen. Seine Lobſchrift hat der Abt Freret in der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften abgeleſen. Folgende Erinnerungen ſind dem Leſer zu wiſſen noch nöthig.

I. Von dem IXten Buche hat man nur die erſten 24 Verſe gefunden; daher hat man denenſelben dasjenige Stück des Xten Buches beygefügt, darinn der Dichter das ganze Werk beſchließt.

II. Da Lucrez zwar eine reine und ſchöne lateiniſche Schreibart, aber dabey viel veraltete und ungewöhnliche Redensarten gebrauchet hat: ſo hat auch Polignac ihm in vielen Stücken nachgeahmet. Und da dem Lucrez bisweilen einige Ungereimtheiten aufgebürdet werden, die er ſelbſt von ſich abzulehnen geſucht: ſo muß man wiſſen, daß er mit ſich ſelbſt nicht allemal eins iſt, ſondern einerley Sätze, bald annimmt, bald verwirft.

III. Obgleich der Verfaſſer ein Carteſianer geweſen, ſo hat er doch in der Lehre von Farben, den Neuton; in der vom Feuer aber, Boerhaven zum Führer genommen. In gewiſſen Stücken wird er auch einigen veralteten Meynungen beypflichten; welches

welches ihm aber nicht hoch anzurechnen seyn wird, da so viele Aenderungen in der gelehrten Welt vorgehen.

IV. Der Dichter hat sich bisweilen einiger mythologischen Erfindungen und Putzwercke bedienet: aber so sparsam und behutsam, daß sie der Wahrheit nicht schaden werden. Z. E. gleich im I. Buche sagt er vom Epikur:

— Coeli tonitralia templa lacessens,
Eripuit, fulmenque Iovi, Phoeboque sagittas.

Hier sieht man wohl, daß ers ihm nicht übelnimmt, daß er den Abgöttern ihre Macht geraubet; sondern dem wahren Gotte: wie man aus folgenden Versen sehen wird:

Sic totum Insulsis deceptum fraudibus Orbem
Stulta Superstitio pro Religione subivit.
Illam, Epicure, tuis merito convellere dictis
Fas erat; illa tuos versus argute Lucreti,
Promeruit: jam tum poteras praeludere vero.
Sed furor est, Divûm impuras dum subruis aras,
Unâ sancta Dei templa involvisse ruina.

V. Da aber nicht alle Leser des Lateins so mächtig sind, daß sie sich dieses Werks mit Vortheile bedienen könnten; so hat der Abt Rothelin Sorge getragen, dasselbe ins Französische übersetzen zu lassen: damit sein Nutzen desto allgemeiner werden möchte. Diese Arbeit hat ein junger Dichter, Hr. Bougainville übernommen, der seiner frühzeitigen Geschicklichkeit wegen, neulich in die Akademie der schönen Wissenschaften aufgenommen worden. Wir wün-

schen

ſchen, daß auch bey uns ſich ein guter philoſophiſcher Dichter darüber machen, und ein ſo treffliches Werk zu Beſchämung unzählicher Freygeiſter ins Deutſche bringen möge. Nun iſt es Zeit von dem Gedichte ſelbſt einige Stücke anzuführen, damit der Leſer ſelbſt davon urtheilen könne. Der Anfang des I. Buches heißt ſo:

Lib. I. De Voluptate.

Magnum opus aggredior, Quinti, de numine ſummo
Dicturus. Quid enim toto praeſtantius orbe eſt,
Quam ſator et Princeps orbis? Quid dignius omni
Et cura et ſtudio et noſtrae conamine mentis?
Quid ſi metimur vires, magis arduum et audax,
Quam rem infinitam brevibus comprendere chartis?
Rem, cauſam rerum, veram Rem: quam ſua partim
Oſtendunt celantque opera, et caligine luci
Permixta, veluti Solem trans nubila monſtrant.

Inde hominum mentes ſaepe in diverſa trahuntur:
Num fati nexu; an poſitae vi legis eant res?
Hinc alios dubitare quidem, at neſcire videmus
Cur dubitent; optare tamen, ne funditus eſſet
Arbiter humani generis, Iudexque tremendus.
Quin alios pellax Epicuri dogma ſecutos,
Fortunae arbitrio Mundum permittere, et omnem
Conculcare metum, vitae mortisque futurae
Securos. Tantum potuit ſuadere libido!

Hos contra bellum gerimus; Sectaeque ſuperbae
Reliquias vana pro libertate rebelles,
Et celebrem, quo ſe jactat mala turba Poëtam

Obruere

Obruere eſt animus, Muſasque ad vera vocare.
Sed quid ego hic Muſas? Te, Cauſa et Regula Mundi
Omnipotens, aeterna Dei Sapientia, Virtus
Et Mens et Ratio, vitae dux optima noſtrae,
Ipſaque Lux animi, Te ſolam in vota vocabo!
Huc ades, et Vati longum da ferre laborem!
Per Te cuncta ſuo ſtant ordine, cuncta videri
Tandem, et nativis poſſunt emergere ab umbris:
In Te diſcendi nobis innata voluntas
Paſcitur, et veri nunquam ſatiata cupido.
Incute vim dictis, propriamque ulciſcere cauſam.

Man wird es uns nicht übel deuten, wenn wir es wagen, einen kleinen Verſuch zu thun, wie ſich dieſes; wenigſtens in reimloſen Verſen, Deutſch geben laſſe.

Ich wag' ein großes Werk, da ich vom höchſten Weſen,
O Quintus, ſchreiben will. Denn was geht allen Welten
An Werth und Größe vor, als der, ſo ſie erſchaffen,
Und als ein Fürſt beherrſcht? Ja was verdient wohl beſſer
Des Geiſtes ganze Kraft und ämſiges Bemühen?
Jedoch wo iſt auch wohl, wenn man ſich ſelber prüfet,
Ein Werk ſo ſchwer und kühn, als ein unendlich Weſen
In kurzer Blätter Raum genugſam darzulegen?
Ein Ding, der Dinge Grund, und ein wahrhaftes Weſen,
Das ſeine Werke theils entdecken, theils umhüllen;
Und, wie die Sonne ſich, durch trübe Wolken zeiget,
Mit Licht und Dunkelheit gemiſcht vor Augen legen.

Daher zertrennen ſich der Menſchen blöde Sinnen,
Ob eines Schickſals Zwang den Lauf der Dinge lenke;

Ob aller Wesen Lauf durch ein Gesetz bestehe?
Wie mancher zweifelt hier, der selbst nicht scheint zu wissen
Warum er zweifeln will! doch wünscht er in der Stille:
Ach wäre nur kein Gott und Richter aller Menschen!
Wie viele folgen nicht der Epikurer Wahne,
Der dieses Weltgebäu dem blinden Zufall widmet,
Die Furcht mit Füßen tritt, nicht Tod nicht Leben scheuet.
So großes Unheil hat die Frechheit stiften können!

Dieß ist die freche Schaar, die man hier will bestürmen;
Dieß ist des stolzen Schwarms verwegnes Ueberbleibsel,
Das eitler Freyheit fröhnt, und wider Gott sich rüstet.
Man will zugleich den Schutz, worauf der böse Haufen
So trotzig sich verläßt, den Dichter widerlegen;
Und selbst der Musen Chor zum Dienst der Wahrheit rufen.
Jedoch, was sollen hier die fabelhaften Musen?
Dich, dieses Welthaus Grund und Richtschnur, will ich bitten,
Allmächtiger an Kraft! du ewge Weisheit Gottes,
Erhabenste Vernunft, des Lebens bester Führer,
Der Seelen schönstes Licht! nur dich ruf ich zu Hülfe!
Steh du dem Dichter bey in diesem langen Werke.
Durch dich läuft jedes Ding in seiner schönsten Ordnung,
Durch dich entdecken sich die tiefsten Dunkelheiten;
An dir nur weidet sich der Menschen Lehrbegierde,
Und unersättliche, belobte Wahrheitliebe.
Gib du den Worten Kraft und rette deine Sache!

Wir gestehen indessen gern, daß dieser Versuch viel schwächer ausfällt, als der Grundtext; und wünschen, daß sich ein glücklicherer Dichter darüber

über machen möge, der ſeiner Ueberſetzung auch die Zierde der Reime nicht verſage. Daher wollen wir die folgenden Verſe des Einganges, nur in ungebundener Rede verdeutſchen, den Inhalt des Werkes ſelbſt aber in den nächſten Monat unſers Bücherſaals verſparen. Es fährt der Dichter fort, ſeinen Quintus alſo anzureden:

Tu vero Quinti, praeceps quem ſorte juventas
Incautum abripuit, legique inimica Voluptas
Aut acris vigor ingenii, plerumque recuſans
Cum populo ſentire, jugo ſubduxit et aevi
Impulit aeterni magnum tentare periclum;
Pone modum quaeſo! Ne te auferat ebrius ardor
Neu clauſos radiis oculos opponat apertis,
Indociles animi primum compeſce tumultus
Utere mente tua. Procul anticipata repelle
Judicia; et recto libratus examine lances,
Hanc demum, audita cauſſa, complectere partem,
Quam mens, et ratio veri ſtudioſa probabit.

d. i. Du aber, o Quintus, den vielleicht eine ſchlüpfrige Jugend dahingeriſſen, oder den die den Geſetzen gehäſſige Wolluſt, oder ein gar zu hitziger Witz, der gemeiniglich nicht des Pöbels Meynungen beypflichten will, dem Joche entzogen, und verleitet hat, es auf die große Gefahr einer ganzen Ewigkeit zu wagen. Setze dir einmal Schranken. Laß dich deine trunkne Hitze nicht verleiten, und ſchleuß vor den hellen Stralen nicht die Augen zu. Dämpfe zuförderſt die ungezähmten Stürme deines

Gemüths. Brauche deinen Verſtand. Lege die alten Vorurtheile ab: und wenn du alles mit einer richtigen Wage abgewogen haſt; ſo ergreif nach wohlverhörter Sache erſt, diejenige Partey, die von der Vernunft und Liebe zur Wahrheit gebilliget worden.

Hierauf fährt er fort, ſich zu entſchuldigen, daß er nicht ſo ſchön ſchreiben würde, als ſein Gegner Lucrez: allein ſo, daß man wohl ſieht, es ſey aus übriger Beſcheidenheit geſchehen.

O! utinam, dum te regionibus infero ſacris,
Arentem in campum liceat deducere fontes,
Caſtalios, verſis laeta in viridaria dumis,
Ac totam in noſtros Aganippida fundere verſus.
Non mihi quae veſtro quondam facundia Vati;
Nec tam dulce melos, nec par eſt gratia cantus.
Reddidit ille ſua Graiorum ſomnia lingua;
Noſtra peregrinae mandamus ſacra loquelae.
Ille voluptatem et Veneres, Charitumque choreas
Carmine concelebrat: nos veri dogma ſeverum,
Triſte ſonant pulſae noſtra teſtudine chordae.
Olli ſuppeditat dives natura leporis,
Quidquid habet, laetos ſummittens prodiga flores;
Illius ad plectrum ſuſpirant mollius aurae:
Gratior et coelo radius deſcendit ab alto.
Si terram aſpicias, nemorum tibi porrigit umbram;
Garrula per clivos elabitur unda virentes;
Lactea fertilibus decurrunt flumina campis
Süave canunt pictae volucres; perque humida prata
Nil niſi fecundosque greges armentaque monſtrat

Laeta

Laeta boum; ſaltant pecudes, pecudumque magiſtri.
Aencadum genetrix felicibus imperat arvis,
Aeriasque plagas recreat, pelagusque profundum.

Sic rident Muſarum hilari ſucata colore,
Quae de Cecropio mendacia fonte propinat.
Talia et hoſpitibus praebebat pocula Circe,
Littore in Auſonio, fugit quae cautus Ulyſſes.
Cuius ad exemplum potiori jure monemur,
Quem tenet illecebris captum ſapientia mendax,
Soligenae ſpernat fallacia munera Nymphae
Ne rudat in ſtabulis, demens ſub pelle ferina:
Hortamur, fugiat Circen, ac ſe ſibi reddat.
Numinis hic laudes, hic Numinis omnia plena.
Pieridum ſi forte lepos auſtera canentes
Deficit; eloquio victi; re vincimus ipſa.
Tu modo non ſurdam noſtris da cantibus aurem.

d. i. O wollte Gott! daß, da ich dich in die heiligen Gegenden führe, ich auch die caſtaliſche Quelle auf meine dürren Felder leiten, meine Hecken in Luſtgärten verwandeln, und den ganzen Muſenbrunn in meine Verſe gießen könnte. Ich bin nicht ſo beredt als euer Dichter vormals war; mein Geſang klingt nicht ſo lieblich, und mein Lied nicht ſo anmuthig. Er brachte der Griechen Träume in ſeine Mutterſprache: ich aber faſſe die heiligen Wahrheiten in einer fremden Sprache ab. Er ſchilderte die Wolluſt, und die Liebesgöttinn, und die Tänze der Gratien in ſeinem Gedichte; ich aber die ſtrenge Lehre der Wahrheit, weswegen die Seyten

meiner Laute so traurig klingen. Ihm gab die reiche Natur alle ihre Anmuth, und verschwendete gleichsam ihre schönsten Blumen bey ihm: daher wehen die Lüfte bey seinem Seytenspiele sanfter, und ein hellerer Stral schießt vom hohen Himmel herab. Sieht man die Erde an, so beut sie dir den Schatten der Wälder dar, wo die geschwätzigen Fluthen durch die grünen Rasen rinnen, und Milchströme durch die fruchtbaren Felder laufen. Die bunten Vögel singen lieblich, und auf den feuchten Angern zeigen sich lauter fruchtbare Heerden von Schafen und muntern Rindern. Das Vieh hüpfet, und seine Hirten tanzen. Die Mutter der Aeneaden herrschet auf den glücklichen Feldern, und erquicket sowohl die Lustgegenden, als das tiefe Meer.

So lachen einen die aus griechischen Quellen geschöpften Lügen an, wenn sie durch die lustigen Farben der Musen geschminket worden! Solche Becher gab auch Circe ihren Gästen am ausonischen Ufer zu trinken, die aber der behutsame Ulysses floh. Nach dessen Beyspiele warnen wir mit besserm Rechte, denjenigen, den die verlogne Weisheit Epikurs bezaubert hat: daß er die betrüglichen Geschenke der selbstgewachsenen Nymphe verachten möge. Damit er nicht im Stalle unter einer Viehhaut wiehern dörfe, so ermahnen wir ihn, Circen zu fliehen, und zu sich selber zu kommen. Hier ist nichts als Gottes Lob; hier ist alles mit Gott erfüllet. Fehlt irgend dem Liede, das so ernsthafte Dinge besingt, die Anmuth der Musen: so werden wir im Ausdrucke überwunden, doch in der Sache selbst, siegen. Laß

Was deine wuterfüllte Macht,
Vertriebne Barbaren! bekrieget,
Das hat geſtritten und geſieget,
Und ſich in Sicherheit gebracht.
Wo iſt, was den Verſtand bezwungen,
Und Trieb und Luſt und Geiſt erſtickt?
Wo iſt, was rauh und hart geklungen,
Und Reim und Sylbenmaaß verrückt?
Wo iſt, was Zung und Mund gebunden,
Wenn gleich ein muntrer Kopf was tüchtiges gefunden?

Dein wildes Weſen iſt bekämpft,
Man ſpottet itzt, was du geſchrieben,
Das dunkle Denken iſt vertrieben,
Die Schwulſt im Reden iſt gedämpft.
Man denkt, man ſchreibt, man ſpricht, man ſinget,
Was Zier und Deutlichkeit enthält,
Was Zweck und Sache mit ſich bringet,
Und wie es der Vernunft gefällt;
Man dichtet, redet und verbindet,
Was die Natur verlangt, und was die Kunſt erfindet.

Germanien, dieß iſt ein Ruhm,
Wornach die alte Zeit geſtrebet;
Dieß iſts, was Griechenland erhebet,
Dieß war der Römer Eigenthum.
Dieß iſt es, was der Franzen Lichter
In ungemeinen Glanz geſetzt,
Warum man Künſtler, Redner, Dichter,
Beſondrer Ehre wehrt geſchätzt.
Dieß iſts, warum die klugen Britten
Mit unverdroßner Müh aufs rühmlichſte geſtritten.

Auf!

du nur dein Ohr bey unſerm Geſange nicht taub ſeyn.

Hierbey laſſen wir es dießmal bewenden, wollen aber nächſtens von dem ganzen Gedichte einen ausführlichen Auszug geben. Wir wünſchten indeſſen, daß ſich ein deutſcher Verleger die Koſten nicht dauren ließe, uns auch das lateiniſche Original in einer ſaubern Auflage zu liefern: weil der Pariſer Druck ſo theuer, und ſo ſchwer zu bekommen iſt. Es kann ſelbiges auf 28 bis 30 Bogen in mäßigem Octav recht bequem gedrucket werden; und wird unzählige Liebhaber finden.

II.

Lettres critiques avec des Songes moraux à Madame de *** ſur les Songes philoſophiques de l'Auteur des Lettres Juives. Par Mr. Aubert de la Chenaye. à Amſterdam, 1746.

d. i.

Critiſche Sendſchreiben nebſt moraliſchen Träumen, an die Frau von *** über die von dem Verfaſſer der Jüdiſchen Briefe herausgegebenen philoſophiſchen Träume. Durch Herrn Aubert de la Chenaye. Amſterdam 1746. 18 Bogen in 8vo.

Da wir in dem 5ten Stücke des 3. Bandes dieſes Bücherſaals auf der 397 Seite eine Nachricht

den philosophischen Träumen gegeben haben, wider welche gegenwärtiges Werk geschrieben ist; so ist es billig, daß wir unsern Lesern auch von dem gegenwärtigen einen Begriff machen. Jedoch da wir damals von jenem Werke nur hauptsächlich den 15 Traum gewählet, welcher eine Critik über die neuere gekünstelte Schreibart der Franzosen enthält; und gegenwärtiger Verfasser selbst gestehe, daß derselbe einer von den besten in der ganzen Sammlung sey, auch eben nicht viel sonderliches dawider einzuwenden weis: so wollen wir diese Briefe nach der wichtigeren Ursache betrachten, die dem Herrn Chenaye die Feder in die Hände gegeben. Er erkläret sich in der Vorrede so davon: „In einer Zeit, „in welcher die Religion, die guten Sitten, und „Regierungsformen, beständige Anfälle dulden müs„sen, nimmt es mich sehr Wunder, daß man so „wenig Eifer gewahr wird, sie zu vertheidigen. „Man suchet dergleichen Critiken sehr hitzig auf, „man liebt solche gar zu heftige Schriften. Allein „thut das gemeine Wesen hieran wohl weislich und „klug? Nein: der rechtschaffene Mann, der alles „lesen muß, was wissen muß, liest sie, nicht in der Absicht gefährliche Sätze draus zu saugen; sondern „deren Irrthümer zu entdecken. Die philosophischen Träume, deren viele, sehr freye Gedanken enthalten, sind im Haag und zu Amsterdam gegen „das Ende des Novembers verwichenen Jahres „herausgekommen. Ich bin einer von den ersten „gewesen, der sie gelesen hat. Mein Endzweck aber „war nicht gleich anfangs sie zu tadeln.„

Nach

Nach einer kurzen Nachricht wie und warum endlich sein Werk im Drucke erscheint, fängt dasselbe selbst an. Es ist in 20 Briefe, an eine Dame, abgetheilet, deren jeder einen philosophischen Traum beleuchtet, und mit einem kurzen moralischen Traume schließt, welcher allezeit das Gegentheil von denen in jenem Buche vorgetragenen Sätzen, in sich hält. In dem vorläufigen Briefe heißt es: „Ein Laye, der in der Welt nicht für einen Ohngötter oder Deisten gehalten werden will, ist sowohl verbunden, die christliche Religion überhaupt „zu verehren, in welcher er gebohren ist; als diejenige, von welcher man glauben soll, daß er sich „dazu bekenne, nicht nur in ihren Lehrsätzen und „Ceremonien, sondern auch in ihren Dienern und „Lehrern zu ehren. Das ist meine Meynung.

„Was nun die philosophischen Träume betrifft, „so beleidiget der erste die guten Sitten und die Religion. Der andere spottet auf eine plumpe Art „fast aller europäischen Völker. Der dritte redet „mit Ruchlosigkeit von der Schöpfung der Seelen. „Der sechste macht ein abscheuliches Bild von der „Gottesgelahrtheit. Der zwanzigste tastet gerade „zu, die Gottheit selbst und deren Allwissenheit an. „Die andern könnten, bis auf etliche Stellen, für „ein bloßes Spaßen gehalten werden; allein diese „haben mich ganz in den Harnisch gebracht. Ich „schließe daher, daß, weil in vielen dieser philoso„phischen Träume, Lehren des Unglaubens und der „Gottlosigkeit vorkommen, das Werk überhaupt „schädlich sey. Eine Menge von

„Schriftstellern, deren die meisten Epikuräer sind, „bemühen sich die Grundseulen der Religion zu un„tergraben, das Daseyn und Vorwissen Gottes zu „vernichten, und den ungefähren Zufall an die „Stelle zu setzen. Diese Secte anmuthiger und „lustiger Philosophen, machet sich, durch Beyhülfe „einer lebhaften Einbildungskraft, einen Namen in „der Welt. Die Ungebundenheit in Sitten nimmt „ihre Schriften auf. Alles wird in ein lehrgebäu„de gebracht, und dasjenige, was die Großen ver„locket, suchet auch noch den Pöbel zu verderben: „der nur gar zu geneigt ist, in der Wuth seiner Lei„denschaften keinen Zügel zu dulden. Man siehe „nur gar zu oft dergleichen Werke, die sich in die „Welt einschleichen, und so schädlich für die Sitten, „als gefährlich für die Empfindungen des Herzens sind. „Was mich Wunder nimmt, ist, daß sie so unge„straft die Presse verlassen. Dergleichen freche „Schriftsteller nun, nennet man große Scribenten: „unfehlbar darum, weil sie alle Monate ein neues „Werk ausbecken. Allein sind sie auch gute Scri„benten? Ich laße sie, Madame, selbst davon ur„theilen. . . . „

Soweit erkläret der Verfasser, in dem vorläufigen Briefe, der diesem Werke gleichsam zur Einleitung dienet, die Ursachen, die ihn bewogen, wider diesen höhnischen Feind des tiefen Nachsinnens, die Feder zu ergreifen. Die Absicht die er dabey heget, ist so redlich, und die Sachen deren er sich annimmt, sind so wichtig, daß wir allen unsern Lesern, die mit dem Hrn. Chenaye gleicher Empfindungen für

die

die Wahrheit, fähig ſind, einen Dienſt zu erweiſen hoffen, wenn wir ihnen noch einige Nachricht von ſeinen Bemühungen, ſonderlich gegen die oben beſonders genannten Briefe, mittheilen.

Aus dem erſten philoſophiſchen Traume erhellet, daß der Verfaſſer deſſelben den Gehorſam der Kinder gegen die Aeltern, und die Gültigkeit des ehelichen Bandes gern abſchaffen, und die Menſchen in Deiſten verwandelt wiſſen möchte. In einer Affenrepublick, die er ſich ſelbſt erſchafft, und die unfehlbar wohl beſſer wird ſeyn ſollen, als alle Ordnungen unſers Erdballs, iſt eines der erſten Grundgeſetze, dasjenige, welches den Kindern nur eine bloße Ehrerbietung gebeuth, ohne niederträchtigen Gehorſam, und ſo wie es ſich für einen freyen Menſchen ſchicket, der nicht zum Sclaven gebohren iſt. Man kann leicht denken, in was für Umſtände die mehreſten Aeltern gerathen würden, wenn, wie es hier in dieſem Affenutopia gebräuchlich iſt, die Kinder die Ausleger ſeyn ſollten: wie weit ſich die Grenzen dieſer Freyheit erſtrecken, und wo der niederträchtige Gehorſam gegen die Aeltern ein Ende hat? Aus was für einem undankbaren Herzen fließt nicht der Grundſatz: daß diejenigen Affen, die des Denkens fähig ſind, den Familienaffen keine Verbindlichkeit dafür hätten, daß ſie ſie zur Welt gebracht: als wenn nicht die Erzeugung und Geburt, ungeachtet ſie freylich eine bloße Wirkung eines ungefähren Zufalls ſind, der aus einem Vergnügen entſtanden iſt, edle Gemüther faſt zu eben der

Dankbarkeit verpflichtete, als die Erziehung; die allerdings der Vernunft und Freundschaft beyzumessen ist. Wahrlich! gegen die Urheber unsers Daseyns undankbar seyn, das heißt eine Unerkenntlichkeit gegen das höchste Wesen selbst begehen: dem wir nie als für unser Leben danken können, ohne zugleich denjenigen verbunden zu seyn, deren er sich zu Werkzeugen unsers Daseyns bedienet hat. Wir beklagen den Vater des Hrn. Träumers, wofern er noch am Leben ist; und ihn selbst, wofern er einmal heyrathen will und kann, und gehen zu seinen Gesetzen vom Ehstande. Der Verfasser nimmt sie von der christlichen und türkischen Religion zugleich her. Er hätte noch das jüdische Gesetz zu Hülfe nehmen können, nach welchem eine Ehebrecherinn gesteiniget werden sollte: allein er hasset die grausamen Männer, und man kann leicht denken warum? In seiner Republik giebt es brav viel zu scheiden; indem nicht nur das Unvermögen, sondern auch eine unverträgliche Gemüthsart, hinlängliche Ursachen dazu sind. Das erstere Gesetz ist keine neue Erfindung des Hrn. Verfassers; und das andere kann allenfalls ein paar Eheleuten in einem Jahre zu 50 Hochzeiten helfen: wenn abermals vielleicht der unverträglichste, oder flattrichste Theil von der Nichtigkeit des Ehstandes urtheilen soll. An die Schwierigkeit die die Kinder in solchen Fällen machen, hat unser artiger Hofphilosoph nicht gedacht.

Wir kommen auf die Religion dieser vernünftigen Affen, und finden, daß sie weder Heiden, noch

noch Juden, noch Türken, noch vielweniger Chriſten ſind. Was denn? wird man fragen. Deiſten ſind es, die in ihren Kirchen nichts als Bilder haben, damit die Malerey bey den Unwiſſenden den Mangel der Schrift erſetze. Was ſtellen aber dieſe Bilder vor? Etwa das höchſte Weſen? Ach nein! davon hat ſeine allerbeſte Affenrepublik keinen hinlänglichen Begriff, um es mit Pinſelſtrichen abzuſchildern: und da auch der Verfaſſer gar nichts davon gedenket; ſo können wir glauben, daß es etwa Bildniſſe gewiſſer vor andern verehrungswürdiger Affen ſeyn werden, die etwa ihre Väter am frühzeitigſten um die väterliche Gewalt gebracht, oder die meiſten Weiber verſtoßen haben, oder den meiſten Männern untreu geworden, und ihnen eine Schande geweſen ſind.

„Geiſtliche braucht man in dieſer Republik gar nicht; denn derjenige, der die meiſte Tugend beſitzt, iſt auch der Würdigſte, die Wünſche des Volks vor Gott zu bringen. Allein hat denn der Herr Verfaſſer nicht geſehen, daß auf dieſe Art ſeine Affen doch einen Geiſtlichen haben; und zwar einen, der auf einhällige Stimmen des ganzen Volks dazu ernennet iſt? Wer weis aber, ob ſie auch den einmal gebraucht hätten? Ihr ganzer Gottesdienſt beſteht in folgendem Gebethe; wodurch ſie die Mühe erſparen, ganze Jahre nach einander dasjenige zu ſtudieren, was das Herz und der Verſtand ſie von ſelbſt lehret: „Mächtiger Gott, du Weſen aller Weſen, Urheber „und Erhalter der Natur, mache uns doch gut,

„und

„und gib uns das Nothwendige.„ Bey diesem Gebethe erinnert sich der Herr de la Chenaye eines noch viel kürzern Gebeths, welches ein alter französischer General, la Hire genannt, kurz vor einer Schlacht gethan: „Großer Gott! thue du „jetzt für den la Hire, was er für dich thun würde, „wenn du la Hire wärest, und er wäre lieber Gott.„ Dieß ist noch lakonischer, als das erste. Müßen denn aber die Affen zu einem so kurzen Gottesdienste eben noch Tempel haben? Ihre Predigten sind bloße Reden, wie sie ein Hausvater seinem Hausgesinde hält. Ein jeder Affe, der reden will, redet, und die andern hören ihm gern zu. Da haben wir Affen die Quäker und Deisten zugleich sind. Wir hoffen, daß uns der Herr Träumer auch eine Abschrift des Lehrgebäudes dieser Religion mittheilen wird; indem es nur aus dreyen Blättern bestehen soll. Zum mindesten sieht man, daß er offenherziger mit der Welt umgeht, als andere Freygeister, und sich ein Vergnügen draus macht, den Deismum unter seiner Affenrepublik vorzutragen; ja der ganzen Welt zu zeigen, daß er sich nicht mehr zu der christlichen Religion bekennet, in welcher er gebohren ist, und die er in allen seinen Schriften auf eine so boshafte Weise angreift.

In dem andern Briefe reiset der Herr Träumer, mit einem Affen, mit welchem er auf gut französisch, in einer Nacht, gleich eine sehr ewige Freundschaft geschlossen, durch verschiedene Länder. Unter jedem Volke das sie antreffen, versteht er eine europäische Nation, und die ganze Satire ist ziemlich

lich matt. Wir merken nur an, daß er die Deutſchen in dem Lande der Fuſelierer abſchildert; deren Profeſſion es iſt, auf einem Beine bald langſam, bald geſchwinde eine Pirouette zu machen; indem ſie auf der Schulter ein langes Rohr halten, woraus ſie Erbſen ſchießen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, zu errathen, welches Land in Deutſchland ihn veranlaſſet, daß er dieſes Bild allen andern vorgezogen, die Deutſchen dadurch abzuſchildern. Und da er unſer Volk durch dieſe Uebung lächerlich machen will, worinnen er ſich aber vielleicht irret: ſo wundert es uns ſehr, warum nicht eben dieſe Erfindung ihm in demjenigen Lande Händel zugezogen, ohne welches er gar leicht nicht zu leben hätte. Jedoch gewiſſe Schriftſteller haben mit verzogenen Kindern das Glück, daß alles recht iſt was ſie thun. Sonſt würden unſere Reiſende vielleicht in einem andern und empfindlichern Traume erfahren haben: daß dieſe Fuſelierer noch in einer andern Uebung geſchickt ſind, da ſie mit Beyhülfe eines dünnen Stäbchens, die Unbeſonnenen, durch die Schweißlöcher des Rückens, auf Lebenslang behutſam zu machen wiſſen.

Der dritte Traum kann nur Leſern gefallen, die ohne alle Religion ſind. Alle Gottesgelehrten, alle Concilien halten die menſchliche Seele für unſterblich: allein was iſt das einem pyrrhoniſchen Kopfe, der an allem zweifeln will? Auch die alten Weiſen überzeugen ihn nicht: was Cicero in ſeinem Geſpräche von der Freundſchaft, und in ſeinem Traume des Scipio, wider den Salluſtius und andere, von

der

der Unſterblichkeit der Seelen ſagen; was Ovidius von dem göttlichen Hauche lehret, wodurch der Menſch beſeelet worden; die Beſchreibung, die Virgil vom Tartarus und den elyſiſchen Feldern macht, in welchen die Seelen, nach ihren Thaten, Gutes oder Böſes empfangen: das ſcheinen ihm poetiſche Erdichtungen, ſchöne Bilder, und liſtige Mährchen zu ſeyn, wodurch man den Pöbel ſchrecken will; die aber keinen verſtändigen Mann rühren müßen, der es mit ſich ſelbſt ſo gut meynet, daß er ſich nicht einbilden kann, wie ſeine Seele nach dem Tode noch etwas ſeyn könne. Um nun dieſem, Blendwerke auf einmal ein Ende zu machen, und es gründlich zu Boden zu ſchlagen: ſo erſinnet der Verfaſſer ſich einen Tempel des Schickſals, allwo es ihm nur einen Schmaus koſtet, bey welchem ſich die Götter alle collegialiter betrinken; und in der Meynung was kluges vorzunehmen, recht was närriſches thun, indem ſie anfangen Seelen zu machen. Sollte man nicht denken, niemand könne dieſe Beſchäfftigung als närriſch betrachten, dem nicht etwa eine ſehr poſſierliche Seele zu theil geworden? Wenigſtens kann man ſonſt nicht begreifen, wie doch ein Schriftſteller einen Traum erdichten, und ſeine Einbildungskraft peinigen kann, um ſich über ſich ſelbſt aufzuhalten. Mit aller ſeiner weltartigen Philoſophie kann er uns doch von nichts mehr überzeugen, als daß er wenig Kenntniß von ſeinem Weſen hat. Schwache Geiſter werden bey einem ſolchen Bekenntniſſe roth! Apollo macht Poeten, Momus Narren, Merkur Diebe und Spitzbuben, Venus

geile

Auf! Deutſchland, mache dann bekannt,
Was dich und deinen Ruf erhoben,
Erkläre, wer durch ſeine Proben
Die Schmuck und Schimmer zugewandt:
Erkläre, wer durch Geiſt und Stärke,
Die ungebundne Schreibart ziert;
Durch weſſen Fleiß, durch weſſen Werke
Die Dichtkunſt neuen Wuchs verſpürt:
Erkläre, wer die Sprache mehret,
Und das, was ſie verwirrt, beherzt und kühn zerſtöret.

Du weiſt, wie viele ſich bemüht,
Der Sprache Licht und Putz zu geben;
Du kennſt ihr emſiges Beſtreben,
Den Nutzen, den es nach ſich zieht.
Erzähle, was ihr Kiel geſchrieben,
Was ihr geſchicktes Rohr geſpielt,
Wie ſie was Himmliſches getrieben,
Wie ſie was Göttliches gefühlt.
Entdeck uns ihr vollkommnes Weſen,
Und laß uns Preis und Ruhm von ihrer Schönheit leſen.

Sieh da! dein Gottſched kann allein
Den Grund zu einem Lobe legen,
Bey dem ſich Luſt und Anmuth regen,
Bey dem ſich Lieb und Wahrheit freun.
Sieh! was ihm die Natur geſchenket,
Und was die Kunſt dabey gethan,
Wie ihn die Ehrbegierde lenket,
Und wie ihn nichts ermüden kann.
Wie Zeit und Uebung ihn geſchmücket,
Wie ihn Verdienſt und Werth erhaben und beglücket.

Sieh

geile Weibsbilder, Morpheus NB. Philoſophen, ꝛc. ꝛc.
Wer ſieht nun nicht, daß aus einer ſolchen Schöpfung, ein Dieb nothwendig ein Dieb, eine Metze nothwendig eine Metze u. ſ. w. ſeyn müße; daß der Menſch keine Freyheit behalte, und es folglich unbillig ſey, das Gute zu belohnen und das Böſe zu ſtrafen? Wir ſagen nicht zu viel: Der Verfaſſer iſt ſelbſt ſo offenherzig, wenn er den Jupiter ſo redend einführet; „Unbeſonnene Sterbliche! rühmet euch „doch nun, wenn ihr auf Erden ſeyn werdet, daß „ihr einer vollkommenen Freyheit genießt, ihr, „die ihr in unſerer Trunkenheit gemacht ſeyd; „um ein Ball des eigenſinnigen Glücks zu ſeyn. . . . „Durch eure erſte Handlung werdet ihr unum„gänglich zur zweyten; durch dieſe zur dritten ge„trieben: und gleichwohl ſagt ihr, wir thun ei„ne Sache, weil wir ſie thun wollen. Wie „würdet ihr ſie doch thun wollen, wenn ihr nicht „im beſoffenem Muthe von uns erſchaffen, und „folglich dazu beſtimmet wäret, euer ganzes Leben „hindurch zu empfinden, aus was für einer Quelle „ihr entſprungen ſeyd? Solltet ihr denn nicht er„kennen, daß, wenn ihr ſaget, ihr wollet eine „Sache, weil ihr ſie wollet, ihr gar nichts „ſaget? Denn, wollet ihr ſie ohne Urſache? ſo „muß das Nichts etwas hervorbringen können: „und wollet ihr ſie aus einer Urſache; ſo beſtimmet „euch dieſe Urſache, und dieſe wird wieder von einer „andern beſtimmet: alſo habt ihr, ihr elenden Ge„ſchöpfe, gar keine Freyheit.„

Es würde nur ein Zeitverluſt ſeyn, einen ſo

lächer-

lächerlichen Trugſchluß zu widerlegen. Es iſt genug, wenn wir ſehen, daß dieſer ſogenannte philoſophiſche Traum, die Menſchen um den freyen Willen bringen, und ſo einſchränken ſoll, daß ſie gar deſſelben nicht mehr mächtig ſind. Die fernere Erfindung von dem Siebe oder Durchſchlage, wodurch dieſe Seelen auf die Welt geworfen wären, und wobey ſich das Verhängniß ebenfalls betrunken genug aufführet, iſt ſo wäſſericht, daß wir faſt argwohnen ſollten, der Herr Verfaſſer hätte mit den Göttern mitgeſchmauſet, oder die Aufwartung am Schenktiſche gehabt.

Der ſechſte philoſophiſche Traum ſchwört den Gottesgelehrten und allen theologiſchen Facultäten den Untergang. Allein man denke ja nicht, daß er es nur mit der Sorbonne zu thun habe: nein, es geht über Salamanca, Oxford, Genf, Wittenberg und Tübingen eben ſo gut her. Der Träumer braucht wieder ein beſonderes Gebäude, in welchem ſeine wichtigen Wahrheiten ſich entwickeln können: daher bauet er ſich einen Pallaſt aus Menſchenknochen, die mit einem Kalke von Menſchenblute zuſammen gefüget ſind. Die Thüre deſſelben bewacht ein ungeheurer Rieſe, der zween Dolche in Händen hat: auf dem einen ſteht geſchrieben die Nichtduldung, und auf dem andern die Fortpflanzung. Dieſer Pallaſt gehöret der Göttinn Verhängniß, (wer hätte das gedacht?) einer Göttinn, die nicht will, daß das Loos der Menſchen ſich gar zu ſehr der Glückſeligkeit der Unſterblichen nähere; die da befiehlt, man

ſolle

ſolle nicht nach dem Geſetze der Natur, ſondern, ohne Religion, in einem luſtigen und leichtſinnigen Epikurismo leben? u. ſ. w. Man kann leicht denken, daß unſer Träumer eine ſo barbariſche Göttinn nicht grauſam genug vorſtellen kann. Ihre Lieblinge, (dieß ſind die Gottesgelehrten aller Religionen) ſitzen neben ihr an Tiſchen, auf welchen ſie Zaubertränke und Gift zubereiten. Die Ordnung dieſer Tiſche wird in 4 unterſchiedene Viertheile gemacht, in deren Mitte allemal ein Pfeiler ſteht. Auf dem erſten iſt das Bruſtbild des römiſchen Biſchofes; auf dem andern Calvins; auf dem dritten Luthers; und auf dem vierten des Janſenius ſeines. Gegen dieſe Bildſeulen beobachten die Gottesgelehrten einen Dienſt, der hier nicht ſo ſinnreich als umſtändlich beſchrieben wird, und woran, weder die Katholiken, noch Reformirten, noch Lutheraner ihre Doctoren der heil. Schrift erkennen werden. Damit wir aber auch erfahren, wo denn die Menſchenknochen und das Blut herkommen, aus denen dieſer Palaſt zuſammengeſetzt iſt; ſo erhellet ſolches aus der Anklage, die die Gottesgelehrten allhier der Göttinn, über gewiſſe Gefangene thun, die ſie gebunden vor dieſelbe bringen. „Göttliche Gottesgelahrtheit! hier ſind die Opfer, „deren Blut deinen Altar färben ſoll; weil ſie ſich „erfrechet zu behaupten, daß du nicht ſo nützlich, als gefährlich wäreſt; und daß die bloße Vernunft durch „Beyhülfe der Natur, hinlänglich wäre, die Menſchen zur Wahrheit zu leiten.„ So ſchreibt ein Mann, welcher glaubt, er habe in dieſer Welt

nichts zu ſcheuen, und in jener nichts zu hoffen. Wer ſieht denn nicht, daß der Verfaſſer hier die wahre und geſunde Theologie, die allezeit friedliebend iſt, und allezeit die Wahrheit lehret, mit derjenigen vermenget, die nicht von Gott ſelbſt, ſondern aus den Menſchenſatzungen entſpringt? Die wahre Religion, die ſo rein iſt, als das höchſte Weſen ſelbſt, hat niemals Blut und Würgen geliebt: und ihre Lehrer ſind Bothen des Friedens und der Sanftmuth.

Wir brechen von dieſem ärgerlichen und mit lauter Unbilligkeit angefüllten Traume ab; um ein Stück aus dem achten Traume, der vor uns habenden critiſchen Briefe des Herrn de la Chenaye zu überſetzen: weil ſich die Leſer daraus noch einen deutlichern Begriff von den philoſophiſchen Träumen werden machen können. Der Herr Chenaye ſagt, es habe ihn geträumet, als ſähe er diejenige Dame, an die ſeine Briefe gerichtet ſind, auf einer Bank in den Thuillerien ſitzen, und die Marquiſinn von N. zu ihr kommen, die ſie gefragt: „was ſie von den „philoſophiſchen Briefen des Verfaſſers der jüdi„ſchen Briefe hielte? Die erſte Dame habe ihr „geantwortet: hier iſt dieß ſchöne Werk; was „ich noch zur Zeit davon geleſen, lehret mich, daß „der Verfaſſer in ſeinem 1ſten Briefe ein neuer Ge„ſetzgeber; in dem 2ten ein Mann ſey, der die „Characteere aller europäiſchen Nationen vortreff„lich kennet, ausgenommen die Preußen und Hol„länder, und einige andere nicht, die er nicht nennet. „In dem 3ten ertheilet er uns den Bericht, daß

„die

„die Götter unſere Seelen im trunkenen Muthe er-
„ſchaffen, und daß wir in Zukunft nichts zu fürchten ha-
„ben. Im 4ten iſt er ein vortrefflicher Richter aller Poe-
„ten, Geſchichtſchreiber . . . . Im 5ten
„iſt er philoſophiſcher, als alle Philoſophen. Im
„6ten beweiſet er ſehr klar, daß alle Menſchen in
„der Welt keine Theologie nöthig haben. . . . .
„Im 8ten iſt er ein vortreffiicher Maler, der uns
„die Stutzer und Buhlerinnen nach dem Leben ſchil-
„dert. Die Marquiſinn habe gefraget: hat er nicht
„auch das geordnete Frauenzimmer und die vernünf-
„tigen Mannsleute geſchildert? Nein, haben ſie ge-
„antwortet, Madame . . . Wie? habe die
„Marquiſinn geſagt, er wirft uns alſo mit den The-
„aterdirnen, mit den feilen Weibsbildern in einen
„Haufen, die lieber viele Mannsleute zu ihren
„Dienſten begehren, als nur einen allein? Macht
„er keinen Unterſchied unter unſern Männern und
„den Stutzern aller Länder? „ Endlich drohet dieſe lebhafte Franzöſinn dem Verfaſſer, daß, wofern er nicht in ſeinen folgenden Träumen, ihren Landsmänninnen eine Ehrenerklärung thun würde, ſie durch ihre Freunde, die ſie in B . . n hätte, es ſo weit bringen wollte, daß ihn alles Frauenzimmer, ſelbſt die Operiſtinn Cochois nicht ausgenommen, aus ihrem Umgange verbannen ſollte.

Der 20 Brief endlich iſt ein Miſchmaſch von Philoſophie und Theologie, von Wahrheit und Fabeln, von Gelehrſamkeit und Ruchloſigkeit. Nichts iſt richtiger, als was der Verfaſſer der jüdiſchen und philoſophiſchen Briefe, von den Widerſprüchen und

Ungereimtheiten der verschiedenen physikalischen Lehrgebäude vorbringt: allein, nichts ist auch ausschweifender, als was er will, daß man von der wahren Gottheit, unter dem Bilde der falschen glauben soll; deren er sich allezeit in seinem sinnreichen Werke bedienet, um die Lehren einzuhüllen, welche dem Deismo, der Ohngötterey und Ruchlosigkeit Vorschub thun. Kurz, er ist sich allezeit gleich: er ist gelehrt; allein, er will wissen lassen, daß er keine Religion hat. Ohne die frommen und gelehrten Geistlichen, von den bösen und unwissenden zu unterscheiden, so greift er den ganzen Orden an. Er nennet sie Narren, Faullenzer und Unwissende.

Von der Geistlichkeit kömmt er auf die ersten Gesetzgeber. Nachdem er die Veranstaltungen des Lykurgus getadelt, so geht es über den Moses und die erste Einrichtung des Christenthums her: kurz, er scheuet sich nicht Jesum Christum und Mosen, mit dem Lykurgus und Mahomet in Vergleichung zu stellen. Das Fasten und die Enthaltung sind ihm sehr ärgerlich; als wenn sie nicht nöthig wären die Laster zu schwächen, und die Tugend zu befördern.

Nun kömmt er auf das Buch des Verhängnisses. Hier erhebet er sich über alle Kleinigkeiten; er bestreitet gerade zu das Daseyn Gottes, und zernichtet gänzlich die Gottheit, indem er ihre Vorsehung leugnet. Herr de la Chenaye nimmt sich die Mühe, ihm mit logischen Schlüssen das Gegentheil zu beweisen: allein, was wird er doch

wohl

wohl damit bey einem Menſchen ausrichten, der mit ſehenden Augen durchaus blind ſeyn will; und allem Anſehen nach das kleine Glück, was er in der Welt gefunden, dergleichen ſchönen Grundſätzen zuſchreibt?

Endlich muß dem Herrn Träumer bey ſeiner Verwägenheit etwa ſelber bange werden; welches für einen ſo heldenmüthigen Freygeiſt faſt zu ſchwach iſt. Er ſcheint ſich um Gönner und Beſchützer ſeines Lehrgebäudes zu bewerben, und meynt ſie zu finden, da er in dem Buche des Verhängniſſes, welches Mercur ihm bringt, im dritten Theile, das Verzeichniß der großen Fürſten und Helden aller Zeiten findet. Außer Ludewigen dem XIV. und XV. und dem jetztregierenden Könige von Preußen, nennet er den **Turenne, Luxemburg, Conde, Villars, Eugen, Marlborough**, ꝛc. ꝛc. **Richelieu, Anguien, Bouſleurs, Nivernois**, ꝛc. ꝛc. **Walpole, Ormond, Chauvelin, Tenſin, Argenſon, Maurepas** ꝛc. ꝛc. und denket unter einem ſolchem Schirme, ſein Gift bis auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen. Allein, es iſt daran ſehr zu zweifeln. Wirklich große Regenten, Helden, Staatsbediente und Gelehrte, ſind Leute, die ſo viel geſunden Verſtand als Religion beſitzen; und die gewiß den Platz im Tempel der wahren Ehre, des Herrn Verfaſſers ſeinem Buche des Verhängniſſes weit vorziehen werden. „Man glaube nicht, ſchließt „der Herr de la Chenaye, daß der Name dieſes „Scribenten ſich auch in dieſem trefflichen Werke be„findet: denn er könnte doch dereinſt nur mit ei-

„nem Apollonius von Thyana, mit dem abtrünni-
„gen Julian, mit einem Des-Barreaux, Spinoſa
„und vielen andern Ruchloſen, Ohngöttern, und
„Deiſten der neuern und alten Zeit, das Schickſal
„theilen. Er iſt ein ſcharfſinniger und gelehrter
„Mann. Gebe doch der Himmel! daß er uns
„auch merken laſſe, er habe ſeine Gaben, die er be-
„ſitzt, von Gott empfangen.„

Wir haben dieſem Wunſche nur noch den beyzufügen, daß woſern unſere Deutſchen die philoſophiſchen Briefe etwa dereinſt in einer Ueberſetzung leſen ſollten, derſelben ja dieſes Werk des Herrn de la Chenaye zur Begleitung und zu einem Gegenmittel des darinn enthaltenen gefährlichen Giftes, beygefüget werde.

* *

III.

An Explication of the firſt cauſes of Action in Matter, and of the Cauſe of Gravitation. New-York by James Parker 1745. 8.

d. i.

Erklärung der Urſachen der Thätigkeit in der Materie, und von der Urſache der Schwere ꝛc.

Auch die bloße Ueberſchrift dieſes kleinen Tractats kann zur Gnüge zeigen, daß gute Köpfe in England mit der ſo geprieſenen anzie-

anziehenden Kraft, die Neuton und Keil auf den Thron erheben wollen, nicht zufrieden sind; sondern einen tiefern Grund von der Wirksamkeit der Materie, und von der Schwere der Körper zu erforschen suchen: weit gefehlet, daß dasjenige richtig wäre, was uns einige unsrer gar zu englischgesinnten Landsleute weismachen wollen; daß nämlich im Körper keine andre thätige Kraft, als die bloße Trägheit des Körpers zu finden sey.

Der Urheber dieser Abhandlung nennt sich am Ende der Zuschrift **Cadwallader Colden**, und lebt zu Coldingham in der Provinz Neuyork. Es dient dieselbe zugleich anstatt einer Vorrede: denn er erklärt sich darinn, daß er sich nicht gänzlich nach der mathematischen Methode gezwungen; sondern so geschrieben, wie er den Verstand des Lesers Fuß vor Fuß zu seinen Begriffen lenken könnte. Dieses ist aber, unsers Erachtens, die wahre Absicht und Ordnung der mathematischen Lehrart. Darauf gesteht er, das Vorhaben seiner Schrift sey so sehr verwegen, daß er alle Ursache von der Welt hätte, sich selbst nicht zu trauen. Neue Grundlehren der Naturkunde zu legen, die von allen seinen Vorgängern abwichen; die Ursachen der Schwere anzugeben, nachdem alle große Weltweisen sie verfehlet, und der große **Neuton** selbst dabey zu kurz gekommen; der doch so viel andre Wunder durch seine Scharfsinnigkeit entdecket: das, dünkt ihm, werde von vielen für thöricht angesehen werden. Doch hat er nach langem Nachsinnen, alle seine Scrupel überwunden: und da er ein so helles Licht der

Wahrheit, als der helle Mittag ist, zu sehen glaubt; so ist er auch auf die beste Lehrart gefallen, seine Gedanken andern mitzutheilen. Er hofft, es werde seine Entdeckung in allen Wissenschaften großen Nutzen haben. Denn nicht nur Neutons Lehrsätze, würden sich aus diesen Grundlehren, ohne die Kegelschnitte, deutlicher erklären lassen; sondern es würden auch leichtere und gewissere Methoden, die Laufkreise der Planeten, ja selbst des Mondes zu bestimmen, erfunden werden können. Dieses würde der Geographie und Schiffahrt, sehr großen Vortheil bringen: wie diejenigen am besten wüßten, die es einsähen, daß man die Länge auf der See nicht eher finden wird, bis man den Ort des Mondes auf alle Zeitpuncte, mit genugsamer Sicherheit bestimmet haben wird.

Er hat aber von dieser Schrift sehr wenig Abdrücke machen lassen, um dieselben der Prüfung der Gelehrten zu unterwerfen. Sollten diese es nicht wohl aufnehmen, so will er mit seiner Meynung niemanden mehr beschwerlich fallen. Er hat sie aber doch noch wollen drucken lassen; da er nun alt würde, und nicht so reich wäre, diesen Untersuchungen mehr Unkosten zu widmen. Er überließe dieses geschicktern Leuten: ob er wohl soviel gethan hätte, als nöthig gewesen, die Sache in ein helles Licht zu setzen; u. s. w.

Im I. Cap. handelt der Verfasser von den vornehmsten materialischen Wirkungskräften (Material-Agents) oder den ersten Gründen der Naturlehre. Nach einer Erklärung der Ausdehnung, und Undurchdring-

Sieh da! wie ſein beherzter Muth
Der Sprachverderbniß widerſtehet,
Wie alles wohl von ſtatten gehet,
Was ſein Verſtand bedenkt und thut.
Was ſtolz und widerſinniſch klinget,
Das wird, als thöricht, angeklagt;
Was Zier und Reinigkeit verdringet,
Das wird verbannt, verfolgt, verjagt;
Was nur vom ſchlechten Pöbel ſtammet,
Und niederträchtig iſt, das wird von ihm verdammet.

Wer hat Vernunft, und ſchilt den Fleiß,
Dem nie die Ueberlegung fehlet,
Der Wort und Redensarten wählet,
Und beydes wohl zu treffen weis?
Wer hat Vernunft, und darf verwerfen,
Wenn Klugheit, Einſicht, Geiſt und Hand,
Die Federn bloß zu Reden ſchärfen,
An welchen man die Kunſt erkannt,
In welchen ſtets was edles lieget,
Und wo ſich Zeil und Satz nach feſten Regeln füget.

Beredſamkeit! was heiſcht die Pflicht,
Wenn man gedenkt, durch dich zu ſteigen?
Was iſt dein Ruhm? wem iſt er eigen?
Wer kömmt durch dich in Glanz und Licht?
Entdecke, wer in unſern Jahren
Dir Eifer, Ernſt und Trieb geweiht?
Wer unter deutſchem Schutz erfahren,
Daß ihn dein holder Blick erfreut,
Daß er gleich den beredten Alten,
Ein unverfälſchtes Lob in deiner Kunſt erhalten.

dringlichkeit, giebt er die Erklärung der Materie so: daß er dadurch alles, was ausgedehnt und undurchdringlich ist, versteht. Er unterscheidet darauf die Materie in viel besondre Arten, die solche wesentliche Eigenschaften haben könnten, die mit den wesentlichen Eigenschaften andrer Arten durchaus nicht bestehen könnten. Dieses zu erläutern, beruft er sich auf die widerstehende Kraft, oder Neutonische, (er hätte sagen sollen, Kepplerische) Vim inertiae, oder Trägheit der Körper. Er zweifelt aber, ob dieses eine allgemeine Eigenschaft aller Materie sey; wie er denn auch dieses noch dahin gestellt seyn läßt, ob zu aller Wirksamkeit Bewegung gehöre, wie insgemein vorausgesetzt wird: weil wenigstens im bloßen Widerstande sich eben sowohl eine Wirksamkeit oder Kraft wiese, als in der Bewegung.

Dieses mehr ins Licht zu setzen, bemerkt er 1) daß diese Vis inertiae nicht aus einem bloßen Mangel der Wirksamkeit herrühre: weil sie bald stärker, bald schwächer ist; bald einer größern, bald einer geringern Kraft zu widerstehen vermag. Nun kann aber ein bloßer Mangel (Privatio) nicht eine Größe haben, weil er ein Unding, oder eine Verneinung aller Kraft ist. 2) Könne auch keine Art von Bewegung in den Begriff der widerstehenden Kraft kommen. Denn jede Bewegung hätte eine Richtungslinie: der Widerstand der Materie aber widerstrebe ja in allen möglichen Richtungen gleich. 3) Aeußerte sich diese Kraft allemal, der Körper möchte in Bewegung, oder in Ruhe seyn: und zwar so, daß derjenige, der im Ruhen am meisten

widerstünde, solches auch in der Bewegung thäte. 4) Die Wirkung dieser Kraft sähe nicht anders aus, als eine Halsstarrigkeit, indem sie sich aller Kraft widersetzte; doch ohne dieselbe zu zernichten: denn in gewissen Fällen setzte sie wohl selber die Wirkungen fremder Kräfte fort, die sonst aufgehört haben würden. Indessen könnte auch die Vis inertiae nicht vernichtet werden; ausser mit der Materie selbst, der sie wesentlich zugehörte. 5) Diese Kraft, ja jedes kleine Theilchen davon, wirkte in allen Richtungen um sich her. Und daraus schliesst er 6) dasjenige Ding oder Wesen, welches diese Kraft ausübte, müsste sicher ein wirksames Ding seyn; in welchem allem man ihm schwerlich mit Grunde wird widersprechen können: ob er es gleich in diesem letztern besorgt, weil man so sehr gewohnt ist, zu allen Wirkungen eine Bewegung zu erfordern.

Er schliesst ferner hieraus, diese Vis inertiae könne als eine Gröſse betrachtet werden: weil sie bald kleiner ist, bald vermehrt, bald vermindert wird, und also Schranken hat. Soweit richtig. Allein wenn er dazu setzt: it is of some Shape; Parts may be taken from it, or added to it; d. i. Sie muss eine gewisse Figur haben; man kann ihr Theile nehmen, oder geben: so wird ihm solche Sprünge im Schliessen niemand leicht einräumen. Giebt es denn nur lauter solche Gröſsen, die Figuren haben, und aus Theilen bestehen? Die meisten Gröſsen, die durch Zahlen der Grade ausgedrückt werden, haben beydes nicht. So fällt denn vielleicht auch der Schluss weg, daſs die Vis inertiae ausgedehnt sey:

denn

denn weil man ſich keinen Begriff davon machen könne, ohne ſich dieſelbe in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen vorzuſtellen; ſo müſſe die Ausdehnung demjenigen wirkſamen Weſen, welches mit dieſer Kraft verſehen iſt, weſentlich ſeyn. Doch freylich kann man ihm dieſes letztere eher, als das erſte einräumen.

Eben ſo beweiſt er, daß das Weſen, welches die Widerſtehungskraft beſitzt, auch undurchdringlich ſey: und aus beyden ſchließt er, daß es eine Art von Materie ſeyn müſſe.

Weiter ſucht er zu zeigen, daß die Vis inertiae nicht in allen Arten der Materie gleich ſtark ſey: und ungeachtet man ſolches bisher ſo angenommen; ſo könnte es doch wohl kommen, daß ſie in unendlichen Graden darinn unterſchieden wäre. Und ſo, wie man vor Neutons Zeiten, das Licht für eine völlig gleichförmige Materie gehalten; bis dieſer große Mann gewieſen, daß es wohl unendlich viel verſchiedene Arten des Lichtes gäbe: ſo würde vielleicht einmal ein neuer Neuton beweiſen, daß auch die Materien, in der Vi inertiae unendlich unterſchieden wären. Dieſe Vermuthung des Verfaſſers ſcheint abermal nicht ohne Grund zu ſeyn.

Ferner ſchließt er aus den verſchiedenen Erſcheinungen der widerſtehenden und bewegenden Kraft; daß dieſe beyde unmöglich für Wirkungen einer und derſelben Urſache angeſehen werden können. Da gewiſſe bewegte Dinge, täglich ihre Bewegung verlieren; andre ruhige aber, eine bekommen; langſam bewegte auch oft geſchwinder zu laufen anfangen:

fangen: so muß eine Ursache davon, d. i. eine Wirksamkeit oder Kraft, entweder in den bewegten Dingen; oder außer ihnen zu finden seyn. Diese Ursache muß nun entweder an sich selbst ein wirksames Ding seyn, und ihrem Wesen nach die bewegende Kraft besitzen; oder sie muß von einem dritten Dinge gereget worden seyn, u. s. w. Endlich müssen wir aber doch bey einem stehen bleiben, dem die Bewegungskraft wesentlich ist; oder wir müssen gestehen: daß es eine Wirkung ohne Ursache giebt. Dasjenige Ding also, dem die Bewegung wesentlich ist; und durch seine natürliche Kraft beweget, muß ein wirksames Wesen seyn, und den Grund seiner Thätigkeit in sich selbst haben.

Daraus, daß wir täglich Bewegungen von verschiedener Größe, oder ihre Kraft bald stärker bald schwächer, und zwar an verschiedenen Orten wahrnehmen; schließt der Verfasser weiter, daß die Bewegung in eine gewisse Figur eingeschränkt sey, und aus Theilen bestehe; so daß die Ausdehnung ihrem Begriffe wesentlich sey. Wir sehen wiederum, daß die widerstehende Materie von diesem wirksamen Dinge beweget wird: daher müssen sie einander undurchdringlich seyn. Wenn also ein kleiner Funke allmählich eine ganze Stadt in Brand setzt: so ist gewiß mehr Bewegung in der ganzen Feuersbrunst, als in dem vorhin kaum sichtbaren Funken. Wäre nun in der ganzen Materie der Stadt nichts gewesen, was sich selbst hätte in Bewegung setzen können: so müßte man zugeben, die ganze wunder-

würdige

würdige Bewegungskraft der flammenden Stadt, hätte in dem ersten Funken gestecket: da doch nichts dasjenige geben kann, was es nicht hat. Viel andre Erfahrungen zeigen auch, daß einige Theile der Materie selbstbewegende wirksame Dinge sind; die sich immer bewegen, wenn sie gleich von einer stärkern Kraft der widerstehenden gehindert werden; und sobald dieß Hinderniß gehoben wird, ihre Bewegung augenblicklich wieder bekommen. Diese Schlüsse sind allem Ansehn nach, sehr richtig; zielen aber unstreitig dahin ab, die bloß leidende Natur der Körper aus der Welt zu verbannen: womit sich doch einige Gassendisten bey uns unlängst so breit haben machen wollen.

Nachdem der Verfasser hieraus im 15ten §. geschlossen, daß man also diese zwo widrigen Kräfte des Widerstandes und der Bewegung durchaus nicht in einem und demselben Subjecte suchen, oder setzen müsse: so sucht er im 16, 17 und 18ten §. daraus die bekanntesten Gesetze der Bewegung zu erklären. Im 19ten aber schreitet er zu einer neuen Erfahrung fort, welche ihn lehret, daß viele Körper auch einen Trieb vom Mittelpuncte zum Umfange, rings umher, in allen Richtungen, zu wirken besitzen, welchen man die Elasticität, oder die Schnellkraft nennt. Nun sagt er im 20sten, es sey klar, daß diese keine Wirkung einer widerstehenden Wirksamkeit seyn könne: weil sie eine beständige Bemühung nach einer Veränderung in sich fasset. Es könne auch keine Wirkung der bewegenden Kraft seyn: als welche sich nur in einer einzi-

gen

gen Richtungslinie äußert. So müßte sie denn die Wirkung einer Kraft seyn, die von der widerstehenden und bewegenden wesentlich unterschieden wäre; die für sich allein niemals wirkte, sondern in einer vollkommenen Unthätigkeit läge. Dieses führt er in diesem und den beyden folgenden §§. weitläuftiger aus, und im 23sten schließt er: daß auch diese Kraft nicht anders, als ausgedehnt, und undurchdringlich gedacht werden könne, und folglich auch eine Art von Materie seyn müsse. Ob es nun außer diesen dreyen Arten noch mehrere gebe, will er im 24sten nicht bestimmen: nur glaubt er mit den Alten, die ganze Natur sey, so zu reden, lebendig, oder thätig und geschäfftig; und die ganze Materie sey nichts, wenn man ihr die Wirksamkeit abspricht: fürwahr, ein Satz, der mit der leibnitzischen und wolfischen Lehre von Monaden und einfachen Substanzen sehr wohl übereinstimmet. Er setzt hinzu, was keine wirkende Kraft hätte, das wäre ein wahrhaftes No-thing, oder Nichts; recht so wie Leibnitz allen Substanzen die Wirkungskraft als wesentlich beygelegt hat.

Im 25sten §. sagt er also, die Größe der Kraft, oder Menge der Materie, das wäre einerley. Z. E. ein cubischer Zoll von widerstehender, bewegender und elastischer Materie, hätte halb so viel Widerstand, Bewegungskraft und Schnellkraft, als zween cubische Zolle von derselben Materie hätten. Die Art aber, diese Kraft auzuüben; der Grad der Wirksamkeit, oder Thätigkeit, sey in dem cubischen Zolle eben so groß, als in den zweyen. Oder noch allgemeiner:

meiner: jeder Theil einer gewiſſen Art von Materie habe das Vermögen ſoviel zu wirken, als das Ganze. Man müſſe aber ſorgfältig die Größe des Vermögens, (Potentiae) von der Größe der Kraft (Virium) unterſcheiden.

Wir übergehen hier manches, das der Verfaſſer zur Erklärung der Geſetze der Bewegung, nach ſeinen Grundſätzen beygebracht; imgleichen den Anhang dieſes Capitels, und ſchreiten zum II. welches of Aether and Gravitation, d. i. von der Himmelsluft und Schwere handelt. Hier ſagt der Verfaſſer: Neuton hätte mit wunderbarer Scharfſinnigkeit entdecket, daß die Schwere die Wirkung einer Urſache ſey, die auf alle Theile der uns bekannten Welt wirket. Was es aber für eine Urſache ſey, ob ſie durchs Anziehen, oder Stoßen wirke, das habe er nirgends beſtimmet. Und ob gleich in den letzten Ausgaben verſchiedener Schriften ſeine Meynung etwas deutlicher für den Druck oder Stoß gelautet: ſo habe doch die Art, denſelben Druck zu erklären, nicht ſo allgemeinen Beyfall erhalten, als ſeiner Schriften übrige Theile. Denn nachdem er ſich anfangs für die Anziehung erkläret hätte: ſo wären ſeine Anhänger oft irre geworden; und die Ausländer hätten ein Vorurtheil wider die ganze Lehre daraus geſchöpfet. Setzet man nämlich, die Schwere geſchehe durch die Anziehung: wie können doch zween Körper einander zu ſich ziehen, ohne nach ein ander gehende Stricke? Nun zeigt aber der freye Durchgang andrer Körper zwiſchen dieſen beyden, daß nichts dergleichen in der Natur vorhanden

iſt.

ist. Ferner, da die Schwere in jeder Entfernung, sich wechselsweise, wie die Quadrate des Abstandes verhalten: so scheint es, als ob die Schwere die Wirkung eines aus den anziehenden Körpern ausströmenden Ausflusses wären; wovon Gregorius in der 48 Prop. des I. Buchs, und in der 57sten Prop. des III. Buchs seiner Astronomie, solches bewiesen hat. Allein gesetzt, es wäre so: wie kann man begreifen, daß ein Strom, der von einem Körper ausfließt, mache, daß sich ein andrer Körper nach ihm hin bewege? Diese Schwierigkeiten haben die allgemeine Annehmung dieser Meynung gehindert, und der Verfasser verspricht, ihnen abzuhelfen.

Neuton setzt ein dünnes flüssiges Wesen, oder Medium, welches überall ausgedehnt ist, und nennet es Aether; wie schon alle Weltweisen vor ihm gelehrt hatten: (denn es scheint, als ob die Engländer itzo sonst nichts mehr lesen; gerade, als wenn mit ihrem Neuton die ganze Philosophie zuerst gebohren wäre.) Es giebt auch Erfahrungen, die das Daseyn eines solchen dünnen elastischen Wesens beweisen. Man setze also eine Linie von elastischer Materie a, b, c, d, e, f, g, die aus einer gewissen Zahl von Theilchen besteht. Geschieht nun ein Eindruck in a, so wird dieses die ganze dadurch empfangene Kraft dem b, dieses aber dem c, und so weiter mittheilen, so lang die Linie ist. Und wie stark das a auf b, wirket, so stark wird das b auf a zurück wirken; welches auch c, gegen b, zurück thun wird, u. s. w. Man setze ferner ein

drey-

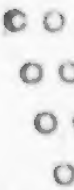

dreyeckigter Raum, ſey mit Theilchen einer elaſtiſchen Materie erfüllet, ſo daß die Zahl der Theile in jeder Reihe auf ähnliche Art wächſt. Hier wird jeder Grad der Wirkung, der von irgend einer Kraft der einen Spitze eingedrücket worden, nur die Hälfte davon, jedem Theilchen der nächſten Reihe eindrücken; und ein drittel davon jedem Theilchen in der dritten Reihe; ſodann ein viertel in der folgenden u. ſ. f. So wird denn, die Kraft, die in jeder Reihe mitgetheilt wird, ſeyn, wie 1. $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ etc. Nun iſt aber der Unterſcheid zwiſchen 1 und $\frac{1}{2}$ größer, als zwiſchen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$, und dieſer größer, als zwiſchen $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$ u. ſ. w. Gleichergeſtalt iſt $1 : \frac{1}{2} = 2 : 1$, und $\frac{1}{2} : \frac{1}{3} = 3 : 2$. und $\frac{1}{3} : \frac{1}{4} = 4 : 3$. Und alſo ſinken dieſe Zahlen wechſelsweiſe zu einer ſteigenden arithmetiſchen Progreſſion. So wird denn die Verhältniß der Kraft, die allen einzelnen Theilchen mitgetheilet wird, von der Spitze an, bis in die Theichen der letzten Reihe ſeyn, wie 15, 10, 6, 3, und 1; und der Rückwirkung aller Theuchen ihre wird ſeyn = 10, 4, 3, 2, 1. welches der Verfaſſer weiter ausführet; und im 36ſten §. einige Einwürfe hebet, die man ihm machen könnte.

Er nimmt ferner einen Kegel von ſolchen elaſtiſchen Aethertheilchen an, und ſchneidet denſelben quer durch die Axe, in eine Anzahl paralleler oder zirkelrunder Abſchnitte. In dieſem Falle wird der Inhalt jedes Abſchnittes ſeyn, wie die Quadrate ihres Abſtandes von der Kegelſpitze. Jede Kraft

also, die von dem einzelnen Theilchen auf dieser Spitze, jedem Theilchen auf jeder zirkelrunden Oberfläche mitgetheilet wird, wird sich so verhalten, wie die auf die Spitze eingedrückte Kraft, zu den Quadraten des Abstandes; oder umgekehrt, wie die Quadrate der Abstände. Und die Kraft, die jedem Theilchen in einem Zirkel gegeben wird, und jedem Theilchen im zweyten Zirkel u. s. w. wird gleichfalls wie umgekehrt die Quadrate ihrer Abstände von der Kegelspitze seyn, das ist wie 1, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{25}$, etc. Das ist, nach obiger Art, dieses in ganze Zahlen verwandelt, wird das Verhältniß in arithmetischer Progression, von 1, 5, 14, 30, 55, ꝛc. für die Reaction der Himmelluft, gegen einen solchen Druck, geben.

Weil denn nun die elastische Materie, sagt der Verfasser im 39sten §. auf obbemeldte Art alle Eindrücke, die auf sie gemacht worden, mittheilet: so setze man ein Stück widerstehender Materie irgendwo in den Aether, der die ganze Welt ausfüllet. Dieser Klump ist nach den Grundsätzen des I. Capitels, ein beständig und nothwendigwirkendes Wesen, und theilt also seine Kraft und Wirkung, denen ihn zu nächst berührenden Theilen des Aethers mit; und diese pflanzen ihn so weiter fort. Nennen wir nun unsern Klump widerstehender Materie, einen Körper, und hängen einen kugelrunden Körper in den Aether, und theilen denselben in lauter sphärische Flächen (irgend Zwiebelförmig) die concentrisch und parallel mit der widerstehenden und wirksamen Kugel sind: so wird die von dem widerstehenden

und

Wer hat zum dich, Poeterey!
Bey uns für deinen Ruhm gefochten?
Wem haſt du Haupt und Haar umflochten?
Wem legſt du Schmuck und Ehre bey?
Eröffne, wer in Deutſchlands Grenzen,
Dir mit beſondrer Mühe dient,
Um weſſen Schlaf von deinen Kränzen
Der wohlverdiente Lorber grünt:
Eröffne ſelber in Gedichten,
Für wen du mühſam biſt, ein Denkmaal aufzurichten.

Du höchſtberühmte Lindenſtadt,
Kannſt uns ſtatt ihrer Antwort geben.
Du weißt es, weſſen Geiſt und Leben,
Vor andern ſich gewieſen hat.
Beſchreibe, wer in unſern Tagen,
Durch ſein ſo wohl geſetztes Spiel,
So Ruhm als Preis davon getragen,
Auf! zeige Flöt, und Schrift und Kiel,
Und wie er dichtet, ſingt und ſchreibet,
Und beyder Künſte Werk ganz unermüdet treibet.

Geprieſne Philuris, dein Flor,
Dein feſtgeſetztes Angedenken,
Das dir Verſtand und Wiſſen ſchenken,
Steigt itzo täglich mehr empor.
Die Luſt der Wahrheit nachzuſpüren,
Im Unterſuchen ſcharf zu ſeyn,
Die Einſicht weiter fortzuführen,
Kann ſich bey deinem Schutz erfreun:
Die Freyheit, die Vernunft zu üben,
Die eben machts, daß dich die größten Weiſen lieben.

Man

und wirkenden Körper, eingedrückte Kraft, allen Theilchen, aller ihn zunächst umgebenden Schichten des Aethers, in verkehrten Verhältnißen der Quadrate ihrer Abstände mitgetheilet werden. Daher wird durch die oben beschriebene Reaction, die elastische Kraft jedes Theilchens des Aethers, der den runden Klump umgiebt, den Eindruck jeder Wirkung zurücktreiben; doch so, daß ihre Kraft immer abnimmt, je weiter die Quadrate ihres Abstandes zunehmen; deren Differenzen die wachsenden Quadrate arithmetischer Proportionalzahlen sind.

Ist also irgend ein wirksames Ding in dieser Sphäre des Aethers, der den runden Körper umgiebt: so wird es durch die Reaction des Aethers gegen seine eigene Wirksamkeit, von allen Seiten gedrücket werden. Da aber dieses Ding auf der Seite, die sich von dem kugelrunden Körper abkehret, mehr, als von der andern, nach demselben gekehrten Hälfte gedrückt wird: so muß es sich diesem Körper nähern, und zwar überall mit einer Kraft, die dem Ueberschusse der Kraft, über die Kraft der elastischen ätherischen Theilchen, auf der Gegenseite gleichet. Dieser Ueberschuß, oder Unterschied aber, ist allemal wechselsweise, wie die Quadrate der Abstände: daher wird es scheinen müssen, als ob jeder Körper den andern in seiner Bewegung an sich zöge; und zwar mit einer Kraft, die überall wechselsweise wie die Quadrate der Distanzen von dem Körper wirkete. Aber eigentlich zu reden, wird dieß Ding zu dem Körper, durch die vorhin beschriebene elasti-

ſche Kraft des Aethers, zurückgetrieben. Und wird der Aether irgend durch etwas in Bewegung geſetzt, wie durch die beſtändigen Lichtſtralen der Sonne, Planeten und Sterne: ſo muß auch die Reaction dagegen, auf einer Seite des Körpers ſtärker, als auf der andern ſeyn. Und alſo wird dieſer eine Körper zu dem andern getrieben werden, deſſen ätheriſcher Sphäre die Kraft der widerſtehenden Materie war mitgetheilet worden.

So weit erlaubet uns der Raum dieſes neue Syſtem von der Schwere, zu verfolgen: ungeachtet es der Verfaſſer noch weiter auszuführen und zu beſtätigen ſucht. Uns kommen die Gedanken deſſelben wenigſtens neu und ſinnreich vor, und wir erinnern uns nicht, dergleichen bey andern, die von der Schwere geſchrieben, geleſen zu haben. Ob indeſſen dieß neue Lehrgebäude allen Schwierigkeiten von der Schwere der Körper eine Gnüge thun könne, das würde man dann ſagen können, wann dieſes kleine Werkchen in einer bekanntern Sprache den Liebhabern der Naturlehre in Deutſchland häufiger in die Hände geriethe. Itzo nämlich, da nur ſo wenige Stücke davon gedruckt worden, wird es nicht einmal in England recht bekannt werden können.

Fried.

IV.

Friedſamer Planeten-Streit, welcher aus ihnen den Vorzug habe, das im Irrdiſchen Königlichen, und Souverainen Hertzoglichen Schleſiſchen Bezirk erſcheinende Allerdurchlauchtigſte Licht, in allertiefeſter Erniedrigung, zum erſten zu verehren, durch den Ausſpruch des Jupiter entſchieden, womit Allerhöchſt Daſſelbe, weilen Dero Hochpreußliche Tugenden bey allen Planeten gefunden, von allen, und jeden zuſammen allertiefſeſt verehret werde. Aus aller-unterthänigſt-treuer Devotion von dem Seminario und Gymnaſio des Collegii der Societæt Jeſu zu Greß-Glogau Muſicaliſch vorgeſtellet. Anno 1747. Glogau. Gedruckt in der Königl. Preußiſchen privilegirten Cammer-Buchdruckerey, bey Chriſtian Gottfried Welchers hinterlaſſener Wittib. in Fol.

Da wir unſern Leſern im vorigen Stücke dieſer Monatſchrift ein poſſierliches Stück in Proſa mitgetheilet; ſo wollen wir ſie verjetzo ein poetiſches kennen lehren, welches an Unſinne jenem nichts nachgiebt. Wir zweifeln, ob jemand unter ihnen, einen ſo prophetiſchen Geiſt habe, daß er aus dem Titel klug werden könne, bey welcher Gelegenheit, und auf was für Veranlaſſung daſſelbe gemacht worden? Allein das iſt ſo betrübt noch lange nicht, als daß wir, die wir es ihnen zu gut, in dieſer Abſicht mehr als einmal durchgeſehen, es eben

ſo wenig wiſſen. Auf den jetzigen König von Preußen ſcheint es wohl gemacht zu ſeyn; es ſcheint auch, daß es durch einen ſeiner Siege veranlaſſet worden: allein auf welchen, das hat der Verfaſſer, für ſich zu behalten für gut befunden. Oder vielleicht iſt es ein Univerſalgedicht, welches ſich deswegen nicht auf die Begebenheit ausdrücklich beziehet, auf welche es zuerſt verfertiget worden; damit das Collegium die künftigen Koſten erſparen, und es auf alle noch zu hoffende Vorfälle anwenden könne. Eine Sparſamkeit, die vielleicht der geiſtlichen Dürftigkeit des gedankenarmen Dichters eben ſo gut zu ſtatten kommen wird, als dem Vermögen des Ordens ſelbſt.

Von dem Stücke nun ſelbſt Rechenſchaft zu geben; ſo iſt es ein muſikaliſches Drama, und die ſingenden Perſonen ſind: Jupiter, Baſſo. Sonne, Canto. Mond, Canto. Mars, Baſſo. Mercurius, Alto. Venus, Canto. Saturnus, Tenor. Hierunter ſteht: Deut Vorſtellende, und Militariſche Perſonen. Was das Deut ſagen will, das wiſſen wir ſo wenig, als wie man Sonne, Mond, Venus ꝛc. zu militariſchen Perſonen machen will und kann.

Hierauf folgt: Muſikaliſcher Eingang in einem Recitativ, welches aber, in dieſem Stücke allezeit Rede genennet wird. Die Venus hebt an:

Schönſter Himmel was willſt uns lehren?
Dein beliebtes Straahlen-Licht muſt vermehren,
Da uns dieſer Stern anbricht

Dein

Dein zartes Auge reitzet mich an zu lieben
Ein Licht.
So durch beliebte Tugends-Tritte
Unſern Horyzont beſteiget:
Niemahl zum Untergang ſich neiget.

Arietta.

Kan das Aug ſich nicht entfernen
Von dem Liche viel ſchönſter Sternen
Muß die Lieb ſich auch entſchlüſſen,
Sie vor andern zu begrüſſen.

Rede.

Hier im ſilbern Sternen-Feld,
Hat ſich die Liebe ihr Gegen-Ziehl geſtellt,
Dich zu begrüſſen, die Stunden zu verſüſſen
Im blauen Himmels-Zelt.

Dieß iſt nun der Eingang, in welchem der Dichter wahrlich ſeine Gedanken eben nicht erſchöpfet hat. Doch vielleicht macht er es wie ein kluger Redner, der die Stimme anfangs nicht gar zu ſehr anſtrengt, um deſto länger und gleichförmiger aushalten zu können.

Im erſten Auftritte kömmt Venus, welche NB. die Liebe anredet. Die Arie heißt:

Liebe ſchwing deine Flügel!
Eile auf Dodons Hügel;
Raff deine Glut zuſammen,
Entzünde reine Flammen,
Verehre dieſen Stern.

Laß deine Stimm erſchallen
Dem neuen Gaſt zu gefallen,
Den ſelbſt der Himmel ehret,
Sein Lob allweg vermehret,
Ja wird geliebt vom Herrn.

Wir ſehen aus der letzten Zeile daß dieſe Venus eine Chriſtinn iſt. Im anderten Auftritte hören wir aber, daß ſie ſich bey dieſer Arie ziemlich ungeſtüm aufgeführet haben muß: denn die Sonne kömmt und ſagt:

Was vor Getümmel höre ich
Bey heiterem Himmel?

Wobey wir nur im Vorbeygehen bemerken, daß der Dichter ein Feind der Reime ſeyn muß; weil er ſie den Augen und Ohren zu treze, unterſchlägt. Nachdem nun die Sonne eine ſehr höfliche Ariette geſungen, die ſich anfängt:

Pack dich fort mit deinem Lallen ꝛc. ꝛc.

ſo bricht ſie nach einer kurzen Rede in folgende Arie aus:

Mein Zucker mildes Auge,
Nun nichts als Nectar ſauge,
Auf hochbeblümter Himmels-Au,
In angenehmſten Perlen-Thau.
Was will die Liebe ſagen?
Die kleine Göttin klagen?
Ich muß mit viel gefärbten Schein
Dich zu bekehren die erſte ſeyn.

Man muß wiſſen, daß in dieſem ganzen Auftritte

tritte Venus und die Sonne miteinander keifen, wer von ihnen dieß Liecht, oder das in der letzten Arie vorkommende unbekannte **Dich**, zuerſt begrüſſen ſoll. Sie müſſen ſich beyde abermal ziemlich laut gezanket haben: denn im 3ten Auftritte erſcheint Saturn und redet ſie ſo an:

Welch freches Plaudern,
Verhaſtes Zandern.
Entſteht in meinen Landen,
Unfried iſt verhanden.

Er beſinnet ſich indeſſen bald anders, und meynt, das Glänzen der Sonne werde ſeinen trüben Augen zur Freude taugen. Worauf er die gallenbittren Zeiten ſo anredet:

Ihr Gallen bittre Zeiten
Betrachtet mich von weiten,
Ihr trüb verſchloßne Täge,
Verlaſſet meine Wege.
Das Friedens-Licht
Mir ſchon anbricht
In meinem Reich.

Ich ſeh in dieſem Nahmen,
Faſt nichts als Friedens-Saamen,
Nach deſſen milden Früchten,
Will meine Senſe richten.
All' ſchweres Leyd,
Verkehrt in Freud,
Verſchwindet gleich.

Auf dieſe ſinnreiche Arie folgt Exercitium militare, und es erſcheint, wie leicht zu vermuthen, Mars. Nach einer kurzen Rede oder Recitativ, daran die Leſer eben nichts verlieren, ſingt er:

Hagel! Donner-Keile
Schmiede Vulcan ſcharffe Pfeile
Kitte Stahl und Eiſen an,
Was die Glut nur faſſen kann.
Dopple nur das Bomben-Feuer,
Jenes Ungeheuer ꝛc. ꝛc.

Kurz, er will mit lauter Lorberkränzen, Ehrenpforten, ſchwefelvollen Kugelregen, und dergleichen ſchönen Sachen, dem ungenannten Licht die Ehre ausbreiten helfen. Die Venus wird böſe darüber, und ſagt: Fort du Eiſen-Saule mit deinem Maule; Mars aber antwortet ihr ſehr artig: Du kleiner Zwerg! o freches Kind! (unfehlbar ſieht er ſie in der Bosheit für ihren Sohn an:) Biſt du der Berg! wo Gideons Riſen-Stärcke ein Anſtoß findt. Da haben wir einen Mars, der gar die Bibel geleſen hat. Es iſt denn wohl endlich kein andrer Rath, als daß ſie ein muſikaliſches Miſchmaſch, oder ein Duett mit einander zu ſingen anfangen, welches auch geſchieht. Die Venus bittet das durchlauchtigſte Licht, daß ſie ſelbiges zuerſt lieben dörfe, und ſagt zum Mars: Troll dich fort du Mord-Geſicht. Mars erwiedert ſehr artig: Du kleiner Ball, wie kanſt dich ſo hoch erſchwingen. Sie fallen einander in die Rede und ſingen zugleich, daß keiner ſich durch Drohen abſal-

abhalten laſſen werde, der erſte Verehrer zu ſeyn. Die Venus wird immer böſer und ſagt:

Du ſtolz-geharnſchter Wüttrich
Schäme dich.

Mars aber erwidert:

Du klein geſtutztes Flügelwerck
Hütte dich
Vor meinem Grimmen
Laß mich anſtimmen
Das erſte Lobgeſang.

Venus ſagt: Entweich du Ungeheuer!
Und Mars: Du kleines Abentheuer!
Venus. Ich weiche nicht, loben iſt meine Pflicht,
Ich die erſte grüſſen will,
Dieß iſt der Liebe Ziehl.

Die auf dieſes höfliche Streiten folgende Rede, drohet der Venus gar mit Schlägen.

Mars. Liebe! ich werd dich hart meſſen, mir den Vorzug bald erpreſſen.

Venus. Die Lieb iſt unermeßlich, dein Loben gar zu häßlich.
Dein ungereimtes Prahlen, wird endlich zuletzt die Schuld bezahlen.

Mars. Ich will mich rechen, dein Hochmuth brechen.

Hierauf läßt der Dichter, wie billig, dieſe beyden Götter ein wenig Othem holen, und bringt den heiligen Mondſchein hervor, der mit der Sonne anbindet, und ſagt: bey ſeinem Lichte hätte man Wunderdinge gehöret; drum müße er auch der erſte im

Lob-

loben ſeyn. Die Sonne aber verſteht keinen Scherz, und ſingt:

Lauf du Nacht-Licht aus meinem Reiche
Oder erbleiche.
Deck dein Horn-Geſichte zu,
Begieb dich zur Ruh. . . .
Darf wohl dein ſpates Lauffen,
Sich um den Vorzug rauffen?

Der Mond hat nicht das Herz, wieder zu ſchimpfen, er führt ſich gut lunariſch auf, ſeufzt und klagt, und hofft endlich, daß ihn doch der Himmel einmal zu dieſem Licht leiten werde, das im Sternen-Feld anbricht. Die andern bleiben allerſeits dabey, daß ein jeder der erſte ſeyn will. Saturn ſchmälet zwar noch einmal darunter: muß nun meine Senſen ſchärffen, in die Feinde werffen, die den Frieden ſtöhren, mein Reich empöhren, bald Ruh verſchaffen, durch Hülff der Waffen. Es will aber alles nichts helffen. Die Sonne führt ſich noch ſehr ungeberdig auf, bis endlich der Vater Jupiter darzu kömmt, und ſich ſehr über den Unfug entrüſtet, den dieſe Planeten untereinander anfangen. Es heißt in ſeiner Götterſprache:

Halt inn du kleiner Hauffen,
Sonſt muſt in Staub zerlauffen,
Schau meinen Scepter an,
Wie ſolcher ſtraffen kan.

Inſonderheit befiehlt er dem Mars und der Venus ſie ſollen Friede halten. Die letzte ſingt ſehr beweglich:

Schau

Man ſaubert den Verſtand, und zeigt,
Was man für Thorheit ausgehecket,
Der Grund der Einfalt wird entdecket,
Der Quell der Irrungen verſeigt.
Man läßt ſich nicht durchs Anſehn binden,
Man ſchwört nicht auf die alte Zeit,
Man denket ſelbſt, und fragt nach Gründen,
Und nicht, ob Plato es gebeut:
Man ſetzt dem Wiſſen keine Schranken,
Man forſchet täglich nach, und findet ſtets Gedanken.

Dieß reiniget den Witz, und macht,
Daß Schwulſt und Düſternheit verflogen,
Die ehedem den Geiſt umzogen,
Die ein Vernünftiger verlacht.
Dieß iſt es, was dir, Philurene,
Ein ewig feſtes Denkmaal ſetzt,
Dieß iſts, an deſſen Pracht und Schöne
Verſtand und Weisheit ſich ergetzt;
Dieß iſts, woran in alten Zeiten
Die Dicht- und Redekunſt, die Muſen, ſich erfreuten.

So macht, ihr Schweſtern, denn bekannt,
Wer in dem redlicher Beſtreben
Euch Anſehn, Glanz und Ruhm zu geben,
Muth, Fleiß und Eifer angewandt;
Laßt ſelbſt ein zierlich Lied erſchallen,
Und weiſet, wer euch dient und nützt,
Entdeckt, wer euch bisher gefallen,
Und euer Wachsthum unterſtützt:
Rühmt eures Gottſcheds Muth und Gaben,
Und was Natur und Fleiß in ihm gewirket haben.

Schau du Regent der Sternen
Mein Ungemach von fernen,
Die Sonn, Saturn und Mercuri
Mit Mars und Mond ſtehn feindlich hie
Mich wegzujagen
Den Sieg abzuſchlagen
Da ich alleine dieſes ſeine
Licht, zuerſt beehren will.

Jupiter ſagt: ſie begehre zu viel, daß ſie allein das Wort führen wolle; der ganze Götterchor ſoll anſtimmen; jedoch ſolle die Liebe verſingen. Venus iſt ſehr froh, daß ſie doch einigermaßen ihren Willen hat, und ſagt:

Ach! ja will mich bemühen
Dieß Licht auf mich zu ziehen
O! Gnaden-Stern beſcheine mich
Aus reinſter Liebe grüß ich dich.
Erſchalle nun, ein Freuden-Chor
Ich Liebe ſinge vor.

Indem nun das Götterchor eben anfangen will; ſo kömmt der Genius Collegii dazwiſchen, und ſagt: Sillite Phonaſci! ſat concertatum! Quisque Planetarum, incumbentem praerogativam habet, honorandi ingreſſam, Sileſiae Horizontem, Lucem Sereniſſimam. Comprehendit et Illa Una, quidquid virtutum reſplendet in Planetis ſingulis. In omnibus Sereniſſimis Anteceſſoribus diſperſos ſplendores, Una, Collectos gerit. Hoc Genii devotiſſima ſubmiſſione, ſuccincte exponite.

Hier-

Hierauf folgen die ſymboliſchen Lobſprüche aller Regenten des preußiſchen Hauſes von Friedrich dem I. Churfürſten an, bis auf den jetzigen König; unter welchem einige ſehr glücklich überſetzt ſind. Z. E.

Fridericus I. Elector I.

Venerabilis! Ingens.
Auſpicium decoris, terraeque repertor opimae.
Die Chur er erſtlich übernahm
Und Deutſchlands Marck zum Lohn bekam.

Fridericus II. Ferreus. Elector II.

Regalis, Contemptor ferreus, auri.
Dem Eyſen, nicht dem Geld,
Sind tapffre Helden hold.

Joachimus II. Elector VI.

Haud armis ulli, aut pictate Secundus.
An Großmuth und Gottſeeligkeit
Zu gleichen jedem ſeiner Zeit.

Joannes Georgius. Elector VII.

Quo non praeſtantior alter.
Mit großen Tugenden geſchmückt
Von Gott vielfältiglich beglückt.

Auf dieſen Schlag ſind ſie alle. Zuletzt wird in acht lateiniſchen Verſen geſagt, daß der jetzige König alle ſeine Vorgänger bey weitem übertreffe; und damit ſolches von jedermänniglich geglaubt werde, ſo lieſt man es in einer deutſchen Ueberſetzung von ſechzehn Zeilen: dabey auch das 23 Capitel des 2 Buchs der Könige mit angeführet worden. Endlich

lich kömmt das Schlußchor dran, mit welchem wir gegenwärtige Nachricht beſchließen, und allen wahrhaftig großen Printzen anwünſchen wollen, daß ihr Lob vor dergleichen poetiſchen Entheiligungen bewahret bleiben möge.

Schluß-Chor.

Alſo ſcheine, alſo glänze zeige deine Strahlen
Denen, die durch Ehr und Liebe ihre Treu bezahlen.
Ach göune dein Gnaden-Licht
Verbünd uns mit neuer Pflicht
Beglück unſer Wohlſeyn
Durch deinen Gnaden-Schein.

Allſtets wird dein Cron und Scepter unbeweglich ſtehen,
Allen Land- und Völckerſchafften neues Heyl aufgehen,
Dein Nahm wird in Gold gelegt
Dem Ceder ſchon eingeprägt
Beglück unſer Wohlſeyn
Mit deinem Gnaden-Schein.

* *

V.

Von den Vorrechten der rechten Hand. (*)

Die Liebe zur Billigkeit hat ſoviel Gewalt über das Herz des Herrn Morin, daß er nicht ohne Widerwillen die Ungleichheit erdulden kann,

(*) Siehe Hiſtoire de l'Acad. Roï. des Inſcript. et belles Lettres T. II. p. 95 ſeqq.

kann, welche die Gewohnheit, die Vorurheile, oder die Erziehung unter der rechten und linken Hand eingeführet haben. Man durchsuche doch, sagte er, im 1713ten Jahre in einer seiner akademischen Vorlesungen, alle Jahrbücher; man durchwühle alle Archive, so wird es einem schwer fallen, Stellen zu finden, welche der rechten Hand irgend ein Vorrecht über die linke ertheilen. Die rechte Hand ist zwar, wie man voraus setzt, schon im Besitze; allein dieser Grund thut gelehrten Leuten keine Genüge: vor ihren Richterstühlen hat dieses scheinbare Recht, ohne Beweis, nicht mehrere Kraft, als das Recht der Dienstbarkeit bey den Rechtsgelehrten hat. In der Critik giebt es keine Verjährung. Die Schutzpatroninn des menschlichen Geschlechts beschützet selten die Wahrheit, aber wohl oftmals den Irrthum und die mit Gewalt entrissenen widerrechtlichen Vorzüge. In der Litteratur, in der Naturkunde, und vielleicht noch anderwärts, giebt es hundert Beyspiele davon: und es könnte wohl seyn, daß eben diese Gewohnheit in ihren Aussprüchen zum Vortheile der rechten Hand, nichts gegründeter wäre; wie man bald aus Proben sehen wird, die aus dem natürlichen, bürgerlichen und Kirchenrechte gezogen worden.

Es ist eine gewisse und erwiesene Wahrheit, daß die Natur, gleich einer weisen Mutter, ihre Gaben, den gepaarten Gliedmaßen eines richtig gebildeten Körpers, mit einer vollkommenen Gleichheit ertheilet. Das rechte Ohr höret nicht deutlicher, als das linke. Das linke Auge theilet die sichtbaren Stralen

len mit seinem Nachbar gleich: und wenn sich ja zuweilen der rechte Fuß den Vortritt vor dem linken herausnimmt; so giebt es hingegen wichtige Vorfälle, wo er ihm ohne alle Weitläuftigkeit den Rang läßt. Der erste kann sich allerdings rühmen, daß er einen guten Theil des Fußvolks für sich habe; allein der andre hat außer allem Streite die ganze Reiterey für sich. Bey der Zergliederung ordentlich gebildeter Kinder, bemerken die Kunstverständigen keinen merklichen Unterschied unter den Nerven, Mäuseln, und den Gefäßen der doppelten Theile; und wenn diese Beobachtung bey älteren Körpern keine Statt mehr findet: so ist solches eine Folge des Misbrauchs, der uns dem Zwange unterwirft, alles mit der rechten Hand zu thun; und die linke fast in einer beständigen Unthätigkeit zu lassen. Hieraus aber folget ein viel stärkerer Zuschuß der Nahrungssäfte, zu dem Theile, der immerfort in Bewegung ist, als zu dem ruhenden. Gleichwohl findet man, trotz allen diesen Anstalten, oftmals widerspänstige linke Hände, die sich ihres Rechts bedienen, und sich gegen diese Tyranney der Erziehung und Gewohnheit auflehnen. So machte es die linke Hand Kaisers Cajus Tibers, dem die Geschichtschreiber maiorem sinistrae agilitatem beylegen: so machen es die Hände unzähliger linkschen Leute von allerley Ständen und Zeiten. Die berühmtesten Zergliederer behaupten auch, daß von Natur alle Menschen geneigt sind, sich beyder Hände, sonder Unterschied, zu bedienen; und daß, wofern sie eine mehr brauchen als die andre, solches

eine bloße Wirkung der Erziehung sey. Sie setzen sogar noch hinzu, es wäre zu wünschen, daß anstatt, daß man die Kinder strafet, wenn sie bald eine, bald die andere brauchen, man sie lieber bey Zeiten gewöhnen sollte, sich der natürlichen Ambidexteritaet zu bedienen, welches ihnen in ihrem Leben wichtige Dienste thun würde. Diesen Herren, die als Kunstverständige davon reden, kann man schon trauen, denn sie gründen sich noch darzu auf die eigene Erfahrung; weil sie nach den Regeln ihrer Wissenschaft, die künstlichsten Operationen mit beyderley Händen müssen zu machen wissen. Plato redete und dachte schon zu seiner Zeit eben so von der Sache, (de Leg. Lib. 3). Er verwarf den Vorzug sehr, mit welchem man die rechte Hand, zum Schaden der linken, beehrte; und behauptete, daß die Menschen in diesem Stücke ihr eigen Bestes nicht verstünden, sondern unter dem schlechten Vorwande des guten Anstandes, sich selbst des Nutzens beraubten, den sie bey tausend Gelegenheiten aus dem Gebrauche beyder Hände ziehen könnten.

Allein, wenn gleich die alten Griechen sich hierinn vernachläßiget haben, so darf man schließen, daß die übrigen Völker ihren Vortheil besser werden inacht genommen haben. Es scheint auch in der That, daß bey ihren Kriegesheeren die vornehmsten Soldaten, ihre Pickenierer, ihre Hellebardierer, diejenigen, die die erste Linie ihrer Geschwader ausmachten, mit beyden Händen gleich fertig seyn mußten.

In

In dem 2ten Buche der Richter (20 Cap. 16 v.) wird angemerkt, daß bey einer wichtigen Gelegenheit, der Stamm Benjamin ganz allein siebenhundert tapfere Kriegsknechte geliefert, die mit der linken und rechten Hand gefochten: und in der römischen Geschichte wird der Klopffechter gedacht, die eben so abgerichtet gewesen. Es ist also sehr zu verwundern, daß man in diesen letzten Jahrhunderten, in welchen man die Kriegskunst so sehr verbessern wollen, sich nicht auch beflissen habe, die Ambi-dexteritæt zu erneuern: welche denenjenigen, die sich ihrer recht zu bedienen wüßten, einen großen Vorzug ertheilen müßte. Dem sey wie ihm wolle, das Vorurtheil der Gewohnheit hat uns so mit dahin gerissen, daß Montagne in dem Leben Heinrichs des IV. bemerkt: dieser große Prinz habe fünf seiner guten Unterthanen, von seiner Leibwacht weggejagt, weil sie links gewesen. Doch dieß ist nicht das erste mal, daß ein herrschendes Vorurtheil, welches sich auf die Gewohnheit gründet, das Vorrecht über die Natur und gesunde Vernunft gewonnen.

Zu allen diesen Beweisen kann man noch das Beyspiel der neuentdeckten Völker, und im Nothfalle, auch das Exempel derer Thiere hinzufügen, die die Ehre haben, uns im Absehen auf die Gartigkeit so ähnlich zu seyn. Man weis nämlich, daß alle beyde, von diesen zweyen Werkzeugen, ohne alles Bedenken und ohne Unterschied, einerley Dienstleistungen erhalten. Und wie viel Leute sieht man überdieß nicht täglich, die das Unglück gehabt haben, die rechte Hand zu verlieren: deren linke Hand

aber alle Verrichtungen, die ſonſt noch ſo genau der rechten allein vorbehalten ſind, überaus wohl bewerkſtelligen; nicht einmal das Schreiben und Malen davon ausgenommen. Hieraus nun läßt ſich leichtlich der Schluß machen, daß, dem Vorurtheile und Anſehen ungeachtet, und wenn man bloß die Natur zu rathe zieht, die linke Hand im mindeſten nicht ſchlechter ſey, als die rechte.

Im bürgerlichen Rechte ſcheint die Sache etwas ſchwieriger zu ſeyn. Man kann nämlich nicht leugnen, daß nicht eine faſt allgemeine Gewohnheit der rechten Hand günſtig ſey. In unſerer und aller Völker Sprache klingt ſchon alles böſe, was links iſt: dahingegen die Dexterität alle Anmuth des Geiſtes und Leibes in ſich faſſet. Alle ehrenvolle Vorrechte, ſcheinen unveränderlich mit der rechten Hand verknüpfet zu ſeyn, und zwar nicht nur in dieſer, ſondern ſo gar auch in jener Welt: da es gewiß iſt, daß die rechte Seite für die Auserwählten; die linke aber für die Verdammten, beſtimmet iſt. Gleichwohl hat dieſe unglückliche Hand hier und dar ihre Anhänger gefunden. Xenophon berichtet uns, daß der große Cyrus diejenigen, die er ſeiner beſondern Gnade gewürdiget, an ſeine linke Seite geſtellet; und dieſes darum, weil dieſe Seite den Anfällen mehr ausgeſetzt iſt, als die andere. Auch heute zu Tage iſt ſie noch der Platz der Lieblinge und Standesperſonen bey den Türken, Perſern, und allen morgenländiſchen Völkern. Einige neuere Gelehrten haben ſogar das Herz gehabt zu behaupten, daß bey den alten Griechen und Römern, die linke Hand

die

die rechte Ehrenſtelle geweſen, und haben deswegen eine groſſe Menge von Zeugniſſen angeführet, die die Sache zu ihrem Vortheile zu entſcheiden ſcheinen. Es iſt wohl wahr, daß Juſtus Lipſius ſie mit groſſem Stolze widerleget hat, und zwar mit gegenſeitigen Zeugniſſen, die ſonnenklar und ohne Ausnahme zu ſeyn ſcheinen. Allein der berühmte Pater Sirmond. ein vortrefflicher Kunſtrichter, hat, nachdem er die Sache als ein unparteyiſcher Richter unterſuchet, ſich nicht anders zu helfen gewußt, um beyderſeits Beweiſe zu vereinigen; als daß er vorausſetzt: daß, ſowohl zu den damaligen Zeiten, als noch jetzo, wenn man geht oder ſpazieret, ja zuweilen auch beym Sitzen, weder die rechte noch die linke Hand die Ehrenſtelle beſtimmet; ſondern, was man das beſte Pflaſter, oder die obere Stelle nennet, welche ſich nach der verſchiedenen Lage der Oerter richteten. So daß, nach ſeiner Meynung, der Comes interior allezeit derjenige geweſen, der an der Mauer gegangen, oder den beſten Platz eingenommen; eine Entſcheidung, die ziemlich rechtsverſtändig zu ſeyn ſcheint, und beyde Hände in ihrem natürlichen Gleichgewichte läßt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch allezeit gewiß, daß die linke Seite, zu Zeiten Salomons, die Seite der Ehren, ja was noch mehr iſt, des Reichthums, geweſen: in ſiniſtra ejus gloria et divitiae; und daß bey den Römern, nach dem Makrobius, die linke Hand, inſonderheit der Gerechtigkeit gewidmet geweſen: Siniſtra manus aequitati aptior, quam dextera. Daher ließen ſie unfehlbar vor ihren Ge-

richtsbänken die rechte Hand den Anklägern, deren Amt allezeit als verhaßt angesehen worden, und die linke den Angeklagten, deren Sache an sich selbst vortheilhafter und des Mitleidens würdiger ist.

Endlich hat sich, fuhr Herr Merin fort, das canonische Recht zu allen Zeiten für die linke Hand erklärt, ohne selbst die Zeit des alten Gesetzes davon auszunehmen. Diese Wahrheit erhellet aus einer von den Entzückungen des Zacharias, wo dieser Prophet erzählet, daß er den damaligen Hohenpriester Jesus gesehen, wie er vor einem Engel gestanden, und daß Satan zu seiner Rechten gewesen. Dieß ist ein Traumgesichte, wird man sagen: immerhin! Allein es ist von einem Propheten, und bey solchen Träumen muß alles regelmäßig seyn. Wäre nun die Rechte die Oberhand gewesen, wie hätte man sie dem bösen Feinde einräumen können? Der Hohepriester! unter dem Teufel? Das wäre eine ungeheure, ärgerliche, ja gar gotteslästerliche Entehrung gewesen, wenn hier anders die Rede vom Meßias ist: wie die meisten Ausleger wollen; welche behaupten, daß dieser Hohepriester ein Typus oder ein Vorbild desselben gewesen.

Man kann auch noch hinzu setzen, daß bey den alten Griechen und Römern, die günstigen Vogeldeutungen von der linken Seite gekommen: und es scheint, daß sie gar in den feyerlichen Zusammenkünften die Ehrenstelle gewesen; wie man aus der Beschreibung ersehen kann, die uns Herodian von der Einweihung der Kaiser hinterlassen hat. Nachdem er gesagt, daß man die von Wachs verfertigte

Figur

Geehrter, ſchau, die Poeſie
Fängt an, und ſtimmet Harf und Leyer,
Und ſingt und ſpielt von Trieb und Feuer,
Von Geiſt und Witz, von Fleiß und Müh:
Die holde Svadà läßt uns wiſſen,
Wie hoch ſie deinen Vortrag hält,
Wie lieblich deine Worte flieſſen,
Was ihr an deiner Kunſt gefällt.
So wird durch beyder Fleiß geprieſen,
Was deine Hand, dein Kiel, in Buch und Schrift gewieſen.

Was ſoll demnach das ſchwache Lied,
Das von uns angeſtimmet worden?
Was hilft und nützt es, daß unſer Orden
Sich ſorgſam um dein Lob bemüht?
Die Künſte, denen du geſchworen,
Sind ſelbſt auf deinen Ruhm bedacht,
Worzu dich das Geſchick erkohren,
Wird ſelbſt durch ſie bekannt gemacht,
Wenn der Hof dich ſchmückt und zieret,
Das hat ſie ſelbſt erfreut, ermuntert und gerühret.

Die

Figur des Prinzen auf einen Altar gestellet, so setzt er hinzu, daß der Senat, der die vornehmsten Stellen einnehmen sollte, indem er im Interregno die Macht und Majestät des Reichs in Händen hatte, mit allen hohen Bedienten der Republik zur linken, das Frauenzimmer aber zur rechten Hand gesessen.

Die ersten Christen hielten es in ihren Kirchen eben so (Baron. Ann. 10. p. 293): allwo die zwey Geschlechter, welche durch Gatterwerk unterschieden waren, das weibliche allezeit zur Rechten, und das männliche zur Linken saß. Eben diese Ordnung ward in den Concilien beobachtet; weil in dem Nicäischen, welches der große Constantin berief, die Legaten des Pabstes diesem Kaiser zur Linken, und zur Rechten die Patriarchen von Antiochien und Jerusalem gesessen, die doch das Ansehen des Stuhls zu Rom, niemals bestritten haben. Endlich so ist in allen katholischen Kirchen, die linke Seite, die Evangelienseite, die doch unendlich ehrwürdiger ist, als die Epistelseite. Ja in einer der ansehnlichsten Provinzen von Frankreich, deren Gewohnheiten man einhällig weise nennet, sind die Ehrenstellen in der Kirche noch mit der linken Seite, mit der Evangelienseite verknüpfet. Gehen die andern Kirchen von dieser Gewohnheit ab; so geschieht es darum, weil sie sich der Mode und den Grundsätzen der Zeit, zum Nachtheile des ehrwürdigen Alterthums bequemen.

Was sollen wir nun aus diesem allen schließen? Daß die linke Hand über die rechte gehen soll, oder

daß ſie wenigſtens eben ſo viel gelte? Nein, in dieſer Abſicht hat Herr Morin dieſe Abhandlung nicht aufgeſetzt: die geſunde Vernunft und das menſchliche Geſchlecht ſind ihm viel zu lieb dazu, als daß er beyder Grundſätzen ſchnurſtracks entgegen laufen ſollte. Er ſieht es gern, daß beyde Hände an ihrem Orte und bey ihren Vorrechten bleiben: er begehrt keine Aenderung, er erlaubet nur der linken Hand, daß ſie durch eine nützliche Nacheiferung, ſich, wofern ſie kann, die Geſchicklichkeit, Stärke, und Fertigkeit der Rechten erwerbe; ja er vermahnet ſie inſtändigſt dazu. Und wie ſollte ſie nicht auch von freyen Stücken, und mit guter Art dasjenige thun, was ſie wohl zuweilen durch die Noth gezwungen, thut? Sieht man denn nicht täglich, daß ſie der rechten Hand auf mechaniſche Weiſe ein Gleichgewicht machen hilft, dadurch die ganze Maſchine geſichert wird? Und ſie verrichtet dieſes gemeinſchaftliche Amt gewiß mit eben ſo großer Geſchicklichkeit als ihre Schweſter.

* *

VI.

Fortſetzung der überſetzten horaziſchen Satire, Damaſippus.

Sterrinius redet noch:

Der ſtinkend geizige Opimius, der ſeines Silbers und Goldes, das er unter zehn Schlöſſern zu Hauſe verwahret, wenig froh geworden,

werden, war nicht anders gewohnt, denn aus einem campanischen irdenen Becher, schlechten Landwein, der in dem Vejentanischen (einem Gebiete von Hetrurien) wächst, so gar bey seinen Festen zu saufen; an Werkeltagen aber behalf er sich gar mit verdorbenem liederlichem Zeuge. Dieser Opimius war einst in eine tiefe Schlafsucht verfallen; als sein Erbe schon ganz erfreut und frohlockend um jenes Geldkasten herum lief, und sich nach den Schlüsseln umsah. Allein sein ehrlicher sorgfältiger Arzt ermunterte ihn auf folgende Art. Er ließ ohne Verzug einen Tisch (zu seinem Bette) hinsetzen, schüttelte Geldsäcke darauf aus, und stellte verschiedene Leute dazu, die solches zählen mußten. Durch dergleichen Lärmen brachte er so viel zu wege, daß jener sich in die Höhe richtete. Darauf redete er ihn also an: wofern du das Deine nicht verwahrest, so wird dein gieriger Erbe alles dieses stehenden Fußes hinwegnehmen. Noch bey meinem Leben? (schrie der Patient laut.) So ermuntre dich denn (antwortete dieser) damit man sehe, daß du lebest; und siehe hier zum Rechten. Was willst du denn, (fragt Opimius?) Wofern du nicht was von Speise zu dir nimmst, (erwiderte der Arzt) und dem gänzlich geschwächten Magen nicht durch kräftige Stärkungsmittel wieder zu statten kömmst: so wird dir das Blut in den Adern erstarren .... Zauderst du noch? Mache einmal fort: nimm diese Reißbrühe so gleich zu dir. Was kostet der Reiß? (fragte der Patient.) Antw. Nur wenig. Wie viel denn? (Antw.) Etwa drey gute Groschen. He! wenn ich denn ja verderben soll, was

liegt mir daran, ob ſolches durch Krankheit, oder Dieberey, oder durch andere Beraubung geſchehe?

Damaſipp. Wen nenneſt du alſo recht geſcheid?

Stertin. Den, der kein Phantaſt iſt.

Damaſipp. Was iſt denn der Geizige für einer?

Stertin. Ein Phantaſt, und noch wahnwitzig zugleich.

Damaſipp. Wie aber? wenn er nicht geizig iſt, iſt er denn darum ſo fort geſcheid?

Stertin. Mitnichten.

Damaſipp. Warum nicht, mein großer Stoiker?

Stertin. Ich will dirs ſagen. Stelle dir vor, der geſchickte kaiſerl. Leibarzt Craterus hätte geſagt: der und der Patient habe kein Herzwehe, oder keinen Magenkrampf. Und du ſagteſt ihm: ſo befindet er ſich denn wohl? Wird er bald wieder auf den Beinen ſeyn? So wird Craterus antworten: das folge daraus eben noch nicht: denn er hat heftiges Seitenwehe oder Nierenſchmerzen. Alſo: dieſer oder jener iſt weder meyneidig, noch filzig: ſo mag er den Hausgöttern (deren Mutter, Mania, die Unſinnigkeit vertreibt) entweder zum Dank- oder zum Verſühnopfer, ein Schwein zum Schlachtopfer bereiten. Allein er iſt ehrgeizig, und nimmt eines auf die Hörner: ſo mag er eine Reiſe nach Anticyra, (ſich Hirnkraut zu hohlen) wagen. Denn iſt eine Dummheit nicht eben ſo gut, als die andre? ob man das Seinige vergeudet, und ins Verlies wirft, oder ob man ſich von ſeinem Vorrathe gar nichts zugute werden läßet? Man ſagt, Servius Oppidius, der ziemlich großen Reichthum beſaß, ſoll zu Canu-

ſium

ſuum (einer Stadt in Apulien) ſeine zwey alte ſteuerfreye Stammgüter ſeinen beyden Söhnen zugeſchlagen, und ſie auf ſeinem Sterbebette, als er ſie vor ſich berufen, alſo angeredet haben: Mein Sohn Aulus, nachdem ich in deiner Jugend, dich Knöchel, und Nüße nachläßiger weiſe in der Taſche tragen geſehen, und wahrgenommen, daß du dieſelben weggeſchenket, und an deine Cameraden verſpielet; bey dir hingegen, mein Sohn, Tiberius, allezeit bemerket, daß du ſelbige fleißig gezählet, und mit großer Sorgfalt an verborgene Oerter verſtecket: ſo habe ich beſorgt, ihr möchtet beyde auf zweyerley ausſchweifende Thorheiten, die einander ſchnurſtracks entgegen ſind, verfallen; du, nämlich Aulus, dem verſchwenderiſchen Nomentanus; und du, Tiberius, dem ſchlimmen Wucherer Cicuta nacharten. Weswegen ich euch bey unſern Hausgöttern beſchwere, und bitte, dich, Aulus, daß du das, ſo ich dir nachlaße, nicht verſchleudern, dich aber, Tiberius, daß du, was dein Vater dir für hinlänglich genug zu ſeyn erachtet, und womit die Natur ſich begnüget, nicht durch Geiz und Schindereyen zu mehren ſuchen wolleſt. Ueberdem ſollt ihr beyde mir eidlich angeloben, daß ihr euch durch den Kützel eitler Ehre nicht wollet verleiten laſſen (nach irgend einer obrigkeitlichen Bedienung zu ſtreben). Wer von euch beyden, nach einem Policeyherrn- oder Stadtrichteramte ringen wird, auf den lege ich hiermit meinen Fluch, und erkläre ihn des Rechtes, über ſeine Güter zu ſchalten, unfähig. Sollteſt du, närriſcher Schlingel, damit du auf dem großen Platze breit einher ſtolziren, und Figur machen,

chen, oder dir eine von Erz gegoſſene Ehrenſäule aufrichten mögeſt, durch Spendirungen an das Volk, als Erbſen, Bohnen und Wickenſtreuen (um dadurch ein Amt zu erſchnappen) dein Haab und Gut verbringen, und deiner väterlichen Erbländereyen und Nachlaſſenſchaft an baaren Mitteln dich entblößen? Etwa damit dir, wie (des Auguſtus ſeinem Eidam) dem Agrippa, nur ein gleicher Zuruf von dem Volke zu Theil werde? Du elender Burſch! daß du doch wie (dort in der Fabel) der ſchlaue Fuchs (oder vielmehr der dumme Eſel) dem großmüthigen wirklichen Löwen, durch dergleichen angelegte Haut nachzuahmen ſucheſt!

O! Agamemnon, du Enkel des Atreus, warum verwehreſt du, daß jemand, auch Teucer nicht (ſeinen Bruder) den Ajax (der ſich ſelbſt entleibet hat) zur Erden zu beſtatten verlange.

Agam. Weil ich König bin.

Stertin. So darf ich, als ein ſchlechter gemeiner Mann, auch wohl nicht weiter nachfragen.

Agam. Ich thue daran nicht mehr, denn recht, wenn ich ſo was befehle: und wenn ich jemanden darinn widerrechtlich zu handeln ſcheine, ſo erlaube ich ihm, frey und ungeſcheut ſeine Meynung zu ſagen.

Stertin. O! größter Monarch, die Götter verleihen dir, daß du nach erobertem Troja, die Flotte der Griechen unbeſchädigt und ſieghaft heimführen mögeſt. Vergönneſt du mir demnach, dir noch eine Frage vorzulegen, und gleich darauf ſelbſt Antwort zu ertheilen?

Agam.

Agam. Rede nur kecklich.

Stertin. Warum muß denn Ajax (Telamons Sohn) der gröſte Held nach dem Achilles, und der dadurch, daß er den Griechen ſo oft aus der Noth geholfen, ſich einen ſo hochberühmten Namen erworben, unbegraben über der Erden verfaulen? Etwa damit die Trojaner, deine Feinde, und Priamus ſelbſt, mit ſeinem ganzen Hofe, ins Fäuſtchen lache, daß der ohnbeerdigt bleibt, durch welchen ſo viel tapfere junge Helden außer ihrem Vaterlande, ihr Grab gefunden?

Agam. Ja, ſetze noch hinzu, der in ſeiner ihn überfallenden Tollheit, (bey dem mit dem Ulyſſes über Achillens Waffen ihm mislungenen Streite) auf mehr denn tauſend Schafe erſchlagen, und überlaut ausgerufen: er erwürgte anjetzo den berühmten Ulyſſes, den Menelaus (meinen Bruder,) und mich ſelbſt.

Stertin. Aber, aber! Da du bey Aulis, dem böotiſchen Hafen, als die Flotte der Griechen von widrigem Winde aufgehalten, und wegen eines der Dianen geweiheten, von dir erlegten Hirſches mit einer Peſt heimgeſucht wurde, deine liebſte Tochter Jphigenia, (die als das ſchönſte im Reiche das Jahr aufgekommen, zum Gelübde) an ſtatt der Hindin vor den Altar brachteſt, und du ihr Haupt auf eine unverantwortliche Weiſe, wie ein Opfer, mit Brandmehl und Salz beſtreueteſt: wo blieb da auch die Richtigkeit deines Verſtandes?

Agam. Was ſoll das heißen?

Stertin. Denn was hat Ajax dadurch, ehen

groſſes

großes begangen, daß er in der Tollheit das Vieh mit dem Schwerte niederhieb? Er hat ſich doch gleichwohl weder an ſeiner Gemahlin, der Tecmeſſa, noch an ſeinem Sohne dem Eurysaces vergriffen, und Hand an ſie geleget. Dir hingegen und deinem Bruder dem Menelaus, als Atreus Enkeln, nur alles Uebel an den Hals gewünſchet; und weder dem Teucer ſeinem Bruder, noch dem Ulyſſes (ſo erbittert er auch auf ihn war) Gewalt angethan.

Agam. Ich aber, damit ich die im Hafen aufgehaltenen Schiffe von dem unglückſeligen Ufer fortbrächte, habe aus weiſer Vorſicht die Götter durch Blut verſöhnet.

Stertin. Ja warum nicht lieber durch dein Blut, du raſender Menſch?

Agam. Freylich durch mein Blut; aber nicht aus Aberwitz.

Stertin. Wer aber durch falſchen Wahn, der einigen Schein der Wahrheit und Unſchuld hat, jedoch mit Laſtern beſudelt, ſich leiten läßt, der kann für nichts anders, als für verrückt im Kopfe, gehalten werden: und es iſt einerley, ob einer aus Bewegung ſeines verdorbenen laſterhaften Naturels, oder durch Uebermeiſterung des Zorns, wie Ajax dazu gebracht, ſich vergeht. Iſt Ajax darum ein Narr, weil er ſich über unſchuldige Schafe hergemacht, ſie zu erwürgen? Wie willſt du denn vor der Welt für einen vernünftigen Mann gelten, wenn du eitlen Ruhms halber (und nur um Admiral über 1200 Kriegs-Schiffe, und oberſter Befehlshaber über eine Armee von 120000 Mann, ja ein König der Könige zu heißen,)

ſſen,) aus freyem Triebe, ein abſcheuliches Laſter begehſt, (das wider alle Vaterliebe ſtreitet?) Und iſt denn Herz von aller Laſterſchuld frey, wenn es vom Hochmuthe aufgeblaſen iſt? (Ich will dir nur eines zu überlegen geben.) Wann einer ein liebenswürdiges Schäfchen in ſeinem Tragſeſſel allezeit um und an ſich hätte, (das in ſeinem Schooße ſchliefe) das er wie ſeine Tochter kleidete, ihm Aufwärterinnen zugäbe, auch einen Brautſchatz auswürfe, es ſein Püppgen, ſein liebſtes Töchterchen nennete; ja es einem vornehmen friſchen Manne zur Frau beſtimmete: ſo würde der Stadtrichter (kraft des Geſetzes der XII Tafeln) ſolchem Manne, als einem wahnwitzigen, alles Recht ſeine Güter zu verwalten, abſprechen; auch die Anverwandten, als vernünftigere Leute, zu Vormündern über ihn, ohne Bedenken beſtellen. Wie? wenn nun jemand ſeine Tochter, an ſtatt des ſtummen unmündigen Schäfchens (wie du gethan) zum Opfer beſtimmete, und dem Tode überantwortete, könnte der bey dir wohl für recht geſcheid gelten? Das wirſt du doch gleichwohl nicht in Abrede ſeyn können. Derohalben iſt offenbar, daß, wo eine mit Tücken vermengte Thorheit einem im Herzen ſtecket, da iſt der höchſte Grad der Unſinnigkeit vorhanden. Wer böſe und laſterhaft lebet, der iſt auch eben dadurch ſchon toll und unſinnig: und wer ſich von dem Glanze einer zerbrechlich nichtigen Ehre, und eines großen Namens vor der Welt, träumen läßt, um deſſen Scheitel donnert die Kriegsgöttinn Bellona mit Blutvergießen und Morden, (und hat ihre Freude daran, wenn ſie ſeiner Vernunft die Ueberlegung raubet.)

Nun

Nun erwege einſt mit mir die liederliche Lebensart der Schlemmer, und unter andern des Nomentanus ſeine. Ich will dir mit guten Gründen beweiſen, daß ein liederlicher Verſchwender eben ſo gut wahnwitzig iſt, als andere. Dieſer hat nicht ſo bald die fette Erbſchaft von 1000 Talenten (oder 600000 Thalern) als ſeinem väterlichen Nachlaß in Händen; als er ſogleich überall ankündigen läßt: daß Fiſcher, Obſthöcker, Jäger, Spezereykrämer, und alles liederliche Geſindel aus der Tuſciſchen Straße, (zwiſchen dem Schloße und dem Capitol;) Gaukler und allerhand Narrengeſchmeiß, Paſtetenbecker und Wurſtmacher; in Summa, der ganze Naſch- und Fleiſchmarkt, des Morgens früh bey ſeinem Aufſtehen vor ihm erſcheinen möchten. Was geſchieht? Sie kommen in Menge angeſtiegen. Der Kuppler (oder Hurenwirth, als der beträchtlichſte von dieſem Truppe,) führte das Wort für ſie: Alles was in meinem Vermögen iſt, was auch ein jeder von dieſen wackern Leüten hier, beſonders in ſeinem Hauſe hat, das ſteht dir zu Dienſten, als wäre es dein eigen. Du haſt nur zu befehlen: anjetzo den Augenblick, oder morgen, (ſo ſoll alles bereit ſeyn.)

Nun höre, was der gutherzige Burſch (auf dieſes Erbiethen) geantwortet.

Du (armer Jäger) mußt ſo manche liebe Nacht in den Bergen und Wäldern von Lucanien, es mag noch ſo kalt, und voll Schnee ſeyn, in naßen Stiefeln ſchlafen; damit du mir nur einen Wildſchweinsbraten auf meine Tafel lieferſt. Du Fiſcher, mußt im Froſte und harten Winter dich aufs ſtürmiſche Meer wagen,

* *

Die XXV. Ode.

Als

Hr. M. Chriſtian Clodius

das Rectorat in Annaberg antrat.

J. R. der deutſchen Geſellſch.

M. Heinr. Gottlob Schellhafer.

Wie? deutſche Muſen, wollt ihr fliehn,
So bald ſich Neid und Misgunſt regen?
Wollt ihr den Lorber euch entziehn,
Und um der Smähſucht Schläfe legen?
Seht! wie der Spötter hönſch lacht,
Der eure Furcht zum Siege macht,
Und pralt, ſie ſind ſchon überwunden?
Verzieht, hemmt die verzagte Flucht,
Es flieht die freche Tadelſucht,
So bald ſie einen Feind, der widerſteht, gefunden.

Doch wie? ihr weicht, ihr eilet fort,
Itzt, da wir euch erſt kennen lernen?
Iſt dieß das uns gegebne Wort,
Euch niemals von uns zu entfernen?
Sagt, welcher Pan hat euch erſchreckt?
Was habt ihr doch an uns entdeckt?
Will keiner euren Werth erkennen?
Nimmt euch denn gar kein Deutſcher wahr?
Raucht nicht noch itzo der Altar,
Worauf, zu eurem Dienſt, die reinen Opfer brennen?

wagen, mir ſo manch gut Gericht Seefiſche zu fangen, indeſſen daß ich fauler Menſch, in weichen Betten der Ruhe pflege: ich bin nicht werth, daß ich ſo viel Reichthum allein beſitze, (ohne mit euch zu theilen.) Siehe da, Jäger, da haſt du 1000000 Seſterzen. (33333 rthl.) Da, Fiſcher, haſt du eben ſo viel; du Gelegenheitmacher aber dreymal ſo viel, dafür, daß du (ſo manche hübſche Sclavin, oder allenfalls) deine Frau, mitten in der Nacht, ſo oft ich ſie ruffen laſſe, hieher laufen läſſeſt, und mir zu Dienſte hältſt.

Der ungerathene Clodius, des Tragödienſchreibers Aeſopus Sohn, hat eine Perle von ſehr großem Werthe, die er der Cäcilia Metella, von welcher er ſehr geliebet wurde, vom Ohr abgenommen, in Eſſig aufgelöſet: damit er nämlich das Vergnügen hätte, einen Biſſen, der eine Million Seſterzen werth war, auf einmal zu verſchlucken. Iſt das nicht eben ſo thöricht gehandelt, als wenn er ſo viel an Gelde in einen Fluß, oder in den Koth geworfen hätte?

Die Söhne des Quintus Atrius, ein paar ſehr artige Schlingel, die ihrer Liederlichkeit u. Leichtſinnigkeit, ihrer Narrenpoßen und Bübereyen halber bekannt, und als Zwillinge ſich einander ſehr gleich waren, pflegten ſich mit Nachtigallen, die ſie ſehr theuer zuſammen kaufen mußten, (wider die Gewohnheit der Römer) zu Mittage zu bewirthen. Zu was für einer Claße ſoll man dieſe wohl rechnen? Soll man ſie unter vernünftige Leute zählen, oder in die Reihe der Erznarren ſetzen?

Wenn ein alter langbärtiger Mann darinn ſein

Vergnügen ſuchte, daß er wie die Kinder, Kartenhäuſer bauete, Mäuſe, an ſtatt der Pferde, vor ein klein Wägelchen ſpannete, auf gerade oder ungerade ſpielete, auf einem langen Stecken ritte: von dem könnte man nicht anders ſagen, als daß es ihm im Gehirne ſpucke. Wenn nun die Vernunft es unleugbar ergiebt, daß Lieben weit kindiſcher, als ſo was iſt; und es gleich viel iſt, ob man ſolche Spiele, die man trieb, als man drey Jahr alt war, vornimmt; oder ob man aus Liebe bey ſeiner Gebietherin ängſtliche Thränen vergießt: ſo frage ich, ob du wohl das thun würdeſt, was Polemon ehedeſſen that? der (nachdem er beſoffen und bekränzt, dem von der Nüchternheit und Mäßigkeit mit Eifer redenden Xenokrates in ſeinem Hörſaale zugehöret, von Stund an) ſein voriges Saufleben geändert: würdeſt du wohl die Zeichen deines Liebesfiebers, die Fußbinden, den Hüllemantel, die Halstücher, Schleyer und dergleichen Hudeley, ablegen, um ſolche in des Aeſkulapius Tempel aufzuhängen? So wie jener (betrunkene Polemon) ſich unvermerkt den Kranz vom Kopfe genommen, ſobald durch den lebhaften Vortrag des ſehr mäßig lebenden Lehrers, (als der zu Mittage niemals zu ſpeiſen pflegte) ihm ſeine Ungezogenheit verwieſen, und er auf andere Gedanken gebracht worden.

Reichet man einem Kinde, das ſich erboßet, Obſt und Früchte zu, ſo ſchlägt es ſie von ſich weg. Sagt man zu ihm: Nimm hin, mein Püppchen; nein, es läßt es wohl bleiben. Beut man es ihm denn nicht weiter an, ſo will es ſie dann erſt haben. Machts ein Liebhaber, (z. E. der Phädria beym Terenz) dem die

die Thais die Thüre vor der Nase zugeschlossen, wohl anders? wenn er mit sich selbst nicht eins ist, ob er, (wenn er geruffen würde) wieder zu ihr hingehen solle, oder nicht; ob gleich er den Weg dahin bald finden würde, wenn er nicht geruffen würde. Die Thüre ist ihm verhaßt, und dennoch kann er nicht davon wegbleiben. Wenn sie, spricht er bey sich, mich gleich jetzo von selbst zu sich beschiede, sollte ich wohl gehen? oder lieber darauf bedacht seyn, wie ich meinem tödtlichen Verdrusse (über sothanes Betragen) ein Ende machte? Sie hat mir die Thüre gewiesen; nun schickt sie wieder nach mir: soll ich wohl wieder hingehen? Fürwahr nicht, wenn sie mich noch so bittlich ersuchte. Schaue aber (den Parmeno) seinen Bedienten, wie weit klüger er sich hält, als sein Herr, dem er diese Lehre giebt: Eine Handlung, dabey weder Rath noch Maaß ist, noch Vernunft statt findet, läßt sich durch alle gute Verstellung und Ueberlegung öfters nicht zwingen. Bey Verliebten ist das ein Unglück, daß sie bald sich zanken und beissen; bald wiederum sich vertragen. Und wenn jemand diese veränderliche Dinge, die wie des Meeres Wogen durch blinden Zufall, in stetem Wechsel spielen, sich unternähme, zur Dauerhaftigkeit zu bringen, der würde darinn nichts weiters ausrichten; als wenn er die Thorheit mit der Vernunft auf eine beständige Weise miteinander zu verknüpfen suchte. Wie? wenn du Obstkörner ausmachtest, und die kindische Freude hättest, mit den vordersten zween Fingern gegen den Boden des Zimmers dieselben zu sprengen, (in Hoffnung, glücklich in deiner Liebe zu

werden,) wäreſt du wohl recht geſcheid? Wenn du aber, (um einem Frauenzimmer zu liebkoſen) auf deine alte Tage nun noch jung thun willſt, und mit verroſteter Stimme noch zärtliche Worte heraus zitterſt: wer iſt da wohl klüger, du oder ein Kind, das ſich Häuſerchen von Erde und von Leimen bauet? Zu dieſen kindiſchen Liebestherheiten kömmt noch öfters tolle Wuth und Blutvergießen, (als ordentliche Wirkungen derſelben) hinzu, wenn man (wider des Pythagoras Regel) Feuer mit einem ſpitzigen Dolche ſtöret.

Sage mir einmal, ein gewiſſer Marius, als er unlängſt ſeine von ihm liebgewonnene Buhlinn, die Hellas, (aus Zorn und Eiferſucht) ermordet, und darauf (vor Schmerz) von oben herab ſich den Hals abſtürzte, war der nicht verwirrt im Kopfe? Oder willſt du ihn von der Tollheit frey ſprechen, und nur ſagen, er habe eine ſtrafwürdige That begangen; ſo wie man wohl ſonſt eine böſe Sache mit einem gelindern, doch an ſich gleichviel bedeutenden Ausdrucke, zu belegen pfleget?

Es war einmal ein alter Freygelaſſener, der alle Morgen, nachdem er ſich die Hände gewaſchen, ganz nüchtern durch die Straßen, und auf den Wegſcheiden (wo die Hausgötter verehret werden) herum lief, und unter andern alſo bethete: Ihr Götter, entreißt mich doch, (was iſt denn dieſes unter ſo vielen tauſenden, großes vor euch?) mich einzigen, dem Tode, (und ſchenket mir die Unſterblichkeit:) Göttern, (fügte er hinzu) iſt es ja was geringes, und leichtes. Es fehlte ihm weder an gutem Gehör

noch

noch am Geſichte, (und war von geſunder Leibesbeſchaffenheit.) Allein, wenn ſein Herr ihn (da er noch im Knechtsſtande war,) verkauft hätte, ſo würde er, falls er (kraft des ädiliſchen Edicts) ſich nicht was hätte zu ſchaffen machen wollen, dem Käufer die Verrückung ſeiner Vernunft haben angeben müſſen.

Dieſe Art (abergläubiſcher) Leute, rechnet Chryſippus auch zu der großen Anzahl der Wahnwitzigen, dergleichen der Menenius (dem griechiſchen Worte nach) einer iſt. Großer Jupiter, der du die ſchwereſten Krankheiten den Menſchen zuſchickeſt, und ſie wieder von ihnen hinwegnimmſt, bethete jene Mutter, die ein Kind hatte, ſo in den fünften Monat bettlägerig war: wofern das viertägige kalte Fieber meinen kleinen Jungen verlaſſen wird, ſo will ich (thue dir auch hiermit das Gelübde) an dem Donnerſtage, an welchem du (durch den Rath und die Prieſter) die Faſten anſagen läſſeſt, ihn des Morgens frühe, nackt in die Tyber tauchen, (damit er dir deſto gereinigter dienen könne.) Es mag nun dieß kranke Würmchen von ſelbſt, und ohne; oder durch Beyhülfe der Aerzte, von dieſer Lebensgefahr befreyet werden: ſo wird die närriſche Mutter, (um ihr Gelübde zu bezahlen) das Kind in den kalten Fluß ſetzen, und ihm das Fieber wieder auf den Hals (mithin es endlich gar ums Leben) bringen. Was für eine Krankheit vermeyneſt du wohl, hätte ihr Gehirn verrückt? Wahrlich keine andere, als die abergläubiſche Furcht vor den Göttern.

Dieſe Lehrſätze hat mir Stertinius, der gewiß (zu den 7 Weiſen von Griechenland) als der achte gerechnet

rechnet zu werden verdienet, zu meiner Wehr und Waffen mitgetheilt, daß ich hinführo nicht mehr ſo ungerächet, auf mich darf ſchimpfen laßen. Wer mich für einen Narren ſchelten wird, dem will ichs mit gleichem Maaße zumeßen, und ihm die Erinnerung geben, (in ſeinen Buſen zu greifen, oder) darauf zu merken, was er für Laſter, die er nicht einſehen will, hinten in ſeinem Ranzen trage.

Horaz. O! Stoiker, der Himmel gebe, daß du nach gehabten ſo großem Verluſte deiner Güter, alle deine Waaren noch dreymal ſo theuer, als ſie es werth ſind, an den Mann bringen mögeſt, (weil du mir ſo viele Geheimniße der Weisheit offenbareſt.) Wenn jedoch die Arten der Thorheit ſo mannichfaltig ſind, ſo ſage mir doch, von was für Gattung die meinige ſey? denn mir deucht wenigſtens, daß ich meinen völligen Verſtand noch habe?

Damaſ. Wie? die (vom Pentheus) raſend gemachte Bachuspriesterinn Agave, als ſie (nebſt ihren beyden Schweſtern bey dem Feſte) dieſen ihren Sohn, (weil er die Geheimniße des Bachus verſpottet, für ein wild Schwein) umgebracht und zerriſſen, und das abgeſchnittene Haupt dieſes Unglückſeligen nunmehr auf ihrem Epheuſpieße zu ihrem Vater Cadmus trug, (um es an die Thüre des Tempels zu nageln:) deucht: die ſich damals wohl unſinnig zu ſeyn?

Horaz. Ich muß (durch ſolch Exempel gerichet) der Wahrheit endlich Platz geben, und bekennen, daß ich ein Narr, auch nicht wohl unterm Hute verwahret bin: nur dieß einzige bitte ich, ſage mir,

was

was eigentlich für ein Gebrechen du meyneſt, das mein Gemüth habe?

Damaſ. So höre denn an. Fürs erſte ſtecket dir die Thorheit zu bauen, und der Länge zuzuſehen im Kopfe: das iſt, du willſt es gern in allen Stücken großen Leuten nachthun; da du doch vom Kopfe bis zu Füßen überhaupt kaum zween Käſe hoch biſt. Noch hältſt du dich über die Rüſtung des Fechters Turbo auf, wenn er in ſeinem Gange, (und ganzen übrigen Weſen,) einen größern Geiſt, als ſeine Natur iſt, blicken läßt. Dünkeſt du dir denn weniger auslachenswürdig, und beßer gemacht zu ſeyn (als der?) Schickt es ſich wohl für dich, alles was Mäcen thut, (wenn er z. E. auf dem Eſquilliniſchen Hügel Schlöſſer bis in die Luft aufführet,) nachzuäffen? du, der du ſo ungleich kleiner und geringer, auch viel zu wenig biſt, mit ihm dich in Vergleich zu ſtellen?

Aeſop erzehlt eine Fabel: Es hätte einſt ein junger Stier über die Jungen eines Froſches, in Abweſenheit der Mutter, herumtrabet, und ſie mit den Füßen alle zertreten, bis auf eines, ſo noch mit dem Leben davon gekommen. Dieſes erzählet hernach der Mutter ganz umſtändlich, wie ein gewaltig groß Thier ſein Geſchwiſter zerquetſchet. Jene fragt ganz voller Verwunderung nach, wie groß daſſelbe wohl geweſen? Und nachdem ſie ſich gebrüſtet und aufgeblaſen, fragt ſie: ob es wohl ſo groß geweſen? Das Junge antwortet: noch ein halbmal ſo groß. Und nun? war es denn, ſpricht ſie, ſo? Und da ſie ſich mehr und mehr aufbließ, ſagt das Junge: wenn du dich

auch ſo groß machteſt, daß du berſteteſt, wirſt du ihm an Größe doch niemals beykommen. Dieſes Sinnbild paßet ſich nicht übel auf dich. Rechne nun deine gebundene Gedanken, und gekünſtelte Verſe, noch zu deiner natürlichen Thorheit; das iſt, geußt noch Oel zum Feuer. Wenn jemals ein Poet ein kluger Kerl geweſen, ſo kann ich es leiden, daß du dir auch Rechnung macheſt, Weisheit zu erlangen. Deiner gräulichen Neigung zum Zorne will ich nicht einmal gedenken. . . .

Horaz. Nun iſt es genug, höre endlich davon auf.

Damaſ. Deines Aufwandes auf den Staat, der dein Einkommen überſteigt . .

Horaz. Höre Damaſipp, bekümmere dich um deine Sachen, und um deine Fehler.

Damaſ. Der unbändigen Liebeshändel, mit ſo unzähligen Mägdgen und Knaben . .

Horaz. O! Erzphantaſt, wenn du ja ein größerer Narr ſeyn willſt: ſo ſchone doch anderer Leute, die es weniger ſind als du.

VII.

Engliſche Neuigkeiten.

I. Vorſchläge zu einer Ausgabe einer natürlichen Geſchichte von engländiſchen Motten und Schmetterlingen, nebſt denen Pflanzen, Blumen und Früchten, wovon ſie ſich nähren, und auf welchen ſie gemeiniglich gefunden werden. Alle auf einerley Art gezeichnet und gemalet, ſo, daß man ihre verſchiedenen ſchönen Geſtalten ſehen kann. Nach dem Leben aufs richtigſte gemalet, und auf großes Atlaspapier gedruckt.

Dieſe Sammlung wird eine angenehme Abwechſelung für die Naturforſcher enthalten, und kann auch verſchiedenen Handarbeitern bey ihren ſinnreichen Zeichnungen nützlich ſeyn; z. E. dem Frauenzimmer im Sticken: wie ſie denn auch einen anmuthigen Zierrath eines Zimmers abgeben wird.

Dieſes Werk zeiget die merkwürdigſten Veränderungen dieſer Geſchöpfe, indem es ein jedes im Raupen- Püppchen- und Fliegenſtande vorſtellet. Alles aber wird mit der größten Richtigkeit und Mühe ausgeführet werden.

Den erſten Tag jedes Monats ſollen vier Platten zum Vorſcheine kommen, und der Preis ſoll fünf Schillinge ſeyn. Man fängt mit dem erſten Jenner 1747 an, und fähret bis zu Ende des Werks fort.

Wenn die Kupfer alle fertig seyn werden, so wird man eine ausführliche Nachricht von allen darinnen vorgestellten Fliegen, Pflanzen ꝛc. ꝛc. mittheilen; indem man die eigentliche Zeit, wenn sie Raupen, Püppchen und Fliegen sind, angeben wird. Zugleich wird man die kürzesten Mittel anzeigen, wie man sie finden, erhalten, pflegen und füttern kann, und die verschiedenen Pflanzen nennen, auf welchen sie sitzen. Kurz, man wird alles leisten, was zu einer natürlichen Geschichte gehöret.

Die Vorschläge und Proben sind zu haben und zu sehen bey Herrn Dodsley in Pall-Mall; bey Herrn Valiant, Buchhändler, gegen über der Southampronstraße, am Strande ꝛc. ꝛc. auch bey den Unternehmern, bey Benjamin Wilks, im nackten Knaben, gegen über dem weißen Roßmarkte, in Fleetstreet; allwo man auch die natürlichen Fliegen, nach welchen die Kupfer gezeichnet worden, zu sehen bekommen kann.

II. Nachricht.

Derjenige Theil, welchen man anitzt von der natürlichen Geschichte von Florida und Carolina herausgegeben, enthält 200 Kupferplatten, welches so viele sind, als man im Anfange im Sinne gehabt, herauszugeben. Allein mit demjenigen, was noch von der Sammlung übrig ist, die ich aus America gebracht, nebst einem Anhange noch nie beschriebener Thiere und Pflanzen, die ich seitdem

Ihr hemmt den Schritt, ihr ſeht uns an,
Und ſprecht mit halberzürntem Blicke:
Ihr Söhne, was wir itzt gethan,
Nützt euch, was ruft ihr uns zurücke?
Uns ſucht der Neid, wir ſind verhaßt,
Wie? wollt ihr denn die ſchwere Laſt
Auf die getreuen Schultern laden?
Durch uns wird euer Glück geſtört,
Bloß darum, weil ihr uns verehrt,
Wird euer Thun verhönt, ſinnt man auf euren Schaden.

Entdeckt es uns, wer euch beſchützt,
Sagt, wer auf eure Proben ſiehet?
Wird euer Vorſatz unterſtützt?
Wer iſt um uns und euch bemühet?
Ihr ſchweigt, und keiner wird genannt,
Das aber iſt euch doch bekannt,
Was eure Tadler von euch fodern;
Wie weit man eure Grenzen ſetzt,
Und wie man euch verächtlich ſchätzt,
Weil hier nur Funken ſind, nicht helle Flammen lodern.

Drum laß uns ziehn, verlaßne Schaar,
Der irrt, wer ſich an uns ergiebet;
Zerbrich, zerſtöre den Altar,
Du haſt uns ſchon genug geliebet.
Verſtimme nur den reinen Ton,
Die Thorheit winkt und zeigt den Lohn,
Sieh! wie ſich Spott und Misgunſt mindern:
Wirf nur den alten Vorſatz hin,
Verändre deinen Eigenſinn,
Und laß dich nicht durch uns an deinem Glücke hindern.

Er.

ſeitdem aus jenem Welttheile noch bekommen, habe ich anitzt Materialien gnug, zu einer andern Sammlung noch von 20 Platten, die ich, wofern ſie Liebhaber finden, als einen Anhang noch mittheilen will. Dieß hindert indeſſen nicht, daß nicht jene zween Bände ſogleich könnten gebunden werden: denn wenn man an dem Ende des zweyten Bandes, einen kleinen Zwiſchenraum, nebſt Plätzchen zu funfzehn Bogen übrig läßt; ſo kann dieſer Anhang ohne die mindeſte Verunſtaltung, und ohne, daß es zu merken iſt, eingeſchaltet werden.

Dieſer Anhang des Werks, beſteht aus ſolchen merkwürdigen Dingen, daß ich ſie nur zu mehrerer Ehre des Werks, und ſonſt aus keiner andern Urſache, allhier auslaſſe.

Unter den Thieren ſind beſonders: Biſon americanus, oder der amerikaniſche Büffel. Lepus javenſis, der javaniſche Haaſe. Perdix ſilveſtris americanus, das amerikaniſche Rebhun. Lagopus, eine Art von Haſelhuhn. Penguin, eine beſondere Art. Alka, eine fremde Art. Hirund. cauda aculeata americana. Pittrel, eine Art von Finken. Avis tropicorum, der tropiſche Vogel. Ardea criſtata maxima americana, der größte Reiger. Regulus criſtatus americanus, der goldgekrönte Zaunkönig. Anas &c. eine ſehr ſchöne Ente aus Newfoundland. Ein ungeſtalter Fiſch. Ein Fiſch im Harniſche, weil er mit Knochen bedeckt iſt. Salamandra maculata, eine bunte Eidexe.

Von Gewürmen: Scolopendra. Scara-

bei

boei. Blattae. Veſpae ichneumones. Formicae. Chegoes, &c. &c.

Von Gewächſen: Cacao, oder die Chocoladenpflanze. Volubilis ſiliquoſa mexicana, Vanille. Anacardium, Acajou. Lilium, Attamaſco, Indis dictum. Lilium rubrum minimum. Lilio-Narciſſus Polianthos, flore albo. Flos paſſionis, flore elevato, ſuave rubente, fructu hexagono ruſo, folio bicorni, abſque angulo prominente in medio. Ficus Citrii folio, fructu parvo purpureo. Chryſanthemum Martigonis foliis, floribus ramoſis. Iſora Altheae folio non ſerrato, fructu longiore & anguſtiore. Calceolus flore maximo rubente, purpureis venis notato, foliis amplis, hirſutis, venoſis, radice Dentis Canini. Pſeudo-Acacia hiſpida floribus roſeis. Chamaerhododendron americanum. Magnolia affinis Hamamelis. Gronov.

III. Nachricht.

Am neuen Jahrstage des nächſten Jahres wird herauskommen, und zum Verkaufe fertig ſeyn, der andre Theil einer natürlichen Geſchichte von Vögeln; deren viele noch nicht beſchrieben oder abgebildet worden, und andre ziemlich unbekannt ſind, indem deren Beſchreibungen unverſtändlich, oder zu kurz, und ohne Zeichnungen geweſen, oder von ſehr ſchlecht gezeichneten Schalderryen genommen worden.

Er

Er enthält: die Abbildung von ein und ſechszig Vögeln, und zwey vierfüßigen Thieren, auf drey und funfzig Kupferplatten, die alle nach Originalſchildereyen, ſo nach dem Leben gemacht worden, geſtochen, und genau illuminiret ſind; nebſt einem artigen Titelblatte.

Dieß Werk iſt ſo eingerichtet, daß die Figuren und der Text einander gegen über ſtehen, ſo daß man ſie auf einmal überſehen kann. Es wird auf einem ſchönen Regalpapiere in Quart abgedrucket, mit einer Abhandlung, als ein Anhang, die ſowohl dieſen zweyten, als den erſten Theil des Werks erläutert.

Diejenigen Perſonen beyderley Geſchlechts, welche den erſten Theil genommen, werden dieſen andern noch viel beſſer finden: denn durch die beſtändige Uebung, im Stiche ſowohl, als im Illuminiren, iſt des Künſtlers Hand viel fertiger geworden; in den Verzierungen und Beſchreibungen, iſt er auch nicht zurücke gekommen.

Der Preis dieſes zweyten Theils, auf Regalpapier gedruckt und ſauber ausgemalet, gilt in Porzen gebunden, zwo Guineen. Diejenigen, die dieſem Werke ferner forthelfen wollen, werden erſuchet, ihre Namen und Wohnplätze, dem Herausgeber, George Edward, in dem mediciniſchen Collegio, in Warwick-Lane, oder bey den Herren Nauby und Cox, Buchhändlern in Ludgate-Hill, zu melden, an welchen Orten ſie auch Proben des Werks ſehen können.

Man nimmt eher kein Geld, als bis das Werk

fertig

fertig ist; allein diejenigen Herren, welche als Beförderer desselben, ihre Namen gern wollen kund gemacht haben, werden ersuchet, sie an einem oder dem andern von den bemeldeten Plätzen zu melden, und zwar vor Weihnachten: sonst können sie nicht mehr eingedruckt werden.

Ich werde im Stande seyn, zu bestimmter Zeit, eine hinlängliche Anzahl zu liefern; indem das Illuminiren schon fertig, und die Beschreibungen fast abgedruckt sind.

London, den 1 Nov.

1747. G. Edwards.

NB. In dem medicinischen Collegio in Warwick-Lane zu London, können die Originalschilderenen sowohl des erstern als andern Theiles der Geschichte von Vögeln, gesehen werden.

* *

Hieher gehörige Nachrichten.

1. Erläuterung der wolfischen vernünftigen Gedanken, von allen Dingen überhaupt, der Welt, und der Seele des Menschen, ans Licht gestellet von Joh. Friedr. Stiebritz, ord. lehr. der Weltw. u. der ökon. Wiss. zu Halle. Zweyte und vermehrte Auflage. Da dieß Werk des berühmten Herrn Prof. Stiebritz bereits aus der ersten Auflage bekannt ist: so begnügen wir uns hier nur zu melden, daß solches viel vollständiger erscheint, als vorhin. Es sind in der Zeit viel kleine Schriften heraus-

ausgekommen, dadurch die wolfischen Lehren hin und wieder erläutert werden konnten; und der Herr Verfasser hat sie fleißig angeführt, auch oft von dem Seinigen etwas hinzugesetzt. Das Buch ist Seiner hochgräflichen Excell. dem kön. pohln. Cabinets- und Staatsminister, Herrn Reichsgrafen von Manteufel, zugeeignet; einem so erleuchteten als gnädigen Beschirmer der neuern Weltweisheit, daß die philosophische Geschichte dieser Zeiten, seinen Namen unmöglich wird verschweigen können.

II. M. Christ. Andr. Büttners, Scholae Senat. Sed. Rect. Anmerkungen zu der Trigonometrie, welche sich in des Reichsfreyherrn von Wolf Auszuge aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften befindet. Stettin, bey Effenbahrten. in 8. Der gelehrte Herr Rector Büttner, der vormals in Halle als Adjunctus der phil. Facult. mit vielem Beyfalle die philosophischen und mathematischen Wissenschaften gelehret, zeiget durch dieses Werkchen, daß er die akademischen Studien auch in Stettin nicht beyseite gesetzet. Diese Anmerkungen erläutern die wolfische Trigonometrie vortrefflich, und werden allen Anfängern in dieser schweren Wissenschaft, sehr nützliche Dienste thun. Wir haben die Hoffnung, daß uns der Herr Verfasser bald noch mit einigen andern Schriften, die er zum Besten, der ihm anvertrauten studirenden Jugend, unter der Feder hat, bekannt werden wird; welchen wir mit einiger Ungeduld entgegen sehen.

III. George Willh. Wegners, Predigers zu Germendorf und Nassenheide, philosophische Abhandlung

handlung von Geſpenſtern, worinn zugleich eine kurze Nachricht von dem wuſtermärkiſchen Kobolde gegeben wird. Berlin 1747. bey Ambroſ. Haudn und Spenern, 8. Der gelehrte Herr Paſtor Wegner, der in dieſem Büchersaale, ſchon aus ſeinem beſcheidenen cometiſchen Briefwechſel mit dem ſel. Herrn Oberpaſt. Hayn bekannt geworden, erzeiget ſich in dieſem kleinen Werkchen, als einen guten Weltweiſen, der ſich durch kein Vorurtheil blenden läßt, ohne Noth Geſpenſter zu glauben. Er ſetzt ſehr artig auf dem Titel deſſelben, aus dem Horaz:

> Nos majus veriti, poſtquam nihil eſſe pericli
> Senſimus, erigimur.

IV. Widerlegung der Gedanken von Geſpenſtern. Halle, bey Hemmerden 1748. 8. Dieſe Schrift iſt von andern Schrote und Korne, und führt aus dem berühmten Rechtslehrer Carpzov die Worte im Schilde: Ne quidem ipſi diabolo neganda defenſio. Es iſt wahr; man muß auch gegen den Teufel billig ſeyn: und man kann nicht leugnen, daß er hier einen guten Fürſprecher bekommen hat. Der Herr Verfaſſer geht indeſſen mit ſeinem Gegner ſehr höflich um; und man kann überhaupt von ihm ſagen: quod peſſimam cauſſam optime defenderit.

V. Eheſtens wollen wir dem geneigten Leſer ein gelehrtes Schreiben vom Seelenſchlafe vorlegen, welches uns zu ſolchem Ende mitgetheilet worden.

VI. Der Verleger dieſes Büchersaals hat ſich vorgenommen den Antilucretius des Card. v. Polignac, zu einer lateiniſchen neuen Auflage, unter die Preſſe zu nehmen.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des V. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Christmonat 1747.

CIC. DE FIN.

Dissentientium inter se reprehensiones non sunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in disputando pertinaces, indignae Philosophia mihi videri solent.

I.

Orazione recitata nel di natale di ſua ſacra real Maeſtà, ai XXVII d'Aprile del Anno MDCCXLVII. da Giuſeppe Bartoli.

In Torino nella Stamperia reale, con permiſſione.

d. i.

Rede an dem Geburtstage Sr. Kön. Majeſtät von Sardinien, am 27. April 1747, zu Turin gehalten, von Joſeph Bartoli.

Turin in der Kön. Buchdruckerey in groß Medianquart, 86 Seiten oder XI Bogen.

Der Herr Verfaſſer dieſer ſchönen Lobrede iſt öffentlicher Lehrer der Alterthümer und der italiäniſchen Beredſamkeit auf der hohen Schule zu Turin, die unter dem Schutze ihres heldenmüthigen Königes, in dem ſchönſten Flore ſteht. Man kann alſo ein ziemlich vortheilhaftes Vorurtheil von dem Werthe und Inhalte derſelben faſſen; wenn man gleich dieſe Arbeit nur nennen höret: allein man bereuet dieſes Urtheil nicht, wenn man ſie ſelbſt lieſt. Der prächtige

Druck, und die schönen Verzierungen derselben mit artigen Kupferstichen, geben einer an sich selbst wohlgerathenen Schrift ein neues Ansehen; und man sieht daraus, daß da, wo die Wissenschaften blühen, auch die übrigen Künste Vortheil davon ziehen.

Die Zueignungsschrift ist an den König von Sardinien selbst gerichtet. Der Redner ist zugleich ein eben so guter Dichter in seiner Muttersprache; wie er denn bereits eine Sammlung seiner Gedichte ans Licht gestellet hat. Daher hat er auch hier einen Gesang von 42 achtzeiligten Strophen verfertiget, seine Rede demjenigen Helden zu wiedmen, den er gepriesen. Es ist dieselbe sehr wohl gerathen, und wir wollen also einige Strophen davon hersetzen. So hebt sie an:

Mentre il di, gran Monarca io m'accingea
A celebrar, che Voi n'addusse in vita,
Ne i merti Vostri annoverar sapea,
E gli affetti commun l'alma smarrita;
Deh vi degnate oggi d'udir qual Dea
Per calle ignote allor mi porse aita:
Voi 'l cui mirabil Real Genio i carmi
Sa d'Apollo accopiar, di Marti all armi.

v. 1.

Indem ich, o Monarch, den Tag besingen will,
Der dir das Leben gab, und Dich der Welt geschenkt,
So kann ich weder Dich und dein Verdienst erhöhen,
Noch den gerührten Geist in meiner Brust entwerfen.
Ach höre Du denn selbst, welch eine Göttinn mir
Auf unbekannter Bahn erwünschten Beystand that,
O Herr, der Du sowohl mit königlichem Geiste,
Dem Phöbus dichtend gleichst, so wie dem Mars in Waffen.

Hierauf

Erſchrockne Muſen, welcher Wahn
Kann euch auf dieſen Irrweg führen?
Heißt dieſes recht, was ihr gethan?
Laßt ihr uns ſo die Liebe ſpüren?
Die Neigung, die nur, wie ihr ſagt,
Euch weichen heißt, euch von uns jagt,
Thut mehr, als ein vergälltes Haſſen;
Denn droht uns erſtlich die Gefahr,
Denn ſind wir die verlaßne Schaar,
Wenn wir euch nicht mehr ſehn, wenn ihr uns erſt verlaſſen.

Wir fürchten nichts, uns ſchreckt kein Feind,
Wir lachen, wenn die Spötter lachen;
Denn, wer uns recht zu ſchaden meynt,
Muß unſern Ruhm vollkommen machen.
Der Splitterrichter macht uns klug,
Kaum war uns manches gut genug,
Bloß weil er tadelt, wird es beſſer.
Wer nicht der Tugend wahren Werth,
Und nur der Schmeichler Lob begehrt,
Bey dem wird bloß der Ruf, und nicht die Tugend gröſſer.

Seht doch! mit was für Dankbarkeit
Wir euch, ihr werthen Neider, ehren.
Ihr ſchützt uns vor der Sicherheit,
Indem wir euer Urtheil hören.
Fahrt fort, entdeckt uns ohne Scheu,
Was noch an uns zu tadeln ſey,
Ihr müßt die kleinſten Fehler zeigen:
So wird der Vorſatz unterſtützt,
So kann, da ſie kein Freund beſchützt,
Die Tugend durch den Feind zur höchſten Staffel ſteigen.

Hierauf fängt der Dichter an zu erzählen, daß er eines Tags in tiefen Gedanken geweſen, wie er ſeines Königs Ruhm anſtändig beſchreiben könnte; als ihm wirklich eine Göttinn, ihn zu ſtärken, erſchienen wäre. Sie hätte mit einer freundlichen Anrede bald ſeine Furcht vertrieben und geſagt: Sie wüßte was ihn bekümmere, daß es nämlich ſo ſchwer wäre, denjenigen zu loben, der den Gipfel der Gottesfurcht, Tapferkeit und des Verſtandes erſtiegen, und ſich unter den Menſchen, Helden und Königen, den erſten Preis erworben hätte.

So fährt ſie denn fort, den König ſelbſt zu loben, wobey wir uns nicht aufhalten können. Nur die letzte Strophe wollen wir noch herſetzen, worinn der Poet wieder redet:

Da ſe queſt opra or non é tal, ch'o labbia
Od occhi Invidia debba aprir contr'eſſa;
Ma ſe il Voſtro Favor furtiva rabbia
Sveglialſe in Lei, che al lieti ognor s'apreſſa;
Fama è, che al Mondo ella di ben ſol abbia
Queſto, ch'e d'aſpro male ella a ſe ſteſſa:
Nè, ſotto Voi, recbi altro mal la cieca,
Se non ſe quel, che a ſe medeſma arreca.

d. i.

An ſich iſt dieſes Werk nicht würdig, daß der Neid
Dagegen Mund und Blick im mindſten regen ſoll.
Jedoch wo deine Huld verborgne Raſereyen
In ihm erwecken wird, die ſtets das Glück verfolgen:
So geht doch ſchon der Ruf, daß er ſich ſelbſt allein
Den gröſten Schaden thut, die härtſten Uebel wirket;
Und unter deinem Schutz kein Böſes mehr wird ſtiften,
Als das, was er ſich ſelbſt, muthwillig ſelbſt erwecket.

Man sieht hieraus eine gesunde Art zu denken, die von allen Spielen des falschen Witzes frey ist; aber auch zeigt, daß selbst in Wälschland gute Scribenten, auch so gar, wenn sie auf gekrönte Häupter dichten, dem Neide unterworfen sind: vor dessen Stichen sie auch nicht einmal der Purpur der Großen zu versichern weis. Doch dieses beyläufig.

Die Rede selbst ist aus eben dem Fache einer gesunden, und nach dem Muster der Alten eingerichteten Beredsamkeit, hergenommen. Wir wollen ein Stück von dem Anfange zur Probe hersetzen, um die ungekünstelte und vernünftige Art zu denken bekannt zu machen, die allemal von großen Rednern dem Firnisse blendender Ausdrückungen, und gezwungener Gedankenspiele vorgezogen werden. Herr Bartoli fängt also an:

„Wenn in dieser königlichen Hauptstadt, die in „allen Stücken mit den vortrefflichsten Anstalten „versehen und gezieret ist, nicht schon seit einiger Zeit „die weise Einrichtung gemachet wäre, mit Freude, „und öffentlichen Merkmaalen der Unterthänigkeit „das Geburtsfest ihrer Beherrscher jährlich zu feyren: so würden gewiß die sonderbaren Tugenden „des itzt regierenden Monarchen, und die wunder„würdigen Zufälle des itzt verflossenen Jahres, so „viel Ehrfurcht und Frohlocken in dem Herzen eines „jeden hervorgebracht haben; daß entweder um dieser, oder um jener Ursache halber, heute, eine so „prächtige Ehrenbezeugung den Anfang genommen „haben würde. In Wahrheit, dieser Tag, an „welchem, durch ein unvergleichliches Geschenk des

„Him-

„Himmels, die Geburt Carl Emanuels ſich zugetra-
„gen hat, hätte damals erſt anfangen ſollen, in dem
„laufe der Jahre erneuert zu werden, und in uns al-
„len das brennende Verlangen ihn zu verehren, zu
„beleben; als unter der Gerechtigkeit, Weisheit,
„Tapferkeit und Gottesfurcht, der Mäßigung und
„Gnade, die nunmehr anfiengen Wurzeln in ihm zu
„ſchlagen, und ſeitdem ſtündlich gewachſen; nachmals
„aber zu gröſſerm Vortheile des Volkes, die häufigſten
„Früchte von Ruhe, Reichthum und Ehre getragen:
„wenn wir nur an ſolchem Tage, unſre Seele der ewi-
„gen Dankbarkeit des Gemüths hätten verſchlieſſen
„können.„

So weitläuftig die erſten beyden Perioden dieſer Rede ſind, ſo haben ſie doch viel Deutlichkeit und natürliche Anmuth in ſich. Bald darauf vergleicht er die Umſtände ſeines Vaterlandes mit dem alten Rom: Denn, ſagt er, wie der berühmteſte römiſche Redner, den Tag, daran der feindſelige Catilina aus Rom geflohen, und die Republik in Freyheit geblieben; und der Tag, daran er ſelbſt, nach einer bittern Abweſenheit, wiederum die Erlaubniß erhalten, zurück zu kehren, für die Stadt und für ſich, als wahrhafte Geburtstage angeſehen: ſo haben wir noch viel beſſere Urſache, denjenigen glückſeligen Tag, den Geburtstag unſers Beherrſchers und unſers Reiches zu nennen, darinn ſo viele Provinzen, nicht von den Fallſtricken eines einzigen Feindes, ſondern von dem Einfalle fünf gewaltſamer Kriegsheere, und unſer Monarch ſelbſt, nicht nur von den Beſchwerden einer langen Reiſe, ſondern von dem Anfalle einer ſchweren

Krankheit befreyet worden. Wir indeſſen, bewundern (mit Hindanſetzung aller ſpitzfindigen Einfälle, (Sottilità de' concetti) eine ſolche Vortrefflichkeit heroiſcher Tugenden, die ſich an unſerm Könige vereinigen; und erfahren allezeit, einen ſolchen Ueberfluß vortrefflicher Wohlthaten, die er an uns wirket; daß wir auch in der Erinnerung eines einzigen Tages, von fünf und vierzig verfloſſenen Jahren, die ihm beſonders zugehören, lebhafte und fruchtbare Veranlaſſungen genug finden, ihn zu verehren und uns zu erfreuen. Mit was für öffentlichen Merkmaalen aber, wird wohl die Stadt Turin ihrem Herren, die innerlichen gerechteſten Gedanken heute an den Tag legen? Soll ſie vielleicht dem alten Rom nachahmen, welches entweder die Geburt ſeiner Kaiſer jährlich mit niederträchtigen Geſchenken, oder mit eiteln Schauſpielen, oder mit gottloſen Rauchwerken feyerte? Weg, weg von dieſer klugen Stadt, mit allen Freudenzeichen, die mit der frommen, mit der beſcheidenen, mit der großmüthigen Art ihres Regenten nicht übereinſtimmen! Wäre es erlaubt, heute irgend eine römiſche Anſtalt zu erneuern: ſo würde mir kein andres für dieſe ſiegreiche Nation ſo bequem ſcheinen, als die Art, wie die Römer den Geburtstag Cäſars begangen haben; da ſie nämlich die glückſelige Geburt ihres herrſchenden Siegers, mit lauter Lorberkränzen um die Häupter gefeyert haben.

Weil Er indeſſen an dieſem Tage keine andre Freudenbezeugung duldet, als den ſchlechten Tribut einer öffentlichen Rede: ſo liefert die königliche Univerſität allhier denſelben, mit gehorſamſtem Frohlocken;

locken; und rühmet ſich vor allen Dingen, daß ſie ſich dergeſtalt die erhabene Ehre zugeeignet, ſo gut ſie kann, die Empfindungen aller Unterthanen auszudrücken. u. ſ. w.

Wie man nun hieraus ſieht, daß der Herr Verfaſſer dieſe Rede nicht in ſeinem, ſondern in der ganzen Univerſität Namen, gehalten; alſo muß man es für deſto merkwürdiger anſehen, daß dieſelbe ſie in der Mutterſprache, nicht aber in der lateiniſchen halten laſſen. Wir können indeſſen dem Redner nicht in allen ſeinen ſchönen Gedanken folgen. Er nimmt ſich vor, die nach einer beſchwerlichen Krankheit wiedererlangte Geſundheit Carl Emanuels, und die Liebe der Stadt Turin zu beſchreiben, die ſie ihm bey ſo ſchöner Gelegenheit ſonderlich erwieſen hat. Beydes führt er nach einer geſchickten Entſchuldigung und Einſchmeichelung, ſehr beredt aus: ſo daß es ſchwer iſt, aus einem ſolchen Stücke, das überall ſchön iſt, etwas zu wählen, das zur Probe dienen könnte. Einen magern Entwurf aus der ganzen Rede herauszuziehen, das würde ihr eben ſo wenig vortheilhaft ſeyn; als wenn man die Schönheit einer Helena an ihrem beinernen Gerippe zeigen wollte. Wir wollen alſo nur noch den Anfang, und irgend den Beſchluß der ganzen Rede, mittheilen, um daraus die Stärke des Meiſters, wie dort die Größe des Coloſſus, aus einer Zehe deſſelben, beurtheilen zu laſſen. Die Abhandlung hebt ſo an:

Mit großer Uebereilung hatten nunmehr die Gallofranier aus dem übereroberten Italien ihren Rückzug gethan, und den zerſtreuten Vertrab ihres

zerrütteten Heeres, jenseits des Varo gesammlet; als unser König sich täglich bereitete, von Nizza, wo er seine ruhmvollen Schritte zuletzt gehemmet hatte, wiederum nach Turin zu gehen: nicht sowohl sich selbst nach seinen Abmattungen, einestheils in seiner Hauptstadt zu erquicken, wie solches, so wohl der herannahende Winter, als die erhaltenen Siege, anriethen; als vielmehr, wie ich glaube, diese Stadt mit seiner Gegenwart zu erfreuen, welche vor Begierde ihren Fürsten, ihren Befreyer und Vater zu sehen, ganz verschmachten wollte. Auf den Wegen stunden bereits die Reiter, welche vor seinem Zuge her zu laufen pflegen: und das ungeduldige Volk, welches sich mit einer anmuthigen Einbildung, die noch sehr ferne Glückseligkeit, näherte, hörte schon die Tagreisen zählen, und die Ruheplätze bezeichnen; ja es sagte schon die Stunde, und nicht nur den Tag seiner Ankunft vorher, indem es sich täglich schickete, mit geziemendem Frohlocken, das feyerliche Gepränge eines so herrlichen Rückzuges zu vergrößern: als Er von einem Fieber angefallen ward, welches sich schon gegen Abend nicht undeutlich zu erkennen gegeben hatte; ohne daß der unerschrockene König sich deswegen eher zur Ruhe begeben hätte. u. s. w.

So edel nun der Anfang dieser Erzählung ist, so lebhaft und munter ist auch das Ende; denn eine Anzahl von beynahe 80 Seiten müssen wir übergehen: wovon wir aber, vielleicht nicht ohne Grund, glauben, daß der Redner kaum die Hälfte öffentlich wird hergesagt haben. Komm! ach komm, ruft

er

er auf der 80sten Seite, aus: du allezeit schöner, du über alles preiswürdiger Frieden! Du, der du vom Himmel, deinem ersten Aufenthalte, mit ewigen glücklichen Blättern bekränzet, und so prächtig als itzo der Krieg, der nur um deinetwillen entsprungen ist, zu uns herunter gekommen bist. Befördre, verdopple, beschleunige doch deinen Flug! Nach dir verlanget schon seit geraumer Zeit, dieser so geschliffene und in allen Jahrhunderten so bestrittene Welttheil Europa; dessen Antlitz gleichwohl niemals so majestätisch, und dessen Namen niemals so prächtig gewesen, als damals, da durch deine Hand der Tempel des Janus geschlossen war, und da die gottlosen Furien mit Ketten um die Arme, auf den Waffen saßen, und bey drohenden Blicken mit den Zähnen knirscheten. Dich rufet mit brennenden Seufzern, die Ueberwinderinn beynahe der ganzen Welt, die Triumphirerinn, die Königinn, Italien an; welche in der Größe des gegenwärtigen Uebels, nicht mehr weis, ob das Andenken mehr bitter als süß sey, daß durch dich, nur kaum vor sechs Jahren, der Ueberfluß noch alle seine Schätze in ihm ausgeschüttet; daß durch dich der Handel geblühet, daß durch dich die Erde und das Meer, ohne alle Furcht vor Feinden durchfahren worden; daß Thäler und Hügel angebauet worden, ohne zu besorgen, daß der etwa ärnten möchte, der nicht gesäet hätte.

Dich rufe ich endlich durch meinen Mund, und mit lauter Stimme an, und beschwere diese hohe Schule, die auch mitten in den italiänischen Verwüstungen

wüſtungen die königliche Hand zu ihrer Erhaltung hurtig und geneigt gefunden hat, - - - - -
Allein, wie kann auch die angenehmſte Freude, recht ſchöne Lieder liefern, da ſie allezeit mit Gefahren verknüpfet ſind, denen ſich ein ſo kühner Beherrſcher allezeit großmüthig ausſetzet; indem er ſeine eigene erhabene Perſon nicht nur den härteſten Stürmen des Krieges, ſondern auch den fürchterlichen Proben der Zwietracht ausſetzet? Hat er vielleicht unter den Waffen ſchwitzend, Trajans und Auguſts Ruhm an ſich blicken laſſen; ſo hat er ſie doch, durch Vermeidung aller ihrer Laſter, und Uebertreffung ihrer Tugenden, bisher dergeſtalt zurückgelaſſen: daß an ihm allein die Wünſche und Zurüffe Roms erfüllet worden, womit es den Beſchützern von Italien und regierenden Häuptern zu weiſſagen pflegte: Sie ſollten glücklicher als Auguſt, und gütiger als Trajan ſeyn.

Glaubeſt du etwa, geliebter Friede! derſelbe wiſſe nicht eben ſo wohl, durch Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Ruhe, nicht nur dieſe beyde, ſondern auch ſelbſt den Antonin, ſelbſt den Numa, weit hinter ſich zu laſſen: ſo wirſt du es ſehen, wenn er durch deine Fackel ſeine Waffen in Staub und Aſche verwandeln, er aber bemerken wird, daß du den Staaten dasjenige Heil unverletzt erhältſt, welches ihnen der Krieg zum Theile gekränket hat. Denn freylich iſt politiſchen Körpern der Krieg nichts anders, als was dem menſchlichen eine Krankheit iſt. Wenn alſo unſer gnädigſter König, nach der heftigen Schwachheit, davon ich heute geredet habe, nicht nur in

vorigen

vorigen Stand geſetzet worden, ſondern einer beſſern Geſundheit als jemals genießt; die, wie ein jeder hoffet, nicht unterbrochen werden, und viele Jahre hinaus immer dauerhafter werden wird, (welches, daß es geſchehen möge, alle mit mir, an dieſem glückſeligen Tage, mit andächtigen und brünſtigen Herzen den wahren Gott anflehen, deſſen Weisheit, dem Sprüchworte nach, die Länge unſrer Tage, in ihrer Rechten, die Reichthümer und Ehre aber in der Linken hat): ſo müſſen wir das Vertrauen faſſen, daß nach einem ſo ſchweren Kriege, womit dieſes Reich itzo beſchweret iſt, wir auch die reicheſten Früchte, nicht nur der erfochtenen Siege, ſondern auch der erweiterten Grenzen, in den heitern Tagen des Friedens, deſto fröhlicher genießen werden. Und dieſe Hauptſtadt, wird in minder gefährlichen Umſtänden, ihrem Beherrſcher, diejenige große Liebe erweiſen, davon ich heute nur einige Merkmaale beſchrieben habe; und zwar durch ein ſolches Zeichen, welches mit dem Monarchen und Reiche gleich dauerhaft ſeyn, ja durch das Gerüchte auf ewige Zeiten dauren wird.

So ſchließt unſer Redner: und wir können verſichern, daß gleichwohl, wie mehrentheils unvermeidlich iſt, der Grundtext, noch viele Schönheiten haben mag, die wir in unſrer Ueberſetzung nicht auszudrücken vermocht. Wir wünſchen daher, daß ein geſchickter Ueberſetzer, der nicht minder im Wälſchen als in der deutſchen Beredtſamkeit ſtark iſt, ſich entſchließen möge, dieſes ganze Stück eben ſo wohl ins Deutſche zu bringen, als man uns die viel ſchlechtere Rede des P. Neufville auf den Cardinal Fleury, gleichſam um die Wette verdollmetſchet hat. Von

Von eben dem Herrn Bartoli, iſt uns ein andres poetiſches Stück in die Hände gefallen, welches er auf den neulich bey Aſſietta wider die Franzoſen befochtenen herrlichen Sieg verfertiget hat. Es iſt ſelbiges gleichfalls in Medianquart gedruckt, und beſteht außer der Zueignung und Vorrede aus 76 Seiten. Der Titel heißt: La Battaglia del Colle dell' Aſſietta, ſeguita ai XIX di Luglio dell anno 1747. Stanze di Giuſeppe Bartoli. In Torino, nella Stamperia reale. Es beſteht ſolches abermahl aus einem Heldengeſange von 138 achtzeiligen Strophen; die eine heroiſche Erzählung der ganzen Schlacht, nebſt vielen ſchönen Erdichtungen und lebhaften Beſchreibungen der Gegenden und Thaten in ſich halten. Weil es ſchwer iſt, aus ſolchen Gedichten Auszüge zu machen, die ihre Schönheit ſattſam darſtellen: ſo wollen wir es itzo dabey bewenden laſſen, daß wir es angezeigt, und folgende erſte Strophe davon mitgetheilet haben:

Pria che veniſſe il Rè di Sparta all' armi,
Olocauſti alle Muſe offrir ſolea;
Perche la pugna da quelli aurei carmi
Seguita foſſe, ond' uom s' eterna, e bea.
Piu che i bronzi a dar lode, e piu che i marmi,
Ei poſſenti le carte eſſer credea,
Le dotte carte in Aganippe infuſe,
Dono immortal delle propizie Muſe.

Deh! perche èterni in queſto tempo anch'o
Carmi non ho, del liquor ſacro aſperſi. &c.

Forts

Was hilft, ihr Muſen, der Gewinn,
Der ſich auf blinden Irrthum gründet;
Wir ſtärken unſern Eigenſinn,
Der uns mit euch ſo ſtark verbindet.
Die Tugend wird zuletzt beglückt,
Sie wird gedrückt, nicht unterdrückt,
Sie muß doch ihren Preis empfangen.
Seht nur! der euch ergebne Sohn,
Seht! Clodius empfängt den Lohn,
Es mußte ſein Verdienſt doch dieſen Zweck erlangen.

Drum bleibt und ſteht uns ferner bey,
Helft uns itzt euren Sohn beſingen.
Sagt ſelbſt, wie er zu loben ſey,
Sagt, was wir ihm für Lieder bringen.
Doch wie? er braucht nicht unſern Ruhm,
Genug, daß euer Heiligthum
Ihn längſt, als ſeinen Prieſter, kennet.
Es bleibt ihm unſer Büchrſaal
Ein unvergeßlich Ehrenmaal,
Der dieſen werthen Freund den erſten Stifter nennet.

Daran vergnügte ſich ſein Geiſt,
Der ſich mit reiner Tugend zieret,
Bloß darum, weil ſie Tugend heißt,
Nicht, weil ſie Ruhm und Lob gebiehret.
Doch, Freund! wenn dir die Dankbarkeit
Den längſtverdienten Lorber beut,
So ſuche nicht den Dienſt zu ſtören.
Was haſt du nicht an uns gethan?
Wir müßten, zeigten wirs nicht an,
Von jedem, der dich kennt, den ſchärfſten Vorwurf hören.

Nein!

II.

Fortsetzung des Auszuges aus den Poesies du Roi de Navarre, &c. sonderlich den Revolutions de Langue françoise.

Unser ungenannter Verfasser hat sich nun auf der 117 Seite durch die finstern Jahrhunderte seiner Muttersprache durchgeschlagen, und kömmt nunmehr endlich auf eine Zeit, da sie sich etwas besser zu zeigen angefangen. Ihr erster Scribent hieß Marbod, und dieser lebte um die Zeit der Könige Henrichs des I. und Philipps, die von 1030 bis 1109 regieret haben. Er schrieb aber gegen das Ende des XI. Jahrhunderts in lateinischen Versen ein Werkchen von Edelgesteinen, davon die Franzosen eine französische Uebersetzung haben. Auch wir haben dergleichen Verdeutschung desselben aufzuweisen; und wir haben nicht nur ein altes Manuscript davon in deutschen Reimen in Händen, sondern auch ein gedrucktes Exemplar, welches 1498 in 4. gedruckt worden. Es hebt sich an:

O reicher Got gib mir Kraft
Vernunft Kunst Wissenschaft
Das ich bedichte rein
Hie sag vom edelem Gestein
Von Art und Wirkung auch
Ich glaub er sey ein Gauch
Der Edelgestein schilt
Spricht das es so viel gilt, &c.

Das geschriebene aber ist sonder Zweifel älter, und scheint von dem neuern Dichter, der sich Joseph nen-

nennet, nur verbeſſert zu ſeyn. Die Franzoſen glauben indeſſen, ihre Dollmetſchung davon ſey mit dem lateiniſchen Grundtexte gleich alt; wiewohl der Beweis, den man davon angiebt, nicht ſehr überzeugend iſt. Die Sprache deſſelben ſoll auch noch ſehr verſtändlich ſeyn: welches uns in unſerm Zweifel beſtärket. Doch unſer Verfaſſer iſt ſo billig, daß er hundert Jahre von dem Alterthume deſſelben fallen läßt, und es ans Ende des XII. Jahrhunderts ſetzet; worinn wir ihn loben müſſen.

Der Abt Lebœuf hat einige Ueberbleibſel eines alten Gedichts in limoſiniſcher Sprache drucken laſſen, das unter Heinrich I. geſchrieben worden ſeyn; und Faucher hat ein anders gaſconiſches bekannt gemacht, das Sainteſoi von Agen, um eben die Zeit gemacht haben ſoll. Ob nun dieſes gleich nicht die Mundart iſt, deren Alter der Verfaſſer unterſucher will: ſo merkt er doch an, daß man in den Provinzen eher angefangen in der gemeinen Sprache zu ſchreiben, als zu Paris. Du Cange hat eine Urkunde vom 1100ſten Jahre in limoſiniſcher Sprache gefunden; die, wenn ſie von dem Originale abgeſchrieben worden, 150 Jahre älter iſt, als alle übrige franzöſiſche Urkunden.

Unter Philipps Regierung eroberte Wilhelm, Herzog der Normandie, Engelland, und ſoll daſelbſt Geſetze in franzöſiſcher Sprache gegeben haben. Allein in den 21 Jahren, die dieſe Herrſchaft nur dauerte, konnte dieſe Sprache des Siegers by den Ueberwundenen nicht ſattſam Wurzel ſchlagen. Unſer Verfaſſer zweifelt alſo billig, ob dieſe neue Geſetze

in

in französischer Sprache gewesen seyn mögen. Wenn aber der Urheber des französischen Gedichts von den Britten im 1155sten Jahre dem Könige du Vaillan, der noch vor Christi Geburt gelebt haben soll, den Ursprung der englischen Sprache zuschreibt: so hat er gewiß die vielen Veränderungen der brittischen Sprache nicht gewußt, die sie von den Römern, Sachsen und Dänen nach und nach erlitten. Der Verfasser beweist es auch so unparteyisch als gründlich, daß diese Gesetze Wilhelm Conquestors ursprünglich lateinisch abgefaßt worden.

In Frankreich gieng es indessen mit der französischen Sprache noch schläfrig her: obgleich der Abt Massieu behauptet hat, um die Zeit der Kreuzzüge hätte es ganze Legionen französische Poeten gegeben, die zum theil mit nach dem gelobten Lande gezogen wären. Unser unparteyischer Verfasser aber gesteht, daß er nirgend etwas davon finden könne; und beschuldigt ihn, daß er sich von gewissen neuern Scribenten verführen lassen, selbst aber nicht Geduld und Stetigkeit genug gehabt habe, die alten Ueberbleibsel zu lesen. Gottfried von Bouillon ist also, ohne einen Homer seiner Thaten zu haben, gestorben; denn der erste Geschichtschreiber, der die Eroberung Jerusalems beschrieben, hat 1130 gelebt: und die Benedictiner, die eine neue Sammlung der Geschichte dieses Krieges unter Händen haben, versichern, daß sie nichts vor dem XIII. Jahrhunderte davon gefunden haben.

Eben so fälschlich hat man geglaubet, daß unter Philipp dem I. die ältesten französischen Lieder ge-

machet worden. Allein unſer wahrheitliebender Autor geſteht, daß ihn ſeine Hoffnung, unter den Königen Robert, Heinrich I. und Philipp dem I. eine beſſere Zeit ſeiner Sprache zu finden, betrogen habe. Dieſe letzte Regierung aber geht bis 1225. Und in dieſer Zeit hatte unſre deutſche Dichtkunſt unter Kaiſer Friedrich dem I. und Heinrich dem VI. ſchon den höchſten Gipfel ihrer damaligen Vollkommenheit erſtiegen. Ganz Deutſchland wimmelte ſchon von Poeten. In Frankreich hergegen liebte noch alles das Latein; ſo gar, daß auch das Frauenzimmer lateiniſche Briefe wechſelte.

Unter Ludewig dem VIII. und XI. iſt es nicht viel beſſer gegangen. Ein altes Wort, welches er aus dem Du Cheſne, von den damaligen Zeiten anführt, zeiget uns, daß die Franzoſen ſich noch vieler deutſchen Wörter bedienet haben, daraus hernach ihre heutigen zum theil entſtanden ſind. Nefandiſſimo genere mortis, quod vulgo *Murt* vocatur, hominem ſuffocavit, ſchreibt das Chronicon Morigniacenſe. Hier iſt ja das eigentliche deutſche Wort **Mord**, davon hernach das neuere Meurtre der Franzoſen hergekommen iſt. Eben dahin gehöret das Wort Standarte, welches wir noch brauchen. Die Stelle heißt ſo: Tria vexilla pretioſiſſima, quae *Standarz* nominamus, ab eis excuſſerunt. *Fulch. Carnotenſ. Hiſt. Hieroſol.* Davon kömmt nun das heutige Etendart der Franzoſen her. Und hier iſt es betrübt zu leſen, wenn der gedemüthigte Verfaſſer, mit einem kläglichen Tone ſchreibt: Dieſe Beyſpiele reichen nun zur Gnüge zu, die Er-

Existenz unsrer Sprache zu zeigen * : ob er gleich selbst gesteht, daß sie noch sehr rauh und elend gewesen seyn müsse.

Zu Rouan hat man indessen zuerst angefangen, Verse in der gemeinen Sprache zu machen. Ein gewisser Domherr Thibaut, hat zuerst das Leben gewisser Heiligen in französische Lieder gebracht. Da nun die Normandie, eine nordische, dänische, oder altdeutsche Colonie war, so hat sich auch hier der altdeutsche Trieb zum Dichten noch gewiesen, und den übrigen Franzosen ein Muster gezeiget, wie sie dichten sollten. Unser Verfasser verwundert sich selbst darüber, und sagt, dieser Provinz wäre man verbunden, daß sie die französische Sprache noch gerettet hätte; da in der Hauptstadt noch immer die lateinische geherrschet hätte.

In dem folgenden behauptet der Verfasser die Meynung Arnaulds, der geurtheilet hat: das Französische hätte sich nur ein wenig vor dem heil. Bernhard gebildet; und darinn zeigt er abermal seine Unparteylichkeit: denn man schrieb damals noch alles lateinisch, und selbst das gemeine Volk verstund diese Sprache. Es ist also auch falsch, daß der heil. Bernhard französisch gepredigt habe, wie Mabillon gemuthmaßet. Man hat zwar seine Predigten in einer sehr alten Uebersetzung; aber ein Original sind sie nicht.

Das oberwähnte Gedicht von der Eroberung Jerusalems, in limosinischer Sprache, hat der Ritter

* Ces Exemples suffisent, pour convaincre de l'existence de notre Langue.

Bechada, um 1130 gemacht: aber ausdrücklich einen gewiſſen Gaubert, der ein Normander war, um Rath gefragt; weil man in dieſer Provinz damals beſſer franzöſiſch redete und ſchrieb, als in andern franzöſiſchen Provinzien. Allein dieß Gedicht iſt verlohren gegangen; und alſo weis man nicht, wie es ausgeſehen hat. Das allerälteſte franzöſiſche noch vorhandene Werk, iſt alſo die Hiſtorie der Könige in England, oder das Buch von den Britten; der Roman du Chevalier au Lyon, oder vom Löwenritter, folgt darauf, und ſodann le Rou de Normandie, oder Rudolph aus Normandie. Allein die Verfaſſer dieſer Werke ſind Ausländer geweſen, und haben nur dem Wilhelm Conqueſtor, ihrem Herrn, zu gefallen franzöſiſch geſchrieben.

Dem erſten unter dieſen Werken geben Faucher, Galland und Maſſieu, einhällig den Vorzug des Alters, indem es 1155 geſchrieben worden. Der Verfaſſer ſelbſt ſagt

Puis, que Dieu Incarnation
Priſt pour notre Redemtion
M. C. L. & cinq ans
Fiſte waitre Wiſtace ceſt Romans.

Der Roman vom Löwenritter iſt von eben dieſem Jahre

Mil & cent cinquante cinq ans
Fiſt Maitre Gaſſe ce Romans.

Das dritte von Raoul, oder Rudolphen iſt von 1160 *. Der erſte nennt ſich Wiſtace, d. i. Euſtachius,

* Dieß iſt derſelbe Raoul, der als erſter Herzog von Normandie, dem Könige Carl dem Einfältigen in Frank-

chius, und man weis nicht, wer oder woher er gewesen ist. Doch meynt man aus dem Lobe, das er den Pictaviern giebt, daß er aus Poitou gewesen sey. Diese Landschaft gehörte damals dem Könige in England: also gesteht der Verfasser, daß er kein Franzose heißen könne, sondern nur ein Schriftsteller sey, der französisch geschrieben hat. Er hebt seine Geschichte vom trojanischen Kriege an, wo Aeneas nach Wälschland schiffet, Ascanius aber den Silvius zeuget, den Vater des Brutus, welcher der Stifter von Britannien geworden: weswegen denn dieß Buch, le Livre des Bretons, oder le Brut d'Angleterre heißt. Es ist voller Fabeln, dabey wir uns nicht aufhalten können. Der König Artus spielt unter den brittischen Königen die Rolle des größten Helden in der Welt: der Dichter aber versichert, er schriebe eine Geschichte, und keine Fabeln. Ein paar Stellen wollen wir hier doch anführen, zu zeigen, daß die damalige englische Sprache deutsch gewesen. Wenn er von den berühmten hängenden Steinen in England redet, so heißt es

Stanheng ont nom en Anglois
Pierres pendues en François.

Frankreich, die Huldigung leisten sollte. Dabey sollte er ihm nun den Fuß küssen. Doch weil er sichs zu verächtlich hielt, sich so tief vor ihm niederzubücken: so ergriff er den Fuß des Königes, um ihn stehend, bis zu seinem Munde zu führen; schmiß aber dadurch den König mit samt seinem Throne übern Haufen, so daß bey allen Umstehenden ein Gelächter entstund. Sieh. Kirchmanns Buch de vetustis Regibus Norvagicis, in der Zueignungsschrift, an den damaligen Kronprinzen Friedrich.

Wer ſieht hier nicht das deutſche Wort Steinhäng, ſo wie es ein Ausländer hat faſſen und ſchreiben können. Ein anders von dem Namen des Landes:

Tant dit Angleterre en François
Comme *Engellande* en Anglois.

So nennen wir ja aber noch dieſe Stunde Engelland. Der Meiſter Waſſe, will das Wort Normann erklären, und ſagt:

Mant en Engleiz & en Norrois
Senefie *homme* en Franchois. d. i.

„Man im Engliſchen und Nordiſchen, bedeutet auf franzöſiſch Menſch.„ Er nannte alſo ſeine Sprache ſchon franzöſiſch; worüber ſich der Verfaſſer freuet, weil ſie vorher nur die romaniſche war genennet worden. Dieſes Dichters Buch iſt gleichſam die Fortſetzung des erſtern; denn es handelt von allen Normanniſchen Herzogen, deren letzter den Britiſchen Thron beſtiegen. Der erſte hat Rudolph geheißen, von welchem das Gedicht den Namen hat:

A Rou ſomes venu & de Rou nous diron
La comence l'Hiſtoire que nous dire devon
Mes par l'euvre eſploitier, les vers abrigeron,
La voie eſt longue & grief, & le travail cremon.

Dieſer Poet war auch kein Franzos: ſondern von der Inſel Gerſay gebürtig. Allein da dieſe Gedichte nicht den Franzoſen, ſondern den Engländern zu Ehren gemacht waren: ſo haben ſie in Frankreich auch kein großes Glück gehabt. Frankreich und England geriethen bald darauf in Kriege, alſo wurden dieſe

Werke

Werke um deſto mehr im Mittelpunkte des Reiches vergeſſen. An dem Hofe Ludwigs des VII. ſollen zwar, nach vieler Scribenten Vorgeben viele Dichter geweſen ſeyn: doch unſer Verfaſſer ſagt, es ſey nicht möglich einen einzigen zu nennen; und leugnet alſo die ganze Sache. Um dieſe Zeit ſind zwar in der Provenze die Provinzialpoeten im Flore geweſen: allein in Paris blieb noch alles, auch ſogar bis auf die Tragödie, Comödie und die Lieder, lateiniſch.

Endlich kömmt nun die Regierung Philipp Auguſts, unter welchem ſich die Morgenröthe der franzöſiſchen Sprache zu zeigen angefangen. Das war am Ende des XII. und im Anfange des XIII. Jahrhunderts, weil er von 1181 bis 1225 regieret hat. Alexander von Paris, hat in ſeinem Gedichte von Alexandern dem Großen die Kunſt erfunden, ſie dem Hofe und der Stadt angenehm zu machen. Viele haben dieſen Dichter unter Ludewig den VII. ſetzen, und ihn alſo um etliche 30 Jahre älter machen wollen. Allein unſer Verfaſſer, der bloß auf die Wahrheit geht, beweiſt, daß ſolches ungegründet ſey. Er hat darinn den Ruhm ſeines Königes Philipp Auguſts zur Abſicht gehabt; ſo gar, daß er auch dichtet, Ariſtoteles habe dem Alexander den Rath gegeben, zwölf Pairs zu erwählen; und Darius habe ein Zelt gebraucht, welches einen Zierrath gehabt, den die Königinn Iſabelle gemacht hätte:

A mont el chief eu ſom, ou ſont li dui pomel,
Par moult grande meſtrie i ot mis un oſel,
A ſemblance d'un Aigle, nus hom ne vit tant bel,
La Roine le fait, qui ot non Yſabel.

Diese Isabelle war die Tochter Balduins des III. Grafen von Hennegau, die König Philipp August 1180 geheirathet. Ein andrer Poet Elinant ist 1209 gestorben, von dem Loisel 1594 etwas herausgegeben. Dieser Alexander nun hat die Ehre, daß die sogenannten alexandrinischen Verse von 12 und 13 Sylben, ihren Namen von ihm haben. Doch weil er sie nicht zuerst gemachet, sondern das Muster dazu aus dem obigen Gasse, und seinem Rou de Normand abgesehen hat: so kann man besser sagen, daß seinem Gedichte von Alexandern diese Ehre wiederfahren sey. Man bemerkt aber, daß auch dieser Alexander zu Bernay in der Normandie gebohren gewesen: denn sein erster Fortsetzer, Lambert Licors, sagt in seinem Gedichte ausdrücklich:

Alexandre nous dit, que de Bernai fut nez
Et de Paris resu ses surnoms appellez.

Und also dürfen die Pariser auf diesen alten Dichter auch noch nicht stolz werden; da er ihr Landsmann oder Stadtkind nicht gewesen, ob er gleich bey ihnen gelebet hat. Und der Verfasser merket hier an, daß die Normandie auch in den schönsten Zeiten der französischen Poesie an ihren Malherben, Corneillen, und Fontenellen, u. d. m. die besten Köpfe und Scribenten hervorgebracht.

Um diese Zeit ist der Poet Elinant bey Hofe sehr beliebt gewesen; daher denn Lambert Licors gedichtet: Alexander habe bey seinen Mahlzeiten sich die Kriege der Riesen und andere Fabeln erzählen lassen. Außer diesem fanden sich nun viele

Nachahmer

Nein! wir verehren noch den Fleiß,
Worauf ſich unſer Wachsthum gründet:
Wer unſern erſten Anfang weis,
Der ſieht, was uns mit dir verbindet.
Wie klug war dein gegebner Rath?
Wie eifrig war nicht deine That,
Womit du dich für uns bemühet?
Sind wir zu ſchwach, dich zu erhöhn,
So ſoll die Nachwelt doch verſtehn,
Daß noch dereinſt dein Ruhm in unſerm Ruhme blühet.

Nachahmer und Abſchreiber, deren Namen Fauchet und Galland geſammlet haben. Durch deren Schriften gewann nun das Franzöſiſche ſehr viel: weil nichts den Sprachen mehr Glanz bringet, als die poetiſchen Werke. Alle Völker bezeugen einhällig, daß die Schönheit und der Ruhm der Sprachen mehr von den Dichtern als von andern Scribenten herrühre. Alles fieng nun an, ſich der franzöſiſchen Sprache zu bedienen, und ſelbſt auf der Schaubühne und in Liedern ward ſie der lateiniſchen vorgezogen: ja auch die großen Herren gewonnen ſie endlich lieb. In den Kirchen hub man an, die Epiſteln lateiniſch und franzöſiſch vorzuleſen; welches 1097 geſchehen ſeyn ſoll.

Im 1190ſten Jahre erſchien der erſte proſaiſche Roman, von Triſtrant dem Leonneſer; der einer der beſten und ſchönſten iſt, der jemals gemacht worden. Chriſtian von Troyes, der am Ende des XII. Jahrhunderts geſchrieben hat, gedenket ſeiner ſchon, wenn er ſeiner Geliebten in einem Liede ſagt:

Ainques dou buvraige ne bui,
Dont *Triſtan* fut empoiſonnez
Car plus me fait aimer, que lui,
Fins cuers, & bone volentez.

Wir haben einen poetiſchen deutſchen Triſtrant auf dem königl. Dreßner Bücherſale in Manuſcript aufzuweiſen: eine proſaiſche aber hat der Buchhändler Feyerabend 1587 in dem ſogenannten Buche der Liebe, darinn viel ſolche alte Romane zuſammengedruckt ſind, neu aufgelegt; und da wir nicht Gelegenheit gehabt, beyde Werke mit dem Originale zu ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 1913/058

gleichen: so können wir auch nicht sagen, ob es eine bloße Uebersetzung des französischen sey. So viel wissen wir, daß der deutsche Tristrant ein englischer Prinz ist: woraus wir schließen, daß die damaligen Dichter, Wilhelm dem Conquestor zu Ehren, bloß auf die englischen Helden, verfallen; wie solches auch König Artus bezeigen kann, dessen in dem Tristrant oft gedacht wird. Und selbst der Urheber dieses Tristrans hat an dem Hofe der Herzoge von Normandie, als der Könige von Engelland, gelebet: so daß die eigentlichen Franzosen auch für diese Ehre noch einem Ausländer danken müssen.

Eben das müssen wir mit dem Verfasser von zweyen andern Urhebern prosaischer Romane, des sogenannten Graals und Ritters Lancelot sagen, die nun in der Ordnung folgen; und die auch unsern alten Dichtern bekannt gewesen, und von ihnen deutsch übersetzt worden. Auf diese Vorgänger fieng man denn an, auch bloß historische Sachen französisch zu schreiben. Denn vor 1200, übersetzte ein Ungenannter schon, die Geschichte oder das Leben Carls des Großen ins Französische: wobey wir anmerken, daß wir unstreitig zwo weit ältere Stücke von diesem Helden in deutschen Versen aufzuweisen haben: wie unlängst in einer besondern Abhandlung davon erwiesen worden. S. des neuen Büchersals IV. Band p. I. Es fällt also der Argwohn gänzlich weg, den Schilter, in seiner Anmerkung zu demselben gehabt, als ob sie aus dem Französischen übersetzt wären: indem wir in dieser so genauen Erzählung der französischen Scribenten noch keinen Dichter finden, der Carl den Großen besungen hätte.

Unter

Unter Ludewig dem VIII hat die französische Sprache desto weniger gewonnen, je kürzer sein Regiment gewesen. Nur die französischen Liederchen sollen um die Zeit, nach Art der provenzalischen, Mode gewesen seyn.

Unter Ludewig dem heiligen aber ist es weiter damit gekommen. Denn außer sehr vielen Poeten, hat man angefangen die Sternkunde, Meßkunst und Erdbeschreibung französisch zu beschreiben. Man übersetzte auch Aristotels Rhetorik, wiewohl dieselbe nicht mehr vorhanden ist; welches der Verfasser herzlich bedauret. Wir müssen aber noch einmal melden, daß der Urheber derselben, **Brunette**, kein Franzose, sondern ein Florentiner gewesen. Er war aber im 1255sten Jahre nach Frankreich geflüchtet, als Kaiser Friedrich der II sein Vaterland verheerete. Auch in öffentlichen Urkunden fieng man an, sich des Französischen zu bedienen. Unser Verfasser merket auch aufrichtig an, daß die ersten französischen Scribenten meistentheils nur Uebersetzer gewesen; dahin er den **Thibaut de Vernon**, **Eustache**, den Uebersetzer des Lebens Karls des großen, und den **Lambert Licors** rechnet.

Es ist merkwürdig, daß in der Hälfte des XIII Jahrhunderts, **Alphonsus** König von Castilien 1260 eine Verordnung gemacht, daß alle öffentliche Urkunden künftig in spanischer, und nicht in lateinischer Sprache abgefaßt werden sollten. Von Deutschland merkt der Verfasser auch an, daß es, so sehr es auch vorher seiner Muttersprache zugethan gewesen, sich doch eine Weile von dem Streme dahin

hin reißen lassen; aber nach dem Beyspiele andrer Länder seine alte Gewohnheit bald wieder hervorgesucht habe. Wir gestehen es indessen, was die offentlichen Urkunden anlanget, daß dieses etwas spät geschehen sey, und vermuthlich aus der bloßen Ursache, weil die Canzler des Reichs, ja fast alle Schreiber großer Herrn, Pfaffen und Mönche waren; oder doch bey ihnen in Klöstern angeführet wurden, wo man sich bloß durch ein barbarisches Latein von den Laien zu unterscheiden suchte. Doch ist gleichwohl unser Sachsenspiegel eine Frucht des XII Jahrhunderts, ein Werk, dergleichen wohl kein heutiges Volk von gleichem Alter in seiner Muttersprache aufzuweisen hat.

Im 1250sten Jahre hat man die sogenannten Assises de Jerusalem ins französische übersetzt. Dieses muß ein juristisches Werk seyn, dessen Verfasser sowohl dem P. Labbe, als dem Ducange unbekannt gewesen. Allein aus einem alten Traité moral des quatre ages de l'homme, welches ein Manuscript auf der Bibliothek des Marschals von Estrees ist, ersetzt unser Verfasser diesen Mangel: denn der Urheber desselben nennt sich Philipp von Navarra, und sagt, er habe noch zwey andre Werke gemacht; darunter das erste die Historie eines Krieges, Friedrichs des II ist, dem er selbst beygewohnet haben will; das zweyte aber handle: des Us & Coutumes des assises d'Outre mer, & de Jerusalem & de Chypre.

Im 1270sten Jahre hat Pierre de Fontaine noch eine Sammlung von Rechtsfragen und Entschei-

ſcheidungen gemacht: welchem zehn Jahre ſpäter noch Philipp von Beauvoiſis mit den Coutumes de Beauvoiſis gefolget iſt. Ludewig der Heilige hat ſich in ſeinen Geſetzen und Verordnungen gleichfalls der franzöſiſchen Sprache bedienet; ja im Umgange allezeit franzöſiſch geredet, wie ſein Geſchichtſchreiber Joinville erzählet.

Um dieſe Zeit hat man geglaubt, daß die franzöſiſche Sprache ſchon zu einer ſolchen Vollkommenheit gelanget wäre, daß ſie die höchſten Lobſprüche verdiene. Huon von Meri, verzweifelte damals, daß er die Schönheiten der Schreibart Chriſtians von Troyes und Raouls von Houdance jemals erreichen könnte; und meynt, dieſe Schriftſteller hätten die Sprache ſo bereichert, daß alle ihre Nachfolger nur eine kleine Nachleſe derjenigen Aehren machen könnten, die ihren Händen entwiſcht wären. Die Ausländer haben das Franzöſiſche auch ſchon geliebet. Um das 1256ſte Jahr findet man, daß ein paar junge Herren umgekommen, die man nach Frankreich geſchickt hatte, die Sprache zu lernen. Dantes und Petrarcha haben einigen alten franzöſiſchen Dichtern viel Lob beygelegt. Unſer Verfaſſer aber geſtehet gern, daß alle dieſe Lobſprüche übermäßig und übereilt geweſen.

Und hiermit ſchließt er ſeine Abhandlung von den Aenderungen der franzöſiſchen Sprache von Karls des Großen, bis auf des heiligen Ludewigs Zeiten. Er ſchiebt es auf die Liebe Karls des Großen zum Lateine, die derſelbe den Geiſtlichen eingeflößet, und auf die verhaßte Nachläßigkeit der

Welt-

Weltleute, die alle Wissenschaften verachtet, daß die französische Sprache so ins Vergessen gerathen. Allein, wenn gleich Karl der Große auf seine Muttersprache mehr gedrungen hätte; so würde doch itzo Frankreich nicht französisch, sondern deutsch reden: und wenn gleich die Weltleute hätten studiren wollen; so würden doch die Pfaffen, als ihre Lehrmeister, ihnen eben die lateinische Sprache eingepräget haben, die sie selbst besessen hielt. Die französische Sprache hat also erst unter Philipp Augusten einiges Licht zu bekommen angefangen, welches in der That ziemlich spät ist; und unter Ludewig dem Heiligen einige Gestalt gewonnen, als man zu Kaisers Friedrichs des II Zeiten in Deutschland schon ganze Bibliotheken von deutschen Poeten sammlen können. Dieses wird mit der Zeit sonnenklar erhellen, wenn die unter der Feder begriffene ausführliche Historie der deutschen Sprache und Poesie, ans Licht treten wird; daran ein bekannter Gelehrter allhier, seit etlichen Jahren arbeitet.

Es folgt in der Ordnung die Abhandlung de l'ancienneté des Chansons Françoises, oder vom Alterthume der französischen Lieder. Diese Materie ist für uns keiner solchen Aufmerksamkeit würdig, als die vorige. Wir wollen uns also dabey nicht aufhalten. Der Verfasser ist auch hierinnen sehr unparteyisch, und läßt die großen Vorurtheile so vieler von seinen Landsleuten fahren, die kein Bedenken tragen, sich auf alle Weise, ja auch durch Erdichtungen groß zu machen. Er hat aber davon handeln müssen, weil der alte Dichter und König

von

von Navarra, deſſen Lieder er herausgiebt, einer ihrer älteſten Liederdichter geweſen.

Er eignet dieſelbe dem Herrn de Lacurne de Sainte-Palaye Mitgliede der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu, welcher im Begriffe ſteht, die Leben der Provenzial-Poeten heraus zu geben., deren Gedichte die erſten franzöſiſchen Dichter nachgeahmet haben. Er rühmt deswegen an ihm die vielen mühſamen Unterſuchungen, die er in Frankreich und Wälſchland zu dem Ende angeſtellet. Die alten Troubadours, heißt es, wären denſelben ſo bekannt, als die Dichter aus Ludewigs des XIV Zeiten; die Verſuche die er davon der Akademie vorgeleſen, hätten vielen Beyfall gefunden; und der Beyſtand, eines in dieſen Stücken ſehr geübten Freundes, des Herrn de Foucemagne, würde ihm ſeine Arbeit erleichtern. Man ſieht hieraus, daß die Franzoſen diejenigen ſchon hochſchätzen, die ſich um die Alterthümer ihrer Sprache und Poeſie Mühe geben.

Im Eingange zeigt der Verfaſſer, daß die älteſten Völker ihre Lieder und Geſänge gehabt; die zwar erſtlich zum Lobe Gottes, ſodann aber auch zu geringern Sachen gebraucht worden. Die Aegypter haben ſchon ihre Maneros, oder Lieder gehabt, wie Herodot im II B. berichtet. Die Griechen hatten ihre Scolien. Die Römer liebten ſie auch.

Nos quoque per totum pariter cantabimur orbem,
Iunctaque ſemper erunt nomina noſtra tuis.

ſagt Ovid zu ſeiner Geliebten, Amor. L. I. C. 3. Ja zu des Terenz Zeiten müſſen ſchon Lieder im franzöſi-

zöſiſchen im Schwange gegangen ſeyn: denn Phädria ſagt im Phormio: Cantilenam eandem canis. Cäſar erzählt von den Galliern, daß ſie bey ihren Zuſammenkünften viel Verſe * geſungen. Die Franken, die ihr Land hernach einnahmen, liebten dieſe Art der Gedichte auch: und Sidonius Apollinaris erzählt vom Könige der Gothen, Theodorich, daß er zwar die Inſtrumentalmuſik, aber nicht das Geſchrey der Lieder geliebt; daraus man denn ſieht, daß es im Vten Jharhunderte daran nicht gefehlet. Als Clotar der II. im 500 und etliche 90ſten Jahre einen Sieg über die Sachſen erfochten hatte, machte man folgendes Lied in Reimen:

De Clotario eſt canere Rege Francorum
Qui ivit pugnare cum gente Saxonum
Quam graviter provenitlet millis Saxonum
Si non fuiſſet inclitus Faro, de gente Burgundionum.
Quando veniunt in terram Francorum,
Faro ubi erat Princeps, milli Saxonum,
Inſtinctu Dei tranſcunt per urbem Meldorum,
Ne interficiantur à Rege Francorum.

Wir führen dieſe Probe deſto lieber an, da ſie mehr uns Deutſchen, als den Franzoſen Ehre macht; indem die damaligen Franken unſtreitig Deutſche waren. Eine andere Probe führt er von Gottſchalcken, oder Godeſcalco, an, der, wie ſein Name zeigt, unfehlbar unſer Landsmann war. Dieſer ſchrieb aus dem Orte ſeiner Verweiſung an einen Freund:

Vt

* Multi Galli conveniunt, & ibi magnum numerum verſuum edíſcere dicuntur. Comment. l. VI.

Vt quid jubes puſiole,
Quale mandas filiole,
Carmen dulce me cantare;
Cum ſim longe exul valde,
Intra mare;
O! cur jubes canere?

Magis mihi miſerale
Flere libet puerale
Plus plorare, quam cantare,
Carmen tale, jubes quare,
Amor care?
O! cur jubes canere?

Bey dieſer Gelegenheit verwirft der Verfaſſer die Meynung, daß die Reime in der Provence erfunden wären, die auch der Abt Maßieu in ſeiner Hiſtorie der franzöſiſchen Poeſie behauptet: da doch vielmehr die Normandie Frankreich die erſten Dichter gegeben; und alſo unfehlbar der Reim aus den alten deutſchen Liedern dahin gebracht worden. Unſer Verfaſſer vertheidigt auch den Reim ſo gar mit dem Exempel der alten Lateiner, die auch bisweilen gereimet haben. 3 L. Virgil in der II Ecloga.

Dum tenera attondent ſimae virgulta capellae,
Non canimus ſurdis, reſpondent omnia ſilvae,
Qui nemora aut qui vos ſaltus habuere puellae.

Und in dem II B. des Feldbaues:

Quos rami fructus, quos ipſa volentia rura
Sponte tulere ſua, carpſit: nec ferrea jura,
Inſanumque forum.

Hätte dieſes in lateiniſchen Ohren übel geklungen, ſo würde es der Dichter leicht haben vermeiden können.

* *

Die XXVI. Ode.

Auf das Geburtsfest Hrn. Joh. Chriſtoph Gottſcheds,

den 2. Febr. 1738.

M. Johann Friedrich May.

An gutem Willen fehlt es nicht,
Dein Feſt, o Freund, recht zu beſingen.
Du weiſt, daß mirs an Kraft gebricht,
Für dich ein würdig Lied zu bringen.
Die ſchwache Kunſt reicht hier nicht zu:
Ich ſinge zwar, doch nicht wie du,
Und dieſs befiehlt mir ſchon zu ſchweigen.
Die Luſt zum Dichten hört nun auf;
Ich gebe beſſer Achtung drauf,
Daß mich mein Stern nicht ſchuff, auf den Parnaß zu ſteigen.

Ganz Deutſchland kennt ſchon deinen Werth,
Du darfſt ihn nicht durch mich erlangen:
Und weil die Nachwelt ihn erfährt,
Wird ſie mit deinem Namen prangen.
Die Muſen würden ſtrafbar ſeyn,
Wenn ihr durch dich verklärter Hayn
Nicht ſtets von deinem Ruhm erklänge;
Wenn man den Eifer und den Geiſt,
Der ſie der Barbarey entreißt,
Nicht durch ein ewig Lied aus Dankbarkeit beſänge.

Was

Nunmehr widerlegt der Verfasser diejenigen, welche die eigentlichen französischen Lieder haben gar zu alt machen wollen; und zeiget, daß unter König Philippen von lauter lateinischen Liedern die Rede gewesen. Wenn es gleich heißt, metrice & musice, oder rythmicas cantilenas composuerunt: so ist doch alles lateinisch gesungen worden. Auch Abälard selbst hat seiner Heloise keine französische Poesien oder Lieder gemacht; wie Massieu behaupten wollen. Der Verfasser führet dieses weitläuftig und gründlich aus. Hilarius, ein Schüler Abälards, machte zu einer lateinischen Strophe eine französische Schlußzeile:

Lingua servi, lingua perfidiae,
Rixae motus, semen discordiae.
Quam sit prava, sentimus hodie,
Subjacendo gravi sententiae.
Tort a vers nos li Mestre.

d. i. Unrecht hat gegen uns der Meister; d. i. der Vorgesetzte, der den Abälard aus dem Kloster Paraclet verbannet hatte.

Der heil. Bernhard soll in seiner Jugend lustige und leichtfertige Lieder gemacht haben, wie Berenger ihm vorrücket. Allein diese Cantatiunculae mimicae und urbani moduli, sind sonder Zweifel auch lateinisch gewesen. Kurz, erst um Philipp Augusts Zeiten hat man französische Lieder zu machen angefangen, doch so, daß in den Kirchen noch lauter Latein gesungen worden. Die ersten französischen Gesänge hießen Lais, von Lesius, und daher kommen die Virelais und andere Arten mehr. Wie aber,

aber, wenn man dieſes Lai von dem Deutſchen Lied, oder Plattdeutſchen Leed herholete? Es kömmt nur darauf an, daß man dieß Wort in einem Ottfried oder Winsbeck finde: ſo wird die Sache keine groſſe Schwierigkeit haben. Doch die erſten Liederdichter reiſeten nach der Provence, als auf die hohe Schule der Poeten; und das geſtunden ſie in ihren Gedichten, davon wir ein paar Proben ſehen wollen. Perin Dangecourt ſingt ſo:

Quant parti ſui de Provence
Et du tems felon,
Ai voloir, que recommence,
Novele chanſon, &c.

Ein anderer aber ſo:

Au repairier, que je fis de Provence,
S'eſmut mon cuer un petit de chanter,
Quant j'approchai de la terre de France,
Ou cele maint, que ne puis oublier &c.

Um etwas näher auf den König Thibaut zu kommen, deſſen Lieder er heraus giebt: ſo war er 1201 gebohren, und ſtarb 1253. Und alſo ſind die franzöſiſchen Lieder, nach dem Muſter der Provenzaliſchen ins XIII Jahrhundert zu ſetzen: folglich hundert Jahre neuer als die unſern, die wir von Winsbecken und ſeiner Gemahlin haben; deren zu geſchweigen, die noch älter ſeyn können. Das Siegslied nämlich, auf den Sieg Ludewigs über die Normänner, iſt aus dem IX Jahrhunderte, kurz nach Ottfrieds Zeiten: wie Schilter in ſeinem Theſauro gewieſen hat. Der oberwähnte Gaſſe hat einmal ſo geſungen:

Les oiſellons de mon päis
Ai oi en Bretaigne
A lor chant m. eſt il bien avis
Qu'en la douce Champaigne.
Les oi jadis, ſe n'i ai mepris
Il m'ont en ſi douce penſée mis
Ke Cançon faire me ſuis pris
Tant ke je parataigne.
Che k'amors m'a lonc-tems promis &c.

In Anſehung ſolcher Lieder haben ſich unſere Meiſterſänger nicht zu ſchämen. Wir übergehen die muſikaliſchen Inſtrumente, deren man ſich bey den alten Liedern bedienet: obgleich der Verfaſſer eine lange Unterſuchung darüber anſtellet, auch einige alte Bilder von der Geige, oder Fidel damaliger Zeiten beybringet. Wir müſſen doch nämlich zum Beſchluſſe eines von den Liedern des Königs Thibaut, mittheilen, und dieſes ſey das erſte Lai, welches allemal vier gleiche Strophen, und einen kurzen Schluß haben mußte.

I.

Amours me fait eomencier
Une chanſon novele.
Ele me vuet enſeignier
A amer la plus bele
Qui ſoit el mont vivant:
C'eſt la belle au cors gant,
C'eſt cele dont je chant;
Dieux men doint tele novele
Qui ſoit a mon talent
Que memi & ſovent
Mes cuers por li ſautele.

Bien

2.

Bien me porroit avancier
Ma douce Dame bele
S'ele me voloit aidier
A cete chanſonele:
Je n'aim nule rien tant,
Come li ſoulement
Et ſon afaitement
Qui mon cuer renovele.
Amours me lace & prent
Et fait lie & joiant,
Pour ce qu'à ſoi m'apele.

3.

Quand fine amour me ſemont
Moult me plait & agrée,
Que c'eſt la riens en c'eſt mont
Que j'ai plus deſirée.
Or la m'eſtuet ſervir
Ne m'en puis plus tenir
Et du tout obeir,
Plus que riens qui ſoit née,
S'ele me fait languir,
Et vais juſqu'au morir,
M'ame en ſera ſalvée.

4.

Se la mieudre de ce mont
Ne m'a s'amour donée
Tuit li amoureus diront
Ci a fort deſtinée;
S'a ce puis ja venir
C'aie ſans repentir
Ma joie & mon plaiſir,
De li qui tant m'agrée
Lors diront ſans mentir,
Que j'aurai tot mon deſir,
Et m'a queſte achevée.

5.

Bele por cui ſopir
La blonde coulorée
Peut bien dire & gehir
Que por li ſans mentir
S'eſt amours moult haſtée.

Am Ende iſt noch ein Gloſſarium angehänget, welches die alten Wörter und Redensarten dieſer Gedichte zu erläutern dienen kann. Der Verfaſſer bezeiget darinnen viel Fleiß und Geſchicklichkeit; wie er auch in den Anmerkungen ſchon erwieſen hatte. Allein gegen unſer Schilteriſches und Wachteriſches Gloſſarium iſt ſeine Arbeit nur ein Kinderſpiel. Und was iſt das Wunder? da wir ſo viel wichtige und große Ueberbleibſel des Alterthums haben; dagegen der Franzoſen Ueberreſte, weder an Alter, noch an Erheblichkeit, noch an Menge, in keine Vergleichung kommen?

* *

III.

Damaſippus

ein Strafgedichte des Horatius, welches im andern Buche der Satiren die dritte iſt.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Es gehöret dieſes Gedichte zu denjenigen, welche ſonſt Satiren genennet werden, darinnen gemeiniglich böſen Sitten und Laſtern, um ſie deſto verhaßter zu machen, ihre Blöße aufgedecket wird:

wird: dieſes aber handelt von einer ſo genannten wunderbaren, (paradoxen) oder vielmehr wunderlichen Lehre der alten ſtoiſchen Philoſophen, die ſich allein für weiſe, alle andere aber für närriſch und unſinnig hielten; welche der Dichter zum Gelächter zu machen, und durch beißenden Scherz zu beſchimpfen beliebet. Die Einrichtung deſſelben hat Scaliger ſo vollkommen bemerket, als ſie in andern Satiren nicht zu ſeyn pfleget. Es iſt mit einem Eingange verſehen, und in der Abhandlung wird von der vorhabenden Sache, zum Spotte der äußerſten dialectiſchen Schärfe, darüber einige der Lehrer und Anhänger dieſer Secte ſehr ſtrenge zu halten pflegten, und darinnen ſie was beſonders ſuchten, die Erklärung der vorhabenden Sache voraus geſetzt. Wenn dasjenige, was zur Eintheilung gehöret, beygebracht worden, wird unter den lebhafteſten Auszierungen, der erforderliche Beweis, durch Verknüpfung bündigſter Schlüſſe, ſcheinbar förmlichſt hinaus geführet; worauf die Folge, ſo daraus herzuleiten iſt, den Beſchluß machet. Es iſt im 720. Jahre nach Erbauung der Stadt Rom verfertiget worden.

Die Menge der Ausleger, welche die Gedichte des Flaccus mit weitläuftigen Abhandlungen, gründlichen Erklärungen, und geſchickten oder auch manchen ungeſchickten Anmerkungen zu erläutern, nicht unterlaſſen haben, iſt ſo zahlreich, daß auch dieſem Stücke nichts fehlet, was erforderlich ſeyn kann, alles, ſo darinnen vorkömmt, in ein vollkommnes Licht zu ſetzen; unter welchen, inſonderheit in der Reihe derer, die vor andern merkliche Vorzüge ha-

ben, der Commentarius, welchen der berühmte Gottesgelehrte und Philologus Friedrich Rappolt über die Satiren und Briefe des Horatius zu Leipzig 1675. heraus gegeben, ſich ausnehmend unterſcheidet. Es will daher nicht nöthig ſeyn, bey dieſer Ueberſetzung vieles, oder auch nur manches anzuführen, was anderwärts im Ueberfluße leicht zu finden iſt.

Dieß Stücke aber iſt, wie viel andre dieſes Dichters, dem gewöhnlichen Schickſal der meiſten Schriften des Alterthums unterworfen. Es ſind darinn viele Stellen, die in den und jenen Ausgaben anders geleſen, und zur Veränderung des Verſtandes mit andern Abtheilungszeichen verſehen, gefunden werden, als in andern: ja da ſelbiges ganz dramatiſch, oder als eine Unterredung abgefaſſet iſt, ſo wird manches darinnen den redenden Perſonen hier anders, und da anders zugetheilet. Bey der Ueberſetzung deſſelben iſt daher wenigſtens dieſes nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, daß ſie nach den Leſarten und der Anordnung, die in der Edition befindlich iſt, die Mr. Merville zu Hamburg 1733 in Duodez herausgegeben, abgefaſſet iſt; und die Sanadoniſchen, Cuninghamiſchen, und Bentlejiſchen edlen Verbeſſerungen, und Anmerkungen, nach welchen dieſe Ausgabe eingerichtet iſt, mit möglichſter Sorgfalt ſelbſt dabey in Augenſchein genommen worden ſind. In Anſehung deſſen kann es nicht gänzlich unberühret bleiben, daß die Worte im ſiebenden Verſe: Es will nicht gehen: mit dem achten, neunten und zehnten, die als eine Antwort des Horatius auf die vernommene Anrede, in gedachter Edition angezeiget werden, dem Damaſippus ſind

ge-

gelaſſen worden: weil es ſonſt, wie unter andern der Rappeltiſche Commentarius erinnert, ſich nicht erachten läßt, auf was Weiſe der Poet in ſeinem Zorne über die Wand, ſelber ſagen konne, daß ſie ihn nicht verdiene *.

Damaſippus, Horatius,

Damaſippus.

Du ſchreibſt ſo ſelten mehr, daß du nun dein Papier
Nicht viermal jährlich hohlſt; nimmſt nur das Alter für,
Und zürneſt mit dir ſelbſt, daß Wein und Schlaf dich zwingen,
Nichts mehr, was etwan ſonſt der Rede werth, zu ſingen.
Wie wirds? am Feſt Saturns ſtiehſt du hier nüchtern her.
Bring etwas vor und laß, was du verſprichſt, nicht leer.
Fang an. Es will nicht gehn? Du willſt die Griffel ſchelten,
Die ſollen, wie die Wand, es unverdient entgelten,
So Götter und Poet in ihrem Zorn gemacht.
Du ſahſt ja drehend aus, als hätteſt du bedacht,
Wie du was herrliches und vieles unternähmeſt,
Wenn du ins warme Haus des Vorwerks müßig kämeſt.
Was ſoll der Bücher Laſt, die dich begleiten muß?
Du haſt den Eupolis und den Archilochus,
Ja mit Menandern ſelbſt den Plato aufgepacket?
Willſt du die Tugend fliehn, daß dich der Neid nicht zwacket?
Elender! ſo wirſt du Verachtung auf dich ziehn.
Du mußt den Müßiggang als wie Sirenen fliehn?
Sonſt haſt du dich getroſt des allen zu entſchlagen,
Was deines Wandels Ruhm wohl ehr davon getragen.

* Weil wir eben dieſe Satire neulich proſaiſch überſetzt mitgetheilt haben: ſo wollen wir auch dieſe poetiſche Ueberſetzung eines belobten Schulmannes mittheilen, von dem wir ſchon ſonſt das I. Buch der Horaziſchen Oden angeprieſen haben.

Horatius.

Der Rath ist ungemein: es schenke dir dafür
Der Götter ganze Schaar den trefflichsten Barbier!
Jedoch, wie kennst du mich?

Damasippus.

Der Rückgang meiner Sachen,
Der Mangel an Credit zwang mich Bankrut zu machen.
Weil mir das Meine nun nichts mehr zu schaffen macht:
So geb ich desto ehr auf fremde Händel acht.
Vor diesem mocht ich gern das Erz im Kauf erhaschen,
Daraus sich Sisiphus die Füsse sonst gewaschen;
Ich wußt obs hart, obs grob von Guß und Arbeit war:
Und both für so ein Stück schlau hundert tausend dar.
Wo schöne Gärten feil und Häuser zu erkaufen,
Da wust ich sie allein mit Vortheil zu erlaufen.
Deswegen ward ich auch Mercurial genannt;
So hieß mich Straß und Markt.

Horatius.

Es ist mir wohl bekannt,
Und wundert mich, wie du von dieser Pest genesen.

Damasippus.

Das Wundermittel ist ein neuer Schmerz gewesen:
Das Kopf- und Seitenweh, so gehts, wird Herzgespan;
So wie die Schlafsucht thut; sie fängt zu fechten an
Und ängstiget den Arzt.

Horatius.

Wird hier nur nichts verübet,
Was diesem ähnlich ist, so sey es, wies beliebet.

Damasippus.

Freund irr dich nicht, du bist auch toll: die Narren sind
Es alle fast. Stertin sagt was sich wahr befindt;
Von dem ich viel gemerkt, seit dem sein Trost mich regte,
Daß ich den weisen Bart auf sein Befehlen hegte;
Ja sonder Traurigkeit, die mich sonst heftig drang,
Gleich von der Brücke ging und nicht ins Wasser sprang.
Denn als mein Kauf und Kram so übel abgelaufen,
Verhüllt ich mir das Haupt, und ging, mich zu ersaufen.

Er

Er sah zum größten Glück mich schon fast fertig stehn,
Er trat zu mir und sprach: (Stertin)
Halt! was wilst du begehn?
Du suchst dich einer Scham, die bös ist, zu entreißen,
Und wilst bey Tollen nicht auch toll, diß scheust du, heißen.
Doch laßt uns erstlich sehn, was heißt denn rasend seyn?
Und findest du alsdann du wärest es allein;
So stirb beherzt: kein Wort soll dich alsdann mehr stören.

Chrysippens Hall und Schaar meynt, nach des Meisters Lehren,
Toll sey der, so sich blind des Aberwitzes Pest
Und allen Unverstand der Wahrheit führen läßt.
Der Spruch ist allgemein und gilt von allen Leuten,
Er läßt auf Könige, nur Weise nicht, sich deuten.
Vernimm nun auch, warum die Tollheit jeden plagt,
Der diesen Namen sich dir beyzulegen wagt.
Wie diese, die im Zug durch Wälder sich verseben,
Und unvorsichtig nicht den rechten Fußsteig gehen;
Es wandern, die so rechts, und die so links um ziehn,
Doch in verschiedner Art, in einem Irrthum hin:
So hast du, glaub es mir, dich auch für toll zu achten,
Wie alle sind, so dich vielleicht zu spotten trachten:
Wenn du dich ihnen schon nicht gleich zu seyn bemühst,
Und sie den Hasenschwanz nicht klüger tragen siehst.
Man pflegt zur einen Art der Tollen, die zu zählen,
Die sich mit größter Furcht, wo nichts zu fürchten, quälen,
Und gleich sehr kläglich thun, wenn sie ein Feuer sehn,
Und wenn im freyen Feld Fluß oder Felsen stehn.
Zur andern zählet man, die gar kein Fürchten kennen,
Und blindlings grade zu in Brand und Wasser rennen;
Daß sie, wenn Aeltern, Weib, Freund und Geschwister schreyn,
Ach halt! hier ist ein Loch! hier liegt ein großer Stein!
Nichts hören: als wie jüngst im Schauspiel, Iliene,
Der trunkne Fusius im Schlafe von dem Sohne;
Wenn Catienus schon und seiner tausend flehn,
Ach Mutter, hilf! ach hilf, es ist um mich geschehn!

Was fehlt dir, das dich glücklich macht,
Du hast, was du gewünscht, gefunden:
Ein Amt, das dir dein Fleiß gebracht,
Den größten Schatz, in Adelgunden.
O Freund, nur deine Zärtlichkeit
Kann dieser Liebe Seltenheit,
Nach ihrer Kraft und Lust beschreiben.
Auf setze, wie du sonst gethan,
Itzt noch einmal die Feder an,
Entdecke sie der Welt; sie soll ein Muster bleiben.

Das Schicksal ist dabey betrübt,
Es weis euch fast nichts mehr zu geben.
Es sieht, daß ihr einander liebt,
Was braucht ihr mehr, vergnügt zu leben?
Ihr trotzt dadurch das blinde Glück,
Und jagt Verdruß und Noth zurück,
Die nur die Misvergnügten stören:
So wünsch ich nichts, ich weis es schon,
Die Tugend giebt sich selbst den Lohn.
Der Himmel darf euch nichts, als eure Jahre, mehren.

Nun sieh, wie jeglicher in gleicher Tollheit wandelt.
Wenn Damasippus sonst um alte Bilder handelt,
So heißet man ihn toll: wer aber sieht den Mann,
Der Damasippen borgt, dabey für klüger an?
Jedoch, er mag es seyn. Wenn ich dir was verehrte,
Und selbst, daß du es mir nicht wiedergäbst, begehrte:
Wärst du alsdann wohl dumm, wenn du es gern empfähst?
Könntst du wohl dümmer seyn, wenn du den Raub verschmähst,
Dafern Mercurius dich gleich damit bedächte,
Und aus besondrer Gunst ihn dir entgegen brächte?
Ein böser Schuldner schließt mit Nerien den Kauf,
Setzt auf zehn tausend Pfund die beste Handschrift auf:
Doch es ist noch nicht gnug: er giebt Versicherungen,
Mit Knoten, die so gar Cicutens List geschlungen;
Die als mit Ketten noch wohl tausendfach versehn:
Ein solcher Proteus kan den Banden doch entgehn.
Ziehst du ihn vors Gericht, er wird ganz bönisch lachen,
Und sich zum wilden Schwein, Fels, Baum und Vogel machen.
Erklärt man den für toll, der keine Rechnung stellt?
Ist der hingegen klug, der sie stets richtig hält:
So steht es, glaube mir, viel schlimmer um Perillen,
Der sich verschreiben läßt, was niemals zu erfüllen.

Ihr, die der Hochmuth quält, ihr, die der Geldgeiz plagt,
Ihr, die ein traurger Wahn des Aberglaubens nagt,
Ihr, die die Wollust brennt, und andre Seuchen drücken,
Hört: ihr mögt insgesammt den Rock zurechte rücken.
Kommt näher, stellet euch mir nach der Reihe vor:
Es lehrt mein Unterricht, ein jeder sey ein Thor.

Es soll den Geizigen an Nieswurz nicht fehlen:
Man könnt Anticyra wohl ganz für sie erwählen.
Von Erben des Stabers ward auf das Grab gesetzt,
Wie groß die Erbschaft sey. Wird dieß Geboth verletzt,
Verdammet er sogleich die Erben nach den Rechten,
Dem Volke hundert Paar, die mit einander fechten,
Zu geben, und ein Mahl, so wie es Arrius

Verordnen

Verordnen kann: ja Korn, in solchem Ueberfluß,
Als Africa sonst mäht. Dieß, sagt er, zu erfüllen,
Es sey schlimm oder gut, habt ihr zum letzten Willen.
Doch kränket euch vielleicht, was ich allhier gethan;
So gebet mir nicht als böse Vettern dran.
Mich dünkt, Staberius hat weislich eingesehen = = = =
(Damasip.)
Weswegen sollt es denn auf seinem Grabmahl stehen,
Wie viel er hinterließ? (Stertin.) Weil er gelebet hat,
Glaubt er die Armuth sey die größte Missethat;
Die Sorg, ihr zu entgehn, wars die ihn ängstlich quälte,
Denn, stirbt er, wenn ihm nur ein Scherf zur Summe fehlte,
So meynt er, daß er selbst sich schelmisch drum gebracht.
Denn wahrlich, durch das Geld wird alles ausgemacht.
Ruhm, Tugend, Ehre, Glück, was Götter selbst begehren,
Und was der Mensch sich wünscht, weis Reichthum zu gewehren.
Wer den erwirbt, wird groß, gerecht, beherzt . . . .
(Damasippus) Allein
Auch weise? (Stertin.) was er will: ja gar ein König seyn.
Er hoffte denn, was er durch Tugend sich erworben,
Würd ihm das größte Lob noch seyn, wenn er gestorben.
Hat Aristippus wohl auch dergestalt gedacht?
Der wirft die Schätze weg, die ihm sein Fleiß gebracht,
Wenn er durch Lybien mit seinen Knechten ziehet,
Und sie mit dieser Last zu langsam folgen siehet.
Sag, wer der ärgste Thor von diesen beyden sey?
(Damas.) Vergeblich bringest du ein solch Exempel bey,
Das einen neuen Streit beym ersten Streit erreget.
(Stertin.) Wenn einer Zithern kauft und sie zusammen träget,
Der gar nichts von Musik, der gar nicht spielen kann:
Schafft, wer kein Schuster ist, sich Pfriem und Leisten an:
Kauft sonst ein anderer sich was zum Schiff gehöret,
Den man die Kauffmannschaft und Reisen nicht gelehret;
Wird jeder allerwärts mit Recht ein Thor genannt.
Wie aber? ists mit dem nicht eben so bewandt,

Der

Der als ein Heiligthum sein Geld und Gold verschließet,
Sichs anzurühren scheut und nichts davon genießet?
Wer bey sein Kornhaus sich mit einem Prügel stellt,
Und so die Wache stets für seinen Vorrath hält,
Ist aber viel zu karg, wenn ihn der Hunger plaget,
Daß er ein einzig Korn davon zu essen waget,
Und läßt nur bitter Kraut sein sparsam Labsal seyn;
Läßt einer tausend Faß vom allerbesten Wein,
Ja mehr als tausend Faß, in seinem Keller füllen,
Und will den Durst doch nur mit schlechtem Eßig stillen;
Ja wenn ein alter Greis auf dürres Streh sich legt,
Der Küssen, Bett und Pfühl in vollen Kasten hegt,
Wo sie die Motte frißt und nach und nach veralten:
So sind wohl wenige, die dieß für Thorheit halten,
Weil fast die ganze Welt, die Pest zu quälen scheint.
Was sparst du, karger Greis, dem alle Götter feind?
Daß es Sohn oder Knecht als Erbe ganz verzehre,
Und dich die Armuth nicht, als fehlt es dir, beschwere?
Was denkst du wohl dadurch der Summe zu entziehn,
Gäbst du für besser Oel auch täglich etwas hin,
Um den Salat damit, wie den mit Grind und Rissen
Ganz angefüllten Kopf, bisweilen zu begießen?
Ist etwas nun, es sey wie viel es sey, genug?
Du schwörest falsch, du nimmst, du raubest? Bist du klug?
Versuchtest du ans Volk mit Steinen dich zu wagen,
Und deine Knechte selbst damit von dir zu jagen,
Die du für Geld erkauft: so schreyen dir zur Schmach,
Die Kinder insgesammt, daß du ein Narr seyst, nach.
Giebst du der Mutter Gift; gebst du dein Weib zu henken:
Läßt sichs, daß du alsdann bey Sinnen bist, gedenken?
Wie so? gewiß, du hast die eigne Mutter nicht
Zu Argos, mit dem Schwert, aus Wahnwitz hingericht,
Wie einst Orestes that. Doch, oder willst du meynen,
Daß ihn die Furien nicht eher zu treiben scheinen,
Als bis den scharfen Stahl der Mutter Hals erbitzt?
Du hast ja dem Orest, wenn man ihn schon beschmitzt,
Daß er nachher noch rast, nichts weiter Schuld zu geben:
Sein Schwert läßt Pyladen und noch Elektren leben.

Er

Er ſchimpft nur und ſchilt ſie für einen Plagegeiſt,
Denn für was anders aus, wie Gall und Zorn ihn heißt.

Opim, ein armer Mann, bey Silber, Gold und Schätzen,
Der den geringſten Wein des Feyrtags, zum Ergötzen,
Aus einem irdnen Pot, und ſonſt verdorbnen Trank,
Schlief einſt, als wär er todt, und war gefährlich krank;
So daß die Erben ſchon das Geld mit Freuden theilten,
Und mit den Schlüſſeln hin nach allen Käſten eilten.
Jedoch des Arztes Treu und ſeine Klugheit macht,
Daß er aus ſeinem Schlaf durch dieſe Cur erwacht.
Man muſte Tiſch und Geld zum Krankenbette bringen;
Man kam und ſchüttelte die Säcke hin mit klingen,
Und zählt. Opim wacht auf. Der Arzt erinnert ihn,
Und ſprach: (der Arzt.) Dein Erbe kömmt und nimmt das Deine hin,
Wenn du es nicht bewahrſt. (Opim.) Wie! da ich noch am Leben?
(der Arzt.) Nun wache, daß du lebſt, ſo kanſt du Achtung geben.
Beſorge doch dein Wohl. (Opim.) Was wilſt du denn?
(der Arzt.) Du biſt
Ganz kraftlos, da nichts mehr in deinem Magen iſt:
Durch Speiſe mußt du ihm ſo gleich zu Hülfe kommen,
Sonſt wird dir deine Kraft in Adern ganz benommen.
Warum verzögerſt du? Nimm dieſen Trank von Reiß.
(Opim.) Was koſtet er? (der Arzt.) Nicht viel. (Opim.) Wie viel?
(der Arzt.) Es iſt der Preis
Acht Heller. (Opim.) O! was ſchadts, ob ich durch Krankheit ſterbe,
Ach! oder, weil man mir das Meine ſtiehlt, verderbe?
(Damaſ.) Wer iſt denn bey Verſtand? (Stertin.) Wer ganz von Thorheit frey.
(Damaſ.) Was iſt ein Geiziger? (Stertin.) Ein Narr und Thor. (Damaſ.) Verzeih:
Gehöret denn wohl der zur Anzahl kluger Geiſter,
Der gar nicht geizig iſt? (Stertin.) Mit nichten.
(Damaſ.) Wie? o Meiſter?

(Stert.)

(Stert.) Vernimm; es hat es ſelbſt der Craterus geſagt:
Der Kranke wird ja nicht vom Herzgeſpann geplagt;
Iſt er daher geſund? kann er das Bette miſſen?
Nein: Nier- und Seitenweh hat ihn dahingeriſſen.
Den drückt kein falſcher Eid, Geiz ficht ihn auch nicht an:
Wohl ihm, daß er ein Schwein den Göttern opfern kann,
Die ſeinem Hauſe hold: doch er iſt ſtolz, verwegen.
Schifft nach Anticyra, und läßt dort ſeiner pflegen!
Iſts nicht gleich viel, ob du dein Gut, dem, ders verpraßt,
Hingiebeſt, oder ſelbſt nicht brauchteſt, was du haſt?

Der reiche Servius bey alten Intereſſen,
Der in Canuſien zwey Güter ſonſt beſeſſen,
Gedacht, als ihm der Tod ſchon merklich nahe war,
Noch an ſein Teſtament; rief ſeiner Söhne Paar
Vors Bett, und ſprach: (Servius) Ich ſah in euren jungen Jahren
Als Nüß und Würfel noch eur erſtes Spielwerk waren,
Wie Aulus ſie verliehn, verſchenkt und nicht geſpart;
Tiberius gezählt, und ſorgſam tief verwahrt.
Ich ſorgte dazumal bey euren erſten Trieben,
Ihr würdet beyderſeits verſchiedne Thorheit lieben,
Und du ein Nomentan, du ein Cicuta ſeyn:
Drum ſchärft mein Bitten euch hier bey den Göttern ein,
Verbüt und mache du nicht groß, und du nicht kleine,
Was die Natur umſchränkt, und gnug iſt, wie ich meyne.
Daß ihr auch, kützelt' euch der Ruhm, nicht Aemter ſucht,
So ſchwört: wer dieſes thut, der ſey enterbt, verflucht.
Willſt du dein Gut, o Thor, für Erbs und Bohnen geben,
Und von des Vaters Geld und Land entblößet, ſtreben,
Daß du nur Platz gnug kriegſt, wenn du ſpazirest gehſt,
Und daß du in Metall wohl abgegoſſen ſtehſt?
Denkſt du Agrippens Ruhm beym Volke zu erreichen,
Und als ein ſchlauer Fuchs dem ſtolzen Löw zu gleichen?
(Stertin.)
Wie kömmts, daß du ein Grab, dem Ajax nicht, o Sohn
Atreens, gönnſt? (Agamemnon.) Ich bin ein König.
(Stert.) Fragt ich ſchon,
Gern

Gern mehr, ſo ſchweig ich doch: ich rechne mich zum ſchlechten.
(Agam.) Ich thu was billig iſt: die aber etwan dächten
Ich thäte nicht gerecht, die reden ohne Scheu,
Ich geb es gerne zu, was ihre Meynung ſey.
(Stert.) Die Götter führen dich, mein König, voller Glücke,
Mit deinen Schiffen einſt, wenn Troja liegt, zurücke.
Steht denn das Fragen frey, und giebſt du gleich Bericht?
(Agamemn.) Ja frage was du wilſt. (Stert.) Weswegen magſt du nicht
Dem Ajax, der ſchon fault, ein ſchlechtes Grab vergönnen?
Der nach Achillen war der größte Held zu nennen,
Der um die Griechen ſich ſo oft verdient gemacht;
Der viel Trojaner ſelbſt ſtets um ihr Grab gebracht,
Soll, daß ſich Troja freut, uneingeſcharret liegen?
(Agam.) In einer Raſerey erſchlug er tauſend Ziegen,
Und ſchrie: ſo ſterb Ulyß dein Bruder und auch du!
(Stert.) Biſt du denn bey Verſtand, wenn du ſtatt einer Kuh
Die liebſte Tochter nimmſt, bey Aulis ſelber weiheſt,
Und ſie vor dem Altar mit Salz und Mehl beſtreueſt?
(Agam.) Wo zielt das hin? (Stert.) Was that denn Ajax wohl im Wahn?
Griff er die Heerde gleich mit ſeinem Degen an;
Schont er doch Weib und Kind: ja ſchimpft er auf euch beyde,
Thut er Ulyſſen doch und Teucern nichts zu Leide.
(Agam.) Um meine Flott am Furt der Feinde zu befreyn,
Muß ich den Göttern ja vom Blut ein Opfer weihn.
(Stert.) Und weil du thöricht biſt, ſo gabſt du es von deinem.
(Agam.) Ich thats nicht als ein Thor, gab ich es gleich von meinem.
(Stert.) Der iſt nicht bey Verſtand, der ſolche Dinge wählt.
Die man zum eitlen Ruhm, zu großen Laſtern zählt:
Zorn oder Thorheit hat beym Irren nichts zu ſagen.
Soll Ajax thöricht ſeyn? der hat nur Vieh erſchlagen:
Du nimmſt die ärgſte That aus eitlem Ehrgeiz für,
Du brunſt die Tochter um: biſt du wohl ſelbſt bey dir?

Wird denn ein stolzes Herz für unbefleckt geschätzet?
Wer ein geliebtes Lamm in einen Wagen setzet,
Mit Gold und Kleidern schmückt, ihm Knecht und Mägde hält,
Bald Kind, bald Kindchen nennt, und schon die Braut bestellt,
Die es einst lieben soll; wird alles Rechts beraubet,
Das ihm sonst den Gebrauch des Seinigen erlaubet;
Des Richters Urthelspruch ist gleich dahin bedacht,
Daß klügrer Freunde Treu für sein Vermögen wacht.
Wer für ein stummes Lamm die Tochter will erschlagen,
Ist der gesund im Haupt? das must du ja nicht sagen.
Wo böse Narrheit steckt, da ist schon Tollheit gnug:
Wer voller Laster ist, der rast und ist nicht klug:
Und wer dem falschen Schein der Gunst des Pöbels gläubet,
Den hat Bellonens Lust an Blut und Mord betäubet.
Nimm ietzt die Ueppigkeit, und einen Nomentan
Noch mit mir vor. Es wird ganz gründlich dargethan,
Daß Schwelger Narren sind. So bald der Geld bekommen,
Und tausend Pfund geerbt, wird der Befehl vernommen,
Es sollen morgen früh, der Naschmarkt in der Stadt,
Wer Vögel, Fisch und Wild und Obst zu kaufen hat,
Die ganze Fleischbank auch, mit den Pasteten beckern,
Wer Schmink und Balsam führt, mit allen Tellerlekern,
Wie auch der Kuppler Zunft, beym Nomentanus seyn.
Was nun? Sie stellen sich zusammen häufig ein;
Der Kupler fragt: befiehl, mein Herr, ich und das Meine
Ist morgen, oder ietzt, ist iederzeit das Deine.
Nun höre was hierauf der fromme Jüngling sagt:
Du schläfst im kältsten Schnee gestiefelt bis es tagt,
Daß ich ein wildes Schwein auf meinen Tisch erlange:
Du sorgest, daß man mir im Winter Fische fange:
Sollt ich nicht dankbar seyn? ich wäre ja nicht werth,
Daß mir das Glück so viel zum Unterhalt beschert.
Nimm du, es ist für dich, nimm tausend Mark; desgleichen,
Soll dir, nimm auch so viel, zu deinem Theil gereichen.
Du aber nimm auch hin, für dich mags dreyfach seyn,
Dafür stellt deine Frau um Mitternacht sich ein.

Wenn

Wenn dort Aesopens Sohn, den Schatz von großem Werthe,
Die Perle, so die Frau am Ohre trug, verzehrte,
Und sie im Essig trank; möcht er wohl klüger seyn,
Würf er sie in den Strom, ja ins Secret hinein?

Die Kinder Arriens, die sich als Brüder liebten,
Und als ein gleiches Paar in gleichen Lastern übten,
Gehn hin und kaufen stets sich Nachtigallen ein,
Und lassen sie zum Schmaus sich nicht zu kostbar seyn:
Sind diese Leute klug, sind sie bey diesen Werken
Mit Kreiden, oder wohl mit Kohlen zu bemerken?

Wenn einer, dem ein Bart an seinen Wangen graut,
Noch Mäus an Wagen spannt, von Karten Häuser baut,
Grad oder ungrad spielt und auf dem Stecken reitet,
Den hat der Aberwitz gewiß dazu verleitet.
Da hier die Sache nun vollkommen klar beweist,
Daß es, verliebt zu seyn, viel eher kindisch heißt,
Ja, daß kein Unterscheid, ob du das Spiel noch liebest,
Wie Kinder; oder dich der Hurerey ergiebest,
Und gar vor Kummer weinst: so frag ich dich, hör an:
Thust du auch wol aus Reu, was Polemon gethan?
Entladest du dich auch der Schleifen, Tücher, Küssen,
Woraus die Krankheit sonst, daran du liegst, zu schließen,
Wie? er? der, wie man sagt, berauscht zum Weisen kam,
Und seiner Kränze Schmuck ganz heimlich von sich nahm,
Als er den scharfen Text des frommen Meisters hörte,
Der von der Mäßigkeit und nüchtrem Leben lehrte.
Ein ungezogen Kind nimmt oft den Apfel nicht,
Den du ihm willig giebst. Du sagst: Nimm hin! Es spricht:
Ich mag ihn nicht. Jedoch, wenn keiner zu verschenken,
Wie sehr wird sich der Trieb nach dem Verbothnen lenken?

Iſts mit Verliebten nicht auch eben ſo beſtellt?
Wenn ſie die Eiferſucht bald forttreibt und bald hält;
Sie bleiben ohn Entſchluß am Kummerthorweg ſtehen
Und ſprechen: „Sollt ich wohl, wenn ſie mich ruft, nicht gehen?
„Sollt ich mich nicht vielmehr von meinem Schmerz befreyn?
„Sie ſchloß das Haus, ſie ruft mich wieder: geh ich? Nein!
„Bäth ſie mich auch recht ſehr„. Der Knecht mag klüger heißen;
Der ſagt: „Mein Herr, man wird vergeblich ſich befleißen,
„Daß man, wo Rath und Maß nicht anzutreffen ſind,
„Den Endzweck, den man ſucht, durch Maß und Rath gewinnt.
„Im Lieben finden ſich ſtets die Beſchwerlichkeiten,
„Bald zeigt ſich Fried und Ruh, bald wieder Krieg und Streiten,
„Wer bey dem Unbeſtand, der faſt dem Wetter gleicht
„Und wie das blinde Glück der Dauer ſich entzeucht,
„Auf was beſtändiges ſich Rechnung machen ſollte,
„Gliech einem, der ſogar nach Regeln raſen wollte.
Wie? biſt du bey dir ſelbſt, wenn du ganz freudig biſt,
Daß du den Apfelkern zur Deck im Zimmer ſchießt?
Baut ein betagter Greis aus Thorheit Kartenhäuſer;
Lallt dein entzahnter Mund aus Geilheit: biſt du weiſer?
Zu dieſer tollen Brunſt, ſetz ihr vergoßnes Blut,
Und forſche mit dem Schwert nach eines Feuers Glut.
Ich ſag, als Marius die Hellas jüngſt erſtochen,
Und ſich drauf ſelbſt den Hals durch einen Sprung gebrochen,
War er nicht toll? du ſprichſt vom Aberwitz ihn frey,
Und meyneſt, daß es nur ein großes Laſter ſey,
Wenn du, ſo wie man pflegt, ein ähnlich Wort genommen.
Ein freygelaßner Knecht, der ſchon zu Jahren kommen,
Gieng früh ganz nüchtern aus; er wuſch die Hände rein,
Lief auf den Scheideweg, fieng kläglich an zu ſchreyn:

Ihr

Ihr Götter! laßt mich doch bey euch die Gnad erwerben,
Es iſt euch ja ganz leicht, und mich allein nicht ſterben?
Er war ſonſt ohne Fehl, ſowohl an Aug als Ohr:
Doch ſtellete ſein Herr ihn auf dem Markte vor;
So müßt er, daß der Kopf nicht richtig ſey, entdecken,
Um ſich nach dem Verkauf kein Unheil zu erwecken.
Dergleichen Leute zählt Chryſippus zu der Schaar,
Davon Menenius und ſein Geſchlechte war.
Fünf Monat lag ein Sohn der Mutter krank darnieder,
Es kam das Fieber ſtets am vierten Tage wieder;
Die Mutter ſchrie aus Angſt: o Jupiter, nur du
Befreyſt von Schmerz und Pein und ſchickeſt Krankheit zu:
Hilf meinem kranken Sohn: wird man dein Feſt begehen,
Soll er des Morgens früh im Tiberſtrome ſtehen.
Wenn Zufall, oder Art dem Sohn noch helfen kan:
So tödtet ihn gewiß der Mutter eigner Wahn;
So muß der kalte Strohm ihm die Geſundheit rauben.
Wovon iſt die verrückt? Von Furcht und Aberglauben.
(Damaſ.) Mit ſolchen Waffen nun hat mich Stertin beehrt,
Dem in der Weiſen Zahl der achte Platz gehört,
Aus Freundſchaft künftig mich nicht ungeſtraft zu ſchelten,
Spricht jemand ich ſey toll, dem ſoll es wieder gelten;
Der ſoll die Bürd auch ſehn, die deinen Rücken drückt.

Horatius.

Sey künftig nach Verluſt, Hochweiſer, ſtets beglückt!
Wenn eine Narrheit nun, was meynſt du, mich bethörte,
(Weil ſie nicht einer Art) zu welcher ſie gehörte?
Denn was mich anbelangt, ſo deucht mich, ich ſey klug.

Damaſippus.

Was? Als Agavens Hand das Haupt des Sohnes trug,
Das ſie in ihrer Wuth ihm ſelber abgeriſſen,
Will ſie es denn, daß ſie unſinnig ſey, auch wiſſen?

Horatius.

Ich pflichte denn, es ſey vergönnt, der Wahrheit bey:
Ich bin ein Narr, noch mehr, mich plagt die Raſerey.
Nur bitt ich dich, die Art der Krankheit mir zu ſagen.

* *

Die XXVII. Ode.

Auf die Knöcher- und Greifenhahniſche Verbindung.

Im Namen der deutſchen Geſellſchaft. M. Joh. Heinr. Winkler.

Entfernter Freund, die Art zu leben,
Die ſich dein kluger Geiſt erwählt,
Soll deiner Luſt den Zuſatz geben,
Der ihr zur Zeit annoch gefehlt.
Dein Trieb ſucht die Ergetzlichkeiten,
Die Gott und die Natur vergönnt,
Die die Vernunft für gut erkennt,
Die Arbeit und Verdruß aufs kräftigſte beſtreiten.

Vergnügter Freund, der Vorſicht Güte
Hat ſelber dieſe Zeit beſtimmt,
Da Freud und Anmuth dem Gemüthe
Ein Theil von Müh und Sorge nimmt.
Der Schluß, den du uns überſchrieben,
Bezeugt, es habe dein Verſtand
Der Sache Werth und Grund erkannt,
Und Dunſt und Aberwiz und Eitelkeit vertrieben.

Dein Stand, den du bisher geſchmücket,
Erfordert Sorgfalt, Müh und Fleiß:
Der Abend hat dich kaum erquicket,
So macht dir ſchon der Morgen heiß.
Die Unſchuld kömmt, und ſuchet Rache,
Der Gegner brauchet Tück und Liſt,
Und eh der Streit geendigt iſt,
Stehn ſchon zehn andre da, und flehn um ihre Sache.

Damaſippus.

Vernimm: zuerſt, du pflegſt dich allzu hoch zu tragen,
Und thuſt es Großen nach: da du, wenn man dich miſſt,
Nur zwene Fuß von Kopf bis auf die Füſſe biſt.
Du läßt Turbonens Gang und ſeine tapfern Minen,
Der größer iſt als du, dir zum Gelächter dienen.
Mich dünkt, daß man dich mehr als ihn belachen kann.
Steht, was Mäcenas thut, denn dir auch billig an?
Sucht ſich der Kleinere dem Größern zu vergleichen?
Ein Fröſchchen traf das Glück dem Tode zu entweichen,
Nachdem die andern all ein junger Stier zertrat,
Als ihre Mutter ſich zu weit entfernet hatt:
Er hinterbracht es ihr mit fürchterlichen Klagen,
Daß ein entſetzlich Thier die Ihrigen erſchlagen.
Was? ſagte ſie, wie groß? ſie bließ ſich auf, und fragt,
Obs denn ſo groß geweſt? Das junge Fröſchgen ſagt:
O nein: noch lange nicht, es war wohl vielmal größer.
Nun ſo denn? fuhr ſie fort, und dehnte ſich noch beſſer.
Nein, hieß es, dehnſt du dich auch bis du berſten wilt.
Hierinnen findeſt du ein dir faſt gleiches Bild.
Dein Dichten kannſt du noch zum Wahn des Großthuns ſetzen:
Das heißt, geuß Oel ins Feur; iſt wer für klug zu ſchätzen,
Der ſich darinnen übt, ſo magſt auch du es ſeyn.
Der ärgſten Wuth des Zorns, gedenk ich nicht. . .

Horatius. Halt ein!

Damaſippus.

Nicht daß du mehr verthuſt, als du dazu kannſt haben.

Horatius.

Bekümmre dich um dich!

Damaſippus.

Die Wuth mit tauſend Knaben,
Mit tauſend Mädchen . . .

Horatius.

O! Schweig doch, und ſchone mich,
Den kleinern; denn du biſt ein größrer Narr, als ich.

Von

IV. Von dem Händeküßen. (*)

Die Materie, welche Herr Morin erwählet, um ſeine Pflichten als ein Mitglied der Akademie zu erfüllen, haben allezeit etwas an ſich, welches die Neugierde erwecket. In der Abhandlung, die er 1715 vom Händeküſſen abgeleſen, ſetzt er feſt, daß dieſe Gewohnheit nicht nur ſehr alt und faſt über den ganzen Erdenkreis ausgebreitet iſt; ſondern es beweiſet auch, daß ſie nichts minder zur Religion, als zur menſchlichen Geſellſchaft gehöret.

Um bey der Religion anzufangen, ſo zeigt er gleich anfangs, daß man ſchon in den allerälteſten Zeiten, die Sonne, den Mond und die Sterne, mit Händeküſſen verehret hat. Hiob verſichert, daß er nie in dieſen Aberglauben verfallen ſey: Habe ich das Licht angeſehen, wenn es helle leuchtet, und den Mond wenn er voll gieng? Hat ſich mein Herz heimlich bereden laſſen, daß meine Hand meinen Mund küſſe! 31. Cap. 26. 27. v. Auch aus dem 1. B. der Könige im 19. Cap. 18. v. erhellet, daß man dem Bel oder Baal eben dieſe Ehre erwieſen: Und ich will laſſen überbleiben ſieben tauſend in Iſrael, nämlich alle Knie, die ſich nicht gebeuget haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküſſet hat.

Die Ausleger der H. Schrift verſichern, daß man gegen den Moloch eben dieſe Ceremonie beobachtet hat,

(*) Siehe Hiſt. de L'Acad. Roï. des Inſcript. & belles Lettres. T. II. pag. 104. ſeqq.

hat, inſonderheit bey dem Opfer der Kinder, die man dieſem Götzen brachte.

Von denen an Judäa angrenzenden Völkern, bey denen dieſer Gottesdienſt eingeführet war, das heißt von den Chaldäern und Phöniciern, geht Herr Morin nach Griechenland, allwo faſt aller ausländiſche Aberglauben im Schwange gieng. Lucian ſetzt auch in der That, (de Sacrif.) nach dem er von verſchiedenen Opfern geredet, welche den Göttern von reichen Leuten gebracht worden, hinzu, daß die Armen ſie mit bloßem Handküſſen verehreten. Eben derſelbe erzählet (in Elog. Demoſthenis) daß, als Demoſthenes in den Händen der Soldaten des Antipaters geweſen, und von ihnen die Erlaubniß erbethen, in einen Tempel zu gehen, bey welchem ſie ihn vorüber führeten, indem er hinein gegangen, die Hand an den Mund gebracht; welches ſeine Wache gleich für ein Zeichen der Andacht gehalten: allein die Ohnmacht in welche er bald darauf fiel, und die Ausſage der Magd dieſes Redners, lehrten ſie bald, daß es die Wirkung des Giftes geweſen, welches er zu ſich genommen. Endlich bemerket er in ſeinem Tractate vom Tanzen, daß die Indianer die Sonne verehret, indem ſie ſich vor ihr niedergeworfen, und die Hände an den Mund gebracht: worinnen ſie von den Griechen abgiengen, die dieſen Gott, bloß durch Händeküſſen verehreten.

Eben dieſer Gebrauch kam von den Griechen auf die Römer, und Plinius rechnet ihn (Lib. 28. Cap. 2.) zu ſeiner Zeit unter die alten Gewohnheiten, deren Urſprung und Urſache man nicht wüßte: In adoran-

do,

do, ſagt er, dexteram ad oſculum referimus. Apulejus (in Apolog.) ſchilt einen gewiſſen Aemilianus einen Ohngötter, weil er, ſo oft er einen Tempel vorbey gieng, aus Unglauben unterließ die Hand zu küſſen und ſo die Götter anzubethen. Und wenn er von der Pſyche redet, (Met. Lib. 4. Cap. 32.) ſo ſagt er, ſie ſey ſo ſchön geweſen, daß man ſie wie die Venus verehret; indem man die rechte Hand geküſſet und den Zeigefinger auf den aufgerichteten Daumen gelegt. Minutius Felix erzählet (in Octauio) daß als Cecilianus einen ſerapiſchen Götzen erblickt, er ſogleich die Hand an den Mund gebracht und ſelbige geküſſet. Und wenn wir dem Jeſuiten Pater Beſſon glauben, ſo ſah man zu ſeiner Zeit in unſer lieben Frauenkirche zu Cahors, ein ſehr altes Schnitzwerk, auf welchem ein Frauenzimmer geweſen, die in Gegenwart eines Götzen die Hand geküſſt.

Man kann noch ſagen, daß nachdem dieſe Andachtsformeln endlich aus der Mode gekommen, ſie zur Zeit des allererſten Chriſtenthums dazu gedienet, die feyerlichſten Ceremonien unſerer Geheimniſſe ehrwürdig zu machen; indem die Biſchöfe und andere Beamten die Hand den Prieſtern die beym Altare dieneten, zu küſſen gaben. Taraſius ein conſtantinopoliſcher Patriarch, redet davon als von einem ſehr alten Gebrauche, in ſeinem Synodalſchreiben an diejenigen Kaiſer, die das nicäiſche Concilium zuſammen berufen hatten.

Da nun der Gebrauch des Händeküſſens in Abſicht auf die Religion, mit dem Heidenthume zugleich gefallen iſt; ſo bleibt uns nur noch übrig zu forſchen,

auf was für Art er ſich in der Geſellſchaft erhalten. Herr Morin ſieht die Gewohnheit die Hände zu küſſen, als eine in allen Ständen faſt beſtändige Pflicht an; und als ein ſtummes Formular, welches man erfunden, um eine Ausſöhnung, eine Bitte, oder eine Dankſagung anzudeuten. Es iſt eine natürliche Loſung, die man auf dem ganzen Erdballe ſonder einen Dollmetſcher verſteht, und unfehlbar älter iſt, als die Schrift, ja vielleicht gar als die Rede. Salomon ſagt in ſeinem Prediger, von den Bittenden und Schmäuchlern ſeiner Zeit, daß ſie ohne unterlaß die Hände ihrer Gönner küſſen, bis ſie die Gewogenheit, die ſie begehren, von ihnen erhalten.

Durchlaufen wir nun die andern Völker, ſo finden wir ſogleich im Homer, daß Priamus dem Achilles die Hände geküſſt und die Knie umfangen, da er ihn beſchwor ihm den Leichnam ſeines Sohnes Hectors wieder zu geben. Dieſe Höflichkeit war auch zu Rom und in Italien gebräuchlich; allein mit verſchiedenen Veränderungen. In den erſten Zeiten der Republik, ſcheint es, daß ſie nur von den Niedern gegen die Oberen beobachtet worden; denn die freyen Perſonen gaben ſich nur die Hand und umarmeten ſich. Die Liebe zur Freyheit gieng gar in der Folge ſo weit, daß auch ſelbſt die Soldaten ihren Generalen dieſe Ehre nicht gern erweiſen wolten; und man ſah es als etwas ſehr außerordentliches an, als die Soldaten, aus welchen Catons Heer beſtand, alle einſtimmig zugiengen und ihm die Hand küßten, da er das Commando niederlegen mußte. (Plut.

in Caton.) Nach und nach waren die Römer nicht mehr ſo zärtlich: die groſſe Hochachtung, die ſich die Tribunen, Conſules und Dictatoren zugezogen, bewog die Privatperſonen ehrerbiethiger mit ihnen umzugehen; anſtatt alſo daß ſie, wie ehemals geſchehen, ſie umarmen ſollten, ſo waren ſie glücklich genug, wenn ſie ihnen die Hand küſſen durften, und das nennten ſie, accedere ad manum. Unter den Kaiſern ward dieſer Gebrauch gar eine weſentliche Pflicht, auch ſo gar der Groſſen; denn die Hofleute von geringerm Range, mußten ſich begnügen laſſen, nur den Purpur zu berühren, welches ſie auf den Knien thaten; um den Rock des Kaiſers mit der rechten Hand zu faſſen, die ſie nach dem Munde brachten. In der folgenden Zeit ward auch dieſe Ehre nur den Conſuln und oberſten Staatsbedienten zugeſtanden; alle andere mußten die Kaiſer nur von weitem grüſſen, indem ſie die Hand an den Mund legten, und zwar auf eben die Art, wie man die Götter anbethete.

Es würde unnöthig ſeyn, dieſen Gebrauch ferner in allen übrigen Landen zu verfolgen, wo er üblich geweſen; man weis daß er noch jetzo faſt in allen bekannten Ländern in Schwange geht, was die Prinzen und Oberen betrifft, ſo gar bey den Schwarzen und bey den Einwohnern der neuen Welt. Ferdinand Cortez fand ihn in Mexico, allwo mehr als tauſend Herren ihn begrüſſen kamen, indem ſie die Erde mit ihren Händen berührten, die ſie hernach an den Mund brachten.

Alſo iſt das Händeküſſen, es ſey nun, daß man andern aus Ehrfurcht die Hände küſſet; oder die

Hand

Hand zum Grüſſen an den Mund legt, unter allen Gewohnheiten diejenige, die ſich am aller allgemeinſten in der Welt ausgebreitet hat. Gleichwohl verſichert Herr Morin, daß dieſer Gebrauch vieles von ſeinen Vorrechten verlohren. Man ſieht es heute zu Tage für eine gar zu große Vertraulichkeit oder Niederträchtigkeit an, wenn man die Hände derer küſſet, mit denen man in Geſellſchaft iſt; und er würde fürchten; daß dieſe Gewohnheit endlich gar eingehen möchte, wenn nicht noch die Liebhaber für deren Beybehaltung Sorge trügen.

* *

V Eine Beſchreibung des künſtlichen Magneten, der von dem geſchickten Servington Savery in London erfunden worden.

Man nennet ihn den künſtlichen Magnet, weil man ihm durch die Kunſt eben die anziehende und Richtungskraft beygebracht hat, als der natürliche Magnet beſitzt, und er in nichts von demſelben unterſchieden iſt, als dem Namen und der Materie nach, aus welcher er beſteht.

So wie der natürliche Magnet, nicht nur Magneten, ſondern auch Stahl und Eiſen an ſich zieht; ſo zieht auch der künſtliche, welcher aus Eiſen oder Stahl beſteht, (wiewohl ſeine Wirkung von der letzten Materie ſtärker iſt) nicht nur die Körper von gleicher Materie, an ſich; ſondern er hat auch eine gegen-

gegenſeitige Wirkung mit dem natürlichen Magneten ſelbſt. Ja, was einen jeden wunder nehmen muß, ſo hat man nie gefunden, daß irgend ein zwiſchen geſtellter Körper, und wenn es der dichteſte von der Welt wäre (wofern er nur nicht magnetiſch iſt) im allermindeſten die Wirkungen eines künſtlichen oder natürlichen Magneten verhinderte; ſondern man hat allezeit angemerkt, daß magnetiſche Körper einander auf gleicher Weite eben ſo kräftig an ſich ziehen, als ob gar kein Hinderniß zwiſchen ihnen wäre.

Ein jeder Magnet hat einen Nord- und Südpol, die auf zwo entgegengeſetzten Enden ſtehen, und alſo auch ein Mittel zwiſchen dieſen zween Polis, welches man das magnetiſche Equinoctium nennet; auf welchem Orte der Magnet ganz ohne anziehende Kraft iſt, indem ſeine Kraft von jedem Pole allmählich abnimmt.

Man meynet daß in oder nahe an dem Mittelpuncte der Erde, ein Magnet liege, der groß genug ſey, daß er die magnetiſchen Körper über der Erdfläche merklich rühren könne.

Die Eigenſchaft aller Magneten bringt es mit ſich, daß der Nordpol des einen den Südpol des andern, und dieſes ſein Nordpol den Südpol des erſtern an ſich ziehe; und alſo iſt in jedem Paare Magneten, eine Widerwärtigkeit derer Polorum von einerley Benennung.

Hängt man einen Magneten ſo auf, daß das eine Ende mit dem andern im Gleichgewichte ſteht, und ſeine Bebungen treiben kann: ſo findet man, wenn

es in Ruhe ſteht, daß der Nordpol deſſelben ſich nach dem Süden, und der Südpol ſich nach dem Nordpole des in der Erde verborgenen centraliſchen Magneten kehret.

Ein Magnet zieht nicht nur Magneten, Eiſen und Stahl, an ſich; ſondern er theilet ihnen auch eine Kraft, ohne irgend einige Abnahme ſeiner eigenen, mit; und dieſes thut er, nicht nur durch die Berührung, ſondern auch dann, wenn man dieſe Körper nur in ſeine anziehende Sphäre bringt; er ertheilet ſie auch minder oder mehr, nachdem man ſie ihm nahe oder fern hält. Daher

Iſt ſein Nutzen und Werth bey der Schiffahrt unſchätzbar. Denn durch ſeine Beyhülfe finden die Steuerleute den richtigſten Weg ihrer Reiſen aus. Die Nordnadel welche mit dem Magneten beſtrichen iſt, ſteht allezeit nach Süden oder Norden, oder nicht weit davon; indem die Abänderung des Nordpoles an dem inneren Magneten von dem Nordpole der Erden, in Abſicht auf den Theil des Erdballes, den wir bewohnen, ungefähr 14. und $\frac{1}{2}$ Grad weſtlich iſt.

Dieſe und viele andere Eigenſchaften die hier zu erzählen zu weitläuftig fallen würden, ſind dem Magneten weſentlich.

Um nun die magnetiſche Kraft deſto mehr zu erhalten; die ſowohl der natürliche als künſtliche Magnet verliehren kann, wenn er in einer unrechten Stellung iſt; muß man folgendes ſorgfältig beobachten.

Was man hier unter der unrechten Stellung verſteht, das muß auf zweyerley Art verſtanden werden:

erſtlich

erſtlich bey einem allein, in Abſicht auf den centraliſchen Erdmagneten: zum andern, bey vielen, in Abſicht nicht allein auf jenen, ſondern auch eines jeden gegen den andern. Beydes enthalten folgende 4. Abſätze.

1. Stellet man zweene Magneten dergeſtalt hinter einander, daß in der Mitte ein Nord und Südpol zuſammen kömmt, ſo wird, wenn die Berührung gut iſt, ein einziger Magnet daraus, der viel ſtärker zieht als einer allein. Wenn Magneten auf dieſe Weiſe beyſammen liegen; ſo erhalten ſie ihre Kraft ungemein.

2. Stellet man ſie ſeitwärts neben einander, daß die Pole von verſchiedener Benennung an jedem Ende zuſammen ſtoßen, ſo werden ſie einander faſt nicht ſchaden; ſondern einer wird den andern, ſo lange die Berührung dauert, an der Anziehung anderer Körper verhindern, indem ſie ihre Kraft einer an den andern wenden.

3. Stellt man ſie hinter einander, ſo, daß von jedem, zween Pole, die eine gleiche Richtungskraft haben, zuſammen getrieben werden: ſo zerſtören ſie, durch eine gegenſeitige Forttreibung einer des andern Kraft. Iſt aber einer von dieſen 2 Magneten gröſſer oder ſtärker als der andere; ſo überwältiget er den ſchwächern und benimmt ihm alle Kraft: wobey er ſich ſelbſt mehr oder weniger Schaden thut, nachdem er dem andern mehr oder weniger überlegen iſt.

4. Stellet man dieſelben ſo neben einander, daß die Pole von gleicher Richtungskraft, an jedem Ende zuſammen kommen: ſo werden ſie, ungeachtet ſie ein-

Gelehrte Themis, du wirst wissen,
Was Sinn und Muth in Unruh setzt,
Wenn Zank und Zwist das Band zerrissen,
Und Fried und Ruh und dich verletzt:
Du wirst die Müh, den Kummer nennen,
Der deines Sohnes Herz beklemmt,
Wenn sich die Bosheit regt und stemmt,
Und Haß und Groll und Gram in vollen Flammen brennen.

Gerechte Themis, laß uns hören,
Wie dir demnach der Schluß gefällt,
Da sich dein Sohn, nebst deinen Lehren
Auch eine Gattinn zugesellt?
Da sich dein Sohn den Stand erkohren,
Wo Reiz und Lust die Herrschaft führet,
Da Sorg und Kummer sich verliert,
Den Streit und Zwistigkeit, und Klag und Flehn gebohren?

Doch Freund, was nützen diese Fragen?
Dein Sinn ist uns bereits bewußt,
Die Themis darf nicht Antwort sagen,
Du strebest nicht nach eitler Lust,
Dich treibt und zwingt nicht die Begierde,
Wodurch ein Mensch den Thieren gleicht:
Der Grad, den dein Verstand erreicht,
Bleibt stets was herrliches, und giebt dir Glanz und Zierde.

Dein edles Absehn ist die Freude,
Die matten Seelen Kräfte schenkt;
Ein Trost und Beystand, der im Leide
Des Herzens Bangigkeit umschränkt;
Ein Blick, der in das Herze dringet,
Und Muth und Munterkeit erregt;
Ein Wort, das Ohr und Geist bewegt,
Und alles, was uns kränkt, bestreitet und bezwinget.

ander ſtark fortſtoßen, ſich dennoch ſo vielen Schaden nicht thun, als in obiger Stellung; ja ſie würden ſich gar nicht ſchaden, wenn es möglich wäre eine vollkommene Berührung zu machen. Wenn man wollte, ſo könnte man ſich vorſtellen, daß die Theile eines Magneten ſich einander ſchwächen würden: und wenn dieſes wäre; ſo würde es in kurzer Zeit gar ſo etwas, als eine magnetiſche Kraft iſt, nicht geben.

Kurz, wenn ſie in einer von vorigen Stellungen einer in des andern magnetiſche Sphäre kommen, ſo wird die Folge ſeyn, als ob ſie ſich einander berührten: jedoch wird der Grad derſelben minder oder ſtärker ſeyn, nach dem ſie einander näher kommen, oder entfernter bleiben. Hieraus

Kann man nun leichtlich feſtſetzen, was für eine Stellung für gefaßte oder ungefaßte Magneten die beſte iſt.

Von obigen 4. Stellungen ſind die zwo erſtern die beſten: denn die übrigen ſind ſehr ſchädlich. Von dieſen zwoen aber, iſt die erſtere noch etwas beſſer, als die letztere, die man gar niemals brauchen ſoll, als in Abſicht, auf den Erdmagneten.

Es iſt daher nöthig, wenn man zween oder mehrere ungefaßte Magneten beyſammen halten will, daß man ſie auf ein Bret ſtelle (in welches eine Fuge geſchnitten iſt, damit ſie nicht abfallen) und ihrer aller Süderpole nach unten richte; die Nordpole aber müſſen in einer perpendicularen Stellung nach dem Norden zu ſinken, oder ein wenig davon nach dem Weſten, ſo daß die Süderpole ſich (ſo nahe

he als möglich, nach dem Nordpole des inneren Erdmagneten richten. Allein

Wenn man einen einzelnen unbewehrten Magneten hat, ſo iſt es gut daß man ihn aufhänge; aber nicht in voriger Richtung, ſondern (welches faſt eben ſo iſt) perpendicular, damit man ein Gewicht von Eiſen daran hängen könne, welches er ſonſt ſo gut nicht hält. Man gebe auch acht, daß derjenige Theil des Eiſens, an welchem es hängt, ſehr ſauber und rein ſey.

Iſt ein Magnet gefaßt, ſo muß er horizontal hängen, damit er mit beyden Polen ein Eiſengewicht halten könne. Wenn er nun alſo an einem zarten Faden hängt (jedoch muß derſelbe ſtark genug ſeyn, um ſein Gewicht und was er hält, zu tragen) ſo wird er, nach einigen wenigen Bewegungen, in dem magnetiſchen Meridian ſtehen bleiben; das heißt, ſein Nordpol wird ſich nach dem Süden, und ſein Süderpol nach dem Norden des innern Magneten richten; welches die beſte Stellung für ihn iſt, in der er bleiben kann. Hierbey muß man auch acht geben, daß das Eiſen rein und ſauber ſey, inſonderheit von Eiſen und Stahlſtaub; indem das mindeſte Partikelchen davon den Magneten hindert, etwas rechtes zu tragen.

Wenn dieſe Anweiſungen gehörig beobachtet werden, ſo tragen ſie vieles zur guten Erhaltung der magnetiſchen Kraft bey. Wenn aber ungefähr der künſtliche Magnet durch Verſehen ſeine Kraft verlohren hat, ſo kann er leicht wieder geſtärkt werden:

welches ein groſser Vortheil ist, den er über den natürlichen hat.

Dergleichen Magneten sind zu haben in London, bey dem mathematischen Instrumentmacher, Herrn Heath im Strande; bey den Herrn Mann und Ayscough, Optico in der Ludgate-Street; und beym Herrn Gilbert, mathematischen Instrumentmacher im Poſsern-Row, Tower-Hill.

Die Preise sind nach dem Maaſse ihrer Stärke eingerichtet: z. E.

Die kleinesten Platten welche ungefaſst 1 ½ Unze wiegen, und mit einem Pole 6 Unzen ziehen, kosten 3 Schillinge, englische Münze.

Eine bessere Gattung von eben demselben Gewichte, die aber 10 Unzen zieht, kostet 5 Schillinge.

Die gröſsten, von 1 ¾ Unzen, welche 15 Unzen ziehen, kosten 7 Schillinge 6 Pf.

Die allergröſsten von 3 Unzen, welche 21 Unzen ziehen, werden für 10 Schillinge 6 Pf. verkaufet.

Der Preis der in Kupfer gefaſsten, ist 5 Schillinge für jedes Pfund, (Apothekergewicht) was sie ziehen: man machet aber keine, die minder als 4 Pf. zögen; es müſsten denn die allerkleinsten seyn, welche drey bis vier hundert mal mehr ziehen, als sie selber schwer sind. Diese kosten einen Guinee das Stück.

Die beliebtesten Gröſsen sind:

Eine einzige Platte von 1 Unze, die zieht 5 Pfund.

Einige Platten, wiegen mit einander 1 Pfund und ziehen 24 Pfund.

Man stärket auch bey demselben Künstler die schwach gewordenen natürlichen Magneten, und verrücket

rücket auch deren Pole wenn ſie (wie zuweilen geſchieht) an unbequemen Stellen ſtehen; alsdann bezahlet man für jede Unze, die ſie mehr ziehen, als ſie vorhin gezogen, 6 Pf. es ſey denn, daß ſie weniger als $\frac{1}{2}$ Unze wögen, in welchem Falle man überhaupt 10 Schillinge 6 Pf. bezahlet.

* *

VI. Herrn Jacob Bruckers, Paſtors zum heil. Kreuz in Augſpurg, Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit; Zweytes Zehend, verſtorbner deutſcher Gelehrten ꝛc. Groß 4 Zehn Kupferplatten mit 5 und einem halben Bogen Text.

In vergangener Meſſe iſt bereits gegenwärtiges zweytes Stück des Ehrentempels deutſcher Gelehrſamkeit erſchienen: und wir geben mit deſto mehrerm Vergnügen davon Nachricht, je rühmlicher dieſes treffliche Werk unſerm Vaterlande ſeyn wird. Wir werden alſo aus allen zehn Lebensbeſchreibungen berühmter Männer kurze Auszüge mittheilen; nachdem wir vorher erinnert haben, daß die beygefügten Kupferſtiche, nach guten alten Originalmalereyen, dem Herrn Haid ausnehmend gerathen ſind. Der berühmte Herr Paſtor Brucker hat auch nach der ihm beywohnenden groſſen Kenntniß der gelehrten Hiſtorie, ſolche Gelehrten erwählet, die es vor andern verdienten, noch einmal der Welt ins Gedächtniß gebracht zu werden.

Der 1. den dieſes Zehend enthält, iſt Johann Reuchlin, ſonſt Capnio genannt, ein Mann, dem

man die Wiederherstellung der Wissenschafften in Deutschland hauptsächlich zu danken hat. Er war zu Pforzheim im Durlachischen 1445 den 28 December gebohren. Nachdem er in der dasigen Schule die Anfangsgründe der Sprachen und die Musik gelernet hatte, kam er durch diese in die Capelle des Marggrafen, und ward seines aufgeweckten Geistes wegen, dem jungen Prinzen zum Gesellen im Studiren gegeben. Mit demselben kam er also auch auf die Pariser Akademie, wo ihn die Vorsehung zur Verbesserung der philologischen Wissenschaften, sonderlich der hebräischen Sprache vorbereiten wollte. Man lehrte damals in Paris schon das Griechische, und erklärte den Aristoteles aus dem Grundtexte: und hierauf legte sich Reuchlin mit Eifer. Ja weil er im Griechischen eine schöne Hand schrieb, so erwarb er sich durchs Abschreiben griechischer Manuscripte ein Stück Geld. Da er aber auch zugleich die Theologie hörte, so lernte er den berühmten Johann Wessel, Gansfort genannt, kennen, und lernte von ihm Hebräisch. Im 1447. Jahre, ward er zu Basel Magister, und machte sich unter dem Griechen Andronicus Contoblaca, in dieser Sprache vollkommen; fing auch an der studierenden Jugend, Vorlesungen über die lateinische Sprache zu halten; bey der ihn sein schönes Latein, in der Barbarey des damaligen Münchslateins, in groſses Ansehen setzte. Darauf schritt er zum Griechischen, und zu der aristotelischen Philosophie; welches aber die andern Peripatetiker sehr verdroß, weil er auf den Grundtext selbst wies; gab auch ein lateinisches Wörterbuch, unter dem

Titel

Titel Breviloquium heraus. Nachdem er hier vier Jahre zugebracht, gieng er nach Orleans, die Rechtsgelehrſomkeit zu lernen, ſchrieb auch eine griechiſche Grammatik, und lehrte dieſelbe zu Poitou, wo er auch licentiat der Rechte ward. Darauf gieng er nach Tübingen, ließ ſich daſelbſt nieder, und heirathete. Weil er gut Latein konnte, und es nicht ſo grob ausſprach, als die andern Schwaben damals pflegten, nahm ihn Herzog Eberhard von Wirtenberg mit nach Rom: wo er ſich durch die an den Pabſt gehaltene Rede in großes Anſehen ſetzte. Laurentius Medices, und Johann Picus von Mirandola nahmen ihn ſehr gnädig auf: und von denen aus Griechenland vertriebenen Griechen, die damals in Wälſchland lehrten, lernte er noch die ariſtoteliſche Philoſophie mit der Pythagoriſchplatoniſchen zu verwechſeln. Politian, und Hermolaus Barbarus aber machten ihn in der lateiniſchen Critik und den Alterthümern geſchickter. Nachmals hat er ſeines Herzogs Geſchäffte an Kaiſers Friedrichs des III. Hofe beſorget, und ſich viel Anſehen erworben: und hier allererſt lernte er von einem gelehrten Juden, Jacob Lechiel Loans, das Hebräiſche recht. Er hatte auch eine ſolche Freude über ſeine neue Erkänntniß darinn, daß, als er bey ſeinem Abzuge in den Adelſtand erhoben, und zum kaiſerlichen Pfalzgrafen erkläret ward, ja die Erlaubniß bekam, ſich eine Gnade auszubitten; er ſich nichts anders, als eine ſchöne hebräiſche Bibel ausbath.

Wir übergehen der Kürze wegen, die übrigen Merkwürdigkeiten ſeines Lebens, und melden nur,

daß er von dem schwäbischen Bunde dazumal zu einem von den dreyen Rechtsgelehrten ersehen worden, die man zu Bundesrichtern machte: und daß hierauf ein großes Ungewitter des Aberglaubens, auf Angeben des getauften Juden Pfefferkorns, wieder ihn entstanden; welcher dem Kaiser Maximilian angegeben hatte, alle Bücher der Juden, ausgenommen die Bibeln, verbrennen zu lassen. Reuchlin wiederrieth solches; und das brachte die hohe Schule zu Cöln wider ihn in Harnisch, die unter Pfefferkorns Namen den sogenannten Handspiegel schrieb, und Reuchlinen als einen heimlichen Juden verdächtig machte. Man kann in den sogenannten Epistolis Obscur. Virorum mehr davon finden, die Ulrich von Hutten um die Zeit verfertiget hat. Reuchlin schrieb dagegen seinen Augenspiegel, den man zu Cöln verbrannte, zu Paris verdammte, und in Rom selbst anklagte. Doch Reuchlin ward losgesprochen, und seine Gegner wurden zu Spott. Uebrigens ist er der erste, der eine hebräische Grammatik, und ein hebräisches Lexicon geliefert, auch die Accentuation in Regeln gebracht. Er war auch der erste, der in Deutschland ein lateinisches Lexicon, und eine griechische Sprachlehre geschrieben: ja er ist der vornehmste gewesen, der zu der Glaubensreinigung den Weg gebahnet hat. Erasmus und andere Gelehrte seiner Zeit haben ihn sehr hoch geschätzet, wie aus ihren Briefen an ihn erhellet. Er starb 1521 den 30 August.

II. Conrad Peutinger, J. U. D. Kaiserl. Rath, und Stadtschreiber zu Augspurg, war 1465, den 15 Oct. daselbst

daſelbſt gebohren. Seine Studien hat er auf den damals ſehr blühenden wälſchen hohen Schulen getrieben; ſonderlich zu Padua und Rom, wo er den Pomponius Lätus hörete, und Doctor der Rechte ward. Bey ſeiner Rückkunft ward er Stadtſchreiber; ward auch in den damaligen Unruhen oft an die Kaiſer Maximilian und Carl den V. geſchickt. Auch auf dem merkwürdigen Reichstage 1530 that ſeine Feder gute Dienſte; worauf er ſich aber zur Ruhe mag begeben haben. Er iſt ſowohl bey ſeiner Vaterſtadt, als bey den Kaiſern, deren Rath er geweſen, ſehr beliebt geweſen. Der evangeliſchen Glaubensreinigung fiel er beyzeiten zu, und leiſtete Luthern viele Dienſte, als dieſer ſich vor dem Card. Cajetan ſtellen mußte. Er ſtarb 1547 im 82ſten Jahre ſeines Alters. Seine Ehegattinn war eine Welſerinn, die auch ihrer Gelehrſamkeit wegen angemerkt zu werden verdienet: und ſelbſt ſeine Töchter ſind in ihre Fußtapfen getreten; wovon Herr Paſt. Brucker die Beweiſe beybringet.

In Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften war Peutinger ein ſehr nützliches Werkzeug. Das Latein ſprach er ziemlich, und auf Reuchlins Anrathen lernte er das Griechiſche noch im Alter. Er hatte einen ſchönen Büchervorrath, und hatte ſich daraus Sammlungen zur deutſchen Geſchichte gemacht. Er war ein guter lateiniſcher Poet; und ſeine an Carl den V. gehaltene lateiniſ. Rede zeiget eine männliche Beredſamkeit. Seine gröſten Verdienſte aber ſind, daß er 1) die unbekannten römiſchen Alterthümer, zumal rund um Augſpurg geſammlet, und herausgegeben, und die Münzwiſſenſchaft damit verbunden.

2.) Daß er ein großer Beförderer der Gelehrten gewesen, sie bey den Großen bekannt gemacht, und wohlgeschriebene Bücher zum Drucke befördert; zu welchem Ende er eine besondre Gesellschaft gestiftet hat. Das übrige sehe man bey Herrn Bruckern nach.

III. Albrecht Dürer, Maler in Nürnberg, war etwas mehr als ein Künstler, indem er auch Bücher geschrieben hat. Er war 1471, den 20sten May zu Nürnberg gebohren. Weil sein Vater arm war, so nahm er ihn bald aus der Schule, um einen Goldschmied aus ihm zu machen: allein der Sohn ließ darum die Bücher nicht liegen, sondern ersetzte durch Fleiß und Nachdenken den Mangel des Unterrichts. Aus seinen Schriften sieht man wohl, daß er den Euklides und auch mathematische Bücher gelesen und wohl begriffen gehabt. Weil er aber mehr Lust zum Zeichnen und Malen, als zur Goldschmiedearbeit bezeigte: so dung ihn sein Vater 1486 bey einem Maler, Wohlgemuth auf. Hier lernte er in dreyen Jahren soviel, daß er in die Fremde gehen konnte. Zuerst besah er die Niederlande, wo damals große Meister waren; hernach auch Italien: und als er zu Venedig den Apostel Bartholomäus malte, gelung ihm solches so gut, daß es auch Meister bewunderten, und Kaiser Rudolph dieß Stück nachmals sehr theuer erhandelte; ob er gleich noch unter 23 Jahren war. Im 1494sten Jahre rief ihn sein Vater nach Hause und gab ihm ein Weib, das aber sehr mürrisch und zänkisch war, und ihm das Leben sehr sauer machte. Er verdiente zwar mit Malen, Holzschneiden und Kupferstechen schönes

Geld,

Geld, bekam auch vom Kaiſer Maximilian hundert Gulden jährliches Gnadengeld. Als aber dieſes, nebſt Pirkheimers Zuſpruche, noch unkräftig war, ſeine Lamippe fromm zu machen: rieth man ihm, ſich eine zeitlang unſichtbar zu machen, und eine Reiſe zu thun; da denn dieſelbe vielleicht kirre werden würde. Er that ſolches und ward in den Niederlanden mit dem Lucas von Leiden bekannt. Allein ſeine Hausplage war nach ſeiner Rückkunft wieder da: und ob er gleich ſchönen Zufluß von großen Herrn und Liebhabern hatte; ſo verkürzte ihm doch ſolches Hauskreuz in ſeinen beſten Jahren das Leben, indem er 1528 im 57ſten Jahre unverhofft ſtarb. Sein Lob und ſeine Schriften ſehe man bey Hrn. Bruckern nach.

IV. Johann Böſchenſtein, Lehrer der hebräiſ. Sprache, iſt zwar heute zu Tage ziemlich ins Vergeſſen gerathen, damals aber, als der erſte Schüler Reuchlins ſehr berühmt geweſen. Er war 1472 zu Eslingen gebohren. Man weis nicht wo er ſtudiret hat: doch hat ihm zuerſt Moſes Möllin, und hernach Reuchlin das Hebräiſche beygebracht. Als er aber durch den Umgang mit Juden noch vollkommner zu werden ſuchte, ward er der Geiſtlichkeit verhaßt; und in der reuchliniſchen Verfolgung gar gefangen geſetzt. Indeſſen mochte ſich wohl der gute Böſchenſtein etwas gar zu günſtig gegen die Juden erzeigt haben; weswegen er dem Wetter auszuweichen, davon gieng, als er ſchon Profeſſor zu Wittenberg war. Indeſſen war er der erſte, der 1498 anfieng, als ein Chriſt das Hebräiſche zu lehren, welches er auch 1511 noch zu Heidelberg that; dadurch er ſich denn den öffentli-

O! Themis, ſollſt du dich nicht freuen,
Daß dich ein ſolcher Sohn verehrt,
Vor dem ſich Tück und Bosheit ſcheuen,
Und der ihr wildes Reich zerſtört?
Der eine Gattinn ſich verbindet,
Die Frömmigkeit und Tugend ſchmücket,
Die Anmuth und Vergnügen blicket,
In deren Mund und Herz er Troſt und Zuſpruch findet.
Vergnügtes Paar, geneuß der Stunden,
So dir die Vorſicht zugedacht:
Hat ſich ein Kummer eingefunden;
Geneuß, was ihn zu nichte macht.
Geneuß die angenehmen Triebe,
Und gieb der Welt zu rechter Zeit
Ein Zeichen deiner Munterkeit,
Ein Zeichen deiner Pflicht, ein Zeichen deiner Liebe!

chen Lehrstuhl erwarb. Im 1514ten Jahre gab er seine Grammatik zu Augspurg heraus; ließ auch des Rabbi Kimchi Sprachlehre drucken. Im 1518ten Jahre erst rief ihn Churfürst Friedrich zu Sachsen auf die neue Universität Wittenberg. Reuchlin und Melanchthon mögen ihn vorgeschlagen haben, welcher letzte selbst das Hebräische von ihm gelernet hatte. Doch die kleine Besoldung, und ein Misverständniß zwischen ihm und Luthern, dem er zuviel auf jüdische Kleinigkeiten drang, machten, daß er davon gieng, und in den Ruf kam, er wäre ein Jude geworden. Viel mehr weis man von ihm nicht, als daß er noch 1539 zu Nürnberg etwas drucken lassen, als er 68 Jahre alt war. Vermuthlich ist er bald darauf gestorben.

V. Hieronymus **Wolf**, Professor und Aufseher des Gymnasii zu Augspurg, war zu Oettingen aus adelichem Geschlechte 1516 gebohren. In den Unruhen des Baurenkrieges ward seine Erziehung sehr gehindert. Nachmals studirte er zu Nürnberg, wo Joachim Camerarius, Eoban Hessus u.a.m. die Sprachen lehreten. Weil er aber erst 13 Jahre alt war, und sich in diese gelehrten Vorlesungen nicht recht finden konnte, rief ihn sein Vater zurück, und wollte einen Schreiber aus ihm machen. Doch der junge Mensch studirte dabey, und las alles, was er vom Vives, Erasmus, und Melanchthon bekommen konnte; die Institutiones aber wollten ihm durchaus nicht schmecken. Die jungen Höflinge lachten ihn mit seiner Schulfüchserey aus: und siehe, als er sich nun rechte Modekleider anschaffen wollte, bekam er

Lengols griechiſches Wörterbuch, und den Valerius Maximus, u. a. m. in die Hände. Da gieng es nun von neuem los: und er ſann Tag und Nacht, wie er wieder nach Nürnberg kommen wollte. Dieſes ließ ſein Vater 1535 geſchehen: aber weil obige Lehrer weg waren, folgte er dem Camerarius nach Tübingen; und gieng darauf zum Melanchthon nach Wittenberg. Allein aus Armuth mußte er bald in Nürnberg eine Informatorſtelle annehmen, wo er bis 1541 blieb; bis er ein Schulamt bekam. Melanchthon half ihm zwey Jahre hernach zum Rectorate in Mühlhauſen: wo er aber ſeine lateiniſche und griechiſche Wiſſenſchaft nicht recht brauchen konnte. Er kam alſo wieder nach Nürnberg, aber auch hier hatte er keine Ruhe, ſondern gieng heimlich davon, und brachte dem Oporin in Baſel ein paar Reden Iſokratis, die er überſetzt hatte. Dieſer ließ ihn den ganzen Iſokrates überſetzen, und ſtellte ihn 1548 ans Licht. Dieſes machte ihn in Straßburg berühmt: bald darauf gab er des Demoſthenes Reden lateiniſch heraus, und gieng darauf mit einigen jungen Untergebenen nach Paris, wo er ſich ſowohl Freunde als Feinde machte. Er gieng alſo von hier zu Fuß nach Baſel, und von da nach Augſpurg, wo er Aufſeher der Fuggeriſchen Bibliothek ward, und den Aeſchines und Zonaras überſetzte; auch Profeſſor an dem neuen Gymnaſio und Aufſeher deſſelben ward. Allein auch hier hatte er keine Ruhe, ſondern ſtrebte nach einer akademiſchen Profeßion; war aber gleichwohl zu kleinmüthig, die ihm zu Altdorf, Königsberg und Straßburg

ange-

angebothenen Stellen anzunehmen. Nach etlichen Ueberſetzungen ſtarb er alſo 1580 am Steine.

VI. Joh. Poſthius, ein Churpfälziſcher Leibarzt, iſt ein heute zu Tage unbekannter, zu ſeiner Zeit aber berühmter Dichter geweſen. Er war 1537 zu Germersheim in der Pfalz gebohren. Im 1554ſten Jahre zog er nach Heidelberg, die Arzneykunſt zu erlernen. Lotichius aber brachte ihm auch die Liebe zur Dichtkunſt bey, und er bewillkommte den Melanchthon, der 1557 nach Heidelberg kam, im Namen der Stipendiaten, mit einem ſchönen Gedichte. Das Jahr darauf ward er Magiſter, blieb aber bis 1563 daſelbſt, und ward ſehr gelehrt: bis er nach Italien gieng, den Fallopius, Guillandin, und andere groſſe Männer zu hören. Von hier gieng er nach Frankreich, ward 1567 Doctor, gieng darauf in die Niederlande, wo er Feldarzt unter dem Herzoge von Alba ward. Bald darauf gieng er, als biſchöflicher Leibarzt, nach Würzburg, und heirathete ein ſchönes Frauenzimmer, das er unter dem Namen Blandina, in ſeinen Gedichten verewiget hat. Im 1585ſten Jahre ward er Leibarzt bey dem Adminiſtrator zu Heidelberg, und bald darauf beym Churfürſten Friedrich dem IV: das Podagra aber ſtörte ihn oft in ſeinen Verrichtungen, und endlich ſtarb er in groſſem Anſehen 1597 zu Mosbach, wohin ſich der Churfürſt der Peſt wegen begeben hattte. Seine Gedichte ſind unter dem Titel parerga poetica zu Baſel herausgekommen, und kommen den tibulliſchen ſehr nahe. Kaiſer Rudolph der II erhob ihn wegen eines Gedichtes auf ſeine

Erwäh-

Erwählung, zum kaiſerlichen gekrönten Poeten: und ſelbſt die Franzoſen haben ihm das Lob eines trefflichen Dichters zugeſtanden.

VII. Marcus Welſer, Stadtpfleger in Augſpurg, war 1558 zu Augſpurg gebohren. Man ſchickte ihn ſtudirens halber zeitig nach Italien, wo er zu Rom Muretum gehöret, und ſich die Alterthümer ſehr bekannt gemacht; auch die wälſche Sprache ſehr ſchön reden und ſchreiben gelernet. Im 1584ſten Jahre kam er als Beyſitzer ins Stadtgericht, 1592 in den Rath zu Augſpurg, 1594 ward er Bürgermeiſter, 1598 geheimter Rath, 1600 aber Stadtpfleger. Seiner Leibesſchwachheit wegen wollte er dieſe Stelle 1613 niederlegen, ließ ſich aber erbitten, ſie noch ferner zu behalten, welches doch nicht lange daurete, indem er 1614 ſtarb. Er ſtund am öſterreichiſchen Hofe ſehr wohl; ſoll aber die evangeliſchen Bürger bey demſelben ſehr angeſchwärzet haben. Seine Verdienſte erzählt Herr Paſtor Brucker ausführlich: und die Briefe der Gelehrten, nebſt vielen Zueignungsſchriften zeigen, daß man ihn damals für einen großen Mäcenaten und Beförderer der Wiſſenſchaften gehalten. Das anſehnliche Amt aber, welches er verwaltet, mag wohl viel beygetragen haben, daß man ihn ſo hoch geſchätzet: wiewohl man es nicht leugnen kann, daß er die Arbeiten der Gelehrten mit ſeinem Beyſtande vielfältig befördert hat; wie er denn viele Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Scribenten beſorget, die Druckerſchriften dazu verſchaffet, auch die Stadtbibliothek, durch ein Vermächtniß vermehret hat.

VIII. Janus Gruter, J. V. D. Professor der schönen Wissenschaften und Bibliothekar zu Heidelberg, war zu Antwerpen in den Niederlanden gebohren, weswegen Herr Pastor Brucker gezweifelt, ob er ihn zu den Deutschen rechnen könne. Allein weil er nur sein erstes Licht daselbst erblicket hat, alles übrige aber Deutschland zu verdanken gehabt: so hat er ihn hieher gezogen; obwohl unsrer Meynung nach die Niederländer auch Deutsche sind. Er ist 1560 gebohren gewesen, und hat als ein Kind in den damaligen Religionsunruhen von da entweichen müssen. Seine Aeltern giengen nach England, kamen aber bald wieder nach Middelburg, und wieder nach Antwerpen. Seine Mutter, als eine Engländerinn, war gelehrt, und vertrat die Stelle eines Lehrmeisters bey ihm im Griechischen und Lateinischen. Hernach studirte er zu Cambridge und Leiden, wo er sich sehr auf die Poesie, auch in holländischer Sprache legte, aber auch die Rechte lernte. Als er Doctor geworden war, hat er sich nach Deutschland begeben, sich eine Weile zu Rostock aufgehalten, auch Preußen besuchet: woselbst er einen Beruf nach Wittenberg zum Lehrstule der Geschichte und schönen Wissenschaften bekommen. Allein die bald darauf eingeführte Formula Concordiæ trieb ihn wieder weg, und so bekam er, weil er schon durch Schriften bekannt geworden, einen Beruf nach Heidelberg; so wohl zum öffentlichen Lehrer, als zum Bibliothekar. Diesen Aemtern hat er bis 1620 vorgestanden, da er erleben müssen, daß die Churfürstl. Bibliothek nach Rom geschaffet worden. Er starb 1627 auf seinem Landgute bey Heidelberg.

IX.

IX. Joh. Freinsheim, Churfürſtl. Rath, und Profeſſ. zu Heidelberg, war zu Ulm 1608 gebohren. Er hatte kaum das 14te Jahr zurück gelegt, als er auf hohe Schulen zog, und die ſchönen Wiſſenſchaften mit der Rechtsgelahrtheit verband. Er beſuchte Marpurg, Gießen und Straßburg. Hier machte er ſich bey Berneggern durch einige deutſche Gedichte beliebt, und erhielt allen Zutritt und Beyſtand bey ihm; bis er ſelbſt ſein Gehülfe in critiſchen Arbeiten werden konnte. Darauf gieng er nach Frankreich und ward Secretär im Archive zu Metz; kehrte aber nach drey Jahren wieder zu Berneggern um; deſſen Tochter er heirathete, und nebſt ihm den Tacitus ans Licht ſtellete. Er gab eine Rede auf den König Guſtav Adolph heraus, die viel Beyfall erhielt: und der Herzog Bernhard zu Weimar war ihm ſehr gnädig, mit Bezeigung vieler Freygebigkeit. Im 1642ſten Jahre ward er nach Upſal zum ordentlichen Lehrer in der Politik und Redekunſt berufen, wohin er gieng, und fünf Jahre daſelbſt blieb: bis ihn die Königin Chriſtina nach Hofe berief, und ihn zum Bibliothekar und Hiſtorienſchreiber ernannte; ja ſich ſelbſt ſeiner Anweiſung in den ſchönen Wiſſenſchaften bedienete: da er denn außer der freyen Tafel, jährlich 2000 Reichsthaler Beſoldung hatte. Doch die kalte Luft in Schweden wollte ihm nicht recht bekommen, daher ſuchte er ſeine Erlaſſung, und erhielt ſie 1651. Er erhielt zwar den Beruf nach Heidelberg: aber die Königinn gab ihm bey ihrer Durchreiſe durch Deutſchland 1655 noch den Titul ihres Raths; den er doch nicht lange genoß, indem

er

er 1560 den 30sten August, im 52sten Jahre verschied. Seine Schriften und Verdienste erzählt Herr Brucker weitläuftig.

X. **Peter von Lambeck** I. V. D. kaiserlicher Rath, Geschichtschreiber und Bibliothekar, war eines Rechenmeisters Sohn, und zu Hamburg 1628 gebohren. Aus der Johannisschule kam er 1644 aufs Gymnasium daselbst, und Lucas Holsten, seiner Mutter Bruder, nebst Friedrich Lindenbrogen, stunden ihm mit Rathe bey. Er gieng darauf nach Holland und Frankreich, legte sich auf die Rechte, Geschichte und Alterthümer, imgleichen auf die Erd- und Schifffkunde, und machte sich mit den größten Männern, Voßius, Barläus, Niehusius, Naudeus, Huetius und dem Cardinal Barberini bekannt. Von Paris gieng er nach Thoulouse, und ward daselbst Doctor; hernach aber nach Rom, woselbst er zwey Jahre bey seinem Oheim blieb. Darauf kehrte er wieder nach Frankreich, und fieng an, auf eine Hamburgische Historie zu denken: gieng auch über Amsterdam endlich nach Hause, und ward Professor der Geschichte am Gymnasio, ja 1660 Rector desselben. Weil er aber in Frankreich und Rom die Religion geändert hatte, konnte er daselbst ohne vielen Verdruß mit seinen Collegen nicht seyn, und sein Stolz machte ihm viel Feinde. Als er 1662 ein altes böses Weib, das aber sehr geizig war, ihres Geldes halber heirathete, verließ er dasselbe 14 Tage nach der Hochzeit, und zugleich sein Amt. Er gieng durch Sachsen, über Prag nach Wien, wo ihn ein Jesuit dem Kaiser bekannt machte; von welchem

er

er für eine Zueignungsschrift eine Gnadenkette bekam. Er gieng über Venedig nach Rom, und trat öffentlich über, ward hernach kaiserlicher Rath und Bibliothekar, und starb 1680 an der Pest. Das übrige sehe man bey Herrn Bruckern nach.

* *

VII.

Von dem Gebrauche des Gebeths für die Todten bey den Heiden *.

Wenn man versichert ist, daß die Seele die Zernichtung des Körpers überlebe: so ist es so natürlich, man urtheile von ihrem Zustande nach dem Tode was man wolle, allerley Gelübde, Wünsche und Gebethe zu thun, um den Seelen unserer Verwandten und Freunde einige Glückseligkeit zu schaffen; daß man sich gar nicht wundern darf, wenn dieser Gebrauch sich über die ganze Welt ausgebreitet hat. Herr Morin, der im 1711ten Jahre diese Materie in einer besondern Abhandlung ausgeführet hat, ist eben nicht gesonnen, diese Sache in Absicht auf die Gottesgelahrheit abzuhandeln. Er beweiset nur in seiner Schrift, daß selbst die Heiden für ihre Todten gebethet, daß dieses ein Lehrsatz ihrer Religion gewesen, und daß sowohl die Dichter als Weltweisen, hierinnen mit dem Pöbel einerley Meynung gewesen.

Ungeachtet die Weltweisen, schreibt er, vielerley Meynungen von der Natur der Seelen angenommen, und

* Hist. de l' Acad. Roi. des Inscript. & belles Lettres T. II. p. 119. sqq.

und einige gar geglaubet, daß ſie mit dem Leibe verderbe; ſo haben doch die vernünftigſten unter ihnen ſie allemal für unſterblich gehalten. Man will hier nicht alles zuſammen nehmen, was ſie von dem Zuſtande vorgebracht, darinnen ſie ſich nach dem Tode befindet; wir ſagen nur, daß die allgemeinſte Meynung ein andres Leben vorausſetzet.

Das herrſchende Lehrgebäude, welches von den allermeiſten angenommen ward, war, daß es verſchiedene Wohnungen gäbe, wohin Mercur die Seelen führete, nachdem der Tod ſie vom Körper abgeſchieden. Allhier waren Richter geſetzt und Strafen und Belohnungen beſtellt. Die Belohnungen waren ewig, die Strafen aber waren nicht alle unendlich. Wenn Virgil vom Theſeus ſagt: Æn. 6.

Sedet, aeternumque ſedebit
Infelix Theſeus.

Wenn andere Dichter eben das vom Jxion, Tantalus, Siſyphus und vielen andern berühmten Böſewichtern ſagen; ſo giebt derſelbe Virgil ebendaſelbſt zu verſtehen, daß, nachdem die Seelen durch das hölliſche Feuer gereiniget worden, ſie in den Himmel aufgenom̃en werden.

Quisque ſuos patimur manes, exinde per amplum
Mittimur Elyſium.

Es iſt alſo offenbar, daß diejenigen, die dieſer Meynung geweſen, für die Todten gebethet haben, und verſichert geweſen ſind, daß die Opfer, die Säfte, womit ſie ihre Aſche begoſſen, die Spezereyen, ſo ſie hinzuthaten, und verſchiedene andere fromme Gebräuche, ihre Plagen verſüßeten und deren Dauer verkürzten. Es

ſcheint

ſcheint ſo gar, daß die Stifter der Religion dieſen Glauben zu erhalten bemüht waren, indem ſie die Leichengepränge angeordnet hatten. Alles war dabey dunkel und finſter; die Opfer wurden erwürgt, das Blut in Gruben gegoſſen: und man erwähnete lauter hölliſche Götter dabey, die ganz allein über die Todten einige Gewalt hatten.

Die Weltweiſen, ſonderlich die Schüler des Pythagoras, Sokrates und Plato, ſchienen ein wenig von der Sprache der Dichter und des gemeinen Mannes abzugehen, aber im Grunde kam es doch eben darauf hinaus. Sie theilten die Todten in drey Claſſen, in Heilige, Unvollkommene und Ruchloſe. Nach der allgemeinen Meynung räumten ſie ihnen auch dreyerley Wohnungen ein; und nach dieſem Grundſatze ſagten ſie, daß die Seelen, die ihre Unſchuld erhalten oder ſie wieder erlanget hätten, ſich zum Himmel ſchwängen. Dieſe nun brauchten freylich keiner Fürbitte: allein da man ſie nicht allezeit ſo leicht von den andern unterſcheiden konnte, ſo entzog man ſich doch ſelten den gewöhnlichen Pflichten; es mußte denn ſeyn, daß die Götter ſelbſt Proben von der Glückſeligkeit gegeben hätten, die ſie genöſſen. So that man für den Romulus, der nach ſeinem Tode unter die Götter verſetzet ward, nur allein Gelübde und keine Gebethe. Deum Deo natum, Regem, parentemque vrbis, ſaluere vniuerſi Romulum iubent. So wurden die Kaiſer nach ihrer Vergötterung als Götter angeſehen, certis omnibus, ſagt Capitolin vom Marcus Aurelius, quod a Diis commodatus ad Deos rediiſſet.

Die XXVIII. Ode.

Als
Herr Johann Samuel Müller
in Hamburg Rector wurde.

1732.

Gabriel Wilhem Götten.

Pred. in Hildesheim.

Da Ehr und Glück bey dir ſich häufen,
Da Hamburg dich, mein Freund, vergnügt,
Will ich auch nach dem Rohre greifen,
Das lange ſchon voll Staubes liegt.
Dein Steigen heiſſet mich die Muſe wieder lieben,
Von der mich Reiſen, Amt und Ditton faſt vertrieben.

Ich fühle ſchon zum andernmale,
Wie bitter mir dein Scheiden iſt,
Ob ich gleich itzo nur bezahle,
Was man das erſtemal vermißt.
Der erſte Schmerz verboth, weil er zu groß, das Dichten,
In ein gewohntes Kreuz kann man ſich eher richten.

Mit ſtillem Seufzen, ſtummem Trauren,
Ließ ich dich und dein Kleinod ziehn.
Was war doch wohl in Mains Mauren,
Wo euer Bild mir nicht erſchien?
Sonſt lebt ich zwar beglückt, nur gieng kein Tag zum Ende,
So wünſcht und ſuchte ich, wie ich euch widerfände.

Mein

Aus einer gegenseitigen Ursache, lehrten eben diese Weltweise, daß die Seelen der Verbrecher bey der Trennung vom Körper, mit dicker Finsterniß umgeben würden, die sie verhinderte, sich zum Himmel zu schwingen, und sie allezeit in der Irre um ihre Grabstäten gehen ließ. Dieses nennte man, Lamias, Larvas, Lemures. Weit gefehlet, daß man für diese Seelen hätte bethen sollen, so verwünschte man sie vielmehr. Daher entspringen gewisse Formeln, die man auf die Gräber seßte, um zu verhüten, daß keine Verwünschungen gegen die Begrabenen ausgestoßen würden: quisquis es, parce manibus, & maledicere noli. Daher rühren die Lobsprüche, die man in die Sendschreiben einfließen ließ, wodurch man den Tod eines Menschen ankündigte; damit diejenigen, die solche Schreiben empfiengen, sehen möchten, daß der Todte als ein rechtschaffener Mann gelebet häte, und für ihn bethen möchten.

Die Seelen von der dritten Classe endlich, waren, nach eben dieser Philosophen Meynung, der größte Theil der Menschen, die in Ausübung ihrer Pflichten, diejenigen Schwachheiten begangen hatten, die man nur gar zu oft empfindet. Die Seelen, die etwas schwerer waren, als die Seelen der ganz vollkommenen, konnten sich nicht auf einmal bis zum Himmel schwingen, und wurden daher auf den Mond aufgenommen. Allhier mußten sie in den hekatischen Thälern wohnen, bis sie gereinigt und von demjenigen Dunste befreyet würden, der sie abgehalten hatte, zu den Wohnungen des Himmels zu gelangen; wohin sie aber doch endlich kamen. Dieß treibt den Virgil an im 6 B. der Aeneis zu sagen:

Donec

Donec longa dies perfecto temporis orbe,
Concretam eximit labem, purumque reliquit
Aethereum ſenſum, atque aurai ſimplicis ignem.

Von eben dieſen Seelen ſagt Plutarch, daß diejenigen, die mit geringen Unvollkommenheiten den Leib verließen, erſt heilig zu werden anfiengen; dann würden ſie Halbgötter, und endlich wirkliche Götter.

Ueberhaupt zu reden, bethete man faſt für alle Seelen der Verſtorbenen, aus Furcht ſich in dem Urtheile, was man von ihnen fällen möchte, zu betriegen: allein die Gebethe, Gelübde und Opfer wurden doch inſonderheit für die Seelen von der dritten Claſſe aufbewahret. Daher rühren die vielfältigen Ermahnungen, daß man doch die Seelen beruhigen möchte, placare manes. Vielleicht hatte auch die Furcht vor dem Schaden, den ſie den Lebendigen thun könnten, einigen Antheil daran:

Neu tibi neglecti mittant mala ſomnia manes.

Dem ſey wie ihm wolle, das Opfer, welches die Griechen τελετὴ nennen, und die Römer iuxta heißen, war ſehr geſchickt, nach Platons Meynung ſelbſt, die Seelen zu reinigen, und wieder ſie zu ihrer erſten Unſchuld zu verhelfen.

Man ſage nicht, die Weltweiſen hätten dieſe Lehren nur vorgetragen, um ſich nach den Begriffen des gemeinen Mannes zu bequemen: das will man hier nicht unterſuchen. Genug, daß das Volk ſowohl als die Weltweiſen, in einer Meynung eins geweſen, die das Gebeth für die Todten feſtſetzet. Mehr will Herr Morin nicht beweiſen.

Unter den gewöhnlichen Gebräuchen die Schatten zu befriedigen und zu reinigen, war auch eine Gebethsformel, wodurch man die Seelen der Seligen zu erbitten suchte, daß sie sie erleuchten möchten. Dergleichen ist die Formel einer Aufschrift, die auf einem Grabmaale steht, davon die Zeichnung im ersten Theile der Akademie in Kupfer gestochen ist: ADESTE SUPERI, und eine andere ähnliche, deren verschiedene Schriftsteller gedenken: ITA PETO VOS MANES SANCTISSIMOS, COMMENDATVM HABEATIS MEVM CONJVGEM, ET VELITIS ILLI INDVLGENTISSIMI ESSE. Dieses gründete sich auf einen Lehrsatz des Heidenthums, daß nämlich die reinsten Seelen sich derer, die einige Mängel an sich hätten, annähmen. Tertullian (de Anima) versichert, daß dieses die Meynung der meisten Philosophen gewesen: Imprudentes animas, sagt er, circa terram prosternunt, & illas a sapientibus, licet multo superioribus eruditi affirmant.

Nachdem nun Herr Morin aus einem Stücke der ägyptischen Liturgie, welches Porphyrius uns aufbehalten hat, bewiesen, daß auch diese Völker für die Todten gebethet, so schließt er mit einer Betrachtung, die ihm nöthig zu seyn geschienen. Wie man, sagt er, verschiedene Verhältnisse unter den Meynungen der weisen Heiden, und unter dem Glauben der Kirche, bemerken kann; so haben die Ketzer hieraus allerley verhaßte Folgerungen ziehen wollen: gleich als ob der Gebrauch der Christen in Absicht auf die

Todten

Todten, eine Folge des Heidenthums wäre. Es ist aber leicht, die Unbilligkeit dieser Beschuldigung zu zeigen, und zu beweisen, daß wir diesen frommen Gebrauch aus einer reinern Quelle überkommen haben; nämlich aus der alten jüdischen Kirche, von dem Volke Gottes, welches zur Zeit der Apostel und sonst allemal, für die Todten gebethet hat. Weit gefehlt, also, daß die Christen diesen Gebrauch von den Heiden sollten entlehnet haben: so ist es viel wahrscheinlicher, daß die Heiden selbst ihn von den Aegyptiern angenommen, und diese ihn von den Juden erlernet, die unter ihnen gewohnt hatten; daß er sich also nachmals über alle Völker der Erden, bis zu den Chinesern und Indianern, ja selbst bis nach America, ausgebreitet. Diese allgemeine Aufnahme kann von nichts, als einer sehr alten Sage entspringen; oder vielmehr durch einen Begriff, den der Finger Gottes selbst allen Menschen ins Herz geschrieben, und auf welchen man folgende Worte aus dem Tertullian ziehen kann: Testimonium animae naturaliter Christianae. So viel ist gewiß, setzt Herr Morin noch hinzu, daß diejenigen, die ihren Grundsätzen nach, wider diesen Gebrauch am meisten eingenommen zu seyn scheinen, oftmals doch aufrichtig gestehen, daß sie bey wichtigen Gelegenheiten, sich nicht entbrechen können, heimliche Wünsche und Seufzer zu thun, die ihnen die Natur für ihre Verwandten und Freunde auspreßt. So wahr ist es, daß das Gebeth für die Verstorbenen, eine so gottselige als heilsame Gewohnheit ist: Sancta & salubris est cogitatio, pro defunctis exorare. 2 Macc. 12. v. 46.

VIII.

Zusatz

zu dem Artikel Menoza im V. St. des 4. B. dieses Büchersaales.

Es ist uns das Verzeichniß der im 1746sten Jahre im Herzogthume Magdeburg, und der Grafschaft Mansfeld preußischer Hoheit, Gebohrnen und Verstorbenen die Hände gefallen. Wir vergleichen diese Zahl mit zwoen andern, die wir theils vom 1715, theils vom 1720sten Jahre aus den engliſ. Transactionen nehmen. Es waren also im Magdeburgischen im Jahr

	gebohren.	gestorben.
1715. - -	7185. - -	4982.
1720. - -	7948. - -	7230.
1746. - -	8364. - -	7267.

Nämlich insbesondre

	gebohren.	gestorben.
1) In der Stadt Magdeburg, im Holzkreise -	669. 3510. - -	3196.
2) In der Stadt Halle - im Saalkreise -	741. 1053. - -	2100.
3) Im Jerichauer Kreise	1306. - -	1023.
4) Im Jüterbockiſ. Kreise	247. - -	225.
5) In der Grafſch. Mansfeld	938. - -	723.
	8364.	7267.

Es erhellet alſo, daß die Zahl der Einwohner im Magdeburgiſchen ſich ſeit 30 Jahren um ein anſehnliches vermehret haben müſſe: indem die Zahl der Gebohrnen ſich ſeit 1715 bis 1746 um 1169 in einem Jahre vergrößert hat. Eben das bemerket man nun in Anſehung des Königreiches Preußen. Denn eben die engliſchen Transactionen geben von verſchiedenen Jahren die Zahl aller gebohrnen und geſtorbenen aus demſelben an; nämlich es ſind daſelbſt

im Jahre	gebohren.	geſtorben.
1715.	19606.	12000.
1716.	20669.	12155.
1717.	21443.	12301.
1720.	21669.	13089.
1724.	21685.	13680.

Wäre uns nun eine neuere Summe der gebohrnen und geſtorbenen bekannt; ſo würde dieſer Zuwachs vielleicht noch deutlicher erhellen. Genug inzwiſſen, daß die Zahl der Gebohrnen jährlich um 8000 die Anzahl der Todten übertrifft, woraus nothwendig eine Vermehrung der Einwohner erfolgen muß. Von allen Preußiſchen Landen, vor der Eroberung Schleſiens, haben wir, aus eben den engliſ. Transactionen eben das bemerket. Denn da im 1715ten Jahre

	gebohren.	gestorben.
in Preußen -	19606. - -	12000.
in der Mark Brandenb.	14720. - -	11663.
in Pommern -	7243. - -	5373.
im Magdeburgischen	7185. - -	4982.
im Clevischen -	6772. - -	5066.
in der Neumark - -	5487. - -	4757
im Halberstädtischen	2371. - -	1824.
im Ravensbergischen -	2188. - -	1987.
im Mindenschen -	1171. - -	1618.
im Geldrischen -	1990. - -	1066.
im Hohensteinischen -	528. - -	406.
in Moeurs -	406. - -	386.
in Teklenburg - -	342. - -	513.
in Lingen -	638. - -	484.
in Lauenburg und Bütow	585. - -	362.
in den französis. Colonien	607. - -	564.
das ist zusammen -	74469. geboh.	52051 ges.
	52051.	

und also in einem Jahre 22418 mehr gebohren, als gestorben waren: so sind hingegen in dem 1720sten Jahre, in Preußen allein 21669 gebohren, und 13089 gestorben; in allen Preußischen Landen aber zusammen genommen, sind 75275 gebohren, und 58017 begraben. Welche erstere Zahl gegen die obige 74469 gehalten, eine Vermehrung der gebohrnen, an 806 Kindern auf ein Jahr herausbringt. Im 1722sten Jahre, und also kurz darauf, war die ganze Zahl aller preußischen Lande,

an gebohrnen 81770, an gestorbenen 52218.

so

ſo daß abermal in zweyen Jahren, die Zahl der Gebohrnen um 6495 Kinder zugenommen; die Zahl der Gebohrnen aber um 29553 größer geweſen, als der Geſtorbenen. Eben ſo gieng es im folgenden 1723ſten Jahre: denn da waren

	gebohren.	geſtorben.
in Preußen - -	21384. - -	10762.
in der Chur Mark	18774. - -	13015.
in Magdeburg	8858. - -	5579.
in Pommern -	8544. - -	5294.
in der Neumark	6907. - -	4193.
in Cleve und Mark	6645. - -	6848.
in Halberſtadt -	2943. - -	2162.
in Ravensberg - -	2061 - -	1833.
in Minden -	2087. - -	1925.
in Geldern - -	1866. - -	1478.
in Lingen - -	701. - -	641.
in Hohenſtein - -	604. - -	389.
in Lauenburg -	588. - -	340.
in Moeurs - -	484. - -	371.
in Tecklenburg -	475. - -	437.
in den franzöſiſ. Colon.	594. - -	563.
zuſammen -	83515 gebohr.	55830 geſt.
	55830	
	27685	

Es ſind alſo in dieſem Jahre abermal auf die 27685 Menſchen mehr gebohren als geſtorben; und die Zahl der Gebohrnen in dieſem 1723ſten Jahre iſt wiederum 1735 ſtärker, als im vorigen Jahre. Dieſes

aber

aber zeiget augenscheinlich, daß die Zahl der Einwohner sich von Jahr zu Jahr vermehren muß. Will jemand solches noch nicht glauben, so wird ihn das Verzeichniß des folgenden 1724sten Jahres noch deutlicher davon überzeugen. Denn da ist die Zahl der Gebohrnen und Gestorbenen folgende gewesen:

	gebohren.	gestorben.
in Preußen	21685.	13680.
in der Churmark	19507.	12949.
im Magdeburgischen	8584.	6035.
in Pommern	8168.	5670.
in der Neumark	7044.	4285.
in Cleve und Mark	6949.	7182.
in Halberstadt	2889.	2326.
in Ravensberg	2417.	2166.
in Minden	2203.	2030.
in Geldern	1861.	1860.
in Lingen	769.	647.
in Lauenb. und Bütow	607.	361.
in Hohenstein	593.	399.
in Teckelnburg	497.	517.
in Moers	426.	529.
in den französis. Colon.	711.	546.
zusammen	84910 geboh.	61182 gest.

61182

23728.

Es sind also wiederum 23728 Kinder mehr gebohren als gestorben; und die Zahl der Gebohrnen dieses Jahres übertrifft dieselbe aus dem vorigen Jahre um

1395.

1395. Die Anzahl derer aber, die im 1715ten Jahre gebohren worden, iſt um die 5487 kleiner, als die in dieſem 1724ſten Jahre, welches für neun Jahre ein ſehr merklicher Anwachs iſt.

74469
68982

5387.

Neuere Zahlen von preußiſchen Landen ſind uns nicht bekannt. Es wäre aber allerdings der Mühe werth, dergleichen Verzeichniſſe auf alle übrige Jahre zu ſammlen und zu vergleichen: Denn ſo könnte man von dem Flore und der Abnahme der Länder ein ſicheres Urtheil fällen: wo anders in der Menge der Einwohner die Stärke eines Landes beſteht. Wenn man nun annimmt, daß in Schleſien wenigſtens ſoviel Kinder jährlich gebohren werden, als in der Churmark Brandenburg: ſo kann man ſicher behaupten, daß itzo in den geſammten preußiſ. Landen jährlich über 100000 Menſchen gebohren werden, und hergegen allemal ein Viertel oder beynahe ein Drittheil weniger; das iſt, etwa 25000 bis 33000 weniger ſterben, als gebohren werden.

Inhalt

Mein Wunsch sah endlich sein Erfüllen,
Ich kam zu euch erfreut und blieb,
Bis ich die Sehnsucht kennte stillen,
So mich nach eurem Umgang trieb.
Wir spürten beyderseits, bey böß und guten Dingen,
Daß den verbundnen Muth kein Unfall könnte zwingen.

Mein Glück betrat nun höhre Stufen,
Gott selbst, (wie niemand leugnen kann,)
Ließ mich in diese Stadt berufen;
Nahm mich zu seinem Diener an.
Ich wurde ganz erstaunt, ob diesen Wunderwegen,
Doch konnt ich sie, wie ihr, nicht sattsam überlegen.

Dir näher, aber nur nicht lange.
Kaum bin ich völlig eingesetzt:
So macht dein Glück mir wieder bange;
Dein Glück, das mich zwar sehr ergetzt,
Doch aber, wie es scheint, mit meiner Lust will kämpfen,
Und meine Hoffnung gleich, eh sie noch reifet, dämpfen.

Drum regt sich bald in meinem Herzen
Der Freudentrieb, daß dirs gelingt.
Und bald empfind ich auch die Schmerzen,
Die Hamburgs Ferneseyn mir bringt.
Zuletzt siegt die Vernunft: Ich opfre meine Wonne,
Weil ich nichts gröβers weis, itzt deines Glückes Sonne.

Kein Mensch hat von des höchsten Güte,
Ein gröβer Zeugniß in der Welt,
Als wem sie ein getreu Gemüthe,
Durch seltne Führung zugesellt.
So hat der Freundschaft Werth ein Günther recht besungen
Und dennoch hab ich mich bey dem Verlust bezwungen.

Den

Inhalt
des V. Bandes des neuen Büchersaals.

Erstes Stück.

1 Der ungarischen Geschichtschreiber zweyter Band S. 3
2 Leben des Franciscus Baco. 20
3 Vernünftige Gedanken von dem Ursprunge der Quellen und des Grundwassers, auch von andern damit verknüpften Sachen. 50
4 Die Geburt des Clinquant und seiner Tochter der Merope. 65
5 Von dem Unterschiede zweener Minos. 80
6 Neuigkeiten. 87

Zweytes Stück.

1 Herrn Jacob Bruckers kurzgefaste Einleitung zur philosophischen Historie. 99
2 Historie der französischen Dichtkunst, nebst einer Vertheidigung der Poesie, vom Abte Maßieu. 112
3 Die Begebenheiten des Neoptolemus, eines Sohnes des Achilles, von Herrn Chansierces. 127
4 Schreiben eines Ungenannten an die Verfasser des neuen Büchersaals. 140
5 Zween Briefe, welche das Whistonische Cometengebäude betreffen. 155
6 Neuigkeiten. 191

Drittes Stück.

1 Des alten Redners Priscus Gesandschaft an den Attila. 195
2 Das errettete Venedig, ein Trauerspiel. 212
3 Plutarchs Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer, mit ihren Vergleichungen, der

der andere Theil, von M. Joh. Christoph Kind ins Deutsche übersetzt. 228
4 Fortsetzung der Historie der französischen Dichtkunst vom Abte Maßieu. 234
5 Horazens vierdte Satire des ersten Buchs übersetzt. 248
6 Von den Vergnügungen, die unter den Griechen bey Tische üblich gewesen. 257
7 Probe einer Uebersetzung aus Cäsars I B. 1 C. 261
8 Von dem Ursprunge der Saturnalien. 268
9 Neuigkeiten. 281

Viertes Stück.

1 Bildersaal heutiges Tages lebender, und durch Gelahrheit berühmter Schriftsteller, nach wahren Originalmalereyen in schwarzer Kunst vorgestellet, deren Lebensumstände aus glaubwürdigen Nachrichten erzählet werden, von Jacob Bruckern; der zweyte Band. 291
2 Von den Gebräuchen, welche die Römer, bey Grundlegung ihrer Städte beobachtet haben. 306
3 Gedichte des Königes von Navarra, nebst einem altfränkischen Wörterbuche und einigen Abhandlungen von den Veränderungen der französischen Sprache. 317
4 Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst von Elias Caspar Reichard. 340
5 Das Hausgesinde des Herrn, eine Rede von P. Joseph Angelo. 353
6 Versuch einer Uebersetzung des Horazianischen Strafgedichtes Damasippus, in Prosa. 368
7 Neuigkeiten. 368

Inhalt des V. Bandes.

Fünftes Stück.

1 Des Cardinals Melchiors von Pollignac Anti-Lucrez. 388

2 Critiſche Sendſchreiben nebſt moraliſchen Träumen über die von dem Verfaſſer der jüdiſchen Briefe herausgegebenen Philoſophiſchen Träume von de la Chenaye. 403

3 Erklärung der Urſachen der Thätigkeit in der Materie, und von der Urſache der Schwere. 422

4 Friedſamer Planetenſtreit, ein Singgedichte von dem Seminario und Gymnaſio des Collegii der Societät Jeſu zu Groß-Glogau. 437

5 Von dem Vorrechte der rechten Hand. 449

6 Fortſetzung der Horat. Satire Damaſippus. 458

7 Engliſche Neuigkeiten. 475

8 Andere hieher gehörige Nachrichten. 482

Sechſtes Stück.

1 Rede an dem Geburtstage Sr. Königl. Majeſtät von Sarden von Joſeph Bartoli. 487

2 Fortſetzung des Auszugs des Königes von Navarra, und den Veränderungen der franz. Sprache. 499

3 Damaſippus, ein Strafgedichte des Horazius, in deutſche Verſe überſetzt. 522

4 Von dem Händeküſſen. 539

5 Beſchreibung eines künſtlichen Magneten. 544

6 Jac. Bruckers Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit; 2tes Zehend, verſtorbner deutſ. Gelehrten. 551

8 Gebrauch des Gebeths für die Todten bey den Heyden. 565

7 Zuſatz zu dem Artikel Menoza im 1ſten Stücke des IV. Bandes dieſes Büchersaals. 571

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des VI. Bandes I. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Jenner 1748.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la basse servitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Memoires Critiques, pour ſervir d'Eclairciſſemens ſur divers points de l'Hiſtoire ancienne de la Suiſſe etc. Par Mr. Loys de Bochat, Lieutenant Ballival de Lauſanne: T. I. A Lauſanne ches Bousquet et Compagnie.

D. i.

Critiſche Nachrichten zur Erläuterung der alten Geſchichte des Schweizerlands ꝛc. nebſt einer neuen Charte des alten Helvetiens ꝛc. in groß 4. 3 Alphab. 8 Bogen.

Dieſes gelehrte Werk, macht ſo wohl dem Herrn von Bochat, als der Univerſität Lauſanne, und dem ganzen löbl. Canton Bern Ehre, deſſen regierenden Herrn Schultheiſſen, kleinem und groſſem Rathe es zugeſchrieben iſt. Der Verfaſſer rühmt in der Zueignungsſchrift, daß die löbliche Regierung dieſes Cantons, der Univerſität zum Beſten, vor zehn Jahren einen Buchhandel, und eine Buchdruckerey daſelbſt angeleget; davon dieſes Werk gleichſam eine der erſten

Früchte wäre. Die Vorrede ist sehr wohl geschrieben; und da sie das Vorhaben und die Einrichtung des ganzen Werkes erklärt, so wollen wir einen kleinen Auszug daraus machen.

Es ist eben so natürlich, daß die Nachkommen eines alten Volkes sich um ihren Ursprung bekümmern, als daß eine Familie sich um ihren Stammvater und die Umstände ihrer Vorältern, erkundiget. Man geht in dieser Neigung so weit, daß man in Ermangelung wahrer historischer Nachrichten, auch lieber Fabeln annimmt, als in einer gänzlichen Unwissenheit seyn will. So machten es die Römer. Sie nahmen lieber die unwahrscheinlichsten Dinge von der Geburt des Romulus und seiner Auferziehung; und die schimpflichsten Erzählungen von der Erbauung und Bevölkerung der Stadt Rom an, als daß sie ihre Unwissenheit in dem allen zestehen sollten. Die Geschichtschreiber der aufgeklärtesten Zeiten sammleten alle diese Fabeln: dieses zeigete den Geschmack ihrer Landsleute.

Eben dergleichen herrscht in den schweizerischen Chroniken; in Ansehung der ersten vermeynten Könige dieses Volkes. Man hat sie sorgfältigst nachgeschrieben und fortgepflanzet: ja Haffner hat zu Stumpfs großer Sorgfalt noch alles hinzugesetzt, was aus des Annius von Viterbo kühnen Erdichtungen geflossen war. Heute zu Tage aber liebt man die Wahrheit mehr, als die rühmlichsten Fabeln in den Geschichten eines Volkes. Man gesteht lieber, daß man nichts weis, als daß man was falsches saget. So hat es Lauser gemacht: der auf wenigen

Sei-

Seiten alles zusammen faßt, was man von den Schweizern bis aufs sechste Jahrhundert der Christen findet *. Dieses Werk hat der Herr Verfasser zuvor ins Französische übersetzet, um dadurch den Ausländern zu dienen, die dieß Land fast gar nicht kennen. Er bemerkte aber darinn diese große Lücke in der alten Geschichte; und glaubte, daß ein Zeitlauf von 1000 Jahren wohl werth wäre, besser untersuchet zu werden. Er theilt denselben in zween Abschnitte ab. Der I. begreift fast sechs Jahrhunderte in sich, nämlich vom zweyten Jahrhunderte der Stadt Rom, bis an Cäsars gallischen Krieg: dann aber von Cäsars Siege bis zur Zeit der burgundischen Könige; das ist bey nahe 500 Jahre.

Das, was Gillimann, Plantin und Fueßlin gesammlet und vorgearbeitet haben, hat den Herrn Verfasser gelehret, er würde den Ursprung der Nation noch wohl entdecken können, wenn er nur fleißig in den alten Scribenten und in den schweizerischen Ueberbleibseln nachsuchen würde. Er that es, und diese seine Abhandlungen geben Rechenschaft von dem, was er daselbst gefunden. Er sieht es selbst wohl, daß sie weitläuftig gerathen, und ihm zum Vorwurfe dienen werden. Er macht sich alle die Einwürfe, die er zu besorgen hat: sonderlich, we-

* Man sollte sich fast wundern, wie Herr Bochat, dieses lauferische Verfahren loben, und doch selbst von diesen dunkeln Zeiten einen starken Quartband habe schreiben können; der doch noch nicht einmal bis ins VIte Jahrhundert langet. Allein man wird seine Entschuldigung bald hören.

gen der Charte des alten Helvetiens, die zweifelsfrey ein Werk seiner Einbildung seyn würde: sintemal man nicht einmal die zwölf Städte anzugeben wüßte, die es zu Cäsars Zeiten gehabt haben soll, geschweige denn die 400 Dörfer, die selbiger ihnen beylegt.

Hierauf nun will er zwar nicht behaupten, man werde nichts überflüßiges in seinem Buche finden. Er weis wohl, daß vernünftige Leser solches nicht blindlings glauben: aber er bittet um Geduld im Lesen, und daß man sich in den gehörigen Gesichtspunct stelle. Er will nicht für die Gelehrten geschrieben haben, die schon alle Geschichte und Gründe neuer Meynungen wissen; und denen also alle Untersuchungen und Vergleichungen alter und neuer Gründe überflüßig sind. Er hat nur für Leser gearbeitet, die keine Handwerksgelehrte sind, und sich eben in den Alterthümern und Sprachen nicht viel Mühe gegeben haben. Deren Anzahl müsse in der Schweiz, wie allenthalben, groß seyn: und diese könne man nicht ohne gute Gründe gewinnen. Deswegen hätte er alles angeführt, was sie überreden könnte: und daraus sey die Weitläuftigkeit entstanden. Seine Charte betreffend, so würden die Beweise, womit sie begleitet würde, sie schon rechtfertigen. Bey diesem I. Bande aber findet man sie noch nicht.

Vom Nutzen seines Werkes verspricht er erstlich die Kenntniß des Alterthums überhaupt. Man ist bisher noch nicht tief genug in die helvetischen Alterthümer eingedrungen: und der Verfasser

faſſer glaubt Spuren gefunden zu haben, die ihn viel weiter führen können, als ſeine Vorgänger gegangen. Dieſes giebt nun ein beſonderes Vergnügen, zumal, wenn man die Verbindung alter Geſchichte mit den Denkmälern und vorhandenen Ueberreſten grauer Zeiten bemerket; die man ſich bisher nicht recht zu Nutze gemacht hat. Und man muß ihm das Zeugniß geben, daß wohl kein alter Stein, keine Ueberſchrift, keine Stelle alter Schriftſteller, wo der Helvetier gedacht wird, zurückgelaſſen oder übergangen worden, die er nicht gebraucht oder erkläret hätte. Wenigſtens glaubt er Gelegenheit gegeben zu haben, gewiſſe Irrthümer zu verbannen, darinn man bisher geſtecket: und er ſagt, wenn er es nur bey einem einzigen ſeiner Mitbürger ſoweit brächte, ſo wolle er ſo vergnügt ſeyn, als wenn einem Römer die Bürgerkrone zuerkannt worden.

Hernach glaubt er, die meiſten Menſchen ſähen ihren gegenwärtigen Zuſtand, nur in Anſehung des vergangenen oder gegenwärtigen Zuſtandes andrer Leute für glücklich, oder unglücklich an. Sehr ſelten ſehen ſie auf das gemeine Beſte: und faſt niemals auf das, was davon den Ausſchlag giebt. Sie wiſſen alſo nicht einmal, wem ſie ihre Güter ſchuldig ſind, ſehen auch nicht ein, ob dieſelben, oder das Uebel, ſo ſie erdulden, dauerhaft ſeyn, oder ein Ende nehmen wird. Die meiſten Völker in Europa können auch nicht ohne einige Beſchämung auf den vorigen Zuſtand ihrer Vorfahren ſehen: ja es iſt nicht rathſam, dieſelben darauf zu führen, weil ſie ſonſt den großen Unterſchied derjenigen laſten gewahr

Den Menſchen ganz allein zu laſſen
Nennt Gottes weiſer Spruch nicht gut,
Auch eh die Strafen Wurzel faſſen,
Da Adam ihm im Schooß noch ruht.
Die Schwachheit, Furcht u. Noth, gehn uns anitzt zur Seite:
Die fordern denn vielmehr, daß uns ein Freund begleite.

Vereinigt ſich gleich Sturm und Wetter
Mit allem Schrecken auf ein Haupt.
Und Gott bleibt ſtetig Troſt und Retter,
Wir unſrer Freunde unberaubt.
So koſtets wenig Müh die Schwermuth zu beſiegen,
Und ſelbſt beym Ungeſtüm in ſüſſer Ruh zu liegen.

Mag Jonathan zu David kommen,
Wenn er des Kreuzes Bürde trägt:
So hat ſie halb ſchon abgenommen,
Weil jener ſie auf ſich gelegt.
Man trägt noch eins ſo leicht, wenn viele mit uns ſchwitzen,
Man ſteht noch einſt ſo feſt, wenn uns viel Stäbe ſtützen.

Die Freundſchaft iſt dem Morgenſterne,
Des Tages ſchönem Bothen gleich.
Erblickt ein Wandrer den von ferne:
So iſt ſein Herz vom Troſte reich.
Beginnt ſein muntrer Schein nur erſt heran zu eilen,
So kann die Sonne ſich nicht lange mehr verweilen.

Wenn denn nach einem langen Leide
Das Freudenlicht uns wieder ſcheint:
O ſo verdoppelt ſich die Freude!
Weil der, mit dem wir uns vereint,
Bey unſerm Wohlſeyn lacht, uns unſern Zuwachs gönnet,
Die uns entſtandne Luſt für ſeine Luſt erkennet.

werden, davon jene nichts gewußt, und die ſie itzo nur gar zu ſehr empfinden. Bey der Schweiz iſt dieſes nicht zu beſorgen. Jemehr man die Zeiten vor dem Schweizerbunde kennen wird, deſtomehr wird man mit ſeinem itzigen Zuſtande zufrieden ſeyn. Indeſſen ſcheint uns doch der Herr Verfaſſer am Ende ſeiner Vorrede Anlaß zu widrigen Gedanken zu geben. Er will einigen Misvergnügten begegnen, die unter ſeinen Mitbürgern, wegen der itzigen Regierung murren mögen. Man ſieht alſo daraus, daß auch die Unterthanen, ſogenannter freyer Staaten, nicht allemal lauter Seide ſpinnen, indem faſt in allen Republiken die großen allmählich die kleinern unterdrücken; bis endlich wieder dem Faſſe der Boden ausgeſtoßen wird: wie wir unlängſt in den vereinigten Niederlanden geſehen haben.

Wir kommen nunmehr auf die Memoires, oder Abhandlungen ſelbſt, aus welchen das ganze Werk beſteht. Die erſte behauptet, daß die uralten Einwohner, oder erſten Anbauer Helvetiens, Gallier, und nicht Deutſche, geweſen. Es iſt merkwürdig, daß alle franzöſiſche Geſchichtſchreiber darinn mit ihm eins ſind. Hergegen alle deutſche Schriftſteller behaupten, daß die Schweiz von Deutſchland aus bevölkert worden. So ſtreiten ſich zween große Völker um die Ehre, welches die Schweizer für ſeine Kinder halten kann? Nachdem nun der Verfaſſer beyder Gründe erwogen, und ſonderlich den Kanzler von Ludewig mit ſeinen kühnen und unerweislichen Grundſätzen, mehr abgewieſen und verworfen, als widerleget hat: ſo ſchlägt er ſich zu der erſten Par-

tey,

ley, daß nämlich die Gallier zuerſt Helvetien mit Einwohnern beſetzt haben. Er ſuchet dieſes erſtlich aus dem Namen der Helvetier zu beweiſen, und meynt, die Helvier, deren Cäſar u. a. m. in Gallien gedenken, wären ihre Stammväter geweſen. Gallien wäre allmählich zu volkreich geworden, und hätte ſein überflüßiges Volk ausziehen laſſen, neue Gegenden zu ſuchen, wo ſie wohnen könnten. Alſo wären denn eine Parten von den Helviern, zu denen ſich hernach in währendem Zuge noch andre geſellet, bis in die Schweiz gedrungen, und hätten daſelbſt Städte und Dörfer angebauet. Dieſe Art in Städten zu leben, die ſchon zu Cäſars Zeiten, in Helvetien gewöhnlich geweſen, als in Deutſchland noch keine Städte waren, giebt bey ihm einen großen Beweis ſeiner Meynung ab. Denn, ſagt er, woher hätten die Helvetier die Baukunſt gehabt, wenn ſie ſelbige nicht von ihren Verfahren mit aus Gallien gebracht; wo ſie etwas eher, als in Deutſchland, in Schwang gekommen?

Sollen wir unſre Meynung von dieſem Grunde ſagen, ſo iſt er noch nicht ganz überzeugend. Denn die Helvier müſſen unſtreitig in ſo alten Zeiten aus Gallien nach der Schweiz gezogen ſeyn, da ſelbſt in Gallien noch keine Städte geweſen. Sie haben alſo nach der Zeit erſt, als dieſe Art beyſammen zu wohnen, in Gallien aufgekommen, und bey zunehmender Zahl ihrer Einwohner, ſie auch bequem gefunden und angenommen. Dieſes aber hätten ſie ehun können, wenn ſie auch deutſcher Abkunft geweſen wären: ſo wie die Deutſchen nachmals eben

diese Bau- und Lebensart angenommen, ohne deswegen aus Gallien abzustammen. Der Name der Helvier und Helvetier hat zwar einige Aehnlichkeit; aber keine größere, als die Benennung der Schweizer und Svecia, Schweden hat. Wer wollte aber deswegen sagen, die Schweizer stammten aus Schweden her? und wenn es auch nur der Canton Schwitz wäre.

Ueberdem scheint es uns auch eine weit thulichere Sache, aus Deutschland in die Schweiz zu kommen, als aus Frankreich. Dieses ist durch den Berg Jura, den Neuburger See, und andre starke Hindernisse, so sehr von der Schweiz getrennet, daß es kaum ein paar Zugänge dahin findet, und die doch beschwerlich genug sind; wie Orgetorix, und seine Helvetier zu Cäsars Zeiten erfahren haben. Von deutscher Seite hergegen ist die Schweiz weit offener: und wenn gleich der Rhein sie gleichsam umschließt, so ist er doch nahe am Costnitzersee so breit nicht, daß nicht ein landsuchendes tapferes Volk denselben gar leicht überschreiten könnte. Wenigstens haben es die Allemannier zu verschiedenen malen zur Gnüge gewiesen, daß sie auch bey allem Widerstande der ältern Einwohner des Landes, theils den Canton Zürch, theils die übrigen Gegenden zu finden gewußt.

Wir wollen noch eins hinzusetzen, unsre Meynung zu bestätigen. Die Bevölkerung der europäischen Länder hat sich sonder Zweifel aus den orientalischen Gegenden in die abendländischen ausgebreitet. Aus Asien sind alle scythischen und celtischen Völ-

Völker gekommen, die ſich über den ganzen Occident ergoſſen haben. Hier ward nun Deutſchland ohne Zweifel eher, als Gallien bevölkert, und dieſes eher als Spanien. Man ſage nicht, daß man, auch wohl zur See, an die mittäglichen Ufer von Frankreich kommen können: wie die Phocenſer wirklich in Marſeille eine Pflanzſtädte geſtiftet haben. Dieſes geſchah nämlich in ſehr neuen Zeiten, als Gallien ſchon voll Einwohner war. Die erſte Bevölkerung aber iſt zu einer Zeit geſchehen, als die Schifffahrt ſo ſchlecht war, daß man kaum auf etlichen ſchwimmenden Balken über einen Fluß, geſchweige denn, über das weite Mittelmeer ſchiffen können.

Es iſt alſo gewiß, daß Deutſchland Frankreich ſeine erſten Einwohner gegeben; ſo wie dieſes Spanien mag bevölkert haben. Die Beſetzung fremder Länder geſchah damals nicht eher, als bis ein Volk zu Hauſe nicht mehr Platz und Nahrung hatte. Die Deutſchen zogen alſo erſt mit ihren Colonien bis an den Rhein, und blieben ſo lange dieſſeits, als ſie Raum hatten. Sodann trieb ſie die Noth drüber zu gehen. Und wo ſollten ſie wohl eher hinüber gehen; da, wo der Fluß breit und gefährlich, oder da, wo er noch ſchmal, und leicht zu überſchiffen war? Ein jeder ſieht, daß unſre deutſchen Colonien viel eher oberhalb Baſel, und ungefähr in der Gegend, wo die Quellen des Donauſtroms entſpringen, als unterhalb Baſel, Straßburg, Philippsburg, oder Mannheim, gethan haben werden. Und wie? Könnten nicht ganze Colonien auch oberhalb des Bodenſees, bey Ems, Feldkirchen, und St. Gallen in die

Schweiz

Schweiz gedrungen ſeyn? Dieſes iſt gewiß weit natürlicher, als daß ſie erſt da, wo der Rhein am breiteſten iſt, herüber gegangen ſeyn, alles Land zu ihrer Linken wüſte und leer gelaſſen, und hernach erſt über das unwegſame Gebirge Jura einen Weg nach der Schweiz geſuchet haben ſollten.

Doch der Verfaſſer läßt es bey dieſen Beweiſen nicht bewenden. Er beruft ſich, auf die Aehnlichkeit vieler alten helvetiſchen Wörter, mit denen, die er in denjenigen engliſchen und deutſchen Scribenten gefunden, die von der celtiſchen und galliſchen Sprache geſchrieben haben. Dieſe Aehnlichkeit kann man nicht leugnen: nur iſt es gewiß, daß eben die Wörter, die er anführt, ſo gut deutſch, als galliſch ſind. Livius hat ja ſchon geſagt (l. XXI. cap. 38.), daß die Einwohner der Alpen Semigermani, das iſt halbe Deutſchen ſind. Der Name des Rheins und der Rhone zeigen dieſes zur Gnüge, die gewiß vom rinnen, die Rinne, ſo genennt worden: wie denn noch itzo die daſigen Völker, den Rhein, nicht anders, als den Ryn ausſprechen; und die Franzoſen le Rhin, ſchreiben. Mit den Namen der meiſten Städte, die alt ſind, iſt es eben ſo: und wir könnten ein groſſes Regiſter davon machen, wenn wir hier etymologiſche Unterſuchungen anſtellen wollten. So fällt denn der ganze Beweis weg, den der Verfaſſer von ſo vielen Namen der Berge, Städte und Flüſſe hernimmt; weil dieſe eben ſowol deutſch, als alt galliſch ſind. Es iſt auch ſolches kein Wunder, da die alten Gallier Kinder und Colonien der Deutſchen geweſen, und alſo mit ihren Vätern und

Brü-

Brüdern diesseits des Rheins, einerley Sprache geredet haben. Man lese davon, was der gelehrte Herr Pelloutier in seiner Historie der Celten sehr gründlich erwiesen hat.

Die Eintheilung der Schweiz in Cantons, oder Pagos, und die Aehnlichkeit der Namen gewisser helvetischer Städte, mit andern in Frankreich hin und wieder zerstreut liegenden Städten, giebt dem Hrn. Verfasser einen neuen Beweis ab, daß die ersten Helvetier aus Gallien gekommen seyn müßten, und zwar von eben den Orten, welche dergleichen Namen gehabt. Der erste Grund ist scheinbar: allein, welches Volk ist nicht in vorigen Zeiten in solche kleine Landschaften, die man Pagos oder Cantons nennen könnte, eingetheilet gewesen? Selbst die Deutschen diesseits des Rheins haben dergleichen gehabt; wie der Herr Verfasser gestehen muß. Der andre Grund ist auch schwach. Man weis, daß alle nomina propria vormals appellativa gewesen; oder ihre Bedeutungen gehabt. Wenn man also an verschiedenen Orten einerley Ursache zu einer gewissen Benennung fand; so gab man dem Orte einerley Namen. Niemand wird wohl heute zu Tage schließen, Frankfurt an der Oder sey eine Colonie von Frankfurt am Mayn, Halle im Magdeburgischen von Halle in Schwaben, Königsberg in Preußen von Königsberg in Franken, oder Lindenau bey Leipzig, eine Colonie von Lindau am Bodensee: weil beyde Oerter einerley, oder ähnliche Namen haben. Die freye Ueberfahrt, das Salz, der Ursprung von einem Könige, und die Linden haben diesen Oertern ihre Namen

men gegeben. Zugeschweigen, daß es wiederum unmöglich ist, daß in der uralten Zeit, da die Helvier nach der Schweiz gegangen seyn müßten, unmöglich alle die gallischen Städte schon erbauet haben seyn können: deren doch unzählige erst nach Cäsars Zeiten, sowohl dort, als in der Schweiz, gebauet worden; da gewiß keine gallische Colonie mehr nach den Alpen gezogen. Endlich, so müßten nach diesen Namen, nicht nur die Helvier, aus dem mittäglichen Theile von Frankreich: sondern aus allen gallischen Provinzen Leute nach der Schweiz gegangen seyn: welches doch weder wahrscheinlich, noch erweislich ist.

Wir haben auf diese Weise, auch von der II. und III. Memoire, oder Abtheilung dieses Werkes einen Auszug gemacht, und unsre Gedanken davon mitgetheilet. Wir wollen ihm indessen diesen Satz nicht schlechterdings streitig machen. Die Walliser, und das sogenannte wälsche Gebiethe des Cantons Bern, mögen allerdings eine gallische Colonie gewesen seyn, wie auch ihre Sprache noch itzo anzeiget: aber eine Colonie weit neuerer Zeiten, als Gallien schon unter den Römern, seine altgallische oder celtische Sprache vergessen, und die verderbte lateinische angenommen hatte. Diese hat mit der ersten fast gar nichts mehr gemein; und diese wird in dem Walliserlande geredet. Nun nannten aber die alten Deutschen alles, was sie nicht verstunden, wälsch: darunter denn auch das halblateinische, oder die lingua romana rustica der neuern Gallier gehörte. Daß diesem so sey, bezeugt nicht nur der

Herr

Herr Verfaſſer, mit dem Exempel der alten Angelſachſen, welche in England die überbliebenen und in einen Winkel getriebenen Britten, die **Wälſchen**, oder das Herzogthum **Wallis** genennt: ſondern auch die heutigen Berner nennen ihre franzöſiſchen Unterthanen Wälſche. Ja wir haben eine 1691 zu Cöln gedruckte deutſche Grammatik (le Guidon Allemand), darinn ſich ſolches auf der 207. S. findet. Die Worte, dont la langue maternelle eſt françoiſe ou Romaine, comme quelques uns la nomment, ſind daſelbſt ſo gegeben: **des Mutterſprach franzöſiſch iſt, oder Welſch, wie ſie etliche nennen.** Wir haben auch alte deutſche Dichter aus dem XII. Jahrhunderte in Händen, darinn eben dieſe Bedeutung des Worts ſchon vorkömmt. Und dieſes iſt der Inhalt ſeiner IV. Memoire geweſen.

In der Vten unterſucht der Herr Verfaſſer den Zuſtand derer vom Cäſar überwundenen Helvetier, der ihm anfangs ſehr traurig, hernach aber etwas erträglicher vorkömmt. Und hier zeiget ſich ſeine treffliche Gelehrſamkeit und Beleſenheit in den alten römiſchen Geſchichtſchreibern. Er erklärt alles, was davon nur zu finden iſt, und erläutert alle alte Denkmäler und Grabſteine, die in der Schweiz gefunden worden. Kurz, er hat hier unſern völligen Beyfall. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

In der VI. Memoire handelt er die Frage ab, ob die Helvetier denn darinn ſo unbeſonnen gehandelt, als ſie zu Cäſars Zeiten ihre Städte und Dörfer angezündet, und nach dem mittäglichen Gallien gehen wollen? Er zeigt, daß man dieſes eben ſowohl

auf

auf der guten, als bösen Seite ansehen könne: und er thut wohl, daß er seine Vorfahren lieber entschuldiget, als anklaget. Auch hierinn zeiget sich eine treffliche Einsicht in den alten Zustand der Völker: und man kann dem Herrn Bochat sein Lob unmöglich versagen.

Wir haben aber bey den obigen Gründen, daß die alten Schweizer gallischer Abkunft gewesen seyn sollten, mit Bedacht unsre Einwürfe gemacht: weil wir ein so tapferes und mannhaftes Volk nicht gern unsern Nachbarn gönnen wollten. Doch gesetzt, daß der Verfasser, von den alten Helvetiern, die Cäsar so leicht überwunden, recht hätte: so würden wir doch die heutigen Schweizer mit völligem Rechte der deutschen Nation beyzählen. Diese sind unstreitig Abkömmlinge der tapfern Allemannier, die aus Schwaben im 4 und 5 Jahrhunderte in die Schweiz gedrungen, die vorigen Einwohner theils erleget, theils in das Walliserland gejaget, und sich zu Herren des Landes gemacht. Seit der Zeit ist ihre Sprache bis auf diesen Tag Beweises genug ihrer Ankunft: und es wundert uns daher nicht wenig, daß der Hr. Bochat diese alten Allemannier für Barbarn schilt, da sie doch die Vorfahren, wie aller Schweizer, also auch seiner hochgebiethenden Herren des Cantons Bern sind. Und ist es an den alten Galliern und Helvetiern eine Tapferkeit gewesen, wenn sie gegen die Römer gesagt: libi omne jus in armis esse: so kann es ja gewiß von den alten Deutschen eben so rühmlich klingen.

II. An

* *

II.

An authentick Narrative of the Succeſs of *Tar-Water*, in curing a great Number and Variety of Diſtempers, with Remarks, and occaſional Papers relative to the Subject; to which are ſubjoined two Letters from the Author of Siris, ſhewing the medicinal Properties of Tar-Water and the beſt Manner of making it. By *Thomas Prior, Eſq.* Dublin printed, London reprinted. 1746.

Glaubwürdige Nachricht von den glücklichen Wirkungen des Teerwaſſers, in Heilung einer großen Zahl verſchiedener Krankheiten, nebſt einigen Anmerkungen und zufälligen Schriften, die dieſe Materie betreffen. Dieſem ſind noch beygefüget, zween Briefe, welche die medicinischen Eigenſchaften des Teerwaſſers, und die beſte Art anzeigen, daſſelbe zu machen. Durch Thomas Priorn Eſq. Gedruckt zu Dublin und in London nachgedruckt. 1746. 8. 13 Bogen.

Da man im 1744ſten Jahre in das Dubliner Journal eine den bisherigen belobten Wirkungen des Teerwaſſers widrige Nachricht eingerücket, nach welcher die Unzulänglichkeit, ja gar die Schädlichkeit deſſelben, durch die eidlichen Auſſagen vier kranker Perſonen aus dem Stephanshoſpital, erwieſen ſeyn ſollte: ſo wendet der Ver-

Wie aber iſt recht zu beſchreiben,
Der, dem ein treuer Damen fehlt?
Wer weis die Kunſt ſo hoch zu treiben,
Daß er ſein Elend völlig zählt?
Zeigt ſich der Himmel ſchwarz, wo will ihm auf der Erden
Rath, Hülfe, Linderung für ſeine Schmerzen werden.

Iſt er beſtürzt und voller Schrecken,
Weil ihm Gefahr und Unglück dreut,
Wem kann er ſeine Noth entdecken?
Wo iſt die Hand, die ſich ihm beut?
Dem, der alleine reiſt, wird bald der Muth entfallen,
Wenn Schlag auf Schlag ſich häuft bey ſtarken Donnerknallen.

Er faſſet ſich, fängt an zu hoffen,
Und lenkt den Schritt zu manchem hin.
Meynt, deſſen Herz ſey ihm noch offen.
Ach! aber wie trügt ihn ſein Sinn!
Indem er überall ein kaltes Weſen ſpüret,
Und lernt, daß unſre Welt kein fremder Schmerzen rühret.

Er zieht den Fuß betrübt zurücke,
Beklagt ſein kindiſches Vergehn.
Daß er bey annoch gutem Glücke,
Sich nicht nach Freunden umgeſehn,
Die nicht ſein voller Tiſch und Beutel hergezogen,
Die ihm, die ſeinem Thun, und ſeinem Geiſt gewogen.

So elend ſonder Arzt die Kranken:
So arm manch älternloſes Kind:
Wie ungeſtützte Bäumlein wanken,
Durch einen ungeſtümen Wind:
So elend iſt ein Menſch, zu dem kein Freund will treten,
Wenn Rath und Klugheit weicht in gar zu groſſen Nöthen.

Kein

faſſer dieſes Tractats ſich zuförderſt zur Widerlegung dieſer dem Teerwaſſer ſo ſchädlichen Nachricht. Seine Einwürfe laufen hauptſächlich darauf hinaus, daß 1. unter dieſen 4 Perſonen 3 geweſen, die nicht einmal ihren eigenen Namen haben ſchreiben können. 2. Daß ſie das Teerwaſſer nur erſt kurze Zeit gebraucht; indem der eine ſolches 6 Wochen, der andere 7, der dritte 5, und der vierte abermal 6 Wochen getrunken; in welcher kurzen Zeit aber man noch den Nutzen eines Arzneymittels nicht ganz verwerfen kann: zumal da 3. die Krankheiten dieſer Leute theils eingewurzelte Uebel geweſen, theils unter die unheilbaren zu zählen waren. Einer von denſelben hatte den Auſſatz im höchſten Grade; der andere hatte die Schwindſucht; das eine Weib lag an der Krähe; und noch eins hatte die franzöſiſche Krankheit. 4. Daß alle dieſe Zeugniſſe einzig aus dieſem Hoſpitale kommen, und an allen andern Orten das Teerwaſſer ſich in ſeinem Anſehen erhalten, und in allen Krankheiten die trefflichſten Dienſte gethan. Daher allerdings entweder der Neid, oder ein ungehöriger, oder auch gar zu kurzer Gebrauch dieſes Mittels, an dergleichen nachtheiligen Zeugniſſen ſchuld zu ſeyn ſcheinen.

Um nun den großen und vielfältigen Nutzen dieſes Mittels darzuthun, ſo theilet Herr **Prior** hier eine Menge eigenhändiger und beglaubter Briefe ſolcher Perſonen mit, die ſo wohl ihre Krankheiten als die Hülfe beſchreiben, die ihnen der Gebrauch des Teerwaſſers verſchafft hat. Wir hoffen einigen unſern Leſern einen Gefallen zu erweiſen, wenn wir deren etliche erwähnen.

William Ward von Cockerton, nahe bey Darlington, ſchreibt, daß, nachdem er die größten Aerzte in England, wegen Engbrünſtigkeit zu Rathe gezogen, und in zwölf Jahren keine Hülfe erlangen können, indem er in einem ganzen Jahre kaum drey oder vier Stunden liegend ſchlafen können; ja daß ſein Vater eben dieſe Krankheit habe, und ſeine Großmutter daran geſtorben ſey, und es alſo für eine erbliche und unheilbare Krankheit gehalten werden müße: er ſich endlich zum Gebrauche des Teerwaſſers entſchloſſen. Er habe davon alle Morgen und Abende ein Glas getrunken, deren drey ein Nößel ausmachen. In dem erſten Monate habe er gar keine Linderung geſpüret, ſondern faſt eher eine Zunahme ſeines Uebels. Im andern Monate ward er ſo wohl, daß er nur eine einzige Nacht einen Anfall ſeines Uebels hatte; jedoch konnte er noch nicht auf dem Rücken liegen, ſondern hatte allezeit einen Tiſch mit Küßen neben ſeinem Armſeſſel, darauf er den Arm legte, und den Kopf mit der Hand ſtüßte, wenn er ruhen wollte. Er mußte aber zu eben der Zeit ſeines Amtes wegen, ſich einigen Verkältungen ausſetzen, welches ihn in ſeiner Beſſerung wiederum dermaßen zurückſetzte, daß er ſich übler befand, als jemals, und außer ſeiner gewöhnlichen Engbrüſtigkeit noch einen entſetzlichen Huſten bekam. Jedoch die monatliche gute Zeit ſo er genoſſen, lag ihm viel zu ſehr im Sinne, daß er nicht ſobald es ihm möglich war, wieder zu ſeinem Teerwaſſer und den alten Regeln hätte ſchreiten ſollen. Die erſte Wirkung dieſer abermaligen Cur war ein ſtarker Schweiß an den

Füßen, die ihm sonst das ganze Jahr hindurch so trocken zu bleiben pflegten, wie eine Hand; und wowider alle warme Fußbäder nichts gefruchtet hatten. In zween Monaten darauf konnte er schon drey Nächte nach einander im Bette liegen, ohne daß er die mindeste Beschwerde empfand. Die mindeste Kälte indessen thät ihm Schaden. Da er nun einmal in starkem Froste und Schnee nach Northumberland reiten müßen (welche Fähigkeit zu reiten er auch dem Teerwasser zu danken hatte, da er ehedem diese Bewegung nicht eine Viertelmeile lang ausstehen können): so berichtet er Herrn Priorn mit großem Erstaunen, daß er diese ganze Reise von 36 engländischen Meilen, von zehn Uhr Vormittags bis um vier Uhr Nachmittags in einem Ritte vollzogen, einen Tag ausgeruhet habe, und den andern wieder auf vorige Weise zurückgekehret sey, ohne einen Anstoß an seiner Genesung zu verspüren. Herr Prior merkt bey dieser ersten Probe des Teerwassers nur an, daß wenn Herr Ward es in größerem Maaße getrunken, und sich vor der Kälte in acht genommen hätte, er auch viel eher würde gesund geworden seyn.

Der andere Brief ist von Johann Hardcastle Esq. aus Houghton nahe bey Darlington in der Grafschaft Durham. Dessen Uebel hat in einer großen Beklemmung auf der Brust bestanden, welche, da sie durch Erwärmung gehoben worden, in einen starken Husten ausgeschlagen. Dieser aber gerieth in zween oder drey Tagen ins Stecken, worauf ein heftiges Herzpochen erfolgte.

Man

Man ließ ihm zur Ader, und that damit zwar dem letztern Einhalt: allein der Husten kam wieder, und der Kranke verlor nicht nur den Appetit, sondern auch alle Kräfte, die ihm ein beständiger starker Schweiß vollends raubte. Der Harn führte ebenfalls eine röthliche Materie ab, die aber von den Aerzten nicht für Steinsand, sondern für eine lehmichte Materie erkannt ward. Kurz, man sah seine Krankheit für scorbutisch an, und auf diesen Fuß verfuhr man auch mit ihm. Allein, da alle ihre angewandte Mühe gar nichts fruchten wollte, so wandte er sich ebenfalls zum Teerwasser, und verdankte demselben in kurzer Zeit seine völlige Genesung.

Die dritte und beschworne Nachricht betrifft den Schifscapitain **Drape**, welcher im 1742 Jahre eine Reise nach Guinea gethan und 216 Mohren am Bord gehabt, von welchen in sehr kurzer Zeit 100 Mann an den Kinderblattern krank wurden. Dem Hauptmanne ward bange, daß es ihm an Platze und nöthigem Beystande fehlen, und also in kurzem die mehreste Zahl dieser Unglücklichen verlohren gehen würde. Allein es besann sich einer von den Reisegefährten auf den Rath, daß man Teer nehmen, solches in gewisser Menge ins Wasser thun, und den kranken Sklaven zu trinken geben sollte. Man that es; allein der erste Mohr, dem man es gab, weigerte sich aufs hartnäckigste, solches zu trinken, und die andern folgten seinem Beyspiele. Da indessen dieser Starrkopf bald darauf starb; so nöthigte die Furcht seine Mitbrüder, die Arzeney anzunehmen: welche

ihnen auch so wohl bekam, daß sie gar bald alle von selbst, auf das Verdeck, zu einem Gefäße mit Teerwasser gekrochen kamen, welches zu ihrem Gebrauche da stund. Kurz, sie wurden alle gerettet, und von den zwey hundert und sechszehn Mann, starb nur der einzige, der sich anfangs diesem Arzneymittel widersetzet hatte. Die Mohren gewöhnten sich auch dermaßen an das Teerwasser, daß sie sogar nach ihrer Genesung nicht beredet werden konnten, reines Wasser ohne Teer zu trinken, wobey sie sich denn allezeit sehr munter und wohl befunden. Zu **Liverpool** aber (von welchem Orte obiges Schiff war), wird von der Zeit an, einem jeden Schiffe ein Vorrath von Teerwasser mitgegeben, dessen man sich unterwegens, in Pocken, Scorbuten und andern Krankheiten, mit großem Nutzen bedienet.

Der vierte Brief ist vom Herrn **Atherton**, welcher berichtet, daß seine Ehegattin sich des Teerwassers acht Monate lang, in einer Entzündung bedienet, die ihr die Arzeneyen und das häufige Aderlassen zugezogen, und durch selbiges vollkommen genesen sey.

Herr **Hayward** berichtet, daß er viele Monate lang die heftigsten Kopfschmerzen ausgestanden, wovon ihm nichts als der Gebrauch des Teerwassers helfen können. Wobey zugleich beyläufig die Frage aufgeworfen wird: ob nicht im **Homer** unter dem stärkenden Tranke, den **Helena** gemachet, und welchen dieser Dichter Νηπενθὲς nennet, das Teerwasser zu verstehen sey? (*Odyss* Δ).

Fer-

Ferner schreibt ein gewisser Landgeistlicher, Namens James Mentrath, aus Alderbury in Oxfordschire unter dem 12 Hornung 1744, daß er verschiedene Portionen von Teer getrunken; jedoch zu keinem andern Ende, als nur andere Leute zu überführen, daß es unschädlich wäre; weil er, als ein junger gesunder Mensch, solches für sich selbst nicht nöthig gehabt. Eines Tages aber habe man ihn abgeholet, eine kranke Frau zu berichten, die in letzten Zügen läge. Er kömmt hin und findet sie allerdings in tödtlichen Umständen. Es war eine junge arme Weibsperson von etwa 20 Jahren, die einige Monate einen Husten gehabt, worauf sich eine Geschwulst an Armen und Beinen gefunden, daraus endlich eine Wassersucht geworden. Als nun Herr Mentrath sein geistliches Amt an ihr verrichtet, so wendet er sich zu ihrer Mutter und den Umstehenden, und schlägt ihnen das Teerwasser, als ein Mittel vor, das bey diesen Umständen, da sonst keine Hülfe mehr wäre, doch noch versuchet werden könnte. Man gab es der Kranken zu trinken, welche in zween Tagen aufrecht sitzen, in fünf Tagen die Treppe hinunter gebracht werden und innerhalb sechs Wochen ausgehen konnte. Worauf sie sich seitdem allezeit wohl befunden.

Auf obige und noch einige mehrere Beyspiele von den Wirkungen, die der Gebrauch des Teerwassers in England gehabt, folgen noch verschiedene Briefe aus Irrland, Schottland und einigen auswärtigen Reichen, die demselben alle ein überaus gutes Zeugniß geben, und die wir der Kürze wegen über-

gehen. Die hauptsächlichsten Krankheiten, welche laut diesen Zeugnissen, durch das Teerwasser gehoben worden, sind der heftigste Grad von Kopfschmerzen; die Fieber, fast von allerley Art; die Engbrüstigkeit; der Blutgang; die Unfruchtbarkeit; Lungengeschwüre; der Krebs, an allerley Orten, worunter einer inwendig im Munde gewesen; die Erkältung; die Abzehrung; die Lähmung der Glieder; die Verstopfung; der Krampf; allerley Arten von Husten; die Taubheit; allerley schwere Zufälle bey der Niederkunft; die Wassersucht; Excrescentia capitis; Facies Hippocratica; Ohnmachten; der weiße Fluß; Schwindel; die Gonorrhee; die Gicht; der Stein; die gelbe Sucht; das Herzpochen; die Mutterbeschwerung; Entzündung im Kopfe, und an andern Theilen des Leibes; das böse Wesen, oder die fallende Sucht; der Kropf; Verlähmung der Glieder; verderbter Magen und Ekel vor allen Speisen; die blasse Farbe; Nervenkrankheiten; die Peripneumonie; Prolapsus Uteri; Sciatica; der Scorbut; die Kinderblattern; das Blutspeyen; das Seitenstechen, u. s. w.

Auch an dem Viehe hat man die Wirkungen des Teeres versuchet, und ihn nicht nur in allerley Krankheiten bey Pferden; sondern auch in dem Viehsterben, sehr dienlich befunden.

Bey offenen Schäden findet man eben sehr heilsam, wenn man Teer auf die Wunde legt, und dabey das Teerwasser zum innern Gebrauche nimmt.

Wir wenden uns nunmehr zu den Briefen des Herrn Berkeley Bischofs von Cloyne, als des Er-

Erfinders dieses Hülfsmittels, darinn von der gehörigen Zubereitung desselben gehandelt wird.

Man gieße vier Quart oder Maaß kaltes Wasser auf ein Quart flüßigen Teer, in ein glasirtes irdenes Gefäße, und rühre es mit einem hölzernen Löffel oder Stocke, fünf oder sechs Minuten lang, wohl durch einander. Alsdann decke man das Gefäß wohl zu und lasse es drey Tage und Nächte stehen, daß der Teer volle Zeit hat, sich zu setzen. Nach diesem schäumet man ihn sorgfältig ab, ohne das Gefäß zu rütteln, gießt das klare Wasser ab, und hebt es in Flaschen, die mit guten Stöpseln versehen sind, zum Gebrauche auf. Bey schwachen Mägen und Körpern kann man es durch weniger Teer, oder mehr Wasser, etwas verdünnen. Das mehrere oder mindere Rühren, macht es auch stärker oder dünner. Man muß auch merken, daß wenn man mehr als vier Quart auf einmal in einem Gefäße machen will, man auf jede vier Quart sechs Minuten länger umrühren muß. Z. E. Vier Quart 6. Min. Acht Quart. 12. Min. zwölf Quart 18. Minuten u. s. f.

Denselben Teer kann man zum andernmale nicht wieder zur Arzeney brauchen; sondern man verwendet ihn zu andern Sachen. Wird man aber auf diese Art betrogen: so kann man das Wasser leicht an der Farbe erkennen; indem das zum andernmale aufgegossene Teerwasser lichter von Farbe ist. Der dünne Teer darf auch so lange nicht gerühret werden, als der dickere.

Wenn das Teerwasser recht gemacht ist, so muß es nicht heller von Farbe seyn, als der weiße Franzwein, und nicht dunkler als der spanische weiße Wein;

und wenn man im Trinken nicht einen merklichen Geist darinnen vermerket; so ist es nicht gut gemacht. Am besten ist es, daß man es sich selbst zubereite. Wer mit wenigem Trinken dieses Wassers anfängt, der kann allmählich mehr hinzusetzen. Nach Beschaffenheit der Jahrszeiten und Witterung kann es warm oder kalt getrunken werden. In Kolicken ist es am besten warm: jedoch kömmt es auch auf den Geschmack des Kranken an. Empfindet derselbe anfangs eine Uebelkeit im Magen, oder ein Grauen, so mag er ein wenig trinken, bis er es gewohnt wird. Es kann bey allerley Speisen, Kleidungen, Witterungen, und Arbeiten gebrauchet werden, und erfordert gar keine besondere Diät: außer daß man sich vor vielen hitzigen Getränken in acht nehme, als die die Wirkung des Teerwassers schwächen.

Was nun das eigentliche Maaß in langwierigen Krankheiten betrifft, so ist auf jeden Tag ein Nößel Teerwasser hinlänglich, zu vier malen, und wenn der Magen leer ist, getrunken; welches Abends, Morgens, ein paar Stunden nach dem Mittagessen und wieder vor dem Abendessen, oder auch nach dem Frühstücke, geschehen kann. Doch wenn der Magen stark ist, so kann es auch mehr seyn; welches die Erfahrung lehren muß. Diejenigen aber, so an schweren eingewurzelten Krankheiten liegen, müßen mehr trinken, und zum mindesten alle 24 Stunden eine Kanne, in vier, sechs oder acht Gläsern. Man muß auch bey der Cur die Geduld nicht verlieren, sondern getrost anhalten, da sich denn der Nutzen zeigen wird: wie es doch ohnedem bey

allen

allen Arzeneyen erfordert wird. In allen heftigen Krankheiten, und in allen Arten von Fiebern, muß es warm, im Bette und in großer Menge getrunken werden, da ohnedem das Fieber dem Kranken Durst erwecket. Man hat alle Stunden ein Nößel trinken lassen, welches erstaunende Wirkungen gethan. Es wirket so schnell und stärket die Lebensgeister dermaßen, daß der Kranke sich oft schon für gesund gehalten, ehe noch das Fieber gänzlich vorüber gewesen.

Da das morgendliche Trinken den schwachen Mägen oftmals zuwider ist, so kann man es bey solchen aussetzen, und des Abends ein desto größeres Glas trinken lassen. Das Oel, welches sich oben auf dem Wasser gesetzet hatte und abgeschäumet worden, muß sorgfältig aufgehoben und zu äußerlichen Schäden gebraucht werden. Der Herr Berkeley hat das Teerwasser auch bey Aussätzigen, oder mit Geschwüren und Ausschlägen behafteten Personen, in warmen und kalten Teerbädern mit sehr gutem Erfolge gebraucht.

Vielleicht werden sich viele unserer Leser wundern, wie doch diese Nachricht vom Teerwasser in einen **Büchersaal der freyen Künste und schönen Wissenschaften** komme? Zuförderst antworten wir hierauf, daß wir dieses Werk keinesweges für medicinisch ansehen. Man darf, um dasselbe zu lesen und zu verstehen, weder den Hippokrates noch Avicenna kennen; weder die Zergliederkunst, noch die Botanik, oder Chymie gelernet haben. Es enthält nur einen glücklichen Fund eines vernünftigen

Kein edler Gut kann man erlangen,
Wenn ſich uns Witz und Weisheit giebt:
Doch auch nicht gröſsre Luſt empfangen,
Als daß ein treuer Freund uns liebt.
Ein gleichgeſinnter Freund iſt klug und hoch zu ſchätzen,
Iſt unter aller Luſt ganz oben an zu ſetzen.

Man zeige mir die beſte Ehe,
Recht ſo, wie ſie ein Dichter mait!
Wenn ich aufs rechte Weſen ſehe,
Nicht darauf, was ins Auge ſtralt:
So rühret die gröſste Luſt im klugen Eheſtande,
Aus dem aufs feſteſte geknüpften Freundſchaftsbande.

Höchſtthöricht iſt, der ſelbſt ſich ſchmeichelt,
Als ob er frey von Fehlern ſey.
Ein Fremder, der ihm fälſchlich heuchelt,
Setzt dieſer Thorheit Nahrung bey.
Ein Freund hergegen weis mit Liebe zu vermiſchen
Den Rath, dadurch er ſucht, die Flecken abzuwiſchen.

Doch was bemüh ich mich zu zeigen,
Was jeder ſehender erblickt?
Kaum brech ich hier mein langes Schweigen,
Und werde ſo gar weit gerückt?
Das macht, ich denke nur: Wie vieles geht verlohren;
Wie ſchätzbar iſt ein Freund, wie oft wird er gebohren!

Ja, wären ihrer viel zu zählen,
So wäre mir der Abſchied leicht;
Die Sorgen würden nicht ſo quälen,
Da itzt mein Müller von mir weicht.
Je mehr die Liebe ſich in viele Aeſte theilet,
Um ſo viel leichter iſt ein ſolcher Schmerz geheilet.

gen Mannes, den ihm die Erfahrung und Ueberlegung an die Hand gegeben; welcher die Weltbürger viel zu sehr liebt, als daß er ihnen ein Mittel verhöhlen sollte, wodurch sie mit so wenigen Kosten und in so kurzer Zeit, ihre Gesundheit wieder erlangen können. Da wir nun hierinn mit ihm einerley Meynung sind, und das Homo sum, humani nihil a me alienum puto, von uns nicht minder statt hat, als von ihm: so haben wir uns auch verpflichtet gehalten, dieses Tractats zu erwähnen. Uebrigens schließen wir mit ein paar Absätzen des Herrn Berkeley. „Allen Menschen ist es, nicht nur erlaubt, „sondern sie sind so gar verbunden, das allgemeine „Beste zu befördern. Und eben aus dieser Ursache „will und werde ich dasjenige, was ich gewissenhaf„ter nicht verschweigen kann, öffentlich kund thun: „trotz allem Grolle und Spotte der Welt, die mit „mir doch nicht ärger verfahren kann, als sie mit „bessern Männern gethan hat, denn ich bin . . .

„Der größte Einwurf, den ich noch wider mei„ne Arzeney finde, ist dieser, daß sie zu viel ver„spricht. Was? sagt man, willstu eine Panacee „erfunden haben? ein seltsames Hirngespinst, was „wider alle menschliche Vernunft und Erfahrung „läuft! Um nun frey heraus zu reden, und auf die„se Frage geradezu zu antworten: so bekenne ich „frey, daß ich das Teerwasser im Verdachte habe, „es sey eine Panacee. Ich kann mich wohl irren: „allein es kömmt auf die Probe an! Denn eines so „großen und allgemeinen Gutes wegen, will ich „mich gar gern der Gefahr aussetzen, lächerlich zu

„ver-

„werden, indem ich es vorschlage. Und so wie je„ner alte Weltweise von den Dächern seinen Mit„bürgern überlaut zurief: Erzieht eure Kinder! „so bekenne ich, daß wenn ich hoch genug stünde, „und eine genugsam laute Stimme hätte, ich allen „Kranken auf dem Erdboden zurufen wollte: „Trinkt Teerwasser! Trinkt „Teerwasser!“

III.

Sendschreiben

eines schlesischen Anonymi, an weil. Sr. Hochwürden den Tit. Herrn Johann Heyn, gewesenen Oberprediger im Werder, worinnen einige Anmerkungen, über dessen Briefe vom Seelenschlafe enthalten sind.

Die gute Aufnahme, womit Eure Hochwürden die Schriften ihrer schlesischen Correspondenten beehret, machet mir Hoffnung, dieselben werden ebenfalls ein Stündchen, zu Uebersehung gegenwärtiger Zeilen, zu widmen, nicht abgeneigt seyn. Ich habe dero vernünftige Gedanken von dem Cometen, und was sie sonst damit zu verbinden beliebt, mit Vergnügen gelesen. Ob nun zwar unter andern, die Lehre vom Seelenschlafe eben keine neue Erfindung ist: so haben doch Eure Hochwürden dieselbe auf eine so lebhafte Art vorgetra-

gen, als noch von keinem Hypnopſychiten geſchehen iſt. So wenig aber auf der einen Seite die Meynung des größten Haufens, das Anſehen der Kirche, oder das Gewichte, welches der Beyfall großer Leute zu geben pflegt, bey mir eine Ueberzeugung zuwege bringt: ſo wenig werden Sie auch andrerſeits unwillig ſeyn, wenn ich mich Ihnen zu gefallen, für dieſe Meynung noch zur Zeit nicht erklären kann; ungeachtet ſie aus der Feder eines ſo erleuchteten Kirchenlehrers gefloſſen iſt. Inzwiſchen, da der bey mir entſtandene Zweifel eben keine Hartnäckigkeit zum Grunde hat, und ich deswegen an Eure Hochwürden zu ſchreiben, mir die Freyheit nehme, um vielleicht eines beſſern belehrt zu werden: ſo glaube ich, Dieſelben werden mir um ſo viel eher Recht wiederfahren laſſen. Ich habe bereits drey Stücke vor mir, wovon in Dero geſammleten Briefen, der zehnte von einem Ungenannten, der eilfte aber, und noch ein beſonderes Sendſchreiben an Hrn. Prof. Baumgarten, von Dero wohlgeſpitzten Feder herkommen. Aus allen dreyen muß ich Ihnen meine Zweifel eröffnen, wenn ich zur völligen Ueberzeugung gelangen ſoll. Erlauben Sie, es in der Folge zu thun.

Ehe ich aber zur Sache ſelbſt ſchreite: ſo finde ich nöthig, mich mit Ihnen über den Verſtand gewiſſer Wörter zu vergleichen, damit wir wiſſen, wovon eigentlich die Rede ſey. Ich werde keine Schwierigkeit machen, Ihnen alles einzuräumen, was der Natur der Sachen gemäß ſeyn wird.

Durch

Durch den Seelenschlaf nach dem Tode, sagen Sie, sey der Interimszustand der Seele nach dem Tode, da sie sich, bis zur Auferstehung ihres Körpers, nichts bewußt ist, noch etwas gedenket, zu verstehen. Diese Beschreibung giebt mir einen hinlänglichen Begriff, von demjenigen, was Sie meynen. Jedoch wird nicht undienlich seyn, diese Beschreibung zu zergliedern.

Was verstehen wir durch die Seele? Ich werde Ihre eigene Erklärung gelten lassen. Sie sagen: sie sey eine Kraft zu denken. Sie rechnen die Kraft und die Natur eines Dinges für einerley. Ich sehe auch keinen großen Unterscheid. Da Sie aber von der Kraft eines Dinges sich nicht deutlich herauslassen: so werde ich meinen Begriff davon beyzufügen haben. Ich nenne mit dem Freyherrn von Wolf (deutsche Metaph. §. 117, 118.) die Kraft eine Bemühung etwas zu thun. Da nun die Natur eine Kraft ist, etwas wirklich zu machen: so werden wir von der Seele sagen können, daß sie eine Bemühung habe, wirklich zu denken. Gleichwie aber Natur, Kraft und Vermögen für sich nur leere Wörter sind, wenn man nicht etwas wesentliches mit ihnen verbindet; so werden wir die Substanz, oder wie Sie sagen, die Personalität der Seele suchen müssen: nämlich sie ist ein geistiges Wesen. Und nachdem die Seele ein endliches oder eingeschränktes Ding ist, wie sie selbst nicht leugnen; diese Einschränkung aber mit ihrem zugesellten Körper gemein ist; so können wir endlich sagen: die Seele ist ein geistiges Wesen, welches eine Kraft hat,

sich

ſich die Welt nach dem Stande ihres Körpers vorzuſtellen. Es iſt leicht begreiflich, daß ich dermalen, von der Seele nur ſo viel zu beſtimmen willens bin, als ich ſie mit dem Körper vereinigt finde, und zu meinen Abſichten für nöthig erachte.

Sich nicht bewußt ſeyn, und ganz und gar nichts denken, halten Eure Hochwürden für einerley. Hier muß ich um Erlaubniß bitten, etwas, ſo dieſem Satze nicht gemäß ſeyn dörfte, beyzurücken.

Die Gedanken der Seele ſind von ſo vielerley Gattungen und Graden, als Stufen in der Erkenntniß ſind. Da wir aber einige Hauptclaſſen zu machen nöthig haben: ſo würden wir, meines Erachtens, ſehr unverſtändlich reden, wenn wir unterſchiedene Worte, deren jedes doch mit einem beſondern Begriffe verknüpft iſt, in eins ſchmelzen wollten. Je beſſer wir unterſcheiden, deſto deutlicher reden wir. Man ſagt

1) **Nicht gedenken.** Ich muß geſtehen, wenn es der Seele beygeleget wird, daß ich mir keinen Begriff davon machen könne. Man fragt zwar zuweilen einen Menſchen, was er gedenke? und er antwortet: nichts. Soll es ſoviel heißen, als, er ſey ſich ſeiner nicht bewußt: ſo iſt es ſehr undeutſch geſprochen, wenn er ſagt, er denke gar nichts.

Wenn wir das Nichtdenken erklären wollten, ſo müßte es entweder eine Unmöglichkeit zu denken anzeigen, wie bey der Materie: oder es muß nur eine völlige Abweſenheit aller Gedanken ſeyn. Letzteres werden Eure Hochwürden hierunter verſtehen. Es fragt ſich demnach, ob wir

2) Wenn

2) Wenn wir uns unserer nicht bewußt sind, ganz und gar nicht denken? Ich nenne, meiner bewußt seyn, eine innere Empfindung meiner eigenen Gedanken; indem ich weis, daß ich wirklich gedenke, und was ich eigentlich gedenke. (Verstehen Eure Hochwürden die Deutlichkeit der Gedanken, so werde ich die Ehre haben, auch deswegen zu antworten.) Finde ich nun

α) Wenn ich mich in meinen Gedanken allzusehr vertiefe, daß ich mich selbst zu vergessen anfange; und wenn ich endlich diese Reise der Gedanken abbreche, daß ich mich gleichsam, als aus einem tiefen Schlafe erwacht befinde. Bemerke ich

β) Daß ein zerstreuter Mensch wahrhaftig denkt, ohne sich bewußt zu seyn; wohin ich auch rasende und wahnwitzige zählen kann: so kann ich ohnmöglich das nicht bewußt seyn, man nehme es wie man will, und das gar nicht denken, für einerley halten. Ich werde Gelegenheit nehmen, unten ein mehrers hiervon zu erwähnen.

γ) Eure Hochwürden rechnen endlich dunkle Gedanken, zum nicht denken. Ich weis nicht, wie dieses wohl angeht. Sind dunkle Gedanken dennoch Gedanken: so läßt sich der Widerspruch nicht heben, welcher hieraus erfolget. Vielleicht aber belehrt uns die Erfahrung den merklichen Unterscheid.

a) Ich sehe zum Exempel etwas, das ich nicht erkennen kann. Ich habe also dunkle Vorstellungen von dieser Sache; ich denke deswegen doch, und diese Sache schwebt mir in Gedanken: oder ich habe

b) Von mir selbst und meinen Gedanken nur dunkle Begriffe; so bin ich mir zwar meiner nicht bewußt, aber ich denke doch. Ein zartes Kind, ein Blödsinniger gedenket doch, unerachtet beyde sich in nur beschriebenen Umständen befinden. Aus allem diesem sollte ich meynen, daß nicht bewußt seyn, dunkle Gedanken, und ganz nicht denken, drey unterschiedliche Zustände wären.

Ich gehe in Ihrer Erklärung weiter, und da ich auf den Schlaf komme: so wünschte ich, daß Eure Hochwürden eine physikalische Erklärung des Schlafs gegeben hätten: denn daß die Seele, wenn der Leib schläft, sich ihrer nicht bewußt sey, will ich Ihnen inzwischen zugeben; es folget aber hieraus mehr nicht, als daß zwo Sachen zu gleicher Zeit geschehen: ich habe hieraus noch keinen Begriff von der Sache selbst; vielweniger bin ich überzeugt, daß dasjenige, was an der einen Sache wahrgenommen wird, der damit verbundenen, dem Wesen nach gleichfalls zugehöre. Wir haben die Gemeinschaft des Leibes und der Seele vor uns. Der Leib bewegt sich, wenn die Seele will; aber kann das Bewegen des Körpers aus dem Wesen der Seele, und das Wollen, aus dem Wesen des Körpers erkläret werden? Wir müssen absondern, was jedem eigenthümlich zukömmt.

Alles was ich nun von dem Schlafe eigentlich gedenken kann, ist materialisch. Und in so weit sind wir hoffentlich auch einig, daß der Schlaf ein völliger Nachlaß der sinnlichen Werkzeuge, Empfindungen zu haben, sey. Nachdem aber die Empfindungen

gen auf zweyerley Weise betrachtet werden müssen: nämlich in Ansehung des Leibes, in fofern meine sinnlichen Werkzeuge gerühret werden; und in Ansehung der Seele, in soweit sie mit Gedanken verknüpft sind: so werden wir uns mit einander verstehen müssen, auf welche Weise der Schlaf zum Körper oder zur Seele gehöre?

In Ansehung des Leibes sind wir, glaube ich, einig. Was die Seele anbelanget: so werde ich derselben auch einen Schlaf zuschreiben, wenn Sie sonst nichts, als das nicht bewußt seyn, so wie ich es oben erkläret habe, darunter verstehen wollen.

Diesem nach wenn die Seele schläft, was hat sie für Gedanken? Wird sie zur völligen Abwesenheit der Gedanken (oder zum nicht denken) gebracht?

Da ihre innern Empfindungen aufhören: so hört auch ihr bewußtseyn auf; mithin ist sie entweder in tiefen Gedanken, oder ist zerstreut, oder hat dunkle Gedanken: alles nach dem Unterscheide, den ich oben (α β) gemacht habe.

Daß die Seele im Schlafe zerstreuet seyn könne, davon mögen uns unter andern diejenigen Protocolle, so bey den ehemaligen Hexenprocessen niedergeschrieben worden, einiges Licht geben. Es hat zum Exempel eine solche armselige Creatur ihre Luftreise auf den Blocksberg zur Probe vornehmen sollen. Sie hat sich mit einer Salbe geschmiert, die ohne Zweifel den Schlaf befördert hat; sie ist so fest eingeschlafen, daß sie nicht die geringste Empfindung in ihrem Körper gehabt. Nachdem der Nebel ihres Gehirns verdunstet: so ist sie aufgewacht, und hat tausen-

derley Dinge von ihrem Wohlleben, und von demjenigen, womit sich ihre verwirrte Vorstellungskraft bearbeitet, zu erzählen gewußt. Wollen Sie sagen, sie habe nicht recht geschlafen? Schläft derjenige, der einen Schlaftrunk nimmt, nicht wahrhaftig fest? Ich schließe hieraus

1) Daß ich verwirrte Gedanken haben kann, ohne mich meiner bewußt zu seyn.

2) Daß ein Schlaf die Gedanken nicht völlig aufheben dörfe. Daß die Seele, wofern im Schlafe nur das Bewußtseyn gehemmet wird, dennoch dunkle Gedanken haben könne, ist oben angemerket worden. Lachen Sie nicht, wenn ich Ihnen eine kindische Erfahrung beybringe. Ich erinnere mich von meinen jungen Jahren, daß wenn ich beym Schlafengehen, eine Lection einigemal überlesen, ich sie des Morgens mit halber Mühe habe auswendig hersagen können; auch erinnere ich mich dabey, daß ich doch fest geschlafen habe. Es scheint, als wenn die Seele mir unwissend sich beschäfftiget habe, und dem Gedächtnisse vermöge der Vorstellungskraft zu Hülfe gekommen sey.

Sind Ihnen diese Erfahrungen nicht hinlänglich, so bleibt doch die Sache selbst richtig. Der Todtenschlaf hat ohnedem mit jenem nichts gemein, als die Aehnlichkeit.

Da ich hoffentlich den Unterscheid unter nicht denken, nicht bewußt seyn, und dunklen Gedanken, überhaupt dargethan habe: so kömmt es nunmehr aufs Hauptwerk an: was der Seele nach dem Tode von einem oder dem andern zukom-

kommen werde? und eben das ist die Absicht dessen, was ich in der Folge Eure Hochwürden zu eröffnen die Ehre haben werde.

Sie nehmen die vorherbestimmte Harmonie zwischen Leib und Seele an; ich auch. Wir verstehen beyde dadurch mit dem Hrn. von Leibnitz: diejenige Gemeinschaft zwischen Leib und Seele, vermöge deren die Seele, nach ihrer Natur, diejenigen Gedanken hervorbringt, welche sich zu dem Stande ihres Körpers schicken; und dieser hingegen mit seinen Bewegungen, sich in willkührlichen Handlungen nach den Gedanken der Seele richtet. Wir sind einig: daß auf beyden Theilen die Veränderungen vorgehen, ohne daß weder die Bewegung zu einem Gedanken, noch ein Gedanke zu einer Bewegung wird. Meines Erachtens könnte die Seele immerhin denken, (ich nehme das Wort nach Ihrer Erklärung) wenn auch der Leib gleich schliefe; hätte nicht Gott diese Uebereinstimmung so genau gefügt, daß so lange diese wesentlichen Stücke des Menschen vereinigt sind, auch die möglichste Ordnung unter ihnen statt haben sollte.

Aber dauert denn diese Harmonie auch nach dem Tode ungestöret fort? Eure Hochwürden sagen Ja! Hier konnten wir vielleicht von einander abgehen, wenn wir die Erklärung des Todes vor uns nehmen werden.

Mich deucht, daß wir den Tod, so wie den Schlaf, auf zwoen Seiten werden ansehen müssen. Wenn er die Trennung der Theile der Materie verursachet, so geht er den Körper an, und der Mensch

Ich aber, wenn ichs recht betrachte,
(Obgleich mein Geist viel Gönner denkt,)
Weis keinen Freund, den ich so achte,
Und der sich mir zugleich so schenkt;
Als dich, o werthester, den ich durch Treu erworben,
Und dessen Liebe mich zum Lieben fast verdorben.

Viel sind, die Schwalben gleich sich halten:
Sie schreyen viel und kommen nah,
Doch muß die Liebe bald erkalten.
So lange sind die meisten da
Bis ihre Absicht sich ins Gegentheil verkehret;
Sie lieben unser Haus, bloß, wenn der Sommer währet.

Der steten Freundschaft sichre Proben,
Die du nie gegen mich gespart,
Die ich auch halb erstarrt will loben,
Beweisen, du seyst andrer Art.
Die zogen mich zu dir, und konnten mir bewähren,
Du seyst mit Recht als Freund vor andern zu verehren.

Bey dir bedurft ich gar kein Flehen,
Ein Wink, ein Zeichen war genug:
So konnt ich gleich das alles sehen,
Wornach mein Herz Verlangen trug.
Die muntre Willigkeit, mein Wünschen zu vollziehen,
Macht, daß mein Glück itzt kann, als wie im Frühling, blühen.

Was man an wahren Freunden suchet,
Stellt sich bey dir vollkommen dar.
Ein Herz, das aller Falschheit fluchet,
Dem die Verbindung selten war;
Doch, wenn es sich verschenkt, beständge Treue weiset,
Ein Geist, der hurtig denkt, den jeder Kluger preiset.

stirbt; und indem er die Trennung Leibes und der Seelen bewirkt, so sagt man er ist todt. Wenn Sie die letztere Erklärung vom Tode nicht gelten lassen: so werden Sie vielleicht bey der erstern bleiben, und also die Seele nach dem Tode nicht von dem Körper absondern dörfen: auf solche Weise wäre ein Schlaf nöthig, oder fast so ein Zustand, wie die Seele sich in ihrer allererstten Behausung befunden. Vielleicht pflichte ich Ihnen bey, wenn Sie vorher die Gütigkeit haben, folgende Zweifelsknoten aufzulösen.

Wenn ein Schwarm Cannibalen einen Körper verschmausen, welchem wird die Seele zu Theil? Wegen der fortdaurenden Harmonie soll sie beym Körper bleiben. Ein Geist hat keine Theile, mithin muß sie nur einer verschlucken. Es mag sie nun aber bekommen wer da will: so wird derjenige Theil des Leibes, mit welchem sie noch vereiniget ist, in dem Magen des Cannibalen, theils in Saft und Blut verwandelt, und wird ein körperlicher Theil des Menschenfressers; ein Theil davon geht den ordentlichen Gang, und wird vielleicht einigen unreinen Thieren zur Speise. Mit welchem Theile wird die Seele ihre Harmonie fortsetzen? Noch eins. Wenn das Gevögel zu Schocken einen Leichnam unter sich theilet, der etwa in der Wildniß ums Leben gekommen, und an dessen Knochen die Hunde oder Wölfe nagen; wo bleibt die Seele? Wahrhaftig, ich müßte ein Pythagoräer werden, wenn ich dem Tode sein Recht nicht lassen wollte. Eure Hochwürden halten mich deswegen nach Ihrer gewöhnlichen Art zu

reden,

reden, für einen Gecken; da ich mir noch zur Zeit, keinen andern Begriff von der Sache machen kann. Soll ich Sie nach dem Sinne Ihres berlinischen Correspondenten beurtheilen: so sind sie selbsten geneigt, den Tod, wie ich ihn haben will, zuzugeben; nämlich, daß die Seelen in der Hand Gottes sind. Ja, ja! wo sie hingehören, da sind sie; daß sie aber bey dem Körper nicht mehr seyn können, davon habe ich meinen Grund gezeigt.

Da nun ein Zustand der Seele möglich ist, auch außer dem Leibe zu wallen; so kömmt es nun darauf an, wie dieser Zustand beschaffen seyn wird. Hier werden abermal unsre Meynungen unterschieden seyn. Dieses ist eigentlich der Apfel, worüber wir zu zanken scheinen. Ich will Ihnen aber die Reihe meiner Gedanken vorläufig anzeigen; insoweit ich von der Beschaffenheit des Zustandes oder der Einschränkung der Seele (welches einerley ist) einen Begriff habe, und zwar so:

Wenn eine Kraft eine Bemühung ist, sich thätig zu erweisen: (per Definit.) so muß auch die Wirklichkeit erfolgen, wenn ihr nichts hinderlich ist.

Da nun die menschliche Seele, durch ihren zugesellten Körper auf verschiedene Weise eingeschränkt wird: (per Exper.) so kann sich ihre Kraft nicht anders äußern, als es die Art der Einschränkung zuläßt.

Je weniger ein Ding eingeschränkt ist; je vollkommener ist es. (per Def. perf.)

Ist nun die Seele, der Einschränkung, welche ihr Körper verursachet, los: so muß sie entweder mehr eingeschränkt werden; oder sie muß einen höhern Grad

der Vollkommenheit erreichen. Daß sie nach Ablegung dieses Körpers enger eingeschränkt werden sollte, ist aus der Vernunft nicht zu schließen: weil kein zureichender Grund vorhanden ist; und daß es die heilige Schrift bejahe, wird bis auf nähern Beweis geleugnet. Also muß sie vermöge ihrer Natur eine höhere Vollkommenheit erreichen.

Die Vollkommenheit der Seele, besteht (so wie wir sie hier betrachten) in der Deutlichkeit der Gedanken.

Da nun die Deutlichkeit der Gedanken im Schlafe nicht statt haben kann: so kann die Seele nach dem Tode nicht schlafen.

Eure Hochwürden sehen wohl, daß ich theils nur verstümmelte Schlüsse gebraucht, theils einige Sätze angenommen, welche ich erst in der Folge klar machen werde. Ich wage es demnach Ihrer Gütigkeit mich zu gebrauchen, und gehe oberwähnte drey Briefe durch: versichere aber, daß ich mir keinen andern Vortheil verspreche, als diesen: Ihnen zu völliger Deutlichkeit Ihrer Beweise, Gelegenheit zu geben.

Anmerkungen über den 10ten der Cometenbriefe.

P. 323. Daß die Ruhe allezeit ein Stand dunkeler Gedanken sey, scheint mir dem Wortverstande zuwider, so wie es auch die Erfahrung anders bezeugt. Mein Körper kann ruhen, da meine Seele deutliche Vorstellungen hat; meine Seele ruhet, wenn

wenn sie durch keine widerwärtige Empfindungen gestöret wird. Wenn ich den Gebrauch meiner sinnlichen Werkzeuge unterlasse; so ruhen sie: hören sie aber, entweder aus Mattigkeit, oder von andern im Leibe gegründeten Ursachen, von sich selbst auf zu empfinden; so schlafen sie.

P. 324. Von der Aehnlichkeit auf die Gleichheit zu schließen, ist denen ersten Begriffen, die wir von einem, oder dem andern haben, wohl zuwider.

P. 327. Ich räume ein: daß alle Veränderungen eines Dinges, aus seiner Natur erkläret werden müssen und auf solche Weise kann ich die Erklärung deutlicher Gedanken nach dem Tode, für kein Wunderwerk halten. Die Seele setzet die Gedanken nach ihrer Natur fort, so lange sie nicht gehindert wird. Die Harmonie mit ihrem Körper hindert, z. E. in einer Ohnmacht, ihr Bewußtseyn: also, wenn sie von keinem Körper mehr gehindert wird, muß sie ihrer Natur nach die Gedanken fortsetzen können; was aber der Natur gemäß ist, das ist kein Wunderwerk.

Die Ungereimtheit: daß die Seele bey einer Schwäche des Leibes wenig, bey dessen Trennung aber viel denken sollen, fällt wohl weg: wenn wir bedenken, daß es weit gezwungener ist, nach dem Maaße einer zerbrechlichen Maschine, seine Handlungen einzurichten; als an dieselbe nicht mehr gebunden zu seyn.

P. 332. Zu der Deutlichkeit der Gedanken wird kein Körper nothwendig erfordert. Wer hat sonst die deutlichsten Gedanken, als Gott?

p. 333. Gesetzt, unsre Seelen wären auf einmal zugleich mit ihren subtilen Körpern erschaffen; gesetzt, diese Seelen hätten per Harmoniam dunkele Begriffe, so lange ihre subtilen Körper in einer Inactivität wären; und klärten sich, mit zunehmender Vollkommenheit der Leiber, nach und nach auf: wie folget, daß die Seele nach dem Tode, wieder einen Körper bekommen müße; oder daß die einmal klaren Gedanken, in eine dunkle Nacht gerathen? Es ist hier keine Gleichheit zu schließen, indem wir in eben den Zustand, worinn wir vor der Geburt gewesen, niemals kommen werden. Ist aus dem subtilen Leibe unser gegenwärtiger erwachsen, und ist es der Absicht des Schöpfers gemäß, daß die Verbindung mit der Seele, übereinstimmend sey: so hört diese Uebereinstimmung auf, wenn auch die Absicht nicht mehr vorhanden ist.

p. 344. Ich weis nicht, warum der Seele, die Kraft deutlich zu denken, abgesprochen werden will, darum weil sie nicht immer deutlich denkt. Da der Herr Autor, p. 45. n. 7, der Seele natürliche Handlungen, auch nach dem Tode, zugesteht; die Natur aber eine Kraft ist, in so weit sie nach der Art der Einschränkung bestimmet wird: so wird deswegen, weil diese Kraft vielmal gehindert wird, ihre völlige Abwesenheit nicht gefolgert werden können. P. 363. giebt der Autor wirklich eine Kraft zu: daß er es aber hier nicht thun will, rührt wohl daher, weil er sie mit der Wirklichkeit vermenget. Mich deucht aber, beyde unterscheiden sich wirklich; indem letztere nur durch die Kraft erfolgt, wenn ihr nichts hinderliches in den Weg kömmt.

p. 351. Daß keine deutliche Gedanken, in einem endlichen Wesen, ohne Körper seyn können, wird als ein Grundsatz angenommen: das Gegentheil müßte also möglich seyn. Ist denn aber ausgemacht: daß die Engel Körper haben? Bringt die Seele ihre Reihe der Gedanken nicht aus sich selbst hervor? Denke ich am schärfsten, wenn ich frey von sinnlichen Vorstellungen bin: so sehe ich die Nothwendigkeit eines Körpers, auch bey einem endlichen Geiste, nicht ein.

p. 352. Dem thümmigischen Satze: daß, da die Seele einmal in dem Stande deutlicher Gedanken ist, kein Grund vorhanden sey, warum sie wieder in dunkle Vorstellungen gerathen sollte? ist durch die Einwendung des Schlafs nicht abgeholfen: weil im Tode nicht die Ursachen, wie beym Schlafe vorhanfind. Ja sagen sie: noch eine stärkere! Und warum? Bleibt denn im Tode die Harmonie, wie im Schlafe? Sublata causa, cessat effectus: ist ein bekannter Satz.

p. 356. Die Schwierigkeiten wegen der Seelen der frühverstorbenen Kinder fallen weg, wenn wir nur nicht einen unerwiesenen Satz annehmen: daß ohne Körper keine Gedanken möglich sind. Die Klarheit ihrer Gedanken, wird sich nach dem Tode, leichter auseinander wickeln, als wenn sie sich erst nach dem Wachsthume des Körpers zu richten hat: und so wird es auch mit der Seele eines Wahnwitzigen gehen, welcher wegen der unzulänglichen Harmonie seiner Theile, nicht eher deutliche Begriffe bekommen konnte, bis durch den Tod die Hindernisse gehoben wurden.

p. 357. Der Autor meynet Schwierigkeiten, wegen des Aufenthalts der Seelen nach dem Tode, außer der Hypnopsychie anzutreffen, und will sie erstlich in dem Leibe lassen, hernach in die Hand des Herrn setzen. Das letzte werden die Anti-Hypnopsychiten mit eben so vielem Rechte thun können.

p. 367. Das vernünftigste ist dasjenige, was mit dem Wesen und der Natur eines Dinges übereinkömmt, und sich aus demselben durchaus, und nicht aus Nebenumständen, erklären läßt. Da ich nun in der Seele eher, das Denken, als das Nichtdenken für das natürlichste halten muß: so werde ich zur Zeit noch nicht überführt, daß die Seele einen Todtenschlaf zu gewarten habe? Ich schreite in der Ordnung zu Eurer Hochwürden eigenem Schreiben, welches in der Reihe,

Der eilfte Brief ist.

p. 367. Da Eure Hochwürden allhier wohl nicht durch die bloße Möglichkeit das Wesen der Seele auszudrücken willens sind; indem in Erklärung einer Sache, die Art der Möglichkeit verständlich zu machen ist: so werde ich ergebenst bitten, meine obige Erklärung zu prüfen.

p. 381. Vergeben sie mir, sie spotten über die Frage des Herrn Professer Canz: aus was Ursachen die Seele noch eine geraume Zeit nach dem Tode schlafen sollte? Die Frage ist wahrhaftig durch das Haltemachen der Soldaten nicht aufgelöset. Will denn Gott in der andern Welt zu Felde ziehen? und

ge-

getrauet er sich nicht eher den Feind anzugreifen, bis alle geistliche Regimenter beysammen sind?

p. 384. Eure Hochwürden setzen: die Persönlichkeit der Seele gehe unaufhörlich weiter: es reime sich nicht zur Persönlichkeit, alles auf ewig vergessen. Diese Wahrheit ist unleugbar. Erlauben sie mir zu fragen: Hat die Persönlichkeit der Seele nicht auch außer dem Leibe statt? Besteht die Persönlichkeit in der bloßen Möglichkeit? Wolfs Metaph. §. 924.

p. 385. Die Beantwortung des canzischen Einwurfs bestärket mich in meinen Zweifeln. Sie gestehen

1) Eine Kraft zu denken, zu;

2) Daß sie sich nach der Art der Einschränkung richten müsse. Sie folgern,

3) Deswegen hat sie vor der Geburt geschlafen; Aber wie folgt hieraus, wenn Sie

4) schließen, es werden nach dem Tode andere Einschränkungen von außen kommen, daß sie

5) Schlafen müsse?

Ich glaube selbst, daß die Seele in Ansehung Gottes, immer ein endlicher Geist bleiben werde; nur werden die Schranken nicht so beschaffen seyn, wie die itzigen: auch die Deutlichkeit hat ihre Grade.

Wo mir recht ist, so sollten Eure Hochwürden Beweis führen, da sie diese Einschränkungen determiniren wollen.

p. 388. Eure Hochwürden fragen: da sich hier in diesem Leben nicht alle Umstände zum Bewußtseyn schicken; warum denn solches von dem Zustande nach dem Tode, ohne alles Bedenken zu vermuthen sey?

Ich

Ich getraue mir faſt zu antworten. Da die Seele bey Leibes Leben ſich nach den Umſtänden des Körpers zu richten hat; nach dem Tode aber dieſer Umſtand gehoben iſt: ſo dürfen wir weiter keine ſolche Veränderungen vermuthen, welche von einem ſolchen körperlichen Weſen herkommen wird. War ſie in ihrem Raupenſtande, wegen der Inactivität ihres allzukleinen Körpers, genöthiget zu ſchlafen: ſo iſt ſie dieſer Unvollkommenheit itzo los. Der Wiegenſtand hat aufgehört; keine febriliſchen Anfälle werden ſich an ſie wagen; ſie wird, weil ſie einfach iſt, ſich keines Getränkes bedienen dürfen, und ſchwindlich werden; und da ſie überhaupt mit keiner ſchwächlichen und phlegmatiſchen Maſchine mehr zu thun hat: ſo wird ſie weder Ohnmachten erleiden, noch einſchlummern. Ich weis nicht, ob mit Recht behauptet werden kann, daß ein Menſch bey geſundem Leibe raſen könne? Ich zweifle ſtark. Habe ich Unrecht, daß die Bewegungen der innerlichen Werkzeuge, ſich nach den Bewegungen der Seele richteten: ſo habe ich mit Wolfen geirret.

p. 392. Bey dem Exempel Moſis fällt mir bey, daß er, wie andere Menſchen geſtorben, und ſein Körper begraben worden, und doch hier in Geſellſchaft des Elias geweſen. Nehmen ſie mir eine Frage nicht übel: hat ſeine Seele geſchlafen oder nicht? Sie werden vielleicht dieſen heiligen Mann wachen laſſen. Aber warum ſollen wir andere fromme Männer zum ſchlafen verdammen? Sagen ſie: ſie empfinden ein Milliönchen Jahre nicht: ſo empfinden

ſie

ſie auch die Freude nicht, die Moſes, Elias und andre mehr empfinden.

p. 395. Sie ſind ſo mitleidig mit dem Lazarus, daß er etwa noch etliche Jahre im Leibe wallen, und ſich mit der vielleicht geſchmeckten Herrlichkeit, wie Paulus 2 Cor. 12, 2. Zeitlebens vergnügen ſolle; und können doch wohl die frommen Todten etliche tauſend Jahr dieſes Vergnügens berauben.

Das übrige folget nächſtens.

IV.

Von den Reichthümern des Tempels zu Delphis, und von den verſchiedenen Raubereyen, die er erlitten *.

Die Reichthümer des Tempels Apollons zu Delphis ſind von den älteſten Zeiten her für ſo wichtig gehalten worden, daß Herr Valeſius im 1715ten Jahre geglaubet hat, es würde nicht undienlich ſeyn zu unterſuchen: worinnen dieſe Schätze eigentlich beſtanden? und in einer hiſtoriſchen Erzählung die Prinzen oder Feldherren zu bemerken, denen ſie nach und nach zum Raube gedienet. (††) Allein damit dieſe Erzählung deſto merklicher würde, ſo mußte zuerſt der Zuſtand des Gebäudes dieſes Tempels, wo dieſe Schätze aufbehalten wurden, beſchrie-

* Hiſt. de l' Acad. roïale des Inſcript. et. belles Lettres T. II. p. 109.

†† Siehe des Herrn Harduins 3. Diſſertationen von dem delphiſchen Orakel, a. f. 137. u. d. Seite dieſes II. T. der Hiſt. de l' Acad. &c.

Mit ungezwungnen ſchönen Worten
Trägſt du uns deine Gründe vor.
Du dringeſt zu Apollons Pforten,
Er ſelbſt reicht dir dein helles Rohr.
Man trauret, wenn du klagſt, man rühmt, was du gerühmet;
Du ſingſt mit holdem Reiz, wies der Natur gezemet.

Die Lieblichkeit der griechſchen Zunge,
Was Hebers Sohn voll Hitze ſpricht,
Was in des Taſſo Leyer klunge,
Der Römer Sprache, fehlt dir nicht.
Dir iſt noch mehr bekannt: Der Franzen nettes Weſen
Haſt du dir ſonderlich zur Nachahmung erleſen.

Und billig hat ſo vielem Wiſſen,
Als dein Gedächtniß bey ſich führt,
Auch manche Sprache dienen müſſen,
Darinn du lehrſt, und die dich ziert.
Du prahlſt mit keiner Kunſt, und biſt ſo vieler Meiſter,
Und darum zählt man dich auch unter ſeltne Geiſter.

Wie hoch iſt das nicht zu erheben,
Daß du die Weisheit bey dir trägſt:
Was andern ihre Bücher geben,
In der gelehrten Bruſt ſtets hegſt?
Der meiſten Wiſſenſchaft ſteckt itzt in den Papieren,
Die ſie vor vieles Geld im Kaſten mit ſich führen.

Zwar ſuchſt du nicht, durch viele Schriften,
Das Lob, das manchen ſtolz gemacht.
Dein Denkmaal, das du dir willſt ſtiften,
Sind die, für welche du gewacht.
Du ſprichſt: Ich ſehe nicht, daß es an Büchern fehlet,
Der Jugend aber iſt noch manches licht verhelet.

ſchrieben werden. Herr Valeſius merket alſo zuförderſt an, daß ſeitdem Apollo von dem delphiſchen Orakel Beſitz genommen, dieſer berühmte Tempel ſehr große Veränderungen erleiden müſſen; und daß er faſt ſechsmal zerſtöret und wieder auferbauet worden iſt.

Der erſte Tempel war, wenn man den Alten glauben will, aus durchflochtenen Lorberzweigen erbauet, und ſah nicht anders, als eine ſchlechte Bauerhütte aus.

Der andere war nichts prächtiger, wie die delphiſchen Einwohner erzählen. Die Bienen waren die Bauleute deſſelben, und ſetzten ihn aus ihrem Wachſe und den Federn verſchiedener Vögel zuſammen. Nach einigen Schriftſtellern iſt er nicht aus Wachs und Vogelfedern gemacht geweſen, ſondern aus einer Pflanze, Namens πτέρις, eine Art von Farrenkraut, ſo auf den Bergen wächſt. Andere endlich haben geſchrieben, er ſey von einem Einwohner zu Delphis erbauet worden, welcher Pteras geheißen, und ſeine Arbeit nach ſeinem Namen genennet hat: hieraus aber wäre die doppelte Zweydeutigkeit entſtanden.

Der dritte Tempel ſieht einer fabelhaften Erzählung vollkommen ähnlich. Man ſagt, er ſey ein Werk Vulcans geweſen, der, damit es deſto länger währen ſollte, dieſen Tempel von Erzt gemacht, und auf deſſen Giebel einige Figuren von Golde geſetzt, die junge Mädchen vorgeſtellet, welche unter einander ein angenehmes Concert machten. Einige wollen, daß dieſer dritte Tempel durch ein Erdbeben eingeſunken und verſchlungen ſey; und andere, daß

er

er in einer in Delphis entſtandenen Feuersbrunſt eingeäſchert worden.

Den vierten der ganz von Stein war, erbaueten Trophonius und Agamedes, Söhne des Erginus Königes von Orchomen, zween vortreffliche Baumeiſter, die ſich einen großen Ruhm erworben: nicht nur weil ſie für die Götter einige prächtige Tempel erbauet, ſondern auch für verſchiedene Fürſten ihrer Zeit ſchöne Schlöſſer aufgeführet. Dieſer vierte Tempel verbrannte durch einen ungefähren Zufall, in dem erſten Jahre der acht und funfzigſten Olympias, oder, nach dem Euſebius, noch ein Jahr früher, das heißt, im vierten Jahre der ſieben und funfzigſten Olympias.

Der fünfte Tempel ward gegen das vierte Jahr der ſechs und ſechzigſten Olympias, ungefähr um das 513te Jahr vor C. G. angefangen. Herodot berichtet uns, daß die Alkmeoniden, welche vom Piſiſtratus aus ihrem Lande waren vertrieben worden, und ſich damals zu Delphis befanden, diejenigen geweſen, welche mit einer Summe von dreyhundert Talenten, den fünften Bau des delphiſchen Tempels, ſo wie man ihn zur Zeit dieſes berühmten Geſchichtſchreibers geſehen, über ſich genommen. Allein, da die Alkmeoniden nicht minder großmüthig, als reich und mächtig waren; ſo machten ſie das ganze Vordertheil des Tempels auf eigene Koſten von pariſchem Marmor; ungeachtet ſelbiges, nach dem Vergleiche, den ſie mit dem Amphyktionen getroffen hatten, nur bloß von Steinen ſeyn ſollte. Dieſer

fünfte Tempel ward von den Thraciern, in der hundert und vier und siebenzigsten Olympias geplündert.

Endlich war der delphische Tempel zum sechstenmale auf Veranstaltung der Amphyktionen wieder erbauet. Dieses lesen wir im Pausanias, der uns noch überdieß berichtet, daß der Baumeister ein Corinthier, Namens Spintarus gewesen.

Nach dieser Erzählung untersuchet Herr Valois, worinnen denn die so gerühmten Schätze des delphischen Tempels bestanden, welche von den Griechen, seit den ältesten Zeiten her, durch das einzige Wort παλαιοπλουτον, angedeutet worden.

Im Anfange bestanden gleichwohl alle Reichthümer des delphischen Tempels nur in einer großen Anzahl eherner Gefäße und Stühle: wenn man dem Theopompus glaubt, der uns versichert, daß es damals noch keine Bildseulen, nicht einmal von Erz, darinnen gegeben. Gyges, König in Lydien, war der erste, der diesem Tempel eine sehr große Menge goldener und silberner Gefäße weihete und schenkte. Hierinnen folgten ihm Crösus sein Nachfolger, viel andere Könige und Fürsten, verschiedene Städte, ja selbst einige reiche Privatleute nach, die alle, gleichsam aus Nacheifer, stückweise, theils Stühle und Gefäße, theils Schilde, Kronen und silberne und goldene Bildseulen von allerley Größe, daselbst zusammen häuften.

Der erste, der seine ruchlose Hand an die Schätze des delphischen Tempels legte, war ein Sohn des Erius, Königs der Euböer. Die Schriftsteller berichten uns nicht den Namen dieses verbrecherischen Prin-

Prinzen; allein, da Hesiodus und Apollodor anmerken, daß Erius von der Euridice einer Tochter des Polutus, drey Söhne gehabt, nämlich den Asträus, Pallas und Perses; so muß diese That nothwendig auf einen von diesen drey Titaniden kommen. Diese Geschichte ist so alt, daß man ihren Zeitpunct nicht festsetzen kann.

Der Heil. Augustin erzählet im 8. Buche von der Stadt Gottes, daß Danaus, König zu Argos, da er mit gewaffneter Hand in Griechenland eingedrungen, den delphischen Tempel geplündert und verbrannt habe. Diese andere Plünderung durch den Danaus fällt auf das 1509 oder 1503 Jahr vor Christi Geburt.

Nach dem Danaus bemächtigten sich auch die Dryopen der Reichthümer des delphischen Tempels; und ließen sich nicht einmal mit diesem Kirchenraube begnügen, sondern legten sich auf den Straßenraub, durchstrichen die Landstraßen, beraubten die Reisenden, und alle, die das Orakel um Rath fragen giengen. Apollodor erzählet, daß Herkules diese Räuber zerschlagen, und den Lacaras, ihren König, nebst seinen Söhnen mit eigenen Händen ermordet. Diodor von Sicilien giebt diesem Könige der Dryopen einen andern Namen: er nennet ihn Phylas und sagt, daß er zur Strafe des Verbrechens an dem delphischen Tempel, von dem Herkules umgebracht worden; der zu gleicher Zeit die ganze Nation der Dryopen aus ihrem Lande vertrieben. Diese That des Herkules fällt ins 1295 Jahr vor Christi Geburt.

Phlegyas, Irions Bruder, und König der Phlegyer, war der vierte, der den Tempel zu Delphis ungefähr um das 1285 Jahr vor Christi Geburt plünderte.

Pyrrhus, des Achilles Sohn, unternahm ebenfalls um das 1207 Jahr vor Christi Geburt eine Plünderung dieses Tempels. Unfehlbar war die Tilgung dieses Verbrechens schuld daran, daß dieser Pyrrhus sich für verbunden hielt, die elysischen Felder zu verlassen, um den Delphiern zu Hülfe zu kommen, als Brennus nach Delphos kam, und den Tempel plündern wollte. In der That erzählet Pausanias, daß der Schatten dieses Prinzen sich mit noch dreyen andern Helden in dem Gedränge gezeigt, und daß sie alle vier treffliche Thaten gegen die Gallier ausgerichtet: die, ob sie gleich sehr tapfer waren, gleichwohl mit ihrem Muthe gegen dergleichen Streiter nichts ausrichten konnten.

Die Crisseer, der Delphier Nachbarn, nachdem sie sich gelüsten ließen, wider das ausdrückliche Verboth der Amphyktier, von allen denen, welche nach Delphis giengen, ausnehmende Abgaben zu fordern, trieben den Geiz und die Eidbrüchigkeit so weit, daß sie auch den Straßenraub wider ihre Nachbarn verlangten. Wie nun ein Laster immer das andere nach sich zieht: so machten auch sie sich nicht das mindeste Bedenken daraus, ihre ruchlose Hand an die Schätze des delphischen Tempels zu legen: ja zuweilen wohl gar diejenigen umzubringen, die in denen dem Apollo geheiligten Wäldern den Gottesdienst verrichte-

richteten. Dieß geschah in vierten Jahre der 44sten Olympias, das heißt, 605 Jahre vor Christi Geburt.

Im ersten Jahre der 75ten Olympias, 480 Jahre vor J. C. als der berühmte persische König Xerxes mit mehr als einer Million Menschen nach Griechenland kam; und nicht gesonnen war, dem Apollo günstiger zu begegnen, als den andern Göttern, deren Tempel er geplündert hatte: so schickte er einen Theil seiner furchtbaren Heeresmacht nach Delphos, mit dem Befehle, des Apollo Tempel zu plündern und dann zu verbrennen. Allein, wenn man dem Diodor glauben will, so näherte sich dieses abgeschickte Volk kaum dem Tempel der Minerva, mit dem Zunamen die Vorsehende: als sich die Luft mit einst verdunkelte, und ein entsetzliches Ungewitter mit heftigen Stürmen, Donner, Blitzen, Schlägen und einem erschrecklichen Regen von großen schweren Steinen entstand, davon die meisten dieser Perser erschlagen wurden.

Die Phocenser, die ganz nahe Nachbarn der Delphier waren, plünderten ebenfalls den Tempel des Apollo zu dreyen verschiedenen malen. Ihre erste Plünderung traf ins 355te Jahr vor Christi Geburt, unter dem Philomelus, ins vierte Jahr der 105ten Olympias. Die zwo andern folgten unmittelbar drauf, unter dem Onomarchus und Phayllus, die des Philomelus Nachfolger im Befehlshaberamte über das Kriegsheer waren.

Die Gallier, welche nicht minder geldgierig waren, als die Phocenser, wollten nicht die letzten seyn, von dem Raube des delphischen Tempels ihren

Antheil zu holen. Dieß war die einzige Urſache ihres dritten Einfalls in Griechenland, da ſie mit 152 tauſend Mann zu Fuß, und mit mehr als 20000 Pferden, unter Anführung des Brennus und Acichorius, hinein fielen. Der erſte nahm mit 65000 auserleſener Mannſchaft ſeinen Weg nach Delphos; und damit er ſeine Leute deſto mehr zu ihrer Pflicht ermuntern möchte: ſo zeigte er ihnen von weitem die große Beute, deren ſie ſich bemeiſtern ſollten, indem er ſie verſicherte, daß dieſe erſtaunliche Zahl goldener Bildſeulen und vierſpänniger Wagen, die den Markt und die Zugänge des Tempels zierten, noch viel ſchwerer am Gewichte wären, als ſie zu ſeyn ſchienen. Die Gallier, die dieſe Rede des Brennus ermunterte, liefen was ſie konnten, auf die Delphier zu. Dieſe, ob ſie gleich in ſchwacher Anzahl waren, widerſtunden ihnen tapfer; und begrüßten ſie oben vom Parnaß, auf welchem ſie ſtanden, mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen, indem die Gallier ſich bemüheten, hinan zu klimmen. Indeſſen iſt es wahr, daß der Betrug der delphiſchen Prieſter auch nicht wenig zu dem Muthe der Streiter beygetragen. Dieſe Prieſter liefen zu den Delphiern und ihren Bundesgenoſſen, und verſicherten ſie, daß ſie die Minerva und den Apollo ganz gewaffnet erblickten, wie ſie aus ihren Tempeln kämen, worauf ſie die Delphier beſchworen, dieſen ihren Hülfsgöttern eiligſt auf der Spur nachzufolgen. Die ermunterten Griechen warfen ſich plötzlich auf den Feind, und glaubten bald ſelbſt, daß ſie die Minerva und den Apollo ſähen.

hen. Das ganze Stück Erde, welches die Gallier bedeckten, soll einige Stunden lang von verschiedenen Stößen erschüttert worden seyn. Diesem Erdbeben folgten erschreckliche Blitze und Donner; und die Schläge, die von allen Seiten auf die Gallier trafen, tödteten nicht nur die, auf welche sie fielen, sondern verbrannten auch noch rings herum Menschen und Waffen. Da auch ein großes Stück von dem Berge Parnaß sich von selbst absonderte, so schoß selbiger auch stückweise auf die Gallier; und diese Theile waren so groß und stark, daß sie dreyßig bis vierzig Soldaten zugleich niederwarfen. Zum Unglücke mußten sie auch noch beständiges Regenwetter ausstehen, worauf eine übergroße Kälte folgte, welche das ganze Land mit Eis und Schneebergen bedeckte. Endlich starb Brennus selbst an seinen Wunden, und war nicht zu trösten, daß er einen Feldzug unternommen, dessen Folgen so betrübt abgelaufen. Pausanias setzet den Zeitpunct dieser großen Niederlage der Gallier zu Delphis in das zweyte Jahr der 125ten Olympias, nämlich ins 279ste Jahr vor Christi Geburt.

Die Gallier, welche sich rächen wollten, es möchte kosten, was es wollte, weil ihnen Apollo einen solchen Streich gespielet, erwarteten umsonst eine vortheilhaftere Gelegenheit. Allein ihre Nachkommen, die scordiskischen Gallier, Medier und Dardanier, welche von ihren Vätern diesen Haß wider den Apollo ererbet hatten, verbanden sich im 164ten Jahre, nach der Niederlage des Brennus, und 114 Jahre vor C. G. mit einander

der, und brunnen noch einmal mit gewaffneter Hand in Griechenland und Macedonien ein, allwo sie, nach dem sie auf dem Zuge viele Tempel geplündert, zu dem delphischen kamen, dem sie es nicht besser machten: allein sie verloren auch viel Volk daben.

Dreyßig Jahre nach der Plünderung dieser scordiskischen Gallier, plünderten auch die Thracier ihrer seits den delphischen Tempel und verbrannten ihn im ersten Jahre der 171ten Olympias, im 670ten Jahre der Erbauung der Stadt Rom und 84 Jahre vor Christi Geburt.

Bey der Reise die Nero im 13ten Jahre seiner Regierung nach Griechenland that, (im 819 Jahre Roms, nach Christi Geburt) besuchte er auch den berühmten Tempel des Apollo zu Delphis, und da er in selbigem 500 schöne metallene Bildseulen nach seinem Geschmacke fand, die sowohl berühmte Männer, als Götter vorstelleten, und dem Apollo waren geweihet worden: so nahm er sie, ließ sie auf die Schiffe laden und führte sie nach Rom.

Dieß sind die Hauptplünderungen, die der delphische Tempel zu verschiedenen Zeiten erduldet hat, und wovon Herr Valesius eine ausführliche Geschichte mittheilet.

Kur-

* *

V.

Kurzes Verzeichniß einiger österreichischen alten Dichter, die in deutscher Sprache geschrieben haben.

Da das schöne Werk des berühmten Herrn von Scheib von neuem die Wahrheit dargethan hat, daß der poetische Geist eben sowohl in den österreichischen Erblanden; als anderwerts zu Hause sey: so sind einige des Alterthums unkündige Personen auf die Gedanken gerathen, dieses sey der erste österreichische Dichter, der in deutscher Sprache geschrieben habe. Allein dieses ist der Ehre dieser Nation eben so sehr, als der Wahrheit zuwider. Denn ungeachtet dieses Land, welches wir itzo Oesterreich nennen, vormalen durch die kriegerischen Einfälle der gothischen, hunnischen und sclavonischen Völker die größten Unruhen ausgestanden; bis es endlich unter dem Zepter des erhabenen habspurgischen Hauses zu einer gewünschten Sicherheit und Ruhe gediehen: so haben sich doch, bald nach solcher wiederhergestellten Ruhe, auch die Musen darinnen fest gesetzet.

Ich will hier nicht der lateinischen Dichter erwähnen, deren es sonder Zweifel eine größere Anzahl in diesen Landen gegeben hat. In den dasigen Bücherſälen würden sonder Zweifel die Liebhaber der Poesie ganze Verzeichnisse solcher Dichter verfertigen können, die ihre Landesleute gewesen.

Nur denen denkst du zugefallen,
Die Klugheit, und die Tugend schmückt.
Wie blind ist der, der sich vor allen
Auf eine gleiche Weise bückt?
Der Fromm und Klugen Lob ist wie ein wahrer Adel.
Der Bösen Rühmen macht uns oft den gröſten Tadel.

Der Zweck, den du dir vorgestellet,
Ist Gottes Gunst, des Nächsten Wohl.
Wenn einst das Urtheil wird gefället,
Das unser Herr noch sprechen soll:
So quält schon zum Voraus die Lehrer Angst und Grauen,
Die andre Absicht weckt, die durch die Finger schauen.

Was Wunder denn, daß Hamburgs Jugend
Dir wird einhällig anvertraut.
Da deine Wissenschaft und Tugend
Hannovers Garten schön gebaut.
Der Ruhm ist Hamburg schon vor längstens eigen worden:
Es wählt das Beste stets aus der Gelehrten Orden.

Der Eifer für das Licht der Lehre,
Das itzt den Stral nach Salzburg schieſt,
Macht, daß ich itzt die Neigung ehre,
So man von Hamburgs Bürgern liest.
Wie manches Land beschämst du, Stadt! an Mitleidszeichen,
So du den Brüdern giebst, die der Verfolgung weichen!

Wer nennt in Deutschlands weiten Grenzen
Nur eine, ja die gröſte Stadt,
Darinn so viel Gelehrte glänzen,
Als Niedersachsens Hamburg hat?
Durch meines Freundes Fleiß wird vieles beygetragen,
Daß man auch künftig hin von ihr dieß Lob kann sagen.

Drum

Ich ſelbſt habe hier zur Probe, nur beyläufig, etwas von einem ſolchen neuern Oeſterreicher geſammlet, der ſich durch allerley poetiſche Schriften einen Namen gemacht. Er heißt Pantaleon Candidus, ſchreibt ſich allemal Auſtriacum, und iſt am Ende des XVI. Jahrhunderts zu Zweybrücken ein Geiſtlicher geweſen. Seine mir bekannt gewordenen Gedichte ſind.

I. Epithalamion in honorem Nuptiarum D. Andr. Ruelii, et Reginae Tiburtii Mathaei Filiae. Witteb. 1564. 4.

II. Catecheſis Lutheri, Elegiacis verſibus conſcripta. Frf. ad M. 1568. 8.

III. Gothiberis, ſive de Gothicis per Hiſpaniam Regib. ex Teutonicis originem trahentibus L. VI. Arg. 1569. 4.

IV. Loci Theologici praecipui, verſibus conſcripti. Baſil. 1570. 8.

V. Carmen de Virgine Catharina, Cunonis Victoris in Schmiedweiler Filia, quae ſeptimum iam annum citra omnem cibi et potus naturalis uſum, viva perdurat. Heydelb. 1585. 8.

VI. Liber Proverbiorum Salomonis carmine redditus. Arg. 1588. 8.

VII. Carminum ſacrorum Liber unus. Heidelb. 1589. 8.

VIII. Epigrammatum ſacrorum Libri XII. Gen. 1589. 8.

IX. Bohemais, ſive de Ducibus Bohemiae Libri II. et de Regibus Bohemicis Libr. V. Argent. 1590. 4. ibid. 1897. 4.

X. Ta-

X. Tabulae Chronologicae, continentes ſeriem annorum Mundi &c. addita ſunt Epigrammata hiſtorica. Arg. 1597. 4.

XI. Centum et quinquaginta Fabulae carminibus explicatae, Biponti 1597. 8. Frankf. 1606. 8.

XII. Epitaphia antiqua et recentia hominum qui in ſacris litteris celebrantur. Argent. 1600. 4.

XIII. Epigrammata et Orationes Funebres de praeparatione et conſolatione fidelium ad mortem Herb. Naſſov. 1600. 8. Baſil. 1608. 8.

Ich übergehe auch einen gewiſſen Felix Starzer, der ſich Auſt. Viennenſem ſchreibt, und auf ſeines Anverwandten D. Zach. Starzern, öſterreichiſchen Hofadvocaten Hochzeit 1599 ein lateiniſches Gedicht drucken laſſen. Ich ſchweige auch eines Caſpars Bartholomäus der 1574 an einen Schweidnitziſchen Bürgermeiſter Johann Bartheln, ein Eucharilticon in lateiniſcher Poeſie ans Licht geſtellt. Endlich übergehe ich noch verſchiedene andere, die in den Deliciis poetarum Germanorum vorkommen, und aus den böhmiſchen, öſterreichiſchen, oder andern dazugehörigen Landſchaften entſproſſen geweſen ſind.

Ich eile vielmehr zu denen, die ſich in deutſcher Sprache hervorgethan haben. Und zu dieſen gehört aus den ältern Zeiten, nämlich aus dem XII. Jahrhunderte, und Anfange des XIIIten, der berühmte Meiſter Klingsohr, ein großer Meiſterſinger ſeiner Zeiten. Die glaubwürdigſte Geſchichte von ihm iſt in der Chronica MSta Pontificum et Archiepiſcoporum Magdeburgenſium zu finden,

die

die der berühmte Herr Jac. Wilhelm Imhof vom Untergange errettet hat; wie Wagenseil in seiner Beschreibung von Nürnberg, auf der 509ten Seite meldet, und daraus anführet. Dieser Chronikschreiber gedenkt des Meister Klingsohr in dem Leben des XVII. Erzbischofs Ludolphs: und die Sache verhält sich also: Um das Jahr 1200 war Landgraf Hermann in Thüringen ein groſser Liebhaber der Poeterey, und hielt an seinem Hofe sechs berühmte Dichter, die um die Wette Lieder machten. Der erste war Heinrich, beygenamt der tugendhafte Schreiber, der zweyte Walther von der Vogelweide, der dritte Reinhard von Zwethin, der vierte Wolfram von Eschelbach, der fünfte Bitherolf und der sechste Henrich von Osterdingen. Dieser letzte stritt allein wider alle andre, und erhob den Herzog von Oesterreich, da jene ihren Landgrafen Hermann lobten. Diese verglichen ihren Fürsten mit dem Tage: jener aber den Herzog von Oesterreich mit der Sonne. Der Streit nahm zu, und man wollte endlich die Sache mit Würfeln ausmachen. Doch man bediente sich falscher Würfel, und Henrich von Osterdingen verlohr: so, daß er gehangen werden sollte. Allein dieser floh unter des Landgrafen Mantel und bath um Gnade, welche er auch erhielt. Zugleich berief er sich auf einen andern berühmten Dichter, mit Namen Clingesbore, wie ihn die alte Chronik nennet, der sich in Oesterreich befände. Die Gegenparten nahm diesen Richter an, gab ihm ein Jahr Aufschub, bis derselbe an-

ankäme, mit dem Bedinge, daß alsdann der unterliegende Theil gehangen werden sollte.

Meister Heinrich von Ofterdingen, reiset also nach Oesterreich, wird bey dem Herzoge daselbst, den er so sehr gerühmet hatte, herrlich aufgenommen, und beschenket, auch mit einem Empfehlungsschreiben an Meister Klingsohren begleitet. Er kömmt also zu diesem, und erzählt die Ursache seiner Ankunft. Es wohnte aber selbiger, wie der alte Scribent schreibt, in partibus Hungarie, inter septem castra. Er war edel und reich, hatte dreytausend Mark jährliche Einkünfte, war ein Weltweiser und in allen freyen Künsten, ja auch in der Geomancie und Astronomie sehr gelehrt: daher es denn gekommen, daß man ihn für einen Schwarzkünstler gehalten. Spangenberg, (beym Hannemann) sagt, er habe zu Cracau, Baldach (d. i. Bagdad, oder Babylon) und Paris studiret gehabt. Dieser kam nun auf fürstliches Begehren nach Thüringen, den großen poetischen Streit beyzulegen, und ehe er noch zum Landgrafen gieng, saß er in Eisenach in dem Gasthause eines Bürgers Hellegreve: wohin ihn nach langem Zaudern, nebst seinem Heinrich von Afterdingen, ein böser Geist, eben die Nacht zuvor, als der Streit entschieden werden sollte, durch Zauberkunst geführet hatte. Hier saß er, sagt die Geschichte, und betrachtete die Sterne. Man fragte ihn, was er darinn heimliches entdeckte? Diese Nacht, sagte er, wird dem Könige von Ungarn eine Tochter gebohren, die Elisabeth heißen wird ꝛc. Sie wird heilig seyn, und dem Soh-

ne

ne dieſes Landgrafen Hermanns vermählet werden. Derjenige, der durch den Bileam ſeine Menſchwerdung und Geburt verkündiget hat, der weiſſaget auch itzo durch mich, ſeiner geliebten Dienerinn, Eliſabeth, Namen und Geburt. Die Sache iſt nachmals erfüllt worden, als Landgraf Ludewigen, Hermanns Sohne, die ungariſche Prinzeßinn, als ein Kind an der Bruſt verlobet worden.

Um eben die Nachtzeit nun hat ſich Meiſter Klingsohr mit Meiſter Wolfram von Eſchenbach in dem (Campnato Militum) Wachthauſe zu Wartburg im Singen und Liedermachen geübt. Als er dieſen nun nicht überwinden können, hat er verſprochen einen andern Meiſter zu bringen, nämlich den Teufel; der auf ſein Beſchweren in menſchlicher Geſtalt erſchienen, und an die Thüre geklopfet. Als er zum Landgrafen eingelaſſen worden, hat er wider den Eſchenbach, wie ihm befohlen war, die Geſchichte von Anbeginn der Welt bis auf die Geburt Chriſti ausführlich zu beſingen angefangen. Eſchenbach aber ergriff die Materie von der Menſchwerdung Chriſti, miſchte das Sacrament der Meſſe mit hinein, nebſt allem Geräthe von Gefäßen und prieſterlichen Kleidungen, die dabey nöthig ſind; u. ſ. w. Als er nun auf die Worte der Einſegnung kam, ſo verſchwand der Teufel; weil ſeine Bosheit ihm nicht erlaubte, länger auszuhalten. So iſt nun Meiſter Klingesohr überwunden worden: ſein Geiſt aber iſt dem Wolfram von Eſchenbach noch einmal in eines eiſenachiſchen Bürgers Gottſchalks Hauſe, wo er wohnte, bey Nacht erſchienen; hat ihn

viel

viel von dem Laufe des Himmels, imgl. von der Natur der Gestirne und ihrer Sphären gefraget: und da der gute Wolfram nichts darauf zu antworten gewußt, ihn, als einen Layen und Einfältigen ausgelachet; auch solches an der Mauer seiner Kemnate, d. i. Zimmers angeschrieben. Der Landgraf hat den Klingsohr zwar sehr gebethen, bey ihm zu bleiben; allein, weil er als ein in allen Künsten gelehrter Mann, von einem Layen der nichts gelernet hätte, überwunden worden: so ist er 1208 wieder nach Hause gezogen. So weit die alte Chronik. Fast eben dergleichen Nachricht giebt uns eine alte thüringische Chronik.

Man kann leicht denken, was von dieser Erzählung, zumal in Ansehung der Zauberey zu halten ist. In den damaligen finstern Zeiten mußte ein jeder etwas gelehrter Mann, den Teufel haben; und alles, was man nicht begreifen konnte, ward der Hexerey zugeschrieben. Der gute Wolfram von Eschenbach mochte in weltlichen Wissenschaften nicht viel vergessen haben; daher hat er den gelehrten Klingsohr zum Schwarzkünstler gemacht; und das übrige, so gut sichs thun ließ, dazu gedichtet. Indessen hat er doch seiner Rachgier nicht widerstehen können, sondern in seinem Gedichte von Gamuret und Parcisal, demselben ein Andenken gestiftet, das nicht eben das rühmlichste ist: ob es gleich auch seiner Weisheit und seines Reichthums gedenket; ja gar saget, daß er ein Abkömmling Virgils gewesen sey. Die Verse lauten so, wie sie 1477 in Fol. ohne Anzeige des Orts und Buchdruckers herausgekommen.

Sein

Sein lant haiſſet terra labaur
Von des Nachkommen iſt er geborn
Der euch viel wunders hat erkorn
Von napels virgilius
Klynshor des neue warb alſus
Chaps heiſſt ſein Haubtſtat
Er trat an preiſe ſo hohen pfat
Dar zu an preiſe vnbetrogen
Von Klynshor dem Hertzogen
Sprachen beyde weib vnd man
Vnß er ſchaden ſüß gewan ꝛc.

* * * * * * * * *

Zu einem Kapun mit einem Schnitte
Ward Klynſhor gemachet
Des ward aldo gelachet

* * * * * * * * *

Der Künig bey ſeinem weib in vant
Klynſchor ſchlieff an ihrem Arme
Lag er do icht warme
Das müß er ſüß verpfenden
Er ward mit Küniges Henden
Zwiſchen den beinen gemachet ſchlecht
Das dacht der wirt es wer ſein recht
Der beſchnait in an dem leibe
Daß er keinem weibe
Mag zu ſchimpfe nicht gefromen ꝛc.

Es iſt zu bedauren, daß man von Meiſter Klingsohrs eigenen Sachen nichts mehr übrig hat. Doch vielleicht fände ſich in öſterreichiſchen Bibliotheken noch hier und dar etwas, das uns ſeine Stär-

ke zeigen könnte. Zu den österreichischen Poeten aber habe ich ihn darum gerechnet, weil er, allem Ansehen nach, ein österreichischer Unterthan gewesen; da er ohne Erlaubniß des Herzogs von Oesterreich nicht hat nach Thüringen gehen dörfen. Und hat er gleich Güter in Ungarn gehabt, so ist doch dieß Königreich, nachmals auch zu den österreichischen Staaten gekommen, und ihnen gleichsam einverleibet worden.

Der zweyte österreichische Dichter ist aus dem Ende des XIII Jahrhunderts und heißt **Ottokar von Hornek**, ein gebohrner Steyermärker. Dieser hat eine österreichische Chronik in Versen beschrieben, die der berühmte P. Pez, im III Bande seiner Scriptorum rerum austriacarum 1745 ans Licht gestellt hat. Die kaiserliche Bibliothek zu Wien bewahret eine Abschrift davon, und ein Benedictinerkloster im Steyermärkischen das andre. Den Namen des Dichters hat uns nicht nur Wolfgang Lazius in Comment. gener. austr. p. 123 gemeldet, sondern der Dichter selbst hat, nach der alten Art, Sorge getragen, daß er der Nachwelt nicht ganz unbekannt bliebe. Er führt nämlich im 177 Cap. die Venus redend ein, und zwar, wie sie ihm einen Verweis giebt; dabey sie ihn denn so anredet:

Vil schir du (da) gestwaigt
Mich Fraw Mynn vnd sprach
Ottakcher dir ist also gach
Hinz mir zu zurn
Waz dir in das gehurn

Chumpt, daz reſtu für dich
Du ſtrafſt alſo ſer mich
Vnd leſt mich nicht zu Red chomen ꝛc.

Daß er aber auch von Hornek geheißen, das haben ſchon Lambek, Neſſel, u. a. m. geſagt, obgleich in ihm ſelber keine Spur davon vorkömmt. Indeſſen iſt Steyermark ſein Vaterland geweſen: denn theils im eilften, theils im 664 Cap. hat er ſolches deutlich angezeiget. Im erſten nennt er die Steyer unſer Land.

Nedoch ſtunt vnſer Lant
Nach Vngenaden verr paz
Hie ze Steyer gelaubt daz ꝛc.

dergleichen auch die zweyte Stelle zu ſagen ſcheint:

Do ſy (die Ungarn) vnſer wielten
Vnd diez lant (Steyer) ine hielten ꝛc.

Seine Erzählungen in dieſer Chronik aber gehen bis ins 1308, ja bis ins 1309te Jahr; woraus man denn abnimmt, daß dieſer Dichter den Anfang des XIVten Jahrhunderts erlebet habe. Ein mehrers von ihm anzuführen, halte ich eben darum für unnöthig, da des gelehrten Benedictiners, den ich oben angeführt, fleißig ausgearbeitete Vorrede des III T. Scriptorum Auſtriac. mehrere Nachrichten von ihm ertheilet; die man bey dieſer Gelegenheit nachſchlagen mag. Eine Probe von ihm mag nachfolgendes Stück von König Ottokars zweytem Feldzuge nach Preußen abgeben, darinn er nicht wei-

welter als nach Thorn an die Weichsel gekommen, und wieder zurück ziehen müssen.

Das LXXXIV. Cap. Wie Kunig Ottakcher von Pehaim gezogen hab gein Prawßen.

Nu gestund vnlange darnach
Daz der Kunig von Pehaim erdacht
In einer newn Andacht
Daz er von Got wurd gepreist
Dez habent jn geweist
Die prueder von dem dewczschen Haus
Den Haiden wolt er ze Graws
Gegen Prewssen varn
Mit großen chrefftigen scharn
Die Vart er auff die Haiden swur
Nu hört wie er fur.
Do der Kunig gen Prewssen wolt reiten
Daz geschach zu den zeiten
Do der Pabst het erlaubt
Daz man Sand hedweigen Haubt
Das heylig und daz rain
Mit anderm jrm Gepain
Scholde pflanczen und erheben
Den gewalt der Pabst het geben
Von Olmuntz Bischof Brawnen
Dieselbig heyligen Frawen
Wolt der Kunig auch geniessen
Er lie sich nicht verdriessen
Er fur dar mit Andacht
Vnd doch mit so getaner Macht
Daz in auf allen strassen
Die Polan widersassen ꝛc.

Drum wollſt du, Schöpfer! deinen Segen,
Mit ſtets verneuter Lebenskraft,
Auf Müllers werthe Scheitel legen,
Daß er ſo vielen Nutzen ſchafft,
Als ſich des Elbeſtroms hochaufgethürmte Wellen
Mit widerholtem Lauf an Hamburgs Ufer ſtellen.

Soll ich das Fahrewohl nun ſprechen?
Ja! zeuch, mein Freund, im Glücke fort.
Du wirſt der Liebe Bund nicht brechen,
Die ſchwächt nicht Glück, nicht Zeit, nicht Ort.
Ich werd auch in der Fern die alte Freundſchaft merken,
Bey mir wirſt du ſie ſehn aus allen meinen Werken.

Nu warn auch die Herren chomen
Von Steyer und von Oeſterreich
Die beten ſich alſo preyſleich
Zu der Vart bereit
Daz ſein der Künig waz gemait
Von Steyer den Rotten
Von liechtenſtain Herrn Otten
Er feſtiglich empfalich
Daz er wer ir Marſchalich
So daz ers auf den Wegen
Hiet in Hut und in phlegen
Ainen Degen mer
Dem alten Perigawer
An dem man Manhait ſpurt
Der Kunig zu Marſchalich antwurt
Von Oeſterreich den Herren
Hin ſach man den Chunig cheren
Vnd ſein Geſelſchaft
Er fur mit der Herſchaft
Durch Preßla und durch Polan
Durch Daleis und durch Pomeran
Vnzt an der Weizzel Pflawm
Durch genach hiez nu rawn
Der Kunig und ſein Pehaim lazzen
Die Steyrer auf der ſtraßen
Nu iſt ez alſo gewant
Vmb die vart gen Prewſen-lannd
Daz man alle Aribait verleuſt
Wer da nicht chumpt wan es gefreuſt
Auch muz man ſich dez warn
Wer in daz Lannd chumpt gevarn

Daz er daran hab ein Maſſe
E ſich das Eiz zerlaſſe
Vnd e die die Moz enphrieſen
Wil er nicht ſchaden chieſen
So muz er aus dem Lannd ſtreichen
Ob daz der Kunig wolt alſo erweichen
Dez weiz ich nicht die Warhait
Mit den Pehaim er vor rait
So verre den von Oeſterreich
Daz er von yn gemähleich
Chom über die Weichſel hincz Turown
Do wolt er dannoch nicht getrawn
Daz icht darunder chem
Daz ym die Raiz benem
Er fur den gerichten ſtrich
Vnczt hincz dem Chulem für ſich
Da legt er ſich nyder
Vnd entpot hincz Turown hinwider
Daz her daz fur hin nach ꝛc.
Do dás der Kunig het vernomen
Herczenleich jn daz peſchwert
Vnd pegan der widervert
Daz er' und ſein Pehaim weiß
Vber den Weiſſel Eyz
Chomen geruebleich
Darumb gepot er veſtigleich
Den Oſterherrn und den Steyrern
Daz ſy vor Mitternacht wern
Enhalb der Weiſſel an dem ſtat
Des Nachtes mit Liechten ſtehen
Ob die Schildchnecht icht fluehen
Die da nicht bieten der Latern
Ja wie möchten ſy dez empern

Wan daz Eiz het ſo manig lung
Daz ir ertrunkchen genug
Sunſt chom maniger naſſer
Dez Nachts vber Waſſer ꝛc.
Es geraw den Kunig vil hart
Daz die Steyrer an der Vart
Den Furt mueſten choſten
Daz yn das Eiz waz zeproſten,
Harte vbel in gelanngh
Lewt und Roz vil ertrankch
Daz man noch von dem Herczlaid
In Pehaim land Mere ſait ꝛc.
Der zeit leng man laz
Do dew Raiz wart angevangen
Do wart ſeind Chriſt gepurd ergangen
Zwair myner ſybenczkch und zwelif hundert jar
Er chom zu Weinachten dar ꝛc.

Es iſt kein Zweifel, daß es nicht bald nach den Zeiten dieſes Ottokars noch mehrere deutſche Dichter gegeben haben wird, die aus den öſterreichiſchen Landen, dahin man nunmehr auch Böhmen und Mähren rechnen kann, entſproſſen geweſen. Ohne Zweifel mag die koſtbare Sammlung von geſchriebenen Sachen zu Wien, noch manches ſchätzbare Stück davon in ſich verborgen halten, welches noch kein Lambecius aufgeſuchet hat. Und es wäre zur gemeinſchaftlichen Ehre der öſterreichiſchen Lande ſowohl, als zum gemeinen Nutz der deutſchen Litteratur höchſt zuträglich, wenn man dergleichen treffliche Ueberbleibſel alter Zeiten ans Licht ſtellen möchte.

ꝛc. Allein unterdessen, daß solcher Wunsch erfüllet wird, wollen wir einen andern Dichter melden, der gewiß in Wien gelebt hat, und also allem Ansehen nach auch ein österreichisches Landeskind gewesen seyn mag.

Derselbe wird insgemein der Teichner genannt; mag aber auch noch wohl einen andern Namen gehabt haben. Ich habe ein Manuscript von der herzoglich-gothaischen Bibliothek in Händen, darinn verschiedene Stücke von dieses Poeten Gedichten befindlich sind. Das erste und größte davon heißt Liber sapientiae, und beträgt 85 Blätter in 4. In demselben dichtet der Poet, es sey ihm in einem Walde ein sehr schönes Frauenbild erschienen, die ihm auf Befragen geantwortet: Sie wäre die Weisheit. Darauf hätte er ihr allerley Fragen vorgeleget, die sie ihm aufs beste und gründlichste beantwortet hätte. Der Anfang ist so abgefasset:

Von geschicht ein frawn ich vant
Das ich zarters nye bechant
Gar ze wünsch an allen prechen
Aber ich torst ein wort nicht sprechen
Ich trait hinder mich durch flucht
Da betwang di frawn ir zucht,
Daz si sprach vnd mich anplikt ꝛc.

Diese Sprache und Rechtschreibung zeiget meines Erachtens, daß dieser Teichner bald nach dem obgedachten Ottokar, etwa in der Hälfte des XIVten Jahrhunderts gelebt haben müsse. Seine Verse aber sind auch um ein gutes richtiger und besser abge-

zählt, und mit einem mehrern Wohlklange verſehen: woraus ich ſchlieſſe, daß der Dichter ein Oeſterreicher geweſen ſeyn müſſe, der ſchon eine viel beſſere Mundart haben kann, und muß, als ein Steyrer. Seinen Namen hat er uns nicht vorenthalten wollen, ob er ihn gleich weder im Anfange, noch am Ende gemeldet hat. Denn etliche Blätter vor dem Beſchluſſe, läßt er die Weisheit ſo reden:

Sy ſprach, lieber Teychner
Daz get auch natürlich czu ꝛc.

Das zweyte Gedicht dieſes Poeten handelt von vnſer frawen enphenknüſſ, und iſt etwas kürzer, als das vorige. Hier lehrt nicht nur die Ueberſchrift des Schreibers: Den ſpruch vnd die Red, die hernach geſchriben ſtet, hat gemacht der Teychner, wer der Urheber davon ſey; ſondern dieſer hat es auch ſelbſt am Ende geſtanden, indem er ſo ſchließt:

Alſo ſprach der Teychner.

Die Länge des Gedichts füllet 42 Blätter und eine Seite, deren jede 24 Zeilen hat; und die ganze Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria iſt darinn enthalten. Die Scanſion oder das Sylbenmaaß darinn iſt noch richtiger, als in dem obigen; und man kann es dem Verfaſſer nachrühmen, daß er einer der erſten geweſen, der die trochäiſche Versart im Deutſchen gebrauchet hat. Wir wollen zur Probe hören, wie ſie klingt:

Man-

Manger sait in Wunder groz
Daz ich sey ein laye ploz
Und so frömder Dinge var
So sprich ich, daz pring ich dar
Als ein edel Koch sein speys
Tempern tut in man(i)ger weis
Also nim ich hie vnd dort
Auz den chunsten meine Wort
Von der Natur vnd gaistleich
Daz ich durch einander streich.

Diese Richtigkeit des Sylbenmaaßes bemerkt man in den damaligen Zeiten nirgends, welches denn zeiget, daß dieser Dichter ein besondres zartes Gehör gehabt, den Wohlklang eines Gedichtes wahrzunehmen.

Das dritte Stück von diesem Dichter ist ein kurzer Spruch, oder eine schöne Histori, von ainer edlen Kaiserin, wie die Ueberschrift lautet. Der Inhalt ist aber eine bloße Legende, von einer Kaiserinn, die bey ihrem Gemahl verleumdet, und zur Strafe in die Tyber gestürzet worden. St. Peter aber hat sie errettet, und durch Beylegung einer wunderthätigen Kraft in Curen, wodurch sie ihren vorigen Gemahl, und ihre Verleumder zum Geständnisse ihres Unrechts gebracht, wiederum zur vorigen Herrlichkeit verholfen. Am Ende steht auch

Also sprach der Teychner.

Künftig folgt die Fortsetzung.

* *

VI.

Ein ſchönes Gedicht, vom Gewiſſen, aus dem Engliſchen überſetzt, von Hrn. H. v. G. Königl. Preuß. Geh. Juſt. Rath, und der Königl. Deutſch. Geſellſ. zu Königsb. Mitgl.

O Treacherous Conſcience! while ſhe ſeems to ſleep,
The Roſe, and Myrthe, lull'd with Siren ſong;
While ſhe ſeems, nodding o'er her charge, to drop
On headlong Appetite, the ſlakned vein,
And give us up to Licence unrecall'd,
Unmarkt; As from behind her ſecret ſtand
The ſly Informer minutes every Fault,
And her dread Diary with Horror fills
Not the groſs Act alone employes her Pen,
She reckonned the Fancy's airy band,
A watchful Foe! The formidably ſpy
Liſtning o'erhears the whispers of our Camp;
Our dawning Purpoſes of Heart explores,
And ſteals our Embrios of Iniquity.
As all-rapacious Uſurers conceal,
Their Dooms-Day-book from all-conſuming Heirs:
Thus, with Indulgence moſt ſevere, ſhe treats
Us Spendthrifts of ineſtimable Time,
Unnoted, notes each Moment miſapply'd;

In

In leaves more durable than leaves of Braſs,
Writes our whole Hiſtory; which Death ſhall read
In every pale Delinquent's private Ear;
And Judgment publish; publish to more Worlds
Than this, and endleſs Age in groans reſound.

Lorenzo! ſuch that Sleeper in thy Breaſt!
Such is her Slumber; and her Vengeance ſuch,
For ſlighted Counſel, ſuch thy future Peace!
And thinkſt thou ſtill, thou canſt be Wize too ſoon?

Das Gewiſſen.

O falſches, tricgriſches, verrätheriſches Gewiſſen!
Oft ſchlummerts, und läßt uns den vollen Zügel ſchießen:
Da kömmt der Wolluſt Strom, u. reißt uns mit ſich fort,
Und das Gewiſſen ſchläft und ſagt uns nicht ein Wort!

Nein! Nein! es ſchläfet nicht; es will ſich ſchlummernd ſtellen:
Weil dir der Thorheit Lärm mit ihren Narrenſchellen
Dein lüſtern Ohr betäubt, wenn es dich warnen will;
Weil du nicht hören willſt, ſo ſchweigt es lieber ſtill:
Doch es ſteht hinter dir; es ſchreibt, es regiſtriret,
Wie du von Jugend auf, bis jetzt, dich aufgeführet.
Es folgt dir, wie der Hund des Wildprets friſcher Spur:
Es hält ein Tagebuch, darein ſchreibt es nicht nur
Die groben, ſchändlichen, abſcheulichen Verbrechen,
(Die oft weñ ſie vollbracht, uns ſelbſt das Urtheil ſprechen.)
Nein, ſondern auch ſo gar die ſüße Träumerey,
Die ungebohrne Frucht der regen Phantaſey.

So

So wie ſich ein Spion ins Feindes Lager ſchleichet,
So lauſcht: ſo horcht es auch, bis es den Zweck erreichet.
Es ſtiehlt der Phantaſey die ungebohrne Frucht,
Die junge Laſterbruth, die zwar den Fortgang ſucht
Zur ſchändlichen Geburt, doch vor der Zeit muß ſterben.
So wie ein reicher Filz verſchwenderiſchen Erben,
Die nach der Erbſchaft ſich ſchon längſt das Maul geleckt,
Sein großes Rechnungsbuch ſorgfältiglich verſteckt:
So bleibt das Tagebuch, darinn uns das Gewiſſen
Als Tagedieb, und als Verſchwender abgeriſſen,
Uns auch, durch unſre Schuld, verborgen und verdeckt;
Wir fürchten uns, daß uns die Aehnlichkeit erſchreckt,
Die Aehnlichkeit mit uns, und faulen Tagedieben.

In dieſem großen Buch ſtehn leider aufgeſchrieben,
(Und ach! die Blätter ſind vom feſteſten Metall,
Der Griffel aber iſt vom allerfeinſten Stahl!)
Die allerheimlichſten Begierden, und Gedanken:
Ein Abriß, ein Entwurf von deinen Lebensſchranken,
Und was du in der Welt begehrt, gewünſcht, gedacht,
Kurz, alles das, was du, wenn du gekonnt, vollbracht.

Dieß Schreckenbuch wird dir auf einmal aufgeſchlagen,
Wenn die Natur dich zwingt den letzten Kampf zu wägen!
Der Tod erſcheint, und ſagt dir heimlich in das Ohr:
Hier iſt dein Lebens-Lauf! = = Es ſchauert dir davor!
Du zitterſt, wenn du ſiehſt, du ſeyſt dein Selbſtverräther!
Du bebeſt, du wirſt bleich, als wie ein Miſſethäter,
Den man zum Richtplatz ſchleppt! = = Ach! da hilft
keine Reu,
Und keine Buße mehr! = = Iſt dieſer Sturz vorbey:
Wird vor dem Richterſtuhl dein Lebenslauf verleſen,
Da hört die Welt mit an, was du vor dem geweſen.

Ja

Ja ſehr viel Welten mehr, und das zwar vor Gericht,
Vor dem Gericht, wo man ein ewig Urthel ſpricht!

Lorenzo! Ach ſo machts das ſchlummernde Gewiſſen!
Und du fürchtſt dich noch nicht vor ſeinen Schlangenbiſſen?
Vor dieſem Schlummerer in deiner trägen Bruſt?
Vor dem Gericht, wo ich, und du erſcheinen muſt!
So klebt dein eitles Herz noch immer an der Erden,
Und meynt, es wär zu früh, ſchon klug, und fromm zu werden!

VII.

Von dem Gebrauche der Reden bey den griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreibern *.

Der Gebrauch der Reden bey den Geſchichtſchreibern hat nicht nur heute zu Tage, ſondern zu allen Zeiten ſeine Anhänger und Tadler gehabt. Seneca, der Vater, ſagt, daß man ſchon zu ſeiner Zeit die langen Reden des Salluſtius, nur bloß der Anmuth ſeiner Erzählung wegen, erduldet. Trojus Pompejus hatte des Livius ſeine getadelt, und Julius Cäſar ſcheint ſich derſelben nur aus dieſer Betrachtung enthalten zu haben. In der That, wird nicht die Wahrheit, die doch der Grund der Geſchichte iſt, durch dergleichen Reden geſchwächt? zwar

* Hiſt. de L'Acad. des Inſcript. et belles Lettres T. II. p. 126.

Die XXIX. Ode.

Auf Herrn Richard Heinrich Märtens erlangtes Seniorat des evangel. Convents zum Kloſter Michaelſtein.

J. R. der deutſ. Geſellſ.

M. Chriſtian Jeremias Gottwald.

Seht, Märtens ſteigt, ihr Muſen ſingt,
Betrachtet ſeine Seltenheiten,
Erhebet die Vortrefflichkeiten,
Macht, daß die Flöte zärtlich klingt.
Er ſteigt an Glück, und Ruhm, und Ehren,
Und hilft des Ordens Glanz vermehren,
Der ihn verlängſt ſein Mitglied nennt,
Und ſeines Geiſtes Proben kennt.

Freund! bilde dir von uns nicht ein;
Daß wir, bey deinen Freudentagen,
Von deinem Ruhm nichts ſollten ſagen,
Dir keinen Glückwunſch ſollten weihn.
Das mag dir itzt ein Zeugniß geben,
Wie gern wir alle den erheben,
Der unſre Mutterſprache liebt,
Und ſich, wie du, im Dichten übt.

Dein Eifer iſt uns längſt bekannt,
Den du zur Poeſie bezeigeſt.
Dein Fleiß, durch den du täglich ſteigeſt,
Iſt allemal wohl angewandt.
Die Mühe, ſo der Tugend frohnet,
Bleibt niemals gänzlich unbelohnet:
Und wer erhitzt der Weisheit zollt,
Empfängt nach Würden Ehr und Gold.

Zwar die Geschichtschreiber scheinen die eigenen Worte der Redenden einzuführen: allein, hat hat man denn allezeit richtige Abschriften davon gehabt? Die meisten Denkmäler der alten römischen Geschichte waren in der römischen Feuersbrunst verbrannt und verdorben, wie Livius selber gesteht. Und woher kömmt es übrigens, daß Livius, Dionysius von Halicarnaß und Plutarch die Rede der Veturia, der Mutter des Coriolanus, auf so verschiedene Art erzählen? Die Reden scheinen den natürlichen Zusammenhang der Geschichte zu unterbrechen, und man hat sie nur als bloße Zierrathe derselben anzusehen. Mit wie vieler Wahrscheinlichkeit kann man wohl den Romulus eben so gesittet reden lassen, als den Scipio? Sieht man denn nicht, daß der Geschichtschreiber selbst dem Helden, dessen Rede er anführen will, seine Worte leihet? Dieß sind nun ungefähr die Vorwürfe, die man denen gemacht hat, welche sich der persönlichen Reden gar zu oft bedienet, und darinnen dem Homer gar zu sehr nachgeahmet haben: gleich als ob das Heldengedicht nicht ganz andere Regeln hätte, als die Geschichte.

Der Abt Vertot hat im 1713 Jahre der Akademie eine Abhandlung vorgelesen, darinn er behauptet, daß der Gebrauch der Reden, selbst der persönlichen, nicht allezeit zu verwerfen sey; insonderheit, wenn sie nicht gar zu häufig vorkommen. Er findet, daß sie der Geschichte eine angenehme Abwechselung ertheilen, indem nichts verdrießlicher ist, als eine trockene Erzählung, die immer in einem Tone fortgeht. Wenn nur die Sache selbst, sagt

er,

er, getreulich erzählet wird, so bleibt die Wahrheit allezeit unversehrt, es sey nun, daß der Geschichtschreiber sie selbst erzähle, oder die Person, von der die Rede ist, selbst redend einführe.

Man wisse zum Exempel, daß Germanicus auf dem Todbette zu seinen Freunden gesagt: daß wenn er gleich eines natürlichen Todes stürbe; er dennoch Ursache haben würde, sich über die Götter zu beschweren. Ist denn dieß nicht eben das, was Tacitus ihm selbst in den Mund legt: Wenn ich eines natürlichen Todes stürbe; so hätte ich Ursache mich über die Götter zu beschweren. Die Rede der Veturia betrifft doch immer dieselbe Sache, und die Geschichtschreiber, von welchen sie angeführet wird, mögen nun von einander abgehen, wie sie wollen: so sieht man doch wohl, daß ihr einziger Zweck gewesen, den Coriolan zu bewegen, daß er sich von Rom entferne. Hat Cäsar die persönlichen Reden auf eine andere Art gebraucht, als Thucydides, Livius und Sallustius: so haben auch bloße Commentarii keiner so großen Lebhaftigkeit, noch so vieler Zierrathe nöthig, als eine ganze Historie. Der Abt Vertot glaubt nicht einmal, daß man sich von diesem Gebrauche entfernen könne, ohne der Geschichte einen merklichen Theil der Thaten, insonderheit in republikanischen Staaten, zu berauben. Denn ein Geschichtschreiber muß, so viel sichs thun läßt, bis zu den verborgensten Quellen der Vorfälle zurückgehen; er muß die Absichten der Feinde entdecken, die Rathschlagungen erzählen, und in den verschiedenen Thaten der Menschen, ihre geheimsten Absichten

und

und die verborgensten Antheile, die sie daran gehabt, entdecken. Man weis, daß insonderheit in der römischen Republik, die öffentlichen Entschließungen von der Wahrheit der Stimmen abhiengen; und daß gemeiniglich vor denselben erst Reden vor denjenigen gehalten wurden, die ein Recht hatten mit zu stimmen; ja daß diese fast allezeit vorbereitete Reden in die Versammlung gebracht, um ihre Meynungen durch das Ansehen der Gesetze zu schützen.

Aus dergleichen Reden lernen wir die Verfassung dieser Republik erkennen, und die Absichten und Scharfsichtigkeit des Magistrats einsehen. Wer kann uns wohl die Beschreibung einer Schlacht besser ertheilen, als die Rede eines Dictators oder Consuls, der den Morgen nach seinem Siege, der Versammlung des Volks Rechenschaft davon geben muste. Entdeckt man nicht in den aufwieglerischen Reden der Tribunen den Ursprung dieser Art von Obrigkeit? die verschiedenen Zeitpuncte ihres Ansehens und die Errichtung so vieler neuen Gesetze, deren Vorwand allezeit die Freyheit des Volks, die wahre Triebfeder aber, der Hochmuth der Tribunen war.

Diesem allen ungeachtet, begehrt der Abt Vertot doch nicht die Geschichtschreiber ganz und gar zu entschuldigen, die nur eine Gelegenheit gesucht zu haben scheinen, ihren Witz und ihre Beredsamkeit zu zeigen; indem sie sich so beständig, und auf eine so ermüdende Art, der persönlichen Reden bedienen.

* *

VIII.

Anmerkung über die Sächsischen Jahrzettel der Gebohrnen und Gestorbnen.

Die neulich im VIten St. des V. Bandes dieses Bücherſaals mitgetheilten Verzeichniſſe, der in allen preußiſchen Landen Gebohrnen und Geſtorbenen, haben viele Liebhaber natürlicher Betrachtungen begierig gemacht, auch von den ſächſiſchen Landen dergleichen Verzeichniſſe zu haben. Wir können es nicht leugnen, daß uns ſelbſt mehr als einmal die Luſt angekommen, dergleichen, von etlichen auf einander folgenden Jahren zu ſehen, und gegen einander zu halten. Allein wie ſchwer iſt es nicht, zu dergleichen Nachrichten zu gelangen, wenn nicht die Obrigkeit ſelbſt ſolches befördert? Wir thun alſo in Erwartung eines höhern, oder auch nur freundſchaftlichen Beyſtandes, ſo viel als wir können, und wollen 1) von dem 1718ten Jahre diejenigen Zahlen herſetzen, die wir in den engliſchen Transactionen gefunden haben:

Im 1718ten Jahre ſind	gebohren.	geſtorben
in Dresden	1578	1412
Leipzig	861	953
Freyberg	340	373
Wittenberg	286	317
Bautzen	207	135

Im Jahr 1718	gebohr.	gestorb.
In Georgenstadt	182	191
Chemnitz	173	166
Annaberg	146	112
Altenburg	141	248
Pirna	138	133
Torgau	136	148
Oschatz	103	82
Eilenburg	96	86
Marienberg	91	194
Stollberg	88	112
Pulsnitz	73	75
Königsbrück	67	95
Elstra	63	45
Harta bey Waldh.	40	20

Dieß ist also ein jährliges Verzeichniß von 20 sächsischen Städten, und man könnte selbiges schon wozu brauchen, wenn man aus einigen folgenden Jahren von denselben Städten eben dergleichen aufzuweisen hätte. Daraus würde sichs zeigen, ob die Zahl der Gebohrnen sich gemehret, oder gemindert, und folglich die Städte selbst zugenommen, oder in Abnahme gerathen wären? Wollte man solches aber von dem ganzen Sachsen, Churfürstlicher Hoheit, sicher schließen: so müßte man nicht nur von allen übrigen Städten, die sich gewiß noch vier bis fünfmal höher belaufen, sondern auch von ganzen Kreisen, oder Aemtern, dergleichen Tauf- und Sterberegister herbeyschaffen. Um einigen Anfang dazu zu machen, so wollen wir thun, was wir können, und von den

größten

gröſsten sächsischen Städten, Dresden, Leipzig und Freyberg, eine Probe machen, und die Zahl ihrer Gebohrnen und Gestorbenen von etlichen Jahren gegen einander halten.

Anfänglich sind also in Dresden

im Jahr	gebohren	gestorben
1719	1578	1412
1720	1448	1733
1721	1396	1850
1722	1514	1519
1723	1510	1654
1724	1557	1761
1725	1600	1642

Wir bemerken hierbey, daſs vom 1719ten Jahre bis ins 1720ste die Zahl der Gebohrnen etwas abgenommen, nämlich um 138 Kinder; im folgenden 1721sten sich gleichfalls um 52 gemindert; in den folgenden fünf Jahren aber merklich gewachsen, nämlich um 114, 47 und 43 Kinder auf ein Jahr: da denn das 1725ste Jahr die Abnahme des vorigen reichlich ersetzet hat.

Ferner sind in Leipzig

im Jahr	gebohren	gestorben
1720	790	1264
1721	760	1300
1722	868	994
1723	966	928
1724	913	961
1725	940	807

Auch hier sieht man, daß die Zahl der Gebohrnen bald fällt, bald steigt; so gar, daß in den Jahren 1722, und 23, das Wachsthum sich auf hundert Kinder mehr beläuft; hernach aber wieder um 59 fällt, und darauf wieder um 27 steigt. Unsers Erachtens hat man in Leipzig nach 1723 niemals wieder 966 Kinder getauft.

Endlich in Freyberg sind

im Jahr	gebohren	gestorben
1617	539	430
1627	372	331
1637	368	383
1647	201	136
1657	230	174
1667	218	306
1677	240	296
1687	327	292
1697	216	180
1707	310	378
1717	373	325

Dieses ist ein Auszug von 10 zu zehn Jahren, aus einem hundertjährigen Tauf- und Sterberegister, welches von Freyberg in den englischen Transactionen steht, und zu allerley Betrachtungen Anlaß giebt. Hieraus ersieht man nun, daß diese gute Stadt, um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und also vor hundert Jahren, dergestalt in Abnahme gekommen, daß die Zahl ihrer Gebohrnen sich jährlich vermindert, und in 30 Jahren, um 338 Kinder weniger getaufet worden als vorhin. Was die Ursache

sache dieses Verfalles gewesen, müßten die Geschichte damaliger Zeiten, nebst der nähern Kenntniß dieses Ortes an die Hand geben. Seit hundert Jahren aber hat dieser Ort sich ziemlich wieder erholet; indem die Zahl der Gebohrnen fast in allen zehn Jahren größer geworden; ja endlich 1717 zwar wieder eben so groß geworden, als sie 1627 gewesen, nämlich 370; die aber, von 1617. noch nicht erreichet. Wie sichs nun in den letzten 30 Jahren, von 1717 bis 1747 darinnen verhalten habe, ist allerdings einer von denen Punkten, die wir gern ausgemacht sehen möchten; wenn man uns nur mit zuverläßigen Nachrichten davon versehen wollte.

Daß man unter den Zahlen der Gestorbenen einige sehr merkliche Ungleichheiten findet, das nimmt uns bey diesem Orte so wenig, als bey andern volkreichern Städten Wunder. Herrschende Krankheiten reißen manches Jahr mehr Leichen dahin, als zu andern Zeiten sterben; und daher müssen in folgenden Jahren wieder weniger sterben. Das aber kömmt uns bey dieser Stadt merkwürdig vor, daß die Zahl der Gebohrnen daselbst in sieben Jahren größer gewesen, als der Gestorbnen; und also von dieser nur in vier Jahren übertroffen worden. Wollen wir auch die ganze Summe derer in diesen eilf Jahren Gebohrnen und Gestorbnen mit einander vergleichen: so sind wirklich 3694 gebohren, und nur 3231, das ist 463 weniger, gestorben, als gebohren. Ob nun wohl die Zahl aller in 100 Jahren zu Freyberg getauften Kinder, die in den Philos. Transactions befindlich ist, 28851, von der

Zahl der Todten, 30295, um 1444 übertroffen wird: so ist doch solches einem außerordentlichen Sterben zuzuschreiben, welches 1629, 1630, 1632, und 1633 gewütet, und das erste Jahr 536, sodann 1114 das drittemal aber 1343 Leichen hingerissen, auch im 33sten Jahre noch 879 nachgeholet: welches die gewöhnlichen Zahlen der Todten allhier um 2, 3, 4 bis 5mal übertrifft.

Eben so bemerket man in den meisten sächsischen Städten, die wir oben gemeldet, daß die Zahl der Todten kleiner ist, als der Gebohrnen. Ganz anders verhält sichs mit Dresden und Leipzig; denn hier übertrifft die Zahl der letztern die Zahl der erstern gemeiniglich um etliche hundert. Selbst in dem verflossenen 1747sten Jahre bemerkt man solches. Denn da die Zahl der Getauften sich auf 1898 beläuft, und also seit 1721. das ist in 26 Jahren um 500 stärker geworden; so ist hergegen auch die Zahl der Todten merklich gewachsen. Waren nämlich damals 1850 gestorben, so sind im vorigen Jahre 2338 das ist beynahe 500 mehr gestorben. Leipzig wird eben dieses zeigen; indem auch hier im vorigen Jahre 1304 gestorben, und hingegen nur 866 gebohren worden: welches 438 Personen weniger sind, als begraben worden.

Unvermuthet sind uns, da wir in diesen Betrachtungen beschäfftiget waren, des fleissigen Herrn Iccanders, so beliebte als nützliche Curiosa Saxonica, einiger vorigen Jahre, in die Hände gefallen. Hierinn haben wir, in etlichen Jahren, eine ziemliche Anzahl solcher Geburts- und Sterberegister von sächsi-

sächsischen, meißnischen, thüringischen und oberlausitzischen Städten angetroffen. Sonderlich sind die vom 1744sten Jahre sehr zahlreich, und erstrecken sich auf die größten Städte von diesen Landen: so daß man sagen kann, es sey hierinn der Kern der churſächsischen Lande enthalten. Wir sagen mit Bedacht, der Kern; denn es fehlen allerdings, zum wenigsten noch eben so viel, wiewohl nur kleinere Städte; aller Flecken, und Dörfer zu geschweigen, deren gewiß in diesem volkreichen Theile Deutschlandes, keine geringe Anzahl anzutreffen ist. Gleichwohl, da die großen Städte von diesen Landen, das einzige Merseburg ausgenommen, durchgehends hierunter sind: so könnte man unsers Erachtens, ohne sehr zu fehlen, behaupten, daß die Hälfte aller königlichen Churlande hierunter begriffen sey. Wir haben auch jeder Stadt die Stelle gegeben, die sie nach der größern oder kleinern Zahl ihrer Gebohrnen fordern kann: als welche in politischen Absichten, das Maaß ihrer Wichtigkeit, und ihres Vorzuges bestimmet. Nur ein paar Inspectionen sind davon ausgenommen, die wir so in einer gemeinen Summe gefunden haben: da wir sonst gern, auch den Städten für sich, ihren gebührenden Platz eingeräumet hätten. Wir wünschen, daß der obbelobte Herr Iccander, nach der hübschen Gelegenheit und Correspondenz, die er hat, fleißig fortfahren möge, von dem verflossenen 1747sten Jahre, seine Register der Gebohrnen und Todten so weit zu treiben, und auszubreiten, als es ihm möglich ist. Ja wir ersuchen auch andre Liebhaber solcher

Dein Spiel klang helle, rein, und ſchön,
Da es der Guelphen theuren Samen,
In Herzog Ludwigs großem Namen,
Durch manch Gedichte half erhöhn.
Da zeigten ſich die reinſten Triebe,
Da herrſchte Demuth, Ehrfurcht, Liebe,
Und jede Neigung gab der Mund,
Durch ganz beſondre Regung kund.

Dein Fürſt und Herr, den Klugheit ziert,
Der ſtets nach abgelegten Proben,
Die Allertüchtigſten erhoben,
Und itzo Braunſchweigs Zepter führt;
Hat dich nun auf der Kanzel Stuffen,
Nach deinem Wunſch und Ziehn beruffen;
Und ſolche Fürſtengnade zeigt,
Wie man gar bald zu Ehren ſteigt.

Worauf dein Sinn gerichtet war,
Das iſt bey dir itzt eingetroffen:
Es ſtellt ſich nun dein ſehnlich Hoffen,
In lieblichſter Erfüllung dar.
Dein Herzog Ludwig heißt dich gehen,
Und bey der Zahl der Prieſter ſtehen,
Die er vor andern würdig ſchätzt,
Und in die größten Aemter ſetzt.

Bedenke! was dir widerfährt;
Er hat auf dich ſehr viel gebauet,
Dir ein ſehr wichtig Amt vertrauet,
Und dich des Wunſches bald gewährt.
Das heißt mit Fürſtengnade prangen,
Wenn man den Endzweck kann erlangen,
Sein ganzes Glück befördert ſieht,
Und in dem größten Wachsthum blühe,

Betrachtungen, uns von allen Städten, wo es in ihrer Gewalt stehe, solche Nachrichten zuzustellen: damit man mit der Zeit zu einer vollständigern Kenntniß des sächsischen geliebten Vaterlandes gelangen möge. Es folget also hier das

Verzeichniß,

derer, die im 1744 Jahre, in den größten und meisten Städten des Churfürstenthums Sachsen und der einverleibten Lande, gebohren und gestorben sind.

	geb.	gest.
Dresden, Stadt und Vorstädte	1859	1900
Leipzig, die Stadt und Vorstadt allein	962	928
Inspection Schleusingen und Suhla	685	474
Inspection Eisleben sächs. Hoheit	646	391
Zittau	478	398
Freyberg	404	390
Budißin	391	370
Görlitz	367	263
Naumburg	300	256
Meissen Stadt, und Stift Afra	267	219
Plauen	227	274
Wittenberg	218	222
Camenz	197	176
Weissenfels	195	198
Pirna	185	163
Inspection Rosla	184	122
Reichenau im Oberlande	176	140
Löbau	176	159
Schneeberg	174	159
Torgau	169	136

geb.

	geb.	gest.
Döbeln	166	161
Annaberg	164	116
Großenhayn	156	197
Eybenstock	150	118
Zwickau	149	83
Reichenbach im Voigtlande	140	93
Joh. Georgenstadt	136	98
Wurzen	127	106
Frankenberg	126	108
Stollberg in Meissen	115	109
Roßweln	112	95
Dohna	110	96
Neustadt an der Orla	109	87
Lommatzsch	102	96
Rochlitz	95	82
Königstein, Stadt und Vestung	94	86
Oederan	94	71
Oschatz	84	59
Waldheim, Stadt und Zuchth.	84	108
Schwarzenberg	81	55
Inspection Sonnenwalde	79	54
Belgern	78	57
Bischofswerda	76	58
Elstra	75	53
Mühlberg	72	40
Strehla	72	54
Dippoldiswalda	69	71
Schnitz	69	30
Pretzsch	64	45
Stolpen	62	44

	geb.	geſt.
Zwönitz	61	43
Mutzſchen	59	41
Schandau	58	34
Radeberg	55	69
Coldiz	55	48
Königsbrück	55	50
Noſſen	52	39
Kemberg	49	29
Steinicht Wolmsdorf	45	39
Altenberg	45	50
Cracau bey Königsbrück	45	27
Zahnau	43	19
Reichenbach bey Königsbrück	39	25
Gommern im Magdeburg.	37	38
Sachſenburg	28	15
Siebenlehn	27	13
Netzſchkau	24	34
Grünhayn	21	24
Plötzky	20	4
Elbenau und Grünwald	18	11
Tharand	15	13
Ihleburg	15	2
Bergleshübel	12	16
Trippehna	8	5
Glinde	8	5
Danigko	8	4
Carith	7	6
Pretzin	7	4
Rannis	7	3
Walwitz	7	.

geb.

	geb.	gest.
Prödel . . .	6	1
Schere . . .	6	3
Vehelitz . . .	6	6
Güterglück . .	5	1
Moritz und Töpel . .	5	1

Ein jeder wird wohl merken, daß die letzten zehn bis 20 Oerter nur Dörfer oder Flecken sind, deren Verzeichnisse besser in den Registern ganzer Superintenduren begriffen seyn könnten. Nun wollen wir noch aus eben diesen Curiosis Saxonicis, aus den letzten vier Jahren die Tauf- und Todten-Register von Dresden und Leipzig hersetzen.

In Dresden

sind	geb.	gest.	darunter
1744	1859	1981	81 Katholische
1745	1770	2348	120 Katholische
1746	1731	3856	126 Katholische
1747	1896	2441	103 Katholische

In Leipzig

sind	gebohren.	gestorb.
1744	962	928
1745	914	1212
1746	902	1236
1747	866	1304
	3644	4680
		3466
		1036

Es

Es ist also die Anzahl aller Gebohrnen in Dresden in vier Jahren

1859	der Gestorbnen aber	1981
1770		2348
1731		3856
1896		2441
7256	gewesen	10626

So daß dießmal die Zahl aller Todten 10626
die Zahl der Gebohrnen 7256

um 3370 übertr.

Die Zahl der Leipziger getauften langet kaum an die Hälfte der in Dresden getauften evangelischen Kinder. Es ist nämlich zu wissen, daß in diesem obigen Verzeichnisse kein einziges katholisch getauftes Kind mit enthalten ist; die sich doch vermuthlich beynahe eben so hoch, als der gestorbenen Katholischen belaufen mag.

Beyläufig wollen wir hier auch von Breslau und Wien noch einige alte Zahlen mit denen vom letztbeschlossenen Jahre vergleichen. Es waren nämlich

I. Zu Wien	1713	4242	gebohr. und	6110	gest.
	1720	4126	" "	6825	"
	1721	4104	" "	6490	"
	1722	4417	" "	4961	"
	1723	4457	" "	5443	"
	1724	4427	" "	5524	"
	1725	4708	" "	5865	"
	1747	5202	" "	5376	"

II. zu

II. zu Breslau	1718	1152	gebohren	1255 gest.
	1720	1120	" "	1816 "
	1721	1195	" "	1482 "
	1722	1335	" "	1791 "
	1723	1395	" "	1321 "
	1724	1322	" "	1466 "
	1725	1339	" "	1441 "
	1747	1294	" "	1592 "

Wien ist also seit 1721 bis itzo um 1100 jährlich gebohrne Kinder stärker, das ist um ein Fünftheil volkreicher geworden, als es gewesen, und kömmt itzo an der Zahl der Einwohner der Stadt Venedig nicht nur gleich, sondern übertrifft selbige noch; wo selbst jährlich ungefähr 5000 Kinder gebohren werden. Von Breslau aber ist zu merken, daß unter den angegebenen Zahlen, weder die getauften noch gestorbenen der Katholischen enthalten sind.

* *

IX.

Gelehrte Neuigkeiten von der Universität zu Königsberg aus dem 1747sten Jahre *.

Gleich zu Anfange des Jahres kamen allhier des Prof. Extr. Knutzens Elementa Logicae

* Dieß ist die Fortsetzung derer im 5ten Stücke des IV. Bandes von diesen Büchersaale, schon mitgetheilten Neuigkeiten.

cae in 8. heraus. Christian Heinrich Werners, d. fr. G. M. Innschrift auf den Hofrath Hedio; imgleichen Jacob Friedrich Werners, der schönen Wissenschaften Beflissenen, d. fr. G. M. Ode bey dem unverhofften Todesfall des vorgenannten; imgleichen

Johann Gottlieb Rohdens, P. C. Beweis, daß der Mensch nichts als ein Kranker sey, aus dem unvermutheten Tode des Herrn Hofraths Hedic. item

Georgii Theophili leglinski luctus obitus inopinati inter festivitates nuptiales Hedionis, a Consiliis aulicis.

Johann Bernhard Hahns, M. Johann Jacob Fischers, C. F. Kannholzens, Theodor Jacob Suchlands, Friedrich Christoph Hahns, Stud. Gedichte bey der Hochzeitfeyer Herrn. M. George Daniel Edlers, Pfarrers der hiesigen Veste Friedrichsburg mit Jungfer Johanna Christina, Herrn D. Johann Bernhard Hahns jüngsten Tochter, den 24sten Jenn. gewidmet.

Im Hornung.

Coelestin Christian Flottwells, der Königsb. Akademie P. O. Leichenrede auf Herrn Johann Friedrich Jester, königlich preußischen Commercienrath, wie auch Commercien- und Commissions-Secretair und geheimen Canzelleyverwandten, von dem glücklichen Falle in Gottes Hände, den 6ten; imgleichen

Carl Reinhold Schmids Gedicht auf diesen Todesfall.

Carl Florian Romeikens Sendschreiben an das verlobte Brautpaar in dem romeikischen Hause, den 21sten.

A. Ro-

A. Romeikens Gespräch von dem Geschäffte der Treue, Gefälligkeit und Unparteylichkeit, bey der Schnell und Romeikischen Eheverlobung.

J. F. Bulbecks Glückwünschungsgedicht auf die vorige Gelegenheit.

George Leonhard Nordhoffs Ode auf eben dasselbe Hochzeitfest.

G. F. Romeikens und J. E. Romeikens Gedicht auf das vorige Fest.

Eines unbekannten Glückwunsch bey der Schnell- und Romeikischen Verbindung.

Im März.

Friedrich Rabe, L. L. Stud. Christoph, Gottfrieds, und Heinrich Rabens Gedichte bey der Beerdigung ihres geliebten Bruders, Johann Rabe, den 20sten.

Friedrich, Friedrich Ludwigs, Johann, und Friedrich Christoph Rabens Poesien auf die vorige Gelegenheit.

Christiani Gottlieb Weberi, I. V. D. et P. P. Iud. Aul. Crim. Adsess. et Resp. Christiani Wilhelmi Engel, Rastenb. Borussi. L. L. stud. Meditatio Iurid. II. de sure semina, pro receptione in facultatem exhibita. D. XIV. NB. die I. ist zu Rostock gehalten worden.

Eiusd. Diss. Inaugural. Iurid. de sure Femina III. et ultima, pro loco Profess. extraord. Resp. Wilh. Iohanne Alberto de Werusdorff. Equ. Bor. D. XVI.

Dani-

Davidis Baumann Diſſ. Med. Inaug. Quaeſt. proponens: num ſanitas hominis detur abſolute perfecta, pro gradu Doctoris habita D. XXI.

Ioh. Ludovici L'Eſtocq I. V. D. Aug. Pruſſ. Reg. Conſil. Bell. Civit. Reg. Conſil. officio Conſul. Adſiſtenti atque Colon. Gallicae Iud. et Reſp. Georgii Rump, Cur. Supr. Adu. Schediasma de Jurisdictione Iud. Gall. Reg. pro Loco Profeſſ. Juris Ord. gratioſe collato rite capeſſendo D. XXIII.

Johann Chriſtoph Kreuſchners, der königlichen deutſchen Geſellſchaft Mitgliedes, an dem Geburtstage der verwittibten Königinn in Preußen gehaltene Rede, von dem Bilde einer Königinn, die in ihrem Leben den wahren Grund zur Unſterblichkeit geleget, den 27ſten mit der Einladungsſchrift.

Im April.

Programma in honorem Ieſu viuentis, verae vitae Reſtauratoris, ex Ioh. XIV. 6. feriis Reſurrectioni ſeruatoris ſacris propoſitum a Rectore et ſenatu Acad. Reg.

Der Gebrüder Friedrich Erhard, Ernſt Sigismund, Heinrich Carl, und Reinhold Theodor Jeſters Poeſie, als Herr Reinhold Friedrich Sahme, königlicher preußiſcher Oberappellationgerichts Rath, E. Hoch-Ehrw. Samländiſch Conſiſtorii Präſes und Official, der königsb. Akad. Director und Canzler, auch erſter Rechtslehrer, ihr Herr Großvater, allda Dom. Quaſimodogeniti mit dem akademiſchen Purpur zum 4tenmal bekleidet war.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VI. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Febr. 1748.

O gib mir deine Poeſie,
Des Vaters Freude zu entdecken;
Und hilf mir ſeine Bruſt erwecken,
Ich weis, ſie krönet meine Müh.
Der Tag, der ihn zur Welt gebohren,
Iſt dir zu lauter Glück erkohren;
Denn da er ſein Geburtsfeſt feyrt,
Wird auch durch dich ſein Glück erneurt.

Sieh du den alten Vater an,
Dem graues Haar die Scheitel ſchmücket,
Wie er die Freudenroſen pflücket,
Und ſich nicht gnug ergetzen kann.
Vor Freuden läſt er Thränen rinnen,
Das Herz, die Hand, der Mund, die Sinnen
Sind auſſer ſich. Er ruft: Glück zu!
Und geht nunmehr vergnügt zur Ruh.

Wir ſtimmen dieſen Wünſchen bey;
Wir wollen dir den Grund zum Segen,
Durch Flehn und treue Seufzer legen,
Daß unſer Märtens glücklich ſey.
Mich deucht: Der Himmel ſenkt ſich nieder,
Und höret unſre Wünſch und Lieder;
Sie kommen ſchon erhört zurück,
Und bringen dir viel Freud und Glück.

So lebe dann! Gott helfe dir!
Der Höchſte gebe dir Vergnügen,
Er laß dich Gram und Furcht beſiegen,
Sein Auge wache für und für.
Er weis dich väterlich zu leiten,
Er ſtärke dich in Traurigkeiten,
Und helfe dir bey aller Laſt,
Die du im Amt zu tragen haſt.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la baſſe ſervitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Stonehenge, a Temple restor'd to the British Druids. By William Stuckeley, M. D. Rector of All Saints in Stamford. London MDCCXL. in Fol.

Die Steinhenge, ein alter Tempel, den brittischen Druiden wieder zugeeignet und hergestellet, von Wilhelm Stuckeley ꝛc. mit vielen Kupfern.

Was der sonst übelberüchtigte Toland, in Untersuchung der nordischen Alterthümer, seinen Landsleuten, den irrländischen Druiden, für Ehre angethan *: eben das leistet den alten brittischen Druiden, der Verfasser dieses trefflichen Werkes, Herr D. Stuckeley. Unsre Landsleute werden von der in England berühmten Steinhänge, zum wenigsten aus Fischers von Erlach, kaiserlichen Baumeisters, vormals ans Licht gestellter historischer Architectur, schon einigen Begriff haben. Wie man nun aus den Ueberbleibseln des alten ägyptischen Thebens,

* Siehe davon der critischen Beyträge VI B. 6. Stück wo seine Historie der Druiden in einem Auszuge befindlich ist.

und der Stadt Palmyra in Asien, die Größe und Pracht dieser alten Wunder der mittäglichen und orientalischen Länder zu entdecken und zu beschreiben gesucht: so war es allerdings der Mühe werth, aus den Ueberresten der alten brittischen Baukunst, auch die uralte Religion und Pracht im Gottesdienste der nordischen Völker zu untersuchen. Denn warum sollten doch unsre Gelehrten so sorgfältig um alle Kleinigkeiten der alten griechischen und römischen Tempel, und ihres so abergläubischen als unvernünftigen Gottesdienstes, allein bekümmert seyn; hingegen diejenige weit reinere Art der Verehrung ihrer Aufmerksamkeit unwürdig schätzen, die von unsern nordischen Völkern dem wahren einzigen Gotte, in den ältesten Zeiten, erwiesen worden?

In der Vorrede meldet der Verfasser, daß er sich einige Jahre her, mit Besuchung, Betrachtung, und Abmessung der alten druidischen Werke in Engeland, das ist derjenigen Kreise von Steinen, beschäfftiget habe, die man hin und wieder auf dieser Insel antrifft. Viele davon hat er gesehen, von andern aber hat er nur Nachrichten erhalten. Ihre Größe und Anzahl hat ihn in Verwunderung gesetzt: und er trägt kein Bedenken zu sagen, daß so wohl ihre Schönheit und Absicht, als ihr Alterthum, ihn sehr aufmerksam gemacht: weswegen er denn seine Untersuchung so weit getrieben, als er gekonnt; und ein großes Werk davon ausgearbeitet, dessen Titel heißen solle: Patriarchal-Christianity; or a Chronological History of the Origin and Progress of true Religion, and of Idolatry. d. i.

das

das pratriarchaliſche Chriſtenthum, oder eine chronologiſche Hiſtorie von dem Urſprunge und Fortgange der wahren Religion, und der Abgötterey. Dieſes groſze Werk wird aus folgenden Theilen beſtehen.

I. Canon chronologiae Moſaicae, oder die Feſtſtellung der moſaiſchen Zeitrechnung in den Geſchichten der alten Welt. Hierinn will er die Jahreszeit feſt ſetzen, darinnen die Welt geſchaffen worden; und von da aus, bis an den Ausgang der Iſraeliten aus Aegypten ſyſtematiſch fortrechnen; ſehr viel aſtronomiſche und hiſtoriſche Erläuterungen der heiligen Schrift einſtreuen, ſonderlich Sanchoniatons Geſchlechtregiſter, und Manethons ägyptiſche Dynaſtien, auf eine neue Art, bey der bibliſchen Geſchicht- und Zeitrechnung anwenden.

II. Melchiſedec, oder Entwurf der erſten und patriarchaliſchen Religion, aus der Schrift, und den älteſten und heidniſchen Ceremonien, die Ueberbleibſel derſelben geweſen ſind. Hierinn will er zeigen, dieſe Religion ſey nichts anders, als das Chriſtenthum geweſen, darein der moſaiſche Gottesdienſt gleichſam nur eingeſchaltet worden: ja daß alle Menſchen von der Schöpfung an, die Vielheit der göttlichen Perſonen erkannt haben.

III. Von den Geheimniſſen der Alten, als einer von den erſten Abweichungen von der wahren Religion zur Abgötterey. Dieſes erläutert er, durch Erklärung der berufnen Tafel der Iſis, die Pignorius, Kircher u. a. m. herausgegeben; und erklärt ferner die Erkenntniß, welche die Alten von der wahren Natur Gottes gehabt.

IV. Eine Abhandlung von der hieroglyphiſchen Gelehrſamkeit der Alten, und von dem Urſprunge der Buchſtaben. Hier werden viel ägyptiſche Alterthümer, ſonderlich die auf die Vielheit göttlicher Perſonen zielen, erkläret. Er will darinn zeigen, daß die viereckigten hebräiſchen Buchſtaben die urſprünglichen ſind, wovon alle andere herkommen; imgleichen will er von den alten ſamaritaniſchen Buchſtaben handeln.

V. Die patriarchaliſche, ſonderlich Abrahams Hiſtorie. Hierinnen will er zeigen, wie zu dieſen, oder bald nach dieſen Zeiten, eine phöniciſche Colonie nach Brittannien gekommen: daher die Druiden ihren Urſprung genommen, welche die patriarchaliſche Religion auch ihre Gelehrſamkeit, Schriften und einige Kenntniß der Hyeroglyphen mit ſich dahin gebracht; auch von dem Meſſias etwas gewußt haben ſollen.

VI. Von den Tempeln der Druiden in Brittannien, ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, Orden, Opfern, Wäldern, Gräbern, Wettläufen, Kampfplätzen u. ſ. w. ſonderlich eine genaue Beſchreibung von ihrem erſtaunenswürdigen Tempel zu Abury in North Wiltſhire: welchen der Verfaſſer für das prächtigſte Werk hält, das itzo auf dem ganzen Erdboden zu finden iſt; mit vielen Kupferplatten, Grundriſſen und Ausmeſſungen aller ihrer Theile; von ihren Begräbniſſen, und was der Verfaſſer in vielen ihrer Grabhügel gefunden.

VII. Von der Steinhenge, einem andern brittiſchen Tempel, mit Riſſen davon, nebſt einer Erzählung,

zählung, was er daſelbſt in den Hügeln gefunden. Daß die Druiden die Magnetnadel gekannt, und Muthmaßungen von der Zeit, wann dieſe Werke erbauet worden; welches lange vor Cäſars Ankunft in der Inſel geſchehen.

Von allen dieſen Werken, oder Theilen eines größern Werkes, hat der Herr D. Stuckeley die beyden letzten zuerſt ans Licht geſtellet, und die übrigen ſeinem künftigen Leben vorbehalten. Das letzte von der Steinhenge hat er 1740, das VI. aber erſt drey Jahre hernach 1743 ans Licht geſtellet; wovon wir auch ehestens eine Nachricht geben wollen. Seine Abſicht dabey iſt, erſtlich die Ehre ſeines Vaterlandes, die, wie er glaubt, itzo in großer Gefahr wäre zu ſinken, zu befördern; ſodann die wahre alte Religion ſo viel ihm möglich wäre, zu erwecken; den Geiſt des Chriſtenthums, der faſt erloſchen wäre, wieder zu beleben; und den großen Begriff von der Gottheit wieder herzuſtellen ꝛc. Und da der Scepticiſmus, oder die Freygeiſterey ſo ſehr einriſſe, ſo habe er es für nöthig gehalten, zu zeigen: daß die wahre Religion ſo alt ſey, als die Welt; und daß die alten Druiden ſeine Vorfahren, im äußerſten Weſten, bey großem Mangel von Hülfsmitteln, dennoch durch die Stärke ihres Nachſinnens ſo weit gekommen, daß ſie alle heutige Zweifler beſchämen könnten, die bey dem hellen Sonnenſcheine der Gelehrſamkeit und Religion wanken wollten. Ja man könne mit Grunde ſchließen, es müſſe was Großes in den Grundlehren dieſer Alten geweſen ſeyn, da ſelbige ſolche prächtige Werke veranlaſſet, die noch

itzo ſichtbarlich vorhanden wären, und an Größe, Einfalt, und Alterthum, alle europäiſche Wunder übertrafen.

Hierauf unterſuchet er, warum die Werke der Druiden bisher ſo wenig unterſuchet worden. Er geſteht, daß er ſelbſt in den alten Cornwälliſchen, Wälſchen, Irriſchen, und Hochſchottiſchen Sprachen ein Fremdling wäre; die, als die Ueberbleibſel der Celtiſchen Sprachen, noch Bücher, Handſchriften und Geſchichte alter Zeiten haben müßten. Allein er ruft mit dem Virgil aus.

Interea Dryadum ſilvas et ſaxa ſequamur
Intactas.

Nur eins iſt ihm im Schluſſe der Vorrede leid, daß er ſich nämlich genöthiget geſehen, wider den gelehrten Inigo Jones zu ſchreiben, der von der Steinhänge behauptet haben ſoll, ſie ſey ein Werk der römiſchen Baukunſt geweſen. Unſer Herr Stuckeley widerlegt dieſe Meynung aus dem römiſchen Maaße, nach welchem alle Längen und Breiten dieſer Ueberbleibſel lauter Brüche ausmachen. Eben ſo iſt es mit den Verhältniſſen derſelben. Keine einzige davon läßt ſich nach altem römiſchem Maaße in ganzen Zahlen ausdrücken. Dergleichen pflegten aber die alten Römer nicht zu machen: ſo daß dergeſtalt hier keine römiſche Hand beſchäfftiget geweſen ſeyn kann. Unſer Verfaſſer hergegen zeiget, daß nach der alten druidiſchen Elle, die von der heutigen brittiſchen etwas abgeht, alles in ganzen Zahlen abgemeſſen worden. Er tröſtet ſich aber, daß Herr

Jo-

Jones die Schrift unmöglich selbst, wenigstens so, wie sie ist, gemachet haben könne: da zumal seine Abrisse von der Steinhenge mit Fleiß verfälschet seyn müßten; welches er ihm nicht zutrauen kann.

Vor dem I. Hauptstücke steht ein alter brittischer Druide Chyndonax, in seinem alten Habite, mit einem großen Barte, Mantel und Stabe in Kupfer gestochen: wie vor dem ganzen Werke der Kopf eben dieses Druiden im Durchschnitte, zu sehen ist. In dem Capitel selbst beschreibt er zuförderst die Lage der Steinhenge. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden von England, nämlich in der Salisburer Ebene. Der Pflug hat zwar in den letzten Jahren den Alterthümern dieser Gegend viel Schaden gethan: aber der Steinhenge doch noch geschonet. Diese wäre das neueste Stück der brittischen Alterthümer, von welchem er denn weiter zurückgehen wolle. Er hält sie für einen Tempel der Druiden: und setzt die Zeit, da er erbauet worden, in die Zeiten der Britten, deren Ueberbleibsel noch vorhanden waren, als die Römer daselbst einfielen. Dieses soll in einigen geschriebenen Nachrichten eines Nimnius stehen, der schon geschrieben, ehe noch die Sachsen und Dänen hinüber gekommen. Schon die ältesten Britten haben nur nach einer alten Sage davon gesprochen; und sie zwar bewundert, aber ihren Ursprung so wenig, als die heutigen Engländer untersucht. Sie haben ihre Zuflucht zur Zauberey genommen; wie man damals gewohnt war, wenn etwas menschliche Kräfte zu übertreffen schien: und gesagt: Diese so ungeheuren

Steine wären aus einer Ebene mitten in Irrland dahingebracht worden. Nun hat man aber den Druiden die Zauberey Schuld gegeben: und zu der Römer Zeiten sind sie auch nach Irrland vertrieben worden. Daselbst haben sie nun eben dergleichen Werke aufgeführet, als ihre Brüder vormals gebauet hatten; bis das Christenthum, welches mit ihren vornehmsten Lehren überein kam, überhand nahm, und ihrer ganzen Einrichtung ein Ende machte. Origenes hat ihren Lehren das Zeugniß gegeben, daß sie auf das Christenthum gezielet: und wirklich haben die erstern Lehrer desselben in Irrland, die ganze Insel bekehret, ohne daß es einem einzigen Märtyrer das Leben gekostet. Ja die Druiden selbst, als ihre Priester, nahmen das Christenthum willig an, und wurden eifrige Lehrer desselben. So hat z. E. Columbanus, ein gewesener Druide, in ganz Irrland, Cornwallis, u. s. w. einen Apostel abgegeben. Das ist aber kein Wunder, wenn man bedenket, daß sie eine phönicische Colonie, und der Religion Abrahams zugethan gewesen. Dieses alles will der Verfasser in seinem Werke darthun.

Camden hat, als ein großes Licht des Alterthums, zuerst von dieser Steinhenge geschrieben; und ob er sich gleich nicht getrauet, ihren rechten Ursprung anzuzeigen, dennoch behauptet, daß sie weder von Römern und Sachsen, noch von Dänen herrühren könne. Doch seine Abbildung davon, muß entweder von ihm nur aus dem Kopfe, oder nach seiner mündlichen Beschreibung von einem Künstler gemacht

macht seyn. König Jacob der I. hat sie 1620 unverhofft zu sehen bekommen: und als er über ihre ungeheure Größe erschrocken, den Baumeister Inigo Jones darüber befraget. Dieser englische Vitruvius hat sie für ein römisch Werk ausgegeben. Allein es hat ihm an Camdens Gelehrsamkeit gefehlet: sonst würde er demselben nicht widersprochen haben. D. Charlton hat es für ein Werk der Dänen ausgeben wollen; allein Olaus Wormius hat kein dergleichen Gebäude bey den Gothen angetroffen; worauf Toland sagt, dieses sey Beweises genug, den erstern zu widerlegen *.

Obgleich die Steinhenge das sonderbarste Werk von ganz Europa ist, so findet man doch von dem äußersten Ende von Cornwallis an, bis zum äußersten Vorgebirge von Schottland, wohin die Macht der Römer niemals gedrungen, eine unzählige Menge ähnlicher Werke, die zu gleichen Absichten gedienet haben müssen. Auf allen Inseln zwischen Schottland und Irrland findet man sie auch, und selbst in Irrland giebt es viele: und keine auswärtige

* Wir halten dafür, daß Olaus Wormius zu frühzeitig den gothischen, oder deutschen Völkern, dergleichen Bauart abgesprochen. In einer gewissen Reisebeschreibung finde ich von Schlesien: daß an der Wurzel des Riesengebirges, unweit Hirschberg, in großer Anzahl Denkmäler, jedes von drey erschrecklichen großen Steinen gebauet, vorhanden seyn sollen, dergestalt, daß allemal zwey unten, und ein andrer drüber geleget sind. Wir wünschten, daß von den Herren Gelehrten in dasiger Gegend, sonderlich dem berühm-

Der Anfang iſt beglückt gemacht,
Der Himmel wird auch ferner walten,
Der, welcher dich bisher erhalten,
Iſt ferner auf dein Glück bedacht.
Und wenn, wir wollen prophezeihen,
Wir dich zu gröſſerm Wohl von neuen,
In kurzer Zeit befördert ſehn:
So iſts nach unſerm Wunſch geſchehn.

Die XXX. Ode.

An

Herrn Prof. Gottſched.

1735.

M. J. J. Schwabe.

Wünſche! könnt ihr was erzwingen;
Habt ihr irgend etwas Macht:
O ſo laßt mir das gelingen,
Was mich itzund aufgebracht.
Gottſched, meiner Muſen Freude;
Gottſched, unſrer Dichter Zier,
Holt ſich ſeines Herzens Weide,
Holt die Braut, und reiſt von hier.
Reiſet mit, geht ihm zur Seiten;
Oder nein, eilt gar voran.
Mag die Lieb ihn doch begleiten;
Macht ihr nur erwünſchte Bahn.
Räumt den Unfall aus dem Wege,
Daß ihn nichts zurücke hält.
Werden Hinderniſſe rege,
Sorgt, daß keine ſchädlich fällt.

tige Nation kann einen Anſpruch darauf machen, wie der Verfaſſer glaubt. Es ſind Kreiſe von rauhen Steinen, auf einem erhabenen Boden, oben und zwiſchen einander offen. Es ſind keine Denkmäler von ihren Urhebern vorhanden, außer daß eine ununterbrochene Sage gegangen: ſie wären alle heilig geweſen; es ſey eine heilſame Kraft in ihnen; die Irrländer hätten ſie gemacht; ſie wären aus Africa gebracht; es wären Oerter des Gottesdienſtes, Heiligthümer, Bethhäuſer geweſen. Ja an einigen Orten iſt ſo gar das Andenken und der Name der Druiden noch geblieben: und das Volk begräbt bis auf dieſen Tag, in oder nahe bey denſelben, ſeine Todten, weil es ſie für einen heiligen Grund hält. Toland erzählt in der Hiſtorie der Druiden auf der 23 Seite, daß in der Grafſchaft Dunegal eine Druidinn gelebt habe, die Gealcoſſa geheißen, welches eine Weißfüßlerinn bedeute; nach Art Homers in den älteſten Zeiten. Auf dem Hügel, der noch den Namen führe, ſey ihr Tempel und Grab, in Geſtalt einer kleinen Steinhenge; welchen Ort die Irrländer bis auf dieſen Tag nicht entheiligen wollen. Bey Abury in England findet man eben dergleichen: und was man daſelbſt ausgräbt, zeigt augen-

berühmten Herrn D. Lindner in Hirſchberg, die Lage, Größe, Anzahl und Entfernung, auch übrige Verhältniß und Beſchaffenheit dieſer Alterthümer, fleißig beſchrieben, abgezeichnet und unterſucht werden möchte. Vielleicht würde ſichs finden, daß auch die uralten Einwohner Schleſiens dergleichen druidiſche Tempel gehabt hätten. Dieſes würde ihm und ganz Deutſchland Ehre machen.

augenſcheinliche Ueberbleibſel druidiſcher Zeiten; Urnen, Gebeine, Zierrathe von Börnſtein, Glascorallen, Schneckſteine, Amulete, Steinhacken, und andere ſolche Zeichen der rauheſten Zeiten, und eines Volkes, das bald nach der Sündfluth dahin gekommen ſeyn muß. Kurz, der Verfaſſer glaubt, es ſey eine phöniciſche Colonie, oder doch eine von den erſten celtiſchen Nationen dahin gekommen: ob er gleich geſteht, daß man in ſolchen alten Dingen eine Demonſtration weder geben könne, noch fordern müſſe.

Kurz vor der Römer Ankunft in England, haben ſich die Belger, mit einer mächtigen Colonie nach England hinüber gemacht, und ſich in der Gegend der Stonehenge niedergelaſſen. Der Verfaſſer beweiſt dieſes, aus verſchiedenen Gründen, und geſteht, daß Cäſar die öſtlichen und ſüdlichen Theile von Britannien, in ganz fremden Händen gefunden, die gewiß die Steinhenge nicht erbauet hätten. Der Verfaſſer hat in ſeinem Itinerario curioſo bemerkt, daß vier unterſchiedliche Wälle oder Vertheidigungslinien, hinter einander aufgeworfen worden: welches ſonder Zweifel von dieſen Belgern geſchehen; weil ihnen die Britten jeden Fußbreit Landes ſtreitig gemacht. Der letzte von dieſen Wällen iſt nordwärts der Steinhänge: woraus der Verfaſſer ſchließt, daß dieſelbe noch vor ihm gebauet worden: weil die Steine daraus ſie beſteht, aus dem Marlborougs-Grunde genommen wären; und alſo aus des Feindes Lande gekommen ſeyn müßten; wenn ſie nach dem letzten Walle der Belgen erbauet wäre. Ja die große Menge von Grabhügeln,

geln, die dabey in einer langen Reihe befindlich wären, zeigten zur Gnüge, daß sie vor der Belgen Ankunft erbauet worden; indem vermuthlich die alten Könige und großen Männer der Britten, daselbst wären begraben worden.

Alle Steine der Steinhenge sind von derselben Art, als die in dem alten Tempel zu Abury, nahe bey Marlborough, aus dessen Brüchen sie gehauen seyn müssen: nur der Altar ist von einer härtern Art, als die dem Feuer hat widerstehen sollen. Diese beyden Tempel sind 15 oder 16 englische Meilen von einander, das ist etwa drittehalb deutsche Meilen. D. Halley ist 1720 bey der Steinhenge gewesen, und hat ein Stück davon nach London in die königliche Societät gebracht. Aus der Wirkung des Wetters auf die Steine hat dieser gelehrte Mann geschlossen, dieser alte Bau müßte wenigstens 2000, bis 3000 Jahre alt seyn: und der Verfasser glaubt, der zu Abury müßte noch älter, wo nicht doppelt so alt seyn. Indessen haben sich so viele Jahrhunderte noch mitleidiger erwiesen, als so viel räuberische Hände, die mit Hämmern und Barten so viel Stücke davon abgeschlagen und weggeschleppet haben. Man hat sich eingebildet, diese Steine wären durch die Kunst gemacht: gerade als ob dieses nicht noch wunderbarer seyn würde, als wenn man sie bloß von anderwärts hinführen sollen. Der Verfasser ist recht böse auf die Zerstörer solcher Alterthümer: und bemerkt, daß das größte Wunder dabey sey, daß es nicht möglich ist, die Menge dieser Steine zu zählen; so gar, daß einige dieses für eine Wirkung

der

der alten Zauberey ansehen. Wer es aber ernstlich betrachtet, geräth in ein Erstaunen darüber: zumal da die Natur hier mit der Kunst zu streiten scheint; so ungekünstelt auch alles aussieht. Er vergleicht diesen alten Bau mit den Malereyen gewisser grossen Künstler, die mit etlichen plumpen Pinselstrichen, und groben Klecken von Farbe, dennoch ein sehr kenntliches Bild entwerfen, das selbst in seiner Rauhigkeit wunderwürdig ist, und von einer festen und sichern Meisterhand zeuget. Alles ist in einem Verhältnisse gegen einander, und selbst die Ruinen zeugen noch ein besonders Ebenmaaß, und eine Beziehung des Kleinen auf das Große nach einerley Maaßstabe.

Um uns nun einen Begriff von der Größe eines Steines zu geben: so beschreibt er uns seine Länge, Breite und Dicke. D. Stephen Hales hat sie so gemessen und berechnet. Der eine Stein, der umgefallen und entzwey gebrochen ist, ist 28 Fuß hoch, 7 Fuß breit und drey u. einen halben Fuß dick. Folglich enthält er 612 cubische Schuhe einer steinernen Masse, deren jeder, bey einer leichten Art von Steinen 154½ Pfund wiegt, in einer schwerern Art aber wohl 187 Pfund wiegen kann. Nach dem ersten Maaße, wird also der ganze Stein 94, 349 Pfunde; nach der letzten aber 114444 Pfunde wiegen, und zum Fortschaffen 100 bis 140 Ochsen erfordern. Der Verfasser hat durch vielfältiges Uebermessen und Vergleichen ein druidisches Maaß herausgebracht, welches weder mit dem englischen, französischen, römischen, noch griechischen überein kömmt: und al-

so zeigt, daß die Steinhenge von allen diesen Völkern nicht gebauet worden. Ja derselbe behauptet, seine Steinhenge sey, nach dem alten, in der Schrift gebräuchlichen, phönicischen, ägyptischen und hebräischen Cubitus, oder Elle gebauet worden, deren Maaß ohne Zweifel vom Noah auf seine Nachkommen fortgepflanzet worden. Alles dieses klingt freylich parador, ist aber von dem Verfasser in eine große Wahrscheinlichkeit gesetzet worden. Er vergleiche das Maaß einer ägyptischen Pyramide, deren Seite an der Grundfläche 693 englische Fuß beträgt, mit diesem druidischen Maaße, darnach sie 700 Cubitos oder alte Ellen macht; als die Länge eines alten Stadii. Dieses bestätigt er durch viel andre Exempel, wo gewisse Längen, oder Höhen, die in anderm Längenmaaße ungeschickte Zahlen ausmachen; in diesen alten Ellen lauter gerade Zahlen geben. Z. E. 92 englische Schuh, bey dem Eingange der Steinhenge, machen 55 Cubitos; 110 Schuh, als der längere Durchschnitt davon, machen 60 Cubitos und so weiter.

Der Verfasser beweist dieses noch mit andern Exempeln, aus den hebräischen und römischen Alterthümern, und schließt sein erstes Capitel damit, daß er glaubt, der alte ägyptische, tyrische, phönizische Herkules, welches einer und derselbe gewesen, sey zuerst mit einer Colonie, etwa um Abrahams Zeiten, nach Britannien gekommen. Wer sich hier auf das besinnet, was Toland in seiner Historie der Druiden, von dem Herkules Ogmius, den man auch

den

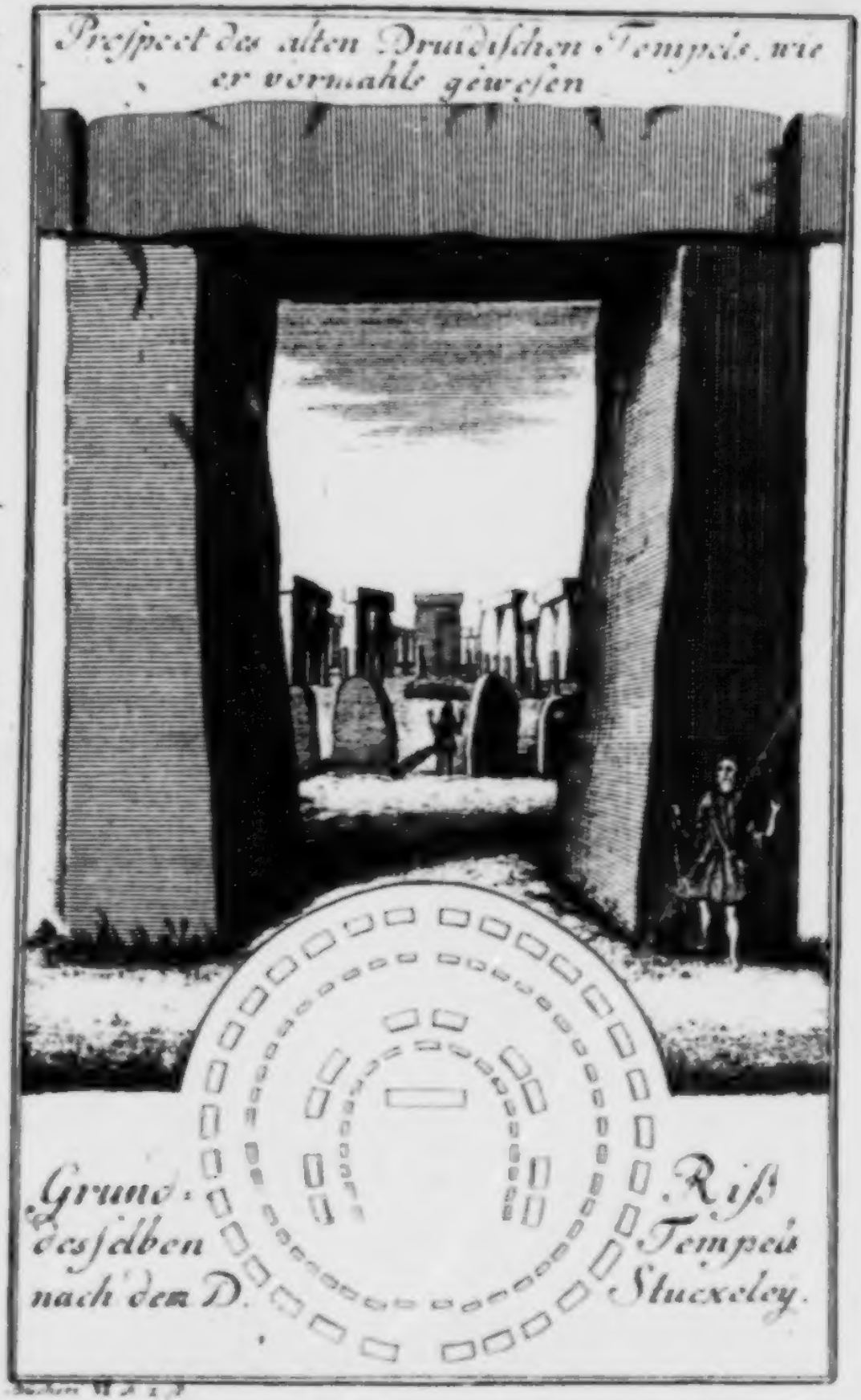
Prospect des alten Druidischen Tempels, wie
er vormahls gewesen
Grund-
Riss
desselben
Tempels
nach dem D.
Stuxeley.

den Galliſchen nennet, geſchrieben *, der wird finden, daß dieſe beyden Muthmaßungen ziemlich überein ſtimmen.

Wir haben alſo den Vorſchmack von dem ganzen Buche gegeben, ob wir gleich bey dieſem erſten Cap. ſtehen geblieben: denn die übrigen halten nur die fernern Beweiſe des bisherigen, nebſt den Abbildungen der Gegenden um die Steinhenge, und der Steinhenge ſelbſt, von allen vier Weltgegenden her anzuſehen, in ſich. Endlich macht der Verfaſſer im IV. den ganzen Grundriß des alten Tempels ſo **, daß 1) in einem Kreiſe von 30 großen Steinen, die ziemlich von einander abſtehen, ein kleinerer Kreis von 40 kleinern Steinen geſtanden: zwiſchen welchen beyden gleichſam der äußere Vorhof des Tempels geweſen. In dieſem kleinern Kreiſe ordnet er, in einer halben Eyerfigur zehn ungeheurer dickerer Steine, noch 19 kleinere, halb eyerförmig; außer welchem der innere Vorhoff, inwendig aber das Heilige geweſen; und in welchem auch der Altar ſelbſt geſtanden. Die Ordnung iſt wohl erſonnen, und giebt ein recht ſchönes Anſehen.

* Siehe davon der critiſchen Beyträge VI B. a. d. S.

** Man ſehe die in kupfer geſtochene Figur, die nach dem Sinne und Abriſſe des Verfaſſers, ſowohl den Proſpect, als den Grundriß dieſes alten Wunderbaues im kleinen vorſtellig macht.

II.

Nouvelles decouvertes avec le Microscope, par T. Needham traduites de l' Anglois. Avec un Memoire sur les Polypes à Bouquet, et sur ceux en Entonnoir. Par A. Trembley. tirès des Transactions philosophiques.

à Leide 1747.

D. i.

Neue Entdeckungen, die Herr Needham mit dem Vergrößerungsglase gemacht, aus dem Engländischen übersetzt. Nebst einer Nachricht von den Vielfüßlern mit Püschen und mit Trichtern, des Herrn A. Trembley. Aus den philosophischen Transactionen genommen, in 8.

9 Bogen und 7 Kupferplatten.

Die ungekünstelte und bescheidene Art, mit welcher Herr Needham seine Beobachtungen begleitet, machen seine Bemühungen um die Erforschungen der Geheimnisse des Reiches der Natur desto schätzbarer. Sein Anfang, den er auf dieser Bahn gemacht hat, zeiget, daß man sehr viel Ursache hat, auch in größern Dingen von ihm viel Gutes zu erwarten. Wir sagen in größern Dingen: denn er giebt dieses nur für seine ersten Proben aus, ungeachtet einige Beobachtungen darunter sind, die den größten Meistern Ehre machen würden. Dergleichen sind z. E. die Entdeckung von der Bewegung der Milchgefäße im Calmar, von dem Staube der die Pflanzen befruchtet, von den Aalen, die in dem vom Mehlthaue verderbten Korne zu finden

sind

sind ꝛc. Sollte man ja noch etwas an seinem Werke wünschen; so wäre es dieses, daß er sich in gewissen Fällen weitläuftiger erklären möchte. Was er z. E. von den Eyern der Roche sagt, das hätte wohl einiger Erklärung nöthig: denn diese Eyer sind von so außerordentlicher Gestalt, daß man mit Vergnügen eine ausführliche Beschreibung davon gelesen hätte; zumal da alles, was andere Naturforscher bisher davon gesaget haben, sehr unvollkommen ist.

Was nun gegenwärtige Uebersetzung der needhamischen Beobachtungen betrifft: so hat der Herr Uebersetzer, welcher sich R. v. T. nennet, eben wegen berührter Kürze des Grundtextes, sich zuweilen die Freyheit genommen, einige Noten zu mehrerer Erläuterung desselben zu machen: jedoch hat er sie allemal zum Unterschiede mit besagten Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Den Grundtext will er getreulich übersetzt haben; welches, wenn es seine Richtigkeit hat, ihn zu einem Phönixe seines Volks macht. Die Kupferplatten sind ein Nachstich der engländischen Originalplatten, denen um mehrer Deutlichkeit wegen, hie und da ein Buchstab hinzugefüget worden ist.

Wir wollen nunmehr einige Nachrichten von dem Werke selbst ertheilen. Herr Needham, der nach seiner nähern Kenntniß, die er von denen unsern bloßen Augen verborgenen Geschöpfen hat, auch eine Sprache führet, die sich auf diese Kenntniß gründet, glaubet gleich anfangs, daß ein Tropfen Wasser, von einer Linie im Durchmesser, gar wohl ein

Lenkt die angeſchirrten Pferde;
Treibt die muntern Roſſe ſcharf,
Daß ihr leichter Tritt die Erde
Kaum im Laufe rühren darf.
Laßt die Räder ſtrenger rollen,
Und in ſchnellem Wälzen gehn.
Sagts der Juno, ſagts Apollen,
Daß ſie nicht im Wege ſtehn.

Juno wird wohl leicht verhüten,
Daß kein Naß ihr Kleid befleckt;
Und dem Aeolus verbiethen,
Daß er keinen Sturm erweckt.
Sie beſorgt die ſüßen Ehen,
Sie, mein Gottſched, leitet dich.
Iris muß ſtets bey dir gehen;
Sturm und Wolken ſcheuen ſich.

Iſt es wahr, was Dichter ſagen,
Phöbus ſtralend Angeſicht
Streue von dem Sonnenwagen
Auf den Erdball Glanz und Licht:
O ſo wird der blaue Bogen
Nicht durch ein geſammlet Heer
Aufgeführter Dünſt umzogen,
Phöbus liebt dich viel zu ſehr.

Ja, ich merk ein ſtürmiſch Wetter
Schon vor deiner Reiſe fliehn.
Seh ich doch die Liebesgötter
Mit an deinem Wagen ziehn;
Ihren anmuthsvollen Schritten
Folgt des Frühlings heitrer Schein,
Und bey ihren holden Tritten
Muß ein Wuchs von Blumen ſeyn.

Meer seyn könne; nicht nur, weil er, wie die Erfahrung lehret, ganze Millionen Thiere enthält, denen er Nahrung ertheilet: sondern auch wegen der Aehnlichkeit, die diese Thiere mit denen haben können, welche sich in denen unsern bloßen Augen sichtbaren Weltmeeren befinden. Wenn unsere Einsicht in die mikroscopische Welt nicht durch die Grenzen eingeschlossen würde, die die Natur ihr gesetzt hat; oder wenn man mit den Erfahrungen in derselben bereits so weit gekommen wäre, als man vielleicht noch erst kommen würde: so würde dieser Grundsatz niemanden befremden; zumal da wir ja schon aus der Geschichte und den Reisen wissen, daß auch auf der Oberfläche der Erden, gewisse Geschöpfe viel Aehnliches mit einander haben können, die doch an Größe einander gar nicht gleich kommen. Die äußersten Grade des Großen und Kleinen, wenn wir sie so hoch treiben, als unsere Einbildungskraft, samt der Erfahrung uns leiten, sind in einer unermeßlichen Weite von einander. Wir sehen ja, durch die Vergrößerungsgläser, kleine Thierchen, deren eine ganze Million noch nicht einem Sandkorne gleich kommen; und die an keinen Punkt reichen würden, wenn man sie mit denen zwischen dem Raume enthaltenen Grenzen vergleichen könnte.

Einige dergleichen allgemeine Betrachtungen über die Natur, welche Herr Needham machte, nach dem des Hrn. Trembley erstaunende Entdeckungen von den Polypen oder Vielfüßlern im süßen Wasser herausgekommen waren, veranlaßten ihn zu untersuchen: ob man nicht auch im Meere eine Art

von

von Fischen finden könnte, die gleich diesen Vielfüßlern, im Großen eben dasselbe wären, was diese im Kleinen sind. Die Eigenschaft nämlich, die sie haben, sich diejenigen Glieder wieder zu ersetzen, die ihnen durch irgend einen Zufall entrissen werden, muß ohne Widerspruch auch bey den größern Geschöpfen, von einem Mechanismo gewisser so gar kleinen Gefäße abhängen, daß wir sie ohne Bedenken in die Reihe derer uns unbekannten Dinge stellen können. Herr Reaumur hat schon, wie nach ihm Herr Gerard von Villars, von Jussieu und andere mehr geglaubt, daß diese Eigenschaft den Polypen nicht allein zugehöre: ja sie haben es auch im Großen durch einige Meersachen, zum Exempel den Meerstern, bewiesen. Herr Needham hat selbst einen dergleichen Meerstern, der eben im Begriffe gewesen, sich ein neues Glied an eines verlornen Stelle zu verschaffen, nebst einigen andern zubereiteten Seesachen, an die engländische Societät übersandt: von welchen Dingen er in diesem Werke eigentlich Nachricht giebt. Er fängt von denen Gefäßen an, aus welchen die Milch im Calmar besteht.

Die außerordentliche Art, wie diese Vielfüßler sich vermehren, die eine wahre Vegetation zu seyn scheint, und worinnen sie von dem Meersterne abgehen, und in deren Zerlegung dem Herrn Needham bey den Männchen Milch, und bey den Weibchen derselben Eyer gezeiget hat: diese Art ist von eben der Natur und eben so erstaunlich. Ihre Fortpflanzung (so viel er davon an einigen wenigen wahrnehmen kön-

nen, die er todt am Ufer gefunden) scheint mit der Art, wie die Vielfüßler des süßen Wassers sich vermehren, ziemlich überein zu kommen. Herr Needham hat sechs bis sieben auf einander sitzend gefunden; doch nicht als Junge, die aus der Mutter Leibe kommen, nicht als Zweige, die aus einem Stamme entsprießen, sondern als Ableger, die aus einer Wurzel stammen. Jedoch sparet er sein Urtheil von denselben noch, bis er an vielen lebendigen die bestätigenden Proben seiner Muthmaßung wird finden können.

Ihr Leib, oder, um noch richtiger zu reden, das Gehäuse darinnen sie eingeschlossen sind, ist ein Cylinder, der, nachdem er an der Sonne gedörret ist, nur zween Zolle in der Länge hat. Er ist sehr dicht, schwarz und rauh, wie ein Chagrin. An einem der äußersten Ende ist er mit einer Muschel versehen, die dem Ansehen nach, aus zwoen Schalen zusammen gesetzt ist; in der That aber aus fünf verschiedenen Stücken besteht, die einer ansehnlichen Verlängerung und Verkürzung fähig zu seyn scheinen, wenn das Thier lebendig ist.

Der Kopf dieser Thiere ist mit verschiedenen kleinen Hörnern oder Armen bewaffnet, die, wenn man sie mit Vergrößerungsgläsern betrachtet, ein sehr artiges Puschwerk an sich haben: welches den Herrn Needham auch zuerst auf die Gedanken gebracht hat, daß diese Thiere wohl eben dasjenige in der See seyn könnten, was Herrn Trembleys seine im süßen Wasser sind. Nachdem er nachgehends Gelegenheit gehabt, diesen geschickten Naturforscher

selbst

ſelbſt zu ſprechen, und ſeine Beobachtungen zu ſehen, iſt er von dieſer Sache, als von einer unleugbaren Wahrheit überzeuget worden.

Man hat noch ein ander Beyſpiel von einem Thiere, welches im Großen eben das iſt, was einige mikroſkopiſche Thiere im Kleinen ſind. Dieß iſt eine Art eines hartſchaligten Fiſches, der ein wenig größer iſt als ein Sandkorn. Herr Needham hatte dergleichen in einem Regenwaſſer geſehen, welches ſich nach dem Ufer des Meeres nahe bey Liſſabon gezogen hatte; wiewohl er ſie auch im Brunnenwaſſer ſehr fern vom Meere bemerket hat. Dieſer Fiſch ſcheint in einer zweytheiligten Schale, die durchſichtig iſt, und an Geſtalt einer Muſchel gleich kömmt, eingeſchloſſen zu ſeyn. Er hat auch etwas Horn- oder Armähnliches, das er nach Gutbefinden ausſtrecken oder einziehen kann, und er bedienet ſich deſſelben, im Waſſer ſeinen Raub zu haſchen, wobey er ſeine Schale bis auf dreyßig Grade eröffnen kann.

Dieſes iſt ungefähr der Inhalt der Einleitung, worauf in dem 1 Capitel die durch Vergrößerungsgläſer gemachten Beobachtungen am Calmar, vorkommen. Der Calmar iſt ein Fiſch, der nur in wenigen Stücken vom Kuttelfiſch und den Meerpolypen abweicht. Er gehört ſo wohl als ſie, zu der Art derer Fiſche, die ein mit einem ſchwarzen, dintenfarbigten Safte angefülltes Gefäß in ſich haben. Anſtatt des weißen, und ſich leicht zerreiben laſſenden dichten Theils, der den Kuttelfiſch bedeckt, und gemeiniglich unter dem Namen Kuttelbein bekannt

ist, hat der Calmar eine elastische, feine, durchsichtige Substanz an sich, die dem Talksteine gleicht. Wenn selbige ausgedehnet ist, hat sie die Gestalt eines länglichten Ovals; in der natürlichen Lage aber ist sie gefalten.

Der Calmar hat zehn Hörner oder Arme, welche in einer gleichen Weite und um eine starke, runde und gefaltene Lefze stehen, die dessen Schnabel einschließt und derjenigen ähnlich sieht, in welche die Erdschildkröten ihren Kopf stecken, wenn sie selbigen unter die Schale zurück ziehen. Des Calmars Schnabel ist von einer Substanz, die dem Horne gleich kömmt. Die zween Theile, aus welchen er besteht, sind krumm und in einander gefüget. Die faltigte Lefze so sich um dieselben als ein Beutel herum dehnet, verhindert dieselben von der Stelle zu weichen, und läßt nur einen sehr kleinen Theil derselben sehen. Die Augen stehen zu beyden Seiten des Kopfs, aber in einer kleinen Weite von einander, und zwar unter der Wurzel der Arme dieses Thieres. Die Arme sind auch nicht alle gleich lang, indem zween der Länge des ganzen Fisches gleich kommen; die andern acht aber, nur ein wenig über ein Viertel seiner Länge haben. Die zween langen Arme sind vollkommen cylindrisch, von der Wurzel an bis auf das $\frac{5}{7}$ ihrer Länge; allda nehmen sie die Gestalt der kleinern spitzzulaufenden Arme an, und sind mit kleinen Saugern versehen. Diese Arme bestehen aus einer Materie, die derjenigen ziemlich gleich kömmt, aus welcher die Nerven bey den irrdischen Thieren bestehen. Sie sind so elastisch,

daß,

daß, wenn man sie queer durchschneidet, die äußersten Ende des abgeschnittenen Theils sich so fort von selbst krümmen und convex werden, so daß keine Feuchtigkeit mehr heraus fließen kann. Eben das geschieht, wenn man einen Theil der knorplichten Scheide zerschneidet, welche die drey Theile des Fisches ausmacht.

Es folget hierauf das 2 Capitel, welches von der Zahl, der Gestalt und Beschäfftigung der Sauger, an des Calmars Armen handelt. Das dritte enthält die Zunge und den Hals dieses Fisches. Das vierte beschreibt dessen Leib und Eingeweide. Das fünfte enthält die Abschilderung der Milch in dem männlichen Calmar, so wie das Vergrößerungsglas selbige entdecket. Das 6. Capit. handelt von den Phänomenen, die die Bewegungen der Milchgefäße im Calmar darbiethen. Diese zwey Capitel sind besonders merkwürdig; allein wir müssen unsere Leser an das Original selbst verweisen: indem ein so kurzer Auszug, als unser Raum uns zu machen erlaubet, die darinnen enthaltenen seltenen Beobachtungen, theils nur sehr dunkel darstellen, theils auch ohne die dazu gehörigen Kupfer, unverständlich bleiben würde.

Im siebenten Capitel finden wir eine Abhandlung von dem Staube, der die Pflanzen befruchtet. Hr. Needham glaubet hier eine besondere Analogie unter dem Reiche der Pflanzen und der Thiere zu finden; indem, wenn man den Staub, der die Pflanzen befruchtet, anfeuchtet, dessen Bewegungen denenjenigen sehr gleich kommen, die man an den

befruchteten Milchgefäßen im Calmar bemerket, und wovon das vorhergehende Capitel gehandelt hatte. Die Naturforscher sind über den Gebrauch dieses Staubes gar nicht eins, der auf den innern Stengeln der Blumen liegt. Herr Tournefort hält diese Stängel für eine Art gewisser, die Auswürfe abführender Gefäße; den Staub aber, für den Auswurf des zur Ernährung der jungen Pflanze bestimmten Saftes. Morland, Geofroy und andere hingegen, halten ihn für die Materie, welche das Körnchen, oder die in den Pistillis verschlossene Frucht befeuchtet; daher sie ihm auch den Namen gegeben.

Diese letzte Meynung ruhet auf sehr starken Gründen. Man findet ihn bey allen Blumen sonder Ausnahme; er ist sorgfältig in eigenen Capseln rund um den Blumenstiel verschlossen: die Kügelchen, aus welchen der Staub von einerley Art besteht, sind alle von einer einförmigen Figur; u. die Capseln darinnen sie liegen, hängen alle an der äußern Spitze, die sie trägt, so zart, daß der mindeste Hauch sie in Bewegung setzet. Verschiedene Versuche haben bewiesen, daß man einer Pflanze die Fruchtbarkeit raubet, wenn man den innern Stiel wegschneidet, bevor das darinn enthaltene Samenkörnchen, von dem Staube befruchtet worden; u. s. w. Alle dergleichen Betrachtungen nun, welche man mit Vergrößerungsgläsern an den Saamenkörnern gemacht hat, zeigen unleugbar die bewunderswürdige Gleichheit der Natur in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung ihrer Absichten bedienet. Auf diesen

sen Eingang folgen einige merkwürdige Versuche, wozu abermals die Kupfer nöthig sind; und wodurch obige Meynung in ein unstreitiges Licht gesetzet wird.

Das achte Capitel handelt von den Aalen, die in dem durch den Mehlthau verderbten Korne befindlich sind. Der Mehlthau ist, wie bekannt, eine Krankheit des Korns, dessen mehlichte Substanz er verderbet, und an deren Stelle eine fremde Materie einführet, die das Korn schwarz macht; zum mindesten von außen. Diese Materie nun ist entweder ein feiner Staub, dessen Theile aber durch das Vergrößerungsglas einander nicht ähnlich sehen: oder sie ist eine weiße Substanz, die aus langen Fibern besteht, welche zusammengepackt, und sonder alle Bewegung oder Leben liegen, wofern man sie nicht mit Wasser benetzet. Dieß letztere hat Herr Needham gethan, und nicht ohne großes Erstaunen, eine Sache, die er für leblos gehalten, sich augenblicklich und ordentlich bewegen gesehen, welches bis auf den andern Tag fort gewähret. Nun fragt sichs, woher sind diese Aale? (denn so nennet Herr Needham sie, wegen der vollkommenen Aehnlichkeit mit den Aalen unsers süßen Wassers; außer daß sie auf beyden Enden einerley Gestalt haben, und man keine Spur von Maul oder Kopf an ihnen bemerkt.) Es fragt sich, woher diese Aale kommen, wovon sie leben, was aus ihnen wird, und wie sie sich vermehren? Unser Naturforscher kann hierauf nichts antworten. Genug, er hat sieben bis acht Wochen lang dergleichen beobachtet, und sie bloß durch frisches Wasser beym Le-

ben erhalten. Oftmals hat er sie auch trocken werden, und das Wasser verrauchen lassen; da sie denn, sobald er sie wieder mit frischem Wasser befeuchtet, von neuem lebendig geworden. Was aber noch erstaunlicher ist, so hat Herr Needham Körner von solchem verderbten Getreide bey sich gehabt, welches schon zwey Jahre zuvor in England gehauen worden; er hat dieselben mit sich in eine viel heißere Gegend, nämlich nach Portugall genommen, allwo sie noch einen Sommer gelegen, und gleichwohl dem Besitzer noch nach der Zeit, zu eben den obigen Beobachtungen, dienlich gewesen. Eben das hat auch der Uebersetzer mehr als hundertmal versuchet, und in einer Note bezeuget.

Diese sonderbare Eigenschaft dieser Thierchen nun, bestätiget, so schwer sie sich auch erklären läßt, eine Beobachtung, die von vielen Landleuten gemacht worden, und von welcher Bradley redet: nämlich daß unter andern Ursachen, wodurch der Mehlthau entsteht, eine bey der Aussaat selbst zu suchen sey; wenn nämlich bereits solche verderbte Körner darunter sind. Denn, wenn man voraus setzt, daß diese Thiere in der Erde Feuchtigkeit genug finden, um lebendig zu werden, so können sie, oder ihre Eyer, sich leicht in das junge Korn einschleichen und mit ihm aufwachsen. Diesem zu Folge verordnet Herr Bradley eine scharfe Salzlauge mit aufgelöstem Alaune, darein das zu säende Getreide 30 Stunden weichen soll; worauf man es mit frischem Wasser abwaschen, und alsdann die oben schwimmenden Körner absondern soll: als welches

die

die bösen sind. Die Wirkung dieser Einweichung beruhet unfehlbar auf den salzigten Theilen, die diese Thierchen zerfressen; und Herr Needham hat einen Versuch gemacht, der solches bestätiget. Er hat nämlich verdorbene Körner in dergleichen Päkel gethan, und innerhalb 12 bis 15 Stunden zwar noch alle Aale lebend, in 30 Stunden aber alles todt gefunden.

Das neunte Capitel handelt von einem kleinen Insecte, von der Art der Käfer, welches man auf einer Narcisse gefunden. Herr Reaumür hat bereits angemerkt, daß der Staub, den man auf den Flügeln der Schmetterlinge findet, nicht sowohl diesen Namen der Federn, als vielmehr der Schalen verdienet. Ein kleines käferartiges Insect, daß sich von dem Staube der Saamenstängchen in den Narcissen nähret, scheint dieß zu bestätigen. Die ganze Oberfläche seines Leibes ist mit Schalen bedeckt und gezieret. Diejenigen die auf der Flügelscheide sitzen, sind von verschiedenen Farben; und so geordnet, daß sie als Flecken, auf der ganzen Fläche der Scheide sitzen. Dieß Ungeziefer ist so sehr klein, daß Herr Needham solches nicht einmal bemerkt haben würde, wenn er nicht, indem er es handthieret, gewahr worden wäre, daß das Thier die Farben änderte, und die Flecken verlöre. Hieraus nun ist zu schließen, daß wenn man die Fleckchen verschiedener Ungeziefer dieser Gattung untersuchen möchte, man eben finden würde, daß sie bloß auf die Lage der Muscheln ankommen.

Das

Nun, den Wagen nur beſtiegen,
Und damit hinweg gejagt!
Sieh! den Ruf ſchon vor dir fliegen,
Der der Braut die Ankunft ſagt.
Sie erſtarrt vor frohem Schrecken,
Nimmt den Puß und legt ſich an;
Fragt, ob man dich ſchon entdecken,
Ob man dich ſchon ſehen kann?

Hymen, du magſt unterdeſſen
Nur nach jungen Roſen ſehn;
Auch nicht Majoran vergeſſen,
Einen Kranz daraus zu drehn.
Kröne die gelockten Haare;
Flicht ein ſanftes Lilienband:
Knüpf es dieſem neuen Paare
Sender Säumniß an die Hand.

Aber ihr, ihr Pierinnen!
Wenn ich euch gefällig bin:
So laßt mich die Gunſt gewinnen,
Geht zur edlen Kulmus hin,
Zu der Helden, zu der Schönen,
Die ihr eifersvoll ernährt;
Sagt, daß unter euren Söhnen
Ihren Geiſt auch ich verehrt.

Bringet ihr von fremdem Munde
Einen unbekannten Gruß,
Und entdeckt, was in dem Grunde
Meines Herzens ſtreben muß.
Wort und Ausdruck würden fehlen;
Sagt ich meine Hochachtung:
Wollt ich ihren Ruhm erzählen;
Rühmt ich nimmermehr genung.

Das zehnte Capitel handelt von den Eyern der Roche, und beweist; daß dieser Fisch sich nicht so, wie andere thun, vermehret, welche Truppenweise an einen Ort streichen, allwo sie den Ragen fahren lassen; der dann ohne Vermischung beyder Geschlechter, sogleich fruchtbar wird. Die Eyer der Roche hingegen, sind allem Ansehen nach, bereits fruchtbar, ehe sie noch aus dem Leibe des Thieres kommen. Dieser Satz wird vom Herren Needham durch vielerley mikroscopische Beobachtungen bewiesen. Das 12 Cap. handelt von den so genannten unzeitigen Schollen, die man auf einer gewissen Art von Krebsen findet; und das 13 endlich von der Zunge der Eydexe. Beyde geben den vorigen an Merkwürdigkeit nichts nach; Wir aber verweisen unsere Leser an das Buch selbst, und wünschen, daß Herr Needham fortfahren wolle, den so mannigfaltigen Wundern der Natur ferner aufmerksam nachzuspüren.

* *

III.

Fortsetzung der Abhandlung, von den ältern österreichischen Dichtern.

Der IV. alte Dichter der österreichischen Lande ist meines Erachtens Peter der Suchenwirth gewesen. In einem geschriebenen Folianten der königlichen dresdenischen Bibliothek, darinn das Heldengedicht auf Carl den Gro-

ßen

ſten enthalten iſt, finde ich gegen das Ende einen Lobſpruch auf die Liebe. Es hebt ſich derſelbe alſo an:

Es iſt doch der beſte anevang
Allir vreudin wer liebes plegit
Alle ſache he geringe wegit
Wie mag der Hogin mut gehan
Der kein Herze ny lip gewan
Wen reiner vrauwin gute
Brengit eyme jczlichen hoch gemute ꝛc.

Das Ende aber entdecket uns, daß der Verfaſſer deſſelben ſo geheißen habe. Es heißt:

Es kumet eine vremde werld hervor
Die iſt nach nuwes mutes kor
Geſpannen in die rocke
Vnd ſpringen alz die bocke
Vie den frauwen hoch enpor
Danczin thud jn nymand vor
Sie drucken wyße händlin blanck
Des ſagen in die frauwen danck
Nu ſage an libir ſuchin wirt
Der beſir Hern wol entpirt
Wie hat gefallin dir die mait ꝛc.

Ein ander Gedicht von eben dieſem Suchenwirth iſt auf der hochfürſtl. gothaiſchen Bibliothek vorhanden, in eben dem vorhin beſchriebenen Bande vom Teychner. Es hat die Ueberſchrift: Den ſpruch hat gemacht peter der Suchenwirt von fünf fürſten. Hier hören wir nicht nur ſeinen Vornamen; ſondern er meldet auch die Jahrzahl, darinn er geſchrieben,

schrieben, wenn er uns das unglückliche Jahr meldet, darinn fünf große Fürsten in Gefahr gewesen, ja gar umgekommen. Sie steht bald nach dem Anfange der ersten Geschichte; von Barnaba von Mayland. Auch hier merke man eine ihm eigene Versart, die damals gewiß etwas besonders und neues gewesen, und wiederum einen artigen Wohlklang hat, weil sie die weiblichen und männlichen Reime ordentlich untereinander mischet: welches man damals noch nicht gewohnt war; ja auch in folgenden Jahrhunderten wiederum aus der Acht gelassen.

Allererst chünd ich hie die czeit
Dapey man ir gedenkchet
Mein mvnd des recht vrchunde geit
Der warhait vngechrenkchet
Do drewczehn hundert jar für war
Von Christs gepurd hin waren
Dornach daz sech vnd achczigst jar
Chund schedeleich geparen
Wind regen vngewitter grez
Sach man in allen landen
Des arm vnd reich vil ser verdroz
Von grozzer sorgen panden ꝛc.

Auf diese Art beschreibt er nun auch den Unfall Markgraf Sigismunds, Kaisers Karls des IV. von Böhmen Sohns, mit der Königinn von Ungarn, die er geheirathet. Es heißt von ihr:

Die wart ein chünic genennet
Zu Weissenburg wart das bechannt
Man chrönt sey sunder smaikchen

Man

Man hiez sey chünig in vngerlant
Vnd het doch Weibesczaichen.

Von dem Könige Karl aus Ungarn, der die Königinn geheirathet, handelt die dritte Geschichte; von Herzog Wilhelmen von Oesterreich die 4te, und von Herzog Leopolden von Oesterreich, der in einer Schlacht mit den Schweizern geblieben, die 5te. Der Schluß meldet abermal das Jahr und den Namen des Verfassers.

Das sechs vnd achzigst jar regnirt
Mit manigerhande smerczen
Das chlag ich Peter Suchenwirt
Mit trewen in dem herczen.

Man hat noch ein andres altes Gedicht aus diesen Zeiten vom Herzoge Wilhelm von Oesterreich; und man könnte leicht auf die Gedanken gerathen, daß auch dieses ein österreichischer Unterthan geschrieben habe: wenn nicht der Verfasser sich ganz deutlich Johannes von Wirzburg genennet hätte. Wir gehen also weiter in das XV. Jahrhundert, und auch darinnen hat es zu Wien an deutschen Dichtern nicht gefehlet.

Augustin von Hammerstetten war gegen das Ende desselben der V Dichter, und über das auch ein Kunstrichter daselbst. Ich schließe dieses aus der Zueignungsschrift der oberwähnten Gedichte des Teichners, an ein paar hochfürstl. Gebrüder, den Churfürsten und Herzog von Sachsen; die vor dem gothaischen Mspte etliche Blätter in Versen füllet, und

1497 unterschrieben ist. Er thut solches zu Wien in Oesterreich; wie seine Worte lauten:

Das hat dich fleißig gepeten
Augustin von Hammerstetten
Datum zu Wien in Oesterreich
Am letzten Tag Octobris gleich
Do nach Christs gepurd ward gezellt
Vierzehnhundert Jar gestellt
Darzu auch newnczig vnd fyben
Hab ich die Sachen geschrieben
Den Fürsten von Sachsen baiden
Obgemelt dan vngeschaiden
Bin ich von Iren gnaden gar.

Und am Ende des einen Teichnerischen Gedichts heißt es nochmals:

Was der Teychner hat gesetzt,
Das ist gut vnd unverletzt
In Syben vnd auch in acht
Der Silleb zal wol gemacht
Collacinirt durch yetten
Hatz A. von Hamerstetten
Vberal gerichtet gleich
Hie zu Wien in Oesterreich.

Man sieht aus diesem letzten Stücke, daß dieser Dichter zugleich einen Kunstrichter, (Criticum s. Grammaticum) abgegeben, indem er eines alten Dichters Werke durchgesehen, verglichen und gebessert hat. Mehr von ihm ist uns nirgends vorgekommen.

Nach

Nach dieſen V. alten Dichtern in Oeſterreich könnten wir auch einen böhmiſchen nennen, wenn er nur in Verſen geſchrieben hätte. Es iſt uns nämlich von der herzogl. wolfenbüttelſchen Bibliothek ein alter Druck eines recht poetiſchen Geſpräches, gütigſt mitgetheilet worden: welches der Verfaſſer mit dem Tode gehalten zu haben dichtet; nach dem ihm derſelbe ſeine liebe Ehegattinn, in der beſten Blüthe ihrer Jahre entriſſen hatte. Niemals hat man die Traurigkeit und Verzweiflung in einer hitzigern Schreibart ausgedrückt geſehen, als hier; wie aus den Proben, die ich anführen will, erhellen wird. Da das Stück im 1466ſten Jahre zu Bamberg in klein Fol. oder in groß Quart gedruckt worden: ſo mag wohl der Verfaſſer, der ſich einen Bauer im Böhmerlande nennet, kurz vorher, oder um dieſe Zeit gelebet haben. Man hat auch eine neuere Ausgabe davon in 4. die aber theils in der Schreibart durchaus verderbet, theils am Ende um ein Capitel verſtümmelt iſt: wo nämlich Gott ſelbſt erſcheint, um den Streit des Todes und des Wittwers beyzulegen: recht ſo wie im Buche Hiob der Wortwechſel dieſes Kreuzträgers mit ſeinen Freunden entſchieden wird. Damit unſre Leſer einigen Begriff von dieſem in ganz beſonderm Geſchmacke geſchriebenen Werke bekommen mögen: ſo will ich das I. und den Anfang des II. Capitels zur Probe geben. Der Wittwer redet:

O grimmiger abtilaer aller leut. ſchedlicher echter vnd veruolger aller Werlt. Fraiſſamer morder aller menſchen. Ir tod euch ſei verflucht. got

euer straffer haß euch unselden. merung wohn pei euch. vngeluck hauß gewaltiglich zu euch. zumal geschent seit ymmer. Angst not vnd jamer verlassen euch nicht wo ihr wandert. Laid betrupnuß vnd euch kumer beleiten euch allenthalben. Leidige anfechtung schentliche Iuuersicht vnd schentliche anferung die betwingen euch groblichen an aller stat. Himel erden sunn mon gestirn mer wags perg gefild tal awe der helle apgrunt auch alles das leben vnd wesen hat sey euch vnholt vngunstig vnd fluchen ewiglicher. In posheit versinket. in innerlichen elend verschwyndet vnd in der vnwiderpringlichen schwersten echt gottes aller leut vnd iglicher geschepfung aller zukunftiger Zeit beleibt vnuerschamter poßwicht. eur pose gedechtnuß leb vnd tauer hin an ende. graun vnd vorcht scheiden von euch nicht, wo ihr wandert und wonet. von mir und aller meniglich sei stetiglichen geschrien vber euch ernstlichen Zeter geschrei mit gewunden henden.

Des tods widerred, das ander Capitel.

Hort hort hort neu wunder. graussam vnd vngehort teiding vechten vns an. Von wem die kumen das ist uns zumal ser fremd. Doch treuens fluchens Zetter geschreis hendwindens vnd allerlei an krigens sein wir elender vntz her wol genesen. Demnach sun wer du pist, mell dich vnd lauttner was dir leides von uns widerfaren sei. ꝛc.

Des Klagers widerred das dritte capitel.

Ich bin genant ein ackerman. von vogelwad ist mein pflug. ich won in pehemlandt. gehessig widerwertig vnd widerstrebend sol ich euch ymmer wesen wenn ihr habt mir den zwelfften puchstab meiner freuden hort auß den alphabet gar fraissamlichen enzugt. Jr habt meiner Wunnenlicht vnd sumer

plumen

plamen mir aus meines herzen anger iemerlich auſſgereutet. Jr habt mir meiner ſalben haſſt mein außerwelte turteltauben argliſtiglich enpfremdet. Jr habt vnwiderpringlichen raub an mir getan ꝛc.

Auf eben den Schlag fährt das Geſpräch bis ans Ende fort; ſo daß es recht poetiſch heißen kann; nur daß es nicht in Reimen geſchrieben iſt. Es iſt auch ziemlich lang, und füllt nach einer mäßigen Abſchrift etliche 70 Seiten: im gedruckten aber iſt es mit vielen Holzſchnitten gezieret. Das letzte 34ſte Capitel enthält ein Gebeth des Wittwers für ſeiner Frauen Seele. Es wäre dieß Stück ſchon werth, daß es einmal ganz abgedruckt, und mit einigen Anmerkungen erläutert würde.

Nun kömmt, wenigſtens, ſo viel mir bekannt iſt, eine ziemliche Lücke unter den öſterreichiſchen Dichtern. In dem ganzen ſechszehnten Jahrhunderte habe ich niemanden gefunden, der ſich durch etwas Deutſches in daſigen Gegenden hervorgethan hätte. Doch will ich nicht zweifeln, es werden in wieneriſchen Bibliotheken auch aus dieſer Zeit Dichter genug vorhanden ſeyn, die nur in unſre Gegenden nicht gekommen ſind. Deſto fruchtbarer aber iſt das folgende Jahrhundert an Liebhabern der deutſchen Sprache und Poeſie, wie überhaupt in Deutſchland, alſo auch in den öſterreichiſchen Erblanden geweſen. Man darf nur die Regiſter der damaligen zur Aufnahme der deutſchen Sprache geſtifteten Geſellſchaften nachſchlagen: ſo wird man eine gute Anzahl ſolcher Mitglieder darinn antreffen, die dorther entſproſ-

sprossen gewesen. Nur Schade das weder in Neumarks neusprossendem Palmbaume, noch in denen Nachrichten, die man von dem Pegnitzer, Schwanen u. a. Orden hat, die Geburtsörter der sämmtlichen Mitglieder genennet worden. Denn da kann man itzo nicht wissen, wohin manches Mitglied dieser Gesellschaften zu rechnen ist, und welcher Provinz von Deutschland es insonderheit Ehre gemacht habe.

Viel genauer haben ihre Nachrichten in diesem Stücke abgefasset, die Glieder des Blumenordens: und hier findet man also folgende österreichische Mitglieder:

Der Feste, Rüdiger Günther Graf von Stahrenberg, aus Oesterreich, der Rosenzunft zweyten Zunftsitzes Zunftmeister, und Vorsitzer. Er hat geschrieben 1) Historiam Sallustii von der Rottirung Catilinae 2) Virg. Malvezzi verfolgten David ꝛc.

Der Wachende, Martin de Coqu, von Wien aus Oesterreich, der Rosenzunft zweyten Zunftsitzes Genossenschaft, Kunstzeichner.

Der Freye. Jesaias Rumpler von Löwenhalt aus Oesterreich, der Rosenzunft zweyten Zunftsitzes, schrieb Reimgedichte, 1 Gebüsche. Straßb. 1643. 4.

Der Vermehrende, Paul Jahn von Prag aus Böhmen, Ritter von Malta, der Rosenzunft dritten Zunftsitzes ꝛc.

Der Rüchende. Sigmund von Birken, von Eger aus Böhmen, Röm. kais. Maj. Hofgraf, ein deutscher Dichtmeister, der Rosenzunft dritten Zunftsitzes ꝛc. in der Pegnitzgesellschaft beygenannt Floridan.

Der

Der Siegende, Henrich Graf von Thurn aus Böhmen, der Roſenzunft vierten Zunftſitzes Zunftmeiſter und Vorſitzer, der Kron Schweden Reichsrath und oberſter Statthalter in Eſthen.

Der Siebenfältige, Malachias Siebenhaar, von Kreibitz aus Böhmen, der Roſenzunft achten Zunftſitzes Zunftmeiſter und Vorſitzer, wie auch Schreinhalter durch Magdeburg, Lüneb. und Braunſchw. Röm. Kaiſ. Maj. Dichtmeiſter.

Der Erkennende, Hans Georg Nesky, von Commoda aus Böhmen, der Lilienzunft vierten Zunftſitzes.

Der Ehrenreiche, Ehrenreich Wilhelm, Freyherr von Regel; ein Oeſterreicher, der dritten oder Nägelchen Zunft zweyten Zunftſitzes Zunftmeiſter und Vorſitzer.

Der Werthe, Herwart, Freyherr von Regal, aus Oeſterreich, der dritten oder Nägelchen-Zunft zweyten Zunftſitzes ꝛc.

Was nun alle dieſe Glieder eines berühmten Sprachordens für Proben von ihrer poetiſchen Geſchicklichkeit abgeleget, das iſt uns zwar nicht alles bekannt; doch können wir deſto mehrere, von Sigmunden von Birken, oder dem Stifter des Pegnitzerordens anführen. Dieſer hat nämlich ſeine poetiſche Gabe der Welt oft und deutlich genug gewieſen. Er gab alſo

1. im 1652ſten Jahre, ſeinen geiſtlichen Weihrauch; ein dutzend Andachtslieder, ſammt 12 dutzend Tagſeufzern heraus. Nürnb. 12.

Habt ihr alles ausgesaget,
Dann so bittet auch zuletzt,
Daß sie, ists gleich viel gewaget,
Ihrer Huld mich würdig schätzt.
Macht es kurz! ihr dürft nicht säumen;
Wißt, ihr Bräutigam ist nah:
Fort! den Platz ihm einzuräumen.
Seht! er kömmt; er ist schon da!

Küsse denn, mit starkem Triebe,
Küsse, Gottsched, deine Braut,
Daß die Welt von deiner Liebe
Bald den schönsten Abdruck schaut.
Aber denk auch an die Linden,
Nimm die Braut, und zieh mit ihr,
Daß wir uns ihr bald verbinden;
Wünsch und Lieder warten hier.

2. 1653 Paßionsandachten, in der dilherrischen Charwoche, Nürnb. 12.

3. 1655 vom Fato, oder Gottesgeschicke, ein dutzend Sinnbilder und Lieder, bey D. Wulfers vertheidigtem Gottesgeschicke, Nürnb. 12.

4. Deutsche Schaubühne; darinn vier Schauspiele vorkommen, 1) die verliebte, betrübte und wieder erfreute Margenis. 2) Androsilo, oder die Wunderliebe. 3) Sylvia, oder die wunderthätige Schönheit. 4) Bivium Herculis, oder Tugend- und Lasterleben, Nürnb. 12.

5. 1657 ostländischer Lorberhayn. Nürnb. 12.

6. 1658 Jacob Balden truckene Trunkenheit, oder vom Gebrauch und Misbrauch des Tabacks. Nürnberg 12.

7. 1661 Sonn- und Festtagsandachten, in der dilherrischen Handpostill. Nürnb. 8.

8. 1665 Pegnesische Gesprächspielgesellschaft von Nymphen und Hirten. Nürnb. 12.

9. 1665 Windischgrätz-öttingisches hochgräfliches Beylager, ein Schäfergedicht. Nürnb. 12.

10. 1669 Guelfis, oder niedersächsischer Lorberhayn. Nürnb. 12.

11. 1670 Christliche Sterbbereitschaft, sammt zweyer Matronen Todesandenken. Nürnberg 12. Steht auch im II. Theile der Pegnesis.

12. 1673 Pegnesis, bestehend in IX. Hirtengedichten. Nürnb. 12.

13. 1679 Teutsche Rede-Bind- und Dichtkunst, oder kurze Anweisung zur teutschen Poesy mit geistlichen

lichen Exempeln, ſammt dem Schauſpiel Pſyche, und einem Hirtengedichte. Nürnb. 12.

14. Pegneſis zweyter Theil, beſtehend in 8 Hirtengedichten, geiſtlichen Inhalts.

15. Lieb- und Lobandenken der ſelig entſeelten Margaris u. a. m.

Aus der fruchtbringenden Geſellſchaft, oder dem berühmten Palmenorden, müßten unſtreitig ſehr viele öſterreichiſche Dichter angeführet werden können; wenn nicht die obenerwähnte Urſache im Wege ſtünde. Doch wollen wir ein paar davon nicht vorbey gehen. Der erſte war Herr Gottlieb, Graf von Windiſchgrätz, kaiſerlicher geh. Rath und Hofkanzler, der daſelbſt den Namen des Kühnen geführet, und das 669ſte Glied in der Ordnung geweſen. Wie ſtark dieſer in der Dichtkunſt geweſen, ſieht man unter andern aus einigen poetiſchen Zeilen, die er an Sigmunden von Birken abgelaſſen, als er noch Betulius hieß. Es ſteht ſelbiges in der Hiſtorie des Pegnitzerordens, auf der 106ten Seite.

An meinen lieben Pegnitzhirten den berühmten Herrn Betulium.

Wie gerne wollt auch ich des Berges Höh erſteigen,
Um an dem Ort zu ſtehn, wo ihr Beſitzer ſeyd:
Ich kann nicht frölich ſeyn, bis ihr mich einſt erfreut
Bis einmal komt die Stund, da ihr mir werdet zeigen,
Den Weg, die rechte Bahn, die mich dahin kan führen,
Wo unſrer Muſen Thron, auf des Parnaſſus Spitz,
Da die gelehrte Zunft euch läßt den höchſten Sitz.

Macht, daß ich doch einmal auch mög dahin spazieren.
Entreißet mich der Noth, u. tröstet mich mit Rath,
Helft meinem blöden Geist, und komet nicht zu spat.
Blast an das schwache Feur, und machet es entbreñen:
Zum Dank will ich dafur euch meinen Meister neñen.
Schreib ich was guts? so wird die Ehre euer seyn,
Der Fehler, wenn ichs nicht recht fasse, mein allein.

Der zweyte sey **Wolf Helmhard, Freyherr von Hohenberg**, der schon vier Jahre vor diesem, d. i. 1652 unter dem Namen des **Sinnreichen**, zum 58sten Gliede des Palmenordens aufgenomen worden. Es schrieb sich dieser wackere Ritter v. Hohberg und Gutmannsdorf, auf Rohrbach, Klingenbrunn, Thumritz und Süssenbach, und war 1612 den 20 October stil. vet. zu Lengenfeld in Unterösterreich gebohren. Im 1632sten Jahre gieng er in den Krieg und diente bey dem alt Colevrat. Regimente 11 Jahre. Er stieg bis zur Hauptmannsstelle, ward auch dabey gefangen, ließ aber die Studien niemals liegen; konnte Latein, Spanisch, Italienisch, Französisch und Holländisch; ja ist auch im Griechischen und Hebräischen nicht unwissend gewesen. Das gute Deutsche hat er so geliebet, daß wenn er auch nur einen gemeinen Soldaten antraf, der es besser als seine Landsleute aussprach, er denselben zu sich rief, und sich zu Nutz machte. Im 1665sten Jahre begab er sich nach Regenspurg, und brachte daselbst seine letzten Jahre bis ans 1686ste zu, da er denn 75 Jahre alt entschlief, und zu St. Bartholomäi beygesetzt wurde. Siehe Serpils zufälliger Gedanken Fortsetzung pag. 109. 110.

Was

Was er in ungebundner Rede für treffliche und nützliche Schriften herausgegeben, das gehört eigentlich nicht für uns. Seine Georgica curiosa, oder adeliches Land- und Feldleben, seine vollkommene Pferd- und Reitekunſt, ſeine Welt- und Erdbeſchreibung, ſeine Weidmannſchaft auf Vögel durchs ganze Jahr, ſind ſolche Bücher, die kein guter Landwirth und Edelmann entbehren kann. Allein wir bleiben nur bey ſeinen poetiſchen Werken ſtehen; deren uns ſonderlich drey bekannt ſind.

I. Die geraubte Proſerpina, ein epiſches Gedicht.

II. Der habſpurgiſche Ottobert, ein großes Heldengedicht von 30 Büchern in heroiſchen Verſen, darinn er Rudolphs von Habſpurg Thaten beſchrieben hat. In Leipzig bey Oelern 1664. 8. Iſt Kaiſer Leopolden zugeſchrieben.

III. Luſt und Arzneygarten des königl. Propheten Davids d. i. der ganze Pſalter in deutſche Verſe überſetzt, ſammt anfangenden kurzen Gebethlein, nebſt Joh. Gerhards täglicher Uebung der Gottſeligkeit. Regensb. 1675. 8. mit Kupfern.

IIII. Hiſtoria Paſſionis et mortis Jeſu Chriſti, in lateiniſchen und deutſchen Verſen; iſt unlängſt 1725 zu Zerbſt wieder gedruckt worden.

Das IIte von dieſen dreyen Werken iſt unſtreitig ſein Hauptwerk, weil er ſich darinn zuerſt als ein Heldendichter, dergleichen Deutſchland nach Opitzens Zeiten noch nicht geſehen hatte, hervorgethan. Es herrſcht eine große Stärke der Erfindungskunſt darinn, eine ziemlich erträgliche und gedankenvolle Schreibart, und ſonſt ein Reichthum von poetiſchen

schen Zierrathen, der nicht gemein ist. Wer einen ausführlichen Bericht davon haben will, der sehe den I Band der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit im VIII. Stück nach. Wir wollen zur Probe den Anfang davon sehen, darinn er den Anfang der Aeneis deutlich nachgeahmet hat:

Vor diesem gieng ich oft nachsinnend auf und nieder,
Am Tumeritzerbach, sang etwan Hirtenlieder.
Nachmals hat mich gehört mein krummer Teyafluß,
Von Proserpinen Raub. Itzund ist Zeit, ich muß
Anstimmen edlern Ton. Weil ich benachbart lebe
Dem großen Istrerstrom, ich billig höher hebe
Stimm, Anschlag und Gemüth. Allzeit in einem stehn,
Macht nicht zur Ehrenpfort des schönen Pindus gehn.
Ich will, wos möglich ist, dem abgelebten Leben
Des kühnen Ottoberts sein Leben wieder geben,
Und was vor langer Zeit der unerschreckne Held
Hat dort und da verbracht, entdecken dieser Welt.
Vom Stamme will ich hier, der aller Welt zum besten
Schon lange Zeit geherrscht in Osten und in Westen,
Ergründen wahren Grund, vorstellen jene Zeit,
Die schon vermodert ist der Gegenwärtigkeit.
Ich will, wofern ich kann, verflossenen Geschichten
Die Fackel tragen vor, und lassen nicht vernichten,
Was Lobdenkwürdig ist: könt was unglaublichs bey,
Denkt, daß ich ein Poet, kein Zeitungsschreiber sey.

Nachdem er nun die Freyheit der Musen im Dichten gerechtfertiget, folgt die Anrufung an den Geist Gottes:

Du

Du großer Himmelsgeist, Einflößer guter Gaben,
Ausleiter reines Sins, von dem muß Ursprung haben,
Was rühmlich heißt und ist, ohn dessen Rath u. That,
Kein unterfangen Werk beglückten Ausgang hat:
Bekräfte mein Gemüth und laß es sich stets richten
Nach deiner Ehr Magnet; streu unter den Gedichten
Vermischte Tugend ein; kein Lasterzunder sey,
Kein Schandlockvogel nicht, kein Aergerniß dabey.

Er fährt noch weiter fort in diesem Gebethe, und nennt darinn nach alter Art das Kaiserthum, die Weltvogtey, ja eine Amtmannschaft. Darauf wendet er sich an Kaiser Leopolden, dem er schon im Anfange in einem lateinischen Gedichte das Werk zugeeignet hatte.

Berühmter Landesprinz, ja selbst dem Allerhöchsten
In ganzer Christenheit mit Majestät am nächsten.
Ihr Hoffnung unsers Reichs, ihr Länderzuversicht,
Europens Vorgebirg, und klares Heldenlicht.
Ihr könnt in diesem Werk als einem Spiegel sehen,
Wie man zu rechtem Lob durch Arbeit müsse gehen,
Laßt diese Tugenden dem Ottobert gemein
Geschrieben nur allhier, in euch lebendig seyn.

Auch hierinn fährt er noch lange fort, wie es denn überhaupt die Art dieses Dichters ist, daß er einen gar zu reichen Ueberfluß von Gedanken und Worten auf einmal ausschüttet. Doch wollen wir noch eine Beschreibung der österreichischen Lande und Regierung in den verflossenen Zeiten, einrücken, die einem Meisterstücke ähnlich sieht:

Als wann ein alter Baum, der lange Zeit verwimmert
Auf tiefer Wurzel ist, die nun schon halb zerdrümert,
Vermodert allgemach, an Aesten Blätterlos,
Nicht mehr ausdauren kann der Aquilonen Stoß:
Bey Hof Unordnung hieng; durch Gelderpressen würden,
Den Ländern aufgelegt unträglich große Bürden,
Unnützlich doch verschwendt: daher zerstoben auch
Sie unerklecklich ganz, als wie ein leichter Rauch,
Vom Wind verwähet weicht. Die, welche sollten heilen
Gedrohten Untergang und seyn des Landes Seulen,
Anstifter wurden selbst muthwilliger Gefahr;
Gemeines Nutzens Zweck, der eigne Vortheil war.
Jemehr hat dieses Reich an Ländern abgenommen,
Je gröser ist die Zahl der Landsverwalter kommen;
Bey denen alles Recht war feil um Gunst und Gab,
Die Richter nahmen zu, die Unterthanen ab,
Pracht, Schwelgen, Fresserey, Nachläßigkeit, Verschwenden,
Der Armen Ehr und Gut ohn alle Scham entwenden,
Itzt waren lächerlich, das Unrecht allgemein:
Allein der Reichthum macht in schnöden Würden seyn.
Gesetz und Ordnungen oft ändern, keinmal halten;
Verbiethen ungereimt, doch jeden lassen walten
Nach Gutbedünken hin; und wurde was gestraft,
Ward Unschuld mehrentheils zum Opfer hingerafft.
Was soll zu Grunde gehn, muß allgemach sich schicken!
Wo Gott die Straf bestimmt, da kann kein Glück mehr glücken:
Wo Sündendunst aufsteigt und nebelt Wolken an,
Vom Himel nichts als Gift und Rach abregnen kan.

Aber

Aber ſo ſchön die Gedanken und Ausbildungen derſelben hier ſind: ſo langweilig fällt doch einem Leſer, der den habſpurgiſchen Ottobert ſuchet, ein ſo weitläuftiger Vortrab: zumal, da es auch hierbey ſein Bewenden noch nicht hat. Dieſes iſt nun unſers Erachtens der letzte Vorläufer der neuen Thereſiade geweſen: woraus denn ſattſam erhellet, daß es den öſterreichiſchen Erblanden und Unterthanen an poetiſchen Geiſtern niemals gefehlt habe; und zwar an ſolchen, die auch große Gedichte unternommen, und nicht unrecht ausgeführet haben. Wer aber von dem Ottobert noch mehr Nachricht verlangt, der muß die obenangezogenen critiſchen Beyträge nachſehen: wo er einen ausführlichen Auszug davon finden wird.

* *

IV.

Allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und Lande, oder Sammlung aller Reiſebeſchreibungen ꝛc. worinnen der wirkliche Zuſtand aller Nationen vorgeſtellet, und das merkwürdigſte, nützlichſte und wahrhaftigſte in Europa, Aſia, Africa und America, ꝛc. enthalten iſt. Mit nöthigen Landkarten, und mancherley Abbildungen der Städte, Küſten, Ausſichten, Thiere, Gewächſe, Kleidungen, u. a. m. verſehen. Durch eine Geſellſchaft gelehrter Männer in Engl. zuſammen getragen, und ins Deutſche überſetzet. 1 Band. Leipzig bey Arkſtee und Merkus 1748. in groß 4.

Was

Was es mit diesem wichtigen Werke in den französischen Ausgaben für eine Bewandniß habe, das haben wir bereits in dem IV. B. unsers Büchersaals bekannt gemacht. Man ist anfangs Willens gewesen, dasselbe nach der französischen Uebersetzung zu verdeutschen; hat aber bald wahrgenommen, daß, wie bey andern solchen Arbeiten unserer witzigen, aber gar flüchtigen und unfleißigen Nachbarn, also auch hier die Mühe sehr übel angewandt seyn würde, wenn man der französischen Dollmetschung folgen wollte. Die Herren Uebersetzer machten bald darauf in einer besonders ausgegebenen Nachricht die Aenderung ihres Entschlusses bekannt. Sie zeigten die Fehler der unfleißigen französischen Ausgabe deutlich an, und meldeten, daß sie deswegen den englischen Grundtext vor die Hand nehmen, und aus den Quellen selbst schöpfen würden. Dieses hat nun dieser deutschen Ausgabe alsbald so viel Vertrauen zuwege gebracht, daß bereits an der vorigen Michaelmesse, die erste Auflage des ersten Bandes gänzlich abgegangen; und die Verleger sich genöthiget gesehen, so gleich eine neue vornehmen zu lassen. Diese ist auch bereits an der Neujahrsmesse 1748 fertig geworden: und ein so merklich glücklicher Erfolg eines an sich trefflichen und schönen Buches, hat uns genöthiget, selbiges nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

In der Vorrede des deutschen Herausgebers, (welches der durch mehrere gelehrte Arbeiten bekannte Herr M. Schwabe allhier ist,) finden wir die kurze Historie dieses Werkes. Als es in seiner

Grund-

Grundſprache ſo wohl aufgenommen ward, daß es in kurzem wieder aufgelegt werden mußte: ſo fiel es dem Kanzler in Frankreich, Herrn Daguesſeau in die Hände, und dieſer trug es dem Almoſenierer des Prinzen Conti, Herrn Prevoſt auf, es ins Franzöſiſche zu bringen. Dieſes geſchah: allein kaum trat ſeine Arbeit ans Licht, als man bemerkte, daß derſelbe nicht ſo wohl einen Ueberſetzer abgeben, als vielmehr das Original recht mishandeln wollen. Er hat nämlich die gewöhnliche Nachläßigkeit ſeiner Landsleute im Ueberſetzen noch weit übertroffen. Er hat nicht nur die Abtheilungen ſeiner Urſchrift geändert, die Bücher zerriſſen, Capitel zuſammen geſchmolzen, die Abſchnitte herausgeworfen, und andre eingeſchaltet; ſondern ſich noch andre unerlaubte Freyheiten genommen. Verſchiedene Stellen hat er umgepflanzet, manches beſchnitten, und etwas anders dafür eingepfropft; manche Umſtände der Begebenheiten, und ausführlichere Erzählungen davon gegeben, ohne zu melden, woher er ſie genommen; andre aber aus dem Texte geſtoßen, ohne die Urſachen anzudeuten. Manchmal ſagt er gerade das Gegentheil von dem, was der Urheber geſagt hat; vieles hat er nicht recht ausgedruckt, das Schwere überhüpfet, und die beſondern Namen der Früchte, Waaren und Schiffe mit allgemeinen Benennungen bezeichnet: endlich geht er ſo gar frey damit um, wie einer, der das was er geleſen, und halb wieder vergeſſen hat, einem andern erzählen will. Dadurch ſind [illegible] Zeiten, Oerter und Völker mit einander vermiſchet, die Zahlen der Schiffe, Perſonen

* *

Als

Hr. Johann Chriſtoph Gottſched

Seine geliebteſte Kulinus

nach Leipzig brachte,

bey einer Abendmuſik aufgeführet.

J. f. N.

M. Joh. Joach. Schwabe.

Cantate.

Aria.

Willkommen in dem neuen Stande,
Belobter Lehrer, theurer Mann!
Willkommen in dem ſüßen Bande,
Das nichts ſo leicht zerreiſſen kann!
Willkommen du, und deine Schöne!
Es nimmt ſie unſre Philurene
Mit heitern Augen willigſt an. V. A.

So klingt der Gruß ergebner Pflicht,
Da wir bey unſern Linden
Dich nun verehlicht wieder finden.
Verſchmäht den ſchlechten Ausdruck nicht,
Ihr neuvermählten Beyde!
Womit die Regung unſrer Freude
Ohn allen Aufruh ſpricht.
Wir wiſſen wohl, was uns gebricht,
Und daß wir nicht ſo lieblichreizend ſingen,
Als eure Lieder klingen.

Aria.

und Geldſummen zehn oder hundertmal vergrößert, oder vermindert: kurz, alle Schnitzer und Verwägenheiten, die nur von allen ſchlimmen Ueberſetzern unter der Sonnen jemals mögen begangen ſeyn, ſind hier auf einmal begangen worden.

Dem ungeachtet hat ſeine Arbeit Beyfall gefunden. Zwo Ausgaben in Quart giengen reißend ab, und man veranſtaltete auch eine in groß Duodez. Die ſchöne Schreibart des Herrn Prevoſt blendete alle Leſer, und machte ſeiner Arbeit weſentliche Fehler unſichtbar. Die Holländer wollten ſie alſo auch nachdrucken; und ungeachtet ſie die Mängel derſelben gemerket hatten, ſo war es doch zu langweilig eine neue Ueberſetzung zu machen. Man wollte nur hin und wieder die ausgelaſſenen Stellen, in ein paar Klammern einſchalten; und des Herrn Prevoſt Einſchiebſel, Betrachtungen und Anmerkungen, auf eben die Art kenntlich machen. Ja man wollte noch andre Abweichungen in Noten bemerken: und kurz zu ſagen, eine förmliche Critik der Pariſer Ausgabe machen. Gleichwohl blieb vieles noch unangemerkt, u. unverbeſſert zurück, u. ihre Ausgabe ſah mehr einem verunſtalteten als einem verbeſſerten Werke ähnlich; nach der man gleichwohl anderwärts auch deutſche Ueberſetzungen hat veranſtalten wollen.

Daher entſtand nun die Begierde unzähliger Leute, eine dem engliſchen Originale ganz gemäße Dollmetſchung zu ſehen; da daſſelbe theils nicht von jedermann verſtanden wird, theils überaus theuer zu bezahlen war. Man erwählte dazu hier in Leipzig, einige Gelehrte, die hier nicht genennet ſind;

denen

denen wir aber gar wohl das Zeugniß geben können, daß ſie ſo wohl das Engliſche verſtehen, als des Deutſchen mächtig ſind: weil wir ſo wohl ihre Namen, als Geſchicklichkeit zur Gnüge kennen.

Sie haben ſich aller der oberwähnten Fehler des franzöſiſchen Ueberſetzers nach Möglichkeit enthalten, nichts geändert, wiſſentlich ausgelaſſen, oder hinzugeſetzt. Dünket manchem Leſer ein oder das andre Stück dieſer Reiſebeſchreibungen etwas trocken, und überflüßig zu ſeyn: ſo muß er bedenken, daß ein ſolch Werk für vielerley Arten der Leſer geſchrieben iſt, und daß viele Dinge zu beſſerm Verſtande der heutiges Tages ſo hoch geſtiegenen Schiffahrt dienen, die damals erſt in ihrer Kindheit, oder Jugend war. Die Zuſätze des Herrn Prevoſt, hat man weggelaſſen, obgleich der holländiſche Herausgeber geglaubet, ſie könnten wohl aus guten Quellen hergefloſſen ſeyn. Allein, da dieſelben von ihm nirgends angezeiget worden: ſo hat man es für unnöthig gehalten, mit ſolchen verdächtigen Dingen das Buch ohne Noth zu vergrößern; zumal da viele nur romanhafte Erzählungen, oder Betrachtungen waren, die jeder Leſer ſelbſt anſtellen kann.

Nur in den Kupfern iſt man der Pariſer Ausgabe gefolget: weil ſie bloß hierinn die engliſche Urſchrift übertraf. Es ſind hier mehr und beſſere Charten, und lebhaftere Vorſtellungen vieler Dinge anzutreffen; und da man ſie von geſchickten holländiſchen Meiſtern nachſtechen und auf ſauberes Papier abdrucken laſſen; ſo wird ſonder Zweifel unſre deutſche Ausgabe die beſte von allen ſeyn. Denn

die französischen übertrifft sie durch die Richtigkeit des Textes; das englische Original aber durch die Kupfer.

Der englische Vorredner erzählt diejenigen, die in Sammlung der Reisebeschreibungen seine Vorgänger gewesen sind: darinn er denn seiner Nation den Vorzug beylegt. Grynäus und de Bry haben im lateinischen, Ramusio im wälschen, und Thevenot im französischen dergleichen geliefert; Hakluyt aber, Purchas, Harris und Churchill, haben im Englischen jeder insbesondere zwey, drey bis vier Foliobände solcher Reisen, ans Licht gestellet. Er beurtheilet den letzten ziemlich gut, und tadelt sonderlich, daß manchmal die ausländischen Schriftsteller sehr schlecht übersetzet worden: verwirft auch die Meynung derer, die sie fälschlich dem berühmten Locke zueignen. Allein da immer neue Entdeckungen geschehen: so müssen auch die alten Reisen immer ergänzet, und verbessert werden. Dieß ist die Ursache seiner Sammlung. Man hat aus allen obigen, und aus denen neuern Reisebeschreibungen, die seit 1705, da Harris die seine herausgegeben, gedruckt worden, ein einziges Werk gemacht; darinn vieles, was jene ausgelassen, ergänzet, und viel besonders hinzugesetzet worden. Er berufet sich auf den Inhalt dieses ersten Bandes, welcher die Wahrheit seines Vorgebens sattsam beweisen würde.

Wir müßten die ganze Vorrede abschreiben, wenn wir alle die Quellen anführen wollten, woraus die Herausgeber ihre Sachen geschöpfet; und mit was

für

für Behutsamkeit sie bey verschiedenen Nachrichten, die von einander abgiengen, die Wahl getroffen haben. Hier findet man also alles beysammen und in einem Zusammenhange, was man sonst in verschiedenen Reisebeschreibungen zerstreut antreffen würde. Doch stehen die ersten und ältesten Nachrichten immer voran, und die Erzählungen und Zusätze der neuern folgen. Ihre Noten sind historisch und critisch; und sie suchen dadurch Irthümer zu verbessern, Streitigkeiten zu entscheiden, Dunkelheiten aufzuklären, und Mängel zu ersetzen. Doch zweifeln sie, ob es ihnen allemal gelungen.

Die gröste Schwierigkeit haben ihnen die ausländischen Namen gemacht, die bey verschiedenen Schriftstellern immer anders gefunden werden: theils weil sie nicht genau auf die Aussprache des Volkes Acht gegeben; theils weil sie selbige halb vergessen; theils weil sie als Reisende von verschiedenen Nationen, sie nach ihrer Mundart, mit andern Buchstaben geschrieben haben; worinn denn sonderlich die Engländer von allen andern Europäern abweichen. Sie haben sich indessen so viel möglich nach demjenigen gerichtet, was der Aussprache der Ausländer, wo die Wörter zu Hause sind, am gemäßesten ist, und das abweichende in die Noten gebracht; übrigens aber, sich nach der englischen Schreibart mehr, als nach der übrigen Europäer ihrer gerichtet. Endlich zeigen sie noch die Originale ihrer Landkarten und Zeichnungen an; da denn Olearius, Thevenot, Wheler, Cook, Roger, Frazier, Jo-

brand Jdes, Lucas, Sicard, Pocock, u. a. geneunet werden.

Uebrigens wird das Werk mehrerer Deutlichkeit halber in Bücher, Capitel und Abschnitte getheilet seyn; es wird Columnentittel, Randschriften und Inhalte jedes Capitels haben, damit man es desto leichter übersehen könne. Ein Register zu jedem Bande zu setzen, hat man nicht so dienlich befunden, als ein allgemeines am Ende des ganzen Werkes. Hauptsächlich hat man bey dieser Unternehmung die Verbesserung der Erdbeschreibung der Schifffahrt, und natürlichen Historie vor Augen gehabt. Sollte endlich der Leser nicht bey allen Bänden gleichviel Belustigung antreffen; so bittet man ihn solches der Begierde des Sammlers zuzuschreiben, sonderlich die ersten Reisen und Entdeckungen, vornehmlich aber der Engländer ihre aufzubehalten, die insonderheit zur Belehrung künftiger Seefahrer geschrieben worden.

Wir kommen auf das Werk selbst, welchem eine Einleitung von dem Ursprunge und Fortgange der Schiffahrt und Handlung in verschiedenen Theilen der Welt, vorgesetzet ist. Wir wollen von dieser einen Vorschmack geben, und sodann die Stücke erzählen, aus welchen dieser erste Band zusammengesetzet ist.

Der Verfasser will bey seiner Abhandlung von der Schiffahrt nicht bis zur Sündfluth zurück gehen. Man hat von den ältesten Zeiten, auch von den grossen Zügen der Völker zu wenig Nachrichten, als daß man was zuverläßiges davon sagen kan. Diejeni-

jenigen Gelehrten, welche sich um die alte griechische u. römische Art Schiffe zu bauen bekümert, sind unter einander, über die Zahl der Ruderbänke auf denselben, in unauflösliche Schwierigkeiten gerathen: und ihre Meynungen sind so getheilet darüber, daß sie sich wohl niemals vergleichen werden. *

Kähne und Flöße sind wohl die ältesten Fahrzeuge auf Flüssen gewesen. Man fuhr darauf hinüber, und trieb die Fischerey damit. Ehe auch ein Volk zu Lande groß und mächtig geworden, konnte es schwerlich auf weite Seereisen, und die Erbauung großer Schiffe kommen. Es mögen also wohl die chinesischen, persischen und babylonischen Reiche schon eine gute Zeit gestanden haben, ehe man den Schiffbau so weit getrieben, daß man sich auf die weite See damit wagen können. Semiramis, soll nach der griechischen Scribenten Nachricht, eine Flotte von 1500 Seegeln gehabt haben: allein wer wird das glauben? Das siegende Griechenland hatte unter Alexandern alle Denkmäler der Perser und Babylonier vernichtet: und sah sich also genöthiget, den Abgang histor. Nachrichten mit Fabeln zu ersetzen.

Die Flotte Salomons zu Ezion-Gaber, am rothen Meere fuhr nach Ophir. Ob dieses in

* Wir kennen unter andern einen solchen Gelehrten, der sich einbildet beweisen und ausrechnen zu können, die Alten hätten Kriegsschiffe gebauet darauf 8000 Mann Raum gehabt hätten. Wer nun weis, daß die heutigen größten selten über 800 bis 900 Mann beherbergen, der überlege nur selbst, was jene für ungeheure Gebäude gewesen seyn müßten.

Ostindien, oder in Arabien, oder an den africanischen Küsten gelegen, ist ungewiß. Gleichwohl sind damals die indianischen Reisen öfter und leichter geschehen, als nachmals, bis auf die Erfindung des Compasses. Indien ist auch jederzeit reicher, und von gesittetern Leuten bevölkert gewesen, als Africa. Die Tyrer leisteten dem Salomon Beystand, und diese waren, wie bekannt ist, als Phönicier, die ersten, die sich in diesen westlichen Gegenden zur See hervorthaten. Sie giengen zuerst durch die Straße bey Gibraltar, in die brittannischen Inseln, und auf die südlichern Küsten von Africa, und machten Pflanzstädte daselbst. Die Aegypter haben gleichfalls um Africa her, vom rothen Meere aus, Entdeckungen gemacht, und sollen es dermaßen umsegelt haben, daß sie durch das Mittelmeer wieder nach Hause gekommen. Denn sie erzählen einen Umstand, der dem Herodot ganz unglaublich vorkömmt: daß sie nämlich jenseit Africa, die Sonne eine lange Zeit nordlich gehabt; welches aber unsre Ostindienfahrer gleichfalls erfahren.

Die Griechen hatten zur Zeit der Belagerung von Troja schon viel Schiffe, sie mußten auch zur Zeit der Perser ihre Seemacht sehr vermehren. Allein ihre Handlung erstreckte sich vor Alexandern nicht sehr weit, und ihre Schiffe waren sehr klein. Nach Ueberwindung der Perser aber, übertrafen sie die andern Völker, sowohl an der Größe ihrer Schiffe, als der Flotten, in dem indischen und mittelländischen Meere. Die Ptolomäer in Aegypten hatten einen leichtern Weg nach Indien aus dem

rothen

rothen Meere angelegt; und den Hafen Berenice gebauet, dahin arabiſche, perſiſche, indianiſche und äthiopiſche Waaren gebracht wurden. Von hier kamen ſie drey Tagereiſen weit nach Coptos, und den Nil herunter nach Alexandrien; ſodann ferner ins mittelländiſche Meer, und nach ganz Europa.

Unterdeſſen daß dieſe den Orient beſchifften, wurden die Karthaginenſer im Occidente mächtig zur See. Sie legten bis in den Norden, dahin ſie durch die Straße bey Gibraltar drungen, viele Colonien an; und umſchifften unter dem Hanno ſogar ganz Africa. Wegen ihrer Plünderungen der römiſchen Kauffartheyſchiffe, ſahen ſich dieſe genöthiget, auch auf eine Seemacht zu denken. Sie ſchlugen und vernichteten endlich die Karthaginenſer, und traten völlig an ihre Stelle in dem Seeweſen. So lange dieſes Reich beyſammen blieb, daurte auch ſeine Handlung und Schiffahrt unverrückt. Sie nahm aber ab, als ſich das Reich theilete. Bey der Ueberſchwemmung des occidentaliſchen Reiches von den Gothen, Vandalen und Longobarden, fiel der Handel gar. Da auch in kurzem die Araber, unter dem falſchen Namen der Saracenen, einen großen Theil des Orients, und ſonderlich Aegypten an ſich riſſen: ſo gieng der Handel in ganz Europa zu Grunde.

Eben dieſe Araber, die vorhin Reichthum und Wiſſenſchaft verachtet hatten, verliebten ſich in beydes, als ſie es kennen lernten. Sie öffneten nicht nur die vorhin verſperrten levantiſchen Häfen, ſondern fiengen eine Fahrt an, von Arabien und Perſien nach In-

dien und China zu errichten. Sie breiteten daselbst ihre Macht sehr aus, obgleich ihre Schiffe, nur aus Brettern bestunden, die man mit Stricken aus Cocosbaste zusammen gebunden hatte. Weil also keines Pfennigs werth Eisen daran war, so konnten sie keinen Sturm aushalten, oder auf offner See segeln. Diese Handlung daurete auch unter der Theilung des arabischen Reiches. Ja was am meisten zu bewundern war, als die Portugiesen nach dem Oriente kamen; so fanden sie nicht nur einen starken Handel auf allen Küsten und Inseln, sondern auch den Gebrauch des Compasses und der Seekarten schon eingeführet.

Man darf aber darum nicht schließen, daß die Araber den Compaß erfunden: sondern diese Ehre gebührt den Europäern, denen jene diese Erfindung abgelernet, ehe die Portugiesen den Weg nach Indien ausfindig gemacht: wie Renaudot deutlich erwiesen hat, auch hier ausführlich gezeiget wird. Selbst den Chinesern macht man diese Ehre hier streitig, ungeachtet einige vorgeben, sie hätten den Compaß schon 3000 Jahre vor Christi Geburt, zu Zeiten Kaisers Whang-ti erfunden. Du Halde beweist, daß dieses ein Hirngespinst sey. Wäre er ihnen einmal bekannt gewesen, so hätten sie ihn unmöglich wieder verlieren können. Sie müssen ihn also durch die Araber von den Europäern erlernet haben.

Im Occidente handelten gleichwohl die Engländer, auch in den mittlern Zeiten, bis ins mittelländische und baltische Meer: in welchem letztern die

Hansee-

Hanseestädte fast alle Handlung an sich gezogen hatten. Carl der Große hat die Handlung im Mittelmeere herstellen wollen: allein die Unruhen, die auf seinen Tod gefolget, haben alles wieder gestöret. Die Normänner wagten bald darauf zur See Einfälle in Frankreich, setzten sich in der Normandie fest, plünderten die spanischen Küsten, und giengen bis ins mittelländische Meer, wo sie ganz Sicilien und ein Stück von Neapolis eroberten. Was die sogenannten heiligen Kriege, oder thörichten Kreuzzüge ins gelobte Land, nebst den folgenden Ueberschwemmungen der Moguln und Tartern unter dem Jengizkhan, und die Kriege unter Saladins Nachfolgern in Aegypten und Syrien dem Handel und der Schiffahrt geschadet, das kann ein jeder sich leicht vorstellen.

Die Genueser und Venetianer waren in diesen Zeiten die einzigen Europäer, die auf den Handel dachten *. Schon im XIIIten Jahrhunderte streiften sie im Archipelago herum, bemächtigten sich einiger Inseln, und legten viel Handlungsplätze an den Küsten des schwarzen Meeres an; darunter der vornehmste Theodosia, in der taurischen Halbinsel war. Sie nannten sie Kaffa, und trieben in Mingrelien Trapezunt u. a. Orten starke Handlung. Ja selbst Pera, eine Vorstadt von Constantinopel ge-

* Unsers Ermessens hätte der Herr Verfasser hier die deutschen Hanseestädte aus Hollstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen nicht vergessen sollen. Denn hier gehören sie eigentlich her.

Aria.

Locken ſich zwo Nachtigallen:
Dann wird nichts ſo ſchön erſchallen;
Alles ſchweigt, und hört nur zu.
Wenn ſie ihre Töne kräuſeln:
So wird auch kein Lüftchen ſäuſeln;
Wind und Vögel ſind in Ruh. V. A.

Dieß mag ein Bild von euren Liedern ſeyn.
Doch nicht davon allein;
Weil es zugleich den Abriß giebet,
Wie ihr einander liebet.
Ihr locket euch, durch Kuß um Kuß,
Zum Liebes-Wettſtreit gleichſam an.
Die Misgunſt ſiehet voll Verdruß,
Daß keiner hier, in dieſem Tugendkampfe,
Den andern überwinden kann.

Aria.

Ihr Götter holder Liebe!
Beglückt die ſtarken Triebe,
Die Gottſched zu der Kulmus trägt,
Die Kulmus gegen Gottſched hegt!
Erhaltet dieſe Flammen
In voller Glut beyſammen!
Vermehret ihre Kraft
Zur ſchönſten Leidenſchaft! V. A.

Ein ſolches Paar iſt erſt einander werth;
Ein ſolches Paar erfährt
Den Himmel auf der Erden.
O könnt es doch durch uns verewigt werden!

Doch

gehörte ihnen zu. Die Venetianer eiferten ihnen nach, und behaupteten endlich die Herrschaft der innern Meere. Sie handelten bis nach Dona, einer Stadt am Ausflusse des Dons oder Tanais, im möotischen See, wohin alle Schätze Indiens kamen, und über das caspische Meer bis Astrakan geführet wurden. Von da giengen sie auf die zween großen Handelsstädte in Rußland, deren erste Ladoga, die andre Tzordin hieß, am Flusse Kama; von dannen sie längst den norwegischen Ufern verschiffet wurden. Andre Waaren wurden von Astrakan durch Caravanen den Venetianern nach Zana geliefert, die jährlich sechzehn Schiffe dahin schickten, und ganz Europa damit versorgten.

Dieses daurete, bis Tamerlan, die Stadt Astrakan zerstörete: da dann die syrischen Häfen empor kamen. Denn ehe die Portugiesen den Weg nach Ostindien um Africa herum gefunden hatten, war im Oriente die Niederlage aller Spezereyen und Kostbarkeiten zu Malacka; von da wurden sie von den Fremden aus dem Occidente bis ans rothe Meer abgeholet. Von da vertheilten sie sich nach Persien, Arabien und Aegypten, und von Cairo, kamen sie den Nil herunter nach Alexandria, und um das ganze Mittelmeer herum. Venedig ward dabey unmäßig reich, und hieß mit recht, das Alexandria mittlerer Zeiten: so wie es Amsterdam in itzigen Zeiten ist. Das daurete aber nicht länger, als bis die Portugiesen den Weg nach Ostindien um Africa fanden. Da fiel nun ihr Stolz ziemlich, der nach eines Franzosen Anmerkung so groß war, daß

es

es sich durch eigene Macht, dem Reiche, Pabste, Kaiser, den Königen von Frankreich und Arragonien, und allen italienischen Staaten zugleich widersetzte, und sich glücklich vertheidigte, als alle diese Staaten dieser Republik, wegen ihrer Verachtung gegen alle andre Nationen, den Untergang geschworen hatten.

Den Genuesern gieng es nicht besser, als die Türken sich des griechischen Kaiserthums bemächtigten: ja alle indianische Häfen verlohren ihren alten Gewinn, als der Handel so zu reden im Oriente einen andern Weg nahm. Kurz zuvor nämlich hatte man in Europa den Compaß erfunden: ungeachtet die Geschichtschreiber weder das Jahr, noch den Ort der Erfindung nennen, ja den Erfinder selbst nicht recht nennen können. Die meisten glauben dennoch, daß er zu Amalfi in der Terra di Lavoro, um das 1300 Jahr erfunden worden, und daß der Erfinder Flavio, oder Giovanne Gioia, oder Gira geheißen. Der Verfasser redet weitläuftiger davon, und setzet fest, daß der Compaß schon vor 1415, da die Portugiesen ihre Entdeckungen anhuben, im Gebrauche gewesen. Columbus aber ist der erste gewesen, der sich damit gewaget, völlig das Land zu verlassen.

Prinz Heinrich, der 5te Sohn Königs Johañs des I. von Portugall hat zuerst den Anschlag gefaßt, den Handel mit Asien um Africa anzufangen: König Emanuel aber hat dieses 1497 zu Stande gebracht; nachdem Columbus 1494 gewiesen hatte, daß noch sehr viele Inseln und länder zu erfinden wären.

Hein-

Heinrich der VII. in England hätte nun gern einen Weg durch Nordwest nach Ostindien versuchet; nachdem er vorhin den Vorschlag des Columbus verworfen hatte. Allein es war zu spät. Die Spanier hatten den besten Vortheil in Händen: und ein misvergnügter Portugiese entdeckte Kaiser Karln dem V. den Anschlag, durch Südwest um America nach Ostindien zu fahren. Der Anschlag ward 1519 vollzogen, und die Meerenge heißt diese Stunde von ihrem Erfinder das Fretum Magellanicum; wie er denn der erste war, der die ganze Welt umsegelt hat, und von Osten her zurück gekommen, da er gegen Westen ausgefahren war.

So viel mag zu einem Vorschmacke dieses wichtigen und wohlgeschriebenen Werkes dienen. Dieser erste Band enthält. I. Die ersten Reisen der Portugiesen nach Ostindien. II. Die ersten Reisen der Engländer nach Guinea und Ostindien. III. Die ersten Reisen der Engländer nach Ostindien, die eine Gesellschaft von Kaufleuten unternommen. Uebrigens sind hier 35 Stück Kupferplatten zu finden, die sehr sauber gestochen sind.

* *

V.

Fortsetzung der Anmerkungen über des seligen Pastor Heyns Lehre vom Seelenschlafe.

p. 398.

Wegen des doppelten Gerichts, muß ich Ihnen einen Versuch eröffnen; sie verwerfen oder billigen ihn. Ein jeder Mensch hat zweyerley Gerichte zu gewarten. Eines gleich nach seinem Tode, wo ihm sein eigen Gewissen, wegen deutlicher Einsicht in das, was vollkommenes oder unvollkommenes an ihm ist, den Bescheid sprechen wird: das andere, das allgemeine Gericht am jüngsten Tage. Das erste wird der glückselige oder unglückselige Ort bekräftigen; das andere zur Vollkomenheit der Gerechten, und zur Beschämung der Gottlosen (welche letztern in ihrem unglückseligen Zustande, vielleicht die Gerechtigkeit Gottes noch beschuldigen) gehalten werden. Es wird dieses unten nochmals vorkommen.

p. 399. Ueber die beyden ersten Sätze, wegen des Zustandes der abgeschiedenen Seelen, werde ich mich nicht heraus lassen, weil in keines Menschen Herz die Offenbarung der Herrlichkeit der Auserwählten, gegeben worden. Es ist auch vernünftiger darnach zu streben, als darnach zu forschen. Ihrem dritten Satze aber beyzupflichten, kann ich mich noch nicht entschließen.

1) Weil die Natur der Seele außer ihrem Körper, einen solchen Zustand (nach meinem Begriffe) nicht leidet;

2) weil ich nicht absehen kann, warum Gott diesen Interimszustand verhängen sollte, und

3) weil die heilige Schrift mehr dawider, als dafür zu seyn scheinet. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein

kein Gottesgelehrter bin, und ich ſollte Bedenken tragen, Ihnen bis in die Beweiſe aus der Offenbarung zu folgen. Nachdem Sie aber die Vernunft zu einer Erklärerinn der Schrift machen; ſo will ich ſehen, wie weit ich kommen werde. Ich bitte aber allemal zu glauben, daß ich einer beſſeren Erklärung nachgeben werde.

p. 405. Pſ. 6, v. 6. Im Tode gedenket man ꝛc. David war in Furchten, wegen ſeines böſen Gewiſſens, den Weg aller Welt anzutreten: er befürchtete die Verdammniß, wo man Gottes ſo nicht gedenkt, wie ſich David wünſchte. Man vergleiche den 5ten Vers.

Pſ. 88, 13. Wenn dieſer Spruch von dem natürlichen Tode handelte: ſo würde auch v. 11 folgen, daß keine Auferſtehung ſey: ſo müßten v. 6 die Todten von dem Angedenken Gottes entfernt, von ſeiner Hand abgeſondert ſeyn. Sollte nun nicht von dem elenden, und dem Tode ähnlichen Zuſtande des Davids die Rede ſeyn? Denn David war ja noch nicht natürlich geſtorben, ob ers gleich v. 6 ſagt. Das Gedenken Davids, iſt wohl, wie oben, von dem Lobe Gottes, und das Gedenken Gottes, von ſeiner Gnade zu verſtehen.

Pſ. 115, v. 17. Redet David von der Gottloſen ewigem Tode, wie Offenb. Joh. 21, 8. welches iſt der andere Tod.

Pred. Salom. 9, 5. Die Todten wiſſen nichts, nämlich von dem was auf der Welt vorgeht, wie aus dem Zuſammenhange v. 6 erhellet. Man vergleiche Eſ. 64, 16. Abraham weis von uns nichts ꝛc. Eſ. 38,

Es. 38, 18. Hiskias redet von dem Tode, insofern er mit dem geistlichen verknüpft ist. Wollte man es von dem Tode überhaupt erklären, so würde die ganze Auferstehung zweifelhaft werden. Er sagt, die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Wahrheit. Würde man dieses wohl von den selig Entschlafenen sagen können? Hiskias war in dem Stande der Kleinmüthigkeit v. 17.

2 Tim. 1, 2. Wo ist die Beylage, (man verstehe was man will,) besser, als in den seligen Wohnungen bewahrt?

p. 408. Wir wollen nun sehen, ob die von Eur. Hochw. selbst in die Hand gegebenen Waffen, so unbrauchbar sind?

Pred. Sal. 12, 7. Da das Staub werden und zu Gott kommen, in einerley Zeit gesetzt wird, beydes freylich im Futuro, wenn nämlich der Mensch stirbt: so weis ich nicht, ob man der Seele einen längern Aufzug, als dem Leibe, beylegen soll? Sollte denn auch zu Gott kommen, nicht mehr bedeuten, als im Schlafe liegen? Auf solche Weise sind wir schon bey Gott, und dürfen nicht erst hin kommen.

Offenb. Joh. 14, 13. Ob diese Seligkeit nicht mehr ausdrücke, als eine zeitliche Ruhe, muß ich denen überlassen, die den Grundtext verstehen.

Apocal. 6, 10. Ich will diesen Ort nicht vertheidigen; ich habe aber c. 7, 13. 14. einen Spruch gefunden, den sie erklären werden. Phil. 1, 23. Wofern auch bey Christo seyn, eben das bedeuten würde, was gleichnißweise im Hohenliede von der Braut gesagt wird: so wird doch wohl die Braut erst

wachend zu ihrem Bräutigam gekommen seyn, ehe sie in seinen Armen eingeschlafen. Sie war auch im Schlafe im Stande deutlicher Gedanken. Hohel. Sal. 5, 2. Ich schlafe, aber mein Herz wachet.

Luc. 23, 43. Die unterschiedlichen Bedeutungen des Worts heute, muß ich zwar zugeben: aber wo es auch gebraucht wird, schließt es doch die gegenwärtige Zeit nicht aus. Warum sollte denn der Heiland hier einen außerordentlichen Verstand z. E. nach Verlauf etlicher 100 Jahre, ausdrücken wollen?

Die Leichenpredigt für den Schächer, mag der römischen Kirche angenehm seyn, weil sie einen Heiligen aus ihm gemacht. Wo mir recht ist, so wissen sie seinen Namen: er heißt Dismas.

Daß Moses von Mund auf in Himmel gefahren, kann ich mich nicht erinnern gelesen zu haben.

Ich habe die Ehre Eur. Hochwürd. noch einen Spruch aus 1 Petr. 3, 19. 20. zur Erklärung zu geben. Es steht daselbst, daß Christus hingegangen, und habe geprediget denen Geistern im Gefängniß, die etwa nicht glaubten zur Zeit Noah. Sind diese Gefängnisse ein Schlaf gewesen, wie sind sie denn alle zusammen gekommen? Es scheint mir auch c. 4, 6. nach dem Wortverstande, mit obigem übereinzustimmen. Sollten hier die geistlichen Todten etwa zu verstehen seyn? Ich glaube nicht; weil nicht zu vermuthen ist, daß der heilige Geist mit einerley Wort, womit er erst im 5 v. den natürlichen Tod angezeiget, zweyerley Sachen andeuten wollen.

Werden Eur. Hochw. nicht ungeduldig, daß ich erst zu dem dritten Schreiben komme. Die Begierde meiner Zweifel aus dem Grunde los zu werden, läßt mich nicht geschwindere Schritte machen.

p. 53. Als ich einem guten Freunde, welcher wegen gewisser Ursachen die Stube hüten mußte, seine Ruhe, durch Vorlesung ihres Einganges zum Seelenschlafe, angenehm machen wollte, und auf den Punkt kam; daß unterschiedliche Männer durch Ueberzeugung des Seelenschlafs, viel freudiger ihrer letzten Stunde entgegen eileten, sagte er mit einer ungeduldigen Mine: diese Herren müssen groſse Liebhaber des Schlafs seyn! Ich für meine Person, halte denjenigen Augenblick für verlohren, wo ich müßig zu seyn gezwungen werde. Das thut aber zur Sache nichts.

p. 61. Ich werde mit Ihnen nicht zanken: ob dieser angenommene Schlaf, den Schlafenden kurz oder lang vorkommen werde? Aber daß Sie, um Ihren Satz behaupten zu können, etliche tausend Jahre aus dem Zusammenhange der Dinge heraus nehmen wollen, scheint mir so gewaltsam, als Ihr angehängtes Anathema grausam, zu seyn. Halten Sie mir einen kleinen Scherz zu gut.

p. 65. Daß nicht empfinden, tröstlicher, als der Genuß eines wahren Gutes sey, mag derjenige entscheiden, welcher, anstatt mit seiner angenehmen Braut zu Bette zu gehen, eine Dosis Opium einnehmen muß. Sagen Sie: es ist das gröſste Labsal von der Welt, nach vieler Arbeit ausruhen: so

frage ich: ist der Stand der Glückseligkeit, nicht auch ein Stand der Ruhe?

p. 72. Vorstellungen, so in der Einbildung gegründet sind, beweisen freylich nichts; indessen glaube ich, daß der, so sich den Leib als einen Kerker einbildet, so viel Grund hat, als der, welchem er nach dem Tode als ein Ruhebette vorkömmt.

p. 75. Sie geben Erfahrungen von dem Zustande der Seelen, so lange sie ihren Körper bewohnt, richtig an. Dürfte ich mich auch wagen, Ihnen, zu dem, was bereits oben angeführt ist, annoch dieses beyzufügen? Wenn der Mensch sich in einer weitläuftigen Reihe Vernunftschlüsse befindet: so sagt man: er abstrahire, oder er sey distrahirt, wenn er sonst auf was denkt, was mit dem gegenwärtigen Stande seines Körpers keine Verbindung zu haben scheint. Ich habe dergleichen Leute gesehen, welche sich keiner Empfindung der Seele, bey den Empfindungen der äußerlichen Sinne bewußt waren. Sie hörten, sie sahen nicht; ihr Mund antwortete ganz was anders, als was zum Zwecke der Fragenden diente. Sie schienen aus ihrem Körper verreist zu seyn, da dieser allerhand Bewegungen machte, welche mit der Seele nicht übereinstimmten. Ihr Körper war gesund, und ihre Seele beschäfftigte sich mit den Vollkommenheiten. Sie sehen, daß die Seele denken und deutlich denken könne, ohne Zuthuung des Leibes. Sie sagen: die Seele sey ihrer Natur nach aufgelegt, entweder zu denken, oder nicht zu denken. Wäre es möglich, gar nicht zu denken: so würden wir doch einen Unterschied

unter

unter leiden und thun, zu machen haben. Das Leiden eines Dinges kömmt nicht von innen, ſondern von außen; das Thun aber beſteht aus der innern Beſchaffenheit eines Dinges. Wozu wollen Sie nun die Natur eines Dinges rechnen? Iſt die Natur diejenige Kraft, welche ein Ding wirkend macht; iſt die Kraft eine ſtete Bemühung etwas zu thun: ſo kann das Nichtthun, nicht aus der Natur, ſondern es muß aus etwas anderm entſtehen. Wir richten unſere Gedanken nun auf die Seele. Ihrer Natur nach hat ſie eine Kraft, ſich die Welt vorzuſtellen. Dieſe Kraft muß fortdauren, ſo lange ſie in der Welt iſt. Wird aber dieſe Kraft gehemmt: ſo geſchieht es durch eine Einſchränkung von außen. Sie ſehen leicht, daß alles Nichtdenken der Seele, von dem Verhältniſſe gegen ihren zugeſellten Körper herrühren, folglich ein Leiden ſeyn müßte. Wollen Sie dem ungeachtet ſagen: die Seele ſey ihrer Natur nach aufgelegt zu leiden; ſo wäre es eben ſo, als wenn ihnen Nebukadnezar ſagen wollte: er ſey ſeiner Natur nach aufgelegt geweſen, eine Zeit lang ein Vieh zu ſeyn. Da Gott die Seelen nach der Beſchaffenheit des Körpers einrichtet: ſo läßt ſich leicht begreifen, wie bey den unterſchiedlichen Zuſtänden des Leibes, die Kräfte der Seelen eingeſchränkt werden; oder, wie Sie wollen, leiden, nicht aber wie ſie gar aufhören.

p. 76. Ewr. Hochw. ſagen: alle Erfahrungen von der Seele, reichen nur ſo weit, als ſie mit dem Leibe vereiniget iſt, und weiter gehen ſie nicht.

Doch brauchſt du es, berühmter Lehrer, wohl?
Dein kluger Geiſt und dein gelehrtes Wiſſen
Hat dich ſchon längſt dem Untergang entriſſen;
Und deine theure Kulmus ſoll
Und wird durch ſich und ihr Verdienſt ſchon leben.
Was können wir von ihr der Nachwelt übergeben?
Des Geiſtes Einſicht, Witz und Kraft?
Der neuern Sprachen Wiſſenſchaft?
Die Kenntniß von gelehrten Sachen?
Den hurtigen Verſtand?
Das alles iſt bereits bekannt;
Wie glücklich werdet ihr einander machen!
Ein recht verliebtes Paar
Weis ohnedem nichts von Gefahr.

Aria.

Das rollende Praſſeln zerſchmetternder Wetter
Erſchreckt zwar die Dächer; doch Liebende nicht:
Das rauſchende Sauſen der brauſenden Winde
Beſtürmt zwar die Eichen; doch Liebende nicht:
Das bebende Wanken erſchütterter Gründe,
Zerſchmeißt zwar die Felſen; doch Liebende nicht:
Es ſchützt ſie die Myrthe, durch kräftige Blätter,
Mit welchen die Liebe die Häupter umflicht. V. A.

Was wird euch alſo ſtören?
Der frühe Schall von muntern Chören,
Womit nach kaum entwichner Nacht
Das Federvolk die Felder tönend macht?
O nein! dieß darf euch niemals wecken.
Geht itzo nur verliebt zur Ruh!
Geht nur! der Himmel mag euch decken.
Geht! unſer Wunſch ſingt dieß dazu.

Aria.

Ich glaube, Sie werden richtigen Schlüssen, aus der Erfahrung, eben das einräumen, als den Erfahrungen selbst. P. 83. sind Sie das auch nicht abgeneigt.

Nun hat, wie gesagt, die Seele als ein für sich bestehendes Wesen, die Reihe ihrer Gedanken für sich, und setzt durch ihre natürliche Kraft dieselbe so lange fort, als sie nicht gehindert wird. Da aber aus der Erfahrung wahrgenommen wird, daß sie durch den Zustand ihres Körpers eingeschränkt wird: so muß, wenn die Art der Einschränkung aufhört; entweder eine andere bewiesen werden; oder wir müssen die Seele uneingeschränkt fortdenken lassen.

p. 77. Was ich erst gesagt, wird denen Schwierigkeiten, wegen des Seelentaumels hoffentlich abhelfliche Maaße geben. Gesetzt aber, Ihr Gleichniß sollte die Stelle eines Beweises vertreten: so erlauben Sie mir auch eine Erfahrung beyzusetzen. Es ist bekannt: daß ein Mensch, durch eine heftige Alteration, auf eine kurze Zeit, sein Bewußtseyn entbehren könne; wir werden zu gleicher Zeit eine heftige Bewegung in dem Körper finden. Belieben Sie nun einen Unterschied zu bemerken: Ein Mann, von einem kalten Geblüte; oder der seine sinnlichen Werkzeuge zu reizen ungewohnt ist, erholt sich in einem Augenblicke. Warum? Sein Körper hindert ihn nicht: ein Wollüstiger hingegen, welcher sich so sehr betrüben als erfreuen kann, dessen Sinnlichkeiten und Bewegungen, im Augenblicke Feuer fangen können, und sich aufs höchste treiben lassen,

kömmt

kömmt in langer Zeit nicht zu sich. Was ist die Ursache? als weil seine Seele an die unordentlichen Bewegungen seines Körpers gebunden bleibt. Sehen Sie, so viel trägt die Anwesenheit des Körpers bey. Lassen Sie nun die Seele von allen Bewegungen des Körpers durch den Tod frey werden, wie bald kann sie sich erholen?

Es folgt von selbst, daß alsdann die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, Lust oder Unlust in ihr erregen werde; wir reden aber nur von der Deutlichkeit der Gedanken, welche auf beyderley Weise statt hat.

p. 80. Wenn Ew. Hochw. eine Erfahrung zum Beweise haben wollen; daß die Seele nach dem Tode denke: so fordern Sie zuviel. Wie? wenn Ihnen Ihre Gegner zumutheten: Sie sollten eine Seele auftreiben, welche nach dem Tode geschlafen hätte? Begnügen Sie Sich an Schlüssen, so wie Sie uns auch nichts anders gewähren können.

p. 81. Wenn ihre Gegner behaupten: daß der Leib eine Hinderniß guter Gedanken sey: so geschieht es auf so eine Weise, die mir lange nicht so abgeschmackt vorkömmt, als Eurer Hochw.

Es ist wohl unleugbar, daß wenn wir die Leiber der Engel hätten (oder wollen Sie daß Engel ohne Leiber wären?) wir deutlichere Einsichten in die Reihe der Dinge haben würden. Daß die Beschaffenheit unsre sinnlichen Werkzeuge ein vieles zu der Deutlichkeit oder Unvollkommenheit unser Erkenntniß in natürlichen Dingen beyträgt, erhellet auf tausenderley Weise.

Wenn Ewr. Hochw. die Schwachheit Ihres Auges nicht hinderte, bis in die Parabeln der Cometen zu sehen, was würden Sie uns nicht für Deutlichkeit von Ihrer Ankunft machen können? Ich glaube Aristotel sey selbst nicht Ihrer Meynung, wenn er sagt: daß unsere Begriffe sich nach der Beschaffenheit unserer Sinne richten müssen. Hätten wir auch nur die Vollkommenheit der sinnlichen Werkzeuge, worinnen wir von etlichen Thieren übertroffen werden: (nos aper auditu &c.) so würden wir auch vollkommener vom Geschmacke, Gehöre ꝛc. urtheilen können.

Aber Sie sagen noch: der Leib wäre keine Ursache des Schlafs, so müssen wir den Grund in der Seele suchen. Ich lasse aber die Herren Gesundheitskünstler urtheilen, welchem Theile der Schlaf eigentlich angehöre? Der gesündeste Mensch an Seel und Leib, schläft: er ißt, trinkt, hat Phlegma ꝛc. also muß sich der Schlaf einstellen.

Endlich gestehen Sie selbst zu: dem Leibe haben wir unsere Begriffe zu danken. Auch unsere Schlüsse, oder was durch Schlüsse heraus gebracht wird? Wenn ich spräche: meinem Urältervater habe ich meine Vernunft zu danken: so würde ich in so weit recht haben, wenn ich weiter nichts sagen wollte, als: wenn mein Urältervater nicht gewesen wäre; so würde ich auch nicht seyn. Aber wollten Sie weiter gehen, wie würde der wolfische Satz Stich halten, daß wenn wir auch keinen Körper hätten, wir doch eben so, wie itzo denken würden: nämlich, wenn unsere Seele vorher schon zu einem solchen

chen Körper eingerichtet worden wäre; außer dem würden wir gedenken wie andere Geister, die keinen Körper haben.

p. 82. Die Beschaffenheit unsers verklärten Leibes wird uns an unserm Scharfdenken nicht hindern; da der Schöpfer schon einen solchen erwählen wird, welcher zu Erhaltung seiner Absichten geschicklich seyn wird. Mich wundert, daß sich Eure Hochwürd. in Erklärung der Worte Hiobs, so genau an das Compendium gebunden haben, da noch vieles hieben zu erinnern wäre.

Ich muß Ihnen überhaupt gestehen, daß aus dem, was ich bisher gesagt, die Auferstehung des gegenwärtigen Leibes sich nicht eigentlich erweisen lasse. Allein es ist auch hier die Absicht nicht, davon zu reden. Genug, daß der Auferstehung der Körper, nicht widersprochen wird. Gott, der alles, was seine Weisheit den allerhöchsten Absichten gemäß findet, thun kann, wird hierinnen ebenfalls wirklich machen können, was wir nicht verstehen. Ich habe Beweises genug von der Auferstehung, da die heilige Schrift die Gewißheit, und einige Art der Möglichkeit angiebt. 1 Kor. 15, 37. 38. 44. 50.

p. 83. Wo mir recht ist: so legen Eure Hochw. Ihren Gegnern einen unrichtigen Schluß in den Mund. Sollten sie denn so gar sehr wider die Regeln zu schließen verstoßen haben? Meines Erachtens werden sie so schließen: ist der kranke ꝛc. Leib eine Gelegenheit, sich nicht bewußt zu seyn: so ist der zerstörte ꝛc. Leib eine Gelegenheit des Scharfdenkens; und vielleicht werden sie noch einen deutlichern Schluß

machen, nämlich dieſen: iſt der kranke ꝛc. Leib eine Hinderniß deutlich zu denken: ſo kann, wenn die Hinderniß gehoben iſt, die Seele deutlich denken. Dieſe Brocke ließe ſich ja noch wohl verdaun. Sprechen Sie etwan: a poſſe ad eſſe &c. Erlauben Sie mir, wenn keine Urſachen des Nichtbewußtſeyns vorhanden, die Seele aber nach ihrer Natur zum Denken aufgelegt iſt: ſo muß ſie auch wirklich denken. Oben iſt ja ſo gar die Kraft und Wirklichkeit von Ihnen für eines ausgegeben worden.

p. 83-86. Es iſt eine luſtige Sache, daß Eure Hochw. und Ihre Gegner, ſich einerley Grundes bedienen, und doch ganz widrige Folgen ziehen. Eure Hochw. berufen ſich auf die leibnitziſche Harmonie und folgern: weil die Seele in beſtändiger Uebereinſtimmung mit dem Körper iſt; ſo muß dieſe Harmonie auch nach dem Tode dauren; mithin, wenn der Leib todt iſt: ſo muß die Seele ſchlafen. Wäre der Schluß nicht bündiger, wenn ſie ſagten: ſo muß die Seele auch todt ſeyn? Es iſt noch eine große Frage, ob eben dieſer Leib, welcher auf dem Krankenlager von der Seele verlaſſen worden, nach ſeiner Quantität und Qualität auferſtehen werde? wie ich kurz vorher aus 1 Kor. 15. und beſonders v. 50 angezeigt. Es mag aber ſeyn: ich will es zugeben, wie Sie es ſelbſt verlangen.

Nun belieben Sie auch meine Folgen zu leſen: weil Leib und Seele genau harmoniren: ſo kann die Seele nicht ordentlich denken, ſo lange der Leib leidet; ja ſie muß in gewiſſen Fällen, ſo lange ihre deutliche Gedanken einſtellen, bis z. E. eine Ohn-

macht

macht nachgelassen, oder der Netzensche Jüngling wieder zu sich selbst gekommen. Wenn nun die Trennung dieser beyden menschlichen Theile erfolgt: so muß nothwendig diese Harmonie aufhören, weil sie zu nichts mehr nützet. Jedes Theil verhält sich nach den Regeln seiner Möglichkeitart. Der Leib zerstäubet endlich in die kleinsten Theilchen, und die Seele als ein unzerstörliches Wesen, behält ihre Kraft zu denken, und denkt fort, weil ihr nichts im Wege steht. Welcher von uns hat nun den leibnizischen Sinn getroffen? Wolf, welcher die leibnizischen Sätze vollkommen inne hat, hat nicht allein in seiner Metaphysik viel schönes aus der belobten Harmonie erkläret; sondern auch endlich §. 925 gewiesen: wie die Seelen von dem Zustande ihres ersten Raupengehäuses an, bis nach Ablegung ihrer irdischen Hütte immer vollkommener werden. Ich berufe mich nicht auf die Beystimmung dieses grossen Mannes, zum Beweise des Satzes; sondern nur darzuthun: daß Eur. Hochw. das leibnizische System anders verstehen, als es gemeynet ist.

P. 89. Der Tod hat mit dem Schlafe sonst nichts, als die Aehnlichkeit gemein. Wollten wir weiter gehen: so könnten wir sagen: daß die Seele bey dem Körper bleibe; daß sie so lange noch einiges Gerippe vorhanden ist, auch träumen könne, daß der Leib sich seiner Kräfte erhole, so wie die Jünger vom Lazarus schwatzten: schläft er, so wirds besser mit ihm werden; sie meynten aber den natürlichen Schlaf.

p. 96. Daß das Schlafen eigentlich für den Leib gehöre, habe ich oben dargethan. Wollen sie nun dem ungeachtet die Harmonie der Seele, vermöge deren sie sich eine Zeit lang ihrer nicht bewußt ist, einen Schlaf neñen: so wird es im uneigentlichen Verstande geschehen müssen: so wie man von einem, der recht fest schläft, scherzweise zu sagen pflegt: er ist mause todt. Sonst gilt vom Aehnlichen aufs Wirkliche, deucht mich, der Schluß so viel: als weñ ich sagte: der Affe ist einem Menschen ähnlich; also ist er auch wirklich ein Mensch.

p. 97. Ich gehe Ihnen abermals mit furchtsamen Schritten, bis in das Wort der Offenbarung nach. Verzeihen Sie mir, wenn ich straucheln werde.

p. 101. Den Tod einen Schlaf zu nennen, ist der Schrift so gewöhnlich, daß ich aus angeführten Stellen, keinen natürlichen Schlaf verstehen kann. Christus selbst Joh. 11, 13. 14 erkläret den Jüngern, was er durch den Schlaf verstehe; er sagte ihnen frey heraus, daß Lazarus gestorben.

p. 108. N. 1. 2. 3. 5. sind oben vorgekommen. Ps. 146, 4. wird zugestanden, doch ohne vom Interims-Zustande überzeugt zu seyn. In dem Augenblicke des Sterbens vergehen die Gedanken; aber wo folgt die Fortdaurung? In der Ohnmacht vergehen die Gedanken auch, aber so lange nur, als die Einschränkung des Körpers dauret.

p. 109. Ich gebe Eurer Hochw. Erklärungsregeln allen Beyfall, und menge mich in des Herrn Watts Streitigkeiten nicht.

p. 114. Durch den Unterſcheid des Judicii conſcientiae et univerſalis, würde allen Schwierigkeiten, wegen des doppelten Gerichts abgeholfen ſeyn. Wenn Eure Hochw. von dem Vorſpiele des jüngſten Gerichts handeln: ſo machen Sie auch ein vorläufiges Gericht: denn die Gottloſen werden von der Gemeinſchaft der Frommen ausgeſchloſſen werden, die Frommen aber zum Genuße einer wahren Glückſeligkeit kommen. Durch wen werden ſie geſchieden werden? durch ihr eigenes Gewiſſen, würde ich ſagen; allein ich will Ihnen nicht widerſprechen, wenn ſie es durch Chriſtum Matth. 25, 6. bewerkſtelliget wiſſen wollen; wenigſtens geben Sie ein doppelt Gericht für dieſe zu, da ſie doch ſollen am letzten Gerichte alle noch einmal gerichtet werden, v. 46. Es fällt mir noch ein, was Joh. 12, 44. ſteht: daß die Gläubigen gar nicht werden gerichtet werden. Sollte dieſes nicht von dem foro conſcientiae zu verſtehen ſeyn? Am allgemeinen Gerichte werden ſie doch ihre richterliche Sentenz noch anhören müſſen.

p. 120. Der Proceß in weltlichen Gerichten, wird wohl ſo gar genau auf die göttlichen nicht paſſen. Wollten wir uns aber dennoch eine ganz durchgängige Gleichheit einbilden: ſo ſetzen wir den Fall: ein auf friſcher That ergriffener Miſſethäter, welcher nun bereits eine Zeit lang, in einem harten Gefängniſſe geſeſſen, wird endlich dahin verurtheilet, daß ſein Gefängniß ewig dauren ſolle. Sollte wohl etwas Unbilliges heraus kommen, daß er ſchon ſo lange geſeſſen hat: 2 Kor. 5, 6. 8. Ich nehme, wie

geſagt,

gesagt, keinen Antheil an der wattischen Erklärung, aber das außer dem Leibe wallen, deucht mich einigen Nachdruck zu haben.

1) Zeigt Paulus die Möglichkeit an, außer dem Leibe zu seyn.

2) Wallen scheint etwas thätliches, und der Ruhe, in so weit sie mit dem Schlafe gemein ist, entgegen zu seyn.

3) Daheim zu seyn: erklären Eure Hochw. selbst p. 153. daß es nach Art der vollendeten Geister zu verstehen sey. Sagt nun Paulus alle diese Stücke wären ihm lustiger: so weis ich nicht, wenn es lauter Schlaf anzeigt, ob er sich entschließen können, den Dienst des Evangelii dagegen zu vertauschen. Je weiter der Seelenschlaf hinaus gesetzet worden; je mehr konnte er noch in seinem Lehramte Nutzen schaffen.

Ich glaube, sein Vorschmack, den er bereits durch eine Entzückung genossen, vertrösteten ihm was reelles, deswegen sagt er: Phil. 1, 21. Sterben ist mein Gewiñ.

Erlauben sie mir endlich noch einen Spruch aus Apostgesch. 7, 58. anzuführen, und belieben Sie selbigen mit dem Seelenschlafe zu vereinigen. Stephanus sagte: Herr Jesu nimm meinen Geist auf. Wäre er ein Seelenschläfer gewesen: so würde er sich nicht des Worts auf bedienet haben, da Christus dasselbe Wort von seiner Himmelfahrt so oft gebraucht hatte. Joh. 17, 24. Meynen Sie vielleicht: er habe noch etliche tausend Jahre darunter verstanden? Ich glaube: es wäre ihm sein Herz ganz schwer worden, da er bereits v. 55 den Himel offen gesehen.

Ich

Ich nehme mir die Freyheit dieses wenige noch beyzurücken: Gottes Absichten haben allezeit das Beste zum Augenmerke, u. wie demselben nichts entgegen steht: so müssen sie in ihre Erfüllung gehen. Gott will die Frommen selig haben.

Da nun nach dem Tode nichts entgegen steht: so ist kein Zweifel, daß es nicht gleich geschehen sollte.

Auf Seiten Gottes steht nichts im Wege, dieses zu thun: denn er ist allmächtig.

Auf Seiten der Seele ist keine Hinderniß: weil sie ein geistliches Wesen ist, das der Vollkommenheiten eines Geistes fähig ist.

Die Möglichkeit haben Sie, durch die Exempel des Schächers, Henochs und Elias zugegeben.

Die Gewißheit läßt sich aus den Vollkommenheiten, und den besten Absichten Gottes schließen.

Sind wir denn wegen der Frommen nur eins: so wird sichs mit den Gottlosen schon geben.

p. 161. Was von der Aehnlichkeit des Glaubens von Eurer Hochwürd. beygefüget wird, gehöret zu meinem Endzwecke nicht. Inzwischen bin ich versichert, daß in der Schrift Deutlichkeit, Wahrheit und Ordnung befindlich seyn müsse, und daß also, vermöge der Ordnung, auch eine Aehnlichkeit in allen ihren Theilen, anzutreffen seyn ꝛc.

Ich bin

Eurer Hochwürden

ergebenster

Anonymus.

Aria.

Sanfte Ruhe, labe
Dieſes Paar, und wieg es ein!
Laß die Amouretten
Ihm ein weiches Lager betten,
Und dabey die Wächter ſeyn.
Sanfte Ruhe, labe
Dieſes Paar, und wieg es ein!

* *

II.

Das heimliche Leiden.

Schwabe.

Cantate.

Aria.

Still, mein Geiſt, und klage nicht,
Wenn gleich alles widrig gehet,
Wenn ſich Wind und Glück verdrehet,
Wenn auch Schiff und Hoffnung bricht;
Still, mein Geiſt, und klage nicht!

O Grauſamkeit!
Die alle Regung mir verbeut.
So ſoll ich ganz gelaßen ſchweigen;
Und, giebt ein feindliches Geſchick
Mir manchen ſpröden Blick,
Auch nicht einmal ein traurig Antlitz zeigen?

Aria.

* *

VI.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Wir haben neulich eines Singeſpiels der Herren Jeſuiten zu Glogau Erwähnung gethan, und halten es alſo für unbillig, wenn wir den Herren Jeſuiten des regenſpurgiſchen biſchöflichen Lycei nicht gleiches Recht wollten wiederfahren laſſen. Sie haben nämlich den 4. und 6. des verwichenen Herbſtmonats ein lateiniſches Stück aufgeführet, deſſen Titel deutſch iſt, und ſo lautet: Titus Iapon, das iſt: unüberwindliche Standhaftigkeit Titi, eines iaponeſiſchen Fürſten in dem wahren Chriſt- und römiſchkatholiſchen Glauben, auf offentlicher Schaubühne vorgeſtellt, von der ſtudierenden Jugend des hochfürſtlichen biſchöflichen *Lycei* und *Gymnaſii Soc. Ieſu*, bey St. Paul in Regenſpurg.

Um eine Probe von der lateiniſchen Poeſie der Herren P. P. zu geben, wollen wir den Anfang des Prologi herſetzen:

Prologus. Titi Conſtantia, per Allegoriam in horto Iaponico adumbratur. Er iſt muſikaliſch, und beſteht aus Arien und Recitativen: z. E.

Chor. Hortulanor: Aria.

Eja! opus repetamus,
Novas plantas excolamus.
Duplicata opera:

Poſt

Poſt labores
Poſt ſudores
Nos beabit
Fructum dabit
Centuplum haec area.

Imgleichen folgende. *Aria.*

Veni gratiſſime
Fidei Genie,
Luſtra laetiſſima
Haec viridaria
Phonaſci penduli,
Pennati orphei
Invitant te.

Wir ſind aber auch ſo glücklich, eine deutſche Ueberſetzung dieſes Prologi zu beſitzen, derer Vortrefflichkeiten wir unſern Leſern nicht ganz vorenthalten wollen. Im dritten Chore ſingt Abdenago (ſoll heiſſen Abednego) ſo:

Dem Mohn und ſternen licht,
alſbald der glanz gebricht,
Wann man ſie mit der ſonn
wil ſezen auf den thron:
Doch ſag ich ohne ſcheuch
Daß noch weit minder gleich
dem einzig wahren gott
dein falſch erdichte götter roth.

Sirach (denn der iſt auch bey dieſer japoneſiſchen Mordgeſchichte) ſagt zum Nebukadnezar:

Der gott Abraham belohne dich, o König
Vor ein ſo milde Rath
Doch bitten wür umb noch ein andre
und gröſſer gnad.
Daß nemblich weder du noch die dir dienen
ſich unſern gott zu ſchmächen, forthin erkün-

Nebukadnezar glaubt, Sirach habe Recht. Er antwortet:

Daſ iſt nicht mehr alſ billich:
waſ ihr begehrt daſ will ich
hört eureſ Königſ willen
den jederman erfüllen
und künfftig halten ſoll.
ſo wißt dann ſambt und ſonderſ all
Daß ja beyleib in keinem fall
ſich jemandt mehr erfreche
und nur ein wörtlein ſpreche
wider den gott deſ himmels und der erdten
gerecht iſt mein befelch, der ſoll gehalten werden.

Hierauf beſchließt, der Chaldäer Chor, deme der König ſelbſten vorſingt, ſo:

1. Nach ſo vil wunder dingen
die keine Macht erſchwingen
kein gott alſ dieſer würckhen kan
ſoll künfftig förchten jederman
den waren himmelſ gott.
2. Wirdt ſich jemandt erfrechen
dawieder waſ zu ſprechen
der ſoll und wird zu ſeiner zeit
den vrfug der vermeſſenheit
bezahlen mit dem dot.

Wer den Inhalt des Stücks wiſſen will, zu welchem dieſer Prologus gehöret, dem wollen wir allhier, nach den eigenen Worten des Grundtextes, damit dienen; und zugleich den Inhalt des erſten Auf-

Aufzuges, unverändert; wie er hier gedruckt ſteht, herſetzen.

Innhalt.

Titus, einer der vortrefflichſten Japoneſer-Fürſten, ſtunde zwar bey dem König zu Bungo wegen ſeinen hohen Verdienſten, und ſonderbahren Eigenſchafften in groſſem Anſehen: Verfallete aber wegen Annehmung, und Verthädigung des Chriſtlichen Glaubens in deſſelben höchſte Ungnad, dardurch ihme Gelegenheit an die Hand gegeben worden ſeine Standhafftigkeit in Beybehaltung des einmahl löblichiſt erkandten, und bekandten Glaubens, durch eine Heldenmüthige Zeugnus an den Tag zu legen. Da er auf den Befehl des ergrimmten Königs nicht allein ſeine drey leibliche Söhn nacheinander der blutigen Schlacht-Banck zugeſchicket, ſondern auch ſein eigenes Haupt und Leben, von ſelbſten dargebotten, mit feſtem Endſchluß, das vierdte Schlacht-Opffer Chriſti mit Freuden abzugeben, nachdeme er ſchon dreymal in ſeinen Söhnen geſtorben ware. Aber eben dieſe ſo unerhörte Standhafftigkeit hat den König bewogen, daß er Tito, da derſelbe eben in dem Begriff ſtunde, ſein Haupt unter dem Schwerdt zu neigen, nicht allein ſein eigenes Leben geſchencket, ſondern ihme auch ſeine drey allbereits vor todt gehaltene Söhn gantz unverletzt zuruck geſtellet, und noch überdas demſelben nebſt ſeinem gantzen Hauß die Freyheit zugeſtanden, daß er in dem wahren Chriſtlichen Glauben forthin gantz ungehindert leben möge. *Juvencius in Hiſt. Societatis. P. 5. N. 57.*

Die Schau-Bühne wird geſtellet in der Königlichen Burg zu Bungo.

Muſicaliſches Vorſpiehl, oder Eingang.

Die Standthafftigkeit Titi wird entworffen in dem Japoniſchen Glaubens- und Kirchen-Garten.

Erſter Theil.

Die zur Prob gezogene Standhafftigkeit Titi.

Scena 1. Sobald man von der Bekehrung Titi zu dem Chriſtlichen Glauben bey Hof einen Lufft bekommen;

Scena 2. Waren die Hof-Schmeichler ſogleich auf alle Weiß bedacht,

Scena 3. Wie ſie Titum ſelbſt dahin bringen mögten, daß er dem König ſeinen Glauben zu bekennen gezwungen wurde.

Scena 4. Wodurch ſodann des Titi ältiſter Sohn alſo in die Enge getrieben worden,

Scena 5. Daß er durch die Flucht zu entweichen ſich entſchloſſen. **Tantz.**

Scena 6. Wovon ihne doch des Vatters Rath und That zuruck haltet;

Scena 7. Indeme dieſer den angenommenen Chriſtlichen Glauben im Angeſicht des Königs frey und ſtandhafft bekennet.

Scena 8. Derowegen dann der König, in Hoffnung das Hertz des Vatters durch die zarte Liebe ſeiner Kinder am mächtigſten zu beſtürmen,

Scena 9. Sogleich den erſten Sohn vom ihme zum Tod begehret.

Erſter

Erſter Chor.

Die drey Babyloniſche Knaben werden zu dem Feuer-Ofen verurtheilet, weil ſie die goldene Bild-Saul des Königs Nabuchodonoſor nicht anbetten wollen. ꝛc. ꝛc.

Das klingt nun freylich ſchlecht genug; allein man muß auch billig ſeyn. Wem iſt es unbekannt, wie viel die Beyſpiele, welche man täglich vor Augen hat, zur Aufnahme, oder zur fortwährenden Barbarey der freyen Künſte beytragen? Wer nun dieſes bedenket, der kann über obiges theatraliſches Schülerſtück nur halb böſe werden. Wir wollen beweiſen, was wir ſagen: und aus einer großen Menge von Comödienzetteln, die uns von der Regenſpurgiſchen Schaubühne zu Handen gekommen, einige wenige herſetzen. Die Titel werden hinlänglich ſeyn, aus den Klauen den Löwen ſelbſt kennen zu lernen.

Mit Bewilligung ꝛc. werden die Chur-Bayeriſchen Comödianten mit neuen modeſten Tragoedien, (es muß alſo auch wohl immodeſte Tragödien geben) Comoedien, Bourlesques, galanten Tänzen, Balleten, Operette Berneſche, nebſt ihrem allhier ſchon bekannten luſtigen Bauern, Hanß Wurſt, bey propren Kleider-Aufzug und vielfacher zierlicher Veränderung ihr Theatrum eröffnen. Die heutige Comödie wird genannt: Die mit der kindlichen Schuldigkeit ſtreitende, königliche Dankbarkeit, in Artaxerxes, König in Perſien, oder: der Cron-ſüchtige und laſterhaffte Kinder-Richter, Artabanus, mit Hanß Wurſt,

dem lächerlichen Gefangen-Meister und Interessirten Quodlibet bey Hofe. Eine mit den vortrefflichsten Intriquen und Redens-Arten ausgearbeitete Staats-Action. Wir werden uns auch befleißigen, bey einem gnädigen Spectatorio alles Contentement zu erwecken, um hiedurch eine Ehre aufzuheben. Unter dem Inhalte steht noch: aus dem berühmten Methastasio, von Joh. Schultz.

Ein anderer lautet nach obigem Eingange, so: il Creduto Indovino per Accidente, e Hanns Wurst la Spia vendicativa per Interesse, overo: Contratti rotti con le curiose vicende d' Anselmo, der durch einen sonderlichen Zufall beglaubte Zauberer, und Hannß Wurst, der Rachgierige Spion auß Eigennutzen, oder die geschlossene und wieder zernichtete Heyraths-Contracten, mit unterschiedlichen curieusen Begebenheiten des Anselmo und das erfüllte Sprüch-Wort:

Jungfern Lieb, Aprillen-Wetter,
Sein beständig wie der Barometter,
Der Weiber aber ihre Treu
Ist zerbrechlich wie ein Hüner-Ey.

Eine gewiß durch und durch lustige Bourlesque. Wir zweifeln nicht daran.

Noch einer lautet so: Die Crone deutscher Comödien (unfehlbar deswegen, weil einige Tage zuvor nicht viel Zuschauer gekommen seyn mögen) das ist, die gestürtzte Tyranney, in Polifontes, Tyrannen in Messenien, oder: die gerechtfertigte Wittwen-Thränen, in Merope, Königinn in Messenien, mit Hannß

Wurst

Wurſt, dem paſſionirten Beſchützer des weiblichen Geſchlechts. Der Verfaſſer geht behutſam, und damit man nicht auf den Wahn gerathe, ſeine Meropa ſey eine Tragödie, ſo heißt es ferner: nach dieſer ausgearbeiteten Bourlesque wird mit einer Operetta Bernescha, oder muſicaliſchen Luſt-Spiel aufgewartet, genannt: Hanns Wurſts neu-aufgerichteter Probe-Brunnen, die Treue der Jungfrauen und Junggeſellen zu erkennen. Man flattiret ſich, daß die heutigen Arien, welche geſungen werden, in allem ein Contentement erwecken ſollen.

Der letzte mag folgender ſeyn: Nach dem gewöhnlichen Eingange heißt es: Die heutige Comödie wird genannt: Der unerſchrockene Staats-Eifferer, in dem edelmüthigen Beſchützer ſeines Vaterlandes; oder: der zu Beſchützung römiſcher Freyheit großmüthig ſterbende Cato von Utica, mit Hannß Wurſt. 1) dem lächerlichen Hochzeit-Ceremonien-Meiſter; 2) dem verzagten Liebhaber; 3) dem betrogenen Koch; 4) dem von ohngefehr erwehlten Gefangen-Meiſter; 5) u. dem couragirten Soldaten; 6) dem erkaufften Meuchel-Mörder; 7) dem unglücklichen Arreſtanten; 8) dem von dem Galgen wunderlich befreyten Hochzeiter. Eine neue und von dieſer Trouppe zum allererſtenmahl producirte Staats-Action, verfertiget von Johann Schultz.

Will man wiſſen, wie Herr Schultz ſein Verfahren anſieht, ſo leſe man den kurtzen Vorbericht: Ich ſollte billigſt mit Vorſtellung dieſer Piece zurück gehalten haben, weil dieſe Materie von vielen gelehrten Männern theils in dem Franzöſiſchen, theils in dem

Italiänischen, theils in dem Engländischen und theils in dem Teutschen ausgearbeitet worden. Man zehlet, z. französische Trauer-Spiele: des Monſ. Bois-Robert, des Monſ. du Freny, und des Monſ. Campiſtron. Drey Welſche: 1. von dem Apoſtolo Zeno; 2. von dem Francelco Sylvani; 3. von dem Abbate Methaſtalio. Von dem Engliſchen iſt ein ungenannter Author. Die Teutſche gelehrte Ausarbeitung von dem berühmten Herrn Prof. Gottſched, iſt der gelehrten Welt ohnehin von ſelöſten gar wohl bekanndt. Ohngeachtet nun eines ſo gefährlichen Wiederſtandes, habe ich mich dennoch erkühnet, dieſe Materie der öffentlichen Schaubühne zu übergeben, und vielleicht wird man eine und andere Gedancken wahrnehmen, welche ſich in obgemeldten Werken nicht gezeiget haben. Wenigſtens ſchmeichele ich mir, daß von allen obigen Ausarbeitungen keine Scena entlehnet, ſondern in allem meiner darüber gefaßten Idea gefolget ſeye. Bey dieſen Schluße aber will ich keinesweges ſo eigenſinnig ſeyn, und dieſes Schauſpiel für untadelhafft gehalten wiſſen wollen; Nein! ſo viel Eigenliebe habe ich noch niemahls für mich getragen. Eine vernünfftige Cenſur werde ich mit aller Ehrerbietung veneriren, und bey dieſem zum allererſtenmahl von uns vorgeſtellten Action ein gnädiges Mitleiden anruffen: Bey einer unvernünftigen Cenſur aber (die ihn vielleicht fragen möchte, wie Hans Wurſt mit dem Cato zuſammen kömmt?) wird mir erlaubt ſeyn mit dem Apelle zu dencken: Ne ſutor vltra crepidam. Die darinnen vorkommende Auszierungen werden ſich in der Vorſtellung zeigen. Der Schauplatz iſt in Utica. Der Anfang

fang nach aufgegangener Morgenröthe biß Sonnen Untergang. Alsdann erfolget ein recht wohl ausgearbeiteter Tantz von einem Grenadier und einer Grenadierinn, welcher, statt der Music, unter Trommeln und Pfeiffen exhibiret wird.

In Wien hat Cato ein günstiger Schicksal gehabt; indem Briefe von daher berichten, daß derselbe, so wie er in der deutschen Schaubühne befindlich ist, aus welcher man daselbst schon vorher verschiedene komische Stücke vorgestellet hatte, in höchster Gegenwart beyder regierenden kaiserlichen Majestäten aufgeführet worden; nachdem man den Anfang zu deutschen regelmäßigen Trauerspielen, auf dasiger Schaubühne, mit einem andern neuern Trauerspiele, gemacht hat. Dieses Stück ist auf hohes Begehren fünfmal wiederholet worden, und bey der einen Vorstellung ist gleichfalls die höchste kaiserliche Herrschaft zugegen gewesen. Wir wünschen, daß die Geschicklichkeit und der Fleiß der spielenden Personen, sich, an dem vornehmsten europäischen Hofe, einer für die deutsche Bühne so gnädigen Gesinnung, je länger je würdiger machen mögen.

Zu der im II. Bande dieses Bücherſaals enthaltenen Nachlese deutscher neuer Schauspiele, gehören noch:

Die beste Wahl, ein Schäferspiel 1746. 8.

Die versöhnliche und zufriedene Liebe. Zwey Schäferspiele 1746 in 8. Leipzig.

Die verliebte Verwandlung, oder: das verstellte Kammermädchen und die lustige Amme. Hamb. 1746 in 8.

Aria.

Harte Pein!
Bey tobenden Schmerzen geruhig zu seyn.
Sagt, ist das nicht gar zu scharf?
Wenn man, was uns fehlet,
Wenn man, was uns quälet,
Auch nicht sagen darf;
Sagt, ist das nicht gar zu scharf?

Verschließ ich ja mein Weh
In meine Schoeß:
So steigt es stärker in die Höh,
Und wird für mich zu groß,
Denn seiner Macht ist meine Brust zu klein.

Harte Pein!
Bey tobenden Schmerzen geruhig zu seyn.

Ach dürft ich es nur jemand klagen!
Vielleicht würd ich dann halbe Marter tragen.

Aria.

Schütt ich nur meine Zähren
In eines Freundes Schooß:
So wird mirs Trost gebähren,
Die Noth wird halb so groß.
Sein Mitleid stillt die Schmerzen,
Und reißt aus bangem Herzen
Die Angst auf etwas los.

Ich geb es zu, mein Herz,
Daß dir dein schwerer Schmerz
Etwas erleichtert sey,
Wenn du ihn einem Freund geklaget,

Der

Die verliebten Philoſophen, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Destouches. Leipzig 1746. 8.

Der Götterkrieg, ein Luſtſpiel, über die itzigen Zeitläufte. 1746 in 8.

Die Poeten, in einem Luſtſpiele vorgeſtellet, von H***. 1746. 8.

Eſther, ein Schauſpiel, des Herrn von Racine. Ueberſetzet von Joh. Chriſtian Bröſtedt, A. M. Conrector des Kloſters zu St. Michaelis in Lüneburg. 1746. 8.

Theatraliſche Werke, durch Joh. Elias Schlegeln. Copenhag. 1747. in 8. Hierinn ſind enthalten:

1) Canut, ein Original-Trauerſpiel.

2) Der Geheimnißvolle, ein Luſtſpiel. Origin.

3) Die Trojanerinnen ein Trauerſpiel. Origin.

4) Des Sophokles Elektra, ein Trauerſpiel; überſetzt.

Der Leichtſinnige, ein Schäferſpiel. Von Drymantes. Hamburg, 1747 in 4.

Pylades und Oreſtes oder Denkmaal der Freundſchaft. Ein Trauerſpiel. Liegnitz 1747 in 4.

C. F. Gellerts Luſtſpiele. Leipzig 1748. in 8. Hierinn ſind enthalten:

1) Die zärtlichen Schweſtern. In drey Aufzügen.

2) Das Orakel, ein Singſpiel, von zween Aufzügen.

3) Die Bethſchweſter, in drey Aufzügen.

4) Das Loos in der Lotterie. In fünf Aufzügen.

5) Sylvia ein Schäferſpiel. Ein Aufzug.

6) Die

6) Die kranke Frau. Ein Nachſpiel.

Sechs Schauſpiele aus dem Franzöſiſchen überſetzt von einem Ungenannten. Braunſchw. 1748 in 8. Hierinn ſind enthalten:

1) Oedipus aus dem Voltaire, überſetzt.

2) Die Schwärmerey, oder Mahomet der Prophet. Ein Trauerſpiel aus dem Voltaire.

3) Der verehlichte Philoſoph. Ein Luſtſpiel in Verſen, aus dem Destouches überſetzt.

4) Der Spieler, ein Luſtſpiel aus dem Regnard, in Proſa überſetzt.

5) Die Gratien, ein Luſtſpiel in einer Handlung, in Proſa.

6) Zeneide, ein Luſtſpiel in Proſa, von einer Handlung.

Die ſtumme Schönheit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, in Verſen 1748 in 8. von Joh Elias Schlegeln.

Die lange Weile, ein Vorſpiel, bey Eröffnung des Däniſchen Theaters. 1748 in 8.

Die Spröde ein Schäferſpiel. Von J. F. Löwen. Helmſtädt 1748 in 4.

Octavia ein Trauerſpiel. Von Camerern. Wolfenbüttel 1748. in 8.

Die vertraute Mutter. Ein proſaiſches Luſtſpiel von dreyen Handlungen. Breslau und Leipz. 1748 in 8.

Der gelehrte Director in Zittau, Herr M. Gerlach, hat gegen das Ende voriges Jahres, in einer deutſchen Einladungsſchrift, zu einem feyerlichen Actu des daſigen Gymnaſii eingeladen, bey wel-

welchem von der allda ſtudirenden Jugend, drey Stücke aus der deutſchen Schaubühne aufgeführet worden. Nämlich 1) der ſterbende Cato. 2) Das Teſtament, ein Luſtſpiel, in fünf Aufzügen. 3) Der politiſche Kannengießer, ein Luſtſpiel von dem Herrn Holberg. Briefe von dort melden, daß die Vorſtellung dieſer Stücke ſehr wohl ausgefallen, und mit beſonderm Beyfalle der daſigen Obrigkeit und ſämmtlicher Einwohner, aufgenommen worden.

* *

VII.

Gelehrte Neuigkeiten von der Univerſität zu Königsberg aus dem 1747ſten Jahre.

Noch im Märzen.

D. Theod. Chriſtoph. Lilienthalii, S. S. Theol. Extraord. Prof. et Coetus Neo-Roſsgartenſis Paſt. Intim. ad Collegium Polemico-Exeget. contra antiſcripturarios, Dom, Miſeric. Dom.

Joh. Theod. Gümſch, der Weltweisheit Befliſſener, Gedicht auf das Bouquet und gümſiſche Myrtenfeſt von denen Eigenſchaften derer Blumen, den 25.

Eines unbekannten Freundes Gedicht auf die vorige Gelegenheit, von einer mit Vorzügen prangenden Braut, als einer neuaufgehenden Morgenröthe.

Joh. Chriſtian Daublers, Prorectors der Altſtädtiſchen Pfarrſchule, Rede von der an gewiſſe

Der-

Oerter ſich bindenden freyen Erbarmung des Höchſten, bey der Schönwold- und Georgeſohnſchen Eheverbindung, den 26ſten.

Im May.

Programma, Verborum Jeſu Chriſti Joh. III, 6. et aliorum ſ. Codicis locorum integritatem vindicans, feriis Pentecoſtal. propoſitum a Rect. et S. Acad. Regiom.

Gottfried Schuſters Rede bey dem Todesfalle Herrn Gottlieb Samuel Bräunigs, Secret. bey des königl. preuß. Kriegs- und Domainenkammerpräſidenten von Bredow Excell. von der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens, den 7ten; imgleichen, Joh. George Oſtermeyers, der königl. Kriegs- und Domainenkammer-Kanzell. Verw. Gedicht bey dem Grabe des vorigen; und Chriſt. Wilhelm Manitius, beyder Rechten Beſl. Denkmaal der zärtlichen Liebe, bey der Aſche des vorigen.

Adami Ludov. Suchland, Med. Doct. et Prof. Publ. et Reſpond. Arend. Frid. Frenkel, M. Chir. Tilſa Boruſſi, Diſſert. Anat. Phyſiol. exhibens neceſſariam motus progreſſivi varietatem, in naturali ſanguinis vaſorumque ſtatu, D. IX.

Carl Reinh. Schmids, Mitglieds der königl. deutſchen Geſellſchaft, Gedicht auf das gröbenſche Stipendium, den 24ſten.

J. Carl Salters, Gedicht auf den Geburtstag der freyen Geſellſchaft, von der Freyheit zu denken.

Im

Im Brachmonathe.

Der ſämmtlichen Weyſenknaben Klaggedicht über das Abſterben Johann Chriſtoph Terwarths, Reformirten Predigers des hieſigen königl. Weyſenhauſes, den 5.

G. A. D. Zuruf einer ehemaligen Weltbürgerinn an die Druckerey, bey Gelegenheit der Lang- und Jdiſchen Verbindung, den 13.

J. S. und J. C. S. Gedicht bey der Oſtermeyer- und Kalauiſchen Verbindung, den 14.

George Wilhelm, Joh. Carl und Gottlieb Benjamin Hermes, Gedicht auf Herrn Henrich Ludolph Hermes, D. Medic. und Inſterb. Stadt-Phyſ. und Jungfer Anna Cathar. Herrn Friedr. Thierbachen, Inſt. Rathsverw. älteſten Tochter Myrrthenfeſt, den 22.

D. Theodor Bolzen, Gedicht auf das Tettauſche Stipendium, den 22.

Im Heumonat.

Theod. Bolz, Vtriusque Juris Doctoris et Profeſſoris Publici Ord. S. R. Maj. Pruſſorum Coll. Pupill. et Civitat. Regiom. Conſil. ac ſummarum Regni Curiarum Adv. et Reſp. Caroli Godofr. Braun, R. Poruſſ. Philoſ. et Juris Studioſi, Diſp. Juridica de Nocte, l. D. VI.

Johan. Caroli Halter, Rieſ. B. Gratul. Joh. Jacobo Roſcio, artis medicae Cand. de praeſtantia artis Medicae, dicata, quum Soc. lib. deſerens Berolinum peteret.

Im

Im Auguſtmonat.

Georgii Adami, Comitis *de Schlieben*, et Praeſ. Coeleſtini Kowalewski, J. V. D. El. et Hiſtor. Profeſſ. Ordin. Senatus Eccl. Samb. Vicepraeſ. Diſſert. de Nominibus, Cognominibus, titulisque Impp. Roman. in numis antiquis a Julio Caeſare vsque ad Poſthumum, D. XV.

Joh. Henrici von Sanden, Medicin. D. et Reſpondent. Joh. Wolfg. Manitii, Warg. B. Diſſ. Med. ſiſtens curam inflammationum per reſolutionem, Loc. Ord. inter. PP. M. vindicaturi, D. XXV.

Sigism. Chriſtoph. Jeſter, Vtriusque Juris Doctoris, et Profeſſ. P. S. R. M. B. Conſ. Aul. Judicii Criminal. Aul. Adſeſſoris, et ſupremarum Regni Boruſſ. Cur. Adv. et Frid. Godofr. de Groeben, Equitis Boruſſici, Quaeſt. Juridica: vtrum ex teſtam. rupto debeantur legata? examinata. D. XXIX.

Pflichtmäßiges Andenken, dem verdienten Nachruhme Fr. Cath. Eliſabeth Klingerinn, geb. Hinzinn gewidmet, 1747 darinnen Cöleſtin Chriſt. Flottwells, der Weltweisheit und deutſchen Beredſamkeit P. O. Standrede bey der Leiche der vorgenannten, von der ſichern Zuflucht der Sterblichen, den 31 Aug. 1746; ingleichen Betrachtung über 1 Tim. 2,15. bey voriger Gelegenheit, den 23 Aug. imgl. Johann Ludwig L'Eſtocqs letzte brüderliche Pflicht der im Gebähren ſterbenden Frau Klingerinn gewidmet, 1746; ingleichen eines ergebenſten Freundes Pflicht, bey dem Grabe der vorigen; imgl. Joh. Heinrich Sie-

mo-

monis Abſtattung eines gerechten Beyleides auf die vorige; imgl. Chriſtoph Hammers, der königl. deutſchen Geſellſchaft Mitgliedes, Trauergedanken über den Hintritt der vorhergehenden.

Gottfried Thieſens, Med. Doct. und Prof. Ord. gründliche Vorſtellungen der wahren Kräfte des Theriacks.

Joh. Friedr. Weitenkampfs, ſcherzendes Geſpräch, zwiſchen einem ſchwarzen u. einer europäiſchen Schönen, bey der Ankunft aus Batavia nach ſeinem Vaterlande Hrn. Theod. Polycarp Wonts, J. V. D. Ihro Hochmög. der HER. General Staaten von Holland u. Weſtfrießland Juſtitienraths zu Batavia.

Derer ſämmtl. Capitains und Officiers des Altmöllendorfſchen Dragonerregiments Zeichen ihrer zärtlichen Hochachtung gegen ihren Herrn Obriſten und Commandeur Bernd Chriſtians von Katte, als er von Sr. K. M. zum General-Major ernannt, und ihm das vormalige Poſadowskiſche Dragoner-Regiment anvertrauet wurde.

Theod. Bolzeni, Vtriusque Juris Doctoris, et Profeſſoris Publici Ordinarii, Sacrae Reg. Majeſt. Pruſſ. Collegii Pupill. et Civit. Regiomont. Conſiliar. ac ſupremarum Cur. Advoc. et Theodori Ludovici Schermer, R. Boruſſi, Diſputatio Jur. II. de Nocte. D.XXXI.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VI. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat März 1748.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la baſſe ſervitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Hiſtoire generale d'Allemagne,

par le P. Barre, Chanoine Regulier de ſainte Geneviéve, et Chancelier de l'Univerſité de Paris. 1748.

D. i.

Allgemeine Geſchichte von Deutſchland, durch den Pater Barre, regulirten Domherrn zu Genevieve und Kanzlern der hohen Schule zu Paris.

Dieß Werk enthält 10 Theile in groß Quart, deren erſter vom 648 Jahre der Stadt Rom, bis auf das 516 Jahr unſers Heilandes; der 2 von dieſem 516 Jahre, bis auf das 840 Jahr; der dritte vom 840ſten, bis auf das 1039.; der vierte, vom 1039 bis auf das 1152; der fünfte vom 1152 bis auf das 1250; der ſechſte, vom 1250, bis auf das 1378; der ſiebende, vom 1378, bis auf das 1520; der achte von 1520 bis auf das 1558, der neunte vom 1558. bis auf das 1658; der zehnte endlich vom 1658 bis auf das 1740 Jahr geht. Alle dieſe Theile ſind mit den gehörigen Regiſtern verſehen; machen aber eilf Bände

Der dir sein Beyleid auch gesaget.
Jedoch wirst du dadurch denn gänzlich davon frey?
Und überdem, wo ist wohl noch ein Freund,
Der nicht schon meynt,
Dein Klagen sey erdichtet,
Und werde bloß zur Lust von dir verrichtet?
Ja weist du selber nicht,
Der wahren Freundschaft Pflicht
Sey, anderer Vergnügung zu vermehren?
Was soll man denn dein Aechzen hören?
Nun gut, ich gebe mich,
Mein Ach soll keinen mehr beschweren.
Und mehrt die Wut der Schmerzen sich:
So will ich sie verbeissen,
Und sehn, ob ich
Nicht einst kann fleisch heissen.

Aria.

Ich will mein Leiden stets verdrücken,
Kein Mensch soll dessen kundig seyn.
Will seine Größe mich ersticken:
So nehm ichs mit ins Grab hinein. V. A.

E N D E.

aus: indem der eine Theil, weil er gar zu stark gerathen, getheilt werden müssen.

Je wichtiger dieses Werk ist, je näher es unser Vaterland angeht, und je mehrere Jahrhunderte verflossen sind, da Deutschland eines vollständigen Werks seiner Geschichte entbehren müssen; jemehr sind wir alle diesem Kanzler Barre verbunden, der sich, als ein Ausländer, dieser schweren Last unterzogen. Jedoch er ist nicht so gar ein Ausländer. In der Vorrede gesteht er es selbst, daß seine Vorfahren Deutsche gewesen, und daß dieses ihn, der von Jugend auf einen großen Trieb zu den Geschichten gehabt, hautsächlich bewogen, die deutsche Geschichte allen andern vorzuziehen.

Niemand wird muthmaßen, daß Herr Barre sich in diese weitläuftige und lange Laufbahne ohne Wegweiser sollte begeben haben: und er ist so aufrichtig, daß er in der Vorrede dieselben freymüthig entdeckt; dadurch aber auch seinem Werke mehr Vortheil als Schaden zuzieht. Anfangs hat er geglaubt, er würde sich des heißischen Werks bedienen können: allein, da er es genauer angesehen, so ist er gewahr geworden, daß solches einen gar zu unvollständigen Begriff von Deutschland mache. Was Heiß von Deutschland sagt, das ist so gar richtig nicht. Seine Geschichte ist nur ein ziemlich unförmlicher Auszug, der bey Carln dem großen anfängt und dem der Herren Bourgeois und Chatenet Anmerkungen, eben keinen sonderbaren Werth ertheilen. Man kann, auch ohne den Vorsatz, des Herrn Heiß Ansehen zu verkleinern, dennoch sagen,

daß

daß es scheine, als habe er der Welt weiß machen wollen, die alte deutsche Geschichte verdiene keine Aufmerksamkeit: denn er verschweigt alle die wichtigen Vorfälle, die sich vor Carln dem großen zugetragen.

Herr Barre besann sich auf das, was er in den Alten gelesen hatte, und forschte sorgfältig nach irgend einem Schriftsteller, der sich solches zu Nutze gemacht hätte; allein sein Forschen war vergebens. Er fand daß noch kein Schriftsteller solches unternommen, und daß unfehlbar die dabey vorfallenden häufigen Schwierigkeiten sie abgeschreckt hätten. Herr Kanzler Barre hat also den Fleiß anstrengen, und alle Sammlungen, Abhandlungen und dergleichen Schriften durchlesen müssen, die das alte und neue Deutschland betreffen. Sie sind in Menge zu haben, und um so viel nützlicher, da sie gemeiniglich die Quellen anzeigen, die man ferner zu rathe ziehen muß. Unser Verfasser sah alle Schwierigkeiten bey diesem mühsamen Unternehmen gar wohl ein; allein er sah auch, daß sie nicht unübersteiglich wären, und daß es ihm mit der Zeit noch gelingen dörfte, eine vollständige Geschichte von Deutschland zu liefern.

Indem er von dieser Hoffnung erfüllet war, kündigte man im 1729sten Jahre eine deutsche Geschichte an, die von den ersten Zeiten des deutschen Volks anfangen, und mit des VI. Carls Regierung aufhören sollte. Sie sollte lateinisch geschrieben seyn, und der berühmte und gelehrte Pater Vasner, war der Urheber dieses Anschlages: allein der Tod entriß ihn diesem löblichen Unternehmen.

Nach dem nun der Pater Barre Heißen fahren ließ, und alles aufmerksam durchlas, was er von der deutschen Geschichte nur finden konnte; so zog er das kleine Werk zu rathe, welches Spener im 1716 Jahre zu Leipzig heraus gegeben. Er fand dieß Werk nützlich und richtig, allein gar zu abgekürzt; indem die mehresten Begebenheiten nur obenhin berühret sind. Kurz, weil er gar zu sehr zusammengepreßt hat, so wird er fast unverständlich.

Gottlieb Struvens Werk gab ihm destomehr Licht, als es bey Carls des großen Zeiten nicht stehen bleibt, sondern bis auf den Ursprung des deutschen Volks zurück geht. Diesem Schriftsteller hat unser Pater Barre auch noch alle die Scribenten zu danken, deren er sich nach der Zeit bedienet hat, und deren Zahl sich ungefähr auf siebenzehn hundert beläuft.

Diesem Beyspiele zu Folge, hat auch unser Geschichtschreiber sein Werk im siebenten Jahrhunderte von Roms Erbauung angefangen. In welchen Zeiten man die Cimbrer, die Teutonen, die Sueven, die Sicambrer, die Quaden, die Cherusker, die Marcomannen, die Gothen und andere deutsche Völker, schon als furchtbare Feinde der Römer erblicket.

In diesen ersten Zeiten rühmt er den Beystand, den er in des Herrn Hofrath Mascovs Geschichten und in des Hrn. Grafen von Bünau vortrefflichem Werke gefunden. Was diese zween Schriftsteller von dem deutschen Volke sagen, und was Herr Barre ihnen nachsaget, das ist aus dem Julius

Cä-

Cäsar, Tacitus, Plutarch, Florus, Sueton, Strabo, Plinius, und andern Alten genommen, die von Deutschland gehandelt haben. Die andern Geschichtschreiber, als Vopiscus, Aurelius Victor, Eutropius, Agathias, Zosimus, Procopius, Zonaras, Dio-Cassius, u. a. m. sind nicht allezeit einstimmig in demjenigen, was sie von den Deutschen sagen.

Tyrold, ein viel älterer Schriftsteller, als das fünfte Jahrhundert, schildert schon die Deutschen als Leute ab, die kühn, hochmüthig, und verwägen wären, und immer in Bewegung seyn wollten; die fern von ihrem Vaterlande in der Fremde die Gefahren aufsuchten, ja deren Unternehmungen das Meer selbst keine Grenzen setzen konnte. Daher nun kamen die Einbrüche und Züge, die sie vor ihrer Eroberung in Gallien, an verschiedenen Orten thaten; bald aber mit leichten Fahrzeugen in Italien, und Spanien, ja bis in das Herz von Asien eindrungen.

Die Römer welche Gallien im Besitze hatten, führten einen blutigen und langwierigen Krieg mit ihnen: denn Roms Macht war so hoch gestiegen, daß es die Freyheit seiner Nachbarn als seinen Schimpf ansah. Der Abscheu aber, den die Deutschen von Natur vor aller fremden Herrschaft haben, reizte sie an, den fürchterlichen Heeren herzhaft zu widerstehen. Sie siegten einigemal über die Römer; allein sie waren noch keine Eroberer: sie kannten die Ehre und Reizungen der Herrschaft noch nicht; sie sahen sogar nur diejenigen Oerter

für ihr Vaterland an, allwo sie ihre Freyheit erhalten konnten, und sie begehrten nur zu siegen, um keine Sklaven zu seyn.

Endlich brachten die römischen Unternehmungen, nebst der Nachbarschaft und Fruchtbarkeit des gallischen Gebieths, sie auf die Gedanken, sich desselben zu bemächtigen. Anfangs fuhren sie nur über den Rhein, und begnügten sich mit oftmaligen Einbrüchen und Plünderungen dieser reichen Provinzen; endlich aber wurden sie aus Räubern zu Eroberern. Ihr Muth verließ sie niemals, der Vortheil mochte nun auf ihrer Seite seyn, oder nicht, und sogar bey dem Verluste wußten sie sich noch furchtbar zu machen.

Zwar sagt Claudian, daß Stilico, ein römischer Feldherr unter dem Kaiser Honorius sich den Franken furchtbar gemacht, und sie gezwungen, ihre Schwerter in Pflugschaaren zu verwandeln. Allein die gewissen Siege des deutschen Volks zernichteten alle diese erdichteten Siegsmäler; und indessen, daß die Römer in ihren poetischen Lobserhebungen triumphiren: so sieht man die Deutschen mit Erstaunen, jenseits dem Rheine, der Alpen, des pyrenäischen Gebürges und des Meers; wie sie bereits Meister von Gallien, Italien, Großbritanien und Spanien sind, wie sie das römische Reich zerstören, und neue Reiche zu gründen anfangen.

Soviel von dem alten Deutschlande. Was unter dem großen Carl und seinen Kindern vorgefallen ist, das ist so, wie die Staatslist dieser Prin-

zen

zen viel leichter heraus zu bringen. Ihre Regierungsforme, ihre Kriege, ihre Friedensschlüsse, der Flor und Verfall ihrer Häuser, das alles sind Sachen, die von glaubwürdigen und zeitverwandten Schriftstellern sehr ausführlich aufgezeichnet worden. Ihre Schriften sind in den Sammlungen der Herren Pithou, Düchesne, Johann Herwagens, Simon Schards, Marquard Frehers, Melchior Goldasts, Erpold Lindenbrogs, u. a. m. zu finden. Allhier findet man Stücke, die die Ausführung und List des damaligen Staatsraths entdecken, und das falsche und unbillige Vorurtheil einiger Geschichtschreiber vernichten: welche wollen, daß die Regierung des carolingischen Hauses in Deutschland nicht fähig sey, die Neugierde zu erregen; ja daß auch die folgenden Regierungen der Ottonen und ihrer Nachfolger, bis auf die österreichischen Kaiser, nichts anders enthalten, als die Händel, welche die Prinzen mit den Päbsten gehabt.

Gleichwohl fängt eben unter den Kaisern des zehnten und zwölften Jahrhunderts, das römisch-deutsche Kaiserthum an, sich bekannt zu machen. Gegen diese Zeit nimmt es allererst die Forme eines vereinbarten Staats an, und besteht 1) darinn, daß die Fürsten, welche unter einander einen einzigen Körper ausmachen, ein jeder für sich die Obergewalt und ein eigenes Regiment behalten. Zum 2) daß die Geschäffte, die das Beste und die Erhaltung des ganzen Körpers betreffen, in einer allgemeinen Versammlung müssen vorgetragen werden, allwo jeder eine eigene Stimme hat.

Dergleichen Staaten entstehen, entweder durch eine conventionem expressam, wenn die verbündenen Fürsten recht gesonnen sind, sich künftig für einen einzigen Körper zu halten; oder durch eine conventionem tacitam, wenn ein aus verschiedenen Provinzen bestehendes Reich, die alle einem Prinzen gehören, durch Empörungen so weit kömmt, daß die ehemaligen bloßen Statthalter, derselben gebiethende Herren werden. Unter dieser letzten Gestalt wird man das römischdeutsche Reich erblicken.

Man sieht wohl im voraus, daß in einem conföderirten Staate, der auf solche Weise entsteht, auch Unordnungen und Factionen vorkommen müssen. Die Fürsten, welche im 912 Jahre Conrad den I. zum Oberhaupte erwählet hatten, fürchteten bald seinen Hochmuth, und setzten ihm Cabalen entgegen. Die Herzoge, die Grafen, die Marggrafen, alles wollte erblich und unumschränkt seyn. Den Kaiser wollten sie als das Oberhaupt eines Ordens ansehen, davon sie die vornehmsten Mitglieder wären. Conrad wollte durch die Macht zu der ehemaligen Gewalt gelangen; allein vergebens. Henrich der I. sein Nachfolger, griff die Sache mit der Gelindigkeit an, und fuhr etwas besser dabey.

Dem Kaiser Otto dem I. schien endlich die Ehre vorbehalten zu seyn, die deutschen Fürsten wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen. Dieser Kaiser eroberte die Lombardey und ward daher zwar mächtiger: allein seine Regierung war voller Unruhe und Unglück.

Seit

Seit der Zeit that der päbstliche Hof sein Aeußerstes, die Macht der römischen Kaiser zu schwächen. Nach vielen Ränken und blutigen Kriegen, verlohten sie endlich das Recht die Päbste zu wählen; und alles was er und Friedrich der I. dawider thun konnten, war umsonst.

Friedrich der II. war noch unglücklicher mit dem römischen Hofe, und sein Tod ließ das Reich in einer schrecklichen Anarchie. Weil sein Geschlecht, welches die Würde der Herzoge von Franken und Schwaben besessen, verstarb, und das Reich sonder Oberhaupt war; so theilten sich die freyen Reichsstädte und andere Fürsten in dieselben. Kurz, in 23 Jahren blieb das deutsche Reich sonder Oberhaupt, und man kann leicht urtheilen, daß dieser Punkt der Geschichte nicht anders, als merkwürdig seyn kann.

Zu der Geschichte dieser vier Jahrhunderte nun hat der Herr Barre alles lesen müssen, was Lindenbrog, Heinrich Meibom, Herr von Leibnitz, Ludewig, Eccard, Hieronymus Pez, Gottfried Hofmann, Marquard Freher, u. a. m. davon geschrieben haben. Er hat aber auch gefunden, daß ihr Ansehen nicht gleich wichtig ist. Einige glauben alles weg; und ihren Schriften sieht man dieses an: andere schreiben viel, davon sie selbst das wenigste glauben; andere endlich schweigen lieber gar, wenn sie eine Sache nicht recht gewiß wissen. Dithmar, Bischof von Merseburg, scheint dasjenige, was sich unter den Ottonen zugetragen, richtig beschrieben zu haben. Auch dem Dietrich

und

und Wippo, die uns den Ursprung und die Geschichte des salischen Conrads geliefert haben, scheint man dieses nicht absprechen zu können.

Otto, Bischof von Freysingen, der richtiger ist, als andere Geschichtschreiber, hat Friedrichs des I. Geschichte geschrieben; Radewich, Domherr derselben Kirche, hat sie fortgesetzt; der Mönch Gauthier aber, hat ein Gedicht von ihm gemacht, welches die Gelehrten werth schätzen. Vom Cisnerus haben wir Friedrichs des II. Leben und des Petrus Desvignes, seines Kanzlers, Briefe. Dieser beyden Quellen hat Herr Barre sich bey diesem Kaiser bedienet.

Er könnte zwar noch andere Schriftsteller nennen, die das zehnte Jahrhundert bis ins Mittel des dreyzehnden abgehandelt haben: allein ob sie gleich, was die Sache selbst betrifft, ziemlich eins sind; so sind sie doch in der Art selbige zu ordnen, desto uneiniger. Er ist also der Wahrheit und Glaubwürdigkeit nachgegangen.

Endlich ward der habspurgische Rudolph zum Kaiser erwählet, der erste aus dem österreichischen Hause. Man beschloß, mit dieser Würde nicht mehr so beständig bey einerley Hause zu bleiben: allein hierzu hätte gehöret, daß die meisten Reichsstände, sich das allgemeine Beste beständig hätten angelegen seyn lassen; dahingegen des Wenceslaus Erwählung zur Gnüge zeigte, wie viel das Geld und Privatinteresse, auch bey großen Herren vermag.

Carl der IV. dem es gelungen, sie zu bestechen, ist Urheber der berühmten goldnen Bulle, welche die

Kai-

Kaiserwahl den Händen der sieben Churfürsten allein anvertrauete; und wenn sein männlicher Stam nicht mit seinem Sohne Sigismund erloschen wäre: so hätte er unfehlbar seinen Zweck einer beständigen kaiserlichen Thronfolge in seinem Hause, erhalten.

Durch Albrechts des II. Erwählung kam das Kaiserthum abermals an das österreichische Haus. Seine Weisheit erhielt die Einigkeit unter den Reichsfürsten; allein er starb frühzeitig, und sein ihm nachfolgender Bruder, Friedrich der III. machte sich durch sein schlechtes Regiment verhaßt. Die Churfürsten wollten ihm mehr als einmal einen römischen König setzen, um den Unordnungen zu steuern, die seine Fahrläßigkeit verursachte. Und gleichwohl legte dieser so allgemein verachtete Prinz, den Grund zur Macht seines Hauses; indem er seinen Sohn Maximilian mit der reichen Erbinn von Burgund, Carls des Kühnen Tochter, vermählte. Als er nun seine eigenen Länder mit dem Rücken ansehen, und im Reiche herum irren mußte; so hatte er dennoch den Trost, daß man seinen Sohn zum römischen Könige machte.

Dieser Herr brachte das Reich wieder in Ordnung. Dem Scheine nach, hielt er es mit dem Pabste; bekümmerte sich aber wenig darum, die Krone von ihm zu erhalten; ja er versuchte so gar Julius den II. abzusetzen, und den päbstl. Thron selbst zu besteigen.

Nach Maximilians Tode war es eine Staatsregel der Churfürsten, einen aus ihrem Mittel zum

Kai-

Kaiser zu machen. Indessen fiel die Wahl gleichwohl auf den Enkel des vorigen, Carln von Oesterreich. Man band ihm zwar die Hände durch eine Capitulation; allein, was man gezwungen verspricht, das hält man auch, so gut man will. Dieß haben Carl und viele seiner Nachfolger bewiesen.

Der westphälische Friede setzte endlich die Gerechtsame der Reichsfürsten in ein besseres Licht und verwahrte ihre eigene Sicherheit mehr, gegen die Eingriffe gar zu gewaltiger Kaiser.

Ferdinands des I. Maximilians des II. u. Rudolphs des II. Regierung waren ziemlich ruhig. Mathias, der keine Söhne hatte, ließ alle seine Erbländer seinem Oheime Ferdinand dem II. und damit er desto leichter Kaiser werden möchte, so ließ er ihn zum böhmischen Könige krönen. Allein, seine Strenge brachte die böhmischen Protestanten wider ihn auf, die ihn nicht für ihren König erkennen wollten, und ihren Thron dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich dem V. anbothen. Dieser nahm ihn auch an, ungeachtet Ferdinand Kaiser war: und Friedrich glaubte so gar, er könne dem, was er ihm als Reichshaupte schuldig wäre, ohne Schaden, mit ihm Krieg führen.

Allein Ferdinand vermengte seine Kaiserwürde mit der Königlichen. Er that, ohne die Reichsstände drum zu fragen, Friedrichen in die Acht, und gab sein Churfürstenthum, Maximilianen von Bayern. Dieß empörte die niedersächsischen Protestanten, sie verbanden sich mit Friedrichen; und der König von Dänemark war ihr Heerführer.

Der

Der Kaiſer aber mit der katholiſchen Ligue beſiegte ſie, und eroberte ganz Niederſachſen, bis an das baltiſche Meer. Alles ſchien verlohren zu ſeyn, bis Guſtav Adolph zu Hülfe kam, und die berühmte Schlacht bey Lützen gewann.

Die Union zwiſchen Frankreich und Schweden, zwang endlich Ferdinand den III. der ſeinem Vater gefolget war, ſich 1637 in einen Vergleich einzulaſſen. 1648 ward der Friede geſchloſſen, nach welchem Ferdinand einige ſeiner Staaten hergeben, und den größten Theil ſeiner Macht im Reiche fahren laſſen mußte.

Herr Barre beſchließt ſeine Geſchichte endlich mit den Regierungen Leopolds, Joſephs und Carls, des VI. als der letzten öſterreichiſchen Kaiſer.

Dieß iſt nun ein kurzer Begriff von der Ordnung, die unſer Geſchichtſchreiber in ſeinem Werke erwählet hat. Damit ſelbiges allerley Arten von Leuten nützlich würde, hat er die geiſtliche deutſche Geſchichte mit der civil- und militäriſchen vermenget. Er hat die Stiftungen der Biſchöfthümer und Abteyen, nebſt ihren Rechten, Befreyungen und Territorialhoheiten angeführet. Man wird ſehen wie die großen Güter der deutſchen Geiſtlichkeit, welche ehemals eine Belohnung ihrer Tugend geweſen, im ſechszehenden Jahrhunderte, eine Quelle der Unordnungen und des Aergerniſſes geworden.

Auch von dem öffentlichen Rechte hat der Herr Kanzler zuweilen geredet; da er denn den Goldaſt, Lunig, Dümont und andere dahin gehörige Scribenten fleißig nachgeleſen.

Es hat auch nicht fehlen können, daß er oftmals von den Händeln der Kaiser reden müssen, die sie im Oriente und in Italien gehabt. Und hierbey nun hat Herr Barre die berühmte byzantinische Sammlung, und die Werke der italienischen Schriftsteller nachgelesen, deren Sammlungen vom Andreas Schott, Ferdinand Ughelli und Anton Muratori, bekannt gemacht worden. Er hat auch bey vielen andern deutschen Schriftstellern keine geringe Beyhülfe gefunden, und rühmet insonderheit die gräfl. Kevenhüllerischen Annales Ferdinandaeos.

Man sieht aus diesem allen wohl, wie viele Zeit unser Geschichtschreiber haben müssen, so viele Werke durchzulesen, und wie vielen Dank man ihm schuldig ist, daß er es auch gethan hat. Sein Glück indessen ist gewesen, daß er an einem Orte lebet, allwo er alle Bücher haben können, die er gebraucht hat.

Es ist keine geringe Arbeit, das Beste von dem allen zu erwählen, was von so vielen Federn zusammen getragen worden: und es verdient vielleicht nicht minder Ehre, als selbst was neues zu erfinden.

Herr Barre hat sich alle Mühe gegeben deutlich zu schreiben; und damit der Leser an gewissen Stellen nicht aufgehalten wurde, so hat er einige nothwendige Anmerkungen unter den Text gesetzt. Denn die Art vieler Deutschen, welche die Noten mit in den Text werfen, ist ihm sehr verdrießlich und verwirrend vorgekommen; und zwar aus sehr guten Gründen.

„Ein Mann, der seines eigenen Volks Geschichte „schreibt, hat allerdings ein Vieles vor einem Fremden „voraus, der ein gleiches unternimmt: allein dieses „Vorrecht, welches jener von der Geburt erhält, „kann sich der andere durch Arbeit und Bemühun„gen erwerben. Ueber dieß ist ein Fremder vor „vielen Klippen gesichert, die ein eingebohrner „Schriftsteller schwerlich vermeiden kann. Es ist „nur gar zu gewöhnlich, daß man seine Ausdrücke „nach demjenigen einrichtet, was man von denen „Personen zu fürchten oder zu hoffen hat, unter de„ren Herrschaft man lebet. Die Liebe zum Vater„lande ist ebenfalls ein großes Hinderniß. Man „sieht die Sachen mehr so an, wie man sie gern „hätte, als so wie sie wirklich sind: man wird hefft„ig, die Wagschaale schlägt aus; und man ver„liert das zur Erkenntniß der Wahrheit so nöthige „Gleichgewicht. Daher kömmt es denn oft, daß „man die Ehrfurcht vergißt, die man den Gesetzen „der Geschichte schuldig ist: welche nicht erlauben, „daß man die Wahrheit unterdrücke, oder das Fal„sche sage; und die Laster der Mitbürger verschwiegen „bleiben. Ist jemand im Kriege oder in den Wis„senschaften vortrefflich gewesen, und hat übrigens „viel Vernunft blicken lassen: so verbirgt man alle „seine Fehler, um eine in allen Stücken vollkom„mene Person draus zu machen; und bedenkt nicht, „daß die gar zu große Tugend unnachahmlich sey, „einigen den Muth benimt, andere auffätzig macht, „und kurz, verdächtig ist: indem alle Menschen, sie „seyn so groß sie wollen, allezeit die Kennzeichen „der Menschlichkeit an sich behalten. Es

Es ist also vielleicht so gar bedauernswerth nicht, daß die völlige Geschichte der Deutschen von einem Franzosen hat müssen geliefert werden: und da es einmal ein Franzose hat seyn sollen; so freuen wir uns, daß das Loos den Herrn Kanzler Barre getroffen; der unser halber Landsmann ist.

Als Zierrathe dieses Werks sind noch die drey Landkarten, ein Titelkupfer, und das sauber gestochene Bildniß Sr. Maj. des Königs von Pohlen anzusehen, dem diese deutsche Geschichte zugeeignet ist.

* *

II.

D. P. Udalrici Weis, Benedictini Ursinensis, Liber, de Emendatione intellectus humani, in duas partes digestus, veram operationum omnium intellectus Theoriam, tum earundem directionem solide edisserens. Typis Chr. Starck Kaufburani, prostat apud Autorem Anno 1747.

D. i.

Pat. Ulrich Weißens, Benedictiners, Werk von der Verbesserung des menschlichen Verstandes ꝛc. in gr. 4. fast 5 Alph.

Seitdem die Verbesserung der Weltweisheit in Deutschland, durch den unsterblichen Leibniß angefangen, durch den vortrefflichen Freyherrn von Wolf aber glücklich zu stande gebracht

gebracht worden, hat sich dieses Licht allmählich mehr und mehr ausgearbeitet, und endlich seine Stralen bis über die Alpen in das gesegnete Wälschland erstrecket. Die neuen Auflagen der gründlichen wolfischen Schriften, die man daselbst, sogar mit Genehmhaltung der Obern unternommen, haben der Wahrheit daselbst einen ungemeinen Eingang zuwege gebracht. Zu einer Zeit, da die Naturlehre der Engländer sich so vieler Gelehrten in Italien zu bemächtigen anfieng, konnte derselben nichts so kräftig das Gegengewicht halten, als die leibnitz-wolfische Metaphysik; als welche sattsame Gründe in sich hält, so viele willkührlich angenommene Sätze der Neutonianer zu entkräften. Es geht dieselbe veritzo mit ungehinderten Schritten fort: und vielleicht werden wirs noch selbst erleben, was sie in Beförderung der Wahrheit für erwünschte Früchte bringen wird.

Etwas langsamer hat man von katholischer Seite in Deutschland selbst, die Vorzüge dieser neuern Art zu philosophiren einsehen und zugestehen wollen. Denn wenn man diejenigen Vorspiele derselben ausnimmt, die man von dem Herrn Reichshofrath von Ickstatt zu Würzburg, und unlängst von dem gelehrten P. Gordon zu Erfurt gesehen: so hat sich auf allen katholischen Universitäten in Deutschland noch kein einziger Lehrer derselben aufgeworfen. Nunmehr aber giebt uns ein schwäbisches Kloster unweit Kaufbeuern, in dem augspurgischen Kirchensprengel, dasjenige, was alle katholische hohe Schulen noch nicht aufweisen können. Der gelehrte Be-

ne-

nedictiner daselbst, rettet die Ehre seines Ordens, der sich vor so vielen andern Orden seiner Kirche, in andern Arten der Gelehrsamkeit, allezeit, auch in Deutschland, sehr rühmlich hervor gethan, auch in der Weltweisheit. Er liefert uns zuerst ein treffliches logikalisches Werk, welches er seinen Glaubensgenossen, unter dem Schutze des hochwürdigsten Bischofes zu Augspurg, als einen hellen Pharus aufsiecket, um sie in dem ganzen Meere der Wissenschaften zu leiten und zu führen. Dieser Prälat hat also die Ehre völlig verdienet, daß P. Weiß ihm sein Werk zugeschrieben.

In der Vorrede erwähnet der Verfasser, daß er vor zweyen Jahren an die Ausarbeitung eines solchen Buches noch nicht gedacht; er thut es aber nicht in der Absicht, daß man seine geschwinde Feder bewundern, sondern ihm seine Fehler verzeihen solle. Er lehrte damals ungescheut und ungehindert die neuere Philosophie in seinem Kloster, und hatte von dem Neide und den Verfolgungen der Scholastiker nichts zu fürchten. Allein nachdem die von ihm glücklich unternommene Verbesserung der Gelehrsamkeit etwas mehr Geräusche gemacht: so muß er etwas behutsamer gehen. Man ist sehr böse auf ihn geworden, daß er die altväterische Art zu Studiren verächtlich hält: und viele, die in dem peripatetischen Taumel sterben wollen, nehmen sich nicht einmal die Mühe, die gereinigte Weltweisheit zu prüfen; sondern schreyen nur wieder dieselbe, und verfluchen sie. Der Verfasser fraget zwar nichts darnach; meynt doch aber, es sey gut, ihnen die

Mäuler zu stopfen, damit sie nicht andern ein böses Exempel geben, und bessere Köpfe davon abschrecken mögen. Er theilt hierauf seine Gegner in Classen: und aller derer Vorurtheile zu heben, hat er sich nicht sowohl in viele Streitigkeiten mit ihnen einlassen, als vielmehr allen auf einmal zum voraus begegnen wollen; indem er ihnen dieß ausführliche Werk von Verbesserung des Verstandes entgegen gesetzet. Es wird selbiges anstatt einer ausführlichen Vernunftlehre dienen können; und man wird daraus sehen, daß er die Geheimnisse der alten scholastischen Weisheit auch gelernet.

Er versichert übrigens, daß er auf diese peripatetische Art zu philosophiren eine etwas scharfe Ruthe geführet; aber doch viele von den gelehrten Männern sehr hochschätze, die selbige noch hin und her schützen, und lehren. Es sey aber die gemeine Art zu studiren, von deren ihrer Einsicht sehr weit unterschieden. Wer indessen wieder ihn zu schreiben lusthaben möchte, (denn nach den mündlichen Urtheilen fragt er nichts) von denen fordert er, 1) daß sie dieses sein Werk völlig inne haben sollen; 2) daß sie ihre Federn in Dinte, und nicht in Galle tauchen sollen; d. i. daß sie ihn belehren, nicht aber schimpfen sollen; 3) daß sie nicht wider den Mann, sondern wider seine Lehre losziehen sollen. Würde sich aber jemand von Affecten hinreißen lassen, dem würde er nicht gleich werden; sondern mit philosophischer Bescheidenheit entweder schweigen, oder antworten, nachdem sie es verdienten. Denn das Zanken liebe er nicht: aber die Wissenschaften wie-

der

der herzuſtellen, ſey er nicht etwa allein, ſondern mit ganz Italien, Frankreich, England und Deutſchland, Sinnes geworden; und zwar bey dem letzten, nicht nur mit den Proteſtanten, ſondern auch mit vielen von der römiſchen Partey. Er fände die ſcholaſtiſche Finſterniß außer Deutſchland faſt nirgends mehr; und ſelbſt auf deutſchen katholiſchen hohen Schulen kenne er viele, die über die Strengigkeit ihrer Satzungen und Statuten ſeufzen, dadurch ihnen der freye Gebrauch der Vernunft unterſaget wird; und die das alte philoſophiſche Joch gern abſchütteln wollen.

Endlich beklagt er ſich über den ſchlechten Buchdrucker ſeines Ortes, und die eingeſchlichenen Druckfehler: und allerdings wäre dieſes Werk eines beſſern Druckes ſchon würdig geweſen. Es ſoll aber ſelbiges nur ſtatt eines Vorläufers mehrerer philoſophiſcher Werke dienen: und er wünſcht, daß nur ſein Orden, ſich die alte Ehre wieder anmaßen möchte, den verfallenen ſchönen Wiſſenſchaften, wenigſtens eine Zuflucht zu geſtatten. Die trockene Unfruchtbarkeit ihrer bisherigen Diſciplinen hätten ſie ja zur Gnüge erfahren. Es fehle nämlich an ſchönen Köpfen, und Kräften gar nicht; die aber bisher ohne Nutzen in den Klöſtern geſtecket hätten. Bey fernerer Säumniß beſorgt er, daß ſie den Exempeln andrer würden folgen müſſen, da ſie doch ſelbſt andern damit hätten vorgehen können.

So muthig redet unſer P. Weiß in der Vorrede: und wir haben ihren ganzen Inhalt deſto lieber hieher geſetzet, damit unſre Leſer ihn und den Zuſtand

der Philosophie in seiner Kirche desto besser daraus mögen kennen lernen. Nun wollen wir das Werk selbst, nach allen seinen Hauptabtheilungen, doch kürzlich vor Augen legen.

Der I. Theil handelt von den Ideen, und den Wirkungen der menschlichen Seele, in Ansehung der Dinge. Das I. Hauptst. redet vom Ursprunge der Begriffe, und sodann von der Empfindung und dem Nachdenken. Hier findet man alles, was die neuere Philosophie gründliches von diesen Dingen zu lehren pflegt. Er fängt aus der Erfahrung an, daß in uns etwas vorhanden sey, welches sich seiner und andrer Dinge bewußt ist. Dieses Wesen nennet er die Seele. Diese unterscheidet er vom Körper, und bringet alles fernere bey, was daraus fließt: läßt aber die Frage unentschieden, ob die Begriffe sinnlicher Dinge von außen gewirket, oder nur veranlasset werden. Das II. Hauptst. handelt von der Natur der Ideen, und den übrigen Kräften der Seele dabey. Dieses ist ziemlich weitläuftig; und er entscheidet darinn viele scholastische Streitigkeiten z. E. vom Intellectu agente und patiente; welchen Unterscheid er gründlich widerlegt. Bey uns würden viele von diesen Anmerkungen überflüssig und ekelhaft seyn: weil wir von solchem Zeuge seit langer Zeit auf unsern hohen Schulen nichts gehöret, seit dem nämlich Thomasius die erste Verbesserung der Philosophie in Deutschland bewerkstelliget hat. Aber man muß dergleichen scholastische Spinnenweben, die der Verfasser in seinen Klosterwinkeln noch häufig findet, mit Vergnügen einreißen

reißen und wegſtäuben ſehen. Es iſt auch dieſe groſſe Vernunftlehre nicht für Anfänger, ſondern für diejenigen geſchrieben, die bisher auf den päbſtiſchen Akademien, Gymnaſien und Klöſtern die peripatetiſche Philoſophie gelehret haben. Dieſen mußte der Verf. alle ihre Idola Tribus, alle ihre metaphyſiſchen Götzenbilder zerſtören.

Im III. Hauptſt. handelt er von den allgemeinen Begriffen, u. ſo wohl von der mittelbaren als unmittelbaren Erkenntniß. Hier werden ſonderlich die drey Arten der menſchlichen Erkentniß, die gemeine, philoſophiſche und mathematiſche unterſchieden. Zugleich wird erklärt, was die Vernunft, der Witz, die Urtheilskraft und der Wille ſey; ingleichen was ein einzelnes Ding, was ein beſondrer Begriff (particularis) heiße. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten, da alle dieſe Dinge bey uns bekannt ſind: nur daß hier der Verfaſſer auch viel ontologiſche Wahrheiten mit einfließen laſſen, alles in mehrers Licht zu ſetzen.

Das IV. Hauptſtück handelt von dem Urtheile, der Wahrheit, Falſchheit, und beyder Merkmaalen. Hier bemerken wir etwas beſonders bey dem Verfaſſer, daß er nämlich mit dem Carteſius die Kraft zu urtheilen zum Willen, und nicht zum Verſtande rechnet: weil er dafür hält, alle Wirkſamkeit der menſchlichen Seele gehöre zum Willen. Nun ſcheint uns zwar hier nur ein bloßer Wortſtreit zu walten: allein wir wünſchten doch, daß der gelehrte Benedictiner lieber bey der eingeführten Meynung aller andern Weltweiſen geblieben wäre. Die thä-

tige Wirksamkeit der Seele nämlich, die nur nach Wahrheit und Erkenntniß strebet, ist noch kein Wollen zu nennen; da der Wille nur das Gute und Böse zu seinem Gegenstande hat. Er wird durch diese, selbst von den Franzosen, längstverworfene Lehre Cartesii, sich ohne Noth mehr und gegründetere Gegner zuziehen, als durch viele andre Lehrsätze der neuern Philosophie.

Das V. Hauptstück handelt von den Begriffen der für sich bestehenden und zufälligen Dinge. Dieses Capitel ist fast ganz ontologisch oder metaphysisch, und hätte aus einer Vernunftlehre wohl wegbleiben können. Allein zweifelsfrey hat P. Weiß hier Locken folgen wollen, der auch sehr viele metaphysische Wahrheiten, in sein Buch vom menschlichen Verstande gebracht hat. Er macht aber seine Anwendungen der allgemeinen Wahrheiten nach Art seiner Glaubensgenossen, auch auf theologische Dinge. Z. E. auf der 162sten Seite folgen Notae de accidentibus eucharisticis et absolutis, darinnen er sich bemüht, das eingebildete Geheimniß der Transsubstantion mit seinen Lehren zusammen zu reimen: und ein jeder unter uns Protestanten wird sich leicht einbilden, wie schön das herauskomme? Indessen kann man es ihm nicht verdenken. Hat Cartesius nicht eben das gethan? Und hat sich nicht Leibniß selbst bemühet, die praesentiam realem des Leibes im Abendmahle begreiflich zu machen?

Das VI. Hauptstück redet de Ideis relationum; im VII. kömmt die Erklärung dessen, was einem Dinge wesentlich ist, imgleichen was seine Eigenschaften

schaften und Zufälligkeiten sind. Hier kommen gleichfalls viel metaphysische Dinge vor. Z. E. was Physicum und Metaphysicum, was materia prima, forma substantialis, corruptio, generatio, alteratio, evolutio, mixtio sey? Wie das Künstliche vom Natürlichen unterschieden sey? Was eductio formarum, qualitates, essentiae rerum, et attributa sind u. d. gl.

Im VIII. Hauptstücke handelt er de distinctionibus, im IX. von den Wörtern, ihrem Gebrauche und Misbrauche, imgleichen ihren Eintheilungen. Hierinn werden viel gemeine Irrthümer bestritten, die aus unrechten und übelverstandenen Redensarten ihren Ursprung haben. Er erklärt aber auch eine Menge von Wörtern und Begriffen, die zu ganz andern Theilen der Weltweisheit gehören; aber niemanden schaden können, der sie auch hier lesen wird. Er kömmt so gar bey der grammatischen Eintheilung der Wörter, wiederum auf die Worte der Einsetzung, das ist mein Leib; worinn er aber den Urheber der Artis Cogitandi zum Vorgänger hat. Und mit diesem weitläuftigen Capitel schließt sein erstes Buch, auf der 333. Seite.

Der II. Theil hebt mit einer kurzen Wiederholung des ersten Buches an, welche aber in der Ordnung das zehnte Capitel bleibt. Hierinn ist ein kurzer Auszug, aus allem bisher weitläuftig abgehandelten befindlich, der einem durch so viele Dinge zerstreueten Leser allerdings angenehm seyn wird: dessen erster Theil von der Art handelte, wie man sich klare, deutliche und vollständige Begriffe, durch

Em-

Empfindung und Nachdenken zuwege bringen könne. Das XI. Hauptstück handelt also von Erkenntniß der Dinge durch fremde und eigene Begriffe. Hier kommen allerdings viel neue logikalische Wahrheiten vor, die wir uns nicht erinnern, bey andern so ausführlich gelesen zu haben. Wir schreiben keine Critik, vielweniger Widerlegungen der Bücher, davon wir Auszüge geben: sonst würden wir vielleicht bey einem oder dem andern etwas erinnern. Wir wissen auch, daß ein jeder Schriftsteller auf eine ihm eigene und besondere Art zu seiner Erkenntniß und Einsicht gelanget ist; und sehen es also für eine Unbilligkeit an, zu begehren, daß alle Leute so wie wir denken sollen. Es sind nur kleine Geister zu einer solchen Pedanterey fähig: billige Gemüther sehen die jährlich zum Vorschein kommenden Schriften, wie die Blumen eines wohl angelegten Gartens an, die eben ihrer Mannigfaltigkeit wegen, das größte Vergnügen geben. Nur ein Thor erzürnet sich, daß die Rose so bunt nicht ist, als die Tulpe; oder daß diese so schön nicht riecht, als jene.

Das XII. Hauptstück handelt von der Erfahrung, den Versuchen und den Beobachtungen. Der Herr Verfasser setzt mit gutem Grunde voraus, daß alle Begriffe aus der Sinnlichkeit oder Empfindung entstehen; und setzt hinzu: Wenn es ja angebohrne Begriffe geben sollte; so würden selbige doch allererst vermöge der Empfindungen erkannt und rege werden. Er kömmt hierauf auf die gelehrte Unwissenheit, die darinn besteht, daß man die Grenzen der menschlichen Einsicht erkennet, und aus un-

umſtößlichen Gründen beweiſen kann, daß man dasjenige, was man nicht weis, durchaus nicht wiſſen könne. Er hält es für ſchimpflich, wenn eines Grundſtückes Herr deſſen Grenzen nicht kennet: und ſchreibt es dieſer Unwiſſenheit unter den Weltweiſen zu, wenn ſie ihren Mangel der Einſicht zu verbergen, zu dunkeln und unbegreiflichen Wörtern ihre Zuflucht nehmen, oder auf ein Wortgezänke verfallen. Daraus erklärt er drey Claſſen der Weltweiſen, 1) diejenige, die ihre Weisheit in leeren Worten, 2) die ſolche in Erdichtungen, und 3) die wahre, die in den Sachen ſelbſt, das iſt, durch die Erfahrung, ihre Wiſſenſchaft ſucht. Mehr können wir davon nicht mitnehmen.

Das XIII. handelt von dem Nutzen der Mathematik in der Weltweisheit. Der Herr Verfaſſer ſieht zwar die erſte für einen Theil der letztern an; glaubt aber doch nicht, daß ſie ein nothwendiges Mittel zu dieſer ſey. Er rühmt es der Mathematik nach, daß ſie zu der Zeit, als die Naturlehre in ein finſtres Schulgezänke verwandelt war, einen großen Theil derſelben liebreich aufgenommen, und ausgearbeitet gabe; wie ſolches die Optik, Mechanik, Hydroſtatik, Hydraulik, und Aſtronomie zur Gnüge zeigen, die lauter Theile der Naturlehre in ſich halten. Er beſtimmt die Grenzen, wieweit der Weltweiſe geht, und wo der Meßkünſtler anfängt: nämlich bey der Beſtimmung der eigentlichen Gröſſen, einer jeden natürlichen Wirkung; und was dergleichen wahre und nützliche Dinge mehr ſind.

Im XIV. Cap. kömmt die Abhandlung von den Er-

Erklärungen vor. Hier fängt er an zu zeigen, wie die Erkenntniß a priori anhebe; und hier folgt er der wolfischen Art, wie allgemeine Begriffe, aus deutlichen einzeln Begriffen abgesondert werden. Er nimmt sich zum Exempel das Wort, Menstruum, ein flüssiges Wesen, wodurch in der Chymie und Scheidekunst, Metalle aufgelöset werden. Hiervon beschreibt er erst seine Erfahrung ausführlich; da er nicht nur die Aquam Regis selbst zubereiten, sondern auch das Gold dadurch auflösen gesehen, u. d. m. Daraus zieht er nun eine Definition eines sogenannten Menstrui; nachdem er gewiesen, daß dieselbe doch noch nöthig sey, ungeachtet man die Auflösung selbst gesehen. Er verfährt dabey sehr gründlich, und wer ihm seinen Beyfall versagen will, der muß sehr eigensinnig seyn. Das übrige muß man bey ihm selbst nachsehen.

Das XV. Cap. erklärt die Eintheilungen mit ihren Regeln und damit schließt sich der erste Abschnitt dieses zweyten Theils. Der II. handelt von dem Urtheile und den Sätzen, oder Aussprüchen; und zwar,

Im XVI. Hauptstücke von der Natur, dem Gegenstande, und den Bewegungsgründen, sowohl des unmittelbaren als mittelbaren Urtheiles. Was die Bewegungsgründe der Urtheile betrifft: so hält der Verfasser dieselben für nothwendig; weil er, wie oben gedacht worden, die Urtheile zum Willen rechnet. Er erklärt sich hier auch beyläufig, über seinen Begriff von der Freyheit: sie bestehe nämlich einzig darinn, daß wir den Bewegungsgründen, die sich zuerst darbiethen, nicht so gleich nachzugeben

ge-

genöthiget ſind, bis wir auch die entgegenſtehenden erwogen haben; dabey wir uns auch ſo lange, gleichſam in der Schwebe, erhalten können, ohne uns nach einer Seite zu neigen, bis wir deutlich eingeſehen, wohin wir uns zu lenken hätten. Wir überlaſſen dieſes und das übrige der fernern Ueberlegung der Weltweiſen.

Das XVII. Capitel handelt von den Vorurtheilen, die dem Verſtande ſo ſchädlich ſind. Hier handelt er, bey Gelegenheit des Vorurtheils des Anſehens, die Frage ab: in wie weit das Anſehen der heiligen Schrift in philoſophiſchen Dingen gültig ſey. Er zeigt hier ſonderlich, daß die Lehre von der Bewegung der Sonnen und dem Stillſtande der Erden, in der Schrift keinen Grund und Fürſpruch finde: wobey er ſo wohl die Stelle aus dem Buche des Joſua, als aus dem Propheten Eſaias, genau durchgeht, und handgreiflich erweiſt, daß dieſelben gar nicht beweiſen, was ſie zu beweiſen angeführet werden. Wir wundern uns zwar, erfreuen uns aber auch, daß man in der katholiſchen Kirche, dergleichen Wahrheiten und Lehrſätze, mit ſolcher Freymüthigkeit vortragen und behaupten darf. Er ſpottet aber ſeiner ſcholaſtiſchen Glaubensgenoſſen ſehr, die faſt allemal die heilige Schrift recht bey den Haaren herzugezogen, um den Ariſtoteles und Thomas daraus zu vertheidigen. Er zeigt, daß die Proteſtanten nicht alle dem Ariſtoteles ſo gehäßig geweſen, als Luther; ja daß dieſer endlich durch den Melanchthon gelinder gegen ihn gemacht worden. Und nachdem er beyläufig mit einfließen laſ-

ſen,

ſen, daß er die Freymäurer für Nachkömmlinge der Roſenkreuzer hält; ſo läßt er ſich folgender geſtalt vernehmen: Nota illa portentoſa inſaniae ultimae vox, vernarum Philoſophi: ſe malle cum Ariſtotele errare, quem cum recentiorum aliquo verum dicere. Mirum, ſi illis ſuccinuit ille noſter, quem nunc laudamus, Philoſophus, eidem reapſe ſubſcribentibus ceteris, quos noſtri aevi Scholaſticos nomino: enimvero citius nunc Herculi clavam, ipſis Moſen, Prophetas, Chriſtum, et Apoſtolos, (ſi tamen unquam ad eorum manus deveniant,) quam Ariſtotelem, aut Thomam extorqueas. Qua in re communis mihi cum ipſo Lutheto, et multis factioſorum querelae non pudet, cum et SS. P. P. et noſtrorum cordatius ſapientium eaedem ſint. Volvatur Ariſtoteles in Philoſophicis; in Theologicis, hoc tamquam inutili neglecto, Thomas; ſed fontes praeferantur, ex quibus et Angelus Doctorum ſua hauſit, in Theologicis: in Philoſophicis vero ea ſubſidia, quae natura, Deusque, non Ariſtoteli modo et Thomae, ſed et cuivis ad veritatis diſquiſitionem idonea tribuere.

Das XVIII. handelt von denen Vorurtheilen, die aus dem Willen entſtehen. Das XIX. von den Sätzen, und das XX. von einigen Arten der Sätze ins beſondere: wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

Der III. Abſchnitt lehret die Arten der Vernunftſchlüſſe kennen; und handelt im XXI. Capitel von den unmittelbaren Folgerungen; im XXII. von den Schlußreden, davon er nur drey Figuren erklärt, und gleichwohl das letzte Exempel der dritten in Feriſon ſo macht: Nihil

Nihil inutile, nihil in ſpem certae oblivionis debet addiſci,
Aliquid inutile continetur in vulgari doctrina ſyllogiſmorum,
Ergo aliquid contentum in doctrina ſyllogiſmorum non debet addiſci.

Das XXIII. handelt von den übrigen Arten der Vernunftſchlüſſe; endlich das XXIV. von den Trugſchlüſſen, und den logiſchen Erfindungsfächern.

Der IV. Abſchnitt erkläret die Methode, oder Lehrart, ſo wohl im Nachſinnen, als Beweiſen, imgleichen im Diſputiren: wobey wir uns aber nicht aufhalten können. Ueberhaupt kann man ſo viel ſagen, daß unendlich viel Gutes in dieſem Werke vorkömmt, welches unter des Herrn Verfaſſers Glaubensgenoſſen ein großes Licht anzünden wird: dafern nicht die abergläubiſchen Verfechter der Finſterniß Mittel finden, ihn und ſein Werk zu unterdrücken. Wir bedauren nur, daß der P. Weis ein Bedenken getragen, ſeinen großen Vorgänger in Verbeſſerung der Weltweisheit auch mit einem Worte zu nennen. Es iſt eine Art von Undankbarkeit, ſich derer-jenigen zu ſchämen, von denen man ſo viel gelernet hat. Allein, das wird die Art unſerer Zeiten; daß die neuen Gelehrten allein oben ſchwimen wollen, und ihre Lehrer, wo nicht gar mit Schimpf und Schande überhäufen, doch mit Stillſchweigen übergehen; als ob ſie nie etwas von ihnen gehöret oder geſehen hätten.

* *

III.

Des Americus Vespucci, eines florentzischen Edelmanns, Leben und nachgelassene Briefe, worinnen dessen Entdeckungen der neuen Welt und die Merkwürdigkeiten seiner Reisen historisch und geographisch beschrieben werden. Aus dem Italiänischen des Herrn Abts Angelus Maria Bandini übersetzet, und mit Anmerkungen erläutert. Hamburg 1748. in 8. 19 Bogen.

In einer kurzen Vorrede, die mehrentheils nur die Vortheile der Erfindung der neuen Welt u. des Vespucius lob in sich begreift, gesteht der ungenannte Herr Uebersetzer zwar, daß sein Held nicht der erste sey, der diesen neuen Welttheil entdecket hat; indem Christoph Columbus bereits lange vor ihm das americanische Ufer betreten: indessen meynet er, daß, weil Americus das feste Land entdecket, da jener nur einige Inseln ausfündig gemacht hat, und weil seine Reisen auch weiter gegangen sind, ihm daher der Vorzug billig gebühre. So wenig wir dieß streiten wollen, so unausgemacht oder vielmehr gewiß ist es, daß weder Columbus, noch Americus die ersten Erfinder der neuen Welt gewesen. Es geht dieser Sache wie mehrern, und zwar solchen Erfindungen, davon das menschliche Geschlecht den größten Nutzen zieht, daß ihre Urheber in eine undankbare Vergessenheit gerathen sind, und der verdienten Ehre nicht genießen.

Indessen

Indeſſen wiſſen wir doch etwas von demjenigen, dem wir dieſen Vortheil zu danken haben. Martin Behaim, ein gebohrner Nürnberger, aus dem alten adelichen Geſchlechte der Behemorum von Schwarzbach, hat, nachdem er ſich in mathematiſchen Wiſſenſchaften feſtgeſetzet, in den Niederlanden, von der Herzoginn Iſabella, König Johannes des I. von Portugall Tochter, ein Schiff bekommen, womit er 1460. die Inſel Fayal entdecket. Im 1485. Jahre bekam er vom Könige Johann dem II. ein ander Schiff, womit er America ſelbſt, ja ſogar die Meerenge entdeckt hat, welche nach dieſem die magellaniſche geneñet worden. Nun hat aber, Columbus erſt 1492. Americus noch ſpäter, und Magellanus erſt 1519. und zwar erſt nach den Erzählungen und Charten unſers Behaims, ihre Entdeckungen gemacht *. So iſt es auch gewiß, daß Columbus ſeine meiſte Gewißheit, mit welcher er ſeine Reiſe nach der neuen Welt angetreten, aus den Nachrichten und Charten eines gewiſſen Piloten, Namens Alonſo Sanchez de Huéla geſchöpfet, welcher aus America krank zurücke kam, ſich bey dem Columbus einquartirete, und auch bey ihm verſtarb. Man ſehe davon die

* Man ſehe davon Joh. Wülff. Oration de maioribus Oceani inſulis. Norib. 1691. Wagenſeilii Synopſ. Hiſtor. vniverſ. Part. III. item Synopſ. Geographiae p. 105. eiusd. Parentalia Behaimiana. D. Hartmanni Schedel. Chron. mundi p. 290. Petrum Matthael in notis ad Jus Canonicum. Chriſt. Cellarium in hiſt.

Hiſtoire des Yncas, und Calvetonis novas novi orbis Hiſtorias ex Italico Hieronymi Benzonis Mediolan. transl. pag. 18. Indeſſen iſt es natürlich, daß die Italiener der Ehre ihrer Landsleute, ſo viel als möglich iſt, zuzueignen ſuchen: und weil wir dieſe Begierde an einem jeden Volke gar für löblich halten, ſo hat ſie uns zu gegenwärtiger kurzen Anmerkung bewogen.

Um nunmehr auf das Werk ſelbſt zu kommen, ſo führet der Verfaſſer in dem erſten Hauptſtücke das Alter des Vespucciſchen Geſchlechts weitläuftig aus, und berichtet, daß es ungefähr im 1325ſten Jahre in einem kleinen toſcaniſchen Dorfe, Namens Peretola, unweit der Stadt Florenz, ſeinen Urſprung genommen. Es hat daſſelbe ſchon viele groſſe und vornehme Männer aufzuweiſen gehabt, die aber unſer Americus Vespucci an wahrem Ruhme, alle gar weit übertroffen. Derſelbe nun ward im 1451 Jahre den 9 März gebohren. Sein Vater hieß Anaſtaſius Vespucci, und ſeine Mutter Eliſabeth Mini. Als er die Jünglingsjahre erreichet hatte, ſo ſchritt er zur Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften; darinnen er es, wegen ſeiner ſtarken Neigung und ungemeinen Fähigkeit, gar weit brachte.

Seine

hiſt. medii aevi. Riccioli Geographiam reformatam Lib. III. p. 90. Jo. Frid. Stüvenium in Diſſert. de vero novi orbis inventore, Francof. ad Moen. 1714. Zeltners Vorrede über Mart. Lodingers Troſtbriefe 1733. item das Gelehrten Lexicon, Tit. Bohemus, und Herrn Prof. Doppelmayers hiſt. Nachricht von nürnbergiſchen Mathematicis und Künſtlern.

Seine beliebteſten Bücher waren, Virgil, Dantes Alighieri und Petrarcha, die er faſt beſtändig in Händen hatte. Bey dieſen Studien nun war er bis in das 27 Jahr gekommen, als die Stadt Rom von einer gewaltigen Peſt verheeret ward. Anaſtaſius war ſogleich für die Flucht der Seinigen beſorgt, und ſchickte dieſen Americus auf ſeinen Meyerhof, der fern von Rom in einer geſunden Luft lag. Von dort aus ſchrieb er ſeinem Vater einmal einen lateiniſchen Brief, darinn er ihm von ſeinem Studiren Rechenſchaft giebt und ſich entſchuldiget, daß er nicht eher geſchrieben: indem ſein Lehrmeiſter verreiſet geweſen, in deſſen Abweſenheit er ſich nicht getrauete lateiniſch zu ſchreiben: ihm aber einen italiäniſchen Brief zu ſchicken, ſchäme er ſich. Man ſieht hieraus, wie langſam es damals mit dem Studiren hergegangen ſey. Nach geendigter Peſt kehrete er wieder nach Rom, und lernte daſelbſt die Geſchichte, Mathematik, Metaphyſik, Naturlehre und Moral. Zu eben der Zeit blühete in dem Hauſe, und unter dem Schutze des Lorenzo de Medicis, eine Geſellſchaft gelehrter Männer, die durch die groſſen Namen eines Pico von Mirandola, Hetmolaus Barbarus, Angelus von Montepulciano, Marſilius Ficinus, Chriſtophs Landino, Chalchondilas ꝛc. berühmt und anſehnlich iſt. Allhier hatte unſer Americus die Erlaubniß, ſich ebenfalls einzufinden und vielen Nutzen zu ſchöpfen: der ſich nicht nur auf die Kenntniß der platoniſchen Sätze, ſondern auch auf die Aſtronomie erſtreckte, darinnen er es ſehr weit brachte.

Damals war der Handel zu Florenz überaus ſtark, und ſo einträglich, daß auch die gröſſeſten Familien ſich nicht ſchämeten, allemal einen aus ihrem Hauſe in dem Handelscollegio zu haben, wodurch ſie ſich denn ſehr bereicherten. Das vespucciſche Haus hatte ebenfalls einen darinnen, und für dieſesmal den Hieronymus, unſers Americus ältern Bruder. Weil aber ihr Vater Anaſtaſius Vespucci ſah, daß ſich der ältere Sohn zum Handel nicht ſchickte; ſo tauſchte er ihn mit dieſem Americus aus: welcher denn ungefähr 1490 von Florenz nach Spanien reiſete, um die Handlung daſelbſt zu treiben; und ſeines Bruders Sohn, Joh. Vespucci, mit ſich nahm, der nachmals ein berühmter Sternkundiger geworden. Als Americus ſich zu Sevilien aufhielt, ſo faßte Chriſtoph Columbus den Entſchluß, die Reiſe nach der neuen Welt zu unternehmen. Er reiſete wirklich im 1492 Jahre den 3 Auguſt ab, und nachdem er in den canariſchen Inſeln ausgeruhet hatte, ſo ſetzte er ſeinen Weg weiter fort. Er entdeckte das Eyland Cuba, und kam am 3 April 1493 wieder nach Hauſe. Der König ſtellete ein groſſes Freudenfeſt über ſeinen Nachrichten an, er ließ allen Mächten Nachricht davon geben, und die florentiniſche Republik ward nicht vergeſſen. Im 1493 Jahre ſeegelte Columbus abermals mit 17 Schiffen und 1500 Mann ab, entdeckte nahe an der Mittellinie verſchiedene Eyländer, und kam mit vielen reichen Geſchenken für den König und die Königinn zurück.

Dieſe ſchönen Entdeckungen nun machten dem

Ame-

Americus Luſt, ebenfalls dergleichen Reiſen zu thun, in der Hoffnung noch wohl größere Länder zu entdecken. Er gab daher den Handel auf, und der König, dem ſeine Stärke in denen dazu gehörigen Wiſſenſchaften bekannt war, ließ wirklich drey Schiffe für ihn ausrüſten.

Im 1497 Jahre gieng er alſo ab, und kam innerhalb 37 Tagen an das feſte Land, das von den glückſeligen Eyländern an, 1000 Meilen von dem bewohnten Lande entfernet iſt, und im heißen Erdſtriche liegt. Daſelbſt fand er den Pol 16 Grade über dem Geſichtskreiſe erhaben. Von hier gieng er den Meerbuſen von Parias, in dem feſten Lande des ſüdlichen Amerika, vorbey, nach Margarita; von da nach einem Lande, welches er, weil es wie Venedig, auf das Waſſer gebauet iſt, Venezuela nannte. Von hier ſegelte er nach dem Vorgebirge de la Vela. Indem er nun Anſtalt machte, wieder nach Spanien zurück zu gehen, ſo vernahm er von gewiſſen Völkern, daß nicht weit von da ihre Feinde wohneten, mit denen ſie beſtändige Kriege führeten. Aus Dankbarkeit gegen dieſe Leute nun, die ihm ſehr höflich begegnet waren, entſchloß Americus ſich, ihnen wider dieſelben beyzuſtehen. Er ſegelte wirklich hin, ward handgemein mit ihnen, und trug einen herrlichen Sieg davon. Nachdem er nun einige Verwundete ſo er bekommen, heilen, ſeine Schiffe ausbeſſern und 222 Gefangene, die er im Treffen bekommen, auf die Schiffe bringen laſſen: ſo ſegelte er wieder ab und kam 1498 den 15 October glücklich wieder in Cadix an, allwo er mit öffentlichem Frohlocken empfangen ward.

Im May des 1499sten Jahres reiſete er abermals ab, und gelangte innerhalb vier und vierzig Tagen an ein neues Land im heißen Erdſtriche, das mit ſeinem vorhinentdeckten zuſammen hieng. Der Südpol ſtand daſelbſt 8 Grade hoch, von den Eyländern Cabo Verde aber, war es 800 Meilen weit entfernet. Weil er nun daſelbſt nicht landen konnte, ſo mußte er ſeinen Lauf nach Süden richten. Allhier entdeckte er nun verſchiedene Länder, und unter andern eines, deſſen Einwohner ungeheuer lang waren. Nachdem er ſich nun wieder in guten Stand geſetzt, ſo richtete er ſeinen Lauf nach Norden, und hätte ſich gern auf dieſem Wege noch länger aufgehalten: allein ſein abgemattetes Volk bewog ihn wieder nach Hauſe zu kehren, allwo er auch im 1500ſten Jahre mit 232 Sklaven, vielem Golde, Perlen und Edelgeſteinen für den König und die Königinn ankam, nachdem er 13 Monate außen geweſen war.

Das Gerücht von des Americus gutem Erfolge breitete ſich in ganz Europa aus, u. das dankbare Vaterland ſeines Geſchlechts, die Stadt Florenz, ſtellte ihm zu Ehren eine dreytägige Erleuchtung der Häuſer an. Indeſſen wurden auf königlichen Befehl abermals drey Schiffe zu einer neuen Reiſe ausgerüſtet; als der König, Don Emanuel von Portugall, Bothen an ihn abſendete, und ihn zu ſich bitten ließ. Americus ſtellte ſich anfangs krank, um den Zorn des Königes von Spanien zu vermeiden: als aber der portugieſiſche König ihn abermals einladen ließ, ſo gieng er in der Stille dahin.

hin. Der Vorschlag des Königes, der ihn überaus gnädig empfieng, war dieser: daß er doch mit drey von seinen Schiffen auslaufen, und auch ihm Länder entdecken möchte. Er nahm den Vorschlag an, und reisete den 10 May 1501 ab. Den 1 August langte er an einem Lande an, das ganz bewohnet war, und fünf Grade jenseits der Mittellinie nach Süden zu lag; von welchem Lande er im Namen des portugiesischen Königes Besitz nahm. Von hier gieng er 300 Meilen weiter auf St. Augustin, handelte mit den dasigen Völkern und versorgte sich mit Lebensmitteln. Bey seinem fernern Laufe gelangete er so weit nach Süden, daß er den Südpol 32 Grade über dem Gesichtskreise erhoben fand. Er mußte sich also nach dem andern Pole zuwenden, und als er viele hundert Meilen gesegelt, überfiel ihn ein so heftiges und langwieriges Ungewitter, daß er an seinem Leben verzagte. Als aber selbiges endlich vorüber gieng, segelte er nach Serra Liona, einem Königreiche, oberhalb Nigritien und Guinea in Afrika gelegen, und langete endlich den 7 September 1502 in Portugall wieder an.

Den 10 May des 1503 Jahres reisete er abermal mit sechs Schiffen aus, in Absicht einen neuen Weg nach den molukischen Inseln durch Westen auszufinden; woran ihn aber der Eigensinn seines Capitains verhinderte. Er segelte also bis an ein kleines Eyland Abrolhos, in dem brasilischen America, stieg an einem bequemen Orte aus, legete eine Festung an, und ließ 24 Mann nebst 12 Büchsen zur Besatzung darinnen. Im 8 Jul. 1504 aber langte

er nach 14 Monaten wieder in Portugall an, allwo man ihn bereits für verlohren gehalten hatte.

Americus nahm noch beſtändig neue Reiſen vor. Er wollte gern den Theil der Welt ausſpüren, der gegen Süden liegt, und es gelung ihm ziemlich damit. Als nun der König von Spanien des Americus glückliche Entdeckungen erfuhr, ſo mußte er freylich bedacht ſeyn, ihn wieder in ſeine Dienſte zu ziehen. Er hatte zwar immer weiter nachforſchen laſſen, und geſchickte Männer gefunden, denen es auch ganz gut geglückt war: allein da es nöthig war, daß einer der die Sache verſtünde, ſich zu Sevilien aufhalten mußte, um die Entwürfe zu den Reiſen zu machen; ſo ernannte der König den Americus hierzu, unter dem Titel eines Oberſteuermanns (Piloto Maggiore,) und mit einem Gehalte von 50000 Maravedis. Dieſes Amt wurde ihm zu Burgos den 22 May beygelegt, und ſein Gehalt einige Zeit darauf mit 25000 Maravedis vermehret: und um dieſe Zeit fieng man auch an, dieſen Theil von Indien, Amerika zu nennen.

Als nun Americus die Laſt des herannahenden Alters und die Folgen ſo vieles erduldeten Ungemachs zu empfinden anfieng; ſo begab er ſich zur Ruhe, und begunnte ſeine geographiſche Geſchichte zu ſchreiben. In der Weltbeſchreibung iſt er, ſo gut es die damaligen Zeiten zuließen, ſehr erfahren geweſen; ſo, daß er auch bereits einige Seekarten verfertiget und herausgegeben hat: und wenn man dem Lopez von Gomara, und dem Peter Martyr glauben will; ſo ſind dieſe ſeine erſten Proben

zu Lion in Frankreich, in etlichen Sammlungen ans Licht gekommen.

Von der Zeit ſeines Todes kann man nichts Gewiſſes ſagen; indeſſen kann man glauben, daß er 1508 geſtorben ſey: und zwar darum, weil nach dieſer Zeit in den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern nichts mehr von ihm vorkömmt; und weil auch Poccianti, Negri und der ſehr richtige Fleury, eben der Meynung ſind: ungeachtet Johann Lopez von Pinto ſaget, daß er erſt 1516 geſtorben und auf den terzeriſchen Inſeln begraben worden, da er eben eine neue Reiſe vornehmen wollen. Er hinterließ an ſeinem ſchon erwähnten Brudersſohne einen wahren Erben ſeines Namens, ſeiner Wiſſenſchaft und ſeines Ruhmes. Denn er that ebenfalls ſehr viele Reiſen, und war in der Weltbeſchreibung ſehr wohl erfahren.

Der König von Portugall wollte aus Dankbarkeit das Andenken des großen Americus verewigen, und ließ zu dem Ende die Ueberbleibſel ſeines ſiegreichen Schiffes, Victoria, genannt, in der Domkirche zu Liſſabon aufhängen. Von den Spaniern aber weis man nicht, daß ſie ihm eine andere Ehre erwieſen hätten, als daß ihn Valerius Taxander in ſeinem Verzeichniſſe, zu einem Bürger des ſpaniſchen Reichs aufgenommen.

Americus hatte eine ordentliche Leibeslänge, einen lebhaften Verſtand, ein hageres Geſicht und das Anſehen eines ſtets nachdenkenden Mannes: mit ſeiner Wiſſenſchaft aber verband er eine gründliche Gottesfurcht; und ſeine Demuth bewies er damit,

daß

daß er bey allen Streitigkeiten, die ihm die Neidischen zu seiner Zeit erregeten, nie eine Beschwerde geführet, oder die Feder wider sie angesetzet hat.

So weit mag unsere Nachricht von diesem Werkchen gehen: denn das folgende sechste Hauptstück, darinnen der Abt Bandini beweisen will, daß Americus der wahre Erfinder der neuen Welt gewesen; und das siebende von den Bildnissen, die man von ihm gemachet hat, und von den Schriftstellern, die seiner rühmlich erwähnet haben, möchten uns zu weit führen. Die angehängten Briefe vom Americus selbst aber, darinnen er von seinen Reisen Nachricht giebt, sind so merkwürdig, daß wir unsere Leser an dieselben verweisen wollen.

Der Herr Uebersetzer hat sich einer reinen deutschen Schreibart beflissen, obgleich manche Stellen ein wenig dunkel und doppelsinnig zu seyn scheinen; woran aber vielleicht das Original schuld seyn mag. Der Druck ist sauber.

* *

IV.

Ankündigung eines neuen Kupferwerks von der natürlichen Historie aller irrdischen Geschöpfe. *

So oft ich den unerschöpflichen Reichthum göttlicher Güte in dem schönen Baue der Welt, entweder nach dem ganzen Zusammenhange, oder

* Dieser Entwurf ist zu Hamburg auf einem Bogen gedruckt worden, und wir rücken ihn gern hier ein, um so gute Absichten zu befördern.

oder nach den beſondern Abtheilungen, anſehe und betrachte: ſo oft empfindet mein Geiſt ein ſo inniglices Vergnügen, entweder an der wunderbaren Ordnung und weiſen Einrichtung des groſſen Werkmeiſters; oder an der Vollkommenheit, Schönheit und Nutzbarkeit der Werke, daß es mir an kräftigen Ausdrücken fehlet, die ehrfurchtsvollen Rührungen meines Gemüthes zu entdecken. Und wann ich vom Gröſſeſten bis aufs Kleineſte, vom Höchſten bis auf Niedrigſte komme, erblicke ich allenthalben ſo viele Mannigfaltigkeit von Weisheit, Liebe und Vorſorge des Schöpfers, von Kräften, Wirkungen und Eigenſchaften der Geſchöpfe, daß mein geringer Verſtand zuletzt nicht mehr vermögend iſt, ſolches zu faſſen; ſondern ſich genöthiget ſiehet, alles mehr zu bewundern, als zu ergründen, und mehr zu erheben, als zu begreifen.

Gehe ich mit meiner Betrachtung von dem alleräuſſerſten Umfange des Himmels, bis zum Mittelpuncte der Erden, und wiederhole dieſes nach der Länge und Breite: ſo finde ich alles ſo genau ausgerechnet, ſo ſorgfältig abgemeſſen, ſo künſtlich zuſammen geſetzt, und ſo wunderbarlich mit einander verbunden; daß nichts für ſich und allein um ſeinet willen, ſondern ein jegliches Stück um des andern willen erſchaffen und gemacht zu ſeyn ſcheinet.

Die Lichter des Himmels haben ihren hellen Schein bekommen, um uns deſſelben theilhaftig zu machen, und dadurch Abwechſelungen, Zeiten, Tage

und

und Jahre zu geben. Die Sonne erhebet die Dünste aus dem Meere, um solche zu läutern: und der Wind treibet sie hin, wo es nöthig thut, und verwandelt sie bald in Regen, bald in Thau; um alle durstige Pflanzen und Thiere damit zu erquicken. Der Schnee machet das Erdreich fruchtbar, und der Frost locker; auf daß die darauf folgende Frühlingswärme desto besser darein wirken, und desto häufiger Gras und Kraut hervor bringen möge. Die gröbsten Steine sind den feinesten Metallen die ruhigste Herberge; ohne welche diese zu ihrem Wachsthume und Reife sonst nicht leicht gelangen würden. Das unsichere Meer verstattet den schlüpfrigen Fischen die sicherste Wohnung, so daß, wenn sie allda verblieben, sie uns nicht einmal zu Gesichte kämen: nun aber müssen sie, auf Anordnung des Schöpfers, sich zu gewissen Zeiten aus den tiefen Gründen, in die untiefen Flüsse haufenweise begeben, und von einer Küste zur andern ziehen; auf daß sie von den Vögeln, Thieren und Menschen mögen gefangen und verzehret werden. Ja die Erde selbst bringet aus ihrem fruchtbaren Schoße, einen so großen Vorrath von Gewächsen und Früchten hervor; nicht zu ihrem Nutzen, sondern daß alle lebendige Thiere ihren Hunger stillen mögen. Die Elephanten, Kameele, Pferde und Esel, müssen ihren starken Rücken zur Fortbringung der schwersten Lasten willig hergeben; die Rennthiere ihren Hals unter dem Joche beugen, und die Ochsen den Pflug ziehen: da doch selbige das wenigste von ihrer Arbeit

beit genieſſen, und ſich mit dem ſchlechteſten Futter behelfen müſſen. Der Nutzen, den wir von den Hunden haben, iſt ſo groß, als ihre Arten mannigfaltig ſind. Einige derſelben dienen uns ganze Tage auf der Jagd; andere durch ihre Wachſamkeit in den Häuſern, auch bey der Nacht. Die Katze vertreibet Ratzen und Mäuſe aus unſern Wohnungen; der Dachs die Caninchen aus ihren Löchern, und ſolches alles den Menſchen zum Nutzen. Die Wandervögel thun ſolche weite Reiſen zu gewiſſen Jahrszeiten, und fliegen bey ganzen Schaaren, nicht nur von einem Lande in das andere; ſondern begeben ſich auch übers Meer, und nehmen Wege vor, über deren Weite wir erſtaunen müſſen; auf daß ſie deſto mehrern Menſchen in die Hände gerathen, und vielen nutzbar werden mögen. Ja die grimmigſten Thiere, als Tyger, Leoparden, Bären und Wölfe ſind uns nützlich, um ihrer köſtlichen Felle willen, mit welchen wir uns gegen die ſtrengeſte Kälte zu beſchützen wiſſen. Das Wieſelgeſchlecht muß uns zum Nutzen, Hermelin, Marder und Zobelwerk hervor bringen; der Bieber ſeine weichen Haare; die Schaafe ihre krauſe Wolle; die Seidenwürmer ihr feines Geſpinnſt; die Biene ihren ſüßen Honig; die Schildkröte ihr buntes Gehäuſe: und wenn wir es kurz faſſen, ſo werden wir unter allen erſchaffenen Dingen nichts unnützes, nichts überflüßiges, und nichts müßiges antreffen.

Wende ich meine Gedanken auf uns Menſchen, und erwäge unſere Einrichtung, ſo werde ich daſſelbige ebenfalls unter uns gewahr. Der fleißige Land-

mann

mann bringet sein mühseliges Leben mit Pflügen, Säen und Ernten zu; auf daß andere Brodts die Fülle haben mögen, da er selbst doch öfters Mangel hat. Der beherzte Schiffer vertrauet sein edles Leben nicht ohne viele Gefahr, den wütenden Wellen eines stürmigten Meeres; um dem Kaufmanne die Waaren aus allen Theilen der Welt zusammen zu holen, und genießt selbst den geringsten Vortheil davon. Der muthige Soldat opfert seine Gesundheit und sein Leben willig auf, um die Wohlfahrt seines Landesherrn zu befördern. Standespersonen, und alle die ein Amt zu verwalten haben, wenden ihre ganze Lebenszeit und Kräfte auf anderer Dienste an. Ja die Regenten selbst berauben sich ihrer Freyheit und Gemächlichkeit, geben auch öfters ihr theures Leben preis, um des allgemeinen Bestens willen. Die Unterthanen sammeln für ihre Oberherrn; die Aeltern für die Kinder; und der Geizige für die Nachkömmlinge.

Wer erkennet nun nicht hieraus, die, obgleich wunderbare, doch sehr weise Anordnung des allmächtigen Schöpfers, welcher gewollt hat, daß immer eines dem andern nützlich und behülflich seyn sollte. Es bleibet also der Schluß dieser: daß wir die Pflicht, welche uns obliegt, und worzu wir erschaffen sind, mit aller Bereitwilligkeit und Treue auszuüben, uns bestreben. Es gebühret daher einem Starken, seine Kräfte zum Nutzen der Schwächern anzuwenden; einem Weisen, andern mit gutem Rathe an die Hand zu gehen; einem Gelehrten, andere zu unterrichten; einem Reichen, andern mit

seinem

ſeinem Vermögen zu dienen: und einem jeden, die ihm anvertraueten Gaben nicht für ſich zu behalten, ſondern zum Nutzen ſeines Nächſten willig her zu geben, und dadurch zu zeigen, daß er denſelben liebet, als ſich ſelbſt; weil er anders ein unnützes unwürdiges Glied wird, ſo die verliehenen Güter nicht nach dem **Endzwecke** und der **Einrichtung** des **Schöpfers** zu gebrauchen ſich angelegen ſeyn läßt.

Wie nun alle Geſchöpfe, zu Folge der **göttlichen Ordnung**, und zwar ein jegliches nach dem Maaße ſeines Vermögens, einander zu dienen ſchuldig und verbunden ſind; alſo iſt ihnen auch neben der Ausübung dieſer Pflicht von dem **Schöpfer** ein ſolcher Eindruck gegeben, daß ſie **Ihm** als **Zeugen**, uns aber als **Lehrmeiſter** dienen ſollen. Denn, weil **Gott** von einem unſichtbaren und unbegreiflichen Weſen iſt, auch noch dazu in einem unzugänglichen Lichte wohnet, ſo hat ſeine **Allwiſſenheit** es genug vorher geſehen, daß es uns um unſerer Schwachheit willen, beſonders nach dem Sündenfalle, höchſt nöthig ſeyn würde, etwas ſichtbares und handgreifliches ſtets vor Augen zu haben: weil wir anders ſehr geneigt ſeyn möchten, das, was wir nicht geſehen, und vor allem, ſo wir es mit unſerer verderbten Vernunft auch nicht faſſen und begreifen könnten, in Zweifel zu ziehen, oder wohl gar zu leugnen. Darum hat der **gütige Schöpfer ſich in** den Geſchöpfen ſo **herrlich** gewieſen, auf daß ſelbige **ihm** als ſo viele ſichtbare **Zeugen** dienen könnten, um uns ſo wohl von **Seinem** Daſeyn als auch von ſeinen **Eigenſchaften** zu überführen. Darum

hat Er den Himmel ſo weit ausgedehnet, um Seine Gröſſe zu zeigen; darum das Meer in ſolche Schranken eingeſchloſſen, um ſeine Macht zu beweiſen; darum die Erde zu einem Schauplatze ſo vieler Wunder gemacht, um ſeine Weisheit abzubilden; darum die Zahl der Werke ſo groß beſtimmet, um ſein unendliches Weſen dadurch bekannt zu machen; und darum in einem jeden Stücke derſelben ſolche deutliche Fußſtapfen hinterlaſſen, auf daß alle Menſchen ſeine groſſe Kraft und ewige Gottheit daraus nothwendig ſehen und erkennen müßten.

Wann du daher die Welt mit allem was darinn iſt, als einen vieleckigten hellen Spiegel anſieheſt, ſo kann eine jede Fläche davon, ſie ſey ſo klein, als ſie wolle, dir ein vortreffliches und unnachahmliches Bild der ewigen und unſichtbaren Gottheit vorſtellen. Hier wirſt du bald aus allen erſchaffenen Dingen, die dein Auge erreichen kann, ſo viele herrliche Eigenſchaften des Schöpfers erkennen, ſolche auch ſo lebhaft und ſo rührend empfinden, daß du nothwendig dadurch, zu einem hohen Grade einer heiligen Bewunderung, aus dieſer aber, zu einer ſtillen Verehrung, und endlich zu einer inbrünſtigen Anbethung geleitet werdeſt. In dem allerkleineſten Theile der Welt wirſt du den Schöpfer eben ſo groß antreffen, als in dem allergröſſeſten. Das kleineſte Thier, welches man nicht anders, als durch ein ſehr gutes Vergröſſerungsglas, ſehen und erkennen kann, und deren viele von einem Waſſertropfen überſchwemmet werden können, hat ſeinen abgemeſſenen

ſenen Leib, ſeine regelmäßige Glieder, ſeine nöthige Nahrungs- und Vermehrungswerkzeuge, ſeine ordentliche Bewegung und ſein beſtimmtes Leben, ſo gut wie der größeſte Wallfiſch. Die kleineſte Mücke iſt in ihrer Art ſo vollkommen gemacht, als der größeſte Straußvogel; und der geringſte Schwam̃ ſo bewundernswürdig, als der höchſte Cedernbaum.

Kann nun das allergeringſte Geſchöpf ſolchergeſtalt einen Lehrmeiſter abgeben, um dich von der Größe deines Schöpfers zu unterweiſen: ſo gewöhne dich doch hinführo an, mit mehrerer Beſcheidenheit, und nicht ſo verächtlich von den göttlichen Werken zu urtheilen; als die einfältige Gewohnheit dir ſolches von Jugend auf an die Hand gegeben: denn der dich erſchaffen hat, hat jene auch erſchaffen. Glaube auch nicht, daß einige Thiere aus der Fäulung gezeuget werden können; denn ſolches iſt der göttlichen Majeſtät gar zu nachtheilig. Und wiewohl dieſe Meynung falſch und erdichtet iſt, auch nur von einer blinden Unwiſſenheit und nachläßiger Unterſuchung unſerer alten Vorfahren herſtammet; ſo hat ſie doch jederzeit ihre Anhänger gehabt, und iſt ſtets ein gefährlicher Stein des Anſtoßes für viele hundert Menſchen geweſen: wodurch ſie nicht nur zu allerley Irrthümern, ſondern auch gar zur Verleugnung Gottes gebracht worden, und ſich nicht dafür gehütet haben, daß der Grund ihres Irrthums ohne Grund wäre. Gedenke auch nicht, daß, da der groſſe Gott an dem Baue der Welt ſo viele Kunſt bewieſen, und ein jegliches Stück ſo weislich geordnet hat, ein ſolches darum geſchehen

ſey, daß du wie ein Vieh alles mit Füſſen treten und verachten ſollteſt. Erkenne vielmehr mit gebührender Ehrerbiethigkeit, daß alle dieſe ſichtbaren Dinge dich ſtets, nicht nur zum Lobe Gottes erwecken, ermuntern und antreiben; ſondern auch gleichſam als Leitern dienen können, um dadurch zu Gott aufzuſteigen, und näher mit Ihm bekannt zu werden. Denn wie die Himmel ſeine Ehre erzählen, ſo prediget auch die Erde von ſeiner Herrlichkeit: und ob gleich die mehreſten Geſchöpfe Gott mit ſtummem Munde loben, thun ſie es doch in der Vollkommenheit, als es von ihnen verlanget werden kann. Daher ſo viel der Menſch nur alle erſchaffene Dinge an Vollkommenheit übertrifft, ſo viel gröſſer und herrlicher ſollte auch billig ſein Lob ſeyn. Dieſes Loben aber geſchieht vornehmlich, wann der Menſch den unendlichen Vorzug Gottes vor allen ſeinen Geſchöpfen kennen lernet, und aus Betrachtung derſelben mit aller erſinnlichen Hochachtung von ihm denket, gegen ſeines gleichen urtheilet, und in ſeinem Lebenswandel alle Gelegenheit darzu brauchet, daß andere von und durch ihn, Gott zu preiſen und zu verehren lernen mögen. Und ob man zwar hierdurch die Vollkommenheiten Gottes nicht vermehret, oder vergröſſert, ſo machet man dieſelbe doch bekannt, und breitet ſie weiter aus, welches die heilige Schrift nennet, Gott erhöhen, groß machen und erheben.

Wenn wir daher die Geſchöpfe anſehen, entweder als Zeugen, die von dem Weſen ihres mächtigen Schöpfers das nachdrücklichſte Zeugniß ablegen:

gen; oder als Bothen, durch welche Gott uns ſeine Eigenſchaften offenbaren läſſet; oder als Stimmen, deren er ſich bedienet, um uns zu ſeinem Lobe zu erwecken: ſo haben wir Urſache, ſolche begierigſt u. mit aller Ehrerbiethigkeit zu betrachten; auf daß der göttliche Zweck dadurch möge erreichet werden. Sehen wir ſie aber an, als unentbehrliche Mittel, welche uns in dieſem Leben alle unſere Nahrung, Kleidung, Handthierung, Bequemlichkeit und Sicherheit, zur Nothdurft und zur Ergetzlichkeit, bey geſunden und kranken Tagen, einzig und allein darreichen: ſo werden wir genöthiget uns dahin zu bemühen, daß wir ſie gründlich mögen kennen lernen; weil wir unſere eigene Wohlfahrt um ſo viel befördern, als wir in dieſer Erkenntniß zunehmen. Um des willen kann man ſeinem Nächſten keinen größern, wichtigern und nützlichern Dienſt leiſten, als wenn man ihm die göttlichen Werke vorſtellet, dieſelben bekannt machet, und ihn zu derer fleißigen Betrachtung ermahnet, leitet und führet.

Wie es aber in dieſen Dingen beſchaffen iſt, daß eine vielfache Kraft mehr ausrichtet, als eine einfache; alſo können auch viele durch vereinigte Kräfte das mit leichter Mühe bewerkſtelligen, was einem allein ganz unmöglich ſeyn würde. Keiner wäre vermögend ſich ſelbſten, auch nur ein kleines Haus zu bauen, wenn er allein ſollte die Bäume fällen, das Holz zuſammen tragen, es behauen, es bearbeiten, aufrichten und zuſammen ſetzen; wann er ſollte den Thon graben, die Steine ſtreichen, brennen und aufmauren, den Kalk bereiten, und was mehr

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,
herausgegeben
von
Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.
1897.212

Erstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf, 1732.

darzu gehöret, ehe es ein Haus würde. Viele aber können die herrlichsten Palläste und gröſseſten Lastgebäude mit geringer Arbeit zu Stande bringen. Keiner allein würde ein groſses Schiff durch die See führen können, keiner allein könnte eine Vestung erobern, keiner allein könnte Land und Leute regieren: viele aber thun solches gar leicht. Soll daher was groſses und wichtiges angeführet werden, so muſs es durch Beyhülfe von vielen geschehen. Je mehrere daher in einerley Absicht zusammen treten, um einerley Sache auszuführen, desto vollkommener hat man ihre Arbeit zu schätzen. Aus diesem Grunde hat sich daher eine Gesellschaft vereinbaret, um mit gesammten Kräften die Hand an ein solches Werk zu legen, welches den Menschen nicht anders, als höchst nützlich, und allen Vernünftigen überaus angenehm seyn wird. Und weil es dieser Gesellschaft gefallen hat, mich unverdienter Weise als ein Mitglied aufzunehmen, und aus einem besondern Vertrauen mir zugleich aufzutragen, dieses ihr Vorhaben der Welt bekañt zu machen: so habe ich solches mit gebührender Bereitwilligkeit hiedurch zu verrichten nicht unterlassen können; und lautet die mir zugesandte Bekanntmachung folgender Gestalt:

„Weil die Wissenschaft, wodurch wir zur Erkennt-
„niſs der göttlichen Geschöpfe gebracht werden, im
„menschlichen Leben so sehr nöthig und unentbehrlich,
„dabey aber auch von einem so weiten Umfange ist;
„daſs keines einzigen Menschen Leben, Vermögen
„und Kräfte hinreichend sind, alles gebührend zu er-
„messen; und das, was einige brave Männer uns

„bis-

„bisher, wiewohl nur Stückweiſe, theils hinter-
„laſſen, theils auch noch täglich liefern, um ein
„merkliches entweder verbeſſert oder ergänzet wer-
„den kann: ſo haben wir uns entſchloſſen, aus
„einer reinen Abſicht, um die Ehre Gottes deſto
„mehr auszubreiten, und unſerm Nächſten, nach
„dem Maaße unſers Erkenntniſſes, in dieſem ſo
„wichtigen Stücke behülflich zu ſeyn, eine Geſellſchaft
„zu dem Ende aufzurichten, und mit vereinigten
„Kräften uns dahin zu beſtreben; daß wir eine
„richtige Beſchreibung und accurate Abbildung der
„auf unſerer Erdkugel befindlichen Thiere, Gewäch-
„ſe und Mineralien ans Licht ſtellen möchten. Und
„auf daß der Leſer ſich einen deſto deutlicheren Begriff
„von dieſer unſerer Bemühung machen könne, ha-
„ben wir für nöthig erachtet, demſelben hiedurch
„unſere Meynung zu eröffnen, und ſo wohl das,
„was wir vorſtellen wollen, als auch, wie wir un-
„ſer Vorhaben auszuführen gedenken, folgender-
„geſtalt bekannt machen zu laſſen.

„1.) Alle wilde und zahme Thiere, Vögel, Fiſche
„und Gewürme, wollen wir paarweiſe abbilden laſ-
„ſen, und ihnen eine ſolche Stellung zu geben ſu-
„chen, daß man ihre völlige Geſtalt auf einmal
„deutlich überſehen könne; was aber außerdem ins
„beſondere angemerket zu werden verdienet, wollen
„wir nebenher Stückweiſe beyfügen, und kein äu-
„ſſerliches Theil derſelben unberühret vorbey gehen.
„In der Beſchreibung werden wir alle unnütze
„Weitläuftigkeiten und Meynungen der Scribenten
„gänzlich vermeiden; dagegen aber alle fleißig ge-

„machte Untersuchungen und Anmerkungen anderer „braven Männer, die mit der Wahrheit übereinstimmen, zu ihrem unsterblichen Ruhme, jederzeit „beybehalten; und im übrigen vornehmlich dahin „sehen, daß einem jeden Thiere der geschickteste „Name, neben der von den Landeseinwohnern gebräuchlichen Benennung beygeleget, der Ort seines Aufenthalts, die Art wie ein jedes sich nähret, „wehret und vermehret, und was sonsten zu dessen „völliger Erkenntniß gehöret, aufs deutlichste und „kürzeste angezeiget werde. Bey den eyerlegenden „soll zugleich die Anzahl und Größe der Eyer, die „Ausbrütungsart und Zeit, die Nester und was „sonsten hieher gehöret, umständlich angeführet werden. Die so genannten Insecten, als Zwiefalter „oder Schmetterlinge, Raupen, Fliegen, Bienen, „Heuschrecken, und alle fliegende und kriechende „Thierlein, welche öfters ihres kleinen Leibes halber, „dem bloßen Auge unkennbar sind, mit allen ihren „zarten Gliedern, werden wir durch Hülfe des Vergrößerungsglases ganz deutlich und kennbar vorstellen; auch jederzeit, neben ihrer eigentlichen Gestalt und Größe, die Nahrungsmittel, welche sie „am liebsten suchen, die Art und Zeit, wie und „wann sie sich häuten und verwandelen, und alle „übrige zu wissen nöthige Umstände, sorgfältig bemerken. An den Gehäusen der Schnecken wollen „wir so wohl die auswendige als inwendige Bildung „nach dem Durchschnitte vorstellig machen, und „wo die Gelegenheit uns verstattet, des in einer jeden Art derselben, wohnenden Thieres habhaft zu

„wer-

„werden, wollen wir ſolches jedesmal deutlich dabey „abbilden laſſen.

„Unter den Gewächſen begreifen wir alles was „aus der Erden hervor wächſet, ſo wohl im Waſſer, „als auf dem trockenen Lande; und werden deßfalls „alle Bäume, Stauden, Pflanzen, Blumen, „Schwämme, Moos, wie auch die See- und Co„rallengewächſe u. d. gl. hierunter verſtanden. Was „nun an dieſen betrachtenswürdig iſt, z. E. die Wur„zel, Stämme, Blätter, Blüthen, Früchte, Saa„men, und was ſonſten zu ihrer völligen Erkenntniß „gehöret, wollen wir ſo wohl überhaupt, als Stück„weiſe und zergliedert vor Augen legen, auch dabey „das Land, das Clima, die Beſchaffenheit des Erd„reichs, wie und wo eine jede Gattung wächſet, die „Zeit, wie lange ſie blühet, und Früchte oder Saamen „träget, jedesmal in Erwägung ziehen.

„In dem mineraliſchen Reiche ſollen neben allen „hieher gehörenden Stücken, auch die Bergwerke, „die Marmor und Steinbrüche, die Kohlengruben, „die verſchiedenen Schichten und Arten der Erden, „und was mehr zur Erkenntniß dieſes Reiches nö„thig ſeyn möchte, nach aller Möglichkeit vorgeſtel„let, und aufs Fleißigſte beſchrieben werden. Und „gleich wie der gütige Schöpfer nichts unnützes er„ſchaffen; alſo werden wir uns auch inſonderheit „dahin beſtreben, daß wir den eigentlichen Nutzen „eines jeden Stückes erforſchen und andern zugleich „hiedurch bekannt machen mögen.

„Weil man nun hieraus leicht erkennet, daß die„ſe Arbeit viele Mühe, Zeit und Koſten erfordere,

„sind wir dahero bewogen worden, auf ein Mittel „zu denken, wodurch die Bemühungen gewissermaßen erleichtert, die Kosten erträglich und die Fortsetzung dauerhaft gemacht werden könnte. Um dieses nun zu erreichen, wird man es uns nicht verübeln, daß wir keine scholastische Ordnung oder „gewisse Claßification beybehalten können; weil solches allein vermögend wäre, die ganze Arbeit, entweder höchst beschwerlich oder gar unmöglich zu „machen: sondern wir sehen uns genöthiget, alles „unter einander, wie es uns vorkömmt, ohne Ordnung vor Augen zu legen; jedoch mit der Behutsamkeit, daß keine Verwirrung daraus entstehe, „sondern, daß durch dergleichen Abwechselungen „das Auge vielmehr belustiget werde.

2) „Können wir nicht mehr, als jährlich einen „Theil dieses Werkes, so unter dem Titel vom Musaeo Naturae herauskommen, und ungefähr drey „Alphabethe an Text, und vierzig bis funfzig ganze, „oder achtzig bis hundert halbe Bogen sauber gestochene Kupfer enthalten wird, zu liefern verspre„chen. Zu dem ganzen Werke haben wir das gröfieste Format vom besten Royalpapier erwählet, „und wollen die Hälfte der Exemplarien in deutscher, „die andere Hälfte aber in lateinischer Sprache, mit „einer neuen hiezu gegossenen Schrift, aufs reine„ste und schärfeste abdrucken lassen: so daß alle „Liebhaber nach ihrem Gefallen hierunter bedienet „werden können. Die Einrichtung der Kupfer ist „ziemlichermaßen aus dem in der oben gedruckten „Vignette vorgestellten Buche zu ersehen. Alle

Fi-

„Figuren sollen nach wahren und vollkommenen „Originalien, und niemals nach einigem Kupfer„stiche auf das accurateste und lebhafteste abgebildet „werden: und auf daß man den Malern in ihrer „sonst ausschweifenden Freyheit gewisse Grenzen, „wegen der Proportionirung einer jeden Sache, se„tzen möchte, haben wir für nöthig gefunden, einen „verjüngten Maaßstab zu erwählen, (welcher aus „dem vierten Theile des rheinländischen Fusses, in „zwölf Zolle getheilet, genommen ist,) solchen auch „deßfalls hier unten beydrucken zu lassen, um hin„führo alle Zeichnungen darnach aufs genaueste zu „messen.

„Was nicht gar zu groß ist, wird in seiner na„türlichen Größe allemal zum Vorscheine kommen; „was aber auf einem Royalbogen, seiner Größe we„gen, keinen genugsamen Platz findet, werden wir „zwar verjüngt, jedoch in seiner rechten Proportion „abbilden müssen, und uns zum Ausmessen des „Größern jederzeit des rheinländischen Fußes bedie„nen. Ein jeder Theil soll mit einem gedoppelten „Register versehen werden, wovon das eine die „Sachen nach der Ordnung, das andere aber nach „dem Alphabethe enthalten wird: neben diesen aber soll „bey jedem fünften Theile ein allgemeines Register „derselben zugleich folgen; nach welchem man die „Sachen, wo und in welchem Theile sie anzutref„fen sind, finden kann. Und wollen wir übrigens „die zuverläßige Versicherung hierdurch geben, daß „an allen dem, was zur Accuratesse, Pracht und „Schönheit eines solchen Werkes gehöret, diesem in

„kei-

„nem Stücke etwas mangeln werde, so daß bis „auf unsere Zeiten eine schönere und vollständigere „Arbeit in dieser Art niemals herausgekommen sey.

„3) Damit es auch denen Liebhabern nicht zu „kostbar fallen möchte, haben wir zugleich eine billi„ge Sorge dafür getragen, und die Einrichtung so „gemacht, daß man ein jedes Theil gegen Pränu„merationen von zehen Reichsthalern, oder 4 spec. „Ducaten und 16 Groschen bekommen könne. Und „und weil der Herr Doctor Hannäus, Garnisons„medicus zu Hamburg, und ein Mitglied unserer „Gesellschaft, die Aufsicht und Besorgung dieser „Arbeit gütigst übernommen, als haben wir denselben hiedurch autorisiren wollen, nicht nur die „Pränumerationsgelder, gegen Auslieferung eines „mit unserem Societätssiegel bezeichneten gedruckten „Scheines, zu heben, sondern auch das gänzliche „Directorium der Expedition zu führen; allwo ein „jeder sich deßfalls entweder directe und franco, „oder durch seine Correspondenten, melden kann. „Und da wir keine mehrere Exemplaria drucken las„sen, als sich Pränumeranten angeben, wir auch „um des zarten Stiches willen, die Zahl nicht gar „groß bestimmet haben, dürfte es um so viel nöthi„ger seyn, sich bey Zeiten einzufinden: denn so bald „die gesetzte Zahl complet ist, soll so gleich mit der „Arbeit fortgefahren werden, und nachher kein „einziges Stück mehr zu bekommen seyn.

„Wann sich auch Liebhaber finden sollten, die „etwas merkwürdiges und zur Ergänzung eines so „nützlichen Vorhabens dienendes, es sey viel oder

„wenig

„wenig, einzuſenden geliebeten, ſo wohl an accura-
„ten Riſſen, als an wahrhaften und richtigen Be-
„ſchreibungen, werden wir ſolches mit aller Erkennt-
„lichkeit und vielem Danke nicht nur annehmen, ſon-
„dern auch zum Ruhme des Verfaſſers unter deſſen
„Namen jederzeit mit ausgeben: welches inſonder-
„heit denen, die etwas angemerket haben, womit
„der Welt gedienet ſeyn könnte, ſich aber theils um
„der Koſten willen, theils auch, weil die Anmer-
„kung öfters nicht anſehnlich genug ſcheint, dem
„Drucke übergeben zu werden, zurücke halten, nicht
„anders, als höchſt angenehm ſeyn wird. Womit
„wir den Leſer Gott empfehlen.

Hieraus erſieht der Leſer nun, was mich bewo-
gen hat, dieſe Ausfertigung zu übernehmen: das
übrige aber, was nämlich die Ausführung und
Schönheit der Arbeit ſelbſten betrifft, wird ſie ſich allen
Kennern ſo anpreiſen, daß es keines Lobes bedarf,
und werden alle, weß Standes oder Würden ſie
ſind, ſo wohl Gelehrte als Ungelehrte, für ſich et-
was darinnen antreffen, das ihnen Nutzen und
Vergnügen ſchaffen könne; weßfalls auch dieſes
Werk in allen königlichen, fürſtlichen und andern
öffentlichen und großen Bibliotheken vernehmlich
einen Platz verdienet. Darneben aber wird es allen,
die entweder Naturaliencabinetter beſitzen, oder ſol-
che anlegen wollen, wie auch denen, welche die
Aufſicht darüber haben, imgleichen allen Bibliothe-
cariis, Botanicis, Kunſtgärtnern, Apothekern, Ma-
terialiſten, Bergwerksaufſehern, Architecten, Oeco-
nomiſten, Fabriqueurs, Negotianten, Mahlern,

Bild-

Bildhauern und vielen andern mehr, ganz unentbehrlich seyn. Man vermuthet daher um so viel eher mit der Pränumeration fertig zu werden; zumal da die von der Gesellschaft darzu gesetzte Zeit nicht länger als bis Ausgang des Monats Martii, a. c. dauret, da die Arbeit ihren Anfang nehmen wird Diejenigen, so keine Correspondenten hier in Hamburg haben, an welche sie die Pränumerationsgelder senden können, dürfen solche nur in das nächste Posthaus geben; da sie von dort aus durch Wechselbriefe an die hiesigen Postcomtoire ganz sicher übermachet werden können: und man ersuchet, dabey anzeigen zu lassen, ob ein deutsches oder lateinisches Exemplar verlanget werde. Falls auch jemand ein mit dem Pinsel accurat nach dem Leben illuminirtes Exemplar verlangen sollte, so kömmt solches ein hundert Reichsthaler, oder zwey und vierzig Ducaten zu stehen, übrigens hat sich niemand für Bevortheilung zu fürchten, und so bald der erste Theil fertig werden, werde ich denen Herren Pränumeranten solches durch die öffentlichen Zeitungen bekannt machen, und mich indessen Dero allerseitigen Gunst und Gewogenheit bestens empfehlen. Hamburg, den 12 Januarii 1748.

G. Hamäus
M. D. und Garnisons-Medicus dieser Stadt.

V. Gott-

* *

V.

Gottfried Ephraim Müllers, A. M. Historisch critische Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller. Erster Theil. Dresden bey Walthern 1747. in groß 8.

Wir müßten die Aufnahme der freyen Künste in Deutschland gar nicht zu Herzen nehmen, wenn wir in unserm Büchersaale ein Werk von dieser Art mit Stillschweigen übergehen sollten. Die alten Schriftsteller der Lateiner und Griechen sind nun einmal die Quellen, daraus seit dreyhundert Jahren ganz Europa die Wissenschaft, einen gesunden Witz, und einen richtigen Geschmack geschöpfet hat. So lange diese also der deutschen Jugend in den Händen bleiben, und fleißig gelesen werden, wird es uns an gelehrten und geschickten Leuten und guten Schriftstellern nicht fehlen: gesetzt, daß nur sehr wenige sich bemüheten, griechisch oder lateinisch zu schreiben und zu dichten. Auch wenn man in seiner Muttersprache schreibt, muß man die besten unter den Alten nachahmen: so wie es die Römer mit den Griechen gemacht. Allein da nicht alles, was alt heißt, gleich gut ist; und Anfänger die Gabe der Prüfung, oder die Unterscheidungskunst noch nicht in ihrer Gewalt haben: so müssen Männer von guter Einsicht ihnen darinn mit einer Anweisung zu statten kommen. Der

fleißige

Inhalt.

I. Von deutſchen Uberſetzungen der meiſten alten lateiniſchen Scribenten.

II. Von der Schönheit der deutſchen Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung.

III. Abhandlung von den Vortheilen, ſo die deutſche Sprache haben würde, wenn man den Unterſcheid der deutſchen Wörter im Abſehen auf ihre Bedeutung unterſuchte.

IV. Das verluſtigte Paradeis, aus Johann Miltons, Zeit ſeiner Blindheit in Engliſcher Sprache abgefaßtem unvergleichlichen Gedichte, in unſer gemein deutſch übertragen und verleget durch E. G. V. B.

V. M. Fabiani Toerneri Diſſertatio Academica de Poeſi Skalldorum Septentrionalium. d. i. Herrn Fabian Törners, Königl. Profeſſoris der Beredſamkeit zu Upſal, Abhandlung von der Dichtkunſt der Skalden bey den Nordiſchen Völkern.

VI. Anmerkungen über die von Meiſter Albrecht verdeutſchten Metamorphoſes des Ovidius.

VII. Kurze Erörterung der Frage: Ob zwiſchen Vor und Für ein Unterſchied ſey, und worinne derſelbe beſtehe?

VIII. M. Johann Dünnhaupts, Illuſtr. Quedl. Conrect. gedrückter und erquickter Jacob, in einem öffentlichen Schauſpiel, am 11ten und 12ten Octobr. 1703. vorgeſtellet, durch einige im gedachten Gymnaſio Studirende.

IX. Ioannis Georgii Wachteri de linguâ Codicis argentei commentatio. d. i. Von der Sprache der ſogenannten Gothiſchen Uberſetzung des Neuen Teſtaments.

X. Von der Aehnlichkeit der Deutſchen und Lateiniſchen Sprache.

XI. Von der Wörter Ordnung überhaupt in der deutſchen Sprache.

fleißige und gelehrte Schulmann, Herr Rector Hederich ist bisher im Deutschen fast der einzige gewesen, der mit seiner Notitia Auctorum der Jugend an die Hand gegangen. Itzo tritt auch der durch viel andre gute Schriften berühmte Herr M. Müller ihm an die Seite; und man muß gestehen, daß er seinen Vorgänger in allerley Absichten übertroffen hat: wiewohl jener noch das zum voraus behält, daß er auch zugleich von den griechischen und hebräischen, ja überhaupt von allen alten Scribenten gehandelt hat.

In der Vorrede bezieht sich der Herr Verfasser auf seine erste vorläufige Abhandlung, darinn er den Zweck, die Einrichtung und Ordnung des Werkes sattsam erkläret hat. Er meldet über dem, daß sein Buch aus sieben kleinen Bänden bestehen werde: davon auch schon wirklich drey ans Licht getreten sind. Mit den Zeitungsschreibern, will er weder wegen des Vergangenen zanken, noch sie um Gnade anflehen. Und er thut sehr wohl daran. Es ist viel leichter, ein mühsames Werk, durch einen unbedachtsamen Machtspruch zu verdammen, oder ihm doch einen zürcherischen Schandfleck anzuhängen; als ein einziges Capitel davon auszuarbeiten. Die ganze Erlenbachische Rotte, und was ihr anhänget, ist also nicht werth, daß ein Kind vor ihren Bannstralen erschrickt.

Die erste Abhandlung des Herrn Verfassers handelt anfänglich überhaupt von den lateinischen Autoribus Classicis, und ihrer Benennung. Rom war schon groß und mächtig geworden, und hatte

schon

ſchon groſſe Abſichten auszuführen angefangen, als es die Muſen noch nicht kannte. Cicero will dieſes einer Staatsklugheit ſeiner Vorfahren zuſchreiben: und der Herr Verfaſſer tritt auf ſeine Seite. Es läßt ſich oft gar wohl hören, wenn man zu groſſen Staatsfehlern der Regenten, weiſe Urſachen ausſinnet, zumal lange hernach. Eben ſo kommen uns die Gründe vor, die hier den Cicero rechtfertigen ſollen. Unſers Erachtens könnte man durch eben dieſelben behaupten: auch unſre Vorfahren zu Julius Cäſars und des Tacitus Zeiten, wären aus weiſen Urſachen bey ihrer Unwiſſenheit geblieben, bis ſie durch ihre Waffen ſich halb Europa würden unterworfen haben. Aber wie geſagt, der Herr Verfaſſer giebt der Sache einen ſo artigen Schein, daß er viele Leſer von ſeiner oder des Cicero Meynung überreden wird. Es iſt auch dabey nichts zu beſorgen. Man kann es wohl dulden, daß den Alten auch in ihren Irrthümern das Wort geredet wird: ſo wie Kinder ihren Aeltern aus Höflichkeit nicht widerſprechen müſſen, wenn ſie gleich offenbar unrecht haben.

Nach dem zweyten puniſchen Kriege huben die Römer erſt an, zu ſtudiren. Porcius Licinius bezeuget ſolches:

> Punico bello ſecundo Muſa pennato gradu,
> Intulit ſe in bellicoſam Romuli gentem.

Gleichwohl hatten ſie ſchon vorher rauhe Verſe gehabt, die Horaz Numeros Saturnios nennet. Der Herr Verfaſſer meynet, dieſelben wären eine Art unregelmäßiger Jamben geweſen, darinn auch die Ora-

kel ihre Ausſprüche gethan. Mävius hat ſich deſſelben Sylbenmaßes noch in einem Gedichte auf den puniſchen Krieg bedienet. Außer dieſem hatte es noch ſeſcenniniſche Verſe bey ihnen gegeben, welches rechte Knittelverſe geweſen, darinn ſie einander nur geſchimpfet und plump angegriffen.

Nunmehr aber fieng alles in Rom an beſſer zu blühen. Weltweiſe, Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber entſtunden um die Wette; und mit den Künſten und Wiſſenſchaften ward auch die Sprache vollkommener. Der Herr Verfaſſer führt Proben an, wie das Latein noch im 494ſten Jahre ausgeſehen. Es iſt eine Aufſchrift:

HONC. OINO. PLOIRVME. CONSENTIONT. R.
DVONORO. OPTVMO. FVISSE. VIRO.
LVCIOM. SCIPIONE, &c.

Plautus ward alſo der erſte Verbeſſerer des Lateins. In ſeinen Comödien erſcheint ſchon eine weit beſſere Sprache, als bey ſeinen Zeitgenoſſen: aber weder er, noch der ſcharfſinnige Lucrez konnten ſich aller Rauhigkeit des Alterthums entſchlagen. Es mußte ein ſo außerordentlicher Geiſt, als Cicero war, aufſtehen, dieſes große Werk zu Stande zu bringen. Von ihm fängt alſo der Zeitpunkt des zierlichen Lateins eigentlich an: dauert aber mit ſeinem goldenen Alter, nur bis auf Auguſts Tod. Hier, ja ſchon gewiſſermaßen bey dieſes Kaiſers Leben, hub die Neuerungsſucht der römiſchen Schriftſteller an, das Latein merklich zu verderben. Man fieng an, einen ge-

gekünstelten und gezwungenen Ausdruck zu lieben, oder auf Stelzen einher zu gehen. Und so verfiel das Latein bis auf Trajans Zeit; doch so, daß es nachmals noch ein härter Schicksal erfuhr. Aus dem bisherigen Golde und Silber ward endlich Erzt und Eisen. Alle Scribenten nun, die vor dieser gänzlichen Verderbniß geschrieben haben, heißen Autores Classici. Plautus führt sie an, und Marcian Capella beschließt den ganzen Zug. Die ältern und neuern verdienen diesen Namen nicht.

Mit gleicher Deutlichkeit und Ordnung geht der Herr Verfasser in der ganzen Abhandlung fort, und zeigt wider den Manuz, daß man die Schriftsteller schon zu Ciceros Zeiten Auctores genennt; und daß man also gutes Latein rede, wenn man Auctores Classici sagt. Er eifert auch wider die Verächter dieser alten Scribenten mit gutem Grunde: deren er verschiedene Classen findet. Einige halten es für pedantisch, sie zu lesen; andere haben vor ihren Brodstudien keine Zeit dazu: sie wollen Postillenreiter, Caufenmacher oder Pillendrechsler werden. Ja selbst unter Schulmännern findet er Leute, welche die alten Autoren verächtlich machen. Er meynt nicht alle, sondern nur die unartigen und übelgesitteten Schulleute; die durch ihre seltsame Lebensart, und wunderliche Aufführung, die Gelehrsamkeit der Alten verächtlich und lächerlich machen. Die erste Classe derselben, wollen wir mit seinen eigenen Worten abschildern.

„Viele heißt es (a. d. 19 S.) sehen die alten Au„toren mit ganz abgöttischen Augen an. Sie über-

„reden sich, und möchten es gern jedermann über-
„reden, es sey ausser der Schulgelehrsamkeit,
„die in Sprachen besteht, weiter keine wahre
„Gelehrsamkeit zu finden. Sie verachten da-
„her alle Gelehrten, die sich mit erhabenen Wissen-
„schaften beschäfftigen, und verdienen also, daß
„sie von diesen wieder aufs äußerste verach-
„tet werden. Zum Unglücke trifft solche Verach-
„tung diese Pedanten mit Haab und Gut; und also
„auch mit ihnen die unschuldigen Autoren. Man
„hält sie für die Urheber ihres pedantischen Stolzes,
„und also auch für werth, deswegen geringe ge-
„schätzet zu werden. Bey den Schülern verderben
„die ungeschickten Lehrer die gute Sache der Auto-
„ren dadurch, daß man ihnen diese nur als solche
„Bücher vorhält, daraus man weiter nichts, als
„lateinisch lernen könne. Mit ewigem Phrases-
„excerpiren, memoriren, imitiren, u. d. m. quä-
„let man die Knaben, ohne dabey an Historien,
„Geographien, Alterthümer, Sittenlehren, oder
„dergl. m. zu denken. Der junge Schüler meynet
„also, die Auctores sind nur deswegen da, daß
„man lateinisch daraus lerne: hat er sich nun in ei-
„ner Zeit von fünf bis sechs Jahren, durch die Par-
„tes Orationis ängstlich durchgedrängt; schreibt und
„redet er nunmehr Latein, daß weder Schmidius,
„noch Smetius darüber seufzen dörfen: so glaubt er
„die Autores Classici, seyn ihm weiter nichts nütze;
„denn sie lehrten nur Latein, und das könne er nun-
„mehr. Wäre ihnen weiter was abzulernen, so
„würde es der Herr Präcepter wohl erinnert haben„.

Wie

Wie billig und gerecht dieſe Klagen ſind, das ſieht ein jeder Vernünftiger ohne unſer Erinnern ein. Er kömmt hernach noch auf das wüthende Bezeigen manches Orbils, indem er ſeinen Untergebenen die Autores Claſſicos einbläuet. Daher können hernach junge Leute niemals ohne Schaudern an die Urſachen ihrer vormaligen Plagen gedenken:

memini quae plagoſum mihi parvo
Orbilium dictare. *Hor.*

Die üble Aufführung mancher Schulgelehrten in Geſellſchaften kömmt auch an die Reihe. Sie werden unter andern Leuten lächerlich: und da man nicht weis warum, ſo ſchiebt man es auf die alten Aurores, deren Sententias ſie immer im Munde führen. Sie reden eine unverſtändliche Sprache, und laſſen ſich ohne Anſehung der Zeit und des Orts merken, daß ſie Wörter wiſſen, die kein Menſch verſteht. Dadurch erwerben ſie ſich zwar die Hochachtung der Einfältigen; allein Leute von gutem Geſchmacke erklären ſie für Pedanten *. Wir glauben ſolche Originale nicht nur unter den gemeinen Schullehrern, ſondern auch wohl ſo gar unter den akademiſchen Gelehrten gefunden zu haben. Der Herr Verfaſſer führt hierbey eine Stelle aus der Frau Deshoulieres an, davon wir ſeine eigene ſehr wohlgerathene Ueberſetzung herſetzen wollen.

* Bayle redet ſo von ihnen: Ils parlent un Langage presqu'inintelligible, & ſans avoir egard ni au tems, ni aux lieux, ils veulent qu'on ſache, qu'ils ont des mots, que tout le monde n'entend pas. Ils ſe font admirer de pluſieurs, mais les gens de bon gout les traitent de Pedans. Lett. Nouv. T. I. p. 141.

Wer seine schönste Zeit im Büchersaal versäumt,
Nur bey dem Pindar schwitzt, nur bey dem Plau-
Der bleib nur ewig eingeschlossen! (tus trauert,
Denn wo er in der Welt mit diesem Schatz erscheint,
Da macht er alles traurig und verdrossen.
Ein Mensch der nichts, als wohl zu leben weis;
Zeigt ihm, auch ohne Wissenschaft und Fleiß,
Zum Schimpf der Griechen und Lateiner,
Wie weit die Kunst zu leben seiner,
Als aller finstre Schulwitz sey.

Er stellet darinn den beliebten Rollin in Frankreich zum Muster vor, dessen erste Theile der ältesten Historien er übersetzet hat, wo in den Vorreden sein Lob vorkömmt. Er beruft sich auf England, wo man einen gelehrten Humanisten, der eine saubere Auflage eines alten Scribenten ans Licht stellet, eben so hoch schätzt, als einen, der einen neuen Finanzgriff erdacht hat. In Deutschland dörfen die Musen dergleichen güldne Zeiten nicht leicht hoffen: wie ist es denn möglich, daß die schönen Wissenschaften empor kommen sollen? „Was ehemals in Rom „Ehrensculen, und zu Paris und London starke Gna„dengelder nach sich zog, das macht bey uns fast „ehrlos„. Dieß sind Worte des Herrn M. Müllers. Er setzt ferner hinzu: wahrhaftig, an diesen Herren, die sich doch öfters Statores litterarum et Mufagetas nennen lassen, liegt es wohl nicht, daß nicht eine mehr als vandalische und gothische Barbarey unser Deutschland wieder überschwemme.

Aus

Aus dieſen Proben wird verhoffentlich der G. L. zur Gnüge von dem patriotiſchen Eifer, und der guten Einſicht des Herrn Verfaſſers überzeuget werden. Er fährt fort, hier des berühmten Blackwalls Werk de praeſtantia Autorum Claſſicorum, zu prüfen. Dieſer nimmt ſeinen Beweis zuerſt daher, weil ſie ſchön lateiniſch geſchrieben haben. Dieſes will ihm der Herr Verfaſſer nicht ſchlechterdings einräumen. Er glaubt, die guten Schriftſteller, würden in einer jeden Sprache richtig gedacht, und ſich zierlich ausgedrückt haben. Er merkt an, daß das Latein, nicht wie eine gute Münze, wegen ihres innern Gehalts, (wie Blackwall meynt,) überall in Schwang gekommen; ſondern mit dem römiſchen Joche allen Völkern aufgedrungen worden. Die Geſchichte rechtfertigen dieß Urtheil. Er ſetzt hinzu, man ſey hernach in der übertriebenen Hochachtung der lateiniſchen Sprache bis zum lächerlichen gegangen: wobey er des vortrefflichen Kanzlers und Kirchenraths zu Göttingen, Herrn von Mosheims Vorrede zu Folietens Buche de praeſtantia et uſu Latinae Linguae, zum Zeugniſſe anführet. Leere, obgleich ſchöne, doch von Gedanken entblößte Worte, ſind Bäume voller Blätter, aber ohne Früchte: wie Pope geurtheilet hat. Die guten Lateiner redten nicht nur ſchöne Worte, ſondern dachten auch richtig. Ihre Einbildungskraft war lebhaft, aber nicht ausſchweifend: und eine ſcharfe Urtheilskraft beſſerte ihre Schriften ſorgfältig aus. Ihre Schreibart iſt ferner auch deutlich: welches zwar von einigen, gewiß und lobenswerth, aber doch

ihnen mit vielen neuern Schriftstellern gemein ist. Bey vielen aber, als dem Sallustius, Persius, u. a. m. trifft dieses Urtheil nicht einmal zu. Es geht auch nicht allemal an, an den dunkeln Orten verderbte Stellen zu behaupten. Wenn man die Alten bewundert, soll man denn aufhören zu glauben, daß sie Menschen gewesen? Der vornehme Stand der alten lateinischen Schriftsteller macht auch nicht alles aus. Denn einige waren auch Freygelassene, und ihre Söhne. Das schöne Sylbenmaaß und der Wohlklang ihrer Schriften, ist auch nicht überall einerley. Denn was hat z. E. Horaz in seinen Satiren und Briefen, imgleichen Persius für einen Wohlklang? Ja, da wir heute zu Tage eine sehr verderbte Aussprache des Lateins haben: sind wir wohl im Stande vom Wohlklange desselben zu urtheilen?

Auf gleiche Weise geht der Herr Verfasser alles durch, was zum Lobe der alten Lateiner gesagt zu werden pflegt, und erwählt überall die Mittelstraße. Er zeigt, daß sich hier viel Vorurtheile mit einschleichen, und schließt mit einem Sinngedichte Martials:

Miraris veteres, Vacerra, solos,
Nec laudas nisi mortuos Poëtas.
Ignoscas, petimus Vacerra: tanti,
Non est, ut placeam tibi, perire.

In der andern vorläufigen Abhandlung wird zuerst von dem wesentlichen Unterschiede der alten Scribenten, in Ansehung ihrer Sprache, Lebenszeit, Schreibart und Materien; 2) von ihrer Eintheilung

lung in verschiedene Alter und ihrer Ursache; 3) davon gehandelt, ob die alten lateinischen Scribenten für ächt, oder für untergeschoben zu halten sind? 4) ob man alle Auctores Classicos lesen müsse? u. 5) von den Ursachen, weswegen so viel Schriften der Alten verlohren gegangen. Alles dieses wird auf eine sehr gründliche Art ausgeführet, und wir bemerken nur die Eintheilung der alten Schriftsteller nach den Sprachaltern. Wir erfreuen uns, daß wir den Phädrus hier noch in seiner alten rühmlichen Stelle des goldenen Alters, nicht aber nach den Grillen eines Neuern, bey den untergeschobenen finden. Der P. Germain, ein Schüler Hardouins, wird mit seiner Sucht, an den alten Scribenten zu zweifeln, als mit einer Thorheit abgewiesen, und der Verfasser fragt mit Grunde: „Ich möchte doch „einmal wissen, wo vor einigen Jahrhunderten, da „die Wissenschaften ganz darniederlagen, und eine „allgemeine Barbarey herrschete, diese schönen und „unvergleichlichen Witze und hohen Geister gestecket, die auf Rechnung eines Virgils, des Ovidius, des Lucanus, u. s. w. so fürtreffliche Gedichte zusammen flicken können? da in unsern so aufgeklärten Zeiten, die an den sinnreichsten und „munterſten Köpfen so fruchtbar sind, man diese „alten Originale, welche Mönchsgeburten seyn sollen, noch nicht erreichen kann; sondern nur schwache Copien davon machet„? So fährt derselbe fort, diesen Zweifelskützel, nicht nur als ungereimt, sondern auch als gefährlich vorzustellen.

Geneigter Leſer,

Hiermit liefert man dir das Iſte Stücke der neulich verſprochenen hiſtoriſch-critiſchen Beyträge, dadurch einige Mitglieder der Deutſchen Geſellſchaft allhier, die Aufnahme der deutſchen Literatur, und die Läuterung des Geſchmackes ihrer Landesleute, zu befördern ſuchen. Dieſe Abſicht kan dir nicht tadelhaft oder verwerflich vorkommen, wenn du ihre übrigen Bemühungen kenneſt, und ſelbſt kein Feind deines Vaterlandes biſt. So viel auch ſeit hundert oder zweyhundert Jahren in deutſcher Sprache geſchrieben worden; und ſo weit es dadurch unſre Nation in Vertilgung der alten Barbarey, und in Abſchaffung des vormaligen Scythiſchen und Gothiſchen Geſchmackes in allerley Dingen gebracht: So wenig kan ſich dieſelbe rühmen, daß ſie es darinnen ihren ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn, ich meyne den Italienern, Franzoſen, Holländern und Engelländern allbereit gleich gethan hätte.

Die dritte Abhandlung handelt von den ersten Abschriften der lateinischen Scribenten; 2) von den Handschriften, die davon noch auf öffentlichen Bibliotheken aufbehalten werden; 3) von Erfindung der Buchdruckerkunst, und den ersten Ausgaben der Autor. Classicorum. 4) Von den aldinischen, stephanischen, plantinischen, frobenischen und oporinischen, 5) von den juntischen, herwagischen, gryphischen, comelinischen, wechelischen und elzevirischen Ausgaben. 6) Von den Auflagen in usum Delphini. 7) Von denen cum Notis variorum. 8) Von den Ausgaben Min-Ellii, ad modum Minellii, Junkeri, Cellarii und Sinceri. Man kann leicht denken, was hier für ein Schatz philologischer und critischer Gelehrsamkeit vorkömmt, der gewiß noch in keinem deutschen Buche zu finden gewesen. Und mit dieser Abhandlung schliesset sich die Einleitung dieses ganzen Werkes.

Nun folget das Werk selbst, dessen erster Abschnitt die Nachrichten von den Ueberbleibseln der alten lateinischen Schriftsteller enthält. Das I. Capitel liefert uns die Ueberbleibsel der alten tragischen und komischen Dichter. Hier wird erst von der Tragödie, von ihrem Ursprunge, ihrem Wesen und ihrer Einrichtung; sodann vom Lustspiele, dessen Benennung Comödie, seinem Wesen und seiner Einrichtung sehr richtig gehandelt: kurz, auf eben die Art, wie die Alten, und nach ihnen der Verfasser der hiesigen critischen Dichtkunst, längst davon geschrieben haben. Das II. Capitel handelt von der Tragödie und Comödie der Römer insbesondere; und

zwar

zwar erstlich vom Anfange und Fortgange der römischen Tragödie und Comödie; 2) von einigen Nebendingen, die bey römischen Schauspielen zu beobachten sind; das III. Capitel aber, von den tragischen und comischen Dichtern der alten Römer.

Der II. Abschnitt liefert die Abhandlung von den Ueberbleibseln der alten Mimographen, oder Scribenten der Sittensprüche. Hier werden zuerst von den Mimis der Römer, als einer Art von Lustspielen, einige Nachrichten gegeben. Es waren Zwischenspiele, die nach Abschaffung der Chöre, sich neben den Pfeifern, die zwischen den Aufzügen sich hören ließen, mit allerley Gaukeleyen, Geberden und Stellungen auf die Schaubühne eingeschlichen hatten. Der Namen derselben ist griechisch, und kömmt von μιμεισθαι, nachahmen. Sie wurden aber wegen ihrer unzüchtigen Possen bald verächtlich: und andre Dichter suchten sie wieder ehrbarer einzurichten. Doch blieben sie sehr wilde, und bunden sich an die Regeln der Schauspiele nicht; etwa wie des Moliere Impromptu de Versailles. Ein Mimus hieß auch bald ein Possenspieler, bald der Verfasser eines mimischen Spieles. Bey diesen werden die Eintheilungen derselben beygebracht; von jenen aber die Künste, und Grade ihrer Vollkommenheiten beschrieben. Sodann folget im zweyten Capitel das Verzeichniß der mimischen Scribenten, und den Ueberbleibseln ihrer Mimen; deren Schreibart und verschiedene Ausgaben noch hinzu kommen.

Der III. Abschnitt handelt von den Ueberbleibseln

der

der alten lateinischen Geschichtschreiber. Nach einer Abhandlung von der Historie überhaupt, ihrem Wesen und Nutzen; redet man von der römischen insbesondere, ihren ältesten Urhebern und ihren Ueberresten; imgleichen von dieser ihrer Schreibart, Nutzen und verschiedenen Ausgaben.

Im IV. Abschnitte wird von den Ueberbleibseln der alten lateinischen Sprachlehrer gehandelt. Nach der Beschreibung der Sprachlehre überhaupt, und der lateinischen insonderheit, werden die Ueberbleibsel der ältesten Sprachlehrer, nebst dieser ihren Leben kürzlich erzählet, ihre Schreibart aber, nebst den Auflagen beurtheilet. Hier kömmt noch ein Anhang von der Sammlung alter Sprachlehrer, die Elias Putschius heraus gegeben hat.

Der V. Abschnitt, handelt auf eben die Art, von den Ueberbleibseln der alten Redekünstler, oder Lehrer der Beredsamkeit. Der VI. liefert den Anhang zum Virgil, oder Scaligers zusammengetragene Ueberbleibsel alter lateinischer Dichter; der VII. die Ueberreste des Ennius; der VIII. die Ueberreste des Lucilius; womit sich dieser erste Theil schließt.

Leser, die nur ein wenig Geschmack an den Wissenschaften und freyen Künsten haben, werden es leicht einsehen, wie nöthig ihrer Jugend ein solches Werk sey, und wieviel Vergnügen auch erwachsene Liebhaber der Alten in Durchblätterung eines so angenehmen Buches genießen können. Wir wollen deswegen auch von den folgenden Theilen desselben künftig reden, und uns bemühen, sie alle den Studiren-

den

den in die Hände zu bringen. Murren gleich die geschwornen Lateiner, daß dergestalt ihre Heimlichkeiten im Deutschen verrathen worden: so ist es doch viel besser, daß die alten Scribenten auch durch deutsche Schriften bekannt werden, als wenn sie im Lateine unzähligen unbekannt bleiben.

* *

VI.

Probe einer neuen Uebersetzung des Telemachs.

Der neukirchische deutsche Telemach ist bisher zwar die beste Uebersetzung dieses trefflichen epischen Gedichtes gewesen, die man bey uns gehabt. Allein die Kenner einer reinen Poesie haben allemal eine bessere gewünschet, die alle die Schönheit, und allen Wohlklang der eigenen Gedichte dieses großen Poeten besitzen möchte. Man sage nun von dem äußerlichen eines Buches, oder Gedichtes was man wolle: so ist einmal die menschliche Seele derjenigen Eindrücke fähig, die von den sinnlichen Empfindungen kommen. Das Gesicht und Gehör aber sind darinnen am allerekelsten. Leute von plumpen Werkzeugen, die weder jemals was schönes und feines gesehen, noch was feiners als einen groben Kühreihen gehöret, haben also von den zarten Belustigungen keinen Geschmack, den eine empfindliche Seele, auch an den zärtesten Rühr-

run-

rungen ihrer Sinne empfinden. Güldene Aepfel verlieren auch darum nichts, wenn ſie in ſilbernen Schaalen aufgetragen werden: hergegen wird uns auch ein mittelmäßiger Wein appetitlicher ſeyn, wenn er aus einem hellpolirten und wohlgeſchliffenen Glaſe getrunken wird; als wenn man ihn aus einem hölzernen Bauerbecher trinken ſollte. Doch was braucht es, den Vorzug eines wohlklingenden und reinen Verſes, gegen die knaſternden Feſceminen, bardiſcher Meiſter zu vertheidigen? Telemach wäre es werth, durchgehends in einer ſolchen Ueberſetzung geleſen zu werden, als uns der große Pietſch, von einigen Stellen deſſelben geliefert hat.

Dieſe Betrachtung hat den glücklichen Ueberſetzer des befreyten Jeruſalem, den königl. pohln. und churf. Hofſecretär Hrn. Kopp bewogen, ſeine Nebenſtunden, auf dieſe Arbeit zu wenden. Da derſelbe im Franzöſiſchen ſo ſtark, als im Wälſchen iſt: ſo kann man leicht denken, daß ihm auch dieſe Arbeit eben ſo gut, als jene gerathen ſeyn werde. Ja da der Zwang gleich langer Strophen, dem er beym Taſſo unterworfen geweſen, hier noch wegfällt: ſo kann man hoffen, daß er beym Telemach noch glücklicher wird geweſen ſeyn. Gegenwärtige Probe, wird dasjenige, was wir vermuthen, beſtätigen. Der Herr Verfaſſer hat uns mit Bedacht diejenigen Stellen mitgetheilet, die Pierſch auch ſchon überſetzet hat, und die in den hieſigen critiſchen Beyträgen, vormals mit der neukirchiſchen Dollmetſchung verglichen worden. Wir vermuthen, daß alle Kenner, die dieſes leſen, mit uns wünſchen werden, daß der

Herr

Herr Ueberſetzer bald einen dankbaren Verleger dazu finden möge. Seine Arbeit iſt ganz fertig, und kann gleich der Preſſe übergeben werden. Sollte aber ja die pierſchiſche Ueberſetzung dieſer Stellen einigen ſtärker und lebhafter vorkommen: ſo iſt es doch unſtreitig, daß die neukirchiſche Muſe, in ihren abnehmenden Jahren, es dem Herrn Secretär Kopp ſo gar ſchwer nicht gemacht hat, den Preis vor ihr davon zu tragen.

Erſte Stelle. Im andern Buche.

v. 874 ſq.

Kein Muth und tapfrer Geiſt ließ lange nicht geſchehn,
Daß er in dieſer Schlacht von ſeiner Feinde Streichen
Ergrimmt ermordet ward; doch endlich mußt er weichen!
Ich ſah ihn, wie er ſtarb! Der Wurfſpieß, den mit Luſt
Ein Tyrer nach ihm ſchoß, fuhr ihm in ſeine Bruſt!
So gleich entgiengen ihm die Zügel aus den Händen;
Er fiel vom Wagen ab, der roth und aller Enden
Mit Blut umgeben war. Ein cypriſcher Soldat
Hieb ihm den Schädel ab, und wies nach dieſer That
Das blutbeſprützte Haupt; das er bey ſeinen Haaren
Hoch in die Höhe hielt, der Ueberwinder Schaaren!
Zeitlebens werd ich mich erinnern, dieſes Haupt,
Mit Augen, die verlöſcht und ihres Lichts beraubt,
Und ſein verſtellt Geſicht, das mitten im Erblaſſen
Der Tod noch voller Wuth den Mund halb aufgelaſſen,
Als wenn noch Red und Wort erſt ſollten fertig ſeyn;
Der Mienen hohen Stolz und ungeſtümes Dräun,
Das ſelbſt der blaſſe Tod nicht hatte tilgen können,
Geſehn zu haben: ja, weil mir die Götter gönnen,

Zu leben, wird er mir vor meinen Augen ſtehn!
Und ſollt ich einſt als Fürſt, zu meinem Throne gehn,
So will ich, da mich doch dieß Trauerſpiel nicht wenig
Gerührt hat, niemals nicht vergeſſen; daß ein König
Nur da zu herrſchen taugt, und groß und glücklich iſt,
Wenn ſich bey ſeiner Macht Vernunft und Gnade küßt!
Ach! unglückſelig ſind, die Glück erwecken ſollen,
Und bloß zum Unglück nur ihr Volk regieren wollen!

Zweyte Stelle. Im dritten Buche.
v. 211 ſq.

Allein Pygmalion, den ſtets der Geldburſt plaget,
Der unerſättlich iſt, und den der Geiz nur naget,
Macht ſich je mehr und mehr das Leben ſelbſt zur Laſt,
Und ſeinem Volke ganz verächtlich und verhaßt!
Das iſt zu Tyrus ſchon ein Laſter, das die Stützen
Des Landes wankend macht, viel Güter zu beſitzen!
Der Geiz quält ſeine Bruſt mit Mistraun ſpat und früh:
Die Reichen martert er, und fürchtet ſich für die,
Die arm und dürftig ſind. Noch größer iſt das Laſter,
Wenn einer Tugend hat; der iſt ihm noch verhaßter!
Denn er ſetzt zum voraus, daß ihm kein fremder Mann
Sein' Ungerechtigkeit und Bosheit leiden kann.
Die Tugend haſſet er, dieweil ſie ihn verdammet:
Er wütet wider ſie, er wird vom Zorn entflammet,
Wenn alles ihn bewegt, und ohne Ruhe macht!
Er ſchläft am Tage nicht, er ſchläft nicht bey der Nacht,
Sein eigner Schatten muß ſchon Furcht bey ihm erwecken!
Die Götter ſchenken ihm nur Güter, ihn zu ſchrecken,
Weil er ſie nicht gebraucht! Das, was ihn ſollt erfreun,
Sein Glück, verhindert ihn, beglückt und froh zu ſeyn!

Ihn

Ihn dauret, was er giebt! er fürchtet zu verlieren,
Der niedrigſte Gewinnſt muß ſeine Sinne rühren!
Man ſiehet ihn faſt nie; er ſitzet allezeit
Zu Hauſe ganz allein, und voller Traurigkeit.
Selbſt ſeinen Freunden iſt die Freyheit ganz benommen,
Weil es Verdacht erweckt, zu ihm aufs Schloß zu kom̃en!
Ein Schwarm, der allemal mit bloßem Degen ſchreckt,
Hält immer um ſein Haus die Lanzen ausgeſtreckt!
Der Ort, den er bewohnt, beſteht in dreyßig Zimmern,
Die ſo gebauet ſind, daß ſie mit ihren Trümmern
In eins zuſammen gehn, und jedes hat ein Thor,
Das ſtark von Eiſen iſt; ſechs Riegel ſind davor.
Man weis das Zimmer nicht, in dem er ſchlafend lieget,
Und man giebt vor, und ſagt, daß ſichs nicht leichtlich füget,
Daß er in einem zwey mal nach einander ruht:
Aus Furcht, man möcht ihn da ertappen, und ſein Blut
Mit Grauſamkeit verſtreun. Er kennet weder Freude,
Noch auch der Freundſchaft Luſt, und ſüße Herzensweide.
Wenn man ihm ſagt, daß er die Freude ſuchen ſoll,
So fühlt er, daß ſie flieht, und daß er kummervoll,
Ein Herz hat, welches ihr den ſüßen Eintritt wehret.
Sein' Augen werden ſtets von einer Glut verzehret,
Die wild und grauſam iſt. Sie irren ſtets herum,
Aufs mindeſte Geräuſch macht er die Ohren krumm,
Und horcht u. wird bewegt. Er ſieht ganz blaß vor Kum̃er,
Und ſein verſtellt Geſicht, dem aller Schlaf und Schlum̃er
Allſtets entzogen wird, iſt bleich und allemal
Mit Runzeln überſtreut, und zeugt von ſeiner Quaal!
Er ſchweiget ſtill, er ſtöhnt, er läßt aus ſeinem Herzen
Die tiefſten Seufzer gehn: weil er die Angſt und
Schmerzen

Von der Gewiſſenspein, die ſein Gemüth zerfrißt,
Nicht mehr verbergen kann! Die Speiſen, die er ißt,
So köſtlich ſie auch ſind, erwecken ihm doch Grauen.
Er darf auch nicht einmal den ſeignen Kindern trauen,
Die ihm gefährlich ſind, und die er aus Verdacht
Zu ſeinen ſchrecklichſten und ärgſten Feinden macht.
Es hat noch niemals wohl in ſeinem ganzen Leben
Ein einzger Augenblick ihm Sicherheit gegeben.
Kurz: Er erhält ſich nur, wenn er die, die er ſcheut,
Voll Grauſamkeit erwürgt und ſcharf ihr Blut verſtreut.
O Thor! der nicht erkennt, daß ſeine Grauſamkeiten,
Für die er ſich vertraut, den Tod ihm zubereiten!
Ein Hausgenoſſe wird, wie er, voll Mistraun ſeyn,
Und eilen, bald die Welt von ihm ganz zu befreyn.

* *

VII.

Güldene Aepfel in ſilbernen Schalen,

das iſt, Worte geredet zu ſeiner Zeit, über 400 Sinnenbilder von allerley Zeiten und Umſtänden des menſchlichen Lebens, zur Beförderung der Erbauung heraus gegeben, von Johann Andreas Pfeffeln, weil. kaiſ. Majeſtät Hof kupferſtecher. Augſpurg 1746. in 4.

Die Kunſt Sinnbilder zu erfinden, und durch gehörige und kurze Sinnſprüche auszulegen, iſt eine der hauptſächlichſten Beſchäfftigungen derer poetiſchen deutſchen Geſellſchaften geweſen, die ſich vor hundert Jahren, in derſelben um die

Welt

Wette bemühet haben. Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß es ihnen zum Theil, in derselben überaus schlecht gelungen ist: denn es ist kein geringes, wenn der bloße gute Wille, und ein gewisses Maaß von Erfindungskraft und Witz eine Wissenschaft in Ordnung bringen, und tüchtige Proben darinnen liefern soll, die bis dahin, sonder alle Regeln und Anleitung gelegen hatte; indem die Alten uns fast von keiner Sache in so tiefer Unwissenheit gelassen, als was die Erfindung der Sinnbilder betrifft. Diesen Mangel sahen die größten Staatsmänner in Frankreich unter des XIV. Ludwigs Regierung ein: und um demselben abzuhelfen, so veranlasseten sie den König, ihren Herrn, diejenige Akademie der Aufschriften und Sinnbilder zu stiften, die bey der freygebigen Beyhülfe eines mächtigen Königes, aus den kostbarsten Denkmälern des Alterthums, diejenigen Exempel zusammen holete, aus welchen sich nachmals solche Regeln dieser Kunst festsetzen ließen, die Frankreich eine wahre Ehre gemacht haben. Hat es nun gleich den Deutschen, wie in vielen andern Theilen der Gelehrsamkeit, also auch in diesem, an einer so mächtigen Ermunterung gefehlet; so ist doch ihr guter Wille zu loben, der sie so oft angereizet hat, sich in dieser Sache Mühe zu geben: zumal da wir lieben Deutschen ja fast keine Dorfkirche oder kein Gartenhaus auszuzieren wissen, wo wir nicht dem Herrn Albrecht Schmierer Gelegenheit geben, seine Unvernunft durch Sinnbilder an den Tag zu legen; indem die wenigsten wissen, daß dieß der kürzeste Weg ist, unsere Schande oder Ehre auf

Und dieſes iſt gar kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhundert dazu, wenn ein ganzes Volk aus ſeiner natürlichen Rauhigkeit und Barbarey geriſſen werden ſoll. Italien hat im dreyzehnten Jahrhunderte ſchon angefangen in die Fußtapfen der alten Griechen und Römer zu treten, und alſo iſt es im ganzen Occidente das erſte Land geweſen, wo ſich die geſunde Vernunft und der gute Geſchmack nach einem langen Verfalle wieder hervor gethan. Frankreich folgte dieſem Exempel; aber wie es viel langſamer anfieng, alſo iſt es auch viel ſpäter zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gelanget, den wir bisher dieſem Volke haben zugeſtehen müſſen. Franciſcus der erſte half gleich um die Zeiten der Reformation allen aufgeweckten Köpfen ſeines Königreichs durch ſeinen Beyſtand auf, und machte ihnen Luſt ihrem Vaterlande eben die Dienſte zu thun, die Dantes und Petrarcha nebſt ſo vielen andern den Welſchen geleiſtet hatten. Allein zu den glückſeeligen Zeiten Ludewigs des XIVten, das iſt faſt zweyhundert Jahre hernach, konnte erſt derjenige Gipfel erreichet werden, darnach Marot, Ronſard, Desportes, und andre mehr zu ihrer Zeit umſonſt geſtrebet hatten.

Man übergeht hier die Holländer und Engelländer mit Fleiß, weil ſelbige mit den Franzoſen zu gleicher Zeit aufgewachet und zu ihrem Zwecke gelanget ſind. Wir Deutſchen aber haben

die Nachwelt zu bringen. Man ist daher dem geschickten und fleißigen Herrn Pfeffel allerdings Dank schuldig, daß er eine Sammlung wohlersonnener und sauber gezeichneter Sinnbilder an das Licht stellet, aus welchen nicht nur die Herren Dorfjunker und Maler, sich in obigen bedrängten Umständen Raths erholen, sondern auch junge und unstudirte Leute eine angenehme und lehrreiche Ergetzung finden können. Wäre es nun erlaubt, den so beliebten als berühmten Namen desjenigen Gelehrten zu nennen, der diese Sinnbilder mit seinen moralisch-poetischen Erklärungen begleiten wollen: so würden wir unsern Lesern wegen der Nützlichkeit dieses Werks gar keinen Zweifel mehr übrig lassen. Allein seine Bescheidenheit verbeuth es uns: er will die Welt nicht wissen lassen, wie mannigfaltig nützlich seine Feder derselben ist; und wir versichern daher unsere Leser nur, daß wenn sie dessen Sinngedichte lehrreich und angenehm finden werden, sie solches einem Manne zu verdanken haben, dessen geringstes Verdienst seine Stärke in der deutschen Dichtkunst ist.

Die Schönheit und Richtigkeit der Zeichnungen und die wohlersonnene Art 5 oder 6 Sinnbilder auf einem Blatte mit einander zu verbinden, lassen sich mit Worten nicht vorstellen. Von den Erfindungen und poetischen Auslegungen aber, wollen wir einige zur Probe anführen.

Das 4 Sinnbild. Ein Mann, der an einem brennenden Lichte einen Pfeil glüend machen will. Neben demselben ein Knabe, der seine Pfeile über

einer

einer Glutpfanne hält, mit der Schrift: Iſto tantum igne caleſcit.

Das Feur, das Gott entzündt, macht nur die Herzen heiß,
Woven der Häuchelſchein mit ſeinem Licht nichts weis:
Was ewig breñen ſoll braucht ſtarkes Feur zum glüen,
Vom Scheinlicht der Natur läßt ſich nichts kräftigs ziehen.

Das 6te. Ein Knabe, der mit geſchloſſenen Augen einem andern folgt, der ihn an einem Stocke leitet. Facilis via turpe cadendi.

Wer eigne Augen ſchließt und folget fremdem Wahn,
Tritt durch das Verurtheil zwar leicht die Reiſe an,
Die nach der Ewigkeit uns führt, wird aber innen,
Wie thöricht dieſes ſey, ſich ſelber nicht beſinnen.

Das 36te. Ein Mohr, der einer Königinn die Laute vorſpielet, mit der Schrift: Faciem non curat, at artem.

Des ſchwarzen Mohren Kunſt gefällt der Königinn,
Sie ſchenkt dem ſchönen Klang allein ihr Herz und Sinn.
Was liegt an der Geſtalt und äußerlichen Gaben?
Wenn Seel und Geiſt die Kunſt des Himmels inne haben!

Das 45te. Ein Genius, der ſeine Geliebte erſchoſſen, mit der Schrift: Exitus iſte dolet.

So gehts gemeiniglich mit der Begierden Wuth:
Sie toben heftiglich; ihr unvergnügter Muth

Schieſt Pfeile nach der Bruſt, in der ſie wollen leben;
Und wann ſie was erlangt, pflegts Thränen abzugeben.

Das 6ite. Ein Schloß, das an einem Sumpfe liegt, darinn die Frösche ſchreyen. Licet contemnere tuto.

Wer auf dem Schloſſe wohnt, gicht nicht auf Frö-
ſche acht,
Ob ihm ihr Quacken gleich Beſchwerlichkeiten macht.
Laß dich, mein Chriſt, ein Schloß der Tugend und
der Ehren,
Von der Verleumder Maul u. Speyen niemals ſtören.

Das 109te. Ein Täuber, der ſich vor einer Taube blähet, mit der Schrift: Etiam ſic felle caret.

Die Taube blähet ſich, doch ſonder Gall und Wuth:
Wenn wahre Großmuth gleich vor niemand niedrig
thut,
Iſt Hochmuth, Rache, Zorn, doch weit davon geſchiedt;
Sie bleibet ruhig ſtill und ſtets in ſich zufrieden.

Das 145te. Eine Schwalbe, die auf einem Altare ſitzt; mit der Schrift: Minime religionis opus.

Die Schwalbe niſtet wohl in Tempel und Altar,
Und nimmt des Gottesdienſts und Opfers doch nicht
wahr.
Wie mancher dienet Gott, nicht aus getreuem Herzen,
Nur ſein beſtimtes Neſt und Brod nicht zu verſcherzen.

Das 196te. Eine Eiche mit unten liegenden Eicheln. Die Schrift heißt: Dives, ſed porcis tantum.

Die

Die Eiche träget Frucht; iedoch nur für das Schwein:
Wie mancher Reicher pflegt darinn ihr gleich zu ſeyn.
Nur Schweine pflegen ſich von ſeinem Gut zu nähren,
Wie? daß Gott ſo viel Gut den Thoren mag beſcheren!

Das 373te ſtellt ein abgezehrtes Pferd mit einem koſtbaren Reutzeuge belegt vor; mit der Ueberſchrift: non ornamenta, ſed uſus.

So prächtig Zeug und Schmuck, iſts doch gar wenig werth:
Es iſt und bleibt dennoch ein ausgemergelt Pferd.
Wie mancher ſieht den Pracht und Reichthum einig an,
Da ein verderbtes Herz ihn nicht vergnügen kann.

* *

VIII.
Hieher gehörige Neuigkeiten.

I.

Von unſers Herrn Hofrath Menkens beliebten Miſcellaneis Lipſienſibus novis iſt des VI. Bandes I. Stück ans Licht getreten, welches folgende Abhandlungen in ſich hält: I. Joh. Chr. Harenbergs critiſche Hiſtorie der V. Ode Davids. II. Peter Zorns, ſel. Abhandlung von Chriſti letztem Segen ſeiner Jünger vor der Himmelfahrt. III. Carl Heinrich Zeibichs P. P. philologiſche Abhandlung von Chriſto dem treuen Hohenprieſter des N. T. Hebr. II, 17. IV. Paul Ernſt Jablonſki

ki Anmerkung von dem alten ägyptischen Götzen, Athor, welchen einige für die Venus halten. V. Herrn Joh. Jac. Reiskens, (neuen Professors der arabischen Sprache allhier) Anmerkung über Burmanns zweyte Auflage des Petronius. I. Theil; worinn sich derselbe gegen einige unbillige holländische Kunstrichter vertheidiget, und ihr höchst ungerechtes Verfahren gegen sich, beschämet. VI. Herrn Friedr. Otto Menkens erstes Zehend alter gedruckter Bücher, zu Ergänzung des maittairischen Verzeichnisses derselben. VII. Rolands Maresius und Nic. Heinsius, Briefwechsel von antiquarischen Materien, ingleichen von Ciceros, Athenäi, und Lipsii Gesprächen; mit Anmerkungen herausgegeben von Jo. Chr. Hauptmannen. Man wünschet die Fortsetzung solcher gelehrten Werke, mit großem Verlangen.

2. In breitkopfischem Verlage sind sehr sauber gedruckt Hrn. Christoph Wollens, der heil. Schrift Doctors und Archidiac. zu St. Thomas in Leipzig, Sieben heilige Reden über wichtige Wahrheiten des Evangelii, die größten Theils bey feyerlichen Gelegenheiten gehalten worden. Diese Proben der geistlichen Beredsamkeit des Hochw. Herrn Verfassers verdienen, sowohl ihrer auserlesenen Materien wegen, als ihrer angenehmen und rührenden Schreibart halber, angepriesen zu werden. Sie handeln folgende Hauptsätze ab: I. den großen Bürgen des Menschlichen Geschlechts. II. Die Kreuzigung mit Christo. III. Die Auferstehung mit Christo. IV. Der Sieg der Heiligen mit Jesu. V. Zwo Personen

der

der Gottheit, als unſere Fürſprecher. VI. Das Abbarufen des heiligen Geiſtes. VII. Das inwendige Zeugniß des heiligen Geiſtes. Solche geiſtliche Reden legen uns in kleinen Bändchen mehr Geiſt und Kraft ins Herz, als unzählige dicke Poſtillen voller Wortſpiele aus Sprüchen und Liedern.

3. In eben dem Verlage ſind in gleicher Sauberkeit, nur in etwas kleinerm Formate gedruckt: Herrliche Zeugniſſe von den wunderbaren Wegen Gottes, die er mit ſeinen Knechten geht, in einer Sammlung heiliger Reden ꝛc. ans Licht geſtellt von M. Joh. Friedr. Bardt, der heil. Schrift Baccal. und Predigern an der Kirche zu St. Petri zu Leipzig. Auch dieſe geiſtliche Reden verdienen ihres beſondern Inhalts wegen, aus der Zahl gemeiner Predigten ausgenommen zu werden. Es ſind lauter Caſualpredigten, die bey verſchiedenen Gelegenheiten mit großem Beyfalle der Zuhörer gehalten worden. Die Beredſamkeit und ſchöne Schreibart des Herrn Verfaſſers zeiget ſich darinn auf allen Blättern.

4. Bey eben demſelben iſt zu finden: der Redner, wie er auf die natürlichſte und leichteſte Weiſe zu bilden ſey. Zum Gebrauche ſeiner rhetoriſchen Vorleſungen gewidmet, von Joh. Fr. Mayen, Prof. der Moral und Politik zu Leipzig. Dieß iſt ein ſehr artiger Auszug aus der ganzen Redekunſt; und man ſieht wohl, daß der Hr. Verf. in den letzten Worten die Wahrheit geſagt: wenn man beobachtet, daß ſein Redner noch nicht vier volle Bogen einnimmt. Wer alſo ſeine eigene Erklärungen darüber nicht höret, der wird aus ſo kurzen, abgebrochenen, ja räthſelhaf-

felhaften Sätzen nicht viel Nutzen haben. Das übrige füllen so wohl fremde, als des Herrn Verfassers eigene Exempel an. Den Schluß machet ein Verzeichniß oratorischer Schriften, davon den meisten Theil kleine Dissertationen von Materien, die einigermaßen in die Redekunst laufen, ausmachen. Ihre Zahl beläuft sich auf 379 Stücke. Es wäre gut, wenn dieselben in chronologischer Ordnung gesetzet wären. Ueberhaupt besteht die Stärke dieses Werkchens in vielen Citationen. Uebrigens muß man auch die sanfte und leichtfließende Schreibart des Herrn Professoris loben. Am besten hat uns gefallen, was Sr. hochgräflichen Excell. dem königl. Cabinetsminister, und Reichsgrafen von Manteufel zu Ehren geschrieben worden.

5. Noch hat eben derselbe Verleger uns geliefert: die wahren Eigenschaften der hebräischen Sprache, aus richtigen Gründen, mit gehöriger Schärfe untersucht und aufgeklärt, durch Joh. Werner Meinern: nebst einer Vorrede, von der Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Nutzbarkeit einer gründlichen Sprachlehre für die Schriftforscher, von Sr. Hochw. Herrn Christoph Wollen, der heiligen Schrift D. und Archidiacono zu Leipzig 8. Man kann dieß Buch mit recht eine philosophische hebräische Grammatik nennen. Der Herr Verfasser hat die ersten Quellen der Sprachen, und der hebräischen Insonderheit, erkläret, und daher sehr viel neues und gründliches geleistet, welches man in andern Grammatiken vergeblich suchen wird. Die Vorrede des Herrn D. Wollens, zeiget von seiner gro-

großen Einsicht in die philologischen Wissenschaften, die schon aus so vielen Proben bekannt ist.

6. Die Thorheiten von Europa, in einem Gespräche zwischen Mercurio und Luciano, vorgestellet von Don Diego Saavedra Philippi IV. Königs in Spanien, gevollmächtigtem Gesandten auf dem Friedens-Congreß zu Münster, und Beysitzer des obersten Raths von Indien ꝛc. darinnen der Zustand von Europa, wie er sich in währenden westphälischen Friedenshandlungen befunden hat, freymüthig beurtheilet wird, aus einer spanischen ungedruckten Handschrift, ins Deutsche übersetzet. Im Jahr 1748, ohne Namen des Ortes, Verlegers und Druckers 14 Bogen in 8. Dieses feine politische Werkchen, schickt sich auf die gegenwärtigen Zeiten, sonderlich bey herannahendem achenschen Congresse, überaus wohl. Es wird darinnen gewiesen, daß Frankreich schon vor etlichen Jahrhunderten die Gewohnheit gehabt, das Jus Convenientiae, wie mans nennet, auszuüben: oder nach einem Lande zu streben, das ihm wohl zur Hand liegt; wenn es gleich sonst keine Ansprüche darauf hat. Der gelehrte Herr Uebersetzer, der sich aber nicht nennen wollen, verdient also viel Dank, daß er ein so artiges Stück, nicht nur dem Untergange entreißen, sondern auch in unsre Muttersprache bringen, und mit einer gelehrten Vorrede versehen wollen, darinn der wahre Urheber desselben entdecket wird. Der spanische Text ist mit beygedruckt; damit niemand auf die Gedanken komme, es sey irgend nur aus dem Kopfe eines heutigen Gelehrten entsprossen.

7. Hl.

7. Historisch-moralisch- und satyrisches Gespräch über die seltenen fürtrefflichen Eigenschaften, der Esel dieser Zeit, zwischen dem Philonius und Paläologus. Dum nihil habemus majus, calamo ludimus. Phaedr. L. 4. aus dem Französischen des la Mothe le Vayer. Frankfurt und Leipzig 1748. 8. 5. Bogen. Wer die mit so vielen Brocken alter griechischer, lateinischer, spanischer und wälscher Scribenten, als nur zusammen zu raffen möglich gewesen, ausgespickte Schreibart des vorigen Jahrhunderts kennet, und insonderheit die Schriften des la Mothe le Vayer gelesen hat, der wird nicht zweifeln, daß gegenwärtige Schrift wirklich alt, und nur übersetzt sey. Eigentlich soll sie eine scherzhafte lucianische Lobrede auf den natürlichen Esel seyn: es kommen aber freylich solche Stellen darinnen vor, die auch auf die zweybeinigten Esel sehr deutlich zielen. Es ist nur Schade, daß dieß Gespräch, da es einmal hat übersetzt werden sollen, nicht in bessere Hände gefallen. Es wimmelt nämlich von niedersächsischen Sprachschnitzern und falschen Redensarten; ist auch mit entsetzlichen Druckfehlern, zumal in den fremden Sprachen, ausstaffiret. In der Vorrede scheint der Uebersetzer der guten Königinn Clytemnestra das Schicksal des Tiresias zugedacht zu haben; der aus einem Weibe zum Manne werden müssen: denn es heißt: des Clytemnesters. Wir gestehen, daß uns dieses, nebst einigen andern Stellen keinen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Gelehrsamkeit gemacht hat.

8. Bey

8. Bey dem jüngern Breitkopf sind auch in gr. 8. gedruckt worden: zwo Predigten von der nothwendigen Vorbereitung zum Tode, und von der Auferstehung Jesu Christi vom Tode, als dem Grunde der Hoffnung der Christen, von Georg Jacobi, Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig, und des heil. Predigtamts Candidaten. Es herrschet in diesen Proben einer geistlichen Wohlredenheit so viel Stärke der Gedanken und Feuer des Ausdruckes, daß sie ihren Lesern unfehlbar den Beyfall abnöthigen werden. Der Herr Verfasser hat sich eine geraume Zeit hier in Leipzig in einer Rednergesellschaft geübet, die schon seit zwanzig Jahren dem Vaterlande und der Kirche viel große und geschickte Redner geliefert hat. Man hat Ursache zu hoffen, daß derselbe auch in die rühmlichen Fußtapfen seiner Vorgänger treten werde.

9. Herr M. Christoph Andreas Büttner, Rector der Rathsschule zu Stetin, ein Mann, der sich schon durch verschiedene theologische und philologische Schriften hervorgethan, hat zwo Einladungsschriften von der oratorischen Folge drucken lassen, die zusammen fünf Bogen anfüllen. Er hat damit zu zwoen öffentlichen Schulübungen der ihm anvertrauten Jugend eingeladen. Man kann dem Herrn Rector den Ruhm eines richtig denkenden und wohlschreibenden Schulmannes unmöglich absprechen. Seine Begriffe von der Redekunst sind richtig, und den Alten gemäß, seine Schreibart aber ist auch im Deutschen rein und angenehm: ein Vorzug, der an einem Schulmanne doppelt

hoch

haben uns hundert Jahre ſpäter beſonnen, ſeit dem nemlich der unſterbliche Opitz in allem, was unſre Sprache und die edelſten unter allen freyen Künſten angehet, einen ganz andern Geſchmack eingeführet hat. Er ſahe damals die Muſter der Franzoſen und Niederländer ſchon in groſſer Vollkommenheit vor Augen, und da er mit den alten Griechen und Römern durch ihre Schriften ſo viel Bekanntſchaft hatte, ſo ſchmerzte es ihn, die Schriften ſeiner Nation noch in ſo unförmlicher Geſtalt, und ſeine Mutterſprache in ſolcher Rauhigkeit zu ſehen. Er gieng daher einen zu ſeiner Zeit in Deutſchland ganz neuen Weg, und brach allen ſeinen Nachfolgern ſo glücklich die Bahn, daß wir die groſſe Veränderung, ſo nach und nach daher in allen unſern Schriften entſtanden, nicht genugſam bewundern können.

Doch Opitz iſt noch nicht hundert Jahre todt, und wir ſind mit der Ausführung eines ſo groſſen Werkes, als die Verbeſſerung des Geſchmackes der Deutſchen iſt, kaum bis auf die Helfte gekommen. Es fehlt noch viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite ſetzen könnten. Die Anzahl ſchöner Schriften in unſrer Mutterſprache iſt noch ſehr klein. Die Meiſterſtücke unſrer Poeten erſtrecken ſich nur erſt bis auf die kleinen Gattungen der Gedichte, ja auch darinn ſind die regelmäßigen und untadelichen noch nicht ſehr häufig zu haben. Die Beredſamkeit

hoch zu schätzen ist, weil er dadurch unzählichen jungen Leuten ein gutes Exempel giebt.

10. Von dem berühmten Rector in Görlitz, Hrn. M. Friedrich Christian Baumeister, sind uns auch einige lateinische Einladungsschriften zu Handen gekommen; davon wir itzo nur die eine hier nahmhaft machen wollen. Sie führt den Titel: Scripta Vernacula iudicra et jocularia de juventutis Scholasticae manibus extorquenda esse, probat &c. Daß der Herr Verfasser kein Feind seiner Muttersprache sey, hat er nicht nur sonst, durch eigene Proben, sondern auch in dieser lateinischen Schrift sattsam dargethan. Er eifert nur wider den Schaden, den das Lesen solcher monatlichen Sammlungen von allerley possenhaften Versen, Fabeln, Romanen, Trink- und Liebesliedern, u. d. gl. bey der Schuljugend stiftet, womit bisher die Buchläden überschwemmet worden. Und hierinn handelt er als ein kluger Schulmann. Wir wollen einige seiner Worte anführen. Videas, sagt er, singulis fere mensibus, novas, quas vocant ingenii oblectationes in academiis edi, novas effingi fabulas, et novas infelici excludi partu nugas amatorias, multis facetiis ne dicam ineptiis refertas. Ad quas, cum incautiores juvenes specie capti ac fraude, tanquam ad Sirenum scopulos, adhaerescant, fit, ut derelicto paullatim veterum studio, ineptiores, totque amatoriis fabulis, ridiculis narrationibus, et insulsis satiris legendis impudentiores, saepe etiam impuriores evadant, quam doctiores. *Cicero* sordet bellulis his delica-

licatulisque elegantiarum amatoribus. *Livium* ne adspiciunt quidem. Caesarem blattis tineisque exedendum tradunt: et de scriptoribus graecis evolvendis, ne somniando quidem cogitant. Recentiorum poetarum pascuntur sordibus, eosque, licet spurcos persaepe, et nequissimos amorum magistros, continenter evolvunt, a scriptis, nuper admodum oblectandi ingenii caussa proculis, non nisi aegerrime avellendi. Man sieht, daß dieses Urtheil sonderlich diejenigen trifft, die den Geburten ihres Witzes insgemein durch einen lasterhaften, oder doch sehr schlüpfrigen Inhalt ein Ansehen zu geben, und Leser zu erwerben suchen. Wenn aber Belustigungen und Ergetzungen des Gemüths zugleich Verderbnisse des Herzens bey sich führen, wer kann wohl einem rechtschaffenen Schulmanne solche Klagen verargen? Es ist zu wünschen, daß uns der Herr Rector Baumeister bald wieder eine neue Sammlung seiner kleinen Schriften liefern möge, darinn viele dergleichen erbauliche und gelehrte Stücke vorkommen werden. Ehestens reden wir auch von seiner Philosophie.

11. De Ludo Coenobii Roslebiani instaurativo exponit et ad orationes D. XI. Mart. A. R. S. 1748. in eodem habendas invitat *J. Gottfried Schmutzer*, A. M. et Rector. Diese gelehrte Einladungsschrift zeiget von dem Herrn Rector eine schöne Kenntniß in den thüringischen Alterthümern; und eine feine lateinische Schreibart. Er wird wohl thun, wenn er sich ferner auf die Kenntniß der alten deutschen Sachen legen wird.

12. Als eine Zugabe zu den neulich mitgetheilten theatraliſchen Neuigkeiten, iſt noch zu merken: die Sammlung einiger Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Marivaux überſetzt. Hannover bey Johann Adolph Gerkens Witwe. Hierinn ſind enthalten 1) das Spiel der Liebe und des Zufalls, in drey Handlungen. 2) Der Betrug der Liebe, gleichfalls in drey Handlungen. 3) Der andere Betrug der Liebe, gleichfals in drey Handlungen. 4) Der durch die Liebe gewitzigte Harlekin, in einer Handlung. 5) Die Sclaveninſel, in einer Handlung. 6) Der Bauer mit der Erbſchaft, gleichfalls nur in einer Handlung. In der Vorrede ſucht uns der Ueberſetzer durch des Marivaux Beyſpiele, wiedernm den närriſchen Harlekin, u. Stücke von drey Aufzügen, beliebt zu machen: nachdem wir kaum gelernet haben, daß man ſich nach dem Exempel der Alten, und der guten franzöſiſchen Bühne, ohne dieſes Unding in der Natur, behelfen; und dem Horaz gehorchen könne, der durchaus 5 Auszüge verlanget. Wie geht es doch immermehr zu, daß das Gute nicht beſtändig ſeyn kann, auch wenn es nun ſchon mit vieler Kunſt und Mühe eingeführet worden? Doch wie es Meiſter gegeben hat, die ſich eine Ehre daraus machten, den Tempel der Diana in ſehr vieler Zeit aufzubauen: alſo fand ſich auch endlich ein Demetrius, der die Seinige darinn ſuchte, daß er ſolch ein Wunder der Welt in die Aſche legen konnte.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des VI. Bandes 4. Stück.

Lh 1425. 17 46

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat April 1748.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la baſſe ſervitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Abury, a Temple of the brittish Druids, with ſome others deſcribed. Wherein is a more particular account of the firſt and patriarchal religion; and of the peopling the brittish Islands. Volume the ſecond. By William Stukeley, M. D. Rector of all-Saints in Stamford. London 1743. Fol.

D. i.

Beſchreibung von Abury, eines Tempels der brittiſchen Druiden, nebſt einigen andern. Worinnen eine nähere Nachricht von der erſten patriarchaliſchen Religion und von der Bevölkerung der brittiſchen Inſeln, enthalten iſt. Zweyter Band Von Wilhelmen Stukeley, D. und Rector aller Heiligen in Stamford.

Wir erfüllen hiermit unſer Verſprechen und erſtatten unſern Leſern Bericht von des Herrn D. Stukeleys zweytem, oder vielmehr ſechſtem Bande ſeines patriarchaliſchen Chriſtenthums, oder der chronologiſchen Geſchichte

von dem Ursprunge und Wachsthume der wahren Religion und der Abgötterey ꝛc. welchen wir im zweyten Stücke des 6ten Bandes dieses Büchersaals, angemeldet haben.

In der Vorrede sagt der Herr Verfasser, daß als er sich anfangs auf die Erforschung der druidischen Alterthümer gelegt; er klärlich eingesehen, daß die an diesen Orten getriebene Religion, die erste einfältige patriarchalische Religion gewesen: daher er dieses Werk sogleich für wichtig genug gehalten, alle sein Bemühen darauf zu wenden. Das Erkenntniß ist die Ehre eines Menschen; das Erkenntniß göttlicher Dinge aber, die wahre Ehre eines Christen. Er hat also in diesem Bande dasjenige weitläuftiger ausgeführet, was er in dem vorhergehenden angefangen; und zwar um so viel lieber, da der Graf Heinrich Pembroke, ein großer Kenner dieser und anderer Alterthümer, welchem Herr Stukeley diesen Theil zugeeignet, ihn eifrigst dazu ermuntert hat. Sein Endzweck ist, darinnen die Zeit zu bestimmen, in welcher die Welt, nach der Sündfluth, wieder bepflanzet worden; zu zeigen, daß die wahre Religion sich mit dem menschlichen Geschlechte zugleich ausgebreitet, und endlich in Abgötterey verfallen; daß diejenigen, welche die verschiedenen patriarchalischen Tempel gebauet, auch in den östlichsten Theilen der Welt gewesen, insonderheit die, so Großbrittannien bepflanzet; und was für ein Zusammenhang unter dem östlichen und westlichen Theile, in Absicht auf die Religion sey.

Alles

Alles dieſes zeigt, daß es anfangs nur eine einzige reine und einfältige Religion gegeben.

Pauſanias ſchreibt (in Corinthiac): „die Phlia„ſier, eine der allerälteſten Colonien in Griechen„land, hätten einen ſehr heiligen Tempel gehabt, in „welchem kein Bild, weder öffentlich zu ſehen, noch „insgeheim verwahrt geweſen. Er erwähnet eben das von einem Wäldchen oder Tempel der Hebe und ſetzt hinzu: ſie hätten eine myſtiſche Urſache davon angegeben. Dieß Geheimniß aber wird wohl nichts anders geweſen ſeyn, als der Gebrauch der Patriarchen. Eben dieſer Schriftſteller ſagt (in Argol.) zu Prona ſey ein Tempel der Veſta, ſonder Bild, bloß mit einem Altare geweſen, darauf man geopfert. Die alten Hetrusker befahlen durch ein Geſetz, es ſollten in ihren Tempeln keine Bildſeulen ſeyn. Lucian de Dea Syr. ſchreibt: die alten Tempel in Aegypten hatten keine Bildſeulen. Plutarch bemerkt im Numa u. Clemens Alex. Strom. 1. daß Numa, der zweyte Römiſche König, ausdrückliche Verordnungen gegen den Gebrauch der Bilder bey dem Gottesdienſte gemacht: und Plutarch ſetzt noch hinzu, daß die Römer in den erſten 170 Jahren, nach Erbauung ihrer Stadt, ſich keiner Bilder bedienet, ſondern die Gottheit für unſichtbar gehalten. So iſt auch der alte patriarchaliſche Gebrauch, noch bis auf die Zeiten des Silius Italicus und Philoſtratus, in dem Tempel des brittanniſchen Pflanzers, Herkules, zu Gades, noch beybehalten worden: wie der Biſchof von Cumberland, im Sanchoniathan p. 266. bemerkt:

Sed nulla effigies, simulachrave nota deorum.
Silius III.

Und die brittiſchen Druiden hatten keine Bilder. Ja, was man auch in der Geſchichte von ihnen findet, das der Abgötterey ähnlich ſieht, das muß man nicht den alten Druiden, ſondern den letzten herum liegenden Colonien, beymeſſen.

So hat auch Herr Stukeley eine groſſe Gemeinſchaft zwiſchen der patriarchaliſchen Familie, inſonderheit Abrahams ſeiner, und den erſten Bepflanzern der ſpaniſchen, galliſchen, deutſchen und brittiſchen Küſten an dem Ocean, angezeigt. Die neuen Bevölkerer an den ſüdlichen und öſtlichen brittiſchen Küſten, waren ſogar, bis auf Cäſars Zeiten, noch am wenigſten mit der Abgötterey befleckt geweſen; ſondern in allen Nachrichten von dem erſten Urſprunge der Völker, haben ſie die erſte Religion beybehalten; bis mit der Zeit der Reichthum, die feinern Sitten und das Wohlleben, eine Verderbniß in die Kirche und den Staat eingeführet, wie es überall zu gehen pflegt.

Herr Stukeley hat es daher für etwas wichtiges und nützliches gehalten, an dieſe ihre Tempel einigen Fleiß zu wenden; indem ſelbige die einzigen Denkmäler ſind, ſo wir von der patriarchaliſchen Religion übrig haben. Er hat im vorigen Theile zur Gnüge bewieſen, daß dergleichen Tempel überall auf dem ganzen Erdboden gebauet worden; die an Gröſſe und Pracht, allen Wundern der Welt Troß biethen. Da nun allem Anſehen nach, auſſer den brit-

brittiſchen, keine mehr vorhanden ſind: ſo iſt es billig, daß man ſie der Vergeſſenheit entziehe, bevor es zu ſpät iſt.

Herr Stukeley beſchließt ſeine Vorrede, aus welcher wir das bisherige genommen, mit einer ſchönen, obgleich alten Ode, vom Herrn Samuel Danyel, einem Bedienten der Königinn Anna, Königs Jacobs des I. Gemahlinn, die er vor etwa hundert Jahren über dieſe Tempel gemacht hat.

In dem erſten Capitel handelt Herr Stukeley anfänglich von dem Urſprunge der druidiſchen oder patriarchaliſchen Tempel. Nach demjenigen nun, was er bereits in dem erſten Werke geſagt, kann er es ſchon wagen, mit ſeinen Leſern, im Abſehen auf den Urſprung dieſer Tempel, überhaupt ein wenig a priori zu reden: und dieß öffnet ihm den Weg zu den drey erſten Hauptſtücken dieſes Buchs, nämlich den dreyerley Arten der druidiſchen, oder patriarchaliſchen Tempel in Engeland. Um nun von einer ſo alten Sache etwas richtiges zu wiſſen, muß man ſeine Zuflucht nothwendig zur Bibel nehmen. Herr Stukeley glaubt, daß im 26. v. des 4 Cap. im 1. B. Moſe davon gedacht werde: Und Seth zeugete auch einen Sohn und hieß ihn Enos. Zu derſelben Zeit fieng man an zu predigen von des Herren Namen. Wenn man dieſen Vers recht verſtehen will: ſo muß man nothwendig zugeben, daß Moſes dadurch die Uebung des öffentlichen Gottesdienſtes andeuten wollen, welcher in dem Urſprunge der Tempel und in der Sabbathsfeyer, beſtanden. Solcher Verſtand dieſes Verſes,

hat gleichfalls kaum die Kinderschuhe vertreten, muß auch noch etwa ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe sie zu einem männlichen Alter gelangen wird. In allen übrigen Wissenschaften sind gleichfalls noch nicht deutsche Bücher genug verhanden, deren wir uns gegen unsre Nachbarn rühmen könnten. Seichte Geister sehen alle unsre Scherben vor Edelgesteine an: Wer aber die wahren Vollkommenheiten der Ausländer nach den Regeln der Vernunft und Kunst kennen gelernet, der kan sich nicht enthalten, unsern Eigendünkel mit Erbarmen, und die daher entstehende Nachläßigkeit mit einigem Unwillen anzusehen.

Wie nun ein jeder redlich gesinnter Deutscher verbunden ist das Seinige zur Ehre seines Vaterlandes beyzutragen: Also ist dieses auch die Absicht derer, so diese Beyträge auszuarbeiten entschlossen sind. Sie schmeicheln sich nicht, daß sie dadurch die Uberbleibsele des altfränkischen Geschmacks gänzlich und auf einmal ausrotten werden: Sie wollen nur nach dem Maasse ihres Vermögens auch etwas dazu beytragen. Dazu hat ihnen eine historisch-critische Monatschrift von dieser Art nicht ganz unbequem geschienen, und der unpartheyische Leser mag selbst urtheilen, ob sie sich darinn betrogen haben. Man wird hierinnen das allmählige Wachsthum der deutschen Sprache, den Fleiß unsrer Landesleute dieselbe zu bessern, die Vollkommenheit so sie schon erlanget, die

Fehler

wird durch die gröſsten Zeugniſſe beſtätiget: zum Exempel durch des Aquila Ueberſetzung; den Rabbi Elieſer, in Maaſe Bereſchit 22. den R. Salomon Jarchi; den chaldäiſchen Paraphraſten; van Voſſius u.a.m. So findet man auch im 8 Verſe des 12 Cap. im 1 B. Moſe: Abraham bauete daſelbſt dem Herrn einen Altar, und predigte von dem Namen des Herrn. Ja im vorhergehenden Verſe, haben wir die Nachricht, daſs Gott ſelbſt ihm erſchienen ſey und mit ihm geredet habe. Aus dieſen und andern dergleichen Stellen, erhellet nun offenbar dreyerley. 1. Daſs dieſe Perſon der Gottheit, die ſich den Patriarchen gezeiget, Jehovah ſelbſt geweſen. 2. Daſs Abraham dieſer göttlichen Perſon einen Altar erbauet und ſie angebethet. 3. Daſs dieſe Altäre, wie ſie in der Schrift genannt werden, die patriarchaliſchen Tempel und unſern druidiſchen gleich geweſen, allwo der öffentliche Gottesdienſt gehalten worden. Den Namen des Herrn anruffen, oder predigen aber, iſt eine Redensart, die die Feyer des Sabbaths andeutet, als wenn wir ſagen, des Sontags zur Kirche gehen.

Abraham war gewohnt, allenthalben wo er ſich nur aufhielt, einen ſolchen Tempel zu bauen, wie z. E. in Mamre, Hebron ꝛc. und zu Berſeba, pflanzte er ein Wäldchen, und rief an den Namen des Herrn. Zu Bethel richtete er einen Stein auf, allwo der Herr ihm erſchien und ihn ſegnete; er ſalbete den Stein, und goſs ein Trankopfer daran. Im 24 Cap. des 2 B. Moſes leſen wir, daſs Moſes

ſes unten am Berge einen Altar von zwölf Steinen gebauet. Eben dieß geſchah nach der Einnahme des gelobten Landes, bis auf die Zeit des ſalomoniſchen Tempels: denn Samuel, da er zu Rama wohnete, bauete daſelbſt dem Herrn einen Tempel.

Hieraus nun zieht Herr Stukeley abermals drey Folgen: 1) daß man zu der Patriarchen Zeit Wälder oder Hayne, als Tempel, zum Gottesdienſte gepflanzet. Dieſe waren rund um die im Zirkel ſtehenden Steine gepflanzet; daher Tempel oder Hayn, in geiſtlichen und weltlichen Schriftſtellern gleich bedeutende Wörter, ſind. 2) Daß dieſe Tempel, die man Altäre nannte, Zirkel von Steinen geweſen, die den beſondern Stein eingeſchloſſen, welchen man eigentlich, Altar, nannte. Moſes ſein Tempel war ein Zirkel von zwölf Steinen, und dergleichen giebt es auch in Engeland. 3) Daß ſie gemeiniglich auf offenen Feldern und Anhöhen gemacht wurden, die von einer großen Menge geſehen werden, und darinnen ſich ein ganzes Volk verſammlen konnte. Dieß erhellet aus der Natur der Sache ſelbſt: denn was zu einem öffentlichen Gebrauche beſtimmet iſt, das muß auch frey und offenbar liegen. 4. Daß die patriarchaliſche Religion mit der chriſtlichen, eine und dieſelbe ſey. Daher, wenn der Prophet Jeſaias von der Wiederherſtellung der patriachaliſchen Religion in Aegypten, unter der Freyheit des Evangelii redet, ſo heißt es: zu derſelben Zeit wird des Herren Altar mitten in Aegypten ſeyn, und ein Maalſtein des Herrn

an den Grenzen. Dieß ſind nun ganz klar die Ausdrücke von einem patriarchaliſchen Tempel, mit einer Deutung auf die wiederhergeſtellte Religion, nämlich die chriſtliche.

Dieſe patriarchaliſchen gottſeligen Denkmäler nun, wurden mit der Zeit zu Abgöttereyen gemisbrauchet; und eben, um dieſer Urſache willen, nachmals von den Iſraeliten ſelbſt eingeriſſen. An ihrer Stelle führete Moſes die viereckichten und oben bedeckten Tempel ein. Ehe dieß aber geſchah, ſo breitete ſich, die erſte Art über den ganzen weſtlichen Welttheil aus und bis Großbrittanien, allwo man ſie noch heute zu Tage ſieht. Pauſanias dienet hier dem Herrn Stukeley durch viele Stellen zum Beweiſe, daß ein Zirkel von geſetzten Steinen, allemal ein Tempel geweſen, und die Fabeln, welche er und andere mit dergleichen Oertern verknüpfen, dienen noch mehr zum Beweiſe, das wirklich die Geheimniſſe der Religion allda gefeyert worden. Daß aber die engländiſchen Druiden, wegen ihres Gebrauchs der Hayne, ſo ſehr berühmt geweſen, zeigt, daß ſie eine ganz beſondere Verbindung mit dem Abraham müſſen gehabt haben. Wie denn auch die alten Dichter nicht leicht eines Waldes, ohne ein Zeichen einer heiligen Ehrfurcht erwähnen: und Strabo ſagt, daß die Dichter den Tempeln, die Namen der Hayne geben. Wenn man indeſſen hieraus ſchlieſſen wollte, die Druiden hätten nur allein Hayne zu Tempeln gehabt, und die brittiſchen Steinbenge giengen ſie alſo nichts an: ſo würde man ſich eben ſowohl irren, als wenn man

ſagen

ſagen wollte, Abraham hätte ſich bloß der Hayne und keiner andern Tempel, an offenen freyen Plätzen bedienet.

Herr Stukeley will nun noch zeigen, daß dieſe alten Druiden, auch wirklich in Abſehen auf die drey Perſonen der Gottheit, mit uns Chriſten übereingekommen, und beruffet ſich dabey hauptſächlich auf den Steuchus Eugubinus, auf die Schriften eines Hermes, Orpheus, Hydaſpes, Pythagoras, Plato, der Sibyllen Verſe, den Ramſey in den Reiſen des Cyrus, den Cudworth, Kircher, u. a. m.

Im II. Capitel wird erſt der Urſprung des Namens Tempel von Τεμενος, einem abgeſonderten Orte, hergeleitet; er ſey nun ein Feld, ein Zirkel von Steinen, oder ein Wald, u. ſ. f. wobey viele Stellen aus den Alten, als Zeugniſſe angeführet werden. Ferner wird bewieſen, daß die erſten, Tempel, alle Zirkelrund geweſen, und man nur, nachdem ſie zu Abgöttereyen gemisbrauchet worden, ihnen zum Widerſpiele die viereckigten erfunden. Daher es denn auch gekommen, daß man ſo viele Tempel der Sonnen geweiht, wegen der Aehnlichkeit der runden Figur. Indeſſen, obgleich die brittiſchen auch alle Zirkelförmig ſind; ſo hat doch Herr Stukeley offenbar dreyerley Unterſchiede unter ihnen bemerket: und dieſe betreffen die dreyfältige Figur, durch welche die Alten, unfehlbar von Adams Zeiten her, den groſſen Begriff der Gottheit ausgedrückt. Dieſe Figur nennt Kircher, ophio-cyclo-pterygo-morphus. Es iſt ein Zirkel

kel mit Flügeln, und einer Schnecke, die ſich daraus empor hebt. Eine Figur, die Herr Stukeley für ſehr wohl ausgeſonnen hält, den Begriff den ſie, unfehlbar durch göttliche Eingebung, von der Gottheit hatten, auszudrücken. Es war der Gebrauch der Alten, in ihren geheiligten Gebäuden, auf eine ſymboliſche Art, das Bild anzudeuten, was ſie ſich von der Gottheit machten; und hiedurch glaubten ſie einen beſondern Segen der verehrten Gottheit, auf das Land zu ziehen, wo ihr Tempel ſtand. Herr Stukeley wird alſo auch in gegenwärtigem Bande, einen oder zween von ſolchen Tempeln beſchreiben, die nach obiger Figur gebauet ſind, und wodurch die Stifter derſelben, ein unleugbares und dauerhaftes Merkmaal von ihrer Kenntniß der göttlichen Natur, hinterlaſſen haben. Weil aber Namen und Wörter zum Verſtande der Sachen unentbehrlich ſind; ſo erkläret ſich Herr Stukeley, daß er 1. durch Tempel, bloß die einfachen runden Tempel verſtehe; 2. daß er die mit einer Schneckenfigur, wie der Tempel zu Abury iſt, Schlangentempel, oder Dracontia, wie die Alten ſie genannt, nennen wird. 3. Die Tempel mit anhängenden Flügeln, wird er geflügelte Tempel nennen. Von andern als dieſen drey Arten druidiſcher Tempel, ſind ihm keine bekannt. Dieſe Figuren nun kann man die Symbola der patriarchaliſchen Religion nennen, wie das Kreuz von der chriſtlichen iſt. Daher baueten ſie ihre Tempel dieſen Figuren gemäß.

Der erſte Tempel, den er vornimmt, iſt Rowldrich,

drich, der auf einer Höhe liegt, offen, und mit Flüssen umgeben ist. Er ist ein druidischer zirkelförmiger Tempel, und liegt im nordwestlichen Theile von Orfordschire, da, wo die Grafschaften Orford, Warwik und Glocester, zusammen stoßen. Es entspringen hier zween Flüsse, die nach entgegengesetzten Weltgegenden laufen. Einer heißt Evenlode, und geht nach Süden; der andre Stourfluß, läuft nach Norden: so daß Rowldrich auf einem hohen Boden liegen muß. Der Tempel, nebst den dicht daran liegenden Gräbern der Erzdruiden, steht mitten auf der Höhe, von wannen man nach allen Seiten hinunter gehen kann, und eine sehr weite Aussicht, sonderlich nach Glocestershire und Warwikschire, hat. Der größte Theil dieses Alterthums steht noch; ungeachtet viele von den Steinen, bey Menschen Gedenken, fortgeführet worden, um Häuser daraus zu bauen.

Es ist ein offener zirkelförmiger Tempel, der aus aufgerichteten Steinen besteht. Diese sind rauh, ungehauen und allem Ansehen nach, aus der Gegend da herum, gegraben worden; indem Herr Stukeley hie und da welche liegen gefunden, die ihnen ganz ähnlich gewesen.

Man spüret auch die Wirkung des Wetters an diesen Werken. Dieses, von dem hier die Rede ist, steht in einer Ecke von dem herumgrenzenden Heckenzaune, nahe dem nordlichen Gipfel des Hügels. Die Steine gleichen einem wurmstichigen durchfressenen Holze, noch viel mehr als die Steinhenge selbst; welches kein geringer Beweis ist, daß dieser Tempel

von den Druiden sey. Zu diesem Schlusse wird Herr Stukeley auch durch den Namen gebracht. Camden nennet ihn Rolle-rich stones. Dr. Holland sagt, die nächste Stadt heiße Rollendrisch, (daher er seinen Namen hat) oder, wie Herr Stukeley muthmaßet, Rholdrwyg; welches den Druidenhügel oder Zirkel andeutet. Rhwyl, heißt im Brittischen Gegitter, denn diese Steine stehen sehr nahe beysammen, so daß sie fast eine fortlaufende Mauer, cancellus, ausmachen. Ferner heißt Roilig, im alten Irischen, eine Kirche: daher bedeutet es, der Druiden Kirche, Kanzel, oder Tempel, in dem ältsten Verstande des Worts.

Auch das Maaß, nach welchem dieser Tempel gebauet ist, zeigt an, daß er von den Druiden herkomme. Herr Roger Halle, hat dem Herrn Stukeley berichtet, daß der Durchmesser des Zirkels 35 Meßruthen sey. So schreibt der Bischof von London, die Länge der Steinhenge, von dem Tempel selbst, sey 35 Meßruthen; so ist auch der Durchmesser der Steinhenge 35 Meßruthen. Nun setzt Herr Stukeley zwar, daß dieses mit keiner mathematischen Richtigkeit gemessen sey; allein, wenn man die Vergleichungstafel der englischen Schuhe und Ellen ansieht, so findet man, das 60 druidische Ellen, das gesuchte Maaß sey. Der Durchmesser des äußersten Zirkels der Steinhenge, und dieser Zirkel zu Rowldrich, sind einander ganz gleich.

Die Steine dieses Tempels sind etwas platt, und

über

über 16 Zoll dick. Ursprünglich scheinen ihrer 60 an der Zahl gewesen zu seyn; jetzund sind nur noch 22 übrig, deren wenige über 4 Fuß hoch sind; einer aber, in der rechten nordlichen Ecke, ist viel höher als die andern, nämlich 7 Fuß hoch und 5 und einen halben breit. Ehmals ist der Eingang dazu, wie bey der Steinhenge, von Nordost gewesen.

Ein andrer Beweis, daß es ein druidischer Tempel ist, wird aus den herumliegenden Begräbnissen, als der beständigen Gewohnheit solcher Oerter, genommen. Nach Nordosten liegt ein großer langer Tumulus, oder ein Grab, welches Herr Stukeley einem Erzdruiden zutheilet. Zwischen demselben und dem Tempel, steht ein sehr großer Stein aufgerichtet, der Königstein genannt. Der Stein ist 8 Fuß hoch und 7 breit; allein von dem Grabe ist viel weggegraben worden. Jtzt ist es noch 60 Fuß lang und 20 breit, eben etwas platt. Herr Stukeley weis nicht, ob anfangs mehrere Steine um dieses Grab gestanden; oder ob dieser Stein zu irgend einer Feyerlichkeit beym Gottesdienste im Tempel, als ein einzelner Stein, gehört habe. Im Umkreise liegen noch verschiedene andere Druidengräber, die Herr Stukeley beschreibt.

Nicht weit von des Druiden Grab, sah er ein' viereckigt Werk, dergleichen er Druidenhöfe, oder Häuser, nennet. Es giebt deren nahe bey der Steinhenge, wie bey Abury. Es ist ein Platz 100 Ellen ins gevierdte, mit doppelten Gräben. Die Erde von den Gräbern ist zwischen dieselben inwendig hinein geschüttet, so daß ein hoher Gang daraus wird,

der

der faſt rund herum läuft; allein die Gräben ſcheinen nicht beträchtlich genug, daß ſie zur Gegenwehre gemachet ſeyn ſollten. Inwendig ſcheinen Ueberbleibſel von ſteinernen Mauern zu ſeyn. Es liegt im Geſichte des Tempels und hat eine ſchöne Ausſicht umher, da es auf dem höchſten Gipfel des Hügels liegt.

Kömmt man näher zum Tempel, ſo ſieht man 300. Schritte davon öſtlicher Seite ins Feld hinein, ein beſonderes Denkmaal. Die alten Britten nannten es Riſt vaen, oder Steinkaſten. (Herr Stukeley meynet die Wälſchen, die Nachkommen derer Belger, Gallier und Cimbrer, die von den Grenzen hineingedrungen, und die erſten urſprünglichen Einwohner, die Stifter dieſer Steinwerke, mehr nordwärts vertrieben.) Dieſe gaben ihnen ſolche Namen, nach dem Außenſcheine; als Rowldrich, der Druidenzirkel; ſo wie ſie die Steinhenge, choir gaur, den Rieſentanz, genannt; und wie unſere ſächſiſchen Vorfahren, ſie die hängenden Steine, Stonehenge, oder Steingürtel genannt haben.

Die Riſt vaen, iſt hier in einer Kupferplatte ſehr deutlich vorgeſtellt. Sie beſteht aus 6 Steinen: einer iſt von hinten breiter, zween ſind von den Seiten ſchmäler, und ſtehen quer vor dem erſten; über allen aber, liegt als ein Deckel, ein noch breiterer Stein. Die Oeffnung nach dem Tempel iſt ganz weſtlich. Dieß Denkmaal ſteht auf einem runden Grabhügel, und hat eine feine Ausſicht über die ganze Gegend und den Anfang des Fluſſes Evenlode. Herr Stukeley hält es für ein bloßes Denk-

maal

maal auf dem Grabe irgend einer groſſen Perſon, und allem Anſehen nach desjenigen Königes, der, als der Tempel gebauet worden, das Land regiert hat. Von dem Gebrauche dieſer Steine iſt nicht viel zu ſagen, als daß vielleicht unter denſelben eine jährliche Gedächtnißfeyer des verſtorbenen, durch Feſte, Spiele, Leibesübungen und dergleichen, gehalten worden, wie wir davon in den alten Dichtern die Spuren finden.

Nahe bey dem Grabe des Erzdruiden, iſt ein breiter, länglichter Platz von Raſen. Hieher kommen an einem gewiſſen Tage des Jahres, die jungen Mannsleute und das Weibervolk, und machen ſich bey Kuchen und Bier luſtig. Dieß ſcheint ein Ueberbleibſel von einem ſehr alten Feſte zu ſeyn, welches ehedem dem Begrabenen zu Ehren, hier gefeyert worden.

Camdenus ſchreibt, das Landvolk hätte eine gewiſſe Sage ſehr in Ehren, daß dieſe Steine ehe dem Menſchen geweſen, und in Steine verwandelt worden. Der Höchſte von allen, der auſſer dem Kreiſe liegt, ſey der König geweſen. Fünf breitere Steine, auf einiger Entfernung vom Zirkel, wären ſeine Ritter, und der Ring ſelbſt, gemeine Soldaten. Das Volk iſt auch einige Meilen im Umkreiſe auf dieſe Sage ſo erpicht, daß man in Gefahr ſteht geſteinigt zu werden, wenn man daran zweifelt. Sie haben noch Sprüchwörter und Lieder, die ſich darauf beziehen, und haben eine Aehnlichkeit mit der Geſchichte des Perſeus, der die Menſchen in Steine verwandelte, mit dem Cadmus, Deucalion u. a. m.

Fehler ſo einige von ihnen begangen, und die Mittel ſelbige zu vermeiden, als in einem kurzen Begriffe beyſammen antreffen. Zu dem Ende wird man nicht nur Auszüge aus alten und neuen deutſchen Büchern machen, wie in andern Monatſchriften gewöhnlich iſt; ſondern man wird ſelbige mit beſondren Abhandlungen von allerley in die deutſche Litteratur, Critik, Dichtkunſt und Beredſamkeit laufenden Materien vermiſchen. Man wird die Verdienſte und Gebrechen unſrer deutſchen Scribenten nach gründlichen Regeln beurtheilen; zuweilen die Lebens-Beſchreibung eines um die deutſche Sprache, Poeſie oder Beredſamkeit verdienten Mannes einrücken; und ſonſt nichts von dieſen Blättern ausſchlieſſen, was mit ihrer Abſicht einigen Zuſammenhang hat.

Die Verfaſſer dieſer Beyträge befinden es für gut, ihre Nahmen noch zur Zeit nicht zu melden. Ihre Zahl iſt nicht beſtimmt, und einige ſind in Leipzig zugegen, einige aber leben an andern Orten. Es ſtehet auch einem jeden Mitgliede der Deutſchen Geſellſchaft, welches abweſend iſt, frey, nach Belieben etwas zu dieſer Arbeit beyzutragen. Wollen auch Fremde zuweilen ihren Eifer in Beförderung der Deutſchen Ehre durch Ausarbeitung nützlicher Beyträge beweiſen, ſo dörfen ſie dieſelben nur an den Senior der Geſellſchaft einſchicken. Doch bittet man alsdann keine Koſten dadurch zu verurſachen, und die Nahmen der Verfaſſer

Herr Stuckeley behauptet ferner, daß dieſer Tempel bloß dieſes Grabes wegen hier gebauet worden, und daß in alten Zeiten, die Tempel oft ihr Daſeyn dem Grabe auſſerordentlicher Perſonen zu verdanken gehabt. Clemens Alex. und Euſebius, behaupten dieſes; Herr Stuckeley aber, ſchließt daraus zweyerley. 1. Daß dieſes von einem ſtarken Begriffe der Alten, von dem künftigen Zuſtande der Seelen ſowohl als des Leibes, hergekommen: denn die Tempel hatten eine Schutzkraft über den Ueberreſt der Todten. 2. Daß dieſes Gelegenheit zur Vergötterung verſtorbener Helden, als dem erſten Grade der Abgötterey, gegeben: denn mit der Zeit ſetzten ſie dieſelben an die Stelle ſolcher Gottheiten, deren Symbola dieſe Figuren waren.

Herr Stuckeley hat alſo zur Gnüge bewieſen, daß Rowldrich ein alter druidiſcher Tempel ſey. Er iſt rund, er liegt auf einer Höhe, er liegt neben Quellen von Flüſſen, auf einer großen Heide: die Steine ſind aus dem daſigen Boden genommen; ſein Name, das Maaß wornach er gebauet iſt, die Spuren der Witterung an den Steinen, die Gräber rund um denſelben, die alten Nachrichten, ſeine anſcheinende Aehnlichkeit mit denen in der Schrift erwähnten Tempeln; alles iſt dieſer Meynung günſtig. Eine ſchärfere Demonſtration aber, kann man in Alterthümern nicht fordern. Daß er aber gar von Rollen, dem Dänen herkommen ſollte, iſt ſchon dem Camden zu läppiſch vorgekommen, um es zu erwähnen.

Im 3 Capitel führet uns Herr Stukeley zu einem

nem Schneckentempel. Die Steinhenge hat er mit Erſtaunen beſchrieben; und mit nicht minderm Erſtaunen beſchreibt er dieſes Werk zu Abury. So bald man an dieß Dorf kömmt, erblicket man die größten von dieſen Steinen in großer Anzahl aufrecht in der Erde, in Zirkelgleich laufenden Linien und andern regelmäßigen Figuren ſtehen. Ein großer Theil derſelben iſt in einem großen zirkelförmigem Graben, von 1000 Fuß im Durchmeſſer, eingeſchloſſen. Was einen aber noch mehr Wunder nimmt, iſt, daß die Erde, welches eine dichte Kreide iſt, und die aus dem Graben geſtochen worden, nach der Außenſeite, allen Arten der Veſeſtigungen und Schlöſſer, zuwider, ausgeworfen iſt. Der Graben allein, welcher breit und tief iſt, hat ungemeine Arbeit gekoſtet. Der Rand iſt ſehr hoch und giebt ihm das Anſehen eines ſehr großen Amphitheaters für unzähliche Zuſchauer; und kann unmöglich auf einen Anfall oder eine Gegenwehre, abgeſehen ſeyn.

Die Steinhenge hatte in England ein großes Aufſehen und den Gelehrten gnug zu ſchaffen gemacht: dieß aber nicht minder erſtaunliche Werk bey Abury war, man weis ſelbſt nicht wie, der allgemeinen Aufmerkſamkeit entwiſchet, und ſtand in Gefahr, von dem Eigenſinne des Landvolks gänzlich zerſtöret zu werden. Herr Camden, dieſer große engländiſche Alterthumsforſcher, hielt dieſe Gegend gar für Felſen, und glaubte, das Dorf Rockley, habe ſeinen Namen davon. Es iſt erſtaunlich, daß zwo gleichlaufende Reihen von großen Steinen,

die immer auf einer gleichen Weite geſetzt ſind, und eine ganze Meile fortlaufen, für natürlich gewachſene Felſen haben können gehalten werden. Das Rockley aber liegt vier Meilen davon und hat mit dieſem Denkmaale gar nichts zu thun. D. Holland ſchreibt eben ſo davon, als Camden; ungeachtet zu ſeiner Zeit die drey Zirkel noch alle faſt ganz geweſen. Des einen Durchmeſſer aber war 150 Fuß; des andern 300 Fuß und des dritten, über 1000 Fuß; welches wohl eine größere Achtſamkeit verdient hätte.

Kurz zuvor als Herr Stukeley eine Reiſe hieher that, um das Andenken dieſes Werks aufzubewahren, hatten die Einwohner den ſchönen Gebrauch angenommen, die Steine zu verwüſten: hauptſächlich aus Geiz, wegen des kleinen Flecks Land worauf ein jeder ſtund. Anfangs gruben ſie große Löcher in die Erde und vergruben ſie. Die Unkoſten nun dieſe Grube zu machen, trugen mehr aus, als ein dreyßigjähriger Verluſt an dem Stückchen Felde, da ſie noch ſtanden. Inſonderheit hatte ſich ein gewiſſer Thom. Robinſon, ein rechter Heroſtratus von Abury, vor andern in dieſer herrlichen Verwüſtung hervor gethan. Seine Art zu verfahren war dieſe. Er machte eine Grube neben dem Steine, bis er umfiel, alsdann verbrannte er eine Menge Strohbunde unter demſelben. Wenn der Stein nun heiß war, ſo begoß er ihn längſt weg mit Waſſer, und ſchlug mit einem gewaltigen Schmiedehammer drauf, bis dieſer ungeheure Klump ſich in viele kleine Stücke zertheilete. Allein dieſes Auto di fe koſtet gemeiniglich 30 Schillinge an Stroh und Arbeit; ja zuwei-

weilen zwey und dreymal ſo viel. Man geſteht auch, daß es eine ſehr ſchwere Arbeit ſey: denn dieſe Steine ſind oftmals 18 Fuß lang, 13 breit und 6 dick; ſo daß ihr Gewicht die Steine zerſchmettert, die ſie unterlegen, um daß ſie beym Brennen hohl liegen ſollen: und zu dieſem Ende heben ſie ſie wieder mit Bauhölzern von 209 Fuß lang, mit 20 Mann Hülfe; aber auch die Bauhölzer werden oft zerdrümmert. Dieſe Steine hat man zuweilen zum Häuſerbauen gebraucht; allein obiger Umſtände wegen, kommen ſie zu hoch. Ein Stein wäre hinlänglich ein ganzes gewöhnliches Haus davon zu bauen; allein da es eine Art von Marmor iſt; ſo ſind ſie im Winter immer naß und feucht; daher ſie die Wohnung ungeſund machen.

Es war indeſſen ein Glück für Herrn Stukeley, daß dieſe Steinſtürmerey noch ſo was neues in Abury war: denn ſo konnte er mit leichter Mühe alle Plätze finden, wo die Steine geſtanden hatten, und einen richtigen Grundriß machen, der auch in einem deutlichen Kupfer ſein Werk zieren hilft.

Was nun die Steine ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie mit der Steinhenge aus einerley Steinen, die von Marlborough-downs, allwo ſie in großer Menge und von allerley Größen liegen, hergeſchafft ſind. Daher haben die Druiden dieſe erſtaunlichen Gebäude in dieſer Landſchaft angelegt. Der Pöbel nennt dieſe großen Steine, Sarſen, und es iſt ein gemein Sprüchwort: ſo hart als ein Sarſen: dieß iſt aber bloß ein phöniciſches Wort und bedeutet einen Felſen. Als dieſe kreidigte Materie

(ſagt Herr Stukeley) ſich in der Schöpfung gehärtet, ſo ſpie ſie die härteſten Steine heraus, die eine größere gravitatem ſpecificam hatten, als ſie ſelbſt. Da nun die vis centrifuga der Erden dazu kam, welche von der Umdrehung der Erdkugel um ihre Axen entſtand, ſo trieb ſie dieſelben auf die Oberfläche, allwo ſie itzt liegen. Der ganze Boden herum iſt mit Kreideſteinen bedeckt; davon man die kleinen zu Ausbeſſerung der Wege braucht. Inwendig iſt der Stein einem weißen Marmer, oder ägyptiſchen Granit ähnlich. Er könnte gar wohl geſchliffen werden, allein nicht ſonder große Mühe und Gefahr, daß er von dem Schmergel geritzt würde. In einigen Stücken die man nach London zu Schildern der Häuſer bringen laſſen, ſind allerley farbigte Adern, ja auch die Geſtalt von Thieren und Pflanzen zu ſehen geweſen, welches beweiſt, daß ſie älter ſeyn müſſen, als die Sündfluth. Die Witterung hat ihnen auch ungleich mehrern Schaden gethan, als der Steinhenge; und Herr Stukeley hält dafür, daß dieß Werk alſo etliche hundert Jahr älter ſeyn müſſe, als jenes; indem er in manchem Steine, mit ſeinem Stocke eine inwendig eingefaulte Höle kaum erlangen können, wozu gewiß wenigſtens 1000 Jahre Zeit gehören.

Dieß Denkmaal zu Abury liegt auf einer ſolchen Höhe, die von allen Seiten, viele Meilen weit, abwärts läuft. Es ſtellt eine aus einem Zirkel hervorragende Schnecke vor; ein hieroglyphiſches überaus merkwürdiges und altes Sinnbild: und nun kann man leicht ſchließen, warum die Alten einen

ſol-

ſolchen Hügel dazu erwählet, der ſich einige Meilen lang in die Höhe erhebt.

Um nun auf das Werk ſelbſt zu kommen, ſo liegt ein Zirkel zu Abury: der Vordertheil der Schnecke führt nach Kennet, der Hindertheil aber nach Bekamton; und beyde ſind als Zugänge zu dem großen Tempel in Abury anzuſehen. Hier erinnere ſich nun der Leſer was Herr Stukeley in ſeinem erſten Werke, von den Werkſchuhen der alten Druiden geſagt hat, nach welchen ſie alle ihre Gebäude aufgeführet, nämlich daß ſie 20 Zoll und $\frac{4}{7}$ von dem engliſchen Maaße enthalten. Der Tempel liegt in einem zirkelförmigen Graben von 1400 Fuß im Durchmeſſer, und alſo zwey Stadia der Alten. Ein Radius von einem Stadio durchſtreift den Umkreis des einen Grabens, mit einer genugſamen, obgleich nicht mathematiſchen Richtigkeit. Der Graben iſt faſt 80 Fuß breit, ſehr tief, und gleicht denen, die die alten Schlöſſer umgeben. Die ungeheure Menge feſter Kreide, welche heraus gegraben worden, liegt außen herum und macht einen halbzirklichten Wall, der den Winden Widerſtand thut. Der Umkreis deſſelben iſt vom Herrn Roger Gale über 4800 Fuß, befunden worden.

Der eingeſchloſſene Plaß des Tempels enthält über 22 Acker, und ſinkt ein wenig ab, daß der Regen abziehen kann. Die nordliche Ecke iſt die höchſte von allen. Ungefähr 35 Fuß innerhalb dieſem runden Graben, ſteht ein großer Zirkel von großen Steinen. Dieſes ſind erſtaunliche Klumpen, wenn man bedenkt, wie ſie hierher geſchafft, aufgerichtet

worden, und ohne Zweifel 3 bis 4000 Jahre geſtanden haben. Einhundert ſolche Steine machen einen Zirkel von 1300 Fuß im Durchmeſſer. Sie ſind, obgleich ungehauen, dennoch mehrentheils 15. 16 bis 17 Fuß hoch und faſt eben ſo breit. Die Steine haben eine rauhe und eine glatte Seite; da denn die glatte allezeit nach innen gekehret iſt, nach dem innern verſchloſſenen Plaße. Denn man muß dieſen großen Zirkel nur als den Seulengang des innern eigentlichen Tempels betrachten. Von erwähnten 100 Steinen, waren im 1722 Jahre, als Herr Stukeley das Werk beſehen, nur noch 40 verhanden, davon 17 noch ſtunden; die übrigen lagen ſchief, oder ganz darnieder. Einer an der nordlichen Ecke, fiel von ſelbſt, und zerſchmetterte von ſeinem eigenen Gewichte. Er war 22 Fuß lang.

Mitten in dieſem großen Zirkel nun, liegen zween kleinere, von gleicher Form und Maaß. Jeder beſteht aus zween concentriſchen Zirkeln. Die Linie ſo ihre Mittelpuncte verbindet, läuft von Nordweſt nach Südoſt, welche Linie auch durch den Mittelpunct des ganzen Feldes läuft. Der äußerſte Zirkel von jedem beſteht aus 30 Steinen, von gleichem Maaße und Entfernung als die im äußern Zirkel. Die innern Zirkel beſtehn in beyden aus 12 Steinen, von eben der Größe und Entfernung. Es iſt kein andrer Unterſchied zwiſchen dieſen zween Tempeln, als daß der eine in der Mitte einen Kegel ſtehen hat, welches der Kibla geweſen, zu dem ſie bey ihrer Andacht das Geſicht gekehret. In dem andern ſteht das unermeßliche Werk, welches die alten

Brit-

Britten, a cove nannten. Es beſteht aus drey Steinen, die gegen einander in ſtumpfen Winkeln ſtehn, und gleicht der Zelle oder dem Tempeleingange in der Steinhenge. Es iſt ungeheuer groß und majeſtätiſch anzuſehen, und unfehlbar auch der Kibla dieſes nordiſchen Tempels geweſen.

Der Obelisk im andern Tempel iſt im Grunde zirkelrund, ſehr dick, 21 Fuß hoch, 8 Fuß und 9 Zoll im Durchmeſſer.

Hier in dieſer Gegend herum ſind auch viel römiſche und andere Alterthümer gefunden worden; die wir aber der Kürze wegen übergehen, und den Leſer an das Stukeleyſche Werk ſelbſt, und die darin befindlichen Kupfer, verweiſen müſſen. Nur dieß wollen wir noch erinnern, daß der ganze Tempel aus 650 ſolchen ungeheuern Steinen beſtanden.

Es iſt zu muthmaßen, daß dieſer Tempel zu Abury der patriarchal Tempel und gleichſam die Cathedralkirche der ganzen Inſel geweſen. Was Wunder denn, daß es auch eine unendliche Zahl von Gräbern darherum giebt?

1. Die kleinen zirkelförmigen, mit einer geringen Erhöhung in der Mitte, nennet Herr Stukeley zum Unterſchiede, Druidengräber.

2. Gewöhnliche Gräber, nämlich ganz ſchlechte runde, dergleichen es überall in England giebt, können zum Theile römiſche, ſächſiſche, däniſche oder auch brittiſche ſeyn.

3. Gräber mit Gräben umher, rechnet er mehrentheils für königliche und zwar nach der neueſten Mode der alten Britten.

4. Die großen länglichten Gräber, deren einige mit, andere ohne Gräben herum ſind, nennet er Erzdruidengräber.

Silbury iſt das größte Begräbniß in dieſer Gegend und vielleicht in ganz England. Es iſt ein ungeheurer Haufen Erde, künſtlich aufgeworfen und desjenigen königlichen Erbauers von Abury würdig, der muthmaßlich darunter begraben liegt. Herr Stukeley, hält daſſelbe nicht nur für eben ſo wunderwürdig, als den Tempel zu Abury ſelbſt; ſondern auch für das prächtigſte Mauſoleum in der Welt, ſelbſt das ägyptiſche nicht ausgenommen. Es ſteht, im Abſehen auf Abury, im Süden, und juſt mitten zwiſchen dem Kopfe und Schwanze der Schnecke: welche Figur unſer Schriftſteller mit denen Schlangen und Schnecken vergleicht, die die Aegyptier auf ihre Mumien zu malen pflegen, und deren Bedeutung er für einerley hält. Im Monate März 1723 hat man dieſen Hügel eingegraben, um Bäume darauf zu pflanzen. Man fand Gebeine, die aber ungemein zerfreſſen waren, und in Stücke zerbröckelten. Sechs Wochen darauf kam Herr Stukeley hin, und kaufte eine eiſerne Kette, die man darinnen gefunden, und der Zügel dieſes Monarchen war, den man mit ihm eingeſcharret hatte. Es haben auch noch Hirſchgeweihe und eiſerne Meſſer mit hornen Schalen dabey gelegen.

Die alten Sachſen haben dieſem Grabe den Namen Silbury gegeben, und darunter einen großen und wunderswerthen Hügel verſtanden. Dieß aber kann niemanden auf den Namen des allhier begrabenen

benen Helden helfen. Herr Stukeley glaubt daher, weil es noch an dem Fuſſe von Kennet, Cunetio ſteht, und vom Landvolke noch Cuner genennt wird, unter den älteſten Britten aber der Name Cunedha ſehr berühmt iſt, daß dieſes auch der eigentliche Name eines großen hier begrabenen Königs ſey. Herr Barter iſt auch der Meynung: er glaubt dieſer berühmte König Cunedha, der in Marlborough gelebt, habe Kynyd, oder Kynüidion, geheißen, welches man auf engländiſch, Cunedha von Marlborough nennen könnte, und welcher Name in den alten brittiſchen Geſchlechtregiſtern, vor König Arthurs Großvater, vorkömmt; ungeachtet man kaum glauben kann, daß ihre Geſchlechtregiſter wirklich bis an den Stifter langen ſollten, von dem hier die Rede iſt. Allein Cyngetorix, der den Julius Cäſar ſchlug und Cunobelin, ein König dieſer Inſel zu Auguſts Zeiten, können wohl die Nachkommen dieſes Helden geweſen ſeyn. In Cäſars Comment. iſt Conetodumus, ein galliſcher Prinz, eben dieſer Name.

Wir müſſen hier mit der Nachricht von dieſem Werke abbrechen, welches keinem Leſer die Zeit leichtlich lang werden läßt, und davon wir einen viel weitläuftigern Auszug würden geliefert haben, wenn wir allein auf unſer Vergnügen geſehen, und den Ueberdruß der Leſer nicht befürchtet hätten.

zugleich zu melden: Die aber nur zu besonderer Nachricht der Gesellschaft dienen, und nicht eher durch den Druck bekannt gemacht werden sollen; bis man an dem Ende eines Jahres wird gesehen haben, wie diese Arbeit aufgenommen worden.

Sollten im übrigen die Urtheile so in diesen Beyträgen vorkommen werden, nicht allen gefallen, ja wohl gar in öffentlichen Schriften Widerspruch finden, so machet sich jeder Verfasser eines Artikels selbst anheischig, seine Arbeit zu vertheidigen. Man ersuchet also diejenigen, so sich über etwas zu beschweren Ursache finden sollten, sich allezeit an ihren Gegner als an eine einzige Person zu halten; übrigens aber unsrer guten Absicht und angewandten Bemühung seinen Beyfall nicht zu versagen.

* *

II.

Raccolta di Proſe, et Poeſie, a uſo delle Regie Scuole. Tomi due delle Proſe, &c. accreſciuta d'un Tomo, con un Diſcorſo della maniera d'ammaeſtrare la gioventù nelle umane lettere. In Torino 1744 Nella Stamperia reale.

D. i. Sammlung ungebundener und poetiſcher Stücke, zum Gebrauche der königlichen Schulen. Zween Bände voller Proſe; vermehrt mit einem neuen Theile und einer Abhandlung, wie man die Jugend zu den ſchönen Wiſſenſchaften anführen ſoll.

So viel man in Wälſchland auf ein ſchönes Latein hält, und ſo ſehr man uns ihre beſten Schriftſteller darinn zu Muſtern anpreiſet: eben ſo eifrig unterweiſet man daſelbſt auch die Jugend in der Landesſprache. Nicht nur der berühmte Facciolati hat, wie wir neulich aus ſeinem Leben * angemerket, eine italieniſche Grammatik, und zwar von ſeiner Mutterſprache geſchrieben: ſondern man giebt auch ganze Sammlungen zum Gebrauche der öffentlichen Schulen ans Licht, daraus die Studierenden die ſchönſten Muſter wälſcher Schriftſteller ſollen kennen, und nachahmen lernen. Ja was noch mehr iſt; man hat das Herz, ſolche Wer-

* S. den Auszug aus dem Bilderſaale, im IV. St. des V. Bandes dieſer Monatſchrift a. d. 306 S.

Werke den Reformatoribus Studiorum (al illuſtriſſimo ed excellentiſſimo Magiſtrato della Riforma degli Studi) zuzueignen: zu einem deutlichen Beweiſe, daß dieſelben ſolche Anſtalten billigen. So zeigen denn unſre klugen Nachbarn, daß beydes, die alten und neuen Sprachen beyſammen gar wohl beſtehen und blühen können; und daß man nicht nöthig habe, das eine zu verläſtern und zu verbannen, wenn man etwa in dem andern etwas mäßiges gethan hat.

Und was iſt billiger als dieſes? Eine ganze Stadt kann ja nicht aus einerley Handwerksleuten beſtehen; ſondern man braucht Meiſter von allen Künſten und Handthierungen darinnen. Die gelehrte Republik ſieht hierinn allen andern Staaten ganz ähnlich. Unzählige freye Künſte, Sprachen und Wiſſenſchaften müſſen neben einander blühen, und wachſen, wenn ſie wohl beſtellt ſeyn ſoll. Es muß an keiner Art gelehrter Männer fehlen, wo man nicht eine merkliche Unvollkommenheit darinn verſpüren will. Da nun ein Kopf alle Wiſſenſchaften, Sprachen und Künſte unmöglich faſſen kann: ſo iſt es genug, daß ſich ein jeder auf eine, oder ein paar verwandte Sachen legt, und darinn vortrefflich wird. Hier muß nun der Schriftgelehrte den Rechtskundigen; der Arzt den Weltweiſen; der Meßkünſtler den Sprachlehrer; der Geſchichtkundige den Kunſtrichter; der Redner den Dichter, nicht nur neben ſich leiden, ſondern auch in dem gebührenden Werthe halten. Die gelehrte Welt braucht alle dieſe Mitglieder: ſowohl als eine Stadt, Brauer und Becker,

Fici-

Fleiſcher und Köche, Gerber und Kürſchner, Schuſter und Schneider bedarf. Alle wahre Gelehrte haben dieſes auch längſt eingeſehen, ſelbſt beobachtet, und noch niemals begehret, daß man alle übrige Arten der Wiſſenſchaften aus der Welt jagen ſolle.

Nur die einzigen Sprachhelden machen hier zuweilen eine Ausnahme. Doch muß man hier einen Unterſcheid machen. Der Hebräer fordert eben nicht, daß alle Welt hebräiſch lernen ſolle, und alle andre Sprachen ausgerottet werden müßten. Der Araber nimmt es nicht übel, daß wir, die wir Deutſche ſind, auch deutſch reden und ſchreiben. Er weis, daß auch die Araber in ihrer Mutterſprache geredet, und geſchrieben haben; und iſt ſo billig, uns eben das Vorrecht zu vergönnen. Nur die eingebildeten Griechen, nur die ſtolzen Lateiner unſrer Zeiten, wollen alle heutige Sprachen aus der Welt verbannen. Man ſoll ſich auf keine derſelben legen, in keiner ſchreiben, in keine was überſetzen, in keiner was leſen: alles ſoll nur im griechiſchen und lateiniſchen geredet, geleſen und geſchrieben werden. Wer alſo dieſes nicht thut; wer ſich nicht ſein Lebenlang mit der Erlernung, Ausgrübelung und Fortpflanzung dieſer Sprachen beſchäfftiget, der iſt, wenn er ſonſt gleich alle Wiſſenſchaften verſtünde, nach ihrem Ausſpruche, ein Idiot, ein Ignorant, ein Dummkopf, ja wenn ſie ihre Meynung recht deutſch ſagen wollten, ein unvernünftiges Vieh. Ariſtoteles, Plato, Theophraſt u. ſ. w. das waren doch rechte gelehrte Männer! Denn ſie verſtunden griechiſch, und ſchrieben es auch ſehr richtig und ſchön: Cicero,

Seneca, Plinius, u. ſ. w. waren doch rechte grundgelehrte ſcharfſinnige Weltweiſe! Deñ ſie redeten und ſchrieben lauter Latein. Allein was wollen die heutigen Wälſchen, Franzoſen und Engländer, ſonderlich aber Deutſchen und Holländer verſtehen, da ſie nur in ihren Mutterſprachen ſchreiben? So blind ſind denn dieſe hochgelehrte Sprachhelden; daß ſie nicht ſehen, daß alle dieſe neuen Völker eben das thun, was jene Griechen und Römer gethan haben. Was Plato ſchrieb, daß verſtund jeder Bürger in Athen; und Ciceros Schriften konnte ſeine Tochter Tulliola, ja ſeine Jungemagd auch leſen. Dadurch aber gewonnen die Künſte und Wiſſenſchaften unſtreitig mehr, als wenn jener phönizisch oder ägyptiſch, dieſer aber puniſch oder lybiſch geſchrieben hätte. Kann man wohl eine ſeltſamere und unbilligere Meynung erſinnen, als dieſe unbeſonnene Eiferer der Welt aufdringen wollen?

Doch ferne ſey es, daß wir dieſes abgeſchmackte Vorurtheil allen denen Schuld geben wollten, die bey ihren übrigen Verdienſten um die gelehrte Welt, auch gute Deutſche und ſtarke Lateiner ſind. Wir kennen viel gelehrte Männer, die mit einem groſſen Moſheim, und gelehrten Wolle in beyden Sprachen ſtark ſind. Ja wir wiſſen, daß der berühmte Herr Prof. Geſſner nicht nur einer der gröſten Lateiner dieſer Zeiten; ſondern auch zugleich Vorſteher einer deutſchen Geſellſchaft iſt. Solche Wehrmänner können wir anführen, wenn wir behaupten, daß die alten Sprachen ſich mit den neuern ſehr wohl vertragen; und daß die Liebe zu den erſten eben nicht

noth-

nothwendig die Verachtung der andern nach sich ziehen müsse.

Es ist Zeit von dieser kleinen Ausschweifung wieder auf unsre Sammlung wälscher Schriften zu kommen. Was dieselbe in unsern Augen merkwürdig gemacht, das ist die Einleitung, wie man junge Leute zu den schönen Wissenschaften anzuführen habe; womit diese neue Ausgabe bereichert worden. Der Verfasser derselben heißt Girolamo Tagliazucchi, und ist ein öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit: abermal ein merkwürdiger Umstand, daß auch Lehrer dieser freyen Kunst, ihre Muttersprache in Italien nicht hassen. Sie beträgt, 247 Seiten, und könnte einen besondern Tractat ausmachen, wenn sie mit gehörigen Aenderungen ins deutsche übersetzt würde. Sie ist mit sehr vieler Einsicht geschrieben, und aus den besten Quellen hergeleitet: daher es zu wünschen wäre, daß ein guter Verleger irgend die Kosten daran wenden möchte, ein Büchlein von einem Alphabethe verdeutschen und drucken zu lassen.

Gleich im Anfange sieht man, daß der Herr Verfasser diese Abhandlung, auf Befehl und Verlangen seiner Obern, die auf die Verbesserung der Art zu Studiren Acht haben, aufgesetzet. Er giebt also hier sein reifes Gutachten, welches er vorher wohl überleget, und nach seinem ganzen Verstande abgefasset hat. Er gründet selbiges auf zwey Stücke, nämlich theils auf die Vernunft, theils auf das Ansehen der größten Meister. Nichts ist einem vernünftigen und klugen Manne anständiger, als, in allen Dingen die er vornimmt, nach der Vollkommenheit

zu

zu streben. Dieses ist die Absicht derjenigen Aufseher, die ihm solches aufgetragen haben, sowohl als des Verfassers gewesen. Er will mit niemanden streiten, der andrer Meynung ist; sondern Kaufleuten gleich, seine Waare darlegen, den Käufern aber die Wahl lassen, was ihnen anstehe. Ein jeder pflegt fest auf seiner Meynung zu seyn. Die Unterweisung und Auferziehung haben eine große Kraft: haben diese einmal Wurzel geschlagen, so ist kaum zu hoffen, daß sie sich ausrotten lassen. Die Juden waren der ägyptischen Zwiebeln so gewohnt, daß ihnen auch das Manna abgeschmackt vorkam. Was man dergestalt hoch schätzen gelernt, das liebt und vertheidigt man auch hernach. Daher kommen unter den Gelehrten so viele Zwistigkeiten: und das wunderlichste ist, daß sie bisweilen beyde Recht haben. Ist aber deswegen in den freyen Künsten keine feste Wahrheit? oder darf man sie nicht vertheidigen? Mit nichten. Es giebt allerdings Wahrheiten darinn, und man kann sie auch mit redlichem Herzen schützen; aber nur so, daß man sie deutlich erkläre und aufrichtig vortrage. Das Zanken und Keifen schickt sich für die schönen Wissenschaften nicht. Die Leidenschaften, die dabey aufsteigen, sind wie die Nebel und Wolken, so sie verdunkeln und bedecken.

Er selbst will nur seine Meynung von Unterweisung der Jugend sagen; und glaubt, die Wahrheit werde schon so viel Licht und Kraft haben, sich Beyfall und Eingang zu schaffen. Er glaubt zwar nicht, daß die Jugend in den kurzen Schuljahren den ganzen Weg, den er ihr anweiset, betreten und zurück

legen werde. Aber es sey auch schon viel, gut angefangen zu haben, und auf einer guten Straße zu seyn, die man hernach selbst fortwandeln kann. Die erste Ursache davon sey diese: daß nach Ciceros Ausspruche, kein Redner ohne die Weltweisheit gemacht werden könne*. Daher wollte der Verfasser wünschen, daß Zeno lieber die ganze Philosophie, als die bloße Vernunftlehre, der Redekunst entgegen gesetzt hätte; wenn er diese mit einer offenen, und jene mit der geballten Hand verglich. Doch will er zeigen, wie man die Jugend in so weit zu Weltweisen machen könne, als sie es zur Beredsamkeit nöthig hat; ohne welche es nicht möglich ist, jemals gut schreiben zu lernen.

Ueberhaupt zählt er drey Stücke zu seiner Pflicht. 1) Die Regeln, 2) das Muster, und 3) die Uebung. Alle drey aber müssen der Vernunft gemäß seyn; die er weitläuftiger erkläret, ehe er die Abhandlung unternimmt. Bey dem Lehrer, handelt er erst von der natürlichen Fähigkeit und Gelehrsamkeit desselben: will aber auch, daß er Menschenliebe besitze; denn ohne dieselbe würde er nicht Lust haben, zu unterweisen. Diese wird machen, daß er sich der Fähigkeit seiner Schüler bequemen wird: wie die Natur es macht, die den Kindern eine zarte Milch zur Speise bestimmet hat, so lange sie noch keine Zähne haben. Ein Lehrer muß sich also bey Anfängern nicht gar zu erhabener und abgesonderter Redensarten

* Positum sit igitur in primis, sine philosophia non posse effici, quem quaerimus eloquentem. Cic. Orat.

ten bedienen: ſondern ſich wie eine Mutter, herunter laſſen, und mit ihnen lallen. Quinctilian will eben das im 3 Capitel des II. Buches: dadurch aber erweckt man in ihnen eine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und ſie lernen auch allmählich das Schwerſte begreifen.

Um aber den Schüler recht vorzubereiten, will der Verfaſſer, daß man ihm von dem dreyfachen Stande des Menſchen, und ſeines Weſens Haupttheilen, einen hiſtoriſchen Begriff beybringen ſoll. Ferner ſoll er ihm die Seelenkräfte, des Verſtandes und Willens, des Witzes und der Einbildungskraft erklären, und ihm zeigen, welche Kraft in die andre wirke, und ſonderlich den Willen bewege. Er vergleicht hier die Seele mit einem Uhrwerke, darinn ein Rad das andre treibt. Da iſt nun das Gute überhaupt die erſte Triebfeder derſelben. Dieſes muß man ſie erſt in ſeinen Gattungen, nebſt den verſchiedenen Uebeln kennen; ſodann unter einander vergleichen lehren, um das gröſſere den geringern vorzuziehen. Aus dieſen Vorſtellungen des Guten und Böſen nun, entſtehen in uns durch die Selbſtliebe, alle Leidenſchaften und Neigungen: die aber durch die Vernunft geprüfet werden müſſen, in wie weit der Wille ihnen folgen könne; wobey er ein langes Zeugniß des heil. Gregorius anführt.

Nach dieſen Vorbereitungen ſoll man jungen Leuten die Redekunſt ſelbſt, ſonderlich nach ihrem Zwecke abſchildern und beſchreiben. Dieſen ſetzt er, wie billig, in einer Ueberredung (il perſuadere popolarmente) die auch dem gemeinen Manne verſtänd-

lich ist; und den Zuhörer bewegt, etwas zu glauben und zu thun. Er muß ihm die drey Gattungen der Hauptsätze, und die drey Pflichten eines Redners im Erfinden, Anordnen und Ausarbeiten beybringen. Die Lehre vom Gedächtnisse und dem Vortrage übergeht er, weil er nur zum guten Schreiben Anleitung geben will. Von jenen drey Stücken aber handelt er weitläuftiger, nach Art der Alten, und derer, die auch bey uns Deutschen ihren Fußtapfen gefolget sind. Er preiset die rhetorischen Regeln Aristoteis, Ciceros und Quintilians an, und rühmt auch einen italienischen Lehrer der Beredsamkeit, der einen Auszug aus Quintillans Institutionen zu geben, und selbigen auch ins Wälsche zu übersetzen versprochen; welches er denn sehr billiget.

Hierauf tadelt er die gewöhnliche Art, in Schulen die Rhetorik zu lehren: da man den Schülern die Regeln dictiret, u. dieselben nebst einem Exempel dazu auswendig lernen läßt. Denn, spricht er, die Regeln werden darum gegeben, daß man soll gut schreiben lernen. Daran aber denken diese Lehrer nicht. Die Jugend lernt also auch nichts von ihnen. Die Regeln sind immer zu allgemein und unbestimt, ohne die besondere Anwendung derselben; die man aber in der Uebung erst lernt. Es kan also ein Lehrling, ohne die Aufsicht und Ausbesserung eines klugen Lehrers, nichts als kaltes und kindisches Zeug schreiben, gesetzt, daß er alle Tropen und Figuren anbrächte. Die Rhetorik ist eine Wissenschaft dessen, das sich schickt, sowohl für die Zeit und Personen, als Oerter,

wo

wo geredet wird. Cicero ſagt alſo recht: Dicere bene nemo poteſt, niſi qui prudenter intelligit. Dieſes führt der Verfaſſer weiter ſehr gründlich aus, und lehrt was für Regeln zur Anführung der Jugend daraus fließen: wie man ihnen auch in jungen Jahren den Verſtand öffnen, und einen Unterſchied deſſen, was ſich ſchickt, oder nicht ſchickt, empfindlich machen könne; wie man ihnen den Urſprung der Redekunſt hiſtoriſch erklären, und daraus die Ueberredung, als den Zweck; und die Mittel derſelben, nämlich die Beweiſe und Affecten, herleiten ſolle; wie man in allen Reden den Statum controverſiae, in einer Erklärung oder Umſchreibung des Hauptſatzes, voranſchicken, und andre ſolche Dinge mehr beobachten müſſe. Er erläutert dieſes mit einem ſehr gemeinen, und den Kindern bekannten Exempel, wobey wir uns nicht aufhalten wollen.

Er kömmt von der Lehre vom Beweiſe, und von Erregung der Leidenſchaften auf die Schreibart; und zeigt erſtlich, daß es nöthig ſey, auf dieſelbe Fleiß zu wenden. Er führt dabey Ariſtotels, Quintilians und Ciceros Zeugniſſe an, und lehrt es durch Exempel, wie ſehr ein an ſich guter Gedanken durch den Ausdruck geſchwächet oder verſtärket werden könne. Er zeigt auch, daß es ſo leicht nicht ſey, als man denkt, ſchön zu ſchreiben, und ſchlägt die Mittel vor, wie man es lerne: nämlich durch fleißiges Leſen und Beobachten der beſten Schriftſteller; wobey man ſich hundert tauſend kleine Regeln ſelber machen kann. Er giebt Anlaß dazu, wenn er zeigt, wie man die eigentliche Deutlichkeit der Rede,

I.

Von Deutſchen Uberſetzungen der meiſten alten Lateiniſchen Scribenten.

Die Uberſetzungen fremder nützlicher Werke und Schriften aus unbekantern in bekantere Sprachen haben theils auf Seiten der Verfaſſer ihre mancherley Abſichten, theils auch in Anſehung der Leſer ihren vielfältigen Nutzen; und ſind ſo wenig überhaupt zu verwerfen, daß man ihnen vielmehr alle Hochachtung ſchuldig iſt, zumahl wenn ſie wohl gerathen ſind. Einige haben ſich der nicht geringen Mühe einer Uberſetzung unterzogen, weil ſie eine ſolche Arbeit für vortheilhaftig gehalten, ſo wohl in ihrer eigenen Mutterſprache ihre Feder, als in der genauern Kenntniß einer fremden Sprache ihren Verſtand, vor ſich ſelbſt zu üben. Andere haben damit jungen Leuten ins beſondere dienen, und ihnen ſo viel möglich die Erlernung ausländiſcher, oder abgeſtorbener Mundarten erleichtern wollen. Wiederum andere haben vermeynet, durch dergleichen Uberſetzung wohlgeſchriebener Werke, die Erkenntniß vieler nöthigen und nützlichen Wahrheiten unter ihren, zumahl unſtudirten Landsleuten gemeiner zu machen; und was dergleichen Abſichten mehr ſeyn mögen. Die hier erzehlte

die Tropen, die Figuren, die Erweiterungen, die Perioden, die Arten der Schreibart u. ſ. w. dabey anmerken ſoll. Er lehrt ferner dem Genio Linguae, d. i. der natürlichen Schönheit jeder Sprache nachſpüren, ohne welche man in derſelben barbariſch und ausländiſch redet. Ariſtoteles zwar hat von derſelben in ſeiner Redekunſt nicht gehandelt, weil die Griechen in keiner andern Sprache, als in ihrer Mutterſprache ſchrieben; und alſo des natürlichen griechiſchen Ausdruckes nicht verfehlen konnten. Doch verwirft er den Barbariſmum, wodurch er, ſelbſt einiger griechiſchen Provinzen Redenearten, die nicht attiſch waren, verſtund. So hat Gravina in ſeinem Büchlein von der Tragödie es erkläret. Cicero hat dieſen Genium der lateiniſchen Sprache noch beſſer gekannt, weil er auſſer derſelben auch griechiſch konnte, und daraus überſetzte. Er ſagt von ſeinen Ueberſetzungen einer Rede des Demoſthenes und des Aeſchines: Nec converti, ut interpres, ſed ut Orator, - - verbis ad noſtram conſuetudinem aptis; und bald darauf: verba perſequens eadem, ut ea non abhorreant a more noſtro. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß alle unſre Ueberſetzer dieſes Exempel beſtändig vor Augen hätten. Eben das hat Quintilian verlangt, wenn er vor allen fremden Wortfügungen warnet *. Lancellot, der eine griechiſche und lateiniſche Grammatik geſchrieben, dringet auch darauf. Wie man nun in Rom ſchon

* Quare ſi fieri poteſt, et verba omnia, ex vox, hujus alumnum urbis oleant, ut Oratio Romana plane videatur, non civitate donata.

ſchon dem Livius eine gewiſſe Patavinität vorgerücket: alſo gieng vollends in Rom die rechte Reinigkeit der Sprache verlohren, als die Rathsherrnwürde auch Ausländern gemein gemacht, und dadurch ein grauſamer Schwarm von Fremden nach Rom gelocket ward. Man könnte ſagen, daß bey uns ſeit der Vertreibung der Hugonotten aus Frankreich, die ſich in unſre beſten Städte ergoſſen, die Reinigkeit der Sprache merklich geändert; weil ſeit der Zeit die franzöſiſche Sucht ſich bey unſern Höfen geſtärket, und ein jeder, der nur zwanzig franzöſiſche Worte verſtanden, ſelbige, nebſt vielen fremden Wortfügungen ins Deutſche zu mengen angefangen.

Als daher Makrobius, ein Grieche, lateiniſch ſchreiben wollte, entſchuldigte er ſich, daß er nicht ſo ſchön, als ein Lateiner ſchreiben würde. Ja Longin, der den Demoſthenes mit dem Cicero vergleichen will, iſt ſo beſcheiden, daß er zweifelt, ob ein Grieche von demſelben recht urtheilen könne. Hierauf kömmt er auf einige ſolche Fehler, die im Wälſchen mit verſchiedenen Redensarten begangen werden, und gemeiniglich aus dem franzöſiſchen kommen. Wir ſehen alſo, daß das Leſen der franzöſiſchen Bücher unſern Nachbarn eben ſowohl die Sprache verderbet, als uns; und daß rechtſchaffene Patrioten, wider ſolche einreißende Barbarey mit Recht eifern.

Da dieſes kaum die Hälfte deſſen iſt, was in dieſer gelehrten Einleitung ſteht; das übrige aber weder in Hauptſtücke, noch andre Abſchnitte getheilet

ter ist, daraus sich der Inhalt leicht übersehen lieſſe: so mag es an dieſer Prob: ſeiner Art zu denken genug seyn. Wir können übrigens versichern, daß alle seine Regeln und Anmerkungen dem reinen Geſchmacke des beſten Alterthums gemäß sind, und eben die Lehren vortragen, die bey uns in der ausführlichen Redekunſt seit vielen Jahren gemein gemachet worden. Wir müſſen nunmehr auch den Inhalt des ganzen Werkes erzählen. Dieſes beſteht aus lauter Stücken, der beſten italieniſchen Schriftſteller, die ſeit zweyhundert und mehr Jahren ſich hervorgethan haben. Denn es iſt zu merken, daß in Wälſchland die güldene Zeit ihrer Sprache zur Zeit der Reformation geweſen, nach der Zeit aber ſchon gänzlich verfallen. Daher weiſet man itzo die Jugend auf die damaligen beſten Schriftſteller, als auf ihre Muſter, die ſie nachahmen ſoll. Es kommen hier alſo folgende Stücke, alle in ungebundener Rede, vor.

Den Anfang machet die Beſchreibung einer Peſt, aus dem Boccatio, als ein Muſter einer guten Erzählung, nebſt zehn Novellen deſſelben. Darauf folgen zween Tractate des Joh. Della Caſa, nämlich ſein Galateus, und ſeine Abhandlung von den Pflichten; als Muſter der lehrenden Schreibart. Drittens findet man eine Sammlung von wälſchen Reden, von allen drey Gattungen, nämlich der rathſchlagenden, lobenden, und gerichtlichen. Die erſte davon hat eben der Caſa an Carl den V. wegen der Stadt Plazenz geſchrieben. Die zweyte ſucht die Venetianer zu bereden, ſich mit dem Pabſte zu verbin-

binden ꝛc. Die vierte iſt vom Albert Lollius auch an Kaiſer Carl den V. Die fünfte, ſechſte und ſiebende ſind auch von demſelben. Die achte ſucht bey dieſem Kaiſer die Freyheit des gefangenen Königs v. Frankreich, Franz des I. zu erhalten. Nun kommen Lobreden: 1) von eben dem Caſa auf die Republik Venedig, 2) vom Buommattei auf die Toſcaniſche Sprache, 3) des Lollio auf eben dieſelbe, 4) auf den Herzog Franz von Medices, vom Minervetti ꝛc. Nun folgen die Reden der gerichtlichen Art, deren erſte vom Lollius, zur Vertheidigung des Marcus Horatius ans römiſche Volk; die andre von eben demſelben für den Cajus Furius; die dritte von einem ungenannten, für den Catilina, wider den Cicero gerichtet. Es kommen noch einige vom Tolomei, u. Card. Commendon ꝛc. die Ueberſetzung der ciceroniſchen Rede für den Ligar, vom Frangipane; und eine Dolmetſchung der Rede für den Milo, vom Bonfadio. Man ſieht hieraus, das die Wälſchen auf eben die Art die Beredſamkeit der Alten in ihrer Mutterſprache bekannt zu machen geſucht, wie man bey uns ſchon vor zwanzig Jhren in dem Grundriſſe der Redekunſt gethan hat.

Der II. Band hält wiederum Reden in ſich, davon wir nur die Verfaſſer nennen wollen. Sie ſind Bern. Davanzati, Lud. Ruccellai und Lor. Bellini. Nun folgen einige Muſter akademiſcher Schriften, oder Vorleſungen. Die erſte handelt von der Schönheit des Weltgebäudes vom Giambullara; die andere von einem Sonnette des Caſa, vom Torquato Taſſo. Die dritte über des Guidi Endimion

vom Vinc. Gravina. Die fünfte handelt von der toſcaniſchen Sprache und iſt vom Ant. Mar. Salvini; die ſechſte endlich von der critiſchen Schreibart, und iſt vom Caſtelvetro. Nunmehr kommen einige Muſter von wohlgeſchriebenen Vorreden; ſodann aber allerhand Briefe vom Bembus, Brevio, Annibal Caro, Paul Sadolet, Dan. Barbaro, und Vinc. Martello. Doch die Zahl der übrigen iſt zu groß, als daß wir ſie alle anführen könnten.

Den Beſchluß machet eine wälſche Grammatik, die Benedict Buonmattei, zum Gebrauch der königlichen Schulen im Piemonteſiſchen aufgeſetzet hat. Sie heißt Avertiſſementi grammaticali per la Lingua Italiana, riveduti et corretti &c. Man ſieht hieraus wie ſorgfältig unſre Nachbarn ſind, auch in ihren Schulen die Richtigkeit ihrer Mutterſprache der Jugend einzuflößen; ein Beyſpiel, welches wir uns billig zum Muſter ſollten dienen laſſen.

* *

III.

Le Comedien. Ouvrage diviſé en deux Parties. Par Mr. Remond de ſainte Albine. Paris 1747 in gr. 8.

D. i.

Der Schauſpieler. In zween Theilen abgehandelt von dem Herrn Remond von St. Albine.

Dieſer

Dieſer Schriftſteller, welcher der Welt bereits aus einem Memoire compoſé ſur le Laminage bekannt iſt, liefert allhier ein Werk, welches allen Schauſpielern, die theils ſchon gegenwärtig der Bühne dienen, theils ſich noch künftig derſelben widmen wollen, überaus nützlich ſeyn wird. Es iſt zu verwundern, daß uns Frankreich nicht bereits lange dergleichen Werk geliefert; und daß in einem Lande, wo man von den Schauſpielern faſt mehrere Vollkommenheiten fordert, als in irgend einem andern, ſich noch kein Schriftſteller gefunden, der ihnen die Mittel angezeiget hätte, zu denſelben zu gelangen. Wir reden hier von franzöſiſchen Schriftſtellern: denn des Herrn Riccoboni Tractat dell'arte rappreſentativa iſt der Welt ſchon längſt bekannt. Unſer gegenwärtiger Schriftſteller hat dieſem Mangel glücklich abgeholfen, und wir wollen ſein Werk näher betrachten.

Gleich im Eingange ſagt er, daß unter denen Künſten, zu deren Ausübung die mehreſten ſeltenen Eigenſchaften gehören, die Schauſpielkunſt oben an ſtehe. Ein Schauſpieler muß unſern Verſtand hintergehen und unſer Herz bewegen. Um nun dieſen beyden Pflichten nachzuleben, muß ihm die Natur auf eine ganz beſondere Weiſe zu Hülfe kommen. Inſonderheit iſt den Zuſchauern daran gelegen, daß diejenigen, denen die Hauptrollen anheimfallen, ſie recht verblenden; und eben von ihnen erwartet man die meiſten Bewegungen, ſie müſſen alſo auch, vor andern, von der Natur mit Gaben ausgerüſtet ſeyn.

Herr

Herr von St. Albine verspricht daher, sich in der Untersuchung von denen einem Schauspieler nothwendigen natürlichen Gaben, hauptsächlich bey einigen Fragen aufzuhalten, die bisher noch nicht recht ins Licht gesetzet worden. Nachmals will er diejenigen Vorzüge erwähnen, die einigen Schauspielern insbesondere nothwendig sind. Man kann sich nie genug bestreben, diejenigen von ihrem närrischen Unternehmen abzumahnen, welche, da sie gar keine Geschicklichkeit zu den Hauptrollen haben, dennoch durch einen thörichten Hochmuth verleitet werden dieselben zu übernehmen. Dieser löblichen Ermahnung setzt Herr von St. Albine den andern Theil seines Werks aus.

In dem ersten Capitel untersucht er, ob es wahr sey, daß es vortreffliche Schauspieler gegeben, denen es an Witz gebrochen. Es ist ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß eben kein sonderlicher Witz dazu gehöre, sich auf der Schaubühne hervor zu thun: allein es ist fast eben so viel als wenn man sagen wollte, es könnten bloße Maschinen sich mit gutem Erfolge in einer Kunst üben, in welcher es hauptsächlich auf die Ueberlegung ankömmt. Wie kann ein Schauspieler doch in seiner Kunst vortrefflich seyn, wenn er nicht in einem Augenblicke alles einsehen kann, was ein jeder Umstand, in welchen die Kunst des Dichters ihn versetzet, von ihm erfordert, und wenn ihm die feine Empfindung des Wohlstandes fehlet, die gleichsam die Magnetnadel eines Schauspielers ist. Es ist nicht genug, daß er nur die Schönheit seiner Rolle überhaupt, einsieht:

er

er muß auch noch die richtige Art merken, wie er eine jede einzelne Schönheit derſelben erheben ſoll. Es iſt nicht gnug, daß er fähig ſey, aufgebracht zu werden: er muß es auch nur zu rechter Zeit, und in gehörigem Grade, werden. Es iſt nicht gnug, daß ſeine Geſtalt ſich zur Schaubühne ſchicke, und ſein Geſicht ſelbſt redneriſch ſey: ſondern man will auch noch, daß ſein Ausdruck ganz genau und beſtändig mit denen Bewegungen überein ſtimme, die er uns vorſtellig machen muß. Er muß nicht nur keine Schönheit ſeiner Rolle verloren gehen laſſen; ſondern er muß ihr noch durch die Anmuth ſeines Vortrages neue Schönheiten ertheilen. Er muß ſo zu reden ſelbſt Autor werden, und nicht nur alle ſeine Stellen auszudrücken, ſondern noch neuen Witz hinein zu bringen wiſſen. Er muß nicht nur vorſtellen, ſondern ſchaffen. Ein Blick, eine Geberde ſind zuweilen ein ſinnreicher Einfall in einem Luſtſpiele, und ein Gedanke in einem Trauerſpiele. Die Kunſt wie er aufgebracht wird, iſt eine der ſchwerſten Aufgaben für einen Schauſpieler. Der Dichter mag ihm dazu Gelegenheit geben wie er will; wofern er nicht eine feine Urtheilskraft im Abſehen auf die Zeit und den gehörigen Grad der Leidenſchaft beſitzt; wofern die andern Schauſpieler nicht alle mit ihm übereinſtimmen: ſo wird diejenige Stelle bey den Zuſchauern ein Gelächter erwecken, die ihnen Thränen auspreſſen ſollte. Aus dieſen und noch andern Gründen, die unſer Schriftſteller alle ſehr gründlich ausführet, erhellet zur Gnüge, wie hochnothwendig einem Schauſpieler der Witz und der allerfeinſte

feinſte Witz ſey. Wehe denen armen theatraliſchen Dichtern! deren Arbeiten ſolchen unbelebten Automaten in die Hände fallen! Wohl hergegen denen, derer Werke von ſolchen Schauſpielern vorgeſtellet werden, die durch eine richtige Urtheilskraft und einen feinen Witz, den Schönheiten, ihren ganzen Glanz zu erhalten, und dem Mittelmäßigen ſogar, ein Anſehen zu ertheilen wiſſen.

Der Inhalt des andern Capitels handelt von dem Begriffe des Worts Empfindung, und unterſucht, ob dieſe Eigenſchaft einem tragiſchen Schauſpieler nöthiger ſey, als einem komiſchen. Perſonen, die von Natur zärtlich ſind, glauben, dieß ſey genug um ſie zur Vorſtellung eines Trauerſpiels tüchtig zu machen; ſo wie die luſtigen glauben, ſie ſchicken ſich zum Luſtſpiele. Nun iſt es zwar gewiß, daß die Geſchicklichkeit zum Weinen, bey einigen Schauſpielern, und die Luſtigkeit bey andern, zween große und erwünſchte Vorzüge ſind; allein ſie machen nur einen Theil desjenigen aus, was man unter dem Worte Empfindung verſteht. Dieſem zu Folge muß der Schauſpieler im Stande ſeyn, in ſeiner Seele nach und nach alle die verſchiedenen Leidenſchaften anzunehmen, deren die Menſchen nur fähig ſind. Wer ſich in dieſe Verwandlungen nicht ſchicken kann, der wage ſich ja nicht auf die Bühne. Denn woſern er das, was er ſagt, nicht ſelbſt empfindet; ſo wird er es auch nur halb vorſtellen. Die Kunſt aber erſetzt niemals den Abgang der Empfindung. Im Trauerſpiele iſt es nöthig der Seele ganz widrige Eindrücke beyzubringen, und vielleicht auch im Luſtſpiele;

ſpiele; ungeachtet man es gemeiniglich nicht glaubt. Die drey Hauptleidenſchaften des Trauerſpiels ſind, die Liebe, der Haß, und die Ehrſucht. Dieſe nun haben in ſoweit eine Gleichheit mit einander, daß ſie heftig und betrübt ſind. Im Luſtſpiele hergegen kommen alle nur mögliche Leidenſchaften vor, und ein Schauſpieler iſt ein Schüler, ſo lange er nicht mit gleicher Fertigkeit, die Freude, und den Gram, die lächerliche Zärtlichkeit eines verliebten alten Gecken, und den ſchrecklichen Zorn eines Eiferſüchtigen, den edlen Troß einer unerſchrockenen Seele, und die kriechende Schüchternheit einer feigen Memme, u. ſ. w. vorſtellen kann. Es iſt aber nicht genug, daß er die Gabe beſitzt, alle dieſe Leidenſchaften anzunehmen; er muß auch ſchleunig von einer zur andern übergehen können: denn die Pflicht des Luſtſpiels iſt, die Freude zu erhalten, und der Dichter weis wohl, daß die Einförmigkeit, deren ärgſte Feindinn iſt. Daher läßt er ſeine Schauſpieler, in einem einzigen Stücke, ja oft in einem einzigen Auftritte, wie einen Ball, von einer Leidenſchaft zur andern getrieben werden. Im Luſtſpiele darf alſo der Schauſpieler eine jede Leidenſchaft nicht ſo gar vollkommen ausdrücken, ja er kann auch nicht, weil er gar zu ſchnell von einer zur andern übergeht. Im Trauerſpiele hergegen, fordert man in dieſem Puncte von ihm die Vollkommenheit.

Das dritte Capitel handelt die Frage ab: ob ein Schauſpieler gar zu viel Feuer haben könne? Es giebt Schauſpieler, welche, wenn ſie brav ſchreyen und ſich bewegen, durch eine künſtliche Hitze, den

Ab-

zehlten verdienen, unserm Ermessen nach, alle mit einander ihr eigenes Lob; und zwar um so viel mehr, wenn eine solche gute Absicht durch Geschicklichkeit und Fleiß des Uberseꝛzers von einer glücklichen Ausführung begleitet wird. Es geschiehet aber auch manchmahl, daß man den guten Vorsaꝛ nicht eben mit einem gleichmäßigen Erfolge verknüpft findet.

Von dem allgemeinen Nutzen der Uberseꝛzungen auf Seiten der Leser ist ganz unnöthig ausführliche Erwehnung zu thun. Es giebt auch nur dieses einen augenscheinlichen Beweis davon ab; daß man heute zu Tage bey allen Völkern, die nur einigen Geschmack der Wissenschaften haben, fast kein Werk, es sey gleich alt oder neu, unüberseꝛt läßt, wenn man nur daraus sich selbst und anderen einigen Nutzen oder einiges Ergötzen versprechen kan. Ja, man könnte beynahe gar sagen, daß die unzehlbare Menge der zu unsern Zeiten überseꝛten Schriften sehr wenig von der Anzahl derjenigen unterschieden seyn dürfte, welche ganz neulich aus den Federn ihrer Verfasser geflossen.

Unsere heutigen Deutschen geben darinn den Ausländern nicht gar zu viel nach. Ja selbst unsere ehrliche Voreltern haben es in diesem Stücke der Bemühungen nicht gänzlich an ihrem Fleiße ermangeln lassen. Die Franzosen wissen sich ein vieles damit, wie ihre Vorfahren, noch lange vor der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa, durch Uberseꝛzung der alten Griechischen und Lateinischen Scribenten gleichsam in die Wette gearbeitet, so wohl ihre Muttersprache durch solche Ubungen allmählich und unvermerkt zu verbessern, als auch ihrer Nation die Geschichte der ältesten Völker, die Sitten- und Staats-Lehren der

Abgang des natürlichen Feuers erſetzen wollen. Allein ein kluger Zuſchauer wird die Verdrehungen und das Geſchrey eines ſolchen Schauſpielers, ſo wenig für das gehörige Feuer anſehen, als das froſtige Eis eines wäſſrichten Comödianten für eine kluge Mäßigung halten. Herr von St. Albine iſt ſo weit von gewiſſen Liebhabern der Schaubühne entfernet, die den angehenden Schauſpielern rathen, ihr Feuer zu mäßigen, daß er vielmehr allen Schauſpielern voraus ſagt, ſie könnten nie zu viel Feuer haben. Man wird ihm dieſes auch gern zugeben, wenn man nur aufhören wird, die Heftigkeit des Vortrages, von dem Feuer des Schauſpielers zu unterſcheiden; und zu bedenken, daß ſein Feuer nichts anders ſey, als die Hurtigkeit und Lebhaftigkeit mit welcher alles an ihm, der Sache, die er vorſtellet, das Anſehen der Wahrheit ertheilet. Könnte man nun ſagen, ein Comödiant hätte zu viel Feuer, ſo würde man ſagen, er ſtelle die Sachen zu wahrſcheinlich vor. Er wird zwar getadelt werden, wenn er nur heftige Verdrehungen macht, und zum Ueberfluſſe ſchreyt; allein, alsdann werden auch die Kenner, weit gefehlt daß ſie ſich über ſein zu großes Feuer beſchweren ſollten, ſich vielmehr beklagen, daß es ihm daran fehle. So wie ſie ſehr oft, im Abſehen auf die Schriftſteller, mit dem gemeinen Weſen nicht einerley Meynung ſind. Ein Dichter, der in einem Luſtſpiele, einem Diener oder einer Magd die Sprache der Witzlinge in den Mund legt: der einen Schauſpieler, welcher von den heftigſten Leidenſchaften bewegt ſeyn ſoll, die ſpitzfündigſten Sinn-

gedichte

gedichte ſagen läßt, von dem ſagt man, er habe gar zu viel Witz. Herr von St. Albine aber ſagt, er habe nicht Witz genug, um die Natur zu kennen und ſie nachzuahmen. So auch, wenn der Schauſpieler ſich bey gewiſſen Stellen erhitzt, wo er es nicht nöthig hätte, ſo fällt er ins unnatürliche; nicht, weil er zu viel Feuer hat, ſondern weil er nicht genug hat. Ein Schauſpieler alſo, dem es an Empfindung fehlt, iſt ein ſehr ſchlechter Schauſpieler. Ein empfindungsfähiger Schauſpieler, dem es am Feuer fehlet, iſt ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler, und es wird ihm gegen einem Mitbruder, der beydes beſitzt, eben ſo ergehen, als einem Redner, deſſen Vortrag im Anfange vortrefflich iſt, und hernach immer mehr abfällt; gegen einem, der ſich bis an das Ende in gleichem Feuer erhält.

Das vierte Capitel wirft die Frage auf: ob es gut ſeyn würde, wenn alle Schauſpieler, ein beſonderes gutes Anſehen hätten? Viele Zuſchauer, die von den ſinnlichen Vergnügungen mehr gerühret werden, als von den Beluſtigungen des Geiſtes, gehen mehr der Schauſpielerinen wegen in den Schauplatz, als des Stücks wegen. Ein ſchön Geſicht, gilt ihnen ſtatt aller Geſchicklichkeit: und nach ihrem Kopfe müßte im Tartüffe, auch des Orgons alte Mutter ſchön ſeyn. Das Frauenzimmer wird durch eine gute Geſtalt nicht viel minder gerührt, als die Mannsperſonen; ungeachtet man von ihnen ſelbſt dieß Bekenntniß ſo leicht nicht heraus bringt: und alſo ſcheint ein wohlgemachter Leib, ein weſentliches Stück eines guten Schauſpielers zu ſeyn. Erleuchtete

Richter indessen urtheilen anders von der Sache. Sie gestehen, daß es gewisse Rollen giebt, welche erfordern, daß die Person so sie vorstellt, Reizungen besitze. Sie leugnen auch nicht, daß sogar in andern Rollen, der Schauspieler nichts widriges an sich haben müsse. Allein sie setzen diesem allen auch die gehörigen Schranken. Es giebt natürliche Gebrechen, die man an einem Schauspieler nie dulden wird; ungeachtet sie wohl denen Leuten eigen gewesen seyn können, die er vorstellen soll. Ein kurzes Bein, oder ein übelgeschaffener Leib, würde den großen Scipio nicht verhindert haben, ein ungemeiner Held zu seyn: aber dem seine Person vorstellenden Schauspieler, werden wir das nicht zu gute halten, was wir dem Römer zu gute gehalten hätten. Und dieser scheinbare Widerspruch, ist kein Widerspruch. Wir klagen das Geschick an, wenn es einer schönen Seele einen häßlichen Leib gegeben. Wir wollen daher, daß die Schaubühne diesem Uebel abhelfe, und diesen Eigensinn verheele. Da auch das Trauerspiel uns insonderheit wegen der Größe gefällt, zu welcher es die Menschen erhebt: so wollen wir in den Bildern, so es uns vorstellet, nichts verdrießliches sehen. So wie wir nun im Trauerspiele Gegenstände suchen, die unserm Ehrgeize schmäucheln; so suchen wir im Lustspiele solche, die unser Vergnügen erwecken. Nun sieht ein jeder, daß auch hier ein leibliches Gebrechen ein Hinderniß seyn würde. Ganz anders aber ist es mit den Annehmlichkeiten oder Reizungen beschaffen. Wir sind wohl empfindlich; aber wir müssen auch billig seyn.

Wir

Wir müssen die Schönheit hochschätzen; aber auch die Geschicklichkeit verehren. Wir müssen auch eine Schauspielerinn loben, die den Mangel der Reizungen durch solche Vorzüge ersetzt, die den Grimm der Zeit nicht zu fürchten haben. Wollen wir hierinnen zu strenge seyn, so stehen wir in Gefahr diejenigen von der Bühne abzuschrecken, die am fähigsten wären, unsern Verstand zu belustigen. Wir verstehen unser eigen Bestes nicht, wenn wir alle Schauspieler schön wünschen. Ja es gereicht vielleicht eher zu einem Vortheile, daß hierinn ein Unterscheid unter ihnen sey. Eine angenehme Bildung, ein wohlgewachsener Leib, müssen uns allerdings gefallen; aber es giebt Rollen, darinnen der Mangel dieser Vorzüge besser und wahrscheinlicher seyn wird. Wir empfinden oft ein Vergnügen aus dem Widersinne, der aus den großen Forderungen einer Person, und aus den wenigen Vorzügen entspringt, darauf sie solche gründen kann. So wird die Rolle eines Menschen, der sich einbildet schön zu seyn, noch einmal so lustig werden, wenn es der Schauspieler wirklich nicht ist. Kurz, die Profeßion der Schauspieler setzt zum voraus, daß sie Verstand besitzen, und nur nichts widriges an sich haben müssen. Eine Bildung also, die das erste verspricht, und ein Leib dem das letztere fehlt, sind für einen Schauspieler gnug.

Hierauf folgen noch einige Betrachtungen, die gleichsam einen Anhang zum ersten Theile ausmachen. Sie handeln davon, daß denen Schauspielern, welche die untern Rollen haben, das Feuer, der

Witz, und die Empfindungen eben ſo nothwendig ſind, als denen, die die Hauptperſonen vorſtellen. Man macht hier, unter andern eine Anmerkung, die wir mit anführen wollen: daß nämlich die Hauptſchauſpieler für ihre eigene Ehre arbeiten würden, wenn ſie auch zuweilen die mittlern, ja die unterſten Rollen nähmen. Die Ehre, auch in dieſen Rollen Schönheiten ausfündig zu machen, die man darinnen nicht geſucht hätte, iſt ja ſo groß, als der Beyfall in einer andern, allwo das Beſtreben und die Stärke des Dichters ſchon dafür geſorgt haben, daß es am Händeklatſchen nicht fehlen kann.

Die andere Anmerkung enthält, daß obgleich ein Schauſpieler mit allen den Vorzügen begabt iſt, die bisher erfordert worden, es dennoch billig und auch nöthig ſey, in einem gewiſſen Alter, der Schaubühne gute Nacht zu geben. Es iſt eben ſo unvernünftig, lauter Perſonen auf dem Schauplatze zu begehren, die alle im Frühlinge ihrer Jahre ſind, als es unbillig war, lauter Schönheiten ſehen zu wollen. Was von dem Stolze einer Perſon, auf die Schönheit gilt, die eben nicht ſchön iſt, das gilt auch von dem Alter in gleichem Falle. Es gewinnen alſo einige Schauſpieler, in gewiſſen Fällen, dabey, daß ſie nicht mehr jung ſind. Man ermahne aber dieſelben, ſonderlich das Frauenzimmer, dieſes Grundſatzes nicht zu misbrauchen, und den Zuſchauern aus den Augen zu gehen, wenn ſie denſelben ferner nichts als Ekel verurſachen können. Ja ſie thun geſcheid, wenn ſie auch vor der Zeit, ehe ſie noch die Bühne ganz verlaſſen müſſen, gewiſſen Rollen entſagen,

ſagen, die ſich für ſie nicht ſchicken. Man erinnere ſich hier nochmals, daß das Schauſpiel alles vermieden haben will, was die Zuſchauer auf traurige Erinnerungen deſſen, was ſie ſelbſt betreffen könnte, zurücke führt. Vortrefflichen Schauſpielern iſt es zwar erlaubt, dem Schauplatze länger zu dienen, als andern; ja ſie ſind wegen des ehemaligen Beyfalls, auch gewiſſermaßen dazu verbunden: zum wenigſten ſo lange, bis ſie wieder jemanden gezogen haben, der an ihre Stelle treten kann. Wenn man wiſſen wird, daß es weder aus ſchändlichem Eigennutze, noch aus thörichtem Vorurtheile geſchieht: ſo wird man ihnen auch den Nachtheil der Jahre ſo hoch nicht anrechnen. Allein, ſie müſſen auch eine kluge Wahl in den Rollen treffen. Es iſt unerträglich, wenn ein altes Weib als eine Geliebte verehret wird, und zwar von einem Menſchen, deſſen Großmutter ſie ſeyn könnte. Oder wenn auch eine Mannsperſon, die den Schnee auf den Haaren trägt, ſich immer nach den verliebten jungen Rollen dringet. Dieß erläutert Herr von St. Albine mit dem Exempel Barons, eines ſonſt vortrefflichen franzöſiſchen Schauſpielers.

Das I. Capitel des zweyten Theils erweiſet, daß die Munterkeit einem Schauſpieler durchaus nöthig ſey, deſſen Pflicht es iſt, uns zum Lachen zu bewegen. Wenn man gewiſſe Leute fragen ſollte, ſo müßte man alle Lackeyen und Mägde aus den Schauſpielen verbannen. Es ſcheint ihnen wider die Ehrerbiethung zu laufen, die man den Zuſchauern ſchuldig iſt, daß man ſie von ſchlechten Leuten unterhal-

ten läßt, mit denen Leute von gewiſſem Stande, ſich zu Hauſe niemals einzulaſſen pflegen. Es iſt auch wahr, daß man Luſtſpiele, ohne dieſelben verfertigen kann. Allein, Moliere, Regnard, Dancourt, Destouches u. a. m. haben es nicht gethan; und ihre Stücke ſind doch vortrefflich. Das Luſtſpiel ſoll uns zu Lachen machen: wenn dieß nun auf eine wohlanſtändige Weiſe geſchieht, ſo muß man wegen der Mittel, die der Dichter dazu erwählet, nicht ſo gar ekel ſeyn. Man ſtelle alſo auch Geſinde auf der Bühne vor: allein kein Schauſpieler belade ſich mit deſſen Rollen, wenn ſein Character zum Ernſthaften geſchickt iſt. Ein jeder Schauſpieler iſt zwar verbunden, ſich des Glücks oder Unglücks, was ihm begegnet, nicht anzunehmen; aber die Schauſpieler im Luſtſpiele, vor allen andern. Der Scherz und das Lachen, müſſen ihre immerwährenden Gefährten ſeyn. Man muß ſich ſelbſt Comödie ſpielen, wenn man ſie andern gut ſpielen will. Wer alſo eine luſtige Perſon vorſtellt, und ſelbſt kein Vergnügen daran hat, der iſt nur ein Schauſpieler ums Geld, und weil er ſonſt zu keiner andern Lebensart taugt. Wer hingegen das Vergnügen mit den Zuſchauern theilet, der iſt des Beyfalls faſt allezeit gewiß. Doch will man ihre Luſtigkeit nur aus ihrem Bezeigen, nicht aber an ihren Geſichtern merken. Die finſtern Geſichter ſind im Luſtſpiele unerträglich; aber die Lachenden auch: und wenn der Schauſpieler will, daß man lachen ſoll; ſo muß er ſelbſt faſt niemals lachen, ſondern allezeit hinter ſeiner Perſon verſteckt bleiben.

Das

Das II. Capitel zeigt, daß niemand einen Helden gut vorstellen kann, der nicht selbst eine erhabene Seele hat. Man denke ja nicht, daß der Herr Verfasser hier die Tollheit gewisser Hauptcomödianten genehm halte, welche sich einbilden, sie hörten niemals auf, Könige und Prinzeßinnen zu seyn. Sie bilden sich ein, sie gäben Audienz, wenn sie einen Besuch in ihrem Zimmer empfangen, und hielten Staatsrath, wenn sie mit ihrer Bande den Namen des nächsten Stücks überlegen. Mit dieser Narrheit sind mehrentheils diejenigen Schauspieler angesteckt, die das Glück genießen, unter ihren Zuschauern gekrönte Häupter zu sehen; sonderlich die italienischen Sänger. Die Mine einer Dido, oder Clytemnestra steht ja, außer der Bühne einer Sängerinn sehr närrisch, deren Kehle und Schminke alles ist, was sie zum Menschen macht, und die, wenn die Oper gespielt wird, der Schildwacht am innern Verschlage, so gut vortrillern muß, als dem Könige, der sie ernährt. Eben so wenig versteht man hier unter der erhabenen Seele das Vorurtheil gewisser Schauspieler, die, nach Art eines gewissen berühmten Comödianten, die vortrefflichsten Schauspieler, den größten Helden an die Seite setzen; und wenn sie nur dörften, gar leicht behaupten würden, es sey nicht so schwer, ein Held zu seyn, als ihn wohl vorzustellen. Herr von St. Albine versteht unter einer erhabenen Seele, die edle Begeisterung, die einen dahin reißt, wenn man von großen Thaten hört. Diese unterscheidet die vortrefflichen Schauspieler von den mittelmäßigen, und ohne dieselbe wird

kein Schauſpieler ſeine Pflicht recht erfüllen, und ſich einen großen Namen unter ſeines gleichen erwerben.

Das III. Capitel fragt: ob alle Schauſpieler der Empfindung nöthig haben? Diejenigen, deren Amt es iſt, den Zuſchauern Thränen auszupreſſen, haben dieſe Eigenſchaft allerdings nöthiger als die andern. Denn des Horaz Zuruf an die Dichter: weinet ſelbſt, dafern ich weinen ſoll! gilt auch von den Comödianten.

Das IV. Capitel ſetzt feſt, daß nur diejenigen Perſonen, die zum Lieben gebohren ſind, das Vorrecht haben ſollten, die Rollen der Verliebten zu übernehmen. In einer gewiſſen Oper ſtellte eine Schauſpielerinn eine Princeßin vor, die gegen einen Ungetreuen eine heftige Liebe hegte; und brachte bey dieſer Rolle nicht die gehörige Zärtlichkeit an. Sie hatte unter ihren Mitſchweſtern eine gute Freundinn, die ſich alle Mühe gab, ſie ihre Rolle beſſer ſpielen zu lehren. Endlich ſagte ſie einmal zu ihr: iſt es denn ſo ſchwer, was ich von euch fordere! Setzt euch doch ſelbſt an die Stelle dieſer betrogenen Geliebten. Wenn euch ein Geliebter verließe, den ihr zärtlich liebtet, würdet ihr nicht den größten Schmerz empfinden? Ich? (ſagte die andere) ich würde machen, was ich könnte, daß ich bald wieder einen andern Liebhaber bekäme. O! (erwiederte ihre Freundinn) ſo verlieren wir beyde unſere Zeit und Mühe. Ich ſehe wohl, daß ich euch nimmermehr eure Rolle gehörig werde vorſtellen lehren.

Im zweyten Abſchnitte des erſten Theils, handelt das I. Capitel davon, daß eine Stimme, die zu gewiſſen Rollen ſtark genug iſt, zu denen Rollen nicht hinlänglich ſey, die beſtimmt ſind, uns einzunehmen. Dieß gilt hauptſächlich von den Trauerſpielen, in welchen die Stimme majeſtätiſch und pathetiſch ſeyn muß. Dieß ganze Capitel iſt ſehr lehrreich und richtig abgefaßt. Das II. Capitel ſetzt feſt, daß die Liebhaber im Luſtſpiele ein liebenswürdiges Ausſehen und die Helden im Trauerſpiele ein gebiethe-riſches Weſen an ſich haben ſollen. Dieß iſt eine weitläuftigere Ausführung deſſen, was ſchon oben von der Geſtalt der Schauſpieler geſagt worden. Eben das gilt auch von dem folgenden III. Capitel welches von dem anſcheinenden Verhältniſſe handelt, welches unter dem Alter des Schauſpielers und dem Alter derjenigen Perſon ſeyn ſoll, die er vorſtellet.

Das IV. Capitel handelt von den Mägden und Dienern inſonderheit. Es iſt eben nicht allemal nöthig, daß das Kammermädchen jung ſey; ja es iſt zuweilen geſchickter, daß ſie über die erſten Jugendjahre ſchon weg ſey. Zuweilen aber iſt es auch nöthig, daß ſie jung ſey, oder doch ſo ſcheine. Dieß gilt inſonderheit alsdann, wann ſie gegen ſolche Perſonen, denen ſie Ehrfurcht ſchuldig iſt, gar zu freye und naſeweiſe Reden zu führen hat; oder, um zween Liebhabern durchzuhelfen, gewiſſe Mittel erwählet, die ſich mit einer ſtrengen Sittenlehre nicht vertragen. In dieſen Fällen kann ſie nichts anders entſchuldigen, als die Unbeſonnenheit der Jugend.

veiſeſten Heyden, und die Gedanken der tiefſinnigſten Philoſophen zu ihrer Beluſtigung und Erbauung in ie Hände zu geben. Wir müſſen ihnen auch dieſes lles ohne weiteres Bedenken zugeſtehen, wenn wir ie Verzeichniße davon bey dem du Verdier, la Croix, u Maine, le Long und vielen anderen mehr nachleſen, elche in eigenen Werken die Nahmen der Franzöſi-hen Schriftſteller aller Zeiten aufgezeichnet haben.

Man weis daß die Italiäner in dem Ruhme der Wiſſenſchaften nicht gerne irgend einem Europäiſchen olke, zumahl den Franzoſen, nachgeben. Sie wollen nen daher auch durchaus nicht den Vorzug in Uber-ſtungen gönnen. Demnach iſt ungefehr erſt vor völf Jahren ein Gelehrter vom erſten Range unter nen aufgeſtanden, nemlich der Marcheſe von Vero-a, *Scipione Maffei*, und hat in einer beſondern zu Venedig A. 1720. 8. gedruckten Schrift, *Traduttori Italiani*, *) oder von den Italiäniſchen Uberſe-ern, genannt, mit unleugbaren Proben bewieſen, aß ſeine Landsleute ſich nicht ſaumſeliger in Uberſe-ung und Bekantmachung der theuren Uberbleibſel s Griechiſchen und Römiſchen Alterthums erzeiget, s die Franzoſen. Er hat dieſer Abhandlung ein ſehr eitläuftiges Regiſter derjenigen Italiäner beygefü-t; welche von dem Anfange des XIII. bis zu dem nde des XVI. Jahrhunderts die alten Griechiſchen d Lateiniſchen Autores in ihre Mutterſprache ge-

 bracht;

*) In den *Actis Eruditor. A.* 1723. *p.* 228. wird bemerket, daß der ebenfalls berühmte Italiäniſche Biſchoff *Juſtus Fontanini*, ſeinem Werke *della Eloquenza Italiana*, auch ein Verzeichniß der vornehmſten Italiäniſchen Uberſetzer einverleibet.

Wenn ihr nun das Anſehen derſelben fehlet, ſo wird ihre Rolle mangelhaft. Ein fertiges Maul hergegen iſt einem Kammermädchen allemal, und zwar in hohem Maaße, unentbehrlich. Ueberdieß muß ſie eine leichtfertige Mine haben. Wenn ein Kammermädchen, einfältig ausſieht, ſo denkt man, es ſey eine bäuriſche Javotte, aber keine Nerine. So nöthig nun dieſe Stücke dem Mädchen ſind; ſo nöthig iſt dem Diener die Geſchwindigkeit und Behendigkeit. Ein Diener muß immer in Bewegung ſeyn. Er muß ohne Unterlaß ſowohl unſere Augen als unſern Verſtand, unterhalten. Daher folget denn, daß ein dicker Körper ihm eben ſo übel ſtehen würde, als das Stammeln einem geſchwätzigen Kammermädchen.

Hierauf folget der zweyte Theil und handelt, von der Hülfe, die ein Schauſpieler von der Kunſt entlehnen ſoll. Das I. Capitel zeigt, worinn die Wahrheit der Vorſtellung beſtehe; nämlich in dem Zuſammenfluſſe derer Umſtände, die den Zuſchauer hintergehen können. Einige derſelben beſtehen in dem Spiele der Comödianten ſelbſt; andere beruhen auf dem Schauſpieler allein, oder auf ſeiner Verkleidung, oder auf der Verzierung des Ortes, wo er ſpielet. Die erſtern, welche von dem Bühnenſpiele (jeu theatre) herrühren, ſind zur Verblendung die wichtigſten, und gehören eigentlicher als die andern, für den Herrn Verfaſſer. Sie beſtehen aber in der genauen Obacht auf das was ſich ſchickt, oder nicht. Dieß Spielwerk iſt alſo nur in ſoweit wahr, als man darinnen alles erblicket, was ſich zu

dem

dem Alter, Stande, Character und den gegenwärtigen Umſtänden des Schauſpielers ſchickt. Wer alſo den Lycander im Glorieux vorſtellen will, der muß als Schauſpieler, das Anſehen eines an Jahren reifen, eines vornehmen, und edelgeſitteten Mannes haben, der den Hochmuth und die Praleren haſſet. Iſt dieſes nicht; ſo fehlet die Wahrheit. Ein Schauſpieler, der eine Leidenſchaft vorzuſtellen übernimmt, muß ſie nicht ſo vorſtellen, wie ſie ſich bey allen Menſchen insgemein äußert, ſondern wie ſie ſich bey der Perſon geäußert hat, die er vorſtellt. Achilles zürnt anders, als Chremes: und der Ariane Schmerz iſt ganz anders beſchaffen, als der Gram eines Bürgermädchens die ihren Freyer verloren. Wir müſſen von dieſem ſchönen Capitel abbrechen, um auch noch von den übrigen etwas weniges zu ſagen.

Das II. Capitel handelt von der Wahrheit der Vorſtellung. Dieſelbe beſteht darinn, daß die Vorſtellung demjenigen gemäß ſeyn muß, was eine vorzuſtellende Perſon in gleichen Fällen gethan hat, oder gethan haben würde. Wenn z. E. Iphigenia ihren Vater Agamemnon fragt, ob er ihr erlauben würde, mit beym Opfer zu ſeyn, und er ihr antwortet: du biſt gewiß dabey! ſo möchten einige Schauſpieler glauben, ſie machten ihre Sache vortrefflich gut, wenn ſie dabey die Iphigenia zärtlich anſähen. Aber das wäre falſch: denn Agamemnon würde gewiß vor Wehmuth, die Augen von ſeiner Tochter abgewendet haben.

Das III. Capitel enthält Betrachtungen über die zwey wesentlichen Stücke der wahrhaften Vorstellung, und diese sind, die Wahrscheinlichkeit in dem Spiele mit den Minen des Gesichts, und mit den Stellungen des Leibes; als aus welchen die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung entspringt.

Das IV. Capitel handelt von der Wahrheit des Vortrages, in welchem insonderheit die Regeln von der Aussprache und der Erhebung oder Mäßigung der Stimme, gegeben, und durch Exempel aus einigen Trauer- und Lustspielen erläutert werden. Das V. Capitel setzt eben dieselbe Sache fort.

Im VI. Capitel fragt sichs: ob die Tragödien declamirt, oder nur so monotonisch hergesagt werden sollen, wie ehedem in Frankreich geschehen, und viele Leute es auch noch heute zu Tage gern sähen. Unsere Leser werden aus dem bisherigen leichtlich muthmaßen, daß Herr von St. Albine für das erstere geneigt ist: und wir Deutschen sind so glücklich, aus der Erfahrung von unsern besten Schauspielern, zu wissen, wie sehr eine gute Declamation die Herzen der Zuschauer rühren kann.

Das VII. Capitel handelt von einigen Hindernissen der guten Declamation. Deren eines ist, die Gewohnheit einiger Schauspieler, die Stimme zu sehr zu zwingen. Wer nicht natürlich redet, der redet nicht wahrscheinlich. Das andere ist die Monotonie, und diese ist dreyerley. Die Monotonie beständig in einem Tone zu reden; die Aehnlichkeit der Schlüsse, und die gar zu oftmalige Wiederholung derselben Abfällen. Hierzu kömmt noch

die

die Gewohnheit einiger Schauſpieler, in allen Stücken eine einzige Tonart, darinnen ſie beſonders ſtark ſind, beyzubehalten. Wer z. E. ein Geſchick hat zu rühren und Thränen zu erwecken, der kömmt immer mit einem weinenden Tone aufgezogen, auch wenn ſichs zu ſeiner Rolle nicht ſchickt. Dieß alles wird hier mit guten Gründen beſtritten.

Das VIII. Capitel zeigt, wie überaus fertig die Comödianten ihre Rollen wiſſen ſollten, um recht wahrſcheinlich zu agiren. Wir ſehen hier, daß es den armen deutſchen Zuſchauern, die der ewige Einhelfer mit ſeinem lauten Geplerre quälet, in Frankreich an Mitbrüdern fehlet. Es kann allerdings nichts natürliches aus der Vorſtellung werden, wenn der Schauſpieler ſeiner Sache nicht gewiß iſt, und alle Augenblicke die Ohren nach dem verwünſchten Loche im Theater recken muß; um die ihm entfallenen Stellen wieder aufzufiſchen.

Das IX. Capitel handelt von einigen Nebenſachen, die der wahrſcheinlichen Vorſtellung hinderlich ſind.

Im X. Capitel werden noch einige wichtige Lehren gegeben. Unter andern, daß der Schauſpieler mit eben ſo vieler Behutſamkeit, als der Dichter thut, den Zuſchauern den Ausgang der Handlung verberge.

Wir müſſen abbrechen, um noch andern Sachen in dieſen Blättern Raum zu laſſen. Herr von St. Albine hat der Welt ein ſchönes Werk, und den Schauſpielern ein Buch geſchrieben, welches ihnen künftig unentbehrlich ſeyn wird. Wir freuen uns, daß ein geſchicktes Mitglied der röm. kaiſerl. deutſchen

ſchen Schaubühne in Wien, die Ueberſetzung desſelben übernehmen, und es mit noch andern wichtigen Zuſätzen, ſeinen deutſchen Mitgehülfen zu gute bekannt machen wird.

* *

IV.

Σαλλυστιυ Φιλοσοφυ περι Θεων και κοσμυ. Traité des Dieux et du Monde, par Salluſte le Philoſophe, traduit du Grec, avec des Reflexions philoſophiques & critiques. A Berlin, chez Chretien Louis Kunſt 1748. 8.

D. l.

Des weltweiſen Salluſtius, Buch von den Göttern und der Welt, aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit philoſophiſchen und critiſchen Anmerkungen erläutert, von Herrn Profeſſor Formey.

Der alte Weltweiſe Salluſtius iſt eine Zeitlang ganz ins Vergeſſen gekommen geweſen. Gabriel Naudäus, und Athanaſius Kircher, hatten aufs vortheilhafteſte von ihm geurtheilet, als der erſte ihn 1638, und alſo itzo vor 110 Jahren zu Rom zum erſtenmale ans Licht ſtellete. Er fügte demſelben die lateiniſche Dolmetſchung des Leo Allatius, und Lucas Holſtens Noten bey; fand auch ſo viel Beyfall damit, daß ſeine Ausgabe 1639 zu Leiden wieder aufgelegt ward. Thomas Gale gab ihn 1671 zu Cambridge in einer Sammlung zum drittenmal ans Licht, und die vierte Ausgabe davon kam

1688

1688 bey Wetsteinen, in 8 heraus. Seit dieser Zeit nun hat niemand an diesen alten Philosophen gedacht, und die alten Ausgaben haben sich in einer Zeit von 60 und mehr Jahren sehr selten gemacht.

Man hat also Ursache, es dem Herrn Professor Formey als ein Verdienst um diesen Schriftsteller anzurechnen, daß er uns die fünfte Auflage desselben geliefert hat: zumal da er denselben, nicht nur mit einer französischen Uebersetzung versehen, sondern auch mit gelehrten Anmerkungen bereichert hat. Hat er sich gleich in der ersten hin und her, so genau nicht an den Buchstaben des Textes gebunden: so ist sie doch noch weit getreuer, als viel andre französische Uebersetzungen der Alten zu seyn pflegen. Seine Anmerkungen aber ersetzen diesen kleinen Abgang so reichlich, daß man nicht Ursache hat, einige wenige Stellen, die vielleicht etwas anders hätten gegeben werden können, ihm sehr hoch anzurechnen.

In der Vorrede erhebt der Herr Verfasser, wie billig ist, die Schriften der Alten, sonderlich ihrer Weltweisen. Die größten Philosophen neuerer Zeiten haben erst fleißig den Quellen der alten Weisheit nachgeforschet. Wer sie verachtet, kennet sie unfehlbar nicht. Der schleunige Fortgang neuerer Zeiten ist mehr einer besondern Vorsehung, als der Geschicklichkeit unsrer Weltweisen zuzuschreiben; da jene ihnen so zu reden, die vortrefflichsten Hülfsmittel neuer Entdeckungen vorgesparet hatte. Und es ist allemal zu erstaunen, daß ein Aristotel, Theophrast und Plinius ꝛc. es ohne alle diese Hülfe, so weit haben bringen können. Sonderlich sind dieselben

ſelben in der Art von Wahrheiten glücklich geweſen, die aufs bloße Nachſinnen ankommen. Die Religion und Sittenlehre zeigen ſich in ihren Schriften öfters in dem angenehmſten Lichte: ſonderlich wenn man die damals herrſchenden Irrthümer, und die kleine Zahl derer betrachtet, die ſich dazumal darauf legten.

In dieſen Gedanken ward der Herr Profeſſor Formey merklich beſtärket, als er die vom Gale geſammleten Opuſcula mythologica, phyſica &c. durchlas, worinn außer dieſem Salluſtius, auch Ocellus Lucanus und Timäus der Lokrenſer enthalten ſind. Auch dieſe verſpricht der Herr Profeſſor uns künftig herauszugeben, wenn dieſer Anfang gut ſollte aufgenommen werden. Vielleicht wäre es noch beſſer geweſen, wenn er uns dieſe drey Werkchen zugleich ans Licht geſtellet hätte.

Da der Herr Profeſſor Formey es wohl wußte, wie ſehr man von denen Scribenten pflegt eingenommen zu werden, die man herausgiebt: ſo hat er auch derjenigen Hochachtung gleichſam widerſtanden, in die ihn ſein Salluſtius, auch wider Willen verſetzte. Er hat alſo in den Anmerkungen ſowohl die Meynungen ſeines Weltweiſen erläutert, als ſeine eigene Gedanken darüber ausgelaſſen. Dazu ſind nun noch einige critiſche Noten gekommen, darinn er theils ſeine Ueberſetzung rechtfertiget, theils einige ſchwere Stellen erläutert. Mehrentheils zeigen ſie auch, was für richtige Gedanken dieſer Scribent von den erhabenſten Wahrheiten hin und wieder gehabt. Daher hat Kircher eben dieß Buch

ein

ein güldnes Buch genennt, und gesagt, daß man die Einsicht und Tugendliebe eines Schriftstellers, der mitten in der Finsterniß des Heidenthums gelebet, nicht sattsam bewundern könne.

Weil die lateinische Uebersetzung des Allatius sehr fehlerhaft war: so hat der Herr Professer Formey sich alle Mühe gegeben, sie zu übertreffen. Wo er was von dem seinen, zu der sehr kurzen Schreibart des Verfassers hinzusetzen müssen; da hat er es eingeschlossen: eine Sorgfalt, die man sonst von französischen Uebersetzern so wenig gewohnt ist, als daß sie den Grundtext beydrucken lassen.

Wer Sallustius gewesen, war anfangs so ungewiß, als wenn er gelebet. Insgemein hält man ihn für den Syrer, der ein Gegner des Proklus gewesen, und dessen Suidas und Photius weitläuftig gedenken. Allein, diese Merkmaale eines Cynischen Weltweisen passen mit demjenigen schlecht zusamen, was in diesem seinem Werke steht. Paganinus Gaudentius, und Fabricius sind also auf einen bessern Weg gerathen, da sie dieses Buch dem Platoniker Sallustius zueignen, der um die Zeit Kaisers Julians gelebet, und ihn von der Verfolgung der Christen abgerathen hat. Julian erhob ihn von einer Würde zur andern, sogar, daß er ihm im 33sten Jahre das Consulat auftrug. Glückliche Zeiten! wo die Weltweisheit noch kein Hinderniß war, Leute zu den ansehnlichsten politischen Würden zu erhöhen!

Um unsern Lesern, die diesen Weltweisen noch nicht kennen, einigen Begriff von dem, was er abgehan-

merkungen gedenken, die der Herr Professor Formey hinzugesetzet. Die erste betrifft die unkörperlichen Kräfte der Körper, die unser alter Weltweiser mit tiefeindringender Scharfsinnigkeit eingesehen hat. Ist es doch nicht anders, als wenn man Leibnitzen von den Kräften reden, und den Grund zu seiner Dynamyk legen hörte! So weit sind unsre heutigen Gassendisten und Neutonianer nicht gekommen, die in den Körpern nichts, als materielle Stäubchen erkennen wollen! so deutlich hat sich zwar Herr Professor Formey davon nicht erkläret; es scheint uns aber, daß er es gedacht habe.

Die zweyte Anmerkung betrifft die Erklärung des Sallustius von der Vielheit der göttlichen Wesen. Er merkt sehr wohl an, wie die Weltweisen dieselbe zu erklären gesucht: so daß doch im Grunde nur eine einzige Gottheit stehen geblieben. Die verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen derselben, waren von den Heiden zu besondern göttlichen Personen gemacht: und als so viel verschiedene Götter verehret worden. Dieses zeiget das Gleichniß des Weltweisen von den Ideen und Gedanken der Seele. Wie nämlich diese darum die Einigkeit ihres Wesens nicht aufheben, eben so meynten sie auch, daß die Vielheit der Götter, die Einigkeit der Gottheit nicht aufhübe. Dieses kan zu mehrerm Nachsinnen in Ansehung der arrianischen und athanasischen Meynungen Anlaß geben, die dazumal das Christenthum theileten.

Das dritte Capitel handelt von den Fabeln, und lautet ungefähr so: „Warum haben also die Alten „diese Lehren beyseite gesetzt, und sich der Fabeln

„be-

„bedienet? Dieß iſt ſchon Fragens werth: ja dieß
„iſt eben der erſte Vortheil der Fabeln, daß man
„ſie unterſuchet, und ſie alſo dienen, den Verſtand zu
„üben. Daß ſie aber göttlich ſind, erhellet, aus
„denen, von welchen ſie herſtammen. Dieſes ſind nun
„die von Gott getriebenen Poeten, die beſten unter den
„Weltweiſen, die Urheber der geheimen Feſte, und end-
„lich die Götter ſelbſt in den Orakeln geweſen. Die
„Philoſophie aber unterſucht billig, warum ſie gött-
„lich ſind. Weil nämlich alle Weſen ſich an ihres
„gleichen beluſtigen, und vor dem Unähnlichen ſich
„entziehen: ſo mußte auch die Lehre von den Göttern
„ihnen ähnlich, und ihrem Weſen anſtändig ſeyn;
„auch diejenigen, ſo ſie bekannt machten, den Göt-
„tern beliebt machen. Dieſes konnte aber nur durch
„Fabeln geſchehen. Denn die Fabeln ahmen dar-
„innen der Güte Gottes nach, daß ſie ſelbige theils
„als klar, theils als unausſprechlich; bald als unер-
„kannt, bald als offenbar; bald als weiſe, bald als
„verſteckt vorſtellen. So haben die Götter diejeni-
„gen Güter, ſo die Sinne rühren, allen Menſchen
„gemein gemacht; die geiſtlichen aber nur den Ver-
„ſtändigen gegeben. So lehren die Fabeln alle
„Menſchen, daß Götter ſind: wer und was aber
„dieſelben ſind, ſagen ſie nur denen, die es einſehen
„können. Ja ſie ahmen auch die Kräfte der Göt-
„ter nach. Denn dieſe Welt ſelbſt kann eine Fa-
„bel heißen. Die Körper nämlich, und die Wirkun-
„gen darinnen, fallen in die Augen; die Seelen aber
„und Geiſter ſind verborgen. Wenn man aber
„allen Menſchen die Wahrheit von den Göttern ſa-

bracht ; welches auch nach ſeiner Meynung um ſo viel eher und leichter geſchehen können , je bequemer die Italiäniſche Sprache ihrer innerlichen Beſchaffenheit nach vor vielen andern zur Uberſetzung iſt, und jemehr ſie ſonderlich den Griechen in ihren eigenen Ausdruckungen nahe kömmt. Eben dieſer treffliche Mann iſt auch völlig überredet, daß die Menge zu dachter Uberſetzungen vieles, wo nicht das meiſte, zu Wiederherſtellung des guten Geſchmackes in Italien, hauptſächlich aber zu Auszierung und Beſſerung der Sprache ſelbſt, beygetragen ; welche letztere, wie er davor hält, bereits in dem XV. Jahrhundert den Gipfel der Vollkommenheit bey nahe erreichet gehabt.

Wir müſſen geſtehen, daß wir durch das Beyſpiel des Herrn *Maffei* bewogen worden, uns gleichfals etwas genauer zu bekümmern, wie viel denn wir unſern Landsleuten in dieſer Art von gelehrten Ubungen Dank ſchuldig ſind ? Dieſes aber zu erfahren, kan nicht wohl leicht auf andere Weiſe geſchehen, als wenn wir uns ebenermaßen bemühen, vermittelſt einer genauen und richtigen Verzeichniß ihrer Uberſetzungen derſelben Verdienſte in dieſem Stücke etwas näher kennen zu lernen. Diejenigen unter den geneigten Leſern, welche einſehen , was für Mühe, Zeit und andere nicht geringe Beſchwerungen ein ſolches Vorhaben, erfordere, und mit wie vielen unvermeidlichen Hinderniſſen es verknüpfet ſey, werden ſich gar wohl zufrieden geben, daß wir ihnen vor dießmahl ſtatt einer Probe nur ein

Verſuch eines Verzeichniſſes der allermeiſten Deutſchen Uberſetzungen alter Lateiniſcher Scribenten

„gen wollte; so würden die unverständigen, weil „sie es nicht begreifen könnten, sie nur verrathen. „Die klügern und hurtigen Köpfe hergegen würden „sich vor den Schwierigkeiten fürchten. Da sie „aber itzo in Fabeln verhüllet ist, so wird sie da„durch vor der Verachtung der Einfältigen, gesichert, „und erwecket der Philosophen Neubegier. Was „indessen die Ehbrüche, Diebstähle, Gefangenneh„mung der Väter, und andre Ungereimtheiten der „Fabeln betrifft: so ist auch dieses wunderbar, daß „unter diesen scheinbaren Ungereimtheiten, die Seele „gleich zu der Erkenntniß geleitet wird: Dieses wä„ren nur die Hüllen, darunter die unaussprechlichen „Wahrheiten verborgen lägen.

Da sieht man, wie die Weltweisen um Julians des Abtrünnigen Zeiten, ihre Fabeln eben sowohl allegorisch zu erklären gesucht, als Origenes die Schriften des Alten Testaments erklärete. Herr Prof. Formey findet selbst eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der Art, womit er die Göttlichkeit der Fabeln beweiset, und wie wir Christen diejenigen Geschichte darthun, die unsern Glauben ausmachen *: womit vielleicht nicht alle Gottesgelehrten zufrieden seyn werden. Auch bey dem vorläufigen Nutzen der Fabeln, daß sie den Verstand üben, macht er die Anmerkung, daß klare und augenscheinliche Grundsätze, und abgesonderte Wahrheiten nicht geschickt sind, das

* Dieß sind seine Worte. Il prouve dabord leur Divinité, à peu prés, comme nous prouvons celle des Faits, qui composent notre creance par le caractere de ceux, qui ont enseigné la Mythologie aux

das Weſen einer Religion auszumachen. Dieſe Sätze die man ſogleich begreift, wenn man ſie höret, laſſen den Verſtand in einer Unthätigkeit, die ihn nicht zum äußerlichen Gottesdienſte führen würde, welcher das Band der menſchlichen Geſellſchaft ausmacht. Es muß alſo etwas dazu kommen, was die Menſchen aufwecket, und ihre Neugier erreget; was Neues, was Seltſames, und in Ermangelung eines wahrhaftig göttlichen Wunders, was Fabelhaftes. C'eſt ainſi, que ſe font les Religions! So entſtehen die Religionen! Auch Proklus hat von dem Nutzen der Fabel im I. B. der platoniſchen Theologie, im 4 Cap. und im Buche von der Republik noch weitläuftiger gehandelt.

Auch bey der Vergleichung dieſer Welt mit einer Fabel, die Salluſt. machte, hält ſich Herr Prof. Formey verbunden, eine Erläuterung zu machen. Er zeigt, daß die meiſten Menſchen die Begebenheiten der Welt nicht anders betrachten, als ein Kind, welches ein Fabelbuch mit Bildern vor ſich hat. Es blättert darinn hin und her; es findet Affen, Füchſe, Raben, Katzen und Mäuſe. Darüber freuet es ſich, und vertreibt ſich die Zeit damit; das aber iſt es auch alles. Vielleicht lieſt es auch wohl die Reden dieſer Thiere, ohne ſie gleichwohl zum rechten Zwecke zu deuten. Ein andrer hergegen lieſt ſie auch, vergißt aber den Raben und den Fuchs, der

peuples, & enſuite par l'Analogie des Fables avec la Nature même des Dieux, dont elles ſont connoitre, ce qui peut en être connû, tandis que le reſte eſt, & demeure ineffable.

ihn um den Käſe bringen, und denkt an die Schmäuchler. So machen es die Menſchen mit der Welt. Der Weltmenſch ſperrt die Augen weit auf, den Himmel und die Erde zu betrachten. Er ſieht Thiere, Bäume, und Pflanzen. Das ſind die Kupferſtiche dieſer großen Fabel. Weiter geht er nicht. Sogar mancher Sternſeher und Naturforſcher kömmt nicht weiter. Nur derjenige, welcher Gott in ſeinen Werken findet, und alles auf den gehörigen Zweck leitet, verſteht die Fabel der Welt recht.

Wir wollen doch noch das VII. Capitel von der Natur der Welt und ihrer Ewigkeit mitnehmen. „Die Welt aber ſelbſt, muß nothwendig unvergäng„lich und unerzeugt ſeyn. Unvergänglich; denn „gienge ſie unter, ſo müßte entweder eine ſchlimmere, „oder eine beſſere, daraus entſtehen; oder alles „müßte nur in Verwirrung gerathen. Würde was „ſchlimmers daraus, ſo müßte das Weſen böſe ſeyn, „welches das beſſere verſchlimmerte. Würde ſie beſ„ſer: ſo iſt der ohnmächtig, der ſie nicht gleich anfangs „beſſer gemacht hat. Wird ſie wieder eben ſo: ſo „iſt es vergebliche Mühe. Daß ſie aber in Unord„nung gerathe: das iſt unbillig, nur zu denken.

„Daß ſie aber unerzeugt ſey, erweiſt folgendes. „Den geht ſie nicht unter, ſo iſt ſie auch nicht erzeugt: „alles entſtandene nämlich vergeht auch. Und weil „die Welt aus der Güte Gottes ihr Weſen hat, „Gott aber nothwendig gütig iſt; ſo muß auch die „Welt nothwendig ſeyn: ſo wie die Sonne und „das Feuer ihr Licht, die Körper ihr Schatten ha„ben. Unter den Weltkörpern aber giebt es einige,

„die

„die durch ihre runde Bewegung dem Verſtande „nachahmen; andre hergegen, die durch die gerade, „der Seele folgen. Unter dieſen ſind das Feuer „und die Luft, deren Richtung aufwärts geht; im„gleichen Erde und Waſſer, die abwärts ſinken. „Unter den runden Bewegungen geht die eine ſchlecht„weg von Morgen gegen Abend; die ſieben Plane„ten aber umgekehrt. . . . Alles dieſes aber ma„chen die Götter; der Verſtand richtet es ein, und „die Seele bewegt es. Und ſoviel von den Göttern.

Man ſieht leicht, wie viel Gelegenheit dieſes dem Herrn Ueberſetzer wird gegeben haben, gelehrte Anmerkungen zu machen. Wir bemerken nur, daß die ſeltſamen Schlüſſe von der Aehnlichkeit der körperlichen Bewegungen mit den Seelen, ſich auf die damalige ſehr unvollkommene Kenntniß der Welt gründen, und gerade das ſchlechteſte in dem ganzen Capitel ſind. Bey den Wörtern Νους und ψυχη im Schluſſe vermutheten wir einige Erklärungen nach dem Sinne eines Anaxagoras, oder Plato zu finden, die an dieſen Ort gehöreten. Man hätte auch zeigen können, wie beydes von einander unterſchieden, und doch in Gott geſetzet worden: wobey der Platonisme devoilé gute Dienſte hätte thun können. Doch es hat dem Herrn Verfaſſer anders gefallen.

Wir übergehen die folgenden merkwürdigen Capitel und eilen zum XII. vom Urſprunge des Böſen: denn es iſt wohl werth, ſeine Meynung davon zu wiſſen. „Allein, da die Götter gut ſind, und „alles machen: woher kömmt denn das Böſe in der

„Welt? Zuförderst ist dieses zu sagen, daß, da die „Götter gut sind, und alles machen, so sey das „Böse nichts wesentliches, sondern nur eine Abwe„senheit des Guten; so wie auch die Finsterniß „selbst nichts anders ist, als die Abwesenheit des „Lichtes. Es ist auch nothwendig, daß wenn das „Böse etwas wäre, es entweder in den Göttern, „oder im Verstande, oder in den Seelen, oder in „den Körpern seyn müßte. Allein es ist nicht in „den Göttern, sintemal jeder Gott gut ist. Wer „aber den Verstand böse nennt, der nennt den Ver„stand unverständig; und wer die Seele so heißet, „der macht sie schlechter als den Körper. Denn „kein Körper hat an sich selbst was Böses. Käme „es aber aus der Seele und dem Leibe zugleich: so „wäre es unvernünftig, daß beyde einzeln nicht böse „wären; zusammen aber was Böses ausmachten. „Wenn jemand die Geister böse nennet; so kann es „auch nicht seyn, wenn sie ihre Kräfte von den „Göttern haben. Haben sie selbige anders woher: „so haben denn die Götter nicht alles gemacht. „Machen sie aber nicht alles, so wollen sie es ent„weder, und können nicht; oder können zwar, wol„len aber nicht. Allein keines schickt sich für sie. „Folglich kann denn nichts wesentlich Böses in der „Welt seyn. Auch die Thaten der Menschen schei„nen weder alle, noch immer schlimm zu seyn. Wenn „aber die Menschen das Böse um sein selbst willen „thäten: so wäre die Natur selbst böse. Wer also „die Ehe bricht, sieht den Ehebruch für böse, die „Wollust aber für gut an. Wer da mordet, hält

„den

„den Mord für böse, und den Raub für gut. Wer „seinem Feinde böses thut, sieht das Böse was er „thut, für böse; die Rache am Feinde aber, für et„was Gutes an. Und in allem, was die Seele „sündiget, entsteht allemal das Böse wegen des „Guten. So wie wegen Mangel des Lichts, eine „Finsterniß wird, die doch wesentlich nichts ist. Es „sündiget also die Seele, weil sie des Guten verfeh„let; und sie irret im Guten, weil es nicht das erste „Wesen ist. Damit sie aber nicht irren, und von „ihrem Irrthume zurecht gewiesen werden möchte, „haben die Götter sichtbarlich alles gethan. Die „Künste, die Wissenschaften, die Tugenden, die „Gebethe, die Opfer, die Geheimnisse, ja die Ge„setze, und Regierungsarten, die Rechtssprüche, „und Strafen, sind darum eingeführet, daß die „Seelen vom Sündigen abgehalten würden. Und „wenn sie den Leib verlassen, so sind Götter da, die „sie versöhnen, und Geister die sie von ihren Sün„den reinigen.

Nun urtheile man, was von einem heidnischen Weltweisen zu halten sey, der auf dergleichen tiefsinnige Betrachtungen von der Natur des Bösen gerathen! Wenigstens wird man sehen, daß hier die Hauptbegriffe schon vorhanden sind, die der unsterbliche Leibnitz in seiner vortrefflichen Theodicee gereiniget, und dadurch alle Zweifel niedergeschlagen hat, die Bayle aus dem Bösen in der Welt, wider die Güte Gottes auf die Bahn gebracht hatte.

* *

V.

Muthmaßliche Herleitung der Redensart: den Korb bekommen *.

Wenn einmal zum Voraus gesetzt wird, daß die besten Ausschmückungen in der deutschen Sprache uneigentliche Redensarten sind, die entweder eine gewisse Begebenheit oder einen ungefährigen Gebrauch und Gewohnheit zum Grunde haben; anderntheils eine große Anzahl derselben vom Cybelischen und Isischen Gottesdienste, von den Opfern der Griechen und Römer, von der damaligen Knechtschaft, von den Schauspielen in den Kreisen, insonderheit von den Hochzeitsceremonien u. s. w. herstammen: welche Redensarten so dann von unsern in Griechenland und sonst herumschwärmenden und nach Meklenburg heimkehrenden Niedersachsen, wie auch von denen unter römischer Schutzherrschaft, oder in deren Bündniß oder auch Kriegsdiensten stehenden; nicht minder in dem untersten Theile Italiens, oder groß Griechenland, sonst lebenden Deutschen, begierig angenommen worden, als welche die nach dem galanten Rom immer ab- und zureisenden deutschen jungen Herren mit sich nach Hause gebracht: so darf uns nicht befremden,

* Diese Abhandlung ist uns zu beliebiger Einrückung in diese Monatschrift eingesandt worden, und zwar von einer gelehrten Feder aus Cassel, die schon mehrmals zu diesem Büchersaale ihre Beyträge gethan hat.

den, woher die ſonſt für einfältig und mehrentheils unwiſſend gehaltene Deutſchen, zu ſo verblümten und tiefſinnigen Ausdrücken gelanget, daß unſere Sprache mit einem Schmucke unzählicher Wortfügungen und Sprüchwörter anitzo pranget, deren Urſprung vielen unbekannt iſt, und welchen zu erforſchen die Sprachkundigen ſelbſt öfters kaum der Mühe werth achten ꝛc. Exempel ſollen zum Beweiſe genug ſeyn, wie die Unterſuchung von dergleichen Sachen ſo gar nicht zu tadeln, daß vielmehr ſothanem Fleiße durch wiederholte Aufmunterung aller Vorſchub zu geben wäre.

Eine gemeine Redensart iſt es: **einem den Korb geben**, und **den Korb kriegen**. Der Urſprung davon ſcheinet in den Apophoretis zu ſtecken, welche um die Zeit, wenn bey den Römern die Calendæ Decembres oder Saturnales einfielen, den Männern geſchickt oder gereicht wurden. An dem erſten Tage dieſes Monats nämlich nach unſerm Calender den 17 Decembr. hielten die Knechte zum Andenken, daß zur Zeit des Saturns alle Menſchen in gleichen Ehren und Würden geſtanden, ihre Saturnalien. An dieſem Feſte wurden nicht allein den Abweſenden Geſchenke geſchickt; ſondern es wurden dergleichen auch bey der Mahlzeit den Anweſenden Gäſten, des Martials Zeugniſſe nach, mitgetheilet:

Præmia convivæ det ſua quisque ſuo.

Sothane Geſchenke nennet Ambroſius Apophoreta: Qui ad Convivium magnum invitantur, Apophoreta

phoreta secum reportare consueverunt. Diese bestunden nicht allein in übrig gebliebenen Früchten, sondern auch in Geld, Kutschen, Pferden, Kleidern u. d. gl. Vormals waren es Präsente, die ihnen gebracht, oder gegeben wurden; hernach aber wurden solche Geschenke ordentlich abgefodert. Und da die Vornehmen unter den Römern bey ihren Gastereyen zuletzt ungemein verschwenderisch wurden: so mußten sie durch dergleichen angesuchte Beschenkungen, ihres Schadens sich in etwas wieder erholen. Beym Plautus * sagt einer zu seinem Diener: Gehe hin, und hole die Hechte, die Barße, die Quappen, Forellen, und nennet eine ungemeine Menge Fische, die er bey seinem Geburtstage haben wollte. Symmachus ** obgleich er kein Heide war, so redet er doch vom Christenschmause, wie es darauf zugienge ziemlich anzüglich.

Apophoreta dare wird auch gesagt, wenn beym Ende der Mahlzeit die Ueberbleibsel, voraus das Confect oder der Nachtisch (Bellaria) als Confect, Aepfel und anderes Obst, auch Honig herum getheilt wurden, so gar, daß der letzte, wenn nichts für ihn mehr übrig, den leeren Korb anzunehmen, sich nicht schämete, worüber er zweifelsohne derbe mag ausgelacht, mithin der Redensart Anlaß gegeben worden seyn: er habe den Korb gekriegt.

Hieraus ist offenbar, wie sie zu der Zeit um die apophoreta oder munera sich müssen gerissen haben, da so gar der Korb, weil er mit Preis gegeben worden,

* Pseudol. A. I. sc. 2. v. 38.

** L. 6. Ep. 82.

den, unter die apophoreta nicht nur gerechnet, ſondern auch wohl gar den darinn liegenden Geſchenken den Namen beygeleget hat. So wie etwa, wenn ein groſſer Prinz Geldſorten oder Gedächtniſſmünzen auswirft, zuweilen den leeren Beutel, worinn er ſie gehabt, mit hinwirft, und Preis giebt. Daß dieſem alſo ſey, beſtätiget Lipſius: Apophoretum: Apophoretum, ſpricht er, vel Apophoretam inter genera vaſorum Iſidorus cenſet, cujus verba de vaſis eſcarum. Apophoreta a Græcis a ferendo poma, vel tale quid nominata. D. i. Ein Korb in eigentlichem Verſtande.

Da nun obigem nach, Apophoreta überhaupt Geſchenke waren, die an den Saturnalien einer dem andern, auch die Weiber ihren Männern und männlichen Anverwandten zuwendeten; ſo gar, daß ihnen auch Verſchnittene, wie ſolches Lampridius in vita Heliogabali bezeuget, zum Präſente geſchickt wurden, (Eunuchos pro Apophoretis dedit): ſo mag dieſe deutſche Redensart: Einem dem Korb (d. i. apophoretum) geben, zu Heliogabals Zeiten vielleicht aufgekommen, und wenn das Frauenzimmer einen ihnen nicht anſtändigen Freyer oder Galan, auf gleich ſchimpfliche Art, als wäre er nicht der rechte Kerl, abweiſen wollen, dieſe Metaphora in den Schwang gebracht ſeyn. Wie angenehm aber eine ſothane verächtliche Abſpeiſung manchem Manne geweſen ſeyn dörfte, iſt aus des Narſes Beyſpiele ſattſam bekannt. Auch kann es ſeyn, daß, wenn an den Saturnalien, ſo im December, gleich wie die Matronalia,

* Saturnal. Serm. Lit. I. c. 16.

zu ihrer verhoffſten Ergötzung vorlegen. Sie werden uns aber auch erlauben, daß wir ſie vorher mit wenigem von der eigentlichen Abſicht, Beſchaffenheit und dem Nutzen dieſer Arbeit unterhalten.

Die Abſicht gegenwärtigen Vorhabens iſt unſerm Bedünken nach keines Tadels werth. Wir ſchreiben hier ein Buch, welches einzelne Beyträge zu der Geſchichte der Deutſchen Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt begreifen ſoll. Zu deren Erläuterung gehöret nun auch auſſer allem Streit eine Nachricht von den Deutſchen gebundenen und ungebundenen Uberſetzungen auswärtiger Werke und Schriften. Denn durch dieſe iſt, eben als wie anderer Völker, alſo auch unſere Sprache und deren Ubung erweitert, auch wohl zum theil gebeſſert worden, und wird noch alle Tage gebeſſert. Es iſt aber der Umfang der hieher gehörigen Nachrichten ſo ungemein weitläuftig und groß, daß kaum ein ganzer Foliante hinreichen dürfte, auch nur ein Werk von den wichtigſten und bekanteſten Deutſchen Uberſetzern zu faſſen; wenn man auch gleich die geringern Schriften und ſchlechtern Uberſetzer gänzlich vorbeygehen wollte. Demnach iſt es allerdings nöthig unſeren Abſichten etwas engere Gränzen zu ſetzen, und dagegen eine vernünftige Wahl anzuſtellen. Dieſe aber kan nun nothwendig nicht anders als zu allererſt auf die Uberſetzungen alter Scribenten fallen. Die Griechiſchen und Lateiniſchen Autoren werden doch mehrentheils beſtändig einigen Vorzug vor den neuern behalten; und es iſt ſchon vor langer Zeit faſt eine Nothwendigkeit daraus geworden, daß man ſie, wo nicht alle, doch die meiſten,

nalia, da den Weibern Geſchenke geſchickt wurden, Calendis Martii einfielen, eine Mannsperſon einem Frauenzimmer Verehrungen (Munuſcula) mit Verſicherung ſeiner Liebe zuſchickte, ſie an ſtatt der gebräuchlichen Gegengeſchenke ihm einen leeren Korb zurück geſandt. Da ich nun kurz zuvor angemerket, daß der Korb nach dem Iſidor, auch Apophoretum geheißen; ein lediger Korb aber eine verächtliche Vorrückung und Verlachung anzeige: ſo iſt der Urſprung dieſer Redensart leicht zu ergründen.

2) Ferner ward die Benennung der Apophoretorum auch nachher auf ſolche Verehrungen gezogen, wenn die Editores munerum oder Spielherren, nach geendigten von ihnen gegebenen Fechterſpielen, ihren Gönnern und Freunden, die es mit hatten veranſtalten helfen, Präſente machten; welche daher auch Apophoretica genennet wurden *. Dergleichen gemachte Complimensformeln hat Symmachus vielfältig. Z. E. Non aſpernabere, ut æſtimo, dyptichi & apophoretici oblationem &c. Imgleichen: Ad te Dyptichum candidati, & apophoreticum librarum argenti duarum miſimus, approbare cupientes editioni te noſtræ non animo defuiſſe. Ward dieſes Geſchenk ſo dann nicht wohl aufgenommen, ſo mögen die Deutſchen, als welchen der Römer Geiz und Gierigkeit und intereßirte Gaſtgebothe, recht verächtlich vorgekommen; weil unſere Vorfahren gaſtfrey geweſen; daher Anlaß genomen haben zu ſagen, wenn jemand etwa kein Präſent davon getragen: Er habe den Korb bekommen. Oben

* Sueton. Calig. c. 55.

Oben ist erwähnet worden, daß man Apophoreta diejenigen kleinen Geschenke an Aepfeln, Birnen und dergleichen, die man den Gästen bey Gastgeboten mit nach Hause gab, genennet, davon Marcilius* über den Vers des Horaz nachzusehen ist:

Non invisa feres pueris munuscula parvis.

Nun ist es wahrscheinlich, daß man denen, so gar zu unverschämt auf dergleichen munusculis bestanden, um ihnen ihre Habsucht vorzuhalten, statt der Geschenke, leere Körbe, und wenn sie es zu arg machten, gar Küpen, oder große Traglörbe (wie denn κύπη, im Griechischen vas magnum concavum bedeutet,) da nichts drinn gewesen, zum spöttlichen Verweise ihres unverschämten Geilens angeboten. Dieß ist nachher auf eine misrathene Anwerbung an eine Jungfer gezogen worden, daß man sagt: Er habe die Küpe gekriegt, d. i. ein großes Nichts, oder eine abschlägige Antwort erhalten. In solchem Verstande sagt man auch: einem ein paar Schuhe geben, d. i. laufen lassen, ihm einen Laufzettel geben, als wollte man sagen: willst du von mir weg, wohlan, ich will dir noch ein paar Schuhe dazu geben; damit du desto besser fortkommest. Also auch in diesem Falle: willst du Geschenke, apophoreta, mit Gewalt von mir haben, so will ich dir einen Korb, oder gar eine Küpe geben, darein du sie legen könnest, wenn du von andern solche erbethen; von mir hast du keine zu gewarten. So wie es Pabst Leo X. mit einem Chymisten machte, der ihn die Kunst Gold zu machen versprechen zu lehren, in Hoffnung, er würde ihm Geld genug darzu her-

* L. I. Epist. 7. v. 17. schie-

ſchießen, oder ſonſt ein anſehnlich Präſent machen. Allein der Pabſt gab ihm einen leeren Beutel, mit der Bedeutung: er würde bey ſeiner Kunſt nichts mehr, denn nur eines Ortes bedürfen, wo er die verſprochenen Summen hinzulegen hätte.

Außer vorangeführter Meynung von den Apophoretis Saturnalibus, könnte dieſe Redensart auch 3) von der Gewohnheit der Schutzverwandſchaft (clientelæ) der Römer herkommen, nach welcher Rechtens war, daß die Patrone ihre Clienten an dem Tage, da ſie ihre Herren begleiteten, (daher ſie auch catervæ togatorum, von andern turba ſalutatrix genennet werden), mit gewiſſen Speiſen, oder auch mit einer ordentlichen Mahlzeit bewirtheten, (daher man ſagt: das Gnadenbrod einem geben, oder eſſen, de ſportula cœnare, wie Sueton und Juvenal es brauchen,) oder an deren ſtatt mit Gelde, NB. in einem Körblein ſie verſahen. Die ordentliche Mahlzeit hieß cœna cocta, die ordentlich darauf zugerichtet war; wenn aber die Speiſen in Körben nur aufgetragen wurden, wie etwa ſolcher Gebrauch noch heutiges Tagen in Italien und ſonſt üblich iſt, wenn einem ankommenden Prinzen z. E. vom Pabſte Erfriſchungen zugeſchickt werden: ſo nennete man ſolche Tractirung Lat. Sportula von Sporta, ein Korb, daher Sportula und Sportella ein Körbchen. Sporta aber kömmt her von aſporta, weil die Clienten nämlich das was im Körbchen ihnen gereicht wurde, mit ſich nach Hauſe trugen, aſportabant. Wie Horaz

* L. I. Epiſt. 7. p. 14. ** Conf. Neue Acerra Philologic.
*** Lipſ. L. 3. de Magnitud. Rom. c. 14. Tom. 3 p. 807. Juvenal. Sat. 5. p. 21. Sueton. Tiber. c. 1.

Horaz in ſolchem Verſtande die Calabrier einführt, daß ſie ihre Gäſte nöthigen zu eſſen, und bey ſich in die Taſche zu ſtecken, was ſie den Kindern mitbringen könnten, weil es doch ſonſt vor die Schweine gienge.

Veſcere ſodes:
Iam ſatis eſt. At tu quantumuis tolle. Benignè
Tam teneor dono, quam ſi dimittar omiſſus.

Die Griechen heißen dieſes δεῖπνον ἐν σπυρίδι. Einige Hrn. nun, die nicht noch erſt auftragen zu laſſen Luſt hatten, gaben ſtatt des Eſſens Geld, welche Verehrung, wie ſolches Wort hier eigentlich ſeinen Platz findet, ordentlich in 100. quadranten Beſtand, und ebenfalls den Namen Sportula führete, welche Benennung nachgehends ſich auch in Gerichten, Rathhäuſer und Collegia eingeſchlichen, da man die ſo genannte Accidentien auch Sportula nennet: Endlich griffen ſo wohl die Reichen als Dürftigen darnach, und zankten ſich, wer am erſten zulangen, und wie wir reden, am erſten eine Gurke d.i. was Rechtes ſich herausnehmen ſollte. Praecipuum aliquid habere. Daher denn die Erſtern von den Geringern die Vornehmen, praecipui, jedoch ſpottweiſe geheißen wurden, quod praecipiebant *. Juvenal redet hiervon ſehr anzüglich.

(Patronus) lubet à praecone vocari
Ipſos Troiugenas; nam vexant limen et ipſi
Nobiſcum: da Praetori, da deinde tribuno.

Beyläufig iſt hieraus anzumerken, daß man nach der Wortforſchung nicht fürnehm, ſondern vornehm ſchreiben müſſe: weil vornehme diejenigen bey den Römern und Griechen waren, die als die erſten dem Range nach, gleichſam darauf privilegiert

* Sat. I. p. 99.

waren, daß ſie vor allen andern ſich was heraus nehmen dorften.

Auf ſolche Art giengen die Geſchenke, wie wir reden, reißend weg; dagegen die Armen und Geringen öfters das Nachſehen haben mußten. Das hieß Oculis abeuntem proſequi auidis, und mochten froh ſeyn, wenn ſie zuletzt noch den Korb kriegten.

Es ward aber dieſes Gnadenbrodt, es beſtünde nun in Speiſen oder in Gelde, gleich an der Thüre ausgetheilet; davon Iuuenal ſaget: *

Sportula primo limine parua ſedet.

4) Hiernächſt waren noch bey anderer Gelegenheit Verehrungen, die ſportulae hießen, z. E. Conſularis, Decurionalis, Nuptialis, Sacerdotalis Sportula, welche theils unter gute Freunde, theils auch unter arme Leute vertheilt wurden. ** Letztere Sporteln hieß man Spenden von σπένδω, libo, foedus ineo, und σπενδὴ, libamen, foedus: von der Gewohnheit, da Tarquinius mit den Lateinern ein Bündniß gemacht, welches, nachdem dieſer, u. mit ihm der königliche Name, aus Rom verbañet worden, der Sp. Caßius erneuert hat. Von dieſem griechiſchen Worte σπένδω, kömmt das Futurum σπείσω, einen ſpeiſen, welches uns ebenfalls auf die große Landfeyer im Latio zur Römer Zeiten inſonderheit verweiſet, davon die Ceremonien aus dem Iure ſacrorum herrühren. *** Es hatten nämlich die römiſchen Bürger publica ſacra und propria. Jedoch hatten ſie einige mit den Lateinern gemein, als die Sacra Dianae, darzu Servius Tullius zu Rom,

* Heinnecc. Antiquit. Rom. Append. L. I. ad c. 2. §. 94.
** Sat. 1. p. 95. ſqq. *** Alex. Gen. Dieb. V. 24.

Rom, und zwar auf gemeine Koſten einen beſondern Tempel erbauet hatte. Dergleichen nun waren auch die Feriae Latinae, ſo Tarquinius Superbus angeſtellet. Denn alle Jahre kamen 47 Städte des Latii auf dem albaniſchen Berge zuſammen, dem Ioui Latiali zu opfern, zu ſchmauſen und zu ſpielen. Ein jedes von dieſen Völkern mußte, eines Lämmer, das andere Käſe, dieſes wiederum ein Maaß Milch u. ſ. w. darbringen: welches alles bereits abgetheilet, auch was ein jeder für eine Portion davon zurücke nehmen ſollte, beſtimmet war. Das gemeine Opfer war ein Stier, davon jedes Orts Abgeordnete ein Stück bekamen, und davon trugen. Dieſem Opfer ſtunden die Römer vor. *

Tarquinus der Stolze zwar hatte, nachdem er Hetrurien überwunden, es anfänglich nur auf einen Tag geſetzt: aus dringenden Urſachen aber wurden hernach 4 Tage daraus. Hierzu kamen die Opfer und die Spiele, darauf die Bauherrn acht haben mußten. Ja endlich nahm man auch die Viſcerationes oder Ausſpendungen von Fleiſch, Brodt, Wein, Oel, Meet und dergleichen, bey Mann für Mann vor. Wann nun eine Ceremonie dabey nicht recht in acht genommen wurde, ſo mußten die Feriae von den Pontificibus wieder aufs neue angeſtellet werden. Woraus denn bey anwachſendem Chriſtenthume hernach die zärtlichen Spenden und Austheilungen an die Armen entſtunden: wie auch bey den Katholiken die Gewohnheit, daß zu gewiſſer Zeit aufs ganze Jahr, alle ihre Speiſen, Lichter u. ſ. f. vom Prieſter eingeweihet werden.

* Dionyſ. Halicarn. antiqu. Rom. I. p. 2[illegible]

Wiewohl es eher zu glauben ist, daß, weil bey dieser Landfeyer in Austheilung der Spenden gute Ordnung wird gehalten seyn, besagte Redensart mit dem Korbe, lediglich von der Sportula herstamme; als wobey man sich mehr Freyheit herausgenommen, als es wohl bey den Sacris, da alles ehrbar und ordentlich zugehen mußte, zu thun erlaubt gewesen. Denn σπυρὶς heißt ein Korb (Sporta) darinn was zu naschen gelegt wird: gleich wie σπεῖρα, Spira, Preßel bedeutet, dergleichen in Sachsen und sonst am Gregoriusfeste den Kindern, zu Belohnung ihres Fleißes und fernerer Aufmunterung, pflegen ausgetheilt zu werden. Daher man im Deutschen die Redensart noch hat: * Nicht ein Spier. Ne hilum quidem profecit. Denn gleich wie der, so nichts bekommen hat**, wenn das Geld oder die Speisen schon alle aus dem Korbe vergriffen gewesen, insonderheit bey der Sportula Nuptiali, und daher nach dem Korbe greifen müssen, darüber verirt und ausgelacht worden; so daß man nachher dieses als ein Gleichniß auf eine abschlägige Antwort gezogen: also ist der, so gar leer ausgehen, oder mit leerer Hand davon ziehen müssen, mehr zu bedauren gewesen.

Ob nun wohl, um die Redensart vom Korbe zu appliciren, bey den Römern ein Bräutigam der Braut eben so gut, als eine Braut ihrem Bräutigam ein repudium geben konnte; wie denn die Redensart vom Korbe, auch noch von beyden Geschlechtern gebräuchlich ist: so ist doch Modestinus der Meynung *, daß

* Roch. Dissert. de spiris pistor. sect. 2.

** Schmidts Fastel-Abendsammlung p. 97.

daß der Scheidebrief nur der Braut zugeſchickt werden könne, darinn denn dieſe feyerliche Worte enthalten waren: Tua conditione non utor. Ich brauche deiner nicht. Dagegen es beym Diuortio und rechter Eheſcheidung hieß: Res tuas tibi habeto. Packe dich, oder ſcheere dich mit Sack und Pack *. Das deutſche Wort, ſich packen, iſt das griechiſche ἀπάγειν, auferre, abducere, daher ἄπαγε, apage, von dem α intenſiuo und dem Themate ἄγω kömmt. Man ſagt auch ſich trollen, tollere **.

Das repudium betreffend, ſagt Terenz: Herus, quantum audio, uxore excidit, hat den Korb gekriegt. 5) Wollte man mit obiger Ausführung nicht zufrieden ſeyn, ſo könnte das lateiniſche Wort Gerrae, welches geflochtene Körbe, crates vimineas bedeutet, darinn man bey den Burgveſten die Erde zuſammen brachte, und alſo gerrae a gerendo, wie Feſtus es erkläret, zu dieſer Redensart einigen Steff gegeben haben. Denn da man gerras nach der ſyracuſaniſchen Hiſtorie für Narrentheidung, lächerlich Geſchwätz u. d. g. genommen, wie Auſonius es gebraucht: Miſi ad te friuola, gerris ficulis vaniora, vt cum agis nihil, haec legas: ſo könnte, einen Korb bekommen, ſo viel heißen, als: Er habe mit ſeinem Geſuche nichts ausgerichtet. Wie denn die Franzoſen auch noch guere, für wenig, oder nicht viel, in der Rede anbringen. Die Athenienſer, wie ſie die Stadt Syracus in Sicilien belagerten, und öfters Gerras (Körbe her!) riefen, die zu ihrer Bedeckung ſtatt der Bruſtwehr, theils auch die

* L. 2. §. 1. ff. de diuort. Briſſonius de Formu. 8. p. 722.

** Andr. a. 2. Sc. 5. p. 12.

Graben auszufüllen, und ſo die Stadt zu erſteigen, dienen ſollten, verlachten die Sicilianer ſie, und riefen auch Gerras, Körbe her! Wie jene nun mit allen ihren Körben und übrigen Zubereitungen dennoch nichts wider die Stadt ausrichteten: ſo iſt das Wort Korb für lächerliche Poſſen, Verachtung, abſchlägige Antwort; und Gerrones ſtatt Nihilones, nugatores, für leuis, ineptus, iners, in Summa für einen nichtswürdigen Kerl gebraucht worden. Der Abſtammung nach iſt es ſonder Zweifel das alte galliſche Wort Guerra, ſo eine Sache bedeutet, damit ich mich ſchütze und wehre: und gleich wie die alten Deutſchen es für ein jedwedes Gewehr genommen, wie denn noch itzo das Wort Guerre, ſo viel als Krieg und Streit bey den Franzoſen collective genommen bedeutet; alſo haben es die Lateiner und Griechen (γέρρα) nur für eine Art Gewehrs und Schutzes, nämlich für Schanzkörbe gebraucht. Vorgedachter Geſchichte aber, nach, bedeutet bey uns, die wir andern Nationen die Wörter zwar in den Mund gegeben, dieſelben aber, durch jener Gebräuche und Sitten bereichert und verblümet, wider zurücke bekommen, das Wort Korb insgemein ſo viel, als eine jedwede ungereimte Foderung, darauf eine verächtliche Antwort erfolgen müſſe. Iſt nun irgend eine Redensart, ſo eine gewiſſe Begebenheit zum Urſprunge hat, jemals allgemein worden, ſo iſt es dieſe: geſtalt man nachher, wenn man das Frauenzimmer, als eine zu beſtürmende Schanzveſtung anſieht, dieſe phraſin am bequemſten zu ſeyn erachtet, die Hoffnung des Freyers zu zernichten, weñ dieſe ihm den Korb geben. Saluis Sanioribus.

VI. Schrei-

* *

VI.

Schreiben eines Gelehrten aus Schleſien, an den Herausgeber dieſes Bücherſaals, wegen einiger deutſchen Alterthümer.

(P. P.)

Es iſt keine verwerfliche Schmäucheley, ſondern die Aufrichtigkeit meines Herzens, das ſich hiermit aufgedeckt darlegt, weñ ich offenherzig geſtehe: daß mir nach vollbrachter heil. Amtsarbeit, keine Zeit lieber und angenehmer iſt, als wenn ich mich in Geſellſchaft und im Umgange deutſcher Alterthümer befinde. Ich lebe mehr unter den Todten, als Lebendigen, zumal auf dem Lande. Doch, ſolches zu ſchreiben, iſt gar nicht die vornehmſte Urſache meiner gegenwärtigen ergebenſten Zuſchrift. Oft gehts einem Gelehrten, wie einer Urne, die am ſicherſten und beſten dran iſt, wenn ſie am verborgenſten iſt. Bene qui latuit! dahingegen, wenn ſolche entdeckt und offenbar wird, leicht in Anſtoß und Gefahr gerathen kann. Ich habe ſchon viele Jahre nach dieſem meinem Wahl- und Sinnbilde gelebet; doch als ich leßtens des neuen Bücherſaals V. Bandes 4. Stücke durchleſen, und viel ausnehmendes Vergnügen darinnen angetroffen, ſo habe zu nachfolgender Entdeckung einen ſolchen ſtarken Trieb empfunden, dem auf keine Weiſe widerſtehen können.

Euer Hochedelg. wollen daher ſolches mit geneigter Aufnahme bemerken, wenn Ihnen hierdurch mit aufrichtiger Ergebenheit melde, daß mich die liebreiche Verſicht meines Gottes an einem ſolchen Orte aufs

geleſen und ſich bekannt gemachet haben muß, wenn man nicht vorſetzlich die Schande haben will, in allem dem, was vor unſern Zeiten geſchehen, unerfahren zu heißen. Es iſt auch allerdings an dem, daß, ſo bald als dieſelbe ſo wohl in gedruckten Abſchriften als Uberſetzungen in Europa wieder bekannt worden, auch dieſer groſſe Welttheil, und zumahl unſer Deutſchland, angefangen, in ſehr vielen Stücken aufgeräumter in ſeinem Verſtande zu werden, als es wohl ehedem geweſen. Und wer wollte demnach diejenigen nicht beſſer kennen lernen, und von ihren Arbeiten hinlänglich unterrichtet ſeyn, die den guten Wiſſenſchaften in unſerm Vaterlande auf gewiſſe maße und nach ihrem Vermögen aufgeholfen, und deſſen Geſchmack aus den unverbeſſerlichen Vorſchriften des Alterthums allmählich geläutert haben?

Indeſſen verſparen wir zu Vermeidung einer eckelhaften Weitläuftigkeit die Nachrichten von den Deutſchen Uberſetzern der alten Griechiſchen Autoren bis auf einandermal, und laſſen uns gegenwärtig an den Lateiniſchen begnügen. Dieſen haben wir mit dem Boetio das Ziel geſetzet; mit welchem ohnedem die meiſten Gelehrten gewohnt ſind den alten Zeiten, in Vergleichung der mittlern und neuern, den Schluß zu beſtimmen. In derſelben Stellung hat uns die Alphabetiſche Ordnung, wegen der Bequemlichkeit im Nachſchlagen die füglichſte, und auch ſonſten die natürlichſte geſchienen; in ſo weit ſie nemlich unſer Vorhaben angehet. Wir führen aber nicht allein, wie Herr Maffei, nur die Uberſetzungen unſerer Voreltern in dieſem Verzeichniße an; ſondern wir

haben

beste versorget, wo ich unter andern Glückseligkeiten ein reiches Urnenfeld zum nächsten Nachbar habe: welches nun auch den größten und würdigsten Besitzer überkommen. Als um die Jahre 1735. 36. gedachtes Feld die reichlichste Ausbeute gab, so hatte ich durch die Gnade des damaligen Besitzers die schönste Gelegenheit, mir den größten Vorrath davon zu samlen; und zwar nicht bloß von Urnen, und Aschengefäßen, deren an einem Tage wohl 30. 40 Stücke und mehr ausgraben half; sondern von dem, was das Seltenste ist, und nicht immer so vorkömmt: nämlich von allerhand Arten der Opfergefäße und Schalen, von Opfertellern, Messern, Griffeln, mancherley Crepitaculis, darunter auch welche, Hirundinis forma waren, und so viel andres mehr. Ich gestehe, daß ich anfangs nicht die gehörige Achtung gegen solche merkwürdige Denkmaale getragen: daher es geschehen, daß manch schönes Stück zerstreuet, auch wohl zerbrochen worden; zumal da Einige mein saures Bemühen mehr für eine Sünde, als Tugend achten wollen. Ja ich würde solche Todten gar haben ruhen lassen, wenn nicht nach der Zeit mich ansehnliche Männer aufs nachdrücklichste erwecket, im angefangenen Vorhaben fortzufahren. Allein! worzu so viel Unrath, der ohne dem von schlechter Pracht und Zierde, wenn er ohne Gebrauch und Nutzen ist? Da ich nun hier und dar gelesen hatte, als ob auf einigen dergleichen Gefäßen solche Characteres, als Buchstaben, auch wohl gar Schrift zu finden seyn sollte: so gestehe, daß ich bey aller Gelegenheit, auch seit vielen Jahren her, die größte Aufmerksamkeit angewandt, ob ich dergleichen antreffen könnte; um hin-

ter

ter der alten Sveven Literatur, hinter ihre Literarum ſecreta zu kommen. Nun hat man mir wohl ein Gefäß gezeigt, an welchem dergleichen fünf zu ſehen waren; auch ein anders, das wirklich römiſche Schrift hatte; die Buchſtaben aber nicht in ihren eigentlichen Strichen, ſondern in lauter Puncten beſtunden. Und was ich bey deren erſtem Anblicke vermuthete, das hatte auch hernach ſeine Richtigkeit: denn ich hatte das Glück, den Werkmeiſter kennen zu lernen, der aus dieſen Geheimniſſen kein Geheimniß mehr machte: nur bedaure hierbey, daß er nicht nur einen dergleichen Streich vorgenommen, ſondern auch vor wenig Jahren ſich ſelbſten, auf unglückliche Weiſe, das Leben genommen. So viele 100 Urnen, oder Aſchen- und Knochengefäße mir von denen ehemaligen heidniſchen Landes Inwohnern unter die Hände kommen, deren gar viele von nicht gemeiner Größe ſind; ſo habe ich doch nichts als Denkmaale von eingedruckten Platten darinn und darauf angetroffen. Wann ſolche Gefäße bald können mit einem rauhen Tuche gerieben werden, ſo werden ſie unvergleichlich glatt und ſchön, ſie ſeyn auch von was für Farbe ſie wollen. Was aber beſondre Nebengefäße betrifft, dieſe haben insgemein faſt eben die Zeichnung, als in Pignorii Menſa Iſiaca vorkömmt: und ſo ſind auch die Crepitacula gezeichnet. Andre Gefäße von mittler Größe, haben oben umher gerade und ordentliche Striche, welche ſich insgemein mit fünf Strichen anfangen, und ſo fort bis neune, auch mehrere ſteigen, oder auch von neuen anfangen und ſo fort gehen; da denn zwiſchen jeder Zahl 1. 2 oder 3 Puncte eingedruckt zu ſehen. Noch andre

dre Gefäße haben beſondre Narben, welche entweder von Mañs- oder Frauennägeln, und wie ich meyne, Daumennägeln, eingedruckt ſich befinden. Eben dergleichen Narben haben auch die Opferteller, und zwar entweder Linien- oder Kreuzweiſe oder nach dem Laufe der Sonnen, oder auch untereinander; die aber auch von ſchlechter Arbeit ſind. Dergleichen irrdne Teller bekoñen wohl wenig Gelehrte in der Welt zu ſehen, und ſind doch das allermerkwürdigſte Denkmaal. Die Urſache iſt, weil man unter 100 Stücken kaum eines ganz antrifft. Sonſt pflegen in denenſelben Nadeln und Styli zu ſtecken: nicht Frauennadeln, ſondern nur was ähnliches, ſo ohne Zweifel zu Durchſuchung der Eingeweide gebraucht worden. Worzu aber die Styli? die ſo ſchön, als die Römiſchen, auch von fremdem Metalle ſind, und eben die oben gemelbete Zeichnung haben? Wo ich eine Feder antreffe, ſo glaube ich doch wohl, daß ſolche zum Schreiben ſey beſtimmt worden: folgends müſſen die alten Svevier, die in Schleſien gewohnet, wirklich die Kunſt zu ſchreiben gewußt haben.

Euer Hochedelgeb. werden hier mehr und weiter denken, als ich ſchreiben kann. Es iſt Schade, daß ſich hier und dar einige, noch aus den mittlern Zeiten übergebliebne Wachstafeln vor kurzer Zeit unſichtbar gemacht haben: ſonſt würde vielleicht meine Vermuthung haben beſtärken können, welche ich von der Literatur oder Schrift der alten Svevier habe. Ich bin der Meynung, daß ſie mit langen Strichen geſchrieben, da ſich ein Strich vom andern, durch einen Punct oder ein Strichlein, oben oder unten, unterſchieden.

Auf dem Lande trifft man dergleichen zuweilen bey Vögten und andern Bedienten an, die weder ſchreiben noch leſen gelernt, und doch ſehr vieles wegen ihrer Verantwortung, zu bemerken haben. Wer kann ſich den erſten Anfang der Buchſtaben einfältig genug vorſtellen? Sehen denn die Runenbuchſtaben auch ſo künſtlich aus, wie die Buchſtaben, die heute zu Tage geſchrieben werden, und die noch alle Tage künſtlicher werden? Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt hierbey dieſes Anmerkens wehrt, daß wenn ich in 20 Urnenfeldern oder Hügeln, die auch 20 Meilen von ſammen wären, doch überall einerley Zeichnung, Striche, Linien, Züge wahrnehme, und eine beſondre Uebereinſtimmung antreffe: ſollte das bloß nur eine leere Zierde? eine Phantaſie, und gar nichts bedeutendes ſeyn? Sollte es nicht vielmehr eine Bilderſchrift ſeyn? Aber! wer kann die leſen? die Menſchen? Eure Hochedelgebohrnen ſehen von ſich ſelbſten, welche dunkle Grüfte! welche verborgne Archive! und welche veralterte unleſerliche Urkunden ich vor mir habe! Und wie ſehr wünſchte ich, einen gelehrten Anführer zu haben, von dem ich das alte A B C der älteſten Deutſchen lernen könnte, um ſodann meine häufigen Alterthümer und wichtigen Denkmaale, um ſo viel brauch- und nutzbarer zu machen.

Wie viel hat man ſchon über die Secreta Literarum veterum Germanorum beym Tacito geſchrieben! Wird man auch noch ferner wohl was gewiſſers und klärers ſchreiben können, wo man niemals was davon ex Documentis domeſticis & authenticis zu ſehen bekömmt? Wäre dem J. Fr. Gronovio nicht

der Einfall eingekommen, daß es Liebesbriefe wären, so würde es ihm vielleicht mancher hernach nicht so bald nachgeschrieben haben; wenn er etwas eigenhändiges von den alten Deutschen selbsten sollte gesehen haben. Ich habe oben gedacht, daß man an gewissen Gefäßen, besonders aber auf denen Opfertellern, gewisse Narben von eingedruckten Nägeln, es sey nun der Daumen oder anderer Finger, von Manns- und Weibspersonen, wahrnimmt: und da läßt sichs ansehen, als wenn lauter Augen damit ausgedruckt wären. Wie? wenn ich dadurch veranlasset würde, Taciti Worte: Literarum secreta Viri pariter ac fœminae ignorant, zu geben: die Ansehnlichsten oder Vornehmsten unter den Deutschen wissen von keiner Augen- und keiner Fingersprache nichts.

Verba supercilliis sine voce loquentia dicam,
Verba loquor digitis.

Auf diese Weise vermeynte ich dem Sinne Taciti so viel näher zu komen, auch mehrern Grund für mich zu haben: ja es würden dennoch dabey der Deutschen ihre Duces, ihre Sacerdotes und andre Gelehrten ihre Stylos, ihre Literatur um so viel eher behalten können, ohne sich von den heutigen Deutschen alle Literas absprechen zu lassen. Ich wünschte Königsmanns Abhandlung de Origine Literarum apud Germanos in Händen zu haben, um zu sehen, was er von seiner Meynung für Gründe hat.

Eure Hochedelgeb. haben für mich die besondre Gewogenheit, erst gemeldetes genau zu prüfen und mir Dero gründliche Gedanken darüber geneigt zu melden: vielleicht kan ich alsdann mit mehr und hellern

lern Augen in die dunklen Zeiten um ſo viel weiter ſehen. Könnte ich von großen Gelehrten und Hiſtoricis erhalten, daß man nachfolgende Sätze gelten ließe: nämlich, 1) daß Tacitus wahr und recht geſchrieben: Pars Svevorum & Iſidi ſacrificat; 2) daß dieſe Pars Svevorum ſich um die Oder in Schleſien aufgehalten, und der Oder den Namen gegeben; folgends 3) die ſo häufigen ſchleſiſchen Begräbnißhügel noch wirkliche Denkmaale davon wären: ſo würde auf ſolche Gründe, was deſto vollſtändigers bauen, und alle meine bisher häufig geſammleten Materialien viel glücklicher anwenden können. Da Predigen und Studieren meine Geſundheit iſt, ſo fehlt mir nichts, als ein zu ſolchem Studio gehöriger Büchervorrath; oder ein gelehrter Mann, der dergleichen hätte, womit ich meine Lücken aufüllen könnte. Hätte ich gewußt, daß der Scharfiſche ſo zahlreiche Büchervorrath, der gar vieles für mich gehabt hätte, nicht höher als geſchehen, verkauft werden ſollen: ſo würde er gewiß nicht in ſolche Zerſtreuung gekommen ſeyn. Ein Reſt von den Büchern des ehmaligen unglückſeligen Jeſſenii in Prage, bey 500 Stücke, darunter viel rares, iſt mir ſonderbarer Weiſe worden: darunter auch Ciceronis Officia & Paradoxa ex Typographia Fuſtii, auf Pergament, 1466 gedruckt; und viel andres mehr. Und ſo viel für dießmal! Wie nun um Dero hohe Gewogenheit gehorſamſt bitte, ſo verſichre daß mit aller beſondern Hochachtung und Verehrung allezeit verharren werde, ꝛc.

Dieban, bey Steinau an der Oder den 14 Febr. 1748.

Sigism. Sämler.

* *

VII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

Allhier ist bey Joh. Gottfried Dyck, in groß 8. ans Licht getreten: Recueil de six Discours, prononcez en allemand, par Mr. J. F. W. *Jerusalem*, traduits par un Anonyme, & precedez d'une Preface de Mr. le Baron *de Wolf*. Der Leser wird sich erinnern, daß wir schon bey andrer Gelegenheit das Vergnügen gehabt, einzelne Stücke von des Herrn Probsts Jerusalems Predigten, die von einer vornehmen Feder französisch übersetzt worden, anzumelden. Der geschwinde Abgang derselben, und der ungemeine Beyfall, den selbige bey allen Kennern und Liebhabern der wahren geistlichen Beredsamkeit gefunden, hat den erlauchten Herrn Uebersetzer vermocht, noch ein oder das andre Stück hinzuzuthun, und der Verleger hat sich also im Stande gesehen, diese Sammlung von sechs heil. Reden ans Licht zu stellen. Es herrschet in allen, so wie derselbe Geist und dieselbe Stärke im Lehren und Bewegen des hochehrwürdigen Verfassers; also auch dieselbe Nettigkeit und Schönheit, ja derselbe Nachdruck in der französischen Schreibart. Die gründliche Vorrede des Freyherrn von Wolf aber, unterscheidet diese kleine Sammlung auf eine besondre Art, von unzählichen andern. Er hat dieselbe Deutsch aufgesetzt, und eben der erhabene Verfasser der ganzen Uebersetzung, hat sie ins Französische gebracht. Welch einen vortheilhaften Begriff werden sich nicht die Ausländer von unsern geistlichen Rednern aus diesem allen machen müssen!

Bey Bernhard Christoph Breitkopfen ist fertig geworden: Anti-Lucretius, sive de Deo et Natura L. IX. Opus Posthumum Eminentiss. R. E. Card. Melch. de Polignac; ad Exemplar Parisinum recensuit, & de Poetis Philosophis antiquioribus aeque ac recentioribus praefatus est Jo. Christ. Gottschedius, in groß 8. Nächstens ein mehrers davon.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des VI. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat May 1748.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la baſſe ſervitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Eſſai ſur les Principes du Droit, & de la Morale par Mr. d' Aube, Maitre des Requêtes, à Paris chez Bern. Brunet 1743. in 4to.

D. i.

Verſuch über die Grundlehren des Rechts und der Sittenlehre, durch Herrn von Aube ꝛc.

Man hat nicht viel Bücher im Franzöſiſchen, über das Recht der Natur und die erſten Gründe der Sittenlehre. Die Ueberſetzungen unſers Grotius und Puffendorfs haben bisher allein bey dieſem Volke geherrſchet, und der einzige Bruyere, oder ein le Noble und Bellegarde haben die Wiſſenſchaft guter Sitten, auf eine flüchtige, unſyſtematiſche Weiſe abgehandelt. Unlängſt aber hat ſich ein Schriftſteller gefunden, der ſelbſt in die erſten Quellen des Rechtes der Natur eindringen wollen. Und dieſes iſt der königl. Requetenmeiſter von Aube in gegenwärtigem Werke.

haben auch denen hier billig einen Platz einzuräumen beſchloſſen, welche in neuern Zeiten, auch daher gröſtentheils mit einem anſtändigern Aufputze verſehen, als die ältern, an das Licht getreten. Denn von jenen können wir nicht umhin aufrichtig zu geſtehen, daß manche unter ihnen unſern heutigen Ohren etwas undeutſch und unverſtändlich klingen; auch nicht eben allemal unter ſolche Federn gerathen, welche die ſtrengen Pflichten eines Uberſetzers auf das genaueſte beobachtet. Indeſſen aber verdienen ſie doch in Betrachtung ihres Alters, ob ſchon nicht eine ausnehmende Hochachtung, wenigſtens eine Entſchuldigung und Beybehaltung auf die Nachkommen, noch gar wohl. Der unvergleichliche Herr Fabricius zu Hamburg hat in ſeiner Bibliotheca Latina von beyden Arten der Uberſetzer, den alten ſo wohl als den neuen, viele angeführet. Weil aber eine genauere Aufzeichnung derſelben gar nicht ſein Hauptwerk war; ſo hat er öfters auſſer dem Nahmen des Uberſetzers und des Jahres und Ortes des Druckes, keine weitere uud nähere Nachricht von dieſen Schriften, oder den mancherley Büchern eines Verfaſſers ins beſondere, gegeben. Wir haben uns inzwiſchen derſelben nicht ohne Nutzen bedienet; auch, wo keine eigene Meldung geſchiehet, einig und allein auf ſein vielgültiges Zeugniß verlaſſen. Diejenigen Uberſetzungen aber, welche wir dermahlen ſelbſt zu Geſichte und unter die Hände bekommen können, haben wir etwas umſtändlicher beſchrieben; auch denen, welche der Bücherſaal der Geſellſchaft als eigen begreift, jederzeit ein Sternchen vorangeſetzet. Und damit endlich die Durchblätterung eines an ſich trockenen Verzeichniſſes einiger

In der Vorrede, die zugleich ſtatt einer Einleitung dienet, ſieht man gute Proben von der Einſicht des Verfaſſers. Er ſagt: So viel Hochachtung man auch den bürgerlichen Geſetzen ſchuldig iſt, ſo iſt man doch dem Naturrechte noch mehr Ehrfurcht ſchuldig. Die Rechtsgelehrten des alten Roms, deren kluge Grundſätze den Grund zu dem hohen Ruhme der römiſchen Gerechtigkeit geleget, welcher ſich noch weiter, als das Reich ſelbſt ausgebreitet, haben eben ſo gedacht: daß man nämlich nicht das Recht aus den Geſetzen, ſondern umgekehrt, die Geſetze aus dem Rechte herleiten müſſe *. Juſtinian hat eben das geglaubt, wenn er im Anfange des größern Rechtsbuches, das Recht eine Wiſſenſchaft deſſen, was gut und billig iſt, nennet, u. ſich für einen Prieſter deſſelben ausgiebt; indem er nicht nur vom Böſen durch Strafen abzuſchrecken, ſondern auch zum Guten durch Belohnungen, zu locken ſuche, und ſich alſo einer wahren Weltweisheit befleißige.

Wo ſoll man aber die Gründe dieſes Rechtes ſuchen, wenn man es nicht, wie Cicero ſagt, in dem unumſchränkten Geſetze ſuchet, welches viel älter

* Digeſt. Lib. L. tit. XVII. de div. regul. Jur. antiqui. Non ex regula jus ſumatur, ſed ex jure quod eſt, regula fiat. Man wundert ſich übrigens, warum der Verfaſſer das ciceroniſche Buch de Officiis vergeſſen hat. Denn da er die Hiſtorie des natürlichen Rechts abfaſſen will: ſo hätte er ja dieſes treffliche Werk nicht übergehen ſollen, welches das älteſte Lehrgebäude iſt, welches wir davon übrig haben: obgleich Panätius und andre Griechen, auch ſchon vorher davon geſchrieben hatten.

ter iſt, als alle geſchriebene Geſetze, älter als alle Städte, ja ſo alt, als die Welt ſelber iſt; in der geſunden Vernunft, die aus der Natur der Sachen ſelber fließt, die uns zum Guten lenkt, vom Böſen abziehen will; und gleichwohl rechtſchaffenen Leuten nicht umſonſt gebeuth und verbeuth; ob ſie gleich Boshaften umſonſt prediget: kurz in demjenigen Geſetze, zu dem man nichts hinzuſetzen, und von welchem man nichts wegthun kann, geſchweige denn, daß es ganz abgeſchaffet werden könnte; welches zu Rom und Athen einerley iſt, und ſowohl für alle Völker, als für alle Zeiten gemacht iſt; weil die ganze Welt allezeit den höchſten Herrn, Gebiethiger und Geſetzgeber † haben wird.

Nach dieſen Begriffen haben die alten Geſetzgeber unſtreitig gearbeitet, und viele von ihren Vorſchriften, ſind dieſem allgemeinen Rechte völlig gemäß. Der jüngere Theodoſius und Juſtinian beweiſen dieß durch ihre Rechtsbücher zur Gnüge: und auf die neuern Zeiten zu kommen, ſo halten auch die gothiſchen und burgundiſchen Geſetze, die weiſeſten Vorſchriften in ſich. Die Capitularien Carls des

† Eſt quidem vera Lex recta ratio, naturae congruens, diffuſa per omnes, conſtans, ſempiterna &c. Huic legi nec obrogari Fas eſt, neque derogari hac aliquid licet, neque tota abrogari poteſt - - Nec erit alia Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac: ſed et omnes gentes, et omni tempore, una Lex ſempiterna, et immortalis continebit; imusque erit communis quaſi Magiſter et Imperator omnium DEUS ILLE, Legis hujus inventor, diſceptator, lator. Cic. de Rep. apud Lact. l. VI. c. 8.

Großen und der folgenden Kaiſer, die unſre Vorfahren uns aufbehalten haben, ſind auch voll weiſer Anſtalten, die man noch bewundern muß. Allein alle Geſetzgeber haben auch ihre Vorurtheile und Leidenſchaften gehabt. Vielleicht hat es auch bisweilen an einer deutlichen Einſicht des wahren Rechts und der reinen Billigkeit gefehlet. Und was wäre dieſes zu bewundern? Je weiter man in der Rechtsgelahrheit kömmt, deſtomehr ſieht man, wie verwirrt und verwickelt die Fälle werden. Hier iſt nun viel Verſtand nöthig geweſen, alles aufs genaueſte zu entſcheiden: und zum Unglücke hat man die Kunſt, aus Grundſätzen richtige Schlüſſe zu machen, erſt ziemlich ſpät erfunden.

Da die alten Geſetzgeber dieſelbe noch nicht kannten, ſo haben ſie ſich nothwendig bisweilen von ihrem Zwecke entfernen müſſen. Daher kam die Verwirrung, aus welcher ſich die größten Juriſten nicht reißen konnten, ſonderlich, wenn etwas nach dem Völkerrechte entſchieden werden ſollte. Allein Grotius erſchien! Dieſer große Mann, deſſen Verſtand und Gelehrſamkeit gleich wunderwürdig waren, ſah bald, daß man, dieſes Chaos in Ordnung zu bringen, bis auf die erſten Gründe des Rechts eindringen, Folgerungen daraus ziehen, und ein Lehrgebäude daraus machen müſſe. Er that ſolches 1625 durch das berühmte Werk, vom Rechte des Friedens und des Krieges. Er fand auch damit allgemeinen Beyfall. Ganz Europa, (nur Rom ausgenommen,) ſah es als ein helles Licht an, Könige und Unterthanen zu erleuchten: und der große Guſtav

ſtav Adolph hatte es jederzeit in Händen und vor Augen. Indeſſen war auch zu des Grotius Zeiten, die rechte Art die Vernunft zu brauchen noch nicht entdeckt. Sein ſchönes Naturell hatte dieſen Mangel einigermaßen erſetzt; allein er würde doch in manchen Fehler nicht gefallen ſeyn, wenn er ſie ſchon gewußt hätte. Er würde z. E. das Natur und Völkerrecht nicht ſo oft vermenget, auch nicht ſo leicht Entſcheidungen des bürgerlichen Rechts, für Grundſätze des Völkerrechts ausgegeben haben. Seine Beleſenheit endlich würde ihm weniger geſchadet haben, wenn er etwas weniger Gelehrſamkeit, aber mehr Philoſophie gewieſen hätte.

Deſſen ungeachtet hat dennoch ſein Werk einen großen Ruhm behalten, den es auch gewiß verdienet. Unzählige treffliche Schriftſteller haben ſeine Ausleger abgegeben, und ſechs und ſechzig Jahre, nachdem es zuerſt ans Licht getreten, kam es ſchon mit den Anmerkungen verſchiedener Ausleger (cum Notis variorum) ans Licht: eine Ehre, die noch kein andres Buch ſo bald erlanget hatte *. Noch mehr, auf vielen hohen Schulen ſind nach der Zeit eigene Lehrer des Natur- und Völkerrechtes geſetzet worden: und der Churfürſt zu Pfalz, Carl Ludwig, that nicht nur dieſes zu Heidelberg; ſondern verordnete

* Der Verfaſſer redet vielleicht nur von Schriften, die vor dem Rechte des Krieges und Friedens heraus gekommen: denn wer weis z. E. nicht, daß Joh. Burc. Menkens Rede, de Charlataneria Eruditorum, bey dem Leben ihres Verfaſſers, und alſo noch viel eher dieſe Ehre erlanget hat?

auch, daß des Grotius Buch in dieſen Vorleſungen zum Grunde gelegt werden ſollte.

Puffendorf war der erſte, der ſolchergeſtalt darüber leſen mußte: und dieſe Arbeit ſetzte ihn in den Stand, noch weiter zu gehen, als ſein Vorgänger, und ein Lehrbuch vom Rechte der Natur und der Völker zu ſchreiben. Er kam freylich dem Grotius am Geiſte nicht gleich, und Barbeyrac ſagt daher nicht unrecht: wenn Puffendorf vor dem Grotius gelebet hätte; ſo daß ſie ihre Arbeiten hätten umtauſchen können: ſo würde das Werk vom Rechte des Krieges und Friedens viel unvollkommener, das Natur und Völkerrecht aber viel vollkommener geworden ſeyn. Puffendorf fand ſchon viel vorgearbeitet: und ob er gleich nicht alles daraus nutzete, was er daraus hätte nutzen können; ſo gieng er doch weiter zurück, als Grotius, und ſetzte alles beſſer ins Licht. Er zog mehr Folgerungen heraus, widerſprach auch bisweilen dem Grotius. Gleichwohl hat er auch keinen geometriſchen Kopf mit zu ſeiner Arbeit gebracht, und ſeine Beleſenheit hat ihm eben ſo wohl, als dem Grotius geſchadet.

Barbeyrac hat dieſe beyden großen Männer herausgegeben, überſetzt und erläutert; doch, wie er beſcheiden ſagt, nur für junge, und für unſtudirte Leute gearbeitet. Man kann ihm aber zugeſtehen, er habe auch ſelbſt für die Gelehrten gearbeitet. Er hatte einen philoſophiſchern Kopf, und man möchte wünſchen, daß er nach jenen Ausgaben und Erläuterungen ſelbſt ein eigenes Werk davon unternommen haben möchte; darinn alles aus guten Grün-

den

den hergeleitet, und durch genauere Folgerungen verbunden wäre. Da er es nicht gethan hat, so muß man hoffen, daß es sonst jemand thun wird: und wenn das geschieht, so wird folgender Nutzen daraus erwachsen. 1) Unstudirte Leute werden, wenn sie nur ein wenig ihre Vernunft brauchen können, sich sehr leicht von ihren Pflichten unterrichten können. 2) Junge Studirende werden dadurch geschickt werden, in der Rechtsgelahrheit, der Sittlehre und der Staatskunst, viel weiter zu kommen. 3) Die Regenten, werden aus der Grundwahrheit: daß man nach dem, was Recht ist, die Regel machen müsse, durch Ueberlegung der ersten Quellen alles dessen, was Rechtens ist, viel leichter neue Gesetze geben, ja ganz vollständige Rechtsbücher machen können. Sie würden auch in Ansehung ihrer Staaten die Folgen des natürlichen Rechtes, auf die bequemste Art einschränken und bestimmen können: damit endlich die Neigungen des Volkes unvermerkt zu dem rechten Zwecke gelenket werden möchten. Und da die römischen Rechte, wie Herr Barbeyrac in zweyen beredten Abhandlungen gewiesen hat, Dinge in sich enthalten, die zwar erlaubt werden, aber doch unbillig sind; indem es darum noch nicht gerecht und billig ist, etwas zu thun, weil es in den Gesetzen ausdrücklich oder stillschweigend erlaubt worden: so könnte doch die Anzahl solcher Dinge allmählich ziemlichermaßen ververmindert werden; weil es doch eine unzertrennliche Eigenschaft aller menschlichen Dinge ist, daß sie nicht ganz vollkommen seyn können. Endlich

4) würden auch alle Staatsſtreitigkeiten viel leichter zu entſcheiden ſeyn, wenn ein ſolches Buch jemals zu Stande kommen könnte.

Ob nun gleich der Verfaſſer ein ſolches Werk ſehnlich zu erleben wünſchet: ſo glaubt er doch im geringſten nicht, ſelbſt dazu fähig zu ſeyn. Er hat nur einen Verſuch liefern wollen, wie der Titel ſeines Werkes zeigt. Er hat zwar die Grundlehren des natürlichen Rechts und der Sittenlehre, auf eine vernünftig zuſammenhängende Art vortragen wollen: ob es ihm aber gelungen ſey, das will er von dem Ausſpruche der gelehrten Welt erwarten; und zwar um deſto mehr, jemehr er es gewaget hat, Sätze zu behaupten, die von andern großen Männern, welche er hochſchätzet, verworfen worden.

Indeſſen hat er ſich in Ausarbeitung des Werkes keinen vorläufigen Entwurf dazu gemacht. Er hat feſte Grundſätze vorausgeſetzt, und hat unmittelbare Folgen daraus gezogen. Die Verbindung der Theile hat ſich alſo von ſelbſt gefunden, und er verlanget deswegen keine beſondre Ehre. Wenn er hätte gelehrt thun wollen: ſo würde er es aus des Grotius und Puffendorfs Vorrathe, gar leicht haben bewerkſtelligen können. Ja es würde leicht geweſen ſeyn, auch noch einige andre Bücher anzuführen, die alle Welt hat und nachſchlagen kann. Allein er hat ſich mit Fleiß das Geſetz gemacht, allen Schein der Gelehrſamkeit zu fliehen. Was dieſer oder jener gedacht hat, iſt darum noch keine Regel für alle, eben ſo zu denken. Auch die Geſetze des einen Volkes verbinden darum nicht alle Völker.

Nur

Nur die Vernunft kann ſich alle Menſchen und alle Völker unterwerfen. Dieſer Anſehen allein hat ſeine Lehren beſtärken müſſen. So weit geht nun gleichſam ſeine Vorrede, und nun folgt die Einleitung zu ſeinem Werke.

Die vornehmſten Gegner, die er in dieſen Grundſätzen beſtreitet, ſind die vormaligen Anhänger der akademiſchen Secte geweſen. Der vornehmſte war ſonder Zweifel Karneades, der Cyrenäer, deſſen Beredſamkeit ſo ſtark war, daß Cicero von ihm ſagte: er habe niemals etwas behauptet, ohne es zu erhärten; und niemals etwas beſtritten, ohne es übern Haufen zu ſtoßen. Dieſes heißt ſo viel, daß er eine ſo fertige Zunge gehabt, alles was er gewollt zu beweiſen; daß er im Stande geweſen ſeinen Zuhörern alles mit einander weiß zu machen. Eben ſo ein Mann war Arceſilaus. Mit beyden will Cicero in ſeinem Buche von den Geſetzen nichts zu thun haben *. Allein geſetzt, daß ſie manchen ſchwachen oder ungeübten Verfechter der Wahrheit haben irre machen können: ſo haben ſie deswegen die Wahrheit ſelbſt nicht umſtoßen mögen.

Man weis, das Karneades z. E. ſo gar dieſe augenſcheinliche Wahrheit angetaſtet: daß zwey Dinge, die einem Dritten gleich ſind, auch untereinander gleich ſeyn. Ja wenn er heute etwas behauptet hatte, ſo machte er ſich morgen eine Ehre daraus, ſelbiges umzuſtoßen: ob es gleich ausgemacht

* Perturbatricem autem rerum omnium Academiam, hanc ab Arceſila et Carneade recentem, exoremus, vt ſileat. Cic. de Leg. L. I.

macht iſt, daß von zween widerſprechenden Sätzen der eine nothwendig falſch ſeyn muß. So hatte denn Karneades nur die Schwäche ſeiner Gegner, nicht aber die Wahrheit ſelbſt zum Geſpötte. Einmal redete er wider die Ungerechtigkeit, und einandermal vertheidigte er ſie. Was folgt nun daraus? Giebt es eine Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit? oder iſt keins von beyden vorhanden? Nein, eins von beyden muß doch ſeyn. Hat nun Cicero, der die Gerechtigkeit vertheidigte, auf des Karneades Rede nicht antworten können: ſo muß ihm dieſer an Spitzfindigkeit des Geiſtes, oder an Schwatzhaftigkeit überlegen geweſen ſeyn. Es muß aber eine Gerechtigkeit geben; ſelbſt, wenn man den Vernunftſchlüſſen des Karneades folgen will.

Bayle hat uns die Vernunftſchlüſſe deſſelben, in der Anmerkung y des Artikels Karneades, ſehr aufrichtig vorgeſtellet, wie Lactantius uns ſelbige (Inſt. Div. Lib. V. Cap. XVI. N. 1.) entworfen hat. Er meynte nämlich, die Menſchen hätten ſich das Recht nach ihrem Vortheile gemacht; daher es denn käme, daß verſchiedene Völker auch verſchiedene Sitten und Rechte hätten; ja daß bey demſelben Volke ſich mit den Zeiten die Geſetze änderten. Das Recht der Natur ſey alſo ein bloßes Hirngeſpinſt. Die Natur triebe Menſchen und Vieh, bloß ihr beſondres Beſtes zu ſuchen. Es gäbe alſo entweder gar keine Gerechtigkeit; oder wenn es ja eine gäbe, ſo wäre ſie die größte Thorheit: weil ſie uns geböthe, anderer Beſtes, mit unſerm eigenen Schaden, zu ſuchen.

Unter den Neuern iſt Hobbes entſtanden, der gelehrt

gelehret hat: das Recht sey die Freyheit eines jeden, sich seiner natürlichen Kräfte nach dem Lichte der gesunden Vernunft zu bedienen. Es giebt noch andre Weltweisen, die dergleichen wunderliche Meynungen geheget haben, die der Verfasser widerlegen wird. Denn man sieht leicht, was für entsetzliche Folgen aus diesen Erklärungen fließen werden: Hier erklärt sich der Verfasser, was er sowohl dem Karneades, als dem Hobbes einräumen könne, oder leugnen müsse: und wir müssen gestehen, daß er sehr vernünftig dabey verfährt, und unsern ganzen Beyfall verdienet.

Unter andern beweist er, daß der Mensch nicht allein auf seinen eigenen Nutzen zu sehen habe, daher; weil er dazu bestimt ist, daß er gesellig leben solk. Dieses aber erhärtet er so: Selbst unter den Thieren schließt die Natur die Geselligkeit nicht aus, sondern treibt eins mehr, das andre weniger dazu an. Alle haben die Fortpflanzung ihres Geschlechts zu ihrem natürlichen Zwecke. Hierzu zu gelangen suchen sie eine Gesellschaft mit ihres gleichen; und diese ist bey einigen von kürzerer, bey andern von längerer Dauer; nachdem es die erzeugte Frucht bedarf oder nicht. Indessen aber setzen oft Vater und Mutter ihre eigene Wohlfahrt, der gemeinschaftlichen nach. Man hat in diesem Falle noch nicht genug auf die gesellschaftlichen Triebe der Thiere Achtung gegeben: wenigstens dauren sie bey einigen noch viel länger, als die Fortpflanzung. Von den Bienen und Ameisen ist dieses bekannt genug: von den Bibern hat man es neulicher entdeckt; und der

Wespen

maßen angenehmer und nützlicher würde, haben wir hier und dar Erinnerungen und kurze Anmerkungen mit untergestreuet. Übrigens sind wir sehr weit von der Meynung entfernet, als wenn dasselbe keines weitern Zusatzes, oder keiner Verbesserung, bedürftig wäre. Von diesem Verdachte spricht uns hoffentlich die bescheidene Aufschrift eines Versuches, und die gewöhnliche Beschaffenheit der Bemühungen solcher Art vollkommen los. Wir werden es vielmehr mit vielem Vergnügen und gebührendem Danke annehmen, wenn etwa einige Liebhaber des Deutschen Vaterlandes sich gefallen lassen wollten, entweder schriftlich oder mündlich, den wenigen Vorrath unserer Kentniß in diesem Stücke durch gegründete Erinnerungen und Zusätze zu bereichern.

Was zum letzten den Nutzen betrifft, welcher aus diesem Vorhaben erwartet wird, so achten wir vor überflüßig unsere Leser mit dessen Beschreibung lange aufzuhalten. Wir glauben wenigstens keine Ursache zu haben zu zweifeln, daß nicht einen grossen Theil derselben der von uns in diesem Stücke angewendete Fleiß vergnügen sollte. Doch wir legen nunmehro das Verzeichniß selbst vor.

ANONYMI.

Dialogus de causſis corruptae Eloquentiae.

* Gespräche von Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, welches einige dem Tacitus, andere dem Quintiliano zuschreiben. Von M. Johann Christoph Gottsched, des Colleg. U. L. Fr. zu Leipzig Collegiaten.

Weſpen ihre iſt noch neuer. Daraus kann man ſchlieſſen, daß die unvernünftigen Thiere noch viele Arten von Geſellſchaft haben mögen, die man nicht kennet: aber diejenige iſt ſchon bekannt, die eſt auf ihre eigene Vertheidigung abzielet.

Die geſellſchaftliche Neigung der Menſchen ſcheint hergegen keine Grenzen zu haben. Selbſt inſoweit ſie auf die Fortpflanzung des Geſchlechts abzielet, bleibt ſie nicht bey dem nothwendigen ſtehen: wie die Erfahrung beyde Geſchlechter lehret. Ja auch die Sorgfalt der Aeltern läßt es nicht bey der nothdürftigen Pflege bewenden, bis ſich das Kind etwa einigermaßen ſelbſt helfen kann. Die Natur treibt ſie, den ihrigen zu helfen, ihnen vorzuſtehen, ſie zu ſchützen, und kurz, ſie glücklich zu machen, ſo lange ſie können. Selbſt die Kinder, ſo lange ſie der Natur folgen, dienen und helfen ihren Aeltern auch dann, wann ſie ſchon, ohne ihren Beyſtand fortkommen könnten.

Allein was ſoll man von der Gabe des Menſchen zum Reden und zum Hören ſagen? Dieſe geben einen weit allgemeinern Beweis ſeiner geſellſchaftlichen Beſtimmung ab. Sie iſt von Natur beſtimmt, daß ein Menſch dem andern alle ſeine Bedürfniß entdecken, um Hülfe bitten, Dankbarkeit verſprechen, ſeine geheimſten Gedanken offenbaren, und die tiefſinnigſten Erfindungen mittheilen kann. Alles dieſes kann dem Menſchen in keiner andern Abſicht verliehen worden ſeyn, als eine natürliche Verbindung und Geſellſchaft unter ſeines gleichen zu ſtiften.

So bald also unter den Menschen eine allgemeine unbeschränkte Gesellschaft entsteht: so sind sie auch verbunden, das Beste derselben zu befördern; und dörfen dasjenige nicht mehr thun, was derselben schädlich ist, wenn es ihnen gleich nützlich wäre. Daraus entsteht die Einschränkung ihres Thuns, wenn solches der Gesellschaft nathellig seyn würde. Dieß ist nun das natürliche Recht, worauf sich die ganze Gerechtigkeit gründet: dieses muß den Menschen bestimmen, seinem wohlverstandenen Glücke nachzutrachten *. Dieses ist alsdann recht sicher gegründet, wenn man die ganze Gesellschaft auf seiner Seiten hat. Was also ihrer Wohlfahrt gemäß ist, das ist recht und billig: aber den Ausspruch davon kann nur sie selber thun. Befördert man also dieses, so bauet man sich ein dauerhaftes Glück; nicht aber wie im Gegenfalle, ein augenblickliches Vergnügen: so wie diejenigen thun, die nur ihrer Lust nachjagen, ohne an das Wohl der Gesellschaft zu denken. Diese Lust ist nicht nur sehr flüchtig, sondern führt auch zum höchsten Uebel; das ist, zu einer beständigen Furcht, von dem ersten dem besten ermordet oder beraubet zu werden. Um uns vor diesen Uebeln sicher zu machen, hat Gott den

* Da der Verfasser hier den pufendorfischen Grundsatz des Rechts der Natur anzunehmen scheint: so lenkt er doch auch auf die rechte Quelle aller Handlungen, die Beförderung der eigenen Glückseligkeit ein. Es könnte nämlich diese unmöglich erhalten werden, wenn man alle Augenblicke die menschliche Gesellschaft beleidigte. Diese würde sich an ihrem Störer rächen, und

den Menſchen ſeiner Natur nach zur Geſellſchaft geſchickt und geneigt gemacht, und ihn dadurch zu ſeinem höchſten Gute führen wollen.

Fragt man: woher es kömmt, daß dem ungeachtet, ſo viele das gemeine Beſte aus den Augen ſetzen? ſo antwortet der Verfaſſer, dieſes komme bloß von dem Misbrauche der Freyheit her. Wir können uns dabey nicht lange aufhalten; und eilen zu einigen Anmerkungen die er noch beyfügt. 1) Karneades hat im Grunde doch die Wahrheit der guten Sittenlehre erkannt, ob er gleich ſeinen Witz zu zeigen, dagegen diſputiret hat. Denn nach dem Cicero (de finib.) hat er geſagt: Wenn man ſähe, daß ſich ein Menſch, deſſen Tod uns vortheilhaft ſeyn würde, auf eine Stelle ſetzen wollte, wo eine giftige Otter verborgen läge: ſo würde es boshaft ſeyn, ſolches zu verſchweigen; ob uns gleich niemand davon überzeugen könnte. 2) Hobbes ſelbſt, ſoll nach dem Berichte deſſen, der ſein Leben beſchrieben, ungezwungen, höflich, offenherzig mit ſeiner Wiſſenſchaft, ein guter Freund und Verwandter, liebreich gegen die Armen, billig, und gar nicht geizig geweſen ſeyn. Iſt das? ſo muß er geglaubt haben, dazu verbunden zu ſeyn: denn ein Philoſoph kann ſich nicht ſein ganzes Lebenlang zwingen. Die bürgerlichen Geſetze aber verbanden ihn auch nicht dazu. Es

und gewiß den Meiſter ſpielen. So kann denn niemand wahrhaftig glückſelig werden, der andre Menſchen muthwillig beleidiget. Die böſen Folgen davon treffen ihn über kurz oder lange ſelbſt. Hergegen wer andrer Wohlfahrt, ſoviel an ihm iſt, zubefördern ſucht, der macht ſich Freunde, und durch ihren Beyſtand gelangt er deſto leichter zu ſeinem Zwecke.

Es folgen noch etliche solche Anmerkungen, die eben so scharfsinnig als gründlich sind. Unter andern ist die fünfte schön: das nämlich die Araber zwar die Reisenden in den Wüsteneyen berauben und tödten; aber diejenigen auch wohl aufnehmen und schützen, die zu ihren Hütten fliehen, und sie um Hülfe anflehen. Woher kömmt das? Ihr innerlicher Lehrmeister zeiget ihnen hier die Billigkeit, die auch durch eine üble Auferziehung nicht ganz hat erstücket werden können.

Nach dem Beschlusse der Einleitung, worinn auf die Frage geantwortet wird, warum in dem Christenthume, dessen Sittenlehre so heilig ist, gleichwohl so viel Böses geschieht; entschuldigt sich der Verfasser, warum sein Buch nicht im mehr als in zween Abschnitte getheilet ist. Denn in der That sieht man hier weder Bücher, noch Capitel; sondern der erste Abschnitt hat 407 hinter einander laufende Absätze oder Numern: der zweyte aber 494. Die Ursache davon ist, daß er alle Wahrheiten in einer natürlichen Verbindung, wie sie aus einander flossen, nicht aber Capitelweise hat abhandeln wollen. Man kann also sagen dieß Werk sey in geometrischer Lehrart geschrieben: nur das der erste Theil von dem Rechte der Natur in dem Stande des Friedens; der zweyte aber von demselben in dem kriegerischen Zustande, handelt. Dieses ist es alles, was wir davon zu einem Vorschmacke haben mittheilen können. Wer es lesen wird, der wird mit uns wünschen, daß es auch in deutscher Sprache gelesen werden könnte.

* *

II.

Le Paradis terreſtre. Poeme imité de Milton, par Madame D. B. *** à Londres. 1748.

D. i.

Das irrdiſche Paradies. Ein Gedicht nach Miltons Art abgefaßt, von der Frau von B. 8 Bogen in groß 8. Mit Kupfern ausgezieret.

Die Frau du Bocage hat nicht nur Geduld genug gehabt, den Milton zu leſen, und zu verſtehen, ſondern auch gar ſeine Bewundrerinn und Nachahmerinn zu werden. Sie erkläret ſich in der Zueignungsſchrift an die Akademie zu Rouen, daß ſie, in der Begierde, ihrer Nation zu gefallen, den Vorwurf der Engländer nicht geſcheuet hat, an einem Gedichte Veränderungen gemacht zu haben, welches viele unter ihnen ſo gar hochſchätzen. Herr Pope ſelbſt, der gewiß mehr als jemand im Stande geweſen, von dem Werthe eines Gedichts zu urtheilen, drückt ſich von dem Milton ſo aus:

Milton's ſtrong pinion now not heaven can bound,
Now ſerpent like in proſe he ſweeps the ground,
In quibbles Angel and Archangel join,
And God the Father turns a Shool-Divine.

„Bald

„Bald kann Miltons ſtarken Flügel der Himmel „ſelbſt kaum einſchließen; bald kriecht er in einer „Proſa, Schlangen gleich, am Boden weg. Die „Engel und Erzengel reden mit Wortſpielen; und „Gott der Vater ſelbſt, wird ein ſcholaſtiſcher „Gottsgelehrter.

Auf ein ſo vollgültiges Zeugniß hat ſich die Frau du Bocage geſteifet, und die Erzählung von dem Streite der Engel um ein großes verkürzet. Die aus den Fabeln hergeleiteten Vergleichungen, hat ſie ebenfalls, als nicht zur Sache gehörig, ausgelaſſen. Den Spielen der Teufel in der Hölle, und vielen andern Stellen, deren Erzählung zu weitläuftig wäre, iſt es nicht beſſer ergangen. Mit einem Worte, ſie hat ein großes weitläuftiges Gemälde, ins kleine bringen wollen, und beſcheidet ſich gar gern, daß ſie es nicht allen werde recht gemacht haben. Vielleicht aber iſt ihr eben mit dem Beyfalle derer wenigen, die auf ihrer Seite ſeyn werden, das meiſte gedienet.

Nach dieſer Zueignungsſchrift, folgen einige Zeilen an den Milton ſelbſt, die wir, ihrer Artigkeit wegen ganz herſetzen wollen:

Si mes foibles Accents, juſqu'au Roïaume ſombre,
Homère des Anglois, peuvent toucher ton Ombre:
Sois ſenſible à l'Amour, qu'inſpirent tes Ecrits.
Le Deſir de te ſuivre enflamme mes Eſprits;
Mon Ame croit ſentir le beau Feu qui t'anime,
Je m'egare peut-être en cet Eſſort ſublime;
Ah! pardonne à mes Traits, s'ils terniſſent les tiens:
Comme un Dieu, pour Tribut, reçois tes propres Biens.

„Homer der Engländer! wofern meine ſchwachen „Töne bis in das dunkle Reich, deinen Schatten „rühren können: ſo ſey der Liebe günſtig, die deine „Schriften einflößen. Die Begierde dir zu folgen „entflammet meine Geiſter; und meine Seele glaubt „das ſchöne Feuer zu empfinden, das dich belebet. „Vielleicht verirre ich mich aber in einem ſo hohen „Unterfangen. Ach! vergib meinen Zügen, wo„fern ſie die deinen matt machen; und nimm, als „ein Gott, deine eigenen Wohlthaten, ſtatt eines „Opfers, an.

Das erſte Buch enthält, die Beſchreibung der Hölle in dem innerſten Abgrunde des Cahos. Satan wird mitten unter den rebelliſchen Engeln vorgeſtellet, in dem Augenblicke da ſie hinunter geſtürzet werden. Er ſchlägt verſchiedene Mittel vor, ſich an dem Himmel zu rächen. Um nun hierzu zu gelangen, unternimmt Satan allein, eine Welt zu erobern, die noch erſt entſtehen ſoll, und den Menſchen zu fällen. Die Sünde und der Tod, welche die Pforten der Höllen bewahren, laſſen ſich durch ſeine Verſprechung verlocken und öffnen ihm dieſelben. Er durchkreucht das Reich der Nacht und kömmt zum Feuerballe der Sonnen. Hier begegnet er dem Uriel, welchem daſelbſt die Herrſchaft aufgetragen iſt. Dieſer Engel, den der Betrüger hintergeht, zeigt ihm den Erdball. Satan eilet dahin und Uriel erkennet ihn, an ſeinen wüthenden Bewegungen für einen von den rebelliſchen Engeln, und bewachet ſeine Schritte.

Der Anfang des erſten Buchs klingt ſo:

Sagelle,

Sageſſe, Don du Ciel, ſoutiens mon Harmonie:
Je chante du Très-Haut la Puiſſance infinie.
Dis, comment ſa Parole enfanta l'Univers:
Prête-moi tes Couleurs, pour peindre dans mes Vers
Le ſort du premier Homme, en des Lieux de Délices.
De ſon fier Ennemi dis-moi les Artifices.
Quels funeſtes Recits! O Mortels! ecoutez,
Apprenez le Deſtin des Anges revoltés,
L'Eternel les plongea dans l'infernal Abime:
Le Remords dans ce Gouffre eſt toujours près du Crime,
La Paix n'habite point ce Sejour odieux,
L'Eſpoir en eſt banni, lui, qu'on trouve en tous Lieux.
Dans les Feux y gémit la Douleur renaiſſante:
Ici la Vie expire, et la Mort eſt vivante.

D. i. „O Weisheit, du Gabe des Himmels! „unterſtütze meinen Geſang. Ich ſinge von der un„endlichen Macht des Allerhöchſten. Sprich, wie „ſein Wort das Weltgebäude gezeuget hat. Leihe „mir deine Farben, um in meinen Verſen, das „Schickſal des Menſchen in den Gegenden der Er„getzungen zu ſchildern. Entdecke mir die Ränke „ſeines ſtolzen Feindes. Welch eine ſchreckens volle „Erzählung! O ihr Sterblichen! höret zu. Er„fahret das Schickſal der rebelliſchen Engel. Der „ewige Gott ſtürzte ſie in den hölliſchen Abgrund. „In dieſem Schlunde iſt die Reue beſtändig neben „dem Verbrechen. Der Friede bewohnet dieſen „verhaßten Ort nicht. Die Hoffnung iſt daraus „verbannet; ſie, die man doch ſonſt allenthalben „findet. Der ſtets auflebende Schmerz ſeufzt dort „in den Flammen. Hier ſtirbt das Leben; und hier „lebet der Tod.

Das zweyte Buch enthält die Beſchreibung des irrdiſchen Paradieſes. Satan dringet hinein: und ſetzet ſich in der Geſtalt eines Geyers auf einen Baum. Er ſieht den Adam und die Eva: ihre Schönheit und Glückſeligkeit machen ihn erſtaunt. Er höret ihnen zu, und erfähret, daß es ihnen verbothen worden von der Frucht des Baumes der Erkenntniß zu eſſen. Er gründet den Erfolg ſeines Anſchlages, auf die Hoffnung, ſie zur Uebertretung dieſes Geſetzes zu verleiten. Der Engel welcher die Obhut der Sonnen hat, giebt dem Gabriel, der die Aufſicht über das Paradies hat, Nachricht, daß ſich ein böſer Geiſt hinein geſchlichen. Gabriel verſpricht ihm, ihn auszuſpüren. Hier folgt ein Geſpräch der erſten Aeltern, die ſich nach verfloſſenem Tage, in ihre Laube begeben, und die Beſchreibung dieſes ſchönen Ortes. Gabriel ſchickt Engel aus, denſelben zu bewachen, und dieſe entdecken an dem Ohre der Eva den Feind, welcher geſchäfftig iſt, ſie im Traume zu verführen. Sie umgeben ihn; das Schrecken nimt ihn ein. Er flieht aus dem Paradieſe.

Satans Rede nachdem er den zärtlichen Geſprächen der erſten Aeltern zugehört, ſoll zur Probe dieſes zweyten Buches dienen:

Haïſſables Objets! quoi? je vois dans vos Feux
Plus de Bonheur qu'Eden n'en préſente à vos Voeux?
Et moi, dans les Horreurs d'une Priſon horrible
A la Joie, à l'Amour, Demeure inacceſſible
Je languis en formant d'inutiles Deſirs.
Le Souvenir affreux accroit mes Déplaiſirs.
Mais rappellons l'Arét qu'ici je viens d'entendre:
Le Savoir eſt un Bien qu'on voulut leur défendre.

Seroit

Seroit-ce là le Gage et l'Appui de leur Foi?
Que ces vains Fondemens s'ecroulent devant moi!
Excitons dans leurs Coeurs le Soif de la Science.
Avides d'acquerir la ſuprême Puiſſance,
Ils gouteront le Fruit qui leur eſt defendu:
Alors, ainſi que moi, l'Homme ſera perdu!

D. i. „Ihr verhaßten Gegenſtände! ich ſehe in „euren Trieben mehr Glückſeligkeit, als Eden ſelbſt „euren Wünſchen darbeuth? Und ich, muß in dem „Schrecken eines grauſen Gefängniſſes, wohin we„der Freude noch Liebe dringen kann, mich mit „fruchtloſen Begierden quälen! Das ſchreckens volle „Andenken vermehret meinen Gram. Jedoch ich „beſinne mich auf den Ausſpruch den ich hier gehöret „habe. Das Erkenntniß iſt ein Gut, ſo man ihnen „verbiethen wollen. Sollte auch wohl dieſes das „Pfand und der Grund ihrer Treue ſeyn? Dieſer „ſeichte Grund ſoll vor mir verſchwinden! Ich errege „in ihren Herzen den Durſt nach dem Wiſſen. „Aus Begierde die oberſte Gewalt zu erlangen, „werden ſie die verbothene Frucht koſten: alsdann iſt „der Menſch, ſo wie ich, verloren.„

Das dritte Buch enthält, Evens Erzählung an den Adam, von einem Traume der ſie des Nachts erſchrecket hat. Adam tröſtet ſie; und ſie bethen beyde zu Gott, der ihnen den Raphael ſchickt, um den Menſchen zu warnen, daß er ſeine Freyheit gehörig brauchen, und wider die Ränke des Verſuchers auf der Hut ſeyn ſoll. Der Engel kömmt im irrdiſchen Paradieſe an; Adam geht ihm ſogleich entgegen und bittet ihn, unter dem Schatten der Laube auszuruhen.

Iſt deſſen Grund-Riß zu einer vernunftmäßigen Redekunſt, Hannover 1729. 8. am Anfange vorgeſetzet.

APVLEII
Metamorphoſeon libri XI.

Kurzweiliges Gedicht *Lucii Apulei* von ſeiner aus einem Menſchen in einen Eſel ſchnellen Verwandlung, allen fürwitzigen zur Warnung. Von Johann Sieder; Frankfurt am Mayn 1605. 8. und Magdeburg 1606. 8.

Dieſer deutſchen Überſetzung gedenket Chriſtoph Hendreich in *Pandectis Brandenburgicis* f. 235. a.

BOETII
de Conſolatione Philoſophiae Libri V.

* Des furtrefflichen hochweiſen Seuerini Boetii Chriſtlich-Vernunft-gemeſſer Troſt vnd Vnterricht in Widerwertigkeit vnd Beſturzung vber dem vermeinten Wohl- oder Vbelſtand der Boſen vnd Frommen. Verdeutſchet, und mit beygefugten kurzen Anmerkungen vber etliche dunkele Ort deſſelben, zum andernmahl aufgeleget. Luneburg 1697. 8.

Die erſte Auflage dieſer Überſetzung iſt zu Sulzbach A. 1667. 12. ohne Meldung des Verfaſſers geſchehen. Dieſe andere aber hat Franciſcus Mercurius von Helmont, auf Veranlaſſung der Durchlauchtigen Churfürſtin von Brandenburg Sophia beſorget, und mit einer Vorrede begleitet. Aus dieſer erhellet, daß der ehmahlige Oberſte Hochfürſtl. Sulzbachiſche Miniſter, der

Die Stelle in dieſem Buche, wo die erſten Menſchen den Engel gewahr werden, klingt ſo:

Le Pere des Humains ſ'ecria: charmante Eve,
Hâte-toi: que ta Vue à l'Orient ſ'élève:
Vois près de nos Remparts cet Objet éclatant;
Il ſemble que l'Aurore y renaiſſe à l'Inſtant:
Sans doute il vient des Cieux chargé d'un grand Meſſage;
Il daignera peut-être entrer ſous cet Ombrage:
Choiſis dans tes Parfums l'Encens le plus exquis;
Au celeſte Etranger ces Treſors ſont acquis:
Ils nous viennent du Ciel; apprens de la Nature
A prodiguer des Biens qu'elle offre ſans Meſure.
Oui, cher Epoux, dit-elle, aſſemblons en ce Jour
Les Fleurs, que les Saiſons nous donnent tour-à-tour.
Tandis qu'elle en formoit l'agréable Mélange,
Le premier des Humains s'avance ſeul vers l'Ange.

D. i. „Der Vater der Menſchen rief, ſchönſte „Eva, eile, und ſchaue nach dem Morgen. Siehe „neben unſern Wällen jenen glänzenden Ge„genſtand; es ſcheint, daß die Morgenröthe dieſen „Augenblick noch einmal hervorbricht. Unfehlbar „kömmt dieſes Zeichen vom Himmel mit einer wich„tigen Bothſchaft, und läßt ſichs vieleicht gefallen, „in unſere Laube einzukehren. Wähle unter deinen „wohlriechenden Kräutern den auserleſenſten Duft; „dieſe Schätze gehören für den himmliſchen Fremd„ling: denn ſie kommen uns vom Himmel. Lerne „von der Natur, dasjenige verſchwenden, was ſie „ohne Maaß darbeuth. Ja, theurer Gatte, ſagte „ſie, wir wollen heute, alle Blumen zuſammen „nehmen, die die verſchiedenen Jahreszeiten uns „wechſels weiſe zutheilen. Indem ſie nun mit deren

„an-

„angenehmer Vermiſchung beſchäfftiget war; gieng „der erſte der Menſchen dem Engel allein entgegen.

Im vierten Buche berichtet der Engel dem Adam, daß der Feind, der ſeinen Fall geſchworen, derſelbe Satan ſey, welcher einen Theil der himmliſchen Schaaren zur Rebellion gebracht, und erzählt ihm die Geſchichte davon. Sie unterreden ſich von dem Urſprunge der Welt. Adam erzählet, was ihm ſeit ſeiner Schöpfung widerfahren, wie Gott ihm eine Gehülfinn gegeben, und wie ſie einander zuerſt erblicket. Der Engel verläßt ihn und kehrt zum Himmel zurück.

Die Stelle, wo der Engel den von der Liebe gegen die Eva faſt gar zu ſehr entzündeten Adam, zu rechte weiſet, iſt ſo ſchön, daß wir ſie zur Probe des vierten Buchs herſetzen wollen:

L'Ange voïant Adam trop rempli de ſes Feux,
Calma par ce Diſcours ſes Tranſports amoureux:
Modère tes Ardeurs; la Beauté qui t'enflamme,
Doit regner ſur ton Coeur, ſans aſſervir ton Ame.
Tu ſais que ſon Pouvoir reſide en ſes Atraits:
Songe, que ta Raiſon l'emporte ſur ſes Traits;
(L'Eſtime de ſoi même eſt ſouvent neceſſaire)
Mais conduis ſans Fierté l'Objet qui veut te plaire.
Dans ſes Regards, le Ciel, pour combler ton Bonheur,
Au Pouvoir de leurs Feux réunit la Douceur,
Et lui fit des Vertus dignes de ta Tendreſſe,
Crains à ſes Yeux perçant de montrer ta Foibleſſe.
Pour lui faire eſtimer les Dons les plus parfaits,
Préfère ſes Vertus à ſes brillans Attraits.
Aux douceurs de l'Amour livre toi ſans Allarmes:
Mais de la Paſſion crains les dangereux Charmes.
Le veritable Amour enflamme ſans Fureur;
Il éclaire l'Eſprit; il élève le Coeur:

„Son Feu par les degrés mène à l'Amour céleſte.
„Fui de la Volupté l'Enchantement funeſte.

D. i. „Der Engel, welcher ſah, daß Adam von „ſeiner Liebe gar zu ſehr eingenommen war, ſtillte „ſeine verliebte Entzückung durch folgende Rede: „Mäßige deine Hitze. Die Schönheit die dich ent„zündet, ſoll zwar über dein Herz herrſchen, aber „nicht deine Seele feſſeln. Du weiſt, ihre Macht „beſteht in ihren Reizungen; bedenke aber, daß „deine Vernunft ſtärker iſt, als ihre Annehmlich„keiten ſind. Zuweilen iſt es nöthig, daß man ſich „ſelbſt hochachte. Indeſſen lenke den Gegenſtand „der dir gefallen will, ohne Stolz. Der Himmel „verband, zur Vermehrung deiner Glückſeligkeit, „mit dem Feuer ihrer Blicke die Sanftmuth, und „gab ihr Tugenden zu, die deiner Zärtlichkeit wür„dig ſind: fürchte dich ihren durchdringenden Au„gen deine Schwäche zu zeigen. Ziehe ihre Tu„genden ihren großen Reizungen noch vor; damit „ſie die vollkommenſten Gaben hochſchätzen lerne. „Ueberlaß dich ohne Bekümmerniß den Süßigkeiten „der Liebe; aber fürchte die gefährlichen Zaubereyen „der Leidenſchaft. Die wahre Liebe, entflammet „uns ohne Wuth; ſie erleuchtet den Verſtand und „erhebt das Herz. Ihr reines Feuer führet ſtufen„weiſe zur himmliſchen Liebe. Fleuch die ſchädliche „Bezauberung der Wolluſt.

Das fünfte Buch erzählet, wie Satan, ohne von den Engeln bemerkt zu werden, bey der Nacht in das irrdiſche Paradies gekommen, und ſich unter

der

der Gestalt einer Schlange versteckt habe. Adam und Eva gehen wieder an ihre Arbeit. Adam läßt sich durch das Bitten der Eva bewegen, und erlaubet ihr, fern von ihm zu arbeiten. Die Schlange findet sie allein, und überredet sie von der verbothenen Frucht zu essen. Sie bewegt den Adam ihrem Beyspiele zu folgen. In dem Augenblicke eröffnen sich ihre Augen, und sie werden zum erstenmale ihrer Blöße gewahr.

Wir wollen zur Probe des fünften Buchs, Adams Anrede an die Eva wählen, da sie ihm den verbothenen Apfel bringet:

Toi qui sais tout charmer par ta seule Présence,
Objet le plus parfait que le Ciel ait produit,
En quel gouffre de Maux ton Crime nous conduit!
Comment sans redouter la Vengeance céleste
As-tu suivi l'Appas d'un Conseil si funeste?
J'y reconnois les Traits d'un Ennemi jaloux!
N'importe: à ton Destin joins le sort d'un Epoux.
Tu m'apportes la Mort. j'y vôle, pour te suivre:
Le Dessein en est pris: pourrois-je te survivre?
Quel Bien remplaceroit ta Beauté, ton Amour?
Errant seul en ces Lieux, je haïrois le Jour,
Quand le Ciel m'offriroit une Epouse aussi belle,
Jamais à ses Appas je ne vivrois fidèle:
Ton Image toujours regneroit dans mon Coeur:
Ton Etre pris du mien m'entraine en ton Malheur.
En te perdant, helas! je me perdrois moi-même.

D. l. „Du, die du alles durch deine Gegenwart „zu bezaubern weist, vollkommenster Gegenstand, „den der Himmel hervorgebracht hat, in welch ei„nen Abgrund von Uebeln stürzet uns nicht dein „Verbrechen! Wie hast du, ohne die Rache des

Him-

„Himmels zu ſcheuen, den Lockungen eines ſo ſchäd„lichen Rathes folgen können? Ich erkenne darinn „die Ränke eines elferſüchtigen Feindes. „Doch es „ſey darum! verbinde mit deinem Schickſale das „Geſchick eines Gatten. Du bringſt mir den Tod: „ich eile hinein, dir zu folgen. Mein Schluß iſt „gefaßt: könte ich auch dich wohl überleben? Wel„ches Gut würde mir deine Schönheit und deine „Liebe erſetzen? Ich würde hier allein herum irren „und das Tageslicht haſſen. Ja, wenn mir der „Himmel gleich eine eben ſo ſchöne Gattinn wieder„gäbe; ſo würde ich doch ihren Reizungen nimmer„mehr treu bleiben: denn dein Bild würde ſtets in „meinem Herzen regieren. Dein Weſen, das von „mir genommen iſt, zieht mich auch in dein Un„glück mit hinein: und wenn ich dich verlieren ſoll„te; ach! ſo würde ich mich ſelbſt verlieren„.

Das ſechſte und letzte Buch erzählet, daß Gott, der den gelungenen Anſchlag des Satans und des Menſchen Ungehorſam gewußt, ſelbigem ſein Urtheil und der Schlangen ihres, die er wieder in den Abgrund ſtößt, kund thut. Er befiehlt den Engeln in der Ordnung der Elemente verſchiedene Aenderungen zu machen. Adam, der über die Veränderung ſeines Zuſtandes erſtaunet, überläßt ſich ſeinem Schmerze. Er verwirft die Tröſtungen der Eva; die ihn doch endlich beſänftiget. Sie vereinen ihre Gebethe den Himmel zu verſöhnen. Michael meldet ihnen, daß die Stunde ihres Todes verſchoben ſey; daß ſie aber auf ewig aus dem irrdiſchen Paradieſe verbannet wären. Der Eva Kla-

ge.

ge. Michael ſchläfert ſie ein und entdeckt in währendem ihrem Schlafe, dem Adam in einem Geſichte, die verſchiedenen Striche der Erden und die Unglücksfälle ſeiner Nachkommen. Er lehret ihn die Mittel ſelbige zu vermeiden, und tröſtet ihn durch die Verheiſſung des Meßias, welcher das Unheil wieder zurecht bringen ſoll, ſo die Sünde in der Welt angerichtet hat. Eva erwachet; und Michael führet ſie mit dem Adam zum Paradieſe hinaus.

Den Zuſtand der künftigen Zeiten, welchen der Engel unſerm erſten Vater zeigt, beſchreibt die Frau du Bocage ſo:

De l'Africain farouche il voit les Champs brûlés;
Les Bords Americains par le Fer deſolés;
L'Aſiatique, en proie au Luxe, à la Moleſſe;
L'Europe abandonnée à la guerriere Jvreſſe.
Par tout il voit voler le Demon des Combats,
Et les Mortels armés tourner contr'eux leurs Bras.
L'Avarice, l'Orgueil, l'Ambition, l'Envie,
Des Concurrens jaloux exciter la Furie.
Souvent même à la Haine entrainés par l'Amour,
Devenir plus ardens à ſe priver du Jour.
Sur ſes Rivaux detruits chacun fonder ſa Gloire;
Dans le Meurtre et le Sang tous chercher la Victoire.
Plus loin dans des Cités les Feſtins et les Jeux,
Des nombreux Habitans ſemblent combler les Voeux.
Mais la Guerre inteſtine en ſa fuguouſe Rage,
A ce Calme apparent fait ſucceder l'Orage.
Ces Temples, ces Palais elèvés par l'Orgueil,
De leur Maitre en tombant deviennent le Cercueil.
Dans l'Ardeur d'un faux Zèle ou de l'Idolatrie
L'un à ſes Dieux ſ'immole, et l'autre à ſa Patrie.
Adam fuit ce Spectacle, et l'oeil baigné de Pleurs,
De ſes Fils à venir déplore les Malheurs,

Feu-

„Faut-il qu'à ces Cruels je donne la Naiſſance!
„Que n'ai-je ſur leur Sort reſté dans l'Ignorance! &c.

D. i. „Er ſieht des wilden Afrikaners verbrannte „Felder; die durch das Schwert verwüſteten „Grenzen der Amerikaner; den in der Schwel„gerey und Weichlichkeit erſoffenen Aſiater; und die „einer kriegeriſchen Trunkenheit ergebenen Europäer. „Allenthalben ſieht er den böſen Geiſt der Schlachten „fliegen, und die bewaffneten Sterblichen wider ſich „ſelbſt die Schwerter kehren. Der Geiz, der „Hochmuth, die Ehrſucht und der Neid, erwecken „die Wuth der eiferſüchtigen Streiter. Oftmals „werden ſie auch durch die Liebe zum Haſſe hinge„riſſen und hitziger ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. „Ein jeder gründet ſeine Ehre auf ſeine vertilgten „Nebenbuhler; alle ſuchen den Sieg im Morden „und Blutvergieſſen. Weiter davon ſcheinen in „den Städten die Gaſtmaale und Spiele, die „Wünſche der zahlreichen Einwohner auf den höch„ſten Gipfel zu treiben; allein der innerliche Krieg „führet in ſeiner wilden Wuth auf dieſe ſcheinbare „Ruhe, bald einen Sturm hervor. Die Tempel „und Paläſte, ſo der Ehrgeiz erbauet, werden ih„rer eigenen Herren Särge. In der Hitze eines „blinden Eifers oder der Abgötterey, ſchlachtet der „eine ſich für ſeine Götter und der andre für ſein „Vaterland. Adam ſieht dieſes Schauſpiel und „mit thränendem Auge beklagt er das Unglück ſei„ner zukünftigen Söhne. Muß ich denn dieſen „Grauſamen das Leben geben! Warum iſt mir doch „ihr Geſchick nicht unbekannt geblieben„! u. ſ. w.

Die

Die Verſe ſind überaus fließend und angenehm geſchrieben, und auch an die äuſſerliche Schönheit des Buches hat die Verfaſſerinn ſo viel Koſten gewandt, daß ihre Leſer ihr auch dafür viele Verbindlichkeit ſchuldig ſind. Selbige beſtehen, außer dem Titelkupfer, welches die erſten Aeltern im Stande der Unſchuld ſchlafend vorſtellet, aus ſechs ſchönen Vignetten vor jedem Buche, und etlichen Schlußzierrathen derſelben: hauptſächlich aber aus dem ſowohl der Kunſt, als des Originals wegen, reizenden Bildniſſe, der ſo ſchönen als ſcharfſinnigen Verfaſſerinn. Wir erinnern aber mit Fleiß, daß dieſes nicht bey allen Abdrücken des Gedichtes gefunden, ſondern von der Urheberinn nur denen, die es ausdrücklich von ihr ſelbſt verlangen, mitgetheilet wird, um es ihrem Buche einzuverleiben. Als was beſonders iſt zu merken, daß dieſelbe ihr Gedicht in Paris, wo ſie in ſehr guten Umſtänden lebet, nicht hat gedruckt bekommen können; weil man ihr die Cenſur verſagt hat: daher ſie denn genöthiget geweſen, ſelbiges anderwärts drucken zu laſſen. Daher kömmt es auch, daß der Titel fälſchlich London für den Ort des Druckes, ausgiebt. Iſt es nicht wunderlich, daß in einer Stadt, wo ſo viel häßliches und ärgerliches Zeug gedruckt wird, die Ausgabe eines chriſtlichen Gedichtes gehindert wird, welches gleichwohl, nachdem es von allen miltoniſchen Ungereimtheiten geſäubert worden, der Religion Ehre macht. Wenigſtens hat es das Schickſal der lamottiſchen Ilias nicht zu beſorgen, die an der homeriſchen eben das hatte leiſten ſollen, was dieſes Paradies, an

dem

dem miltonischen geleistet hat. Jene ist verlachet, und weit unter das Original heruntergesetzt worden: dieses aber wird sonder Zweifel auch denen gefallen, die den Milton niemals haben verdauen können:

Obgleich die Hauptfehler in der Materie selbst,
noch immer übrig bleiben.

* *

III.

Herrn Johann Jacob Bruckers, Pastors zum h. Kreuz in Augspürg Ehrentempel deutscher Gelehrsamkeit; drittes Zehend verstorbener deutscher Gelehrten ꝛc. Groß 4 zehn Kupferplatten mit 5 ½ Bogen Text.

Der so fleißige als gelehrte Herr Pastor Brucker hat in dieser Messe die Welt abermals mit einer Fortsetzung seines Ehrentempels bereichert. Es sind darinnen abermals die Leben alter deutschen Gelehrten enthalten, die ihrem Vaterlande und ihren Zeiten Ehre gemacht haben. Den Anfang macht

1. Johann Aventin, herzogl. bayerischer Geschichtschreiber. Derselbe hieß mit seinem eigentlichen Namen Johannes Thurmair, weil er aber aus der bayrischen Stadt Abensperg gebürtig war, die er für das Aventinum der Alten hielt, so nennte er sich nach Gewohnheit der damaligen Zeiten, Aventinus. Sein Geburtsjahr setzen fast alle die von ihm gehandelt haben, in das 1466. einige aber, die es besser wissen wollen, in das 1477. Jahr.

Die

Die ſchönen Wiſſenſchaften und die Weltweisheit erlernte er zu Ingolſtadt. Von da gieng er nach Paris und hörte den berühmten Jacob Faber und Jodocum Clichtovæum. Er ward dort Magiſter und kam 1503 nach Deutſchland zurück, allwo er ſich, vieler gelehrten Männer wegen, nach Wien wandte, wo er auch die Red- und Dichtkunſt lehrete. Im folgenden Jahre gieng er nach Regenſpurg, wo er von einer Krankheit überfallen ward. Im 1507ten Jahre gieng er nach Cracau, vermuthlich nach erhaltener Vocation: denn er hat daſelbſt die griechiſche Sprache öffentlich gelehret. Doch konnte er auch hie nicht lange bleiben. Man rief ihn 1509 nach Ingolſtadt, die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren, und er erklärte daſelbſt einige Schriften Ciceros. Sein guter Geſchmack aber, an welchem die damalige Barbarey zu Ingolſtadt wenig Vergnügen fand, brachte ihm bald eine vortheilhaftere Stelle zu wege. Er kam 1512 nach München, und zwar als Zuchtmayſter, wie es damals hieſs, der zween jungen Herzoge, Ludwig und Ernſt. Einige Jahre drauf hatte er das Glück den jungen Prinzen Ernſt nach Italien zu führen, und ſich auf dieſer Reiſe die berühmteſten Gelehrten, Alterthümer und Handſchriften, bekannt zu machen. Hierauf kehrte er nach Bayern zurück, und gab ſeine lateiniſche Sprachlehre, die er Anfangs zum Dienſte ſeiner Prinzen aufgeſetzt hatte, vermehret heraus. Der damalige Mangel ſolcher Werke, verſchaffte derſelben eine ſehr gute Aufnahme. Weil er ſich indeſſen mit gröſsern Arbeiten beſchäfftigen wollte:

Hr. Baron Christian Knorr von Rosenroth, nur die Metra Boetii, die dieser gegenwärtigen Schrift hier und dar untergestreuet sind, in eben so viel deutsche Reimen auf das glücklichste gebracht; den ungebundenen Text aber von Helmont selbst übersetzet habe. Daher einige Gelehrte zur Ungebühr alle an diese Uebersetzung gewendete Mühe dem Herrn Knorren alleine zugeschrieben; welche er doch mit dem von Helmont, seinem vertrautesten Freunde, der sie auch zu erst zu übernehmen beschlossen, getheilet. Man sehe unter andern Johann Mollers Anmerkungen über *Morhofii* Polyhist. Tom. II. p. 54. Vielleicht ist die Nürnberger Auflage des deutschen *Boetii*, die einige unter dem Jahr A. 1660. 12. anführen, mit der Sulzbachischen einerley.

* Der in seinem Gefängniß *Philosophi*rende *Boetius*; d. i. *Boetii V* Bücher *de Consol. Philos.* oder Tröstung aus der Weltweisheit; aus dem Lateinischen ins Deutsche, so wohl was die meisten ungebundenen als gebundenen Reden betrifft, mit einiger Freyheit übersetzt, durch *Joh. Just. Fahsium*, Schol. Clausthal. h. t. Rect. Goslar 1724. 8.

Der Verfasser, nunmehr Prediger zu Goslar, hat diesem Werke die Gestalt einer Schul-Comödie zu geben beliebet, und darem das meiste aus dem Texte Boetii gebracht.

CAESARIS

de bello Gallico & civili &c Libri,

Ver-

ſo nahm er ſich vor, die bayriſche Geſchichte zu ſchrei-
ben, und zugleich den Anfang der allgemeinen deut-
ſchen Geſchichte mit zu berühren. Als dieß ſeine
Fürſten erfuhren, ſo verſahen ſie ihn mit Befehlen
an alle Canzeleyen und Archive, ihm einen freyen
Zutritt zu erlauben. Er und ſein Gehülfe Caſpar
Bruſchius, durchzogen demnach Ober- und Nie-
derbayern, und brachten einen großen Vorrath alter
Urkunden zuſammen. Im 1522 Jahre gab er zu
Nürnberg einen deutſchen Auszug dieſer bayriſchen
Geſchichte heraus. Weil er nun von allen Gelehr-
ten ſehr ermuntert ward fortzufahren: ſo arbeitete
er beſtändig an dem Werke, bald in Regenſpurg,
bald bey ſeiner Schweſter zu Abenſperg, fort; er
hatte aber den Verdruß, daß man ihn bey der letz-
ten, ohne zu wiſſen warum, gefangen nahm. Un-
geachtet er nun bald wieder los kam, ſo gieng ihm
doch dieſer Schimpf ſo zu Herzen, daß er ihm alle
Kräfte verzehrete. Er wollte ſich helfen und ent-
ſchloß ſich 1530 zum Heirathen. Dieß aber gelung
ihm ſehr ſchlecht: denn er bekam ein garſtiges, bö-
ſes, armes und geiziges Weib, die ihm kaum ſat
zu eſſen gab. Mit dieſer ſetzte er ſich zu Regenſpurg
ließ ſich aber von einem Edelmanne **Leonhard von
Eck**, bereden, ſeinen Sohn nach Ingolſtadt und
daſelbſt zum Studieren anzuführen. Die Begier-
de mit ſeinem guten Freunde **Peter Apian** umzu-
gehen, bewog ihn dieſen Vortrag anzunehmen. Als
er aber ſeine Frau und Kinder von Regenſpurg nach
holen wollte, erkrankte er unterwegens, und ſtarb
im 1534 Jahre, zwar als ein Katholik; aber doch
in

im Verdachte, daß er ein heimlicher Proteſtant ſey. Er hat den Ruhm eines großen Gelehrten, den er ſchon zu ſeiner Zeit gehabt, bis auf unſere Zeiten erhalten. Es kann ihm auch nichts rühmlicher ſeyn, als das Schreiben des bayriſchen Herzogs an die Univerſität zu Ingolſtadt, darinnen ſtand, daß er vom Aventin das meiſte erlernet, und wünſche, daß die Univerſität ſich ſeiner Anführung bedienen möge. Seine ſcharfe Urtheilskraft öffnete ihm die Augen über dem Verderben der römiſchen Kirche. Er ſagte und ſchrieb davon die Wahrheit, und daher kömmt der Haß einiger katholiſchen Schriftſteller, die ſeinen Ruhm, aber vergebens, zu ſchmälern geſucht. Sein Fleiß und ſeine Fähigkeit waren ungemein: und er würde ſich noch mehr hervor gethan haben, wenn nicht der Haß der Cleriſey, das böſe Weib, und die Armuth, ihn zu Boden geſchlagen hätten.

II. Joachim Camerarius, Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zu Leipzig, ein Gelehrter, der zu ſeiner Zeit keinen, vor und nach ſeiner Zeit aber, wenige ſeines gleichen gehabt hat. Man muß ihn mit ſeinem Sohne, Enkel und Urenkel gleiches Namens, nicht verwechſeln, davon die zween erſten, berühmte Aerzte; der letzte aber ein großer Staatsminiſter geweſen. Unſer Camerarius ſtammte aus einem uralten adlichen Geſchlechte der Liebharde, genannt Kammermeiſter, in Franken her, und ward von Johann Kammermeiſtern in Bamberg gezeuget. Er war den 12 April 1500 gebohren. Von ſeinen ganz ungemeinen Gemüthsgaben, wiſſen alle die ſeine Geſchichte geſchrieben

haben, nicht gnug zu rühmen. Diese seine Fähigkeit machte ihn sobald zur hohen Schule tüchtig, daß er schon in seinem 13 Jahre nach Leipzig geschickt ward; allwo er an dem George Helto von Forchheim, einen treuen und geschickten Lehrer fand. Hier verdiente er in kurzer Zeit zu der Zahl der frühzeitigen Gelehrten gezählet zu werden. Weil er nun eine unersättliche Begierde hatte, immer mehr zu lernen, so hörete er 1515 und folgende Jahre, die drey gelehrten Männer Joh. Mezlern, Richarden Crocus und Petern Mosellanum. Crocus war aus England nach Leipzig gekommen, und lehrte Griechisch; an diesen hieng Camerarius sich drey Jahre mit solchem Fleiße, und studierte die griechischen Schriften so begierig, daß er sich auch viele von den manütischen Werken, die damals in Deutschland schwer zu bekommen waren, eigenhändig abschrieb; dadurch aber auch in den Stand gerieth, als ein noch unbärtiger Jüngling, die Vorlesungen an des Croci Stelle zu halten; wenn derselbe daran verhindert ward. Um diese Zeit brachen die ersten Händel wegen der Ablaßkrämerey aus: da der junge Camerarius einsmals öffentlich mit dem Helto davon gieng, als Tetzel gar zu ärgerlich predigte. 1518 gieng er nach Erfurt die Jugend öffentlich zu lehren, und richtete mit dem Eobanus Hessus eine immerwährende Freundschaft auf. Von hier vertrieb ihn die Pest; Luthers und Melanchthons Ruhm aber zogen ihn nach Wittenberg, nachdem er zuvor Magister geworden war. 1524 that er eine Reise nach Basel, den Erasmus kennen zu ler-

lernen, und erwarb ſich deſſen Hochachtung, worauf er mit dem Melanchthon, den er auf der Reiſe nach ſeinem Vaterlande begleitet hatte, wieder nach Wittenberg gieng. Die Baurenunruhe des folgenden Jahres bewog ihn, ſich eine Zeitlang nach Preuſſen zu begeben. Das folgende Jahr ward er zum Lehrer der griechiſchen Sprache auf dem nürnbergiſchen Gymnaſio beſtellt, wozu ihn Melanchthon vorgeſchlagen. Allhier ward er ſonderlich Pirkheimers und Dürers vertrauter Freund. Er verheirathete ſich zu Nürnberg mit einer Truchſeß von Grünsperg, die eine Mutter etlicher berühmten Söhne geworden iſt. 1530 muſte er mit den nürnbergiſchen Abgeordneten auf den Reichstag nach Augſpurg, wo er dem Melanchthon in ſeinen großen Aengſten, treulich beyſtand. 1535 wollte der würtembergiſche Herzog Ulrich, die ſehr verfallene Univerſität Tübingen wieder in Aufnehmen bringen, und dazu ward Camerarius gebraucht; der auch, obgleich bey wankender Geſundheit, bis 1540 daſelbſt verblieb. 1541 berief ihn der Herzog zu Sachſen zum Profeſſor nach Leipzig, allwo er gar bald die griechiſche Litteratur in Flor brachte. Der ſchmalkaldiſche Krieg und die Leipziger Belagerung ſetzten ihn in viel Unruhe. Er floh nach Merſeburg, und von da nach Würzburg und Nürnberg; kehrte aber endlich 1547 wieder nach Hauſe. Er ward oft in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht, und 1557 nach Augſpurg u. nach Worms geſchickt, dem Religionsgeſpräche beyzuwohnen. Kaiſer Maximilian der II. ließ ihn 1568 aus eigener Be-

wegniß nach Wien kommen, und unterredete ſich mit ihm von Beylegung der Religionsbeſchwerden. Ein Jahr vor ſeinem Tode verlor er ſeine Frau, und folgte ihr den 17 April 1574. Die Verdienſte dieſes großen Gelehrten werden nicht anders ins Vergeſſen gerathen, als wenn Deutſchland wieder in die alte Barbarey verfallen ſollte. Das Verzeichniß ſeiner Schriften, trägt bey dem Fabricius dreyßig Quartſeiten aus.

III. Adolph Occo, Phyſicus der Stadt Augſpurg. Die occoniſche Familie hat vom Anfange der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ein ganzes Jahrhundert hintereinander, ſich um die gelehrte Welt ſehr verdient gemacht. Dieſer Adolph Occo, der dritte des Namens, war Adolph Occons, des zweyten, Sohn und 1524 zu Augſpurg gebohren. Sein Vater hielt ihn, nach erlernten ſchönen Wiſſenſchaften, zur Arzneykunſt an. Zu Ferrara ward er 1549 Doctor derſelben. 1564 trug man ihm in ſeiner Vaterſtadt die Aufſicht über die Apotheken auf, welches eine der vornehmſten Stellen unter den Augſpuraiſchen Aerzten iſt. Als aber 1582 das Collegium Medicum daſelbſt aufgerichtet ward; ſo ward unſer Occo deſſen erſter Decanus und nachmaliger beſtändiger Vertreter. Er ſtand überall in großem Anſehen; allein als der Magiſtrat den Bürgern befahl, den neuen Calender anzunehmen: ſo wollte er ſich dieſem Befehle nicht unterwerfen, den er als eine Kränkung der evangeliſchen Gewiſſensfreyheit anſah. Er ward daher, gleich einigen andern aus dem Rathe und andern vornehmen Aemtern, 1584

ſeines Phyſicats entlaſſen. Er ſtarb 1604 in einem Alter von 82 Jahren. Sein Verſtand und ſein Herz waren ungemein gut. Die berühmteſten Männer ſeiner Zeit, Poſthius, Meliß, Ortel, Modius, Höſchel, Friſchlin, Reußner und Conrad Gesner, waren ſeine Freunde. In der Erkenntniß der Alterthümer gab er zu ſeiner Zeit keinem nach. Er überſetzte nicht nur aus dem Griechiſchen, ſondern ſchrieb es auch ſelbſt, mit der Zierlichkeit der Alten. Er machte einen ſchönen lateiniſchen Vers und überhaupt war kein Fach der Gelehrſamkeit, darinn ihn nicht die größten Meiſter für ihres gleichen erkannten. Seine Münzwiſſenſchaft war inſonderheit ſehr groß und brachte ihm nicht nur die Hochachtung fremder Nationen, ſondern auch vom Kaiſer Maximilian den Adel zuwege. Sein Werk von Münzen ſo er 1579 in der plantiniſchen Druckerey herausgegeben, wird von allen Kennern hochgeſchätzt.

IV. David Höſchel, Rector des Gymnaſii zu St. Annen und Stadtbibliothekar in Augſpurg. Nach dem Camerar hat ſich in Deutſchland wohl niemand mehr um die griechiſche Sprache, durch Herausgebung nützlicher Schriftſteller, verdient gemacht, als dieſer Höſchel. Er war 1556 zu Augſpurg gebohren. Seine Aeltern waren arm, fanden aber für ihren lehrbegierigen Sohn, gar bald unter den Patriciis Gönner, die ſich das Aufnehmen der Wiſſenſchaften angelegen ſeyn ließen. Man ſchickte ihn auf das akademiſche Gymnaſium zu Lauingen, von dannen er 1577 mit einer griechiſchen ſelbſt ausgear-

beiteten Rede von dem Falle der Menſchen, Abſchied nahm und nach Leipzig gieng. Hier blieb er bis 1581, da er, nach erhaltener Magiſterwürde, wieder nach Hauſe zog und den 23 März, zum Lehrer des daſigen Gymnaſii beſtellt ward. Seine Gelehrſamkeit erwarb ihm und ſeiner Schule ſo vielen Ruhm, daß auch fremde Nationen, ihm ihre Kinder zum Unterrichte überſchickten. 1593 war die Stelle eines Primarii leer und er bekam dieſelbe, nachdem er ſich erſt gerechtfertiget, daß er in der Lehre vom Abendmale mit der Augſpurgiſchen Confeßion eines Sinnes ſey. Er ſtarb den 19 Octob. 1617. Der Hochachtung und Liebe, die er ſich bey dem daſigen Magiſtrate erworben, hat Augſpurg das treffliche Gebäude zu danken, das dem Gymnaſio gewidmet iſt, und die ſchöne Rectorwohnung, darinn er alle ſeine Koſtgänger beherbergen können. Inſonderheit war Marx Welſer ſein großer Gönner, den er auch vermocht, eine eigene griechiſche Buchdruckerey anzulegen, und aus ſeinen daſelbſt gedruckten griechiſchen Ausgaben erhellet, daß er auch die Geſellſchaft vermögender Gönner zuſammen gebracht, die zu dieſen Ausgaben die Gelder hergegeben. Er ſtand mit Scaligern, Caſaubonen, Lipſio, Schotten, Grutern, Merula, Meurſio, Rittershuſen und vielen andern Gelehrten im Briefwechſel. Ihm iſt der treffliche Schatz griechiſcher Handſchriften zuzuſchreiben, die die Augſpurger Bibliothek zieren, und die man in Venedig erkaufet hat. Ihm hat man endlich eine Menge bis dahin noch ungedruckter Ausgaben, griechiſcher Schriften zu verdanken.

V. Con-

V. Conrad Rittershuſius, Rath zu Nürnberg und Profeſſor Juris zu Altdorf. Sein Vater war Balthaſar Rittershuſen, Doctor und Canonicus des braunſchweigiſchen Stifts. Er war 1560 gebohren. Seine vortreffliche Fähigkeit zum Studieren zeigte ſich frühzeitig und nachdem er bis in ſein zwanzigſtes Jahr den Grund zu ſeinen Studien gelegt, gieng er 1580 nach Helmſtädt. Er ſtudierte daſelbſt die Rechte, legte ſich aber dennoch mit ſolchem Fleiße auf die griechiſche und lateiniſche Humanität, daß man ihm 1584 einen Schuldienſt antrug, den er jedoch ausſchlug, weil ſein Abſehen auf die Rechte gieng. 1584 gieng er nach Altdorf und hielt ſich ſonderlich an den Giphanius, der nach Art der Italiäner, die Critik und Philologie in die Rechte mit einmiſchte. Giphanius ward 1591 nach Ingolſtadt beruffen und Rittershuſius gieng, ihm zu Liebe, mit dahin. Ob er gleich ein Proteſtant war, ſo ſetzte ihn doch ſeine Gelehrſamkeit allhier in ein großes Anſehen. Nach vollendeten akademiſchen Jahren gieng er auf Reiſen, und machte ſich mit den vornehmſten Gelehrten bekannt. Er kam zu rechter Zeit nach Hauſe, da eben eine Stelle in der Juriſtenfacultät offen war, die der nürnbergiſche Rath ihm gab. Er ſtarb an einer Abzehrung 1613 den 25 May in einem Alter von 52 Jahren und einigen Monaten. In der griechiſchen und lateiniſchen Critik war er ungemein ſtark, und hat auch daher der Rechtsgelehrſamkeit wichtige Dienſte leiſten können.

VI. Marquard Freher, churfürſtlicher pfälzi-

ſcher Rath und Vicepräſident. Sein Vater war Marquard Freher, der Rechte Doctor, und nachmaliger pfälziſcher Rath und Kanzler, dem er im 1565 Jahre gebohren worden. Schon als ein Jüngling gab er frühzeitige Proben ſeiner Gelehrſamkeit. Er war 15 Jahre alt als man ihn nach Altdorf ſchickte, ſeine Studien fortzuſetzen, und er war 1581 im Stande, ſich von der juriſtiſchen Katheder hören zu laſſen. Darauf ſchickte ihn ſein Vater zum Cujaz nach Bourges, allwo er 1591 den Doctorhut annahm. Er legte ſich aber dabey auf die ſchönen Wiſſenſchaften, die Geſchichte und Alterthümer und machte einen feinen lateiniſchen Vers. Er war noch nicht 23 Jahre alt, als ihn der pfälziſche Churfürſt Caſimir, nach Heidelberg rief und zu ſeinem Rathe machte. Seine täglich anwachſende Gelehrſamkeit machte, daß man ihm 1596 die Erklärung des Codicis auftrug. Weil aber Churfürſt Friedrich der IV. ihn wegen ſeiner trefflichen Einſicht in das deutſche Staatsrecht und deſſen Geſchichte, zu wichtigern Dingen brauchen konnte: ſo legte er zwey Jahre drauf dieſes Amt nieder, und diente ſeinem Herren mit Schriften und Geſandtſchaften. Von dem erſtern zeigen ſeine Streitſchriften mit dem Gewold, wegen der fürſtl. pfälziſchen Churwürde und andere dergleichen Schriften. Von dem andern aber, ſeine Geſandſchaften nach Polen, Maynz, Cöln, Speyer und Worms. Man trug ihm auch auf, die pfälziſche Hiſtorie zu ſchreiben, daher ſeine trefflichen und mit vielen zu den deutſchen Alterthümern dienlichen Nachrichten verſehenen Origines Palatinae entſprun-

ſprungen ſind. Der Churfürſt erkannte ſeine Verdienſte und machte ihn nicht nur zum Vicepräſidenten; ſondern ſchenkte auch ein an ihn zurückgefallenes Rittergut, Luſtſtadt, ihm und ſeinen Söhnen. Er ſtarb im 49 Jahre den 13 May 1614. Weil er die Alterthümer und Münzwiſſenſchaft liebte; ſo hatte er ſich von Jugend auf ein ſehr feines Cabinet zuſammen geſammlet, und wie gut er dieſen Schatz angewendet, das können ſeine zur Erläuterung alter Münzen und deren Geſchichte dienende Schriften bezeugen. Unter ſeinen Arbeiten, verdienen ſeine **Sammlungen der alten Geſchichtſchreiber, von Deutſchland, Böhmen, und Frankreich**, die Oberſtelle, und die erſte iſt ſonderlich eine unentbehrliche Quelle der deutſchen Geſchichte und des ſich darauf gründenden Staats-Rechts.

VII. **Thomas Reineſius**, Bürgermeiſter und Stadtphyſicus zu Altenburg. Unter denen Criticis der Deutſchen, bey denen es nicht allein auf das Gedächtniß, ſondern auf eine reiſe und geübte Urtheilskraft ankömmt, iſt Reineſius wohl einer der vornehmſten. Er wurde zu Gotha 1587. gebohren. Seine vortreffliche Gaben machen ihm unter den frühzeitigen Gelehrten Platz: denn im dritten Jahre konnte man ihn ſchon in die Schule ſchicken; mit 12 Jahren aber, konnte er ſchon griechiſche und lateiniſche Verſe ſchreiben. Im 1603. Jahre ſchickte man ihn nach Wittenberg, wo er ſonderlich dem Taubmann und Balduin empfohlen war, und dieſer wollte ihn zur Theologie überreden; er fand aber Anſtand, weil er in ſeiner Jugend das R nicht

wohl

Verdeutſch durch
M. Ringmannum Phileſium, Straßburg 1507. Augſpurg 1531. und Maynz 1532. fol.

Chriſtoph Feyerabend, Franckfurt 1565. 1588. fol.

Wir kennen dieſe alle nur dermalen durch die Anzeige des Herrn *Fabricii* Bibl. Lat. T. II. p. 198.

*Die kluge Tapferkeit des unvergleichlichen Helden *C. Jul. Caeſaris*, welche er theils ſelbſten, theils durch andere, der Nachwelt zum immerwährenden Andenken einverleibet und aufzeichnen laſſen, aus der Lateiniſchen Sprache in die Deutſche überſetzet durch den Verlaſſenen, Leipzig 1682. 8.

Wir haben uns vergebens bemühet den eigentlichen Nahmen des Verfaſſers in George Neumarks Bericht von der fruchtbringenden Geſellſchaft zu finden. Herr *Fabricius* meynt an oben gedachten Orte, dieſer Überſetzer habe gar zu oft die wahre Meynung des Cäſars verlaſſen. Vielleicht dienet ihm ſeine Abſicht zu einiger Entſchuldigung, da er vor hohe Stands- und Kriegs-Perſonen, nicht aber vor die Schul-Jugend dieſe Arbeit unternommen; und daher ſich einiger Freyheit bedienet. Die eben daſelbſt gemeldete Überſetzung Cäſars von der netten Feder des vortrefflichen Richey erwarten wir mit Verlangen.

CATONIS
Diſticha moralia, ſive de moribus ad filium.
In deutſchen Reimen

Von

wohl ausſprechen konnte, und ergriff alſo die Medicin, wozu ſeines Vaters Bruder, ein berühmter Arzt, das ſeine beytragen mochte. Von Sennerten lernte er den mediciniſchen Schlendrian vermeiden. 1607. gieng er nach Jena, ein gewiſſes für Mediciner geſtiftetes Stipendium zu genießen, und fieng an zu leſen, ungeachtet er noch nicht Magiſter war. Drey Jahre darauf nahm er eine Information zu Prag an, von da gieng er nach Frankfurt an der Oder, um Rulanden zu hören. Seine Liebe zur Arzneykunſt und den Alterthümern, zog ihn nach Italien, wo er ſonderlich zu Padua eine zeitlang blieb. In Baſel ward er Doctor. 1615. gieng er nach Altdorf, in Hoffnung daſelbſt Profeſſor zu werden, verheirathete ſich auch an eine Nürnbergerinn: es ſchlug ihm aber fehl. Hingegen ward er 1616. zum Phyſicat in Hof im Voigtlande berufſen und 2 Jahre drauf bekam er das Phyſicat und die Oberaufſicht des Gymnaſii zu Gera, wobey er gräflicher Reuſſiſcher Leibarzt ward. Hier nun blieb er neun Jahre, 1527. aber kam er als fürſtlicher ſächſiſcher Leibarzt und Stadtphyſicus nach Altenburg, wo er durch ſeine Gelehrſamkeit und practiſche Geſchicklichkeit in ſo großes Anſehen kam, daß man ihn zum Bürgermeiſter machte. Er hatte vielfältige Vocationen zu Lehrſtühlen auf hohen Schulen; allein er fürchtete ſich vor zänkiſchen Collegen und ſchlug ſie aus. Er blieb alſo 33 Jahre zu Altenburg, ſchaffte ſich eine ſchöne Bibliothek an, und wendete die von ſeinen Aemtern übrige Zeit, auf Bücherleſen und Briefwechſel. Endlich legte er

doch ſeine Aemter nieder und lebte zu Leipzig, allwo er ſich mit der heiligen Schrift und andern gottſeligen Uebungen zur Ewigkeit bereitete, in welche er auch den 13 Febr. 1667. in einem Alter von nicht völlig 80 Jahren, gieng. Er ſtarb ohne Kinder, denn 3 Söhne erſter Ehe, ſtarben lange vor ihm, und ſeine andere Ehe war unfruchtbar. Seine Bibliothek kaufte der Herzog zu Sachſen. Sein Verſtand war ſcharf, ſein Witz aufgeräumt, Seine Beleſenheit erſtaunlich, ſein Gedächtniß trefflich: und kurz, er hatte alles was zu einem großen Gelehrten erfordert wird.

VIII. Johann Friedr. Gronov, ordentlicher Lehrer der Beredſamkeit und Geſchichte zu Leyden. Er war von Hamburg gebürtig, und David Gronovs, erzbiſchöflichen bremiſchen und biſchöflichen Lübekiſchen Raths, nachmaligen hamburgiſchen Canonici und bremiſchen Syndici, Sohn. Seine Aeltern ließen ihn Anfangs zu Hauſe in Verden von Privatlehrern erziehen; mit 15 Jahren aber ſchickten ſie ihn auf das bremiſche Gymnaſium. Er kam darauf wieder nach Hamburg, wo er ſeine Schulſtudien 1631. endigte; und eine ſchöne Einſicht in die lateiniſche und griechiſche Literatur erlangte. Er gieng über Jena und Leipzig nach Altdorf, wohin ihn der Ruhm der daſigen Rechtsgelehrten und der Flor der critiſchen Wiſſenſchaften lockete. 1633. gieng er nach Bremen und von da nach Lübek, ſich mit dem Rector Kirchmann, einem großen Alterthumsforſcher bekannt zu machen. Zu Hamburg ward er mit dem Hugo Grotius bekannt, der

ihm

ihm hernach in seinem Studieren großen Vorschub that. Er gieng nach Straßburg, wohin ihn Bernegggers großer Ruhm zog. Von da gieng er nach Leyden, wo er mit Boxhornen bekannt ward und bald darauf nach Gröningen. Er nahm endlich eine Information in Amsterdam an, und hatte daselbst Gelegenheit, mit dem Voßius, Salmasius, Heinsius und Scriver bekannt zu werden, die ihn alle sehr liebten. 1637. hielt er sich im Haag auf, weil er da mehr Gelegenheit zum Studieren zu haben glaubte. 1639. aber gieng er nach England, um sich sonderlich in den dasigen Büchersälen in den Handschriften um zu sehen. Aus England gieng er nach Frankreich und machte sich überall die gelehrtesten Männer zu Freunden. Unterdessen ward er dem Rathe zu Deventer zum Lehrer der Geschichte vorgeschlagen, er aber ward zu Anjou Doctor; worauf er nach Rom gieng, und daselbst von dem Cardinale Barbarini und dem Pabste selbst, sehr gnädig aufgenommen ward. Er bekam 1640. in Frankreich den Beruff nach Deventer, und verwaltete nachmals sein Lehramt so geschickt, daß er dem Gymnasio grosien Ruhm zuzog. Man erwählte ihn auch in den Stadtrath, welches zuvor noch keinem Professor geschehen war; und dieß band sein Herz so sehr an Deventer, daß er die ansehnlichsten und anderweitigen Vocationen ausschlug. Nach Boxhorns Tode aber rief man ihn nach Leyden, allwo er von 1653. bis in seinen Tod, der 1671. im sechszigsten Jahre seines Alters erfolgte, seinem Amte mit so großem Ruhme, als vieler Geschick-

ſchicklichkeit vorgeſtanden hat. Seine Verdienſte ſind ſo bekannt, daß wir hier abbrechen können.

IX. Jacob Thomaſius, Lehrer der Beredſamkeit zu Leipzig, war vom Michael Thomas der Rechten Doctorn, Erbherrn auf Troſchenreuth und Wiedersberg, zu Leipzig 1622. gebohren. Im eilften Jahre verlor er ſeine Aeltern, zu einer Zeit, da die Kriegsunruhen ſeine Erziehung beſonders ſchwer machten. Doch nahm ſich ſeine Großmutter ſeiner an, und ſchickte ihn nach Gera auf das Gymnaſium. 1640. ſtudierte er mit ſtarkem Fortgange zu Leipzig; man fand aber für rathſam ihn aus ſeiner Vaterſtadt und nach Wittenberg zu ſchicken. Er gieng 1642. wieder nach Leipzig, und ward 1643. Magiſter: worauf er gleich mit großem Beyfalle zu leſen anfieng. 1650. ward er Conrector zu St. Nicolai, und 1653. Profeſſor der Moral, worauf er 1656. die Logik und 1659. die Beredſamkeit öffentlich lehren mußte. Weil er nun in der gelehrten Geſchichte der Alten ſehr erfahren und daher zur Verwaltung der Schulen ſehr geſchickt war; ſo trug ihm der Rath 1670. das Rectorat der Nicklasſchule und 1676. auch das über die Thomasſchule auf; ſo er auch bis an ſeinen Tod 1684. verwaltet. Hat jemals ein Deutſcher den Namen eines Polyhiſtors verdient, ſo war es Jacob Thomaſius: denn es war faſt keine Wiſſenſchaft, in der er nicht zu Hauſe war. Sonderlich aber war er ein großer Weltweiſer, Criticus, Geſchichtſchreiber und Humaniſt.

X. Georgе Hieronymus Welſch, der kaiſerlichen Acad. Nat. Cur. Mitglied. Dieſer beſonders merkwürdige Gelehrte war ohne Amt, ohne Titel, ohne Weib, und Kinder; und dennoch hat ihn ſeine ſeltene Gelehrſamkeit ſo bekannt gemacht, daß man ihm alle Gerechtigkeit hätte verſagen müſſen, wenn er hier nicht einen Platz gefunden hätte. Er ward 1624. zu Augſpurg gebohren. Sein Vater war Caſpar Welſch, ein Apotheker. Die erſten Jahre der Knabenerziehung fielen zwar bey ihm in die betrübte Zeit, da den Evangeliſchen die Kirchen und Schulen geſperret waren. Er kam aber nachmals deſto geſchicktern Lehrern und Meiſtern der hebräiſchen griechiſchen und lateiniſchen Sprachen, in die Hände. Seine Einſicht in die Philoſophie, Mathematik und Philologie nahm täglich zu, und man ſchickte ihn daher nach Tübingen, von da er das andere Jahr nach Straßburg gieng. Seine Medecin erlernte er daſelbſt deſto beſſer, da er ſchon bey ſeinem Vater eine gute Einſicht der Kräuterwiſſenſchaft und Chemie erlangt hatte. Allein weil ſein Herz an der Philologie hieng, ſo trieb er auch dieſelbe am meiſten. Von Straßburg gieng er nach Baſel, von da nach Italien, durch die Schweiz und das Venetianiſche nach Padua. Hierauf gieng er nach Ferrara, Rom, Bononien und Florenz; ja er würde nach Aegypten gegangen ſeyn, wenn ſeine Aeltern es ihm erlaubet hätten. Er kam endlich ohne alle akademiſche Würde nach Hauſe, entſagte den Krankenbeſuchen und verſenkte ſich in eine treffliche Bibliothek, wo er ſeine Zeit mit beſtän-

ſtändigem Leſen und Auszeichnen zubrachte. Er war ſo erpicht auf das Wiſſen, daß er auch nicht wenig Fleiß auf die Rechtsgelehrſamkeit verwendet hat; und dieſer gar zu ſtrenge Fleiß mag auch wohl Urſache, an ſeinem frühen Tode geweſen ſeyn, welcher den 11 November. 1677. erfolgte. Der beſte Beweis ſeiner großen Gelehrſamkeit ſind ſeine hinterlaſſenen Schriften: die Titel derer, die noch nicht heraus gegeben ſind, belaufen ſich auf ſiebenzig.

Die Kupfer dieſes Theils geben an Schönheit beyden vorigen nichts nach.

* *

IV.

Gedanken über das in Deutſchland übliche Blindekuhſpiel *.

Wer in Dingen, in welchen auch fehl zu gehen unvermeidlich iſt, nicht Verſuche waget, und ſeine Meynung darinn wahrſcheinlich zu machen ſich unterwindet, iſt auf keinerley Weiſe

* Gegenwärtige Schrift hat eben die gelehrte Feder zur Urheberinn, der wir im vorigen Stücke die Abhandlung von der Redensart, den Korb bekommen, zu danken hatten. Es iſt kurz zu ſagen, Herr Groſchuff, ein Gelehrter in Caſſel, der Verfaſſer davon. Wem es nicht wahrſcheinlich vorkömmt, daß alle deutſche Gewohnheiten von Griechen und Römern ihren Urſprung haben ſollen; dem wollen wir ſeine Gedanken eben nicht misbilligen. Indeſſen wird man

Weise groſſe Sachen zu unternehmen fähig. * Hiervon einen Beweis zu führen, wollen wir Stücke aus dem Alterthume nehmen, die die verderbende Zeit von dem allgemeinen Untergange uns noch übrig gelaſſen. Viele Städte und Länder zeigen nach ſo lange verſtrichener Zeit noch Fußſtapfen von griechiſchen und andern Gebräuchen. † Wer nur einen und andern Umſtand aus dem Moder der Zeit hervor ſucht, und ſelbigen in ein helleres Licht zu ſetzen bemüht iſt, deſſen bloßes Beſtreben, ſich um die gelehrte Welt einiger maßen verdient zu machen, ſcheint ſchon an ſich löblich zu ſeyn. Sollte gleich bey ſothaner Arbeit ein vieles erborgt werden müſſen, will man anders zu ſeinem Endzwecke gelangen; ſo iſt einem ſolchen darum nicht ſogleich die Ehre der Erfindung abzuſtreiten. Denn man leihet in einigen Stücken andern ihre gute Gedanken ab, und richtet ſie zu ſeinem Endzwecke ein. Darum muß eine Schrift noch nicht eben an ihrem innerlichen Werthe verlieren, weil ſie mit fremdem Reichthume pranget.

doch ſehen, wie weit ein beleſener Antiquarius gehen kann, wenn er ſichs einmal vorgenommen hat, ſeine ganze Gelehrſamkeit auf die Behauptung einer beſondern Meynung zu wenden.

* Hoc tamen unum adfirmo, eum res magnas nullo modo conſequi poſſe, qui non ejusmodi etiam audeat et ſuſcipiat, in quibus errare neceſſum eſt.
Cn. Pompei. M. epiſt. ad Dionyſ. Halicarn.

† Multae adhuc urbes poſt tantam vetuſtatem, veſtigia Graeci nominis oſtentant. Iuſtin. L. 20. c. 1. Gruteri Diſſert. 45. ad Tacit.

pranget. Und welcher Aufſatz iſt jemals aus eines eigenem Gehirne entſproſſen, der nicht von andern, der Hauptſache nach, bereits erzeuget geweſen, nur daß er wieder neu eingekleidet worden. Dieß iſt nicht eine Entwendung ägyptiſcher Güter, ſondern vielmehr eine zugefallene Erbſchaft zu nennen, wenn man einen wohlgerathenen Einfall nicht verſchleudert, ſondern durch eigene Zuſätze noch vollkommener zu machen bemühet iſt.

Wenn es nun an dem iſt, daß unter uns ſehr viele Gebräuche im Schwange ſind, die wir von den Griechen und Römern ererbet haben: ſo iſt das unter den Kindern ſo gewöhnliche Blindekuhſpiel, Μυινδα genannt, nicht der geringſten einer, und näherer Unterſuchung noch wohl werth.

Es werden nämlich einem aus der ſpielenden Geſellſchaft die Augen verbunden, welcher darauf von zweyen andern mit Singen geführet, und in die Runde herumgedrehet oder fortgeſtoſſen wird, damit er die neben ihm herlaufenden, wenn er einen erhaſchen will, ſo bald nicht finden möge. * Daß ſolches Spiel aus dem Gottesdienſte der alten Griechen und Römer ſeinen Urſprung herleite, iſt daraus

* Hr. Wachter in Gloſſario beſchreibt es alſo: Eſt ludi genus, quo unus in circulo, clauſis mantili oculis obiens, à caeteris percutitur, donec ille aliquem prehendat, qui in locum ejus ſubſtituatur. Hydius in Nerdiludio. pag. 266. Die Griechen nennten es Collabismus von κολλαβίζω, impingo, weil entweder eine ſolche blinde Kuhe bald die bald da anſtößt, oder angeſtoßen wird. Conf. Meurſii Graecia ludibunda.

zu erachten, weil der Deus circularis bey ihnen bekannt war, deſſen Ariſtoteles gedenket. †. Es nahm bey den Römern der Prieſter in währendem Gottesdienſte einen Stab in die Hand, u. redete ſtehend die Götter mit bedecktem Haupte an: darauf drehete er ſich in die Runde nach der Rechten zu, ſtellte ſich gegen Morgen; berührte mit dem Munde, oder zugeworfenem Kuſſe, die Füße und Kniee des Götzenbildes; warf ſich hiernächſt im Gebethe auf die Kniee nieder, berührte den Altar und deſſen Griffe, ſtreckte die Hände gen Himmel, und ſodann ſang man Loblieder. Mir deucht, es ſtecken verſchiedene Umſtände hierinn, welche das Blindekuhſpiel nachgeäffet. Das Umdrehen und Verhüllen bey den Götzendienern iſt eine ſehr gewöhnliche Sache geweſen. Schedius * führt von den Saracenen an, daß ſie die Venus auf dem großen Steine, Brachtan genannt, verehret, auf welchem Abraham die Hagar beſchlafen, oder an welchen er ſein Cameel gebunden, als er ſeinen Sohn Iſaak ſchlachten wollen. Die Iſmaeliten betheten dieſen Stein an, und man hieß ihn der Venus Haupt; wie denn auch noch der Abdruck eines Kopfs darauf zu ſehen ſeyn ſoll. In dem ſaraceniſchen Catechismus wird das Bethhaus in Mane, anathematiſirt, in deſſen Mitte dieſer große Stein zu ſehen iſt, und verehret wird. Die nun dahin anzubethen gehen, müſſen eine Hand gegen den Stein recken, mit der andern aber ihr Ohr anfaſſen, und ſich in die

† De Zenon. et Gorg.

* De Diis Germam. p. 343.

die Runde so lange herumdrehen, bis ihnen der Schwindel den Kopf eingenommen, und sie als taumelnd niederfallen.

Jedoch scheint der Ursprung obbesagten Spiels vornehmlich in der Fabel von dem Jupiter mit der Jo, Königs zu Argos Tochter zu stecken, um welche der verliebte Gott, damit er sie zu seinem Willen brächte, einen Nebel machte, wodurch er dann alles erhielt. Juno die sich stets eifersüchtig bezeigte, zertheilte den Nebel, und fand sie beyde in ziemlicher Vertraulichkeit. Jupiter, um die geschwächte verborgen zu halten, verwandelte die Jo, wie anderweit die Leda in eine Gans, also diese so gleich in eine schöne weiße Kuh; die er denn der Juno, als sie den Betrug merkte, schenken mußte. Diese um allen weitern Umgang mit ihrem Manne zu verhindern, setzte ihr den Argus zum Wächter, den der vom Jupiter abgeschickte Mercur in veränderter Gestalt, seiner hundert Augen ungeachtet, dennoch betrog, durch Berührung mit seiner Ruthe und mit seiner Pfeife einschläferte, und mit einem Steine hernach tödtete. Die hiedurch gereizte Juno machte, daß diese Kuh in Raserey gerieth, und ließ sie durch eine Furie über Berg und Thal, See und Meer treiben, bis sie über den thracischen Bosphorus setzte, der daher noch seinen Namen hat, und endlich an den Nil in Aegypten kam: woselbst sie von ihrem Jupiter, vermittelst eines Vergleichs mit der Juno, ihre vorige Gestalt erhielt, und von solchem ihrem Liebhaber, den Epaphus gebahr, welchen ihr zwar

Von Abraham Morterio von Wiſſenburg, Franckf. 1590. 8.

* Von Martin Opitzen, nebſt gelehrten lateiniſchen Anmerkungen, Breſlau 1628. 8.

Dieſe Opitziſche Uberſetzung, welche in der Amſterdamiſchen Auflage von ſeinen Operibus Poeticis A. 1646. 12. im I. Theil p. 304–331. ſtehet, iſt hernach nebſt andern Griechiſchen, des Maximi Planudis, Joſephi Scaligeri, Matthæi Zuberi und Johann Mylii der Auflage *Chriſtiani Daumii* von Catonis Diſtichis, Zwickau A. 1672. 8. beygefüget worden.

Von *Melchior Dieterich Procopio.*

Sie ſtehet in ſeinen auserleſenen Moraliſchen Gedichten, Franckf. und Leipzig 1720. 8. p. 73.

CATULLI
Poemata.

Joachim Meyers von Perlenberg, Durchlauchtige Römerin Lesbia, Leipzig 1690. 8.

Soll eine etwas freye Uberſetzung dieſes Poeten, und Nachahmung des *Jean Chapelle* Amours de Catulle, Paris, 1680. 12. ſeyn.

CICERONIS
de Officiis libri III.

Officia M. T. C. ein Buch ſo *Marcus Tullius Cicero* der Römer zu ſeynem Sohne *Marco* von den tugentſamen Aemptern und Zugehörungen eines wohl und recht lebenden Menſchen, im Latein geſchrieben, welchs auf Begeren Herrn Johanſen von Schwarzenbergs verteut-

die Juno entführte, ſie aber wieder aufſuchte. Sie vermählte ſich darauf mit dem ägyptiſchen Könige Oſiris.

Alle Umſtände dieſer Fabel kommen mit unſerm Spiele vollkommen überein. Die verbundenen Augen ſtellen den gemachten Nebel, die Perſonen zu beyden Seiten den Jupiter Apis zu Argos, und die Juno vor, deren Prieſterinn die Jo mag geweſen ſeyn, und unter deren Namen in der Fabel des Jupiters Gemahlinn, Niobe verborgen iſt, wie ſie um ſie capituliren. Das Leiten, Wiegen und Singen dabey: Blinde Kuh ich leite dich, zeigt wie die Furie ihrer geſpottet; und wie ſie, um der Niobe Rache zu entgehen, ſich auf ein Schiff geſetzt, ſo das Zeichen einer Kuh ſoll geführet haben, worauf ſie auch nach einer ziemlichen Herumſchweifung nach Spanien gelanget. Die dreymalige Herumdrehung ſo die Nebengehenden mit mit ihr vornehmen, und das Anſtoßen, zeigt die gänzliche Beraubung ihrer Sinnen, weil man durch öfteres Herumdrehen den Schwindel kriegt, wie auch, daß ſie in der Welt herum in der Irre gegangen. Eigentlich aber bedeutet ſolches Kräuſeln (gyratio) ſo viel: Man könne nunmehr gehen, wohin man wolle. So wie beym Gottesdienſte, der der Prieſter, durch das Umdrehen die von Wahrſagern bezeichnete runde Gegend (templorum ambitus) und dadurch wieder den Umkreis der Erden, oder die Gegenwart der Gottheiten andeuten wollte; ſo wie bey Los- und Freyſprechung der Knechte vor dem Prætor, der manumittendus von ſeinem

Brod-

Brodherrn in die Runde gedrehet wurde, anzuzeigen; er wäre nunmehr frey, und könnte gehen, wohin er wollte: * ſo will in dieſem Spiele das Herumdrehen auch nichts anders ſagen, als; er möchte in alle Ecken und Winkel, zu allen Seiten ſuchen.

Wer wollte demnach daran zweifeln, daß die um die Blindekuh herum laufen, und ſie zupfen und zerren, nicht die Furie bedeuten, die die Jo trieb und ſtieß; das Irren und Anſtoßen, der Jo ihr herumſchwärmen: der Erhaſchte den Epaphus, weil Jo durch dieſen Erben vermeynte frey und gütlicher gehalten zu werden. Das Abnehmen der Augenbinde, zeigt auf die Erhaltung ihrer vorigen Geſtalt; die wiederholte Umbindung auf den neuen Betrug der Juno, durch Raubung des Epaphus; die Erhaſchung einer Perſon, die in unſere Stelle trete, auf die Aufſuchung- und Auffindung deſſelben u. ſ. f.

Weil Jo nun in Aegypten, allwo ſie den Epaphus gebohren, die Einwohner durch allerhand Wohlthaten ſich ungemein verbunden gemacht: ſo ſollen dieſelben vornehmlich, weil ſie der K. Oſiris daſelbſt zur Gemahlinn genommen, nach ihrem Abſterben, ſie unter dem Namen der Iſis zu Buſiris, als eine Göttinn verehret haben, welche Ehre man ihrem Manne vorher wiederfahren laſſen.

Wie kömmts aber, daß dieß Spiel auch in Deutſchland eingeführet worden? Einiger Meynung iſt, dieſe Iris ſey eine Mutter des lybiſchen Herkules geweſen, welcher eine Colonie nach Deutſchland geführet, und alſo auch die Verehrung der

* Perſius Sat. 5. v. 73 ſqq.

Jſis, daſelbſt eingeführet haben ſoll, von welchem Zuge Bochart * viele Gründe anführet, die aber Marsham gänzlich verwirft. Andere ſchreiben dieſes ihr ſelbſt zu, daß nämlich ihr Mann, der berühmte Oſiris, von ſeinem Bruder, dem Typhon, durch Liſt in einen Sarg gelockt worden, der ihn darin erſtickt, und den Körper in 26 Stücke zerhauen, die der ſogenannte Hund Anubis, (weil er nämlich bey Begleitung des Oſiris in deſſen Feldzuge mit einem Hundsfelle bekleidet geweſen, und ihm nebſt der Jſis zur Wache gedienet) ihr wieder zuſammen geſucht, und deswegen unter die Sterne, als ein Gott verſetzt worden. Nach Ermordung ihres Mannes und nach dem Tode ihres Sohnes, ſey ſie nach Deutſchland zu den Gambriviern und den Schwaben gekomen, und habe gewieſen, wie man mit dem Getreyde, Brode, Flachſe und Wolle umgehen ſollte: weswegen ſie auch da, für eine Göttinn gehalten, inſonderheit von den Schwaben conſecrirt und dafür auch verehret worden. Aventinus ** führet eine marmorſteinerne Säule und Aufſchrift von der Reiſe der Jſis an, Tacitus aber † bezeuget von den Schwaben, daß ſie dieſe Göttinn wirklich angebethet, und ihr Schiff in Proceßion herum getragen hätten.

Wenn

* L. I. Canaan. c. 23.

** L. I. Annal. Bojor. Diod. Sic. L. I.

† de Mor. Germ. ſagt: Pars Suevorum et Iſidi ſacrificat. Unde tamen cauſa et Origo peregrino ſacro, parum comperi, niſi quod ſignum ipſum, in modum Liburnae figuratum, docet advenam Religionem.

Wenn einige die Einführung dieſer ägyptiſchen Gottheit in Deutſchland dem Heerzuge des ägyptiſchen Königs Seſoſtris, oder Seſacs, deſſen in der Bibel gedacht wird, und der innerhalb neun Jahren ganz Aſien, und in Europa Thracien untern Fuß gebracht, zuſchreiben, ſo daß von letzterem Striche der Gottesdienſt weiter in Europa fortgepflanzet worden: ſo iſt Iſaac Newton der beſondern Meynung, als wäre Seſoſtris der Oſiris der Aegyptier, der Bacchus der Griechen, und der Seſac in der Schrift, die alle drey als Könige in Aegypten, und zu Theben regieret, auch Thracien erobert hätten, mithin alle drey für eine Perſon zu rechnen wären *. Zu Iſenberg ſoll ſie demnach verehret worden ſeyn, einem Orte bey Augsburg, (dieſes aber iſt ein Theil von Schwaben.) Dieß Iſenberg wird daher aus Mons Iſidis ſo genennet, weil der Hügel ihr heilig geweſen **. Das Augſburgiſche Stadtzeichen war auch Anfangs eine Kornähre, die aber durch der Maler Unachtſamkeit in eine Zirbelnuß oder Erdbeere verwandelt worden, welches zu den damaligen rohen Zeiten leicht geſchehen konnte. Wiewohl der Iſis eben ſo wohl als der Magnae matri Deorum, der Eichbaum von Alters her auch heilig geweſen. Ihr Zeichen iſt eigentlich die Liburna, ſo eine Art liburniſcher Jagdſchiffe iſt: weil die Liburnier in Illyrien mit ihren geſchwinden Schiffen die See ſehr unſicher zu machen pflegten. Hiervon iſt zu Aug-

* Allgemeine Weltgeſchichte. P. I. p. 522.

** Siehe Peucinger, Sermon. Convival. p. 28 ſqq.

ſpurg noch ein altes Denkmaal. Ob ſich nun Tacitus, wie er geſehen, daß die Schwaben bey ihrem Gottesdienſte ein Jagdſchiff gehabt, geirret, daß er gemeynt, die Deutſchen verehrten dieſe Iſis göttlich, oder ob ihr dieſer Dienſt in Deutſchland wirklich geleiſtet worden, will ich hier nicht genauer unterſuchen *. Wenigſtens verehrten die Aegyptier ſo wohl als die Römer, dieſe Göttinn unter dem Bilde eines Schiffes, wie Lactantius davon eine Stelle hat **. Die Stadt Iſenach oder Eiſenach in Thüringen, Eisleben in der Grafſchaft Mannsfeld, Eiſenberg im Oſterlande, und das Eiſenkraut ſoll von ihr den Namen haben. Denn auf einer alten Medaille, die bey den Epheſern ſoll im Gebrauch geweſen ſey, wird der Iſis Namen mit einem Doppellaute geſchrieben gefunden: ΓΑΖΑ ΕΙΣ. d. i. Io oder Iſis von den Gazern angebethet, wie ſolches aus dem Gruter erhellet; ΕΙΣΙΔΙ. ſtatt ΙΣΙΔΙ.

Aventinus † behauptet ferner, daß in Bayern und Holland Aufſchriften zu ſehen ſind, woraus ſich veroffenbaret, daß die römiſchen Soldaten dieſe Göttinn in Deutſchland verehret. Die Iſis war von dem

* Act. Lipſ. an. 1704. m. Dec. p. 55. Conf. Huetius, Bochart. Marsham, Althamm. Plutarch. de Iſide.

** De falſ. Relig. L. I. c. 11. ſagt: Quod certus dies habetur in feſtis, quo Iſidis navigium celebratur, quae res docet, non tranaſſe illam, ſed navigaſſe. Plutarch. Lib. de Iſid. et Oſir.

† L. 2. Annal. Bajor.

dem Mercur unterrichtet, des letzten Saturns älteſte Tochter, und Königs Oſiris in Aegypten Gemahlinn auch Schweſter: daher die Gewohnheit der dortigen Könige aufgekommen, ihre Schweſtern zu heirathen. Sie hatte die Menſchen zuerſt die Erfindung der Früchte gelehret: daher die dankbaren Aegyptier verordnet, daß die Mäher allezeit im Sommer eine Hand voll reifer Aehren ausraufen, und unter Anruffung der Iſis den Göttern vorhalten ſollten; welches, wie geſagt, das alte Stadtwaren von Augſpurg auch beſtätiget. *. Da nun die Iſis und Ceres in ägyptiſcher Sprache einerley, und phyſice die Erde bedeutet, ſo geſchahen beyden einerley Opfer. Wiewohl Diodor. Sic. den Namen Iſis vor ihrer uralten Geburt herleitet, wie auch Clericus von dem hebräiſchen Worte ישן, vetus. Conf. Zornii Opuſc. Tom. I. p. 386. Man ſetzt ihr Hörner an, (wird deshalb auch *Búkeros* genannt) weil ſie aſtronomiſch den Mond bedeuten ſoll, der im Ab- und Zunehmen einer Sichel ähnlich iſt; und weil der Ochs Apis bey den Aegyptiern verehret wird, in deſſen Körper des Oſiris Seele gefahren. So wird die Aſtarte auch mit einem Büffelskopfe gemalt, weil ſie mit dem Monde einerley iſt: wie denn die ägyptiſchen Gottheiten alle, als Apis, Seräpis, Oſiris, Iſis ꝛc. mit Hörnern bezeichnet werden. Den Altären ſelbſt wurden Hörner angemacht. Die heil. Schrift redet vielfältig von dem Anfaſſen der Hörner des Altars. Von der Götzen Altären und deren Hörnern gedenket

* Diodor. Sic. L. I.

ket Ovidius *. So iſt auch Luna, Hekate und Iſis eines, und ſtunden zuſammen den Liebesſachen vor. Sie wird alſo untern andern Beyzeichen, mit einem mit den gehörnten Spitzen in die Höhe gekehrten Monde auf dem Kopfe gemalt; in der Rechten hält ſie ein Klapperwerk (Siſtrum), in der Linken aber einen Waſſerkrug. Ihre Kleidung iſt ſchwarz, weil ſie in ſolcher Tracht ihren entleibten Oſiris aufgeſuchet, und ſie wird über und über voller Brüſte, daraus Milch ſtrömet, gebildet, u. ſ. w. **

Wann demnach bey uns Blindekuh geſpielet wird, ſo iſt es zum Andenken der Begebenheit mit der Jo, und zur Erinnerung, in was für Umſtände ein Frauenzimmer, wenn es ſich vergangen, könne geſetzt werden. Eine Kuh wird ſie 1) mythologiſch genannt, in Anſehung ihres Buhlen Jupiters, der wohl eher bey der Europa die Geſtalt eines weißen Ochſen angenommen; † und hier ſeine Perſon eben ſo gut, wie dort, ſpielte. 2) Phyſiſch und etymologiſch in Anſehung des Oſiris, der vom hebräiſchen Worte Haſchor ſeinen Namen ha-

ben

* Miror et innumeris ſtructam de cornibus aram.

** Sched. de Diis Germ. p. 155. ſqq. der es aus Cluvers Germania genommen, ihm aber in dem Indice Autorum nicht einmal die Ehre angethan, ihn mit hineinzuſetzen.

† Horat. L. 3. Od. 27. v. 15.

Sic et Europe niveum doloſo
Credidit Tauro latus.

und vers 47.

Frangere enitar modo multum amati
Cornua Tauri.

ben ſoll, als den die Juden ſo, und nicht anders aus-ſprechen konnten *, einen Ochſen bedeutet (Schor mit dem Zuſatze des Artikels), auch eben der ſeyn ſoll, welchen man Apis nennet: weil jenes Seele nach der Aegypter Meynung, von der Metempſycho-ſis, in den Apis gefahren, der unter der Geſtalt eines ſchwarzen Ochſen verehret wurde. Fernet ward ihr ein Ochs zum Opfer geſchlachtet, und ſie iſt die Erfinderinn des Ackerbaues, der ohne Ochſen nicht leichtlich beſtellet werden kann. Sie wird auch für eine Tochter des Inachus ausgegeben, mithin als ein Fluß mit Ochſenhörnern von den Al-ten verehret: und Mercurius hat ihr einen ſolchen Helm aufgeſetzt.

Blindekuhe wird ſie aſtronomiſch genennet, weil ſie den Mond, ſo wie Apis die Sonne vor-ſtellet, und der Mond ohne das Licht der Sonnen ein finſterer Körper iſt; auch Iſis deswegen mit Ampeln in der Hand, in ihrem Tempel zu Buſiris in Aegypten geſehen wurde. Da nun Apis dem Monde gewidmet und zugegeben war, und die Ae-gyptier an ihm ſo viele Merkmaale und Kennzeichen zähleten, als der Mond Tage zu Vollendung ſeines Laufs bedarf, nämlich 29. ** daher Euſebius und Diodor. Sic. † ihn auch multoculum, den vieläugigten, welches nach ihrer Meynung ſein Na-me anzeigen ſoll, nennen: ſo wird unter dem Blin-dekuhſpiel vorgeſtellet, wie die Natur ſpiele. Der-gleи-

* Selneccer. Annotat. ad c. 2. Sapient.

** Aelian. Hiſt. Animal. L. II. c. 5.

† L. I. c. 2.

gleichen Allegorien ſtecken in dem Ausdrucke, wenn geſagt wird: die Iſis küſſe allemal des Serapis und Oſiris, als ihres Mannes Bildniß, des Morgens. Denn wie unter der Iſis, wie geſagt, der Mond, der ein finſterer Körper iſt, verehret ward, alſo ward Oſiris das Bild der Sonnen; welches Küſſen denn geſchah, ſo bald die Stralen der Sonnen des Morgens, durch ein dazu gebauetes Fenſter in dem Tempel zu Alexandria fielen, und gleich auf des Bildes Lippen trafen; daß das gemeine Volk glaubte, die Sonne küſſe ſie ſo: ſo ſpritzte Iſis wie eine Kuh Milch aus ihren Brüſten, wodurch die Natur oder die Erde, als Göttinn und höchſte Wohlthäterinn verſtanden wird: und ſo bald man die Lichter auf ihrem Altare in Aegypten anzündete, ſah man ſolchen Milchregen wie Ströme fallen. Dagegen Oſiris ihr Mann, Wein auf den Altar ſprützte, weil die Sonne allein ſolchen diſtilliren muß. Milch und Wein aber begreifen alle Fruchtbarkeit der Erden. In dem Bilde der vielbrüſtigen Iſis ſah man auch unterſchiedene Kühe, welche die nährende Kraft der Natur bezeichneten; ja Iſis that die Glieder ihres Oſiris, wie er todt war, in eine hölzerne Kuh, zur Erinnerung ihrer gepflogenen ehelichen Liebe, und bedeckte ſie mit feiner Leinwand; daher die Stadt Buſoſiris oder Buſiris, welches Wort beyder Geliebten Namen in ſich begreift, und welcher Ort noch heut zu Tage, auf einer Höhe, mitten im Delta, der Flecken Baalbait iſt, den Namen erhalten. Aus eben dieſer Urſache wurden nachgehends, nach Abſterben eines

nes Apis, vierzig Tage lang; ſo lang, ſo lange nämlich das neuaufgeſuchte Kalb gefüttert wurde, nur Weiber vor das Kalb gelaſſen, die ſich vor daſſelbe ſtelleten, die Röcke aufhuben, und ihm ihre Scham zeigten, nach der Zeit aber den neuen Gott nicht mehr ſehen dorften. Denn die Iſis hatte alle andere, nur nicht die Schamglieder des Oſiris, mit aller angewandten Mühe, wieder finden können, geſtalt ſie von vier Fiſchen verzehret worden. Weswegen ſie eine Art eines beſondern Gottesdienſtes eingeführet, der dem Bilde ſolcher Theile nach der Zeit durchgängig mit vieler Andacht geleiſtet wurde. Und ſo ward der Phallus bey den gottesdienſtlichen Gebräuchen der Aegypter, in der Verehrung des Oſiris häufiger gebraucht, als bey irgend einem andern Volke: bis ſich auch die neuern Aegypter im vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt ſolcher unanſtändigen Bilder geſchämet haben *. Aelianus meldet annoch, daß Apis, nicht aus einem Beyſchlafe, ſondern von einer Kuh, die der Blitz (wodurch des Jupiters geheimer Umgang mit der Jo angedeutet wird,) gerührt, empfangen worden.

Dieß Spiel iſt alſo von den Aegyptiern erdacht, von denen es nach Thracien, und ſo weiter auf uns gekommen. Es könnte auch durch die Züge der nordiſchen und deutſchen Völker im fünften Jahrhunderte mit in andere Länder gebracht ſeyn: wie denn Vereelius von der Gothenſpiel, Blindebock genannt,

in

* Allgemeine Weltgeſchichte. P. I. pag. cit. Kircher. Oed. Æg. Tom. I. Synt. 3. c. 4

teutſchet, und volgens durch jne inn zierlicher Hochteutſch gebracht, mit vil Figuren und teutſchen Reimen, gemeinen Nutz zu gut inn Truck gegeben worden. *MDXXXIII.* 8.

Herr *Fabricius* führt in Bibl. Latina zwey Auflagen dieſer Verdeutſchung an; deren die erſte zu Augſpurg 1532. fol. die andere zu Franckf. A. 1550. gedruckt ſeyn ſoll. Es hat aber Herr Johann Friedrich Chriſt in ſeiner Commentatione *de Iohanne Schwartzenbergico*, Hal. 1726. 4. p. 18. gezeiget, daß wenigſtens das erſtere falſch ſeye; indem ihn die eigene Einſicht des Werkes, deſſen Aufſchrift wir hieher geſetzet, gelehret, daß es erſt A. 1533. zum Vorſchein gekommen. Unſerer Geſellſchaft Bücher-Vorrath verwahret eine etwas jüngere Auflage unter dieſem Titul:

* Von den tugendlichen Aemptern und gebührlichen Werken eines wol lebenden Menſchen, drey unterſchiedliche Bücher, von dem hochberühmpteſten und allertrefflichſten Redner M. T. Cicerone, erſtlich in Latein beſchrieben; nachmahls auf Beger des Wohlgebohrnen Herrn Johann von Schwartzenberg ins Teutſch bracht, und letzlich gemeinen Nutz zu guten zierlicher verteutſcher, überſehen und gebeſſert durch Johann Neuber ꝛc. Franckf. am Mayn 1565. 12.

Allhier iſt die Vorrede des erſten Druckes zugleich wiederhohlet, in welcher verſchiedene Nachrichten von dem von Schwartzenberg, einem in dem XVI. Jahrhundert berühmten Ritter, vorkommen, und die gar wohl verdienen, daß ſie Herr Chriſt

in Italien anführet. Es iſt faſt kein Zweifel, daß Iſis, als ſie nach vielfältig ausgeſtandenem Ungemach endlich zur Ruhe gekommen, und in Aegypten ihr alle menſchliche Ehre wiederfahren, aus ihrer Geſchichte nicht ſelbſt dieß Spiel erſonnen, und ſich bey der ſpielenden Jugend, auf eine angenehme Art, des vorigen Unglücks werde erinnert haben. Oder daß doch wenigſtens nachher, von den Verehrern derſelben, den Kindern Anlaß zu ſolchem Spiele gegeben worden ſey. Denn wie Iſis von den Pans zuerſt erfahren, daß ihr Mann Oſiris, von dem grauſamen Typhon umgebracht worden, reiſete ſie in dieſen ihren Drangſalen von der Stadt Coptus aus, deſſen Körper aufzuſuchen. Sie erfuhr von einigen Kindern, die es geſehen hatten, wie Typhons Freunde ihn in einem Sarge weggebracht. Daher glaubten die Aegyptier, daß die Kinder mit einem Vermögen verſehen wären, künftige Dinge vorher zu ſagen, und zogen Vorherbedeutungen aus dem, was ſie beym Spielen in den Tempeln redeten. *. Wenn Apis ſich öffentlich dem Volke zeigte, gieng ein Trupp Kinder beyher, und begleiteten ihn, mit Lobgeſängen. Das Augenverbinden bey dem Spiele, oder das Blindmachen, ſo das Umnebeln des Jupiters vorſtellet, ſcheint ſie ſelbſt in der Ueberſchrift an ihrem, der Iſis Tempel, in Aegypten (wenn dieſelbe anders ihre Richtigkeit hat, wie ſie Plutarch †. anfüh-

* Allgemeine Weltbiſtorie P. I. p. 506.

† Ego ſum omne quod exſtitit, eſt et erit; meumque PEPLUM nemo adhuc mortalium detexit.

anführet) unter dem Worte Schleyer (Peplum) anzudeuten.

Was für hieroglyphiſche Geheimniſſe der P. Kircher aus der unter dem Raube zu Rom, bey der von dem Herzoge Carl von Bourbon 1527. vorgenommenen Plünderung des päbſtlichen Schatzes, gefundenen Tabula oder Menſa Iſiaca, die ein kurzer Inbegriff der ganzen ägyptiſchen, ſowohl practiſchen als theoretiſchen Gottsgelahrheit iſt, herausgezogen, daß kann man beym Wagenſeil * kürzlich angeführt leſen.

Wie es ſonſt bey den ſacris Iſiacis, inſonderheit zu Rom hergegangen, und wie ſie oftmals zu allerhand Ausſchweifungen Anlaß gegeben, auch viele Schandthaten unter einem heiligen Vorwande verübet worden, beſtärket die denkwürdige Begebenheit mit der ſonſt ſo keuſchen obgleich jungen Frau Paulina, die ſich durch die gewinnſüchtigen Prieſter der Iſis, unter der Vorſchützung, als hätte der Gott Anubis ſich in ſie verliebet, von einem jungen von Adel, Namens Mundus, der ihr vorher 200000. Drachmen vergebens angebothen, in die Falle locken laſſen, mithin das Blindekuhſpiel durch Unterhandlung einer freygelaſſenen, Ida mit Namen, vorgenommen. Hat nun der Anfang des iſiſchen Gottesdienſtes in der Geſchichte mit der Io, zu dieſem Spiele nicht

* Tractat von Erziehung eines Prinzen p. 227. Imgleichen Pignorius in Expoſit. Menſae Iſiacae. Diodor Sic. L. I. c. 2. Zornii Biblioth. antiquar. Tom. I. P. 7. p. 729.

nicht Gelegenheit gegeben: ſo iſt es gewiß der Ausgang mit der Verehrung der Iſis in Rom geweſen; daß die Welt dieſes Gottesdienſtes, durch ein Blindekuhſpiel geſpottet. So wie es bey aufgehendem Chriſtenthume mit allem heidniſchen Götzendienſte gegangen; die Tempel ſind zuweilen zu heimlichen Gemächern, wie Zeugniſſe davon in der Schrift ſtehen, gemacht, oder ſonſt geſchändet, der Götzen Namen ſind in Schimpfworte verwandelt, u. ihre Anhänger wie Knechte gehalten worden. Ein Italiäner kann nicht ärger fluchen und ſchimpfen, als wenn ihm der Namen der ehedeſſen ſo heiligen Stadt u. des Tempels der Iſis aus dem Munde fährt. Tiberius ein heidniſcher Kaiſer und Verehrer dieſer Göttinn, als der Pauline ihr Mann Saturninus ſich bey ihm über das was vorgegangen, beſchwerte; und daß der Ehrenräuber ſeiner Gemahlinn es ins Geſicht geſagt, daß er der Anubis geweſen; konnte ſich nicht enthalten, daß er die Prieſter ſammt der Ida nicht ſo gleich ans Kreuz nageln, den Tempel der Iſis von Grund aus verſtören, und die Säule der Göttinn in die Tiber werfen ließ. Wohin denn das gemeine Volk, das noch an dem vorigen Gottesdienſt klebte, des Kaiſers Bildnißſäule ohne Zweifel zur Dankbarkeit auch ſelbſt geworfen. *

Wenn die Sacra der Iſis, die neun Tage lang daureten, verrichtet wurden, dorften die Frauen binnen der Zeit, keinen ehelichen Beyſchlaf halten: und mußten im Tempel auf einer Streue

* Darauf zielet Juvenal. Sat. 6, v. 487.
Jamque exſpectatur in horti-,
Aut apud Iſiacae potius ſacraria lenae.

Streue ſchlafen, und daſelbſt ihre Nachtwache halten. Die dieſes Geſetz nun übertraten, mußten zum oberſten Prieſter, der die Perſon des Anubis vorſtellete, gehen, daß ſie die Losſprechung erlangten; oder der Mann mußte für die Frau bitten. * Hatten ſie die ſo genannte neuntägige Keuſchheit nicht gehalten, ſo bildete der Prieſter ihnen ein, er hätte die ſilberne Schlange, ſo in der Iſis Tempel war, wegen verletzten Ehebettes, den Kopf vor Eifer ſchütteln geſehen; da denn Iſis und Oſiris anders nicht, als durch eine Gans beſänftiget werden konnten. **

Die Begebenheit mit einer weiſſen Kuh im vorhergehenden, ſoll nunmehr einer anderweitigen mit einer ſchwarzen Kuh Platz machen. Und dazu findet ſich Stoff genug in der Redensart, wenn man ſagt?

Die ſchwarze Kuh hat ihn noch nicht getreten. (gedruckt.)

Zum voraus muß ich erinnern, daß wie einige Ausdrücke in dem Deutſchen, von der ganzen deutſchen Nation, mit allgemeinen Beyfalle, andere von einem und andern Volke in demſelben; noch andere von dieſer oder jener Stadt in Gebrauch gezogen, ja wohl gar nur bey dieſer oder jener Familie üblich geworden, gegenwärtige Parömie: die ſchwarze

** Ille petit veniam, quoties non abſtinet Uxor
Concubitu, ſacris obſervandiſque diebus.
Maghaque debetur violato poena Caduceo.
Juvenal. Sat. 6. 533.

* Joſeph Antiquit. Judaic.

Kuhe ꝛc. nicht leichtlich anderswo, als in Preußen gäng und gäbe iſt. Woher dieſes komme, habe ich zwar oftmals bey mir überdacht, jedoch keine andere Urſache davon finden können, als daß die in Preußen vormals ſo bekannten Kreuzherren, ſo wie tauſend andere aus dem griechiſchen Gottesdienſte und Gebräuchen entlehnte, alſo auch dieſe aus dem Oriente dorthin ohnfehlbar müßten gebracht und fortgepflanzt haben.

Wir bekümmern uns oft zu ſehr um fremde Sachen, wie Seneca in ſeinem 88ſten Sendſchreiben darüber ſchöne Gedanken führet, und übergehen darüber das, was uns von Jugend auf vor den Füſſen, vor Augen und auf der Zunge geweſen. Seneca ſagt unter andern: Hoc me doce, quomodo patriam amem. Dieſem Vaterlande zu Liebe, habe ich es der Mühe werth geachtet, auf den Urſprung dieſer Redensart zu gehen.

Wir finden in den Alterthümern deutliche Spuren, daß die Götter bey Griechen und Römern ſich in gute (Dii ſuperi) und böſe, oder unterirrdiſche (Dii inferi) eintheilen. Erſtern brachten ſie weißes Vieh zum Opfer, damit ſie ihnen hülfen; da ſie denn beym Schlachten dem Viehe den Kopf in die Höhe hielten: letztern opferten ſie ſchwarz Vieh, und hielten ihm den Kopf gegen die Erde nieder, ließen auch das Blut in eine Grube laufen. *

Von den weißen iſt es mehr denn zu bekannt, und

* Nigram Hiemi pecudem, Zephyris felicibus albam. Virgil. Aen. 3. v. 120.

und Virgil ſagt † wenn er vom glücklichen Anfange des Jahres ſpricht:

Candidus auratis aperit cum cornibus annum,
Taurus.

Denn wenn die Sonne im Stiere iſt, öffnet †† ſich die Erde, und macht das Jahr gleichſam neu. So verwandelt Jupiter im vorhergehenden die Jo aus Liebe, in eine weiße Kuh; und er ſelbſt erſchien der Europa, wie er galaniſiren wollte, in Geſtalt eines weißen Ochſen. Silius Ital. ſagt:

- - Patulis Clitumnus in aruis
CANDENTES gelido perfundit flumine tauros.

Nämlich in der Gegend und an dem Fluße giengen die weißen Ochſen in der Weide, die zum opfern gebraucht werden ſollten. Wie denn die Opfernden ſelbſt mit weißen Kleidern angethan ſeyn mußten, auch daher Candidati genennet wurden. *

Dahingegen die Opfer, die ſie den unterirrdiſchen Göttern brachten, ſchwarzes Vieh waren. (Furuae) und zwar damit ſie ihnen nicht ſchadeten.

Nigram Hiemi pecudem - - -

nicht, als wenn der Göttin Tempeſtas, oder dem Neptun ſolches gebührte; geſtalt dieſer einer von den obern Göttern war: ſondern weil der Sturm das Meer von Grund aus aufwühlet, und ſchwarz macht. Von dergleichen Opfern redet Homer: **

† Lib. 4. v. 543. et l. 8. v. 451.
†† Aprilis von aperiendo.
* Horat. l. 2. Sat. 2. Feſtos albatus celebret.
Kipingg. Antiquit. Rom. p. 289. ** Odyſſ. 24.

Oves jugulavimus valdè pingues et NIGRAS BOVES.

* Daß ſie auch das Blut bey unterirrdiſchen, in zwey gemachte Gruben laufen laſſen, iſt aus dem Horaz, ** wenn er der Canidia ihren Zauberproceß beſchreibet, zu erſehen; inſonderheit geſchah es in dem Taurobolio. ***

Ein jeder Gott und jede Göttinn hatten ihren eignen Gottesdienſt, einfolglich auch ihr eigen Opfervieh, ſo ihnen heilig war, welches die Prieſter genau in acht nehmen mußten. † Die Ochſen und Säue mußten vollkommen fett, von 5 Jahren, und erſtere ungezähmt ſeyn, die noch in keinem Joche gezogen hatten ††. Aus Noth nahmen ſie zuweilen wohl einen aus dem Pfluge. ††† Der Proſerpinen wurden ſchwarze und unfruchtbare Kühe geopfert, und

* Virgil. Aeneid. 6. v. 254.
- - Ipſe atri velleris agnam
Aeneas matri Eumenidum, magnaeque Sorori
Enſe ferit, ſterilemque tibi, PROSERPINA, VACCAM,
Tum ſtygio Regi nocturnas inchoat aras.

** Epod. 5. v. 30.
Abacta nulla Veja conſcientia
Ligonibus duris humum
Exhauriebat, ingemens laboribus:
Quo poſſet inſoſſus puer - -
Conf. Neue Acerra philolog. neuntes Stück p. 397.

*** Prudent. in Romano v. 1011 p. m. 171. Ovid. Metam. L. 7. v. 241.

† Plin. L. 8. Nat. Hiſt. c. 45 ſagt:
Nec ALIENA HOSTIA DEOS placat.

†† Virgil. L. 4. Georg. v. 537.

††† Homer. Odyſſ. 14. v. 419.

und zwar bey Nachte, wie die Hekatomben auch geſchahen. (Welches wohl nicht anders, denn eine Erlegung von hundert Silbergroſchen, worauf ein Ochs ꝛc. geprägt war, mag geweſen ſeyn; oder von hundert Perſonen geſchah.)

Daß demnach beſagte Redensart von dem Treten oder Drucken der ſchwarzen Kuh einen ſehr alten Urſprung haben muß, und iſt es wahrſcheinlich, daß ſie von Opfern, ſo unterirrdiſchen Göttern gethan worden, herzuleiten ſey. So gar könnte man faſt mit einiger Gewißheit den Ort beſtimmen, wo ſolches ſchwarzes Opfer vornehmlich und ordentlich vorgenommen worden.

In Cyzicus, einer vormals berühmten Stadt in klein Möſien, auf einer Inſel des Propontis, die mit einem Schloſſe, Mauren, Seehafen und marmorſteinernen Thüren verſehen war, davon aber anitzo in dem heutigen Chyzico nichts mehr vorhanden iſt, haben die Einwohner viele Jahre lang einen ſchwarzen Ochſen geopfert. Da ſie aber im Jahre der Welt 3877. von dem K. Mithridates ein harte Belagerung ausſtehen mußten, und ſehr gedruckt wurden, und ſie keinen derſelben mehr haben konnten; mußten ſie einen von Frucht gemachten, oder auch an ſtatt deſſen eine ſchwarze Kuh nehmen, die ſie opferten. Nun iſt jedem, der kein Fremdling in den Alterthümern iſt, bekannt, daß wenn das mit Kränzen gezierte Opfervieh zum Altare geführt war, der Prieſter mit einem Meſſer von der Stirn an, bis auf den Schwanz fahren, und durch aufgeſtreutes Meel, und ins Ohr gegoſſenes

Wasser Ausraufung der Haare zwischen den Hörnern ꝛc. erforschen, ob es gern stünde, oder ob es widerstrebte, wie solches Makrobius bezeuget. *)

Es mußte ein Stück seyn, das noch an keinem Joche gezogen, mithin noch ungezähmt seyn, wie ich oben erwähnet. Wie leicht geschah es nun, daß ein solch Vieh im Herzuführen zum Opfer in den Vorhof, als woselbst dasselbe geschlachtet werden sollte, in dem Zwange, worinn es sich sah, einen seiner Leiter, wenn er ihm zu nahe kam, trat oder druckte? Die Römer u. Griechen aber machten alles, was außerordentlich zutraf, zu einem bösen Zeichen. Man hielt einem solchen, dem dergleichen wiederfuhr, für einen unglückseligen Menschen (hominem funestum.) Denn das Opfervieh ward dermaßen in Ehren gehalten, daß niemand demselben gern zu nahe kam. Das Beyspiel des Usa **) in der Schrift, der die Rinder, die die Lade des Bundes zogen, und beyseite ausgetreten waren, in die rechte Bahn zu leiten, das Heiligthum angetastet, ist davon ein Zeugniß, sintemal ihn Gott schlug, daß er starb.

So

* Saturnal. L. 3. c. 5. Observatum est a sacrificantibus, ut, si hostia quae ad aras ducebatur, fuisset vehementer RELVCTATA, ostendissetque se invitam altaribus admoveri, amoveretur, quia invito Deo offerri eam putabant; quae autem stetisset oblata, hanc volenti Numini dari existimarunt. Conf. Discours de la Religion des anciens Romains par Guil. du Choul.

** 2 Samuel c. 6. v. 7. coll. Num. c. 4. v. 15. 20.

So wäre demnach unſere verblümte Redensart von ſolchen zu verſtehen, die Noth genug ausſtehen, und gedruckt werden: wie Pſalm 129. v. 1. 2. ſteht: Sie haben mich oft gedränget. So wie die in Cyzicus, wenn ſie eine ſchwarze Kuhe zum Opfer nahmen, ihre Noth dadurch zu erkennen gaben, wozu ſie gebracht worden; nachdem der Mangel in währender Belagerung die ſchwarzen Ochſen dünne gemacht. So gieng es bey den Juden her: als es mit ihrer Policey ſich zum Untergang neigete, ſah man oftmals Leute, die blindes, lahmes, kränkliches Vieh zum Opfer brachten *, welches ihnen der Prophet ſehr verweiſet: und die Heiden machten es zu den letzten ungläubigen Zeiten nicht beſſer **. Gleich wie nun die ſchwarze Farbe allemal auf die Natur des Böſen, ſo wie die weiße auf die Natur des Guten zielet; ſo wird die Opferung eines ſchwarzen Ochſen, nachher einer dergleichen Kuhe, nothwendig zur Verſöhnung des Zorns der Götter in Cyzicus vorgenommen ſeyn. Einfolglich wäre das ſchwarze Opfer eine Anzeige eines vorhandenen Unglücks, um deſſen Abwendung die Opferung geſchah, geweſen. Diejenigen, ſo bey den Römern angeklaget wurden, mußten die Kleider verändern, ein ſchwarzes, oder wie Livius † es ausdruckt, ein ſchmutziges und abgenutztes Kleid anlegen, wie in der

* Malach. c. 1. v. 8.

** Tertullian. in Apologet. c. 13. Volo et ritus veſtros recenſere, non dico quales ſitis in ſacrificando. cum enecta et tabida et ſcabioſa quaeque mactatis.

† L. 6. c. 20. (pullam veſtem.)

Chriſt in gedachter Schrift beſonders wiederum erneuret. Wir bemerken hier nur dieſes: daß dem von Schwarzenberg, der nebſt dem Degen auch die Feder geliebet, einſt eine deutſche Uberſetzung von den Officiis Ciceronis zu Handen gekommen. Weil aber dieſelbe etwas unverſtändlich, und nach ſeiner Meynung undeutſch, geweſen; hat er ſie mit Zuziehung anderer, beſonders ſeines Caplans, Johann Neubers, eigenhändig verbeſſert, und bereits A. 1520. dem Druck überlaſſen. Es iſt aber durch des Verlegers Verweilung, und den inzwiſchen erfolgten Tod von allen beyden geſchehen, daß ſie erſt in oben gedachtem 1533. Jahr zu Stande gebracht worden. Die beygefügten Holzſchnitte, und untergeſtreuten deutſchen Reime ſollen eben dieſen Baron zum Erfinder und Urheber haben. Wir wollen davon Herrn Chriſts Gedanken herſetzen: *Debemus ergo illi Ciceronem Philoſophum Germanice loquentem ſatis eleganter, & iſque artificioſiſſimis iconibus acutisque verſibus ingenioſe admodum exornatum. Quod ſaltem quam virtutis fuerit ſtudioſus, oſtendit; quo majorem diligentiam in hiſce ſcriptis exhibuit. Obſeruo equidem illum de officiis Schwarzenbergii librum, eum & rarus haud dubie ſit, & plurimis argumentis ſpectabilis, tanquam κειμήλιον inter libellos meos: nec vllo tempore illum inſpicio, quin non delectet maximopere vel emergans e ſtilo natiua & vere Germana ſimplicitas, vel ſuperſuum acumen & concinnitas, vel mirum in imaginibus, ſolique noſtratium ingenio & naturae debitum, artificium.*

Durch

Trauer zu geschehen pflegt *. Von einem bösen Menschen sagt Horaz †, was man von einem stößigen Bullen zu sagen pflegt:

Hic niger est; hunc tu, Romane, caveto.

Die Perser bildeten die Sonne als ihren vornehmsten Gott, den sie in einer Höhle verehrten, in Löwengestalt und mit Mähnen vor, daß er in beyden Tatzen Büffelshörner hielte: weil die Sonne ihre größte Kraft hat, wenn sie in das Zeichen des Löwen tritt; den Mond aber, der die Gleichheit einer Kuhe hat, hält sie bey den Hörnern, weil er des von jener entlehnten Lichts oft beraubet wird ††.

Daß aber dem Monde auch Ochsen zugeeignet werden, da er doch die Gleichheit einer Kuhe, wie oben erwähnet worden, hat, geschieht nur der Hörner wegen, deren zwey bey seinem Bilde gehangen haben. Servius sagt: man nenne die einzige Gottheit; die in der That nur wäre, bald Solem, eundem Liberum, eundem Apollinem, nachdem man derselben die Pflichten zu leisten habe. Imgleichen Lunam eandem Dianam, eandem Cererem, eandem Junonem, eandem Proserpinam, so wie auch der Astarte ein Büffelskopf angedichtet wird. So wird in Gemälden und in der Heraldik alles Büffelshörner genennet, da doch oft Kuhhörner darunter zu verstehen sind.

Will man nun dieß Sprüchwort von der schwarzen

* Kirchmann. de Funer. Rom. L. 2. p. 42.

† Sat. 1. v. 81.

†† Chartarii Götzentempel.

zen Kuhe hieroglyphiſch nehmen, daß unter derſelben der Mond zu verſtehen ſey, welchen Iſis andeutet: ſo wie Oſiris, deſſen Seele in des Apis Körper durch einen Seelenwandel gefahren, die Sonne vorſtellet, als oben abgehandelt worden; ſo läuft dieß mit der blinden Kuhe wieder auf eins hinaus. Denn Iſis ſoll, nach einiger Vorgeben, indeſſen, daß Oſiris die Welt durchzogen, und den Menſchen den Wein- und Getreydebau gelehret, (wodurch die Wirkungen der Sonnen angezeigt werden) der Regierung inzwiſchen vorgeſtanden haben, (wodurch das Leuchten des Mondes bey Nacht angedeutet wird). Ferner Apis

Das heilige vom Bliß gezeugte Thier,
Das mit neun und zwanzig Zeichen
Dem Monde pflegt zu gleichen, Lohenſt.

ward zugleich mit der Kuhe, ſo ihn gebohren, zu Memphis in Aegypten, in dem prächtigſten Ochſenſtalle von der Welt aufbewahret. Beyde mußten pechſchwarz ſeyn, und Apis hatte nur auf der Stirn und auf dem Rücken einen viereckigten weißen Flecken, in Geſtalt eines Adlers, oder nach andern, eines zunehmenden Mondes. Der Iſis-Kleidung war ſchwarz, weil der Mond ein dunkler Körper, und ſein Licht nur entlehnet iſt, ſo daß es auch hier heißen kan: Uxor coruſcat radiis mariti. Das Drucken der ſchwarzen Kuhe würde alsdann der Einfluß oder das Drucken des Mondes ſeyn, dadurch etwa die Ebbe verurſacht wird. Wie denn Iſis deshalben mit einem Waſſerkruge in der Hand gebildet wird, darinn ſie das Waſſer ſammlet,

let, ſchöpfet und ausgießt, welches die Ausdünſtungen, die ungeſunden Feuchtigkeiten, die der Mond vermittelſt des Widerſtralens der Sonnen, an ſich zieht, aus Schwachheit aber wieder zurück fallen läßt, bezeichnet. Tantum.

* *

V.

Antilucretius ſive, de Deo et Natura Libr. IX. eminentiſſimi R. E. Cardinalis, Melchioris de Polignac opus poſthumum &c. ad Exemplar Pariſinum recenſuit & de Poetis Philoſophis, antiquis aeque ac recentioribus praefatus eſt Jc. Chr. Gottſchedius. Lipſ. apud Bernh. Chriſtoph Breitkopf.

D. i.

Des Cardinals Melchiors von Polignac Antilucrez, oder neun Bücher von Gott und der Natur ꝛc. in groß 8. 1 Alphabet 9. Bogen.

Wir haben ſchon vor einem halben Jahre von dieſem Werke eine hiſtoriſche Nachricht gegeben, auch einige Proben aus dem Anfange deſſelben mitgetheilet. Damals verſprachen wir auch von dem Inhalte des ganzen Buches einen ausführlichen Auszug zu verfertigen: und wir erfüllen dieſes Verſprechen itzo um deſto lieber, da uns die hieſige neue Ausgabe deſſelben, dieſes vorhin theure Buch dreymal wohlfeiler gemacht hat.

Es

Es ziert dieselbe eben so wohl, als die Pariser Auflage das saubergestochene Kupferbild des vortrefflichen Urhebers desselben, nebst dem ungemein artigen Brustbilde, ihrer königl. Hoheit, der königl. Churprinzessinn zu Sachsen; welcher es der Herr Herausgeber, als einer gelehrten Fürstinn, in einer lateinischen Zueignungsschrift gewidmet hat. Hierauf folgt die Vorrede des pariſischen Gelehrten, der nach dem Absterben des Abts Rothelin, die erste Ausgabe beſorget hat: daraus wir aber den Inhalt schon damals bekannt gemachet haben. Alsdann kömmt die Abhandlung des Leipziger Herausgebers von den philoſophiſchen Poeten der alten und neuern; die entweder in griechiſcher oder lateiniſcher Sprache von philoſophiſchen Sachen gedichtet haben. Diese sieht er als die Vorläufer des Cardinals von Polignac an, bemerkt aber unter den Neuern sonderlich den **Joh. Schotanus**, einen holländiſchen Weltweiſen, der schon 1694 zu Franecker, eine poetiſche Umschreibung der Grundlehre, oder Metaphyſik in 8. ans Licht geſtellet hat. Dieſes iſt, so zureden, eine Einkleidung der carteſianiſchen VI. Meditationen: davon hier eine Probe angeführet wird, die zwar nicht übel klinget, aber doch des Cardinals lateiniſcher Poeſie weit nachzuſetzen iſt. Sonſt sagt der Herr Herausgeber nur, daß dieſe neue Auflage auf ſein Anrathen unternommen worden, und daß er in der Eile, womit das Werk abgedrucket worden, ſonſt weiter nichts, als eine genaue Aufſicht über den Druck dabey habe leiſten können. Denn hätten ſich gleich einige philoſophiſche Anmerkungen,

ſonderlich bey gewiſſen carteſianiſchen Lehrſätzen, machen laſſen, die in der heutigen Weltweisheit, ſelbſt bey den Franzoſen nicht mehr gelten: ſo hat er doch, und zwar billig, geglaubt, daß man dem Verfaſſer ſolche kleine Flecken leicht überſehen könne; zumal da ſie dem Haupzwecke ſeines Werkes gar nicht im Wege ſtehen.

Wir wollen alſo dieß ſelbſt vornehmen, und von Buche zu Buche durchgehen. Nachdem der Cardinal im erſten Buche ſein Vorhaben entdecket, und die Weisheit Gottes zu Hülfe angeruffen hat, ermahnet er den Quintius, unter deſſen Namen man einen jeden Freygeiſt verſtehen kann, daß er die Vorurtheile ablegen, und der Vernunft Gehör geben ſolle. Sodann greift er die Vertheidigung der Religion gegen die Wolluſt an, und zeiget 1) daß Epikurs Vorhaben die Religion zu ſtürzen und zu verbannen, hergegen der Wolluſt allein zu dienen: der Geilheit und allen Laſtern aufhelfen; hergegen den guten Sitten, der menſchlichen Geſellſchaft, der Tugend und Vernunft verderblich ſeyn werde. Ferner zeigt er wider Epikurs Anhänger und Verfechter, daß derſelbe nicht in der Tugend die Wolluſt, ſondern in der Wolluſt die Tugend geſuchet, und gelehret habe. Imgleichen, daß nach dem Umſturze der Religion, von ihm nicht nur die Regel der Tugend, ſondern auch zugleich der Wahrheit umgeſtoßen werde. Da nun Hobbes, was den Urſprung der Gerechtigkeit betrifft, mit dem Epikur einſtimmig iſt: ſo widerlegt er denſelben auch im vorbeygehen; und ſchließt, daß Epikurs Lehre von der Wolluſt höchſt ſchädlich und unſinnig ſey. 2) Ver-

2) Vergleicht der Verfaſſer die Wolluſt mit der Religion, und zeiget, daß man die wahre Glückſeligkeit, ſowohl in dieſem als jenem Leben; allererſt aus der Religion holen müſſe; und ſchlieſſt alſo, nach überwundner Wolluſt, daß es einem Gottesleugner ſehr daran gelegen ſey, zu unterſuchen, ob ein Gott ſey?

Quid ſi autem Invenies, quod credimus, ultima cum te
Suſtulerit, tenebrisque perennibus obruerit nox?
Nempe Deum ultorem, quem non cognoveris ante,
Vel potius fama notum, neglexeris? Eheu!
Horreſco reputans: tibi luditur alea, Quinti!
Magna nimis. Quoquo te vertas, ſit tua pejor
Conditio, noſtra. Neque enim, ſi fallimur, hujus
Erroris dabimus poenas: ſors aequa manebit
Nos omnes; uno ſimul involvemur inani.
Tu ſi deciperis contra; ſine fine futurus
Infelix! Cur tanta igitur diſcrimina tentas?

D. l.

Doch wie? wenn dich dereinſt die letzte Nacht erſchreckt,
Und mit der Dunkelheit von ewgen Schatten deckt:
Wenn du das wahr befindſt, was wir allhier geglaubet;
Es ſey ein Rächer, Gott, den du dir ſelbſt geraubet,
Geleugnet und verſchmäht: o Quintus, wehe dir!
Du wagſt das gröſte Looß! dein Zuſtand wird allhier
Unfehlbar ſchlechter ſeyn, als unſrer, die wir hoffen.
Denn ſetze, daß wir nicht der Wahrheit Ziel getroffen:
Wer ſtrafe den Irrthum dort? Das Schickſal wird gemein,
Ein ewig Nichts ſchluckt uns, ſo wie dich ſelber ein.
Hergegen, irreſt du; ſo wirſt du ewig leiden!
Elender! willſt du denn nicht die Gefahr vermeiden?

Im Anfange des zweyten Buchs folgt nach der kurzen Wiederholung des vorigen, der Vortrag deſſen,

was er nun ausführen wolle. Er legt kürzlich das ganze epikuriſche Lehrgebäude dar, nämlich die Stäubchen und den leeren Raum. Indem er dieſe angreifen will, verweiſt er dem Epikur ſeine Hinterliſt in Widerlegung des göttlichen Weſens; und wendet ſich zum leeren Raume. Er zeigt, dieſer müſſe entweder Gott, oder ein Körper, oder gar nichts ſeyn. Er vergleicht den Raum mit der Zahl und der Zeit, und beweiſt, daß alle drey nichts, als bloße Verhältniſſe der Dinge ſind; nicht Dinge, oder etwas von ihnen unterſchiedenes. Der Raum ſey bloß das Maaß des Körpers, das Leere aber, die bloße Abweſenheit aller Körper. Da einige von Epikurs Schülern dennoch einen Gott erkennen, ſo entdeckt er ihnen den Betrug ihres Meiſters, der den leeren Raum behauptet, um Gott zu vernichten; und zeigt ihnen, daß der Einwurf, von der plötzlichen Vernichtung der Körper, in einem gewiſſen Orte, wider ſie ſelbſt ſtreite. Ferner zeigt er, daß ſich die Körper auch ohne einen leeren Raum bewegen können; und erklärt die flüſſige Natur der Himmelluft, die in Bewegung der Körper des leeren Raumes Stelle vertritt. Er beweiſt, daß alles in der Welt voll ſey, widerlegt Neutons Leeres, mit verſchiedenen Erfahrungen; und zeigt, daß weder die Durchſichtigkeit, noch Weichheit, noch Flüſſigkeit, noch Dünnigkeit der Körper vom leeren Raume entſtehe. Endlich beſchließt er, Epikurs leerer Raum, ſey eine lautere Fabel. Wir wollen eine Probe wider den Neuton ſehen:

Prop.

Propterea miror, tam docto, tamque ſagaci
Neutono vacuum placuiſſe, ut motibus aptum
Sidereis - - - - Dicam,
Tanta pace viri, quo non ſolertior alter,
Naturam rerum ad leges componere motus,
Ac mundi partes juſta perpendere libra,
Et radium ſolis transverſo priſmate fractum,
Septem in primigenos permanſuroſque colores
Solvere; qui potuit ſpatium ſibi fingere vanum?
Quod nihil eſt, multisque prius nihil eſſe probatum eſt.
Qua ratione valent in eo denſiſſima volvi,
Et ſervare ſuam volvendo corpora molem?
Attractus mitto varios, et pondera nullis
Exponenda modis; niſi motus vera propago
Contactu fiat, pulſumque a corpore corpus.
Tendat eo ſemper, quo vis direxerit illud.
Quippe ſuus deinceps erit his locus. Attamen urget
Me ſtudium veri: metuo, ne *furculus ille*
Let ferri erroris, Galſendo nuper amatus,
Defenſore novo ſperet ſe poſſe tueri;
Atque hominis magni fama titulisque reſurgat.

Hierauf folgt nun die weitläuftige Widerlegung. Das III. Buch iſt wider die Stäubchen oder Atomen gerichtet. Hier zeigt er Epikurs Abſicht in Erdichtung derſelben: hernach beweiſt er 1) die Stäubchen beſtünden nicht von und durch ſich ſelbſt, 2) ſie wären nicht von unendlicher Zahl, 3) nicht untheilbar, und alſo nicht unſterblich oder ewig. 4) Sie hätten keine Schwere, 5) ſie könnten auch durch ihre Bewegung nicht zuſammen kommen, und aneinander kleben. Die erſten drey Stücke führt er in dieſem Buche aus: und das erſte zwar zeigt er daher, weil die Stäubchen nicht alle Eigenſchaften

und Kräfte haben; da ſie auch nicht ſeyn, und das Leere auch ohne ſie ſeyn könnte. Das 2) beweiſt er daher, weil ſie nicht den ganzen Raum anfüllten; das Leere alſo ſie an Größe überträfe, ja ihre Zahl alſo vermehret und vermindert werden könnte. Es iſt aber zu bemerken, daß der Verfaſſer zu ſeiner Zeit noch nicht gewußt, daß ein Unendliches größer ſeyn könne, als das andre. Das 3) thut er dar, indem er zeigt, daß ſie Figuren hätten, und alſo noch einer unendlichen Theilung fähig wären; beantwortet auch der Epikurer Einwürfe. Hiermit macht er eine Ausſchweifung über des Spinoſa Einheit der ganzen Welt: und ſchließt aus der Theilbarkeit der Atomen, ſie wären ihrer Natur nach nicht ganz dicht, und hätten alſo eines Werkmeiſters nöthig gehabt, der ſie zuſammen gebracht, und ihnen die Figuren gegeben, als welche zufällig wären. Endlich vergleicht er des Anaxagoras Homöomerien mit den Stäubchen Epikurs, und beſchließt: die Materie ſey aus Nichts erſchaffen; Gott beſtehe nicht aus Materie, und was Epikur in den Stäubchen ſuche, das ſey in Gott allein zu finden. Wir wollen doch hören wie er den Spinoſa beſchreibt:

Noverat id certe, (reliquos nam Numinis hoſtes
Confutare juvat) qui nunc Sinenſia partim
Dogmata complexus, partim veſana Stratonis
Reſtituit commenta, ſuisque erroribus auxit,
Omnigeni Spinoſa Dei fabricator, et orbem
Appellare Deum (ne quis Deus imperet orbi,
Tamquam eſſet domus ipſa, domum qui condidit)
ausus.
Sic rediviva novo ſeſe munimine cinxit
Impie

Impietas, tumidumque alta caput extulit arce.
Scilicet ex toto rerum glomeramine numen
Conſtruxit, cui ſint pro corpore cuncta,
Et cunctae mentes pro mente, ſimulque perenni
Pro vita atque aevo, fuga temporis ipſa caduci,
Et qui ſaeclorum jugis devolvitur ordo.
Pana putes! - - -
Quidquid enim eſt, ipſi Deus eſt, idem unus et omne.
- - - - Demens, qui ſe ipſe Deumque
Confudit ranis et muribus. - - -
Egregium numen, cultro quod ſcindere poſſis!

Im IV. Buche handelt er von der Bewegung; und nachdem er die Ungereimtheit der epikuriſchen Lehre verlachet hat, beſtreitet er 1) die Abweichung der Stäubchen von der geraden Linie, und zeigt, daß ſelbſt aus dieſer Abweichung, die Freyheit der menſchlichen Seele nicht erkläret werden könne; widerlegt auch des Gaſſendus Vorgeben, von der verſchiedenen Geſchwindigkeit der Stäubchen. 2) Beſtreitet er die Schwere der Atomen. Er leitet die Schwere überhaupt, von der die Erde umgebenden Himmelluft her: ob er gleich dieſe Erklärung nicht für ganz ausgemacht, aber für beſſer, als die epikuriſche ausgiebt. Er theilt die Himmelluft um die Erde in verſchiedene Pyramiden, und leitet von ihrem gleichen Triebe den Mittelpunct zu verlaſſen, und aus dem gleichen Drucke des Erdwirbels, die Schweere her. Sodann beweiſt er, mit verſchiedenen Exempeln, daß kein Körper ſchlechterdings leicht oder ſchwer iſt; widerlegt auch die neutoniſche Anziehungskraft, und vergleicht damit die carteſianiſche Meynung. Hierauf geht er wieder zum Epikur, und

Durch Johann Rhenium, Leipzig 1628. 8.

Einleitung zum nützlichen Schulbrauch der 3. Bücher *Ciceronis de Officiis*, durch Joh. Georg Wilken, Rect. zu Meißen, Leipzig 1696. 8.

Caſpar Gottſchlings, aus Schleſien, *Rectoris* und *Bibliothecarii* zu Neu-Brandenburg Uberſetzung, A. 1719. 8.

Dieſe wird von *Fabricio* als rein, nett und wohl ausgearbeitet gelobet.

* Des ehemaligen Römiſchen Bürgermeiſters *M. T. Cicero* drey Bücher von der menſchlichen Pflicht: aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit umſtändlichen Anmerkungen, wie auch mit des Cicero Leben erläutert, durch Johann Adolph Hofmann, Hamburg 1727. 8.

Dieſe Arbeit verdienet ein beſonderes Lob. Der Herr Verfaſſer iſt den 17. Nov. A. 1731. am Schlage zu Hamburg geſtorben.

De Amicitia & de Senectute.

Von Johann von Schwartzenberg, Augſp. 1540. fol. mit Holzſchnitten.

Dieſes kan wenigſtens nicht die erſte Auflage der Schwartzenbergiſchen Uberſetzung ſeyn, weil in der Vorrede Spuren vorhanden, daß der Verfaſſer ſie noch bey Lebzeiten ſelbſten beſorget. Er iſt aber bereits A. 1528. geſtorben. *Chriſtius* l. c.

De finibus bonorum & malorum.

Nebſt den *Paradoxis* zu Augſpurg 1536. 4.

Einige glauben ſie ſeye von eben dem Schwartzenberg. *Chriſt.* l. c.

Parado-

zeigt, daß die Atomen, weder zusammen hängen, noch von einander zurück springen können. Endlich widerlegt er des Spinosa Lehre von der ewigen Bewegung, die in der Natur der Materie selbst befindlich sey, und beschließt: daß die Bewegung von einem Urheber herrühren müsse, der von der Materie ganz unterschieden sey. Wir können nicht aus allen Büchern Proben anführen, weil uns solches zu viel Platz wegnehmen würde.

Das V. Buch lobet anfänglich Lucrezens Dichtkunst, tadelt aber seine böse Gemüthsart, und schreitet fort zu Betrachtung der menschlichen Seele. Er beweist erstlich, daß es Geister gebe, indem in ihnen allein die Ursache der Bewegungen zu suchen sey. Daß die Seele nicht körperlich sey, thut er dar, weil aus allen Zufälligkeiten der Materie, ihrer Lage, Größe, Figur und Bewegung der Theile, keine Seele entstehen kann, sondern nur verschiedene Gestalten körperlicher Dinge erwachsen: welches er mit dem Beyspiele des Feuers erläutert, dessen Erscheinungen er insgesammt erkläret. Darauf führt er noch mehr Gründe an, daß die Seele mit dem Körper nichts gemein habe; und daß vor der Materie schon eine Ursache gewesen, die ihr Bewegungen eingedrücket. Auf Epikurs Einwurf, daß die Seele vom Leibe leide, und also körperlich und sterblich seyn müsse, erwiedert er: daß sie zwar mit dem Leibe verbunden, aber nicht einerley mit ihm sey, und erläutert es mit dem Beyspiele einer Laute und eines Lautenschlägers. Ferner zeigt er aus der dreyfachen Art der Gedanken, und daß der Mensch unzähliche

zählige Dinge zugleich empfindet, und verſchiedene Empfindungen mit einander vergleicht, daß ſie einzeln, einfach, und alſo unſterblich ſey. Auf Lockens Einwurf: man kenne die Natur der Materie nicht, und wiſſe alſo nicht, ob ſie denken könne; verſetzt er: man könne doch wiſſen, daß eine Gabe der Materie nicht zukommen könne; und das Denken und Wollen von der Ausdehnung und Bewegung ganz unterſchieden ſey. Aus des Menſchen Freyheit zeigt er, daß ſo wohl eine Seele ſey, als daß ſie vom Körper ganz unterſchieden ſeyn müſſe: worauf er zum Beſchluſſe noch die malebranſchiſche Meynung von der Bewegung der Körper, durch Gottes Kraft, doch auf Befehl der Seelen, behauptet. Dieſe wird wohl heutiges Tages ſehr wenigen Beyfall mehr finden.

Im VI. Buche handelt er von den Thieren; und beweiſt, dieſe möchten nun Seelen haben, oder nicht: ſo entgienge dadurch Gott und der menſchlichen Seele nichts. Den Einwurf der Freygeiſter, daß die Thierſeelen uns an Witz und Verſchmitztheit ähnlich wären; und alſo zeigten, daß, da ſie materialiſch wären, auch die unſrige es wohl ſeyn könnte, beantwortet er ſo: die Seelen der Thiere wären entweder gar nichts; oder ſie wären unmaterialiſch: beydes aber ſchade der Würde unſrer Seele nicht. Er beweiſt, die Gründe für das Daſeyn der Thierſeelen wären nur ungewiß; für die menſchlichen aber, unſtreitig. Und hierauf hebt er an die carteſianiſche Lehre, daß die Thiere bloße Maſchinen ſind, ausführlich, mit vielen Exempeln vorzutragen. Er be-

hauptet, daß sie eben so wenig Seelen brauchen, als die Pflanzen und Mineralien; alle ihre Bewegungen könnten mechanisch geschehen, und wiesen zwar, daß ein Geist vorhanden sey, der sie regiere; aber nicht, daß sie eigene Seelen hätten. Wir gestehen es, daß obgleich in diesen Lehren eben keine sichere Wahrheit steckt, er sie dennoch so scharfsinnig vorgetragen, daß man ihnen die Wahrscheinlichkeit, oder doch die Möglichkeit nicht absprechen kann. Hätten aber 2) die Thiere Seelen, so müßten sie unkörperlich, und folglich der unsern ähnlich seyn: wobey er aus gewissen Proben der thierischen Geschicklichkeit zeigt, daß gewisser Thiere Seelen noch vollkommnere Seelen seyn müßten, als die unsrigen. Den sogenannten Trieb, den man den Thieren beylegt, verwirft er ganz, und beweist zuletzt, daß eine so große Menge verschiedener Thiere, Fische, Vögel und Würmer unmöglich von ungefähr hätten entstehen können, sondern einen Gott zum Urheber haben müßten.

Im VII. Buche handelt er von den Samen der Thiere. Hier verspottet er Epikurs lächerliche Meynung, von der ersten Nahrung der Thiere, verwirft Aristoteles künstliche Formen; und beweist, daß die Samen weder von ungefähr entstehen, noch fruchtbar werden können. Er zeigt ferner, wider die Gottesleugner, daß die blinden Gesetze der Bewegung keine Thiere bilden könnten; und beschreibt zu dem Ende den menschlichen Körper ausführlich, welches eins der schönsten Stücke dieses Werkes ist. Eben das zeigt er von größern und kleinern Thie-

ren:

ten: ſo daß ihre Samen von einem höchſt weiſen Geiſte herkommen müßten. Eben das bezeigt die beſtändige Aehnlichkeit der Fortpflanzungen. Darauf leget er, daß alle Thiere in dem erſten Thiere und zwar in dem Männchen jeder Art enthalten geweſen; woher die Unfruchtbarkeit der vermiſchten Arten, z. E. der Mauleſel komme, und daß die Weiblein, der Frucht nur die Nahrung verſchaffen. Nachdem er das obige, gegen die Einwürfe, von der großen Kleinigkeit ſolcher Samenthierchen, vertheidiget, zeiget er von den Samkörnern der Gewächſe eben das; und erklärt die Urſachen ihrer Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, ihrer Fortpflanzung, durch Aeſte und Wurzeln, imgleichen durchs Impfen und Pfropfen. So wie alſo keine Pflanze von ungefähr, ſondern aus einem Samen entſtünde: ſo wäre auch jedes Thier von ſeinen Aeltern entſtanden; die erſten jeder Art ausgenommen, in denen Gott das ganze Geſchlecht geſchaffen hätte.

Das VIII. Buch handelt von der Welt, das iſt von dem ganzen Gebäude Himmels und der Erden. Hier ermahnt er den Quintus, der erſten Urſache des Weltgebäudes nachzuforſchen, und lobt den Fleiß der Sternkundiger; dagegen er die Unwiſſenheit der Epikurer verlachet. Nachdem er die drey Arten des Weltbaues erklärt, zieht er, von der Wahrheit gedrungen, den copernicaniſchen allen übrigen vor; vertheidigt ihn gegen alle Einwürfe, durch Anwendung der keplerſchen Regel, welcher der ptolemaiſche zuwider liefe. Er erklärt die verſchiedenen Bewegungen des Himmels, die Umwälzung der Sonne im Mittelpuncte, und die Wirbel der andern

Fixsterne. Er zeigt die Muthmaßungen von den Ursachen der Sonnennähe und Sonnenferne der Planeten; und ihrem verschieden Abstande von der Sonne; beschreibt die Umdrehung der Erde um ihre Achse, und ihre dritte Bewegung, wodurch die Sterne in 26000 Jahren einen Kreis zu durchlaufen scheinen; trägt auch von den Cometen einige Muthmaßungen vor. Ferner lehrt er, warum die Planeten den Tageslauf mit verschiedener Geschwindigkeit zurück legen; woher die Erdenachse sich neige, der längste und kürzste Tag, ingleichen Tag und Nacht gleich komme, und so weiter. Endlich wird noch der Erden eigener Wirbel, des Mondes Lauf, nebst den Sonnen und Mondfinsternissen erkläret. Den Schluß macht die Frage: Ist es so schwer und künstlich, dieß alles nur zu ergründen; wie viel schwerer muß es nicht seyn, solches alles gemacht zu haben?

Von dem IX. Buche hat der gelehrte Verfasser nur den Anfang von 26 Versen nachgelassen, u. dieses hätte, von dem was Erde und Meer in sich halten, handeln sollen. Man hat also das Xte Buch, dem der Anfang fehlet, und welches den Beschluß des ganzen Werkes enthält, hier angehänget. Hierinn wiederholt er kürzlich das vorige, und widerlegt die Einwürfe der Gottesleugner. Erstlich zeigt er, die Natur könne der Werkmeister der Dinge nicht seyn, wo man nicht Gott selbst dadurch verstünde. Die Welt müsse von dem höchsten Geiste gemacht seyn, wie die beständige Ordnung der himmlischen Körper, die Fruchtbarkeit des Regens und der Flüsse, die

Abwech-

Abwechselung der Witterungen, und endlich das Gesicht des Menschen zur Gnüge darthäte. Es sey eine höhere Richtschnur dessen, was wahr und billig sey, die noch vor unsrer Seele gewesen. Die Wollust sey nicht die Meisterinn der Vernunft, sondern die Natur, oder Gott selbst. So dann beantwortet er die Einwürfe der Gottesleugner: 1) daß die Welt ewig seyn müsse; 2) daß viele Fehler darinnen wären, 3) daß auch die Sitten der Menschen wiesen, Gott müsse entweder nicht höchst gütig, oder nicht allmächtig seyn. Alle diese Stücke widerlegt er sehr schön, und beweist zuletzt, die Religion sey nicht aus Furcht, nicht aus politischen Kunstgriffen entstanden. Die Abgötterey sey eine von der wahren Religion abweichende Ketzerey; und es müsse nothwendig etwas Unendliches seyn, u. d. m. Endlich ermahnt er seinen Quintius zur Tugend, und zur Untersuchung der geoffenbarten Religion.

Alles dieses nun ist durchgehends mit einem so reizenden Vortrage, in einer so angenehmen und leichtfließenden Schreibart, und in Versen, die dem güldenen Alter der lateinischen Sprache anständig sind, beschrieben; daß man nicht müde werden kann, es zu lesen. Vermuthlich werden also unsre Landesleute es dem Herausgeber und Verleger Dank wissen, daß sie ihnen ein so treffliches Werk um einen so billigen Preis in die Hände geliefert.

VI.

Chriſtophori Friderici Geigeri,

Ser. Princ. Aſcan. Bernburg. a Conſ. Aulae et Ser. Iuv. Princ. Ephori, de *Summo Palatii Praefecto Liber Singularis.* Francof. et Lipſ. A. 1748. in 4.

D. i.

Hrn. Chr. Friedr. Geigers, hochfürſtlichen Anhalt-bernburgiſchen Hofraths und des durchlauchtigſten Erbprinzen daſelbſt Hofmeiſters, Tractat, von dem Erz-Hofmeiſter des Kaiſers, und heil. röm. Reichs.

Gegenwärtiger Tractat, der dieſe Meſſe zum Vorſcheine gekommen, handelt eine Materie ab, die zur Zeit von niemanden ausführlich und beſonders abgehandelt worden. Der Hauptinhalt dieſes Werks gehet dahin, daß der Herr Verfaſſer einen Vorſchlag zur Vermittelung der ſtreitigen Erzamtsſache, zwiſchen Pfalz und Hannover thun wollen; da nämlich ſowohl aus den Grundſätzen der Politik und der Ceremonienwiſſenſchaft, wie auch aus der europäiſchen Staatenhiſtorie zu allen Zeiten gezeiget worden, von was für einer Wichtigkeit, und von wie großem Anſehen, die Würde eines Reichshofmeiſters oder Reichsrichters geweſen ſey, und noch ſey: ferner wie daſſelbige von andern Hofämtern ihrer Natur nach unterſchieden, und bey noch ungekränkten Rechten der übrigen beſtehen

beſtehen könne; ja was das meiſte iſt, im heil. röm. Reiche wirklich vorhanden ſey, und ſeit dem weſtphäliſchen Frieden von Churbayern verwaltet werde. Hieraus ergiebt ſichs, daß das Haus Bayern wirklich zwey Erzämter führe, und alſo nach einmal gemachtem Vergleiche mit Churpfalz, wegen des Vicariats, leichtlich dahin bewogen werden könnte, an Churpfalz das Erztruchſeſſenamt zu überlaſſen, und künftig als Erzhofmeiſter, oder Archi-Palatinus, ſeine Function bey kaiſerlichen Krönungen zu verwalten, und den Titel und das Wapen davon alleine zu führen. Nun könnte man zwar beſorgen, es würde die Begebung, eines bereits ſeit langer Zeit geführten Titels, und ausgeübten Churfunction, an dem durchl. Bayeriſchen Hofe einige Schwierigkeit finden. Allein es iſt dergleichen Fall in den Reichsgeſchichten nichts unerhörtes, und bereits von andern erhabenen Churhäuſern rühmlichſt ausgeübet worden, wenn es die Erhaltung der Ruhe und der Wohlſtand des Reiches erfordert hat. Dergleichen vortreffliches Exempel der Friedfertigkeit, hat nunmehr vor hundert Jahren, das durchlauchtigſte Haus Brandenburg gegeben: da es ſich gefallen laſſen, daß das Erzſchatzmeiſteramt, welches ſonſten gleichfalls mit dem Erzkämmereramte verknüpft geweſen, dem achten Churfürſten übertragen werden; ſo, daß beyde Erzämter zugleich beſtehen, und bey kaiſerlichen Krönungen geziemend verrichtet werden können.

Es hat zwar ſchon der berühmte Publiciſt u. Kanzler zu Halle, Peter von Ludewig, in der Erläuterung der goldenen

goldenen Bulle, etwas davon gemeldet, und denſelbigen Verſchlag an Churpfalz gethan: allein der Herr Verfaſſer des obgemelten Tractats widerlegt den Herrn von Ludewig, und zeiget aus unumſtößlichen Gründen, daß die Würde eines Erzhofmeiſters von Churbayern wirklich geführet worden, und von niemand anders geführet werden könne. Es wird auch hierbey des Fundaments des Vicariats Erwähnung gethan, und mit hinlänglichen Beweisgründen dargethan, daß daſſelbe auf der Würde eines Erzhofmeiſters, nicht aber auf der Churwürde, oder der Unterpfalz haſte: welches die Verfaſſer der bekannten Streit- und Wechſelſchriften des Vicariats wegen, im 1657. Jahre nicht eingeſehen; und auch bis dato von keinem Publiciſten gezeiget worden. Andere Vergehungen Pancirolls, des Gutherius, du Cange, Limnäus, Ludewigs, Spelmanns, Freinsheims, Conrings, Schwarzens und Köhlers, die in dieſem Tractate angezeiget werden, vorjetzo zugeſchweigen.

Was endlich die eigentliche Verrichtung eines Erzhofmeiſters betrifft, ſo zeiget der Hr. Verf. erſtlich die Nothwendigkeit derſelben aus dem hannöverſchen Voto vom 1719ten Jahre auf dem Reichstage zu Regenſpurg, und widerleget daraus die Meynung derjenigen, die da behaupten, es hätten ſich die Churfürſten weder um Wapen, noch um Verrichtungen zu bekümmern. Hierauf werden die Reichswapen erzählet, und die Gründe aus der Politik, dem Ceremoniel, dem Staatsrechte und der Hiſtorie angezeiget, die Analogie feſtgeſtellet, und dann erſtlich

lich unterſuchet, ob ſich der Zepter für den Erzhofmeiſter nicht beſſer ſchicke, und für den Erzkämmerer der Mantel? Ferner, ob das Schwert in der Scheide dem Erzhofmeiſter oder Archi-Palatino, nach dem Exempel des Praefecti Praetorio, Magni Domeſtici Byzantini, Majoris Domus Francorum, Comitis Ceſtriae in Engelland, Drotſeti Sueciae, als des Oberburggrafens in Preußen, zu tragen zukomme? Oder, ob er die Krone, wie der Palatinus in Ungarn, der Groß Seneſchall von Großbrittannien, der Dreſt in Schweden, der Großhofmeiſter in Dännemark, der Oberburggraf in Böhmen, und vor dieſem der Comes Palatii Lateranenſis, dem Kaiſer vortragen; der Erzſchatzmeiſter aber den goldenen Schlüſſel führen ſollte, als welche das uralte und gewöhnliche Zeichen eines Schatzmeiſters, imgleichen ein beſtändiges Inſigne Poteſtatis geweſen; wie allhier mit vielen Exempeln aus dem Alterthume heil. Schrift und den Gezeugniſſen der noch heut zu Tage in Schweden und Pohlen gewöhnlichen Krönungsſolennitäten dargethan wird.

Endlich aber, nachdem alle dieſe Streitfragen nach den Gründen des Ceremoniels und Staatsrechts unterſuchet, und theils verworfen worden; ſo wird aus denſelben Gründen erwieſen: daß der Stab nebſt dem Zepter, ein gewöhnliches Inſigne poteſtatis zu allen Zeiten geweſen; in Frankreich, Spanien, Engelland, ja ſelbſten in Deutſchland von den Kaiſern und Königen vor dieſem geführet worden, und daher auch als das wahre Symbolum der Erzhofmeiſterwürde, nach dem Exempel des Grand Maitre

in

Paradoxa

Nebſt dem *Somnio Scipionis* lateiniſch und deutſch durch Johann Rhenium, Leipzig 1630. 8.

Somnium Scipionis.

* Traum des Scipions in deutſchen Verſen, nebſt beygefügten Lateiniſchen Text und philologiſchen Anmerkungen von D. Daniel Wilhelm Triller.

Iſt deſſen von H. C. Heckern zu Hamburg 1725. 8. herausgegebenen Poetiſchen Betrachtungen p. 369–452. einverleibet.

* Eben derſelbe in deutſcher ungebundener Rede überſetzt von Joh. Heinrich Lievers.

Stehet in der Deutſchen Geſellſchaft Eigenen Schriften, Leipzig 1730. 8. p. 495. ſeq.

Orationes

Pro Archia Poeta,

* *M. T. Ciceronis* Vertheidigungs-Rede vor den Poeten *A. Licin Archias*, von M. Jo. Chriſt. Gottſched.

Sie ſtehet in dem Anhange zu deſſen Vernunftmäßigen Rede-Kunſt, Hannover 1729. 8. p. 205–229.

Pro Q. Ligario.

* *M. T. Ciceronis* Vertheidigungs-Rede vor *Ligarium* an den *Cæſar* gehalten; von M. J. C. Gottſched.

In eben deſſelben Redekunſt p. 230–256.

Pro Sexto Roſcio.

* Rede des *M. T. Cicero* für den beklagten *Sextus Roſcius*, in Sachen eines angeſchuldigten Vater-

in Frankreich, des Majoris domus in Spanien, des Praefecti Praetorio, des Primicerii Conſtantinopolitani, ja endlich des Archi-Palatini ſelbſten; wie aus dem Actu Inveſtiturae Ottonis illuſtris, des Stammvaters der beyden Häuſer Bayern und Pfalz, welcher vorn auf dem Titelblatte in Kupfer geſtochen zu ſehen iſt: auch fernerhin geführet, und dem Kaiſer bey der Krönung übergeben werden könnte. Die Junction vor dem Convivio ſolenni ſoll darinn beſtehen: daß der Erzhofmeiſter den neuen Kaiſer, more Romanorum, aliorumque Regnorum, zu Pferde, mit aufgehabenem Stabe proclamire, und alsdann zum Zeichen des gnädigen Regiments Sr. Kaiſerl. Majeſtät, wie in Engelland, Frankreich und Preußen von dem Oberburggrafen oder Reichshofmeiſter gleichfalls zu geſchehen pfleget, den allgemeinen Pardon ausruffe.

Am Ende werden die übrigen Fragen unterſuchet und gezeiget, daß ſich keines nach den Regeln der Politik, der Ceremoniels, der Analogiae Gentium & Juris Publici, beſſer für Churbayern ſchicke, als dieſes Erzamt, eines Summi Palatii Praefecti. Uebrigens iſt das Werk ſo viel, als ohne Pedanterey geſchehen können, ſcientiſiſch und dabey in einer denen Publiciſten ſonſten nicht gewöhnlichen Schreibart abgefaßt: ſo daß zu vermuthen iſt, es werde zu itzigen Zeiten, ſo wohl unter den Gelehrten, als bey den Höfen ſelbſt, einige Aufmerkſamkeit erwecken.

VII. Neue

VII.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Allhier bey dem Verleger dieſes Büchersaals iſt unlängſt herausgekommen: Jacob Benignus Boſſuets, weil. Biſchofs zu Meaux, Einleitung in die allgemeine Geſchichte der Welt, bis auf Kaiſer Karln den Großen, für den ehemaligen Dauphin von Frankreich aufgeſetzt; überſetzt, und mit einem Anhange hiſtoriſch-critiſcher Abhandlungen vermehrt, von M. Joh. Andreas Kramern, in 8. Dieſe Einleitung zur allgemeinen Welthiſtorie iſt im franzöſiſchen längſt ſo beliebt und berühmt geweſen, daß ſie ſehr vielmals hat wiederaufgelegt werden müſſen. Es iſt alſo kein Zweifel, ſie werde auch itzo im deutſchen eben ſo viele Liebhaber finden; zumal da ſie von der geſchickten Feder des Herrn Magiſter Kramers überſetzet, und ſehr ſauber gedrucket worden. Die critiſchen Abhandlungen am Ende dienen hauptſächlich dem Endzwecke zu begegnen, den des beredten Boſſuets ſchmäuchelhafter Vortrag, irgend zum beſten der römiſchen Kirche machen könnte. Der Herr Verfaſſer entblößet den nichtigen Grund dieſes gleißenden Firniſſes, aus den beſten Scribenten, und zeigt, daß die Römiſche Kirche in einer tiefen Verderbniß ſtecke, u. als die trefflichen Abbildungen nicht verdiene, die

der

der Bischof von ihr gemachet hat. Man wird sie also nicht ohne Nutzen lesen.

2. Herrn Joh. Martin Chladenius, der heiligen Schrift D. und Professors wie auch Pastors zu Erlangen, vernünftige Gedanken von dem Wahrscheinlichen und desselben gefährlichem Misbrauche; übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von M. Urban Gottlob Thorschmiden. Stralf. Greifsw. und Leipzig, bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1748. 8. Der Herr D. Chladenius, der vor einiger Zeit alhier, als Professor Extraord. sodann etliche Jahre als Director des Gymnasii zu Coburg gestanden, hat in dieser seiner Bedienung verschiedene Einladungsschriften ans Licht gestellt, darinn er eine zusammenhangende Ausführung der Lehre von der Wahrscheinlichkeit, geliefert hat, die heutiges Tages so sehr gemisbrauchet wird. Er hat darinn namentlich ein paar philosophische Lehrer aus Greifswalde, und aus Leipzig, fleißig angezogen und widerlegt, auch gewiesen, wie schädlich diese, aus der vormaligen rüdigerischen Philosophie entsprossenen Lehren sind; wenn man sie zum Schaden der gewissen Erkenntniß weiter ausbreiten läßt. Die Anmerkungen des Herrn Herausgebers, sind gleichfalls gelehrt, und wohl angebracht, doch sind auch von dem Herrn Verfasser selbst verschiedene dabey.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des VI. Bandes 6. Stück.

Zs 1025-V,3,6

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Jun. 1748.

BOILEAU.

Sur tout redoutant la baſſe ſervitude,
La libre verité fut toute mon étude.

I.

Jacobi Theodori Klein. Hiſtoriae

Piſcium Naturalis promovendae Miſſus primus Ged. 174. Miſſus II. 1741. Miſſus III. 1742 Miſſus IV. 1744. Mantiſſa Ichthyologica 1746. Lipſ. apud Joh. Frid. Gleditſch. in 4. Regali.

D. i.

Herrn Jacob Theodor Kleins natürliche Hiſtorie der Fiſche ꝛc.

Wir geben hiermit von einem Werke einen Auszug, welches zwar nicht ganz neu, doch auch ſo gar alt nicht iſt; da der letzte Theil davon erſt vor zweyen Jahren ans Licht getreten iſt. Der berühmte Herr Verfaſſer iſt der gelehrten Welt verlängſt als eine Zierde ſeines Vaterlandes, und ſeiner Zeiten aus andern Schriften bekannt; davon wir hier nur ſeine Deſcriptiones Tubulorum Marinorum, Lapidum caudae cancri, et his ſimilium Belemnitarum &c. Ged. 1741. in 4. und ſeine Naturalem diſpoſitionem Echinodermatum &c. vom 1734. Jahre, anführen wollen: mit deren erſtem er

ſich eine Stelle in der königlichen Societät der Wiſſenſchaft zu London erworben hat. Den durch dieſen u. viele andre gelehrte Schriften erworbenen Ruhm, hat er durch die ſorgfältige Unterſuchung des Reiches der Natur, in Anſehung der Fiſche, um ein großes erweitert. Dieſer Theil natürlicher Geſchichte war bisher von den Gelehrten ziemlich vernachläßiget worden; und ſchien gleichſam auf den Fleiß unſers ermüdeten Herrn Secretär Kleins zu warten, der in Danzig, beym Ausfluſſe der Weichſel, kaum eine halbe Meile von der See wohnt, und die ſchönſte Gelegenheit hat, ſowohl alle Arten der Seefiſche, als derer die im ſüßen Waſſer leben, zu haben, und zu unterſuchen. Er hat auch dabey ſolche merkwürdige Entdeckungen gemacht, daß man darüber erſtaunen muß. Denn daß die Fiſche nicht nur Athem holen, ſondern auch wirklich hören können, das ſollten ſich wohl die allerwenigſten unſrer Leſer vorher eingebildet haben: andrer ſolcher Merkwürdigkeiten vorjetzo zu geſchweigen.

Der I. Theil davon handelt von den Steinchen und ihrer Zahl in dem Gehirn der Fiſche, nebſt einer Vorrede von dem Gehöre der Fiſche; und iſt der londenſchen Societät der Wiſſenſchaft zugeeignet. In der Vorrede erklärt der Herr Verfaſſer, was er durch Fiſche verſtehe, nämlich ungefüßte Thiere, die mit Floßfedern ſchwimmen. Er ſchließt alſo aus ihrer Zahl aus, die Krebſe, Muſcheln, Schnecken, Auſtern, Fröſche, Seehunde, u. d. gl. wie auch gewiſſe Schlangen, die ohne Floßfedern ſchwimmen können. Das Gehör dieſer Thiere iſt bisher noch

nicht

nicht ſattſam unterſucht worden: ob man gleich von den Wallfiſchen und andern ihres gleichen, die mit den vierfüßigen Thieren ſehr übereinkommen, etwas dergleichen angemerkt findet. Hören die Fiſche, oder nicht? Haben ſie äußerliche Ohren, oder nicht? und mit was für innerlichen Werkzeugen ſind ſie verſehen? Das ſind Fragen, darüber die beſten Schriftſteller theils uneins ſind, theils gar keinen Ausſpruch thun wollen.

Dem Herrn Secretär Klein hat allemal die bejahende Partey gefallen, doch will er deswegen mit niemanden zanken. Er führt erſtlich die Zeugniſſe berühmter Leute davon an. Ray, der zu Willughbeys Hiſtorie der Fiſche Zuſätze gemacht, ſpricht erſtlich den Fiſchen, außer den Wallfiſchen, alle Sprache und alles Gehör ab. Bald aber ſetzt er hinzu, er wolle beweiſen, daß alle Fiſche hören; erklärt ſich auch im folgenden, daß ſie ein dumpfigter Gehör haben müßten, als die Thiere, ſo in der Luft leben. Eben das muthmaßet Willughby, bey Gelegenheit zweyer Löcher, die gewiſſe Fiſche nahe bey den Augen haben, und die ihnen ins Maul gehen. Indeſſen hat auch ſchon Aelianus im 7 Cap. des IX. B. einigen Fiſchen, als dem Hechte, u. e. a. ein ſehr ſcharfes Gehör beygelegt. An einem andern Orte ſagt endlich Rajus es deutlich heraus: er glaube daß alle Fiſche hören, führet auch deswegen den Rondelet und Sejern aus den Ephem. Nat. Cur. auf der 145. S. des IV. und V. Jahres an, welche anmerken, daß die Fiſche auf den Klang einer Glocke zuſammen kämmen, ihre Speiſe zu ſich zu nehmen.

Gleichwohl meynte er, die Naſenlöcher der Fiſche wären mehr zum riechen, als zum hören beſtimmt. Wir übergehen hier andre Zeugniſſe des Plinius, Rondelet, Severinus, und Boyle, die eben dergleichen Erfahrungen gehabt. Herr Klein ſelber führt von einem in Preußen, unweit Königsberg gelegenen, prächtigen Luſtgarten der Herzoginn von Holſtein, zu Charlottenthal, eine eigene Erfahrung an: wo man mit einer Handglocke, zu allen Stunden des Tages die Karpen zum Futter zuſammen ruffet.

Da nun dergeſtalt viele Schriftſteller eins ſind, daß die Fiſche hören: ſo fragt ſichs nur, wie und womit ſie hören. Severinus giebt die kleinen Steinchen in ihren Köpfen für das Werkzeug des Gehörs an, weis doch aber keinen Zugang von außen zu denſelben anzugeben. Caſſerius, Willughby, Willis und Arredus ein Schnecke, haben ſich hierüber viel Mühe gegeben: ja man hat gar Fiſche entdeckt, die einen Ton, oder ein Geheul von ſich geben können; wie Neuhof in ſeiner chineſiſchen Reiſe, und Micrälius in ſeiner Pomerania u. a. m. erwähnen.

Herr Secretär Klein erklärt ſich alſo für das Gehör der Fiſche; und glaubt das Waſſer ſey ihnen eben ſo wenig ein Hinderniß darinn, als uns eine Wand hindert, bisweilen das zu verſtehen, was in einem Nebenzimmer geredet wird. Ja er glaubt ſo gar, daß ſie nichts dumpfigter oder dunkler hören, als andre Thiere; ob er gleich dafür hält, daß einige unter ihnen harthörig, und noch andre vielleicht ganz taub ſeyn mögen. Er führt auch die Meynung

derer

herr an, doch ohne ſie zu billigen, die dafür halten, daß die Fiſche nur dann hören, wann ſie die Kerſe aus dem Waſſer heben, und die Mäuler aufſperren. Soviel aus der Vorrede; im folgenden handelt er ausführlicher davon.

Die Steinchen in den Köpfen der Fiſche betreffend, ſo unterſucht der Herr Verfaſſer zuerſt ihre Benennung, Natur und Eigenſchaften. Sodann erzählt er aus dem Plinius, Athenäus, und Aelianus, in was für Fiſchen man ſchon vor Alters Steine bemerket hat, wieviel ihrer in jedem, und von was für Geſtalt ſie geweſen. Er führt ferner die Schriftſteller an, die ſolchen Steinen eine heilende Kraft beygelegt: u. hier trifft man eine ſchöne Beleſenheit in der Schriftſtellern aller Völker an. Was Salvian, Severin, Plutarch, Bellonius, Mercatus, Beuſſuet, Aldrovandus, Sloane, Moſcardi, Welſch, Soranellus, Willughy, Caſſerius, und Artedus davon geſchrieben, das alles iſt demſelben bekannt, und hier kurz beyſammen zu leſen. Allein der Herr Verfaſſer iſt nicht mit dem Fleiße andrer Gelehrten zufrieden geweſen. Er hat ſelbſt die Natur zur Lehrmeiſterinn genommen, und in manchen Fiſchen vier, oder zwey Paar Steine angetroffen. Eben das hat, auf Caſſerii Veranlaſſung, und auf ſein Anrathen, ſeine jüngſte Jungfer Tochter in den Schmerlen, und Hechten bis auf das dritte paar Steine fortgeſetzet. So ſieht man, daß auch ein Frauenzimmer bisweilen Gelegenheit findet, neue Entdeckungen in der Natur zu machen, und die Wiſſenſchaften zu bereichern.

Vater-Mordes vor dem höchſten Gerichte in Rom, überſetzet von Chriſtian Tobias Damm. Berlin, 1731. 8.

Der Überſetzer verſpricht auch dereinſt die Lobrede des Plinius auf den Trajanum, ingleichen die geſamten Briefe des Cicero an verſchiedene Freunde, in deutſcher Sprache heraus zu geben. Er iſt Conrector bey dem Gymnaſio zu Cölln an der Spree.

Pro Milone.

Davon hat unlängſt Herr D. C. A. Heumann in den gel. Zeit. 1732. n. XIV. p. 124. eine deutſche Überſetzung nebſt dem verbeſſerten lateiniſchen Texte herauszugeben verſprochen.

Scripta Rhetorica.

Spiegel der wahren Rhetoric vſs M. Tull. Cicero vnd anderen geduſſl: mit iren Glidern, cluger Reden, Handbriſen vnd Formen, menicher Contract ſelzam regulirts Tutſchs, vnd nuzlich exemplirt, mit Fugen vſſ Gottlich vnd Kayſerlich Schrifft vnd rechte gegrundt, nuwlich vnd vormaln ingemein nye geſchehen, yez loblich vſsgangen zu Friburg in Brifsgau durch *Fridrich Riederer.* 1493. fol.

Wir können von der eigentlichen Geſtalt dieſes Werkes nichts genaues ſagen, weil es uns bis dahero weiter nicht, als durch die Anzeige eines gelehrten in Franken, bekannt iſt. Dieſer iſt Herr *M.* Johann Ludewig Hocker zu Heilsbronn, welcher erſt vor kurzem einen *Catalogum Bibliothecae Heilsbronnenſis*, zu Nürnberg 1731. fol. herausgegeben; und es darinn p. 264. nahmhaft gemachet.

Nun geht die ausführliche Erzählung aller der Untersuchungen an, die mit den Hechtsköpfen gemacht, und in Kupferstichen vorgestellet worden, die wir übergehen müssen. Es folgen darauf die Untersuchungen der Störköpfe, u. a. m. dabey denn gelegentlich die Muthmaßungen von dem Gehöre der Fische und dessen Werkzeugen, vorkommen. Auf der folgenden Kupfertafel sieht man die Abbildungen von fünf und dreyßig Arten der Steinchen aus den Fischköpfen, die des Herrn Secretärs beyde geschickte Töchter genau abgezeichnet haben, und die mit vieler Kunst sauber gestochen sind. Diese sind von Hechten, Lachsen, Forellen, Aeschen, Murenen, Heringen, Pomocheln, Dorschen, Sandern, Barschen, Kaulbarschen, Quappen, Welsen, Steinbutten, Flündern, Karpen, Brassem, Weißfischen, Karauschen, Zeerten, Rothaugen, Schleyen, Stechbütteln, Breitlingen, Uckeleyen, Gründlingen, Schmerlen, Stören, Barben, u. d. m. genommen, und sehr genau beschrieben. Man bemerket an den meisten derselben zwey bis drey paar Steine, die zum Theil fest in dem Gehirne der Fische liegen, theils beweglich sind, so daß sie einander berühren, und zusammen schlagen können: und diese Aehnlichkeit mit den Gehörknochen in den irrdischen Thieren scheint allerdings die Muthmaßung zu geben, daß sie gleicher Absicht wegen, von der Natur verliehen worden.

Darauf folgt die anatomische Beschreibung eines Meerschweins die der Herr D. de la Motte in Danzig, auf des Herrn Secretär Kleins Verlangen gemacht.

macht. Man nahm dazu Weiblein, vier Schuh lang; imgleichen bald darauf ein Männlein. Herr Klein hat zu dieſer Beſchreibung ſeine Anmerkungen gemacht. Wir übergehen den Anhang, von dem Kopfe eines andern Fiſches, Roch genannt, und eilen zu dem II. Theile.

Dieſer handelt von denen Fiſchen, die recht durch eine Lunge Athem holen. Den Anfang machet Herr Secretär Klein, mit dem Geſtändniſſe, daß uns noch vieles in der Natur unbekannt ſey, und mit der Klage, daß man bisher den Zeugniſſen der Alten zuviel getrauet. Er beſtätiget dieſes nicht nur durch Zeugniſſe andrer Naturforſcher, ſondern auch durch Exempel, von verſchiedenen Schriftſtellern, als des Joh Cuba, ferner des Ludwig von Granada, des Sibbaldus u. a. m. die uns die wunderlichſten Dinge, aber mehrentheils ohne Grund, von Fiſchen erzählen. Dahin rechnet er auch die Nachricht die 1730. N. 21. in den berliniſchen Zeitungen von einem Wallfiſche geſtanden, der im Hafen von Liſſabon von von den Fiſchern getödtet worden; und 65 Fuß lang; 32 Fuß dick, und 10 Fuß hoch geweſen. Der Umfang des Maules ſoll 32 Schuh weit geweſen ſeyn, ſo daß ſechs ſtehende Männer darinnen Raum gehabt. Es ſind 240 Zähne darinne geweſen, von welchen zwölfe ſieben Fuß, die übrigen nur drey und einen halben Fuß lang wären befunden worden. Auf ſeinem Kopfe ſollen zwo Röhren, jedes Auge neun Zolle lang, und ihre Entfernung von einander neun Fuß und neun Zolle geweſen ſeyn.

An dieser Erzählung wird ausgesetzt, daß sie nicht meldet, ob die Zähne in beyden Kinnbacken, oder nur in einem gestanden; und daß sonst die Anzahl und Größe der Zähne allen Glauben übersteiget. Eben dahin wird die Nachricht in den Leipziger Zeitungen von 1740 N. 2. den 16 Febr. gerechnet, darinn eines an die biscanischen Küsten geworfenen Wallfisches, mit seinem zweymonatlichen Jungen, gedacht wird, welches 1800 Pfunde gewogen haben soll. Die Mutter wäre zwey und funfzig Schuhe lang, 56 Schuhe dick gewesen. Eine Flossfeder soll 26 Fuß lang gewesen, und der Mutter Zunge 4728 Pfunde gewogen haben. Auch diese Erzählung ist für einen Naturforscher sehr mangelhaft. Aber die geizigen Fischer und Bauren sind viel zu begierig, eine solche Beute unter sich zu theilen; als daß sie gelehrten Männern die Zeit lassen sollten, solche ungeheure Körper recht zu untersuchen. Herr Secretär Klein hat sich also bey dieser Dunkelheit, in Kenntniß der Fische, um allerley Hülfsmittel bemühet, dieser Lehre endlich ein Licht anzuzünden; und die Fische fürs erste in eine natürliche Ordnung zu bringen: den ersten Platz räumet er billig den sogenannten Wallfischähnlichen ein.

Vielleicht werden einige dafür halten, dieses sey schon geschehen. Der Herr Verfasser erkennet zwar seiner Vorgänger Arbeiten mit allem Danke; wünschet aber, daß sie nicht so viel übrig gelassen hätten. Man theilt sonst die ganze Heerde der Fische, in drey Classen 1) Cetaceos, 2) Cartilagineos, 3) Spinosos. Allein der Herr Verfasser meynt man könne kaum

die

die Fiſcher ſelbſt, geſchweige denn die Gelehrten ſattſam unterrichten, was zu einer, oder andern Art gehöre. Er macht alſo eine andre Abtheilung, und zwar in zwo Claſſen, oder Gattungen; davon die erſte mit einer Lunge verſehen; die zweyte aber Branchias, oder ſogenannte Fiſchohren hat. Die erſten haben alle Röhren auf dem Kopfe, womit ſie das Waſſer in die Höhe ſprützen können; ſind von weicher und glatter Haut, unter welcher ſie ſehr fett ſind, und führen den Schwanz ſehr horizontal. Man nennt ſie griechiſch Phyſeteres, lat. Flatores, vom Ausblaſen des Waſſers. Die Fiſche mit Ohren, haben entweder Luftlöcher (Spiracula) am Kopfe, oder Deckel (opercula) auf dem Kopfe; die der Hr. Verfaſſer noch genauer eintheilet. In dieſer Abtheilung will er nur die mit Lungen verſehenen Fiſche abhandeln.

Durch Cetos, oder Wallfiſche verſteht man insgemein alle große Seethiere, die lebendige Junge gebähren, nicht aber Eyer legen. Aber dergeſtalt würden auch die Seehunde dahin zu rechnen ſeyn. Die wahren Wallfiſche haben keine Zähne, und freſſen alſo keine andre Fiſche, ſondern nur gewiſſe Würmer. Dieſe große Claſſe theilt er 1) in Balaenas. 2) in Narwhales, und 3) in Delphaces ſive Porcellos. Durch Balaenas verſteht er ſolche Phyſeteres, oder Waſſerbläſer, deren Kopf faſt den dritten Theil des ganzen Fiſches ausmacht: und das ſind Fiſche von der erſten Größe. Durch die Narwhalen, meynt er diejenigen, die einen in Anſehung ihres Leibes ſo kleinen Kopf haben, daß ſie faſt gar keinen zu haben ſcheinen. Sie haben auch nur einen

nen einzigen, aber anſehnlichen Zahn im Munde, weswegen ſie billig Monodontes heißen. Dieſe ſind von mittlerer Größe und werden ſelten auf 18 Fuß lang. Die dritte Art haben einen Schweinsrüſſel, zwey Kinnbacken mit Zähnen beſetzt, drey Floßfedern, und ſind von der dritten Größe. Alle dieſe Claſſen theilt er noch weiter in ihre untere Arten ein. Die Geſchlechter alſo hat er von ihrem Rücken hergenommen, der entweder Floßfedern hat, oder nicht. Der große Wallfiſch hat keine Floßfedern auf dem glatten Rücken, auch keine Zähne; u. ſ. w. Einige haben einen platten Rücken, andre einen Höcker auf demſelben u. ſ. w. Einige haben nur ein Loch nach dem Rücken zu über den Augen, dadurch ſie Waſſer ſprützen, andre zwey, u. ſ. w. Alles dieſes verfolget der Herr Secretär Klein ſo genau, daß man gewiß ſagen kann, er habe allen ſeinen Vorgängern darinn den Preis abgewonnen. Die Kupfer, die dabey befindlich ſind, ſtellen theils die Köpfe dieſer Fiſche, theils die ganzen Fiſche vor.

Hierauf folget nunmehr ein Anhang von den Wallfiſch- und Elephantenzähnen. Wir können uns dabey nicht aufhalten, und bemerken nur als etwas ſonderbares, daß man auch in Preußen, unweit Danzig, zu St. Albrecht, an der Rhadaune, einem kleinen Fluſſe, 1736, als die Bauren daſelbſt graben müſſen, ſechs Schuhe tief unter einem Hügel, einen Backzahn vom Elephanten, aus dem Sande gezogen; der anfangs ſo weich geweſen, daß man ihn mit einem Meſſer wie eine Rübe ſchneiden können, bald aber ſo hart und weis als der ſchönſte Elfenbein geworden,

und über acht Pfunde gewogen. Es befindet ſich dieſes Stück voritze in des Durchl. Markgraf. zu Brandenb. Bayreuth Cabinet, der ſolches mit dem Kleiniſchen Naturaliencabinet an ſich gekauft. Dieſes veranlaſſet nun abermal die Frage, woher dergleichen Dinge nach Preußen gekommen: wenn man keine allgemeine Sündfluth zugeben will? Und Herr Klein erinnert nicht unrecht, daß man bisher die Backzähne der Elephanten gar zu ſehr vernachläſſiget; da ſie doch eben ſowohl zu Verfertigung artiger Sachen geſchickt, und wegen ihrer farbigten Streifen, wenn man ſie durchſchneidet, noch ſchöner ſeyn würden, als die langen Vorderzähne.

Wir eilen zur III. Abtheilung von den Fiſchen, die durch verborgene Fiſchohren Athem holen. Dieſes war die zweyte von den obigen Claſſen der Fiſche, und auch dieſe bemüht er ſich in eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung zu bringen. Er bemerkt zuerſt drey Gattungen derſelben; deren erſte die Luftlöcher beym Kopfe, die zweyte an der Seite, die dritte aber an der Bruſt haben: durch welche alle ſie das durch das Maul eingezogene Waſſer wieder heraus laſſen. Die Zahl dieſer Luftlöcher geht bey ihnen, von einem bis fünf, ja bis ſieben. Daß dieſe geheime oder verborgene Fiſchohren vorhanden ſind, beweiſt der Herr Verfaſſer mit dem Exempel der gemeinen Aale, und der Lampreten. Die Lamprete hat ihrer ſieben an jeder Seite des Bauches, ohne Floßfedern. Wir wollen doch von des Herrn Verfaſſers genauer Eintheilung eine Probe zu geben, dieſe ganze Claſſe der Fiſche mit allen ihren Gattungen und Arten bisher

ſetzen;

ſetzen; aber lateiniſch, weil wir alle dieſe Fiſcharten nicht deutſch zu nennen wiſſen.

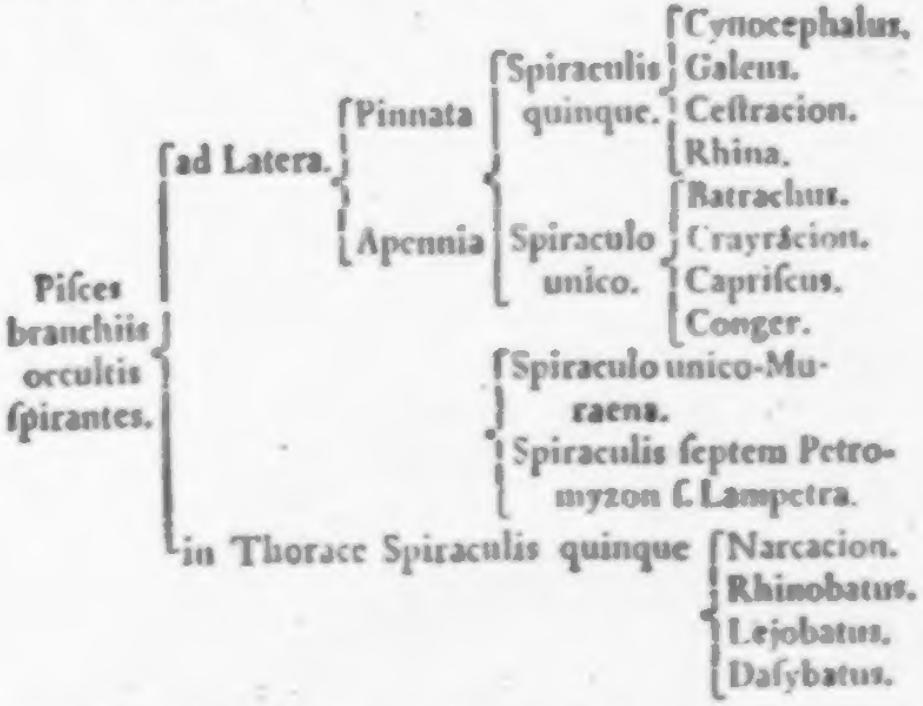

Uebrigens verfährt er mit allen ſeinen Vorgängern ſehr glimpflich; auch wenn er von ihnen abweicht: indem ers für unanſtändig hält, den Fleiß derer zu verläſtern, die ihm doch ſelbſt den Weg gebahnet haben, was beſſers zu erfinden. Hieran kennt man wirklich gelehrte Männer. Nur kleine Geiſter ſuchen ſich auf andrer Ruinen groß zu machen.

Den Anhang, oder die Zugabe dieſes Theils machen zwey Stücke aus. Das erſte iſt eine Beſchreibung des Rochen, eines Fiſches, der 69 Rheinl. Zolle lang iſt, davon der Körper vom Schnabel bis zum Schwanze 45 Zolle, der Schwanz aber 24 Zolle einnimmt. Das zweyte Stück handelt von dem Eyerſtocke eines Galei. Dieſer iſt nicht nur ausführlich be-

beſchrieben; ſondern auch ſauber in Kupfer geſtochen zu ſehen. Die Mutter aber, daraus dieſer Eyerſtock geweſen, hat der Herr Verfaſſer nicht zu ſehen bekommen, daher er dieſelbe nicht beſchreiben können.

Wir ſchreiten zur IV. Abtheilung, die von den Fiſchen handelt, die durch offene Fiſchohren Athem holen; davon aber hier nur die erſte Reihe erſcheinet. Ariſtoteles hat die Seethiere, die Lungen haben, κήτη, Cetus, oder Wallfiſche genennet; diejenigen aber, denen die Natur ſolche verſaget, ἰχθύες, Fiſche genennet. Zu den erſten hat der Herr Verfaſſer, die ſogenannten Amphibien, die weder Floßfedern, noch Sprützröhren haben, auch mehr auf dem Lande als im Waſſer leben, nicht rechnen können; ob ſie gleich ihre Nahrung im Waſſer ſuchen. Zu der Claſſe der Fiſche, rechnet er gleichfalls die Muſchelartigen, oder Schalenthiere nicht; weil ſie keine Branchias, keine Fiſchohren haben. Von dieſer Gattung hatte die eine Art verborgene Oeffnungen; weswegen er ſie Brancapocryphos nennet; und davon hat er oben gehandelt. Nun folgen die mit offenen Ohren, und das ſind die Branchendeli.

So ſchwer es, nach Artedi Geſtändniſſe iſt, die wahren Geſchlechter dieſer Fiſche mit Gräten feſtzuſetzen: ſo hat es doch Herr Secr. Klein gewagt, ihnen entweder von ihrer äußern Geſtalt, oder von der Zahl, Figur und Lage gewiſſer äußerlicher Theile, eine Eintheilung zu geben; weil dieſe Kennzeichen am beſten in die Augen fallen.

Nun bemerkt der Herr Verfaſſer mit einer beſondern Scharfſinnigkeit, daß die, in den beyden obigen Claſſen abgehandelten Fiſchgeſchlechter mit ihren untern Arten, in der Zahl der kleinern Fiſche, gleichſam ihre ähnlichen Trabanten, oder Bedienten finden. So iſt zum Exempel dem Wallfiſche, der den größten Kopf und Bauch hat, der Wels (Silurus) am Kopfe und Bauche am ähnlichſten. Dieſem giebt er alſo unter den Fiſchen den oberſten Rang. Die übrigen aus der II. Abtheilung finden auch alle, bis auf den weſentlichen Unterſcheid, ihres gleichen Gefolge; davon wir nur die Namen herſetzen wollen:

Miſſus III.	Miſſus IV.
Galei, roſtrati, ore prono, deſſen Trab.	*Acipenſeres.*
Cynocephali, ore fiſſo, dentato. - -	*Letargus.*
Priſtis, roſtro longo, plano &c. - -	*Xiphias.*
Crayracion, os in extremo roſtri. - -	*Solenoſtomi.*
Rajae plani, oculis in uno latere. -	*Bugloſſi.*
Capriſci, plani in utroque lat. oculati. -	*Acaraunae.*
Petromyzon, ore omnibus adhaerente, -	*Oncotion*, ſterno, et *Echereis*, ſuperiori capite omnibus adhaerentes &c.

Wollen wir nun dem Herrn Secr. Klein folgen, ſo werden wir folgende Eintheilung aller kleinern Fiſche machen müſſen:

Piſces branchiis apertis, quorum

ISERIES, a corporis partibus notabilibus, et corpore anguillae-formi.

1. Faſciculus, Capite et ventre notabilis, *Silurus.*

2. Fa-

2. Faſciculus, notabiliter roſtrati, ore vario.
   A. *Ore prono*, capite in ſolidum roſtrum exeunte, *Acipenſer*.
   B. *Ore fiſſo*,
      a, et *labrace* roſtro retuſo, dentibus horridis, *Letargus*.
      b, mandibula ſuperiore in roſtrum notabile exeunte, *Xiphias*.
      c, inferiore mandibula ultra ſuperiorem roſtratam producta, *Maſtaccembelus*.
      d, utraque mandibula aequaliter roſtrata. *Pſalliſoſtomus*.
   C. Ore in roſtri tubuloſi extremitate; *Solenoſtomus*.
   D. Capite et Cauda roſtratus: *Amphiſilen*.
3. Faſciculus, notabiliter plani et oculati.
   A. in dextro latere oculati 1. *Selea*. 2. *Paſſer*.
   B. in ſiniſtro latere oculatus, *Rhombus*.
   C. utrinque oculati, *Rhombotides*, *Tetragonoptrus*, *Platigloſſus*.
4. Faſciculus; Thorocati et notabiliter armati,
   A. *Cataphractus*.
   B. *Coryſtion*.
   C. *Centriſcus*.
5. Faſciculus. Vel Sterno vel Capite notati, ad inſtar ricini, omnibus corporibus et ſibi invicem adhaerentes.
   A. *Oncotion*.
   B. *Echeneis*.
6. Faſciculus; Corpore teretiuſculo, *Enchelyopus*, Anguillae adſpectum habens.

Er führt daraus eine kleine Probe an, welche wir auch hieher ſetzen wollen. Sie handelt von den gemeinen Pflichten eines Redners mit dieſen Worten:

Das ein yeder Menſch der ſich Zereden vermiſſt: an im ſelbſt vor Vſgieſſung der Red (nach Glychniſs des Hanen der vor Vſstruckung ſeiner Stimm ſich ſelbſt drivaltigen ſlagt mit ſeinen Flugeln, volfurt) Erforſchung haben ſoll in ſechs Stucken, die in ſo viel Verſickeln zu behalten ſint. Namlich

Wer biſt, gedenk du Redner;
Was, redſt, das mit Stad geber;
Welichem ſagſts, merck daby;
Worum ſprichſts, dir kund ſy;
Wie gnam, wenig oder träg;
Wenn dir dein Red hat Zyt vnd Stäg.

COLVMELLAE
de re ruſtica

Nebſt dem Palladio, durch Theodorum Majum, Magdeburg 1613 und 1621. fol.

CORNELII NEPOTIS
de Vitis illuſtrium Imperatorum.

Nepos deutſch, durch den Vollziehenden, Caſſel.

Dieſer iſt Johann Dieterich, Freyherr von Runowitz. S. Neumarks fruchtbr. Geſellſchafft. p. 398 und 457.

David Garders, deutſchredender Nepos, mit Anmerkungen. 1658. 8.

lat-

II. SERIES Corpore ſpiſſo vel lati vel carinati, et caſtigati.

7. Faſciculus, Dorſo aletryptero &c.
8. Faſciculus, Dorſo pſeudotryptero &c.
9. Faſciculus, Dorſo alediptero &c.
10. Faſciculus, Dorſo pſeudodiptero &c.
11. Faſciculus, Dorſo alemonoptero &c.
12 Faſciculus, Dorſo pſeudomonoptero &c.

Die erſte Reihe iſt in dieſer IV. Abtheilung enthalten. Die zweyte aber ſoll erſt in der V. Abtheilung folgen; die wir noch von dem Fleiße des Herrn Verfaſſers erwarten.

Die Beſchreibung aller dieſer Arten von Fiſchen, darunter alle die gewöhnlichſten Flußfiſche enthalten ſind, können wir hier nicht mitnehmen: weil unſer Raum ſolches nicht zuläßt. Wir haben auch lieber den ganzen Umfang des Werkes dem Leſer vor Augen ſtellen, als uns bey einzelnen Arten der darinn enthaltenen Fiſche aufhalten wollen: denn der Herr Secretär iſt hauptſächlich um die Methode bekümmert, die man aber im Ganzen überſehen muß, wenn man ſie beurtheilen will. Die beygefügten Kupferſtiche, machen alles auf die angenehmſte Art klar und verſtändlich: und der Herr Verfaſſer hat es auch in der Ausführung ſelbſt, an gelehrten Ausſchweifungen nicht fehlen laſſen. Z. E. Bey Gelegenheit des moſaiſchen Verbothe, daß die Iſraeliten keine andre Fiſche, als die Schuppen und Floßfedern haben, eſſen ſollen, unterſucht der Herr Verfaſſer, ob denn die Jüden keine Aale gegeſſen? da ja Leuwenhoeck entdecket, daß dieſelben auch kleine

Schup-

Schuppen haben. Er antwortet aber darauf mit Nein; weil es auf ſinnliche Merkmaale angekoñen, was Moſes gebothen hat. Imgleichen fragt er bey Gelegenheit der vermiſchten Thiere, ob der ſogenannte Tragelaphus oder Bockhirſch (von τραγος und ἐλαφος) ein vermiſchtes, oder gar ein fabelhaftes Thier, oder Unding ſey: wie verſchiedene Schriftſteller vorgegeben. Er bezeugt aber, daß es keins von beyden, ſondern eine wahrhafte Art von Thieren ſey, die er ſelbſt 1738 in Dresden auf der Friedrichsſtadt geſehen: woſelbſt der Thierwärter das Männlein Muffloe, und die Weiblein Bartingen genennet. Von hinten ſehen ſie aus, wie Hirſche, von vorne aber wie die Schöpſe, oder unbärtige Ziegen. u. d. gl. m.

Wir müſſen noch ein paar Worte von der Mantiſſa Ichtyologica de Sono et auditu piſcium, d. i. vom Tone und Gehöre der Fiſche ſagen, darinn der Herr Verfaſſer denjenigen Brief vom Gehör der Fiſche auf die Probe ſtellt, womit ein Ungenannter, in der franzöſiſchen Bibliothek, behaupten wollen, daß alle Fiſche ſtumm und taub ſeyn. In der Vorrede erwähnt derſelbe, daß er, nicht ohne wichtige Urſachen, die fünfte Abhandlung von der II. Reihe der gemeinſten Fiſche, noch ausſetzen müſſen, ob ſie gleich zum Drucke fertig läge, und nur einige Kupferplatten noch fehleten. Er klagt über den Eigenſinn gewiſſer Buchhändler, die ihm beſchwerlich fielen: da er bisher auf ſeine eigene Koſten ſeine mehrentheils koſtbaren Werke ans Licht geſtellet. Wir freuen uns aber, daß er ſich gleichwohl dadurch

nicht will abhalten lassen, seine Arbeit vollends zum Ende zu bringen. Diese Vorrede ist vor drey Jahren hier in Leipzig aufgesetzt, und unterschrieben, als der Herr Secretär in Geschäfften der Stadt Danzig eine Reise gethan. Der Schriftsteller versteht durch Fische, alle Wasserthiere, wenn man nur 1) die Amphibia, 2) die halben Amphibia, das ist Austern, Muscheln, Schnecken und alles was Schalen hat, 3) die fliegenden und kriechenden Ungeziefer, als Wasserkäfer u. d. gl. ausschließt. Und so will er allen die Stimme und das Gehör eben sowohl absprechen, als dem Ungeziefer. Nun finden wir oben zwo Gattungen von Fischen, 1) die Lungen haben, 2) solche die Ohrwangen, oder sogenannte Fischohren haben, welche der Lungen Stelle vertreten. Da schilt nun der Verfasser des Briefes anfänglich auf die Vorurtheile; darunter er auch das Gehör der Fische zählt. Denn er meynt, außer dem Herrn Reaumur, wäre kein Naturalist (so nennet er die Naturforscher,) der nicht auf das Wort der Fischer fest glaubte, die Fische hätten das schärfste Gehör: er aber wolle das Widerspiel beweisen. Hier thut er nun wohl den ältern und neuern Naturforschern zuviel, als ob sie es bloß auf die Sage einiger dummen Leute, oder alter Weiber glaubten, daß die Fische hören könnten. Seit Aristotels Zeiten haben viele Gelehrte den Fischen das Gehör abgesprochen; noch mehrere aber beygelegt. Einige haben gezweifelt und sind mit sich selbst nicht eins gewesen, wie Rajus; u. s. w.

Ferner meynt er, man habe es längst bemerkt, daß

daß die Fiſche keine Werkzeuge des Tones hätten; und beruft ſich auf das Sprüchwort: Mutior pisce! ſtummer als ein Fiſch. Das ſind nun vortreffliche Beweiſe, und ſchicken ſich für einen flüchtigen Franzoſen ſehr wohl. Allein er ſetzet noch hinzu: ſind nun die Fiſche ſtumm; ſo ſind ſie auch taub. Denn ſagt er, was würde einem Fiſche das Schreyen helfen, da ihn weder ſeines gleichen, noch andere Thiere, hören könnten. Es würde auch der Weisheit des Schöpfers nicht gemäß geweſen ſeyn, meynt er, ihnen ein Gehör zu geben, und ihnen doch das Schreyen zu verſagen, wodurch ſie einander eine vorhandene Gefahr entdecken könnten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie der gelehrte Herr Secretär Klein, mit einem Helden von dieſer Art fechten wird. Wir verſichern alſo nur, daß er es mit aller Gründlichkeit gethan, ja mit mehrerer, als ein ſolcher Gegner jemals verdienet hätte. Er triumphiret alſo völlig über ihn: aber welches noch mehr iſt, er ſetzet zugleich die Wahrheit von dem Gehöre der Fiſche in ein völliges Licht, und befeſtiget ſie gegen die Einwürfe die man hätte machen können.

Uebrigens hat der Herr Verfaſſer dieſe Schrift zuvor in deutſcher Sprache, der in Danzig blühenden phyſikaliſchen Geſellſchaft vorgeleſen; hernach aber ins Latein gebracht, und dem Drucke übergeben. Wir wünſchten, daß ſeine ganze Abhandlung von Fiſchen auch im Deutſchen ans Licht treten möchte. Wer itzo in Deutſchland für die Ausländer arbeitet, der muß ſichs gefallen laſſen, daß ſeine Schriften den eigenen Landesleuten unbekant und unbeliebt bleiben.

* *

II.

L' Homme plus que Machine. à Londres. 1748.

D. i.

Der Menſch etwas mehr als eine Maſchine. London 6 Bogen in Duodez.

Der Verfaſſer dieſes Werkchens, iſt Herr von Lüzac, ein junger holländiſcher Gelehrter, deſſen gründliche Einſicht in die Weltweisheit, die künftigen Zeiten ſo viel Gutes von ſeiner Feder hoffen läßt; als ſein wohlgeordnetes Herz und ſeine redliche Geſinnung gegen das höchſte Weſen, uns vermuthen heißt, daß ſeine Schriften allemal zum wahren Beſten der Menſchen abzielen werden. Es giebt ſeit einiger Zeit gewiſſe ſcharfſinnige Köpfe, welche die Hoheit ihrer Geiſtes nicht beſſer zu zeigen, und dem menſchlichen Geſchlechte keinen wichtigern Dienſt zu leiſten wiſſen, als daß ſie ſich beſtreben, daſſelbe auf die Würde bloßer Maſchinen herunter zu ſetzen. Dieſe Leute, deren Bemühung in der That, einer ohne Nachſinnen wirkenden Maſchine ziemlich ähnlich ſieht, haben dem Herrn von Lüzac die Feder in die Hand gegeben. Seine Gegner indeſſen ſind Leute, die ſein Werk allem Anſehen nach, ungeleſen würden liegen laſſen, wofern er ihm die Geſtalt einer förmlichen Widerlegung gegeben hätte. Er hat alſo für dienlich erachtet, ſich ihnen, wenigſtens

ſtens auf dem Titel, gleich zu ſtellen. Da ſie alſo nur beweiſen wollen, daß der Menſch eine Maſchine ſey: ſo geht er noch weiter, und beweiſt, daß er noch was mehrers ſey. Er bemühet ſich den Materialismum zu beſtreiten; indeſſen hat er das Leibnizianiſche geiſtige Automatum nicht berühren wollen: dieſes würde ihn zu weit in die verſchiedenen Meynungen von der Freyheit des Menſchen geführet haben; eine Materie, die oftmals nur zum Nachtheile derer abgehandelt wird, die ſich unterfangen davon zu reden, ſie mögen nun davon denken was ſie wollen. Um nun dieſem Mangel einigermaßen abzuhelfen, ſo ſagt er nun in der Vorrede: er könne nicht begreifen, wie man ein Weſen, welches ſich von verſchiedenen Gegenſtänden verſchiedene Begriffe machen, und ſich denſelben gemäß entſchließen kann, eine Maſchine, oder ein Automaton nennen können; ſo lange noch das Wort, Maſchine, ein Weſen andeutet, welches ſich nur durch mechaniſche Urſachen beweget und wirket. Dieſes iſt aber der Begriff, welchen der gemeine Mann mit dieſem Worte verknüpfet. Verſteht man durch das Wort Maſchine, ein Weſen, deſſen Handlungen alle vorhergeſehen, vorbeſtimmt, und durch die Verbindung der Wirkungen mit ihren Urſachen, nothwendig hervorgebracht worden; ſo geſteht Herr von Lüzac, daß der Menſch, wenn man ihn ſolchergeſtalt vorausſetzt, zwar eine Maſchine genannt werden könnte. Indeſſen bittet er in ſolchem Falle, diejenigen, die dieſer Meynung günſtig ſind, ihm offenherzig zu ſagen: ob dieſes nicht, den gemeinen Mann zu hoch ſchätzen

heiſſe? welcher gewiß dieſen Begriff mit dem Worte Maſchine nicht verbindet. Iſt denn die Natur des Verſtandes, von der Natur des Körpers nicht hinlänglich gnug unterſchieden, als daß man ihre Modificationen durch Wörter beſtimmen muß, die die Sache nur mehr verwirren, und keinen deutlichen Begriff davon machen? Die Bedeutung der Wörter iſt freylich willkührlich; aber eben darum muß man vorſichtig verfahren, wenn man ihnen eine Bedeutung giebt. Dieß erfordert das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft; und die Wahrheit hat dergleichen Mummereyen gar nicht nöthig.

Um zu beweiſen, daß der Menſch etwas mehr als eine Maſchine ſey, ſo darf man ihn nur betrachten, wie er wirklich iſt. Man ſieht an ihm eine materialiſche Subſtanz, wie bey allen andern Körpern, und die Fähigkeit zu denken. Dieſe letztere erhebt ihn über alle andere Weſen, die ihrer beraubet ſind, oder ſie doch nicht in ſo hohem Grade beſitzen, als der Menſch. Dieſe Fähigkeit zu denken, muß man recht betrachten, wenn man wiſſen will: ob der Menſch eine bloße Maſchine ſey, und ob ſein Ganzes nur aus Triebfedern beſtehe, die ſich, wie ein Uhrwerk, ſchließen und öffnen.

Der Menſch wird gebohren. Wie nach und nach ſein Körper an Kräften zunimmt, ſo entwickelt ſich auch bey ihm die Fähigkeit zu denken; ſie nimmt mit ihm zugleich zu und ab. Dieſe Anſcheinungen haben den Herrn Voltaire veranlaſſet zu ſagen:

Eſt-ce

Eſt-ce là ce Rayon de l'Eſſence ſuprême,
Que l'on nous peint ſi lumineux?
Eſt-ce là cet Esprit ſurvivant à nous-mêmes?
Il nait avec nos Sens, croit, s'affoiblit comme eux.
Helas! periroit-il de même?

Im Vorbeygehen bemerken wir hier, daß Herr von Lüzac dieſe Zeilen auf dem Titel ſeines Werkes folgendergeſtalt ſo verändert, und auch dadurch ſein wohlgeordnetes Herz abgeſchildert hat:

Contemple ton Esprit: reflechis ſur toi-même;
Vois à un Trait ſi lumineux,
Que ce foible Raïon de l'Eſſence ſuprême,
Qui nait avec nos Sens, croit, s'affoiblit comme eux,
Ne perira jamais de même.

Frau Des-Houlieres aber ſagt mit mehrerer Behutſamkeit und Richtigkeit:

Homme! vante moins ta Raiſon!
Vois l'Inutilité de ce Préſent céleſte,
Pour qui tu dois, dit-on, mépriſer tout le Reſte;
Auſſi foible que toi, dans ta jeune Saiſon,
Elle eſt chancelante, imbecile.
Dans l'Age, oú tout t'appelle à des Plaiſirs divers,
Vile Eſclave des Sens, elle t'eſt inutile:
Quand le Sort t'a laiſſé compter cinquante Hyvers,
Elle n'eſt qu'en Chagrins fertile;
Et quand tu vieillis, tu la perds.

Bloß dieſe Anſcheinungen haben verſchiedene Weltweiſe und inſonderheit viele Aerzte bewogen, zu ſchlieſſen, die Kraft zu denken ſey eine Eigenſchaft der materiellen Subſtanz des Menſchen. Die Verſtändigſten ſahen wohl ein, daß die bloße Anſcheinung nicht hinlänglich wäre, und haben ſich alſo be-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 19132657

mühet zu erweisen, daß die Materie des Denkens fähig wäre; und daß man also lächerlich handelte, wenn man noch eine vom Körper unterschiedene Substanz suchte, die nicht Materie wäre. Ein jeder vergaffet sich gern in seine eigene Gedanken; und man könnte eine ganze Bibliothek mit denen Schriften anfüllen, die für und wider diese Meynung geschrieben sind.

Nachdem der Herr Verfasser hier kürzlich die Meynungen der Alten und einiger Neuern von dieser Sache berühret hat; so will er, zu desto festerer Gründung des Lehrgebäudes von der Immaterialität der Seelen, beweisen, 1. daß dasjenige, was im Menschen die Kraft zu denken hat, nicht materialisch seyn könne, und dann 2. daß die physikalischen Versuche (das heißt, diejenigen, die man mit der Materie machen kann, sie mögen nun anatomisch, chymisch, u. s. w. seyn) das Gegentheil nicht beweisen. Hieraus wird mit aller möglichen Deutlichkeit folgen, daß die menschliche Seele eine unmaterialische und vom Körper unterschiedene Substanz sey.

Den ersten Satz beweiset Herr von Lüzac auf mehr als einerley Art. Wir wissen aus unstreitigen Erfahrungen, daß die Materie unthätig ist; das heißt, daß die einmal ruhende Materie, nicht ohne eine Kraft, die außer ihr ist, in Bewegung gebracht werden kann. Nun prüfe man, ob die Denkungskraft mit dieser Eigenschaft der Materie bestehen könne? Die Kraft zu denken, läßt sich, wenn man sie übt, nicht ohne Thätigkeit, oder ohne Leiden, begreifen.

Der

Lateiniſch und deutſch durch *M.* Abraham Sculetetum, Rectorem zu Lübben, Nürnberg 1662. 8.

Daniclis Hartnaccii, Uberſetzung Nepotis, nebſt ausgezeichneten zierlichen Lateiniſchen Redensarten Cornelii und beygefügten dreyfachen Exemplen zur Nachahmung. Hamburg 1695. 1698. 8. und noch öfters.

Cornelius Nepos nebſt einer franzöſiſchen und deutſchen Uberſetzung von Wort zu Wort, durch Joh. Paulum Weſthovium, Hamburg 1703. 8.

Eines Ungenannten zu Halle in Sachſen 1717. 12.

CVRTII
de rebus geſtis Alexandri M.

* Q. Curtius Rufus von den Thaten Alexanders des Groſſen, Königes der Macedonier. Aus dem Latein überſetzet, in gewiſſe Capitel abgetheilet, mit Summarien verſorget, und nun zum viertenmahl ans Licht geſtellet, durch Hans Friederich von Lehſten, auf Wahrdau und Dölitz. Franckf. und Leipzig 1676. 8.

Herr Fabricius gedenket der Auflagen von A. 1653. 1658. und 1696. 8. giebt aber ſonſten dieſer Arbeit ein ſchlechtes Lob. Der Verfaſſer entſchuldiget ſich wegen der hier und dar mit eingemiſchten Niederſächſiſchen Redensarten, welche er, da er im Mecklenburgiſchen gebohren, und die meiſte Zeit gelebet, unmöglich habe gänzlich vermeiden können. In *Placcii* Theatro Anonymor. & Pſeudonymorum f. 465. n. 1837. ß. leſen wir, daß die Gemahlin des von Lehſten, eine aus dem in dieſen

Der Begriff einer gänzlich ruhenden Materie, die keinen Druck, noch irgend eine Wirkung einer Substanz leidet, und die man nur bloß in soweit betrachtet, als sie da ist, schließt allen Begriff von Thätigkeit und Leiden aus: das heißt, daß, Begriffe zu bekommen, sie zu vergleichen, hervorzubringen, zuurtheilen, einen dem andern vorzuziehen, und kurz, zu denken, indem es eine thätige Substanz voraussetzt, keine Eigenschaft einer ruhenden Materie seyn könne. Da man aber die Materie nicht anders, als ruhig, oder in Bewegung denken kann; so müßte es die Bewegung seyn, die der Materie die Denkungskraft verliehe: und alsdann würde die Denkungskraft eine solche Wirkung der Bewegung seyn, daß man, in Voraussetzung der Bewegung, die Kraft zu denken vorausgesetzt haben würde. Diesem zu folge, müßte die Bewegung der Materie die Denkungskraft nothwendig verleihen, so daß jede in Bewegung stehende Materie derselben genösse. Ist nun dieß, so fragt man: warum denken denn die Canonkugeln und Bomben nicht? oder wofern sie denken, warum theilen sich ihre Gedanken so ein, daß $\frac{1}{2}$ dahin und $\frac{1}{2}$ hieher fällt? Die Organisation, welche man hier einwenden könnte, hilft hier nichts: denn was von der gänzlich ruhenden Materie gesagt worden, das gilt von der organisirten Materie sowohl, als von aller andern. Wollte man sich auf die Art von Bewegung steifen, die in einem Uebergange von einer Stelle zur andern besteht: so wäre es ja wohl sehr lächerlich, daß die Veränderung des Orts einen Gedanken hervorbringen sollte. Wenn

nun eine Partikel von A. zu B. und von B. zu A. geht: was hat doch das für eine Aehnlichkeit mit der Kraft zu denken? Die Materie wird also durch die Ruhe und Bewegung an der Kraft zu denken verhindert.

Die Materie erhält sich leidend; das heißt, alle ihre Veränderungen müssen ihr, durch eine fremde Kraft beygebracht werden. Die Seele hergegen verändert sich oft von sich selbst. Sie stellt sich ihren Zustand, ihre Verwandschaft mit andern Wesen vor; sie erweckt alte Begriffe in sich, sie verbindet sie, u. s. w. Der Begriff der Thätigkeit beweiset also, daß der Materie die Fähigkeit zu denken nicht zukommen könne. Räumt man aber der Materie die Denkungskraft ein, sie sey gleich eine Ruhe, oder nicht; warum denkt denn der Colossius zu Rhodis nicht auch?

So lange die Materie in der Ruhe ist, so neigt sie sich nach allen Seiten gleich stark; wird aber ihre Ruhe gestört, so lenkt sie sich allein nach einer Seite. Hieraus folgt, daß wenn unsere Seele materialisch wäre, sie auch nur einen einzigen Begriff auf einmal haben könnte; diesem aber widerspricht die Erfahrung. Es erhellet also auch aus der Natur der Bewegung, daß die Gedanken keine Eigenschaft der Materie seyn können.

Alle Materie ist ausgedehnt: denn eine Partikel ohne Ausdehnung zu denken, das heißt sich eine viereckigte Kugel einbilden. Nun befindet sich der Gedanken, entweder in jeder Partikel ganz, oder zum Theile: so, daß ein Begriff durch die ganze Ausdehnung vertheilet sey. Setzt man das erste, so

sagt

ſagt man, ein Gedanken ſey tauſend Gedanken: behauptet man aber das andere; ſo denket man auch einen zertheilten Begriff. Beydes iſt ungereimt. Herr von Lüzac hat alſo, aus dem Begriffe der Unthätigkeit, der Bewegung, der Verhältniß, der Thätigkeit, und aus demjenigen, was wir von der Ausdehnung wiſſen, gezeiget, daß die Materie nicht denken könne. Nun kömmt es noch auf eins an.

Man möchte ihm einwenden: Deine Beweiſe fließen aus deinen Begriffen. Biſtu aber auch ſicher, daß dieſe dich nicht betriegen? Ich leugne, troß deinen Verſuchen, daß die Unthätigkeit der Materie weſentlich ſey. Beweiſe mir einmal, daß es in der Materie keine wirkende Kraft geben könne, und daß keine andere Bewegung ſtatt habe, als davon du einen Begriff haſt. Zween Tropfen Merkur verändern ihre Form auf einer gewiſſen Weite, um ſich einander zu nähern. Iſt hieran eine leidende oder thätige Kraft ſchuld? Bilde dir den Coloß oder eine ägyptiſche Pyramide organiſirt ein, ſo wie dein Gehirn iſt; alsdann leugne ich dir, daß ſie nicht denken würden. Beweiſe mir ferner, daß es, wegen deines letzten Beweiſes kein Mittel giebt, und daß der Begriff nothwendig ganz, oder theilweiſe ausgedehnet ſeyn müſſe. Ich leugne, daß Gott der Materie nicht die Denkungskraft ertheilen könne.

Dieß iſt ungefähr das ſtärkſte, was ein Materialiſt, dem Herrn von Lüzac einwenden kann; und er antwortet ihm ungefähr folgendergeſtalt darauf. Man muß denen Erfahrungen Glauben beymeſſen,

in

in welchen alle Weltweisen übereinstimmen, und auf alle diejenigen Begriffe trauen, welche durch das Nachforschen bestätiget worden, und die an sich ganz einfach sind. Oder es ist alles lauter Verblendung. Mit Leuten, die ihm leugnen, daß er rede, mag unser Verfasser nicht disputiren. Allein seine Demonstrationen beweisen nicht nur, daß er nicht begreifen kann, wie die Materie denken könne; sondern daß auch der Begriff des Denkens, mit den Eigenschaften nicht bestehen könne, die wir an der Substanz bemerken, welche wir Materie nennen; daß er mit keiner einzigen von ihren Eigenschaften verträglich sey; und daß eine Substanz, die nur eine einzige von diesen Eigenschaften hätte, schon nicht würde denken können; weil schon eine jede die Denkungskraft ausschließt. Kurz, wenn man durch die Wörter, materialische Substanz, diejenige Materie versteht, die in unsere Sinne fällt, und diejenigen Eigenschaften besitzt, die man oben untersuchet hat: so kann die Seele nicht materialisch seyn; und folglich ist sie unmaterialisch. Und aus eben dieser Ursache, kann Gott der Materie nicht die Denkungskraft verliehen haben, weil Gott keinen Widerspruch bewerkstelligen kann.

Herr von Lüzac läßt seinen Materialisten noch einen stärkern Einwurf machen. Der Materialist sagt: du denkest dir die Materie mit solchen Eigenschaften, die mit der Denkungskraft streiten. Ich gestehe dir zu, daß die Materie so lange nicht den-

ken könne, als ſie dieſe Eigenſchaften behält. Allein ich nenne das auch nicht materialiſche Subſtanz, was dieſe Eigenſchaften hat; ſondern ich nenne materialiſche Subſtanz den Grund oder das Subject dieſer Eigenſchaften, indem dieſe nicht die Sache ſelbſt ſeyn können, die mit ihnen begabet iſt. Ich ſage alſo, es ſey nicht unmöglich, daß Gott dieſem Subjecte die Denkungskraft verleihen könne, und ich beweiſe es damit: daß, da dieſes Subject unbekannt iſt, man auch nicht wiſſen könne, ob es nicht unter ſeine Eigenſchaften eben ſowohl die Denkungskraft, als die Ausdehnung zähle. Wenigſtens iſt die Unmöglichkeit davon nicht bewieſen, indem dieſes Subject, da es diejenigen Eigenſchaften noch nicht hat, die du der Materie zutheileſt, auch nichts an der Fähigkeit zur Denkungskraft verhindert, die die göttliche und unumſchränkte Allmacht ihm ertheilen kann. Da nun die Seele zu ihrem Grunde eben dieſelbe Subſtanz haben kann, als die Körper, ſo iſt es noch unausgemacht, ob ſie ſie nicht wirklich habe; und ob ſie folglich materialiſch oder unmaterialiſch ſey.

Dieſer Einwurf iſt ſtark: der Herr Verfaſſer aber begegnet ihm ſo: alles was man Materie nennet, iſt ausgedehnet, unthätig, u. ſ. w. Man ſtelle ſich eine von dieſen Eigenſchaften als vernichtet vor; ſo wird man den Begriff des Ganzen verlieren: gleich als wenn man ſich einen Körper ſonder Oberflächen vorſtellen wollte. Mit der Ruhe und Bewegung, und andern zufälligen Abänderungen hergegen, iſt es nicht ſo. So wenig alſo ein Berg

ohne

ohne Thal, und eine Kugel sonder Umfang seyn kann; so kann auch keine Substanz, die wir materialisch nennen, ohne Ausdehnung seyn: und folglich kann diese Substanz, oder dieses Subject auch nicht die Denkungskraft haben. Gesetzt auch, daß man auf einen Augenblick zugeben wollte, diese Grundlage könnte sowohl der Seele, als dem Leibe dienen; so würde man ja eben dadurch beweisen, daß die Seele von dem Körper ganz unterschieden sey; so, daß die Eigenschaften, die Gott ihr gegeben hätte, sie wirklich vom Körper unterschiede, indem diese mit jenen nicht bestehen können. Alle diese Spitzfündigkeiten würden also den Beweis nicht hindern, daß die Seele, durch ihre Eigenschaften, eben so sehr vom Körper unterschieden sey, als das Dreyeck durch die seinigen, vom Zirkel unterschieden ist; gesetzt, daß ihrer beyder Wesen aus unendlich kleinen Linien besteht, die auf eine gewisse Art geordnet sind. Dieser Unterschied aber scheint schon hinlänglich zu seyn, die Immaterialität der Seelen als eine erwiesene Sache anzunehmen.

Herr von Lüzac geht noch weiter. Er antwortet seinem Materialisten: du stellest dir den Gegenstand der Eigenschaften als eine Sache vor, die ohne dieselben bestehen kann; aber du beweisest es nicht. Wenn aber daraus, daß der Begriff einer Sache, die man sich ohne die Eigenschaften vorstellt, welche immer mit ihr verknüpfet sind, sich von selbst vernichtet, nicht folgen soll; es sey unmöglich, daß diese Sache ohne diese Eigenschaften bestehe: wie willstu denn beweisen, daß der Triangel nicht auch

ohne

ohne die Eigenschaften bestehen könnte, die aus seinem Wesen fließen? Hieraus folgt, daß dieses Subject eben so wenig ohne seine Eigenschaften seyn könne, deren Begriff allezeit mit ihm verbunden ist, als die Eigenschaften, ohne dieses Subject bestehen können.

Dieses sind also die Gründe, welche beweisen, daß die Materie nicht denken könne. Nunmehr untersuchet Herr von Lüzac, ob es andere Gründe giebt, die das Gegentheil beweisen. Er könnte zwar, wie der Verfasser des Tractats, l'Homme Machine thut, die Gegengründe nur für nichtig erklären; allein dieses ist weder die Sprache der Wahrheit, noch derer die sie suchen. Er wendet sich also an die Gedenkbücher der Aerzte und führet einige sonderbare Fälle an, da die Unordnungen der Säfte, oder die Erschütterung eines Falles, der Seele ihre ganze Werkstatt verstöret zu haben geschienen. Einer verliert das Gedächtniß, nach einer kurzen Krankheit, so gar, daß er nicht reden kann; weil ihm die Worte fehlen: ja daß er Vater und Mutter nicht kennet, und seinen eigenen Namen nicht mehr zu nennen weis. Ein anderer bildet sich ein, seine Nase sey von Glase, und bleibt in diesem einzigen Stücke ein Thor, so vernünftig er sonst in allem übrigen ist. Ein anderer wird in der Hitze eines Fiebers aus dem gesittetsten artigsten Menschen, ein rasender und unbändiger Unmensch: und in ein paar Wochen steht er wieder, als der vorige liebenswürdige Mensch, von seinem Lager auf, u. s. w. Was lehren uns nun alle diese Beyspiele? Dieses: daß die Kräfte der Seelen entstehen, wachsen und stark werden, so

wie der Körper zunimmt; daß sie mit ihm zugleich ermatten; daß die Luft, die wir schöpfen, daß die Nahrung die wir genießen, daß der Umgang den wir pflegen, daß die Gewohnheiten, so wir annehmen, einen Einfluß in unsere Gemüthskräfte haben: daß die bestimmten Bewegungen des Körpers ihren Einfluß in die bestimmten Bewegungen der Seele haben: daß, wenn man die Geschöpfe überhaupt betrachtet, die Kräfte der Seelen stärker oder schwächer sind, nachdem das Gehirn in größerm oder geringern Maaße vorhanden ist. Dieses und dergleichen lernen wir daraus. Folget es aber, daß die Denkungskraft eine Eigenschaft der Materie sey? daß alles auf die Art ankomme, wie unsere Maschine eingerichtet ist? daß die Kräfte der Seelen aus einem Ἐσσημαν, aus einer subtilen ätherischen Materie, u. s. w. bestehen? Keinesweges. Gesetzt, man sähe, durch das Loch in einer Wand, den Pinsel eines geschickten Malers eine Figur verfertigen: wir sähen daß dieses Bild, je länger je schlechter würde, nachdem nämlich der Pinsel sich verderbte, oder die Farben dick und häutigt würden. Wer würde uns nicht verhöhnen, wenn wir hieraus schließen wollten: der Pinsel sey dasjenige, was der mit Hülfe der Farben das Bild verfertigte; und wenn wir diejenigen für lächerliche Leute schelten wollten, welche uns bewiesen, daß dieß mit der Natur des Pinsels streite und deswegen eine andere wirkende Kraft angäben? Eben so wenig kann man aus allen obigen Beobachtungen schließen, die Seele sey nur der Mechanismus des Körpers; als

man

man einen Tonkünſtler für den Mechanismus ſeines Inſtruments angeben kann: ungeachtet allerdings ſeine Kunſt gröſſer, oder geringer ſcheinen wird, nachdem ſein Inſtrument gut oder ſchlecht iſt; ja wenn ihm eine Seite ſpringt, ein Sangboden einfällt, u. ſ. w. ſeine ganze Kunſt auf eine Weile gar ins Stecken geräth.*

Alle obige Einwendungen alſo beweiſen nichts mehr, als die Nothwendigkeit einer guten und hinlänglichen Organiſation: folget aber daraus, daß die Organiſation der gröſte Vorzug eines Menſchen ſey? Iſt der Körper geſund; ſo iſt die Seele deſto beſſer im Stande, ihre Kräfte zu nutzen: allein ſo wie der Muſicus nur in ſoweit eine Verhältniß mit ſeinem Inſtrumente hat, als er ſich deſſen bedienen kann; ſo hat auch die Seele mit der Organiſation weiter keine Verbindung, als inſoweit ſie ſich ihrer bedienen kann. Dieß lehrt die tägliche Erfahrung. Ein Bauer hat einen beſſer organiſirten Leib, als mancher Gelehrter. Nicht die Ruthenſtreiche bilden die Seele eines Kindes; ſondern die überzeugenden Gründe der Vernunft.

Wenn aber das Denken und alle Kräfte der Seelen lediglich von der Organiſation abhiengen, wie einige wollen; wie könnte denn die Einbildungskraft eine lange Reihe von Folgen aus denen Gegenſtänden ziehen, die ſie ſich vorſtellet? Denn, wenn die Fähigkeit Folgerungen zu ziehen, bey dem Menſchen

* Der Cardinal Polignac drückt ſich hiervon in des V. B. 713. und inſonderheit im 743. Verſe ſehr ſchön aus.

nicht eine innere Kraft, das heißt die Fähigkeit einer Substanz anzeigen soll, die sich selbst in Thätigkeit setzet; und wenn sie bloß von der Organisation abhängen soll: so muß man auch sagen, daß die Membrana medullaris die Forme der auf einander folgenden Begriffe dergestalt annehme, daß, wenn z. E. die Sonne auf dieser Membrane geschildert ist, und wir anfangen, von ihrer scheinbaren Größe auf die wahrhafte zu schließen; auch diese scheinbare Größe, deren Durchmesser vielleicht höchstens nur eine Linie ist, bis zu der wahren Größe der Sonnen, sich erweitere und ausdehne. Noch mehr: wofern nicht die Organisation sich bey einem Menschen alle Augenblicke verändert: so müssen die Folgen, die der Mensch aus den Gegenständen zieht, nothwendig mit dem Eindrucke dieser Gegenstände verknüpfet seyn, und selbigen beständig beywohnen; zum mindesten bey denen, deren Organisation gut genug ist, daß sie Schlüsse machen können. Das ist aber eine handgreifliche Falschheit; indem der größte Meßkünstler oftmals einen Begriff vom Dreyecke hat, ohne daß dessen Eigenschaften seinem Geiste gegenwärtig sind. Der Verfasser des Tractats l'Homme Machine setzt auch voraus, daß die Seele von allen Bildern unterschieden sey, wenn er sagt, sie finde darinnen eine wahre Aehnlichkeit: denn das, was gefunden wird, ist doch gewiß nicht dasjenige, was da findet. Ist übrigens dasjenige was da findet, die Einbildungskraft, und ist die Einbildungskraft der phantastische Theil des Gehirns, wie eben derselbe Autor sagt, und die Bilder

Landen berühmten Geſchlechte derer von Hahn, vor die Verfaſſerin der Uberſetzung gehalten werde.

Eines Ungenannten, zu Halle 1720. 8.

Dieſe iſt viel beſſer gerathen.

FLORI
Epitome rerum Romanarum.

* Livius und Florus deutſch durch Zachariam Münzer, Franckf. 1568. und Straßburg 1574 fol. ſiehe unten: Livius.

* Der Teutſchredende Florus; d. i. des L. A. Florus Auszug Römiſcher Geſchichte von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Kayſer Octavius Auguſtus, in die hochteutſche Sprache überſetzet. Gotha 1679. 8.

Dieſe Uberſetzung hat zu erſt Albrecht, Herzog von Sachſen, als er noch in dem illuſtri Stipendio zu Tübingen ums Jahr 1667. ſtudiret, übernommen, und bis in das dritte Buch verfertiget. Das übrige hat Hieronymus Bruckner, der damahls dieſen Prinzen geführet, hinzugethan, und auch die völlige Ausgabe, mit einer Zuſchrift an dieſen Herzog, beſorget. Sie iſt ſehr wohl gerathen.

FRONTINI
Strategematicon libri III.

Frontini Kriegs-Practica; das iſt, artige und geſchwinde Griffe der fürnehmſten Helden; durch *M.* Tatium Leonhardum Fronsperger, Franckf. 1578. fol.

HORATII
Odarum libri IIII.

Das

formiren ſich auf dieſem Theile; ſo iſt die Meynung dieſes mediciniſchen Philoſophen nicht minder ſeltſam, als wenn man behaupten wollte, ein Tiſch entdecke die Verhältniß derer Bilder, die er unſern Augen vorſtellet. u. ſ. w.

Wir müſſen hier abbrechen, da wir das bisherige für eine hinlängliche Probe von des Herrn von Lizzacs Art zu denken und zu ſchließen halten. Niemand wird die Zeit bedauern, die er auf die Leſung dieſes ſchönen Tractats anwenden wird, und wir wünſchen unſern Mitbürgern, daß der Herr Verfaſſer ihnen noch oft die Früchte ſeiner Gelehrſamkeit und Liebe zur Wahrheit mittheilen wolle.

* *

III.

A. M. Cardinalis Quirini, S. R. E. Bibliothecarii et Epiſc. Brixenſ. ad Virum Clariſſ. Joann. Matthiam Gesnerum, Publ. Goettingenſium Profeſſorem Epiſtola. in 4. XII. pog.

Herr Profeſſor Geßner, in Göttingen, hat vor einiger Zeit, in einer öffentlichen Einladungsſchrift, der Schätze von römiſchen Alterthümern gedacht, die man unweit Neapolis, in der vom Veſuv vormals verſchütteten, unlängſt aber entdeckten Stadt, Herkulanum, theils findet, theils zu finden hoffet, und wünſchet. Dieſe Einladungsſchrift war dem Herrn Cardinal Quirini in die Hände gefallen:

fallen: welcher nach ſeiner groſſen Liebe zur Gelehrſamkeit, ſo gleich begierig war, dieſen eifrigen Wunſch eines ausländiſchen Gelehrten, ſeinen Landesleuten bekannter zu machen. Er ließ deswegen einige Blätter unter dem Titel drucken: Plauſus ſeptentrionis &c. darinn er auch von andern Gelehrten aus Deutſchland dergleichen Briefe, und gute Wünſche mittheilete. Hierauf beruft ſich der Herr Cardinal, im Anfange des gegenwärtigen Briefes, und meynt, es ſey billig, eine ausführliche Nachricht von denen bereits entdeckten Alterthümern, die ihm ſeit der Zeit in die Hände gefallen, niemanden anders als Ihm zuzuſchicken. Er danket zugleich für die ihm geſandte Einladungsſchrift, und bekennet, daß bey Erblickung ſeines Namens in demſelben ihm die Röthe des Purpurs, den er trägt, in die Wangen getreten ſey. *

Die gelehrte Anmerkung, die dieſes Schreiben, über eine im Herculano gefundene Aufſchrift enthält, wollen wir nach Mittheilung des italien. Schreibens erſt beybringen, dazu ſie gehöret. Itzo wollen wir das Schreiben ſelbſt unſern Leſern mittheilen, das den Titel führet:

Relazione del Cavamento, que ſi fa nel Villagio di Reſina, per ordine del Re delle due Sicilie. d. i. Nachricht von der Grube, die auf Befehl des Königs bey der Sicilien, in dem Dorfe Reſina, gemachet wird. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit deſto lieber, unſern Leſern, von dieſer merk-

* Vt dum legerem, in genas meas, e purpura quam gero, ruborem illabi ſenſerim.

merkwürdigen Entdeckung Nachricht zu geben: da es die erſte glaubwürdige Erzählung davon iſt, die den Gelehrten in die Hände gegeben worden. Was aus den Händen eines ſo großen und gelehrten Cardinals kömmt, das ſcheint allen den flüchtigen Gerüchten vorzuziehen ſeyn, die durch die Federn der Zeitungsſchreiber, ſo geſchwinde zu entſtehen, als zu verſchwinden pflegen. Die Nachricht ſelber lautet alſo:

Als man ungefähr vor 50 Jahren einen Palaſt, nahe an der iſzigen Höle bauete, fand man einige ſchöne Schnizbilder, die insgeheim aus dem Lande gebracht wurden. Auf dieſe Anzeichen, befahl der König, auf ſeine Koſten, eine breite und weite Höle auszugraben: woraus man bereits ſo viele Alterthümer von allerley Gattungen gezogen, daß innerhalb fünf bis ſechs Jahren ſchon ein ſolches Cabinet davon angefüllet worden; dergleichen ein Monarch in mehrern Jahrhunderten nicht anſchaffen kann. Und weil die Grube ſehr groß iſt: ſo geht faſt kein Tag vorbey, da man nicht entweder eine Bildſeule, oder ein altes Gefäß, oder einen Harniſch hervorzieht.

Was man bisher davon geſehen hat, weil man ſchon vieles verkauft, mit einigem übel umgegangen, manches auch von den Könige geheim gehalten wird, weil es was ſeltenes iſt: das iſt ein groſſes Stück Marmors, welches ein Pferd mit einem Reiter, in natürlicher Größe vorſtellt. Es iſt dieſer ein Proconſul M. Nonius Balbus, der geharniſcht u. in Soldatentracht erſcheint; die er ſo edel über die linke Achſel geſchlagen hat, daß ein jeder, der es ſieht,

erſtaunet. Das Pferd iſt eben ſo wohl, als der Proconſul, in höchſter Vollkommenheit von dem Künſtler, (der zweifelsfrey ein Grieche geweſen) und zwar aus demſelben weißen Marmor verfertiget. Man ſieht daran die Adern, die Mäuslein, die Stellung, die Lebhaftigkeit des Roſſes; welches zu mehrerer Schönheit, das eine Ohr nach vorne, das andre nach dem Reiter ſtreckt; welcher auch Sporen, und einen Ring auf dem Finger hat: u. a. m. alles von beſondrer Arbeit, wie auch der Bruſtharniſch, Zügel und Zaum iſt. Die Aufſchrift des Fußgeſtelles iſt folgende:

M. NONIO. M. F.
BALBO
P. R. PROC.
HERCULANENSES.
P.

Man findet in den Alterthümern gar nicht, wer dieſes geweſen ſey: und das P. R. hat noch niemand verſtanden. Man hat davon, auch aus Florenz, verſchiedene Erklärungen gegeben, die ich alle angemerket habe. Hier aber bin ich ein Geſchichtſchreiber, kein Alterthumsforſcher. Der König hat dieſes ritterliche Schnitzbild (welches itzo das ſchönſte in der Welt, und noch beſſer, als das Antoniniſche im Capitol iſt, weil es theils älter, theils wahrhaftig von einem beſſern Meiſter iſt) in den Vorhof ſeines großen Palaſts zu Portici, mit eiſernen Gegittern, und marmornen Seulen umringet, aufſtellen laſſen; woſelbſt es von Soldaten bewacht wird.

Vor

Vor der Treppe desselben Palasts steht auf einem heutigen Gestelle, eine Bildseule des Kaisers Vitellius, in Lebensgröße, der nichts mangelt. Sie ist vollkommen, und sein Gesicht gleicht vollkommen seinen Münzen. Der Brustharnisch ist mit halb erhobenen Figuren, von besondrer Erfindung gezieret; und die Stiefel oder Schuhe sind verwunderſam, nach der Soldatenkleidung eingerichtet. Nur der Spieß fehlt, den er vieleicht in der Rechten gehalten; wie derselbe auch dem andern Ritter fehlt, der nicht lange vor diesem berufenen Pferde und Reiter gefunden worden.

Man hat auch sechs, oder vieleicht mehr eherne Colossalbilder, auch von Weibspersonen, und eine ganz nackte vom Nero, gleichfalls von Erzt, mit dem Blitze in der Hand, als ein Jupiter, von vollkommen schöner Arbeit gefunden. Ein Tempelchen von musivischer Arbeit; hernach Mittelbildseulen, etwas kleinere, und Götzenbilder in erstaunlicher Menge: einige davon sind so schön gearbeitet, daß zwey oder drey davon allein das Geld werth sind, das der König schon darauf gewandt hat. Sie sind noch nicht alle aufgestellet, sondern werden erst wieder abgeputzet; ohne ihnen doch ihre alte Haut und Farbe zu benehmen. Man meynt es habe sich noch ein Pferd gefunden, wie das erste, aber zerschlagen. Man redet hier nicht einmal von andern marmornen Sachen, als kleinen Tischchen, die von einer wunderlichen Figur unterstützet werden, u. d. m.

Ferner haben sich wunderſame Dinge gefunden, das Alterthum zu erläutern; Gefäße von Metall, die

zweifelsfrey Maaße flüßiger Körper sind, mit Henkeln von künstlicher halb erhabener Arbeit, und unzähliche andre Küchengefäße; imgleichen Pasteten-pfannen, und, wer sollte es glauben? man findet gar einen zugemachten Ofen, macht ihn auf, und trifft darinnen eine große metallene Bratpfanne, anderthalb Spannen im Durchmesser, an, mit der darinn zu Asche verbrannten Pastete. Man sah an der Asche noch die Kunst des Beckers; aber im Herausziehen fiel sie in der Pfanne zusammen, die man aufbehielt und zum Könige brachte. In der Kammer des Ofens fand man auch allerley metallene und irdene Geschirre: und hieran darf man nicht zweifeln; weil wir davon die sichersten Zeichen und gewissesten Nachrichten haben.

Man hat auch die schönsten Seulen von kostbarem Marmor gefunden; und zwo, ohngefahr sechs Spannen hoch, hat der König in das Bethstübchen seines Palastes gestellet, wo er die größten aufbehält. Musivische oder ausgelegte Fußböden, ꝛc. Allein viele Sachen zerbrechen auch, weil das Feuer des Vesuvs, das sie bedecket hat, sie entweder ganz, oder zum Theile verzehret hat, ob sie gleich Marmor und Erzt gewesen sind.

In des Königs Cabinette sieht man auch Schlösser von allen Arten, Schlüssel, Riegel, Thürenringe, eiserne Haken, Waffen, und was nicht sonst? Sardoniche, Münzen, Carniole, oder überaus schöne geschnittene Steine; obgleich viele auch schlecht sind.

Es ist noch kein Jahr, als in dieser Stadt das Gerücht gieng, man hätte ein Buch von Metall gefunden, nur von vier metallenen Blättern, auf beyden Seiten voll eingegrabener Buchstaben; worinn ein ehrlicher Abschied für die Soldaten in dieser Gegend, wo die Höhle gegraben wird, enthalten seyn ꝛc. eine Sache, die kein Monarch hat. Es hat solches aber noch kein Gelehrter lesen können, weil es der König selbst in seinem Beschlusse hat.

Die Aufschriften ferner, die unter allen Alterthümern das köstlichste sind, weil sie, so zu sagen, reden; sind auch von dergleichen Art, daß sie erläutern können, was für ein Ort hier gestanden, wo solche seltne und nützliche Alterthümer zu finden sind. Sie nennen Kaiser und Schauplätze; von welchen letztern man eine sehr lange findet, darin wie man sagt, viel römische Familien genennet werden. Es ist ein ziemlich langer und breiter Marmor. Man meynt, Herr Bojardi wolle sie ans Licht stellen.

Die zerbrochenen Stücke, die man nicht wieder ergänzen kann, sind in großer Zahl: aber es ist schlimm, daß man sie so gemishandelt, oder zerbrochen hat.

Der König ist itzo sehr eifrig, und hebt alles auf: und es werden mehr Plätze unter den königlichen Zimmern des großen Palastes zu Neapolis bereitet, alles in der Ordnung, und mit der Beyhülfe gelehrter Kenner des Alterthums aufzustellen. Man weis aber noch nicht, wenn es geschehen wird.

Ein jeder wird sehen, daß wir den Ausländern erklären werden, was das für ein Ort gewesen, aus wel-

welchem wir die Schätze so prächtiger, und kostbarer Ueberbleibsel heraus ziehen. Allein was können wir itzo für gewiß sagen, da die Ausgrabung unordentlicher Weise geschieht, so daß man das ausgegrabene Loch nicht ledig läßt, sondern es wieder ausfüllet: weil droben ein ziemlich großes Dorf Resina, lat. Retina, steht? Man verwirret sich, da man so viele Bildsäulen, u. von so vielen Kaisern sieht. Es ist wahr, daß Vitellius und Nero in unsern Schauplätzen gewesen, denen man also hat Seulen aufrichten können. Weil wir aber hernach den Namen Balbus Proconsul, und die Schnitzbilder von Weibspersonen, z. E. Vestalinnen, neun Spannen hoch, an demselben Orte fanden: so können wir nicht sagen, ob es ein Tempel, ein Schauplatz, eine Stadt, oder Triumphbogen, die in derselben zerstöret worden, oder sonst was gewesen: zumal, da wir Oefen, Küchen, Küchengeräthe, Bücher, u. d. m. gefunden. Daher ist es so leicht nicht zu entscheiden: wir erwarten also den Zufall, und das Glück, da man deutlichere Merkmaale finden wird; und alsdann wollen wir der Welt die Wahrheit entdecken. Es ist auch nöthig zu bedenken, daß der Vesuv ein schlimmer Zerstörer gewesen, der unsre anmuthigsten Gegenden verwüstet und verbrannt hat. Und welcher Gelehrte, ja erzgelehrte Alterthumsforscher, würde aus demjenigen allein, was wir haben, schliessen und entscheiden können, was für ein Ding dieser an prächtigen und seltnen Alterthümern so fruchtbare Ort gewesen sey?

Eins ist indessen bisher für gewiß befunden worden,

den, daß dieser Ort, der Herculanum, Herculanium, oder Ἡρακλεῖον geheißen, nicht der griechische Thurm (Torre del Greco,) sey; wie wir Neapolitaner, u. die allerrichtigsten Erdbeschreiber, unter andern Cluver, der diesen Ort gesehen hat, geglaubet haben: und zwar, weil man gefunden, daß die Herculanenses dieses Schnitzbild dem Nonius Balbus aufgerichtet haben.

Die nicht große Kunstrichter sind, und den Dio, Strabo, oder die kleinen Weltbeschreiber nicht in der Grundsprache, sondern nur in Uebersetzungen lesen, glaubens ganz halsstarrig: es sey dieses der Schauplatz, der zu des Titus Zeiten eingefallen ꝛc. wie unser Lasena, ein ziemlich unbekannter Schriftsteller, in seinem Werke vom Gymnasio sagt. Wiewohl dieser sagt, wie auch glaublicher ist, der Schauplatz sey nicht im Herculano, sondern in unsrer Residenz, oder in beyden Orten gewesen. Indessen beschäfftiget uns diese verwirrte Frage, schon über ein Jahr, mit der Vereinigung der alten griechischen und römischen Schriftsteller, die nicht in geringer Anzahl von unsern Sachen reden. Wir müssen auch critische Anmerkungen machen, und uns aus so vieler Verwirrung reißen, darein uns überall unser gelehrter Peter Lasena gestürzet hat, welcher auf alle Weise eine Censur verdienet.

Itzo hat unser König, mit einer recht königlichen Pracht und Milde anfangen lassen, zu Cuma, eine andre große Grube machen zu lassen, die aber bald erschöpfet worden; weil hier die Alterthümer nicht vom Vesuv verschüttet worden, wie zu Resina,

oder

oder im Herculano. Uebrigens hat man einen Gang mit nicht wenigen Colossalseulen gefunden: davon eine herausgegraben ist, die einen ganz nackten Herkules, vierzehn bis funfzehn Spannen hoch, vorstellet, welchem ein Stück vom Arme und vom Beine fehlet. Indessen hat sie den Kopf, und dieser darf dem farnesischen Herkules gar nicht weichen. Alle hiesige Maler bewundern die gewölbten Augenbraunen. Man gräbt auch noch von Zeit zu Zeit andre solche Bildsäulen heraus, und bringt sie alle auf neuen Gestellen in die Schwiebogen des königl. Palasts zu Neapolis. Man hat auch einige schöne halberhabne Figuren, und zwo schöne Aufschriften gefunden, deren eine griechisch ist, die ich erkläret habe; die andre aber überaus schwer ist, und zum lobe der Venus in sechsfüßigen Versen geschrieben worden; die ich auch erkläret, und dem Herrn Abte Cossali vorgelesen, sodann aber eine Abschrift dem gelehrten **Apostolo Zeno** übersandt habe: außer unzählichen Grabschriften von Freygelassenen. Diese alle, wo ich sie nicht bey mir habe, so weis ich doch wo sie sind.

Man kann nicht mehr zweifeln, ob das Herculanum zu Resina gewesen; weil man im Itinerario Antonini sagt, es sey von Neapolis sechs Meilen gelegen: da der sonannte Torre del Greco, den man für das Herculanum hält, bey uns Turris octava heißt; weil er von dieser Hauptstadt acht Meilen liegt, und vieleicht bey jeder Meile ein Thurm gestanden hat.

Ich vernehme von Freunden, daß sie einige Ueberbleib-

Das erſte Buch verdeutſcht von A. H. Buchholz, nebſt der *Arte Poetica*. ſ. weuer unten.

* Des hochberühmten lateiniſchen Poetens Q. Horatii Flacci vier Bücher *Odarum* oder Geſänge in teutſche Poeſi überſetzt. Dreßden 1656. 8.

Der Verfaſſer *M.* Johann Bohemus, Rector der Schule zu Dreßden, hat dieſe Oden ſeinen Schülern zur Ubung zum überſetzen fürgeleget; und ſie hernach mit eigener Verbeſſerung dem Druck überlaſſen.

Jacob Rothens Uberſetzung, gedruckt zu Baſel, 1671. 8.

Herr Fabricius führt ſie ausdrücklich an. Der Verfaſſer iſt A. 1703. als Profeſſor Poeſeos zu Baſel geſtorben.

* Die Lieder des berümten lateiniſchen Poeten Q. Horatius Flaccus in hochteutſche Reimen überſetzet durch Gotthilff Flamin Weidnern, Leipzig 1690. 8.

Jacob Frieder. Reimanns, gedruckt zu Leipzig 1707. 8.

Renatus Chriſtophorus Leonardi in ſeinem Sched. de doctis Reimannis, Michaelſtein 1717. 8. der Herr Reimanns Schriften ſonſt fleißig erzehlet, gedenket ihrer nicht.

De Arte Poetica.

Verdeutſcht von Andrea Heinrich Buchholzen, nebſt dem erſten Buche der Oden, Rinteln 1639. 8.

Dieſer Buchholz, vor dem Superintendent zu Braunſchweig, iſt auch der Urheber des bekannten

bielbsel von Aufſchriften geleſen und fußlange Buchſtaben geſehen haben, darinn man deutlich, den Schauplatz und den Baumeiſter Ruffus las, der es aufgeführt hat.

Die Höhle geht bis auf achtzig Spannen tief, und alles iſt mit dem unendlichen Harze bedecket, welchen der Veſuv zu verſchiedenen Zeiten ausgeſpieen hat. Gleichwohl iſt dieſer Ort mehr als fünf oder ſechs (ital.) Meilen von dem Schlunde dieſes berufenen Vulcans: von der See liegt er etwa eine Meile entfernt. Belieben Sie aber hier eine Anmerkung zu machen, die einem jeden vernünftigen Manne anſtändig iſt: daß dieſer Schauplatz und herkulaniſche Stadt, über achtzig Spannen hoch harzigten Schutt auf ihrem Rücken hat, und alſo zu des Titus Zeiten, ſo viel niedriger geweſen. Welch ein wunderwürdiger Auswurf von Feuer und Steinen!

Ich hätte bald vergeſſen, zu berichten, daß man auch vortreffliche Bilder in großer Zahl gefunden, und daß man ſie auf unterirdiſchen Wänden aufgehoben, und an anſtändige Oerter gebracht; und daß man ſie den Meiſtern zeiget, welche die Stärke der Farben, die Zeichnung, und den Ausdruck der Fabel, und deſſen was ſie vorſtellen, bewundern.

Als man dem Könige geſaget, daß alle dieſe Ueberreſte des Alterthums in Kupfer geſtochen werden müßten; ſo fieng man an, ſie von ungeübten Meiſtern ſtechen zu laſſen. Da ſie alſo ſehr mangelhaft geriethen: ſo ließ man von Rom die geſchickteſten Kupferſtecher kommen, und wies ihnen eine anſehnliche Belohnung an. Da nun dieſe auch

das

das Zeichnen gut verſtehen: ſo wird die Welt das Vergnügen haben, die Bildſeulen, und alles übrige von dieſem Cabinet zu ſehen.

An den gefundenen Malereyen, die der König aufbewahret, bemerket man Meyerhöfe von trefflicher Baukunſt, und darinn ſieht man Fenſter mit Spiegelſteinen; welche einige von unſern mittelmäßigen Alterthumsforſchern betrogen haben, indem ſie ſich eingebildet, dieſes wären Gläſer, wie bey uns: allein ſie können hier bemerken, daß es durchſichtige, und klare Steine ſind.

Kurz man wird die Welt mit verſchiedenem bisher unbekanntem Erkenntniſſe bereichern können, wodurch die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller werden erläutert werden.

Indem ich dieſe eilfertige Nachricht eben ſchließen will, bekomme ich von einer glaubwürdigen Perſon Bericht, daß man in nächſtverwichenen Tagen ein Nähküſſen, ganz verzehrt und verweſet, und inwendig das ganze kleine Geräth zu dieſem Handwerke, als Nadeln, Scheerchen, Fingerhut und andre Frauenzimmerſachen gefunden: ferner eine ziemlich große marmorne Bildſeule, und große Seulenſtücke von gutem Marmor; welche denn bey fortgeſetztem Graben, noch viel andre ſeltne Sachen verſprechen".

So weit gehen die Worte des italieniſchen Schreibens, wobey der gelehrte Cardinal Quirini den Beſchluß an Herrn Profeſſor Geßnern macht: daß allerdings dieſe Entdeckung diejenige Freudenbezeigung verdient habe, die derſelbe in ſeiner Einladungs-

ſchrift

ſchrift deswegen an ſich blicken laſſen; indem dieſes aus der Höhle, das iſt, aus dem Schutte und Auswurfe Vesuvs hervorgezogene Herkulanum, den Alterthümern, Geſchichten, der Baukunſt, und allen Wiſſenſchaften nützlich ſeyn werde. Quare tibi plaudo, Orator diſertiſſime; Tibi gratulor, atque Eruditis omnibus gaudeo. Vale. Brixiae die XVI Martii 1748.

Hierzu müſſen wir noch die Anmerkung fügen, die der Herr Cardinal, wegen der Erklärung der lateiniſchen Aufſchrift gemacht hat. Er hält nämlich nicht dafür, daß dieſer Nonius Balbus ſonder alle Schwierigkeit ein Proconſul geweſen ſey. Denn da der Verfaſſer des Schreibens meynt, dieſe Aufſchrift ſey ſchwer zu verſtehen, und noch von niemanden verſtanden worden: ſo glaubt auch der Hr. Cardinal, PROC. werde nicht recht verſtanden ſeyn. Er wolle es lieber Procurator, und die beyden vorhergehenden Buchſtaben P. R. PVBLICAE REI, oder PRIVATAE REI, oder PRINCIPIS RATIONIS leſen; oder gar PATRIMONII RATIONIS. Denn es wären von den Kaiſern in den Provinzen, ſo wohl über öffentliche, als Privatgüter, Procuratorn geſetzet worden; und dieſe wären in den Städten in großem Anſehen geweſen: wobey er noch eine Aufſchrift im Muratori p. 2024 in Zweifel zieht, ob ſie ihm zu Neapolis richtig abgeſchrieben worden. Sie heißt ſo:

M. NONIO M. F. BALBO
PR. PRO. COS.
D. D.

und es ist ein Wunder, daß ihrer im obigen Briefe gar nicht gedacht, sie auch vom Herrn Muratori gar nicht erklärt worden.

Zuletzt müssen wir auch eines Zusatzes oder Anhanges dieses Schreibens erwähnen, darinn der Herr Cardinal einer Meynung seines im Leben gewesenen Freundes, Hrn. Franc. Blanchini, gedenket, die er in einem Werke: Historia universale provata con monumenti, e figurata con simboli degli Antichi, vorgetragen. Diese geht dahin, daß man aus der Tiefe des Schuttes, den Vesuv ausgeworfen, schließen und ausrechnen könne, wie lange es sey, daß die Sündfluth diese Länder bedecket hätte. Unser Cardinal aber kann sichs nicht einbilden, daß Vesuv in seinen Auswürfen so ordentlich gehen, und gleichsam allezeit zu gewisser Zeit sein Fieber wieder bekommen sollte: damit man im Stande wäre, aus den Schichten und Lagen seiner ausgespieenen Steine, einen Ueberschlag zu machen, wie lange es nach der Sündfluth sey. Hernach ist zwischen den beyden letzten großen Auswürfen Vesuvs, eine Zeit von 1600 Jahren verflossen. Wer versichert uns aber, daß sie niemals öfter wieder gekommen, oder niemals länger ausgeblieben: um aus der Anzahl der von ihm gemachten Steinpflaster die Länge der Zeiten herauszubringen. Endlich ist es auch schwer, wo nicht unmöglich, die Anzahl dieser Schichten herauszubringen. Denn da es schon achtzig Spannen tief ist, bis auf das verschüttete Herculanum zu kommen: wer wird sich wohl die Mühe nehmen, noch drey oder viermal tiefer zu graben. Der Hr.

Car-

Cardinal ist also der Meynung, die Glieder der pariſiſchen Akademie wären sehr glimpflich mit seinem Freunde verfahren, da sie seine Meynung bloß erzählet, aber ihr Urtheil davon ganz zurücke gehalten hätten.

* *

IV.

Christian Gottlob Stöckels, Stadtsecretärs zu Brieg, und der deutschen Gesellschaft zu Frankfurt an der Oder, Mitgliedes, Gedichte. Breslau 1748. in 8. 20 Bogen.

Die Ausgabe dieses Werks haben die Leser der Frau Secretär Stöckelinn zu danken, welche dasselbe mit einer Vorrede begleitet hat, die wir, wegen ihrer Artigkeit, ganz hersetzen und dadurch eine Probe geben wollen: daß dieses würdige Frauenzimmer nicht nur scharfsinnig denken könne; sondern auch die Feder vollkommen in ihrer Gewalt habe. Sie lautet so:

„Weder ein ungestümes Verlangen seiner Freunde, „noch eine dringende Ungeduld der Buchhändler, „haben meinem Manne gegenwärtige Ausgabe seiner „Gedichte abgezwungen. Beyde sind vielmehr so „unbillig gewesen, mir durch ihr mündliches Still„schweigen alle Gelegenheit zu einer gründlichen „Vorrede abzuschneiden. Er selbst mochte vielleicht „ihre schmäuchelnde Zuschriften eben so ungeduldig, „als ich, erwarten: ob er mich zwar beständig mit

„einer angenommenen Selbstverleugnung überreden „wollte: daß ein itziger Schlesier, und ein guter „Dichter, einen wahren Widerspruch enthielten.

„Mit einem Worte, ich allein wünschte meine so „zärtlich geliebten Stiefkinder, seine zum Theil zer„streuten, zum Theil in unleserlichen Handschriften „verborgenen Gedichte, in einer anständigen Tracht „beysammen zu sehen. Da ihm nun seine itzige müh„same Bedienung, noch viel weniger, als seine vo„rigen Umstände, dieselbe in eine Ordnung zu brin„gen, erlaubte: so war ich um desto bereitwilliger, „diese Bemühung selbst über mich zu nehmen, da „mir meine schlechte Kenntniß der gelehrten Ge„schichte, mit der vortheilhaften Vorstellung schmäu„chelte; daß ich vielelcht die erste von meinem Ge„schlechte seyn würde, welcher ihr Mann die Autor„schaft zu danken hätte. Gleichwie mir aber sein „angebohrner Eigensinn nicht zugelassen, diese „Sammlung nach meinem ersten Vorsatze, vollstän„diger zu machen; indem er mit einer unnatürlichen „Bosheit, die meisten seiner vor dem zwanzigsten „Jahre seines Alters erzeugten Kinder, öfters vor „meinen Augen, dem Moloch aufopferte: also habe „ich hingegen alle diejenigen Stücke, welche ich ent„weder gedruckt, oder auch nur in ihrem ersten Auf„satze gefunden, auf das sorgfältigste beybehalten; „ohne mich darbey durch eine besondere Wahl, vor „dem Vorwurfe eines weiblichen Vorurtheils gegen „die Arbeit ihres Mannes; oder, daß ich, aufrich„tiger rede, einer schlechten Kenntniß der poetischen „Schönheiten, zu verwahren zu suchen.

Ent-

„Entdecken dir alſo die untermiſchten Früchte „ſeiner unreifen Schuljahre die Schwäche eines un„ausgearbeiteten Witzes; ſind auch ſeine reifern Ver„ſuche, eben ſo wenig regelmäßige Stücke, als ſein „befreytes Schleſien eine Thereſiade: ſo kann ich „dich verſichern, daß er ſie ſelbſt für nichts anders, „als was ſie ſind, erkennet, und daß ihm dein ſtreng„ſtes Urtheil angenehmer, als meine vorurtheilige „Liebe ſeyn wird.“ Leonora Stöckelinn geb. Winklerinn.

Die Zueignungsſchrift des befreyten Schleſi„ens, als des erſten Gedichts in dieſem Bande, iſt in „Verſen und an den Herrn geheimten Staats- und „Kriegsminiſter Grafen von Münchow gerichtet. „Sie fängt ſo an:

Herr, den der gröſte Prinz Europens werth erkannt,
Dir ein mit ſo viel Blut als Recht erfochtnes Land,
Das weite Schleſien, von den noch ſeichten Quellen
Des jungen Weichſelſtroms, bis an die ſtolzen Wellen
Des Bobers zu vertraun: bloß weil ſein ſcharfer Blick
In dir ein Herz entdeckt, das ſeiner Völker Glück
Zum Zweck der Staatskunſt macht, und doch voll Treu entzündet,
Des Fürſten Macht und Ruhm mit ihrem Heil verbindet.
Schon längſt nahm meine Bruſt der kühne Vorſatz ein,
Dir den entbrannten Zoll gebundner Kunſt zu weihn.
Nicht, weil mein Kiel u. ich, mit gleichem Glück verbunden,
An dir, erhabner Graf, Mecänens Bild gefunden;
Nein, ſo gerührt ich Dir auf ewig dankbar bin,
Daß mir dein hoher Wink, Schutz, Amt u. Brod verliehn:

So würde doch mein Glück bey so viel höhern Gaben,
Nie einen würdgen Platz in deiner Schildrung haben ꝛc.
. . . . . Nicht daß dein heitrer Geist
In jeder Wissenschaft Stärk und Geschmack beweist;
Den Schein des Vorurtheils vom Glanz der Wahrheit trennet,
Gott, die Natur und sich, aus Kraft und Wirkung kennet,
Bald sich auf Newtons Bahn kühn zu den Sternen schwingt,
Bald bis ins Innerste der höhern Staatskunst dringt;
Aus alter Reiche Fall und ihrem Wachsthum richtet,
Was Völker glücklich macht, was ihren Ruhm zernichtet.
Nicht daß dein holder Mund, wie Rom zu Cäsars Zeit,
Und wie es itzt noch spricht, mit gleicher Fertigkeit
Als Frankreichs Sprache redt; daß deines Urtheils Stärke
Den größten Kenner zeigt, wenn du des Witzes Werke
Nicht minder prüfst, als liebst; daß dich ein Staun gebahr,
Der stets so reich an Ruhm, als alt an Herkunft war. ꝛc.

Die Verdienste des Herrn von Münchow, und Schlesien, beschreibt der Dichter, in einer gleich edlen Schreibart so:

. . . . . Dir sagt die Andacht Dank,
Daß Tempel und Altar so frey von Furcht und Zwang,
Als zahlreich offen stehn. Dich rühmt die muntre Jugend,
Daß treuer Lehrer Fleiß sie an Verstand und Tugend
In Schulen, die du baust, dem Staate nützlich zieht.
Daß manch verfallne Kunst in neuem Wachsthum blüht,
Daß Fremde, die dein Lob in fernen Grenzen hören,
Die Städte Schlesiens zu tausenden vermehren;

In

In öden Gegenden, wo nie ein scharfer Pflug
Das rohe Land durchschnitt, das nichts als Hecken trug,
Bewohnte Dörfer baun, Gewerb und Nahrung treiben,
Ist deiner Wachsamkeit, o Münchow, zuzuschreiben.
Des Reichthums wahren Quell, dem Tyrus und Corinth
Den Nachruf ihres Glücks und Ansehns schuldig sind;
Wodurch Venedig stieg, und Bataver und Britten
Der Nachbarn stärkerm Helm den Vorzug abgestritten;
Die Handlung, die bisher so Stärk als Ruf verlor,
Hebt dein bemühter Schutz zum alten Glanz empor;
Flammt muntre Künstler an, in prächtigen Geweben,
Des Landes eigner Frucht, Reiz, Werth und Preis zu geben;
Schließt Breslaus Kaufmannschaft, die sonst durch Elb und Spree
Mit Kahn und Ruder schifft, das Thor der weiten See
Für kühne Seegel auf; macht daß aus allen Theilen
Europens Achs und Mast nach seinen Mauren eilen. ꝛc.

Nachdem er die weisen Anstalten im Bauen der Häuser, und in Feuersgefahr beschrieben und gerühmet: so kömmt er auf den Wetterschaden, der den Feldfrüchten den Untergang drohet; und beschreibt ihn, mit einem schönen poetischen Feuer so:

Oft steigt zur Erntezeit, schnell eine finstre Wolke
Bey schwülem Himmel auf, und zeigt dem scheuen Volke,
Das schon die Sichels schärft, vermischt mit grauem Weiß,
Aus ihrem schwarzen Schooß ihr schadenschwangres Eis.
Sie brauft, sie eilt, sie bricht, und ihr gefrorner Regen
Zerschmettert Aehr und Halm, verzehrt des Ackers Segen.

Oft reißen Teich und Fluß, zu plötzlich angeschwellt,
Durch Ufer, Damm und Wehr, verschlemmen Wies und Feld,
Es raubt ihr wilder Strom des Landmanns Schweiß und Freude,
Schon aufgethürmtes Heu, schon reifendes Getreyde;
Das dessen Hoffnung längst nach Maltern abgezählt,
Der itzt, vom Brod entblößt, sich mit Verzweiflung quält.
Doch, Herr, er zagt umsonst; aus königlichen Schätzen
Läßt ihm dein milder Wink des Schicksals Raub ersetzen. u. s. w.

Diese ganze Schrift ist in einer edeln, erhabenen und ungekünstelten poetischen Schreibart abgefaßt, und kann den Lesern nichts anders, als einen vortheilhaften Begriff von demjenigen machen, was sie in dem Werke selbst zu gewarten haben werden. Wir sollten nun auch der Ordnung nach, von dem befreyten Schlesien etwas sagen. Allein, da es bereits einzeln gedruckt gewesen, und den mehresten unserer Leser, entweder auf diese Weise; oder auch aus demjenigen bekannt seyn mag, was einige andere Monatschriften davon erwähnet haben: so übergehen wir es hier, der Kürze wegen, mit Stillschweigen, und wenden uns vielmehr zu den übrigen Gedichten.

Unter den Oden, ist die so bey der Huldigung verfertiget, und an den König von Preußen gerichtet ist, die erste. Sie fängt so an:

Du brandenburgischer Sabin!
Wirf den verwesten Kittel hin,

Und

Romans: Teutſcher Hercules und Herculiſcus. Man ſehe Schotteln von der deutſchen Sprache, lib. 5. Tr. 4. p. 1186.

* Horatius von der Dichtkunſt, ins Deutſche überſetzet von Johann George Eckardt, 1718.

Steht in deſſen Poetiſchen Nebenſtunden, die er unter den Buchſtaben H. A. E. G. v. D. zu Braunſchweig 1721. 8. herausgegeben, gleich zu Anfange.

* Horatius von der Dichtkunſt, überſetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Chriſtoph Gottſched.

Der Herr Profeſſor hat ſie dem Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen, Leipzig 1730. 8. an ſtatt einer Einleitung fürgeſetzet.

Q. Horatii Flacci Gedancken von der Dichtkunſt in deutſche Verſe überſetzt nebſt noch einigen andern Gedichten ꝛc. von M. Carl Heinrich Langen, des Gymnaſii zu Lübeck Sub-Rector. & Bibl. Adiuncto. Lübeck 1730. 8.

Der Verfaſſer hat mit Herrn Gottſcheden zu gleicher Zeit dieſe Arbeit angefangen. Er iſt bemühet geweſen, die Gedanken Horatii genau auszudrücken, außer daß er ſich wegen der einmal von ihm beliebten Reimart bisweilen der Umſchreibung bedienen müſſen.

IVSTINI
Hiſtoriarum Trogi Epitome libel XLIIII.
Jns deutſche überſetzt von
Hieronymus Boner, Augſp. 1531. fol.

Jo-

Und rege die verfaulten Glieder,
Durchbrich des Grabes kalten Sand,
Des Oderſtroms bemoßter Strand
Sieht deinen Joachim, in unſerm Friedrich, wieder.

Auf Pietſch! bezieh dein Seytenſpiel,
Und ſchärfe den gewohnten Kiel,
Den deutſchen Hektor zu beſchreiben.
Ich weis, erblaßter Pregelſchwan!
Setzt deine Fauſt die Feder an,
So kannſt du ſeinen Ruhm der Nachwelt einverleiben.

Jedoch ihr ſchlaft, und keine Macht
Erweckt euch aus der langen Nacht;
Mein eitler Zuruff iſt vergebens.
So ſehnlich mein Verlangen ruft;
So wenig läßt euch Sarg und Gruft
An das verbothne Licht des gnug genoſſnen Lebens.

Wohlan ſo lehnt mir euren Geiſt,
Der ſich der Sterblichkeit entreißt,
Den großen Friedrich zu beſingen.
Stärkt, Muſen! meine ſchwache Kraft,
Durch euren Hippokrenenſaft,
Dem Fürſten, der euch kennt, ein Loblied darzubringen.

Wo aber find ich meinen Held?
Ins Feld, ihr Muſen, fort, ins Feld!
Dort iſt der Schauplatz ſeiner Thaten.
Dort färbt ſein feuerreicher Muth,
Durch der erſchlagnen Feinde Blut,
Bey Molwitz, Spitz u. Keim der aufgegangnen Saaten.

Schon tönt der Pauken holer Schall,
Die Stücke geben Schlag und Knall;
Sie brüllen fürchterlich und wilde.
Schon bricht ihr donnergleicher Stoß
Mit wiederholter Ladung los,
Und trägt des Treffens Post durch Schlesiens Gefilde.

Die Feinde schwingen Schwert und Fahn,
Sie greifen unerschrocken an,
Und fechten mit verwägnem Muthe.
Doch Friedrichs frisch bewegter Arm,
Macht ihrer kühnen Frechheit warm,
Und mischt auf ihrer Haut den Angstschweiß mit dem [Blute.

Gleichwie der Morgenröthe Licht
Durch Dämmerung und Schatten bricht:
So trennt mein Held die dichten Glieder.
Er zieht voran, befiehlt und schlägt,
Wo sich sein blanker Stahl bewegt;
Da fällt der blasse Feind vor seinem Streiche nieder.

und so weiter.

Um auch eine Probe von der freundschaftlichen Schreibart unsers Dichters zu geben; wollen wir einige Strophen aus seiner Trostode an den Herrn Lange, bey dem Absterben seiner Gattinn, wählen.

Ja, so viel als du verlieren,
O! das muß die Seele rühren.
Ja, ich glaub es, edler Freund,
Daß nicht nur dein Auge weint.
Würde mir itzt die entrissen,
Die mir nächst den Trauring gab:

Sollt

Sollt ich mich zu faſſen wiſſen!
Nein! mein Herz folgt ihr ins Grab.

Dem muß die Vernunft im Wählen,
Tugend im Verlangen fehlen;
Im Beſitz die Treu der Bruſt,
Und die Menſchheit im Verluſt;
Der verdient weit härtre Streiche,
Den nennt ja nicht einen Mann:
Wer bey ſeiner Gattinn Leiche
Unempfindlich bleiben kann.

Du, der du ſo zärtlich liebteſt,
Und dich oft im Geiſt betrübteſt,
Fiel dir gleich nur ahndend bey,
Daß ihr Abſchied möglich ſey.
Würdig war dein edles Herze
Deiner treuen Dorothee:
Fähig, daß es itzt im Schmerze
Banger Wehmuth untergeh.

Seufzt die wilde Turteltaube
Doch bey ihres Gatten Raube,
Hört, wie traurig, wie verwirrt
Sie in holen Felſen girrt.
Wirkt in thieriſcher Empfindung,
Liebe, dein Verluſt ſo ſtark:
O wie hart trennt die Verbindung,
Edler Menſchen erſt der Sarg! u. ſ. w.

Zur Probe, von Herrn Secretär Stöckels luſtiger Schreibart, wählen wir den Anfang einer Ode, an Herrn Knorrh.

Dich

Dich, edler Knorth in Glut zu bringen,
Soll Stöckels heisre Muse singen?
O Freund, wie sinnreich spottest du!
Lehrt wohl ein Schüler seinen Meister?
Zeigt Gram und Unruh muntre Geister?
Wie? oder macht sie Glück und Ruh?

Du schlägst dich nicht mit bangem Kummer,
Die Dürftigkeit stört nie den Schlummer,
Der dich auf weichen Federn wiegt:
Mir macht ein Meer gehäufter Sorgen,
Die späte Nacht, den frühen Morgen,
Den hohen Mittag, misvergnügt.

Bald klopft ein bärtiger Hebräer,
Und bald ein andrer Manichäer,
An die verschloßne Stubenthür.
Erst gestern warf mir noch der Schneider,
Die ausgenommnen Unterkleider,
Mein alter Wirth den Hauszins für.

Zwar viel Philistern bin ich schuldig;
Doch keiner ist so ungeduldig,
Als Pommer, der verwägne Mann.
Herr, spricht er, binnen vierzehn Tagen,
Besorg ein andrer seinen Magen,
Wofern er nicht bezahlen kann.

Bezahlen! o ein Wort voll Schrecken!
Ja, könnt ich harte Thaler hecken,
Er sollte bald befriedigt seyn.
So aber ist mein Hoffen eitel;
Denn nichts als ein gespickter Beutel,
Bezwingt sein wiederholtes Dräun.

Freund, sag es, ist es nun ein Wunder,
Wenn mein sonst angebohrner Zunder
Zur heitern Poesie verlöscht?
Da Wang und Mund vor bangem Sehnen,
Ein Bach gesalzner Kummerthränen,
Anstatt der Hippokrene wäscht. u. s. f.

Endlich mag zur Probe der satirischen Schreibart dieses Dichters, eine Stelle aus einem Schreiben an Herrn Hofr. von Steinwehr dienen. Es heißt:

Nur dieses jammert mich, daß unser Vaterland
Durch zehnerley Geschmack, Witz, Einsicht und Verstand,
Nicht bessert, sondern schwächt; und daß die kleinsten Geister
Der blinde Dünkel plagt: Wir sind die größten Meister!..

Nachdem der Dichter gesagt, daß in dem lächerlichen critischen Gezänke zwischen Sachsen, und Schweiz mehr Dinte vergossen worden, als in den bisherigen Kriegen Menschenblut; so beklagt er, daß ein jeder glaubt, er habe ein Recht seine Partey mit Leib und Leben zu verfechten.

So aber ist itzund kein Ort so schlecht und klein,
Er richtet den Begriff der Dichtkunst anders ein:
Und jeder schmäuchelt sich den besten zu erwählen,
Und wird die nächste Stadt frey zu den Barbarn zählen . . .
Allein die wahre Spur des Schönen zu erforschen,
Die, derer Schedel längst in Sarg und Gruft vermorschen;

Je-

Jedoch von welchen sich ihr Ruhm, so wie ihr Geist,
Durch manch erhabne Schrift der Sterblichkeit entreißt,
Als Lehrer anzusehn; nach Marons Art zu singen,
Sich, wie Horaz, durch Fleiß, dem Pindar nachzuschwingen,
Dieß ist kein Werk für sie. Nein, ihr verderbter Witz
Herrscht über den Verstand, und sucht des schönen Sitz
Im Nothzwang der Natur, in übertriebnen Bildern,
Kurz, in der eiteln Kunst, bunt, ob zwar falsch, zu schildern.
Ein andrer aus sich selbst, in seinen Wolf vertieft,
Zieht ab, berechnet, mißt, erklärt, beweist und prüft,
Und schließt nach strenger Art in matten Reimgesetzen,
Die ihn, und ihn allein, den Leser nie, ergetzen.
O wüßte so ein Thor der Lehren Unterscheid!
Nie wagte sich sein Kiel ins Reich der Sinnlichkeit.
Eh er mit heiterm Geist die ängstlichen Monaden
Am Fuße des Parnaß behutsam ausgeladen.
Ich, wirft ein Klügling ein, geh auf der Griechen Bahn,
Ich thu, was ehedem Anakreon gethan:
Mein Vers ist rein und frey, und singt von Wein und Liebe.
Gut: wenn dich die Natur mehr als die Schreibsucht triebe!
So aber zeigst du klar, daß du an Wort und Geist,
Ein Aff Anakreons und nicht sein Schüler seyst.

„Der

„Der Ausdruck muß sich stets nach den Gedanken richten.
Dieß hört Gargil, und glaubt, trotz Hallern schön zu dichten,
Bloß, weil er undeutsch schreibt: Nein, beydes kann beslehn:
Wilst du ein Dichter seyn, so denk und schreibe schön.
Noch andre, durch die Sucht zum Reimen hingerissen,
Baun sich ein Hirngespinst zu lieben und zu küssen.
In Oden, voll an Kunst, doch leer an Zärtlichkeit,
Wird einer Schäferinn des Scharfsinns Frucht geweiht,
Die nie vorhanden war, als da man sie erdachte.
Was Wunder, wenn ihr Reiz das Lied nicht rührend machte.
Nein, reizt ein zarter Trieb den Naso und Properz,
So reden Witz und Kiel nicht stärker als das Herz:
Und da sie die Natur empfinden, nicht nur spielen;
So muß der Leser selbst ihr innres Leiden fühlen. ꝛc.

Sonst ist bey diesem Werke noch ein Schreiben eines Ungenannten an den Hrn. Secr. Stöckel, sein befreytes Schlesien betreffend, und eine ins Französische übersetzte Lobrede auf den König in Preußen, angehängt. Wir müssen dem Herrn Stöckel das Recht widerfahren lassen, daß er unter diejenigen Dichter gehört, die Schlesien viel Ehre machen.

* *

V.

Schreiben an die Verfasser des neuen Büchersaals, wegen des Herrn P. Barre allgemeiner Geschichte der Deutschen.

Meine Herren.

Die allgemeine Geschichte der Deutschen, welche der P. Barre in Paris vor kurzem herausgegeben hat, und die durch Dero vortreffliches Urtheil in des sechsten Bandes 3ten Stücke vom neuen Büchersaale, in so großes Ansehn gekommen ist, daß man auch schon nächstens davon eine wohlfeilere und ordentlichere übersetzung erhalten wird; scheinet bey dem, nach des Herrn Verfassers eignem Geständnisse, zwanzig Jahre lang angewendeten Fleiße, zwar freylich ein Werk zu seyn, welches dem Herrn Kanzler zu nicht geringem Ruhme gereichen würde. Und man sollte daran um desto weniger zweifeln, da auch anderweitige Verfasser monatlicher Schriften, demselben mancherley Lobeserhebungen beyzulegen, keinen Anstand nehmen. Man hat allerdings Ursache zu glauben, daß dieses Werk eine besondere Zierde großer Büchersäle sey: ja diejenigen, ohne Ansehn des Standes und der Landmannsschaft, welche entweder nicht Zeit und Gelegenheit haben, selbst die Quellen der deutschen Geschichte genau zu untersuchen, oder sich nicht in

den

den Umſtänden befinden, etwas davon aufzeichnen, werden hieraus unſägliche Vortheile ziehen.

Ob ich mich aber gleich nicht dabey aufhalten will, daß der Herr Verfaſſer ein Franzos und ein Geiſtlicher ſey, der noch über dieſes ſo wichtige Aemter bekleidet; da doch ein gründlich erfahrner Publiciſt hierinnen am glücklichſten hätte verfahren gekonnt: ſo zweifle ich doch aus allerhand andern Gründen, daß ſeine Arbeit nicht für eine ſo vollkommene und allgemeine Geſchichte der Deutſchen anzuſehen ſey, als vieleicht viele vermuthen. Ich nehme mir daher die Freyheit, Ihnen, meine Herren, dießfalls meine unmaßgebliche Gedanken zu eröffnen. Und ich ſchmäuchle mir nicht nur mit einer deſto gewiſſern Hoffnung, daß ſie nach Dero mir längſt bekanntem patriotiſchen Gemüthe, meine Beurtheilung gütig aufnehmen werden; ſondern ich glaube auch, daß vieleicht hierdurch ſowohl der hochw. Herr Verfaſſer ſelbſt, als auch die Uberſetzer ſeines Werkes, Gelegenheit zu neuen Supplementen und Verbeſſerungen erhalten könnten.

Da ein gebohrner Franzos, wenn er die Geſchichte der Deutſchen gründlich beſchreiben will, auch beſonders die Sprache derſelben wohl verſtehen muß, damit er aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen könne: ſo bin ich noch immer zweifelhaft, ungeachtet ich wegen der Geſchicklichkeit des Herrn Kanzlers und ſeiner Einſicht in die Wiſſenſchaften keinen Argwohn habe: ob auch derſelbe ein ſo vollkommner Kenner der deutſchen Sprache ſey, daß er ſich im Stande befunden habe, alles wichtige unter den deutſchen

Schriftſtellern, ſeit dem ſogar die deutſche Sprache auch in öffentlichen Urkunden gebräuchlich iſt, nachzuleſen. Und dieſe Sorge halte ich für deſto gegründeter; da in den mitlern, und in denen Jahrhunderten, worinnen die deutſche Sprache noch nicht von der heutigen Zierde war, ſich hierbey viele Schwierigkeiten eräugen, zu deren Hebung eine mehr als franzöſiſche Geduld gehöret. Man betrachte nur z. E. das zu Lion im Druck herausgekommene Werk des Froiſſards, und vergleiche ſolches mit dem auf der bresl. eliſabeth. Bibliothek befindliche ſehr rare Original-Manuſcript: ſo wird man ſchon einen außerordentlichen Unterſcheid wahrnehmen, der aber einem in dieſer Sprache noch unerfahrnen verborgen bleibt. Und wie dieſes hier in Anſehung des Franzöſiſchen ſtatt findet, eben ſo pflegt es auch in der deutſchen Sprache zu gehen. Was für eine weitläuftige Kenntniß in Sprachen aber muß nicht der Herr P. Barre beſitzen; wenn er die Sammlungen der deutſchen Geſchichtſchreiber will geleſen haben und verſtehen, in was für einer Sprache ſie auch immer geſchrieben ſeyn mögen? Und dieſes um deſto mehr; da hierzu, wie der berühmte und gründlich gelehrte Hr. Geh. Juſtitzrath Gebauer, in ſeinem Richard geſchickt gewieſen hat, die Engliſchen und Spaniſchen, ja ſo gar Italieniſchen eben ſo unentbehrlich geworden ſind, als die Deutſchen und Franzöſiſchen.

Unſer gelehrter Domherr giebt zwar freylich vor, daß er alle Schriftſteller von Deutſchland geleſen habe; allein dieſes dürfte wohl nur von den bekannteſten Sammlern zu verſtehen ſeyn? Denn wenn

Johann Friederich Schweſer, I.V.D. Caſſel 1649. 1675. 8.

Herr Daniel Wilhelm Moller zu Altorff hat, als er A. 1684. die Diſſ. *de Juſtino* geſchrieben, keine Wiſſenſchaft dieſen zwey Uberſetzungen gehabt.

IVSTINIANI IMP.

Inſtitutionum Iuris libri IIII.

Von deren verſchiedenen deutſchen Uberſetzungen, beſonders der älteſten *D.* Thomä Murners, und der neueſten, Herrn I. Chriſtoph Friederich Wengens, vornehmen Raths-Conſulentens zu Augſpurg, wollen wir bey anderer Geiegenheit umſtändlich handeln.

IVVENALIS

Satirae XV.

Ins Deutſche überſetzt durch N. Johnſon.

Dieſer erwehnet der berühmte Niederländiſche Philologus, Henrich Chriſtian Henninius, in ſeiner trefflichen Auflage des *Iuvenalis* zu Utrecht 1685. 4, in den Prolegomenis Sectione IV. mit folgenden Worten: *Germanica* (exſtat verſio,) *ut puto, Auctore quodam* Iohnſio, *qui verſu reddidit* (Iuvenalis Satiras); *mihi pene puero viſa, & nonnihil lecta. Sed memoria fugit num omnes Satiras verterit, nec ne. Neque annum memini, neque locum impreſſionis.*

LIVII

Hiſtoriae Romanae libri XXXV.

Ins deutſche überſetzt und gedruckt zu Maynz 1505. 1541. 1546. fol.

Zu Straßburg 1594. 1616. fol.

man die abſcheuliche Menge derſelben betrachtet, und nur in Buders 16. 25 Capitel ſeiner vermehrten Struviſchen Bibl. Hiſt. ſelect. die Reihe derer nachſchlaget, die Sammlungen herausgegeben haben: ſo ſollte ich faſt glauben, daß bloß zu derer Durchleſung und Ausplünderung der darinnen befindlichen Merkwürdigkeiten eine Zeit von mehr als 20 Jahren erforderlich ſey. Die Anzahl der vom Herrn Kanzler angeführten Quellen, iſt noch viel zu klein, bey Verfertigung einer allgemeinen und gründlichen Geſchichte Deutſchlands. Wer dergleichen Arbeit vornehmen, und dabey das im Großen leiſten will, was Graf von Bünau in einem Stücke mit vielem Ruhme ausgerichtet hat; der muß einen weitläuftigen Bücherſchatz zum Zeugniſſe ſeines angewendeten Fleißes anführen. Wenn alſo der Herr Verfaſſer nicht mehrere Schriftſteller nachgeleſen, und daraus wichtige Anmerkungen geſammlet hat; wenn er nicht bemüht geweſen iſt, aus alten Münzen u. d. gl. ja ſelbſt aus dem Jure publico, ſich mit gehöriger Aufmerkſamkeit Raths zu erholen; ſo zweifle ich ſehr, ob man ſeine Geſchichte der Deutſchen für ſo außerordentlich und vollſtändig halten könne, als man vorgiebt, und viele vermuthen?

Da der Herr P. Barre ein gelehrter Franzos von ſo hohem Range iſt: ſo würde er bey ſeiner Arbeit, hauptſächlich dadurch, mit dem nützlichſten Erfolge verfahren ſeyn, wenn er die in ſeiner Könige Hände, nach und nach gefallenen deutſchen Archive durchſucht hätte. Die Stifter und Städte Metz, Toul und Verdun, die Landgrafſchaft Elſas, nebſt

dem Sundgau, die Voigte über dortige zehn Städte, auch die dasigen hohen und niedern geist- und weltlichen Stiftsgüther, nebst dem ganzen Lothringen, würden sowohl aus ihren Kanzelleyen, als auch aus den Registraturen der hohen und niedern Gerichte, den herrlichsten Vorrath nützlicher Urkunden, von sehr langen Zeiten her mitgetheilet haben. Ja was dörfte er sich nicht aus den pergamentnen und papiernen Heiligthümern der niederländischen und burgundischen Provinzen, die Frankreich den Deutschen entrissen hat; ingleichen der in Deutschland verwüsteten Länder und Stifter, und Städte für beträchtliche Hülfe versprechen! Und wie wären ihm die in den Protocollen, Beschwerden, Demandes und Offertes der Parteyen, beym westphälischen und andern bisher geschossenen Frieden, enthaltene Nachrichten zu statten gekommen! Hier würde ihm sowohl selbst das rechte, als auch den Ausländern ein von vieler Dunkelheit gereinigtes Licht, aufgegangen seyn. Hier wären Sammlungen vorhanden gewesen, woraus er ohnstreitig die vortrefflichsten Anmerkungen hätte machen, und sich bey den Deutschen einen unsterblichen Nachruhm erwerben können. Hierbey würde er aber vieleicht überzeugt worden seyn, wie schwer es falle, eine allgemeine und gründliche Geschichte der Deutschen zu verfertigen. Und welch einen auserlesenen Vorrath von hierher gehörigen Nachrichten hätte er in den Vorrathsgewölbern der vormals aufgestellt gewesenen Reunionskammern gefunden! Gewiß diese hätten ihm so vielen Stoff an die Hand gegeben, als kein Deutscher leicht zu bekommen Gele-

gen-

genhek hat; weñ er sich auch noch so viel Mühe deswegen geben wollte. Der Herr Kanzler ist ein Franzos, in deren Händen sich ein ansehnlicher Theil von Deutschland, ja verschiedene, den beyden österreichischen Linien vorher unterworfen gewesene ganze Reiche, nebst den Urkunden befinden. Sein König Ludwig gehöret unter die wahren Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften: es würde daher dem Herrn P. Barre gar nicht schwer gefallen seyn, die königliche Erlaubniß zu erhalten, daß er, wie der berühmte Thomas Rymer in England, die Archive selbst genau hätte durchsuchen dürfen. Diese würden ihm alle geist- und weltliche Stiftungsbriefe dargebothen haben; durch deren Hülfe aber, wäre er im Stande gewesen, die Geschichte der Deutschen weit besser und gründlicher abzuhandeln. Und gewiß durch Bekanntmachung solcher alter Urkunden, würde er nicht nur seinem Könige, und der ganzen französischen Nation, die größte Ehre erwiesen haben; sondern man würde auch bey Ausländern, sich um die Wette bemühen, seinen Nachruhm, als eines rechtschaffnen und gründlichgelehrten Geschichtschreibers, auf mancherley Art zu verewigen.

Sollten Sie, meine Herren, gegen diese ihnen hiermit eröffneten Gedanken, etwas zu erinnern finden: so werden sie mich ihnen durch derselben geneigte Mittheilung, um desto verbindlicher machen, der ich inzwischen verharre,

Meine Herren,

Dero aufrichtiger Freund

$a + b - c = d.$

* *

VI.

Antwort.

Die Erinnerung des ungenannten Herrn Correspondenten scheint uns wegen des daraus hervorleuchtenden patriotischen Wesens alle Aufmerksamkeit zu verdienen. Es ist auch der Argwohn desselben, in Ansehung der Ausländer, überhaupt nicht ganz ungegründet. Indessen fehlt es doch auch an solchen Geschichtbüchern nicht, die in ziemliches Ansehen gekommen sind, ob sie gleich von Ausländern verfertiget waren. Die Gelehrten kennen des berühmten Leti englische, und le Clercs niederländische Historie, vieler andern zu geschweigen: ungeachtet jener ein Wälscher, und dieser letzte ein Genfer war. Ein bloßer allgemeiner Verdacht, wird also wohl den ganzen Werth der deutschen Geschichte des P. Barre nicht niederschlagen.

2) Ob der P. Barre deutsch genug gekonnt habe, unsere deutsche Geschichtschreiber zu verstehen, können wir so zuverläßig nicht sagen. Können aber viele Deutsche gut französisch: warum sollte nicht auch ein Franzos, der in einer wichtigen Absicht deutsch lernen will, und Deutsche genug zu Paris hat, recht deutsch lernen können? Hernach sind ja die meisten Geschichtbücher der Deutschen, zumal von ältern Zeiten lateinisch geschrieben. Aus diesen hat P. Barre das meiste nehmen können. Doch müssen es freylich die besondern Fehler, die er etwa begangen haben möchte, zeigen, wie gut oder schlecht er es verstanden habe.

3) Ob

3) Ob der P. Barre alle und jede hiſtoriſche Bücher der Deutſchen von einem Ende bis zum andern durchgeleſen habe, und ob dieſes in einer Zeit von zwanzig Jahren habe geſchehen können: das getrauen wir uns auch nicht zu behaupten. Es iſt vieleicht nicht möglich, daß einer mitten in Deutſchland alle dieſe Sachen finden, haben, oder durchleſen kann. Allein iſt ſolches auch nöthig? Eben ſo wenig, als es nöthig iſt, alle Logiken, oder Homiletiken zu leſen, um ſeine Vernunft zu brauchen, oder predigen zu lernen. Die meiſten hiſtoriſchen Schriften der Deutſchen betreffen nur die Geſchichte einzelner Landſchaften; nicht aber des ganzen Reiches. Der P. Barre aber wollte nur dieſe, nicht aber jene ſchreiben.

4) Eben ſo könnte es wohl ſeyn, daß in einigen lothringiſchen, Elſaßiſchen oder Burgundiſchen Archiven noch verſchiedene alte Urkunden verſteckt lägen, daraus vieleicht mancher Punct alter Geſchichte beſſer erläutert werden könnte. Es wäre auch zu wünſchen, daß dieſe Dinge ans Licht geſtellet würden. Allein daß P. Barre das hätte thun ſollen, folget noch nicht. Es giebt zwo Arten der hiſtoriſchen Schriftſteller. Die erſten ſind Sammler, die gleichſam alle Materialien eines künftigen hiſtoriſchen Gebäudes zuſammen tragen. Die andern aber ſind Baumeiſter, und legen ſelbſt Hand ans Werk. Von dieſer letztern Gattung hat P. Barre ſeyn wollen; nicht aber von der erſten. Er hat alſo ſchon genug gethan, wenn er aus denen bereits von andern ans Licht geſtellten Urkunden geſchrieben hat. Uns kañ es gnug ſeyn, daß er ſo vieles durch ſeinen Beyfall beſtätiget hat, was davon ſchon vorhanden geweſen.

VII.

Kurze Erklärung über zwo aſtronomiſche Karten von der Sonnen- oder Erdfinſterniß, den 25 Jul. 1748: zu derſelben deutlichter Einſicht und bequemem Gebrauche, bey künftiger Wahrnehmung dieſer Himmelsbegebenheit, denenjenigen zu Liebe, die der Aſtronomie nicht kundig ſind, aufgeſetzet von dem Verzeichner, Georg Moritz Löwitz, Mathem. Cultor, der geograph. Geſellſchaft Mitglied Nürnb. 1748. 4. 21 Seiten.

Da der Monat vor der Thüre iſt, der uns eine von den merkwürdigſten Himmelsbegebenheiten zeigen wird: ſo haben wir auch unſre Leſer auf dieſelbe nicht beſſer aufmerkſam zu machen gewußt, als indem wir ihnen von dieſer zwar kleinen, aber doch gründlichen und zulänglichen Schrift Nachricht geben. Wir thun ſolches deſto lieber, je mehrern Beyfall dieſelbe auch außer Deutſchland gefunden. Wir haben Briefe aus Paris in Händen gehabt, darinn der berühmte Herr Delisle, der vor einem Jahre aus Petersburg zurück gekommen, ſelber ſeinem hieſigen Correſpondenten meldet: daß er dieſe artige Schrift ins Franzöſiſche überſetzen und drucken laſſen. Dieſes Urtheil eines ſo großen Mathematici, und die daraus gefloſſene Veranſtaltung, gereichet dem Herrn Löwitz zu beſonderer Ehre: und man ſieht daraus, daß deutſche Scribenten, die was gutes ſchreiben, nicht Urſache haben ihre Schriften lateiniſch oder franzöſiſch zu ſchreiben; damit ſie

auch

auch von Ausländern geleſen werden können. Die Ausländer werden ſchon gezwungen werden, entweder ſelbſt deutſch zu lernen, oder doch unſre Schriften in ihre Sprachen zu bringen; wenn wir nur erſt viel gutes ſchreiben werden.

Es verdient aber Herr Lowitz allerdings, nicht nur wegen der Sachen, die er geſchrieben; ſondern auch wegen der reinen und fließenden deutſchen Schreibart ein Lob, der er ſich befliſſen hat. Er hat nämlich gewieſen, daß die deutſche Sprache von aſtronomiſchen Dingen deutlich und zierlich reden könne, ohne ſich eines Miſchmaſches fremder Sprachen zu bedienen. Wenn er in ſeinen übrigen künftigen Schriften eben ſo fortfahren wird; ſo wird ſein Exempel viel gutes nach ſich ziehen.

Den Anfang macht Herr Lowitz mit der Anmerkung, daß die Sonn- und Mondfinſterniſſe, ob ſie wohl die merkwürdigſten Himmelsbegebenheiten ſind, von den wenigſten mit Verſtande betrachtet werden. Nur die Sternkundigen ſehen den Nutzen ein, den ſie dem menſchlichen Geſchlechte verſchaffe haben, ſeit dem ſie recht beobachtet worden. Bey aller ihrer Aehnlichkeit aber, den ſinnlichen Empfindungen nach, ſind ſie doch verſchiedener Natur, und rühren aus widrigen Urſachen her. Die Mondsfinſterniß iſt wirklich, was ſie heißt; eine Verfinſterung des Mondes, durch den Schatten der Erde: die Sonnenfinſterniß aber iſt nichts weniger, als eine Verdunkelung dieſes feurigen und leuchtenden Himmelskörpers. Denn bey der erſten ſehen wir an der Morgenſeite des vollen Mondes eine ſchwar-

ze Zirkelscheibe in den Mond einrücken, die ihn entweder zum Theil, oder ganz bedecket, und sodann an der Abendseite wieder heraus rücket. Wir sehen zugleich, daß wenn zu der Zeit einer solchen Finsterniß der Mond untergeht, die Sonne am Morgenhorizonte aufgegangen ist: zu einem deutlichen Beweise, daß die Erde gerade mitten zwischen diesen beyden himmlischen Körpern stehe, und durch ihren Schatten auf dem Monden diese Verdunkelung verursachet habe.

Allein, wenn eine Sonnenfinsterniß, zur Zeit des Neumondes geschieht: so beweget sich eine zirkelrunde schwarze Scheibe von der Abendseite in die Sonne, bedecket wenig oder viel davon, und geht an der Morgenseite wieder heraus. Diese schwarze Scheibe hat nun eben die Größe, darinn wir sonst den vollen Mond zu sehen gewohnt sind; und ein paar Tage hernach, sehen wir den neuen Mond, wie eine schmale Sichel, nahe an der Sonne stehen. Daraus ist klar, daß der Mond, zur Zeit der Finsterniß, dem Ansehen nach, sehr nahe bey der Sonne gestanden habe. Der Mond ist auch unter allen Himmelskörpern am nächsten bey uns, und muß also zwischen uns und der Sonne gestanden haben. Da er aber auch ein dunkler undurchsichtiger Körper ist, so bedecket er uns auf eine Zeit lang die helle Sonnenkugel, und wirft seinen Schatten nach der Erde zu. Wo derselbe nun diese trifft, da sieht man die vermeynte Sonnenfinsterniß, die aber besser eine Erdfinsterniß heißen möchte: weil die Erde, nicht aber die Sonne verdunkelt wird.

Die-

Dieſes iſt die kurze Erklärung beyder Himmelsbegebenheiten, die Herr Lowitz weitläuftiger vorgetragen hat. Er fährt fort, die Mondfinſterniß mit der Erdfinſterniß zu vergleichen, und zeigt, daß wie wir in jener den Schatten der Erde in die verſchiedenen Flecken des Mondes nach und nach einrücken ſehen: ſo würden auch die Mondenbürger den Mondſchatten auf unſrer Erdkugel in die verſchiedenen Flecken, die wir hier Länder und Meere nennen, einrücken ſehen. Sie ſehen die Erde doppelt größer im Durchmeſſer, als wir den Mond ſehen. Unſre Welttheile Europa, Aſia, Afrika und Amerika fallen ihnen alſo ziemlich groß in die Augen; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſelben ſich, wegen der täglichen Umwälzung der Erde, nur nach und nach zeigen, und wieder verſchwinden. Zugleich ſehen ſie den Schatten ihrer Mondskugel als einen runden Flecken, ſich quer durch die Erdfläche bewegen. Er rücket ihnen auf der Abendſeite ein, und geht zur Morgenſeite wieder heraus. Nur das iſt wieder der Unterſcheid, daß der Mondſchatten, wegen der Kleinigkeit ſeiner Kugel, nur ſehr klein fällt, und ſehr wenig von der Erde bedeckt: der Erdſchatten aber oft den ganzen Mond, auf mehr als eine Stunde verdunkeln kann. Auch darinn haben wir es leichter, als die Mondbürger, da uns der Mond einerley Flecken beſtändig zeiget; wir aber in ihren Augen, uns in faſt 25 Stunden einmal ganz umwälzen; daß ſie es alſo ſchwerlich beſtimmen können, durch welche Erdflecken ihr Schatten gegangen ſey.

Hierzu kömmt noch, daß wegen ungleicher Entfernung

ſetnung des Mondes von der Erden, die Spitze des kegelförmig ablaufenden Mondſchattens unſre Erde gar nicht erreichet, oder berühret. Die Spitze des Erdſchattens nämlich, entfernet ſich mehr als 3½mal weiter vom Mittelpunkte der Erden, als des Mondſchattens Spitze vom Mittelpunkte des Mondes. Wenn nun das obige geſchieht, daß nämlich die Spitze des Mondſchattens die Erde nicht berührt, ſo ſieht man eine ſogenannte Ringfinſterniß; da nämlich die Sonne nicht völlig bedeckt wird, ſondern ringsum einen hellen Ring behält: und dergleichen Finſterniß werden wir dieß Jahr ſehen. Endlich umgiebt den völligen Mondſchatten, wenn er die Erde trifft, noch ein andrer dunkler Flecken, der viel größer iſt, und der Halbſchatten genennet wird. Dieſer iſt rings um den Mittelpunkt am dunkelſten, verliert ſich aber allmählich, je mehr er ſich davon entfernet. Soviel von den Finſterniſſen überhaupt.

Die berühmteſten Männer haben ſich in dieſem Jahrhunderte bemühet, die größten Sonnenfinſterniſſe, durch Rechnungen und Zeichnungen vorher begreiflich zu machen. Dieſes haben von den Finſterniſſen von 1715 und 1724 Halley und Whiſton gethan. Der ſel. Profeſſor Haas, gab 1716 von der im vorigen Jahre erſchienenen, auch eine Charte, nebſt einer Erklärung auf drittehalb Bogen heraus. Der ſel. Profeſſor Hauſen allhier, ließ in den T. VIII. Supplem. Sect. VIII. Actor. Erud. eine mühſame Rechnung über die Finſterniß von 1724 einrücken: und ihm folgte bey der Finſterniß von 1733, Herr Profeſſor Boſe zu Wittenberg. Von der bevorſtehen-

Dieſer Auflagen Wiſſenſchaft haben wir alleine von Fabricio, der anmerket, daß die erſte davon Kayſer Maximiliano I. zugeſchrieben, und einige Exemplare auf Pergament abgedrucket worden. *Fabric.* Bibl. Lat. T. 2. p. 216.

Durch Zachariam Müntzer, nebſt dem Floro, Franckf. 1568. fol.

*Titus Livius und Lucius Florus von Ankunfft und Urſprung des Römiſchen Reichs, der Römer Herkommen, Sitten, Weisheit, Erbarkeit ꝛc. auch von allerley Händeln und Geſchichten ꝛc. Jetzund auf das neu aus dem Latein verdeutſcht und mit ſchönen Figuren gezieret; deßgleichen vorhin in Druck nie ausgangen. Straßburg 1574. fol.

Der Verleger, Theodoſius Rihel, ſagt in der Zuſchrift an Kayſer Maximilian II. er habe etliche alte Hiſtoricos in unſre deutſche Sprache durch gewiſſe gelehrte und taugliche Männer verdollmetſcht und gedruckt, und den Livium, als den fürnehmſten und bequemſten zur Uberſetzung, zu erſt erwählt. Er gedenket auch mit Nahmen eines Kayſerlichen Privilegii über dieſen Livium und ſeinen deutſchen Joſephum, den Hieronymus alterum quaſi Livium genennet hätte.

LVCANI
Pharſalia.

*Herren Veit Ludwigs von Seckendorff politiſche und moraliſche Diſcurſe über M. Annäi Lucani drey hundert auserleſene lehrreiche Sprüche; und deſſen heroiſches Gedichte,

stehenden Bedeckung der Sonnen des itzigen Jahres hat uns nun Herr Lowitz, zum voraus durch diese Charten unterrichten wollen. Er hat darinn diese merkwürdige Himmelsbegebenheit so vorgestellet, wie sie sich nach obigen Begriffen theils auf der ganzen Erde, theils aber auch in Europa verhalten wird. Sodann ist noch beygefüget, wie sie sich insonderheit zu Berlin, Nürnberg, Petersburg und Rom zeigen dörfte. Um dieselben denen, die keine Sternwissenschaft verstehen, brauchbar u. verständlich zu machen, hat er noch einige Sachen zu erklären nöthig geachtet.

Auf dem ersten Blatte kommen vier gelbgemachte Halbkugeln vor, davon die oberste, ohne eingezeichnete Länder, das Fundament der ganzen Vorstellung enthält. Sie führt den Titel: Projectio Orthographica, oder Verzeichniß der Erde, wie sie einem in einer unendlichen Weite vorkommen würde. Das Auge des Beobachters wird in derjenigen Linie gestellet, die aus dem Mittelpunkte der Erde in den Mittelpunkt der Sonne geht, so weit von der Erde, als zu der Zeit der Mond von ihr stehen wird. Alles was wir also auf dieser Halbkugel sehen, das hat vollen Tag, und die hintere Seite hat Nacht: der Umfang derselben aber trennet beyde.

Aus den hasisch-homannischen Landkarten ist die Breite eines jeden Ortes auf der Erde bekannt. Z. E. Petersburg liegt auf dem 60 Grad nordlicher Breite. Dieser Ort bewegt sich also auf dem Zirkel der Erdkugel der mit 60 bezeichnet ist, in 12 Stunden durch diese Halbkugel, von Abend gegen Morgen. Doch wir können dem Hrn. Verf. in Ermangelung der Figur, hier nicht in allem folgen. Man wird uns einigen Glauben

ben beymessen, daß er die Sache sehr schön und deutlich erkläret, wenn man nur zuvor mit den geographischen Zirkeln bekant ist. Wir wollen lieber etwas hersetzen, das sich ein jeder auf seiner eigenen Landkarte vom Globo, oder von Europa, mit einem Bleystifte wird anmerken können.

Der Mittelpunkt des Halbschattens (denn da in der künftigen Finsterniß der wirkliche Schatten die Erde nicht erreichen wird, so vertritt dieser seine Stelle) wird am nächsten 25 Jul. auf der Erdkugel zuerst in eine Gegend von Canada, im nordlichen Amerika einrücken; woselbst die Sonne gleich früh, vollkommen verfinstert aufzugehen scheinen wird. Der Halbschatten aber reichet zu der Zeit nicht nur bis Quebeck am Ausflusse des Laurenzflusses, sondern bis über halb Europa; indem die Finsterniß zu Tornea in Schweden, Abo in Finnland, zu Warschau und Cracau, Tunis in Afrika, u. s. w. ihren Anfang nimmt. Zu Copenhagen, Berlin, Nürnberg und Salee in Afrika, ist sie dann schon zwey Zolle groß, zu Paris aber schon vier Zolle stark u. s. w.

So bewegt sich nun der Mittelpunkt des Halbschattens über das hohe Meer, durch Schottland, über die Nordsee, nach Deutschland; berühret darinnen Hamburg, Berlin, Glogau, Breslau, u. Cracau, und geht über den Ausfluß der Donau, ins schwarze Meer.

Soviel mag von diesem an sich kleinen Werke zur Nachricht genug seyn. Die Karten selbst aber, werden denen, die solche Sachen lieben, eine völlige Gnüge thun, weil sie alles sehr schön und deutlich vor Augen stellen, und einen wahren Begriff von dem Weltgebäude erwecken können.

VIII.

VIII.

Nachricht von einem geographiſchen Werke, welches eheſtens ans Licht treten ſoll.

Es arbeitet dermalen der hochfürſtl. brandenb. bareuth-kulmbachiſche Hofrath, Herr Carl Chriſtian Schramm, an einer neuen europäiſchen Staats- und Reiſegeographie, welche nach und nach in beſondern Abtheilungen, dem Vaterlande und zugleich den Reiſenden, zu beſonderm nützlichem und angenehmem Gebrauche mitgetheilet werden ſoll; und davon künftige Michaelmeſſe 1748 g. G. in Görlitz, in dem Verlage der Richteriſchen Compagnie, die Abhandlung des Königreichs Böhmen, des Markgrafthums Mähren, des Herzogthums Schleſien, und derer Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz den Anfang machen wird.

Die Einrichtung aber iſt alſo beſchaffen, daß der geneigte Leſer mit Nutzen und Vergnügen dieſer Arbeit entgegen ſehen kann. Anfangs wird ein jedes Königreich, Land, Provinz u. ſ. f. in fünf beſondern Abſchnitten nach denen neueſten Verfaſſungen erörtert werden; als: 1) nach der geographiſchen Beſchaffenheit, wohin die Größe, Lage, Grenzen, Eintheilungen, Flüſſe, u. ſ. f. gehören. 2) Nach der phyſikaliſchen Kenntniß, dahin die Fruchtbarkeit, Gebirge, Wälder, Bergwerke, verſchiedene Metalle, warme Bäder, u. ſ. w. gerechnet werden. Zu der

3) und

3) und politischen Beschaffenheit gehören die Einwohner, Sprache, Religions- Kirchen- Schulen- und übrige geistliche Verfassungen; der politische Zustand der Regierungen, Universitäten, Gerichte; die Kammer- Justiz- und Policey- Militar- Post- und Commercien- auch Münzverfassungen, die Gesetzbücher, Beschaffenheit des Adels, der Ritterorden, u. s. f. Die 4) und historische Abtheilung enthält die Benennung, historische Verfassung des Landes, dessen Schicksale, Kriegsunruhen, Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, Wapen, u. s. f. wozu die hieher gehörigen brauchbarsten Schriften gesetzet werden.

Endlich liefert 5) die topographische Beschaffenheit in alphabetischer Ordnung, die merkwürdigsten Städte jedes Landes, insbesondere nach Entfernungen, Poststraßen, Lagen, Benennungen, Beschaffenheiten, Thoren, Brücken, Schlössern, Kirchen, Schulen, Klöstern, Hospitälern, Zeughäusern, Universitäten, Bibliotheken, Naturalien- und Raritäten- Cabinetten, und darinnen befindlichen Sehenswürdigkeiten; die Stadtregimentsverfassungen, Freyheiten und Vorrechte, Statuten und Gesetzbücher, Rathhäuser, Wahrzeichen, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, Nahrungsmittel und Handlungsarten, auch besonders die zu jeder Stadt nöthigen historischen Schriften, nebst dahin gehörigen Urkunden, Documenten u. s. f.

Die künftigen Theile, von denen alle Oster- und Michaelsmessen einer geliefert werden soll, beschreiben auf gleiche Art, 2. den österreichischen, bairischen und fränkischen, 3. den schwäbischen und oberrheinischen,

niſchen, 4. den Churfürſten- und weſtphäliſchen, 5. den niederſächſiſchen und den oberſächſ. Kreiß, worauf 6. Portugall und Spanien, 7. Frankreich, Engelland, Schott- und Irrland, 8. Die Niederlande und die Schweiz, Italien, Dännemark, Schweden und Preußen, auch Pohlen und Rußland abgehandelt. 9. Endlich aber mit Ungarn und der europäiſchen Türkey beſchloſſen, und ſodann das ganze Werk mit einem nöthigen geographiſchen, wie auch hiſtoriſchen Hauptregiſter verſehen werden wird.

* *

VIII.

Verzeichniß der Landkarten, Städte im Grunde und Proſpecte, auch der vornehmſten europäiſchen Höfe Stamm-Bäume, ſo alle von Matthäo Seuttern, Sr. römiſch kaiſerlichen Majeſtät Geogr. in Augſpurg verfertiget zu haben ſind. *

1.

Coloſſus Monarchius. 2. Alle Päbſte ſeit dem 17 Jahrh. 3. Alle Könige ſeit dem 17 Jahrh. 4. Alle Churfürſten und Fürſten. 5. 6. Ordnung und Stände des heil. röm. Reichs, ſo von Kaiſ. Otto dem

* Da mir erſuchet worden, beygehendes Verzeichniß von des berühmten Herrn Seuters zu Augſpurg Arbeiten bekannt zu machen: ſo haben wir kein Bedenken getragen, ſolche zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehörige Sachen, hier einzurücken.

dem III. eingesetzt. 7. Der kaiserl. Stammbaum. 8. Der königl. Schwed. und Churpfälz. 9. Der königl. Dänische. 10. Der Churfürstl. Braunschw. Lüneburg. 11. Der königl. Preußische. 12. Der Churfl. Bayrische. 13. Der Herzogl. Würtenb. 14. Der Hochfürstl. Baaden, und Durlach. 15. Der Türkische und Griech. Stammbaum. 16. Stammbaum des Stadthalters Prinzen von Oranien.

ATLAS.

1. Atlas Scholasticus a 20 Ch. 2. Atlas a 30 Ch. 3. Atlas a 50 Ch. 4. Atlas a 100 Ch. 5. Atlas mit völligem Verlag, nebst dem Titelblatte so gemalt ist, imgleichen Carmen und Dedication an Seine Maj. geograph. Einleitung latein. und deutsch.

1. Die drey Kunstkugeln. 2. Himmelskugel. 3. Erdkugel. 4. Compaß oder Windkarte. 5. Europa. 6. Asia. 7. Afrika. 8. Amerika. 9. Königr. Portugall. 10. Stadt Lissabon im Grundriß und Prospecte. 11. Königr. Spanien. 12. Madrit im Grundr. und Prosp. 13. Provinz Catalonien. 14. Barcellona im Grundr. und Prosp. 15. Insel Majorca, Minorca, Yvica, 16. Vestung und Gegend Gibraltar. 17. Königr. Frankreich. 18. Paris im Grundr. 19. Gegend um Paris. 20. Königl. Lustschloß Versall. 21. Französische Provinzien. 22. Artesien oder Artois. 23. Postkarte von Frankreich. 24. Die Insel Martinique. 25. Königr. Engelland, Schottland und Irrland. 26. Engelland allein. 27. Schottland allein. 28. Irrland allein. 29. London im Grundr. u. Prospecte. 30. Gegend um London. 31. XVII. Prov. des Burgund. Kreises. 32. X. Cathol. Prov. oder Span.

Nie-

Niederl. 33. Ostende im Grundr. u. Prosp. 34. Bisthum Lüttich. 35. Holland oder vereinigte Niederl. 36. Stadt Amsterdam im Grundr. u. Prosp. 37. VII Provinzen oder Seeland ꝛc. 38. Flandern. 39. Brabänd. 40. Stadt Brüssel im Grundr. und Prospect. 41. Herzogthum Luxenburg. 42. Stadt Luxenburg im Grundr. und Prosp. 43. Herzogthum Lothringen und Baar. 44. Herzogthum Savoyen und Piemont. 45. Stadt Turin im Grundr. und Prosp. 46. Schweizerland. 47. Italien oder Wälschland. 48. Italien, Sicilien, Sardinien, Corsica. 49. Poo-Fluß. oder Lombardie in 3 Ch. 50. Item 2 Campag. Ch. vom 1734 Jahre. 51. Herzogth. Mantua. 52. Stadt Mantua im Grundr. und Prosp. 53. Republ. Genua und Stadt im Prosp. 54. Venetianisch Gebieth. 55. Stadt Venedig. 56. Kirchenstaat und Florenz. 57. Stadt Florenz im Grundr. und Prosp. 58. Königr. Neapolis. 59. Stadt Neapolis im Grundriß und Prospect. 60. Stadt Rom im Grundr. 61. VII Kirchen in Rom. 62. Postkarte von Italien. 63. Herzogth. Mayland. 64. Stadt Mayland im Grundr. und Prosp. Plan von neu Ebenezer. 65. Mittelländische Meer. 66. Königr. Sicilien, Sardinien, Neapolis. 67. Königr. Sicilien und Malta. 68. Insel Malta. 69. Insel Sardinien. 70. Insel Corsica. 71. Deutschland in 10 Kreise. 72. Postkarte von Deutschland. 73. Fluß-Karte von Deutschland. 74. Oesterreichischer Kreis. 75. Ober-Oesterreich. 76. Unter-Oesterreich. 77. Strudel und Wirbel in der Donau. 78. Stadt Wien mit der Donau und Insel, im Grundr. 79. und Prosp. 80. Gegend um Wien. 81. Vorstädte außer Wien. 82. Her-

zogthum Steyermark. 83. Herzogthum Kärndten. 84. Stadt Clagenfurt im Grundriß und Prospect. 85. Herzogth. Crain. 86. Gefürst. Grafschaft Tyrol. 87. item Tyrol und Mayland. 88. Niederrheinischer Kreis. 89. Churfürstenthum Maynz. 90. Stadt Maynz im Grundr. und Prosp. 91. Churfürstenth. Trier. 92. Stadt Trier im Grundriß und Prospect. 93. Churfürstenth. Cöln. 94. Stadt Cöln im Grundr. und Prosp. 95. Churbayrischer Kreis. 66. Stadt München im Grundr. und Prosp. 97. Ober- und Niederbayern, oder IV. Regierungen. 98. Oberbayern. 99. Niederbayern. 100. Obere Pfalz an Bayern. 101. Stadt Regenspurg Gegend u. Prosp. 102. Erzbisthum Salzburg. 103. Vornehmste Prospect und Stadt Salzburg. 104. Obersächs. Kreis. 105. Stadt Dresden im Grundr. und Prosp. 106. Großen Hayn u. Königl. Polnische Lager bey Mühlberg. 107. Stadt Leipzig im Grundriß und Prosp. 108. Stadt Gotha und Residenz Friedenstein. 109. Landgrafschaft Thüringen. 110. Stadt Erfurt im Grundr. und Prospect. 111. Amt Dresden. 112. Niedersächsischer Kreis. 113. Herzogthum Braunschweig. 114. Stadt Magdeburg im Grundr. und Prosp. 115. Herzogth. Lüneburg. 116. Stadt Lüneburg im Grundriß und Prospect. 117. Westphälischer Kreis. 118. Herzogthum Cleve. 120. Bisthum Münster und Osnabr. 121. Fürstenth. Nassau. 122. Stadt Lüde mit dem Pyrmonter Bade 123. Fürstenthum Wetterau. 124. Brandenb. Mecklenb. Pommern. 125. Stadt Berlin im Grundr. und Prosp. 126. Churfürstenth. Brandenburg. 126. Die vornehmsten Prospecte mit 128. der Stadt Berlin,

129. Herzogth. Mecklenburg. 130. Stadt Hamburg im Grundr. und Proſp. 131. Stadt Stettin in Pommern Grundr. und Proſp. 132. Herzogth. Hollſtein. 133. Herzogth. Schleswig. 134. Herzogth. Bremen und Verden. 135. Jülich Cleve und Berg. 136. Fränkiſcher Kreis. 137. Stadt Nürnb. 138. Das Nürnberger Gebieth. 139. Nürnberger Bezirk. 140. Nürnberg. Pflegämter. 141. Fränkiſche Bezirk Lichtenau. 142. Biſthum Würzburg. 143. Biſthum Bamberg. 144. Herz. Zütphen u. Geldern. 145 Schwäbiſ. Kreis. 146. Herzogth. Würtenb. 147. St. Stuttgard im Gr. u. Proſp. 148. Durlach. Reſid. Carlsruhe. 149. St. Ulm im Gr. und Proſp. 150. St. Augſp. im Grund. 151. it. Gegend u. Proſp. zu Augſp. 152. Proſp. der Pfarrkirchen in der St. Augſp. 153. vornehmſte Gebäude der St. Augſp. 154. Proſp. aller Stadtthore um Augſp. 155. außer der St. Augſp. 156. Oberrheiniſche Kreis. 157. Rhein, Maas und Moſelſtrom. 158. Zwey Rhein. Kart. Marſch u. 159. Contramarſch der Kaiſ. und Franz. 1734. 160. Rheinſtr. von Baſel bis Straßb. 161. von Straßb. bis Worms. 162. von Worms bis Bonn. 163. Ober und Unter-Elſas. 164. St. Straßb. im Gr. und Proſp. 165. St. Landau im Gr. und Proſp. 166. St. Philipsburg im Gr. und Proſp. 167. Stadt und Belagerung Philipsburg. 168. Breisgau. 169. St. Altbreiſach im Gr. u. Proſp. 170. St. Freyburg im Gr. u. Proſp. 171. Untere Pfalz am Rhein. 172. St. Frankfurt am Mayn im Gr. und Proſp. 173. St. Manheim im Gr. u. Proſp. 174. Königreich Dänemark. 175. St. Coppenhagen im Gr. u. Proſp. 177. Schweden. 178. St. Stockh. mit dem

Nord- und Südermalm. 179. Norwegen. 180. Schonen, Halland und Blecking. 181. Moscau gegen Mitternacht. 182. und Mittag. 183. Kaiserthum Moscau 185. St. Petersb. im Gr. 185. Azoff mit völliger Relat. der Belag. 186. Seehafen Asoff. 187. Caspische Meer. 188. Liefland und Churland. 189. Großherzogthum Lithauen. 190. Königreich Preußen. 191. Königreich Pohlen. 192. St. Danzig im Gr. und Prosp. 193. Königreich Böhmen. 194. Böhmen, Schlesien, Mähren. 195. Markgrafschaft Mähren. 196. St. Prag im Gr. und Prosp. 197. Kaiser Carls IV. Bad und Prosp. 198. Herzogth. Schlesien. 198. Herzogth. Teschen. 200. St. Breslau im Gr. u. Prosp. 201. Königreich Ungarn. 202. Fürstenthum Siebenbürgen. 203. Passarowitz. Friedenschluß. 204. St. Belgrad im Gr. und Prosp. 205. St. Temeswar im Gr. und Prosp. 206. Donaustr. Griechl. Morea, Archipel. 207. Türkische Reich. 208. Griechenland gegen Mitternacht. 209. gegen Mittag Antiq. 210. St. Constantinopel im Gr. und Prosp. 211. Seehafen von Constantinopel. 212. Prosp. Gegend und Seehafen v. Constant. 213. Morea. 214. Insel Candia, oder Creta und Prosp. 215. Insel Corfu. 216. Donaustrom in 3 Karten samt dem schwarzen Meer. 217. Neu Griechenland. 218. Crimmische Tartarey in Europa. 219. Türkische Tartarey. 220. Die Ukraine. 221. Die Küste von Oran. 222. Siebenb. Moldau, Wallach. Bulgar. 223. Königr. Dalmat. Croat. Sklavonien. 224. Heilige Land. 225. Stadt Jerusalem. 227. Heilig Land antique. 228. Aegypten. 229. Persien. 230. St. Algier im Gr. und Prospect. 231. Ostindien.

dichte, genannt PHARSALIA, auf eine ſonderbare neue Manier ins deutſche gebracht, und dem lateiniſchen auf jedes Blatt gegenüber geſetzet. Leipzig 1695. 8.

Davon wollen wir mit der Zeit ausführlicher erwehnen.

OVIDII
Heroides.

* Publ. Ovidii Naſonis, des berühmten Römiſchen Poeten, Briefſe der Heldinnen, itzo zum erſtenmahl ihrer ungemeinen Anmuth und Vortrefflichkeit halber in ungezwungene teutſche Verſe überſetzt, und mit dero beygefügten Liebes- und Leidens-Geſchichten, wie auch allerhand curieuſen Anmerkungen erläutert. Leipzig 1704. 8.

Der Verfaſſer ſoll der ſonſt wohlbekannte Herr Caſpar Abel ſeyn, der aber damahls, wie er meldet, nicht geſonnen geweſen ſich dieſes Werk durch Vorſetzung ſeines Nahmens zuzueignen, weil er keine Luſt gehabt durch Bücherſchreiben bekannt zu werden.

Libri amorum.

Dieſe ſind ums Jahr 1365. auf Befehl Alberti III. Erz-Herzogs von Oeſterreich, beygenannt cum Trica, mit dem Zopfe, von einem ungenannten in ungebundene deutſche Rede überſetzet worden, und werden noch in der Kayſerl. Bibliothek zu Wien geſchrieben aufbehalten.

Nach dem Zeugniße *Petri Lambecii* de Bibliotheca Vindobonenſi Libr. II. Cap. VIII. p. 985. n. 465.

232. Westindien oder Americanische Inſ. 233. China. 234. Gr. Moguls. Reich. 234. Japonien. 236. Brasilien. 237. Insel Jamaica. 238. Insel Ceylon. 239. Kriegskarte von Deutschland des Königs Gustavi Adolphi in Schweden. 240. Landgr. Ober- und Unter-Hessen. 241. Bisthum Hildesheim. Marggr. Nieder-Lauſitz. 242. Bisthum Paderborn. 243. Herzogthum Toscana. 244. Cometstern, welcher im Jahr Christi 1742 vom 13 Martii bis auf den 15 April und noch länger gesehen worden. 245. Gegend von Frankfurt. 246. Der ganze Rheinstrom von Hrn. Capitain Michal in drey Platten bestehend, außerordentl. Gröſſe. 247. Ober und Unterelsas v. Hrn. Capitain Michal. in drey Platten bestehend, außerordentl. Gröſſe. 248. Das Graubündter Land. 249. Julianischer und Gregorianischer Calender. 250. Grafschaft Holland, Utrecht und Geldern. 251. Grafschaft Hennegau. 252. Canal zwischen Frankreich und Engell. 253. Bisthum Freisingen. 254. Bayrische Hist. Karten. 255. Erklärung der Bayr. Hist. Karten. 256. Ingria und Carelia. 257. Der Sinus Finnicus von Cronstadt bis zu der Stadt Petersburg, samt denen Lusthöfen und der Gegend von Carelien und Ingermannland. 258. Der Ladogische Canal von Schlüsselburg bis neu Ladoga, samt der Gegend v. Ingerm .u. Novogrod. 259. Der Newastrom, mit dem Ladoga-See, samt dem Ladoger-Canal und der Gegend von Karel. und Ingermanland. 260. Der lacus Ladoga und Sinus Finnicus, samt dem Ladoger Canal; wie auch ein Theil von Karel. Ingermanl. und Novogrod, samt dem Fluß Wolga. 261. Markgrafsch. Bayreuth,

Culmbach Sup. 262. Markgrafſchaft Bayreuth, Culmbach Inf. 263. Herzogthum Modena. 264. Abtey Fulda. 265. Hiſt. Karten von Deutſchland. 266. Erklärung der Hiſt. Karten von Deutſchland. 267. Rheinſtrom in 6 Tabellen extraordinäre Größe. 268. Markgrafſchaft Burgau. 269. Herzogthum Parma und Placenz. 270. Bretagne. 271. Champagne, Herzogth. Burgund. Mitt. und Mitternächtl. 272. Stadt Hannover. 274. St. und Veſtung Nienburg. 274. Stadt Celle im Grundr. 275. Dauphine. 276. Normandie. 277. Canton Zürch. 278. Bodenſee. 279. Gegend um Straßburg. 280. Herzogth. Pommern. 281. Großherzogthum Finnland. 282. Grafſchaft Namur. 283. Marggrafſchaft Meißen. 284. Stadt Trankebar und Dansburg. 285. Trankenbar und Dansburg mit der Situation. 286. Hiſtoriſch und geographiſche Beſchreibung. Die Spaniſchen Niederlande, in 24 Platten, auf ordinaire halbe Bogen-Größe.

Beſondere curiöſe Karten.

1. Africa Conſiliis celebrata. 2. Luiſiana oder Miſſiſippi. 3. Neu York, oder neu Holland. 4. Ital. Sicil. Sard. Corſica antiq. 5. Spanien. 6. Frankeich. 7. Italien. 8. Deutſchland der H. H. Auguſtiner Orden. 9. Paraguaria Provinz. 10. Oeſterreich Prov. Deutſchland Prov. derer H. H. Jeſuiter Orden. 12. Geographiſche Naturkarte. 13. Schiff-Bau-Kunſt. 14. Die Flaggen aller See-Potenzen. 15. Die Kriegskunſt. 16. Veſtungs-Baukunſt 17. Ein Städtezeiger. 18. Schlaraffenland. 19. Plan de l'Amor.

L'Amor. 20. Wapenkunstspiel. 21. Chronologische Tabelle von China in zwey Platten. 22. Neulich hat auch Herr Seutter auf die zürnerischen Specialkarten von Sachsen, das königl. pohlnische und churfürstl. sächs. allergnädigste Privilegium erhalten, daher selbige in nächsten Messen bey den Kupferhändlern, von seiner Arbeit zu haben seyn werden.

* *

IX.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Histoire de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres, Année MDCCXLVI. a Berlin chez Ambr. Haude 1748. von dieser trefflichen Sammlung allerhand schöner Stücke, reden wir nächstens weitläuftiger.

2. Ciceronis Opera Rhetorica & Orationes quae supersunt omnes, ad Exemplar Londinense editae. Berol. 1748. sumt. A. Haude. Von dieser ungemein saubern Ausgabe der alten lateinischen Schriftsteller ist nunmehr mit diesem starken Theile, der ganze Cicero geliefert worden. Der Herr Herausgeber derselben, der bisher wie Apelles hinter seiner Tafel gestanden, die Urtheile der Welt zu vernehmen, hat sich itzo in einer Vorrede gemeldet; und ist der aus andern gelehrten Schriften schon bekannte Herr M. Joh. Pet. Miller, zu Ulm. Er erklärt darinn sein ganzes Vorhaben, entdeckt seine bisher gebrauchte

Methode, und nennt die Ausgaben, deren er sich bey der Seinigen wechselsweise bedienet. Alles dieses wird verhoffentlich der Kunstrichter Beyfall verdienen: und wir hoffen nunmehr auch die übrigen classischen Schriftsteller bald auf gleiche Art zu erhalten; die Deutschland und dieser Buchhandlung so viel Ehre machen.

3. Umständliche aus zuverläßigen Nachrichten zusammen getragene Chronica, der im meißnischen Obererzgebirge gelegenen kön. churfächs. freyen Bergstadt Annaberg, nebst Urkunden I Theil in VI Stücken, und des II. Th. I. Stücke. Annaberg bey Friesen 1748. 4. der Verfasser dieser fleißigen historischen Untersuchungen ist der, sonst schon durch andre Schularbeiten bekannte, Herr M. Richter, wohlverdienter Rector der dasigen Stadtschule. Er hat auf eine recht mühsame Art, alle geistliche und weltliche Alterthümer, dieser ziemlich alten Stadt, ans Licht gezogen; und sich dabey nicht nur vorhin schon gedruckter Bücher und kleinern Schriften, sondern auch vieler noch ungedruckten Urkunden bedienet. Er theilet sehr viele von denselben im Drucke mit, und zündet dadurch nicht nur seiner Stadt Annaberg, sondern beyläufig auch andern alten Begebenheiten ein unverhofftes Licht an. Seine Schrift verdient also unter den Liebhabern der Geschichte nicht wenig Aufmerksamkeit, und es ist zu wünschen, daß er diese Arbeit glücklich hinausführen möge.

4. Herrn B. Heinr. Brockes l. weil. Rathsherrn der kaiserl. freyen Reichsst. Hamburg, physikalische und moralische Gedanken über die drey Reiche der

Na-

Kur, nebſt ſeinen übrigen nachgelaſſenen Gedichten, als des irdiſchen Vergnügens in Gott neunter und letzter Theil. Hamb. bey G. Ch. Grund, und Leipzig bey Ad. Heinr. Hollen 1748 in 8. Hier liefert man uns die letzte Sammlung Brockſiſcher Gedichte, die ſeit geraumer Zeit in Deutſchland ſo viel Beyfall gefunden haben. Man halte nun von der Schreibart und Dichtkunſt des ſel. Herrn Brockes, was man will: ſo kann man ihnen doch das Lob nicht abſprechen, daß ſie überaus viel Gutes geſtiftet, und zuwege gebracht haben. Sind andre von unſern Dichtern dem ſeligen Manne an reinem Witze, an feinem Geſchmacke, an Schönheit des Ausdruckes und Richtigkeit der Gedanken überlegen; ſo übertrifft ſie der ſelige Mann doch gewiß an Redlichkeit der Abſichten, an Liebe zur Tugend, und unſchuldigen Reizungen zu edlen Betrachtungen Gottes und ſeiner Werke in der Natur. Durch dieſe iſt er allein groß geworden, da er vielleicht durch alles übrige nur klein oder mittelmäßig geblieben wäre: und wir freuen uns darüber deſto mehr, indem wir ſehen, daß man unſrer Nation nicht eben durch ſchlüpfrige Gedanken, und durch die Reizung des Wolluſt- oder Läſterkützels allein, gefallen kann. Herr Brockes wird alſo auf einem beſondern Wege zur Unſterblichkeit gelangen. Wir haben noch einen Band von ſeinem Leben, und von Ehrengedichten auf ihn zu gewarten.

5. Herr Tobias Lobeck in Augſpurg hat herausgegeben; eine kurzgefaßte Geographie, in ſich haltend einen aneinander hangenden Entwurf aller Theile des bewohnten Erdbo-

dens,

dens, nebſt compendieuſen Landkarten, welche einen kleinen Sackatlas ausmachen. Dieſer ſo bequeme und kleine Atlas, welcher in allen Taſchen getragen werden kann, iſt bey dem Verfertiger zu finden, und hier in Leipzig in Commißion für 2 fl. mit Band und Futteral, zu haben. Er iſt in einer ſo an einander hangenden Ordnung verfaßt, daß er dem Gedächtniſſe der Jugend überaus zu ſtatten kömmt. Die Landkarten ſind nach den beſten Originalien gezeichnet, und man hat die beſten Erdbeſchreiber zu Rathe gezogen, dabey man doch, der richtigern Ordnung wegen, mehrentheils Funken gefolget iſt. Den Anfang dieſes bequemen und niedlichen Werkchens macht ein kurzgefaßter geographiſcher Unterricht von Portugall, Spanien, Frankreich, Großbrittanien, Schottland, Irrland, von den Niederlanden der Schweiz, von Italien, Deutſchland, dem öſterreichiſchen, bayriſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, niederrheiniſchen, weſtphäliſchen, niederſächſiſchen, oberſächſiſchen, fränkiſchen, burgundiſchen Kreiſe; von Dännemark, Schweden, Polen, Preußen, Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, Sclavonien, u. der europäiſchen Türkey. Hierauf folgt die Unterweiſung vom Globo, von Europa überhaupt, von Aſien, Africa, America, und den unbekannten Ländern. Dann folgen die Kärtchen ſelbſt, 29. an der Zahl, welche ſowohl, als die bey dieſem Atlas angebrachten Zierrathe, mit dem bekannten großen Fleiße, und beſondern guten Geſchmacke, einiger neuern augſpurgiſchen Künſtler verfertiget worden.

Wir

Wir wünschen daß dieſe Arbeit Beyfall finden, und dadurch der Verfertiger ermuntert werden möge, der Welt mit mehrern Früchten ſeines geſchickten Fleißes zu dienen.

6. Herr David Siegert iſt entſchoſſen, die Reden des Herrn Fleſchiers nach und nach eben ſo heraus zu geben, wie er die Ueberſetzung der ſauriniſchen Predigten geliefert hat. Die Trauerreden ſind ſchon unter der Preſſe, und werden ehſtens dieſelbe verlaſſen. Er hat ſich über alle Reden des Herrn Fleſchier ein allergnädigſtes königl. pohln. und churfürſtlichen ſächſiſchen Privilegium ertheilen laſſen.

* *

Inhalt
Dieſes VI. Bandes.

Das 1. Stück.

1. Critiſche Nachrichten zur Erläuterung der alten Geſchichte des Schweizerlandes. Seite 3
2. Glaubwürdige Nachricht von den glücklichen Wirkungen des Teerwaſſers, nebſt einigen Anmerkungen und zween Briefen, die dieſe Materie betreffen 17
3. Sendſchreiben eines ſchleſiſchen Anonymi, an Weiland Hrn. Joh Heyn, den Seelenſchlaf betreffend 29
4. Von den Reichthümern des Tempels zu Delphis, und von den verſchiedenen Raubereyen, die er erlitten 47
5. Kurzes Verzeichnis einiger öſterreichiſchen alten Dichter die in deutſcher Sprache geſchrieben haben 57
6. Ein ſchönes Gedicht vom Gewiſſen, aus dem Engliſchen überſetzt. 74

Inhalt.

7. Von dem Gebrauche der Reden bey den griechischen und lateinischen Geschichtschreibern. 77
8. Anmerkungen über die sächsischen Jahrzettel der Gebohrnen und Gestorbenen. 82
9. Gelehrte Neuigkeiten, von der Universität zu Königsberg aus dem 1747. Jahre. 93

Das 2. Stück.

1. Die Steinhenge ein alter Tempel, den brittischen Druiden wieder zugeeignet und hergestellet von Wilhelm Stuckeley. Seite 98
2. Neue Entdeckungen, die Herr Needham mit dem Vergrößerungsglase gemacht. aus dem Engländischen übersetzet. Nebst einer Nachricht von den Vielfüßlern mit Püschen, und mit Trichtern, des Hrn. A. Trembley. 114
3. Fortsetzung der Abhandlung von den ältern österreichischen Dichtern. 126
4. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande oder Sammlung aller Reisebeschreibungen. Aus dem Engländischen übersetzt. 1 Band. 143
5. Fortsetzung der Anmerkungen über des sel. Pastor Heyns Lehre vom Seelenschlafe. 158
6. Theatralische Neuigkeiten. 176
7. Gelehrte Neuigkeiten, von der Universität zu Königsberg aus dem 1747. Jahre. 188

Das 3. Stück.

1. Allgemeine Geschichte von Deutschland, durch den P Barre Seite 196
2. P. Ulrich Weißens, Benedictiners, Werk von der Verbesserung des menschlichen Verstandes. 211
3. Des Americus Vespucci Leben und nachgelassene Briefe. 226
4. Ankündigung eines neuen Kupferwerks von der natürlichen Historie aller irdischen Geschöpfe. 236

Inhalt.

5. M. Gottfried Ephr. Müllers hiſtoriſch-critiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Erſter Theil. 255
6. Probe einer neuen Ueberſetzung des Telemachs. 269
7. Güldene Aepfel in ſilbernen Schalen, oder Sinnbilder, von Joh. Andr. Pfeffeln. 400 274
8. Hierher gehörige Neuigkeiten. 270

Das 4. Stück.

1. Beſchreibung von Albury, eines Tempels der britiſchen Druiden, nebſt einigen andern. Zweyter Band. Von Wilhelm Stuckeley. Seite 292
2. Sammlung ungebundener und poetiſcher Stücke der königl. Schulen in Piemont. 316
3. Der Schauſpieler, von dem Herrn Remond von St. Albine. 330
4. Des weltweiſen Salluſtius Buch, von den Göttern und der Welt, aus dem Griechiſchen ins Franzöſiſche überſetzt, und mit philoſophiſchen und critiſchen Anmerkungen erläutert vom Herrn Profeſſor Formey. 350
5. Muthmaßliche Herleitung der Redensart, den Korb bekommen. 362
6. Schreiben eines Gelehrten aus Schleſien, an den Herausgeber dieſes Bücherſaals, wegen einiger deutſcher Alterthümer. 379
7. Hieher gehörige Neuigkeiten. 382

Das 5. Stück.

1. Verſuch über die Grundlehren des Rechts und der Sittenlehre, durch Herrn von Aube. Seite 385
2. Das irrdiſche Paradies. Ein Gedicht nach Miltons Art: abgefaßt von der Frau von B. 400
3 Herrn Johann Jacob Bruckers Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit; drittes Zehend verſtorbener deutſcher Gelehrten. 411

Inhalt.

4. Gedanken über das in Deutschland übliche Blindekuhspiel. 413
5. Des Cardinals Melchiors von Polignac Antilucrez, oder 9 Bücher von Gott und der Natur. 458
6. Herrn Christ. Friedr. Geigers Tractat von dem Erzhofmeister des Kaisers und heil. röm. Reichs. 472
7. Neue hieher gehörige Sachen. 477

Das 6. Stück.

1. Herrn Jacob Theodor Kleins natürliche Historie der Fische. Seite 481
2. Der Mensch, etwas mehr, als eine Maschine 500
3. A. M. Cardinalis Quirini, ad Virum clariss. J. Matthiam Gesnerum, Epistola, die römischen Alterthümer in der verschütteten, und nun entdeckten Stadt Herculanum, unweit Neapolis, betreffend. 551
4. Herrn Christian Gottlob Stöckels Gedichte 529
5. Schreiben an die Verfasser des neuen Büchersaals, wegen des Herrn P. Barre allgemeiner Geschichte der Deutschen nebst der Antwort. 542
6. Kurze Erklärung über zwo astronomische Karten von der Sonnen- oder Erdfinsterniß den 25 Jul. 550
7. Nachricht von einem geographischen Werke. 542
8. Verzeichniß der Landkarten, Städte im Grund und Prospect, auch der vornehmsten europäischen Höfe Stammbäume von Herrn Seutern in Augsp. 559
9. Neue hieher gehörige Sachen. 567

Folgende wenige Druckfehler beliebe der geneigte Leser zu verbessern.

Auf der 288sten Seite in der dritten Zeile vom Ende ließ Herostratus, für Demetrius.

Auf der 198sten S. in der zehnten Zeile, ließ Gottbelf für Burt. Gottlieb.

Ende des VI. Bandes.

Metamorphoſeon libri XV.

Verdeutſcht durch **Albertum von Halberſtadt** um das Jahr 1210. auf Befehl **Hermanns**, Landgrafen in Thüringen, und gedruckt zu Maynz 1545. fol.

Dieſer **Hermann von Thüringen** wird für einen groſſen Gönner der deutſchen Reimkunſt von den Scribenten angegeben. Um das Jahr 1180. überſetzte einer, Nahmens **Henrich von Veldecken**, des **Virgilii Aeneidem** in deutſche Reimen, davon noch ietzo eine alte Abſchrifft auf der Fürſtlichen Bibliothek zu Gotha auf Papier geſchrieben in fol. aufbehalten werden ſoll. Man ſehe **Wilh. Ernſt Tentzels** Hiſt. Goth. Suppl. II. Sect. I. p. 507. und deſſen Monatl. Unterred. 1691. p. 924 ſq. ingleichen Herrn **Eccards** Hiſt. Geneal. Princ. Sax. Sup. col. 331. Dieſes Werk iſt aber ebenfalls auf gedachten **Hermanns** Befehl zu Stande gebracht worden. Als er hernach zur Regierung gekommen, hat er eine ganze Zunft **Meiſterſänger** an ſeinem Hofe unterhalten, welche zu Zeiten einen Wettſtreit mit ihren Gedichten untereinander angeſtellet, in welchem der Uberwinder, wie ſonſt bey Turniren, eine Belohnung empfangen. S. Hr. Hofrath **Menckens** Script. rer. Germ. T. 3. col. 2036. und **Joh. Gottlob Horns Sammlungen zu einer Handbibliothec von Sachſen**, part. 7. p. 763. ſq.

Weil dieſe Uberſetzung in ſehr alten Deutſch abgefaßt iſt, und daher in neuern Zeiten ziemlich unverſtändlich geworden, hat **George Wickram von Colmar**, ein Liebhaber der freyen Künſte, die

Rei-

A
B
C
C
D
E
1/1 Rheinl. Schuch

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VII. Bandes I. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Jul. 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Juppiter ipſe,
Seu mittens pluviam, ſeu cohibens pluviam.

I.

Sentimens d'une Ame penitente, ſur le Pſeaume Miſerere. Par Madame D*** traduits en Vers.

D. i.

Betrachtungen einer bußfertigen Seele, über den 51 Pſalm: Gott ſey mir gnädig nach deiner Güte ꝛc. Durch die Frau D*** in Verſen. 4to.

An dieſem Werke iſt alles ſchön, vortrefflich und erhaben. Es iſt ein wahres Kleinod unſerer Zeiten; und die Nachwelt würde unſern Geſchmack billig in den Verdacht der Barbarey ziehen, wenn wir ihr keine Spur in unſerm Tagebuche hinterließen, daß wir es mit derjenigen tiefen Verehrung aufgenommen, die man erhabenen Seelen ſchuldig iſt. Es iſt eine Anmerkung, die ſchon von den größten Kunſtrichtern gemacht worden, daß die Religion der ſchönſte Stoff zur Dichtkunſt ſey; und daß ſich an die geiſtliche Poeſie nur die größten Geiſter und auserleſenſten Federn wagen ſollen. Wir halten es, und zwar

mit gutem Grunde, für eine Verwägenheit, wenn ein mittelmäßiger Kopf, seinen noch mittelmäßigern Kiel mit dem Lobe eines Helden beschäfftiget, dessen große Thaten auch den Griffeln der größten Dichter und Redner gnugsam zu schaffen machen würden. Mit was für Augen soll man denn einen Sterblichen betrachten; der mit unberedten Lippen und übelgestimmten Seyten, ein Gespräch mit dem Herrn des Weltgebäudes unternimmt, oder sich an das Lob desjenigen wagt, der die Quelle der Wahrheit und des Verstandes ist? Nichts ist billiger, als daß zu dem edelsten Gebrauche auch die erhabensten Fähigkeiten angewendet werden: und daß die Ehre desjenigen, dem wir die großen Seelen und die trefflichsten Geister zu danken haben, auch von ihnen unter den Bürgern dieser Welt ausgebreitet werde; indem bey ihnen die Andacht die Dichtkunst erwecket, und die Dichtkunst die Andacht erhebet. Wir hoffen unsern Lesern nicht zu misfallen, wenn wir ihnen von dieser Materie die Gedanken eines derer berühmten Männer mittheilen, die an dem engländischen Aufseher, oder Guardian gearbeitet haben. S. die 361 S. des I Th. der deutschen Ausgabe.

„Alle Gattungen der Gedichte, heißt es, sind „angenehm; die heilige Dichtkunst aber, sollte „unser hauptsächlichstes Ergetzen seyn. Die andere Dichtkunst führet uns durch beblümte Wiesen „oder schöne Gärten; sie erquickt uns mit kühlenden Lüften, oder schmackhaften Früchten; sie schläfert uns mit dem Murmeln der Wasser, oder mit „dem Gesange der Vögel ein; oder sie leitet uns

„nach

„nach Hofe, oder ins Feld; sie setzt unsre Einbil-
„dungskraft mit Zepter und Kronen, schlagenden
„Kriegsheeren, oder mit Helden in Erstaunen, die
„in geschliffenem Stahle glänzen. Die geistlichen
„Gedichte hergegen scheinen uns in einen heiligen
„und prächtigen Tempel zu leiten. Sie umgeben uns
„mit allem, was heilig und göttlich ist: sie setzen
„noch eine angenehme Ehrfurcht und Ehrerbiethung,
„zu allen den reizenden Bewegungen hinzu; die
„wir von andern Gedichten empfinden: eine Ehr-
„furcht, und Ehrerbiethung, die uns erhebet, weil
„sie heiliget..... Daß man von der geistlichen
„Dichtkunst größern Nutzen schöpfen könne, als
„von allen andern, das ist unstreitig; allein ist sie
„auch fähig, ein so auserlesenes Vergnügen zu er-
„wecken? kann sie nur hauptsächlich die Aufmerk-
„samkeit der Alten und Ernsthaften fordern? muß
„man sie nur allein des Sonntags lesen, und in Cor-
„duan binden lassen? oder kann sie auch die Hoch-
„achtung junger, lustiger und glücklicher Leute an
„sich ziehen....? Diejenige Dichtkunst macht uns
„das meiste Vergnügen, die uns am meisten rüh-
„ret; und diejenige rühret uns am meisten, die
„von einer Sache handelt, die uns am meisten an-
„geht. Was aber geht uns wohl mehr an, als
„dasjenige, bey dessen Gedanken so gar die Welt
„wegfällt, und alle ihre Herrlichkeit verschwindet?
„Alle andere Poesien muß man vor der Pforte des
„Todes fahren lassen; diese allein kann mit uns in
„die Ewigkeit gehen. Sie wird eine Besserung,
„nicht aber eigentlich zu reden, eine gänzliche Stö-

„rung von dem Umgange mit den Cherubinen und „Seraphinen erdulden. Man wird ihrer auch ge„denken, wenn man die Sonne und den Mond „vergessen haben wird. Sie wird niemals sterben, „sondern, wofern ich so reden darf, das Maaß „der Ewigkeit, und der lobenswürdige Eifer nach „Ehre im Himmel seyn. „

Wir hoffen durch diesen kurzen Auszug einer vortrefflichen Abhandlung, die Gemüther unserer Leser vorbereitet zu haben, die Nachricht, so wir ihnen von dem vor uns habenden Bußgedichte geben werden, mit derjenigen Ehrerbiethung anzunehmen, die man demselben auf alle Art schuldig ist. Das menschliche Herz ist niemals erhabener, als wenn es sich vor seinem Schöpfer demüthiget. Alsdann scheint es sich zu einer Größe zu schwingen, die über alle andere Größen, die wir kennen, eben so weit weg ist, als die Ewigkeit über die Zeit. In dieser Verfassung erblicken wir unsere Dichterinn, die ihren großen Vorzügen nichts größers hätte hinzusetzen können, als dieses vortreffliche Gespräch ihres erhabenen Herzens mit Gott; wovon wir nunmehr eine nähere Nachricht geben wollen.

Dieß ungemeine Werk ist schon seinem äußern Ansehen nach, von allen seinen Mitbrüdern so sehr unterschieden, als es dieselben an seinem innern Werthe übertrifft. Es ist nämlich ganz und gar in Kupfer gestochen, und besteht aus hundert überaus saubern Platten. München ist der Ort, welcher denjenigen Künstler beherberget, den man der Ehre gewürdiget, dieses Werk der Welt bekannt zu

machen.

machen. Doch nicht ſo gar bekannt: denn wir müſſen unſern Leſern nicht verhalten, daß wir ihnen heute nicht Nachricht von einem derer Bücher geben, die in den Buchläden ihr Schickſal von dem eigenſinnigen Geſchmacke der Leſer, oder dem Eigennutze der Buchhändler erwarten müſſen. Wir machen ihnen vielmehr ein Werk bekannt, welches ſonſt vielleicht niemals zu ihrer Kenntniß gelangen würde; indem ſolches bloß von der Willkühr der würdigſten Verfaſſerinn abhänget. Und wenn wir alſo dabey nicht die Abſicht haben können, ihnen eine Luſt nach deſſen Beſitze zu erwecken: ſo haben wir doch den Endzweck dabey, daß ſie mit uns die Glückſeligkeit unſerer Zeit preiſen ſollen.

Dieſes Gedicht nun, iſt, wie der Titel bereits geſagt, eine poetiſche Umſchreibung des 51 Pſalms; oder vielmehr eine Reihe gottſeliger Gedanken, über jeden Vers deſſelben, davon über jedem Abſatze einer voraus geſtochen ſteht. Aus allen Zeilen leuchtet, nebſt einer ungehäuchelten Gottesfurcht, auch eine edle Einbildungskraft, ein vortrefflicher feiner Witz, und ein erhabner Geiſt hervor; der ſich richtig ausdrückt, weil er richtig gedacht hat; und ſchön denkt, nicht weil er ſich Mühe giebt, ſondern weil er nicht anders, als ſchön denken kann. Kurz, der geklönte Liederdichter hätte, auf alle Art, von keinem vortrefflichern Nachfolger paraphraſirt werden können: und ſo wie er der erſte und vortrefflichſte in ſeiner Art geblieben; ſo wird auch dieſe Arbeit ſchwerlich jemals eine nach ſich ſehen, die ihr gleich käme.

Der Anfang heißt ſo:

Permettés, ô mon Dieu! que l' illuſtre Prophéte
D' un Cœur vraiment contrit devenant l' Interprète,
Vous demande, pour moi, le Pardon des Péchés,
Qui par vôtre Eſprit ſaint, lui furent reprochés.
De mes lâches Tiédeurs, et de l' Indifference,
Dont (et ce n'eſt pas là, Seigneur, ma moindre Offenſe)
J' ai payé vôtre Amour, ce Don ſi precieux,
Qui, nous donnant la Paix, peut ſeul nous rendre heureux.
Ah! lorsqu' à vos Genoux, je Vous demande Grace,
Aprés tant de Péchés, je m'accuſe d' Audace;
Mais quand je reflechis, quelle eſt Vôtre Bonté,
La Confiance ſuccède à ma Timidité.
Je bannis de mon Coeur les trop vives Allarmes,
Et c'eſt mon Amour ſeul, qui fait couler mes Larmes,
Qui me fait repentir de Vous avoir trahi,
D' avoir connu Vos Loix, ſans avoir obeï.

Wir würden vor den Augen aller Verſtändigen ſträflich handeln, wenn wir es wagen wollten, dieſer göttlichen Muſe, mit heiſern Tönen nach zu ſingen. Eine proſaiſche Dollmetſchung alſo, die ſchon ihrer innern Natur nach, einem Originale vieles von ſeinem Glanze benimmt, mag denen wenigen Leſern, die des Franzöſiſchen nicht mächtig ſind, einen Schattenriß von der Stärke unſerer Dichterinn geben.

„Vergönne, o Gott! daß jener erlauchte Pro„phet ein Dollmetſcher eines wahrhaftig zerknirſch„ten Herzens werde; daß er dich, für mich, um „Vergebung derer Sünden bitte, die ihm durch „deinen heiligen Geiſt verwieſen wurden. Mit „einer niederträchtigen Laulichkeit und Gleichgültig„keit

Reimen geändert, ſeiner Meynung nach gebeſſert, ja gar ganz von neuem in Ordnung gebracht. In welcher Geſtalt ſie hernach mehrmahls gedruckt worden.

Unterdeſſen wollen wir mit Erlaubniß der Leſer ſtatt einer Probe den kurzen Eingang der Uberſetzung des **Alberti von Halberſtadt** hier anfügen.

Meiſter Albrechts Prologus hebet ſich hie alſus.

Arme und rich
Den ich williglich
Meines Dienſtes bin bereit
Zu lohne meiner Arbeit,
Vernehmend all beſunder
Die manichfalten Wunder
Die ich euch in diſen Buch ſag
Wie vor manichen alten Tag
Do die Welt gemachet ward
Die Leut wurden verkart
Und manich weyß verſchaffen
Daß Layen und Pfaffen
Unglaublich iſt,
Doch wißt ihr wol ſeit diſer Friſt
Daß Gott geſchuff Adam,
Biß zu Abraham,
Der ſine erſte Holdt
Was, daß er nie wolt
Sich niemand künd
Durch der Leute Sünd

„keit (und ach! dieſe ſind, o Herr! nicht meine „geringſten Beleidigungen) habe ich deine Liebe, die„ſes koſtbare Geſchenk, vergolten; welches, indem „es uns den Frieden giebt, uns allein glücklich ma„chen kann. Ach Herr! wenn ich nach ſo vielen „Sünden, zu deinen Füßen um Gnade flehe, ſo kla„ge ich meine Verwegenheit an. Bedenke ich „aber die Größe deiner Güte, ſo tritt die Zuver„ſicht an die Stelle der Furchtſamkeit. Ich ver„banne die gar zu heftige Unruhe aus meinem Her„zen, und meine Liebe allein preſſet mir Thränen „aus. Sie lehrt mich bereuen, daß ich dich ver„rathen habe; daß ich deine Geſetze erkannt, und „nicht gehorcht habe.„

Wen rührt nicht der Anblick eines Herzens das mit einer ſo heiligen Furcht und zuverſichtlichen Liebe gegen ſeinen Schöpfer erfüllet iſt? und wer bewundert nicht die Stärke eines Geiſtes, der ſolche ſelige Empfindungen, mit gleich edlen Schwüngen auszudrücken weis? Wie dringend und feurig ſind nicht folgende Zeilen?

Vous voïez à Vos Pieds une Ame péchereſſe,
Que Vous avez aimée avec tant de Tendreſſe,
Sans Peine, ſans Contrainte elle a pû Vous trahir,
Vous, qu'on doit ſeul aimer, et qu'elle a pû haïr.
Sans ceſſe j'ai commis de nouvelles Injures;
Je Vous ai préféré les moindres Creatures,
Un Rien, et des Plaiſirs bien ſouvent criminels;
Pour eux j'ai négligé l' Honneur de Vos Autels.
Ardent à Vous quitter, inſenſible à Vos Graces,
Je n'aimois que le Monde, et j'en ſuivois les Traces;
Je m'oubliois moi-même, et ne comptois pour rien,
Les Devoirs de l'Honneur, et ceux d'un vrai Chrêtien.

D: L. Du ſiehſt eine ſündige Seele zu deinen Füßen, die du mit ſo vieler Zärtlichkeit geliebet haſt. Ohne Mühe, ohne Zurückhaltung, hat ſie dich verrathen können; dich, den man ganz allein „lieben ſoll, dich hat ſie haſſen können! Ohne Un„terlaß habe ich neue Beleidigungen begangen; die „mindeſten Geſchöpfe, ein Nichts, und oftmals ſtraf„bare Vergnügungen, habe ich dir, o Herr, vor„gezogen. Um ihrentwillen habe ich die Ehre dei„nes Altäre vernachläßiget. Voller Begierde dich „zu verlaſſen; unempfindlich gegen deine Gnade, „liebte ich nur die Welt: ich folgte ihren Spuren; „ich vergaß mich ſelbſt, und rechnete die Pflichten „der Ehre, und eines wahren Chriſten für nichts.“

Eben dieſelbe heilige Zerknirſchung, welche Davids königliches Herz in die Worte ausbrechen hieß: **Herr! tilge meine Sünde nach deiner groſſen Barmherzigkeit**; flößt ſeiner erhabenen Nachfolgerinn, im andern Abſchnitte folgende Zeilen ein:

Ah! Seigneur! je fremis, et mes juſtes Douleurs
M'ôtent la Liberté de repandre des Pleurs;
Interdit et confus, l' Etat, ou je me trouve,
M'empêche d'exprimer les Tourmens, que ſ'éprouve.
Seigneur! Miſericorde! aïez Pitié d'un Coeur,
Qui de Vôtre Diſgrace a ſenti la Rigueur;
Regardez en Pitié mon Ame inconſolable;
Que le Peché lui donne une Horreur véritable.
Qui puiſſe l'empêcher dans les Tems à venir,
De forcer Vos Bontés encore à la punir.
Qu'elle puiſſe le fuir par une Fraïeur ſainte,
Par l'Amour, dont pour Vous elle ſe ſent atteinte.
Qu'elle déteſte enfin. ſes Fautes, ſes Forfaits,
Qui la rendent ingrate envers Vous à jamais.

Enfin, ô mon Seigneur ! donnez-moi Vôtre Crainte,
Que du plus pur Amour mon Ame ſoit atteinte.
Pour que je puiſſe un Jour chanter avec les Saints,
Ces Graces, ces Bienfaits, que repandent Vos Mains.
Que je puiſſe avec eux d'une Voix unanime,
Célébrer le Seigneur, qui pardonne le Crime,
Et par moi-méme enfin, montrer à l' Univers,
Juſqu'ou va la Bonté du Maitre, que je ſers.

D. i. „Ach Herr! ich erzittere, und mein ge„rechter Schmerz benimmt mir das Vermögen, „Zähren zu vergieſſen. Ich verſtumme voller „Verwirrung. Mein Zuſtand verhindert mich, die „Martern, ſo ich erdulde, auszudrücken. Ach Herr! „erbarme dich! habe Mitleiden mit einem Herzen, „welches die Strenge deiner Ungnade empfunden „hat. Schaue meine untröſtbare Seele mit Er„barmen an; die Sünde flöße ihr einen wahren „Abſcheu ein, der ſie in Zukunft verhindere, deine „Gütigkeit noch einmal zum Strafen zu zwingen. „Sie fliehe das Böſe mit einer heiligen Scheu, „mit derjenigen Liebe, die ſie in ſich, gegen dich, „empfindet. Sie verfluche endlich, die Fehler, „die Miſſethaten, wodurch ſie auf ewig undank„bar gegen dich wird. Endlich, o mein Gott! ſo „gib mir deine Furcht; meine Seele werde von der „reinſten Liebe gerührt: damit ich dereinſt mit „den Heiligen, die Gnade, die Wohlthaten dei„ner Hände beſingen könne; damit ich, zugleich „mit ihnen, einhällig den Herrn preiſen möge, der „das Verbrechen vergiebt, und an mir ſelbſt der „Erden zeigen könne, wie weit die Gnade desjeni„gen Herren geht, dem ich diene.„

Mit

Mit einer eben ſo lebhaften poetiſchen Beredſamkeit drückt ſich unſere große Dichterinn über den 4ten Vers; **Denn ich erkenne meine Miſſethat, und meine Sünde iſt immer vor mir**; unter andern ſo aus:

Ah! mon Sauveur! venez ſecourir ma Foibleſſe,
Affermiſſez mon Ame, et rendez-la Maitreſſe
D'un Coeur trop inconſtant et toujours incliné,
A retourner au Crime, auquel il s'eſt donné.
Que toujours mes péchés préſens à ma Penſée,
Excitent les Remords dans mon Ame affligée.
Et que mon Repentir abaiſſant mon Orgueil
Je puiſſe Vous louer juſque dans le Cercueil.
De ce que Vous avez encor daigné m'attendre,
Et me forcer enfin Vous-même à Vous entendre.

Quoi? ſe pourroit-il donc mon Dieu, mon Createur!
Que de Vous offenſer j'aye encor le Malheur?
Après tant de Bienfaits, tant de Graces céleſtes
Pourrois-je retomber dans les Erreurs funeſtes,
D'ou vient de me tirer Vôtre ſecours divin?
De retourner au Crime aurois-je le Deſſein?
Quoi? je pourrois encor Vous déclarer la Guerre?
Moi? qui devant mon Dieu, ne ſuis qu'un Ver de Terre?
Helas! dans mon Néant qui peut me ſoutenir;
Si je force moi-même un Dieu, de me punir?

D. i. „Ach mein Erlöſer! komm, hilf meiner „Schwachheit. Stärke meine Seele, und mache „ſie zur Beherrſcherinn eines unbeſtändigen Her„zens, das ſtets geneigt iſt, zu dem Laſter wieder zu „kehren, dem es ſich ergeben hat. Meine Sünde „ſey meinen Gedanken ſtets gegenwärtig; ſie erwe„cke in meiner betrübten Seele die Reue: und wenn „mein Stolz durch die Buſſe niedergedrückt worden,

„ſo

„ſo laß mich dich bis in mein Grab loben, daß du „mich noch erwarten, und endlich mich ſelbſt zwin„gen wollen, deine Stimme zu hören.

„Wie? mein Gott! mein Schöpfer! ſollte ich „wohl ſo unglücklich ſeyn können, dich noch einmal „zu beleidigen? Sollte ich, nach ſo vielen Wohl„thaten und himmliſchen Gnadengaben, wieder in „die ſchädlichen Irrthümer zurückfallen können, aus „denen mich dein göttlicher Beyſtand gezogen hat? „Sollte ich den Vorſatz haben können, mich wieder „zum Laſter zu kehren? Wie? ſollte ich dir noch „einmal den Krieg ankündigen? Ich? die ich ge„gen meinen Gott nur ein Erdenwurm bin? Ach! „wer könnte mich in meinem Nichts erhalten: wenn „ich ſelbſt einen Gott zwänge, mich zu ſtrafen! „

Und wie viel Vorzüge hat das Seytenſpiel unſerer chriſtlichen Dichterinn, vor der Harfe jenes jüdiſchen Königes; wenn ſie mit der gewiſſen Erkenntniß, die wir dem Evangelio zu danken haben, ſich an denjenigen Erlöſer wendet, den David nur durch die Ahndung einer göttlichen Eingebung, durch einen dunkeln Flor vorher vermuthete?

Enfin, mon Dieu! daignez ne point compter Vos Graces
Sur le peu que merite un Coeur rempli de Glaces.
Mon Coeur ne peut jamais mériter Vos Bienfaits;
Il eſt coupable, ingrat, et rempli de Forfaits;
Que Vôtre ſeul Amour Vous ſerve de Meſure!
Lui, qui Vous fit de l'Homme adopter la Nature,
Qui Vous a fait ſouffrir des Affronts ſi cruels,
Par qui ſeul ſont abſous juſqu' aux plus Criminels.

D. i. „Endlich, mein Gott! so zähle deine Gnadengaben nicht nach demjenigen ab, was ein mit „Eis erfülltes Herz verdienet. Mein Herz kann „deine Wohlthaten nicht verdienen; es ist sträflich, „undankbar, und voller Missethaten. Bloß deine „Liebe sey dein Maaßstab; die Liebe, die dich bewog „die menschliche Natur anzunehmen, die dich solche „grausame Beschimpfungen erdulden hieß, und „durch welche auch die größten Verbrecher freyge„sprochen sind.„

Wir müßten das ganze Werk abschreiben, wenn wir hier alle schöne Stellen desselben bemerken wollten; und also brechen wir lieber ab. Wir glauben zwar, daß nunmehr unsere Leser sehr begierig seyn werden, den Namen und Stand dieser Verfasserinn zu wissen. Wir können, und dörfen ihnen aber hiervon nichts zuverläßiges sagen. Indessen wollen wir ihnen doch melden, daß man auf dem Fußgestelle des sehr wohl gerathenen Titelkupfers, gleichsam im Nebel und dunkeln Schatten, die Buchstaben M. A. R. P. E. erblicket. Irren wir uns in unserer Ahndung nicht, und dörfen wir uns erkühnen, unsern Muthmaßungen freyen Lauf zu lassen; so errathen wir hier eine Verfasserinn, die am Stande nicht minder über die meisten Menschen erhaben ist, als an Fähigkeit des Geistes; welche mit einer Hand, die zu Kron und Zepter gebohren ist, es sich nicht für eine Schande hält, den Griffel zum Lobe des Königes aller Könige zu führen; die in ihrem Gebethe und Flehen gegen Gott, so inbrünstig ist; als ob sie es nicht wüßte, daß ganze Landschaften

für

für ihr Wohlſeyn flehen: und die gleichwohl den Einwohnern dieſer Provinzen ſo gnädig und leutſelig begegnet, als ob ihr Wohlſeyn ganz allein von deren Gebeth abhienge. Kurz, es ſcheint ims dieſelbe erlauchte Dichterinn zu ſeyn, aus deren Feder folgendes Singgedicht an den König gefloſſen: ein Stück, welches eine italiäniſche Academia de gli Arcadi, bewogen, dieſe Meiſterinn der Dichtkunſt in zwoen ausländiſchen Sprachen, als die letzte und gröſßte Ehre, ihrem berühmten Orden zum Mitgliede beyzugeſellen.

CANTATA

Per il terzo d'Agoſto, Giorno di Nome di Sua Maeſta, il Rè di Polonia, Elettore di Saſſonia, compoſta dalla Sua umiliſſima figlia e ſerva

MARIA ANTONIA.

Grande Auguſto, ricevi
Frà tanti ardenti voti,
Che in tal giorno per Te s'alzano al Cielo,
D'una Tua Figlia ancor gli umili accenti.
Scuſa l'ardir, che il core
Sprona il labbro, a cantar i tuoi gran preggi.
Ma che ſò? Come mai
Potrò de merti tuoi
Degna lode trovar, io, che non ſono
Capace a verſegiar; che del Parnaſſo
Non ebbi mai l'ingreſſo?
Ahi, che queſto penſier muta mi rende.

Vengo de detti miei
A chiederti pietà. Scusa quei versi,
E sol rimira il core
Pien d'ossequio per Te, e pien d'amore.

Jo non sò trovare accenti,
Adorato Genitore!
Ond'io possa a Te del core
Tutti i voti palesar.
Deh! Tu stesso in quei momenti,
Legi-e spiega nel mio petto,
Questo tenero rispetto,
Che il mio cor non sà spiegar.

Sì, legi nel mio core
I voti, che per Te sparge quest'alma,
Che la mia deboleza
Sforza il labbro a tacer. Mà tu che sai
Con qual rispetto io T'amo,
Facilmente potrai
Il mio silenzio interpretar. Timore
E' quel che mi tratien. Mà pur Ti chiedo
In questo giorno un dono;
Ch'in un dì si felice
Sò, che nulla si niega;
Dunque spero ottener quel che dimando.
La mia felicità sì ne dipende,
Che non puoi ricusar al cor divoto,
Quel ch'é dell'alma mia unico voto.
Deh! non negarmi, O Sire!
Il Tuo Paterno amore:
Questo è il dono, che a Te chiede il mio core.

Sì,

Sì, queſto è'l ſolo dono,
Che fà contenta l'alma,
Queſto di dolce calma
Sol riempiſce il ſen.
Se mi dai queſto, io ſono
L'alma più fortunata;
Che mai poſſa eſſer nata,
In ſul vaſto Terren.

* *

II.

Entwurf der hiſtoriſchen Zeichnung,

oder Schilderey, von dem Urtheile des Herkules, nach dem Prodikus, aus Xenophons 2ten Buche der Merkwürdigkeiten Sokratis.

Potiores
Herculis aerumnas credat, ſacrosque labores
Et Venere, et coenis, et plumis Sardanapali.
Juvenal. Sat. IV.

Aus dem Engliſchen des Grafen von Schaftsbury in ſeinen Characteriſtic's of Man etc. im III Bande, überſetzt von Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf.

Vorbericht.

Da unſer Bücherſaal, neben den ſchönen Wiſſenſchaften, auch den freyen Künſten, darunter man billig die Malerkunſt zählet, gewidmet iſt: ſo hat uns allezeit der Entwurf zur hiſtoriſchen Schil-

derey, von dem Urtheile des Herkules, den der große Schaftsbury gemacht, ein solches Stück zu seyn geschienen, daraus Liebhaber der Malerkunst sehr viel Vortheil ziehen könnten. Die historische Malerey ist ohne allen Zweifel diejenige, welche die größte Fähigkeit und Einsicht eines Künstlers erfodert. Gesichte, Blumen, Gebäude, Landschaften, Früchte, Tischgeräthe und Gefäße, Thiere, Vögel, u. d. gl. zu malen, ist freylich etwas schönes, wenn es von einer Meisterhand geschieht. Allein Begebenheiten, Sitten, Gemüthsbewegungen, Handlungen, und Gewohnheiten alter und neuer Zeiten zu schildern, das, das ist das wahre Meisterstück dieser Kunst. Hierzu braucht aber ein Maler auch mehr Wissenschaft, Kenntniß der Geschichte, Alterthümer, und Sitten der Menschen; mehr Nachdenken und Einbildungskraft, als mancher sonst großer Gesicht- oder Blumenmaler sich einbildet. Wir haben es also mit vielem Danke ergriffen, als obgenannter vornehmer von Adel uns diese vortreffliche Anleitung, so wie er sie aus dem Englischen übersetzt, zu unserm Gebrauche, gütigst überlassen. Wir theilen dieselbe unsern Landesleuten zu Vergrößerung ihrer Einsicht, in diese schöne Kunst, und zu Verbesserung mancher schlechten Urtheile, mit, welche von eingebildeten Kennern von Bildern, oft gefället werden. Vielleicht werden auch viele Angeber und Erfinder historischer und emblematischer Zeichnungen hier manchen Unterricht finden, den sie nicht überall würden angetroffen haben.

Die ſich verſenket hetten,
Was ſie do thetten.
Sie betten an die Abgötte
In der Teuffel Gebotte
Stunden ſie gemein
Holtz und Stein
Ihr Opffer ſie brachten
Die Stummen unbedachten
Hattens an den Meren
Daß de von Göttẽ wären
Sie waren unverſunnen
Und glaubten an die Brunnen
Und an die Bäum in den Wald
Deß müſte ihr Gewalt
Der teuffeliſche Meiſterſchaffe
Der an ihn wiſſet ſeine Krafft
Durch mancherhand Peine
Wann ſie waren ſeine
Deß mocht er ſicherlich
Er erließ es der Welt nicht
Wann do war groß ſein Geſuch
Der Sinne an diſen Buch
In rechten hat gefliſſen
Der erſt iſt, ſolt ir wiſſen
Entweder diſer Zweyer
Weder Schwab noch Bayer,
Weder Thüring noch Frank
Deß laß ich euch ſeyn zu Dank
Ob ir fünden in den Reimen
Die ſich zu nander leymen
Falſch oder unrecht,
Wann ein Sachs heißt Albrecht

Das Urtheil des Herkules.

§. 1.

Ehe wir zu der Unterſuchung unſers hiſtoriſchen Entwurfs ſchreiten, iſt es nöthig anzumerken, daß wir bey dem Worte Schilderey (Tablature), für welches wir außer der allgemeinen Benennung der Gemälde (Picture), keinen andern Namen im Engliſchen haben, anzeigen: es ſey, zufolge des Grundworts Tabula, ein Werk, ſo nicht allein von einem eigentlichen Bildniſſe, ſondern auch von allen dieſen freyern Arten der Malerey unterſchieden iſt, welche von einer wirklich beſtimmten, oder von andern nicht abhangenden Art ſind: ſo wie die Feldermalerey an Wänden, Decken, Sälen, Capellen, oder andern merkwürdigen Plätzen, etwan in Kirchen, oder Paläſten.

§. 2. Wir müſſen demnach verſtehen, daß es nicht eigentlich die Beſchaffenheit oder die Figur der Tafeln, oder der Tücher iſt, wornach man das Stück oder Gemälde benennet: weil ein Werk von dieſer Art, auf jeder gefärbten Fläche, und nach allerley Figuren; entweder breit, länglicht, oder rund zuſammengeſetzt ſeyn kann. Man kann aber in einer Malerey jedem beſondern Werke den Namen der Schilderey geben, „wenn das Werk in der That „ein einzelnes Stück, an einem einzigen Orte, „und zufolge eines einzigen Begriffs, Zweckes, „und Entwurfes eingerichtet iſt; welches durch natür„liche und nothwendige Uebereinſtimmung mit ſei-

„nen Theilen, eben ſo, wie die Glieder an einem „natürlichen Leibe, ein wirkliches Ganzes zuwege „bringt.„ So, daß man von einem Gemälde, welches aus einer Anzahl Figuren, von unterſchiedlicher Stellung, und ohne alle Uebereinſtimmung und Vereinigung der Theile beſtünde, ſagen könnte: daß es nicht mehr ein wirkliches Stück, oder eine Schilderey ſey; als ein Gemälde ein Bild eines Menſchen, oder deſſen eigentliches Bildniß ſeyn könnte, welches nur die Kleider, Füße, Armen, Naſe, Augen, ꝛc., einer Perſon, aber in unterſchiedlichen Plätzen vorſtellete; ohne dieſelben nach einer wahren Proportion, Bewegungsart und ihm angehörigen Eigenſchaft einzurichten.

§. 3. Dieſe Einrichtung hat ebenfalls in geringern Arten der Malerey ſtatt. Denn, wie wir ſehen, iſt der bloße Blumenmaler verbunden, auf die Geſtalt der Blumenbänder zu ſtudiren, und ſich der gemeinen Ordnung, oder Architectur, von Gefäßen, Töpfen, Krügen, Fußgeſtellen, und anderer dergleichen Erfindungen, zu bedienen; welche als Maſchinen, eine gewiſſe wohlgeſtallte Sammlung oder Verbindung vorzuſtellen, dienlich ſind; und die dahin abzielen, ſowohl die unterſchiedenen Körper und Gewächſe ſeiner verſchiedenen Blumen, als die mit dem Ganzen übereinkommende Zuſammenſtimmung der Farben einzurichten: als welches allein fähig iſt, ſein Werk des Namens einer Zuſammenſetzung und eines Hauptſtückes würdig zu machen.

§. 4. So viel mehr iſt demnach dieſe Einrichtung bey der Hiſtorienmalerey anzuwenden, wo nicht

nur

nur Menschen, sondern auch Sitten, und menschliche Leidenschaften, vorzustellen sind. Hier muß die Vereinigung der Zeichnung mit mehrer besonderer Richtigkeit, vermöge der richtigen Regeln der poetischen Kunst beybehalten werden; womit auf allen Fall, und bey einer merkwürdigen Begebniß, in der Vorstellung die Wahrscheinlichkeit, oder scheinbare Wahrheit (welches die Wahrheit der Kunst ist), mit dem höchsten Vortheile könne behauptet und fortgeführet werden: wie wir es denn besser in dem folgenden Grundsatze zur historischen Tablatur und dem Urtheile des Herkules verstehen werden; wo er, als jung, an einen einsamen Platz gestellt wird, um seine Wahl, wegen der unterschiedenen Lebensart zu treffen; und, wie unser Historicus erzählt, von zwoen Gottheiten, der Tugend und der Wollust, angeredet worden. Von dem Ausschlage des Streits zwischen diesen zwoen, hanget eben die Gemüthsart des Herkules ab: so, daß man diesem Stüke der Historie, sowohl den Titel der Auferziehung, als der Wahl, und des Urtheils des Herkules, beylegen kann.

Das 1 Capitel.

Von der Art und Einrichtung dieses Gemäldes überhaupt.

§. 1.

Es kann diese Fabel, oder Historie, nach Beschaffenheit der Zeitordnung, auf unterschiedliche Art vorgestellet werden: entweder, als wenn sich die zwo Göttinnen, Tugend und Wollust, zu dem

Herkules gesellen; oder wenn sie ihren Streit angefangen haben; oder auch, als wenn ihr Streit bereits weit gekommen, und die Tugend ihre Sache zu gewinnen scheint.

§. 2. Der ersten Vorstellung gemäß, muß Herkules nothwendig, über die erste Erscheinung solcher wunderwürdigen Gestalten, betroffen zu seyn scheinen. Er bewundert, er betrachtet; ist aber noch nicht gefesselt, oder parteyisch. Der andern Vorstellung zufolge, ist er gerührt, getheilt, und im Zweifel. Nach der dritten ist ihm bange, er ist aufgebracht, und wird von widerwärtigen Leidenschaften zerrüttet. Die lasterhafte wendet ihre äußerste Gewalt an, ihn unter ihre Herrschaft zu bringen. Er kämpfet mit sich selbst, und bemühet sich durch alle Ernsthaftigkeit seiner Vernunft, seiner selbst Meister zu werden.

Et premitur ratione animus, vincique laborat.

§. 3. Von diesen drey Zeitpunkten ist der letztere erwählet worden, welcher der einzige von denen dreyen ist, der diese große Begebenheit sowohl, als den folgenden Entschluß des Herkules, und die Wahl eines harten und mühsamen Lebens, auszudrücken wohl dienen kann; die er nachmals unter Anführung der Tugend, zu Befreyung der Menschen von Tyranney und Unterdrückung, vornahm. Und einem solchen Stücke oder Gemälde, welches den Ausschlag, oder die Wageschale unsers abwägenden Helden vorstellet, mag mit Rechte der Titel einer Entscheidung, oder des Urtheils des Herkules, beygeleget werden.

§. 4.

§. 4. Dieſelbe Hiſtorie kann auch nach einem vierten Punkte, oder Periode, nämlich in der Zeit, wenn Herkules durch die Tugend völlig überwunden iſt, vorgebildet werden. Doch, wenn hier die Zeichen der herzhaften Entſchließung in der Stellung und dem Weſen dieſes jungen Helden ausdrücklich regieren ſollten: ſo bliebe kein Platz ſeinen äußerſten Gemüthskampf und innerlichen Streit, welches hier in der That die Hauptaction ausmacht, vorzuſtellen; wie es denn in einer Poeſie geſchehen würde, wenn ein guter Poet dieſe Sache ausführen wollte. Noch weniger bliebe auf den Fall Platz, weder für die einnehmende Redekunſt der Tugend, (welche ihren Diſcurs bereits müßte geendiget haben) noch für die einſchmäuchelnde Geſchicklichkeit der Wolluſt: welche bey geſchehenem Verluſte ihrer Sache, nothwendig misvergnügt und verdrüßlich erſcheinen müßte: ein Umſtand, welcher ihrem Charakter ganz nicht anſtünde.

§. 5. In der Grundhiſtorie, oder Fabel dieſer Begebenheit unſers Helden, iſt inſonderheit angemerkt, daß die Wolluſt ſich eilig vor der Tugend hervorgedrungen, ihr Spiel angefangen, und als die erſte vom Range mit Vorurtheil angehöret worden. Und wie dieſe Fabel ganz philoſophiſch und moraliſch iſt, ſo muß auch dieſer Umſtand als weſentlich angeſehen werden.

§. 6. In dieſer dritten Periode unſerer Hiſtorie alſo (da wir ſie, wie geſchehen, in vier auf einander folgende Stücke, oder Zeitpunkte, eintheilen), ſpricht Herkules, als ein aufmerkſamer Zuhörer, gar

nicht. Die Wollust hat geredet, und die Tugend ist wirklich im Reden. Sie ist ohngefähr im Mittel, oder gegen das Ende ihre Rede; in welchem Punkte, nach einer richtigen Redekunst, der höchste Ton der Stimme, und die stärkste Bewegung angewendet wird.

§. 7. Es ist klar, daß jeder Meister in der Malerkunst, wenn er die Wahl von dem bestimmten Zeitpunkte, nach welchem er seine Historie vorstellen wollte, gemacht hat; nach der Hand die Freyheit hat, von keiner andern Action einen Vorzug zu nehmen, als von der, die unmittelbar gegenwärtig ist, und die zu dem Augenblicke gehöret, den er beschreibt. Denn, wenn er das Gegenwärtige nur um einen Augenblick übergeht, so kann er es eben sowohl auf einige Jahre vorbeygehen. Und, dieser Rechnung nach, kann er mit eben so gutem Rechte dieselbe Figur unterschiedenemal wiederholen, und in einem und demselben Gemälde, den Herkules in seiner Wiege vorstellen, wie er mit den Schlangen ringt; und denselbigen Herkules in vollem Alter, wie er mit der Hydra, mit dem Anteus, und mit dem Cerberus ficht: welches aber einen wahren verworrenen Haufen, oder Klumpen von Stücken, und nicht ein einzelnes Ganzes, oder ein Gemälde von historischer Art, vorbilden und darstellen würde.

§. 8. Gleichwohl möchte es bey gewissen Gelegenheiten wohl erlaubt seyn, sich gewisser räthselhafter, oder emblematischer Devisen zu bedienen, um die künftige Zeit vorzustellen. Als wenn Herkules, noch als ein bloßer Knabe gesehen wird, wie

er

er eine kleine Keule führet, oder die Haut von einem jungen Bären trägt; so, wie wir öfters in den besten Antiquitäten finden. Und ob wir zwar nirgend aufgezeichnet finden, daß Herkules in seiner zarten Jugend mit seinen Händen einen Löwen getödtet hätte; so würde doch diese Vorstellung von ihm, nichts destoweniger, der poetischen Wahrheit ganz gleichförmig seyn: als welche nicht nur eine Prophezeihung, oder ein Prognosticon zuläßt, sondern auch alles voraussetzt, was auf der Helden, und großer Männer Leben und Thaten, abzielet. Ueber dieses könnte, so viel unser Vorhaben anbetrifft, insbesondere des Herkules natürliche Neigung, auch in seiner zärtesten Jugend schon, die Führung solcher Waffen, als diese, welche er nur zum Spielen führte, solche frühzeitige Merkmaale dieses künftigen Helden allein verantworten.

§. 9. Eine richtige Gleichheit mit der historischen Wahrheit, und mit der Einigkeit der Zeit und Handlung also beyzubehalten; bleibt kein anderer Weg übrig, durch welchen man möglicher Weise ein Merkmaal einiges zukünftigen Dinges, geben kann, oder den Sinn auf etwas Geschehenes zurückzurufen vermag; als wenn man solche Begebenheiten, oder Zufälle, vorstellig macht, welche in der That bestanden haben, oder doch der Natur gemäß hätten geschehen, oder sich auch in einer und derselben Zeit begeben können. Und dieses ist es, was wir eigentlich die Regel der Verbindung nennen können.

§. 10.

§. 10. Wie ist es dannenher möglich, möchte man sagen, in einem Vorhaben die Veränderung der Leidenschaft auszudrücken; da dieser Wechsel durch auf einander folgende Dinge verursacht wird; und da in diesem Falle die Leidenschaft, welche als gegenwärtig angesehen wird, eine Einrichtung des Körpers, und der Mienen erfordern will, welche von der Leidenschaft, die vorbey ist, gänzlich unterschieden bleibt? Hierauf ist zu antworten, daß, ohngeachtet des Vorzuges, oder der Macht der ersten, und unmittelbaren Leidenschaft, der Künstler doch die Gewalt hat, in seinem Vorhaben die Züge oder Fußstapfen der vorherigen, anzuzeigen; so, daß man nicht allein eine aufsteigende Leidenschaft, mit einer abnehmenden zugleich beybehalte; sondern, was noch mehr ist, eine starke und entschlossene Leidenschaft, mit einer entgegen gesetzten die bereits entkräftet, und verbannt ist. Als zum Exempel, wenn die völligen Züge kürzlich vergossener Thränen, mit andern frischen Zeichen des Traurens und Misvergnügens in einer kürzlich mit Freude überschütteten Person, in Erblickung eines Verwandten / oder Freundes beysammen zurücke bleiben, welchen man einen Augenblick vorher, als todt, oder verlohren, bedauert hat.

§. 11. Im Gegentheile kann man mit eben solchen Mitteln, die man anwendet, das Vergangene wieder eingedenk zu machen, zukünftige Dinge voraus andeuten. So, wie man sehen könnte, im Falle ein geschickter Mahler diese Historie des Herkules, zu Folge des dritten Zeitpunkts §. 1. zu unserer

ſerer hiſtoriſchen Malerey beſtimmte, und zu malen unternehmen wollte. Denn in dieſer augenblicklichen Veränderung der Action, würde Herkules, welcher in einer ausdrückenden Stellung der Unentſchloſſenheit und des Zweifels bliebe, nichts deſto weniger entdecken, daß die Stärke ſeines innerlichen Streits vorüber wäre, und daß der Sieg nun anfinge, ſich zum beſten der Tugend zu erklären. Die Umwechſelung, welche zum erſten eine ſo geheimniß-volle Bildung ſcheint, wird leichtlich eingeſehen werden, wenn man erweget: daß der Leib, welcher mehr Erſchütterung empfindet, als das Gemüth, leichtlich durch dieſes zum Ausbrechen bewogen wird; und daß das Gemüth, wenn es ſich in der Geſchwindigkeit auf einen neuen Weg wendet, und die am nächſten gelegnen und hellern Theile des Leibes (dergleichen die Augen, und Muskeln um den Mund, und Stirne ſind) aufgebracht werden, und ſich in einem Augenblicke bewegen, die ſtärkern und entfernten Theile aufbringen mögen, ſich ihnen gleichförmig zu machen, und kurze Zeit darnach ihre Stellung zu verändern.

§. 12. Dieſe unterſchiedene Wirkungen können durch die Namen, der Vorausſetzung, und Wiederholung, unterſchieden werden.

§. 13. Sollte ein Künſtler durch einige andere Manier ein anderes Theil der künftigen oder vergangenen Zeit anzubringen verlangen: ſo müßte er entweder in Vorſtellung dieſer widrigen und ungereimten Dinge, gerade wider die Geſetze der Wahrheit und Glaubwürdigkeit; oder wider das Geſetz

der Reinigkeit und Einfalt der Zeichnung, welche das wahre Wesen des Werkes ausmachen, in einem Stücke sündigen. Dieses weiset sich insonderheit in einem Gemählde aus, wenn man nothwendig im Zweifel gelassen wird, und nicht im Stande ist, bald zu bemerken, welches von denen sich deutlich folgenden Theilen der Historie, oder Action, das in der Zeichnung wahrhaftig vorgestellte seyn soll. Denn hier eben ist derselbe Fall, als in andern Umständen der Poesie und Malerey: daß das, was das vornehmste und erheblichste ist, sich unmittelbar, ohne das Gemüthe in Ungewißheit zu lassen, selbst ausweisen muß?

§. 14. Wenn jemand nach dieser Regel der Einigkeit der Zeit, einen Künstler fragen sollte, der diese Historie von des Herkules Urthel gemalt hätte: welche von denen vier oben vorgeschlagenen Zeitpunkten, er in seinem Stücke vorzustellen, die Absicht gehabt? und es geschähe, daß er nicht bald antworten könnte, es sey dieß, oder das: so würde klärlich erhellen, daß er sich niemals einen wahren Begriff von seinem Werke, oder der Historie, die er vorzubilden willens wäre, gemacht hätte. Wenn er also gleich alle andere in einem Stücke erforderte Schönheiten, als Mirakel ausgeführet, und doch in diesem einzigen gefehlt hätte; so würde dadurch allein bewiesen seyn, daß er in Wahrheit solch ein Historien-Maler, oder Künstler in dieser Art sey, welcher nicht einmal so viel verstünde, wie eine wahre Zeichnung eines historischen Stückes einzurichten sey.

NB.

Geboren von Halberſtadt
Euch diß Puch gemachet hatt,
Von Latein zu Teuſche
So vil guter Leute
An tichten geweſen iſt
Daß ſie es an mich haben gefriſt
Das will ich loſen on Haß
Daß man auch etwas
Genüſſe meiner Sinne,
In dem erſten Beginne.
Saget es wie die Welt ward
An ir nicht geſpart
Wie den Leuten geſchach
Wunders nie ich eh ſprach
Nach ihren Glauben vil
Wie das wert bis an das Zil
Daß Auguſtus zu kam
Der Zinß von aller Welt nam,
Und macht ſo gethanen Frieden
Daß man die Schwerd begunt ſchmiden
In Segen und werken ließ
Zu den Sicheln den Spieß
Da wolt geboren werden
Und erſcheinen der Erden
Chriſtus unſer Heylandt,
Von GOtt den Vater geſant
Von einer Junkfrawen geboren
Darzu ſonderlich auserkoren
Darnach vber lange Zeit
Als ich euch itzt bedeut
Auch da ſetz zu vor
Zwölff hunder Jor

NB. Würde dieselbe Frage, die instehende Action, oder das gegenwärtige Moment der Zeit betreffend, in Ansehung mancher berühmten und in der Welt sehr bewunderten historischen Malerey, aufgeworfen; so würde man sie sehr mangelhaft befinden: welches man zum Exempel bey dem einzigen Stücke vom Acteon, einer der gemeinsten Malereyen, bemerken könnte. Selten wird man eine Zeichnung von dieser poetischen Historie, ohne ein lächerliches Vorspiel der künftigen Metamorphosis sehen. Die Hörner des Acteons, welche die Wirkung einer Zauberey sind, sollten natürlicher Weise die Erfüllung dieser Handlung, in welcher die Bezauberung besteht, abwarten: weil dieses Helden Person, ehe ihn die Göttin bespritzt, keine Verwandelung erduldete. Denn, indem noch das Wasser flog, war ja seine Stirne noch gesund. In der gewöhnlichen Zeichnung aber, sieht man es auf eine andere Art. Die Hörner sind bereits ausgesprossen, wo nicht vollkommen erwachsen: und man sieht doch die Göttinn, wie sie das Wasser erst spritzet.

Das 2 Capitel.

Von der ersten Hauptfigur.

§. 1.

Dieses nun, was oben von unserer unmittelbaren Zeichnung, oder vorsehenden Malerey, gesagt worden, anzuwenden; müssen wir erstlich beobachten, in Betrachtung, daß Herkules, als die erste oder Hauptfigur unseres Stückes in der Mit-

ten

ten zwischen den zwoen Göttinnen gestellt ist, daß er durch einen geschickten Meister also gezeichnet werden müsse, daß es, wenn man auch sein Gesicht beyseite setzt, doch aus der Stellung und Wendung seines Leibes allein schon erscheinen müsse: es sey dieser junge Held noch unschlüßig in seiner Wahl. Denn darum daß er sich gegen die würdigste Göttinn wenden soll, muß er auf keine Weise gegen die andere so widrig, oder so abgesondert von ihr erscheinen; als ob er nicht dulden wollte, daß man von ihm gedenken könnte, er habe jemals eine Neigung gegen sie gehabt, oder jemals ihrer Stimme gehorchet. Im Gegentheile muß einige Hoffnung gegen diese letztere Göttinn, die Wollust, nebst einigem sichtbaren Widerwillen des Herkules übrig bleiben. Sonst würden wir ja unmittelbar von dem dritten zum vierten Zeitpunkte schreiten; oder wenigstens einen mit dem andern verwirren.

§. 2. In diesem Kampfe nun, mag Herkules entweder sitzend, oder stehend erscheinen: wiewohl es wahrscheinlicher für ihn heraus kommen würde, stehend vorgebildet zu werden; zumal in Ansehung der Gegenwart zwoer Göttinnen, und weil dieser Fall von dem Ausspruche des Paris weit unterschieden ist. Dort haben die Göttinnen ihre Sache vor ihrem Richter verfochten. Hier betrifft es den Vortheil des Herkules selbst. Es ist seine eigene Angelegenheit, welche verfochten werden soll. In Betrachtung dessen, ist er nicht sowohl der Richter, als wirklich die gerichtete Partey.

§. 3. Die

§. 3. Die ſtärkere oder herrſchende Leidenſchaft des Herkules kann entweder mit einer ſtarken Verwunderung, oder durch eine Bewunderung, welche beſonders viel Liebe bey ſich hat, ausgedrückt werden.

Ingentĩ perculſus Amore.

§. 4. Bedienet man ſich des letztern, ſo mag ſich die widerſtrebende Leidenſchaft, welche noch nicht völlig unterdrücket worden, in Mitleiden und Zärtlichkeit weiſen; welche bey unſerm Helden durch das Andenken derer Vergnügungen, und der Geſellſchaft ſeiner Jugend, welche er auf ewig bey Seite ſetzen, und verlaſſen ſoll, in Bewegung geſetzt werden. Und in dieſem Verſtande kann Herkules entweder auf die eine, oder die andere Göttinn, mit dieſem Unterſchiede ſchauen, daß wenn er auf die Wolluſt ſieht, es kaltſinniger Weiſe geſchehen muß, und als wenn er ſeine Augen mit Mitleiden zurücke wendete: indem er zugleich ſeine Bewegung und Wendung auf die andere Seite, gegen die Tugend macht.

Wenn er im Gegentheile auf die Tugend ſchauet; ſo muß es ernſtlich und mit äußerſter Aufmerkſamkeit geſchehen, indem er einiger maßen ſeine Leibesſtellung gegen die Wolluſt wendet, und durch gewiſſe Minen und Merkmaale von Bekümmerniß und Mitleiden, mit der herrſchenden und ſiegenden Leidenſchaft, entdecket, daß ihn der Ausſpruch nicht wenig koſte, den er für die Tugend zu thun, im Begriffe ſteht. Hält man es aber für beſſer, die Bewunderung zu brauchen, bloß um Herkuls herrſchende Leidenſchaft auszudrücken: ſo mag

ſich die beſtrittene Leidenſchaft auch durch eine Art von Abſcheu gegen die Vorſtellung der ſchweren Laſten und Arbeiten entdecken, die man auf dem rauhen und ſtachlichten Wege der Tugend ausſtehen muß.

§. 6. Wiederum kann Herkules vorgebildet werden, als ob er weder nach der Tugend, noch nach der Wolluſt ſieht; ſondern als wendete er ſeine Augen gegen den bergigten ſteinigten Weg, welchen ihm die Tugend weiſet; oder gegen den beblümten Weg in Thälern und Wieſen, welchen die Wolluſt ihm anweiſet. Und bey dieſen unterſchiedenen Stellungen, können dieſelben Regeln, zu Ausdrückung der Stellung, oder des unſchlüßigen Urtheiles, an unſerm tiefſinnigen Helden angewendet werden.

§ 7. Es mag aber zu der Zeichnung dieſer Figur des Herkules, in Anſehung dieſes Theiles der Hiſtorie, worinnen wir ihn genommen haben, ſo eine Stellung genommen werden, als man will; ſo iſt es gewiß, daß er ſo gezeichnet ſeyn ſollte, daß er weder durch Oeffnung des Mundes, noch durch einiges anderes Zeichen, den geringſten Zweifel hinterlaſſen ſoll: ob er rede oder ſchweige? Denn es wird unumgänglich erfordert, daß das Stillſchweigen ausdrücklich an dem Herkules bemerket werde; nicht allein, als eine natürliche Wirkung ſeiner genauen Aufmerkſamkeit, und der wenigen Ruhe, die er von dem, was zu der Zeit in ſeinem Herzen vorgeht, übrig hat; ſondern auch darum, daß er ein Anſehen von Majeſtät und Erhabenheit

von sich blicken lasse, welche einer Person anständig sind, so die Tugend vertheidiget; die durch ihre Beredsamkeit und andere Annehmlichkeiten, sich ehedessen von dem Herzen unseres verliebten Helden zum Meister gemacht hat.

Pendetque iterum narrantis ab ore.

Dieses Bild des Erhabenen in dem Reden und Bezeigen der Tugend würde ganz verlohren gehen, wenn sie zu der Zeit, da sie die gröſßte Stärke des Vortrages anwendet, durch ein unzeitiges Sprechen, Wiederreden, und Einwenden ihres Zuhörers unterbrochen zu seyn scheinen sollte. Dergleichen Zeichnung und Vorstellung würde das Widerspiel der Ordnung, der Historie und des Wohlstandes beweisen. Man kann auch nicht umhin, hier die allgemeine Ungereimtheit anzumerken, die von vielen gepriesenen Meistern im Malen begangen wird, welche in einer oder derselben Gesellschaft, oder Zusammenkunft, die nach der Historie zusammen gehöret, uns nicht nur zwey oder drey Personen; sondern viel mehrere, und bisweilen wohl gar alle auf einmal sprechend vorstellen. Dieses muß natürlicher Weise für das Auge eben dieselbe Wirkung haben, als dergleichen Unterhaltung dem Ohre machen würde, wenn wir im Stande wären, es zu hören.

Das 3. Capitel.

Von der andern Figur.

§. 1.

Nach dem, was vom Herkules ist gesagt worden, erhellet klar, was die andere von unsern Fi-

guren, die Tugend, für eine Stellung haben müsse; welche so, wie sie hier in dieser besondern historischen Periode genommen wird, mit der allerheftigsten Bewegung redend, erscheinen muß; dergestalt, wie etwan ein vortrefflicher Redner, wenn er in dem höchsten, und im beweglichsten Theile seiner Rede begriffen ist.

§. 2. Sie muß also stehend gezeichnet werden; weil es allem Scheine der Wahrheit zuwider, ja selbst wider die Natur ist, daß ein Redner, in der Hitze und in dem stärksten Eifer seiner Rede, sitzend, oder in so einer Stellung, welche eine Ruhe andeutet, gesehen werden sollte.

§. 3. Sie mag nun entweder als eine Amazoninn, mit Helm, Lanze und Kleidung der Pallas; oder als eine andere Tugend, Göttinn, oder Heldinn, mit einer offnen Hauptkrone ohne Bogen, dem wahren Alterthume gemäß, gekleidet seyn. Die Geschichte erwähnet keines Helmes, oder einer andern Rüstung der Tugend. Sie giebt uns nur zu erkennen, daß sie weder zu nachläßig, noch mit allzuvielem Fleiße und Zierathe angelegt gewesen. Wollen wir also dieser letztern Art folgen, so haben wir nichts nöthig, als ihr etwan das Schwert der hohen Regierung, oder des Obergerichts, in die Hand zu geben; als welches das wahre Kennzeichen ihrer Beschaffenheit ist, und sie, ohne Helm, Lanze, und alle andere Kriegskleidung, genugsam kenntlich machen wird. Und auf diese Art würde das Gegentheil zwischen ihr und ihrer Mitbuhlerinn viel schöner und ordentlicher ins Gesicht fallen. Allein,

lein, möchte man ſagen: es würde dieſe Schönheit bloß von den Gelehrten zu erkennen ſeyn. Vielleicht hat man recht! doch verlieren andere nichts daben; weil niemand dieſes Stück, in Anſehung ſeiner Eintheilung, unverſtändlicher finden dörfte. Es könnte ſich im Gegentheile eräugen, daß jemand wenig vom Alterthume überhaupt, oder von dieſer Hiſtorie insbeſondere wüßte, und bey ſich ſelbſt nachſinnen würde: ob er, nach Betrachtung dieſes bewaffneten Frauenzimmers, ſich ſolche, als eine Pallas, eine Bellona, oder anderes kriegeriſches Weſen; oder als eine weibliche Gottheit von dergleichen Art, vorſtellen ſollte?

§. 4. Was den Leib, das Verhalten, und die Perſon der Tugend anlanget; ſo kann alles was gewöhnlicher maßen der Pallas beygeleget wird, ganz bequem zu einem Muſter für dieſe Göttinn dienen; gleichwie gegentheils alles, was der Venus zugeeignet wird, auf gleiche Art ihrer Widerpart dienen kann. Der Geſchichtſchreiber dem wir folgen, ſtellt uns die Tugend, als eine Frau von einer gütigen, anſehnlichen und majeſtätiſchen Geſtalt vor. Und durch das, was er uns davon erzählet, giebt er uns genugſam zu verſtehen, daß ob ſie zwar weder eines hagern, noch zärtlichen Anſehens wäre; ſo müßte ſie gleichwohl durch ihre Farbe und Fleiſch zu erkennen geben, daß ſie doch zu Leibesbewegungen genugſam gewöhnet ſey. Die Wolluſt hergegen muß als ein richtiges Widerſpiel, in beſſerm Zuſtande, und mit einer zärtlichen Leibesbeſchaffenheit vorgebildet werden; welche ihre Sitten andeutet.

und ihr einen mitteln Character, zwischen der Person der Venus und einer Bachantinn beyleget.

§. 5. So viel die Stellung, oder Wendung der Tugend betrifft, ob es schon in einigen historischen Stücken, wie unseres ist, sich auf keine Weise gebühret, gleich die Zuflucht zu der emblematischen Art zu nehmen: nichts desto weniger muß man bey dieser Gelegenheit versuchen, unserer Figur, so viel möglich, die Aehnlichkeit derselben Göttin zu geben, wie man sie auf Münzen oder andern emblematischen Stücken von gleicher Art, sieht. Diesem zu Folge, sollte sie so gezeichnet seyn, als ob sie mit ihrem vollen Gewichte auf einem Fuße stünde, und den andern etwas vorwärts auf einem zerbrochenen Stücke felsigten Grundes stehen hätte; an statt des Helms, oder der kleinen Erdkugel, auf welche man in solchen emblematischen Stücken, gleichsam als triumphirend, ihren Fuß gewöhnlich gesetzt sieht. Ein besonderer Vorzug ist bey dieser, durch die alten Meister ihr so sinnreich zugeeigneten Stellungsart dieses: daß es sowohl ihr äußerstes Bestreben, oder ihr Aufsteigen gegen Sterne und Himmel; als ihren Sieg und ihre Erhabenheit über Glück und Welt ausdrücket. Denn wie sie die Poeten vor Alters beschrieben haben:

Negata tentat iter via. *Horat. lib. 3. Od. 2.*
Virtutisque viam deserit arduae. *ibid. Od. 24.*

Und besonders in unserm Stücke, wo es erfoderlich ist, daß der rauhe und steinigte Weg nachdrücklich vorgebildet sey, müßte die aufklimmende Stellung dieser Figur, mit einem vorausgesetzten Fuße

in

in einer Art kletternder Bewegung über den rauhen und dornichten Grund, nothwendig, wofern sie wohl ausgeführet wäre, eine geziemende Wirkung schaffen, und dem Erhabenen dieses alten poetischen Werkes etwas zu statten kommen.

§. 6. Die Hände und Arme belangend, welche in der wahren Redekunst, in währender Stärke des Vortrages, nothwendig in Bewegung seyn müssen, ist es in Ansehung unserer Göttinn, klar, daß der Arm, insonderheit der, den sie für sich selbst frey hat, und nicht mit der Lanze, oder dem Schwerte, beladen ist, auf andere Art angewendet werden solle, und, die Rede mit einem richtigen Nachdrucke zu begleiten, und zu unterstützen, eingerichtet seyn müsse. Folglich würde die Tugend mit dieser Hand, gegen die Höhe dieses steinigten, und durch ihren Beyfall bemerkten Weges gewendet, zu sehen seyn; oder gegen die Wolken und Sterne, in eben diesem erhabenen Verstande; oder auch unterwärts, als auf eine verächtliche Manier, gegen das beblümte Thal und Weg, und mit Abscheu gegen das, was daselbst vorgeht; oder zum allerletzten, in einem verachtungsvollen Sinne, und mit demselben Ansehen einer Verwünschung, gegen die Wollust selbst gerichtet seyn. Jede Art würde ihren eigenen Vorzug haben. Und der beste Nutzen von dieser freyen Hand und Arme, möchte das Misfallen, oder den verlangten Beyfall, ausdrücken. Es möchte aber dieses bey unserer Figur der Tugend einen merklichen Vorzug verschaffen, wenn sie die Lanze, oder das richterliche

Schwert, nachläßig hielte, und mit eben derselben Hand und Gebärde die letzte Meynung andeutete. Zu dem Ende könnte sie die untern Finger dieser Hand mit einer abschläglichen; oder erinnernden Weise öffnen; indem sie mit dem andern freyen Arme und seiner Hand, sowohl die erstere Meynung ausdrückete, als dem Herkules den Weg, welcher zur Ehre, und dem wahren Ruhme heroischer Handlungen führet, mit dem Finger anwiese.

§. 7. Aus allen diesen Umständen, dieser wichtigen historischen Vorstellung, wird denen, die ihr Urtheil weiter, als auf die bloße Bildung ergehen lassen, und fähig sind, die Eigenschaft der Leidenschaft, welchen sie unterworfen ist, zu betrachten; die Schwierigkeit der Zeichnung genugsam in die Augen fallen. Denn, wo ein wirklicher Character bemerket, und die innere Gestalt eigentlich beschrieben ist, da muß die äußere nothwendig weichen. Wer indessen erwarten wollte, unsere Figur der Tugend, nach der Sitte einer feinen Schwätzerinn zu sehen, welche in der Wahl ihrer Gebärden künstelte, und sie nach dem gewöhnlichen Wohlstande, oder nach der regelmäßigen Bewegung einer schön-seyn-wollenden Buhlerinn unserer Zeiten, einrichten wollte: der würde wahrhaftig weit von der Absicht und dem Sinne dieses Stückes entfernet seyn. Solche mit Fleiß ersonnene Gebärden und ausgekünstelte Stellungen, würden nur denen auf einem Schauplatze spielenden Personen anständig seyn. Ein guter Maler aber muß der Wahrheit ein wenig näher kommen, und Achtung geben, daß

seine

Und zehene bevorn
Seit unſer Herr ward geborn
Ergangen an die Stund
Daß ich das Puch begund
Bey eines Fürſten Zeiten
Der in allen Landen weiten
Das was der Vogt von Düringerlandt
Von ſeiner Tugend wol bekant
Der Landgraffe Hermann
Ich han billichen daran
Dem Fürſten zu Hand
Wan diß Puch in ſeinen Land
Auf einen Berg wol bekand,
Er iſt Zechenbuch genant,
Ward in Dichten gedacht
Begunnen und vollenbracht.

So weit der ehrliche Albrecht.

* *P. Ovidii Metamorphoſis*, oder wunderbarliche und ſeltzame Beſchreibung von der Menſchen, Thieren und anderer Creaturen Veränderung, auch von den Wandeln, Leben und Thaten der Götter ꝛc. Jetzt wiederumb auf ein neues dem gemeinen Vaterland Deutſcher Nation zu groſſen Nutz und Dienſt auß ſonderlichen Fleiß mit ſchönen Figuren, auch des hochgelahrten Herrn Gerhardi Lotichii der Fabeln Auslegung, renovirt, corrigirt und an Tag gegeben. Franckf. am Mayn 1631. und 1641. 4.

Da der obgedachte Wickram der lateiniſchen Sprache, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, nicht

zum

seine Handlung nicht theatralisch und nachläßig, sondern ursprünglich, und nach der Natur selbst gezeichnet, heraus komme. Ob es nun gleich in dem gewöhnlichen Inhalte der Rede erlaubt seyn möchte; daß die Stellung der Person in so fern nach der Kunst regieret, und künstlich eingerichtet erschiene, als es nöthig ist, dieses ordentliche Widerspiel, und genaue Gleichgewicht der Bewegungen, welches Maler als die vornehmste Annehmlichkeit der Figuren zu bewundern fähig sind, beyzubehalten: so kann doch in diesem besondern Falle, wo die natürliche Heftigkeit des Streits, von einer sorgsamen Widersinnigkeit und heftigen Gemüths-Bewegung unterstützt, mit einer begeisterten Regung, die unsere prophetische Frau überfällt, vereinigt ist, wenig von dieser zierlichen Haltung und angenehmem Wesen zugelassen werden. Der Maler, der in einem solchen Stücke, als wir beschreiben, gehalten ist, die heroische Bildungsart beyzubehalten, wird sich außer Zweifel in Acht nehmen, seine Heldinn nicht als eine bloße Zauberinn, vorzustellen. Doch ist dieses gewiß, daß es besser für ihn wäre, er überließe sich der Niedrigkeit dieser Einbildung, und malte sein Frauenzimmer in heftigem Eifer, der gewöhnlichen Schwäche des weiblichen Geschlechts gemäß, ohne sich in die Auszierung der bloßen Gestalt einzulassen; als daß er ihren ernsthaften und verweisenden Character, gegen die berühmte Nebenbuhlerinn vergäße, und sie uns nur als eine besonders schöne, von aller Heftigkeit befreyte Person vorbildete, die ohne den geringsten

Zug erschienen, welche das wirklich-pathetische dieser Art ausdrücken würde.

Das 4. Capitel.
Von der dritten Figur.

§. 1.

Was die Wollust anbetrifft, so ist, nach dem, was bereits in Ansehung der zwo vorhergehenden Figuren angemerkt worden, wenig zu erinnern. Die Wahrheit der Gestalt, sowohl als der Historie, ja selbst des Wohlstandes (diesem gemäß, was oben erkläret worden,) erfordern sichtbarlich, daß die Wollust in diesem beschriebenen Zeitpuncte schweigend angetroffen werden müsse. Es kann ihr keine andere, als die Augensprache, erlaubt seyn: und es würde in der Zeichnung ein glücklicher Umstand für sie seyn, wenn sie in Wendung ihrer Augen, des Herkules seine aufzusuchen, sein Haupt und Gesicht bereits so weit auf die andere Seite gewendet fände, daß es ihr unmöglich fiele, die anwachsende Leidenschaft dieses Helden gegen ihre Mitbuhlerinn zu entdecken. Auf diese Art möchte sie dennoch mit gutem Rechte ihr reizendes, scherzhaftes, und höfliches Wesen beybehalten; indem sie noch keine Ursache, misvergnügt zu seyn, entdecket hätte.

§. 2. Sie mag entweder stehend, angelehnt, sitzend, oder liegend gezeichnet werden; und nach des Malers Einbildung, entweder mit einer Krone von Rosen, oder Myrthen gekrönet seyn. Und weil der Maler in dieser dritten Figur eine so große Freyheit übrig hat, so könnte er für die andern zwo, desto mehr

Nutzen

Nutzen daraus ziehen; da die letztere, als die geringste in der Ordnung, am wenigsten zu bedeuten hat, und jenen unterworfen ist.

§. 3. Das, was die gröſste Schwierigkeit in Einrichtung, oder Anordnung dieser Figur der Wollust macht, ist, daß ungeachtet des nachläßigen Wesens, und der Bequemlichkeit und Unempfindlichkeit, die ihr beygelegt werden muß, sie doch so viel Leben und Bewegung beybehalten müßte, als nöthig ist, ihre beredende Bemühung, und ihre Art, ihre gewöhnlichen Wege anzuzeigen erfordert; diejenigen nämlich, welche beblümt, und unten im Thale zu sehen sind; wohin sie unseres Helden Schritte sehr gerne leiten möchte. Sollte nun diese heftige Bemühung überaus stark ausgedrückt seyn, so würde nicht nur der nachläßige Character, und das Wesen der Unachtsamkeit, in dieser Figur der Wollust verlohren gehen; sondern, was noch ärger ist, die Figur würde aussehen, als spräche sie, oder doch endlich, eine doppelte Meynung, oder einen zweydeutigen Sinn in der Malerey zu erwecken, scheinen.

Und dieses würde das vernichten, was wir in Ansehung des Stillschweigens, zum Grunde gesetzt haben, welches ausdrücklich in dem ganzen Stücke, der Tugend zum besten, herrschen soll; die allein zu der Zeit, oder in der dritten Periode unserer Historie die sprechende Person ist.

§. 4. Nach einer Rechnung, welche uns in dieser Art einer Beurtheilung könnte gemacht werden, was die ganze Bewegung oder Stellung unse-

rer

rer Figur der Wollust betrifft; möchte sie kaum den fünften Theil der Stellung behalten, die wir eigentlich wirksam und thätig nennen können; und müßte bereits ihre beredende oder anzeigende heftige Bemühung geendiget haben. Alles andre sollte (wenn ich so sagen darf) angewandt seyn, ihr müßiges, nachläßiges, weibisches, und unachtsames Wesen auszudrücken. Das Haupt und der Leib möchte gänzlich dieser letztern Leidenschaft nachgeben. Eine Hand möchte lediglich, wiewohl mit vieler Mühe, den sinkenden matten Leib zu unterstützen, bestimmt seyn. Und, wenn die andere Hand einige Art von Regung, oder Bewegung gegen den von ihr angepriesenen Weg der Wollust anzudeuten, erforderlich wäre; so müßte gleichwohl die Regung leichtsinnig und nachläßig seyn, und auf die Art, als ob jemand nicht mehr reden wollte, oder verdrießlich, und übel aufgeräumt schiene.

§. 5. Was die Gestalt, die Person, das Naturell, und das was etwan bey dem Wesen und den Sitten der Wollust weiter anzumerken wäre, anbelanget: alles dieses ist natürlicher Weise, in dem oben festgesetzten Gegenstande, zwischen ihr und der Tugend schon begriffen.

Das übrige folgt nächstens.

III.

Schreiben des Secretärs der königlichen großbritannischen Societät der Wissenschaften Hn. Cromwel Mortimers, an Se. Hochgeb. Excell. den Königl. Cab. Min. u. Ordens-Ritter Hn. Reichsgrafen von Manteufel.

So selten es ist, daß vornehme Standespersonen sich um die Wissenschaften besonders verdient machen: so selten haben auch diese Gelegenheit, ihre ungekünstelte Hochachtung gegen dieselben zu bezeigen. Es ist wahr, die schutzbedürftigen Musen sind oft mit ihren Lobsprüchen etwas zu freygebig; und ihr Weihrauch wird mehrentheils etwas zu zeitig, solchen vermeynten Beschirmern der freyen Künste angezündet, die noch niemals eine rechte Lust bezeiget haben, das zu thun, was man von ihnen wünschet, und hoffet. Sie loben also zum voraus diejenigen, die es noch künftig erstum sie verdienen sollen: und schaden sich dadurch insgemein mehr, als sie sich helfen. Denn wenn dergleichen zufrüh vergötterte Helden sehen, daß sie so wohlfeil zu einem Ruhme gelanget, den sie billig erst nach vielen wirklichen Proben ihres Schutzes hätten erlangen sollen: so werden sie stolz auf die bereits eingeärnteten Lobsprüche; da sie doch ihr eigen Gewissen überführen könnte, wie wenig sie dieselben verdienen. Was aber das schlimmste ist, dieser Stolz macht sie auch läßig, künftig noch einige Schritte deswegen zu thun. Da heißt es denn wohl mit Rechte, wie Kenitz singt:

Das

Daß großentheils die Welt in träger Luft verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten wer bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der als ein Erdenschwamm sich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks, und schnöden Goldes zählt.

So häufig und vergeblich aber auch, die Lobsprüche der Musen verschwendet werden; so sparsam sind bisher noch die gelehrten Gesellschaften mit Ertheilung ihrer Stellen, gegen die Großen gewesen. Da zu diesen etwas mehr, als eine Gunst und Liebe zu den Wissenschaften; nämlich auch eine gute Einsicht und ein wirkliches Vermögen ihren Fortgang zu befördern gehöret: so hat es sich von sich selbst verbothen, daß man den Namen eines Mitgliedes solcher Societäten, oder Akademien der Wissenschaften und freyen Künste, nicht hat wegwerfen können. Der große Kaiser Peter aus Rußland, ward zu einem Mitgliede der königlichen Akademie in Paris aufgenommen: allein was hatte auch dieser wahrhaftig große Herr für wirkliche Verdienste um die Aufnahme der Gelehrsamkeit, um die Beförderung des Handels und der freyen Künste, und die Ausbreitung der Vernunft und guten Sitten, in einem fast unermeßlich weiten Reiche, daß sich in zwey Welttheile erstrecket?

Die königliche großbritannische Societät der Wissenschafften, hat in diesem Stücke eine gleiche Behutsamkeit gebrauchet; und den Ehrennamen eines Mitgliedes zwar dann und wann ausländischen Gelehrten; aber überaus selten, ja wie es uns bedün-

dünket, noch niemals auswärtigen Staatsmännern ertheilet. Und was war billiger, als dieſes? Ihre ſo edlen als erhabenen Abſichten, die genauere Kenntniß natürlicher Dinge zu erweitern, und den Himmel, die Erde, die See, die Luft, das Reich der Thiere, der Pflanzen, der Metalle und Steine zu erforſchen; dieſe Abſichten ſage ich, ſind ſo ſelten der Gegenſtand der Großen dieſer Welt, daß es beynahe ein Wunder iſt, wenn einer unter ihnen, ſich von den gewöhnlichen Geſchäfften und Beluſtigungen der Höfe, in dieſes Feld der Gelehrſamkeit waget. Die Werke der Könige und Fürſten, ja oft ihre Fehler und Schwachheiten, Spiele, Jagden, Tafeln, Tänze, Schauſpiele und unzählige andre Ergetzungen, haben insgemein zu viel Antheil an den Stunden ſolcher Herren und Edlen eines Landes; als daß ſie Zeit genug übrig behielten, auch einmal an die Werke Gottes in der Natur, mit einiger Aufmerkſamkeit zu gedenken.

Aus dieſen Urſachen iſt es denn eine merkwürdigere Begebenheit, als es vielen ſcheinen möchte, daß ſeine Hochgräfl. Excellenz, Hr. Ernſt Chriſtoph, des Heil. Röm. Reichs Graf von Manteufel, des weißen Adler-Ordens Ritter, Sr. Königlichen Majeſtät in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen hochbetrauter Cabinetsminiſter, Röm. Kaiſerl. Geheimter Rath ꝛc. ꝛc. unlängſt von der Königl. großbritanniſchen Societät der Wiſſenſchaften zu London, zu einem ihrer Mitglieder ernennet worden. Se. Hochgräfl. Excell. aber haben auch dieſe Ehre gewiß vor hundert andern Großen verdienet. Denn zu geſchweigen, was dieſelben in andern

dern Theilen der Wissenschaften und freyen Künste schon seit langer Zeit für Verdienste besessen; und mit eigener Feder für Proben abgelegt, die auch eines theils der Welt, wiewohl ohne Dero Namen im Drucke vor Augen liegen; so haben Dieselben auch sonderlich, Zeit währenden Dero Aufenthalts in Leipzig, sich der Naturkunde auf mehr als eine Art angenommen; und die hiesigen Gelehrten theils zu astronomischen, theils zu physikalischen Beobachtungen und Versuchen kräftig aufgemuntert. Vor andern aber, haben Dieselben an denen neuen elektrischen Versuchen und Entdeckungen, theils bey des sel. Prof. Hausens Leben, als welcher selbige in Deutschland zuerst höher getrieben, als vorher geschehen war; theils hernach, sehr viel Theil genommen, Vorschub dazu gethan, die Gelehrten und Künstler belohnet und aufgemuntert; kurz alles gethan, was ein Beförderer der Wissenschaften, der Einsicht und Vermögen verbindet, nur immer hat thun können.

Da nun dieses allenthalben bekannt geworden, und selbst übers Meer nach England gedrungen: so hat, auf das hohe Fürwort Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wallis, und vieler andern Großen des Reichs, die dasige Königl. Societät, nicht umhin gekonnt, Se. Hochgräfl. Excell. zu ihrem Mitgliede zu erklären. Folgendes Schreiben ihres Secretärs wird die Sache in mehreres Licht setzen; welches wir zu immerwährendem Andenken einer so merkwürdigen Begebenheit unsern Lesern mittheilen wollen.

Illu-

Illuſtriſſimo et Nobiliſſimo Domino,
Domino Erneſto Chriſtophoro S. R. Imperii
COMITI DE MANTEUFEL, &c.
S. P. D.
Cromwel Mortimer, Secret. R. S. & Coll. Reg. Med. Londin. Socius.

Sub Auſpiciis SERENISSIMI PRINCIPIS WALLIAE, qui proprio ore, TE Illuſtriſſimo Praeſidi noſtro commendavit, *Candidatus factus es in Societate noſtra Regali*, Litteras commendatitias conſignantibus, Legato Regis Daniae, Legato Veneto, Principe de Lobkowitz, Marchione Nicolino, Regalis Societatis Praeſide ipſo, Domino Martino Folkes, Nobili Viro Carolo Stanhope, Andrea Mitchell Illuſtri Scoto, et cliente TVO meipſo, Societatis Secretario; exactoque debito probationis tempore, *electus es unanimi conſenſu*, die Martis 24°. anni 1747-8. *Sodalis Societatis Regalis Londin. pro ſcientia Naturali promovenda:* de quo maximè tibi gratulor, Nobiliſſime Comes, quantum ſentio, quod gratiſſimum tibi foret. Gratulor verò Societati noſtrae, ob Sodalem quam maximè de Orbe litterato meritum, *Doctorum et Litterarum generoſiſſimum Patronum*, de cujus electione plurima ſibi ſpondet beneficia Societas noſtra. Nam *ſub TVa tutela mira iſta inſtituit Experimenta Electrica* Doctiſſimus Winckler us, qui certè novum et maximè mirabilem in rebus phyſicis patefecit campum; et à Te ipſo, et à viris tuo Patrocinio florentibus

plurima ad Scientiam Naturae promovendam exſpectamus.

Hac data Occaſione maximoperè gaudeo, mihi TEcum auſpicatum fore commercium epiſtolicum; honorem enim in me conferes conſpicuum, ſi digneris mecum communicare noua litteraria, quae in tuo Orbe apparitura ſint; et ſi poſſim in hisce regionibus utilis Tibi in re aliqua eſſe, glorioſum mihi aeſtimabo Iuſſa tua facere.

Vale DOMINE ILLUSTRISSIME ET EXCELLENTISSIME, et in bonarum Artium Fautorum utilitatem diu ſalvum te faxit Deus!

Dat. Londini VII Id. Iunii
1748. St. Vet.

Excellentiſſimo et Illuſtriſſimo Domino Erneſto Chriſtophoro S. R. Imp. Comiti de Manteuffel, Equiti Polon. Ord. Aquilae Albae, Regis Poloniarum, Electorisque Saxon. Adminiſtro Statûs et Sanctuarii, et Concilio Intimo actualiter adſcripto &c. &c.

Lipſiam.

Auf dieſe Ehrenbezeugung einer ſo berühmten und erleuchteten Societät, als die Londonſche iſt, hat nun ein hieſiger Dichter, und alter Verehrer Sr. Hochgräflichen Excell. Denenſelben, folgenden unterthänigen Glückwunſch zu überreichen, für ſeine Pflicht gehalten; den wir auch bey dieſer Gelegenheit bekannt machen wollen: zumal da er itzo, auf

das

zum beſten erfahren geweſen, und daher zum öf-tern wider den Sinn des Textes angeſtoſſen, auch hier und dar viele Fabeln ausgelaſſen, und hergegen manches aus ſeinem eigenen Kopfe eingeſchoben, hat der Verleger dieſer neuen Ausgabe, Gottfried Tampach, durch einen ungenannten allen dieſen Fehlern hier nach Vermögen wollen abhelfen laſſen, um die Leſung dieſes Buches deſto nutzbahrer zu machen. Den Mahlern, Goldſchmiden, Bildhauern zu gefallen, ſind Holzſchnitte beygefüget. Eben dieſer Verleger meldet in dem Vorbericht, er hätte nur neulich die *Iliada Homeri* und *Æneida Virgilii*, wie ſie von *M.* Johann Sprengen, Kayſ. Notario, in artige Teutſche Reimen gebracht worden, wiederum drucken laſſen.

Von dieſem Manne, deſſen eigener Nahme Spreng, und nicht Sprenger, iſt, werden wir unten bey der Æneide des Virgilii mehr ſagen.

* Kurze Verfaſſungen über des Ovidii Verwandlungs-Beſchreibung, mit einem kurzen Inhalt der Bücher und Gedichte vermehret, auch ſonſten hin und wieder verbeſſert, zum andernmahl herausgegeben von Johann George Schochen. Leipzig 1652. 8.

Aus dem vorangeſetzten Schreiben des Verfaſſers, der von Leipzig gebürtig geweſen, und ſich vermuthlich damals auf der Academie aufgehalten, an den übel urtheilenden Leſer, erſiehet man, daß ſeine Arbeit nicht von jederman gleich aufgenommen worden ſeyn müſſe. Die Figuren in

Holz-

das den 2 Auguſt einfallende 73ſte Geburtsfeſt Sr. Excell. mit eingerichtet worden.

An des Königl. Cabinets-Miniſters Hn. Reichsgrafen v. Manteufel Excell.

CICERO. *de Sen.*

Aptiſſima omnino ſunt arma Senectutis, *artes exercitationesque virtutum*, quae in omni aetate cultae, cum multum diuque vixeris, mirificos efferunt fructus: non ſolum quia numquam deſerunt, ne in extremo quidem tempore aetatis, (quamquam id maximum eſt); verum etiam, *conſcientia bene actae vitae, multarumque bene factorum recordatio, jucundiſſima eſt.* -- cap. VIII. v. 21. Quid enim eſt jucundius, SENECTUTE STIPATA STUDIIS IUVENTUTIS?

Bisher hat dich, o Graf, der Pleißenſtrand verehrt,
Und deinen ſeltnen Werth die deutſche Welt gelehrt.
Die Weiſen prieſen Dich; die Redner und die Dichter
Erhöhten Deinen Ruhm, bis an die hohen Lichter,
Der Wiſſenſchaft und Kunſt, die vormals Griechenland,
Und Rom, das Haupt der Welt, für ehrenwerth erkannt;
Die ſonſt das Alterthum den Göttern gleich geſchätzet,
Und oft der blauen Flur des Himmels eingeätzet.
Dieß war bisher das Werk der halben Lindenſtadt,
Die Dich, erhabner Graf, vorlängſt verehret hat.
Dein Jubelfeſt erſchien, als Du vor funfzig Jahren,
Auf dieſem Helikon der Muſen Gunſt erfahren.
Und wie erfreute ſich der ganze Pindus nicht!
Dein Feſt ward allgemein. Ein jedes Augenlicht
Gewann hier neuen Glanz; weil Du mit holden Zügen,
So hoch Du auch bisher an Würden aufgeſtiegen,
Dich wieder in die Zahl der Muſenbürger ſchriebſt,
Die Du vorhin geziert, und die Du itzt noch liebſt.

Die Stücke donnerten bey hundert Freudenzeichen,
Und Phöbus konnte kaum der Thetis Arm erreichen:
So faßten bloß für Dich, viel hundert Fackeln Glut.
Da sah man, was die Lust in Musensöhnen thut!
Der Seyten holder Klang erfüllte Stadt und Himmel;
Die Straßen wurden voll, die Vorstadt voll Getümmel.
Des Adels reger Trieb verehrte das in Dir,
Was Du vordem gethan, und was noch itzo hier
Der Kunst und Wissenschaft für Schutz von Dir entspringet;
Dafür man täglich Dir so manches Opfer bringet.
Doch das Gerücht davon durchflog die halbe Welt.
Es drang der Pleiße Glück bis an den fernen Belt,
Dein Pommern ward ganz stolz auf seines Sohnes Ehre;
Dein Muster ward hinfort der edlen Jugend Lehre.
Man sah dein Kummerfrey*, als wie ein Wunder an,
Darinn Dein Geist und Witz entfernt sich spiegeln kann.
Der Dänen Inselreich nahm Theil an unsern Freuden,
Und nun scheint uns sogar die Themse zu beneiden.
Sie hat vergnügt gehört, wie Deine Achtsamkeit,
Der Kenntniß der Natur so Zeit als Müh geweiht;
Wie Deine Großmuth gar der Künstler Hand geübet,
Und der Erfinder Fleiß belohnet und geliebet;
Wie manche Wahrheit jüngst dadurch ans Licht gerieth,
Darüber vormals sich kein Weiser noch bemüht:
Zumal des Börnsteins Kraft, im Leuchten und Entzünden,
Die wir nun überall durch leichtes Reiben finden.
Dieß hörte London kaum, das längst schon die Natur,
Der Weisen Augenmerk, des großen Schöpfers Spur,

* Ein trefflich ersonnenes Lusthaus mitten in einem angenehmen Luswalde bey Kerstin, zwischen Colberg und Cörlin, in Hinterpommern.

Den

Den Sterblichen entdeckt: dieß wünſcht Dich, Herr, zu kennen,
Und ſeine weiſe Zunft, wünſcht Dich ihr Glied zu nennen.
Der Britten Erbprinz ſelbſt rühmt Deine Würdigkeit,
Er winkt der klugen Schaar, die ſeit geraumer Zeit,
Wie Baco abgezielt, und Boylens Fleiß vollführet,
Die Wiſſenſchaft vermehrt, der Wahrheit nachgeſpüret.
So mancher Staatsmañ zeugt, was Du, o Graf, gethan:
„Der deutſche Verulam nimmt ſich der Wahrheit an;
„Er ſchützet ſie nicht nur, er ſucht ſie auszubreiten;
„Er muntert Geiſter auf für ihren Flor zu ſtreiten,
„Belohnt den, der es thut, durch ſeltne Gnad und Huld,
„Und jeder, der ſie ehrt, ſteht auch in ſeiner Schuld „.
So hört man Albion zu Deinem Ruhme ſagen;
Wie Famens lauter Mund die Nachricht hingetragen.
Dieß bringt die Weiſen auf, daß ihr gerechter Schluß
Dir einen Plaz bey ſich voll Ehrfurcht widmen muß.
Sie thuts, und ſetzet Dich in die berühmten Reihen,
Die täglich ämſig ſind den Nebel zu zerſtreuen,
Der unſre Blicke hemmt: wenn wir uns unterſtehn,
Die Wunder der Natur, genauer einzuſehn.
Wo ſonſt ein Neuton ſaß, wo Halley jüngſt geſeſſen,
Die durch des Witzes Kraft die Himmel übermeſſen,
Der Sterne Zahl gemehrt, der Welt mehr Raum geſchenkt,
Und der Cometen Lauf in Regeln eingeſchränkt;
Da wird, erhabner Graf hinfort Dein Namen ſtehen,
So lang der Erdball wird um ſeinen Brennpunkt gehen.
Geht nun, ihr Helden, geht! und opfert eurer Wuth,
Viel Städt und Länder auf, und färbt die See mit Blut.

Geht, Menſchenwürger, geht! erwerbt euch bey Bellonen,
Den allzutheuren Schmuck befleckter Sieges-Kronen.
Der Weihrauch iſt verhaßt, der euch zu Ehren brennt:
Die Welt erzittert nur und ſtarrt, wenn man euch nennt.
Weit reiner iſt das Lob von weiſen, großen Geiſtern,
Die ſich der Herzen nur, durch Witz und Huld bemeiſtern.
Minerva krönet ſie, durch Kränze beßrer Art,
Die ſelbſt das Heiligthum der Tugend aufbewahrt.
O Graf, bey deinem wird dereinſt die Wahrheit melden:
„Den Kranz erwarb ſich einſt der Schmuck von Friedenshelden;
„Ein Graf, mein treuer Freund, der Weisheit liebſter Sohn!
Wahrhaftig! ſolch ein Lob ſpricht allen Siegern Hohn;
Und muß der Nachwelt Trieb mit ſtarkem Sporne reizen,
Noch gleicher Art, wie Du, nach Ehr und Ruhm zu geizen.
Dein Alter ſteigt indeß zu Deines Hauſes Luſt,
Es ſteigt, und das vergnügt auch treuer Diener Bruſt.
Die jeden Tag, den dir des Himmels Gunſt gegeben,
Als ein Geſchenk für ſich durch eignen Dank erheben.
Dein Leben nützt der Welt, es nützt der Wiſſenſchaft:
Faſt jede Kunſt erhält von Deiner Gnade Kraft.
Dein Wink, Dein Anſehn reizt die Muſen an der Pleiße,
Zu täglich neuer Luſt, zu immer größerm Fleiße.
Ein Beyfall, großer Graf, der Deinem Beyfall gleicht,
Aus tiefer Einſicht ſtammt, und oft den Grund erreicht,
Macht alle Meiſter ſtolz, die Witz und Kräfte wagen,
Wenn ſie die Hoffnung nährt, dein Lob davon zu tragen.
Was wagt ein Kämpfer nicht, wenn er des Sieges Preis,
Auf kluger Richter Spruch in weiſen Händen weis?

Ihr Blick, ihr Zuruf reizt die angeſtrengten Kräfte,
Und ſtärket jedes Glied zum Eifer im Geſchäffte.
Weil denn Dein Leben uns, o Herr, ſo nöthig iſt,
Daß man bey Deinem Wohl ſein eigen Heil vergißt,
Und an die Zeit nicht denkt, die längſt ihr Gold verlohren,
Seitdem uns die Natur ſo ſparſam die gebohren,
Die Geiſt und Witz vergnügt; ſeit faſt kein Fürſt mehr lebt,
Der nach dem ſeltnen Ruhm geſchützter Muſen ſtrebt:
So laß, Erlauchter, zu, daß wir Dich noch verehren,
Bevor der Schickung Schluß, uns dieſe Luſt wird ſtören;
Bevor des Hauptes Schnee die Lebensgeiſter kühlt;
Bevor des Herzens Schlag der Kräfte Mindrung fühlt:
Kurz, eh die Welt dereinſt ein edles Haupt verlieret,
Das ſich, der Zeit zu Trotz, durch Wiſſenſchaft gezieret.
Doch der Natur Geſetz war niemals noch ſo ſcharf,
Daß man den harten Fall ſo früh beſorgen darf.
Es ſcheint der Parcen Hand des Fadens Werth zu ſcheuen,
Der durch verlängten Zug die Muſen kann erfreuen.
Hebt der Geſchichte Schatz doch hundert Namen auf,
Die ein gerecht Geſchick zum längſten Lebenslauf,
Zum ſpätſten Ziel geführt; die achtzig, neunzig Jahre
Ja hundert gar gezählt; bevor die Trauerbahre
Den theuren Ueberreſt der großen Geiſter trug,
Die doch des Todes Hand noch ſtets zu frühe ſchlug.
Starb Thales nicht ſehr ſpät? ward Solon nicht desgleichen,
So wie Pythagoras und Plato ſpät zur Leichen?
Errang nicht Pittacus ein Ziel von ſeltner Art;
Worinn ihm Zeno noch, und Numa ähnlich ward?

Die alle, und wer ſonſt der Weisheit obgelegen,
Erlangten vom Geſchick, des höchſten Alters Segen.
Jedoch was führ ich viel aus den Geſchichten an?
Der Samoſater Preis hat dieß vorlängſt gethan:
Als ſein gewitzter Kiel vom hochbejahrten Leben
Dem trefflichen Quintil den Unterricht gegeben.
Du kennſt die kleine Schrift, die jüngſt, erhabner Graf,
Dein letztes Jahrfeſt ſo, wie jenes Römers traf.
Du nahmſt ſie gnädig an, von den ergebnen Händen;
Die heute Dir dieß Blatt zum Angebinde ſenden.
Gott laſſe dann die Uhr, die jährlich einmal fließt,
Und dann friſch umgekehrt mit neuen Kräften ſchießt,
Noch dreyßigmal bey Dir den alten Lauf erneuen;
Und deiner Diener Herz ſo ſehr als Dich erfreuen!

G.

Hor.

Serus in coelum redeas! diuque
Laetus interſis populo Minervae!

* *

IV.

Die gelehrte Republik, durch Don Diego Saavedra, Ritter des St. Jacobs-Ordens, Beyſitzer des oberſten Raths von Indien, und Philipps des vierten, Königs von Spanien, gevollmächtigten Geſandten auf der Friedensverſammlung zu Münſter. Nebſt Don Gregorii Mayans Lobrede auf die wohlgeſchriebenen Werke des Saavedra, und des Herrn le C.... gelehrten Republik, davon die beyden erſten Schriften aus dem Spa-

Spaniſchen, die letzte aber aus dem Franzöſiſchen überſetzet worden. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen Herrn Johann Ehrhard Kappens, Profeßors zu Leipzig. 1748. in 8. 33 Bogen.

Man iſt dem Herrn Prof. **Kapp** überaus vielen Dank ſchuldig, daß er unſre Sprache mit dieſem ſo angenehmen als lehrreichen Buche bereichern; inſonderheit aber daſſelbe mit einer ausführlichen Nachricht von dem Leben des **Saavedra**, vermehren wollen, daran es den Deutſchen noch zur Zeit gefehlet hat. Seine Vorrede und Anmerkungen ſind mit vieler Mühe abgefaßt, und zeugen von derjenigen groſſen Beleſenheit und weitläuftigen Bücherkenntniß des Herrn Profeſſors, die allemal einer ſeiner groſſen Vorzüge geweſen iſt, und bleiben wird. Wir können nicht umhin, aus der gelehrten Vorrede auch unſern Leſern einen kurzen Auszug, von des **Saavedra** Leben zu machen. Das Geſchlecht der **Saavedra**, ſtammt aus **Gallicien** her, und hat ſehr angeſehene Männer in **Sevilien**, **Cordoua** und andern Orten, aufzuweiſen. Die Grafen von **Caſtellar** ſtammen aus dieſem Hauſe ab. Im 1330 Jahre ward der erſte, **Alphonſus Fernandez de Saavedra**, **Adelantado**, oder Statthalter einer Provinz; und im 1376 Jahre, **Ferdinand Alphonſus de Saavedra**, ein Sohn des vorigen, **Comendador** von **Aledo**. Von dieſer Familie, die ſich viele Jahrhunderte hindurch, allemal im Flore erhalten, und groſſe Leute aufzuweiſen gehabt, hat, nach des

Franciſcus de Caſcales Berichte, in ſeinen Diſcurſos hiſtoricos de Murcia i ſu Reino, im 1621ten Jahre noch gelebet, **Dom Peter de Saavedra**, der Vater unſers **Dom Diego de Saavedra**. Er rühmt von dieſem letztern, daß er ein vortrefflicher Kopf, in beyden Rechten ſehr bewandert und in der griechiſchen Sprache nicht minder erfahren geweſen, als in der lateiniſchen; daß er ein guter Meßkundiger, außerordentlich geſchickt in den ſchönen Künſten geweſen, und eine allgemeine Kenntniß in allen Wiſſenſchaften beſeſſen. Dieſer **Don Diego** nun, iſt in den letzten 20 Jahren, des XVI. Jahrhunderts gebohren. Eine genauere Nachricht von ſeinem eigentlichen Geburtsjahre, hat der Herr Profeſſor nicht heraus bringen können; und da ſolches ſeinem großen Fleiße nicht möglich geweſen: ſo zweifeln wir billig, ob jemand anders hierinn glücklicher ſeyn möchte. Er bekam in der Taufe den Namen **Diacus**, oder **Diego**, bey die Spanier für den Namen **Jacob** brauchen. In **Salamanca** ſtudierte er fünf Jahre und ward daſelbſt Doctor beyder Rechte. Seine erlangte Geſchicklichkeit bahnte ihm nicht nur den Weg zu einem Canonicate und andern Präbenden; ſondern der Hof ſelbſt entſchloß ſich auch, ihn in öffentlichen Geſchäfften zu gebrauchen. Seine erſte Ausflucht war nach Rom, zu dem damaligen ſpaniſchen Geſandten, dem Cardinale **Borgia**, der ihn in ſein Gefolge aufnahm. Bey demſelben wurde er Secretär, in Anſehung der neapolitaniſchen Geſchäffte; dann königl. ſpaniſcher Agent am römiſchen Hofe.

Er

Er wohnte zwoen Pabſtwahlen, nämlich Gregorius des XV. und Urbans des VIII. ſeiner bey, und gieng hernach nach Regenſpurg, allwo er 1636. der Churfürſtl. Zuſammenkunft beywohnte, die Ferdinand den III. zum römiſchen Könige erwählte. Nach der Zeit war er bey acht Zuſammenkünften der ſchweizer Cantons zugegen, und gieng darauf als gevollmächtigter Geſandter des burgundiſchen Kreiſes, auf den Reichstag nach Regenſpurg. Im 1643. Jahre ſchickte ihn König Philipp der IV. auf den Friedenscongreß nach Münſter. Unterwegens machte er zu Löwen mit dem berühmten ſpaniſchen Geſchichtkundigen und Profeſſor, Ericus Puteanus, Bekanntſchaft und Freundſchaft, der auch nach der Zeit mit großer Hochachtung an ihn geſchrieben. Damals war unſer Saavedra bereits Ritter des St. Jacobsordens, und Beyſitzer des oberſten Raths von Indien.

Sein erfolgter Einzug in Münſter war ſehr prächtig, und mit allen den Ehrenbezeugungen begleitet, die ſein hoher Rang und ſeine große Fähigkeit erforderten. Denn ob er wohl eigentlich nicht der erſte ſpaniſche Geſandte war; ſo war er doch für den vornehmſten zu halten, indem er allein das Wort führete, und die Einrichtung der ſpaniſchen Unterzeichnung der Präliminarien hauptſächlich auf ihn ankam.

Im 1644. Jahre lief Saavedra dem franzöſiſchen gevollmächtigten Geſandten einen beſondern Rang ab. Pabſt Urban der VIII. ſtarb, und Innocenz

nocenz der X. ward den 15. Sept. an seine Stelle erwählet. Kaum erfuhr Saavedra dieß, als er in der Domkirche zu Münster das Te Deum laudamus, jedoch in der größten Heimlichkeit veranstalten ließ; damit der französische Gesandte nichts davon erfahren möchte. Zu dem Ende ließ er zu gleicher Zeit, als er sich nebst seinen Collegen und seinem Gefolge in die Domkirche begab, die Stühle und Tapeten dahin tragen: damit sein Vorhaben desto geheimer bliebe, und die Spanier zu Rom allein das Lob davon tragen möchten; daß sie ihre Freude zu Münster, auf eine so ausnehmende Art an den Tag gelegt hätten.

Auf diesem münsterischen Congresse nun, gab Saavedra sich alle ersinnliche Mühe den Frieden zu befördern, den die französischen Gesandten auf alle mögliche Art in die Länge zu ziehen suchten, wofern ihr Hof nicht alles erhielte, was er haben wollte. Seine Klugheit versuchte es auch, Schweden von Frankreich abzuziehen. Er machte eine vertraute Freundschaft mit dem schwedischen Gesandten, Hrn. von Rosenhahn, der ein sehr geschickter Herr war, und mit jedem auf dem Congresse befindlichen Gesandten, in seiner Sprache reden konnte. Diesen tractirte er sehr oft, in der Stadt und auf dem Lande: er stellte sich gegen ihn, als ob er ganz schwedisch gesinnet wäre; ja der Pater Bougeant (in seiner Hist. du Traité de Westphalie) geht gar so weit, daß er sagt: Saavedra habe eine Vermählung der Königinn Christine mit dem Könige Philipp, in Vorschlag gebracht. So viel ist gewiß,

daß

Holzſchnitten ſind nach denen in der vorgedachten Frankfurtiſchen Auflage gemachet.

Ovidii Metamorphoſis lateiniſch, nebſt einer freyern Uberſetzung in deutſchen Verſen, unter dem Titul: der Ovidianiſchen Wandlungs-Gedichte gründliche Auslegung; Nürnberg 1679. 1688. fol.

Sie iſt mit vielen ſchönen Kupfferſtichen verſehen.

Ovidii Metamorphoſis in ungebundener Rede, nebſt hin und wieder untermiſchten Verſen, durch *I. G. S.* (Johann George Schmid,) JCtum, Straßburg 1711. 8.

Eine Uberſetzung der Verwandlungen Ovidii hat Hr Theodor Ludwig Lau in der Uberſetzung des Virgilianiſchen Aeneidos, davon weiter unten, verſprochen; die aber unſers wiſſens noch nicht zum Vorſchein gekommen.

Triſtia

Mit einer deutſchen Uberſetzung und Anmerkungen durch Johann Heinrich Seyp, Darmſtadt. 1664. 8.

PALLADII

de re ruſtica libr. XIIII.

Nebſt dem Columella von eben dieſer Materie durch Theodorum Majum, Magdeburg 1621. und 1631. fol.

P E R S I I

Satirae ſex.

* *M.* Johann Samuel Adami, Kayſ. gekr. Poetens, verdeutſchter Perſius in ſechs Satyren. Dreßden 1674. 8.

Der

daß er ſeine Coronam Gothicam, damals zu Amſterdam drucken laſſen: denn, ungeachtet auf dem Titel ſteht: impreſa *in Munſter*, en caſa de Juan Janſonio 1646. ſo weis man doch zur Gnüge, daß Janſon ein berühmter Buchdrucker zu Amſterdam geweſen. In dieſem Buche nun, ſind die Schweden überaus gelobet worden, und es hat ſich auch bey ihnen dermaßen beliebt gemacht, daß der berühmte Graf Gabriel Sparwenfeld daſſelbe aus dem Spaniſchen ins Schwediſche überſetzt, und davon die erſten abgedruckten Bogen König Carln dem XII. zugeſchrieben hat. Das übrige noch ungedruckte Manuſcript aber, liegt in der Bibliotheck zu Upſal. Endlich kam der Cardinal Mazarin hinter dieſe Unterhandlungen des Saavedra mit dem Roſenhahn; und bald darauf ward ein anderer Geſandter aus Schweden an ſeine Stelle geſchickt, der ſich beſſer mit dem franzöſiſchen Gevollmächtigten verſtund. Saavedra gab ſich zwar noch ferner alle Mühe, den ſeinem Könige ſo nöthigen Frieden zu verſchaffen; allein er war mit ſeinem Unternehmen unglücklich. Man berief ihn 1646. nach Madrid zurück, allwo er dem höhern Rathe von Indien, wieder beywohnete; und im 1648. Jahre daſelbſt ſtarb.

Von ſeinen Schriften giebt Herr Profeſſor Kapp folgende Nachricht. Sein erſtes und wichtigſtes gedrucktes Werk, iſt ſeine Idea d'un Principe Politico Chriſtiano, repreſentada en cien Empreſas. En Monaco in 4. 1640. Dieß Buch iſt etliche mal in ſpaniſcher Sprache heraus gekommen, und die Italiäner ſind die erſten geweſen, ſo es in ihre

Sprache

Sprache übersetzt haben. Im 1649. Jahre kam die lateinische Uebersetzung dieses Buchs zu Brüssel in Folio heraus. Der Titel heißt: Didaci Saavedrae Symbola Christiano-Politica. Diese Uebersetzung ward 1650. zu Cöln in 12. nachgedruckt. Im 1655. Jahre kam es zu Amsterdam auch deutsch und 1662. eben daselbst auch holländisch heraus. Endlich und 1668. erblickte man es auch zu Paris, unter dem Titel: Le Prince chretien et politique.

Die andere Schrift welche Saavedra herausgegeben, ist die Corona Gothica, Castellana y Austriaca. Politicamente illustrada. Dedicada al Principe de las Espannas, nuestro Sennor. Por Don Diego Saavedra Faxardo, Cavallero de la Orden de Santiago, Del Consejo de sa Magestad en el supremo de las Indias, y su Plenipotençiario para la paz universal. Parte primera. Impresa en Munster, en casa de Juan Jansonio. 1646. in 4. Auch dieses Werk ist verschiedene male wieder aufgelegt worden. Saavedra wollte 3 Theile von diesem Werke herausgeben; allein, wegen seines 2 Jahre darauf erfolgten Absterbens, blieben die zween letzten zurück.

Endlich folgt noch sein im Mst. hinterlassenes Buch Republica litteraria, wovon gegenwärtiger Artikel handelt. Das Schicksal, die Lobsprüche und Ausgaben dieser Schrift, sind aus den Schriften eines Ignatii de Porres und Gregorii Mayans, die Herr Prof. Rapp hier angehänget hat, weitläuftiger zu ersehen: nur merke man, als einen Zusatz zu ihren Nachrichten auch noch an, daß auch 1727 zu

London

London eine engländiſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Respublica litteraria: or the Republik of Letters: being a Viſion: write in Spaniſch by Dom Diego di Saavedra, Knight of the Order of St. James. Translated from the Original by I. E. A. B. London 1727. in 12. heraus gekommen iſt. Hierauf beſchließt der Herr Profeſſor ſeine gelehrte Vorrede, mit einer etwas nähern Nachricht, von gegenwärtiger deutſchen Ueberſetzung. Wir übergehen indeſſen, die drauf folgenden kleinen Schriften zum Lobe dieſer gelehrten Republik, und eilen vielmehr, unſern Leſern einen Begriff von dem Werke ſelbſt zu machen.

Saavedra hat daſſelbe in der Form eines Traumes geſchrieben: allein, wie Herr Prof. Rapp in der Vorrede mit ganz gutem Grunde anmerket, ſo iſt ſein Traum viel vernünftiger beſchaffen, als was manche Leute im Wachen denken und ſchreiben. Der Verfaſſer ſieht in ſeinem Geſichte, oder Traume, eine Stadt vor ſich liegen, deren güldene und ſilberne Spitzen ihren prächtigen Glanz mit dem Himmel zu vereinigen ſcheinen. Er wird begierig hinein zu gehen, um dieſelbe näher kennen zu lernen, und nähert ſich in dieſer Abſicht, einem alten Manne, der vor ihm hergeht, und den er nachmals für den Marcus Varro erkennet: von deſſen großer Kenntniß und Wiſſenſchaft, Saavedra ſich bereits aus des Cicero Werken, und andern Schriften, einen Begriff gemacht hatte. Dieſer nun antwortete ihm auf die Frage: was das für eine Stadt ſey? es wäre die gelehrte Republik,

und

und erboth sich zugleich, ihn dahin zu begleiten, und ihm die Merkwürdigkeiten des Orts bekannt zu machen. Auf den Feldern um die Stadt herum, bemerkte Saavedra, eine so große Menge Nieswurz, daß sie die Zahl aller andern Kräuter übertraf. Er fragte seinen Begleiter, wie das käme? und erhielt zur Antwort: die göttliche Vorsicht pflege jederzeit an solchen Orten, wo ein Uebel entspringt, auch die Gegenmittel dawider, zu verschaffen. Die Einwohner des Orts wären, wegen ihres übergroßen Fleißes, heftigen Kopfschmerzen unterworfen: daher wäre ihnen dieses Kraut sehr bequem, bey der Hand. Viele versuchten auch ihr Gedächtniß mit dieser Nieswurz zu stärken; aber zum offenbaren Nachtheile ihrer Urtheilskraft.

Als sie die Stadt erreicht hatten, besah Saavedra zuvörderst ihre Gräben, und fand, daß dieselben mit einer schwarzen Feuchtigkeit erfüllet waren. Die Mauren waren ziemlich hoch, und wurden von Gänsefedern und Schwankielen vertheidiget, aus denen man papierne Kugeln schoß. Einige weiße Thürme dienten statt der Bollwerke. In diesen wurden, durch die Gewalt des Wassers, einige Stampfen in die Höhe getrieben; durch deren Schwingen aber, auf einer marmornen Platte, eine große Menge Lumpen, klein und zu Zeug gestampft. Dieser Zeug wurde hernach, in gewissen viereckigten Figuren geschöpfet, und zwischen den Filzen gepresset und getrocknet: daraus aber entstunden die Papierbogen. Der oberste Theil des Stadtthores, bestund aus prächtigen Säulen, von

Marmor

Marmor und Jaſpis. Es ſchien aber und zwar nicht ohne eine geheime Bedeutung, daß die Baukunſt ſelbſt hier einen Fehler begangen hätte; indem von den fünf Seulenordnungen, hier nur die doriſche, als das harte und unangenehme Bild der Arbeit und Mühe, zu ſehen war. Zwiſchen dieſen Seulen ſtanden die Bildſeulen der Muſen, mit ihren gewöhnlichen Zeichen, und waren ſo vortrefflich wohl gemacht, daß der Anblick einer jeden, dem Anſchauer ſchon die Luſt und Fähigkeit zu derjenigen Kunſt einzuflößen ſchien, der dieſelbe vorgeſetzt war. Des Apollo Bildſeule ſchloß dieſe Höhe.

Auf der Vorſtadt, wo unſere Wanderer zuerſt anlangten, wurden nur die Leibesübungen und Künſte getrieben, wobey der Verſtand nichts zu thun hat, und die Hände alles thun. Sie giengen alſo, ohne ſich hier aufzuhalten, weiter.

Hierauf gelangten ſie dahin, wo diejenigen Künſte getrieben wurden; wobey der Verſtand die Herrſchaft führet, und die Hand nur ein Werkzeug iſt. Dieſe ſtammen eigentlich von den ſieben freyen Künſten ab, welche mit Wörtern und Größen umgehen. Ein ſanfter Fluß ſchied dieſe Künſte von den vorigen bloß mechaniſchen, ab. Die Ufer dieſes Fluſſes wurden durch eine marmorne Brücke verbunden, die eine Pforte von Porphyr und Jaſpis erhob. Obenauf ſtand die Baukunſt, als eine Jungfrau abgebildet, und hatte die Malerkunſt zu ihrer Rechten. Zu Ende der Brücke zeigte ſich eine prächtige Straße, an beyden Seiten mit Seulengängen eingefaßt. Hierinnen pflegten ſich die-

jenigen aufzuhalten, die allerley Dinge künstlich abzubilden wußten. Z. E. Agatharch von Athen, Sostratus, Chares, Lindius, Skopas, Apollodor, auch der König Attalus, der verschiedene bunte Bilder in ein Tuch stickte, und sich dadurch vielen Ruhm erwarb. Viele Trojaner beschäfftigten sich mit Brodiren; und viele Niederländer fanden im Tapetenwirken den Weg zur Unsterblichkeit.

Von hier begaben sie sich in die Stadt, deren Thor oben mit einer halben Kugel gezieret war. Auf selbiger waren die sieben freyen Künste, Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, in Bildseulen, vorgestellet. Die Pforten waren aus korinthischem Erzte. An diesem Thore waren allerhand Bilder in erhabener Arbeit vorgestellet; und als Saavedra seinen Gefährten fragte, was dieselben bedeuteten? bekam er zur Antwort: es wäre die Erfindung der Tinte darinnen abgebildet. Siehst du nicht, sagte er zu ihm, diese strengen und ernsthaften Leute, diese Spötter aller Meynungen und Verächter aller Bequemlichkeiten des Lebens, wie verächtlich sie jenes Frauenzimmer ansehen, die eine Krone auf dem Haupte und eine Posaune in ihrer Hand hat? und wie sie sich voller Entrüstung auf jenen Berg wendet? Dieses ist die Ehre; und jenes sind die stoischen Weltweisen. Auf diesem Berge wirft sie sich zu den Füssen ihrer Mutter, der Tugend, deren Gefährtinnen die Arbeit und die Kunst sind. Derselben erzählet sie ihre Beschwerden, über die Stoiker, die ihr immer ihre Nichtigkeit und Vergäng-

gänglichkeit verrückten. Die Tugend befiehlt daher der Kunſt, ein Mittel ausfündig zu machen, wodurch der Nachruhm verewigt werden könne. Die Kunſt gehorchet, und berathſchlaget ſich darüber mit der Nacht. Dieſe giebt ihr den Anſchlag, die Gedanken der Seele auf weißem Papiere, mit ſchwarzer Dinte abzumalen, und ſie dadurch der Vergeſſenheit zu entreißen. Die Götter ſelbſt ſind über dieſer Erfindung, die Ehre unſterblich zu machen, erfreut, und tragen daher mit Vergnügen ein jeder das ſeine bey. Bacchus giebt den Weineſſig, Jupiter die Galläpfel, Pomona den arabiſchen Gummi, Veſta den Vitriol, und Phöbus die Hitze. Hieraus entſteht die Dinte, die du bereits in den hieſigen Stadtgräben geſehen haſt, und die diejenige Ehre unſterblich macht, wodurch ſich dieſe Republik erhält.

Auf eine nicht minder ſinnreiche Art beſchreibt Saavedra an dem andern Thore, die Erfindung der Buchdruckerey; die er jedoch einem Spanier zuſchreibt. Zween Grammatici, welche mit Franſen behänget waren, große Bärte trugen, altväteriſch gekleidet giengen, und an der Seite Schlüſſel hängen hatten, waren die Hüter dieſer Thore. Das Vertrauen, was man in ſie ſetzte, machte ſie ſo ſtolz und übermüthig, daß Saavedra faſt wieder umgekehret wäre: doch die Neubegierde trieb ihn an, ein anſehnliches Gebäude zu beſehen, welches eine Niederlage war, wo die Bücher aus der ganzen Welt abgegeben wurden. Der ganze Platz war mit Mauleſeln erfüllt, deren einige, ob ſie gleich

oft nur ein einzig Buch zu tragen hatten, dennoch oft fast unter der Last erliegen wollten. So schwer ist eine Last unnützer Schwätzereyen, daß auch die starken Schenkel eines Esels ihr nicht gewachsen sind.

Verschiedene alte **Bücherrichter** nahmen diese Lasten in Empfang; und ein jeder beurtheilte, was in seine Wissenschaft gehörte. Sie waren sehr strenge, und ließen nur sehr wenige zum Dienste der Republik kommen; die sie nämlich für geschickt hielten, den menschlichen Verstand aufzuklären, und den Menschen nutzbar zu seyn.

Einer von ihnen untersuchte eben eine neue Fracht **Juristenschriften**. Er erschrack über der Menge von Lecturen, Tractaten, Decisionen, und Consilien. Großer Jupiter! rief er aus, warum giebst du der Welt nicht alle 100 Jahre einen Kaiser **Justinian**? oder warum läßt du nicht wieder ein Heer **Gothen** kommen, diesen allgemeinen Bücherüberschwemmungen zu steuern? Endlich befahl er, die Bücher, so von den bürgerlichen Rechten handeln, den Einwohnern zum Feueranbrennen zuzustellen. Die peinlichen Rechtsbücher aber, bestimmte er, Fische dabey zu sieden, und Speck darein zu wickeln.

Ein anderer **Bücherrichter** empfieng die **Poeten**. Die verliebten Gedichte, schickte er, mit vielem Lachen, dem Frauenzimmer zum Haarwickeln, die Nähräthmen zu bestecken, zu Annis- und Zuckertüten u. dergl. Die satyrischen Gedichte, schickte er fort, zu Stecknadelbriefen, Räucherkerzchen,

Pfeffer-

Pfeffertüten, u. ſ. f. Saavedra ſah wenig poetiſche Schriften, die ein beſſer Schickſal gehabt hätten. Eben ſo gieng es den Büchern von der Sterndeuterey, ſchwarzen Kunſt, vom Goldmachen und Wahrſagen.

Der dritte Bücherrichter unterſuchte die Bücher von den freyen Künſten. Er mußte über allen commentariis, quaeſtionibus, annotationibus, ſcholiis, obſervationibus, caſtigationibus, centuriis und lucubrationibus, lachen. Inſonderheit freueten ihn die Bücher, die, ob ſie gleich lateiniſch, oder gar in der Mutterſprache geſchrieben waren, dennoch einen griechiſchen Titel hatten. Nur wenige von dieſen Schriften behielt er zurück; mit den andern befahl er, in den Kramläden, diejenigen Fäſſer zu verkleben, welche ausländiſche Aufſchriften führen: da doch die Waare einheimiſch iſt.

Eine große Menge hiſtoriſcher Schriften, wurden aus dem Tempel ausgeſchloſſen und zu Triumphbögen, papiernen Bildſeulen, und zu Einfaſſung der Wapen, beſtimmet. Die mediciniſchen Bücher ſollten in die Flinten auf das Pulver geſtopft werden; weil ſie oft ſo tödtlich ſind, als eine Kugel. Aus den philoſophiſchen Büchern endlich ſollten papierne Blumentöpfe und papierne Hunde und Katzen gemacht werden.

Aus Frankreich und andern Gegenden kam eine große Menge Bücher an, die von der Staatskunſt handelten; ingleichen mancherley aphorismi und commentarii über den Tacitus und über Pla-

tons und Aristotels Schriften, von der Staatskunst. Saavedra vermuthete schon, der Bücherrichter würde sie etwa zu Flügeln an die Windmühlen verordnen, die so gefällig sind, sich immer nach dem Winde zu drehen. Oder er würde etwa Larven draus machen lassen; weil doch alles Bestreben der Staatisten nur dahin geht, den Leuten ihres Herzens Meynung zu verbergen. Allein sie wurden alle zum Feuer verdammt; und auf Befragen, warum? gab man zur Antwort: diese Schriften führten ein solches Gift bey sich, daß es der gemeinen Ruhe noch schädlich seyn könnte, wenn es gleich in Stücken zerrissen wäre; es wäre also am besten, sie durch das Feuer zu reinigen.

Der Verfasser verläßt diesen Ort nicht sonder alle Bekümmerniß, wie es seinen eigenen Schriften von der Staatskunst ergehen werde; und verfüget sich in einen viereckigten Saal, allwo er mit großem Vergnügen die Kräfte des menschlichen Verstandes abwägen sieht. An der Decke des Saales war der achte Himmel mit allen Sternen abgebildet; und mitten durch gieng der Thierkreis, der auf den vier Hauptwinden ruhete. In der Mitte des Saales hieng eine sehr große, daneben aber eine ganz kleine Wage; in jener wurden die verschiedenen Arten des **Witzes** nach Pfunden und Centnern; in dieser aber die **Beurtheilungskraft** nach Quentchen und Granen, abgewogen.

Am Fenster stand **Ferdinand von Herrera**, der die verschiedenen Carathe des Witzes verglich, und auf einem Probierstein prüfete. **Saavedra** fragte

Der Verfaſſer war damals Pfarrer zu Preßſchendorf, und hat ſich nachgehends durch mehrere, unter dem Nahmen Miſander herausgegebene, Schriften bekannt gemachet, bis er A. 1713. geſtorben. Die Uberſetzung iſt in gebundener Rede.

* Des Römiſchen Poeten Perſii VI. Satyrae, in die Teutſche Sprache überſetzet, mit nützlichen Anmerkungen, auch mit den beſten Phraſibus und einer accuraten lateiniſchen Edition verſehen von M. Johann Ben. Dragheim. Roſtock 1725. 8.

Dieſe Uberſetzung iſt in ungebundener Rede, und ſehr wohl gerathen. Wir wollen von beyden zu anderer Zeit umſtändlicher handeln.

PLAVTI Comoediae.

Aululariа.

Verdeutſcht durch Joachim Greff, von Zwickau, Magdeb. 1535. 8.

Verſibus Germanicis, vt illa aetate, rudibus, ſagt Herr *Fabricius* Bibl. Lat. T. 2. p. 5.

Captiui.

* Captivi, der gefangenen Leute Trew. Eine ſchöne nützliche Comödia aus dem Alt-Römiſchen weitberühmeten M. Accio Plauto. Jetzo verdeutſchet durch *M.* Martinum Hyneccium, Born. der löblichen Stadt Keyſer Chempnitz zu Ehren. Im Jahr 1582. 8. ohne Meldung eines Ortes.

Sie iſt wiederum in eben dieſem Jahr nebſt zwey andern Comoedien gedruckt unter folgendem Titul:

fragte ihn, als einen Kenner der italiäniſchen und ſpaniſchen Gedichte: was er doch von den Dichtern beyder Nationen hielte? und bekam von ihm eine Beurtheilung ihrer gröſsten Dichter, die mit den Meynungen der beſten Kunſtrichter übereinkömmt, und hier für uns zu weitläuftig fällt.

Der Verfaſſer wendet ſich von hier zu den Lehrſälen der grammatiſchen Lehrer, von da zu den hohen Schulen; wobey ebenfalls die beſten Schriftſteller, die an beyden Orten üblich ſind, beurtheilet werden.

Nunmehr war **Saavedra** auch begierig, die Straſsen dieſer Stadt kennen zu lernen; allein als er glaubte, ſelbige erreicht zu haben, ſo befand er ſich auf einem einzigen einſamen Hügel, der zu beyden Seiten, nebſt andern Hügeln, angenehme Thäler und Einöden liegen hatte, die zu tiefſinnigen Betrachtungen geſchickt waren. Zwiſchen denſelben lagen einige Hütten, in welchen kein anderer Hausrath befindlich war, als was die äuſserſte Nothdurft gegen Kälte und Hitze erforderte. In dieſem Theile der Stadt wohnten ganz ſonderbare Leute. Die erſten waren die **Gymnoſophiſten**. Nach ihnen kamen die **Druiden**, die **Magi**, die **Chaldäer**, **Brachmanen**, u. ſ. f. Hier ſah man den **Prometheus**, deſſen Herz von einer unerſättlichen Begierde nach Wiſſenſchaft genaget ward; den **Endymion**, der ſich in den Mond verliebt zu haben ſchien; den **Atlas**, der in der Betrachtung der Geſtirne ſo hoch geſtiegen war, daſs man hätte glauben ſollen, er trüge den Himmel.

Unter einigen Bäumen saßen die sieben **Weisen.** Die Bescheidenheit und Weisheit leuchteten gleich stark aus ihren Reden und Thaten hervor. An dem Rande eines Brunnens standen **Sokrates, Plato, Klitomachus, Karneades,** und viel andere akademische Philosophen. Diese zweifelten beständig an allen Sachen, und wollten nicht das geringste als gewiß zugeben. Nicht weit davon waren **Pyrrho, Xenokrates** und **Anararchus.** Diese giengen in ihrem Zweifeln noch viel weiter, und hatten ganz und gar nicht das Herz, Ja oder Nein zu sagen. Die **Peripatetiker** spazierten immer auf und ab. Die **Stoiker** waren auch zugegen, die sich für ihre Meynungen fast todtschlagen ließen. Weiter nach forne, zeigten sich die **Pythagoräer,** die ganz stille waren, und fünf Jahre auf ihr erstes Wort studierten.

In der einsamsten Gegend dieses Gebüsches zeigte sich eine Thüre in einem Berge. Mitten in diesen Berg fiel wenig, oder gar kein Licht der Sonne hinein. Die Neubegierde trieb unsern **Saavedra** hinein, der so lange herum tappte, bis er auf ein paar Körper griff. Er hielt sie für Leichen; irrete sich aber sehr: sie waren nur eingeschlafen, und er erfuhr, daß der eine **Artemidor,** der andere aber **Cardanus** wäre.

Unser Verfasser geht weiter, und findet zu beyden Seiten eine Menge brennender Oefen, voller Retorten, Destillirösen, gläsernen Kolben. Dabey sah er eine Menge Menschen beschäfftiget, die alle hungerig aussahen, elend und lumpicht gekleidet giengen

giengen, und mit eben den Laugen, und Quinteſſenzen beſchmieret waren, die ſie ausdeſtillirten. Ihre Sprache war ganz außerordentlich; ſie waren ſo prächtig in Worten, als bettelarm in der That. Kurz, es waren die Herrn Goldmacher. Er hätte ſich gern mit ihnen unterredet; allein der ekele Geſtank von den ausgekochten Salzen, und ihr eigener widriger Anblick, trieb ihn je eher je lieber von dar.

Endlich gelangt Saavedra in die rechte Stadt und findet, daß daſelbſt alles voller Neid, Misgunſt und Unordnung iſt. Die meiſten neuen Gebäude wurden nicht aus neuen Baumaterialien, ſondern aus dem Schutte der alten eingeriſſenen aufgeführet, welches ihnen ein ſehr häßliches Anſehen gab. Endlich ſo legte ſich denn noch jeder Einwohner, neben ſeiner Wiſſenſchaft, auf eine Handthierung, die ſeinem Charakter gemäß war. Die **Grammatici** handelten mit Kohl und Früchten; und ſchimpften beſtändig aus ihren Buden. Die **Kunſtrichter** waren Trödler, und flickten alte Schuhe und Kleider. Die **Redner** waren Marktſchreyer. Die **Geſchichtſchreiber** waren Kuppler; weil ſie die beſte Kenntniß von den Familien hatten. Die **Dichter** trugen Reſigte für die Grillen, Blumenſträußer und Mandelkerne feil. Die **Aerzte** waren Schlächter, Todtengräber und Schinder. Und weil dieſer Staat zu klug war, Apotheken zu dulden: ſo goſſen die **Apotheker** Stückkugeln und ſchmiedeten Waffen. Die **Sternſeher** waren Schiffsleute und baueten den Acker. Die **Optici**

waren Kaufleute, die in ihren Buden ein falsches Licht zu machen wußten. Die **Logici** waren Häscher, und Mäkler. Die **Weltweisen** waren Gärtner. Die **Rechtsgelehrten** handelten mit Leinwand, und wurden zu allem gebraucht, wozu man die Elle nöthig hat. **Sonderlich aber wimmelte dieser Staat von Dieben.**

Hier müssen wir abbrechen und den Lesern anrathen, das übrige selbst nachzulesen, welches keinen leicht gereuen wird, der einen Geschmack an feinen und witzigen Schriften haben kann.

Am Ende findet man noch einige gelehrte Anmerkungen von Herrn Prof. **Kappen**, die **nicht nur wichtig genug sind, diesem Werke** zur Zierde zu dienen; sondern auch wirklich zu mehrerem Verstande desselben unentbehrlich sind. Sie handeln: 1) von dem Titel **gelehrte Republik**, und wer davon geschrieben. 2) Von Eusebii Buche Sigalion. 3) Von **Mayans** Vorrede zur Republica literaria. 4) Von den Namen der Künstler. 5) Von Antonello, ob **er die Oelfarbe erfunden.** 6) Von den spanischen Malern, de Navarette und Velazquez, u. s. w. Man sieht aus diesen Ueberschriften schon, daß der Herr Herausgeber auch für diese Bemühung keinen geringen Dank verdienet.

V.

Herrn Paſtor Säulers fernere Erläuterung der in Niederſchleſien gefundenen ſuevischen Urnen.

Eine nähere Nachricht von den überſandten Scherben zu geben, ſo wünſchte ich, daß mein Vorhaben bald ausführen könnte, über dem ich in meinen Nebenſtunden beſchäfftiget bin; aber mich nicht gerne darinn übereilen wollte. Großendorfs heydniſche Heldengrüfte, ſollen mein beſonderes Augenmerk ſeyn. Da ich über 3000 mancherley ſeltene Alterthümer entdecken helfen, auch einige 100 davon noch ſelbſten beſitze: ſo habe ich genugſamen Vorrath, mich noch eine Weile dabey aufzuhalten. Es würde mir ja wohl was leichtes ſeyn, den Liebhabern ſolcher Merkwürdigkeiten bekannt zu machen: wo? wenn? wie viel man dergleichen gefunden? Mir werden bey 200 Schriftſteller bekannt ſeyn, ſo davon bereits geſchrieben: ſelbſt Schleſien kann unterſchiedene aufweiſen; von denen meiſten aber heißts: Romana crepant! Allein was würde ich der gelehrten Welt für einen ſonderbaren Dienſt leiſten, wenn ich ihr weiter nichts, als eine trockene Nachricht gäbe; ohne dabey ein und andern Verſuch zu thun, wie dieſe Reſte und und Denkmaale der Deutſchen, ſo gut als der Griechen und Römer, auf eine gelehrte Weiſe können brauchbar und nutzbar gemacht werden. Kurz! die überſandten Scherben ſind von dem Großendorfiſchen Urnen- oder heydniſchen Leichenfelde. Meine Wiedmuthsfelder haben ſolches zum nächſten

Nachbar.

Nachbar. Auch auf diesen wird dergleichen gefunden, aber nur in Scherben: die denn auch mehr zu denen slavischen, als suevischen Denkmalen gehören: da man die Leichen nicht mehr verbrannt, sondern begraben; gleichwohl aber denselben Opfergefäße beygesetzt hat, die gar kennbar sind. Haben die Sueven die Leichengefäße der Helden mit Steinen in der Erde umschloßen; so haben die Slaven ihre Leichen über der Erde, mit desto größern Steinen bemerket. Hinc Coronae Lapidum: deren insgemein 5 oder 7 seyn. Was ich hier schreibe, kann ich einem jeden zu eigenem Augenscheine und Urtheile alle Tage darlegen.

Hiesiger Ort, Dieban (der gemeine Mann heißt ihn auch Düben) liegt an der Oder hin, und überaus anmuthig. Gegen Abend zu sollte man meynen, daß man die ebensten Felder vor sich hätte; unvermerkt aber, wenn ich solche betrete, komme ich auf eine Höhe von ungemeiner Aussicht. Sie ist zwar etwas sandicht, aber gleichwohl ein tragbares Ackerfeld; und ehe sie das geworden, ein fruchtbares Urnen- oder Leichenfeld gewesen *. Man kann sich solches nicht besser vorstellen, als einen weitläuftigen Kirchhof, oder Begräbnißhügel, da eine Gruft, oder Grab an dem andern ist; keines aber mit dem andern sehr übereinkömmt, außer die ansehnlichsten und vollständigsten: die denn auch unter

* Dieses Feld geht bis an das Dorf, bis an Großendorf an. Dieses Großendorf ist ein ansehnlicher Rittersitz, welcher eine halbe Meile von Steinau, hiesigem Orte aber sehr nahe liegt. Die Abbildung der Urnen und Opfergefäße, zeigt das Titelblatt.

unter allen am höchſten, auch einem groſſen Feld- oder Maalſteine am nächſten ſich befinden. In einer dergleichen vollſtändigen Gruft oder Grube befindet ſich insgemein eine ſehr groſſe Urne, oder Aſchenbehältniß, auch manchmal zwey und mehr; um dieſelbe aber bis 8, 12, auch 20 andere Gefäße, von unterſchiedener Geſtalt, Gröſſe, auch Zeichnung. In jenen ſind bald viel, bald wenig Knochen und Aſche; in dieſen aber nichts als Sand: ja, es finden ſich dann auch in jenen allerhand metallene Sachen, als Meſſer, Hefte, Ringe, und viel anderes: das Metall aber muß was ausländiſches ſeyn, weil deſſen eigentliche Art noch niemand einſehen können. Bey allem dieſen findet ſich auch ein Opferteller und allerhand Klappern. Der Teller hat, wie einige Gefäße, viele eingedruckte Narben, gleich als von Manns- und Frauennägeln; die Klappern aber, die nichts als ein geringes Geräuſche, ein Sauſen, machen (ſonum acutum, ad ſimilitudinem ſpicarum, vento motarum), haben gleichfalls, wie einige Gefäße, eben die Striche, die Linien und Zeichnungen, als man an denen Bildern der Iſis wahrnimmt. Aus einem dergleichen Grabe nun ſind auch die überſandten Scherben; nämlich zwey kleine Gefäße A, B, von denen ich nicht gewiß ſagen kann, weil ich derſelben zu viel habe: ob darinnen Aſche und Knochen, oder bloß nur Sand, folgends ſolche Opfergefäße, oder Symbola Herthae ſive Iſidis geweſen? Hernach ein Schälchen C, ſo einige für ein Thränengefäß angeben; allein die keine wahre Thränengefäße geſehen haben, von denen ich

unter-

unterschiedene besitze, und die ganz anders aussehen. Man findet dergleichen als ich übersandt, insgemein 2 beysammen, auch in andern Gefäßen umgestürzt liegend. Ferner, zwey Stücke von Opfertellern D, E, davon eins mit stärkern, das andere mit zärtern eingedruckten Narben oder Nägeln ist. Dergleichen Teller sind kaum möglich ganz zu haben, und doch auf vielerley Weise merkwürdig: theils, weil darinnen lange metallene Nadeln, Griffel, auch Schreibegriffel stecken: theils, weil in vielen die eingedruckten Narben gar ordentlich, gleich, als wären es geschriebene Zahlen, stehen; oder auch nach dem Sonnenlaufe, als in einem Kreise, oder noch als ein Kreuz, eingerichtet sind. Endlich ist ein Stück von einer großen Haupturne oder einem Aschenbehältnisse. Diese sind ostermals so groß, daß, nach hiesigem großen Maaße, 6 bis 8 Metzen Getreyde gar wohl Raum haben. Ich weis nicht, warum einige ausländische Gelehrten solche Gefäße Großmutterurnen nennen. Vieleicht, weil um solche, wie ich oben gemeldet, die übrigen Gefäße, gleich als Kinder, um die Mutter herumstehen. Allein, warum nennt man solche eben die Großmutter? Ich gestehe, daß ich hiervon nähern Grund zu haben, wünschte. Es würde mir alsdann desto schönere Gelegenheit geben, einem gelehrten kaiserlichen Kammerrathe Glück zu wünschen, daß er vor vielen andern, die größte Großmutterurne besitzet, die in der That was außerordentliches ist. Ich habe dergleichen zwar auch; aber nicht so vollkommen, schön, und ganz, sondern sehr

schad-

schadhaft. Einige sind auch erst in Stücken gegangen, da ich solche andern habe zeigen müssen.

Wann, und wie sind denn nun aber diese merkwürdige Alterthümer entdeckt worden? So viel mir bewußt ist, so ist solches um das Jahr 1714 geschehen, als der damalige adeliche Besitzer von Großendorf eine Seidenfabrik anlegen, und auf gemeldte sandichte Höhe die benöthigten Maulbeerbäume pflanzen lassen wollte. Ein ungewöhnlicher Pflug, der von 8 Jochochsen gezogen wurde, und ¾ Ellen tief die Erde durchschnitt, solche zum Anbaue bequem, und locker zu machen, ist der erste Erfinder unserer entdeckten Denkmäler gewesen; aber auch zu deren desto größerm Schaden und Verderben. Hinc illae Lachrymae! Eben daher kömmt es, daß wir unter hundert schönen großen Stücken kaum ein ganzes mehr übrig haben: daß das meiste und beste schon in der Erde zerrissen und zerdrückt worden, oder im Ausheben noch in Stücken zerfällt; sonst würde dieses Feld kaum seines gleichen haben. Als nun Großendorf, nach dem Absterben des gemeldten adelichen Besitzers, auch alle dessen weitläuftiges Vorhaben mit ihm ausgestorben sah, und einen neuen Herrn erhielt: so schienen die heydnischen Todten daselbst gute Ruhe zu haben, bis sie sich selbsten durch unterschiedene Gelegenheiten entdeckten. Dieser neue Besitzer ließ es alsdann weder an Arbeit, noch kostbarer Mühe fehlen, alles noch übrige merkwürdige Alterthum aufzusuchen. Ein berühmter Medicus aus Liegnitz, war dann auch bey aller Arbeit lange Zeit zugegen, das Wichtigste zu

bemer-

bemerken, auch alles umständlich zu beschreiben. Allein, er starb! und nach der Zeit hat man mir die Ausführung solches unterbrochenen Vorhabens zumuthen wollen: es würde auch solches bewerkstelliget worden seyn, wenn nicht die große Landesveränderung, und die bedenklichen Umstände der Zeiten, meine Gedanken geändert hätten. Und es hat mich solches auch noch nie gereuet, daß ich mich darinnen nicht übereilet, jemehr mir nach der Zeit noch mancherley mehrere Entdeckungen unter die Hand gekommen sind.

Sonderlich geschah dieses, da vor einigen Jahren gemeldtes Großendorf und Urnenfeld, einen neuen, und zwar desto größern Besitzer überkam; nämlich den dirigirenden Minister und Chef, Se. Excellenz, den Herrn Grafen von Münchow. Als ich nun bald anfangs die besondere Gnade hatte, Selbigen, nebst andern Vornehmen von beyden königlichen Kammern, meine wenige Sammlung von seltenen Büchern, Münzen, Steinen, Alterthümern und Urnen, bey mir zu zeigen: so konnte ich so hohen Personen, auch zugleich ein ganz vollständiges Begräbniß unserer heydnischen Vorfahren in Schlesien vor Augen stellen, und mein Vorrath bekam dadurch eine merkliche Vermehrung. Nach der Zeit ist an das Graben und weitere Nachsuchen nicht mehr gedacht worden; außer, was sich von ohngefähr gefunden: indem man angebaueten Feldern ungemeinen Schaden dadurch thut, und den guten Dünger in todtes sandigtes Erdreich verwandelt.

Als

* Drey newe ſchöne und luſtige Comödien, I. Almanſor, der Kinder-Schulſpiegel. II. Captivi, der gefangenen Leute Treu. III. Hanſoframea, Hans Pfriem oder Meiſter Recks. Jetzo neulichſt aus dem Latein verdeutſcht, und mit hübſchen Choris geziert, Chriſtlichen Schulen und Leyen zu Nutz und Gute in Druck gegeben von *M.* Mart. Hayneccio, 1582. 8.

Der Verfaſſer nennt ſich in der auf der Churfl. Schul Grimm gegebenen Zuſchrift einen Profeſſor daſelbſt.

PHAEDRI

Fabularum Æſopicarum libri V.

Nebſt einer deutſchen Uberſetzung und weitläuftigen Noten durch Daniel Hartnaccium, Rudolſtadt 1696. 8.

Franzöſiſch und deutſch, durch einen Ungenannten, nebſt andern Fabeldichtern. Hamburg 1707. 12.

* Salomo Franckens Teutſchredender Phaedrus; oder deſſen in teutſche Poeſie überſetzte Sinn- und Lehr-reiche Fabeln. Jena 1716. 8.

Der Herr Verfaſſer war damahls Fürſtl. Sächſ. geſamten Ober-Conſiſtorii Secretarius in Weimar. Man ſehe die neue Bibliothec num. LVII. p. 390. ſeq.

Nebſt des Gabriä Fabeln und Sympoſii Ænigmatis in deutſchen Verſen.

Germanico carmine reddere conatus eſt *I. G. A.* cui ſub nomine *Menandri* latere placuit; ſagt davon Herr *Fabricius* Bibl. Lat. T. 3. p. 271.

PLI-

Als ich am letztern heiligen Oſtertage in Groſſendorf predigte: ſo wurden mir wiederum unterſchiedene neu entdeckte Gefäße gezeiget, welche kurz vorher daſiger Schulze bey Ausgrabung eines neuen Kellers gefunden, ungeachtet deſſen Wohnung ganz niedrig, und von dem gewöhnlichen Todtenhügel ſehr weit abgelegen, ſich befindet. Doch! alsdenn gehen insgemein die ſlaviſchen Denkmaale an, nachdem die Sueven ihnen ſchon zuvoraus die gelegenſten Plätze weggenommen. Kurz nach Oſtern, da eben meine Scherben nach Leipzig noch unterweges geweſen ſind, überkam ich ſechs ſehr große Urnen; aber, welches Schade! überaus ſchadhaft. Da es anderwärts einem gewiſſen Prediger auf dem Lande begegnet, wo man gleichfalls viele ſolche Alterthümer ausgräbt, daß, wegen der Urnen und Leichenkrüge, kein Geſinde bey ihm im Hauſe und Dienſte bleiben wollen, aus thörichter Furcht vor den Todten, ſo ſtudire und ſchlafe ich unter dergleichen Denkmaalen, um meinen Leuten alle fürchterliche Vorſtellungen zu benehmen. Zu verwundern iſt es, daß die Mäuſe denen noch übrigen verbrannten Knochen ſo ſtark nachgehen. Und da kann es denn gar leicht geſchehen, daß bey einem einfältigen ſchwachen Gemüthe des Nachts eine Geſpenſterhiſtorie ſich ereignen kann. Ein Medicus in Breslau hat aus der Aſche in Urnen ſchöne Trinkgläſer machen laſſen.

Was ich in meinem vorigen Schreiben von einer Kützelkirche oder Teufelsloche gemeldet, welches einige für eine Druidenſchule halten wollen, davon will

mir ein Herr von Adel nähere Nachricht geben: indem er gesonnen ist, diesen Sommer sich selbst hinein zu wagen. Könnte ich abkommen, so würde ich es selbst thun. Was sonst noch ohnweit Hirschberg davon angegeben wird, scheint mehr ein Werk der Natur als Menschenkunst zu seyn: weil gar nichts ordentliches daran zu sehen ist, sondern in einer sandichten Gegend vom Regen, Winde und Wetter so geworden, dergleichen auch hier vor einigen Jahren, bey vieler Näße, eine kleine Capelle von dünnen Odersande, überaus artig entstund.

Die heydnischen Tempel, die man hier und dar noch in Schlesien, wenigstens aus denen noch übrigen Merkmaalen, antrifft, sind nicht groß. Unsere Geschichtschreiber nennen sie nur Kirchen oder Capellen. Sie scheinen mehr slavische als survische Denkmaale zu seyn: nur Götzenbehältniße; dahingegen die Sueven ihren Gottesdienst in hiesigen dicken Eichwäldern, auch bey ihren Grabeshügeln mögen gehalten haben. Da man so viele Denkmaale vom abgöttischen Isisdienste antrifft: so sollte ich meynen, daß man mehr derselben Priester, als die Druiden, in Schlesien suchen sollte. Vielleicht haben die Linigri cabri Iſiaci, noch ihren Namen unter denen sogenannten weisen Männern hinterlassen, welche der unwissende Pöbel noch an manchen Orten um Rath fraget. Vielleicht ist auch dahin das Alpkreuze zu rechnen. Die ersten christlichen Bischöfe haben alle dergleichen heydnische Reste auf das möglichste zu vertilgen gesucht; alle Nachrichten davon aber sind durch der Tartarn Einfall, hernach

nach durch den Hußiten- und endlich durch den dreyßigjährigen Krieg, vollends verlohren gegangen. Was will man in Schleſien wohl für viele alte Urkunden aufweiſen, da es im IX Jahrhundert noch wenig gemauerte Verwahrniſſe gehabt? Da keine Römer in dieß Land gekommen ſind, ſo findet man auch keine römiſchen Denkmaale, folgends alſo nichts, als der alten Sueven ihre Aſchenbehältniſſe und mancherley Beylagen, die uns von ihrem Gottesdienſte, ihren Sitten und Gewohnheiten, einige Vermuthung geben. Es könnten noch viele unterirrdiſche Alterthümer entdeckt werden; allein wer nur auch die Erlaubniß dazu hätte, auch jemand die Unkoſten und Arbeiter darzu hergäbe. Es glücket nicht jedem ſo, wie unſerm Landsmanne, dem D. Major, der ſolch Bemühen auf Höheren ihre Unkoſten vornehmen konnte. Ich verharre mit aller beſondern Verehr- und Hochachtung

Ew. Hochedelgebohrnen,

Meines hochzuehrenden Herrn Profeſſoris,

Düben, den 21ſten Jun. 1748.

ergebenſter Diener

Sämler.

VI.

Poesies diverses par M. L. D. B. chez à Paris Jean Baptiste Coignard, Imprimeur du Roi. Jean Desaint, Libraire. MDCCXLIIII.

Diese Gedichte verdienen vor vielen neuern französischen Dichtern einen Vorzug, und machen sowohl dem Verfasser, als seiner Nation, Ehre. Das Gründliche ist darinnen mit dem Witzigen verbunden, und die erhabensten Gedanken, welche aus allen Zeilen hervorleuchten, sind so malerisch vorgetragen, daß seine Leser davon hingerissen werden. Er ist feurig und nicht schwülstig, sanft und nicht matt, und kurz, er hat die Natur, welcher er zu folgen, den Dichtern so nachdrücklich in seinen Gedichten angerathen, auch selbst zur Führerinn erwählet. Er verdienet aber um so vielmehr Hochachtung, da sein redliches und tugendhaftes Herz überall hervorleuchtet, und der Gegenstand seiner Muse allezeit die Verbesserung der Sitten, und die Begierde, den guten Geschmack unter seinen Landesleuten zu befördern, ist. Doch man muß seine Gedichte selbst lesen, wenn man ihn vollkommen will kennen lernen. Den Anfang macht eine sehr geschickte und gründliche Abhandlung von der Dichtkunst. Der Verfasser derselben zeiget darinnen, daß die Poesie diejenige Kunst sey, den Gedanken einen Körper und Farben, und den unbeseelten

ſeelten Dingen ein Leben und eine Seele zu geben, und beweiſt alsdenn, daß die Dichtkunſt keine andere Regeln und Gründe als die Malerey habe: vt pictura poëſis: theils aus den Beyſpielen des Homers und Virgils: theils aus der Natur der Poeſie ſelbſt. Hierauf zeiget er, daß die ganze Natur der Gegenſtand der Dichtkunſt ſey. Ein wahrer Dichter ſollte eine allgemeine Erkenntniß von allen Dingen beſitzen, und diejenigen ſind nur ſchwache Copiſten, welche die Beſchreibungen von den Alten borgen, und von Dingen ſchreiben, die ſie niemals gehört, geſehen und empfunden haben. Was für unfruchtbare Gemälde bringen z. E. die meiſten von dem Schäferleben vor: ſie ſchreiben von nichts als von Blumen auf den Wieſen, vom Gemurmel der Bäche, von Thränen der Aurore und dem Scherze des Zephyrs; woraus man ſieht, daß ſie das Feld nur aus den Stadtgärten kennen, und niemals die verſchiedenen Schauſpiele des Himmels und diejenigen Begebenheiten, welche das Gemälde der Welt verändern, mit maleriſchen Augen betrachtet haben.

Die abgezogenſten und trockenſten Materien aus der Phyſik und Metaphyſik, können ſelbſt durch die lebhafteſten Bilder bereichert und ausgeſchmückt werden. Virgil hat eine Probe in ſeinen Büchern von dem Landleben gegeben, und unſer Dichter, der dieſen großen Geiſt zum Muſter genommen, hat ſeit einigen Jahren, ſeine Jugend der Vertheidigung der Wahrheit, in Verfertigung eines Gedichtes wider des Spinoza Lehrgebäude gewiedmet. O was für eine edle, und einem chriſtlichen Dichter, anſtändi-

ge Bemühung! Er giebt uns darauf den Anfang zu lesen, und stellet es des Lesers Beurtheilung erst anheim, ob er ihn darzu tüchtig genug zu seyn glaubet. Diese Bescheidenheit ist in Wahrheit zu groß und ein jeder wird etwas unwillig werden, daß er ihn unter diesem Vorwande des Vergnügens, ein so schönes Gedichte ganz zu lesen, beraubet hat. Wir wollen dasjenige, was er uns davon geliefert hat, nach Möglichkeit übersetzen, und wünschten nur, daß das Original unter unsern Händen nichts verlieren möchte.

So soll ich, alt Gehölz, dich endlich wieder finden,
Dich still und öden Ort, Ort! der der Städte Sünden,
Der Höfe tollem Pracht, den Weisen froh entzieht:
Hier, wo man die Vernunft stets überzeugen sieht.
Hier, wo die Seele sich zur ersten Hoheit lenket
Und in des Friedens Schooß sich selbsten überdenket.
Am Hof war ich ein Sklav: ein König bin ich hier.
Die Grotte, wo ich denk, stellt mir ein Louvre für,
Die Weisheit ist mein Rath: mein Buch das Weltgebäude,
Im Denken schmeck ich erst des Lebens süße Freude.
Mein eingeschränkter Geist erweitert durch die Kraft,
Die die Vernunft ihm giebt, hier die Gefangenschaft.
Wenn durch der Weisheit Blitz den Irrthum sie zerschmettert,
Den aufgeblasner Stolz und Eitelkeit vergöttert:
Der sich Batavien zur Freystadt lang gemacht,
Bis ihn der Lügengeist in unsre Stadt gebracht.
O Muse, die du dich mit mir hier eingefunden,
Und an die Wissenschaft mit Blumen mich gebunden,
Sieh, daß der große Tag sich mir vor Augen stellt,
An dem die Weisheit selbst den stillen Ort erhellt,
Und von Spinozens Gott mir dieses Bild gegeben,
Sein Aug umgab kein Band: hier ist er nach dem Leben.

Befreyt

Befreyt vom Hochmuths Joch und ſchwerer Sklaverey
Floß in nutzbarer Luſt mein Leben froh vorbey.
Den Muſen, meinem Wunſch, mir ſelbſten überlaſſen,
Sucht ich das Lehrgebäu Spinozens wohl zu faſſen.
Ich hab in ſeinem Wahn den Abweg bald erblickt,
Und dieß Gebeth zu Gott, dem er getrotzt, geſchickt:
Steig itzt, o großer Gott, in meine dunkle Höhle,
Durchdring mit jenem Licht der Klarheit meine Seele,
Durch die die weiſe Schaar, der dein Glück kenntlich iſt,
Dieß grenzenloſe Glück mit dir getheilt genießt.
Gieb meiner Jugend Muth, die Spötter anzugreifen,
Entflamme meinen Geiſt, laß meine Weisheit reifen.
Ich flehe, ſteh mir bey . . . . ein bleich und ſchneller Glanz
Erfüllt, als ich dieß ſprach, die weite Höhle ganz.
Mir ſchien, als ob ich itzt den Fall der Welt erblicket.
Ich ſah bey tiefer Nacht, aus ihrer Bahn verrücket,
Die Sterne ſich nicht mehr in ihren Wirbeln drehn,
Nein, in der Luft verirrt itzt durcheinander gehn.
Ein ſchrecklichs Chaos ſah ich meine Höhl umfaſſen:
Kurz, allem droht das End: und ich nur blieb gelaſſen.
Du gabſt mir, großer Gott, die Unerſchrockenheit,
War ich gleich tief verſenkt in Noth und Einſamkeit.
Ein harter Donnerſchlag gab mir des Tages Schimmern;
Ein großer Rieſe ſtieg dann aus der Erde Trümmern:
Ein Rieſe? was ſag ich? nein, eine Welt zeigt ſich,
Ein unermeßlicher Coloß: doch ordentlich.
Als ein furchtbar Gebirg läßt ſich ſein Haupt mir ſchauen:
Sein Haar ſcheint mir ein Wald: ſein Aug voll Nacht und Grauen,
Ein flammenvoller Schlund, ein Abgrund voller Feur,
Ich glaub, ich ſah die Welt in dieſem Ungeheur
Die kleineſten Gefäß durchſchlängelten die Quellen,
In Adern ſchäumeten des tiefen Weltmeers Wellen:
Der Rock, der ihn bedeckt, iſt das Gewand der Luft:
Zum Himmel reicht ſein Haupt: ſein Fuß zur Höllen Kluft.

So schien es: und mein Herz war durch die Furcht gerühret.

Doch in der schweren Angst, wo sich mein Geist verlieret,
Mehr zitternd als gebeugt, erstaunt mehr, als bewegt,
Sucht ich, ob dieses Bild der Gottheit Zeichen trägt:
Als ich sein furchtbar Aug sah schrecklich nach mir drehen,
Und seine Donnerstimm dieß ließ an mich ergehen:
Geh in dem öden Wald dem Denken nicht mehr Raum,
Ein jedes Ding ist Gott: Geist, Leib, Mensch, Thier und Baum.

Ich bin, Spinoza hat den Weg zuerst erlesen,
Die einzige Substanz und ein selbstständig Wesen:
Saft und Materie sind Eigenschaften hier:
Umfing ich alles nicht, so wär es aus mit mir.
Ich bin der Dinge Grund, wo alle Wesen liegen,
Der Herr, vor welchem sich die andern Herren schmiegen.

Die viel verschiedne Art von Gliedern dieser Welt,
Im Himmel, Lüften, Erd und Fluthen aufgestellt,
Gereichen dieser Welt zum schönsten Schmuck und Glanze
Und machen insgesamt das einzge große Ganze.
Und diese Wesen nun, so glücklich schön vereint,
Sind es, wodurch mein Schatz unendlich größer scheint.
Drum hör auf, meine Macht und Gottheit einzuschließen:
Denn ich bin alles: drum muß alles aus mir fließen.
Mein großer Geist bewegt, wirkt aller Körper Lauf,
Und zieht nach ihrem Bau der Triebe Federn auf:
Doch der Verstand allein entrinnet und durchdringet
Das Band, womit mich hier der Sinnen Zeug umschlinget.
Ist nun ihr Schleyer dick: so strahlt der Geist nicht groß,
Doch ist er mehr gelöst, so bricht er sorgenlos
Die Bande, die ihn hier so freventlich verfitzen,
Und er läßt seinen Glanz bis in den Himmel blitzen.
Von diesem mächtigen und unbekannten Ding,
Sieh dieß wirksame Bild und schätz es nicht gering.
Von allen Körpern ist mein Körper das Gedränge,
Und meine große Seel ist aller Seelen Menge.

Es sprichts: hier bricht ein Sturm in hundert Schlägen los,
Wie schwächliches Crystall zertrümmert der Coloß.
Die Dunkelheit entflieht: die Sonne läßt mich sehen,
Und alles, wie zuvor, in seiner Ordnung stehen.
O Wahrheit, ja ich seh ꝛc.

Mit der Dichtkunst vereiniget sich nebst der Malerey auch die Musik. Sie ahmet den Reiz der Malerey durch ihre Bilder und die Accorde der Musik durch Uebereinstimmung, nach. Man kann also glauben, daß die süßen Eindrückungen des Gehörs und Gesichts, welche den Geist in Bewegung setzen, nothwendig die Dichtkunst müssen erfunden haben, welche selbst eine Art der Malerey und Dichtkunst ist. Hierauf werden diejenigen durch das Exempel eines Davids, Hiobs und der Propheten widerleget, die die Dichtkunst als eine gefährliche Beschäfftigung betrachten, und der Nutzen gewiesen, wenn man das Nützliche mit dem Angenehmen durch die Dichtkunst verbände und die Tugend allezeit sich zum Zwecke setzte.

Was zum Beschlusse von diesen Briefen gesagt wird, können wir dem Verfasser zum wahren Ruhme nicht verschweigen, die Wahrheit hat sie ihm eingegeben, die Tugend zeiget sich darinnen ohne Heucheley, und die Critik ohne satirische Züge. Man hat darinnen gesucht, alle Fehler zu vermeiden, welche die Gedichte anstößig machen. Man hat alle Annehmlichkeiten darinnen auszubreiten gesucht, die sie liebenswürdig machen: doch nur die Gabe einzig und allein, die man sich nicht geben kann, konnte sie darinnen

innen entstehen lassen. Wir wünschten nichts mehr, als daß der Verfasser seine Arbeit fortsetzen möge: denn was hat man nicht von einem Dichter noch zu hoffen, der solche Gedichte nur für einen schwachen Versuch eines Jünglings ausgiebt?

Der erste Brief dieser Sammlung handelt von dem Geschmacke und den Sitten: an den Herzog von Nivervis. Der Anfang lautet also:

Sages sans loix, brillants sans imposture,
Coulez mes vers, enfans de la nature.
N'affectez rien: que la main du hazard
Amene tout, jusqu'aux regles des arts.

Hierauf zeiget er, worinnen das Natürliche bestehe und wie sehr das Allzugekünstelte demselben zuwider sey.

En aiguisant, en limant de trop près,
L'art affoiblit la pointe de ses traits.
Trop de recherche avilit la peinture,
Et d'un tableau fait une mignature.

Alsdenn folget ein schönes Bild, wie die Arachne im Anfange durch ihre Nadel diese Welt ausgeschmücket, durch was für einen Zufall sie sich geändert, und den Geschmack des Wahren fahren gelassen, und daß gegenwärtig die Kunst oder vielmehr ihr Misbrauch ihr allein übrig sey

L'art seul lui reste, ou plûtot son abus.

und durch die allzuviele Kunst die Kunst selbst verbannet sey.

A force d'art, l'art lui meme est banni.

Dieses zu bestätigen, führet er den heutigen Geschmack seiner Landesleute in der Comödie, Tragödie, Musik, in Verfertigung der Romanen, und in

der

PLINII
Hiſtoriarum naturae libri XXXVII.

Plinii Schriften von Natur, Art und Eigenſchaften aller Creaturen. Jns deutſche überſetzt und gedruckt zu Franckfurt A. 1571. 1584. und 1600. fol.

Das V. bis zu dem XII. Buch aus Plinii natürlichen Geſchichten verdeutſcht durch Heinrich Eppendorpium, Straßburg 1543. fol.

PLINII Junioris
Epiſtolarum libri X.

* Des Staats-klugen Plinii Hoff- und bürgerliche Brieffe in die Teutſche Heldenſprache überſetzt, auch mit nützlichen Anmerkungen und Regiſtern verſehen von Johann Sartorio, Eloq. & Poeſ. Prof. Publ. in Danzig. Leipzig 1712. 8.

Die Lobrede auf den Kayſer Trajanum iſt nicht mit dabey. Wir behalten uns vor von dieſer wohlgerathenen Arbeit anderwerts zu reden.

Panegyricus
Traiano Imp. dictus.

Gay Pliny des andern Lobſagung zu Zeiten do er zu Rome das Conſulatampte eingetretten hatt vor offem Radt und zuhörender Gemaind: vom hayligen Kaiſer Traiano warhafftiglich on Schmaichlerey ganz zierlichen und wolgeſpräch ausgeſagt. Darinn findt man nach der Leng: was einem yedem Römiſchen Kayſer loblichen: ja einem yeden

der Beredſamkeit an, und zeiget, worinnen ſie die Natur und den Geſchmack der Alten verlieſſen. Wir wollen vor andern anführen, was er von der Comödie ſpricht, weil wir dieſes Urtheil hauptſächlich gegründet finden:

Trop de fineſſe affadit la faillie
De la piquante et ſincere Thalie.
Dans un travail inutile à nos moeurs,
Plus d'un Neuton ſépare leurs couleurs,
Le Prisme en main marque leurs differences
Et nous égare en leurs foibles nuances
L'art trop heureux d'inſtruire & d'amuſer,
Eſt devenu l'art de ſubtiliſer;
L'art de donner, au gré de l'impoſture,
Tout à l'eſprit, & rien à la nature.
On ne rit plus, on ſourit aujour d'hui
Et nos plaiſirs ſont voiſins de l'ennui.

Hierauf zeiget er, wie man der Natur folgen müſſe: weil die verdorbenen Sitten an dem Verderben des Geſchmackes ſchuld wären

Comment ranger ſous de juſtes idées,
Des paſſions qu'on ne voit que fardées?
Comment gouter & peindre les plaiſirs?
On ne connoit que l'excès des deſirs:
. . . .
Il faut ſentir, pour ſavoir l'art de peindre.

und zum Beſchluſſe dieſes ſchönen Gedichtes ſtellet er denjenigen vor, der recht glücklich wäre, und den geſundeſten Geſchmack haben könnte; welche ſchöne Stelle, wofern ſie nicht ſo lang wäre, des Leſers Aufmerkſamkeit verdiente.

Der andere Brief handelt von den Sitten an den Baron von Montmorenci. Er zeiget, wie verderben und ſchändlich dieſelben gegenwärtig wären,

und

und wie sehr sich die Connetables Coucis und Chatillons, entsetzen würden, wenn sie ihre Enkel itzt erblicken sollten. Er zeiget, wie die Tugend, Tapferkeit, Unschuld, Redlichkeit und Großmuth allein bey ihnen in Ehren gewesen, und vergleicht sie mit den gegenwärtigen Zeiten. Er wirft seinen Landesleuten besonders ihre Unbeständigkeit vor, und schildert ein vortreffliches Gleichniß von einem Kinde, welches sich an den Seifenblasen, die durch die Luft zwar schön sind, aber bald verschwinden, belustiget: worauf er also schließt:

François, connoissez vôtre image:
Des modes vous êtes l'ouvrage.
Leur souffle incertain vous conduit.
Vous seduisez: l'on rend hommage
A l'illusion qui vous suit;
Mais ce triomphe de passage,
Effet rapide de l'usage,
Par un autre usage est detruit.

Der dritte Brief ist wider das unordentliche Leben geschrieben: er zeigt, wie und wo dasselbe seinen Ursprung und Fortgang nehme, die Ursachen und Oerter, wo es befördert werde: worauf er zuletzt diese Leute so beschreibt:

Ils ont dans cette école accoutumé leurs coeurs
A flatter la licence, à mepriser les moeurs,
A tolerer les vices, & non le ridicule,
A couronner l'excès, à siffler le scrupule,
A ne connoitre enfin, esclaves factieux,
Que leur penchans pour loix, & leurs plaisirs pour Dieu.

Der vierte Brief handelt von der Freyheit, worinnen dieselbe wahrhaftig bestehe, und was in dieser Welt den Mensch vollkommen glücklich mache.

Der

Der fünfte Brief hat die Liebe für das Vaterland zum Gegenſtande, und iſt ein ausbündig ſchönes Gedichte. Wir wollen daraus nur einige Verſe anführen; er erhebt anfänglich ſein Vaterland, und zeiget, wie frölich er ſey, daſſelbe wieder zu ſehen, worauf er alſo ſpricht:

Amour de nos foyers, quelle eſt votre puiſſance?
Quels lieux ſont preferés au lieux de la naiſſance?
Je vante ce beau ciel, ce jour brillant & pur,
Qui repand dans les airs, l'or, la pourpre & l'azur
&c.

Un Lapon vanteroit les glaces, les frimats
Qui chaſſe loin de lui la fraude & les combats:
Libre, paiſible, heureux dans le ſein de la terre,
Il n'entend point gronder les foudres de la guerre.
Quels ſteriles deſerts, quels antres écartés
Sont pour leurs habitans ſans grace & ſans beautés!
Virgile abandonnoit les fêtes de Capouë
Pour rêver ſur les bords des marais de Mantouë,
Et les Rois indigens, d'Itaque & de Scyros,
Préféroient leurs rochers aux marbres de Paros.

Der ſechſte Brief redet vom Ehrgeize. Darauf folgen einige kürzere Gedichte; über den Hof, über den Aberglauben, über den Hochmuth, über die Mode, über die Tugend, über den Menſchen, und über die Wolluſt. Wir preiſen dieſe Gedichte nochmals einem jeden Kenner eines guten Geſchmacks und Liebhaber der Tugend an.

Neue

VII.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Leipzig. An voriger Messe ist in Breitkopfischem Verlage ans Licht getreten: Plutarchs Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer, mit ihren Vergleichungen, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. Johann Christoph Kind, dritter Theil in 8vo, 1 Alphab. 16 Bogen. Wir erfreuen uns, daß der Beyfall unserer Landesleute, sowohl den Herrn Uebersetzer als den Verleger aufgemuntert haben, in dieser beliebten und nützlichen Arbeit fortzufahren. Die Leben der größten Helden und trefflichsten Leute, die jemals Griechenland und Rom gesehen hat, verdienten es allerdings, auch in einer heutigen deutschen Schreibart gelesen zu werden, und der Herr M. Kind leistet hier alles, was man von einem guten Uebersetzer fordern kann. Er kennt die Alterthümer, versteht das Griechische und schreibt auch gut deutsch; ja, erkläret auch das Dunkle im Texte durch seine Anmerkungen zulänglich. Diesen Band den Lesern und Liebhabern anzupreisen, braucht man nichts mehr, als ihnen die Namen der Helden zu nennen, deren Lebensbeschreibungen er enthält. Sie sind 1) **Timoleon**, der Korinther. 2) **Luc. Aemilius Paulus**, der Römer. 3) **Pelopidas**, der Athenienser, und 4) **M. Claud. Marcellus**, ein Römer.

5) Ari-

5) **Aristides** der Gerechte, ein Athenienser, und 6) der große **M. Porcius Cato**, ein Römer. Wer sollte nicht begierig seyn, diese unsterblichen Männer näher kennen zu lernen; zumal so, wie sie Plutarchs Meisterhand geschildert hat?

2. **Erlangen.** Es ist allhier ein Gelehrter, Herr Samuel Wilhelm Oetter, ein Lehrer an den Marggräfl. Gymnasio, Willens, die Scriptores Rerum Burggrauiatus Norici inferioris et superioris, oder der beyden Fürstenthümer Bareuth und Anspach; herauszugeben, und sie nach Art der Scriptor. rerum Brunsuicensium des Herrn von Leibnitzens, und nach Ludwigs Scriptor. Würzburg. einzurichten. Sie werden zusammen 6 bis 7 starke Quartbände ausmachen, und sollen in denenselben alle und jede rare programmata, disputat. orationes und andere noch ungedruckte rare Abhandlungen, welche die Politische, Kirchen-Gelehrten- u. Naturgeschichte, der Fürstenthümer Bareuth und Anspach erläutern, einverleibet, hier und da mit gelehrten Anmerkungen versehen, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzet werden. Die Schriftsteller, die im ersten Bande vorkommen, sind zum Theile noch nicht gedruckt worden, zum Theile aber so rar, daß sie nicht für Geld zu bekommen sind. Und die Materien im ersten Bande gehen überhaupt das Burggrafthum Nürnberg an, davon die am Ende befindlichen, die Streitigkeiten der beyden Fürstenthümer, Bareuth und Anspach, mit Nürnberg betreffen, und viele in die Staatslehre einschlagen.

Es soll alle halbe oder alle Jahr, wie es dem Hrn. Verleger beliebet, ein Band von diesen Scriptor. zum Vorscheine kommen, und jeder Band mit einem doppelten Register versehen werden. Bey jeder Abhandlung wird des Verfassers Lebenslauf vorgeschicket werden.

Der Herausgeber verlanget nichts für seine Mühe; als von jedem Bande 24 Exemplar. und sonsten ein Geschenk, welches er auf die Willkühr des Hrn. Verlegers ankommen läßt.

Die Abhandlung zum I. und II Bande liegen bereit, und kann der Anfang mit dem Drucke alle Stunden gemachet werden.

Der ganze Titel von diesem Werke ist dieser:

Scriptores Rerum Burggrauiatus Norici, s. Principat. Baruthini et Onoldini, partim antehac quidem editi, nunc vero ex rarissimis editionibus, ab innumeris mendis vindicati ac passim observationibus necessariis illustrati, partim ad nostra vsque tempora continuati etc.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VII. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat August 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Juppiter ipse,
Seu mittens pluviam, seu cohibens pluviam.

I.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres. Année 1748

A Berlin 1748. 4.

D. i.

Geſchichte der königl. Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte; das 1748ſte Jahr ꝛc. 478 S. in 4.

Wir geben von dieſer Sammlung mit deſto gröſſerm Vergnügen Nachricht, da ſie ſehr viele merkwürdige Stücke in ſich hält, dadurch das Reich der Wiſſenſchaften hin und wieder erweitert wird. Wir wollen uns nach dem Maaße unſrer Schranken bemühen, von allem einige Nachricht zu geben.

Den Anfang macht eine fortgeſetzte Hiſtorie der königl. Akademie zu Berlin. Es haben ſich nämlich ſeit ihrer Erneuerung wiederum verſchiedene Aenderungen zugetragen: daher nimmt man Gelegenheit nochmals die Einrichtung der alten Societät der Wiſſenſchaften, die Leibnitz angeordnet hatte, zu wiederholen, und die neuern Verfaſſungen ſeit 1740 hin-

hinzuſetzen. Die alte Societät hatte einen Protector, oder Beſchirmer zum Oberhaupte, der ein Staatsminiſter war. Sie hatte einen Präſidenten, und vier Directoren ſo vieler Claſſen; welche Jahrweiſe, nach und nach das Amt eines Vicepräſidenten verwalteten. Die Claſſen waren 1) die phyſikaliſche, 2) die mathematiſche, 3) die deutſche philologiſche, und 4) die orientaliſche Claſſe. Jede Claſſe verſammlete ſich wöchentlich beſonders; alle aber kamen jährlich am Stiftungstage der Societät, einmal zuſammen. Ein jeder ſieht, daß dieſe Einrichtung ſehr gut geweſen iſt.

Bey der Erneuerung hörte die Würde eines Beſchirmers auf, oder ward vielmehr unter vier Curatoren, oder Pfleger vertheilet, die ſich alle Vierteljahre in dem Vorſitze der Akademie abwechſelten. Man ernannte auch einen Vicepräſidenten. Die Claſſen bekamen andre Namen, nämlich 1) der phyſikaliſchen, 2) der mathematiſchen, 3) der theoretiſchen Philoſophie, 4) der freyen Künſte. Jede davon behielt ihren Director, und bekam einen Secretär. Daß dieſe Einrichtung ſchlechter geweſen, als die vorige, hat man, wie wir längſt geglaubet, in wenig Jahren ſelbſt geſehen, und ſolche bald zu ändern nöthig gefunden. Unter vier Curatoren die Aufſicht der Geſellſchaft zu vertheilen, die unmöglich einerley Fähigkeit, Einſicht, Eifer, und Anſehen haben können, das hieß die Akademie, durch die Vermehrung der Häupter ſchwächen; mit ſich ſelbſt uneinig machen, und das Gute auf mancherley Art mehr hindern, als befördern.

Regirer: geiſtlichen oder weltlichen in ſeiner Regirung zu thun: und herwiderumb was yeden alls nachredlich zu meyden und zu fliechen ſey. Durch Herren Dietrichen vonn Pleningen zu Schaubegk und Eyſenhofen, Ritter und Doctor getheutſcht. – Gedruckt zu Landshut von Johann Wayſſenburger, im durch Herrn Dietrichen von Pleningen zugelaſſen ſub priuilegio imperiali, mit groſſen Penen verbunden das nymants diſes Buch in acht Jaren nachtrucken ſoll. Anno tauſent fünffhundert und im funffzechenden. Auf den XIIII. Tag des Monetzs Decembris. fol.

Der hochberühmte Altorffiſche Polyhiſtor, Herr Chriſtian Gottlieb Schwartz, hat in ſeinen zu Altorff 1729. 4. herausgegebenen *Obſeruationibus Criticis ad loca quaedam Panegyrici Pliniani illuſtranda* p. 6. dieſer Uberſetzung gedacht. Ubrigens melden wir noch, daß die Bibliothec zu Heilsbronn eine andere Auflage dieſer Uberſetzung aufbehalte, die A. 1520. und, wie der bereits oben belobte Herr Hocker vermuthet, zu München gedruckt iſt. Man ſehe deſſen *Catal. Bibl. Heilsbronnenſ.* p. 385.

QVINTILIANI

Dialogus de cauſſis corruptae Eloquentiae.

Siehe oben unter *Anonymus*.

SALLVSTII

de bello Catilinario & Iugurthino.

* C. Criſpus Saluſtius von dem Römiſchen Bundtſchuch, Rottung oder Empörung wider

Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη· εις κοιρανος εστω!
Εις βασιλευς.

Die Verſammlungen wurden auch zwar wöchentlich einmal, aber allgemein von allen Claſſen gehalten; und jede Claſſe ſorgte wechſelsweiſe für die Vorleſungen. Auch dieſes konnte nicht länger als zwey Jahre beſtehen: denn man ſieht leichtlich, daß die Liebhaber ſo verſchiedener Wiſſenſchaften, bey vielen Vorleſungen, die ſie weder alle verſtunden, noch verſtehen wollten, entweder fleißig ausgeblieben, oder doch wacker gejähnet haben werden. Denn was für eine Figur macht nicht, zum Exempel, ein Chymicus, oder Botanicus, wenn er was aus der arabiſchen oder hebräiſchen Litteratur, oder aus der Metaphyſik und Algebra, ſoll vorleſen hören? So ſieht man denn, daß nicht gleich alles beſſer iſt, was die Nachkommen in den weiſen Anſtalten ihrer Vorfahren zu verändern pflegen.

Nachdem aber Herr von Maupertuis ſo viel Vertrauen bey dem Könige gefunden, daß er ihn zum Präſidenten der Akademie ernennet: ſo hat er ihm auch das ganze Anſehen eines Vorſtehers beygeleget, und ihm die vier Pfleger derſelben, ob ſie gleich Staatsminiſter ſind, unterworfen: dadurch hat nun die Akademie wieder eine mehrere Einheit und Feſtigkeit ihrer Anſtalten bekommen; und dieſer neue Präſident hat noch verſchiedene Aenderungen in Vorſchlag gebracht, die ſo, wie ſie von dem Könige beſtätiget worden, hier nach der Länge zu leſen ſind. Die Unterſchrift iſt zu Potzdam 1746 den 10 May geſchehen. Wir wünſchen, daß es bey dieſen Verfaſſungen etwas länger, als bey den vorigen

UNIV. BIBL. BERLIN

bleiben möge. Den 23sten Jun. desselben Jahres kündigte Herr von Maupertuis der Akademie an, daß der König selbst den Titel ihres Protectors anzunehmen geruhet hätte.

Hierauf folgt eine Rede, welche der Präsident an dem königlichen Geburtstage 1747 den 24 Jenner in der Akademie abgelesen hat. Wir wollen doch zur Probe, den Anfang davon übersetzt mittheilen.

Meine Herrn.

An diesem Tage, welcher die Denkzeit unserer Glückseligkeit ist, und für alle Völker und Zeiten eine Denkzeit der Bewunderung seyn wird, wird die Akademie derjenigen Gewohnheit nicht folgen, die ihr durch die Grösse des Gegenstandes untersaget wird. Sie wird sich nicht unterfangen, Friedrichs Tugenden zu loben: es sey ihr nur erlaubt, ihre Erkenntlichkeit für die Wohlthaten an den Tag zu legen, womit er sie überhäufet hat. Man darf nur die Historie dieser Gesellschaft durchlaufen, um dasjenige einzusehen, was man ihm schuldig ist.

Friedrich der I. stiftete sie, und unterließ nichts, was zu ihrem Glanze etwas beytragen konnte. Mit was für Ehrfurcht muß ich nicht den Namen desjenigen Mannes aussprechen, den er derselben zum zum Vorsteher gab? Mit was für Furchtsamkeit muß ich nicht denken, daß ich hier denjenigen Platz bekleide, den der große Leibnitz sonst bekleidet hat?

Es ist ein Vorzug dieser Akademie vor allen andern in Europa, daß sie sogleich mit allem dem Glanze

Glanze erschienen, zu welchem die übrigen nur Stufenweise gelanget sind. Alle haben einen dunklen und schwachen Anfang gehabt; sie haben sich nur allmählich gebildet; und ihre großen Männer selbst erzeuget. Die unsrige hergegen bildete ein großer Mann, und sie ward gleich bey ihrer Geburt berühmt. Seit dem ersten Bande, den sie ans Licht stellete, sah man, daß sie keiner gelehrten Gesellschaft wich, die vor ihr gewesen war.

Man muß es gestehen; ihr Fortgang war ihrem Anfange nicht gleich. Es sey nun, daß entweder die königliche Societät sich zu sehr auf ihren Ursprung verlassen; oder daß sie der Tod des Herrn von Leibnitz niedergeschlagen: so sah man doch, daß ihre Arbeiten matt wurden *.

In währender Zeit dieser Unthätigkeit ** verlohren die andern Akademien keinen Augenblick. In Engelland brachte der bloße Geschmack der Nation; in Frankreich aber eben derselbe, durch Belohnungen angefrischte Geschmack, alle Tage neue

* Der Redner thut hier der Societät zu viel. Weder der Stolz auf ihren Ursprung, noch Leibnitzens Tod hat ihre Arbeiten matt gemacht. Die unter der 1713 angetretenen Regierung Friedrich Wilhelms ihr entzogenen Kräfte und Einkünfte haben es verursacht. Unter einem ganz soldatischen Regimente, wo man die Gelehrsamkeit nur verächtlich zu machen suchte, konnten die Wissenschaften unmöglich blühen.

** Diese Unthätigkeit wird der Societät mit Unrecht zur Last geleget. Es erstarb nämlich die berlinische Societät, auch unter einer so eisernen Zeit, nicht ganz.

Entdeckungen hervor. Eine edle Nacheiferung zwiſchen den zwoen Nationen ward endlich eine Art von Krieg. Eine jede war ſtolz auf ihren glücklichen Erfolg, u. wollte ihrer Nebenbuhlerinn nichts zu verdanken haben. Dieſe Gemüthsart machte vielleicht eben ſo wohl, als die Liebe der Wahrheit, daß jede Nation ſich eigene Grundſätze wählte, und ſich eine Philoſophie machte, die der andern in allem entgegen geſetzt war.

Der berufene Streit über die Figur der Erdkugel entſtund. Neuton ſagte, ſie ſey an den Polen eingedrückt, Caſſini behaupten, ſie ſey länglich. Keine Partey wollte weichen: und der Streit währte 40 Jahre ꝛc.

Wir merken hier an, daß der Redner die Sache ein wenig zu hoch treibt, wenn er ſagt, England und Frankreich hätten ſich eine NB. in allen Stücken entgegengeſetzte Philoſophie gemacht. Wie? haben denn die Engländer ſich eine andre Logik, eine andre Sittenlehre, eine andre Metaphyſik, Politik, Mathematik gemacht? Ja ſelbſt wenn man die Naturlehre allein für Philoſophie anſehen will; haben ſich denn die Engelländer in allen Stücken auf andre Lehren befliſſen, als die übrigen europäiſchen Gelehr-

ganz. Sie hat nach dem I. Bande ihrer Miſcellaneorum der 1710 heraus kam, den II. 1723. den III. 1727. den IV. 1734. den V. 1737. und den VI. 1740. ans Licht geſtellet. Heißt denn das nichts gethan? Und ſollte der Redner es ſogar mit Stillſchweigen übergehen? In ſolchen Zeiten war das gewiß ſehr viel gethan.

Gelehrten? Behielten ſie nicht den copernicaniſchen Weltbau, die Trabanten Jupiters und Saturns, die von den deutſchen entdeckte Schnellkraft (Elaſticität) und die von den Wälſchen erfundene Schwere der Luft? u. a. m. Dieſes iſt außer Zweifel: und ſodann iſt es nicht einmal ausgemacht, daß Neuton ſich die platte ſphäroidiſche Figur der Erden, zuerſt erdacht habe. Hugen, ein Niederdeutſcher, hatte ſie ſchon vorher, aus hydroſtatiſchen Gründen dargethan.

Doch einem Redner muß man nicht alles ſo genau nehmen. Herr von Maupertuis weis ohne allen Zweifel dieſes alles beſſer, als wir es ihm ſagen können: wir aber haben es nur um der unerfahrnen Leſer willen hier erinnern wollen; die vielleicht alles nach dem Buchſtaben nehmen möchten, und dadurch in Irrthümer gerathen könnten.

Nun folgen die Memoires oder Aufſätze der Mitglieder ſelbſt, und zwar 1) aus der Claſſe der Experimentalphiloſophie. Das erſte Stück iſt des Herrn Hofrath **Ellers** Abhandlung von den Elementen: darinn der Herr Verfaſſer behauptet, daß es Elemente geben müſſe; daß ſie aber verſchiedenen Veränderungen unterworfen ſind, ja einer gänzlichen Verwandlung fähig ſind; endlich daß das elementariſche Feuer, und das Waſſer, einzig und allein den Namen der Elemente verdienen. Wir können uns in eine nähere Beurtheilung zwar nicht einlaſſen; erinnern aber nur ſoviel, daß der Herr Verfaſſer körperliche Elemente annimmt; und, welches noch ſonderbarer iſt, ſolche, die wandelbar ſind.

Sollen nämlich körperliche Elemente ſeyn, ſo ſind doch des Abts Plüſche unveränderliche Stäubchen von verſchiedenen, cryſtalliſchen, metalliſchen, wäſſerigen und feurigen Arten noch viel vorzüglicher. Und wenn Feuer und Waſſer allein Elemente ſind: woraus entſtehen denn die Erde, der Sand, die Steine und die Metalle? Gewiß aus keinem von den obigen beyden, wie alle ihre Eigenſchaften darthun.

Die II. Abhandlung ſetzt eben dieſe Materie fort. Man ſieht wohl, daß dieſe Schrift bey Gelegenheit des ausgebothen Preiſes wegen der Monaden aufgeſetzet worden. So beſcheiden der Herr Verfaſſer von dieſen leibnitziſchen Elementen redet: ſo wenig können wir uns einigen Begriff machen, wenn er auf der 31 S. ſagt: **Könnte man ſich nicht unausgedehnte materialiſche Einheiten, oder einfache Dinge vorſtellen, deren Zuſammenkunft körperliche Theilchen ausmachen könnte: Mich dünkt die Sache würde leichter zu begreifen ſeyn, als die unmaterialiſchen einfachen Dinge des Herrn von Leibnitz.** Wir gönnen einem jeden ſeine Einſicht; trauen auch vielen andern eine größere zu, als uns ſelbſt. Nur wie ein Ding **unausgedehnt**, und doch **materialiſch** ſeyn könne, das begreifen wir eben ſo wenig; als wie etwas vollkommen einfaches zugleich zuſammengeſetzt ſeyn könne.

Die III. enthält Erfahrungen über die Art, wie man den Zink, aus ſeiner wahrhaften Ader, das iſt aus dem Lapide calaminari ziehen ſoll; welche Herr **Marggraf**, ein geſchickter Chymiſt, aufgeſe-

tet hat. Von eben demselben ist auch die IV. welche lehret, wie man das Silber und Queckſilber in der vegabilischen Säure auflösen soll. Die V. ist vom Hrn **Pott**, und untersuchet den Talk, eine Bergart, auf pyrotechnische Art. Die VI. ist wiederum vom Herrn **Marggraf**, und enthält eine chymische Untersuchung eines merkwürdigen Urinsalzes, so das Acidum des Phosphors in sich hält. Die VII. hat wiederum Herrn **Ellern** zum Urheber, und begreift eine anatomische Erklärung vom Ursprunge und der Bildung des Gewächses auf der Hand, welches man **Ganglion**, oder ein Oberbein, nennet. Und hiermit schließt der erste Theil, der von lauter Deutschen herrühret.

Es folgt die II. mathemathische Classe, deren erste Abhandlung von Herrn **Eulern** ist, und die physikalische Ursache der Cometenschwänze untersuchet. Er hält sie für eine mit den Nordlichtern verwandte Erscheinung in der Natur; geht aber von dem Herrn **Mairan** ab, der sie aus dem Zodiacallichte der Sonnen herleiten wollen. Wir können uns dabey nicht lange aufhalten; und sagen nur soviel, daß seiner Meynung nach, die Sonnenstralen, aus den Dunstkugeln der Planeten und Cometen gewisse feine Theilchen heraustreiben können; die sich alsdann auf die der Sonnen entgegen gesetzte Seite flüchten müssen; wie an den Nordlichtern und Cometenschwänzen allemal bemerket wird. Die Meynung ist neu, und sehr wohl ausgeführt.

Die II. Abhandlung ist von demselben Herrn **Euler**, und handelt von der Wirkung der allmählichen Fortpflanzung des Lichtes, in Erscheinung

der

der Planeten und Cometen. Dieses Stück ist sehr weitläuftig und gelehrt, mit vielen Rechnungen und Figuren ausgeführt und erläutert: daher es nicht für alle Leser seyn wird.

Von eben der Art ist das II Stück, von dem Herrn **Dalembert**, worinn er die Integralrechnung untersuchet. Dieses ist das erste, welches in diesem Bande einen französischen Urheber hat. Darauf folgt wiederum eins vom Herrn **Euler** über die größte Aequation der Planeten; und sodann eins vom Herrn Prof. **Kraft** in **Tübingen**, welches meterrologische Beobachtungen vom 1745sten Jahre in sich hält, die zu Tübingen angestellet worden. Der Herr Verfasser hat mit einer besondern Geschicklichkeit eine Tabelle von den höchsten und niedrigsten Ständen des Barometers, durch alle Monate mitgetheilt; die wir den Liebhabern zur Nachahmung anpreisen wollen:

	Die höchsten St.		die niedrigsten;		Unterſch.
Jan.	29.	36	28.	60	0. 76.
Febr.	29.	30	28.	14	1. 16.
März.	29.	30	28.	03	1. 27.
April.	28.	94	27.	08	0. 86.
May.	28.	68	28.	03	0. 65.
Jun.	28.	79	28.	10	0. 69.
Jul.	28.	75	28.	21	0. 54.
Aug.	28.	71	28.	30	0. 41.
Sept.	29.	04	28.	41	0. 63.
Octob.	29.	08	28.	41	0. 67.
Nov.	28.	98	27.	80	1. 18.
Dec.	29.	07	28.	03	1. 04.

Es ist aber hiebey zu bemerken, daß Herr Kraft sich des Fahrenheidischen Thermometers bedienet, welches nach muschenbrockischer Vorschrift, von Henrich Prinzen in Amsterdam gemacht worden. Er hat auch seine Erfahrungen an einem Orte angestellet, der 60 englische Fuß hoch, über die Fläche des Neckarstromes, der gleich dabey fließt, erhaben ist. Er stellet sein Thermometer in die freye Luft, doch dergestalt, daß es von der Sonne nicht anders, als früh morgens ein wenig beschienen werden kan: und also kann man sich darauf verlassen.

Den Schluß dieser Abtheilung machen die meterrologischen Anmerkungen des Herrn D. Lerchs, die er zu Astrakan im Winter 1745 und 1746, nebst dem folgenden Sommer gemacht hat. Herr de l'Isle hat dieselben der Akademie mitgetheilt; man hat hier aber nur die merkwürdigsten drucken lassen. Man weis, daß diese Stadt am Ausflusse des Wolgastroms ins caspische Meer liegt: gleichwohl ist der Winter in dieser ziemlich mittäglichen Gegend, viel kälter gewesen, als bey uns, in weit nordlichern Weltstrichen. Und man merkt dabey als etwas allgemeines an, daß die Kälte in einerley Parallelzirkeln allemal desto größer sey, je weiter ein Ort gegen Morgen liegt: wobey aber noch allerley zu erinnern wäre.

Ueberhaupt ist also in dieser ganzen Abtheilung nur ein einziges Stück von einem französischen Gliede der berlinischen Gesellschaft aufgesetzet worden.

Es folgt die dritte Classe von der theoretischen Philosophie. Wir können hiebey nicht unangemerkt

merkt lassen, daß 1) die vorige sogenannte mathematische Classe, fast aus lauter physikalischen und Experimentalstücken bestanden hat, die also gar wohl zur ersten Classe hätten geschlagen werden können. 2) Daß die Naturlehre sonst von allen Weltweisen auch zur speculativen, oder theoretischen Philosophie gerechnet wird, und also die Benennung der IIten Classe viel zu allgemein ist; indem sie auch die erste, ja selbst die zweyte mathematische in sich begreifen könnte. 3) Daß man die moralischen Abhandlungen, auf eine sehr ungewöhnliche Art, zur speculativen Philosophie geschlagen hat. Denn was will man durch die praktische Philosophie verstehen, wenn die sittlichen Wahrheiten zur theoretischen gehören? Doch das sind nur Einwürfe wider die Abtheilung und Lehrart; die den Sachen selbst an ihrem Werthe nichts benehmen. Sollte aber eine berühmte königl. Akademie, nicht auch in den Gränzen der Wissenschaften bey dem bekannten Spruche bleiben: Qui bene distinguit &c. oder wenigstens die Ursachen anzeigen, warum sie die gewöhnlichen Schranken zu verrücken und in einander zu werfen für gut befunden?

Das erste Stück dieser Abtheilung ist vom Hrn. von **Maupertuis**: und leitet die Gesetze der Bewegung und Ruhe aus einem metaphysischen Grundsatze her. Er hebt an, mit der Untersuchung der Beweise von der Wirklichkeit, oder dem Daseyn Gottes; die man aus den Wundern der Natur herleitet. Nachdem er die Beweise aus dem Begriffe des Unendlichen, aus der Uebereinstimmung aller

Völker,

der ein Obrigkayt vnd gemeinen Nutz zu Rom under dem erſten Burgermeiſterthumb Marci Tullii Ciceronis durch L. Catilinam angeſtifft und practiciret. Hiebey findeſtu auch den Krieg der Römer wider Jugurtham der Numidier König. Alles luſtig zu läſen. Franckfurt am Mayn 1565. 8.

Der Verleger *Iacobus Polychorius* meldet in der von Straßburg aus, Cal. Septembris geſtellten Zuſchrift an den erſamen und weyſen Caſpar Sturm, K. M. und des Reichs Ehrenholdt, von dem er ſchreibt: dieweil ir doch (als ich wol weyß) ein Hiſtoriſchmann ſind, daß ihm dieſe Uberſetzung vnter Hand kommen, verteutſcht etwan durch M. Georgium Schrayer, (den Namen habe ich dabey funden,) die kundt ich in kaynen weg dahinden laſſen. Er verſpricht hiernächſt dieſem ſeinem Herren und guten Freund das Geſchichtbuch Ant. Sabellici, welches ihm M. Leonhardus Fontanus verteutſcht, eheſtens auch gedruckt zu überſenden, und bittet, daß er indeſſen, wie die Götter, auch dieſe Matzkuchen ſich angenehm ſeyn laſſen möge, weil er nit Weirauch hätte.

Salluſtius verdeutſcht durch den Feſten. Mit Anmerkungen. Bremen 1629. 4.

Dieſer iſt Wilhelm von Calchum, genannt von Lohauſen, damahls Schwediſcher Obriſter und Commendant von Roſtock, geweſen, der den Nahmen des Feſten in der fruchtbringenden Geſellſchaft geführet. S. Neumarks Bericht von dieſer Geſellſchaft p. 453.

Völker, und aus dem Verstande und der Macht endlicher Wesen, die also einen unendlichen Verstand, und eine unbeschränkte Macht voraussetzen, beyseite geräumt, als solche, die er zwar für stark hält, aber itzo nicht untersuchen will: so kömmt er auf die Gründe, die man aus der Erkenntniß der Natur hernimmt. Die Naturforscher haben allezeit die Spuren der Weisheit und Macht ihres Urhebers in der Welt angetroffen: ja jemehr man die Natur kennen gelernet, desto mehr haben sich die Beweise davon gehäufet. Alle sind aber, wie er meynt, nicht gleich gut und überzeugend gerathen: und manchmal habe man Dinge dafür angenommen, die es gar nicht verdienten, Beweise zu heißen. Da aber die Zahl dieser Gründe so groß, und so stark wäre: so brauche man eben nicht alles schlechte Zeug zu schonen; sondern könne es sicher prüfen, und was nicht die Probe hält, wegwerfen.

Die Alten, als Aristoteles und Cicero, haben aus der Schönheit, Ordnung und Einrichtung der Welt das Daseyn Gottes geschlossen. Allein Herr M. meynt, diese hätten die Welt zu wenig gekannt, um sie zu bewundern. Wir sehen nicht, daß darum die Schlüsse dieser großen Männer falsch und schlecht werden sollen, die sie z. E. aus Beschaffenheit unserer Gliedmaßen, als der Augen, Hände, Zähne u. d. m. hergenommen haben: weil sie den Himmel und die Sterne so gut nicht gekannt haben, als die Neuern. Denn was sie von jenen angenommen haben, ist diese Stunde noch wahr, und wir wissen nichts mehr davon, als sie. Er will sich indessen

dessen nur an einen Weltweisen halten, der durch seine große Erfindungen besser im Stande war, davon zu urtheilen. Dieses ist **Neuton**; welcher von den Beweisen des göttlichen Daseyns, aus der Betrachtung des Weltgebäudes, am meisten gerührt worden. Er hat unter andern (S. Optik III Buch, 31 Frage.) geglaubt, daß die Bewegungen der himmlischen Körper die Wirklichkeit dessen, der sie regieret, sattsam erwiesen. Sechs Planeten drehen sich um die Sonne; und zwar alle nach einerley Richtung, in fast concentrischen Kreisen; indessen, daß eine große Anzahl andrer Weltkörper sich in allerley andern Richtungen bewegen, und alle Himmelsgegenden durchlaufen. **Neuton** glaubt, diese Einförmigkeit könne nur die Wirkung des göttlichen Willens seyn. Eben solche Beweise hat er aus der Organisation, oder Bildung der Thiere gezogen: und **Derham**, **Fabricius** und **Lesser** haben aus den Sternen, dem Wasser und den Insecten eben dergleichen Gründe hergenommen. Doch unserm Herrn M. scheinen selbst die neutonischen Beweise schwach zu seyn; und dieses will er zeigen.

Die Einträchtigkeit der planetischen Bewegungen, spricht **Neuton**, zeigt nothwendig eine freye Wahl. Ein blinder Zufall hätte sie nicht so einförmig in der Richtung, und so concentrisch machen können. Er hätte noch sagen können, daß sie fast in einer und derselben Fläche laufen. Denn die ganze Breite des Thierkreises macht kaum den 17. Theil der Kugelfläche aus. Nimmt man nun die Fläche der Erdbahn für die Fläche an, darnach man die übri-

gen

gen richten will: so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die fünf übrigen von der Ekliptik abweichen würden, zu der itzigen Bewegung derselben, wie 1419856 zu 1. D. i. es wäre fast anderthalb Millionenmal wahrscheinlicher, daß sie nicht so stehen würden, als sie wirklich stehen; wenn es auf einen blinden Zufall angekommen wäre.

Allein Herr Maupertuis merket an, daß im neutonischen Lehrgebäude, die Wahrscheinlichkeit seines Schlusses nur daher rührt: weil Neuton nach seinen Lehrsatzen, keine physikalische Ursache von der Einförmigkeit der planetischen Bewegungen geben kann. Andren Weltweisen, die alle Planeten von einem flüßigen Wesen fortragen lassen, scheint dieselbe nicht unerklärbar zu seyn; und sie dörfen also weder eine Wahl, noch einen blinden Zufall zu ihrer Ursache annehmen.

Ist es uns erlaubt unsre Gedanken hieben zu eröffnen: so bricht Herr von Maupertuis hier ein wenig zu bald ab. Er hätte noch zeigen sollen, daß diese letztern Philosophen auch Recht hätten; und gegen die Neutonianer behaupten müssen, daß die Cometen nicht das Gegentheil bewiesen. Hätte er nun das gethan, so würde sichs doch noch fragen: ob nicht auch die weise Einrichtung dieses Kreislaufs der flüssigen Materie, eben sowohl einen allweisen und allmächtigen Urheber der Welt erweisen würde? Und wie? wenn Neuton aus dem Laufkreise des Mondes, ein gleiches bewiesen hätte; der so weit gegen Süden und Norden ausschweifet; aber dadurch um desto geschickter wird, beyde

Polarzirkel im Winter zu erleuchten, wenn ſie die längſten Nächte haben: zumal da die Vollmonde alsdann eben in diejenigen Zeichen des Thierkreiſes kommen, die den dunkeln Polargegenden der Erden am nächſten ſind? Gewiß, da dieſes ſo augenſcheinlich zu beſſerer Erleuchtung unſrer langen Winternächte dienet: ſo erhellet unwiderſprechlich, daß der Mondkreis nicht ohne eine große Weisheit dieſe Richtung; und ſeine Bewegung eben dieſe Geſchwindigkeit bekommen habe.

Da der Herr von **Maupertuis**, auch die Bildung der Thiere, als den andern neutoniſchen Beweis der Wirklichkeit Gottes, angreift; und zwar auf eine Art, die nicht ſehr gründlich zu ſeyn ſcheint: ſo weis man faſt nicht, was man von ihm denken ſoll. Hier ſoll man weder aus der Aehnlichkeit aller Thiere einer Art; noch aus der Geſchicklichkeit ihrer Gliedmaßen zu gewiſſen Abſichten, einen Gott ſchließen. Gegen beydes aber giebt er ſehr ſeichte Einwürfe an die Hand, die ſchon ſo vielmal in dem Munde der Freygeiſter widerleget worden. Was würde man antworten, wenn jemand hier fragen wollte: will denn die königl. Akademie der Wiſſenſchaften, mit dieſer elenden Brut gemeine Sache machen? Und ſcheint gleich der Beweis, aus den Falten der Haut eines Rhinoceros, von einer Kleinigkeit hergenommen zu ſeyn: ſo iſt doch die darinn ſteckende Kraft des Schluſſes, logiſch davon zu reden, eben ſo ſtark, als den man von dem innern Baue des Auges, oder des Ohrs hernimt. Iſt aber dem alſo: warum hat man ihn denn lächerlich zu machen geſucht?

Es

Es klingt auch gewiß in einem Werke, wie dieses ist, und in dem Munde eines Präsidenten einer Akademie, nicht sehr fein; wenn man die Bildung der Thiere offenbar einem blinden Zufalle zuschreibt. Dieser, sagt man, hätte solange eine unzählige Menge von seltsamen und ungeschickten Misgeburten hervorgebracht; bis endlich auch einige ordentliche und regelmäßige entstanden, die sich hätten erhalten können. Jene wären gleich zu Grunde gegangen, diese aber bestanden: und also wären die itzt vorhandnen Thiere, nur der tausendste Theil von denen, die der Zufall hervorgebracht hätte. Wahrhaftig! man weis fast nicht, ob der Verfasser des Homme Machine, oder ein Weltweiser von tiefer Einsicht hier redet. Jenem hätte man eine so seichte Einsicht viel eher zugetrauet. Ist denn die vortreffliche Symmetrie, die in einer so unzählbaren Menge von Thieren, zumal in den doppelten, und allemal umgekehrten Gliedmaßen derselben erscheint, auch etwas, das der Hasard, oder Zufall hervorbringen kann? Kann er es? warum bringt er denn nicht täglich neue ordentliche Thiere hervor? Oder welches noch mehr ist: warum macht er wenigstens, nicht auch mit unregelmäßigen Geburten immer neue Proben? Vielleicht möchte ihm doch etwan alle tausend Jahre einmal wieder ein ordentliches Geschöpf gerathen; und zwar ein neues, dergleichen die Welt noch niemals gesehen hätte!

Wir müssen abbrechen. Diese Schrift enthält zuviel anstößiges in sich, das diesem Bande zum Vorwurfe gereichet. Wir gehen also zu dem II.

Stücke, darinn der Herr Verfasser zeigen will, daß man die Beweise des Daseyns Gottes in den allgemeinen Gesetzen der Bewegung suchen müsse. Hier müßten nun, wie Herr M. meynet, die Regeln, nach welchen die Bewegung sich erhält, vertheilet, und vernichtet, auf die Eigenschaften eines vollkommenen Geistes gegründet seyn. Diese Abhandlung hätte die berlinischen Memoires, auch ohne den bisherigen Vortrab zieren können. Wir sehen indessen wohl, daß auch hierinnen derjenige Geist herrschet, der einem großen Weltweisen unsrer Zeiten, von Berlin aus, bisher aufsätzig gewesen, und noch ist. Die guten Meßkünstler glauben alles allein zu verstehen, und schmähten bey aller Gelegenheit auf die metaphysische Erkenntniß: ohne welche doch Leibnitz, der große Leibnitz, selbst in der Natur und den Gesetzen der Bewegung keine Gewißheit fand. Dieses will man ihm nun hier zwar nachthun; kann doch aber den alten Groll nicht bergen, den man wider denjenigen hegt, der das meiste Licht in die neuere Metaphysik gebracht hat.

Das Gesetz, welches der Herr von Maupertuis entdeckt hat, ist indessen kein anders, als was schon die Alten in dem bekannten: Deus et Natura nihil faciunt frustra; oder Natura semper incedit via brevissima, ausgedrücket haben. Er nennt es Le principe de la moindre action: den Grundsatz der kleinsten Wirkungskraft. Er drückt es weitläuftiger so aus: „In dem Anstoße der Körper, „vertheilet sich die Bewegung so, daß die Größe

„der

„der Kraft, welche die geschehene Veränderung „voraussetzt, die kleinste sey, die nur möglich ist. „In der Ruhe aber, müssen die Körper, die ein„ander das Gleichgewicht halten, so eine Lage ha„ben, daß, im Falle sie einige Bewegung bekämen, „die Größe der Kraft die kleinste von allen mögli„chen wäre".

Aus dieser Anmerkung nun will er im III. Abschnitte beweisen, daß die Welt von einem weisen Urheber herrühre. Wir haben nichts dawider einzuwenden, als dieses; daß schon Leibnitz in seiner Theodicee gesagt hat: die Bewegung, die Materie und der Raum wären die göttlichen Ausgaben und Unkosten in Aufführung des Weltbaues gewesen; und damit wäre Gott so rathsam umgegangen, als nur möglich gewesen. Die Kraft aber gehörte zur Bewegung; folglich mußte auch diese nicht verschwendet werden. Hat nun der Herr Verfasser dieses erwiesen, daß nämlich sein Gesetz in allen Gesetzen der Bewegung und Ruhe statt habe: so wünschen wir ihm Glück dazu. Wer weis aber, ob nicht auch wider seine Erfindung, noch stärkere Einwürfe statt haben, als er oben wider Neutons Beweise gemacht hat? Das übrige folgt nächstens.

* *

II.

Six Town Eclogues. With ſome other Poems. By the Rt. Hon. L. M. W. M. London 1747.

D. i.

Sechs Stadteklogen. Nebſt einigen andern Gedichten. Durch die Frau M. W. M. Lond. 1747 in 4. 6 Bog.

Dieſes ſinnreiche poetiſche Werkchen hat man der geſchickten und ſcharfſinnigen Feder der **Lady Maria Wortley Mountague** zu danken. Die Verfaſſerinn ſtand ehemals in großer Hochachtung und Freundſchaft des berühmten Herren **Pope**, der ihre poetiſchen Arbeiten nicht nur geliebt und bewundert hat; ſondern auch mehrmals deren Ausbeſſerung übernommen, und dieſelben wohl gar mit einigen Zeilen von ſeiner eigenen Arbeit ausgeputzet hat. Wir wiſſen aber die eigentlichen Urſachen nicht, dadurch dieſe gegenſeitige Hochachtung nachmals in eine tödtliche Feindſchaft verwandelt worden. Es iſt ſchade, daß mit allen vortrefflichen Eigenſchaften, die zu einem großen Geiſte gehören, nur ſo ſelten diejenige verknüpfet iſt, welche das menſchliche Herz zu einer unwandelbaren Freundſchaft fähig macht. Wie rührend würde nicht das Beyſpiel manches Paares ſolcher großen Seelen ſeyn, und was für eine Obergewalt

würde

würde es nicht gleichſam über den Geſchmack ſeiner Zeiten, und die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen beſitzen; wenn die unſelige Zerrüttung ſich nicht ihrer Freundſchaft bemeiſterte; und dadurch einer getrennten Macht dasjenige Anſehen zu rauben wüßte, was ſie ihr, wenn ſie vereint geblieben wäre, nicht leichtlich hätte entreißen können. Herrn **Popens** Schriften beweiſen zwar an vielen Orten, daß ſein erhabenes Herz zu einer dauerhaften Freundſchaft nicht unfähig geweſen: und wenn man auch nichts weiter, als ſeine Briefe an den Biſchof **von Rocheſter** hätte; ſo würden wir hieran nicht zweifeln können. Die Frau **Mountague** hergegen iſt ein Frauenzimmer: und die ihrem Geſchlechte von dem löblichen Männerorden ſo oft vorgerückte Unbeſtändigkeit, vielleicht der einzige Fehler, den ſie beſitzt. Dem ſey wie ihm wolle: wir mögen und können in dieſem Streite nicht Richter ſeyn. Herr **Pope** hat allemal eine Schülerinn an der Frau **Mountague** verloren, die vor vielen tauſenden ihres Geſchlechts, die Fähigkeit beſitzt, ſeinen Spuren nachzugehen; wie faſt alle Stellen dieſer Gedichte zeigen. Sie hergegen, hat an Herrn **Popen** einen Freund eingebüßt, deſſen bloßer Beyfall und Name, allen ihren Werken zum Schutzbriefe gedienet hätte.

Dieſe Satiren nun ſind nach den Tagen der Woche, eingerichtet. Die erſte, oder der Montag, führet die Xorana, eine Sprödе, auf, welche ſich über einen Unſtern, der ihr bey der Prinzeſſinn zu geſtoßen, ſo beklagt:

Was it for this, that I theſe Roſes wear,
For this new-ſet the Jewels for my hair?
Ah! Princeſs! with what zeal have I purſu'd!
Almoſt forgot the duty of a Prude.
Thinking I never cou'd attend too ſoon,
I've miſs'd my Prayers, to get me dreſs'd by noon.
For Thee, ah! what for Thee did I reſign,
My Pleaſures, Paſsions, all that e'er was mine.
I ſacrific'd both Modeſty and Eaſe,
Left Operas, and went to filthy Plays;
Double entenders ſhock'd my tender ear,
Yet even this for Thee I choſe to bear.
In glowing Youth, when natur bids be gay,
And ev'ry Joy of life before me lay;
By honour prompted, and by pride reſtrain'd,
The pleaſures of the young my ſoul diſdain'd:
Sermons I fought, and with a mean ſevere
Cenſur'd my neighbours, and ſaid daily prayr &c.

D. i. „Habe ich denn nur dieſerwegen dieſe Ro„ſen getragen? Nur dieſerwegen die Juwelen in „meinen Haaren anders geſteckt? Ach! Prinzeſ„ſinn! wie eifrig habe ich bey euch gehalten, ja faſt „die Pflichten einer Spröden vergeſſen. In der „Meynung, ich könnte nie zufrüh um euch ſeyn, „habe ich das Morgengebeth verſäumt, daß ich nur „zur Mittagszeit angekleidet ſeyn könte. Was! Ach! „was habe ich um eurentwillen nicht entſaget! mei„nen Ergetzungen, Leidenſchaften und allem was „nur je mein geweſen. Ich habe beydes, die Be„ſcheidenheit und Bequemlichkeit aufgeopfert, die „Opern verlaſſen, und bin in unfläthige Luſtſpiele ge„gangen. Die Zweydeutigkeiten haben mein zärtliches „Ohr verletzt; und auch ſogar dieß habe ich für euch

„erdul-

Durch Balthaſar Kindermann, Wittenberg 1662. 8.

* C. Criſpus Salluſtius von Catiliniſcher Zuſammenrottirung und Jugurtiſchen Krieg, verteutſchet durch M. Daniel Albinus, ſamt des von Calchum Anmerkungen und Kriegsdiſcourſen. Hamburg 1662. 8.

Der Verfaſſer meldet in der Zuſchrift, ob er gleich auſſer den Gränzen des heutigen deutſchen Reiches die erſte Luft geſchöpfet, habe er es doch gewaget, dieſen Geſchichtſchreiber in das Deutſche zu bringen. Von der Arbeit des von Lohauſen urtheilet er alſo: Die vorige Uberſetzung hat ihren Lob und Entſchuldigung: zweiffele doch ſehr, ob nicht ein Bayfius an dem teutſchen Tuch die welſche Näte und Art, ſonderlich aber ein Buchner, der ſo wol den Teutſchen als Latinern das ihre ausbündige wol zu zu ſchneiden wiſſe, beyderley daran erkennen ſolte. Darauf bin ich mit einem beyder Sprachen kündigen umb des Salluſtii beſte Edition zu wetten erböthig, daß der Italiäniſche Rock zum öfftern den teutſchen Brock bedecke. Uns ſcheinet dieſe Sprache einen Italiäner zu verrathen.

SENECAE Opera.

Deſſen meiſte moraliſche Schriften verdeutſcht durch Michael Herr, Straßburg 1540. 1545. fol.

Nicolaus Antonius in *Bibliothec. Hiſpana Veteri* p. 34. *Germani libris moralibus gaudent* (con-

„erdulden wollen. In der vollen Jugend, da die „Natur uns befiehlt luſtig zu ſeyn, und da alle Freu„den des Lebens vor mir lagen, hat meine Seele „auf Antrieb der Ehre, und durch Zurückhaltung „des Stolzes, die Vergnügungen der Jugend ver„achtet. Ich beſuchte die Predigten, und tadelte „mit einer ſtrengen Mine meine Nachbarn, und „bethete alle Tage „.

Auf dieſe ſinnreiche und dem **popiſchen Lockenraube** nicht unähnliche Art, fährt dieſes ſatiriſche Stück weiter fort, den Harm der **Roxana** zu beſchreiben, welcher daher entſteht: daß die Princeßinn ihr eine gewiſſe andere Dame, in einer Bedienung bey ihrer Hofſtatt vorgezogen.

Die andre Satire, auf den **Dienſtag**, iſt ein Geſpräch, welches **Silliander** und **Patch** auf dem **St. James** Caffeehauſe halten. Beyde pralen gar ſehr von den Gunſtbezeugungen, die ſie von dem ſchönen Geſchlechte erhalten. Der Anfang heißt ſo:

Thou, who ſo many favours haſt receiv'd,
Wondrous to tell, and hard to be believ'd,
Oh! *H. . . D*, to my lays attention lend,
Hear how two lovers boaſtingly contend:
Like thee ſucceſsful, ſuch their bloomy Youth,
Renown'd alike for gallantry and truth . . . .
The happier ſinners now their charms put out,
And to their manteaus their complexions ſuit:
The Opera-Queens had finiſh'd half their faces,
And city-dames already taken places;
Fops of all kinds, to ſee the Lion, run;
The beauties ſtay till the firſt Act begun,
And beaux ſtep home to put freſh linnen on.

No well-dreſs'd Youth in coffée-houſe remain'd,
But penſive Patch, who on the window lean'd;
And Silliander, that alert and gay,
Firſt pick'd his teeth, and then began to ſay.

Silliander.

Why all theſe ſighs? ah! why ſo penſive grown?
Some cauſe there is, why thus You ſit alone?
Does hapleſs paſſion all this ſorrow move?
Or doſt thou envy where the Ladies love?

Patch.

If whom they love, my envy muſt purſue,
Tis ſure, at leaſt, I never envy You.

D. i. „Du, der du ſo manche Gunſtbezeugungen „empfangen haſt, die wunderwürdig zu erzählen „und ſchwer zu glauben ſind, O! H. . . d, merke „auf meine Reime; höre zu, wie zween Liebhaber „praleriſch ſtreiten. Es glückt ihnen wie dir, und „ſo wird ihre blühende Jugend, durch die Galan„terie und Wahrheit gleich berühmt.

. . . „Die glückſeligen Sünderinnen krameten „bereits ihre Reizungen aus, und richteten ihre Ge„ſichtsfarbe nach ihren Mantoos ein. Die Opern„königinnen hatten ihre Geſichter ſchon halb fertig, „und die Stadtdames hatten ſchon ihre Plätze ein„genommen. Alle Gattungen von Gecken liefen, „den Löwen zu ſehen. Die Schönheiten warteten „bis der erſte Aufzug begann, und die Stutzer gien„gen nach Hauſe, um friſche Wäſche anzuziehen. „Kein wohlgekleideter Jüngling blieb auf dem Caf„fehauſe; außer der tiefſinnige Patch, welcher ſich

„an

„an ein Fenſter gelehnt hatte; und Silliander, „welcher ganz munter und luſtig, ſich erſt die Zähne ſtocherte, und dann ſo anhob:

Silliander.

„Was bedeuten alle dieſe Seufzer? was dieſes „tiefſinnige Aechzen? Es hat ſeine gewiſſen Urſachen, daß du ſo allein ſitzeſt. Erweckt eine hülfloſe Leidenſchaft dir alle dieſe Sorgen? Oder biſt „du neidiſch, wenn die Schönen irgendwo lieben?

Patch.

„Wenn ich, den ſo ſie lieben, beneiden muß; „ſo iſt es doch gewiß, daß mein Neid niemals dich „treffen wird. “

Silliander ſagt ſpöttiſch: es wäre wahr, er wäre unglücklich; indeſſen, wenn er die Praleren liebte, ſo könnte er ihm wohl eine ganze Geſellſchaft von Schönen nennen, die nur ſeine Geſundheit tränken. **Patch** erwiedert, das Geſundheittrinken, bewieſe noch eben keine ſonderliche Gunſt. Die Schönen tränken, wie die Männer, ſelten die Geſundheit deſſen, was ſie liebten. Er giebt ihm auch ein Beyſpiel, daß eine junge Schöne, die ihm günſtig wäre, ſich geweigert, an einem Tiſche mit der ganzen Geſellſchaft ſeine Geſundheit zu trinken. Dieſes macht den **Silliander** immer hitziger, der immer mehr zu pralen anfängt, bis ihm endlich Patch einſtimmt, und einer den andern mit unverſchämtem Großſprechen, von der Schönen Gunſt zu übertreffen ſucht. Dieß Geſpräch iſt für das Frauenzimmer ſehr erbaulich zu leſen, damit es ſich zu einer ausnehmenden

Be-

Behutſamkeit gegen diejenigen gewöhne, welche die mindeſten Höflichkeiten, ja oft einen unſchuldigen Anblick, für die deutlichſte Liebeserklärung auspralen.

Die dritte Satire auf die **Mittwoche**, oder das Tête-á Tête, führet die **Dancinda** und den **Strephon** redend ein. Er beklagt ſich über ſeiner Ungewiſſheit in Abſicht auf ihre Empfindungen, und fordert ſtärkere Beweiſe von ihrer Liebe. Sie ſtellt ihm ſeine hochmüthige Unbilligkeit vor, da er bereits ſolche gewiſſe Proben ihrer Gunſt erhalten hätte. Ob es nicht genug wäre, daß ſie ihm die geheimen Empfindungen ihres Herzens geſtünde! Er ſähe ja ihre ungekünſtelte Freude, über ſeiner Ankunft: und wenn er nicht bey ihr wäre, ſo flöhe ſie die ganze Welt, und ſcheute auch der Sonnen Licht. Sie fährt fort:

I ſee too well what wiſhes You purſue;
You wou'd not only conquer, but undo:
You, cruel Victor, weary of Your flame,
Would ſeek a cure in my eternal ſhame;
And not content my honour to ſubdue,
Now ſtrive to triumph ôer my Virtue too . . . .
Has Love no pleaſures free from guilt or fear?
Pleaſures leſs fierce, more laſting, more ſincere?. . .

D. i. „Ich ſehe zur Gnüge, nach was für Din„gen ihr ſtrebet. Ihr wollt nicht nur ſiegen; ihr „wollt auch ins Unglück ſtürzen. Grauſamer Ue„berwinder! ihr ſeyd eurer Flammen überdrüßig, „und wollt in meiner ewigen Schande eure Linde„rung ſuchen. Es iſt euch nicht genug, meine Ehre „zu bezwingen; ihr beſtrebet euch auch noch über „meine Tugend zu ſiegen. Hat denn die Liebe kei-

„ne

„ne Vergnügungen, die von Verbrechen oder Furcht „frey ſind? minder wilde Vergnügungen; die „aber länger dauren und aufrichtiger ſind?“

Die ganze Rede iſt ſchön, und zeigt auf eine rührende Art, wie die Liſt, mit ſüßen Verheißungen und ſchlauen Worten, ein unſchuldvolles Herz in eine ewige Schmach zu ſtürzen ſucht. Wer dieſes Werkchen einmal in einer Ueberſetzung liefern wollte, der würde auch um dieſes dritten Gedichts willen, dem deutſchen Frauenzimmer keinen geringen Dienſt thun.

Das vierte Gedicht am **Donnerſtage**, handelt vom **Baſſetſpiele**. **Cardalia**, die die Glückſeligkeit ihrer vernünftigen Seele in den guten Erfolg eines Septleva ſetzt, rufft **Smilinden**, die ſolche in einer Heerde von Anbethern ſucht, zum Spiele. Sie ſtreiten ſich lange, wer von ihnen beyden die unglückſeligſte ſey: **Cardelia**, die all ihr Nadelgeld im Baſſette verloren; oder **Smilinda**, der ihr Geliebter **Scharper** untreu geworden? Es kömmt eine in beyden Drangſalen viele Jahre hindurch wohl geprüfte Mitſchweſter, **Betty-Lovеit**, die den Streit entſcheiden ſoll: welches ſie auch ſo bewerkſtelliget, daß ſie auf keiner Seite verſtößt. Das ganze Gedicht iſt ſinnreich und artig geſchrieben; kömmt aber, unſrer Meynung nach, den vorigen nicht völlig gleich.

Das fünfte Gedicht auf den **Freytag**, heißt der **Nachttiſch**. Es hatten nunmehr 20 Frühlinge die Erde mit friſchem Grün bedeckt, ſeitdem **Lydia** die Blüthe eines funfzehnjährigen Frauenzimmers

„gezie-

gezieret hatte. Es beläſtigten ſie des Morgens, ehe ſie noch halb gekleidet war, keine Liebhaber mehr. Die donnernde Klingel erweckte nicht mehr die Straße. Vor dem ſtillen Thore war kein Gewimmel von Kutſchen mehr. Lydia brachte den ganzen Morgen im Fenſter, oder mit der ſtummen Andacht ihres Spiegels, zu. Jetzund lehnte ſie ſich tiefſinnig auf ihren Arm, und verfluchte zuſpät die Unbeſtändigkeit der Männer. Es heißt:

Oh! Youth! O ſpring of life for ever loſt!
No more my name ſhall reign the fav'rite toaſt:
On glaſs no more the diamond grave my name,
And lines mis ſpelt record my lovers flame: . . .
What ſhall I do, to ſpend the hateful day?
At chapel ſhall I wear the morn away?
Who there appears at theſe unmodiſh hours,
But ancient Matrons with their friſzled tours
And grey religions Maids? My preſence there
Amidſt that ſober train, would own Deſpair.
Nor am I yet ſo ord, nor is my glance
As yet fix'd wholly on devotion's trance. . . . .

D. i. „O Jugend! O du auf ewig verlorner „Frühling des Lebens! Jetzt wird mein Name nicht „mehr die beliebteſte Geſundheit zieren. Der „Diamant wird ihn nicht mehr dem Glaſe eingra„ben, und keine übelbuchſtabirte Zeile die Flammen „meiner Liebhaber aufweiſen . . . Wie ſoll ich den „verhaßten Tag hinbringen? Soll ich den Mor„gen in der Capelle vertreiben? Wer erſcheint da „wohl in dieſer unmodiſchen Stunde, als alte „Matronen mit gekräuſelten falſchen Haaren, „und andächtige graue Jungfern? Meine Ge„genwart unter dieſem ehrbaren Haufen, würde

„eine

„eine Verzweifelung verrathen. Ich bin ja auch ſo „alt noch nicht, und meine Blicke ſind noch nicht „ganz an eine heilige Entzückung gewöhnt u. ſ. w.“

Sie will endlich zum Putze ihre Zuflucht nehmen; ſie will ſich enge ſchnüren; ſie will in die indianiſchen Gewölber gehen, und ſich da neue wohlriechende Reizungen zuſammen holen: aber ach! ſie beſinnt ſich, daß ſie daſelbſt wird bezahlen müſſen; und das ſind Leute von ihrer Profeſſion eben nicht gewohnt geweſen. Sie bricht alſo in die bitterſten Klagen aus: „Falſch iſt die prächtige Trauer rei„cher Erben; falſch ſind die verführeriſchen Blicke „lüderlicher Buhlſchweſtern; falſch ſind die ver„pflichteten Worte verſchmitzter Hofleute; falſch „ſind die Würfel, wenn die Spieler den Boden „ſtampfen; falſch ſind die öffentlichen Thränen „ſchöner Witwen: aber **Damons** Schwüre ſind „fälſcher, als alle dieſe„.

Man muß wiſſen, daß der gute **Damon** für ſeine Falſchheit nichts kann; denn er hat eine Frau: und alſo hätte **Lydia** lange zuvor überrechnen können, daß das gegründete Vorrecht einer Ehgattinn länger währen würde, als das Regiment ihrer buhleriſchen Reizungen. Dieß ganze Stück iſt ſchön, und inſonderheit die Stelle, wo **Lydia** mit einer ihrem Character und ihrer Verzweifelung gemäßen Eiferſucht, die Gattinn des **Damons** ſpöttiſch durchzieht.

Die ſechſte und letzte Satire am **Sonnabende**, heißt die **Kinderblattern**. Alles was der Schmerz und die Verzweifelung einem Frauenzimmer in den

Mund

Mund legen können, dem durch die Pocken, mit der Schönheit, zugleich alle Herrlichkeiten entzogen worden, in denen eine eitle Schöne ihre Glückſeligkeit ſucht, das findet man hier. Es heißt:

Ah faithleſs Glaſs! my wonted bloom reſtore.
Alas! I rave, that bloom is now no more!
The greateſt Good, the Gods on men beſtow,
Ev'n Youth itſelf, to me is uſeleſs now ...
Witneſs, o *Lilly*; and thou *Motteux*, tell
How much Japan theſe eyes have made Ye ſell ...
For me the Patriot has the Houſe forſook,
And left debates, to catch a paſsing look:
For me the ſoldier has ſoft verſes writ:
For me the Beau has aim'd to be a Wit.
For me the Wit to Nonſenſe was betray'd, ...
Fir'd by one wiſh, all did alike adore;
Now beauty's fled, and lovers are no more!

D. i. „Treuloſes Glas! ſchaffe mir meine ehemahlige Schönheit wieder! Ach! ich träume. „Dieſe iſt nicht mehr vorhanden. Das gröſßte Gut, „was die Götter mir verleihen können, die Jugend „ſelbſt, iſt mir itzt unnütz ... Bekenne, o **Lilly**, „und du **Motteux**, ſage, wie viel Porcellan euch „dieſe Augen verkaufen helfen.... Um meinetwillen verließ der Patriot das Parlament, und „floh die Streitigkeiten, um einen flüchtigen Blick „zu haſchen. Für mich ſchrieb der Soldat ſanfte „Verſe; für mich beſtrebte ſich der Stutzer, ein Witzling zu ſeyn; um mich ward der Witzling zum „Nonſens verführt. -- Alle verehrten mich gleich, „von gleichem Wunſche angetrieben; nun aber iſt „die Schönheit dahin, und die Liebhaber ſind verſchwunden „.

Ih-

Ihren Nachttiſch redet ſie ſo an:

And thou my Toilette! where I oft have ſat,
While Hours unheeded paſs'd in deep debate,
How Curls ſhould fall, or where a Patch to place;
If blue or ſcarlet beſt became my Face;
Now on ſome happier Nymph your Aid beſtow!
On fairer Heads, Ye uſeleſs Jewels glow!
No borrow'd luſtre can my Charms reſtore:
Beauty is fled, and Dreſs is now no more.

D. i. „Und du, mein Nachttiſch, an dem ich oft „geſeſſen, indem die unbemerkten Stunden in tief„ſinnigem Rathſchlagen verſtrichen, wie die Locken „fallen ſollten, oder wo ein Pflaſterchen liegen ſoll„te: ob blau oder ſcharlach dem Geſichte beſſer „ſtünde? Itzt ſtehe einer glückſeligern Nymphe „bey. Ihr hülfloſen Juwelen! geht, glüet an „ſchönern Köpfen; kein entlehnter Glanz kann mei„ne Reizungen wieder herſtellen. Die Schönheit „iſt verſchwunden; kein Anputz hilft mehr „.

Auch die grauſamen Chymiſten kriegen ihr Päckchen, daß ſie keine Tinctur für die verlorne Schönheit ausgekünſtelt haben. Endlich beſchließt die troſtloſe Flavia ſo:

Adieu ye parks! - in ſome obſcure receſs,
Where gentle Streams will weep at my Diſtreſs,
Where no falſe Friend will in my Grief take part,
And mourn my Ruin with a joyfull Heart;
There let me live in ſome deſerted Place,
There hide in Shades this loſt inglorious face.
Ye, Operas, Circles, I no more muſt view!
My Toilette, patches, all the World, adieu!

D. i. „Lebt wohl ihr Gärten! In irgend einem „verborgenen Orte, wo die milden Ströme mei„nen Schmerz beweinen werden, wo kein falscher „Freund an meinem Grame Theil nehmen, und mit „frohem Herzen meinen Unfall beklagen wird, da „laßt mich an irgend einem öden Plaße leben; da„selbst dieß verlorne unrühmliche Gesicht verstecken. „Ihr Opern, u. Gesellschaften, euch muß ich nicht „mehr sehen. Nachttisch, Schönfleckchen, und du „ganze Welt, lebet wohl!„

Wir müssen hier erinnern, daß eben diese **Lady Mountague** diejenige Dame sey, welche in England das Einpfropfen der Kinderblattern fast allgemein gemacht hat; nachdem sie auf der Gesandtschaft ihres Gemahls in **Constantinopel**, solches daselbst mit glücklichem Erfolge, hatte bewerkstelligen sehen.

Nun folgt noch eine Zugabe von dreyen Gedichten. Das erste ist ein Schreiben im Namen eines Lackeyen **Arthur Grey**, welcher zum Tode verurtheilt worden, weil er eine Entführung unternehmen wollen. Dieser Unglückliche hatte sich in die Dame verliebt, in deren Diensten er stand. Seine unselige Leidenschaft benahm ihm endlich den Verstand so gar, daß er mit einem Pistole auf der Brust, von seiner Gebietherinn, dasjenige zu erlangen suchte, woran er, seinem Stande nach, nimmermehr hätte denken sollen. Dieses Schreiben an seine Gebietherinn in seinem Namen, ist sehr beweglich und schön: ja wenn ein Kerl von dergleichen Stande, solcher so zärtlichen und edeln Empfindungen fähig wäre; so würde, außer der beleidigten Person, ihn

(conuerſis) *Michaelis Herr induſtria, vt in Supp. Gesner. Bibl. Friſius refert.*

Scripta varia.

Apocolocyntoſis.

* Apocolocyntoſis, oder des L. A. Seneca Spott-Gedichte oder Satyre über den Tod und die Vergötterung des Kayſers Claudius. Verdeutſchet und erläutert durch Friedrich Chriſtoff Neubur. Leipzig 1729. 8.

De Providentia.

* L. A. Seneca von der göttlichen Vorſorge; oder, warum es rechtſchaffenen Leuten übel gehe, von Johann Friedrich May M. A. Leipzig 1729. 8.

De Conſtantia Sapientis.

* L. A. Seneca von der Standhaftigkeit eines Weiſen, oder, daß ein weiſer Mann, nicht geſchmähet werden könne; aus dem lateiniſchen überſetzt. Nebſt einer Abhandlung von der Unüberwindlichkeit eines Weiſen, verfertiget von Joh. Friedrich May, M. A. Leipzig 1729. 8.

Der Herr Verfaſſer giebt die angenehme Hoffnung in Zukunft noch mehrere kleine Schriften des Seneca durch ſeinen Fleiß deutſch heraus zu geben.

De quatuor virtutibus Cardinalibus.

Dieſe dem Seneca fälſchlich beygelegte Schrift iſt, nach Anzeige des Herrn Fabricii, mit einer lateiniſchen Auslegung und beygefügter deutſcher Uberſetzung in Reimen zu Leipzig 1515. 4. gedruckt.

ein jeder anderer, zwar nicht frey ſprechen, aber bedauren und beklagen. Wenn er beſchreibt, wie ſeine Eiferſucht mit zitternden Händen oftmals die Fackel am Wagen gehalten, wenn ſeine Gebietherinn von einem Heere vergoldeter Stutzer, aus der Opera begleitet worden, die ihr mit fremden Einfällen aus Romanen, Liebeserklärungen gethan, die ſie nie empfunden, und die ſie bereit wären, alle Augenblicke in den Armen einer lüderlichen Metze auszutilgen. Wie er ſich ſo nahe hinzugedrungen, als er nur gekonnt, und vor innerm Zorne faſt närriſch geworden.u.ſ.w. Wir wollen nur ein Stück daraus anführen: er ſagt, wenn ſie ihn an der Gerichtsſtäte ſehen würde:

Sure You may pity what You can't approve,
The cruel Conſequence of furious Love.
Think: the bold Wretch that could ſo greatly dare,
Was tender, faithfull, ardent and ſincere:
Think, when I held the Piſtol to Your Breaſt,
Had I been of the World's large rule poſſeſt,
That World had then been Yours, and I been bleſt!
Think that my Life was quite below my Care,
Nor fear'd I any Hell beyond deſpair.

D. i. „Dann kannſt du bedauren, was du „nicht billigen kannſt, die grauſamen Folgen einer „wüthenden Liebe. Denke der kühne Frevler, der „ſich ſo viel unterfangen konnte, war zärtlich, treu, „eifrig und redlich. Denke, als ich das Piſtol „auf deine Bruſt hielt, wäre ich damals Beſitzer „der weiten Welt geweſen; ſo wäre dieſe Welt dein, „und ich beglückt geweſen. Denke, daß mein

„Leben mir nicht schonens werth geschienen, und „daß ich keine andre Hölle gefürchtet, als die Ver„zweifelung. “

Es ist auch noch in Folio auf fünf Bogen heraus gekommen: To the Memory of a Lady lately deceased, a Manody. Die zweyte Auflage, so wir vor uns haben, ist von 1748. Dieses Klaggedicht des Hrn. littletons ist sehr zärtlich, rührend und mit derjenigen Lebhaftigkeit eines schmerzvollen Witzes geschrieben, der aus dem Werthe des verlornen Gutes entsteht. Es haben uns noch sehr wenige Gedichte gefallen, die auf dergleichen Gelegenheiten verfertiget sind: der Witz und das Bestreben einer frommen Pflicht nachzukommen, haben insgemein mehr Theil daran, als das Herz: dieser Mangel aber verräth sich gleich, und er wird durch keinen Scharfsinn ersetzt. In gegenwärtigem Gedichte herrschet die Empfindlichkeit des Herzens, und rühret den Leser dergestalt, daß man Theil an seinem Schmerze nimmt, ohne daß man auf die schönen Ausdrücke acht geben kann, durch welche man dazu eingeladen wird. Es ist angenehm, von einem würdigen Gatten im Leben geliebet, und von einem solchen Wittwer im Tode beklagt zu werden.

III.

Fortsetzung der vom Grafen von Schaftsbury entworfenen Zeichnung von Herkuls Urtheile.

Das 5 Capitel.

Von der Verziehrung des Gemähldes und vornehmlich von der Kleidung und vom Prospecte, oder dem Orte der Begebenheit.

§. 1.

Es ist bekannt genug, was sich Maler in in den Farben der Kleidungen, oder andern zu ihren historischen Stücken gehörigen Zeugen, für Freyheiten zu nehmen gewohnt sind. Wenn sie römisches Volk mahlen sollen, so stellen sie es in verschiedner Kleidung vor; wiewohl es gewiß ist, daß die gemeinen Leute unter ihnen beynahe alle gleich, und mehrentheils in einerley Farbe gekleidet gegangen. Gleicher Weise unterhielten die Aegypter, die Juden und andere alte Nationen, wie wir ganz wohl voraussetzen können, in diesem besondern Stücke, eine Gleichheit und Aehnlichkeit: wie gegenwärtig die Spanier, Italiäner, und verschiedene andere Völker in Europa noch thun. Doch würde dergleichen Aehnlichkeit, als diese, im ma-

len, eine sehr unangenehme Wirkung thun. Aus dieser Ursache trägt ein Maler ein Bedenken, Weltweise, und so gar Apostel, in mancherley Farben nach einer ganz außerordentlichen Weise, vorzustellen. Und hier muß die historische Wahrheit nothwendig der poetischen weichen; als welche nicht sowohl die Wirklichkeit, als vielmehr die Wahrscheinlichkeit fordert: so daß ein Maler, der sich in Ansehung dessen seiner Freyheit bedienet, es gleichwohl vorsichtig, und mit Vernunft zu thun, nöthig hat.

Wenn es also die Gelegenheit fordert, daß er uns seine Weltweisen, oder Apostel in so mancherley Farben vorstellen sollte; so muß er wenigstens Achtung geben, seine Farben dergestalt zu dämpfen, daß diese völlig arme Leute, in seinem Gemählde, nicht als so viel große Herren, oder Prinzen, auf die neueste Mode gezieret, aussehen mögen.

§. 2. Sollte es sich gegentheils eräugen, daß der Maler unternehmen wollte, einen feyerlichen Einzug, oder Triumph zu malen, wo der Wahrheit gemäß, alle Arten von Pracht außer Zweifel wirklich zur Schau gestellt, und alle Arten heller und glänzender Farben zusammen gehäuft, und hoch getrieben sind, als ob eine die andere übertreffen wollte: so hat er bey dieser Gelegenheit vonnöthen, die historische und wirkliche Wahrheit zu unterbrechen, und sein äußerstes zu thun, die ausschweifende Lebhaftigkeit und den Glanz dieser Dinge zu dämpfen, und zu mäßigen; als welche außer dem eine solche Verwirrung, eine Widerwärtigkeit, und

ein

ein so schlechtes Mischmasch von Farben, verursachen würden, das einem vernünftigen Auge durchaus unerträglich fallen müßte.

§. 3. Einem tüchtigen Maler, sowohl in diesem, als andern Theilen seiner Arbeit, kömmt demnach zu, hauptsächlich und vor allen Dingen, auf die Annehmlichkeit und Uebereinstimmung der Sachen Achtung zu geben. Und zu dem Ende ist es nöthig, daß er im Sinne eine gewisse Einigkeit bilde; welches wenn es glücklich geschehen, aus den mancherley Farben seines Stückes, so zu sagen, eine absonderlich unterschiedene Art von Original hervorbringen würde: welche den Compositionen in der Musik gliche, wo unter den verschiedenen Stücken, als Sonnaten, Entreen, Sarabanden u.s.w. mancherley und ganz unterschiedene Arten sind; von welchen man, in Ansehung eines jeden insonderheit, sagen kann, daß jedwedes seinen eignen Charakter habe, der ihm alleine zukömmt.

§. 4. Ferner erfordert die Zusammenstimmung der Malerey, „daß, in was für einer Absicht, oder „Art, der Maler auch sein Stück anfange, er ja „auch in derselben endigen müsse.„

§. 5. Diese Einrichtung kömmt wieder auf die Hauptfigur, oder auf die andern zwey oder drey vornehmsten Figuren, in einem zusammengesetzten Bilde an. Denn glückt es einem Maler, seiner Hauptfigur eine gewisse Höhe und Lebhaftigkeit der Farben zu geben: so muß der Rest auch nothwendiger Weise von gleicher Art werden. Wenn es aber im Gegentheile dem Maler begegnet wä-

te, seiner Hauptfigur ein sanfteres Wesen, mit mehrerer Annehmlichkeit, und einfachern Farben, zu geben; so würde der Rest eine gleichmäßige Eigenschaft haben, und in einer außerordentlichen Einfalt erscheinen müssen, so daß ohne Widerspruch einerley Art, und ein gleichförmiger Geist durch das ganze Wesen seiner Zeichnung regieren würde.

§. 6. Unser historischer Riß vom Herkules wird uns auf diesen Fall ein ganz klares Exempel geben. Denn in Betrachtung, daß der Held bey dieser Gelegenheit eingezogen, und tiefsinnig erscheinen soll; und mehrentheils überall nackend, und mit nichts, als einer Löwenhaut, welche an sich von einer gelben und dunkeln Farbe ist, bedecket seyn muß: so würde es wirklich einem Maler unmöglich fallen, diese Hauptfigur in einem außerordentlichen Lichte und Glanze vorzustellen. Daraus folget, daß sich der Maler in den andern geringern Figuren, oder Nebentheilen des Werkes, nothwendig durchgehends so sanfter Farben bedienen muß; als die dem ganzen Stücke, ein feyerliches und ungekünsteltes Ansehen, geben können.

Wollte nun unser Maler endlich weiter gehen, und seiner Geschichte folgen; welche, nach dem buchstäblichen Sinne, uns die Tugend, in einem reinen und schneeweißen Kleide, abbildet: so ist es klar, daß er auf diese Art sein Stück verderben würde. Ein guter Maler muß es in dieser und in an allen andern solchen Gelegenheiten machen, wie ein guter Poet; welcher, wenn er eine gemeine und bekannte Sache auszuführen unternimmt, sich

gleich-

gleichwohl enthält, einigen vorigen Poeten, oder Geschichtschreibern, so genau, als ein bloßer Uebersetzer oder Abschreiber zu folgen; sondern der es so einrichtet, daß sein Werk an sich selbst wirklich neu und ursprünglich herauskömmt.

Publica materies privati juris erit, si
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres. — — — Hor. de Art. Poet. v. 131.

§. 7. Was nun den Prospect oder den Schauplatz unsers historischen Werks anbetrifft, so sollte es sich uns so vorstellen, als geschähe diese ganze Handlung auf dem Lande, an einem einsamen Platze, und nahe an etwan einem Walde, oder Gebüsche. Denn es würde ungereimt herauskommen, an einem Orte, welcher Einsamkeit, Tiefsinnigkeit, und eine vorbedachte Entfernung anzudeuten, erwählt wäre, allerhand Architectur und Gebäude, als Zeichen der Gesellschaft, des Umganges u. der Verrichtungen, einzuführen: außer dem, daß bey den Poeten, (unsern Wegweisern und Meistern in dieser Kunst,) sowohl die Göttinnen, als andere göttliche Gestalten, von was für Art sie auch seyn mögen, sich allezeit gehütet haben, den menschlichen Augen anderwärts, als in entlegenen Oertern oder Einöden, zu erscheinen. Und es ist hieranmerkenswerth, wie bedächtig unser philosophischer Geschichtschreiber, gleichsam zum voraus, von diesem einsamen Platze redet, wohin sich Herkules begeben; und erwähnet, daß er vor dieser Erscheinung

sehr tiefsinnig gewesen. Diesen Umständen zufolge, kann sie denn, lediglich als ein Traum, doch als ein solcher, der vernünftig und göttlich ist, eingerichtet werden.

§. 8. Was nun die Festung, den Tempel, oder Palast der Tugend anbelanget, welche nach der symbolischen Art, auf einem Berge gelegen; wie wir in etlichen diese Sache vorbildenden Stücken sehen: so ist nichts dergleichen von unserm Historico ausgedrückt. Und sollte dieses, oder einiges Ding gleicher Natur, sich in unserer Zeichnung vorstellig machen: so würde es den Sinn mit fremden Einbildungen, und geheimnißvollen, dem Geschmacke oder der Eigenschaft dieses Stückes ganz nicht einstimmigen Bildern erfüllen.

Noch minder ist zugleich von Seiten der Wollust, gegen diesen Palast der Tugend, etwas zu erkennen: welches, wenn es ausgedrückt würde, hier die richtige Einheit, und den Zusammenhang unseres Werks vernichten würde.

§. 9. Eine andere Ursache, wider den Prospect, die Architectur, oder andere gekünstelte Auszierung der Landschaft, in diesem unserm besondern Stücke, ist diese: daß, da in der That keine Gelegenheit zu diesen Sachen ist, sie dem Auge eine bloße Verwirrung erwecken, und ohne Noth das Gesicht zerstreuen würden; indem sie es von der Hauptsache, der Historie und Begebenheit, abwenden möchten. Was in einer historischen Zeichnung vorkömmt, und zu der Handlung nicht gehört, das dienet nur, die Vorstellung zu verwirren, und die

Gedan-

Gedanken irre zu machen; insonderheit wenn diese Nebentheile so lebhaft ausgedrücket sind, daß sie vor der Hauptsache hervorleuchten, und mit den Figuren und dem Leben derselben, um den Vorzug streiten. Eine richtige Zeichnung, oder ein Gemälde, sollte bey dem ersten Ansehen entdecken, was für eine Natur es nachzubilden, gezeichnet ist; was für Leben, entweder von höherer, oder niederer Art es hauptsächlich vorzustellen trachtet. Es muß das Stück durchaus nicht zweydeutig, oder zweifelhaft seyn, sondern sich leichtlich selbst, entweder als historisch und moralisch, oder als perspectivisch und vollkommen natürlich, darstellen. Sind es die letzten dieser Schönheiten, welche wir, nach ihrer Vollkommenheit gezeichnet zu sehen verlangen; so müssen die ersteren Platz machen. Das höhere Leben muß gedämpft, und auf gewisse Art unterbrochen, und verdunkelt werden; da sich denn das schwächere von sich selbst hervor thut, und hauptsächlich dargestellt ist. Sogar das, was wir nach einem Kunstworte, gemeiniglich eine ruhige Lebhaftigkeit nennen; und die in der That von der letztern und schwächsten Staffel der Malerey ist, muß in einem Gemählde seiner Art, seine Erhebung und seinen richtigen Vorzug haben. Eben dieses gilt auch in Jagdstücken, wo Thiere und Vögel vorgestellt werden. In Landschaften sind unbelebte Dinge das vornehmste. Es ist die Erde, das Wasser, die Steine und Felsen, was am lebhaftesten erscheint. Alles andern Lebhaftigkeit muß schwächer werden. Die Menschen, der Verstand und die

Sitten

Sitten müssen hier nachstehen, und nachgeben. Es würde ein Fehler seyn, auf die Ausbildung einiger wirklichen Schönheit in dieser Art Mühe zu wenden; oder auf merkliche Weise in Belebung und Erhöhung der beyläufigen Figuren von Menschen, oder Göttern, auszuschweifen, welche in dergleichen Stücken, als ein Anhang, oder eine Ausziehrung, zufälliger Weise angebracht sind. Doch wofern im Gegentheile das menschliche Geschlecht das vornehmste ist, so sich vorstellen, und wo das vernünftige Leben vor Augen gestellt werden soll: da muß die andere Gattung, oder die andere Lebhaftigkeit nachgeben, und den letzten Rang haben. Die bloßen Naturstücke müssen denen historischen und moralischen weichen. Sogar die Schönheit, und jede Annehmlichkeit, muß der wirklichen Schönheit dieses höchsten und ersten Ranges aufgeopfert werden. Denn nichts kann unförmlicher heraus kommen, als eine Verwirrung von mancherley Schönheiten: und diese wird unermeidlich, wo eines dem andern nicht vollkommen nachgiebt.

§. 10. Durch das Wort Morale werden hier alle sinnreiche Vorstellungen, menschlicher Leidenschaften verstanden; wie wir sogar in Schlachtstücken sehen: die entfernten Figuren, und die verkleinerte Art ausgenommen; welche vielmehr als eine Gattung von Landschaften, anzusehen ist. In allen andern kriegerischen Stücken sehen wir die verschiedenen Staffeln von Heldenmuth und Großmuth, von Zaghaftigkeit, von Schrecken und Verdruß, nach Beschaffenheit unterschiedener Eigenschaften der

Na-

SENECAE
Tragoediae.

Troades

L. Annaei Senecae Trojanerinnen, deutſch überſetzt und erklärt von Martin Opitzen.

Man findet ſie in Opitii *Operibus poeticis*, gedruckt zu Amſterdam 1646. 12 im 1. Theil p. 210—300. Herr Opitz hat ſie auf einer Luſtreiſe nach Sachſen An. 1625. überſetzet, und ſeinem vertrauten Freund, dem berühmten **Auguſt Buchnern**, zu Wittenberg, zugeſchrieben. Er hält mit vielen gelehrten den Senecam Philoſophum vor den wahren Verfaſſer dieſer Tragoedie, und behauptet, daß ſie das allerbeſte unter allen Trauerſpielen ſeye, welche unter Senecae Nahmen auf die Nachwelt gekommen. Er verſichert, daß, ob er gleich unmöglich in der Verdeutſchung Wort für Wort, und Zeile für Zeile, habe geben können, er dennoch der lateiniſchen Meynung, ſo viel als thunlich, nachgefolget ſey. Die am Ende angefügte Auslegungen der erwehnten Städte, Länder, Flüſſe, Gebirge, Fabeln und Hiſtorien ſind um des deutſchen Leſers willen da, der nach Opitzens Meynung dergleichen kleine Erklärungen allerdings nöthig gehabt. Ob übrigens dieſe Uberſetzung auch beſonders gedruckt worden, iſt uns noch zur Zeit nicht bekannt; doch aber ziemlich wahrſcheinlich.

SOLINI
Polyhiſtor.

C. Jul. Solini Zuſammenleſung nahmhaffter und gedenckwürdiger Sachen der Welt;

aus

Nationen und einzeln Personen in lebhafter Stellung ausgedrückt. Hier kann man Helden und und Häupter, dergleichen Alexander und Constantinus waren, selbst in den hitzigsten Treffen, mit der ihnen besonders zukommenden Gelassenheit und ruhigem Geiste, erscheinen lassen; welches in der That, in einem unmittelbaren und eigentlichen Verstande, im Grunde moralisch ist.

§. 11. Jedoch wenn der moralische Theil in einem Gedichte anders abgehandelt wird, als das, was es in einem historischen, oder philosophischen Werke ist; so muß es in der Malerey von rechtswegen ganz anders abgehandelt werden, als es in der Historie, und in Gedichten zu seyn pflegt. Aus Mangel einer richtigen Erkenntniß dieses Grundsatzes, eräuget es sich öfters: daß, wenn man ein Stück höchst moralisch und gelehrt einrichten will, es durchaus lächerlich und abgeschmackt heraus kömmt.

§. 12. Was die gewöhnliche Bildhauerarbeit anbetrifft, dergleichen in halb erhobener Arbeit und Zierrathen an Säulen und Gebäuden sehr gebräuchlich ist: so sind hier die wahren Regeln der Perspective völlig umgekehrt, wie es die Nothwendigkeit erfordert; und werden, nach Beschaffenheit einer gewissen Anstalt, oder Ordnung, auf eine besondere und unterschiedene Art, nach den Umständen und der Bauart des Platzes und Gebäudes eingerichtet; wie durch die bemerket worden, welche die Säulen Trajans und Antonins und andre niedrig erhabene Arbeit der Alten, sorgfältig untersucht haben. Ebenfalls in gestochener Arbeit, Schaupfennigen oder

was etwan in einer Masse (als Erzt oder Stein) oder nur im Schatten und Lichte, als in gewöhnlichen Zeichnungen oder Kupferstichen besteht, ist schon vielmehr erlaubt, und mancherley fantastisches, miraculöses und hyperbolisches Wesen zugelassen. Und hier hat man freye Wahl in allem, was immer gelehrt, emblematisch oder räthselhaft ist. Was aber die vollkommen nachahmende und betrügende Kunst der Malerey anbelangt, deren Eigenschaft es ist, in ihren Werken die vereinigte Macht unterschiedener Farben anzuwenden; und welche durch so mancherley Grade, und in so vielfältigen Freyheiten, alle andere menschliche Erfindungen, oder nachahmende Künste, übertrifft, ja noch ausdrücklicher uns zu verführen, und unsere Empfindungen selbst zu beherrschen sucht: so muß sie nothwendig, was etwan allzuhoch ausgesonnen, zu lustig, oder zu witzig ist, beyseite setzen; um sich bey dem zu erhalten, was natürlich, und glaubwürdig ist, und unsern Beyfall gewinnen kann. Hiemit thut sie ihrem eigentlichen Hauptwerke eine Gnüge, nämlich, daß sie den Gegenstand den sie vorstellen will, ausdrücklich vorstelle. Widrigenfalls würden wir des Horaz billige Critik, über die theatralischen Vorstellungen, denen sie so nahe kömmt, ungezwungen bey ihr anbringen:

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

§. 13. Wir müssen es daher als einen gewissen Grundsatz, und eine Anmerkung in der Malerey, betrachten: daß ein historisches und moralisches

Stück

Stück von seiner natürlichen Einfalt und Annehmlichkeit nothwendig viel verlieren müßte; wenn etwas von der emblematischen räthselhaften Art sichtbarlich und unmittelbar untermischt wäre: als wenn zum Exempel der Thierkreis mit seinen zwölf himmlischen Zeichen eingeführt wäre *. Denn dadurch werden wir in der That leicht dahin gebracht, diese göttliche Figuren und wunderbaren Gestalten, welche die alten und neuen Hauptmaler, nach der besondern Lehre, oder Theologie ihrer verschiedenen Religions- oder National-Meynungen, gezeichnet, als etwas Wirkliches zu betrachten. Was aber unser Gemälde insbesondere betrifft, führet es nichts bloß emblematisches oder räthselhaftes bey sich: indem das, was den doppelten Weg gegen das Thal und den Berg betrifft, natürlicher Weise unterm Berge vorgestellet werden kann. Wollten wir auf die Spitze, oder den höchsten Punkt desselben, die Vestung oder den Palast der Tugend setzen,

* Dieses hat Raphael selbst in seiner berühmten Zeichnung von dem Urtheile des Paris gethan. Doch da dieses Stück niemals gemalt, sondern nur zu des Marcus Antonius Stiche gezeichnet ist; so kömmt es nicht in unsere Censur; wie es aus dem vorhergehenden §. erhellet. Wie nun dieses ein Anblick ist, welcher keine Art der Vergleichung, noch weniger eine Farbenähnlichkeit mit einigem wirklich in der Natur befindlichen Dinge hat: so kann es unmöglich weder den Sinn an sich ziehen, noch durch Hülfe einer poetischen Entzückung, einer andächtigen Geschichte, oder Glaubenshistorie Beyfall finden.

hen, als ob er über die Wolken hervor ragete; so würde dieses unserm Gemählde sogleich ein räthselhaftes geheimnißvolles Ansehen geben, und nothwendig seine beredende Einfalt und sein ungekünsteltes Wesen verderben.

§. 14. Kurz, wir müssen diese Erinnerung allemal mit uns führen, daß je weniger Nebenvorstellungen, außer denen nothwendigen dabey sind; desto leichter sey es für das Auge, mit einem Blicke und auf einmal das ganze Stück zu begreifen. Die Vermehrung der Nebendinge, ob sie gleich den andern unterwürfig sind, macht die Rangordnung, welche in Einrichtung oder Zusammensetzung eines Werkes ausgeführet werden soll, viel schwerer. Und ist diese nicht vollkommen; so bleibt die Ordnung (welche die Schönheit ausmacht) unvollkommen. Nun kann die Unterwürfigkeit niemals vollkommen seyn; es sey denn, „wenn die Einrichtung „so ist, daß das Auge nicht allein bequemlich, die „verschiedenen Stücke der Zeichnung durchgeht, „indem es jeden Augenblick bey der Hauptsache, „worauf alles hinaus läuft, stehen bleibt: sondern „wenn auch dasselbe Auge, ohne die geringste Hinderniß, bey einigem absonderlichen Theile, und gleichsam in der Mitten des Gemählde still steht; „und auf einmal in einer angenehmen und vollkommenen Uebereinstimmung, alles übersehen „kann.“

Das

Das 6 Capitel.

Von den zufälligen, oder nicht eben erforderlichen Zierrathen.

§. 1.

Nun bleiben nur noch die abgesonderten Zierrathen übrig, welche weder zu den Figuren, noch zu dem Prospecte gehören; als * Machinenwerke, oder Gottheiten im Firmamente, Winde, Cupidons, Vögel, Thiere, Hunde, oder andere Spielwerke, welche ohne Noth, und gleichsam zum Spaße angebracht werden. Doch wie diese vornehmlich zum gemeinen Leben, und zur komischen, oder gemischten Art gehören: so würde unser Gemählde, welches im Gegentheile ganz episch, heroisch, und von der tragischen Gattung ist, nicht leicht etwas so leichtsinniges gestatten.

§. 2. Wir haben hiernächst zu bedenken, daß obgleich die Seele von Natur geneigt ist, in einem solchen Werke, als unser Stück ist, ein Geheimniß zu erdenken, und die zwo unterschiedenen Arten des emblematischen, oder symbolischen, und bloß historischen oder poetischen, in einander zu vermengen; wir gleichwohl Achtung geben müssen, hiebey keine Gelegenheit zum Irrthume, oder Abwege zu geben, daß

* Dieses ist vom Machinenwerke zu verstehen, wenn selbiges nur bloß zur Zierde, und nicht als ein Hauptwerk zum Stücke gehöret, und einen Theil der Historie, oder Fabel selbst ausmache.

daß wir unter dem Scheine der Historie, oder der Bezeichnung der Figuren, in einem so einfachen Stücke, dergleichen Anhänge, oder ausfüllende Nebentheile, einflechten. Denn dieses würde nur dazu dienen, das Auge zu verführen, und zu zerstreuen, und das Urtheil der vernünftigen Kenner zu verwirren.

§. 3. „Ist es denn möglich, (möchte man sagen) die Historie dieser zwoen Frauen, in Gesellschaft des Herkules auszuführen, ohne sie anders, „als oben gesagt, zu unterscheiden? „ Es ist möglich, antworten wir; und nicht allein das, sondern es ist auch gewiß und unfehlbar, im Falle einer nur den geringsten Begriff davon hat; oder jemals überhaupt von dem Herkules hat sprechen hören, wenn er auch gleich diese Historie niemals ins besondere gehört hätte. Sollten wirs aber diesem ungeachtet, nöthig haben, einige äußerliche mehr erklärende, oder bestimmende Kennzeichen dieser zwo Figuren, der Tugend, und der Wollust beyzusetzen: so möchte es gleichwohl, ohne einige nothwendige Zuflucht zu dem, was unvermeidlich emblematisch ist, zu Wege gebracht werden. Wie das zugehe, kann folgendermaßen erkläret werden.

§. 4. Der Nachdruck oder die natürliche Gewalt der Tugend, war nach der moralischen Philosophie, davon die Alten das meiste hielten, in einer doppelten Wirkung von Geduld und Enthalten; oder was wir sonsten Bezähmung und Duldung nennen, ausgedrückt. Für das erste kann ein Gebiß, oder ein Zaum irgendwo an der Seite der Tugend beygefügt,

und

und für das andere der Helm auf gewisse Maasse, als ein Sinnbild dienen: besonders, weil beyde einem Helden, welcher als ein Soldat, Pferde bezähmen, und reiten konnte, hauptsächlich angehörige Stücke sind; und weil dieses auch tragbare Werkzeuge sind, von denen man wohl voraussetzen kann, daß sie diese kriegerische Frau, so die Tugend vorstellet, mitgebracht habe.

§. 5. Auf der Wollust Seite können gewisse Gefäße und andere Stücke von getriebnen Schalen ꝛc. welche als Figuren der Satyren, Faunen und Bachanten gebildet sind, dienen, die Völlerey bey der Tafel, auszudrücken. Und gewisse auf den Grund nachläßig gebreitete Teppichte, oder auf die benachbarten Bäume aufgehangene Zeuge, welche eine gewisse Art von Zelte oder Lager, über diesem wollüstigen Frauenzimmer bilden, können genugsam dienen, die Gedanken anderer Gefälligkeiten zu erregen, und die Abbildung weibischer, nachgebender, und verliebter Leidenschaften, zu unterstützen. Außer dem, daß wir was diese letzte betrifft, damit zufrieden seyn können, so wird auch der Maler nicht ermangeln, sie vollkomen vorzustellen. Nur ist zu befürchten, er möchte darinn ausschweifen, und diese Neigung gar zu sehr nach dem Leben bilden. Dieses wird außer Zweifel in allen Minen und Stellungen dieser letzten Figur stark ausgearbeitet werden; als welches auf eine besondere Art in die Augen fälle, und gemeiniglich mehr reizet, als die andere, die ihr in unserer historischen Zeichnung entgegen gesetzt ist.

Beschluß.

§. 6. Wir können diesen Grundsatz mit einer allgemeinen Betrachtung beschließen, welche natürlich aus dem, was von dieser Sache gemeldet worden, zu entsprießen scheint; „daß nämlich an einem wirklichen Historienmaler, eben dieselbe „Wissenschaft, derselbe Fleiß, und dieselben Absichten erfordert werden, als bey einem wahren „Poeten.„ Niemals kann ein Poet, so lange er mit Recht diesen Namen behält, ein weitläuftiger Erzähler, oder Historienschreiber werden. Er darf nur eine einfache Handlung; nicht aber alle Thaten eines einzelen Menschen, oder Volkes, beschreiben. Der Maler ist ein Historikus, von eben demselben Schlage; nur noch weit mehr gebunden, wie aus der Sache selbst erhellet. Denn es würde wahrhaftig ein lächerlicheres Unternehmen seyn, zwo oder drey unterschiedene Handlungen, oder Theile der Historie, in einem Gemählde vorzustellen; als zehnmal so viel, in ein und eben dasselbe Gedicht zu bringen.

§. 7. Es ist bekannt, daß zu jeder Gattung der Poesie natürliche Regeln und Gränzen bestimmt sind: und es wäre in der That eine grobe Einfalt, sich einzubilden, es wäre in der Poesie nichts, was wir Maaß und Zahlen nennen könnten, als bloß in den Versen. Eine Elegie, oder ein Sinngedicht, haben jedes eben so wohl ihr Maaß und ihre behörige Größe, als ein Trauerspiel, oder Heldengedicht. Auf gleiche Weise sind in der Malerey, Schnitzkunst, oder Bildhauerkunst, besondere

Maaß-

Maaßregeln, welche das, was wir ein ganzes Stück nennen, festsetzen. Als zum Exempel in der bloßen Abbildung, ein Kopf, oder ein Brustſtück; von welchem der erstere allzeit den ganzen Hals, oder wenigstens ein Stück davon; so wie das letztere die Schultern, und ein gewisses Theil der Brust, beybehalten muß. Ist etwas zugesetzt, oder abgenommen; so ist das Stück unförmlich. Es ist ein verstümmelter Strumpf, oder zergliederter Leib, der sich unserer Einbildung verstellt. Und dieses beydes nicht lediglich dem Gebrauche, oder der Gewohnheit nach; sondern nothwendiger Weise, und nach der Natur des Anblickes: denn da giebt es ja dergleichen Theile des menschlichen Leibes, welche natürlich beysammen bleiben, und in Gesellschaft erscheinen müssen. Die Zergliederung ist unbedachtsam gemacht, wenn sie wirklich gräßlich wird, und eher eine Ablösung in der Wundarzney, als eine der kunstgemäße Zertheilung, oder Absonderung vorstellte. „Und das ist es, was überhaupt, „durch alle Gypsarbeiten, oder Nachbildungen, „(was immer nach der Natur, mit der Absicht, in „uns die Einbildung der natürlichen Gestalten, oder „Dinge, und die wirkliche Schönheit und Wahrheit „zu erregen, gezeichnet wird), in gewissen vollkommenen Abtheilungen und Gegenden begriffen seyn „muß; und welches die Uebereinstimmung und „Vereinigung jedes Theiles der Natur, mit der „ganzen Natur selbsten vorbildet.„ Und dieses ist der natürliche Begriff, oder die vorläufige Empfindung der Einigkeit, welche macht, daß wir

den den Werken unserer geringern Künstler den Namen vortrefflicher Stücke beylegen, welche die Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit der Arbeit bezeichnen.

§. 8. Um nun in Bildung einiges wahrhaftig schönen Wesens, von höherer Einrichtung oder Zeichnung, richtig fortzukommen; wäre es zu wünschen, daß der Künstler, der Verstand genug besitzt, das, was ein Hauptstück, oder Gemählde auf sich hat, zu begreifen, und der diesem gemäß, sich eine Erkenntniß des Ganzen und der Theile erworben hat, sich nachgehends auch selbst auf die Wissenschaft der sittlichen und poetischen Wahrheit befleißen wollte: womit auf diese Weise die Gedanken, Empfindungen, oder Sitten, welche den ersten Rang in seinem historischen Werke einnehmen, denen höhern und edlern Gattungen der Menschheit, welche er unter Händen hat, gemäß; und nach der Eigenschaft die er beschreibt, wie auch nach der vornehmsten und Haupthandlung, die er vorzustellen erwählt hat, erscheinen mögen. Dann wird er natürlicher Weise lernen, diese falsche Auszierungen, gezwungener Annehmlichkeiten, allzuhochgetriebener Leidenschaften, hyperbolischer und abentheuerlicher Bildungen zu verwerfen; welche eben sowohl, als die bloß eigensinnigen und lächerlichen, die richtige Einigkeit, als das vornehmste in Einrichtung eines Stückes, zunichte machen. Was nun die Farbenmischung betrifft, so würde er alsdann bey Zeiten finden, wie wohl es ihm anstünde, in diesem Stücke seiner Kunst, eingezogen, ernsthaft und keusch zu

seyn;

aus dem Latein verteutſchet durch *M.* Johann Heyden. Frankf. 1600. fol.

Dieſe Uberſetzung kennen wir nur aus dem Zeugniße Dan. Wilhelm Nollers in ſeiner Diſſ. *de C. Iul. Solino*, Altorff 1693. §. 22.

SVETONII

Vitae Caeſarum XII.

Ins deutſche überſetzt
Durch Philomuſium, Copenhagen 1664. 8.

Herr Fabricius meldet Bibl. Latin. Tom. 2. p. 792. der Verfaſſer davon ſeyn der Däniſche Graf, Heinrich Detlev Holk, welcher ſie in ſeinem damaligen Gefängniße überſetzet, und den Druck König Friederich III. von Dänemarck zugeſchrieben. Herr Wolf hat in ſeiner Schrift *de Coercer: eruditorum Muſeo*, Witeb. 1710. 4. ihrer nicht gedacht. Fabricius Bibl. Lat. T. 3. p. 207.

TACITI

Opera.

In die deutſche Sprache überſetzt und gedruckt zu Maynz 1535. fol.

Ihrer wird in der Vorrede von des Taciti Auflage gedacht, welche Johann Freinshemius und Matthias Bernegger zu Straßburg An. 1638. und 1664. 8. gemeinſchaftlich beſorget.

Durch Jacobum Micyllum, Frankfurt 1512. 8.

Man ſehe Fabricii Bibl. Lat. Tom. 2. p. 760. und Schottelium.

* Deß C. Cornel. Taciteus Beſchreibung I-

ſeyn; wo Völlerey und Lüderlichkeit, durch die Macht der heutigen Lebensart nach der Mode, ſo durchgängig eingeführet ſind.

§. 9. Es iſt über dieſes, ſowohl aus der Vernunft ſelbſt, als aus der Hiſtorie und Erfahrung ſichtbar, daß nichts der Malerey und Baukunſt, oder auch andern Künſten nachtheiliger iſt; als dieſe falſche Erhöhung, welche mehr durch das, was unmittelbar die äußerlichen Sinne rühret, als durch das, was nach und nach, und in Ueberlegung dem Gemüthe gefällt, und Gedanken und Vernunft ein Vergnügen macht, regieret wird. So daß, indem wir mit eben den Augen auf die Malerey ſehen, wie wir gemeiniglich die reichen Zeuge, u. die durch unſer Frauenzimmer vermiſchte vielfarbige Seide, welche in Kleidungen, Livreyen und Tapezereyen bewundert werden, anſchauen; ſo müßten wir nothwendig von weibiſcher Neigung und im Geſchmacke, in aller Beurtheilungskraft und Kenntniß äußerſt verderbt ſeyn. Von dieſer nachahmenden Kunſt aber können wir mit Rechte ſagen: daß, ob ſie wohl in der That von den Farben Hülfe entlehnet, und ſelbige als die Mittel ihre Abſichten auszuführen, anwendet; ſie gleichwohl nichts habe, was von ihrer wirklichen Bemühung, oder von ihrem Vorſatze weiter entfernt ſey, als ihre Farben, oder deren Miſchung, zur Schau zu ſtellen; wodurch in den äußerlichen Sinnen ein abſonderliches, oder ſchmäuchelndes Vergnügen erreget werden möge.

Dieſes Vergnügen iſt völlig fremde und abgeſondert; als welches ganz keine Gemeinſchaft, oder

Uebereinſtimmung mit dem eigentlichen Vergnügen, oder mit der Unterhaltung hat, welche natürlicher Weiſe von der Sache, oder der Arbeit ſelbſt entſpringen. Denn das Werk iſt, ſowohl in Anſehung des Vergnügens, als der Wiſſenſchaft, ohne Widerrede vollkommen; wenn die Zeichnung zu Stande gebracht, und die vorgeſetzte Nachbildung einmal geendiget iſt. Und dieſes geſchieht, was allzeit das Beſte iſt, wenn die Farben mehrentheils gedämpft, und nur als Nebendinge angewandt ſind.

* *

IV.

Voyage round the Wold, in the years 1740. 1. 2. 3. 44. by George Anſon, Eſquire, Commander in chief of a Squadron of His Majeſty's Ships, ſent upon an Expedition to the South-Seas. Compiled from Papers and other Materials of the right honorable George Lord Anſon, and publiſhed under his Direction by Richard Walter M. A. Chaplain of his Majeſty's Ship the Centurion, in that Expedition. London, printed. for the Author 1748.

D. i.

Reiſe um die Welt, von dem Ritter Anſon in den Jahren 1740 - - 44 gethan ꝛc. Beſchrieben von Richard Walthern, Schiffscaplan auf dieſer Reiſe ꝛc. in groß 4. 417 S. ohne Vorrede und Reg. mit 42 Kupferſtichen.

Die-

Dieſes koſtbare Werk, welches Se. königl. Hoheit der Prinz von Wallis unſerm berühmten Herrn Hofrath Maſcov, als ein Geſchenk überſandt, iſt der Aufmerkſamkeit unſrer Leſer auf alle Art würdig. Die Reiſen um die ganze Erdkugel ſind ſo gar gemein nicht, daß man ſie für was geringes anzuſehen hätte. Der erſte, der dergleichen große und beſchwerliche Fahrt gethan, iſt Magellanus geweſen, welcher 1529 den 10 Aug. von Malaga aus Spanien die magellaniſche Meerenge zuerſt beſchren, das ſtille Meer durchſegelt, zwiſchen den philippiniſchen u. moluckiſchen Inſeln in das indianiſche Meer gefahren, ſo dann um das Vorgebirge guter Hoffnung wieder ins äthiopiſche, und zuletzt durchs atlantiſche Meer, 1532 den 7 Sept. wieder nach Malaga zurück gekommen. Nach der Zeit ſind noch etwa vier oder fünf ähnliche Fahrten rund um die Welt verſuchet, und glücklich vollendet worden.

In die Fußtapfen dieſer merkwürdigen Leute iſt nun auch der Ritter Anſon getreten, als ihn der König in den bisherigen Kriegen mit Spanien, zu einem Gebiethiger einer kleinen Flotte geſetzt hatte, die in America den Feinden Abbruch zu thun ſuchen ſollte. Ehe wir den Verlauf davon erzählen, müſſen wir ein paar Worte von der Einleitung ſagen, die Herr Walter dieſem Buche vorgeſetzet hat.

Der ſehr hochgeſtiegenen Schiffahrt ungeachtet, iſt dennoch eine Reiſe um die Welt, eine beſondre Unternehmung, die aller Welt Augen auf ſich zieht. Ihr vornehmſter Nutzen aber beſteht darinn, daß

man von bisher unentdeckten, oder noch nicht völlig bekannten Ländern, Inseln und Küsten mehr Nachricht bekömmt; und mit Völkern bekannt wird, die einen natürlichen Ueberfluß und Reichthum besitzen; dabey aber an Bedürfnissen einer gesitteten und bequemern Lebensart den größten Mangel spüren. In dieser Absicht nun ist dieß Werk geschrieben worden: damit theils die Neugierigen ihren Durst nach unbekannten Dingen stillen; theils aber die Seefahrer ihren Vortheil daraus ziehen mögen. Außer diesem sind theils dieser ganzen Flotte, theils den einzelnen Schiffen so vielerley Widerwärtigkeiten begegnet, daß die Erzählung davon sehr merkwürdig wird. Ja der Verfasser versichert, daß noch keine Reisebeschreibung, die er gesehen, so viel Prospecte von Land, Vorgebirgen, Häfen und Straßen, Charten oder Rissen, und andern solchen Stücken in sich hält, die Geographie und Schiffahrt zu verbessern, als diese. Viele Inseln und Küsten, die bisher irrig beschrieben worden, sind hier besser entworfen und angegeben; welches denn dienen wird, künftige Unternehmungen glücklicher zu führen, und Schiffe und Menschen dabey zu schonen.

Es sind aber alle diese Stücke mit großem Fleiße, und meistentheils an den Orten selbst, unter der genauen Aufsicht des Ritters Anson gemacht; nicht, wie sonst vielmals geschehen, aus dem Gedächtnisse, nach der Zurückkunft, und zu Hause. Sind aber ja etliche Risse von ungeübtern Händen gemacht, oder gar von den Feinden erobert worden, so daß man

dafür

dafür nicht recht ſtehen kann; ſo hat man es auch erinnert. So mühſam es iſt, gute Seeprospecte von Land, Felſen, Bergen und Küſten zu machen; ſo leicht iſt es, durch Erdichtungen von dieſer Art die Leſer zu hintergehen: weil unter tauſenden kaum einer die Gelegenheit hat, dieſe Falſchheiten zu entdecken; ob ſie gleich manchem den Verluſt ſeines Schiffes und Lebens koſten können.

Außer dem iſt dieſem Werke auch die Fahrt von **Manila** und **Acapulco** auf der weſtlichen Küſte von America, durch die nordliche Gegend des ſtillen Meeres bis nach **Oſtindien**, eingerücket. Man hat dieſelbe an Bord einer Gallione gefunden, und ſie iſt auf eine hundert und funfzigjährige Erfahrung gegründet; auch von allen ſpaniſchen Matroſen, die darauf gefangen worden, beſtätiget. Es werden alſo künftige Seefahrer ihrer Straße ſicher folgen können. Da nun die Spanier dieſe Fahrt bisher als ein großes Geheimniß für ſich behalten haben: ſo wird dieſes die Einrückung einer ſolchen Nachricht ſattſam rechtfertigen. Hierzu kömmt noch die beobachtete Veränderung der Magnetnadel, die in den ſpaniſchen Tageregiſtern ſteht: welche theils die Theorie des Magneten merklich befördern, theils aber auch den Seefahrenden ſehr nützlich ſeyn kann. Sie beſtätiget auch des berühmten Hallens Meynungen von dem Magneten, und zeiget, daß diejenigen Weiſſagungen erfüllet worden, die derſelbe vor funfzig Jahren davon bekannt gemacht; noch ehe er die geringſte Beobachtung aus dieſen Meeren geſehen

hatte.

hatte. Hergegen die Verfasser der Charte von den Veränderungen des Compasses in dem stillen Meere, werden dadurch einer augenscheinlichen Falschheit überführet: indem sie das, was östlich seyn sollen, westlich angegeben, und bis 12 oder 13 Grade von der wahren Abweichung abgewichen sind. Andrer vieler Nachrichten, von den spanischen Einrichtungen in der neuen Welt zu geschweigen.

1. Als der Ritter Anson diese Reise antreten sollte, versah er sich mit allen gedruckten Tagebüchern solcher Fahrten, und schaffte sich auch die geschriebenen Beschreibungen von allen spanischen Pflanzstädten in Chili, Perou und Mexico an. Diese hat man sorgfältig mit den Aussagen der Gefangenen aus diesen Gegenden, und den Nachrichten andrer verständigen Leute verglichen, die ihm in der Südersee in die Hände gefallen. Es sind ihm auch bey seinen Eroberungen viele Papiere und Briefe in die Hände gefallen, die der Unterkönig von **Peru**, an den Unterkönig von **Santa Fe**, an die Stadthalter zu **Panama** und **Chili**, an den **Don Blas von Lezo**, Admiral der Gallionen, und verschiedene andre vornehme Staatsbediente geschrieben. In denselben war auch insgemein ein kurzer Auszug ihrer Antworten befindlich; andrer Briefe von Privatpersonen zu geschweigen, darinn oftmals auch öffentliche Angelegenheiten vorkamen. Alles dieses hat man sich nun zu Nutz gemacht: sonderlich ist die Geschichte von den vielen Zufällen der Flotte des Don Pizaro, aus lauter aufgefangenen Briefen hergenommen.

Ueber-

Ueberhaupt bezeuget der Verfaſſer ſehr theuer, daß er ſich in allem der ſtrengeſten Wahrheit befliſſen habe. Iſt ihm aber ja etwas entwiſchet, ſo hat er es in dem Verzeichniſſe der Druckfehler angemerket. Schlüßlich ermuntert er ſeine Landesleute noch, zu fernerm Fleiße in allen geographiſchen und Seebeobachtungen; ja in allen mechaniſchen und Handlungsnachrichten. Durch dieſen Eifer auf alle ſolche kleinſcheinende Umſtände, hätten ihre ſtolzen Nachbarn, einen Theil derjenigen Macht gegründet, mit der ſie nun kämpfen müßten. Da ſie nun ſelbſt alle Mittel in Händen hätten, noch weiter zu kommen, als jene: ſo würde es eine Schande ſeyn, eine ſo leichte und nützliche Arbeit zu vernachläßigen. Die ungleich größere Anzahl ihrer Schiffe, die in den entlegenſten Ländern beſchäfftiget wären, könnte ja eine Menge ſolcher Anmerkungen und Materialien verſchaffen, als man hier wünſchet; die ihnen im Kriege und Frieden höchſtnützlich ſeyn würden. Dabey dringt er auch auf den Fleiß in den Zeichnungen und Riſſen; denn er klagt über den Mangel guter Ingenieurs, oder Bauverſtändigen; darinn ihnen Frankreich unſtreitig ſehr überlegen wäre. Daher käme es, daß viele engliſche Nachrichten von fremden Ländern ſo unrichtig und unvollkommen wären. Ja er wundert ſich, daß nicht alle Reiſende erſt zeichnen lernen; als ohne welches ſie ſehr wunderliche Beſchreibungen von ausländiſchen Sachen machen, oft das Beſte überſehen, und ſich durch den Schein oft betrügen laſſen. Die Seefahrer hätten dieß aber noch viel nöthiger: daher

auch der König zu Portsmouth einen Zeichenmeister unterhält; diejenigen zu unterrichten, die nachmals Befehlshaber der Schiffe und Flotten werden wollen. Dabey widerlegt er das Vorurtheil derer, die sich einbilden, ein Seemann müsse ein so wildes Gemüth haben, als das Element ist, das er beschiffen soll, und alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit, als was weibisches verachten; als ob alle ihre Herzhaftigkeit dadurch verlohren gehen würde. Allein er hoffet, daß diese Ungereimtheit sich bald mindern, und endlich verschwinden werde. Er stellt ihnen daher einen von des Ritters Anson Unterhauptleuten zum Muster vor, Pierzy Brett mit Namen, der nachmals auf dem Schiffe, der Löwe, Hauptmann geworden; und in dem Gefechte mit der Elisabeth sattsame Proben gegeben, daß Tapferkeit und Wissenschaft gar wohl mit einander bestehen können. Er glaubt auch nicht ohne Grund, daß ein in der Geographie, Astronomie, Mechanik und Schiffbaukunst erfahrner Seeofficier, eine so zusammengesetzte Maschine, als ein Schiff ist, besser, als ein gemeiner Bootsmann regieren werde.

Des ersten Buches erstes Hauptstück handelt von der Zurüstung der kleinen Flotte, die unter dem Gebothe des Ritters Anson gestanden. Er war bis dahin Hauptmann des Schiffes Centurio gewesen, und bekam im September 1739, als er eben aufs Kreuzen ausgelaufen war, Befehl, zurück nach Portsmouth zu kommen. Kaum war er angelanget, als er vom Admiral Wager einen Brief bekam, der ihn nach London berief; allwo man

man ihm eins von den zwo Geſchwadern anvertrauete, die mit geheimen Befehlen auslaufen ſollten. Mit dem Seinigen ſollte er nach Manila, einer Stadt in Lucania, einer von den philippiniſchen Inſeln, der Ritter Cornwall aber, ſollte über Cap-Horn in die Südſee gehen. Er ſollte drey freye Compagnien, jede von 100 Mann, und des Oberſten Blande Regiment an Bort bekommen. Doch die Abreiſe verzog ſich bis in den Jenner des folgenden Jahres, zu großem Verdruſſe des Ritters Anſon: welcher damals Befehl bekam, nicht nach den philippiniſchen Inſeln zu laufen; mit dem Troſte, daß man ihn in der Südſee brauchen würde. Den 10 Jenner erfolgte dieſer Antrag, und im Junius lief er mit den Kriegsſchiffen, Glaceſter, Severn, Pearl, Wager und Tryal-Sloop von St. Helena aus. Wie ſchlecht aber das Schiffsvolk, und die Soldaten geweſen, die man ihm mitgegeben, iſt uns hier zu weitläuftig zu erzählen. Er bekam faſt lauter Invaliden, Krüppel und Greiſe, und anſtatt fünfhundert Geſunder, nur 259; die theils aus den Hoſpitälern genommen wurden, und mit großem Unwillen Dienſte nehmen mußten. Wenn es mit mancher engliſchen Flotte Beſetzung ſo zugegangen iſt: was iſt es Wunder, daß ſie nicht mehr ausgerichtet haben?

Es iſt traurig zu leſen, wie langſam die ganze Flotte des Admirals Balchen, und Lords Cathcart zuſammengekommen; wie der widrige Wind ein u. zwanzig Kriegs- und hundert und vier und zwanzig Kaufsmannsſchiffe, ſo oft wieder zurücke nach St. Helena gejaget: bis endlich der Ritter Anſon

den

den 9ten Sept. Befehl erhielt, allein, je eher je lieber abzusegeln; welches er zwey Monat eher hätte thun können. Den 18 Sept. gieng er wirklich unter Segel, und in vier Tagen war er aus dem Canal heraus: allein in einer Jahreszeit, die ihm viel Beschwerden und die Trennung seiner Escadre zuzog; und nach einer Verzögerung, die den Spaniern alle ihre Absichten verrathen hatte. Denn drey oder vier Tage, ehe man Portsmouth verließ, kam jemand aus Panama, und konnte dem Ritter Anson alles, was seine Absicht, und die Stärke seines Geschwaders wäre, erzählen: wie er es von den Spaniern selbst, in America gehöret hatte. Die Spanier hatten gar Zeit gehabt ein Geschwader wider sie auszurüsten, welches auch eher als sie ausgelaufen, und eher nach der Insel Madera gekomen war. Ja der Gebiethiger desselben hatte sein Schiff dem Schiffe des Ritters Anson so ähnlich verzieret, daß das Kriegsschiff, die Perle, sich dadurch betrügen ließ, und schon näher, als einen Canonschuß bey ihm war, ehe es ihn erkennen konnte.

Im zweyten Capitel segelt diese kleine Flotte von St. Helena bis zur Insel Madera. Sie bestund aus fünf Kriegsschiffen, einer bewaffneten Chaluppe, und zwoen Proviantschiffen. Der Centurio hatte 60 Canonen, und 400 Mann, und Ritter Anson war sein Gebiethiger; Gloceſter hatte 50 Stücke und 300 Mann, sein Gebiethiger war Richard Norris; Severn hatte auch 50 Stücke und 300 Mann u. Edward Legg war sein Befehlshaber; die Perle hatte 40 Stücke und 250 Mann, u. Matthäus

Mit-

etlicher der ersten Römischen Keiſer, ſamt einem Zuſatz an ſtatt derer daran ermangelnden Bücher. II. Der Teutſchen Völker Urſprunges ꝛc. der Landſchafften, Wohnörter und uralte Nahmen in iezige hin und wider gebräuchliche Nennart verändert. III. Der Römer weiland in Engel- und Schotlande geführte Kriege, unter dem Titul: Von des Agricolae Leben und Thaten; in ungezwungene verſtändliche teutſche Sprache gebracht durch Carl Melchior Grotnizen von Grodnou. Frankf. 1675. 8.

Der Verfaſſer hieß in der fruchtbringenden Geſellſchaft der Behütende; an welche er eine beſondere Vorrede nach der Zuſchrift an Churfürſt Carl Ludwigen von der Pfalz beygefüget. Er war Chur-Bayriſcher geheimder Rath. Man ſehe Neumarks Bericht von der fruchtbringend. Geſellſch. p. 390. und 456. Von ſeiner vorgehabten Uberſetzung des Curtii ſchreibt er in dem Bericht an den Leſer, nachdem er zuvor beſondere weitläuftigere Anmerkungen über den politiſchen Einhalt dieſer Geſchichte (des Taciti) dereinſt herauszugeben verſprechen, alſo: Inmaſſen mit eitel lehrhaften Anmerkungen, auch der vor ſieben Jahren verteutſchte, und vor ſechs Jahren bereits in die Frankfurter Mitfaſten-Meſſiſche Bücher-Verzeichniß eingekommene Q. Curtius ausgezieret worden: aber durch eine andere von einem andern, ohn gebürliches Andeuten, immittels zum Druck beförderte Dolmetſchung (ſ. oben Curtius)

Mitschel aber war sein Gebiethiger. Der Wager endlich hatte nur 28 Stücke und 160 Mann unter dem Gebiether Dandy Kidd. Die Chaluppe war nur mit acht Stücken und 100 Mann, unter dem Befehlshaber John Murrey besetzt. Die Proviantschiffe waren Pinken, deren eine 400, die andre aber 200 Tonnen geladen hätte. Sobald das Proviant, das auf den Schiffen selbst war, verzehrt worden, sollten diese das ihrige hergeben, und abgeladen werden. Außer der gedachten Mannschaft hatte man noch vierhundert und siebenzig Invaliden und Matrosen aufgeladen, die unter dem Namen einer Landmacht, der Oberstleutnant Cracherode anführete. So bestund denn diese kleine Seemacht aus beynahe 2000 Mann und 236 Canonen.

In 48 Stunden nach seiner Abfahrt war Ritter Anson aus dem Canal heraus, und holte daselbst eine andre kleine englische Flotte, von fünf Kriegsschiffen und einer Anzahl Kaufmannsschiffen, ein. Er zog seine breite Flagge auf, und ward von allen Kriegsschiffen begrüsset. Als sie beysammen waren, machten sie eine Flotte von eilf Kriegs- und ungefähr 150 Kaufmannsschiffen aus. Sie trennten sich aber fünf Tage darauf wieder, als theils die amerikanische, theils die türkische Convoy, mit ihren Kauffahrteyschiffen von ihm Abschied nahmen. Ritter Anson segelte also mit seinen Gefährten auf Madera zu; mußte aber wegen widriger Winde 40 Tage auf dieser Reise zubringen; ob man sie gleich bisweilen in zehn oder zwölf Tagen hat thun können. Dieses machte nun alle sein See- und

Kriegsvolk widerwillig. Den 25sten October früh um fünf Uhr sahen sie Land; und nachmittage warfen sie Anker, vierzig Faden tief. Den Tag darauf kam der englische Consul, den Gebiethiger auf der Flotte zu sprechen, und ward mit neun Canonen bewillkommet.

Madera ist in allen americanischen Pflanzstädten, wegen seiner vortrefflichen Weine berühmt. Es liegt im 32sten und 27sten Grade nordlicher Breite, und ist von London, den Karten nach, 17, nach ihren Rechnungen aber $18\frac{1}{2}$ oder $19\frac{1}{2}$ Grad westlicher Länge entfernet. Sie besteht aus einem einzigen ziemlich erhabenen Hügel, der von Osten nach Westen geht. Auf der südlichen abhängigen Seite sind überaus viele Weingärten, in deren Mitte die Kaufleute wohnen. Es liegt nur eine Stadt, Fonchiale darauf, an dem Ende eines ziemlich weiten Meerbusens; woselbst der Handel getrieben wird. Hier blieben sie eine Weile liegen, versahen ihre Schiffe mit frischem Wasser und gutem Weine: und sollten auf die Insel St. Jago, die eine von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, gehen; doch bekamen sie Befehl, wenn sie den Centurio da nicht mehr fänden, gerade auf Brasilien zu, an die Catharinen-Insel zu segeln.

Allein, hier hatte auch Ritter Anson Nachricht von den feindlichen Unternehmungen eingezogen. Denn der Befehlshaber von Madera erzählte ihm, er hätte drey oder vier Tage vor seiner Ankunft, westwärts sieben oder acht Schiffe von der Linie segeln gesehen. Allem Ansehen nach wären es französische

zöſiſche oder ſpaniſche geweſen: er verſicherte ihn aber heiligſt, ſie hätten mit niemanden von der Inſel geſprochen, und alſo keine Nachrichten einziehen können. Indeſſen mußte man muthmaßen, dieſe Flotte wäre beſtimmet, des Ritters Anſons Unternehmungen zu hindern. Sie würden es auch ſehr leicht bewerkſtelliget haben, wenn ſie, anſtatt weſtwärts der Inſel zu kreuzen, es oſtwärts gethan hätten: denn ſo wären ſie unfehlbar auf dieſe engliſche Flotte geſtoßen. Sie beſorgten aber auch auf ihrer Fahrt nach dem grünen Vorgebirge noch dieſelben anzutreffen; und glaubten, dieſes würde des Don Pizarro ſein Geſchwader ſeyn, welches ausdrücklich wieder ſie ausgerüſtet worden, und ihnen an Stärke ſehr überlegen war.

Die Geſchichte derſelben nimmt das ganze dritte Hauptſtück ein, welches wir übergehen, um bey unſerm Ritter Anſon zu bleiben. Dieſer gieng alſo von Madera ab; und als er einen Tag geſegelt hatte, änderte er ſein Vorhaben nach St. Jago zu gehen, und richtete ſeinen Lauf gerade auf die Catharineninſel, nach Braſilien. Hier bemerkte man, daß die ſonſt vermeynten beſtändigen Winde in dieſer Gegend, vom 28° Norderbreite, bis zum 10ten ganz anders weheten, als ſie vom Halley angegeben worden. Den 16 Nov. kam das kleine Proviantſchiff, und wollte abgeladen und losgelaſſen werden. Dieß geſchah kurz darauf, und der Schiffer bekam viel Briefe nach Europa mit, fiel aber unglücklicher Weiſe den Spaniern in die Hände. Den 20 Nov. ſtellten die Schiffshauptleute dem Befehlsha-

ber ver, ihre Leute wären sehr krank; und brauchten mehr Luft unter dem Verdecke: weil aber die Schiffe zu tief im Wasser giengen, könnte man die niedrigen Thüren nicht aufmachen. Darauf befahl derselbe auf jedem Schiffe oben sechs Luftlöcher zu machen. Hiebey merket der Verfasser an, wie nöthig es sey, für das Leben und die Gesundheit des Seevolks zu sorgen.

Den 28 Nov. durchkreuzten sie die Linie, 27 Gr. und 59 Minuten westwärts von London; und den 2ten Dec. sahen sie ein Segel in Nordwest. Sie jagten ihm nach, konnten es aber nicht erreichen. Des folgenden Tages sahen sie wieder dieß Segel, und jagten ihm den ganzen Tag nach; aber umsonst, weil die Nacht darüber einfiel. Dieß verdroß sie, weil sie meynten, es wäre ein Packetboot von Spanien nach **Buonosayres**; sie erfuhren aber hernach, daß sie sich geirret hätten. Den 10 Decemb. waren sie im 20°. der Süderbreite, und begegneten einer portugiesischen Brigantine von Rio de Janeiro; erfuhren auch, daß sie vier und dreyßig Meilen von Cap. St. Thomas, und vierzig von Cap. Frio wären, von dem sie sich doch 80 Meilen entfernt hielten. Der Erfolg lehrte sie, daß ihre Rechnung besser, als des Portugiesen Nachricht eintraf.

Nun waren sie ungeduldig Land zu sehen, theils ihrer Kranken wegen, theils wegen Erfrischung der Gesundern. Es waren ihnen seit der Abreise von Madera schon sehr viele gestorben; und viele waren schon außer aller Hoffnung. Endlich ward ihr

Wunsch

Wunsch erfüllet, indem sie den 18ten Dec. Brasilien sahen. Die Küste sieht wie ein hohes bergigtes Land aus, das sich von Westen, nach Westsüdwest erstrecket. Sie waren nur siebzehn englische Meilen davon: sahen aber auch bald in der Entfernung von 10 Meilen, ein doppeltes niedriges Land, welches sie für die Catharinen-Insel hielten. Die Tiefe des Meeres nahm zusehens ab, und kam von 36, bis auf 12 Faden tief. Hier warfen sie Anker, zwischen den Inseln St. Catharina, und Alvoredo. Man schien auf der erstern beunruhiget zu seyn, und that etliche Canonschüsse von der Vestung, das Volk zusammen zu ruffen. Allein Ritter Anson schickte einen ans Land, den Befehlhaber zu begrüssen, und einen Pilcten zu fordern, der sie auf die Rhede helfen möchte. Dieß geschah, und man führte sie in einen bequemen Busen, fünf Faden tief, den die Franzosen Bon Port nennen. Den 21 December gieng man also an Land, um sich zu erfrischen. Die Insel gehört den Portugiesen, und ist ihrer gesunden Luft, höflichen Einwohner und guten Nahrungsmittel wegen, sehr berühmt.

In dem fünften Hauptstücke wird der Aufenthalt allhier ausführlich beschrieben, imgleichen von Brasilien eine kurze Nachricht gegeben. Und hier fangen die Kupfertafeln an, die Küsten der Länder, so sie sehen können, vorzustellen. Im sechsten Hauptstücke findet man ihren Lauf von St. Catharina zum Hafen St. Julian, wie auch eine Beschreibung desselben und des Stromes Plata, wobey das Capo Blanco, und an der Küste von Patagonia

in vielen Kupfern zu sehen sind. Von hier segelte sie um die magellanische Meerenge, und das Eyland del Fuogo, zu der Straße le Maire. Vor der Abreise von St. Julian, hält Ritter Anson Kriegsrath, und beschließt, sobald sie in den Süderse ankommen würden, zuerst die Stadt und den Hafen Baldivia, auf den Küsten von Chili anzugreifen. Jeder Schiffshauptmann bekömmt neue Verhaltungsbefehle. Den 27 Febr. heben sie die Anker, bis auf das Schiff Glocester: welchem es nicht möglich ist, sein großes zu heben, und also endlich den Thau kappen, und selbiges im Stiche lassen muß. Den 4 März, waren sie bey dem Capo der Jungfer Maria, bey der nordlichen Einfahrt, der le Mairerstraße; die hier nebst der Terra del Fuogo, in Kupfer zu sehen ist. Hier wird so wohl dieses, als die kleinere Insel Statenland beschrieben, und abgezeichnet.

Im achten Capitel findet man die Fahrt bis an Cap Noir, oder zum schwarzen Vorgebirge. Das neunte Capitel enthält gute Nachrichten, für die englischen Seeleute, die künftig das Cap-Horn befahren wollen: und hiebey findet man eine schöne große Karte vom südlichen America, davon Cap-Horn die südlichste Spitze ist. Hier ist merkwürdig, daß das Wasser aus der Süderse, rings um dieß Vorgebirge, mit einem starken Strome von großer Breite in das Nordermeer geflossen kömmt: welches diejenigen, die künftig neue Landkarten stechen werden, sich billig zu Nutze machen können und sollen. Durch die Beobachtung einer Mond-

fin-

finſterniß, hatten ſie auch die Länge von der Catharineninſel verbeſſert, und fanden itzo zu Cap Matia, die Länge von London von 70°, 46′ bis 71°. 30′ und Halleys Karte von dieſen Gegenden wird merklich verbeſſert.

Im zehnten Capitel kommen ſie vom **Cap Noir**, bis nach **Juan Fernandez**. Auf dieſer Fahrt mußten ſie einen entſetzlichen Sturm ausſtehen, und das Hauptſchiff Centurio verlohr ſeine übrige Schiffe; davon es aber einige zu Juan Fernandes wieder bekam. Der Scorbut regierte indeſſen unter dem Schiffsvolke; eine ganz unbegreifliche Krankheit, die jeder Menſch anders, als die übrigen empfindet. Auf dem Centurio allein ſtarben 43 daran. Hier hofften ſie nun in dem ſo berufnen ſtillen Meere eine ruhigere und glückſeligere Fahrt zu finden; allein das ſogenannte ſtille Meer ward ihnen noch ſtürmiſcher und beſchwerlicher: der Donner ſchlug ſogar auf ihr Schiff, und die Flamme des Blitzes beſchädigte ihrer viele; und ſie mußten beſorgen, auf die Küſten von Chili geworfen zu werden. Weit gefehlt alſo, daß ſie dieſelben hätten feindlich angreifen können, ſo mußten ſie ſelbſt für die Erhaltung ihres Schiffes beſorgt ſeyn. Täglich ſturben ihnen vier, fünf bis ſechs von ihren Leuten. Den 30ſten May ſahen ſie zwar das Land von Chili, und die Berge waren mit Schnee bedeckt. Allein die Meerſtillen, und widrigen Winde, ließen ſie den gewünſchten Hafen nicht erreichen. Endlich den neunten Jun. ſahen ſie das Cap Juan Fernandez, wobey dieß erſte Buch ſich ſchließt.

Der Centurio hatte noch die letzten Tage siebzig bis achtzig Mann verlohren, die er hätte retten können, wenn sie etwas eher die Insel hätten finden können. Hierbey wollen wir auch abbrechen; weil wir glauben, daß dieses Stück der Erzählung einen Leser begierig genug machen kann, das Buch selbst zu lesen. Ehestens werden wir dasselbe deutsch zu lesen bekommen; und es wird nicht wenig zu Verbesserung der Weltbeschreibung und Schiffahrt beytragen. Wir melden nur noch, daß außer vielen kleinern Rissen und Kupfern, auch zwey große Karten hier zu finden sind. Die eine davon stellet die philippinischen Inseln; die andre aber, die ganze Fahrt des Ritters Anson durch den Südersee, von America, bis nach Asien, in gedachte Inseln vor. Auch ist hier der Lauf des Schiffes zu sehen, welches er den Spaniern mit einer reichen Ladung genommen; und welches alle Beschwerlichkeiten der Reise so reichlich vergolten hat.

* *

V.

Vorläufige Nachricht von einem Paare recht ansehnlicher Weltkugeln, nämlich einer Erd- und Himmelskugel, welche zu Elbing in Preußen von Johann Friedrich Endersch verfertiget werden.

Durch die zeither bemerkte gute Aufnahme der ersten preußischen neunzölligen Weltkugeln, und durch das öftere Einrathen einiger

einiger hoher Gönner, ist man bewogen worden, unter dem göttlichen Beystande, ein paar neue ansehnliche Weltkugeln; und zwar eine Erd- und eine Himmelskugel zu veranstalten. Man hat zu diesem Endzwecke bisanher die bewehrtesten und besten Nachrichten auf das sorgfältigste gesammlet, und hierauf dieses Vorhaben verschiedenen auswärtigen berühmten Gelehrten, Herrn de l' Isle, Gottscheden, Polacken, von Bergen, Knutzen u. a. m. gebührend eröffnet. Da man denn mit Gutbefinden dererselben die Durchmesser dieser Kugeln auf 26 Zoll Rheinländisch festgesetzet, so ist man in Verfertigung derselben, unter der Aufsicht des Herrn M. Jacob Woyts, öffentlichen Lehrers der mathematischen Wissenschaften an dem elbingschen Gymnasio, bereits so weit gekommen, daß man selbige den S. T. pl. geehrtesten Herren Liebhabern anitzo gebührend antragen kann.

Die Erdkugel, mit derer Arbeit man bereits ziemlich fortgerücket, wird nach der Erfahrung des großen Maupertuis, eine etwas gedruckte Kugel vorstellen, deren Durchmesser zwischen denen Weltangeln etwas kürzer, als zwischen dem Gleichungszirkel ist. Auf ihrer Oberfläche wird man, außer denen von den Mathematikverständigen erfundenen Zirkeln, die Erdbeschreibung nach den allerneuesten Nachrichten und Entdeckungen einrichten, dabey man das Eyland Ferro zum ersten Mittagszirkel erwählet. Zu mehrerer Auszierung dieser Erd- und Wasserkugel sollen die Schiffsrosen, samt denen daraus laufenden Schraubenlinien und die in vorigen

Zeiten um die ganze Erde von verschiedenen verrichteten Schifffahrten verzeichnet, auch über das, mancherley hiezu sich schickende Zierrathen beygefüget werden. Um aber dieser Erdkugel noch mehrere Annehmlichkeit zu verschaffen, wird man sie mit den hellesten Safftfarben erleuchten; doch so, daß der Deutlichkeit der netten Schrift dadurch nicht das geringste abgehe. Diese Kugel soll in ihrem großen meßingenem Mittagszirkel, der in seine Grade sorgfältig eingetheilet ist, beweglich hangen, auf welchem der gewöhnliche Stundenzirkel in seine ganze und viertel Stunden gebührend getheilet, nebst seinem Zeiger kann aufgesetzet werden. Unter demselben aber wird noch ein besonderer, um die Weltangeln beweglicher, meßingener halber Mittagszirkel, mit einem darauf beweglichen Scheibchen angebracht werden, um einen jeden beliebigen Punkt auf der Oberfläche zu bemerken.

Die Himmelskugel wird die alten und neuen Sternbilder enthalten, in welche sowohl die, denen Alten bekannten, als auch in den neueren Zeiten entdeckten, wie auch die nur zu gewissen Zeiten erschienenen Sterne, nach ihren verschiedenen Größen, aus den neuesten und besten Tafeln sollen eingetragen werden: also daß ihre Länge auf das 1750 Jahr eingerichtet sey, denen man auch die Bahnen derer in den vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert bemerkten Schwanzsterne, zugesellen wird. Es werden ihnen sowohl die alten, als auch die biblischen Namen des sel. Herrn Wilhelm Schickards, mit einer netten Schrift beygefüget werden. Die ganze Oberfläche

Curtius) verliegen geblieben iſt. Welcher Poße mit einem andern hette vergolten werden können, wan man diſem Vorbayer denſelben mit nüzlichen Anmerkungen erfüllten Druck fein ſäuberlich an die Seite hätte ſtellen wollen; darzu man, wie gemeldet, guten Fug gehabt, aber mehren Gelimpff gebraucht; ſich mit dem vergnügende, daß man die Ehre der erſten Dolmetſchung vor jener zu haben berechtiget ſey.

De moribus Germanorum.

Das alte Teutſchland; oder, Cajus Cornelius Tacitus von der Lage, den Sitten und den Völkern Germaniens; aufs neue überſezt und mit nöthigen Anmerkungen erläutert von einem Mitglied der Königl. Preuſſiſ. Societät der Wiſſenſchafften. Berlin 1724. 8.

Es iſt wenigen Gelehrten unbekannt, daß der allhier ungenannte Verfaſſer, der berühmte Herr Johann Theodor Jablonski, ehemaliger Preußiſcher Rath und Secretair der Berliniſchen Societät der Wiſſenſchaften, ſey. Er hat ſie viele Jahre vor der Ausgabe auf hohen Befehl Friederich I. Königs von Preußen unternommen.

Vita Agricolae.

Dieſes ſoll nach Anzeige Herrn *Fabricii* Bibl. Lat. T. 2. p. 750. und des neuen Bücherſaals im XXXIX. Stück p. 226. der berühmte Herr D. C. A. Heumann zu Göttingen bereits vor langer Zeit überſezet, aber dem Druck noch nicht übergeben

fläche aber, doch die Sterne und Milchstraße ausgenommen, wird man mit einer hellen blauen Farbe überziehen, um ihr die Aehnlichkeit mit dem Firmamente des Himmels, so viel möglich zu verschaffen: auf welcher sich denn die vergoldeten Sterne, die Cometen, und die Milchstraße sehr angenehm darstellen werden. Und da man bemerket, daß der bewegliche Sonnenzirkel samt seiner Planetenbahn, auf den ersten preußischen neunzölligen Himmelskugeln wohl aufgenommen worden: so wird man, auf dieser neuen, solche Erfindung recht vollkommen zu machen suchen. Denn man ist Willens, über derselben eine besondere Ringkugel anzubringen, welche nicht allein die auf der Oberfläche der Kugel sonsten befindlichen Zirkel enthalten wird, sondern auch über das die beyden Coluren, die Planetenbahn, den Mittags- und Stundenzirkel; deren ein jeder in seine Grade und Theile genau wird eingetheilet seyn. Den Nutzen dieser Erfindung haben bereits im vorigen Jahrhunderte der berühmte Weigel und Cassini der ältere eingesehen. Denn da die Kugel in diesen Zirkeln eine doppelte Bewegung, einmal um die Weltangeln und denn auch um die Pole des Sonnenzirkels hat: so erhält man dadurch eine immerwährende Himmelskugel, welche wegen der besonderen, obwohl sehr langsamen Bewegung, der Fixsterne, dennoch zu keiner Zeit veraltet, und auf selbiger viele sinnreiche Aufgaben auflösen kann, die auf keiner andern möglich sind. Doch sollten sich auch einige Liebhaber finden, welche die Himmelskugel lieber ohne diese neue Verbesserungen verlangen, so ist

man

man erböthig, sich auch selbigen zu bequemen, und also die Himmelskugel auf zweyerley Art zu verfertigen, entweder mit, oder ohne die Ringkugel, nach eines jeden Verlangen.

Die Gestelle dieser Weltkugeln sollen aus dauerhaftem Holze auf das zierlichste ausgearbeitet werden. Auf deren Grenzzirkel werden so wohl die zwölf Thierkreisbilder in ihre Grade sorgfältig eingetheilet; als auch der neuverbesserte Calender und die Namen der zwey und dreyßig Winde verzeichnet seyn. In dem Fuße aber dieser Gestelle, soll ein mit aller Sorgfalt verfertigtes Magnetkästchen mit den Zeichen derer Winde, zu bequemerm Gebrauche dieser Kugeln eingesetzet werden.

Endlich wird man die Kugeln selbst mit einem weißen harten Lackfirnisse überziehen, um sie wieder das Stocken und die Verletzung derer Würme und Milben desto sicherer zu stellen.

Man hoffet also der gelehrten Welt eine Erd- und Himmelskugel zu liefern, welche allen so bisher bekannt geworden, den Rang mit recht streitig machen und eine wahre Zierde ansehnlicher Büchersäle abgeben werden; doch aber auch zu besonderem Gebrauche einzeler Personen gar bequem seyn werden.

Weil aber zu einem dergleichen wichtigen Unternehmen, wie leichtlich zu erachten, nicht geringe Unkosten erfordert werden; man aber dennoch diese neue preußische Weltkugeln denen S. T. pl. geehrtesten Herren Liebhabern in einem leidlichen Preise zu liefern bedacht ist; also ist man entschlossen, eine Unterschrift auf selbige hiemit zu eröffnen. Doch dergestalt,

gestalt, daß man von denen geehrtesten Herren Liebhabern vorgängig, ehe man den wahren Preis derselben festsetzet, nur eine lehre Unterschrift ihrer Namen verlanget. Und im Falle derer eine Zahl von funfzig Personen sollte erhalten werden, wird der zukünftige Vorschuß zwar etwas über 100 Thl. aber nicht völlig auf 150 Thl. steigen. Doch könnte der eigentliche Preis um ein merkliches verringert werden, wenn die Anzahl derer, die sich zu unterschreiben belieben, merklich über funfzig kommen sollte.

Der Anfang mit dieser Unterschrift soll gemacht werden von unten gesetztem Tage, und damit bis nächste Ostern des zükünftigen 1749 Jahres fortgefahren werden, darauf denn durch eine zweyte gedruckte Nachricht der eigentliche Vorschuß nebst der Zeit, wenn diese Weltkugeln fertig sollen geliefert werden, wird bekannt gemacht werden.

Es können sich die S. T. pl. geehrtesten Herren Liebhaber zu diesen neuen preußischen Erd- und Himmelskugeln melden, in Altona bey S. T. Herrn G. Prosen, Prof. In Berlin bey S. T. Herrn Joh. Liberkühn, Med. D. und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. In Danzig bey S. T. Herrn D. Sendel. Prof. Med. Dresden bey S. T. Herrn Joach Fried. Meyen, Hofmathematico. Elbing bey Herrn M. Jacob Woyt, Prof. Mathem. und bey dem Autore, Johann Friedrich Enderschen. In Frankfurt an der Oder, bey S. T. Herrn D. Joh. Fried. Polacken, Prof. Jur. und Math. und S. T. Herrn D. Carl Aug. von Bergen, Prof. Med. Frauenburg bey S. T. Herrn l'Abt Joseph Franciscus

eiſcus Thellot, Magiſtern und Prieſtern. In Königsberg bey S. T. Herrn Mart. Knutzen, Prof. Publ. Leipzig bey S. T. Hrn. Joh. Chriſt. Gottſcheden Prof. der Philoſ. und Poeſ. Thorn bey S. T. Herrn Joh. Fried. Weißen Kauf- und Handelsmanne:

Als woſelbſt die Unterſchrift auf einem von dem Autor eingeſchickten und eigenhändig unterſchriebenen Blatte angenommen wird. Zukünftig aber bey Zahlung des Vorſchuſſes, ſoll zu mehrerer Sicherheit eine gedruckte und von dem Autor mit ſeinem Namen unterzeichnete Quittung, einem jeglichen derer, ſo ſich unterſchrieben, eingehändiget werden.

Es können die S. T. pl. geehrteſten Herren Liebhaber an obgedachten Oertern zugleich eine Probe des netten und ſaubern Stichs dieſer Weltkugeln an einigen Spitzen von der Erdkugel in Augenſchein nehmen, die gewiß eines jeden Beyfall verdienen und auch erhalten werden. Elbing, den 24 Junii. Anno 1748.

Verzeichniß verſchiedener mathematiſchen Inſtrumenten und Maſchinen, welche bey dem Autor dieſer Kugeln, Johann Friedrich Enderſch, verfertiget, und den Herren Liebhabern um einen billigen Preis geliefert werden.

Verſchiedene Gattungen von Neutonianiſchen oder Gregorianiſchen reflectirenden Teleſcopien, nebſt der Beſchreibung von deren Gebrauche, von M. Jacob Woyten, Prof. der Mathem. als

1 von 4 Fuß zu 100 bis 120 Thl.

2 von 2 Fuß zu 50 Thl.

3 von 16 Zoll zu 25 bis 30 Thl.

4 von 7 Zoll zu 12 bis 15 Thl.

5 Das 16-zollige verkürzet, auf 9 Zoll, bequem ſolches bey ſich zu tragen, zu 25 bis 30 Thl.

Ein gar künſtliches Modell eines copernicaniſchen Syſtems, mit meßingenen Rädern nebſt der Beſchreibung von obigem Autor 25 bis 30 Thl.

Ein paar Weltkugeln 9 Zoll im Durchmeſſer, nebſt dem Unterrichte vom Gebrauche derſelben, von obgedachtem Autor 12 Thl.

Eine Ringkugel, oder Sphæra Armillaris 9 Zoll im Durchſchnitte, mit meßingenen Ringen und einer zweyzölligen in Kupfer geſtochenen Erdkugel, in deren Mittelpuncte, in einem netten Geſtelle, nebſt einer Magnetnadel 10 bis 12 Thl.

Mancherley Gattungen von Microſcopienbeſtecken, als

1 Einfache oder ſimple von unterſchiedenen Erfindungen zu 3. 6. 10. 15 bis 20 Thl.

2 Zuſammengeſetzte oder Compoſita in mancherley Geſtalt, zu 3 bis 10 Thl.

3 Eben dergleichen mit reflectirenden Hohlſpiegeln ſauber gearbeitet, zu 30 und mehrern Thl.

4 Eines von einer ganz neuen Erfindung, auf Art einer Camera Obſcura, mit einem metallenen Spiegel, welche, wenn er bey Tage von der Sonne, oder bey Nacht von einem Lichte erleuchtet wird, die Objecte in dem Grunde, auf einem weiſſen Papiere, auf welchem ein Netz von einigen Zollen in Linien

genau

genau eingetheilet, verzeichnet iſt, ſich überaus deutlich abbildet, daß man ſie nach ihrer wahren Vergrößerung auf das genaueſte beurtheilen, auch ſogar abzeichnen kann, zu 12 bis 15 Th. Dieſes hat den beſondern Vorzug vor allen übrigen, daß man nicht nöthig hat, die Augen ſo ſehr anzuſtrengen.

Zauberlaternen oder Laternae Magicae, von unterſchiedener Größe, theils von weißem Bleche mit beweglichen ſauber gemahlten Bildern, und einer beſondern Röhre, wodurch man die Präſentationen nach Gefallen überwärts an eine Gipsdecke, unterwärts auf den Boden eines Zimmers, oder auch ſeitwerts vorſtellen kann, zu 15. 20. 30 und mehrern Thaler.

Camerae Obſcurae portatiles, von verſchiedener Größe, und Einrichtung zu 6. 8. bis 12 Thal.

Ein künſtliches Auge aus meßingenem Bleche ſauber ausgearbeitet, ſo wohl den äußern als inneren Bau des natürlichen Auges dadurch zu erläutern und zu zeigen, wie es mit der Abbildung der Gegenſtände in unſern Augen zugehe.

Optiſche Käſtchen von verſchiedener Art und Größe mit perſpectiviſchen Bildern zu 8. 10. und mehrern Thl.

Eine ganz neu erfundene optiſche Lampe von Meßing, mit einem metallenem Hohlſpiegel, auf einem meßingenen Stative, bey Nacht ohne den Augen zu ſchaden, die feinſte Schrift zu leſen, und dabey zu ſchreiben, zu 20 bis 25 Thaler.

Optiſche

Optiſche Gläſer in Meßing gefaſſet, ſo ſich vor ein jedes Licht ſtecken laſſen, bey welchem man zu Abendszeit bequem leſen und ſchreiben kann, ohne die Augen zu verderben, das Stück 3 bis 4 Thlr.

Metallene Brennſpiegel von verſchiedenen Größen und Brennpuncten eingefaſſet und uneingefaſſet, zu 2. 4. 6. 8. 10 und mehrern Thlrn.

Vergrößerungs- wie auch Augen- oder Hohlgläſer, von unterſchiedenen Sorten, zu 3. 4 und mehrern Thln.

Mancherley Arten künſtlicher Sonnenuhren, ſo wohl univerſelle bey ſich zu tragen, als auch auf beſondere Polus-Höhen zu gebrauchen 5. 6 bis 10 Thlr.

Der ſogenannte Heronsbrunnen auf verſchiedene Art eingerichtet, aus weißem oder meßingnem Bleche auf das ſauberſte verfertiget, welcher zum beſondern Vergnügen gebrauchet, auch ſogar auf großer Herren Tafeln zur Luſt kann aufgeſtellet werden 8 bis 10 Thlr.

Sollte von denen geehrteſten Herren Liebhabern eines oder das andere von obigen Inſtrumenten und Maſchinen verlanget werden: ſo werden ſelbige gütigſt belieben, ein Drittel des beygeſetzten Preiſes, alſobald bey dem Beſtellen, Poſtfrey einzuſenden.

* *

VI.

Einige Nachrichten, von der den neul. 25 Jul. an verſchiedenen Orten in Europa beobachteten großen Sonnenfinſterniß.

Da die neuliche Sonnenfinſterniß eine der merkwürdigſten geweſen, die in dieſem Jahrhunderte in unſern Gegenden ſichtbar geweſen: ſo iſt dieſelbe auch mit vielem Fleiße beobachtet worden. Wir wollen diejenigen Beſchreibungen davon, die uns bisher in die Hände gefallen, hier geſammlet mittheilen, und alſo aufzubehalten ſuchen. Wir heben billig bey derjenigen an, die in Dresden, in hoher Gegenwart Sr. kön. Hoheit, des königl. Churprinzen, und Dero Durchl. Gemahlinn kön. Hoheit angeſtellet worden. Sie lautet in der, aus Dresden ſelbſt ertheilten Nachricht, alſo.

Dresden den 3 Aug. Nachdem Se. kön. Hoh. der königl. Churprinz der Obſervation der am 25 Jul. vorgefallenen Sonnenfinſterniß in hoher Perſon ſelbſt beyzuwohnen gnädigſt entſchloſſen; als wurden von dem Hofmathematico Mayen, in dem hieſigen königl. mathematiſchen Saale, auf dem Zwingergarten alle Anſtalten dazu gemacht; und in hoher Gegenwart Sr. königl. Hoheit des königlichen Churprinzen, nebſt Dero Frau Gemahlinn königlichen Hoheit, und ſämmtlichen Prinzen und Prinzeßinnen Hoheiten, verrichtete, auf hohen Befehl, der Mathematicus M. Böhme,

Böhme, die Observation und Demonstration derselben: wobey des königl. Churprinzen Hoheit selbst geruheten, die Zeit der verfinsterten Zolle, dem an der Penduluhr gestellten Gehülfen anzugeben. Der Anfang der Finsterniß, da der Mond in die projicirte Sone einrückte, geschah um 10 Uhr 18 Minuten. Um 10 Uhr 26 M. war der Mond 1 Zoll in die Sonne eingetreten. Um 10 Uhr 34 Minuten waren 2 Zoll und um 10 Uhr 42 Minuten 3 Zolle, verfinstert. Wie aber unterdessen aus den südwestlichen Gegenden ein Donnern und Blitzen herannahete, und das fernere Wahrnehmen der Verfinsterung verhinderte; so konnten allererst um 11 Uhr 32 Minuten 9 Zolle an der verfinsterten Sonnenscheibe bemerkt werden, und um 11 Uhr 40 Minuten, ließ sich der 10te Zoll beobachten; bis sich abermals die Sonne in dickes Gewölke versteckte, und nicht eher als um 12 Uhr 16 Minuten, da bereits die gröβte Verfinsterung vorüber war, wieder hervor blickte, wo sich 9 Zolle in der Abnahme zeigten. Hierbey ward um den sehr scharf projicirten Rand des Mondes eine braunrothe Farbe, die sich in einer sehr bleich gelben verlor, und kaum $\frac{1}{8}$ Zoll nach der gewöhnlicher maßen eingetheilten Sonnenscheibe betrug, bemerket, die sonst an keinem Orte der Projection zu spüren war. Das Wetter verstattete noch, daß man den 8 Zoll um 12 Uhr 24 Minuten, den 7ten um 12 Uhr 32 Minuten u. den 6ten um 12 Uhr 39 Minuten genau beobachten können, da wiederum die Sonne in dunkele Wolken gieng: und, als dieselben sich endlich zertheilten, konnte man um 1 Uhr 16 Minuten noch einen Zoll

verfinstert wahrnehmen. Das Ende, da der völlige Austritt des Mondes aus der Sonne erfolgte, geschah um 1 Uhr 24 Minuten. Eine andere durch einen 27 schuhigten Tubum gehaltene Observation gab noch folgende Umstände an. Da der Anfang der Finsternis sich eräugete, ist an dem Punkte des Eintritts des Mondes in die Sonne, der Rand der Sonnen uneben und zackicht erschienen, wobey zu gleicher Zeit ein Fackeln, so merklich, aber nicht heftig, sich gezeiget. Die Zacken haben sich, sonderlich die mittlern, nach und nach vergrößert, bis sich endlich bey völligem Eintritte des Mondes, die Zacken verloren, und an deren Statt ein schwarzer scharfer Abschnitt, in Gestalt einer geraden Linie erschienen, an deren beyden Enden noch einige Zacken übrig geblieben. Diese Linie hat sich darauf in eine Rundung verwandelt, und die mit kleinern Tubis versehenen Observatores, haben sodann erst den Anfang der Finsterniß wahrgenommen. Man hat auch deutlich bemerkt, daß beym Eintritte des zweyten Zolles der Mond sich einem Sonnenflecken genähert, dessen Kern schwarz und mit einem Nebel, so sich schwarz punktirt darstellete, umgeben war, welcher Flecken bey Annäherung des Mondes sich ins längliche gezogen. Wie beym Abnehmen nur noch 1 Zoll verfinstert war, hat der Mond einen bis dahin verdeckt gehaltenen Flecken verlassen, und ist derselbe bey seinem Austritte sehr schmal und spitzig unter dem Monde hervorgekommen; bey fernerer Entfernung des Monden aber, ist dieser Flecken immer breiter worden; auch als sich der Kern dieses

Fle-

ben haben. Wir wünſchen daß es bald geſchehen möge.

De cauſſis corruptae Eloquentiae.

S. oben unter *Anonymus*.

TERENTII

Comoediae ſex.

Verteutſcht durch

Johann Rhenium,
Valentin Bolzium,
Stephanum Riccium,
Daniel Hartnaccium.

Dieſer viere gedenkt *Fabricius* Bibl. Lat. T. I. p. 41.

Durch *M.* Heinrich Hain, in gebundener Rede. Leipzig 1535. 8. Eißleben 1586. 8.

* Sechs Comödien P. Terentii Aphri, des hochverſtenndigen, wolberedten und lieblichen Poeten, bürtig aus der Stadt Carthago (welcher vor unſers Herrn Chriſti Geburt hundert zwey und dreyßig Jar gelebt) jetzt new aus lateiniſcher Sprach in artliche und künſtliche teutſche Rheymen durch *M.* Johannem Epiſcopium von Würtzburgk verfaſſet, darinn der Welt Stande, Lauff, Arth und Weſen jetziger Zeit, als in einem klaren Spiegel für die Augen geſtellt wirdt, jedermann ſehr luſtig und lieblich zu leſen, Frankfurt am Mayn 1508. 8.

Der Verfaſſer hieße mit ſeinem eigentlichen deutſchen Nahmen Biſchoff, und lebte vermuthlich damals

Fleckens völlig außer dem Monde befunden, hat sein Nebel noch sehr spitzig an den Mond gereichet, und ist sodann immer breiter erschienen, als ob er sich zurück an seinen Kern zöge. Als die Sonne noch $\frac{1}{4}$ Zoll verfinstert war, hat man durch erwähnten Tubum beobachtet, daß der bisher rund und scharf erschienene Mondrand angefangen, stumpf, nebelicht und zackigt zu werden, wobey sich ein kleines Fackeln geäußert. Die Zacken sind einander gleich erschienen, nachgehends aber, sonderlich die mittlern, größer; und erwähntes Fackeln ist stärker worden: darauf der Mond aus der Sonnen, nicht viel anders, als ob 2 Sägen auseinander gezogen würden, heraus getreten, und der Rand der Sonnen sich wieder glatt und scharf dargestellet hat.

3. In Leipzig hat unser Professor der Mathematik, Herr Professor Heinsius, zwar auch eine recht kunstmäßige Beobachtung angestellet, aber dieselbe um deswillen noch nicht bekannt werden lassen; weil er als ein Mitglied der kaiserl. Akademie zu Petersburg, dieselbe zu den Actis derselben einzuschicken verbunden ist. Weil nun derselbe bey seiner sorgfältigen Beobachtung, unmöglich andre Liebhaber der Sternwissenschaft, und Lehrbegierige um sich haben konnte: so ließ sich Herr Professor Gottsched bewegen, verschiedenen characterisirten Personen und Damen, imgleichen vielen allhier studierenden Grafen und Cavallieren, diese merkwürdige Naturbegebenheit zu zeigen und zu erklären. Er that solches in einem dazu sehr wohlgelegenen Garten, des Herrn Hofrath Bastinellers allhier, der solchen gütigst

dazu erlaubet hatte. Außer einem langen 8 schuhigen Fernglase, welches der hiesige berühmte Mechanicus Cotta eben fertig hatte, bediente er sich vornehmlich dabey seines gregorianischen, in Elbing von Herrn Enderschen verfertigten: Sehrohrs welches durch eine Projection, auf ein dahinter gestelltes Reißbrett, das Bild der Sonnen sehr deutlich, und scharf abgeschnitten darstellete, so daß es von mehr als 30 Personen, die zugegen waren, auf einmal gesehen werden konnte. Zu gleicher Zeit hatte man in ein kleines Nebenzimmer, in dem Fensterladen einer verfinsterten Kammer einen Oculum artificalem angebracht, wodurch sich gleichfalls das Sonnenbild, auf eine dagegen gestellte Fläche deutlich hinwarf, so daß es von vielen zugleich gesehen und betrachtet werden konnte. Man schweiget noch einer Camerae obscurae portatilis, die Herr Cotta in dem Garten selbst aufgestellet hatte, und welche eben das in einem dunkeln Raume abbildete.

Nach einer richtig gehenden Taschenuhr, die nach Herrn Professor Heinsii corrigirten astronomischen Penduluhr, ein paar Stunden vor der Finsterniß war gestellet worden; und einer nach dieser wieder gerichteten Perpendikeluhr, beobachtete man den Anfang der Finsterniß um eine ganze Minute später, als er in dem Leipziger Calender angegeben war, nämlich 10 Uhr und 11 Minuten. Dieses ließ sich aufs genaueste beobachten, weil eben zwischen den Wolken, die bisweilen den Himmel bedeckten, ein heller Fleck des Himmels hervor blickte. In der folgenden Zeit wechselten die fliegenden Wolken

ken immer ab, ſo daß man das rechte Mittel nicht genau wahrnehmen konnte; ob man gleich nach und nach die vielen Flecken, die in der Sonne waren, von dem Monde bedecken, und wieder hervorkommen ſah. Die Zeit des wölkigten Himmels wandte der Herr Profeſſor dazu an, daß er vermittelſt der, gleichfalls von Enderſchen zu Elbing erfundenen copernicaniſchen Weltmaſchine, in der verfinſterten Kammer, den anweſenden Liebhabern, die Natur der Sonnen und Mondfinſterniſſe, vermittelſt der angezündeten Lampe, welche die Sonne vorſtellet, augenſcheinlich erklärete. Ein Thermometer, welches Herr Cotta indeſſen beobachtete, wieß, daß in dem höchſten Punkte der Finſterniß, die Wärme um ſieben Grade abgenommen hatte: wiewohl man die Urſache davon, eines theils auf den eingefallenen ſtarken Platzregen ſchieben mußte. Das Ende der Finſterniß war, wegen des nunmehr ganz aufgeklärten Himmels, überaus ſchön zu bemerken: und eräugete ſich wiederum eine u. ½ Minuten ſpäter, als im Leipziger Calender angegeben war, nämlich um 1 Uhr und 19 Minuten.

4. Zu Upſal hat der königl. aſtronomiſche Beobachter folgendes angemerket. Der Anfang der Finſterniß konnte, wegen der darzwiſchen tretenden Wolken nicht beſſer angemerket werden; als daß derſelbe, zwiſchen 40, 41 u. ½ Minuten nach 10 U. Vormittags geſchah. Nachher bemerkte man, daß 13 bis 14 von den großen Sonnenflecken von dem Monde bedeckt wurden, darunter fünf bis ſechs größer waren, als unſre Erdkugel; die größte Ver-

dunkelung geschah 6 Minuten nach 12 Uhr; da denn 9½ Zoll von der Sonnenfläche bedecket wurden. Der Schluß der Finsterniß, den man genau beobachten konnte, geschah um 1 Uhr 31 Min. 50 Sec. So daß die astronomische Ausrechnung in dem Calender der königlichen Akademie der Wissenschaften, ziemlich genau damit übereinstimmet.

Zu Petersburg ist die Sonnenfinsterniß, den 25 Jul. auf dem kaiserl. Observatorio, in Gegenwart des Herrn Präs. der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, u. verschiedener Standespersonen bey sehr günstigem Himmel von Anfang bis zu Ende genau bemerket worden. Die Physici haben die Veränderung der Luft an dem Thermometer und Barometer von 5 Minuten zu 5 Minuten in währender Finsterniß genau beobachtet.

In Frankreich ist den 25 Jul. auf dem Schlosse zu Compiegne, in Gegenwart des Königes und der vornehmsten Herren von Hofe, die Sonnenfinsterniß durch die Herren Caßini und de la Condamine, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften beobachtet worden. Obgleich das Wetter neblicht war, konnte man doch zu gewissen Zeiten die vornehmsten Phases der verfinsterten Sonne deutlich sehen. Der Abt Nollet beobachtete zu gleicher Zeit an demselben Orte auf dem Thermometer, daß die Wärme 2½ Grad abgenommen, daß die Sonnenscheibe ob sie gleich ¼ kleiner geworden, dennoch stark genug war, durch ein Brennglas von 4 Zollen im Diameter etwas anzuzünden.

VII. Hie-

* *

VII.

Neue hieher gehörige Sachen.

In Breitkopfischem Verlage ist allhier ans Licht getreten: Der Mensch, wie er sich nach dem Lichte der Vernunft zur Glückseligkeit geschickt machen kann. In kurzen Sätzen entworfen, von Johann Friedrich Mayen, der Sittenlehre und Staatskunst ordentlichen Lehrern, auf der hohen Schule zu Leipzig 8. ½ Alph. Dieses ist ein kurzer Auszug aus den sämmtlichen Theilen der Weltweisheit, aber nur in lauter einzeln Sätzen, ohne Beweis und Zusammenhang. Wie man aus der Zueignungsschrift, an drey gebohrne **Gräfinnen von Manteufel**, eine verwittwete **Freyherrinn von Plotho**, und die vermählten **Freyherrinnen von Golz** und **von Münchhausen** ersiehet: so ist dasselbe Werkchen entworfen worden, um jungen Damen einigen Begriff von den philosophischen Wahrheiten beyzubringen: wobey denn die Erklärungen, die mündlich dazu gekommen, das beste haben thun müssen. Man kann es also wirklich für eine kurzgefaßte Frauenzimmerphilosophie ansehen: und es wird in dieser Absicht allerdings seinen vielfältigen Nutzen haben, den Verstand des schönen Geschlechts aufzuklären; und vieleicht manchem fähigern Kopfe darunter, eine Lust erwecken, noch weiter zu gehen. Zum Beschlusse ist eine Abhandlung an **Se. Excell. den Herrn Grafen von Manteufel**

teufel gerichtet: von der Schuldigkeit der Gelehrten, die Lehren der Weisheit ihren Mitbürgern gemeiner zu machen.

In Gleditschischem Verlage sind schon vor einiger Zeit erschienen: M. Frid. Christiani Baumeisteri Aug. Gymn. Görlic. Rect. Iuvent. scholasticae accommodata, & pluribus sententiis exemplisque ex veterum Scriptorum Romanorum monumentis illustrata. Lipſ. 1747. 8. 1 ü. ½ Alph. Der gründliche gelehrte Herr Rector Baumeister hat durch dieß neue Werkchen, seine vorigen schönen Verdienste um die neuere Philosophie ansehnlich vermehret. Es ist ein lächerlicher Vorwurf, den einige pedantische Schullehrer den leibnitzischen und wolfischen Lehrsätzen machen, als ob dieselben die Barbarey in den schönen Wissenschaften einführen würden: weil etwa der thümmigische Auszug aus den wolfischen Schriften ziemlich schlechtes Latein braucht; oder auch dieser große Weltweise selbst, es nicht für nöthig gehalten, allemal ciceronisch zu schreiben, und mehr Fleiß auf die Worte, als auf die Sachen zu wenden. Wir gestehen es, daß der Herr Kanzler diesem seiner Philosophie so nachtheiligen Vorurtheile, am besten dadurch begegnet haben würde: wenn er seine größern Werke, eben so wohl, als die kleinern, in seiner Muttersprache geschrieben hätte: wie in Frankreich ein Malebranſche, in England aber ein Locke, und Neuton zum Theile gethan. Dadurch wäre nicht allein dieser gefährliche Vorwurf, mit dem sich manche lateinische Sprachhelden so breit machen, weggefallen; sondern unsre Muttersprache

würde

würde auch nicht wenig dadurch gewonnen haben. Allein, da es ihm anders gefallen hat: so haben andre gelehrte Männer, sonderlich unser Herr Rector Baumeister, sattsam gewiesen, daß die Lehrsätze der neuern Philosophie, auch in einem schönen Lateine vorgetragen werden können; ja selbst in den Schriftstellern des güldenen Alters, eines Terenz, Lucrez, Cicerons, Ovids, Virgils, u. s. w. ferner des Seneca, Plinius u. a. m. gefunden werden. Wenn nun die Jugend aus allen diesen schönen Stellen, die hier in großer Menge vorkommen, philosophiren, und zwar Leibnitzisch, u. Wolfisch philosophiren lernt: was werden doch alsdann die Feinde der neuern Philosophie, wider diese Weltweisheit noch für fürchterliche Einwürfe zu Markte bringen?

Arkstee und Merkus geben anderthalb Bogen aus, darinn sie die deutsche Uebersetzung der Geschichte von Deutschland ankündigen, die der Domherr Barre zu Paris ans Licht gestellet hat. Das Werk ist wirklich in der Arbeit, und auf Ostern wird der I Theil im Drucke erscheinen. Die Herren Uebersetzer sind geschickt, und aus andern Proben schon bekannt. Der Druck und das Papier werden sauber seyn, und die ganze Eintheilung des Werkes wird viel besser, als im Grundtexte selbst gemachet werden. Denn der erste Band wird die alte Geschichte von Deutschland bis auf Carls des Großen Zeit in sich halten; die im Französischen weit bis in den zweyten Band gieng, und sie also von einander riß. So werden sie auch die folgenden Bände die Geschichte der mittlern Zeiten in bequemere

mere Theile absondern. Ueberhaupt aber wird diese deutsche Ausgabe den Käufern ungleich wohlfeiler geliefert werden, als die Pariſiſche. Man wird nämlich die ſieben Bände derſelben, jeden zu zwey Thalern bekommen; dahergegen die zehn oder eilf Franzöſiſchen, auf die 30 bis 40 Thaler zu ſtehen kommen. Man zahlt itzo bis Michael einen Thaler Vorſchuß, und bey Lieferung des erſten Bandes einen Thaler nach; einen Thaler aber, wieder auf den folgenden voraus. Künftig wird alle halbe Jahre ein neuer Band herauskommen.

Aus Olmütz in Mähren haben wir die **Reden und Gedichte bekommen, welche den 15ten des Weinmonats, im Jahr 1747, in der gelehrten Geſellſchaft der Unbekannten abgeleſen worden.** Gedruckt zu Wien in Oeſterreich, in Fol. 8 Bogen. Dieſe Sammlung enthält erſtlich eine Rede von dem Vorſteher gedachter Geſellſchaft, Herrn Joſeph, Freyherrn von Petraſch. Sie hält viel Feuer, und eine geſunde Art zu denken, in einem männlichen, obwohl von unſrer hochdeutſchen Mundart etwas abgehenden Ausdrucke in ſich, und ſtellet das Lob der Röm. Kaiſerinn auf eine ungezwungene Art vor Augen. Sie füllet drey Bogen. Darauf folget eine kürzere Rede von dem regulirten Chorherrn Auguſtini zu St. Pölten, Herrn Reymund Duelli, welche nur halb ſo lang iſt; gleichfalls aber in männlichen Gedanken, die Kaiſerinn unter dem Bilde einer Pallas vorſtellet. Doch ſcheint die Schreibart hier der vorigen, weder an Richtigkeit, noch an Anmuth gleich zu kommen.

Hier-

Hierauf folgen einige deutsche Soñette, die abermal den Freyherrn von Petrasch zum Urheber haben, und zum Theil nicht übel gerathen sind. Diese werden von einer deutschen Ode des Herrn Nic. Christ. Sanders abgelöset; welche allerdings viel Lob verdient: wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt, die man der rauhen Mundart einiger deutschen Provinzen gewissermaßen zu gut hält. Noch ein deutsches Sinngedicht von Herrn C. Fr. v. G. macht den Schluß, und nun folgen sieben wälsche Sonnette; davon das 1) den Marchesen **Marcus Malaspina**, einen Florentinischen Senator, die fünf folgenden den Grafen **Gianbatt. Felici**, und das letzte den Herrn D. **Eustach. Cartoli San Macellere**, zu Urhebern haben.

Aus Göttingen haben wir erhalten, **die Rede auf des allerdurchl. ꝛc. Herrn, Georgs des Andern, Königs von Großbrittannien ꝛc. Ankunft** auf Dero Georg-August Universität, welche in der deutschen Gesellschaft öffentlich gehalten Eberhard Freyherr von Gemmingen. Göttingen in 4. 3 Bog. Dieses Stück macht der löblichen deutschen Gesellschaft viel Ehre: der Herr Baron aber verliert dadurch von der Hochachtung nichts, die man ihm, als einem nachdrücklichen und angenehmen Redner schuldig ist. Alle Kenner einer wahren Beredsamkeit werden es ihm zugestehen, daß er keine geringe Stärke darinn erwiesen: und sein Held gewinnet desto mehr dadurch, daß der Redner nicht sich selbst, sondern ihn darinn zu erheben gesucht. Dieses ist der Vortheil solcher Lobredner, denen das Glück so

günstig

günstig ist, daß es ihnen wirklich große Helden zu Gegenständen verleihet. Hier haben sie es nicht nöthig, ihren Witz zu martern, was sie sagen wollen. Ihr erhabener Augenmerk giebt ihnen mehr Stoff, als sie brauchen: dahingegen andre sich quälen müssen, was sie von einem niedern Gegenstande großes sagen wollen. Hier könnte man beynahe von den Rednern eben das sagen, was man von ihren Brüdern, den Poeten sagt: daß nämlich nicht der Dichter den Helden, sondern der Held den Dichter mache. Plinius hat den Trajan freylich unvergleichlich gelobet: allein er lobte auch einen Trajan! Was würde er für ein Meisterstück haben machen können, wenn er einen elenden Commodus, oder Romulus Momyllus hätte preisen sollen: die den römischen Kaiserthron theils beschimpften, theils in ihrer Faulheit, über einen Haufen stürzen ließen?

Allhier in Leipzig fährt der Herr Hofrath Menke mit seinen Miscellaneis Lipsiensibus fleißig fort, die Gelehrten zu vergnügen. Er hat nämlich von dem VI Bande derselben neulich das II Stück ans Licht gestellt, welches seines nützlichen, oder sonst beträchtlichen Inhalts wegen, keinem der vorigen etwas nachgiebt. Es enthält dieses Stück I. Herrn Ge. Lud. Oeders critische Abhandlung über Matth. 1, 18. II. Herrn Pet. Zorns Abhandlung von dem im Acker verborgenen Schatze Matth. 11, 44. III. Hrn. Joh. Ge. Harenbergs dritte Fortsetzung der Ergänzungen zu Hadr. Relands Buche, von den Städten und Flecken in Palästina. IV. Herrn Paul Ernst Jablonski Anmerkung, von dem alten ägyptischen

Gotte

damals auf einer von den beyden Sächſiſchen Univerſitäten als Magiſter, wie wir aus der Zuſchrift an Churfürſt Auguſtum von Sachſen ſchlieſſen. Wir merken als im vorbeygehen an, daß er mehrentheils in den Infinitiuis und Supinis der verborum die Endſylbe en weglaſſe; welches noch heute zu Tage in vielen Orten in Franken und Thüringen in der gemeinen Rede üblich iſt. Sonſt ſind ſeine Reimen ſo gerathen, daß ſie ſelbſt Hans Sachſe weder beſſer noch ſchlechter würde haben machen können. Wie iſt doch dieſem das Andenken bey den Nachkommen vor ſeinen Geſellen allein geblieben?

* Terentii deutſche Schauſpiele durch Michael Bapſten von Rochlitz, Leipzig 1596. 8.

Der Uberſetzer unterſchreibt ſich in der beygefügten Vorrede Pfarrer zu Mohorn, und meldet, daß er in ſeiner Jugend der Hochlöblichen Univerſität Leipzig Depoſitor geweſen. Weil man damals auf der Schule zu Meißen die Jugend die Comoedien Terentii auswendig lernen, und hernach zu gewiſſen Zeiten öffentlich agiren ließ, meynte dieſer Bapſt dem gemeinen Mann einen Dienſt zu thun, wenn er den Inhalt derſelben mit untergeſtreuten Sittenlehren in deutſchen Reimen vortrüge. Er hat am Ende ein kurzweiliges neues Spiel von ſeiner Art, der Bauren Faſtnacht genannt, beygefüget, welches an Einfalt des ehrlichen Hans Sachſens Schauſpiele noch weit übertrifft.

Terentii VI. Comödien lateiniſch und deutſch durch David Hoeſtbeln und Matthiam Schenckium, Augſpurg 1624. 8.

Th.

Gotte Phth.a, den die Griechen für den Vulkan hal-
ten; wo auch von der Atheiſterey der alten ägypti-
ſchen Weltweiſen gehandelt wird. V. Herrn Joh.
Jacob Reiskens Anmerkungen zu Burmanns zwey-
ter Ausgabe vom Petron. VI. Herrn Hofrath Fried.
Otto Menkens zweytes Zehend, zur Ergänzung der
Maittairiſchen Jahrbücher, der gleich zu Anfange
der erfundenen Buchdruckerey gedruckten Schriften.
VII. Lycoidis Proſelyti, Probe der wiederhergeſtell-
ten Freyheit zu philoſophiren; oder Vorſchlag, wie
man die alten Redensarten der Weltweiſen in neue
u.übliche verwandeln könne. VIII. Wilhelm Cavens
ſechs Briefe, an Otto Menken, die itzt erſt mit ſei-
nes Enkels Vorrede ans Licht treten. Man wün-
ſchet mit Recht, die Fortſetzung eines ſo nützlichen
Werkes.

Sam. Wilh. Oetters, Conrectors des Gymna-
ſii Illuſt. zu Erlangen, Sammlung verſchiedener
Nachrichten, aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſ-
ſenſchaften III. und IV. Stück Erl. und Leipzig, bey
Gotthard Poetſch 1748. 8. Dieſe beliebte Monat-
ſchrift beſſert ſich mit ihrem Fortgange, und hat mit
dem neuen Verleger den ſie erhalten, auch mehr
Beförderung und Ordnung zu hoffen. Hierinn
kommen viel artige Nachrichten und Abhandlungen
von den alten Zeiten und Begebenheiten vor, die in
das deutſche Staatsrecht einſchlagen, und in Be-
hauptung der Rechte großer Herren ihren Einfluß
und Nutzen haben können. Man findet hier auch
einen merkwürdigen Briefwechſel eingerücket, der
in der Zeit der vormaligen niederländiſchen Unru-

hen

ſen von königlichen und andern hohen Standesperſonen an Grafen Philippen von Hohenlohe geſchrieben worden. Ferner ſind verſchiedene alte Urkunden aus dem XIV. XV. XVI und XVII. Jahrhunderte, die in verſchiedenen Abſichten ihren Nutzen haben können, hier zu leſen.

In Haudenſchem Verlage ſind nunmehr die **rhetoriſchen Schriften und Reden Cicerons**, auf eben die ſaubere Art ans Licht getreten, wie wir vor einiger Zeit die philoſophiſchen Bücher und die Briefe deſſelben erhalten haben. Der berühmte Hr. **Joh. Pet. Miller**, Rector zu Ulm in Schwaben, der bisher dieſe netten Ausgaben der alten lateiniſchen Schriftſteller beſorget hat, meldet hier zuerſt in einer Vorrede der gelehrten Welt: daß er bisher, nicht nur dieſe geſammten ciceroniſchen Werke, ſondern auch ſchon den Horaz, Cornelius und Curtius in dieſem kleinen und ſehr bequemen Formate zum Drucke befördert. Hier erklärt er ſich inſonderheit wegen der ciceroniſchen Ausgabe, warum er nicht ſchlechterdings dem litletoniſchen Texte der großen londener-Auflage von 1681 gefolget ſey; ſondern bisweilen auch Gronovs, Grävs, und Verburgs Leſearten angenommen habe. Wir wünſchen nichts mehr, als daß der Herr Rector, auch nach dem Tode ſeines Verlegers fortfahren möge, dem fleißigen Nachfolger deſſelben, in Beſorgung dieſer ſaubern Ausgaben an die Hand zu gehen, damit wir bald alle gute lateiniſche Scribenten mit gleicher Sauberkeit leſen können.

✻

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VII. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Herbstmonate 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Jupiter ipſe,
Seu mittens pluviam, ſeu cohibens pluviam.

I.

Scriptores Rerum Hungaricarum,

Dalmaticarum, Croaticarum et Sclavonicarum Veteres et genuini &c. cum ampliſſ. praefatione Matthiae *Belii*, T. III. Cura et ſtudio Jo. Ge. *Schwandtneri* &c. impenſ. Jo. Pauli Kraus. 1748 in Fol.

Die vortreffliche Sammlung der ungariſchen Geſchichtſchreiber, womit Herr Schwandtner die gelehrte Welt beſchenket, geht ſo wohl von ſtatten, daß der Verleger uns ſchon den IIIten Band davon hat liefern können. Er iſt den beyden vorigen an Stärke, Schönheit des Druckes und Papieres, wie an guter Richtigkeit der Correctur, völlig gleich: überdem aber mit vielen ſaubern und viel beſſern Landkarten gezieret, als man von dieſen Ländern insgemein gehabt hat. * Wir vergnügen uns aufrichtig, über dieſen neuen Zierrath hiſtoriſcher

* Wir könnten auch die häufigen Anfangsbuchſtaben, die ſehr ſauber in Kupfer geſtochen ſind, als ſchöne Zierrathe loben: wenn nicht die wunderlichen Erfindungen derſelben einen ziemlich croatiſchen und dalmatiſchen Geſchmack des Zeichners anzeigeten. Mehr wollen wir dießmal nicht davon ſagen.

Bücherſäle, und wünſchen, daß man auch die übrigen Geſchichtſchreiber dieſer Lande, eheſtens auf eben dieſe Art, erhalten möge. Nach unſerer Gewohnheit wollen wir von dem Inhalte dieſes Theiles aus der Vorrede des gelehrten Herrn Paſtor Bels, eine Nachricht geben: daraus unſre Leſer beſſer, als aus einem magern Auszuge der erzählten Geſchichte, von der Wichtigkeit des Werkes werden urtheilen können.

Nach einem kurzen Eingange, von der groſſen Nutzbarkeit hiſtoriſcher Schriften, merkt er an: daß dieſelbigen nach Erfindung der Buchdruckerey um die Wette aus dem Staube gezogen, und der Welt mitgetheilet worden. Selbſt Rußland und die Türkey, die doch ſo lange in der Finſterniß geſtecket, haben neulich angefangen ihre Alterthümer hervor zu ſuchen, und durch den Druck bekannt zu machen. Wer kann es alſo Ungarn verdenken, daß es ſeine alten Schriftſteller hervor ſuchet? Doch ſind freylich dieſelben nicht ſowohl gebohrne Ungarn, als vielmehr wie Herr Belius dankbar geſteht, Deutſche geweſen. Nicht, als ob es den Ungarn an natürlichem Witze dazu gefehlet hätte, oder noch fehlete: ſondern weil es den daſigen Gelehrten, die Luſt und Geſchick dazu gehabt, an günſtigen Umſtänden, und an willigen Beförderern ihrer Arbeiten gemangelt. So ſind ſie denn ihrer fruchtloſen Bemühungen überdrüßig geworden; ja Neid und Bosheit haben ſie zum Theil zu unterdrücken geſucht. Man hat gefragt: was denn Ungarn dieſe hiſtoriſchen Schriften brauchte? Es hätte ja auch ohne dieſelbe, in vielen

verderb-

verderblichen Kriegen demnoch allezeit beſtehen können. Ihre Thaten, wodurch ſie oft ganz Europa ſicher gemacht, wären ihnen Ruhms genug. Das wäre eine Beſchäfftigung der Müßiggänger, ſich um die alten Geſchichte zu bekümmern: wie Juvenal ſagt:

Eſt genus ignavum, quod lecto gaudet et umbra.

Dieſe und dergleichen Stimmen haben nun auch dem Herrn Belius manchmal in die Ohren geſchallet: aber er freuet ſich, daß die Gelehrſamkeit in Ungarn itzo durch ein beſſer Schickſal, ein ganz anderes Anſehen bekömmt; hoffet auch künftig noch beſſere Zeiten für die Wiſſenſchaften; da man nicht mehr fremder Federn nöthig haben wird, einheimiſche Sachen zu beſchreiben. Ja er meynet, ſeit etlichen Jahren hätte man ſich in Ungarn beynahe gar zu eifrig aufs Schreiben geleget, ſo daß man von den Ungarn ſagen könnte:

Mutavit mentem populus - - et calet uno
Scribendi ſtudio: pueri patresque ſeveri &c.

Ja wohl gar ſo:

Scribimus indocti, doctique poemata paſſim.

Gleichwohl tadelt er dieſen Fleiß in Unterſuchung ihrer alten Geſchichte nicht; und meynet, daß es eine gute Wirkung, in Erleuchtung der alten Dunkelheit haben werde. Denn er geſteht gern, daß die ungariſche Geſchichte noch ziemliche Lücken habe, und aus den Schriften ihrer Nachbarn ergänzet werden müſſe, mit denen die Ungarn in Kriegen, und Friedensſchlüſſen zu thun gehabt haben. Dahin rechnet er die Venediger, Wälſchen, Deutſchen,

ſonderlich Oeſterreicher, Bayern und Schwaben, ſodann die Böhmen, Mähren und Pohlen. Ja aus den päbſtlichen Bullen, und Briefen an die ungariſchen Könige, könne auch ſehr viel erläutert werden.

Nun kömmt Herr Paſtor **Belius** auf dieſen III. Band der ungariſchen Schriftſteller und meldet was derſelbe enthalte, und von was für Werthe, die darinn begriffenen Werke ſeyn. Das erſte iſt des **Johann Lucius**, oder beſſer **Lutius**, (a luto) wie ihn die heutigen dalmatiſchen Gelehrten ſchreiben, ſechs Bücher, De Regno Dalmatiae et Croatiae. Dieſem aber hat man billig, II. wie er ſelbſt gethan hatte, einen Adparatum Scriptorum Rerum Dalmaticarum Croaticarum et Sclavonicarum beygefüget. Von beyden will er ausführliche Nachrichten geben, ſo viel in dieſen finſtern Zeiten möglich iſt, und die Beyträge zulangen werden, die ihm aus Dalmatien ſelbſt ſind mitgetheilet worden.

Johann Lutius war ein Dalmatier von Nation, und ein Traguriner von Geburt, wie **Steph. Gradus** meldet. Mehr findet man von ihm nichts; auch bey denen nicht, die in der gelehrten Geſchichte am ſtärkſten ſind. Herr Belius aber hat aus Dalmatien noch mehrere Nachricht bekommen. Salona war vorzeiten die Hauptſtadt von ganz Illyrien, ward nachmals eine römiſche Pflanzſtadt, und mit allem verſehen, wodurch Rom ſeine Colonien anſehnlich zu machen pflegte. Es wuchs darauf ſo an Pracht und Größe, daß es für eine Nebenbuhlerinn von Rom gehalten ward; bis die verderblichen Züge

der

der Völker, aus dem hintersten Scythien, durch Sarmatien und die andern Völker an der Donau anhuben: die über diesen Strom giengen, ganz Illyrien überschwemmeten, alles verwüsteten, ja sogar die Städte an der See ausplünderten und dem Boden gleich machten. Eben so gieng es dem schönen Salona. Seine gemeinen Einwohner flohen haufenweise auf die nahen Inseln, sich vor dem andringenden Feinde zu retten: die vornehmern aber begaben sich nach **Tragurium**, woselbst sehr viele Familien römisches Ursprunges sich befanden, unter welchen auch die Lutia war, aus welcher unser Verfasser seinen Ursprung genommen.

Unter seinen Vorfahren sind zweene Bischöfe gewesen, deren ältester die Mönchsorden, sonderlich einen nach der Regel des Hieronymus, wieder hergestellet; auch wohl an die Stelle der erloschenen, andre aufgerichtet. Allein Pabst Paulus der V. vereinigte jenen bald mit den Theatinern, und also ward er, so zureden, in der Wiege erstücket: wobey der dalmatische Urheber dieser Nachricht seufzet: Sic nostra non placent Latinis! Ein andrer von seiner Familie, **Antonius**, kam unter Kaiser Ferdinanden dem I. nach Ungarn, und hat sich durch sein treffliches Verhalten in Kriegs- und Friedensgeschäfften, Gesandschaften u. a. m. so hervorgethan, daß er erstlich Bischof zu Fünfkirchen, zuletzt aber Erzbischof geworden.

Unser Johannes ward in seiner Jugend nach Rom geschickt, um daselbst zu studiren. Er lernte daselbst die Weltweisheit und Rechte, und machte

sich bey vielen Großen beliebt. Lucas **Holstenius**, **Ughelli** und andre mehr wurden seine Freunde, ja viele Cardinäle, und der Pabst selbst kannten und lobten ihn. Darauf gieng er nach Hause, und faßte gleich den Vorsatz, vielleicht auf Anmahnen seiner römischen Bekanntschaften, die dunkeln Geschichte seines Vaterlandes zu untersuchen. Er sammlete also alles, was er davon altes auftreiben konnte, verglich es unter einander, brachte es in Ordnung, und ergänzte das Mangelhafte und Verderbte. Hatte er nun dabey bleiben können: so würde er gewiß ein treffliches und vollständiges Werk zu Stande gebracht haben. Er gieng alle Archive und Studirstuben seiner Freunde durch; er besuchte Rathhäuser und Klöster, um ihre alten Papiere aus dem Staube zu ziehen: weil er wohl wußte, daß aus alten Urkunden die Geschichte gezogen werden müßten. Und weil **Ughelli** ihn bey seiner Italia sacra, zum Gehülfen erwählet hatte: so setzte er drey schöne Abhandlungen auf, die zum gedachten Werke gedruckt werden sollten; wie hernach folgen wird.

Doch man zog ihn bald in seiner Vaterstadt zu öffentlichen Aemtern, und setzte ihn dadurch dem Neide bloß, der ihm viel zu schaffen machte. Sein Feind war **Paul Andronicus**, ein stolzer Mann. Dieser lästerte ihn erst heimlich, sodann öffentlich, bis er eine Gelegenheit fand, ihm zu schaden. Es kömmt ein venetianischer Provisor an, die Stadt Tragu zu besichtigen. Bey diesem schwärzet Andronicus den ehrlichen und unschuldigen **Lucius** an: daß er in seinem wohlgelegenen Hause, diesen venetiani-

Th. Spitzelius führt ſie in ſeinen *Templo honoris* p. 334. unter Hoeſchelii Schriften an.

Terentius deutſch durch einen ungenannten. Weimar 1626. 8.

Der damalige Weimariſche Oberhofprediger, Johannes Kromayer, hat dieſe Ausgabe mit einer Vorrede begleitet, darinnen behauptet wird, daß Terentius allerdings in Schulen beyzubehalten ſey. S. *Fabric.* Bibl. Lat. T. 2. p. 45.

* P. Terentii ſechs Freuden-Spiel. Zur Lehrart in die hochdeutſche Sprach verſetzet. Hamburg 1670. 8.

Der Urheber iſt nicht genennet.

Terentius, Italiäniſch und Deutſch, durch Antonium Gagliardi. Leipzig 1692. 12.

Deſſen einzelne Schauſpiele.

Andria.

* Andria des Terentii Comœdia, deutſch gemacht, vnnd in Reymen verfaſſet durch *M.* Henricum Ham, anno 1535. faſt luſtig und kurtzweilig zu leſen. Leipzig 1613. 8.

Deutſch, durch Wilhelmum Lymberger, Rinteln 1674. 8.

Eunuchus.

* Eunuchus, des Poeten P. Terentii andere Comoedie, deutſch gemacht, und in Reim verfaſſet, durch *M.* Joſiam Lonerum, dieſer Zeit zu Arnſtadt Pfarrherrn und Superintendenten. Mit einer Vorred Stephani Riccii des ältern. Ohne Benennung des Orts und Jahres, in 8.

tianischen Gevollmächtigten durchaus nicht hätte beherbergen wollen. Als nun **Lutius** denselben Anlangenden im Namen der Stadt bewillkommen muß: bekömmt er zwar erst eine gute Antwort, in Ansehung seines Gewerbes; wird aber selbst auf der venetianischen Galere gefangen genommen, und etliche Tage, zu großer Bestürzung aller Redlichen, und der ganzen Stadt, schimpflich daselst behalten.

Lutius sah wohl, was er ferner von seinem Feinde zu hoffen hätte; und faßte also den Schluß, sein Vaterland zu verlassen, nach Rom zu gehen, und daselbst sein übriges Leben in Gesellschaft der Musen, mit den Geschichten seines Vaterlandes zuzubringen. Er that solches wirklich, fand daselbst seine alten Freunde, that ihnen die Ursachen seiner Rückkunft kund, und ward von ihnen allen zu der Ausarbeitung dieses Werkes sehr aufgemuntert. Der Cardinal Bassadonna unterstützte ihn, und ließ das ihm zugeschriebene Werk, auf seine Kosten zu Venedig drucken; **Lutius** aber gieng es darauf nochmals durch, um es auszubessern, und keinem Irrthume darinnen Platz zu lassen.

Allein diese vielleicht gar zu genaue Prüfung hatte die Wirkung, daß der Verfasser lieber die ganze Arbeit unterdrücken, als sein Vaterland mit einer unzeitigen Geburt beschweren wollte. Da er nämlich sah, daß er keine geheime und mit diplomatischen Urkunden versehene Historie zu Stande bringen könnte; so beschloß er, sich gänzlich damit zufrieden zu geben.

Seine Freunde aber waren damit nicht zufrieden, und ließen nicht eher bey ihm nach, bis er von neuem Hand ans Werk legte. Dieß geschah nun zwar, aber langsam, so daß der Cardinal, sein Gönner, darüber starb. Der Neid und die Feindseligkeit seines alten Gegners ruhten aber auch nicht: sondern griffen ihn mit boshaften und kritischen Schriften an; ließen auch so viele Galle in allen Zeilen wider ihn einfließen, als ob sie dazu gedungen wären, diesen rechtschaffenen Mann zu lästern. Lutius aber ward durch diese Lästersucht so wenig gerührt, daß er vielmehr neue Kräfte zu seiner Arbeit dadurch bekam. Er gieng sein Werk nochmals fleißig durch, und arbeitete es bald weitläuftiger aus, wann er mehr Vorschub gefunden hatte; bald auch kürzer, wann es nämlich an Urkunden fehlete. Daher sind seine Bücher so ungleich, und sein Werk kann keine ausführliche Geschichte von Dalmatien und Croatien heißen. Das erste enthält die Beschreibung des alten Illyriens, und seiner Gränzen, bis auf Carls des Großen Zeit. Das zweyte geht die dalmatischen und croatischen Sachen selber durch, und zwar mit dem größesten Fleiße und ungemeiner Richtigkeit. Es hat ihm aber auch eine unabläßige Mühe gekostet: die der Herr Past. Belius denjenigen neuern Schriftstellern zum Muster anpreiset, denen ihre Bücher gleichsam wie die Pilzen in einer Nacht zuwachsen; die aber auch hernach nicht viel länger dauren. Das dritte Buch erweiset, daß Dalmatien und Croatien zu Ungarn gehören, und ergänzet viele Lücken in den damaligen ungarischen Geschich-

ten.

ten. Im IV. Bande erzählt er viel besondre Veränderungen, doch so, daß er endlich zeiget: Dalmatien und Croatien hätten in dem Schooße des ungarischen Königs, Ludewigs des Großen, völlige Ruhe gefunden. Im V. Bande zuletzt zeigt er mehr die Abnahme der ungarischen Macht in Dalmatien und Croatien: worauf denn das VI. eine kurze Wiederholung alles vorigen enthält, und etwas von den Vorrechten und Sitten dieser Völker und Länder beyfüget.

Dieses Werk nun ward in Holland, von den Gebrüdern Blaeu ans Licht gestellet, die der Verfasser in Rom hatte kennen lernen, und zwar 1666 in Fol. Herr Bel beschwert sich hier über die Grübler in der gelehrten Geschichte, die mit großem Gezänke andern ihre Meynungen aufdringen wollen, und nicht eher nachlassen, bis sie wacker geschimpfet haben. Sie streiten über die Anzahl der Ausgaben vom Lucius. Bald soll es zwo, bald drey geben. Allein sie irren. Es ist nur eine einzige, und zwar die Amsterdammer. Gleichwohl giebt es eine Frankfurter von demselben Jahre? Herr Belius erklärt dieses, aus dem schleunigen Abgange der Exemplare in Holland; dahergegen anderwärts in den Buchläden ihrer noch genug zu finden gewesen. Da hat nun ein Buchhändler zu Frankfurt, die Käufer zu locken, sie mit einem neuen Titel betrogen, um ihnen weis zu machen, dieß sey eine neue Auflage. Wer kennt diese Künste nicht? Die dritte Ausgabe, die in Amsterdam geschehen seyn soll, ist auf eben die Art, nur ein solcher Kunstgriff

griff gewesen. Denn da der erste Verleger sah, daß die betrügliche Frankfurter Ausgabe mehr Käufer fand, als die seinige: so druckte er auch ein neu Titelblatt mit der Jahrzahl 1668. Da sind nun drey Auflagen, die aber inwendig in keinem Buchstaben verschieden sind. Die man aber von 1688 vorgeben will, ist ganz erdichtet.

Sein Buch hat indessen nicht die geringste Vorrede aufzuweisen, und Herr Belius muthmaßet nicht unrecht, wie dieses zugegangen. Er meynt, Lucius habe, nach seiner friedliebenden Art, darum keine gemacht, damit er nicht nöthig hätte, seinem Feinde und Lästerer Andronicus zu antworten. Denn sonst hätte er nothwendig eine Schutzschrift seines Buches wider dessen Tadelsucht machen müssen; die aber sein Buch nicht nöthig hatte: welches nämlich, auch ohne dieselbe, von den Gelehrten sehr wohl aufgenommen ward.

Von der Glaubwürdigkeit dieses Geschichtschreibers, macht uns Herr Pastor Belius den vortheilhaftesten Begriff. Er entschuldigt aber auch beyläufig die Magerkeit der thurocziſchen Erzählungen, mit der unerbittlichen Härte der damaligen Besitzer alter Urkunden, die noch bis auf diese Stunde in Ungarn dauren soll. Lucius aber hat, außer dem Andronicus, willigere Freunde und günstigere Umstände angetroffen. Herr Belius vertheidigt ihn auch gegen das harte Urtheil, welches Gundling in dem ausführlichen Discurse über den itzigen Zustand der europäischen Staaten gefället; wo er sagt: ich habe gesehen, daß einer meiner wer-

the-

theſten Freunde den Lucium gebrauchet: es ſind aber lauter Schmitzer, ſo einen verführen, darinnen. Er ſetzt dieſem übereilten Zeugniſſe, etliche andre entgegen, welche Struv, Spon, Fabretti und Burmann, ihm zu großem Lobe abgeleget haben; und wobey wir uns nicht aufhalten können.

Wir eilen vielmehr zu den übrigen Stücken, die in dieſem Bande enthalten ſind. Das erſte iſt Presbyteri Diocleatis Regnum Slavorum. Der Verfaſſer dieſer Beſchreibung iſt, wie er ſich nennet, ein Prieſter der Kirche zu Dioklea, oder wie Ptolomäus ſie nennet, Doklea, einer Stadt in Illyrien geweſen; woſelbſt ein Erzbiſchofsthum geblühet. Dieſe ſlaviſche Geſchichte hat er nur auf Begehren ſeiner Freunde aus dem ſlaviſchen überſetzet, wie er in der Vorrede geſteht. Man muß alſo die darinn vorkommenden Irrthümer nicht ihm, wie Lutius gleichwohl gethan zu haben ſcheint, ſondern dem ſlaviſchen Urheber zuſchreiben. Lutius hat aber, in kurzen Anmerkungen, die Fehler und Irrthümer deſſelben angezeiget und widerleget.

Das zweyte iſt: Regum Dalmatiae et Croatiae geſta, a Marco Marulo, Patricio Spalatenſi Latinitate donata. Dieß Werkchen iſt beſſer, als das vorige geſchrieben. Dominicus Papalis hat das Original in Crain gefunden, und dem Marulus zu überſetzen gegeben. Dieſer ſoll ein ſehr wackerer und gelehrter Mann geweſen ſeyn. In den beygefügten Anmerkungen hat Lutius ihn mit dem vorigen gegeneinander gehalten, bisweilen ver-

verglichen, bisweilen auch ihre Widersprüche entschieden. Er soll noch einige geschriebene Abhandlungen nachgelassen haben; deren Ausgabe Herr Belius wünschet.

Das dritte ist: Thomae Archidiaconi Spalatensis, Historia Salonitanorum Pontificum atque Spalatensium. Auch dieses ist ein Werkchen, ohne welches manche alte Begebenheit im Finstern geblieben seyn würde.

Das vierte ist: Historia edita per Micham Madii Barbazonis de Spaleto. Dieses Werkchen ist nicht sonderlich, weder an Größe, noch an Schreibart: doch hält es viel alte Nachrichten in sich.

Das fünfte: Summa Historiarum Tabula, a Cutheis de gestis civium Spalatinorum. Dieß Tractätchen ist kurz, und giebt doch einige Materialien zu einem größern Baue an die Hand.

Das sechste ist: Anonymi, Obsidionis Jadrensis Libri duo. Dieß ist ein unachtsamer und fast schläfriger Schriftsteller gewesen. Daher ihn Lutius wohl hätte ergänzen mögen; wenn er Zeit dazu gehabt hätte.

Das siebende ist: Memoriale Paulli de Paullo, patricii Jadrensis. Dieses Stück rührt von einer klugen und fleißigen Hand her. Und obgleich viel Privatsachen, die dem Urheber zu merken nöthig gewesen, darinn vorkommen: so übertreffen doch die öffentlichen Nachrichten das übrige. Es ist ein Tageregister alles dessen, was dem Verfasser bey seinen obrigkeitlichen Aemtern begegnet ist. Herr Belius bezeugt dabey, wie nützlich ihm auch die Tage-

gere-

geregister der Privatleute in seiner Notitia Hungariae gewesen. Er weis auch gar wohl, daß in den vornehmsten ungarischen Familien, dergleichen alte Nachrichten verborgen stecken; beklagt sich aber, daß er ihrer nicht habhaft werden kann.

Das achte ist: Palladii Fusci Patavini, de Situ Orae Illyricae, Libri duo. Wer der Verfasser dieses Werkes sey, ist schwer zu errathen. Er beschreibt die beynahe unzählbaren Inseln des Meeres am illyrischen Gestade. Er zählt ihrer über die tausend, zeichnet sie aber nicht alle ab: die er indessen beschreibt, die entwirft er vollkommen. Sein Latein ist besser, als aller vorhergehenden Scribenten.

Das neunte ist: Marci Maruli, Patricii Spalatensis, in eos qui B. Hieronymum Italum esse contendunt, animadversio. Dieß ist eine kurze Schrift: aber es ist schwer zu sagen, ob Hieronymus ein Wälscher, Dalmatier oder Ungar gewesen. Herr Belius aber ist selbst, von etlichen vornehmen und gelehrten Italienern, mit in diese Streitigkeit verwickelt worden. Er würde es auch allem Ansehen nach herausgebracht haben, wenn nicht der IV Band seines großen Werkes, durch den Todesfall Kaisers Karls des VI., unterbrochen worden wäre.

Das zehnte ist ein Excerptum ex Appiani Alexandrini Romana Historia de Bellis Illyricis. Stephan Gradius hat es, dem Lutius zu gefallen, aus einem geschriebenen Grundtexte übersetzet.

Das eilfte ist Jacobi Pfiaczevich Illyricum. Dieses ist eine Arbeit itziger Zeiten, die der Herr Professor Bel allhier, zu der lutiussischen Samm-

lung

lung mit rechnen wollen; damit es daraus erhellen möchte, daß die Croatier und Dalmatier die Liebe zur Historie ihres Vaterlandes noch nicht verlohren habē.

Endlich zwölftens folgen Additamenta zum Lutius, und zwar theils Ecclesiastica, theils Antiquaria. Die ersten sind etliche Verzeichnisse von Bischöfen; die zweyten aber eine Sammlung von alten Aufschriften.

Hiermit schließt sich nun das ganze Werk, und der Herr Pastor Belius endigt seine Vorrede mit der Betheurung gegen die Nachwelt, daß es ihm nicht an gutem Willen derselben zu dienen gemangelt habe. Er rühmt die Willfahrigkeit des wackern Verlegers, Herrn Krausens in Wien, der gewiß nichts gesparet, diesen Band den vorigen Bänden nicht nur gleich, sondern gar noch besser zu liefern. Er hat nicht nur zu demselben wiederum neue Schriften gießen, und ein sauberes Papier dazu nehmen lassen; sondern auch die Anfangsbuchstaben neuer Abtheilungen sauber in Kupfer stechen lassen. Jede davon stellet eine solche ungarische Stadt, Vestung oder ein Schloß vor, die sich mit demselben Buchstaben anfängt: welches gewiß für einen Leser der Geschichte sehr angenehm ist. Übrigens sind ein halbes Dutzend sauber gestochene Landkarten etwas mehr, als ein bloßer Zierrath, zu nennen: weil sie den Werth des Werkes um ein großes vermehren. Die erste stellet den illyrischen Meerbusen alter Zeiten vor; die zweyte den adriatischen Meerbusen in neuern Zeiten, die dritte das illyrische Reich unter den Römern; die vierte Dalmatien,

matien, Croatien, und Servien, nach dem Verfalle des römiſchen Reichs. Die fünfte, das an der See gelegene Croatien, nebſt einem Stücke von Dalmatien und Servien; die ſechſte endlich eben dieſe Länder in einem größern Umfange mit den benachbarten Provinzen.

Wir wünſchen herzlich, daß die gute Aufnahme aller dieſer Bemühungen bey den Gelehrten, den Herrn Verleger aufmuntern möge, der Welt bald mit mehrern wichtigen Werken zur Aufnahme der Gelehrſamkeit, zu dienen.

* *

II.

La Critique du Théatre Anglois, comparé au Théatre d'Athènes de Rome et de France; & l'Opinion des Autheurs tant profanes que sacrez, touchant les Spectacles. De l'Anglois de Mr. Collier à Paris 1715.

D. i.

Critik der engländiſchen Schaubühne, mit der athenienſiſchen, römiſchen und franzöſiſchen Bühne verglichen. Nebſt dem Urtheile der weltlichen und geiſtlichen Schriftſteller, von den Schauſpielen. Aus dem Engländiſchen des Hrn. Collier, überſetzt. Paris 22 Bog. in 8.

Es darf niemanden Wunder nehmen, daß wir hier von einem Werke Nachricht geben, welches eben unter die neuen nicht mehr gehöret.

höret. Denn, zu geſchweigen, daß wir uns nie die Hände ſo ſehr gebunden, allen Auszügen von dergleichen Werken zu entſagen, wenn wir ſonſt etwas nützliches für unſere Leſer darinnen finden: ſo haben wir auch noch einen andern Grund, der uns dießmal beſonders auf dieſes Werk geführet hat. Deutſchland hat ſeit zehn Jahren eine große Menge von Schauſpielen, in ſeiner Sprache, erblicket. Die Ueberſetzungen machen die Hälfte, wo nicht mehr, dieſer Anzahl aus: und unter denſelben iſt man, wer weis, ob aus Mangel anderer Schauſpiele, oder aus bloßer Liebe zur Neuigkeit, oder auch aus andern noch viel dringendern Urſachen, auch auf verſchiedene engländiſche Luſtſpiele verfallen. Die Gewinnſucht der Buchhändler und die bedrängten Umſtände vieler Scribenten, laſſen uns vermuthen, daß dieſe Methode zu ſchreiben und reich zu werden, ſo bald noch kein Ende nehmen möchte. Da aber ein Ueberſetzer in der Wahl engländiſcher Schauſpiele, gewiß einer größern Behutſamkeit und Urtheilskraft nöthig hat, als bey den Spielen aller andern Völker: ſo halten wir es für unſere Pflicht, unſern Landsleuten zu zeigen, was ſelbſt ein Engländer, von der Verderbniß ſeiner engländiſchen Bühne denkt; ein Engländer, der alle kleine Geiſter und Poetaſter, gleich einem Weſpenneſte, wider ſich; alle Vernünftigen aber für ſich gehabt. Ein ſicherer Beweis, daß ſeine Klagen gerecht geweſen!

Der ungenannte franzöſiſche Ueberſetzer, bekennet ſo gleich im Anfange ſeiner Vorrede, daß der engländ-

Riccii Ver[illegible] An. 1586. aus der Probſtey Liſſen datirt. [illegible] ſelben ſtehet: Zeugniß D. Martini Luthers aus der Auslegung über den 101. Pſalmen, was von dieſen Comödien des Terentii zu halten ſey. In dem Prologo heiſt es unter andern:

Eunuchus iſt ſein fremder Nam,
Daher denn erſt ſein Ankunfft kam,
Wenn man das Deutſch wolt geben gut,
Möcht mans nennen den Frauenhut ꝛc.

VALERII MAXIMI

de dictis & factis memorabil. libr. VIIII.

Verdeutſcht durch Peter Selbeth.

* Val. Maximi des weitberümbten hochgelehrten alten Hiſtorienſchreibers neun Bücher von nahmhafften wunderbaren Geſchichten und Exempeln beide der Römer und anderer auslendiſchen Völker, durch den vilerfahrnen wolgelehrten Herren Peter Selbeth, der Rechten Licentiat, erſtlich verteuſcht, iezt aber widerumb nach dem lateiniſchen Exemplar überſehen, an vilen Orten gebeſſert und an Tag gegeben durch Niclas Heiden Eifflender von Dhaun. Frankf. 1565. fol.

Der Verleger Sigmund Feyrabend ſagt in der Zuſchrift an Paul Hector Meyer, Bürger zu Augſpurg, er habe ſich fürgenommen, die beſten fürnembſten alten Geſchichtbücher ſeinen lieben wolvermeinten Landsleuten

zu

ländiſche Titel anders heiſſe, als ſeiner; nämlich ſo: kurze Unterſuchung der böſen Sitten und der Verderbniß des engländiſchen Theaters; nebſt den Meynungen des Alterthums von dieſer Sache. Er meynt aber, die Welt werde gleich einſehen, wie viel Recht er gehabt, denſelben in einen andern zu verwandeln, der der Art gemäßer wäre, mit welcher man in Frankreich ein Buch ankündiget. Es iſt itzund unſere Sache nicht, zu unterſuchen, ob dieſes Verfahren ſo gar billig ſey, als der Ueberſetzer wohl denkt; vielweniger eine Prüfung anzuſtellen, ob er mit dem ganzen Werke auf gleiche Weiſe verfahren ſey? Wir wiſſen was wir davon glauben, und man hat ſchon zu viel franzöſiſche Ueberſetzungen durch die Hände der deutſchen Critik gehen laſſen; als daß unſere Leſer noch ſehr zweifelhaft ſeyn ſollten, was ſie davon zu halten haben. Kurz, er ſey mit ſeinem Grundtexte umgegangen, wie er auch wolle: ſo wird doch allemal das Wichtigſte, welches eben zu unſerer Abſicht gehöret, unverletzt geblieben ſeyn. Wir wenden uns daher zu dem Werke ſelbſt, und zwar zu der Vorrede des Herrn Colliers.

Er ſagt in derſelben: er ſey verſichert, daß nichts ſo ſehr zur Verderbniß ſeiner Zeiten beygetragen habe, als die Schaubühne; er wolle daher gern einige Nachtwachen daran wenden, von derſelben zu ſchreiben. Die dramatiſchen Dichter ſähen die Tugend als ihre ärgſte Feindinn an; ſie wütheten mit einer faſt unglaublichen Hitze, und, welches betrübt zu ſagen wäre, auch mit einem unglaublichen

Verfalle, auf dieselbe. Gleichwohl schiene es, als ob sie nur halb gesiegt zu haben glaubten, wenn sie nur die Sitten verderbten; wofern sie nicht auch die Religion selbst anfielen, und ihren wollüstigen Regeln, auch noch die Lehren der Olympötterey beyfügeten. Die Absicht der theatralischen Dichtkunst, sey die Erhebung der Tugend und der Haß des Lasters. Sie müsse die Nichtigkeit der weltlichen Ehre, die Abfälle des Glücks, die unseligen Folgen der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit zeigen. Sie müsse die Hirngespinste des Hochmuths ins Licht setzen, die Ausschweifungen verächtlich, und den Betrug lächerlich machen. Kurz, sie müsse von allem Bösen einen schändlichen und abscheulichen Begriff erwecken. Nun zielten die engländischen Dichter, in ihren Schauspielen, auf nichts weniger. Nicht, daß es ihnen an Geschicklichkeit dazu fehlete; sie besaßen alle Fähigkeiten geschickter Dichter: aber es wären starke Waffen in feindlichen Händen; und schadeten um so viel mehr, je geschickter sie wären. Die engländischen Schauspiele sündigten insonderheit in vier Stücken: in der ausnehmenden Unfläterey der Ausdrücke; in einer unerhörten Ruchlosigkeit; in einer ungemeinen Leichtsinnigkeit gegen die Geistlichen; und in dem halsstarrigen Eigensinne, ihre Hauptrollen allezeit mit Bösewichtern zu besetzen, die immer Recht behalten. Dieses nun will Herr Collier in seinem Werke beweisen; und zeigen, daß diese Schändlichkeit der engländischen Bühne, neu und verwerflich sey.

Das

Das erste Capitel handelt alſo, von der Unflätherey im Reden auf den engländiſchen Bühnen. Herr **Collier** glaubt nicht, daß man von ihm begehren werde, er ſolle dieſelben Stellen aus den Luſtſpielen anführen, die er hier meynet. Dieß wäre ſeinem Zwecke ſehr zuwider, nach welchem er das Laſter unterdrücken; nicht aber es noch bekannter machen will. Die meiſten von ſolchen Stellen ſind ſo gar ſchmutzig, daß man ſie nicht einmal wiederholen kann. Damit indeſſen dergleichen Dichter den Herrn **Collier** nicht etwa gar einer falſchen Anklage beſchuldigen mögen; ſo wird er, in Ermangelung der Stellen, doch die Stücke und Perſonen nennen, die er meynet. Dergleichen ſind nun die Wittwe Blakacre und Olivia, bey denen er beklaget, daß der Dichter, welcher außerdem Verdienſte auch einen guten Geſchmack beſitzt, auf ſolch abſcheulich niederträchtiges Zeug verfallen können. Es giebt Leute, die aus Dummheit grob ſind, und dieſe beleidigen uns nicht mehr, als ein Bettler, der aus Armuth in einem ſchmutzigen ekeln Aufzuge erſcheint. Ein witziger Kopf aber, der alle Fähigkeit beſitzt, uns wohlanſtändiger zu unterhalten, beleidiget uns durch Zoten und Zweydeutigkeiten vorſetzlich; folglich verdienet er doppelte Strafe und Verachtung. Herr **Collier** geht weiter, und nennet noch eine ziemliche Anzahl engländiſcher Luſtſpiele, die wir nicht rathſam finden, hier anzuführen, und welche ein rechter Sammelplatz von ſchändlichen Unflätherey'en ſind. Bald ſtellen ſie das lüderlichſte Leben mit den angenehmſten Farben vor, die die Einbildungs-

kraft nur reizen können: bald kleidet man es in eine Anspielung ein: bald ist es mit einem dünnen sehr durchsichtigen Schleyer verdeckt: bald zeigt es sich frey und offenbar.

Und in was für Absicht zeigt man denn den Zuschauern diese Bilder; als um sie an das Laster zu gewöhnen? Dieser Schluß ist sehr natürlich, und zeiget die Absicht der dasigen Dichter zur Gnüge. Dergleichen freche Reden, als die ihrigen, sind gewiß sehr geschickt, die Begierden zu erregen: und deswegen verbannete **Plato** die Dichter aus seiner Republik.

Nun ist es zwar ausgemacht, daß der Misbrauch einer Sache, den rechten Gebrauch nicht aufhebt. Wie gefährlich aber ist es nicht, die Unschuld der Jugend solchen schlüpfrigen Fallstricken frey zu stellen? Zudem so ist diese Gefahr der engländischen Schaubühne, der geringste Vorwurf, den man ihr machen kann. Sie stellt zugleich die abscheulichsten Schandthaten vor: sie erniedriget die menschliche Natur; sie setzt die Begierden an die Stelle der Vernunft; sie durchbricht alle Dämme, die uns von den Bestien unterscheiden. Ja, wenn die geilsten Thiere reden könnten, so würden sie keine abscheulichere Sprache führen, als die engländische Bühne thut.

Unfläthige Reden laufen sowohl wider die guten Sitten, als wider die Religion; sie können nur grobe ungeschliffene Leute, ohne Witz und Empfindungen, belustigen. Ein Mensch, der keinen andern Witz besitzt, als die Verderbniß seines Herzens, dem wird es nicht schwer fallen, einen schlüpfrigen

Auf-

Auftritt auszuhecken; und das Handwerk ist viel zu leicht, als daß sich nicht eine große Menge drauf legen sollte. So flüchten in der That die neuen Dichter zur Unflatherey und zu den Zweydeutigkeiten, wie einige von den Alten ihre Zuflucht zu den Maschinen nahmen, um ihre schlafrige Einbildungskraft zu unterstützen. Es ist ausgemacht, daß ungezogene Reden uns im gemeinen Leben verdrießen würden, und wenigstens von wohlgesittetem Frauenzimmer nicht würden geduldet werden. Wie können wir sie denn immermehr auf der Schaubühne leiden? Und wie macht es das engländische Frauenzimmer? Läßt es alle Regeln des Wohlstandes zu Hause, wenn es in die Comödie geht? Aendert der Ort sogleich die ganze Verfassung ihres Herzens, und macht ihnen dasjenige anmuthig, was ihnen vorhin ein Abscheu war? Behüte der Himmel, daß man dieses denken sollte! Gleichwohl sind die Gesetze der Bescheidenheit so heilig für sie, daß es ihnen fast zu einem Verbrechen wird, daß man sie in diesem Stücke so wenig schonet. Sie können oftmals nicht einmal ihren Verdruß zu erkennen geben, oder die Gesichtsfarbe ändern; ohne daß man etwas Nachtheiliges für ihre Tugend daraus schließe; und sie müssen gar nichts von allem was geredet wird, zu verstehen scheinen.

Kurz, wer in Gegenwart des weiblichen Geschlechts unfläthige Sachen sagt, der muß ihm damit entweder zu gefallen denken, oder nicht. Denkt er das erste, so beleidigt er dessen Tugend: denkt er das letzte; so ist es ja wohl die größte Ungezogenheit,

das Frauenzimmer mit Reden zu unterhalten, die es verabscheuet. Ja es ist gar ein Verbrechen! Denn die Regeln des Wohlstandes, die Vorschriften des Gewissens, die Gesetze der Höflichkeit, die Lehren des Evangelii, alles ist in diesem Stücke einig. In gewissen andern Umständen, erhält das Laster, leider! mehr als zu viel Beyfall; hier aber ist man nicht nur vor Gott, sondern auch in den Augen der Menschen, strafbar: und dieses doppelte Verbrechen, wird auf der engländischen Bühne so hoch getrieben, daß es allen rechtschaffenen Leuten ein Gräuel ist.

Die theatralischen Dichter legen sogar dem Frauenzimmer Unflätereyen in den Mund: und dieß geschieht nicht nur in Lustspielen; sondern wohl gar in Tragödien. **Monimia**, zum Exempel, macht die unanständigsten Beschreibungen, und die Prinzeßin **Eleonore** (im spanischen **Mönche**) erzählt eine Liebsbegebenheit, mit gewissen abscheulichen Umständen. Dieß heißt das weibliche Geschlecht sehr ungehörig schildern. **Die Bescheidenheit**, sagt der **P. Rapin**, **ist ihr wesentlicher Charakter.** **Euripides** hat diesen Wohlstand des weiblichen Geschlechts allezeit genau beybehalten. Seine **Phädra**, ob sie gleich von einer schändlichen Leidenschaft regieret wird, ist gleichwohl in ihren Reden so züchtig, als irgend eine Matrone in Griechenland. Hätte **Schakespear** bey der jungen Ophelia (im Hamlet) eben diese Behutsamkeit gebraucht, so wäre alles besser gewesen. Vielleicht wird man einwenden, daß man bey einer Abwe-

sen-

ſenheit des Geiſtes, in einer Raſerey, in einem hitzigen Fieber, dergleichen Schwänke nicht rechnen müſſe: ein Menſch, der bey ſich ſelbſt nicht wäre, tödtete einen andern, ohne ein Mörder zu werden. Gar recht! aber dergleichen Leute gehören ins Tollhaus: man legt ſie an Ketten; aber man ſtellt ſie nicht auf der Bühne zur Schau und Beluſtigung aus.

Uebrigens ſcheint ſich die engländiſche Bühne auf das Hülfsmittel der Raſerey und Tollheit ſehr zu verlaſſen. Die Frauenzimmer ihrer Spiele ſind bald wüthend, bald raſend; damit ihren Ausſchweifungen ja ein weites Feld offen bleibe. Dergleichen iſt die **Marcella**, im **Don Quixote**, die Hoyden, in dem Relaps, und die Prüde in dem Schauſpiele Love for Love. Ferner ſo ſtellen die engländiſchen Dichter das ganze weibliche Geſchlecht überhaupt, die Vornehmen und die Geringen, unter einem ſehr lüderlichen Charakter vor. Dieß ſtreitet noch mehr wider die Natur und Wahrſcheinlichkeit, und macht die Unregelmäßigkeit der Bühne noch abſcheulicher. Allein man läßt ſich lieber die Fehler der Charaktere vorwerfen, als daß man aufhören will, laſterhaft zu ſeyn. Der Verfaſſer des Double Dealer, treibt es weiter als alle ſeine Mitbrüder. Es ſind vier Frauenzimmer in ſeinem Stücke, und die drey vornehmſten ſind ordentliche Metzen. Wahrlich! eine neue Schmäucheley für das Frauenzimmer, daß drey Viertheile unter ihnen ehrlos ſind! Bey den Römern gieng man höflicher mit ihnen um: die unzüchtigen

Weibsbilder im **Plautus**, ſind allemal aus dem niedrigſten Pöbel.

Drittens raubet man dem Zuſchauer ſogar die geringe Zuflucht des Doppelſinnes. Man legt ihm die Zote ſo nah, daß er ſie wohl verſtehen muß. Hat ja ein Gedanken zweyerley Verſtand, ſo zeigt man doch gewiß den ärgſten davon. Alle Umſtände werden ſchon darnach eingerichtet, daß die ſchlimſte Seite des Gedankens ins volle Licht kömmt: ſo wie im Gegentheile in der Malerey, ein ſcheußliches Bild uns immer den Rücken zukehret.

Viertens ſind die engländiſchen Vorreden und Nachreden ſelbſt im höchſten Grade ſchandbar. Bey dergleichen Reden höret der Schauſpieler auf Schauſpieler zu ſeyn: der Menſch ſelbſt tritt hervor und thut das, was Zeit und Umſtände von ihm erfordern. Nun geht des Vorredners Abſicht dahin, den Zuſchauern ein geneigtes Vorurtheil gegen das Stück beyzubringen; und des Nachredners ſeine iſt, den Beyfall der Verſammlung zu erbitten. Wenn dieſes gewiß iſt, wie es denn niemand ſtreiten wird; ſo ſollte man glauben, das Frauenzimmer müßte in dieſen Stücken mehr als in allen andern geſchont, und die Regeln der Ehrerbiethigkeit beobachtet werden. Allein, nichts weniger: in dieſen Stücken eben übertrifft der Dichter, wo es möglich iſt, ſich ſelbſt an Unfläthereyen; ja er treibt die Sachen ſo weit, daß auch die ausgelaſſenſten Schwelger erſtaunen. Damit dieſes alles aber ja noch ſinnlicher und luſtiger werde, ſo wählet man gar Frauenzimmer dazu, dieſe ſchönen Sachen herzuſa-

zusagen. Dieß sind die Vorbereitungen, wodurch man die Gunst der Zuschauerinnen; dieß sind die Lobeserhebungen, womit man ihren Beyfall zu erhalten sucht. Haben dergleichen Dichter auch wohl den mindesten Begriff von Ehre und Schande? Sie treten ja deren gemeinste Regeln mit Füssen. Haben sie eine Religion? Könnten sie es wohl anders anfangen, wenn sie mit rechtem Fleiße studierten, die Tugend zu verlästern? denn diese Gebräuche der Schaubühne sind wahre Ungeheuer, im Absehen auf das Christenthum, zu dem wir uns doch bekennen. So arg haben auch die Heiden es nie getrieben: eine einzige engländische Comödie ist vielmals unfläthiger, als der ganze **Plautus**; welcher doch zu den lüderlichen Weibsbildern, wie schon gemeldet worden, nur Pöbelvolk nimmt: und eine römische Metze wäre gewiß eine londonische Vestalinn. Gleichwohl lebte Plautus noch nicht in der gesittetsten Zeit von Rom: und **Terenz**, der diesen Vortheil genoß, ist schon viel keuscher und strenger in Beobachtung der Wahrscheinlichkeit und des Wohlstandes gewesen.

Herr **Collier** bemerkt ferner, daß die alten Comödienschreiber keine schmutzigen Gesänge gehabt, worinn die Engländer recht ausschweifend sind. Er geht von den römischen Comödienschreibern zu den Griechen, und beweiset von ihnen eben den Vorzug vor der Bühne seiner Landesleute, in Absicht auf die Wohlgezogenheit. Er geht darauf die Stücke einiger alten brittischen dramatischen Dichter durch, und beweiset, daß auch sie von dieser Verderbniß noch weiter entfernet gewesen. In-

Indessen was will man sich für Aufmunterungen zur Tugend und für Abmahnungen vom Laster, in den Schauspielen solcher Dichter versprechen, deren vermischte Werke schon voller Geilheit, Zweydeutigkeit und Unflätherey sind. Wofern es ein Verdienst ist, den Verstand zu vergiften, und das Herz zu verderben, in die Familien Schmach, Krankheiten, Elend, und Betteley einzuführen; so gesteht Herr **Collier** gern zu, daß die Dichter, von denen er redet, über alles Lob erhaben sind: wenn dieses aber nicht ist; so sollte man ihre Werke mit ganz andern Augen ansehen, als jetzt geschieht.

Wir schreiten zum zweyten Capitel, von der Ruchlosigkeit der engländischen Schaubühne. Herr **Collier** setzet die Ruchlosigkeit der Comödienschreiber in die Schwüre und Flüche; dann aber, in den Misbrauch der Religion und der Schrift. Es ist ganz was gewöhnliches auf der englandischen Bühne, daß die Schauspieler mit den entsetzlichsten Schwüren um sich werfen, und sich einander gleichseitig, das Teufelholen, die Hölle, alle Unglücksfälle dieses Lebens, und die entsetzlichsten Martern der Ewigkeit, anwünschen. Die Flüche sind ihnen eben so gemein, als diese gräßlichen Verwünschungen. Man flucht bey aller Gelegenheit; es fluchen hohe und niedrige, Weiber und Manner. Die Liebe und der Haß, Glück und Unglück, die Gelassenheit und der Zorn, nichts kann ohne Fluchen und Schwören vorgestellet werden. The old Batchelor, The Double-Dealer, Love for Love, sind Beweise hievon. **Don Quixotte** aber, the

pro-

zu ſondern Dienſt und Gut aufs treulicheſt und fleißigeſt überſetzen zu laſſen, und ferner an den Tag zu bringen, daron Valerius Maximus auch eins, und faſt das erſte ſeyn ſolle.

* Valerius Maximus von denckwürdiger Reden und Thaten der Römer und fremden Ins Teutſche überſetzt von Everhardo Guernero Happelio. Frankf. 1678. 8.

VEGETII

de re militari libri V.

Grafen Flavii Vegetii Renati Tractat von der Ritterſchafft und jungen Rittern, wie ſie im Treffen zu unterweiſen und zu exerciren. Im gleichen von allerhand Fortifications-Werken, ſo zu Belägerung und Einnehmung derer Städte nöthig. Mit vilen Figuren.

In dem Catalogo der berühmten ehemaligen Seidelſchen Bibliothek zu Berlin, gedruckt zu Berlin 1718. 8. wird p. 299. unter den Quartanten num. 735. der Druck dieſer erſten deutſchen Uberſetzung Vegetii, aus denen dabey angemerkten Umſtänden, bereits in das Jahr 1462. geſetzet; welches diejenigen genauer unterſuchen mögen, denen dieſe Auflage bey der Hand iſt. Man ſehe indeſſen *Fabric.* Bibl. Lat. T. 3. p. 134.

Vegetii fünff Bücher der Ritterſchafft Augſpurg 1529. fol.

VIRGILII

Aeneis.

Ver-

provock'd Wife, und the Relaps, ſind ſo gar grob, daß es nur durch ihre eigenen Ausdrücke beſchrieben werden kann. Die neuern Dichter übertreffen hierinn die Alten bey weitem. **Schakeſpear**, iſt gegen ſie ein geſetzter ernſthafter Mann; und **Benjohnſon**, ein gewiſſenhafter Menſch. **Beaumont** und **Fletſcher** aber, laſſen in ihren Luſtſpielen nur die ärgſten Taugenichte fluchen und ſchwören, und auch deswegen geſcholten werden. Zu geſchweigen, daß ihre Schwüre nicht mit Verwünſchungen verbunden ſind, wie auf der neuern Schaubühne gebräuchlich iſt.

Dieß alles können die engländiſchen Dichter nicht leugnen, ſondern müſſen ſich dieſes Verbrechens halber ſchämen. Ihre Schwüre entfahren auch nicht etwa bey Aufrühren, oder ſtürmigen Aufläufen, noch in der erſten Hitze einer wüthenden Leidenſchaft; ſondern bey kaltem Blute, mit Vorſatze, aus einer recht eingewurzelten Gewohnheit. Welch ein Abſcheu!

Am meiſten aber iſt zu verwundern, daß das Fluchen und Schwören auf der Schaubühne eines Landes, ſo ſehr im Schwange geht, in deſſen Landesgeſetzen, dieſes Laſter, der Schaubühne, mit ausdrücklichen Worten verbothen iſt. **Um zu verhindern** (heißt es) **den großen Misbrauch des heiligen Namens Gottes, auf der Schaubühne in der Comödie** ꝛc. **ſo iſt von unſerm Landesherren** ꝛc. **verordnet und befohlen worden, daß wenn, nach gegenwärtiger Verſammlung des Parlaments, einer oder mehrere auf dem Theater, in der Comödie,** ꝛc. **ein oder mehrere**

rere male, aus Scherz oder Unglauben, sich des Namens Gottes, oder Jesu Christi, oder des heiligen Geistes, oder der Dreyeinigkeit, bedienen sollten, als welche Namen, nicht sonder Ehrerbiethung und Andacht genennt werden sollen; sie für jedesmal 10 Pfund Sterling Strafe erlegen sollen u. s. w.

Jedoch das Fluchen und Schwören ist nicht nur eine Ruchlosigkeit, sondern auch eine Ungezogenheit gegen die Zuschauer. Das Frauenzimmer macht in den Schauplätzen den grösten Haufen aus: und ist die Regel denn nicht festgestellt, daß wer in ihrer Gegenwart flucht, die gute Lebensart noch erst lernen muß? Hier würde sich also auch ein Atheist zu zähmen wissen. Ferner sind diese gegenseitigen Flüche zweener Schauspieler, als ein donnerndes Gespräch anzusehen, dessen Quelle der Zorn und die Wuth sind; sie sehen einer Vorbereitung zu einem nahen Zweykampfe ähnlich. Diesen Anblick aber scheuet das furchtsame und und unbewehrte Frauenzimmer, welches eben deswegen, vor einem Fluche nicht minder erschrickt, als vor einem bloßen Degen. Ein wohlgesitteter Mensch wird sich daher nicht minder scheuen, in ihrer Gegenwart zu fluchen, als sich in ihrem Beyseyn zu schlagen.

Der andre Beweis der Ruchlosigkeit der englischen Theaterdichter, ist der Misbrauch der Religion und heiligen Schrift. Die Scene des ersten Aufzuges im Mock-Astrologer, z. E. ist eine Capelle, und damit man ja bald erfahre, in was für Absicht dieser geweihte Ort dazu bereitet ist, so eröffnet

öffnet der Dichter den Schauplatz mit Bublereyen und Spottreden über die Frömmigkeit. Hiacynthe ist eine der vornehmsten Spielerinnen darinn. Sie unterbricht, unter andern, ihre Schwester Theodosia so: **Was? meine Schwester? willstu beten, meine Schwester? Was habe ich dir denn zu Leide gethan, daß du in meiner Gegenwart beten willst?** Hierauf schwöret Wildblood beym **Mahomet**, und hält sich mit cynischen Ausdrücken über die Glückseligkeit jenes Lebens auf, der er in allem Ernste das Paradies der Türken vorzieht. Er hatte schon vorhin eine herrliche Probe seiner Religion abgelegt, und einen **paulinischen** Spruch, zu einer Unflätherey gemisbrauchet: in der Folge aber schwöret er noch einmal bey dem **Alla**, und **Mahomet** und lacht voller Stolz über die Hölle. Wildblood beschwöret sich ferner gegen seinen Diener, daß **die Lumpenhunde und gutherzigen Idioten aus der Vorsehung ein lastbares Thier machen**: und dieser Kerl um zu zeigen, wieviel er unter einem solchen Herren erlernet, antwortet dem Bellami, der gern eine Lügen aus ihm heraus locken will: **glaubt mir auf mein sündiges Wort, ich habe euch schon meine lezte Lügen gesagt; ich behalte nur noch eine zu meiner eigenen Ehre: so wahr ich durch meinen Herrn selig zu werden hoffe!** Gegen das Ende dieses Stücks, hält man sich über die wunderbaren Erscheinungen auf, und damit dieses desto merklicher werde, so läßt man mit einst einen Teufel auf den Schauplatz kommen.

Die-

Dieſer fängt an zu nieſen, und man ſagt ihm: **helf dir! du biſt gewiß gar zu lange vom Feuer geblieben, daß du den Schnupfen bekommen haſt.** In dem Stücke the Orphan, iſt zwar die Gegend chriſtlich; allein die Religion wird eben ſo wenig darinnen geſchonet. Wenn **Polydor** bey ſich zu Rathe geht, wie er die **Monimia** unglücklich und ehrlos machen will, ſo richtet er den abſcheulichen Seufzer zum Himmel: **O Himmel ſey mir günſtig! Erzeige dich mir in dieſen koſtbaren Augenblicken nur gnädig!** So verehren die Dichter das höchſte Weſen durch Gotteslästerungen; eben wie die **Lindianer** den **Herkules** anbetheten, indem ſie ihn mit Flüchen und Steinen warfen. **Polydor** geht noch weiter; allein Herr **Collier** trägt Bedenken, es vor keuſche und chriſtliche Ohren zu bringen: ſo wie wir gleichfalls, es bey dieſen wenigen Exempeln bewenden laſſen, ungeachtet hier noch mehrere, aus andern Stücken, folgen. Am Ende dieſes Capitels wird abermals der Vorzug der heidnichen theatraliſchen Dichter, vor den Engländiſchen, in Abſicht auf die Verehrung der Religion, gezeiget.

Das dritte Capitel handelt von der Unverſchämtheit der engländiſchen Schaubühne gegen die Geiſtlichkeit. In dieſem Stücke gehen die engländiſchen Dichter ſehr weit. Bey andern Perſonen tadeln ſie doch nur gewiſſe Fehler, bey denen ſie ſtehen bleiben; hier aber kennen ſie gar keine Grenzen. Sie tadeln nicht nur das lächerliche, was ein Geiſtlicher, als ein Menſch, an ſich haben kann; ſie taſten

taſten inſonderheit ſein Amt und ſeinen Stand an. So bleiben auch ihre Spöttereyen nicht bey einem, oder dem andern allein: ſondern ſie fallen auf den ganzen Orden.

Zweyerley Stücke ſind nothwendig, wenn man Perſonen auf die Schaubühne bringen will, ohne ihrem guten Namen zu ſchaden. Einmal, daß ſie nicht von einem andern geſchändet werden, und dann, daß ſie ſich ſelbſt nicht in Schande ſetzen. Die engländiſchen Comödien beobachten in beyden Stücken das Gegentheil. Im ſpaniſchen Mönche, ſoll **Dominicus** dem **Lorenzo**, ſchandbare Weibsperſonen ſchaffen: dieſer Geiſtliche wird genennt, **ein heiliger und geſegneter dicker Wanſt, in welchem Platz genug iſt alle Glocken des Kloſters hinein zu hängen.** Dergleichen Ehrentitel bekömmt er noch mehr; bis endlich auch die Kirche nicht frey ausgeht. Es heißt: **Welcher ſind die unfehlbaren Schlupfwinkel der Kirche? daß man recht unverſchämt lügen, und andächtige Meyneide ſchwören kann.** Und dieſer Geiſtliche, der durch das ganze Stück als der ſchandbarſte Böſewicht abgeſchildert wird, geht am Ende ungeſtraft und triumphirend aus. **Hornet** (in dem provock'd Wife) ſetzt in ſeinen Betrachtungen über das ganze menſchliche Geſchlecht, dieſes als eine feſte Wahrheit voraus: **daß die Geiſtlichen die gröſten Arbeiſten ſind.** **Chamont** ſagt (im Orphan zu einem Feldprediger: **Iſt denn in deiner ganzen Zunft kein einziger ehrlicher Kerl? Der Hochmuth eurer**

Vorgesetzten macht euch alle zu Sklaven; ihr lebet alle gezwungen, niederträchtig und knechtisch. Ihr habt nicht Herz genug, die Tugend öffentlich zu treiben, ob ihr sie gleich andern prediget. Wenn du willst, daß ich nicht dein Amt verachten, noch deinen Stand verlachen soll, so gestehe mir, daß alle deine Mitbrüder Böswichter sind; daß dein Amt lauter Betrügerey sey, und daß du in diesem Stücke der schlaueste Gast unter deinem ganzen Orden bist. In dem old Batchelor, klingt es nichts besser, wenn Belamour, der unter der Gestalt eines Geistlichen, die Letitia verführen will, fragt, ob sein ganzer Aufzug besorgt sey? Er bekommt zur Antwort: Es ist alles besorgt, mein Herr, es ist alles da; der breite Hut des heiligen Mannes; das kleine Röllerchen des strengen Doctors, der lange Mantel des Mannes Gottes; so gar das Pflaster ist nicht vergessen, was Tartüffe, zum Andenken der Sünden seiner Jugend, auf dem Auge tragen soll. Oedipus ist eben voller solcher Lästerungen. Was soll man doch dich nach Wahrheit fragen? Die Schmäucheleyen der Hofleute, die Schwüre eines Künstlers, die Thränen der Buhlerinnen, und die Betrübniß eines reichen Erben, das alles sind Wahrheiten, gegen das, was unsere Priester uns lehren. Was? ist ihnen denn ihr Priesterthum ein Befreyungsbrief, daß sie ungestraft lügen, und noch dazu

Glau-

Glauben verdienen ſollen. . . . Wir brechen hier ab, ohne von den übrigen Exempeln was zu ſagen. Gewiſſe Sachen ſchaden in einer weitläuftigen Recenſion nicht minder, als ob man das verworfene Böſe in der Quelle ſelbſt geleſen hätte. Herr Collier bemerkt endlich, wie weit die Begierde ſeiner Dichter, das Prieſterthum überhaupt zu verſchreyen, gehe; daß ihnen auch weder Jude, noch Heide, noch Türk, noch Chriſt, nicht Genf und nicht Rom, entgehen kann, ſo bald es nur ein Prieſter iſt. Sollte man nicht denken, es wäre ihnen bange, daß auf dem Erdboden noch ein Winkel übrig bleiben ſolle, allwo das höchſte Weſen verehret, die Tugend ausgeübt und das Laſter geſcheuet werde?

Und auf was für Stützen gründen denn dieſe Dichter ihr unverantwortliches Betragen? Hat man denn jemals das Prieſterthum für einen leeren Titel gehalten? Haben ſich die alten Dichter nicht mehr daraus gemacht, als die neuern? Dieß fängt Herr Collier nunmehr an zu unterſuchen.

Homer wird zuerſt vorgenommen, und ob er gleich keine Schauſpiele geſchrieben hat: ſo kann er doch als ein Richter gelten, mit was für Augen man zu ſeiner Zeit das Prieſterthum angeſehen. Nun erſcheint in ſeinem Gedichte, Chryſes, ein apolliſcher Prieſter, im Kriegsrathe, mit einer Krone auf dem Haupte, und einem Zepter in der Hand. Er biethet eine große Geldſumme, die Ehre ſeiner Tochter zu retten: und das ganze Heer beſteht darauf, man ſolle, in Anſehung ſeines Amts, ſein Anerbie-

erbiethen annehmen. Der ſtolze **Agamemnon** widerſetzt ſich noch; allein **Apollo** ſelbſt rächet dieſes Widerſtreben, und die Beleidigung ſeines Prieſters, durch eine Peſt. Alle übrige Stellen in **Homers** Gedichten bezeugen, wie Herr **Collier** hier weiſet, eben das.

Virgil iſt ſeinen Fußtapfen, in dieſem Stücke, gefolget; er redet niemals von einem Prieſter, ohne ihm irgend ein Ehrenzeichen beyzulegen. Als die **Trojaner** berathſchlagen, was man mit dem hölzernen Pferde anfangen ſoll, und einige es in die Stadt ziehen wollen; ſo widerſetzt **Laokoon** und ein großer Haufen, ſich dieſem Verſatze: er giebt ſolche heilſame Anſchläge, und ſieht die Argliſt der Griechen ſo gut ein; daß, wenn ſie nicht ſo tollkühn geweſen wären, man das Vaterland gewiß gerettet hätte:

Trojaque nunc ſtares, Priamique arx alta maneres.

Dieſer **Laokoon** aber, war **Neptuns** Prieſter und **Priams** Sohn, oder des **Anchiſes** Bruder, welcher nach des **P. la Rüe** Anmerkung, vom königlichen Hauſe geweſen. Mit nicht minderer Ehrerbiethung redet **Virgil** vom **Pentheas Othryades**, und allen prieſterlichen Perſonen die er einführet.

In des **Sophokles Oedipus** erſcheint der Prieſter, auf Befehl des Königes, um mit dem Tyrannen zu reden. **Oedipus** begegnet ihm, in der erſten Hitze des Zornes, ziemlich hart; allein dieſer ſagt ihm dreiſt in die Augen: **er ſey einer von Apol-**

Apollons Dienern, und nicht der seinige. Man merke auch, daß alles was Oedipus ihm gesagt hatte, nur auf des Tiresias Person; nicht aber auf seinen Stand gieng. In der Antigone, eben dieses Tragödienschreibers, bleibt der Priester in eben solcher würdigen Anständigkeit; ja er nennet den König so gar, seinen Sohn.

Euripides legt dem Priester Tiresias erstlich eine drohende Antwort des Orakels in den Mund. Tiresias trägt dem Kreon die Wahl, zwischen dem Tode seines Sohnes, oder dem Untergange der Stadt, vor. Kreon aber bemeistert sich selbst, und nachdem sein Sohn sich ermordet hat, klagt er, weder die Götter, noch den Priester an. Eben so hält dieser tragische Dichter es in seinen andern Stücken.

Aristophanes ist ein verwägener Atheist; gleichwohl sagt er wenig von den Priestern, und schonet doch der Götter selber nicht. Terenz bringt gar keine Priester auf die Bühne, ja er denkt ihrer nicht einmal in seinen Lustspielen. Chrysales, im Plautus, beschreibt den Priester der Diana, als einen ehrliebenden und angesehenen Mann. Und als in einem andern Stücke, der verwägene Labrax drohet, er wolle den Tempel erbrechen, und auch wirklich den Anfang dazu macht: so ruft Demades, ein vornehmer Mann, der diese Gewalt zu rächen verspricht, aus: Quis homo est tanta confidentia, qui sacerdotem audeat violare? So einhällig sind die alten Dichter in diesem Stücke.

Was nun die Neuern betrifft: so führen **Corneille** und **Moliere** keine Prieſter in ihre Stücke ein. Der erſte ſchließt ſogar den **Tireſias** aus ſeinem **Oedipus** aus: und was kann hieran anders Schuld ſeyn, als die Ehrfurcht gegen die Religion? **Herr Collier** kömmt auf die alten engländiſchen Dichter. **Schakeſpear** führt zwar geiſtliche Perſonen ein; aber er läßt ſie allezeit ihre Würde behaupten. Es kann in dieſer Abſicht nur ein einziges ſeiner Stücke ausgenommen werden, darinnen der Pfarrer ein ordentlicher Phantaſt iſt; allein das ganze Stück iſt überhaupt ſo ſchlecht und albern gerathen, daß der Dichter darinn, nicht minder ein Narr iſt, als der Pfarrherr. So geht Herr **Collier** den **Ben Johnſon**, **Beaumont**, **Fletſcher** und andere engländiſche Theaterdichter durch und zeiget, daß ſie, in dieſem Stücke, entweder gar nicht geſündiget, oder es doch lange ſo hoch nicht getrieben haben, als die Neuern. Hierauf zeigt er die Unbilligkeit dieſes Verfahrens, aus der Vernunft und Religion, auf eine nicht minder rührende und erhabene, als überzeugende Art.

Das vierte Capitel handelt von dem **Gebrauche, das Laſter, auf der Bühne, zu Ehren zu heben, und an die Stelle der Tugend zu ſetzen.** Der Urheber der Natur hat das Laſter dermaßen von der Tugend unterſchieden, daß ſich auf der Welt nichts unähnlicher ſehen kann, als ſie beyde. Wer ſich nun bemühet, dieſe verſchiedenen Charactere zu verwechſeln, ſie gleichſam zu vertilgen, und ſie zu verändern, der iſt aller möglichen Verachtung würdig.

Verdeutſcht durch D. Thomam Murner, Straſſburg 1515. fol. Jena 1606. 8.

Durch Heinrich von Veldeck.

* Aeneis Virgiliana; das iſt, des fürnembſten lateiniſchen Poeten P. Virgilii Maronis XII. Bücher von den Geſchichten und Thaten des Ritterlichen und theuren Helden Aeneae deß Trojaners; von deſſelben Abzug an, nach der Zerſtörung der Statt Troia, was er zu Waſſer und Land bis auf ſein Abſterben ausgeſtanden. In artige teutſche Reimen verfaßt durch weiland M. Johann Sprengen, geweſnen Kayſ. Notarien und Burgern zu Augſpurg. Jetzt erſtmahls in offnen Truck publiciret und verfertigt Augſpurg 1610. fol.

Die Uberſetzung iſt in Reimen nach des Hans Sachſen Art gemachet, ſonſten aber, was den Verſtand anbetrifft, noch ziemlich. Wir finden in der von dem Verleger, Elias Willer, vorangeſetzten Zuſchrift einige Worte die hieher allerdings gehören. Er ſchreibt unter andern: Vnd ſein des gleichens, ſtattliche griechiſche und lateiniſche Authores, etliche vil in Welſcher, Frantzöſiſcher unnd anderer jetziger Zeit vbliche Sprachen transferiret, bey etlichen Jaren hero außgangen, darunder zwar der weniger Theil auch in unſerer Teutſchen Sprach; weilen aber vil derſelbigen Welſchen, Frantzöſiſchen und dergleichen Verſionen, den Erfahrnen ſolcher Sprachen wolgefallen, und von ihnen gelobt worden, bedunken mich die nicht unrecht daran ſein, welche

dig. Zwar ſo lange ein jedes in ſeiner wahren Geſtalt bleibt, wird niemand ſo blind ſeyn, der ſie verkennen ſollte: allein, wann ſich das Laſter unter dem Scheine des Vergnügens verbirgt, und ſich als eine anſtändige Sache zeiget; ſo iſt es zu befürchten, daß es nicht viele blenden und locken ſollte. So wie auf fürſtlichen Carnevalen, oftmals eine Maske eingelaſſen wird, deren verkleideter Menſch, in ſeiner ordentlichen Tracht, nicht über die Schwelle kommen dörfte.

Wild-blood bekennet ſich (im Mock-Aſtrologer) öffentlich zur Fahne des Laſters. Er erkläret ſich wider eine rechtmäßige Heirath und ſchwöret beym **Mahomet**. Belamy macht ſich über den **Fürſten der Finſterniß** luſtig. **Lorenzo**, ein ehrloſer Böſewicht, klagt ſeinen Vater einer ſchändlichen Sache wegen an. **Harcourt** hintergeht einen Freund, der ihm allezeit Gutes gethan. **Freeman**, betrügt eine Wittwe um ihr Vermögen, verführet ihren Sohn, und hetzet ihn wider die Mutter auf. **Belamour** iſt geil und gottlos zugleich. **Mellefort** giebt dem **Careleß** alle mögliche Anſchläge, eine verheirathete Frau zu verführen. **Dieß** alles ſind die Hauptperſonen aus ſechs bekannten engländiſchen Luſtſpielen, und keiner von ihnen geräth in Schande und Verachtung; ſie gehen vielmehr mit Lobeserhebungen ab, und heißen aufgeweckte artige Leute.

Im **Don Sebaſtian**, heirathet **Antonio**, ein berufſener Atheiſt und Prieſter der Wolluſt, **Mo-**

raimen, mit dem halben Vermögen des Mufti, zum Lohne seiner herrlichen Verdienste.

In dem Stücke Love for Love, ist **Valentin** der Held: wofern es erlaubet ist, diesem Nichtswürdigen einen so edeln Namen zu geben. Der Dichter hat Lust gehabt, aus diesem Bösewichte einen redlichen Mann zu machen, er hat sich aber zu spät darauf besonnen. Es ist wahr, **Valentin** hält ganz ehrlich um Angeliquen an: allein ist es auch wohl ein sehr verdienstliches Werk, ein Mädchen mit 30000 Pfund Sterlings zu heirathen? Uebrigens ist **Valentin** ein verlorner Mensch, ein Verschwender, ein Wollüstiger, ein Gottloser, ein Bösartiger, ein ungehorsamer Sohn. Gleichwohl geht es ihm, wie es dem Tugendhaftesten gehen sollte. Alles gelingt ihm nach Wunsche: ja sein Glück übertrifft seine Wünsche. Das macht nun einen rechten Abscheu vor den Lastern!

In dem Provok'd-Wife, schwöret **Constant**, wie ein Bootsknecht, stellet dem Frauenzimmer nach, erzählet ungescheut sein verbrecherisches Leben, und zieht endlich ohne Bedenken, die Schwelgerey, einem ordentlichen Ehestande vor.

Kurz, ein rechtschaffener Mensch, nach dem Fuße der engländischen Schaubühne, ist ein abgefeimter Bösewicht, ein Gotteslästerer und Atheist. Dieß ist gleichsam der Probierstein, nach welchem man wissen kann, ob es einem Menschen im Schauspiele wohlgehen, und ob er zu Ehren kommen wird. Hält er diese Probe nicht aus, so ist er schon verworfen, und zum Unglücke auserkohren. Nach ih-

ren

ren Begriffen, ist das Gewissen ein beschwerliches Hirngespinst und die Tugend eine Schulfüchserey, die einem Cavallier unanständig ist. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens schickt sich nur für den Pöbel: und wer fromm ist, ist ein schändlicher dummer Kerl, den man ersäufen sollte.

Das ist also ein kurzer Abriß eines rechten artigen Menschen: er muß alle christliche Wahrheiten verlachen, Gott lästern, dem Frauenzimmer selbst ehrlose Dinge vorreden, alle Gesetze der Freundschaft mit Füßen treten, seine Freunde hinterm Rücken schmähen und ihnen zu schaden suchen. Welch ein artiger Mensch! der keine Religion, keine Redlichkeit, keine Ehre, keine Sitten, ja auch nicht einmal den Außenschein von allem diesen hat! Und was kann wohl die Absicht der Dichter bey diesem Verfahren seyn? Ist es nicht, den Lastern aufzuhelfen und die Tugend zu unterdrücken? Ist es nicht, den jungen Leuten eine Scheu vor einer ordentlichen Lebensart zu machen? und sie gleichsam, durch den Antrieb ihrer eigenen Ehre, zu einer wüsten Lebensart zu zwingen?

Indessen werden die natürlichen Tugenden auf der engländischen Schaubühne nicht minder verschrieen, als die christlichen. Wie oft sind nicht löbliche gute Eigenschaften, eine ehrliche Handthierung, eine Geschicklichkeit, eine Wissenschaft, eine kluge Haushaltung, in ihren Lustspielen durchgehechelt worden? Die ehrlichsten londonschen Bürger, werden darinnen nicht anders, als Lumpenhunde; und die blühendsten Akademien, als Pflanzschulen der Pedanterie vorgestellt.

Das galt von den Mannsleuten. Herr **Collier** geht nun zum Frauenzimmer. Die Heldinnen seiner Dichter sind eben so sträflich gewählet, als die Helden. **Moramie**, verliert alle Empfindungen der Menschlichkeit, so gar gegen ihren Vater. Sie zieht ihm eine derbe Tracht Prügel zu, und ergiebt sich hernach dem **Antonio**. **Angelique** redet unverschämt mit ihrem Vätter. **Belinde** bekennet ihre buhlerische Neigung recht frech: und kurz, die Hauptpersonen weiblichen Geschlechts, im Mock-Astrologer, im **spanischen Mönche**, in der **Frauen vom Lande**, im Old-Batchelor, im Orphan, im Double-Dealer, und in der Love triumphant, sind alle unzüchtig, und zuweilen noch ruchlos dazu.

Herr **Collier** schreitet wieder zu dem nachdrücklichsten und sichersten Mittel, seine Landsleute zu beschämen, nämlich zu den Stücken der Alten, und zeiget, wie weit diese von solchem Unwesen entfernet sind. **Philolaches** im **Plautus** seufzet, daß er seine Pflicht aus den Augen gesetzet, und hält sich weitläuftig bey den Vorzügen der Tugend und ordentlichen Aufführung auf. **Lusitillus**, ein anderer junger Mensch aus gutem Hause, ermuntert sich, dem Schwelgen zu widerstehen. Seine Unterredung mit dem **Philto** ist überaus moralisch: worauf er noch sehr feurig und lebhaft wider die Unordnung loszieht. Eben so bescheiden ist **Chremes**, der sich vor den Verführungen der **Thais** fürchtet. **Pinacium** sagt zu ihrer Freundinn, daß sie ihren Männern treu zu seyn schuldig wären, gesetzt, daß sie es auch nicht darnach machten: denn, setzt

sie

ſie hinzu, edle Seelen ſind gerecht, man verfahre auch mit ihnen ſo unbillig als man wolle. In dem Provock'd Wife hingegen ſagt Brute: **die Tugend iſt ein hölzerner Eſel; ein Liebhaber iſt tauſendmal beſſer.**

Pinacium kömmt noch auf eine andere Hauptpflicht. Sie ſagt: eine Tochter könne die Ehrerbiethung gegen ihren Vater, nie zu weit treiben; der Ungehorſam ziehe Schmach und Unglück nach ſich. Hyacinthe aber (im Mock-Aſtrologer) antwortet der Theodoſia, die über ein paar Degen erſchrickt, welche in einem verſtellten Zorne gezogen werden: **was fürchteſtu? Wir ſterben ja in Geſellſchaft. Nichts ärgert mich mehr, als daß ich keine Mannsperſon bin, und dem alten Drachen, meinem Vater, vor meinem Ende noch einen Ribbenſtoß verſetzen kann.** Als hernach der alte Alonzo ſeinen Töchtern drohet, er wolle ſie ins Kloſter thun, ſo putzet die ſaubere Hyacinthe ihn gar, und ſagt: **nenne mir noch einmal das Wort Kloſter: ſo erkenne ich dich für meinen Vater nicht.**

Herr Collier bricht hier die Vergleichung des engländiſchen Theaters mit dem alten heidniſchen ab, die er doch gar leicht weiter hätte fortſetzen können. Genug, daß er unleugbar gezeiget hat, daß es dem Laſter auf der dortigen Schaubühne allezeit gelinge. Herr Dryden, welcher über dergleichen Unordnungen ſeiner Schauſpiele oft angegriffen worden, entſchuldigt ſich zwar damit: daß er das gegenſeitige Geſetz nicht von allen alten und neuen komiſchen

Dich-

Dichtern allezeit beobachtet fände. Allein diese Entschuldigung ist sehr schlecht: denn was folgt daraus, als, daß nicht alle Dichter regelmäßig schreiben? Ein Gesetz kann aber wohl sehr gut seyn, wenn es gleich nicht durchgehends beobachtet wird. Herr **Dryden** beruft sich ferner auf den **Plautus** und **Terenz**. Herr **Collier** leugnet nicht, daß man nicht einige Stellen bey ihnen finden möchte, die ihm günstig wären. Allein, erstlich ließ die Religion dieser Dichter ihnen eine große Freyheit in vielen Sachen, die die unsrige uns verbiethet. Und dann war die Schwelgerey bey ihnen so verbothen nicht, als sie es wohl bey uns ist. Wofern also **Dryden** nicht denkt, daß das Christenthum und Heidenthum einerley sey; so hilft ihm sein gesuchter Schutz gar nichts. Zum andern, so sagt **Horaz**, der ja ein so guter Richter der Schaubühne ist, als **Plautus** und **Terenz** sind, ganz das Gegentheil. Er verwirft des Plautus Unfläthereyen, und versichert, daß die vornehmen Leute seiner Zeit, keine schmutzige Satyre würden geduldet haben. Er fügt hinzu, daß die ehemaligen Dichter sich, wegen der großen Dienste, so sie geleistet, Bewunderung zugezogen, daß sie die Religion gelehret, die Sitten verbessert, die Leidenschaften gedämpfet hätten u. s. w. Ein offenbares Zeugniß, daß sich die Musen damals nicht mit dem Laster beschäfftiget. Er sagt ferner, der Chor solle aus der Materie des Stückes entstehen, und jedem Aufzuge zu Hülfe kommen; er solle sich als einen Beschützer der Tugend, und als einen Verehrer der Religion bezeugen. Aus diesen

Regeln

Regeln für die Chöre, schließe man nun auf den Inhalt der Stücke.

Ja, wird man sagen, was Horaz von den Chören sagt, das geht nur auf die Trauerspiele. Der Einwurf ist schlecht! Die Chöre sind ja mit dem Lustspiele so unverträglich nicht. Die alten Comödien hatten welche; und wir sehen es am Aristophanes. Zu dem so sagt Aristoteles kein Wort von der Unterdrückung der Chöre; er setzt sie vielmehr in folgenden Worten voraus: **Der Chor ward auf Befehl der Regierung, lange Zeit vor Erfindung der Comödie, hinzugefügt.** Terenz und Plautus haben freylich keine Chöre; aber vielleicht hatten ihre Vorgänger sie.

Endlich sagt Horaz, die Dichter sollen den Grund ihrer Gedichte, auf Platons und des Sokrates moralische Regeln bauen. Dieß, setzt er hinzu, sey das sicherste Mittel, allezeit das Decorum zu beobachten. Folglich begehret Horaz gewiß, daß die Ehrbarkeit in den Schauspielen herrsche.

Der Pater Rapin will eben das. In der That heißt es, da die Poesie eine Kunst ist, so muß sie ihrer Natur nach, nützlich seyn, und nicht allein gefallen, sondern auch erbauen wollen.

Und damit Herr Collier auch noch zeige, daß auch die Engländer selbst dieser Meynung sind, so führet er aus dem Ben Johnson folgende Stellen an. „Es ist unmöglich ein guter Dichter zu seyn, „ohne ein rechtschaffener Mann zu seyn. Einen „guten Dichter nennet man denjenigen, der die jun„gen Leute zu guten Sitten anreizet, und den Er-

„wach-

„wachſenen die höhern Tugenden anpreiſet. Die „gemeine Klage itziger Zeiten, iſt, daß die Schrift„ſteller nichts poetiſches an ſich haben, als den Na„men; daß die Dichtkunſt, und inſonderheit die „theatraliſche, faſt nichts als Unflätherenen ausſinne, „nichts thue, als Gott und Menſchen beleidigen. „Dieſe Klage iſt leider mehr als zu gegründet. Was „mich betrifft, ſo behaupte ich, und bezeuge es mit „meinem Gewiſſen, daß ich allezeit vor dem min„deſten ruchloſen Gedanken gezittert, und allezeit „vor den Unflätherenen einen Ekel gehabt habe, „wovon unſre Schaubühne wimmelt. Welcher ver„nünftige und ehrliebende Menſch erröthet nicht, „wenn er ſieht, wie man die Begierden anreizet „und anfeuret? Ein jeder Auftritt iſt ein Gewebe „von ehrloſen Sachen, die ſo arg ſind, daß ſie auch „die Ohren eines Heiden beleidigen würden; und „eine Sammlung von Gotteslästerungen, darüber „einem Chriſten, das Blut in den Adern ſtecken „bleiben ſollte.

Hier müſſen wir abbrechen, mit der Verſicherung, daß eine Ueberſetzung dieſes Werks, auch uns Deutſchen ſehr nützlich ſeyn würde; zumal wenn die Mode, engländiſche Luſtſpiele zu überſetzen, weiter gehen ſollte: damit man, da man freylich niemanden wehren kann, zu überſetzen, was er will, doch wenigſtens gewiſſen Scribenten zeigen könnte; wie ſchlecht ſie, ſelbſt nach dem Urtheile eines Engländers, gewählet hätten.

* *

III.

Miſcellanea Hiſtoriae Philoſophicae Litterariae, Criticae, olim ſparſim edita, nunc uno faſce collecta, multisque acceſſionibus aucta et emendata, a *Iacobo Bruckero*, Acad. Scient. Berol. et Bonon. Membro. Aug. Vind. ap. Jo. Iac. Lotterum 1748 8.

Der wegen ſeiner vielen Verdienſte um die gelehrte Welt, hochberühmte Herr Paſtor Brucker hätte den Liebhabern ſeiner Schriften keinen größern Gefallen thun können, als er ihnen durch gegenwärtiges Werkchen erweiſet. Er liefert ihnen darinn eine vollſtändige Sammlung aller ſeiner kleinern lateiniſchen Abhandlungen, die in ſo vielen gelehrten Monatſchriften bisher einzeln eingerücket geweſen; und den Beyfall aller Kenner gefunden haben. Wer es weis, wie ſchwer, ja unmöglich es heute zu Tage iſt, alle Monatſchriften zu kaufen und zu leſen, die nur in Deutſchland ans Licht treten: der wird ſich leicht einbilden können, daß es viele Freunde bruckeriſcher Ausarbeitungen geben muß, die kaum die Hälfte ſolcher artigen Stücke geleſen; oder bey geſchehener Unterdrückung ſeines Namens, zu erkennen und anzutreffen gewußt. Hier kann man nun alles in einem Bande kaufen, was aus einer ſo geübten Feder gefloſſen iſt: ja man kann es hier beſſer finden, als an den Orten wo es zuerſt eingerücket worden. Der hochehrwürdige

Herr

Herr Verfaſſer hat nämlich die meiſten Stücke, mit vieler Einſicht ausgebeſſert, und vermehrt. Es iſt nicht möglich, daß ein gelehrter Mann in ſeinen letzten und reifern Jahren, mit ſeinen erſten Verſuchen in allen Stücken zufrieden ſeyn kann. Ein Tag lehret den andern: und eine mehrere Beleſenheit, ein tieferes Nachdenken, geben den beſten Arbeiten einer muntern Jugend, erſt mit der Zeit, die nöthige Vollkommenheit. Dieſe wird man nun, ſo weit es menſchlichen Kräften in dergleichen Materien, als hier abgehandelt worden, möglich iſt, hier in ziemlichem Maaße antreffen.

Wir hoffen unſern Leſern eine angenehme Nachricht zu geben, wenn wir ihnen den ganzen Inhalt dieſer Sammlung durch kurze Erzählung aller darinn enthaltenen Stücke, kürzlich vor Augen legen. Wir werden ſie gleichſam in einen wohlangelegten, und mit den nützlichſten Gewächſen angefüllten Garten führen. Sie werden darinn bald eine wohlriechende Blume, bald einen fruchtbaren Baum, bald ein ſaftiges und heilſames Kraut antreffen; allenthalben aber die fleißige Hand des Gärtners lieb gewinnen, dem wir ſo mancherley ſchöne Pflanzen zu danken haben.

Die Zueignungsſchrift dieſes Werkes iſt an den großen Beſchützer der Gelehrſamkeit unſrer Zeiten, den verehrungswürdigen Königl. Großbrit. und Churhannöv. Staatsminiſter, Herrn **Gerlach Adolph von Münchhauſen** gerichtet, dem die Nachwelt erſt das ihm gebührende Lob recht wird ertheilen können.

Die

ſolche Translationen auch in unſerer Sprach ſich underſtanden: dann es haben zu unſeren Zeiten ſich wol auch von hohen Häupteren Leute gefunden, die zur *Delectation* ſolches tentirt; alſo ſolte auch diſer (ſolcher Verſion halb) nit getadelt, ſondern deswegen gerühmt und gelobt werden. Übrigens verhoffen wir nicht unbillig dem Leſer einigen Gefallen zu thun, wenn wir ihm dieſen ehrlichen Johann Sprengen, der ſich ſo viele Verdienſte unter ſeinen Landsleuten durch ſeine Deutſche Uberſetzungen zu erwerben geſuchet, etwas näher zu kennen geben. Obengedachter Verleger, Willer, hat vollkommen zu einerley Zeit mit dieſem Virgilio auch des Homeri Iliadem, von Sprengen überſetzt, an das Licht geſtellet. Vor dieſer letztern ſtehet das Bildniß des Sprengen, welches aber in dem Exemplar unſerer Geſellſchaft nebſt dem Titulblat herausgeriſſen iſt. Nach dem Bildniß folget Chriſtoph Weinmairs Lobſpruch auf den Uberſetzer, darinn er die wichtigſten Umſtände von ihm anführet. Wir wollen demnach demſelben hier einen wenigen Plaz gönnen:

Magiſter Johann Spreng geehrt,
In freyen Künſten wol gelehrt,
Hett' nebenſtehende Geſtalt,
Als er durch Gottes Gnad war alt,
Siebenzig und vier Jar mit Wunder,
Hernach thät er noch mehr beſunder,
Drey gantzer Jahr mit ſtiller Ruh
In ſeinem Leben bringen zu.

Die Abtheilung des Werkes legt uns dreyerley Schriften vor Augen. Die erste Classe begreift Abhandlungen aus der philosophischen Historie, die zweyte Ausarbeitungen aus der gelehrten Geschichte, oder Bücherkenntniß; die dritte endlich, philologische und kritische Stücke. Man wird aber aus dem obigen leicht schließen, daß alles, was der gelehrte Herr Verfasser in deutscher Sprache geschrieben hat, hier nicht anzutreffen ist. Dahin gehören sonderlich die kleinen Stücke, die in den hiesigen Beyträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, die Herr Professor Gottsched allhier seit 1731 veranstaltet, und bis zum Ende herausgegeben hat, von seiner Feder mit eingerücket worden. Sie heben an in dem IV. Bande derselben, und gehen bis in den VIII. und letzten, und betragen in allem sechzehn Artikel, die mehrentheils Nachrichten von gewissen alten und seltenen Büchern geben. Das Verzeichniß derselben steht in des Herrn Verfassers Vorrede nach der Länge: wir wollen nur die Stellen anzeigen, wo sie in gedachter kritischphilologischen Monatschrift stehen. Das 1) Im IV. B. a. 362sten S. das 2) ebend. a. 361 S. das 3) im V. B. a. d. 9 S. das 4) ebend. a. d. 179 S. das 5) ebend. a. d. 223. S. das 6) ebend. auf d. 270 S. das 7) a. d. 320 S. das 8) a. d. 349 S. das 9) a. d. 552 S. das 10) im VI. B. a. d. 1 S. das 11) a. d. 171 S. das 12) a. d. 355 S. das 13) a. d. 363 S. das 14) im VII. B. a. d. 321 S. das 15) a. d. 421 S. das 16) im VIII. B. a d. 105 S. Wir überlassen also diese Stücke dem Nachschlagen

derer, ſo die obgedachten krit. Beyträge beſitzen, und wenden uns zur Erzählung derer allhier befindlichen lateiniſchen Stücke.

Der I. Abtheilung erſte Anmerkung handelt alſo von dem Pyrrho, und bemühet ſich denſelben von dem Schandflecken einer allgemeinen Zweifelſucht zu befreyen. Es iſt wahr, daß den Weltweiſen vielmals Läſterungen aufgebürdet worden, daran ſie oft ganz unſchuldig geweſen. Der ſelige D. Buddeus hat alſo unſern hochehrw. Herrn Verfaſſer, als er noch ein Anfänger in der philoſophiſchen Hiſtorie war, aufgemuntert, in dieſem Stücke die Vertheidigung eines alten Weltweiſen zu übernehmen. Wie viel edler iſt es nicht, ſich mit einer ſolchen Schutzſchrift zu beſchäfftigen; als nach Art einer andern Claſſe von Gelehrten, ſie bald der Ohngötterey, bald der Gottloſigkeit in den Sitten zu beſchuldigen. Wir können uns aber hier in einen Auszug aus dieſer gelehrten Abhandlung nicht einlaſſen, weil dieſer gar leicht den Raum dieſes ganzen Artikels einnehmen könnte. Wir melden nur, daß dieſes Stück mit vielen neuen Zuſätzen und Anmerkungen des Herrn Verfaſſers bereichert worden.

Die II. Anmerkung handelt von der falſchen Tugend, und zwar an den Beyſpiele des großen Alexanders. Die ſtrengen Moraliſten haben nach Auguſtins Zeiten, allen Heiden eine wahre Tugend abſprechen wollen: da doch andre Kirchenväter etwas gelinder von den Tugenden der weiſen Männer unter Griechen und Römern geurtheilet; und ihnen wohl gar ewige Belohnungen derſelben zugeſtanden haben.

haben. Es ist bekannt, daß unter den Neuern Esprit Fleschier, von der Falschheit der menschlichen Tugenden geschrieben, und darinn allen Menschen durchaus wahre Tugenden abgesprochen. Herr P. Br. führet dieses Werk an, meldet auch, daß Leibnitz mit dergleichen Büchern nicht zufrieden gewesen; weil sie das Bestreben nach der Tugend mehr hinderten, als beförderten. Der Herr Verfasser will davon seine Meynung hier nicht sagen, scheint es aber mehr mit dem ersten zu halten. Wir glauben, die ganze Sache könne ohne Streit abgehen. Denn wenn man den Alten Tugend beylegt; so versteht man nur eine menschliche, das ist, in vielen Stücken unvollkommene Tugend, die freylich in den Augen eines vollkommenen Wesens noch sehr voller Flecken ist. Hergegen wer sie ihnen abspricht, der redet von einer so vollkommenen Tugend, daß nicht einmal ein Engel oder Christ, geschweige denn ein bloß natürlicher Mensch dergleichen auszuüben fähig ist. Und so haben sie beyde recht. Indessen ist Alexanders Tugend freylich eine von den allerzweifelhaftesten gewesen; daher ihm der Herr Verfasser nicht unrecht gethan hat, wenn er ihren falschen Glanz abgewischet hat.

Das III. Stück zeiget die Uebereinstimmung der Zahlen des Pythagoras mit den platonischen Ideen. Es ist nichts neues, daß die Schüler großer Weltweisen bisweilen zwar die Lehrsätze ihrer Vorgänger und Anführer behalten, aber doch die Benennungen der Dinge ändern. Einige thun es, um etwas deutlicher und verständlicher zu reden: und dieses

muß man allerdings billigen, wenn ſie ihren Zweck nur erreichen. Andre hergegen thun es aus einer bloßen Begierde, ſich durch etwas neues hervor zu thun, und den Schein zu bekommen, als hätten ſie ſelbſt viele Wahrheiten erfunden. Man hat es längſt von dem vormaligen Rüdiger allhier bemerket, daß er ſeine Elementenlehre, von dem ſeligen Chriſtian Thomas aus Halle gelernet, und angenommen; aber nur ihre Namen verändert hat. Da aber Thomaſius in ſeiner Geiſterlehre, ſie ſchlecht weg und deutlich, Licht und Luft genennet hatte: ſo verhüllete ſein Schüler ſolche klare Begriffe, in die ungleich dunklere Benennung der particularum radiantium, und bullularum; die doch in allen ihren Eigenſchaften mit jenen thomaſiſchen Elementen überein kamen. Das war nun eine bloße Neuerungsſucht; und ſo machte es dieſer ſchlaue Mann faſt mit allen philoſophiſchen Kunſtwörtern: daher denn die großen Verzeichniſſe neuer Wahrheiten kamen, deren Entdeckung ſich derſelbe zu rühmen pflegte. Wer des Herrn P. Br. Abhandlung lieſt, der wird finden, ob Plato dieſes Fehlers gegen den Pythagoras, auch beſchuldiget werden könne.

Die IV. Anmerkung liefert einige Ergänzungen zu der Lehre von Ideen. Es iſt bekannt, daß der Herr Verfaſſer vor vielen Jahren eine philoſophiſche Hiſtorie von Ideen geſchrieben. Zu der Vorrede und ſehr vielen andern Stellen derſelben ſind dieſes die Zuſatze: die zuerſt in Herrn Schelhorns Amoenitatibus erſchienen, hier aber nunmehr viel vollſtändiger geliefert werden. Es herrſcht hier

durch-

durchgehends eine groſſe Beleſenheit in den alten Weltweiſen; die aber mit vieler Urtheilskraft genutzet worden.

Die V. Anmerkung beſteht aus einem Schreiben, an den Herrn Paſt. Schelhorn, und handelt von der ſtoiſchen Lehre von der Vorſehung. Das Schickſal der Stoiker, und die gemeinen Begriffe, die man ſich davon zu machen pflegt, haben dieſe Weltweiſen in den Ruff gebracht; als ob ſie alle Vorſehung eines weiſen Weſens von der Regierung dieſer Welt ausgeſchloſſen hätten. Steuchus, Pansa, Pfanner, Huetius und Gataker, haben ſich längſt bemüht, die Stoiker von dieſem Vorwurfe zu retten; Lipſius aber iſt am weiteſten darinn gegangen, hat auch heute zu Tage nicht wenige Nachfolger gefunden. Allein Herr Paſt. Br. hält es hier mit Jacob Thomaſen, und meynt die Stoiker könnten gar nicht vertheidiget werden. Seine Gründe muß man bey ihm ſelbſt leſen.

Die VI. Anmerkung handelt von der Ohngötterey des Strato von Lampſakus; in Form eines Briefes. Cicero, Leibnitz, Cudworth, Bayle, und Buddeus, geben ihm dieſelbe Schuld. Herr Paſtor Brucker aber glaubt, daß er noch vertheidiget werden könne; und thut ſolches mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit; obwohl mit beſondrer Kürze, wie auch das Vorhergehende war.

Die VII. Anmerk. handelt von der **elpiſtiſchen Secte**. Man höret von derſelben nicht viel: nur Plutarch hat derſelben gedacht, und ihr den Namen der **Hoffenden** deswegen beygelegt, weil ſie

gelehret, die Hoffnung ſey dasjenige, was das menſchliche Leben noch am meiſten unterſtützete. S. ſeine Quæſt. Conviv. L. IV. qu. 4. Hiervon handelt nun der Herr Verfaſſer auf eine angenehme Art.

Die VIII. Abhandlung unterſuchet die Spuren der alexandriniſchen Philoſophie, im Buche der Weisheit. Dieſes Stück hat in dem VI. B. der berliniſchen Miſcellaneorum geſtanden. Schon Hieronymus hat es eingeſehen, daß das Buch der Weisheit nicht vom Könige Salomon wäre; wie es denn auch die Juden nicht dafür gehalten haben. Es ſchmeckt durchgehends nach neuern Zeiten, und iſt voll griechiſcher Beredſamkeit. Den wahren Verfaſſer aber, weis man gleichwohl nicht; obgleich einige es einem Philo zuſchreiben wollen, der ein Jude geweſen. Wenigſtens muß er zu der Zeit gelebet haben, als die griechiſche Philoſophie auch zu den Juden gedrungen war: wie verſchiedene Lehrſätze zeigen, die er in dieß Buch mit einfließen laſſen; welche der Herr Paſtor Brucker ausführlich darlegt.

Die IX. Abhandlung redet von den Stoikern, als betrüglichen Nachahmern der Chriſten. Dieſe iſt als ein Glückwünſchungsſchreiben an den Herrn Profeſſor Zimmermann, Canonicus in Zürch, gerichtet geweſen; als ſelbiger die theologiſche Profeſſion daſelbſt angetreten. Unter den Weltweiſen der Griechen, die um die Zeit des überhandnehmenden Chriſtenthums noch blüheten, haben ſich zwar die Pythagoräer und Eklektiker ſonderlich bemühet, die Lehren und Redensarten der chriſtlichen Religion in

ihren

ihren Vortrag zu mischen: doch sonderlich haben solches die Stoiker gethan. Sie redeten viel von der Dankbarkeit gegen Gott, und von der Stadt Gottes, die da droben ist: sie nennten die Menschen Kinder Gottes; das Wort **Welt**, brauchten sie, für die Menge der Bösen; sie sagten, wir wären Tempel Gottes, darinn Gott wohne u. d. m. Und dieß thaten nicht nur die kleinen unberühmten Stoiker: nein, Epiktet, Antonin und Seneca selbst zeigen uns Proben davon; die der Herr Pastor Brucker nach der Länge anführet und beurtheilet. Und hiermit schließt sich die I. Abtheilung.

Die II. aus der gelehrten Geschichte, hat zuerst einige auserlesene Stücke aus dem Briefwechsel gelehrter Leute mit Theoph. Spitzeln, weiland Seniorn der augspurgischen evangelischen Geistlichkeit; und einen Anhang von sechs leibnitzischen Briefen, an eben denselben. Hier findet man nun Stücke vom **Alberti**, Christ. **Arnolden**, Thom. **Bangen**, Nic. **Bergen**, Mich. **Bohnen**, vom Bar. **Boineburg**, von Joh. **Bornen**, Joh. **Burtorfen**, Joh. Ben. **Carpzoven**, Israel **Claudern**, Christian **Daumen**, Joh. **Fabricen**, **Frischmuthen**, Lud. **Hartmannen**, Joh. Heinr. **Heydeggern**, Joh. Fried. **Heckeln**, Joh. Heinr. **Hottingern**, Gerh. von **Mastricht**, Joh. Heinr. **Otten**, Ant. **Reisern**, Joh. Pet. **Sperh** und Joh. **Sleevogten**. Die Leibnitzischen aber sind vor andern merkwürdig, weil sie sonderlich von der so nöthigen Widerlegung der Gottesleugner handeln. Sie sind vom 1669sten 1670sten und 1671sten Jahre.

Die II. Anmerkung handelt, von einem Mönche des XIII. Jahrhunderts, David de Augusta Er iſt ein Minorit, u. von Augſpurg gebürtig geweſen: man hat ihn auch Davidem Teutonicum, und Fratrem David genennet. Tritheim und Marianus, haben ſeiner mit vielem Ruhme gedacht. Er iſt 1276 geſtorben, und hat verſchiedene gelehrte Schriften hinterlaſſen.

Die III. Anmerkung handelt von einer ſehr ſeltenen deutſchen Ueberſetzung der Pſalmen, die D. **Ortomar Nachtigall**, oder Luſcinius, gemacht hat, und die 1524 zu Augſpurg heraus gekommen iſt. Dieſes Stück hat zuerſt in Herrn Schelhorns Amoenitatibus geſtanden. Herr Paſtor Brucker führt bey dieſer Gelegenheit noch einige andre Zeugen der evangeliſchen Wahrheit aus dem XVten Jahrhunderte an, die in deutſcher Sprache über die böſe Lebensart der päbſtiſchen Geiſtlichkeit geſeufzet haben *

Die IV. Abhandlung giebt Nachricht von einer ſehr ſeltnen italieniſchen Ueberſetzung der Hypotypoſeon Philippi Melanchthonis. Das Buch iſt ſo rar, daß weder Herr **Schelhorn**, noch Herr **Voigt**, jemanden zu nennen gewußt, der ſich rühmen können, ſelbiges jemals geſehen zu haben. Nur Herr **Salig** hat ſolches nach der Zeit thun können, da er es in der herzogl. wolfenbüttelſchen Bibliothek

* Was trifft man nicht in noch weit ältern Dichtern, als z. E dem Hugo von Trienberg, als dem Urheber des Renners, dem Freydank, u. a. m. für Beweiſe davon an, die noch weit ſtärker ſind?

thek angetroffen. Herr Paſtor Brucker aber iſt dieſer Seltenheit ſelbſt theilhaftig geworden, die den Titel führt: I principii della Theologia, di Ippolito da Terra negra. Con gratia et privilegio; ohne Namen des Ortes und Druckers. Er beſchreibt es hier ſehr ausführlich, und wir können ſelbſt ein Zeugniß von der Wahrheit des allen ablegen, da wir es, aus ſeiner Güte, ſelbſt in Händen gehabt haben. Es iſt merkwürdig, daß Philipp Melanchthon dazumal, als er ſeine Hypotypoſes zuerſt geſchrieben, noch die Lehre von der unbedingten Nothwendigkeit aller Dinge geglaubet: die auch hier im Wälſchen erſcheinet; die er aber nach 1533 fahren laſſen.

Die V. Beobachtung handelt von des augſpurgiſchen Rectors, **Matthias Schenks**, Leben. Dieſer iſt zu Coſtnitz 1317 gebohren worden; hat unter andern auch zu Wittenberg, unter Melanchthons Anführung ſtudiret; iſt hernach Rector in ſeiner eignen Vaterſtadt, und endlich zu Augſpurg geworden. Doch wir können uns nicht länger bey ihm aufhalten.

Die VII. Abhandlung liefert einen kurzen Begriff von **Hieron. Wolfs** Leben. Sie iſt an Hrn. Wolfg. Sulzern gerichtet, als derſelbe ein wichtiges Amt angetreten; hernach aber auch in der Tempe Helvetica eingerückt erſchienen. Hieron. Wolf iſt auch Aufſeher des augſpurgiſchen Gymnaſii geweſen, und hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben, daraus dieſes nur ein Auszug iſt.

Die VII. beut uns das Leben des Jerem. Martius, eines augſpurgiſchen Stadtphyſici dar. Es iſt nur eine Nachleſe zu der Hiſtorie der augſpurgiſchen Arzneygelehrten, die vor der Geſchichte der Occonen, als eine Einleitung geſtanden hat. Das Geburtsjahr dieſes Mannes iſt ungewiß, doch muß es um das 1540ſte Jahr fallen. Mehr muß man bey dem Herrn Verfaſſer ſelbſt ſuchen.

Die VIII. Anmerkung betrifft die großen Verdienſte des fuggeriſchen Geſchlechtes um die Gelehrſamkeit. Dieſe ſind nun allerdings den Liebhabern der Wiſſenſchaften ſchon bekannt, und billig theuer geweſen: allein der Hochehrw. Herr Verfaſſer hat freylich in dieſem Stücke näher bey der Quelle geſeſſen, und von vielen Umſtänden mehrere Nachrichten daraus ſchöpfen können, als man bey irgend einem andern finden wird. Der fuggeriſche Namen iſt nun ſchon ſeit den Zeiten Karls des V berühmt, und auf den Raymund iſt ein Anton, ein Joh. Jacob, ein Georg, ein Philipp Edward, ein Marcus und ein Jacob gefolget, die alle auf den Spuren ihrer Vorältern einhergegangen ſind.

Die IX. Anmerkung handelt von dem Leben und den Schriften Achills Pirmin Haſſers, gleichfalls eines augſpurgiſchen Stadtphyſici, aus Lindau gebürtig; wobey wir uns um deſtoweniger aufhalten, da wir ſelbiges auch itzo im Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit leſen können.

Die X. Anmerkung redet von den Verdienſten David Höſchels, Rectors und Bibliothecarii zu

Aug-

Als man ſechzehen hundert Jar
Und eines darzu zehlen war,
Am dreißigiſten Tag alſo,
Im rauhen Monat Martio,
Abfordert ihn der ewig Gott
Aus der Welt durch ein ſchnellen Todt,
Der Leib ligt in der Erd begraben,
Sein Seel in Freuden iſt erhaben.
Diſer Mann hat in ſeiner Jugent
Getrachtet nach Künſten und Tugent,
Wie er dann durch fleißig Studiren
Zu Wittenberg thät Magiſtriren,
Folgend zu Augſpurg in der Statt
In ſeinem Vaterland er hat
Die griechiſch und lateiniſch Sprach
Wie auch zu Heydelberg hernach,
Der hohen Schul, gelehrt mit Fleiß,
Deßhalb im menniglich gab Preiß,
Biß daß er endtlich widerummen
Zu Augſpurg erſt zu Hauß iſt kummen,
Da er in ſeinem Ampt verpflicht t
Vil Inſtrument hat aufgericht,
Die noch in ganz Europa weit
Bleiben berümbt zu aller Zeit.
Inmittelſt ſeines Amts bedacht
Hat er die übrig Zeit zubracht
Mit Bücher teutſch zu transferiren
Dadurch ſein Vaterland zu zieren.
Marcellus Palingenius
Redt herrlich teutſch und gibt Zeugnuß;
Die Verwandlungen der Geſtalten
Ovidii ſein Leb erhalten;

Augspurg um die Gelehrsamkeit, sonderlich um die griechische Sprache. Auch von diesem weis man aus dem Ehrentempel schon ein mehrers.

Die XI. Anmerkung betrifft eine Handschrift, die **Georg Remus**, ein augspurgischer Patricius, Rath der Stadt Nürnberg, und der altorfischen Universität Procancellarius, unter dem Titel Ἀριστοπολιτεια, als eine Auslegung über die vier Bücher der Könige hinterlassen hat.

Die XII. liefert eine historische Lobschrift, auf den berühmten D. **Lucas Schröck**, Präs. der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Auch dieser gehört unter die gelehrten Augspurger, daher sich der Herr Pastor Brucker seiner so treulich angenommen hat.

Die XIII. Abhandlung thut dem unlängst verstorbenen **Philipp Jacob Crophius**, Rectorn des augspurgischen Gymnasii eben die Ehre an, und sucht sein Leben der Vergessenheit zu entreißen.

Die XIV. Endlich macht er den Schluß dieser Abtheilung mit einer Abhandlung von den **Fürsprechern** der Reichsstadt Augspurg: die aber nicht von gemeinen Sachwaltern, sondern von Beschützern und Vertretern der ganzen Republik, in Reichssachen zu verstehen sind. Ihr Verzeichniß von 926 an, bis auf dieß Jahrhundert, ist hier merklich ergänzet und sehr verbessert worden. Und so muß man es gestehen, daß Herr Pastor Brucker sich um das Leben und Andenken sehr vieler wackern Männer, sonderlich aber um seiner Vaterstadt Ehre, unsterblich verdient gemacht habe.

Die

Die III. Abtheilung begreift nur fünf philologiſch-kritiſche Abhandlungen in ſich, und die 1) davon handelt von dem Spruche Joel 2. v. 23. der bey den Auslegern verſchiedenen Schwierigkeiten unterworfen iſt. Die 2) betrifft einen Spruch aus dem N. Teſt. nämlich Joſ. 12, 32. der nicht minder vielen Zweifeln, in Anſehung des rechten Verſtandes ausgeſetzet geweſen. Die 3) erklärt eine pauliniſche Stelle aus der Epiſtel an die Eph. am II. v. 1. 2. und handelt die Frage von der Gelehrſamkeit dieſes Apoſtels ab. Die 4) liefert eine Nachleſe augſpurgiſcher Aufſchriften, zu der Sammlung die Marcus Velſer ſchon davon geſammlet hatte. Die 5) und letzte endlich iſt beſtimmt, den Schullehrern zu widerrathen, daß ſie ihre Untergebenen nicht anführen ſollen, des Curtius Schreibart nachzuahmen. Selbſt Clericus, der doch ſonſt mit dieſem alten Schriftſteller, in Anſehung ſeiner hiſtoriſchen Verdienſte, ſehr ſcharf verfahren iſt, hat ihn noch für einen guten Lateiner und Stiliſten gelten laſſen. Herr Paſtor Brucker aber geht hier noch ſchärfer, und will ihn der Jugend gar aus den Händen bringen. Geſchickte Schulmänner werden ſeine Gründe am beſten prüfen, und hernach ihre Gewohnheit darinnen, entweder zu ändern, oder beyzubehalten wiſſen.

Daß ein Buch von ſo mannigfaltigem Inhalte ein gutes Regiſter nöthig habe, kann ſich ein jeder wohl einbilden. Der Herr Verfaſſer hat es auch daran nicht fehlen laſſen; und alſo fehlet ihm nichts, was ein Werk dieſer Art angenehm und brauchbar machen könnte.

IV. Zu-

* *

IV.

Zuverläßige Nachricht von der Ausgabe einiger trefflichen deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, durch Herrn Prof. Arlet in Breslau *.

Zu Breslau iſt Herr **Johann Caſpar Arlet**, Profeſſor des Gymnaſii zu Maria Magdalena, ſchon in ſeinen Schuljahren, am allermeiſten aber nach ſeiner Zurückkunft von Univerſitäten, in Nebenſtunden beſchäfftiget geweſen, die hier und da zerſtreueten und herum irrenden Muſen, oder annoch in keine Sammlung gebrachte Gedichte der beſten ſchleſiſchen, und auch anderer Dichter; beſonders derjenigen, welche dem unverbeſſerlichen Muſter, des großen **Martin Opitz von Boberfeld** glücklich nachgeeifert haben, fleißig aufzuſuchen und zu ſammlen. Dieſer Vater der deutſchen Dichtkunſt hat ihm hierzu die erſte Veranlaſſung und ſtärkſte Reizung gegeben, da er verſchiedene deutſche und lateiniſche Gedichte deſſelben gefunden, welche annoch in keiner Sammlung ſeiner Werke zu finden, und zu leſen ſind. Er darf ſich zur Beſtätigung dieſes Satzes lediglich, theils auf die Zeugniſſe Herrn **D. Caſpar Gottlieb Lindners, in der Nachricht von Martin Opitzens von Boberfeld Leben, Tode und Schriften 1 Theil, Vorbericht S. 7.** und

* Dieſe Nachricht iſt uns mit eben ſo vielen Worten aus Breslau eingeſandt worden.

und ferner im Werke ſelbſt 30. S. n. 255. theils auf verſchiedene Beyträge, ſo er dem Verfaſſer dieſer Schrift gethan, und beſonders auf den fernern Nachtrag im 2 Theil 323-340 S. beruffen. Ob nun gleich unterdeſſen in einem Verlaufe von 8 Jahren dieſe Sammlung ſich ziemlich vermehret hat, und unter der Hand dergeſtalt angewachſen iſt, daß ein anderer dieſelbe ohne Bedenken an das Licht geſtellet haben würde: ſo trägt er dennoch Bedenken wegen einiger ihm abgehenden Stücke, der gelehrten Welt etwas unvollſtändiges vor die Augen zu legen. Das vom hochberühmten Herrn D. und Hofrath Daniel Wilhelm Triller, in der Vorrede (*) 2 B. zu ſeiner Auflage der opitziſchen deutſchen Gedichte, geäußerte Verſprechen, künftig alle lateiniſche Schriften und Gedichte unſers Poeten, in einem eigenen Bande, mit verſchiedenen Zuſätzen vermehret, und verbeſſert heraus zu geben, wozu man auch bereits die behörige Anſtalt gemacht hat, könnte und möchte dieſes Vorhaben in der erſten Geburt erſticket haben. Dieweil aber Herr Arlet ſeine Sammlung verſchiedene Jahre vor Herrn D. Trillern unternommen, und vortheilhafte Gelegenheit gehabt, aus öffentlichen und beſondern Bücherſchätzen, aus gedruckten und ungedruckten Urkunden ſeinen Vorrath beſonders zu vermehren, auch noch beſtändig beſchäfftiget iſt, ſolches zu thun: ſo hat er das gegründete Vertrauen zu ſeiner Arbeit und Sammlung, daß ohne dieſelbe Herrn D Trillers Ausgabe nicht anders als unvollſtändig ſeyn, oder werden muß. Denn er beſitzet beynahe hundert lateiniſche Gedichte

und

und unterſchiedene Briefe, die zu dieſer Sammlung gehören, da von den erſten keines in den libris ſiluarum befindlich iſt, welche **Bernhard Wilhelm Nüßler**, noch bey Lebens Zeiten ſeines vertrauteſten Freundes heraus gegeben hat. Der Inhalt und die Ordnung dieſes vorhabenden Werkes ſoll alſo abgefaſſet und eingerichtet werden; daß die lateiniſchen Schriften und Gedichte den gröſten Theil ausmachen, die in lateiniſchen Lobreden, libello ſtrenarum, ſiluarum libris, mit häufigen analectis, Ariſtarcho *, libello variarum lectionum, und einigen Briefen beſtehen ſollen. Als ein beträchtlicher Anhang ſoll eine Nachleſe von unterſchiedenen deut-

* Deſſen Abdruck auch in der ſonſt vollſtändigen, richtigen und getreuen Ausgabe der ſchweizeriſchen Kunſtrichter 1 Theil S. 71-87 unvollſtändig und mangelhaft iſt; dieweil ſie ſolche aus den Straßburger, oder aus den Danziger Auflagen ſo nehmen müſſen, wie ſie ſolche daſelbſt, nämlich ohne Zuſchrift, Gedichte und Noten, und alſo verſtümmlet gefunden. Sie haben ſich auch die irrige Nachricht des Herrn D. Lindners, anzuführen nicht verdrießen laſſen; da ſie ſchreiben: dieſelbe ſoll nach Hrn. D. Lindners Bericht Bethaniae ad Oderam, literis Jo. Doerferi im Jahr 1618 auf einem Bogen zuerſt gedruckt ſeyn, aber das Jahr iſt auf dem Titel nicht ausgedruckt; es iſt aber ohne Zweifel im obbemelten, oder auch 1617 Jahre wirklich geſchehen. Darnach beſteht dieſe Schrift in dieſem erſten Drucke nicht in einem, ſondern in viertehalb Bogen, wie ich ſelben ſelbſt in Händen gehabt, und meine Abſchrift daher genommen. Ferner bemerke ich allhier im Vorbeygehen, daß auch Martin

deutſchen Gedichten unſers Opitzes beygefüget werden, welche annoch in keiner Auflage ſeiner ſämmtlichen Schriften zu leſen ſind. Nur wünſchet er, daß die Herren Schweizer endlich einmal mit den übrigen 3 Theilen der opitziſchen deutſchen Gedichte an das Tagelicht treten möchten, damit er ſich in einigen Stücken darnach richten könnte. Endlich möchte er ſich entſchließen, ſein carmen Panegyricum ſeculare in memoriam Opitii anzuhängen, von welchem faſt den ganzen Beſchluß Herr D. Lindner ſeinem Nachtrage im II. Theile S. 336 - 340 mit unverdienten Lobſprüchen einverleibet hat; und deſſen auch die beyden ſchweizeriſchen Kunſtrichter und

Martin Opitz über das Leiden und Sterben unſers Heilandes in der Zürcher-Auflage nicht richtig und genau geliefert iſt. Die Herausgeber haben ſich meine Anmerkung im 2 Theil der lindneriſchen Nachricht S. 325 F. nur halb zu Nutze gemacht, und die daſelbſt angeführten 3 Gedichte, ſo in der briegiſchen Auflage zu Ende ſtehen, vorangeſetzet. Aber das daſelbſt gefällte Urtheil von ihrem Vorzuge, hätte ſie reizen ſollen, dieſen erſten aufzuſuchen, und ſolchen von neuem zu liefern. Denn ungeachtet ſie den Text aus dem Bande geiſtlicher Gedichte, der zu Breslau 1638 in 8. heraus gekommen, abſetzen laſſen, und von demſelben behaupten, er ſey unter Opitzens Aufſicht heraus gekommen, Opitz ſelbſt habe die letzte Hand daran geleget: ſo gilt dieſer letzte Umſtand nicht wider den klaren Augenſchein, daß der erſte briegiſche Abdruck viel richtiger und getreuer, als die beyden breslauiſchen Auflagen von 1638 und 1690 und als die ſchweizeriſche und trilleriſche ſey. Dieſe Anmerkungen von opitzi-

und Herausgeber, welches zu verwundern iſt, zwar vortheilhafte, aber in etwas unrichtige Meldung zu thun, auf der zweyten Seite ihrer Vorrede geruhet. Dieweil nun aber dem Herrn **Arlet** noch zwey Reden abgehen, als die Laudatio funebris illuſtris Dn. Fabiani L. B. a Zema. Thorun. 1616. in Fol. 3 Bogen, die zu allererſt der grundgelehrte und berühmte Kenner aller ſchleſiſchen Geſchichte, der Herr Paſtor und Senior **Chriſtian Ezechiel**, in ſeinem Schreiben im 25 St. der kritiſchen Beyträge, und aus ihm Herr **D. Lindner** in der Vorrede des 2 Theils ſeiner Nachricht von Opitzen, angeführet; und die lateiniſche Urkunde der Rede über das Leiden und Sterben unſers Heilandes; ſ. **D. Lindners** 2 Theil S. 46 und 325: ſo erſuchet er hiemit alle Freunde und Verehrer des groſſen Opitzen, beſonders in Thoren, Danzig, Frankfurt an der Oder, Heidelberg, Straßburg und Tübingen, oder überhaupt an allen Orten in Deutſchland, dieſelben Schriften zur möglichſten Vollſtändigkeit, beſonders mit der letzten Rede; da er noch eini-

opitziſchen Schriften hat keinesweges das bämiſche Abſehen die groſſen Verdienſte geſchickter und berühmter Männer um unſern Opitz zu verkleinern, oder zu ſchmälern: ſondern zu zeigen, daß ohne vieljährigen Fleiß und genaue Vergleichung der einzeln und erſten Abdrücke, wie ſonſt die ſchweizeriſchen Kunſtrichter in den meiſten Stücken fleißig und redlich gethan, nichts vollſtändiges, nichts richtiges von Opitzens Schriften und Gedichten geliefert werden kann.

einige Hoffnung hat, die erste aus dem Bücherschatze eines berühmten königlichen Gymnasii zu erhalten, zu verhelfen; und verspricht alle gebührende Erkenntlichkeit in Worten und Werken, und sodann zur Ausfertigung seiner Sammlung zu schreiten.

Der andere schlesische Poet ist der vertrauteste Freund und Landesmann, glückliche Nacheiferer und geschickte Schüler unsers Opitzes, Herr Andreas Tscherning, ehemaliger Professor der Poesie auf der berühmten Universität zu Rostock. Es hat Herr D. Lindner bereits im 2 Theile 324. S. der Bemühung des Herrn Arlets mit seinen eigenen Worten gedacht, desselben Schriften und besonders Gedichte mit allem Fleiße zu sammlen. Nun sollte ihn zwar der fürchterliche Ausspruch des schweizerischen Kunstrichters, welche **den gemishandelten Opitz, in der trillerischen Ausfertigung seiner Gedichte** 1747. 8. herausgegeben, abschrecken; da er im **VIII. Abschnitte S. 73.** den Herrn D. und Hofrath **Triller** tadelt, **daß er sehr kleine Leute aufführet, die Opitzen nach seiner Krone streben, als ob sie würdige Nebenbuhler desselben wären**, welches die beyden **Gryphier, Tscherning, Abschatz, Schoch** und **Dach** sind. Aber daß diese Aussprüche keine Orakel, sondern übereilte und parteyische Urtheile, ja öfters förmliche Widersprüche sind, ersieht man deutlich aus diesem einzigen Exempel, daß der ungenannte Verfasser dieser Schrift im 1 **Abschnitte S. 2, Paul Flemmingen** beynahe den besten von **Opitzes Schülern** nennet, und dennoch im 8 **Abschnitte S. 74** urtheilet

theilet: In Oden und Sonnetten wird ihm einer (nämlich Flemming dem Opitz) vorgezogen, der doch ſehr mittelmäßig iſt. Beynahe der beſte von Opitzens Schülern, und doch ſehr mittelmäßig ſeyn, kann dieſes wohl zugleich beſtehen? oder gereicht es dem Opitz, wenn es wahr wäre, ſelbſt zur Ehre? Ich will dieſem ungegründeten Machtſpruche das gründliche Urtheil des grundgelehrten Herrn Dan. George Morhofs, als eines berühmten Schülers und Nachfolgers unſers Tſchernings im Amte, entgegen ſetzen, da er im Unterrichte von der deutſchen Sprache und Poeſie im 9 Cap. S. 389 f. alſo urtheilet: Nach ihm iſt Herr Tſchernning zu ſetzen, deſſen Frühling und Vortrab des Sommers viel ſchöne Gedichte hat, welche Herrn Opitzens ſeinen, auf alle Weiſe und Wege können gleich geſchätzet werden. Es iſt eine ſonderliche Reinlichkeit und ungeſchminkte Zierlichkeit bey ihm, weshalben man ihn billig unter Deutſchlands Hauptpoeten zu ſetzen hat u. ſ. w. Kurz darauf empfiehlt er eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte mit dieſen Worten: Es ſind noch viel ſeiner Gedichte übrig, welche verdienen, daß ſie auch ans Licht gebracht, und mit den übrigen in ein vollſtändig Werk verſammlet werden. Dieſen Entſchluß hat Herr Arlet ſeit verſchiedenen Jahren gefaſſet, und nicht allein alle deutſche und lateiniſche Schriften deſſelben geſammlet, ſondern auch einzele Gedichte und viele Briefe aufgetrieben, die hierzu gehören. Und wo er beſon-

ſonders von Roſtock aus, wie er hoffet, durch Veranſtaltung des Herrn **Joh. Jacob Korns**, welcher aus eigenem Triebe, nach Leſung einiger tſcherningiſchen Gedichte, den Verlag über ſich zu nehmen ſich erbothen, unterſtützet wird: ſo ſoll der Augenſchein und die That ſelbſt lehren, daß **Tſchernings** ein neues Leben, und eine ſchönere Geſtalt mit ſeinem theureſten **Opitz** zugleich verdienet. Oder wo dieſes Verhaben in der erſten Geburt erſticken ſollte: ſo fordert man mit allem Rechte, daß der Kunſtrichter ſeinen Ausſpruch beweiſe, und das Urtheil des Herrn **Morhofs** durch Gründe und Exempel widerlege. Die Verdienſte der Schweizer um den **Opitz** ſind groß, ausnehmend, und unleugbar. **Opitz** aber würde, wenn er lebte, nur halb mit ihnen zufrieden ſeyn, daß ſie auf die Ruinen ſeines Freundes und Nachahmers, des Herrn **Tſchernings** und einiger anderer, den Tempel ſeines Ruhmes aufzuführen ſuchen.

Ferner iſt Herr **Arlet** befliſſen geweſen, die Gedichte unterſchiedener, beſonders ſchleſiſcher Dichter zu ſammlen, die entweder meiſtentheils zu **Opitzens**, oder kurz nach deſſelben Zeiten gelebet, und beſonders ſeine männliche Art zu dichten rühmlich nachgeahmet haben. Herr **Morhof** denket am bemeldten Orte, S. 391 **Matthäi Apellis von Leuenſtern**, (nicht **Leuenſtein**) **Chriſtoph Colers**, **Daniels von Czepko** u. ſ. w. Die folgenden ſind neuer und gehören nicht hieher. Nun ſind die wenigen Ueberbleibſel des erſten und letzten ziemlich opitziſch; des mittern aber, der ein großer Redner, Geſchicht-

ſchreiber

Homerus und Maro mit Namen
Erheben auch ſein Lob beedſamen;
Lieblich in unſer Mutter Zungen
Mit teutſchen Reimen ungezwungen.
Erasmi Sprüchwörter darneben
Jhm ewig Lob und Preiß thun geben.
Baſilius teutſch redet klärlich
Durch ſein Fleiß und Arbeit beſchwerlich.
Joſephi Bücher hochgeacht
Hat er gar zierlich teutſch gemacht,
Aus des griechiſchen Textus Prob
Dardurch im bleibt ewiges Lob.
Noch hat er über des auch ſunſt
Zu des Meyſtergeſangeskunſt
Jn teutſcher Sprach groß Lieb getragen
Darumb ihm alle Lob nachſagen
Welliche damit ſein behafft
Und verſtehen recht ihr Eigenſchafft.
Wie dann thut nemen Wunder frey.
Alle diejenigen darbey
Seiner vilfaltigen Gedicht
Jn Meiſterthönen zugericht,
Künſtlich an Reimen, Mas und Zal
Dergleich man nit find überal
Jn gantzer teutſcher Nation
Daher im recht gebürt die Cron.

Wir finden alſo hier ſo viele Nachricht von dieſem Manne beyſammen, als wir anderwärts vergebens geſuchet haben würden.

Durch Bernhard Melethraeum, Hamburg 1644. 8.

* Von

schreiber und grundgelehrter Mann gewesen, und sehr viel in gebundener und ungebundener Rede, am meisten in lateinischer Sprache geschrieben, sind nicht so zierlich und bündig; sondern in etwas nachläßig, besonders in der deutschen Poesie, da die lateinischen um ein gut Theil besser sind. Außer diesen gehören mit allem Rechte in die Classe opitzischer Schüler, **Christian Cunrad**, dessen Vater, der berühmte **D. Caspar Conrad**, **Opitzen** als einen Studenten in Breslau schon geliebet, und hochgeschätzet, **Chrysostomus Schulz**, **Sebastian Alischer**, **Friedrich Sculteus** und etliche andere sonst unbekannte; die zwar wenige, aber gut opitzische Gedichte verfertiget haben, deren Sammlung ihnen selbst und ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen würde. Herr M. **Adam Bernhard Pantke**, Pfarrer in **klein Knignitz** und **Schwentnig**, und Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig, ist vor vielen Jahren willens gewesen, dergleichen Sammlung anzustellen, und herauszugeben; wie er denn bereits in den gelehrten Leipziger-Zeitungen Anzeige hiervon gethan. Aber seine darauf erfolgte geistlichen Amtsgeschäfte haben dieses Vorhaben unterbrochen; und sein alter Freund und Bekannter würde sich freuen, dieß Versprechen an seiner Statt zu erfüllen, und die schlesischen Nachahmer **Opitzens** an das Licht zu stellen.

Endlich kann Herr **Arlet** nicht umhin, den Freunden und Liebhabern der deutschen Dichtkunst zu gefallen, zu melden; daß er durch besondere Gelegenheit eines wertheſten Gönners und Freundes,

das Glück gehabt, allem Vermuthen nach, die stärkste und vollständigste Sammlung von deutschen und lateinischen Gedichten des großen Preußischen, besonders Liederdichters und guten Freundes und Nachahmers *, unsers unsterblichen **Martin Opitzens von Boberfeld**, nämlich **Simon Dachs**, ehemaligen Professors der Poesie zu Königsberg in Preußen, zu erhalten und zu besitzen. Dieselbe besteht aus sechs Bänden in 4. welche kürzlich beschrieben zu werden verdienen. Der erste Band begreift die allereinzige bisher geschehene Sammlung einiger dachischen Gedichte, welche des sel. **Simon Dachens** Wittwe und Erben unter der Aufschrift: **Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Zepter, von Simon Dachen poetisch besungen, zu Königsberg** in 4. 1 Alph. 10 und ein halben Bogen, herausgegeben, und dem großen **Friedrich Wilhelm**, einem unvergleichlichen Kenner und großen Gönner der dachischen Person und Dichtkunst, unterthänigst zugeschrieben. Diese Schrift ist ohne Anzeige der Jahrzahl gedruckt, und von so großer Seltenheit, daß man auch in den zahlreichsten poetischen Bibliotheken, dieselbe nicht leicht finden wird. Die folgenden Bände aber sind vermuthlich noch seltner, dieweil sie aus lauter ersten Abdrücken einzeler dachischen Gedichte, auch

* S. D. Lindners Nachricht von Opitzens Leben und Tode und Schriften im 2 Theile S. 332-335; wo der bey Opitzens Gegenwart zu Königsberg in Preußen von Simon Dachen gesungene Gesang befindlich, und der beste Beweis dieses Ausspruches ist.

auch ſo gar ſolcher beſtehen, die mit und unter andern gedruckt werden ſind. Solchergeſtalt beſteht der zweyte Band meiſtentheils aus Hochzeit- und einigen andern Glückwünſchungsgedichten, gröſtentheils in deutſcher Sprache, nebſt einigen in lateiniſcher, und beläuft derſelbe ſich bis auf 9 Alphabethe. Der dritte Band beſtehet aus lauter Leichen- oder Trauergedichten, und iſt etliche Bogen über 9 Alphabethe ſtark. Der vierte begreift eben dergleichen Gedichte, und iſt gegen acht Alphabethe ſtark. Der fünfte Band faſſet allerhand Ehren- und Glückwünſchungsgedichte in ſich: beſteht aber nur aus zwey Alph. und etlichen Bogen. Der ſechſte und letzte enthält eine Nachleſe von Leichengedichten oder Liedern, beſonders mit beygefügten Melodien, einige geiſtliche Gedichte, unter andern ein Paar groſſe Lobgeſänge, von der Geburt und Auferſtehung Jeſu Chriſti; auch die Rede des ſterbenden Heilandes, und **Carl Malapertens** leidenden Chriſtus, ins Deutſche überſetzt, welche die eine Hälfte des Bandes ausmachen. Die andere beſteht aus lauter Programmatibus Poeticis latinis, beſonders auf die hohen Feſttage, und der ganze Band erſtrecket ſich auf 3 Alphabethe und einige Bogen. Man hat die Hoffnung und das Zutrauen zu den Leſern dieſes Aufſatzes, daß man nicht etwan dieſe Sache in Zweifel ziehen, oder aus Uebereilung behaupten wird: es ſey nicht möglich, daß **Simon Dach** ſo viele Gedichte verfertiget und drucken laſſen: indem man auf verſchiedene Freunde ſich beruffen kann, die dieſe Sammlung geſehen und in Handen gehabt; unter

welchen man ſich kühnlich auf den hochberühmten Herrn **Joh. Chriſt. Schindel**, hochverdienten Prorector des königlichen briegiſchen Gymnaſii bezieht, dem dieſelbe bekannt iſt; und welcher keinen geringen Antheil an derſelben ſelbſt gehabt, wie man anderswo ausführlich melden wird. Außer dieſen beſitzet Herr Arlet eine Handſchrift von drey Bogen in Folio, von verſchiedenen lateiniſchen und deutſchen Gedichten, welche **Simon Dach** bey beſondern, theils luſtigen theils betrübten Umſtänden verfertiget, wie auch ſein Kupferbild, welches der berühmte Herr Hofrath und Profeſſor **Joh. Valentin Pietſch**, zu Königsberg, im Jahr 1730 mit ſeinem Sinn- und Lobgedichte reichen laſſen. **Heinrich Alberts** Arien in acht Theilen, enthalten viele dachiſche Lieder unter ſeinem eigenen oder verſetzten Namen: welche er der Gütigkeit ſeines Freundes zu danken hat, der ihm die Sammlung ſelbſt übergeben hat. Es wird außer einigen geiſtlichen Liedern, die aber leicht zu erlangen ſind, nicht vielmehr zur Vollſtändigkeit fehlen; nur muß man dieß beklagen, daß leider! durch Verſehen des ungeſchickten Buchbinders, von etlichen Gedichten die oberſten Zeilen halb oder ganz weggeſchnitten ſind, die man etwan durch Hülfe der königsbergiſchen Gelehrten zu ergänzen ſuchen müßte; wiewohl die Anzahl dieſer Verſtümmelten, gegen die übrigen vollkommenen, nicht in Betrachtung zu ziehen iſt. Wenn der obengenannte ſchweizeriſche Machtſpruch gelten ſollte, daß **Simon Dach** gegen den großen Opiß unter die kleinen Leute, eben ſo wie **Tſchernings** zu

rech-

rechnen wäre: ſo wäre derſelbe und ſeine Gedichte dieſer umſtändlichen Beſchreibung nicht würdig; geſchweige denn in einer vollſtändigen Sammlung der gelehrten Welt überliefert zu werden. Aber ſo ſetzet man billig dieſem unrichtigen Urtheile das gründliche Zeugniß des Herrn **Daniel Georg Morhofs, im Unterr. von der deutſchen Sprache und Poeſie**, im IX. Cap. S. 393. wo die Worte: **Seine geiſtliche Lieder** u. ſ. w. allen Vermuthen nach nicht auf den Herrn **Rölling**, der unmittelbar vorhergeht, ſondern auf den Hrn. **Simon Dach** ſich beziehen; des Herrn **Erdmann Neumeiſters** Diſſert. de Poeticis Germanicis p. 26 und annoch vor kurzer Zeit, des weltberühmten Herrn Profeſſ. **Joh. Chriſtoph Gottſcheds**, entgegen; welcher im neuen **Bücherſaal, der freyen Künſte und Wiſſenſchaften des IV B. 4. St. im 6 Abſchn. eine kurzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von den bekannteſten preußiſchen Poeten voriger Zeiten** mittheilet: da er nicht allein **Simon Dachen** als den vierten preußiſchen, oder vielmehr erſten Poeten anführet, der dieſen Namen in einem vortrefflichern Grade verdienet, an beſ. O. S. 376. und daſelbſt S. 377. richtig urtheilet: **daß man einen recht opitziſchen Geiſt und Geſchmack in ihm findet**; ſondern auch ſein Leben zulänglich beſchreibt, die vornehmſten Lieder benennet, und ein paar Lieder deſſelben mittheilet S. 378. 379. 381. 382. 383. Wofern man nun dieſe vortheilhaften Urtheile der vorigen und neuern Zeiten, und der geſchickteſten Männer in ih-

rem billigen Werthe beruhen läßt, ja nur selbst unparteyisch, einige dachische Poesien mit dem, ich weis nicht, ob aus Unwissenheit, oder Parteylichkeit entsprungenem schweizerischen Urtheile vergleichen will oder kann: so wird man eines **Morhofs**, eines **Neumeisters**, eines **Gottscheds** gegründeten Lobspruch gelten, und den Vorzug behalten lassen. Wofern, und so bald Herr **Arlet** seinem **Opitz** und **Tscherning** den schuldigen Dienst erwiesen: so wird er sich eine Ehre und Freude daraus machen, bey günstiger Gelegenheit, dem preußischen **Opitz, Simon Dachen** gleiches Recht, gleichen Fleiß zu erweisen und zu widmen; wofern nur der Herr ihm Leben und Gesundheit verleihet.

Anmerkung zu diesem Artikel.

Die königsbergische Ausgabe der dachischen Gedichte in 4. ist so selten nicht, daß nicht hier in Leipzig auch ein paar Abdrücke davon vorhanden seyn sollten. Außer dem nämlich, was die deutsche Gesellschaft davon besitzet, haben wir dergleichen vollständiges Exemplar auch in Händen; und zwar nebst der Zugabe, des Schauspiels Cleomedes, des Schauspiels Sorbuisa, und einiger andern Gedichte, die nicht bey allen Exemplaren angetroffen werden, und von dem Bogen A bis K. gehen. Außer diesem besitzen wir Albrechts Arien nicht nur in Folio ganz und unverderbt; sondern auch den Abdruck derselben in 8. der hier in Leipz. 1657 in 8. heraus gekommen ist. Ferner haben wir verschiedene Stücke dachischer Oden und Lieder in Folio, nach den ersten königsbergischen Abdrücken, in

end-

einer ziemlichen Sammlung, in Händen; wie auch endlich in Weichmanns **Sorgenlägerinn**, d. i. einer Sammlung in Noten geſetzter Lieder in Folio, Königsberg 1648 in drey Theilen; item in Gabriel Voigtländers allerhand **Oden und Liedern** die im Jahr 1650 zu Lübeck, auch in Folio mit Noten, herausgekommen ſind; in welchen beyden viel ſchöne Stücke, von Opitzen, Myliuſſen, Buchholzen, Kohlhanſen, Joh. Franken, und andern trefflichen Dichtern damaliger Zeiten, anzutreffen ſind.

* *

V.

Roſen ohne Dornen, oder die gegen den Herbſt ſich eingefundnen grünen Weideuroſen, als der alten Friedensroſen. *

Wie ſehr würde man doch die ſchönen Wiſſenſchaften beleidigen, wenn man in dieſelben den ſchnöden Aberglauben mit einmiſchen wollte? Es wäre denn, daß deſſelben darinnen nicht anders gedacht würde, als der Sünde in den göttlichen Geſetzen. Ich werde daher allen wahren Verehrern der ſchönen Wiſſenſchaften gegenwärtige Anmerkungen nicht anders, als zu Dero ſchärfſten Beurtheilung darlegen; zugleich aber auch ergebenſt bitten, das Seltene dabey in beſondere Betrachtung zu ziehen. Wer weis nicht, was wir an dieſem 1748ſten Jahre, für ein merkwürdiges Denkjahr haben: wenn wir nämlich 100 Jah-

* Dieſes Stück hat uns der gel. Herr Paſtor Sämler aus Dieban, bey Steinau in Schleſien, zugefertiget.

Jahre zurücke denken. Dreyßig Jahre, einen der allerblutigsten Kriege, und dessen mannigfaltiges Ungemach aufs schmerzlichste zu empfinden, das wollte manchen bedrängtem Lande allzulang und unerträglich fallen. Daher entstund bey vielen verunglückten Einwohnern der ängstliche Seufzer, die betrübte Frage: Wann wird der Krieg ein Ende nehmen? Wann wird einmal der Friede erfolgen? Und ich weis nicht, wer damals zuerst auf den seltsamen Trost gefallen: daß alsdann der Friede erfolgen würde, wann die Weiden würden Rosen tragen. Dieß ist hernach bey noch immer anhaltender schwerer Kriegszeit ein allgemeines Sprüchwort geworden. Zum wenigsten ist solches in Schlesien bey den Alten noch ganz was bekanntes, die sich dessen schon von ihren Vorfahren her, noch sehr wohl zu erinnern wissen.

Daß nun gegen das Ende des so langwierigen Krieges, nämlich 1648 gemeldetes Sprüchwort wirklich wahr worden, solches ist nicht nur aus genugsamen Nachrichten; sondern auch aus einem Chronodisticho zu ersehen, welches M. Casp. Neuhold, Diaconus zu Bernstadt, über die zu Buchwald gefundnen Weidenrosen, als Verbothen des im folgenden Jahre erlangten Friedens verfertiget: davon Sinapii Olsnographia P. II. pag. 545. nachzusehen ist. Ja, es meldet der sel. Herr Leonhard David Hermann, weyland Pfarrer in Maßel, in seiner Maslographia p. 242. daß die Weiden zu Maßel und andern Oertern damals so viel Rosen getragen, daß man Kranze davon kaufen können.

Eben

Eben dergleichen merket er auch von dem Jahre 1698 an, als der Friede mit dem Türken zu Carlowitz geſchloßen worden. Sonderlich aber hat ihm das Jahr 1707 am merkwürdigſten geſchienen, da ihm ein alter achtzigjähriger Mann die erſten Weidenroſen, und zwar im Herbſte, mit eben den vorhin gemeldten Worten überbrachte; auch er ſelbſten viel 100 Stücke abbrechen, und ſolche, nach Breslau, an viele gelehrte und vornehme Freunde überſenden können: welche ſich alsdann über dergleichen ſeltene Gewächſe erfreuet, auch gewünſchet, daß es bald wahr werden möchte, was von dieſen Weidenroſen gutes geſaget würde. Es ſoll auch keinen Monat angeſtanden haben, ſo ſey ſolches durch den altranmſtädtiſchen Frieden ausdrücklich erfolget; welcher der evangeliſchen Kirche in Schleſien beſonders erfreulich geweſen. Daher ihm ſolche Weidenroſen nicht nur zu einem vornehmen Hochzeitgedichte, ſondern auch in folgenden Chronodiſticho Anlaß gegeben.

ECCe roſas generant SaLICes: gratIſſIMa IgnaI
PaCIſICas Leges & pIa faCra notant.

Da mir nun dieſes noch kürzlich eine ganz unbekannte Sache war, ungeachtet ich bis zwanzig Jahre, nicht allzuweit von häufigen Weiden, an der Oder gewohnet; ſo fügte ſichs in dieſem Jahre gegen den Herbſt, daß mir unterſchiedne Perſonen, wider mein Vermuthen, dergleichen Roſen ins Haus brachten, und ſich der Alten ihres Sprüchworts erinnerten. Mein unſchuldiges Vergnügen darüber

ber gab noch andern Anlaß, mir in kurzer Zeit bis hundert solche Weidenrosen zu überliefern. Ungeachtet ich die poetischen Spielwerke meiner Jugend längst abgeleget: so konnte ich doch dem alten Triebe hierbey nicht widerstehen, daß ich nicht bey so seltenen Gewächsen, den unversehenen Einfall hatte niederschreiben sollen:

PaX! PaX! eCCe rosas, VeterVM PraeConIa PaCIs
Æstate haC saLICes, qVas retVLere, noVas.

Ich habe nach der Zeit, in der bereits schon gedachten Maslographia des sel. Herrn Hermanns, Part. II. cap. 12. pag. 232 sq. gefunden, daß solche längst schon von denen berühmten Naturae curiosis in ihren Miscellaneis seu Ephemeridibus ad An. 1672 Observ. 117. pag. 152 angemerket, auch daselbst in Kupfer gebracht worden: auch daß zwey engelländische Botanici, Gerrardus und Parkinsonius, dergleichen Rosen, als was sonderbares angesehen. Es sind mir auch vieler Gelehrten ihre Urtheile darüber bekannt geworden. Einige haben sie nicht einmal für Rosen erkennen und annehmen wollen. Einige haben viel, andere desto weniger aus denselben gemacht: am allerwenigsten aber aus der Alten ihrer angegebenen Wahrsagung. Nicht zu gedenken, daß sie einigen sind Excrescentiae praeternaturales: Excrescentia foliorum animata: Excrementa salicum Rosis aemula, ja Monstra oder Lusus Naturae geheißen. Ich will einem jeden darüber seine Gedanken lassen, und mich hierinnen am liebsten dem Urtheile der schönen Wissenschaften über-

* Neu eingekleideter Deutſcher Virgilius nach Art der Ariana und Arcadia aus dem lateiniſchen überſetzet von *D. S.* Stargard 1658. 12.

Der uns noch zur Zeit unbekannte Verfaſſer hat dieſem Werck eine algemeine Lobrâde an di Durchläuchtige, Großmächtige und unüberwindlichſte Königin Deutſchinne vorgeſetzt, und ſich dero unſaumigen Knecht Salemyndonis unterſchrieben. Er trägt darinn den Hauptinnhalt der Aeneidos in ungebundener Rede und Geſtalt einer Helden- und Liebesgeſchichte vor, und begleitet die etwas dunkele Stellen mit Anmerkungen. Am Ende ſtehet ein Traurſpil von der Dido in gebundener Rede.

Durch Johann Valentinum; Frankfurt 1660. 1697. 8.

* Eigentlicher Abriß eines verſtändigen, tapffern und frommen Fürſten, von dem fürtrefflichſten Poeten Virgilius in zwölff Büchern der Trojaniſchen Geſchichten entworffen und an dem Aeneas — gewiſen und geprieſen. Verdeutſchet und in heroiſche oder Alexandriniſche Reime übergeſetzet von M. Michael Schirmer, Kayſerlichen älteſten Poeten und des Berliniſchen Gymnaſiums geweſenen dreyßigjährigen Conrectore. Cölln an der Spree 1668. 8.

Der Verfaſſer ſchreibt in der Vorrede unter andern alſo: Ich und Virgilius haben einer

überlaſſen. Daher bin ich nicht verbunden, ihnen ſolche Seltenheit der Natur in ihrer rechten eignen Geſtalt vorzuſtellen. Ich will nur melden, was ich in Händen habe, und was in Anſehung meines ammuthigen Auffenthalts, gleichſam vor meinem Angeſichte aufgewachſen iſt.

Es iſt in Wahrheit dieſes Weidengewächſe was Artiges und Betrachtungswürdiges. Schöne Roſen im Herbſte! Roſen ohne Dornen zu ſehen, und zwar da, wo ſie niemand hingepflanzet; wo ſie niemand ſuchen ſollte! Zum wenigſten haben ſie mit denſelben eine große Aehnlichkeit. Meine ſind insgemein wie Pfingſtröschen: nur, daß ſie, nach Art des Weidenlaubes, ſpitzigere Blätter haben. Einige ſind von mehrer Größe; die aber die ungewöhnliche Sonnenhitze braun oder ſchwarz gemacht. Sie ſind nicht von alten Weiden, ſondern von den allerjüngſten, oder dem ſogenannten Weidichte an der Oder. Sie haben auch kleine Würmchen in ſich: nicht daß man dieſe etwa ſollte zur Urſache angeben können; ſondern ſind rein und ſchön, und ſtehen insgemein zu oberſt an den Zweigen. Daß ſolche auch nicht alle Jahre wachſen müſſen, kann ich daher abnehmen, daß ſo bekannt auch dieſelben hieſiges Orts ſind, doch in 20 Jahren niemand dergleichen wahrgenommen; ungeachtet doch ſolches von den ſogenannten Alpruthen geſchehen, die man nicht nur gar oft in dergleichen Weidichte, ſondern auch unter dem Spargel in Gärten antrifft, als davon ich ein ganz beſonders artiges Gewächs beſitze. Soll ich nun über die heurigen Weidenroſen meine unſchul-

dige Gedanken sagen, und eine wirkliche Ursache angeben: so vermuthe ich, daß solche von den warmen Mittagsregen bey dem allerheißesten Wetter mögen veranlasset worden seyn: dergleichen wir unterschiednemal den dürren Sommer über gehabt; da denn die unerträgliche Sonnenhitze das nasse zarte Laub gleichsam gekocht, und zu solcher Rosengestalt gar leicht zubereiten können. Dieß ists, was ich den schönen Wissenschaften zur nähern Beurtheilung übergebe, nebst beygefügtem Sonnette:

Die Zeit bringt Rosen zwar, doch ohne Dornen nicht:
Die Rosenlust kann leicht die liebste Hand verletzen.
Wie desto glücklicher kann sich derselbe schätzen,
Der grüne Rosen noch, ohn alle Dornen bricht.
Welch seltenes Gewächs zeigt uns des Himmels Licht!
Mit was für Rosen will der Herbst uns noch ergötzen,
Der unsre Weiden will mit solcher Lust ersetzen:
Darbey die alte Welt so viel vom Frieden spricht.
Laß rothe Rosen seyn, sie können leicht verbleichen!
Die weißen selbsten sind ein Bild verblichner Leichen:
Die gelben Gallenfarb; die grünen stellen dir,
Die Hoffnung besser Zeit ohn allen Kumer (Dornen) für.
Die grünen sollen dir zum schönsten Denkmaal dienen:
Daß, was der Krieg verheert, noch soll in Freude grünen.

* *

VI.

Nachricht von denen Schriften, ſo zu Königsberg im Jahr 1747 und 1748. herausgekommen.

Im Heumonathe 1747.

Gerhard Ludewig Mühlenkampfs, Pfarrers zu Krempen, Rede vom Urtheile Jakobs, des menſchlichen Lebens wegen, bey der Leiche Herrn Kriegsraths Jakobi.

Im Herbſtmonathe.

Johann Friedrich Bertrams, Rede bey Einweihung der Fahnen des Lehwaldtiſchen Regiments, den 9ten gehalten.

David Bruhns, aus Memel in Preußen, Abſchiedsrede gegen eine freye Geſellſchaft; und Johann Jakob Kreuſchners Glückwünſchungsrede an Herrn David Bruhn und Friedrich Auguſt Paſſargen, bey ihrer Reiſe in auswärtige Länder, den 10ten.

M. Johann Wilhelms Milo, Feldpredigers beym ſtanßiſchen Regimente, Trauerrede von den wunderbaren Wegen der Vorſehung beym Leben und Tode der Menſchen, am Begräbnißtage des Herrn Daniel Jacob Borbſtädts, Sr. königl. Majeſtät Hof- und Stadtraths; imgleichen Johann Adam Gregorowii, des ältern und jün-

gern, wie auch Johann Albrecht und George Friedrich Leons, Gedichte auf den Verstorbenen, den 26sten.

Im Weinmonate.

Christoph Appelbaums, Gedicht auf den Hrn. Franz Albrecht Schulz, D. und Professor Ordinar. Kirchen- und Consistorialrath, Altstädtischen Pfarrern, wie auch Direct. des Collegii Frider. an seinem Namenstage.

Christian Heinrich und Jakob Friedrich Werners Gedichte auf Herrn Reinh. Fr. v. Sahme, königl. Preuß. Oberappellgerichts Rath, des saml. Consist. Präsidenten und Official, der königsbergischen Hohenschule Directorn und Kanzl. auch beyder Rechten ersten ordentlichen Lehrer, bey abgelegter Rectorwürde.

Johann Friedrich Weitenkampfs, poetische Gedanken auf vorige Gelegenheit.

Johann Jacob Kreuschners Rede auf den Herrn Tribunalsrath von Sahme, bey öffentlicher Abendmusik.

Im Wintermonat.

Andreä Gottlieb Brock, b. R. und der schönen Wissenschaften Beflissen. Rede, von der in einer vergnügten Ehe gebauten Ewigkeit, bey der Bolz- und Breckischen Hochzeitfeyer, und Johann Heinrich Simonis Gedicht auf diese Begebenheit, im Namen der königl. deutschen Gesellschaft, worinnen er bewiesen, daß die Lobsprüche Hindernisse der Tugend wären.

Im

Im Chriſtmonathe.

Chriſtian Heinrich und **Jacob Friedrich Werners** Gedicht auf das Wiegenfeſt ihrer Mutter, Gertrud Dorotheä Gütherinn.

D. Arnolds Programma de eo, quod Chriſtus ante VIII. ſuae aetatis annum non fecerit miracula, die natali ejusdem.

* * *

Noch iſt im 1747 Jahre edirt.

Im Jenner.

Gottfried Schuſters Trauerrede von der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens, beym Leichenbegängniße des Herrn George Samuel Bräunigs, Secretairs bey des Herrn Kammerpräſidenten von Bredow, Hochwohlgeb.

D. Chriſtoph Friedr. Melhorns, Hofraths, Beyſitzers des Hofhalsgerichts, und Advocaten bey den Obergerichten, Verſuch vom wahren, einzigen und zulänglichen Anfange des natürlichen Rechts.

Johann Ludwig Leſtocqus, J. C. königl. preuß. Kriegs- und Stadtraths, auch Profeſſ. Juris Ord. und Ehren Mitglieds der königlichen deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen, Auszug der Hiſtorie des allgemeinen und preußiſchen Seerechts, nebſt Herrn Kanzlers Reinh. Fr. von Sahme Einl. und Vorrede.

Reinhhold Friedrich v. Sahm, Sr. königl. Majeſtät in Preußen Oberappellationsgericht Raths,

des Samländ. Conſiſtorialofficials, der Königsbergiſchen Hohenſchule Directors und Kanzlers, wie auch der Rechten erſten ordentlichen Lehrers, Einladungsſchrift zum Colleg. Publ. über den Criminal-Proceſs. Domin. I. poſt Epiph.

Johann George Bocks, Ord. Profeſſors und Mitglieds der königl. preuſs. Societät der Wiſſenſchaften, Gedicht auf das Gedachtnißfeſt der preuſs. Krönung, von dem Anwachſe der Sitten, als der älteſten Reichs-Erhöhung.

Deſſelben Gedicht auf das Jahresfeſt des preuſs. Monarchen, von Friederichen einem gekrönten Philoſophen, den 24.

Johannis Jacobi Kreuſchneri, Oratio in Fridericum, Regem Pruſſ. patrem patriae, recurrente natali in Societate Libera habita.

Johannis Simonis Ikleri Panegyricus, natali Frid. Regis Pruſſorum dictus.

Cöleſtin Chriſtian Flottwells, der Weltweisheit und deutſchen Beredſamkeit ordentlichen Prof. Leichenrede von der Gleichgültigkeit eines Chriſten beym Glück und Unglück, bey der Beerdigung Fr. Marien Dorotheen Manteyinn, verehlichten Köſelinginn, imgleichen J. C. Wolfs Gedicht von der Wirkung des lebendigen Glaubens auf dem Siechbette.

Johannis Samuel Kuntzelii, Wratislavia Sileſienſis, Oratio Panegyrica, qua Friderici II. Regis Pruſſiae et Sileſiae civibus beneficia, anniverſ. coronatae Pruſſiae die, d. XVIII. Ian. praedicavit.

Chriſt-

Chriſt. Henr. Günthers, königl. preuß. Hofraths, und der griechiſchen Sprache Lehrers; Wilhelm Kelchs, königl. preuß. Commercien- und Stadtraths; *Jacobi Henrici Kurella*, J. V. D. P. P. Vrb. Conſil. E. W. F. M. Chriſtian Gottlieb Kongehls, Pfarrers auf dem Tragheim, und Ludwig Köppens, Leichen-Gedichte auf Herrn David Henrich Liedert, der Weltweisheit und freyen Künſte Befliſſenen; imgleichen Cöleſtin Chriſtian Flottwells, der königsbergiſchen Akademie Profeſſor Ord. Leichenrede, bey des vorigen Leichengruft, von denen Beyſpielen redlicher Aeltern, als der ſicherſten Tugendbahn der muntern Jugend. Imgleichen Chriſtian Henrich Liederts, Secret. bey der königlichen Acciſe, Kammer, und F. S. B. Verſe auf die vorige Begebenheit. *Chriſtoph. Reinholdi Capuſta*, Lüneb. Pruſſi, S. S. Theol. Cult. Cippus ſepulchral. Davidi Henrico Liedert erectus; Johann Chriſtoph Wolfens Gedicht auf eben denſelben, von der vollkommnen Verſetzung aus der irrdiſchen, in die himmliſche hohe Schule.

Im Hornung.

M. Jacob Meckelburgs, Löbn. Diac. Gedächtnißpredigt vom vornehmſten Lobe eines treuen Arbeiters im Weinberge des Herrn, nach dem Vorbilde Nathanaels, aus Joh. 1, 47 beym Leichenbegängniße des Löbnichtſchen Pfarrers, Herrn Johann Bogislaus Manitius, den 29: imgleichen *Caroli Frid. Mülleri* Carmen exſequiis Viri praedicti

dicti dicatum: de mundo mari; it. I. Ord. discip. Lobn. Scholae Epiced. in exeq. ejusdem.

Im März.

G. Schusters Betrachtung über die Freudigkeit eines evangelischen Lehrers, als Johann Christian Buchholz den Ruf eines Lehrers bey einer Liebstädtischen Gemeine antrat. den 7.

Anton Ernst Pfeifers und **Johann Christoph Falkens** Gedichte auf vorige Begebenheit.

Im April.

Johann Friedrich Weitenkampfs, Philosoph am Oelberge, oder Gedanken über die Leidenszeit des Erlosers; den 10.

Programma J. C. e morte redivivus. Sacrum Feriis Paschal. ex Ebraeor. XI. 17-19 a Rectore et Senatu Academiae Regiom. propos.

Eines Ungenannten Glückwünschungsgedicht, als Herr Johann Bernhard Hahn, Philoloph. et SStae Theologiae Doct. der morgenländischen Sprache Professor Ordinarius, des akademischen Senats und der philosophischen Facultät Senior, Stipendi r. Curator, der königsb. Policey-Commission Assess. und der Juden Synagoge Inspector, am Sonntage Quasimod. die Rectorwürde auf hiesiger hohen Schule zum viertenmale erhielt.

Im May.

Christian Friedrich Wernick, aus Königsberg in Preußen, Rede am Stiftungstage der freyen Gesellschaft, von der gelehrten Freyheit. den 11 May.

Johann

Johann Chriſtoph Wolfs, Standrede von den Fruchten des Friedens bey der Wolf- und Hüttfeldſchen Eheverbindung den 13.

Johann Chriſtoph Daublers, Glückwünſchungsgedicht auf vorige Begebenheit, von Verbindung des ewigen Friedens mit dem Geiſtlichen.

Im Brachmonathe.

Programma de uſu legis diu ſcriptae ante Juſtification. in monſtrandis peccatis ab objectionibus nonnullis vindicato, die pentecoſtes ſacro propoſ. a Rectore et Senatu Academ. Reg.

Theodori **Bolz**, U. J. D. et Prof. Ord. S. R. M. Pruſſ. Colleg. Pupill. et Civil. Reg. Conſil. nec non Scab. Regii Praeb. ac ſummarum Regni Curiar. Advoc. et Reſpond. Boguslao *Boguslai*; *Chriſtoph. Frid. Bayer*, Berol. March. Phil. et Juris Studioſo, Avi et Nepotis Diſſ. tertia, de Nocte den 20.

Im Heumonathe.

Caroli Frid. Müllers, Berol. quondam Phil. in Collegio Varſov. Prof. Ord. nunc autem Sacrae Boruſſ. Maj. Interpr. Jurati et Lycaei. Löbn. Pro-Rectoris, Echo lactantis et clangentis Hymenaei, in nuptiis Dni Joannis Joachimi Klinger, Conſil. Samb. Conſiſt. coetus Loebn. apud Regiomont. Paſtor. celeberr. ac Scholae ibid. Inſp. et Dnae Chriſtianae Juliannae, viduae Statziae, e Progenie Kotſchior.

S. Glückwunſch zum Sydow und Rhemuſſiſchen Hochzeitfeſte den 16.

Carl Friedrich Uthke, SS. Theol. Stud. Abriß des Landlebens auf vorigen Fall.

Eines Unbenannten Gedicht auf eben dieſelbe Gelegenheit, von den Unvollkommenheiten der Liebe.

Im Auguſt.

George Wilhelm Polkeins Schäfergedicht bey Erneuerung der Jubelhochzeit, Herrn George Reinhold Polkeins, Sr. königl. Majeſtät in Preußen Commercienraths und Gerichtsverwandten, mit Frauen Barbaren Eliſabeth, gebohrnen Möllerinn.

Im Herbſtmonathe.

Johann George Bocks, Lobopfer am Jubeltage der ſackheiniſchen Kirchen, den 12ten Sonntag nach Trinit. oder den 1 Sept.

Adami Ludovici **Suchlands**, M. Doct. et Profeſſ. Publ. et *Ferd. Wilhelm Mühlmanni*, Med. et Chirurg. Cult. Nova-Wieda Rhen. Diſſ. Med. de nervorum affectionibus d. 17.

B. F. Zietemanns Gedicht auf das Hochzeitfeſt Herrn Chriſtian Gottl. Webers, Beyder Rechten Doct. und öffentl. Lehrers der königsb. hohen Schule, wie auch Beyſitzers des Hofhalsgerichts mit Jungfr. Doroth. Henrietten Plöninn, vom publicirten Urtheile Amors, den 17.

Der Zuhörer. Verſe auf vorige Begebenheit.

Johann Jacob Steins, der Arzneywiſſenſchaft D. Gedicht auf dieſelbe Hochzeit, von dem erwünſchten Fortgange der Liebe.

Theod. Henrichs, Ant Daniels u. Jo. Chriſt. Webers Gedichte auf den vorangeführten Fall.

VII. Hie-

den andern in die 31. Jahr in die Schule geführt: er hat mich die lateiniſche Sprache und viel wunderlich Dinge, ich ihn die Teutſche Sprache und Reimkunſt gelehret.

Uberſetzung in deutſcher Helden-Poeſie: des Virgilianiſchen Lobes- und Lebens-Lauff: des groſſen Krieges-Helden Aeneas. Mit kurz verfaßter Beyfügung: erforderlicher Anmerkungen; von Theodor Ludwig Lau; Hochfürſtlich-Curländiſchen Staats-Rath und Cabinet-Director. Elbing 1725. 4.

Wir behalten uns vor von dieſem ſeltenen und ſeltſamen Werke den geneigten Leſer beſonders zu unterhalten; nachdem hier eine einzelne Anmerkung, alles was zu ſagen iſt, unmöglich faſſen kan.

VITRVVII

de Architectura libri X.

Verdeutſcht durch Walter Heinrich Rivium, Nürnberg 1548. fol. Baſel 1575. fol.

Von neuen verbeſſert 1614. fol.

Fabric. Bibl. Lat. T. 1. p. 292. Wir finden auch in dem Catalogo Bibl. *Spizelianae* p. 214. n. 3542. Gualteri Henrici Rivii Bericht von der Architectur, zu rechtem Verſtand der Lehr Vitruvii. Nürnberg 1558. fol.

✲ ✲ ✲

* *

VII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Bey dem Verleger dieſer Monatſchrift ſind ans Licht getreten: Erſte Gründe der Weltweisheit, darinn alle philoſophiſche Wiſſenſchaften in ihrem Zuſammenhange vorgetragen werden, ꝛc. von Joh. Chr. Gottſcheden ꝛc. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig 1748. Der gute Nutzen dieſes philoſophiſchen Handbuches bey akademiſchen Vorleſungen, hat ſelbiges ſo beliebt gemacht, daß faſt auf allen hohen Schulen darüber geleſen wird. Dieſes hat den Herrn Verfaſſer bewogen, es auch bey dieſer neuen Auflage noch um ein merkliches zu verbeſſern, und mit einem kurzen Hauptſtücke von der Elektricität zu vermehren. Es iſt auch eine neue Kupfertafel dazu gekommen.

2. Der deutſchen Schaubühne IV. Theil, zweyte verbeſſerte Ausgabe. Auch dieſer Band iſt nunmehr, ſowohl als die vorigen drey, von neuem überſehen und verbeſſert worden. Der Druck darinn iſt auch noch ſauberer, als er vorhin geweſen, ſonderlich in den Trauerſpielen: unter welchen ſonderlich die Baniſe merklich verbeſſert erſcheinet; ob ſie wohl auch vorhin ſchon in der öffentlichen Vorſtellung zu Straßburg und Frankfurt am Mayn, vielen Beyfall gefunden.

3. Grundlegung einer deutſchen Sprachkunſt, nach den beſten Schriftſtellern des vorigen und itzigen

Jahrhunderts entworfen, von Joh. Chr. Gottsched. Leipzig 1748. 8. anderthalb Alph. Dieses Werk ist der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg, und der berühmten deutschen Gesellschaft in Göttingen zugeeignet, welche beyde den Herrn Verfasser zu ihrem Ehrenmitgliede erkläret haben. In der Vorrede entschuldigt sich derselbe, daß er dieses Buch schon längst versprochen, aber es so spät geliefert, mit der Schwierigkeit, eine deutsche Sprachkunst, und zwar zu itziger Zeit zu schreiben. Er gesteht, daß ihm dieses Buch unter allen seinen Schriften die meiste Zeit gekostet; indem er fast sein halbes Leben darauf gewandt, sich zu guter Ausarbeitung desselben geschickt zu machen. Gleichwohl schmäuchelt er sich noch mit keiner Vollkommenheit, und wünschet durch guter Kenner Anmerkungen, dasselbe mehr und mehr zu bessern.

4. In **Berlin** bey Hauden und Spenern sind unlängst gedruckt worden. 1) Justini Historiae Philippicae Berolini 1714 in 8 und 2) C. Julii Caesaris et aliorum, de bellis gallico, civili, alexandrino, africano et Hispaniensi, commentarii. Berol. 1748 in 8. bey welchem auch Ablancourts französische Uebersetzung befindlich ist. Die Herrn Verleger fahren fleißig fort, uns die besten alten Schriftsteller der Lateiner, in solchen saubern Auflagen zu liefern, daß man wohl sagen kann: dergleichen classische Schriftsteller wären in Deutschland noch nicht gedruckt worden. Herr M. Müller zu Ulm, unter dessen Aufsicht sie ans Licht treten, ist in seinem Fleiße unermüdet, sie so richtig, als möglich ist, zu liefern; und erwählt aus verschiedenen

andern

andern Ausgaben die Lesarten, mit so vieler Urtheilskraft, daß man diesen Abdruck, ohne alle Anmerkungen, fast überall ohne Anstoß lesen, und besser verstehen kann, als viele andre, die den Text mit einer Menge Noten ersticken, und oft dunkler machen, als er sonst seyn würde. Nächstens haben wir den Terenz und Virgil, auf eben diese Art zu hoffen.

5. In Breslau ist ans Licht getreten. Joh. Salomon Semlers Erläuterung der ägyptischen Alterthümer, durch Uebersetzung der Schrift Plutarchs von der Isis und dem Osiris, und der Nachricht von Aegypten, aus Herodots zweytem Buche, mit beygefügten Anmerkungen, nebst einer Vorrede Siegm. Jacob Baumgartens. Breslau und Leipz. bey Joh. Jac. Korn in groß 8. die Kenner des Alterthums wissen sowohl Plutarchs als Herodots Verdienste zur Gnüge: allein im Deutschen haben wir diese Stücke, wenigstens einzeln, noch nicht lesen können. Es ist also sehr gut, daß die Liebhaber einer gründlichen Kenntniß der berühmtesten alten Völker hier ein Hülfsmittel erhalten haben, das weiseste Volk der alten Welt, auch ohne die griechische Sprache zu verstehen, kennen zu lernen. Dieß sind die Quellen, aus welchen Rollin in seinen alten Geschichten geschöpfet hat. Die gelehrte Vorrede des hochehrwürdigen Herrn D. Baumgartens ist, wie alles, was aus seiner Feder kömmt, werth, mit Bedacht gelesen zu werden.

De Machina et Anima humana, prorsus a se invicem distinctis, Comm., Libello latere amantis auct. gallici, *Homo Machina*, inscripto, oppositа, et ad illustr. Vir.

Vir. Albertum Haller &c. exarata, a D. *Balthaſare Ludov. Tralles*, Medico Vratiſlav. Lipſ. et Vratill. apud *Huberum* 1749. 8. Das verwegene Büchlein, l'Homme Machine, hat nebſt andern böſen Büchern des vorigen und itzigen Jahrhunderts, dieſes gute gemein, daß es zu trefflichen Widerlegungen Anlaß giebt, durch welche manche bisher nicht ſattſam unterſuchte Wahrheit in ein neues Licht geſetzt wird. Von dem franzöſiſchen Buche L'Homme plus que Machine, haben wir ſchon ſonſt Nachricht gegeben: itzo tritt in lateiniſcher Sprache ein Gegner auf, welcher dem Urheber des erſten deſto fürchterlicher ſeyn muß, weil er ein gründlichgelehrter Arzneyverſtändiger iſt. Herr D. **Tralles** rettet durch dieß Werk ſeinen ganzen Orden, von dem ſchimpflichen Verwurfe, den der Urheber des L'Homme Machine, ihm zugezogen: als ob alle Aerzte Materialiſten wären, und keine geiſtige Seelen im Menſchen glaubten. Ueberdem widerlegt er ſeinen Gegner bündig, verfolgt ihn in allen ſeinen Schlupfwinkeln, und zeigt ihm, daß es ihm ſowohl an einer geſunden Art zu ſchließen, und die Vernunft zu brauchen; als an ſattſamer Einſicht in die Metaphyſik, erſchrecklich fehle.

6. **Daniel Pietſch** hat verlegt: Geſammlete Verſuche poetiſcher Arbeiten, welche bey öffentlichen Begebenheiten, theils freudiger, theils trauriger, und andrer Fälle, in und außer Amtspflichten verfertiget, Ernſt Daniel Adami, Concect. und Director Chori Muſici zu Landshut. Berlin und Leipz. 1748. 8. Dieſe poetiſche Sammlung iſt nicht ganz zu verachten, ob ſie gleich nicht in dem heutigen

Ge-

Geſchmacke; der, nach des berühmten Herrn Prof. Richeys glücklichem Ausdrucke, von einem Dichter

lauter Witz und aber Witz

fordert, geſchrieben ſind. Es giebt viele Claſſen unter allen Arten der Gelehrten; und es muß auch ſolche wackere Schulmänner geben, als Herr Adami iſt, der der Jugend theils die erſten Gründe der freyen Künſte beybringet, theils ihnen ſelbſt bey Gelegenheit Exempel giebt: zumal wenn er als ein Muſikdirecter zuweilen Texte braucht. Es kann alſo dieſe Art von Gedichten an ihrem Orte ſchon Beyfall finden, wenn ſie ſich gleich nicht bis an die Sphäre der ſtöckeliſchen Muſe erhebet.

7. In Halle iſt bey **Gebauern** erſchienen: Gedanken über die Betrachtung von der Beſtimmung des Menſchen, in einem Sendſchreiben entworfen, von G** nebſt dem Abdrucke gedachter Betrachtung ſelbſt. Halle 1738. in 8. Dieſes Werkchen iſt artig geſchrieben, man mag nun entweder die Betrachtung über die Beſtimmung des Menſchen, oder die Gedanken darüber anſehen wollen. Die erſte iſt freylich bloß aus dem Lichte der Vernunft gefloſſen, und zeigt ein philoſophiſches gelaſſenes und ruhiges Gemüth an, welches ſich der Führung einer weiſen Vorſehung überläßt, und in dieſer Geſinnung ſelbſt den Tod nicht fürchtet. Die andern wollen ihm zwar die Erinnerung machen, daß er dieſes Erkenntniß entweder nicht aus der bloßen Vernunft habe; oder daß es nicht zureichend ſeyn werde, ihm den Tod zu verſüßen. Wir können uns hier in keine Entſchei-

ſcheidung einlaſſen. Aber warum hat man uns dieſe Stücke ſo verkehrt gedruckt, daß das letzte zuerſt ſteht?

8. Zu **Jena**, iſt von dem ſo genannten **Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften** bereits der zweyte Band, bey Heinr. Chriſt. Cuno ans Licht getreten. Es herrſchet viel Lebhaftigkeit und Feuer in dieſer Monathſchrift; und die Abwechſelungen darinnen ſind ſo groß, daß man es nicht leicht überdrüßig wird, ſie zu leſen. Man findet hier Beurtheilungen neuer Schriften, Ueberſetzungen, Briefe, Gedichte, u. a. m. das einen Leſer, der die freyen Künſte liebt, auf eine angenehme Art unterhalten kann. Nur in der Rechtſchreibung wünſchten wir wohl, daß die Herrn Verfaſſer ſich nicht ſo ſehr auf die Seite der neuen Jeſianer lenken möchten.

9. **Erklärung der erſten wirkenden Urſache in der Materie, und der Urſache der Schwere, aus dem zu Neuyork 1745. gedruckten Engliſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet, von Abr. Gotth. Käſtnern. Math. P. P. E. der phil. Fac. Beyſ. J. V. C. und der deutſch. Geſ. in Leipzig Mitgl.** Es iſt dieſes eine Verdeutſchung eben der Schrift, die wir vor einiger Zeit in dieſem Bücherſ. ſchon Auszugsweiſe bekannt gemacht haben. Wir haben damals vergeſſen zu melden, daß der Verfaſſer derſelben ein gebohrner Americaner iſt: welches denn dieſelbe deſto merkwürdiger macht. Iſt es nun viel, wenn ein Menſch ohne ſonderliche Anführung, aus bloßem Bücherleſen, in den tiefſinnigen Wiſſenſchaften eine ziemliche Einſicht erlanget, wenn er gleich in Euro-

pa

pa lebt: so muß es noch mehr seyn, wenn einer gar in America gebohren, und weder daselbst auf Akademien gewesen (dergleichen es ja nicht giebt) noch jemals nach Europa gekommen ist. Der Herr Prof. hat seiner gründlichen Einsicht nach, bey den vorgetragenen Lehrsätzen einige Anmerkungen und Zweifel vorgetragen, die Liebhabern dieser Wissenschaften zu weiterm Nachsinnen Anlaß geben können. Man spüret übrigens auch in Ansehung solcher Meynungen viel Bescheidenheit bey ihm, die er selbst nicht billiget.

10. Benj. Schmidts theatralische und musikalische, wie auch andre Gedichte, welche bey freudigen und traurigen Begebenheiten zu unterschiedenen Zeiten verfertiget worden. Leipzig und Rudelstadt, bey Solbrig 1748. 8. Der Herr Verfasser ist eben nicht unter die schlechten Dichter zu zählen: doch kann es seyn, daß er vielen auch keine hohe Stuffe der Vollkommenheit erreicht zu haben bedünken wird. Das erste theatralische Stück ist eine Oper, Cupido und Psyche; das zweyte eine Tragicomödie, die belohnte Treue, und zwar in gewechselten männlichen und weiblichen Reimen. Was von beyden überhaupt zu halten sey, ist bekannt; was aber von seinen Stücken insonderheit gesagt werden könne, das leidet itzo unser Raum nicht. Die übrigen Gedichte sind nicht zu verwerfen, und halten mehrentheils ganz hübsche Gedanken, und ein mäßiges Feuer in sich.

11. Lieder zum unschuldigen Zeitvertreibe, Hamburg 1748 in Regalquart 7 und ein halber Bogen. Diese artige Sammlung ist Ihrer königlichen Hoheit, der regierenden Herzogin von Braunschweig

zuge-

zugeeignet. Der Verfaſſer derſelben nennt ſich bey der Zuſchrift Adolph Carl Kuntzen; und bezeugt in der Vorrede, daß er ſowohl viele fremde Stücke geſchickter und berühmter Poeten, als verſchiedene eigene Lieder in die Muſik geſetzet. Es ſind die meiſten davon ſehr hübſch; und ſeine Melodien ſind gleichfalls ſehr ſingbar und anmuthig: doch ſo, daß ſie auch den Beyfall der Muſikkenner davon tragen, die ſonſt nicht alles loben. Der Herr Verfaſſer verſpricht noch eine Fortſetzung derſelben, die vermuthlich den Liebhabern des Singens angenehm ſeyn wird.

12. **Umſtändliche** aus zuverläßigen Nachrichten zuſammen getragene **Chronica**, der im meißniſchen Obererzgebirge gelegenen freyen **Bergſtadt St. Annaberg**, nebſt beygefügten Urkunden. Von dieſer hiſtoriſchen Schrift, iſt nicht nur bisher der ganze **1 Theil**, beſtehend in VI verſchiedenen Stücken, ſondern auch des zweyten Theiles erſtes Stück, neulich ans Licht getreten. Alle Liebhaber der Geſchichte ihres Vaterlandes werden es dem unermüdeten Fleiße des Hrn. M. **Richters** Dank wiſſen, daß er ſichs angelegen ſeyn läßt, ſeine Nebenſtunden zu ſolchen Unterſuchungen anzuwenden. Er bringet dadurch manche längſt vergeſſene Sache ans Licht, beſtätiget andre bekanntere, entſcheidet zweifelhafte, und liefert viel alte Urkunden, die auch außer Annaberg in den Geſchichten alter Zeiten ihren Nutzen haben werden. Wir übergehen hier ſeinen guten Fleiß in Schulſachen, den wir in vielen gelehrten Einladungsſchriften bemerket haben, und der ohne Zweifel der ihm anvertrauten Jugend ſehr vortheilhaft ſeyn wird. Wir wünſchen ihm Muße und Geſundheit die annaberg. Chronik bald glücklich hinaus zuführen.

* *

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des VII. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Weinmonate 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Jupiter ipſe,
Seu mittens pluviam, ſeu cohibens pluviam.

II.

Von der Schönheit der Deutſchen Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung.

BEy einer Sprache hat man dreyerley zu überlegen. Man hat ſie zu betrachten in Abſicht auf ihre Bedeutung, und in Abſicht auf den mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck. Dieſes habe ich bereits dargethan, da ich in der Sammlung der Schriften, welche die Deutſche Geſellſchaft im Jahr 1730 herausgegeben, einige Gedanken von der Schönheit und den Sprachen überhaupt vorgetragen.

Indem ich mich aber hier auf dieſe Gedanken beruffe: ſo wird man vielleicht die Urſache wiſſen wollen, warum ich meinem Verſprechen nicht nachgekommen, welches ich damals in dem 163ſten Abſatze gethan. Eines Theils verhinderte mich die Menge der Schriften, welche die Mitglieder ausgearbeitet, und zur Sammlung hergegeben hatten. Andertheils wollte man den Leſer nicht auf einmal mit Unterſuchungen überhäufen, welche den metaphyſiſchen Beweiſen gar zu nahe kommen. Und weil ich entſchloſſen war, in dem verſprochnen andern Theile von der Schönheit zu handeln: ſo war vollends zu beſorgen, daß dergleichen allgemeine Gedanken die Aufmerkſamkeit der Leſer gar zu ſehr ermüden möchten. Ich will demnach itzo von der Schönheit der deutſchen Spra-

I.

Der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, phyſiſche Abhandlungen, erſter Theil, welcher die Jahre 1692, 1693, 1699, 1702 in ſich hält, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, königl. preuß. Hofrathe der Hiſtor. und Alterth. wie auch des Natur- und Völkerrechts P. P. O. zu Frankfurt an der Oder. Breslau verlegts Joh. Jak. Korn 1748 in gr. 8.

Unter die Werke der Ausländer, die dem gegenwärtigen Jahrhunderte Ehre machen, gehören ſonder Zweifel diejenigen geſammleten Schriften, die uns der Fleiß ganzer Akademien geliefert hat. Die königliche Societät zu London, die florentiniſche Akademie und die pariſiſche, haben ſich ſeit ihren Stiftungen, auf dieſe Art faſt um die Wette hervorgethan: und jedermann weis, was auch die kaiſerliche Akademie der Naturkündiger, die berliniſche und petersburgiſche Geſellſchaften, für ſchöne Sammlungen geliefert haben. Selbſt Dännemark und

Schweden beſtreben ſich ſeit einiger Zeit in ſo edle Fußtapfen zu treten. Und endlich iſt man auch in Mähren eifrig geworden, den öſterreichiſchen Landen eine gelehrte Geſellſchaft zu ſchenken, die zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften das ihrige beytrüge; oder doch die Gelehrſamkeit daſelbſt bekannter zu machen ſuchete.

Wer dieſen faſt in ganz Europa allgemein gewordenen Geſchmack an den Wiſſenſchaften, etwas aufmerkſamer betrachtet, der wird ihn gewiß für einen eigenen Ruhm unſrer Zeiten anſehen. Weder zu der Griechen, noch zu der Römer Zeiten iſt jemals die Gelehrſamkeit ſo weit ausgebreitet geweſen. Niemals hat man ſo viele hohe und niedrige Schulen; niemals ſo eine Menge beſoldeter Gelehrten von allen Arten; niemals ſolche mit Fleiß geſtiftete und mit Einkünften verſehene gelehrte Geſellſchaften gehabt, als itzo. Niemals iſt auch die Menge guter Schriften ſo hoch geſtiegen, und in einer ſo großen Anzahl von Exemplarien in der Welt anzutreffen geweſen, als itzo. Endlich hat man auch niemals ſo viele Hülfsmittel zur Gelehrſamkeit zu gelangen, Stiftungen, Stipendien, Bücherſäle, Buchläden, und wohlfeile Bücher gehabt, als in gegenwärtigen Zeiten, in ganz Europa anzutreffen ſind.

Dieſe allgemeine Anmerkung von dem Vorzuge unſers Jahrhunderts, ſetzen wir denen unmäßigen Bewunderern und Lobrednern des Alterthums entgegen; die ſichs träumen laſſen: die Gelehrſamkeit läge itzo in großem Verfalle; und vormals, zu der

Grie-

Griechen und Römer Zeiten wäre alles beſſer geweſen; hätte es weit ſchöner um die Wiſſenſchaften ausgeſehen! Wir dörften, dieſe wunderliche Meynung zu beſchämen, nur das einzige Werk nennen, welches wir hier in einer deutſchen Ueberſetzung geliefert bekommen; und die Vertheidiger des Alterthums fragen: Wo denn in den alten Zeiten dergleichen fleißige Beobachtungen der Natur angeſtellet, ſo genau aufgezeichnet, und der Welt in ganzen Werken mitgetheilet worden?

Die Größe der ſogenannten Memoires der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften wuchs von Jahr zu Jahre mehr an: und die Menge der Bände, machte dieſes treffliche Werk den Käufern bereits ſehr theuer. Nur die reichſten Liebhaber der Wiſſenſchaften konnten ſich ein ſo koſtbares Buch anſchaffen: und bey dieſen ward es mehrentheils ein bloßer und müßiger Zierrath der Bücherſäle. Den eigentlichen Liebhabern der Naturwiſſenſchaft, die nicht allemal an ſolchen Oertern leben, wo es öffentliche Bücherſäle giebt, blieb es alſo ein verborgener Schatz; von dem ſie zwar bisweilen etwas reden hörten, zu deſſen Beſitze und Gebrauche ſie aber nicht gelangen konnten. Manche ſchöne Entdeckung blieb alſo zurück, die von ſolchen Freunden der Naturwiſſenſchaft hätte gemacht werden können, wenn ſie die Hülfsmittel dazu zu ihren Dienſten gehabt hätten.

Wie viel Dank iſt alſo das gelehrte Deutſchland dem Herrn Hofrath von Steinwehr und ſeinem wackern Verleger nicht ſchuldig, da ſie ein Werk

gemeiner und wohlfeiler machen, darnach unzählige Liebhaber der Naturlehre bisher umsonst geseufzet hatten? Es würden gewiß sehr unverständige Leute seyn müssen, die der Herr Hofrath in seiner Vorrede auf die Frage, abzufertigen sucht: was für Ursachen ihn wohl bewogen, diesen Schatz von Entdeckungen, Beweisen, Erläuterungen, und Beobachtungen, deutsch zu liefern; womit die pariſische Akademie der Wissenschaften nunmehr seit fast funfzig Jahren die Welt bereichert hat? Wir glauben fest, daß eine so dumme Frage keiner Antwort würdig sey; und daß man solchen einfältigen Leuten mit unserm Rachel zurufen sollte:

Du bist gestraft genug, daß du es nicht verstehst!

Indessen verfährt der Herr Hofrath säuberlicher mit ihnen. Er führt die in Deutschland stark angewachsene Menge der Liebhaber philosophischer Wissenschaften an, die sich auch sogar unter den so genannten Ungelehrten, oder Unstudirten finden. Diese wünschen zuweilen nur historisch etwas von den Erfindungen gelehrter Naturforscher zu erfahren: wenn sie gleich selbst nicht fähig sind, in die Geheimnisse der Naturkunde einzudringen. Was konnte diesen nun nützlicher und angenehmer seyn, als die mehrere Bekanntmachung und Ausbreitung dieses Werkes; welches Grundlichkeit und Anmuth, Nutzen und Munterkeit, in so hohem Grade verbindet?

Doch wir machen uns ein Gewissen, die fernere Rechtfertigung des Herrn Hofraths hier anzuführen.

Wir

Wir beſorgen, unſre Leſer dadurch zu beſchimpfen: denen wir gewiß ein ſo plumpes Urtheil nicht zutrauen können. Wir wundern uns vielmehr, mit dem Herr Verfaſſer, daß dieſes Werk zu unſern so überſetzungsreichen Zeiten, nicht ſchon längſt in unſre Sprache gebracht worden. Denn was hat man nicht ſchon überſetzt? Was überſetzt man nicht itzo? Und was wird man nicht noch künftig überſetzen? Doch wir ſehen, bey einiger Betrachtung, die Urſachen dieſer Säumniß gar leichtlich ein. Es iſt ganz was anders, einen Roman, oder eine franzöſiſche Comödie; als die Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu überſetzen. Es gehört mehr dazu, als eine Grammatik und ein Wörterbuch brauchen zu können; oder in dem Umgange mit einer Franzöſinn, oder einem unwiſſenden Sprachmeiſter franzöſiſch plaudern zu können! Wer mit der Naturlehre und Mathematik ſelbſt nicht recht bekannt, ja ſo zu reden vertraut geworden; der muß ſich ſolche ſtolze Gedanken wohl vergehen laſſen.

Nun hat es zwar in Deutſchland, ſeit mehr als einem Jahrhunderte, an gelehrten Naturforſchern auch nicht gefehlet. Allein man weis wohl, daß die wenigſten dieſer gelehrten Männer ſich bisher auf ihre Mutterſprache geleget haben. Eine von Alters hergebrachte Gewohnheit hat es gemacht, daß ſie ſelbſt alles lateiniſch ſtudiren, und hernach auch lateiniſch ſchreiben; aber hergegen ihr Unvermögen nur garzuſehr gewahr werden, wenn ſie einen Bogen Deutſch aufſetzen ſollen. Dann ſcheint ſie ihre ganze Gelehrſamkeit zu verlaſſen; dann klagen

sie über die Armuth der deutschen Sprache; die doch gewiß nicht Schuld hat, daß derjenige sie nicht kann, der sie niemals hat lernen wollen, und also ihren Reichthum nicht kennet; der lieber in einem barbarischen Lateine ein schlechter, als in seiner schönen Muttersprache ein guter Scribent hat werden wollen. Daher kömmt es bloß, daß die so genannten Acta Academiae Naturae Curiosorum, in lateinischer Sprache, (und der Himmel weis, wie schön!) geschrieben sind: da hergegen die Gesellschaften in Wälschland, London und Paris, ihre Sachen in ihren Muttersprachen abgefasset; und sie eben dadurch, ihren Landesleuten nutzbarer und verständlicher gemachet haben.

Seit den unsterblichen Bemühungen eines Sturms, Tschirnhausens und Wolfs, hat man zur Gnüge gesehen, daß die Naturlehre und Mathematik auch in deutscher Sprache kann vorgetragen werden. Und nachdem die Möglichkeit dieser Sache erst dargethan war, so gehörte nur noch eine Feder zu dieser Arbeit, die sich auch auf die, seit etlichen zwanzig Jahren eingeführte Reinigkeit und Schönheit unsrer Muttersprache mit Fleiß geleget hätte. Der Herr Hofrath von Steinwehr, ist, wie aus verschiedenen andern Proben bekannt ist, längst eine Zierde der vormaligen deutschen Gesellschaft allhier gewesen; und zwar zu denen Zeiten, als dieselbe am besten blühete. Er besaß also, bey seiner übrigen Einsicht und Gelehrsamkeit, vor hundert andern Liebhabern der Naturlehre, alles, was zu der Lieferung dieses Werkes gehörte. Seine gute Neigung aber, das

gemeine

gemeine Beſte zu befördern, hat es gemacht, daß wirklich dieſe Arbeit zu Stande gekommen iſt. Wir halten alſo aus guten Urſachen dafür, daß eben der Herr Hofrath von Steinwehr, und kein andrer, recht dazu beſtimmet geweſen, uns dieſes treffliche Werk deutſch zu liefern.

Derſelbe meldet uns einige gelehrte Männer, die mit ihm ähnliche Abſichten gehegt. Unter dieſen iſt ſonderlich Herr Profeſſor Mangold in Erfurt zu merken; der ſich vorgenommen hatte, alles was zu einer Diſciplin gehörte, aus den Schriften der pariſiſchen Akademie zuſammen zu nehmen, und Anmerkungen dazu zu machen. Allein dieſer gelehrte Mann iſt freywillig von ſeinem Vorſatze abgeſtanden, als er des Herrn von Steinwehrs Unternehmen erfahren. Indeſſen hat dieſer auch die Abhandlungen aus der Anatomie, Chymie und Botanik von den phyſikaliſchen und mathematiſchen abgeſondert; und ſie in eine beſondre Sammlung genommen, die den Freunden und Lehrern der Arzneykunſt angenehm ſeyn wird. Durch dieſe Trennung zweer Hauptclaſſen wird nun das Werk, ſowohl den Weltweiſen, als den Arzneykundigen, um ein großes wohlfeiler. Ein jeder kann das inſonderheit bekommen, was in ſeine Sphäre läuft; wer aber das ganze Werk haben will, kann gleichwohl auch beydes mit einander bekommen. Es bedarfte faſt keiner Entſchuldigung, daß unter die phyſikaliſche Claſſe auch mathematiſche Abmeſſungen, und Ausrechnungen gebracht werden. Denn was kann

heute zu Tage, in der Naturlehre, ohne die Mathematik gründliches geſchrieben werden?

Uebrigens iſt der Herr Hofrath billig der Zeitordnung in ſeiner Ueberſetzung gefolget; ungeachtet Herr **Bremond**, die engliſchen Transactionen, von den neueſten Jahren zu überſetzen angefangen. Das allmähliche Wachsthum in den Entdeckungen, und die dadurch geſtiegene Einſicht in die Wahrheiten, giebt dergeſtalt gleichſam eine Hiſtorie des menſchlichen Verſtandes und des Reiches der Wahrheit ab. Obgleich die ununterbrochene Fortſetzung dieſer Nachrichten, allererſt im 1699ſten Jahre angegangen: ſo hat der Herr Ueberſetzer doch ein übriges thun, und uns die Abhandlungen von 1692 und 1693 auch liefern wollen. Zwiſchen 93 und 99 aber, iſt von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris nichts vorhanden, das von ſolcher Art wäre. Ein Regiſter dieſes Bandes würde zwar manchen Leſern angenehm geweſen ſeyn: allein am Ende des Werkes, wird ſolches noch viel bequemer und brauchbarer fallen. Indeſſen kann ſich der Leſer die einzelnen Bände ſelbſt bekannt machen, und ſie auf eine vortheilhaftere Art, von einem Ende bis zum andern durchleſen.

Das 1692ſte Jahr hebt mit der Beobachtung der Menge des Regenwaſſers an, welches innerhalb beynahe dreyen Jahren zu Paris gefallen iſt. Herr Sedileau hat dieſelbe angeſtellt und beſchrieben, auch mit den Ausdünſtungen des Waſſers verglichen. Es iſt dabey merkwürdig, daß die Höhe des ausgedünſteten Waſſers, doppelt, oder doch

ein

ein Drittheil gröſſer iſt, als des gefallenen Regenwaſſers. Denn in den letzten ſieben Monathen des 1688ſten Jahres waren 11 Zolle $6\frac{1}{3}$ Linien Waſſers gefallen; hingegen 22 Zolle und 5 Linien ausgedünſtet: im 1689ſten Jahre hat es 18 Zolle und 1 Linie geregnet, 32 Zolle und $10\frac{1}{2}$ Linie ausgedünſtet; und endlich im 1690ſten hat es 21 Zolle $\frac{1}{3}$ Linie geregnet; aber 30 Zoll 11 Linien ausgedünſtet. Aus dieſen und andern dergleichen Beobachtungen hat Herr Sedileau ſehr artige Folgen zu Beurtheilung des naſſen Wetters gezogen.

Die zweyte Beobachtung iſt vom Herrn Caſſini, und liefert neue Entdeckungen verſchiedener Perioden, in der Bewegung Jupiters von 1691 bis 1692. Jupiter iſt ſeit der Erfindung der Ferngläſer, und der Entdeckung ſeiner Trabanten, wie auch ſeit der Berechnung ihres Umlaufs um den Hauptplaneten, nicht nur aus bloſſer Neubegierde ſo fleiſſig betrachtet worden; ſondern hauptſächlich zu Verbeſſerung der Landkarten auf der Erdkugel. Denn da die Mondfinſterniſſe, welche auch zu dieſem Zwecke gebrauchet werden können, ſo ſelten wiederkommen; die Trabanten Jupiters hergegen ſehr oft, ja faſt täglich verfinſtert werden: ſo ſind ſie viel geſchickter von den Sternſehern fleiſſig beobachtet zu werden, und alſo zur Verbeſſerung der falſchangenommenen Längen der Oerter auf dem Erdboden zu dienen. Indeſſen hat man auch beſondre Flecken, glänzende Stellen und Streifen im Jupiter bemerket; die Herr Caſſini von Meeren, Ländern, beſchneyten Gebirgen, und andern ſolchen Dingen erkläret, die ſich auch bey uns antreffen laſſen. Die

Die III. Betrachtung ist eine Anzahl von Observationen der Venus, die Herr de la Hire auf dem königl. Schaugerüste gemachet hat. Diese betrift die Zusammenkunft dieses Planeten mit der Sonnen, welche hier seit ihrer ersten Beobachtung historisch erzählt wird. Keppler, unser großer Landsmann, hat es zuerst prophezeihet, daß sie 1631, so wohl, als des Mercurs seine, mit der Sonne geschehen würde. Gassendus beobachtete die letztere, und also traf dieser Theil der Weissagung ein: allein die erste blieb aus; so, wie vorher auch des Maginus, eines Wälschen seine, nicht eingetreffen war. Allein Horeccius, ein junger Engländer von 19 Jahren, rechnete Kepplers Tabellen nach, daß diese Vereinigung 1639 geschehen würde. Er gab Achtung darauf; und siehe, sie geschah kurz vor Sonnen Untergange.

Wir übergehen das übrige, was hier von den Schwierigkeiten dieser Beobachtungen gesaget wird: und ungeachtet dazumal, dieselbe noch nicht wieder vorgefallen war; so ist sie doch nach der Zeit wieder geschehen. Herr de la Hire aber hat die Venus zu der Zeit beobachtet, wenn sie in ihrer Vereinigung mit der Sonne über der Sonne weggelaufen.

Die IV Abhandlung handelt von der Zusammenkunft der Venus mit der Sonne, die 1691 vom Herrn Cassini beobachtet worden. Man muß aber eine Zusammenkunft nicht mit der Vereinigung vermengen. In jener nähert sich nur der Planet der Sonne, der optischen Stellung nach: in dieser aber scheint er durch die helle Sonnenscheibe selbst durchzugehen.

Die

che, und zwar in Abſicht auf ihre Bedeutung einige Gedanken entdecken. Damit ich aber weder etwas ohne zureichenden Grund vorbringe, noch mich in eine unnöthige Weitläuftigkeit im Erweiſen einlaſſen darf: ſo will ich mich auf das, was in den Gedanken von der Schönheit und den Sprachen überhaupt vorgebracht worden, nach Erfoderung der Umſtände beziehen, und den Buchſtaben S zum Zeichen brauchen.

§. 1. Die Schönheit einer Sprache beſteht in ihrer Vollkommenheit: indem die Vollkommenheit das Weſen einer jeden Schönheit ausmacht (S. §. 30). Inſofern demnach die deutſche Sprache in ihrer Bedeutung Vollkommenheit hat, inſofern iſt ſie ſchön. Und inſofern ihr die Vollkommenheiten in gedachter Abſicht fehlen, inſofern mangeln ihr auch Schönheiten.

§. 2. Die Schönheiten, welche der deutſchen Sprache in Abſicht ihrer Bedeutung zukommen, ſind die erſten und oberſten, von welchen ihre übrigen entſpringen. Denn die Bedeutung einer Sprache beſtehet in dem Ausdrucke der Gedanken durch Worte. Dieſer iſt das Weſen einer Sprache (S. §. 75, 76). Das Weſen aber iſt das erſte, was von einem Dinge gedacht werden kan, und worinn der Grund von dem übrigen zu finden iſt, was ſich von einem Dinge ſagen läßt.

§. 3. Eine Sprache hat in Abſicht auf ihre Bedeutung eine Vollkommenheit, inſofern ihre Worte Gedanken bedeuten. Denn die Vollkommenheit iſt eine

Über-

Die V handelt von der geographiſchen Länge und Breite der Stadt Marſeille in Frankreich. Die VI von einer beobachteten genauen Zuſammenkunft eines Trabanten Jupiters mit einem Fixſterne. Die VII von der Zuſammenkunft des Mondes und des Mars; alle drey ſind vom Hrn. Caſſini. Die VIII betrifft die Beobachtung einer Nebenſonne, vom Hrn. de la Hire; die IX eine kreuzförmige Erſcheinung, die zur Zeit einer Mondfinſterniß 1677 vom Herrn Caſſini beobachtet worden; und beyde ſind hier in Figuren vorgeſtellet. Die X betrifft den Mars; die XI eine Mondfinſterniß; die XII aber eine Verfinſterung der Venus durch den Mond, und zwar am hellen Tage beobachtet. Wir übergehen die übrigen dieſes und des nachfolgenden Jahres; davon man ſich aus dieſen Proben leicht einige Vorſtellungen wird machen können. So viel verſichern wir unſere Leſer, daß ſich dieſes alles mit ungemeiner Anmuth leſen läßt. Denn die Abhandlungen ſind alle überaus deutlich, angenehm und kurz: ſo, daß man oft etwas neues bekömmt, und keine Sache überdrüſſig zu werden Zeit hat. Daß aber auch nicht lauter himmliſche Beobachtungen vorkommen, das kann, aus den Abhandlungen von den Urſachen warmer Quellen; von einem beſondern Wiederhalle; von dem Zerſpringen der Glastropfen im luftleeren Raume, von der Refraction des Eiſes, von der außerordentlichen Kälte einiger Quellen in der größten Sommerhitze, u. a. m. geſchloſſen werden, die in dieſen Jahren häufig vorkommen.

Das 1699 Jahr hebet sich mit der Historie des Lichtes und der Farben an. Man erinnert, daß man heute zu Tage das Vorurtheil des Ansehens in philosophischen Sachen gänzlich abgeschüttelt habe. So hat Malebranſche die carteſianiſche Meynung vom Lichte verlassen, und nach dem Muster desselben, vom Schalle, ein ganzes neues aufgeführet *. Dieſes wird hier zureichend erkläret: ob es aber zureichend ist, auch die Farben zu erklären, davon überlassen wir andern das Urtheil. Dieſes I. Stück war vom Hrn. Homberg, darauf II. ein ähnliches vom P. Malebranſche selbst folget.

Die III Abhandlung handelt von den Beobachtungen, die man an verschiedenen Orten über das Barometer, die Winde und die Menge des Regens gemacht hat: die IV enthält Anmerkungen über einige sonderbare Stücke der natürlichen Historie Frankreichs; die Vte von der Wiederkunſt der Kometen. Hierinn macht Herr Caſſini einen edlen Verſuch, die künftige Erscheinung der Kometen zu weiſſagen: allein da ihm noch das wahre System ihres Laufes nicht bekannt war, welches zuerſt Dörfel, ein Deutſcher, und nach ihm Newton entdecket hat: so ist es kein Wunder, daß seine Weiſſagungen noch nicht eingetroffen. Es folgt eine Mondfinſterniß vom 1ſten März 1699, imgleichen eine Sonnenfinſterniß, aus dem September desſelben

* Dieſes ist vor einiger Zeit von dem Herrn Profeſſor Euler in Berlin wiederum erneuert worden. Siehe den I Band der berliniſchen Memoires, imgleichen unſern Auszug davon, im III Bande a. d. 212 S.

deſſelben Jahres, von den Herrn de la Hire und Caſſini; ſo dann eine Beobachtung Jupiters, und dreyer Flecken deſſelben, die man den 10 Jun. bey Gelegenheit einer beobachteten Finſterniß des einen von ſeinen Trabanten beobachtet hat; ferner ein auf der Mondenſcheibe beobachteter Stern. Dieſes iſt eine Beobachtung, daraus ſich eine Athmoſphäre, oder ein Dunſtkreis um den Mond ſchlieſſen läßt; obgleich die Verfaſſer glauben, es habe dieſer Dunſtkreis des Mondes übrigens nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit. Die Verfinſterung des Ochſenauges von dem Monden, und die jährliche Parallaxis des Polarſterns kommen nunmehr: und hier lieſet man die Gedanken des jungen Caſſini über ein Schreiben Herrn Flamſteeds davon. Dieſe Materie iſt in dieſem Jahrhunderte von dem Herrn Horrebow in Kopenhagen, in ſeinem Copernico triumphante noch beſſer erörtert worden; und dienet den jährlichen Umlauf der Erden um die Sonne außer allen Zweifel zu ſetzen. Die Sache iſt mit bequemen Figuren ſehr begreiflich gemacht.

Nun kommen einige Nebenſennen, und dieſe werden durch eine optiſche Abhandlung von der Vervielfältigung der Bilder durch platte Gläſer abgelöſet. Von der Wirkung der Brenngläſer; von den Kräften eines Menſchen im Tragen oder Ziehen, und von der Reibung der Maſchinen, kömmt man auf die Steifigkeit der Seile bey denſelben; und hiermit ſchließet ſich, das 1699ſte Jahr: welches unſtreitig eine Menge ſchöner Betrachtungen in ſich gehalten hat.

Man

Man kann sich leicht vorstellen, daß auch die folgenden Jahre eben dergleichen Beobachtungen in sich halten werden, welche geschickt sind die Neubegier eines Liebhabers der Naturlehre aufs äußerste zu reizen. So hebt sich z. E. das 1700ste mit des Herrn de la Hire Anmerkungen über die Barometer, Thermometer und den Regen des 1699 Jahres an. Es fährt fort, einige natürliche Merkwürdigkeiten in Frankreich zu erklären. Sodann folget die Beobachtung vom Phosphorus der Barometer, nebst einer neuen Art, dieselben leuchtend zu machen. Es ist überflüssig, sie alle namhaft zu machen: wir wollen also nur etliche der merkwürdigsten melden. Die Länge der Perpendikel, deren Schläge Secunden seyn sollen, muß nahe beym Aequater viel kürzer seyn, als in Paris; wie Richer entdeckt hatte. Allein er hat sein Maaß noch viel zu groß angegeben, wie des Hayes, und der jüngere Couplet befunden haben. Daraus aber hat die Entdeckung der platten sphäroidischen Figur der Erden, ein großes Gewicht bekommen.

Der König in Schweden hatte nahe an dem Polarzirkel in Bothnien, von seinen Mathematikern einige Beobachtungen machen lassen: darüber werden hier Anmerkungen mitgetheilet. Die Refraction der Luft, ist auf Anordnung der königl. englischen Societät untersucht, und vom jüngern Herrn Cassini vorgetragen. Venus wird in ihrer untern Zusammenkunft mit der Sonne beobachtet. Die Sonnenflecken dienen zum Beweise ihrer Umdrehung, und zu Entdeckung ihrer Natur. Es wird ein neues Glas zum Sehrohre in Vorschlag gebracht;

bracht; und eine Verbesserung der Uhren vorgeschlagen. Das unterirrdische Feuer, das Erdbeben, die Stürme, ja Bliß und Donner werden vom Herrn Lemery physisch und chymisch erkläret. Herr Bernoulli hat einen neuen Phosphorus erfunden. Die Abweichung des Magneten von der Mittagslinie wird untersucht. Herr Cassini handelt von seiner durch Frankreich verlängerten Mittagslinie des königlichen Schaugerüstes zu Paris. Ueber den zu Peking in China beobachteten Kometen des 1699sten Jahres, werden Anmerkungen gemacht. Eine Sonnenfinsterniß wird zu Verbesserung der französischen Geographie angewandt, und einige Sonnenflecken werden im Dec. 1700 beobachtet.

Man kann leicht denken, daß auch in den beyden übrigen Jahren, nicht minder merkwürdige Sachen vorkommen werden. Wir aber müssen hier abbrechen, und versichern unsre Leser, daß sie kein Werk, was zur Erkenntniß der Natur auf eine gründliche Art führet, in einer bessern deutschen Schreibart, und mit mehrerm Vergnügen lesen können, als eben dieses, welches uns der Herr Hofr. von Steinwehr übersetzet hat.

* *

II.

Des Ehrentempels deutscher Gelehrten viertes Zehend.

Der um die Gelehrsamkeit überhaupt so hoch verdiente Herr Pastor Brucker in Augspurg, hat uns diese Michaelismesse abermals,

mals, einen Theil von seinem **Ehrentempel deutscher verstorbener Gelehrten**, geliefert. In demselben macht den Anfang **1 Conrad Celtes Protuccius**, weiland Professor der schönen Wissenschaften zu **Wien**, kaiserlicher gekrönter Poet und Bibliothekar.

Es war derselbe einer von den ersten, die den schönen Wissenschaften in Deutschland wieder aufhalfen und die Barbarey vertrieben. Denn was **Agricola** und **Rudolph Lang**, in den Niederlanden angefangen, das hat dieser in Deutschland ins Werk gerichtet. Den Namen **Protuccius** hat er sich selbst beygelegt; sonst aber **Nieisel** geheißen. Er war in Franken, aus einem Dorfe **Wupfeld**, bey der Reichsstadt **Schweinfurt**, im Würzburgischen gelegen, gebürtig; und zwar erblickte er daselbst das Licht dieser Welt, den 1 Febr. des 1459sten Jahres. Sein Vater, dessen Geschlecht eben nicht unbekannt war, war gleichwohl nur ein Weingärtner; ließ aber dennoch seinen Sohn, durch einen Pfarrer in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichten. Dieser Vater wollte zwar keinen gelehrten Mann, sondern einen Weingärtner aus unserm Celtes machen: allein seine Begierde war so groß, daß er dem Vater davon lief, sich auf den **Mayn** setzte, und nach **Cöln** fuhr; wo er Gelegenheit fand, sein Studieren fortzusetzen, und sich der Gottesgelahrheit zu widmen. Als nun der Bischof zu Worms, **Johannes Dalburgius**, den **Agricola** überredet hatte, sich dahin zu wenden, um die schönen Wissenschaften wieder in Aufnahme zu bringen: so zog

dieses

dieſes auch unſern **Celtes** dahin, der ſich unter ihm, in den gelehrten Sprachen übete. Nach dieſem beſuchte er die hohen Schulen, **Leipzig**, **Erfurt**, und **Roſtock**, und verdiente ſich mit Unterricht der Jugend ein anſehnlich Stück Geld. Dieſes ſetzte ihn in den Stand, nach des **Agricola** Rath, Italien zu beſuchen: allda hörte er zu **Padua**, den **Cretius** und **Calphurnius**, zu **Ferrara** den **Guarini**; zu **Bologna** den **Beroald**; zu **Florenz** den **Ficin**; zu **Venedig** den **Sabellicus**; zu **Rom** den **Pomponius Lätus**; und gieng darauf durch **Dalmatien** und **Ungarn**, nach **Pohlen**, wo er **Albertum Brutum** zum Lehrmeiſter in der Aſtronomie hatte. Er kehrte wieder nach Deutſchland, und kam bey Churfürſten **Friedrich** dem **Weiſen** in beſondere Gnade. Allein die damaligen barbariſchen Lehrer zu **Leipzig** konnten ihn nicht leiden. Der Churfürſt empfahl ihn daher Kaiſer **Friedrich** dem dritten, dem ſeine Gedichte ſo wohl gefielen, daß er ihn 1487 auf dem Schloſſe zu **Nürnberg**, mit eigener Hand zum Dichter krönete, welche Ehre noch keinem Deutſchen wiederfahren war. Von dieſer Zeit an gewann **Celtes** die Stadt Nürnberg lieb, und daher entſtand auch eine Lobſchrift auf dieſelbe. Als ihm aber der Stadtſchreiber, aus Misgunſt, einen gar zu geringen Lohn, nämlich nur acht Goldgülden, dafür zuſtellte; ſo ward **Celtes** böſe, und rächete ſich in einem eigenen ſehr beißenden Liede. Dieſer Umſtand vermehrete auch ſeine Begierde, ganz Deutſchland zu ſehen, wie er denn ſein Vaterland gegen allé vier

Weltgegenden durchzogen, 1492 aber, ſich einige Zeit als Lehrer zu Ingolſtadt aufgehalten hat. Kaiſer Maximilian, der ihn für den damaligen gelehrteſten Mann in Deutſchland hielt, ließ ſich von ihm gewinnen, die ſchönen Wiſſenſchaften, wider die Barbarey und unwiſſende Geiſtlichkeit zu ſchützen. Dieſer Herr machte ihn 1501, ungeachtet alles Beſtrebens der Sophiſten, zum öffentlichen Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften; denen er eine eigene Facultät aufrichtete, die Celtes mit gelehrten Männern, nach ſeinem eigenen Geſchmacke beſetzte. Er gab ihm auch in einem eigenen Briefe die Vollmacht, Poeten zu krönen, und machte ihn zum Verweſer, des aus den Ueberbleibſeln der corviniſchen Bibliothek entſtandenen Bücherſchatzes. Und in dieſem Poſten blieb Celtes bis an ſeinen Tod, der 1508 den 3ten Febr. erfolgte.

2. Helius Eobanus Heſſus, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Erfurt und Marpurg. Dieſer Eobanus, welcher ſich die Namen Helius, wegen ſeines Geburtstags, und Heſſus, wegen ſeines Vaterlandes, ſelbſt beygelegt hat, war von Geburt ein Heſſe, und ſein Vater hatte eine Bedienung in dem heſſiſchen Kloſter Haina. Sein Geburtsort iſt vermuthlich ein in gedachtem Kloſter gehöriges Dorf, Bocksdorf geweſen, allwo ſein Vater gewohnet hat. Seine Mutter kam mit ihm auf dem Felde, unter einem Baume, an einem Sonntage frühe, den 7 Jenner 1488 nieder. Der muntere Kopf dieſes Knaben, veranlaſſete einen Kloſterbruder, ihm in den ſchönen Wiſſenſchaften Un-

Unterricht zu geben. Darauf ſchickte man ihn nach Gemünd und im 14 Jahre nach Frankenberg in die Schule, allwo er es weiter brachte, als man hoffen oder begehren können. Im ſechszehenden Jahre ſchickten ihn einige Wohlthäter nach Erfurt: allwo er eifrig ſtudierte und frühzeitig Magiſter ward. Er wollte aber die Welt ſehen, und gieng nach Preuſſen, allwo er an einem rieſenburgiſchen Prälaten einen großen Gönner fand. Dieſer nahm ihn zu ſeinem Secretär an, weil es ihm aber an politiſchen und juriſtiſchen Studien fehlete: ſo ſchickte er ihn auf ſeine Koſten nach Leipzig, nachdem er ihn in Pohlen und andern Orten, bereits eine geraume Zeit in ſeinen Dienſten gebraucht hatte. Nun fand er zwar in Leipzig gelehrte Männer, die es in den ſchönen und ernſthaften Wiſſenſchaften weit gebracht hatten: allein die Rechtsgelehrſamkeit ſah damals in Deutſchland noch ſo rauh aus, daß Eobanus einen Ekel davor bekam, und wieder nach Erfurt gieng, allwo er Gönner hatte, auf die er ſich verlaſſen konnte. Allhier lehrete er die Dichtkunſt und Beredſamkeit, und las über die alten lateiniſchen Schriftſteller. Seine groſſe Gelehrſamkeit, Freundlichkeit und angenehme Perſon, zogen ihm eine unglaubliche Menge Zuhörer zu; ſo daß er ſich entſchließen konnte, zu heirathen, ſo geringe auch ſein Gehalt als Profeſſor war. Allein, das Blatt wandte ſich, als das Anſehen der erfurtiſchen hohen Schule in Verfall gerieth. Seine Einkünfte nahmen ab: dennoch mehrte ſich ſeine Familie. Er fieng auch an die Medicin zu ſtudie-

ren; brachte es aber nie ſo weit, daß er practicirt hätte. Endlich ward er auf **Melanchthons** Empfehlung an das in ſeinem Vaterlande neuerrichtete Gymnaſium, als Lehrer der Dicht- und Redekunſt beruffen. Dieß war nun **Eobans** glücklichſte Zeit: er hatte ſein ehrliches Auskommen, gute Freunde und große Gönner. Indeſſen währete dieß Vergnügen nur 7 Jahre, da er ſich durch die Erfurter verführen ließ, wieder zu ihnen zu kommen, um dem Verfalle der Akademie wieder aufzuhelfen. Er that auch vier Jahre lang ſein Aeußerſtes; als er aber ſah, daß er nichts ausrichtete, und ſeine ſtarke Familie auch mehrern Unterhalt erforderte, folgte er im 1537ſten Jahre des Landgrafen **Philipps** Berufe, als Profeſſor nach Marpurg. Hier erhielt er ein erkleckliches Gehalt, und lebte bis an ſeinen Tod, in Liebe, Ruhm und Anſehen. Sein Landesherr war ihm ſo gnädig, daß er mehrmalen mit ihm Schach ſpielte, ſich ſeiner mildthätig annahm, ja auch nach ſeinem Tode ſeine Frau und Kinder verſorgte. Er ſtarb in ſeinem 54 Jahre, den fünften October 1541.

9. **Sebaſtian Münſter**, Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu **Baſel**, ward zu **Ingelheim**, einem Städtchen in der Pfalz, im 1489 Jahre gebohren und zeitlich zum Studieren gehalten. Nachdem er die erſten Gründe erlernet, bewog ihn der Ruff, den **Conrad Pellican** ſich in der hebräiſchen Sprache und Mathematik erworben hatte, daß er ſich zu ihm in ſein Kloſter zu Ruffach begab, um inſonderheit Hebräiſch von ihm zu lernen. Weil

nun

Übereinſtimmung des mannigfaltigen (S. §. 10). Weil demnach, jedes Wort im Deutſchen ſeine Bedeutung hat, und einen Gedanken vorſtellt: ſo iſt jedes Wort der deutſchen Sprache eine Schönheit vor dieſelbe.

§. 4. Dieſer Ausſpruch kömmt freylich denjenigen bedenklich vor, die von der Vollkommenheit noch keinen ächten Begriff haben, noch hierbey erwegen, daß zwiſchen jedem Worte und dem Gedanken deſſelben etwas übereinſtimmendes zu finden ſey. Alle deutſche Nahmen, Hauptwörter, Beywörter, Mittelwörter und Vorwörter ſind demnach unter die erſten Schönheiten der deutſchen Sprache zu rechnen (S. §. 78). Und je gröſſer die Anzahl dieſer Wörter iſt, je gröſſer iſt auch die Menge der Schönheiten, welche die deutſche Sprache ſchmücken.

§. 5. Die deutſche Sprache hat Wörter, die nicht nur cörperliche, ſondern auch uncörperliche Dinge ausdrücken. Man kan durch ſie nicht nur einzelne, ſondern auch allgemeine Gedanken vorſtellen. Man kan durch ſie ſowohl diejenigen Dinge entdecken, die den Menſchen überhaupt bekannt ſind; als auch ſolche Sachen vortragen, die den Menſchen bloß in Abſicht ihrer beſondern Profeßionen bewuſt ſind. Jene nennt man gemeine Wörter, dieſe hingegen Kunſtwörter (S. §. 114, 115). Hieraus erhellt alſo eine noch weit gröſſere Schönheit der deutſchen Sprache.

§. 6. Dergeſtalt iſt man denjenigen Gelehrten vielen Dank ſchuldig, die ſich Mühe gegeben haben, die Kunſtwörter, ſo man vor Zeiten nur in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache hatte, mit deutſchen zu verwechſeln. Wer demnach von der Wahrheit des vorgebrachten Satzes überzeugt iſt, der wird der vielen

nun **Münſters** ausnehmender Fleiß und ungemeine Ehrlichkeit, den **Pellican** überaus einnahmen, ſo wandte er auch beſondere Mühe an ihn, und ermunterte ihn, ſich in der Theologie, Philoſophie und Philologie feſtzuſetzen. Von da gieng er mit dem **Pellican** nach **Münſter**, und nach **Tübingen**, um unter dem berühmten **Johann Stoſſer von Juſtingen**, den Anfang zur Mathematik zu machen. Seine Schriften haben auch nach dem erwieſen, daß er ſeine Zeit unter ihm wohl angewandt. Er trat allhier in den **Franciſcanerorden**, vielleicht weil **Pellican** auch ein **Franciſcaner** war. Als aber die Religionsbewegungen in Deutſchland angiengen, und **Pellican** ſich der Reformation annahm, legte auch **Münſter** die Mönchskappe ab. Er wandte ſich nach Heidelberg, lehrete daſelbſt die Jugend die Philologie, und gab 1523 ſein hebräiſches Wörterbuch, und eine kurze Grammatik heraus. Im folgenden Jahre erſchienen die Sprüche **Salomonis** mit einer lateiniſchen Ueberſetzung, und einer grammatiſchen Erklärung der Worte; im 1527 Jahre aber, eine chaldäiſche Grammatik, nebſt andern Ueberſetzungen jüdiſcher und inſonderheit rabbiniſcher Schriften. Dieß alles brachte **Münſtern** in den Ruff eines der beſten orientaliſchen Sprachgelehrten in Deutſchland. Man rief hierauf den **Pellican**, der mit dem **Oecolampadio** die orientaliſchen Sprachen zu **Baſel** gelehret hatte, nach **Zürch**: und **Münſter** ward 1529 mit dem **Simon Grynäus** nach Baſel zum Lehramte beruffen. Dieſen Ruff nahm er zwar an;

aber aus groſſer Bescheidenheit schlug er den akademischen Ehrentitel aus, so daß man in dem Range eine besondere Ordnung machen mußte. Anfangs lehrte er, neben dem Hebräischen, auch die Theologie und Mathematik; weil ihm aber die Theologie gar zu viele Zeit wegnahm, so ließ er diese Profession fahren, und blieb allein bey den beyden andern Wissenschaften. Er starb im 1552 Jahre an der Pest, und zwar in seinem Stuffenjahre.

4. **Janus Cornarius**, hieß eigentlich **Johannes Hanbot**; war im 1500ten Jahre zu Zwickau in Meißen gebohren. Er legte seine Kindheit so gut an, daß er im 18 Jahre nach Leipzig gehen, und den **Peter Mosellan** hören konnte. In seinem 20sten Jahre gab er schon der Jugend Unterricht in der lateinischen Litteratur und hatte vielen Beyfall. Im 1521 Jahre gieng er nach Wittenberg, und ward allda Magister: denn seine Aeltern hatten ihn der Theologie gewidmet. Sein kränklicher Leib aber hatte ihm längst eine Liebe zur Arzneykunst gemacht, ob er sie gleich vor seinen Aeltern und Freunden nicht dorfte merken lassen: er trieb sie daher mit solchem Fleiße, daß er 1523 Licentiat darinnen und hernach Doctor werden konnte. So sehr er die griechische Sprache liebte, so groß war sein Unwillen, über die barbarischen Uebersetzungen und Anweisungen der arabischen Aerzte. Er wünschte sich daher den **Hippokrates** und **Galen** zu lesen, und sich aus ihren Schriften mit Zuratheziehung der jüngern griechischen Aerzte; ein eigenes Lehrgebäude zu errichten. Indessen fieng er an, nach der alten

An-

Anweiſung ſich auf die Praxin zu legen. Weil er aber in Deutſchland ſeinen Durſt nicht ſtillen konnte; ſo gieng er auf eine gelehrte Reiſe. Er war zwar ſchon im Norden geweſen, und hatte in **Mecklenburg**, **Holſtein** und **Liefland** practicirt; allein das gab ihm wenig Troſt. Er gieng alſo nach den Niederlanden, und von da nach Engeland und Frankreich; aber auch da fand er nicht, was er ſuchte. Er nahm ſich alſo vor, nach Italien zu gehen, wo er wußte, daß die griechiſche Arzneykunſt empor, und der Griechen Schriften herausgekommen waren. Als er aber nach Baſel kam, fand er im **Frobeniſchen** Buchladen, die **Aldiniſchen** Ausgaben vom **Hippokrat**, **Galen**, **Aegineta** und **Dioskorides**. Dieß brachte ihm die italieniſche Reiſe aus dem Kopfe; zumal da ihn **Hieronymus Froben** liebreich aufnahm, und ihm dieſe Bücher zum Gebrauche überließ. Da er nun noch überdieß den **Erasmum** daſelbſt fand, blieb er ein ganzes Jahr zu Baſel, und machte ſich ſehr berühmt. **Erasmus** nun, **Froben** u. **Epiſcopius** lagen ihm an, den **Hippokrat** zu überſetzen, weil **Calvi** Ueberſetzung in Deutſchland unbekannt war. Er ließ ſich ihren Rath auch gefallen; allein das Werk war ſchwerer, als er anfangs gedacht hatte. Weil er nun auch auf ſeine Verſorgung denken mußte, ſo bekümmerte er ſich um eine Bedienung, die ihm ſein Ruhm auch bald verſchaffte. Er blieb aber nicht gar lange an einem Orte; ſondern nahm bald wieder andere Beruffe an. Denn 1536 wurde er Phyſicus in Nordhauſen, und hernach zu

Frankfurt am Mayn, wo er 1540 am Fieber krank lag. Von 1543 bis 1546 lehrte er zu **Marpurg** und **Roſtock**, von dar kam er in ſeine Vaterſtadt **Zwickau**, als Stadtarzt. Endlich nahm er den Beruff als Profeſſor Medic. nach Jena an, wo er 1558 an einem Schlagfluſſe ſtarb, und zween Söhne als Aerzte hinterließ. Wenn man bedenket, daß dieſer **Cornarius**, nicht nur den **Hippokrat** überſetzt und zweymal überſehen und herausgegeben hat; ſondern, daß er dem **Aetius**, **Dioſcorides** und **Aegineta**, eben dergleichen Dienſte gethan, ja ſo gar die Kirchenlehrer, **Baſilius**, **Epiphanius**, **Nazianzenus**, **Chryſoſtomus**, und **Syneſius**, mit Anmerkungen und Ueberſetzungen verſehen; ſo muß man über den groſſen Fleiß dieſes Gelehrten, billig erſtaunen.

5. **Achilles Pirminius Gaſſer**, der Arzneykunſt Doctor und Stadtphyſicus in **Augſpurg**, ward den 3 Nov. des 1505 Jahres zu **Lindau** gebohren. Sein Vater war ein Wundarzt; hatte aber unter dem Kaiſer **Maximilian** Kriegsdienſte gethan, und ſich bey ihm in Gnade geſetzt. 1520 ſchickte man ihn zu dem berühmten Schulmanne, **Johann Sapidus**, nach Schletſtadt im Elſaſſe, wo er ſich in den ſchönen Wiſſenſchaften feſt ſetzte. Im 1522 Jahre gieng er wieder nach Hauſe, allwo ihn **Arbon Urbanus Rhegius** in der Naturlehre unterwies. Hierauf gieng er nach Wittenberg, wo er, ſowohl von **Luthern**, die gereinigte Theologie, als auch vom **Melanchthon** die ſchönen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften, erlernte.

Weil

Weil er indeſſen Luſt zur Arzneykunſt bekam; ſo gieng er 1525 nach Wien, und bediente ſich ſonderlich des Simon Lazius Anweiſung, ſtudierte auch zugleich die Mathematik. Um ſich aber in der Medicin vollkommen zu machen, gieng er 1527 nach Frankreich, ſtudierte zu Montpellier und Avignon, wo er auch den Doctorhut erhielt. Als er nun in ſein Vaterland zurück kam, ward er Stadtarzt zu Feldkirchen, allwo er practicirte und Bücher ſchrieb. Dieß letztere zog ihn 1546 nach Augſpurg, als Stadtarzt, und hier hatte Gaſſer Gelegenheit, bey dem ſchmalkaldiſchen Kriege, und den darauf erfolgten großen Veränderungen in Augſpurg, ſeine Jahrbücher recht merkwürdig zu machen. Seine große Erfahrung in der Arzneykunſt, Mathematik und in den Geſchichten, machten ihn bey fürſtlichen und andern Perſonen beliebt; ja das Vertrauen zu ihm war ſo groß, daß ihm der augſpurgiſche Rath 1563, bey einer Peſt, zu einem beſondern Leibarzte, mit einer großen Beſoldung, annahm. In der Religion war er eifrig, und des Flacii Parten heftig zugethan. Er ſtarb 1577 an einem hitzigen Fieber. Hieronymus Wolf und Conrad Gesner, erheben ihn ſehr, und ſetzen ihn in die Reihe der Polyhiſtoren.

6. Paul Schedius, genannt Meliſſus, Bibliothekar zu Heidelberg, war ein Frank, und zu Melrichſtadt den 20 Dec. 1539 gebohren. Sein Vater hieß Balthaſar Schedius; weil ihm aber ſeiner Mutter, Otiliä Meliſſä Namen, beſſer gefiel: ſo nahm er denſelben an, und iſt auch der gelehr-

lehrten Welt unter demſelben bekannt. In der Kindheit zeigte er einen aufgeweckten Kopf und eine Fähigkeit zu allem, was auf den Witz ankömmt; daher er es in der Malerey, Muſik und Poeſie, ſehr weit brachte. Bey mehrerem Jahren ſchickte man ihn nach **Zwickau**, zu **Erasmus Rüdingern**, einem geſchickten Schulmanne. Im 1557ſten Jahre gieng er nach **Jena**, wo **Strigel** und **Stigel** ſeine Lehrer waren; 1561 gieng er nach **Wien**, allwo ihn **Wolfgang Lazius** ſeines vertrauten Umganges würdigte. Schon damals war er in der lateiniſchen Dichtkunſt ſo ſtark, daß ihn Kaiſer **Ferdinand** zum Poeten krönete, und in den Adelſtand erhob. Nach deſſen Tode war ſein Aufenthalt unbeſtändig. Er gieng nach **Wittenberg**, zu **Ebern**, **Winsheimen**, **Peucern** und **Majorn**; dann nach **Leipzig**, um den **Camerarium** zu hören. Von dar berief man ihn nach **Würzburg**, und bald darauf nach **Wien**, zum Lehrer der kaiſerlichen Edelknaben; und da hatte er Gelegenheit, 1566 auf dem augſpurgiſchen Reichstage, vielen Großen bekannt zu werden. Bey ſeiner Zurückkunft nach **Wien**, that er auch Kriegsdienſte in Ungarn; allein das Soldaten- und Hofleben ſtand ihm nicht an, und er ſehnte ſich wieder nach den Muſen. Um ſich nun auch die Rechte bekannt zu machen, begab er ſich 1567 nach **Paris**, wo er die großen Männer, **Rami**, **Lambini**, und **Aurati** fand. Wegen der Religion gerieth er in große Gefahr, und ward in Burgund zweymal gefangen. Er kam endlich los, und gieng nach **Genf**, wo er mit den geflüchteten

teten Hugonotten, dem Beza, Peter Pithöus, und Henrich Stephanus, bekannt wurde. Der ſpeyriſche Reichstag zog ihn 1570 nach Heidelberg, allwo er auf churfürſtliche Koſten unterhalten ward, und die Pſalmen Davids in deutſche Reime bringen mußte: die ihm aber nicht ſo wohl gelungen, als die lateiniſchen Verſe. Churfürſt Friedr. III. hatte auch ſo viel Vertrauen zu ihm, daß er ihn in Geſandſchaften brauchte. Nach deſſen Tode ward ſeine Reiſebegierde wieder rege. Er gieng 1577 nach Italien, und blieb bis 1580 darinnen; da er denn auch zu Padua die Ehre erlangte, daß man ihn zu einem Pfalzgrafen und römiſchen Bürger erklärete. 1582 genoß er abermals auf dem Reichstage zu Augſpurg viele Ehre und Vergnügen; allein er hatte keine bleibende Stäte. Er gieng noch einmal nach Frankreich, allwo er zu Paris 1585 ſeine poetiſchen Arbeiten, die er 1574 zuerſt in Frankfurt ans Licht gebracht, ſehr vermehret wieder auflegen ließ. Weil er nun von der Königinn Eliſabeth in Engeland, großen Neigung zu den Gelehrten gehöret hatte; ſo machte er viele Gedichte auf ſie, darauf ſie ihn nach England kommen hieß, und ihn im Königreiche zu behalten ſuchte. Weil er aber ſchon zum Pfalzgrafen Caſimir nach Heidelberg war beruffen worden; ſo wollte er nicht bleiben, ſondern gieng zurück nach Deutſchland, und ward churfürſtlicher Bibliothekar. Hier fand Meliſſus Ruhe. Seine Freunde riethen ihm zu heirathen, und das that er, ungeachtet er ſchon 54 Jahre alt war; ja er nahm gar ein junges Frauenzimmer, und that in ſeinen Verſen ſo verliebt,

liebt, daß man ſich wundern muß. Die Ehe aber währte nicht lange: denn er ſtarb 1602 ſchnell an einem Steckfluſſe.

7. **Matthias Bernegger**, ordentlicher Lehrer der Geſchichte zu **Straßburg**, war 1582 zu **Hallſtadt**, einer mit proteſtirenden Einwohnern erfüllten oberöſterreichiſchen Stadt, von anſehnlichen Aeltern gebohren. Seine Aeltern merkten eine außerordentliche Fähigkeit an ihm, und gaben ihm einen geſchickten Privatlehrer; gegen den er auch in ſeinem Leben ſehr erkenntlich geweſen. Endlich kam er auf die damals vor andern berühmte hohe Schule zu **Straßburg**. Hier fuhr er fort, der Kenntniß der lateiniſchen Sprache, der Alterthümer, der Geſchichte und Mathematik obzuliegen, und that es im Fleiße und Eifer, allen andern Studierenden zuvor. Dieß ſetzte ihn bey Zeiten in ſo gutes Anſehen, daß ihn viele Standesperſonen zum Hofmeiſter ihrer Söhne verlangten; allein er zog das akademiſche Leben allen andern vor. Er ſchlug auch daher das Rectorat zu **Durlach** aus, und nahm lieber eine geringere Stelle, an dem ſtraßburgiſchen Gymnaſio an, weil er wohl ſah, daß ihm eine weitere Beförderung nicht fehlſchlagen würde. Dieß geſchah auch, als man ihm bald darauf den akademiſchen Lehrſtuhl der Geſchichte antrug. Hier kam Bernegger in ſein Element, wo er die Stärke ſeiner Gelehrſamkeit zeigen konnte. Er hatte ſehr viel Zuhörer, und ſogar fürſtliche Perſonen beſuchten ſeine Lehrſtunden. Er diſputirte fleißig, arbeitete an Verbeſſerung der alten römiſchen Geſchichtſchreiber,

und ſeine Studirſtube, ſein Bücherſaal und Herz, ſtunden allen offen, die ſie zum Wachsthume ihrer Studien brauchen wollten. Ja das Wohl der Studierenden, lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er ſogar ſeine Zuhörer auf ihren Stuben beſuchte und ſah, was ſie machten. Selbſt bey kranken Tagen, und da er zuletzt ſehr ſchwach und gebrechlich ward, ließ er ſich noch auf das Feld tragen, und unterrichtete die Jugend im Feldmeſſen. Durch ſein ſtrenges Studieren ſchwächte er ſeine Kräfte, und ſtarb vor ſeinem 58ſten Jahre 1640.

8. **Martin Opitz von Boberfeld**, fürſtlicher liegnitziſcher Rath, königlicher pohlniſcher Secretär und Geſchichtſchreiber, ward zu **Bunzlau** in Schleſien, 1597 den 23 Dec. gebohren. Sein Vater war, **Sebaſtian Opitz**, Rathsherr daſelbſt; und deſſen Bruder, **Chriſtoph Opitz**, ein in den ſchönen Wiſſenſchaften und Alterthümern ſehr geſchickter Mann, ſtand der damals wohlbeſtellten bunzlauiſchen Stadtſchule vor: und dieſen hat man es wohl am meiſten zuzuſchreiben, daß **Opitzens** fähiger Geiſt ſo frühzeitig bearbeitet worden. Nachdem er es nun allen ſeinen Mitſchülern zuvor that, ſo hielt man ihn für tüchtig, auf das breslauiſche Gymnaſium zu ziehen. Hier that ſich **Opitz** abermal vor allen andern hervor, und erwarb ſich dermaßen großer Männer Gunſt, daß auch einer ihm ſeine Kinder anvertrauete. Von **Breslau** kam er in das damals blühende **beuthniſche** Gymnaſium, wo er abermals Aufſeher eines jungen von Adel ward, und von dar gieng er nach Frankfurt an der Oder. Hier

machte er ſich durch einige ſchöne Gedichte den liegnitziſchen Herzogen bekannt. Seine Studien aber noch vollkommener zu machen, ſchickten ihn ſeine Aeltern nach Heidelberg. Hier fand er an den großen Gelehrten, George Michael Lingelsheim und Grutern, zween mächtige Beförderer ſeiner reifenden Gelehrſamkeit; welche durch zween mit ſtudierende Freunde, Barthen und Zinkgräfen, noch mehr angefeuert wurde. Der große Ruff von Bernegggern zog ihn nach Straßburg, und dieſer ſcharfſinnige Kenner, ſah die Stärke unſers Opitzen ſobald ein, daß er ihm ſchon damals prophezeihete, er würde der deutſche Virgil werden. Um dieſe Zeit gieng das Kriegsfeuer in Deutſchland an; daher Opitz ſich, mit einem däniſchen Edelmanne, Hamilton, nach den Niederlanden wandte; allwo er die damaligen berühmten Lehrer zu Leyden kennen lernte, und ſich ſonderlich Heinſii vertraute Freundſchaft erwarb. Von da gieng er nach Holſtein und bey ſeiner Rückkunſt nach Schleſien, allwo Kirchner und Nüßler am liegnitziſchen Hofe für ihn geſorget hatten. Man empfahl ihn dem ſiebenbürgiſchen Fürſten, Gabriel Bethlem, der ihn nach Weißenburg auf die Fürſtenſchule berief. Opitz gieng dahin und lehrte die Beredſamkeit und Dichtkunſt der alten Römer. Die Gnade des Fürſten, und die Gelegenheit des Orts, veranlaſſeten ihn, die Alterthümer daſigen Ortes zu unterſuchen, und ſein Werk von dem alten Dacien zuſammen zu tragen. Endlich aber ſtand ihm Siebenbürgen nicht mehr an. Er gieng wieder an den

lieg-

Arbeit, welche deßwegen in der Anatomie Hr. Johann Adam Kulmus, und in der Weltweisheit Hr. Hofr. Wolf übernommen, niemahls ohne Ruhm gedenken.

§. 7. Doch indem ich jedes deutſche Wort vor eine Schönheit unſrer Sprache ausgebe: ſo verſtehe ich hierunter nur diejenigen, die ein Eigenthum der deutſchen Sprache ſind. Alſo Wörter, welche die Deutſchen aus fremden Sprachen entlehnen, und in ihre einmiſchen, gereichen der deutſchen Sprache zu keiner Schönheit. Und obgleich dieſe Wörter die deutſche Sprache nicht beſchimpfen können: ſo iſt es doch vor einen Deutſchen eine Schande, wenn er ſich um die Wörter der deutſchen Sprache unbekümmert läßt, oder ſich wohl gar derſelben ſchämet.

§. 8. So machen ſich auch diejenigen des Lobes unwürdig, die zwar deutſch ſchreiben, aber den Wörtern eine dunkle Bedeutung beylegen. Denn die Abſicht der Wörter einer Sprache iſt ihre Bedeutung. Je klärer alſo die Wörter ſind, ie beſſer wird die Abſicht der Sprache erreicht. Je mehr man demnach in den Wörtern von der Klarheit abweicht, je weiter entfernt man ſich auch von dem, was der deutſchen Sprache eine Schönheit verurſacht. Wer alſo in der deutſchen Sprache entweder Wörter braucht, die durch die Länge der Zeit aus der Gewohnheit gekommen; oder neue Wörter macht, und ihre Bedeutung nicht beſtimmt; oder den üblichen Wörtern ungewöhnliche Bedeutungen giebt: der vergißt der Schönheit ſeiner Sprache, und handelt wieder die Pflicht eines Deutſchen, der auf die Ehre ſeiner Sprache bedacht ſeyn ſoll.

§. 9. Aus

nitziſchen Hof, wo er an ſeinen daciſchen Alterthümern arbeitete, und das Vergnügen hatte, ſeine Gedichte das erſtemal in Straßburg 1624, und ſodann in Breslau 1625 geſammlet zu ſehen. Jedoch, da er nicht gern lange an einem Orte blieb, ſo gieng er auch von hier nach ſeiner Vaterſtadt, beſuchte **Buchnern** in Wittenberg, und gieng endlich mit **Kirchnern** nach Wien, wo er ſich bey Hofe viel Hochachtung erwarb, und endlich vom Kaiſer geadelt ward. Nach ſeiner Zurückkunft in Schleſien, ſetzte er zwar ſeine poetiſchen Arbeiten und Studien fort; nahm doch aber endlich die Sekretärſtelle bey dem Grafen von **Dohna** an. Er gieng auch einmal zu Felde: es zeigte ſich aber; daß er ein beſſerer Dichter, als Soldat ſey. Sein Zeitvertreib war ein vertrauter Briefwechſel mit großen Männern, und da ihn dieſer nicht ſättigte, ſo dachte er auf eine neue Reiſe. Er gieng durch Thüringen über Frankfurt und Straßburg nach Paris; wo ihn des **Hugo Grotius** vertraute Freundſchaft mehr als alles feſſelte. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er ſich zwey Jahre bey dem Burggrafen auf, und nach deſſen Tode gieng er mit dem briegiſchen Hofe nach Preußen, wo er ſich bey dem pohlniſchen Hofe in Gnade ſetzte. Er ſah ſich endlich **Danzig** zur Ruhſtäte aus, und fand ſie auch auf ewig daſelbſt, indem er 1639 den 20 Aug. in ſeinem 43 Jahre, von der Peſt hingeriſſen ward.

9. **Hermann Conring**, Doctor der Arzneykunſt und derſelben, wie auch der Staatslehre Profeſſor zu Helmſtädt, war zu Norden in Oſtfrieſ-

land den 9 Nov. 1606 gebohren. Sein Vater war Prediger des Orts. Seine Kindheit prophezeihete ihm nicht viel Gutes; weil ihn eine peſtilenzialiſche Seuche dermaßen zugerichtet hatte, daß man ihm nicht einmal die Buchſtaben beybringen und ihn erſt mit dem ſechſten Jahre in die Schule ſchicken konnte. Allein ſein großer und feuriger Geiſt holete dieß alles in kurzem wieder ein. Er übertraf in der Bahn der erſten Studien alle, die lange vor ihm drinnen gelaufen waren. Mit 14 Jahren ſchrieb er ſchon einen ſchönen lateiniſchen Vers, und als eine von dergleichen Jugendarbeiten, dem berühmten helmſtädtiſchen Lehrer, **Cornelius Martini** zu Geſichte kam, machte ihm ſolche eine ſo große Hoffnung von dieſem Knaben, daß er ſeinen Aeltern anlag, ihn zu ihm nach Helmſtädt zu ſchicken. Man folgte, und ſandte ihn 1620 dahin, **Martini** nahm ihn ins Haus und an ſeinen Tiſch, allwo er auch bis an dieſes Profeſſors Tod blieb. Im 1624 Jahre rieſen ihn ſeine Aeltern nach Hauſe; allein der Krieg trieb ihn bald wieder nach Helmſtädt. Von dar gieng er nach Leiden, und machte ſich die damals ſo heftigen theologiſchen Streitigkeiten bekannt; ungeachtet er ſich der Medicin gewidmet hatte: denn ſein begieriger Geiſt ließ ihm keine Ruhe, bis er von allem die Quellen aufgeſucht und ſich zu eigen gemacht hatte. Er hatte zwar auch Gelegenheit nach Paris zu gehen; allein, da in Helmſtädt eine philoſophiſche Stelle offen ward, zogen ihn ſeine Freunde dahin, und bewogen Herzog **Friedrich Ulrichen** ihm das Lehramt der Naturwiſſenſchaft aufzutragen. Der Krieg

trieb

trieb ihn nach Braunſchweig; allein, weil daſiger Hof ſeine große Gelehrſamkeit wohl erkannte, ſo gab man ihm noch eine mediciniſche Profeſſion dazu, vermehrete ſein Gehalt und bewog ihn alſo, wieder nach **Helmſtädt** zu ziehen. Doch nicht nur das Haus **Braunſchweig**, ſondern auch Könige und Fürſten erkannten dieſes Kleinod der gelehrten Welt und ſuchten ſich es zuzueignen. Sein Landsherr machte ihn 1649, als er ſein Vaterland beſuchte, zum Leibarzte und geheimen Rathe. Die Königinn **Chriſtin** ließ ihn nach Schweden einladen, und als er nach **Stockholm** kam, ward er reichlich beſchenkt, und ihm ein wichtiges Gehalt angebothen, wenn er im Lande bleiben wollte. Allein, er wollte gegen das braunſchweigiſche Haus nicht undankbar ſeyn. Selbſt **Ludwig** der XIV. gab ihm ein jährliches Gnadengehalt. Der König in **Dänemark** machte ihn zu ſeinem Rathe, und der kaiſerliche Hof nahm ſein Werk, de finibus imperii mit ausnehmenden Gnadenproben auf. Und in dieſem Glanze des Ruhms und der Ehren ſtarb dieſe Zierde des deutſchen Ehrentempels 1681, und nahm das Lob eines ungemein großen Geiſtes in einem kleinen und unanſehnlichen Leibe, aus der Welt.

10. **Theodor Hackſpan**, Profeſſor der heil. Schrift zu **Altdorf**, war ein Thüringer, aus dem Herzogthume **Weimar** gebürtig, wo ihn ſein Vater **Michael Hackſpan**, Voigt zu Bachſtadt, mit eines Prieſters Tochter ehelich erzeugte. Sein Geburtstag war der 8 Novemb. des 1607ten Jahres. Mit herannahenden Jahren ſchickte man

ihn auf die Kloſterſchule zu Roſsleben, wo damals geſchickte Leute lehrten. 1627 gieng er nach Jena, wo er an **Walthern, Glaſſio** und **Schlevogten**, drey berühmte Gottesgelehrte fand. Hier blieb er ſechs Jahre und lernte die Theologie, Philoſophie und Philologie. Wer Hackſpans philoſophiſche Schriften mit **Schlevogts** ſeinen vergleicht, der wird bald aus dem Schüler den Lehrmeiſter erkennen. Von Jena gieng er 1631 nach Altdorf, wohin ihn **Daniel Schwentners** Ruhm zog, der in der Mathematik und hebräiſchen Sprache, vor andern bekannt war. Er gieng nach Helmſtädt, wo **Calixtus** und **Hornejus** nebſt andern trefflichen Männern lehrten. 1636 dachte er wieder nach Altdorf, indem ihm ſeine Freunde zu einer philoſophiſchen Catheder daſelbſt Hoffnung machten. Nun war er zwar nicht Magiſter; man erlaubte ihm aber doch außerordentlich zu diſputiren: und das fiel ſo gut aus, daß er gleich hernach ordentlicher Lehrer der orientaliſchen Sprachen ward. Seiner Fürſorge hat es die altdorfiſche **Univerſität** zu danken, daß die Freygebigkeit eines Gutthäters, die daſige Buchdruckerey mit orientaliſchen Lettern verſehen hat. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er Profeſſor der Gottesgelahrtheit; allein er genoß dieſen Lehrſtuhl nicht lange: denn er ſtarb, nachdem er ſein Leben nicht viel über 50 Jahre gebracht hatte, den 19 Jan. 1659.

* *

III.

Gottfried Ephraim Müllers A. M. historisch-kritische Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller: zweyter Theil. Dresden 1747 bey Ge. Conr. Walthern in gr. 8.

Daß wir bisher die Fortsetzung dieses schönen Werkes, unsern Lesern nicht bekannt zu machen gesucht, ist keinesweges darum geschehen, als ob wir selbige ganz mit Stillschweigen übergehen wollten; weil sie irgend keine rühmliche Erwähnung verdienete. Nein, es sind andre Ursachen gewesen, die uns davon abgehalten haben. Bey der großen Anzahl monathlich, ja wöchentlich und täglich herauskommender Werke, haben wir es für unbillig gehalten, den Lesern gar zu bald wieder den andern Theil eines und desselben Werkes anzupreisen; um ihnen keinen Ekel zu erwecken. Nachdem wir aber bisher manches andre wohlgeschriebene Werk angekündiget, und auszugsweise mitgetheilet, können wir nicht umhin, auch diesen zweyten Theil von des gelehrten Herrn Mag. Müllers Werke anzumelden, und den Inhalt desselben zu erzählen.

Der erste Theil hatte nach einigen allgemeinen Einleitungen, die Ueberreste der ältesten lateinischen Schriftsteller abgehandelt. Nun schreitet der Herr Verfasser zu dem güldnen Sprachalter der Römer,

und da finden wir den Plautus, Cato, Columella, Varro, Palladius Terenz, Lucrez, Catull, Tibull, Properz, Gallus Nepos, Cicero und Salluſt; lauter Scribenten, die allen Liebhabern der Wiſſenſchaften billig bekannt ſeyn müſſen.

Des I Buches erſtes Capitel handelt von des Marc. Accius Plautus Perſon, Leben und hinterbliebenen zwanzig Schauſpielen. Er pflegt von allen Kunſtrichtern an die Spitze der guten Schriftſteller geſetzet zu werden: theils weil er der älteſte von denen iſt, von welchen wir was mehrers und vollſtändiges aufzuweiſen haben; theils, weil er der erſte iſt, unter deſſen Feder das Latein ſeine alte Rauhigkeit in etwas abgeleget hat. Accius war ſein Geſchlechtsname, Marcus ſein eigener, und Plautus ein Zunamen; den Feſtus ſo erklärt, daß er ihm von ſeinen platten oder breiten Füßen beygeleget worden. Er hat darinn etwas ähnliches mit dem Plato gehabt, der auch von ſeiner breiten oder platten Stirne**, nicht aber von ſeinen breiten Schultern, wie andre gemeynet, dieſen Namen bekommen. Er war zu Sarſina in Umbrien im 527ſten Jahre der Stadt Rom, 226 Jahre vor Chriſti Geburt gebohren. Seine Aeltern ſind unbekannt; ſeine Glücksumſtände aber waren ſo ſchlecht, daß man ihn gar für den Sohn eines Sklaven gehalten;

* Ploti appellantur, qui ſunt planis pedibus; unde et Poeta Accius initio Plotus, poſtea Plautus eſt dictus. Feſtus in voce Ploti.

** ὅτι πλατὺς ἦν τὸ μετωπον, Diog. Laert. in Plat. c. 5.

halten; da er denn ſeine Namen, von demjenigen, der ihn freygelaſſen, bekommen haben müßte. Die freyen Künſte waren damals in Rom noch in ſo ſchlechtem Anſehen, daß man ſie den Knechten überließ. Sonderlich ward das Comödienſchreiben für verächtlich gehalten; wie denn Terenz ſelbſt nur ein Freygelaſſener war.

Als Plautus in der Zeit einer großen Theurung nach Rom kam, mußte er aus Nothdurft ſich bey einem Becker verdingen, und eine Handmühle herumtreiben: eine ſchlechte Beſchäfftigung für einen luſtigen Comödianten! Denn dieß war in Rom eben das, was bey uns eine Zuchthaus und Feſtungsarbeit iſt; wozu man die Verbrecher verdammet. Gellius verſichert uns indeſſen, daß Plautus auch in dieſer Zeit ſeinen Witz, zu Verfertigung dreyer Comödien gebrauchet habe, nämlich des Saturio, des Addictus, und noch eines andern; das er nicht nennen kann. Sie ſind aber alle drey verlohren gegangen; wofern nicht etwa das dritte noch vorhanden iſt. Mehr von ſeinem Leben zu ſagen iſt unnütz, und unmöglich. Er iſt zu Zeiten des ältern Catons, den man für einen großen Redner hielt, für einen guten Dichter gehalten worden. Er ward aber nur drey und vierzig Jahre alt, und hat für dieſe kurze Lebenszeit, ſehr viel geſchrieben, wie die große Anzahl ſeiner Comödien anzeigen wird. Der Herr Verfaſſer merket an, daß man von unſern heutigen witzigen Köpfen, ſo fruchtbar auch ihre Federn ſind, ſoviel nicht erwarten dörfe. Allein Plautus lebte auch zu einer Zeit, da es noch

keine Kunſtrichter und Nebenbuhler, oder Nacheiferer gab; und da folglich alles was man ſchrieb, gut war, und bewundert ward. Man gebe einigen unſrer Schriftſteller dieſen glücklichen Zeitpunkt: ſo wird man über ihre Fruchtbarkeit erſtaunen müſſen.

Daß es damals an andern Poeten ziemlich gefehlet haben müſſe, erhellet daraus, daß Plautus ſich ſelbſt eine Grabſchrift machen müſſen. Dieſe lautet ziemlich großſprecheriſch: und wir wollten es keinem heutigen Komödienſchreiber rathen, von ſich ſelbſt ſo viel zu ſagen:

Poſtquam morte datus Plautus, Comoedia luget;
Scena eſt deſerta, deinde Riſus, Ludu' Jocusque,
Et numeri innumeri ſimul omnes collacrimarunt.

Er hat ſich alſo zu ſeiner Zeit für den einzigen Luſtigmacher erkläret. Fontaine in Frankreich machte ſich auch zwar eine; aber in weit niedrigern Ausdrücken, die ihm eher ſchimpflich, als rühmlich ſeyn können:

Jean s'en alla, comme il étoit venu;
Mangea le fonds avec le revenu,
Tint les Treſors choſe peu neceſſaire.
Quant à ſon tems, bien le ſçût diſpenſer,
Deux parts en fit, dont il ſouloit paſſer,
L'une à dormir, et l'autre à ne rien faire!

heißt das nicht recht einen Taugenicht, Verſchwender und Faulenzer beſchrieben?

Die Anzahl der plautiniſchen Luſtſpiele giebt Gellius auf 130 an. Der Herr Verfaſſer urtheilet alſo

ſo nicht unrecht, daß er mehr unter die Schmierer als unter die Schreiber gehöret habe. Schakeſpear, Moliere und Holberg haben viel Schauſpiele gemacht: aber alle drey zuſammen bringen nicht ſo viel Stücke auf. Nur Charles le Hardi in Frankreich, unſer Hans Sachs, und Jakob Ayrer, ſein Nachfolger, können mit ihm verglichen werden, die in Anſehung der Zeiten mit dem Plautus in gleichen Umſtänden gelebt haben. Da Hans Sachs hat beynahe dreyhundert Schauſpiele gemacht; wiewohl er auch faſt doppelt ſo alt geworden. Gleichwohl iſt es zu bewundern, wie einige heutige Bewundrer des Alterthums, an den plautiniſchen Stücken, die doch dem Horaz ſo misfielen, daß er ſeine Vorfahren für thörichte Bewundrer derſelben ſchalt, ſo viel leckerhaftes finden können.

Will man aber unſerm Herrn M. Müller glauben, ſo ſollen die Alten dem Plautus 76 Stücke zu viel beygeleget haben. Er beruft ſich auf unſre jungen Scribenten, die es am beſten wiſſen, wie viel ſie ein mittelmäßiges Schauſpiel ihrer Art koſtet; und wünſchet: **Der Himmel ſchone ihrer Jugend, und bewahre ſie vor der Verfertigung einer ſo abſcheulichen Zahl von hundert und dreyßigen!** Allein mit ſeiner Erlaubniß, ſo behaupten wir vielmehr dem Plautus zu Troße, ihre Fruchtbarkeit! Es liegt gewiß nicht an ihrer Erfindungskraft! Man gebe ihnen nur Comödianten, die alles was ſie machen, ſpielen; oder Verleger, die alles was ſie ſchreiben, drucken; und Zeiten, die alles was ſie machen, loben und bewundern:

ſo wird ihre poetiſche Ader eben ſo reichlich quellen, als des Plautus ſeine gequollen iſt. Es ſind aber wirklich unter den Alten einige, die dem Plautus 25 ja gar nur 21 zuſchreiben; da die übrigen ein gewiſſer Plautius gemacht haben ſoll. Doch wir müſſen zu den übrigen eilen.

Der Herr Verfaſſer geht alle zwanzig Stücke des Plautus kürzlich durch, und erzählt ihren Inhalt: dann kömmt er auf die Schreibart des Plautus. Die Römer waren damals noch ſehr arm an einheimiſchem Witze: daher mußten ihre erſten Scribenten ſich bey den Griechen Raths erholen, und brav überſetzen. Plautus ſelbſt war einer von den größten Ueberſetzern. Epicharmus und Diphilus waren ſeine Nothhelfer, wie er ſelbſt geſteht. Herr M. Müller merkt an, daß nach der Strenge zu reden, ſehr wenig römiſche Originalſtücke das lateiniſche Theater betreten haben: und daß man alſo neulich vergebens das Geſchrey erhoben: die deutſchen Dichter überſetzten nur franzöſiſche Stücke! Denn iſt das einem Mangel am Witze zuzuſchreiben: ſo haben die Römer gewiß auch keinen gehabt! Das werden uns aber ihre Bewunderer wohl ewig nicht einräumen. Ja ſelbſt die Franzoſen werden aufhören witzig zu ſeyn, da Corneille, Moliere und Racine, die Griechen, Lateiner und Spanier geplündert: wir ſetzen noch hinzu, auch die Italiener; wie Riccoboni, in ſeiner Beurtheilung des Moliere, deutlich gewieſen hat.

Plautus iſt geizig, oder vielmehr bedürftig geweſen; und hat alſo ums Geld, nicht aber um

der

§. 9. Aus gleichen Urſachen ſind auch diejenigen der Schönheit der deutſchen Sprache zu wieder, die in ihren Schriften Wörter ſetzen, welche bloß in einer gewiſſen Provinz Deutſchlandes gebräuchlich ſind. Dergleichen beſondere Wörter findet man z. Ex. bey den Meißnern, bey den Franken, bey den Schleſiern, bey den Niederſachſen u. ſ. f. Wer alſo der Schönheit der deutſchen Sprache nichts vergeben will, der muß ſich von ſolchen Wörtern enthalten. Und damit er ſich derſelben deſto beſſer enthalten kan: ſo iſt nöthig, daß er ſich um dieſelben mit Fleiß bekümmere, und ſie, indem er die Schriften verſchiedner Deutſchen lieſet, ſorgfältig anmerke.

§. 10. Weil die Dunkelheit der Grund iſt, warum man die bisher angeführten Arten von Wörtern verwirft: ſo könnte man auf die Gedanken gerathen, daß auch die deutſchen Kunſtwörter der Schönheit der deutſchen Sprache Eintrag thäten. Denn weil ſie bloß einer gewiſſen Art Menſchen, als den Künſtlern und Gelehrten, bekannt ſind (S. §. 110): ſo haben ſie in Abſicht auf die gemeinen Wörter weniger Klarheit. Der Mangel der Klarheit aber macht Dunkelheit.

§. 11. Es iſt wahr, wenn man die deutſchen Kunſtwörter gegen die gemeinen Wörter hält: ſo ſind dieſe allerdings klärer und jene dunkler. Man muß aber hierbey erwegen, daß ſie auch Sachen bedeuten, die bloß eine gewiſſe Art Menſchen verſtehet. Und eben daher iſt es gekommen, daß eine jede Profeßion beſondere Wörter erfunden, weil eine jede mit beſondern Sachen zu thun hat. Wollte man alſo die Kunſtwörter in gemeine verwandeln: ſo müſte man auch die Erkenntniß der Sachen beſondrer Profeßionen und

Künſte

der Ehre halber geſchrieben: ſonſt würden ſeine Stücke beſſer ausgearbeitet ſeyn. Horaz rücket ihm dieſes vor, und ſchreibt dieſem Fehler ſo viele ſchlecht ausgeführte Charactere zu:

Aſpice, Plautus,
Quo pacto partes tutetur amantis Ephebi,
Ut patris attenti, lenonis ut inſidioſi,
Quantus ſit Dorſennus edacibus in parafitis,
Quam non adſtricto percurrat pulpita ſocco:
Geſtit enim nummum in loculos demittere, poſthac
Securus, cadat, an recto ſtet fabula talo.

L. II. Ep. I. v. 120.

Die Kunſtrichter haben alſo an dem Plautus mit gutem Rechte viel auszuſetzen gefunden; welches der Herr Verfaſſer ausführlich darthut. Wir merken nur an, daß derſelbe der beſondern Meynung zugethan iſt, Plautus habe keine Verſe, ſondern lauter Proſa geſchrieben. Vielleicht wäre dieſes das beſte Mittel ihn zu vertheidigen, und den Grüblern in dem Sylbenmaaße der Alten, viel Kopfbrechens, wegen ſeines wunderlichen Scandirens, zu erſparen. Herr M. Müller aber ſchildert uns hier den Horaz unter dem Bilde eines heutigen neidiſchen Kunſtrichters ab, der bloß darum auf den Plautus geſchmähet, weil er noch zu ſeiner Zeit viel Beyfall gefunden: es habe ihn aber am wenigſten gekleidet, die ſchlechten Verſe des Plautus zu tadeln, da er ſelbſt, außer ſeinen Oden, die rauheſten und elendeſten Verſe gemacht. Wir geben ihm dieſes letztere gern zu: denn freylich darf man ihn nur gegen die übrigen Dichter ſeiner Zeiten, einen Virgil, Ovid, Tibull,

Pro-

Properz, u. a. m. halten, um zu sehen, daß er gar kein Gehör gehabt, seinen Hexametern einigen Wohlklang zu geben. Aber gleichwohl sollten wir nicht denken, 1) daß Horaz einem prosaischen Schriftsteller, der nie ans Versmachen gedacht hätte, einen Mangel guter Verse zur Last gelegt haben würde. Wußte man denn zu seiner Zeit nicht Verse von Prosa zu unterscheiden? da ja Cicero die Kenntniß des lateinischen Sylbenmaaßes auch sogar dem Pöbel beylegt? 2) Sehen wir nicht, daß Horaz den allergeringsten Neid auf den Plautus hätte haben können. Dieses Laster fällt ja nur auf Schriftsteller, die mit dem Neidischen zu einer Zeit leben, und seinen Ruhm gewissermaßen verdunkeln. Das lehren uns diese unsre Zeiten. Die Alten lobet man gern: warum? diese stehen uns selten im Wege. Aber die Zeitverwandten, die schnappen uns gleichsam den Ruhm vor dem Munde weg: zumal, wenn sie mit uns einerley Art der Ehre suchen. Das war aber beym Horaz und Plautus wiederum nicht. Dieser hatte Comödien geschrieben: Horaz dachte nicht daran, sondern eiferte dem Pindar nach, und wollte der größte Liederdichter seyn. Da stund ihm nun Plautus gar nicht im Wege. Er hätte noch eher den Lucil beneiden können, der vor ihm Satiren geschrieben hatte; als den Plautus. Kurz, wir mögen es ansehen, wie wir wollen, so kömmt uns Horaz hier unschuldig vor. Es ist eben so, als wenn ein heutiger Kunstrichter Weisens Comödien herunter macht, ob er gleich selbst niemals eine geschrieben hat. Die Regeln der Schaubühne, die

Horaz

Horaz aus dem Ariſtoteles, und den Muſtern der beſten Griechen verſtand: dieſe allein hatten Schuld, daß er auf den Plautus ſchmähte, in der Abſicht den Geſchmack der Römer zu läutern.

Nil ſcribens ipſe, docebo,
Unde parentur opes, quid alat, formetque Poetam;
Quid deceat, quid non, quo virtus, quo ferat error.

Es mögen alſo Lipſius und Scaliger, ihren lieben Plautus noch ſo ſehr bewundern, und auf den Horaz ſchimpfen, wie ſie wollen! Man müßte gar nichts von der Schaubühne verſtehen, und keines Ariſtoteles Poetik mehr übrig haben: wenn man um etlicher zotenhaften und lächerlichen Einfälle halber, die im Plautus vorkommen, dem Horaz unrecht geben wollte.

Indeſſen ſehen wir die Abſicht wohl ein, die Herr M. Müller, nach der Beſchaffenheit unſrer Zeiten, gehabt, wenn er hier unter der Perſon des Horaz, gewiſſen handfeſten Kunſtrichtern den Text geleſen hat. Wir wollen darum dem Plautus nicht alle Verdienſte, um ſeine damals noch ſehr ungeſchliffene Mutterſprache abſprechen. Dieß kann alles wahr bleiben, und Horaz kann doch recht behalten, was die innere Einrichtung und die groben Scherze ſeiner Comödien betrifft. Es iſt wahr, die alten Zeiten und Sitten entſchuldigen etwas: allein was einer ſolchen Entſchuldigung brauchet, das iſt eben noch nicht zu bewundern, und zu loben. Und hat Cäſar am Plautus die vim comicam gefunden, die er im Terenz vermiſſet; ſo mag er wohl den Sinn unſrer

Groſſen

Großen gehabt haben, die in den wälschen Possenspielen, so ungereimt sie auch nach des Herrn Riccoboni Geständnisse sind, mehr Vergnügen finden, als an den schönsten Stücken des Moliere und Destouches. Leute, die sonst mit wichtigen und ernsthafften Geschäfften überhäuset sind, wollen bisweilen nur lachen: und dazu ist ihnen das abgeschmackte Zeug eines plumpen Hanswurstes und Harlekins viel behülflicher, als ein Misantrop, oder Glorieux; worinn aber ein feiner und ruhiger Geist eine weit zärtere Art des Vergnügens findet; als in jener Narrentheidungen.

Nachdem der Herr Verfasser die besten Ausgaben des Plautus erzählet hat, kömmt er auf die Uebersetzungen und Nachahmungen desselben in neuern Sprachen. Er setzet darunter die deutschen oben an; hat aber in der kritischen Beyträge I Bande a. d. 33 S. nur die Aululariam und die Captivos, jene zwar von Joach. Gref von Zwickau 1535, diese aber von M. Mart. Hoyneccius 1582 übersetzt, gefunden. Da uns aber nach der Zeit noch mehrere bekannt geworden: so wollen wir hier eine kleine Nachlese davon mittheilen; woraus erhellen wird, wie eifrig unsre Alten gewesen sind, den Spuren der Lateiner zu folgen, ehe sie noch die Wälschen und Franzosen gekannt, oder ehe diese sich auf eine merkliche Art mit ihrer Schaubühne hervor gethan haben. Wir haben aber

1 Plauti **Menächmos** von Hans **Sachsen** verdeutscht im II Tom. und dessen 2tem Theile.

2. Eine Nachahmung derselben Comödie hat auch Jakob

Jacob Ayrer, in ſeinem Opere Theatrico, unter dem Titel: Comödia von zweyen Brüdern aus Syracuſa, die von Geſtalt und Perſon einander ſo ehn waren, daß man allenthalben einen vor den andern anſah.

3. Amphitruo: oder Comödie, in ſich haltend die Empfengknuß und Geburt Herculis, aus dem lateiniſchen Marci Actii Plauti verdeutſcht, durch M. Wolfg. Spangenberg. Straßb. 1608.

4. Des M. Accius Plautus Aululariа, überſetzt, und mit nöthigen Anmerkungen verſehen. Zelle in 8. 1743. *

Länger können wir uns bey dieſem Dichter nicht aufhalten. Der geneigte Leſer aber wird alles, was der Herr M. Müller davon geſchrieben hat, mit Vergnügen leſen können.

Die vier Scribenten der Lateiner de re ruſtica, wollen wir hier mit Bedachte übergehen, ungeachtet alles, was davon vorkömmt, überaus gelehrt ausgearbeitet iſt. Wir kommen alſo auf den zweyten komiſchen Dichter der Lateiner, den Terenz; und weil wir einmal in das Comödienfach der Alten gerathen

* Da dieß Stück dasjenige iſt, aus welchem Moliere ſeinen Geizbals nachgeahmet hat: ſo billigt der Herr Verfaſſer an ihm ſowohl, als am Plautus, das bekannte Cedo tertiam! oder, les autres, verſtehe Mains, als der Geizige dem Diener die Hände beſieht, ob er ihm auch was geſtohlen habe. Er meynt, die Zerſtreuung der Gedanken könne leicht ſo weit gehen, daß er auch nach der dritten Hand, oder gar mit dem Moliere, nach den übrigen, fragen kön-

rathen ſind: ſo wollen wir auch dasjenige, was von dieſem ungleich ſeinern Dichtern geſagt worden, in etwas beybringen.

Als Plautus ſtarb, war Terenz erſt neun Jahre alt. Er hieß Publius Terentius Afer, oder der Africaner, hatte aber dieſe Namen, theils von ſeinem Herrn, der ihn frey gelaſſen, theils von ſeinem Vaterlande bekommen. Sein eigentlicher Geſchlechtsname iſt verlohren gegangen. Sein Herr aber hieß Terentius Lucanus, und war ein Rathsherr zu Rom. Das Jahr ſeiner Geburt wird ums 550ſte Jahr nach Erbauung der Stadt Rom geſetzt. Und ſind gleich einige, die ihn ein Jahr älter, oder ein paar Jahr jünger machen: ſo kömmt doch darauf nicht viel an. Wo er eigentlich gebohren worden, weis man auch nicht recht. Aus dem kartaginenſiſchen Gebiethe muß er aber allem Anſehen nach, geweſen ſeyn. Seine Aeltern kennen wir noch weniger. Vielleicht iſt er von gutem Herkommen geweſen, dadurch denn ſein Herr bewogen worden, ihn frey zu ſprechen. Denn

könne. Wir laſſen zwar gern einem jeden ſeine Meynung; glauben aber für uns, das heiße die Zerſtreuung zu hoch getrieben. Es kann ſeyn, daß ein Geizhals vergißt, wie viel Hände er ſchon geſehen, und alſo nach der zweyten; oder nach der andern NB. frage; in Meynung er habe erſt die eine, geſehen. Aber, daß er ausdrücklich tertiam die dritte fordere; oder, welches noch ärger iſt, les autres, die übrigen begehre, als ob es noch mehrere, als drey geben könnte: das dünkt uns die Sache über die Natur getrieben zu haben.

Denn in Kriegszeiten wurden oft vornehmer Leute Kinder zu Sclaven gemacht. Allein vielleicht hat er ſich durch ſeine eigene Verdienſte ſelbſt zuerſt geadelt; und iſt alſo ein Sohn ſeiner Thaten geweſen. Wie er nach Rom in die Knechtſchaft gekommen, iſt eben ſo ungewiß. Donatus weis es nicht; und kann es nicht begreifen: weil er zwiſchen dem zweyten und dritten puniſchen Kriege gebohren worden. Er konnte alſo nicht im zweyten gefangen ſeyn, in welchen er noch nicht gebohren war; auch nicht im dritten, in welchem er ſchon todt war. Man glaubt alſo, die Numidier, die immer auf die Carthaginenſer ſtreiften, haben ihn gefangen, und an die Römer verkauft; als dieſe 567 eine Geſandſchaft nach Numidien geſchickt haben, wobey vielleicht Terentius Lucanus auch geweſen.

Bey dieſem nun hat dieſer muntre Knabe, ſich wegen ſeiner guten Geſtalt und Munterkeit des Geiſtes ſo beliebt gemacht, daß er ihn nicht nur wohl erziehen laſſen, ſondern ihm auch zeitig die Freyheit geſchenkt. Er erwarb ſich auch hernach durch ſeinen Witz und andre gute Eigenſchaften die Gunſt der großen Männer, Scipio und Lälius dergeſtalt; daß viele auf den Verdacht geriethen, ſie hätten ihm ſeine Comödien, wo nicht ganz gemacht, doch wenigſtens machen helfen. In dieſen großen Häuſern, und auf ihren Landgütern lebte er nun in aller Bequemlichkeit, weit beſſer als Plautus; doch ſoll er aus Verdruß, daß er zu keiner Beförderung in Rom kommen können, von da weg gegangen ſeyn. Sein Stück Eunuchus hat ihm allein 8000 Se-

ſtertin, oder 333 Gulden eingetragen. Seine Tochter bekam einen römiſchen Ritter zum Manne; andrer guten Umſtände zu geſchweigen. Andre meynen, er ſey deswegen nach Griechenland und Athen gegangen, um ſich in der Gelehrſamkeit feſter zu ſetzen. Er iſt aber niemals wieder gekommen: es ſey nun, daß er im Schiffbruche umgekommen, oder ſich nach Verluſte ſeiner Habſeligkeit, und verſchiedener neuer Comödien, zu Stymphalus in Arkadien zu Tode gegrämet. Dieß ſoll im 594ſten Jahre der Stadt Rom, 159 Jahre vor Chriſti Geburt geſchehen ſeyn. Man hat ihm eine Grabſchrift gemacht, die beym Hederich ſteht; aber wohl gewiß nicht von ihm ſelbſt herrührt.

Terenz iſt unter den Alten faſt allein ſo glücklich geweſen, daß alle ſeine Schriften ganz unverſtümmelt, bis auf unſre Zeiten gekommen. **Volcatius** und **Gellius** kennen nur ſechs Luſtſpiele von ihm; und dieſe haben wir auch. Zwiſchen ihm und dem **Plautus**, mögen ſich wohl ein paar andre Dichter, **Turpilius** und **Trabea** der Schaubühne bemächtiget haben: allein man weis kaum ihre Namen. Die plautiniſchen Stücke haben ſich alſo, wohl ſo lange auf der Bühne erhalten, bis Terenz mit den Seinigen hervortrat. Dieſes that er nun mit großer Beſcheidenheit, ohne ſeine Vorgänger herunter zu machen. Ja er giebt ſich für ihren Nachahmer aus, ſo gar, wenn ſie etwas nachläßig geweſen wären:

Quorum aemulari exoptat negligentiam.

Prol. Andr.

Doch

Doch man ſieht wohl, daß er dieſes nur ſeinen Gegnern zu Troße ſagt: und in der That hat er des Plautus Nachläßigkeit in keinem Stücke nachgeahmet. Sein Miteiferer auf der Schaubühne hieß **Luſcius Lavinius**, und dieſer ſuchte unſern Dichter bey aller Gelegenheit zu unterdrücken. Terenz ſah ſich alſo genöthiget, ihm in ſeinen Vorreden der Schauſpiele zu antworten, und ihm bisweilen, wiewohl ungern und ſehr glimpflich, die Wahrheit zu ſagen:

His reſpondere volui, non laceſſere,
Benedictis ſi certaſſet, audiſſet bene.
Quod ab eo allatum eſt, id ſibi eſſe relatum putet.

Doch, ſo ſehr er deswegen zu entſchuldigen iſt: ſo ſieht man doch, daß ſein Läſterer es nur ſeinen Antworten zu verdanken hat, daß er uns noch bekannt iſt. Denn was würden wir von ihm wiſſen, wenn Terenz ihn nicht ſelbſt dadurch verewiget hätte? Man kann in Wahrheit gewiſſe Gegner nicht beſſer beſtrafen, als wenn man ſie bellen läßt, wie der Mond die Hunde: ohne ſich im allergeringſten zu verantworten. Endlich werden ſie doch müde; die Welt wird ihrer Unverſchämtheit überdrüßig, und ihre Läſterſchriften gehen endlich ſo zu Grunde, als ob ſie nie geweſen wären.

Es iſt bey den terentianiſchen Stücken merkwürdig, daß ſie mit einer Muſik aufgeführet worden. Denn der Dichter nennt uns die Componiſten und Inſtrumente: Modos fecit - - tibiis paribus dextris et ſiniſtris. Der Herr M. Müller weis uns mit allen Auslegern nicht zu ſagen, was das zu ſa-

gen gehabt; und warnet nur vor dem Sincer, der ſich einbildet, die ganzen Comödien wären wie Opern, nach der Muſik abgeſungen worden. Auch Scaliger hat davon ſehr kritiſche, aber auch ziemlich dunkle Begriffe gehabt: Poet. L. I. c. 20. Am beſten iſt es wohl, daß man glaube, die Muſik habe zwiſchen den Aufzügen die Stelle der Chöre vertreten. Denn weil der neuern Comödie der Griechen, um Menanders Zeiten, der Chor ganz verbothen war: ſo hat man zweifelsfrey die Stelle deſſelben mit bloßen Inſtrumentalmuſiken erſetzet: und Terenz, als ein Nachfolger Menanders, wird es in Rom auch ſo gehalten haben. Die Tibias dextras und ſiniſtras, findet man in des Ficoroni Werke von den theatraliſchen Larven (Maſchere ſceniche) abgebildet.

Was der Herr Verfaſſer von den ſechs Comödien des Terenz ſehr gelehrt geſaget hat, übergehen wir mit Fleiß. Daß Terenz nach ſeiner vermeynten Zurückkunft aus Athen, noch 108 neue Comödien, theils überſetzte, theils eigen, mitgebracht habe, berichtet Donatus. Iſt es wahr, ſo ſind ſie ſehr zu bedauren.

Die Schreibart des Terenz, da er mehrentheils einen Ueberſetzer Menanders abgegeben; giebt dem Herrn Verfaſſer Gelegenheit, den Urheber der Lettres Germaniques zu beſchämen, der den Römern auch die Eſprits Createurs abzuſprechen genöthiget ſeyn würde. In der That hat Cäſar in einem Verſe, den uns Donatus aufbehalten hat, ihn einen halben Menander genennet:

Künſte zu einer allgemeinen machen. Dergeſtalt hat es mit den Kunſtwörtern eine ganz andere Bewandtniß, als mit den oben verworfnen. Uber dieſes ſind bekannte Wörter vorhanden, die man an ſtatt ausländiſcher, verlegner, neugemachter, verkehrter und ſolcher, die nur einer oder etlichen Landſchaften eigen ſind, im Reden und Schreiben gebrauchen kan.

§. 12. Man hat zweyerley Schönheiten, einfache und zuſammengeſetzte. Die einfachen laſſen ſich in keine andere zergliedern. Die zuſammengeſetzten ſind ein Innbegriff vieler zuſammenſtimmender Schönheiten (S. §. 45). Wenn man auf die Bedeutung der deutſchen Sprache ſiehet: ſo iſt darinn nichts einfacheres als ein einfaches Wort. Die einfachen Schönheiten, welche der deutſchen Sprache in Abſicht ihrer Bedeutung zukommen, beſtehen demnach in deutſchen einfachen Wörtern.

§. 13. Was ich bisher von der Schönheit geſagt, welche der deutſchen Sprache aus der Bedeutung ihrer Wörter zuwächſt, will ich bloß von den einfachen Wörtern verſtanden haben. Was ich alſo in dem folgenden ſagen werde, das ſoll die zuſammengeſetzten Schönheiten betreffen. Unterdeſſen aber iſt noch ſo viel zu merken, daß dieſe einfachen Schönheiten unter den erſten und oberſten, deren ſich die deutſche Sprache rühmen kan, den allererſten Platz haben. Denn was einfach iſt, vor dem, inſofern es einfach iſt, geht nichts vorher.

§. 14. Von den zuſammengeſetzten Schönheiten, welche die Bedeutung zuſammengeſetzter Ausdrückungen in der deutſchen Sprache verurſacht, werden alle Zuſammenſetzungen der Wörter ausgeſchloſſen, wel-

Tu quoque, tu in ſummis, o dimidiate Menander,
Poneris, et merito, puri ſermonis amator.
Lenibus atque utinam ſcriptis adjuncta foret vis
Comica, ut aequato virtus polleret honore,
Cum Graecis, neque in hac deſpectus parte jaceres.
Unum hoc maceror et doleo tibi deeſſe Terenti!

Der Herr Verfaſſer unterſucht hier, was die vis Comica ſey, die dem Terenz nach Cäſars Urtheile gefehlt haben ſoll. Er meynt, es ſey die Lebhaftigkeit der Handlung und Vorſtellung geweſen. Wir wiſſen nicht, ob wir ihm darinn beypflichten können. Denn die Handlung kömmt auf den Dichter, nicht aber auf den Ueberſetzer an. Hätte alſo Menander lebhaftere Handlungen gemacht, ſo hätte ſie auch Terenz ſo überſetzet. Die Schuld iſt nicht ſein geweſen. Die Vorſtellung aber kömmt auf die Schauſpieler an, die freylich bisweilen durch ihre Langſamkeit und ſchläfrige Aufführung ein Stück verderben. Aber das konnte Cäſar dem Terenz nicht zur Laſt legen. Wir glauben alſo, Cäſar ſey ein Liebhaber von plautiniſchen Schnörkeln und Fratzen geweſen, die ein lautes Gelächter erwecken. Daran fehlt es aber im Terenz. Auch die hochgetriebenen Charactere, die der Herr Verfaſſer im Terenz nicht wahr nimmt, können es nicht ſeyn. Denn in der That fehlt es ihm daran nicht. Sein Selbſtpeiniger, ſein Thraſo, die Knechte, die jungen Leute, ſind gewiß faſt alle ſo hoch getrieben, als es die theatraliſche Wahrſcheinlichkeit nur zuläßt. Doch wir wollen ihm unſre Meynung nicht aufdringen.

Wir übergehen das übrige von dem Nutzen der terentianischen Schauspiele, zumal in Schulen. Sein Latein ist vollkommen schön, rein, und so, wie Scipio und Lälius geredet haben. Allein die Sittenlehre darinn ist nicht sonderlich. Der bloße Glücksfall hilft mehrentheils jungen verliebten Gecken aus der Noth. Es ist alles lesenswerth, was der Herr Verfasser davon saget. Von den deutschen Uebersetzungen des Terenz hat der Herr Verfasser aus den kritischen Beyträgen nur drey anzuführen gewußt, die ihn ganz, und zween die einzelne Stücke übersetzet haben. Wir könnten hier eine große Nachlese hinzufügen, wie oben beym Plautus. Wir versparen es aber bis in die Historie der deutschen theatralischen Poesie. Die übrigen obbenannten Schriftsteller sind alle mit gleichem Fleiße abgehandelt; so daß man sie mit Lust und Nutzen liest. Wir versprechen unserer Schuljugend großen Nutzen aus diesem Werke, wenn kluge Schulmänner dieß Werk ihnen anpreisen werden. Aber vielleicht hält sie der Neid ab, ihre Zuhörer klüger zu machen, als viele von ihnen selbst sind.

* *

IV.

D. Conyer Middletons Abhandlung

von dem Rathe zu Rom. Aus dem englischen übersetzt von Christian Ernst von Windheim, der Weltweisheit öffentlichem Lehrer. Göttingen 1748. 18 Bogen in 8.

In

In der Vorrede des gelehrten Herrn Ueberſetzers, die von einer groſſen Beleſenheit in alten und neuern Schriftſtellern, zeuget, erfahren wie gleichſam die Geſchichte von Nidlerons Schriften. Dieſer Schriftſteller iſt ein berühmter Engländer; der noch itzt, in einem hohen Alter lebet, und die Aufſicht über den Büchervorrath zu Cambridge hat. Die griechiſchen und römiſchen Alterthümer ſind ſeine liebſten Beſchäfftigungen geweſen, wozu ihm denn der ihm anvertrauete Bücherſchatz, die ſchönſte Gelegenheit gegeben. Jedoch, eben ſo viel als dieſer, mußte ihm eine Reiſe in diejenigen Länder, welche das Vaterland der alten Scribenten geweſen. In Italien erblickete er alſo die Ueberbleibſel des in der Geſchichte ſo prächtigen Roms, welche er vorher nur aus Büchern hatte kennen lernen. Hier erwarb er ſich nun diejenige weitläuftige Kenntniß; die der Welt, in ſeinen Schriften vor Augen liegt: von welchen der Herr von Windheim dasjenige, was er mit groſſer Mühe, aus vielen Tagebüchern zuſammen getragen, allhie dem Leſer auf einmal vor Augen legt.

Seine erſte Schrift erſchien 1721. Bentley, ein berühmter und geſchickter engländiſcher Gottesgelehrter, faßte den Entſchluß, den griechiſchen Text des Neuen Teſt. mit des Hieronymus lateiniſcher Ueberſetzung drucken zu laſſen. Er wollte hierbey die älteſten Abſchriften und des Origenes griech. Teſtament zum Grunde legen. Dieſen Vorſatz machte er 1716 in einem Briefe kund; und 1720 erklärte er ſich in einer andern Schrift: (Propoſals

for printing a new edition of the greek Teſtament, and S. Hierom's latin verſion,) weitläuftiger deswegen. Midleton war ein Feind vom Bentley; und, wie der Herr von Windheim glaubt, an der gelehrten Neidſucht krank, welche das böſe Fieber der Studierten iſt, das den Gelehrten verunzieret. Er nahm alſo bey dieſer Nachricht Gelegenheit, den Bentley anzugreifen. Er ließ eine Schrift drucken, darinnen er dieſen Vorſteher des Trinitatscollegii auf das empfindlichſte angriff. Er hielt ihn in ſelbiger gar für den Mann nicht, der dieſer Arbeit gewachſen wäre. Er leugnete, daß Hieronymus, die lateiniſche Ueberſetzung nach den beſten Handſchriften gebeſſert hätte, und bemühete ſich ſolches damit zu beweiſen, daß Hieronymus nur einige wenige Stellen geändert, die der griechiſchen Urkunde ſchlechterdings zuwider geweſen.

Hierzu nun konnte Bentley unmöglich ſtille ſchweigen. Allein Midleton hatte ſich auf ſeiner Schrift anfänglich nicht genennet; und daher fiel der Verdacht auf den Herrn Colbatch, älteſtes Mitglied des Trinitatscollegii. Wider dieſen vermeynten Gegner zog Bentley in der neuen Auflage ſeiner Vorſchläge 1721 los, und beantwortete ſeine Einwürfe. Dieſe Antwort war ſo hart und beißend, daß die hohe Schule zu Cambridge ſelbſt ſolche misbilligte und dem Verfaſſer, wenn er bekannt würde, (denn Bentley hatte ſich nur mit den Buchſtaben J. C. genannt) mit einer harten Strafe drohete.

Mid-

Midleton ſchwieg nicht, ſondern antwortete in eben dem Jahre, auf eine eben ſo harte Art. Er erhielt auch ſeinen Endzweck: Bentley ward ſeiner Würden in Cambridge entſetzet, und man ſchlug ihm auch noch die Freyheit ab, das Papier zum Drucke ſeines Teſtaments, zollfrey einzuführen. Dieſes harte Verfahren, mit allen ſeinen Umſtänden, kann man in der Schrift: A full and impartial Account of all proceedings in the Univerſity of Cambridge againſt D. Bentley, by a member of the Univerſity, nachleſen. Midleton an ſeiner Seite, ward bey der königlichen Bank verklagt, und würde ſeiner Dienſte gewiß ebenfalls entlaſſen ſeyn: denn es mangelte ihm nicht an Feinden, die ſich äußerſt darum beſtrebten; allein er unterwarf ſich ſeinem Gerichte, bath um Verzeihung und entgieng alſo der Strafe.

Im 1723 Jahre gab Midleton eine Schrift heraus, die ſeiner Bedienung gemäßer war. Sie enthält einen Vorſchlag von der Art und Weiſe den Büchervorrath der hohen Schule zu Cambridge zu ordnen, und iſt dem Vicekanzler Andreas Snape, und den übrigen Vorſtehern der hohen Schule zugeſchrieben. Dieſe Zuſchrift aber, ward ihm bey Hofe dermaßen übel genommen, daß er funfzig Pfund Sterling Strafe erlegen mußte.

Im 1726 Jahre, machte er ſich an die Arzeneygelehrten und gab eine Schrift wider ſie heraus, worinnen er beweiſen wollte, daß ſie bey den alten Römern, Knechte geweſen wären. (De medicorum apud veteres Romanos degentium, conditione, diſ-

sertatio, qua contra viros celeberrimos *Jacobum Sponium* et *Richardum Meadium*, medicinae Doctores, servilem eam fuisse ostenditur. *Cambridge* 1726, 4.) Wider diese Schrift ward nicht nur in England geschrieben; sondern auch in Deutschland ward dasselbe nicht mit Stillschweigen übergangen. Man beschuldigte Midletonen gar des gelehrten Diebstahls, und rückte ihm vor, daß er ein Buch abgeschrieben, welches bereits 1671 herausgekommen und 1681 wieder aufgelegt worden. Er vertheidigte indessen seine Meynung im 1727 Jahre noch einmal, und zwar in einer Schrift, die noch einmal so stark war, als die erste. Jedoch schränkte er seinen Sinn in soweit ein, daß vor den Zeiten der Kaiser, die Aerzte bey den Römern Knechte gewesen. Ein Hausprediger des Herzogs von Montagne, der auch den Ausländern, wegen seiner witzigen Schriften bekannt ist, und Carl le Motte, hieß, setzte sich sowohl als Johann Wardt, ein Lehrer der Beredsamkeit, dieser Vertheidigungsschrift entgegen: wie denn auch Herr D. Schulz in Halle, diese Meynung 1733 in einer akademischen Schrift bestritt. „Auf welche nichtige „Dinge, (sagt der Herr Uebersetzer) verfällt der „Witz der Menschen nicht, wo er nicht bey Zeiten „seinen Verstand aufgekläret hat; und das, was „in der Gelehrsamkeit wesentlich ist, von dem, „was ein leeres Nichts ist, was einen bloßen „Schein hat, und den Gelehrten von dem Schwätzer, dem Wahrheitsbuhler, und dem Meynungskrämer zu unterscheiden gelernet hat.“

Im

Im 1729 Jahre gab Herr Midleton eine Schrift heraus, darinnen er das Heidenthum mit dem Pabſtthume vergleicht; die auch im 1733 Jahre Deutſch heraus kam. Sie hieß: A letter from Rome, ſhewing an exact conformity between popery and paganism, or the Religion of the preſent Romans derived from that of their Heathen Anceſtors. Im Deutſchen führet ſie den Titel: Schreiben aus Rom, darinn eine genaue Uebereinſtimmung des Pabſtthums mit dem Heidenthume gezeigt wird, oder die Religion der heutigen Römer, hergeleitet von der Religion ihrer heidniſchen Vorfahren. Im 1733 Jahre kam in London die dritte Auflage dieſes Buchs und 1741 die vierte heraus, die anſehnlich vermehret iſt. Anitzt aber iſt ſchon die fünfte Ausgabe heraus. Ein vernünftiger Papiſt, ſagt Herr von Windheim, wird die Aehnlichkeit niemals leugnen. Der Heide räuchert bey dem Altare. Der Heide hat in den Tempeln heilige Lampen, deren Dacht nie verliſcht. Die römiſchkatholiſche Kirche hat eben dieſe Gebräuche; ihre Kirchen, und ein heidniſcher Tempel, ſind einander ungemein ähnlich. Hieraus nun zieht Herr Midleton dieſe Folge: folglich iſt das Pabſtthum aus dem Heidenthume entſtanden. Allein, der Herr Ueberſetzer merkt hier an, daß dieſer Schluß nur nach einer franzöſiſchen Vernunftlehre gelten könne; welche die Dinge von allen betrachtet, wie ſie ſcheinen, nicht aber wie ſie wirklich ſind. Denn wer will wohl den Satz zugeben: wenn zwey Dinge einander ähnlich ſind,

und

und eines früher ist als das andere: so ist das jüngere aus dem ältern entspungen? So schließt gleichwohl **Midleton** in dieser seiner Schrift.

Die Zeitfolge, an welche sich Herr von **Windheim** in Erzählung der midletonischen Schriften bindet, führet ihn auf eine Streitigkeit, welche **Tindals** ruchlose Schrift, daß **das Christenthum so alt als die Welt** sey, veranlasset hat. In dieser Streitigkeit tritt **Midleton** auf die Seite der Freygeister, und indem die gründlichsten und frömmsten Eiferer, wider diesen **Tindal** streiten; so wird er sein Apologet und jener ihr Ankläger. Der Herr Uebersetzer macht hier die Anmerkung: daß man gemeiniglich diejenigen, die ihr Hauptgeschäffte, mit merklicher Hindansetzung anderer Theile der Gelehrsamkeit, Italien und Griechenland seyn lassen, beschuldiget, daß sie wenig Religion haben. Und wie können sie, heißt es, viel Gottesfurcht haben? da „sie in den Schriften der Römer und Griechen so „schwülstig verzärtelt werden, daß ihnen eine platte, „natürliche, deutliche Rede, Gottes und seiner Männer, wenig gefallen muß!“

Es wäre zu weitläuftig, alle Schriften zu erzählen, die bey Gelegenheit obangeführter **tindalischen** Schrift, und zu deren Bestreitung heraus gekommen sind. Fast alle rechtgläubige engländische Kirchenlehrer haben sich ihr widersetzt. Nur einer wird hier angeführet, der durch seine Schrift, eine unglückliche Veranlassung geworden ist, daß **Midleton** den Unglauben zu unterstützen gesuchet hat. **D. Waterland**, dem der Bischof von London,

und

und Herr Cornybrare aufgetragen hatten, wieder Tindaln zu ſchreiben, verfertigte die Schrift: Scripture vindicated, in answer to a book intituled: Christianity as old, as the Creation. Hierinnen unterſuchte er die Stellen des 5 B. Moſe, wider welche Tindal Schwierigkeiten gemacht hatte. Tindal hatte ſelbſt eine Vertheidigung gegen Waterlanden gemacht; allein dieſelbe war gegen das Anſehen dieſes beliebten Gelehrten zu ſchwach. Midleton getrauete ſich alſo mehr auszurichten, und warf ſich in einem eigenen Schreiben zu Tindals Sachwalter auf. Sein Name ſtand zwar nicht dabey; allein die Muthmaßung fiel gleich auf ihn, und zwar mit gutem Grunde. Dieſer Brief nun iſt ärgerlich, und einem Lehrer der Gottesgelahrheit, wie Midleton, höchſt unanſtändig. Tindal hatte viele Stellen im Moſes, allegoriſch erkläret. Waterland vertheidigte den buchſtäblichen Verſtand. Midleton nahm ſich der Allegorie an, und ſah bey der buchſtäblichen Erklärung nichts, als Finſterniß. Z. E. die Geſchichte von dem Falle Adams, hält er für eine bloße Allegorie, und für ein Spiel von Moſis Witze. Adam und Eva zeigen die Seelenkräfte an, die den Verſtand und die Sinnen ausmachen. Die Schlange iſt weder eine wahre natürliche Schlange, noch ein hölliſcher Geiſt. Es werden nur unter dieſem Bilde, die heftigen ſinnlichen Begierden der Menſchen vorgeſtellet: denn die Schlange iſt bey den Aegyptiern ein Bild der Lüſte; Moſes aber, verſtand die Religion der Aegyptier. Die Beweiſe hiervon raſſet er allenthalben zuſammen.

men.

men. Er verdrehet die Worte eines Stephans Act. 8. und martert viele Stellen der Kirchenväter, seine Meynung zu bescheinigen.

Endlich nimmt er gar seine Zuflucht zu Nikanders Fabel von dem Esel und der Schlange, und es soll ihm sogar Ciceros Beredsamkeit aus der Noth helfen.

Aus diesen und vielen andern Proben wird man einsehen lernen, was die Neigung zu den alten Profanscribenten, für einen Einfluß auf einen Ausleger der Schrift haben kann, wenn sie nicht von dem Verstande gedämpfet wird. Denn dieser muß denen Aehnlichkeiten, die der Witz in beyden findet, die gehörigen Schranken setzen.

Verschiedene Gelehrten ergriffen gegen diesen Brief, und die darinnen vorgetragenen Meynungen, die Feder. Unter andern auch der berühmte D. Zacharias Pearce, ein Gottesgelehrter, welcher die Wunderwerke Jesu, gegen den Woolston so glücklich vertheidiget hat. Dieser wies dem Herrn Midleton, auf eine sehr gelehrte und gründliche Art, daß er die Stellen aus den alten heidnischen Schriftstellern, die er wider den Moses gebraucht, nicht recht verstanden habe, und daß er dem Josephus eine falsche Meynung angedichtet. Diese Beschuldigung nun konnte Midleton unmöglich leiden, weil sie seinen Meynungen den meisten Schaden that, und alle seine Angriffe schwächete.

Midleton vertheidigte seinen Brief an den D. Waterland in einer Schrift, die 1732 ans Licht kam, und deren Titel so lautete: A. Defence of the Letter to D. Waterland. *Horatius* Fragili quae-

rens

welche der Deutlichkeit der allgemeinen deutſchen Sprache wiederſprechen. Dergeſtalt ſollen aus deutſchen Schriften, die man vor Muſter der deutſchen Schönheit ausgiebt, alle Redensarten der Ausländer verbannet ſeyn. Folglich giebt man zu erkennen, daß man ſich der Schönheit der deutſchen Sprache nicht befleißige, wenn man in Briefen, in geſchriebnen Büchern, in Unterredungen, in Reden und Predigten, da man ſich der deutſchen Sprache bedienen will, von den Lateinern, Franzoſen, und andern Völkern Verknüpfungen der Wörter entlehnet, ohne daß man von der höchſten Noth und dem augenſcheinlichen Mangel der Wörter dazu gedrungen wird.

§. 15. Gleichergeſtalt ſoll ſich ein deutſcher Schriftſteller und Redner, wenn er ſich durch Beobachtung der Schönheit der deutſchen Sprache einen Ruhm erwerben will, der Redensarten enthalten, die nur in einer oder etlichen Gegenden Deutſchlandes im Gebrauche ſind. Denn weil nirgends eine Schönheit ohne Vollkommenheit ſtatt hat (S. §. 30); und dieſe in der Übereinſtimmung des Mannigfaltigen beſtehet (S. §. 10): ſo kan keine Redensart, deren Bedeutung im Deutſchen dunkel iſt, in dieſer Abſicht unter den Schönheiten der deutſchen Sprache einen Platz bekommen. Die beſondern Mundarten ſind alſo den Schönheiten der deutſchen Sprache nothwendig zuwieder. Denn ihre Bedeutung iſt nicht allgemein.

§. 16. Hierbey verfallen wir auf die Frage: was man ſolchergeſtalt von dem uneigentlichen Ausdrucke, und den ſo genannten Tropologien zu halten habe? Es iſt allerdings an dem, daß keine tropologiſche Redensart eine Schönheit der deutſchen Sprache genannt

rens illidere dentem, offendet solido. In dieſer Schrift nennet er ſeinen Gegner einen Pedanten, beſchuldiget ihn, daß es ihm an Urtheilskraft gebreche, und daß er ſehr unwiſſend ſey. Er zieht wider alle Geiſtlichen los, ſucht den Namen der Seelenhirten lächerlich zu machen, und nennet ſie Tyrannen und Störer der allgemeinen Ruhe. Er vertheidigt ſeine aus den alten Heiden angeführten Stellen, und bekennet frey heraus, wie wenig er von der Bibel und Moſis Schriften halte. Ja er geht gar ſo weit, daß er den göttlichen Urſprung der Schriften Moſis leugnet. D. Pearce antwortete hierauf abermals, und es traten ihm zween berühmte Gottesgelehrten, Wilhelm Berriman und Patrick Delany, bey. Midleton antwortete wiederum gegen dieſe, und noch einige andere ungereimte Gegner.

Im 1734 Jahre ward er in einen andern Streit mit einem berühmten irrländiſchen Biſchofe, Georg Berkley, verwickelt. Dieſer ſetzte ſich wider die Ungläubigen, und wählete dazu einen ganz neuen Weg. Er beſchuldigte nämlich die Mathematiker in England, daß ſie den Unglauben ſchützten, und ſich alle Mühe gäben, ihn auszubreiten. Nun wären ſie um ſo viel ſchädlicher, da ſie das Vorurtheil für ſich hätten, daß ihr Verſtand beſonders geſchliffen und gereiniget ſey. Er glaubt alſo, wenn man das Anſehen dieſer Tiefgelehrten ſchwäche; ſo werde dadurch auch dem Unglauben Einhalt geſchehen. Er ſetzt demnach ſeine Feder wider den berühmten Iſaac Newton an, und behauptet, ſeine Analyſis ſey voller gelehrten Sprünge, und falſchen

Schlüſſe.

Schlüsse. **Midleton** übernahm, nebst einem Lehrer der Sternkunst zu **Cambridge**, Namens **Robert Smith** die Vertheidigung der Meßkünstler, und der newtonischen Analysis.

Im 1739 Jahre kündigte **Midleton** an, daß er eine Lebensbeschreibung vom **M. T. Cicero** drucken lassen wollte, die auch 1741 in 2 Quartbänden ans Licht trat. Dieses Werk ward so wohl aufgenommen, daß nicht nur in England in zweyen Jahren, drey Auflagen davon erschienen; sondern daß man es auch in fremde Sprachen übersetzt hat. Diese Arbeit war in der That sehr lobens werth, und ist allen denen nützlich, die den vortrefflichen **Cicero** und den damaligen Zustand von Rom wollen kennen lernen. So groß indessen auch ihre Vorzüge sind, wie der **Herr von Windheim** hier, in einer so gelehrten, als gründlichen Ausschweifung zeiget; so fand sie dennoch Widerspruch. Der Herr Uebersetzer sagt, es giebt allezeit **Ehrprätendenten** in der Welt, die allerley Rebellionen erregen. Dergleichen nun fand **Midleton** am Herrn **Tunstall**. Dieser beschuldiget den Midleton, daß er, im Absehen auf **Ciceros** Briefe an den **Atticus**, und seinen Bruder **Quinctus**, manche Irrthümer begangen habe; und bestreitet zugleich das ächte Ansehen seiner Briefe an den **Brutus**, die er dem **Cicero** abspricht. So seltsam nun dieses Verfahren war, so wenig konnte **Midleton** dazu stillschweigen. Er vertheidigte also sich und den **Cicero**, dem er in seiner Lebensbeschreibung diese Briefe nicht nur zugeschrieben; sondern sich auch oft darauf berufen hat.

Er

Er gab nämlich im 1743 Jahre die Briefe heraus, welche Cicero und M. Brutus an einander geſchrieben. Den Text ließ er nach den beſten Ausgaben und Handſchriften drucken; zugleich aber eine engländiſche Ueberſetzung und leſenswürdige Noten beyfügen. In der Vorrede von 127 Seiten begegnet er dem Herrn Tunſtall, in Abſicht auf des Brutus und Cicero Briefe, ſehr gründlich. Tunſtall vertheidigte ſeine Meynung abermals, in einer gedruckten Schrift, die, ſo viel man weis, Middleton noch nicht beantwortet hat.

In dem Briefe, worinn Middleton das Pabſtthum und Heidenthum mit einander vergleicht, hatte er eine Beſchreibung der römiſchen Alterthümer verſprochen; welches Verſprechen er im 1745 Jahre erfüllete. Dieſe ſchöne Schrift beſteht aus 21 Diſſertationen, denen 23 Kupfer beygefüget ſind.

Zu ſeiner letzten Schrift von dem Rathe zu Rom, gab ihm der gelehrte Milord Hervey Gelegenheit. Auch dieſes Werk zeigt von der Stärke ſeines Verfaſſers, und von ſeiner großen Beleſenheit in den griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern. Es fehlet zwar an Schriften nicht, die eben dieſe Materie abhandeln; allein deswegen darf man Herrn Middletons Werk gar nicht für überflüſſig anſehen. In ſolchen Dingen läßt ſich noch immer etwas neues ſagen. Die göttingiſchen Zeitungen kündigten dieſes Buch an, und viele wünſchten eine Ueberſetzung davon: deren Verlangen itzt durch den Herrn von Windheim erfüllt worden iſt. Von ſeiner Arbeit verſichert der Herr

Uebersetzer, daß er „sich eifrigst beflissen, eine genaue, „fließende Uebersetzung zu machen, und sich bestre„bet habe, diejenige Kürze im Ausdrucke beyzube„halten, die Midletonen eigen ist, um durch keine „übertriebene Weitläuftigkeit denen ein Ekel zu wer„den, die mit einem Blicke viel sehen wollen; daß „er aber auch diejenige Kürze vermieden, die den „Leser ermüdet, und den Verstand der Sachen „aufhält.“

Mehr kann man von einem Uebersetzer nicht fordern, und Herr Prof. von Windheim wird durch seine Bemühung Beyfall und Ehre erwerben.

* *

V.

Zufällige Fortsetzung der muthmaßlichen Herleitung der Redensart: den Korb bekommen.

Es geht den schönen Wissenschaften, wie den außerlesenen Bräuten, von denen jeder Liebhaber derselben sich einbildet, daß er die Schönste habe; ungeachtet andre andrer Meynung sind. Ich gestehe, daß ich ein alter Liebhaber bin, aber besonders der ehrwürdigen Alterthümer, und zwar der ehrlichen Deutschen. Dieß ist das angenehmste Vergnügen meiner übrigen Stunden, ohne mein Hauptwerk daraus zu machen. Wann andre in vollem Rauche sitzen, so sitze ich in redlichem

dem Staube. So oft ich mich auch denſelben entziehen, und gleichſam abſterben will, ſo ſcheint es dennoch immer, als obs nicht ehrr geſchehen könnte, als mit meinem Tode: an deſſen ſtetem Andenken mir dergleichen lehrreiche Reſte und Denkmäler gar nicht hinderlich, ſondern vielmehr beförderlich ſind. Daher muß mich ja niemand bey meinen unſchuldigen Bemühungen etwa fragen: cui Bono? weil ich Ihm darauf mehr, als eine Antwort geben kann. Darf ich offenherzig ſeyn, ſo kann ich nicht bergen, daß der neue Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften mich in der Liebe zu denenſelben von neuem immer wieder ermuntert und belebet: zumal weñ ich darinnen die reizenden Muſter und Beyſpiele der größten Männer erblicke. Es hat ſich wider mein Vermuthen ganz ſonderbar fügen müſſen, daß ich daſelbſt in eines mir noch unbekannten Gelehrten werthe Geſellſchaft gerathe; deſſen geſchickte Feder aber mir denſelben um ſo viel kennbarer macht, daß er nicht nur von den ſchönen Wiſſenſchaften, und beſonders von den Alterthümern ein großer Liebhaber, ſondern auch in denenſelben ein großer Meiſter ſey. Da mir ſeine gelehrte Erkenntniß was ſchätzbares iſt, ſo will ich ſehen, ob ich den Korb bekommen werde, da ich mich durch gegenwärtiges, um deſſelben günſtiges Urtheil bewerbe; und mit deſſen gütiger Erlaubniß geſonnen bin, die im neuen Bücherſaale ſich befindliche muthmaßliche Herleitung der Redensart: den Korb bekommen; auf gedachte veranlaßte Weiſe noch weiter fortzuſetzen. Und in Wahrheit! Es würden einige ſeltene Alterthümer der Deutſchen

eben sowohl, als meine Anmerkungen darüber, im Staube seyn liegen geblieben, wofern der gelehrte Herr Verfasser der Herleitung nicht solche von neuem gleichsam entdecken helfen. Wie nun derselbe die gemeldte Redensart aus den griechischen und römischen Alterthümern herleitet: so will ich einen Versuch thun, in wie weit sich solches auch aus den Deutschen, als Monumentis domesticis et authenticis, thun lasse. Unter einigen hundert Stücken von allerhand merkwürdigen Resten und seltnen Alterthümern der alten Sueven und Deutschen, die ehemals in Schlesien gewohnet, besitze ich auch gewisse irdene Gefäße, die wie ein Körbchen gestalt sind. Wer dergleichen gerne sehen will, kann ohne weitläuftige Reise, eine Abzeichnung davon finden, in Actis Erudit. Lipſ. A. 712 Menſ. Oct. pag. 473. Da ich denn in der dazu gehörigen Tabula V. dieß gar sonderlich zu betrachten bitte, was Num. 4 und 5 daselbst vorkommt, auch die augenscheinlichsten Merkmaale und Anzeichen hat, daß diese Körbchen der Iſis gewidmet gewesen. Wo ich hierinnen irre, so hat mich ein Pignorius, nebst vielen andern Alterthumsforschern hintergangen. Mein reicher Vorrath kann noch andre dergleichen Körbchen aufweisen. Es ist aber derselben Kenntniß nicht eines jeden seine Braut.

Und woher denn nun dieselben? Ungeachtet solche aus den entferntesten Zeiten her sind, so kann ich dieselben dennoch auch in der Nähe haben: da ich ein weitläuftiges Urnenfeld, und den heidnischen Begräbniß-Hügel zu meinem nächsten Nachbar habe.

Man

Man kann hieraus von einem Stücke aufs Ganze schlüßen. Der Verfasser, von dem uns die angeführten Acta einen Auszug seiner Masiographie geben, meldet, daß auf dem maßlischen Töpfelberge ehemals ein goldnes Körbchen, doch nur als ein Fingerhütchen groß, gefunden worden: davon noch bey ihm Tab. VI. Nota m. die Abzeichnung zu sehen ist. Da nicht jedem Gelehrten dergleichen bekannt ist, so bleiben auch solche Körbchen gar leicht ohn allen Gebrauch und Nutzen. Und eben das ist zuweilen meine unschuldige Beschäfftigung, wenn ich mein Hauptwerk, nämlich mein anvertrautes Amt besorget; und nachdem ich meine schuldigen Dienste denen Lebendigen erwiesen, mich alsdann um so viel ungestörter und desto vergnügter mit den Todten unterhalte.

Hier habe ich nun wohl nicht nöthig, von den mancherley Arten der Körbe, auch derer unterschiednem Gebrauche bey den Alten, viel weitläuftiges und entferntes beyzubringen; desto nöthiger aber ist es auf meinen Endzweck zu kommen. Die Anmerkung meines gelehrten Vorgängers in der muthmaßlichen Herleitung, ist schön und unverbesserlich: daß die uneigentlichen Redensarten der deutschen Sprache, entweder von einer gewissen Begebenheit oder [illegible] vom isischen Gottesdienste. [illegible] Absonderheit von den Hochzeitceremonien u. s. w. herstammen.

Hier möchte ich bey den irrdenen, als Körbchen gestalteten Alterthümern in Schlesien sagen: Testae sunt Testes. Aus diesen veralterten Resten und freylich sehr dunklen Urkunden, doch ehrlichen Zeu-

schen Zeugnissen, ist wenigstens so viel wahrscheinlich, daß dergleichen eigenhändige Körbchen bey unsern alten Deutschen, wie bey ihrem Gottesdienste, so auch bey andern Begebenheiten und Hochzeitceremonien, was Heiliges! was Verbindliches! und (wie soll ich solches recht ausdrücken?) was sonderbar Symbolisches gewesen. Ich ersehe solches daraus, daß ich dieselben anderwärts auf dem Haupte der Isis, bey uns aber an heiligen Oertern, in denen ansehnlichsten und vollständigsten Urnengräbern antreffe.

Von dergleichen symbolischer Art sind unsre Deutschen, vermöge der schlesischen Denkmaale, ungemeine Liebhaber gewesen. In eben angezeigten Gräbern finden wir auch mancherley Ringe, große Nadeln, Spinnwirtel und viel anders mehr, so ich alles selbsten besitze. Man könnte solches für Signa et Symbola Isidis inventricis ansehen; oder, wem das nicht gefällig ist, für nachgelassene Beylagen der Verstorbnen, was sie im Leben geliebet. Man weis, was man denselben in Tode mitgegeben, oder ihrer Asche beygeleget. Ich lasse einem jeden seine Gedanken und Urtheile darüber: es sey nun daß solche deutsche Merkwürdigkeiten auf der alten Deutschen ihre Religion, oder andre Verbindungen ein besonders Absehen gehabt. Soll ich also meine eigne muthmaßliche Gedanken von Herleitung der Redensart: den Korb bekommen, sagen: so vermeyne ich, als ein ehrlicher alter Deutscher, am besten zu thun, wenn ich den alten Deutschen das Ihrige laße und das: Korb bekommen, von ihnen

selb-

ſelbſten herleite? Es iſt ihre Sprache: es ſteht ihnen ſolches auch ähnlich: wir können auch davon mancherley Denkmaale aufweiſen. Ihre Gewohnheiten und Sitten können auch wohl noch älter, als der Griechen und Römer ſeyn. Bey ihren Aſchenbehältniſſen, habe ich eine ältere Religion, als der Griechen und Römer ihre angetroffen: eine Religion die ein Römer, Tacitus, mit Recht peregrinam, advectam, antiquam nennen können.

Doch, der Sache noch näher zu kommen: ſo wiſſen wir, was noch heute zu Tage unter uns Deutſchen die ehliche Liebe und Verbindung macht. Wir wiſſen, was ein Freyer für Anſtalt macht, der eine Braut ſucht: was für Geſchenke vorher gehen, ſo wohl das Herz ſeiner Liebſten, als auch ihrer Aeltern und Freunde zu gewinnen.

Dergleichen Gewohnheit iſt nicht erſt in unſern Tagen aufgekommen; nein! Tacitus hat ſolches ſchon von den Deutſchen ſeiner Zeit angemerket: Gaudent Muneribus cap. 21. de Germ. Ich könnte noch ein mehrers aus ihm anführen, wenn es nöthig wäre. Nun wiſſen wir, was Geſchenke insgemein vermögen: Placant hominesque Deosque. Wann das Datum recht ſteht, ſo iſt der Brief willkommen. Wer giebt lieber als ein Verliebter? und wer iſt in Geſchenken freygebiger, als der gern heirathen wollte? Ein reiches Weib bringt alles doppelt wieder. In ſolchen Geſchenken richtet ſich denn auch der Liebhaber nach dem Sinne der Geliebten, oder nach des Landes und der Zeit Gewohnheit. Wer darf zweifeln, daß der alten Deutſchen ihre

Töchter nicht haben Spinnen, Nähen, Wirken und dergleichen gekonnt? Ihre Denkmaale sind noch vorhanden: zumal in einem Lande, das wegen des Flachsanbaues und Leinwandhandels von undenklichen Zeiten her, schon berühmt gewesen. Wer darf zweifeln, daß das deutsche Frauenzimmer nicht daher auch ihre besondre Hand-Spinn- und Nähkörbchen gehabt? Und wer kann alles andre noch mehr wissen! von was für mancherley artiger Gestalt, Zierde und Werthe solche gewesen? als ein nöthiger Hausrath, als ein liebes Leibstück und als ein Jungfrauenschmuck. Wahrlich! Hier war die schönste Gelegenheit für einen Freyer, durch dergleichen Geschenke, sich nicht nur bey einem Frauenzimmer beliebt, sondern auch wohl gar verbindlich zu machen. Unsere entdeckten neuen Körbchen mögen anfangs nicht leer gewesen seyn. Einige wollen solche für Weihrauchs, andre für Salzgefäße halten. Eines von oben gemeldeten, ist ein Crepitaculum oder eine Klapper, in welcher sich fünf thönere Kügelchen befunden, die ein geringes Geräusche oder Geschwirre machen. Wer weis, was ein Liebhaber darein gethan? der mit einem zierlichen Körbchen seine Liebste beschenken wollen, das er vielleicht selbsten verfertiget, und sein Herze zugleich mit eingeflochten.

Siehe hier, nach Art der alten Deutschen, was Heiliges! was Verbindliches! was Symbolisches! ein Braut- oder Liebesgeschenke eines Liebhabers. Ist solches angenommen worden? gut! so hat er für sein Körbchen die Braut bekommen. Ist aber

sel-

werden kan, inſofern Dunkelheit und Unverſtand in derſelben herrſcht. Wenn man aber die Verſchiedenheit des uneigentlichen Ausdrucks in Betrachtung zieht; und alſo weis, daß man die Verbindung der Sachen, welche dadurch bedeutet werden, entweder bald und ohne Mühe erkennt; oder langſam, und mit vieler Arbeit errathen muß: ſo kan man nicht ſchlechterdings ſagen, daß kein uneigentlicher Ausdruck der Schönheit der deutſchen Sprache gemäß ſey. Wenn ich auf die Schönheit der deutſchen Sprache in Abſicht des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks kommen werde: ſo wird daſelbſt erhellen, daß man im Schreiben und Reden auf die Beluſtigung der Ohren bedacht ſeyn müſſe. Gedenkt man hierbey an die Redner und Dichter, ſo kan man bereits zum voraus ſehen, wie nöthig dieſe Vergnügung ſey. Wollte man in einer Rede alles in der erſten Bedeutung ausdrücken: ſo würde der Zuhörer entweder zum Schlafen Anlaß bekommen, oder doch in eine höchſtmühſame Aufmerckſamkeit geſetzt werden. Wollte man ein Gedichte verfertigen, und alle Tropologien vermeiden: ſo würde man bey Verſtändigen zur Vergeltung nichts anders, als die Beſchimpfung eines mageren Verſemachers zugewarten haben. Man thut demnach durch den uneigentlichen Ausdruck der Schönheit der deutſchen Sprache keinen Eintrag, wenn man nur dieſe Behutſamkeit in obacht nimmt, daß man die Bedeutung und den Verſtand der Worte nicht zu tief verſteckt.

§. 17. Der wiederſinniſche Ausdruck iſt alſo der Schönheit der deutſchen Sprache ſchnurſtracks zuwieder. Eine deutſche Schrift kan demnach nicht verſchön

ſolches nicht erfolgt, ſo hat er ſtatt der Braut ſeinen Korb, oder ſein Körbchen wieder bekommen: eben ſo, wie es bey dergleichen Umſtänden noch heute zu Tage mit andern Geſchenken geſchieht. Zeit und Leute, Geſchenke und Gewohnheiten haben ſich unter den Deutſchen in vielen Stücken geändert; aber die Redensart iſt uns noch unverändert übrig geblieben: Er hat den Korb bekommen. Auch wenn der Freyer denſelben ſelbſten überbracht: er hat ſich den Korb geholet. Oder auch: er iſt durch den Korb gefallen; das iſt, übel angekommen.

Wie übel kömmt der an, der ſtatt der ſchönſten Braut,
Den leeren Korb bekömmt, der allzuviel getraut?
Wie glücklich! der ſein Werk bedachtſam vorgenommen,
Und nebſt der Braut zugleich den vollen Korb bekommen.

Merkwürdig ſind hierbey Taciti Worte: Interſunt Parentes et propinqui ac Munera probant: Munera non ad delicias muliebres quaeſita, &c. c. 18. Ich konnte noch ein und anders hieher gehöriges aus der Griechen und Römer Gewohnheit anführen; allein mein Korb iſt ſo ſchon voll genug: zumal, da ich bloß nur bey denen Deutſchen bleiben wollen, von denen ich die gewöhnliche Redensart hergeleitet, und das ebenfalls nur muthmaßlich. Endlich muß ich zuletzt melden, daß dieſe meine Vermuthung nicht erſt von geſtern her iſt: da ich ſchon vor einigen Jahren darauf gekomen, als ich einem gelehrten Freunde mit einer Anwerbungsrede dienen, und

ihm behülflich seyn mußte, daß er keinen Korb, sondern eine Braut bekäme. Er erhielt, was er suchte, und ich wünsche mir hiermit ein gleiches. Quod scribis, libenter Repulsam tulisse eum, qui cum sororis tuae filii Patruo certaret; magni Amoris signum. Cic. Att. V. 19.

Sämler.

* *

VI.

Die durch die erwünschte Geburt eines durchlauchtigen Prinzen von Oranien den 8 März des 1748 Jahres erfreuten und mit trostvoller Hoffnung erfüllten vereinigten niederländischen Provinzen, in einer symbolischen Vorstellung und poetischen Erklärung entworfen, von einer patriotischen Feder in Fol.

Die in den Niederlanden, seit einem Jahre vorgegangenen Veränderungen, sind so merkwürdig, daß wir dafür halten, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen auch davon in unserm Büchersaale etwas zu lesen geben. Ein allgemeiner und erblicher Statthalter aller vereinigten Provinzen, ein junger Erbprinz, und was ferner in den vornehmsten Städten darauf erfolget ist, das sind solche Begebenheiten, welche die Nachwelt auf unsre Zeiten eben so aufmerksam machen werden, als die Kriege und Friedensschlüsse. Es ist also kein Wunder, daß außer den Federn der Geschichtschreiber sich auch die Dich-

Dichter und Kupferstecher daran gemachet haben, sie zu entwerfen. Schöne allegorische Abbildungen sind über dem, Werke eines gelehrten und feinen Witzes: und wenn sie wohl angegeben, und wohl ausgeführet worden; so verdienen sie kein geringes Lob. Wir finden bey den Alten noch die Beschreibungen von den Gemälden berühmter Künstler, die dergleichen Stücke erfunden hatten. Warum sollten wir nicht eine symbolische Erfindung mit Worten abschildern, die eben so wohl werth ist, aufbehalten zu werden? zumal da sie von deutschem Witze angegeben, durch einen deutschen Grabstichel ausgeführet, und durch einen deutschen Dichter beschrieben worden.

Augspurg ist der Ort, wo alles dreyes geschehen ist. Ein Blatt in Folio, zeiget uns in einer aus Schnitzwerke, oder getriebener metallischer Arbeit bestehenden Wiege, den in artig verzierten Küssen liegenden Erbprinzen von Oranien. Der neben ihm liegende batavische Löwe, hält in der linken Tatze ein entblößt liegendes Schwert; mit der rechten aber bewegt er die Wiege des Erbprinzen. Zur Rechten steht die in Gestalt eines ernsthaften Frauenzimmers abgebildete Vorsicht, die mit der Rechten einen Zepter, auf dessen Spitze ein Auge stralt, empor hält; mit der linken aber einen Lorberzweig auf die Wiege legt. Mit ihrem rechten Fuße tritt sie dem zu Boden gestreckten Neide auf den Nacken: und neben ihr steht ein Genius, der ihr ein volles Horn des Ueberflusses zulanget, den Prinzen damit zu beseligen.

Neben

Neben ihr, doch etwas weiter zurück nach den Häupten des Prinzen, steht sein geflügelter Schutzgeist, der auf dem rechten Arme einen Schild trägt, der die sieben verbundnen Pfeile der Niederlande zum Bilde hat; mit der Hand aber zeigt er auf den Prinzen. In der linken hält er einen Degen empor, der mit Oelzweigen umwunden ist. Gleich hinter dem Haupte des Prinzen steht die Andacht, mit empor geschlagenen Augen, und aufgehabenen Händen, um die Seufzer und Wünsche abzubilden, die für das Wohl dieses Prinzen gen Himmel geschicket werden: im rechten Arme aber hält sie ein Buch. Neben ihr steht die niederländische Freyheit, die mit der Rechten gleichfalls auf den Prinzen weiset, und die Andacht ansieht, als wollte sie ihr sagen: in diesem wären alle Wünsche rechtschaffener Patrioten erfüllet! In der linken aber hält sie einen Spieß, auf welchem ein dreyfach aufgeschlagener heutiger Mannshut, mit einer orangefarb übermalten Bandschleife steckt. Neben ihr und dem Löwen sitzt endlich die Geschichtkunde, die in ihr auf dem Knie stehendes Buch, diese merkwürdige Begebenheit aufzeichnet; und die beyden Wappenschilder, der durchl. Aeltern des Prinzen neben sich stehen hat.

Ueber diesem allen breitet ein mit Laub und Früchten beschwerter schattigter Pomeranzenbaum seine Zweige aus. Die beyden Brustbilder des durchlauchtigen Statthalters und seiner durchlauchtigen Gemahlinn, werden von etlichen fliegenden Genüs getragen; und aus dem Himmel fährt ein

heller Stral auf die Wiege, in welcher die virgiliſchen Worte ſtehen:

Cara Deum ſoboles, magnum Jovis incrementum!

An der Wiege ſteht die Jahrzahl MDCCXLVIII. d. 8 Mart. und, unter derſelben und dem Löwen, läuft in ein paar Zeilen dieſes:

Simul Heroum laudes et facta Parentum
Jam legere, et quae ſit poteris cognoſcere virtus.

Außer dem Kupferbilde ſtehen folgende lateiniſche und deutſche Unterſchriften:

Gaudia ſpesque publica Belgii Foederati, de nato ex voto Principe Arauſionenſi die 8. Mart. 1748.

Ex coelo demiſſe puer, quem ſaecula pacem
Aurea victricem et numina ferre jubent.
Oſcula religio et libertas figet amica,
Idque Patris virtus congeminata volet.
Ecce Leo Batavus, cunas Laetante movebit
Ungue, ſacris calathis aurea mala legens.
Chartarumque fide, virtus quae monſtrat avita,
Ex te poſteritas maxima facta ſciet.

Das durch einen vom Himmel erbethenen Prinzen von Oranien, den 8 März 1748 erfreute Holland,

Prinz! den der Himmel ſchenkt, du Pfand der güldnen Zeit,
Durch den die Vorſicht Siegs und Friedenszweige ſtreut.

Dich

Dich will Religion, dich will die Freyheit küssen,
Da sich der Aeltern Geist in dir verdoppeln müssen.
Auf Holland! wiege ihn voll Muths und Freuden ein,
Dir wird der Segensbaum voll güldner Aepfel seyn.
Und die Geschichte wird aus deinen Thaten lesen,
Wie groß er einst wird seyn, was sein Geschlecht gewesen.

Den Anfang und das Ende des folgenden Gedichtes zieren ein paar schön gestochene Kupferzierrathe, ohne Zweifel von dem Grabstichel desselben Künstlers, Herrn **Leopolds**, der das große Kupfer gestochen hat. Der Herr Verfasser des Gedichtes will, nach seiner besondern Bescheidenheit, nicht von uns bekannt gemacht seyn: ungeachtet er durch andre gelehrte Werke der Welt bekannt genug ist.

Erfreutes Holland! dem ein Stral des Heils erschienen,
Der deines Volkes Herz bey dunkler Aengsten Nacht,
Von Hoffnung aufgeklärt, von Wonne heller macht,
Dem nun die güldne Zeit zu neuer Lust muß dienen:
Die Größe Deines Glücks regt einen fremden Kiel,
Und setzt dieß Schicksal ihm zu seiner Wünsche Ziel.

Der Himmel schenket Dir ein Kind, daß du erbethen,
Das Deinen Anker stärkt, den du bey schwerer Last,
Zu Deiner Sicherheit getrost ergriffen hast,
Ein neues Pfand des Trosts in aufgethürmten Nöthen!
Was kein Monarch vermag, kein Mensch selbst geben kann,
Siehst Du in diesem Kind, als Gottes Schickung an.

Du haſt, bey güldner Frucht u. dieſes Baumes Schatten,
Schon oft den Ruheſtand vollkommen unterſtützt,
Wann Deiner Feinde Zorn und Rache gleich geblitzt,
Wann ſchwere Wetter Dich ringsum umgeben hatten.
Was durch Oranien, der Himmel ausgericht,
Vergiſſet Niederland und alle Welt ja nicht.

Darum hat Deine Wahl, bey Furcht, bey Angſt, bey Klagen,
Dem großen Göttersohn, der Ahnen Ebenbild,
Den mit Vollkommenheit der Himmel angefüllt,
Die Sorge für dein Heil einmüthig übertragen:
Weil die vereinte Macht unmöglich etwas ſtört,
Wann ein ſo feſtes Band dieſelbe ſtärkt und mehrt.

Wie bald haſt Du davon, was ſchon vor vielen Jahren
In ſeiner Ahnen Treu und Eifer hat gebrannt,
Und mit vermehrter Gluth ſich in ſein Herz gewandt,
Zu Deiner Kinder Troſt, in vollem Maaß erfahren!
Kaum thut Dein neues Haupt den allererſten Blick,
Und die gemeine Noth ſtutzt gleich, und weicht zurück.

Nur eines fehlte noch, ein Prinz von gleichen Gaben,
Der mit des Vaters Kraft, und mit der Ahnen Blut,
Das Patrioten-Herz, den großen Heldenmuth,
Die liebesvolle Huld möcht eingeſogen haben.
So ſeufzte jedermann. Gott hat den Wunſch erhört,
Und, mehr als man gewünſcht, in dieſem Kind beſchert.

Wie jauchzt die Freyheit nicht bey dieſem Glückeszeichen!
Dankt die Religion dem höchſten König nicht!
Da Er in dieſem Kind dieß Kleinod Dir verſpricht,
Dem aller Schatz der Welt ſich nimmer mag vergleichen!

Dann

Denn da des Vaters Geist für beyde stirbt und lebt,
Ist's Wunder, wenn im Sohn auch gleiche Neigung schwebt?

Dein Schutzgeist zeiget Dir, was noch von dieser Wiegen,
Zu künftger Zeiten Trost, für Dich zu hoffen sey:
Er bringt ein schützend Schwert mit Eifer zwar herbey,
Doch Palm und Oelzweig muß um seine Blöße liegen.
Erhält Gott dieses Kind; und dein erwähltes Haupt,
So wird die Scheitel oft mit solchem Kranz umlaubt.

Der Vorsicht Zepter, der des Schicksals Ordnung kennet,
Hat aus dem Horn des Heils dir schon viel zugedacht;
Der Mißgunst Raserey in Fessel schon gebracht,
Und, da sie dieses Kind, das man das Deine nennet,
Zur Wollustquelle macht: so zeigt sie Dir dabey,
Daß, da Dir Gott ihn schenkt, der Friede nahe sey.

Siehst Du nun Deinen Wunsch in diesem Pfande liegen,
So decke dieses Kind mit treuem Herzen zu,
Sing Ihm von Deiner Lust, erhalte seine Ruh,
Laß es bey scharfem Schwert, den tapfern Löwen wiegen!
So steiget Hollands Flor zu Lande und zur See,
Durch Eintracht, Klugheit, Muth und Treue in die Höh.

O! die Geschichte ist jetzt schon darauf beflissen,
Sie sieht der Ahnen Ruhm in dieses Prinzen Brust,
Und macht das künftge Wohl, die aufgeblühte Lust,
Der Welt zum steten Wohl mit Freuden schon zu wissen.
O trifft das Wünschen ein, so wird durch dieses Pfand
Der ganzen Welt zugleich der Friede zugewandt.

* *

VII.

Sr. königl. Hoheit, des Prinzen von Wallis, gnädiges Antwortschreiben, an Se. Excellenz den Herrn Cabinetsminister, Grafen von Manteufel; nebst einem auf Dieselben verfertigten französischen Gedichte.

Wir haben vor einigen Monathen unsern Lesern, die Aufnahme unsers großen Beförderers der Wissenschaften, des Herrn Reichsgrafen von Manteufel Excellenz, in die königliche Societät der Wissenschaften zu London, bekannt gemacht. So rühmlich Dieselbe einem deutschen Staatsminister war, eben so vorzüglich ist Demselben das überaus gnädige Antwortschreiben, welches Se. königliche Hoheit, der Prinz von Wallis, an Se. Hochgräfliche Excellenz, auf Deroselben Danksagungsschreiben, vor kurzem abgelassen haben. Schriften von solcher Hand, und von einem den Wissenschaften so vortheilhaftem Inhalte, sind es werth, als Zeugnisse auf die Nachwelt gebracht zu werden, wie angesehen die Gelehrsamkeit bey einigen Großen dieser Zeit gewesen. Wir wollen es unsern Lesern nicht vorenthalten; und darauf zugleich ein schönes französisches Gedicht mittheilen, womit ein berlinischer berühmter Gelehrter, eben dieselbe Aufnahme Sr. Hochgräflichen Excellenz vor einiger Zeit beehret hat.

Cliſdon ce 15 Août 1748.

Monſieur le Comte, Il m'eſt fort agréable de voir, par vôtre Lettre, que ma Nomination pour la Societé Royale des Sciences, Vous a fait plaiſir. Quoique vôtre perſonne ne me ſoit pas connuë, Vos Merites le ſont abondamment, & vôtre Nom fait honneur à cette Societé; a laquelle il eſt à propôs que ſoit agrégé un homme, qui protége les Sciences & les Savants.

Vous portez, Monſieur le Comte, vos Vuës jusques aux Thrônes, & voudriez rendre les Rois mêmes, Philoſophes. Plus la tâche eſt difficile, plus l'Entrepriſe eſt louable.

L'Honneur que Vous faites au Theologien, de traduire ſes Ouvrages, en fait à Vous même: parce qu'aſſûrement il eſt beau de voir un Miniſtre, finir ſa Carriere, par tout ce qu'il y a de plus relevz. Soiex perſuadé, que Je m'intereſſe à vôtre Proſperité, & que Je ſuis, Monſieur le Comte,

Vôtre affectioné

Frederick P.

EPITRE

A Son Excell. Mr. le Comte de MANTEUFEL

Sur ſon aggrégation à la Societé Royale de Londres.

Illuſtre Ami du Vrai, Toi dont l'oeil penétrant
Des chimeres du Siecle apperçoit le neant,

Toi

ſchön geachtet werden, inſofern ſie mit Redensarten erfüllt iſt, die ganz überſteiglich ſind, und da es nöthig wäre, wenn man ihren Verſtand erfahren wollte, daß man die Zauberer um Rath fragte. Exempel hiervon werden häufig in den Werken des berühmten Lohenſteins und anderer Gelehrten gefunden, die ſich die Schwulſt der Italiäniſchen Schreibart haben einnehmen laſſen.

§. 18. Es iſt wohl möglich, daß man in einer Schrift keine uneigentliche Wörter antrifft, die einem Deutſchen Mühe verurſachen, wenn er ihre Bedeutung wiſſen will. Allein dieſes iſt noch nicht genug zur Deutlichkeit. Man bedient ſich nicht bloß einfacher Wörter: man verbindet ſie auch mit einander. Und dieſe Verbindung kan den Ausdruck wiederſinniſch machen; wenn ſolche Wörter zuſammen kommen, da eins dem andern widerſpricht. Alſo kommt es ſehr abgeſchmackt heraus, wenn man dem Witze und der Alberkeit eine Lebensfeder zuſchreibt, wenn man den Begierden Segel zueignet, wenn man der göttlichen Vorſehung Speichen andichtet, wenn man die Menſchen durch das Rad des Verhängnißes empor heben läßt, wenn man andere bereden will, daß die göttliche Barmherzigkeit unter den bittern Schalen eines ſcheinbaren Elendes den ſüſſeſten Kern unſrer Wohlfahrt verberge. Man wird ſich mit noch weit mehrern und ausbündigern Exempeln dieſer Art beluſtigen können, wenn man die Schriften derjenigen durchblättern wird, die hierinn noch den Lohenſtein zu übertreffen geſucht.

§. 19. So wenig der widerſinniſche Ausdruck die deutſche Sprache zieret: ſo wenig kan man auch

ſol-

Toi, qui ſus de bonne heure orner ton beau Génie,
Des ſeuls Treſors qui ſont le bonheur de la Vie,
Et qui vois à préſent au ſein d'un calme heureux,
Rouler avec fracas les flots impetueux,
De cette Mer du Monde, où d'eternels orages
Produiſent chaque jour les plus triſtes naufrages;
Que ton ſort eſt brillant! De quel eclat ton Nom
Ne reſplendit-il pas, au haut du double Mont?
Depuis longtems tu vis dans ce ſejour des Muſes*,
Où, mépriſant des Cours les deteſtables ruſes,
Las de ces vils humains; dont le coeur inconſtant,
Veut, ne veut pas, recherche, & fuit au même inſtant;
Tu voulus couronner cette courſe eclatante,
Que la Parque pour toi file d'une main lente.
Chéri, presqu'adoré, dans le ſacré Vallon,
Tu vois autour de toi les enfans d'Apollon,
Attentifs à ta voix, recueillant tés Oracles,
Tout d'une voix te mettre au nombre des miracles;
Et vanter leur bonheur d'être contemporains
D'un nouveau Mecenas, Ami des Souverains,
Qui du rang où des longs & d'importans ſervices
L'ont conduit au travers de mille précipices,
Ne voit d'objets, auxquels ſon grand & noble coeur
Puiſſe & doive donner une conſtante ardeur,
Que le Vrai, que le Bon, que le Savoir ſolide,
Qui dans l'Art de bien vivre eſt un fidele guide.
Ou les voit à l'envi, ces ſavans reſpectés,
Que renferme la fleur des plus doctes Cités,
Déployant ſous tes yeux tout ce qu'ils ont de force,
Et, trouvant dans ta voix la plus puiſſante amorce,

* a Leipzig.

Enfanter, coup ſur coup, des prodiges nouveaux,
Et diſputer le prix, comme autant de Rivaux.
Ce prix eſt ton ſuffrage, heureux qui le remporte!
De l'immortalité c'eſt la plus ſure porte.
Pour l'obtenir, WINCKLER de l'electrique feu
Sonde les profondeurs, & decouvre le jeu.
De ſes doctes travaux la riche recompenſe
Eſt aux yeux de G - - ta ſeule bienveillance.
WOLF même, ce Heros tout couvert de lauriers,
Ce Philoſophe-Roi, blanchi dans les dangers;
Qui, foulant à ſes pieds l'audace & l'impoſture,
Transmet le plus grand nom à la race future;
WOLF reconnoit en Toi, genéreux MANTEUFEL,
De ſa pure doctrine un temoin immortel,
Dont la main & la voix, d'un zele infatigable,
Repouſſent de l'Erreur le monſtre formidable,
Et le faiſant rentrer dans ſon obſcurité,
Mettent dans tout ſon jour l'aimable verité.

Mais quoi! ta gloire vole, &, d'une aile rapide,
Franchiſſant les climats, & la plaine liquide,
Va frapper les regards de ce Peuple eclairé,
Qui toujours du Bonſens fut l'organe epuré.
Cette valle Cité qu'arroſe la Tamiſe,
Parmi tant de beautés, qu'à bon droit on y priſe,
N'en a point de plus rare, aux yeux de la Raiſon,
Que ce celebre Corps, qui n'a pour fonction

Que

Que d'eclairer les pas de la foible ignorance,
Ou d'accabler l'Erreur avec ſon arrogance.
L'ardente ſoif du gain ne forma point les noeuds,
Par leſquels ſont unis ces mortels vertueux.
Trouver la Verité, connoitre la Nature,
C'eſt pour eux le ſeul fruit de la longue culture,
Des travaux aſſidus, des fraix même nombreux,
Que coute l'examen de la Terre & des Cieux.
Dans ce Vrai ſanctuaire où la Vertu préſide,
Tout ſembloit t'appeller. Mais quelle main
T'y guide?
C'eſt un Prince en naiſſant au Trone deſtiné,
Et bien digne du Rang pour lequel il eſt né.
Cet auguſte Heritier du Sceptre Britannique,
Inſtruit de tes vertus, & par la voix publique,
Et par mille temoins, luges & Connoiſſeurs,
Grave ton nom lui-même au Temple des neuf
ſoeurs.
Les Faſles immortels ſont ouverts. On y trace,
Ce que tu fis de Grand à l'Olympe, au Pamaſſe;
Et nos derniers neveux, aux titres eminens,
Dont tu fus revêtu dès la fleur de tes ans,
Joindront avec transport, celui que ton Merite
Sans l'eclat ſeul pour toi, ſans brigue ſollicite,
S'eſt acquis dans ce jour, où d'unanimes voeux
Ont entouré ton front d'un Laurier glorieux.
Ce rare evenement, de ma Muſe aſſoupie
Diſſipant, tout d'un coup, la longue lethargie;
Enfante ce tribut: reconnois y, Seigneur,
Et le zele ſervent d'un ancien ſerviteur,
Et les vrais ſentimens dont mon ame eſt remplie,
Depuis ce tems heureux, le plus beau de ma vie.

Où, tous les jours admis au bonheur de Te voir,
Je goutois à longs traits, du matin juſqu'au ſoir,
Cette Felicité, ſi rarement connüe,
D'admirer et d'aimer la Vertu toute nüe;
Une Vertu ſans fard, une noble grandeur,
Non dans de vains dehors, mais dans le fonds du coeur;
Un Esprit, ennemi des préjugés frivoles,
Dont le Peuple ſavant ſe fait autant d'Idoles;
Un Sage enfin, ſemblable à ceux dont le Portrait
Au Portique jadis fut tracé, trait pour trait.
Que dis-je? loin d'ici cette vaine ſageſſe,
Qui n'eſt, ſous un beau nom, qu'une ſorte d'yvreſſe!
Un Philoſophe, inſtruit dans nos Livres Sacrés,
Convaincu que nos maux ne ſeront reparés,
Que par l'ardent amour de cet Etre Supreme,
Qui, pour nous racheter expoſa ſon Fils même,
Et que, dans l'Evangile, il nous a preſenté
Le ſeul chemin, qui mene à la felicité.

S. Formey,

Min. du S. Ev., Prof. en Philoſ. Secret. perp. de l'Acad. Roy. de Pruſſe, & Membre de l'Acad. Imp. de St. Petersburg.

Berlin le 20 Août 1748.

VIII. Éle-

* *

VIII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Eine kritiſche Geſchichte der Lehre von der Unſterblichkeit der Seelen, in den Zeiten vor Chriſti Geburt ꝛc. entworfen von Adam Wilh. Franzen, Lübeck 1747 bey Jon. Schmidt in 8. Der Herr M. Franz hatte dieſe Abhandlung als eine Vorrede zu Scherlocks überſetzter Schrift von der Seelen Unſterblichkeit beſtimmet. Sie ward aber zu weitläuftig, und alſo ließ er ſie beſonders ans Licht treten. Er handelt darinn I) von der Lehre von der Unſterblichkeit vor der Sündfluth, II) von derſelben, bis auf Chriſti Geburt. Dieſer Abſchnitt hat 6 Capitel. Das 1) unterſucht wie weit theils die erſten Nachkommen des Noah, ſonderlich die Erzväter und ihre Geſchlechter, theils das jüdiſche Volk, die Unſterblichkeit der Seelen erkannt haben. Das 2) was den morgenländiſchen Völkern vor Chriſti Geburt davon bekannt geweſen. Das 3) von dem Erkenntniſſe dieſer Lehre in den mittäglichen Ländern. Das 4) wie viel die abendländiſchen, und nordlichen Völker vor Chriſti Geburt davon eingeſehen. Das 5) ſtellt die Lehre von der Seelen Unſterblichkeit unter den Griechen vor Chriſti Geburt vor. Das 6) endlich handelt von dem Erkenntniſſe dieſer Lehre bey den Römern. In allem dieſem führt ſich der Herr Verfaſſer als einen ſcharfſinnigen Weltweiſen, und

unparteyiſchen Geſchichtſchreiber auf. Seine Schreibart iſt auch ziemlich rein und wohlfließend zu nennen.

2. Conſpectus Scriptorum Rerum Germanicarum qui à B. Jo. Burc. Menckenio, et Ern. Joach. à Weſtphalen ſunt editi. Accedit Epitome Libr. VIII. Rerum Meclenburgicarum, qui opera Matth. Jo. de Beehr prodierunt. Lipſ. apud Jo. Chriſt. Martini MDCCXXXXVII. in 8. Der wackere Buchhändler, Herr Joh. Chr. Martini, hat ſich durch den Verlag verſchiedener großen hiſtoriſchen Sammlungen in etlichen Folianten, um die deutſchen Geſchichte ſehr verdient gemacht. Da aber verſchiedene Liebhaber ſolcher Werke, dieſelben nicht in allen Buchläden antreffen; auch nicht allemal aus Zeitungen und Monatſchriften Nachricht bekommen, was eigentlich für Sachen in dieſen koſtbaren Werken vorkommen: ſo hat er billig den Anſchlag ergriffen, eine kurze Nachricht von dem Inhalte dieſer trefflichen hiſtoriſchen Werke zu geben. Dieſelbe iſt ziemlich ausführlich und wohl gemacht; ſo daß man ſich einen ſattſamen Begriff von allen den alten Schriften machen kann, die in dieſen Sammlungen, entweder zuerſt aus guten Handſchriften abgedrucket, oder ihrer Seltenheit wegen wieder aufgeleget, und mit gelehrten Anmerkungen beſſer erläutert worden.

3. Congreß zu Cythera, oder Landtag der Liebe, aus dem italieniſchen überſetzet. Leipzig 1747 in 8. Dieſes iſt eine artige poetiſche Erdichtung, die in das galante Fach des Witzes gehöret, und einen zu Cythera gehaltenen Reichstag Cupidons vorſtellig macht.

macht. Das Frauenzimmer aus Wälſchland, England und Frankreich erſcheint darauf durch Abgeordnete. Sie erklären die Art zu lieben, in ihren Ländern, mehrentheils auf eine ſatiriſche Art. Die Allegorie in demſelben iſt fein und wohlausgedacht; und da die Erfindung ganz poetiſch iſt, ſo iſt es ſchade, daß nicht ſowohl das Original, als die Ueberſetzung in Verſen gemacht worden. Die Schreibart im Deutſchen iſt indeſſen ſehr rein, richtig, edel und zuweilen gar erhaben. Das Frauenzimmer wird dieſelbe ſowohl, als die jungen Buhler, mit Vergnügen leſen können.

4. Expoſition abregée du Plan du Roi, pour la Reformation de la Juſtice, par Mr. Formey. A Berlin, chez Haude et Spener 1748 8. Die groſſe Verbeſſerung des Juſtizweſens, welche Se. Königl. Majeſt. in Dero deutſchen Erblanden unternommen, hat einigen, die der Chicanen an den Gerichtsſtäten entweder unkundig; oder ſo gewohnt ſind, daß ſie keine Möglichkeit ſehen, ſie abzuſtellen, als etwas ganz unnöthiges, ja gar unbegreifliches vorkommen wollen. Daher hat der Herr Profeſſor Formey, der ſie mit den Augen eines Weltweiſen anſah, und ihre Billigkeit ſowohl, als ihre Nothwendigkeit ſehr wohl einſah, zu dieſer Erläuterung der königlichen Abſichten Anlaß genommen. Dieſelbe hat Sr. Königl. Majeſt. eigenen hohen Beyfall gefunden, und iſt daher dem Drucke überlaſſen worden, um auch andern die Gerechtigkeit ſo erleuchteter Abſichten begreiflich zu machen. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß man endlich in ganz Deutſchland den Wuſt der alten

römischen Gesetze abschaffen, und eine deutsche, kurze und deutliche Rechtsgelehrsamkeit an ihrer Stelle einführen möchte.

5. Neue Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde, unter der Aufsicht Sr. Hochedelgeb. Herrn Professor Gottscheds abgelegt worden, zum Drucke befördert, von einem Mitgliede der Gesellschaft. Leipzig bey Carl Ludewig Jacobi 1749. Es sind zehn Jahre verflossen, seit die erste Sammlung von solchen Proben der Beredsamkeit, in einem mäßigen Bändchen von 1½ Alph. ans Licht getreten. Dieselbe fand so guten Beyfall, daß der damalige Verleger fünf Jahre hernach noch eine solche Sammlung von einer andern Gesellschaft, die sich vormittags unter derselben Aufsicht im Reden übete, unter dem Titel der Uebungsreden ans Licht stellete. Auch diese hatte das Glück bald Liebhaber zu finden, so daß wenige Exemplare mehr davon vorhanden sind. Dieses hat den Herrn Herausgeber und itzigen Verleger bewogen, noch eine solche Sammlung von den Gliedern der nachmittäglichen Rednergesellschaft, herauszugeben. Er sucht damit den Anfängern in der Wohlredenheit einige Stücke in die Hände zu geben, die er zwar selbst für keine Meisterstücke, sondern für Proben ausgiebt; aber für Proben geschickter Köpfe, die nunmehr schon theils in der Kirche, theils auf hohen Schulen ansehnliche Aemter bekleiden. Denn die erste von denen hierinn enthaltenen Reden ist schon im 1734sten Jahre, die letzte aber, im 1740sten gemachet worden. Unter den Urhebern derselben

stehen

ſtehen Herr D. Theodor Lebrecht **Pitſchel** königl. pohlniſcher und churf. Feldarzt, und Mitglied des Collegii Medico-Chirurgici in Dresden; Herr Profeſſor Joh. Ben. **Carpzov** in Helmſtädt; Herr Profeſſor Abr. Gotthelf **Käſtner**, allhier; Herr Profeſſor Ernſt Friedrich **Wernsdorf** allhier; Herr Joh. Wilhelm Steinauer, itziger Hauptmann bey dem franzöſiſchen Regimente von Vigier; M. Kornrumpf Oberpfarrer in Michelu, Herr M. Joh. Ludolph **Kemma**, Rector bey der Hauptſchule in Danzig, Herr M. **Heyde**, Subrector des Gymnaſii in Gera, Herr Legationsſecr. **Suke**, Herr M. Nerger, Conrector in Frankf. an der Oder, Herr M. **Neldner**, Paſtor bey Breslau, Herr M. Kelz, Paſtor in Waldenburg, Herr M. **Müller**, Paſtor im Schönburgiſchen u. a. m. die wir mit Stillſchweigen übergehen. Die Hauptſätze dieſer Reden, etliche dreißig an der Zahl, ſind auch meiſtens auserleſen; ſo daß man ſie nicht ſo leicht abgehandelt findet. Sonderlich haben uns gefallen, das ironiſche Lob der Freygeiſter, von Herrn Prof. Käſtnern *; Die Gedächtnißrede auf die vor zwey hundert Jahren auf hieſiger Univerſität eingeführte Reformation; das Lob des Pralens von Herrn Prof. Carpzoven; und verſchiedene andre mehr. Die Zueignungsſchrift iſt an Hrn. Gen. Superint. Löwen in Gotha, als an ein vormaliges Glied dieſer Geſellſch. gerichtet. 6. Das

* Dieſes ſcheinet einen gewiſſen Freygeiſt dergeſtalt verdroſſen zu haben, daß er auch eine ſchimpfliche Recenſion dieſer Reden in gewiſſe Zeitungen eingeſchickt, um ſeinen Zorn über eine ganze unſchuldige Sammlung auszulaſſen.

6. Das berühmte Gymnaſium zu Danzig hat verwichenen zweyten September, einen ſeiner berühmteſten Lehrer eingebüſſet. Selbiger war Herr **Samuel Friederich Willenberg**, beyder Rechten Doctor, derſelben und der Geſchichte, öffentlicher Lehrer, wie auch des Gymnaſii Aufſeher. Er war 1663 den 2 Novemb. zu Brieg in Schleſien gebohren. Sein Vater war **Georg von Willenberg**, und ſein Großvater **Bartholomäus von Willenberg**, der Rechten Doctor, welcher vom Kaiſer **Rudolph** dem II. im 1609 Jahre, in den Adelſtand erhoben worden. Allein, unſer Herr D. Willenberg konnte ſich gar zu ſehr auf ſeine eigene Vorzüge verlaſſen, als daß er nöthig gehabt hätte, mit dieſem ertheilten Glanze zu pralen: welcher je länger je mehr, kein untrügliches Kennzeichen wahrer und außerordentlicher Verdienſte wird. Aus dieſer Urſache, hat der ſel. Herr Doctor, dieſen Umſtand ſeiner Geſchichte, ſo lange er gelebet, allezeit verſchwiegen und gezeiget, daß er unter diejenigen Edelleute gehöre, die auch außer ihrem Vaterlande, in einer fremden Stadt, die bloß nach den weſentlichen Verdienſten urtheilet, es allen Einheimiſchen in den bürgerlichen Tugenden gleich thun könne. Die erſten Gründe ſeiner Wiſſenſchaften legte er zu Brieg, worauf er nach Breslau, an das magdaleniſche Gymnaſium kam. Im 1682 Jahre lockte ihn der Ruff des blühenden Danziger Gymnaſii dahin, allwo er unter den berühmten Männern, **Joachim Hoppen**, **Johann Peter Titio** und **Friedrich Chriſtian Büchern**, die Rechte, Be-

red-

ſolches von denjenigen Redensarten behaupten, die entweder durch die Länge der Zeit ganz aus der Gewohnheit und Bekanntſchaft gekommen, oder die man auf eine unverſtändliche Art ſelbſt zuſammengeſetzt. Denn weil ohne Klarheit und Deutlichkeit die Schönheit der deutſchen Sprache nicht beſtehen kan: ſo würde man ohne zureichenden Grund etwas vorbringen, wenn man die benannten Arten zu reden vor Schönheiten erklären wollte.

§. 20. Eine andere Bewandniß hat es, wenn alte Redensarten ſich leicht verſtehen laſſen, und man ſelbige im Reden und Schreiben an eine Stelle ſetzt, wo ihre Bedeutung alſobald offenbar iſt. Desgleichen ſind auch neugemachte Redensarten unverwerflich, wenn es an gewöhnlichen fehlt, und die neuen durch gute Erklärungen und andere Umſtände zur Deutlichkeit gebracht werden. Wollte man die alten und neuen Schriften gegen einander halten, und dabey die Wörterbücher zu Rathe ziehen: ſo würde man in den neuen viele Redensarten antreffen, davon in den alten keine Spur zu finden iſt. Man würde dergeſtalt eine löbliche Mühe auf ſich nehmen, wenn man auf eine Sammlung ſolcher Redensarten bedacht wäre, die erſt in den neuern Zeiten ans Licht getreten, und der alten an Schönheit nichts nachgeben.

§. 21. Je gröſſer demnach die Klarheit und Deutlichkeit iſt, die ſich in den Redensarten eräuget, aus welchen eine Schrift oder Rede beſtehet; je gröſſer iſt auch die Schönheit der Schrift oder Rede, was nemlich die Sprache anbelangt. Aus dieſer Klarheit und Deutlichkeit läßt ſich demnach urtheilen, ob ſich der Urheber einer Schrift oder Rede um die Schönheit

redſamkeit und Weltweisheit, erlernte. Hierauf gieng er 1686 nach Frankfurt an der Oder, allwo er an dem berühmten **Samuel Stryck** einen groſsen Gönner fand. Im 1693 Jahre ward er daſelbſt Doctor beyder Rechten, und im 1699 Jahre erhielt er eine auſserordentliche juriſtiſche Profeſſion. Im 1700 Jahre aber ward er von dem Rathe zu Danzig zu derjenigen Stelle beruffen, die er bis an ſeinen Tod rühmlich bekleidet hat; und die er ſo viel lieber annahm, da er ſich der Wohlthaten erinnerte, die er ehedem in dieſem Gymnaſio genoſſen hatte. Er hat auch demſelben 47 Jahre, als ſo lange er ſeinem Amte vorgeſtanden, wichtige Dienſte geleiſtet, und nicht wenig dazu beygetragen, daſs es ſich bis jetzo in ſeinem alten Glanze erhalten. Das Prorectorat hat er zweymal verwaltet; nämlich bey dem Tode des Herrn **D. Samuel Schelwigs** und bey dem Abzuge Hrn. **D. Joh. Ge. Abichts**; und, wenn man einige wenige Fremde ausnimmt, die angeſehenſten Gelehrten der Stadt, zu ſeinen Schülern gehabt. Sein Leben hat er gebracht auf 84 Jahre und zehn Monate.

Auſser der groſsen Anzahl ſeiner Diſputationen, hat man folgende Werke von ihm, deren einige zu dem beruffenen Streite gehören, den er mit dem ſel. **D. Weickhmann**, wegen der Polygamie gehabt. Sicilimenta juris gentium prudentiae ex Grotio et aliis collecta. Praeſidia juris divini pro defenſione theſium de finibus polygamiae licitae. Iterata praeſidia juris divini, in controverſia de polygamia. Selecta juris matrimonialis. Selecta juris pru-

prudentiae civilis. De eo quod juſtum eſt, circa excurſiones maritimas. Diſcurſus juris in LXXV. exercitationibus. De officiis vocantis et vocati ad miniſterium eccleſiaſticum. De jure ultimi gentis ſuae. De retorſione juris. De exceſſibus et poenis clericorum. De Principe humanis legibus ſoluto. De requiſito a judice ingenii acumine. Anonymi Hiſtoria univerſalis Willenb. cura edita.

7. Der berühmte und gelehrte Herr D. **Lengnich**, königl. pohln. und churfürſtl. ſächſiſcher Legationsrath, hat das Gedächtniß dieſes ſeines verſtorbenen Collegen mit einem Programmate beehret, darinnen er, nach ſeiner Gewohnheit, ſich nicht nur ſo ſchön wie die Alten ausdrückt, ſondern auch ſo ſchön denkt, als ſie zu thun gewohnt waren.

8. **Samuel Wilhelm Oetters**, Conr. des Gymnaſii Illuſtr. zu Erlangen, Sammlung verſchiedener Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften 4tes und 5tes Stück. Erlang und Leipzig zu finden bey Gotth. Pötſch, 1748. Dieſe hiſtoriſche Monatſchrift wird immer merkwürdiger, je mehr ſie fortgeht, und breitet ſich immer mehr aus. Das 5te Stück z. E. enthält 1) einen Entwurf von der genealogiſchen Hiſtorie des gräfl. hohenlohiſchen Hauſes. 2) Zwey Diplomata derer römiſchen Könige, **Wilhelms** und **Richards**. 3) Eine alte plattdeutſche Chronik der Reichsſtadt Cöln, aus einer Handſchrift. Sie hebt ſich an: Dit ys die Coroneca von Cöellen; ſie fängt an vom CCLXXIIII. Jahre nach Chriſti Geb. und geht bis 1407. 4) Eine Nachricht von der Grafſchaft Sponheim. 5) Recenſion von einer

lat.

lat. Nachricht von dem alten deutſchen Dichter Hugo von Trienberg, dem Verf. des Renners. 6) Nachrichten von dem Kloſter Frauenthal. 7) Eine Burggräfl. Verſchreibung gegen das Kloſter Schefflersheim, ex Orig. 8) Ein Privil. Kaiſers Albrechts von 1306, der Stadt Werthheim in Franken verliehen. 9) Nachricht von einem Werke, die ſudgauiſchen Alterthümer betreffend, und 10) D. Simons Verzeichniß einiger Urkunden, die in ſeinem Vol. Mſto. Orig. Hiſtor. Form. Concord. im Hennebergiſchen, befindlich ſind. Uns dünkt, daß ſolche merkwürdige Stücke die Aufmerkſamkeit aller Liebhaber der Geſchichte, auch ohne unſer Anpreiſen erwecken können.

9. Beluſtigungen des Geiſtes, in einigen poetiſch abgefaßten Betrachtungen und Liedern, dargegeben, von **Ludw. Fried. Hudemann**, Jur. Utr. D. und der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Mitgliede. Da ſo eine Menge verſchiedener Beluſtigungen, Ergetzungen und Vergnügungen in weltlichen Dingen, unſre Buchläden anfüllet: ſo war es nicht unbillig, daß auch ein Liebhaber der geiſtl. Dichtkunſt dem chriſtlicher geſinnten Theile der Leſer, etwas andächtigere Beluſtigungen des Geiſtes darböthe. Dazu hätte ſich nun nicht leicht jemand beſſer ſchicken können, als der durch andre Gedichte bereits bekannte Herr D. Hudemann. Er bedient ſich einer reinen, angenehmen, und muntern Feder, weis auch durch die höhern Regungen des Geiſtes, ſeinem Witze noch verſchiedene erhabene Schwünge zu ertheilen. Er rühret auch wohl ſolche Leſer, die eben nicht die größte Neigung zu Andacht mitbringen. Der erſte Theil

davon

davon ist schon 1746 in 8. ans Licht getreten; der zweyte aber erst vor kurzem zu Wismar, bey Joh. Andr. Bergern herausgekommen. Es ist kein Zweifel, daß seine der wahren Gottesfurcht und Andacht geweihte Muse ihre Liebhaber finden, und vielleicht andre gute Dichter zur Nachahmung bewegen werde. Der Herr Verfasser ist auch ein Glied der kön. deutschen Gesellschaft zu Greifswalde geworden.

10. Verzeichniß der Lehrer im Königreiche Preußen, die das funfzigste Jahr des Predigtamtes erreichet oder überschritten, aus Urkunden gesamlet, von einem Mitgl. der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsb. daselbst in der kön. preuß. hof- und akad. Buchdruckerey in 8. So sehr der Eifer in Untersuchung der einheimischen Historie an einem jeden zu loben ist: so sehr muß man auch diese Probe eines Gelehrten loben, der sich dadurch vermuthlich nur zu wichtigern Unternehmungen geschickt erweisen wollen. Wir wünschen, daß er sich ehestens einen würdigern Gegenstand seiner Bemühungen wählen, und dadurch seinem Vaterlande einen angenehmen Dienst leisten möge. Doch wollen wir hoffen, er werde die in dieser Schrift beliebte alphabethische Ordnung, lieber in die chronologische verwandeln; als welche der Historie viel zutraglicher ist. Die Schreibart übrigens ist ganz angenehm, und man findet viel besondre Nachrichten von den preußischen Kirchengeschichten darinnen; die zumal in dasigen Landen nicht unnütz seyn werden, manchen sonst merkwürdigen Punkt zu erläutern.

✻

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VII. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Wintermonat 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Jupiter ipſe,
Seu mittens pluviam, ſeu cohibens pluviam.

I.

Verſuche und Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig. Erſter Theil. Danzig 1647. in 4.

Die Naturlehre hat in dieſem Jahrhunderte ungemein viel Liebhaber gefunden. Nicht nur große, von Kaiſern und Königen geſtiftete Akademien und Societäten, haben ſich um die Wette bemühet, tiefer als vorhin geſchehen war, in die Geheimniſſe der Natur einzudringen: ſondern auch Privatleute ſind auf dieſe Spur gerathen, und haben ſich eifrig angelegen ſeyn laſſen, die Werke Gottes in der Körperwelt zu erforſchen. Wir reden hier nicht ſo wohl von denen, zum Theile vornehmen und anſehnlichen Männern, von allerley Stande, die in London, Amſterdam, Königsberg, und an andern Orten mehr, unter der Anführung gelehrter Naturforſcher, ſich die Schätze des Naturreichs haben eröffnen laſſen: wiewohl auch dieſes einer volkreichen und anſehnlichen Stadt zu beſondrer Ehre gereichet. Wir richten itzo unſre Gedanken auf ge-

lehrte Gesellschaften, die sich mit vereinigtem Fleiße haben angelegen seyn lassen, physikalische Versuche zu machen. Darunter ist nun seit etlichen Jahren Stetin in Pommern zu rühmen gewesen; allwo die gelehrte alethophilische Gesellschaft sich keine Mühe und Kosten dauren lassen, physikalische Werkzeuge anzuschaffen, Versuche anzustellen, und Erfahrungen zu sammlen: wiewohl es höchlich zu bedauten ist, daß dieser löbliche Eifer, mit dem Tode des seligen Hofrath Gohrs einigermaßen entkräftet worden.

Eben das kann man von der berühmten Stadt Danzig sagen. Die gelehrte Welt hat längst den großen Hevelius verehret, der im vorigen Jahrhunderte einer der größten Sternseher in Europa gewesen. Sie hat ferner auch den berühmten Naturforscher daselbst, Hrn. Secr. Klein gekannt, der theils durch sein treffliches Naturaliencabinet, theils durch seine Einsicht in das Reich der Blumen, und des Gartenbaues überhaupt, theils durch seine Untersuchung der Fische, sich einen großen Namen erworben; wie auch wir unlängst von dem letztern Nachricht gegeben haben. Sie kennet den tiefsinnigen Herrn D. Kühn, dessen Werk von dem Ursprunge der Brunnen, wir auch vor einiger Zeit bekannter zu machen gesuchet. Sie kennet auch den fleißigen und um verschiedene Theile der Philosophie verdienten Herrn Professor Hanov, dessen merkwürdigen Erfahrungen, wir nächstens einen Platz widmen wollen; andrer voritzo zu geschweigen. Diese berühmte Männer haben nun seit geraumer Zeit eine

physi-

physikalische Gesellschaft unter sich aufgerichtet, darinn sie theils allerley merkwürdige Versuche andrer Naturforscher wiederholet; theils selbst neue Erfahrungen gemachet, und verschiedene Wahrheiten dadurch entdecket haben.

Voriges Jahr hat es ihnen gefallen, aus ihren bis dahin gesammleten gelehrten Schätzen, der Welt etwas mitzutheilen: und man muß ihnen um so viel mehr dafür verbunden seyn, da sie, wie es scheint, solches auf ihre eigene Kosten gethan haben. Sie geben uns auch die Hoffnung, künftig mehrere Bände von ihren Entdeckungen und Abhandlungen ans Licht zu stellen: die man jederzeit mit schuldigem Danke erkennen und aufnehmen wird.

In der Vorrede dieses I Bandes erinnern die Herrn Verfasser mit Rechte, daß man das vornehmste Wachsthum der Naturwissenschaft, den gelehrten Gesellschaften zu danken habe. Sie melden darauf, daß man auch in Danzig schon im 1670sten Jahre auf eine solche Gesellschaft gedacht. Ein gewisser D. Israel Conradi, ein gelehrter Arzt und Stadtphysicus daselbst, hielt dazumal, den 3ten 4ten und 5ten Hornung vor einer ansehnlichen Versammlung eine gelehrte Dissertation, von den Eigenschaften und Wirkungen der Kälte: und die dabey angestellten Versuche hatten zur Absicht, seine Mitbürger zu einer gesellschaftlichen Beförderung der Wissenschaften, sonderlich der Naturlehre aufzumuntern. Die Dissertation ist 1677 im Kloster Oliva gedruckt worden, und darinnen giebt der Verfasser seine Meynung deutlich zu verstehen.

Allein seine Vorschläge fanden keinen Beyfall, und ungeachtet er erst 1715 in hohem Alter starb, so hat er doch das Vergnügen nicht gehabt, eine physikalische Gesellschaft zu erleben.

Im 1720sten Jahre aber traten einige gelehrte Männer in eben der Absicht näher zusammen, und legten den Grund zu einer gelehrten Gesellschaft. Theils unterhielten sie sich nur mündlich von gelehrten Sachen, theils erörterten sie schriftlich die schwersten Fragen aus der Gelehrsamkeit. Sie entwarfen sich Gesetze; sie verzeichneten ihre Unterredungen und Abhandlungen schriftlich, und verstärkten sich allmählich durch den Beytritt andrer Gelehrten, sieben Jahre lang in einem fort. Allein die Beförderung vieler Mitglieder zu hohen Ehrenämtern machte dieser löblichen Anstalt ein Ende.

Im 1742sten Jahre endlich entstund diese neue Gesellschaft, die sich insbesondre die Naturwissenschaft zu ihrem Zwecke ersehen. Sie sammlete sich gleich anfangs einen ansehnlichen Vorrath physikalischer Werkzeuge, fieng 1743 den 2 Jenner ihre ordentliche Versammlungen an, und setzet sie bis diese Stunde wöchentlich einmal fort. Aus den Registern und Beylagen dieser Gesellschaft nun, sind gegenwärtige Versuche und Abhandlungen genommen, und in guter Absicht dem Drucke übergeben worden. Sie sind ohne Absicht auf die Zeit, oder Ordnung der Wissenschaften gestellet: aber vielleicht wird selbst die Abwechselung verschiedener Materien den Lesern nicht unangenehm seyn.

Die

der deutſchen Sprache beworben. Will man alſo zeigen, wie weit man es in der Schönheit der deutſchen Sprache gebracht: ſo rede und ſchreibe man klar und deutlich.

§. 22. Aus dem, was ich bisher vorgetragen, erſcheint alſo zwar ſo viel, daß man weis, wer die Schönheit der deutſchen Sprache in acht genommen: Allein man hat noch nicht gewieſen, wie hoch die Schönheit der deutſchen Sprache ſelbſt geſtiegen. Und dieſe Unterſuchung iſt ſehr vielen Schwierigkeiten unterworfen. Denn weil man die Schönheit einer Sprache, und die Gröſſe derſelben nicht anders als aus dem Reden und Schreiben erkennen kan: ſo fragt man, ob man jemals alle Worte und Redensarten gehört oder geleſen? Wollte iemand mit Ja darauf antworten: ſo müſte er ein Verzeichniß davon aufweiſen. Man verſuche es, und höre ein Jahr lang die beſten Redner in den verſchiedenen Theilen Deutſchlandes an; man leſe die vornehmſten Schriften, die man in Deutſcher Sprache hat; man ſuche aufs fleißigſte in den Deutſchen Wörterbüchern nach: ſo wird man geſtehen müſſen, daß man die Anzahl der Schönheiten, die in der deutſchen Sprache aus der Klarheit und Deutlichkeit ihrer Wörter und Redensarten entſtehen, nicht beſtimmen könne. Aber ſo viel wird man durch dieſe Bemühung herausbringen, daß man verſichert iſt, daß ſich die Menge der Schönheiten, die man in der deutſchen Sprache antrifft, ſehr weit erſtrecke. Man ſieht auch zugleich, daß man dieſe Menge nicht beſſer entdecken, und der Welt vor Augen legen könnte, als wenn man ein recht vollſtändiges deutſches Wörterbuch ans Licht ſtellte.

Die erste Abhandlung dieses Bandes ist von dem Herrn D. Heinrich Kühn, Professorn der Mathematik zu Danzig. Sie liefert eine ausführliche Beschreibung einer neuen und vollkommenern Art von Wagen; auf welchen nicht allein große, sondern auch ungleich große Gewichte sich gegen einander überaus genau abwägen lassen, auch gegebene Gewichte, nach beliebiger Proportion in andre kleinere Gewichte wirklich eingetheilet werden können. Wie groß und allgemein der Nutzen der Wagen im menschlichen Leben, sonderlich im Handel sey, ist einem jeden bekannt. Allein selbst die Naturforscher brauchen sie höchst nöthig, verschiedene Arten der Schweren in den Körpern zu bestimmen. In flüssigen Dingen zwar wissen sie die Verhältnisse der Schweren, auch ohne dieselbe zu entdecken: allein doch bey weitem so genau nicht, als mit Wagen. Will man sie aber mit festen Körpern, oder diese unter sich vergleichen: so kann man sich ohne die Wagen gar nicht behelfen.

Nun sehen aber die wenigsten Leute das rechte Wesen einer Wage ein; können also auch von ihrer Richtigkeit und Unrichtigkeit nicht urtheilen; ja sie nicht einmal mit rechter Gewißheit brauchen. Es ist also wohl der Mühe werth, daß ein mathematischer Naturforscher diese Materie untersucht. Herr D. Kühn hat schon vor etlichen Jahren eine neue Art von Wagen erfunden, durch einen geschickten Mechanicum verfertigen lassen, und der physikalischen Gesellschaft vorgelegt. Diese will er hier beschreiben; sieht sich aber genöthiget, vorher man-

ches von dem wagerechten Stande der Körper voran zu schicken; damit die Beschreibung auch denen verständlich werde, die eben in der Mathematik nicht sehr zu Hause sind. Wir wollen uns dabey nicht aufhalten, daß wir die Erklärungen, der Masse, des Schwerpuncts, des Wasserpasses, der Directionslinie, des Ruhepunctes, des Gleichgewichts, oder wagerechten Standes, des Hebels, u. d. gl. mitnehmen sollten. Wir setzen zum voraus, daß unsre Leser von allen diesen Dingen wenigstens klare Begriffe haben werden.

Bey der Erklärung der Vortheile, die eine schiefliegende Fläche in der Mechanik giebt, zeiget der Herr Verfasser auf der 14 und 15 S. die Kunstgriffe, womit der sogenannte starke Mann, vor etlichen 20 Jahren ein paar anziehende Kutschpferde zurückgezogen. Er meldet aber bey dieser Erzählung einen kleinen Umstand etwas anders, als wir es selbst gesehen; indem er sagt, es habe der starke Mann horizontal auf dem Rücken gelegen, und die Füße an den untersten Theil des perpendicularen Pfostens gestemmet. Es saß nämlich der starke Mann vor gedachten Pfosten, aber so, daß er die Füße, auf einem an denselben schief angelehnten Brette, an die halbe Höhe des Pfostens stämmete: der Strick selbst aber nicht bloß in seinen Händen, sondern auch in einem ihm im die Lenden gehenden Riemen hieng, daran vorne ein Hacken war, in welchen der Strick, der über den Pfosten nach den Pferden gieng, eingehenket ward. Diese Anstalten nun vermehrten seine Kraft um ein großes: und

daß

daß er diesen Kunstgriff, auch anderwärts so gemachet habe, wie wir solchen beschrieben, erhellet aus der Abbildung davon, die man in Desaguliers Course of Experimental Philosophy auf der 19ten Platte in der ersten Figur sieht. Doch dieß ist eine Kleinigkeit. Nach eben den Gründen erklärt der Herr Verfasser im Vorbeygehen, wie ein gewisser preußischer Edelmann im vorigen Jahrhunderte, den Churfürsten Friedrich Wilhelm, den Großen, in einem mit zwey Pferden bespannten Wagen, hinten bey der Axe so habe aufhalten können, daß derselbe nicht aus der Stelle gekonnt, bis er ihm seine Bitte bewilliget.

Darauf kömmt der Herr Verfasser auch auf das Gleichgewicht der flüssigen Körper, in allerley cylindrischen Röhren. Nachdem er nun die Wagen mit gleich langen Wagenbalken abgehandelt hat, kömmt derselbe auf die Aufgaben. Diese sind gewiß sehr nachdenklich, und werden von demselben nicht nur sehr gründlich aufgelöset, sondern auch aus den innersten Gründen der Mechanik bewiesen: so, daß wir besorgen, ein mittelmäßiger Kenner der Mathematik werde sie nicht einmal verstehen. Die dritte davon ist das Hauptwerk, dieser ganzen Schrift: „Eine vollkommnere Wage, als die gewöhnlichen sind, anzugeben, welche 1) geschwinde „zur Ruhe kömmt; in welcher 2) weder die Schwere des Balkens, noch des Züngleins, noch der „Schalen mit ihrem Zugehör, die Berechnung der „Gewichte beschwerlich macht; 3) die Reibung an „der Axe überaus geringe ist; und in der man 4)

„aus dem gegebenen Ausschlage die wahre Verhält-
„niß der ungleichen Gewichte, welche sich die Wage
„halten, leicht bestimmen kann.“

Man sieht aus dieser Aufgabe schon, daß eine Wage, die alle vier angegebene Vortheile hat, überaus vollkommen seyn werde. Allein die Auflösung können wir theils in Ermangelung der dazu nöthigen Figuren, theils der Kürze wegen, nicht beybringen; maßen wir auch von den übrigen Artikeln dieses Werkes noch was sagen müssen. Wir versichern aber die Liebhaber mechanischer Wahrheiten, daß die ganze Auflösung sowohl dieser, als aller folgenden Aufgaben so zureichend gerathen, als gründlich erwiesen worden. Die ganze Abhandlung füllet 76 Seiten.

Die II. Abhandlung ist von dem Herrn Jacob Theod. Klein, ältesten Secr. der Stadt Danzig und der königlichen Societät der Wissenschaft zu London Mitgliede. Er untersuchet darinn des sel. Thümmigs Versuch, die Blumen etliche Jahre über zu verwahren. Dieser gelehrte Naturforscher hat in der zweyten Numer, des dritten Stückes seiner Versuche, von Böcklers Kunststücke gehandelt, welches in der 29sten Classe des ersten Theils seiner Haus- und Feldschule, auf der 575sten Seite steht. Schon im 1723 Jahre hatte Herr Secretär Klein an denselben deswegen geschrieben, und in einer eigenhändigen Antwort Hoffnung bekommen, sich mit ihm zu vergleichen. Allein, theils die damaligen Feindseligkeiten, die er nebst dem Herrn Kanzler von Wolf mit ausstehen mußte, theils sein bald

dar-

darauf erfolgter Tod, haben diese Hoffnung zu Wasser gemacht. Indessen hat der Herr Secretär Klein, nach seiner weltbekannten Geschicklichkeit in der Blumenpflege, das böklerische und thümmigische Kunststück vielfältig untersucht. Ob ihn nun wohl seine vieljährige Erfahrung die Unzulänglichkeit desselben einsehen gelehret: so will er doch dadurch die übrigen Verdienste des sel. Thümigs nicht schmälern. **Er war ein trefflicher Mann**, heißt es, **und wäre groß geworden: er war aber ein Mensch, wie wir; die wir ja wohl auch fehlen, wenn uns die Eigenliebe solches zu glauben nur verstattet.** So bescheiden und vernünftig sollten alle diejenigen denken, die in gelehrten Sachen wider einander streiten.

Thümmig will zwo Fragen entscheiden 1) warum nach Böklers Kunstgriffe die Blumen und Blätter nicht verwelken, und 2) warum dieselben nicht verfaulen? Er nimmt also für gewiß an, daß sie weder verwelken noch verfaulen; und schließt ganz recht: wo keins von beyden geschieht, da müssen sie frisch und gut bleiben. Der Herr Verfasser merket hiebey an, daß noch eins fehlen könnte, nämlich der Geruch; wovon er hernach handeln will. Herr Thümmig sagt ferner: wenn eine Blume verwelken soll, so muß die wässerichte Feuchtigkeit transspiriren. Hieraus würde umgekehrt der Satz folgen: wenn die Feuchtigkeit transspiriret, so muß eine Blume verwelken. Auch hier ist der Herr Gegner so billig, daß er Thümmigen nicht aufbürdet, er habe dafür gehalten, insgemein transspirir-

ten

ten die Blumen nicht. Er gesteht vielmehr, das Wasser ersetze bey einer wachsenden Pflanze den Abgang der Feuchtigkeit; erinnert aber, daß nicht das bloße Wasser in die Wurzeln der Pflanzen trete, sondern nur gewissen salzigten und martialischen Erdtheilchen zum Vehiculo diene.

Ferner erinnert Thunmig, daß keine Pflanze anders, als in der Luft transspirire, und zwar in der warmen mehr, als in der kalten: wobey er einen Versuch aus Sturmen anführet. Boyle hat eine Hiazinthe in einem von Luft ausgelehrten Gefäße verwahret. Herr Secretär Klein aber merket die Falschheit des Satzes an, daß der Sand, womit man die Pflanzen, oder die Erde beschüttet, die Transspiration hindre, und zeiget ein Misverständniß dabey an: indem die Gärtner nicht darum ihre Blumentöpfe besanden, daß die Transspiration gehindert werde; sondern um die Hitze bey ausländischen Gewächsen, zu verstärken, deren Wurzeln im Gegenfalle versaulen würden. Auf gleiche Art geht der Herr Verfasser viel andre Stellen durch, und zeiget darinnen so wohl eine große Kenntniß des Gartensbaues, als eine vernünftige Art zu philosophiren. Wir können uns aber nicht länger dabey aufhalten.

Die III. Abhandlung ist von dem Herrn Professor Hanov, öffentlichem Lehrer der Philosophie und Aufsehern der Bibliothek des Gymnasii zu Danzig. Sie enthält eine Vergleichung des danziger Maaßes und Gewichtes, mit denen, die zu Paris und London, von den Societäten der Wissenschaften gebrau-

brauchet werden. Da Kaufleute sich im Einkaufe und Verkaufe ohne die verschiedenen Maaße und Gewichte nicht behelfen können: so müssen sie, wenn sie vorsichtig und billig handeln wollen, auch den Unterschied der ausländischen Maaße von dem ihrigen, beobachten. Dieses wird aber in den Rechenbüchern nicht allemal recht angegeben. Zwar in Kleinigkeiten nimmt man es im Handel so genau nicht. Allein im gelehrten und mathematischen Erkenntnisse geht man viel genauer: und hierzu will der Herr Verfasser Vorschub thun, indem er 1) das Längenmaaß, sodann 2) das Maaß der flüssigen Körper; endlich 3) das Getreydemaaß, richtig bestimmen will.

Der berühmte Hevelius, hat schon vor 100 Jahren den Danziger Schuh mit dem Pariserschuh, in seiner Selenographie, verglichen, und gesagt, daß er 914 solcher Theilchen hielte, deren der Pariserfuß 1055 hält. Dieses Maaß aber stimmet mit demjenigen nicht überein, welches er vom rheinländischen, in Vergleichung mit dem Danzigerschuh gegeben. Dieser soll nämlich 914 * solche Theilchen halten, deren jener 1000 hat. Nun verhält sich der rheinländische zum pariſischen, wie 1391 $\frac{3}{8}$ zu 1440. Setzt man nun 1000: 918 = 1391 $\frac{3}{8}$: 1271 $\frac{488}{888}$, so ist dieses mehr, als im ersten Falle; nämlich wie 1055: 914 = 1440 zu 1247 $\frac{776}{1055}$: ein Un-

* Hier steht zwar im Texte 419; welches aber gewiß ein Druckfehler ist, wie aus dem folgenden erhellet, auch leicht in die Augen fällt.

Unterscheid, der 24 Scrupel, das ist drittehalb Linien beträgt.

Der Königsbergische Professor der Mathematik, Herr D. Langhansen hat den heveliſchen Danzigerfuß gehabt; und in seiner Dissertation de mensuris Regni Borussiae hodiernis, sein Verhältniß gegen den Rheinländischen eben so, als Hevel angegeben. Wenn nämlich der königsbergische Schuh 1200 Theile hat, so hält der rheinländische 1224 und der Danziger 1118. Allein der Herr Verfasser hat einen ganz neuen Pariserfuß, den die dasige Akademie der Wissenschaften richtig befunden, mit dem auf dem Danziger Rathhause befindlichen Ellenmaaße verglichen, und befunden, daß dieses in seiner Hälfte wohl 1272 Pariserscrupel enthält. Der Pariserfuß, dessen sich Hevel bedienet hat, muß also auf drittehalb Linien zu kurz gewesen seyn.

Eben so untersucht der Herr Verfasser die Verhältniß des Londonerfußes, gegen das Danzigermaaß. Wir setzen nur den Betrag davon her; daß der danziger Fuß sich zum londoner, wie 1272: 1350; oder wegen einiger Ungleichheit der englischen Yards, wie 1351 verhält.

Ein Pariserschuh hat 12 Zolle, ein Zoll 12 Linien, eine Linie 10 Scrupel. Drey londenische Schuhe machen ein Yard, oder engl. Elle; 2 Yards ein Fathom oder einen Faden, $5\frac{1}{2}$ Yards ein Rood, oder eine Ruthe; 5280 Schuh aber eine engl. Meile. Hergegen 44 pariser Zolle machen einen pariser Stab, oder eine Doppelelle. Sechs pariser Schuhe machen eine Toise oder Klafter, $3\frac{3}{4}$ Toises oder 22

Zolle

Zolle eine Perche, oder Ruthe. Um Paris hält eine französische Lieue, oder Meile, 2000 pariser Toises, oder Klaftern; anderwärts aber wohl 2282 bis 2300, zur See aber 2853. Eine engl. Meile hält 5000 pariser Schuhe. Daher eine engl. Meile sich zur französ. wie 5000 zu 6000 verhält. d. i. $\frac{1}{6}$ kürzer ist. Eine solche englische Meile aber hält nicht 5280, sondern nur 5192 lond. Schuhe.

In Danzig hat eine Elle 2 Schuhe, eine Klafter 6 Schuhe, eine Maaßruthe 15 Schuhe; ein Seil 10 Ruthen, eine Quadratruthe 225 □ Schuhe. Ein Morgen oder Acker Landes hat 300 □ Ruthen, eine Hube aber hält 30 solche Morgen. Die preußische Meile ist der Deutschen gleich, und hält 1800 Ruthen, oder 27000 Schuhe. Da diese 27000 danziger Schuhe 23850 pariser Schuhe machen: so ist eine französische und englische Meile ungefähr ein Viertel einer preußischen Meile.

Eben so geht der Herr Verfasser die andern Arten des Maaßes durch, davon wir aber der Kürze wegen, nichts beybringen können.

Die IV. Numer handelt die Wahrheit ab, daß die Fische weder taub noch stumm sind, wider einen Brief in der französischen Bibliothek (37 B. 2 Th. auf der 273 Seite) und ist vom Herrn Secretär Klein. Wir haben von diesem Lehrsatze schon anderwärts in diesem Büchersaale, bey des Herrn Secr. lateinischem Werke, von der Historie der Fische, einige Nachricht gegeben. Hier gefällt es uns, daß der Herr Verfasser auch allen diesen Geschlechtern und Arten der Fische deutsche Namen gegeben

hat;

hat; welches nicht ein jeder mit solchem Verstande hätte thun können. Die ganze Abhandlung ist angenehm zu lesen, und wird vielen zu einer richtigern Kenntniß des Reiches der Fische behülflich seyn.

Das V. Stück enthält die Beschreibung einer neuen Maschine zum Wasserwägen; zwischen zweenen, sehr weit von einander, und nahe an einem Strome gelegenen Orten. In der Kürze läßt sich der Inhalt davon so deutlich nicht sagen: indessen begreift ein jeder Leser, daß dieses eine bey dem Mühlenwesen, und sonst bey Canälen und Wasserleitungen, überaus nützliche Materie sey.

Die VI. Numer enthält die Geschichte der Elektricität, und ist vom Herrn Daniel Gralath. Dieses ist ein gelehrter Patricius in Danzig, und des Herrn Secretär Kleins Schwiegersohn. In der Einleitung sagt er, was ihn zu dieser Schrift bewogen habe. Er hat sie zuförderst bey den erweiterten elektrischen Versuchen zu seiner eigenen Nachricht aufgesetzt; und sorgfältig alles, was von elektrischen Sachen geschrieben worden nachgelesen, um alle Entdeckungen in chronologische Ordnung zu bringen. Seit dem 1744sten Jahre hat er der Gesellschaft alle neue Erfahrungen und Versuche in dieser Art angestellet und aufgeführet. Herr du Fay hatte schon vor zehn Jahren einen guten Anfang gemacht, die elektrischen Erfindungen in der Ordnung zu sammlen: diese wollte der Herr Verfasser nur bis auf unsre Zeit fortsetzen. Allein die Verschiedenheit der Sprachen, darinn jener geschrieben, und

§. 23. Daß aber unſre Sprache andern nicht weichen dürfe, kan man abſonderlich aus den Uberſetzungen abnehmen, die von Gelehrten gemacht worden, welche die deutſche Sprache ſammt der, aus welcher ſie überſetzt, in ihrer Gewalt haben. Denn dergleichen Uberſetzungen ſind überzeugende Exempel, daß ſich unſre Sprache ſo wohl als andere zu einem klaren und deutlichen Ausdrucke ſchicke.

§. 24. Will man wiſſen, woher die zuſammengeſetzten Schönheiten der deutſchen Sprache in Abſicht auf ihrer Bedeutung erwachſen: ſo wird ſolches klar, wenn man erwegt, daß das Zuſammengeſetzte aus der Vielheit des Einfachen gezeugt wird. Und alſo ſind die einfachen Wörter der Deutſchen Sprache der erſte Grundzeug ihrer zuſammengeſetzten Schönheiten. Man hat aber hiebey mit Fleiß auf die unterſchiedne Beſchaffenheit dieſer einfachen Wörter zu ſehen. Denn man kan mit Beſtande der Wahrheit nicht ſagen, daß eine iede Verbindung einfacher Dinge etwas ſchönes verurſache. Man weis gar wohl, daß nur das ſchön iſt, was in einer Vollkommenheit beſtehet (ſ. §. 30.) Man weis, daß kein Ding vollkommen iſt, als nur dasjenige, in welchem das mannigfaltige zuſammen ſtimmt (ſ. §. 10.) Wenn demnach Redensarten und Sätze in der Deutſchen Sprache ſchön ſeyn ſollen: ſo müſſen ſie aus Wörtern zuſammengeſetzt werden, die in ihrer Bedeutung einander nicht zuwieder ſeyn.

§. 25. Auf ſolche Weiſe wird offenbar, wie viel daran gelegen ſey, daß man die Bedeutung eines jeden Worts ins beſondere wohl inne habe. Denn

wenn

und Herr Gralath ſelbſt ſchreiben wollte, hielten ihn davon ab. Er ſetzte alſo lieber ſelbſt die Feder an, worinn er auch viel beſſer gethan hat, als wenn er ein bloßer Dollmetſcher und Fortſetzer eines fremden Werkes geworden wäre.

Wir wollen nur ein paar merkwürdige Stellen daraus anführen. Im 4 §. auf der 180ſten Seite merket der Herr Verfaſſer die Verdienſte des berühmten Ottens von Guericke, um die elektriſche Kraft an. Mit einer Schwefelkugel hat derſelbe ſolche Entdeckungen gemacht, die zu einem großen Anwachſe in der Naturlehre hätten verhelfen können; wenn nicht die von demſelben erfundene Luftpumpe, die er in eben den Experimentis Magdeburgicis vorgetragen, die Augen aller Welt auf ſich gezogen hätte. Seine elecktriſche Erfindung ward alſo aus der Acht gelaſſen; bloß weil er zu viel auf einmal erfunden hatte. So ſchadet ſich zuweilen ein Gelehrter, der der Welt gar zu eifrig dienen will. Die eine Art ſeiner Verdienſte, verdunkelt eine andre, die doch einen andern, der ſie allein beſeſſen hätte, unſterblich gemacht haben würde.

Hieben rettet Herr Gralath auch die Ehre unſers Gerikens in Anſehung der florentiniſchen Akademie, gegen Herrn Profeſſor **Boſen** in Wittenberg. Dieſer gelehrte Mann hat den Florentinern in Anſehung der Zeit den Vorzug vor unſerm Gerike, geben wollen: allein der Herr Verfaſſer zeiget aus dem **Monconys**, der dieſe Verſuche 1663 den 23 Octob. in Magdeburg geſehen, daß ſeine Erfindungen allerdings vor den florentiniſchen vorherge-

gangen: wenigstens hat er von diesen dazumal noch nichts wissen können, da sie erst im 1666sten Jahre bekannt geworden. Es haben auch Herr du Fay und Herr von Fontenelle unserm Landsmanne diese Ehre nicht streitig gemacht.

Nachdem er ferner beygebracht, was Robert Boyle, Franz Hauksbee und Stephan Grey, in England, Herrn du Fay aber in Frankreich in diesem Stücke entdecket haben, kömmt er auf die Deutschen *, und zwar erstlich auf dasjenige, was Herr Joh. Jac. Schilling, Professor zu Duisburg 1734 in dem IV Bande der berlinischen Miscellaneorum, oder der Continuatione III. p. 314. einrücken lassen. Im 1737sten Jahre dieser Miscellaneorum kam die Fortsetzung von des Herrn Schillings Versuchen heraus.

Wir übergehen hier ein vieles was von Herrn Wheelers und Desaguliers Versuchen und Bemühungen in diesem Stücke, beygebracht wird. Eben so schweigen wir von dem Preise, den die Akademie der Wissenschaft zu Bourdeaux 1740 auf die Erklärung der Elektricität gesetzet; und den Herr Desagulier erhalten. Herr Gralath erzählt hierauf die Historie des elektrischen Lichts, auf eine sehr

* Wir bemerken, daß der Herr Verfasser die Verdienste seiner Landsleute, der Königsberger, sonderlich des D. Henr. von Sauden, Dissert. de Succino electricorum principe 1714. die zu Königsberg herausgekommen, ganz aus der Acht gelassen: Man sehe die neueste Ausgabe der hausenschen Schrift von der Electricität. Novi Profectus in Electricitate &c. 1746 in Octav.

sehr ausführliche Art. Darauf folgen die Verdienste unsers sel. Professor **Hausens**, der zuerst die hauksbeeische Lichtkugel zum elektrisiren gebrauchet, als er in dem 1741 und 42 Jahre die elektrischen Versuche wiederholete. Er beschrieb solche kurz vor seinem Tode, und Herr Professor Gottsched stellte sie 1743 in 4 ans Licht. Die beständige Umdrehung der Kugel verstärkte die Elektricität merklich, und machten ihn geschickt, besser auf ihre Wirkungen acht zu geben. Der Herr Verfasser erzählet weitläuftig den Inhalt seiner Schrift, macht auch zuletzt einige Erinnerungen, die durch neuere Erfahrungen bestätiget werden. Her Professor **Bose** in Wittenberg wird mit seinen Verdiensten um diesen Theil der Wissenschaft eben so wenig, als Herr Professor **Winkler**, und Herr Muschenbrock vergessen. Ja man erwähnet billig auch der Aufmerksamkeit, der Se. Excellenz der Herr Graf und Cabinetsminister von **Manteufel**, diese Art der Erfahrungen, noch bey des sel. Hausens Leben, und nachher gewürdiget; wodurch er dieselben vielen Großen bekannt gemacht, da sie denn ein allgemeiner Gegenstand der Bewunderung geworden.

Wir müssen abbrechen, ungeachtet diese Schrift noch lange nicht aus ist. Man liefet sie aber mit dem größten Vergnügen; nicht nur wegen der schönen Sachen und des ungemeinen Fleißes, womit hier alle Bemühungen der Gelehrten im Elektrisiren gesammlet, und in historische Ordnung gebracht worden; sondern auch wegen der angenehmen, reinen und deutlichen Schreibart, worinn Herr Gra-

lath gewiß sehr stark ist. Wenn er fortfahren wird, diese Sammlung durch seine Feder zu bereichern, wird dieselbe gewiß jedesmal, an seinen Ausarbeitungen, unstreitige Zierden aufzuweisen haben.

Die VII Numer handelt von der Stärke des Einblasens, und ist vom Herrn Professer Hanov. Die Gelegenheit zu dieser Abhandlung hat er schon 1743 in den Danziger Erfahrungen selbst gegeben; itzo aber diese Materie nur gründlicher und deutlicher vorgetragen.

Die VIII Numer handelt von der Subtilität und Sichtbarkeit der Luft. Diese Schrift ist sehr merkwürdig; sie zeigt wirklich, daß man die Luft in mehr als einem Falle sehen könne.

Die IX. Numer enthält zufällige Gedanken über ein obhandenes System, der bisherigen steinartigen Seegewächse, nebst einem Abrisse, sie in begreifliche Ordnung zu bringen; vom Herrn Secr. Jac. Theod. Klein.

Die X. Numer handelt von den Getreidewagen, die man in Handelsstädten, wo der Kornhandel blühet, sehr nöthig hat; und ist vom Herrn Professor Hanov.

Die XI. giebt Nachricht von der eigentlichen Beschaffenheit der Sonnenflecken, und wie ihre Entfernung vom Sonnenkörper zu finden sey. Herr D. Kühn giebt darinn erstlich eine artige Geschicht von der Erfindung der Sonnenflecken: da sichs denn findet, daß auch diese den Deutschen gebühret; indem Johann Fabricius, und Christoph Scheiner sie zuerst erblicket und beschrieben haben. Galilei

rüh-

rühmet sich derselben vergebens, wie der Herr Verfasser deutlich zeiget. Sodann beschreibt er sie ausführlich, erklärt die Art sie zu beobachten, und zeiget, daß sie von der Sonne ziemlich weit abstehen müssen. Die ganze Abhandlung ist sehr gelehrt und gründlich abgefasset. Die Schreibart des Hrn. Doctors ist auch sehr rein und regelmäßig.

Die XII. Numer untersucht was irrende oder Streichvögel, imgleichen Zugvögel sind, auch wo die meisten Vögel, besonders Störche und Schwalben überwintern; und ist vom Herrn Secr. Jac. Theod. Klein.

Die XIII. handelt von einigen elektrischen Versuchen, und ist vom Herrn Gralath. Dieses Stück enthält viel treffliche Beobachtungen.

Die XIV. giebt verschiedene neue Versuche mit den gläsernen Springekölbchen, oder holen Glastropfen vom Herrn Prof. Hanov.

Die XV. Numer handelt von dem wahren Ursprunge des Cometenschweifes, und ist vom Herrn D. Kühn. Auch dieses ist ein treffliches Stück, darinn der Herr Verfasser die Wahrheit der neutonischen Erklärung von den Cometschweifen, sehr wahrscheinlich bestreitet und widerleget.

Wir können nicht anders, als die Gelehrsamkeit und vortreffliche Einsicht, die aus allen diesen Stücken erhellet, unsern Lesern bestens anpreisen. Dieser Band enthält Stücke, die in keiner von den berühmtesten Sammlungen gelehrter Gesellschaften zu stehen, sich schämen dörften; ja die den stärksten Abhandlungen derselben an die Seite gesetzt zu wer-

den verdienen. Wir vergnügen uns aber über dieſelben um ſovielmehr, da ſie die erſten ſind, die in deutſcher Sprache ſolche gelehrte phyſikaliſche Unterſuchungen angeſtellet und bekannt gemacht haben. Das hatte bisher noch keine philoſophiſche Geſellſchaft in Deutſchland gethan. Preußen hat alſo die Ehre, daß es, und zwar in einer ſehr angenehmen und ſchönen Schreibart, andern hierinn die Bahn gebrochen, und diejenigen beſchämet hat, die ſich mitten in ihrem Vaterlande einer fremden Mundart bedienen.

* *

II.

Lettres de Mr. l'Abbé le Blanc, concernant le Gouvernement la Politique & les Moeurs des Anglois & des François.

Briefe des Herrn Abts le Blanc, die Regierungsform, die Staatsverfaſſung und Sitten der Franzoſen und Engländer betreffend. Amſterdam 1743 1ter Theil in Octav.

In dem kurzen Vorberichte dieſes Buchs, meldet der Verleger nur, daß dieſe Briefe zwiſchen dem 1737 und 1744 Jahre, von England aus geſchrieben worden. Der Verfaſſer habe anfangs gar nicht im Sinne gehabt, dieſelben jemals

mals drucken zu lassen: daher er denn auch kein Datum auf seinen zurück behaltenen Abschriften behalten. Es hätte daraus nothwendig folgen müssen, daß auch in diesen Theilen, die Briefe gar nicht in der rechten Zeitordnung stünden; wie sie geschrieben worden, und daß im dritten oder zweyten Theile einige Schreiben stehen, die billig in den ersten, und zwar an die Stelle einiger andern hätten sollen gesetzt werden, die der Zeit nach, später stehen sollten. Allein, diese chronologische Unrichtigkeit, hindere den Verstand der vorgetragenen Sachen nicht, und sey also als eine Kleinigkeit anzusehen.

Der erste Brief ist an den Marquis von G*** gerichtet, und setzt gleich anfangs zum voraus, daß das nützlichste Studium eines Menschen, die Erkenntniß des Menschen selbst sey. Die Sitten-und Staatsverfassungen fremder Völker, machen uns auf unsere Vorurtheile behutsam, und sind der richtigste Weg unsere Begriffe und unser Erkenntniß zu bessern. So dachten schon die Alten von der Sache. Die Griechen suchten die Schätze der Weisheit in Aegypten; die Römer aber wendeten sich in dieser Absicht zu den Griechen. Der dritte Ort, welcher einem Franzosen einfällt, wenn er Athen und Rom genennet hat, ist allemal Paris. Dem Herrn Abt le Blanc geht es eben so: er meynt, dieses sey einigermaßen, in dem Besitze des Ruhmes, jener zwo großen Städte der Alten. Das konnte man sich vermuthen; allein den Wunsch, den er hinzusetzt, vermuthet man nicht: wie sehr

wäre es für ſie und für uns (nämlich die Fremden, ſo von allen Enden nach Frankreich kommen,) zu wünſchen, daß die Weisheit unſerer Sitten ſie nicht minder dahin zöge, als die Höflichkeit in unſerm Bezeigen. Paris hat an der Stadt London eine würdige Nebenbuhlerinn; deren Eiferſucht ſich beſtändig beſtrebt, ihr den Vorrang zu beſtreiten. Da nun die Engländer für das vernünftigſte Volk in Europa gehalten werden, wie Herr le Blanc ſagt, ſo habe dieſes, und alles was er von ihnen geleſen und gehöret, ihn bewogen, ſelbſt dahin zu reiſen, und ſie perſönlich kennen zu lernen.

Nach einigen für die engländiſchen Verfaſſungen ganz ruhmvollen Abſatzen, ſagt Herr le Blanc endlich: es ſey aber nicht genug, daß ein Volk heilſame Geſetze und eine gute Polizey zu haben vorgäbe; man müſſe davon nach dem Einfluſſe urtheilen, den ſolche in ihre Sitten hätten. Die Engländer unterſchieden ſich am meiſten von ihren Nachbarn durch das, was eigentlich das Volk heißt. Dieſes hätte ein Recht, ſich in der Regierung diejenigen Perſonen zu wählen, die ſeinen Körper vorſtellen ſollen: dieſes nun machte den engländiſchen Pöbel gewaltig ſtolz und frech; und dieß wäre die eine Urſache des Unterſchiedes. Die andere ſucht der Abt le Blanc in der Natur des Landes, was die Engländer bewohnen. Der Menſch empfindet, nicht minder als die Pflanzen, den Einfluß der Himmelsgegend, in welcher er lebet. So geht es ſelbſt in den verſchiedenen Provinzen von Frankreich!

Die Normänner beſitzen alle geſunde Vernunft der Engländer; und die Provenzaler kommen der italiäniſchen Gemüthsart ſehr nahe. Der Nebel, welcher beſtändig die brittiſche Inſel bedecket, ertheilt den Engländern, ſowohl ihre fette und einträgliche Weide, als ihre ſchwermüthige Gemüthsart. Dieſe betrübte Verfaſſung der Seelen macht ſie vieleicht in ihren Leidenſchaften ſo heftig, und gegen die Lüſte des Lebens ſo frühzeitig gleichgültig. Daher kömmt es, daß ſie mit ihrem Stande nie zufrieden ſind, und die Ruhe eben ſo ſehr haſſen, als ſie die Freyheit lieben. Es gehört viel Standhaftigkeit zum Tode, aber noch mehrere, ſein Leiden zu ertragen: daher fällt es dem Engländer nicht ſchwer, ſich das Leben zu nehmen; und zwar oft um der geringſten Urſachen willen.

Das zweyte Schreiben handelt von den gewaltigen Vorurtheilen der Engländer gegen ihr Vaterland. Nach dieſem ſind alle andte Länder Wüſteneyen, gegen ihre Inſel. Sie haben allein Künſtler, allein Schriftſteller, allein einen Handel; allein Geld, allein Macht, allein alle menſchliche Tugenden. Weil Herr le Blanc ſich es ziemlich merken läßt, daß der allgemeine Haß der Engländer gegen Frankreich, ihn verdreußt; ſo wollen wir dieſen Brief ſtillſchweigend übergehen: zumal er ſeinen Landsleuten auch nicht alles ſchenkt und nur ſagt: der Franzoſe prale mit ſeinem Vaterlande, bloß, um ſich ſelbſt groß zu machen; der Engländer aber achte ſich nur darum für etwas, weil er ſein Vaterland für das vortrefflichſte halte, und je

größer er von diesem rede, desto bescheidener rede er von sich selbst. Man urtheile, wer hier den Vorzug verdient, und wem es am vernünftigsten lasse.

Der dritte Brief handelt noch von eben dieser Materie; und nachdem dieser Verfasser gesagt hat, daß es Franzosen gäbe, die, wenn sie gereiset wären, eine wahre Verachtung ihres Vaterlandes nach Hause brächten, so heißt es: „Diese Ausschweifung ist noch verwerflicher als der Engländer ihre. Ist derjenige ein kleiner Geist, welcher „einen Ruhm darinnen sucht, aus diesem oder jenem Volke gebohren zu seyn; so muß gewiß dasjenige Herz mit einem heimlichen Laster beflecket „seyn, welches sich schamen wollte, England oder „Frankreich, Italien oder Spanien, zum Vaterlande zu haben. Die Liebe gegen unser Vaterland muß uns zwar nicht abhalten, dessen Fehler „zu gestehen: aber es ist lange nicht so schändlich, „wenn man sein Vaterland gar zu sehr lobet, als „wenn man es gar zu sehr verachtet. . . . Die „Verachtung gegen unser Vaterland, zeigt vielmehr Eitelkeit als Vernunft an, und entspringt „vielmehr aus einer mürrischen Gemüthsart, als „aus einem philosophischen Kopfe„. Das vierte Schreiben handelt von der Kleidung der Engländer, und es misfällt dem Herrn le Blanc, daß die vornehmen Engländer und Engländerinnen sich in ihrer Kleidung so schlecht halten, als ihre Bediente; dahingegen die französischen Bedienten, vielmehr ihrer Herrschaft es nachzuthun suchen. Hierauf folgt der engländische Stutzer (Petit-Maitre). dessen

Haupt-

wenn diese Erkenntniß fehlt, der ist niemals versichert, ob er in der Verknüpfung der Wörter nach der Pflicht gehandelt, welche die Schönheit der deutschen Sprache von ihm heischt.

§. 26. Weil aber hierzu nicht genug ist, daß man vor sich den Verstand eines jeden Worts weis; sondern daß auch andere wissen, wie es verstanden werden solle: so wird man aufs neue überführt, wie nöthig es sey, daß man sich solcher Wörter bediene, die in ganz Deutschland bekannt sind, und sie auch in dem Verstande gebrauche, in welchem sie alle Deutsche zu nehmen pflegen; daß man also weder solche Wörter in seine Schriften einfliessen lassen solle, die nur in einer oder etlichen Provinzen im Schwange sind; noch auch die gewöhnliche Bedeutung der Wörter verlassen, und sie nach seinem Eigensinne in eine unbekannte setzen dürfe. Und damit man sich hiernach desto richtiger verhalten könne: so ist abermals nöthig, daß man im Falle eines Zweifels ein Wörterbuch nachzuschlagen habe, in welchem die allgemeinen und Nationalwörter mit Behutsamkeit vonsammen unterschieden worden. Dergestalt machen sich Sprachgelehrte um unsere Muttersprache sehr verdient, wenn sie auf solche Wörterbücher Fleiß anwenden, und in denselben auf diesen Unterschied bedacht seyn.

§. 27. Wenn demnach Redensarten und Sätzen nichts mangeln soll, wodurch sie zu zusammengesetzten Schönheiten werden: so ist dieses, was zur Zeit von der Verbindung der einfachen Wörter gesagt worden, hierzu noch nicht hinlänglich. Man hat hiernächst die acht Hauptarten der Wörter, ihre Einthei-

Hauptwerk darinn beſteht, daß er gerade das Gegentheil von dem franzöſiſchen ſeyn muß, welchen Herr le Blanc ſo beſchreibt. Seine Kleidung iſt ſehr gekünſtelt, ſein Aufzug iſt ſonderbar, ſeine Juwelen ſind mannigfaltig: er muß wohl riechen, Schönfleckchen tragen, geziert reden, wenig Verſtand beſitzen, viel ſchwatzen und einen Kopf haben, darinn keine menſchliche Vernunft iſt. Der engländiſche Stutzer hingegen ſieht ſo aus. Seine Stutzperrücke iſt ungepudert; um den Hals trägt er, ſtatt der Binde, ein Schnupftuch; ein Matroſencamiſol, ein dicker knotichter Stock, eine grobe Stimme und grobe Reden, und eine rechte gezwungene Nachahmung, der Geberden und Sitten des allerniedrigſten Pöbels, das alles ſind Kennzeichen eines rechten engländiſchen Petitmaiters. Wir theilen dieſe Abſchilderung mit, ohne Theil daran zu nehmen; da wir Gott Lob! keines von beyden Originalen in ſeiner Heimath gekannt haben. Herr le Blanc mag es verantworten.

Der fünfte Brief handelt von der Höflichkeit der Engländer gegen die Fremden, darinnen ſie den Franzoſen am meiſten die Wage halten, ja zuvor thun. Daß aber Herr le Blanc, dieſen Vorzug darauf ſchiebt, daß weniger Fremde nach England kommen ſollten, als nach Frankreich, das kömmt uns ſeltſam vor. Indeſſen, ein jeder ſagt ſeine Gedanken und meynet er habe Recht. Er meynet ferner, daß durch dieſe freundliche Aufnahme der Fremden und ſonderlich der Franzoſen, in England, die vornehmern Einwohner allda das

groſſe

große Unrecht wieder gut zu machen suchten, was die ganze Nation überhaupt, und der Pöbel insbesondere, denselben durch einen so allgemeinen Haß anthut, der sich sogar bis auf das Kleid erstreckt, womit der Franzose in London ankömmt. Und hier kann sich der Verfasser nicht enthalten, seinen Eifer abermals in dem ganzen Reste des Briefes, über die Unbilligkeit des Hasses der Engländer gegen die Franzosen, auszulassen. Es sind einige Stellen darinnen, die sehr vernünftig und andere, die sehr französisch und parteyisch sind.

Der sechste handelt von den Quakern, und ist für diejenigen nicht sehr merkwürdig, welche schon der Hrn. **Mirault** und **Voltaires** Briefe von dieser Materie gelesen haben. Der siebende Brief tadelt die Engländer, daß sie den Umgang des Frauenzimmers (es ist vom erlaubten Umgange die Rede) so scheuen. Er läßt die Entschuldigung der Engländer, die sie in Frankreich davon geben, nicht gelten; daß nämlich das engländische Frauenzimmer so angenehm nicht sey, als das französische. Er sagt, wenn dieses ja wäre; so hätten eben die Mannspersonen schuld daran. Ihr Witz sey nicht geringer; allein er werde nur nicht so geübt. Ein Geschöpf, was man nicht einmal recht zu den Menschen zählen kann, und was in Frankreich ein Petitmaitre heißt, sey fähig, eine Gesellschaft von zwanzig Frauenzimmern ins Plaudern zu bringen. In England dörfte nur eine Mannsperson ins Zimmer treten, so verstummten sie alle. Das macht der Engländer weis nichts mit ihnen zu reden; und

liebt

liebt den Wein mehr, als das ſchöne Geſchlecht. Daß die Engländer ſelbſt in ihren Sitten hiedurch viel verlieren, iſt leicht zu begreifen. Hierauf redet der Verfaſſer vom Reiſen; und da machen die Engländer es ihm wieder nicht zu Danke. Er ſagt, ein Engländer, wenn er von hohen Schulen kömmt, reiſet entweder gar nicht, ſondern geht nach London, und bringt ſeine Zeit auf den Caffeehäuſern, Weinkellern und an denen verderblichen Oertern zu, die ſeiner Geſundheit nicht minder ſchaden, als ſeinem Verſtande, ſeinem Herzen und ſeinen Sitten. Oder er reiſet ſogleich aus ſeinem Vaterlande, bevor er es noch kennet; und das erſte Probeſtück, ſo er von ſeiner angebohrnen Liebe zur Freyheit ablegt, iſt, daß er ſeiner Inſel den Rücken zukehret. Und hier ſagt einmal ein Franzoſe, daß die Deutſchen, in dieſem Stücke, weislicher handeln, als ſeine Landsleute: da die Söhne aus großen deutſchen Häuſern, faſt ganz Europa durchreiſen, und an ſo vielen verſchiedenen Höfen, ihre Sitten beſſern und ihre Vorurtheile ablegen lernen. Die Franzoſen wären nur deswegen mit ſo vielen Vorurtheilen angefüllet, weil ſie nicht in die Fremde kommen, und nicht wiſſen, was auch andere Völker treffliches an ſich haben. Der Engländer weniger Umgang mit dem Frauenzimmer und ihre Begierde zur Schwelgerey, ſoll Urſache, an ſo vielen Zechen und berühmten Zuſammenkünften ſeyn; von denen Addiſon ſagt, daß ſie alle aufs Eſſen und Trinken gegründet ſind. Und hier findet Herr le Blanc den Urſprung der Freymäurer, deren größtes Geheimniß im Schmauſen beſtehen

ſtehen ſoll; und kurz alle die kleinen Geſellſchaften in London, die ſich unter den Namen der Virtuoſi, Letterati, u. ſ. f. verſammlen, ſind nichts als Trinkgelage, wie unſer Abt meynet. Dieſes aber misfällt ihm ſehr: denn in Paris iſt es nicht ſo. Gleichwohl muß er redlich mitgeſchmauſet haben; weil er ſo genau weis, wie es allenthalben zugeht.

Der achte Brief handelt von der Gelehrſamkeit der Engländer. Unſer Abt kann nicht leugnen, daß dieſelbe in England eine große Höhe erreichet habe; allein, aus Furcht, daß irgend ein unparteyiſcher Leſer, ſolches dieſer Nation zu einem Verdienſt machen möchte; ſo entdeckt er der Welt, daß auch an dieſem Vorzuge, ein Nationalfehler ſchuld ſey. Der Engländer, iſt bey allem was ihn gebunden hält, der ungeduldigſte Menſch von der Welt, und bey allem, was er ſich vorſetzt, der gefliſſenſte und beſtändigſte. Bloß dieſer eigenſinnigen Gemüthsart iſt es zuzuſchreiben, daß er in allen mathematiſchen Wiſſenſchaften und in allen Künſten, die ſich auf Maaß und Gewicht gründen, aller andern Völker Lehrmeiſter iſt. Daher kömmt es bloß, daß ſich unter den franzöſiſchen Handarbeitern, und einem Künſtler, wie **Graham** iſt, ein eben ſo großer Unterſcheid findet, als unter den mehreſten Feldmeſſern, und dem **Newton**. **Newton** hat durch ein ſtrenges Nachſinnen und Rechnen, die Figur und Bewegung des Erdballs feſtgeſetzt; **Graham** aber, hat das ſchöne Werkzeug erfunden, mit welchem die franzöſiſchen Akademici, der Welt die wahre Figur der Erden NB. entdeckt

haben. Dieß sind Herrn le Blancs eigene Worte. Er gesteht, daß die Engländer, die Experimentalphysik, als den gewissesten Theil der menschlichen Erkenntniß, zuerst auf den höchsten Gipfel gebracht haben; allein da er alles dieses nur auf eine eigensinnige hartnäckigte Gemüthsart schiebt, die den Engländer antreibt, unermüdet einer Sache nachzusinnen; bis er sie heraus gebracht hat: so sieht man wohl, mit was für Augen Herr le Blanc diese Vorzüge der Engländer ansieht, und wie sorgfältig er ist, den Ruhm, den er ihnen nicht streitig machen kann, so viel als möglich zu beschneiden. In England findet man die meisten Maschinen, die einem Staate nützlich seyn können die gleichsam die Zahl der Menschen vermehren, indem sie ihnen die Arbeit ersparen; und durch deren Hülfe ein einziger das verrichten kann, wozu sonst 30 Mann gehörten. So dreht ein Kind von 10 Jahren ein Rad herum, und polirt damit wohl 100 Stücke von stählerner Arbeit, so glatt, als es keinem französischen Künstler möglich ist. So sieht man in den Kohlengruben zu Newcastle, eine Maschine, die so vielmehr zu bewundern je einfältiger sie ist; durch diese hebt ein einziger Mensch eine Last von 500 Tonnen Wasser, 180 Schuh in die Höhe. Durch dieses Wasser werden die Kohlen mit leichter Mühe heraus gehoben, und zugleich dienet es, einem Lande einen, so zu reden, künstlichen Fluß zu verschaffen; das sonst Mangel daran haben würde. Von den Maschinen kömmt er auf die Handarbeiten, die in England in den kleinsten

Städ-

Städten, ja wohl gar auf den Dörfern, viel saubrer gemacht werden, als in den größten Städten in Frankreich. Das macht, der engländische Handwerker fertigt seine Arbeit allemal so gut, als es ihm nur möglich ist; der französische aber strebet nur nach einem Grade des Ruhms: und wenn er den erreicht hat; so vernachläßigt er sich. Dieß kann Herr le Blanc nicht leugnen; gleichwohl muß er den Engländern wieder was anhängen. Es heißt, der Engländer sucht den Begriff des Schönen nur in der Richtigkeit: der Franzose aber will, daß es auch angenehm und zierlich sey. Der engländische Tischer denket sein Lehnstuhl sey gut gemacht, wenn er bequem und sauber ist; der französische aber, sucht auch in dessen Form noch eine besondere Zierlichkeit. Derselbe Hausrath also, der ein englandisches Zimmer nur besetzet (meublirt) der zieret und putzet zugleich ein französisches. Wir lassen dem Herrn le Blanc seine Art zu denken; allein nach unserm Sinne, da wir sowohl englandische als französische Meublen gesehen haben, wir den, wir allemal die erstern den letztern vorziehen. Doch vielleicht ist dieß nur unser Geschmack, der in einer gewissen edlen Einfalt eine Schönheit findet, die allen überflüssigen Zierrathen und Bildschnitzereyen vorzuziehen ist, welche selten zur Sache gehören. Herr le Blanc ist dieser Meynung nicht; sondern sagt, so sehr er die Engländer in allen mechanischen Künsten bewundere, so unerträglich wären sie ihm in denen Arbeiten, die auf den Geschmack ankämen; oder in den Künsten des

Ge-

Geſchmacks (Arts du Goût) wie er es nennet. Das iſt kein Wunder: denn der liebe Geſchmack, oder Goût, iſt bey den Franzoſen ein ſolcher Scherwenzel, hinter deſſen eigentliche Natur man noch nicht recht hat kommen können. Die Richtigkeit iſt eine nahe Nachbarinn des Zwanges, ſagt unſer Abt. Das iſt wahr; allein die Unrichtigkeit, iſt eine eben ſo nahe Nachbarinn des Unſinnes; man nenne ſie nun Ornement, Goût moderne, Mode, oder wie man will.

Das neunte Schreiben handelt von den engländiſchen Capelänen, und ihrem verächtlichen Stande, darinnen ſie ſich befinden. Die Rede iſt hier von ſolchen neu angehenden Geiſtlichen, die in den Häuſern der vornehmen Engländer, zur Verrichtung gottſeliger Pflichten gehalten werden. Was unſer Verfaſſer hiervon ſagt, iſt demjenigen gemäß, was ſchon die beſten brittiſchen Schriftſteller davon geſagt haben, und unter andern Addiſon, deſſen Zeugniß hier angeführet wird. Der Reſt des Briefes handelt von den Schmäuchlern und der Niederträchtigkeit großer Herren, ſo dieſelben lieben. Seine Gedanken hievon ſind richtig und erbaulich zu leſen.

Der 10 Brief betrifft die Freyheit, die die Engländer haben, ungleiche und zuweilen niederträchtige Heirathen, wider den Willen ihrer Aeltern und Familien, zu thun. Hier ſind der leichtfertigſten Metze alle Mittel erlaubt, den Sohn eines vornehmen Hauſes zu beſtricken: und ſie habe ihre Sache ſo betrügeriſch, ſo offenbar falſch angefangen, als

ſie wolle; ſo gelten ihre Ränke vor Gerichte. Daher kömmt es oft, daß ein junger reicher Menſch, der des Abends ganz geruhig und brav berauſcht, zu Bette geht, auf den Morgen erfahren muß, daß er verheirathet iſt, und zwar mit einer Perſon, die er oftmals haſſet und verabſcheuet. Wenn' dieſe Sache ihre Richtigkeit hat, und dergleichen Streiche in England viel öfter als anderwärts (allwo ſie gewiß auch nicht unerhört ſind) vorgehen: ſo verdient die engländiſche Juſtiz allerdings die Verwürfe, die Herr le Blanc ihr hier machet.

Der eilfte Brief ſagt, daß es vieleicht in England, mehr als irgend anderwärts, viel ſonderbare Gattungen von Leuten gebe. Die Urſache, ſo unſer Verfaſſer davon giebt, iſt, daß die Engländer ein Belieben an dem Sonderlichen haben. Daher kömmt es, daß z. E. einer ein Jagdgeräthe unterhält, der nie an eine Jagd gedenket; ein anderer mit 100000 Thln. Einkünften, ein Kleid von gröberm Tuche trägt, als er ſeinen Lackayen zu tragen giebt. Am meiſten aber verdreußt es den Herrn le Blanc, daß die beſten engländiſchen Schriftſteller, dieſen Eigenſinn ihres Volks entſchuldigen, und darinnen gar ein Zeichen der Freyheit ſuchen. Wir hergegen glauben, daß es Frankreich, Deutſchland, und allen Ländern, eben ſo wenig an Sonderlingen fehle, als England; nur daß einer ſeinen Eigenſinn durch andere Zeichen ausläßt, als der andere. Wir ſehen auch nicht, was dem gemeinen Weſen aus obigen Exempeln für ein Unheil erwachſen kann; geſetzt, daß ſie beyde ihre Richtigkeit

hätten.

hätten. Der Herr le Blanc redet alſo, wenigſtens wider unſre Erfahrung, wenn er den Franzoſen den Eigenſinn und die Liebe ſonderlich zu ſeyn, abſpricht, ja, ſie deswegen zum Umgange für geſchickter hält. Man hat gewiß in dem Umgange mit ſeinen Landsleuten, eben ſo nöthig, ſich in ihre Grillen zu ſchicken, und ihrem Eigenſinne nachzugeben, als mit andern Nationen. Es iſt wenigern Leuten gegeben, ſich andern zu bequemen; als zu begehren, daß unſere Freunde ſich in unſere Form umſchmelzen ſollen. Dergleichen unbillige Gemüther, dieſe gelindere Art der Haberechte, giebt es überall. Gegen das Ende ergrimmt Herr le Blanc abermal, über die große Verehrung einiger ſeiner Landesleute gegen die Engländer: daß man glaubte, die Nation, welche die Geometrie für die höchſte Wiſſenſchaft hält, müſſe ſelbſt die vortrefflichſte Nation ſeyn; ein Engländer allein wäre ein vernünftiger Menſch zu nennen; ohne ſeine Sprache, könne man es in keiner Wiſſenſchaft hoch bringen; man müſſe denken, wie die Engländer, leben wie die Engländer; ja endlich, ſagt Herr le Blanc, werde man ſich ſo kleiden und ſo ſpeiſen müſſen, wie die Matroſen auf der Themſe. Iſt das nicht betrübt! Wir glauben indeſſen, daß es einem Franzoſen ſogar undienlich nicht ſeyn möchte, wenn er ſich einen vernünftigen Engländer zum Muſter ſetzen, und in den engländiſchen Büchern die Schätze ſuchen möchte, die er, wenigſtens in den neuern Schriften ſeiner Landsleute, nicht findet. Er wird nicht leicht zu weit gehen, und ſeine angebohrne

Flüchtigkeit wird ihn nie gar zu engländiſch, oder ernſthaft und geometriſch werden laſſen. Der ganze Brief geht auf ſolchen Schlag fort, daß man wohl ſieht, wenn es auf den Herrn le Blanc ankäme, ſo würde er, aus Zorn, daß einige ſeiner Landsleute, die Engländer für das trefflichſte Volk von der Welt halten, es gern zum verächtlichſten machen. „In gewiſſem Verſtande vortrefflich ſeyn, „heißt es, iſt eben nichts lobwürdiges: wenn man „ſeinen Eigenſinn und ſeine Grillen den Grundſä„tzen der Weiſen und der Vernunft entgegen ſetzt. „Allein die Engländer haben einen ſo hohen Be„griff von ihrem Volke, das ſie mit den mindeſten „Sachen ſtolzieren, die nur einige Verwandſchaft „mit ihren Sitten haben. Sie ſcheuen ſich nicht, „es zu ſagen, ſie hielten ſich für das vornehmſte „Volk in der Welt.“ Sollte man nicht denken, Herr le Blanc redete hier von ſeinen Landsleuten? denn was thun die anders? Gegenwärtige Briefe ſind ein neuer Beweis davon. Der folgende Abſatz iſt noch ärger: um dieſes Sonderbare der Engländer zu entſchuldigen, (denn ſie haben einen theuren Advocaten an dem Herrn Abte) ſagt er: um in der Welt fortzukommen, und ſich in Anſehen zu ſetzen, müſſe man, wie der Italiäner ſagt, un poco di Matto, an ſich haben. Das iſt arg: zumal da er den Engländern nichts närriſchers nachſagt, als, daß der eine ein Jagdgeräthe hält, ſo er nicht braucht; der andre ſeine Lackeyen prächtiger kleidet als ſich ſelbſt; der dritte aber, da er ohne Erben ſtirbt, die Hungrigen, Nackenden und Durſtigen

lungen, die Grade, die Geſchlechter, die Perſonen, die ſo genannten Módos und Numeros zu bedenken: und muß den Regeln folgen, die man von ihnen mit gutem Grunde gemacht. Denn wenn man hierwieder verſtößt: ſo iſt gewiß, daß man auch die Schönheit der deutſchen Sprache verletzt. Es fällt zu weitläuftig, dieſe Regeln hier anzuführen: indem ich einen groſſen Theil der Grammatik herſchreiben müſte. Es iſt aber auch klar, daß ich in den ietzigen Sätzen den Grund gelegt, auf welchem die Richtigkeit gedachter grammatiſchen Regeln beruhet. Und wenn ich mir die Mühe geben wollte, ſelbige aus dem, was die Schönheit der deutſchen Sprache haben will, herzuleiten: ſo wollte ich mir die ſichre Hoffnung machen, daß ich mich in meinem Vorhaben nicht betrügen würde.

§. 28. Eben dieſe Regeln, wenn ſie einen zureichenden Grund haben, legen ein Zeugniß ab, daß eine Sprache ſchön ſey. Denn es kan keine Schönheit ohne Regeln ſeyn (ſ. §. 38). Wenn demnach in der deutſchen Sprache Sachen angetroffen werden, die mit den Regeln ihrer Schönheit ſtreiten: ſo hat ſie an der Schönheit einen Mangel (ſ. §. 39).

§. 29. Damit ich nicht nur von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Regeln rede; von den Regeln ſelbſt aber keine nahmhaft mache: ſo will ich zum Beſchluſſe der ietzigen Betrachtung diejenigen herſetzen, in denen ſich alle übrige Regeln gründen, die in einer deutſchen Sprachkunſt vorkommen können; inſofern man nemlich bloß die Bedeutung der deutſchen Wörter und Redensarten vor Augen hat. Ein jedes einfaches Wort ſoll klar

und

gen, im Teſtamente zu Erben einſetzt. Muß man nicht den niederträchtigſten Neid im Herzen haben, wenn man ein ganzes Volk, um ſolcher unſchuldigen, ja gar lobenswürdigen Handlungen wegen, für halbe Narren ſchelten will? Sollte man nicht argwohnen, der Herr Abt hätte die Bibel nicht geleſen, wenn er den letzten Fall, unter die albernen Handlungen der Engländer zählet? Denn, das will er; und ſeine Entſchuldigung, die er hinzu ſetzt, iſt ſo ſchlecht, als möglich iſt. Er entſchuldiget endlich die Länge ſeines Briefes mit ſeiner angebohrnen Widrigkeit gegen alle Singularität. Man glaubt es, daß er dieſelbe haßt; ſonſt würde er von der Gewohnheit der mehreſten galliſchen Schriftſteller abgewichen ſeyn, und das Lob einer fremden Nation, gelaſſen ertragen haben.

Das 12 Schreiben betrifft die Sprache der Engländer, und iſt an den Herrn Abt Olivet, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, gerichtet. Das erſte wodurch Herr le Blanc bezeigt, daß er fähig ſey, von der Sache zu urtheilen, iſt, daß er ſagt: die Engländer hätten nicht einmal ein gutes Wörterbuch, und kaum eine erträgliche Grammatik. Herr Dryden hätte beſſer gethan, wenn er ſeinen Landsleuten dieſen Mangel begreiflich gemacht hätte, anſtatt, daß er ſich über das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, auf eine ſo unanſtändige Art aufgehalten †. Hierauf geht er die Geſchichte der Völkerzüge durch, die nach und nach England überſchwemmt, und ihre Sprache daſelbſt eingefüh-

† In der Vorrede zu den Bucolicis Virgilii.

ret haben; wobey wir uns nicht aufhalten mögen. Nachdem er endlich gesagt, daß die engländische Sprache unter der Königinn Elisabeth im höchsten Flore gewesen, so heißt es: „Endlich will man, „daß seit Carls des I. Regierung, die engländische „Sprache, nichts als weit hergesuchte Redensarten, „und neue Wörter erhalten habe, die mehrentheils „unnütz sind; dahingegen sie vieles von ihrer Stär„ke und ungezwungenem Wesen verloren. Soll „ich hier eine Betrachtung machen, die leider nur „gar zu gegründet ist? Die Schuld liegt gewiß „nicht an manchem Schriftsteller unserer Zeit, wo„fern bey uns nicht eben das geschieht: denn sie „scheinen mit allen Kräften, an der Verderbniß „unserer Sprache zu arbeiten. Sie jagen dem „Witze nach, eben wie die engländischen Schriftsteller „unter Carls des II. Regierung thaten. Sie sind, „wie Montagne von seinen zeitverwandten Scri„benten sagt: dreist und hochmüthig genug, „der gemeinen Bahn nicht zu folgen; allein „da es ihnen an Erfindung und Beburtsam„keit fehlet, so verirren sie sich. Man sieht „in ihren Schriften nichts, als einen elen„den Zwang des Seltsamen; kalte und ab„geschmackte Einkleidungen, welche die „Materie niederschlagen, anstatt, daß sie sie „heben sollten. Wenn sie nur viel neues zu„sammen stoppeln, so fragen sie nicht viel „nach dem Nachdrucke; und um ein neues „Wort zu erhaschen, so verwerfen sie ein „gewöhnliches, welches oftmals stärker und

„nach-

„nachdrücklicher gewesen wäre“. Dieß ist der beste Fleck aus diesem Briefe, den wir aus gewissen Ursachen, hier nicht haben weglassen wollen. Das übrige ist aus eben der Feder und Gemüthsart geflossen, wie alles bisherige. Herr le Blanc ist ein sehr schwacher Kenner und parteyischer Richter der engländischen Sprache. Doch, von welcher, von den itzt lebenden Sprachen, redet ein Franzose anders als mit Verachtung, wenn wir den vernünftigen Büffier ausnehmen. * Das mindeste was Herr le Blanc an der engländischen Mundart auszusetzen hat, ist diejenige Rauhigkeit, die nur nordischen Ohren erträglich seyn könnte. Er bringt drey Wörter auf, die die engländische Sprache aus dem französischen entlehnen muß, um gewisse Sachen auszudrücken. Er hätte noch mehrere hervorsuchen können, und dennoch kein Recht gehabt zu sagen, daß seine Sprache den größten Antheil an der Engländischen habe. Diese Armuth aber, oder vielmehr deren Ursache, leitet er aus des Grafen Schaftsbury Geständnisse her: daß die Engländer unter allen europäischen Völkern, am spätesten aus der Barbarey gerissen, und gesittet geworden. Wir lassen den trefflichen Schaftsbury dieses mit seinen Landsleuten ausmachen: allein uns dünkt, das Volk ist verehrungswürdig, nicht, was am frühsten gesittet worden; sondern was sich am längsten bey den guten Sitten erhalten hat.

Der 13te Brief handelt von einigen Kirchengebräuchen in England. Es misfällt dem Herrn

* Siehe der crit. Beyträge 8 Band 31 Stück 3 Art.

le Blanc ſehr, daß man daſelbſt bey der Trauung, die er die wichtigſte Handlung des menſchlichen Lebens nennet, ſo wenig, bey den Begräbniſſen hingegen, ſo viel Umſtände macht. Er vergleicht dieſelben mit den Gepränge der Chineſer und Römer. Warum? weil bey jedem Begräbniſſe etliche ſechsſpännige Kutſchen mitfahren; weil ſo gar bey eines Handwerkers Beerdigung, ein Paar dergleichen geſehen werden; weil die Hinterlaſſenen den Mitbegleitern, künſtlich geſtochene, und emaillirte Ringe austheilen laſſen, die man in andern Ländern wieder verkaufen kann, wo ſie als Putzringe getragen werden; weil es eigene Niederlagen giebt, die alles zu verleihen haben, was zu einem ſolchen Leichgepränge gehöret, und viele Leute davon reich geworden ſind. Wahrlich, das iſt ein groſſer Geiſt, der ſich in das **länd**iſch ſittlich, ſo wenig ſchicken kann! Es kömmt ihm überaus abgeſchmackt vor, daß es in London Leute giebt, die ſich ſchon bey ihrem Leben mit den Anſtalten ihres zukünftigen Begräbniſſes beſchäfftigen, ſich Leichenſteine hauen und zubereiten laſſen, und wohl bey Erblickung eines Leichengepränges, ihre Nachbarn verſichern, daß das ihrige dereinſt viel anſehnlicher ſeyn ſoll. So verſchieden denken die Menſchen! Mancher würde in dieſem Gebrauche, eine gottſelige Erinnerung des Todes, bey geſunden Tagen, finden: und läuft ja etwas Eitelkeit mit unter; ſo beweiſt ſie doch nichts mehr, als daß die Engländer Menſchen ſind; welches ihnen gewiß niemand, als Herr le Blanc, übel nehmen kann. Er meynet, nach der Sorgfalt, die die Engländer auf ihre Begräbniſſe wenden, ſollte man

ſchlie-

ſchließen, daß ihnen der Tod lieber wäre, als das Leben. Iſt das nicht erſchrecklich! und iſt das nicht eine abgeſchmackte Polizey, die auch durch ſolche äußerliche Gebräuche, den armen Sterblichen die bitterſte Arzney zu mildern trachtet, die der Menſch in ſeinem Leben einzunehmen hat; nämlich den Tod! Jedoch den Vornehmen würde er dieſe Gepränge nicht übel nehmen, und wenn ſie auch noch zehnmal größer wären; allein, der Pöbel will ihm nicht in den Kopf! **So weit gehet die Eitelkeit des Menſchen**, ſagt er: **der elendeſte unter ihnen, kann ſich nicht entſchließen, ſich als ein gleichgültiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft anzuſehen.** Das iſt er auch keinesweges! Der Schuſter in London, iſt zum Zuſammenhange der gegenwärtigen Dinge, ein eben ſo unentbehrliches Geſchöpf, als irgend ein Marſchall von Frankreich. Das aber der pariſiſche Schuſter ein Sklave, und der londonſche ein freyer Mann iſt: das muß der Herr le Blanc dieſem, nicht übel nehmen; oder er verräth viel Politik und wenig Menſchenliebe. Weil er übrigens von den engländiſchen Trauungen weiter gar nichts ſagt, und ſich nicht erklärt, worinn deren gar zu geringe Feyerlichkeit beſtehe; ſo müſſen wir muthmaßen, daß er vieleicht nur darüber böſe iſt, daß man ſie in England für kein Sacrament hält.

Der 14 Brief handelt von der engländiſchen Regierungsform. Der 15 nimmt abermals die Engländer mit ihrer Liebe zu allem, was ſonderbar und ſeltſam iſt, vor. In Frankreich ſtirbt ein Schu-

ſter, der eine wohlausgeſuchte Bibliothek hinterläßt, die um 2000 Thl. verkauft wird. Gleichwohl iſt ſein Name deswegen nichts bekannter geworden. Wäre dieſer Fall in London geſchehen, ſagt Herr le Blanc, ſo würden alle Zeitungen und Wochenſchriften davon geredet, und die Studierenden beyder engländiſchen hohen Schulen, ihm um die Wette, Leichenſchriften gemacht haben. Iſt denn dieß was unbilliges? und wäre dieſer Schuſter nicht werth geweſen in London zu ſterben; wo man das Verdienſt auch ohne Anſehen auf den Stand hochſchätzt? Paris hat von dieſer Kaltſinnigkeit gewiß keine Ehre. Der Geſchmack der Engländer, fährt unſer Verfaſſer fort, iſt ſo ſeltſam, daß ſie lieber das Bildniß eines Menſchen ſehen, der 100 und mehr Jahre in der Welt unnütz und unerkannt gelebt hat, als des Herzogs von **Marlborough** Gemälde. Man wird hier lieber die Vorſtellung eines alten auf drey Drittel verfaulten Baumes ſehen, durch deſſen Mitte aber eine Kutſche mit ſechs Pferden fahren kann*, als die ſchönſte Landſchaft vom **Paul Brill**. Man ſieht ohne unſer Erinnern wohl, daß hier die Tadelſucht die Feder führt. Wenn ich einen alten geſchilderten Kopf kaufe; ſo kaufe ich ihn aus ganz andern Urſachen, als ich des Herzogs von **Marlborough** Portrait kaufen würde: und ſo mit dem Baume.

Der 16 Brief fängt ſo an: „Es iſt nichts er„ſtaunliches, daß man in England ſo viel franzöſi„ſche

* Dieſer Baum ſteht in der Provinz Nottingham in einem Park des Herzogs von Norfolk.

„ſche Bedienten findet. Man ſpricht in London „unſere Sprache mit Luſt, man ahmt unſere Ge„bräuche nach, man übt ſich in unſern Sitten; „man unterhält zum mindeſten diejenigen in unſern „Sitten, die ſie lieben; und die Engländer beſol„den ſie, nach dem Maaße derer Dienſte, die ſie ih„nen leiſten“. Der ganze Dank den die engländiſche Nation, für dieſe Verpflegung des franzöſiſchen Pöbels, und für dieſe unparteyiſche Neigung, hier erhält, iſt, daß Herr le **Blanc** ſagt: die engländiſchen Bedienten taugten nicht zum dienen. Der Engländer wäre ein ſo ſchlechter Diener, als böſer Herr. Ihr angebohrner Stolz und ihr Ekel vor allem Zwange, machte ſie zu dem unterwürfigen Leben unfähig. Die engländiſchen Bedienten hätten nur eine gute Eigenſchaft, die aber der ganzen Nation eigen wäre: ſie wären reinlich. Hingegen wären ſie ſtörriſch, machten alles ungeſchickt, wären eitel, und eigennützig. Hierauf macht er ſich über einen Gebrauch her, der ihn ſehr verdroſſen haben muß: man errathe warum? Dieſer iſt das Trinkgeld was man giebt, wenn man wo zu Gaſte geweſen. Das iſt freylich ein betrübter Umſtand für manchen Abbé, der gern brav zu Gaſte geht, und zwar oftmals darum, weil ſeine Geldbörſe leer iſt. Das ärgſte dabey iſt, daß man weniger oder mehr giebt, nachdem der Hausherr und Gaſt vornehmer und geringer iſt. Wenn nun ein Franzoſe gern groß thun will, wozu er ſich eben nicht ſehr zwingen darf, und ſeine Taſche ſo gar anders Sinnes iſt, als ſeine Einbildungskraft: ſo müſſen ihn freylich ſolche alberne

berne Gebräuche der reichen Engländer sehr ärgern. Es ist erstaunlich, sagt Herr le Blanc, daß man so nahe bey uns, solche seltsame Gebräuche findet! Der gute Mann! daß er ja nicht nach Deutschland komme: sonst werden viele reiche und große Städte eben das hören müssen. Jedoch er ist so böse über dem verwünschten Trinkgelde, daß er gar meynt, wenn man bis ans Ende der Welt reisete; so könnte man nichts abentheuerlichers sehen, und sagt: Es giebt unter uns (Europäern) Wälder mit Arabern bevölkert, denen nur der Bart fehlet: wir haben so gar unsere Iroquesen und Topinambous. So sehr verdrießt den Herrn le Blanc, die Reihe von Bedienten, die sich wie eine Hecke an die Thüre stellet, wenn der Wirth den Gast zum Hause hinaus begleitet. Er sagt, es sey kein vernünftiger Mensch in England, der sich darüber nicht beschwerete: (hieran zweifeln wir sehr,) allein es sey ein altes Herkommen, und so sehr die Engländer anders denken gelernet als ehedem, so sehr lebten sie noch nach der alten Sitte. Daß aber Herr le Blanc meynt, diese Mode käme den reichen Lords sehr zu statten, die viele Bediente haben, indem sie ihnen das Lohn ersparete; das sieht uns den großen Einkünften der reichen Engländer nicht ähnlich. Wir zweifeln daher sehr an der Richtigkeit folgendes Histörchens, das vielleicht von des Hrn. Verfassers Erfindung, oder gar ihm selbst begegnet ist. Es heißt: Der Herzog von R... machte einsmals dem berühmten Herrn von M.. Vorwürfe, daß er nicht öfter bey ihm zur Tafel

sel käme: Er antwortete: Mylord, Sie werden mirs zu Gnaden halten; ich bin nicht reich genug, diese Ehre oft zu genießen. Zuletzt eifert unser Briefsteller noch, daß man, die Bedienten der Gäste, zugleich so stark mit berauschet, daß sie oftmals sich kaum auf der Kutsche und dem Bocke erhalten können. Doch genug von diesem Briefe.

Der 17 handelt von der engländischen Versification, und es ist nicht alles falsch darinn. Der 18te rechnet es gleich anfangs den Engländern als einen großen Fehler an, daß sie die französischen Moden nachmachen. Was wird der arme Engländer nun endlich thun sollen? Macht er sie nicht nach; so ist es nicht recht; so haßt er die Franzosen, und hält sich allein für klug: und macht er sie nach, so hat er es abermals verderbt und versehen. Das engländische Frauenzimmer, heißt es, zwar, entfernt sich so sehr von den französischen Moden, als die Mannsleute sie nachäffen. Allein, was gewinnt es damit? dafür kommen die Trachten, die die Engländerinnen sich erdenken, dem Hrn. le Blanc so dumm vor, daß er auch meynt, sie seyn den englischen Mannspersonen selbst unerträglich, und die Vornehmsten kleideten sich am abscheulichsten. Insonderheit misfallen ihm diejenigen sehr, welche aus einem Eigensinne, den er philosophisch zu nennen beliebt, wohl gar in ihrem Kopfputze die Bilder ihrer Urgroßmutter nachahmen; so daß man zuweilen in dem Schauplatze, die Trachten zweyer Jahrhunderte sehen kann. Hier wird nun wieder ein Unparteyischer so viel Ursache zum Achselzucken nicht

finden.

finden, als Herr le Blanc glaubt. Wenn sonst der Kopfputz gut steht; so weis ich nicht, warum ein Frauenzimmer die Vorschriften ihrer Moden nicht mit mehrerm Rechte von ihrer Urgroßmutter, als von einer geilen pariſiſchen Opertänzerinn hernehmen soll: zumal da man wenig alte französische Kupferstiche gesehen haben muß, um zu zweifeln, daß, mit einer sehr kleinen Veränderung, die gallischen Modeschöpferinnen, uns nach und nach alles wieder hervorsuchen, woran sich schon unsere Aeltervater satt gesehen haben.

Im 19 Briefe an den bekannten Herzog *** der alle Briefe der französischen Schriftsteller empfängt, die sie sonst an niemanden zu richten wissen; und der allemal die Verdienste des Herrn Verfassers mit einer unverdienten Achtung und Gnade beehret, klagt Hr. le Blanc demselben seine Noth, daß die Engländer, diejenige Munterkeit, die ein so wesentliches Stück des französischen Characters ausmacht, für eine Thorheit halten. Es liegt auch nicht an ihm, daß Herr Addiſon nicht um alle seine gelehrte Ehre kömmt: weil er die Franzosen, einigemal ein possierliches Volk genennet hat. Er ist sehr böse, und fragt: ob denn die engländiſche Schwermüthigkeit klüger sey? Welch eine Frage! So machen die Schulknaben untereinander den Vorzug aus; und so rückt der Pucklichte dem Krüppel das hölzerne Bein vor.

Im 20 Briefe kömmt er abermal auf den Eigensinn der Engländer, und setzt einem gewissen De ** der sich immer einbildete krank zu seyn, einen

und verſtändlich ſeyn. Man ſoll im reden und ſchreiben allgemeine Wörter gebrauchen, die in ganz Deutſchland bey denen, welche die Sprache verſtehen, bekannt und gewöhnlich ſind. Man ſoll in den Redensarten und Sätzen ſolche Wörter mit einander verbinden, die ſich der Bedeutung nach zuſammen ſchicken. Man ſoll daher alle Worte, deren Verſtand ein verſtändiger Leſer und Zuhörer nicht wiſſen kan; alle Redensarten, die nur in gewiſſen Provinzen gebräuchlich ſind; alle Verknüpfungen der Wörter, die ſich ihrer Bedeutung nach nicht zuſammen ſchicken, auf das ſorgfältigſte vermeiden. Die Wahrheit dieſer Regeln iſt bereits in den obigen Abſätzen bewieſen worden. Denn man weis, daß auf dieſe Art zwiſchen den Wörtern, Redensarten und Gedanken eine Übereinſtimmung iſt. Man weis, daß dieſe das Weſen der Vollkommenheit ausmacht (ſ. §. 10). Man weis endlich, daß die Vollkommenheit eben das iſt, was man Schönheit nennt (ſ. §. 38).

§. 30. Ich gaube gar gerne, daß man begierig ſeyn dürfte, die Schönheit der deutſchen Sprache etwas merklicher zu empfinden Man wird ſagen, daß man hieraus ihre Gröſſe noch nicht wahrnehme. Aber man muß ſich beſcheiden, daß die deutſche Sprache ein einzelnes Ding iſt, welches man durch die eigne Erfahrung am beſten und weitläuftigſten betrachten kan. Man muß aber auch dieſes nicht vergeſſen, daß man von der Schönheit eines einzelnen Dinges nicht richtig urtheilen könne, wenn man nicht verſteht, was überhaupt dazu gehöret.

nem Lord P** entgegen, der niemals glauben wollte, daß er krank wäre, auch wenn er es war. Als ſeine Gemahlinn ſtarb, wollte er es ebenfalls nicht glauben, und man mußte bis an ſein Ende für ſie bey der Tafel decken. Eben ſo machte ers, wenn ſein Sohn verreiſet war, und als einsmals ein gewiſſer Mylord C*** ihn zu beſuchen kam, und von des Lord P** Hündchen, in den Fuß gebiſſen ward; ſagte der Lord P** zu ihm: **erſchrecken Sie nicht, mein Herr; mein Hündchen beiſſt niemals einen Menſchen.** Der Lord C** welcher das Thierchen bereits mit dem Stocke todt geſchlagen hatte, erwiederte: **Tragen ſie keine Sorge, Mylord, ich ſchlage die Hunde niemals.** Man leſe doch im la **Brüyere** die Beſchreibung ſeiner Landsleute. Wird man daſelbſt nicht eben ſo lächerliche Grillen finden, als dieſe ſind?

Der 21 Brief redet von den beyden Kammern in England, die ihm ganz und gar in keinem Stücke recht ſind. Der 22 hält ſich über die freyen Nachrichten auf, die in den öffentlichen Zeitungen zuweilen von Wittwen und Frauenzimmern eingedruckt werden. Wenn diejenigen Zettel, die Herr le Blanc hier zur Probe anführet, ihre Richtigkeit haben; ſo hat er vollkommen Recht, daß er dieſen Gebrauch verwirft.

Der 23 Brief merkt an, daß es England an großen Malern gebreche; da es doch ſo viel große Dichter aufweiſen könne. **Rubens**, und der berühmte **van Dyck**, haben ſo lange in dieſer Inſel gemalt, und gleichwohl keinen tüchtigen Schüler ziehen

hen können. Er glaubt, dieſes komme daher, weil ſie keine Malerakademie haben: und es iſt gewiß, daß dieſelbe gar viel zu der Vollkommenheit beygetragen hat, wozu die franzöſiſchen Künſtler ſich geſchwungen haben.

Im 25 Briefe unterſucht Herr le Blanc, ob die Wiſſenſchaften, in England oder in Frankreich mehr in Ehren gehalten und belohnet werden? Von den Univerſitäten will er gar nicht reden; das ſoll in beyden Ländern faſt gleich ſeyn: und wenn ja die engländiſchen Lehrer mehr Gehalt haben, ſo käme es davon, daß dort nur zwo hohe Schulen ſind, und in Frankreich wären ihrer 32. Man ſieht wohl, das Herr le Blanc, alle Jeſuiterſchulen für Akademien rechnet; alsdann aber ſollte er auch die ſchotiſchen und irländiſchen Univerſitäten, imgl. ſo viele niedere engländiſche Schulen nicht mit Stillſchweigen übergehen. In London giebt es nur eine Societät der Wiſſenſchaften, die vieleicht gar zu zahlreich iſt, als daß ſie aus lauter tüchtigen Mitgliedern beſtehen ſollte, (dieß ſind des Herrn le Blanc eigene Worte) und die dem Hofe nichts koſtet. Er kennt auch keine einzige Penſion für irgend einen Gelehrten, ausgenommen für den Hofpoeten; der darüber allen ſeinen Mitbrüdern zum Spotte dienet und ſie alſo ſehr theuer bezahlen muß. In Paris hingegen ſind drey Akademien, die alle den Wiſſenſchaften nützen; und in ſo vielen Provinzen von Frankreich ſind noch beſondere, deren Nutzen und Ruhm gleich bekannt ſind. In Paris ſind noch über dem Akademien für die Maler, Bildhauer, Baumeiſter und Wundärzte. In dieſen ver-

verſchiedenen Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte nun, erblickt Herr le Blanc ſo viele Preiſe, die für die Dichtkunſt, Beredſamkeit, Mathematik, Geſchichte und freyen Künſte geſtiftet ſind. Bey den Engländern hergegen, findet er keine Preiſe, als für den Wettlauf der Pferde geſtiftet. Er ſagt zwar, daß man ihm einwenden konnte: Farinelli, habe in einem einzigen Winter, eine gewaltige Summe Geldes in London verdient. Allein, weit gefehlt, daß unſer Verfaſſer dieſes den Engländern zu einer Freygebigkeit auslegen ſollte: ſo nennet er es vielmehr eine Praleren; denn indem ſie einen Muſikanten mit Geſchenken überhäuften, ließen ſie den geſchickteſten Mathematikverſtändigen von Europa, der ſchon 50 Jahre in England iſt, ohne alle Belohnung gehen. Er kann zwar nicht leugnen, daß auch die Gelehrten allhier, mit ihren Schriften vielmehr verdienen, als in Frankreich; allein, da die engländiſche Subſcription ein Fallſtrick iſt, welchen die gewinnſüchtigen Schriftſteller, der Eitelkeit der Menſchen legen: ſo meynt Herr le Blanc, wer die Sache mit einer ſo erhabenen Seele betrachtete, als er, und ſein Correſpondent, dem Himmel ſey Dank! beſaßen; der würde den Engländern dieſe vermeynte Freygebigkeit, nicht ſo gar hoch anrechnen.

Wir ſind müde, uns länger mit einem Buche zu beſchäfftigen, welches aus ſo böſen Quellen gefloſſen iſt. In der That, wie ſoll man einen Menſchen anſehen, welcher ſieben Jahre lang, in dem Schooße einer Nation, von der er tauſend Proben

der Gaſtfreyheit und Höflichkeit genießt, und die von allen vernünftigen Europäern, mit ſo gutem Rechte, hochgeſchätzt wird, ſeine Zeit mit ſolchen boshaften Verleumdungen derſelben zubringt? Hätte der Abt le Blanc eine ſo erhabene Seele, als er ſich ſelber rühmet; ſo würde er wahrlich, dieſes ſein neidiſches und undankbares Herz, ſelber mit Verachtung und Abſcheu anſehen. Was aber das ärgſte iſt, ſo will er gar ein Philoſoph ſeyn. Sein Buch beweiſt uns, daß er nichts minder iſt. Man frage ihn doch, in was für Abſicht er dieſes Buch geſchrieben? Aus dem Leidweſen, das er allenthalben über den unbilligen und allgemeinen Haß der Engländer gegen die Franzoſen bezeuget, kann man nicht anders muthmaßen, als daß er durch ſein Buch dieſelben auf andere Gedanken bringen wolle. Dieſes wäre auch einem vernünftigen Manne wohlanſtändig, für einen Philoſophen aber gar eine Pflicht geweſen. Allein, hat er hierzu die rechten Mittel erwählet? Wird nicht ein Engländer, der dieſes Buch lieſt, in ſeinem alten Grolle viel mehr beſtärkt werden, und ſichs von neuem vornehmen, einen Franzoſen, als eine undankbare falſche Schlange in ſeinem Buſen, anzuſehen? Wird er nicht ergrimmen, wenn er ſieht, daß man die kleinen Thorheiten eines oder des andern ſeiner Landsleute, der ganzen Nation zur Laſt legen will? Wird es ihn nicht verdrießen, daß dieſes zumal von einem Manne geſchieht, deſſen ganzes Volk, noch ſo gar kürzlich, vom Duc und Pair bis auf den Abbe und Stutzer, über Jahr und Tag mit einem Karten-

männ-

männchen gefpielet hat? Dieſe läppiſche Thorheit eines, wie Addiſon ſagt, poſſierlichen Volks, iſt ſo gar ſeinen eigenen Dichtern ſtrafwürdig vorgekommen: wie folgende Ode bezeugt, womit wir unſern Artikel beſchließen wollen.

Critique des Pantins. 1747.

Il manquoit à nos François
Un Degré d'Extravagance;
Il manquoit à nos François
D'être Fous juſqu'à l'Excès.
Les *Pantins* en font les Frais;
Et chez ce Peuple diſcret
Le Bon-Sens eſt en Demence,
Et la Raiſon en Procès.
Tout Paris a cet Accès,
Tout Paris tombe en Enfance;
Tout Paris a cet Accès,
Du Maître juſqu'au Valet.
Et le Magiſtrat benêt
Fera bien, tôt au Palais,
Danſer, pendant l'Audience,
Un *Pantin* dans ſon Bonnet.
Vous l'auroit on cru jamais,
Gens de Paix & de Finances,
Vous auroit-on cru jamais
Capables de cet Excès?
Mais aujourd'hui l'on ne plait
Aux Belles, qu'autant qu'on ſait
Faire mouvoir en Cadence,
De ſon *Pantin* le Filet.
Oui, je le pardonnerois
Aux Petits-Maitres de France,
Oui je le pardonnerois
A tous nos Abbés coquets.
La Mode le leur permet;
Les Hommes colifichets
Peuvent bien, ſans Conſequence,
Faire danſer leurs Portraits.

* *

III.

Il Raguet. Comedia. Seconda Edizione. In Verona 1747.

D. i.

Das Ragout. Ein Luſtſpiel. Zweyte Auflage. Verona. 4 Bog. in 8.

Wenn das Solamen miſerum &c. in allen Fällen ſeine Richtigkeit hätte; ſo könnten wir ſagen: daß wir dieſes Werkes, bloß zum Troſte derjenigen Leſer unſers Büchersaals erwähneten, die es mit betrübten Augen anſehen, daß unſere deutſche Sprache, die kaum 20 Jahre her, von dem Wuſte ausländiſcher Wörter geſaubert worden, anjetzt an deren Statt, mit engländiſchen, franzöſiſchen und Gott weis was für ſeltſamen Redensarten überſchwemmet wird, die ſie von neuen verunſtalten. Kein Menſch, der die Billigkeit liebt, kann dieſe ſogenannte **Bereicherung** unſerer Mutterſprache, für etwas anders halten, als wofür er die Epiſtolas obſcurorum Virorum hält; durch welche freylich auch die lateiniſche Sprache mit trefflichen Schätzen der deutſchen Redensarten bereichert worden; dieſelben Geſchenke aber ſo wenig angenommen hat, daß vielmehr die freygebigen Hände, ſo ihr dieſelben dargebracht, noch bis auf dieſe Stunde lächerlich ſind. Unſere deutſche Sprache hat wahrlich der Bereicherung ſo wenig, als jene nöthig; und un-

ungeachtet wir nicht wiſſen können, ob einigen neuern Uebertragern ſolcher ausländiſchen Redensarten ins Deutſche, das Schickſal eines Joannis Krabatii, und Anti Canti Hornantii, oder Conradi Unckebunck, bevorſteht: ſo iſt doch gewiß ihre Mühe eben ſo unnütz, geſetzt, daß es ihnen auch zum Schaden unſerer Mutterſprache gelange, Nachfolger zu bekommen. Wir wollen ſehen, wie man in Italien die Sache anſieht. Es iſt nämlich auch daſelbſt ein Zeichen der Artigkeit und feinen Sitten geworden, einen Haufen ausländiſche oder franzöſiſche Brocken ins Italiäniſche zu mengen. Dieſes giebt nach der nahen Verwandtſchaft, die beyde Sprachen mit einander haben, deren eine aber manches Wort in ganz anderm Sinne braucht, als die andere, zu tauſend Misverſtändniſſen Anlaß.

Zuweilen rottet die Satire ein Uebel aus, dagegen aller Ernſt, und alle Gründe der Vernunft nichts ausrichten können. Dieß hat man auch mit gegenwärtigem Luſtſpiele verſuchen wollen. Der Verfaſſer deſſelben iſt der berühmte Verfaſſer der Merope, Marcheſe Maffei, und eines Luſtſpiels le Ceremonie genannt; darinnen die Italiäner wegen ihrer übermäßigen Complimentirſucht, herum genommen werden. Wir glauben, daß der Name eines ſo großen Mannes allein genug ſey, eine Sache verächtlich zu machen, die er dafür erkläret: allein wir wollen doch auch ſehen, wie er ſeinen Feind angreift. Dieß Luſtſpiel war anfangs dazu beſtimmt, von einer Geſellſchaft Standesperſonen beyderley Geſchlechts aufgeführet zu werden, die

ſich in dieſer Art der Beluſtigung eine beſondere Geſchicklichkeit erworben gehabt. Nach dieſem aber hat ſich eine Geſellſchaft junger Mannsleute gefunden, welche den Gebrauch der Griechen und Römer wieder erneuert, die ihre Stücke ohne Frauenzimmer aufführeten; wie man auch auf den italiäniſchen Schaubühnen, nur noch vor 200 Jahren gethan; ja in Rom dieſe Stunde noch thut.

Dieſes Stück nun handelt, wie ſchon geſagt worden, von dem ſeltſamen Gebrauche, halb italiäniſch und halb ausländiſch zu reden, und die inländiſche Sprache mit einer Menge fremder Wörter zu verderben; dadurch aber beyde Sprachen lächerl. zu machen. Im 15ten Jahrhunderte riß dieſe Mode auch in Frankreich ein. Kein artiger Menſch, kein wohl geſitteter Hofmann, redete ſeine Sprache anders, als mit untermiſchtem Italiäniſchen. Heinrich Stephan, ein berühmter Gelehrter, ſchrieb hiervon ein Buch und nennte es: Deux Dialogues du nouveau Langage françois italianizé, principalement entre les Courtiſans de ce Temps; oder: zwey Geſpräche nach Art des neuern Italiäniſchfranzöſiſchen; inſonderheit wie es unter den Hofleuten jetziger Zeit gebräuchlich iſt. In der Vorrede, welche aux Lecteurs, *tutti quanti* gerichtet iſt, ſagt er von jemanden: er wäre tout *ſbigotit* de mon Language, qui eſt toutesfois le Language *courtiſanesque*, dont uſent aujourd'hui les Gentilshommes françés, qui ont quelque *garbe*, auſſi deſirent ne parler point *ſgarbatement*. Worauf er denn im Buche ſelbſt, die Sache ernſthaft unter-

unterſuchte, und die Folgen eines ſo lächerlichen Mißbrauches gründlich zeigte. Der Herr **Maffei** erkläret ſich in ſeiner Vorrede, daß er einen geindern Weg mit ſeinen Landsleuten gehen, und ihnen die Sache bloß auf der luſtigen Seite verſtellen wolle. Den Beſchluß macht er mit folgendem Stücke aus **Ciceros** Ep. ad Famil. Lib. 9. Epiſt. 15. Accedunt non Attici, ſed faliſiores quam illi Atticorum, Romani veteres, atque urbani ſales. Ego autem ... mirifice capior facetiis, *maxime noſtratibus*, praeſertim cum eas videam primum oblitas Latio tunc, cum in Urbem noſtram eſt infuſa peregrinitas; nunc vero etiam braccatis, et transalpinis nationibus; ut nullum veteris leporis veſtigium appareat.

Dieß Luſtſpiel nun beſteht in fünf Aufzügen. Die Handlung iſt in einem Garten, der allen Menſchen offen ſteht, zu **Livorno**. Die Perſonen aber in demſelben, ſind: **Flavio**, unter dem Namen des **Alphonſo**. **Idalba**, eine Witwe. **Ermondo**. **Anſelmo**, Vater der **Erſilia**. **Erſilia**. **Deſpina**, der **Erſilia** Kammermädchen. **Fazio** Der Capitano. **Lippo**, des **Flavio** Diener. **Aliſo**, des **Ermondo** Diener.

In dem erſten Auftritte des erſten Aufzuges, ſagt **Erſilia** zur **Idalba**, wie verdrießlich ihr **Ermondo** mit ſeinen ſeltſamen ausländiſchen Redensarten werde. Dieſe hingegen bekennet, daß er ihr deswegen wohlgefalle; ja daß ſie ſich in ſeine Art zu reden recht vernarret habe. **Erſilia** erwiedert: das habe ſie wohl gemerkt, weil ſie ſchon ſelbſt anfienge ihm ſo nachzureden; allein ſie hätte noch eine Urſa-

che, warum ſie ſo behutſam mit ihm umgienge. Man wüßte noch nicht einmal recht, wer er wäre. Hortenſius, ihres Vaters Freund, hätte von Modena geſchrieben: daß Flavio, ein reicher dortiger Edelmann, ſich eher in kein Bündniß einlaſſen wolle, bis er ſeine ihm vorgeſchlagene Braut, Erſilia, erſt geſehen. Er würde alſo nur unter fremdem Namen hinkommen, um, wenn ſie ihm nicht gefiele, keinem von beyden eine Nachrede zu machen. Kurz, auf dieſen Brief ſey dieſer Fremde angekommen; und da Hortenſius geſchrieben, daß Flavio ſich, durch eine ſonderbare Art zu reden, von allen Menſchen unterſchiede: ſo ſchloſſe man nur nach der Wahrſcheinlichkeit, daß er der rechte Flavio ſeyn müſſe. Indem ſie ſo zweifelnd von der Sache reden, kömmt Ermendo, bey deſſen Erblickung Erſilia weg und zu ihrem Vater geht, der ſich zu einem Springbrunnen geſetzet hat. Ermendo fragt ſie gleich, wo Erſilia ſey? und da ſie erwiedert, ob ihm der Garten und Spaziergang, ohne dieſelbe verdrießlich falle? ſo antworte er:

Il promenarſi
Dove ſi trovi la Signora Idalba,
Baſta per dar piacere; ma per altro
Negar non poſſo già, che quella figlia
Non mi abbia incantato: fu la prima
Ch'io vedeſſi in Livorno, et appunto in queſto
Pratello iſteſſo d'alber cinto intorno,
Da chi paſſeggia non tocco, e che ſembra
Preſtar ricetto opportuno, e ritiro
Per *raggionare*; e *annuſarſi*.

Dieß heißt ungefähr im Deutſchen: „Man iſt vergnügt genug, wenn man mit der Frau Idalba „pro-

III.

Abhandlung von den Vortheilen, so die deutsche Sprache haben würde, wenn man den Unterscheid der deutschen Wörter im Absehen auf ihre Bedeutung untersuchte.

DAß die deutsche Sprache vor vielen andern Mundarten schwer zu erlernen sey, pflegt man, uns daher zu beweisen, weil sie überaus weitläuftig und wortreich sey. Man kan meines Erachtens beydes zu geben, ohne der Schönheit der Sprache zu nahe zu treten; ja man kan aus dem letztern nicht wenig Vortheil vor unsere Mundart ziehen. Ein schöner Vorrath von Worten und Redensarten ist ein grosser Vorzug, wenn man seine Gedanken verschieden; aber auch so ausdrucken kan, daß man den Leser oder Zuhörer nicht mit gleichgültigen und einerley bedeutenden Worten aufhalten oder wohl gar verdrüßlich machen darf.

Doch vielleicht sehe ich die Klage über diese Art der Schwierigkeit bey der deutschen Sprache auf einer gar zu vortheilhaften Seite an. Diejenigen, welche diese Klage führen, scheinen ganz etwas anders heraus zu ziehen, als ich heraus gebracht habe. Und so viel man muthmassen kan, so wollen sie durch die angeführte Beschwerde über unsere Sprache zu verstehen geben, daß man in derselben mit vielen Worten wenig sage. Allein dieser Beschuldigung kan ich nicht Beyfall geben. Oft scheinen einige Worte und Redensarten einer Sprache einerley zu sagen, die

„promeniren kann. Sonſt aber kann ich nicht „leugnen, daß dieſes Frauenzimmer mich ganz en„chantirt hat. Sie war die erſte, welche ich in „Livorno geſehen, und zwar auf dieſer mit Bäumen „beſetzten Wieſe, deren angenehme Gänge einen recht „gelegenen Ort zum raiſonnement und amuſement „darbiethen". Idalba iſt ganz entzückt über dieſen ſeltſamen Wörtern, die ſie nicht halb verſteht. Das letzte Wort hätte ſie, wie ſie für ſich ſagt, von ihm gelernet, und unlängſt in einer Geſellſchaft angebracht; allein man hätte ſie unrecht verſtanden, und geglaubt, ſie redete von einer Muſette. Sie fragt ihn denn, ob er wirklich Ermondo, oder etwa Signor Flavio ſey? und bekommt zur Antwort: Io Signora, *non entro nel ſuo ſenſo*; er verſtehe ſie nicht; welches gewiß ein ſehr ſeltſames Italiäniſch iſt. Er fährt fort: wofern ihn ſeine Aeltern nicht betrogen hätten, ſo wäre er Ermonde. Idalba erwiedert: ſo dörfe er ſich auf Erſilien keine Rechnung machen; worauf er aber ſagt: er glaube, ſie habe ihn zum Beſten, Ch'ella *ſi machi di me*. In dem dritten Auftritte kömmt ein Zank wegen einer Tabacksdoſe vor, die Erſiliens Kammermädchen anſieht, als ob Ermondo ſie ihr geſchenkt hätte. Dieſer Misverſtand kömmt abermals aus einem ungewöhnlichen Gebrauche des franzöſiſchen Wortes donner im italiäniſchen, her, deſſen Ermondo ſich bedienet hat, als er ihr die Doſe gegeben, um eine andre darnach machen zu laſſen. Er will ihr weitläuftig beweiſen, daß ſie ihn nicht recht verſtanden: braucht aber dazu wiederum ſolche ſeltſame Redensarten, daß Deſpina

voller Ungeduld fortläuft, weil ſie ſeine hohe Reden nicht verſtehen kann. Der vierte Auftritt ſtellt den Diener vor, wie er dem Herrn begreiflich machen will, daß ſeine fremde Art zu reden, ihm bey Erſilien ſein Glück verderben werde, und daß er beſſer thäte, wenn er mit dem groſſen Haufen rein italiäniſch ſpräche; zumal man in Livorno ganz gut redete. Der Herr aber meynt, er könne nicht beſſer thun, um ſein Glück zu machen, und in Anſehen zu bleiben, als daß er bey ſeinem franzöſiſchen Galimatias bliebe. Worauf er in voller Hoffnung, auf die reiche und ſchöne Erſilia, abgeht, und den erſten Aufzug beſchlieſſt.

In des zweyten Aufzuges erſtem Auftritte kömmt Alphonſo, und erzählt ſeinem Diener Lippo, daß er bereits das Vergnügen gehabt, hier im Garten die ſchöne Erſilia zu ſehen. Er wolle ihr nur noch ein Paar male begegnen: ſich mit ihr in ein Geſpräch einlaſſen und ſehen, ob ihr Verſtand auch ihrer Schönheit gleiche; alsdann aber zu dem Anſelmo gehen, und ihm ſein Schreiben vom Hortenſius übergeben: worauf die Hochzeit ſo gleich vor ſich gehen ſollte. Lippo antwortet, dieſe Zeitungen wären ſehr gut; er aber habe andere gehöret, die viel ſchlimmer lauteten. Als er die Kuffer abgepackt, hätte ihn ein gewiſſer Menſch angeredet und ihm geſagt: wofern ſein Herr Freyens wegen dahin gekommen; ſo möchte er ſich nur immer wieder auf den Rückweg machen: denn Erſilia ſey ſchon einem gewiſſen andern fremden Herrn verſprochen. Alphonſo will dieß nicht glauben,

und

und befiehlt dem Diener nur nach Hauſe zu gehen, ſeine Kuffer auszupacken, und ſeinen wahren Namen zu verſchweigen. Er wolle indeſſen im Garten herum ſpazieren, allwo es ihm an Geſprächen nicht fehle, ſobald er nur die neue Modenſprache zu reden angefangen. Im andern Auftritte kömmt das Mädchen **Deſpina**, und erzählet dem alten **Anſelmo**, daß ſie den bisherigen Fremden nicht weiter nöthig hätten; es ſey ein neuerer gekommen, der übertrafe ihn gar weit. Sie hätte ihn nur ein wenig reden hören, und ſich des lauten Lachens kaum enthalten können. Unter andern hätte er geſagt: er **käme von hören**: io vengo d'intendere; worauf man ihn gefragt, was das für ein Land wäre? drauf hätte er **gehen wollen zu ſagen**, vado a dire. Nein, nein, hätten die andern erwiedert, er ſollte nicht gehen, ſondern erſt auserzählen. Von einem gewiſſen Generale hätte er geſagt: er hätte ſeine Maaße **genommen**, prender delle miſure, und wäre böſe geworden, als man ihn gefragt: ob es mit der Elle geſchehen wäre? **Anſelmo** lacht zwar, ärgert ſich aber auch über dieſe neue Sucht zu reden; als ob alle Italiäner von neuem ſollten reden lernen: und als **Alphonſo** ſich ihnen nähert, ſchickt er **Deſpinen** fort. Im dritten Auftritte redet **Anſelmo** den Fremden an, und erbeuth ſich ihm in allem zu dienen: denn da er ehemals auch auf Reiſen geweſen, und viel Höflichkeiten genoſſen; ſo ſey es ihm angenehm, wenn er wiederum den Fremden, als die er alle liebe, einige Höflichkeiten erweiſen könne. Wir wollen ſehen, was **Alphonſo** hierauf antwortet:

Die

Ed io mi do l'onore,
Signor, di rendergli *un million di grazie*,
E' una gran *proprietà* la ſua, di fare
Agli ſtranier tante *oneſtà*: C' iò *marca*
La bontà del ſuo cuore: io *farò in ſorte*
Che mi conoſca ſempre *tutto a lei.*

Anſelmo ſagt für ſich: Deſpina hätte Recht gehabt. Alphonſo fährt fort mit ſeinem wunderlichen Ausdrücken, und indem er den Garten lobet, ſagt er unter andern: non ci manca, ſe non *gazone*, e il *bacin.* Weil nun das letztere nur ein Waſchbecken bedeutet, ſo fragt ihn Anſelmo: ob er ſich waſchen wolle, ſo ſollte gleich eins zu ſeinen Dienſten ſeyn? Auf dieſen Fuß geht das Geſpräch weiter fort: bis Anſelmo die Phantaſterey überdrüßig wird, und davon geht. Idalba kommt im 4ten Auftritte mit des Ermondo Diener. Alphonſo redet ſie gleich mit ſolchen neufränkiſchen Redensarten an, daß ſie wohl merkt, er ſey ein Fremder, und deswegen ſehr froh iſt, ihn zu ſprechen. Er ſagt ihr unter andern, er ſey den Augenblick erſt angekommen, und ſehr ſchleunig daſelbſt abgereiſet, weil er eine Affaire daſelbſt gehabt: perchè ci *ho avuto un affare.* Idalba wundert ſich, und meynt, eben deswegen hätte er ja wohl ſollen da bleiben, wenn er eine *affaire* oder Geſchäffte da gehabt. Auf dieſen Schlag geht es weiter, und als Aliſo Erſilien von weitem kommen ſieht: ſo geht er ab. Im 5ten Auftritte, erkundigt ſich Alphonſo nach den Umſtänden der Erſilia. Er bekömmt zur Antwort, daß ſie eine Braut ſey, und

bald

bald Hochzeit machen werde. Erſilia kömmt endlich dazu, welcher die ſeltſamen Redensarten an dieſem Alphonſo eben ſo wenig gefallen, als am Ermonde. Er zieht unter andern eine Tabacksdoſe hervor, die er, weil die Arbeit Erſilien gefällt, ihr gleich anbiethet; obgleich dieſelbe nur di bosco wäre, denn, ſetzt er gleich hinzu, nur der Pöbel ſagte di legno; die Arbeit daran aber wäre ſchön, und ſie koſtete ihm quatro venti liri, viermal zwanzig Liren. Erſilia ſieht, daß ihr Mädchen etwas in ihre Schreibetafel ſchreibt; und auf Befragen, was es wäre, ſagt dieſe: ſie rechne nur zuſammen, wie viel viermal 20 mache, und fände, daß es juſt 80 Liren wären. Alphonſo ſagt, ſie hätte recht; alein ottanta wäre eine ſehr gemeine Redensart. Er redet weiter ſeine Sprache fort: und da Erſilie ihm nicht viel Antwort giebt, geht er endlich ab. Da er weg iſt, verräth Erſilia ihre Muthmaßung, daß wohl dieſes ihr Flavio ſeyn möchte; bezeuget aber auch, daß ihr ſeine neumodiſchen Reden in den Tod zuwider wären: wiewohl ſie doch ihres Vaters Willen würde gehorchen müſſen. Worauf der 2te Aufzug beſchließt.

Im dritten Aufzuge kömmt des Ermondo Diener und bringt ſeinem Herrn voller Freuden das Bildniß der Erſilia, welches er dem Diener des Alphonſo um 4 Thaler abgeſchwatzet. Ermundo iſt darüber ſehr froh, und als im 2ten Auftritte Erſilia dazu kömmt, ſo fragt er ſie: Damigella gentil, *come ſi porta?* Sie verſteht ihn nicht, und antwortet, ſie habe ſich nicht tragen laſſen. Er bittet

tet sie endlich, wiederum mit vielen französischen Redensarten, auf den folgenden Abend zur Suppe. Sie antwortet, daß sie solches ohne ihres Vaters Erlaubniß nicht bewilligen könne. Er erwidert: perchè lo concedo, *Abbraccierò i suoi ginocchi.* Sie lacht, und sagt, sie habe nie gewußt, daß die Knie der Theil des Leibes wären, den man umarmete. Das Gespräch geht auf diesen Schlag fort; und Ersilia entfernt sich endlich ziemlich verdrießlich. Ermondo aber geht ab, um zu seinem Schmause Anstalt zu machen. Im dritten Auftritte redet Idalba mit dem alten Anselmo, von der Ungewißheit, welcher von diesen zween Fremden der Ersilia Brautigam sey. Sie verräth nicht undeutlich, daß sie lieber sähe, Ermondo wäre es nicht. Anselmo verspricht ihr, diesen Zweifel nicht länger anzusehen; sondern die Sache ernstlich zu untersuchen. Sie geht ab, und im vierten Auftritte kömt Lippo, welchen Anselmo auszufragen sucht; auch einigermaßen von ihm heraus bringt, daß Alphons so wohl der rechte Flavio seyn möchte. Im fünften Auftritte bringt Idalba den Ermondo. Anselmo fragt ihn gerade heraus, ob er Flavio sey, und den Hortensium kenne? Als nun dieser frey bekennt, er wisse weder vom Flavio noch Hortension was: so kündigt er ihm den Umgang mit seiner Tochter gänzlich auf; indem man ihn bisher für einen andern angesehen. Ermondo erklärt, jedoch allemal in sehr närrischen Redensarten, daß er dennoch gesonnen sey, Ersilien zu heirathen; und daß er sie schon geliebt, ehe er sie noch gesehen. Zum

Be-

Beweiſe deſſen, zieht er ihr Portrait aus der Taſche. Anſelmo erſtaunt, und denkt nunmehr gewiß, daß Ermondo der wahre Flavio ſey; indem dieſes das Bildniß wäre, ſo er dem Hortenſio zugeſchickt. Er und Idalba reden ihm alſo zu, er ſollt ſich nicht weiter verſtellen: Ermondo aber wird böſe; und da Anſelmo nicht weis, wie er ſich helfen will; indem er den rechten Flavio nicht gern beleidigen möchte, und gleichwohl eine ſo ſtarke Muthmaßung hat, daß dieſer es ſey; ſo erlaubt er dem Ermondo noch ferner den Umgang mit Erſilien, der auch abgeht, um dieſelbe zu ſuchen. Dieſer Auftritt beſchließt den 3ten Aufzug.

Im vierten Aufzuge füllen die Scene Alphonſo und Fazio. Der erſte redet ihm dieſelbe kauderwälliſche Modenſprache; welche aber Fazio ſo wenig verſteht, daß lauter Verwirrung heraus kömmt, und die ganze Scene ſich ſehr luſtig lieſt. Im zweyten Auftritte kömmt Idalba mit dem Anſelmo. Sie bezeugt, wie ſchön ihr die neufränkiſche Sprache der beyden Fremden gefalle; und wie ſie nunmehr, da ſie glaubt, daß es ziemlich deutlich am Tage liege, Flavio ſey Ermondo, ſich um den Alphonſo bewerben wolle: indem ſie ihre Urſachen habe, ſich nach einer zweyten Ehe zu ſehnen. Im dritten Auftritte kömmt Fazio, Alphonſo und Aliſo. Alphonſo fragt den Aliſo, ob es wahr ſey, daß ſein Herr mit Erſilien verlobt ſey. Der Diener antwortet, er wiſſe nicht anders; und da er auf dieſen Abend einen großen Schmaus beſtellen ſollte, ſo möchte wohl vielleicht

eben

ſchon gar die Hochzeit richtig ſeyn. Alphonſo will vor Verdruß und Liebe faſt verzweifeln; er ſagt dem Fazio wie ſeine Sache geſtanden, daß er die Schuld ſich ſelbſt beyzumeſſen habe: und da im 5ten Auftritte ein Hauptmann vorüber geht, der mit ſeiner Fahne eheſtens ausbrechen ſoll; ſo iſt Alphonſo faſt willens mit ihm in den Krieg zu gehen, um ſeines Unſterns zu vergeſſen. Er erkundiget ſich daher bey ihm nach allerley Umſtänden, aber allemal in dem neuen kauderwälliſchen Italiäniſchen. Der Hauptmann, welcher ſagt, daß ihm dieſe neue arabiſche Sprache auch bekannt ſey, antwortet ihm auf eben den Schlag; und beyde führen ein Geſpräch, welches den italiäniſchen Zuſchauern gewiß genug zu lachen machen muß. Z. E.

Capitan.

Ora la prego,
Che nuove porta? come va il famoſo
Aſſedio?

Alf. Gli aſſedianti già hanno fatto
Più giorni ſono *ſommare* il preſidio.

Faz. Non era meglio ſottrarlo?

Capit. Eh! ſignifica
Intimare la reſa.

Alf. E non eſſendoſi
Voluti rendere, è ſtata piantata
Vna gran batteria ſu la *montagne*.

Cap. Ell' è una collinetta.

Af. Che *comanda*
La Città.

Faz. Ha il comando la collina?

Cap. In noſtra lingua ſi dice, che domina.

Alf. Eſſendo i pezzi carichi a *mitraglia*.

Cap. E come dire, a ſacchetto.

Alf.

Alf. E ſeguìdo
Gran *maſſacro.*
Faz. Che c'era mai di ſacro?
Cap. Eh val marcllo, ſtrage.
Alf. E ſon rimaſi
Maſſacrati molt' altri in altro ſito,
Perchè ci han fatto fuoco ſopra *per*
Pluton.
Faz. Che ſtrano giuramento è queſto
Per Plutone!
Cap. Eh non c'è Pluton, ne Cerbero:
In Franceſe ſi ſcrive *peloton*,
E pronunziando ſtretto *par ploton*:
Che vuol dir per manipolo, per truppa,
Per ſpartimento, ed alcuni hanno inteſo,
Di Plutone, è Plutone han ſempre in bocca &c.

Endlich kömmt des **Alphonſo** Diener eiligſt auf ihn zugelaufen, worüber ihn die zween andern allein laſſen. **Lippo** erzählet alſo dem **Alphonſo**, wie man immer den **Ermondo** für ihn halte; welcher zwar darüber faſt raſend werden wollte: allein da er merkte, daß er ſonſt **Erſilien** nicht erlangen konnte, ſo ließe er ſichs gefallen, und würde ihm alſo in ſeinem Namen die Braut wegheirathen; wofern er nicht hingehen und ſich zu erkennen geben wollte. **Alphonſo** geht alſo mit dem Vorſatze ab, die Sache zu ſtören.

Den Anfang des 5ten Aufzuges macht ein Geſpräch zwiſchen dem **Ermondo** und **Anſelmo**, die Hochzeit betreffend; ſo aber von **Ermondos** Seiten in ſeiner gewöhnlichen Sprache geführet wird. **Alphonſo** kömmt dazu und fordert den **Ermondo** zum Zweykampfe heraus, übergiebt auch dem An-

ſelmo ſeinen Brief vom Hortenſio: und da der Umſtand wegen des geſtohlnen Bildniſſes auch ins Licht geſetzt wird; ſo bleibt kein Zweifel mehr, wer der rechte Flavio ſey, und wem die Braut gehöre. Anſelmo entſchuldiget ſich, daß die ſeltſamen Redensarten, und das Gemälde, ihn in Irrthum geſetzt: Ermondo möchte wohl Flavio ſeyn. Dieſer aber, da er des Alphonſo näheres Recht erkennet, überläßt ihm die Braut mit Gutem, und ohne Blutvergießen.

Von hier führet der Dichter den Ermondo zur Idalba, um das Lächerliche dieſer ſeltſamen Redensarten ſeinen Leſern von allen Seiten zu zeigen. Idalba nämlich, die ſich nunmehr viel Hoffnung auf dieſen Freyer macht, will ſich ihm gefällig erweiſen, und auch ſeine Sprache reden. Allein ſie kömmt ſehr übel mit dieſer Modeſprache zurecht: denn auch das Unregelmäßige hat zuweilen ſeine gewiſſen Regeln, und iſt nicht ſo recht unrichtig, als es ſeyn ſoll, wenn man es ſo, und nicht ſo, macht. Sie erzählt ihm, daß es ihr dieſen Morgen übel ergangen, als ſie ihre Schwägerinn *Bella Sorella* (belle Soeur) geheißen: denn da dieſelbe zum Unglücke ziemlich garſtig ſey, habe ſie geglaubt, Idalba hätte ſie zum Beſten, und hätte gewaltig auf ſie geſcholten. Sie fragte ihn: ob ein Schwiegervater nicht padre bel hieße? Er ſagt, nein: er hieße bel padre; und ob die Großmutter nicht madre grande heiße? Ach nicht doch! ſagt Ermondo, ſie heißt: gran madre. Er hat auch ſo wenig Hoffnung mit dieſer Schülerinn viel Ehre einzulegen, daß er es

ihr

die doch bey genauer Untersuchung unterschiedene Begriffe haben. Mir dünkt, dieses treffe bey der deutschen Sprache ebenfalls ein. Wir haben viele Worte, welche dem ersten Anblicke nach gleichgültig zu seyn scheinen. Doch zeigt eine kleine Aufmerksamkeit, daß ein jedes Wort seine bestimmte und abgesonderte Bedeutung bekommen habe. Weil aber nicht ein jeder dieses wahrzunehmen geschickt ist, so ist es sehr vortheilhaftig, wenn man solche Wörter zusammen lieset, untersuchet, und andern Anleitung giebet, wie sie dieselben unterscheiden müssen. Und ich habe mir vorgesetzt, zu beweisen, wie nützlich diese Bemühung so wohl in Ansehung der Sprache selbst, als auch anderer Umstände wegen seyn dürfte, wenn man dieselbe entweder besonders oder in einem deutschen Wörter-Buche zu unternehmen Gelegenheit suchen würde.

Diese Art der Arbeit, die ich bey der deutschen Sprache vor nützlich halte, hat man schon längst ihres besondern Nutzens halber bey andern Mundarten verrichtet. Und die Schriften, so wir noch davon besitzen, sind überaus bequem, die so genannten todten Sprachen recht zu verstehen, und sie nach dem Geschmacke der besten Meister zierlich zu reden und zu schreiben. Bey der lateinischen Sprache haben viele diese Mühe über sich genommen. Sie haben dem Misbrauche vorkommen wollen, da viele in einer Sprache, die sie doch nicht erfunden haben, nach eigenem Gefallen die Bedeutungen der Wörter zu ändern sich unterstehen. Antonius Popma, den Heckelius mit neuen Zusätzen vermehret hat, ist einer, dessen Buch jedermann bekannt ist, wenn ihm auch

ihr gerade heraus ſagt, ſie ſolle ſich in dieſe neue Sprache nur nicht einlaſſen.

In grazia *non ſi meli*
Di ciò, fallerà ſempre, e non puo credere,
Quanto gli orecchi m offenda, chi vuole
Parlar coſi, e non ſa.

Wir kehren wieder zum Bräutigam, **Alphonſo**, oder **Flavio**. Seine Sache ſcheint nun zwar ſchon ausgemacht zu ſeyn; allein, da **Anſelmo** den **Alphonſo** zur Braut führet, redet er ſowohl ihr, als ihm, ſolche wunderliche Sachen her, die ſie allemal verkehrt verſtehen: ſo daß aus einem Misverſtändniſſe das andere, und endlich eine Uneinigkeit entſteht, darüber der Vater ſein Wort zurück nimmt, ſeine Tochter einem andern giebt, und **Alphonſo** ſich, mit ſeiner neufränkiſchen Sprache, eine wichtige Partey verderbt. Er tröſtet ſich damit, daß ſie alle unwiſſende Leute und nicht werth wären, ſich mit ihm zu verbinden. So lauten die letzten Worte des ganzen Stücks:

Ignoranti
Che ſete tutti! voi non meritate,
Non ſapendo parlar, ſe non plebeo,
D'aver l'onore d'allianvi meco.

Dieß iſt ein kurzer Auszug des ganzen Luſtſpiels. Sind nun dergleichen Redensarten, als wir bereits angemerkt haben, und noch folgende: ſommetterò alle ſue lumiere. Ella non entra nel mio ſenſo. Io vengo di ſapere; non mi farà torto. Io vi paſſo ſopra &c. gut italiäniſch; und kann man die Wörter: puſſera, broderia, brodoſa, ſenſibilmenti,

gran madre, bel padre, riſuſato, accablar, polizie, grondare, grondato, und ſo dergleichen, für gleich gut franzöſiſch oder italiäniſch halten: ſo haben freylich, Cicero in obiger Stelle, und Maffei in dieſem Luſtſpiele unrecht. So werden auch folgende deutſche Redensarten recht ſeyn: Gebrauch von einer Sache machen; faire uſage d'une chole: Ein Mann von Worte; un Homme de Parole. Er iſt Handwerke: il eſt du Metier. Er macht ihm ein Präſent davon: Il lui en fait Preſent: Einen glauben machen: faire accroire. Seine Maaßregeln nehmen: prendre ſes Meſures. Er iſt von Stande: il eſt de Condition. Er iſt ein Mann von Verdienſten: il eſt Homme de Merite. Das Groß der Armee: le Gros d'Armée. Er nahm das Wort: il prit la Parole &c. u. ſ. ſ. Iſt aber dieſes; ſo mache man ja keinem Lernenden ferner weis, daß er erſt eine Menge der beſten Schriftſteller leſen, und ſich mit den Idiotiſmis der Sprachen recht bekannt machen müſſe, ehe er es wagen will, in einer Sprache zu ſchreiben; ſondern gebe ihm ſogleich im zweyten Monate die Feder in die Hand, und geſtehe ihm zu: daß er, als ein Anfänger, gleich gut franzöſiſch, deutſch, engländiſch oder italiäniſch ſchreiben werde; indem in allen neuern Sprachen keine Priſcianiſmi Statt hätten.

* *

IV.

Librorum ad humaniora ſtudia, Litterariam, atque Eccleſiaſticam hiſtoriam potiſſimum pertinentium, Catalogus in IV. partes diſtributus. Comparavit eos ſibi *Jacobus Burckhard.* Ser. Brunſ. Lun. Duc. Conſil. Aul. et Bibl. de cujus vita uberior praemittitur Commentarius.

Halae Magd. apud Gebauer. 1748 8.

Gegenwärtiges anſehnliches Bücherverzeichniß, wird nicht, wie ſonſt gewöhnlich iſt, nach dem Tode; ſondern bey dem Leben des gelehrten und berühmten Beſitzers dieſer Bibliothek ans Licht geſtellet. Wir glauben, und vielleicht nicht ohne Grund, daß man einen Gelehrten, der Zeit und Vermögen gehabt hat, ſich einen Bücherſchatz zu ſammlen, nicht beſſer, als aus demſelben könne kennen lernen. Es iſt alſo in ſolcher Abſicht denen berühmten Männern, die das Verzeichniß ihres oft mit vieler Mühe, großem Verſtande, und merklichen Unkoſten geſammleten Büchervorrathes, noch bey ihrem Leben ans Licht geſtellet haben, gar nicht zu verdenken geweſen, daß ſie ſolches gethan. Man hat dieſelben daraus beſſer hochſchätzen, und ihre weitläuftige Gelehrſamkeit deutlicher einſehen lernen: ja vielmals haben auch andre Gelehrte dadurch Veranlaſſung bekommen, manches ſeltene Stück durch ihren Vorſchub kennen zu lernen, und zu gewiſſen Abſichten zu brauchen.

Für das vorhabende Verzeichniß, des Herrn Hofraths Burkhards, werden demſelben ohne Zweifel viele Gelehrte verbunden ſeyn: zumal, da es mit einer beſonders guten Ordnung, und geſchickten Abtheilung verfaſſet worden. Das merkwürdigſte dabey iſt, daß der Herr Hofrath dieſen trefflichen Bücherſchatz, der Herzogl. Wolfenbüttelſchen Bibliothek, als ein Geſchenk zugedacht hat, damit das, was er in ſeinem Leben ſo mühſam geſammlet hat, nicht wieder nach ſeinem Tode zerſtreuet werde. Ein trefflich Beyſpiel, dem mehrere folgen ſollten, als bisher geſchehen iſt. Bevor wir aber auf daſſelbe kommen, müſſen wir von dem vorgeſetzten ausführlichen Leben des Herrn Hofraths eine Nachricht geben, deſſen Mittheilung jenes deſto beliebter und merkwürdiger machen wird. Sein beſondrer Titel heißt ſo: De Vita *Jacobi Burckhard*, Commentarius, ex ampliſſimor. atque celeberrimor. Virorum, quas per XL amplius annos, ad ipſum ſcripſerunt epiſtolis, maximam partem concinnatus. *Seneca. Praeſentia ordina, futura provide, praeterita recordare.* Halae. Litt. Gebaueri 1748.

Die Zueignungsſchrift dieſes ſeines Lebens, welches ſich über 200 dichte Seiten beläuft, hat der Verfaſſer an ſeinen Herrn Bruder, Johann Georg Burkharden, hochfürſtl. braunſchw. Juſtiz- und Lehnsrath gerichtet. Man ſieht daraus, daß drey Gebrüder Burkharde, ob ſie wohl auswärtige Landeskinder geweſen, dennoch das Glück und Vergnügen gehabt, viele Jahre in hochfürſtl. braunſchw. Dienſten zu ſtehen, und beyſammen in einer Stadt

zu leben. Zur Urſache ſeines Abſchiedes, (ſo nennet er dieſes Werk) von der Welt, giebt er ſein hohes Alter an, welches ihm den Tod unvermeidlich mache. Er giebt auch ſeines Hrn. Bruders Sohne, als dem einzigen männlichen Sprößlinge ihres Geſchlechts, einen guten Wunſch: nachdem er ſeinen eigenen vor etlichen Jahren, hier in Leipzig, zu früh eingebüßet.

Die Vorrede ſelbſt hebt er mit der Erwähnung an, wie nutzbar dergleichen Lebensbeſchreibungen zu zu ſeyn pflegen. **Rittershuſius**, Herr Götten, Rathleff, Strodtmann und Herr Brucker, werden gleichfalls deswegen nach Verdienſten gerühmet; daß ſie von noch lebenden Gelehrten ſolche Nachrichten gegeben haben. Hierauf entſchuldigt er ſich, daß er ſein eigenes Leben beſchrieben: weil er nämlich keinen Sohn mehr übrig hätte, der ſolches einmal nach ſeinem Tode thun könnte. Zudem haben verſchiedene gelehrte und berühmte Männer ſolches von ihm verlanget. Er rücket Stellen von dieſer Art, nebſt ſeinen Antworten darauf ein, daraus man ſeine Meynung deſto beſſer erſehen kann. Man hat ſchon in des neuen Bücherſaals XXV. Theile auf der 13 Seite verſchiedenes von ihm, aber manches falſch gemeldet, welches er hier verbeſſert, und verſchiedene Zuſätze dazu machet. Doch wir wollen zum Werke ſelbſt kommen.

Das I. Cap. handelt von ſeinen Aeltern und Vorfahren und von ſeinen Schulſtudien. Sulzbach in der Oberpfalz, iſt ſeine Geburtsſtadt geweſen, als er 1681 im April ans Licht der Welt gebohren worden.

Seine Aeltern macht er uns durch Mittheilung ihrer Grabschrift bekannt; wovon wir nur anführen, daß sein Vater, M. Georg Christoph Burckhard, aus dem Wirtenbergischen hergestammet; aber im Sulzbachischen gebohren, und als ein evangelischer Geistlicher daselbst gestorben, wo sein Großvater, Georg Albrecht, Bürgermeister gewesen. Die weitern Ahnen sind lauter ansehnliche und gelehrte Männer, in Nürnberg und Tübingen gewesen. Sein Herr Vater hat ihn selbst unterrichtet, bis er ihn auf einige Zeit in die öffentliche Schule geschicket. Von dieser ihrem damaligen Rector, Georg Christoph Fuchsen, kommen hier verschiedene Briefe vor.

In seinem 17ten Jahre ward er nach Schleusingen aufs Gymnasium geschicket; wo damals Gottfr. Ludewig, Christian Junker und Joh. Georg Hofmann lehreten. Hier blieb er fast drey Jahre, da er dann so krank zu seinen Aeltern kam, daß sie ihn fast nicht erkannten. Ehe er auf die Universität Jena zog, hatte er die Ehre, nebst seinem ältern Bruder, der als Doctor von Reisen kam, dem durchl. Pfalzgrafen Christian August vorgestellet zu werden.

Der zweyte Abschnitt dieses Cap. handelt von seinen akademischen Studien, die er auf dreyen Universitäten, zu Jena, Helmstädt und Halle getrieben. Wedel, Hamberger, Schubart, Sturm und Caselius, wie auch M. Krieg, Treuer und Struv, lehrten damals auf der ersten, die er allesammt rühmet. Sein erstes akademisches Probestück war eine öffentliche Rede auf seinen Landesherrn; wozu Danz die Einladungsschrift aufgesetzt. Von da gieng er 1703

nach

nach Helmſtädt, wo Schrader Rector war. Dieſer wunderte ſich, als er hörte, daß Herr Burkhard in Jena zwey Jahre lang, ſonſt nichts, als die Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften getrieben hätte, auch in Helmſtädt nichts anders treiben wollte; als welches ihm noch kein einziger Ankömmling geſagt hätte. Er hörte daſelbſt Joh. A. Schmieden und J. C. Böhmern; Meibom aber, war damals ſchon nach Wolfenbüttel befördert worden, an deſſen Stelle nachmals Eckard gekommen. Er bekam aber hier ein langwieriges Fieber, und gieng nach Verfließung eines Jahres, nach Halle. Hier war Sperlette Prorector; er hörte aber Cellarium, Buddeum, Ludewigen und Breithaupten, zwey ganzer Jahre: welcher erſte ihm nicht nur ein guter Rathgeber ward, ſondern ihm auch, in Erlernung einer ſchönen lateiniſchen Schreibart, Zuhörer zuwies.

Im dritten Abſchnitte erzählt er, daß er ſich ein ganzes Jahr bey ſeinem Bruder in Wolfenbüttel aufgehalten, um ſich die vortreffliche Bibliothek daſelbſt zu Nutze zu machen; darauf aber wiederum nach Halle gegangen. Dort gab er eine Commentation von den Verdienſten Joh. Caſelii, gegen die ſchönen Wiſſenſchaften heraus; die bald darauf zu Roſtock in Rollii memorias Philoſophorum, Oratorum &c. eingerücket ward. Er war willens nach Wittenberg zu gehen, und Schurzfleiſchen zu hören: allein die Schweden, die damals Sachſen inne hatten, ſchreckten ihn davon ab. Er war kaum in Halle angekommen, als der betagte Cellarius, der ihn bey der neuen Ausgabe des faberiſchen Sprachſcha-

ßes brauchen wollte, ſtarb. Er gab über dieſen Todesfall eine lat. Epiſtel an Profeſſ. Struven in Jena heraus; und entſchuldigt ſich hier, warum er nicht ausführlich ſein Leben beſchrieben. Hier kommen verſchiedene kleine Anecdoten vor, z. E. daß es dem guten Cellarius ſauer geworden, alle Jahre öffentliche Lobreden auf ſeinen König, und Kronprinzen zu halten; daß ſeine zeiziſchen Schulprogramata dem Verleger auf dem Halſe geblieben, und ihres ſchönen Lateins ungeachtet, demſelben zu vielen Klagen Anlaß gegeben, u. ſ. w.

Kaum war er bey dem daſelbſt ſtudirenden Prinzen, Friedrich Auguſt, des damaligen poſt. Adminiſtrators des Naumburg zeiziſchen Stifts, Herzog Moritz Wilhelms Erbprinzen, als Lehrer der lateiniſchen Sprache angenommen worden, (welcher Prinz aber im 1710 Jahre, als ein Kind ſtarb) als der braunſchw. Hof- und Conſiſtorialrath von Hattorf an ihn ſchrieb, und ihm im Namen des Herzogs den Antrag that, auf fürſtl. Koſten nach Holland zu gehen, um ſich in den Wiſſenſchaften vollkommner zu machen. Dieſes Anerbiethen nahm nun Herr Burkhardt mit Freuden an, ob ihm gleich in Halle viel vortheilhafte Vorſchläge geſchahen, in der Abſicht, ihn da zu behalten. Im 1707 Jahre hatte der Herr Verfaſſer noch Gelegenheit, zu Altranſtadt im ſchwediſchen Lager, Carl den XII. ſpeiſen zu ſehen; dem ein Herzog von Sachſen-Eiſenach, Joh. Wilhelm, und der Herzog von Wirtenberg, Maxim. Emanuel, nebſt vielen Feldoberſten zur Seite ſaßen; Graf Piper aber ſtehend aufwartete.

Im

Im II. Cap. beſchreibt der Herr Verfaſſer ſeine holländiſche Reiſe, wobey wir uns ſo weitläuftig nicht aufhalten können. Man wird es aber nicht bereuen, alles was der Herr Hofrath davon beybringt, geleſen zu haben; ſo angenehm ſind theils die Sachen, theils die Art, wie er alles erzählet. Es kommen überall viel gelehrte Anekdoten, oder merkwürdige Beſchreibungen gelehrter Männer, und ihrer Vorleſungen vor: z. E. vom Perizonius, der ſehr rühmlich; vom Gronovius, der allemal ſehr verächtlich vom Cellarius geſprochen, und doch ſelbſt vom Grävius für einen unverſtändlichen und dunkeln Scribenten erkläret worden; andre critiſche Schwachheiten und Grobheiten voritzo zu geſchweigen. Auch Crenius iſt hier nicht vergeſſen. Poiret, Clericus, Küſter, Hemſterhuys, Vitriarius, Burmann (der ſchon demals auf die Deutſchen ſchimpfte) Reland, Pitiſcus, Meibom, u. a. m. kommen hier auch, mit vielen beſondern Nachrichten vor. Unter andern rühmt er Perizonium, daß er für ſeinen treuen Unterricht, keine Vergeltung von ihm annehmen wollen; außer dieſe: daß er es einmal in Deutſchland geſtehen ſollte, wie er ein vieles von ihm gelernet. Dieſes thut nun Herr Hofrath Burkhard allhier, 32 Jahre nach deſſen Tode: ein würdiger Schüler eines ſo großen und uneigennützigen Lehrers! Was konnte wohl von beyden Theilen ſchöner ſeyn? Ueberall kommen Stücke aus den Briefen der berühmteſten Gelehrten vor.

Nachdem er Holland verlaſſen hatte, gieng er nach Francker und Gröningen; und als er die Gelehrten

ten daſelbſt geſprochen hatte, durch Oſtfriesland und Oldenburg nach Bremen und Hamburg; überall aber beſuchte er die gelehrteſten Männer. Von hier kam er über Zell, nach Hannover, und blieb daſelbſt in dem Hauſe des Hrn. von Hattorf von 1709 bis 1713, wo er ſeine älteſten Söhne unterrichtete. Er ſollte an das göttingiſche Gymnaſium befördert werden: allein er hatte keine Luſt dazu, ja ihm graute recht davor. Er lernte aber bey dieſem langen Aufenthalte in Hannover, nicht allein den Abt Molanus und ſeine Bibliothek; der ſelbiger von außen die Ueberſchrift: *Fructus Coelibatus*, gegeben hatte; ſondern auch den Hrn. von Leibnitz kennen. Er gab auch in dieſer Zeit ſein Werk de Linguae Latinae in Germania Fatis heraus, welches er dem Hrn. von Hattorf, als einem ſehr gelehrten Herrn zueignete.

Darauf gieng er in ſeine Vaterſtadt zurück, beſah aber auf der Rückreiſe Altdorf, Nürnberg, Jena und Leipzig. Hier machte er ſich mit dem berühmteſten Gelehrten, Rinken, Gottfr. Thomaſen, Buddeen, u. a. m. bekannt; in Leipzig aber hat er hauptſächlich die Buchläden beſucht.

Wir müſſen kürzer verfahren, um zu merkwürdigern Schickſalen des Herrn Verf. zu kommen. Im 1714ten Jahre ward er zu Hildburghauſen ans Gymnaſium befördert, und trat ſein Amt, durch eine Rede: de Linguae Latinae a Mojoribus diligenter excultae et adamatae, hodie ex adverſo neglectae cauſſis. Sie ward auf ſechs Bogen gedruckt. Dieſe Rede iſt uns deswegen merkwürdig, weil ſie lange zuvor die Verachtung der lateiniſchen Sprache an-

die andern Scribenten von dieſer Gattung nicht zu Geſichte gekommen ſeyn ſollten. In der Griechiſchen Sprache fehlet es ebenfalls nicht an Schriften, darinne von dieſer Sache gehandelt wird. Des Ammonii Arbeit haben wir noch in Händen. Und obwohl einige nicht wenig daran auszuſetzen gefunden, ſo haben ſie doch der Sache ſelbſt ihren Nutzen nicht gänzlich abgeſprochen; wie denn auch die Scholiaſten oder diejenigen, welche über die alten Griechen Erklärungen geſchrieben haben, hierinne nicht nachläßig geweſen ſind. Was die hebräiſche Sprache betrifft, ſo ſcheinet dieſe Arbeit nicht ſo nöthig zu ſeyn. Die Schriften in dieſer Sprache ſind nicht häufig, ſondern was noch gutes zu finden iſt, wird lediglich in den Büchern des alten Teſtaments eingeſchloſſen behalten. Doch hat man auch hiebey einigen Fleiß ſehen laſſen, der deswegen nicht zu mißbilligen iſt, weil in dieſer Sprache, ob ſie ſchon nicht allzu reich von Wörtern iſt, dem ungeachtet nicht ſelten etliche Wörter gebraucht werden, die der Bedeutung nach ſorgfältig zu unterſcheiden ſind, wenn man die Bücher der heiligen Schrift wohl verſtehen will. So nützlich uns demnach dieſe Arbeit in Anſehung der angeführten Mundarten iſt, die wir noch täglich brauchen, ſo wenig wird ſie uns bey der Sprache undienlich ſeyn, die uns von andern Völkern unterſcheidet, und in welcher wir unſere Gedanken entdecken müſſen. Ich hoffe dieſes deutlich zu zeigen, wenn ich zuvor von der Sache ſelbſt werde geredet und gewieſen haben, wie man meines Erachtens bey der Unterſuchung verfahren müſſe.

Die Arten des Unterſcheides, in welchem gewiſſe

Wörter

angemerket und beſtrafet hat, ehe noch die Leipziger, und alle andre deutſche Geſellſchaften ſich hervorzuthun angefangen, oder geſtiftet geweſen. Man kann alſo wenigſtens nicht ſagen, daß dieſe an der Verachtung der lat. Sprache Schuld hätten; da ſie ſchon zehn, ja funfzehn Jahre vorher bedauert und beklaget worden. Der Herr Verfaſſer giebt auch deutlich zu verſtehen, daß die unmäßige Liebe und Hochachtung des Franzöſiſchen, der lateiniſchen Sprache das Garaus drohe: worinn wir ihm allerdings beypflichten. Dieſe aber wird dadurch noch mehr unterhalten und verſtärket, daß man ſchon auf Schulen und Gymnaſien, an ſehr vielen Orten franzöſiſche Sprachmeiſter beſoldet, welche der Jugend beyzeiten einen Haß gegen das Latein, und die Einbildung einflößen: das Franzöſiſche könne heute zu Tage allein einem Menſchen bey Hofe forthelfen, und zu einer ſattſamen Gelehrſamkeit verhelfen; andrer ſolcher Vorurtheile zu geſchweigen.

Dieſem Amte ſtund der Herr Hofrath bis 1727 vor, und gab in währender Zeit verſchiedenes heraus. In 1717ten Jahre hielt derſelbe am evangeliſchen Jubelfeſte eine Rede: de Germania, ducentis amplius annis, per meliorum Litterarum ſtudia reſipiſcente, und lud dazu durch ein Progr. ein: de meliorum Litterarum ſplendore, qui velut lucidiſſimus Phoſphorus, cornſcum Evangelii ſolem, duobus amplius abhinc Saeculis antegreſſus eſt. Er erneuerte damals auch das Andenken Ulrichs von Hutten, dieſes gelehrten Edelmanns, der um die Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften ſich ſo verdient

dient gemacht, und gab sein Leben in dreyen Theilen heraus; wobey hier viel schöne Anmerkungen vorkommen. In diesem Jahre that der Herr Verfasser seiner Gesundheit wegen, eine Reise nach Ober- und Niedersachsen, und sprach viel gelehrte Männer in Helmstädt, Magdeburg und Leipzig; wo er der Akademischen und Rathsbibliothek mit besondern Ruhme gedenket. Er sah auch Halle, Jena und Gotha, an welchem letztern Orte er, sowohl als auf unsrer pauliner Bibliothek, verschiedene huttensche Schriften antraf. Wir haben lange gewünschet, daß uns einmal eine vollständige Sammlung aller Ueberbleibsel dieses berühmten Mannes geliefert werden möchte: und wer würde dieses wohl besser haben thun können, als eben unser Herr Hofrath? Zumal da er bezeigt, daß er nach der Zeit noch viele Nachrichten von ihm gesammlet, die einen vierten Theil seines Lebens abgeben könnten.

Eben so erneuerte der Herr Verfasser 1719 des berühmten Hermanns Busch Andenken, durch die neue Ausgabe seines Valli Humanitatis, mit verschiedenen Zusätzen; hatte auch im Sinne Reuchlins, Agricolä und Tritheims Briefe zu sammeln, daran er aber gehindert worden. Im 1721 Jahre gab er den andern Theil von den Schicksalen der lat. Sprache in Deutschland heraus, mit einem Register zu beyden Theilen. Im 1722sten ward er, an des Abts Böhmers Stelle nach Helmstädt zum Lehrer der Beredsamkeit gerufen. Allein sein Hof vermehrte ihm seinen Sold, und er ließ sich bewegen in Hildburghausen zu bleiben. Im 1724sten

starb

ſtarb ſein Landesherr; da er dann zu der Lobrede auf denſelben einladen mußte. Der Erbprinz war nicht lange vorher in Rom geſtorben, und dieſes prophezeihte dem Gymnaſio nichts gutes: wie auch der Erfolg bald gelehrt hat.

Das 1726ſte Jahr, machte dem hildburgiſchen Gymnaſio ein Ende. Hier wird aus den Geſpräche im Reiche der Todten eine Stelle angeführet, zu zeigen, was Auswartige von dieſer Aufhebung geurtheilet. Es kommen auch Stücke aus verſchiedenen Briefen vor, die in deutſcher Sprache davon ihre Gedanken erkläret. Kurz darauf, ward Herr Prof. Burkhard im Namen eines fürſtl. Hofes befraget: ob er Director eines andern Gymnaſii werden wollte? Allein es ward ihm gerathen, ſich nicht zu übereilen, weil man in Niederſachſen an ihn dächte. Hier kömmt eine Digreſſion, von dem lateiniſchen Briefwechſel mit großen Herren und Miniſtern vor, der vormals den Gelehrten erlaubt geweſen; heute zu Tage aber für eine Schulfüchſerey gehalten wird. Der Herr Verfaſſer ertheilt uns hier auch ein Verzeichniß ſeiner Correſpondenten, und bezeuget, daß er deren Briefe von ſeinen akademiſchen Jahren an, mit beſonderm Vergnügen aufgehoben, und in Ordnung gebracht. Wir wollen das Verzeichniß ſeiner gelehrten Correſpondenten mittheilen. Sie heißen: Acker, Baier, Buddeus, Cellarius, Cnauth, Cyprian, Englert, Eyring, Freyer, Gesner, Gleichmann, Hagendorn, von der Hardt, Heineccius, Henniges, Herrmann, Heumann, Hübner, Janus, Johannis, Körnlein, Krauſe,

Krauſe, Kromayer, Leibnitz, Leonhard, Leukfeld, Liebknecht, Meuſchen, Müller, Regelein, Olearius Pezold, Reinhard, Rühlmann, Schade, Schlegel, Sigler, Schlevogt, Spener, Gottfr. Thomaſius, Verpoorten, Weber, Wendler, Zeltner. Wir vereinigen unſern Wunſch, mit dem Wunſche vieler Gelehrten, dieſen gelehrten Briefwechſel einmal ans Licht treten zu ſehen.

Bey Gelegenheit ſeiner Heirath, erwähnt der Herr Hofrath auch, daß er ſeinen einzigen Sohn hier in Leipzig auf der hohen Schule verlohren, rücket auch das ihm in der Paulinerkirche aufgerichtete Grabmaal ein; ſo wie es in der großen Halle zu leſen iſt.

Im XXVIſten Jahre dieſes Jahrhunderts iſt alſo der Herr Verfaſſer von Hildburghauſen weg, und als Herzogl. Braunſchw. Rath, mit der Anwartſchaft zum Bibliothekariate, nach Wolfenbüttel, berufen worden. Er fand ſeine zweene Brüder ſchon daſelbſt in Dienſten, wie auch andre Sulzbacher mehr. Er gab anfänglich verſchiedenen jungen von Adel in ſeinem Hauſe Privatſtunden: darunter auch ein paar junge Herren von Münchhauſen waren, Söhne des damaligen Miniſters in Wolfenb. Er gab aber in 17 Jahren daſelbſt nichts heraus; ſo daß auch viele zweifelten, ob er noch am Leben wäre. Er ſtudirte aber in der Stille auf der herzoglichen Bibliothek, deren wirkliche Aufſicht ihm erſt zehn Jahre nach ſeiner Ankunft daſelbſt, anvertrauet worden. Er diente aber doch auswärtigen Gelehrten, die ſich ſeinen Beyſtand aus derſelben ſchriftlich ausbathen.

Hier

Hier folgt noch ein Verzeichniß neuerer Correſpondenten, die er ſeit dieſer Zeit in Wolfenb. bekommen. Sie ſind: Baudis, Beyſchlag, Börner, Born, Bünemann, Conrad, von Einem, Fabricius, Frobes, Greve, Grupen, Häberlein, Harenberg, Hauber, Henniges, Hofmann, Kahler, Kipping, Küſter, Liebe, Mosheim, Olearius, Raidel, Reichard, Reinhard, Reuſch, Röder, Schelhorn, Schulze, Schmink, Schröer, Schwarz, von Seelen, Treſenreuter, Treuer, Walch, Walther, und Wolf.

Im 1737ſten Jahre bekam er alſo erſt die Bibliothek unter ſeine Aufſicht, und die Würde eines herzogl. Hofraths. Von der Hiſtorie derſelben, die der Herr Hofrath in dreyen Theilen ans Licht geſtellet, haben wir ſchon vor einiger Zeit Nachricht gegeben. Itzo wollen wir alſo von ſeiner Bibliothek noch etwas erinnern, deren Verzeichniß er liefert. Er hatte ſchon längſt auf ſeinen Reiſen manches ſeltne Stück dazu geſammlet, und zu Hildburghauſen ſie zu vermehren geſuchet. Aus Nürnberg und Leipzig bekam er die meiſten, theils aus Buchläden, theils aus Auctionen: von welchen letztern er bedauert, daß ſie noch zur Zeit im ganzen Frankenlande und Schwaben nicht haben eingeführet werden können. Er bemerket hier beyläufig, woher eine ſo ungeheure Menge kleiner Schriften, als Diſſertationen, Programmata, u. d. gl. kommen; nämlich von der Menge deutſcher Univerſitäten, wo junge Leute dadurch die Proben ihrer Gelehrſamkeit ablegen müſſen. Sehr viele von dieſen hat der Herr Verfaſſer, bey Gelegenheit der von ihm herausgege-

benen Schriften ſammlen müſſen, weswegen er ſich entſchuldi .t.

Gleichfalls entſchuldigt er ſich, daß man die großen koſtbaren Ausgaben der claſſiſchen Schriftſteller in ſeinem Verzeichniſſe nicht antreffen wird. Sie ſind ihm zu theuer geweſen; und über dem glaubt er, daß man im Anfange des XVI Jahrhunderts aus den kleinen Ausgaben, ohne alle Noten, mehr Latein und Sachen gelernet, als aus den ungeheuern Fudern von Noten, womit die Holländer die Bücher der Alten erſticken u. ſ. w.

Die Claſſen, in welche er ſeine Bibliothek getheilet hat, ſind folgende. Pars I. enthält 1) Opera Philoſophorum et Philologorum; 2) Grammaticos; 3) Lexicographos, 4) Criticos: 5) Rhetores 6) Oratores, 7) Epiſtolographos, 8) Poetas. Pars II. *Hiſtoriae Litter. ſect. pr.* 1) Eruditionis Conſtitutio et Viciſſ. 2) Didaſcalica, 3) Scholaſtica, 4) Academica, 5) Scholarum, 6) Gymnaſiorum, 7) Academiarum, 8) Societatum Litterariarum Hiſtoria. *ſect. poſter.* 1) De Eruditis in gen. et ſpec. 2) Res libraria. 3) Bibliothecae, 4) Catalogi, 5) Typographiae, 6) Miſcellanea, 7) Ephemerides. Pars III. begreift alle Arten der Hiſtorie in ſich, und was dazu gehört. Pars IV. die Philoſophie nach allen ihren Theilen, ingleichen die Theologie nebſt der Kirchengeſchichte; deren viele Abtheilungen zu erzählen, uns itzo zu weitläuftig fallen will.

V. Hoch-

* *

V.

Hochverdientes Ehren- und Liebes-denkmaal, dem weiland durchl. Fürſten und Herrn, Hrn. Johann Adolphen, Herzoge zu Sachſen-Querfurt und Weißenfels ꝛc. ꝛc. aufgerichtet von der hinterl. hochfürſtl. Fr. Wittwe, Frn. Friederiken, geb. Herz. zu Sachſen Gotha und Altenburg. Gotha bey Reyhern in Fol.

Der nie genug zu bedaurende Verluſt des letzten evangeliſchen Zweiges, von der durchl. albertiniſchen Linie des churſächſiſchen Stammes, des vortrefflichen **Johann Adolphs**, iſt lange genug in der Stille bey uns bedauret worden. Endlich hat man auch das öffentliche Ehrenmaal deſſelben, mit aller möglichen Sorgfalt veranſtalten laſſen. Wir halten es für unſre Schuldigkeit, unſern Leſern einige Nachricht davon zu geben: da ſonder Zweifel das ganze evangeliſche Deutſchland, an dem unvermutheten Tode eines ſo theuren Hauptes, großen Antheil genommen hat. Fürſten von ſolcher Art werden gar zu ſelten gebohren, als daß man ihren Tod ſo gleichgültig anſehen ſollte: und ihr Verluſt zieht gar zu große Folgen nach ſich, als daß man ihn ſo bald vergeſſen könnte.

Man hat Urſache gehabt, in der Vorrede zu ſagen: daß die Tugend auch im Tode nicht ſtirbt: ja man könnte beynahe ſagen, daß ſie alsdann erſt recht zu leben anfängt; wenn ſo viele ihr entgegen geſetzte Leidenſchaften, die ſie mehr zu verdunkeln, als zu

erheben ſuchen, durch ihr Grab, als durch ein Sühnopfer erſt beſänftiget und geſtillet worden. Dieß iſt das alte Schickſal aller Helden geweſen; wie Horaz, in ſeinem Schreiben an den Kaiſer Auguſt, erwähnet:

Romulus et Liber Pater, et cum Caſtore Pollux,
Poſt ingentia facta, Deorum in templa recepti,
Dum terras hominumque colunt genus, aſpera bella
Componunt, agros aſſignant, oppida condunt,
Ploravere ſuis non reſpondere favorem
Speratum meritis. Diram qui contudit hydram,
Notaque fatali portenta labore ſubegit,
Comperit, *invidiam extreme ſine domari.*
Urit enim fulgore ſuo, qui praegravat artes
Infra ſe poſitas. *Exſtinctus amabitur idem.*

Es iſt alſo gar kein Wunder, daß ein Herr, der in ſeinem Leben ſchon von allen, die ihn näher zu kennen das Glück gehabt, geliebet, und von allen ſächſiſchen Provinzen, als ein Vater verehret worden, auch nach dem Abſchiede aus der Welt unvergeſſen bleibt. Er war allerdings, wie man ihn in dieſer Vorrede ferner nennet, eine **Zierde der deutſchen Fürſten, die Freude ſeiner Unterthanen und Lande, ja das Auge der evangeliſchen Kirche.** Seine großen Verdienſte ſind auch von dem huldreichen **Friedrich Auguſt**, Könige in Pohlen und Churfürſten zu Sachſen, mit beſondrer Achtung angeſehen, und belohnet worden. Dieſelben haben auch zum ſtandesmäßigen Begräbniſſe, Dero geliebteſten Herrn Vätters und General Feldmarſchalls, alle mögliche Anſtalten zu machen befohlen; doch die fernere Aufbehaltung des Gedächtniſſes dieſes theuren Helden, der hochfürſtlichen Frau Wittwe

billig

billig anheim geſtellet. Dieſe haben alſo zu Beſorgung des gegenwärtigen Denkmaals ſelbſt die Verfügung gethan, und alle hier erſcheinende Stücke, an Kupfern, Reden und Gedichten, zu ſammlen und ans Licht zu ſtellen, befohlen. Wir wollen von allen nach der Ordnung einige Nachricht geben.

Das erſte Stück iſt hier die Beſchreibung, wie die hochfürſtliche Leiche Herzogs Johann Adolphs von Leipzig, wo dieſelben den 16 May 1746 früh um 8 Uhr erblichen, nach Weißenfels abgeführet; und wie alles übrige dabey veranſtaltet worden. Wir können uns dabey nicht aufhalten, und merken nur an, daß allhier auch ein ſchöner Kupferſtich vorkömmt, worauf der hochfürſtliche Sarg, zwiſchen großen Wachsfackeln und Lampen, mitten unter verſchiedenen Bildſeulen, und Verzierungen, von Fürſtenhüten, Helmen, Ritterorden u. a. m. in der Kloſterkirche zu Weißenfels aufgeſtellet worden. Zu den Häupten iſt das Gemählde des höchſtſeligen Herzogs in Lebensgröße, und zwar in der Ordenstracht der Ritter des blauen Hoſenbandes zu ſehen. Von da iſt dieſelbe hohe Leiche, den 14 Junius, als am Tage des feyerlichen Leichenbegängniſſes, durch die vornehmſten Gaſſen der Stadt, nach dem Schloſſe Neuauguſtusburg, in einem ſehr zahlreichen Gefolge, und in Gegenwart unzählicher Einheimiſcher und fremden Zuſchauer gebracht worden. Man ſieht hier auch den großen zinnernen Sarg beſonders in Kupfer geſtochen, in welchen der innere hölzerne mit Sammt beſchlagene in der hochfürſtlichen Gruft beygeſetzet worden.

Als die hochfürſtl. Leiche auf dem Leichenwagen geführet ward, wurden die 6 ſchwarzbehangenen Pferde deſſelben, von 6 Leutnants geführet. Sechs Hauptleute trugen den ſchwarzſammtenen Himmel über dem Sarge, denen ſechs Bürger in Trauermänteln beyſtunden. Die ſchwarzen Taffentquelen des Himmels hielten vier Cavalliers in Vieſieren; die Zirſel des Leichentuchs trugen gleichfalls vier vornehme Edelleute; nämlich zween Kreisdirectors, ein Hofjägermeiſter, und ein Oberſtleutnant. Neben dem Sarge giengen noch ſechs von Adel, darunter ein Hofrath, drey Kammerjunker, ein Conſiſtorialrath, und ein Hauptmann waren. Zwölf Leutnants trugen zu beyden Seiten die langen Wachskerzen; und außer ihnen umſchloſſen den Wagen 16 Unterofficier mit ihren Kurzgewehren. Gleich hinter dem Leichenwagen, trat auf dem Schloßhofe in die Proceſſion, die verwittwete **Frau Herzoginn**, die von Sr Durchl. Prinz Chriſtian Wilhelm, und Prinz Joh. Adolphen von Sachſengotha, als ihren Herren Brüdern, an beyden Seiten geführet wurde; deren ſämtliche Schleppen von einem Kammerjunker und zween Edelleuten getragen wurden: auf beyden Seiten aber giengen vier Unterofficier mit ihrem Kurzgewehre ꝛc.

Die Ordnung des Gottesdienſtes übergehen wir mit Stillſchweigen; und merken nur, daß das eilfte Stück in der Ordnung die Leichenpredigt, das 12 der Lebenslauf, und das 2[illegible]ſte die Parentation geweſen; nach welcher bey Einſenkung des fürſtl. Sarges die Stücke, nebſt [illegible]em kleinen Gewehre der Reiterey und des Fußvolkes, zu dreyenmalen abgefeuert werden.

Hier-

Wörter in der deutſchen Sprache ſtehen, ſind nicht einerley. Zuweilen iſt ein Unterſcheid bloß in den Wörtern, die gegen einander gehalten werden, anzutreffen. Zuweilen aber äuſſert er ſich in der Zuſammenſetzung oder in ganzen Redensarten. Den Unterſcheid in Anſehung der Zuſammenſetzung kan man auch nicht auf einerley Weiſe erkennen. Man muß bey einigen aus dem Caſu oder Falle, den ſie ordentlich bey ſich haben, die verſchiedene Bedeutung nehmen. Z. E. So hat das Hauptwort **nachſetzen** in der Zuſammenfügung eine gedoppelte und unterſchiedene Bedeutung. **Einem** nachſetzen heißt ſo viel als einen einhohlen wollen. Hingegen **einen** nachſetzen, deutet auf die Ordnung, in welcher eine Perſon oder Sache geſtellet wird. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit dem Worte: **nachſtellen.** Wenn man ſpricht: **einem** nachſtellen, ſo will man ſagen: man ſuche einen heimlich zu fangen. Aber **einen** nachſtellen hat die Bedeutung, welche das Wort **nachſetzen** in eben dieſem Falle zu haben pflegt.

Zuweilen entdeckt ſo gar der Ton den Unterſcheid der Bedeutungen, die der Gebrauch gewiſſen Wörtern beygeleget hat. Z. E. Wenn man **überſetzen** ſagt, ſo iſt es eben ſo viel als über einen Fluß u. ſ. w. gehen. Lautet es aber **überſetzen**, ſo bedeutet es ſo viel als etwas aus einer Sprache in die andere bringen.

Noch andere haben verſchiedene Bedeutungen nach den unterſchiedlichen Stellen, die ſie bey einem Satze erhalten. So giebt es Beywörter, die als einzelne Wörter verſchiedene Bedeutungen haben.

Hierbey iſt nun das völlige Trauer u. Ehrengerüſte, ſo wie es in der hochfürſtl. Schloßcapelle mit beſonderer Pracht aufgerichtet geweſen, von unſers berühmten Bernigeroths Grabſtichel, ſauber in Kupfer geſtochen: ſo wie es der herzogl. Landbaumeiſter Schütze erfunden, angeordnet, und abgezeichnet hatte. Die Erklärung deſſelben folget darauf, und war deſto nöthiger, je reichlicher ſolches mit Zierrathen und Sinnbildern angefüllet geweſen; wobey wir uns aber nicht aufhalten können.

Nun folget des damaligen hochfl. Oberhofpredigers, und itzigen Generalſuperintendenten des altenburgiſchen Fürſtenthums, Hrn. D. **Stemlers** Leichenpredigt. So wenig wir ſonſt in dieſem Büchersaale gewohnt ſind Predigten anzuführen: ſo würdig wäre es, dieſes treffliche Stück aus der geiſtl. Beredſamkeit. Wo der Hr. Verfaſſer nur in etwas ſeinen Verſtand und ſein Herz reden läßt, da nähert er ſich einem Fleſchier, oder Boſſuet: und in dieſer Abſicht hätten wir wünſchen wollen, daß er in dieſer ſeiner Predigt den Text, wie jene gethan, ein wenig mehr beyſeite geſetzt, und uns eine ausführliche Lobrede ſeines Herzogs geliefert hätte. Von ihm allein hätten wir bey dieſer Leiche ein Stück erhalten können, das Deutſchland eine Ehre gemacht, und dem Vorwurfe abgeholfen hätte, den uns einige machen; als ob es unter uns zwar nicht an großen Helden und lobwürdigen Perſonen, aber an großen Lobrednern fehle. Wir würden den Beweis, von des Herrn D. Fähigkeit dazu, aus verſchiedenen vortrefflichen Stellen dieſer Predigt hier anführen, wenn wir uns da-

durch den Platz, zu dem Leben des durchl. Herzogs benehmen könnten. Doch wollen wir nur den Anfang des Einganges zu einer kleinen Probe dienen lassen, wie edel, wie männlich, und bündig, unser Trauerredner denken, und wie nachdrücklich, richtig und ungezwungen er sich ausdrücken kann. Es hebt sich an:

Theureste Freunde!

Wollen wir dasjenige, wes an den Göttern der Erden groß ist, beurtheilen: so treffen wir selten den rechten Zweck. Der Glanz, welcher allemal die irdische Hoheit umgiebt, die kostbaren Paläste, das prächtige Gefolg einer Menge von Leuten, die alle voll von Ergebenheit und Demuth sind; glücklich geführte Kriege, überwundene Feinde, eroberte Städte, herrliche Zeichen des Sieges, und andre dergleichen Dinge, können so schwache Gemüther, als die unsrigen sind, leicht blenden, daß sie darinnen die wahre Größe der Fürsten suchen.

O wie weit sind aber auch in diesem Stücke, die Gedanken Gottes von den Gedanken der Menschen unterschieden! Alle diese äußere Vorzüge gelten nichts vor dem Herrn, dessen reines Auge in das Innere siehet. Ist das Herz des Regenten durch eine höhere Kraft der Gnade nicht geheiliget, und wird die wahre Gottseligkeit mit demjenigen, was die Welt für groß hält, nicht verknüpfet, so verliert alle Herrlichkeit, und der Ruhm der größesten Thaten den wahren Werth. Was fehlete dem Eliab an Verstand und Witz, an Größe, Ansehen und Geschicklichkeit, an Muth und Stärke? Der Prophet des Herrn hielt ihn ja selbst unter allen Söhnen des Isai, für den tüchtigsten zum

Königs-

Königreiche. Nach dem Urtheile Gottes aber, war er deſſen am wenigſten werth: weil ſein Herz nicht rechtſchaffen war ꝛc.

Eben ſo gründlich und gelaſſen er hier angefangen, eben ſo rührend und beweglich redet er gegen das Ende. Allein, man muß ſolche Stellen in dem Zuſammenhange leſen, wenn man ſie recht empfinden und beurtheilen will.

Wir eilen alſo zu dem Leben des durchl. **Johann Adolphs**, ſo viel ſich davon wird ins Kurze ziehen laſſen. Es iſt hier in einer Schreibart, die dem Geſchmacke der itzigen Zeiten nicht unanſtändig iſt, ob wohl von einer unbekannten Feder entworfen worden.

Der höchſtſel. Herzog, war ein Sohn Herrn **Joh. Adolphs**, Herzogs zu Sachſen, und Fr. **Johannen** Magdalenen, gleichfalls geb. Herzoginn zu Sachſen. Der erſte Anherr oder Großvater war Herzog Auguſtus, poſtulirter Adminiſtrator des Primat- und Erzſtifts Magdeburg, Herz. zu Sachſen; die Fr. Großmutter aber Fr. Anna Maria, Herzogs Adolph Friederichs zu Meklenburg, Tochter. Der 2te Anherr, war Herr Joh. Georg der I. Churf. zu Sachſen, und die Aeltermutter Fr. Magdalena Sybilla, Hrn. Albrecht Friedrichs, Marggr. zu Brandenb. und Herz. in Preußen Tochter ꝛc. ꝛc. Wir übergehen die übrigen Ahnen, ſonderlich von mütterlicher Seiten, durch welche der durchl. Herzog mit dem königl. Däniſchen, Churpfälziſchen, Cleviſchen, Meklenburgiſchen, Bayeriſchen, Oeſterreichiſchen und Braunſchweigiſchen Häuſern in Verbindung geſtanden.

Er war der ſiebente und letzte Prinz ſeines Hrn. Vaters, als er den 4 Sept. 1685 gebohren ward: und

daher verlohr er auch denſelben ſehr zeitig, den 24 May des 1697ſten Jahres, als ein faſt zwölfjähriger Prinz. Der ältere Hr. Bruder Joh. Georg, als Nachfolger des Hrn. Vaters, vertrat alſo Vaterſtelle bey ihm; und ließ ihn aufs beſte erziehen und unterrichten, auch auf Reiſen fremde Länder beſehen. Dieſes geſchah 1699 im Dec., in Begleitung eines Kammerjunkers von Werther, und des nachmaligen geheimten Raths Menius. Im Jenner des 1700. Jahres kamen ſie nach Holland, und im Febr. im Haag an; wo ſie an ſo vielen trefflichen Geſandtſchaften einen anſtändigen Umgang fanden. Im Jun. giengen ſie über Dordrecht und Antwerpen nach Brüſſel; allwo ſie den Churf. von Bayern, mit ſeinem ganzen Hofe antrafen, und alles Merkwürdige beſahen. Als König Wilhelm der III. aus England nach Holland kam, gieng auch unſer Prinz Joh. Adolph wieder zurück nach dem Haag, demſelben aufzuwarten. Dieß geſchah den 6 Aug. Nachmals ſetzten ſie ihre Reiſe über Charleroy, Mons, Ath, Gent, Brügge, Oſtende, Nieport, Furnes und Duynkirchen, Ypern, Menin, Courtray, Oudenarde und Tournay nach Ryſſel, und von da durch Artois und Picardie nach Paris fort; wo ſie ſich in allen Leibesübungen, und anſtändigen Künſten und Sprachen vollkommen machten. Ludewig der XIV. ſelbſt, der Dauphin, ſeine Prinzen, und alle Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüte, erwieſen ſich demſelben ſehr gnädig und freundſchaftlich.

Nachdem er ſich ein Jahr daſelbſt aufgehalten hatte, gieng er zurück nach Deutſchland, über Straßburg und Frankfurt am Mayn: und die Ankunft in Weißenfels war am Ende des 1701. Jahres deſto

freu-

freudiger, je ſchmerzlicher die Zeitung von ſeiner in Paris ausgeſtandenen Krankheit, und, obwohl fälſchlich, erſchollenem Tode, geweſen war. Gleich darauf trat dieſer nunmehr zu Kriegsdienſten ſattſam verbereitete Prinz, in des damaligen Heſſen-Caſſelſchen Landgrafen, Carls Dienſte, mit dem Character eines Hauptmannes; verfügte ſich auch zu deſſen am Niederrheine ſtehenden Schaaren; als eben der berühmte Herzog von Marlborough, Venlo wegnahm; und Coehorn durch das holländiſche Geſchütz Stephanswerth und Rürement eroberte. Lüttich ſollte auch geſtürmet werden, und ungeachtet dabey die Ordnung auch unſern Johann Adolph traf: ſo wollten ihn doch die oberſten Befehlshaber, wegen ſeiner Jugend ſchonen, indem er kaum das 17 Jahr erreichet hatte. Allein bey dieſem heldenmüthigen Prinzen ſchlug keine Vorſtellung an; nichts konnte ihn abhalten, dieſem Sturme in Perſon beyzuwohnen. Er ſprang glücklich über die Palliſaden in die Contreſcarpe, hielt ſich nicht nur darinnen tapfer, ſondern drang auch unverletzt in die Citadelle; und half die Beſatzung zu Kriegsgefangenen machen: worauf denn der Gebiethiger des Platzes zur Uebergabe ſchritt.

Dieſer erſten Probe ſeines Heldenmuthes folgte 1703, bey der Eroberung von Bonn, noch manche andre, wo er auch durch eine Flintenkugel am Backen geſtreifet ward. Auch im 1704 Jahre wohnte er, unter Eugens und Marlborough, auch des itzigen Königs in Schweden, als damaligen heſſiſchen Erbprinzen Anführung, dem Feldzuge in Bayern, und der ſo berufenen Schlacht bey Höchſtedt, als Oberſtleutnant, preiswürdigſt bey. Im 1705ten Jahre gieng er mit dem

dem letztern, und ſeinem Heere nach Italien, und fand daſelbſt Gelegenheit, in dem kleinen Treffen bey Caſtiglione, mit der heſſiſchen Reuterey viel Ehre einzulegen; eroberte auch ſelbſt eine franzöſiſche Standarte, die nachmals im weißenfelſiſchen Zeughauſe zum Andenken aufgehoben worden. Als 1706 die Franzoſen von Turin weggeſchlagen waren, und 1707 die ganze Lombardey von ihnen geräumet werden mußte, war unſer Prinz Johann Adolph, auch bey der Unternehmung vor Toulon: und ob dieſe gleich mislung, ſo ward doch auf dem Rückwege Suſa überwältiget; und unſer Held kam alſo als Oberſter eines heſſiſchen Regiments Reiter, aus Wälſchland zurück, nachdem er bey Gelegenheit der Winterquartiere, Rom, und die wichtigſten Städte dieſes Landes ſich bekannt gemacht hatte.

Im 1708 Jahre, half unſer Herzog in den Niederlanden das für unüberwindlich gehaltene Ryſſel, und im kalten Winter 1709 das große Gent, imgleichen Tournay erobern, wohnte auch der berühmten Schlacht bey Malplaquet bey: worauf noch Mons, Douay, Bethüne, Aire und St. Venant, durch ſeinen Beyſtand mit beſieget worden. Und da des hochſel. Königs in Pohlen Maj. damals dieſen niederländiſchen Feldzügen beywohneten, und unſers Prinzen Großmuth und Klugheit kennen lernten: ſo nahmen ſie denſelben 1711, mit Generalmajors Character, unter Dero eigene Kriegsheere mit ſich zurück nach Sachſen.

Hier öffnete ſich nun für dieſen jungen Helden ein neues Feld. Carl der XII. war nach verlohrner Schlacht bey Pultava noch in Bender, und verwarf trotzig alle Friedensvorſchläge. Sein General Craſ-

ſau,

ſau, drohete einen neuen Einbruch in Sachſen: dieſem rückten die ſächſiſchen Völker mit den Ruſſen 1711 bis ins ſchwediſche Pommern, entgegen; beſetzten Anklam, und Greifswald, berennten auch nebſt den Dänen Stralſund. Doch die Jahreszeit war zu ſehr verſtrichen: und unſer Herzog mit ſeinen Dragonern und einem Regimente zu Fuß, bemächtigte ſich der Inſel Uſedom, jagte die Schweden heraus, und eroberte die Penamünderſchanze, nebſt der Schwyneſchanze; erhielt ſich auch darauf bis in den Jul. 1712, da er abgelöſet ward. Von da gieng er wieder vor Stralſund; ja er rettete auch einmal den ruſſiſchen Kaiſer Peter, als er Gefahr lief, von einem ſchwediſchen Ausfalle abgeſchnitten zu werden.

Wir übergehen hier viele kleinere Proben ſeines Wohlverhaltens, und erwähnen nur, daß unſer Prinz Joh. Adolph, auch in der berühmten Schlacht bey Gadebuſch, nebſt dem General Baudis achttauſend ſächſiſche Küraſſeiter und Dragoner tapfer angeführet, auch an einem Schenkel verwundet, aber doch aus der gröſten Gefahr, durch beſondern göttlichen Schutz gerettet worden.

Bald darauf ward Pohlen der Schauplatz ſeiner Thaten. Denn 1713 gieng unſer Prinz mit vier Regimentern nach Cujavien, eine Empörung des Adels daſelbſt zu ſtillen: dadurch ſich denn derſelbe 1714 den weißen Adlerorden zur Belohnung erwarb. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir alles, was in den pohln. Unruhen, 1715, 1716 und 1717, bis zur erfolgten Ausſöhnung der Pohlen, mit ihrem gütigſten Könige vorgefallen, ausführlich erzählen wollten.

ten. Genug, daß derſelbe ſich allenthalben hervergethan, und von ſeinem Konige und Herrn Vatter zum Oberſten Befehlshaber ſeiner königlichen Leibtrabanten ernennet ward.

Im 1718 Jahre führte Prinz Johann Adolph als Generalleutenant, Kaiſer Carln VI. 6000 Mann ſächſiſche Hülfsvölker wider den Türken zu, und als er dieſelben bey Wien demſelben darſtellete, ward er von Sr. Maj. zum kaiſerl. General-Feldmarſchall-Lieutenant ernennet. Der in eben dem Jahre zu Paſſarowitz geſchloſſene Friede aber, benahm ihm die Gelegenheit, ſich mehrere Lorbern zu erwerben. Bald nach der Rückkunft nach Sachſen, und in ſeinem 36. Jahre, vermählte ſich derſelbe 1721 den 8 May mit Herzogs Joh. Wilhelms zu Sachſen-Eiſenach Prinzeßinn Tochter, Johannetten Antoinetten Julianen, nachdem er vorher ſeine Reſidenz zu Dahme genommen hatte. Es ward zwar dieſe Ehe, das folgende Jahr, mit einem jungen Prinzen geſegnet, der aber 1724 wieder in die Ewigkeit gieng: ſo wie auch die Frau Gemahlinn ſelbſt, 1726 demſelben folgte.

Im 1730. Jahre war das prächtige ſächſiſche Lufſtlager an der Elbe bey Mühlberg: wobey unſer durchl. Prinz die ſämmtlichen Fußvölker anzuführen und ſich dabey aller anweſenden Konige und Helden, Beyfall und Bewunderung zu erwerben Gelegenheit hatte. Als im 1733 Jahre mit dem Tode des hochſel. Königs Auguſts, die pohln. Unruhen angiengen: ſo giengen auch unſers trefflichen Joh. Adolphs kriegeriſche Beſchäfftigungen an. Wir wollen nur der Haupthandlung derſelben, mit wenigen erwähnen, da der durchl.

Her-

Herzog mit der ganzen ſächſiſchen Armee, die ruſſiſche Macht bey Danzig verſtärkete, und ſich durch ſeine Großmuth und Leutſeligkeit gar bald der Herzen aller Widriggeſinneten bemächtigte. Er kam alſo 1714 ſiegreich wieder auf ſein Reſidenzſchloß Dahme zurück; und vermählte ſich zum 2tenmale, mit der itzo verwittweten Herzoginn Durchl. einer Sachſengothaiſchen Prinzeſſinn. Auch dieſe Ehe iſt zwar von Gott mit vier jungen Prinzen, und einer Prinzeſſinn geſegnet worden: wovon jedoch die erſtern alle, zu ſchmerzlichem Leidweſen ſeiner nachmaligen Unterthanen, in früher Kindheit Todes verblichen ſind.

Wir übergehen die ferner fortwährenden pohln. Unruhen. Wir ſchweigen hier auch von des durchl. Herzogs daſelbſt erworbenen Lorberkränzen: wir melden nur, daß Dero Herr Bruder, Herzog Chriſtian, 1736 den 26 Sept. die Welt verlaſſen, da alſo unſerm durch viele Erfahrung geprüften Helden die Regierung anheim gefallen. Hier ſah man, daß Se. Durchl. nicht nur im Felde ein Held, ſondern auch im Frieden ein kluger Regent, und ein gütiger Vater ihrer Unterthanen wurden. Es iſt unbeſchreiblich, was ſie ſich bey Hohen und Niedrigen für allgemeine Liebe und Hochachtung erworben. Weißenfels und Querfurt, die ſich nunmehr mit Dahme und Jüterbock vereiniget ſahen, fiengen von neuem an zu blühen; ſonderlich, als auch Barby demſelben, nach erloſchenem letztem Beſitzer, anheim fiel; und man hatte Urſache güldene Zeiten zu hoffen, wenn derſelbe nur noch zehn Jahre länger die Regierung geführet hätte.

Allein die letztern Kriege in Böhmen, und das von Sr. königl. Maj. in Pohlen, auf unsern Helden billigst gesetzte allergnädigste Vertrauen, machten, daß er sich bewegen ließ, die sächsischen Heere in eigener Person, als Generalfeldmarschall anzuführen. Wir können uns nicht überwinden, uns bey diesen Feldzügen länger aufzuhalten: weil sie menschlichem Ansehen nach, den Grund zu dem zeitlichen Hintritte unsers durchl. Herzoges geleget. Es kam derselbe kränklich und entkräftet aus Böhmen zurück: und ungeachtet nichts versäumet ward, auch Se. Durchl. ziemlich gesund auf die Ostermesse 1746 in Leipzig ankamen: so hatte es doch Gott beschlossen, Dieselben allhier, vor den Augen unzählicher Fremden und Einheimischen, im 60sten Jahre ihres Alters von der Welt zu fordern.

Wir brechen mit Wehmuth ab. Hierauf folget die kurze Leichenrede des Herrn geheimen Raths von Burgsdorf, auf seinen erblaßten Herzog. Den Schluß machen hierauf verschiedene wohlgerathene Gedichte, auf eine so allgemein bedauerte Leiche. Es sind selbst im Namen der herzoglichen Frau Wittwe, und zweener durchl. Prinzen von Sachsen Gotha einige dabey. Nach vielen andern, von den hohen Collegien, und der Geistlichkeit in Querfurt und Weißenfels, findet man zuletzt eine Ode des gewesenen Leibarztes Sr. Durchl. Herrn Hofrath Trillers, die gewiß das stärkste ist, was wir von ihm gesehen haben. Vermuthlich hat das Herz selbst an diesem Stücke einen großen Antheil gehabt.

Z. E. Wenn man ſagt: es iſt nicht ſchlechterdings wahr; und: es iſt ſchlechterdings nicht wahr. Dieſes ſpricht einer Rede alle Wahrheit ab. Jenes aber will ſo viel ſagen: es ſey nicht gänzlich wahr, auch nicht gänzlich falſch, oder es ſey nur unter gewiſſen Bedingungen wahr, aber unter andern Umſtänden falſch.

Allein von dieſen Gattungen iſt hier nicht vornehmlich die Rede. Meine Abſicht iſt vielmehr von ſolchen Wörtern zu handeln, welche faſt überein klingen, aber entweder in Anſehung des Grades der Bedeutung oder auf andere Weiſe unterſchieden ſind. Ich werde einige Nenn- und Hauptwörter anführen, welche aber nur als eine kleine Probe oder als ein ſchlechter Verſuch angeſehen werden ſollen. Es iſt mir nicht unbekannt, daß es faſt nöthig geweſen wäre, Stellen aus unſern Scribenten anzuführen, dadurch man den angegebenen Unterſcheid hätte rechtfertigen können. Allein ich habe Urſachen, warum es nicht geſchehen iſt. Einmal fehlet es uns faſt an ſolchen Bücherſchreibern, die ſorgfältig alle Begriffe unterſuchet und nach derſelben ihre Schreibart eingerichtet hätten. Hiernechſt habe ich, damit ich mich der angeführten Arbeit vorietzo entſchütten möchte, nur einige bekannte Wörter angeführet. Bey Unterſuchung der übrigen Wörter dürfte es vielleicht nothwendiger ſeyn, aus guten Scribenten, nach Art derer, ſo in andern Sprachen dieſe Arbeit unternommen haben, den angegebenen Unterſcheid zu beweiſen. Was die Wörter ſelbſt betrifft, ſo ſollen folgende zum Exempel dienen. Z. E.

Neuer Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Des VII. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Christmonat 1748.

Non etenim cunctis placeat vel Jupiter ipſe,
Seu mittens pluviam, ſeu cohibens pluviam.

I.

Novus Linguae et Eruditionis Romanae Theſaurus, poſt Rob. Stephani et aliorum nuper etiam in anglia eruditiſſimorum hominum curas digeſtus, locupletatus, emendatus &c. a Jo. Matthia Gesnero, Eloqu. et Poeſ. P. P. O. et Acad. Bibliothecar. Lipſ. impenſ. Caſp. Fritſchii, Vid. et Bornh. Chriſt. Breitkopfii. 1749. 4 B. in gr. Fol.

Endlich können wir nunmehr der gelehrten Welt, von der Vollendung dieſes trefflichen lateiniſchen Sprachſchatzes, die erwünſchte Nachricht geben. Wer nur einigen Begriff von der Mühſamkeit und Beſchwerlichkeit eines ſolchen Werkes hat, der wird ſichs nicht befremden laſſen, daß es ſich mit der Ausfertigung deſſelben länger verzogen, als der Herr Verfaſſer, und die Verleger ſelbſt anfänglich geglaubet hatten. Doch wird es vermuthlich auch ihn, allen Liebhabern und Käufern, noch zu rechter Zeit kommen: und ſie werden keine Urſache haben, ſich über ein übereiltes und deswegen vernachläßigtes Werk zu beſchweren. Sowohl der Herr Profeſſor Gesner, als die bey der Ausgabe allhier beſchäfftigt geweſenen Arbeiter, haben Zeit genug gehabt, und

allen Fleiß angewandt, alles aufs beste und richtigste zu liefern.

Die Zueignungsschrift des gelehrten Herrn Verfassers ist an Se. Königl. Maj. von Großbrittannien gerichtet, und das Werk denenselben persönlich überreichet worden; als sie vorigen Sommer die Gnade gehabt, die göttingische Universitätsbibliothek selbst in hohen Augenschein zu nehmen. Der Herr Professor nennet denselben gleich auf dem Titelblatte, Pacatorem orbis, den Friedensstifter der Welt.

In der Vorrede bezeiget der berühmte Herr Verfasser, daß er nicht leicht eine Arbeit mit vergnügterm und munterm Sinne angegriffen, als eben diese Vorrede. Es sey ihm zu muthe, wie einem, der nach einer langen Gefangenschaft endlich die Freyheit erlanget; da er nach Vollendung eines so großen Werkes, welches ihm eine zehnjährige Mühe und Geduld gekostet, die letzten Bogen nach Leipzig schicken können. Er will zwar damit den alten Vers nicht billigen, den man von den Verfassern der Wörterbücher gemacht:

. . . omnes
Poenarum facies hic labor unus habet,

ob er gleich dieselbe erst bey dem Faber zweymal, und hernach bey diesem Stephanischen Sprachschatze, zum drittenmale erfahren. Die Gewinnsucht hätte ihn nicht antreiben können, sich eine so kümmerliche Arbeit noch einmal auf den Hals zu laden: da er zumal hierinn weit mehr geleistet, als

er

er in dem Vergleiche darüber, verſprochen hatte. Es iſt ihm keine Laſt geweſen, über jedes lateiniſche Wort gleichſam zu rathſchlagen, die darunter, entweder einzeln, oder in der Verbindung mit andern, liegenden Begriffe zu unterſuchen, ſolche mit Zeugniſſen zu beſtätigen, und zu zeigen, woher ein jedes genommen ſey. Vielmehr hat dieſe Arbeit, wie denn die Ergetzungen der Menſchen mancherley ſind, auch ihre Beluſtigung für ihn bey ſich geführet. Denn wie mannigfaltig iſt nicht die große Anzahl derer Dinge, davon im Lateine geſchrieben worden! Wie verſchieden ſind nicht die Fähigkeiten derjenigen Schriftſteller, die von ſo großen, prächtigen und künſtlichen Werken der Alten gehandelt haben. Ja wie wunderbar iſt nicht endlich die Tugend und Tapferkeit ſelbſt? Das müßte ja ein niederträchtiges Gemüth ſeyn, das zwiſchen einem Tullius und Cäſar; einem Virgil und Horaz, einem Livius und Plinius, einem Tertullian und Arnobius, ſo vieler andern großen Männer zu geſchweigen, misvergnügt ſeyn könnte. Was kann angenehmer ſeyn, als bald dieſen, bald jenen von denſelben anzuſprechen, um Rath zu fragen, und allemal entweder gelehrter, oder doch tugendhafter von ihnen wieder zu kommen? Er geſteht es von ſich ſelbſt aufrichtig, daß ihm niemals ſo wohl ſey; als wann er unter den großen Männern des Alterthums ſitzen, mit dem Plato, (aber mit ihm ſelbſt, nicht mit ſeinen Dollmetſchern, die auch bey dem beſten Vorſatze ungetreu wären,) oder einem ſeiner Schüler umgehen, und dasjenige Vergnügen ge-

nießen könnte, welches Sokrates nach diesem Leb
gehoffet hat; wenn er sich vorstellte, daß er
mit dem Orpheus, Musäus, Homer, und Hes
dus unterreden würde. Dieses Glückes näml
theilhaftig zu werden, dörfe man eben nicht all
erst sterben; ja man könnte des Sokrates Gespräc
in seiner eigenen Studierstube hören, so wie
nämlich Xenophon aufgezeichnet hätte.

Die wahre Ursache seiner Freude, bey d
geendigten Werke sey also diese; weil er nunm
mit diesen todten Freunden desto freyer würde
gehen können: wenn es der Vorsehung gefa
sollte, ihm noch einige Jahre in der Welt zu zeu
Die letzten vier Jahre nämlich, sind ihm bey d
Arbeit, nur darum beschwerlich geworden, wei
genöthiget gewesen zu eilen: wann er anders
Pflichten eines ehrlichen Mannes erfüllen,
nicht, wenn er vielleicht über der Arbeit stü
das bereits verfertigte Stück, den Motten
Würmern zur Speise überlassen wollte. D
mehr wird er desto ungehinderter bey seinen
Freunden bleiben können, und sie nicht oft aus
Händen legen dörfen, wenn er am meisten Lust h
sich länger bey ihnen aufzuhalten; er wird
seinen Briefwechsel und Umgang mit anwese
Gelehrten wiederum freyer fortsetzen können;
sich den Vorwurf der Grobheit und des St
zuzuziehen.

Allein vielleicht verlangen die Leser andre N
richten von ihm. Einige werden etwa eine
theidigung derer, hier zu lesen vermuthen, die

terbücher theils machen, theils vermehren und verbeſſern. Allein das hält der Herr Profeſſor für unnöthig. Er meynt, es gienge den Wörterbüchern, wie dem Frauenzimmer. Wenn man lange genug auf ſie geſchmählet hätte: ſo nähme man doch wieder ſeine Zuflucht zu ihnen, und bediente ſich ihrer Hülfe und Bequemlichkeiten. Die gerechten Klagen gelehrter Männer über die Mängel der Wörterbücher, hätte er ſo viel möglich iſt, zu vermindern geſucht: die Faulen und Unwiſſenden aber, die mit den Alten nichts zu thun haben wollen, eines beſſern belehren zu wollen, das wäre eben ſoviel:

Ut ſi quis aſellum
In campo doceat parentem currere frenis.

Wer alſo ſchlechte Wörterbücher machte, den möchte man kurz und lang heißen: wer aber gute verfertigte, der würde bey billigen Richtern allemal Lob verdienen. Denn welcher Kluge wird demjenigen nicht Dank wiſſen, der ſich viele Jahre lang, Tag und Nacht alles Vergnügens beraubet, und allen Bequemlichkeiten entſaget, um ein Buch zu verfertigen, welches man ſich mit mäßigen Unkoſten anſchaffen, und deſſen man ſich alle Augenblicke, als eines gelehrten Freundes und Rathgebers bedienen kann, des vormaligen mächtigſten Volkes Sprache, Schriften und Sachen, zu verſtehen und zu erklären?

Ein ſolches Werk nun liefert uns der gelehrte Herr Profeſſ. Gesner; wie er ſchon vor zwölf Jahren in ſeiner Anzeigungsſchrift bekannt gemacht.

Wir wollen die Methode, der er ſich in Verfertigung deſſelben bedienet hat, hier kürzlich erzählen: weil wir den Leſern dadurch am beſten einen Begriff davon beybringen können. Zu London iſt 1735. durch den Fleiß verſchiedener gelehrter Männer, des berühmten Robert Stephans Sprachſchatz herausgekommen. Dieſes Werk hat der Herr Profeſſor zum Grunde gelegt, und in deſſen Fächer alles dasjenige eingetragen, was ihm zu deſſen Vollkommenheit nöthig zu ſeyn ſchien. Zuförderſt bediente er ſich dabey der treuen Hülfe Herrn **Georg Matthias**, theils viel andres, theils das hinzuzuſetzen, was Scribonius Largus noch an die Hand geben konnte. Darauf ſtrich derſelbe auf Herrn Gesners Begehren alles dasjenige aus, was das Werk ohne Noth weitläuftig machte. Z. E. Wenn man bey den Wörtern, erſt eine Redensart, ſo dann aber erſt die Stelle eines Alten zum Beweiſe ſetzte; als, diſceptare; *aequo jure diſceptare cum aliquo. Cicero.* Heraclius poſtulat, ut ſibi cum Palaeſtritis aequo jure diſceptare liceat: ſo ward die erſte überflüſſige Phraſis, die ohnedieß in der ciceroniſchen Stelle wieder vorkömmt, ausgeſtrichen. Mann kann leicht denken, was durch dieſes allein, für ein groſſer Raum erſparet worden: ſo daß man beynahe noch einmal ſoviel Anmerkungen dazu ſetzen können, um deren willen man eigentlich ſolche Bücher aufſchlägt.

Nachdem alſo die Materie des Buches gleichſam verbeſſert war, ſo übernahm Herr Gesner ſelbſt eine dreyfache Arbeit, 1) im Wegthun, 2) im Verändern,

ändern, 3) im Hinzuſetzen. Das erſte anlangend, ſo ſtrich er, auch außer dem, was Herr Matthias ſchon durchſtrichen hatte, noch manches weg, was ihm nur zur Verſtellung eines ſolchen Buches zu gereichen ſchien. Er that darinnen das, was die gelehrten Engländer und **Birrius**, zwar zu thun gewünſchet; aber worinn ſie durch ihre Verleger gehindert worden. Sie ſagen in der Vorrede auf der 17 Seite: „ihre Enkel würden die Glückſeligkeit erleben, in einem lateiniſchen Sprachſchatze nichts anders zu ſehen, als was eigentlich hinein gehörete. Das nächſte Jahrhundert würde zweifelsfrey über ein ſo abſcheulich dickes lateiniſches Wörterbuch lachen, indem es faſt zu einem Univerſallexicon geworden wäre.“ Dieſe Glückſeligkeit hat nun Herr Profeſſor Gesner unſern Zeiten verſchaffet. Er hat zwar nicht alle geographiſche und hiſtoriſche Artikel weggelaſſen; ſondern diejenigen behalten, die zur lateiniſchen Sprache, ſonderlich im Leſen der Poeten nöthig ſind. Wer aber die alten Familien und Perſonen der Griechen, Römer und Barbarn wiſſen; wer Länder, Inſeln, Städte, Berge, Flüſſe, kennen lernen, und alle geographiſche Streitigkeiten darüber einſehen will; wer Pflanzen, Thiere und Edelgeſteine, nebſt ihren heutigen Namen wiſſen will, der muß ſie anderwärts ſuchen. Es gab eine Zeit, da die Gelehrſamkeit aus der Finſterniß hervorgezogen ward; und da man noch an ſolchen Büchern einen Mangel hatte. Man mengete alſo damals alles untereinander, in ein Wörterbuch. Endlich fieng man an die Dinge abzuſondern. Wer

kann es also dem Herrn Professor verargen, daß er folgende Artikel: Hasnia, Haga Comitis, Heraldus, Heraldica, Herbipolis, Japonia, Impressor h.e. Typographus, Raphael, Rhasis Medicus Arabs, Rhodiginus, Rosredus, Ruellius, Shemhamphoras, Sina, Varsovia u. d. gl. ausgestrichen hat? Wer ihm das übel nimmt, der muß fordern, daß er das ganze zedlerische Werk, von etlichen funfzig Folianten auch noch hineinbringen solle.

Noch eins ist aus dem stephanischen Sprachschatze weggeblieben; nämlich die wortreichen Erklärungen einiger Wörter, Redensarten und Sprüchwörter, die Erasmus, Budäus und Turnebus gegeben hatten; deren Namen also auch weggefallen sind. Dieses könnte nun einigen als was neidisches vorkommen. Allein Herr Professor Gesner ist der Mann nicht, der andrer Helden in den Wissenschaften Ehre beneiden sollte. Jene große Männer haben auch dieser Kleinigkeiten zu ihren Lorbern nicht nöthig. In ihren unsterblichen Werken stehen alle ihre Anmerkungen ganz: hier aber dorfte man nur den Kern davon lesen.

Ferner sind alle deutsche Verdollmetschungen weggelassen worden. Calepins Wörterbuch hatte man vormals damit versehen; aber Stephanus ließ sie wieder weg, und setzte hin und wieder das Französische dafür *. Ein solches Buch nämlich, als die-

* Uns scheint Stephanus als ein Franzos, der für seine Landesleute sorgete, eben das gethan zu haben, was ein deutscher Gelehrter thut, der hin und wieder die deutschen Wörter hinzusetzt, und sein Buch dadurch brauchbarer macht.

Bedenken muß etwas ein Weiſer; **überdenken**: **nachdenken** muß ein Gelehrter.

Beſorgen das nothwendige ſoll ein kluger und fleißiger Mann; **verſorgen** muß ein Vater.

Auflehnen iſt das Werk eines Rebellen; **aufrichten** kan man (proprie) das, was darnieder lieget; (improprie) **richtet** man einen **auf**, wenn man ihn tröſtet. (*)

Aufbauen kan man ein Haus; **verbauen** kan man es durch ein entgegengeſetztes.

Verdorren müſſen allerley Arten der Dinge: Allein eine Blume **verwelckt**: und Waſſer oder andere Feuchtigkeiten **vertrocknen**.

Aufheben ſoll man, was liegt; **erheben** ſoll man einen, der werth iſt, daß er zu Ehren gebracht werde.

Schreiben heißt etwas vermöge der Feder aufs Papier bringen: **Aufſchreiben** muß man, was man nicht vergeſſen will: **Beſchreiben** muß ein Weltweiſer die Eigenſchafften der Dinge

(*) So wohl auflehnen als aufrichten (im letzten Verſtande) hat eine tropiſche Bedeutung. Allein die Begriffe dieſer Wörter, wenn ſie figürlich gebraucht werden, ſind ſo wohl unterſchieden, als wenn ſie ihre eigentliche Bedeutung bekommen. Lehn davon auflehnen herſtammt, bedeutet zwar, daß z. E. ein Holz oder eine Säule nicht mehr liegt, aber auch nicht gerade ſtehet. Aufrichten aber bedeutet, daß eine Sache gerade ſtehet. Wenn man nachdenkt, ſo wird man finden, daß die Figürl. Bedeutung ſowohl des auflehnens als aufrichtens allerdings Grund habe, und die Ähnlichkeit gar ſchön heraus gebracht werden könne.

dieſes, iſt für die Anfänger nicht gemacht, die ſich ohne ihre Mutterſprache noch nicht helfen können. Es ſoll auch nicht nur für Deutſchland allein ſeyn, ſondern dem beſten Theile Europens allgemein werden. Es würde auch ſehr ſchwer geworden ſeyn, die griechiſchen und lateiniſchen Namen der Pflanzen, Vögel, Fiſche und Mineralien, bey der groſſen Uneinigkeit der Meiſter in dieſen Dingen, recht deutſch zu geben. Doch hat der Herr Verfaſſer einigen zu Liebe ein etymologiſches Regiſter beygefüget, darinn alle lateiniſche Wörter bey ihren Wurzeln ſtehen; ſo daß man ganze Geſchlechter derſelben in ihrer Verwandtſchaft beyſammen finden, und zugleich überſehen kann; welche der Herr Profeſſor Gesner dem Hrn. M. Happach mit vielem Ruhme zuſchreibt. Hier ſind nun auch die deutſchen und franzöſiſchen Dollmetſchungen hinzugeſetzt; wovon wir zuverläßig wiſſen, daß man ſie dem Herrn M. Schwaben allhier zu danken habe.

Nun kömmt die andre Arbeit, nämlich das Verändern und Verbeſſern; welche noch weit wichtiger war, als die erſte. Es iſt nicht zu ſagen, welch eine Menge Fehler ein Wörterbuch bekömmt, wenn es durch ſo viele Hände gegangen iſt. Dieſes muß einen gleichwohl Wunder nehmen, da ein jeder, der ſolches wieder überſieht, ſich rühmet, ſelbiges von unzähligen Fehlern geſaubert zu haben. Der Herr Verfaſſer hat daher oft bey ſich angeſtanden, ob es nicht rathſamer wäre, ganz von neuem ein Wörterbuch zu machen, als ein altes zum Grunde zu legen. Er meynt, es wäre ihm leichter geweſen,

alle

alle lateinische Schriftsteller durchzulesen, alle vorkommende Wörter auf besondre Zettel zu schreiben, und dieselben hernach in Ordnung zu bringen; als sich einer fremden Arbeit zu bedienen. Allein, da ihm dieses einfiel, war es schon zu spät: ein gut Stück Arbeit war schon gethan, und also mußte man es machen wie ein Spieler:

Qui, ne perdiderit, non cessat perdere lusor.

So wurden aber aus den dreyen Jahren, die auf dieses Werk bestimmet waren, zehn Jahre. So oft er mit Augen und Gedanken auf ein merkwürdiges oder zweifelhaftes Wort fiel; (und das mußte einem Manne, der über dreyßig Jahre mit dem Latein zugebracht, auch den Faber zweymal herausgegeben hatte, auf jeder Seite mehr als einmal wiederfahren,) sparte er keine Mühe, dasselbe in den richtigsten heutigen Ausgaben, im Zusammenhange nachzulesen. Da entdeckte er nun, eine größere Menge fehlerhafter Stellen, als man denken sollte. Denn wie viel Wörter sind nicht, seit Stephans Zeiten, durch die Hülfe der Wortforscher, besser untersuchet und erkläret worden? Wie viel Zeit dieses erfordert habe, kann man sich leicht einbilden: man wird es aber manchem kurzen Satze, oder Einschiebsel nicht ansehen, wie viel Stunden es gekostet hat. Denn viele Dinge sind hier auch, als ganz neu, zum erstenmale gesaget worden.

Der Herr Professor gesteht es indessen, daß weder diese Untersuchung bey allen Wörtern angestellet worden, an denen er gezweifelt; noch daß er

selbst überall gezweifelt, wo er es vielleicht hätte thun sollen. Die Zeit hat solches nicht allemal verstattet, wann er die Buchdruckerey mit Arbeit versorgen mußte *. Die Ordnung in den Hauptstücken, oder Zeugnissen und Exempeln hat er zwar oft geändert, doch nicht überall, wo es nöthig geschienen: weil er auf andre Verbesserungen noch eifriger bedacht war. Uebrigens hat er die Leser an den Orten, wo was zu fehlen schien, fleißig auf andre Stellen gewiesen, wo dasselbe anzutreffen ist. Und soviel von der englischen Ausgabe des Stephanus. Er will ihren Urhebern mit dem bisherigen nichts vorrücken, sondern lobet ihren Fleiß, und erkennet dankbarlich die ihm geleistete Hülfe. Er lobet aber auch den Anton Birrius, den Aufseher der basselischen Ausgabe; dessen Arbeit er sich auch bisweilen, wiewohl selten, zu Nutze gemacht hat.

Die dritte Arbeit, die bey diesem Wörterbuche geschehen ist, war die Vermehrung; und diese war die stärkste, wird auch den Lesern am meisten in die Augen fallen. Außer den Wörtern, die schon die englischen Herausgeber und Herr Matthiä hinzugesetzet hatten, sind zwar nicht viel neue hinzugekom-

* Dieses sollten sich alle diejenigen merken, die bey dem Gebrauche solcher und anderer Wörterbücher, in etlichen Jahren bey guter Muße, hier oder da einen oder etliche Fehler anmerken. Hatten denn die Ausfertiger derselben, auch so viel Zeit dazu, als sie die Bogen in den Druck geben mußten? Wer in diesen Umständen nicht gewesen ist, der kann davon gar nicht urtheilen, ohne andern unrecht zu thun.

kommen; aber desto mehr Redensarten, schöne Stellen der alten Schriftsteller, Lehrsprüche, und gute Erklärungen. Herr Professor Gesner hat zur Absicht gehabt, alle die Anmerkungen in ein Buch zu bringen, womit die Ränder der prächtigen Ausgaben der Alten angefüllet zu werden pflegen; damit diese künftig nur das, was bey jeder Stelle nöthig ist, darlegen dörfen; und man die ungeheure Last von Noten nicht mehr kaufen dörfe, darunter die alten Schriftsteller fast erstücket werden. Für das Geld, was itzo ein Virgilius, oder Ovidius kostet, kann sich ein Gelehrter einen solchen Sprachschatz kaufen, und hernach, aller jener kostbaren Ausgaben sicher entbehren.

In dieser Absicht nun, hat er von allen Seiten und Enden alles zusammen genommen, was zur Bereicherung seines Werkes dienen können. Denn weil dem Verfasser eines Wörterbuches obliegt, alles was gut ist, in seine Scheuren zu sammlen: so muß niemand fragen, woher er es hat, wenn er es nur findet. Jene Regel einer alten Bettel, die sie einer jungen Buhldirne gab: Spolies, mutiles, laceres, quemquem naclus es; nam nemo quisquam ad te venit, quin ita paret se, abs te ut suam vicissim indigentiam expleat: gehört auch für die Verfertiger der Sprachschätze. Ein jeder braucht diese täglich, und sagt doch nicht woher er es habe: ja die meisten nennen sie nur, um sie zu tadeln. Also schämt sich der Herr Verfasser auch nicht, viel aus Gronovs, Heinsens, Broukhousens, Cortens, Burmanns, Drackenbergs u. a. m. Anmerkungen ent-

entlehnet zu haben, wenn er ſie gleich nicht genennet. Er vergleicht ſich alſo mit der bey Göttingen fließenden Leine: die es eben ſo wenig leugnet, daß ſie durch den Zufluß vieler kleiner Bäche größer geworden, als es die Aller in Abrede ſeyn kann, daß ſie durch die Leine; oder die Weſer, daß ſie durch die Aller gewachſen iſt. Die See aber ſchlingt ſie alle mit einander ein; und das Waſſer vermiſcht ſich, ſo daß man es nicht mehr unterſcheiden kann.

Zwölf Jahre iſt der Vorſatz alt, dieß Werk herauszugeben. Hätte man dieſe ganze Zeit über ſonſt nichts zu thun gehabt, ſo hätte ſich ſchon etwas machen laſſen, das auch kein kritiſches Auge geſcheuet hätte. Allein, wer kennet die Beſchäfftigungen eines akademiſchen Lehrers nicht? Außer vielen Vorleſungen iſt auch Lucian zum Theil von dem Herrn Profeſſor überſetzt und erläutert, Quintilian aber und Plinius, ans Licht geſtellt worden; vieler eigenen kleinen Schriften zu geſchweigen. Dieſes erwähnet er nicht aus Pralerey; ſondern, damit man nichts ganz vollkommenes von ihm erwarte. Er hat ſo viel geleiſtet, als er gekonnt hat; und daß kein billiger Käufer ſein Geld bereuen wird. Er findet aber noch täglich etwas daran zu erinnern, was er lieber ausgelaſſen, oder geändert wünſchen möchte: wovon hier eine Probe eingerücket wird.

Auch an Druckfehlern wird es nicht mangeln; ob er gleich weder Zeit gehabt, ſie aufzuſuchen, noch jemals Luſt dazu haben wird. Dazu finden ſich hernach ſchon Leute, die durch Kleinigkeiten groß zu werden trachten. Doch zeigt er einige an, die ihm

im Vorbeygehen in die Augen gefallen. Dieß Geständniß fielen unvorsichtig; so erwiedert der Herr Verfasser: daß gleichwohl viel tausend Irrthümer verbessert, viel tausend Fehler ergänzet worden. Man hat daher auf der göttingischen Bibliothek das Exemplar, dessen sich der Buchdrucker bedienet hat, aufgehoben: damit man mit der Zeit sehen möge, wo man sich auf seinen Fleiß verlassen könne, und wo noch ein mehrers nachzuhohlen sey. Von Tadlern fordert er, daß sie ihm auch unter hundert Anmerkungen nur einen Fehler, unter zehn Zusätzen nur eine Auslassung verzeihen sollen. Wer damit nicht zufrieden ist, dem antwortet er mit dem Cicero; und wer noch murret, dem ruft er zu, was Catull seinem gar zu eigensinnig nachforschenden Mädchen sagte:

Sed tu insulsa male, et molesta vivis,
Per quam non licet esse negligentem.

Das müssen ja wohl ganz engelreine und fehlerfreye Leute seyn, die an andern nichts Mangelhaftes und Unvollkommnes leiden können: gerade als ob sie selbst aller Weisheit Muster, und nur neulich vom Himmel gefallen wären. Zum Schlusse entdecket uns der Herr Professor eine doppelte Regel, die er im ganzen Werke vor Augen gehabt. 1) Daß er den gemeinen Vorwurf vermeiden möchte, den man den Wortforschern, Sprachlehrern und Kunstrichtern zu machen pflegt: daß sie nämlich selbst in guten Wissenschaften unwissend wären, und doch die Meister derselben zu beschimpfen suchten. Die das

thun,

thun, hält er ſelbſt für unſinnig; hat aber das Gegentheil zu zeigen, die ſchönſten und lehrreicheſten Stellen der Alten, ſchöne Beſchreibungen, Sittenſprüche, u. d. gl. in dieß Werk einfließen laſſen. So findet man neben den ſchönen Worten auch nützliche Sachen; und es kann den Titel mit Recht führen: Thesaurus linguae et eruditionis Romanae. Hernach hat er einen Hauptbegriff jedes Wortes feſtzuſetzen geſucht; von welchem alle andre Bedeutungen hergeleitet werden können. Dadurch hat er dem Irrthume des Nonius und Servius begegnen wollen, die oft ohne Urſache die Bedeutungen der Wörter vermehret haben, wann ſie geſehen, daß in der Verbindung einer Rede, ein ander Wort an die Stelle des einen geſetzt werden kann.

Die II. Regel iſt, daß er mit Fleiß keinen beleidigen wollen. Die Urſachen davon giebt der Herr Verfaſſer mit ſo vieler Gründlichkeit und Billigkeit an, daß wohl niemand ſo unbeſonnen ſeyn wird, das geringſte dagegen zu erinnern.

Auf die Vorrede folgt eine gelehrte Diſſertation von den vornehmſten lateiniſchen Wörterbüchern und ihren Urhebern, die der engliſchen Ausgabe Rob. Stephans vorgeſetzet worden. Hier wird man ſehen, welche eine erſtaunliche Menge gelehrter Männer ſich um die Erleichterung der lateiniſchen Sprache Mühe gegeben haben: unſer Raum leidet es aber nicht, ſie hier namhaft zu machen. Es iſt Schade, daß Herr Profeſſor Gesner ſie nicht aus ſeiner Einſicht und Kenntniß vermehret und beurtheilet hat.

Darnach kömmt noch ein Indiculus chronologicus Auctorum, oder ein chronologisches Verzeichniß der alten Schriftsteller, deren Zeugnisse in diesem Sprachschatze angeführet worden. Auch dieses ist von Wort zu Worte aus der englischen Ausgabe nachgedruckt.

Wir haben also von diesem trefflichen Werke, welches sowohl dem Herrn Herausgeber, als unsrer Leipziger Buchdruckerkunst Ehre macht, denen, die es sich noch nicht haben anschaffen können, einen zureichenden Begriff gemacht. * Ist nun derselbe gleich, fast durchgehends, aus der Vorrede des Herrn Verfassers genommen: so ist er auch desto zuverläßiger; und wird bey Verständigen vielmehr Glauben finden, als wenn wir es aus einer aufgebrachten Einbildungskraft, mit hundert übertriebenen Beywörtern und Lobsprüchen überhäufet hätten. Vernünftige Männer begehren solche Ausschweifungen nicht; und behutsame Leser trauen ihnen nicht, weil sie viel zu verdächtig sind. Denn

Ue

* Eins müssen wir noch in Ansehung der Orthographie hinzusetzen, welches diesem Werke zum Ruhme gereichet. Diese ist nämlich gar nicht gezwungen, gekünstelt, oder seltsam; wie wohl gewisse Leute, die durch Kleinigkeiten groß werden wollen, sich dadurch von andern zu unterscheiden suchen. Herr Professor Gesner hat andre wirkliche Verdienste genug; als daß er sich durch ein seltsames Buchstabiren hervorthun dörfte: das doch weder Grund in den Alten hat, noch durch die Vernunft bestärket werden kann; oder sonst einigen Vortheil giebt.

Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: ſic
Deriſor vero plus laudatore movetur.

gewiſſen Büchern helfen dieſe nichts; andern ſchaden ſie gar: wann man nämlich dasjenige darinnen nicht findet, was ſolche hochfliegende Lobredner davon auspoſaunet haben. Andre endlich haben ihrer gar nicht nöthig; ſie ſind genugſam gerühmt, wenn man ihre Verfaſſer nur nennet. Und in dieſem Falle befindet ſich dieſer Sprachſchatz. Wer ihm bey allen Käufern, die keine Fremdlinge in der gelehrten Welt ſind, eine gute Meynung, und ein völliges Vertrauen erwecken will, der darf nur ſagen; daß ihn Herr Profeſſor Gesner in Göttingen ans Licht geſtellet hat.

* *

II.

Beſcheidene Gegenerinnerung gegen Herrn Paſtor Sämlers Gedanken, wegen des Korbgebens *.

Die in dem beliebten Büchersaale gegebene muthmaßliche Herleitung vom **Korbe**, den einer bekommt, oder ſich holet, hat Herr Paſtor Sämmler würdig geachtet, mit zufälligen Gedanken zu erweitern. Die Liebe zu unſerm gemeinen Vaterlande flößte ihm den Trieb der Freundſchaft ein, einen Einfall, der

* Siehe das IV. St. dieſes VII. Bandes vom Büchersaale.

unter dem Schutze einer Muthmaßung, der strengen Untersuchung, die man mit behaupteten Wahrheiten vorzunehmen pflegt, sicher und in aller Unschuld den Augen der Kenner vorgelegt werden konnte, nicht so wohl zu bestreiten, als ihm vielmehr durch deutsche Beweisthümer, wie Zusätze, noch mehr aufzuhelfen. Es thut mir leid, daß ein Mann, der schon so lange der Spur deutscher Alterthümer nachgegangen, und wegen des ihm so nahen Urnenfeldes und heidnischen Begräbnißhügels, die angenehmste Gelegenheit hat, diesen so beliebten Stoff mit seinen Betrachtungen und Anmerkungen zu befolgen, mir bisher nicht anders, denn durch eine Monathschrift bekannt werden müssen. Inzwischen wird derselbe mir gütigst erlauben, dessen auf Erfahrung sich gründenden Satz, allhier nach meinem geringen Urtheilsmaße zu untersuchen, in wie weit solcher bey unsrer Redensart die Probe halte.

Die Körbe sollen dem Angeben nach, auf dem Haupte der Isis, und in den Urnengräbern anzutreffen seyn. Bey den erstern würde es eine Frage seyn, ob der auf der Isis Haupte angeblich befindliche Korb, als ein Heiligthum der Alten, in so weltlichen Misbrauch habe können gezogen werden: daß man ihn, unserer Redensart nach, zum Spotte und statt einer abschlägigen Antwort, anwenden können? Hieran ist nun billig zu zweifeln; weil die Körbe, als Heiligthümer bey dem Gottesdienste der Alten, in hohen Ehren gehalten werden. Wenn

Horaz

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19115/040

Horaz * von des Nasidienus Gastmale erzählet, daß ein kleiner Parther ins Tafelgemach gekommen, der Weinflaschen in einem Korbe auf dem Kopfe getragen: so sagt er: er wäre mit so langsamen Schritten einhergegangen, als eine athenienſische Jungfer, wenn ſie die Heiligthümer der Ceres mit der gröſten Ehrerbiethigkeit in Körben auf dem Kopfe trägt, damit nichts geſchüttelt würde. Man leſe den Dacier über die Worte des Horaz: Movere sacra, mit wie vieler Behutſamkeit es geſchehen mußte, wenn ſie die Götter aus ihren Behältniſſen nahmen, um einen Umgang mit ihnen zu machen. So ſagt eben der Schriftſteller: * *

- - - Non ego te, candide Bassareu,
invitum quatiam.

Kurz: alles was zum Gottesdienſte gehörte, mußte auch ſehr verehrenswürdig gehalten werden. Alſo kann hier von heiligen Körben die Rede wohl nicht ſeyn: eben ſo wenig, als die in den Urnengräbern annoch befindlichen wie Körbe geſtalteten Urnen, zu unſerer Redensart, die einen bloß natürlichen, und gemeinen Korb zum Grunde hat, was beytragen möchten; anerwogen man auch allerhand andere Dinge ſonſt, wovon die Verſtorbenen Liebhaber geweſen, ins Grab gegeben, die doch aber weder einigen Beweis, noch eine Erklärung von dieſem Sprüchworte dadurch machen. So gaben die alten Preußen den Ihrigen Nadel und Zwirn mit, ſich unterwegs die Kleider zu flicken: die darum doch bey uns nichts andeuten wollen.

* Horat. L. 2. Sat. 8. v. 13. ** L. 1. Od. 18. v. 11.

In den Actis Eruditor. ad A. 1712. darauf man ſich beruft, wird zwar einiger Gefäße gedacht, die in Gräbern gefunden worden, und im Kupfer eine körbenähnliche Geſtalt haben. Man weis aber nicht, ob es Rauchfäſſer oder ſonſt was geweſen. Und die fig. 4. und 5. gehören zu Urnen von Thone. Ein Korb aber iſt aus Binſen, oder Weiden geflochten, welcher längſt in der Erden verfaulet ſeyn müßte: und das beyſtändige Wort würde ſich ſchlecht zu ſeinem Selbſtändigen reimen, wann ich ſagen wollte, ein thönerner Korb.

So wie es nun an dem iſt, daß das, was die Religion der alten Heiden angieng, nicht leichtlich auf ihre weltliche Händel, wie hier auf die Verwerfung eines Liebhabers, zu ziehen iſt: alſo iſt es meinem Ermeſſen nach, nicht wohl zu begreifen, wie man Urnen für Körbe, anſehen kann; wenn man ſie nicht der Geſtalt, ſondern der Materie nach betrachtet, zu geſchweigen, daß ein Korb, den man bey Urnen gefunden, noch nicht einen Schluß auf den Sinn unſerer Paroemie giebt.

Ich bin gar nicht in Abrede, daß um eine eheliche Verbindung zu treffen, nicht Geſchenke gemacht ſeyn dörften. Wie käme ſolcher Gebrauch aber unſerm Sprüchworte bey, das ein mit Verachtung begleitetes Geſchenk andeutet? Mithin können die, ſich vorgeblich findenden Denkmäler von Körben, in dieſer Sache noch nichts ausmachen.

Ich laſſe auch zu, und bin ſelbſt der völligen Ueberzeugung, daß der deutſchen Gewohnheiten und Sitten älter, als der Griechen und Römer ihre

ſeyn.

ſeyn. Denn ferne ſey es, daß ich ſagen wollte: der Deutſchen Gebräuche und Sprache ſtammeten von den Griechen und Lateinern her. Wenn man aus denſelben Herleitungen von beyderley Dingen machet, ſo will es nur ſo viel andeuten: daß die Griechen und Römer, in ihren Gebräuchen und in der Sprache ſelbſt, die wahre Beſchaffenheit und Bedeutungen der längſt bey uns veralteten Gebräuche und Wörter uns aufbehalten haben; von welchen wir deren Urſprung wieder her borgen, und unſere eigenen koſtbaren Alterthümer, wie einen in fremder Erde vergrabenen Schatz wieder hervor ſuchen müſſen. Alſo ſieht es mit dem Beweiſe, ob das **Korb geben** bey den Deutſchen uns daher zum Sprüchworte geworden; weil man in Grabhügeln und in dem alten Gottesdienſte noch Körbe zu finden glaubet? noch ſehr weitläuftig aus: weſern wir nicht zum Grundſatze annehmen: daß, wovon bey uns Deutſchen keine Nachricht, wegen ermangelnder Aufzeichnungen, zu haben iſt, ſolches aus den fleißigen Griechen und Römern herzuholen ſey.

Körbe bey den Alten, deuten Behältniſſe an, darinn etwas auf eine Zeit lang verwahrlich aufbehalten, und von einem Orte zum andern getragen wird. Dieſer Gebrauch der Körbe iſt noch bey uns, und viel häufiger im Schwange: die Gewohnheit aber, durch einen zugeſchickten Korb, eine abſchlägige Antwort, inſonderheit an einen Frever, anzudeuten, wird wohl aus unſern deutſchen Alterthümern, nicht leichtlich zu erweiſen ſtehen; weil unſere Verfahren uns davon keine Spuren hinter-

laſſen haben: außer daß wir die Redensart davon noch übrig haben, nachdem die Sache, wo ſie urſprünglich herkömmt, unbekannt geworden. Wann man von Körben ähnlichen Urnen und Gefäßen einen Schluß ziehen wollte, ſo würden in alten römiſchen Denkmälern eben dergleichen Figuren leichtlich aufzufinden ſeyn. Keiner lieber als ich, möchte es gern auch aus deutſchen Ueberbleibſeln vernehmen: wo ſind ſie aber zu finden? Wir haben in unſerer Sprache nicht eine einzige verblümte Redensart, die nicht einen ganz natürlichen Urſprung zum Grunde legete. Alles ſymboliſche, hieroglyphiſche und metapheriſche kann nicht anders, als durch langen Gebrauch, eines vorhergehenden natürlichen, das ſich auf eine gewiſſe Begebenheit gründet, dazu erwachſen.

Mein Herr Gegner, um den Gebrauch der Körbe deſto bequemer zu machen, führet eine Stelle des **Tacitus** (c. 21. Germ.) an, daraus er beweiſen will, daß die Deutſchen gern Geſchenke angenommen: Gaudent muneribus, und machet den Schluß; alſo hätten ſie auch bey ihrer Freyerey, der Braut ſolche in Körben ohne Zweifel zugeſchickt; mithin bewahrete dieſes die Redensart: den Korb geben. Ich will nicht einmal weiter gedenken, daß hieraus ein widriger verkehrter Sinn der **Paroemie** nothwendig erfolge; ſondern nur ſo viel ſagen, daß dieſe Worte des **Tacitus** für mich, und nicht für Herrn Paſt. Sämler dienen. Denn ihre Geſchenke bey ehelichen Abſichten waren weiter nichts, als Dos, und die Morgengabe. Den Brautſchatz gab nicht die Frau dem

dem Manne, ſondern der Mann der Frau. Und worinn beſtunden ſie? Munera, non ad delicias muliebres quaeſita, nec quibus nova nupta comatur, nicht ſolche Sachen, die zum Putze der Braut dieneten, und die ſie hätten in Korbe legen und ſchicken können; was denn? Sed boves et frenatum equum, et ſcutum cum framea gladioque: Rindvieh, ein gezäumtes Pferd, ja Schild und Spieß, ſammt dem Schwerte. In haec munera, fähret der Autor fort, uxor accipitur, atque invicem ipſa armorum aliquid viro affert. Dieſe Brautgeſchenke ſind zu groß, als daß ſie in Korbe gelegt und getragen würden. Auch ſind ein Geſpann Ochſen, Pferde, Waffen, zuweilen auch eine Cyther für die Braut, nicht Geſchenke, die mit unſern heutigen Brautgeſchenken in Vergleich zu ziehen ſind, da Kleinodien, Stoffe, Geld und andere Koſtbarkeiten bey uns, eher in einem Korbe Platz finden. Die Gegengeſchenke von der Braut waren eben ſo wenig von der Art, daß ſie in Körben konnten gelaſſen werden: denn ſie ſchickte dem Bräutigam dagegen etwas von Waffen wieder. Conf. Hachenberg. German. med. Diſſert. 5. de nuptiis §. 6. 7. Und ſo hielt es auch mit der Mergengabe, die zuweilen nur in Knechten beſtund. Den Trauring nahmen ſie nur nachher von den Römern an, und dieſer annulus pronubus war nur von Eiſen. In Summa wir kriegen hier keine Körbe, darinn ſeine koſtbare Geſchenke geſchickt werden könnten, heraus; geſchweige daß wir den eigentlichen Sinn von unſerer Redensart, dabey ge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50952-9
GOTTSCHED,J.C. FN. 19133/658

winnen ſollten. Denn unſere Vorfahren waren viel zu ernſthaft bey Verbindungen *, als daß ſie mit Korbgeben und ſchicken, ihre Freyer hätten abſpeiſen ſollen, wie die kützelhärigten Römer. Die Heirathen kamen lediglich auf der Druiden und der Aeltern Einwilligung an, die dergleichen Tändeleyen nicht ſtatt finden lieſſen; ſondern die Aeltern und Anverwandten unterſuchten die Geſchenke, die ich oben benannt, und billigten ſie, nachdem ſie dieſelben ſo oder ſo fanden. Güldene Körbchen wie Fingerhüte, dergleichen man noch wohl bey uns heut zu Tage antreffen ſollte, können hier eben ſo wenig in einige Betrachtung kommen: da unſere Redensart was verdrüßliches bedeutet, wenn einem der Korb gegeben wird. Das Wort **geben** zeigt auch für ſich überdieß noch dieſes beſondere an, daß man gegenwärtig ſeyn müſſe, ſolchen zu holen. Denn man ſagt nicht, den Korb einem **ſchicken**, ſondern **geben**: mithin muß es von einer mündlich gegebenen abſchlägigen Antwort verſtanden werden, und nicht von dem, was man einem durch andere ſagen läßt.

Wann man dieſe Umſtände insgeſammt gegen einander erwogen, ſo bleibt meinem Ermeſſen nach, doch noch diejenige Meynung die wahrſcheinlichſte, die von der Sportula clientelari in meiner Ausführung es herleitet.

Ich kann Herrn Paſtor Sämler nicht wohl beypflichten, wenn er ſo ſchließt: iſt das Geſchenk angenommen, ſo hat er für ſein Körbchen die Braut be-

* Tacit. Germ. c. 18. princ.

bekommen; iſt aber ſolches nicht erfolgt, ſo hat er, anſtatt der Braut, ſeinen Korb wieder bekommen. Denn ich ſehe nicht, wie der Sinn und die Bedeutung unſeres Korbgebens heraus kömmt. Es wird nämlich zum voraus geſetzt, daß der Anwerber der Braut vorher einen Korb geſchickt. Im Gewährungsfalle bekam er nebſt der Braut den Korb: das würde ſo viel heißen, als, er habe abſchlägige Antwort, und doch auch die Braut bekommen. Schickte dieſe aber im Gegenfalle ihm den Korb zurück; ſo hätte ſie doch zuerſt denſelben bekommen, nachdem der Anwerber ihr denſelben zugeſchicket. Die Mannsperſon kann aber, nach der eigentlichen Bedeutung der Redensart, dem Frauenzimmer einen Korb weder geben noch ſchicken, indem beydes unnatürlich gehandelt und geſprochen wäre. Und eben ſo hält es mit dem Nachſatze. Wie kann das nun den Urſprung der Gewohnheit erläutern und deutlich machen? Denn erſtlich hätte die Braut den Korb bekommen, wie er ihr vom Liebhaber zugeſchickt worden: hernach hätte er ihn auch bekomen, wie ſie ihm denſelben wieder geſchickt. Wo bleibt da die Aehnlichkeit in der Herleitung. Nach der Redensart muß nicht mehr denn einer, und zwar nur der Anwerber denſelben bekommen.

Durch den **Korb fallen**, läßt ſich ebenfalls nicht ſo herleiten, daß man es genug ſeyn laſſe, wenn man es metaphoriſch annimmt: indem der Urſprung ganz natürlich und ungezwungen ſeyn muß, wann es anders gründlich unterſucht werden ſoll. Denn das Wort **Korb** iſt und bleibt eine auf eine

widersinnige Foderung erfolgte widrige Antwort (repulsa). Wir wollen dabey das gegebene Exempel von Syracusa zur Hand nehmen; allwo die Schanzkörbe vorkommen, die (nach Lipsii Beschreibung, in voce Crates, 5 bis 6 Fuß hoch, und etwa ohne Boden waren. Dergleichen Crates waren bey den Römern aus Weiden gemacht und geflochten, derer sich die Belagerer, theils statt einer Brustwehre, hinter welcher sie sich verbergen konnten, bedieneten; theils damit sie mit selbigen die Graben, hole Wege und Defilees ausfülleten, damit die ungleichen Felder eben und gerade würden; mithin die Kriegsheere ungehindert auf ihrem Marsche fortrücken konnten, und selbst in Belagerungen nicht aufgehalten würden. Tacitus (Annal. I, 49.) gedenket derselben und Cäsar (B. G. L. 7. c. 86.) sagt: Cratibus et aggere aditus expediunt. Wenn demnach mit diesen Körben alles eben gemacht, die Erde aber etwa in der Eile nicht fest genug gestampfet war, mag es leicht geschehen seyn, daß einer oder der andere, von denen darüber ziehenden Soldaten durch die lockere Erde durchgefallen, und daß er den Belagerten also eine lächerliche Kurzweil gemacht: welches man nachher, wenn man nämlich das Frauenzimmer, als eine zu bestürmende Schanzvestung ansieht, auf einen abgewiesenen Freyer gezogen. Die abschlägige Antwort aber würde sodann die dieserhalb gemachten Schanzkörbe, durch welche er gefallen, vorstellen können.

Mein Herr Gegner bestärket seinen Satz, daß es auch angenehme Körbe gebe, mit einer Stelle

aus

aus dem Cicero att. V. 19. Es kömmt hierbey aber auf die verschiedenen Lesarten an: denn wenn ich einen Buchstaben in dem Worte libenter ändere, und nach dem londonschen Exemplare libente te lese: so wird der Verstand richtig, und geht magni amoris signum, auf den Atticus: beym erstern aber gienge es auf den Anwerber, welches wider die Meynung des Cicero ist.

Zuletzt führet der Herr Gegner an, wie er einem Freunde mit einer Anwerbungsrede gedienet, und ihm behülflich gewesen, daß er keinen Korb, sondern eine Braut bekommen. Wie stimmet dieß mit dessen vorhergehendem Satze, und dem Verse, der doch die ganze Sache gleichsam entscheiden soll:

Wie glücklich! . . . .
Der nebst der Braut zugleich den vollen Korb bekommen?

Wie geht es aber an, daß man eine Braut, und auch zugleich den Korb, d. i. eine abschlägige Antwort bekommen könnte? Streitet das nicht wider den Sinn unserer Redensart? Und gleichwohl hat sich diese paradoxe Begebenheit eräuget. Denn der gute Freund erhielt, was er suchte. Da nun der Herr Gegner seinem eigenen Geständnisse nach, sich ein gleiches wünschet: so wird derselbe mir erlauben, zu seinem eigenen Besten, dawider zu protestiren; und wenn ich demselben recht was Gutes wünschen darf, so soll es dieses seyn:

Herr Sämler muß die Braut, auch **ohne Korb** bekommen.

Dinge: Nachschreiben kan man, was der andere vorsagt, oder vorgeschrieben (proprie) hat.

Aufsteigen kan man in die Höhe; aber aus dem Bette oder vom Tische pflegt man aufzustehen.

Abbilden. Vorbilden. Einbilden.

Behalten. Erhalten. Aufhalten. u. s. f.

Nachfolgende sind Exempel solcher Hauptwörter, welche nach den Graden der Bedeutung unterschieden sind. Z. E.

Ersuchen. Bitten. Flehen.

Erschrecken. Sich ängstigen. Zittern. Zagen.

Bewegt: geführt: getrieben: hingerissen werden.

Zornig seyn: rasen: wüten: schäumen u. s. w.

Von den Nennwörtern habe ich überhapt folgende anführen wollen.

Ein Ohngötter (*) hat gar keinen Gott; ein Abgötter hat einen falschen Gott.

Mein Gegner ist, der mit mir in dieser oder jener Sache nicht einig ist: mein Wiedersacher, der mich allenthalben zu hindern sucht: mein Feind, der einen öffentlichen Haß gegen mich bezeigt.

Ein-

(*) Dieß Wort ist heut zu Tage schon gebräuchlich. Es kan auch keines gefunden werden, welches das Griechische: ἄθεος besser ausdruckt, und, so zu sagen, dem Buchstaben nach verdeutscht. Wie ich denn glaube, daß die Griechische Sprache vieles mit der Deutschen gemein habe, und daß diese durch die Uebersetzungen der alten Griechen sehr erweitert werden könne. Conf. Gr. Schmidii Hypom. p. 40.

* *

III.

Eines gelehrten Kräuterkundigen zufällige Anmerkungen, über die berüchtigte Schrift, L'Homme Plante, dadurch ihr Ungrund aus der Botanik deutlich erwiesen wird.

Es giebt scharfsinnige Köpfe, welche jezuweilen vergessen, daß sie selbst unter die edelsten Geschopfe gehören; und, indem sie diesen Vorzug auf alle mogliche Art vergringern wollen, sich selbst aus der Zahl derjenigen setzen, welche durch unzählige herrliche Eigenschaften und Verrichtungen, andere belebte Korper bey weitem übertreffen sollten. Es ist eine schlechte Kunst, die Kraste der menschlichen Seele zu vergringern, und das Vermögen derselben aus solchen Gründen herzuleiten, die einem Ungeübten sehr wahrscheinlich vorkommen können. Aber die Gewißheit solcher Sätze also beweisen, daß auch verständige Leser denenselben Glauben beymessen könnten, ist um so viel schwerer, je deutlicher man den Ungrund derselben sogleich einsieht, und dergleichen Spöttereyen zernichten kann: wie solches dem Verfasser des l'Homme machine wiederfahren ist.

Ein neuer Bestreiter der menschlichen Vorzüge findet sich an dem Urheber der Schrift l'Homme plante: welcher sich einbildet, es sey eine durchgängige Gleichheit der Natur, in denen Körpern, welche

che ſich theils in Gegeneinanderhaltung der Theile derſelben, theils in Vergleichung derer daraus folgenden Verrichtungen äußere. Er hat alſo gleich anfangs vergeſſen, quod natura a ſimilitudine, quae non niſi taediosa eſt, abhorreat. Denn entweder ſoll dadurch der Menſch geringer gemacht, und einer ſchlechten Pflanze gleich geſetzt werden; ſo iſt dieſe Bemühung ſehr unedel: oder die Pflanzen ſollen aus ihrer Niedrigkeit erhoben, und denen Menſchen gleich geſchätzt werden; ſo iſt dieſer Vorſatz eben ſo tadelnswürdig, als wenn einer das Bley mit dem Golde, in gleichem Werthe halten wollte. Allgemeine Vergleichungen natürlicher Körper ſind in gewiſſer Maße nicht widerſprechend: aber ſo bald man diejenigen Verrichtungen und Eigenſchaften, ſo einem jeden beſonders zugetheilet ſind, mit andern vermiſchen, und in eine ebenmäßige Gleichheit zwingen will; ſo wird es damit, wie mit allen Gleichniſſen ablaufen, welche mit hinkenden Schritten einher gehen.

Der liſtige Verfaſſer des l'Homme plante beſchreibt den Menſchen nach dem Lehrgebäude des Herrn Linnäus, welches ihm zu ſeiner Abſicht am zuträglichſten geſchienen: ohne zu wiſſen, daß dieſes noch lange nicht von allen Botanicis, als ein Evangelium angenommen werden.

Es iſt alſo der Menſch keine Pflanze, nach Boerhaavens, Royenii, Rivini, Tourneforts, Hallers, und anderer Methode; ſondern der Menſch iſt nur eine linnäiſche Pflanze.

Er

Er macht anfänglich gleich eine oberſte Claſſe, die Linnäus nicht einmal alſo gemacht hat: ſeine Hauptclaſſe, worunter er den Menſchen ſetzt, heißt:

CLASSIS Dioeciae.

Unter dieſer hat Linnaeus Diandrias, Triandrias &c. begriffen. Es iſt alſo keine Monandria dabey, und der Menſch hat die Ehre, die einzige dieſer Gattung zu ſeyn, um vielleicht dieſe vornehmſte Stelle, welche noch unbeſetzt geweſen, darunter zu behaupten. Die folgende Claſſis ſubalterna hat:

Monandrias Monogynias.

Dieſe ſind von Linnäo, wie bereits erwähnt worden, nicht unter der Claſſe der Dioeciarum begriffen, ſondern die Monandriae, Diandriae, Triandriae &c. Monogyniae, Digyniae, Trigyniae &c. ſind ſelbſt Hauptclaſſen, und ſtehen unter keiner höhern: daher es ſcheint, es habe der Herr Verfaſſer eine fallaciam compoſitionis vitioſae begangen. Er hat demnach dem Menſchen eine, aus beyden Ordnungen zuſammen geflickte Claſſe machen müſſen: und hierinnen ſteckt der Hauptfehler einer willkührlichen Lehrart; welche eben, weil ſie willkührlich, und nicht den Regeln der Natur und natürlichen Ordnung gemäß iſt, hat fehlerhaft ſeyn müſſen.

Nun folget ein herrlicher Kram von Gleichniſſen.

Calix des Menſchen, oder dasjenige Theil, welches bey den Blumen, dieſelben ganz umſchließt, aufrecht erhält, oder wenigſtens zieret, beſteht aus vielen Locken, Kräuſelwerk, Leinwand, und andern ſchönen Zierrathen, welche alle Nächte abfallen.

Allein

Allein 1) fällt bey keiner Blume der Calix alle Nächte ab, sonst müßte alle Morgen ein anderer wieder wachsen; 2) fällt bey dem Menschen weder der gekräuselte, noch der leinwandene Calix ab; sondern er zieht denselben aus, und legt einen andern bequemern an: und so hat er den Vortheil, daß er mehr calices habe, als die armen Blumen; auch in jedem Kramladen, wenn ein Calix abgenutzt ist, Vorrath zu einem neuen kaufen kann. Kilum teneatis amici!

Ich gehe weiter zu der Blume selbst. Sie besteht aus vier Petalis, oder Blumenblätterchen; deren zwey oben, zwey unten befindlich sind, welche sich durch drey Gelenke, Schulter, Ellbogen und Hand ingleichen durch Hüfte, Schenkel und Ferse bewegen, worunter das äußerste an einem jeden petalo fünftheilicht ist, welches die fünf Finger sind. Nun ist noch keine Blume gesehen worden, welche Gelenke hätte, vielweniger dieselben nach Willkühr bewegen könnte. Die Petala einer Blume sind überdieß von dem zärtesten Gebäude, und tragen in Bereitung und Zuführung des subtilesten Nahrungsaftes, vieles zu Ausarbeitung der Frucht bey. Dieses aber thun die Hände und Füße der menschlichen Blume ganz und gar nicht. Wo bleibt nun die Aehnlichkeit?

Linnäus hat ferner bey etlichen Blumen ein Nectarium gefunden, oder einen solchen Ort, wo eine Ausdunstung, und kleiner Vorrath eines Saftes befindlich ist, woraus die Bienen ihren Honig be-

reiten können. Dieſes Nectarium ſetzt der Autor bey dem Menſchen an die Bruſt, und iſt ein ſo guter Kenner davon, daß er den Unterſchied und Werth, weißer, braunner, weicher, derber, ſchlaffer, niedlicher, und häßlicher Nectariorum bey dem Frauenzimmer, überaus deutlich anzugeben weis. Es giebt aber unter den Blumen gewaltig viele Arten, die kein Nectarium haben: es iſt auch ausgemacht, daß es bis itzo annoch ungewiß iſt, wozu dieſes Nectarium den Kräutern eigentlich diene. Aber bey dem Menſchen iſt dieſes Nectarium allezeit zugegen, es ſey auch ſo klein und ſchlecht es zuweilen immer wolle, und deſſen Nutzen iſt allen Ammen bekannt: folglich geht auch in dieſem Stücke die herrliche Vergleichung ſehr auf Stelzen.

Die übrigen Verhältniſſe des piſtilli, ſtyli, ſtigmatis, pericarpi, &c. ſind ein wenig unehrbar, und ich kann dem Verfaſſer ſeinen guten Geruch gönnen, womit er das ſtigma unterſuchet, und gefunden hat, daß es dem Johanniskraute (Hyperico) gleich komme. Vielleicht hat er die Atriplicem foetidiſſimam nicht gewußt, oder das Geranium, fol. Malvae foetido, nicht gekannt: ſonſt würde er dieſe Kräuter dem hyperico vorgezogen haben.

Auf der 31 S. ſagt er: Eine Pflanze ſey, comme un animal immobile, qui manque d'intelligence, et de ſentiment. Ein unbeweglich Thier, iſt ein Non Ens; denn in der bewegenden Kraft (Facultate locomotiva) unterſcheidet ſich das Thier von andern Körpern: und wer einem Thiere allen

Ver-

Verſtand und Sinn benehmen will, der redet wider die Erfahrung. Eben daſelbſt heißt es ferner. Quoique l'Homme ſoit une plante mobile &c. d. i. **Ob gleich der Menſch eine bewegliche Pflanze iſt**: das iſt gerade ein Widerſpruch des vorigen. Gerade als wenn ich ſagte: Wachs iſt ein weiches Eiſen; und Eiſen iſt ein hartes Wachs. Iſt alſo eine Pflanze unbeweglich, ſo kann es keine beweglichen Pflanzen geben; oder **das beweglich ſeyn**, hebet den Begriff einer Pflanze auf. Alſo iſt die Regel nicht beobachtet: Tales debent eſſe definitiones, quales definitis ſuis competunt.

Pag. 34. Iſt eine wunderliche Art der Beywohnung und Empfängniß der Pflanzen beſchrieben, welche bey etlichen durch den Wind geſchehen ſoll; wie ehedem von den ſpaniſchen Stutten geſagt worden. Doch, es ſey alſo. Der Menſch macht es dabey ganz anders, und ohne Beyhülfe des Windes: ſo muß er alſo auch hier, und zwar in einer Hauptverrichtung, der Pflanze wohl nicht ſogar gleich ſeyn.

Auf der 36ſten Seite ſteht folgendes: Non ſeulement les plantes n'ont point d'ame, mais cette ſubſtance leur etoit inutile. N'ayant aucune des néceſſités de la vie animale, aucune ſorte d'inquietude, nuls ſoins, nul pas a faire, nuls deſirs, toute ombre d'intelligence leur eut eté auſſi ſuperfluë, que la lumiere a un avengle. So wird die Seele der Pflanzen geläugnet, als etwas, ſo ihr weder nöthig, noch nützlich ſey. Sie haben kein Leben, keine Begierden ꝛc. Und hier-

aus zeigt sich offenbar, die Ungleichheit zwischen dem Menschen als einem belebten Wesen, und einem Körper, welcher kein Leben hat, auch dessen nicht bedarf; welches jedoch wider die Folgen derer Verrichtungen streitet, so sich bey den Pflanzen hervorthun.

Und wenn man endlich die Art und Weise, wie die Menschen ernähret, vermehret, und wie die vielerley Säfte in dem menschlichen Körper zubereitet, und vertheilet worden, ansieht: so wird ein jeder Gärtner leicht einsehen, ohne viele physikalische Gründe dabey zu Hülfe zu nehmen, daß er mit ganz andern Geschöpfen zu thun habe, als mit Menschen-ähnlichen Körpern.

Wer also mit solchen Gedankenspielen, die gelehrte Welt zu belehren, und der Wahrheit ein groſses Licht anzuzünden glaubt, der muß gewiß einen sehr schlechten Begriff von beyden haben. Allenfalls könnte man es einem schwülstigen Redner, oder Dichter nach der alten Mode, erlauben, die Sterne, Blumen des Himmels, und die Blumen hergegen, Sterne der Erden zu nennen. So fällt es uns ein, daß jemand, der einmal Enten im Kothe schnattern sah, sie, zum Lachen: geflügelte Schweine; die Schweine aber dagegen: vierfüßige Enten nennete. Allein wer würde nicht mitleidig werden, wenn der gelehrte Verfasser des L'Homme Plante, einmal Lust bekäme, Blumen und Sterne, Enten und Schweine in eine einzige Classe von Dingen zu werfen, und ein ernsthaftes Lehrgebäude darauf zu bauen?

* *

IV.

Anmerkung wegen der Zunahme oder Abnahme der Gebohrnen und Gestorbenen verschiedener Jahre, an einem und demselben Orte.

Wir haben in dem Christmonate des vorigen 1747sten Jahres, einen Zusatz zu dem Artikel Mendoza, im 5ten St. des IVten Bandes dieses Büchersaales mitgetheilet. Wir verglichen darinn die Zahlen der Gebohrnen und Gestorbenen, aus verschiedenen Jahren, mit einander, die theils in dem Herzogthume Magdeburg, theils in allen preußischen Landen, bemerket worden waren. Wir hielten diese Vergleichung für ein sicheres Mittel zu urtheilen: ob die Anzahl der Einwohner eines Landes, sich von Zeit zu Zeit vermehre, oder vermindere. Denn was fällt deutlicher in die Augen, als daß an dem Orte, wo die Zahl der Getauften, in etlichen auf einander folgenden Jahren beständig wächst, auch die Menge der Einwohner sich jährlich vermehret haben müsse? Zu Kindern nämlich, gehören Aeltern; und zwar solche, die auch ihren Unterhalt zu finden wissen. Folglich ist es ein Zeichen, daß solche Städte und Länder, die jährlich an Einwohnern, wie an Kindern, zu nehmen, auch nahrhaft seyn, und den Leuten genugsamen Unterhalt verschaffen müssen.

Eben das kann man aus der jährlich anwachsenden Zahl der Todten schließen. Wir sagen jährlich

lich anwachsenden: denn wann etwa die Zahl derselben, nur ein Jahr durch, wegen gewisser herrschender Seuchen, etwas höher gestiegen wäre; in den folgenden aber merklich fiele, und auch hernach kleiner würde: so wäre dieses vielmehr ein Merkmaal, daß die Einwohner sich verminderten. Aber, wo die Todten sich in fünf, oder mehr auf einander folgenden Jahren beständig mehren; da ist es ein Zeichen, daß eine Stadt an Einwohnern zunimmt: Sie mögen nun entweder von ihrer eigenen Jugend anwachsen, oder aus andern Orten dahin gezogen seyn. Denn wären sie nicht da, so könnten sie nicht sterben: und da die Zahl der Lebenden, in grossen Städten insgemein 25; in kleinen und auf dem Lande ganzer Provinzen und Länder insgemein 30mal gröſer ist, als die Zahl derer in einem Jahre gestorbenen: so ist unser Schluß offenbar.

Um nun diese unsere Betrachtung mit mehrern Exempeln zu erläutern, haben wir uns dieses Jahr durch bemühet, von vielen ansehnlichen Städten die Register der Todten und Gebohrnen, aus etlichen auf einander folgenden Jahren, das ist, seit 1740 zu erhalten. Es hat uns dieses allerdings viel Mühe gekostet, weil man nicht aller Orten ordentliche Jahrzettel davon drucken läßt, oder doch nicht so gefällig ist, denen die es verlangen, mit dergleichen Nachrichten zu dienen. Von manchen Orten ist es also nicht möglich gewesen, mehr als das letzte, oder etwa einige wenige Jahre zu bekommen. Man hat sie aber doch auch hersetzen wollen, damit an diesen Orten, Liebhaber solcher Betrachtungen

gen diese Lücken zu ergänzen Gelegenheit haben mögen. Wer uns aber diese fehlenden Summen mittheilen will, der wird uns sehr verbindlich machen.

Wir haben aber hierbey noch eine Absicht beyläufig zu erreichen gesucht. Da die Zahl der Gebohrnen sich ungefähr gegeneinander verhält, wie die Zahl der Einwohner: so kann man aus solchen Zahlen, zugleich von der Größe der Städte gegeneinander, ein Urtheil fällen. Wir rechnen aber die politische Größe der Städte, bloß nach der Zahl ihrer Einwohner; sie mögen nun ihre Wohnungen auf einem kleinen oder großen Platze erbauet haben. Da stehen nun hier die größern Städte immer oben, die kleinern aber unten, wenn man auf das letzte Jahr sieht.

Gebohrne.	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747
Kopenhagen	2702	2377	2395					
Königsberg						1960		2069
Danzig	1902	1658	1807	1829	1861	1862	1686	1722
Dresden					1859	1770	1731	1896
Nürnberg	1016	964	1021	1045	1091	1072	983	989
Augspurg								966
Leipzig	906	828	866	859	962	914	902	866
Ulm	416	390	399	426	428	455	445	448
Zittau					478			411
Freyberg					404	379		359
Bauzen			334	376	391	394	356	
Görlitz	266	231	239	279	306	264	231	246
Eisleben	216	189	197	212	180	200	186	215
Merseburg								214
Camenz	183	176	133	187	197	187	135	186
Weissenfels	220	170	208	206	198	206	195	204
Löbau	173	144	183	175	176	153	147	172
Plauen					227			155
Lübben								130
Sangerhausen	113	107	97	107	111	111	115	121
Guben								121
Querfurt	75	65	93	82	90	90	85	97

Einbildung kan man von Dingen haben, die falsch sind; **Meynung** von Dingen, die noch nicht gewiß sind; **Wissenschaft** von gründlich bewiesenen Sachen.

Neigung. Liebe. Trieb.

Weisheit. Klugheit. Verschlagenheit. Verstand. Witz. Trieb. Tiefsinnigkeit.

Zorn. Wüten. Raserey.

Anruffung. Gebet. Seufzer.

Einfalt. Thorheit. Narrheit. Unbesonnenheit. Aberwitz.

Ergötzung. Freude. Frolocken. Jauchzen.

Gutheit. Gutwilligkeit. (im Herzen) Mildigkeit (im Werk) u. s. f.

Es braucht wenig Mühe zu begreifen, daß man bey Untersuchung dieser Sache auf den Gebrauch sehen, und denselben als den Grund ansehen müsse, nach welchem man die Sache zu entscheiden habe. So gewiß dieses ist, so viele Schwierigkeiten äussern sich dabey. Nicht alle verstehen einerley, wenn sie von dem Gebrauch in der Sprache reden. Einige thun der Sache zuviel, wenn sie alles bloß deswegen annehmen und rechtfertigen, weil es von diesem oder jenem gebraucht worden. Andere fehlen hingegen, wenn sie gar nicht auf den Gebrauch acht haben, sondern alles nach den Grund-Ursachen beurtheilen wollen. Diese irren deswegen, weil in allen Sprachen Wörter gefunden werden, die keine andere Ursachen haben, als den Wilkühr der Vorfahren, und die beständige Gewohnheit der Nachkommen. Jener ihr Irrthum aber fällt dadurch über den Haufen, wenn

man

Will man nun nach dieſem Verzeichniſſe, die Abnahme oder Zunahme der Städte prüfen: ſo ſehe man erſt die einzelnen auf einanderfolgenden Jahre an. Steigen die Zahlen etliche Jahre nacheinander: ſo iſt es ein Merkmaal, daß ſich auch die Einwohner gemehret haben. Allein, fällt zuweilen im folgenden Jahre die Zahl der Gebohrnen; erholet ſich aber wieder zu der vorigen Gröſſe, oder noch wohl höher: ſo hat es eben nichts ſonderliches zu ſagen. Es kann nämlich aus andern Zufällen herrühren, daß das eine Jahr unfruchtbarer geweſen. Daher kann man denn auch allemal zwey und zwey auseinanderfolgende Jahre, oder drey und drey zuſammen nehmen, und alsdann die Summen mit einander vergleichen. Steigen, oder fallen nun dieſe nach und nach, ſo iſt es ein gewiſſes Anzeichen, daß die Zahl der Einwohner ſteigt, oder fällt. Z. E. in Danzig waren im 1740 Jahr 1902
und im 1741ſten 1658
Kinder gebohren; das machte in allem 3560
In dem 1742ſten waren 1807 und
im 1743ſten 1829 Kinder, und alſo
zuſammen 3636 gebohren.

Wer ſieht hier nicht, daß die Zunahme ſehr merklich iſt? Denn in dieſen beyden Jahren ſind 76 Kinder mehr zur Welt gekommen. In den zwey folgenden Jahren finden wir 1861
und 1862
zuſammen 3623, und alſo fehlen an der vorigen doppelten Jahrſumme nur 13 Kinder.

In

In den beyden letzten Jahren findet man 1686
und 1722
das macht zuſammen nur 3408

Und hier hat alſo die Stadt eine merkliche Abnahme erlitten. Wollte man aber gar die drey, oder vier nächſten Jahre zuſammen nehmen; und mit den folgenden vergleichen; ſo würde dieſes noch beſſer erhellen. So machen die erſten vier Jahre zuſammen 7196, die vier letzten aber 7131. Dieſen letzten fehlen alſo 65 Kinder, um welche die Stadt abgenommen hat.

Nun folgt die Tafel der Geſtorbenen.

Geſtorbene.	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747
Kopenhagen	3415	3860	2710					
Dresden					1981	2348	3856	2441
Danzig	1640	1966	1659	1266	1164	1855	1737	1917
Königsberg						1858		1809
Leipzig	1167	1354	1260	1240	928	1212	1236	1404
Augspurg								1227
Nürnberg	1841	1555	1553	1547	1106	1000	1348	1222
Zittau					398			530
Ulm	452	503	467	436	397	458	475	475
Bauzen			325	478	370	334	430	
Freyberg					397	349		407
Görlitz	328	353	344	449	263	265	346	344
Merſeburg								260
Weiſſenfels	283	230	281	201	198	167	194	213
Eisleben	241	258	320	198	149	181	223	175
Löbau	158	142	159	200	159	118	190	196
Guben								171
Plauen					274			137
Lübben								98
Sangerhauſen	132	94	104	109	71	73	131	90
Querfurt	86	74	123	55	71	62	87	71

Ein jeder wird hier zuförderſt ſehen, daß die Rangordnung unter den Städten in etwas an-

ders, als nach den Taufzetteln, heraus kömmt. Denn das Verhältniß der Gebohrnen ist an verschiedenen Orten etwas anders, als der Gestorbenen; da in gewissen Städten Jahr aus Jahr ein mehr gebohren werden, als sterben; in andern aber allemal mehr sterben, als gebohren werden. Zu den erstern rechne ich z. E. Königsberg und Danzig; wo allemal die Zahl der Getauften grösser ist, als der Begrabenen. Zu der andern Classe aber, gehören Kopenhagen, Dresden, Augspurg, Nürnberg, Leipzig u. a. m. Ob solches von der gesundern Luft, oder von einer ordentlichern Lebensart der Einwohner, oder von der geringern Anzahl von Fremden herrühre, die in der ersten Art von Städten sich aufhalten, das wollen wir itzt nicht untersuchen. Aber das bemerket man, daß die Anzahl der Todten, auch an einem und denselben Orte, grössern Ungleichheiten unterworfen ist, als der Gebohrnen. Z. E. in Danzig sind im 1741sten Jahre 1966 gestorben, im 1744sten Jahre hergegen nur 1164. Der Unterschied beträgt also 802, die das eine Jahr minder verlohren hat. Eben so ist es mit Dresden. Im 1744sten Jahre sind nur 1981 gestorben; im 1745sten aber 2348, das ist 367 mehr. Noch grösser ist ihre Zahl im 1746sten Jahre; denn da beläuft sie sich auf 3856 Todte, welches die erste um 1975 Todte übertrifft, und also doppelt so stark ist. Eben so wird man es an andern Oertern, als in Nürnberg, Ulm, Görlitz und a. m. befinden.

Will man also nach diesen Todtenregistern die Abnahme, oder Zunahme der Städte beurtheilen:

so

so muß man durchaus nicht nach einzelnen Jahren urtheilen. Man muß zweyer, dreyer, auch wohl mehrerer Jahre Todtenzettel zusammen nehmen, und sie alsdann mit den folgenden vergleichen; und zusehen, ob sie steigen, oder sinken. Am besten wäre es, allemal fünf und fünf, oder gar zehn und zehn Jahre zu vergleichen: so könnte man daraus den Anwachs, odor die Abnahme der Städte aufs sicherste abnehmen.

Dieses würde nun hernach zu einer völligen Gewißheit gereichen, wann beydes, so wohl die Vergleichung der Gebohrnen, als der Gestorbnen, einstimmig befunden würde, entweder die Zunahme, oder die Abnahme zu erweisen. Wären aber beyde mit einander nicht einstimmig, so müßte man irgend auf Ursachen denken, dadurch etwa die Anzahl der Gestorbenen, merklich vermehret; oder vermindert seyn könnte. Außerordentliche herrschende Krankheiten, pflegen zuweilen, zwey, drey Jahre hintereinander, viel Leute hinzuraffen. Also kann zuweilen die Vergrößerung der Todtenzettel noch gar wohl mit der Abnahme eines Ortes bestehen, und beweiset nicht sogar deutlich den Anwachs der Einwohner. Z. E. in Leipzig sind in diesem nunmehr geendigten 1748sten Jahre 1446 Menschen gestorben; da im vorigen nur 1304, im 1746sten nur 1236, im 1745sten nur 1212, und im 1744 nur 928 gestorben. Nach dieser jährlichen Zunahme von Todten, müßte Leipzig die Jahre her sehr stark zugenommen haben: welches doch die Zahl der Gebohrnen nicht bestätiget. Denn die Zahl der-

sel-

ſelben iſt ſchon 1744 auf 962 geſtiegen geweſen; welcher die Kinder dieſes 1748 Jahres 930 noch nicht einmal gleich kommen. Es iſt aber gewiß, daß die letzten Jahre her, immer viel herrſchende Krankheiten, zumal unter Kindern gewütet, und alſo die Zahl der Begrabenen auſſerordentlich vermehret haben.

Wozu ſollen nun dieſe Speculationen endlich dienen? Das iſt eine Frage, die vielleicht manchem unſrer Leſer einfallen wird. Sie iſt aber nicht ſchwer zu beantworten. Auf das Wachsthum der Städte kömmt unſtreitig der Flor eines Landes an. Die Anzahl der Einwohner macht die Stärke und die Macht eines Staates aus. So wie alſo groſſe Herren bey anſteckenden Krankheiten, billig Sorge tragen, daß dieſelben nicht ihre Gränzen erreichen, und die Zahl ihrer Unterthanen vermindern mögen: alſo ſollen ſie auch auſſer dieſem Falle, auf die Vermehrung der Einwohner in ihren Städten bedacht ſeyn. Es wäre alſo eine, der Sorgfalt kluger Regenten nicht unwürdige Beſchäfftigung, ſich am Ende jedes Jahres, aus allen ihren Städten und Landen, die Tauf und Sterberegiſter im Ganzen vorlegen zu laſſen. Daraus würden ſie ſehen, welcher Ort unter ihrer Herrſchaft zu, welcher abgenommen; und mit einer väterlichen Bekümmerniß nach den Urſachen des Verfalles forſchen: um wo möglich, einer ſich ſchwächenden Stadt wieder aufzuhelfen, oder doch einer fernern Abnahme vorzubeugen. Ihr eigener Vortheil fordert ſolches von ihnen: denn wo ſich die Unterthanen mehren, da werden ſich auch ihre Einkünfte unfehlbar vermehren.

* *

V.

Lettres de Mr. le Blanc, concernant le Gouvernement, la Politique, et les Moeurs des Anglois et des François. Tom. II.

Briefe des Abts le Blanc, die Regierung, Staatsverfaſſung und Sitten der Engländer und Franzoſen betreffend. 2ter Theil.

Des Abt le Blanc, dem wir in dem vorigen Stücke dieſer Monatſchrift ein wenig die Wahrheit geſagt, iſt vielen unſerer Leſer ſo luſtig vorgekommen, daß man uns erſuchet hat, auch die übrigen Theile vorzunehmen. Wir erfüllen dieſes Verlangen ſo viel lieber, je billiger wir es achten, daß ein Schriftſteller ſich ſeinen vernünftigen Leſern gefällig erzeige; und je weniger dieſes Werk ſonſt das Geld werth iſt, welches unſere Landesleute dafür ausgeben ſollen. Man ſollte zwar denken, nach allem, was er den guten Engländern bereits vorgerückt, würde er wenig taugliches zu zwey folgenden Theilen behalten haben. Allein, welchem Schriftſteller gebricht es weniger an Stoffe, als demjenigen, der ſich mit Neid und Tadelſucht zum Schreiben ſetzt? Vielleicht kann man den Grund der Weitläuftigkeit dieſes Buchs, auch noch in einer andern Urſache ſuchen, der unſre Zeiten ſo manches

Werk

Werk zu danken haben, womit sie sonst wohl verschonet geblieben wären. Die Abteyen der französischen Abbés, von des Herrn **le Blancs** Gattung, tragen bekannter maßen, nicht viel ein.

Der erste Brief also des andern Theils dieses seinen Werks, berichtet den Herrn **Olivet**, an den er gerichtet ist, daß seine, und des Präsidenten **Boubier** Uebersetzungen der alten Schriftsteller, in England vielen Beyfall und viele Leser fänden. Hierauf wendet er sich zur Beredsamkeit und spricht den Engländer schlechtweg alle Redner ab. Sie hätten niemals große Redner gehabt, heißt es: und das wäre um so viel mehr zu verwundern, da fast kein Land in der Welt zu finden wäre, allwo man mehr Gelegenheit hätte, die große und erhabene Beredsamkeit zu üben. Bloß dergleichen Gelegenheiten hätte man einen **Cicero** und **Demosthenes** zu danken, die von nichts minderm, als von Krieg und Frieden, von dem Untergange oder Flore des Staates zu handeln hatten. Eben diese Vortheile haben die Engländer auch. Ein jedes Mitglied der beyden Kammern, hat die Wohlfahrt seiner Provinz und des ganzen Staats in Händen. Das engländische Parlament stellt das ganze Volk vor, und hat den vornehmsten Theil der Legislation in Händen. Sollte nun dieses nicht große Redner bilden? Nein; sagt unser Abt. Er hat dergleichen Reden gehöret, und die sind ihm den **demostheni**schen und **Ciceroni**schen überaus unähnlich vorgekommen. Zwar kann er nicht leugnen, daß der Graf C*** und der Mylord C*** der Herr

P***

P*** und der Herr W*** die Gabe hätten, ſich ſehr wohl auszudrücken, und daß man ſie mit Vergnügen reden gehöret. Allein, überhaupt könnte man verſichern, daß ihre Reden weit unter den Meiſterſtücken der alten Griechen und Römer blieben. Dieß ſteht nun dahin! Wer weis, ob Herr le Blanc die engländiſche Sprache gnugſam in ſeiner Gewalt gehabt, als er ſie gehöret, oder geleſen? Wer weis ob er im Stande iſt, von der Beredſamkeit, als ein Kenner zu urtheilen? Aus ſeinem Buche ſieht man das nicht: und darum, weil er den Demoſthenes und Cicero große Redner nennt, iſt es auch noch nicht klar. Man würde ihn auslachen, wenn er anders ſagte; denn das iſt ſo ausgemacht, als die Schönheit der Cleopatra. Wenigſtens hat man die Lords Cheſterfield, Walpole, und Pulteney allezeit, als ſehr große Redner nennen hören, und zwar von Kunſtverſtändigen, die gewiß mit der Beredſamkeit bekannter waren, als die Welt vom Herrn le Blanc überzeugt iſt. Liegt aber der Fehler darinn; daß ſie nicht gedruckt ſind: ſo zeige uns doch der Herr Abt die Reden des Perikles, Hortenſius und ſo vieler andern griechiſchen und römiſchen Redner; die uns gewiß als große Leute bekannt ſind, ungeachtet wir die Proben davon nicht leſen können. Auch die Zahl dieſer Herren iſt nicht zu klein: denn wie viele Demoſthenen gab es denn in Griechenland; wie viele Ciceronen in Rom? Frankreich ſelbſt hat nur einen Fleſchier gehabt, und die Materien ſeiner Reden, ſchließen ihn aus der Claſſe der groſſen

Redner

Redner völlig aus: so, daß man, mit viel besserm Rechte, Frankreich alle Beredsamkeit absprechen könte. Man nehme doch von allen Reden der Akademisten, die niederträchtigen ja sklavischen Schmäucheleyen gegen den König und Minister weg: was bleibt übrig, das der großen Beredsamkeit ähnlich sähe? Ja selbst Fleschier hat mit dergleichen gekünstelten Unwahrheiten, den Ort, allwo er seine Reden gehalten, oftmals auf eine gar zu unverantwortliche Weise entweihet. Von den engländischen Gottesgelehrten sagt Herr le Blanc gar nichts: und wir müssen es ihm, als einem Katholiken verzeihen, daß er sie nicht gelesen: aber ihre Namen hätte er doch wissen und nennen sollen, ehe er ganz England alle Beredsamkeit abspricht; indem es Männer unter ihnen giebt, die gewiß seinem Bourdaloue und Fleschier nicht weichen. Er will obigen Mangel endlich lieber gar auf die Gemüthsart der Engländer schieben, und meynt, sie wären so edel und patriotisch nicht gesinnt, als die Griechen und Römer. Wer hat es aber wohl je den Engländern beygemessen, daß es ihnen an patriotischen Seelen fehle? Wahrlich, der Abt le Blanc ist unsers Wissens der erste. Einem Volke, welches in seiner Sprache sogar ein eigen Wort besitzt, welches man fast in keiner andern Sprache geben kann, einen Mann auszudrücken, dem nichts auf Erden so sehr zu Herzen geht, als das Wohl und die Ehre seines Vaterlandes; hat es gewiß nie an Männern gefehlet, von denen man, eben ihres patriotischen Eifers wegen, in der ganzen Welt geredet hat! Und denn

ist

iſt es ſo ausgemacht noch nicht, daß nur allein ein tugendhafter Mann ein Redner ſeyn könne. Waren nicht Aeſchines und Antonius auch Redner? Waren ſie aber ſo redlich und tugendhaft, als Demoſthenes und Cicero? Wir brechen hier ab; ungeachtet wir von dieſem Briefe noch viel zu ſagen hätten; inſonderheit bey Gelegenheit einiger Stellen, die er aus dergleichen Parlamentsreden anführet, und die ihm, weil ſie allerdings wider das Miniſterium und den Hof ziemlich ſcharf gehen, lächerlich vorgekommen. Von dergleichen Ausbrüchen einer unſtudirten feurigen Beredſamkeit, eines von der Liebe ſeines Vaterlandes eingenommenen Herzens, welches die Freyheit hat zu ſagen, was es denkt, ohne auf den Gegenſtand zu ſehen, dem ſolches misfallen könnte, davon muß freylich kein Franzoſe urtheilen; der an ſeinen König und deſſen Miniſter, nicht anders, als mit dem heiligen Schauer denkt, womit ein Galerenſklave ſeine Feſſel anſieht.

Im 22ſten Schreiben iſt es wieder gar nicht recht, daß der engländiſche hohe Adel ſeine prächtigſten Paläſte auf dem Lande, und die ſchlechteſten Häuſer in der Stadt London hat; daß er dort prächtig in Hausrathe, Bedienten und Tafel iſt; hier hergegen eingezogen und ſparſam lebt. Alles dieß iſt in Paris gerade umgekehrt: und wenn ein Herzog oder Graf ſeinen Beutel in der Stadt erſchöpft hat; ſo zieht er ſechs Monate auf ſeine Güter, um es wieder einzuſparen. Hieran iſt der verwünſchte Kohlendampf in London Schuld, der die Großen

man darthut, daß viele Sachen, welche allerdings aus der Aehnlichkeit der Sprache ausgemacht werden können, durch den Gebrauch oft verderbet werden. Man muß daher dem Gebrauch weder zu viel noch zu wenig trauen, d. i. man muß nicht schlechterdings alles auf die Gewohnheit ankommen lassen; aber auch nicht alles auf philosophische Gründe setzen wollen. Man thut am besten, wenn man den Gebrauch bey verständigen Leuten (*) und in den Schriften derer sucht, welche sich der Reinigkeit ihrer Muttersprache befleißigen. Und bey gegenwärtiger Arbeit muß man Bücher von allerhand Art aufschlagen, damit man daraus erweisen könne, daß gewisse Wörter auch bey den besten Scribenten unterschieden werden. So haben es die gemacht, welche bey der Griechischen und Lateinischen Sprache diese Art der Untersuchung angestellt haben, deren Beyspiel man folgen muß, wenn man auch unsere Deutsche Sprache in ihrer Schönheit und Vollkommenheit den Nachkommen liefern will.

Soll aber die Gültigkeit dieses oder jenes Ausdrucks aus den Scribenten bewiesen werden, so werden die deutschen vornehmlich sorgen müssen, daß sie ihren Landsleuten Bücher in die Hände bringen, darinne man auf die Bedeutungen, die einem jeden Worte eigen sind, genau gesehen habe, damit sich diese nicht blinden Leitern anvertrauen müssen, und folglich ihre Sprache in ihrer Schöheit nicht sehen können. Diese Bemühung unserer Gelehrten stelle ich mir um so viel nöthiger

(*) Quintil. L. I. c. XI. zu Ende sagt: consuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum; sicut vivendi, consensum bonorum.

heraus jagt, ſo bald das Parlament vorüber iſt; ja der auch dem Golde und dem prächtigen Hausrathe zuwider ſeyn würde. Dieß macht ihm nun London ſehr verächtlich. Aber wie? iſt denn das Oberhaupt des ganzen franzöſiſchen Adels, in **Paris**, oder **Verſailles**? und welcher Kohlendampf mag wohl daran Schuld ſeyn, daß das **Louvre** nicht von ſeinem rechten Herrn bewohnt wird, für den es gebauet iſt? Doch man ſieht wohl, warum es dem Herrn **le Blanc** lieber geweſen wäre, daß die engländiſchen Pairs ihre offene Tafeln in **London** hielten, als fern davon auf ihren Gütern.

Im vierten Briefe handelt er von dem **engländiſchen Vitruvius**, und ſagt: man ſollte ſchwören, der Verfaſſer hätte mit Fleiß alle merkwürdige Gebäude in England zeichnen und hier eindrucken laſſen, um der Welt zu beweiſen, daß die Engländer keine Baukunſt verſtünden; und das wäre kein Wunder: dieſe Kunſt käme auf den Geſchmack an, und der fehlte den Engländern. Nun geben aber die Engländer ſelbſt zu, daß der Vitruvius anglicanus eine Menge ſchlechter Häuſer in ſich enthalte. Das macht, man nahm nicht die beſten und prächtigſten: ſondern diejenigen Häuſer, deren Eigenthümer den Vorſchuß des Werks bezahleten, auch wohl noch ein übriges an die Kupferplatten wandten. Dieſer Kunſtgriff des Verfaſſers, ſein Werk ans Licht zu bringen, ſchloß manches ſchönere Gebäude aus, deſſen Beſitzer ſich dieſer Gelderpreſſung nicht unterwerfen wollte, und half manchem hinein, welches billiger weggeblieben wäre. Herr le Blanc

ſagt weiter, die mehreſten Landhäuſer wären, entweder nur Copien von den italiäniſchen, oder ſie wären plumpe zuſammengetragene Steinhaufen. Mylord **Burlington** hätte ſich zwar einen ſchönen Palaſt in London gebaut, und auch einige Sachen von der Baukunſt geſchrieben, um ſeine Landsleute durch Lehren und Exempel zugleich zu unterrichten; allein ſie hätten nicht Geſchmack genug gehabt, ihm nachzufolgen. Hier merken wir nur an, daß dieſes Gebäude, nicht vom Lord **Burlington**, ſondern von dem berühmten Dichter, Herrn **John Denham**, erbauet worden, der den Ausländern, aus D. **Grammonts** Memoires bekannt genug iſt. Dieſer Dichter hat der Welt noch eine anderweitige Probe ſeiner großen Geſchicklichkeit in der Baukunſt hinterlaſſen; nämlich den **devonſhiriſchen Palaſt**, welcher leider vor etwa 15 Jahren abgebrannt iſt. Es verſichern uns auch gebohrne Engländer, daß Herr **le Blanc** Mühe haben würde, 50 Landhäuſer, 10 Meilen im Umkreiſe von London, zu zeigen, die nach italiäniſcher Art gebauet wären, da er doch ſagt la pluspart, die mehreſten; welches gar leicht 6000 austragen könnte. Zu Ende dieſes Schreibens zeigt der Abt ſeinen Landsleuten gleichwohl auch, daß ihr Geſchmack in der Baukunſt verfalle, und zwar wegen der gar zu großen Begierde nach Zierrathen.

Im 37 Briefe geht es über die engländiſchen Rechtsgelehrten her, deren Herr **le Blanc** 50000 rechnet. Dieß iſt nun freylich eine ſchöne gerade Zahl. Was wollte aber der Herr Abt antworten,

wenn ihn ein gebohrner Engländer versicherte, daß er sich um 40000. verrechnet? Für einen Druckfehler kann man es nicht ausgeben: denn er hat es mit Buchstaben geschrieben. Doch das mag wohl eine Kleinigkeit seyn. Nun gefallen ihm weder die engländischen Advocaten, oder Sachwalter recht, noch das engländische Gesetz. Jene sind Phantasten und Pedanten, die mehr um den eigentlichen oder uneigentlichen Verstand eines Worts zanken, als um das Recht ihres Clienten. Dieses aber sey voller Verstrickungen und Dunkelheit. Er führet einige Fälle zum Beweise von beyden an, die er zum Theile selbst aus engländischen Schriftstellern nimmt. Nun wird wohl niemand leugnen, daß es in der Jurisprudenz einige Pedanten und Narren giebt; es giebt deren in der Poesie, in der Arzneykunst und Philosophie, ja auch in der Epistolographie. In Athen und Rom war es nicht besser; in England ist es freylich auch so: und wie froh muß die Welt nicht seyn, daß es nur in Frankreich allein anders ist? Racine wird also in seinen Plaidoyers, die Engländer, und nicht seine Landsleute haben, herum nehmen wollen! Es scheint aber, wenn er alle engländische Rechtsgelehrte überhaupt so herunter macht, daß er nie die Namen Bacon, Boke, Salden, Hale, Schafresbury und Somners nennen hören; welche ihn vielleicht auf andere Gedanken würden gebracht haben. Zuletzt erzählt er noch, daß die Engländer aufgehöret, ihre Gerichtshändel lateinisch abzufassen: eine Neuigkeit die vielleicht nur in Frankreich eine unbekannte Wahrheit ist.

Sie

Sie haben freylich daran unſtreitig beſſer gethan, als da ſie aufgehört, den neulichen Achenerfrieden lateiniſch abzufaſſen, wie ſonſt immer gebräuchlich geweſen.

Im folgenden Briefe geht der Herr le Blanc aufs Land, und ärgert ſich, daß es in England reiche Bauern giebt, die alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluſſe genießen. Sie ackern zwar für den Kornhändler; allein ſie haben auch, gleich den andern Einwohnern dieſer Inſel, ihren Antheil an den Vortheilen des Handels. Ein Pachter, ſagt er, trinkt ſeinen Thee, ehe er an den Pflug geht. Es ſteht dahin, ob dieſes letztere ſeine Richtigkeit hat; allein geſetzt, es wäre ſo: wo will er im Rechte der Natur einen Grund finden, der einem Bauern den Thee verbiethen ſoll, den er bezahlen kann? Nachdem er nun weitläuftig beſchrieben, wie wohl der engländiſchen Bauern ihre Dörfer, Häuſer, Kleider, Vieh und Aecker, beſtellt ſind; ſo ſagt er, dieſes mache das Landvolk ſtolz und unverſchämt. Es erkühnet ſich nicht nur denen, die die Ordnung der Geſellſchaft über ſie geſetzt hat, den Rang ſtreitig zu machen: ſondern ſich auch wohl mit Schimpfworten und Schlägen wider dieſelben zu vergehen. Wer 40 Schillinge (12 Rthl.) Einkünfte hätte, der giebt ſeine Stimme zu der Wahl der Parlementsglieder: und dieſes Recht des engländiſchen Bauern, mache ihn überaus aufgeblaſen. Hier betreffen wir aber den Herrn Abt auf einer ziemlichen Unrichtigkeit in einem ſo weſentlichen Punkte. Ein reicher Mann der auch 100000 Pfund Sterling baares Geld; oder eine Einkunft von 1000

Pfund Sterlings hat wenn es land ist, was er nur im Pachte hat, oder unter gewissen Bedingungen besitzt, hat zu gedachten Wahlen gar keine Stimme: Denn dergleichen Stimmen sind nur für die Provinzen und nicht für die Städte.

Im 39. Briefe kömmt Herr le Blanc auf den Schakespear und meynet, wenn er ins Französische übersetzt würde, so würde er so viel Schande erlangen, als er in England Ehre erlangt hätte. Das geben wir, und vieleicht alle Engländer zu: allein was versteht er unter recht gut übersetzen? Das ist unmöglich. Die französische Art zu denken reimt sich mit Schakespears Feuer gar nicht, und wie würden wohl französische Verse ohne Reime aussehen? Soll aber Schakespear in Reimen erscheinen?

Ridete veneres, cupidinesque!

Es ist falsch, was Herr le Blanc im 40sten Briefe sagt, daß Waller zuerst die engländische Dichtkunst auf einen harmonischen Fuß gesetzt. John Denham hat ungleich mehr dazu beygetragen. Allein, lange vor ihnen beyden, haben Spencer und Fairfax bereits die Harmonie der engländischen Verse so hoch getrieben, als gewissermaßen die alten Griechen und Römer die ihrige. Spencer schrieb ein episches Gedicht: the Fairy Queen genannt, und Fairfax übersetzte des Tasso befreytes Jerusalem. Daß übrigens Herr le Blanc angemerket haben will, daß die Engländer größere Schmäuchler in ihren Gedichten an den König und die Großen wären, als die Franzosen, das ist dem, wir

was wir aus dem Lesen beyder Nationen bemerket, sehr zuwider. Wir wissen nicht, was andere Leser davon urtheilen werden: hier würde es zu weitläuftig fallen, die Sache, mit so vielen Stellen beyderley Dichter, als hierzu nöthig wären, auszumachen.

Der 4iste fängt ziemlich gut für die Engländer an: denn er lobt sie wegen ihrer Geschicklichkeit und Geflissenheit im Baumpflanzen, als dem wichtigsten und nöthigsten Theile der Physik. Er bemerket die schönen Bücher, welche ihre Sprache davon aufzuweisen hat; insonderheit, des Ritters **Temple** Tractat von der alten und neuen Gärtnerey; Herrn **Evelins** Werk von Wäldern; Herrn **Mortimers**, Secretärs der königl. Soc. Werk vom Ackerbaue; Herrn **Bradleys** Schriften und **Millers** Wörterbuch. Daher kömmt es, (nämlich von dieser Mühe, die sich die Engländer um das Landwesen geben), daß man in England viel schönere Früchte hat, als selbst in Frankreich: und dieses nicht, weil das Clima günstiger ist; sondern, weil man die Kunst höher getrieben hat, und die Natur gleichsam so hoch zu steigen zwingt, als möglich ist. So hat der gegenwärtige Besitzer eines Landguts, welches ehedem **Cromwell** besessen, aus einem schlechten und unfruchtbaren Moraste einen Weinberg erzeugt, dessen Trauben überaus schmackhaft sind, ja der Wein davon ist mittelmäßig gut, und trägt seinem Herrn, so wie er ist, dennoch mehr ein, als irgend etwas anders einbringen würde, was er allda bauen könne. Außerdem zieht man auch in

England alle Arten ausländiſcher Bäume; ſo daß die brittiſchen Gärten nicht minder voller Fremdlinge ſind, als die Stadt London iſt. An allem dieſen nun, iſt abermals ein Nationalfehler der Engländer Schuld, wie Herr le Blanc ſagt. Der engländiſche Adel bringt mehr Zeit auf dem Lande zu, als in der Stadt; das Baumpflanzen aber iſt ein großer Zeitvertreib auf dem Lande, und was der Bauer vom Junker ſieht, das macht er ihm nach: folglich legt ſich alles auf die Baumzucht. So geflifſen iſt unſer Abt, auch das, was er nicht anders, als loben kann, wenigſtens dadurch zu verkleinern, daß er es von einem allgemeinen Triebe des ganzen Volks herleitet.

Der folgende Brief handelt von den Ergötzlichkeiten der Engländer bey Tiſche; und hier wirft der Abt ihnen die Trunkenheit ſo dreiſt und ohne Einſchränkung vor, als unſers Wiſſens noch kein Schriftſteller gethan hat. Er ſagt, der Nachſatz wäre auf den engländiſchen Tafeln gar nicht gebräuchlich: aber wofür rechnet er denn die ſchönen Früchte, welche an vornehmen Tafeln den Schluß machen, und gewiß allem franzöſiſchen Zuckergebackenen die Wage halten? Er will ferner ſeinen Leſern weis machen, daß die Mannsleute, denen ſehr nach einem Rauſche verlangt, und die gleichwohl in Gegenwart des Frauenzimmers ihrer Begierde keine Genüge thun dörfen, demſelben durch Hinwegſchaffung des Tiſchtuches, ein höfliches Zeichen geben, daß ſie ſich entfernen ſollen. Wer weis, bey welchem ungezogenen Dorfjunker Herr le Blanc

dieſe

dieſe Mode geſehen haben mag; wofern er ſie noch geſehen hat? An Tafeln groſſer Herren und geſitteter Engländer aber, bleibt das Frauenzimmer ordentlich 3 Stunden bey Tiſche; da es denn zum Thee oder Caffee geht, zu welchem die Mannsleute ebenfalls genöthiget werden. Daß es aber gar Mode ſeyn ſollte, Pfeifen und Taback auf den Tiſch zu bringen, und dadurch das Frauenzimmer fortzuſcheuchen, davon will kein Engländer was hören, den wir darum befragt haben.

Aber nun kömmt was ſchönes. Der Abt zerbricht ſich den Kopf rechtſchaffen, um ſeinen Leſern einen Begriff von einer gewiſſen engländiſchen Geſundheit zu machen, die er **Toſt** nennet; und die, wie er ſagt, ein jeder mittrinken müßte, wofern er nicht für ungeſittet angeſehen werden will. Er beſinnt ſich lange, ob er dieſes Wort von den alten Gothen herleiten will: allein ſeine Unentſchloſſenheit kömmt nur daher, weil er es nicht zu buchſtabiren gewußt hat. Der Zuſchauer hat es der Welt lange geſagt, was a Toaſt iſt; und er würde es dem Herrn le Blanc nicht verſchwiegen haben, wenn er gewohnt wäre, etwas anders, als die Strafpredigten dieſes Schriftſtellers über die brittiſchen Einwohner nachzuſchlagen. Iſt es nicht luſtig, daß er bis auf das entfernteſte Alterthum zurück geht, um den Urſprung eines Wortes zu ſuchen, welches entſtanden iſt, ſeit der Abt in der Welt iſt? Endlich giebt er eine Erklärung davon; und dieſe Erklärung iſt falſch. Ein **Toſt** ſagt er, iſt die Geſundheit abweſender Perſonen; da doch ein jeder

der nur mittelmäßig engländisch kann, weis, daß diese Gesundheit bloß das Frauenzimmer betrifft, und eine Männergesundheit a Health heißt. Er sagt ferner: diese Gesundheit Toft, oder Toaft, müssen alle am Tische mittrinken. Das hat seine Richtigkeit; aber er sagt nicht, daß ein Gast mit einem Glase Wein, darinn er Wasser gießen darf, die ganze Mahlzeit auskommen kann. Auf diesen Schlag fährt der ganze Brief fort, an welchem wir nur noch bemerken; daß die Note, es habe ein engländischer Geistlicher ein Buch wider das Gesundheittrinken geschrieben, richtiger wäre, wenn er gesagt hätte, ein irrländischer Bischof; nämlich Doctor **Broun** Bischof von **Cork**.

Im folgenden Schreiben kommen die Prediger an die Reihe, deren keinen er für einen rechten guten Redner gelten läßt; und an denen er den Gebrauch, die Predigten vom Blatte abzulesen, misbilliget; worinnen er denn so gar unrecht nicht hat. In dem nächsten Briefe wird des Herrn **Steele** Lustspiel, the conscious Lovers, gelobet, und ein Auftritt daraus mitgetheilet, der nach bekannter französischer Art übersetzt ist.

Das 46te Schreiben handelt von der großen Liebe der Engländer zur Jagd. Herr **le Blanc** verfertiget diesen Brief auf dem Lande, allwo er wacker mit jagt; so sehr er diesen Zeitvertreib auch den Engländern verübelt. Insonderheit kömmt es ihm lächerlich vor, daß diese Neigung bey allen Ständen und Altern, ohne Ausnahme, herrschet. Der Geistliche und der Rechtsgelehrte, der reiche und arme

me Bauer, alles liebt die Jagd. Ein sonderbares Beyspiel davon erzählt er von dem Cambridgischen Professor der Mathematik, Sanderson. Dieser hatte durch einen Zufall sein Gesicht eingebüßt; allein dieß hinderte ihn nicht, sowohl Unterricht in der Optik zu geben, als die Jagd zu lieben. Sein Pferd war gewohnt seines Dieners Pferde nachzulaufen, und er machte allemal so viel Geschrey bey der Jagd, als die ganze übrige Schaar. Ein Philosoph nun auf der Jagd; und zwar ein blinder Philosoph, kömmt unserm Abte sehr lustig vor. Wir glauben, daß ein Abt auf einem Jagdpferde und mitten unter den Hasen und Jagdhunden, auch gewiß kein betrübter Anblick ist! Das Frauenzimmer selbst in England schließt sich von der Jagd nicht aus, und braucht zuweilen dieses ihrem Geschlechte zuwider scheinende Mittel, sich die Gunst der Engländer zu erwerben, mit besserm Erfolge, als alle seine Reizungen haben würden. Der Verfasser berichtet, daß die größten engländischen Schönheiten z. E. die Herzoginn von O*** auf die Reitbahn gegangen, um, gleich einem Edelknaben, reiten zu lernen: und daß es in der Nachbarschaft dieses Guts, wo er sein Schreiben verfertiget, eine Mylady gäbe, die man für die größte Fuchsjägerinn von ganz England hielte. Sie selbst führete die Hunde an, und es müßte ein verwegener Jäger seyn, der ihr folgen wollte. Wir können dieses so wenig leugnen, als für untrügliche Wahrheiten ausgeben. Gesetzt aber, es wäre alles, wie Herr le Blanc angiebt; so beweist es doch nichts

mehr,

nöthiger vor, je geneigter ich bin zu glauben, daß man die deutsche Sprache, was den Anfang ihrer Verbesserung betrifft, mehr durch gut geschriebene Bücher als durch die Sprach-Kunst ins aufnehmen bringen könne. Unsere Landsleute werden aus den Büchern von der Sprachkunst wenig gebessert. Und wenn solche Schriften in deutscher Sprache abgefaßt werden, so ist der Nutzen bey den Ausländern ebenfals schlecht. Denn wenn fremde Nationen zur deutschen Sprache angeführet werden sollen, so muß es in der Sprache geschehen, welche ein solches Volk von andern unterscheidet; man wollte denn eben so wunderlich handeln, als diejenigen in Schulen thun, oder vielmehr thun müssen, welche die zarten Knaben aus lateinischen Grammatiken im Latein unterrichten, da doch ein jeder lachen würde, wenn man einem Anfänger im Hebräischen und Griechischen aus Griechischen und Hebräischen Grammaticken den Weg zu diesen Sprachen weisen wollte. Da man aber die Sprache erst recht putzen und auszieren muß, ehe sie fremden Nationen unter das Gesichte treten darf, so ist meines Erachtens die Nothwendigkeit der angezogenen Bemühung unserer Deutschen unläugbar.

Vielleicht finde ich Beyfall, wenn ich sage, daß die Uebersetzungen bey dieser Untersuchung gute Dienste thun können. Das schlimme Urtheil gewisser Leute von den Uebersetzungen, die wir heute zu Tage häufiger, als jemals, haben, ist mir nicht unbekannt. Ich glaube aber auch, daß man demselben nicht wenig entgegen setzen könnte, wenn es nöthig wäre, und nicht jedermann ohne Mühe wahrnehmen könnte, daß gewisse ungegründete Vorurtheile das meiste bey dieser

Sache

mehr, als daß es zu allen Zeiten, in allen Ländern Leute giebt, die die eigentlichen Schranken des ihrem Geschlechte eigenen Wohlstandes, überschreiten. In England giebt es Frauenzimmer die von Sattel und Zäumen, von Pferden und Windspielen reden: in Frankreich giebt es Staatsmänner und Parlamentsglieder, die vier Stunden vor dem Nachttische zubringen, und so voller Haarlocken und wohlriechenden Oelen sind, als eine Operntänzerin. Sie sind beyde auslachens werth. Die moralischen Betrachtungen übrigens, die Herr le Blanc über die Jagd und deren Ursprung überhaupt, anstellet, sind ganz vernünftig: und wenn soviele Verehrer des Weidewerks, solche Lust auf dieser Seite ansehen möchten, so würden sie sich auf ihren Zeitvertreib nicht gar viel zu gute thun. Wenigstens würden sie einsehen, daß sie nicht viel Ehre dabey behalten, und dem armen Wilde nicht so ängstlich nachlaufen würden, wenn sie es nicht thäten, um sich selbst zu entfliehen.

Der 47te Brief lobet abermals die engländischen Gärtner, daß sie sich bemühen, ihre Gärten mit solchen Bäumen, Gängen und Wänden auszuzieren, die der Kälte des Winters trotzen, und sich Jahr aus Jahr ein grün erhalten. Dieses kömmt ihm gleichwohl sehr löblich vor, und er wundert sich, daß die Franzosen, die sich doch eigene Zimmer und Häuser für den Winter und Sommer anlegen, sich nicht auch auf Gärten befleißen, die ihnen in den schönen Wintertagen einen angenehmen Spaziergang erlauben. Doch damit die Engländer auf

dieſes ſein Lob ja nicht zu ſtolz werden mögen; ſo holt er ſich gleich aus Steelen und Addiſonen, diejenigen Stellen zuſammen, in welchen dieſe brittiſchen Sittenrichter, ihre Landsleute mit der ſeltſamen Grille herum nehmen, den Bäumen in den Gärten, die Geſtalt der Thiere, Helden und Götter zu geben; ja gar ganze Hiſtorien aus ihnen zu ſchnitzen. Wem alſo der Zuſchauer und Aufſeher bekannt ſind, der findet hier nichts neues.

Der 48te Brief handelt von den Religionszwiſtigkeiten der engländiſchen Geiſtlichkeit. Ihre Predigten ſagt er, wären ſo viele Feindſeligkeiten, die ſie wider einander ausüben. Man handelte darinnen nicht ſowohl die Sittenlehre, als Controverſien ab. Man kann leicht denken, warum er an einer proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, mehr zu tadeln, als zu loben findet: es ſteht dahin, wie viele Predigten, und was für Geiſtliche er gehöret hat. Höchſtens beweiſt alles was er ſagt, nichts mehr, als daß die engländiſchen Geiſtlichen Menſchen ſind. Man kennt ja die Uneinigkeit der römiſchkatholiſchen Orden, und die mannigfaltigen Punkte, darinn ſie von einander abgehen, zur Gnüge.

Im 40ſten Briefe redet der Verfaſſer von den großen Vortheilen, die den brittiſchen Schriftſtellern aus der Freyheit der Preſſe erwachſen. Dadurch würden die Köpfe aufgekläret, der Geiſt beherzt, und ſtiege durch den Nacheifer immer höher empor. Hiedurch wäre Bacon von Verulam bis in das Innerſte der höhern Metaphyſik gedrungen. Dadurch hätte ſein ſcharfes Auge dasjenige vorher erblicket.

cket, was die andern nach ihm entdecket haben. **Newton** und **Locke** wären nicht so weit gekommen, wenn sie seinen Spuren nicht gefolgt wären. Jedoch wäre nicht zu leugnen, daß diese Freyheit auch ihren Schaden mit sich führete: denn der Mensch wäre geneigt, alles zu misbrauchen. **Theophrast** sagt, das menschliche Erkenntniß gienge nur bis auf einen gewissen Punkt, allwo es stehen bleiben müßte. Diesen Satz hält Herr le **Blanc** für so gewiß, daß er auch meynt, viele neuere engländische Weltweisen, und Schüler vom **Baco**, hätten sich nur darum verirrt, weil sie entweder von einer Bahn abgewichen, oder sich wagen wollen, diejenigen Abgründe zu durchforschen, die diesen großen Mann zurück gehalten. **Collins**, **Tindal** und **Schaftsbury**, haben die Schranken der menschlichen Erkenntniß überschreiten wollen; allein sie haben sich verlohren. Das sagt unser Abt, in Hoffnung, daß man es ihm auf sein Wort glauben wird: denn bewiesen hat er es nicht. Es ist sehr möglich, wenn er im **Schaftsbury** liest, daß einer sich verliert; ob es aber der Graf Schaftsbury, oder der Abt le Blanc ist, das ist eine andere Frage. Uebrigens ist der Grundsatz **Theophrasts**, daß das menschliche Erkenntniß nur bis auf einen gewissen Grad zureiche, einer von denen, die man im Reiche der Gelehrsamkeit nur sehr wenigen, und auch diesen, nur gleichsam ins Ohr sagen darf. Wie leicht veranlasset derselbe nicht träge oder langsame Gemüther, die auf dem halben Wege stehen bleiben? Man weis aber, daß die Wissenschaft, gleich einem

einem Garten, ſo bald in Verfall geräth, als man aufhöret, ſie zu bearbeiten.

Den 50ſten Brief füllet eine ziemlich ſatiriſche Beſchreibung eines **Fuchsjägers**, die der Abt aus einem damals herausgekommenen fliegenden Blatte genommen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen. „Der **Fuchsjäger** iſt eine Art eines „in England ziemlich gemeinen Thieres, inſonderheit in den nordiſchen Provinzen. Er hat viel „Aehnlichkeit mit dem Menſchen, wenigſtens im „Aeußerlichen. Er hat auch die Sprache; doch „ſchreyt er mehr, als er redet. Allein in ſeinem „Bezeugen, Empfinden und Denken geht er ganz „vom Menſchen ab; wofern er noch denkt, als „wofür man nicht Bürge ſeyn kann. Er iſt eigentlich nicht ſowohl boshaft als wild; doch hat man „auch einige zahme geſehen. Ich wollte ihn am „liebſten ein Mittelding, zwiſchen Menſchen und „Vieh nennen. Er ſpricht wie jener, und lebt „wie dirſer . . . Der **Fuchsjäger** iſt ein Thier; „oder ein Menſch, (wofern man ihn mit dieſem „Namen beehren kann, weil er allerdings einige „menſchliche Eigenſchaften hat,) der beſtändig unter Hunden und Pferden lebt. Man nennt ihn „**Fuchsjäger**, wegen der großen Antipathie, die er „mit den Füchſen hat, die ihm ſo natürlich iſt, als „ſeinen Hunden ſelbſt; daher er ſich mit dieſen zu „Ausrottung jener verbindet. Er iſt ein Feind „der Städte, inſonderheit der Hauptſtadt. Ein „rechter guter **Fuchsjäger** iſt nie mit einem Fuße „nach **London** gekommen. Selbſt im Winter,

„ſitzt

„ſitzt er ſchon des Morgens um ſechs Uhr zu Pfer„de; er kann unter dem Dache nicht anders blei„ben, als um zu eſſen, oder zu ſchlafen. Warum „man aber hauptſächlich zweifelt, daß ein **Fuchs„jäger** kein Menſch ſey, iſt, weil er mitten unter „einem geſitteten Volke, welches der Wiſſenſchaf„ten wegen berühmt iſt, von allem, was Erzie„hung, Wiſſenſchaft und Artigkeit heißt, nicht das „mindeſte weis. So bald die **Fuchsjäger** leſen, „ſchreiben und reiten gelernet, ſo halten ſie ſich für „geſchickte Edelleute. Die erleuchtetſten unter ih„nen haben ſelten was anders geleſen, als die Zei„tungen. Gleichwohl halten ſie ſich für tüchtig „von allem zu urtheilen, was im Parlamente vor„geht. . . . Sie ſind aller Miniſter Feinde, und „haſſen die Franzoſen zu Kriegs- und Friedenszei„ten. Sie beſchweren ſich beſtändig über das Be„ſtreben, dem Handel aufzuhelfen, und würden, „wenn es bey ihnen ſtünde, alle großbrittanniſche „Schiffe in Brand ſtecken. Ihre ganzen Unterre„dungen, handeln von der Jagd, und zweyen gro„ßen Wörtern, Liberty und Propriety: welche „die meiſten von ihnen, nachſprechen, ohne ſie zu „verſtehen. Außer dieſen, wiſſen ſie nicht vier „Worte hervor zu bringen. . . . Der **Fuchs„jäger** kennt keine andere Ehre, als die, daß er „ſo ſchnell laufen könne, als das Thier, was er ver„folgt; kein ander Vergnügen, als die Jagd; kei„ne andere Tugend, als den Trunk. Wenn er nicht „auf dem Pferde ſitzt, ſo iſt er bey Tiſche, allwo „er rauchet und ſäuft; und dieß iſt noch der einzige

„Weg,

„Weg, wie er der Republik nützlich ist. Der „Fuchsjäger ist von Natur ein schweres, träges „Thier; und vielleicht ist seine Nahrung Schuld hier„an. Er ißt nichts, als gesalzen Rindfleisch, kal„ten Schöpsenbraten, Kohl und Pudding; und die„ses sein Leibgericht, so schwer, als er es nur kriegen „kann. Sein Trunk ist Bier, und die dicken Wei„ne von den portugiesischen Küsten; zuweilen auch „wohl Brandtweine, so stark er sie nur haben kan. „Bey allen seinen Mahlzeiten, trinkt er zwo Leib„gesundheiten, und dieß ist vielleicht die einzige Re„gel, so er beobachtet. Die erste ist, die Gesund„heit aller braven Fuchsjäger in Großbrittan„nien; sie seyn protestantisch oder papistisch: die „Jagd vereinbaret alles. Die andre ist, auf den „Fall des Ministers „ ꝛc. Im Zuschauer und Aufseher wird man noch scharfsinnigere Sarkren, über diese arbeitsamen Müssiggänger finden. Gleichwohl besinnet sich unser Abt, daß er eben nicht Ursache gehabt, aus Frankreich zu reisen, um was zu lachen zu finden. Was würde doch wohl, heißt es, ein Engländer, zu dem Hochmuthe, der Ungeschliffenheit und Unwissenheit unserer Landjunker sagen? Giebt es nicht unter unserm Adel, Wesen, die eben so lächerlich sind, als der brittische Fuchsjäger? Wie viele Franzosen gehn nur darinnen von ihnen ab, daß sie für die Hasenjagd eben die Leidenschaft haben, die der Engländer für die Fuchsjagd hat? Das Licht der Wissenschaften leuchtet nur für eine sehr kleine Anzahl der Sterblichen: der übrige Theil, ist, in welchem lande es

auch sey, dazu bestimmt, in der Nacht der Unwissenheit zu leben. So sagt Herr le Blanc: und hierinn hat er Recht. Ueberhaupt hat er noch zur Zeit in diesem Bande so gar heftig und geflissen auf die Engländer nicht geschimpft und gelästert, als er im ersten gethan. Allein, man merke, daß fast alle bisherige Briefe vom Lande geschrieben gewesen. Vielleicht hat er die großen Engländer ein wenig in ihrer Heimat besucht, allwo sie die Tafeln halten, die er in London mit großer Aergerniß vermißt hatte. Diese nun mögen an seinem Leibe und Geiste zugleich eine lindernde Wirkung gethan haben. Denn es giebt auch Schriftsteller, die vor Hunger schimpfen; und deren Blättern man es deutlich abmerken kann, ob der Verfasser satt gewesen oder nicht. Anitzt kömmt unser Abt wieder nach der Stadt, und wir wollen sehen, ob ihn der londonische Kohlendampf wieder mürrisch machen wird.

Der 51ste Brief ist eine Critik, über das engländische Trauerspiel **Tamerlan**. Der Verfasser desselben ist Herr **Rowe**: und es ist unsern Lesern bekannt, daß die engländische Schaubühne nicht Stich hält, wenn man sie nach den Regeln einer gesunden theatralischen Critik untersucht.

Im 52sten Schreiben geht es wieder über die brittischen Gärten her. Herr le Blanc hat noch nicht alles gesagt, was ihm daran misfällt. Viele Engländer bemühen sich, ihren Gärten ein römisches Ansehen zu geben: es fehlet ihnen aber am Geschmacke, und daher werden sie lächerlich. Mancher Gegenstand, sagt er, ist an sich groß und majestätisch,

ſtätiſch, deſſen Nachahmung kindiſch und lächerlich iſt. Was Herr le Blanc in gewiſſen Gärten einen Obeliſcum nennen hören, ſagt er, das ſey ihm wie ein Spielkegel vorgekommen. An einem gewiſſen Orte habe er eine ſo elende Nachahmung eines Triumphbogens geſehen, daß er ſie für eine Gartenthüre angeſehen, die man aus Irrthume oder Eigenſinne inwendig hinein geſetzt hätte. Er erzählt ferner, daß einer der Großen des brittiſchen Reichs, unſägliche Summen verwendet habe, ſeinen, zehn Meilen von London gelegenen Luſtgarten auszuputzen: allein, ob er gleich viel Geſchmack und eine große Kenntniß der Baukunſt beſeſſen, ſo habe er doch mehr etwas erſtaunliches, als etwas angenehmes zu Wege gebracht. Auf einem Stücke Land von wenig Ackern, nämlich, habe er viele kleine Tempel, nach dem Muſter der alten römiſchen, bauen laſſen. Einer oder zween, ſagt der Abt, würden den Zuſchauer bezaubert haben; allein, die gar zu große Anzahl hinderte dieſe Wirkung. Hier erinnert er ſich mit einer Art eines Heimwehes, desjenigen Luſthauſes, welches Franciſcus der I. zu St. Maur erbauen laſſen, und den Muſen und der Ruhe gewidmet gehabt. Nachdem er nun lange gnug bekannt hat, nichts reizenders in der Welt geſehen zu haben; ſo fängt er an, ſich einen Garten nach ſeinem Kopfe zu erbauen, darinnen es an Zephiren und Philomelen nicht fehlet. Wir wünſchen dem Herrn Abte, daß er denſelben dereinſt, noch wo anders, als in dieſem ſeinem Buche, beſitzen und genießen möge.

Im 53sten Briefe geht es über die Critik der Engländer her, darinnen er ihnen alle Geschicklichkeit abspricht. Fragt man warum? weil sie keinen Geschmack haben. In dieser Kunst (der Critik) hätten die Franzosen viel bessere Muster, als die Britten: und viele ihrer Schriftsteller hätten jene nur abgeschrieben. Selig ist der Mann, dem man alles auf sein Wort glaubt! Wir würden mit vielem Vergnügen hier einige Namen lesen, die seinen Satz bewiesen. In der Satire aber, heißt es, wären die Engländer nur deswegen so weit über die Franzosen weg, weil sie sich darinnen alles für erlaubt hielten. Sie hätten große Vortheile, die ihnen in dieser Schreibart zu statten kämen. Der Geist der Parteylichkeit, der von Kindheit an über ihnen schwebt, die Schwermuth ihrer Gemüthsart, die Heftigkeit ihrer Neigungen, und alles triebe sie zur Satire. Was einem Franzosen nur lächerlich vorkäme, das erbitterte den Engländer. Der Franzose singt die traurigsten Schicksale in Liederchen her; der Engländer zieht wider gleichgültige mit dem Donner der Beredsamkeit los. Zum Exempel führet unser Abt des Grafen Dorsets, bittere und galterfüllte Feder an. Der Graf Rochester aber kömmt ihm noch heftiger und ungemäßigter vor; ja er meynt gar, ihre Schriften thäten mehr Schaden, als die Laster, wider welche sie losziehen. Es ist wahr, daß wenige Schriftsteller Behutsamkeit genug besitzen, von den Lastern auf eine solche Art abzumahnen; daß nicht ihre Warnungen sowohl für einen Unterricht, als für ein

ein Gegengift, dienen können. Indessen wünschten wir hier abermal, das Herr le Blanc die Stellen so er meynt, genennt hätte. Hierauf fällt er auf die Frechheit der öffentlichen Blätter, dergleichen der Craftsman und Commonsense sind, die gleichsam zu einer öffentlichen Freystäte aller Lästerungen und Schmähungen wider den Staat, und die rechtschaffensten Leute im Lande, werden. Es geht freylich in diesem Falle der Freyheit der Presse, wie allen guten Verfassungen, die aber auch ihre bösen Folgen nach sich ziehen: und wer sich bey Betrachtung dieser letztern gar zu lange aufhalten wollte, der würde sich fast getrauen zu behaupten: daß die Erfindung der Buchdruckerey mehr Schaden als Gutes gestiftet hat; da ja gewiß eine böse Schrift mehr Unheil anrichten kann, als zwanzig andere Bücher wieder gut machen. Wer wollte aber darum diese Kunst verwerfen? Vernünftige Leute trösten sich damit, daß solche Schriften sich durch ihr unverantwortliches Bezeigen, bald selbst um alles Ansehen bringen; und gar bald für die Henkersknechte und Schergen der gelehrten Welt angesehen werden: ohne welche freylich ein gemeines Wesen nicht bestehen kann; an deren Stelle sich aber niemand zu seyn wünschet.

Der 54ste Brief fängt mit einer Beherzigung des großen Schadens an, den die Austreibung der Protestanten aus Frankreich, diesem Lande zugezogen, und was für Vortheile insonderheit auch England davon gehabt. Daß der Engländer anitzt gute seidene Strümpfe, Papier und vielerley Ar-

Sache zu thun hätten. Ich will nicht des Vortheils gedenken, daß man auf solche Art seinen Landsleuten Schriften in die Hände giebt, welche ausser dem den meisten unbekannt geblieben wären. Ich will nur sagen, daß die Sprache selbst vielen Vortheil davon haben kan. Ein Uberseßer bemühet sich rein zu schreiben, weil man heute zu Tage nicht mehr den alten Ubelstand in unserer Sprache leiden kan. Und ob man schon in den heutigen Uberseßungen einige Fehler finden möchte, so muß man ein klein Ubel leiden; zumahl eine Uberseßung nach dem vollkommensten Begriffe unmöglich ist, wie ich zu einer andern Zeit darthun werde. Genung, daß man sich heute zu Tage mehr Mühe giebt, als etwan vor Zeiten geschehen seyn mag. Man kan demnach auch bey gegenwärtiger Untersuchung nebst andern Schriften die Uberseßungen zu rathe ziehen.

Weil aber auch die fehlen können, welche sonst das Lob einer zierlichen Schreibart haben, so muß man nicht zufrieden seyn, daß dieser oder jener einige Redensarten braucht, sondern man muß auch die Aehnlichkeit der Sprache selbst zu rathe ziehen. Ich könnte von dieser Sache mehr sagen, wenn es nicht nöthiger wäre, von den Quellen dieser Untersuchung auf die Eigenschaften derselben zu kommen, und zu zeigen, wie man die Untersuchung selbst anstellen müsse, wenn man der Sprache diejenigen Vortheile schaffen will, davon unten Meldung geschehen soll.

Das Hauptwerk bestehet darinne, daß man die Begriffe deutlich aus einander seßt, welche unter solchen Wörtern sind, damit ihr Unterschied, in welchen sie der Bedeutung nach stehen, klar vor Augen geleget werde.

ten von Zeugen machen kann, die Frankreich ſelbſt von ihm kaufen muß, das hat die Flucht ſo vieler franzöſiſchen Arbeiter gewirket, die ihre Künſte dorthin gebracht haben. Ehedem haben die Britten ihre Degen, ihre Meſſer und Scheeren, aus Frankreich geholet: itzund hat der engländiſche Arbeiter in allem, was aus Metallen gemacht wird, keinen Arbeiter in der Welt über ſich. Es giebt noch eine Art von Manufactur in England; dieſes iſt die Manufactur der Weine, davon der Herr le Blanc ſich ſo ausdrückt: „Die hieſigen Weinhändler ſind viel geſchickter als unſere pariſiſchen; ſie verfertigen verſchiedene Getränke, die ſie für „Wein verkaufen, und die ſie aus ganz andern Früchten, als den Trauben, zu ziehen wiſſen. Sie „ſind die größten Goldmacher in England. Kurz, „man macht in London nicht minder unſere „Weine, als unſere Stoffe, nach; oder man verfertiget vielmehr in London alle mögliche Weine „der Welt. Ein Mitglied des Unterhauſes hat den „Beweis unternommen, daß nicht der 20ſte Theil „ſo viel Wein nach England käme, als in London für „Wein aus Bourdeaux verkauft würde". Anſtatt nun, daß der Abt eine ſo weiſeliche Befliſſenheit der Engländer, ihr Geld im Lande zu behalten, loben ſollte: ſo ſchimpft er vielmehr auf eine gewiſſe Parlamentsacte, welche die Einfuhre franzöſiſcher Weine in Bouteillen, verbothen; und nennt, dieß ſey ein Kunſtgriff eines gewiſſen Glasfabricanten geweſen, der ſeine Hütte empor bringen wollen, und daher einige der Parlamentsglieder beſto-

beſtochen; als mit welchem Kunſtgriffe man in London alles erlangen könnte.

Der 55ſte Brief handelt von den engländiſchen Schauſpielern; die ihm alle ſehr elend vorkommen. Es heißt: die Engländer wären nicht dazu gebohren, etwas mittelmäßiges zu haben, daher wären auch ihre Comödien unerträglich ſchlecht. Cibber, ihr ſogenannter beſter Schauſpieler, habe ſonſt den franzöſiſchen Stutzer gemacht, ſey auch bloß dieſer ſeiner Rolle wegen, zweymal nach Paris gereiſet. Allein er triebe die Sache viel zu hoch, und die Engländer meynten: wenn ſie nur einen Phantaſten ſähen; ſo ſähen ſie einen Franzoſen. Die übrigen Schauſpieler in London, wären lauter Gaukler und Poſſenſpieler. Eine gewiſſe Bande ſolcher Leute indeſſen, thäte ſich vor allen andern hervor, und zwar durch närriſche Anſchlagezettel. Dieſe hätte ſich auf dem erſten Zettel dieſer Art, des Königs Theodor von Corſica Hofcomödianten genennet, und darüber einen unglaublichen Zulauf gehabt. Den andern Tag haben ſie ſich einen andern Herrn gewählet, und ſich nach dem Thomas Kulichan genennt: künftig, ſagt der Abt le Blanc, werden ſie ſich nach dem Könige von Congo nennen, und wenn ſie nur täglich einen neuen Anſchlag haben, ſo wird ihnen ganz London zulaufen; ſo ſehr liebt man hier das Seltſame. Iſt denn der Pöbel in allen großen Städten nicht eben ſo? und ſteht nicht bey dem Affen eines jeden Marktſchreyers, eine größere Zahl Köpfe, als man in der Zaire, oder im Eſſer zählen kann?

Der folgende Brief tadelt abermals die engländischen Trauerspiele, und zwar namentlich den **Oroonoko**.

Der Ackerbau ist ein langsamer, aber sicherer Weg reich zu werden: dieses ist der Anfang des 57sten Briefes, welcher abermals von der Geflissenheit handelt, die die Engländer auf diesen Theil der Wirthschaft wenden; und zugleich den Herrn **Büffon** sehr lobet, daß er an seinem Theile diesem guten Exempel der Britten nacheifere.

Das 58ste Schreiben handelt von der Reformation in England, mit welcher der Herr le Blanc, wie man leicht denken kann, sehr schlecht zufrieden ist. Er ist sehr überzeugt, daß die Engländer die Finsterniß statt des Lichts erwählet haben; indessen will er die Ausmachung dieser Sache, den Gottesgelehrten überlassen; und nur die Moral der Engländer, insonderheit ihrer Geistlichkeit durchgehen, die er für nichts besser hält, als die französische. Hier nun kann er es gar nicht dulden, daß man die engländischen Geistlichen so häufig auf Caffee- und Weinhäusern sieht. Die Priesterehe ist ihm eben so verhaßt; und kurz um, bey dem ganzen Briefe hat ein ziemlich blinder Religionseifer die Feder geführet; daher wir uns nicht länger dabey aufhalten wollen.

Der 59ste Brief enthält einen Auszug aus **Schakespears Hamlet**, und eine Critik darüber, welche besser gerathen seyn würde, wenn Herr le Blanc **Schakespears** Sinn allemal recht eingesehen hätte.

Der

„Der 6oste Brief sagt, daß man in London, wider nichts so sehr, als wider den Pracht schreyen höre. Gleichwohl wüßte ein Mensch, der Paris gesehen hätte, in langer Zeit nicht zu sagen, worinnen derselbe in London bestehen sollte? Die Engländer wären, weder in Kleidern, noch in Kutschen und Bedienungen, noch im Hausrathe, noch in der Tafel, prächtig. Indessen giebt er zu, daß es noch andere Gelegenheiten zur Verschwendung gäbe, und daß die Engländer nicht unterließen, ein jeder nach seiner Art, eine von allen zu erwählen. Hierauf untersucht er die nahe Verbindung dieses Uebels mit einem blühenden Handel; er findet, daß der Pracht dem Handel vortheilhaft und ein sicheres Kennzeichen einer reichen Republik sey. Ja er gesteht endlich, daß die Moral und Politik in Absehen auf diesen Punkt beständig uneins seyn würden. Doch erhellet aus allem, daß er mit den Engländern besser zufrieden seyn würde, wenn sie weniger Eau de Barbade, und mehr französische Stoffe, Spiegel, Stühle, Tische und Tapezereyen, kaufen wollten.

Im 61sten Schreiben schickt der Abt seinem Freunde, dem Herrn Du Clos eine Abschrift von einem Briefe, des Herzogs von R*** über die französischen Sitten; wobey er gleich Anfangs sich selbst das Urtheil fället, wenn er sagt: „Der Ver„fasser giebt zur Gnüge zu erkennen, was für böse „Folgen unsere Gebräuche haben; allein er sagt „kein Wort, von dem Nutzen, der uns daraus er„wächset. Ein verständiger Kopf, fällt keinen

„Ausspruch, ohne die Sache auf der guten und „schlimmen Seite geprüft zu haben. Man muß „allenthalben eins in das andere rechnen“. Wie heilsam wäre es dem Herrn Abte gewesen, wenn er diese nützliche Regel, so gut bey dem Schlusse des ersten Briefes, als bey dem Schlusse des 2ten Bandes bedacht hätte. Vielleicht hätte die Welt alsdann nur den dritten Theil von dem dritten Theile seines Werkes zu lesen bekommen.

Das 63ste Schreiben handelt von der Histoire de l'Empire Ottoman, und der 64ste von einigen Vortheilen und Unbequemlichkeiten einer republikanischen Regierung. Der Herr le Blanc redet als ein eifriger Unterthan seines monarchischen Königes: und wir glauben, daß ein Mann, der in einem 8 jährigen Aufenthalte in London, nicht gelernet hat, die Freyheit für das gröſste Gut zu halten, vollkommen werth sey, daß man ihm, unter dem Zepter seines Königes, das höchste Alter zu erreichen wünsche.

Hiermit endiget sich der zweyte Band dieser Briefe, und unsere Abhandlung davon. Der dritte Theil soll künftig folgen.

* *

VI.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

I.

Ilfelds Leid und Freude, besungen von Gottlieb Christoph Schmaling, der königlichen deut-

deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen Mitglie-
de. Nebſt einer Vorrede Herrn M. Rudolf
Wedekinds, worinn von der königlichen deutſchen
Geſellſchaft zu Göttingen, eine vorläufige Nachricht
ertheilet wird. Göttingen, bey Vandenhoek 1748.
in gr. 4. ſieben Bogen. Das Hauptwerk dieſes
Titels betrifft das Gymnaſium zu Ilfeld, welches
vor einiger Zeit von daſelbſt verleget werden ſollen;
darüber denn Herr Schmaling, im Namen aller da-
ſelbſt ſtudirenden, ſeine Klage angeſtellet, und es
bey den Obern zu verbitten geſucht. Und das iſt
Ilfelds Leid. Dieſe Bitte ward erhöret, und dafür
ſtattet nun der geſchickte Dichter, den daſigen Schutz-
göttern der Muſen, einen eben ſo lebhaften Dank ab.
Das iſt Ilfelds Freude. Allein die zwey Gedichte
machen kaum die Hälfte dieſer Bogen aus. Des
gelehrten Herrn M. **Wedekinds**, der nunmehr
an die Stelle des ſeligen Herrn D. **Klapprods**,
der göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft würdiger
Senior geworden, Vorrede, hält Nachrichten in
ſich, die allen Liebhabern unſrer Mutterſprache viel
wichtiger vorkommen werden. Sie liefert uns eine
kurzgefaßte Hiſtorie, dieſer berühmten deutſchen
Geſellſchaft, ein Verzeichniß aller ihrer Mitglieder,
ihre Geſetze, und andres dergleichen mehr. Dieſes
wird nun gegenwärtige Schrift viel merkwürdiger
machen, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde. Die
Geſellſchaft zählt ſehr viel an Stande, und Verdien-
ſten um den Staat, und um die Gelehrſamkeit hoch-
anſehnliche Männer unter die Zahl ihrer Glieder.
Die Schrift iſt, wie billig war, an den hannöve-

ri-

riſchen Mäcenas, Herrn Groſsvogt und wirklichen geheimen Rath von Münchhauſen, in einer ſehr wohl geſetzten Zueignung, gewidmet worden.

2. Memorabilia Gorlicii, oratione numeris vincta deſcripſit, M. Fridericus Chriſtianus Baumeiſterus, Gymn. Görlic. Rector. Daſs der berühmte Herr Rector Baumeiſter in Görlitz, ein gründlicher Philoſoph, und guter Lateiner ſey, iſt der gelehrten Welt längſt bekannt. Daſs er auch ein deutſcher Dichter ſey, haben wir bey andrer Gelegenheit, aus einer gedruckten Probe gemeldet. Jetzo können wir ebenfalls aus einem gedruckten Gedichte zeigen, daſs er ein angenehmer lateiniſcher Dichter ſey. Er hat bey einer öffentlichen Feyer, den 11 October 1748 dem Rathe zu Görlitz öffentlich Dank abzuſtatten, die Stadt ſelbſt gerühmet, und alles was von ihr merkwürdig iſt, in einem hiſtoriſchen Gedichte ſehr artig beſchrieben. Den Anfang macht er mit einer kurzen Erzählung von ſeinen eigenen Umſtänden; worinn er dem Beyſpiele vieler lateiniſchen Dichter gefolget iſt. Er thut es aber in der Abſicht, Görlitz für alles zu danken, was er daſelbſt gutes genoſſen:

Munus honorificum, fortunarumque quietam
Sedem, progeniem, maſcula fulcra domus,
Fructus doctrinae, patronorumque favorem,
Haec, haec, Gorlicium, debeo cuncta tibi.
Tu me complexu, patulis tu me velut ulnis,
Exceptum, blandae matris ad inſtar, alis;
Tu mihi, quum fueram ſuſpenſus ſpeque metuque,
Dulce ſpei fulcrum, dulce levamen eras.

Fluctu-

Fluctibus incertis acto, fatique futuri
Ignaro, tutus tu mihi portus eras.
Portus ubi navis jactata quieſceret, atque
Optato gremio tuta carina foret &c.

Auf eben den ovidianiſchen Schlag geht das ganze Gedicht fort. Es lieſt ſich mit Luſt, und wird Görlitz auch bey der Nachwelt zu keiner geringen Ehre gereichen. Da es 24 Quartſeiten anfüllet, ſo iſt es auch nicht klein zu nennen. Die Muſe Calliope erſcheint ihm darinnen, als er mit zweifelhaften Gedanken, wegen ſeines künftigen Schickſales, vor zwölf Jahren, zuerſt nach der Lauſitz gekommen, und den bey Görlitz ſtehenden hohen und ſpitzen Berg, die Landeskrone genannt, von weitem erblicket. Sie tröſtet ihn mit folgenden Worten:

Quidque times? inquit, praeque timore tremis?
Moenia, quae cernis, turres, quas adſpicis urbis,
Optatum portum praeſidiumque dabunt.
Hic, hic fautores Maecenatesque benignos,
Inſignes meritis juſtitiaque coles.
Hic, hic percipies operarum lauta tuarum
Praemia, vel quicquid fingere nota queant.
Ac nequid dubites, urbis floremque decusque
Fataque narrabo ſubjiciamque tibi &c.

Worauf denn die ganze Erzählung folget; und mit guten Wünſchen ſchlieſſt.

3. Die durch den weſtphäliſchen Frieden glücklich hergeſtellte Religions- und Gewiſſensfreyheit, ward am Gedächtnißtage, des vor hundert Jahren unterzeichneten weſtphäliſchen Friedens, bey einer feyerlichen Verſammlung der königlichen deutſchen

Geſell-

Gesellschaft in Königsberg vorgestellet, von derselben Mitgliede, Joh. Wilhelm Finck von Finkenstein, aus Curland. Königsberg 1748. den 34 Oct. Die Rede verdient nicht nur ihres wichtigen Gegenstandes, sondern auch ihrer innern Würde und Güte nach, bekannter zu werden. Der Herr Verfasser ist ein gelehrter Edelmann, der etwas mehr, als seine Ahnen aufzuweisen hat, und sich allenfalls den Adel selbst erwerben könnte. Seine Belesenheit, seine Art zu denken und sich auszudrücken, sind so edel, als vernünftig und natürlich: wie folgende Probe aus dem Eingange zeigen kann: „Kriege, „wenn sie gleich noch so regelmäßig, und mit einer „geschärften Mannszucht geführet werden, zerstö„ren dennoch die öffentliche Ruhe, Sicherheit und „Glückseligkeit. Die edelsten Gesetze verlieren ihre „Kraft; die Gerechtigkeit ist zu schwach, ihre „Stimme zu erheben, wo Trummeln und Karthau„nen erschallen; und die beleidigte Unschuld viel zu „blöde, das Wort zu führen, weil niemand ihrem „Vortrage Gehör giebt. Haß und Eigennuß, alle „unruhige, und ich dörfte fast sagen, alle mensch„liche Leidenschaften regieren in den Herzen der „Krieger und Ueberwinder. Die sanften Tugen„den, die die Menschenliebe zu begleiten pflegen, „kommen aus der Acht; und man läßt zuweilen die „größten Merkmaale der Freude spüren, wenn das „Glück einer übelangebrachten Tapferkeit der Grau„samkeit zur Seite steht, ganze Länder und Städte „zu verheeren. Die edelsten Handlungen, die erhabensten Tugenden werden unkenntlich, oder von

„schnö-

„ſchnöden Laſtern und Bosheiten unterdrücket. Was „Wunder?. wann bey dergleichen Anſtalten die „Pflichten gegen Gott und Menſchen gänzlich aus „den Augen geſetzet werden, da die Geſetze keine „Kraft zu reden haben?

Man kann leicht denken, daß von einem ſo bündigen Redner eine treffliche Ausführung des erwählten Satzes zu vermuthen ſey. Wenn die königl. deutſche Geſellſchaft in Preußen viel ſolche würdige Mitglieder zieht, oder aufnimmt, oder bereits in ihrem Schooße hat: ſo iſt es kein Zweifel, daß ſie bald eine der merkwürdigſten ſeyn wird, die dieſen Namen geführet haben, und noch führen.

4. Pacis Weſtphalicae ſecularis memoria D. XXIV. Octobris. A. R. S. CIↃ IↃCC XLVIII in Acad. Vitembergenſi, ritu formulaque ſolemni celebrata. So lautet der äußerſte Titel einer Schrift in 4. die mit den Zuſätzen eilf Bogen anfüllet. Der innere ausführlichere Titel der Einladungsſchrift, zu der ganzen Gedächtnißfeyer heißt ſo: Abuſum Bullae brabantinae, ad illuſtrandum Pacis Weſtphalicae Art. IX. §. 1. Actorum Imperii publicorum fide edifſerit, et Panegyrin Clementiſſ. Auguſtiſſ. Regis indultu, ipſo Pacis Weſtphalicae centeſimo natali d. XXIV. Oct. habendam, indicit Erneſt. Martinus Chladenius. D. Jur. Feud. Prof. Publ. Aſſeſſ. Cur. Prov. Vicar. et Facult. Jur. Extr. Man ſieht hieraus, daß der bereits durch verſchiedene andre treffliche Stücke bekannte, und berühmte lateiniſche Redner, Herr D. Chladenius, dieſe ganze Feyerlichkeit angeſtellet, und dazu ſelbſt eingeladen habe.

Nichts

werde. Die Worte sind Zeichen der Gedanken. Sind die Gedanken unterschieden, so können die Zeichen derselben nicht vor gleichgültig gehalten werden. Demnach ist klar, daß man den Unterscheid der Wörter nicht anders beweisen könne, als wenn man bey einem jeden diejenige Bedeutung bemerket, welche ihm durch die Gewohnheit und den Gebrauch sind beygeleget worden, und dadurch man es von einem andern unterscheidet. Hierbey aber muß man die Grade der Bedeutung anzumerken nicht vergessen. Gewisse Wörter scheinen einander ganz ähnlich zu seyn. Und insgemein werden sie im reden uud schreiben vor einerley gehalten. Allein eine kleine Aufmerksamkeit zeiget, daß sie wenigstens in so weit von von einander unterschieden sind, weil in einem mehr als in andern gesaget wird. Z. E. Bitten, flehen. Zorn, Raserey, Unbesonnenheit, Tollheit. u. s. f. Insgemein glaubt man, daß man den Unterschied leicht wahrnehmen könne. Da es aber von den wenigsten geschieht, so ist nöthig, Anleitung zu geben, daß ein jeder sich darnach richten und mit Verstande von einer Sache reden und schreiben lerne.

Der Vortheil, den die Sprache selbst davon haben kan, ist mehr als von einer Art. Man wird aus einer solchen fleißigen und gegründeten Untersuchung gar leicht erkennen, daß unsere Mundart keinesweges an Worten und Redensarten Mangel habe, durch welche man seine Gedanken auf mancherley Art, doch deutlich und nachdrücklich entdecken könne. Eine kleine Aufmerksamkeit wird zugleich einen jeden gar bald überführen, daß es in der Deutschen Sprache nicht gleich viel sey, welche Redensart oder welches

Nichts war würdiger, von so beredten Lippen gepriesen zu werden, als ein Friedensschluß, der ganz Europa eine längst erseufzete Ruhe; uns Evangelischen aber im deutschen Reiche eine Sicherheit und Freyheit verschaffet hat. So wie also der Vorsatz des Redners höchst zu billigen war, so ist auch die Ausführung vollkommen zu loben. Wir lesen die Rede selbst hier unter folgender Aufschrift: Oratione seculari ipso Pacis Westphalicae centesimo natali d. XXII. Octobr. A. P. S. 1748. in Panegyri Academica recitata, Pacem Westphalicam plane inter Exempla haberi demonstrat. Ernest. Mart. Chladenius D. cet. Wer die Beredsamkeit des Herrn Doctors und Hofgerichtsassessors schon kennet, der wird sich leicht vorstellen können, daß auch diese Rede ein Meisterstück von seiner Hand seyn müsse. Denn welche Materie war fähiger einen edeln Geist zu erheben, und ihm alles nöthige Feuer, alle die patriotischen Regungen einzuflößen, die einen Redner aus sich selbst setzen, und seine Zuhörer bezaubern, als eben diese; da einer dreyßigjährigen Trübsal unsers Vaterlandes, so vielem Morden und Wüten, so vielen Verheerungen und Kriegesflammen ein erwünschtes Ende gemachet worden. Man wird sie gewiß ohne besondre Rührung auch nicht lesen können, obwohl ein schönes Stück sehr viel verliert, wenn es nicht durch den Mund eines guten Redners ausgesprochen wird. Den Schluß machet ein deutsches Singgedicht, welches bey der Rede selbst aufgeführet worden.

5. Das

5. Das durch den westphälischen Frieden beförderte Wachsthum des preußisch-brandenburgischen Hauses, hat in einer dem hundertjährigen Gedächtnisse desselben gewidmeten Lobrede, im Namen der freyen Gesellschaft (zu Königsberg) verehret Jacob Friedrich Werner, aus Königsberg in Preußen, den 24 des Weinm. 1748 in 4. Man sieht, daß die Freude über den westphälischen Frieden mehr als eine Universität, mehr als eine gelehrte Gesellschaft belebet hat, sein hundertjähriges Andenken zu erneuern. Auch hier erblicken wir einen jungen Redner, der sich einen wichtigen Satz auszuführen erwählet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß das churbrandenburgische Haus durch den westphälischen Frieden einen merklichen Zuwachs erhalten hat. Wie klein und schwach war doch dasselbe, ehe es sich durch die Heirath mit der einzigen Erbinn Marggraf Albrechts des jüngern, Herzogs in Preußen, dieses Land, und mit ihm zugleich die wichtigen Ansprüche auf die clevische Erbschaft erwarb? Dieses war unstreitig der erste merkliche Zuwachs, der das brandenburgische Haus doppelt so stark machte, als es vorher gewesen war: und von der Zeit fieng es an, eine weit größere Rolle in Deutschland zu spielen. Dieses war es, was den großen Friedrich Wilhelm im dreyßigjährigen Kriege in den Stand setzte, das ihm angestorbene Herzogthum Pommern zu behaupten, und sich für den, ihm von Schweden entzogenen Theil desselben, bey dem Reiche eine Schadloshaltung zu erwerben, die so wichtig, als Magdeburg, Halberstadt, und Minden

war. Die Sache ist also wichtig genug, von einem geschickten Redner abgehandelt zu werden: wir müssen nun auch die Fähigkeit des Herrn Werners aus einer Probe kennen lernen. Wir könnten dazu die Abschilderung der traurigen Wirkungen dieses dreyßigjährigen Krieges wählen, die auf der vierten Seite vorkömmt, denn sie ist schön: allein folgende Beschreibung seiner Ursachen ist fast noch schöner: „Sie wissen es ja, heißt es, daß theils ein tiefgewurzelter Aberglaube, und ein unverständiger „Eifer für die erdichtete Wahrheit der päbstlichen „Lehre; theils ein wider die evangelische Religion „und derselben Bekenner unversöhnlicher Haß, und „ein unermüdetes Bestreben, so gar ihre Namen „vom Erdboden zu vertilgen, die Werkzeuge gewesen, die ein längst in der Asche loderndes Kriegesfeuer im Königreiche Böhmen aufgeblasen, „dessen verzehrende Flammen fast alle Ecken Deutschlandes ergriffen haben. Denn seit dem der mit „einem ewigen Evangelio durch den Himmel geflogene Engel, das bisher unter dem Scheffel verborgene helle Licht des seligmachenden Erkenntnisses, „wieder aufgestecket, hatten Macht und List ein „Bündniß miteinander aufgerichtet, dieses, und „seiner Anhänger gänzlichen Untergang zu befördern. Nur ein Schwert hielt das andre noch in „der Scheide: und man wartete nur auf eine Gelegenheit, welche die Protestanten zum gewissen „Schlachtopfer, des von Rache entflammten Pabstthums darbiethen würde. Kein passauischer „Friedensvertrag, kein augspurgischer Religionsfriede;

„friede; kein den Böhmen und Schleſiern ertheil-
„ter Majeſtätsbrief, waren vermögend, die aug-
„ſpurgiſchen Confeſſionsverwandten wider das vor
„Zorn ſchäumende Rom zu ſchützen. Man machte
„ſich kein Gewiſſen, alle dieſe ſo feyerlich beſchwor-
„nen Gnadenverſicherungen zu beleidigen, zu bre-
„chen und gar aufzuheben. Hier verſagte man ih-
„nen die freye Religionsübung, die doch vorher
„erlaubet worden; dort ſperrete man ihnen die
„Gotteshäuſer, die ihnen vorher zu bauen vergön-
„net geweſen. Hier zog man ſie in die härteſten
„Gefängniſſe, darinn nichts, als unerträgliche
„Drangſalen auf ſie warteten. Dort verſtopfte
„man die Ohren vor ihren rechtmäßigen Klagen
„und gegründeten Beſchwerden ꝛc. Man wird
verhoffentlich aus dieſer Stelle zur Gnüge ſehen,
daß man von einem Redner ſehr viel erwarten kön-
ne, deſſen erſtes Probeſtück ſchon ſo viel männliche
Einſicht und Feuer zeiget.

6. Memoriam et exſequiarum honorem, Viro, dum viveret excellentiſſimo conſultiſſimoque, Jo. Chriſtiano Claproth, Conſil. Reg. Juris in hac Academia Profeſſori optime merito, et Teutonicae Societatis Seniori cet. A. D. XXIX Octobris CIↃ IↃCC XXXXVIII in Templo D. Jacobi, cui quod ejus mortale fuerat, jam illatum eſt, celebrandum commendant atque indicunt Prorector Academiae Georgiae Auguſtae, Georgius Ludovicus Boehmer, Cum Cancellario et Senatu. Goettingae &c. So lautet die Aufſchrift derjenigen Einladungsbogen, die bey dem Leichenbegängniſſe

eines um die Gelehrſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften wohlverdienten Mannes, aus der Feder des beredten Herrn Profeſſor Gesners gefloſſen. Es ſind ſelbige mit aller der natürlichen Schönheit abgefaſſet, womit alle Schriften dieſes gelehrten Mannes ſich von unzählichen andern unterſcheiden. Wir wollen nur die kurzen Lebensumſtände des Wohlſeligen daraus anführen. Er iſt 1715 zu Oſterode am Harze gebohren, wo ſein Herr Vater damals Conrector war, der noch itzo als Rector daſelbſt, ſeinen Sohn bedauret. Der Wohlſelige ſtudierte anfänglich unter ſeinem Herrn Vater, hernach zu Clausthal, unter Herrn Schloſſern; gieng ſo dann nach Jena, wo er 1732 unter Struvs Prorectorate eingeſchrieben ward. Er ſtudirte unter Hambergern und Köhlern die Mathematik und Philoſophie, ſo dann unter Brunquellen, Budern, Heimburgern, Motern und Engauen die Rechte. Bey dem Anfange der göttingiſchen Univerſität begab er ſich dahin, die berühmten Männer daſelbſt, Gebauern, Reinharden, Maſcoven, Treuern, Schmauſen, Senkenbergen, Heumannen, Köhlern, Gesnern und Hollmannen zu hören, unter welchem letztern er auch eine gelehrte Schrift, de definiendis juſtis ſcientiarum philoſophicarum limitibus, öffentlich vertheidigte. Er legte ſich auch auf die Führung der Rechtshändel, und es gelung ihm. Darauf nahm er 1732 den Doctortitel an; u. fieng an zu lehren. Sein Beyfall ward in kurzem ſo ſtark, daß ihn der Hof 1741 zum außerordentlichen, 1744 zum ordentl. Lehrer der Rechte, 1746 aber zum kö-

nigli-

niglichen Rathe ernannte. Indeſſen aber hatte er doch den Muſen nicht gute Nacht gegeben, ſondern vielmehr der daſigen deutſchen Geſellſchaft, deren Aelteſter er war, in ſeinem Hörſale den Aufenthalt verſtattet: und alſo trug er theils durch ſein Exempel, theils durch ſeine Erinnerungen ſehr viel zu dem guten Fortgange ihrer Uebungen bey. Als er den 5 Octob. bey naſſem und kaltem Wetter, von einer Reiſe wieder gekommen war, befand er ſich nicht wohl, und ſpürte eine Engbrüſtigkeit: welche auch nebſt einigen andern Zufällen, aller angewandten Mittel ungeachtet, den 16ten October ihm das Garaus machte. Das Seniorat der deutſchen Geſellſchaft, iſt nach Verdienſt und Rechte dem Herrn M. Wedekind, Adjunct. der löblichen philoſophiſchen Facultät daſelbſt, zu Theil geworden.

7. De cauſſis raritatis quorundam numorum diſſerit, et Viro Magnifico ſumme reverendo atque doctiſſimo Domin. *Valentino Erneſto Loeſchero* S. T. D. Supr. Sen. Eccleſ. Aſſeſſ. Paſt. et Superint. Dresd. meritiſſ. rel. de transactis in officio Sacris Quinquaginta annis, Dom. I. Adv. A. D. MDCCXLVIII. publice et pie laetanti, Singularem felicitatem, levi hoc ſcripto vilique numiſmate gratulatur, M. *Maur. Carol. Chriſtianus Woog.* V. D. M. Dresd. in Off. Harpetriana 4. Bey dieſer merkwürdigen Jubelfeyer eines hochwürdigen und um die evangeliſche Kirche unſterblich verdienten Mannes, hätte der gelehrte Herr Verfaſſer keine bequemere und geſchicktere Materie abhandeln können, als die: von den Urſachen, warum gewiſſe Schauſpennige ſo ſeltſam ſind. Nachdem er

die unschuldige Belustigung an schönen Gedächtnißmünzen auch an einem Geistlichen gerechtfertiget, so erkläret er sich, daß er nicht von der Seltenheit der alten römischen, sondern der neuern Schaupfennige reden wolle; und darauf giebt er folgende Ursachen davon an. 1) Das Alterthum derselben, wobey er einige Münzen des XVten Jahrhunderts erzählet, und eine römische von 1400 abgezeichnet darstellet. 2) Die Irrthümer, welche auf Münzen begangen worden, die abermal mit vielen Exempeln erläutert werden. 3) Die geringe Anzahl von Abdrücken, so von gewissen Münzen gepräget worden. 4) Die stachlichten und harten Ausdrückungen, die darauf geständen haben. 5) Unverhoffte Zufälle; z. E. die Stempelrisse: wo wir zu denen, von dem Herrn Verfasser angeführten Exempeln, noch die größere alethophilische Schaumünze fügen können; deren Stempel gleichfalls gerissen, als kaum etliche dreyßig bis vierzig Abdrücke gemachet worden. Sie wird also künftig gewiß unter die Seltenheiten der Cabinetter gehören. Den Schluß macht ein Wunsch, an den hochwürdigen Herrn Kirchenrath, D. Löscher.

8. Vollständiges Verzeichniß der Prediger, in Leipzig, welche seit der Reformation des sel. Lutheri, vom 1539sten bis zum itzigen 1748sten Jahre zum Predigtamte berufen worden, nebst einigen historischen Anmerkungen, wie dieselben in ihren Aemtern und Würden gestiegen, wohin sie sonst berufen worden, und wenn sie gestorben sind, imgleichen welche ihren Aemtern itzo noch vorstehen.

Leip-

Leipzig, druckts und verlegts Georg Willh. Pouillard, im großen Fürſtencollegio. Da das evangeliſche Miniſterium in Leipzig allemal mit unter die gelehrteſten und beredteſten gezählet worden: ſo iſt es allerdings der Aufmerkſamkeit, ſonderlich in der gelehrten Hiſtorie, nicht unwürdig, was für Männer, und wie lange ſie in demſelben geſtanden haben. Dieſe Nachrichten findet man nun allhier zuverläßig zuſammen getragen. Haben nun die vorigen Zeiten, die berühmten Männer Selneccer, Leyſer, Pfeifer, Hülſemänner, Ittige, Carpzove, Rabner, Weiſen, u. a. m. aufzuweiſen gehabt: ſo haben auch die itzigen ihre Deylinge, Teller, Wollen, Lechla, Barthe und andre gelehrte und beredte Männer mehr, darzuſtellen, die ſich auch bey der Nachwelt, ein Andenken erworben haben.

9. Die beſtrafte Grauſamkeit an dem Beyſpiele der gottloſen Athalia, wird aus dem eilften Hauptſtücke des zweyten Buches der Könige, in der gewöhnlichen Abendmuſik dieſes 1748ſten Jahres, in der Hauptkirche zu St. Marien (zu Lübeck) zu einer erbaulichen Betrachtung muſikaliſch vorgeſtellet, von Joh. Paul Kuntzen, Direct. der Muſik. Lübeck in 4. Der Verfaſſer der Poeſie in dieſem Singſtücke, iſt der Herr Conrector des lübekiſchen Gymnaſii, der berühmte Herr M. Lange; ob man gleich nach dem Titel, beynahe einen andern dafür halten ſollte. Doch das iſt die Art der Herrn Tonkünſtler, daß ſie die Poeten unterdrücken, und allein oben ſchwimmen wollen. Es iſt dieſes aber weder eine bloße Cantate, noch eine gewiſſe An-

zahl von Feſtcantaten; ſondern ein ganzes bibliſches Singeſpiel, wie eine Oper eingerichtet: ſo daß es ſtückweis in der Adventzeit, nach der Veſper, in der lübekiſchen Hauptkirche, hat können aufgeführet werden. Hier ſind alle Regeln eines guten theatraliſchen Stückes, beſſer als in weltlichen Opern, beobachtet worden; und es hat vielleicht weiter nichts, als die perſönliche Vorſtellung dabey gefehlet. Der gelehrte Herr Verf. ſollte uns mit der Zeit eine vollſtändige Sammlung ſeiner ſchönen deutſchen Gedichte ans Licht ſtellen. Denn verſchiedene Stücke ſeiner weltlichen Poeſien, die uns zu Geſichte gekommen, haben uns gewieſen, daß ſein Vaterland, Schleſien, Ehre von ſeiner Dichtkunſt haben würde.

10. Miſcellanea Lipſienſia nova, ad incrementum ſcientiarum, ab his qui ſunt in colligendis Eruditorum novis actis occupati, per partes publicata. Vol. VI. pars II. Lipſ. apud Lankiſ. Haer. 1748. Unſer berühmter Herr Hofrath Menke, nebſt ſeinen fleißigen Gehülfen, fahren noch immer fort, für die Gelehrten dieſer und künftiger Zeiten zu arbeiten. Sie theilen ihnen ihre gelehrten Erklärungen ſchwerer Schriftſtellen, philologiſche Betrachtungen über weltliche Schriftſteller, und andre beträchtliche Anmerkungen über die gelehrte Geſchichte mit, die man nicht ohne Nutzen und Vergnügen lieſt. Gegenwärtiges Stück hält folgende Tittel in ſich: I.) Jac. Elſneri, Theol. Berol. Commentatio in difficill. Locum Matth. XVII. 8. II.) Petri Zornii Diſſert. poſthuma de Chriſto Deo, eccleſiam proprio ſanguine ſibi acquirente ad Actor. Apoſt.

Apoſt. XX. 28. III.) Jo. Chriſt. Harenbergii Continuatio IV. Supplem. ad Hadr. Relandi Lib. de Urbibus et vicis Palaeſtinae. IV.) Pauli Erneſti Jablonski Obſerv. de Neitha, Aegyptiorum Dea, quam graeci Minervam interpretantur. V.) Jo. Jac. Reiske, Libellus animadverſionum ad alteram edit. Burmanniannam Petronii. Pars III. VI.) Frid. Ottonis Menkenii Librorum, haud ita diu ab inventa arte typographica editorum &c. Decas III.

11. Bey Löwen allhier, iſt zum drittenmale gedruckt, Thomas Scherlocks, Erzbiſch. zu Canterbury, Primas und erſten Pairs von Großbrittannien, gerichtliches Verhör der Zeugen der Auferſtehung Jeſu ꝛc. aus dem Engliſchen überſetzt. Dieſe treffliche Schrift, muß doch auch in Deutſchland guten Beyfall finden, da ſie ſchon zum drittenmale wieder gedruckt worden. Der berüchtigte Woolſton, wird darinnen hauptſächlich, nebſt andern neuern Freygeiſtern, ſo gründlich und deutlich widerleget, daß auch ein Kind die Ungereimtheit der Einwürfe einſehen kann, die er in ſeinem ſechſten Diſcurſe wider die Auferſtehung Chriſti gemacht hat.

12. Noch ein kleines Werkchen von ähnlicher Gattung, iſt in eben dem Verlage gedruckt, welches den Titel führet: La Logique des Vrayſemblables, à Mr. D. Gleich darunter ſteht: Die Logik der Wahrſcheinlichkeiten, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, durch F. E. A. H. Leipzig 1749 bey Joh. Ge. Löwen. Man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſem Titel nachgehen, und eine Vernunftlehre des

Wort man wähle, sondern daß man sich nach den bestimmten Bedeutungen richten müsse, welche diesen oder jenen Ausdruck von einem andern unterscheidet. Untersuchet man auf obige Art den Unterschied ähnlicher Wörter, so wird man zugleich zwey Stücke heraus bringen, die in Ansehung der Sprache sehr vortheilhaftig sind. Man wird nemlich Gelegenheit haben, die natürlichen und wesentlichen Bedeutungen der Wörter zu entdecken, aber auch nechst dem erweisen können, daß die figürlichen Bedeutungen gewisser Wörter Grund haben. Beydes ist in Ansehung einer Mundart vortrefflich. Jenes ist bey allen Sprachen ein Stück der Schönheit. Dieses aber beweiset, daß man die natürliche Bedeutung nicht ohne Grund geändert. Man siehet, daß der Gebrauch nicht unvernünftig ist, sondern daß man so wohl auf die Sachen, welche zur figürlichen Bedeutung einer Redensart Gelegenheit gegeben, genau acht gehabt, als auch die Sachen selbst viel nachdrücklicher beschrieben habe. Eine solche Untersuchung würde demnach viele Vorurtheile verbiethen, die mancher zum Nachtheil der Deutschen Sprache heget. Mancher würde mehr angenehmes in derselben antreffen, als er sich etwan aus Mangel des nöthigen Nachsinnens eingebildet hat. Und viele würden aufhören unsere Mundart zu beschüldigen, daß sie deßwegen so schwer zu erlernen sey, weil man so wenig gewisse Bedeutungen den Wörtern gegeben habe.

Nechstdem würde man auch auf eine andere Art einen Vortheil schaffen, der eben so wichtig ist; ja der als ein Bewegungs-Grund angesehen werden kan, dergleichen Untersuchung anzustellen, von welcher wir

Wahrſcheinlichen darinn ſuchen wollte. Es iſt vielmehr eine Vertheidigungsſchrift der chriſtlichen Religion gegen die Freygeiſter, die immer von Demonſtrationen reden; und die Religion allemal deswegen antaſten, weil ſie ihre Geheimniſſe und Lehren nicht demonſtriren kann. Nun ſind zwar dieſe arme Leute nicht im Stande, das allergeringſte zu demonſtriren, was ſie um und an ſich haben; z. E. warum den Kindern die Zähne; und ihnen ſelbſt Nägel oder Haare wachſen? Allein ſie machen ſich ſo breit mit ihren Forderungen, als ob ſie bereits alle natürliche Dinge demonſtriret hätten, und als ob die Religion das einzige wäre, das ſich nicht demonſtriren ließe. Dieſen einfältigen Spöttern nun ſuchet der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift ihre Schwäche zu zeigen, indem er ſie überführet: daß ungleich mehr Wahrſcheinlichkeit auf Seiten der Religion, als bey der Freygeiſterey ſey. Wir haben ſichere Nachrichten, daß der berühmte Hr. Profeſſor Formey zu Berlin, der Urheber des Originals ſey. Die deutſche Ueberſetzung iſt hier darneben gedruckt, und ſehr wohl gerathen.

13. Johannis Luloſs, Introductio ad cognitionem atque uſum utriusque globi, inſtitutionibus domeſticis accommodata. Lugduni Batavorum 1748. Dieſes iſt eine neue Auflage des holländiſchen Druckes. Her Luloſs iſt Profeſſor der Aſtronomie und Mathematik auf einer holländiſchen Akademie. Da es ihm nun bey ſeinen aſtronomiſch-geographiſchen Vorleſungen an einem bequemen Handbuche fehlete, ſeinen Zuhörern den Gebrauch

der

der Erd- und Himmelskugeln zu erleichtern: ſo hat er dieſes Werkchen aufgeſetzt. Es hält alles in ſich, was billig ein jeder Gelehrter von dieſen Dingen wiſſen ſollte: und es wäre zu wünſchen, daß auch bey uns fleißig darüber geleſen würde.

14. Panegyricus Memoriae Viri illuſtris, excellentiſſimi experientiſſimi ampliſſimi D. Joh. Zachariae Platneri, Ser. Pol. Reg. Elect. Sax, a Conſ. Aul. Med. Prof. Primarii, Ordinis Medicor. Lipſ. Decani perpetui, Acad. Decemviri, Coll. Maj. Princ, Socii, dicatus et dictus publice in Academia Lipſienſi. D. XIX. Decemb. A. O. R. M D CCXLVIII. a Jo. Benjamino Böhmero Lignic. Sileſ. Phil. et Med. D. Anatom. et Chirurg. Prof. Publ. Extr, Lipſ. Litt. Langenhem. Gegenwärtige ſchöne Gedächtnißrede iſt nicht nur in zahlreicher Gegenwart hieſiger Univerſität, eben am Sterbetage des hochſeligen Hofraths Plattners, gehalten, ſondern auch itzo demſelben zu Ehren gedruckt worden. Männer von ſolchen Verdienſten brauchen zwar zu Erhaltung ihres Andenkens bey der Welt, nichts weiter, als ihre eigene Schriften: indeſſen iſt es doch rühmlich, wenn die Lebenden, zur Aufmunterung anderer, deren Gedächtniß erneuern; zumal, wenn ſie dem Unterrichte, und den Wohlthaten der Verſtorbenen viel zu danken haben. Hierinn hat nun der Herr Profeſſor Böhmer, als ein vormaliger Zuhörer, und Client des ſeligen Hofraths Plattners ein vortreffliches Exempel gegeben. Seine Erkenntlichkeit hätte ſich auf keine ſchönere Art an den Tag legen, und ſein

edles

edles und wohlgeordnetes Herz nicht beſſer offenbaren können. Seine Beredſamkeit und Schreibart gleichet auch ſeinen ruhmwürdigen Abſichten. Man wird dasjenige, was wir hier mit Bewegung und Vergnügen gehört, auch anderwärts nicht ohne Rührung und Beyfall leſen können. Wie glücklich ſind akademiſche Lehrer nicht, wenn ſich unter allen ihren Zuhörern und Lehrlingen, nur ein einziger Böhmer findet!

15. Demetrius, ein Schauſpiel, von drey Aufzügen, aus dem italieniſchen des Herrn Abts Peter Metaſtaſio gezogen. Aufgeführet zu Wien, in dem kaiſerlichen königlichen privilegirten Stadttheater, nächſt dem Kärntner Thore, im Jahre 1748. 8. Wien bey Johann Peter von Ghelen, kaiſerlichen Hofbuchdrucker. Von dieſem Trauerſpiele ſagen wir nächſtens ein mehrers.

* *

Inhalt dieſes VII. Bandes.

Das erſte Stück.

1. Sentimens d'une Ame penitente, ſur le Pſeaume Miſerere. Par Madame D*** traduits en Vers. Betrachtung einer bußfertigen Seele über den 51 Pſalm, Gott ſey mir gnädig nach deiner Güte ꝛc. durch die Frau D*** in Verſen in 4. Seite 3

2. Entwurf der hiſtoriſchen Zeichnung, oder Schilderey, von dem Urtheile des Herkules, nach dem Prodikus, aus Xenophons 2tem Buche. Aus dem Engliſchen des Grafen

Inhalt dieſes VII. Bandes.

Grafen von Schaftsbury in ſeinen Characteriſticks on Man &c. im III. Bande, überſetzt durch Hrn. von Logau und Altendorf 16

2. Schreiben des Secretärs der königlichen großbrittanniſchen Societät der Wiſſenſchaften, Herrn Cromwel Mortimers, an Se. Hochgeb. Excell. den königl. Cabinetsminiſt. und Ordensritter, Herrn Reichsgrafen von Manteufel 41

4. Die gelehrte Republik, durch Don Diego Saavedra. Nebſt Don Gregorii Mayans Lobrede auf die wohlgeſchriebenen Werke des Saavedra und des Herrn le C. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen Herrn Prof. Kappens, Leipzig 1748 in 8 33 Bog. 55

5. Herrn Paſtor Sämlers fernere Erläuterung der in Schleſien gefundenen ſueviſchen Urnen 73

6. Poeſes diverſes par M. L. D. B. 1744. 81

7. Neue hieher gehörige Sachen 92

Das zweyte Stück.

1. Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres. Année 1748 a Berlin 1748, 4. Seite 99

2. Six Town Eclogues. With ſome other Poems, by the Rt. Hon. L. M. W. M. London 1747. 118

3. Fortſetzung der vom Grafen von Schaftsbury entworfenen Zeichnung von Herkuls Urtheile 133

4. Voyage round the World, in the years 1740. 1. 2. 3. 44. by George Anſon, Eſquire, Commander in chief of a Squadron of His Majeſty's Schips, upon an Expedition to the South-Seas. London 1748. 152

5. Vorläufige Nachricht von einem Paare recht anſehnlicher Weltkugeln, nämlich einer Erd- und Himmelskugel, welche zu Elbing in Preußen von Enderſchen verfertiget werden 163

6. Einl-

Inhalt dieſes VII. Bandes.

6. Einige Nachrichten, von der den neulich 25 Jul. an verſchiedenen Orten in Europa beobachteten großen Sonnenfinſterniß 178

7. Neue hieher gehörige Sachen 185

Das dritte Stück.

1. Scriptores Rerum Hungaricarum, Dalmaticarum, Croaticarum et Sclavonicarum Veteres genuini &c. cum praefat. Matth. Belii. Cura et ſtudio Jo. Ge. Schwandtneri. Fol. 1748. Seite 195

2. La Critique du Theatre Anglois, comparé au Théatre d' Athènes de Rome & de France; & l'Opinion des Auteurs tant profanes que ſacrez, touchant les Spectacles. De l'Anglois de Mr. Collier 1715. 209

3. Miſcellanea Hiſtoriae Philoſophicae litterariae, criticae, aucta et emendata a Jac. Bruckero. 8. 1748. 239

4. Zuverläßige Nachricht von der Ausgabe einiger trefflichen deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts, durch den Herrn Profeſſor Arlet in Breßlau 8. 253

5. Roſen ohne Dornen, oder die gegen den Herbſt ſich eingefundenen grünen Weideroſen, als der alten Friedensroſen. 267

6. Nachricht von denen Schriften, ſo zu Königsberg im Jahr 1747 und 1748 herausgekommen 273

7. Hieher gehörige Neuigkeiten 281

Das vierte Stück.

1. Der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, phyſiſche Abhandlungen I. Theil, welcher die Jahre 1692. 1693.

Inhalt dieſes VII. Bandes.

1693. 1699. 1702 in ſich hält, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Herrn von Steinwehr 1748. 291

2. Des Ehrentempels deutſcher Gelehrten viertes Zehend. 305

3. Müllers A. M. hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Zweyter Theil 325

4. D. Conyer Midletons Abhandlung von dem Rathe zu Rom. Aus dem Engliſchen überſetzt vom Herrn von Windheim 8. 342

5. Zufällige Fortſetzung der muthmaßlichen Herleitung der Redensart: den Korb bekommen 354

6. Die durch die erwünſchte Geburt eines Prinzen von Oranien den 8 März 1748. erfreuete niederländiſche Provinzen, in poetiſcher Erklärung entworfen, von einer patriotiſchen Feder. Fol. 362

7. Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis Antwortſchreiben, an Se. Excellenz den Herrn Grafen von Manteufel nebſt einem franzöſiſchen Gedichte. 369

8. Hieher gehörige Neuigkeiten 375

Das fünfte Stück.

1. Verſuche und Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig. I Theil 4. 1747. Seite 387

2. Lettres de Mr. l'Abbé le Blanc, concernant le Gouvernement, la Politique, & les Moeurs des Anglois & des François 406

3. Il Raguet Comedia. Seconda Edizione 1747. 436

4. Librorum ad humaniora ſtudia, Litterariam, atque Eccleſiaſticam hiſtoriam potiſſimum pertinentium Catalogus, in IV partes diſtributus. Comparavit eos ſibi Jac. Burckhard. 473

5. Hoch-

Inhalt dieſes VII. Bandes.

5. Hochverdientes Ehren- und Liebesdenkmaal dem weiland Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Johann Adolphen, Herzoge zu Sachſen, Querfurth und Weiſſenfels. Fol. 487

Das ſechſte Stück.

1. Novus Linguae et Eruditionis Romanae Theſaurus, poſt Rob. Stephani et aliorum, nuper etiam in Anglia eruditiſſimorum hominum curas, digeſtus, locupletatus, emendatus &c. a Jo. Matthia Gesnero Seite 503
2. Beſcheidene Gegenerinnerung gegen Herrn Paſt. Sämlers Gedanken, wegen des Korbgebens 319
3. Eines gelehrten Kräuterkundigen zufällige Anmerkungen, über die berüchtigte Schrift, L'Homme Plante, dadurch ihr Ungrund aus der Botanik deutlich erwieſen wird. 530
4. Anmerkung wegen der Zunahme oder Abnahme der Gebohrnen und Geſtorbenen verſchiedener Jahre, an einem und demſelben Orte 537
5. Briefe des Abts le Blanc, die Regierung, Staatsverfaſſung und Sitten der Engländer und Franzoſen betreffend. 2ter Theil 545
6. Hieher gehörige Neuigkeiten. 574

Ende des VII. Bandes.

VERLAG
BERLIN

Profil des grossen Saales gegen die Wasserseite im Schlosse Marienburg.

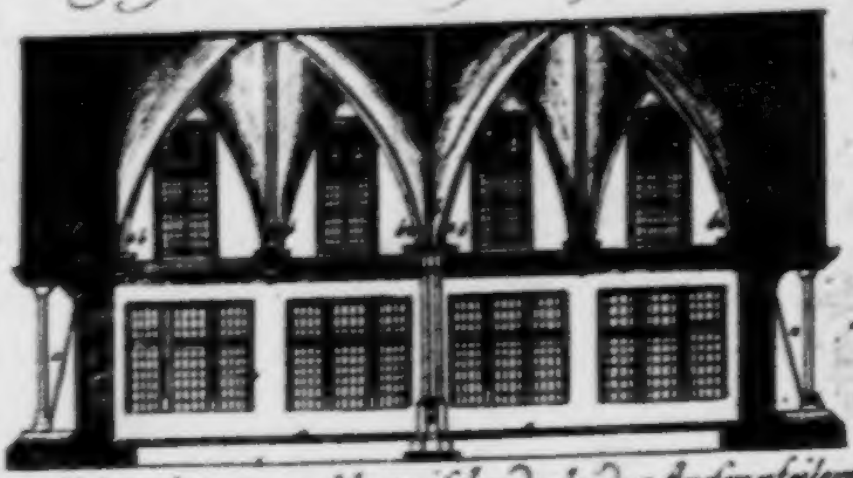

a a Eiserne Stangen welche zwischen den beyden Mauerpfeilern befestiget sind bbb. eiserne Anker deren an dem mittleren Pfeiler 4 und an jeder Wand 3 sind welche vorne mit eisernen Stangen von der Wand gegen den Pfeiler verbunden gewesen die nur im vorigen Jahrhundert sollen weggenommen seyn c Steinerne Bänke d der Pfeiler mit dem Saale.

Culmische Schuhe

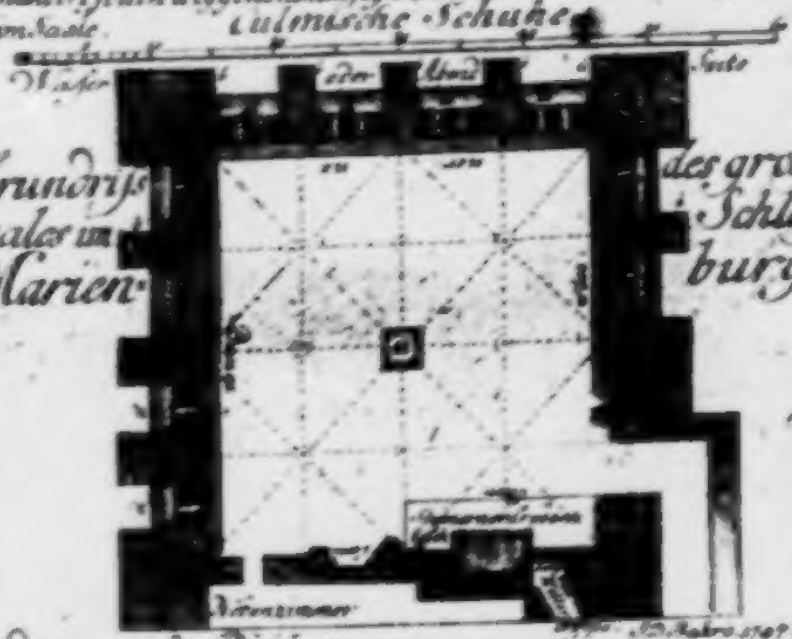

a der grosse Pfeiler
bbb kleinere Pfeiler die im Einschnitt der Mauer stehen
ccc steinerne Fensterseulen
ddd äussere Böschung der Mauer

Culmische Fuss.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 1. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Jenner 1749.

handeln. Man weis, wie gemein die Wortstreite zu seyn pflegen. Der Grund derselben ist mancherley. Zu weilen legt ein Theil der streitenden einem Worte Bedeutungen bey, welche der andere entweder nicht verstehet oder leugnet. Nicht selten aber brauchen beyde Theile solche Worte, welche zwar nach dem Klange einander ganz ähnlich zu seyn scheinen, aber mit welchen in der That solche Begriffe verknüpft werden, welche gar deutlich einen Unterschied zwischen beyden Wörtern anzeigen. Ein jeder redet und schreibet nach dem Begriffe, welchen er mit diesem oder jenem Worte verbunden zu seyn vermeynet; daher müssen sie einander wiedersprechen. Würden durch die allhier angeführte Untersuchung die Bedeutungen der Wörter mehr bestimmt, so würden zugleich die Quellen der Wortstreite verstopfet werden.

Ehe ich schlüsse, muß ich noch eines Vortheils gedenken, den diese Bemühung haben würde. Ich habe oben erinnert, daß man auf die verschiedenen Grade der Bedeutung sehen müsse, welche bey den Wörtern wahrzunehmen sind. Dieses aber hat bey der Schreibart, die man die hohe nennet, vortrefflichen Nutzen. Hohe Sachen müssen mit hohen Worten vorgetragen werden. Worinne aber die Hoheit der Worte und Redensarten bestehe, pflegen diejenigen am wenigsten zu verstehen, welche immer hoch oder vielmehr hochtrabend reden und schreiben wollen. Sie häufen in ihren Schriften lauter schwülstige Redensarten, welche oft ohne Verstand sind. Man würde demnach durch eine solche Bemühung zu der wahrhaftig hohen Schreibart ein vieles beytragen.

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Bildersaal heutiges Tages lebender und durch Gelahrheit berühmter Schriftsteller, in welchem derselbigen nach wahren Originalmalereyen entworfene Bildnisse, in schwarzer Kunst, in natürlicher Aehnlichkeit vorgestellet, und ihre Lebensumstände, Verdienste um die Wissenschaften, und Schriften, aus glaubwürdigen Nachrichten erzählet werden, von Jacob Bruckern, der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Bologna Mitgliede, und Johann Jacob Haiden, Malern und Kupferstechern. Siebendes Zehend 1748. in Fol.

Der Herr Pastor Brucker in Augspurg, gehöret unstreitig zu der Zahl derjenigen Gelehrten unsers Deutschlandes, welche mit unermüdetem Eifer an der vergangenen und gegenwärtigen Geschichte der Gelehrsamkeit arbeiten. Das aber hat er vor so vielen andern voraus, daß er sich bestrebet, so oft als möglich, mit dem Fleiße seiner Feder, zugleich den Griffel der geschick-

testen Künstler unsers Vaterlandes zu vereinigen, und dadurch der Nachwelt, nicht nur die Proben in die Hände zu liefern, wie hoch ihre Vorfahren es in den Wissenschaften; sondern auch in den Werken des Geschmacks und der Geschicklichkeit, gebracht haben. Wer weis wie lange die Zeichenkunst in den mannigfaltigen Arten, wodurch ihre Werke der Welt in die Hände gebracht werden können, nicht schon den jetzigen Grad ihrer Höhe würde erlanget haben, wenn es viele **Brucker** gegeben hätte, die durch ihre Ermunterung, den Künstlern einen Muth gemacht und durch den Beytritt ihrer gelehrten Federn, denselben einen gewissen Weg eröffnet hätten, der Nachwelt auf die rühmlichste Art für beyde, in die Hände zu gelangen. Vielleicht ist dieses Lob für den Herrn Haid nicht minder groß, als für den berühmten Herrn **Brucker**. Man kennet | den Eigensinn gewisser Künstler, als welche gleichsam von den ersten Lehrjahren her, es geschworen zu haben scheinen, ihre Ohren vor allen Vorstellungen der Gelehrten, und vor allen Einwürfen der Vernunft und Wahrscheinlichkeit, zu verschließen: welche glauben, die freyen Künste hätten die philosophische Critik zu ihrer Anführerinn nicht nöthig; und Wunder meynen, was für eine Schutzwehre wider alle Einwendungen der Gelehrten, sie an ihren Machtwörtern, **malerisch, musikalisch, theatralisch** ꝛc. besitzen. Ihre Werke zeigen von dem Irrthume ihres Wahnes; sie bringen mit geschickten Griffeln und Flöten, Schnitzer zur Welt, daran unsere Nachkommen noch manches zu lachen haben

haben werden. Herr Haid indessen wird dieselben beschämen. Er, dem die größten Künstler, die alles gesehen haben, was Rom, London, Paris und Deutschland, für Meisterstücke aufzuweisen hat, dennoch das Lob eines der größten Künstler in seiner Art der Arbeit, lassen, wird durch sein Beyspiel einen späten Zeugen abgeben: daß ein Künstler mehr gewinne als verliere, wenn er mit einem Gelehrten zugleich, an dem Unterrichte und Vergnügen der künftigen Zeiten arbeitet. Dieses siebende Zehend macht beyden Herausgebern nicht minder Ehre, als alle vorigen; und nur in einem Stücke hat Herr Bruckerin der bisherigen Einrichtung dieses Werks eine Aenderung vorgenommen. Es ist dieses. Da er bisher auch dem Frauenzimmer in seinem Bildersaale einen Zutritt verstattet; so wird er künftig auch auf solche Gelehrte denken, die sich in früher Jugend, in den Wissenschaften, durch öffentliche Zeugnisse ihrer Geschicklichkeit, hervor gethan haben. Ein solches Beyspiel eines frühzeitigen Gelehrten, enthält dieses siebende Zehend, an dem Herrn Angelo Maria Bandini.

Der erste welcher diesen neuen Theil zieret, ist, Herr Ernst Joachim von Westphalen, russisch kaiserlicher Ordensritter, und Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten aller Reußen, geheimer Rath, Hofkanzler, Oberconsistorialpräsident und Curator der Universität Kiel. Derselbe ist den 21 März des 1700ten Jahres, aus einem alten adelichen Geschlechte in Schwerin gebohren. Im 1716ten Jahre bezog er die Universität Rostock, allwo er

die Weltweisheit und Rechtsgelehrſamkeit erlernte. Von hier gieng er nach Halle, um die damals daſelbſt berühmten Lehrer zu hören. Im 1721 J. gieng er nach Jena, allwo er unter dem geheimen Rathe **von Wildvogel**, eine Inaugural-Diſſertation; de praecognitis circa genuinam originem potentatus principum imperii Germanici, hielt: worauf die Doctorwürde der Rechtsgelehrſamkeit erfolgte. Nach dieſem unternahm der Herr geheime Rath ſeine Reiſen. Im 1724 Jahre kam er zurück, begab ſich nach **Roſtock**, und zeigte daſelbſt in öffentlichen Vorleſungen, die Stärke ſeiner Gelehrſamkeit. Das merkwürdigſte hierbey aber iſt, daß Herr **von Weſtphalen** der erſte geweſen, welcher daſelbſt das deutſche Recht gelehret, und den wenigen Gebrauch des römiſchen Geſetzbuchs gezeigt. Dieſe und viel andere Proben der patriotiſchen Gelehrſamkeit des Herrn geheimen Raths, blieben ſo wenig verſchwiegen, daß, als in **Kiel** die Stelle eines erſten Bürgermeiſters erlediget ward, der hochſelige Herzog zu Holſtein, **Carl Friedrich**, dieſes wichtige Amt demſelben anvertrauete, ihm auch im 1732ſten Jahre, Siz und Stimme im geheimen Rathe auftrug, und ihn zum Legationsrathe und geheimen Sekretär berief. Im 1733 Jahr ward er zum geheimen Cabinetsrathe und Vicepräſidenten des Oberconſiſtorii ernannt: und im 1734ſten erhielt er auch die Oberaufſicht und Verſorgung der Akademie Kiel. Endlich im 1736ſten Jahre vertrauete der hochſelige Herzog dem Herrn geheimen Rathe, die wichtige Stelle eines Kanzlers am Hofe und im geheimen

heimen Raths an. Daß aber alle diese Würden und Ehrenstellen keine Wirkung einer besondern persönlichen Gnade des verstorbenen Herzogs gewesen, sondern lediglich ihren Grund in den Vorzügen des Herrn geheimen Raths von Westphalen gehabt, beweisen die heutigen Gnadenbezeugungen, welche der Herr geheime Rath, nicht nur von des russischen Großfürsten kais. Hoh., sondern auch von Ihro Maj. der russischen Kaiserinn, seit der veränderten Regierung, bis auf den heutigen Tag genießet.

II. Folgt Herr Johann Albrecht Bengel, fürstl. würtembergischer Rath und Probst des Klosters Herbrechtingen. Derselbe ist in der würtembergischen Stadt Winenden den 14 Tag des Brachmonats 1687 gebohren. Sein Vater war daselbst Diaconus, starb aber in dem 6ten Jahre dieses seines Sohnes. In eben demselben Jahre ward seiner verwittweten Mutter Haus, und damit auch die von seinem Vater hinterlassene Bibliothek, bey dem französischen feindlichen Einfalle, in die Asche gelegt. Die natürliche Begierde zur Gelehrsamkeit indessen, ersetzte bey diesem jungen Menschen allen diesen Verlust. Von 1699 bis zum 1703ten Jahre, gieng er auf den niedern Schulen, und auf dem stutgartischen Gymnasio, alle nothwendigen Vorbereitungen zu einer gründlichen Gelehrsamkeit durch. Im 1703 Jahre ward er in das fürstliche theologische Stipendium zu Tübingen aufgenommen, und er trat damit die akademische Bahn der Weltweisheit, und anderer dazu gehörigen Wissenschaften an.

Die Vernunftlehre, Mathematik, und orientalischen Sprachen; waren seine liebsten Studien. 1708 ward er Repetens in dem Stipendio und bekam verschiedene Vicariate zu verwalten. Er war [illegible] D. Hochstetters Respondent bey zween Disputationen, bey dessen Pastorate, Vicarius bey der Stadtkirche zu Tübingen; und als D. Hochstett Oberhofprediger ward, verrichtete Herr Bengel solches von 1711 bis 1713 zu Stuttgard. In diesem letztern Jahre ward er Klosterpräceptor und Prediger zu Denkendorf. Ein Amt, welches ihm die Vorbereitung der Jugend zu den akademischen Wissenschaften, insonderheit aber, zu den philologischen, auftrug. Da indessen der Bau dieses Klosters noch nicht vollendet war; so bekam er Zeit, fürstliche Erlaubniß und eine Beysteuer, zu einer Reise; die er auch so einrichtete, daß er sich zu seinem künftigen Amte dadurch desto tüchtiger machte. Als er sein neues Amt endlich angetreten, wollte er der Jugend gern ein nützliches Handbuch in der griechischen und lateinischen Sprache in die Hände geben; und wählete hierzu Chrysostomi Buch vom Priesterthume, und Ciceros Briefe an seine bekannten Freunde; gab aber noch vorher des Gregorius von Neucäsarea Lobrede, auf den Origenes, mit gelehrten Anmerkungen ans Licht. Im 1734sten Jahre gab er die prächtige und schöne Ausgabe des aufs neue übersehenen griechischen Testaments heraus, wobey er mehr als 30 Originalhandschriften selbst durch gangen; zu geschweigen, was er von den berühmtesten Männern aller Orten,

für

für Nachrichten dazu gesammlet. 1736 kam seine richtige Harmonie der vier Evangelisten heraus; welches Buch sich aller Kenner Beyfall erwarb. Doch wir verweisen unsere Leser wegen der übrigen gelehrten Werke und kleinern Schriften des Herrn Bengels, in den bruckerischen Bildersaal selbst, und melden nur noch, daß er im 1741 Jahre zum wirtembergischen Rathe und Probste des Klosters Herbrechtingen, erhoben worden.

Der dritte Gelehrte in der Ordnung, ist Herr Daniel Gerdes, der heil. Schrift Doctor und öffentlicher Lehrer, auf der Universität Gröningen ꝛc. Die Reichsstadt Brennen ist sein Vaterland, allwo er 1698 gebohren worden. Sein Vater, welcher ein sehr wohlhabender Kaufmann daselbst war, konnte und wollte alles auf ihn wenden, was zu einer guten Erziehung erforderlich ist. Sein schwächlicher Leib veranlaßete zwar die Aeltern, ihn den öffentlichen Schulen nicht anzuvertrauen; allein sein feuriger Geist machte sich den Unterricht eines Privatlehrers destomehr zu nutze. Im 1716 Jahre konnte er die höhern Vorlesungen besuchen, auch noch in demselben Jahre eine Disputation über einige Stellen in Aristophans Pluto, darinnen verschiedene Anmerkungen wider Herrn Bentley vorkamen, vertheidigen. Dieses schönen Anfanges und seiner übrigen Geschicklichkeit zur Critik ungeachtet, ließ er sich dennoch den Rath und das Beyspiel großer Männer bewegen, sich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Diese seine Aenderung gieng so glücklich von statten, daß er nicht nur eine

Abhandlung von dem Ursprunge der Hausgötter verfertigte, die der Herr Masson würdig gehalten seiner critischen Geschichte der gelehrten Welt einzuverleiben; sondern auch 1719 eine Abhandlung zur Erläuterung Joh. 4, 35-38 öffentlich vertheidigte. Diese war ebenfalls so glücklich gerathen, daß man dem Herrn Gerdes eine Stelle unter den frühzeitigen Gelehrten nicht versagen konnte. Er gieng Anno 1719 nach Utrecht, allwo er seine Studien unter den gelehrtesten Männern glücklich fortsetzte. Endlich ward er unter die Candidaten des heil. Predigtamts aufgenommen und gieng 1722 auf Reisen. Im 1724 Jahre ward er an die wageningische Kirche zum Prediger beruffen; dabey er dennoch seine akademischen Arbeiten nicht liegen ließ, wie verschiedene Schriften beweisen. Der königl. preuß. Hof berief ihn zum Professor der Theologie nach Duisburg; welches Amt er auch 1726 antrat. Zween Jahre darauf trug man ihm auch den Vortrag der Kirchenhistorie auf, und hier wurde ihm die rechte Bahn eröffnet, seine große Stärke in theologischen Wissenschaften, zu zeigen. Sein Tractat wider die Seelenschläfer und Scherlocken, und seine 1727 und 1736 folgenden schönen und gelehrten Schriften, sind nicht nur Zeugen seines unermüdeten Fleißes in Erklärung der heil. Schrift; sondern lassen auch die Geschicklichkeit des Herrn Gerdes, in allen Theilen der Gelehrsamkeit, zur Gnüge sehen. Im 1735 Jahre ward er, ohne alles sein Gesuch auf den theologischen Lehrstul nach Gröningen beruffen; und es gereicht ihm zu keiner

ner geringen Ehre, daß der berlinische Hof so viel Schwierigkeiten gemachet, ihn zu entlassen. Die vielen gelehrten Schriften des Herrn Doctors zeiget der Bildersaal in einem ausführlichen Register.

IX. Folgt Herr Johann Jacob Breitinger, D. G. W. Professor der griechischen Literatur bey dem zürcher Gymnasio, und Canonicus daselbst. Er ward 1701 gebohren. Sein Vater war Herr Franz Caspar Breitinger, Hauptmann einer Freycompagnie und Major in seinem Vaterlande. Seine Aeltern widmeten ihn der Gelehrsamkeit und das Exempel des ersten Vorstehers der zürchischen Kirche, Johann Jacob Breitingers, munterte den jungen Breitinger ebenfalls dazu auf; er kam auch darinn so glücklich fort, als es die Verordnungen der zürchischen Schule zulassen, und empfieng nach zurück gelegtem 19 Jahre die Ordination. Seine erste Bemühung ging auf die gelehrten Sprachen, Critik und Alterthümer; davon die Verbesserung des Persius ein Zeugniß giebt; bey welcher Herr Peter Burmann und andere Gelehrte, ihm hülfliche Hand gebothen. Im 1723 Jahre kamen ein Paar Proben dieser Arbeit heraus, die aber selbst das Licht nie erblickt hat, nachdem Herr Breitinger durch fleißigeres Lesen der alten Griechen und Römer, seinen Geschmack geändert hat. Im 1721 kam das erste Blatt von den Discursen der Maler heraus, an welchen Herr Breitinger ein Mitarbeiter gewesen. Diese Schrift sollte eine Nachahmung der engländischen Schriften dieser Art seyn, und gehöret mit unter die ersten, die auf

die-

Die wahre Hoheit der Wörter beſtehet in ihrer Bedeutung, die ſie entweder durch den Gebrauch oder durch die Zuſammenhaltung mit andern bekommen haben. Es iſt bekannt, daß man bey der hohen Schreibart zuweilen verblümte und figürliche Worte und Redensarten anbringen müſſe. Eigentliche Worte reichen oft nicht zu, gewiſſe erhabene Dinge nach ihrer Natur vorzutragen; daher muß man tropiſche nehmen. So behutſam man hiebey ſeyn muß, wenn der Gebrauch ſolcher Redensarten der Deutlichkeit nicht nachtheilig ſeyn ſoll, ſo unentbehrlich ſind doch ſolche Wörter, wenn man eine Veränderung in der Rede machen will. Aber hiebey wird die Unterſuchung nicht ohne Frucht ſeyn, von welcher ich rede. Man wird überführet werden, daß die figürliche Bedeutung der Redensarten nicht ungegründet iſt. Man wird ſogleich urtheilen können, ob dieſe oder jene Redensart die Sache höher vorſtelle als eine andere. Und man wird alſo dergleichen Worte brauchen, dergleichen erfordert werden, wenn man wahrhaftig hoch reden und ſchreiben will. Vortheils genung, den man haben kan, wenn man den Unterſcheid, in welchem gewiſſe Worte und Redensarten untereinander ſtehen, entweder zugleich in einem deutſchen Wörterbuche bemerken, oder auch beſonders anzeigen wird!

diesen Fuß in deutscher Sprache geschrieben worden. Im 1728 und 1729 Jahre, machte er sich an das bekannte Werk der 70 Dolmetscher und zwar auf Antrieb und Ermunterung des zürchischen Bürgermeisters, Herrn Johann Caspar Eschers. Im 1731 Jahre ward er öffentlicher Lehrer der hebräischen Sprache, in dem sogenannten Collegio humanitatis, und zwey Monate drauf auch in dem Caroliniſchen. Nicht lange hernach mußte er auch für einen unvermögenden Collegen die Logik und Redekunst lehren. Das unterbrach nicht nur sein obiges Vorhaben; sondern auch den ihm so angenehmen Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten: indem dieses neu zugelegte Amt ihm allein wöchentlich eilf Stunden raubte. Dieß erlangte neue Lehramt schien ihm Anlaß zu geben, zwey Bücher zu schreiben, nämlich die critische Dichtkunst, und die Abhandlung von den Gleichnissen, die er auch 1740 heraus gab. Auch an der Tempe Helvetica, die Herr Professor Altmann in Bern, bis auf den dritten Theil fortgesetzt, und die mit dem sechsten Bande geschlossen worden; half Herr Breitinger Hand anlegen. Im 1745 ward ihm endlich die Profession der griechischen Litteratur in dem Collegio Carolino und das Canonicat des Stifts zum großen Münster aufgetragen. Das Ende dieser Nachricht macht ein Verzeichniß der breitingerischen Schriften, die er theils allein, theils gemeinschaftlich mit andern herausgegeben.

V. Johann Baptista Passeri, Protonotarius Apostolicus, Generalvicar des Bischofs zu

Pe-

Peſaro, der Londonſchen und verſchiedener andern Societäten Mitglied. Er ward 1694 gebohren. Nachdem ihm ſeine Mutter in ſeinem neunten Jahre geſtorben war, zog ſein Vater nach Orvieto und nahm ihn mit dahin. Anfangs hatte der junge **Paſſeri** mehr Luſt zu den Waffen, als zum Studieren: doch die Vorſicht hatte ihn zu dem letztern beſtimmt. Sein Vater nahm ihn mit nach Rom, und zeigte ihm die Denkmaale des alten und neuen Witzes. Der Anblick dieſer ehrwürdigen Stücke und die klugen Vorſtellungen eines Vaters, der dem Sohne gern eine Luſt zu der Gelehrſamkeit machen wollte, hatten bey dem jungen **Paſſeri** eine ſo glückliche Wirkung, daß er ſich ſogleich verſetzte, ſich dem Studio der Alterthümer aufs eifrigſte zu ergeben. Er bekümmerte ſich alſo um alle die Wiſſenſchaften, die zur Erlernung der Antiquitäten ſo unentbehrlich ſind, wofern man nicht im Finſtern tappen will. Zuerſt lernte er von einem geſchickten Meiſter zeichnen; die ſchönen Wiſſenſchaften aber lernte er von dem Jeſuiten, **Julio Vitelleſci**, deſſen Geſchicklichkeit nebſt der feurigen Lehrbegierde des Schülers, noch alles wieder zurecht brachten, was in den erſten Jahren war verſäumet worden. Sein vortreffliches Gedächtniß und lebhafter Witz kamen ihm überdieß noch vortrefflich zu ſtatten. In ſeinem 14 Jahre brachte er ſchon ſeinem Lehrmeiſter eine Abhandlung von den etruriſchen Tafeln, die zu Eugubio gefunden worden, als ein Merkmaal ſeines eigenen Fleißes, und im 16 ſchritt er zu den Uebungen der Weltweisheit: weswegen

wegen man ihn nach Perugia schickte. Er wurde hier durch das dornichte Gesträuche der scholastischen Philosophie geführet, welches einen so feurigen jungen Kopf leicht hätte abschrecken können; allein, dem jungen Passeri diente es vielmehr zur Arzney, sich in das unnütze scholastische Wortgezänke nicht einzulassen. Eine Probe, mit was für Augen er dasselbe angesehen, giebt ein Lustspiel in Versen, Charon der Philosoph betitelt, darinnen er die scholastische Schulfüchserey durchzog, und auch sonst in vielen freundschaftlichen Briefen, diese unvernünftige Vernunftlehre, verlachte. Mit der Naturlehre gieng es ihm eben so. Sein Verstand liebte eine gründliche Wahrheit, und ließ sich mit leeren Worten nicht gern abspeisen. Endlich legte er sich auf die Rechtsgelehrsamkeit; ließ aber die schönen Wissenschaften nicht liegen, sondern las fleißig die Alten, sonderlich was zur Erklärung der alten Fabeln gehöret. Er gieng in die Gärten des Adels, wo noch einige alte Ueberbleibsel zu finden waren; daselbst zeichnete und schrieb er alles sorgfältig ab. Und mit diesem Zeitvertreibe brachte er auch die 4 Jahre in Rom zu, wo er nach dem Schlendriane studieren sollte. Bey diesen Bemühungen um die Alterthümer, vergaß er der Dichtkunst nicht: wie er sich denn hauptsächlich der Anführung des Dantes bedienet, und auch verschiedene Comödien verfertiget hat. Im 22sten Jahre mußte er sich 2 Jahre zu Todi, im Advociren für arme Personen, üben. Diese Arbeit scheint von den schönen Wissenschaften weit entfernet zu seyn; allein

Herr Passeri ließ sich dadurch von ihnen nicht entfernen. Er sammlete alle Alterthümer dasiges Ortes. An diesem Werke hat er 30 Jahre gearbeitet, und da es nunmehr unter der Presse ist; so hat die Welt es ehestens zu hoffen. Der Gebiethiger des Herzogthums, Alamannus Salviati, machte ihn zu seinem Rathe, welches er auch 10 Jahre gewesen, und sowohl die Rentkammer als Kanzeley verwaltet hat. Nach einer glücklichen Verheirathung berief ihn sein Vaterland Pesaro zurück, und er verwaltete sein Amt sowohl, daß ihn der Statthalter zu seinem Rathe machte, wodurch er einen großen Einfluß in die Regierung der Provinz erhielt. Eines seiner wichtigsten Werke ist eine vollständige Sammlung aller Lampen, die er in Kupfer stechen lassen, und mit gelehrten Anmerkungen erkläret hat, dadurch aber manchen gelehrten Männern vorgebeuget, die alles auf die Leichenbegängnisse der Alten deuten wollen. In der Erklärung der hetruriſchen Alterthümer ist Herr Passeri so stark, als einer von allen seinen berühmten Vorgängern; und seine Erklärungen werden für die wahrscheinlichsten gehalten. Er hat ein Vieles davon aufgesetzt, welches der berühmte Herr Gori seinem Museo Etrusco einverleibet hat. Er trat endlich aus wichtigen Ursachen, in den geistlichen Stand, und bekam 1742 die wichtige Würde eines Generalvicars.

VI. Herr Christian Gottlieb Buder, Phil. und der Rechten Doctor, herzogl. Sächs. Hofrath, Professor zu Jena, und der Juristen-Facultät Senior. Er ward im 1693sten Jahre, zu Kittlitz in der

Oberlausniß gebohren, und studierte anfangs auf der Schule zu **Löbau**, nach diesem auf dem Gymnasio zu **Budissin**. Er verlohr seinen Vater zwar schon im 1707ten Jahre; allein die Geschicklichkeit seiner Lehrer ersetzte diesen Verlust. Er gieng endlich auf die hohe Schule zu **Leipzig**, und wandte sich hauptsächlich in die Hörsäle der Rechtsgelehrten; wobey er aber die Geschichte nicht liegen ließ, und beyde öffentliche Bibliotheken fleißig besuchte. Im 1714 Jahre, bezog er mit einem lausnitzischen von Adel, die Universität **Jena**, allwo er an dem berühmten **Struv** einen Beförderer seines Glücks fand. Nachdem er sich nun hier einige Zeit im Disputiren und in Privatvorlesungen geübt, wünschte er sich einen jungen Cavalier auf Reisen zu begleiten, und zog deswegen, den großen und berühmten geheimen Rath **Thomasium**, zu **Halle**, zu Rathe. Als aber derselbe des Herrn **Buders** bisherige Art zu studieren, und gleichsam seinen ganzen akademischen Lebenslauf, erfahren, gab er ihm den Rath, auf Akademien zu bleiben, und sich die Freyheiten eines Lehrers zu eigen zu machen. Er that es, und erreichte seinen Zweck so bald, daß er 1722 das Amt eines öffentlichen Aufsehers der jenaischen Bibliothek antrat, und 1734 eine ordentliche juristische Profeßion, nach einer 3 Jahr besessenen außerordentlichen, überkam. Es hat ihm auch an auswärtigen Vocationen, nach **Halle**, **Upsal**, **Frankf. an der Oder**, **Göttingen**, **Wittenberg** und **Leiden**, nicht gefehlet; allein sein Herz blieb gegen die ersten hohen Stifter seines Glücks

so

so dankbar, daß er sie sämtlich ausgeschlagen. Das Verzeichniß seiner vielen gelehrten Arbeiten hat Herr **Brucker** mitgetheilet.

VII. Herr **Paul Gottlieb Werlhof**, der Heilk. Doct. königl. Großbrittan. Leibarzt der kais. Akad. der Naturforscher, der kön. engländischen Societät und der Göttingischen und Leipziger deutschen Gesellschaften, Mitglied, ward zu **Helmstädt** den 24 März 1699 gebohren; allwo sein Vater erster Lehrer der Rechte war. Wem die Stärke der werlhofischen Muse bekannt ist, der wird nicht zweifeln, daß er schon in früher Jugend ein feuriger und witziger Kopf gewesen seyn müsse. Seinen Herrn Vater verlohr er im 17ten Jahre: sein älterer Herr Bruder gieng ihm an dessen Stelle mit gutem Rathe zur Hand. Im 18ten Jahre gieng er auf Akademien, und da seine Hauptneigung auf die Arzneykunst gieng, so hörte er auch in derselben die geschicktesten Lehrer, die ihn in allen Theilen derselben aufs gründlichste festsetzten. Im 1723sten Jahre übernahm er die Doctorwürde in der Heilkunst, nachdem er vorher zu **Peina** bereits dieselbe geübet, dahin er auch wieder zurück kehrete. Allein die göttliche Vorsicht hatte ihn dahin nicht bestimmet. Er ward 1725 nach **Hannover** beruffen; und hier fand seine in allen Theilen starke Gelehrsamkeit reichen Stoff sich zu üben, welches er auch so glücklich gethan, daß sein Ruhm mit jedem Jahre gewachsen. Im 1729sten Jahre, ward er an des Herrn D. Spießens Stelle, zur medicinischen Profession nach **Helmstädt** beruffen; allein der hannöverische

Hof wollte ihn nicht lassen, und der ihm darauf beygelegte Charakter eines königlichen Hofarztes, versicherte ihn der allgemeinen Hochachtung der Großen des Hofes. Im 1731sten Jahre that er eine Reise nach Ostfrießland; 1746 eine dergleichen nach Kopenhagen, da diese königl. und fürstl. Häupter ihm Dero Gesundheit anvertraueten. Im 1742sten Jahre aber war er bey dem Feldzuge am Rheine, den die Schlacht bey Dettingen berühmt gemacht, und besorgte seines Königs, und des Prinzen von Cumberland königl. Hoh. Wohlseyn, sehr glücklich, und erhielt besondere Gnadenbezeugungen. Seine Stärke in der deutschen Poesie ist überall bekannt, und er wird auf die spätesten Zeiten, eine Zierde des Chores der reinen deutschen Dichter bleiben. Einen Umstand aber müssen wir nicht vergessen; nämlich daß er allezeit ein tiefer Verehrer der göttlichen Majestät, und des ihr geweiheten Dienstes, gewesen. Die Weltweisheit, die schönen Wissenschaften, und die gründliche Kenntniß der Arzneykunst, haben bey ihm nur eine desto redlichere Hochachtung, gegen die christliche Religion erwecket: welchen Umstand Herr Brucker billig, unserm ekeln Jahrhunderte zum Beyspiele darstellet, und es muß den heiligen Wissenschaften zur Ehre gereichen, daß ein Arzt, über einen der schwersten Briefe Pauli, Anmerkungen entworfen hat, welche von allen gründlichen Kennern bewundert worden.

VIII. Herr Burkhard David Mauchard, der Arzneykunst Doctor und Professor zu Tübingen, wirtembergischer erster Leibarzt, und der kaiserlichen

ferlichen naturforschenden Akademie Mitglied, ward 1696 zu Marbach im Wirtenbergischen gebohren, allwo sein Vater Stadtphysicus war. Derselbe ließ diesen seinen fähigen Sohn, zuförderst in den schönen Wissenschaften unterrichten; indem er von dem Vorurtheile nicht eingenommen war, daß dieselben mit der Arzneykunst nichts zu thun haben: dennoch blieb seine Hauptabsicht, ihn dieser letztern zu widmen. Zu diesem Ende gab er ihn einen geschickten Wundarzte, Namens **Spoun**, auf 3 Jahre in die Lehre; und hier legte er den ersten Grund seiner größten Geschicklichkeit in der Wundarzney. Er that ihn ferner in das Gymnasium zu **Stuttgard** und 1712 fand man ihn schon für tüchtig nach **Tübingen** geschickt zu werden. Hier hörte er die berühmtesten Aerzte und Weltweisen. Von hier gieng er nach Altdorf, und übte sich unter dasigen Lehrern; 1719 aber kam er mit großer Geschicklichkeit in sein Vaterland zurück. Von hier gieng er nach **Straßburg** und dann nach Paris, allwo er sonderlich die Anatomie und Chirurgie trieb; und als sich endlich in **Marseille** die Pest äußerte, kehrte er abermals nach Hause. Er ließ sich in Tübingen von seiner Facultät prüfen, und erhielt, nach selbst ausgearbeiteter und rühmlich vertheidigter Disputation, de hernia incarcerata, die Doctorwürde. Im 1725sten Jahre ward er zum ordentlichen Lehrer nach **Tübingen** beruffen, allwo seine Verdienste und große Geschicklichkeit eine Stütze des dasigen medicinischen Ehrentempels sind. Denn ob er gleich 1729 zum Arzte des Kammergerichts zu Wetz-

lar beruffen ward: so wußte ihn doch sein Landesherr durch neue Fessel der Gnade, seinem Vaterlande auf Lebenslang einzuverleiben. Seine vielen akademischen Schriften und Disputationen hat Herr **Brucker**, wie gewöhnlich, in ein Verzeichniß gebracht.

IX. Herr **Samuel Christian Hollmann**, Professor der Logik und Metaphysik, wie auch der Gottesgel. zu **Göttingen**, Mitglied der königlichen londonschen Societät, ward 1696 zu **Stettin** in Pommern gebohren. Sein Herr Vater war Hofprediger bey dem damaligen schwedischen Hofe zu Stettin und besaß so viele Gaben und Geschicklichkeit, daß man sich schon daher an dem jungen Hollmann, einen rechtschaffenen Gelehrten versprechen konnte. Allein sein natürlicher schöner Verstand, sollte erst durch viele Hindernisse selbst durchbrechen: denn er verlor diesen seinen Anführer zur Gelehrsamkeit bereits 1701. Nunmehr fiel die Erziehung dieser zarten Pflanze seiner Fr. Mutter allein anheim; die aber ihrer Einsicht nicht traueto, und sich daher auf den Rath ihrer Anverwandten verlassen mußte. Er gerieth also unter die Hand nicht gar zu glücklicher Lehrer; man that ihn auch eine Zeitlang zu einem verwandten Pfarrer aufs Land, wo vollends aller Unterricht ein Ende hatte, und die wegen damaliger Kriegslaufte, beständig um ihn schwärmenden Soldaten, ihm gar eine Lust zu dieser Lebensart machten. Seine Frau Mutter, der dieses nahe gieng, stellte ihm vor, wie sein Vater ihm, wofern er studieren würde, seine Bibliothek vermacht

hätte;

hätte; und dieſes that auch einige Wirkung bey dem jungen Menſchen, bis er endlich das Glück hatte, in die Hände des ordentlichen Lehrers der griechiſchen Sprache an dem Gymnaſio zu Stettin, **Paul Jezius**, zu gerathen. Dieſer damals ſchon graue Lehrer war der erſte, der dieſem 12 jährigen Knaben unter die Arme griff, und ihn im Griechiſchen, im Lateine und in den Geſchichten, unterrichtete. Er ſah die vortrefflichen Gaben des Lehrlinges und ermüdete nicht, bis er ihn dem fernern Unterrichte der zween oberſten Lehrer daſiger Stadtſchule anvertrauen konnte. Und ungeachtet ihm dieſe nichts anders, als die leidigen ariſtoteliſchen Spitzfündigkeiten beybringen konnten: ſo faßte doch dieſer fähige Kopf dieſelben ſo gut, daß er in kurzem nicht nur alle ſeine Mitſchüler beſchämen, ſondern auch Unterricht geben konnte. Von ungefähr kam er auf **Morhofs Polyhiſtor** und fand darinnen den Rath, daß junge Leute **Ciceros** Schriften leſen ſollten. Von dieſem Schriftſteller hatte er bis dahin gar noch nichts gehöret; er folgte dieſem Rathe, und nunmehr ward **Cicero** ſein Haupt- und Leibautor. Dieſer that ihm die Augen auf, und lehrete ihn einſehen, wie viel ihm, bey ſeinem 17 jährigen Alter noch fehlete. Er ward endlich unter die königlichen Pfleglinge auf dem **Stettiniſchen** Gymnaſio aufgenommen, und freuete ſich hierüber um ſo viel mehr, je mehr Hoffnung er ſich von der Gelehrſamkeit und guten Geſinnung des daſigen Rectors, Herrn **Georg Röſers**, machte. Allein, damit es ja dem jungen Hollmann in allen Stücken

IV.

Das verluſtigte Paradeis, aus Johann Miltons, Zeit ſeiner Blindheit in Engliſcher Sprache abgefaſstem unvergleichlichen Gedichte, in unſer gemein Deutſch übergetragen und verleget durch E. G. V. B. Zerbſt 1682. in 8.

ES iſt ſeit zwanzig Jahren in Engelland, und ſeit kurzer Zeit auch dieſſeit des Meeres ſo viel von Miltons verlohrnem Paradieſe gemacht, geredet und geſchrieben worden, daß wir es der Mühe werth halten, auch unſern Leſern einen Begriff von dieſem berühmten Gedichte zu machen, welches die Ehre verdienet hat, ſo wohl als das befreyte Jeruſalem des Taſſo, einer Ilias und Aeneis an die Seite geſetzt zu werden. Es giebt uns dazu die deutſche Uberſetzung deſſelben Gelegenheit, die bereits vor funfzig Jahren in Zerbſt heraus gekommen, als dieſes Gedichte ſelbſt in Engelland noch neu war. Allein wie Milton unter ſeinen Landsleuten nicht das Glück gehabt, bey ſeinem Leben vor einen andern Homer angeſehen zu werden: Alſo hat es ihm auch in Deutſchland nicht gelingen wollen, in ſeiner veränderten Geſtalt viel Beyfall zu finden. Dort haben Mylord Sommers und ſonderlich Addiſon vermittelſt des Spectators ihn nach langer Zeit wieder aus dem Staube hervorgeſucht: Hier aber müſſen wir dieſe ſehr ſeltene Uberſetzung aus der Vergeſſenheit retten, darinne ſie ſonſt vielleicht gar umkommen möchte. Doch ehe wir von dieſer reden, müſſen wir erſt das Original in etwas kennen lernen.

schwer gemacht werden möchte, so geschah es auch, daß, als derselbe seine Antrittsrede hielt, dieser sein Rector, von seinem Stuhle todt zur Erden fiel. Hier nun wurden des jungen Hollmanns Anschläge auf einmal alle zu Boden geworfen, bis er endlich beschloß, das Stetinische Gymnasium mit dem zu Danzig zu verwechseln. Hier fand er, was er gesucht hatte; die dortigen Lehrer unterhielten ihn mit lauter gründlichen Dingen, und da der Theologus fehlte, weil D. Schellwig eben verstorben war; so ersetzte der berühmte und große Gottesgelehrte, D. Weikhmann den Mangel, indem er einigen Gymnasiasten eine Privatvorlesung hielt; so daß Herr Hollmann auch in den heiligen Wissenschaften, denjenigen schönen Grund legte, den man noch an ihm bemerket. Im 1718ten Jahre gieng er nach Wittenberg, in dem Vorsatze, sich der Gottesgelahrheit zu widmen; er legte sich also auf die dazu dienlichen Collegia, vergaß doch aber nicht auch die philosophischen Wissenschaften eifrig zu treiben. Damals kam von dem preußl. Hofe eine Verordnung heraus, daß niemand, der in Wittenberg studiert hätte, in denen vorpommerischen Landen, die, bekannter maßen, unter preußische Bothmäßigkeit gekommen waren, eine Beförderung zu gewarten haben sollte. Dieß zwang nun alle daselbst studierende Pommern, sich anderswohin zu wenden, da ihnen ihr Vaterland alle Hoffnung versagte. Herr Hollmann ward also 1720 Magister, und bemühete sich um das Recht auch andere zu lehren. Seine Mutter ließ ihn aber

nach

nach Hauſe kommen; und dieſe ſowohl, als ſeine Freunde, überredeten ihn, nach Greifswald zu gehen. Er that dieß zwar; allein ein geheimer Zug trieb ihn immer nach Sachſen. Er that eine Reiſe über Hamburg, und gieng nach Jena, in der Abſicht daſelbſt zu bleiben: allein in der Durchreiſe durch Wittenberg überredeten ihn, ſeine alten guten Freunde und Gönner, ſeinen Ruheplatz bey ihnen zu nehmen; welchs er auch eingieng. Er fieng an zu leſen, und erhielt großen Beyfall. Im 1725ſten Jahre erhielt er eine außerordentliche philoſophiſche; und im 1733ſten Jahre hatte er ſo große Hoffnung zu einer ordentlichen Profeſſion, daß er auch einen ihm angetragenen öffentlichen Lehrſtuhl in Halle, ausſchlug. Im 1734ſten Jahre trat er das öffentliche Lehramt der Vernunft- und Grundlehre in Göttingen an, und dieß mit ſo viel größerm Vergnügen, da er nunmehr ſah, daß er ſich künftig bloß der Weltweisheit zu widmen hätte. Dieß hat er ſeitdem mit bekanntem Eifer, vieler Geſchicklichkeit und Redlichkeit gethan, wovon die daſige hohe Schule, noch dieſe Stunde ſo viel Ehre als Vortheil zieht. Dieſes Leben iſt eines der merkwürdigſten in dieſem Zehend, für alle diejenigen, welche ein Vergnügen daran finden, die mancherley wundervollen Wege zu beobachten, auf welchen die göttliche Vorſicht die Sterblichen zu ihren Abſichten zu führen weis.

X. Herr Angelus Maria Bandini ward im 1726ſten Jahre gebohren. Seine Aeltern waren beyde aus einem guten Geſchlechte der Stadt Feſoli,

und lebten auch daselbst. Seine allererſten Jahre verriethen einen außerordentlichen feurigen Geiſt an ihm; allein da er ſeine Aeltern ſehr frühzeitig verlohr, und ſein älterer Bruder zu Piſa ſtudierte; ſo dachte man nicht viel an dieſen jungen Bandini, ſo daß er auch erſt im eilften Jahre in die Jeſuiterſchule gegeben ward. Hier nahm er im kurzem ſo ſtark zu, daß er kaum 14 Jahre alt war, als er zum öftern Lobreden auf die Heiligen, ſowohl in italiäniſcher, als in lateiniſcher Sprache hielt, die ſich aller Kenner Beyfall erwarben. Man würde auch in ſehr jungen Jahren einen feinen Prediger an ihm gehabt haben; wenn nicht ein ſtarker Briefwechſel dieſe Uebung unterbrochen hätte. Unterdeſſen ſtarb 1741 der Biſchof zu **Florenz**, und die Wahl des gelehrten **Franciſci Carebani Jncontri**, an deſſen Statt, ſchien unſerm jungen **Bandini** eine ſchöne Gelegenheit zu ſeyn, ſeine Stärke in den ſchönen Wiſſenſchaften zu zeigen. Er beſchrieb deſſen prächtigen Einzug zu **Florenz**, in einem feurigen Gedichte; dieß geſchah in lateiniſchen Verſen, die völlig in dem Geſchmacke der Alten gerathen waren, welches, von einem 16 jährigen Jünglinge, nicht nur der Biſchof, ſondern die ganze Stadt, bewunderte? Er vertiefte ſich nach dieſem immer mehr und mehr, in den Schriften der Alten, und ſammlete ſich davon eine auserleſene Bibliothek, doch nicht nur von den lateiniſchen, ſondern auch von den griechiſchen; ſo daß er 1742 in einer griechiſchen Abhandlung, die Verbindung dieſer Sprache mit andern Theilen der ſchönen Gelehrſamkeit entwerfen, und ſie dem Abte

Pelli-

Pelliconi zuschreiben konnte. Auch die ebräische Sprache machte er sich bekannt; ungeachtet er keinen Lehrmeister darinnen hatte. In eben dem 1742sten Jahre ward er mit dem so berühmten Antiquar, Herrn Gori bekannt, in dessen trefflichem Cabinette und auserlesener Bibliothek, ein so feuriger Kopf ein neues und weites Feld für seine Lehrbegierde fand; darinn er sich auch, ungeachtet seiner Jugend, mit glücklichem Erfolge wagte. In seinem 16ten Jahre erlangte er Bekanntschaft mit dem sowohl selbst gelehrten, als den Gelehrten sehr gewogenem Frauenzimmer, Livia Fortunata Pieria, die an die Sacchische Familie gekommen war: und diese war von der Vorsicht zum Werkzeuge der Beförderung des Herrn Bandini bestimmt. Sie nahm ihn in ihr Haus, um ihn theils täglich mehr zu ermuntern, theils auch allen, zu seinen Absichten nöthigen Vorschub, zu thun. Herr Franz Sacchi hatte eine vortreffliche Bibliothek, die Herrn Bandini um so viel nutzbarer ward, da er ein Verzeichniß darüber machen mußte. Und so brachte er die Zeit bey dieser Freundinn der Musen zu, bis er 1743 nach Pisa und Livorno gieng. Bisher hatte sich dieser Jüngling mit den schönen Wissenschaften beschäfftiget; jetzt gieng er auch an die ernsthaften. Sein Glück war, daß er der alten Schulphilosophie aus dem Wege gehen konnte, indem er an dem Jesuiten Salomo, einen Mann fand, dem die Gestalt der wahren neuern Weltweisheit ganz geläufig war. Dieser gelehrte Mann nun, der die Kräfte des jungen Bandini

kannte,

kannte, ermunterte ihn, sich an eine Arbeit zu machen, die seinen Namen der Vergessenheit entreißen könnte. Diese war, die Historie der Florentinischen Geschichtschreiber zu erläutern; welche Arbeit er auch mit Lust angriff, und bis ins 1300te Jahr zu Stande brachte. Nächst diesem erwarb er sich auch durch eine Geschichte des **Americus Vespucius**, überaus großen Ruhm. Und nach einigen andern eben so glücklich ausgefallenen Arbeiten, in gebundener und ungebundener Schreibart, befindet er sich gegenwärtig mit dem Bischofe zu **Volaterra** auf Reisen. Seine verfertigten und noch zu hoffenden Werke, kann man in diesem Zehend nachsehen.

* *

II.

Histoire de l' Academie Royale des Sciences et Belles Lettres Année 1746, &c.

D. i.

Fortsetzung des Auszuges aus dem II. Bande der Historie der königlichen Akademie der Wissenschaften und freyen Künste zu Berlin.

Wir haben die andere Hälfte des Inhalts von diesem wichtigen Werke eine Zeit lang ausgesetzet, um unsern Lesern, durch die Abwechselung mit andern Sachen, eine neue Begierde darnach zu erwecken. Wir sind in der Abtheilung

lung stehen geblieben, die der theoretischen Philosophie gewidmet ist, und zwar bey der 295sten Seite. Hier hebt sich der II. Theil von der Untersuchung der spinosistischen Irrthümer, und der baylischen Einwürfe wider dieß Lehrgebäude an, womit der Herr Hofrath von Jarriges diesen Band hat bereichern wollen. In dem I Theile derselben hatte er die falschen Begriffe von der Substanz, und deren Modis, am Spinoza widerleget: daraus sein Hauptirrthum von einer einzigen Substanz, die er hernach für die Welt ausgiebt, entsprungen. Er hatte den Begriff von der Ausdehnung, und den Ursprung desselben untersuchet: und gewiesen: daß sie keine wesentliche Eigenschaft, vielweniger eine unumschränkte Vollkommenheit; sondern nur eine bloße Erdichtung sey, die in unauflösliche Schwierigkeiten, und handgreifliche Widersprüche gestürzet hat. Itzo will er zu den Einwürfen fortgehen, die Bayle dem Spinosa * gemacht hat; und dadurch das obige noch ferner bestätigen. Er nimmt die neuen Beweise, selbst aus Spinozens Lehrsätzen her, um die Nichtigkeit seiner Gründe zu entdecken.

Bayle hat sich um diese Gründe nicht bekümmert, sondern nur seinen Hauptlehrsatz bestritten. Anfänglich beweist er ohne Noth, daß Spinoza die körperliche Ausdehnung, und die Substanz für einerley hält. Darauf beweist er, daß dieser Satz ungereimt sey: weil er das höchste Wesen aus uneindlich viel Theilen zusammen setzt, und unzählichen Ver-

* S. sein historisch-critisches Wörterbuch, im Artikel Spinosa IV. B. a. d. 260sten u. f. S. der deutschen Ausgabe.

Veränderungen unterwirft. Hierauf beruhen alle seine Einwürfe, die Herr von Jarriges besonders untersuchen will. Zuförderst widerlegt er Spinozens Lehre, daß diese ausgedehnte Substanz alle Eigenschaften des selbständigen Wesens habe. Wir können uns aber in eine Erzählung, sowohl der spinozischen Gründe, als der bäylischen Einwürfe hier nicht einlassen. Die Sache unvollkommen vorzutragen, das würde unsre Leser nur in Verwirrung setzen: vollkommen aber sie abzuhandeln, dazu fehlt uns der Raum. Indessen behält Bayle wider Spinozen nicht immer unrecht. Bisweilen redet er so gründlich, daß man von ihm mit Leibnitzen sagen kann: Ubi bene, nemo melius. Man muß also diese gelehrte Schrift selbst nachlesen, um von ihrer Gründlichkeit überführet zu seyn.

Hierauf folget ein Versuch von den Träumen, den der berühmte Herr Professor Formey aufgesetzet hat. Der Zustond der Seele, indem sie träumet, ist so wunderbar, daß er billig die Aufmerksamkeit eines Weltweisen erwecket. Herr Professor Formey entwirft denselben, im Eingange, sehr lebhaft, um seine Leser dadurch neugierig zu machen. Er will aber in seine Untersuchung von Träumen, keine philosophische Träume, oder Lehrversuche (Hypotheses) mengen, sondern alles aus der Erfahrung herleiten.

Zuförderst setzt er den Unterscheid der Seele, und des Leibes, als längst erwiesen voraus. Er will sich auch um die Art der Vereinigung beyder Substanzen nicht allererst bekümmern, indem es ihm einer-

ley

ley ist, ob sie durch einen natürlichen Einfluß, durch die veranlaßenden Ursachen, oder durch die Vorherbestimmung geschehe. Was also gewiß ist, läuft darauf hinaus, daß die Seele mit dem Leibe eine wirkliche oder scheinbare Verbindung hat: so daß gewisse in den Leib geschehene Eindrückungen, bis in die Seele dringen, und daselbst einstimmige Begriffe zu erwecken scheinen: indessen, daß auch gewisse Ideen der Seele, im Leibe, gewisse Bewegungen hervorbringen. Aus dieser allgemeinen Erfahrung zieht er erst einige deutliche Sätze, die zur Erklärung des folgenden nöthig sind.

I. Die einzigen Nerven sind unter allen Theilen des Leibes einer Empfindung fähig: so lange sie ihre Spannung behalten, und auf eine zulängliche Art gerühret werden. Dieses führet er erst vom Wachen, hernach auch vom Schlafe, weitläuftiger aus.

II. Das Gesetz der Einbildungskraft ist gleichfalls aus der Erfahrung bekannt und gewiß. Vermöge derselben lernen wir die Sprachen. Wenn jemand fragt, was der Himmel auf hebräisch heißt; und höret, daß er Schamajim heißt: so widerholt er dieß Wort etlichemal, und so bleibt der Begriff des Himmels auf ewig damit verbunden.

III. Die Träume entstehen in uns allererst, wenn wir uns aus dem allertiefsten Schlafe einigermaßen erholen, um eine gewisse Reihe von Ideen zu empfinden, die bald klärer, bald dunkler sind. Hat dieser Zustand nun einmal angefangen, so träumen wir immer weg, bis zum völligen Erwachen.

Auf

Auf diese Gründe nun, die er erst recht festgesetzet, bauet er nun seine übrige Ausführung. Allein auch hier können wir seinen Vernunftschlüssen nicht folgen, weil sie uns zu weit führen würden. Genug daß wir aus diesem Anfange gewiesen, wie gründlich der Herr Verfasser geht, und wie viel Gutes man von ihm erwarten könne.

Wir kommen nunmehr auf ein wichtiges Stück, darinn die alte und mittlere brandenburgische Historie kürzlich vorgetragen wird. In der Vorrede beschwert sich der ungenannte Herr Verfasser über die Menge Bücher, die jährlich, ja monatlich heraus kommen; sonderlich über die große Menge französischer Memoires, die gleichwohl sehr überflüßig wären. So recht er darinn hat, so billig sind auch seine Klagen, daß es noch keine Historie von Brandenburg, (vieleicht in französischer Sprache) gäbe. Es ist wahr, daß dieser Theil von Deutschland es schon verdienet hätte, auch von einem Franzosen in Betrachtung gezogen zu werden: ob es wohl nicht zu leugnen ist, daß die französischen Federn in deutschen Sachen, insgemein große Schnitzer zu machen pflegen: wie man unter andern an der Historie Friedrich Wilhelms Königs in Preußen sehen kann, die von Fehlern wimmelt. Was aber an den Franzosen hier fehlet, das haben ja soviel deutsche Schriftsteller ersetzet; die aber dem ungenannten Hrn. Verfasser dieses Stückes ganz unbekannt zu seyn scheinen. Fürwahr, ein Pufendorf, ein Gundling, u. a. m. haben zwar nur einzelner Churfürsten, eines Friedrichs Wilhelms, und Friedrichs

des

des I. und Friedrichs des II. Leben beschrieben; sind aber deswegen bey allen Kennern in großem Werthe. Wo bleiben nun noch die übrigen, die alles zusammengenommen haben? Indessen hat dieser vermeynte, oder der obige wirkliche Mangel französischer Historien von Brandenburg, die gute Wirkung, daß sich der Hr. Verfasser selbst darüber macht, auch die Erlaubniß erhält, sich der königlichen Archive zu bedienen. Was hätte man sich besters wünschen können, um eine zuverläßige, und gründliche Geschichte des Hauses Brandenburg zu bekommen? Wenigstens erbiethet sich der Herr Verfasser, für alle erzählte Begebenheiten, die Gewehr zu leisten; und sie theils aus Archiven, theils aus Chroniken, und andern Schriftstellern, (es giebt doch also dergleichen!) zu rechtfertigen.

Im Anfange, wird der erste Ursprung des Hauses Hohenzollern, davon das brandenburgische stammet, in das entlegenste Alterthum gesetzet; welches man in Deutschland das Fabelhafte nennen kann. Um Karls des Großen Zeit, war **Tassilo** der erste bekannte Graf darinnen, der um das 800ste Jahr nach Ch. Geb. gelebet. Seine Abkömmlinge, **Danco, Rudolph I., Otho, Wolfgang, Friederich I. Friedrich II. Friedrich III. Burchhard, Friedrich IV. Rudolph II.** haben sich nicht sehr hervorgethan. **Conrad. I.** ist um das 1200ste Jahr der erste Burggraf von Nürnberg gewesen, dessen die Geschichte Meldung thun. Seine Nachfolger hießen **Friedrich I. Conrad II. Friedrich II.** und **Friedrich** der III. welcher von

Der Verfasser des Gedichtes, ist vermöge der Lebensbeschreibung, so bey der neuen Englischen Auflage von 1730. befindlich ist, im Jahr 1608 in London gebohren. Sein Vater hieß gleichfalls Johann Milton, und war wegen seines Abfalls von der Römisch-Catholischen Religion, von seinen Eltern enterbet worden; daher er sich durch seinen eigenen Fleiß als ein Notarius kümmerlich genug ernähren muste. Nebst einer Tochter Anna, und einem andern Sohne, Christoph, hatte er auch diesen Sohn, den er wegen seiner frühzeitigen Fähigkeit nicht nur sehr liebete, sondern auch selbst in der ersten Jugend aufs fleißigste unterwies. Der grosse Eifer des jungen Menschen machte, daß er ihn schon in seinem zwölften Jahre in die Pauls-Schule zu London, und bald darauf, als er kaum 15 Jahr alt war, in das Collegium zu Cambridge auf die Academie brachte. Hier blieb er bis er Magister der freyen Künste ward, verließ hernach im 23 Jahre die hohe Schule und kam zu seinem Vater zurücke, woselbst er seine Wissenschaft mit unermüdetem Fleiße noch höher zu treiben bemühet war.

Als seine Mutter starb, gieng er in die Fremde. Er war dreyßig Jahr alt als er durch Frankreich und Italien reisete, in Paris mit dem Grotius, in Rom, Genua und Florenz mit andern gelehrten Männern seiner Zeit Bekanntschaft machte, die ihm auch öffentliche Proben ihrer Hochachtung gaben, wie wir selbige vor der Sammlung seiner Lateinischen Gedichte finden. Darunter war nun auch der **Marquis Manso von Villa**, ein grosser Patron des Tasso, der ihn in seinem befreyten Jerusalem gelobet hatte: Und es ist wahrscheinlich, daß Milton hier den ersten

Einfall

seinem Halbbruder, dem Herzoge von **Meran**, die Herrschaften Bayreuth und Cadelsburg geerbet hat. **Johann** I. folgte ihm 1298, und diesem, **Friedrich** der IV. 1332. Dieser Burggraf leistete den Kaisern **Albrecht**, **Heinrich** dem VII. und **Ludwigen** dem Bayern, in dem Kriege wider **Friedrichen** von Oesterreich, wichtige Dienste. Er schlug diesen Erzherzog *, nahm ihn auch gefangen, und lieferte ihn dem Kaiser. Dieser gab ihm dafür zur Erkenntlichkeit alle österreichische Gefangene: die er denn mit dem Bedinge los ließ, daß sie von ihm die Lehn nehmen sollten; daher denn die fränkischen Markgrafen, noch diese Stunde, im österreichischen Vasallen haben.

Nun folgten **Friedrich** der IV. **Conrad** IV. **Johann** II. **Albrecht** VI. und sein Neffe **Friedrich** der V., welchen Kaiser **Karl** der IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1363 zum Reichsfürsten erklärete, ja zu seinem Statthalter ernannte. **Friedrich** der V. theilte zwar sein Gebieth unter seine zween Söhne, allein da **Johann** III. starb, fiel doch alles an **Friedrich** den VI. welcher 1410 die Regierung der Mark antrat, welche ihm Kaiser Sigismund anvertrauet hatte. Und von dieser Zeit an, heißen die bisherigen Burggrafen nunmehr Markgrafen, und bald darauf Churfürsten von Brandenburg.

Da die bisherigen Churfürsten nicht in der Mark selbst ihren Sitz gehabt: so war der Adel sehr trotzig

* Unsers Wissens war Oesterreich damals noch kein Erzherzogthum, sondern ein bloßes Herzogthum.

zig und aufrührisch geworden. Friedrich der I. verband sich mit den Herzogen von Pommern, und lieferte jenem eine Schlacht bey Zossen: welche zwar glücklich war, doch so, daß er die Familie derer von Kützow nicht eher bändigen konnte, bis er ihr 24 feste Schlösser abgenommen hatte.

Hier schaltet der Herr Verfasser kürzlich den vormaligen Zustand des Landes Brandenburg ein; darinnen sechs große Häuser nach einander regieret haben; nämlich die sächsische, stadische, anhältische, bäyerische, lurenburgische, und hohenzollerische Linie. Wir wollen uns dabey hier nicht aufhalten. Im 1415ten Jahre gab der Kaiser, Friedrich dem VI. die Churwürde, und das Erzkämmereramt, nebst dem erblichen Eigenthume des Landes, und 1417 ertheilte er ihm zu Costnitz die Belehnung. Er hatte aber damals nur noch die alte und Mittelmark; weil die Herzoge von Pommern die Uckermark inne hatten. Diese schlug er zu Angermünde, und vereinigte dieß Stück mit dem übrigen. Die neue Mark war an den deutschen Orden in Preußen verpfändet. Daß dieser Churfürst aber auf die Vergrößerung seines Hauses gedacht, erhellet daraus, daß er bey erledigter sächsischer Chur, beym Abgange des anhältischen Stammes, sich dieser Lande bemächtiget hat. Allein der Kaiser verlieh dieselben Friedrich dem Streitbaren, Markgrafen zu Meißen, von welchem noch die itzige Churlinie herstammet. Endlich theilte Friedrich der I. Churfürst zu Brandenburg, seine Länder durch ein Testament; welches vieleicht sein einziger Fehler gewesen;

der aber damals eine gemeine Sitte der Fürsten war. Sein älteſter Sohn **Johann**, bekam das Vogtland; der zweyte **Friedrich**, die Chur; **Albert Achilles**, Frankenland, und **Friedrich** der dicke, die alte Mark, der aber bald ſtarb; ſo daß ſein Land an die Chur zurück fiel.

Friedrich der II. hätte von rechtswegen der großmüthige heißen ſollen, weil er die Kronen von Böhmen, und die von Pohlen ausſchlug, als ſie ihm angetragen wurden; indem es noch nähere Erben dazu gab. Die Niederlauſitz aber, als ein böhmiſches Lehn, ergab ſich ihm freywillig: worüber **Georg Podiebrad**, dem zu gut er die böhmiſche Krone ausgeſchlagen hatte, ihn bekriegte. In dem darauf erfolgten Frieden zu Guben, behielt Brandenburg Cotbus, Peiz, Sommerfeld, Bobersberg, Storkau und Beſekau. Er löſete auch von dem preußiſchen Orden die neue Mark ein. Als der Herzog zu Stetin ſtarb, behauptete er das Recht ſeiner Chur, wegen einer alten Erbverbrüderung in ſo weit, daß der Herzog zu Wolgaſt, ſein Lehnmann wegen Stetin werden, und die Stände ihm huldigen mußten. Die Grafſchaft Wernigerode vereinigte er, als ein erledigtes Lehn, mit der Mark, und hub an die Titel; Herzog in Pommern, Meklenburg, Wenden, Schwerin und Roſtock zu führen, auf welche er die Anwartſchaft hatte. Endlich legte er ſeine Chur freywillig nieder, und überließ ſie ſeinem Bruder **Albert Achilles** im Frankenlande, weil er ſelbſt keine Erben hatte; gegen ein jährliches Gehalt von 6000 Gulden.

Mit

Mit dieſem Albert Achilles, iſt der Herr Verfaſſer noch, ſo wie mit den vorigen, ſehr wohl zufrieden. Er erzählt unter andern von ihm, daß er im Turnieren ſiebzehnmal den Preis davon getragen. Bey dieſer Gelegenheit will er das Alterthum dieſer ritterlichen Uebung unterſuchen, und es aus Frankreich, oder gar von den Mohren aus Spanien, herleiten. Allein vieleicht werden andere dieſe Ehre mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit, den älteſten deutſchen Völkern, den alten Gothen, Vandaliern, Sveviern, Franken und Sachſen zuſchreiben, die ſie in alle die Länder gebracht haben, welche ſie ſich im vierten und fünften Jahrhunderte unterwarfen. Wenigſtens belehren uns unſre älteſten Heldenlieder, daß ſchon Dietrich von Bern, d. i. der oſtgothiſche König Theodoricus, um Königs Clodovái Zeiten, Speere gebrochen, und König Arthur in England, zur Zeit der ſächſiſchen Einfälle in Britanien, die Ritter der runden Tafel zum Turnieren angeführet. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſind freylich die Turniere in neuern Zeiten mit mehrerer Pracht, und andern Ceremonien angeſtellet worden. Das übrige, was davon angeführt wird, iſt wohl gegründet und artig zu leſen. Die Anmerkung, daß man heute zu Tage an den Prinzen, mehr die Gaben und Vorzüge des Verſtandes, als des Leibes bewundert, iſt auch ganz richtig. Allein die Art der Kriege hat ſich durch die Erfindung des Geſchützes ſo ſehr geändert, daß auch die Leibes-Kräfte eines Rieſen nicht zureichen würden, einem kleinen geladenen Gewehre, geſchweige denn einer

Stückkugel zu widerstehen. Die schwächste verzagteste Memme schießt heute zu Tage auch einen Herkules aus dem Sattel, welches sie damals, mit der Lanze, oder einem Schwerte wohl bleiben ließ. Vielleicht aber wäre es viel besser, wenn Europa, durch einen gemeinschaftlichen Vertrag bewilligte, sich künftig keines Pulvers mehr zu bedienen: so würde doch der wahre Begriff der Tapferkeit, der bisher ganz verlohren gegangen, sich wieder finden; und niemand mehr für einen Helden gelten, der zwar viele tausend unschuldige Leute um seiner Händel halber, aufopfert, selbst aber das Herz nicht hat, dem geringsten seiner Feinde zu begegnen.

Johannes Cicero wird auch noch gelobet, wiewohl man ihm sein Beywort Cicero streitig macht; und eine von seinen besten Proben der Beredsamkeit, denen 6000 Reutern zuschreibt, die er bey sich gehabt. Man vergleicht ihn also mit einem Herkules, der durch seine Keule überredet. Allein hat es nicht auch einen gallischen **Herkules Ogmius** gegeben, der auch ohne Keule beredt war? Man schildert ihn ja, daß aus seinem Munde subtile Ketten gehen, die sich an den Ohren derer, die ihm folgen, endigen. Es ist gleichwohl allemal ein Lob, beredt zu seyn, und zwar unter Fürsten desto mehr, je seltener die sind, die nicht ihre Kanzler und Räthe für sich reden und denken lassen.

Doch man ist wider die Zunamen der brandenburgischen Churfürsten überhaupt aufgebracht. Man will auch **Joachim** dem I. das Beywort **Nestor** streitig machen; und meynt, es habe eben

so viel Grund gehabt, als bey **Ludewig** den XIII. in Frankreich der Name des **Gerechten**; das ist, gar keinen. Bey **Joachim** dem Ilten meynt man, die Schmäuchler wären es überdrüßig geworden, ihre Landesherren dergestalt zu beehren, da es ihnen bey den' ersten so schlecht gelungen. Allein wird denn dieser II. **Joachim** nicht noch von den Geschichtschreibern **Hektor**, so wie sein Nachfolger, Johann Georg, **Oeconomus** genannt? Hat man nicht **Friedrich Wilhelmen**, den **Großen**; und **Friedrich** den Isten König, den **Weisen**, auch wohl den **Salomon** genennet? Und wer könnte was dawider einwenden, wenn man König **Friedrich Wilhelmen**, den **Pelopidas**; Seine itzt regierende königliche Majestät aber, den **Justinian** seiner Zeiten nennete? Die großen Namen des Alterthums sind nämlich noch lange nicht erschöpft; und man würde dadurch nur dem Beyspiele der klugen Chineser nachahmen, die auch allen ihren Kaisern, nach dem Tode, einen solchen Zunamen beylegen; um den Character ihrer Regierung und vornehmsten Thaten auszudrücken. Dergestalt würde die Schmäucheley eben keinen so großen Antheil daran haben; als wenn die Franzosen schon bey lebendigem Leibe, ihre Herren zu Großen und Vielgeliebten erklären.

Bey der Religionsänderung **Joachims** des **II.** der die evangelische Lehre annahm, heißt es, man wisse die Ursachen davon nicht. Man findet sie aber in andern Geschichten sehr klar. Seufzete denn nicht ganz Deutschland unter der Last des

Pabstthums, und der Tyranney der Pfaffen und Mönche? Gaben denn nicht Sachsen und Hessen das Exempel dazu, daß man ein solches Joch abwerfen könne? Und hatte nicht die Frau Mutter des Churfürsten, sich schon vorher zur evangelischen Lehre bekant? Zu dem brauchete er dabey alle Behutsamkeit, und schaffete nichts gewaltsam ab, bis der Aberglaube allmählich von sich selbst fiel. Doch man hat hier das ganze Reformationswerk überhaupt lächerlich zu machen gesucht; indem man es sehr seltsamen Ursachen zuschreibt. Z. E. die Franzosen hätte Calvinus durch ein Chanson bekehrt, reformirt zu werden. Ein jeder, der die Reformationsgeschichte, und Seckendorfs Lutherthum kennet, wird wohl sehen, daß dieß nur zum Spaße so vorgegeben wird. Es würde gewiß um die protestantischen Fürsten in Deutschland noch sehr schlecht aussehen, wenn kein Luther gekommen wäre: und man ist ihm nicht dankbar genug, wenn man ihn für einen dummen Mönch ausgiebt; wie hier gesagt wird.

Die meisten übrigen Churfürsten haben das Unglück gehabt, dem Herrn Verfasser zu misfallen. Er läßt die merkwürdigsten ihrer Thaten öfters aus, und tadelt sie hauptsachlich, daß sie keine große Kriegsmacht auf den Beinen gehalten; daher sie denn oft dem Muthwillen ihrer Feinde und Freunde ausgesetzt gewesen. Diese wackern Herren aber könnten sehr wohl entschuldiget werden, wenn man auf die Sitten ihrer Zeiten sehen wollte; da die Stände noch mehr Macht besaßen, sich den eigenmächtigen Auflagen ihrer Fürsten zu widersetzen,

und

und die Prinzen also nicht Einkünfte genug hatten, große Heere zu unterhalten. Der Edelmann und Bürger zog damals im Kriege noch selbst zu Felde; oder wehrte sich doch seiner Haut, wenn man ihm ins Land fiel: was brauchte man denn so viel Soldaten? Allein unser Raum leidet es nicht, diese ihre Vertheidigung auszuführen. Wir wundern uns nur, daß es in irgend einem Lande frey steht, in öffentlichen Schriften, die Durchl. Vorfahren des wirklich regierenden Landesherren so häßlich abzuschildern; und ihnen auch diejenige Ehre zu entziehen, die sie sich in andern unparteyischen Geschichtbüchern erworben haben *.

Hierauf folgt eine Dissertation über die Patäischen Götter, welche den Herrn D. Elsner für ihren Urheber erkennet. Herodot gedenket zuerst und fast allein derselben, in s. 3ten Buches 37sten Capitel; ob er sie gleich nicht Götter nennet: Hesychius, Suidas, Phavorinus nennen sie schon Götter. Jos. Scaliger und Bochart haben im Vorbeygehen davon gehandelt; Selden aber ausführlicher, wie man aus des Thomas Gale Noten zum Herodot sehen kann. Morin aber hat im 1. Bande der Memoires de l'Acad. des bell. Lettr. eine eigene Abhandlung davon gemacht. Diese

* Wer übrigens einen kurzen Begriff von dem Leben und den Thaten der Churfürsten zu Brandenburg lesen will, der darf nur den berlinischen Geschichtscalender der königl. Academie der Wissenschaften auf das 1742ste Jahr in 8. durchlaufen: woselbst er viel mehr Merkwürdiges, als hier antreffen wird.

wird hier untersucht, und eine neue Meynung davon vorgetragen. Morin meynt, es würden dadurch die Meergötter Castor und Pollux verstanden; hat es aber auf eine besondere Art erwiesen. Herr D. Elsner aber meynt, Pataikus käme von dem hebräischen פסס welches neben seiner natürlichen Bedeutung] transiliit, auch alliluit, herzueilen, beyspringen, zu Hülfe kommen, bedeutet; wie aus Esai. 31 im 5 Vers erhellet. Nun wird das ſ, oft in t. verwandelt, wie hier erwiesen wird. Und also heißen Pataische Götter, die Nothhelfer, die Hülfsgötter, welche die Seefahrenden aus der Gefahr befreyen, d. i. Dioscuri.

Die nächste Abhandlung ist vom Hrn. D. Heinius; welcher sich vorgenommen hat, den Weltweisen Oenopidas von Chio, aus der Dunkelheit zu ziehen. Er ist ein Schüler des Pythagoras gewesen; und hat zwischen der XXsten und XCsten Olympias gelebt. Er hat in Aegypten die Meßkunst studiret. Proklus redet mit der größesten Hochachtung von ihm. Den XXIIIsten Lehrsatz des I Buchs Euklides hat Oenopidas erfunden: ja er hat auch die Quadratur der Lunularum, oder eines Stückes vom Zirkel, welches wie ein zunehmender Mond aussieht, und zwischen zween Zirkelbogen enthalten ist, entdecket. Eine andre Meynung des Oenopidas ist diese, daß vormals die Sonne (oder vielmehr die Erde) ihren jährlichen Weg in der Milchstraße durchlaufen, die gleichwohl itzo von einem Polsterne zum andern geht. Bey dieser Gelegenheit wird die alte Sage, von dem veränder-

ten

ten Laufe des Himmels, seit Deukaliens, oder vielmehr des Noah Sündfluth, hier gelehrt untersucht. **Burnets** Archäologie ist hier nicht vergessen, der die Zeugnisse der Alten darüber zusammen getragen hat. Denn, wenn es gleich lächerlich wäre, zu sagen, daß die Sonne bey der grausamen Mahlzeit des Thyestes, ihren Lauf vor Schrecken geändert: so ist doch auch vor Deukalions Sündfluth, **Lykaon** ein Menschenfresser gewesen: und damit hat die Fabel anzeigen wollen: daß die Sündfluth um der großen Bosheit der Menschen halber, gekommen sey. Die Sündfluth aber hat zu der Aenderung des Laufes der Erden, nach **Burnets**, und **Whistons** Meynungen, Ursache gegeben. Ja es hatte nach **Plutarchs** Berichte, schon **Metrodorus**, ein älterer Weltweiser, eben das gelehret: und **Manilius im 727sten u. v. f. I. B.** lehret auch, daß die Milchstraße von der Asche, des vorhin an diesen Stellen von der Sonne verbrannten Himmels, seine blaue Farbe verlohren. Was die Alten dergestalt gemuthmaßet, das haben die Neuern durch die beobachtete Veränderlichkeit der Obliquität an dem Thierkreise, beynahe bestätiget. Denn, wenn nach des Louville Berechnung, dieselbe alle Jahrhunderte um eine Minute abnimmt, so wird innerhalb 25800 Jahren, die Sonnenbahn wieder in die Milchstraße kommen. Doch zweifelt Herr Doctor **Heinius**, ob alsdann, wegen der großen Ungleichheit der Tage und Nächte, die Erdkugel auch würde bewohnet werden können? Der Einwurf läßt sich hören! Wie aber? Wenn sich der Polarpunkt

der

Einfall bekommen, ein Englisches Helden-Gedicht zu verfertigen. Aus einigen lateinischen Versen erhellet auch, daß er sich den alten Brittischen König Arthur zu seinem Helden ausersehen gehabt, der aber gleichwohl dieser Ehre nachmals nicht werth geachtet worden.

Indessen waren die Bürgerlichen Kriege in Engelland angegangen. Milton kam nach zweyjährigen Reisen zurücke, und verheyrathete sich 1643, mit eines begüterten und ansehnlichen Mannes Tochter, von der er sich aber nach Verlauf eines einzigen Monaths wieder verlassen sahe. Die Ursache war die Ungleichheit in Meynungen die der Schwiegervater und Schwiegersohn in Religions-Sachen hatten; und welche diesen letztern bewogen, daß er die Feder ergriff unterschiedliche Tractate, theils von der Lehre theils von der Kirchen-Disciplin, sonderlich von der Ehescheidung zu verfertigen. Er war eben im Begriffe sich mit einem andern sehr geistreichen und schönen Frauenzimmer von neuem zu verehlichen; als seine erste Ehgattin, bey einem Besuche eines seiner Anverwandten, ihm einen Fußfall that, und um Vergebung bat. Eine solche unvermuthete Begebenheit rührte ihn sehr, und auf Vorspruch seiner gegenwärtigen Freunde, opferte er alle seine Rache ihren Thränen auf; hat auch nachmals weder ihr, noch ihrem Vater und ihren Brüdern, ob sie gleich auf einer andern Parthey waren, jemals einigen Zorn blicken lassen: sondern als sie ganz ins Elend geriethen, hat er sie selbst in seinem Hause aufgenommen, und durch sein Vermögen bey der siegenden Parthey, wieder in guten Stand gesetzet.

der Erden am Himmel auch nach und änderte, so, daß alsdann die Erdenare, sich nach ganz andern Gestirnen richtete als voritzt? Wenigstens lehren die Sternkundigen dieses eben so wohl, als jenes. Die übrigen merkwürdigen Lehren dieses Weltweisen, müssen wir der Kürze wegen übergehen.

Herr **D. Argenson** hat bey seiner Aufnahme in die berlinische Akademie, von der Nothwendigkeit auswärtige Mitglieder in die gelehrten Gesellschaften aufzunehmen, gehandelt. Wir wollten, daß derselbe anstatt der **Nothwendigkeit**, die **Nutzbarkeit** gesetzet hätte: so würde die Ausführung besser zu dem Hauptsatze klappen. Die Ursachen kann ein jeder selbst einsehen. Der Herr von **Maupertuis** antwortet ihm darauf kürzlich, und billigt es, wie man denken kann, sehr, solche fremde Glieder zu wählen, die aus einem an Wahrheiten reichen Lande kommen. Er nennet dabey ihrer beyder Vaterland, das **Vaterland der Wissenschaften und freyen Künste.** Ist dieses? Was sind denn Wälschland und **Griechenland**? Was Aegypten und Phönicien gewesen?

Herr **Condamine** hat eine Abhandlung von einigen peruanischen Alterthümern, zur Zeit der **Yncas**, oder der alten Könige daselbst, ausgearbeitet. Wer die Geschichte dieser **Yncas** gelesen hat, die ein aus diesem Geschlechte entsprossener Prinz, bald nach Entdeckung der neuen Welt, spanisch geschrieben hat, und die auch Französisch heraus ist; der wird dieß Stück mit Vergnügen lesen. Es ist schön zu sehen, was die menschliche Vernunft, an

einem

einem andern Ende der Welt, wo man nichts von Griechen und Römern gewußt, für sich selbst erfunden hat. Ihre Tempel, ihre Festungen, ihre Straßen, u. a. m. sind wunderbar gewesen. Man sieht Steine daran, die 38 Schuhe lang, 18 Schuhe breit, und 6 Schuhe dick sind; ja noch größere: die doch mit bloßen Menschen Händen, aus den Steinbrüchen gebracht, und viele Meilen weit, über Berg und Thal geschleppet worden. Herr Condamine ist wegen der Abmessung der Erdkugel unter dem Aequator in Amerika gewesen; aber nicht bis nach Cusco, der alten Residenz der peruanischen Könige gekommen. Was er indessen gesehen hat, das beschreibt er, auf eine angenehme Art.

Hierauf folgen einige Lobschriften 1) auf Herrn Jordan, 2) auf Herrn Naude, 3) Herrn von Kaiserling, 4) Herrn Wagner, 5) Herrn du Han, als verstorbene Mitglieder der Akademie. Und einige auf die Thaten und Begebenheiten Sr. königl. Majest. von Preußen erfundene Schaupfennige in Kupfer, machen den Schluß.

* *

III.

Demetrius, ein Schauspiel, von drey Aufzügen, aus dem Italiänischen des Herrn Abts Peter Metastasio gezogen. Aufgeführet zu Wien, in dem kaiserl. königl. privilegirten Stadttheater, nächst dem Kärtnerthore. Wien 1748. in 8vo.

Der

Der regelmäßige Geſchmack hat noch immer ſtarke Hoffnung, ſich auf der wieneriſchen Schaubühne zu erhalten, und bey daſigen Einwohnern immer mehr Eingang zu gewinnen. Man fährt noch fort, die ernſthaften Stücke mit ſolchem Beyfalle und Zulaufe anzuſehen, als die lächerlichen. Die Nachſpiele, ſo man auf gewiſſe tragiſche Handlungen folgen läßt, kommen den meiſten Zuſchauern bereits ſehr abgeſchmackt vor: ja man darf es ſchon wagen, daſſelbe nach den Trauerſpielen gar wegzulaſſen. Da nun die Operiſten in Wien lauter metaſtaſiſche Opern aufführen, und dieſer italiäniſche Dichter bey Hofe billig in großem Anſehen ſteht; ſo haben viele ein Verlangen getragen, ſeine Arbeiten auch auf der deutſchen Schaubühne, in Geſtalt der Trauerſpiele, zu erblicken. Dieſes iſt auch mit dem **Demophoon**, **Themiſtokles**, **Titus** und **Artaxerxes**, ſo wie mit dem **Demetrius**, geſchehen, davon wir hier eine nähere Nachricht geben wollen. Der erſte Ueberſetzer deſſelben iſt ein gewiſſer Geiſtlicher an einem biſchhöflichen Hofe. Da ſeine Mundart aber dem Vortrage auf der Bühne nicht vortheilhaft geweſen ſeyn würde: ſo hat deſſen Arbeit von der geſchickten Feder des Herrn W** ganz umgeſchmolzen werden müſſen. Wir wünſchen, daß gewiſſe Umſtände ihn nicht gedrungen hätten, mit dieſer Arbeit ſo gar ſehr zu eilen; ſo würde ſie vielleicht in einigen Kleinigkeiten noch richtiger, und wohl gar in fünf Aufzüge eingetheilt worden ſeyn: welches gar leicht angegangen ſeyn, und ihr ein re-

gel-

gelmäßigeres Ansehen würde gegeben haben. Der Inhalt dieses Stücks ist folgender:

Demetrius Soter, König in **Syrien**, ward vom **Alexander Bala** mit Gewalt seines Reiches beraubet, und starb, in der Flucht, bey den Cretensern, welche in seinem Unglücke, allein seine Freunde geblieben waren. Ehe er aber das Reich verließ, übergab er seinen unmündigen Sohn **Demetrius**, seinem Vertrauten **Fenicius**. Dieser übergab diesen unbekannten Prinzen, unter dem Namen **Alceſtes**, Anfangs einem Hirten, nachmals aber erzog er ihn selbst, und machte seine herrlichen Gemüthsneigungen dergestalt vollkommen, daß er zu den vornehmsten Kriegsämtern seines Feindes **Alexanders** befördert, und von dessen Tochter **Cleonice** inbrünstig geliebt ward. Indessen begunte der wachsame Fenicius, unter der Hand, die Unterthanen aufzuwiegeln, und zu dem Ende kund zu machen: daß der junge **Demetrius** noch lebe. Auf diese Nachricht erklärten sich die **Cretenser** sogleich für den rechtmäßigen Kronerben. **Alexander** wollte dieß Feuer in der ersten Glut ersticken und überzog die **Cretenser**; ward aber geschlagen, und der unrechtmäßigen Krone zugleich mit dem Leben beraubet. Bey dieser unglücklichen Schlacht, befand sich auch **Alceſtes**, als Feldherr, und es war lange Zeit von seinem Schicksale nichts zu hören. Die Nachricht von **Alexanders** Tode, bewog die Großen des Reichs, daß sie seine Tochter zwar auf den Thron setzten; aber mit dem Bedinge, einen aus ihnen zum Gemahl zu erklären. **Cleonice**

ver-

verschob diese Wahl lange Zeit, in der Absicht, die Zurückkunft des **Alceſtes** zu erwarten, welcher auch an eben dem Tage anlangete, als die, über seiner Abwesenheit untröſtbar Königinn, einen Gemahl wählen sollte. Worauf **Alceſtes**, nach verschiedenen Zufallen; endlich für den wahren Kronerben erkannt, und auf den Thron seines vertriebenen Vaters gesetzet wird.

Man sieht leicht, daß vorstehender historischer Bericht, vor diesem Stücke vorher geht, und daß dasselbe erst an dem Tage anfängt, da **Alceſt** zurücke kömmt, und **Cleonice** gezwungen wird, ihrer bisherigen Säumniß ein Ende zu machen. Diese Königinn nun und **Olinto**, des **Fenicius** Sohn, fangen den ersten Auftritt so an:

Cleonice.

Genug, Olinth! es soll in wenig Augenblicken,
Die Krone dieses Reichs den neuen König schmücken,
Den man von mir verlangt. Es ist des Volkes Schluß,
Daß ich ihm Hand und Herz zugleich bestimmen muß.
Ich komme, den Gemahl und König zu ernennen:
Doch eine Stunde noch muß man mir Aufschub gönnen.
Geh! hemm die Ungeduld der frechen Bürgerschaar!
Bringt eine Stunde denn dem ganzen Reich Gefahr?
Ist das die treue Pflicht, die sie mir angeloben?
Habt ihr mich auf den Thron zu diesem Zweck erhoben,
Daß ich euch dienen soll? Seyd ihr vielleicht gerührt,
Daß eines Weibes Hand der Syrer Zepter führt?

Olintho.

Gepriesne Königinn! umsonst sind die Beschwerden,
Dich ehret Syrien, so wie der Kreis der Erden,

Als ſeinen gröſsten Schatz. Kaum iſt dein Vater kalt,
So übergiebt man dir die höchſte Reichsgewalt.
Du kannſt mit freyer Macht den Mitregenten wählen,
Man läſst dir keine Zeit zur Ueberlegung fehlen.
Umſonſt erwartet man den frohen Augenblick,
Der, zu des Staates Wohl und ſeiner Bürger Glück,
Den König bringen ſoll: und du willſt dich beſchweren,
Daſs dich die Bürger nicht nach Schuldigkeit verehren?

Cleonice.

Wohlan! wenn mich das Reich als Königiñ erkennt;
So werde mir zur Wahl die Stunde noch vergönnt!

Er erwiedert, man hätte Urſache zu fürchten, daſs dieſer Aufſchub einen viel längern nach ſich ziehen würde; fängt auch endlich an, der Königinn ziemlich deutlich ſeine Liebe zu erklären: die ihn aber nicht verſtehen will, und endlich mit obigem Befehle fortſchickt. Im zweyten Auftritte kömmt **Barſene**, der Königinn Vertraute, und wird von der **Cleonice** gefragt: ob **Alceſt** noch nicht angekommen ſey? Sie ſagt, das wiſſe ſie nicht; aber wohl, daſs das Volk, über der langen Unentſchloſſenheit der Königinn, ſehr ſchwierig ſey; und daſs ſie alle Urſache habe zu eilen, um einen Aufruhr zu vermeiden: ſie giebt der Königinn auch wenig Troſt, daſs **Alceſt** wiederkommen werde. Im dritten Auftritte kömmt **Mitranes**, ein Feldherr und Freund des **Fenicius**, und berichtet ebenfalls der Königinn die Ungeduld des Volks, und die Nothwendigkeit ihres baldigen Entſchluſſes. Sie geht alſo, doch voller Unentſchloſſenheit, ab. Im

4ten Auftritte erklärt **Mitranes** der **Barsene** seine Liebe; die ihn aber nicht hören will, und abgeht. Im 5ten kömmt **Fenicius**, und fragt nach der Königinn. Man sagt ihm, sie sey mit Zwange zur Wahl des Königes gegangen. **Fenicius** erschrickt, daß auf diese Weise seine so vieljährige Mühe verloren gehen soll, und erzählet bey dieser Gelegenheit dem **Mitranes**, die ganze geheime Geschichte des jungen **Demetrius**, oder **Alcestes**. Sie verbinden sich zugleich, die denselben Tag obschwebende Königswahl zu hindern, und im Nothfalle öffentlich kund zu thun, daß der wahre Thronerbe noch lebe: worauf **Fenicius** abgeht, Mitranes aber im 6ten Auftritte folgendes mit sich selbst redet:

Schon längstens ließen mich Alcestens Thaten lesen,
Das seine Vaterstadt kein Hirtenhaus gewesen.
Die Glut verbirgt sich nicht; umsonst wird sie versteckt,
Sie bricht dennoch hervor, ob man sie gleich bedeckt!
So läßt der Tugend Glanz sich bey erhabnen Seelen,
Durch einen niedern Stand, am mindesten verheelen.
Alcestens großer Geist hat mir in diesem Held,
Auch in verstellter Tracht, den Fürsten dargestellt.

Und hier könnte nun, unsers Erachtens, gar wohl der erste Aufzug beschlossen worden seyn. Im 7ten Auftritte indessen erscheint **Cleonice** mit dem **Fenicius**, dem **Olineh**, dem ganzen Senate und der Wache. Die Königinn erklärt sich, daß sie ihnen zwar für die Gelangung zum Throne, sehr verbunden sey; daß ihr aber solche anjetzt sehr zur Last fiele, da man sie zwänge, sich in einer so wichtigen Wahl

zu übereilen. Sie ſähe ſo viel würdige Männer vor ſich, daß ſie ſich unmöglich entſchlieſſen könnte, einen dem andern vorzuziehen. **Fenicius** ſagt, ſie hätte recht. Syrien wäre ſo vermögen nicht, einen übereilten Schluß von ihr zu erpreſſen, und ſie könnte ſich nie zu lange bedenken. **Olinth** will ihm zwar widerſprechen, und droht mit Feuer und Flammen, die der Aufruhr des Volks nach ſich ziehen würde. Allein **Fenicius** erwidert:

Das könnte Syrien mit heißer Flut bereun!
Wer auf dem Throne ſitzt, muß ohne Richter ſeyn.
Mir hat der Jahre Laſt die Kräfte zwar genommen,
Doch nicht den tapfern Muth: und ſollt es dahin kommen;
So wiſſe, daß mein Blut für Cleonicen fließt!

Die Königinn fürchtet die Folgen dieſer Uneinigkeit, und will daher den Ausſpruch thun; als eben im 3ten Auftritte, **Mitranes** kömmt, u. mit Freuden berichtet, daß er den **Alceſt** aus einem Fiſcherbothe ans Land ſteigen geſehen. **Cleonice** bezeugt heimlich ihre Freude, über dieſer Ankunft; und da **Alceſtes** herein kömmt, (welches einen neuen Auftritt hätte geben können;) ſo erzählet er der Königinn, in der er noch alle Zärtlichkeit der **Cleonice** findet, was ihn ſo lange zurück gehalten. Nachdem er geendiget, heißt die Königinn alle wieder niederſitzen: als aber **Alceſt** ſich auch ſetzen will, widerſtreitet ihm **Olintho** dieſes Vorrecht, weil er eines Hirten Sohn, und ſein Blut aus dem Pöbel wäre. **Alceſt** erwiedert:

Es ist zu eurem Schutz, so viel davon vergessen,
Das von dem ersten Blut nichts ferner übrig ist.
Das tapfre Blut, das itzt in meinen Adern fließt,
Ist gänzlich neu.

Der Streit wird heftig, und die Königinn erklärt ihn also zum Edelmanne; ja da **Olintho** sich noch nicht geben will, so macht sie den **Alceſt** auch zum Oberfeldherrn, und giebt ihm das Siegel. Er setzt sich also, und die Königinn verlangt, daß, vor ihrer Erklärung, der ganze Senat ihr schwören solle: daß man denjenigen, den sie zum Könige ernennen würden, genehm halten, und als König verehren wolle; er möchte fremde oder einheimisch, von hohem oder niederm Stande seyn. Dieß schwöret Xenicius sogleich; **Olintho** aber will wieder nicht: worüber **Cleonice** voll Unmuth vom Throne steigt, und begehrt, man solle dieß dem Volke kund thun, und ihr eine völlige Freyheit zu wählen schaffen; oder sie wolle Thron und Krone verlassen. Im 9ten Auftritte schilt **Xenicius** den **Olintho** wegen seines Ungehorsams; im 10 geräth **Alceſt** mit dem **Olintho** in einen ziemlich stachlichten Wortwechsel, und im eilften redet der zurück bleibende **Olintho** mit sich selbst so:

Wär mir Alceſtens Stand nicht so genau bewuſt;
So glaubt ich selbst, ein Gott belebe seine Brust.
Wer seine Worte hört, den weis er so zu blenden,
Daß man vermeynt, sein Blut stamm aus Alcidens Lenden.
Da es doch, wie bekannt, von armen Hirten fließt:
Und dennoch muß ich sehn, daß er geliebet ist?

Was

Was nützt der Adel mir? Geh, Schickſal, deine Gaben
Die auch ein Blinder findt, verlang ich nicht zu haben.
Was hilft der Wiege Glanz? denn eines Hirten Sohn,
Raubt mir auf einen Tag, die Liebſte, Reich und Thron.

Und hier würden wir den Schluß des andern Aufzuges wünſchen: denn das Theater wird hier ganz leer, und was die Königinn im 12ten Auftritte ſagt, das kann ſie eigentlich nicht eher wiſſen, als bis Olintho Zeit gehabt, unter dem Volke einen Aufſtand über der Wahl des Alceſtes zu erregen; wozu aber billig einige Zeit gehöret. Doch, wir fahren in unſerer Nachricht fort. Im zwölften Auftritte (oder wie wir es nennen würden, im erſten Auftritte des dritten Aufzuges) kömmt Cleonice mit Barſenen, und bezeugt ihre Verwunderung, daß ihre Liebe gegen den Alceſt, demſelben den Haß des ganzen Volks zugezogen habe. Barſene beſtärket ſie darinnen, und die Königinn nimmt ſich vor, lieber Thron und Reich, als Alceſtens Herz zu verlieren. Fenicius kömmt, (hier wäre abermals ein neuer Auftritt anzumerken,) und berichtet der Königinn, daß der Senat beſchloſſen, ihr eine freye und unumſchränkte Wahl zu geſtatten. Sie befiehlt ihm, dem Volke zurück zu ſagen: wie ſehr die Königinn von deſſen Ehrfurcht gegen ſie gerührt ſey; und wie ſie ſich beſtreben würde, demſelben zu zeigen, daß ſie des Vertrauens ihrer Unterthanen würdig ſey. Fenicius geht alſo mit freudiger Verſicherung ab, daß Alceſt König ſeyn werde. Barſene glaubt eben dieß, und wünſcht der Köni-

Wir übergehen hier den Ruhm den er sich durch seine Streitschriften in Religions- und Regiments-Sachen erworben, und gedenken nur, wie er sich so sehr in Cromwells Gnade gesetzet, daß er ihn zu seinem und des Parlaments Lateinischen Secretär bestellet, welche Stelle er auch bis an die Regierung Carls des II. beständig bekleidet hat. Seine Ehegattin starb ihm gegen sein funfzigstes Jahr im Kindbette, und er selbst ward bald darauf durch die Gutta serena, die allmählich immer zunahm, auf beyden Augen stockblind. Er heyrathete dem ungeachtet zum andernmale, verlohr aber auch diese Gattin auf eben die Art in ihrem ersten Kindbette.

Sobald Carl der II. zur Regierung kam, und die Cromwellische Parthey also weichen muste, lebte Milton so lange in gröster Stille, bis die Königliche Amnestie oder Vergessenheit alles vorgegangenen bekannt gemacht, und er, nebst andern von seiner vormaligen Parthey, sich nur zu Aemtern und Ehrenstellen unfähig gemacht sahe. Aber seine besondre Gaben machten, daß er ungeachtet seiner besondern Grundsätze in Politischen Sachen, die gar zu sehr vor die Freyheit des Volkes stritten, dennoch Pardon erhielte, und sich eines gnädigen Hofes erfreuen konnte. Er schritt um diese Zeit zur dritten Ehe, und heyrathete, nach der Wahl eines seiner guten Freunde ein Frauenzimmer, von der er keine Erben bekam. Drey Töchter von seiner ersten Ehgattin waren indessen am Leben, davon die beyden ältesten ihm in seinem Studiren sehr behülflich waren. Denn sie waren so geschickt, daß sie ihrem blinden Vater, Lateinische, Griechische und Hebräische Bücher vorlesen konnten, ob sie gleich nichts davon verstunden. Vor

ginn Glück dazu; die sich aber erkläret, daß es nunmehr um Alceſten geſchehen ſey. Barſena erſtaunet, und die Königinn ſagt ihr folgende Urſachen:

Soll ich denn ſehn, daß meine Unterthanen,
Großmüthger ſind denn ich? Soll ſich der Glanz der Ahnen
Durch mich verdunkelt ſehn? Soll jener nur allein,
Den meine Leidenſchaft erwählet, würdig ſeyn?
Vor ſo viel edlem Blut, vor ſo viel ſeltnen Gaben,
Soll heut ein Hirtenkind, durch mich, den Vorzug haben?
Nein, das ſoll nicht geſchehn! die Ehre hat vorher
Den ſtolzen Neid beſiegt. Es ward mir nicht zu ſchwer,
Zu meiner Feinde Troz den Zepter zu verlaſſen,
Im Fall ſie mir zur Wahl die Freyheit nicht gelaſſen:
Nun aber, da ihr Stolz gebeugt zur Erden liegt,
So lehrt die Großmuth mich, wie man ſich ſelbſt beſiegt.

Im 13ten Auftritte kömmt **Alceſtes**, und da die Königinn, bey ſeinem Anblicke ſich nicht ſtark genug befindet, ihm die Urſachen ihrer verſtellten Kaltſinnigkeit zu ſagen, und ihm den Befehl ſeiner Entfernung ſelbſt zu ertheilen; ſo geht ſie mit einem **Lebe wohl!** an den **Alceſtes** ab. **Alceſtes** beklagt ſich im 14ten Auftritte über der Königinn plözliche Veränderung und über ſein Unglück. **Barſene** ſucht ihn dadurch zu tröſten, daß ſie ihm nicht undeutlich ihre eigene Neigung gegen ihn zu verſtehen giebt: er aber erklärt ihr, wie unfähig ſein Herz ſey, etwas anders, als die Königinn zu lieben; worauf

worauf er abgeht, und Barſene ſich allein, in einer kurzen Rede, über ihren Unſtern beklagt.

Hier hat der erſte Aufzug dieſes gedruckten Demetrius ein Ende; und da fragt ſichs, wie wir mit unſerer neuen Eintheilung zu rechte kommen, und den Schluß dieſes Aufzuges, mit dem Anfange des folgenden verbinden wollten? Dieß geht ſo an. Weil im folgenden erſten Auftritte des zweyten Aufzuges, Alceſt vom Olintho begehrt, vor die Königinn gelaſſen zu werden, der es ihm aber verweigert: ſo müßte im 14ten Auftritte des vorigen Aufzuges, Alceſtes auf der Bühne bleiben, und mit einer oder zwo Zeilen ſich erklären, wie er ſelbſt der Königinn nachgehen, und ſich wegen ihrer Aenderung erkundigen wolle. Barſene aber könnte abgehen: da es ſich gewiß, nach des Alceſtes Erklärung, beſſer für ſie ſchickt, daß ſie ihn verlaſſe, als daß er ſie allein ſtehen läßt. Sein Vorſatz der Königinn zu folgen, iſt auch um ſo viel natürlicher; da ſie ihm ſolches noch nicht verbothen hat: und alſo käme, indem er im Begriffe wäre, ſolches zu thun, Olinth, und meldete ihm im Namen der Königinn, was hier im erſten Auftritte folget. So würden wir es machen, und ein jeder ſieht leicht, wie gering dieſe Aenderung wäre, und wie wenig ſie des Hrn. Metaſtaſio Arbeit nachtheilig ſeyn könnte. Anitzt fahren wir ferner in unſerm Berichte fort. Alceſtes kömmt alſo im 2ten Aufzuge, und fordert vom Olinth vor die Königinn gelaſſen zu werden; der es ihm aber verweigert, und ihm im Namen der Cleonice, das Verboth ankündiget, ſich vor ihr fer-

ner zu zeigen. **Mitranes** kömmt im zweyten Auftritte dazu, und thut ein gleiches, worauf **Alceſt** voller **Verzweifelung** abgeht. Im dritten Auftritte bezeugt **Olinth** ſeine Hoffnung, die er nunmehr zum **Throne** habe; **Mitranes** aber, räth ihm auf ſolche leere Anſcheinungen nicht ſo gar ſehr zu bauen. **Olinth** geht ab, und **Cleonice** kömmt mit **Barſenen**, und gebeuth dem **Mitranes**, ſie zu verlaſſen, weil ſie etwas ſchreiben wolle: doch befiehlt ſie ihm, wenn er den **Alceſt** ſähe, ihm noch nichts von ihrentwegen zu melden. **Mitranes** bezeugt ihr, wie mitleidenswürdig er ſey, da ihm ihr Kaltſinn ſo nah gienge. Im ſechſten Auftritte redet **Barſene** der Königinn zu: ſie ſollte ſtandhaft ſeyn, und **Alceſtens** Entfernung unterſchreiben. Die Königinn ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, und **Barſene** ſchwebt bald in Furcht, bald in Hoffnung. Nachdem die Königinn nun den Brief geſchrieben, der dem **Alceſt** das Urtheil ſpricht, ſo giebt ſie ihn der **Barſene** zu richtiger Beſtellung. Im 6ten Auftritte kömmt **Fenicius**, und bittet **Cleonicen** auf den Knien, für den **Alceſtes** um Gnade. Man kann ſich hier den Kampf der Königinn leicht vorſtellen: die dem Fenicius verhält, daß er ſie bisher noch allezeit zur Tugend angemahnet hätte; und anitzt wollte er ſie zu einer Schwachheit verleiten? Als er aber nicht nachläßt, und von der Königinn endlich erhält, daß **Alceſt** ſie noch einmal ſehen und dann ſterben dörfe; ſo kömmt im 7ten Auftritte **Olinth** und berichtet mit Freuden, daß **Alceſtes** weg ſey. Auf die Frage, wer dieſes verurſachet? antworte **Olinth**,

tho, er habe es ſo weit gebracht: und da Alceſt durchaus die Königinn ſehen wollen, ihn mit Gewalt von Hofe getrieben. Die Königinn ergrimmet, und befiehlt der Wache, nachzueilen, und den Alceſtes noch einmal vor ſie zu bringen; mit dieſer Bedrohung an den Olintho:

Olintho, wehe dir!
Bringt man Alceſten nicht; ſo wird mit ſchweren Wettern,
Mein höchſt gerechter Zorn dein freches Haupt zerſchmettern.

Worauf im 8ten Auftritte Fenicius ſeinem Sohne, wegen ſeiner Verwägenheit, die gehörigen Ermahnungen giebt. Im 9ten bezeugt Olinth der Barſene, daß ſeine alte Liebe gegen ſie noch nicht ganz erloſchen ſey; die ihm aber mit ſpröden Worten erwidert, ſie wiche einer Königinn gar gern. Worauf im zehnten Auftritte Olintho ein wenig mit ſich ſelber ſpricht; und mit ſeinem Abtritte das Theater wieder leer läßt. Und hier könnte ſich, nach unſrer Eintheilung, abermals ein Aufzug, welches der dritte wäre, ſchlieſſen; um den Wachen Zeit zur Einholung zu geben, und die Zuſchauer in etwas längerm Zweifel zu laſſen. Alsdann käme in des IV. Aufzuges 1tem Auftritte, was hier im eilften folget; nämlich die Königinn, die ſich gegen den Anblick des Alceſtes zu waffnen ſucht. Darauf kömmt Mitranes, und berichtet, daß Alceſt noch eingeholet worden, und wieder hier ſey; ja daß ihn die Freude über der Königinn unerwarteten Befehl,

kaum leben laſſe. Sie befiehlt dem Mitranes, den Alceſt vor ſie zu laſſen. Im 12ten Auftritte (und unſerm zweyten) erſcheint Alceſt und entdeckt der Königinn die Freude, ſie zu ſehen. Sie fragt ihn, ob er wirklich ihre Perſon, oder nur ihre Krone liebe? Er antwortet:

Nein, Königinn! ſo ſchwach iſt dein Olintho nicht,
Nicht jener eitle Schein, der nur das Aug entzücket;
Nein, bloß die Trefflichkeit die deine Seele ſchmücket,
Die Zeit und Jahren trotzt, den Abfall nie verlangt,
Der Gottheit ähnlich iſt, mehr als der Purpur prangt,
Die Tugend nur allein, die dich ſo herrlich zieret,
Daß auch der ſtolze Thron dabey die Kraft verlieret;
Weil ihm den wahren Glanz nur die Regentinn giebt:
Das iſt es, Königinn! was dein Alceſtes liebt.

Cleonice.

Wer ſo erhaben liebt, der läßt mich billig hoffen,
Daß auch ein großer Muth bey ihm wird angetroffen.

Alceſtes.

Was mir dein Wink befiehlt, das ſoll vollzogen ſeyn!

Cleonice.

Läßt du dich nicht zu weit mit dem Verſprechen ein?

Alceſtes.

Die That ſoll mehrers noch der Welt vor Augen legen,
Mit unbedeckter Bruſt eil ich dem Feind entgegen.

Cleonice.

Dahin zielt nicht mein Zweck. Was ich von dir begehr,
Trifft nicht die tapfre Fauſt; nein, ich verlange mehr:

Ich

Ich will, du ſollſt hinfort mein Antlitz gänzlich meiden,
Aus dieſen Grenzen gehn, zu fremden Völkern ſcheiden.

Alceſtes.

Ich? dich verlaſſen? Wie? Ach! fordre meinen Tod!
Ich ſcheiden? Ach! wer giebt dieß ſchreckliche Geboth?

Cleonice.

Die Ruhe meines Throns; der Wunſch der Unterthanen;
Die Würde meines Staats; die Ehre meiner Ahnen;
Die Wohlfahrt meines Volks; des Reiches Sicherheit;
Das Recht; die Pflicht; der Ruhm; die ſtrenge Schuldigkeit,
Der Tugend, die du rühmſt, daß ſie mich herrlich ſchmücket,
Daß, wie du ſagſt, der Thron, von mir den Glanz erblicket.

Alceſtes.

Mit ſo geſetzter Stirn, macht mir dein ſtrenger Mund,
Den grauſamen Befehl des bittern Scheidens kund?

Cleonice.

Alceſt, du weiſt noch nicht . . . . .

Alceſtes.

Ich weis, du kannſt mich haſſen.

(er will weggehen.)

Du willſt, ich ſoll, ich muß, ich will dich auch verlaſſen!
Geh hin! verſchaffe nur den Unterthanen Recht!
Stell Ehr und Reich in Ruh, ſey deiner Tugend Knecht,

Dein

Dein Purpur wird doch nicht der Untreu Brandmaal decken,
Ein Thron vergrößert nur der Laster schwarze Flecken.
Mir aber, wenn mich nicht der Schmerz zur Grube trägt,
Bleibt die verrathne Treu stets in das Herz geprägt.

Mit dergleichen Vorwürfen des **Alceſtes** und Entschuldigungen der **Cleonice**, geht ihre Unterredung noch eine lange Weile fort; bis er endlich ihren Vorstellungen nachgiebt, und mit beyderseitiger Wehmuth abgeht. Im 13 Auftritte kommen **Barsene** und **Fenicius**, und fragen: ob es wahr sey, daß die Königinn sich so bezwingen und **Alceſten** verstoßen können; und da **Barsene** aus Eifersucht, **Fenicius** aber aus Liebe gegen den Alceſtes, ganz verschieden gesinnet sind: so redet auch jene der **Cleonice** beständig zu, sie solle standhaft seyn; so wie dieser sie für den **Alceſt** noch einmal zu erweichen sucht; welches einen sehr lebhaften Auftritt giebt. Die Königinn aber entweicht diesen widrigen Bestürmungen, und geht ab. **Fenicius** fragt im 14 Auftritte, **Barsenen**: wo denn ihr diese strenge Tugend herkäme? und muthmaßt etwas von ihrer Liebe gegen den **Alceſt**. Worauf sie mit einer zweydeutigen Antwort abgeht. Im 15 Auftritte flehet **Fenicius** die Götter um Hülfe, für den rechtmäßigen Thronerben an: und hiermit hat zwar dieser Aufzug ein Ende; er könnte aber mit dem folgenden ersten Auftritte des dritten Aufzuges, gar wohl so verbunden werden, daß **Fenicius**, der seinen

nen ungearteten Sohn Olintho kommen sah, demselben ausweiche, um mit dem Mitranes, seinem Freunde, neue Anschläge zu des Alcestes Bestem auszusinnen. Olintho kömmt also und bezeuget seine Freude über Alcestens bevorstehende Abreise. Indessen kömmt Alcestes mit dem Fenicius, der ihn zu überreden sucht, daß er noch verziehen soll. Er erkläret sich, daß er nicht länger warten und davon schiffen wolle; wozu ihn auch Olinth eifrigst anmahnet, und ihm alle Vortheile des günstigen Windes vorstellet. Fenicius stellet dem Alcest alles vor, was er von Kindheit an für ihn gethan. Alcest erkennet es auch, beharret aber dabey, daß er der Königinn gehorchen müsse, und nimmt mit Thränen von ihm Abschied. Hierüber kömmt im zweyten Auftritte die Königinn zurück, und befiehlt dem Fenicius und Olinth, sie mit dem Alcest allein zu lassen: weil sie noch von ihm nicht Abschied genommen. Im dritten Auftritte sagt sie also dem Alcest: es wäre unter dem Entschließen und Vollführen ein großer Unterschied. So lange sie ihn in ihren Mauern wüßte, schiene es ihr ein leichtes zu seyn, ohne ihn zu leben; wenn sie ihn aber entfernt wissen sollte, so würde sie seine Abwesenheit nicht ertragen können. Sie erkläret ihm daher ihren Entschluß, daß sie mit ihm ziehen, und Kron und Reich verlassen wolle. Alcest sagt:

Dein Herz begleitet mich? wohin? in Wüsteneyen?
In einen dunkeln Wald? Soll mich die Flur erfreyen,

Wo selbſt die Einfalt herrſcht? allwo die Dürftigkeit
Ein ſchlechtes Dach von Stroh den Schäferhütten beuth?
Ich habe keinen Thron, kein Reich von meinen Ahnen;
In einem Wollenheer beſtehn die Unterthanen.
Ein ſchlechter Baurenhut macht meinen Hauptſchmuck aus,
Und meine Königsburg iſt nur ein Hirtenhaus.

Sie erwiedert: das hätte ſie alles bedacht, und ſey entſchloſſen, mit ihm alles zu ertragen. Er ſolle alſo an ihrer Standhaftigkeit nicht zweifeln. Hier nun erwacht **Alceſtens** Großmuth, der ihr folgendes antwortet:

Und du verlangſt, daß ich um mich mit dir zu gatten,
Was deine Ehre kränkt, gelaſſen ſoll verſtatten?
Nein, Königinn! die Hand, der Gott den Zepter gab,
Die tauſend Völkern nützt, die ziert kein Schäferſtab.
Der Purpur pranget nicht in ſchlechten Hirtenhäuſern,
Man ſchützet keinen Thron mit ſchlechten Fichtenreiſern.
Ganz Aſien verehrt in dir ſein Wohlergehn,
Durch deine Tugenden muß ſeine Ruh beſtehn.
Auf dir beruht das Heil ſo vieler Unterthanen:
Soll denn dein Trieb den Weg zu ihrem Unglück bahnen?
Du biſt dem Reich, dem Volk, mehr als dir ſelbſt, verpflicht,
Und dieſe Schuldigkeit bedenkt dein Herze nicht?
Soll Ruhm, Vernunft und Pflicht, der Neigung unterliegen?
Nein, deine Tugend muß die Leidenſchaft beſiegen!

Nein,

Nein, Cleonice! laß die Frucht von unſerm Schmerz
Nicht ſo verlohren gehn. Du ſelber haſt mein Herz
Zu ſolchem Schluß gebracht: der Ruhm, den du erworben,
Iſt unſrer Thränen werth; und bleibet unverdorben.
Es bleibt im Grabe noch die Tugend unverletzt,
Und bey der ſpäten Welt in Marmor eingeätzt.
Will uns der Himmel gleich im Leben nicht verbinden,
Wird man uns doch vereint in hundert Schriften findt.

Cleonice.

Ach! warum ſieht doch nicht der ganze Kreis der Welt,
Wer mein Alceſtes iſt? warum er mir gefällt!
Dein Herz, das meinen Ruhm dir ſelber vorgezogen,
Entſchuldigte die That, zu der du mich bewogen.
Ich wankte: du allein giebſt mir die Kraft zurück;
Dein weiſer Unterricht verändert mein Geſchick.
Es bleibet bey dem Schluß. Wir müſſen uns entzweyen,
Und unſre Ruh dem Reich und ſeiner Wohlfahrt weihn.
Komm! und bewundere die Stärke, die der Rath,
Den mir dein Herz ertheilt, in mir erwecket hat.
Komm! folge meinem Schritt! du wirſt in kurzem hören,
Wen künftig Syrien als König ſoll verehren.
Ich wähle den Gemahl, ich geh das Bündniß ein,
Und Cleonice will: Alceſt ſoll Zeuge ſeyn.

Cleonice geht ab, und **Alceſt** bleibt voller Verwunderung zurück; zu dem im vierten Auftritte **Olinth** kömmt. Er erfährt mit Erſtaunen, der Königinn Befehl an den **Alceſt**; und ihr Vorhaben, in deſſen Gegenwart einen Gemahl zu wählen. **Alceſt** eilt

Vor zwanzig Jahren bereits hatte er mancherley Gedichte verfertiget, die ihn schon bey seiner Nation unsterblich hätten machen können. Allein der alte Vorsatz ein Helden-Gedichte zu schreiben, lag ihm noch immer im Sinne; und davon konnte ihn weder das Unglück, noch sein Alter nebst den Schwachheiten desselben abhalten. Der Fall Adams war von ihm vorlängst zu einem Trauerspiele ausersehen, welches er nach den Mustern des Alterthums ausarbeiten wollte. Es ist aber gewiß, daß er seine Meynung geändert habe, indem er nach geendigten Streitigkeiten mit dem Salmasius und Morus wirklich ein Helden-Gedichte davon zu verfertigen angefangen. Dieses ist ihm nun so gelungen, daß alle nach ihm kommende englische Poeten dasselbe bewundert, und seine geistreiche Schreibart zwar nachzuahmen gesucht, doch selbst gestanden haben, daß sie selbige nicht erreichen könnten. Gleichwohl, da er die zum Drucke fertige Abschrift einem Verleger überließ, merket man es, als eine Wirkung der Vorurtheile, die man wieder seine Person gehabt, an, daß er nicht mehr als 15 Pfund Sterlings, das ist etwa 70 bis 80 Thlr. unsers Geldes davor bekommen können.

Er war sechzig Jahr alt, als er dieses grosse Gedichte zu Stande gebracht, und ob er wohl nach der Zeit noch ein Trauerspiel, imgleichen das wieder gewonnene Paradies schrieb: So war doch dieses letztere sonderlich so schlecht, daß der Verfasser darinnen sich selbst nicht mehr ähnlich sahe; welcher gleichwohl aus besondrer Schwachheit der allmählich abnehmenden Gemüthskräfte, dieses Gedichte dem verlohrnen Paradiese weit vorzuziehen pflegte. Endlich starb

eilt hierauf der Königinn nach; aber **Olintho**, der allein bleibt, bezeugt sein Mistrauen, daß die Wahl doch wohl noch den **Alceſt** treffen könnte: weswegen er sich vorsetzt, das Joch der Dienstbarkeit von sich zu werfen, und denjenigen tausendmal zu stürzen, der ihm den Fall bereiten wollte. In dieser Wuth geht er ab, und bey dieser abermals leeren Bühne, würden wir den vierten Aufzug beschließen; damit die Vorbereitungen der Königinn und die Ungeduld der Zuschauer wieder einige Zeit gewännen. Alsdann käme in dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges, was hier im sechsten Auftritte kömmt; nämlich **Fenicius** und **Mitranes**. Der erste erkläret sich, daß er nie so verwirrt gewesen; weil ihn die Königinn nach seinen Zimmern geschickt, mit dem Andeuten, daselbst ihren Befehl zu erwarten. Sie müßte was sehr wichtiges vorhaben, da sie ihn sonst um alles zu Rathe zu ziehen pflegte. **Mitranes** berichtet ihm hingegen, daß die Creterschiffe in großer Anzahl im Hafen angelanget wären; über welcher Zeitung **Fenicius** sehr froh ist, und dem **Mitranes** aufträgt, so gleich alle ihnen getreue Schaaren zu versammlen, den **Alceſt** aber zu ihm zu schicken. Im 7ten Auftritte kömmt **Olinth**, und vermeldet voller Freuden, daß die Wahl geschehen, und **Alceſt** nicht König geworden. **Fenicius** erschrickt heftig, und indem kömmt **Alceſt** mit zween Edelknaben, die den königlichen Schmuck tragen: er wirft sich vor dem **Fenicius** nieder, und meldet ihm, daß die Königinn den **Fenicius** zu ihrem Gemahl erwählet, und ihn im

Tem-

Tempel zur Trauung erwarte. Fenicius fragt: ob ſie denn nicht erwogen, daß die Zahl ſeiner Jahre, die ihrigen dreymal überträfe? Alceſtes erwiedert, ſie habe bloß nach der Tugend und Weisheit gewählet. Olintho dringet ſehr in ſeinen Vater, die Wahl anzunehmen; allein Fenicius ſchickt ihn mit folgenden Worten fort:

Olintho, geh und ſprich: in wenig Augenblicken,
Wird vor den Göttern ſich der neue König bücken.
Ihr andern, bleibet hier.

Als Olinth weg iſt, danket Fenicius den Göttern, die allem ſeinem Schmerze ein Ende machten; er umarmt den Alceſt, das letztemal als Vater, und entdeckt ihm, daß er Demetrius heiße, und König der Syrer ſey. Er geht hiermit ab, um ſich ein wenig zu erholen, und im 9ten Auftritte wünſcht Mitranes dem neuen Könige Glück, und verſichert ihn ſeiner Treue. Im 10ten Auftritte kömmt Barſene und beklagt den Alceſt zwar, daß ihm die Königinn nicht den Thron beſtimmet; beuth ihm aber nochmals ihr Herz, zu einer Schadloshaltung an. Er antwortet ihr ſo kurz, als kaltſinnig, und geht davon. Sie beklagt ſich im 11ten Auftritte in vier Zeilen, und im 12ten kömmt Cleonice mit dem Fenicius, welcher ihr berichtet: daß ſie Kron und Zepter niemanden anders, als dem Alceſt übergeben könne; weil er der wahre Thronerbe ſey. Sie iſt überaus darüber erfreut: und als im 13ten Auftritte Alceſtes mit dem Mitranes kömmt; ſo erkläret er der Cleonice nochmals ſeine Liebe, und

ernennet sie zu seiner Königinn. Barsene kömmt und berichtet im 14ten Auftritte, daß die ganze Stadt im Aufruhre sey; weil der Creter Schiffe im Hafen lägen, und Olintho in der ganzen Stadt ausschrie: Fenicius betröge das Vaterland, und es wäre ihm des Demetrius Aufenthalt nicht wissend. Olintho kömmt im 15ten Auftritte mit einem versiegelten Blatte, welches der Creter Gesandter mitgebracht hätte: weil es von des verstorbenen Königes eigener Hand geschrieben wäre, und die Nachricht enthielte, wer sein eigentlicher Erbe sey. Die Gesandtschaft begehrte, daß die Königinn dieses erst eröffnen sollte, ehe ein König erklärt würde. Man öffnet es, und findet darinnen mit deutlichen Worten, daß Alceſt, welchen Fenicius bisher unter diesem Namen erzogen, der wahre Demetrius und Thronerbe sey: worauf alles dem neuen Könige voller Freuden Glück wünscht; Olintho aber Vergebung sucht, und sie in Ansehung seines Vaters, auch erlangt.

Sollen wir nun noch einerley bekennen, was uns bey diesem Stücke auf dem Herzen liegt: so ist es die gute Barsene. Ihre Liebe zu dem Alceſt, kann höchstens in der Oper den Nutzen haben, daß sie ein paar zärtliche Arien zu singen bekömmt, und sich etwa einmal mit einem Schiffe, was auf den wilden Fluthen des Meeres, voller Ungewißheit schwimmet, vergleicht. Denn in einer Arie sieht man denen Wörtern, deren erste Sylbe auf einem Bogen, und die andre auf dem dritten steht, sogar genau nicht in die Augen. Aber in einem Trauerspiele

ist

iſt ihre Perſon gewiß lächerlich; ihre gar zu dreiſten Liebeserklärungen, und die vielmaligen Körbe, die ſie ſich holet, ſind um ſo viel anſtößiger; je mehr dieſes Verfahren dem eingezogenen Charakter ihres Geſchlechts zuwider iſt, und dergleichen Abweiſungen, das ſchimpflichſte ſind, was einem Frauenzimmer begegnen kann. Sie könnte daher mit dem beſten Gewiſſen von der Welt, in eine bloße vertraute der Cleonice verwandelt, und alles weggelaſſen werden, was einige Verhältniß mit ihren unglücklichen Trieben hat. Das Stück wird durch die Liebe der Hauptperſonen, allezeit gnug angefüllet bleiben, daß man dieſe Lücke nicht merken wird.

Ferne ſey es indeſſen, daß man hierdurch dem geſchickten Herrn Verbeſſerer im mindeſten zu nahe treten wollte. Wir wiſſen die Umſtände nicht, in denen er geweſen: vieleicht hat die vornehme Hand, ſo ihm dieſes Stück zum Durchſehen übergeben, ihm nicht erlaubt, ſo viel weſentliches darinnen zu ändern, und wir haben auch nur vielmehr zeigen wollen, was darinnen geändert werden könnte, um ihm die Form eines regelmäßigen Trauerſpiels zu geben; als was der Herr Verbeſſerer hätte ändern ſollen. Das Verdienſt, ſo er ſich um dieſes Stück erworben hat, bleibt dennoch allemal groß, und die große Eile, womit er arbeiten müſſen, vermehret daſſelbe noch um ein vieles. Wir wiſſen, daß man dieſe Entſchuldigung nicht gern gelten läßt: und ſie gilt auch billig bey niemanden, in deſſen Macht es ſteht, ſich zu ſeiner Arbeit mehrere Zeit zu nehmen. Wer aber auf Befehl arbeitet, und

von allen möglichen wichtigen Umſtänden gedrungen wird, eine Arbeit zu liefern, die nicht unterbleiben darf, noch kann; bey dem gilt ſie allerdings, und iſt ein Panier wider alle Einwürfe. Wir wünſchen übrigens, daß die patriotiſchen und edlen Bemühungen des Herrn Barons von Kettler, (auf deſſen Veranſtaltung gegenwärtiges Stück, ſeine Verbeſſerung erhalten,) um den richtigern Geſchmack der wieneriſchen deutſchen Schaubühne, ihm je länger je mehr die Früchte der Ehre, wie den Wienern ſelbſt, des Vergnügens, einbringen möge.

* *

IV.

Nachricht von einem preußiſchen Alterthume, deſſen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieſes Stückes zu ſehen iſt.

Es iſt eine bedaurenswürdige Sache, daß man heute zu Tage ſo wenig auf die Erhaltung einheimiſcher Alterthümer bedacht iſt. Herr Condamine, von deſſen Beſchreibung der peruaniſchen Ueberbleibſel der vormaligen Yncas, wir oben, aus den berliniſchen Memoires, einige Nachrichten gegeben haben: hat dieſe Anmerkung mit ſehr vielem Grunde gemacht, und dieſen Vorwurf der Nachläßigkeit, ganz Europa zur Laſt gelegt. Man iſt ſehr ſorgfältig, die Ueberreſte der alten Griechen und Römer, ja der Perſer und Aegypter

zu

zu unterſuchen. Man gräbt viele Klaftern tief in die Erde, man reiſet viele hundert Meilen darnach; man ſparet keine Koſten ſie aufzuſuchen, und zu erkaufen: nur ſeines eigenen Vaterlandes Alterthümer, verachtet und verſäumet man; nur einheimiſche Ueberbleibſel ſeiner eigenen Vorfahren, ſchätzet man keines Aufhebens werth. Man zerſtöret alte Schlöſſer; man bricht Thürme ab, die noch viele hundert Jahre hätten dauren können; man verkauft alte Harniſche und Rüſtungen, beſondre Waffen und Schlachtſchwerter großer Helden: gerade, als ob einen der bloße Platz daurete, den ſie einnehmen; als ob man ſichs mit Fleiß vorgenommen hätte, den Ruhm und Namen, ja das ganze Andenken ſeiner Vorweſer, vom Erdboden zu vertilgen.

Es iſt wahr, daß bey einigen Völkern, die Achtloſigkeit ſo gar weit nicht geht. Was da von alten Denkmälern der Vorwelt noch vorhanden iſt, dauret und ſteht; das läßt man wohl bleiben, dauren und ſtehen, ſo lange es will und kann. Allein man wendet doch auch nicht den mindeſten Fleiß, nicht die kleinſten Koſten an, ſolche Denkmäler zu erhalten. Die unbarmherzige Zeit, weis durch Wind und Regen, durch Sonne und Gewitter alle Werke der Menſchen zu untergraben. Nichts iſt ſo feſt, was dieſe unerbittliche Feindinn nicht allmählich ſtürzen ſollte. Sie wirft endlich auch die ſtärkſten Mauren zu Boden, die vormals vor der Macht kriegeriſcher Stürme unüberwindlich geweſen ſind. Mit einer kleinen Ausgabe nun, hätte zu-

weilen der Verfall eines kostbaren Gebäudes, eines berühmten Denkmales alter Zeiten verhindert werden können; um der Nachwelt, ein solches Wunder der menschlichen Kunst und Macht, aufzubehalten. Allein diese scheuet man: und also verfallen Werke in Schutt und Graus, denen diese Zeiten nichts ähnliches hervorbringen. Ist dieses nun nicht zu bedauren?

Auf diese Gedanken hat uns nun beynahe vor fünf Jahren, der traurige Anblick, eines wüsten und zu Grunde gehenden alten Schlosses, im pohlnischen Preußen gebracht. Der in alten Zeiten so berühmte Sitz, des mächtigen und reichen deutschen Ordens, an der Nogat, einem Arme des Weichselstroms in Preußen; mit einem Worte, **Marienburg**, und sein wunderwürdiges Schloß, war dasjenige Gebäude, welches uns eine so ernsthafte Betrachtung abnöthigte. Dieses ganze Schloß zu beschreiben, ist voritzo unser Werk nicht: ob es wohl seiner vortheilhaften Lage, seinem grossen Umfange, und ungemeiner Festigkeit wegen, schwerlich seines gleichen gehabt. Vieleicht können wir mit der Zeit auch davon, noch eine zuverläßige Nachricht geben, ehe es vollends gar zu Grunde geht, oder der Erden gleich gemachet wird. Voritzo wollen wir nur von dem merkwürdigen, und überaus großen Saale darinnen reden, darinnen dieser große Orden seine Zusammenkünfte und Berathschlagungen angestellet hat, und der wegen einer besondern Verrätherey, die darinnen vorgegangen seyn soll, berühmt ist. Wir haben es der Güte und Beyhülfe zweener patrotischen preußischen

Ge-

Gelehrten zu verdanken, daß wir hier theils den wahren Abriß, theils die historische Untersuchung davon, unsern Lesern vorlegen können. Ist gleich die erste, die uns ein ansehnliches Rathsglied zu Marienburg, Herr **Rosner**, nach seiner Güte mitgetheilet, dem kleinen Raume nach, hier nach sehr verjüngtem Maaßstabe ausgeführet: so wird man sich doch, aus dem beygefügten Längenmaaße, leicht die wahre Größe vorstellen können. Die vollkommenste Nachricht aber, wird die fleißige Ausarbeitung des Herrn Professor **Hanows**, bey dem berühmten Gymnasio in Dänzig, geben, der uns zu gefallen, eine so mühsame Untersuchung angestellet hat. So lautet dieselbe:

Der große Saal in Marienburg ist in dem alten Schlosse, welches nach **Pet. von Düßburg** Chron. Pruss. P. III. c. 203 und **Jeroschins** Uebersetzung desselben, um das Jahr 1380 erbauet worden. Für den Erbauer hält **Hennenberger**, in der Erklärung der preuß. Landtafel a. d. 266 S. u. 371. auch **Weißel** in der alten preuß. Hist. S. 90. Hermannen, Grafen von Heldrungen; **Schütze** aber nennt den Vollzieher des Baues in Preußen, den Landmeister Mangold von Sternberg S. 40. Man könnte wohl sagen, daß in dem 1380 Jahre der Bau vollendet worden; aber schon vorher unter dem ältern Conrad von Tyrburg, wo nicht eher angefangen sey. Denn in dem Privilegio fundationis Civit. Marienburg, stehen die Worte: fundatis juxta castrum S. Marienburgh: S. Erläut. Pr. Tom. I. p. 710. Es muß also 1276 schon ein Schloß Marien-

burg gestanden haben, dabey die Stadt damals angeleget worden. Ja es hat auch damals das Schloß schon seinen Comthur gehabt, ibid. p. 712 und 714.

Es scheinet aber, daß es mit der Zeit immer mehr und mehr ausgebauet oder vergrößert worden. Denn **Weißel** schreibt l. c. S. 103, daß der Hohmeister Gottfr. Graf von Hohenlohe, Marienburg zum Haupthause gebauet: und der Marienburgische Bürgermeister Hesing, in seiner Hist. Prus. Mlla: Erat jam in eo Godofredus, ut ordinis sedem principalem in Prussia figeret, quae jam ita excoli coeperat, ut aucta cum Pomerelliae parte, 54 arces, 100 civitates et oppida, villas parochiales 740, curias liberas 2000, villas vulgares 8368 contineret, et 80 millia marcarum reditus annuos, pro illorum temporum ratione praeberet. Destinata sedi erat arx Marienburgensis, structa in honorem Patronissae Ordinis, loco editiore inter duas insulas, terrae fertilitate praestantissimas, cui fanum etiam D. Virginis, et alterum subterraneum, in Annae matris honorem, insertum erat: quam deinceps Theodoricus Comes Oldenburgicus, amplioribus munitionibus, et ponte Nogatho superstructo, excoluit.

Man kann auch wohl denken, daß der Hohemeister **Siegfried von Feuchtwangen**, der Anno 1309 seinen Hauptsitz wirklich dahin verleget, nicht wenig Antheil an der Auszierung und völligen Einrichtung des Schlosses, zu dem Ansehen des Hohemeisters, werde gehabt haben: indem dasselbe doch vorher nur der Sitz eines der untersten Gebiethiger ge-

gewesen war, und also nicht sonderlich prächtig hatte seyn dürfen. Schon bey dem Leben des vorigen Hohemeisters, kann dieser **Siegfried**, bey dem Baue den Vorsatz gehabt haben, den er hernach vollzogen, als er Hohemeister geworden. Denn es ist zu merken, was man in **Grunowen** findet, daß An. 1302 ein Capitel zu Elbing gehalten worden, darinn der Hohemeister von **Hohenlohe**, schwere Ordnungen gesetzet, dawider der ganze Orden appelliret. Darüber sey der Hohemeister unmuthig worden, und habe gesprochen: Sintemal ich für eure Seele muß Antwort geben, so habe ich euch diese Ordnung gemacht. So ich aber euch nicht gut genug bin, daß ich euer Hohemeister seyn soll: **darum a, b, c, euer Hohemeister bin ich nimmerme.** Darauf sey er aufgestanden, und aus Preußen, vielleicht Elbing weggeritten.

Die Brüder sind hierauf wieder zusammen gekommen, und haben an seine Stelle den Landcomthur von Osterode, Hrn. **Siegfried von Feuchtwangen**, erwählet. Dieser aber habe es, um des Aergernißes willen, nicht annehmen wollen, sondern die Brüder gebethen: würde der vorige Hohemeister sich besinnen, und es wiederruffen; so möchten sie ihn wieder für ihren Herrn halten. Dieses haben ihm endlich die andern Brüder gelobet, da er ernstlich darauf bestanden. Darauf habe **Siegfried** heimlich an den Hohemeister Gottfried geschrieben, und ihm gerathen, wie er thun sollte. Bruder **Heinrich** (es soll heißen **Gottfried**, weil er diese beyden Hohemeister vermenget, s. Tom. II. der

selbiger 1674, im 67sten Jahre seines Alters, zu Bunhill nahe bey London.

Nun ist es Zeit sein Gedichte selbst anzusehen, und einen kurzen Auszug daraus mitzutheilen. Die Hauptabsicht ist den Fall des menschlichen Geschlechts in Adam poetisch zu beschreiben: Und diesen sieht er nach der Schrift vor eine That des Satans an, dichtet aber dazu, daß selbiger sie darum unternommen; weil er sich an GOtt rächen wollen, der ihn nach seinem eigenen Falle aus dem Himmel gestossen und in den Abgrund der Höllen gestürzet hatte. Von diesem letztern hebt sich die Erzehlung seines Gedichtes an, und es scheint selbige also nicht über eine Geschicht von sechs oder sieben Tagen in sich zu fassen. Viele unter den neuern Kunstrichtern oder Criticis haben es an dem Milton nicht loben wollen, daß er sich eine so abscheuliche That, als die Verführung des Menschen ist, zur Haupthandlung seines Gedichtes erwehlet. Der Satan ist sein Held, und seine Heldenthat bestehet darinn, daß er sich an dem Allerhöchsten rächet, welches ihm auch, alles Wiederstandes ungeachtet, gelinget. Dieses ist allerdings eine schreckliche Vorstellung: Aber ohne Zweifel ist Milton zufrieden gewesen, daß er diese Sätze in der Schrift und Religion gegründet befunden; wiewohl er auch unsers Erachtens besser gethan hätte, wenn er sich lieber den Fall des Satans, darinn unstreitig GOtt selbst die Oberhand behalten, zum Inhalte seines Gedichtes erwehlet hätte. Selbiges hätte sich alsdann daselbst schliessen müssen, wo er itzo anfängt, und es ist kein Zweifel, daß einer so reichen Einbildungs-Kraft als die seinige war, dieses eben so leicht gewesen wäre, als jenes.

Ein

preuß. Sammlung sub Henrico de Hohenlohe) habe ihm gefolget, und durch einen umgehenden Brief seinen Entschluß wiederruffen; den er aus Bewegung und unbedachtem Gemüthe gethan hätte, auch besonders dazu vermocht sey, durch die übermüthigen Worte des Landm. von Pr. Brand. Helwig Goldbechs; darum er ihn auch von seinem Amte, und Conrad Sanken an seine Stelle gesetzt. Darauf sey er noch eine Zeit lang in Preußen geblieben, habe die Schlösser besuchet, und sey hernach nach Deutschland gezogen.

Hieraus erhellet, was Siegfried schon damals, bey seinen Vorfahren in der Hohemeisterschaft, gegolten, und wozu er also schon damals ihn werde eingeleitet haben. Was für einen Baumeister, oder wie viele Baumeister dazu mögen gebrauchet seyn, wird vielleicht außer Marienburg selbst, nirgends zu erforschen seyn. Was aber die Verrätherey anbetrifft, deren Schütze f. 193. und Hartknoch S. 407 gedenken, welchen letzten Herr Bliveritz, cit. Tom. des Erl. Pr. verbessert: so ist sie nichts unglaubliches. Es hätte aber auch wohl ohne Verrätherey geschehen können, weil die poln. Herren auf dem Marienburgischen Schlosse so unbekannt nicht waren, daß sie solchen Pfeiler nicht hätten sollen bemerket haben. Sie könnten also, ohne alle Verrätherey, um die Zeit der Mahlzeit, oder wenn sie gehört, daß eine Gasterey seyn würde, ihr Geschütze dahin gerichtet haben: wie es in unserer Belagerung, auf des Grafen von München sein Gastzimmer, in der Ohre geschah; da auch eine Kugel

gel über der verkundschafften Gäste Mahlzeit, durch das Zimmer, ihnen nahe über den Köpfen fortgegangen; so daß er gesagt: das war nahe genug! und doch mit seinen Gästen sitzen geblieben.

Zu diesen Gedanken veranlasset mich erstlich das Stillschweigen der Polen, als des Dlugoſſus und anderer, von dieser Verrätherey. Hernach bewegt mich das Stillschweigen das Ansehen Annalistae Ordinis, Lindenblats in Msto: der nicht dieser, sondern eines andern angespönenen Verrätherey der Schützen gedenkt. Ann. 1415: von Polen und Littbauen war ein Büchsenschütze auf Verräthnis geschicket, gegen Marienburg; der sich für treu ausgab, und andre Schützen an sich gehangen hatte. Wie er aber hernach bekannte, hätten sie Büchsen und Pulver verderben wollen. Ihr Meister hieß Swalme, und bekannte alles; So lauten seine ins Hochdeutsche gebrachten Worte. Es könnte also wohl einige Vermengung verschiedener Dinge vorgegangen seyn, weil auch Schütze nicht sagt, wie es mit dem Verräther abgelaufen; und Grunau ein ander Wunder macht, im Schiessen nach einen Marienbilde am Schloße, das in Hennebergers Erkl. der Pr. Landtafel zu lesen ist, S. 269. Hartknoch. im alten und N. Pr. S. 406.

Doch wenn man wüßte, aus was für Quellen Schützens Nachricht geflossen, so könnte man nach deren befundener Wahrscheinlichkeit sagen: Lindenblat habe die Sache nicht für erheblich genug angesehen; da ihm viele solche Gewölber bekannt gewesen, die mitten in, einen solchen Pfeiler haben, darauf

auf sie ruhen, (wie in unserm Graumönchen-Kloster, oder Asthepaco zween sind; einer zwischen der Bibliothek und der Classe; der andere in dem vorigen Auditorio Anatomico, so itzo der 4ten und 5ten Classe eingeräumet ist,) und nach welchen in Belagerungen gern geschossen wird. In Mart. Böhmii Prussia Hist. geograph. Apol. illustrata, habe ich nichts Denkwürdiges, sondern lauter bekannte Excerpte von Marienburg gefunden. "

An dieser gelehrten und mühsamen Abhandlung, ist nichts zu erinnern nöthig, außer, daß die Verrätherey darinn nicht eigentlich erzählt worden. Sie soll darinn bestanden haben. Als Marienburg von dem Könige in Pohlen belagert worden, soll ein Bedienter, oder gar ein Glied des deutschen Ordens, dem feindlichen Lager ein Zeichen gegeben haben, wenn der Orden in diesem Saale beysammen seyn würde; damit man alsdann, durch ein von der Wasserseite desselben eröffnetes Fenster, einen Canonschuß auf den mittelsten Pfeiler, der das ganze schwere Gewölbe des Saales trägt, thun könnte, um also den ganzen Orden auf einmal zu zerschmettern. Zu dem Ende wollte er, der Verräther, seinen Hut an den Pfeiler henken, so, daß der Canonierer draußen, den Pfeiler desto besser sehen und treffen könnte. Der Schuß geschah auch wirklich; allein die beyden Stückkugeln, welche richtig zum Fenster hinein trafen, verfehlten gleichwohl den Hut und Pfeiler, und fuhren an die Mauer des Camines: woran sie diese Stunde noch eingemauerrt stehen. Ob nun die Sache wirklich durch eine Verräthe-

rätheren, oder von ohngefähr geschehen ey? das ist die Frage, die Herr Verfasser dieser Untersuchung nicht hat entscheiden wollen, und darüber wir unsern Lesern gleichfalls das Urtheil anheim stellen.

* *

V.

M. Godofredi Schütze. V. D. M. et Acad. Scient. Reg. Berol. Sodalis, Exercitationum ad Germaniam Sacram gentilem facientium Sylloge. Lipſ. apud Jo. Chr. Langenheim 1748. in 8.

D. i.

Sammlung einiger Abhandlungen, die zur Religion des alten heidnischen Deutschlandes gehören.

Herr M. Schütze, ein gelehrter Geistlicher zu Altona, hat seine Liebe zu den deutschen Alterthümern, schon durch einige deutsche Abhandlungen bekannt gemacht, die auch sehr wohl aufgenommen worden. Wiewohl dieselben schon zum Theile vor etlichen Jahren ans Licht getreten sind, so wollen wir sie dennoch nächstens nachholen. Wir halten es nämlich für unsre Pflicht, die kleine Anzahl derer, die sich um den Zustand des alten Deutschlandes, und um die Ehre unsrer Vorfahren einige Mühe geben, so viel an uns ist, aufzumuntern. Ein Volk, das sich seiner Ahnen so

wenig

wenig zu schämen Ursache hat, sollte ja wohl die Alterthümer aller andern Völker verachten, um bloß die seinigen erst ins Licht zu setzen; und sie von allen den Flecken zu saubern, womit sie gemeiniglich der Neid und die Bosheit seiner alten Feinde und Nachbarn beschmutzet hat. Aus der kurzen Vorrede sehen wir, daß Herr Pastor Schütze vor hat, ein großes Werk von der Germania Sacra gentili zu schreiben. Wir wünschen aber, daß er solches in deutscher Sprache thun möge, welche er so gut in seiner Gewalt hat. Warum soll man den Ausländern zu gefallen, seine Arbeit den meisten seiner Landesleute unbrauchbar machen?

Die erste Abhandlung handelt de Dea Hludana, topico Germanorum Gentilium Numine. d. i. Von der Hludanischen Göttinn, die an gewissen Orten verehret worden. Eine einzige alte Aufschrift, auf einem steinernen Denkmaale, hat uns das Andenken derselben aufbehalten. Prinz Johann Moritz von Nassau, ein so gelehrter als tapferer Herr; ließ alle alte Ueberbleibsel im Clevischen sammlen, und beschreiben: und darunter fand sich auch ein Stein mit folgender Aufschrift:

DEAE HLVDANAE SACRVM
C. TIBERIVS VERVS.

Daß dieses die rechte Lesart des Steines sey, hat dem Herrn Verfasser, außer Altingen, auch M. Joh. Kaiser, Prediger im Clevischen bestätiget, der ihm einen genauen Abriß des Steines zugesandt. Diejenige muß also falsch seyn, die Cuper (in Monum. ined.

ined. antiqu. Harpocrat. add. p. 226.) mitgetheilet hat, und so lautet:

DEAE
HLVDANAE
SACRVM
C. TVBBIVS

Daß diese Aufschrift lateinisch abgefasset worden, wird niemanden Wunder nehmen, der da weis, daß die Römer um Tibers Zeiten, im Belgerlande und am Rheine geherrschet, und den Gottesdienst in vielen Stücken mit den Deutschen gemein gehabt.

Von dieser hludanischen Göttinn, hat nun noch niemand ins besondre geschrieben: die Alten aber haben dieselbe, als etwas bekanntes zu ihren Zeiten, keiner ausführlichen Meldung werth gehalten. Daher nennet Joh. Henr. Hagenbuch, diese Abgötterey abstrusum sacrum; ist aber die davon versprochene Schrift schuldig geblieben. Man muß also zu der Bedeutung des Wortes seine Zuflucht nehmen. Was nun Hlud bey den Alten bedeutet: das ist schwer auszumachen. Folgende Meynungen können die Sache klar machen.

1. Hlud hieß vor Zeiten so viel als laut.

2. Hieß dieß Wort, bey den Gothen ein Waschbecken, und hluthen einen ehernen Bächer: wie Snorro, und Scheffer wollen.

3. Lidan, lithan, hieß, so viel als leiten, führen; daher lyde, ein Weg, lyden vorbeygehen hieß. Dieses scheint uns viel zu sehr, von hlud abzuweichen.

4. Leid

4. **Lid**, hat bey den Gothen, und lith bey den Angelsachsen einen Bächer bedeutet; daher auch bey den Franken ein **Lithaus** eine Schenke geheißen. Auch dieses ist zu weit hergeholet *.

5. **Hlod**, eine Last, und **hlada** beladen, kömmt in einem italiänischen Dichter **Scalagrim** vor.

6. **Liug**, Licht, ist bey den Britten vormals im Gebrauche gewesen; davon vieleicht noch im Plattdeutschen eine **Lucke**, oder ein Lichtloch im Boden eines Hauses; und das Wort eine **Lücke** kömmt.

Alle diese Ableitungen gefallen dem Herrn Verfasser nicht; er kömmt also auf die Bedeutung, daß **Hlud** im alten Schwedischen, ein Looß bedeutet. Noch itzo nennen es die Schweden **Lott**, die Dänen **lod**, die Isländer **hliota** u. s. w. welchem nach also, die hludanische Göttinn, eine Looßgöttinn gewesen seyn würde.

Darauf folget das Wort **Lood** der alten Sachsen, welches man itzo wie **Lude** ausspricht, und die

* Die Stellen Ottfrieds, die man hier anführet, scheinen uns nicht das zu sagen, was sie sollen. Die erste heißt so:

Gebot si then sar gahun
Thi thes Lides sahun,

d. i. Die des **Leides** sahen; nämlich auf der Hochzeit zu Cana, wo es an Wein gebrach.

Die 2te. Sie nam auf tho qualtun
Mit ezzichu drangtun
Mit bitteremo lides.

d. i. Sie quälten ihn auch damals
Mit Essigetränken,
Und bitterm **Leide** ꝛc.

die Leute heißt. Die heutigen Engländer haben noch das **hloth**, das ist eine Schaar unter 35 Mañ. Wie es auch in **Alfreds** Gesetzen vorkömmt, die beym Dufresne zu sehen sind. Davon ist auch in Leodgar, Lothar und Ludewig, Luithold, Luitgard, Luitmer, Ludbrand, Ludbrecht, Ludfried, u. a. m. die Spur übrig; wo überall die erste Sylbe das Volk, oder die Leute bedeutet. Die Stadt Lüttig, und Luda in Westphalen, stammen auch davon her. Doch will der Herr Verfasser mit dem **Verstegan**, das Londonerthor, **Ludgate** nicht durch Volksthor erklären: weil es nicht wahrscheinlich sey, daß durch das andre Thor lauter Barden und Druiden herein gegangen. Er hält dafür, daß dasselbe vom Könige **Luddo** den Namen habe, der die Stadt mit trefflichen Gebäuden ausgezieret habe. Und hiermit schließt der Herr Verfasser diese Abhandlung, indem er sich dahin lenket: diese Göttinn entweder für eine Glücks und Loosgöttinn, oder für eine Schutzgöttinn des Volkes zu halten.

Die II. Abhandlung handelt von der Velleda, einer göttlich verehrten deutschen Jungfrau. Auch diese ist durch die Länge der Zeit, um den Ruhm noch nicht gekommen, den sie bey ihrem Leben sich erworben hat: ja die Wahrheit zu gestehen, so ist sie noch viel berühmter, als die obige **Hludana**, oder Leutgöttinn; und hätte also auch leicht den ersten Platz in diesem Werke verdienet gehabt. Man findet indessen bey den Alten nicht gar zu viele Nachrichten von ihr. Tacitus ist der vornehmste von denen, die ihrer gedenken: und er hat solches an

dreyen verſchiedenen Orten gethan. In der Beſchreibung des alten Deutſchlandes im achten Cap. ſagt er: Vidimus ſub Divo Veſpaſiano Velledam, diu apud plerosque, numinis loco habitam &c. In ſeiner Hiſtorie IV. B. 61ſten Capitel ſagt er: **Munius** Lupercus, Unterfeldhauptmann einer Legion, ſey der **Velleda** zum Geſchenke geſandt worden; welche Jungfrau dazumal, über das Volk der Bructerer, weit und breit geherrſchet habe. Dieſes ſey die alte Sitte der deutſchen geweſen, daß ſie die Weiber erſt für Wahrſagerinnen, ſo dann auch allmählich für Göttinnen gehalten. **Velleda** hätte ſich dadurch in Anſehen geſetzet, daß ſie den Deutſchen ein glückliches Treffen, und den römiſchen Legionen den Untergang geweißaget. Und im 65ſten Cap. heißt es, **Civilis** * und **Velleda** hätten den Bund geſchloſſen. Aber die Geſandten der Römer wären nicht vor dieſe gelaſſen worden, damit ſie deſto ehrwürdiger bleiben möchte. Will man nun wiſſen, wie **Velleda** geſchrieben werden ſolle: ſo ſind der Meynungen gewiß nicht weniger, als von der vorigen. Svidas nennet ſie Beleda. Lipſius meynt ſie ſolle **Welde** heißen. Geſner lieſt **Weſſeda**; Schonhafen und Geelmund aber **Geleda**; Conring aber will, nach dem Statius: Silv. L. I. v. 40.

Non vacat Arctoas acies Rhenumque rebellem,
Captivaeque preces *Veledae*.

nur

* Da dieſer Namen nicht deutſch klingt, und doch der Mann ein Deutſcher geweſen: ſo haben einige Alten z. E. Zinkgräf, ihn aus **Siegviel**, hergeleitet, welches Wort die Römer als **Civilis** verſtanden.

nur ein einziges l darinn leiden. Doch wer weis nicht, daß die Poeten sich oft die Freyheit nehmen, so wohl einfache Buchstaben zu verdoppeln (wie Juppiter für Jupiter) als die doppelten wegzulassen?

Die Bedeutung dieses Namens ist noch schwerer zu finden. Der wilde Witz der Wortforscher hat alles mögliche bereits versuchet, und es würde schwer seyn, eine neue Meynung davon zu erfinden. Hadrian Junius meynt, er heiße plattdeutsch: **Veel Leed**, d. i. hochdeutsch, **viel Leid**. Allein dieser Namen wäre viel zu traurig, für eine fast angebethete Prophetinn. Boxhorn meynt, **Vel** habe vormals eine Jungfrau geheißen: man sage noch itzo in Holland: **Dat is en stout Vel von en Vroumensch**: Das ist ein stolzes Mädchen, ein verwegenes leichtfertiges Thierchen. Allein Alting scheint es besser zu treffen, wenn er diesen Namen von **Veelweet** von **Vielwissen** herleitet. Dieses wäre desto wahrscheinlicher, da das nordische **Allrunen**, nach Stiernhielms und andrer Auslegung, so viel als allwissend heißt. Es ist also aus dem Aberglauben, wegen der Wissenschaft künftiger Dinge, der weissagenden Jungfrau dieser Namen beygeleget worden. Es ist auch noch eine solche Jungfrau in Deutschland gewesen, die von den Römern Aurinia genennet wird; und sonder Zweifel **Alrune** geheißen haben mag. Damit stimmet auch Gesner ein, der das obige **Wessed**, von **Weesheed**, oder Weisheit verstehen will. Andre wollen sie von **Veelheid**, Vielheide, oder von **Waldheiden**, **Wildheide** oder **Veldheide** herlei-

Sein ganzes Werk ist in zwölf Bücher getheilet, die fast von gleicher Länge sind. Im ersten macht er gleich nach dem Vortrage seiner Absicht die Anrufung an die himmlische Muse, die Mosen vorzeiten auf dem Berge Horeb gelehret, wie Himmel und Erden erschaffen worden; durch deren Beystand er den Parnaß weit übersteigen und ganz unerhörte Dinge sagen wolle. So dann ruft er den Geist GOttes an, dem nichts verborgen ist, daß er ihm die Ursachen von der Übertretung Adams entdecken solle. Drauf sagt er kurz, daß es der von GOtt zur Höllen gestürzte Satan verursachet habe, der nachdem er neun Tage und Nächte in dem feurigen Pfuhle ganz betäubet gelegen, sich endlich ermuntert, und seine gleichsam halbtodte Gesellen zur Rachgier wieder den Allmächtigen angespornet habe. Die Hölle beschreibt er als einen Ort der ausser dieser sichtbaren Welt, durch das unermeßliche Chaos von dem Himmel abgesondert gewesen, und dahin der Donner des Höchsten den Satan hinunter geschlagen. Hier macht er nun eine ausführliche Beschreibung alle der Helden so in dem Anhange des Satans befindlich gewesen, die er mit biblischen Nahmen der Heydnischen Abgötter nennet, als Beelzebub, Moloch, Peor, Baalim und Astharoth, Thammus, Rimmon, Belial, Azazel u. s. w. Mit diesen rathschlagt Satan erst was zu thun sey, und mustert sein ganzes Kriegsheer, welches mit Schild und Lanzen versehen ist, und bey dem Klange seiner Feldposaunen ein so gräßlich Feldgeschrey erhebet, daß das Chaos davor erschrickt. Er spricht ihnen einen Muth ein, und sagt: es wäre eine alte Prophezeyhung im Himmel gewesen, daß GOtt eine neue Welt voll vernünftiger

Creatu-

ten; als ob sie reich an Wäldern, Feldern und Heiden gewesen sey: wie wir denn dergleichen Namen an Adelheid haben. Noch andre meynen, sie heiße die **Vielheit** oder Menge, u. d. m. Sollen wir unsere Meynung sagen, so gefällt uns die Meynung am besten, die diesen Namen von wählen herholt, und **Velleda**, als die **Erwählete** versteht. Denn sie ist gleichsam, wegen ihrer besondern Gaben, eine Auserwählte Gottes gewesen, der er seine Heimlichkeiten offenbaret hat. Die Alten ließen nämlich bey den Mittelwörtern die Vorsylbe ge aus, wie man es im plattdeutschen wohl noch diese Stunde thut. Die übrigen Anmerkungen muß man im Werke selbst nachlesen.

Die III. Abh. handelt, von dem **holden Vaternamen**, den die heidnischen Deutschen ihrem obersten Gotte beygeleget haben. Da, nach Ciceros Ausspruche, kein Volk so wild und grausam gewesen, welches nicht einen Gott geglaubet: so ist es auch den alten Deutschen gleichsam ins Herz geschrieben gewesen, daß es Gottheiten gebe. Der Herr Verfasser gesteht, daß sie sich mehrentheils grausame Götter erdichtet; denen man wohl gar Menschenopfer schlachten müssen. Doch haben sie ihrer vornehmsten Gottheit auch eine Güte beygelegt, und ihr daher den süßen Vaternamen gegeben. Die Ursachen davon will er hier anzeigen.

Daß die Römer von ihrem **Jupiter** eben das geglaubt, zeiget die Benennung desselben; da Varro und Lactanz lehren, daß er gleichsam juvans Pater geheißen. So nannten ihn auch die Dichter: Ho-

Hominum pater atque deorum!
O pater! o hominum divumque aeterna poteſtas!

Origines lehret, daß die Scythen ihren höchſten Gott Pappaeum genennet; und ſelbſt die heutigen Türken nennen ihn Papa: ſo wie die deutſchen Kinder ihre Väter Papa nennen. Eine Mutter, nennen die Lappen, **Am**, die Finnen **Ama**, und die Slavkn **Mamma**. In den älteſten Zeiten hat man die Erde für die Mutter aller Götter gehalten, wie Homers, des Orpheus, und Virgils, ja auch des Statius Zeugniſſe lehren. Selbſt Tacitus bezeiget, daß die Mater Deorum von den Deutſchen verehret werden; wodurch ſie ſonderzweifel die Hertha, oder Erde verſtanden haben.

Mit dem oberſten Gotte der Scythen kömmt der nordiſche Gott **Odin**, oder **Wodan** überein. In der Edda wird derſelbe ſehr oft **Alfadir**, oder **Aldfader** genennet: **Så er ell ſturer allra Guda hiet Alfader**: d. i. Der allerälteſte aller Götter heißt, Allervater, oder Altvater. Imgleichen: **Orbin heita Allfader, ad hann er Fader allra Gudanna, Mannana og alles theſs, er aff hans Kraſte var fullgiert.** d. i. Odin heißt Allvater; weil er iſt der Vater aller Götter und Menſchen, und aller Dinge, die er mit ſeiner Kraft vollendet hat. u. d. m.

Clericus iſt der Meynung, **Odin** habe mit Fleiß die ältern Geſchichte ausgerottet, damit man ihn für den Urſprung und Vater aller Dinge halten möchte. Es giebt aber außer dem neuern Odin, noch einen ältern, dem dieſer Namen mit be-

Rechte zugekommen, wie Herr Keysler (in Antiqu. Sept. p. 151.) angemerket hat. Dieß beweiſet der Name **Odin**, oder **Attin** ſelbſt. Ulfilas (Luc. am 1 v. 59) ſchreibt: **Jah hai haitum me, afar namin Attins is, Zakariam**; und ſie hießen ihn, nach dem Namen ſeines Vaters, Zacharias. Da hier **Attin** Vater heißt, ſo iſt **Aithei, Aette** gothiſch die Mutter, **Aitleggar**, die Blutsfreunde. Hiermit ſtimmen der Celten **Aita**, der Lappen **Atkia**, der Finnen **Aia**, Slaven **Eyda**, als ſchmäuchelhafte Vaternamen völlig überein. Ja wir ſetzen noch den Namen **Attila**, des großen Hunnenkönigs, hinzu. Denn da **Atta unſar** im Ulfilas, Vater unſer heißt: ſo iſt **Attilan** ichts anders, als das ſchmäuchelhafte Wort, **Väterlein**; ſo wie von Vulf, oder dem altdeutſchen Namen **Wolf**, der Name **Ulfila** ſelbſt, oder Wölflein, entſtanden iſt.

Daß nun die Alten Gott, alles Guten Hervorbringung zugeſchrieben haben, beweiſt der Herr Verfaſſer, aus verſchiedenen Stellen der **Edda**: daraus zugleich erhellet, daß **Calvdr** aus unzulänglichen Gründen, den **Odin** für den Adam gehalten. Auch die Erhaltung der Welt hat man demſelben ſowohl, als die Schöpfung beygeleget: daher denn auch in theuren Zeiten, oder bey wüthenden Seuchen die Opfer gegen ihn gekommen. Dieſes erhellet aus einem Zeugniſſe des Snorro, in der Norweg. Chron. 1 Theil. in der neunten und 28ſten Numer.

Was die nordiſchen Völker vom Odin glaubten, das legten die Deutſchen dem **Wodan** bey. Warnefried

nefried schreibt, daß man ihn auch Guodan genennet, und als einen Gott angebethet. Vielleicht kömmt das heutige Wort Gott davon her: denn die Isländische Bibel fängt so an: Jupphaf skapede Gud Himmen og Jord. Im Anfange schuff Gott Himmel und Erde. Da nun gut zugleich bonus, gütig heißt: so haben ja die Deutschen, schon im Namen selbst, Gott die Güte beylegen wollen.

Wir kommen auf die IVte Abhandlung, von der Gewohnheit der heidnischen Deutschen, das Andenken ihrer Götter beym Trunke zu erneuern. Daß die Jüden, Griechen und Römer eben dergleichen gethan, erweiset der Herr Verfasser, in den ersten Absätzen. Sonderlich haben die Scythen und Deutschen es eben so gemachet, und zwar bis in den äußersten Norden. Sie thaten solches 1) bey den öffentlichen Gastmahlen, vor welchen die Opfer und Landtage hergiengen. Von den alten Preußen zwar, führt der Herr Verfasser eine glaubwürdige Stelle aus Hartknochen an, die es zur Gnüge erweiset, daß die Gewohnheit, ihren Göttern zu Ehren zu trinken, bey ihren Festen und Opfern auch gewöhnlich gewesen. Allein, daß er die alten Preußen ein slavisches Volk nennet, darinn irret er sich wohl, mit allen denen, die solches bereits gesaget haben. Die Sprache muß hier die Sache entscheiden. Die alte preußische Mundart hat mit der pohlnischen, russischen, böhmischen, wendischen nicht das geringste gemein. Man nennet ihre drey noch vorhandenen Töchter, in Preußen die Litthauische,

sche, in Curland die Curische, und in Liefland die lettische Sprache. Diese gehen von einander nur in der Aussprache, und in einigen Endungen der Wörter ab; verstehen aber einander besser, als ein Hochdeutscher einen Plattdeutschen versteht. Dahingegen ein Russe, Pohl und Wende nicht ein Wort davon vernimmt. So können denn wohl die alten Preußen kein slavisches Volk gewesen seyn. Doch, das nur beyläufig.

Zu Carls des Großen Zeiten, haben, besage seiner Capitulation, die Sachsen, den Teufeln zu Ehren Feste und Gastmahle gehalten: welche er verbothen. **Snorro** bezeiget, in einer langen Stelle eben das: sonderlich ist es merkwürdig, daß man Feuer auf dem Heerde gemachet, und die Bäcker voll Weines, durch die Flamme zu ziehen pflegen: diese Ehre aber hatte der Vornehmste, oder Aufseher des Gastmahls, der auch gewisse Worte dazu sprechen mußte. Dann trunken sie zum Andenken **Odins**; auf das Wohl und Heil des Königes; sodann dem **Niard** und **Freyer** zu Ehren, auf ein gutes und friedliches Jahr. Oft ward auch zur Erneuerung der alten Helden, und tapfern Männer; zu Ehren guter Freunde, sonderlich derer, die schon auf den Hügeln begraben lägen, getrunken: welche Ceremonie man die **Minne** zu nennen pflegte; das ist die Liebe, oder den Liebestrunk. Dieses beweiset der Herr Verfasser weitläuftig aus vielen Stellen der Alten. Wir besitzen selbst noch ein neueres holländisches Liederbüchlein, welches den Titel hat, **Het Minnen-Boeckxken**, d. i. das Liebes-

buch-

büchlein. Länger können wir uns dabey nicht aufhalten: obgleich auch von den Liedern der alten Barden und Scalden, die beym Trunke in die Ohren gesungen worden, noch verschiedenes vorkömmt. Ueberhaupt hat diese reiche Materie zu der weitläuftigsten Abhandlung Anlaß gegeben.

Die Vte Abhandlung handelt von den Opfern der alten heidnischen Deutschen, womit sie den Alp zu verbannen gesuchet. Sie haben nämlich aus Unwissenheit in der Naturlehre, die Ursachen dieses Zufalles nicht gewußt, und also das Drucken des Alpes für ein Gespenst gehalten, welches man durch Opfer versöhnen müsse. Der Herr Verfasser erklärt erstlich die natürlichen Ursachen dieser Krankheit, aus verschiedenen Zeugnissen der Aerzte. Sodann wundert er sich, daß die alten Deutschen, die doch eine starke Natur, und sonderlich gute Mägen hatten, dieselbe haben kennen lernen. Das Wort **Alb**, oder **Alp** wird so dann untersuchet. Er verwirft hier **Franz Junii**, und **Becans** Meynungen; deren erster es aus dem Griech. αλφω; der andre aber aus dem Lateinischen albus herleiten wollen. Diesem pflichtet **Martinius** bey, der aus dem **Festus** versichert: vor Alters hätte man nicht albus, sondern alpus gesprochen; und selbst die Alpen hätten also von dem weißen Schnee, womit sie bedeckt sind, den Namen bekommen. Er zeigt also, daß die Alten durch Alp, nicht nur einen Berg, sondern auch einen Berggeist verstanden: denn **Verelius**, (im Ind. lingu. vet. Scyth. Scand. voce Alfr.) bezeuget, daß die Alten geglaubet, alle Berge und

Felsen, wären von Geistern und Teufeln bewohnet. Und zeiget nicht unser altes Heldenbuch selbst, daß König **Elbrich**, sowohl, als der kleine Zauberzwerg **Laurin**, in den Bergen gewohnet? Also bedeutet denn **Alf** so viel, als ein Gespenst, das sich sehen lassen, und unsichtbar machen kann; aber viele Wunderkraft besitzt, wie die Zwerge der alten Heldenlieder.

In der isländischen Edda, werden diese Berggeister in schwarze und weiße eingetheilet: diese sollen heller als die Sonne, jene aber schwärzer als Pech seyn. Der Verfasser zeigt also, daß die Meynungen der alten Deutschen, mit den orientalischen Lehrsätzen vom Arimanius und Zerdust, übereingestimmet: wie denn auch die Slaven ihren bösen Gott gehabt, den sie **Zernebog** genennet; weil **Czerne** schwarz, und **Bog** einen Gott heißt. So mag vielleicht **Jüterbog** auch daher seinen Namen haben, daß man einen guten Gott daselbst angebethet. Zu diesen Alfen nun, kömmt noch eine ganze Schaar von **Trollen, Alfrollen, Duergen** (Zwergen) **Riesen, Bergriesen, Alfriesen** und **Nörnen**, von denen noch so wohl in alten Büchern, als mündlich, allenthalben die Rede ist. **Peringskiold** mag es verantworten, wenn er sagt: das Gerücht von den Trollen sey bis vor des Soldans zu Babylon Ohren gekommen. Denn 1444 sey ein Brief von ihm, an den König Christoph von Schweden eingelaufen, mit folgender Aufschrift: Magno Regi Gelidorum Trollorum et purgatorii Norvegiae, atque Svedorum, Gothorum robustorum

et

et Slavorum, Bavarorum Principi excellenti, collaterali nostro, nobis praecaro, cui dii nostri favent, de quo in oraculo deorum nostrorum responsa habemus, et in quo forte spiritus Alexandri operatur. Inwendig hätte es geheißen: Nuper per tuum nuncium nobis dilectum, magistrum Johannem de Europa, auribus nostris intonuit, te fore magnum Regem Trollorum, purgatorii, et districtuum gelidae terrenalis plagae &c. Durch Troll verstehen die Dänen einen Teufel: wie denn die Trollische Familie einen solchen Teufelskopf im Wapen führet. Die Zwerge werden auch aus alten Versen erläutert, wobey abermal das Heldenbuch dem Herrn Verfasser gute Dienste hätte thun können. Dann kommen die Nörner, die als drey Töchter Dualins beschrieben werden, welche der Geburt und dem Leben der Menschen vorstehen, wie die Parcen. Endlich wird auch der andere Namen der Alpen erklärt, da man sie die Nachtmar, oder das Nardrucken nennet. Allein wir können hier diese artige und gelehrte Dinge nicht alle beybringen, preisen sie aber unsern Lesern an. Es ist Schade, daß der Herr Verfasser diese Abhandlungen nicht eben so wohl, als die er schon sonst herausgegeben, in deutscher Sprache geschrieben, und in einem Bande ans Licht gestellet. Wir wollen indessen, auch dieselben nächstens nachholen.

* *

VI.

Ode, am Tage des zu Oßnabrück den 25 Octob. 1748 wegen des vor hundert Jahren daselbst geschlossenen Friedens, feyerlichst begangenen Jubelfestes aufgesetzet. Osnabrück mit Kieslingischen Schriften. 1 B. in 4.

Da wir neulich unsern Lesern Nachrichten und Auszüge von einigen in ungebundener Rede verfertigten Stücken, auf das hundertjährige Gedächtniß des westphälischen Friedens, mitgetheilet haben: so dörfen wir wohl der Dichtkunst ein gleiches Recht nicht versagen. Es ist uns nämlich gegenwärtige Ode in die Hände gefallen, die so viel schönes in sich hat, daß wir sie unsern Lesern nicht misgönnen wollen. Der Dichter ist uns zwar noch zur Zeit unbekannt: aber das Werk lobet den Meister. Es wäre um den edlen Geist, der darinnen herrschet, Schade gewesen, wenn wir seiner Frucht nicht einige kleine Flecken abgewischet hätten, die ihr in den Augen ekler Leser, ein Missallen hätten erwecken können. Fallen die gar zu blöden Poeten leicht in die wässerige Schreibart: so stehen die gar zu feurigen in einer andern Gefahr; nämlich ausschweifend und wilde zu werden. Vor beyden Fehlern hat Horaz seine Lehrlinge gewarnet. So, wie wir dieses Stück, in wenigen Stellen gemäßiget haben, wird hoffentlich dasselbe auf keiner Seite verstoßen.

Was

Was rührt mich für ein plötzlich Schrecken?
Was will der Stücke Knall entdecken,
Wovon die Erde fürchtbar dröhnt?
Ist Mars vor unsern Thoren wieder?
Wie? Nein! ich höre Jubellieder;
Mars und Irene sind versöhnt.
Sie braucht den Donner seiner Stücke,
Um ihrer Freundschaft seligs Glücke,
Das Glück, ganz unbesorgt zu ruhn,
Den fernsten Völkern kund zu thun.

Beglückter Wechsel! das Geschütze,
Das sonst mit mörderischem Blitze,
Gott! deinen Altar oft versenkt;
Läßt durch ein glücklicher Erschüttern,
Der Bürger Herz vor Freuden zittern,
Und ehrt den, der den Frieden schenkt.
Erwecke, Donner! die Gemüther,
Die, beym Genuß ererbter Güter,
Des Friedens niemals sich erfreun,
Und sich zur Strafe, fühllos seyn!

Ihr, die zu geistigerm Empfinden,
Der Wollust Tiefe zu ergründen,
Natur und Denken aufgebracht!
Euch braucht kein Ruf den Witz zu schärfen,
Da eure niemals schlaffen Nerven
Ein neuer Friede munter macht.
Entreißt euch nur dem Zug der Erden!
Der Herr ließ diesen Tag euch werden;
Itzt bringet ein erseufztes Glück
Ihn doppelt schöner euch zurück.

O Tag!

plötzlich entzündete Flamme auffängt und etwa ein hundert Meilen weit empor prellet. Endlich gelangte er für den Thron des Chaos, bey dem die Großälter-Mutter Nacht, als seine Gemahlin, saß; welche Unruh, Unrath, Unlust, Sorgfrey, Fürwitz, Laßdünkel, Hörensagen u. d. gl. zu ihrem Hofgesinde hatten. Satan redet sie beyderseits an, und bittet um einen freyen Durchzug durch ihr Reich, mit dem Versprechen, wenn sein Vorhaben ihm gelingen sollte, ihnen die neuerschaffne Welt, die Gott ihrem finstern Reiche entzogen hätte, wieder einzuräumen. Die Antwort fällt nach Wunsche, und man wünschet ihm nach einer vorhergegangenen Warnung, Glück auf die Reise.

Der frohe Satan fliegt ohne Abschied davon, bis an die Gränzen dieser Welt, doch nicht ohne grosse Mühe: welche sich aber seit der Zeit, da Sünde und Tod ihm nachgefolget, und der Weg vom Abgrunde aus in eine geraume Strasse verwandelt worden, überaus gemindert, ja ganz verlohren hat. So bald er das Licht des Himmels erblickte und das finstre Reich des Chaos aus dem Gesichte verlohr, schoß er wie ein Schiff in den Hafen; übersah die ganze Welt von obenher, und ward endlich auch unsrer Menschen-Welt gewahr, die an einer güldnen Kette vom Himmel herab hieng, und wie ein Stern von der mindern Grösse nicht weit vom Monden ihren Platz hatte. So weit geht das andre Buch.

Dieses mag nun aus dem Milton selbst zur Probe dienen. Wir kommen nunmehro auf unsern alten Uebersetzer; der sich beym Ende der Zueignungsschrift: Ernst Gottlieb von Berge nennet. In der Vorrede belehrt uns derselbe, daß dieses Gedichte

von

O Tag! o größter unsre Tage!
Du schufst die Gleichheit jener Wage,
Die Reiche gegen Reiche wiegt.
Du hast des Gottesdienstes Rechte,
Die Glück und Unglück wechselnd schwächte,
Gestärkt, daß sie kein Feind besiegt.
Kann auch ein Mensch dich würdig ehren?
Wenn gleich von tausend Dankaltären,
Der Weihrauch wirbelnd aufwärts dringt,
Und unser Lob dem Höchsten bringt?

Nichts war zu heilig, zum verletzen;
Des Kriegs verödendes Entsetzen,
Das durch Verwüsten höher stieg,
Riß durch das Herz von Deutschland Staaten,
Wo Recht und Unschuld hülflos bathen,
Und wo die Macht der Richter schwieg.
Doch endlich schloß der Herr die Tiefen:
Die Fluthen sunken und verliefen,
Und die genug gestrafte Welt
Ward durch des Friedens Sonn erhellt.

Wie, wann der Nord die Welt erschüttert,
Der Felsen stürzt, die Erde zittert,
Den Stolz sein fallend Erbtheil deckt;
Wie, oder, wenn in langen Nächten,
Mit seiner langgereizten Rechten,
Der Herr den Sünder tödtend weckt:
Auf einmal an der Berge Spitzen,
Der Morgenröthe sanftes Blitzen
Sich in den heitern Wolken zeigt,
Nacht, Sturm und Angst zugleich entweicht.

So

So war, bevölkernde Irene!
Der holde Liebreiz deiner Schöne,
Der sich den mürben Völkern wies.
Nie hat der erste Regenbogen
Sich diesen Eifer zugezogen,
Der damals deine Rückkehr pries.
Dein Glanz bedeckte gleich die Reste
Verbrannter Tempel und Paläste,
Die, wenn ein Ort dem Raub gewehrt,
Man auf die Bürger umgekehrt.

So reizend ist auch Herr! der Friede,
Den du, des Wohlthuns nimmer müde,
Den Völkern itzt verliehen hast.
Wie fruchtbar ziert er schon die Fluren!
Und in der Krieger öden Spuren
Keimt nun des künftgen Seegens Last.
Die Erde schmückt der Reiz des Neuen;
Wie nach dem Frost im warmen Mayen,
Wenn Zephirs Hauch die Samen schwellt,
Das junge Gras dem Blick gefällt.

Ihr! unempfindliche Gemüther!
Die ihr des Friedens edle Güter
In eklem Gleichsinn sonst verschlieft;
Erhebt euch aus dem Schwarm der Thiere!
Zeigt, daß der Reiche Wohl euch rühre,
Das euer eignes mit betrifft.
Ist das nicht ein verkehrt Beginnen,
Nur dann die Stille lieb gewinnen;
Wann schon der Mast im Sturme kracht,
Das Glück der Mangel kostbar macht?

Ihr!

Ihr! die ihr, wie der Stolz euch lenket,
Den Frieden raubt, den Frieden schenket:
Erstaunt, eh ihr den Krieg beschließt!
Nur groß seyn, bloß zum Unterdrücken,
Die Treu in eignem Blut ersticken,
Das sie für euren Wahn vergießt;
Das ist es nicht, was ihr beschworen!
Wer hat euch je zum Mord erkohren?
Welch Erbrecht kann euch das verleihn,
Der Unterthanenpest zu seyn?

Herr! tilge du sie von der Erden!
Laß sie im Leben stammlos werden,
Um die so manche Mütter schreyn! . . .
Doch nein . . . zur Fülle unsrer Freude,
Laß keinen Sterblichen im Leide,
Laß sie gebessert glücklich seyn!
Verdirb der Schmäuchler falsch Geschwätze,
Und lehre sie, Herr! dieß Gesetze:
Der König sey des Volkes Knecht,
Gemeines Wohl ihr einzigs Recht.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 2. Stück.

24 19'5. 17-24

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Hornung 1749.

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen ꝛc. Zweyter Band. Leipzig bey Arkstee und Merkus 1748. 4.

Gegenwärtiges Buch ist eins von denen seltenen Werken, welche das Glück haben, in allen Sprachen einen schleunigen Beyfall zu finden. Es verdient aber denselben auch, theils wegen seines innern Werths, theils wegen der schönen Zierrathe, saubern Zeichnungen, Landkarten und andren Kupferstiche, womit es reichlich versehen ist. Unsre deutsche Ausgabe betreffend, so kömmt sie, wie schon bey Gelegenheit des ersten Theiles erinnert worden, der englischen Originalausgabe am nächsten: außer was die Kupfer betrifft, die man lieber nach den bessern französischen eingerichtet hat. Die Uebersetzung ist rein und schön, auch so getreu, als man es in dergleichen Materien, von Seefahrten und vielen ausländischen Sachen, nur fordern kann. Papier und Schriften sind auch so sauber, weiß und neu, als es die breitkopfische Werkstäte nur liefern kann. Kurz, die Käufer haben gewiß vollkommene Ursache, damit zufrieden zu seyn.

In der Vorrede beantwortet der Herr Herausgeber, der berühmte Herr M. Schwabe, den Einwurf, daß dieser II. Band nicht völlig so stark an Bogen sey, als der Iste gewesen. Wir erachten es nicht nöthig, uns dabey aufzuhalten. In der That ersetzet die Anzahl der Kupfer bey diesem Theile, was an dem Gedruckten etwa fehlen möchte.

Sodann erinnert er, daß man sich genöthiget gesehen, auf vieler Leser Begehren, ein Register zu diesem Bande zu machen. Es giebt Leute, welche die Bücher nicht lesen, sondern darinnen nur dieses oder jenes nachschlagen wollen. Diesen zu gefallen, hat man nun zwey Register gemacht; und es ist kein Zweifel, daß dieselben auch denen angenehm seyn werden, die es beym bloßen Nachschlagen nicht bewenden lassen. Das eine davon ist ein geographisches Verzeichniß aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Inseln, Castelle, Häfen, Wälder, Berge, Flüsse, Bänke, Busen u. d. gl. die in den ersten beyden Theilen vorkommen. Außer den bloßen Namen aber findet man auch das Merkwürdige davon, in Ansehung der Lage, Entfernung, Beschaffenheit, u. d. gl. Dieses kann nun zu Verbesserung der Weltbeschreibung, und selbst die geographischen Wörterbücher zu ergänzen, dienen. Das andre ist ein Sachregister, über alle andre Dinge, die in diesen zween ersten Bänden merkwürdig sind. Künftig wird jeder Band seine eigene Register von dieser Art bekommen: und wenn es den Lesern so gefällt, wird wohl gar noch ein allgemeines Hauptregister das ganze Werk beschließen.

Ferner

Ferner hat man andern Leſern zu gefallen, die im Iſten Bande allerley unbekannte Wörter fanden, welche ſie aufhielten, auch bey dieſen, und andern ihrer Art kleine Anmerkungen gemacht. Dieſe erklären und erläutern das Unverſtändliche, welches bey ſo vielen Schiffsredensarten, Kunſtwörtern der Seefahrer, und andern eigenen Benennungen nöthig war. Es iſt zwar gewiß, daß man ſich deswegen in andern Büchern hätte Raths erholen können: allein kennen und haben auch alle Leſer dergleichen Bücher? Hier iſt alſo auch dieſer Schwierigkeit, faſt durchgehends abgeholfen. Man hat alſo, um unnöthige Wiederholungen zu erſparen, dieſem II. B. eine Erklärung ſolcher Seeſprache vorgeſetzet; und ſie zu deſto bequemerm Gebrauche, alphabethiſch eingerichtet: damit ſie wie ein Wörterbuch dienen, und auf jede Frage die Antwort geben könne. Wer ſie nicht brauchet, oder anderwärts beſſer zu finden weis, der ſchlage ſie hier vorbey. Wer ſie aber nöthig hat, der wird ſie gern einmal durchlaufen, um ſich das Unverſtändliche erſt ein wenig bekannt zu machen.

Es ſind bey dieſem Bande einige Karten beygeleget, die eigentlich zum I. Bande gehören. Dieſe ſind weder bey dem engliſchen Grundterte, noch bey den III. erſten Bänden der holländiſchen Ausgabe; ſondern erſt bey dem III. pariſiſchen Bande des Herrn **Prevoſt**, zu finden. **Nicolaus Bellin**, Ingenieur der Marine, hat ſie auf Befehl des Grafen von Maurepas verfertigen müſſen: und die Engländer haben ſie ſelbſt hernach gebilliget. Wer ſie

UNIV. BIBL. BERLIN

also zum ersten Theile will binden lassen, der thut am besten; denn da gehören sie hin. Wer aber denselben schon gebunden hat, der muß sie vor diesen zweyten heften lassen.

Die Vorrede der englischen Verfasser, hat zur Absicht, gewisse Artikel zu erläutern, und mancher Anfrage der Leser eine Gnüge zu thun. Wir können uns nicht auf alle einlassen, wollen doch aber die vornehmsten berühren. Sie erklären zuförderst die Art ihrer Abkürzungen und Auslassungen, sowohl in den Erzählungen, als in den Materien. Sie erläutern ihre Art die Schriftsteller anzuführen, daraus ihre Nachrichten geflossen sind; imgleichen entdecken sie ihre Art, die gelehrten Diebe zu beschämen, die unter den Reisebeschreibern am häufigsten vorkommen. u. d. gl. m.

Sie kommen auf den Inhalt dieses Bandes; und sagen, er sey hauptsächlich der Entdeckung von Africa bestimmt. Die westliche Küste von Africa, außer der Meerenge bey Gibraltar, ist erst im XVten Jahrhunderte nach und nach befahren, und bekannt geworden. Sowohl die Franzosen, als Engländer haben ihre Fahrten dahin beschrieben; und weil Guinea daselbst liegt: so kann man leicht denken, daß hier die Quelle von dem großen Vermögen zu suchen ist, welches diese Schiffahrt nach Europa gebracht hat.

Was die Kupfer betrifft, so stellen sie nicht nur Karten und Grundrisse von Städten; sondern auch Abbildungen von Thieren, Bäumen, u. s. w. vor; zu welchen bloße Beschreibungen nicht zureichend gewe-

gewesen seyn würden. Man hat auch die Urheber dieser Zeichnungen angezeiget, und sie mit aller möglichen Richtigkeit und Schönheit nachsehen lassen. Man versichert endlich, daß dieß Werk mit dem Fortgange nicht abnehmen, sondern vielmehr wachsen, und immer merkwürdiger werden soll.

Nun folgen zween Briefe des Herrn Bellins, an den Abt Prevost, wegen der Karten. Dieser rechtfertiget seine Arbeit gegen alle Einwürfe, die man ihm nur machen könnte, und zeigt ihre Vorzüge vor den Rissen der engländischen Ausgabe. Hier wird sonderlich die Ursache gemeldet, warum die neuen Hauptkarten nothig gewesen, deren oben gedacht worden ist. Wenn nämlich ein Leser die Reisebeschreibungen und so viele Schiffahrten recht verstehen will; so muß er auch allgemeine Karten von den bekannten und entdeckten Welttheilen vor Augen haben, damit er die Reise jedes Schiffes recht verfolgen könne. Eben deswegen hat Herr Bellin zuerst die Spitze von Europa gegen Abend zu, mit einem Stücke der africanischen Küste, als denjenigen Welttheil, von woraus alle Entdeckungen gemacht worden, entworfen. Es ist aber nebst Spanien und Frankreich, auch halb Irrland, halb England, Holland bis Amsterdam, und von Italien Genua, als des Columbus Vaterland zu sehen. Auf der 2ten Karte ist die ganze nordliche Küste von America und Europa, mit dem darzwischen eingeschlossenen Meere, und seinen Inseln zu übersehen: soviel davon diesseits des Aequators, oder Mittelstriches liegt. Auf der dritten sieht man den mittäg-

von Theodor Haaken, Mitgliede der curieusen Königlichen Gesellschaft, wodurch er ohne Zweifel die Englische Societät der Wissenschaften verstehet, allbereits zu übersetzen angefangen, von ihm aber weiter fortgesetzet und vollendet worden sey. Er sagt ferner darinn, daß er sich bemühet habe die Art der Englischen Verse, so Milton gemacht, auch im Deutschen aufs genaueste nachzuahmen, ob sie wohl in Deutschland nicht gebräuchlich sey. Dieselbe bestehe darinn, daß man die Worte so frey hinter einander fortlaufen lassen müsse, als möglich ist; keinen Ruhepunct am Ende eines Verses dulde; sondern vielmehr immer den Verstand aus einer Zeile in die andre ziehe. In der That ist dieses die Art der Miltonischen Verse: ob das aber in der Englischen Sprache eine Schönheit, geschweige denn eine besondre Gattung von Versen sey, weis ich nicht. So viel ist gewiß, daß ihre Tragödienschreiber sich fast durchgehends einer solchen Schreibart bedienen; die aber in der That bey weitem so viel Harmonie und Wohlklang nicht hat, als wenn richtige Abschnitte in den Versen, und geschickte Schlußpuncte am Ende der Zeilen beobachtet werden. Er verspricht endlich bey guter Aufnahme dieser Arbeit auch das wiedererworbene Paradies dieses Poeten zu übersetzen, welches aber unsers Wissens niemals mag geschehen seyn.

Hierauf folgt die übersetzte Erinnerung des Verfassers wegen der reimlosen Verse, deren er sich in dem ganzen Gedichte bedienet hat, und worinn ihm sein Uebersetzer gefolget ist. Er beruffet sich zu seiner Rechtfertigung hierinn auf den Homer und Virgil, und erinnert, daß das Reimen erst in den barbari-

lichen Theil dieses Meeres, jenseits des Aequators, mit den übrigen africanischen und americanischen Küsten und Inseln, bis ans Vorgebirge guter Hoffnung, die magellanische Meerenge und das Cap Horn. Die 4te zeiget das ganze indianische Meer zwischen den östlichen Küsten von Africa, den südlichen von Asien, und den westlichen von Neuholland, mit vielen ostindischen Inseln, unter dem heißen Weltgürtel. Die 5te endlich zeiget auch das chinesische und japanische Meer, mit den östlichen Ufern des erstern, nebst den übrigen indianischen, moluckischen und philippinischen Inseln, u. s. w. Ein jeder wird gar wohl begreifen, daß diese allgemeinen Karten gleichsam zu einem nützlichen Wegweiser dienen, wenn von den großen Schiffahrten die Rede ist. Nur wundern wir uns, warum man es an der 6ten Karte noch fehlen lassen, die uns die westlichen Küsten von America nebst dem stillen Meere hätte vorstellen müssen. Vieleicht aber wird dieselbe bey den künftigen Theilen einmal eingebracht werden.

Das IV Buch der Reisebeschreibungen also, womit dieser Band anhebt, stellt uns die Reisen nach verschiedenen Theilen von Africa, und denen dazu gehörigen Eylanden vor Augen. Die Canarischen Inseln und die Insel Madera machen den Anfang, weil sie theils am nächsten von Europa liegen, theils am zeitigsten entdecket worden. Thomas Nicols, welcher sieben Jahre auf diesen Inseln gewohnet, giebt uns eine zuverläßige Beschreibung von ihrer lage, ihren merkwürdigen Früchten und Waaren.

Er

Er hat ſeine Nachrichten um das 1566ſte Jahr geſchrieben. Es ſind aber hier, aus allen neuern Beſchreibungen dieſer Inſeln, Zuſätze beygefüget. Von dem Berge Pico und der Inſel Teneriffa, hat **Edmund Scory** um das 1600te Jahr geſchrieben. Aber auch Herr D. Sprat, und Edens haben noch neuere Nachrichten davon gegeben. Die nächſte von dieſen Inſeln liegt 40 Meilen von der africaniſchen Küſte, alle zuſammen liegen ſechſtehalb Grade breit von Oſten gen Weſten, (ſo daß der erſte Meridian durch die Inſeln Ferro und Palma geht) und in dem 33ſten Grade der Norderbreite: wie die beſondere Karte davon deutlich zeiget.

Die Spanier und Portugieſen ſtreiten mit einander, wer dieſe ſieben Inſeln erfunden. Indeſſen haben die Spanier mit einigen Engländern ſie zuerſt erobert. Den Namen haben ſie zwar von der mittelſten unter ihnen, Canaria, bekommen: allein woher hat ihn dieſe erhalten? Einige meynen a Canibus, weil es viel Hunde darauf gegeben; andre von einem gewiſſen giftigen Rohre, welches man von Canna, auf ſpaniſch Canes nennet. Denn die Zuckerröhre ſind, ſo wie die Weinſtöcke, erſt nachmals darauf gepflanzet worden. Die erſten Einwohner giengen in Kleidern von Ziegenfellen, wie Prieſterröcke gemacht, und wohnten ſehr freundſchaftlich zwiſchen den Felſen, in gewiſſen Hölen. Sie lebten von Hunden, Ziegen und ihrer Milch, darein ſie Gerſtenmehl rühreten; wovon ſie ſich noch ein Brod zu machen pflegen. Sie müſſen aus

Africa dahin gekommen seyn; doch ihre Sprache hat mit der arabischen, auf der africanischen Küste, nichts gemein gehabt.

Als ein Zusatz wird hier angemerket, daß nicht nur sieben canarische Inseln sind, sondern noch sechs kleinere Inseln dazu gerechnet werden; die aber weit kleiner sind. Es giebt aber auch noch etliche wilde Inseln, oder Felsen, bey Madera, die nicht bewohnt sind. Man meynt, Ptolemäus habe durch die glückseligen Inseln nichts anders, als diese canarischen verstanden; und selbst die Araber nennen sie so, die doch in der Gelehrsamkeit den Griechen und Römern nachgefolget sind, als Europa in der Barbarey steckte. Die Alten haben ihr Elysien dahin gesetzt.

Unter den Neuern hat man von ihnen zuerst 1393 reden gehöret, als sie für Henrich den III. König in Spanien entdecket wurden. Im 1417ten Jahre wurden Lanzarota und Fuerteventura, Gomera und Ferro erobert. Prinz Heinrich von Portugal gab für diese viere, ein Stück von Madera, und sandte 1447 eine Flotte aus, die übrigen zu erobern; trat aber, gegen einen Anspruch des Königs von Castilien, davon ab. So wurden sie 1483 gänzlich mit Spanien verbunden.

Die ersten Einwohner von Canaria sollen sich bis auf 9000, die von Teneriffa aber bis 15000 Seelen belaufen haben. Sie waren ein ungesittetes rauhes Volk. Jeder Mann nahm so viel Weiber, als er wollte, und die Ziegen säugeten ihre Kinder. Sie bauten das Feld mit Ochsenhörnern:

denn

denn vom Eiſen wußten ſie ſo wenig, als vom Gebrauche des Feuers. Sie hatten einen Abſcheu vor dem Viehſchlachten und allem Blutvergießen. Daher tödteten ſie auch die gefangenen Spanier nicht. Sie ſchabten das Holz mit Feuerſteinen entzwey. Von Häuſern wußten ſie nichts, und wohnten in den Hölen der Felſen: doch ſchienen ſie von einem künftigen Leben etwas zu wiſſen. Denn jede Gemeine hatte zween Herren, einen lebenden, und einen todten. Wenn nun ein Fürſt ſtarb, ſtellten ſie ihn aufrecht in eine Höle, und gaben ihm einen Stock in die Hand: neben ihm aber ſetzten ſie ein Gefäß mit Milch, und eins voller Wein, ſich auf ſeiner Reiſe damit zu laben.

Wir könnten noch manches artige von den andern Canaricninſeln anführen, wenn wir uns bey allen aufhalten wollten: doch können wir nicht umhin, von den dreyen berühmteſten, **Canaria**, **Teneriffa** und **Madera** zu melden. Canaria, als die erſte, iſt nicht an Fruchtbarkeit, ſondern wegen des Sitzes des Statthalters, die vornehmſte. Ihre Hauptſtadt heißt Palma, oder die Palmſtadt; ſie iſt ſchön, und ihre Einwohner lieben den Pracht. Die Luft iſt gemäßigt; und der Boden umher ſo fruchtbar, daß man jährlich zweymal, nämlich im Februar und im May, Weizen ärnten kann. Sonſt ſind noch drey Städte, und zwölf Zuckerſiederenen auf der Inſel. Der Zucker wird auch zweymal im Jahre geärntet. Man pflanzt ihn ſo. Man nimmt ein Rohr, welches man die Pflanze nennt, macht eine Rinne in der Erde, legt es hinein,

ein, und beſcharret es, ſo daß man durch eine Schleuſe Waſſer darüber leiten kann. Alsdann treibt dieſes Rohr, als eine Wurzel, verſchiedene Röhre in die Höhe, die zwey Jahre wachſen müſſen, ehe ſie geſchnitten werden. Dieß thut man dicht an der Erde, nimmt die Blätter und Spitzen davon ab, und ſchickt es bündelweis in die Zuckerhäuſer. Daſelbſt wird es gemalen, ſo daß der Saft durch eine Rinne in große Keſſel läuft, darinn er gekocht wird, bis er dicke genug wird. Alsdann wird er in gewiſſe kegelförmige irdene Gefäße gethan, die wie Zuckerhüte ausſehen; darinn er gerinnt. Daß er aber weiß wird, kömmt von einer Art von Kalk oder Thone her; der nicht, wie hier ſteht, auf die Spitze, ſondern auf den Boden des Zuckerhuts gethan wird. Dieſes haben wir ſelbſt in Hamburg und Danzig in Zuckerſiedereyen geſehen. Wie die übrigen Arten des Zuckers gemacht werden, das ſteht hier zwar auch, aber mit lauter ſpaniſchen Namen, darunter wohl niemand den Muskebad, Syrup und dergleichen Arten erkennen wird.

Die Inſel Teneriffa liegt 12 Meilen nordlicher, als Canaria, hat 17 Meilen in der Länge, und iſt ziemlich hoch. Der Berg Pico iſt der höchſte in der Welt. Schräge hinauf iſt er 15 engliſche Meilen hoch, und hat an der Spitze eine halbe Meile im Umfange. Er ſieht oben wie ein Keſſel aus, und aus ſeiner Höle ſteigen Flammen und Schwefeldampf empor. Zwo Meilen von der Spitze iſt er mit lauter Aſche und Bimſtein bedecket, und

darauf

darauf folget die Gegend, die jahraus jahrein unterm Schnee liegt. Tiefer unten wachsen grosse Bäume von dauerhaftem Holze. Ja es giebt noch niedrigere Wälder von Lorberbäumen, darinnen unzählige kleine Vögel sehr angenehm singen. Eine kleine Art davon sieht einer Schwalbe ähnlich, und übertrifft alle andern am Gesange. Diese Insel ist eben so fruchtbar, als Canaria; und hatte vormals sieben Könige, die auch mit ihrem Volke in Hölen lebten, und sich in Ziegenfelle kleideten. Ihre Sprache aber war ganz unterschieden. In den Zusätzen werden die Nachrichten von verschiedenen Reisenden beygebracht, die den Berg Teneriffa erstiegen haben. Sie sind sehr artig zu lesen. Die Höhe des Berges kann am besten daraus abgenommen werden, daß das Queckſilber im Barometer, welches unten an der See 29 Grade hoch stund, auf der Spitze eilf Grade niedriger stund: welches nach Halleys Rechnung zwo und eine viertel englische Meilen; oder irgend eine halbe deutsche Meile beträgt. Von diesem Berge an rechnen die Holländer ihren ersten Meridian.

Auf der 38sten u. f. S. wird eine Nachricht von dem ersten Ursprunge dieser Insel gegeben; daß sie nämlich durch einen feuerspeyenden Schlund, aus dem Abgrunde der See erhoben und ausgeworfen worden. Dieses zeiget ihre ganze Beschaffenheit, sowohl als der Insel Island ihre, wie wir in dem Auszuge aus Andersons Beschreibung, angemerket haben. Und da dieses mit dem Lehrversuche des Herrn **Moro**, von dem Ursprunge der Muschelwerke

werke und Seethiere auf den Bergen, sehr einstimmig ist, welchen wir gleichfalls in unsern Büchersaale bekannt gemacht habe: so überlassen wir solches dem fernern Nachdenken unsrer Leser. Soviel ist ist gewiß, daß in diesem Bande der Reisebeschreibungen, auch die Insel del Fuogo, oder die Feuerinsel eben das bestätiget.

Was die Insel Madera betrifft: so ist sie wegen des vortrefflichen Weines so berühmt, den sie hervorbringt. Sie liegt 17 Meilen von Teneriffa, im 32sten Grade nordlicher Breite. Ein Engländer, Machin, hat sie zuerst entdecket, wie wir hernach hören werden. Den Namen Madera hat sie von der großen Menge von Bäumen bekommen, die man darauf gefunden. Itzo gehört sie den Portugiesen, die sie nach der ersten Entdeckung erobert haben. Die Hauptstadt darauf heißt **Fonchal**; die andre Stadt heißt nach dem Entdecker **Machico**, und außer dem sind noch 16 Zuckersiedereyen darauf. An Birnen, Aepfeln, Pflaumen, Datteln, Pfirschen, Melonen, Orangen, Limonen, Granatäpfeln, Citeronen, Feigen und allen Gartengewächsen, hat sie einen Ueberfluß. Nur Korn muß ihnen aus Teneriffa, und Europa zugeführet werden. Die Insel hat etwa 150 Seemeilen im Umfange, und ihr Boden hebt sich sehr hoch über die See empor.

Der erste, der dieselbe beschrieben hat, ist **Aluise de Cada Mosto** gewesen, der sich 1455 zu Madera befunden hat. Hernach sind andre ihm gefolget, davon die neuesten von 1689 und 1720 sind. Die

Insel

Insel Porto Santo kann man bey hellem Wetter sehen. Die erste Erfindung der ersten wird von den Einwohnern auf folgende Art erzählet. Im 1344sten Jahre, unter König Eduards des III. Regierung, verliebte sich ein junger vornehmer Engländer, **Robert Machin**, der Verstand und Muth besaß, in ein edles Frauenbild, **Anna d' Arfet**, und war so glücklich, vor andern Nebenbuhlern Gegengunst zu finden. Ihre Aeltern merkten solches, und wirkten, um es zu hindern, einen Königl. Befehl aus, ihn so lange gefangen zu setzen, bis sie verheirathet wäre. Dieß geschah. Der neue Ehemann führte seine Gattinn auf sein Landgut bey Bristol, und der gefangene **Machin** ward auf freyen Fuß gestellet.

Aus Empfindlichkeit und Liebe beredete er seine Freunde, ihm zur Rache behülflich zu seyn. Einer von ihnen gab sich als ein Bedienter bey dem neuen Paare ins Haus, und eröffnete dem Frauenzimmer das Vorhaben ihres Liebhabers, sie zu entführen. Sie war es zufrieden, und unter dem Vorwande einer Spazierfahrt, dazu sie nur diesen vertrauten Diener mitnahm, lieferte sie sich an dem nächsten Flusse auf ein Boot: welches sie nach der Seeküste auf das Schiff führete, wo ihr Anbether sie erwartete, um mit ihr nach Frankreich zu flüchten. Sie segelten ab: allein ein Ungewitter, und die Unwissenheit des Steuermannes verschlugen sie von der rechten Fahrt; so daß sie dreyzehn Tage lang, von den Wellen hin und her getrieben wurden, ohne zu wissen, wo sie hinkämen.

End-

Endlich entdeckten sie, beym Anbruche des Tages, ein nahes Land, das mit Bäumen bedeckt war. Sie erstaunten aber, als von demselben ohne alle Furcht Vögel auf ihr Schiff geflogen kamen, die sie nicht kannten; wie ihnen denn auch die Bäume daselbst ganz fremde waren, als sie mit ihrer Schaluppe ans Land fuhren. Machin führte seine Liebste dahin, und fand, daß es sehr angenehm, voller Hügel und Thäler, und frischer Bäche war. Die wildesten Thiere kamen ohne Scheu zu ihnen: und dieses machte sie herzhaft weiter ins Land zu gehen. Sie kamen auf eine schöne Ebene, die rings um mit Lorberbäumen bewachsen war, und in der Mitte von einem Bache befeuchtet ward. Auf einer kleinen Höhe stund ein Baum, dessen Schatten sie anlockte, sich unter ihm eine Hütte zu bauen. Sie lebten hier ganz vergnügt, aber ihr Glück war von kurzer Dauer. Ein Sturm trieb ihr Schiff mit dem Seevolke auf die marocçanische Küste, wo es strandete, und den Moren in die Hände gerieth; die alle Menschen darauf zu Sclaven machten.

Des folgenden Morgens vermißte unser verliebtes Paar sein Schiff. Dieß Unglück brachte sie zur Verzweifelung. Die Schöne grämte sich so sehr darüber, daß sie in kurzem starb; und ihr Liebhaber überlebte sie kaum fünf Tage. Man begrub sie in einem und demselben Grabe, und setzte ein großes hölzernes Kreuz darauf, mit einer Aufschrift, die Machin selbst verfertigt hatte, und die eine kurze Geschichte seines Unglücks enthielt; nebst

nebst einer Bitte, wenn Christen an diesen Ort kämen, dem Heilande allhier eine Kirche zu bauen. Die übrigen setzten sich auf die Schaluppe, um wieder nach England zu segeln; geriethen aber gleichfalls auf die maroccanische Küste, und wurden von den Moren zu Sclaven gemacht. Unter diesen fanden sie einen Spanier von Sevilien, Johann de Morales, einen erfahrnen Seemann, der diese Historie der Neuankommenden mit Vergnügen erzählen hörete. Als Johann der I. König von Portugal, mit einem siegreichen Heere nach Africa gieng, und 1415 Ceuta eroberte, hatte er seinen Infanten Don Heinrich bey sich, der in den mathematischen Wissenschaften und der Geographie sehr geübt war. Daher kam sein Durst nach neuen Entdeckungen. An diesen gerieth der aus der Sclaverey losgekaufte Morales, welcher sich gleich erboth, ihm durch die Entdeckung eines neuen Eylandes zu dienen. Dieses ward angenommen. Man gab ihm Volk und Schiffe, womit sie erst nach der Insel Porto Santo fuhren, die kurz zuvor entdecket worden war. Hier erfuhren sie, daß nordostwärts allezeit eine dicke Wolke auf der See liegend zu sehen wäre: und unser Morales schloß so gleich aus der Lage, und den obigen Beschreibungen, daß dieß die oberwähnte Insel seyn müßte. Er betrog sich auch nicht.

Einen Morgen früh gieng der Schiffshauptmann unter Segel, ohne jemanden anders, als dem Morales, der ihn dazu beredet hatte, sein Vorhaben zu entdecken. Er zog alle Segel auf,

Einigkeit aller Teufel, ein paar schöne moralische Anmerkungen wider die Heucheley und die Feindseeligkeit der Menschen. Darauf wurden vier Cherubinen befehliget in die vier Hauptwinde das obige auszublasen, und einem jeden zu erlauben, so lange bis Satan wieder käme, sich die Zeit so gut er könnte zu vertreiben: Davon der Poet verschiedene Gattungen ausführlich beschreibet, aber vieles aus der heydnischen Mythologie einmischet.

Satan macht sich indessen auf die Reise, und weil die Hölle mit neunfachen Mauren umgeben war, so hatte er auch drey eherne, drey stählerne und drey diamantne Thore vor sich. An deren erstem saß ein Ungeheuer, welches er als ein Weibsbild von oben, von unten aber mit einem wüsten Schweife, voll Schuppen, Stancks und Unflaths, am Gürtel mit höllischen bellenden Hunden umgeben beschreibet: Kurz so schrecklich als keine Scylla, keine lappländische Hexe gewesen. Vor der andern Pforte habe gleichfalls ein Schreckbild ohne Glieder, Gelenk und Leichnam, wesentlich dem Schatten gleich, schwarz wie die Nacht, und schrecklich wie zehen Furien, mit einem Pfeil in der Hand und einer Krone auf dem Haupte, gestanden, welches bey der Ankunft des Satans ihm so trotzig entgegen gesprungen, daß die ganze Hölle das Stampfen seiner Füsse empfunden. Und da selbiger gleichwohl sich nicht gefürchtet, habe er es mit höhnischen Worten angeredet, und ihm sich wegzupacken befohlen: Hierauf habe das Ungeheuer noch viel trotziger geantwortet, so daß beyde von Worten unfehlbar zu Streichen gekommen wären, wenn nicht das andre Scheusal darzwischen gesprungen, und den Satan,

und richtete sein Vordertheil gerade auf die finstre Wolke, die von den Furchtsamen damaliger Zeit, für den offenen Schlund der Höllen gehalten ward. Einige Geschichtschreiber aber, die noch die gelehrtesten seyn wollten, hielten dieß für die alte Insel Cipango, die von der Providenz auf eine geheimnißvolle Art verborgen gehalten würde: weil sich bey den morischen Einfällen in Spanien, viele Bischöfe und Christen dahin geflüchtet hätten. Es wäre auch also eine Sünde, diesem Geheimnisse ferner nachzugrübeln, und das entdecken zu wollen, was Gott selbst verbergen wollte.

Je näher unsre Waghälse der Wolke kamen, desto höher und größer sah sie aus, so daß sie zuletzt recht schrecklich anzusehen war. Um Mittag hörten sie das Geräusch der See den ganzen Horizont erfüllen. Dieß erschreckte alles. Man schrie, und fiel dem Gonsalvo zu Fuße, sich nicht in diese Gefahr zu stürzen. Allein dieser besänftigte ihre Furcht: und weil der Wind stille ward, ließ er sein Schiff durch zwo Schaluppen längst der Wolke hinschleppen; allmählich kam er auf die Ostseite, wo dieselbe dünner ward. Durch diesen Nebel sahen sie in der Ferne etwas schwärzers, welches sie für große Riesen hielten: die See aber ward stiller, und die Wellen nahmen ab. Endlich verschwand die Wolke; sie sahen, daß die Riesen Felsen und Vorgebirge waren, und entdeckten ein schönes Land. Sie fanden auch das Kreuz auf dem Grabe der Verliebten, u. s. w.

Man

Man kann leicht denken, daß ein Buch, das mit so angenehmen Erzählungen gewürzet ist, sehr artig zu lesen ist. Allein der große Nutzen, den es in der wirklichen Erkenntniß der Erdkugel, in allen ihren bewohnten Theilen hat, ist ungleich größer. Wir müssen es dießmal bey dieser Probe daraus bewenden lassen, und glauben, daß sie allen vernünftigen und neugierigen Lesern eine Lust machen werde, das ganze Werk zu lesen. Wie ist es auch möglich, aus einem Werke, darinn jedes Capitel so viel merkwürdiges enthält, anders einen Auszug zu machen; als daß man etwas davon wählet, so von dem übrigen einen angenehmen Vorschmack geben kann?

* *

II.

Caroli Linnaei, Sac. R. M. Suec. Archiatri, Prof. Upsal. &c. &c. Amoenitates Academicae, seu Dissertationes variae, physicae, medicae, botanicae, antehac seorsim editae, nunc collectae et auctae, cum Tab. aeneis. Holmiae et Lipsiae apud Kisewetterum 1749 in 8. maj.

Gleichwie der unermüdete Fleiß, des Upsalischen Lehrers der Kräuterwissenschaft, Herrn Linnaei, jederzeit in Betrachtung der natürlichen Körper, besonders aber der Pflanzen beschäfftiget gewesen, so höret derselbe auch noch itzo

nicht auf, durch neue Beweiſe ſich kenntlicher zu machen. Seine amoenitates academicae, welche in dieſem 1749 Jahre heraus gekommen, und die neueſten Entdeckungen in der Natur- Arzney- und Kräuterwiſſenſchaft enthalten, verdienen um ſo viel mehr, etwas genauer durchgeſehen zu werden, je gewiſſer der Nutzen iſt, welchen ſich die gelehrte Welt von dieſen Beyträgen verſprechen kann. Ein kurzer Auszug dieſes Buchs, wird bey den Leſern eine edle Begierde zu deſſen Beſitz, und wahre Hochachtung gegen deſſen Verfaſſer hoffentlich erwecken.

Das ganze Werk iſt in 18 Abhandlungen eingetheilet, welche ſeit einigen Jahren unter dem Vorſitze des Herrn Linnaei, von etlichen ſchwediſchen jungen Herren, einzeln ſind vertheidiget worden. Die erſte handelt de Betula nana, deren Vaterland allein an den ſumpfigten Orten der ſchwed. Alpgebürge geſetzet wird. Die Höhe derſelben, iſt ſelten einer Mannslänge gleich, und die Aeſte ſind gemeiniglich niedrig, und auf der Erde kriechend; die Blätter ſind rund, und ſtumpf; und die Einſchnitte derſelben weder gegen die Spitze des Blattes gerichtet, noch ſcharf: da hingegen die gemeine Birke ovallange Blätter hat, welche ſich ſpitzig endigen; deren Einſchnitte ſcharf, und gegen die Spitze des Blattes gewendet ſind. Die Blumen ſind dicht anſitzend, und aufrechts ſtehend: bey der gemeinen Birke aber hangen dieſelben an einem Stiele herunterwärts. Sie kommen meiſtentheils aus den unterſten Augen oder Knoſpen hervor, da die gemeine Birke ihre Blumen vielmehr aus den äußerſten Spitzen der Aeſte hervortreibt.

treibt. Im übrigen glaubet der Verfaſſer, daß derſelben Nutzen mit der gemeinen Birke von einerley Wirkung ſey.

Die andere Diſſertation handelt de Ficu. Nach angeführten unterſchiedenen, theils bekannten, theils fremden Arten der Feigen, und verſchiedenen Meynungen der Autoren von dem Geſchlechte derſelben, beſchreibt der Verfaſſer derſelben Unterſcheid von andern Feigen; und widerleget zugleich die irrige Meynung des Camerarius, welcher geglaubet hat: daß der Saame der Feige unfruchtbar ſey; deſſen Gegentheil durch die Erfahrung bewieſen wird, da nämlich jährlich in Holland, aus italiäniſchen und griechiſchen Feigenſaamen, neue Pflanzen erzeuget werden, dergleichen Verſuch auch in dem akademiſchen Garten zu Upſal glücklich gerathen ſey.

Ein neues Geſchlecht, Peloria, wird in der dritten Diſſertation angeführet, welches ein Studioſus, Namens Zioeberg, im 1742 Jahre zuerſt entdecket hat. Es wird darinnen dafür gehalten, daß dieſe Peloria von der Linaria gezeuget worden. Die Gründe, dieſes zu glauben, ſind folgende: 1) wächſt dieſelbe mitten unter der Linaria. 2) Sieht ſie der Linariae ſehr gleich. 3) Hat ſie gleichen Geruch mit derſelben, 4) einerley Farbe, 5) einerley Kelch, Fruchtcapſel und Saamen. In wie fern aber dennoch beyde Pflanzen unterſchieden ſind, iſt nicht nöthig, allhier weitläuftig anzuführen. Wir glauben, daß der beygefügte Kupferſtich richtig gerathen ſey: und aus dieſem einzigen Beweisgrunde wird ein jeder, der die Linariam kennt, ſogleich abneh-

men, wie wenig dieſe beyden Gewächſe einander gleich ſeyn können. Nur iſt zu bewundern, wie es möglich ſeyn könne, zu glauben, daß die Linaria, ein, ſich ganz ungleiches Geſchlecht zu zeugen fähig ſey; indem daraus, daß die Peloria mitten unter der Linaria wächſt, keine Folge dieſer vorgefaßten Meynung zu ziehen iſt: maßen mehrere Kräuter, ſo in Geſellſchaft vieler anderer wachſen, eben dieſes Urſprungsrecht verlangen könnten; welches ihnen dennoch nach den Regeln der natürlichen Ordnung unmöglich zuzugeſtehen iſt. Und ſo wenig, als man Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln leſen kann: ſo wenig wird die Peloria ihren natürlichen Urſprung verleugnen, und eine Linariam für ihre Mutter erkennen können. Wäre ſie ja auf eine ſeltſame Art von ihr erzeuget, ſo würde ſie auch nicht alle Jahre, aus ihrem eigenen Saamen, in ihrer Geſtalt wieder hervorkommen; ſondern unter diejenigen Körper zu zählen ſeyn, welche jezuweilen in fremden Geſtalten erſcheinen, aber dieſelben nicht fortpflanzen können. Es iſt alſo dieſer Pflanze der Name Peloria, von πέλωρ, monſtrum, ohne zureichenden Grund gegeben worden. Denn, ob es gleich bey den Thieren zu geſchehen pfleget, daß durch Vermiſchung zweyerley unterſchiedener Arten, ein drittes Geſchlecht hervorgebracht wird: ſo iſt doch dieſes zur Fortpflanzung untüchtig. Eben ſo wenig iſt es zu glauben, daß die Pflanzen hierinnen etwas beſonders haben ſollten, und aus einem einigen Geſchlechte, ein dergleichen Monſtrum erzeuget werden könnte; welches

alle

alle Jahre ein solches ebenmäßiges Monstrum hervorzubringen geschickt wäre.

Die vierte Abhandlung enthält corallia Baltica. Es wird kürzlich darinnen gesaget, was ein corallium sey, ob es, nach des Dioscorides, Plinius, Rajus und Tourneforts Meynung, zu denen Vegetabilien zu rechnen, oder nach des Guisonäus Gründen, von denselben auszuschließen, und wie weit es von ihnen unterschieden sey. Juissieu, Reaumur, und andere neuere Gelehrten, haben es für ein von den Würmern hervorgebrachtes Wesen gehalten, und es scheint mit dieser Streitigkeit eben die Bewandniß zu haben, wie mit dem sperma Ceti, ambra und mercurio: da noch nicht ausgemacht ist, ob erstere von dem Wallfische seinen Ursprung habe; das andere ein Auswurf des Meeres sey, und das dritte zu denen Metallen könne gezählet werden?

In der fünften Dissertation sind etliche amphibia beschrieben, mit welchen Herr Carl Gyllenborg, königl. Schwed. Senator, Canzlenpräsident und der upsalischen Akademie Kanzler, die Universität beschenket hat. Die amphibia werden daselbst unterschiedlich abgetheilet. Etliche sind vierfüßig, und haben Klauen, gleich andern vierfüssigen Thieren; andere kriechen ohne Füße, wie die Aale; andere sind ganz nackend, andere sind mit Schuppen bedeckt, wie Fische. Sie sind von kaltem Geblüte, können auf der Erde eben so gut, als im Wasser leben, und halten sich meistens zur Winterszeit in Höhlen und Klüften auf: wiewohl sie in den mittäglichen Ländern ungleich häufiger, als

in den nordlichen Gegenden angetroffen werden. Es gehören hierunter Schlangen, Eydexen, Frösche und Schildkröten: welche nach ihren Arten, Geschlechtern und Kennzeichen, in einer guten Ordnung beschrieben sind.

Die sechste enthält eine Sammlung von denjenigen Kräutern, welche bereits zu des berühmten C. Bauhins Zeiten, um das 1620 Jahre von Joachim Bursern zusammengetragen, und ermeldetem Bauhin zugeschicket worden. Petrus Martin hat diese von Bursern gesammleten Kräuter durchzusehen, und zu verbessern angefangen; ward aber durch seinen frühzeitigen Tod, im 1727 Jahre an Vollendung seines Vorhabens gehindert: daher sich dessen Sohn, Roland Martin, für verbunden geachtet hat, diese von seinem Vater angefangene Arbeit fortzusetzen, und der gelehrten Welt zu entdecken.

Die siebende stellet den akademischen Garten zu Upsal in seiner Schönheit dar. Nachdem der Verfasser derer verdrießlichen, kostbaren und mühsamen Reisen, so ehedem von den Liebhabern der Botanik vorgenommen worden, um diese Wissenschaft nur einigermaßen in eine bessere Vollkommenheit zu setzen, Erwähnung gethan: so preiset er die jetzigen Zeiten desto glückseliger, da, nach Anlegung so vieler botanischen Gärten, man eine unzählige Menge Kräuter beysammen haben könne; ohne dieselben mit so vieler Beschwerlichkeit, als vor diesem geschehen müssen, anzuschaffen. Er gedenket zugleich etlicher öffentlicher Gärten, welche zu diesem

Ende

Ende zuerst angelegt worden. Der paduanische Garten ward im 1540sten Jahre gestiftet, der zu Pisa 1547, zu Bononien 1547, zu Paris 1570, zu Leiden 1577, zu Leipzig 1580, zu Montpellier 1598, zu Jena 1629, zu Berlin 1714, wodurch denn die Arzneywissenschaft zugleich ungemein zu steigen, die erwünschteste Gelegenheit und Mittel gefunden. Er zeiget die Absichten, warum dergleichen Gärten gestiftet werden, um nämlich die große Menge der Kräuterverräthe beysammen zu haben, und sie zu dem Nutzen der Lernenden anzuwenden. , Besonders ist sein Vorsatz, die Stiftung des Gartens in Upsal zu bemerken. Der erste Entschluß, denselben anzulegen, ward 1637 gefasset, und 1643 ward um dessen Erbauung bey Sr. Königl. Schwed. Maj. allerunterthänigst angesucht. Im 1648 Jahre ward der königl. Stall der Akademie geschenket, und dieser Platz zu dem Garten bestimmet. Im 1653 Jahre ward dieser Vorschlag dem Könige vorgetragen, jedoch fanden sich einige Hindernisse, welche endlich jedennoch, durch des berühmten Olaus Rudbeck unermüdeten Fleiß gehoben wurden: da denn 1657 derselbe zu seiner Vollkommenheit gelanget, und nachher, theils durch Ankaufung anderer Plätze, theils auch dadurch ungemein erweitert worden, da gedachter Herr Rudbeck sein Haus und Hof dazu verehrte, welches zusammen auf 3950 Rthl. geschätzet worden; dergleichen seltene gute Neigung man gewiß zu jetzigen Zeiten kaum hoffen dürfte. Im 1742 Jahre wurde Herr Linnaeus Aufseher desselben, und dessen lobenswürdiger Vorsorge ist der itzige gute Zustand dieses

Gartens zu danken; nachdem auf Kosten der Akademie dessen Gebäude auf das schönste erneuert, erweitert, und vermehret worden. Die dabey befindlichen Kupferstiche zeugen so wohl von der Größe des Umfanges, als von allen rühmlichen Anstalten, die Kräuter im Winter, nach ihrer unterschiedenen Beschaffenheit, auch auf verschiedene Weise zu verpflegen: und das Muster der Oefen ist dergestalt vortheilhaft gemacht, daß der gleiche Zug, und eine beständig gleiche Wärme genugsame Merkmaale von der Erfahrenheit des Erfinders darlegen, und dessen Geschicklichkeit viel Ehre bringen. Der Vorrath der darinnen aufbehaltenen auserlesensten Gewächse ist ansehnlich, und die Gönner der Botanik, deren Namen zugleich mit erwähnet worden, haben zu dessen Vermehrung ein nicht geringes beygetragen.

In der achten Dissertation ist die nicht unbekannte Paßionsblume, nach ihren Vaterlande, Geschlechte, verschiedenen Beschreibungen derer Autoren, Nutzen, und nach ihren vielerley Arten abgehandelt worden.

In der neunten ist ebenfalls eine neue Pflanze beschrieben, welche aus Rußland unter dem Namen Anandria überschicket worden. Deren Name ist daher entstanden, weil sie keine stamina oder antheras hat: welches als ein Wunder in der Botanik, wenigstens denenjenigen scheinen muß, welche ihre Methode auf die Gegenwart der staminum gegründet haben. Herr Siegesbeck hat diesen Namen erfunden, und zugleich dadurch Gelegenheit be-

bekommen, da er das linnäiſche Lehrgebäude beſtreiten wollte, den Ungrund deſſelben auch aus dieſem Gewächſe zu erweiſen. Herr Linnäus aber hat dennoch gezeiget, daß dieſe Blume fünf ſtamina habe, und alſo den Namen Anandria nur Widerſpruchsweiſe führe. Er zählet ſie zu dem Geſchlechte der Tuſſilaginis: und wenn dem alſo iſt, ſo muß ſie ebenfalls ſtamina haben.

Die zehnte Diſſertation hält ein Geſchlecht aus der zahlreichen Familie der Filicum in ſich, Acroſtichum genannt. Die Kennzeichen einer filix ſind dabey zum voraus geſetzet, und ſodann iſt erwieſen worden, daß das Acroſtichum zu deſſen Arten gehöre.

Nachdem auch, wie in der eilften Diſſertation rühmlichſt erwähnet worden, der ſchwediſche Erbprinz Adolph Friedrich, den akademiſchen Vorrath der Seltenheiten, mit einem anſehnlichen Geſchenke gnädigſt zu vermehren geruhet: ſo wird die ganze prächtige Sammlung, ſo ſich in gedachtes Erbprinzens Cabinet befindet, ausführlich beſchrieben, und deſſen beſondere Gnade mit gebührenden Danks- und Lobeserhebungen geprieſen.

In der zwölften Diſſertation wird die ehedem ziemlich unbekannte, zu itzigen Zeiten aber, von ſo vielen geglaubte und vertheidigte Hochzeitluſt der Pflanzen erwieſen. Man hat vor Alters nicht viel von beyderley Geſchlechten der Kräuter gewußt: und ungeachtet von dem Palmbaume, und deſſen zweyerley Geſchlechten einige Spuren anzutreffen ſind, wie denn auch aus Theophraſts, Plinii, Bauhins, und anderer Schriften, einige Muthmaßungen

gen

als eine Tochter gebeten, er möchte doch seines Sohnes schonen.

Als dieser nun ganz bestürzt fraget, wie er solcher Ungeheuer Vater seyn könne? Antwortet ihm die erste: Er solle sich nur besinnen wie sie im Himmel aus seinem Haupte gebohren worden, und den Nahmen Sünde bekommen habe; wie er sie hernach heimlich geschwängert, und sie diesen Sohn, der vor ihm stünde, von ihm empfangen habe; den sie aber, nach ihrem allerseitigen Falle aus dem Himmel, allererst in der Hölle mit unbeschreiblichen Schmerzen gebohren, und ihn den Tod genennet habe. Wie endlich dieser Tod, gleich nach seiner Geburt, ihr als seiner Mutter und Schwester Gewalt gethan, und das abscheuliche Schlangen-Nest von ihr erzeuget hätte, welches sie noch umgäbe, und unaufhörlich marterte. Indessen solle er diesen seinen Sohn nicht verachten: Sein Mordpfeil könne auch ihm schaden; weil der Allerhöchste allein von dessen Stachel frey sey. Hierauf läßt sich Satan besänftigen, bittet sich einen freyen Durchgang aus, und verspricht der Sünde in der Welt unter den Menschen einen bessern Aufenthalt, dem Tode aber eine grosse Menge fetter Opfer zu verschaffen.

Satan fliegt also durch die geöfneten Thore heraus, die aber nicht so leicht wieder zu schliessen waren, und also sint der Zeit sperr weit offen stehen. Er kommt in einen wüsten finstern Raum, darinn die alte Nacht und Chaos noch regiert, welches der Poet sehr lebhaft beschreibt. Bald fliegt er mit seinen Flügeln aufwerts, bald sinkt er wieder zehen tausend Klaftern tief herunter; wo ihn aber wiederum eine

plötz-

gen von dieſer Meynung könnten geſchöpfet werden; ſo iſt doch dieſes großen Geheimniſſes Erörterung, annoch unter ſehr dunkeln Begriffen verborgen geweſen, derer Entwickelung den neuern Zeiten vorbehalten zu ſeyn ſcheint. Moriſon, Tourneſort, auch einige noch neuere Kräuterkundige, haben zwar dieſe ſchönen Spielwerke, für unzeitige Hirngeburten träumender Köpfe angeſehen: allein, es hat dennoch nicht an ſcharfſinnigen Kennern gefehlet, welche die Wahrheit der Sache eingeſehen, und deren Nutzen in der Kräuterwiſſenſchaft bewährt gefunden zu haben glauben. Alle Beweisthümer, daß bey den Pflanzen beyderley Geſchlechter zu finden, und ihnen folglich das Recht und Vermögen, Hochzeit zu halten, nicht abzuſprechen ſey, hier anzuführen, würde ſo weitläuftig, als verdrießlich fallen. Die vornehmſten Gründe ſind folgende: 1) Die Pflanzen leben auf eben dieſelbe Art, wie die Thiere, und die Lebensſäfte werden bey jenen, wie bey dieſen auf gleiche Weiſe umgetrieben. Hieraus folget 2) die Nothwendigkeit und Beſchaffenheit ihrer Ernährung, welche 3) nach den verſchiedenen Altern derſelben eingerichtet iſt: wie denn auch die Verrichtungen derſelben, mit zunehmendem Alter, ſich durch unterſchiedene Merkmaale hervorthun. Hierzu kömmt 4) die Bewegung, wobey viele verſchiedene Gewächſe angeführet werden, an deren Blumen und Blättern man ziemliche Spuren einer merklichen Bewegung vor andern verſpüren kann. Dergleichen ſind Impatiens, Reſeda, Draba, Oxalis, Tragopogon, Aeſchy-

Aeſchynomene u. ſ. f. Auch 5) die Krankheiten, und der 6) darauf erfolgende Tod, 7) die innerlichen, 8) die organiſchen Theile der Pflanzen, welche theils durch Zergliederung dererſelben, theils durch ihre Verrichtungen kennbar werden, ſollen ein richtiges unfehlbares Zeugniß von ihrem edlern Zuſtande ablegen. Sie müſſen alſo auch Zeugungsglieder haben. Dieſe werden in der Blume geſetzt, und obgleich bey vielen tauſenden keine Blume geſehen worden: ſo ſtreitet doch der Verfaſſer auf das heftigſte dafür, daß ſie da ſeyn müſſe, wenn ſie auch ſchon nicht geſehen werde. Vielleicht haben unſere Nachkommen ſchärfere Augen, oder können beſſere Vergrößerungsgläſer ſchleifen, dieſe ungeſehenen Blumen zu entdecken. Von der alſo nothwendig da ſeyn müſſenden Blume, wird die Frucht gezeuget; und wiewohl nicht in allen Blumen beyderley Geſchlechtsglieder beyſammen zu befinden ſind: ſo ſind doch dieſelben in einer andern anzutreffen, aus deren Vermiſchung ſodann die Hervorbringung neuer Früchte entſtehen ſoll. Hier wird der Wind ebenfalls etwas zu thun bekommen, und der Verfaſſer der franzöſiſchen Schrift l'Homme plante findet hier einen gewaltigen Grund, den Weg des Windes, wodurch die Kräuter befruchtet werden, zu rechtfertigen. Unſere Abſicht iſt weder, dieſe Meynung zu verwerfen, noch auch zu vertheidigen. Die dawider anzuführenden Einwürfe würden ſich in keine enge Schranken einer kurzen Beurtheilung faſſen laſſen: und es hat zu dem, bereits nicht an geſchickten Männern gefehlet, welche

in dieser Sache die Bahn gebrochen haben: unter welchen der berühmte Herr Hofrath Heister in Helmstädt angemerket zu werden verdienet; welcher in einer im 1741 Jahre gehaltenen Dissertation, der gelehrten Welt seine Gedanken darüber überaus gründlich mitgetheilet hat.

In der dreyzehenden Dissertation kommen eine Menge neue Geschlechter und Namen derer Kräuter vor, welche denen, so sich ohnedem über die Vermehrung derer Geschlechter beschweren, und die Erlernung der Kräuterwissenschaft als etwas höchst verdrießliches um deßentwegen ansehen: weil die Anzahl derer Namen und der immer anwachsenden neuen Lehrgebäude, alle Lust, zu dieser sonst angenehmen Wissenschaft unterdrücke; ein neues Hinderniß in den Weg legen, deren Erlernung zu unternehmen.

Die vierzehnde ist nicht ohne Nutzen, indem darinnen theils die Wirkungen unterschiedener, auch bisher nicht üblich gewesenen Kräuter angeführet; theils die Art, dieselben zu untersuchen, an die Hand gegeben wird.

In der funfzehenden, ist die mannigfaltige Weise, wie die Crystallen gezeuget werden, und in wie verschiedenen Gestalten sie anschießen, so gründlich beschrieben, als auch mit vielen nützlichen Exempeln und Kupfern erläutert worden.

Die sechzehnde führet die Aufschrift: Surinamensia Grilliana, und enthält eine große Sammlung unterschiedener vierfüßiger Thiere, auch anderer Insecten, als Schlangen, Spinnen, wie auch

Fische

Fische, welche Herr Claudius Grill, ein Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, und Bürger in Stockholm, im 1747 Jahre dem Herrn Linnäus geschenket hat. Diesen schönen Vorrath hat Herr Grill von dem Pater Gerret, einem fleißigen und geschickten Naturkundigen in Surinam, als seinem sehr guten Freunde, von daher geschickt bekommen. Dieser Gerret ist eben derjenige, welcher den Caffebaum mit ungemein gutem Fortgange in America zu pflanzen, und zu vermehren angefangen hat.

In der siebenzehenden Abhandlung, welche Flora oeconomica benamet ist, sind etliche hundert Kräuter bemerket, welche in der Haushaltung ihren besondern Nutzen haben sollen. Es befinden sich etliche darunter, welche bey der Viehzucht, in der Arzneykunst, zu Vertreibung der Haus- und anderer Ungeziefer, zu Ausbesserung alter baufälliger Wände, zu Verfertigung unterschiedener Werkzeuge, zu Speisen, zu Färbereyen, ja zu Puder und Räumung der Tobakspfeifen, mit gutem Vortheile können angewendet werden. Es könnte dergleichen Sammlung einen guten Anfang zu einer Abhandlung de re rustica nostrorum temporum abgeben: maßen nicht zu läugnen ist, daß annoch unzählige Kräuter vorhanden sind, welche nicht allein den alten Apothekervorräthen bey weitem vorzuziehen wären; sondern auch zu andern Bequemlichkeiten mit ungemeinem Nutzen könnten angewendet werden.

Den

Den Beſchluß macht die achtzehende Diſſertation, worinnen unterſchiedene merkwürdige Seltenheiten der Natur entdecket ſind. Es wird daſelbſt angezeiget, wie ſo gar mancherley Veränderungen alle natürliche Körper unterworfen ſind; wie oft es ſich zutrage, daß aus Sand ein Wetzſtein, aus Thone Marmor, aus Kreide ein Feuerſtein; und hinwiederum aus Marmor Kreide, aus dem Wetzſteine Sand, u. ſ. f. werde. Die ungemeinen und unzähligen Veränderungen in dem Reiche der Blumen, werden nach ihren Annehmlichkeiten geprieſen: und die in dem Reiche der Thiere ſich zutragenden Abwechſelungen ſind ſo vielerley, daß man dieſelben nicht ohne Erſtaunen betrachten kann. Und dieſe Betrachtung der Natur, wie zum Schluſſe dieſes ganzen Buches geſaget wird, iſt ein Vorſchmack jener himmliſchen Luſt, eine beſtändige Ergötzung des Gemüths, und das kräftigſte Mittel, daſſelbe zu tröſten, und zu beruhigen. Sie iſt der Endzweck der menſchlichen Glückſeligkeit: wenn die Seele dieſes hochſchätzbare Gut erlangt hat, ſo wandelt ſie, als von einem tiefen Schlafe ermuntert, im Lichte; und befindet ſich dabey, indem ſie ſich ſelbſt vergißt, in einer himmliſchen Erde, und in einem irrdiſchen Himmel.

❀ ❀ ❀

III.

Anmerkungen eines engländischen Gelehrten über den dritten Theil der Lettres de Mr. l'Abbé le Blanc sur les Anglois et François.

Es ist uns überaus leicht gefallen, der Briefe des Herrn Abts le Blanc, sogleich nach Verfertigung der letztern Nachricht davon, vollkommen zu vergessen. Wir würden es auch bey dieser Vergessenheit haben bewenden lassen; wenn uns nicht von einem gelehrten Manne, der die unvernünftige Verachtung seines Vaterlandes gehörig empfunden, folgende Einwürfe wider den dritten Theil dieses possierlichen Werkes, wären eingehändiget worden. Sein Verlangen war dabey, sie diesem Bücherſaale einzuverleiben: und wir tragen so viel weniger Bedenken, diesem Begehren zu willfahren, da wir uns schon in demjenigen, was wir bisher von diesen Briefen gesagt, in einigen Stücken seiner Nachrichten bedienet haben. Unsere Leser werden hier also eine getreue Uebersetzung dessen sehen, was unser Freund bey einigen Stellen zu erinnern gefunden, ohne daß wir ferner einigen Antheil daran nehmen.

Auf der 2ten Seite sagt Herr le Blanc: „So sehr auch der berühmte Dryden für seine „Landsleute eingenommen war, so hat er doch „wohl gemerkt, daß die engländische Sprache nie-

„mals eine artige und regelmäßige Sprache werden „könnte; wofern ihr nicht eine Akademie zu Hülfe „käme, die sich sonst mit weiter nichts beschäfftigte.

Anmerkung. Dryden sah gar wohl ein, daß zu seiner Zeit, das heißt eigentlich von 1666 bis 1700, die engländische Sprache dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit überaus nahe gekommen war; und dieß gesteht er an mehr als einem Orte seiner Schriften: ja er geht gar so weit, daß er muthmaßet, sie könnte vielleicht in Zukunft, von Tage zu Tage fallen: und dieser Satz ist in der That problematisch genug. Die engländische Sprache hat seit der ganzen Zeit fast stille gehalten, und dergestalt unter Verbesserung und Abfall gewanket, daß man schwerlich sagen kann, auf welche Seite sich der Ausschlag neigt. Allein, wie konnte Dryden von der Nothwendigkeit eines gewissen Werks, welches die engländische Sprache zu einem festen Ziele bringen sollte, so reden?

Dieß that er, um den Lord Sunderland, damaligen Staatssekretär (1679) zu veranlassen, daß er Carln den II. bewegen möchte, ihm ein Gnadengehalt zu geben, damit er bey einem solchen Werke die Feder führen möchte. Unter der Königinn Anna Regierung führte er eben diese Sprache; und aus eben der Ursache, damit nämlich der Lord Oxford, damaliger engländischer Schatzmeister, eben das für ihn thun möchte, was Dryden bisher fruchtlos gesucht hatte.

Auf

Auf der 3ten Seite sagt der Abt le Blanc: „Die Lustspiele des Terenz sehen dem Umgange „ähnlich, den er mit dem Scipio gehabt.

Anmerkung. Dieß ist leicht gesagt; aber der Herr Abt hätte von seinem Geschmacke eine bessere Probe abgelegt, wenn er einige Stellen angemerkt hätte, die das beweisen.

Im dritten Briefe redet der Abt von den engländischen Kämpfern, die sich ums Geld schlagen. Die **Anmerkung** darüber lautet so: Der Franzose ist ein Mensch, der fast aus lauter Einbildungskraft besteht; daher nimmt ihn alles überaus Wunder, was ihm neues vorkömmt, insonderheit, wofern er es in Frankreich nie gesehen hat. Welch ein Lärmen macht der Abt nicht über die engländischen Gladiatores, und was für Vergleichungen der engländischen Barbaren, mit der, die im alten verfallenden Rom üblich war. Bey seinem Geschreye sollte man denken, daß neun Zehntheile der Engländer, in und außer **London** (welches falsch ist) ihre ganze Lust an solchen Gefechten haben, eben wie andere gesittete Völker sich an Lustspielen ergetzen.

Was nun diese gladiatorischen Spiele betrifft, (denn von den Faustschlägen will ich hernach reden) so muß der Abt wissen: daß in ganz England nur ein einziger hierzu bestimmter Ort ist, und daß die Fechter nur zweymal die Woche auftreten. Alle vernünftige Engländer nehmen dieses Schauspiel ihren Landsleuten übel, und es kömmt niemand als Lehrjungen, Fuhrleute, Lohnkutscher, Taschenspieler

und Beutelschneider hin. Dann und wann vielleicht noch ein Landjunker, der (einmal in seinem Leben) London zu sehen kömmt, und etwa noch dann und wann ein müßiger lüderlicher Jüngling von gutem Stande. Die Zahl der Zuschauer ist gemeiniglich ungefähr 200, und kömmt überhaupt zweymal die Woche zusammen, um ein Kalb auszutreiben. Ist aber dieß genug, um ganz London, ja ganz England zu lästern, wenn 200 Menschen aus einer ganzen Million (ich rede nur von London allein) zweymal die Woche dieses Narrenspiel treiben? Wenn ich in Paris 200 gleichgültige Leute, zweymal die Woche etwas ungescheidtes thun sahe, es möchte seyn in welcher Zeche, oder Gesellschaft es wollte; so würde ich wahrlich niemals sagen: die Narrheit sey deswegen ein wesentlicher Character und die herrschende Leidenschaft des französischen Volks.

Doch, damit ich mich weiter erkläre; so ziehen in England überhaupt, einmal im Jahre, in währender Sommervacanz, zween solche Klopfechter durch 4 oder 5 Provinzen; auf solche Weise, daß etwan ein Bauer, der 60 Jahre alt wird, (wo das Glück gut ist) einmal in seinem Leben, ein solches Gefechte zu sehen bekömmt. Die Barbaren aber dieses Schauspiels betreffend, sollte der gute Abt wissen: daß diese Kerle gemeiniglich nur zum Scheine fechten; und dieß veranlasset eben die Zuschauer, die Sache mit kaltem Blute anzusehen. Sie bereden sich, wohin und wie tief einer den andern schneiden will. Der Beweis davon ist dieser: daß es in 20 Jahren schwerlich einen getödteten Kämpfer giebt. Diese

großen Geister lachen heimlich ins Fäustchen, daß sie den kriegerischen Muth des Volks, mit so geringem Blutvergießen und verstelltem Zorne, begnüget; und trösten ihr Gewissen mit dem alten Sprüchworte: Mundus vult decipi. In Rom ging es unter **Augusto** Zeiten, wohl ärger zu. Das Volk stritt mit den Gelehrten und Standes-Personen, um die Klopfechtereyen auf die Bühne zu bringen:

> Si discordet *Eques*, *media inter carmina* poscunt
> Aut *ursum*, aut *pugiles*: his nam *plebecula* gaudet.

Ferner wundert sich der Abt über die schwülstige Schreibart in den Ausforderungen dieser Helden. Er wisse aber, daß dieß bloß zum Spasse geschieht. Denn der Eigenthümer der Klopffechterbühne, hält gemeiniglich irgend einen mittelmäßigen Kopf, der eine allzeit fertige Feder hat: diesem giebt er des Jahrs 300 Thlr, damit er seinen Witz zweymal die Woche mit solchen **Donquixotischen** Anschlagezetteln erschöpfe. Freylich aber ist dieses histriographische Amt in Frankreich unbekannt. Derjenige, der zuletzt seine Feder in diesem hochwichtigen Amte in England geführet, soll ein gewisser **T. Cibber**, ein berühmter Schauspieler in Possenspielen, und ein Sohn des berühmten und vortrefflichen **Comödi**anten **C. Cibbers**, itzigen königl. gekrönten Poeten, gewesen seyn.

Die Faustschläge, wodurch der Pöbel unter einander seine Händel abthut, sind in ganz England sehr gemein, und man könnte zu deren Vertheidi-

plötzlich entzündete Flamme auffängt und etwa ein hundert Meilen weit empor prellet. Endlich gelangte er für den Thron des Chaos, bey dem die Großälter-Mutter Nacht, als seine Gemahlin, saß; welche Unruh, Unrath, Unlust, Sorgfrey, Fürwitz, Laßdünkel, Hörensagen u. d. gl. zu ihrem Hofgesinde hatten. Satan redet sie beyderseits an, und bittet um einen freyen Durchzug durch ihr Reich, mit dem Versprechen, wenn sein Vorhaben ihm gelingen sollte, ihnen die neuerschaffne Welt, die Gott ihrem finstern Reiche entzogen hätte, wieder einzuräumen. Die Antwort fällt nach Wunsche, und man wünschet ihm nach einer vorhergegangenen Warnung, Glück auf die Reise.

Der frohe Satan fliegt ohne Abschied davon, bis an die Gränzen dieser Welt, doch nicht ohne grosse Mühe: welche sich aber seit der Zeit, da Sünde und Tod ihm nachgefolget, und der Weg vom Abgrunde aus in eine geraume Strasse verwandelt worden, überaus gemindert, ja ganz verlohren hat. So bald er das Licht des Himmels erblickte und das finstre Reich des Chaos aus dem Gesichte verlohr, schoß er wie ein Schiff in den Hafen; übersah die ganze Welt von obenher, und ward endlich auch unsrer Menschen-Welt gewahr, die an einer güldnen Kette vom Himmel herab hieng, und wie ein Stern von der mindern Grösse nicht weit vom Monden ihren Platz hatte. So weit geht das andre Buch.

Dieses mag nun aus dem Milton selbst zur Probe dienen. Wir kommen nunmehro auf unsern alten Uebersetzer; der sich beym Ende der Zueignungsschrift: Ernst Gottlieb von Berge nennet. In der Vorrede belehrt uns derselbe, daß dieses Gedichte

von

gung ein Vieles sagen. Sie sind ja wohl allemal so vernünftig, als irgend ein ander Gefecht unter zween Menschen; ja ein kluger Fürst wird sie schwerlich unterdrücken, in so weit sie unter dem Volke einen kriegerischen Muth erhalten. Die Ursache aber, warum einem Fremden diese Prügeleyen misfallen, (ich rede nur von Lackeyen; denn von bessern Personen habe ich es nie gesehen) ist diese, weil sie fast zu tode geprügelt werden. Wofern ja ein unbesonnener, feuriger junger Mensch von gutem Hause, die Grille hat, etwas davon zu erfahren, (welches sehr selten geschieht, und gemeiniglich sehr verspottet wird) so könnte man noch etwas zu seinem Vortheile sagen, davon unser Abt nie eine Wissenschaft gehabt hat. In England wird es, wenn man den bekannten Gebrauch der Selbstvertheidigung ausnimmt, als der höchste Grad der Zaghaftigkeit an einem Edelmanne angesehen, sein Schwert, oder seine Pistolen gegen einen unbewehrten Bauer zu gebrauchen. Selbst seine Freunde würden ihm in diesem Falle nicht beystehen. Ist er nun ein starker Mensch, so kann er seine Rache mit der Faust suchen; ist er aber zu schwach, so wird ihm die Obrigkeit allemal zu dem vollkommensten Rechte verhelfen. Ich merke noch an, daß, wenn der vornehmste Mann in England auch nur einen Schuhputzer todtschlagen sollte, so müßte er es mit dem Leben büßen. Die Vergebung in solchen Fällen ist daselbst fast nicht erhört.

Nunmehr komme ich auf zween Haupttheile dieses dritten Buchs, die ich auf eine Art durchgehen

hen werde, welche dem Abte vieleicht nicht gefallen wird. Allein Leute, die am Leibe oder Verſtande krank ſind, müſſen ſich wider einen, dem Anſehen nach ſcharfen Arzt, nicht ſträuben. Ich muß alſo den Herrn Abt erſuchen, ſtille zu ſitzen:

Veteres auias dum de pulmone reuello. *Perſ.*

Was ſeine Begriffe von der engländiſchen Regierungsart betrifft, ſo ſind dieſelben dermaßen falſch, und ſeine Kenntniß und große Unwiſſenheit ſo vermengt, daß ein vollkommenes Chaos daraus wird.

- - - Pondus inerſ congeſtaque eodem
Non bene junctarum diſcordia ſemina rerum.

Seine Anmerkungen zu beantworten, das würde die Zeit eben ſowohl verſchleudern heißen, als er ſie verſchleudert hat, da er ſie geſchrieben. Der menſchliche Witz kann nur eine einzige Antwort darauf finden, und dieſe ſteht im Martial: Una litura poteſt. Hat er indeſſen eine wahre Ehrbegierde, etwas von der Sache zu wiſſen, ſo will ich ihm ein einziges Werk, inſtar omnium, zum Durchleſen vorſchlagen, nämlich den Nathan. Bacon, von der Regierung. Dieß aber muß der Abt drey oder viermal durchleſen, und zergliedern; indem alle neuern Staatsverfaſſungen, Zeitungen, fliegenden Blätter und dergleichen übel geſchriebene und übel verſtandene Scarteken, ihm niemals helfen werden. Inſonderheit muß er den engländiſchen Staat, ſeit dem bürgerlichen Kriege, und der Veränderung der Regierung unter Carl dem II. ſich wohl bekannt machen.

Meine zweyte Anmerkung, wird, wofern es ihr glücket, einen groſsen Nutzen haben; indem ſie alle Tadeleyen des Abts le Blanc und des Marquis d' Argens, von dem engländiſchen Theater, vernichten wird. Die Critiken dieſer zween Schriftſteller, wider die engländiſche Schaubühne, gründen ſich alle auf die Fallſtricke der Schulen, Ignoratio Elenchi genannt. Dieſs Unglück eräuget ſich, zuweilen aus Vorſatz; hier bey dem Abte aber, entſpringt es aus bloſser Unwiſſenheit. Es iſt mir leid, daſs ich es ihm ſagen muſs: aber er iſt keines Weges ein gehöriger Richter in dieſer Sache; es kann es auch kein vernünftiger Menſch von ihm begehren. Hätte er nie was drucken laſſen; ſo hätte er ſich Zurechtweiſungen zugezogen, und ſein Eifer ſich belehren zu laſſen, wäre höchſt zu loben geweſen. Doch ich ſchreite zum Werke, und zeige ihm einige Beyſpiele ſeines Unvermögens.

1, Wäre der Abt gleich 30 Jahre in England geweſen, ſo wäre er doch der Sprache nicht mächtig genug geworden, um den Schakeſpear tadeln zu können. Dieſen Schriftſteller nach aller ſeiner Vollkommenheit zu empfinden, das ſteht nur den wenigen erhabenen Geiſtern unter den Engländern an; ihn aber zu tadeln, das iſt noch viel ſchwerer. Der Kunſtrichter müſste ſelbſt ein groſser Dichter, und mit Scharfſichtigkeit und demjenigen beſeliget ſeyn, was die Griechen ἀγχίνοια, nennen. Kann alſo der Abt wohl hoffen, in einer Arbeit fortzukommen, in welcher ſogar der groſse Pope (unfehlbar aus Eilfertigkeit) einige wichtige Verſehen begangen hat?

2. Macht

2. Macht der Herr le Blanc, Hedelins und des Corneille Regeln, welche sich zwar allerdings meistentheils auf den Aristoteles gründen, zur Richtschnur der engländischen Schaubühne. In England nun sieht man zwar den Aristoteles für den Vater der poetischen Kirche an, die Unfehlbarkeit aber hat man ihm noch niemals eingeräumet. Aristoteles gilt in England für den besten Ausleger; Natur und Vernunft aber sind der Text in der Poesie. So kann in England ein Dichter vom Aristoteles abgehen, und glücklich durchkommen; in Frankreich gelingt ihm solches schwerlich. Doch den Fremden zu gut, will ich mich deutlicher erklären.

3. Es fehlt so viel, daß man in England den Schakespear für fehlerfrey erklärt, daß man ihn, trotz aller seiner Schönheiten, für einen so unrichtigen Schriftsteller hält, als es jemals einen gegeben hat. Und warum sollte er es nicht seyn? Er war ein niedriger, und ganz und gar ungelehrter Comödiant. Hierzu kömmt noch, daß seine Stücke hauptsächlich nach seinem Tode gedruckt, und aus den Rollen der Schauspieler zusammen getragen worden. Folglich sind sogar die Anweisungen, selbst für die Schauspieler und untern Bedienten des Comödienhauses, nämlich die Verbindung ihrer Worte, mit des Einhelfers seinen, in den Text mit eingeschaltet. Z. E. **nun löscht die Lichter aus. Nun nehmt den Tisch weg. Nun blaset die Trompeten.** Zu Anfange der Auftritte entstehen zuweilen die Namen der spielenden Personen, anstatt der Na-

men derer, die sie vorstellen sollen, gedruckt. Z. E. anstatt **Julius Cäsar**, hier **kömmt William Kemp**, der den Cäsar vorzustellen hatte. Die Geschicklichkeit der Herausgeber, im Lateine, ist auch nicht groß gewesen. Z. E. *Manet* drey Heren solus, u. dergl. So daß Schakespear, außer seinen eigenen Fehlern, noch für fremde stehen, und manchen ganzen Auftritt verantworten muß, der ihm nach damaliger Gewohnheit, von den Schauspielern angeflickt worden. Doch ich mag mich dieser Entschuldigungen nicht bedienen, und gestehe, daß Schakaspear zweifelsohne die größten Schönheiten und die größten Fehler zeigt, die ein einzelner Schriftsteller nur haben kann, und der allgemeine Charakter, den man ihm in Egland beylegt, (denn nichts ist gewisser) ist dieser: Ubi bene, nemo melius; vbi male, nemo pejus.

4. Der Abt hat eine Menge Fehler in engländischen Schauspielen aufgeklaubt: und wie sollte ihm das schwer gefallen seyn? Es giebt 3500 vorhandene engländische Schauspiele, und eine große Menge davon sind abscheulich.

5. Das aber sollte der Abt wissen, daß er aus gewissen Schauspielern Fehler angemerkt hat, die mit allen Zeichen der Ehrlosigkeit der Nachwelt übergeben sind. Z. E. Er nimmt Fehler aus einigen von denen Stücken, die der Herzog von Buckingham in seinem Rehearsal, oder der Probe, dieser kühnesten, besten und außerordentlichsten Satire, so jemals England hervorgebracht, bereits gebrandmalet hat. In diesem Betragen des Abts, ist also entweder viel Unwissenheit oder viel Bosheit.

Und

Und was will er endlich mit allen dieſen Verſehen und Spöttereyen? Kann er deswegen den Schakeſpear tadeln? Wir ſagen nein. Kann wohl die engländiſche Bühne in allen Stücken, ſich nach franzöſiſchen Regeln beurtheilen laſſen? Die Engländer geſtehen ihnen die Univerſalmonarchie nicht zu. Iſt Ariſtoteles ſelbſt unfehlbar? Nein, nein! und der Pabſt eben ſo wenig. Wimmelt Schakeſpear oft von Fehlern? Das iſt nur gar zu wahr, und wer kann das ändern? Giebt es ſchlechte Schauſpiele in England? Ich glaube es in der That: ja, es giebt über 2000 ſehr ſchlechte. Was hat uns alſo der Abt geſagt? was wir alle wiſſen: aber ach! er hat es mit Schnitzern, Verwirrungen, Höhnereyen, und Falſchheiten geſagt. Könnte wohl der Abt dieſe Materie ſchöner, beſcheidener und höflicher ſchlieſſen, als mit dieſen Worten des Poeten?

Dum relego, ſcripſiſſe ſtudet, quia plurima cerno
Me quoque, qui ſcripſi, Judice digna lini.

* *

IV.

Diſſertatiuncula, de antiquiſſimis Literarum in Terris Superioris Saxoniae fatis &c. Auct. Chriſtiano Schöttgen. Rect. Dresdae in Off. Harpet. in 4.

Bey der neulichen Jubelfeyer, des nunmehr ſel. Herrn D. Löſchers, hat der berühmte

Herr

Herr Rector Schöttgen seine Untergebenen zu einer öffentlichen Redeübung angeführet, diesem ihrem ehrwürdigen Aufseher Glück zu wünschen. Wie er aber allezeit artige Materien zu seinen Einladungsschriften zu wählen pflegt: also hat er auch dießmal nichts gemeines dazu aufgesucht. Deutschland ist zwar schon vor Carls des Großen Zeiten, nicht ohne alle Gelehrsamkeit gewesen. Am Rheinstrome und an der Donau hat es unstreitig schon einige Liebhaber der Wissenschaften gegeben: allein hat sich die Liebe zu den freyen Künsten auch bis in die östlichen und nordlichen Theile unsers Vaterlandes erstrecket? Viele, die Sachsen itzo für den Sitz aller deutschen Gelehrsamkeit halten, gehen in ihrer guten Meynung gegen diese Landschaft so weit, daß sie glauben: es wäre allezeit so gewesen. Allein ohne Zweifel irren sie: denn es ist gewiß, daß es vor den Zeiten der Glaubensreinigung noch sehr wüste um diese Gegenden ausgesehen. Das mittägliche und westliche Deutschland hatte schon treffliche Proben in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit abgeleget, und ansehnliche Gelehrte hervorgebracht. Wer dieses nicht glauben will, der muß in der gelehrten Geschichte dieser Zeiten ein großer Fremdling seyn.

In gegenwärtiger Schrift, tritt der Herr Rector Schöttchen, der selbst ein gelehrter Meißner, oder Obersachs ist, nach seiner Liebe zur Wahrheit, und Einsicht in die Geschichte seines Vaterlandes, zu der guten Partey. Er zeiget, aus den glaubwürdigsten Ueberbleibseln des Alterthums, und also aus den

Quellen

Quellen selbst, wie schlecht es um die Gelehrsamkeit dieser Länder in den alten Zeiten ausgesehen habe. Wir wollen eine kurze Nachricht davon geben, zumal da solche kleine Einladungsschriften wenigen zu Gesichte zu kommen pflegen.

Gleich anfangs gesteht der Herr Verfasser aufrichtig, daß in diesen obersächsischen Gegenden, vor der Einführung des Christenthums, von keinen Wissenschaften etwas zu sehen oder zu hören gewesen. Nun ward aber dieses allererst im zehnten Jahrhunderte allhier gepflanzet; als Heinrich der Vogler die Sorben und Wenden, die allhier wohneten, unter das Joch der Deutschen, oder Sachsen brachte, und das Sorbenland also, gleichsam in ein neues Sachsenland verwandelte. Er ist auch nicht in Abrede, daß es anfänglich mit der Einführung der Wissenschaften ziemlich schwer hergegangen. Doch sind freylich auch diejenigen gelehrten Männer ihres Ruhmes werth, die nur einen kleinen Anfang zu der Aufklärung dieser Provinzen gemacht haben. Dieses waren nun die Bischöfe und ihre Chorherren, die sich gewiß heute zu Tage die allerwenigste Mühe mit der Gelehrsamkeit geben. Es war nämlich unter den Domherren eines jeden Capitels, oder Stiftes, allemal ein Scholasticus, d. i. ein Schullehrer, oder Schulmeister, der damals wirklich die Jugend unterrichten mußte. Soviel es also Domkirchen, oder Domkapitel gab, soviel Schulen gab es auch im Lande: und darinnen mußte man alle damalige Gelehrten suchen.

Kaiser

Kaiser Otto hatte zu Meißen, Merseburg und Zeiz Bisthümer gestiftet. Tritheim (in Chron. Hirsaug.) und Paul Lange (in Chron. Citiz.) bezeigen, daß **Burchard**, Bischof zu Meißen, sehr gelehrt gewesen. Er hatte zuerst in Magdeburg, als einem ältern Sitze der Wissenschaften, studiret, und bekehrte, auch dießseit der Elbe, viele Sorben. Er hat aber nichts geschrieben, das bis zu uns gekommen wäre.

Der nächste nach ihm war **Günther**, ein Graf in Thüringen, Eckards, des Markgrafen zu Meißen, Vater. Als sein Sohn starb, gieng er ins Kloster Hersfeld. Ein alter Geschichtschreiber (Wolfherr in Vita S. Godehardi cap. 2.) und Mabillon (p. 345. Saec. V. Bened.) auch Leibnitz (T. I. Script. Brunf. p. 487.) erzählen von ihm, daß er, außer dem Psalmenbuche, sonst keine Gelehrsamkeit besessen habe; und doch habe er Gesetz und Evangelium, Geschichte und Propheten, aus den Reden der Brüder, und dem Zuhören des Wortes Gottes, so vollkommen begriffen, daß er zu großer Erstaunung der andern predigen können; ja seinen Zuhörern häufige Thränen ausgepresset habe. Ob dieses beysammen stehen könne, lassen wir die Alten verantworten.

Zu eben der Zeit lebte **Bruno**, ein Querfurtischer Graf, der nebst dem merseburgischen Diethmar auch zu Magdeburg, unter dem Giddo, studiret hatte. Er war Kaiser Ottens Beichtvater, und reisete zweymal nach Preußen, die Ungläubigen daselbst zu bekehren, bis er 1009 darüber die Märtrer-

krone

krone erhielt. Tritheim lobt ihn auch als einen Schriftgelehrten und guten Prediger an das Volk, der ein heiliges Leben geführet habe.

Auf diesen folgte **Diethmar**, ein geb. Graf von Walbeck, der seines ungestalten Körpers wegen, den Wissenschaften gewiedmet ward. Er ward erstlich ein Mönch zu Magdeburg, hernach Probst zu Walbeck, und endlich Bischof zu Merseburg, und starb 1018. Er war der erste, der die Geschichte seiner Zeit von **Heinrichs** I. Zeiten an, bis auf **Heinrich** den II. beschrieben, und auch die Begebenheiten dieser Lande mit eingeschaltet hat. **Reiner Reineccius** hat diese Historie zuerst, aus einer Handschrift der königl. Dresdenischen Biblioth. herausgegeben; worauf sie **Joach. Joh. Mader**; sodann aus einer antwerpischen Abschrift, **Leibnitz** vollständiger (in den Script. Brunſwicenſ.) ans Licht gestellet. Herr **Schöttchen** macht Hoffnung, selbst noch dereinst auch die übrigen Stücke, die von ihm vorhanden sind, herauszugeben.

Nun folgte **Bemo**, ein Bischof zu Meißen, der aus dem Stamme der Grafen zu Woldenburg in Niedersachsen entsprossen war. In seiner Jugend ward er dem Herrn **Bernward**, Bischofe zu Hildesheim, übergeben, der ihn wohl unterrichten ließ. Sodann gieng er nach Paris, und ward Magister der Philosophie und freyen Künste. Im 1054sten Jahre ward er Abt zu Hildesheim, bald darauf Scholasticus zu Goslar, und 1066 Bischof zu Meißen. Er starb 1107. Von seinen Werken sind noch übrig 1) eine lateinische Anweisung zum

Brief-

von Theodor Haaken, Mitgliede der curieusen Königlichen Gesellschaft, wodurch er ohne Zweifel die Englische Societät der Wissenschaften verstehet, allbereits zu übersetzen angefangen, von ihm aber weiter fortgesetzet und vollendet worden sey. Er sagt ferner darinn, daß er sich bemühet habe die Art der Englischen Verse, so Milton gemacht, auch im Deutschen aufs genaueste nachzuahmen, ob sie wohl in Deutschland nicht gebräuchlich sey. Dieselbe bestehe darinn, daß man die Worte so frey hinter einander fortlaufen lassen müsse, als möglich ist; keinen Ruhepunct am Ende eines Verses dulde; sondern vielmehr immer den Verstand aus einer Zeile in die andre ziehe. In der That ist dieses die Art der Miltonischen Verse: ob das aber in der Englischen Sprache eine Schönheit, geschweige denn eine besondre Gattung von Versen sey, weis ich nicht. So viel ist gewiß, daß ihre Tragödienschreiber sich fast durchgehends einer solchen Schreibart bedienen; die aber in der That bey weitem so viel Harmonie und Wohlklang nicht hat, als wenn richtige Abschnitte in den Versen, und geschickte Schlußpuncte am Ende der Zeilen beobachtet werden. Er verspricht endlich bey guter Aufnahme dieser Arbeit auch das wiedererworbene Paradies dieses Poeten zu übersetzen, welches aber unsers Wissens niemals mag geschehen seyn.

Hierauf folgt die übersetzte Erinnerung des Verfassers wegen der reimlosen Verse, deren er sich in dem ganzen Gedichte bedienet hat, und worinn ihm sein Uebersetzer gefolget ist. Er beruffet sich zu seiner Rechtfertigung hierinn auf den Homer und Virgil, und erinnert, daß das Reimen erst in den barbari-

Briefstellen, Dictaminum Liber genannt; welches P. Pez ans Licht gestellet. Auf der Wolfenb. Bibl. ist noch eine Abschrift davon, wie Leibnitz versichert hat. 2) Eine Erklärung der Sonntagsevangelien; die auch in Wolfenbüttel vorhanden ist. Aus der Probe, die Leibnitz giebt, sieht man, daß ihm die allegorische Lehrart gefallen habe.

Der nächste nach diesem war **Walram**, ein Bischof zu Naumburg, der von 1090 bis 1110 berühmt gewesen ist. Seine Schriften erstrecken sich auf sechs Stücke, die aber Herr Schöttgen nur kürzlich erzählet; weil er sie in den Ergänzungen zu Fabricens latein. Bibliothek ausführlicher beschrieben hat. Die erste ist ein Brief an Landgrafen Ludewig in Thüringen, den er ermahnet, des Pabstes Parten zu verlassen, und dem Kaiser treu zu bleiben. Das 2te handelt von Erhaltung der Einigkeit in der Kirche, und von der Spaltung zwischen dem Kaiser und Pabste. Das 3te endlich beweist, daß der Kaiser, eigentlich den Bischöfen die Investitur geben soll, u. s. w.

Bis dahin war in ganz Obersachsen noch kein Kloster gestiftet, und die einzigen Kathedralkirchen konnten unmöglich soviel junge Leute anziehen, als zum Unterrichte des gemeinen Volkes nöthig waren. Daher hub man an, auf Klöster zu denken. **Wernher**, ein Bischof zu Merseburg, in der Ordnung der XI. wagte es zuerst, 1021 bey Merseburg eins zu stiften. Darauf folgte das zu Goseck 1053, welches die Pfalzgrafen zu Sachsen stifteten. Allein man findet keine Spur von Schulen dabey.

Doch

Doch wird ſchon 1070 eines Büchervorraths gedacht, der nachmals mit vielen in Wälſchland theuer erkauften Werken vermehret worden. Auch das meißniſche Kloſter zu St. Afra iſt zwiſchen 1050 und 1060 erbauet, und den regulären Domherren übergeben worden. Hier unterſucht der Herr Verfaſſer, wer eigentlich der Stifter deſſelben geweſen. So viel iſt gewiß, daß **Theoderich** der II. der 1190 die biſchöfl. Würde erlanget, im 1205ten Jahre allhier befohlen, neben den Domherren, auch zwölf weltliche Knaben zu unterrichten. Man hat aber die Jugend nicht ſowohl zu Wiſſenſchaften, als zur Pracht des äußerlichen Gottesdienſtes angeführet.

Im XIIten Jahrhunderte mehrte ſich zwar die Zahl der Klöſter, aber ohne Vortheil der Wiſſenſchaften. Wer etwas klüger, als die andern werden wollte, mußte nach Paris reiſen, um daſelbſt zu ſtudiren. Dieſes beweiſt 1) Landgraf Ludewig der II. in Thüringen; welcher 1160 an den König in Frankreich, Ludewig den VII. ſchrieb, um ihm ſeine Prinzen zu empfehlen, die er dahin Studirens halber ſchickte. * Das erweiſt auch 2) Graf Dietherich zu Rochlitz, der zwar erſtlich zu Magdeburg ſtudiret hatte, hernach aber in Paris, bey einem Tumulte zwiſchen Bürgern und Studenten, dieſen ſeine Diener zu Hülfe ſchickte: darüber einer erſchlagen ward.

Der einzige **Volkwin** kann als ein Gelehrter dieſer Zeit genennet werden, der erſt ein Ciſtercienſer, hernach Prior zu Walkenrode, zuletzt aber der erſte Abt zu Sittichenbach in Thüringen geworden. Im 1179ſten Jahre lebte er noch; wie aus einer

Urkunde erhellet, die er als Zeuge unterschrieben hat. Er hat verschiedene Predigten hinterlassen, deren **Leuckfeld** und **Goldast** gedenken; auch eine Erklärung über die Evangelien, deren **Carl von Visch** erwähnet.

Im XIIIten Jahrhunderte geschieht bey uns zuerst des canonischen Rechtes einige Meldung. In der Chronik des Petersbergs (Montis Sereni) aufs 1205te Jahr steht es ausdrücklich, daß damals die Mönche zuerst die Appellationen und die Decretalen kennen gelernet. Kanzler Ludewig macht lange Glossen darüber; sagt aber nichts neues. Das bürgerl. römische Recht war schon im vorigen Jahrhunderte an einigen Orten bekannt geworden. In eben dem Kloster, auf dem Petersberge, geschieht auch einer Schule Erwähnung. Denn als Diethrich in einem Zwiste zum Probste erwählet worden, heißt es, die Erwähler hätten geschwinde die Schüler genommen, deren Lehrmeister von ihrer Partey war, und hätten den Erwählten mit lautem Singen nach der Kirche geführet. Ob sie aber ausser dem Chordienste viel studiret haben, das ist schwer zu entscheiden.

Gleichwohl ist derjenige Mönch, der diese Historie von 1124 bis 1225 geschrieben, nicht ungelehrt gewesen. Fabricius und Albinus nennen ihn **Conrad von Lauterberg**, ob gleich in dem Werke selbst keine Spur davon vorkömmt. **Mader** und **Joh. Burk. Menke** haben diese Chronik ans Licht gestellt: sie ist aber mangelhaft, und es wäre zu wünschen, daß durch andre deutsche Bibliotheken die-

dieſer Mangel noch ergänzet werden könnte. Denn ohne ſie würden wir unzähliche Begebenheiten von Deutſchland gar nicht wiſſen.

Herr Schottgen hat eine geſchriebene qubenſche Chronik, worinn folgendes ſteht: A. 1231 iſt zu Wien in Oeſterreich geſtorben * * D. Johann Mühlbach, kaiſerl. Rath und Kanzler, welcher Kaiſer Friedrichen dem II. nützlich gedienet, auch mit ihm in Syrien geweſen, derſelbige iſt der Geburt von Guben geweſen ꝛc. Dieſe und noch eine ſolche Nachricht von einem 1312 zu Wien geſtorbenen Gubener, erklärt Herr Rect. Schöttgen für fabelhaft: weil der Verfaſſer der Chronik ſich auf viele Schriftſteller beruffet, die niemals vorhanden geweſen ſind. Von dieſer Art der Betrüger will er eheſtens beſonders handeln.

In dieſes Jahrhundert ſetzet der Herr Verfaſſer auch die Liebe zur deutſchen Dichtkunſt, die in dieſen Gegenden rege geworden. Er meynt, Landgraf Herman, in Thüringen, der in Paris ſtudiret gehabt, hätte dieſe Lieve zur Poeſie von daher mit nach Hauſe gebracht: weil um dieſe Zeit die franzöſiſche Poeſie ſich zu regen angefangen. Allein mit des Herrn Verfaſſers Erlaubniß, nehmen wir uns die Freyheit, etwas dagegen zu erinnern.

1. Geſtehen die Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Dichtkunſt ſelbſt, daß ſich um die Zeit, da Landgr. Hermann in Paris geweſen, das iſt im XII. Jahrhunderte zwar die Provenzalpoeten, und die normandiſchen Dichter, an beyden Enden des heutigen

Frankreichs, theils unter den Grafen von Provence, theils unter dem Könige von England und Herzoge der Normandie, Wilhelm Conqueſter; aber noch gar nicht in dem eigentlichen Frankreich gereget haben. In Paris und rings umher, ſchrieb und dichtete noch alles lateiniſch. Man ſehe davon den I B. dieſes Büchers. auf d. 214ten u. f. S. und den V. a. d. 500 u. f. S. wo wir von dieſen Werken Nachricht gegeben haben. Folglich kann denn wohl Landgraf Hermann ſchwerlich aus Paris dieſe Neigung zur Dichtkunſt mitgebracht haben.

2. Wenn es aber ja, wider alles Vermuthen geſchehen wäre: ſo würde vielleicht dieſer Prinz ein Liebhaber der Provinzial-Poeſie geworden ſeyn; und die Werke ſolcher Dichter haben überſetzen laſſen. Daß dieſes aber nicht geſchehen ſey, ſchließe ich aus dem deutſchen Parcifall, den uns Wolfram von Eſchenbach um dieſe Zeit verdeutſchet hat. Chretien de Troyes hat ihn in der Provinzialſprache geſchrieben; und ungeachtet der deutſche Poet am Ende, ſowohl ſich, als den Urheber des Originals nennet: ſo ſagt er doch kein Wort von Landgraf Herrmannen, der ihn dazu vermocht hätte. Gleichwohl lebte dieſer Wolfrom an deſſen Hofe: und daß es damals die Sitte der Dichter geweſen, die Prinzen zu rühmen, denen zu Liebe ſie etwas gedichtet, erhellet aus Henrichs von Veldeck verdeutſchter Aeneis: wo es am Ende ausdrücklich ſteht, daß Landgraf Ludewig den Poeten darum gebethen habe.

3. War

3. War auch die deutsche Dichtkunst schon vor der wartburgischen, oder eisenachischen Singschule, in großem Flore gewesen. Unter Kaiser Friederichen dem I. hatte fast der ganze kaiserliche Hof gedichtet; und sehr viele Prinzen, Grafen und Edle liebten die Musen um die Wette. Wie leicht hat also Landgr. Herrmann von diesen fürstlichen Dichtern, Kaiser Heinrichen dem VI., König Wenzeln in Böhmen, Winsbecken, der Winsbekinn u. a. m. die Liebe der Poesie annehmen können? Doch dieses wird deutlicher erhellen, wenn wir die ausführliche Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, daran hier wirklich gearbeitet wird, werden zu lesen bekommen.

Der Herr Verfasser meldet indessen die sechs Dichter der wartburgischen Singschule, zu Landgr. Hermanns Zeiten. Sie hießen **Heinrich** der tugendhafte Schreiber, **Walther** von der Vogelweide, **Reinhard** von Zwetzen, **Wolfram** von Eschenbach, **Biterolf** und **Heinrich** von Osterdingen: wobey sich der Herr R. Schöttgen auf des Dresd. neustädtischen Rect. Herrn M. Grabners gelehrte Einladungsschriften beruset, die uns noch nicht zu Gesichte gekommen sind.

Hieher zählt der Herr R. den Verfasser des Lebens der h. Elisabeth, der Tochter Königs Andreas in Hungarn. Der erste hieß **Conrad** von Marpurg, ein Predigermünch, der h. Elisabeth Beichtvater, der sie durch seine strengen Bußen, im 25sten Jahre ihres Alters ums Leben gebracht hat. Der zweyte war Theodoricus, oder Dietrich von Apold, nahe

bey Jena, aus dem Geschlechte der Vitzthume. Er war ein Dominicaner, und lebte bis 1292. Sefrius, Canisius, und Cuper haben dieß Leben ans Licht gestellt, und Fabricius (in Bibl. Lat. L. I. p. 1169) giebt mehr Nachricht. Zu Erfurt soll 1520 in 4. eine deutsche Uebersetzung davon gedruckt worden seyn. Der Herr Verfasser erwähnet aber nicht, ob dieses diejenige sey, die wir im II. T. der menkenschen Scriptorum lesen. Wenigstens sind daselbst verschiedene Lesearten aus einer Handschrift des Montis sereni zu finden.

Im 1268sten Jahre lebte Heinrich Advocatus de Glitzberg, (Gleitsberg bey Jena) welcher seinen Sohn Hermann zu Paris studiren ließ. Im 1227sten Jahre stiftete Alberus von Ebeleben ein Kloster für zehn (dominas literatas) gelehrte Nonnen. So gab es denn damals auch schon gelehrtes Frauenzimmer: wofern gelehrt, nicht etwa soviel heißt, als den lateinischen Psalter buchstabiren können. In einem Briefe Heinrichs des Erlauchten, wird um diese Zeit schon eines Physici, d. i. Leibarztes; und in Friedrichs mit dem Bisse, Urkunden, eines Astronomi, oder Sternkundigen gedacht.

Im XIVten Jahrhunderte wurden sehr viele hohe Schulen in Deutschland gestiftet, und also muß man wohl die Gelehrsamkeit geliebet haben. Prag war die erste: allein dahin sind unsre Obersachsen nicht sehr gegangen. Erfurt aber kam erstlich gegen das Ende desselben, 1392 dazu. Man findet indessen von mehrern Schulen allhier Nachrichten. Z. E. zu Eilwardsdorf bey Querfurt, werden um

1322 pueri de Scholis genennet; ingleichen 1331 wird zu Quedlinburg, des Rectoris ſcholarum cum ſuis ſcolaribus, gedacht.

Vom 1334ſten Jahre findet man einen Andreas de Ilmena, als einen Rector Scholarium zu Oſchersleben. Der freybergiſchen Schule wird um 1361 zuerſt gedacht. Im 1382ſten Jahre aber hat Landgr. Balthaſar, mit vier andern Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen, dieſer Schule allein Befreyungen gegeben; die andern aber nicht dulden wollen. Im 1387ſten Jahre iſt die Schule zu Zwickau abgebrannt: folglich muß ſchon vorher eine daſelbſt im Stande geweſen ſeyn. Endlich hat 1395 Pabſt Bonifacius der IX. der Stadt Leipzig die Freyheit ertheilet, bey der Niklaskirche eine Schule, in Grammatica et aliis primitivis Scientiis et artibus liberalibus zu ſtiften. Aus dieſem Privil. aber erhellet, daß die Thomasſchule ſchon vorher geſtiftet geweſen; aber ſo, daß dieſelbe nicht vom Stadtrathe, ſondern vom Thomasklöſter abgehangen. *

Die Dresdener Schule hat der Herr Verfaſſer zwar vor ſechs Jahren ſchon beſchrieben; hat aber damals ihr Alter noch nicht bis in dieß Jahrhundert treiben können. Zu Heidelberg iſt 1425 Johann

* Die Worte heißen ſo: Non obſtantibus, quod in uno duntaxat loco, videlicet apud eccleſiam dicti monaſterii (S. Thomae) huiusmodi Scholae hactenus eſſe, et earum Magiſtri cum ſuis ſcolaribus, miſſis et aliis divinis officiis, in eccleſia Monaſterii praedicti, intereſſe, et per Praepoſitum et Conventum praefatos, deputari et amoveri conſueverint.

hann von Drandorf verbrannt worden, ein Geistlicher, aber von adelichem Stamme, dessen Vorfahren zu Schlieben ansaßig gewesen. Als man ihn seiner Lehre wegen befragte, gab er zur Antwort: Er habe den Grund seiner Wissenschaft zu Dresden, unter Magister Friedrichen, dem Collegen des bekannten Petri von Dresden, gelegt, die beyde zu Prag gestorben wären. Hieraus schließt der Herr Rector: Ist M. Friedrich, des Petri Schulgesell gewesen; dieser aber schon 1425 mit Tode abgegangen: so müssen beyde schon am Ende des 14ten Jahrhunderts zu Dresden gelehret haben. Und in der That ist der eine schon im 1414 Jahre in Chemnitz Rector gewesen.

Von dem meißnischen Mönche Sifried ist auch auf unsrer Pauliner Bibliothek noch eine Handschrift vorhanden: wie Fellers Verzeichniß davon lehret. Er hat einen Auszug der Geschichte von Anbeginn bis 1307 geschrieben, davon die königl. Dresdensche eine, hier in Leipzig aber die Pauliner Bibliothek drey Abschriften besitzt. Auszüge davon sind in Ge. Fabrizens Jahrbüchern der Stadt Meißen, und in Johann Pistors erstem B. der deutschen Schriftsteller, enthalten.

So hat nun der Herr Rector Schöttgen die ältesten Jahrhunderte der obersächsischen Gelehrsamkeit durchlaufen; so viel die noch übrigen Urkunden dieser Zeiten etwas davon darbiethen. Die sächsische Geschichte besteht noch leider! größtentheils aus Brocken und Stücken, die man sorgfältig samulen muß: und welches noch mehr zu bedauren ist, so

sind

ſind die Quellen ſehr klein, daraus man eigentlich ſchöpfen kann. Wer mehr verlangt, der muß lieber bey einem Hofmann Rath ſuchen; als bey einem ehrlichen Manne, der nichts mehr ſagt, als was er beweiſen kann. Die damaligen Zeiten waren, wie in ganz Europa, alſo auch hier noch barbariſch. In der Theologie wußte man faſt nichts: in der Geſchichte des Hauſes Sachſen und ſeiner Rechte, war lauter Finſterniß; und wie viel ihm das geſchadet habe, hat der Herr Verfaſſer anderwärts ſchon gezeiget.

Indeſſen muß man auch mit dieſer anbrechenden Dämmerung der Wiſſenſchaften einigermaßen vorlieb nehmen: auf welche im 1409ten Jahre bey Stiftung der hieſigen hohen Schule, die helle Morgenröthe gefolget iſt. Bis dahin hat der Herr Verfaſſer nicht gehen wollen: es wäre aber zu wünſchen, daß Er, oder ein andrer fleißiger Mann ſeiner Art, auch bis auf die Zeiten der Glaubensreinigung, dergleichen Arbeit fortſetzen möchte.

* *

V.

M. Gottfried Schützens, evangeliſchen Predigers zu Altona und Ottenſen, und der königlichen preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften Mitgliedes, drey kleine Schutzſchriften für die alten Deutſchen. Erſte zweyte und dritte Sammlung. Leipzig bey Langenheimen in 8. 1746.

schen Zeiten aufgekommen, da man liederlicher Dinge Fürbringen nicht besser habe ein Ansehen zu geben gewußt, als durch dergleichen Klingel- oder Schellenwerke: so daß man es in ganz Europa allmählich für ein wesentliches Stück der Dichtkunst zu halten angefangen. Da hätte aber dem rechtschaffenen Sinnen und Dichten des Poeten nichts verdrüßlichers und nachtheiligers erdacht werden können, weil dieses Reimreissen den Poeten manchmal gleichsam bey den Haaren zause, daß er nicht sagen könne, was er gesagt haben würde, wenn man ihn reimfrey gelassen hätte. Deßwegen hätten auch die Italiänischen und Spanischen Poeten sich endlich dieses Reimen, als ein nichts auf sich habendes Ding vom Halse geschafft; imgleichen hätten solches die Englischen Poeten in ihren Trauerspielen schon unterlassen: weil nehmlich ein so oft wiederholter Laut nur Ekel brächte und nichts musicalisches an sich hätte. Dieses letztere müste nur in der Sylben richtigen Zahl und eigenem gangbarem Gewichte bestehen, ohne den unvernünftigen Wiederhall, welchen Redner und Poeten als ein übelanständiges Ding jederzeit aufs fleißigste vermieden hätten. Er schließt also endlich, diese Unterlassung des Reimens wäre so wenig für einen Fehler zu halten, daß es vielmehr ein lobwürdig Beginnen zu nennen sey, dadurch heroisch-poetische Gemüther Anlaß nehmen könnten, sich endlich einmal von der so liederlichen und fast sclavischen Gewohnheit des Reimengeklappers zu befreyen.

Wir haben diese Vorerinnerung mit Fleiß hierher setzen wollen, um unsren Leser zu den Proben vorzubereiten, die wir ihm aus unserm übersetzten Milton geben

In diesen drey kleinen Schriften bemühet sich der patriotischgesinnte Herr Verfasser seine vortheilhaften Begriffe von den Vorzügen der alten Deutschen, unsern Zeiten bekannt zu machen. Er betrachtet sie als vernünftige Heiden, denen nur dasjenige gefehlet, wozu eine göttliche Eingebung und Gemüthsverfassung gehöret. Er sieht sie als kluge Bürger des gemeinen Wesens an, die viele Tausende ihrer heutigen Nachkommen beschämen: als bey denen es fast das Ansehen nicht hat, daß noch ein deutsches Blut in ihren Adern wallete. Diesen seinen vortheilhaften Neigungen nun, hat die Welt gegenwärtige kleine Schriften zu danken. Die erste davon, erscheint zum erstenmale im Drucke; die zweyte ist zu einem neuen Abdrucke verlangt worden: und die dritte wird wegen der Verwandschaft ihres Inhalts mit den übrigen, hinzugefüget.

In der ersten Schrift bemühet sich der gelehrte Herr Verfasser, unsere Vorfahren von dem Vorwurfe zu befreyen, daß sie **Cannibalen** gewesen. Es ist fast zu bewundern, daß man zu unsern aufgeklärten Zeiten, da die Wissenschaften auf einen so hohen Gipfel gestiegen sind, noch solche thörichte Vorurtheile hegen kann. Ist es nun billig, daß man auch die verhaßtesten Feinde mit ungegründeten Beschuldigungen verschone; so ist es ja noch viel billiger, daß wir denen Gerechtigkeit widerfahren lassen, von deren Stamme wir die Zweige sind. Der Herr Verfasser verfährt in diesem löblichen Verhaben ordentlich, und widerlegt diese ungegründete Zumuthigung 1. dadurch, daß sie sich auf

einen

einen unrichtigen Begriff, von dem Götzendienste der alten Deutschen, 2. auf übel angebrachte Zeugnisse; 3. auf eine unbedachtsame Vermengung der alten Deutschen mit andern Völkern, gründe. Dann zeigt er 4. aus ihrer Gemüthsbeschaffenheit, 5. aus ihrer mäßigen Lebensart, 6. aus dem Stillschweigen der römischen Geschichtschreiber, und 7. aus einer richtigen Folgerung, daß diese Beschuldigung ungegründet sey.

Cluver in seiner Germ. antiqu. und Arnkiel in seiner Cimbrischheidnischen Religion, haben dem Herrn Verfasser Gelegenheit gegeben, diese Sache zu untersuchen: denn so groß auch sonst die Verdienste dieser Männer um die deutschen Alterthümer sind, so haben sie sich dennoch, in diesem Stücke gar zu leichtgläubig bezeuget. Cluver sowohl, als Arnkiel, haben nicht sowohl den Götzendienst unserer Väter untersucht, als die Aehnlichkeit desselben mit der Abgötterey anderer heidnischen Völker beschrieben. Ob sie dadurch eine kleine Unwissenheit in den Geschichten ihres Vaterlandes verbergen, oder ihre große Kenntniß in fremden Alterthümern, haben entdecken wollen, daß ist ungewiß; vielleicht kann beydes beysammen bestehen. Kurz, nach ihren Vorurtheilen haben die alten Deutschen sich bequemen müssen: denn einmal wollten sie bey ihnen alles finden, was sie bey den Römern, Griechen und andern Heiden antrafen. Weil nun viele barbarische Völker ihre Speisen mit Menschenfleisch zu vermischen gewohnt gewesen; so mußten die Deutschen gleicher Unart verdächtig seyn. Cluvers

Worte

Worte lauten so: Daß unsere Vorfahren diese abscheuliche That begangen, wollte ich kaum glauben, wenn nicht theils die Geschichte Meldung thäten, daß in Asia und Africa häufige Menschenfresser wären; theils auch noch itzt in der neuen Welt ganze Völker angetroffen würden, bey denen dieser unselige Gebrauch, aus den vielen Menschenopfern entstanden. Welch eine Vernunftlehre hat Cluver bey diesen Worten wohl zu Rathe gezogen! Jedoch, sowohl er, als Arnkiel führen zwey Zeugnisse an, die diesen Satz erhärten sollen. Der erste erwischt nämlich aus des Plinius Naturgeschichte diese Worte: wie vielen Dank ist man den Römern nicht schuldig, welche die abscheuliche Gewohnheit abgeschaffet haben; nach welcher das Opfer der Menschen für sehr heilsam und dienlich gehalten worden. Da hören wir es nun, sagt Cluver, daß die alten Celten, folglich auch die Deutschen, Menschenfresser gewesen! Was soll man dazu sagen? Dieses. Daß Plinius zwar von den Celten überhaupt rede; der Gallier und Britannier aber insbesondere gedenke: und auch von diesen versichert er nur, wegen des Zusammenhanges, daß ihre Druiden dem Menschenfleische, in der Arzney, eine heilsame Wirkung zugetrauet haben. Ist nun kein Unterschied unter Arzneymitteln und Speisen? So sind wir noch diese Stunde Menschenfresser. Da Plinius übrigens die Deutschen in seinen Büchern so gar oft nennet; wie sollte er nur in angeführter Stelle

ihre

ihre Namen verschwiegen haben? wenn er ihnen hätte etwas aufbürden wollen, dessen sie noch von keinem andern Geschichtschreiber waren beschuldiget worden. **Arnkiel** scheint dieses eingesehen zu haben; daher holt er ein ander Zeugniß aus der **Edda**. Diese erzählt von Menschenfressern und Blutsäufern, die unter den nordischen Völkern sollen gewesen sein. Wer weis aber nicht, mit wie vielen Erdichtungen die **Edda** erfüllet ist? **Arnkiel** führt zwar noch das **Buch der Weisheit**, als einen dritten Beweis an: **die da Menschenfleisch fraßen und gräulich Blut soffen.** 12 Cap. 6. v. Allein, kann wohl **Arnkiel** geglaubt haben, daß **Philo** die Gebräuche der alten Deutschen habe beschreiben wollen? **Cluver** hat ferner, und giebt es nicht undeutlich zu verstehen, unsere Vorfahren von eben der bösen Seite betrachtet, als **Plinius** die **Britannier** angesehen. **Arnkiel** ist nicht glücklicher gewesen, und vermenget die **Wenden** und **Slaven** mit den eigentlichen Deutschen.

Nunmehr kömmt der Herr Verfasser auf die Gemüthsart unserer Vorfahren, und macht, aus ihrer bekannten Menschenliebe und Ehrlichkeit, nach welcher mehr als ein römischer Kaiser ihnen die Beschützung seines Lebens anvertrauet hat; aus ihrer unwandelbaren Treue; aus ihrer unerschrockenen Gastfreyheit, und liebesvollen Aufrichtigkeit, den Schluß: daß die alten Deutschen keine Cannibalen gewesen sind.

Er betrachtet ferner ihre mäßige Lebensart. **Tacitus** widerspricht sich selbst, wenn er ihnen, erst

das Laſter der Trunkenheit aufbürdet, und hernach ihren mäßigen Gebrauch des Weines beſchreibt. Er ſagt: Vinum ad ſe omnino importari non ſinunt, quod ea re ad laborem ferendum remolleſcere homines atque effoeminari arbitrantur. *De Bell. Gall.* l. IV. c. 2 und c. 15 des II. B. Nullum aditum eſſe ad eos mercatoribus: nihil pati vini, reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri: quod his rebus relangueſcere animos, eorumque remitti virtutem exiſtimarent. Er rühmet ihre Mäßigkeit im Eſſen; ſie haben die vernünftigſten Rathſchläge bey Gaſtmalen gefaßt; und auch ihre Keuſchheit verſchweigt er nicht. Daher kam ihre dauerhafte geſunde Natur, die noch dieſen Tag ſo berühmt, und ein offenbarer Beweis ihrer Enthaltung iſt; indem Schwelgerey und Wolluſt den Körper ſchwächen.

Das gänzliche Stillſchweigen der römiſchen Geſchichtſchreiber kömmt noch darzu. Dieſer Grund iſt wichtiger, als man gleich Anfangs glaubt, und kann auf nichts minder, als auf eine große Unparteylichkeit der Römer geſchoben werden. Keine Völker haben vieleicht blutigere Kriege gegen einander geführet, als die Römer gegen die Deutſchen. Hannibal hat Rom nur einmal erſchreckt; die Deutſchen aber unzählichemal. Dieß hat nun nichts anders, als den bitterſten Neid und lauter Feindſeligkeit wirken können. Cäſar, Velleius und Sextus Empiricus, ſind auch hinlängliche Beweiſe, wie wenig ſich die Römer geſcheuet, die Deutſchen für Gottesleugner, Lügner, Unkeuſche und Böſewichter, auszuſchrey-

zu schreyen. Haben nun die römischen Geschichtschreiber kein Bedenken getragen, den Ruhm der Deutschen durch offenbar falsche Zeugnisse zu verkleinern; so würden sie desto weniger des Menschenfressens vergessen haben. Da sie aber nichts davon erwähnet; so ist dieß ein Beweis, daß sie besorgt haben müssen, es möchte ihnen ein jeder ins Angesicht widersprechen. Tacitus sagt gar, daß die guten Sitten bey den Deutschen mächtiger gewesen, als die besten Gesetze bey den Römern. Hätte er dieses wohl gesagt, wenn die alten Deutschen Menschenfresser gewesen wären?

Das zweyte Stück in der ersten Sammlung dieser Schutzschriften, befreyet die alten Deutschen von dem Vorwurfe, daß sie die Advocaten sehr gehasset haben sollen. Dieses giebt ihnen Florus schuld, und erzählt zum Beweise, daß sie, nach dem bekannten Siege, welchen Arminius über den Varus befochten, den römischen Advocaten die Augen ausgestochen, die Hände abgehauen, die Zungen ausgeschnitten, und die Mäuler zugenähet. Nun kommen diese Worte des Florus dem Herrn Schütze sehr verdächtig vor. Er hat selbst vielleicht den Advocaten einen Schandfleck anhängen wollen: und da er es, aus Furcht, unter seinem Namen nicht wohl thun dorfte; so waren die ehrlichen Deutschen gut genug dazu. Es erwähnet auch kein einziger anderer Geschichtschreiber, der von des Varus Niederlage schreibt, dieser deutschen Grausamkeit; ungeachtet sie alle gestehen, daß es bey keiner so gar blutig zugegangen. Indessen gesetzt,

diese

diese Sache hätte einige Richtigkeit; so ist doch der Haß der Deutschen gegen die Advocaten, auch einigermaßen zu entschuldigen. Sie selbst hatten in den ältesten Zeiten keine Advocaten, und brauchten sie auch zu ihrer kurzen ungekünstelten Proceßordnung nicht. Bey den Römern waren sie desto häufiger. **Varus** brachte eine große Menge derselben nach Deutschland, um bey den Deutschen die römischen Streithändel einzuführen. Dieß war eine verhaßte Neuerung, und man kann es ihnen nicht verargen, daß sie sich nicht, nach Art ihrer Nachkommen, eine neue Mode gleich gefallen lassen, bloß, weil sie was Neues war. Noch mehr: **Varus** war ein Erzgeizhals. Des Eigennutzes wegen, war er nach Deutschland gekommen, die Deutschen ums Geld zu bringen. Hierzu mußten ihm die Advocaten behülflich seyn, und hundert langwierige Streithändel erregen, wo keine, oder doch nur viel kürzere, nöthig waren. Die Deutschen mußten sich zwar damals in die Zeit schicken. Sie brachten ihre Rechtshändel vor die römischen Richterstühle, allwo sie bis aufs Blut ausgesogen wurden. Allein, so bald sie das Joch abschütteln konten, so thaten sie es: und wen kann es befremden, wenn auch die Advocaten, ihren Haß, vor andern, haben empfinden müssen? Ferner sind allem Ansehen nach, auch nur die ungeschicktesten und boshaftesten Sachwalter, mit dem **Varus** nach Deutschland gezogen: weil in Rom ihre Anzahl eingeschränkt war, und die geschicktesten ihr Brod gewiß lieber in Rom erwarben. Vielleicht waren sie von der

Art

Art derer, oder gar dieselben, durch welche **Varus** die **Syrer** in kläqliche Armuth gestürzet hatte, an deren Exempel sich die Deutschen spiegelten. Noch eins: **Florus** berichtet, der Sieg über den **Varus** sey in eben der Zeit erfochten worden, da er im Begriffe gewesen, öffentlich Gericht zu halten. Unfehlbar war also sein Richtstuhl mit Advocaten umgeben, und was ist wohl natürlicher, als daß sie also auch die ersten Ausbrüche der Rache empfinden müssen? Denn wer könnte von den ersten Deutschen, als Heiden, fordern, daß sie ihre Feinde lieben sollten?

Das III. Stück handelt von den weisen Schulanstalten der alten Deutschen. Sie haben theils öffentliche, theils besondere Schulen gehabt. Unter diesen versteht der Herr Verfasser, wenn begüterte Aeltern, mit großen Kosten, geschickte Lehrmeister in die Häuser genommen. Dergleichen waren, **Hevar** und **Roarius**, deren der erste, den nordischen Helden **Ariolo** und **Fother**; der letztere den weisen dänischen **Gram**, in der Jugend unterrichtet hat. In den öffentlichen Schulen lehreten die **Druiden**. Diese waren zwar eigentlich Priester, sahen aber die Besorgung der Schulen, als ein wesentlich Stück des den Göttern schuldigen Dienstes an: und da der Götzendienst damals nicht nur von den **Druiden** allein, sondern auch von den **Wahrsagern** und **Barden** besorget ward; so ist es wahrscheinlich, daß auch diese mit zum Unterrichte der Schulen gebraucht worden. An Schülern hat es ihnen nicht gefehlet. Cäsar meldet ausdrück-

lich, daß die Schulen der Druiden einen überaus großen Zulauf gehabt; und gleichwohl nahmen sie niemanden ohne scharfe Prüfung auf, ob er auch Fähigkeit genug zum Studieren besäße. Diese Schulübungen nun, hielten die Druiden in den heiligen Wäldern, dergleichen der Harzwald gewesen, den Conrad Celtes beschreibt: und diese Oerter waren desto bequemer dazu, weil sie ihre Schüler auch in der Natur- und Arzneywissenschaft unterrichteten. In diesen Schulen nun gieng es sehr strenge zu: denn da die Pythagoräer nur fünf Jahre schweigen mußten; so währete es hier ganzer 20 Jahre. Wie weislich aber die Lehrer bey dieser strengen Zucht, übrigens verfahren seyn müssen, erhellet daraus: daß ihnen niemals jemand bey ihrer Klosterzucht entlaufen ist. Wiewohl auch die kluge Kinderzucht der Aeltern hieran Schuld gewesen; indem nach Cäsars Berichte sie ihre Kinder nicht verzärtelt. Hierauf kömmt der Herr Verfasser auf die Lehrart der Druiden, und glaubet, daß sie in allen Facultäten unterrichtet haben. Was er davon sagt, das läßt sich angenehm lesen, und zeiget überall von einem patriotischen Eifer, die Ehre seiner Verfahren zu retten: so daß es nicht viel fehlet, das er auch Stahlianer und Wolfianer unter ihnen finden will. Die schönen Wissenschaften haben sie eifrig getrieben; insonderheit aber die Dichtkunst auf einen so hohen Grad gebracht, daß auch Hiarne, oder Jarnus, wegen seiner Grabschrift, die er auf den verstorbenen König Frotho gemacht, tüchtig erkannt worden, dessen

Nach-

Nachfolger zu werden. Der Herr Verfasser theilet die Uebersetzung dieses merkwürdigen Stückes, aus dem Saxo Grammaticus mit. Die Druiden wurden auch in ihrem Eifer um den Flor ihrer Schule, um so viel mehr erhalten, da sie an den Alrunen listige Nebenbuhler hatten, die sich alle Mühe gaben, ihnen in allem den Vorzug streitig zu machen. Sie hielten nicht nur Schulen, eben sowohl als die Druiden; sondern sie lehreten darinnen auch den Götzendienst, die Rechtsgelehrsamkeit, die Arzneykunst, Weltweisheit und Beredsamkeit. Sie mußten die Festtage bestimmen, und in zweifelhaften Rechtshändeln den Ausspruch thun: sie heilten die Wunden sehr geschickt, und sagten so gar zukünftige Dinge vorher. Es ist wahrscheinlich, daß ihre höchste Schule auf der Insel Sena gewesen, von welcher Strabo und Mela so viel Wunderbares sagen. Doch wir wenden uns, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit, zu der andern Abhandlung.

Das erste Stück in derselben beweist, daß das Laster der Unmäßigkeit den alten Deutschen fälschlich aufgebürdet worden. Der Herr Verfasser zeiget, daß dieses Vorurtheil sich auf falsche Zeugnisse griechischer, römischer und selbst deutscher Geschichtschreiber, gründe. Er beweiset das Gegentheil aus der Beschaffenheit ihrer Speisen, und Getränke; da selbst Tacitus sagt: die Deutschen genießen schlechte Speisen, Holzäpfel, frisch Wildpret, oder dicke Milch. Sie stillen ihren Hunger ohne viele Zubereitungen, oder

ben wollen. Wir unterstehen uns aber nicht ihm zu versprechen, daß ihm diese so angepriesene reimlose Poesie, nicht auch ungereimt vorkommen werde. Der ehrliche Uebersetzer hat wohl eine gute Meynung gehabt, aber nicht Kräfte genug besessen seine Erfindung im Deutschen angenehm zu machen. Denn da er unsers Erachtens der erste gewesen, der dergleichen reimfreye Verse in Deutschland versuchet: So hat er doch nur den einzigen Seckendorf in seinem Lucan zum Nachfolger gefunden, wenn wir das wenige ausnehmen, was nach der Zeit in den Mahlern, in dem Biedermanne, und neulich in unsrer Gesellschaft Antrittsreden vor kleine Proben davon gemachet worden.

Was auch die Trauerspiele und überhaupt die Theatralischen Gedichte anlangt, so würde es sehr gut seyn, wenn man darinn das verdrüßliche Reimen abschaffete: weil es in solchen Vorstellungen menschlicher Handlungen eben so unnatürlich klinget, als das unaufhörliche Singen in den Opern. Als mir derowegen einmal in den Sinn kam, den Englischen Cato des Addisons ins Deutsche zu bringen, that ich einen Versuch in solchen reimfreyen Versen, und will davon folgende Probe hersetzen.

Der Ersten Handlung

Erster Auftritt.

Portius und Marcus, des Cato Söhne.

Portius.

Die Nacht verliert sich schon, die Morgenröthe brennt,
Der Wolken rother Glanz verkündigt schon den Tag:

niedlich zugerichtete Speisen. Cäsar aber saget gar, daß die Einführung des Weines bey den alten Deutschen verbothen gewesen; und Tacitus, daß sie sich der hitzigen Getränke sehr sparsam bedienet, und mit einer Art von gutem Biere begnüget haben. Ferner beweist Herr M. Schütz seinen Satz mit ihren öffentlichen Gastmahlen, mit denen dabey gepflogenen Rathschlägen, mit ihrer Keuschheit, mit ihrer arbeitsamen Lebensart, mit ihrer Ernsthaftigkeit, dauerhaften Gesundheit, und endlich mit der Vergleichung anderer Völker.

Das andere Stück zeiget, daß die Tugend der Redlichkeit den alten Deutschen eigen gewesen sey. Diesen Satz beweiset Herr Schütz, aus den Zeugnissen ihrer Feinde selbst; aus ihrer unwandelbaren Treue gegen Freunde und Feinde, auch gegen ihre Knechte; aus der Bestrafung der Untreue; und aus der Vergleichung mit andern Völkern.

Das dritte Stück beweist, daß die alten Deutschen keine richtige Erkenntniß von Christo gehabt. Roulliard, Cluver, Schedius, Calvör und Arnkiel, haben dem Herrn Schütz zu dieser Widerlegung Gelegenheit gegeben. Er beweiset, daß dieses Vorurtheil sich auf falsche Vernunftschlüsse, auf übel angebrachte Zeugnisse, auf unrichtige Sinnbilder und Merkmaale gründe. Das Gegentheil aber beweiset er, aus der Unwissenheit der alten Deutschen, aus der Beschaffenheit ihres Götzendienstes, und aus ihrem Hasse gegen die christliche Lehre, wovon die Ursachen angegeben werden.

In der dritten Schutzschrift beweist das erste Stück, daß den alten Deutschen viele Gottheiten angedichtet worden. Die alten Römer liebten zwar die Vielgötterey: wie denn **Hesiodus** und **Eusebius** auf die 30000 Götzen zählen. Ja, Herr **Schütz** meynt gar, wenn er schlimm wollte, so könnte er diese Zahl noch um die Hälfte erhöhen. Die alten Deutschen aber waren nichts weniger, als einer gleichen Thorheit schuldig. Die römischen Götter **Mars**, **Merkur**, **Castor** und **Pollux**, **Vulkan**, **Herkules** u. s. w. waren ihnen auch kaum dem Namen nach bekannt; und wenn einige Geschichtschreiber das Gegentheil versichern: so haben sie theils das innere Deutschland nicht gekannt, theils ihre Erzählungen auf entfernete Aehnlichkeiten gegründet. Hierauf beweiset Herr **Schütz** mit vieler Belesenheit, daß die **Irmenseule**, der **Krodo**, der **Pustrich**, die **Joduete**, und mehr andre Götzen, den alten Deutschen fälschlich angedichtet worden; daß sie am allerwenigsten Steine, Bäume, Schlangen, und den Degen, göttlich verehret haben. Was er davon saget, und die Stellen, die er zu beweisen anführet, sind sehr merkwürdig: allein weil es uns hier zu weitläuftig fällt; so müssen wir unsere Leser an das Werk selbst verweisen.

Das zweyte Stück beweist, daß die Tugend der Keuschheit ein Eigenthum der alten Deutschen gewesen. **Diodorus Siculus**, **Athenäus**, und **Sextus Empiricus**, das sind diejenigen, so wider die Keuschheit unserer Vorfahren als falsche Zeugen

auftreten. Wider ihre sehr verdächtigen Zeugnisse nun, wendet Herr Schütz folgendes ein. Erstlich gestehen alle römische Geschichtschreiber die Keuschheit unserer Vorfahren einhällig zu. Hieronymus stellet den wollüstigen Römern, das Beyspiel der Barbarn und die Keuschheit der cimbrischen Weiber zum Muster dar. Quintilian, wenn er der Unkeuschheit die Larve von den Augen zieht, und die Wollust aller Völker beschreibt; wobey er auch seiner eigenen Landsleute nicht vergißt, so sagt er dennoch von den Deutschen: nihil tale novere Germani, et sanctius vivitur ad oceanum. Die ältesten Gesetze der Deutschen schweigen auch ganz und gar von der Unkeuschheit. Was kann man hieraus anders schließen, als daß dieß Laster unsern Vorfahren ganz unbekannt gewesen? Sie erzogen ihre Jugend sehr keusch und verheiratheten sie frühzeitig. Sie hielten den Ehestand heilig, und vertrugen sich mit ihren Gatten unvergleichlich. Unzüchtige Personen würden in Koth und Morast gesenkt, wo sie ihren Geist kläglich aufgeben mußten. Die Sachsen lohnten den Ehbruch mit dem Strange und mit Feuer. Bey den nordischen Völkern verstümmelte man ihnen die Glieder, und schnitt ihnen sonderlich die Nase ab.

Das dritte Stück ist endlich eine Schutzschrift für die Weiber der alten Deutschen. Einige Geschichtschreiber haben dieselben als niederträchtige Viehmägde, oder gar als Hexen beschrieben: allein dieß sind bloße Vorurtheile, und die Weiber der alten Deutschen sind einer allgemeinen Hochachtung ge-

gewürdiget worden. Sie ermunterten ihre Männer zur Andacht und Tugend. Sie waren bey den wichtigsten Opfern Gehülfen der Druiden. Sie wurden in zweifelhaften Fällen zu Rathe gezogen; ja zuweilen den Fürsten, als Richter, zur Seite gesetzt: meistentheils aber gieng alles durch ihre Hände, und die streitenden Parteyen waren mit ihrem Ausspruche zufrieden. Sie liebten auch die Wissenschaften, und hatten ihre eigenen Schulen, die als Pflanzgärten für das gelehrte Frauenzimmer anzusehen waren. Sie legten sich insonderheit auf solche Wissenschaften, die einen nähern Einfluß in die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft haben. Dergleichen ist die Arzneykunst, von welcher Mela berichtet, daß man geglaubt: sie wüßten Krankheiten zu heilen, die von andern Aerzten als unheilbar beschrieben würden. Sie legten sich ferner auf die Sternkunde, weißageten aus den Opfern und andern zufälligen Begebenheiten. In der Tapferkeit hatten sie es so weit gebracht, daß sich die alten Geschichtschreiber in ihre Heldenthaten im Kriege recht verliebt haben. Ihr Hauswesen trieben sie dabey sorgfältig, und waren im Ackerbaue wohl erfahren. Auch ihre Schönheit wird von den alten Schriftstellern, sonderlich vom Olaus Magnus gelobet. In der Kleidung hielten sie sich so zierlich und reinlich, daß so gar die vornehmen Römerinnen den Schmuck des deutschen Frauenzimmers nachgeahmet haben. Woraus gewiß erhellet, daß derselbe von gutem Geschmacke müsse gewesen seyn. Alles dieses, und was der Herr Verfasser noch sonst

zum Ruhme unſerer mütterlichen Ahnen ſagt, wäre ſchon werth, daß es ihm eine öffentliche Dankſagung von ihren noch lebenden Töchtern zuzöge: zumal er, wie er ſelbſt zu ſagen beliebt, zu der Zunft der Hageſtolzen gehöret, und alſo ganz unparteyiſch verfahren iſt. Doch vieleicht hat er ſelbſt dieſe Frucht einer billigen Dankbarkeit, dadurch abwenden wollen, daß er ſich am Ende erkläret, ſein Werk ſey nur für **Leſer** und nicht für **Leſerinnen** geſchrieben.

* *

VI.

Phyſique de la Beauté, ou pouvoir naturel de ſes charmes. A Amſterd. et à Bruxelles 1748. 8.

D. i.

Von der Natur der Schönheit, oder Unterſuchung von dem Vermögen ihrer Reizungen.

Man hat lange in der Welt die Schönheit bemerket, verehret, und ſie zuweilen faſt gar angebethet: ohne eigentlich zu wiſſen, am wenigſten aber ſagen zu können, worinn dieſelbe eigentlich beſtehe? Viele ſind daher auf die verzweifelten Gedanken gerathen, die ganze Unterſuchung davon aufzugeben: weil es doch unmöglich wäre, ihre wahre Natur zu ergründen; indem ſie bloß etwas ſinnliches wäre, welches man zwar empfinden,

rfinden, aber niemals anders, als durch ein, Je ne sai quoi? würde beschreiben können. Sie beriefen sich dabey auf die andern Sinne; z. E. auf das Gehör, den Geruch, und Geschmack. Denn so wenig, sagen sie, man die Natur dessen, was wohl oder übel klingt, wohl oder übel riecht oder schmeckt, ergründen kann: eben so wenig würde man das wahre Wesen der Schönheit, oder dessen, was den Augen wohl oder übel gefällt, begreifen und entdecken können.

Indessen haben doch verschiedene Weltweise den Muth nicht sinken lassen, eine so merkwürdige Sache noch zu erforschen. Einige davon haben, wie z. E. Crousaz, ganze Bücher davon geschrieben: aber auch vieleicht ihre Gränzen ein wenig zu weit hinausgesteckt, wenn sie nicht nur von der sichtbaren Schönheit; sondern auch von allen übrigen Arten derselben zugleich haben handeln wollen. Uns dünkt immer, es heiße auch hier: Divide et impera; oder wie ein ander Sprüchwort sagt; qui bene distinguit, bene docet. Und wo ist die Anwendung dieser Regeln wohl nöthiger, als eben hier, bey Untersuchung der Schönheit? Welches Wort wird wohl in mehrern Fällen gebrauchet, und gemisbrauchet, als eben dieses? Was nennet man nicht alles schön? Und wer will sich unterfangen, alle die Gegenstände unter einen ähnlichen Begriff zu fassen? es wäre denn, daß er sagen wollte: Schön wäre, was einem gefiele.

Gesetzt nun, man gebe so eine weitschweifige Erklärung zu; was würde man dadurch gebessert

seyn? Würde man auch die Natur derselben um ein Haar besser verstehen, oder ihr nur um einen Schritt näher gekommen seyn? Wir glauben es gar nicht. Denn was gefällt nicht manchen Leuten? Würden nicht dadurch die allerungereimtesten Dinge, den Titel der schönen bekommen? indem ja ein jeder Schäfer seine Keule zu loben, und ein jeder Narr seine Kappe für die schönste zu halten pflegt.

Quisquis amat Ranam, Ranam putat esse Dianam.

Doch es ist noch nicht alle Hoffnung verlohren, die Natur der Schönheit zu ergründen. Man muß nur nicht alles Schöne in einander werfen, sondern die verschiedenen Arten desselben absondern. Man muß ferner von demjenigen anfangen, was am leichtesten fähig ist, in Deutlichkeit gesetzet zu werden. Unter allen unsern Sinnen aber bringet uns das Auge die deutlichsten Begriffe zuwege. Von der sichtbaren Schönheit muß man also den Anfang machen. Und hier hat also das Frauenzimmer die Ehre, oben an zu stehen, und ein Gegenstand philosophischer Betrachtungen zu werden. Denn unstreitig ist der menschliche Körper, nicht nur nach seinem innern Baue, sondern auch nach seiner äußerlichen Gestalt das Meisterstück der Natur: zumal, wenn sie durch keine zufällige Hindernisse gestöret worden, ihren Zweck zu erreichen.

Dieses ist nun der Begriff, und die Lehrart des Verfassers gegenwärtiger Gespräche. Theramenes und Themire, sind ein Paar verliebte und verlobte Personen, beyderley Geschlechts: und wer hätte

wohl

wohl ein beſſeres Recht, die Natur der Schönheit zu unterſuchen, als ein philoſophiſcher Liebhaber einer witzigen Schönen? Der Verfaſſer ſetzet dieß glückliche Paar in ein prächtiges Landhaus, mitten unter die Beluſtigungen der ſchönſten Jahreszeit. Hier ſind ſie von allem Zwange der Städte frey, und alſo ſchmeckt ihr zärtlicher und muntrer Umgang, nach dem lautern Vergnügen ihrer Herzen. Theramenes hat nicht nur einen feinen Verſtand; er hat ihn auch durch die ſchönſten Wiſſenſchaften aufgekläret. Er verſteht auch die Kunſt, das was er denkt, richtig, deutlich, und munter auszudrücken; und das, was in den Wiſſenſchaften noch ſo trocken iſt, in artige Geſpräche zu verwandeln. Themire iſt ſo reizend, als geiſtreich; und hat ſich außer dem gemeinen Erkenntniſſe ihres Geſchlechts, auch durch das Bücherleſen, viel Geſchmack an den Wiſſenſchaften erworben.

Mitten in den feurigſten Erklärungen ſeiner heftigen Leidenſchaft, unterbricht dieſe Schöne ihren Liebhaber: Ich weis, liebſter Theramenes, ſpricht ſie, wie ſehr ſie mich lieben; und ich vergelte ihnen gleiches mit gleichem. Allein, warum wiederholen ſie mir immer dieſe Verſicherung? Warum genießen wir nicht bisweilen dieſes Vergnügen in der Stille. Gehen ſie doch einige Augenblicke etwas ernſthafter mit mir um; und antworten ſie mir nicht als ein Liebhaber, ſondern als ein Weltweiſer, auf meine Fragen. Ich will in den Grund ihres Herzens dringen, und die heimlichen Treibfedern kennen lernen, wodurch die wenigen Reizungen,

die ich beſitze, einen ſo lebhaften Eindruck bey ihnen haben machen können? Sagen ſie mir: wie ſich doch die Schönheit von dem Herzen eines Liebhabers bemeiſtern kann?

Allerſchönſte Themire, verſetzt Theramenes, die Macht, die ſie in ſo hohem Grade beſitzen, läßt ſich nur empfinden, aber nicht erklären. Niemand fühlt ſie lebhafter als ich: aber wie ſoll eine Seele, die ganz von ihrem Glücke eingenommen iſt, Zeit haben, über die Urſachen deſſelben Betrachtungen anzuſtellen? Nein, liebſte Themire, laſſen ſie nur die meinige, ſich gänzlich ihren Ergetzungen überliefern. Zwingen ſie mich nicht, ihren Lauf, durch kaltſinnige Vernunftſchlüſſe zu unterbrechen; die ſich nur auf hundert ungewiſſe Aberglauben gründen, und den Verſtand eher abmatten, als erleuchten werden?

Ich will aber durchaus Antwort auf meine Fragen haben: erwiedert Themire. Bauen ſie immer, mir zu Liebe, irgend ein Lehrgebäude auf: mir wird es allezeit willkommen ſeyn, wenn es mich nur von der Herrſchaft unterrichtet, die ich über ein Herz habe, welches ich nicht nennen will. Und wie? werden ſie nicht eben den Vortheil haben? Mich dünkt dieſe Bedingungen können ihnen ſelbſt nicht anders, als günſtig ſeyn?

Was wollte ich nicht thun, um dieſes zu verdienen? ſpricht Theramenes darauf. Nun gut, ich will einmal den Magiſtermantel umnehmen; ob er ſich gleich für mich nicht ſehr ſchickt. Kommen ſie, liebenswürdige Schülerinn, ſetzen ſie ſich auf mei-

ne

ne Hörerbank. Dieſe Raſen, ſollen ihnen dazu dienen.

So lautet nun der Eingang zu dieſer philoſophiſchen Abhandlung. Der verliebte Weltweiſe fängt ſeinen Unterricht mit der Erklärung der Sinne, und ihrer Empfindungen an. Er zeiget, daß alle ſinnliche Empfindungen nur beſondre Arten des Gefühles ſind. Seine Schülerinn meynt zwar, das Geſicht und Gehör waren davon auszunehmen: allein er überführt ſie auch davon des Gegentheils. Darauf fragt ſie: welche von dieſen Arten des Gefühles die zärtlichſte ſey; und erhält zur Antwort: das Geſicht. Dadurch hätte ſie nämlich zuerſt die Herrſchaft über ſein Herz gewonnen. Ohne Augen würde die ganze Natur uns gleichſam mit einer ewigen Nacht verhüllet ſeyn: ja wenn uns einige Dinge die andern Sinne gleich rühren, ſo müſſen uns doch die Augen, die Urſache ſolcher Empfindungen kennen lehren. Dieſes letzte will Themire nicht glauben: weil ſie meynt, man könne auch ohne die Augen, von einer ſchönen Stimme, und einem muſikaliſchen Concerte gerühret werden. Theramenes räumt ihr ſolches ein: indem er oft in der Entzückung über ihre ſchöne Stimme, ihrer Schönheit vergeſſen hätte. Doch vertheidiget er ſich noch dadurch, daß er durch ihre Stimme noch nicht von ihr beſieget worden wäre, wenn er ſie nicht auch geſehen hätte. Das Licht müſſe uns allererſt entdecken, was eine Sache für Reizungen hat. Daher käme es, daß man dasjenige, was ſchön riecht, oder klingt, oder ſchmeckt, auch gern ſehen will.

Hier-

Den zwiefach grossen Tag, den Roms und Catons Fall
Ganz stolz zu machen scheint. Ach! unsers Vaters Tod
Erfüllt vielleicht das Maaß des Bürgerkrieges gar,
Und schließt den Schauplatz zu, den so viel Blut be-
spritzt.
Hat Cäsar nicht bereits den halben Kreis der Welt
Verwüstet und verheert? hat nicht sein Mörderstahl
Das menschliche Geschlecht ganz dünn und klein ge-
macht?
Dafern er weiter geht, so fehlt es ihm an Volk
Zu neuer Kriegesmacht; so wird kein Mensch mehr seyn,
Den seine Herrschbegier noch ferner plagen kan.
Ihr Götter! was für Wust erregt die Ehrsucht doch
In eurer Werke Pracht!

Marcus.

Dein unbewegter Sinn,
Mein Bruder Portius, sieht Aufruhr, List und Mord,
Und Cäsarn selbst sogar zu philosophisch an.
Ich berste fast für Zorn, wenn mir des Frevlers Bild
In die Gedanken kömmt. Sobald man ihn nur nennt,
Steht mir Pharsalien ganz lebhaft im Gesicht.
Ich seh, wie der Tyrann durch Feld und Lager sprengt,
Wie seines Hengstes Huf vom Bürgerblute treuft,
Und unsrer Römer Kern aufs Haupt geschlagen liegt,
O Portius, ist denn kein Donner in der Luft
Kein Wetterstrahl mehr da, des Vaterlandes Feind,
Der seine Hoheit nur in Roms Verderben sucht,
Durch einen strengen Schlag gewaltig zu zerschmet-
tern?

Portius.

Ach Marcus, glaube mir, die Hoheit ist verflucht,
Und keines Neides werth, die so abscheulich ist.
Wie herrlich strahlt der Glanz von unsers Vaters Ruhm,
Durch alle Finsterniß der Trübsal so ihn drückt!
Sein Leiden selber blitzt und leuchtet rings um ihn.
Zwar unglücksvoll, doch groß versicht er Rom, das Reich

Hierauf ergiebt sie sich, und räumet den Augen den Vorzug vor allen Sinnen ein: sie will aber gern weiter von ihm belehret seyn. Sie will das Innere derselben kennen lernen; und vernimmt von ihm, daß sie geschickte Malerinnen seyn, die alle Gegenstände aufs genaueste abschildern: da denn in seinem Gesichte, unter allen Bildern, ihr eigen Gemälde oben an stünde. Dieses will sie von ihm erkläret wissen, und er zeiget ihr, wie die Lichtstralen in die Augäpfel fahren, und hinten auf dem netzförmigen Häutchen alles abmalen; und dadurch die Gesichtsnerven in Bewegung setzen, um der Seele einen Wink zu geben, was für ein Gegenstand außer ihr verhanden sey. Sie will dieses mit dem Exempel einer Blume erläutert haben: aber er will es durchaus mit ihrem eigenen Antlitze thun; und sie muß nachgeben. Kein Punct ist auf ihrer Haut, sagt er, der nicht Lichtstralen zurück wirft, und in die Augen dessen treibt, der sie ansieht. Da fahren nun diese Stralen in den Stern des Auges, brechen sich in den verschiedenen Feuchtigkeiten des Auges, und schießen in guter Ordnung bis auf den Grund desselben u. s. w. Sie bemerket bald, daß dergestalt alle Bilder im Auge verkehrt erscheinen: welches er ihr zugiebt und erklärt.

Sie selbst aber hebt an, sich einen andern Zweifel zu heben: woher es nämlich kömmt, daß unebene Flächen sich im Auge auch uneben abbilden. Sie merkt nämlich an, daß eine erhabene Stelle des Gegenstandes auch lebhaftere Stralen zurück wirft, als eine Vertiefung desselben. Und dadurch wird

das

das Bild im Auge einem Gemälde ähnlich; wo auch die Vertiefungen etwas schwächer gehalten, oder dunkler schattiret werden, als die erhabenen Stellen.

Wir übergehen das übrige, was zur Natur des Sehens gehöret, womit das erste Gespräch schließt: um auch zum zweyten zu kommen.

In demselben setzt Theramenes die Regularität, und Symmetrie, oder das Regelmäßige, und das Ebenmaaß zum Grunde aller Schönheit. Ehe er das aber thut, ruft er nach Art der Dichter, die Schönheit selbst, als eine Göttinn zu Hülfe. Sodann giebt er auf die Frage: was doch die Schönheit an sich selbst, und in Ansehung unsrer Augen eigentlich sey? zur Antwort: Sie sey eine Verbindung gleicher und ähnlicher Theile, die man sonst die Regularität zu nennen pflegt; oder auch eine Vermischung und Zusammensetzung solcher Theile, die einzeln einander gleich und ähnlich sind, welche man die Symmetrie nennet. In Ansehung unsrer Augen, sey sie der angenehme Eindruck, den die Regelmäßigkeit und das Ebenmaaß darinnen machen. Ehe er aber zeigen kann, warum man das Schöne mit Vergnügen sieht, geht er mit ihr die Zahl der Dinge durch, die man schön zu nennen pflegt, und die diesen Namen verdienen.

Da Themire zeichnen kann, und die geometrischen Kunstwörter der meisten Figuren versteht; so kann er mit ihr davon ohne Anstoß reden. Um ihr also den Unterscheid der Regularität und Symmetrie zu erklären, nimmt er ihre schönen Hände neben einander, und zeiget, daß die Finger an jeder Hand

zwar

zwar ungleich lang und ſtark; aber an beyden Händen einander gleich ſind. Er bemerkt dazu noch ihre Farbe, die Rundigkeit der Arme u. d. gl. Allein, ſie will dieſes nicht länger leiden, und er ſoll ihr lieber an den Blumenbetten, und dem Waſſerhälter zwiſchen denſelben, die Symmetrie erklären: wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Sie nehmen auch eine Sonnenuhr, die auf lauter fünfeckigte Flächen eines regulären Zwölfeckes gezeichnet iſt, eine Pyramide, u. d. m. zu Exempeln.

Nach der Symmetrie des Umfanges, bemerkt er auch die Symmetrie der Ordnung, und der Verbindungen. Man nimmt nämlich viele Stücke von gleicher oder ungleicher Figur, und ſetzet ſie nach einerley Art zuſammen; ſo daß zur Rechten alles eben ſo, wie zur Linken zu ſtehen, oder zu liegen kömmt. Ueberall wird alſo dieſelbe Zahl, Entfernung, Lage und Ordnung beobachtet; nur das Mittel iſt davon unterſchieden, um die Gleichheit der Seiten deſtomehr zu heben. Und dieſes iſt diejenige Symmetrie, die auch an den Körpern der Thiere, ſonderlich an dem menſchlichen wahrzunehmen iſt; von welchem ſie die Baumeiſter entlehnet haben, um ſie in allen ihren regelmäßigen Gebäuden anzubringen. Auch die Gärtner pflegen dieſes ſorgfältig zu beobachten, wenn ſie ihre Kunſt verſtehen: und es iſt gewiß, daß die prächtigſten Stücke, an Lorberbäumen, Pomeranzen, Cedern, Granaten, Myrten und Cypreſſen; die koſtbarſten Bildſäulen, Blumenbete, Canäle, Springbrunnen und ſchattigte Gänge, ihre halbe, ja ganze Pracht und An-

Anmuth verlieren würden, wenn sie nicht von einer regelmäßigen symmetrischen Ordnung und Stellung unterstützet würden.

Wir fassen dasjenige hier kurz zusammen, was Theramenes weitläuftiger beschreibt und erkläret. Er bemerket nur noch, daß die Natur in ihren schönen Werken, die ungerade Zahl liebet. Es ist wahr, daß solches in vielen Stücken zutrifft: allein, bey vielen Stücken trifft es auch nicht. Denn haben wir gleich an jeder Hand fünf Finger, und an jedem drey Gelenke: so haben wir dagegen auch nur zwey Hände, Füße, Augen und Ohren. Haben viele Blumen nicht auch sechs Blätter, wie Tulpen und Narcissen? u. d. m. doch darauf kömt eben so viel nicht an.

Hierauf bemerket Themire, daß unter allen regelmäßigen Figuren die runde, den Augen nach, am besten gefalle. Sie erläutert solches aus den Zeichnungen in der Näterey und Stickerey, wo die Blumenschnüre, die sich durch ihre Last allmählich senken, einen der schönsten Zierrathe abgeben. Theramenes lobt ihren Geschmack darinn vollkommen: allein er sagt, daß er ihr noch das schönste in der Natur nicht eröffnet habe. Sie fragt, woran es liege? und vernimmt, daß es aus Furcht geschehen sey, sie möchte etwa in diesem Lande der Zaubereyen nicht mit ihm reisen wollen. Als sie dieses nun verspricht, führet er die Natur selbst, redend ein. „Ich will meiner Herrlichkeit ein Denkmaal „aufrichten: ich will ein Gebaude aufführen, dessen „Pracht alle meine vortrefflichste Werke übertrifft.

„Sie gebeut darauf; aber ihre beredten Ausdrücke lassen sich nicht in aller ihrer Stärke nachsagen. Sie selbst führt einen Entwurf aus, den sonst niemand hatte bewerkstelligen können. Sie führt auf zwo prächtigen Säulen ein festes Werk auf, darauf sie zu bauen denket. Sie läßt dasselbe nicht ungestalt, sondern zieret es so wohl, als seine Stützen, mit allem, was der Umriß von hundert verschiedenen Krümmungen anmuthiges zeigen kann. Hier verschwendet sie schon die allerfeinste Symmetrie, die aufs mannigfältigste abgewechselt wird. Nachdem sie aber diesen Grundbau mit einer unendlichen Behendigkeit und Anmuth versorget hat: so verzieret sie ihn oben mit ein paar Schwibogen, die man leichter bewundern, als beschreiben kann. Kurz, die Arbeit und Kunst übertrifft die Materie weit, die doch den köstlichsten Marmor sehr weit zurück läßt.

Auf dem Gipfel dieses herrlichen Baues, erhebt sich ein Tempel, von beynahe runder Figur. Sein Bau ist ungezwungen und etwas kühn. Der Vordertheil ist Ovalförmig, und gleicht fast den prächtigen Urnen, die wegen ihrer Rundung schätzbar sind. u. s. w. Hier beschreibt der Verfasser wie man leicht denken kann, alle Theile des menschlichen Antlitzes mit solchen räthselhaften Ausdrückungen; das Kinn, den Mund, die Nase, die Wangen, die Augen und Stirne; die Haare u. s. w. Er liest seiner Schönen auch eine poetische Beschreibung dieses **Pantheons**, wie ers nennet, vor. Das Stück ist schön, und würde schon verdienen,

daß

daß es von einem unſrer beſten Dichter, wo nicht überſetzet, doch genau nachgeahmet würde. Es ſieht einer Fabel ähnlich, und erklärt, wie Cupido mit ſeinem ganzen Gefolge in dieſem Tempel ſeinen Siß genommen habe. Als er mit dieſem allen fertig iſt, und Themire ihn noch nicht verſtehen will, bittet er ſie vor den Spiegel zu treten, und dieſen prächtigen Tempel der Liebe, in ihrem eigenen Antlitze zu betrachten.

Als er ihr darauf alle Stufen der Schönheit erklären ſoll: ſo ſetzt er nochmals, das regelmäßige, und unter allen ſolchen Figuren, die **Rundung** zum Grunde aller Schönheit. Nächſt dem Runden ſind auch die vieleckigten Figuren, die jenem nahe kommen, wenn ſie nur regulär ſind, für ſchön zu achten. Endlich kann das ſymmetriſche Ebenmaaß, aus ſehr vielen Arten erhabener und vertiefter Krümmungen, die um ein verſchiedenes Mittelſtück, gleich vertheilet werden, eine wunderwürdige Mannigfaltigkeit von Lagen und Stellungen verſchaffen, die eine tauſendfältige Schönheit zu wege bringen. Alle dieſe Rundungen und Beugungen nun, finden ſich an dem menſchlichen Körper, wenn er wohlgebauet, vollfleiſchigt und geſund iſt, ſonderlich im Geſichte deſſelben, und ſeinen Muskeln. Und hierinn beſteht das eigentliche Weſen der Schönheit; weil aus den verſchiedenen regelmäßigen Zügen des Geſichtes, ſonderlich im Lächeln und andern ſanften Gemüthsbewegungen, eine tauſendfältige reizende Anmuth, ja lauter Gratien und Liebesgötter hervorblicken.

Hier fraget Themire nun, warum doch eben die Krümmungen eines Umrisses dem Auge mehr gefallen, als die andern? Theramenes will ihr antworten: als eben der Braut Vater, von einer kleinen Reise zurück kömmt, um dieß verliebte Paar wirklich zu vereinigen. Dieß geschieht: und der glückliche Freyer erhält die Erlaubniß, diejenige Schönheit völlig zu besitzen, die er bisher so sehr verehret und bewundert hatte; wobey dieß II. Gespräch ein Ende nimmt.

Nach vielen fortwährenden Tagen der Hochzeitlustbarkeiten, wird die abgebrochene Materie weiter fortgesetzet. Dieß giebt also zu dem dritten und vierten Gespräche die Materie an die Hand. Theramenes erklärt der Themire die Wirkungen der Schönheit in das Gesicht; er zeigt ihr die Stufen derselben, er lehrt sie, daß die unmerklichen Theilchen der Gegenstände, die andre Sinne belustigen, den symmetrischen, oder runden Flächen der Körper ähnlich sind, welche das Gesicht so angenehm rühren. Endlich beweist er, daß die Wirkungen derselben, in die sinnlichen Werkzeuge von allen Arten, fast einerley sind.

Mitten in diesem Gespräche, als Theramenes einmal auf die Reizungen seiner geliebten Gattinn zu reden kömmt, geräth er in eine solche Entzückung, daß das Gespräch sich unterbricht, und der Themire Antwort ausbleibt. Der Scribent bemerkt dieses, durch eine eingeschaltete Anmerkung, wodurch er die Schuld, entweder auf des Theramenes unvollkommene Erzählung, oder auf die Lie-

be

be ſchiebt. Der Leſer hat dabey Gelegenheit, der Sache etwas nachzudenken, und die wahre Urſache zu errathen.

In dem letzten Geſpräche erklärt Theramenes Themiren, die verſchiedenen Wirkungen der Schönheiten von verſchiedenen Arten. Wir können aber alles dieſes nicht verfolgen. So viel können wir verſichern, daß ſeine Begriffe uns ſehr rein und richtig zu ſeyn bedünken: daher wir wünſchen, daß ſich eine gute Feder bey uns, an die Ueberſetzung davon mache. Die Regeln guter Geſpräche ſind darinn völlig beobachtet: und was lieſt ſich angenehmer, als die Unterredungen zwoer keuſchverliebten ſinnreichen, doch ſchamhaften Perſonen?

* *

VII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Leipzig. Verwichenen 30ſten Jenner dieſes 1749ſten Jahres, iſt allhier, nach einer dreymonatlichen Krankheit, in ſeinem drey und ſiebenzigſten Jahre, ſanft eingeſchlafen, der hochgebohrne Graf und Herr, Herr **Ernſt Chriſtoph**, des H. R. R. **Graf von Manteufel**, des Königl. Pohln. weißen Adlerordens Ritter, Sr. R. Kaiſerl. Maj. wirkl. geheimer Rath, Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen, Cabinetsminiſter, und wirklich geheimer Staatsrath,

Staroſt zu Novodwar, der Königl. Großbritanniſchen Societät der Wiſſenſchaften, wie auch der privil. deutſchen Geſellſchaft zu Greifswalde Mitglied, der alethophiliſchen Societät anſehnl. Stifter und Oberhaupt, auf Kerſtin, Kruckenbeck, Gandelin, Kruhne, Lauer, und Gönsdorf Erb-Schloß- und Burggeſeſſener; ein um die Gelehrſamkeit, beſonders aber die Weltweisheit und ſchönen Wiſſenſchaften, unſterblich verdienter Gönner und Beſchirmer derſelben. Es würde höchſt unbillig ſeyn, eines ſo erlauchten Gönners der Gelehrten nach dem Tode, nicht zu gedenken, da man bey dem Leben deſſelben keine Gelegenheit vorbeygelaſſen, den Schutz und die Gnade, welche ſelbiger der Gelehrſamkeit gegönnet, nach Würden zu rühmen. Die hieſige hochlöbliche Univerſität hat es daher für ihre Pflicht gehalten, die Aſche eines ſo großen Mannes, durch ein Trauergedicht zu verehren, das auf zwenen Bogen in lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel gedruckt und ausgetheilet worden: Memoriae Illuſtriſſimi Excellentiſſimique Comitis ERNESTI CHRISTOPHORI A MANTEVFEL, Academia Lipſienſis. Es lautet ſo:

Illa dies igitur fatis vrgentibus, illa,
Quam timui, cuius cruciabar imagine saeua,
Ante leui mixtus quam ſpe dolor iſta videret,
Sed vis oſtendit morbi iam iam que futura,
Venit, vt in gemitus adducar Lipſia inſtos.
Vixit enim, tumulo ſuprema ſilentia ſeruans,
Virtute ac meritis hoſpes meus vnicus altis,
Nominis ERNESTUS, fama trans aequora notus
Oceani,

Oceani, Rhenique fluenta, Alpesque niuosas:
Grande meum decus ac rerum tutela mearum.
Hoc erat, insolitas populus cur inscius auras
Miraretur, et hibernum sua frigora sidus
Non sentire, nec arctoas sata mersa pruinas.
Cum redit agnatis heroum spiritus astris,
Non sine terrarum sensu caelique labore,
Prisca fides, animas ingentis corpore solui.
Siue monet segnes deus, vti, dum licet, illis,
Vtque velint sacros monitus ac verba notare:
Siue locum per signa aperit venientibus aether:
Siue aliter nescit finibus defuncta referre
Optima, quae peperit magno natura paratu.

Sed quantum instar in HOC? Quantum cum pectore sorti
Mentis erat? longoque timor, trepidi que tumultus
Votorum, ac caeci fors exspectata futuri.
Non studiis populi, non Hic rumore secundo
Flecteret a vero, subitoque ardore cupiti.
Non huic diuitiae placuere, nec otia sesso.

Quanta Virgo species? Respondit fortibus ausis,
Par que bonis animi, clarus nitor ore decenti.
Qui flos pubis erat, quantumque examen, Achiuae,
Quam laudis celebrabat ampr virtute parandae:
Pulcrior at cunctis Argo conscendit Iasou:
Non minor hic, niueam spem commendante iuuenta,
Qualis et ad Thebas vultus insignis honore,
Aequales inter processit Parthenopaeus:
Aut ab Achaemeniis qualis qui laetior oris

Die Tugend, und den Ruhm und selbst der Freyheit Kranz.
Sein Stahl trifft keinen sonst als der Verbrecher Kopf.
Gewalt und Tyranney und angemaßte Macht
Ziehn sich sein Rächerschwerdt unfehlbar auf den Hals.

Ich weis wohl, daß diejenigen, so nur Deutsche und Französische Verse mit Reimen zu lesen gewohnt sind, bey dieser Probe, noch immer denken werden, das etwas daran fehle: allein wer lateinische, englische und italiänische Verse ohne Reime zu lesen gewohnt ist, wie denn in dieser letztern Art sonderlich des Cardinals Bentivoglio übersetzter Statius (*) nur vor zweyen Jahren noch ans Licht getreten und vielen Beyfall erhalten; der wird wohl sehen, daß dieses im Deutschen nicht unangenehmer klinget, als dort. Aber da ich mich an den Abschnitt gehalten, und die Schlußpuncte so viel möglich ans Ende der Zeilen gebracht, oder doch bis in die Helfte der Verse gezogen; so wird verhoffentlich diese Probe noch viel erträglicher, ich will nicht sagen angenehmer klingen, als alles was der Uebersetzer Miltons nach seiner Art immer ohne Abschnitt und Ruhepunct fortlaufen lassen. So hebt sich indessen sein Gedichte an:

Des verlustigten Paradeises
I. Buch.

Des Menschen Fall an dem verbotnen Baum
Und dessen schöner Frucht, daß ihr Versuch
All Unheil und den Tod auf diese Welt
Und uns aus Eden bracht, bis Schilo komm

(*) La Tebaide del Statio da Selvaggio Porpora, in Roma 1730. med. 4.

Taygeta inuictos adduxit Martis alumnos,
Turbantesque idem dictis permulsit amicis,
Ore nitens iuuenis puroque similimus astro,
Talis et Hic: seu qua magni se regis amicum
Et comitem tulit egregium, qui sceptra teneret
Saxoniae, nulli veterum virtute secundus:
Nunc propriis natus tutatur laudibus orbem
Regnorum, populique pius, nostramque salutem.
Non aliter, clarusque fide, regisque fauore;
Tu quoque Alexandrum quondam comitatus euntem,
Ecbatanis sublate, alta Babylone sepulte,
Ingenti pulcroque comes non decolor ibas.
Siue meum nitidae secessum atque otia Musae
Praetulit, os habitumque VIRO sua constitit vsque
Gratia, nec feris nuper deterrita canis.

Haec peritura tamen quamuis grauissima vidi.
Nunc fugiunt deiecta oculos, aut nulla. Fuisse,
Vix satis illa fides fiat. Crudelia vestris
Corporibus, ritu foliorum et graminis vsti,
Iura dedit, iussitque deus, non fidere pulcris
Rebus, et in paruo minima spe currere circo.
Momento hora ruit vitae, breuibus que fuisse
Temporibus potius, quam nunc, nunc esse videtur:
Quidquid erat, louibus ventis dispersa recessit:
Apparent cineres. Aliis maioribus, et quae
Astra simul petiere animo coniuncta recepto,
Nitemur, maiore lyra, Ioue nata, canendis.
Dicere diuinis bona nunc dignabere plectris,
Quae Famae cum voce sacra transire vetantur,

Docto-

Doctorum quae cura hominum, quorum illa vel aeuum.
Litterulis victura manent: his adde benignum,
Pieris, adde decus: deterge obliuia tantis.

In primis bonitas altum genus esse bonorum
Ostendit prolixa virum, fideique probatae
Numen, et a nulla contactum aerugine pectus:
Et sine labe bonae semper sententia mentis,
Vnde, velut formae lucis propriique coloris,
De speculo argenti redeunt splendente metallo,
Iudicio facies rerum se proderet aequo.
Magnanimi lenes. Summis pacatior aer
Montibus est: nebula, ac nimbis, et grandine multa,
Atque fragore graui, turbatur vallibus imis.
Hic solidum, velut adposita pax mentis amussi
Mansuetae librata, suum seruare tenorem
Docta, nec externae fletit vlli obnoxia fraudi.
Nec leuis vlla super nota, quando rebus iniquis
Incumbens Fortuna animum tentauit: vt vnda
Rupibus insultans, non possit vertere molem,
Tangat enim accessu tenuique adspergine aquarum,
Denique deficiens vestigia nulla relinquat.
Talis in aduersis magnae constantia mentis.
Vnum opus Huic, iuncti sentire pericula ciuis,
Vt sua: non propriis angi, multum que moueri:
Sumereque vtiliter vitam in commune merentem.

Ingenio super haec vt praestans? quantus ab vsu?
Quantus erat veri, doctrinae quantus amore?
Artibus vt valuit sensu praesente videndis?
Interea memor exacti, cautusque futuri
Temporis, et legere insignes virtutibus olim

Ingenio ſpirante viros in perpete libro.
Et propria aſſuetus ſcriptis monumenta parare:
Semper litterulis intentus et artibus eſſe,
Diaque cum facili conſumere tempora Muſa.
Barbara ſed quondam ſententia credidit, iſtis
Primores populi ſtudiis non eſſe tenendos,
Vt leuibus. Ferrum hos deceat, non docta papyrus:
Non artes leuius, pauidis quam forte magiſtris,
Huius et exemplum docuit, monitque potentes,
Ingenii vt pulcro vincant certamine Martem,
Muſeumque habeat pretium res regia, carmen
Rurſus, et in Graiis Germania nioribus auctus
Speret, et Auguſto duce ſaecula noſtra nitorem.
Quare perfugium certum ſua limina doctis
Fecerat: ille meos nunc reſpexiſſe poetas
Viſus, et ingenui non praemia temnere ludi.
Quid, quod et imparibus tractauerat ora cicutis,
Qualem Sequana habet, non expers Ipse Camenae.

Praecipue comis, multos vt promta bonosque
Gratia ſub lare dilecto coniungeret, vnus
Curabat, dictis tenuem ſolatus amicum,
Et blanda faſtus Idem tenuare ſuperbi
Arte potens, omnes praeclaro more tenebat.
Nam talis genere, ac bene geſto tantus honore,
Munificus, ſtudiis, vitaeque adcommodus omni,
Nec minimis grauis. at facili communia vultu
Pertulit: haud ideo minus vlla lege colendus:
Dignus gratuita pietate, ac dignus amore.

Sed quid in haec verbis celebranda, o Lipſia, tandem
Grata venis? Laudem, ſine, vicerit ille merendo!
Nec tua vox rerum ſplendorem cantibus aequet.

Scili-

Scilicet incenſae iuſto natura dolore
Sufficit audendi mentem, redditque diſertam,
Vt ſolet: ingenium lacrimae maerorque videntur.
Attamen haec memori ceſſa ſermone referre:
Non poteſt afflictis, bona, ſenſibus. Illa valente
Pectore materies maior, tractata recuſat.
Tam CARI CAPITIS, tam magni rebus honeſtis
Buſta VIRI accedens, molli ne laede querela.
Quin plenis violas calathis, et ſparge ſepulcro
Lilia cum caltha, teneras que adpone cupreſſos,
Extremumque vale aeterna dic pace quieto.
Quae laetum cito ſurgit humo, ſua germina fundens,
Fama, repente cadit, curam fruſtrata coloni.
Ardua quae veris debetur gloria rebus,
Tarda venit, memores acti ſactura nepotes.
Tempus erit, cum laudem eius monumenta loquentur,

Carminaque exiſtent penna maiore ferenda,
Qua domus Eois Phoebi micat ignibus, et qua
Oceano emeritos feſtinat tingere currus.

Soviel auch hierinnen zu dem wahren Ruhme eines ſolchen Mäcenaten geſagt worden: ſo wenig iſt derſelbe erſchöpfet. Es ſind auch bereits alle Clienten und Verehrer deſſelben eins geworden, ſich in ſeine vortrefflichen Gaben und Eigenſchaften, gleichſam zu theilen, und ihm ein Ehrengedächtniß nach ſeinem Ableben aufzurichten, welches vermuthlich dauerhafter, als Erz und Stein ſeyn wird. Verſchiedene allhier ſtudirende junge Grafen und Cavallier, die bey dieſem Miniſter einen nähern Zutritt gehabt, haben aus eigener Bewegung den

Schluß

Schluß gefasset, dessen Bildniß auf ihre Kosten in Kupfer stechen zu lassen; und diese Samlung wird aufs längste um Johann fertig werden. Alsdann wird die Welt sehen, daß wahre Verdienste auch nach dem Tode Verehrer behalten; wann die falsche Hoheit sich kaum bey lebendigem Leibe, Schmäuchler hat erwerben können.

2. Zu **Lemgo** ist schon 1747 bey Meyern in 8. ans Licht getreten: Johann Christoph Dommerichs vernünftige theoretische Anweisung zur wahren Beredsamkeit, hauptsächlich der Schuljugend zum Besten, und nach demonstrativischer Lehrart aufgesetzt. Viele wackere Schulmänner haben lange gewünschet, aus der gottschedischen ausführlichen Redekunst, einen kurzen Auszug zu haben, den sie bey ihren Untergebenen zum Grunde ihres Unterrichts legen könnten. Der Herr Verfasser dieser Anweisung, saget zwar weder auf dem Titel, noch in der Vorrede, daß dieses seine Absicht gewesen: allein man darf obige Redekunst nur ein wenig kennen, um an dieser, gleich beym Durchblättern, wahrzunehmen, daß gedachter Wunsch, durch sie erfüllet worden. Hier findet man alle Erklärungen und Lehrsätze der obgemeldeten Redekunst, fast durchgehends mit eben soviel Worten, eingeschärfet und wiederholet; und nur an einigen wenigen Stellen, sind einige Anmerkungen aus einer andern philosophischen Schule, mit eingestreuet. Wie nun dieses in eines jeden Scribenten Freyheit steht: also würde es auch dem Herrn Verfasser niemand übel nehmen, wenn er nur seine Quellen auch einigermaßen angezeiget hätte; so wie Herr Professor Gottsched es mit den Seinigen gemacht hat.

3. Zu

3. Zu Helmstädt ist gleichfalls 1747 im Weygandischen Verlage, in 8 herausgekommen: M. Johann Gerhard Lindheimers kurzer Inbegriff der Redekunst, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. Auch hiervon kann man mit vollkommenem Grunde sagen, daß es ein sehr artiger Auszug aus der gottschedischen Redekunst ist. Und ungeachtet der geschickte Hr. Verfasser sich keiner demonstrativischen Lehrart rühmet: so hat er sie doch, unsers Erachtens, weit genauer beobachtet, als in der obigen geschehen ist. Sie ist zu akademischen Vorlesungen bestimmet, und dazu schicket sie sich vollkommen: wenn nur ein eben so gelehrter Mann darüber liest, als Hr. M. Lindheimer. Alle Erklärungen sind richtig, kurz und deutlich; alle Lehrsätze wahr und wohl bestimmet; alle Folgerungen daraus wohl gegründet; und die Regeln für den Redner ziemlich vollständig. Es fehlen also nur die Beweise und die Exempel darinnen: die aber ein Docent allenfalls in der ausführlichen Redekunst finden kann. Wir empfehlen Anfängern auch dieses kleine Werkchen, welches sie gewiß auf die wahre Bahn der Beredsamkeit führen wird.

4. Die unter dem preuß. Zepter glücklichen Musen, wurden an dem Gedächtnißtage der königl. Stiftung, der königl. deutschen Gesellschaft, (in Königsb.) in einer öffentlichen Rede vorgestellet, von Moritz von Sacken, genannt Osten, aus Curland. 1748 den 21 Nov. Königsb. in klein Fol. Die königl. deutsche Gesellschaft in Preußen, hat sich auch an diesem ihrem Stiftungstage einen würdigen Redner erwählet, der in Gegenwart ihres erlauchten Protectors, des wirkl. königl. Staatsministers und Oberburggrafen, Herrn

von Wallenrods Excell. und ihres Präsidenten, des itzigen Rectors der königsb. Universität, Hrn. Oberhofpredigers und Generalsuperint. D. Quandts Magnif., den Ruhm ihres erhabenen Stifters gepriesen hat. Dieses Lob klinget desto schöner, da es aus dem Munde eines gebohrnen Curländers erschollen ist, den keine Pflicht gebohrner Unterthanen zum Lobe seines Monarchen verbindet. Solche Vortheile bringt der Schutz der Musen großen Fürsten zuwege! Ehestens werden die Lobreden Fleschiers von verschiedenen Mitgliedern dieser Gesellschaft übersetzt, in Siegerts Verlage ans Licht treten. Sie sind bis auf die Zuschrift und Vorrede bereits im Drucke fertig; und wir werden alsdann völligere Nachricht davon geben.

5. Zu Freyberg hat Herr M. Biedermann, der berühmte Rector daselbst, bereits seine XIVte Einladungsschrift ans Licht gestellet. Sie heißt: De Lapidum cultu divino, ex antiquitate Commentarius. Er ladet damit zu einigen öffentlichen Reden ein, die von 12 geschickten Untergebenen den 9 Jenner gehalten worden. Die Abhandlung von Steinen ist so gründlich und gelehrt, als man sie in einer solchen Kürze wünschen kann. Anfangs werden die biblischen, sodann die ägyptischen, arabischen, griechischen und römischen Verehrer der Steine beygebracht; die dacischen, getischen und indianischen aber, der Kürze wegen übergangen. Man wünschet destomehr von der großen Belesenheit des Hrn. Verf. auch diese künftig einmal abgehandelt zu lesen: jemehr die ersten beyden in unsre deutschen Alterthümer einschlagen. Auch die XV. Einladungsschrift fällt uns in die Hände, davon nächstens mehr.

Zusätze

Zusätze zu den theatralischen Neuigkeiten, welche in des VI Bandes 2tem Stücke dieses Büchersaals mitgetheilet worden.

1. Das Kätzchen, ein Schäferspiel in einem Aufzuge. Von Sperontes 1746 in Quart.

2. Der politische Kannengießer, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, aus dem Dänischen, des königl. dänischen Consistorialraths und Profess. zu Kopenhagen, Hrn. Holbergs übersetzt, von M. Georg Aug. Detharding, Prof. der Historie und Alterthümer zu Altona 1747 Ein Nachdruck aus der deutschen Schaubühne in 8.

3. Das Strumpfband, ein Schäferspiel in einem Aufzuge, entworfen von Sperontes 1748 in 4.

4. Der Anatomist, oder par force Doctor, ein Lustspiel, in drey Handlungen entworfen, von Herrn Ravenscroft. Aus dem Engländischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1748 in 8.

5. Der Mucker, oder Molierens scheinheiliger Betrüger Tartüffe. Breslau und Leipzig 1748 in 8.

6. Der aufgebrachte Ehmann, oder eine Reise nach London. Ein Lustspiel. Wie solches auf dem königl. Schauplatze zum öftern vorgestellet worden. In fünf Handlungen entworfen von Herrn John Vanbrugh u. Hrn. Cibber. Aus dem Engländischen übersetzt. Frankf. und Leipzig 1748 in 8.

7. Der Hausknecht, oder der lächerliche Zweykampf. Ein Lustspiel in Versen. Aus dem Holländischen des Hrn. A. Leeuw. übersetzt. Hamb. 1748 in 8.

8. Der bezauberte Gürtel, ein Nachspiel. Aus dem Franz. des Rousseau übersetzt. Berlin 1748 in 8.

9. Die erzwungene Einwilligung. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Aus dem Französischen des Herrn de Merville. Hamb. 1748 in 8.

10. Der

10. Der Graf von Eſſer, ein Trauerſpiel. Aus dem Franz. des Hrn. Thomas Corneille überſetzt, von Hrn. L. Peter Stüven zu Hamb. Aufgeführet zu Wien in dem kaiſerl. königl. privilegirten Stadttheater, nächſt dem Kärntnerthore 1747 in 8.

11. Oedipus ein Trauerſpiel. Aus dem Franz. des Hrn. von Voltaire überſetzt, von Hrn. Gottl. Koch. Aufgeführet zu Wien in dem kaiſerl. königl. privil. Stadttheater, nächſt dem Kärntnerthore. 1748. in 8.

Schauſpiele, welche auf der von Sr. königl. Maj. von Preußen und von Sr. hochfürſtl. Durchl. zu Braunſchw. und Lüneb. privilegirten Schönemanniſchen Schaubühne aufgeführrt werden. II Theil Braunſchw. und Leipz. 1748 in 8. In dieſem Theile ſind enthalten:

12 Polyeuktes ein chriſtlicher Märtyrer, ein Trauerſpiel des Herrn Peter Corneille.

13. Der Cid, ein Trauerſp. des Hrn. Peter Corneille.

14. Die Candidaten, oder die Mittel zu einem Amte zu gelangen. Ein Luſtſpiel in fünf Handlungen.

15. Der Falke, oder Bocacens Gänſe. Ein Luſtſpiel von dreyen Handlungen.

16. Der Teufel, ein Bärenhäuter. Ein Luſtſpiel in einer Handlung in Verſen. Von Joh. Chr. Krügern.

17. Der Franzos zu London. Ein Luſtſpiel von einer Handlung. Aus dem Franz. des Hrn. du Boiſſy überſ.

18. Arminius ein Trauerſpiel, von J. Moſern, Advoc. Patriae, Secret. der h. Ritterſchaft des Hochſtifts Oßnabrück, und Mitglied der königl. Geſellſchaft zu Göttingen. Hannov. u. Göttingen 1749 in 8.

19. Demetrius ein Trauerſpiel, aus dem Abt Metaſtaſio überſetzt, davon haben wir ſchon einen Auszug gegeben.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im März 1749.

Voll Heyl und Sieg und alles wiederbring
Herſingend: Dich, der du auf Horebs Spitze
Und Sinai, dem Schäfer der zuerſt
Dein ausgeführtes Volk ſollt unterweiſen
Eingeben haſt, wie Himmel, Erd und Meer
Und all ihr Heer anfänglich geurſtändet,
Haſt nachmals Luſt gehabt an Sions Berg
Und Siloes Bach, dein herrlich Heiligthum
Fürräuſchlend; dich nu ruf und fleh ich an
Zum Beyſtand eines ſo gewagten Werks,
Da auf ganz neu und ungebähnte Art
Parnaß ich überſteig, und Ding fürbring,
Die keinem Dichter je den Sinn berührt.

Ein Exempel von ſeinen Erzehlungen und Beſchreibungen mag folgendes gleich im Anfange befindliches ſeyn:

Neunmal ſo lang, als Tag und Nacht die Zeit
Uns theilet ab, mit ihm ſein ſchnöder Hauf
Dort über Haufen lag in eitler Glut,
Verdammt zwar, abr unſterblich, als behalten
Zum Tag der groſſen Rach; 's verdroß ihm ſehr
Daß über dem Verluſt er ſolche Pein
Da litte noch, mit Augen voller Gift
Und Gall: darum in Stolz und Haß verhärt
Umſtarrte er drauf, Engelart nach, ſchnell
Und ſcharf den ganzen Abgrund übr, und wurd
Erſt recht gewahr, wie voller Unluſt alles
Mit Dampf und Brand durchſpickt: daſelbſt die Flam
Mehr Schein nicht gab, als bloß die Finſterniß
Und Noth darinn empfindlicher zu kennen;
Da nichts als Pein, Angſt, Schrecken, Graus und Quaal
Ohn Freud, ohn Ruh in Ewigkeit, ohn Hoffen
Das ſonſt all Leiden labet; Summa lauter
Endloſe Straf in ewger Feurſündfluth;
In ewig währ- und gleichverzehrender
Pech-Schwefel-Hitz-Dampfs-Brand, nach Gottes
Gerechten Rach an ſolchen Wiederſachern

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Primordia Corcyrae, poſt editionem Lycienſem Anni 1725 ab Auctore nuperrime recognita, et multis partibus aucta. Brixiae, 1738. in quarto max.

D. i.

Urſprung und Alterthümer der Inſel Corfu, neue und von dem Verfaſſer verbeſſerte Auflage. 224 S. ohne die Vorr. und den Anhang.

Se. Eminenz, der Herr Cardinal Quirini, iſt vorher, ehe er Biſchof zu Breſcia geworden, einige Jahre auf der Inſel Corfu Biſchof geweſen. Weil er nun nicht ein bloßer Liebhaber der Gelehrſamkeit, ſondern ſelbſt ein gelehrter Herr war: ſo hat er auch ſeines biſchöflichen Sitzes Alterthümer zu unterſuchen, und zu erläutern geſucht: ein Exempel, dem ſo viele müſſige Biſchöfe der römiſchen Kirche billig nachfolgen möchten. Die Beſcheidenheit des Herrn Verfaſſers hat es zwar nicht zugelaſſen, daß er ſich auf dem Titel des Werkes genennet hätte: allein der Buchdrucker rühmt in der Vorrede billig, daß der Herr Cardinal, ſeit dem er der Kirche zu

Brescia vorgestanden, nichts unterlassen habe, wodurch die schönen Wissenschaften könnten empor gebracht werden. Er habe den Büchervorrath der Stadt Brescia, mit vielen und auserlesenen Werken zu vermehren gesuchet; die jungen Studirenden daselbst mit ungewöhnlichen Wohlthaten zum Fleiße aufgemuntert, welches denen die dürftig waren, sehr zu statten gekommen; einen griechischen Sprachmeister daselbst eine Schule zu halten gedungen; griechische Buchstaben in der dasigen Buchdruckerey angeschaffet, und endlich außer vielen philosophischen und mathematischen Büchern, die er drucken lassen, auch eine prächtige Ausgabe der alten Väter der Kirche zu Brescia veranstaltet.

Weil der Herr Cardinal aber wohl gewußt habe, daß nichts so kräftig sey, andre zu ermuntern, als das Beyspiel der Fürsten, so habe er selbst Tag und Nacht, den Wissenschaften obgelegen; und da seine Primordia Corcyrae von den Liebhabern der griechischen Litteratur sehr gesuchet wurden, dieselben in diesen verbesserten Zustand gesetzet, darinn sie itzo geliefert würden. Es irret sich auch der Buchdrucker nicht, wenn er glaubt; daß ein solches Buch seiner Druckerey zu besondrer Ehre gereiche. Es ist allerdings sehr schön gedruckt, und sowohl das Papier, als die Schriften, sind weit schöner, als man sie vor einiger Zeit aus Italien zu sehen bekommen hat. Endlich erinnert er, 1) daß vormals die griechische Sprache in Brescia sehr geblühet; wie aus zween Episteln des Aldus Manutius zu ersehen wäre; deren eine er dem Stephano de Vrbibus, an den

Jo-

Johann Taberius; die andre dem Onomaſtico Pollucis, an den Helias Capreolus, vorgeſetzet hat. 2) Daß er ſtatt eines Anhanges, dieſem Werke, die Sacra Corcyrae Primordia beygefüget habe.

Das I. Hauptſtück des Werkes handelt von den uralten Namen der Inſel Corfu. In den allerälteſten, oder mythiſchen, d. i. fabelhaften Zeiten hat man dieſelbe von ihrer Figur, da ſie einer Senſe, oder Sichel ähnlich ſieht, Drepane genennet. Didymus, der Verfaſſer der kurzen Scholien zur Ilias und Odyſſee, meldet bey dem 34 V. des V. B. der letzten, ausdrücklich: Die Inſel der Phäacier hätte vorher Scheria geheißen, und wäre hernach Korcyra genannt worden: vor alters aber hätte ſie Drepane geheißen. * Homers Scholiaſt ſtimmet bey, imgl. Stephanus von Byzanz, und ſein Abkürzer Hermolaus auch. Den Urſprung dieſes Namens wollte man von einer auf dieſer Inſel verborgenen Sichel herholen, welche entweder von der Ceres, welche die Titanen das Abmähen gelehret, dagelaſſen worden; oder gar vom Saturn, oder Jupiter gebrauchet worden, dem Cölus, oder Saturn die Schamglieder abzuſchneiden, wie Apollonius Rhodius erzählet, Argon. L. IV.

Lykophron in ſeiner Caſſandra ſaget deswegen, daß Saturn dieſer Inſel ſehr gram geweſen. Aus eben der Urſache ſoll auch ein Städtchen in Sicilien den Namen Drepano bekommen haben, weil auch daſelbſt dieſe Sichel verwahret worden; wie Pauſa-

 nias

* Ἔσχεν ἐπάλξεις ἡ νῆσος τὸν Φαίακας, τὸ δὲ μέτα ταῦτα ἐκάλειτο Κέρκυρα, τὸ δὲ ἀρχαιότατον ἐκάλειτο Δρέπανη.

nias in Achaicis berichtet. Heſiodus aber ſagt in der Theogonie, dieſelbe ſey zugleich mit dem abgeſchnittenen Gliede ins Meer, um Epirus geworfen worden. Allein der Herr Verfaſſer hält es billig für wahrſcheinlicher, daß die längliche und gekrümte ja ſehr zugeſpitzte Figur der Inſel zu dieſem Namen Anlaß gegeben haben mag: wie denn auch der Scholiaſt des Apollonius zu verſtehen giebt; wenn er ſagt: die See hätte das Land ſo ausgeſpület, daß die Inſel einer Sichel, oder Senſe ähnlich geworden. Eben ſo meldet der alte Scholiaſt Virgils, Servius, bey den Worten aus der Aeneis III. B.

Hinc Drepani me portus et illactabilis ora
Accipit.

daß auch dieſe Stadt wegen der Krümmung ihres Geſtades, dieſen Namen bekommen habe.

Was den andern Namen **Scheria** betrifft, der auch beym Homer vorkömmt, ſo lehrt des Apollonius Scholiaſt, aus dem Ariſtoteles, von der Regierungsart der Korcyräer: daß Ceres beſorget habe, die Flüſſe, welche aus Epirus gegen dieſe Inſel ſchoſſen, möchten ſie mit der Zeit zur Halbinſel machen, oder mit dem feſten Lande verbinden: weswegen ſie den Neptun gebethen habe, ſolches zu verhüten. Da er nun ſolches bewilliget, wäre ſie Scheria genennet worden. Es kömmt alſo dieſer Namen von χεῖν, inhibere, reprimere, hindern, zurückhalten, her. Bochart aber hat dieſes Wort aus dem Worte Schara, welches bey den Phöniziern einen Handelsplatz, oder eine Kaufmannsinſel bedeute, herleiten wollen: weil nämlich die Phäacier vormals in der Schiffahrt ſehr berühmt geweſen. Im

Im zweyten Hauptstücke wird zuförderst der Namen **Korcyra**, von der Nymphe dieses Namens hergeleitet, die vom Neptun geschwängert worden. Der Sohn dieser Nymphe und Neptuns, hat Phäax geheißen, davon man hernach die Einwohner der Insel Phäacier genennet. Dieses berichten Stephanus de Vrbibus, und Diodor aus Sicilien: der die Korcyra zur ersten Tochter des Asopus, und der Methone macht; womit auch Eustachius, und Pausanias überein stimmen. Allein Bochart ist wiederum der Meynung, daß man dieß Wort aus den morgenländischen ältern Sprachen herleiten müsse. Die Araber verstehen nämlich durch **Karkara** ein Land, worinn man ruhig und friedlich lebet. So hätten aber, nach Homers Berichte, die Corcyräer viele Jahrhunderte nach einander gelebet.

Indessen findet man diesen Namen im Homer gar nicht: obgleich Joh. Harduin solches aus Versehen vorgegeben. Ja Strabo, Eratosthenes und Apollodor tadeln den Sprachlehrer **Kallimach**, daß er das homerische **Scheria**, Korcyra genennet. Es ist auch die Frage, ob die alten Κερκυρα, oder Κορκυρα geschrieben; darüber viel widereinander laufende Meynungen angeführet werden.

Etwas merkwürdiger ist eine Anspielung dieses Namens, mit den gordiäischen Gebirgen in Asien; worauf des Noah Kasten stehen geblieben. Denn Eusebius führt in seiner Chronik, den Alexander Polyhistor an, der dieß Gebirge das **Korcyräische** nent; ob er es gleich in Armenien setzet. Bochart hat dabey die Muthmaßung: daß eben deswegen die Poeten

vorgegeben, Saturn wäre in Korcyra entmannet worden; weil Noah auf dem gordianiſchen Berge wirklich gelebet, und vom Cham verſpottet worden; dieſe Namen aber einige Aehnlichkeit mit einander gehabt.

Der Name Corfu, kömmt nach einiger Meynung von Korcyra: allein der Herr Verfaſſer leitet es von dem griechiſchen Worte Κορυφω her, womit man in den mittlern Zeiten, die Inſel benennete. Dieſes führet er gelehrt aus, und beſchließt das Capitel mit einer kurzen Nachricht von der kleinen Inſel Korcyra, die man auch das ſchwarze Korcyra nennet.

Im dritten Hauptſtücke wird gezeiget, daß Phäax, Neptuns obgedachter Sohn, zuerſt in Korcyra regieret habe; wie Diodor, und Euſtathius berichten. Was derſelbe für Thaten gethan, findet man bey den Alten nicht. **Andreas Marmora** verdienet alſo keinen Glauben, wenn er viel ſchönes davon erzählt. Er ſagt auch, Jaſon ſey mit den Argonauten, zu des Phäax Zeiten, nach Korcyra gekommen: da doch die Beſchreiber dieſes Feldzuges ausdrücklich melden, daß ſolches zu des Alcinous Zeiten geſchehen ſey. Der Herr Verfaſſer unterſcheidet auch von dieſem erſten Phäax, einige neuere dieſes Namens, die beym Plutarch, und Thucydides vorkommen. **Bochart** hat abermal eine orientaliſche Abſtammung dieſes Namens entdecket: denn **Phaich** heißt im Arabiſchen, einen der an Vermögen, Würden, oder Tugenden, über andre hervorraget; welches ſich auf das homeriſche Phäacien ſehr wohl ſchicket. Homer ſoll auch ein beſondres Gedicht,

dicht, unter dem Namen **Phäacis** gemacht haben, welches der Römer Tuticanus lateinisch übersetzt hat, wie Ovidius im 12ten und 16ten Briefe ex Ponto berichtet:

Dignam Maeoniis Phaeacida condere chartis,
Cum te Pierides perdocuere Deae.

imgleichen:

Et qui Maeoniam Phaeacida vertit.

Fabricius muthmaßet, dieß Gedicht sey mit einem andern einerley, welches in dem Leben Homers genannt wird. Doch das ist wohl eine **Phocais**, und nicht eine **Phäacis** gewesen; die Homer bey dem Schulmeister Thestoris zu Phocäa, nebst der kleinen Ilias geschrieben haben soll.

Der Herr Verfasser will auch nicht entscheiden, ob diese Phäacis nicht vielleicht das Stück der Odyssee gewesen, welches die Beschreibung von Phäacien in sich hält. Gleichwohl könnte dieses gar wohl seyn, da es bekannt ist, daß vorzeiten die einzelnen Rhapsodien Homers ihre eigene Namen gehabt, darunter sie in den Händen der Leute herum gegangen. Man findet auch drey verschiedene Ueberschriften beym Leo Allatius, die dieß Gedicht gehabt haben soll; und dieß Stück hat sonder Zweifel **Tuticanus** ins Lateinische übersetzt gehabt.

Wir eilen zum IV. Hauptstücke, worinn des Nausithous, eines andern Königs der Phäacier, der auch Neptuns Sohn gewesen, aus dem Homer gedacht wird. Dieß ist also nicht der Nausithous, den Kalypso dem Ulysses gebohren hat, wie Hesiodus

gegen das Ende der Theogonie gedenket. Wir können uns aber bey seinen Thaten nicht länger aufhalten. Im Vten Cap. werden Rhexenor und Alcinous, des Nausithous Söhne beschrieben. Auch dieser thut Homer Erwähnung, der zugleich meldet, daß Alcinous, als sein Bruder ohne männliche Erben vom Apollo getödtet worden, dessen Tochter Areta geheirathet habe. Ein gewisser Konon, der funfzig alte Erzählungen gesammlet hat, nennet noch einen Bruder dieser Prinzen, **Lokrus** mit Namen, der mit einem Theile der Güter und des Volkes aus dem Lande gezogen, und sich nach Italien begeben. König Latinus hätte ihn daselbst wohl aufgenommen, und ihm seine Tochter Laurina gegeben. Herkules wäre hernach auf seinem Rückzuge mit Geryons Ochsen, bey ihm eingekehret; hätte auch hernach, sowohl seinen Schwiegervater, der ihm sein Vieh weggetrieben, als seinen Wirth selbst, wiewohl nur aus Versehen mit einem Beile erleget; bey entdeckter Wahrheit aber ihn sehr bedauret, und ihm zum Andenken, die Stadt Lokrus gebauet. Ueber diese Erzählung macht der Herr Cardinal viel gelehrte Anmerkungen, die wir aber nicht mitnehmen können.

Zuförderst ist nun Jason mit seinen funfzig Helden, den Argonauten, als sie das goldne Vlies, nebst der Medea geraubet hatten, nach einer langen Schiffahrt, zum Könige Alcinous gekommen: wie Apollonius meldet. Bald darauf kamen auch die Kolcher, welche diese Prinzessinn wiederhaben wollten, und den Phäaciern drohten. Der Medea ward bange davor, und derowegen hath sie,

theils

theils die Königinn Areta, theils die Argonauten um Schutz. Endlich that Alcinous den Ausspruch: Wenn sie eine Jungfrau wäre, sollte sie wieder zu ihrem Vater ziehen: wo aber sie schon einem Manne beygewohnet, sollte man sie nicht von einer rechtmäßigen Liebe abziehen. Diesen Ausspruch erfuhr Areta von ihrem Gemahl etwas vorher; und machte sogleich Anstalt, daß Jason und Medea, gleich die Nacht darauf, ihre Ehe vollzogen. Die Höle darinn dieses Beylager geschehen, hat daher nachmals Antrum Medeae geheißen. Als nun die Kolcher sich scheueten, unverrichteter Sache ohne die Medea wieder zu kommen, bathen sie sich vom Alcinous die Erlaubniß aus, in seinem Lande zu bleiben. Die Argonauten aber opferten, wurden beschenket, und segelten wieder davon. Das übrige müssen wir übergehen.

Im VI. Capitel wird Ulysses Ankunft in Korcyra aus dem Homer erzählt. Dieser Held ward nach einer zwanzigtägigen Seefahrt, durch Ungewitter und Schiffbruch an das phäacische Ufer geworfen, als eben des Königs Alcinous Princessinn Nausikaa, mit ihren Mägden daselbst ihre Zeitkürzung suchte. Der Herr Verfasser macht hier einen kurzen Auszug aus etlichen Büchern der Odyssee; und zieht daraus die ganze Regierungsart, die Verfassungen und Tugenden der damaligen Einwohner dieser Insel. Ehe er aber das thut, bemerkt er, daß die wichtige Streitigkeit der alten Zeitforscher, von dem Puncte des Feldzuges der Argonauten, aus diesem Könige Alcinous, und seiner Gemahlinn Are-

Mit all den Seinen nun allda in Haft
Und Finſterniß, für ihr verwirktes Licht,
Von allem Licht ſo weit entſchieden, als
Der Mittelpunct dreymal von beyden Achſen
So gar dem von-geſtürzten Reich ungleich.

Von ſeinen Gleichniſſen mögen folgende Zeilen ein Beyſpiel abgeben:

Dieß ausgeredt, hub er ſein Haupt empor:
Und ſchlug bebend ſein glimmend Angeſicht
Umher, noch ſtatt mit andern Theilen, auf
Der Flammenfluth langbreitig ausgeſtreckt
Viel Meilen qvär, ſo groß und ungeheuer
Daß aller Fabeln Graus dabey verſtäubt,
Von Titan und den alten Himmelſtürmern,
Von Briareus und dem wilden Typhon.
Leviathan ſelbſt kommt hier nicht bey, wie groß
Und mächtig ihn auch Gott im Meer erſchaffen:
Von dem man ſagt, daß auf Norweger-See
Ein Steurmann einſt mit Nacht-übreiltem Schiff
Auf ſeiner Finnen-Rand, als Inſel-bey
Den Anker warf, und ihm Wind-Wetter-frey
Zur Seit lag an, bis all die Nacht fürüber
Und Tag-Rath ihn hieß ſchnell von dannen eilen.
So ausgedehnt lag dieſer Hölldrach da
Im Feurgulf, Ankerfeſt, als angekettet
Ohn bisher dannen loß ſich ſchwingen können.

Noch eins von der Art, ſo bald darauf folgt:

Damit enthub dem Pfuhl er völliglich
Sein ganze Gröſſ: indeß die Flammen Luft
Gewinnend, ſich darunter grauslich kräuſten;
Die lang-breit-tiefe Wellen-Furch hindurch
Und ſchwung ſich drauf voll ausgebreitten Fittigs
Von dannen in die finſtre Luft, die bald
Sothaniges Gewicht empfand, bis er
Aufs Trocken kam) ich meyn auf harten Brand
Und Feurfeſt Land, vom Pfuhl zumal Feurflüßig.

ta, ein treffliches Licht bekäme. Denn da auch Ulysses eben diesen König noch angetroffen, so muß zwischen dem argonautischen Zuge, und dem trojanischen Kriege sehr wenige Zeit verflossen seyn. Joseph Scaliger, und Dion. Petavius haben indessen hierauf nicht gesehen, und sind daher auf andre Abwege gerathen. Der letzte hat aus des Königs Priamus Regierungsjahren die rechte Zeit herausbringen wollen; jener aber aus dem Alter Herkuls, der Circe, und des Ascalaphus.

Um also die Sache recht zu fassen, so müssen zwischen beyden Feldzügen nicht etliche 70 Jahre, wie der alte Zeitrechner beym Clemens von Alexandrien, Eusebius, und Jacob Capellus wollen; sondern nur 40, wie Petavius will; oder gar nur ohngefähr zwanzig, nach Scaligers Meynung, verflossen seyn. Wir bemerken hier, daß auch Neuton in seiner Chronologie, mit diesen beyden letzten Meynungen übereinstimmt, und so zu reden das Mittel darzwischen hält: weil die Söhne derer, die in Kolchis gewesen waren, bey Troja gefochten haben. Doch wir können uns bey diesen Untersuchungen hier nicht länger aufhalten: ob gleich alles, was der Herr Cardinal davon beybringet, einem Liebhaber des Alterthums höchst angenehm zu lesen ist.

Im VII Capitel werden die Stadt Korcyra, des Königs Pallast, der königliche Garten, die davon entstandenen Sprüchwörter, und die Häfen der Insel beschrieben. Alles dieses erzählet Homer aufs schönste: aber eben deswegen können wir es hier ersparen. Im VIII Capitel wird die Religion der

Phä-

Phäacier beschrieben, welche in der Verehrung Jupiters, Neptuns, Mercurs, Apollons, des Bachus und des Janus; imgleichen der Minerva und der Nymphe Korcyra bestanden. Hier wird untersucht, warum Jupiter hier Casius, oder Cassius genennet worden. Es werden auch Münzen angeführt, die in Korcyra dem Neptun zu Ehren geschlagen worden. Fast alles aber wird aus der Odyssee mit vielen Stellen erläutert.

Wir wollen uns auch bey der phäacischen Regierungsform, in dem IXten Capitel, nicht aufhalten. Doch ist merkwürdig, daß auch Areta eine Art der Regierung gehabt; und daß die Großen des Volkes zeptertragende Könige genennet werden; deren zwölf an der Zahl gewesen, so daß Alcinous der dreyzehnte und vornehmste geworden. Schade, daß nicht irgend ein französischer alter Scribent, daher die douze Pairs de France, die zwölf Pairs von Frankreich abgeleitet: wie Alexander von Paris, in seinem Heldengedichte auf Alexandern den Großen, sie von diesem Weltbezwinger hergeholet hat.

Das Xte Capitel handelt von der Gastfreyheit und Redlichkeit der Phäacier, und hier kommen auch viel gelehrte Untersuchungen vor. Im XI findet man ihre Erfahrung in der Kunst zu schiffen. Diese haben sie gewiesen, da sie so wohl den Rhadamant mit unglaublicher Geschwindigkeit in seine glückselige Insel, als den Ulyß nach Ithaka geführet. Denn in diese letztere fuhren sie in einer Nacht: wobey Eustathius sagt, sie müßten so geschwind wie eine Feder, oder wie ein Gedanken gewesen

seyn.

ſeyn. Im XII werden ihre Spiele, Kämpfe, Sprünge, Würfe, und ihre Ringkunſt erwähnet, worinn des Alcinous drey Söhne vortrefflich geübt geweſen. Im XIII wird der Sänger **Demodokus** an der Tafel des Alcinous beſchrieben, der des Ulyſſes und Achilleus Zwiſt, und die Zerſtörung von Troja beſingt; ſo daß Ulyſſes Thränen vergießt. Dieſer Demodokus iſt ein Korcyräer, und kein Lacedämonier geweſen. Automedes und Chäris ſind auch ſeine Landesleute und Poeten geweſen: wobey Fabricius und Meurſius ein wenig beſtrafet werden. Wenn Cicero aus dieſem ſchließt, daß es ſchon vor dem Homer Dichter gegeben habe: ſo hat er nicht unrecht; obgleich auch Vellejus einigermaßen recht hat, wenn er ſagt: es habe ſelbiger weder vor ſich jemanden gehabt, dem er nachahmen können, noch nach ſich einen gefunden, der ihm nachahmen könnte; nämlich in ſolcher Vollkommenheit, als er ſelbſt erreichet hat.

Wir ſehen uns genöthigt das XIV Capitel von der Verſchwendung der Phäcier in Gaſtmahlen, die gar zum Sprüchworte geworden; das XV von der Dummheit der Phäacier, die ihnen gleichfalls vorgerücket worden, weil ſie des Ulyſſes ſeine Mährchen alle geglaubet; das XVI von dem Kutſchiren oder Lenken der Pferde vor den Wagen, als einer weiblichen Uebung bey den Phäaciern; wie aus dem Exempel der Prinzeſſinn Nauſikaa erhellet; das XVII von der Schamhaftigkeit dieſes Frauenzimmers, nebſt ihrer Schönheit. Das XVIII von des Aeneas Ankunft nach Phäacien, das XIX von der

korin-

korinthischen Kolonie die nach Corcyra geführet worden, und das XX von den Epidamnern, als einer korcyrischen Colonie, der Kürze wegen, ganz zu übergehen: obgleich hier überall die trefflichste Gelehrsamkeit, so zu reden, verschwendet worden.

Im XXI Capitel kömmt eine Sammlung alter Merkwürdigkeiten vor, deren Zeitalter sich nicht recht bestimmen läßt. Z. E. Die corcyräischen Geschenke an die Götter, zu Olympia, Delphis, Dodon u. d. m. aus dem Pausanias; ein korcyrisches Gebäude, korcyrische Münzen, u. s. w. imgleichen die Eretrienser, die aus Korcyra vertrieben worden; ein berühmter Maler Ptolichus, der ein Korcyräer von Geburt gewesen. Das XXII Capitel liefert eine corcyräische Aufschrift, aus Montfaucons italiänischer Reise. Es ist selbige in der dorischen Mundart, doch etwas nach korcyräischer Aussprache geschrieben: und Montfaucons Erklärung wird getadelt. Noch ein griechisches Sinngedicht wird hier besser aus dem Cyriacus Anconitanus, und Lucas Holstenius geliefert, auch besser von neuem übersetzt, als es Montfaucon gethan, der es fälschlich für vorhin ungedruckt ausgegeben hat. u. d. m. Wir wollen doch dieß Sinngedicht mittheilen, so wie es von Fehlern gesäubert, und übersetzet worden:

ΒΑΣΙΛΙΔΗΣ ΕΤΩΝ ΚΓ

Πωθανεαι τις και εφυν, ξενε, τις κ' εγενηθην;
Ω παροδιτα μαθε, σας ολιγον προ ταφων.
Γενναι μεν Γλαυκος με πατηρ, τικτει δε με μητηρ.
Χρυσογενη, και μευ δισμορος ην ονατο.

Τηλο-

Τηλοθι γαρ πατρης Βειθυνιδος ωλεσα θυμον,
Ναυτιλιη κενεη, νηι τ' εμη πισυνος.
Κειμαι δ' εν Σχεριη παρα θινι ἁλος ηνεμοεσσαν
Τσατα, λυγρον εμοι δερκομενος πελαγος.

BASILIDES ANNORVM XXIII.

Quaeris, quis fuerim, quibus atque parentibus ortus?
Diſce, Hoſpes, paullum ſtans propius tumulos.
Glaucus me genuit, peperitque Chryſogona mater,
Ex me autem lucri nil retulit miſera.
Namque animum amiſi patria Bithynide longe,
Nave mea incaſſum fretus et artis ope.
In *Seberia* tandem ventoſi ad littora ponti
En jaceo, ſpectans triſte mihi pelagus.

Der Herr Cardinal hat im erſten Verſe einen Fuß ausgefüllet, deſſen Mangel weder Cyriacus noch Holſtenius bemerket hatten; auch im ſechſten, und in andern Verſen hin und her was ergänzet und verbeſſert. Daher iſt es kein Wunder, daß ſeine Ueberſetzung auch viel verſtändlicher und ſchöner gerathen, als folgende montfauconiſche, die aus dem verſtümmelten und unrichtigen Grundtexte mehr errathen, als verdollmetſchet wär:

Accipe o nobilis, cujus nobilis tumulus ſit,
Viator, et viſo ſepulcro tranſeas.
Genuit me Glaucus pater, peperitque Mater
Chryſogone Cleomedis; ſed nihil mihi profuit
Procul enim patria Bithynia animum amiſi,
Nautica me Cygrene habet illuſtris.
Jaceo autem ad littus maris ventoſi
In extremis, mihique infelici pelagus adjacet.

Im

Im folgenden XXIII Capitel werden alte korcyräiſche Münzen erkläret, und Marmora wird mit ſeinen lächerlichen Auslegungen verſpottet. Es wird von Ariſtoteles erdichteter Flucht nach Kerkyra gehandelt, u. die Frage entſchieden, ob man Κορκυρα oder Κερκυρα ſchreiben ſolle? Im XXIVſten wird Perianders Regierung über Korcyra und Korinth beſchrieben; der andern merkwürdigen Dinge darinnen zu geſchweigen. Im letzten Capitel endlich wird die Schlacht zwiſchen den Korcyräern und Korinthiern mit des Thucydides Worten erzählet: worinn aber die erſten ſiegeten, und die Herrſchaft über das Meer erhielten. Auch hierbey ſind verſchiedene denkwürdige Dinge mit eingefloſſen, die einem Liebhaber des Alterthums angenehm zu leſen ſind; und damit wird das Werk beſchloſſen.

Nun würden freylich zwar viele gewünſchet haben, auch die neuern Geſchichte dieſer bey den Alten ſo berühmten Inſel, bis auf neuere Zeiten, ſo fleißig ausgeführet zu leſen. Denn was muß nicht, ſeit dem ſich die Römer Griechenlandes bemächtiget haben, alles daſelbſt vorgegangen ſeyn? Was muß es nicht unter den griechiſchen Kaiſern, und endlich unter der türkiſchen Herrſchaft für Veränderungen gegeben haben? Allein vieleicht haben die ſchlechten Schickſale derſelben, in dieſem letzten Zeitalter, den vortrefflichen Herrn Verfaſſer davon abgehalten. Was kann auch in der That trauriger anzuſehen ſeyn, als daß eine Landſchaft itzo faſt halb wüſte liegt, und weder an Volk, noch an Handel; weder an Lebensart, noch an Künſten und Wiſſenſchaften

die geringſte Figur macht? So geht es mit den Ländern und Städten. Nicht das Clima, oder die Lage, ſondern die Regierungsart, und der dadurch erweckte und angeſpornte Witz der Einwohner, macht ſie klug, geſchickt, artig, ſinnreich und glücklich. Unter dem türkiſchen Joche ſeufzet die Mutter aller europäiſchen Gelehrſamkeit, itzo in einer ſchändlichen Barbarey und Unwiſſenheit: und die damals barbariſchen Gegenden von Deutſchland, Gallien, Britannien und des ganzen Nordens, ſind itzo von dem Lichte der Wiſſenſchaften und Künſte beſtralet; ja können allen mittäglichen Theilen von Europa Trotz biethen.

* *

II.

Philoſophiae a Benedicto Stay, Raguſino verſibus traditae L. VI. Editio ſecunda auctior et emendatior Romae 1747 ex Typogr. Palladis in 8. max. 333 S. ohne die Vorrede und den Inhalt.

D. i.

Sechs Bücher, darinnen die Weltweisheit in Verſen vorgetragen worden, von Benedict Stay, einem Raguſiner. ꝛc.

Seit dem Empedokles und Lucretius die Weltweisheit, oder wenigſtens anſehnliche Theile derſelben, poetiſch vorgetragen haben, hat es ihnen an Nachfolgern nicht gefehlet; die dogmatiſche

matiſche Materien in einer poetiſchen Schreibart abhandeln wollen. Wer ein groſſes Verzeichniß ſolcher philoſophiſchen Dichter beyſammen ſehen will, der darf nur die Vorrede nachleſen, die vor der Leipziger Ausgabe des vortrefflichen Antilucrez befindlich iſt, den wir dem Cardinal **Polignac** zu danken haben.

Vorizo nur ein paar ſolche Gedichte zu erwähnen, die mit gegenwärtigem Werke eine nähere Verwandſchaft haben: ſo wollen wir eines alten Dichters aus dem XII Jahrhunderte, **Marbods** Werk De Lapidibus pretiosis anführen, welches zuerſt Pictorius mit Anmerkungen und Zuſätzen heraus gegeben; hernach aber Herr **Bruckmann** 1740 in 4. zu Wolfenbüttel wieder auflegen laſſen. Dieſes gehöret nämlich zu den phyſikaliſchen Gedichten der mittlern Zeiten. Zu den metaphyſiſchen aber des vorigen Jahrhundert gehört Jo. Schotani Paraphraſis Poetica primae Philoſophiae, in ſex Partes diſtributa, die 1694 zu Franeker in 8. ans Licht getreten iſt. Dieſer berühmte Carteſianer nämlich, kömmt darinn mit unſerm Herrn **Stay** überein, daß ſie beyde die Lehren des Carteſius hochgeſchätzet, und durch ihre Schriften auszubreiten geſucht: eine Neigung, die im vorigen Jahrhunderte nicht zu misbilligen war; in dem itzt laufenden aber eben ſo viel heißt, als ob jemand nach Erfindung des Getraydes, wieder an den Eicheln ſeine Leckerbiſſen ſuchen wollte.

Dieſes Werk hat der Verfaſſer dem Cardinal Valenti zugeeignet, und hierinn redet er überhaupt

der Philosophie das Wort: worinn er allerdings recht hat. Anstatt einer Vorrede ist ein Schreiben eingerücket, welches Herr **Christoph Stay**, des Verfassers Bruder, an denselben abgelassen. Von diesem hatte der Urheber des Buches ein Urtheil darüber begehret: welches er denn zwar mit vieler Bescheidenheit von sich ablehnet, aber endlich doch sowohl sein Vorhaben, als die poetische Art der Abhandlung lobet. Er merket nämlich an, daß die bloße Nutzbarkeit der Sachen, die in Büchern vorgetragen werden, die Leser nicht sonderlich an sich locke; wofern nicht die Anmuth der Schreibart, und gute Einkleidung sie zugleich reizet und an sich zieht. Dieses hätten die alten Weltweisen wohl verstanden, die sowohl durch die Annehmlichkeit der Unterredungen und Disputationen, als auch durch die Verzierung der Oerter, wo sie zu lehren pflegten, die Zuhörer zu gewinnen, und zur Liebe der Philosophie anzulocken, im Gebrauche gehabt.

Hieraus macht er nun den Schluß auch auf die angenehme, sonderlich poetische Schreibart. Er zeigt, daß dieselbe auch in philosophischen Sachen schon bey den Alten gebraucht worden: als welche nicht geglaubt, daß die Dichtkunst nur ergetzen müsse, wie man sie itzo misbrauche; sondern daß sie auch nützen und erbauen solle. Nach dem Orpheus werden Parmenides, Xenophanes, Empedokles und die Pythogoräer, sonderlich deswegen gerühmet, daß sie die harmonische Schreibart der Dichter zur Ausbreitung der Lehren angewendet haben. Hergegen sind die Epikuräer, sonderlich wegen ihrer ungeschickten

Art

Art zu reden und zu ſchreiben getadelt und verachtet werden, bis Lucretius ihre Lehren in Verſen beſchrieben. Darauf kömmt er auf ſeines Bruders Werk, und ſagt, daß derſelbe ſich billig die carteſianiſche Philoſophie ſonderlich auszuſchmücken erwählet habe: weil keine geſchickter wäre, in Verſen vorgetragen zu werden, als eben dieſe. Ob dieſes ein Lob, oder vielmehr ein Tadel ſey, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. Wem es aber bekannt iſt, daß man dieſes Weltweiſen Lehrgebäude längſt einen philoſophiſchen Roman genennet; der wird ſich ſchwerlich für die erſte Meynung erklären. Denn Erdichtungen ſchicken ſich freylich am beſten in die Poeſie: und Carteſii Lehren werden heute zu Tage ſelbſt von ſeinen Landsleuten dafür gehalten; indem in ganz Frankreich kein Carteſianer mehr vorhanden iſt. Indeſſen iſt es wahr, daß Carteſius die wahre Art zu denken und zu philoſophiren faſt zuerſt wieder bekannt gemacht, und das ſcholaſtiſche Joch herzhaft abgeſchüttelt hat: wozu ihm gleichwohl Baco von Verulam ſchon den Weg gewieſen hatte. Die übrigen Lobſprüche, die er ſeinem Bruder giebt, übergehen wir billig; wiewohl ſie mäßig, und größtentheils gegründet ſind.

Wir kommen alſo auf das Werk ſelbſt, deſſen I. Buch von der metaphyſiſchen Erkenntniß, oder von Unterſuchung der Wahrheit, von Gott und den Geiſtern handelt; auch ihren Unterſchied von den Körpern zeiget. Den Anfang macht eine Anrufung an die göttliche Weisheit:

Da sah es aus, nicht anders als, durch Macht
Des Erdbeb-Winds ein umgerißner Berg
An Etnäs oder Seit od'r am Pelor, Vesuv,
Und gleichem Feurgebirg; wann deren Zunder
Und schweflicht Eingeweid, vom Wind entzündt
Feurflammend wird, und raas't und reißt und wüthet
Bis nichts zu sehen überbleibt, als Wust,
Stein, Staub, Asch, Rauch, Dampf, Stank: auf solchen Grund
Setzt Satan Fuß; ihm folgte sein Gespann;
Nicht wenig beyde blehend sich, daß sie
So Götter-gleich sich selbsten loßgeschwungen,
Ohn jemands Gnad und Hülf drum anzusehen.

Dieses mag nun genug seyn, unsers Uebersetzers poetische Schreibart kennen zu lernen. Ein jeder wird ohne unsre Erinnerung schon sehen, daß hier ausser den Reimen noch ein vieles fehle. Die Wörter sind oft gewaltig verstümmelt, das Sylbenmaaß ist sehr rauh und unrein; die Wortfügung verworfen; die Zusammensetzung der einfachen Wörter sehr ungeschickt, verwegen und unmäßig. Mit einem Worte seine Sprache überhaupt ist so gezwungen und altväterisch, daß man ihn unmöglich mit Vergnügen lesen kan. Ehestens wollen wir unsern Lesern auch von einer neuen Uebersetzung des Miltons, die Herr Prof. Bodmer in Zürch in ungebundener Rede verfertiget, eine Nachricht geben.

✲ ✲ ✲

Terrarum coeliquę potens, atque uberis alma
Naturae Genitrix, magnum SAPIENTIA, numen!
Quam Pater haud aevo, nec majeſtate ſecundam,
Edidit aeterna foecundae in imagine mentis,
Progeniem; per te cauſae et ſua ſemina rebus
Seminibusque ſuus vigor et vis indita vitae:
Tu dea, tu pulchri Ratio ordinis, omnia nectis
Menſuris elementa ſuis, numerisque revineis.
Terra Tibi foetus, tibi debent ſidera lucem:
Tu facis, ut caleant ignes, tu coerula ponti
Diffundis, caelumque levi circumtegis aura,
Et facis, ut certo volvantur tempora curſu,
Per motus diſtincta ſuos, vicibusque recurrant.
Mentibus humanis tu certa et ſumma voluptas: &c.

. . . . Sufficis una,
Una licet longe tenues quaeſita per umbras
Sufficis. O! illo quantum gaudere licebit
Tempore, quum te ipſam non per ſimulacra, ſed ore,
Qualis es, attoniti claro ſpectabimus ore.
Affore tanta equidem ſperamus gaudia nobis
Sed, te dum rebus longe ſpeculamur in ipſis,
Tota tibi quoniam paret, quam pandere verſu
Aggredior, Natura; tuo mihi numine praeſens,
Quo ſine nil oritur neque pulcrum et amabile quidquam eſt,
Adſis! pectus et hoc veris rationibus imple,
Illabens facilisque tuum da, Diva, leporem,
Verſibus in noſtris, conor quos pangere magnis
SORGORVM de gente Viris.

Man ſieht aus dieſer Probe, und aus 14 ausgelaſſenen Zeilen wohl, daß ſich der Dichter viel länger bey der bloßen Anrufung aufgehalten habe, als die alten Dichter zu thun pflegen. Nun folgt, wie die letzte Zeile wies, die Zueignung, an verſchiedene Gönner und junge Leute, die vermuthlich ſeine Zuhörer

hörer in der Philoſophie geweſen, die er wegen ihrer Liebe zur Weltweisheit, faſt mit lauter lucreziſchen Verſen lobet. Darauf kömmt er denn im 72ſten Verſe zu dem Vortrage ſeiner Abſicht.

Et jam docta Cohors, tibi protinus ipſe quod inſtat
Cunctarum incipiam rationem evolvere rerum:
Principio inquirens, quae ſenſu et mente videntur
Eſſe in natura, num ſint? tum quodque quid exſtet?
Quid Deus atque Animus? quid Corpora? et unde coorta?
Et quibus a cauſſis et qua ratione? Vacantes
Tu tamen his adhibe dictis aures animumque,
Dum maria et terras circumfusumque peragro
Aera, ſidereique vagor per moenia mundi;
Invenies etiam, teque hoc longe omnibus unum
Plus capiet, per quae felix conſiſtere poſſit
Vita hominum, et rerum rectus quid flagitet uſus
Quae finis ſit ſumma boni, quo tendere oportet.

Hier merkt man alſo, daß er es nicht nur bey der theoretiſchen Philoſophie bewenden laſſen, ſondern auch zuletzt die Regeln von Erlangung des höchſten Gutes, das iſt die Sittenlehre vortragen wolle. Nun kömmt er auf das Lob desjenigen Franzoſen, deſſen Lehren er vortragen will: und hier ahmt er merklich dem Lucrez nach, der den Epikur, als einen Griechen, faſt auf eben die Art herausgeſtrichen, als ob ihm im Himmel und auf Erden nichts unbekannt geblieben wäre. Die Stelle ſey nun ſo wahr, oder ſo falſch als ſie wolle, ſo iſt ſie doch lebhaft und poetiſch ausgedrücket.

Gallus Homo nobis ea, mente animoque ſagaci
Omnia pervidit: non illum monſtra Chimaerae,

Scyllaeque, Sphingesque aut triſtia Centaurorum,
Saecla, peragrantem naturae luſtra latentis,
Obvia compreſſere minaci murmure contra,
Horrificisque Virum formis. Vis vivida caelum
Vicit, et hinc lucem nobis felicibus audem
Exulit auſpiciis, et pulſis orbe tenebris,
Naturae caecam patefecit callidus artem.

Doch damit er einem Menſchen nicht zu viel beyzulegen ſchiene, ſo lenkt er auch etwas ein, und ſchreibt dieſes Licht, welches Carteſius der Welt angezündet, Gott ſelber zu:

Hunc Deus, ipſe Deus, mundo et tibi Gallia, multum
Indulgens, plane eſt illo dare tempore viſus,
Quo vis coeca hominum ſtygiis ſuffuſa venenis,
Tollere de medio Numen, penitusque receptum
Infixumque ſuo ſub corde abolere parabant.
Ille audax bellum contra non aere nec armis,
Aut quibus infeſtum monſtris purgaverat orbem
Claviger Alcides, aut Diva quibus jaculatrix
Uſa in montiferos Phoebo cum Fratre gigantes;
Sed rationum illud ſuſcepit pondere, et ipſa
Naturae ſpecie, dum veri luce coruſca
Fulgurat, et coecae perpandit lumina menti.

Ob nun die carteſianiſchen Beweiſe von dem Daſeyn Gottes, ſo ſtark und gewaltig geweſen, daß ſie der einreißenden Brut der Freygeiſter und Gottesleugner ſattſamen Einhalt thun können, das läßt man billig deß Verfaſſer behaupten und ausmachen. Die wichtigen Einwürfe, die ihm von den gröſten Männern, die eben keine Freygeiſter waren, wider ſeine Philoſophiam primam, oder Meditationes gemacht worden, ſollten kaum Anlaß geben, ſolches zu glauben. Ja es ſind auch ſo gar aus der Schule Car-

le Carteſii, die ärgſten Atheiſten entſprungen, wie die Beyſpiele eines Spinoſa, Meyers, u. a. m. erweiſen können. Doch kann es freylich gar wohl ſeyn, daß dieſes bloß aus einem Misbrauche der carteſianiſchen Lehrſätze entſtanden; wenigſtens muß man dieſem Weltweiſen ſelbſt das Zeugniß geben, daß ſeine Abſichten in dieſem Stücke vollkommen rein und untadelich geweſen.

Nun fängt er an, mit dem Carteſius die Quelle der Irrthümer unter den Menſchen zu unterſuchen, und findet dieſelben in den Vorurtheilen der Jugend, der Auferziehung, der ſinnlichen Empfindung, der Uebereilung, des Anſehens, u. d. m. Er lehret alſo an allen Dingen zweifeln, um die Wahrheit dadurch zu finden. Der Schluß von dem allen iſt:

Jamne vides igitur, nos quanta pericula fraudum
Circumſtent? quanta prope ne fallamur in omni?
Quo magis eſt nobis dubitandum! Nec tibi poſſum
Errorum latebras omnes penitusque repoſtos
Inſinuare aditus, omnesque oſtendere rimas.

Nachdem er nun von der Schwierigkeit die Wahrheit zu erfinden gehandelt hat, ſo kömmt er gegen den 350ſten Vers auf die erſte carteſianiſche Grundwahrheit: Ich bin, weil ich denke. Er iſt aber in dieſen Dingen überall ſehr weitläuftig und wortreich; weswegen es uns zu viel ſeyn würde, ihn hier weiter zu verfolgen. Er ſchließt hernach ferner daraus, daß dem Menſchen eine gewiſſe Idee, oder ein Bild des Schönen und Vollkommnen angebohren, oder von Natur eingepflanzet ſey. Dieſes giebt ihm nun Anlaß zu fragen:

Porro quis tanto donavit munere mentem;
Ut quod ſit Summum ſupremumque ipſa videret!
Non etenim ſibi mens per ſe unquam eſſingere tale
Quid valuit.

Er ſchließt hier alle Nebenurſachen aus, und folgert daraus endlich, daß man dieſen Begriff von der Vollkommenheit, von dem höchſten und vollkommenſten Weſen haben müßte; und daß folglich ein Gott ſeyn müſſe.

Quare quod ſupereſt Summi, quam mente tenemus
Notitiam, a Primo Summoque recepimus ipſo.
At Summum hoc merito Numen vocitare Deumque
Suemus; nanque illo majus nihil eſſe putandum eſt:
Ergo exſtare Deum debes numenque fateri &c.

Wenn wir hier metaphyſiſche Unterſuchungen anzuſtellen Willens wären, ſo würde ſich bey dieſem, und der folgenden Ausführung dieſes Beweiſes verſchiedenes erinnern laſſen *. Allein, wir wollen in den Schranken der hiſtoriſchen Nachricht von dieſem Werke ſtehen bleiben; zumal, da der carteſianiſche Beweis von der Exiſtenz Gottes, aus dem uns eingepflanzten Begriffe des vollkommenſten Weſens, ſchon vielmals von Leibnitzen und andern unrichtig befunden, aber von Herrn Wolfen wieder ergänzet worden.

Wir

* Wir würden dabey auch die Stellen nicht anzumerken unterlaſſen, wo der Verfaſſer von der vorherbeſtimmten Harmonie geredet hat. Allein, theils gilt deſſelben, als eines Carteſianers, Ausſpruch davon, nicht gar viel; theils iſt das carteſianiſche Syſtem, noch viel ſchlechter als das Leibnitziſche. Und das dritte bleibt freylich noch das beſte.

Wir ſchreiten alſo billig von dem I. Buche dieſes Werkes, welches metaphyſiſch war, und aus 1719 Verſen beſtund: zu dem zweyten, welches phyſikaliſch iſt, und von den Himmelskörpern handelt. Hier ahmet er abermal im Anfange dem Lucrez nach, wenn er ſo ſchreibt:

Suave, peregrinas Gentes atque extera Regna
Trans mare trans montes mutato viſere coelo,
Egregiasque Urbes luſtrando atque oppida multa,
Et monumenta Virum et populorum ediſcere mores.
Suave etiam, quibus haec viſendi externa poteſtas
Deficit, ex faſtis Veterumque annalibus, omnes
Transactae aetatis res noſcere geſtaque Regum,
Bella et fortunas et quis datus exitus armis.
Sed nil ſuavius eſt, humili quam aſſurgere terra,
Altius in coelum, nullaque a parte tenere
Intercluſum animum, qui libertate ſua ſe
Undique victor agat, totumque feratur in Orbem.
. . . . .

Der Verfaſſer ſetzt auch die Urſache hinzu, warum dieſe Art der Erkenntniß viel beſſer und angenehmer ſey, als die Erkenntniß der Geſchichte: weil es nämlich viel vortrefflicher ſey, die Werke Gottes in der Natur, als die Thaten großer Helden zu wiſſen: weil dieſe, nebſt allen marmornen Paläſten der Könige, einem Kenner der großen Wunder Gottes in dem Weltgebäude, nur wie Kinderſpiele vorkämen.

Praeſtat enim longe divinam Numinis artem
Scire tibi, quam quid transacti temporis aevo
Induperatores magni feciſſe ferantur.
Sive Virum validis cum millibus atque Elephantis
Flu-

Fluctibus in mediis belli, ſeu pace vacantes.
Nam cum ſuſpicimus rutilantia ſidere multo
Templa ſuper Solisque vias Lunamque meantem.
Et venit in mentem cauſarum atque ordinis huſus,
Omnia tum, vulgus plauſu, quaecunque ſecundo
Excipit, evictos populos diffuſa per Orbem
Imperia et Regum vires titulosque Potentum
Marmoreas etiam moles laqueataque tecta
Haec inquam nihilo tunc ſunt miranda magis, quam
Quae pueri peragunt ludentes, aedificantque.

Nachdem er nun den Eingang völlig gemacht hat, und ſich dabey auf die vernünftige Seele berufen hat, dadurch der Menſch allein unter allen Thieren vermögend ſey, die Natur zu erforſchen: ſo hebt er an, ſeinen Vorſatz ſo zu erklären:

Nunc age, quo pacto Summaï totius Omne
Digeſtum, et qua hujus poſſint ratione videri
Connexae partes inter ſeſe atque locatae,
Ut ſic Aſtrorum concurſus, tempora, motus,
Annorumque vices tempeſtatumque, reduci
Ad proprias valeant cauſſas, atque omnia conſtent.
Expediam.

Indeſſen findet ers nöthig, die Lehren der allgemeinen Phyſik, nach carteſianiſcher Art, voran zu ſchicken, und die Natur des Körpers überhaupt, deſſen Weſen er in der dreyfachen Ausdehnung ſetzet, und was dahin gehöret, kürzlich vorzutragen. Er vermiſcht, wie Carteſius gethan hat, Raum und Körper, leugnet den leeren Raum, behauptet die Bewegung im Vollen, durch einen Kreislauf (per Circulum); die große Lockerheit der Körper, die uns leicht zu ſeyn bedünken; die unendliche Theilbar-

barkeit der Materie; die Erhaltung einerley Größe der Bewegung, und ihre Gesetze, deren er doch nur drey anführet. Darauf kömmt er nun im 420sten Verse ohngefähr zu seinem ersten Vorsatze zurück, die Ordnung des Weltbaues zu erklären: wobey er aber erinnert, fleißig daran zu denken; daß ein höchst weises und allmächtiges Wesen denselben hervorgebracht habe.

Er heißt uns hier zuerst Sonne, Mond und Erde, als die drey, dem Augenscheine nach, größten Weltkörper betrachten. Doch zeigt er, daß es darum nicht gewiß sey, daß die übrigen Sterne kleiner wären. Das Gleichniß womit er dieses erläutert ist hübsch.

Ut monte super quem
Conspicias si forte Virum procul ipse remotus,
Non illum pueris te coram adstantibus ausis
Conferre, et tenui constantem dicere mole;
Quanquam oculi et Pueris tibi monstrant esse minorem.

Die Ordnung der Weltkörper nun erklärt er auf folgende Art:

Protinus inter se quo distent ordine nosce,
Et primo Maja geniti quod dicitur astrum
Nomine, Phoebeos vicinius aspicit ignes,
Quam Venus; illa minus te Mars, a Sole recedit;
Jupiter et spatio distat majore; sed ipso
Longe Saturni est a Sole remotius astrum.
Quam colimus, Tellus, Veneris, Martisque locata est
Inter circuitus.

Dieß ist nun das planetische System, und zwar nach copernicanischer Lehre, welches von einem Italiener

ner und Katholischen zu verwundern ist. Von den Fixsternen setzt er gleich hinzu, daß ihre Weite auf keine Weise zu ergründen sey: wovon er auch ganz gute Ursachen angiebt; weil nämlich der Erdball viel zu klein sey, um eine Parallax derselben anzumerken. Nachdem er nun den Lauf und das abwechselnde Licht der Planeten und des Mondes erkläret hat, so bejahet er auch, daß die Erdkugel in der Ferne leuchten müsse. Er lehrt auch, warum die Sterne, Fixsterne genennet werden. Was er aber mit folgenden Zeilen sagen wolle, das ist schwer heraus zu bringen. Will er die beste Welt behaupten, oder leugnen? Zu beydem ist einige Wahrscheinlichkeit, obgleich Cartesius an diese ganze Lehre niemals gedacht hat; und selbst hier keine Erwähnung der leibnitzischen Meynung davon, geschehen ist. Unsre Leser mögen selbst davon urtheilen.

Propterea caelo fieri qua singula constet,
Usus erat rationem aliquam reperire: neque illa
Credendum tamen est nobis, quod condita rerum
Summa sit haec: quis enim temere id non crederet audax?
Ex infinitis rationibus et magè pulcris,
Et magè naturam ad rerum facientibus harum,
Quas Deus aeterna conceptas mente gerebat,
Omnipotens, quod in hanc tandem concesserit unam,
Prae reliquis longe melioribus et magis aptis?
Mi sat erit, quod et haec arcana resolvere possim,
Quae supra in caelo mirantes saepe videmus &c.

Nun werden vermuthlich unsre Leser begierig seyn zu wissen, ob unser Dichter auch im Ernste das

Herz

Herz gehabt in Rom, den copernicanischen Weltbau für eine Wahrheit auszugeben? Daß der Cardinal Polignac in Paris das Herz gehabt, haben wir bey seinem Antilucrez angemerket. Hier aber müssen wir melden, daß die römische Luft solches noch nicht leidet. Unser Philosoph sagt, er lehre nicht, was wirklich geschehe, sondern bloß, was geschehen könne: und so hat er sich völlig aus diesem gefährlichen Labyrinthe gewickelt.

Propterea Tellus, (quia non est funibus ullis
Suspensa, aut subter solidis inniza columnis;
Debeat ut constans una in statione per aevum
Omne manere; sed auraruṃ tenuissima circum,
Vis omni pariter cingit de parte, suisque
Perfluidum hoc coelum conjunctam amplexibus
ambit)
Debet ab illius circumferri impete, et una
Jam vicinam lustrare moventis lampada Solis.
Non tamen hic agitare loca scelus esse rearis,
Tellurem, Vestamque sua e statione movere:
Propterea, quod in hoc quid mundo fiat eorum,
Non doceo, at fieri quid possit, ut omnia constent.

Hat er hiermit seine Religion nicht recht geschonet; so hat er wenigstens den Halbgelehrten so viel Staub in die Augen gestreuet, daß sie seine wahre Meynung schwerlich errathen werden. Aus den übrigen IV. Büchern einen Auszug zu geben, leidet unser Raum nicht. Aus diesen Proben, werden Verständige von allen übrigen sattsam urtheilen können.

Der

V.

M. Fabiani Toerneri Dissertatio Academica de Poesi Skalldorum Septentrionalium.

d. i.

Herrn Fabian Törners, Königl. Professoris der Beredsamkeit zu Upsal, Abhandlung von der Dichtkunst der Skalden bey den Nordischen Völkern.

Upsal, 1717. 8. 7. Bogen.

Diese wohlgerathene Schrift verdienet allhier billig einen Platz. Denn sie begreift eine Nachricht, mit welcher die Geschichte der Dichtkunst unter den alten Deutschen, oder mit denenselben verwandten Völkern, ergänzet werden. Da sie auch bisher in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt seyn dürfte; so hoffen wir um so viel mehr den Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihren Inhalt kürzlich darstellen.

Der berühmte Herr Professor Köler zu Altorf hat An. 1724 auch ein Programma *de Scaldis, siue Poetis gentium arctoarum vetustissimis.* in 2. Bog. in fol. geschrieben; aber vermuthlich diese Disputation des Herrn Törners nicht gesehen. Wir wollen auch daraus das fürnehmste, und was zu unserer Absicht gehöret, an seinem Orte anbringen.

Unser Verfasser hat seine Abhandlung in acht besondere Hauptstücke getheilet. In dem ersten rettet er die alten Einwohner des Nordens ausführlich von

* *

III.

Der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris anatomische, chymische und botanische Abhandlungen. I. Theil, welcher die Jahre 1692. 1693. 1699. 1701 in sich hält. Aus dem Französischen übersetzt, von Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr, der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitgliede.

Breßlau, verlegts Joh. Jac. Korn
1749. in gr. 8. 779 Seiten.

Der gelehrte Herr Hofrath von Steinwehr suchet sein Versprechen, so er in der Vorrede zum ersten physischen Theile der Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris gethan, durch die Ausgabe dieses nützlichen Werks zu erfüllen, und zugleich seine gründliche Einsicht in die verschiedenen Theile der Naturlehre zu erkennen zu geben. Und es mußte auch dieses durch die Feder eines in der Naturwissenschaft geübten Kenners geschehen; indem nicht unbekannt ist, daß nicht alle Uebersetzungen, welche an das Licht treten, von gleicher Güte sind, und den Lesern den gewünschten Nutzen schaffen können; besonders, wenn sie von solchen Leuten unternommen werden, welche zwar der Sprachen fähig, aber der vorzutragenden Sachen nicht genugsam kundig sind. In diesem Werke sind Nutzen und Deutlichkeit genau verbunden: und so weitläuftig es auch seyn würde,

von

von denen vielen, darinnen enthaltenen Abhandlungen, auch nur einen kurzen Auszug zu geben: so finden wir uns doch verbunden, wenigstens einige der erstern zu bemerken: woraus denn auch die Ausarbeitung der übrigen gar leicht geschlossen werden kann.

Die erste Abhandlung stellet die Lage der Gallengänge, und des Gekrösedrüsenganges (ductus pancreatici) vor, die vom Herrn du Verney ist. Die Meynungen der Aerzte von dem Nutzen der Galle sind so verschieden, daß man billig einen Schiedsrichter wünschen möchte, um die Wahrheit des Nutzens, den die Galle geben soll, auszuforschen und zu beurtheilen. So viel ist gewiß, daß sie der Dauung und Auflösung der Speisen besonders gewidmet ist, welches aus derselben Einflusse in die, zu dieser Verrichtung bestimmten Theile, deutlich genug erhellet: wie denn auch unstreitig diejenigen Krankheiten, da die Galle einiger Unordnung unterworfen ist, der Nahrung des Körpers nicht geringen Abbruch thun.

Da aber auch der Weg und Ort, wo dieselbe sich in erwähnte Theile ergießt, nicht in allen Körpern einerley ist; wie denn solches Herr du Verney in den Stachelschweinen und Straußen beobachtet hat: so ist nicht ohne Grund zu vermuthen, daß bey einigen der Zufluß der Galle, um deshalben eher als bey andern, zu den Speisen geschehen müsse: weil die verschiedenen Speisen, in unterschiedener Thiere Magen, auch eine wirksamere Auflösung nöthig haben. Ja, da in den meisten Thieren der

Gekröſedrüſenſaft ſich gemeinſchaftlich mit der Galle vermenget, und dergeſtalt zur Nahrung und Daunung beförderlich zu ſeyn ſcheint: ſo iſt aus den Exempeln der Stachelſchweine und des Straußes unſtreitig zu erkennen, daß dieſes kein Werk der Nothwendigkeit in allen thieriſchen Körpern ſeyn müſſe. Denn dieſe itzt ernannten Säfte, gehen nicht mit nahen und vereinigten Gängen in die Gedärme; ſondern ſind dergeſtalt von einander entfernet, daß die Galle einen großen Raum voraus gewinnet, ohne des andern Saftes Beyhülfe in die Nahrung zu wirken: ſo, daß folglich derſelben ohne Zweifel ein größrer Vorzug in Beförderung der Daunng, und der hieraus folgenden Wirkung gebühret. Gleichwohl ſteht zu glauben, daß man hieraus keine allgemeine Folge auf die menſchlichen oder andrer Thiere Körper ziehen könne; ſo wenig, als der, in der andern Abhandlung vom Herrn Mery angegebene Umlauf des Blutes in der Seeſchildkröte, eine durchgängige Gewißheit ebenmäßigen Umlaufs, in der menſchlichen Frucht geben kann.

In der dritten Unterſuchung iſt von dem Herrn de la Hire und Sedileau dargethan worden, daß diejenige Art von Ungeziefern, welche ſich beſonders an die Orangebäume ſetzen, und wegen ihrer Aehnlichkeit Wanzen genennet werden, auch unbeweglich zu ſeyn ſcheinen; dennoch wirklich lebende Thierchen ſind, und Eyerchen legen. Folglich iſt daraus ohne große Mühe zu ſchließen, daß ſie den Blättern, auf welchen ſie ſich in ziemlicher Anzahl, auch in unſern Ländern aufhalten, nicht geringen Schaden zufügen.

Eine

Eine besondere Anmerkung folget vom Hr. Marchant, von einer gemeinen Eiche, an welcher einige außerordentliche Gewächse gefunden worden. Es bestunden dieselben in kleinen runden Körnern, in der Dicke, Gestalt und Farbe der Johannisbeeren. Sie waren auswendig glatt, inwendig hart, und mit einer Art von Baumwolle vollgepfropfet. Sie hiengen an besondern Fäden, welche aus demjenigen Orte hervorkamen, wo sonst die Augen der rechten Zweige hervorzubrechen pflegen. In einer andern Eiche, war in eben dergleichen Körnern, eine klebrige, schleimige, rothe Materie; in beyden aber waren weder Würmer noch Eyerchen zu finden: ungeachtet die meisten Naturforscher dafür halten, daß dergleichen Insecten in den außerordentlichen Gewächsen der Eichen anzutreffen waren.

Die Art den brennenden Phosphorus des Hrn. Kunkels nachzumachen, ist gleichfalls in der folgenden Abhandlung merkwürdig. Ein deutscher Chymicus, Namens Brand, war auf die Gedanken gekommen, den Stein der Weisen zu suchen: es gieng ihm aber, wie allen seinen Mitbrüdern. Denn, indem er glaubte, denselben gewiß in dem Urine zu finden: so erhielt er zufälliger Weise, im 1669 Jahre den Phosphorus; welchen er Herrn Kunkeln, dem Chymico des Churfürsten zu Sachsen, zeigte; aber die Art, denselben zu verfertigen, geheim hielt. Es fand aber dennoch Herr Kunkel den Weg, auch diesen Phosphorus nachzumachen: welcher von den andern Arten in so weit unterschieden ist, daß er die stärkste Kraft zu brennen besitzt; obgleich an-

dre Arten vielleicht stärker zu leuchten pflegen. Im übrigen erhellet aus der beygefügten Beschreibung der Zubereitung desselben, daß es besser sey, frischen, als faulen und alten Urin zu dieser Arbeit zu nehmen. Die mit sothanem Phosphorus von Hrn. Lombergen angestellten Versuche, zeigen theils von seiner durchdringenden Kraft zu brennen; theils auch, wie man dieselbe durch Zusatz anderer Sachen schwächen könne.

Eine neue Zubereitung der Chinawurzel vom Hr. Charas zeiget, wie ihr Gebrauch in den Fiebern vortheilhafter könne eingerichtet werden. Sie ist seit geraumer Zeit in den Fiebern zwar häufig genug, aber nicht vorsichtig genug gegeben worden; so, daß entweder die innerliche Hitze dadurch vermehret, oder der Magen geschwächet, und dennoch das Fieber, wenn es auf einige Zeit außen geblieben, nicht gänzlich also vertrieben worden, daß es nicht betrübte Merkmaale eines verderbten Körpers hinterlassen hätte. Diesem Uebel abzuhelfen, ist in einer weitläuftigen Beschreibung, theils eine neue Art, die Theile der China aufzulösen angewiesen; theils auch durch etliche Regeln der Vortheil angegeben worden, wie, und zu welcher Zeit, dieses Mittel gehörig, und mit Nutzen müsse gebrauchet werden.

Und auf diese Art sind alle die übrigen folgenden sehr vielen Abhandlungen eingerichtet, welche einzeln durchzugehen, allzuweitläuftig fallen würde. Sie sind angenehm, nützlich und deutlich abgefasset: und ungeachtet dieselben nicht alle, dergestalt unwider-

widersprechliche Wahrheiten in sich enthalten, daß nicht hier und dar einige Einwürfe wider dergleichen Vermuthungen könnten gemacht werden: so sind doch die Bemühungen der Naturforscher um so viel weniger zu tadeln, je gewisser es ist, daß dadurch andern Liebhabern dieser Wissenschaft, ein desto besserer Weg gebahnet wird, dergleichen einmal angegebene Versuche fortzusetzen, und folglich immer mehr und mehr, hinter einige bis anher unbekannte Verrichtungen und Heimlichkeiten der Natur zu kommen, welche öfters wegen ihrer Dunkelheit für übernatürlich gehalten worden. Indessen wollen wir dennoch wenigstens die Ueberschriften aller folgenden Abhandlungen bemerken, damit auch hieraus erhelle, wie groß die vielfältige Bemühung der Gelehrten gewesen, durch Erfahrung vieler vorher verborgenen Sachen, sich theils berühmt zu machen; theils die Naturwissenschaft in ein stärkeres Licht zu setzen, und die Nachkommen zu einer rühmlichen Nachfolge anzureizen.

Tourneforts Beschreibung eines außerordentlichen Pfifferlings (Champignon) nebst desselben physischen Betrachtung darüber.

Sédileau, vom Ursprunge einer Art Schmetterlinge von ungemeiner Größe, und einiger andern Insecten.

Homberg, von verschiedenen metallischen Vegetationen.

Tournefort, von dem Gebrauche und Nutzen der Gefäße in gewissen Pflanzen.

Homberg von der Art, ein flüchtiges, saueres mineralisches Salz in trockner Gestalt auszuziehen.

Vom 1693sten Jahre.

Charas, Bericht von dem Zufalle, der ihn betroffen, da er Nattern in Händen gehabt; und von der Art, wie er geheilet worden.

Marchants Beschreibung eines außerordentlichen Wachsthumes an der Pflanze Fraxinella, nebst einigen Betrachtungen.

Mery, warum die menschliche Frucht und die Schildkröten sehr lange leben, ohne Othem zu holen?

Desselben Beobachtung von zweyen Kindern, die in eben demselben Häutlein verschlossen gewesen.

Desselben Untersuchung, warum das Luftschöpfen dem Menschen, seit dem er aus Mutterleibe, ja, auch so lange er noch drinnen ist, nothwendig zum Leben sey; die Schildkröte hingegen, ohne Othem zu holen, lange leben könne?

Hombergs sonderbare Beobachtung von einer Infusion des Antimonii.

Tournefort von den Mäuslein gewisser Pflanzen.

De la Hire, Beschreibung eines Insectes, das sich auf den Fliegen aufhält.

Hombergs Betrachtungen über einen besondern Zufall in einer Goldcapelle.

Mery, von der Haut des Pelikans.

Hombergs neuer Phosphorus.

Vom 1699sten Jahre.

Vom Umlaufe des Blutes in der Frucht.

Von einer neuen Art, den Stein zu schneiden.

Histo-

Historie der menschlichen Frucht.

Von dem Herzen der Schildkröte.

Du Verney Beobachtungen vom Umlaufe des Blutes in der menschlichen Frucht, und Beschreibung des Herzens der Schildkröte, und einiger andern Thiere.

Von dem außerordentlichen Baue des Herzens einer menschlichen Frucht.

Vom anatomischen Einspritzen.

Hombergs Versuche vom anatomischen Einspritzen.

Von den Insecten.

Hombergs Beobachtungen von der Art Insecten, Jüngferlein genannt.

Von den Zähnen.

Von den Federn der Vögel.

Von dem Abscheue vor dem Wasser, bey denen, die von tollen Hunden gebissen worden.

Pouparts seltsame Wirkungen des Scorbuts in Paris 1699.

Unterschiedene anatomische Beobachtungen, von dem Maaße der in den sauern Geistern enthaltenen flüchtigen sauern Salze.

Hombergs Beobachtung von der genauen Vielheit der flüchtigen sauern Salze, die in unterschiedenen sauern Geistern stecken.

Wie man das verfälschte zernagende Sublimat erkennen könne?

Untersuchung mineralischer Wasser.

Unterschiedene chymische Beobachtungen wie es zugehe, daß das Laub auf den Bäumen, gegen

den Boden, den es beschattet, immer parallel ist?

Von den Salzen der Pflanzen.

Hombergs Versuch einer Prüfung des Salzes der Pflanzen.

Botanische Beobachtung.

Tourneforts Historie der Tamarinden.

Vom 1770sten Jahre.

Von einer milchichten Wassersucht.

Vom Baue des Markes.

Du Verney, vom Baue und von der Empfindung des Markes.

Von einem sonderbaren Bruche.

Littre, Beobachtung einer neuen Art vom Bruche.

Von der Zeugung der Stimme.

Dodarts von den Ursachen der Menschenstimme, und ihren unterschiedenen Tönen.

Wohin die Luft komme, die in die Lunge gegangen ist?

Mery, ob es wahr sey, daß die Luft, die vermittelst des Othemholens in die Blutgefäße geht, durch die Schweißlöchlein der Haut mit den Dünsten und dem Schweiße weggehe?

Von den omphalomesentrischen Gefäßen.

Du Verney von denselben Gefäßen.

Was der Magen zum Erbrechen thue?

Von denen zur Zeugung bestimmten Theilen.

Littre, Beschreibung der Harnröhre des Mannes.

Verschiedene anatomische Beobachtungen.

Auflösung der Ipecacuanha.

Boulducs Auflösung der Ipecacuanha.

Von

Von der Kraft des irrdischen Alcals.

Homberg, wie viel Saures durch die irrdischen Alcale verzehret werden könne?

Vergleichung der Auflösung der Seide, des Salmiacs und Hirschhornes.

Von den kalten Auflösungen und Gährungen.

Geoffros Beobachtungen von den Auflösungen und Gährungen, die man kalte nennen kann; weil sie mit Erkältung der flüssigen Materien, darinn sie geschehen, begleitet werden.

Vom Kalkwasser.

Bürlet vom Gebrauche des Kalkwassers in der Medicin.

Vom aufgelöseten Quecksilber, und wovon es aufgelöset werde.

Homberg von den Mitteln, den Mercurius aufzulösen.

Vom Oele der Pflanzen.

Homberg von den Oelen der Pflanzen.

Von der sauern Materie im Spießglase.

Homberg vom Sauern im Spießglase.

Unterschiedene chymische Beobachtungen.

Von dem senkrechten Wachsen der Stiele der Pflanzen gegen den Horizont.

Dodart, von der Beständigkeit des Wuchses nach einer senkrechten Linie, die man bey allen Stielen, vielen Wurzeln, und so weit es möglich ist, bey allen Zweigen der Pflanzen wahrnimmt.

Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen.

Dodart von der Vermehrung lebendiger Körper, in der Fruchtbarkeit der Pflanzen betrachtet.

der faſt allgemeinen Beſchuldigung einer tiefen Unwiſſenheit und Barbarey, deren Urſache theils in der natürlichen Rauhigkeit dieſer Länder, theils in ihrer Einwohner mehr zu dem Degen als der Feder geneigten Gemüthsart geſuchet zu werden pfleget. Er ſtellet unter andern den **Diceneus**, einen alten berühmten Gothiſchen Weltweiſen, zum Exempel dar, von welchem **Jornandes** (1) rühmet, daß er ſeine Landsleute in der Vernunft- Natur- und Sittenlehre, imgleichen in der Stern- und Staatskunſt unterrichtet habe; auch hinzufüget, es ſeyen ihm ſeine Bemühungen um ſo viel mehr wohlgelungen, je geſchickter dieſelbe von Natur zu gelehrten Begriffen geweſen. Wie denn ſchon **Curtius** 2) von den Scythen, ihren Vorfahren, bezeuget: *Scythis non, vt ceteris barbaris, rudis & inconditus ſenſus eſt. Quidam eorum ſapientiam capere dicuntur, quantamcunque gens capit ſemper armata.* Man muß aber, ſagt Herr **Törner**, nicht glauben, als wenn dieſer **Diceneus** zu allererſt das Licht der Weisheit in dem finſtern Norden aufgeſtecket hätte. Es ſind lange vor ihm, und von faſt undenklichen Zeiten her, deutliche Spuren einer genauern Erkenntniß der Weltweisheit bey dieſen Völkern anzutreffen geweſen, vor deren Erhaltung und Fortpflanzung ihre **Poeten**, oder **Skalden**, geſorget.

Man findet auch bey andern geſitteten Völkern, deren Andenken durch Schriften auf die Nachwelt gebracht worden, daß die **Poeten** ihre erſte und älteſte Lehrer

(1) *Iornandes* de rebus Geticis cap. II.

2) *Curtius* l. 7. cap. 8.

Von den Meerpflanzen.

Tournefort von denen Pflanzen, die in der Tiefe des Meeres wachsen.

Botanische Beobachtungen.

Geoffroys Auszug der Beschreibungen, die Piso u. Markgraf von der Caa-apia gemacht, nebst einer Vergleichung der Wurzeln der Caa-apia, und der sowohl braunen als grauen Ipecacuanha, daraus man den Unterscheid der Caa-apia von der Ipecacuanha sieht.

Vom 1701sten Jahre.

Von einer kleinen menschlichen Frucht.

Von einer außerordentlichen menschlichen Frucht.

Littre von einer menschlichen Frucht, die eine Misgeburt gewesen.

Von einem schleunigen Tode.

Von einem andern schleunigen Tode.

Von einem jählingen Tode nach eingenommener Arzeney.

Von einem neuen Wege des Harnes.

Morins Lehrbegriff vom Durchgange des Getränkes und Harnes.

Vom Umlaufe des Blutes in der Frucht.

Von der Zeugung des Menschen aus einem Eye.

Littre, von den Eyerstöcken und Muttertrompeten einer Frau, und von einer, in einem ihrer Eyerstöcke gefundenen Frucht.

Du Verneys anatomische Beobachtungen von den Eyerstöcken der Kühe und Schafe.

Littre, von dem Körper einer Frau, die mit ihren

ren ersten Kinde im achten Monate schwanger gegangen, und von einem Falle plötzlich gestorben.

Du Verney, von unterschiedenen Orten der Wassersucht.

Vom Umlaufe des Blutes in den Fischen.

Du Verney vom Umlaufe des Blutes in den Fischen, die Ohren haben, und von ihrem Athemholen.

Anatomische Beobachtungen.

Mery von Brüchen.

Auflösung der Coloquinte, Jalappen, Gummigutte, und des schwarzen Helleborus.

Boulduc, von den Auflösungen der Coloquinte.

Boulduc von der Auflösung der Jalappe.

Boulduc von der Natur und Auflösung der Gummigutte.

Boulduc von den Wirkungen der Ipecacuanha und des Helleborus.

Von den Wassern in Passy.

Von den Gährungen.

Von den Auflösungen der Pflanzen.

Homberg von den Auflösungen der Pflanzen.

Von den flüchtigen Salzen der Pflanzen.

Homberg von den flüchtigen Salzen der Pflanzen.

Chymische Observationen.

Homberg von der Läuterung des Silbers.

Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen.

Dodarts zweyte Abhandlung von der Fruchtbarkeit der Pflanzen.

Von der Xquetaya.

Marchants Abhandlung, von einer, in Brasilien, Xquetaya genannten Pflanze, welche die

Senes-

Senesblätter angenehmer machet; und von dem Vorzuge, den wir den inländiſchen Pflanzen vor den fremden geben ſollten.

Die, bey den meiſten Abhandlungen befindlichen Kupfer, welche ohnedem zu dergleichen Vorſtellungen unentbehrlich ſind, indem ſie die zubeſchreibenden Sachen kennbarer vor die Augen ſtellen, ſind von einer guten Hand gearbeitet, und dienen dem ganzen Werke zu einer beſondern Zierde, und den Leſern zu nicht geringerm Nutzen. Es iſt zu wünſchen, daß die übrigen Theile auch bald nachfolgen, und mit gleicher Schönheit des Druckes und Papieres geliefert werden mögen.

* *

IV.

Le Glorie della Poeſia & della Muſica Contenuto nel eſatta Notitizia de i Teatri della Città di Venezia, e nel Catalogo purgatiſſimo de Drami Muſicali quivi ſin' hora rapreſentati, con gl' Autori della Poeſia e della Muſica, & con le Annotazioni a ſuoi luoghi proprii. In Venezia con Licenza dei Superiori in 12.

D. i.

Die Ehre der Dichtkunſt und Muſik, in einer Nachricht von den venetianiſchen Opernbühnen, und einem richtigen Verzeichniſſe der daſelbſt aufgeführten Opern, nebſt ihren Verfaſſern und Componiſten ꝛc.

Da

Da das Opernwesen, der gesunden Vernunft zu Trotze, noch weder in Deutschland noch in benachbarten Ländern ganz aussterben will: so finden sich auch Geschichtschreiber desselben, die mit der größten Sorgfalt seinen Ursprung und Fortgang untersuchen. Nun gehören diese musikalischen Schaubühnen freylich auch in das Gebiethe der Dichtkunst; und daher zu den freyen Künsten: sie mögen also beschaffen seyn wie sie wollen, so kann man doch auch ihre Schicksale erzählen, und der Nachwelt bekannt machen. Und was wollten wir machen, wenn uns jemand eine Geschichte der Buchstabenwechsel, Bilderreime, Chronostichen und Logogryphen schreiben wollte?

In der Nachricht an den Leser, sagt der ungenannte Verfasser: er seufze bey diesem kleinen Werke, weder nach des Lesers Beyfalle, noch fürchte „er sich vor seiner Critik. Wenn er es zur Lust geschrieben, so habe er es aus Gefälligkeit herausgegeben: und wenn es nur den wenigen gefiele, die es „begehret hätten, so hätte er seinen Zweck erreichet". Kurz und gut! Allein das ist darum noch nicht alles. Nun folgt nämlich eine Vorrede, die etwas länger ist; und ohngefähr so lautet:

Er wüßte wohl, daß in seinem glückseligsten Vaterlande, (Venedig) viele sich beflissen hätten, eine vollständige Sammlung aller musikalischen Schauspiele, die jemals auf ihren Bühnen vorgestellet worden, zusammen zu bringen: allein, wenigen wäre es damit recht geglücket. Gleichwohl wären diese Stücke gedrucket, und man hätte eben nicht

nöthig

nöthig in sehr alte Zeiten zurücke zu gehen; indem noch kaum ein völliges Jahrhundert, seit ihrer ersten Einführung verflossen wäre. Indessen hätte entweder die Zeit, die alles verschlingt, oder die Nachläßigkeit im Aufheben der Abdrücke, dieselben so selten gemacht; daß es fast unmöglich wäre, die ersten und ältesten aufzutreiben; dergleichen der Alcate, die geraubte Proserpina und die Orithia wären. Ja einigen ziemlich neuen, als il Girello, und l'Argene, gienge es bereits fast eben so; daß nämlich kaum ihre Namen noch in einem geschriebenen Verzeichnisse übrig wären.

Wenn wir hierbey unsre Gedanken sagen sollen: so ist es kein Wunder, daß die Texte musikalischer Opern, auch von ihren größten Liebhabern, gleich nach der Aufführung verworfen, zerrissen und vergessen werden. Denn bey den Opern ist ja die Musik, nebst den Tänzen und Verzierungen der Bühne, das Hauptwerk. Dieses aber alles kann nur gesehen, nicht aber gedruckt und aufgehoben werden. Die Arbeit des Dichters ist, so zureden, nur das Nebenwerk solcher Schauspiele, um die sich kein Opernfreund so eigentlich bekümmert. Es mag also dieselbe so gut gerathen seyn, als sie will; so bemühet sich kein Mensch darum: sondern man fragt nur nach dem Componisten, den Sängerinnen und Tänzern. Wen kann es also befremden, daß es in hundert Jahren unmöglich ist, alle Opern der Wälschen aufzutreiben? Vielleicht könnten wir aber dem Verfasser, wenigstens die deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen manches bey ihm verlohrnen

Sin-

Singeſpiels aufweiſen. In dem Vorrathe theatraliſcher Sachen, welchen wir ſeit acht bis neun Jahren geſammlet, getrauen wir uns faſt alle die oben genannten Stücke Deutſch aufzuweiſen.

Ferner bemerket der Verfaſſer, daß der erſte und faſt der einzige, der einige kurze Nachricht von dieſer Art gegeben, D. **Chriſtoph Ivanowitz**, ein Thumherr zu St. Marco, ein gebohrner Sclavonier geweſen ſey. In dem erſten Bande ſeiner Minerva al Tavolino, ſteht eine kleine Abhandlung, der er den Namen giebt: Memorie Teatrali della Città di Venetia. Hier giebt er nebſt einiger Kenntniß der vornehmſten venetianiſchen Opernbühnen, auch ein Verzeichniß der Opern bis auf ſeine Zeit: und in der zweyten Ausgabe vermehrt er ſolches bis 1687. Gleichwohl iſt dieß Regiſter theils mangelhaft, theils unrichtig. Der Verfaſſer hat es mit den gedruckten Opern ſelbſt zuſammengehalten, und wenigſtens vierzig erhebliche Fehler bemerket, ſonderlich was die Componiſten betrifft. Vielen, die nach der Zeit ſolche geſchriebene Verzeichniſſe gemacht, iſt es genug geweſen, daß ein Stück in Verſen geſchrieben war, um es in ihr Regiſter aufzunehmen: worüber der Verfaſſer recht böſe wird, und meynt; das hieße die Schlacken zum Golde und zu den Edelſteinen legen. Gerade, als ob alles was nicht zum Singen, obwohl von den beſten Dichtern gemachet worden, ſchlecht und elend; was aber auch von den elendeſten Reimſchmieden, nur zum Dienſte einer Opernbühne geſchmiedet worden, eben dadurch das vortrefflichſte Meiſterſtück würde! Wer ſichs ausdrücklich vorgeſetzt hat, alle dramatiſche Stücke zu

erzäh-

erzählen und in ein Regiſter zu bringen, der müß ja alles mitnehmen, es mag nun zum Trillern gemacht ſeyn, oder nicht. Haben aber die erwähnten Urheber ihre Verzeichniſſe: Drami in Muſica, betitelt: ſo haben ſie freylich unrecht gehabt; mögen aber vieleicht nicht alle Stücke ſelbſt in Händen gehabt haben.

Alle dieſe Fehler nun, hat unſer Verfaſſer zu vermeiden geſucht. Er nennt ſein Verzeichniß daher vollkommen. Mühe mag es ihm freylich genug gekoſtet haben: und es iſt gut, daß er ſo viel Eigenſinn gehabt, als er ſich ſelbſt beylegt; ſonſt wäre er dieſer Arbeit bald überdrüſſig geworden. Die neuen Auflagen hat er nicht allemal genannt; und einige ausgelaſſene Stücke ſind am Ende des Buches nachgeholet.

Nun folgt die allgemeine Nachricht von den venetianiſchen Schaubühnen, als eine beſondre Abhandlung, die dem Verzeichniſſe zur Einleitung dienet. Aus dieſer wollen wir die vornehmſten hiſtoriſchen Nachrichten mittheilen: da von dem bloßen Regiſter ſonſt nicht viel zu ſagen ſeyn würde. Er iſt zwar nicht willens zu unterſuchen, wie alt überhaupt alle Schaubühnen in der Welt ſind. Doch meynt er, daß man bey den Alten wenige, oder gar keine Nachricht finde, ob die Griechen zuerſt dieſelben erfunden? Ihm dünkt, die Aegyptier, als ein allezeit minder barbariſches, und beſſer geſittetes Volk, als alle übrige Völker, hätten den Griechen das Muſter dazu gegeben. Im Anfange hätte jeder Ort, wenn er gleich unter freyem Himmel geweſen, zur Bühne dienen

dienen können; um die Tyrannen auf eine gelinde Art ihrer Fehler zu erinnern und das Volk zum Haſſe gegen dieſelben aufzubringen. Der Ausputz und die Pracht der Bühnen aber wäre erſt hernach dazu gekommen. In den älteſten Zeiten hätte der Poet allein ſein Trauerſpiel hergeſagt; und wenn er ſich das Geſicht ſchwarz gemacht, ſich in Geberden mehr den Furien, als Menſchen gleich geſtellet; um den Zuſchauern deſto mehr Schrecken einzujagen.

Mit der Zeit aber, als ſich die Städte mehr von Tyrannen befreyet hatten, hätten ſie angefangen, das Anmuthige mit dem Ernſthaften zu verbinden, und die Mannigfaltigkeit der Perſonen, die Larven, Chöre, Tänze, ja Muſik und den Geſang einzuführen. Endlich wäre man auf die Erbauung großer Bühnen gefallen, und die Stadt Athen hätte ſich ſonderlich darinn hervorgethan. Wie ſie auch in ſoviel andern Stücken die große Lehrmeiſterinn von Rom geworden, ſo hätte ſie ihm auch hierinn zum Muſter gedienet; wäre aber auch bey weitem davon übertroffen worden. Wie nun dieſes ſich zur Beherrſcherinn der Welt gemachet, alſo hätte es auch durch ſeine Spiele, Kämpfe, Wettläufe, Thiergefechte, und die dazu erbauten Schaubühnen, alle Fremden in Erſtaunen geſetzt: unter welchen letzten das pompejaniſche und marcelliſche Amphitheater bis auf die 80000 Zuſchauer auf einmal faſſen können.

Doch Rom fiel durch die Einfälle wilder Völker, oder vielmehr durch ſeine eigene Schwelgerey und Weichlichkeit: und das heutige iſt kaum ein Schatten des alten zu nennen. Der Verfaſſer ſteht in

den Gedanken, daß Venedig aus den Ruinen des alten Roms entstanden; und daß daher die Tochter nothwendig mit der Mutter eine große Aehnlichkeit haben müsse. So rühmlich dieses für Venedig klingt: so ungewiß, ja falsch, scheint solches zu seyn. Es ist wohl wahr, daß Venedig um die Zeit der barbarischen Einfälle in Wälschland, entstanden; allein gewiß nicht, aus römischen Ruinen gebauet, auch nicht von römischen Bürgern bevölkert worden. Rom liegt zu weit von Venedig, und ist auch niemals sogar verheeret worden, daß seine Einwohner andre Städte gebauet hätten. Doch man sieht wohl, daß der Verfasser, seiner Vaterstadt gern einen herrlichen Ursprung geben wollen, um auch ihre Bühnen mit den römischen vergleichen zu können.

Ob er nun wohl meynt, daß der ganze Geist und die Pracht des alten Roms in die Venetianer übergegangen sey: so muß er doch gestehen, daß seine Stadt mehr als 1000 Jahre alt geworden, bevor die geringste Spur einer Schaubühne darinnen gewesen. Er bekennt, daß bis auf 1580 bey den alten Scribenten, auch von dem Sansovino, der doch alle Kleinigkeiten von Venedig beschreibt, mit keiner Sylbe von einer Schaubühne gedacht wird. Indessen schmäuchelt er sich, die Tochter habe darinn noch ihre Mutter übertroffen: daß, da diese ihre Schätze verschwendet, die Tage durch abscheuliche Gefechte schrecklich zu machen, und mitten zwischen dem Geschrey und Gewinsel der Sterbenden zu sitzen; bey jener, die Nächte durch die allerlieb-

sten

sten Melodien der Musik, und die lustigsten Abwechselungen der Vorstellungen beglücket werden.

Gleichwohl sind in andern italiänischen Städten, sonderlich bey Höfen, schon ältere Schaubühnen gewesen. Der erste, der der Welt einige Nachrichten davon gegeben, ist **Giustiniano Martinioni** gewesen; der einen Anhang zum Sansovino 1663 geliefert hat. Er meldet aber nur vier Bühnen, die von St. Cassiano, die zu St. Johann und Paul, die von St. Salvator und die von St. Samuel; obgleich zu seiner Zeit schon viel andre aufgerichtet gewesen, deren der Verfasser noch viere namhaft macht. Ehe aber die Musik auf den Bühnen eingeführet worden, hat man daselbst Comödien in Versen und in Prosa vorgestellet; die auch sonderlich zur Carnevals Zeit, von unendlich viel Fremden und Einheimischen besuchet worden. Wenn dieses angefangen habe, ist ungewiß. Wenn man sich aber des **Arlequins**, des **Coviello**, des **Truffaldins**, des **Brighella**, und des **Chiappini** erinnert, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts geblühet haben; imgleichen der berühmtesten Schauspielerinnen gedenket, die auch nicht älter sind: so ist wahrscheinlich zu schließen, daß um die damalige Zeit, diese Leute hier und da um die Wette Zuschauer zusammen gelocket, nachdem ihr Witz, und die Neuigkeit ihrer Vorstellungen es gestattet haben; ob sie gleich noch keine obrigkeitliche Erlaubniß dazu gehabt. Und dadurch ist allmählich auch der Weg zu den musikalischen Schauspielen gebähnet worden.

Lehrer geweſen; wie hier in dem andern Hauptſtück an dem Exempel der Griechen, Römer, Sineſer und anderer deutlich gezeiget wird. Der Celten ihre **Druiden** waren gröſtentheils nichts anders; welcher Benennung Urſprung Herr 3) **Rudbeck** von dem in Norden bekannten alten Wort **Truin**, welches ſo viel als getreu heiſſet, herleiten will. Und man findet ſie auch bey den Nordländern unter den Nahmen **Diar**, **Drottar** oder **Drotnar** und **Trulyndur** 4) angeführt. Merkwürdig iſt, daß, gleichwie bey den Celten dreyerley Claſſen der **Druiden** geweſen, alſo auch die Nordiſchen Völker dieſe Eintheilung behalten haben. Die erſte Claſſe waren die kurz zuvor gedachte **Drottar**, oder **Drottener**. Dieſen lag die Sorge vor die Opfer, ja den ganzen Gottesdienſt, und die Ruhe des gemeinen Weſens ob; daher ſie auch vor Gerichte Recht ſprachen, und die Ubertreter der Geſetze zur Strafe zogen. Sie machten ein Collegium von zwölf Perſonen aus, und waren dem Rang und Anſehen nach die nächſten nach dem Könige. Die andere Claſſe begriff diejenigen, welche ſich auf die Wahrſagerkunſt legten, und in ihrer Sprache **Wiſendammen**, **Spåman** und **Tyrſpaktur**, von **Tyr** einer alten Aſiatiſchen Gottheit, und **Speke**, das iſt die **Weisheit**, genennet wurden. Sie nahmen, wie die alten Deutſchen, auch Weibsperſonen in ihre Zahl auf; welche man denn **Spakonur**, **Wolfur** oder **Wolor**, und **Spåqwinnor** hieß. Dieſer Leute vornehmſte Beſchäftigung war das Volk von

3) *Rudbeck* Atlantic. tom. I. c. 36.

4) *Verelii* Lexicon Scandicum p. 259.

Zuerst ist also zu St. Cassiano eine doppelte Schaubühne zu bemerken gewesen. Auf der ersten davon, die vielleicht noch vor dem Anfange des vorigen Jahrhunderts entstanden, ist niemals eine Oper gespielet worden. Man hat nur Comödien daselbst aufgeführet, und sie wird noch diese Stunde von armen Comödianten dazu gebrauchet. Die zweyte davon ist zwar etwas neuer, doch weis man ihren Ursprung eben so wenig; welches von so neuen Zeiten beynahe eine Schande ist. Soviel ist gewiß, daß sie 1629, als sie im schönsten Flore stund, durch eine Feuersbrunst in die Asche geleget worden. Nachdem sie wieder erbauet war, diente sie auch noch zu Comödien, bis sie endlich zuerst Sänger auftreten ließ. Dieß geschah 1637, als **Andromeda** aufgeführet ward. Der Verfasser meynt zwar, ein solch musikalisches Schauspiel sey damals in Venedig nicht eben ein ganz neues Spectakel gewesen; weil schon sieben Jahre vorher, die geraubte **Proserpina** des Strozzi, bey dem Verlöbnisse einer Tochter des **Girolamo Mocenigo** singend vorgestellet worden: und er vermuthet, daß dieses in dem Brauthause geschehen sey. Auf eben die Art war man schon 1574, zu einer Zeit, da noch gar keine Bühne in Venedig gewesen, bey der Durchreise **Henrichs des III.** des gewesenen pohlnischen, nachmaligen französischen Königes, durch Venedig, in dem Pallaste des Dogen, mit einer musikalischen Tragödie belustiget worden. Aber mit öffentlichen theatralischen Anstalten und Verzierungen ist vor 1637 kein Stück in Venedig singend vorgestellet worden.

Den

Den Text oder die Verſe zur Andromeda hatte Benedict Ferrari, ein berühmter Theorbenſpieler und Poet gemacht, ja ſie auch auf eigene Koſten mit einigen auserleſenen Sängern prächtig aufgeführet. Zu dieſer Pracht ſoll das Beyſpiel der Stadt Padua Gelegenheit gegeben haben, wo das Jahr vorher, der Marcheſe Obizzi, ein vornehmer und reicher Mann, auf einer öffentlichen Aue dem ganzen Adel der Gegenden, eine ſolche muſikaliſche Vergnügung verſchaffet hatte; wie der obgedachte Iwanoviz berichtet. Zwey Jahre hernach, ward auf der Bühne, zu St. Johann und Paul, welche neu aufgeführet worden, um die vorigen zu verdunkeln, die erſte Oper Delia vorgeſtellet. Anfangs war dieſelbe nur von Brettern; hernach aber, als ſie unter das Haus Grimani kam, ward ſie mit aller Pracht von Steinen aufgeführet: und hier hat auch die Koſtbarkeit der Vorſtellungen den höchſten Gipfel erreichet; bis ſie 1715 ganz ein Ende genommen, und das Theater geſchloſſen worden.

Ein Jahr hernach, nämlich 1640, ward auf der kleinen Bühne zu St. Moiſe, wo vorhin Comödien geſpielet wurden, die Ariane, als eine Oper vorgeſtellet. Auch dieſer Bühne Urſprung iſt unbekannt. Im 1680ſten Jahre ward ſie abgebrochen, und iſt nachher nur zu Puppenſpielen gebrauchet worden, die man auch muſikaliſch hat reden laſſen. Doch hat ſie ſich wieder erholet, und iſt nicht nur zu Opern, ſondern auch zu Comödien gebrauchet worden. Im 1641ſten Jahre ward auch auf einem ganz neuen Theater die Finta pazza, oder verſtellte

Thorheit aufgeführet, und auch hier ſind die Opern hernach jährlich fortgeſetzet worden.

Im 1649 ward die ſechſte Schaubühne mit der **Orontea** eröffnet, und 1651 auch die ſiebente mit dem **Oriſteus**. Beyde ſind eine gute Anzahl von Jahren fortgeſetzet worden. Das achte Operntheater iſt das berühmteſte, zu St. Salvator, oder St. Lucas, welches dem Hauſe **Vendramino** gehöret, und an Alter dem zu St. Caſſiano gleich gehet. Es hatte eine gute Weile zu Comödien gedienet, brannte aber gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts ab. Im 1661ſten Jahre ward es durch die **Paſiphae** berühmt; und währte eine gute Weile; bis es 1700 wieder zu Comödien eröffnet ward, wobey es noch beharret. Doch ſind 1727 auch ein paar Opern darauf geſehen worden.

Das IXte Theater ward 1670 mit der **Adelaide** eröffnet: wenn gleich einige melden, **Argelinde** ſey ſchon 1651 darauf vorgeſtellet worden; denn dieſe ward nur redend, aber mit einem ſingenden Vorſpiele aufgeführet. Itzo iſt daſſelbe ein Salzmagazin. Das Xte Theater zu St. **Angelo** iſt 1676 auf Koſten des Hauſes Franceſco Santorini aufgeführet, und das Jahr darauf hat man es mit der vom Paris geraubten Helena eröffnet. So iſt man damit fortgefahren, bis 1724, da es der Comödie gewidmet worden. Unſer Verfaſſer ſcheint böſe darauf zu ſeyn, weil er ſagt, dieß ſey eine Ausſchweifung, die auch 1729 erneuert worden *. Nur ein Jahr ſpäter iſt ein

* Stravaganza rinovata anche l' anno 1729 in queſto Teatro.

ein noch prächtigerer Schauplatz zu St. Chryſoſtome, von dem Erben des obigen Grimani veranſtaltet worden, und das war die XI. Opernbühne. Das erſte Stück, Veſpaſian, ward 1678 vorgeſtellet. Die XII. entſtund gleich das Jahr darauf, am Canal Regio, und lieferte zuerſt die Ermelinde. Sie war aber klein, und ward bis 1699 auch zu andern Comödien gebrauchet, da ſie in etliche kleine Häuſer verwandelt ward. Die letzte Oper darauf war Paul Aemil; und dieſe machte auch auf der XIIIten Bühne die zu St. Fantini entſtund, den Anfang. Dieſe hat zwanzig Jahre beſtanden, iſt aber darauf wieder zu ihrem vorigen Gebrauche genommen worden.

Die XIV. Bühne zu St. Samuel war 1655 gebauet worden, und hatte bis 1710 zu Comödien gedienet. Hier aber hub ſie mit dem Ingannator ingannato; d. i. dem betrogenen Betrüger, den wir auch deutſch haben, an, auch Opern zu ſpielen. Dieſe Opernbühne beſteht noch, ſonderlich um Himmelfahrt, im Herbſte, und zur Carnevalszeit. Endlich iſt 1727 in der Gegend von St. Margarita, zum XVten, ein kleines Bühnchen entſtanden: ob daſſelbe gleich am Ende, und gleichſam in einem Winkel der Stadt liegt; ſetzt auch ſeine Vorſtellung noch itzo fort.

Ohne Zweifel werden unſre Leſer ſich ſehr wundern, daß in einer einzigen Stadt, die doch noch lange kein Paris, oder London iſt, gleichwohl auf die XV. öffentliche Opernbühnen haben entſtehen, und eine gute Weile beſtehen können. Und freylich gehört eine Art von muſikaliſcher Raſerey dazu, die

ein Volk wie eine epidemische Krankheit ergreift, wenn es die Sache so hoch treiben soll, als hier geschehen ist. Wieviel Zeit und Geld ist bey allen diesen Theatern nicht verschwendet worden? Wieviel müssiges, oder faules Volk muß es nicht an einem Orte geben, der zumal seit einem Jahrhunderte und drüber, nicht mehr der reichste ist? Allein unsre Deutschen haben ohne Zweifel im vorigen Jahrhunderte ihre Beutel auch ziemlich angegriffen, die wälschen, sonderlich venetianischen Sängerinnen zu unterhalten; und wir können also unsern Nachbarn ihre Thorheit nicht verrücken, ohne unsre Landsleute mit zu beschimpfen. Rechnet man nun noch die Menge von diesem trillernden Volke, welches an die auswärtigen Höfe verschrieben worden, und über alles ihr Verdienst und Würdigkeit, oft größere Besoldungen bekommen hat, als Könige und Fürsten ihren Ministern und geheimen Räthen zahlen: so kann man es einer armseligen Bettelfamilie noch weniger übel nehmen; daß sie ihre Kinder in solche Singschulen gethan, um sie also zu einer Lebensart geschickt zu machen, die mit lauter Singen und Tanzen, auf den Gipfel aller irrdischen Glückseligkeit führen konnte.

Doch das ist es noch nicht alles. Unser Verfasser meldet, daß es auch noch eine Menge Privathäuser gegeben, welche sehr oft, die öffentlichen Singspiele bey sich wiederholet haben. Er machet viele Stücke namhaft, die auf dergleichen Art vorgestellet worden. Allein, wir wollen uns damit nicht aufhalten.

Nun

Nun folget die kleine Vorrede zu dem Verzeichniſſe, darinn aber nichts, als eine Nachricht von ſeiner Einrichtung befindlich iſt, was die Bühnen, die Dichter und Componiſten aller Opern betrifft. Wir wollen uns nur eine Partey Namen derſelben bekannt machen: damit daraus erhellen möge, daß unſre erſten Operngeiſter des vorigen Jahrhunderts ſich faſt gänzlich an die venetianiſchen Opern gehalten, und ſie fleißig, entweder überſetzet, oder doch nachgeahmet haben.

Die erſte Oper war alſo zu Venedig 1637. Andromeda. von Bened. Ferrari. Darauf folgten

1638. La Maga fulminata di Bened. Ferrari.
1639. La Delia di Giulio Strozzi.
Le Nozze di Teti e di Peleo d'Orazio Perſiani.
L'Armida di Bened. Ferrari.
L'Adone di Paolo Vendramin.
1640. L'Ariana d' Ottavio Rinuccini.
L'Apollo & Daſne di G. F. Businello.
Il Paſtor Regio di B. Ferrari.
1641. La Didone di G. F. Businello.
La finta Pazza di Giul. Strozzi.
La Ninfa avara di Ferrari.
Il Ritorno d'Uliſſe in Patria di Badoaro.
Le Nozze d'Enea con Lavinia di Badoaro.
1642. Amore innamorato di G. B. Fuſconi.
La Virtù de Strali d'Amore di G. Fauſtini.
Il Bellerofonte di V. Nolfi.
Narciſſo ed Ecco immortalati di Perſiani.
L'Alcate di Tiraboſco.
Sidonia et Dorisbe di Fr. Meloſio.
Gl' Amori di Giaſone e d' Iſſile di Perſiani.

L'Incoronazione di Poppea di Buſinello.
1643. La Finta Savia di G. Strozzi.
L'Egiſto di G. Fauſtini.
1644. Il Prencipe Giardiniero di B. Ferrari.
La Deidamia del Scip. Errico.
Proſerpina rapita di G. Strozzi.
L'Uliſſe errante di G. Badoaro.
1645. La Doriclea di G. Fauſtini.
Ercole in Lidia del Co. M. Biſaccioni.
Il Bellerofonte del Nolfi.
Il Titone di G. Fauſtini.
Il Romolo e il Remo di G. Strozzi.
1646. L'incoronazione di Poppea del Buſinello.
Giulio Ceſare di G. F. Buſinello.
1647. L'Amore di Apollo e di Daſne di Buſinello.
La Deidamia del D. Errico.
1648. La Semiramide in India d. Biſaccioni.
L'Erſilla di G. Fauſtini.
La Torilda del Biſſari.
1649. Argiope di Fuſconi.
Giaſone del Cicognini.
Orontea del Cicognini.
L'Euripo di G. Fauſtini.
1650. La Bradamante del Biſſari.
Orithia del Biſaccioni.
L'Orimonte del Minato.
1651. L'Oriſleo di G. Fauſtini.
Alleſſandro Vincitor di ſe ſteſſo di Sbarra.
L'Armidoro di B. Caſtoreo.
Aleſſandro e Roſſane del Cicognini.
La Roſinda di G. Fauſtini.

La

La Caliſto di G. Fauſtini.
Il Ceſare amante del Varottari.
1652. L' Erginda. d' Aurelio Aureli.
L' Eritrea di G. Fauſtini.
Veremonda l' Amazone di Biſſaccioni.
1653. Pericle Effeminato di Caſtoreo.
L' Elena rapita da Teſeo di Badoaro.
1654. La Guerriera Spartana di Caſtoreo.
Xerſe del Minato.
L' Euridamante dall 'Angelo.
Il Ciro di Sorentino.
1655. L' Eupatra di G. Fauſtini.
La Statira Principeſſa di Perſia d. Buſinello.
L' Erismena d' Aureli.
1656. Artemiſia del Minato.
1657. Le Fortune di Rodope e di Damira d' Aureli.
1658. Il Medoro d' Aureli.
Il Teſeo di Piccoli.
Antioco del Minato.
1659. Elena del Minato.
La Coſtanza di Rosmonda d' Aureli.
1660. Gl' Avenimenti d' Orinda di Zaguri.
L' Antigona deluſa d' Alceſte d' Aureli.
L' Ipſicratea di Milcetti.
1661. Gl' Amori di Pirro d' Aureli.
La Paſife, overo L'impoſſibile fatto poſſibile d' Artale.
L' Annibale in Capua del Beregan.
L' Eritrea del Fauſtini d' Aureli.
1662. Gli Scherzi di Fortuna.
La Cleopatra dall 'Angelo.
Le Fatiche d' Ercole per Dejanira d' Aureli.

1663.

1663. La Dori d'Apollonj.
Gl'Amori d'Apollo e di Leucothoe d'Aureli.
L'Amor guerriero del Iwanowich.

1664. La Roſilena d'Aureli.
La Barbarie del Caſo di Giberti.
L'Achille in Sciro d. Bentivoglio.
Scipione Africano. del Minato &c. &c.

Hier müſſen wir abbrechen, ungeachtet dieſes noch kaum der ſechſte Theil aller folgenden Opern iſt. Es würde uns leicht ſeyn, aus unſerm eigenen Vorrathe deutſcher Opern zu zeigen, daß die allermeiſten von dieſen 92 Stücken auch deutſch vorhanden ſind; und alſo nicht allein jenſeit der Alpen den Geſchmack verderbet haben. Es iſt aber kein Zweifel, daß die gröſßte Opernſucht in der Welt wohl ſchon vorbey iſt, und vielleicht endlich gar aufhören wird, wenn nur das komiſche und tragiſche Theater von den beſten Köpfen ferner unterſtützet werden wird.

* *

V.

Nachricht von der deutſchen Ausgabe der Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres, die hier im Werke iſt.

Man hat es mit Vergnügen bemerket, daß die deutſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Hiſtorie der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, welche uns der Herr Hofrath von Steinwehr

wehr, durch Beförderung und Verlag Herrn Buchhändlers Korn in Breslau zu liefern angefangen, so viele Liebhaber gefunden. Und in der That zeiget die gute Aufnahme eines so gründlichen Werkes, daß nicht nur eine große Liebe zu der Naturwissenschaft und Mathematik in Deutschland herrsche; sondern verspricht uns auch künftig einen größern Fortgang in diesen erhabenen Wissenschaften. Nicht nur Weltweise und Aerzte, sondern auch unzählige Liebhaber natürlicher Betrachtungen, sonderlich auf dem Lande, werden nach dem Muster der darinn enthaltenen Beobachtungen, auf die sichtbare Körperwelt aufmerksamer gemacht werden; und mit gleicher Geschicklichkeit, auch das Seltsame oder Betrachtungswürdige, das ihnen vorkommen möchte, anmerken und beschreiben lernen. Und wie viel Gutes hat die Erkenntniß der Natur und ihrer verschiedenen Theile nicht dadurch zu hoffen?

Wie aber Frankreich durch die Akademie der Wissenschaften, die Untersuchung natürlicher Dinge zu befördern gesucht: so hat es auch durch die **Akademie der Aufschriften und schönen Künste**, an der Beförderung einer ganz andern Art der Gelehrsamkeit gearbeitet. Diese hat sich nicht die Werke Gottes; sondern so zu reden, die **Werke der Menschen** zu betrachten vorgenommen. So klein und verächtlich diese kurze Anzeige ihres Zweckes zu klingen scheint: so groß und ansehnlich wird sie, wenn man sie in ihrem ganzen Umfange sich vorstellet. Denn alles, was jemals der menschliche Verstand und Witz schönes, sinnreiches und großes

erdacht

seinen künftigen Schicksalen zu belehren, und den glücklichen oder schlimmen Ausgang wichtiger Unternehmungen zu verkündigen. Sie genossen eben nicht einer allgemeinen Hochachtung, zumal bey Hofe; entweder weil sie nicht allemal das beste prophezeyeten, oder aber weil man zuweilen hinter ihre Betrügereyen gekommen. Die dritte Classe endlich machten die Skalden, oder Poeten aus. Diese stunden in bessern Ansehen, und hatten bey Gastereyen den nächsten Platz nach dem Könige, welchen sie auch zu Felde begleiteten. Sie musten die jungen Prinzen und andere vornehme Herren in der Dichtkunst unterrichten, und kriegten öfters gar eine Prinzeßin als Gemahlin zur Belohnung, oder wurden wenigstens sonsten gar reichlich beschenket. Der vornehmste Inhalt ihrer Gedichte war, daß sie die merkwürdigen Begebenheiten und Thaten ihrer Könige und Kriegshelden besungen, und vermittelst dieser Lieder, welche ebenfalls als wie bey den Deutschen auswendig gelernet wurden, die Geschichte ihres Volkes auf die Nachkommenschaft unterhielten.

Das dritte Capitel hat der Verfasser einer genauern Untersuchung gewiedmet, woher der Nahme der Skalden am besten und gewissesten geleitet werden könne. Olaus Wormius 5) stunde in den Gedanken, er käme von dem Wort Skiällda her, welches hieße eine Sache auf Poetische Art beschreiben; er hat aber nirgend bewiesen, daß dieses die rechte und wahre Bedeutung des Wortes sey. Herr Törner glaubt, und zwar mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, daß das

5) *Wormius* Chron. Norweg. cap. 216.

erdacht und erfunden; alles was Menschenhände seit den ältesten Zeiten prächtiges und nachdenkliches erbauet, geschrieben, geschnitzet, ausgehauen, gemalet und gepräget haben; in so weit es ganz oder stückweise auf unsre Zeiten erhalten worden: das alles ist ein Gegenstand dieser vortrefflichen Gesellschaft gelehrter Männer geworden. Sie haben sich auf keine Kunst, auf kein Land, auf keine Zeit insonderheit, eingeschränket. Die Alterthümer, die Geschichte, die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Malerkunst, die Musik, die Baukunst, das Bildschnitzen, das Feldmessen, die Erdbeschreibung, das Kriegswesen, die Wasserleitungen, die Schiffahrt die Münzwissenschaft, und hundert andre Stücke mehr, die sich schwerlich unter allgemeine Benennungen bringen lassen, alles dieses findet in diesem weitläuftigen Werke Platz. Gleichwohl haben wir noch die Untersuchung philologischer Schwierigkeiten in den alten Sprachen, in der Zeitrechnung u. a. m. der Kürze halber übergangen.

Was nun daraus für eine höchst angenehme Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Materien entstehe, das kann sich ein jeder zur Gnüge einbilden. Man wird sich aber dieses noch besser vorstellen, wenn man hernach, nur das kleine Verzeichniß derjenigen Stücke durchlaufen wird, die in dem ersten Bande dieses Werkes, oder der Historie dieser Akademie enthalten sind. Hieraus wird nämlich erhellen, daß man nicht zuviel davon gerühmet; sondern wohl gar zu wenig gesaget. Wir wollen aber zuvor von dieser Sammlung selbst einen nähern Begriff machen.

Die

Die Akademie hat ihre Schriften in zwo Arten abgesondert. Die erste Classe enthält kurze Auszüge und Nachrichten, von weitläuftigen Schriften und Abhandlungen, die von den Gliedern derselben ausgearbeitet und in ihren Versammlungen vorgelesen worden. Allein, diese Auszüge sind nicht kurze und magere Gerippe, sondern so ausführlich und vollständig, als man sie wünschen kann, wenn man die abgehandelten Sachen völlig einsehen will. Man scheint ihnen nur die unnöthige Weitläuftigkeit benommen zu haben, womit gewisse Schriftsteller ihre Sachen vortragen; ohne ihnen das geringste von dem Wesentlichen, Nützlichen und Angenehmen entzogen zu haben. Man liest also diese Stücke, wie rechte Originaldissertationen, und würde es zuweilen kaum merken, daß es Auszüge wären; wenn nicht von dem Verfasser derselben, durch den Geschichtschreiber der Akademie, in der dritten Person geredet würde. Von dieser Art der Schriften, sind nun bereits VII Bände ans Licht getreten, die zu Paris in Quart, in Holland aber in Duodez erschienen sind, und mit vielen saubern Kupfern von allerley Alterthümern, Münzen, halberhobenen Arbeiten, geschnittenen Edelsteinen, Bildsäulen, Lägern, Stücken von Baukunst, Landkarten u. d. gl. mehr gezieret sind. Vor dem I. Bande aber stehet die Historie von dem Ursprunge und der Stiftung der Akademie, auch von den allmählichen Veränderungen, die darinn vorgefallen sind; nebst dem Verzeichnisse ihrer ersten, und bald nachfolgenden Mitglieder. Am Ende jedes Theiles aber stehen

die

die kurzen Leben oder Lobschriften, auf diejenigen Glieder, die in der Akademie mit Tode abgegangen, und zwar nach der Zeitordnung wie sie gestorben sind.

Die andre Abtheilung dieses Werkes ist ungleich größer als die erste; aber ihrem Inhalte nach, eben so mannigfaltig, angenehm und nützlich. Sie führt den Titel: Memoires de l'Academie des Inscriptions & belles Lettres; und beläuft sich bereits auf die zwanzig Bände; die auch nach der Pariser Auflage in 4. nach der Holländischen aber in groß Duodez erschienen. Es kommen eben so vielerley Sachen und Materien darinnen vor, als in dem vorigen: nur mit dem Unterschiede, daß hier die eigenen Schriften und Aufsätze der Mitglieder erscheinen; nicht aber solche Auszüge, wie vorhin gemeldet ward. Auch hier kommen Kupferstiche von verschiedenen Arten vor, die das Werk nicht nur zieren, sondern zu den Abhandlungen selbst unentbehrlich sind. Kurz, es herrschet auch hier, eben derselbe Geschmack in der Wahl der Materien, in der Mannigfaltigkeit der Zeiten, Oerter und Sachen; und es ist eine so weitläuftige Kenntniß der alten und neuern Litteratur darinn enthalten, daß man gewiß gar kein Liebhaber oder Kenner von der Gelehrsamkeit seyn müßte, wenn man dergleichen Werk nicht mit dem größten Vergnügen lesen sollte.

Hier wollen wir nun, versprochenermaßen, zu mehrerer Ueberzeugung unserer Leser, das Verzeichniß der Materien aus dem ersten Bande, der oberwähnten Historie der Akademie der schönen Künste, mittheilen.

Ins

Inhalt des I. Bandes.

1. Geschichte der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, seit ihrer Stiftung bis ins 1717. Jahr.

2. Königl. Patent, wodurch die Errichtung dieser Akademie bestätiget wird.

3. Chronologische Tafel derer Veränderungen, welche seit der Verordnung vom 16 Julii 1701 bis auf das 1717te Jahr vorgefallen.

4. Verzeichniß der Mitglieder der Akademie.

In der Geschichte der Werke der Akademie von 1701 bis in das 1710 sind enthalten.

1. Des Abts Boissy Abhandlung von den Sühnopfern oder Aussöhnungen bey den alten Griechen und Römern.

2. Boissy und Morin von den Menschenopferungen.

3. Simon, von den Vorbedeutungen.

4. Vaillant und Valois von den Neckereyen.

5. Valois, von den römischen Censoren.

6. Simon, von der Höflichkeit der Römer.

7. Fraguier, von dem Alterthume der Malerey.

8. Burette, von den Leibesübungen der Alten.

9. Galland, von dem Ursprunge und Gebrauche der Trompete bey den Alten.

10. Valesius, von dem Ursprunge des Glases.

11. Boze, von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche die Griechen und Römer denenjenigen zugestanden, die sich in den Wissenschaften oder im Kriege hervorgethan.

12. **Simon**, von den Zurüſſen.

13. **Simon**, von den Glücksſpielen die bey den Römern gebräuchlich geweſen.

14. **Tillader**, von den Rieſen.

15. **Valeſius**, Erklärung einer Stelle des 1 Buch Moſe.

16. **Boivin** über eine Stelle des 10 Buchs der Odyſſee.

17. Ebendeſſ. Erklärung einer Stelle im Horaz.

18. **Valeſii** Erklärung des 74 Verſes aus Juvenals 4tem Strafgedichte.

19. **Morins** Muthmaßungen über eine Stelle im Joſephus.

20. **Boivins** Erklärung einer Stelle im Sueton.

21. **Pinart**, von dem Namen der Stadt Carthago.

22. Von dem Beynamen Aſphalius, den die Griechen dem Neptun gegeben.

23. **Boindin**, von den Namen der Römer.

24. **Vaillant**, von den Wörtern Plebs und Patricius.

25. **Moreau de Mautour**, von dem Worte Sportula.

26. **Vertot**, von der Bedeutung des Worts Regnum, bey einigen Geſchichtſchreibern des verfallenden Reichs.

27. **Fraguiers** Erklärung des platoniſchen Urtheils von der Dichtkunſt.

28. Eben deſſelben Betrachtungen über Virgils Aeneis.

29. **Boivin** (der ältere,) von der juliſchen Zeitrechnung.

31. Eben

51. Eben derselbe von den verschiedenen Arten ein Jahr zu datiren, nach dem Censorin.

32. Baudelot, von der Nacktheit der Athleten in den griechischen Spielen.

33. Pouchart, von den Prachtkegeln.

34. Simon, von den Tempeln im alten Rom.

35. Anmerkungen über einige Aufschriften in hetrurischer, punischer und palmyrenischer Sprache.

36. Aufschrift eines alten Aschenkruges.

37. Boze, Vertheidigung einer Aufschrift vom Kaiser Albin.

38. Baudelot, Beschreibung eines alten Siegels vom Kaiser Gordianus Pius.

39. Oudinet, von den athenienſischen Münzen.

40. Eben derselbe, von den lacedämonischen Münzen.

41. Boze, von den krotonischen Münzen.

42. Baudelot, von den Wagen die auf den consularischen Münzen vorgestellet werden.

43. Tillabet, von den Anreden der römischen Kaiser auf den Münzen.

44. Vaillant, (der ältere,) von de Congiarius.

45. Pinart, von einer Münze mit der Aufschrift, HELENA.

46. Galland, von des Domitius, Domitians, Constantius des jüngern, und des Constantius Gallus, Münzen.

47. Oudinet, von einigen andern alten Münzen.

48. Galland, von der verschiedenen Bedeutung der Formel S. C. oder EX S. C. Senatus consulto auf den alten Münzen.

49. **Vaillant**, von den Buchstaben CONOB und COMOB, in dem Abschnitte gewisser goldenen Münzen.

50. **Moreau de Mautour**, über einen Carniol, den man des Michel Angelo Petschaft nennet.

51. **Oudinet**, über einen Agath der königlichen Sammlung.

52. Ueber zween andere Agathe, aus eben derselben Sammlung.

53. Muthmaßungen über einen alten geschnittenen Stein.

54. **Boze**, von den obsidionalischen Münzen.

55. Ueber einige neuere besondere Schaupfennige.

56. Von der alten Stadt der Viducassier.

57. Von der alten Stadt der Curiosoliten.

58. Von dem Zeitpuncte der französischen Monarchie.

59. **Perrot**, Vertheidigung einer Stelle im Fredegar.

60. **Massieu**, Geschichte der französis. Dichtkunst.

61. Auszug aus der Könige, Carls des V. VI. und VII. Bücherverzeichnisse.

62. **Boindin**, über den besondern Titel eines Buchs, aus Carls des Weisen Bibliothek.

63. Der Akademie verfertigte Sinnbilder, Aufschriften und Münzen.

64. Verzeichniß von des Herren **Charpentier** Werken.

65. Des Herzogs von **Aumont** Leben.

67. Herrn **Pavillons** Leben.

67. Herrn **Duche** Leben.

68. Herrn

68. Des Herrn **Poucharts** Leben.
69. Des Herrn **Barats** Leben.
70. Herrn **Vaillants**, (des Vaters) Leben.
71. **Dom Mabillons** Leben.
72. Herrn **Vaillants**, (des Sohnes) Leben.
73. Des Paters **de la Chaise** Leben.
74. Des Herrn Präsidenten von **Lamoignon** Leben.
75. Des Herrn **Thomas Corneille** Leben.

Aus dieser Probe nun mag der geneigte Leser, wo er anders den geringsten Geschmack an den Wissenschaften hat, urtheilen, ob es nicht ein nützliches Vorhaben sey, welches einige geschickte, und bereits aus andern Schriften bekannte Federn gefasset, diese beyden Werke verdeutscht ans Licht zu bringen. Es wird solches unter der Aufsicht, des Hrn. Professor Gottscheds geschehen; und man will alle halbe Jahre, an der Michaels und Ostermesse ein Bändchen davon liefern. Den Anfang wird man mit der oben beschriebenen Historie der Akademie machen, welche nur etwa aus sechs Bänden besteht. Wenn diese Beyfall findet: so wird man auch zu den Memoires oder zu den eigenen Abhandlungen fortschreiten, und dieselben nach und nach liefern. Die Kupfer dazu sollen aufs sauberste und richtigste nachgestochen, oder vieleicht gar von den holländischen Platten abgedrucket werden. Sollte es aber den Liebhabern zu lange währen, ehe sie das ganze Werk dergestalt in die Hände bekämen: so wird man auch bedacht seyn, die Arbeit zu beschleunigen

und alle Michaels- und Ostermessermessen zwey Bändchen auf einmal zu liefern.

An Proben von dieser Arbeit kann es zwar den Lesern dieses Büchersaals um desto weniger fehlen, da wir schon eine gute Anzahl von Artikeln, aus dem I. und II Bande des gedachten Werkes, eingerücket haben. Auf diese können wir uns sicher beziehen: zum Ueberflusse aber, wollen wir noch die Historie von der ersten Stiftung der Akademie hier hersetzen. Diese wird vielen, die sich von dem Unterschiede der drey pariſischen Akademien keinen rechten Begriff machen können, ein mehreres Licht anzünden, und zugleich viele von den ersten und vornehmsten Gliedern der Akademie bekannt machen, die den Grund dazu geleget haben. Das übrige, nämlich die Einrichtungen, königlichen Verordnungen, und Befehle, nebst der ganzen Zahl ihrer Mitglieder, wird künftig im ersten Bande völliger zu ersehen seyn. Uebrigens hoffet man, daß eine Arbeit, von dieser Art, die so offenbar zur Ausbreitung der schönen Wissenschaften dienen wird, indem sie ein theures Buch, daß bisher in wenigen Händen in Deutschland gewesen, weit wohlfeiler liefern will, sich den Beyfall unzählicher Liebhaber der freyen Künste zuziehen werde.

Geschichte der königl. französischen Akademie der schönen Wissenschaften.

So hoch auch der Grad der Ehre ist, zu welchem sich Frankreich unter den letzten Regierungen, und sonderlich nach dem pyrenäischen Frieden, und nach der Vermählung Ludwigs des XIV. geschwungen;

so

so hatte es sich doch noch nicht angelegen genug seyn lassen, wie dereinst ein völliger Begriff von dieser seiner Größe der Nachwelt übergeben würde. Die trefflichen Heldenthaten, die denkwürdigsten Begebenheiten waren vergessen, oder standen doch in Gefahr vergessen zu werden; weil man verabsäumete, deren Andenken in Erz und Marmor einzugraben. Kurz, man sah wenig öffentliche Denkmäler, und die kleine Anzahl derselben, war bis dahin gleichsam der Unwissenheit, und der Einsicht sehr weniger Privatpersonen anheim gestellet geblieben.

Der König sah also die Aufrichtung einer Akademie für einen Vortheil seines Volkes an; einer Akademie, die an den Aufschriften, Sinnsprüchen, und Münzen arbeiten, und bey allen diesen Denkmälern den guten Geschmack, und die edle Einfalt einführen sollte, darinnen ihr ganzer Werth besteht. Anfangs * bestand diese Gesellschaft aus einer kleinen Anzahl erlesener Männer, die zugleich Mitglieder der französischen Akademie waren. Sie fiengen an, sich in dem Büchersaale des Herrn Colberts zu versammlen, als durch welchen sie die Befehle des Königes erhielten.

Der Tag zu den Zusammenkünften, war nicht gewiß ausgemacht; allein der gewöhnlichste, zum mindesten im Winter, war die Mittwoche, die dem Herrn Colbert, welcher fast allezeit zugegen war, am gelegensten fiel. Im Sommer führete dieser Staatsmann die Akademisten oftmals nach Sceaux, um ihren Zusammenkünften mehr Anmuth zu er-

* Im 1663 Jahre.

das alte, und auch noch in der heutigen Schwediſchen Sprache übrige, Wort Skalla, welches mit dem Deutſchen Schallen, oder einen Laut von ſich geben, übereinſtimmet, das eigentliche Stammwort ſey; weil die Skalden ihre Lieder mit lauter Stimme abgeſungen, auch wohl gar dazu mit Inſtrumenten darein geſpielet. Dieſes bekräftigen verſchiedene benachbarte Worte deren Bedeutung genau mit einander überein trifft. Skall hieß vor alters, und noch heute zu Tage bey den Schweden, ein Ton oder Laut, zumalen der etwas ſcharf, doch aber dabey lieblich klingt; Skalldſångare, ein Liederſinger, Prieſter, oder Poet; Skalldmår, eine Poetin; Skalldfifl ein Poetaſter, ſchlechter Reimenſchmid und Meiſterſänger; Skallda, die Proſodie oder Sylben-Maßkunſt; Skalldskap, die Dichtkunſt; Skallwingl der furor Poeticus; und Skiaeldin, einer der in der Dichtkunſt erfahren iſt. Eben dieſe Meynung, und aus gleichmäßigen Gründen, hat ſich Herr Köler in der oben angeführten Schrift gefallen laſſen; wobey er auch zugleich des uralten Isländiſchen Werkes, welches den Titul Skalda führet, und nichts anders als Regeln von der Dichtkunſt, und den verſchiedenen Arten der Gedichte nach dem verſchiedenen Sylbenmaaße, begreift, gedenket.

Wir können nicht umhin allhier ein paar nützlicher Anmerkungen zu erwehnen, auf welche die Ableitung des Nahmens der Skalden dieſen gelehrten Mann gebracht hat. Sie finden hier um ſo viel mehr ſtatt, weil es einem Theile unſerer Abſichten vollkommen gemäß iſt, gegründete, oder doch wenigſtens

theilen, und ſelbſt einen geruhigern Genuß davon zu haben.

Zu den erſten Arbeiten der Akademie, zählet man den Entwurf zu den Zeichnungen der königlichen Tapezereyen; ſo wie man ſie in der Sammlung von Kupferſtichen und Beſchreibungen ſieht, die davon herausgekommen ſind.

Hierauf ward dem Herrn **Perrault** insbeſondere aufgetragen, eine Beſchreibung des Carouſels zu machen: welche, nachdem ſie die Muſterung der Geſellſchaft ausgeſtanden hatte, auf gleiche Weiſe mit Kupfern gedruckt ward.

Man fieng auch an Sinnbilder zu dem Gelde des königlichen Schatzes, und Deviſen von allerley Vorfällen, Gebäuden und vom Seeweſen, zu machen, und lieferte alle Jahre einige neue.

Endlich unternahm man gar eine ausfürliche Geſchichte der vornehmſten Begebenheiten der Regierung des Königes, in Münzen, zu machen. Die Materie war reich und prächtig, allein es war ſchwer dieſelbe wohl auszuführen. Die Alten, von denen wir ſo viele Münzen übrig haben, haben uns hiervon keine andern Regeln gelaſſen, als ihre Münzen ſelbſt; die man bis dahin gar aus keiner andern Urſache, als wegen ihrer ſchönen Arbeit aufgeſucht, und nur zu mehrerer Kenntniß der Geſchichte erforſchet hatte. Die Neuern, welche ſeit zweyen Jahrhunderten ſo viele Schauſennige geſchlagen, hatten ſich wenig um die Regeln bekümmert: ſie waren keiner gefolgt, und hatten keine vorgeſchrieben; und in den Sammlungen von dieſer Art, fand man

kaum

kaum drey oder vier Stücke, wo das Naturell so glücklich gewesen war, der Methode zu Hülfe zu kommen.

Die Schwierigkeit nun, eine Kunst, die so lange verabsäumet gelegen, auf einmal zur Vollkommenheit zu bringen, war nicht die einzige Ursache, wodurch die Akademie verhindert ward, unter dem Herren Colbert mit der Geschichte des Königes in Münzen, merklich fortzurücken. Er brauchte die Einsicht der Gesellschaft noch zu tausend andern Dingen. Sie mußte beständig allerley Risse zu Schildereyen oder Bildhauereyen erfinden, oder untersuchen, womit man Versailles auszieren wollte. Sie mußte die Wahl und Ordnung der Bildseulen angeben. Sie gieng über die Verzierungen der Springbrunnen und Lustlauben, und über alles zu Rathe, was nur zur Auskleidung der Zimmer, und zur Verschönerung der Gärten in Vorschlag gebracht ward.

Man hatte ferner der Akademie anbefohlen, den Grundriß und die Hauptaussichten der königlichen Häuser in Kupfer stechen zu lassen, und Beschreibungen dazu zu machen. Die Stiche waren auch schon weit gekommen, und die Beschreibungen fast fertig, als Herr Colbert mit Tode abgieng.

So sollten auch der Grundriß und die Lagen der eroberten Plätze in Kupfer gestochen, und eine Geschichte jeder Stadt und ihrer Eroberung hinzugefüget werden; allein dieser Anschlag gerieth gleich dem vorigen, ins Stecken.

Als Herr Quinault vom Könige Befehl bekam, an den musikalischen Trauerspielen zu arbeiten: so befah-

befahl Sr. Maj. ihm ausdrücklich die Akademie um Rath zu fragen. Allhier ward der Inhalt erwählet; die Handlungen und Auftritte eingerichtet und zugetheilet, und die Zwischenbelustigungen an gehörige Stellen geordnet. So wie nun jedes Stück nach und nach in der Ausarbeitung wuchs, so zeigte Herr **Quinault** die Stücke davon dem Könige, welcher allemal fragte, **was sagt die kleine Akademie dazu?** denn so nennete er sie. **Alcestes, Theseus, Atis, Isis, Phaeton** ꝛc. sind die Früchte dieser Bemühung gewesen. Auch alle andere Werke, von welchen die Akademie im Stande war zu urtheilen, mußten ihrem Gutachten unterworfen werden; und sowohl des ältern Herrn **Felibiens** Wörterbuch der Künste, als dessen Gespräche über die Malerey, sind erst nach überstandener Beurtheilung der Gesellschaft, an das Licht getreten.

Die erstern Mitglieder der Akademie waren nur vier an der Zahl, und allerseits Glieder der französischen Akademie. Herr **Chapelain**, der Abt **Bourzeis**, Herr **Charpentier**, und der Abt **de Cassagnes**.

Herr **Perrault**, Gegenrechner oder Mitaufseher der Gebäude, ein Mann auf welchen Herr **Colbert** sein Vertrauen setzte, ward in den Zusammenkünften zwar zugelassen; doch ohne daß er in der Zahl der Mitglieder gewesen wäre. Er führte so gar die Feder dabey, damit er dem Minister allezeit Nachricht geben konnte, was man beschlossen hatte. Allein, da er einige Zeit hernach, in die französische Akademie aufgenommen ward: so nahm man ihn

auch

auch in die Kleine auf, und er ersetzte die Stelle des Abts von Cassagnes.

Der Abt Bourzeis starb im 1672 Jahre, und Chapelain 1674. Ihre Stellen wurden durch den Abt Tallemant den Jüngern, und den Herrn Quinault ersetzt, die beyde Mitglieder der französischen Akademie waren.

Zu Anfange des 1682 Jahres, legte Herr Perrault sein Amt bey den Gebäuden nieder: und da er bey dem Herrn Colbert nicht mehr so viel, als ehemals galt, so hörte er auf, sich bey den Zusammenkünften der kleinen Akademie einzufinden. Hingegen kam der Abt Gallois hinein, und hatte sowohl die Briefstasche des Ministers, als seine Befehle, mit sich. Zuweilen brachte er auch einen seiner Freunde, den Abt Nichaut mit; einen scharfsinnigen Mann, der auch einige Kenntniß von den alten Denkmälern besaß. Allein, die Abwesenheit des Herrn Perrault, dem die Arbeiten der kleinen Akademie sehr geläufig waren; die Beschäfftigungen des Abts Gallois, und noch mehr als alles dieses, die wichtigen Verrichtungen, mit welchen Hr. Colbert gleichsam überladen war, machten, daß die Uebungen der Akademie fast achtzehn Monate lang gehemmet, und ihre Zusammenkünfte sparsamer wurden.

Herr Colbert starb, und der Marquis von Louvois folgte ihm, in dem Amte eines Oberaufsehers der Gebäude. Da nun dieser Minister erfuhr, daß dem Abte Tallemant die Aufschriften aufgetragen waren, die man unter die Gemälde in die Gallerie

zu Versailles seßen sollte, und dem Könige bey seiner Rückkunft zeigen wollte: so ließ er ihn sofort nach Fontainebleau kommen, wo der Hof damals war, um sich den Zustand der Sache genau beschreiben zu lassen. Der Abt Tallemant stattete ihm Bericht ab, und zeigte ihm die Aufschriften die schon ganz fertig waren. Herr von Louvois stellte ihn hierauf dem Könige vor, welcher ihm selbst befahl, diese Aufschriften sogleich in Versailles aufstellen zu lassen. Sie sind aber nachmals verschiedenemale geändert worden.

Die Herren Charpentier und Quinault kamen den Morgen darauf nach Fontainebleau und warteten den Herrn von Louvois auf, der sie gleich nach dem Zustande der kleinen Akademie fragte, und aus wie viel Personen sie bestünde. Sie sagten ihm, sie wären nur ihrer vier, indem nebst ihnen nur der Abt Tallemant und Herr Perraule Mitglieder wären. Herr von Louvois der ganz wohl unterrichtet, und vermuthlich nicht willens war, den Herrn Perrault zu gebrauchen, antwortete ihnen: sie wüßten ja wohl, daß er schon lange kein Mitglied mehr davon wäre, und begehrte, daß sie ihren vierten Mitbruder nennen sollten. Er drang in sie, und sie besannen sich in der Verwirrung auf den Abt Gallois gar nicht, vielweniger auf den Abt Michaut: sondern, da sie Herrn Felibien bey sich sahen, der auch wirklich einigemal in die Zusammenkünfte der Gesellschaft gekommen war, wenn nämlich seine Arbeiten untersuchet worden waren; so nennten sie ihn dem Hrn. von Louvois mit, der

sichs

sichs gefallen ließ, und ihnen sagte: sie sollten nur wieder nach Paris zurück kehren, allwo sie bald fernern Bescheid wegen der Fortsetzung ihrer Arbeiten erhalten sollten.

Herr von **Louvois** hielt anfangs einige Zusammenkünfte der kleinen Akademie, bey sich, zu Paris und in **Meudon**. Nachmals aber wurden sie auf das **Louvre** angewiesen, und zwar an denselben Ort, wo die Versammlungen der französischen Akademie sind. Er setzte auch fest, daß man sich wöchentlich zweymal, nämlich Montags und Sonnabends, von fünf Uhren des Nachmittags, bis um sieben Uhr, versammlen sollte.

Als nun Herr **Chapelle**, an statt des Herrn **Perrault**, Mitaufseher der Gebäude geworden war: so bekam er auch Befehl, sich in den Versammlungen einzufinden, um die Rathschlagungen aufzuschreiben; und folglich ward er das fünfte Mitglied. Bald darauf setzte Herr von **Louvois** noch zweene hinzu, deren Beyhülfe er der Akademie, zur Geschichte des Königes, sehr nöthig zu seyn erachtete. Dieß waren nun Herr **Racine** und **Despreaux**. Endlich kam noch der achte hinzu, nämlich: Herr **Rainssant**, ein in der Münzwissenschaft sehr geübter Mann, und Aufseher des Antiquitäten-Cabinets des Königes.

Unter diesem neuen Ministerio nun, nahm man die Arbeit der königlichen Geschichte in Münzen wieder mit Eifer vor, die in den letzten Jahren des Herrn **Colberts** unterbrochen worden war. Man schlug verschiedene Schaupfennige von allerley

Größe,

Größe, aber fast alle größer, als man sie seitdem geschlagen; daher kömmt es, daß man sie noch heute zu Tage **Schaupfennige der großen Historie** nennet. Die Akademie fieng auch an Sinnbilder, für die gewöhnlichen und außerordentlichen Kriegsmünzen zu machen, über welche man sie noch nicht zu Rathe gezogen hatte.

Herr **Quinault** starb im October des 1688 Jahres, und Herr **Rainssant**, der einsmals in dem Parc zu **Versailles**, längst dem Wasserstücke spazieren gieng, welches man das **Schweizerstück** nennt, fiel unglücklicher Weise hinein, und ertrank den 7 Juny 1689. Diese zwo Stellen wurden erst 1691 nach dem Tode des Marquis von **Louvois** besetzt.

Das Amt eines Oberaufsehers der Gebäude, bekam der Herr von **Villacerf**; allein die Aufsicht über die Akademien sonderte der König davon ab. Se. Maj. übergab dieselbe dem Herrn von **Pontchartrain**, damals Obergegenrechner und Staatssecretär, indem er des Königs Rechnungen führte, und nachmaliger Kanzler von Frankreich.

Dieser Herr, der von Natur viel Verstand besaß, und einen so starken Trieb zu den Wissenschaften hatte, den gar keinerley Geschäffte hatten vermindern können, nahm sich der kleinen Akademie mit besonderer Sorgfalt an; die unter dem Namen einer **königlichen Akademie der Aufschriften und Münzen**, noch bekannter wurde. Er verlangte, daß der Graf **Pontchartrain**, sein Sohn, öfters in die Versammlungen kommen sollte, die er auf Mittwoche und Sonnabende festsetzte. Endlich

lich so gab er die Aufsicht über diese Gesellschaft dem Abt **Bignon**, seinem Neffen; dessen Verstand und Fähigkeit bereits allenthalben bekannt waren.

Die durch den Tod des Herrn **Rainssant** und des Herrn **Quinault** erledigten Stellen, wurden durch den Herrn **Toureil** und den Abt **Renaudot** ersetzt.

Alle Münzen, zu welchen man unter des Herrn von **Louvois** Aufsicht, die Zeichnungen ausgemacht hatte, ja selbst diejenigen, die schon fertig und geschnitten waren, wurden nochmals sorgfältig untersuchet. Viele derselben wurden geändert; viele andere wurden hinzugefügt; man setzte sie alle auf eine gleiche Größe, und die Geschichte des Königes ward also, bis auf die Gelangung des Herzogs von **Anjou**, seines Enkels, zur spanischen Krone, fortgesetzt.

Herr **Coypel**, der anjetzt erster königlicher Maler ist, führte die verschiedenen Gedanken, die die Akademie zu Münzen entworfen hatte, mit einer Geschicklichkeit aus, die dem Ruhme, welchen er sich bis dahin erworben, vollkommen gemäß war. Man ließ die geschicktesten Meister von ganz Europa an den Stämpeln und Kupferstichen arbeiten. Die akademischen Mitglieder ertheilten unter sich die Beschreibung derer auf den Münzen angegebenen Vorfälle, und durchgiengen diese Beschreibungen wieder mit einander. Damit aber der Druck davon desto schöner würde, so ließ man eine neue Schrift schneiden, und jeder Schaupfennig mit seiner Erklärung ward in einen überaus schönen Rähmen eingefaßt.

In

In währender dieser Arbeit verlor die Akademie drey Mitglieder, den Herrn de la Chapelle, der die Feder führete, den Herren Felibien, und den Herrn Racine.

An des Herrn de la Chapelle Platz, kam der Herr de la Loubere; und der Abt Tallemant folgte ihm als Secretär. Herr Dacier ward an die Stelle des Herrn Felibiens ernennet; und an statt des Herrn Racine, wählete man den Herrn Pavillon. So bestand denn die Akademie wiederum, so wie zur Zeit ihrer Einsetzung, aus lauter Mitgliedern der französischen Akademie. Die stärkere Anzahl der Gesellschaft war der ganze Unterschied.

Im Monate September des 1699 Jahres, ward Herr von Pontchartrain zum Kanzler erwählt. Der Graf von Ponchartrain, sein Sohn aber überkam dessen völliges Amt, als Staatssecretär, worauf er schon seit langer Zeit die Anwartschaft gehabt hatte, und die Akademien fielen seiner Aufsicht anheim. Allein der Herr Kanzler, dem die Geschichte des Königes in Münzen ungemein am Herzen lag, und der selbige auch durch seine eigene Einsicht so weit befördert hatte, behielt die Aufsicht über dieses Werk für sich zurück, und hatte die Ehre, Sr. Majestät die ersten Sammlungen davon zu überliefern, die man eben prägte, und die ersten Abdrücke des Buchs, die deren Zeichnungen, und die Erklärungen enthielten.

Die Errichtung der Akademie der Aufschriften mußte unfehlbar in diesem berühmten Buche einen

Platz

Platz finden, in welchem keine von den andern Akademien mit Stillschweigen übergangen war. Die Münze, welche von dieser Sache eingerücket ward, stellet einen sitzenden Mercur vor, der mit einem Griffel nach alter Art, auf eine stälerne Tafel schreibt. Er lehnet sich mit dem linken Arme auf eine Urne, die voller Münzen ist, und zu seinen Füßen liegen einige Schaupfennige auf einer Pappe in Ordnung. die Schrift rund herum, RERUM GESTARUM FIDES, und der Abschnitt ACADEMIA REGIA INSCRIPTIONUM ET NUMISMATUM INSTITUTA M. D. C. LXIII. bedeuten, daß die königliche Akademie der Aufschriften und Münzen, welche 1663 gestiftet worden, den folgenden Zeiten ein getreues Zeugniß der grossen Thaten ablegen soll.

Es schien, daß mit dem Buche von den Münzen fast die ganze Beschäfftigung der Akademie ein Ende nehmen könnte: denn die neuen Vorfälle und die Sinnbilder, oder Devisen der Zahlpfennige jedes Jahres, waren keine hinlängliche Beschäfftigung für acht oder neun Personen, die wöchentlich zweymal zusammen kamen. Der Abt **Bignon**, sah die bösen Folgen dieser Unthätigkeit wohl ein, und zog seinen Vortheil davon. Allein, aus Furcht bey der Gesellschaft selbst Schwierigkeiten zu finden, so verheelte er sogar den Mitgliedern einen Theil seiner Absichten, die durch die mindeste Besorgniß einer Neuerung, in Furcht würden gesetzt worden seyn. Er stellte ihnen daher nur vor, daß da die Geschichte in Münzen fertig wäre, und schon ge-

wahrscheinliche, Untersuchungen von einzelnen deutschen Wörtern und deren Abstammung beyzubringen. Einmal nemlich erinnert Herr **Köler**: daß das deutsche Wort **Schelle**, tintinnabulum, unstreitig von **Schall** herkomme. In der von Carolo M. verbesserten Lege Salica tit. 29. l. 3. heist es: Si quis *Skellam* de caballis furaverit; und *Matthaeus Paris.* in dem Leben Pabsts Johannis XXIII. setzt: & tracta nola, cui *Scilla* est nomen; an welchen beyden Orten von **Schellen** die Rede ist. *Martinius* 6) hat also gar nicht nöthig gehabt das Wort **Schelle** aus Griechenland, von κάλειν, zusammenruffen, herzuholen; weil die Leute mit **Schellen** oder **Glocken herbey geruffen** würden. Einen gleichmässigen Ursprung hat, nach seiner Meynung, der Nahme **Schilling**; weil diese Art Münze den **Pfenningen**, (die Scribenten mittlerer Zeiten nennen sie *Panningos*,) pflegt entgegen gesetzt zu werden; welche letztere aus sehr dünnem Blech zubereitet, und nur auf einer Seite geschlagen worden, auch einen schlechten oder fast gar **keinen Klang** und **Schall** haben, davon sich bey denen **Schillingen** gerade das Gegentheil befindet. Es haben drey berühmte, und besonders um Deutschland hochverdiente Männer, Herr **Schilter**, Herr **Diecmann** und Herr **Eccard**, auch einst ihre Gedanken über den Ursprung des Wortes **Schilling** eröffnet; wie glücklich, überlassen wir dem Urtheile des geneigten Lesers. Herr **Schilter** 7) meynt, das lateinische Wort *Siliqua*, die

6) *Martinius* in Lexico Philol.

7) *Schilter* in praxi Iur. Rom. in For. Germ. L. II. c. 105.

druckt würde, der König aber mit dem, was er davon geſehen, ſehr wohl zufrieden wäre, man keine günſtigere Zeit erwählen könnte, den König zu erſuchen: daß Se. Majeſtät geruhen möchten, die Akademie und ihre Verfaſſung, durch irgend eine öffentliche Acte, die unmittelbar von dem königlichen Anſehen herruhrete, zu beſtätigen. Er führete ihnen die Akademie der Wiſſenſchaften zum Beyſpiele an, die, da ſie wenige Zeit nach der Ihrigen errichtet worden, und ebenfalls noch keine öffentliche Beſtätigung ihrer Verfaſſung gehabt, anjetzt von Sr. Majeſtät eine eigenhändig unterſchriebene Einrichtung erhalten; darinn die Zeit und die Art ihrer Zuſammenkünfte beſtimmt, ihre Beſchäfftigungen feſtgeſetzt, und die fernere Auszahlung ihrer Gelder gewiß gemacht wären.

Der Vorſchlag des Abts Bignon fand ungemeinen Beyfall. Man ſetzte ſogleich eine Bittſchrift auf. Der Herr Kanzler und der Graf von Pontchartrain wurden erſuchet, dieſelbe bey dem Könige zu unterſtützen; und ſie thaten dieſes um ſo viel lieber, als ſie von den Abſichten des Herren Bignon vollkommen unterrichtet, und ſelbſt für die Aufnahme der Wiſſenſchaften ſehr eifrig waren.

Der König bewilligte das Geſuch der Akademie, und in wenigen Tagen erhielt ſie nachſtehende Verordnung.

Dieſe Verordnung, (Man hat ſie hier der Länge wegen, weggelaſſen,) die der Akademie und ihren Beſchäfftigungen eine ganz neue Geſtalt gab, war

mit

mit einem Briefe von dem Grafen von Ponchartrain begleitet, welcher die Abſatze, die die jahrliche Erneurung der obern Stellen und die Wahl der Schüler betreffen, noch mehr erläuterte. Es iſt des Zuſammenhanges dieſer Geſchichte wegen nöthig, daß wir ihn hieher ſetzen.

Schreiben des Herrn Grafen von Pontchartrain, an den Hrn. Abt Bignon.

Mein Herr,

Da der König begierig iſt, mit den Proben ſeiner Huld gegen die königl. Akademie der Aufſchriften fortzufahren, und ihr zu zeigen, wie zufrieden er mit derjenigen Arbeit iſt, worauf ſie ſich bisher befliſſen: ſo haben Se. Maj. geruhet, ihr beygehende Verordnung zu ertheilen, durch welche ihr Anſehen gröſſer wird, als es bisher geweſen, und ſie eine ediere und dauerhaftere Geſtalt erhält. Se. Maj. haben mir zugleich befohlen, euch mein Herr, zu melden, daß ſie euch, ſo lange es nöthig iſt, als ein Ehrenmitglied beſtätigen; und daß Sie zu Erſetzung der übrigen Ehrenſtellen, neue Perſonen von Stande erwählet, an deren jede ich auf Dero Befehl bereits ſchreiben müſſen. Se. Majeſt. wünſchen, daß ihr auf den Reſt dieſes Jahres und das folgende Jahr hindurch Präſident bleiben möget, und haben den Abt von Caumartin zum Vicepräſidenten auf eben dieſe Zeit, ernennet. Was die beſoldeten Stellen betrifft, ſo wollen Se. Maj. noch zur Zeit, die Herren Charpentier, den Abt Tallemant, Des

ſpreaux, Toureil, den Abt Renaudot, de la Loubere, Dacier und Pavillon beybehalten wiſſen, und ernennen zu den zwo andern, die Herren, Abt Bouraud und Felibien, den Herrn Deſpreaux zum Director, den Herrn Toureil zum Unterdirector auf dieſes und das folgende Jahr. Den Abt Tallemant zum Secretär und den Herrn Felibien zum Schatzmeiſter.

Was die Stellen der Beyſitzer betrifft, ſo haben Se. Maj. zehn beſonders gelehrte Perſonen erwählet, an deren jede ich auf Dero Befehl geſchrieben.

Die Schülerſtellen betreffend, ſo hat der König mir befohlen, euch beſtens zu empfehlen, daß die Akademie deren Ernennung ſogleich vornehme.

Ich bitte euch, den Herren von der Akademie überhaupt, und einem jeden ins beſondere zu ſagen, daß ich ſehr froh bin, daß der König eben mir die Ausfertigung dieſer Verordnung übertragen; die ich mit Vergnügen und mit dem redlichſten Vorſatze aufgeſetzt, bey Gelegenheit der Akademie meine Dienſte zu leiſten, als die ich vollkommen hochſchätze. Ich bin

Mein Herr,

Verſailles den 16 Julii 1701.

euer demüthiger und ſehr geneigter Diener.

Ponchartrain.

Die vom Könige ernannten Ehrenmitglieder waren, außer dem Abte Bignon, dem Abte Carmartin, von dem in obigem Briefe gemeldet iſt, und dem Grafen von Pontchartrain,

Die

Die Herren:

Der Prinz Armand Gaston von Rohan, Coadjutor und nach der Zeit Bischof von Straßburg und Cardinal.

Fabio Brulard de Sillery, Bischof von Soissons.

Der Pater Franciscus de la Chaise, Beichtvater des Königs.

Jacob Marquis von Beringen, Ritter der Orden des Königs und erster königl. Stallmeister.

Der Pater Dom Johann Mabillon, Benedictiner.

Ludwig Maria, Herzog von Aumont, Paie von Frankreich, Oberkammerjunker des Königes.

Michael le Peletier de Souzy, ordentlicher Staatsrath und Beysitzer des königlichen Raths.

Nicolaus Joseph Foucault, Intendant der Generalität zu Caen, und nachmaliger ordentlicher Staatsrath.

Das Verzeichniß dieser Ehrenmitglieder ward nach der alphabetischen Ordnung ihrer Taufnamen gemacht; und eben so hielt man es mit den zehn Beysitzern, welche waren,

Die Herren:

Antonius Oudinet, Aufseher über des Königs Schatzkammer von Alterthümern.

Bernhard von Fontenelle, Mitglied der französischen Akademie und Sekretär der Akademie der Wissenschaften.

Carl Rollin, ehemaliger Rector der hohen Schule zu Paris, und königlicher Professor der Beredsamkeit.

Honorius von Quiqueran von Beauſeu, nachmaliger Biſchof von Caſtres.

Johann Baptiſta Coutüre, ehemaliger Rector der hohen Schule, und königl. Profeſſor der Beredſamkeit.

Johann Foy-Vaillant, Doctor der Arzneykunſt, und Antiquarius des Herzogs von Maine.

Johann Maria de la Marque Tilladet.

Julian Pouchard, königlicher Profeſſor der griechiſchen Sprache.

Renatus d'Auber de Vertot, Doctor des Kirchenrechts.

Thomas Corneille, Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Die alten Beſoldeten blieben in derſelben Ordnung wie ſie aufgenommen worden; die zween andern bekamen den Rang, ſo wie ſie in dem Briefe des Grafen von Ponchartrain ernennet worden.

Ein jeder Beſoldeter wählte ſich einen Schüler, wie in der Verordnung befohlen war, und zwar erſah man die Herren:

Antonius Gallant, königlichen Profeſſor der arabiſchen Sprache.

Franciſcus Bourdelin, Rath bey dem Chatelet.

Johann Baptiſta Rouſſeau.

Johann Franciſcus Simon, Doctor der Rechten, und nach der Zeit Aufſeher über des Königes Sammlung der Alterthümer.

Johann Prevoſt, Domherr von Gerberoy.

Joh. Renatum Allaneau de la Boimodiere.

Joſeph Duche.

Lud-

Ludwig Boivin, Parlements-Advocaten.

Nicolaus Henrion, Sachwalter bey dem Parlamente, und nach der Zeit beysitzender Doctor der Juristenfacultät.

Philibert Bernhard Moreau de Mautour, Rechnungsauditeur.

Herr Coypel, der sich um die Akademie so verdient gemacht hatte, bekam gleichwohl keine ausdrückliche Stelle darinnen. Allein der Graf von Pontchartrain schrieb an die Gesellschaft: die Meynung des Königes gienge dahin, daß Herr Coypel allemal gern darinn gesehen seyn sollte; und die Mitglieder fügten diesem noch einhällig bey, daß er auch an der Austheilung der jedesmaligen Münzen Theil haben sollte. Nach der Zeit aber, ist er recht unter die besoldeten Mitglieder aufgenommen worden.

Die vom Könige den 16 July 1701 anbefohlene Verordnung, fieng den 19 desselben Monats an vollzogen zu werden, da nämlich die Akademie ihre erste besondere Zusammenkunft nach der vorgeschriebenen Weise hielt. Die Zusammenkunft des folgenden Novembers, als der ersten nach dem Martinstage, war eine öffentliche Versammlung nach der Vorschrift des 33 Artikels besagter Verordnung. So schwierig es nun zu seyn schien, auf einmal einen Körper in Bewegung zu bringen, der dem Ansehen nach, aus gar zu verschiedenen Theilen bestand, als daß man hätte hoffen sollen, der akademische Sinn würde sie alle gleich stark einnehmen: so haben gleichwohl die Uebungen der Gesellschaft

ſeit der Zeit keine merkliche Unterbrechung erlitten. Es iſt wohl wahr, daß man, um dieſes Uebel zu verhüten, unter den Mitgliedern, ſonderlich in den erſten Jahren, ziemlich wichtige Veränderungen vornehmen müſſen. Einige, die vor der Erneuerung der Akademie derſelben Mitglieder geweſen, und auf nichts weniger gedacht hatten, als daß ſie jemals einer mehrern Arbeit unterworfen ſeyn ſollten, begehrten, man möchte ſie für Bejahrte erkennen, und man that es auch. Eben ſo mußte man es mit einigen neuen Mitgliedern machen, die nicht den ganzen Umfang ihrer Verbindungen eingeſehen hatten, oder auch nicht im Stande waren, ihnen nachzukommen. Andere Stellen erklärte man für erlediget; und ſo kam man nach und nach dahin, daß man in die Geſellſchaft nur lauter ſolche Leute nahm, die ihren Beſchäfftigungen ganz ergeben, und von allen wichtigern Sorgen frey waren.

Dieſe Veränderungen machen allerdings einen Theil der Geſchichte dieſer Akademie aus; allein, da es eben nicht der wichtigſte iſt, ſo wird es genug ſeyn, wenn man in einer Art einer chronologiſchen Tafel dieſelben bezeichnet: nachdem man zuvor alles beygebracht hat, was die Akademie überhaupt angeht, und wichtiger iſt, und ehe man ſich in irgend eine nähere Beſchreibung dieſes Werks einläßt.

Bis zu der Verordnung vom 1701ten Jahre, hatte die Akademie keinen andern Ort zu ihren Verſammlungen gehabt, als eben denſelben Saal, den die franzöſiſche Akademie hatte. Der König wies ihr nunmehr im Louvre ein beſonder Gemach an,

das

das bequem und groß war, und mit Brustbildern sowohl, als Schildereyen ausgezieret ward. Hierzu kam noch ein kleiner Büchervorrath, darunter die meisten alten Schriftsteller, und die besten Bücher von Münzen und Alterthümern, befindlich sind.

Bey den ersten Sitztagen war die Frage, was man für ein Siegel und für ein Sinnbild zur Austheilungsmünze der Akademie erwählen sollte.

Was das Siegel betrifft, so gefiel es dem Könige, daß die Akademie das französische Wapen selbst, mit einer goldenen Münze in der Mitte, nehmen sollte, in welche Sr. Majestät Bildniß gestochen wäre.

Die Austheilungsmünze aber anlangend, so schien nichts geschickter zu seyn, als daß man auf derselben eine Muse vorstellete, die in der Hand eine Lorberkrone hielte, und hinter sich Denkmäler und Prachtkegel hätte. Zur Ueberschrift aber wählete man Horazens Worte: vetat mori!

Im 1713 Jahre geschah die Errichtung der Akademie der Aufschriften sowohl, als der Akademie der Wissenschaften, durch eine noch öffentlichere Urkunde, als alle vorhergehende gewesen. Dieß geschah durch ein Patent, welches im Monate Februar zu Marly ausgefertiget, und hernach bey dem Parlamente und bey der Rechnungskammer eingeschrieben ward. Man wird es hier nach der Länge hersetzen, weil es schwer seyn würde, solches abzukürzen ꝛc. ꝛc.

Soviel mag dießmal davon genug seyn.

* *

VI.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Beschreibung der großen und denkwürdigen Feyer, die bey der allerhöchsten Anwesenheit des allerdurchl. großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Georgs des II. Königs von Großb. Fr. und Irrland, Herzogs zu Braunschw. und Lüneburg ꝛc. ꝛc. auf Deroselben Georg-Augusts-hohen Schule zu Göttingen, im 1748sten Jahre, den 1 Aug. begangen ward. Göttingen bey dem Universitäts Buchhändler Schmidt 1749 in 4. Gegenwärtige sehr merkwürdige Sammlung hält überaus viel artige und wohlgeschriebene Stücke in sich. Den Anfang macht, Sr. Hochw. des Hrn. Kanzlers von Mosheim, historische Nachricht, von allem was damals bey hoher Gegenwart des Königes auf der göttingischen hohen Schule für Anstalten und Feyerlichkeiten zu sehen und zu hören gewesen. Wer die beredte Feder dieses großen Gelehrten dieser Zeit nur ein wenig kennet, der wird es nicht von uns erwarten dörfen, daß wir ihm dieses Stück erst weitläuftig anpreisen sollen. Wir sagen genug, wenn wir selbiges ein Muster der historischen Schreibart nennen. Es füllet acht Bogen. Hierauf folgen die Beylagen. Diese sind fast dreymal so stark; und enthalten alle die übrigen Einladungen, Reden und Gedichte, sowohl in deutscher als lateinischer Sprache, die damals theils bey

dem

dem Wechsel des Prorectorats, und bey vier akademischen Promotionen aller Facultäten, theils auf die Bewillkommung und bey dem Abschiede Sr. königl. Majestät gehalten worden. Es sind auch die Lebensläufe der damals promovirten Candidaten dabey vorhanden; nebst der besondern Schrift, wodurch dem Herzoge von Newcastle, auf sein eigenes gnädiges Begehren, die juristische Doctorwürde ertheilet worden. Die Nachwelt wird mit vieler Verwunderung dieses Denkmaal von der besondern Gnade eines großen Monarchen, gegen die Gelehrten, ansehen, und es ohne Zweifel zu einer Aufmunterung ihrer Prinzen anzuwenden suchen.

2. Zu Hannover hat der Buchhändler Johann Wilhelm Schmidt einen französischen Bogen in 4. unter folgendem Titel ausgetheilet: Bibliotheque curieuse Historique & Critique ou Catalogue raisonné, de Livres difficiles à trouver, par David Clement. Tom. I. In diesem Vortrabe eines größern Werkes von etlichen Quartbänden, macht Hr. Clement sein Vorhaben kund, ein historisch kritisches Verzeichniß der seltensten Bücher ans Licht zu stellen, welches weit vollständiger seyn wird, als alles, was man bisher von dieser Art gesehen hat. Es wird auch nicht ein magres Verzeichniß, sondern zugleich eine ausführliche Nachricht in sich halten, von allen den gelehrten, die bereits entweder wahre, oder falsche Nachrichten, von solchen seltnen Stücken gegeben haben. Man wird ihre Versehen anmerken und verbessern, die verschiedenen Ausgaben sorgfältig unterscheiden, und andere merkwürdige

Um

die Hülſe, ſeyn von den Deutſchen auf eine gewiſſe Art Münzen gezogen worden, und daraus der Nahme Schilling (vielleicht wegen ſeines geringen und verächtlichen Werthes) entſtanden. Herr Dietmann, 8) welchem Schilter in dieſem Stücke gar keine Genüge leiſtet, nimmt ſeine Zuflucht zu der Nieder-Sächſiſchen Mundart. Nach dieſer bedeutet ſchälen oder verſchälen, welches die Holländer durch ſchillen und verſchillen ausſprechen, den Unterſcheid einer Sache von einer andern. Daher beredet er ſich: Schilling habe vor dem ſo viel geheißen als was wir heute zu Tage Scheidemünze nennen; weil auch die Dänen bis dieſe Stunde die kleinere Münze Skillemynt nennten. Herr Eccard 9) endlich giebt das lateiniſche Wort *Solidus* (nummus) vor den wahren Urſprung des Wortes Schilling an; als welches die Deutſchen zu erſt in *Scholingus*, hernach in *Scolingut*, ferner in *Scellingus*, und zuletzt in *Schillingus* verkehret hätten. Der Herr Profeſſor überläßt dieſe Gedanken gerne ihren Urhebern; freuet ſich aber vielmehr billig über den Beyfall Tilemann Frieſens, 10) eines trefflichen Kenners des deutſchen Münzweſens, der ſich alſo erkläret: Das Wort Schilling iſt ein recht alt teutſch Wort, wie man ſagt Pfenning, Achtling ꝛc. ſpricht, vielleicht von den Schellen oder Klingen derivirt und erdacht, als ein klingender harter Pfenning; wird

8) *Dietmann* in Specim. Gloſſarii Theotiſci p. 117.

9) *Eccard* in not. ad Leges Sallcas p. 13.

10) *Frieſe* im Münz-Spiegel lib. IV. c. 4.

stände zuverläßig beybringen. Die Proben, die man beyfüget, sind die ersten Artikel des ganzen Werkes. 1.) Aaron (Rabbi) fils de Joseph Caraite. Celie Jophi, c. a. d. parfait en beauté. à Constantinople, 1581 in 8. 2) Abaelardi (Petri) et Heloisae Opera &c. Paris. 1616. in 4. 3) Abanus (Petrus) (Aponensis) Conciliator Differentiarum philosophorum &c. 1472 nebst dessen übrigen Schriften. Man kann hoffen, daß ein solches Werk den Liebhabern seltener Bücher sehr angenehm seyn wird. Der Verleger nimmt fast bey allen Buchhändlern in Deutschland, bis an den ersten August, 1 Thl. 16 gl. Vorschuß an; hernach aber wird man einen Band nicht unter drittehalb Thaler haben können.

5. **Christian Ernst Simonetti**, Sammlung vermischter Beyträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freyheit und Religion. Et prodesse volunt, et delectare - - Horat. Auf das 1749ste Jahr. Erstes Stück. Leipz. und Berl. bey Carl Ludw. Jacobi. Der Herr Prof. Simonetti liefert hier in einer sehr lebhaften Art zu denken und zu schreiben, die Abhandlung verschiedener Materien, welche den Liebhabern der Vernunft und Wahrheit nicht anders als angenehm seyn können. Ein aufgeklärter Verstand, ein feiner Witz, und eine muntere Einbildungskraft führen ihm durchgehends die Feder. Die Materien sind auch wohl gewählt. I. Untersuchung der Freundschaft und des Freundes: Diese Abhandlung zeiget eine große Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens. Sie füllet beynahe acht Bogen. II. Der Zweifel und Zweifler. Diese un-

unterſucht, was von den Sceptikern zu halten ſey, und zeigt ſowohl eine ſchöne Beleſenheit, als eine reife Einſicht in die Schranken des menſchlichen Verſtandes. Sie bricht aber auf dem vierten Bogen ab, und ihre Vollführung folgt in dem zweyten Stücke; dergleichen wir alle Vierteljahre eins von 12 Bogen zu gewarten haben. Es iſt kein Zweifel, daß ſich der berühmte Herr Verfaſſer, unzählige Liebhaber wohl geſchriebener periodiſcher Werke, ſehr dadurch verbindlich machen wird.

4. Herr D. Pommer allhier in Leipzig hat einen Bogen in Fol. Deutſch und Franzöſiſch drucken laſſen, darauf er die wunderbaren und ſeltſamen Figuren beſchreibt, die er auf einem kleinen Marmortiſche bemerket haben will. Wem es unglaublich vorkömmt, daß dergleichen vielfältige, ſogenannte Lusus Naturae, in einem ſo kleinen Raume, als eine Elle ins gevierte ausmacht, anzutreffen ſeyn ſollen; dem können wir zwar die Gewehr dafür nicht leiſten, indem wir es ſelbſt nicht geſehen haben. Allein, da der Herr D. Pommer ſo höflich iſt, dieſes ſonderbare Kunſtſtück der bildenden Natur, einem jeden neugierigen Liebhaber zu zeigen: ſo können wir nichts beſſers thun, als daß wir die Beſchreibung mit ſeinen eigenen Worten hier einrücken, um dadurch die Neubegier der Naturforſcher zu erwecken, die wohl eher über gefrorne Fenſterſcheiben aufmerkſam geworden ſind. So lauten ſeine Worte:

1. Ein Delphinkopf mit ſchwarzen Augen, aufgeworfnem Maule, und an Floßfedern mit Schuppen, in

röth-

röthlich und weiß. 2. Ein brauner Dachs in einem runden Loche. 3. Eine kleine röthliche Schildkröte. 4. Der lateinische Buchstabe N. in gelb. 5. Die länglichten Spindeln oder Rauten, wechselweis, röthlich und weiß, im ovalrunden Schilde, wie solche in dem churfürstl. bayerischen Wapen befindlich sind. 6. Ein liegend röthlich Cameel mit dem Hocker, und durchgezogenen gelben Streifen. 7. Ein Cornu Copiae in roth mit allerhand bunten Früchten. 8. Ein viereckicht geflochten weißes Blumenkörbchen, darinnen allerhand bunte Blumen, und darunter eine vollkommene hochrothe Rose. Alles sehr natürlich. 9. Eine weiße Chrystalkugel mit etwas roth untermischet, und mit weißen Stralen umgeben. 10. Ein Fisch mit Schuppen in weiß, der Dickkopf genannt. 11. Eine runde Schüssel mit Speisen in roth. 12. Ein röthlich und weiß getippeltes Rebhuhn. 13. Ein gewickelt Kind in weiß, mit schwarzen Augen und röthlichen Backen. 14. Ein geschorner Mönchskopf mit der Cuculla in weiß. 15. Etliche röthliche Linien mit schwarzen musikalischen Noten. 16. Ein Mann mit einem weißen kahlen Kopfe, und in einem zottlichten röthlichen Pelze. 17. Eine buntfarbige Löffelgans mit einem breiten braunen Schnabel. 18. Ein Hecht mit Schuppen in röthlich. 19. Ein natureller weißer Seidenwurm in der Gestalt, ehe sich derselbe einzuspinnen pflegt. 20. Eine halbe sogenannte Coque, oder dessen Haus in braun, nachdem derselbe zu spinnen aufgehöret hat. 21. Die sogenannte Raute, Ruta Saxonica, ausgezacket und sehr breit, in weiß, wie solche in dem chur-

und

und fürſtl. Sächſiſchen Wapen zu ſehen iſt. Es wäre denn, daß man ſolche mit etlichen Wapenherolden für eine weiße Binde ausgeben wollte. 22. Ein Platt- oder Weißfiſch, Rhombus, in weiß mit hochrothen runden Augen und ſpitzigem Maule. 23. Eine große Henne mit gedrehetem Halſe, in weiß und roth. 24. Ein Biſchof mit der Inful in roth, vor einem ovallänglichten Taufſteine ſtehend: wobey ein Diaconus mit einer gelben Stola angethan, befindlich iſt. Alles von der Natur gleichſam en Mignature künſtlich entworfen. 25. Ein liegendes Cameel mit dem Hocker, in weiß. 26. Ein Mannsgeſichte, daran der Kopf weiß, die Augen ſchwarz, und das Poſtement roth iſt. 27. Eine Statua in grünlicht und roth. 28. Ein länglich runder weißer und röthlicher Mannskopf mit gelblichem Barte. 29. Eine Seeſchnecke in weiß und röthlich geſtreiftem Grunde. 30. Ein Vogel mit buntem Schwanze. 31. Ein ſehr natureller Käfer in roth. 32. Eine braune Schifermütze mit ſchmaler gelber Einfaſſung. 33. Ein bräunlicher Igel mit ſpitzigem weißem Kopfe. 34. Ein kleiner Entvogel mit grünen Federn en Mignature. 35. Ein ſitzender Vogel in weiß, mit rundem röthlichem Kopfe, ſpitzigem Schnabel und gelblichen Flügeln. 36. Ein röthlich Waſſerhuhn in einer braunen Baumrinde ſitzend. 37. Ein Kopf eines griechiſchen Papas, mit einer weißen hohen Mütze. 38. Ein neugebohren Kind, noch in Utero liegend, in weiß. 39. Ein Geſichte in die Höhe ſtehend, mit gelblichem Barte, in weiß und gelblichem Grunde. 40. Eine Meerfrau in weiß und röthlich. 41. Ein

groſser weiſser Pferdekopf, mit einem weiſs und röthlichen Federbuſche. 42. Ein groſser Eisvogel in gelblich. 43. Eine getippelte Nachteule an einem gelben Fluſse. 44. Ein Weiſsfisch mit ſchwarzer Schattirung. 45. Eine Raupe in weiſs. 46. Eine Schlange in weiſs und röthlich. 47. Ein Felſen, daran die Farben weiſs, blau, grün und fleiſchfarbe ſpielen. Ob nun dieſes Kunſtſtück der Natur, darinnen aus allen Theilen der Naturreiche, etwas befindlich, des Cabinets eines groſsen Fürſten würdig ſey, ſolches wird rechten Kennern eines dergleichen Naturſpiels zu beurtheilen überlaſſen. Wiewohl dieſe Koſtbarkeit bereits theils von vornehmen, theils verſchiedenen in dieſer Wiſſenſchaft erfahrnen Virtuoſen, geſehen und bewundert worden.

Le Poſſeſſeur

Geofroi Rodolf Pommer,

Docteur en Droits.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 4. Stück.

Bb 1055.1734

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im April 1749.

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Jo. Jacobi Maſcouii Commentarii de rebus Imperii Romano-Germanici ſub Henrico IV et V. ab An. MLVI. ad An. MCXXV.

Herr Hofrath Maſcov, deſſen treffliche Verdienſte um das deutſche Staatsrecht und die Hiſtorie ſo berühmt ſind, fähret in dieſem Werke fort, die Geſchichte der mittlern Zeiten zu beſchreiben, die er in dem erſten Theile dieſer Commentariorum, bis zu der Regierung des unglücklichen Kaiſers Heinrichs des IV. vorzutragen angefangen. Dieſer andre Theil geht vom 1056 bis ins 1125 Jahr und begreift alſo Heinrichs des IV. und V. Regierungen, die ein Zuſammenhang der merkwürdigſten und größten Begebenheiten im deutſchen Reiche ſind. Das Vorhaben des vortrefflichen Herrn Verfaſſers ging zwar Anfangs weiter. Er wollte in eben dieſem Bande noch die Geſchichte der folgenden beyden Kaiſer, Lothars und Conrads, abhandeln, und am Ende die Anmerkungen beyfügen, auf die er ſich hin und wieder in dem Werke ſelbſt bezogen hat. Allein ſchon der gedachte Zeitinbegriff konnte Stoff

genug zu einem eignen Theile geben. Die Geſchichte ſind nach Art des Herrn Verfaſſers, in der ſchönſten Ordnung, und in der zierlichſten Schreibart abgefaßt, und er hat alles angewandt, eine Gewißheit der Hiſtorie, bey ſo vielen gegen einander laufenden Nachrichten, herauszubringen. Schrecken uns ſonſt die Spaltungen der Kirche und des Reichs, die blutigſten innerlichen Kriege, und ſo viel andre fürchterliche Begebenheiten von dieſem Stücke der deutſchen Geſchichte ab; ſo hat ihm dennoch unſer Herr Hofrath Maſcov eine ſo vortheilhafte Geſtalt zu geben gewußt, daß wir auch nach dieſem begierig werden. Wir wollen das Werk ſelbſt etwas genauer anſehen.

Die verwittibte Kaiſerinn **Agnes** führte anfänglich die Vormundſchaft über ihren unmündigen Prinzen, **Heinrich** den IV. Das Reich war dazumal größtentheils beruhiget; bis endlich in Italien ſich ein Ungewitter aufzog, das erſt in folgenden Zeiten recht ausgebrochen iſt. Man ſuchte ſchon damals das dem Kaiſer bey einer Pabſtwahl zuſtehende Recht zu unterdrücken. In Deutſchland bekamen die Sachen gleichfalls ein ander Anſehen. **Hanno**, Erzbiſchof zu Cölln, entführte der Kaiſerinn den jungen Prinzen; welche, aus Verdruß darüber, ſich allen weltlichen Geſchäften entzog, und den Reſt ihres Lebens einzig der Andacht widmete. **Heinrich** übernahm einige Zeit darauf ſelbſt die Regierung, und ließ ſich zu Worms bewaffnen: über welche Gewohnheit damals ſehr gehalten wurde. Indeſſen gieng doch alles durch den Erzbiſchof, **Adalbert**

von

von Hamburg. Der Herr Verfaſſer erzählt hier die Kunſtgriffe, wodurch dieſer Prälat zu ſo groſſem Anſehen bey Hofe, und zu ſo groſſer Macht gekommen war; und die verſchiedenen Schickſale, die er gleichwohl bey allem ſeinem Glücke erfahren müſſen. Im folgenden verdient vornehmlich unſere Aufmerkſamkeit, was der Herr Hofrath von dem damaligen Zuſtande des Thüringer- und Meißnerlandes anmerket. Dedo hatte die Marggrafſchaft Meißen erhalten. Er war de tribu Bugici: über welchen Beynamen die Gelehrten ſich nicht vereinigen können. Der ſcharfſichtige Herr Verfaſſer giebt durch ſeinen Beyfall der Muthmaßung des Herrn Zollmanns ein Anſehen, der dieſe Benennung von einem caſtro gentilitio Buzici, ad confluentes Budae et Salae, abgeleitet hat. Wir übergehen hier, was der Herr Verfaſſer von den Unruhen in Bayern und in Flandern beygebracht hat. In Sachſen fieng nunmehr auch an das Kriegsfeuer auszubrechen, das ſich nachher in ganz Deutſchland ausgebreitet, und die glückſeligſten Länder verwüſtet hat. Der Kaiſer gieng in ſeiner Gewalt, wie die Sachſen in ihrer Freyheit zu weit. Beyde Theile ſuchten einander Einhalt zu thun, und wagten alles, ihren Vorſatz auszuführen. Henricus machte ſo gar mit dem Könige von Dännemark ein Bündniß. Die Sachſen ſäumten ihres Orts auch nicht, und kamen bald mit einem Kriegsheere von 70000 Mann gegen den Kaiſer angezogen. Sie faßten den Anſchlag, ihm den Gehorſam aufzukündigen, und ſich einem andern Herrn zu unterwer-

wird auf lateiniſch *Solidus*, oder ein ganzer, genannt.

Doch wir müſſen wiederum auf unſere Skalden kommen. Der Verfaſſer führet hierauf verſchiedene andere Benennungen an, welche denenſelben beygeleget worden. Die Indianer nennten ihre Leute, die mit dieſen Skalden faſt gleiches Gelichters ſind, Brachmanen oder Braminen. Die Skalden hießen auch Bragur, welches ſo viel als einen Poeten bedeutet; gleichwie Bragwiſe und Bragurſkalldskap auf Schwediſch noch jetzo die Dichtkunſt genennet wird. Die fürnehmſten neuern Nordiſchen Scribenten haben vorgegeben, man hätte ſie auch Runen geheißen; allein Herr Törner geſtehet, daß ſie es nicht hinlänglich bewieſen. So viel iſt wohl ausgemachet, daß vor alters die Buchſtaben, und hernach auch die Zauberinnen den Nahmen der Runen geführt; jene vielleicht von dem Wort Rya heraus kratzen, weil die Buchſtaben mit einem Griffel oder ſcharfen Eiſen in die Baumrinden gekratzet worden; dieſe aber von Runa oder Rynia (im Deutſchen raunen) murmeln, heimlich reden, welches die gewöhnliche Art der Teufelsbanner und Seegenſprecherinnen iſt. Der dritte Nahme der Skalden iſt Harpare, auf gut deutſch: ein Leyermann, von Harpa, Haurpa oder Harpu, die Leyer, Harfe; welches wiederum von Orpa, Horpa oder Harpa, berühren, angreifen, herkommt. Diejenige Art der Druiden, welche eigentlich mit Verfertigung der Gedichte und Lieder zu thun hatten, hießen vorzeiten Barden; und ſagt *Feſtus* 11) Bar-

11) *Feſtus* in voce.

ſen. Schon damals dachte man Rudolphen, Herzogen von Schwaben, die deutſche Krone zu, die er nach der Zeit auch erlangt hat. Der Krieg ward immer gefährlicher: und wenn man auch einmal des Friedens verſichert zu ſeyn glaubte, ſo waren doch beyde Theile bald wieder in Waffen. Bey allen dieſen Zerrüttungen ſtund das deutſche Reich damals dennoch in ſo großem Anſehen, daß die Könige von Ungarn, und von Rußland, beym Kaiſer Hülfe ſuchten.

Das andere Buch enthält vornehmlich die Geſchichte der Irrungen zwiſchen dem Reiche und der Kirche. Der preiswürdigſte Herr Verfaſſer verdient hier deſto größeres Lob, je ſchwerer es war, die wichtigſten und verworrenſten Begebenheiten auf das geſchickteſte vorzutragen. Der Pabſt Gregorius der VII. hatte den großen Anſchlag gefaßt, die Gewalt des römiſchen Stuhls über alle Kaiſer und Könige zu erhöhen. Bisher hatten die deutſchen Kaiſer das Recht gehabt, die Biſchöfe und andere Prälaten mit ihren Bißthümern zu belehnen. Gregorius unterſagte ſeiner Cleriſey bey Strafe des Bannes, die Belehnungen, und drung auch in Heinrichen ein, daß er ſich des bisher angemaßten Rechts begeben ſollte. Er gieng ſo weit, daß er ihn ſo gar in den Bann that, und des Reiches verluſtig erklärte. Die Sachſen machten ſich dieſe Gelegenheit zu neuen Empörungen zu Nutze; und die vornehmſten übrigen deutſchen Stände wurden durch den Gregor auch leicht dahin verhetzt, daß ſie von K. Heinrichen abſetzen wollten. Der Kaiſer hatte

zwar

zwar in Italien viele Freunde. Deſſen ungeachtet ſahe er ſich genöthiget, zu Canozza, um die Aufhebung des Bannes, beym Pabſte anzuhalten. Der Herr Verfaſſer beſchreibt hier die Sache umſtändlicher, und erzählt, wie erbittert die Italiener dadurch geworden, daß der Kaiſer dem Pabſte ſo viel nachgegeben. In Deutſchland lieſen die Sachen noch weniger nach des Kaiſers Wunſche. Rudolph von Schwaben ward öffentlich zum Könige ernennt, und gekrönet. Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, alle die Folgen dieſer neuen Wahl, und die verſchiedenen blutigen Schlachten, zu wiederholen; inſonderheit, da wir nicht zweifeln können, die Liebhaber der Hiſtorie werden den Herrn Verfaſſer ſelbſt aufs fleißigſte nachleſen. Der neue König konnte nicht zum ruhigen Beſitze ſeiner Würde gelangen. Er ward in dem Treffen an der Elſter ſo gefährlich verwundet, daß er den dritten Tag darauf in Merſeburg verſtarb. Als nunmehr die Deutſchen an eine neue Königswahl dachten, ſchickte ihnen der Pabſt ſogar den Eid zu, zu welchem ſich das neuerwählte Oberhaupt verſtehen ſollte. Der Herr Hofrath hat das Formular deſſelben aus Gregors Briefen mit beygebracht, das unter andern auch deshalben merkwürdig iſt, weil ſich der Pabſt darinnen, mit ſo vieler Sicherheit, auf die vorgegebenen Schenkungen des Kaiſers Conſtantins beruft. Im folgenden kömmt Heinrichs Zug nach Italien, ſeine Belagerung und Eroberung der Stadt Rom, und die Wahl Hermanns von Lützelburg in Deutſchland vor. Unter andern führt der Herr Verfaſſer auch eine

Probe an, wie man in Beurtheilung und Entſcheidung ſtreitiger Fragen aus dem Staatsrechte, damals zu Werke gegangen ſey. Man war einig worden, die Sache des Kaiſers nach den Rechten zu unterſuchen. Wezilo, Erzbiſchof zu Mannz, glaubte ſich nicht beſſer vertheidigen zu können, als aus den canoniſchen Geſetzen. Er ſahe Heinrichs Abſetzung als einen Raub an, und drung alſo auf alles dasjenige, was in den geiſtlichen Rechten, deßhalben angeordnet iſt. Aber die widrige Partey wollte ſich dadurch von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens gegen den Kaiſer nicht überzeugen laſſen. Hermann von Lützelburg behielt einigen Anhang, bis er endlich des königlichen Titels ſich ſelbſt begab. Mitten unter dieſen Händeln kömmt der Urſprung der königl. Würde in Böhmen vor. Herzog Wratislav erhielt dieſelbe zuerſt, als eine Belohnung ſeiner Verdienſte gegen den Kaiſer Heinrich. Sie iſt aber erſt zu Philipps Zeiten erblich worden. Unter den folgenden Begebenheiten nimt ſich inſonderheit der Anfang der Kreuzzüge aus, welchen der Herr Verfaſſer nach allen ſeinen wahren Umſtänden erzählet. Die Händel des Kaiſers mit ſeinen beyden Prinzen, Conraden und Heinrichen ſind nicht weniger merkwürdig. Der letztere ergriff nicht allein die Waffen wider ihn, ſondern nahm ihn ſo gar gefangen, und brachte es dahin, daß er ſich des Reichs völlig begeben mußte. Der unglückliche Kaiſer ſtarb endlich zu Lüttich, wohin er aus ſeiner Gefangenſchaft geführet war.

Die Regierung Kaiſers Heinrichs des V. läuft durch

durch das ganze dritte Buch fort. Wie der Streit wegen der Belehnungen auch hier die Hauptbegebenheit bleibt, so wollen wir auch darauf vornehmlich Acht haben. Heinrich versuchte anfänglich, die Sache durch gütliche Handlungen beyzulegen. Er brach hernach selbst mit einem großen Kriegesheere nach Italien auf, und besprach sich unterwegens mit der berühmten und mächtigen Gräfinn Mechthild, die an diesen Streitigkeiten, vornehmlich zu Gregors Zeiten, so vielen Antheil genommen. Die königlichen Gesandten brachten endlich einen Vergleich mit dem Pabste Paschalis II. zu Stande; dessen Hauptinhalt dahin gieng: daß Heinrich zwar die Belehnungen durch Stab und Ring verlieren, hingegen aber die Geistlichen alle Regalien wieder zurück geben sollten; womit sie, seit Carls des Großen Zeiten, von den Kaisern und dem Reiche beliehen worden. Der gelehrte Herr Verfasser erzählt darauf den Verlauf dieser Sache genauer. Paschalis wollte dem getroffenen Vergleiche keine Gnüge leisten, und ward darüber von Heinrichen, selbst in der Peterskirche zu Rom, wo sie sich mit einander unterredet hatten, gefangen genommen. Es kam zwar nachher zu einem neuen Vergleiche, dadurch aber dennoch der Streit noch nicht gehoben wurde. Inzwischen ward doch Heinrich vom Pabste zum Kaiser gekrönt, und das römische Volk schickte ihm durch Abgeordnete die Patricienkrone zu. Bevor noch der neue Kaiser nach Deutschland zurücke gieng, ernannte er die Gräfinn Mechthild, in seiner Abwesenheit zur

Reichsverweſerinn in Italien. Bey dem Herrn Verfaſſer folgen nunmehr die verſchiedenen Handel und Unruhen, die wegen des letzten Vergleichs, in Deutſchland und Italien, von neuem entſtanden ſind. Mitten unter denſelben kömmt die Erneuerung des alten Herzogthums von Oſtfranken vor. Der Kaiſer gab daſſelbe ſeiner Schweſter Sohne, **Conraden**. Indeſſen war **Mechthildis** in Italien verſtorben. **Heinrich** zog alle ihre Güter und Verlaſſenſchaften ein, ohne daß jemand damals einigen Anſpruch darauf gemacht hätte. Die Beylegung des ſo langwierigen Streites, zwiſchen dem Reiche und der Kirche, iſt endlich noch das vornehmſte, was wir hier anmerken. Nach vielen Handlungen vereinigte man ſich zu Worms, wegen des ſo berufenen **Concordats**, darinnen ſich der Kaiſer doch noch der Belehnung durch Stab und Ring begiebt. Die Sache verdient es, ihrer Wichtigkeit halber, daß man ſie bey dem Herrn Verfaſſer ſelbſt genauer nachſieht. In den letzten Bogen beſchreibt unſer Herr Hofrath, noch ins beſondere, die merkwürdigſten Vorfallenheiten, die unter dieſen beyden Kaiſern vorkommen, den Zuſtand des Reichs, der Kirche, des Hofes, der Miliz, u. ſ. w.

Wir ſehen mit Verlangen der Fortſetzung dieſes trefflichen Werks entgegen, und da wir wiſſen, daß der Herr Verfaſſer, mitten unter ſo vielen andern wichtigen Verrichtungen, damit beſchäfftiget iſt: ſo wünſchen wir ihm darzu ein langes und ununterbrochenes Wohlſeyn.

II.

Das zweyte Hirtenlied Virgils

übersetzt von

Christian Friedrich Wernicken,

aus Königsberg in Preußen.

Der Schäfer Koryden war in Alex verliebt,
Dem jedermann das Lob besondrer Schönheit giebt:
Sein Herr war ihm geneigt; und dem verliebten Hoffen
Stand nicht ein einzger Weg zu der Erfüllung offen.
Oft gieng er ganz für sich in einen Buchen-Hayn,
Woselbst die Gipfel dicht, und voller Schatten seyn.
Hier sang er ganz allein den Bergen und den Sträuchen
Verworrne Lieder vor, den Knaben zu erweichen.
Wie grausam bist du nicht? dich rühret nicht mein Lied?
Dich jammert nicht mein Schmerz, der mich zur Erden zieht?
Du quälest mich zu Tod! Das Vieh sucht kühle Schatten,
Der grünen Epder kömmt das Dornenstrauch zu statten,
Die muntre Thestylis ist allbereits bemüht,
Mit schönem Kraut, das man zur Speise nehmen sieht,
Mit Knobloch, Feldpoley, nach Art der schlechten Hirten,
Die Schnitter, die die Hitz ermüdet, zu bewirthen:
Doch da ich Armer stets in voller Aemsigkeit
Nach deinen Spuren geh, hört man zu schwüler Zeit
Die Heuschreck und nur mich in diesem Busche schreyen.
Wärs nicht erträglicher, der sprödsten aus den Reihen

Der

Der Amarillis Zorn, und Hochmuth anzusehn,
Und den Menalkas gar um Liebe anzuflehn,
Ist er gleich schwarz, du weiß? O angenehmer Knabe!
Verlaß dich nicht zu sehr auf diese Schönheitsgabe.
Die weiße Reinweid wird von niemand groß geacht,
Die schwarzen Brombeern sucht ein jeder mit Bedacht.
Doch ich bin dir zu schlecht: du willst nicht einmal fragen,
Wer, und wie reich ich bin? was meine Schafe tragen?
Die man bey tausend sieht auf jenen Bergen gehn.
Es kann zu keiner Zeit mir frische Milch entstehn.
Ich singe wohl so gut, wie Amphion gesungen,
Wenn seine Hirtenflöth auf jenem Berg erklungen,
Der Aracynthus heißt, wenn er der Heerde rief.
Auch da ich neulich einst ans stille Wasser lief:
So fand ich mein Gesicht, nicht so gar ungestaltet;
Daß, wenn Alexis selbst das Richteramt verwaltet,
Ich nicht den Daphnis scheu; mich treugt nicht mein Gesicht.
Alexis, schönstes Kind, gefällt es dir denn nicht
Im schlechten Hirtenhaus mit mir hinfort zu leben?
Hier können wir mit Lust den Rest den Hirschen geben.
Die Böcke treiben wir dem grünen Ibisch zu,
Und singen in dem Busch; wie Pan, in stiller Ruh.
Pan wies zuerst mit Wachs viel Pfeifen zu verbinden:
Pan ists, bey dem sie Hirt, als Heerde Hülfe finden,
Und nie wird dichs gereun, daß du die Flöt gespielt,
Mit was für Fleiß hat nicht Amynt darnach gezielt?
Ich hab ein Orgelwerk, in welchem sieben Töne
Und sieben Pfeifen sind: es ist gewiß recht schöne.

Damötas gab es mir, als er noch sterbend sprach:
Sey du sein zweyter Herr, nur dir laß ich es nach.
So bald ers nur gesagt, wollt mich Amynt beneiden.
Ich fand zwey Zickelchen in jenem Thale weiden,
Das nicht zu sicher ist: ihr Fell ist schön gesprengt,
Und mancher weißer Fleck mit schwarzen untermengt.
Sie leeren jeden Tag der Mutter beyde Zitzen;
Die sind dir aufbewahrt, sie stätig zu besitzen.
Einst hat die Thestylis sie schon von mir begehrt;
Und wenn du sie verachtst, sind sie ihr auch beschert.
Komm, schönstes Kind zu mir, sieh, wie die Nymphen streiten,
Um ganze Körbe dir voll Lilgen zu bereiten.
Die nette Nais bindt dir einen Blumenstrauß,
Und sucht dazu nebst Mohn die bleichen Veilchen aus,
Wobey Narcissen auch, und Kümmelblüthen liegen;
Bald muß sich Casia zu schönen Kräutern fügen.
Sieh, wie sie Rittersporn zu Ringelblumen bindt.
Ich selbst les Aepfel auf, die reif und wollicht sind,
Benebst Castanien, die Amaryllis liebet.
Sieh gelbe Pflaumen hier, die meine Hand dir giebet.
Schau diesen Apfel an, sprich, ob er nicht was gilt?
Euch, Lorbern! brech ich ab, und daß der Strauß sich füllt,
Nehm ich die Myrthen auch, die nahe bey euch grünen,
Weil sie, mit euch vermischt, zur bessern Anmuth dienen.
Doch, Corydon! umsonst, du bist ein Schäferknecht,
Und dem Aleris ist dieß dein Geschenk zu schlecht;
Ja willst du mit Geschenk denselbigen gewinnen,
So läßts Jol nicht zu. Wohin geht mein Beginnen?

Was

Was mach ich armer Tropf? Ich laß den Südenwind
Auf zarte Blumen wehn; und kothge Schweine sind
Dort in den reinsten Fluß durch meine Schuld gegangen.
Wen fliehst du Thörichter, was ist denn dein Verlangen?
Die Götter haben ja die Wälder nicht veracht,
Selbst Paris wählet sie. In Schlössern, deren Pracht
Die Pallas einst ersann, mag sie alleine leben:
Uns aber soll der Wald allein Vergnügen geben.
Die Löwinn folgt dem Wolf, der Wolf der Ziegen Spur,
Die geile Ziege folgt dem Klee auf grüner Flur;
Dir aber, o Alex, dein Corydon im Lieben,
Ein jeder folgt der Lust von der er wird getrieben.
Ach sieh, der Rinder Heer kömmt allbereit zurück,
Und trägt den Pflug am Joch, das Joch auf dem Genick.
Die Sonne neiget sich, verlängert schon die Schatten,
Die Liebe aber hört nicht auf mich abzumatten:
Denn wo kann wohl ein Maaß und Ziel im Lieben seyn?
Doch welche Thorheit nimmt, ach Corydon! dich ein?
Sieh bey den Ulmen stehn nur halb beschnittne Reben.
Den Binse- und Weidenstrauch, der deinen Wein umgeben,
Thu ab: nimm Dinge vor, die nützlich, nöthig sind.
Verachtet dich Alex, du findst ein ander Kind.

❁ ❁ ❁

III.

Catilina. Tragedie, par Mr. de Crebillon, de l'Academie françoiſe.

D. i.

Catilina, ein Trauerſpiel, vom Herrn von Crebillon, Mitgliede der franzöſiſchen Akademie, verfertiget. Paris und Dresden 7. B. in 8.

Die Zueignungsſchrift dieſes Trauerſpiels iſt an die Frau von Pompadour gerichtet: und vielleicht hat der Verfaſſer dieſem glücklichen Einfalle, ſowohl die gute Aufnahme der Vorſtellung ſeines Stücks; als auch das Gnadengehalt zu danken, welches demſelben in ſeinem 75ten Jahre von dem Könige zu Theil geworden. Da übrigens der Herr Verfaſſer es für gut befunden, ſeine Arbeit ohne alle Vorrede in die Welt zu ſchicken; ſo wenden auch wir uns ſogleich zu einer Nachricht von derſelben.

Die Perſonen in dieſem Trauerſpiele ſind Catilina, Cicero Conſul, Cato, Probus der Oberprieſter, Tullia Ciceros Tochter, Julvia, Lentulus, Craſſus, Cethegus, Lucius, Gunno Abgeſandter der Gallier. Kontrand und einige Lictoren. Die Handlung iſt in dem Tempel der Tellus.

Catilina macht mit dem Lentulus den erſten

Auf-

Bardus habe in der Galliſchen Sprache einen Sänger bedeutet. Ebenermaßen nennte man die Skalden Barder, Bardamân und Bardagamadur, und ein Heldenlied Bardegwâd.

In dem vierten Hauptſtücke wird gezeiget, was für Dinge eigentlich den Stoff der Gedichte dieſer Skalden abgegeben. Viele möchten es für unmöglich halten, davon eine hinlängliche Nachricht ertheilen zu können. Denn es ſind in denen urälteſten Zeiten dieſelbige gar nicht einmal aufgeſchrieben, ſondern bloß durch Hülfe des Gedächtniſſes erhalten, und von einem auf den andern fortgepflanzet worden. Ja, da auch nachhero, als die Kunſt zu ſchreiben in dem Norden bekannt worden, man angefangen auch die Skaldiſchen Lieder in Schriften zu verfaſſen; ſo iſt doch bekannt, wie gar wenige noch hier und dar zerſtreuete Reſte davon übrig ſind, nachdem ein ſo grauſames Schickſal über dieſe ehrwürdigen Uberbleibſel des Alterthums ergangen, da ungefähr um das Jahr Chriſti 998. auf Anſtiften des bekannten Pabſtes Sylveſtri II. und verſchiedener Nordiſchen Biſchöfe, ja des geſamten Mönchsſtandes, dieſe Skaldiſchen Gedichte aller Orten aufgeſuchet, und unter der Einbildung, oder wenigſtens dem Vorwand, als wenn es lauter Zauberbücher wären, zu Aſchen verbrannt worden. So bedaurlich nun aber dieſer unerſetzliche Verluſt, zumal vor einen groſſen Theil der Nordiſchen Geſchichte, iſt; ſo erfreulich iſt es hingegen, daß andere Scribenten dem Raube der Zeit ſo wohl, als dem Unverſtande dieſer Menſchen, entgangen, welche noch vor dem gedachten Unfalle gelebet, die Skaldiſchen Gedichte mit eigenen Augen geſehen,

Auftritt, dem er zuredet: er ſolle ſich vor der Gefahr nicht ſcheuen, die dem Catilina zu drohen ſchiene. Er läſe in dem Innerſten ſeiner Seele, daß das Blut der Scipionen, aus dem er entſproſſen wäre, und ſein Rang als Prätor, welcher ihn genau mit dem Senate verbände, in ihm als Mitverſchwornen, das Herz eines Senators rege mache. Kurz er fürchtete ſich vor Rom, wenn er nur für das Leben des Catilina beſorgt zu ſeyn glaubte. Lentulus erwiedert, Catilina irre ſich; nichts wäre dem Irrthume mehr unterworfen, als die Erforſchung menſchlicher Herzen: der Anführer einer Rotte ſolle unter den Verſchwornen ſeine Freunde unterſcheiden, und denſelben erlauben ſonder Verſtellung zu reden. Dieß einzige Vorrecht bitte er ſich bey ihm nur aus, und nach demſelben frage er ihn: was er denn von ſo vielen Ausſchweifungen erwarte? Warum er den Nonius die vorige Nacht umbringen laſſen? und was für einen Nutzen er von dieſem Morde verhoffe? Catilina erwiedert: dieſen, daß jeder Verwägene künftig erzittern würde, wenn er ihm ein Geheimniß anvertrauet hätte, nur einen Augenblick im Zweifel zu ſtehen, und ſeinen Zorn zu reizen. Lentulus ſagt: er kenne ihn zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie er nur einen Verräther aufgeopfert, und daß an allen dergleichen Grauſamkeiten mehr die Staatsliſt, als ſein Herz Theil habe. Hierauf beſchreibt er den Anführer einer Partey ſo:

Ce qui ſemble Forfait dans un Homme ordinaire,
En un Chef de Parti prend un Aſpect contraire.

Ver-

Vertueux ou méchant, au Gré de ſon Projet
Il doit tout rapporter à cet unique Objet.
Qu'il ſoit crû Fourbe, Ingrat Parjure, impitoyable;
Il ſera toujours grand, ſ'il eſt impénetrable.
S'il eſt prompt à plier ainſi qu'à tout oſer,
Et qu'aux Yeux du Public il ſache en impoſer.
Il doit ſe conformer aux Moeurs de ſes Complices,
Porter juſqu'à l'Excès les Vertus et les Vices.
Laiſſer de ſon Renom le ſoin à ſes Succès.
Tel on deteſte avant, que l'on adore àprès. &c.

Er ſagt: er ſähe unter ſeiner Bothmäßigkeit lauter furchtbare Leute, bey denen er ſich in Furcht ſetzen müßte. Wären ſie alle tugendhaft; ſo brauchte er ſie nicht zu übertreffen. Allein wenn er ihn, den **Lentulus** und **Cethegus** ausnähme, ſo wären alle übrigen in den Laſtern erzogen; die man nicht zurücke halten könnte, wofern ſie nicht zitterten, und die einen nur in ſo weit liebten, als man ihnen zu gleichen wüßte. **Lentulus** räth ihm, ſich dieſelben zu unterwerfen, ohne ſich verhaßt zu machen; und fragt ihn, was ihn denn vor Anbruch des Tages hier in den Tempel führe? ob ihm der Oberprieſter **Probus** auch treu ſeyn werde? Es wäre zwar wahr, daß ſie dieſe Schutzſtäte ſeinem Bemühen zu danken hätten; allein der Oberprieſter wäre auch mit dem neuen Conſul, durch den eignen Nutzen, durchs Blut, durch den Hochmuth und die Freundſchaft verbunden. Der Senat ſollte ſich heute allhier verſammlen; gleichwohl wäre dieß nicht das meiſte was ihn bekümmere. Er fürchte vielmehr die Wuth der **Fulvia** und des **Catilina** Liebe zur **Tullia**; als der Tochter eines gefährlichen und

eiferſüchtigen Feindes, kurz des Cicero, des Gegenſtandes ſeines Zornes, Kind. Er fragt ihn, wie ſich in ſeinem Herzen immermehr ſo viel Liebe und Haß paaren könne? und ob die Liebe für Seelen ſeiner Art auch Reizungen habe? Catilina erwiedert, wenn er ſie gleich empfände, ſo unterläge er ihr doch nicht. Seine Liebe zur Tullia ſey minder Liebe, als Ehrgeiz. Sie wäre das vortrefflichſte und ſchönſte Frauenzimmer in ganz Rom; wenn nun dieſelbe nicht dem Catilina zu Theile werden ſollte, ſo würde ſeiner Ehre der ſchönſte Glanz fehlen. Könnte er aber ihr Herz gewinnen; ſo müßten nachmals Vater und Tochter, und endlich die ganze Republik ſeinem Willen unterworfen ſeyn. Er ſagt:

Ie ſai que ce Conſul me hait au Fond du Coeur,
Sans oſer d'un Refus inſulter ma Faveur.
Il craint en moi le Peuple, & garde le Silence:
Mais tandis qu'entre nous Rome tient la Balance,
I'ai cru devoir toujours pourſuivre avec Eclat
Un Hymen, qui le perd dans l'Eſprit du Sénat.
Au Temple de Tellus voilà ce qui m'appelle:
Probus, qu'à Ciceron je veux rendre infidèle,
M'y ſert à ménager des Traités captieux,
Mais, loin de confier nos Deſſeins au grand Prêtre,
De ſes propres Secrets je ſuis deja le Maitre.
I'ai flatté ſon Orgueil par le Pontificat;
I'ai parlé pour lui ſeul en public au Senat,
Tandis que pour Ceſar, aidé de Servilie
I'engageois Ciceron trompé par Céſonie:
Enfin, Probus ſait trop, que s'il m'oſoit trahir,
Il ne me faut qu'un Mot pour le faire perir.
Même ici, par ſes Soins, je dois revoir Tullie &c.

Lentulus bezeugt noch immer ſeine Sorge, inſonderheit wegen der eiferſüchtigen Fulvia. Er fragt den

den Catilina, was er denn mit ſeiner Partey in Rom mache? Cato höre nicht auf, den Antonius und Cicero wider ihn und den Cäſar aufzuhetzen. Es heißt:

Ces deux Conſuls, tous deux Amis de la Patrie,
Brulant de cet Amour, que tu nommes Manie,
Peut-être trop inſtruits de nos Deſſeins ſecrets,
Previendront d'un ſeul Coup, ta Haine & tes Projets.
Deja de toutes Parts, je vois groſſir l'Orage:
Craſſus devient ſuſpect, t'en faut-il d'avantage?
Et tu n'ignores pas, que depuis plus d'un Iour
Les Lettres de Pompée annoncent ſon Retour;
Que Petrejus, ſuivi de nombreuſes Cohortes,
Bientôt de Rome même occupera les Portes:
Céſar, dont le Genie égale le grand Coeur,
T'accuſe d'Imprudence, & de trop de Lenteur.

Catilina ſagt: ja, er wiſſe, daß Cäſar ſeinen Abzug wünſche, um ſich bey dem Senate die Ehre ihn zu fällen zu erwerben; um des Catilina Legionen unter ſeine Fahne zu bringen, und ganz allein von einer fremden Arbeit Nutzen zu ziehen. Allein eben dieſer Cäſar ſolle ſein erſtes Opfer werden. Er wäre noch zu jung, um ihm zu gebiethen. Catilina habe in Rom nichts zu fürchten, allwo das Volk ihn anbethe; und er den Senat, den er verabſcheue, umbringen wolle. Des Sylla Exempel zeige, wie leicht es ſey, ihnen einen Herren zu geben: und dieſer Pompejus ſolle nicht minder vor dem Catilina zittern, als er vor jenem gezittert. Kurz morgen wolle er Herr vom Capitole ſeyn. Er habe ſich lange genug unter Roms Gewalt beugen müſſen: jetzt wäre es Zeit, dieſe ſeine Unterwürfigkeit zu rächen.

Geschickte Dichter suchen mehrentheils allemal in dem ersten Auftritte die Zuschauer oder Leser mit der eigentlichen Verfassung der Geschichte bekannt zu machen, und ihnen einen kurzen Abriß von dem innerlichen Charakter der Hauptperson zu geben. Dieses ist die Ursache, weswegen wir uns bey dieser Scene etwas weitläuftiger aufgehalten. Man wird daraus zur Gnüge sehen, daß Catilina, wie er denn in der That gewesen, ein herrschsüchtiger, verschlagener, und falscher Mann sey, dem kein Mittel zu niederträchtig, oder zu ruchlos vorkam, sein Vaterland und dessen Freyheit zu unterdrücken.

Im andern Auftritte kömmt **Probus** der Oberpriester, nachdem Catilina den **Lentulus** fortgeschickt hatte, den **Cethegus** und **Manlius** munter zu erhalten, und auf die **Fulvia** und den **Curius** Acht zu haben. **Probus** fragt: was den **Catilina** bewöge, sich noch früher im Tempel einzufinden, als er? und ob er wisse, daß **Tullia** hinkommen sollte? **Catilina** antwortet: er wisse es, aber er suche nicht sie; sondern wolle nur den **Probus** sprechen, und ihm seinen Kummer entdecken. Cäsar wäre des Pontificats gewiß, und sein ungemeiner Stolz wolle, nicht nur den Oberpriester, sondern auch die Religion selbst sich unterwürfig machen. Seine Schätze könnten mehr ausrichten, als Catilina, und der Senat verkaufte anjetzt das, was ihren Vorfahren nur die Tugend verliehen hätte. **Probus** erwiedert, dieser Schimpf träfe nicht ihn so wohl, als den **Catilina**, vor dem sonst der ganze Senat und alles gezittert. Der litte anjetzt, daß man

ihm

ihm wie einem Sklaven troßete, und überließe die Sorgfalt für die ganze Welt, Leuten sonder Namen, die Rom in Ketten legten. Es heißt:

L'Univers ne perd'rien à mon Abaiſſement,
Mon Nom, ni mes Uertus n'en ſont par l'Ornement:
Les Dieux ne m'ont pas fait pour le régir en Maitre.
Vous ſeul. . . Mais déſormais mèritez Vous de l'être?
Avec une Valeur, qui n'oſeroit agir,
Et ce Front outragé, qui ne ſait que rougir?

Man weis ſchon daß Catilina dergleichen Antriebe zur Rache nicht braucht; allein gegen den Probus verheelet er ſein Vorhaben, und ſagt: die Verbrechen des Senats könnten ihn nicht beſchmißen. Die Rache wäre ſeinem edlen Herzen ſüße; wenn aber das gemeine Wohl damit ſtritte, ſo wäre daſſelbe eines jeden Römers oberſtes Geſetz. Rom habe ihm gar nichts, und er habe ihm das Leben zu verdanken. Probus fährt in ſeiner erſten Sprache fort, und Catilina in ſeiner Verſtellung: bis Tullia erſcheint, und er den Probus bittet, in der Nähe zu bleiben, weil er bey dieſem Auftritte, eines treuen Rathes benöthiget wäre. Probus geht alſo hinter eine Scene. Catilina wundert ſich gegen die Tullia, daß ſie im Tempel der Morgenröthe ſelbſt zuvor komme; und bezeugt indeſſen ſein Vergnügen, auf ſolche Weiſe alle ſeine Götter beyſammen zu haben. Wenn dieß deine Götter ſind, ſagt ſie, ſo wiſſe, daß ſie allezeit die Ruchloſen verabſcheuet haben; und daß, wenn ihre Macht ihrem Zorne gliche, der Donner der mindeſte ihrer Schläge ſeyn würde. Catilina thut erſtaunt hierüber, und ſagt: er glaube, Tullia rede nicht mit ihm. Sie ſagt:

Ah! ce n'eſt qu'à vous ſeuls, grands Dieux! que je
m'addreſſe,
Et non à des Cruels, qu'aucun Remord ne preſſe!
Monſtres, dont la Fureur brave les Immortels,
Et que le Crime ſuit juſqu'au Pieds des Autels,
Qui tout baigné d'un Sang, qui demande Vengeance,
Oſent des Dieux vangeurs inſulter la Préſence!
Le Sang de Nonius verſé près de ces Lieux,
Fume encore, & voilà l'Encens qu'on offre aux Dieux;
La ſacrilège Main qui vient de le répandre,
N'attend plus qu'un Flambeau, pour mettre Rome
en Cendre,
Ce n'eſt point Mithridate, Ennemi des Romains;
Ni le Gaulois altier, qui forme ces Deſſeins;
Grands Dieux! c'eſt une Main plus fatale et plus chere,
Qui ménace à la fois la Patrie & mon Pere.
Ces Excès de Fureur, inconnus à Silla,
N'étoient faits que pour toi, Traitre Catilina!

Catilina bittet ſie, einen ungerechten Verdacht zurück zu halten: er müſſe erſt überzeugt ſeyn; und zu erwägen, daß die Großmuth wohl den Haß, aber keine Beſchimpfung vergebe. Tullia ſagt, ſie hätte von ſeiner Feindſchaft nichts zu fürchten, er würde ſie niemals um Mitleiden flehen ſehen, wenn er alle Streiche die er ihrem Vaterlande vorbehielte, auf ſie wendete. Sie ſagt:

Borne tes Cruautés à déchirer un Coeur,
Qui ſ'eſt dèshonoré par une lâche Ardeur;
Ce Coeur que trop long Tems a ſouillé ton Image,
N'eſt plus digne aujourd'hui que d'Opprobre &
d'Outrage &c.

Doch ſolle er nicht glauben, daß ihr Herz ſeiner einen Augenblick ſchonen würde, ſo bald es ihn ſtraf-

bar

bar wüßte: und wenn man gleich ihrer Hand das Rachſchwert übergäbe, ſo würde ſie keinen Anſtand nehmen ihn aufzuopfern. Catilina will ſein Verbrechen hören: und die zornige Tullia ruft alſo der in einen Sklaven verkleideten Fulvia, die aber im vierten Auftritte Catilina gleich erkennet. Tullia befiehlt ihr, alles was ſie weis, frey heraus zu ſagen, die ſich anfangs ſcheu anſtellt; endlich aber dem Catilina unter die Augen ſagt: er ſey ein Verräther und Aufrührer; er wolle ſein Vaterland und ſeine Götter mit Blute beſudeln; den ganzen Senat erwürgen, ihren Vater ermorden, und ganz Rom in Flammen ſetzen. Catilina, der ſich ſtellet, als ob er Fulvien nicht kennete, hält der Tullia vor: wie ſie einen Mann ſeines Standes, mit einem elenden Sklaven zuſammen halten könne? Sie antwortet:

Ingrat! rougis du Crime, & pas du Témoin:
Mais envain ton Orgueil s'attache à le confondre;
Vanter ta Dignité, ce n'eſt pas me repondre:
Adieu! (*a Fulvie*) Vous, ſuivez-moi.

Catilina aber hält beyde zurück und ſagt: weil dieſer Sklave ſolche wichtige Geheimniſſe wüßte, ſo müßte er ihn in andere Verwahrung geben. Er rufft hierauf den Oberprieſter, und ſagt ihm im 5 Auftritte; daß er im Namen des Senats und römiſchen Volks ihm dieſen Verwegenen in Verwahrung gäbe. Der Tullia aber ſagt er, dieſer Sklave ſolle ihn vor dem ganzen Senate verklagen, der ſich ohnedem heut in dieſem Tempel verſammlen würde. Sie ſagt:

Songe, Catilina, qu'il y va de ta Vie.

Catilina.

Allez, songez Madame, à sauver la Patrie,
C'est des lours d'un Ingrat prendre trop de Souci,
Et l'Amour n'a plus rien à démêler ici.

Worauf noch Catilina, in einer langen Rede mit sich selbst, der ersten Handlung ein Ende macht.

In der andern Handlung erstem Auftritte kömmt Fulvia mit dem Probus, und wirft ihm vor, daß er dem Catilina das Vaterland verrathen helfe; daß er sich seiner Liebe zur Tullia widme, das Heiligthum der Götter seinen verbrecherischen Flammen liehe, und sowohl ihren Priester, als ihre Altäre besudelte. Er räth ihr, der Eifersucht weniger Statt zu geben, einen Mann, wie Catilina, nicht zu beleidigen, der sie geliebt habe, und vieleicht noch liebe; und sucht überhaupt den Catilina zu rechtfertigen. Im 2 Auftritte kömmt Catilina selbst dazu, und beklaget sich gegen den Probus: in was für Zeiten er lebe, daß eine Römerinn unter der verstellten Tracht eines Sklaven, ihn in der Zeit, da alles zu seiner Rechtfertigung beytrage, zu verderben suche? Für wen, sagt er, habe ich denn das Reich an mich bringen wollen? Für den Cicero? den ich mit eignen Händen tödten möchte? Nein, für eine Undankbare, habe ich meine Ehre, meine Pflicht und mein Leben selbst aufopfern wollen. Fulvia erwiedert: er habe ihr von dem Betruge, seiner Hauptkunst, so viel beygebracht, daß sie sich nicht mehr würde betrügen lassen. Geh! sagt sie, alles, sogar dein jetziger Zorn, ist verstellt an dir. Bringe den Cicero, mitten vor den Augen der Seinigen um;

ich

ich werde dich darum doch für eben ſo verliebt in ſeine Tochter halten. Sie wirft ihm vor, daß ſie ſich, in Hoffnung ihn dereinſt zu beſitzen, nur gar zu ſehr in ſeine Verſchwörung verwickelt habe. Ihr eben habe er ja den Cäſar, den Craſſus, des Sylla Kinder, den Cäpio und Lentulus zu danken; weil ſie gern geſehen hätte, wenn die ganze Welt ihm ſo wie ſie, unterthan geworden wäre. Tullia, und nicht ſie, ſuche ihn zu ſtürzen. Fulvia habe nur geſucht, ihn bey der Tullia anzuſchwärzen, um ſie zu entzweyen; das aber habe ſie nicht voraus geſehen, daß eine eingebildete Ehre ſie verleiten würde, ihren Liebhaber zu ſtürzen. Sie erbiethet ſich zuletzt, ſie wolle vor dem ganzen Senate alles leugnen, die hochmüthige Tullia dadurch beſchämen und ihn erretten. Er aber antwortet:

Tullie, en me perdant, ſe rend digne de moi.
Et vous, qui pretendez me ſauver par un Crime,
Vous ne meritez plus mes Voeux ni mon Eſtime.
C'eſt au Senat, qu'il faut m'accuſer aujourd'hui;
Je ne redoute rien, ni de vous ni de lui.
Si jamais vous oſiez y démentir Tullie,
Un Affront ſi ſanglant vous, couteroit la Vie:
Ainſi déclarez tout: c'eſt l'unique Moïen,
De regagner un Coeur qui ne vous doit plus rien.

Er ſagt, er ſähe den Conſul und die Lictoren kommen, ſie möchte ſich daher entfernen: und ſie thut es, mit der Drohung, daß er ſie im Senate ſehen ſollte. Dem Probus aber befiehlt er, den Manlius zu verſtecken, den er hieher beſchieden hätte. Im dritten Auftritte redet Cicero den Catilina ſo an:

und dieſelben als die einigen und wahren Urkunden zum Grund ihrer Geſchichtbücher geleget. Jornandes 12) der bereits um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts von Gothiſchen Begebenheiten geſchrieben, beruft ſich ausdrücklich auf die *priſca Gothorum Carmina, pene hiſtorico ritu* compoſita; auf die alte Gothiſche Lieder, deren er ſich zu Abfaſſung ſeiner Geſchichte öfters bedienet: *Saxo Grammaticus* 13) und Snorro Sturla 14) thun ein gleiches. Ja dieſer letztere ſchreibt deutlich: *Quod in carminibus* Skaldorum, *quae adhuc memoria tenentur, & coram ipſis principibus eorumque filiis cantata fuerunt, continetur, ei noſtram narrationem praecipue ſuperſtruimus* &c. Und aus dieſen und noch mehrern andern Zeugnißen erhellet zur Genüge, was die Materien von den Gedichten der Skalden größtentheils geweſen ſey.

Wir wollen nach Anleitung des Verfaſſers nur das nöthigſte berühren. Zuförderſt wird erinnert, daß dieſe Leute darinnen die Hauptſätze ihrer Lehre von GOtt, dem Urſprunge der Welt, inſonderheit des Menſchen, und der Unſterblichkeit der Seele vorgetragen, und dabey mit einigen Proben beſtärket; aus welchen ſo viel erhellet, daß die Nordländer älteſter Zeiten zwar ſehr dunkle, und mit vielen Zuſätzen und Fabeln beſchmützte, Nachrichten von dieſen wichtigen Lehrpuncten beſeſſen, aus denen aber dennoch hier und dar ein kleiner Stral der alten Wahrheit hervorleuchtet.

12) *Iornandes* de reb. Get. c. 14.

13) *Saxo* Praef. Hiſt. Dan.

14) *Snorro Sturla* Praef. Chron. Norwag.

C'eſt vous, Catilina, que je cherche en ces Lieux,
Non comme un Senateur jaloux & furieux,
Mais comme un Ennemi, qui ſait régler ſa Haine,
Sur ce qu'en peut permettre une Vertu romaine.
Enfin, depuis le Jour que le Sort des Romains,
Par le Choix des Tribuns fut remis en mes Mains,
Vous ne m'avez point vu, ſoigneux de vous déplaire,
Braver l'Inimitié d'un ſi noble Adverſaire. &c.

Wir brechen ab; denn wer erkennet hier den Cicero, der gewiß andere Sachen, und in andern Ausdrücken, mit dem Catilina zu reden hatte, als daß er ihm wie er hier thut, erzählt: wie man ihn umſonſt zum Conſul gemacht, und dem Catilina vorgezogen; der ſichs doch Geld hatte koſten laſſen. Hier iſt nichts minder, als derjenige Cicero, deſſen donnernde Beredſamkeit in den catilinariſchen Reden, die Luſt und Bewunderung aller künftigen Zeiten, und ein ewiger Probierſtein der Redekunſt geblieben iſt. Denn das froſtige

Partez donc, & ſongez, que vôtre Obeïſſance
Peut ſeule être le Prix de nôtre Confiance.

womit er ſeine Rede beſchließt, macht noch lange keinen Cicero aus. Das iſt nur das ärgſte, daß Catilina, viel trotziger und faſt redneriſcher antwortet, als er angeredet worden.

Ainſi donc le Senat, veut, ſans me conſulter
Me charger d'un Emploi * que je puis rejetter!
Je ne ſai s'il a crû me forcer à le prendre:
Mais, j'ignore comment vous oſez me l'apprendre.
Et croire m'éblouir juſqu'à me déguiſer,
Tout l'Affront d'un Honneur que je dois mépriſer.

Auf

* Eines Stadthalters in Aſien.

Auf dieſen Schlag redet er weiter, und Cicero weis ihm wenig taugliches darauf zu antworten. Catilina fängt noch einmal an, ihn und den ganzen Senat auszuſchelten, und geht endlich mit den Worten ab:

. . . . C'eſt avec Eclat,
Que je veux aujourd'hui me venger au Senat:
Car c'eſt là qu'en Conſul, vous devez me repondre;
Et c'eſt là qu'en Heros je ſaurai vous confondre.

Wir wiſſen nicht, ob des Herrn Crebillons Cicero hier die Achſeln zuckt, oder die Hände windet: das wiſſen wir aber, daß er, in dieſer Scene, ſowohl als der Dichter, eine ſehr ſchlechte Rolle ſpielt. Was ſagen unſere Leſer zu ſeiner Rede mit ſich ſelbſt, in dem vierten Auftritte?

Dans quel Déſordre il laiſſe mes Eſprits!
Quelle Honte pour moi, ſi je m'étois mépris!

Denn Catilina hatte dieſem ehrwürdigen Conſul vorgerückt, daß er den Verläumdungen eines eiferſüchtigen Weibsbildes blindlings traue. Dieß iſt die Fulvia, deren Liebeshändel der Dichter lieber unverändert laſſen, und bey der Wahrheit der Geſchichte hätte bleiben ſollen; als daß er die catilinariſchen Händel mit erdichteten Liebesſtreichen dieſes Aufrührers verbrämet. Ein Schauſpieler, der nur auf Schulen einige Blicke in die catilinariſchen Reden des Cicero gethan, müßte ſich, unſers Erachtens, bey dieſer Vorſtellung auf der Bühne, vor ſeinen eignen Lictoren ſchämen. Doch wir wiſſen nicht, ob dieſer Fall auf der franzöſiſchen Schau-

bühne

bühne möglich ist. Cicero fährt noch weiter fort; aber auf eine Art, die uns die außerordentliche Verehrung gegen seinen Namen, unmöglich herzusetzen erlaubt. Und mit so vieler Schande des größten römischen Redners beschließt die II. Handlung.

Den Anfang der III. Handlung macht **Sunno** und **Gontrand**. **Sunno** beklaget sich, daß man allhier vor den Augen der Götter einen Anschlag, der sie beschimpfte, solle ausbrechen sehen. Er wünscht, daß er sich von einer Partey los machen könne, die er verabscheuet; und heißt den **Gontrand** abgehen, da er den **Catilina** kommen sieht. **Catilina** sagt dem **Gontrand**, obgleich seine geheimen Anschläge verrathen wären, so fürchte er dennoch seinen Fall nicht. Er fragt ihn aber, ob er sich auf sein Versprechen verlassen könne? **Sunno** antwortet, er sey ein Gallier, und folglich in seinen Worten treu. Jedoch wisse **Catilina** wohl, daß ihm als einem Abgesandten, verbothen sey, sein Schwert mit dem Blute der Römer zu beflecken. Er wisse auch das Geheimniß seines Anschlages nicht. Er wisse nicht, ob seine Absicht so gerecht, als groß sey: und wenn ihre beyderseitigen Verbindungen sich nicht auf die Billigkeit gründeten, so dörfe er an keinen Bund gedenken. Die Gallier würden vielleicht, statt des bisherigen Tyrannen, einen andern bekommen: und Rom suche sich bey seinen weitläuftigen Absichten weniger Freunde, als Sklaven zu machen. **Catilina** möchte über dem, was er hier sagte, nicht zürnen: da wo das Schicksal der Gallier auf des Gesandten Sorgfalt ankäme, würde er mit den Göttern selbst

nicht

nicht anders reden, als mit ihm. Catilina erwiedert:

Je ne condamne pas un Diſcours magnanime,
Qu'un Interêt ſacré doit rendre legitime;
Mais je le blamerois, Summon, ſi ma Vertu
Ne vous inſpiroit pas un Reſpect qui m'eſt dû.

Er ſagt, er wiſſe wohl, daß er Anführer einer gefährlichen Rotte wäre; allein er müßte mit derſelben den Catilina nicht vermengen. Die ſchönſte That erfordere oftmals zur Ausübung ſtrafbare Hände. Wofern er ihn als einen Ehrſüchtigen betrachtete, der Rom ins Joch ſpannen, und die Erde verwüſten wolle, ſo irre er ſich. Er ſey nur müde, die Ungerechtigkeit zu ſehen, die in Rom herrſchete; und mit dergleichen Reden ſucht er ihn ſicher zu machen, bis ſich endlich Tullia zeigt, vor deren Ankunft der Abgeſandte fortgeht. Catilina will auch gehen; allein ſie heißt ihn bleiben, und ſetzt ihn zur Rede, warum er ihr vorhin nicht geſagt hätte, daß Fulvia ihre Nebenbuhlerinn wäre? Er ſagt, er hätte ihr dieſe Verwirrung erſparen wollen. Tullia ſchlägt ihm vor, dieſe Feindinn und ihren Zorn zu verlachen; ſie heimlich zum Tempel hinaus zu laſſen, und beyderſeits nicht in den Senat zu kommen. Er aber erwiedert:

Lorqu'on oſe attaquer mon Honneur & ma Vie
Vous voulez qu'en tremblant je me cache, ou je fuie?
Que, laiſſant le Champ libre à l'intenſé Caton,
Je ſouffre qu'en Public il flétriſſe mon Nom!
Que j'éloigne Fulvie, afin que vôtre Pere
Sur ſon Abſence même, au Senat me defère?....

Ah!

Ah! ne préſumez pas, que leur mauvaiſe Foi,
Puiſſe m'en impoſer & triompher de moi!
Des ce Jour même il faut que je me juſtifie.

Tullie.

Pourriez vous de ma Part craindre une Perfidie?

Catilina.

Non, mais on a trompé vôtre credule Amour,
Afin que vous puiſſiez me tromper à mon Tour.
La plus legère Peur corrompt les Coeurs timides;
Et des plus Vertueux fait ſouvent des Perfides.

Tullie.

Du moins en ma Préſence épargnez Ciceron.

Catilina.

Ah! s'il écoutoit moins le dangereux Caton,
Et les Fantômes vains d'une Peur chimèrique,
Vous & moi, nous euſſions ſauvé la Republique.

Sie ſagt ihm, dieſes ſey noch Zeit. Er ſolle nur nicht in den Senat gehen; er will aber nichts hören: und als ſie abgeht, kömmt **Probus**, und meldet ihm, er ſolle forteilen, es waffne ſich alles wider ihn, und der Senat verſammle ſich bereits. Er höret ſeinen Rath ſo wenig, als der **Tullia** ihren; ſondern nimmt ſich vor, ſogleich in den Senat zu gehen, der vor ihm erzittern ſolle: und beſchließt dieſe Handlung endlich mit den Worten:

Adieu! dans un Moment ils me verront paroître,
En Criminel, qui vient leur annoncer un Maitre.

Den Anfang der IV. Handlung machen **Cicero**, **Craſſus**, **Caro** und die übrigen Senatoren. **Cicero** (des Hrn. **Crebillons** ſeiner) redet die andern ſo an:

Arbi-

Arbitres ſouverains de Rome & de Ses Loix,
Qui parmi vos Sujets comptez les plus grands Rois.
Je ne viens point ici, jaloux de vôtre Gloire,
Briguer avec Eclat le Prix d'une Victoire;
Le ſort à mes Pareils prodiguant ſes Faveurs,
Me reſervoit le ſoin d'annoncer des Malheurs.
De mon Amour pour vous tel eſt le premier Gage,
Et de mon Conſulat le funeſte Partage.

Wir brechen ab, und zwar aus eben der Urſache, warum wir nicht herſetzen, was Cato ihm antwortet. In dem andern Auftritte kömmt Catilina plötzlich hinein, worüber der ganze Senat bekanntermaßen aufſteht, ſich aber bald wieder niederſetzt. Er hatte die letzten Worte des Cicero gehört:

Si l'Interêt public doit décider ſon ſort,
Conſul, qu'à l'Inſtant même on lui donne la Mort.

und fängt alſo ſeine Rede ſo an:

La Mort! à ce Decret je crois me reconnoitre.

Cicero iſt vermuthlich erſchrocken, Cato aber antwortet:

Tu le devrois du moins, puiſqu'il regarde un Traître.

Cicero fragt ihn, wer ihn hergeruffen hätte? Catilina ſagt, wer es ihm denn wehren wollte? Man lache uns über dieſen faſt lächerlichen Fragen nicht aus, die wenig von der ehrwürdigen Hoheit an ſich haben, die einem, bey dem Namen eines römiſchen Senats einfällt. Es ſteht hier nicht anders, und wir wollen lieber das Original herſetzen:

Ciceron.

Temeraire! au Senat quel Ordre Vous appelle?

Cati-

Catilina.

Et qui m'empecheroit, Seigneur, de m'y montrer?
Sont-ce les Ennemis que j'y puis rencontrer?
Je n'en redoute aucun, ni Caton, ni Vous méme.

Ciceron.

Quoi? Vous joignez encore à cette Audace extrême,
Celle, d'oſer paroitre en Armes dans ces Lieux?

Catilina erwiedert, dieſe Waffen ſollten ihn nicht Wunder nehmen; ehe er ſich aber wegen dieſes Verbrechens entſchuldigte, hätte er noch erſt einige andere Dinge mit ihm zu reden, und ihn, verſprochenermaßen, zu beſchämen. Und hier dankt er ſeine Senatorwürde auf eine trotzige Art, und mit ſolchen bittern Ausdrücken ab, daß einem ganz Angſt dabey wird. Cato fragt ihn einmal, was er denn mit der mörderiſchen Schaar machte, die ſein unreiner Palaſt beſtändig hegte? wird aber mit einem, ſehr plumpen: Tais-toi! abgewieſen; dergleichen Sitten gewiß im römiſchen Senate nicht vorgekommen. Nachdem ihm nun Cicero ganzer dritthalb Seiten Verſe geduldig zugehöret hat, ſo ſagt er, es würde ihm doch auch wohl erlaubt ſeyn zu reden. Eine feine Frage für einen Conſul! Catilina fordert, man ſolle ihm die Fulvia darſtellen. Wir übergehen die einzelnen Reden und Gegenreden und ſagen nur, daß Catilina zuletzt des Manlius Untreue, und daß er die folgende Nacht einen Angriff auf Rom wagen werde, entdeckt; worauf ihn Cicero erſucht, wieder Platz zu nehmen, und in dieſer Noth ihrer aller Retter zu ſeyn. Dieſe Treuherzigkeit des Bürgermeiſters und ganzen Senats, belohnet

lohnet Catilina damit, daß er dem Cicero, der mit den übrigen davon geht, heimlich den Tod drohet. Im III. Auftritte fragt Cethegus den Catilina: was ihn so verzweifelnd gemacht, daß er den Manlius, seine Freunde und alle Anschläge verrathen? Catilina sagt ihm: er denke gewiß Catilina sey die Tullia. Er gehe mit seinen vertraulichen Fragen zu weit. Er solle ihm vielmehr die Verfassung der Verschwornen melden. Er sagt, sie wären alle standhaft und hätten sich bey dem Blute des Nonius verschworen, ihm treu zu seyn. Nur der einzige Cäsar hätte sich von dannen begeben: allein Catilina meynt, dessen Hochmuth sey ihm Bürge genug für seinen Eid. Und nunmehr entdeckt er dem Cethegus, daß er den Manlius verrathen, weil dieser ihn verrathen wollen; da er durch die Fulvia, die derselbe ehedem geliebet, aufgehetzet worden. Nachdem er ihm noch einige andere Sachen entdeckt, sagt er: er wolle zur Tullia gehen, und sich ihrer Bemühungen und Liebe noch zu seinen schrecklichsten Unternehmungen bedienen. Seine letzten Worte in dieser IV. Handlung, sind diese:

Plus de Ménagemens, de Pitié, ni d'Egards,
Le Feu, le Fer, le Sang, voilà mes Etendarts!

In dem ersten Auftritte des V. Aufzuges kömmt Cicero allein, und überleget in einer stillen Rede die Gefahr dieses Tages. Er hat erfahren, daß Catilina den Manlius umgebracht, um die Römer und den Senat, insonderheit aber den Cicero, destomehr zu verblenden. Er wünscht, daß er nur

vor ihm den Schluß des Raths möge verbergen können, den man über ihn gefällt hätte: denn wo er ihn erführe, so wäre alles verlohren, und Cicero selbst käme in Gefahr. Hierauf erscheint im II. Auftritte Cato, der auch ganz erschrocken ist, und sich erklärt: das Schicksal des Raths wäre um desto schrecklicher, da die Hand so ihnen drohete, noch zur Zeit unsichtbar wäre. Er kömmt gewaffnet, weil er bereits eine lange Zeit mit Feinden gefochten, deren keinen er erkennen können. Die Soldaten, sagt er, wären auch von dem edlen Triebe zur Ehre, gar nicht mehr sehr angefeuert; und Cato hätte mit Zorne, die Aeltesten von ihnen weichen sehen. Wofern Petrejus ihnen nicht noch zu Hülfe käme; so bliebe ihnen nichts übrig, als die Ehre zu sterben: denn das Gefecht wäre itzt am allerhitzigsten. Cicero hätte dem Catilina, wider des Cato Willen, einen Posten aufgetragen, dabey es ihm leicht seyn würde, das geheime Vorhaben mit ihm zu entdecken. Was ihn aber am meisten wundere, wäre dieß, daß man den Manlius nirgend sähe. Cicero sagt ihm, er lebe nicht mehr, und da Cato erfährt, daß Catilina selbst diesen Feind von Rom umgebracht; so fängt er ebenfalls an zu zweifeln, ob auch Catilina nicht unschuldig und des Cäso Verdacht ungegründet sey? Cicero belehrt ihn eines andern, und will auch auf das Martisfeld kämpfen gehen; Cato aber will es ihm nicht zulassen, daß er bey dieser Gelegenheit sein Leben in Gefahr setze. Lucius kömmt und berichtet im III. Auftritte, daß Petrejus eben zu rechter Zeit an-

angekommen ſey, und ſeine Soldaten bereits alle Mauren beſetzten. Er beſchreibt, wie hitzig Catilina fechte; daß er den Cäſo umgebracht, und alles vor ihm erliegen müſſe. Ruffus ſelbſt könne ihm kaum widerſtehen und ſchicke ihn eben hieher, dem Cicero ſolches zu berichten; der darauf auch forteilen will: allein es kömmt im IV. Auftritte Tullia, die ihn bittet, daß er ſich doch dem wüthenden Soldaten nicht bloß ſtellen ſolle. Er befiehlt ihr hier im Tempel zu bleiben, wohin er bald wieder kommen wolle, den Göttern zu danken. Tullia bleibt alſo im V. Auftritte allein, und beklaget ſich gegen die Götter, über ihren unglücklichen Zuſtand. Sie zweifelt, ob Catilina ſchuldig oder ſtrafbar ſey, da des Manlius Ermordung ihr das erſtere anzudeuten ſcheint. Indem kömmt im VI. Auftritte Catilina ſelbſt, mit einem Dolche in der Hand, und ganz mit Blute beſloſſen. Auf der Tullia Befragen, was das bedeute, ſagt er, ſie ſähe

Un Malheureux, qui vient d'être vaincu,
Honteux de vivre encore, ou d'avoir tant vécu,
Dieux, qui m'abandonnez à mon Sort déplorable:
Ramenez moi du moins l'Ennemi qui m'accable,
Envain pour le chercher j'echappe à milles Bras,
Le Lâche à ma Fureur ne s'expoſera pas.
Tandis qu'au Déſeſpoir mon Coeur eſt tout en Proïe,
Mes cruels Ennemis ſe livrent à la Joïe!
Ce Fer que je gardois pour leur percer le Flanc,
Ne ſera plus ſouillé que par mon propre Sang.

Tullia fragt ihn ganz erſchrocken: wenn er überwunden wäre; ſo müſſe wohl ihr Vater nicht mehr leben? Er fragt ſie dagegen: ob Cicero auch wohl

tet. In der Edda 15) ſtehet: *Sá er ellſtur er allra Guda hiet Alfader:* der älteſte aller Götter heiſt Alfader, das iſt, der Vater aller Dinge. Eben daſelbſt 16) heiſſet es: *Enn ſo er ſagt, ad tha er hann ſuaff, fieck hann ſueita. Thá war under winſtre hende hanns madur och kona.* Das iſt: So wird aber erzehlet: daß er (der erſte erſchaffene Menſch) im Schlafe unter ſeiner linken Achſel geſchwitzet, daher ein Mann und ein Weib (Askur und Embla mit Nahmen) entſprungen ſind.

Auſſer dieſem pflegten die Skalden auch jezuweilen ihre Schönen mit Liedern ihrer Art zu bedienen; welche doch aber von der Schlüpfrigkeit der Griechen und Römer ſehr weit entfernet, und hingegen ſo ehrbar und züchtig geweſen ſeyn ſollen, daß man ſie anderen Völkern zum Beyſpiel und zur Nachahmung vorgeſtellet. 17.)

Hiernächſt gaben die Thaten ihrer vermeynten Götter, und nicht weniger ihrer Könige und Kriegshelden, den Skalden Zeug genug an die Hand ihre Lieder damit auszufüllen. Unter jenen iſt der Atin, ihre oberſte Gottheit; ferner der Thor, Odin, Balldur und Heimdallur, welche, nach einiger Gelehrten Meynung, mit dem heydniſchen Jupiter, Pluto, Apollo und Mercurius eins ſeyn ſollen, geweſen; obgleich andere ſie lieber vor die Nahmen alter und verdienter Könige ihres Volkes, und vielleicht nicht

15) *Edda Islandorum* n. 3. 16) Ibid. n. 4.

17.) *Grotius* In Praefat. ad Hiſt. Goth. Long. & Vand. p. 28.

nur wiſſe, daß man für das Vaterland ſterben könne? Eben ihn und nicht ſie, ſuche er an dieſem Orte. Sie ſollte ſich entfernen und einen wüthenden Liebhaber fliehen. Er klagt die Götter an, daß er bey aller ſeiner Tapferkeit dennoch des Sieges verfehlet.

Intrépides Amis, dignes d'un ſort plus doux,
Vous êtes morts pour moi, j'oſe vivre aprés vous?
Quoi! Sylla presque ſeul, plus heureux que grand Homme,
N'eut beſoin que d'un Jour pour triompher de Rome;
Et moi, triſte Jouet du perfide Céſon,
Je ſuis vaincu, deux fois, & par toi, Ciceron?
Quoi, dans le même Inſtant qu'il faut que Rome tombe,
C'eſt toi qui la ſoutiens, & c'eſt moi qui ſuccombe?
Mon Genie accablé par ce vil Plebeïen,
Sera donc à jamais la Victime du ſien!

Er ſchimpft noch weiter, und unſers Erachtens, ſpielt Tullia hier eine wunderliche Perſon; die, da er endlich noch bedauret, daß er ungerächet ſterben ſoll, ihm ins Wort fällt. Es heißt:

Malheureux! que dis-tu? Quand la Mort t'environne,
Ton Coeur reſpire encor le Fiel qui l'empoiſonne?
Et gemit de laiſſer des Crimes imparfaits?

Er erſtaunt, daß jemand da ſey, der ihn der Laſter beſchuldigen könne. Er ſchilt ſie ein ſchwaches Herz, das die Ehrſucht für eine Quelle der Laſter halte. Sein Herz ſey zum Regieren gebohren. Rom habe einen Herren gebraucht, und er habe ihm den beſten geben wollen, den es hätte bekommen können. Ob ſie etwa wollte, daß er des Cato Wahnwitz um Rath hätte fragen ſollen? Sie erwie-

erwiedert, ſein Leben ſtünde gleichwohl in deſſen Hand; er aber zeigt auf ſeinen Dolch und ſagt: dieſer ſollte allein ſeinen Tagen ein Ende machen. Sie redet ihm zu, er ſolle ſich nicht erſtechen, das wäre kein Tod für wahre Helden. Er ſolle ſich vielmehr zu einer ſtrengen Tugend lenken, und bey dem Senate Vergebung ſuchen. Sie dringt ſo ſtark in ihn, als ſie kann, ſeines Lebens zu ſchonen, und als ſie ihm endlich um ihrer Liebe und Thränen Willen befiehlt, ihr den Dolch zu geben; ſo erſticht er ſich erſt damit, und giebt ihn ihr mit einem, le voilà. Vielleicht kömmt nur uns, dieſe Stelle eher komiſch, als tragiſch vor.

Im letzten Auftritte kömmt zuerſt **Cethegus**, der aber nur durchgeht, mit den Worten:

Adieu Catilina, nous allons à la Mort.

Catilina ſagt ihm, daß er ſich erſtochen habe: und als **Cicero** mit dem **Cato** und einigen andern erſcheint, ſo ſagt er zu ihm:

Approche Plebeïen, viens voir mourir un Homme,
Qui t'a laiſſé vivant pour la Honte de Rome.

Zum Cato.

Et toi, dont la Vertu reſſemble à la Fureur,
Au grè de mes Déſirs tu feras ſon Malheur;
Cruels qui redoublez l'Horreur qui m'environne
Qui heureuſement pour Vous la Force m' abandonne!
Mais croïez, qu'en mourant mon Coeur n'a point changé
O Céſar, ſi tu vis, je ſuis aſſez vengé.

Cicero und Cato wissen hierauf nichts zu sagen: und also hat hiermit ein Stück ein En[illegible], welches den Catilina bloß auf der ehrsüchtigen Seite, und als einen überaus tapfern Streiter vorstellet; ja der auch bey allen in einer gewissen Hochachtung, und in einem furchtbaren Ansehen steht. Hier ist kein Wort von seinen übrigen Ruchlosigkeiten, und von der abscheulichen Verderbniß seines moralischen Characters gedacht. Er sieht fast einem Cäsar ähnlich, der aber, der Geschichte nach, ihm in nichts, als in der Bestrebung nach der obersten Gewalt, geglichen, und übrigens sehr vortreffliche Eigenschaften gehabt; dahingegen Catilina unter den Abschaum des menschlichen Geschlechts zu rechnen gewesen ist.

Wir wundern uns, daß ein Franzose sich an diese Materie gewaget, die gewiß auf eine Art ausgeführet werden muß, die der Denkungsart des französischen Volks ganz entgegen gesetzt ist. Ein Addisson würde uns einen ganz andern Cato, Cicero und Catilina vorgestellet haben: und seine Arbeit hätte auch auf der engländischen Schaubühne des Ansehens keiner Frau v. Pompadour bedorft.

Der deutsche Nachdruck dieses Trauerspiels, den wir hier vor uns haben, ist ein Meisterstück aus des jüngern Herrn Breitkopfs Buchdruckerey.

IV. Von

* *

IV.

Von den Mimen und Pantomimen der alten Deutschen.

Wenn Suetonius das ganze menschliche Leben einen Mimum nennen kann: so werde ich daher gar nichts fremdes vorbringen, wenn ich dergleichen ganz besonders, auch unter unsern ältesten Vorfahren, den alten Deutschen, antreffe. Ich gestehe, daß ihnen diese Worte und Namen mögen unbekannt gewesen seyn, ungeachtet sie doch dergleichen Personen unter sich gehabt, und zwar auf eine solche Art und Weise, die sich zu ihren Sitten und Gewohnheiten weit besser geschickt, als der Griechen und Römer ihre; deren Mimi und Pantomimi weder die besten Beyspiele, noch auch viel sonderbaren Ruhm hinterlassen.

Wenn ich mir der Deutschen ihre Barden vorstelle, so weis ich nicht, ob ich nicht da zugleich auch den ähnlichsten Mimum erblicke. Ist ein Mimus eine solche Person, die anderer Leute ihre Sitten, Reden und Thaten durch die natürlichsten Bewegungen der Glieder, oder durch die eigentlichsten Minen und Geberden, aufs allerlebhafste vorstellen kann: so glaube ich, daß ein Barde, alsdann kein unbeweglicher Kloß, keine Wegseule gewesen, wann er die Helden besungen; wann er die Soldaten zur Feldschlacht ermuntert: und wann er der

Jugend die Laſter abſcheulich, und hingegen die Tugend deſto beliebter und annehmenswürdiger machen wollen. Wo ich nicht irre, ſo finde ich auch ſchon in ſeinem Namen einen ſcheinbaren Grund meiner unmaßgeblichen Gedanken. Bahren ſoll vor Alters ſo viel geheißen haben, als offenbaren, anzeigen, kund thun: Ollendere. Daher ſoll alsdann gebahren, Gebährde und viel anders gekommen ſeyn: quaſi Indices et oſtenſiones, quia revera nihil aliud ſunt, niſi Corporis Motus, quibus Animus et Perſona cujusque demonſtratur et oſtenditur. Es ſind nicht meine Träume, die ich hierher ſchreibe, ſondern gar überlegte Worte eines der größten Wortforſcher, und der ſich hierbey noch darzu auf einen Seneca berufft: Omnia Rerum omnium, ſi obſerventur, indicia ſunt, et Argumentum Morum ex minimis quoque licet capere. Epiſt. L. II. Ich weis nicht, ob ich vielen Beyfall finden dörfte, wenn ich ſagte: daß der Name Barde von eben dem alten Worte Baren herkäme, und eine ſolche Perſon anzeigte, die nicht nur durch Worte, Stimme und Geſang, ſondern durch Minen und Gebärden, alles aufs natürlichſte und lebhafteſte zu offenbaren wüßte; mit einem Worte, ſich als einen Mimum erwieſe, es geſchähe nun, wenn und wo es wolle. Sind gleich bey den alten Deutſchen, keine Spectaculorum Illecebrae, wie bey den Römern, auch wie bey unſern Zeiten, keine Opern, noch Comödien geweſen: ſo werden ſie gleichwohl, auſſer dem Kriege, zu Hauſe nicht immer geſchlafen, ſondern ſich auf mancherley Weiſe den und jenen Zeitvertreib

vertreib gemacht haben, als Gens non aſtuta, nec callida, aperit adhuc ſecreta Pectoris Licentia Joci aut Loci. Da denn die Barden die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ſich in ihren Baren und Gebährden weit nützlicher, weit untadelhafter, als der Römer und Griechen ihre Mimi zu erweiſen.

Wer ſind denn nun aber der alten Deutſchen ihre Pantomimi geweſen? Wüßte ich, daß ich dort bey den Barden keinen Widerſpruch fände: ſo wollte ich hiermit ſo viel getroſter ſagen, daß es ihre Prieſter geweſen. Wer mit der alten Deutſchen ihren Gräbern, und in denenſelben mit ihren hinterlaſſenen mannigfaltigen Denkmaalen etwas bekannter geworden, der wird alsdann bey einer genauen Aufmerkſamkeit gar bald wahrnehmen: daß derſelben Gottesdienſt, auch vieles andre ihrer Sitten und Gewohnheiten, überaus ſymboliſch, und auch, ohne Theater, ſehr theatraliſch, voller geheimen Vorſtellungen geweſen; dabey die Prieſter ohne Zweifel, den Meiſter, ich meyne einen Pantomimum geſpielet. Vieleicht bin ich ſo glücklich, daß ich aufmerkſame Leſer um ſo viel leichter gewinne, und hierinn überzeugender mache, wenn ich ſie erſuche, Tacitum mit einigem Nachdenken zu leſen: und zwar wenn er Cap. 10 in ſeinem Buche von den Sitten der Deutſchen meldet, wie der Prieſter ſich bey dem gewöhnlichen Looße und deſſelben Ruthe geberdet: Precatur Deos cœlumque ſuſpiciens, ter ſingulos tollit. Man leſe nur, was er von den Prieſtern der Hertha. cap. 40 meldet. Und bey den Naharvalen cap. 43 treffen wir gar den Prieſter

muliebri Ornatu an, gleich den römiſchen Mimis, die in ihrer Kleidung eine wunderbare Tracht hatten. Am allerärgſten aber mochten es wohl die Iſispriester unter den Deutſchen getrieben haben, wenn ſie ſich mit ihren Meſſern geritzet, und mit Crepitaculis, als die Unſinnigen angeſtellet haben: wie davon noch dergleichen Denkmäler vorhanden ſind. Sonderlich aber von ihrer Rotation, da ſie ſich bey ihren Gebethopfern und der Verehrung ihrer Gottheit, nach der Sonnen Lauf, in einem Kreiſe herum gedrehet: wie ſolches noch aus einem und andern hinterlaſſenen Opfertellern zu ſehen iſt, und von der alten Deutſchen ihrem Deo Circulari ein vortreffliches Zeugniß abgeben kann. Was ſoll ich von ihrer Fingerſchrift und Sprache ſagen, die ſie uns noch an vielen Denkmaalen hinterlaſſen haben?

Haben die Griechen und Römer ihre Miminnen und Pantomiminnen gehabt, ſo haben ſolche die älteſten Deutſchen wohl noch eher, und jene hierinnen kein Vorrecht gehabt. Wenn mir in allem widerſprochen würde, ſo werde ich doch hier keinen Widerſpruch zu befürchten haben, daß unter den Deutſchen auch Prieſterinnen geweſen: ja die in deſto größern Anſehen geſtanden. Und wie ſo? weil ſie ihre Perſon, ohne römiſche Larve, um ſo viel beſſer ſpielen konnten. Bey welchem Geſchlechte ſind mehr Loquaciſſimae Manus, Linguoſi digiti, ſilentium clamoſum, expoſitio tacita? Wem iſts leichter zu Weinen und zu Lachen, und ſich auf allerley Weiſe anders anzuſtellen? Wer kann nachdrücklicher rühren, und die Leidenſchaften der menſchlichen

Gemü-

Gemüther heftiger erwegen? Sind sie nicht die weitläuftigsten Schwätzer, ohne ein Wort zu sprechen, wenn sie nur ihre Augen, ihre Gesichtsstellung für sich reden lassen? Wem ist das Zaubern ehmals mehr zugeschrieben worden, als dergleichen Allrunen? Warum? weil sie die artigsten und geschicktesten Miminnen und Pantomiminnen gewesen. Soll ich sagen; warum die Nachwelt viele von denselben zu Unholden und Hexen gemacht? darum! weil sie ihre Kunst allzuhoch getrieben, und sich dadurch bey der dummen Einfalt in allzugroße Bewunderung gesetzt. So wie der gemeine Pöbel sich von einem Taschenspieler dermaßen einnehmen läßt, daß er ihn für einen übernatürlichen Künstler, und ich weis nicht, für was für einen Hexenmeister ansiehet, ungeachtet doch alles gar natürlich zugeht.

Sollten nun nicht auch noch Spuren davon in unsrer deutschen Sprache vorhanden seyn? Ich meyne ja! Ich will mich hier nicht lange über dem Worte Here aufhalten, so ehemals die beste Bedeutung gehabt, und von den Hugien, Heugen, Denken, Nachdenken herkommen soll, so was weises anzeiget; noch weniger aber an die Redensart, Possen, Possenreißen, erboßen, sich verstellen, gedenken; sondern nur bey dem Worte Gaukeln etwas stehen bleiben, daher das Gaukelspiel entstanden ist. Wir wissen, daß die alte Sprache bey dem gemeinen Manne noch am meisten aufbehalten und gebraucht wird. Wir wissen, daß wir das Poßirliche eine Gaukeley oder ein Gaukeln nennen: wir wissen denn auch, was ein Gaukelmann oder Männchen,

eben heißt. Was ist das anders, als einen Mimum vor sich haben? Etwas besonders ists in Schlesien, daß der gemeine Mann muntre Augen Gucklichen neut, auch den, der ihm beym Lichte herum und verwackelt, einen Gaukler oder Greckler schilt. Eben so auch den, der mit dem Lichte unvorsichtig umgeht, und herum fackelt, ja denn auch ein übelgezogenes Licht selbsten eine Gockel heißt. Wo mir recht ist, so glaube ich bey dem allen seinen Grund, in der alten deutschen ihren Barden und Priestern, besonders in ihren Isispriestern zu finden: in derselben ihrer Gaukeley, die sie auf allerley Weise getrieben; als davon uns noch bey denen Alten das Wort Kaukulas: Praestigiator übrig geblieben. Eben so auch Keupler, daraus vielleicht das Wort Heuchler worden. Sonst hat man auch das Wort kelcisimo, imitor, und gelisimo, Gleichner, Gleißner, Hypocrita.

Waren die Mimi der Griechen und Römer auch bey derselben Begräbnissen beschäfftiget, den Lebenslauf des verstorbenen, so wohl nach seinen Lastern, als Tugenden vorzustellen; wiewohl die Schmäucheley alsdann die meiste Bemühung mag abgegeben haben; so zweifle ich nicht, daß solches nicht auch bey wohlverdienter Helden Leichenbegängnissen unter den Deutschen, durch die Barden geschehen sey; jedoch auf eine viel ungehäucheltere Art, als bey den Römern: dabey sich denn dieselben ohne Zweifel, auch außer ihren Heldengesängen, zuweilen als die geschicktesten χειροσόφοι, Manibus sapientes et loquentes, als zwar stumme, aber desto verständlichere Redner, werden erwiesen haben.

Waren

Waren bey den Griechen und Römern ehemals Mimi, die allerſchändlichſten Sprüche und Verſe; ſo waren das hingegen bey den Deutſchen die ſinn- und lehrreichſten Redensarten und Reime: wie ſolches noch aus den meiſten ihrer Sprichwörter, kurzen Lehren und Reimen zu erſehen iſt. Anmerkens wehrt iſt es, daß das griechiſche Wort Mimi und der deutſchen Mienen, wenig von einander unterſchieden ſind. Wie die Römer ihre Mimen aus Aſien von den Griechen erhalten, ſo bin ich der Meynung, daß die Griechen ihre Mimen von den alten Celten und Deutſchen erhalten. Der Menſchen Minen müſſen doch eher geweſen ſeyn, als der Römer und Griechen Mimen, da dieſe durch jene erſt dazu geworden. Wie lange hat man über einer allgemeinen Sprache geſonnen? Wer mit Minen recht ſprechen kann, kann in der ganzen Welt, unter allen Völkern, auch ohne Sprache, zur Noth fortkommen: wie wirs an den Stummen ſehen. Durch Gebärden und Minen reden, iſt unſre erſte Sprache: und wer iſt wohl in der Welt ſehr alt worden, der nicht vorher in ſeiner Kindheit ein Minus geweſen?

Sämmler.

mit Unrecht, halten wollen. Von den Königen ist bereits oben angemerket worden, daß die **Skalden** sich bey ihnen ungemein beliebt gemachet. Dieses geschahe nun vornemlich dadurch, indem sie ihrer Vorfahren und Anverwandten Lob in **Lieder** eingeschlossen, und selbige hernach über der Tafel auf das zierlichste abgesungen. Sie ließen es aber dabey nicht alleine bewenden, sondern sie brachten auch ganze Geschlechts-Register der Königlichen Häuser, und eine genaue Zeitrechnung mit in ihre Gedichte hinein; wodurch es denn geschehen, daß sie desto nützlicher worden, **Urkunden** der Nordischen Geschichte abzugeben. Es haben zwar einige neuere Nordische Gelehrte daher Anlaß genommen, an der Glaubwürdigkeit solcher Urkunden stark zu zweifeln; allein man hat ihnen auf der andern Seite geantwortet: daß aus diesem Grunde alles Mistrauen gegen dieselbe billig wegfallen müsse, weil nicht zu vermuthen stünde, daß die **Skalden** eine offenbare Unwahrheit, aus Haß oder Liebe, ihren Königen vorgesungen haben würden, deren man sie auf der Stelle hätte überführen können; zu geschweigen, daß dergleichen übler Argwohn, bey ihrem sonst gehabten und hergebrachten Ruf der Ehrlichkeit und einer gar strengen Tugend, nicht leicht statt finde. Von denen etwas **jüngern Skalden** will der Verfasser inzwischen gerne gestehen, daß er sie nicht gänzlich aller Schmeicheley und Unwahrheiten freysprechen könne; wie er in dem fünften Hauptstück, darinnen von dem wahren Werth und Glauben der **Skaldischen Gedichte** mit Fleiß gehandelt wird, mit mehrerm bezeuget.

Das sechste Hauptstück hat Herr **Törner** der Betrach-

V.

Der Ruhm eines Fürſten, bey der Namensfeyer Sr. Hochfürſtl. Durchl. Ludwigs des VIII. regierenden Landgrafen zu Heſſen-Darmſtädt ꝛc. ehmals in der deutſchen Geſellſchaft zu Jena, vor einer zahlreichen und vornehmen Verſammlung betrachtet, von Georg Ludwig Hohenſchild, gedachter Geſellſchaft Mitgliede. Gießen 1746. 7 Bogen in 4.

Wir ſind erſuchet worden, dieſes Stückes in unſerer Monatſchrift Erwähnung zu thun, und es geſchieht mit ſo viel mehrerm Vergnügen, da wir in dieſen Blättern vieles bemerken, was der guten und geſunden Beredſamkeit Ehre macht. Da es indeſſen allemal einem Verfaſſer mehr Ehre bringt, wenn man ſein eigenes Verdienſt reden läßt, als wenn ein Lob, oder ein Tadel, die nur gar zu oft den Verdacht einer Parteylichkeit bey ſich führen, die Stelle getreuer Auszüge vertreten: ſo wollen auch wir unſern Leſern einige Stellen mittheilen, von denen wir glauben, daß ſie Ihnen nicht minder gefallen werden, als ſie uns gefallen haben.

Der Anfang lautet ſo: „Wenn es gleich einige „Tugenden giebt, welche nur über gewiſſe Perſonen „ihren Glanz ausbreiten; oder wenn ſie nur der „Ruhm und die Triumphe großer Fürſten ſind, „welchen die göttliche Vorſehung die Schickſale

„ganzer

„ganzer Reiche und Völker anvertrauet hat: so gi-
„reichet es dennoch Privatleuten zu einem wahrhaf-
„ten Vergnügen, wann sie das Andenken derjeni-
„gen verherrlichen können, welche sich der Welt als
„Wohlthäter, als Väter bekannt gemachet haben;
„ob sie gleich hätten Verstörer und Tyrannen der-
„selben werden können. So groß, meine Herren,
„so groß ist die Macht der Tugend, daß man sie
„doch hochachten muß, wenn man sie nicht ausüben
„kann; und daß sie doch alle mit Vergnügen krönet,
„wenn sie gleich nicht alle mit Ruhme krönen kann.

Nachdem der Redner auf eine ungezwungene Weise denjenigen Fürsten genennet hat, dessen Feyer ihn veranlasset, das Amt eines Redners anzuneh-
men, so nähert er sich dem Zwecke seiner Rede so:
„Ich will demnach an dieser Stelle meinem Fürsten
„eine Lobrede halten, und bey dem Gedächtnisse
„seines Namens, zugleich seine Thaten erzählen;
„die er, theils zum Ruhme seines hohen Hauses,
„theils zur Wohlfahrt seines Volkes, verrichtet hat;
„ich, der ich weit von meinem Vaterlande entfer-
„net bin, wenn man anders von demjenigen ent-
„fernet seyn kann, wohin einen Neigung und Pflicht
„unaufhörlich zurück ruffen, und wo man immer
„mit den Gedanken gegenwärtig ist. Die Ver-
„dienste, die ich loben will, sind Ihnen nicht ganz
„und gar unbekannt, meine Herren: und eben das
„Gerücht, welches uns den Rhein und Mayn wie
„Blutströme vormalet, und nichts anders als Elend
„und Zerstörung meldet, hat uns zugleich das Mit-
„leiden und das Erbarmen, dieses durch die Thränen

„seines

„seines Volks gerührten Fürsten gemeldet. Von „dem gröſsten Theile seines Ruhmes, seit dem er „angefangen zu regieren, bin ich Zeuge gewesen: „und es wird mir leicht seyn zu sagen, was ich empfunden, gesehen, gehöret und bewundert habe.„

Der Hauptinhalt oder das Thema der Rede, ist dieser Satz: **daſs die Wohlfahrt des Volkes der einzige und wahre Ruhm eines Fürsten sey.** Diesen Satz zu erweisen, erwählet der Redner keinen andern Weg, als die Beschreibung seines Helden, und die Erzählung, wie er seine Kindheit, Jugend und überhaupt die Zeit angewandt, ehe er zur Regierung gekommen. Es heiſst unter andern: „Sie halten es vielleicht für unmöglich, meine Herren, „daſs noch etwas zu dem Ruhme Ludwigs des VIII. „übrig sey, ehe er die Regierung angetreten. Allein, „ich werde sie hieher auf neue Stuffen der Ehre füh„ren, und sie werden nun begreifen: daſs nichts „leichter sey, als gute Fürsten zu loben, weil sich „überall Materie zum Lobe findet. Ob er wohl „nicht wirklich regierte, so nahm er doch Verrich„tungen über sich, die einer wirklichen Regierung „gemäſs waren, und dem regierenden Fürsten Er„leichterung machten; ohne daſs sie dessen Ansehen „und Hoheit Eintrag thaten, und die Kennzeichen „der Hochachtung und Ehrerbiethung verloren, die „man einem Vater und Herren schuldig ist. Er „machte gewisse heilsame und wohl überlegte Ent„würfe zum besten seines Vaterlandes. . . Einige „wurden alsobald gebilliget und ausgeführet; an„dere sind erst unter seiner Regierung bekannt wor„den,

„den, und wir haben mit Erkenntlichkeit wahrge-
„nommen, daß die Sorgfalt eines guten Fürsten
„an keine Zeit gebunden sey; daß er unserer Hoff-
„nung lange zuvor gekommen; daß er es nicht immer
„auf die Gelegenheit, sondern auf seine Fürsorge
„und Wachsamkeit ankommen lasse, wenn er uns
„nützlich sein kann; daß ein Anschlag, der an sich
„selbst nützlich ist, noch nützlicher sey, wenn er in
„Zeiten gefasset wird. Wie oft hat er den Berath-
„schlagungen über die allgemeinen Angelegenheiten
„beygewohnet? Wie oft hat er das Geschrey der
„Elenden erhöret? Wie oft hat er das Flehen
„und die Wünsche des Volkes vor die Ohren seines
„durchlauchtigsten Herrn Vaters gebracht? Er
„war die Zuflucht und der Trost der Elenden. Er
„hörete ihre Seufzer: er kam ihnen zu Hülfe ꝛc.

„Auf diese Art hat er schon vor seiner Regierung
„alle die Lobsprüche erworben, welche andere kaum
„bey einer sonst guten und langwierigen Regierung
„erwerben. Wie weit ist doch der Zustand eines
„guten Fürsten, von dem Zustande derjenigen Thron-
„folger unterschieden, die in einer gewissen Träg-
„heit und Schlafsucht begraben, weder selbst ihrer
„Pflicht eingedenk sind, noch sich durch andere er-
„muntern lassen, und unter dem beständigen Lärmen
„und Geräusche der Lustbarkeiten, gegen ihre künf-
„tigen Unterthanen, ganz fühllos werden? Dem
„ersten Ansehen nach sollte man glauben, daß sie
„der Krone entsagt hätten: denn sie würden sich
„doch vorbereitet, und die allererſten Grundsätze
„der Regierungskunst erlernet haben. Auch be-

„schäfftiget man sich immer mit demjenigen, was „einem einmal Vergnügen macht. Endlich winkt „die Vorsehung; sie steigen auf den Thron und fas„sen zwar den Zepter; aber sie kennen weder ihre „Unterthanen, noch ihre Pflichten. Und wenn sie „gleich geneigt sind, ein Volk glücklich zu machen; „so geht es dennoch, durch ihre Unwissenheit und „durch die Bosheit ihrer Rathgeber, zu Grunde.„

Die Stelle wo er von dem verstorbenen Fürsten redet, ist schön. „Die Hoffnung des Volkes, unser „Wohlthäter, unser Vater, entfernet sich ꝛc. Ich „schweige meine Herren. Die Heftigkeit des „Schmerzens verwirret meine Rede. Ich werde „zu wenig sagen; weil ich zu viel empfinde ꝛc. Ge„rechter Gott! war denn nicht Ludewigen dem VII. „nach so vielen der Unsterblichkeit würdigen Thaten, „die Unsterblichkeit seiner Person vorbehalten? und „mußte sich ein Leben, welches sich so herrlich und „vergnügt angefangen, so traurig beschließen? Ach! „wir hatten nur allzuviel Vertrauen auf diesen gro„ßen Fürsten; und sahen denjenigen, den du zum „Werkzeuge deiner Gnade erwählet, als den einzi„gen Urheber derselben an. So ward denn durch „den Tod des Fürsten, die Bosheit des Volks ge„rächet, und eben derjenige, welcher Hessen eine „Ursache des Vergnügens und der Freude gewesen, „mußte Hessen eine Ursache der Thränen werden.„

„Aber es war Ludwigen dem VII. nicht zuträglich, „nachdem er alles zu seinem Ruhme vollendet, und „sein irrdisches Gedächtniß verewiget hatte, daß „er sich noch in einem irrdischen und vergänglichen

„Reiche

„Reiche aufhalten hätte; ob es gleich für uns nütz-
„lich gewesen wäre. Die Rathschlüsse der Vorse-
„hung wären viel richtiger und weiser, als die eigen-
„nützigen Thränen, eines an Lust und Freude ver-
„wöhnten Volkes; welches viele Jahre nach einan-
„der kein einzigmal war betrübt worden. Sie sorg-
„te in dem Tode dieses einzigen, für das Glück und
„den Ruhm zweener Fürsten zugleich; indem sie
„dem einen in der Ewigkeit, würdige Triumphe sei-
„ner Tugend zubereitete; und den andern auf eine
„neue und größere Laufbahn der Ehren rief, nach-
„dem er die vorige so leicht zurück gelegt, und zu
„den Triumphen des erstern Hoffnung gemacht hat-
„te. Die Vorsehung sorgte auch für unsere eigene
„Ruhe, und ehe wir noch bitten konnten, so waren
„wir schon verpflichtet zu danken. Denn die Hoff-
„nung stund dem Verluste unmittelbar zur Seiten:
„und es war fast einerley Zeit, da wir niederge-
„schlagen und wieder getröstet wurden.

Nachdem der Redner viele Tugenden seines Hel-
den gepriesen, kömmt er auch darauf, daß derse-
be mit dem Ruhme eines guten Fürsten, auch den
Ruhm eines guten Christen verbinde; und hier
heißt es: „Die Religion! und ich rede von einem
„Fürsten? Bisher hat man sich durch ein Vorurtheil
„beredet, daß das Herz der Großen, zu heiligen
„Empfindungen ganz und gar untüchtig sey; und
„daß es nur durch ein Wunder der Gnade geschehen
„müsse, wenn noch einige den Grundsätzen der Re-
„ligion beypflichten. Bey der Erziehung eines

„jungen Prinzen, ſagt man ihm mit Vergnügen, „daß er ein Herr ſey; aber man fürchtet ſich ihm zu „ſagen, daß er noch einen Herren über ſich habe; „daß er demſelben noch größern Gehorſam leiſten „müſſe, als er von ſeinen Unterthanen fordert; daß „er einem ſtrengern Gerichte Gottes unterworfen „ſey, als er ſelbſt in dieſer Welt halten könne; „daß eben derſelbe Fürſt, der ſich durch die Tugend „am meiſten erhöhen könne, durch das Laſter, der „niedrigſte und ſtrafwürdigſte werde; daß aller „Ruhm, der die Religion verachtet, ſo viel Schan„de ſey; und dem Sterbenden eben ſo viel Angſt „und Verzweifelung mache, als er zuvor Vergnü„gen gemacht hat: kurz, daß ſich ein Fürſt am „meiſten vor derjenigen Macht demüthigen müſſe, „die ſeinen Thron am meiſten, entweder befeſtigen, „oder erſchüttern kann ꝛc. Wie gefährlich iſt doch „der Zuſtand der Großen! Man ſchämet ſich anzu„bethen, weil man angebethet wird. Man ſchämet „ſich, ſich zu demüthigen, weil man herrſchet. „Weil man ein Gott der Erden iſt, ſo verachtet man „den Gott des Himmels; und glaubet, man näh„me die Niedrigkeit gemeiner Leute an, wenn man „ihre Religion annimmt ꝛc.

Wir glauben dieſe wenigen Stellen werden hinlänglich ſeyn, unſern Leſern von der Güte dieſer Rede, und von der Geſchicklichkeit ihres Verfaſſers, einen vortheilhaften Begriff zu machen.

VI. Be-

VI.

Bescheidne Gegenerinnerungen auf die Erinnerungen eines ungenannten Gegners.

Ich gestehe meinen Irrthum! da uns die grösten Männer unter den gelehrten Deutschen die vortrefflichsten Muster, und die critischen Beyträge zur Historie der deutschen Sprache in Leipzig, die herrlichsten Proben hinterlassen; daran nichts fehlt, als aller andern Deutschen sicherste Nachfolge, wenn sie die Herleitung deutscher Wörter und Redensarten bestillen wollen: so bin ich auf die Gedanken gerathen, der so wohl gelehrte als auch in den Alterthümern wohl belesene Hr. Verfasser der Herleitung der Redensart: den Korb bekommen, thue es nur aus geübtem Witze und Scherze, da ich ihn solch deutsches Gleiß verlassen sehe, und dagegen destomehr auf einem römischen antreffe: daher ich ihn auch nur scherzend begleitet habe. Ich gestehe mein Versehen: da ich vermeynet, er würde meiner Herleitung der gedachten Redensart, eben das Recht wiederfahren lassen, als der seinen. Er hat viererley Herleitungen angegeben: ich nur eine. Seine sind römisch; meine deutsch, und recht gut altdeutsch. Denn ich glaube, was man in der Nähe haben kann, darf man nicht erst in der Ferne suchen. Auch die Regeln der Auslegungswissenschaft erfordern solches. Er hat zu seinen Herlei-

tungen ein Vielleicht! Ein: Es kann seyn! Es ist möglich! gesetzt. Allein, bey mir ist das nicht erlaubt! nicht möglich!

Ich habe ihm deutsche Reste und Alterthümer, einheimische Documente, vorgehalten: wir haben von unsern alten Vorfahren und deren Nachrichten keine andere Archive, als ihre Gräber; und keine andre Acta publica, als ihre irrdne und metallene Denkmaale. Ich bin für dieselben, als dem alles hinreißenden Strome der Zeit entrißnen Seltenheiten, mehr ein schmäuchelnder Werber und Freyer, als etwa ein feindseliger Gegner gewesen. Wie viel Wind hätte ich machen können, wenn ich gesagt hätte: ich hätte dergleichen ganze Gemächer voll; ich hätte solche Seltenheiten, als wohl in den größten Cabinettern nicht zu finden wären. Und wer weis, was meinem gelehrten Herrn Gegner selbst in die Gedanken kommen könnte, wenn er das alles bey mir selbst mit eignen Augen einnehmen sollte? Allein, das hätte mich in Wahrheit, ganz unähnlich, ganz unkennbar gemacht. Bene qui latuit! Besser mehr haben, als viel Sagen! Ich habe ihn daher auf solche Reste und Denkmaale der alten Deutschen gewiesen, die schon seit 1712. in den lateinischen Actis eruditorum der ganzen deutschen Welt sind offenbar vor Augen gestellt worden. Allein, meine Körbchen! meine als Körbchen gestaltete, gebildete, gezeichnete, irrdne Gefäßchen, und Crepitacula haben den Korb bekommen! Repulsam!, da ist überall kein Korb.

Es wird mir hierbey erlaubt seyn, überhaupt was zu sagen. Wenn mancher Deutsche dergleichen seine Alterthümer in Rom, in Paris, in London und sonsten wo anzutreffen wüste: würde er nicht suchen auf seinen Reisen, solche so viel als möglich, zu sehen, auch sich keine Unkosten dauren zu lassen, bis er seine lüsterne Begierde gestillet? Allein, da wir dergleichen in der Nähe, im Lande, zu Hause haben, wer hat seit An. 1712 sehr darnach gefragt? wer hat dieselben unter den Deutschen, so wie die fremden Alterthümer, wohl viel bekannter, brauch- und nutzbarer gemacht? Es wäre denn, daß ein Deutscher solche, so wie sich selbst, in einer fremden Kleidung, vom Kopfe bis auf die Füße darstellen; oder diese verlaßne Nachkommen der alten Deutschen, so gut als die Römer selbst, mit seinen Waffen hat bestreiten wollen.

Wovon sind unsre öffentlichen Bücherſäle völler, als von Griechen und Römern, und derselben Alterthümern? Allein, wie siehts denn um die Deutschen aus? Möchte nicht da ein Tacitus sich wieder aus seiner Asche erheben, und an die noch leeren Fächer der Bücherschränke schreiben, und zwar von vielen unsrer heutigen Deutschen: Literarum secreta ignorant. Ich sage hiermit nicht, daß es uns an alten gelehrten Männern, und guten Vorgängern fehle: ich habe das bald Anfangs schon gestanden; sondern, daß es denselben noch an gar vielen Nachfolgern fehle. Ich sage auch nicht, daß man alle Griechen und Römer, alle derselben gesammlete Alterthümer in die Hölle werfen soll. O nein! ich bin

trachtung von der Schreibart der Skalden ausgeſetzet. Wie ſie vor denen Zeiten Königs Odin *II.* beſchaffen geweſen, läſſet ſich nicht errathen. Die gemeine Sage iſt, dieſer Odinus habe nebſt einer Menge Volkes, die er mit ſich aus Scythien nach dem Norden gebracht, und daſelbſt als eine Pflanzſtäte niedergeſetzet, auch die Aſiatiſche oder Scythiſche Mundart eingeführet, deren ſich denn nachgehends die Skalden bedienet, und ſie Aſamal zum Unterſchied der innländiſchen Sprache, genennet. Er zeiget ferner mit mancherley Exempeln, daß ihre Erfindung ſinnreich, der Vortrag lebhaft und männlich, und die Ausführung nett und zierlich geweſen; ſie auch gar wohl gewußt haben, die rhetoriſchen Figuren an ihrem Orte füglich anzubringen.

Als ein beſonderes Muſter ihres aufgeweckten Verſtandes werden in dem ſiebenden Hauptſtücke die Räzel und dunkele Sprüche der Skalden vorgeſtellet; in deren Erfindung ſie nach dem allgemeinen Gebrauch der älteſten, zumal morgenländiſchen, Völker die gröſſeſte Ehre geſuchet. In der Ubung dieſer faſt verlegenen Kunſt ſuchten ſelbſt die Könige und Königliche Prinzen ihren beſten Zeitvertreib; und ſaßten oft gegen ihre Lehrmeiſter, die Skalden, herrliche Gewette auf. Es ſollen vier beſondere Arten dieſer Räzel geweſen ſeyn, mit deren Erzehlung wir aber unſere Leſer aufzuhalten Bedenken tragen.

Der Schluß dieſer ganzen Abhandlung wird in dem achten Hauptſtücke damit gemachet, daß noch etwas weniges von den Fabeln und Verwandlungen der Skalden, als welche von den obgedachten Räzeln allerdings unterſchieden ſind, beygefüget wird. Sie

ſelber ein ſo großer Liebhaber davon, als einer ſeyn kann. Was weis ein Gelehrter, der die nicht weis? Sondern nur, daß man auch der alten Deutſchen ihre Reſte und Denkmaale nicht im Staube der Vergeſſenheit, oder wohl gar im Kothe ſchnöder Verachtung ſoll liegen laſſen. Was iſt zu unſern Zeiten leichter, da alles bey Griechen und Römern aufs genaueſte durchſucht worden, als einen Locum communem von dem oder jenem, aus dem Alterthume zu machen? Welche große und weitläuftige Werke könnte ich auf ſolche Weiſe verfertigen! Ich bin ein Sammler! Es fehlt mir Gott lob! an manchem ſchönen Vorrathe ſeit 25 Jahren nicht: ja! es wird beynahe gegen 40 Jahre zugehen, da ich ſchon als ein Jüngling der berühmten Rathsbibliothek in Leipzig, diejenigen ſueviſchen Denkmaale aus Schleſien überbracht, welche der Rector Stief, dahin geſchenket. Ich würde auch längſt ſchon mit einem größern Werke unter den Liebhabern der deutſchen Alterthümer erſchienen ſeyn, wenn ich dieſem erſt gedachten großen Gelehrten, als meinem erſten Lehrer und Anführer im Studio Antiquario Sileſiaco, nicht gern hierinnen den Vorzug laſſen mögen; als der weit eher und mehr heidniſche Begräbnißhügel durchſuchen helfen, auch nicht nur den unſchätzbarſten Vorrath von dergleichen Seltenheiten, ſondern auch die vortrefflichſten Entdeckungen und Anmerkungen geſammlet hat. Ich habe indeſſen erſt im kleinen einen Verſuch thun wollen, ehe ich mich ans Größere gewaget.

Die Redensart des Korbgebens ſchien mir

eine

eine bequeme Gelegenheit dazu zu geben. Ich hatte nichts weniger im Sinne, als meinem gelehrten Hrn. Gegner, mich als einen Gegner; sondern vielmehr gedachtermaßen, als einen Werber und Freyer um seine Gunst, zu erweisen. Ein deutscher Antiquarius ist mir viel zu was werthes und schätzbares! Ich suche Deutsche unter den Deutschen! deutsche Patrioten der merkwürdigsten deutschen Alterthümer. Ich suche Gelehrte, die gelehrter sind, als ich; die mehr gelesen haben, als ich; auch darzu mehr Gelegenheit und Zeit haben, als ich. Ein Prediger hat mehr zu thun, als zu predigen. Ich habe eine Gemeine dieß- und auch eine Gemeine jenseits der Oder zu besorgen. Wie oft kommen Fälle, da auch die vermeynten besten Nebenstunden nicht allemal eines Predigers sind? Wer in Binsen und Weiden sitzt, hat gut Körbe machen: und wer sich unter täglich geöffneten Büchersälen aufhalten kann, der kann mehr lesen, mehr wissen, als andre. Eben diese deutsche Redlichkeit hat mich gereizet, nicht eine Widerlegung, sondern eine Fortsetzung der gedachten Herleitung dem beliebten Büchersaale einzuverleiben, der uns zum voraus schon mit einander verbunden hatte.

Ich kann gar wohl Erinnerungen leiden, zumal bescheidne; allein sie müssen auch das nicht bloß in der Ueberschrift und in Worten, sondern auch in der That seyn. Sie müssen mich aus der Irre zu rechte führen. Sie müssen mich bessern, und zum sichersten und besten anweisen. Habe ich mich etwa in der Eile nicht recht deutlich, nicht recht vollständig

ausgedrückt: so erfordert ja die natürliche Menschenliebe, sich der rechten Meynung zu erkundigen; und wo ich ja etwa gefehlet, mir zu rechte zu helfen, und so viel als möglich, alles auf Beste zu deuten. Mit einem Worte: zu bescheidnen Erinnerungen gehört ein Antiquarius, ein alt deutsches Herz und und redliches Absehen. Da ich die Ueberschrift: bescheidne Erinnerungen las; so meynte ich, bey gröſter aufmerksamer Lehrbegierde, nach der groſsen Belesenheit und eignen Ueberzeugung des gelehrten Hrn. Verfassers, viele häufige Zeugnisse der Römer anzutreffen, bey welchen wir die Nachrichten von den Deutschen, auch von ihrer Sprache, Sitten und Gewohnheiten zu suchen haben; sonderlich aber von unsrer Herleitung der Redensart; den Korb bekommen. Allein, statt dessen habe ich mich und meine unschuldigen, als Körbchen gebildete Denkmaale auf allen Seiten bestritten, auch wohl ihre Wirklichkeit und Selbstständigkeit in Zweifel gezogen gesehen. Am allermeisten befremdets mich, meine Nachrichten und Worte davon, in einer ganz verkehrten und fremden Gestalt und Deutung zu lesen. Unparteyische Leser werden in meiner Fortsetzung finden, daſs ich melde, wie ich gewisse irrdne Gefäſse besitze, die wie ein Körbchen gestalt sind. Und an einem andern Orte, werde ich solche: irrdne, als Körbchen gestalte Alterthümer, nennen. Allein, crescit in immensum! Bey meinem gelehrten Herrn Gegner sind es schon Körbe, und wie Körbe gestaltete Urnen geworden. Gewiſs! eine Seltenheit! Ein Alterthum, was unter so viel hundert Urnen mir noch

gar

gar nicht vorgekommen, mir auch noch nie in Sinn gekommen, solches zu schreiben. Wisse, mein geehrester Leser! daß wir in der alten Deutschen ihren Grabhügeln, Gräber genug; aber nicht in allen Gräbern dergleichen, als Körbchen gebildete Gefäße antreffen; sondern nur in denen, wo man aus allen merklichen Umständen sehen kann, daß sie gar besonders der Religion gewidmet gewesen. Wisse auch, daß man in solchen Gräbern wohl bis zwanzig und mehr irrdne Gefäße; aber nicht viel über zwey oder drey Urnen antrifft. Es sind zwar Urnen, wohl auch irrdne Gefäße, aber nicht alle Gefäße sind Urnen. Urnen sind voller Asche und Gebeine; die Nebengefäße aber voller Sand. Und in den Crepitaculis sind fünf kleine Steinchen, ein Geräusch damit zu machen. Ich behalte das Wort Urna, als was gewöhnliches, nicht aus Eigensinne; sondern weil solches an Oertern, wo sie häufig gefunden werden, gleichsam mit zur Landessprache gehöret. Irre ich, so wende man eine bescheidne Erinnerung bey mir an, und suche mir dargegen ein besto deutlicher und vollständiger Wort an die Hand zu geben, und sehe alsdann, ob ich mich gegen vernünftige Erinnerungen unbescheiden erweisen werde.

Da ich nun alle die Nachrichten und angegebene Herleitungen, die mein gelehrter Herr Gegner unter den Zahlen 1. 2. 3. 4 vorbringt, bey den Römern selbst ganz anders antreffe; da er uns nicht ein einziges Zeugniß davon aufweiset, daß die Deutschen gemeldte Redensart von den Römern, es sey auf diese oder eine andere Art, überkommen; so

über-

überlasse ich ihm solche Meynung als ganz eigen. Hingegen nehme ich meinen Scherz, der ohnedem keinen mathematischen Beweis abgeben kann, wiederum zurück; und sage hingegen nunmehr davon im Ernste: daß ich die Redensart den Korb, das Körbchen bekommen, für nichts anders, als für einen suevischen und alten deutschen Rest der Sprache halte: so wie wir in Schlesien gar viele, so gut, wie ihre Asche und Gebeine, noch übrig haben; Für eine Redensart, die ihnen ehemals ganz eigen gewesen, und aus ihrer Gewohnheit zu Freyen herzuleiten, auch durch ihre noch vorhandene Denkmaale um so viel klärer und sicherer zu erläutern ist. Ich lebe in einem Lande, und zwar mitten unter ihren häufigen Denkmaalen: in einem Lande, wohin, so viel mir bewußt, kein Römer gekommen ist, wo auch keine römischen Spuren mehr anzutreffen sind.

Die römische Schrift, so man auf einer Urne in Schlesien gefunden haben will, hat eine gar unglückliche Hand gemacht, und macht sich selbst verwerflich. Die großen Geheimnisse der Religion unsrer heidnischen Vorfahren sind genugsame Zeugen, daß solche sich wohl nicht sehr werden mit den Römern haben bekannt gemacht; noch weniger aber der Römer, als ihrer listigen Feinde, Sitten, Gewohnheiten und Redensarten angenommen haben. Hier zu Lande ist überall nichts! der Römer hat in seiner Sprache Körbe genug. Wenn er aber unsre deutsche Redensart in seiner Sprache ausdrücken soll, so finde ich nicht, daß er sich derselben sehr bediene; vielmehr wird er mein Beystand, und bestätiget

tigets durch sein Repulsam ferre, pati - - durch sein Abweisen, Abschlagen, wieder zurück geben; daß das, was ehemals den Deutschen ganz eigen gewesen, nunmehr aber, da die Körbe an sich aufgehoben worden, bey den zurück gegebnen Friedensgeschenken, zu einer ganz uneigentlichen Redensart geworden, als zu jener ihren unvergeßlichen Denkmaalen.

Ich gestehe, daß meine Herleitung nicht gelehrt, sondern ganz einfältig, und ohne allen fremden Putz und Zierde; aber auch um so viel deutlicher und natürlicher ist. Den Korb! das Körbchen bekommen, ist in Schlesien die aller gewöhnlichste Redensart, als eine sueviſche und altdeutsche Verlassenschaft. Sie kömmt hauptsächlich beym Heirathen und Freyen vor, wenn der Freyer nicht ankömmt. Die Liebste giebt den Korb, und er hohlt sich und bekömmt den Korb. Es wird denn aber auch hernach in allen Bedienungen des Frauenzimmers gebraucht, auch unter den Verheiratheten selbsten. Habe ich, der ich doch verheirathet bin, von dergleichen Personen im Hause und Garten zuweilen einen unschuldigen Besuch, und biethe ihnen Caffee oder Gartenfrüchte an; es wird mir aber dafür gedankt, und meine Bedienung abgeschlagen: was sage ich? Ich habe den Korb bekommen; mir den Korb geholet. Ich bin zu Gaste, und reiche, als der Nächste bey der Schüssel, einer Frauen oder Jungfer, aus höflichem Willen, den Teller mit Speise. Es wird mir auch hier gedankt, und abgeschlagen. Was sage ich? Eben das vorige. Hier ist überall kein Korb und

doch gebrauche ich mich der Redensart. Woher mag nun also eine so uneigentliche Redensart gekommen seyn? Woher mag ihr Anfang und die Veranlassung dazu gewesen seyn? Nichts ohne Grund! Nichts ohne Ursache! Und wo finde ich die? wo anders, als in der ältsten Gewohnheit der Deutschen, wenn sich junge Leute eine Liebste ausersehen, und solche nach damaliger Zeiten Art und Brauch beschenken, auch solches Geschenke ihr in einem Körbchen überbringen oder übersenden wollen; aber! o des unerwarteten Schicksals! solches Geschenke! solches Körbchen wieder zurück bekommen. Da nun das, was ich einem andern schenke, nicht mehr mein, sondern des andern ist; dieser aber mir solches aus eignem freyen Willen wieder giebt: kann ich da nicht sagen, daß ich den Korb, und im Korbe das Geschenke wieder bekommen? Mit was beweise ich das? mit offenbaren Denkmaalen. Mit Denkmaalen, die zu nichts anders sonst haben können bestimmt seyn. Sind die in den Actis Erud. Lipſ. undeutlich, ungewiß und verwerflich; so sind andre, klärere u. deutlichere und desto sicherere da. Ich habe noch vor wenig Tagen dergleichen gefunden, und zwar dießseits der Oder, in einer ganz ausnehmenden Urne, die inn- und auswendig mit Goldstaube bestreuet war; in welcher die sehr weißen und zarten Gebeine augenscheinlich eine ehemalige Braut anzeigten. Nur Schade! daß solch vortreffliches Stück ein Vieh zerwühlet.

Endlich sollen doch auch meines gelehrten Herrn Gegners Erinnerungen nicht ohn allen Nutzen seyn: nämlich

nämlich, daß ich keinen Freyer mehr abgeben noch ſcherzen; ächten Kennern und Liebhabern deutſcher Alterthümer aber, noch einige Erfahrungen und Anmerkungen mittheilen will. Es ſchreibt der Herr Verfaſſer der Erinnerungen: es ſollen dem Angeben nach, auf dem Haupte der Iſis Körbe anzutreffen ſeyn, und zwar in den hieſigen Urnengräbern. Wer das angegeben, weis ich nicht. Ich habe mein Tage weder dergleichen gefunden, noch geſehen. Dieß iſt mir ein Geheimniß, und in unſre Urnengräber bloß was ſchön eingetragenes. Eine Verwirrung! Es wird ſich von der Iſide Sileſiaca an einem andern Orte was ſichrers und vollſtändigers zu ſchreiben, bequemere Gelegenheit finden. Horatii kleiner aufgeführter Parther, dient nur zu einem kleinen Tanze, nur zu einer unnöthigen Ausſchweifung und Aufhaltung. Daß die alten Prieſter den Ihrigen Zwirn und Nadeln mit ins Grab gegeben, ſich unterweges die Kleider zu flicken; das wird wohl nicht von den gar älteſten Prieſtern können verſtanden werden, welche ſo gut als andre Völker den Todtenbrand gehabt: von denen ich glaube, daß ſie ſolche Kleider getragen, dabey ſie auch noch im Leben viele Nadeln werden darzu gebraucht haben, geſchweige nach ihrem Tode. Wo der Aberglaube noch ins geheim geübet wird, ſo geſchiehts hier und dar noch unter den Chriſten, wenn Sechswöchnerinnen ſterben; da zu Nadel und Zwirn auch noch wohl eine Scheere kömmt. Ich habe über hundert Nadeln (aber wie man ſie mir ſo nennt,) ausgraben helfen: ich kann auch jedem dergleichen

gleichen zeigen; aber keine einzige Nehnadel. Ich habe auch noch nie und nirgends einigen mitgegebnen Hausrath gefunden. Die vollständigen Gräber sind mit Steinen überlegt, und scheinen zu einem Altare gedient zu haben: wozu soll an so heil. Oertern viel Hausrath gedienet haben?

Ich kann nicht sagen, wie wunderbar mir das vorkömmt, wenn ich so viel geschriebnes lese, da mancher den ganzen Kirchmannum, Gutherium und viele andre ausschreibt; da sich doch bey eignem Augenschein nichts weniger zu solchen deutschen Alterthümern schickt, als dergleichen Römisches. Ja! ich sage, wie mirs ums Herze ist: daß Tacitus, ein Römer, in vielen Stücken viel aufrichtiger umgegangen, als mancher Deutscher selbst. Was ist der Fehler? Ich könnte ihn sagen; ich könnte aber auch dafür einen schönen Vers bekommen. Haben die Römer gute Nachrichten von der Deutschen ihren Gebräuchen aufbehalten, so ists gut; wenn sie wahr und richtig seyn: allein, es ist nicht alles Gold, was gleißet. Wo man aber keine Nachrichten bey denselben findet: so ists nicht gut, wenn man dergleichen nach seinem Gefallen selbst machen will. Die eignen kostbarsten Alterthümer haben die Deutschen nicht den Römern, nicht ihren Feinden, noch Fremden; sondern ihrer eignen Erde, ihrem Vaterlande, als die besten Schätze und Reste anvertrauet. Wenn man also in den hiesigen Grabhügeln, die ich zur rechten und linken, dieß- und jenseits der Oder habe, als Körbchen gebildete Crepitacula und Gefäßchen antrifft, so wirds mit der Herleitung

unter

unſer Redensart nicht mehr ſo gar weitläuftig, ſondern gar ſehr naye ausſehen; es wäre denn, daß man mit Willen nicht ſehen und ſeine Augen vor noch ſo häufigen Denkmaalen und Zeugniſſen, aus Eigenſinn, zuſchlieſſen wollte. Läßt mich Gott leben, und wollen gelehrte Männer mich in meinen Bemühungen helfen unterſtützen, die ich um der ächten Liebe und Eyre ihres werthen Vaterlandes willen, hiermit auf die verbindlichſte Weiſe erſuche: ſo hoffe auf gedachte Weiſe nach und nach mich in Stand geſetzt zu ſehen, noch manch dunkles, ſchweres, unerlautertes, durch deutſche Alterthümer deſto klärer zu machen und zu erläutern.

Wenn ich den langen Gebrauch einer Redensart, von derſelben auch die wirklichen Denkmaale habe; dann auch noch darzu das Symboliſche, Hieroglyphiſche und Metaphoriſche mit zu Hülfe nehme, was bedarf ich weiter mehr viel Fremdes? Mein gelehrter Herr Gegner beſtimmt den Korb, daß er ſey, was von Binſen und Weiden geflochtenes. Nach ſolcher Beſtimmung werden alsdann der Adlichen ihre ſilberne Neh- Strick- und Spinnkörbchen, der bürgerlichen Perſonen ihre kupferne und meßingne Handkörbe, auch der Bauren ihre Küner und viele andre Körbe, das aufhören zu ſeyn, und alle meine Gartenzäune, die ſehr ordentlich und zierlich von Weiden geflochten ſind, werden nicht weiter mehr Zäune, ſondern Körbe heißen müſſen. Nun bitte ich mich ja nicht weiter mit einer ſo hohen Frage, oder Einwendung zu beläſtigen: wie das beyſtändige Wort ſich zu dem ſelbſtſtändigen reime? Mich deucht, daß

nennten sie in ihrer Sprache Dämesagur, von Däme, ein Exempel, und Saga, eine Geschichte; weil sie auch zuweilen wahrhafte Geschichte, doch unter verborgenen wahren Nahmen, und verschiedenen neuerdachten Umständen, zu Verbesserung der Sitten vortrugen; sonsten aber hauptsächlich die Naturlehre und Sternkunst in dieses Poetische Kleid einhülleten.

VI.

Anmerkungen über die von Meister Albrecht verdeutschten Metamorphoses des Ovidius.

DEr erste, welcher die Bücher des Ovidius von den Verwandlungen der Gestalten in deutsche Verse gebracht, ist der so genannte Meister Albrecht. Weil dieser Mann im 13ten Jahrhunderte nach Christi Geburt, und also zu einer Zeit gelebt, da die freyen Künste fast in der Vergessenheit lagen, und absonderlich die deutsche Sprache und Poesie noch ganz rauh und hart war: so ist es kein Wunder, wenn es auch dieser Uebersetzung an Zierde und Anmuth fehlt. Dem aber ohngeachtet hat man sie sehr hoch gehalten: indem man auf die mühsame Arbeit gesehen, welche dem Verfasser dadurch zugewachsen; und die darinn befindliche Fehler und Mängel auf den üblen Zustand der damaligen Zeiten geschoben. George Wickram von Collmar hatte zu dieser deutschen Schrift eine so grosse Neigung, daß er dieselbe mit vielem Fleisse von neuem durchgieng, sie gegen das Lateinische hielt, und nach seinem Vermögen hier und dar änderte und besserte, um hierdurch das Buch desto verständlicher und

man hier mit einem Schatten ſpreche. Eben ſo auch, wenn man Urnen und meine angegebne Geſäßchen, mit einander verwirrt. Eben ſo auch, wenn man die Geſchenke eines Liebhabers, mit den Geſchenken eines wirklich Verbundnen vermenget. Unſre Redensart gehört für einen Freyer, der eine Braut noch ſucht, noch bedient, und um ſie wirbt: der iſt aber noch lange kein Bräutigam, noch Verbundner. Nach dieſen Umſtänden ſind auch die Geſchenke. Was ſucht alſo ein Freyer mit ſeinen Geſchenken? mit ſeinem Binſenkorbe? die Verbindung? was ſucht er mit ſeinem Weidenkorbe? Eben das! Hier will ich noch etwas für mich aus der alten deutſchen Sprache zurücke behalten, ſo meine Herleitung ganz ungemein beſtärket. Meinem gelehrten Herrn Gegner ſcheints was unbegreifliches zu ſeyn: was Heiliges zum weltlichen Gebrauche, ja ſo gar zur ſchnödeſten Verachtung ſeiner ſelbſten anzuwenden. Allein, welcher Freyer weis das allemal vorher, wie ſein Vornehmen ausſchlagen werde? Es geſchieht ja wider ſeinen Willen.

War denn der Eheſtand oder dergleichen Verbindung, bey den alten Deutſchen bloß was Weltliches? Tacitus belehret mich eines ganz andern. Antw. zu unſern Zeiten iſts gewöhnlich, daß ein Freyer ſeiner Liebſten ſucht ein Buch zu ſchenken, ein geiſtliches Braubuch. Iſt dieß denn auch nicht was Heiliges? wie oft aber geſchiehts, und was macht uns armen Prediger oft mehr Kummer und Mühe, als wenn die Liebſte dem Freyer das Buch wieder zurücke ſchickt; oder wohl gar droht, (der

Caſus

Taſitus iſt geſchehen,) das Buch an einen höhern Ort zu ſchicken. Was thut der Freyer? Ehe ers darzu kommen läßt, ſo ſchickt er darnach, oder hohlt ſolches ſelber ab. Was ſagt man alsdann? Er hat ſich den Korb gehohlt! Hier iſt überall kein Korb, ſondern ein Gebethbuch, oder anderes Geſchenke: und doch braucht man die Redensart. Es meynt auch der Herr Verfaſſer, daß die alten Deutſchen die Art der Trauringe von den Römern überkommen, und daß dieſer Annulus Pronubus von Eiſen geweſen. Das läßt ſich leicht ſo hinſchreiben, wenn man keine geſehen. Unter einer Menge von Ringen, davan ich unterſchiedne aufweiſen kann, iſt mir nicht einer von Eiſen vorgekommen. Sie ſind alle von einem fremden Metalle und ſehen nicht roſtig, wie Eiſen, ſondern, als mit einem grünen Schmelz umgeben aus. Was will doch Tacitus viel von hieſiger Oder wiſſen, was für Gebräuche die damaligen Sueven um dieſelbe gehabt? da er von der Elbe ſchreibt: notum olim, nunc tantum auditur. Mein gelehrter Herr Gegner hält alſo ſeinem Ermeſſen nach, diejenige Meynung für die wahrſcheinlichſte, die er von der Sportula Clientelari in ſeiner Ausführung hergeleitet. Hier wünſchte ich, die Ehre zu haben, denſelben bey mir bedienen zu können. Ich habe alle Tage gar viele Clienten abzuſpeiſen. Und da wollte ich mehr, als einen Verſuch thun, ob dieſe Clienten ſich ſehr um leere Binſen und Weidenkörbe reißen, und ſolche, zu ihrem Spotte, nach Hauſe nehmen würden. Mit leeren Körben wird wohl niemand geſättiget, zumal der, der

als mein Client, sein nöthiges Brod und meinen Tisch suchet. Und bey welchem Römer steht denn dergleichen Nachricht, auf den man so viel bauen kann? Ich bitte die Schärfe in Schlüssen eben so gegen sich selbst zu gebrauchen, und alsdann wollen wir sehen, wer die stärksten Gründe und größten Vortheile auf seiner Seite hat. Ich dringe niemanden was auf; lasse mich aber durch dergleichen Disputierkunst noch lange nicht blind machen. Dadurch geräth man nur aus dem Hundertsten ins Tausende: wie eben hier aus dieser Probe zu sehen ist. Meine angegebne Körbchen sind von wenigen Zollen: und nun setzt man mir zuletzt noch gar die größten Schanzkörbe entgegen. Wie viel wäre hierbey zu erinnern? Der Herr Verfasser läßt mir nichts übrig: auch den Deutschen nichts. Alles ist römisch. Endlich will er mir noch zum Beschlusse was recht gutes wünschen; sich selbsten aber dabey um so vielmehr was zu gute thun. Der ehrliche P. O. soll noch einen schönen Reim zum deutschen Denkmaal haben. Hier fehlt nichts, als die Unterschrift, daß ich weis, gegen wem ich mich zu bedanken habe. Ich muß aber dem Herrn Verfasser melden, daß ich schon zwanzig Jahre verheirathet bin, folgends mir dadurch das größte Unglück angewünscht wird. Die gütige Vorsorge meines Gottes hat mir damals nicht nur eine Braut, sondern auch nachher manchen gesegneten Korb gegeben. Ich bin kein Cicero; aber ich habe, auch noch ausser meiner anmuthigen Amtswohnung, dennoch ein wohlgelegenes Tusculanum. Es schickt sich solches zwar

nicht zu unſer Paroemie; ich habe auch ſolches niche dazu gebraucht; es ſchickt ſich aber vollkommen wohl zu meinen beglückten Umſtänden. Sämmler.

* *

VII.

Virgils dritte Ekloge

Palämon betittelt,

in deutſche Verſe überſetzt

von

Chriſtian Wilhelm Manitius,
aus Wargen in Preußen.

Menalc.

Damätas, ſage mir, weß ſind die Schaafe hie?
Etwan des Mölibös?

Damöt.

Nein es iſt Aegons Vieh.
Er ſelber hat es ja mir letztens übergeben.

Menalc.

Du armes Wollenvieh, mußt ſtets voll Unglück leben;
Wenn er Neären ſich, jedoch voll Furcht ergiebt.
Daß ſie nicht etwan mich, mehr als ihn ſelber liebt,
Kann dieſer fremde Hirt dem armen Vieh indeſſen,
In jeder Stunde faſt, zweymal die Eutern preſſen.

Davon das Schaf die Milch, das Vieh den Saft verlohr.

Damöt.

Jedoch bedenke dich, wirf dieß nicht Männern vor,
Ich weiß es auch wer dich bey ſchief gedrehten Blicken,
In welchem Tempel man dich ſuchte zu berücken,
Die Nymphen lachten nur, da ſie es zugeſehn.

Menalc.

Ja ja ich weis es ſchon, iſts etwan da geſchehn,
Als man mich ſah voll Neid zu Mycons Weinberg kommen,
Da meine Sichel ihm den jungen Wein benommen?

Damöt.

Nein! hier am Buchenwald, da war es ganz gewiß,
Wo deine böſe Fauſt des Daphnis Rohr zerſtieß,
Den Bogen ganz zerbrach Man ſah wie es dich kränket,
Verruchter Böſewicht! daß man dieß ihm geſchenket,
Ja hatteſt du ihm nicht, auch nur zum Theil geſchadt,
Ich glaub du wärſt erblaßt.

Menalc.

Wenn eine ſolche That
Die Knechte ſchon begehn, was wird ein Herr verüben?
Wie du des Damons Bock mit Liſt beyſeit getrieben,
Obgleich Lyciſca bellt, ſah ich dir alles zu,
Und wie ich ängſtlich rief: Wohin entflieheſt du?
Komm Tityr! treib nach Haus! warſt du im Ried verſchwunden.

Damöt.

Mit Singen hatte ich den Damon überwunden,
Warum gab er den Bock, den mir mein Lied gewann,
Nicht gleich mit gut heraus? Ja zweifelſt du daran?
Der Bock war mein, er ſelbſt hat mirs geſtehen müſſen,
Als er ihn geben ſollt, ſo wollt er gar nichts wiſſen.

Menalc.

Menalc.

Du? haſt den Beck verdient? in meinem Sängerſtreit?
Haſt du der Schäferflét auch jemals dich geweiht?
Man weis ja wie dein Rohr ganz bäuriſch an dem Wege,
Manch ſchlecht und magres Lied daher zu ſchnarren pflege.

Damöt.

Wenn du Belieben trägſt, ſo geh den Wettſtreit ein.
Laß ſehn, wer mag von uns darinn der Stärkſte ſeyn?
Sieh, was iſt dein Gewinn; ich will die Kuh dran wagen.
(Ey! nimm den Vorſchlag an, weil ſie an allen Tagen,
Zweymal zum Melken kömmt, und zweene Kälber ſtillt,)
Nun ſage du einmal was deine Wette gilt.

Menalc.

Vom Viehe wag ichs nicht dir etwas Preis zu geben,
Warum? weil noch bey mir die ſtrengen Aeltern leben;
Von beyden wird das Vieh zweymal den Tag gezählt,
Ja einer ſieht auch nach ob was an Böcken fehlt.
Doch ſetz ich ſicherer, du wirſt es ſelbſt geſtehen,
Weil du ſchon Luſt bekömmſt, den Wettſtreit einzugehen,
Hier dieſe Becher aus, von Buchenholz geſchnizt:
Worinn **Alcimedon** mit ſeiner Hand geritzt,
Wie der geflochtne Wein die Trauben ausgeſtrecket,
Die ein ganz zartes Kleid von weißem Epheu decket.
Zwey Bilder nehmen hier der Becher Mitte ein,
Des Conons Bildniß, und .. wer mag der andre ſeyn?
Er hat mit ſeinem Stab den Erdenkreis den Leuten
Ganz deutlich vorgemalt: er wieß zu welchen Zeiten
Das Pflügen vortheilhaft, und wenn zu ärnten ſey.
Ich hab ſie nie gebraucht, ſie ſind ſo gut, als neu.

Damöt.

Mir hat **Alcimedon** auch solche zwo bereitet.
Die Griffe sind gar schön mit weichem Klee bestreitet,
Den Orpheus hat er drauf recht in die Mitt gestellt,
Dem sich ein dichter Wald von Bäumen zugesellt.
Ich hab sie nie gebraucht, sie sind noch aufgehoben.
Doch gegen meine Ruh darfst du sie gar nicht loben.
Gnug, heute mußt du dran, du sollst mir nicht entfliehn,
Ich folge dir stets nach, man mag dich von mir ziehn.
Dort kommt Palämon her, er mag den Streit nur hören,
Du solst schon niemand mehr, mit deinen Wetten stöhren.

Menalc.

So fang nur immer an, ich fliehe nicht davon
Das Zaudern lieb ich nicht. Mein Nachbar Palämon!
Ich bitte, gieb doch nur recht Acht auf unsre Sachen;
Sie sind von Wichtigkeit, du sollt den Ausspruch machen.

Palämon.

So singt denn, da wir uns auf weiches Gras gesetzt,
Da uns so Feld als Baum mit seiner Frucht ergötzt,
Die Wälder grünend stehn, die schönsten Jahreszeiten
Vor unsren Augen sind. Singt nur bey eurem Streiten
Die Lieder wechselnd ab. Damötas fange an,
Die Musen wollens so, Menalcas folgt sodann.

❁ ❁ ❁

Damöt.

Die Musen pflegen stets vom Jove anzuheben.
Er ists, der alles hat mit seinem Glanz umgeben,
Er, der die Fruchtbarkeit der ganzen Erde giebt,
Er ists auch, der mein Lied, und meine Verse liebt.

Menalc.

Menalc.

Und mir iſt Phöbus hold, dem ich ſtets Lorbern weihe,
Dem ich das helle Roth der Hyacinthen ſtreue.

Damöt.

Es wirft mir Galathee mit einem Apfel nach,
Sie eilt den Weiden zu, an einen heitern Bach;
Von Geilheit angeflammt, vom Lieben eingenommen,
Will ſie, im Fliehen mir erſt zu Geſichte kommen.

Menalc.

Amynt macht mir von ſelbſt die heiße Liebe kund.
Amynt den ich verehr; Wer weis ob meinem Hund
Diana jemals mehr mag ſeyn bekannt geweſen.

Damöt.

Für meine Venus ſind Geſchenke auserleſen.
Ich habe itzt den Ort, doch endlich ausgeſpürt,
Woſelbſt die Tauben ſich die Neſter aufgeführt.

Menalc.

Ich fand an einem Baum die ſchönſten Aepfel hangen,
Zehn mußte davon gleich mein ſchöner Knab empfangen;
Ich thue was ich kann, zehn ſchick ich morgen hin.

Damöt.

Wie oft hat Galathee mit ganz verliebtem Sinn
Recht ſchön mit mir geredt! Euch, Winde! will ich flehen,
Nur einen Theil davon den Göttern zuzuwehen.

Menalc.

Was hilfts, Amynt, daß du mir noch gewogen bleibſt,
Wenn du das wilde Schwein durch Wald und Fluren treibſt,
Da ich indeſſen hier das Netz in acht genommen.

Damöt.

Jola, laß mir doch die Phyllis zu mir kommen,

Weil mein Geburtstag iſt: wenn künftig ich dafür
Die Kuh zum Opfer bring, ſo komm du auch zu mir.

Menalc.

Vor allen muß ich doch die Phyllis liebgewinnen.
Letzt gieng ich von ihr weg, da ſah man Thränen rinnen.
Leb! ſprach ſie, ſchönes Kind! leb lange Zeit beglückt!

Damöt.

Wie wenn der Wolf erſcheint, der ganze Stall erſchrickt,
So wie ein Regenguß die reife Frucht verheeret,
So wie ein Wald erbebt, ſo lang der Sturmwind währet;
So wird mein Herz vom Zorn der Amaryll gebeugt.

Menalc.

So ſüß ein ſanftes Naß die friſche Saat erweicht,
Wie dem entwöhnten Schaaf die Hagediſteln ſchmecken,
So wie dem trächt'gen Vieh die Weiden Luſt erwecken,
Dieß alles iſt bey mir Amyntas ganz allein.

Damöt.

Kann doch dem Pollio mein Lied noch lieblich ſeyn,
Da es doch bäuriſch iſt; drum ſollt ihr Muſen eben,
Weil er euch öfters lieſt, ein fettes Kalb ihm geben.

Menalc.

Gar oft ſchreibt Pollio auch ſelbſt ein neues Lied,
Den Stier, der nie im Streit vor ſeinem Gegner flieht,
Der muthig und beherzt, den ſollt ihr für ihn mäſten.

Damöt.

Wer Pollio! dich liebt, dem komme das zum beſten,
Was dir das Glück beſcheert. Nur Honig fließ für ihn,
Auf Dornen mögen ihm die ſchönſten Roſen blühn.

Menalc.

Wer Bavium nicht haßt, ſoll Mävens Verſe ſingen
Er ſuche gute Milch aus Böcken zu erzwingen,
Er ſpanne Füchſe an.

Das

Damöt.

Die ihr nach Blumen gebt,
Und manche Beere pflückt, so an der Erde stehet:
Im dicken Grase liegt ein giftig Thier begraben
So euch das Sterben droht, drum fliehet weg ihr Knaben!

Menalc.

Gebt auf die Schafe acht, sie gehen sonst zu weit;
Ich trau dem Ufer nicht, der Widder selbst muß heut,
Weil ihm das Fell noch naß, stets an der Sonne stehen.

Damöt.

Treib Tityrus doch nur die Ziegen, die dort gehen,
Geschwind vom Flusse weg, so bald nur Zeit wird seyn,
Mach ich sie allesammt dort in dem Brunnen rein.

Menalc.

Ihr müßt die Schafe nur sogleich zusammen treiben:
Sonst möchte unsre Hand umsonst die Eutern reiben;
Wenn ihnen wie jüngsthin, die Hitz die Milch verzehrt.

Damöt.

Seht! ob mein Stier sich gleich mit guten Wicken nährt,
So wird er doch nicht fett: ich glaub es kommt vom Lieben,
Das ihn, wie seinen Herrn, beynahe aufgerieben.

Menalc.

Bey diesen kann wohl nicht die Liebe schuld dran seyn;
Doch schließet ihre Haut fast nichts als Knochen ein;
Ich weis nicht wer mir doch die Lämmer so mag plagen,
Daß er sie gar bespricht?

Damöt.

Wenn du mir weist zu sagen,

also desto beliebter zu machen. Aber auch diese Arbeit war noch nicht hinlänglich, dasjenige, was der Poesie und Sprache widerstritte, völlig zu heben. Man hat daher in dem 17ten Jahrhunderte noch einmal Hand angelegt, den Fehlern der Albrechtischen Übersetzung abzuhelfen, und selbige im Jahre 1631. in Frankfurt am Mayn in einem Quartbande ans Licht gestellt. Und diese geänderte und verbesserte Übersetzung ist es, über die man anietzo einige Anmerkungen mittheilen wird.

Ehe das Werk seinen Anfang nimmt, so findet man den Prologus, welchen Meister Albrecht dazu verfertiget, und zwar in eben denjenigen Versen, in denen er ihn zuerst geschrieben. Das Buch ist durch und durch an den Orten, wo es die Deutlichkeit erfodert, mit Figuren versehen worden. Über jeglicher stehet der Innhalt der Bedeutung in zweyen lateinischen Distichis, die unter dem Bilde in vier kurzen deutschen Versen erkläret worden. Beym Anfange eines Buches stehet der Innhalt desselben in deutschen Versen beschrieben. Am Ende der Capitel sind hier und da die Gedanken beygefüget worden, wodurch Gerhard Lorichius dasjenige, was Ovidius in Gleichnisse und Fabeln versteckt, verständlich zu machen gesucht. Hierbey hat er Gelegenheit genommen allerhand Regeln daraus zu ziehen, die Tugenden zu beschreiben, und die Laster zu bestrafen. Das deutsche schmeckt zwar sehr nach dem Alterthume: Die Sachen und Gedanken aber sind nicht zu verachten.

In der Überschrift gegenwärtiger Anmerkungen habe ich diese deutsche Verse nur die verdeutschten Metamorphoses genennt. Eine Übersetzung habe ich sie

In welchem Lande mag vom Himmelslicht allein,
Ein Raum drey Ellen breit, nicht mehr, zu finden seyn *?
So bleibst du mein Apoll.

Menalc.

Wenn du weist zu ergründen
In welchen Ländern wir dergleichen Blumen finden,
Drauf man die Namen liest, so Könige geführt, **
Glaub ich daß Phyllis dir nur ganz allein gebührt.

Palämon.

Nein! es gehört für mich dieß Streiten aufzuheben:
Euch beyden sollte man die Kuh zum Lohne geben.
Die Liebe fürchtet stets, ob sie gleich süße schmeckt;
Bisweilen seht ihr auch, daß sie euch Gram erweckt.
Stellt izo nur den Fluß der Quellen ein, ihr Knaben!
Die Wiese ist schon satt, und darf sich nicht mehr laben.

* Unter denen vielfältigen Deutungen, welchen man diesem Räthsel zueignen will, scheinet Servius die natürlichste getroffen zu haben, wenn er glaubet, es werde hierunter ein Brunnen verstanden, welcher 3 Ellen breit sey: und folglich könne der Raum des Himmels, der sich darinnen als in einem Spiegel abbildet, auch nicht größer seyn. (a) Ein mehreres hievon findet man in der Ausgabe des Virgils, welcher Herr Taubmann Anmerkungen beygefüget, auf der 38 Seite.

** Durch diese Blumen sollen die Hyacinthen verstanden werden, auf welchen die zween griechischen Buchstaben α und ι zu finden sind. Es deuten diese zween Buchstaben aber den Namen des alten Königes Ajax an. Siehe die obenangeführte Ausgabe Virgils, an eben dem Orte.

(a) Noch besser erklären andre dieses von dem Grabe, eines gewissen Cölii, welches nicht länger als drey Ellen lang gewesen.

* *

VIII.

Nachricht von der Ausgabe eines altdeutschen Gedichtes.

Ein gelehrter Besitzer eines schätzbaren allemannischen Gedichtes ist entschlossen, dasselbe den Liebhabern durch den Druck mitzutheilen, von dessen Werthe die Leser, aus nachfolgender von dem Herrn Besitzer desselben, dem Herrn Secret. Möser in Osnabrück, selbst verfertigten Nachricht am besten urtheilen können.

Das Gedicht besteht etwa aus 6000 Versen. Der Verfasser nennt sich **Rheinbott von Doren, Hofdichter Herzogs Otten von Bayern und seiner Gemahlinn.** Es läßt sich aus scheinbaren Vermuthungen darthun, daß dieser Herr **Otto** derjenige gewesen, welcher den Ehrennamen Illustris geführet, und daß das Gedicht ums Jahr 1247 - 50 entworfen worden. Wäre es damals Mode gewesen, den Büchern einen Titel nach heutiger Art zu geben: so würde gegenwärtiges: **der heilige Ritter Georg, ein Heldengedicht**, geheißen haben. Der Plan desselben ist sehr einfach und bestehet kürzlich darinn, das Verdienst des Marggrafen oder heil. Ritters Georg, durch Ueberwindung vieler Feinde, Versuchungen und Martern, als so viele Unterlagen, so hoch als möglich, zu steigern. Dieses wird hauptsächlich in einer Haupthandlung, da er dem Apollo opfern soll, ausgebildet. Der Held

über-

übersteht darinn alle reizende und fürchterliche Versuchungen, und wird zuletzt, nach den besten Regeln der Epopee, glücklich gemacht. Die Zwischenfabeln sind mit großer Mäßigkeit, und auch nach regelmäßigen Absichten eingeflechten. Sie geben nur eine Anbähnung zu den Einschlingungen oder Auflösungen der Haupthandlung ab. Man verlieret den Held niemals aus den Augen, und selten redet der Dichter anders, als durch den Mund seiner Personen, ob er gleich die Stücke wohl verbunden hat. Seine Beschreibungen sind malerisch und reich, nach Art der damaligen Zeiten. Er hat sich bemühet seine Bilder, die er damals erhalten können, von allem niedrigen zu entblössen, und sich auf die Staffel, die ihm damals die höchste geschienen, zu setzen. Man bemerkt an ihm oft einen Geist, der die Schranken seiner Zeiten ungern erduldet. Er läßt durch sein Wort die Engel in lichtfarbigen Gewanden herab kommen, um seinem Helden das göttliche Panier zu bringen. Er läßt ihn mit dem Abgotte kämpfen, der auf Befehl des Helden an dem großen Opferfeste aus seiner Bildseule mit schwarzem Gefieder hervortreten, und überwunden bekennen muß: nicht er, sondern der Herr sey Gott. Die Marter, welche dem Helden, dieser That wegen, überkommen, sind wie die untermengten Wunder, in ziemlicher Entfernung von einander. Man findet bey demselben keinen Neidelhart, keinen Unfalo, oder andre personirte Kleinigkeiten: die im Theuerdank gleichsam die Fuhrleute abgeben, welche die Einfälle des Dichters beständig in einerley Gleise

auf

auf einen Haufen fahren. Vielweniger verknüpfet der Dichter vermittelst der Feder einige Geschichtchen: wie der Verfasser des deutschen Heldenbuchs, die wie so viel Parallellinien neben einander laufen, ohne einen gemeinschaftlichen Punkt zu haben. Das Wahrscheinliche hat der Verfasser unstreitig am besten, nach der Beschaffenheit seiner Zeit beobachtet; nur wird der Leser so gütig seyn, zu überlegen, daß das Reich der Möglichkeiten, damals weiter als itzo gewesen; indem viele Widersprüche, wenn sie nur wesentlich und nicht scheinbar waren, unter dem Namen des Wunderbaren, einen Freybrief hatten. Doch ich will den Leser von dem Wehrte des Gedichtes selbst einen unverdächtigern Richter abgeben lassen, und ihm einige mit der Erzählung durchwebte Proben daraus vorlegen.

Nach einer Art von kurzer Vorrede, fängt der Dichter sein Werk folgendergestalt an.

v. 103. Eyn Marcgrave was von Pallastin
Des nicht werders mogte gesin
Getruwe gutig und gewere
Georius der messerere.

Der hatte drey Söhne, welche

v. 142. Als drey wilde Falcken
Unter den cleinen Vogelin

waren, und

v. 158. Als die sussen Adelarn
Sich panchende schwungen

keiner aber glich dem jüngsten, dem Marggrafen Georg.

v. 246.

v. 246. Der mit Schwerdte und mit Spere
Schon alſo ſere geurbart . . .

Die beyden ältern Brüder bereden ſich alſo, ihrem jüngern

v. 191. Des Lib iſt tuſend Lande wehrt

ihre Länder allein zu laſſen: weil ſeiner Tugend der dritte Theil deſſelben, ein gar zu kleiner Schauplaß ſeyn würde.

v. 254 Wie ſuſſe were die Stunde
Da ſin von erſten wart getacht
Und die Liebe zuſammenbracht
Da geſellet ward ſin ſame
Da was mit voller ame
Die werut mit Frouden obirſait . . .
267. Sich froueten die Roſen
Die ſtoltzen und die Loſen
277. Cziric was das Zuckerrohr
Und obirſuſſer die Wernt gar

ruft der älteſte aus. Beyde thun gleich darauf ihrem Bruder den großmuthsvollen Antrag, und gehen nach Spanien zu Schiffe, nachdem ſie einen ſehr rührenden Abſchied von einander genommen. Georg regieret alſo allein, macht aber ſeinen Nachbarn ſo viel zu ſchaffen, daß ſie einen Bothen an den Kaiſer Diocletian und Marimian um Hülfe ſenden. Der Bothe giebt dieſen hierauf einen wohlgerathnen Charakter von dem fürchterlichen Helden.

v. 424. He ſprach der Held iſt usgeſcheiden
Recht us andern Helden gar
Als us den Vogelin der Adelar.
He iſt ſenfter dan eyn Lemmelin
Da geyn als eyn Eberſchwin

Je.

Is he wo man sin bedarf,
Fründen linde Fynden scharf
Er schlet Lewen en Beren
Trachen gros und Lindworme
Er bricht in die Storme
Als eyn starker Wolkenbrost

Die Kaiser machen darauf Anstalt, ihn und alle Christen zu überziehen und auszurotten. Wie die beyden Brüder aber diese fürchterlichen Zurüstungen vernehmen, so kehren sie zurück zu ihrem Bruder, wo der Dichter wieder Gelegenheit nimmt, ihr zärtliches Wiedersehn zu beschreiben. Allein ihre Freude währet nicht lange, weil ihnen Georg bald darauf bedeutet, daß er innerlich nach des Kaisers Hofstatt gerufen würde, wo vermuthlich die Marterkrone seiner wartete.

v.717. Da wurden sie beyde missefar

besonders sprach der eine Bruder Diometer

732. Verflucht sey des Stormes weter
Das es uns nicht ertranckte

ehe sie diese betrübte Zeitung gehöret. Er bittet ihn inständig, zu bleiben

751. Eya Bule bleib durch myn bet;

denn so wenig jemand einen Thurm bauen mögte,

761. Das he stiesse an den Ether
Da sich das bitterliche Werher
Mit Donnerschlegen hebet

so wenig würde er sich über seinen Abschied, dem der Tod unvermeidlich folgen würde, zufrieden geben können. Er geräth endlich in eine Art der Verzweiflung, wenn er sagt:

v. 787. Ich begynnen nach dir tödten mich
So bin ich hier und dort verlorn
Sall ich zur Helle ſin geborn?
797. Nu willtu von mir ſcheiden
So begynnen ich mich ſo leiden
Das ich werde nimmerme gemut
Und alles das da heiſſet gut
Da will ich mich von ziehen
Und alle Tugend fliehen
Ich gediene ouch Gott nummerme...

Die Verzweiflung währet etwas lange, indem der Dichter ihn darauf den Jammer der Natur über ſeinen Abſchied malen läßt: bis endlich Georg, mit einem nicht minder ſtarken Troſte, ihren Schmerzen zu hemmen, ſich angelegen ſeyn läßt.

852. Der Marcgrave mit Jammer ſprach
Din getruwlich Ungemach
Den du Bruder haſt von mir
Mochte ich den ablegen dir
Darumme wollde ich den Lib geben
Das ich das ewige Leben
Damit nicht vorworchte
Wie wenig ich den forchte
Den viel bitterlichen tod
Der were mir eyne ſüſſe noth
Da wold ich dir lonen mit...

In beyden ſind die Gedanken gewiß ſehr erhaben und ohne allen Schwulſt. Er fähret indeß fort; und wie wohl angebracht iſt die Lehre, die er bald bey dem Schluſſe ſeiner Rede mit einfließen läßt;

v. 902.

v.902. Wer ſtrebit nach des Himmels Sal
Der iſt wyſe und nymant me

dieſe Rede rühret ſie endlich:

v.1015. Als das ſuſſe Mayenwetter
Manche lichte Blume reget

Sie bekennen ihm auf eine maleriſche Weiſe, daß ohnedem der Tod gewiß ſey, und daß es nichts helfe,

v.1068. Wie wir den Lib tzieren
Tantzen und behürduren
Hören Singen und Sagen
Darzu riche Kleyder tragen
Mit Frouden bauchen den Lib
Acht haben uf werde wib

Georg theilet ihnen hierauf, nachdem er die Freude im Himmel, als den Lohn der Märtyrer ſehr lebhaft beſchrieben, ſeine Länder aus: bey welcher Gelegenheit er ihnen erzählt, wie viel er in ihrer Abweſenheit gewonnen, und was ihm ſeine Siege für Blut und Mühe gekoſtet haben. In dieſen Beſchreibungen ſieht man recht die Ungeduld, des durch die Bande ſeiner unter ihm ſinkenden Worte, durchbrechenden Dichters; indem er ſeine, auch ihrer Körperlichkeit nach ſtarke, und nach der Natur geſtimmte Töne ſucht.

1172. Ich laſſe uch Stede und Borge viel
Die ich mit ritterlichen Spil
Etzwan ſo habe gewonnen
Das von den Heiden ronnen

Die Flosse mit dem blude
Und Rosse in dem Flude
Wuden vaste obir den Huf
Der spere Krach der Heiden Wuf
Und der Swerdte Hemmern
Das begunde also Temmern
Das es der Luft nicht vormeit
Und mit Galm dadurch sneit
Das Berge und Tal darnach dos
Die Storme Stime war so gros
Wol in der wise gestalt
Weren tusend Posunen erschallt
Darzu des Meres Windes Flos
Und die starcken Donners dos
Und breste zusammen berg und tal...
1198. Das in den Storme wart so heis
So riche wart der Poneis
Von horteilichen Krache
Das ein wilder Trache
Hette füres nicht so viel
Als man zu dissen Nytspiel
Mit Schwerten us den Helmen slug
Manch Wappen Rock u. zimer clug
Of Helm of Harnisch vorbran...

Er beschreibt ihnen die Schlachtordnungen, und mischt den ganzen poetischen Rüstzeug hinein. Die Engel und Teufel sind mit dem Empfang der beyderseitigen Seelen geschäfftig.

1349. Gott den Himmel hies thun auf
Und schauwet wie der kleine Touf

Die

Die groſſe Leidenſchaft beſtand
Ein Engel ſich vom Himmel ſwang
Eyn Banier fürte he das was lang
Eyn rod Crůze dadurch ging

Nach Endigung dieſer Erzählung, rüſtet er ſich zu ſeiner Reiſe nach Hofe.

Der Held lies ihme machen
Ein Brinn Scharlachen
Mit Golde Kolben drauf geſchlagen

ſechzig Ritter begleiteten ihn dahin, wo viele Harniſchar ſeiner erwarteten. Jeder hatte

Eyn verlaſſen Ros zu ſyner Hand
Und eyn Soumer damit
Als noch die Werden haben ſit.

Der Abſchied der Brüder iſt ſehr rührend. Sie nahmen

Orloub zu tuſend Stund
Und fuhren doch je vorbas
Des wart ir drier Ouge nas.

Dieſe Probe mag genug ſeyn, um den Werth des Dichters zu beſtimmen, der weit dauerhaftere Vorzüge hat, als das Alter. Es finden ſich überdem in ihm viele, den deutſchen Hofſtaat, die Ritterſpiele und andere Alterthümer erläuternde Sachen, beſonders eine Menge alter Wörter, die in der Sprachforſchung ein großes Licht geben können. Ich habe mir vorgeſetzet, ſolche in einigen beyzufügenden kurzen Anmerkungen zu erklären: und, um auch davon mit ein paar Worten nur die Abſicht zu zeigen: ſo will ich das gleich zuletzt vorgekommene Wort *Touf* nehmen. Touf, tufa, bedeutet ein Signum militare, und wird nach einer bekannten Figur, wie Fahne,

nicht betiteln können, weil darinnen die Regeln überſchritten worden, die man im überſetzen zu beobachten hat. Ein Uberſetzer ſoll eben die Gedanken ausdrücken, ſo in der Schrift, welche er überſetzt, enthalten ſind. Und ob er gleich der Sprache wegen, in die er überſetzt, nicht alle Worte in eben diejenige Verbindung bringen kan, in der die Worte des zu überſetzenden Buches ſtehen: So ſollen doch die vornehmſten Gedanken, welche darinn enthalten ſind, in eben der Ordnung auf einander erfolgen. In den Albrechtiſchen Verſen findet man zwar ſo viel, daß der Verfertiger den Innhalt der lateiniſchen vor Augen gehabt. Aber die beſondern Umſtände ſind nicht ſo angebracht worden, wie ſie Ovdius ausgeführet. Bald hat ſich Albrecht kürzer, als Ovidius, bald weitläuftiger, bald in einer andern Folge der Sätze erkläret. Damit ſolches deſto klärer erhelle, ſo will ich ein verdeutſchtes Stücke zergliedern. Es ſoll dieſes der Anfang des erſten Buches ſeyn. Ovidius ſchreibt:

Ante mare & tellus, &, quod tegit omnia, cœlum,
Unus erat toto naturæ vultus in orbe.
Quem dixere chaos: rudis indigeſta[illegible]e moles;
Nec quicquam niſi pondus iners; congeſtaq; eodem
Non bene junctarum diſcordia ſemina rerum.
Nullus adhuc mundo præbebat lumina Titan,
Nec nova creſcendo reparabat cornua Phœbe.

Meiſter Albrecht verdeutſcht es folgendergeſtalt:

Ehe denn Feur, Waſſer, Luft und Wind
In ein recht Ordnung geſchaffen ſind,
Wie denn ietzt jedes in ſeinem Grad
Nach Ordnung GOttes ſteußt, wegt und ſtaht,

Zuvor

für diejenigen geſetzt, ſo darunter ſtehen. Multa ſigna ſunt aquilae, dracones, vexilla, flammulae, *tufae*, Veget. de R. M. III. 5. Anfänglich war ein Zopf oder Top Heu, nachher aber ein Zopf von Kugeln und Bändern, und überhaupt du touffe, das Zeichen einer kleinen Schaar. S. Leibnitzens Deduct. vom Unterſch. zwiſchen dem Reichshouptpanier p. 50 in den geſammleten Schriften vom Reichspanier in 4to. Man ſagt noch une touffe de cheveux, ein Zopf Haar ꝛc. wie Herr Wachter anmerkt, v. Zopf. Weil das Wort einfach iſt: ſo läßt ſich wohl kein höherer Urſprung angeben.

Gleichwie nun dieſe kurze Nachricht einen jeden völlig überzeugen wird, daß dieſes Gedicht in ſeiner Art einzeln da ſey*, und viele beſondre Vorzüge vor allen andern alten Denkmälern des erſten Zeitalters der deutſchen Poeſie habe; alſo hoffet der Buchhändler Joh. Wilh. Schmidt, als Verleger, wegen nachſtehender Bedingungen, deſto weniger einen Aufenthalt zu finden. Hannover den 28 März 1749.

Bedingungen.

1) Weil es nur ein Werk für Liebhaber iſt: ſo ſollen überhaupt nicht mehr Exemplare abgedruckt werden, als ſich Pränumeranten oder Subſcribenten finden.

2) Wer ein Exemplar außerdem von dem Verleger

* Es giebt unſers Erachtens noch unzählige ſolche Schätze auf der Wiener, Dresdener, Gothaer, Wolfenbütteler, und hieſigen Paulinerbibliothek; die wir auch groſſentheils in Händen gehabt, und theils ſelbſt beſitzen.

leger erhält: dem ſoll daſſelbe nebſt dem doppelten Werthe verfallen ſeyn.

3) Die Pränumeration währet nicht länger, als von der itzigen Oſtermeſſe bis zur nächſten Frankfurter und Leipziger Michaelmeſſe 1749.

4) Sämmtliche Pränumeranten erhalten ein Exemplar auf Schreibpapier in groß Folio; und ihre Namen werden voran gedruckt, weshalben man denſelben, bey Empfang der Quittung zu nennen bittet. Die Subſcribenten bekommen ein Exemplar auf gut Druckpapier.

5) Der Pränumerationspreis iſt 1 Ducaten, und das Werk wird 4-5 Alphabeth.

6) Wenn ſich nach Verlauf des obengeſetzten Termins zweyhundert Pränumeranten finden: ſo ſoll mit dem Drucke angefangen und das Werk in der Oſtermeſſe 1750 denſelben ausgeliefert werden.

7) Diejenigen ſo zu pränumeriren Bedenken tragen, gleichwohl aber darauf ſubſcribiren oder Beſtellung thun wollen, müſſen ſolches in gleicher Friſt bewirken.

8) Diejenigen ſo auf 12 Exemplaria pränumeriren, erhalten den Werth des dreyzehnten; oder dafern ſie einen Namen dazu angeben, das Exemplar umſonſt. Wer auf 6 voraus zahlt, erhält die Hälfte des 7ten vergütet.

Pränumerationen werden inſonderheit gegen Quittungen angenommen.

Augſpurg, bey Herrn Maſchenbauer. **Bamberg, Nürnberg, München**, bey Hrn. Lochnern, Buchhändlern. **Berlin**, bey Hrn. Spenern. **Cöln**, bey Hrn. Metternichen. **Erfurt**, bey Hrn. Webern,

Buchh. Frankfurt, bey Hrn. Garben. Dresden, bey Hrn. Walthern, Buchh. Hamburg, bey Hrn. Herolden, Buchh. Manheim, bey Hrn. Eslingern. Maynz, bey Hrn. Krebſen. Nördlingen, bey Hrn. Mundbachen, Buchh. Offenbach, bey Hrn. Kanzleydirectorn Buri. Osnabrück, bey Hrn. Lev. Vogten. Regenſpurg, bey Hrn. Badern. Straßburg, bey Hrn. Dulſeckern. Stuttgard, bey Hrn. Erharden. Tübingen, bey Hrn. Bergern. Ulm, bey den Herrn Wohlern, Gebrüdern. Wien, bey Hrn. Krauſen, it. Monathen, Buchh. Zürch, bey Herrn Heideggern. In der Leipziger und Frankfurter Meſſe, wie auch in Göttingen, Hannover und Lüneburg, bey dem Verleger, Joh. Wilhelm Schmidten ſelbſt.

* *

IX.

Schreiben des Herrn D. Stiefs aus Breslau, an den Herausgeber dieſes Bücherſaals, die Sonn- und Mondfinſterniß des vorigen Jahres betreffend.

Dieſelben haben in einem Theile ihrer Monatſchrift eine Obervation der ſo merkwürdigen Sonnenfinſterniß des verwichenen Jahres eingerückt: und Sie werden mich ihnen verbindlich machen, wenn Sie ſich die Nachrichten von beyderley Finſterniſſen, wie wir ſolche hier in Breslau beobachtet, nicht unangenehm fallen laſſen, und ſolchen

ſelchen ein Plätzchen in gedachter Schrift vergönnen wollen. Die Herren Patres der Geſellſchaft Jeſu, haben auf ihrem hieſigen koſtbaren neuen Collegio, ein recht gutes Observatorium angelegt: allwo der dermalige öffentliche Lehrer der Mathematik, Herr Gottfried Scholz, ein fleißiger und geſchickter Mann, mit aller benöthigten Vorſicht ſeine Obſervation anſtellte; und mich als ſeinen Gemüthsfreund ebenfalls hierzu einladen ließ. Ich kann Ihnen daher, außer dem beygefügten, annoch verſchiedenes berichten; welches ich beobachtete, da ſich mittlerweile der Pater am meiſten auf die Wahrnehmung der Zeit befliß. Der Himmel war des Morgens ganz hell, bis ſich nachgehends um 9 Uhr einiges Gewölk einfand; das aber dennoch den Anfang und das Mittel der Finſterniß, ohne ſonderbare Hinderniß zu beobachten verſtattete.

Ungefähr gegen dreyviertel auf 1 Uhr überzog ſich der Himmel mit dicken Regen und Wetterwolken dergeſtalt, daß es etwas zu ſprühen anfieng, jedoch bald nachließ, und das Gewitter ſelbſt etliche Meilen von uns entfernt blieb; bey Brieg hingegen, ſechs Meilen von hier, deſto heftiger wütete. Nachher zertheilte ſich das Gewölk; und obgleich der Himmel nicht weiter ganz hell ward, ſo ſchenkte uns doch zuweilen die Sonne ihre heitern Blicke. Die durch die ſtärkſte Verfinſterung verurſachte Beraubung des Lichts auf unſrer Fläche, iſt zwar ſehr merklich, aber bey weiten nicht ſo groß geweſen, als man anfangs vermuthete: und unerachtet die Sonne 11 Zoll 17 Scrupel ihres Lichts be-

, raubet worden, so daß nur noch ein kleiner Sichelschein übrig blieb: so ward es doch nicht finsterer, als die Abenddämmerung nach Sonnenuntergange. Keinen Stern habe ich sonst sehen können, als den Planeten Merkur, 25 Grade gegen Osten, und die Venus.

Bey dieser merkwürdigen Himmelsbegebenheit wollte ich auch einigermaßen untersuchen, in wieweit die Wirkung der Brenngläser sich etwan abändern möchte, und gebrauchte mich zu diesen Versuchen dreyer Brenngläser, von verschiedener Kraft und Größe: wovon besonders das größte augenblicklich das dickste Schreibpapier in Flammen versetzte. Die Verfinsterung von 1. 2 und 3 Zollen des Sonnentellers verhinderte nicht um den mindsten Theil. die ordentliche Wirkung dieser Gläser; weder an ihrer Kraft, noch an der Zeit der Zündung. 4. 5 Zolle verhinderten ungefähr um ein paar Secunden die Zeit der Zündung; welches da die Verfinsterung immer weiter zunahm, nach Vermehrung der Zolle auch immer merklicher ward, und der Zeitverlust um etliche Secunden mehr anwuchs. Mit 9 Zollen vermochte ich annoch Leschpapier gar leicht anzubrennen. Gegen 10 Zolle fiel es schon schwer zu zünden, und über den zehnten war alle angewandte Mühe gar vergebens. Von der verschiedenen Wirkung meiner gebrauchten Gläser, muß ich annoch anmerken, daß das Große am längsten seine brennende Kraft wies, und das Kleinste solche schon nach dem 8 Zolle der Verfinsterung gänzlich verlohren hatte. Ferner verlängerte sich auch die Zeit der

ver-

verhinderten Zündung bey dem kleinſten vielmehr und eher, als bey dem mittelſten: und ich konnte mit dem großen Glaſe vom 4 bis 10 Zolle mit weniger Zeitverluſt, als mit den zwey erſtern die Wirkung des Anglimmens verſpüren. Ich würde dieſe Verſuche mit tauglichen Brennſpiegeln wiederholt haben, wenn es nicht ſchon zu ſpät geweſen wäre, ſolche herbey zu ſchaffen, und in ihre gehörige Richtung zu ſetzen.

Ich habe annoch ein paar Mondfinſterniß-Beobachtungen beygeleget, wie ich ſolche von den unterſchriebenen Herren Beobachtern, als meinen Herren Correſpondenten aufgeſetzt erhalten: und ich bedaure, daß ich dieſelbe an Eu. Hochedelgeb. nicht eher zu überſchicken im Stande geweſen bin. Selbſt habe ich die Mondfinſterniß nicht obſerviren können: weil ich mich eben damals auf der Reiſe nach dem böhmiſchen Johannisbade, zu einem Patienten befand. Der Herr Pater Scholz in Breslau lag auch eben damals an einem Fieber gefährlich krank; ſonſt hätte ich ſeine allhier gemachte Obſervation gewiß beygeleget.

Sonſt habe ich verwichenen Sommer und Herbſt mit anatomiſchen und phyſikaliſchen Unterſuchungen der Heuſchrecken, ſo viel mir hierzu meine Praxis Zeit gelaſſen, zugebracht: da dieſes Inſect bey uns viel Aufmerkſamkeit verurſachte ꝛc.

D. Stief.

Wra-

Wratislaviae ſub elevatione Poli 51° 7'.

Obſervatio Eclipſis ſolaris 1748. d. 25 Julii Horologio juxta lineam Meridianam directo

	H.		
Initium	10.	52.	temp. app.
Maxima obſcuratio	0.	10.	
Finis	1.	41.	25"
Tota duratio	3.	11.	-

Quantitas maximae obſcurationis XI. digit. 17. Scrup:

Godefridus Scholtz.

Olomucii ſub Elevatione Poli 49°. 34'.

	H.		
Initium	10.	39.	30.
Maxima obſcuratio	0.	16.	47.

Quantitas maximae obſcurationis X. digit. 55. Scrup.

Poſt maximam obſcurationem nubes, hasque inſequens tempeſtas obſervat. interturbarunt.

Obſervatio Ecclipſis Lunaris 1748. inter VIII. et IX. Aug.

H.		
11.	15.	17. Penumbra jam lunam ſubiverat.
-	16.	29. Penumbra denſior.
-	17.	49. Certum erat Eclipſin incepiſſe. Subeunt nubes denſiores.
11.	31.	2. umbra appulit ad Tychonem.
-	32.	59. - - ad Grimaldum.
-	34.	12. mergitur plene Tycho.
-	41.	20. - - Grimaldus.
-	44.	- - - Ricciolus.

Plura obſervare nubes denſiores eaeque continuae vetabant.

Finis

Finis inter nubes dubius, hora 1. min prim. 33′, ſecund. 28.

Finitam tamen Eclipſin certum erat - - - - 35′

Sec. 9. *Maximilianus Jenſ.*

Pragae obſerv. Eclipſis Lunaris 1748.

H. 11. 5′. 56″. Penumbra jam Lunam ingreſſa erat.
- 26. 26. Penumbra denſior.
- 9. 21. Certum erat incepiſſe Eclipſin.
- 14. 26. Mare humorum incepit mergi.
- 21. 23. Umbra ad Tychonem.
- 23. 41. - - Grimaldum.
- 24. 16. Mergitur totus Tycho.
- 26. 21. Umbra ad mare nubium.
- 31. 21. Mergitur totus Grimaldus.
- 48. 12. Umbra ad Keplerum.
- 56. 56. - - Fracaſtorium.

12. 2. 51. Mergitur totus Fracaſtorius.
- 3. 20. Incipit emergere totus Grimaldus.
- 10. 11. Emergit plene.
- 25. 49. Mergitur plene mare Nectaris.
- 31. 10. Umbra ad Langrenum fere.
- 39. 0. Incipit emergere mare Nectaris.
- 44. 24. Emergit plene mare humorum.
- 52. 30. Item mare nubium.
- 55. 13. Incipit emergere Fracaſtorius.
- 57. 12. Ejusdem plena emerſio.
- 59. 13. Incipit emergere Tycho.

1. 0. 35. Ejusdem plena emerſio.
- 18. 24. Dubius finis Eclipſis.
- 22. 14. Certum erat finitam fuiſſe Eclipſin.

Joſephus Steplinus.

* *

X.

Gedruckte Sachen, so in den Jahren 1748 und 1749. zu Königsberg herausgekommen.

Vom 1748 Jahre. im Herbstmonate.

Erhard Christian Jesters, Pfarrers der deutschen evangelisch-lutherischen Kirchen auf der königl. Freyheit Sackheim, Predigt am erstern Jubelfeste dieser Kirchen, aus Marc. 7, 31-37. von den großen Wohlthaten Gottes in Stiftung und Erhaltung der Tempel und des öffentlichen Gottesdienstes, den 1ten gehalten; imgleichen J. G. Bocks, Gedicht auf diesen Gedächtnißtag.

Joh. Jacobi Roscii. R. B. Specimen inaugurale de vera Cataracta lactea crystallina pro gradu doctoratus.

Im Weinmonate.

Jacob Friedr. Werners, Lobrede dem hundertjährigen Gedächtnisse des westphälischen Friedens im Namen der freyen Gesellschaft gewidmet, von dem durch diesen Frieden beförderten Wachsthume des preußisch-brandenburgischen Hauses, den 24sten.

Im Wintermonate.

Carl Reinhold Schmidts, der königl. deutschen Gesellschaft Mitglieds Glückwünschungsgedicht, auf das Klinger und Schärmachersche Eheverbindniß, von einer angenehmen Gegend bey Königsberg, den ersten.

Chri-

Christian Friedrich Wernickens, Sendschreiben an Seine Magn. Hrn. Joh. Christoph Gottsched, ordentl. Lehrer der Logik u. Metaphysik, ꝛc. ꝛc. im Namen der freyen Gesellschaft abgelassen, als er mit dem akademischen Purpur in Leipzig zum viertenmal bekleidet worden, den 13ten.

Im Christmonate.

Joh. Jac. Kreuschners, Ode auf den Hintritt Hrn. August Friedrich Passargens, der Arzneykunst Doctorandens und Mitgliedes der freyen Gesellschaft im Namen derselben abgefasset, den 5ten.

Gustav Wilh. Barons v. Budberg Standrede bey dem Trauergerüste Hrn. Johann Heinrichs Freyherrn von Tiesenhausen, Premierlieutn. bey dem von Schorlemerschen Regiment den 17 gehalten.

D. Schultzii, Programma de lege divina scripta locum faciente Evangelio, Christo et Gratiae, die natalitio servatoris propositum, den 25ten.

Vom 1749 Jahre. Im Jenner.

Joh. Ge. Bocks, Ord. Prof. Gedicht bey der Gedächtnißfeyer der königlichen Salbung, von der erneuerten Wohlfahrt der Unterthanen, als der wahren Krönung eines Fürsten, den 18ten

Johann Simon Icklers, aus Grimnitz in der Uckermark, Rede in der freyen Gesellschaft, bey der Feyer des Geburtstages Friedrich II. Königes in Preußen ꝛc. von dem glücklichen Namen Friedrich, den 23 Jenner gehalten.

Joh. Ge. Bocks, der Univers. zu Königsb. Pr. Ord. und Mitgl. der königl. preuß. Akademie der Wis-

sen

Zuvor wars ungeſcheiden noch,
Waſſer und Erd die ſtunden hoch,
Denn ſie damals den Luft begriffen,
Ungeſtümlich durch einander lieffen,
Die Erd ſich niederſenkt ſchwerlich,
Ein Bleyklotz in einem Ey glich.
So mocht auch in kein Weg die Erden
Von den Waſſern nimmer ſatt werden,
Dem Waſſer gſchah von ihr auch bang,
Daß es mocht kommen in kein Gang,
Und ſtritten alſo um das Gwicht,
Die Schwäre kämpffet mit der Licht.
Das Drucken war wider das Naß,
Die Hitz wider die Kälte was.
All Ding ſtrack wider nander war
Mit ſolchen Kräften, daß nie gar
Die Element kamen in gemein,
Sie mochten haben kein Verein:
Kein Sonn noch Mond noch ſcheinen thet,
Die Finſterniß ihren Fürgang hett.

Könnte man mit Grund der Wahrheit ſagen, daß hier im deutſchen eben die Gedanken ausgedrückt wären, welche der lateiniſche Dichter vorgebracht? Worte ſind gnug da. Aber ſie haben einen ganz andern Verſtand, als in den 7 lateiniſchen Zeilen enthalten iſt. Ovidius gedenkt in denſelben nichts vom Feuer, von der Luft und vom Winde. Man lieſt darinn nichts von der Ordnung, in welche dieſe Dinge geſchaffen ſeyn ſollen. Es wird nichts geſagt, daß das Waſſer und die Erde hoch geſtanden, daß ſie die Luft begriffen, daß die Erde einem Bleyklotze in einem Eye gleich geweſen, daß ſie vom Waſſer nimmer habe ſatt werden können, daß dem Waſſer bange geworden, weil es nicht habe können in ſeinen Gang kommen, daß ſie um das Gewicht geſtritten, daß die Schweere mit

ſenſchaften Gedicht auf den Geburtstag Friedrichs II. Königs von Preußen, den 24ten.

Theod. Gottfr. Helings, der pillauiſchen Garniſonsſchule Conr. Poeſie auf eben dieſes Geburtsfeſt.

George Wilh. Polikeins, Scherzgedicht bey dem Beyer und Reyningſchen Myrthenfeſte, vom ſpröden Schäfer, den 28ſten.

Im Hornung.

Joh. Carl Fichlau, Phil. Cult. Gedicht, als Hr. Joh. Wilhelm Pychlau, Gerichtsverwandter hieſiger königlicher Haupt- und Reſidenzſtadt Königsberg, mit Jungf. Agathen Dorothen Sauerinn ſein Hochzeitfeſt beging, den 12.

Eines aufrichtigen Muſici Cantata, bey dem Neumann-Paiſſenſchen Hochzeitfeſte, den 19.

Im März.

Johannis David Wiſſel, Wollino Pomerani, Diſſertatio Medica Inauguralis, ſiſtens genuinam Aſcitis hiſtoriam ex Anatomicis, Chemicis, et Therapeuticis principiis aperte erutam; mit *Ferd. Wilh. Mühlmann*, Med. et Chir. Cult. Nova-Wieda Rhenani, und *Frid. Aug. Schulz*, Med. Stud. Luneb. Glückwünſchungsgedichten.

M. Iohannis Bernhardi Hahn, R. B. Diſſertatio Inauguralis de geſtibus Oratorum, methodo mathematica pertractata. Reſp. *Joanne Gotthelff Lindner*, Pomerano, Art. Lib. et philoſoph. Cultore; den 25ten.

T. Muzels, G. L. Meiſſels, u. L. G. Hentſchens Gedichte auf dieſe Begebenheit.

Johannis Daniel Funk, Lithuani, Diſſertatio Inauguralis de Habitatione, magis in facto quam in jure conſiſtente, occaſione l. 10. ff. de Cap. Minut. pro ſummis in Jure utroque honoribus d. 5 Kal. Apr.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 5. Stück.

Kk 1945. 17 Alb

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im May 1749.

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Ode, auf Ihrer königl. Hoheit, der durchlauchtigſten Fürſtinn und Frau, Frau Maria Antonia, königl. Churprinzeſſinn zu Sachſen, geſchehene Aufnahme, in die römiſche Akademie der Arkader, welche vor mehr als einem Jahre geſchehen war.

Gegenwärtiger Bücherſaal hat in dem I St. des VI. Bandes ein wälſches Singgedicht mitgetheilet, welches aus der ſo erhabenen, als geiſtreichen Feder, der durchlauchtigſten Dichterinn unſrer Zeiten, gefloſſen war. Kaum war eine Abſchrift davon nach Rom gekommen, als die berühmte Academia degli Arcadi daſelbſt, ſich nach der Ehre ſehnete, die ſinnreiche Verfaſſerinn deſſelben, unter die Zahl ihrer Mitglieder rechnen zu dörfen. Sie erinnerte ſich, daß ſie ſchon vor vielen Jahren, die durchlauchtigſte Großherzoginn von Toſcana, aus dem churfürſtl. bayeriſchen Hauſe, als eine Geſellinn ihrer poetiſchen Uebungen verehret hatte. Dieſe durchlauchtige Zunftgenoſſinn hatte bey ihr den Geſellſchaftsnamen, Armelinda geführet; und dieſer Platz, der

seit einiger Zeit erlediget war, konnte durch keine würdigere Nachfolgerinn wieder bekleidet werden, als durch eine Prinzessinn aus eben dem Hause; die itzo Sachsen, nicht weniger durch ihren Geist, als durch ihre Gnade beseliget. Dieses geschah nun, auf einmüthigen Schluß der arkadischen Akademie*: und es ward diesem neuerwählten durchlauchtigsten Mitgliede, der akademische Namen, **Armelinda Talea**, beygeleget.

Eine solche Begebenheit ward kaum durch die öffentlichen Zeitungen in Sachsen bekannt, als es auch die sächsischen Musen, theils vergnügte, theils auf die Wälschen neidisch machte. Das erstere, war guten Patrioten ganz natürlich, indem sie sahen: daß die unstreitigen Verdienste eines deutschen Geistes, auch in Wälschland erkannt worden waren; ja daß eine der berühmtesten Akademien, die sich durch die Reinigung, des im vorigen Jahrhunderte höchstverderbten Witzes, verdient gemacht hatte, sich eine Ehre daraus machte, diese vortreffliche deutsche Dichterinn in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Das andre aber, konnte gleichfalls eifrigen Deutschen leicht wiederfahren, wenn sie bedachten: daß auswärtige Musen, durch den Beytritt einer so großen deutschen Prinzessinn nur stolzer gemacht würden; indessen, daß unsre deutsche Pierinnen sich keiner solchen Gnade zu rühmen wüßten.

Beydes:

* Wer von derselben und ihren Verdiensten einige Nachricht verlanget, der schlage im 2. Bande dieses Büchersaals den Artikel, von Alex. Guidi Gedichten auf.

Beydes ſuchte, im Namen aller deutſchen Muſen, in einer deutſchen Ode, ein hieſiger bekannter Gelehrter auszudrücken; in dem Vorſatze, ſolche gerechte Empfindungen, ſelbſt vor die erleuchteten Augen Ihrer königl. Hoheit zu bringen: ſobald nur Leipzig die Ehre haben würde, Dieſelben wiederum in ſeinen Mauren zu ſehen. Allein es verliefen ſeit der erſten gnädigen Anweſenheit, wohl anderthalb Jahre, ehe dieſe Stadt ſolches hohen Glückes theilhaftig ward. An itztverfloſſener Oſtermeſſe geſchah es, daß Ihre königl. Hoheit, nebſt Dero durchl. Herrn Gemahls königl. Hoheit, ſich allhier faſt vierzehn Tage lang aufhielten: und hier ermangelte der Verfaſſer des folgenden Stückes nicht, ſich um die Erlaubniß zu bewerben, ſelbiges, einer ſo gnädigen Beſchirmerinn der Muſen, mit gebührender Ehrfurcht zu überreichen.

Er erhielt ſelbige nach Wunſche, und bekam zugleich Befehl, ſolches alsdann zu thun, wann er Sr. königl. Hoheit, dem durchl. Churprinzen, eine gewiſſe mathematiſche Erfindung, zu ſinnlicher Vorſtellung der Sonnenfinſterniß vorigen Jahres, zeigen würde; als wozu ihm die Zeit allbereit angeſetzet war. Kaum traten Ihre königl. Hoheit zu der beſtimmten Stunde ins Zimmer, als er ſich der erhaltenen Erlaubniß gemäß bezeigete, und ſein Gedicht unterthänigſt überreichte. So gnädig ſelbiges angenommen ward, eben ſo huldreich lautete die Antwort: daß man dieſes Stück lieber von dem Verfaſſer ſelbſt ableſen hören wollte. Einem ſo gnädigen Befehle nun, ward von ihm deſto williger

der ſchuldige Gehorſam geleiſtet; je wenigern Dichtern es ſo gut geworden iſt, ihre Arbeiten ſelbſt vor die Ohren der Großen zu bringen: in deſſen Entſtehung aber, dieſelben insgemein das Schickſal haben, entweder gar nicht, oder doch zu vieler Verminderung ihres Werthes, geleſen zu werden. So lautet indeſſen dieſe Ode.

Des Bäyerſtammes ſchönſtes Reis!
Erhabne Frau! itzt Sachſens Preis,
Das Dich, als Schutzgeſtirn verehret;
Prinz Friedrichs würdigſtes Gemahl!
Der uns durch die beglückte Wahl,
Nicht minder Seinen Geiſt, als Deinen Werth gelehret.

Wie ſehr erhöhſt Du unſer Glück!
Da Dein ſo aufgeklärter Blick,
Sich auf den Pleißenpindus lenket.
Wie froh wird itzund unſer Chor!
Das jüngſt faſt allen Muth verlohr,
Als Du die größte Huld Heſperien geſchenket.

Wir hörten ja den Tyberſtrom,
Und das in Künſten ſtolze Rom,
Mit Deinem hohen Namen prangen.
Man rühmte ſich, daß Witz und Kunſt,
Durch Deines Beytritts Gnad und Gunſt,
An Dir den ſchönſten Schmuck des Muſenchors empfangen.

Des Grajerlandes beſtes Stück,
Der alte Sitz von Ruh und Glück,
Arkadien giebt ihm den Namen. Der

Der Schäfer Unschuld ziert die Zunft,
Bey der so Tugend als Vernunft,
Und Geist und Wissenschaft beglückt zusammen kamen.

Die Musen ehren noch den Tag,
Als Wälschlands irrender Geschmack,
Durch diese Stiftung sichrer worden.
Was um den ganzen Apennin,
Bis in den Grund verderbet schien,
Das reinigte der Fleiß von diesem Schäferorden.

Petrarchs und Dantens großer Geist,
Der sich noch itzt in Schriften weist,
War allgemach in Rom vergessen.
Trißin und Tasso schienen alt,
Ganz kraftlos, ungeschmackt und kalt;
Wenn man sie nach der Schnur der Neuern abgemessen.

Was deutlich war, das hieß man matt:
Der blöden Wahrheit war man satt;
Und strebte nach verwegnen Bildern.
Man floh bescheidner Dichter Bahn:
Warum? Marin, und Loredan
Verlachten die Natur, um kühn und frech zu schildern.

So seltsam ist der Unbestand
Des Menschen, der mit eigner Hand,
Bald bauet, bald sein Werk zerstöret:
Des einen Zeitlaufs höchster Ruhm
Wird nicht des andern Eigenthum,
Der oft mit toller Faust der Aeltern Glanz verkehret.

So tobte sonst der Gothen Schwarm,
So hat der Longobarden Arm,
Der alten Römer Pracht zerdrümmert.
Hier galt nicht Kunst, nicht Erz und Stein:
Die Barbarey riß alles ein,
Was Einsicht und Verstand in langer Zeit gezimmert.

So fiel auch der Lateiner Witz,
Als Rom auf seinem Musensitz
Lucanen für Lucrezen ehrte:
Als Claudian und Silius,
Mehr, als vorhin Propertius,
Und Maro und Tibull der Römer Lobspruch hörte.

Wie, wenn Vesuv, aus hohler Kluft,
Des heitern Himmels klare Luft
Mit Asche Rauch und Wust erfüllet;
Der Tag entweicht, der Wandrer zagt,
Der sich, in Dampf verhüllt, beklagt,
Indem der nahe Schlund mit tiefen Donnern brüllet:

So war das Reich der Dichtkunst auch,
Durch des verfälschten Witzes Rauch,
Um Klarheit, Licht und Glanz gekommen.
Des Aberwitzes dunkler Schein
Nahm die betrognen Dichter ein;
Bis Wahrheit und Vernunft am Pindus Platz genommen.

Die treusten Schüler der Natur
Entdeckten Wälschland jene Spur,
Darauf die güldnen Zeiten giengen;

Als Naſo Flaccus und Virgil,
Ihr reingeſtimmtes Seytenſpiel,
Als Freunde der Vernunft, vom Phöbus ſelbſt empfiengen.

Man warf der Thorheit Feſſel ab,
Als Guidi kaum ein Muſter gab,
Daß die Natur auch bloß gefalle:
Verſteckter Bilder dunkler Schmuß,
Und weitgeſuchter Wörter Puß
Entwichen nun beſchämt Apollons reinem Schalle.

Kein Wunder! daß itzt Wälſchlands Geiſt
Das Muſter guter Dichter heißt;
Seit man Natur und Kunſt verehret!
Verſtand und Witz gehn itzt gepaart,
Seit mancher Geiſt von edler Art
Zu der erlauchten Zunft der Arkäder gehöret.

Auch Du gehörſt zu ſolcher Zahl,
Durchlauchtigſte! ſeit Dich die Wahl,
Der klügſten Männer hochgeſchätzet:
Seit Roms geprieſner Schäferſitz,
Auch Armelindens Geiſt und Witz
Der größten Geiſter Reih nach Würden beygeſetzet.

Wo unſer theurer Churprinz war,
Als Ihn der wälſchen Muſen Schaar
Zum Schutzgott aller Künſte weihte!
Da prangt voritzt Dein hoher Ruhm,
Da wird Dein Kiel das Eigenthum
Des edelſten Geſchmacks, die Luſt gelehrter Leute!

dem Lichte gekämpft, daß das Trockne wider die Kälte geweſen. Einige Dinge hiervon kommen erſt unten nach der 17ten Zeile vor, allwo es heiſt:

Obſtabatque aliis aliud: quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia ſiccis,
Mollia cum duris, ſine pondere habentia pondus.

Hiernechſt hat ſich Albrecht auch dieſer Freyheit angemaßt, daß er die angeführten Zeilen mit einer moraliſchen Anmerkung begleitet, von welcher im Ovidius nicht die geringſte Spur anzutreffen iſt. Sie lautet alſo:

Jedoch wie die Ding geſchaffen warn,
Hat menſchliche Vernunft nie erfahrn.
Denn ſo mehr man drauf ſinnt und tracht,
So mehr irrig wird man ich acht.
Darum ich den für einen Thoren halt,
Der will erwegen ſolcher geſtalt,
Die Ding die nimmer ſind zurfahren,
Ich gleich ihn einen tollen Narrn,
So vogeln geht in einen Wald,
Ein unbekannten Weg und Halt,
Und geht doch für ſich mehr und mehr,
Biß er verrirret alſo ſehr,
Daß er nicht weiß wo aus er ſol,
Wer doch hie auſſen blieben wol,
Dieweil er Steg und Weg noch wuſt:
Alſo irrt er ſich auch umſonſt,
So heimlich Ding meynt zu ergründen,
So menſchlich Vernunft nie mocht finden.

Man wird die entdeckten Mängel noch beſſer erkennen, wenn man eine Überſetzung, in welcher man ſich von den Geſetzen der Überſetzung genau einſchränken laſſen, dargegen lieſet:

Sey nicht mehr stolz, erhabnes Rom!
Es zeugt auch Deutschlands Iserstrom
Noch Seelen von erhabnen Sinnen.
Auch an der Elbe wohnt ein Geist,
Der alles, was nur edel heißt,
Durch Witz und Fähigkeit fast scherzend kan gewinnen.

Auch du, berühmter Seynenstrand!
Magst uns mit eifersüchtger Hand
Der reinsten Dichtkunst Lorber schicken!
Die Dichterinn, die Rom gefiel,
Schlägt auch der Franzen Seytenspiel;
Und ihr geübter Klang kann selbst Paris entzücken.

Wir haben es erstaunt gesehn,
Was jüngst durch Ihren Kiel geschehn *:
Allein Sie winkt; wir müssen schweigen.
Die Andacht hat es Gott geweiht:
Gemeiner Musen Niedrigkeit,
Kann solch ein Meisterstück der Dichtkunst niemals zeigen.

Ach Armelinda! hätten wir,
Doch auch in Deutschland, das an Dir,
Was Rom und Frankreich von Dir preisen!
In ihren Sprachen schreibt Dein Kiel,
Ertönt Dein süßes Seytenspiel;
Ist Deutschland denn zu schlecht, Dich als sein Kind zu weisen?

Wer

* Siehe den VI Band dieses Büchersaals im I Stücke, auf der 3ten und folgenden Seite allwo ein französisches Gedicht, dieser erhabenen Dichterinn bekannt ge-

Wer lallte nicht der Mutter nach,
Bevor er fremde Töne sprach;
Die allen Lippen schwerer dünken?
Warum soll denn Germania,
Die Dich auf ihrem Schooße sah,
Bey fremder Völker Stolz, allein verschmähet
sinken?

Vor alten Zeiten hieß ja schon,
Des Bäyerlandes Herzogsthron,
Der Dichter Schutz, der Musen Amme.
Ganz München war voll Kunst und Witz,
Der deutschen Heldensprache Sprache Sitz:
Und Dein erhabner Geist entspringt von diesem
Stamme?

Doch nein! Durchlauchtigste! Dein Spiel,
Und Dein zum Dichten starker Kiel,
Mag nur mit deutschen Liedern schweigen!
Denn, singst Du, so verstummen wir:
Wer würde sich wohl neben Dir,
Auf unsrer Dichterbahn, mit heisrer Flöte zeigen?

Bey Nachtigallen schweigt der Staar;
Und Engelstimmen kann fürwahr
Nichts Sterbliches im Ton erreichen.
Drum, hörte Dich ein deutsches Ohr;
So müßte ja der ganze Chor
Germaniens, beschämt vom Helikon entweichen.

Sey

machet worden. Es führet den Titel: Sentimens d'une Ame penitente, sur le Pseaume, *Miserere*, und ist ganz in Kupfer gestochen.

Sey nur den deutschen Musen hold!
So wird der freyen Künste Gold,
Durch Deiner Gnade Beystand glänzen.
So kennt der Flor der Wissenschaft,
In Meißens Flur, durch Deine Kraft,
So wie Dein hoher Ruhm auf Erden, keine Gränzen.

Wir können hier zwar nicht melden, mit was für einer gnädigen Aufmerksamkeit dieß Stück von dem durchlauchtigsten hohen Paare angehöret worden: so viel aber dörfen wir, zu besonderm Ruhme seiner Großmuth und Gnade, gegen die deutschen Musen, nicht verschweigen; daß folgenden Tages von Sr. hochreichsgräflichen Excellenz, dem Herrn Cabinetsminister Grafen von Wackerbart, als Sr. Königl. Hoheit, des königl. Churprinzen Oberhofmeistern, auf Befehl und im Namen Sr. königl. Hoheit, dem Verfasser desselben, ein überaus verbindliches Schreiben, nebst einer eingeschlossenen goldnen, mit Edelgesteinen verzierten Uhr und Kette, übersandt worden. Ein solch deutliches Merkmaal des gnädigen Beyfalles, und der huldreichen Achtung, darinn auch die deutschen Musen bey unserer gnädigsten hohen Herrschaft stehen, verdienet sonder Zweifel allenthalben kund gemacht, und selbst auf die Nachwelt fortgepflanzet zu werden.

* *

II.

Gottfried Ephraim Müllers, A. M. historisch-critische Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller. 3ter Theil. 1747. Dresden bey Walthern, in gr. Octav.

Keine Abnahme derjenigen Hochachtung, die wir gegen dieses schöne Werk haben; sondern die unumgängliche Nothwendigkeit, hat uns bisher verhindert, des gegenwärtigen dritten Theiles, so schleunig Erwähnung zu thun, als es sonst unsere Neigung mit sich gebracht hätte. Anitzt kommen wir dieser Pflicht, um so viel lieber nach, da gegenwärtiges Bändchen eine gründliche und vollständige Nachricht, von vieren der größten Männer giebt, die das gelehrte Alterthum aufzuweisen hat. Diese sind **Julius Cäsar**, **Livius**, **Virgil** und **Horaz**. Wir wollen in der Ordnung des Herrn Verfassers fortfahren, unsern Lesern anzuzeigen, wie viele Mühe, Einsicht und Gelehrsamkeit, er bey einer jeden von diesen vier Abhandlungen, angewendet hat.

Cajus Julius Cäsar ist also der erste, welchen der Herr **Müller** vornimmt; und ungeachtet er ihn nur in der Gestalt eines lateinischen Schriftstellers betrachtet, dennoch zugleich dabey die Lebensumstände des Dictators bemerket; indem man den einen, aus dem andern kennen lernen muß, wenn er gleich

mehr

mehr seinem Griffel, als seinem Schwerte nach in Erwägung gezogen wird. Nachdem der Herr Verfasser die Namen seines Helden erklärt hat, kömmt er auf dessen Geburtsort. Cäsar war ein Römer, und aus einem der größten römischen Geschlechter, nämlich dem Juliischen, gebohren, welches sich von den Göttern selbst herschrieb: wie auch eben dieser Cäsar, in einer Leichenrede auf seine Base, versichert. Von seinem Vater sind wenige und nur ungewisse Nachrichten vorhanden. Sueton fängt Cäsars Leben, gleich mit dem Tode seines Vaters an. Plinius aber berichtet, er sey Prätor gewesen. Seine Mutter hieß Aurelia und ungeachtet sie von vornehmem Adel war: so suchte sie doch ihren wahren Ruhm, mehr in der Tugend, als in diesem ererbten Vorzuge. Cäsar war erst 16 Jahre alt, als er seinen Vater verlor, die Mutter hergegen, blieb bis in sein funfzigstes Jahr am Leben. Sein Geburtsjahr war das 654ste nach Erbauung der Stadt Rom, und so gar seinen Geburtstag weis man, welches der vierte Tag vor den Iden des Monats Quinctils, und, nach unserer Rechnung, der 12 des Heumonats war.

Von der Kindheit und Jugend dieses großen Mannes, weis man so viel, daß ihm seine vortreffliche Mutter, den ersten Unterricht zur Tugend und wahren Ehre gegeben. Nachmals ward er nach Rhodus geschickt, und von dem berühmten Apollonius unterwiesen: der bereits an dem Cicero, den Römern einen großen Mann erzogen hatte. Die Jugend unsers Cäsars indessen, traf eben in die betrübte

trübte Zeit, da die römiſche Republik durch des Sylla Tyranney, jämmerlich zerrüttet ward: und Cäſars nahe Anverwandſchaft mit dem Marius, hätte ihm bald die ganze Wuth jenes Tyrannen zugezogen. Kaum konnten ihn die veſtaliſchen Jungfrauen von der allgemeinen Achtserklärung losbitten: und Sylla gebrauchete ſich, bey Gewährung ihrer Bitte, eines merkwürdigen prophetiſchen Ausdruckes. Seyd bittſelig, ſagte er; allein wiſſet, daß er euch Großen zu Rom, dereinſt ſehr gefährlich ſeyn werde: denn in dieſem einzigen Cäſar, ſtecken viele Marier. Cäſar hatte auch deſſen ungeachtet, ſo viele Gefahr von ihm auszuſtehen, daß er ihm aus den Augen und nach Aſien gieng; um zugleich, nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeit, den Studien obzuliegen. Schon in ſeiner Jugend, gab er bey zwoen Gelegenheiten, einen großen Geiſt zu erkennen. Er ward von den Seeräubern gefangen und kam nicht anders, als gegen ein Löſegeld von 50 Talenten los. Indeſſen bezeugete er ſich, in währender Gefangenſchaft, nicht nur als ihren Herren; ſondern ſagte auch, doch als im Scherze, zu ihnen: ſo bald er ſie einmal in ſeine Gewalt bekäme, wolle er ſie alle kreuzigen laſſen. Er machte auch aus dieſem vermeynten Spaße wirklich Ernſt; indem er, als er nach ſeiner Befreyung, ſich ihrer bemeiſterte, dieſelben alle kreuzigen ließ. Die andere Begebenheit, war der Anblick der Bildſäule des großen Alexanders, in dem Tempel des Herkules zu Cadix, und ſeine dabey gehabten Empfindungen. Dieſe Sache iſt ſo bekannt, daß wir ſie hier übergehen.

Schon

Schon im 16 Jahre seines Alters ward er dem Priesterthume gewidmet, als durch welche Stuffe, die vornehmsten Römer in die Würden der Republik traten: und zwar sollte er ein Flamen Dialis das ist, ein Priester Jupiters werden; allein Sylla entsetzte ihn von diesem Amte. Nach dem Tode dieses seines mächtigen Feindes, ward er Zunftmeister des Kriegsheeres (Tribunus militum): und von dieser untersten Stuffe, schwung er sich allmählich bis zum Bürgermeisteramte; ja zuletzt ernannte man ihn gar zum Dictator, wodurch er denn die völlige Oberherrschaft bekam. Seine Kriege waren mehrentheils glücklich, und die wichtigsten darunter waren, der gallische, wo er auch mit den Deutschen zu thun hatte; der alexandrinische, der afrikanische, der spanische und der bürgerliche. Wir halten uns aber bey denselben so wenig, als bey seinen häuslichen Umständen auf! sondern eilen vielmehr zu denen Blättern, wo ihn der Herr Müller als einen bloßen Schriftsteller betrachtet.

Von seinem Witze und dessen vortrefflichen Eigenschaften, geben die Schriftsteller die herrlichsten Zeugnisse: und Plinius bezeiget, daß Cäsar, zugleich und auf einmal habe schreiben, lesen, anhören und auch einem andern etwas zum aufschreiben vorsagen können. Was Wunder, daß er, bey einer so ungemeinen Fähigkeit, zugleich ein Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Zeitverständiger und Rechtsgelehrter gewesen. Cicero selbst, der ewige Meister in der Redekunst, bewunderte seine Stärke in der Beredsamkeit. Durch seine Stärke in der Zeitrech-

nung

nung und Astronomie, verbesserte er die römische Jahrsordnung. Seine übrig gebliebenen Schriften bezeugen seine Stärke als Geschichtschreiber; und als Rechtsgelehrter, wollte er die römische Rechtsgelahrheit in die Gestalt einer Kunst bringen; so ihm aber nicht gelingen wollen.

Nachdem nun der Herr Verfasser noch eine kurze Nachricht von seinem unglücklichen Tode gegeben, so schreitet er zu Cäsars Schriften selbst, die er in die noch überbliebenen ächten; in die verlornen; und in die falschen, oder doch zweifelhaften eintheilet.

Von der ersten Art, ist 1) das Werk vom gallischen Kriege, in sieben Büchern. Cäsar selbst nennet dieses Tagebuch seines gallischen Krieges Commentarios. Man muß also keine nach den Regeln vollständige Historie in diesen Büchern suchen; sondern sie geben nur den Stoff zu einer regelmäßigen Geschichte an die Hand. A. Hirtius hat zu diesen Commentarien das achte Buch hinzu gefüget.

2) Vom bürgerlichen Kriege, drey Bücher. Cäsar beschreibt in diesem Werke, auf eben den Fuß wie im vorigen, den bürgerlichen Krieg zwischen ihm und dem Pompejus, der sich nicht eher, als mit des Pompejus Tode, und dem Untergange der republicanischen Staatsverfassung, endigte. Und dieses ist alles, was unsere Zeiten von Cäsars Schriften ererbt haben.

Unter die verlornen, gehören 1) verschiedene Reden, davon wir noch einige durch Ueberbleibsel zu nennen wissen. Als: die Wahrsagung; eine Rede

wider den Dolabella; eine für den Decius Samnites; für die Bithynier; für das plautianiſche Geſetz; für den Sextilius; von den Zuſammenverſchwornen; bey der Leichenbeſtattung der Julia; und bey dem Begräbniſſe ſeiner Gemahlinn Cornelia.

2) Einige Bücher Briefe. 3) Ein grammatikaliſches Werk, von der Analogie. 4) Geſammlete Reden, oder Bücher ſinnreicher Sprüche. 5. Die Anticatonen, zwo bittere Satiren wider den uticenſiſchen Cato. 6) Bücher von der Zeichendeuterey. 7) Wahrſagereyen. 8) Viele Gedichte.

Zu den falſchen oder zweifelhaften ſind zu rechnen: 1. Die Phänomena. 2. Die Kosmographie des Aethicus. 3. Ein Diploma, ſo er Oeſterreich ſoll ertheilet haben. 4. Chroniken, deren kein alter Schriftſteller gedenkt, und davon man nur den Titel in der voſſiſchen Bibliothek findet.

Nunmehr handelt Herr Müller im dritten Abſchnitte von Cäſars Schreibart, und wundert ſich, daß einige zu glauben ſcheinen, große Männer müßten nur prächtig und ſchwülſtig ſchreiben; indem ſie mit Cäſars natürlicher und ebener Schreibart nicht zufrieden ſeyn wollen. Er nimmt ſich vor, dieſen Leuten ihren Wahn zu benehmen, welches ihm auch ſo glücklich, als gelehrt gelingt. Der 4te Abſchnitt zeigt den Nutzen und guten Gebrauch von Cäſars Schriften, mit eben ſo vieler Einſicht in den wahren Nutzen, den man aus dem Leſen der Alten ſchöpfen ſoll. Der 5te handelt von den verſchiedenen Ausgaben dieſes Schriftſtellers. Der 6te von den verſchiedenen Ueberſetzungen und Nachahmungen

gen derſelben. Wegen der erſtern gedenken wir noch einer deutſchen Ueberſetzung, von Mag. Phileſio, zu Straßburg 1508; wiewohl die Vorrede 1507 unterſchrieben iſt, als einer Ergänzung zu denen, die der Herr Mag. angeführet hat. In dem Anhange zu dieſem 9ten Capitel des ganzen Werks, wird von obgedachtem A. Hirtius Panſa, und dem Julius Celſus gehandelt; die wir aber der Kürze wegen übergehen, und uns zu der folgenden Abhandlung wenden.

Dieſe handelt vom **Titus Livius** von Padua, und deſſen noch übrigen Geſchichten. Dieſer große Scribent war ein gebohrner römiſcher Bürger, der zwar nicht die Stadt Rom ſelbſt, aber doch Padua, eine Stadt zum Geburtsorte hatte, die zugleich Theil an dem römiſchen Bürgerrechte hatte: denn der Herr Magiſter iſt, mit den beſten Schriftſtellern der Meynung, daß **Padua**, und nicht ein nahe daran gelegener Marktflecken, **Apone**, das Vaterland des Livius ſey. Das liviſche Geſchlecht, daraus er entſproſſen war, iſt eines der anſehnlichſten in Rom geweſen. Sein Geburtsjahr, war das 695 der Stadt Rom, und alſo das 58ſte vor Chriſti Geburt. Von ſeiner Erziehung und ſeinen erſten Studien, weis man wenig oder nichts: doch kann man muthmaßen, daß ein ſo großer Geiſt auch ſchon in der Jugend, Proben ſeiner außerordentlichen Fähigkeit werde gegeben haben: und **Tomaſin** hätte wohl gethan, wenn er, anſtatt des lieblichen Romans, den er von dem jungen Livius ſchreibt, bloß bey dieſer wahrſcheinlichen Muthma-

Eh Meer und Erde war, und das, was alles deckt,
Der Himmel ſie umſchloß: Lag was man ſieht, verſteckt.
Es zeigte ſich nur erſt der Grund von allen Dingen,
Die wie ein wüſter Klump verwirrt beyſamen biengen.
Den Kreis der Welt beſchien annoch kein Sonnenlicht,
Kein Neumond nahm noch zu.

Was das Maaß und die Art der Verſe betrifft, ſo hat ſich der Verfertiger in den Reimen ſo wohl der weiblichen als männlichen bedient, ſie auch dergeſtallt mit einander verbunden, daß weder die zween weibliche durch einen männlichen, noch die zween männliche durch einen weiblichen von einander getrennet worden. Aber in der Abwechſelung dieſer zweyerley Reime ſelbſt hat er ſich an keine Regel gebunden. Er pflegt zwar meiſtens eine lange Reihe Verſe hindurch nur männlich zu reimen, ehe ein paar weibliche Reime erfolgen. Es mangelt aber auch nicht an Stellen, da er bloß eine Menge weiblicher Reime in einer unverrückten Ordnung nach einander ſetzt. Z. E. p. 159.

Und liebt auch mit Ernſt das Rechten,
Er wollt um kein Ding nicht fechten,
Sondern gieng faſt flehen, bitten,
Ob er doch möcht, die da ſtritten
Erweichen, und zu fried bringen,
So kompt an ihn in den Dingen
Cromis.

Dieſe Ungleichheit in der Abwechſelung der verſchiedenen Reime benimmt den Verſen viele Anmuth. Denn weil ſich der Uberſetzer einmal vorgenommen hat, nicht nur zu reimen, ſondern zwo Arten der Reime zu gebrauchen: ſo würde er den Regeln der Ordnung gemäßer gehandelt haben, wenn er beſtändig ein paar männliche mit einem paar weiblichen untermenget

hätte.

ſung ſtehen geblieben wäre. So viel weis man, daß, als er, allem Anſehen nach, ſeine Stärke in den Wiſſenſchaften empfunden haben mag, (denn nach dem Tomaſin, ſoll er alle Facultäten, bis auf die Medicin, gar fein durchſtudiert haben,) er ſich nach Rom gewandt. Er kam eben dahin, als Auguſt und ſein Staatsminiſter Mäcen, ſich um die Wette beſtrebten, den Künſten und Wiſſenſchaften diejenige Gnade angedeihen zu laſſen, die ihre Nachfolger ihnen gemeiniglich verſagen. Es konnte alſo dem Livius der Weg zu ſeinem Glücke, allhier nicht lange verſchloſſen bleiben: und Auguſts Gnade, die er ſich bald zu erwerben wußte, öffnete ihm zeitig die Pforten dazu. Er übergab dieſem Kaiſer ſeine bereits zu Padua verfertigten Geſpräche von der Philoſophie, und den erſten Verſuch ſeiner Geſchichte. Dieſe letztere gefiel dem Kaiſer ſo wohl, daß er den Livius in ſeinen Pallaſt nahm, und ihn ſeines vertrauten Umganges würdigte. Ja, wenn man aus einer Stelle im Sueton richtig muthmaßet: ſo erwählte er ihn zugleich zum Lehrmeiſter ſeines Enkels, des nachmaligen Kaiſers Claudius; wenigſtens munterte Livius dieſen jungen Herrn auf, daß er ſelbſt verſuchte eine römiſche Geſchichte zu ſchreiben. Dieſe Gnade des Auguſtus nun, ſetzte ihn zu Rom in ein großes Anſehen; und ſeine perſönlichen Verdienſte unterſtützten ſelbiges ſo wohl, daß ſein Ruhm, unter andern einen Edlen von den äußerſten Gränzen Spaniens, nach Rom zog: nicht zwar dieſe Stadt, das Wunder und die Gebietherinn der Welt, ſondern deren

gröſte Zierde, den Livius, zu sehen. Dieß bezeugte er dadurch, daß er sich sogleich, als er ihn gesehen, wegbegab. Livius that von Rom eine Reise nach seiner Vaterstadt, allwo er mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen ward; und nach seiner Zurückkunft nach Rom begab er sich nach Neapolis: vielleicht um an einem entfernten Orte, der Wahrheit seiner Geschichte desto ungehinderter nachgehen zu können. Vielleicht war auch des Kaisers Gnade ein wenig gegen ihn erkaltet; weil Livius seine groſe Zuneigung zu den Pompejern nicht gnugsam verbergen konnte, oder wollte; so daß ihm August sogar den bittern Beynamen des Pompejaners gab.

Vielleicht hat auch eben diese pompejanische Gesinnung verursachet, daß man in Rom, welches damals gut augustisch war, mit diesem Livius bey seinem Leben nie so gut zufrieden gewesen, als nach seinem Tode.

Ob Livius viel Vermögen besessen, davon weis man nichts; doch kann man, da er aus gutem Hause gewesen, und noch dazu die Gnade eines freygebigen Kaisers besessen, nicht anders muthmaßen, als daß seine zeitlichen Umstände nicht schlecht gewesen. Einigen alten Aufschriften und Scribenten nach, ist er zweymal verheirathet gewesen; das erstemal mit einer Cassia Sexta; und den Namen der andern weis man nicht. Von seinen Kindern sind zween Söhne und vier Töchter bekannt; doch nur deswegen, weil sie einen so groſen Mann zum Vater gehabt haben: den das

der meiſten außerordentlichen Männer betroffen, daß ihre Söhne unfähig ſind, ihrem Ruhme zu folgen.

Nachdem nun Herr Müller noch etwas von ſeiner Geſtalt und Gemüthsbeſchaffenheit geſagt, ſo kömmt er auf ſeinen Tod. Nach Auguſts Tode begab ſich Livius nach Padua, um daſelbſt das Ende ſeiner Tage zu erwarten; welches auch im 771 Jahre Roms, und im 76ſten ſeines Lebens, erfolgte. Man darf nicht zweifeln, daß ſeine Landsleute dieſem ſo hochgeſchätzten Mitbruder, ein herrlich Leichengepränge werden angeſtellet haben: und doch weis man nichts gewiſſes davon zu ſagen. Von der Hochachtung aber, die die neuern Zeiten ſeiner Aſche erwieſen, handelt der gelehrte Herr Verfaſſer hier umſtändlich. Im 1413 Jahre Chriſti, grub man zu Padua eine bleyerne Kiſte aus, die man für den Sarg des Livius hielt. Die ganze Stadt jauchzete vor Freuden über dieſen Fund, und die größten Rathsherren trugen ihn auf ihren Achſeln ins Prätorium, oder Stadthaus; allwo er beygeſetzt und mit einer herrlichen Aufſchrift beehret ward. Hier ruheten dieſe Gebeine; bis im 1451 Jahre dem arragoniſchen Könige Alphonſus die Grille ankam, den Arm des Livius zu beſitzen, der eine ſo ſchöne Geſchichte geſchrieben. Der Geſandte, welchen er nach dieſer Reliquie ſchickte, hieß Panormita, und war in ſeinem Anbringen glücklich: allein ſein König ſtarb bald nach erlangtem Beſitze dieſes Schatzes, und der Arm blieb in des Panormita Händen. Darauf kam er in des Pontanus Gewalt, der ihn in der Stille mit folgender Aufſchrift beyſetzen ließ

T. Livi

T. Livii Hiſtorici Brachium, quod olim Antonius Panormita a Patavinis impetraverat; Jo. Jovianus Pontanus, multos poſt annos condidit. Doch die andern Gebeine des Livius hatten hiermit noch keine Ruhe; man holte ſie über dem Eingange des paduaniſchen Rathhauſes wieder hervor, und trug ſie in ein prächtig Mauſoläum: und nunmehr wußten ſich die Herren Paduaner mit ihrem Livius in Knochen recht viel; bis ein böſer Geiſt der Critik den berühmten Marquard Gudius verführete, eine Entdeckung zu wagen: als wären dieſes die Gebeine eines Freygelaſſenen der Tochter des Livius, der, nach den Rechten der Freylaſſung, den Namen T. Livius geführet. Ob nun dieſer gelehrte Freudenſtörer, oder die Paduaner in ihrer Meynung Recht haben: das iſt ſchwer zu entſcheiden. Genug, Herr Müller glaubt, es verlohne ſich nicht die Mühe, um eine Kiſte voll Todtenbeine zu zanken: und es würde der gelehrten Welt ungleich mehr an der Wiedererlangung der verlornen Schriften des Livius gelegen ſeyn, als an ſeinem ganzen Gerippe. Wir glauben, daß keiner unſerer Leſer hierinnen mit dem Herrn Verfaſſer uneins ſeyn wird.

Wir kommen nunmehr auf die Schriften dieſes Geſchichtſchreibers, welche der Herr Magiſter in die noch übrigen, und in die verlornen, eintheilet. Unter den erſtern verſteht er nichts anders, als denjenigen ſchönen Theil der römiſchen Geſchichte, der, gleich einigen Trümmern, aus dem Schiffbruche der Zeiten errettet worden. Dieſe hat ganz und unzerſtümmelt, aus 142 Büchern beſtanden, und

begriff die Begebenheiten der ersten achtehalb Jahrhunderte des römischen Staats. Indessen sind 107 Theile von diesem Werke verloren gegangen; von welchem Verluste hier einige wahrscheinliche Ursachen angeführet werden. Fast alle große Gelehrten, Staatsmänner, und einige hohe Häupter haben sich Mühe gegeben, diese verlornen Schätze ausfindig zu machen; aber sie sind nicht glücklich gewesen, und es bleibt nur noch ein geringer Schimmer von Hoffnung, daß vielleicht der constantinopolitanische Bücherschatz, etwas, oder alles davon haben möchte: als woselbst die Bibliotheken der griechischen Kaiser noch aufbehalten werden.

Zu den verlornen Werken zählet man, 1) Gespräche. 2) Einige Bücher über die Philosophie, und 3) einen Brief an seinen Sohn. Noch erinnert der Herr Verfasser, daß man nicht etwa die Macedonica des Livius auch unter seine verlornen Schriften zähle: denn diese sind nichts anders, als die Erzählungen im 39sten und folgendem Buche.

In dem nächsten Abschnitte handelt der Herr Verfasser mit aller Einsicht, Gelehrsamkeit und critischen Billigkeit von der Schreibart des Livius: und mit so großem Vergnügen wir auch diesen und den folgenden Abschnitt, von dem Nutzen und Gebrauche der Schriften des Livius, selbst durchgelesen; so müssen wir ihn doch, der Kürze wegen, übergehen, und unsere Leser selbst darauf verweisen. Den Beschluß macht, eine Nachricht von den verschiedenen Ausgaben dieses Schriftstellers; wobey wir abermals, als eine Ergänzung, die deutsche Uebersetzung bemer-

bemerken, welche in Folio zu Straßburg 1587 herausgekommen und darvon die Vorrede 1568 unterschrieben ist. Zuletzt läßt noch der Herr Verfasser, Sr. Excellenz dem kaiserl. geheimen Rathe, Herrn Reichsgrafen von Bünau, als dem unstreitigen Livius der Deutschen, und einem eben so großen Schriftsteller, als Staatsmanne, sein Recht wiederfahren.

Das XI. Capitel handelt vom P. Virgilius Maro. Wenn Scaligers meisterhafter Ausspruch: man müsse gar niemals vom Virgil reden; denn er sey weit gröser, als daß er von jemanden könne gelobet werden: die Kraft eines Gesetzes in der gelehrten Republik hätte; so gesteht der Herr Verfasser, daß er mit einem ehrfurchtsvollen Sprunge über dieses Capitel weghüpfen würde. Allein wir hoffen, die mehresten Leser werden ihm verbunden bleiben, daß er sich diesen Machtspruch nicht hat abschrecken lassen. Eben die Furchtsamkeit, mit welcher er an diesen Artikel geht, erweckt uns ein zuversichtliches Vertrauen, daß er ihm vollkommen gewachsen seyn werde: denn die Keckheit ist sehr selten ein sicheres Merkmaal der Tüchtigkeit. Scaligers Ausspruch scheint aus Ehrerbiethigkeit gegen den Virgil herzurühren: allein, ist dieß das rechte Mittel, die Welt zur Hochachtung gegen einen Schriftsteller zu erwecken, wenn man ihr alle Nachrichten von ihm entzieht? Wie wird man den Virgil hochschätzen und ehren können, wenn man an den Virgil nicht denken, wenn man von ihm nicht reden darf? So sagt Hr. Müller: und er hat Recht.

Der Name dieſes groſſen Dichters, heiſſt **Publius Virgilius Maro**, und zuweilen im Zuſatze noch **Parthenias**. Nachdem nun der Herr Verfaſſer von dieſen Namen und ihrer Bedeutung, umſtändlich gehandelt, kömt er auf die nähern Umſtände Virgils. Derſelbe war nun zu **Andes**, einem Dorfe nahe bey Mantua, gebohren, welches heutiges Tages **Petula** heiſſen ſoll. Weil aber dieſs Dorf damals noch ſehr unbekañt war, ſo pflegte man von der groſſen nahegelegenen Stadt, unſern Dichter den Mantuaner zu nennen. Sein Vater, den einige **Virgil**, andere aber **Maro** nennen, war ein geringer Mann und ſeines Handwerks ein Töpfer: er verlieſs aber ſein Handwerk und ward Tagelöhner bey einem Gerichtsdiener oder Ausreiter (Viator): bey dem er ſich ſowohl hielt, daſs er in kurzer Zeit deſſelben Schwiegerſohn ward. Dieſer Groſsvater unſers Virgils, hieſs **Majus**, und dieſer Name mag zu dem Vorwurfe Gelegenheit gegeben haben, den man dem Virgil gemacht, als wäre er ein Zauberer. Hr. Bayle hat dieſe Zauberhiſtörchen alle ſein aufgehoben, und man kann bey ihm, ſowohl ſie, als deren Urſprung, nachleſen. Virgils Geburt erfolgte im 683. Jahre Roms, und alſo 70 Jahre vor Chriſti Geburt. Sein Geburtstag war der 15. October, welchen Tag Martial, alle Liebhaber der Dichtkunſt, feyerlich zu begehen ermahnet. Dieſes haben auch zween berühmte Männer gethan; nämlich **Silius Italicus**, ein Verehrer Virgils, und **Sannazar**, einer ſeiner glücklichſten Nachahmer: wiewohl Fabriz noch mehrerer gedenket. Bis in das ſieben-

te Jahr blieb Virgil zu Mantua und Cremona. Im ſiebenzehenden zog er das männliche Kleid an. Er begab ſich der Wiſſenſchaften wegen nach Neapolis, allwo ſie damals im Flore waren. Er lernte unter andern die griechiſche und lateiniſche Sprache. Auch die lateiniſche? heißt es hier: Sie war ja ſeine Mutterſprache? Wer wird ſich um ſelbige große Mühe geben! Die verſteht man ja von Natur. So redet, ſagt der Hr. Verfaſſer, unter andern Völkern niemand, als ein Deutſcher: und wir ſetzen hinzu: nur ein ſolcher Deutſcher, der es gerade am allernöthigſten hätte, ſie recht regelmäßig zu lernen. Das bekannte, ars non habet oſorem, enthält eine ewige Wahrheit in ſich.

Hierauf wandte er ſich zur Philoſophie, und zwar, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit, zur epikuriſchen. Er lernte auch die Mathematik, und, wenn man dem Donat glauben will, ſogar die Arzneykunſt. Parthenius hieß ſein griechiſcher, und Siro ſein epikuriſcher Lehrmeiſter. Doch ließ er bey dieſen erhabnern Wiſſenſchaften ſein poetiſches Pfund nicht müßig liegen. Schon als ein Knabe hatte ihn der Dichtergeiſt ergriffen, und in ſeinem 15. Jahre ſoll er die kleinen Gedichte gemacht haben, die man die Catalecta Virgilii nennet. Er kam endlich nach Rom: und Donat läßt ihn den Anfang ſeines Glücks daſelbſt, damit machen, daß er des Auguſtus Pferde arzneyet. Wir wollen des Hrn. M. Müllers Betrachtung bey dieſer Stelle herſetzen. „So mußte alſo, durch eben dieſes blinde und un„billige Geſchick, der ſchönſte Witz, Hofroßarzt wer-

den,

„den, der doch Hofpoet seyn sollte; durch welches „manche öfters Hofpoeten geworden, die sich an ihrer „rechten Stelle würden befunden haben, wenn sie „Roßärzte gewesen wären„. Doch diese ganze Erzählung Donats sieht einem Mährchen ähnlich, und wird von behutsamen Lesern gleich dafür erkannt. Virgil hatte nämlich die Güter seines Vaters zu Andes, durch die ungerechte Austheilung fremder Aecker und Güter, unter die Soldaten der Dreymänner, im 713 Jahre Roms, verloren. Dieser Zufall trieb ihn nach Rom, und weil er daselbst bereits mit dem **Asinius Pollio** bekannt war, so empfahl ihn dieser dem **Mäcen**, der ihm des Augustus Gnade erwarb. Der Kaiser gab, zur ersten Probe seiner Gnade gegen ihn, den Befehl, daß man ihm seine eingezogenen Güter wiedergeben sollte. Er nahm also seine Güter wieder in Besitz, und machte sich, bey seiner Wiederkehr nach Rom, bey dem August so angenehm, daß er alles von ihm erlangte, was er nur wünschte. Er wandte seine Zeit zur Dichtkunst an, und verfertigte, mit einem überaus glücklichen Erfolge seine Schäfergedichte und Hirtenlieder.

Aemter und ansehnliche Ehrentitel hat Virgil nicht besessen! unfehlbar weil er nicht gewollt hat: allein reich soll er geworden seyn, da er sich, wie Donat sagt, durch des Kaisers Freygebigkeit ein Vermögen von 100000 Thl. gesammlet gehabt. Ja er hätte noch reicher werden können, wenn er gewollt, und nicht die Güter einiger in die Acht erklärten, die August ihm anboth, ausgeschlagen hätte.

Er

Er besaß auch ein eigen Haus zu Rom unweit Mäcens Gärten: und alle diese Reichthümer hatte er der Dichtkunst zu danken; des ansehnlichen Geschenks zu geschweigen, so er bey zween Gelegenheiten, vom Kaiser und dessen Schwester, für seine Verse empfangen. Seine Gesundheit ist schwächlich gewesen; jedoch hat er sich durch eine sehr mäßige Lebensart, noch lange genug erhalten. Seine Gemüthsart soll sehr bescheiden und sittsam gewesen seyn, welches allemal ein Kennzeichen wahrhaftig großer Seelen ist. Als Virgil eine merkliche Abnahme seiner Kräfte und Gesundheit spürete, so ließ er sich angelegen seyn, seine Aeneis vollends zu Stande zu bringen. Deswegen gieng er nach Griechenland, um daselbst einer dreyjährigen Ruhe zu genießen. Dieß ist die Reise, zu welcher ihm Horaz in der 3te Ode des 1 Buchs Glück wünscht. August begegnete ihm aber unterwegens, und Virgil entschloß sich, mit ihm zurück zu kehren: allein, da er unterwegens von einer tödlichen Mattigkeit befallen ward, so konnte er nur bis nach Brundusium kommen; allwo er im 734sten Jahre Roms und im 52sten seines Alters, verstarb. Er machte ein Testament, wodurch er seinem Halbbruder die Hälfte seines Vermögens, und dem August, den vierten Theil desselben hinterließ. Mäcen und noch ein Paar Römer bekamen das übrige. Zuletzt hatte er noch einen Einfall, dabey gewiß allen Liebhabern seiner Aeneis die Haut schaudern muß. Er foderte sie, und wollte sie verbrennen. Welch ein Verlust! Man mochte es aber merken, und gab sie ihm zu

allen

hätte. Die Abwechſelung würde auf dieſe Art beſſer in die Augen fallen, und alſo deſto deutlicher erhellen, daß man ſich mit Fleiß nach der Ordnung gerichtet. Denn die Ordnung verlangt, daß man in Verbindung mannigfaltiger Dinge die Aehnlichkeit beobachten ſoll. Wenn man aber die weiblichen und männlichen Reime dergeſtallt vonſammen trennt, daß man wohl zehn paar männliche lieſet, ehe man ein paar weibliche zu Geſicht bekommen kan; und dann wieder eine lange Reihe männlicher erſcheinen: So iſt die Aehnlichkeit ſo wohl in Abſicht des Auges, als auch in Abſicht des Gehöres ſehr tief verſteckt.

Am Ende ermangeln viele Worte, welche den Platz des Reims haben, deſſen, was ſie zu Reimen machen ſollte, indem eins in der letzten Sylbe anders klingt, als in der andern. Z. E.

p. 2. Demnach der ewig mächtig Gott
Den Streit und Span zertheilen wollt.

p. 111. Sein ganz Leib ihm anfieng zu ſchwinnen,
Gleichſam ſo thut die Sonn ſcheinen.

Es iſt faſt kein Blatt von männlichen Reimen leer, wodurch den Wörtern groſſer Zwang angethan worden. Denn weil der Uberſetzer die weiblichen Reime ſehr ſparſam angewandt: ſo hat er ſich genöthigt geſehen, den letzten Sylben die ſelbſtlautenden Töne zu nehmen, und dergeſtallt eine Sylbe zu machen, die man wegen Zuſammenkunft höchſtwidriger mitlautender Töne ohne viele Beſchwerlichkeit nicht ausſprechen kan. Z. E.

p. 190. Wölln wir dich an Niobe rechn,
Diana auch deßgleich thet ſprechn.

Man

allem Glücke nicht. Er befahl daher in seinem letzten Willen, man sollte sein trefflichstes Gedicht verbrennen. Allein August verhinderte den Untergang dieses, in seiner Art noch zur Zeit einzelnen Meisterstücks.

Weil Virgil allezeit mit Vergnügen in Neapolis gewesen, so wollte er auch daselbst begraben seyn. August ließ also seinen Körper dahin bringen, wo er am puteolanischen Wege begraben ward. Und, wenn Donat recht berichtet, so ließen ihm seine Freunde eine Grabschrift setzen, die er selbst sich kurz vor seinem Tode verfertiget hatte, und die hier zu lesen ist.

Hatte man den Virgil bey seinem Leben außerordentlich verehret; so gieng es nach seinem Tode erst recht an. Am Silius Italicus lag es wahrlich nicht, daß er nicht gar vergöttert ward; denn diesem ist Virgils Grabmaal wirklich ein Gottheitstempel gewesen, den er oft besucht, und eine Begeisterung auf sich selbst dabey geglaubet. Statius betrachtete diese Gruft ebenfalls als einen Tempel: und wer weis, ob nicht Sannazar seine Marienkirche nur darum so nahe bey Virgils Grabe bauen lassen, weil er ihm keinen Tempel bauen dorfte? Vielleicht bethete er in seinem Gestifte, mehr den Virgil, als die Mutter Gottes an. Was kann man einem Manne nicht zutrauen, der so thöricht in das lateinische Alterthum vergafft war, daß er auch seinen christlichen Namen Jacob, in den heidnischen Actius Sincerus verwandelte? Der Kaiser Alexander Severus, verehrte wirklich in

seiner

ſeiner äußern Hauscapelle, das Bild Virgils, den er den Plato der Poeten nannte; nebſt den Bildern andrer großen Leute, die das Heidenthum wenigſtens für Halbgötter hielt: und dergleichen Ehrenbezeugungen ſind ihm noch viel mehrere wiederfahren.

Nun folgt bey dem Hrn. Müller abermals ein ſehr ſchöner Abſchnitt von Virgils Schriften und deren Inhalte. Er theilet ſie abermals 1) in ächte und übrige, 2) in ungewiſſe und zweifelhafte, und 3) in untergeſchobene und nachgemachte Schriften ein. Die ächten und übrigen Schriften ſind, die Hirtengedichte; die Lehrgedichte vom Feld- und Ackerbau; und ein Heldengedicht, von deren jedem der Hr. Müller, mit einer ihm eigenen anmuthigen Schreibart, großen Beleſenheit, und einer ſo ſtarken als geſunden Urtheilskraft handelt. Unter die ungewiſſen gehöret. 1) der Culex, 2) Ciris, und 3) gewiſſe kleine Gedichte in verſchiedenen Versarten. Die untergeſchobenen ſind 1) die Centonen. 2) Der Falconiae Probae Virgiliocentones in V. et N. T. u. a. m. Nach dieſem folgt abermals, wie bey den vorigen Artikeln, ein Abſchnitt von Virgils Schreibart, ein anderer von dem Nutzen und Gebrauche der virgiliſchen Schriften; und letzlich eine Nachricht von den verſchiedenen Ausgaben, Ueberſetzungen und Nachahmungen deſſelben. Als eine Ergänzung zu denen hier befindlichen deutſchen, merken wir noch aus unſerm Vorrathe an, eine Ausgabe der Aeneis, zu Frankf. in Octav 1539. Eine in Duodez zu Stargard 1640

und

und Joh. Valentins ganzen Virgil. zu Frankf. am Mayn 1724 in 8. gedruckt.

Nunmehr folgen in der Ordnung dieſes Werks im 12 Capitel, des Q. Horatius Flaccus ſämtliche Werke. Wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ſo würde dennoch ein jeder Leſer gewünſcht haben, daß auf einen ſo großen Dichter als Virgil iſt, kein minderer, als der vortreffliche Horaz, folgen möchte. Seine Verdienſte und großen Vorzüge, als Poet, ſetzen ihn allein in den Stand, neben dem Virgil zu ſtehen, und das Vergnügen fortzuſetzen, was bey den Leſern, durch den Anblick des epiſchen Dichters, entſtanden war. Nach einigen Erklärungen ſeiner Namen, kömt der Herr Müller auf den Namen Horaz, der unſerm Dichter allerdings zu großer Ehre gereichet: da dieſes Geſchlecht eines der größten und berühmteſten des alten Roms war. Zwar ſtammte Horaz nicht unmittelbar aus demſelben her; ſondern hatte dieſen prächtigen Namen, nur durch das Freygebungsrecht von ſeinen Aeltern überkommen. Von ſeinem Leben kan man ziemlich zuverläßig reden; indem nicht leicht ein alter Scribent ſo viele Lebensumſtände in ſeinen Schriften hinterlaſſen, als Horaz in den ſeinigen. Er war ein Römer, doch nicht in einem ganz genauen Verſtande; ſondern aus einer italiäniſchen Municipalſtadt, die ihm das römiſche Bürgerrecht verlieh. Sein Geburtsort hieß Venuſia, welcher ſich nicht minder durch ſeine große Treue gegen die Römer bekannt und berühmt gemacht hat, als dieſer ſein Sohn;

ſich

ſich durch eigene Verdienſte erhob. Sie waren alſo einer des andern würdig. Seine Herkunft war eben nicht die vornehmſte, wie er ſelbſt geſteht. Sein Vater war der Sohn eines Freygelaſſenen; und Horaz alſo bereits ein Freygebohrner. Dieſen geringen Stand ſeines Vaters mußte er ſich gleichwohl oft vorrücken laſſen. Horaz ſelbſt ſagt, daß er ein Coactor d. i. ein Exequirer und Schuldeneintreiber geweſen. Das Geburtsjahr unſers Dichters war das 668 Jahr Roms, und der Geburtstag, nach deutſcher Rechnung, der 8. Dec. Von ſeiner Kindheit weis man wenig; außer daß er einmal in großer Lebensgefahr geweſen, daraus ihn, nach ſeinem poetiſchen Glauben, die Muſen ſelbſt geriſſen. Von ſeiner Erziehung giebt er den vortheilhafteſten Begriff, und bekennet, daß er alles, was er Gutes an ſich habe, ſeinem Vater zu danken hätte; welcher, ungeachtet er nur ein kleines mageres Landgut beſeſſen, macro pauper agello, dennoch alles was er nur erübern können, auf die Erziehung dieſes ſeines Sohnes gewandt. Er führte dieſen hoffnungsvollen Knaben nach Rom; weil ihm die Winkelſchule zu Venuſia nicht anſtund, und ließ ihn allda den Grund zur Gelehrſamkeit legen. Hier nun ward er dem berühmten Sprachlehrer Orbil zum Unterrichte gegeben. Ein damaliger Gelehrter hatte vor andern die Kenntniß der griechiſchen Sprache, Schriftſteller und Wiſſenſchaften nöthig; und auch auf dieſe befliß ſich Horaz: wer aber ſein Lehrer darinn geweſen, kann man nicht ſagen. Wie nun dazumal die Stadt Rom ſich ins

Griechiſche dermaßen vergafft hatte, daß die ganze Stadt, wie Juvenal ſagt, griechiſch ward, und die Knaben ſogar griechiſch ſchäckerten, wie Perſius ſich ausdrückt: ſo ward auch der junge Horaz über und über dermaßen griechiſch, daß er bald das Latein darüber vergeſſen hätte. Denn er fieng wirklich an griechiſche Verſe zu machen, und hätte die Welt dadurch faſt um ſeine lateiniſche Poeſie gebracht: wenn ſich nicht der vergötterte Romulus noch zu rechter Zeit ins Spiel gemengt, und den jungen Lateiner brav deswegen ausgeſcholten hätte.

Da ihn ſein Vater, troß ſeinen dürftigen Umſtänden, gleich dem Sohne eines Rathsherren oder Ritters, unterrichten ließ: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er auch die Lehrer der Beredſamkeit werde beſucht haben. Zu Anfange ſeines 16. Jahres legte er das männliche Kleid an, und gieng, gleich nach Cäſars Ermordung, nach Athen; um ſich daſelbſt in der Philoſophie feſtzuſetzen. Welcher Secte er in dieſer Wiſſenſchaft beſonders gefolget ſey, iſt aus des Horaz eigenen Schriften ſchwer zu beſtimmen: denn hier ſieht er einem wahrhaften philoſophiſchen Camäleon ähnlich. Von ſeiner Ungewißheit nun in der Philoſophie, kann man einen Schluß auf ſeine Theologie machen. Er war ein Heyde, in dem Erkenntniſſe verfinſtert und ungewiß; im Leben wollüſtig, unehrbar und laſterhaft.

Als M. Brutus, nach Cäſars Ermordung, nach Athen weichen mußte, machte er ſich daſelbſt geſchickt, den Krieg wider Cäſars Partey anzufangen. Bey dieſer Gelegenheit nun zog er alle

junge

junge Römer an ſich, die in Athen waren: und hier gieng auch Horaz von den Muſen zu den Waffen über. Der Anfang dieſes Handwerks gieng auch nicht übel für ihn: er dorfte nicht etwa als ein gemeiner Soldat, Schildwacht ſtehen; ſondern bekam, wie Caniz ſagt:

Den Feind zum erſtenmal als Oberſter zu ſehen.

Es lief aber auch ſo ab, als es mit ſolchen Pilzenfeldherren gemeiniglich geht. Das ganze Kriegsheer mit allen Herren Stabsofficieren bekam bey Philippis einen ſchimpflichen Abſchied; oder gab ihn ſich vielmehr ſchändlicher Weiſe ſelbſt. Horaz geſteht es ganz treuherzig. Hierüber nun verlor er ſeine väterlichen Güter, als einer, der der Gegenparten gedienet. Die natürliche Geſchicklichkeit alſo, die Neigung und Armuth, machten den Horaz zu einem Dichter, und dadurch zum Wunder der Welt. Dieſe ſeine Geſchicklichkeit machte ihn mit dem Virgil und Varius bekannt; welche ihn dem Auguſt und Mäcen empfohlen, und dadurch glücklich machten: denn es war ſchon genug, ein Liebling der Muſen zu ſeyn, um auch in ihrer Gnade zu ſtehen. Wenn Horaz ſonſt keine Verdienſte gehabt hätte, ſo würde er doch dieſes Freunſchaftsdienſtes dadurch allein würdig ſeyn; da er es dankbar bekennt, daß obige Männer ihm die Gnade dieſer zween Großen erworben haben:

Nulla etenim mihi te ſors obtulit: optimus olim
Virgilius, poſt hunc, Varius, dixere, quis eſſem.

Mäcen gab dem Horaz ein Aemtchen, etwa eines Rent- oder Kammerschreibers; und weiter weis man nicht, ob er zu höhern Bedienungen gekommen ist. Man zweifelt billig daran: theils weil die Schriftsteller einhällig davon schweigen; theils wegen der bekannten Bequemlichkeit der Dichter. Es lag nur am Horaz, Augusts Geheimschreiber zu werden: und dieß Vertrauen macht dem Horaz auf alle Weise Ehre. Allein er schlug es aus: vielleicht aus Bequemlichkeit; vielleicht auch wegen der großen Verantwortung. Mäcen schenkte ihm ein Landgut, damit er in Rom leben, und immer um ihn seyn könnte; und beschenkte ihn sonst noch oft, und auf mancherley Art.

Sein moralischer Charakter hat nicht viel getaugt: und Hr. Müller verfährt auch darinn als ein redlicher Geschichtschreiber, daß er ihm die Eigenschaft eines Erzwollüstlings nicht abspricht. Doch, wir eilen zu seinem Ende. Nachdem unser Dichter 3mal in seinem Leben, dem Tode sehr nahe gewesen; so kam dieser endlich zum viertenmale in rechtem Ernste. Er starb nach seinem Wunsche, und zwar kurz nach Mäcens, seines großen Wohlthäters, Ableben, im 745. Jahre Roms, und also im 57. Jahre seines Lebens; erlangte auch die Ehre, unweit dem Mäcen beerdiget zu werden.

Nunmehr folgen hier abermal die Abschnitte von den Schriften des Horaz und ihrem Innhalte; von der Schreibart des Horaz; von dem Nutzen und dem guten Gebrauche der Schriften des Horaz; und endlich von dessen verschiedenen Uebersetzungen, Ausgaben und Nachahmungen: wobey wir abermal

mal aus unsrer Sammlung, zu einer Ergänzung der deutschen Uebersetzungen, Joh. Paul Röders, Horatianische Oden, die in dem ersten Buche seiner Lieder enthalten sind, Nürnberg in Octav 1741. und die zu Lüneburg 1745 in Octav herausgekommenen beyfügen. Unter den engländischen fällt uns eine Nachahmung der Horazianischen Dichtkunst bey, Harlequin - Horace betittelt, die zu London 1731 aus einer berühmten Feder geflossen. Es ist eine feine und beißende Satire, über die neuern Misbräuche in der engländischen Dichtkunst.

Hiermit beschließen wir unsere Nachricht von diesem Theile eines Werks, welches auf alle Art den Titel eines schönen und nützlichen Buches verdienet. Alle junge Gelehrte und Studierende sollten es aufmerksam lesen: und auch viel alte Critici, die auf ein Haar wissen, wie vielmal est und et in Ciceros Werken vorkömt, würden ihn vieleicht mit ganz andern Augen ansehen; wenn sie sich aus diesem Buche erst hätten unterrichten lassen, wie sie ihn und seines gleichen, betrachten und lesen sollten. Alles kann sie allhier dazu anreizen; des Hrn. Verfassers Einsicht in die Schönheit der lateinischen Sprache; seine in der That große Bücherkenntniß; seine kluge Wahl der wichtigsten Zeugnisse; seine artigen Anekdoten in allerley Fällen, und endlich seine ungezwungene, muntere und reine deutsche Schreibart: dadurch er sich gewiß in die Reihe der besten deutschen Schriftsteller, wie durch den Werth dieses Buches selbst, dem Baillet der Franzosen an die Seite stellt. Nächstens wollen wir auch den IV. Theil vornehmen.

* *

III.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen ꝛc. mit nöthigen Landkarten ꝛc. dritter Band. Leipzig bey Arkstee und und Merkus 1748.

Wir bleiben bey der Ordnung der Bände von diesem trefflichen Werke, und müssen also den dritten Theil nachholen, ehe wir auf den IVten, der auch bereits fertig ist, kommen können. Der Herr Herausgeber desselben hat einen kurzen Vorbericht vorausgeschicket. Er meldet darinn, daß die bisherigen Erinnerungen, die den Uebersetzern wegen ihrer Arbeit gemachet, oder bekannt geworden, von keiner besondern Wichtigkeit wären. Sie hätten ihnen weder eine Unachtsamkeit, noch eine Unwissenheit des Englischen und Deutschen Schuld gegeben; sondern nur kleine Versehen betroffen, davon kein Mensch frey wäre. Er bemerket einige davon, die ihnen hier und da gemachet worden, und gesteht sie theils, theils suchet er sie zu entschuldigen. Uebrigens erinnert man, daß diejenigen Leser, die mehr von der Naturgeschichte, als von andern Erzählungen halten, nunmehr ihre Befriedigung erhalten: zumal, da man mit diesem dritten Bande die Kupfer zugleich lieferte, die bey der französischen Ausgabe erst lange hernach gekommen wären.

Das

Das VI. VII und VIII. Buch der sämmtlichen Reisebeschreibungen machen den Inhalt dieses Bandes aus. Das VI. hält die Beschreibung der Reisen in sich, die auf der westlichen Küste von Africa, vom weißen Vorgebirge an, bis nach Serra Leona gethan worden; sonderlich von der englischen Handlung auf dem Flusse Gambra, und von den angränzenden Ländern. Das VII. liefert die Reisen nach Guinea und Benin, welche die Küsten von Serra Leona, bis zum Vorgebirge Lope Gonsalvo, begreifen. Das VIII. endlich ist eine Beschreibung von Guinea, nebst der Geographie und sowohl natürlichen als politischen Historie desselben.

Der englische Handel nach der afrikanischen Küste, an den Gambrafluß, ist nicht älter, als die Regierung der Königinn Elisabeth. Im 1585sten Jahre hat dieselbe den Kaufleuten ein Patent dazu ausgefertiget; und im 1592sten erfolgte noch eins, das ihre Freyheit bis nach Serra Leona erstreckte. Allein die Compagnie gerieth in Verfall: und König Jakob der I. erneuerte im 16ten Jahre seiner Regierung dieselbe, durch einen neuen Freyheitsbrief, den er etlichen Bürgern in London ertheilte. Auch König Karl der I. folgte diesem Exempel, als dieser Handel abermal matt geworden war. Die Holländer und Dänen fanden sich auch an dieser Küste häufig ein: und die Compagnie verlor außer ihren Plätzen auf die 300000 Pfund St.; und nachmals durch Ruyters Räubereyen, auf die 200000 Pf.

Doch behielten die Engländer noch immer festen Fuß in Africa, und man kann von der Wichtigkeit

Man findet hin und wieder Reime, denen zwar das Wesen eines Reims zukömmt, in welchen aber nach Art der alten Deutschen die gehörigen selbstlautenden Töne mit andern verwechselt werden. Z. E.

p. 332. Im Schießen unter der Harpfen Kunst,
Noch thät er auch sich üben sunst.

Dergleichen Verwechselung ist auch mit den mitlautenden Tönen vorgenommen worden. Z. E.

p. 332. Zu Hand der Schimpf zergangen was,
Phoebus hat ietzt gesehen das.

Der Reimzwang hat den Uberseßer verleitet, wider den Gebrauch der allgemeinen deutschen Sprache hier und da selbstlautende Töne zu verstossen. Z. E. glich vor gleich, Strit vor Streit, schon vor schön.

Aus eben dieser Noth haben auch selbstlautende Töne vielfältigmal ihren Abschied bekommen, ob sie gleich unentbehrlich gewesen. Z. E. Gfahr vor Gefahr, Gfehrten vor Gefehrten, bgab vor begab.

Es sind so gar ganze Sylben weggeworfen worden, die aus selbstlautenden und mitlautenden Tönen bestehen. Z. E. Gött vor Götter, Wäld vor Wälder, mißfar vor mißfarbig, die Kindt vor die Kinder, dul vor dulde, zusamm vor zusammen, grimm vor grimmig, Weißag vor Weißager.

Hingegen sind auch Wörter mit ganzen Sylben vermehret worden. Z. E. So bald ihr ein Stück Wild gestundt.

Die Anzahl der Sylben, aus welcher eine Zeile bestehet, beläuft sich bald auf achte, bald auf neune, auch wohl zuweilen auf zehne. Ein Exempel davon

sieht

ihres Handels daraus urtheilen, daß die Compagnie jährlich an Wollenwaaren und andern englischen Manufacturen auf die 70000 Pf. St. am Werthe ausführet; und solch eine Menge Goldstaub daher bringet, daß sie öfters auf einmal 30 bis 50000 Guineen schlagen lassen, die man an dem darauf geprägten Elephanten kennet. Bald nach der englischen Reichsänderung oder Revolution, wie sie Karls des II. Gelangung zum Throne nennen, ward durch einige Privatkaufleute, welche die europäischen Waaren dort wohlfeiler gaben, und die africanischen höher annahmen, die Compagnie sehr herunter gebracht. Das Parlament fand es für gut, diesen Handel frey treiben zu lassen; nur daß man der Compagnie einen gewissen Zoll abtragen sollte, damit sie die Schlösser und Vestungen erhalten könnte. Seit dem nahm ihr Handel sehr ab, weswegen sie sich 1700 in einem Memoriale sehr beschwerte. Allein, als 1712 die dazu gesetzte Zeit verstrichen war, ward diese Freyheit des Handels wieder erneuert: und die Compagnie gestund selbst, daß solches sowohl für sie, als für die Nation das vortheilhafteste wäre.

Auch im 1730sten Jahre ist im Hause der Gemeinen dieser Schluß von der Handlungsfreyheit erneuert worden; ja man sollte nicht einmal die Schiffahrt dahin, mit einem Zolle zur Erhaltung der Vestungen beschweren; sondern das Parlament wollte selbst einen Beytrag dazu bewilligen. Seit der Zeit bekömmt die Compagnie jährlich 10000 Pfunde. Die Holländer haben sich bisher umsonst bemü-

bemühet, den ganzen Handel von der weſtlich afrikaniſchen Küſte an ſich zu reißen; die Franzoſen haben gleichfalls darnach geſtrebet. Dieſen nun zu widerſtehen, ſind die Veſtungen nothwendig geweſen, und die Küſtenbewahrer können dieſes allein nicht bewirken.

Die Landkarte, die zum zweyten Capitel gehöret, ſtellet den großen Fluß Gambra, mit den anliegenden Ländern vor. Dieſe heißen Barſalli, Kolar, Barra, Badibou, Yamina, Jagra, Kaen, Fonia und Koumbo vor; an welche letztern noch Flups und Jereſa ſtoßen. Der Fluß iſt gewiß von beſondrer Breite und Tiefe, indem er ziemlich weit ins Land, an einigen Orten 10. 11. 12 bis 13 Faden tief iſt. Dabey ſind nun viele Factoreyen der Engländer, mit den Städten und Reſidenzen der barbariſchen Könige untermiſcht. Das Land hat übrigens einen Ueberfluß von Reiß, und am Ufer der See wird viel Salz gemachet. Die Küſten, Vorgebirge und Eylande dieſes Landes, werden ſehr genau beſchrieben: wir wollen zur Probe nur das anführen, was von dem Gezelte des Königes von Barra geſagt wird.

Wenn man an der Nordſeite in den Fluß fährt, ſo ſieht man eine Spitze, auf welcher ein Buſch von Bäumen ſteht, unter welchen einer viel dicker und höher iſt, als die andern: dieſen nennen ſie des Königs Gezelt. Die Engländer, die ſonſt andern Völkern, die weit beſſer ſind, als die Schwarzen, ſehr ſtolz begegnen, haben ſich ſo weit erniedriget, dieſe Wohnung des wilden Königs mit Canon-

schüssen zu begrüssen. Dadurch ist dieser schwarze Prinz so hochmüthig geworden, daß er solche Ehre von allen einlaufenden Schiffen begehret; und ihnen allen Handel untersaget, dafern sie solche unterlassen. So wie nun drey Schüsse beym Einlaufen gethan werden müssen: so müssen sie auch beym Abschiede erfolgen: und für die Erlaubniß zu ankern, bezahlen sie dem Könige eine Stange Eisen.

Die Beschreibung des Flusses Gambra giebt es, daß er größer sey, als alle europäische Flüsse. Er ist beym Ausflusse über drey Seemeilen breit, und 120 solche Meilen aufwärts, ist er noch eine solche Meile breit. Er hat viele Inseln und Felsen in sich: und die Ebbe und Fluth der See dringt bis Barracanda, d. i. fast 200 Seemeilen hoch hinein. Auf den Ursprung desselben hat noch niemand kommen können, so wenig als auf die Quellen des Nils und Nigerstroms. So wenig kennen wir noch diesen bewohnten Welttheil, der uns gleichwohl so nahe liegt, und so häufig umschiffet wird. Es ist auch falsch, daß Afrika in der Mitte so sandigt und trocken ist. Es ist voller Pfützen, Seen und Moräste, die in der regnigten Jahreszeit vom Christmonate bis zum May, ja Julius, so aufschwellen, daß auch die kleinen Flüsse stark anschwellen. Auch ist daher das Mittel davon so bevölkert, als irgend Europa: wie aus der großen Menge schwarzer Sklaven erhellet, die mitten aus dem Lande an die See geschaffet werden.

In dem II. Abschnitte dieses Capitels werden die Länder und Reiche beschrieben, die an beyden Sei-

ten der Gambra liegen. Der Könige sind zwar viel, aber ihre Länder sind so klein, als vieler deutschen Fürsten ihre; deren Gebieth man in einem Tage durchgehen kann, ohne müde zu werden. Tomani ist das größte und volkreicheste Land, denn es hat die meisten Städte, und ist 26 Meilen groß. In Ramyamakunda, einer kleinen Stadt desselben, ist ein starker Handel. Hinter ihm liegt Kantor, dessen Herr ein Kaiser ist, oder seyn will, und mit dem Könige von Barra immer Kriege führt. Die Stadt Kolar darinn, liegt 500 kleine Meilen von der See. Noch ein Kaiserthum heißt Joigny. Alle diese Dinge sind artig zu lesen.

Wir wollen uns bey dem Flusse Gambra nicht länger aufhalten, ungeachtet im dritten Abschnitte die englischen Plätze an demselben, im dritten Capitel eine besondre Reise zur Entdeckung desselben, und eine Nachricht vom Goldhandel daselbst, in den Jahren 1620 und 21 vorkömmt. An Crocodilen haben die Wasser daselbst einen Ueberfluß. Man sieht ihrer bey Tage wohl 20 beysammen, und höret sie des Nachts wohl eine Seemeile weit. Es giebt auch eine Art von Fiedlern, oder Meistersingern, an dem Hofe des Königes zu Jelikot, die man Jüddier nennet. Diese singen und spielen die ganze Zeit über, da der König isst, zum Lobe desselben und seiner Vorfahren.

Ein seltsames Volk soll hier dasjenige seyn, welches einen stummen Handel führet; so, daß es sich von seinen Käufern nicht einmal sehen läßt. Die Kaufleute kommen, und legen in gewisse dazu bestimmte

ſtimmte Häuſer ihre Waaren, und ſonderlich Salz in gewiſſe Haufen abgetheilet: dann ziehen ſie eine Tagreiſe zurück. Unterdeſſen kommen die Wilden, und legen auf jeden Haufen ſo viel Gold, als ſie dafür geben wollen; und ziehen gleichfalls wieder davon. Darauf kommen die Kaufleute wieder, und wenn ihnen das Geboth anſteht, ſo nehmen ſie das Gold, und ziehen davon. Iſt es aber zu wenig, ſo theilen ſie ihre Haufen in zwey Theile; und legen das Gold zu dem Haufen, den ſie dafür laſſen wollen: dann kommen die Schwarzen wieder, und nehmen entweder den Haufen weg, und laſſen das Gold liegen; oder legen mehr Gold dazu, um alles zu bezahlen, bis der Handel zur Richtigkeit kömmt. Daß aber dieſer Handel ſo wunderlich geführet wird, kömmt daher: weil dieſe Schwarzen ſolche große Lippen haben, daß ſie ſich ſchämen geſehen zu werden. Sie hengen ihnen bis auf die Bruſt, und ſind noch dazu rohes Fleiſch, welches von der Sonnenhitze faulen würde, wenn ſie es nicht beſtändig ſalzeten. Wem dieſes nicht glaublich vorkömmt, dem können wir es nicht verdenken. Es leugt ſich noch einmal ſo gut in die Ferne: und der Scribent Jobſon erzählt nicht einmal, daß er dieſe Leute ſelbſt geſehen habe.

Die andern Nachrichten von dem Goldhandel, und der Art, wie es aus dem afrikaniſchen Sande gewaſchen, oder aus den Felſen gehauen und ausgeſchmelzet wird, müſſen wir vorüber gehen. Sie ſind aber ſo angenehm zu leſen, daß wir beſorgen: es möchten alle unſre Leſer nach Afrika reiſen wollen,

um ſolche Schätze daher zu holen. Das V. Capitel hält die Reiſen des Hauptmanns Stibbs auf der Gambra; das VI. Franz Moorens Reiſen in die inländiſchen Theile von Afrika, von 1724, bis auf 600 engliſche Meilen weit, in ſich. Das VII. erzählet die merkwürdige Gefangenſchaft und Befreyung Job Salomons, eines mohammediſchen Prieſters von Bunda, im 1732ſten Jahre. Das VIII. Capitel handelt von der europäiſchen Handlung am Gambraſluſſe. Das IX. Capitel begreift zwo Reiſen nach dem grünen Vorgebirge und der benachbarten afrikaniſchen Küſte. Das X. XI. und XII. Capitel beſchreibt die Jaloſer, die Fulier, und die Mandigoer; alles Völker bey der Gambra. Das XIII. Capitel belehret uns von den Eigenſchaften und Gewohnheiten, welche dieſen Völkern gemein ſind. Von dieſen wollen wir etwas mitnehmen: denn was iſt angenehmer, als zu ſehen, auf wie mancherley Art ſich die Kinder Adams vervielfältiget haben?

Es haben zwar faſt alle Afrikaner beynahe einerley Sitten und Gewohnheiten; welches denn ſowohl einen gemeinſchaftlichen Urſprung, als ein an Wilderung faſt durchgehends gleiches Land anzeiget: doch ſind die Nachrichten Jobſons faſt alle von den Mandigoern zu verſtehen. Im erſten Abſchnitte wird von den Urſachen der Schwärze, bey den Afrikanern gehandelt. Nur die Fulier ſind nicht ſchwarz; ſonſt aber alle. Dieſes iſt deſtomehr zu bewundern, da ihre nächſten Nachbarn, die Mauri-

tanier,

tanier* weiß, oder doch nur braun, und schwärzlich sind, und lange Haare haben: jene hergegen kurze weiche Haare, wie Wolle bekommen. Die Himmelsgegend macht es nicht: denn die Europäer, die dahin kommen, haben auch daselbst, lauter weiße Kinder; die Mohren aber bekommen auch, wenn sie lange im Norden wohnen, Kinder von ihrer Farbe.

Daß diese Schwärze das Merkmaal Cains, oder eine Wirkung des Fluches seyn solle, der dem Cham gegeben worden, ist nicht zu erweisen. Denn warum sollten auch ihre Nachkommen, ohne ihre Schuld, schwarz bleiben? Viele Gelehrte glauben also mit dem **Arkins**, es hätte sowohl schwarze als weiße Stammältern des menschlichen Geschlechts gegeben. Und die Negern selbst, sollen nach einer Tradition der **Marbuten**, vorgeben: des Noah Söhne wären von drey verschiedenen Farben, der eine weiß, der andere braun, der dritte schwarz gewesen; hätten auch jeder, eine ihm ähnliche Frau gehabt. Wäre dieses wahr, so brauchte man keinen schwarzen Adam: aber, wie wäre es zugegangen, daß Noah, als ein weißer Mann, mit eben derselben Frau, Söhne von dreyerley Farben erzeuget hätte; da solches itzo niemals geschieht?

Pechlin,

* In dem Werke steht, die **Mohren** wären weiß ꝛc. welches uns unbequem, und ungewöhnlich geredet zu seyn scheint. Man verbindet mit dem Namen eines Mohren allemal die Schwärze. Die itzigen Mauritanier sind Araber, und kommen also aus Asien: kein Wunder, daß sie nicht schwarz sind.

Pechlin, ein Arzt, glaubt, die Schwärze der Mohren käme von einer ſchwarzen Epidermis *, oder des Häutleins, und nicht der Haut ſelbſt. Allein die pariſiſchen Zergliederer haben entdecket, daß dieſe Schwärze weder in der Haut, noch im Fleiſche, ſondern in einem zarten Netzchen beſteht, welches zwiſchen der Haut und der Cuticula, oder dem dünnen Häutchen, liegt. Dieſes Netz iſt bey den Weißen weiß, und bey den Mohren ſchwarz. Allein woher ſolches komme, das bleibt doch noch unbeantwortet. Man merket aber folgende Erfahrungen an: 1) wenn ſich ein Mohr eine Blaſe an der Hand brennet, und die neue Haut wieder wächſt; ſo bleibt dieſer Fleck weiß. 2) Wenn ein Mohr krank iſt, verlieret er ſeine Schwärze; und manche ſind ſo bleich geworden, wie die Weißen. 3) Stirbt er aber, ſo findet ſich die Schwärze wieder; ja nimmt noch zu. 4) Die Kinder der Mohren kommen weiß zur Welt; nur ihre Schamglieder ſind ſchwarz, und an der Wurzel der Nägel iſt ein ſchwarzer Zirkel. 5) Hr. Brüe hat zu Biſſos eine weiße Frau eines Mohren geſehen, die von ſchwarzen Aeltern gebohren war, und ihrem Manne verſchiedene ſchwarze Kinder gebahr.

Da hier die weiße Frau, Kinder zur Welt bringet, die ihrem ſchwarzen Vater ähnlich ſind: ſo erläutert

* Wenn dieß Wort im Grundtexte ſteht, ſo hätten es die Herrn Ueberſetzer ſicher weglaſſen können. Die Epidermis hat nur über den Gedärmen und nicht über dem ganzen Leibe ihren Sitz, wie die Zergliederer ihren. Es ſollte Cuticula heißen.

läutert dieses die Lehre von der Fortpflanzung der Thiere, durch die Samenthierchen, die ganz allein vom Vater kommen. Da man aber sagt, diese weiße Frau sey von schwarzen Aeltern gewesen; so scheint solches einen Einwurf abzugeben. Allein er ist leicht zu heben. Denn es kann gar wohl seyn, daß ihre Mutter schwarz gewesen, auch einen Schwarzen zum Manne gehabt. Allein wer steht uns dafür, daß sie sich nicht einmal mit einem Weißen vermischet? und daß dieser also eine Tochter erzeuget, die ihm an Farbe ähnlich gewesen. Wenn man des Hrn. Maupertuis seine Venus physique nach diesen Gründen beurtheilen will, wird sich vielleicht manches besser erklären lassen.

Die Kleidungen dieser Leute werden hier ausführlich, nach allen Ständen und Geschlechtern beschrieben. Sie essen des Tages nur einmal nach Sonnenuntergange, und glauben, daß dieses sehr gesund sey. Ihre Speise ist gekochter Reis, den sie in holen Kürbisschalen warm auftragen.

Im IV. Cap. wird die Reise des Piedro de Cintra, eines Portugiesen, nach Serra Leona beschrieben. Ein junger Portugiese, der des Cada Mosto Schreiber, und mit auf seinen Reisen gewesen war, kam in das Haus dieses Verfassers; und gab ihm Nachricht von den Entdeckungen, die sie mit den Caravellen, die Don Enriquez ausgeschickt hatte, gemachet hätten. Er hub von Rio Grando, dem großen Flusse an, in dessen Mündung zwo große bewohnte Inseln liegen. Einem hohen Vorgebirge hätten sie den Namen, Capo Verga gegeben,

gegeben. Achtzig Meilen davon längſt dem Ufer hin, fanden ſie noch ein andres, welches ungleich höher, ja das Höchſte war, ſo dieſe Schiffleute jemals geſehen hatten, und oben ſo zugeſpitzt war, als ein Demant: dieſes nannten ſie Sagres. Die Einwohner dieſer Gegenden werden als Götzendiener beſchrieben. Sie haben Schiffe die 30 bis 40 Mann tragen, und mit Rudern fortgebracht werden, die man ſtehend, aus freyer Hand, beweget. Sie tragen in ihren Ohren und Naſenlöchern, welche häufig durchbohret ſind, allerley goldne Ringe: ja das Frauenzimmer, das ihren Königen und Prinzen zugehöret, trägt dergleichen auch in ihren Schamlefzen, um ſich von ſchlechten Weibern zu unterſcheiden. Vierzig Meilen weiter kamen ſie an den Rio de St. Vincente, der fünf engliſche Meilen breit iſt, und noch 5 Meilen weiter zum Rio Verde, der noch breiter war. Zwanzig Meilen weiter hin fand ſich wiederum ein Vorgebirge, welches ſie **Liede**, das iſt Frölich nennten. Hier geht ein Gebirge an, welches ſich funfzig Meilen weit an der Küſte erſtrecket.

So würden wir weiter fortfahren, wenn wir die ganze africaniſche Küſte mit umſegeln wollten. Allein wohin würde uns das führen? Wir gehen zum V. Cap. welches eine Reiſe des Capt. **Roberts** vom 1720ſten Jahre erzählet? da jene im 1463ſten geſchehen war. Dieſe betrifft die Canarieninſeln, das grüne Vorgebirge, und Barbados. Dieſes iſt die einzige gute Nachricht die man von dieſen Landen hat; und die Karte iſt auch ſehr gut. Sein

ſieht man bald im Anfange, allwo die erſte Zeile neun Sylben, die andere achte, und die achte zehne in ſich faſſet. Und dieſe Ungleichheit iſt Urſache, daß ſich viele Zeilen nicht nach dem Maaße, welches ein wohl geſetzter Vers erfodert, leſen laſſen. Auch diejenigen, welchen ihre gehörige vier Füſſe gegeben worden, ſind oftmals ſo eingerichtet, daß man die Sylben wieder ihre Natur bald lang bald kurz machen und ſprechen muß. Ein jeder Vers ſoll jambiſch ſeyn. Will man aber nach jambiſcher Art leſen: ſo muß man den Sylben faſt in allen Zeilen Gewalt anthun. Wenn man demnach alles zuſammen nimmt, was bisher im Abſehen auf die Reime, die Anzahl und das Maaß der Sylben angemerket worden: So kan man keinen andern Ausſpruch thun, als daß das Gehöre, wie ſolches an die heutigen Verſe gewöhnet worden, aus dieſen ſehr wenig Annehmlichkeit ſchöpfen könne.

Wir wollen das, was zum Sylbenmaaße und zum Reime erfodert wird, verlaſſen, und auf die Verbindung der Wörter acht haben. In dieſer mangelt allenthalben die Lebhaftigkeit. Den Hülfswörtern, wie auch den Zeitwörtern (auxiliaribus & verbis) hat man ihren gehörigen Plaß verſagt. In den zuſammen geſetzten Perioden erhellet kein deutlicher Unterſcheid zwiſchen dem erſten und andern Theile, antecedente und conſequente. Hierbey ſind dergleichen Perioden zuweilen durch Einſchiebſel (parentheſes) verhunzet worden. Ein Exempel hievon geben die oben angeführten fünf erſten Zeilen.

Alles, was man bisher getadelt, machet die Verſe dunkel. Hierzu kömmt, daß man des Reims und Sylbenmaaßes halber viele Noth- Flick- und Ausfüllungs-

eigen Unglück, da er zehn Tage in den Händen der Seeräuber gewesen, hat zu der ganzen Reise Gelegenheit gegeben; und von dieser wollen wir etwas berühren.

Hauptmann Roberts gieng 1721 mit einigen Kaufleuten aus London nach Virginien, um von da nach Guinea zu gehen und Sclaven zu kaufen. Hauptmann Scot segelte mit einem Schiffe von 22 Canonen auch dahin, und bey diesem gieng jener anfänglich an Bort. Sie segelten ab, und trafen zu Pleymouth den Mylord **Belhaven** an, der auf dem Kriegsschiffe, die Königinn Anna, nach Barbados gehen wollte. Dieses lief zwar aus, scheiterte aber bald an den Klippen des Vorgebirges Lizard; so daß der Mylord, und der meiste Theil des Schiffsvolkes umkamen. Hauptmann Scot, und Hr. Roberts giengen einen Monat später ab, wo ihnen nichts sonderliches begegnete, bis sie nach **Sal** kamen. Dieß ist eine von den Inseln des grünes Vorgebirges: aber weil keine Einwohner zum Vorscheine kamen, giengen sie nach Bona Vista, wo sie Salz einnehmen wollten, und sich vor Anker legten. Sie luden es, und segelten an das Eyland May; und von hier nach St. Jago. Hier holten sie Holz und Wasser, und Cocosnüsse, und fuhren nach Barbados. Auf dem Wege fanden sie einen todten Wallfisch, der von einer unglaublichen Menge von Vögeln belagert ward; ob gleich dreyhundert Meilen im Umkreise kein Land war. Im 1722sten Jahre im Marz kamen sie zu Barbados an.

Da

Da aber der Handel dem Hauptmann Scot fehl ſchlug, wollte er nicht ſeinem Befehle gemäß nach Virginien gehn. Roberts war damit nicht zufrieden, und bekam Abſchied. Zugleich gab man ihm ſtatt des Soldes eine Schaluppe, Margaretha, womit er unter Segel gehen, und handeln ſollte. Er nahm eine Ladung ein, und gieng nach Guinea, bey Rio Grande, und dem grünen Vorgebirge. Hauptmann Scot begleitete ihn, wegen der Seeräuber, die da herum ſchwärmten. Aber in einem Sturme, verlohr er dieſen, drey Tage hernach, aus dem Geſichte. Hr. Roberts ward krank, und ſein unwiſſender Steuermann verlohr den rechten Weg: bis ſie nach vielem hin und herfahren, endlich im Weinmonate an die Inſel Sal gelangten. Hier wird der Schildkrötenfang beſchrieben, die daſelbſt 300 Pf. ſchwer anzutreffen ſind, und weit verführet werden.

Einen Morgen ſieht Herr Roberts drey Schiffe in See, die mit Canonen und Volk verſehen auf ihn zukommen, und engländiſche Flaggen führen. Sie waren Seeräuber, und bemächtigten ſich ſeiner mit dem härteſten Verfahren. Sie zwungen ihn an ihr Bord zu kommen, und verwieſen ihm, daß er nicht gleich mit dem Boote gekommen wäre. Als er nun erwiederte: er hätte nicht gewuſt, wer ſie wären: verſetzte jener, der ihr Oberſter zu ſeyn ſchien: was denket ihr denn, ihr Hund! wer wir ſind? Roberts der auf die behutſamſte Art antworten wollte, ſprach: Ich halte ſie für Herren, die auf der See ihr Glück machen wollen. Ihr lüget,

bey meiner Seele; fiel hier die Antwort. Wir sind Seeräuber, bey meiner Seele!

Bald darauf erfuhr Roberts, daß auch Hauptmann Scot in die Hände dieser Böſewichter gefallen wäre, deſſen Schiff ſie verbrannt, ihn ſelbſt aber zu Bona Viſta ans Land geſetzt hätten. Dieſem nahmen ſie nun alles was er hatte, und er mußte ihnen zum Piloten nach Paraghiſi dienen, um daſelbſt eine gewiſſe Beute zu machen. Sie hieben ſein Kabeltau ab, und ließen das Anker im Grunde, weil ſie ſich die Mühe nicht geben wollten, es zu lichten, oder aufzuziehen. Bald darauf ſtieß ein Schiff von 36 Canonen auf ſie: worüber Loe, der Führer der ganzen Bande, Befehlshaber war. Dieſer billigte ihr bisheriges Betragen, nebſt ihrem Vorhaben. Sie lieſen in der Bay zu Porto Lappa 35 Mann ſtark an Land; das Schiff aber lief bis auf die Rhede Paraghiſi, und ſollte daſelbſt ankern. Tages darauf, brachte Ruſſel, der harte Seeräuber, mit ſeiner Bande den Prieſter, den ſie geſucht hatten, den Sohn des Statthalters, und etliche Schwarze, als Gefangene mit. Man brachte ſie an Bord, und ſegelte nach den andern Schiffen in See, wo ſie dem oberſten Führer Loe vorgeſtellet wurden.

Hauptmann Roberts ward ihm, durch einen rechten Ceremonienmeiſter, gemeldet, indem dieſer ſich ſehr tief vor ihm neigete; jener aber in ſeiner Cajüte auf einer großen Canone ſaß. Alles Schiffsvolk, ja ſelbſt dieſer Gebiethiger, bezeugten ein Mitleiden mit ihm, daß er in ihre Hände gefallen

len war, da er ihr Landsmann wäre. Indessen dorften sie doch eine solche Schickung des Glückes nicht verachten, damit es ihnen nicht etwa am Nöthigen gebräche. Uebrigens begegnete er ihm höflich, nöthigte ihn zum Sitzen, both ihm Punsch und Wein zu trinken, an; und munterte ihn auf, sich keinen Kummer zu machen.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir das übrige Verfahren der Seeräuber, die Uneinigkeit derselben, ihre Großmuth, ihre Gutherzigkeit gegen Hrn. Roberts, sonderlich derer, die ihn vorhin auf einem andern Schiffe gekannt hatten, melden wollten. Diese erbothen sich, ihm einige überflüssige Waaren auf seine Chalouppe zu geben, sobald man sie ihm wieder zustellen würde. Diese entdeckten ihm auch einen Anschlag, den die Seeräuber gefasset hätten, ihn zum Lootsmanne zu machen, weil er die Brasilianische Küste kennen sollte: wohin sie zu gehen dächten, sobald sie die von Guinea verlassen würden. Sie riethen ihm aber zu sagen, er habe Frau und Kinder, denn es wäre eine Satzung unter ihnen, keinen Ehmann zu ihren Diensten zu zwingen; und diese hätten sie alle beschworen. Einer unter ihnen hätte sie zwar bereden wollen, diesen Eid zu brechen: allein der Hauptmann Lee, hätte sich heftig widersetzet; weil es ein böses Exempel seyn, und alle Sicherheit auf einmal aufheben würde. Da sieht man, daß auch Seeräuber ihre Eide, um der gemeinen Wohlfahrt halber, halten müssen!

Loe und Ruſſel entzweyten ſich alſo heftig über ihn. Allein die Klugheit des erſten, beſiegte die Hitze des letztern, und die meiſten Stimmen erklärten ſich endlich dafür, daß ihm ſeine Chalouppe wiedergegeben werden ſollte. Als Ruſſel ſich an ihm vergreifen wollte, ward er ſelbſt gefangen gelegt. Doch als er wieder frey ward, trieb er es ſo weit, daß Roberts, mit zwey kleinen Jungen, ohne Vorrath und Zubehör, auf ſeine Chalouppe geſetzt, und dem Meere anvertrauet wurde. Die Vorſehung hat ihn aber doch errettet, wie hier der Länge nach zu leſen iſt.

* *

IV.

Von dem erſten griechiſchen Drucke der Deutſchen, auch daß man in Deutſchland eben ſo zeitig angefangen, Griechiſch zu drucken, als in Italien.

Da unterſchiedne gelehrte Männer außer Schleſien, mich ihres beſondern Vergnügens durch dero geehrteſte Zuſchriften verſichert, ſo dieſelben bey Durchleſung meiner unſchuldigen Entdeckungen ein und andrer deutſchen Alterthümer, in dem beliebten Bücherſaale empfunden; ſo werde ich dadurch um ſo viel mehr bewogen, dergleichen auch in einer ganz andern Art geſammleter Seltenheiten zu wagen, und dabey durchaus nicht meine, ſondern vielmehr die wohlverdiente Ehre der preiswürdigen deut-

deutschen Nation, so viel an mir ist, bestmöglichst an den Tag zu legen suchen. Da in allem meinen Vornehmen dieß mein vornehmstes Hauptwerk, mich in dem anvertrauten geistlichen Amte treu zu erweisen, so kann ich nicht sagen, auf was für wunderbare Weise, alsdann die allergütigste Vorsicht meines Gottes, nicht nur für mein Brod und gute Versorgung, sondern auch darneben, für mein gelehrtes Vergnügen, und meine angenehmste Gemüthsunterhaltung forget. Es schien einmal, als ob ich, wider all mein Vermuthen, in einen gerichtlichen Proceß gerathen sollte. So was unvermuthetes und fremdes mir solches war, so was ganz unanständiges war es mir auch. Um solchen Handel von mir abzuwenden, gab ich alles zu, und willigte alles Mögliche ein. Das sah nun für mich als ein kostbarer Verlust aus: aber nein! imus per obstantia! Ich erhielt dadurch auf die sonderbarste Art, die größten Vortheile und den erwünschten Gewinn.

Mir wurde nämlich eine gar ansehnliche Anzahl der seltensten Bücher, und zwar aus einem noch übrig gebliebenen Büchervorrathe eines der größten, aber desto unglückseligern Gelehrten zu Theil. Gelehrte Kenner der Alterthümer vom ersten Drucke mögen selbst urtheilen: ob die Taxa Poenitentiaria, oder vielmehr, wie ich hätte schreiben sollen: Libellus Taxarum super quibusdam in Cancellaria apostolica impetrandis - - und zwar mit Drucke, als alter Mönchsschrift, so was gar gemeines sey? Weder Jahr, noch Ort des Drucks ist benennt;

aber doch wohl zu errathen: wenigſtens ſind genugſame Merkmaale da, daß dieß ohne Zweifel der erſte und älteſte Druck des Buchs ſey. Es mag nicht ohne beſondres Abſehen geſchehen ſeyn, daß in einem Bande voran: Innocentii III. Liber de Contemtu Mundi: Lipſiae 1534. excudebat Michael Blum; Dann de Matrimonio Ser. Regis Angliae Henrici VIII. Congratulatio diſputatoria Joh. Cochlei Germani, ad Paulum III. 1535. Dann Hiſtoria occiſorum in Culm, tum aliorum Hominum, tum maxime Virginum per Max. Paulum Piavem in Latinum converſa: dann Judicium Jovis in Valle Amœnitatis habitum, gebunden ſind. Und ſo dann kömmt Libellus Taxarum: aber die Lamentationes obſcurorum virorum, impreſſae Coloniae A. 1518. machen endlich dieſes ſo merkwürdigen Bandes Beſchluß.

Ich könnte ſo weiter fortgehen, und melden, wie auch die Paſquillorum Tomi duo, Eleutheropoli 1544. die noch unlängſt vor 50 Thl. geſchätzt worden; wie Hoſtienſis ſumma Decretalium, von An. 1478 und 79 ein ungeheuer Buch, aber von viel ſchönen, auch mit Gold gemalten Buchſtaben; und ſo noch viel anderes Seltenes mehr in meiner gelehrten Sammlung zu finden iſt. Allein ich würde mich hierbey allzuweit von meinem Vorhaben u. Zwecke abbringen laſſen. Einige anſehnliche gelehrte Männer der berühmten Akademie in Leipzig, werden ſich noch geneigt erinnern, welches beſondere Denkmaal vom erſten Drucke ich denenſelben, nun eben vor fünf Jahren, auf meiner letzten Reiſe, vor

Augen

Augen legen können. Die viele darbey genoſſene Höflichkeit, wird mir ebenfalls nicht weniger, als ein unvergeßliches Denkmaal bleiben. Das Denkmaal, was ich itzo vornehmlich vor Augen habe, ſind Ciceronis officia et Paradoxa von An. 1466. auf fein Pergament gedruckt, in welchem aber beym Anfange eines jeden Buches die Anfangsbuchſtaben fehlen, dazu aber zum Einmalen genugſamer Raum gelaſſen worden. Hintenan ſtehen die gewöhnlichen Worte: Preſens Marci tulii clariſſimum Opus. Johannes Fuſt Moguntinus Civis non atramento. plumali canna neque aerea. Sed Arte quadam perpulcra, manu Petri de Gernſzheim pueri mei, feliciter effeci, finitum Anno M. CCCC. LXVI. quarta Die Menſis Februarii &c. So wichtig und merkwürdig dieſes ſeltne Werk ſchon an ſich iſt, ſo wird ſolches noch deſto wichtiger und merkwürdiger, ja ganz unſchätzbar, durch die eigenhändige Schrift des berühmten Georgi Caſſandri, da er in lateiniſchen Verſen ſein Symbolum: Quando Tandem! erkläret und gemeldetem Werke voran geſchrieben hat. Es iſt dieſes ein Jahr vor ſeinem Ende, 1565 zu Cöln geſchehen, und zwar trementibus Articulis. Wofern gedachte Verſe ſich nicht etwa bereits in ſeinen gedruckten Werken befinden, und ich gelehrten Männern damit einen Dienſt erweiſen kann, ſo will ich ſolche bey andrer Gelegenheit, als Caſſandri Handſchrift und ſehr ſchönes Denkmaal, willigſt mittheilen.

Hierbey geht mir, wie einem der nach Rom will, und unter Weges durch viel andre betrachtungswür-

dige Alterthümer, da und dort aufgehalten wird. Aechte Liebhaber des ältsten Druckes darf ich nicht belehren, daß wir von Ciceronis Officiis noch eine ältere Ausgabe haben, wiewohl nur von einem Jahre, und zwar von An. 1465 von eben dem Fust: dabey sich aber die Paradoxa nicht mit angedruckt befinden; am Beschluße des Werks von Fusts Drucke, sich auch einige Aenderung äußert, und das unterschiedne Vornehmen anzeiget.

Hier ist nun vor allen Dingen das angegebne Jahr 1465 wohl zu bemerken. Es ist schade, daß in dieser ersten Ausgabe, nicht auch der Monath, so wie in der andern Ausgabe 1466 dabey steht. Wer hat denn auch wohl jemals Ciceronis Officia et Paradoxa gelesen, der nicht darinnen viel Griechisches angetroffen? Ich weis, daß man vom ersten Drucke besondre Denkmaale hat, da das Griechische nicht mit beygedruckt ist, sondern ein leerer Raum gelassen worden; aber bey mir, in meinem Buche nicht: es sind wirklich griechische Buchstaben und Worte da: es ist nirgends ein leerer Raum zu finden. Zwar kann ich denn wohl auch nicht leugnen, daß sich Cicero nicht wenig verwundern würde, nicht nur seine Handschrift von Deutschen gedruckt, sondern auch in mancher fremden Gestalt zu sehen; ohne Zweifel würde er auch gar vieles nicht einmal für das Seine erkennen. Ich weis, was andre Gelehrte zu unsern Zeiten an dieser Ausgabe haben aussetzen wollen. Allein! Sie hat wichtige Vertheidiger. Aller Anfang ist schwer. Wir gelangen nur nach und nach zur Vollkommenheit.

heit. Heute zu Tage würde es Fust besser gewußt und gemacht haben. Man kann aus allen deutlichen Merkmaalen sehen, daß er damals nicht ein allzu wohl und richtig geschriebnes Muster bey der Hand gehabt habe. Er hat sich an alle vorgeschriebne Buchstaben und Zeichen, an alle häufige abgekürzte und zusammen gezogne Worte, genau gehalten. Mönchsschrift, hat daher keinen andern als dergleichen Druck geben können. Hier kann der Gelehrteste noch lesen, und der beste Grieche sich noch untersuchen lernen, ob er auch Griechisch kan. Es ist eine Lust, dabey zu sehen, wenn man einen eingebildeten Gelehrten versuchet, der an sich selbsten einen großen Cicero zu haben vermeynet, und ihm hier Ciceronis Officia et Paradoxa zu lesen und zu erklären in die Hand giebt. Wahrlich! man wird gar bald ein lächerliches Paradoxon gewahr werden.

Was nun in solchen Büchern das Griechische anbelanget, so könnte ich viel besondre Proben davon geben: allein, ich müßte auch noch Fusts alte und eigne Littern dazu heben, oder von einem darzu verfertigen lassen. Maittaire hat mich aber bereits solcher Mühe in einem und dem andern überhoben. Man kann etliche gar merkwürdige Proben davon in seinen Annalibus Typograph. pag. 61 antreffen. Ich kanns nicht besser machen als er. Er hat eben daselbst meine Ausgabe von 1466 vor sich. Alles daselbst angeführte kömmt mit der meinen vollkommen überein. Er hat solche mit der ältern Ausgabe von An. 1465 aufs genaueste zusammen gehalten. Er hat in beyden, griechischen Druck

füllungswörter angenommen. Z. E. Ich bin an Alter dir geleich, von einen Mittentag, mag weſentlichen nimmer werden, ſie mochten haben kein Verein.

Einen groſſen Beytrag zur Dunkelheit thun auch die Wörter und Redensarten, die entweder vom Uberſetzer erdacht, oder aus dem Alterthum entlehnt, oder aus einer Sprache geborget worden, die nur in dieſer oder jener Landſchaft gebräuchlich iſt. Z. E. Die Erde ſinnwell machen, das Erdreich mit Brunnquellen rühlich begaben, der Sternen Schien ſehen, dieſe Gnade gebrieſt andern Thieren, da war kein Hilf, Gall noch Nahab, Meßner Art, damit der Kriegsmann ward verſolt, nach dem Reichthum ſchnurren, hätten die Götter ein ſolches verzigen, des Jagens ganz urtrützig, einem das Wodt ausziehn, freßamlich, mit freyſamen Hunden gebürſet werden, ihrer Gemeinenin iſt ſolche Ehre zugeſtanden worden, er ſah mich getrott in das Hauß kommen, ganz nüblich durch ſein Augbrohn ſehn, ſich hinter ein Geſteidt verbergen, durch ein geleutert Spat ſcheinen, ein Donnerklapf, meine lieben Fründt, ach habt nicht länger beit, vor Ohnmacht verſchwizen, ein alt paar Ehevolk, wonniglich und ſchon, der Schrecken ihr Vernunft zerſpielt, ein Thier an der Kür haben, wenn der Schein der Sonnen am Gbirg wieder ſchlat, ich höre eines Seufzers Suſt, der Wunden Schranz, eine ſchöne Meidt, vom lieben weh werden, er unterwag ſich Pfeiffens,

die

angetroffen. Da wir nun alſo ein offenbares Denkmaal, ein unleugbares und unumſtößliches Zeugniß, vom erſten griechiſchen Drucke der Deutſchen, aus Fuſts mäynziſcher Druckerey; und zwar von An. 1465 und 66 herhaben; ſo bitte ich alle gelehrte Deutſchen; alle redlichgeſinnte Patrioten, denen die Ehre der wohlverdienten deutſchen Nation, etwas mehr zu Herzen gehet, als ſonſt insgemein geſchieht: ob eine andre Nation ſich deſſen noch eher rühmen kann, daß ſie auf griechiſchen Druck bedacht geweſen? auch uns wirklich noch ältere Denkmaale, als vor den 1465 Jahre offenbar darlegen kann?

Ich weis wohl, daß der große Gelehrte, Montfaucon in Diar. Ital. pag. 255 ſeq. einer Ausgabe des Lactantii zu Rom von An. 1461 gedenkt; ich weis aber auch, daß er zu ſeinem beſondern Ruhme, ſein Verſehen erkannt, auch geſtanden, daß ihn die letztere dunkle Zahl dermaßen verführet, daß er ein V vor ein I. angeſehen. Hätte ich Sinceri Nachricht von alten und raren Büchern, vom An. 1532 im II. Stücke bey der Hand, vieleicht könnte hiervon ein mehrers und ſichres ſagen. Allein! laß es auch ſeyn, daß Lactantius A. 1465 zu Rom herausgekommen, und daß in demſelben griechiſche Wörter vorkommen: ſo ſind doch auch Ciceronis officia in eben dem Jahre zu Mäynz zum Vorſcheine gekommen. Hernach, wer ſind denn die erſten Buchdrucker in Rom geweſen? Duo ex Germania fratres, Impreſſores primi Conradus et Arnoldus Romae coeperunt - - So ſchreibt Andr. Fulvius de Urbis

Anti-

Antiquitatibus Libro IV. p. 314. Es ſchreibt zwar ein berühmter Gelehrter, an einem Orte: daß es gewiß ſey, daß die griechiſchen Buchſtaben zu gießen und zu drucken, in Italien erfunden worden; wie die lateiniſchen in Deutſchland: allein, er hat uns weiter keine umſtändlichere Nachricht davon gegeben: ſo daß dem Ald. Manutio nicht die Ehre allein übrig bleibt, als ſollte er zu Venedig zuerſt mit griechiſchen Buchſtaben zu drucken angefangen haben; ſondern ſolche vielmehr den Deutſchen zu überlaſſen iſt, wenns nämlich nicht auf ganze Bücher, ſondern nur auf Buchſtaben und Worte; mit einem Worte, auf den erſten Druck ankömmt.

Soll ich aber, hierbey, nach meiner wenigen Einſicht und Vermuthung, noch näher ſagen: wem die Ehre des erſten griechiſchen Druckes am meiſten zukomme; ſo wollte ich ſolche eher dem Schüler, als dem Meiſter, eher Peter Schöfern, als Johann Fuſten zueignen: ja ich glaube, wenn der Meiſter nicht dieſen Schüler, ein Fuſt nicht einen Schöfer gehabt hätte, er würde in vielem nicht der Meiſter geworden ſeyn. Fuſt hat gewiß nicht umſonſt dieß Zeugniß beydrucken laſſen; Manu Pueri mei: noch weniger aber würde er ihm ſeine Tochter gegeben haben. Wofern ich hierinnen fehle und irre, ſo werden beſcheidne Gelehrten bedenken, daß ich zwar in dieſem Stücke etwas und was ſeltenes, aber nicht alles, was dazu erfodert wird, beſitze. Es geht mir hierbey wie Fuſten und Schöffern, die, wo ſie gleich bey ihren Verſuchen und Vernehmen des erſten griechiſchen

Drucks,

Druckes, nicht bald was vollkommnes haben liefern können, doch dabey den beſten Sinn und Willen gehabt haben.

Gelehrten Männern wird es bekannt ſeyn, was Joh. Tolnad für einen ſonderbaren Einfall über eine gewiſſe Stelle Ciceros de Natura Deorum Libr. II. gehabt, und an einen Vornehmen Engeländer deswegen geſchrieben: Quod, ſi hujus (Artis Typographiae) Inventi ſuggeſtio ab ullo antiquorum manaverit, ea Ciceroni imprimis tribuenda videatur. Ich weis nicht, wie man mir ſolches auslegen dörfte, wenn ich ſagte, daß man dergleichen, mit eben dem Rechte, auch unſern älteſten Deutſchen zueignen könnte, und zwar nach dem Zeugniſſe Taciti, cap. 6. de Mor. Germ. Sacerdos Civitatis, ſin privatim, ipſe Pater familiae precatur Deos - - - ſublatos ſecundum impreſſam ante Notam interpretatur. Das iſt gewiß, daß wir hinter vieles von den alten Deutſchen kommen würden: wenn wir wüßten, was die eingedruckten Finger, Nägel und Narben bedeuteten, welche wir zuweilen ordentlich genug, ſo wohl auf den Opfertellern, als auch an beſondern Gefäßen antreffen. Allein, ſo ſinds nur noch zur Zeit Literarum ſecreta. Kann ich nun gleich nicht mit einem Cicero ſagen: Ego hic paſcor in Bibliotheca Fauſti, ſo bin ich doch vergnügt genug, wenn ich dagegen ſchreiben kann: Ego hic paſcor in Literis fuſti, et quidem prioribus Graecis. So lange alſo Italien nicht ältere griechiſche Drücke aufweiſen kann, als Mäynz: ſo kann

es

es sich auch des Vorzugs vor allen andern Ländern nicht rühmen; noch weniger aber kann ihm solcher Ruhm von einem Deutschen gegeben werden: daß es eine Erfinderinn und Anfängerinn des griechischen Drucks, so wie Deutschland des lateinischen sey; da Deutschland ein offenbares Denkmaal und Zeugniß an Ciceronis Officiis et Paradoxis für sich hat. Sämler.

* *

V.

Explication des Medailles representant une Suite de Sujets, tirez de l'Hiſtoire romaine.

D. i.

Erklärung derer Schaupfennige, auf welchen eine Folge von Begebenheiten vorgestellet wird, die aus der römischen Geschichte gezogen sind.

Da die Münzwissenschaft allerdings mit zu den schönen Wissenschaften gehöret; so hoffen wir, unsere Leser werden es gern sehen, wenn wir ihnen diese Sammlung bekannt machen, die die beyden großen Künstler in Genf, die Hrn. Daſſier, Vater und Sohn, verfertiget haben, und die bey ihnen in Erz und Silber, zu haben ist. Diese erste, aus der römischen Geschichte entlehnete, enthält folgende Stücke:

1. Aus

1. Aus dem 1. Jahre der Stadt Rom. Der Kopf des Romulus. Auf der Gegenseite führt Romulus einen Pflug, um die Mauren der Stadt abzuzeichnen *.

2. Zum 4. J. R. Der Raub der Sabinerinnen: die Gegenseite zeigt diese geraubten Sabinerinnen, wie sie zwischen den römischen und sabinischen Heeren, Friede machen.

3 Zum 39. J. R. Der Kopf des Numa Pompillus: die Gegenseite stellt den Numa vor, wie er mit dem Volke redet, und ihm Gesetze giebt.

4. Zum 85. J. R. Die Horazier und Curiacier: die Gegenseite stellt in einer Person die Stadt Alba weinend vor, der die Stadt Rom, in einer andern Person, diese große Stadt in der Ferne zeigt und sie hin zu nöthigen scheint.

5. Zum 244. J. R. Des Brutus Gelübde. Die Gegenseite zeigt die durch den Hut angedeutete Freyheit, die den consularischen Zepter führt und die Tarquinier aus Rom vertreibt.

6. Zum 245. J. R. Der Kopf des Brutus. Die Gegenseite zeigt den Brutus, der seine im Verrathe begriffenen Söhne, enthaupten läßt.

7. Zum 246. J. R. Horatius Cocles, der nachdem er den Feind aufgehalten, von der Brücke in die Tiber springt und nach Rom schwimmt. Die Gegenseite zeigt den Mucius, der seine Hand verbrennt, weil er des Porsenna verfehlt.

8. Zum

* Man sehe den ersten Band der kön. franz. Akademie der Aufschriften, auf der 175 Seite: wo von dieser Handlung bey Grundlegung der Städte gehandelt wird.

8. Zum 260 und 261. J. R. Menenius Agrippa, der das ſchwierige römiſche Volk von dem Monte ſacro zurück bringt. Die Gegenſeite zeigt die Erwählung der Tribunen des Volks.

9. Zum 266. J. R. Der Kopf des Coriolanus. Die Gegenſeite zeigt ſeinen Gehorſam gegen ſeine Mutter.

10. Zum 275 und 294. J. R. Ein gewaffnetes Heer zieht muthig aus einer Stadt heraus, und ſtellt die Treue der Fabier vor. Die Gegenſeite zeigt den T. Quintus Cincinnatus bey dem Pfluge, nachdem er zum Conſul erwählet worden.

11. Zum 303 und 305. J. R. Die 12. Tafeln werden verfertigt. Die Gegenſeite zeiget den Virginius, wie er nach Ermordung ſeiner Tochter, den Decemvir Appius Claudius, mit Verachtung und Abſcheu anſieht.

12. Zum 310. J. R. Des alten Catons Kopf. Die Gegenſeite zeigt die erwählten Cenſoren mit Leuten umgeben, die ihnen ihre Klagen vorbringen.

13. Zum 360. und 403. J. R. Die römiſchen Frauen bringen ihre herrlichſten Gefäße und Kleinodien einem Senator, um die Stadt Rom zu befreyen. Die Gegenſeite zeigt, wie der öffentliche Schatz die Schulden des Volks über ſich nimmt.

14. Zum 365. J. R. Der Kopf des M. Furius Camillus. Die Gegenſeite zeigt, wie Camillus die Gallier von Rom abtreibt.

15. Zum 415. und 430. J. R. Manlius läßt ſeinen Sohn enthaupten. Die Gegenſeite ſtellt den Papirius vor, der ſeinen Sohn Fabius begnadigt.

16. Zum 450. und 475. J. R. Decius thut ein Gelübde für das Vaterland. Die Gegenseite zeigt, wie sein Sohn ihm in dieser großmüthigen That nachfolgt.

17. Zum 442. J. R. Die Einführung der Landstraßen. Eine Seite stellt den Appius Claudius und die andere, den C. Grachus, die Gegenseite aber, die bey solchem Werke nöthigen Arbeiten vor.

18. Zum 472. J. R. Der Kopf des Pyrrhus. Die Gegenseite stellt seinen Krieg, und den durch die Elephanten erhaltenen Sieg vor.

19. Zum 472. J. R. Pyrrhus, der das Feldlager der Römer betrachtet. Auf der Gegenseite Cineas im Senate sitzend.

20. Zum 472 und 474. J. R. Die Uneigennützigkeit des Fabricius. Gegenseite dessen Redlichkeit gegen den Pyrrhus, der hier des Fabricius Schreiben erhält.

21. Zum 492. J. R. Der erste punische Krieg und zwar der Sieg zur See, welchen Duilius über die Charthaginenser, nahe bey Myles erhielt. Auf der Gegenseite steht eine Siegsrüstung, zur Anspielung auf die Ehrensäule, die man dem Duilius aufgerichtet.

22. Zum 489. J. R. Das Bündniß der Römer mit dem Hiero. Die Göttinn Rom giebt dem Hiero die Hand. Auf der Gegenseite kommen Schiffe mit Korn beladen, in den Ostischen Hafen an.

23. Zum 502. J. R. Des Regulus Kopf. Die Ge-

Gegenſeite ſtellt den Regulus in dem Senate redend vor, wie er ſich verbindet, wieder nach Karthago zu gehen.

24. Zum 534 und 545. J. R. Die Einnahme von Sagunt. Die Gegenſeite ſtellet die römiſchen Abgeordneten vor, wie ſie den Karthaginenſern den Frieden, oder den Krieg zur Wahl laſſen.

25. Zum 534. J. R. Hannibals Kopf; und auf der Gegenſeite ſein Uebergang über die Alpen.

26. Zum 559. J. R. Trebia, Traſimena, und Cannes, als Hannibals Siegszeichen. Die Gegenſeite ſtellt ein Gaſtmal vor, wobey viel Frauenzimmer iſt, und einen unter ihnen eingeſchlafenen Menſchen; die Nachläßigkeit anzuzeigen, in welche die Karthaginenſer zu Capua verfielen.

27. Zum 536 und 538. J. Roms. Paul Aemils Großmuth in Varrons Schlacht gegen den Hannibal. Die Gegenſeite zeigt den römiſchen Senat, welcher dem aus der Schlacht bey Cannes geflohenen Varro entgegen kömmt.

28. Zum 535 und 545. J. R. Fabius Cunctator. Die Gegenſeite ſtellt den in der Nacht aus ſeinem Lager mit ſeinem Heere eilenden Claudius Nero vor.

29. Zum 541. J. R. Hannibal der vor den römiſchen Thoren ankömmt. Die Gegenſeite zeigt die nach Spanien geſandte Hülfe.

30. Zum 542. J. R. Der Kopf des M. Claudius Marcellus. Die Gegenſeite zeigt ſeine Großmuth gegen die Syracuſaner.

31. Zum 542. J. R. Publ. Corn. Scipions des

Africaners Kopf. Die Gegenseite zeigt seine Enthaltung gegen die junge Gefangene zu Karthagena.

32. Zum 448 und 550. J. R. Scipions Uebergang nach Africa. Gegenseite, seine Unterredung mit dem Hannibal.

33. Zum 550 und 551. J. R. Scipio, Hannibals Sieger, durch einen in einer Schlacht gefällten Elephanten vorgestellt. Auf der Gegenseite giebt Rom der vor ihr knienden Stadt Karthago einen Oelzweig.

34. Zum 556. J. R. Der Kopf des Quintius Flaminius. Auf der Gegenseite giebt Quintius den die Freyheit bedeutenden Hut, verschiedenen mit Thürmen gekrönten Weibsbildern, die griechischen Städte vorstellend.

35. Zum 563 und 584. J. R. Das besiegte Asien. Die Gegenseite stellt den Popilius vor, der um den König Antiochus den Zirkel zieht.

36. Zum 565. J. R. Scipio, der nach gehaltener Anklage des Petilius, in Begleitung aller Römer in den Tempel geht, den Göttern für den Sieg über den Hannibal zu danken. Die Gegenseite stellt ihn vor, wie er zu Literna seine eigenen Felder selber bauet.

37. Zum 584 und 585. J. R. Paul Aemils Söhne zu Athen, mit einem Philosophen. Auf der Gegenseite steht Paul Aemils Siegsgepränge.

38. Zum 548 und 606. J. R. Scipio und Lälius. Die Gegenseite stellt, als ein Sinnbild des dritten punischen Krieges, einen eine Stadt bedonnernden Jupiter vor.

39. Zum

39. Zum 619. J. R. Den Aufruhr der Grachen anzuzeigen, ſteht die Stadt Rom mit einem Dolche in der Hand, ſie hat zu ihren Füſſen eine hingeworfene Figur, mit einer nicht völlig ausgelöſchten Fackel liegen. Die Gegenſeite ſtellt den beſtraften Jugurtha vor.

40. Zum 651. J. R. Des Caj. Marius Kopf. Die Gegenſeite zeigt einen allegoriſchen Entwurf der Schlacht der Cimbrer.

41. Zum 654. J. R. Marius unter den Carthaginenſiſchen Ruinen ſitzend. Die Gegenſeite ſtellt das Schrecken der bürgerlichen Kriege vor.

42. Zum 673. J. R. Des Sylla Kopf. Die Gegenſeite zeigt ſeine Abdankung.

43. Zum 686. J. R. Des Pompejus Kopf. Die Gegenſeite zeigt viele Schiffe, die in einem Hafen ſicher und ruhig liegen.

44. Zum 688. J. R. Des Cicero Kopf. Die Gegenſeite zeigt den aus dem Senate entweichenden Catilina.

45. Zum 691 und 694. J. R. Pompejus, Cäſar und Craſſus. Die Gegenſeite ſtellet ihre Vereinigung vor.

46. Zum 689 und 700. J. R. Mithridates ermordet ſich. Die Gegenſeite ſtellt die Niederlage und Beſtrafung des Craſſus vor.

47. Zum 695. 696. J. R. Ciceros Vertreibung ins Elend. Die Gegenſeite zeiget ſeine Zurückberuffung.

48. Zum 705. J. R. Cäſar geht über den Rubico. Die Gegenſeite ſtellet die Flucht des Senats vor.

die Kinder nieten ſich groſſes Durſt, in den ſtrengen Gießen fließen.

Was die Schreibart überhaupt anbelangt, ſo hat man noch zu erinnern, daß ſo wohl die zufälligen Nahmen (adjectiva) als auch die Nebenwörter (adverbia) ihres Standes, den ihnen Natur und Ordnung zuſprechen, beraubet worden. Z. E.

p. 3. Der Himmel ward getheilet gleich,
Die äuſerſten Himmel ſind ſo kalt,
Daß man nichts kälters findet bald.
p. 107. Die Farb an ſeinen Wänglein zart,
p. 108. Wollt er trincken das Waſſer kühl.

Hin und wieder ſind die Artikel vergeſſen worden. Und da man ſolche durch die Präpoſition zu erſetzen geſucht, ſo hat man damit eine ungeſchickte Veränderung vorgenommen. Z. E. p. 3. Daß vom Luft kommen ſollte Reif und Duft.

Zum öftern wird ein einziges Wort, welches den Verſtand einer Zeile endigen ſollte, in die folgende Zeile gezogen. Z. E.

p. 108. Zu dieſem Brunnen kam ungefehr
Narciſſus,
Da nun des Schattens in dem Brunnen
Gewahr ward der Jüngling unbeſonnen.
p. 109. Haſt du ie ſolche Liebe mehr
Geſehen.

Der Verfertiger hat im Gebrauche, eine Verneinung durch zwey Verneinungswörter auszudrücken. Z. E. Er hat nie geliebet um kein Ding; Er hat weder Hirt noch Vieh in keinem Weg betrübet nie; Mich irrt an keiner Thür kein Schloß.

49. Zum 706. J. R. Cäsar und sein Glück auf der See. Die Gegenseite, zeigt Cäsars Unerschrockenheit, da er sich zu Alexandrien in die See stürzet.

50. Zum 706. J. R. Die pharsalische Schlacht. Auf der Gegenseite beweinet Cäsar den Tod des Pompejus, dessen Kopf man ihm bringt.

51. Zum 708. J. R. Cäsars Kopf. Die Gegenseite zeigt sein beständiges Dictatoramt.

52. Zum 707. J. R. Catons von Utica Kopf. Auf der Gegenseite liegt Cato auf einem Bette, und erstlicht sich.

53. Zum 710. J. R. M. Junius Brutus Kopf. Auf der Gegenseite Cäsars Ermordung.

54. Zum 711. J. R. Octavius, Antonius und Lepidus. Die Gegenseite deutet die Theilung des Reiches an.

55. Zum 723. J. R. Antonius und Cleopatra. Auf der Gegenseite die Schlacht bey Actium.

56. Augustus. Die Gegenseite zeigt sein glückseliges Regiment.

57. Des Agrippa Kopf. Auf der Gegenseite des Mäcenas Kopf.

58. Des Virgilius Kopf. Gegenseite, des Horaz Kopf.

59. Catullus, Tibullus und Propertius. Gegenseite, die Köpfe des Ovidius und Terenz.

60. Des Titus Livius Kopf. Gegenseite des Sallustius Kopf.

Alle diese Stücke sind mit der, den Herren Dassier eigenen Geschicklichkeit ausgeführet; die keinem unbekannt seyn kann, der nicht ein gänzlicher

Freund-

Fremdling in den Meiſterſtücken neuerer Zeiten iſt; und ſich nur allein in diejenigen vergafft, deren gröſter Werth oftmals ihr hohes Alter iſt: wie einem Geizhalſe ein alter Bancothaler viel ſchwerer auszugeben wird, als 2 Gulden heutiges Geld. Wir hoffen auch, daß es dieſen geſchickten Arbeiten nicht an Käufern fehlen wird; da es gewiß noch Leute giebt, die ihr übriges Geld lieber an die wichtigſten Fälle werden legen wollen, in denen ſich die menſchliche Natur in aller ihrer Größe gezeigt hat, als an diejenigen Kleinigkeiten, und zum Theile Kinderpoſſen, die aus 99erley Urſachen die mehreſten neuern Schaupfennige einnehmen. Eins gefällt uns nur bey dieſer Sammlung nicht. Dieß ſind die franzöſiſchen Aufſchriften über römiſche Geſchichte. Die Thaten eines Scävola, Brutus, des uticenſiſchen Catons, u. ſ. w. ſcheinen etwas überaus widerſprechendes mit der franzöſiſchen Sprache und allem was einem Franzoſen ähnlich ſieht, zu haben. Man glaube nicht, daß dieſes Urtheil einer uns beygemeſſenen Kaltſinnigkeit gegen dieſes Volk zuzuſchreiben ſey. Münzen aus der galliſchen Geſchichte genommen, würden uns mit polniſchen oder türkiſchen Ueberſchriften, eben ſo wenig gefallen.

Eben dieſe Herren Daſſier haben auch eine Folge der Könige von Engeland verfertiget, die wir den Liebhabern ihrer Arbeit, nur dem Namen nach, anzeigen wollen. Sie heißen 1. Wilhelm der Eroberer. 2. Wilhelm le Roux. 3. Heinrich der I. mit dem Zunamen Beauclerc. 4. Stephan le Blois. 5. Henrich der II. 6. Richard,

mit dem Zunamen Löwenherz. 7. Johannes ohne Land. 8. Heinrich der III. 9. Eduard, genannt der Gütige. 10. Eduard, der II. 11. Eduard der III. 12. Richard der II. 13. Henrich der IV. genannt der grauſame. 14. Henrich der V. 15. Henrich der VI. 16. Eduard der IV. 17. Eduard der V. 18. Richard der III. 19. Henrich der VII. genannt der Salomo. 20. Henrich der VIII. 21. Eduard der VI. 22. Maria. 23. Eliſabeth. 24. Jacob der I. 25. Carl der I. 26. Olivier Cromwell. 27. Carl der II. 28. Jacob der II. 29. Wilhelm der III. 30. Maria. 31. Anna. 32. Georg der I. 33. Georg der II. 34. Die letztverſtorbene Königinn Carolina.

Noch ſind folgende große Leute, Städte und Münzen bey ihnen, von ihrer Arbeit, in beliebigen Metallen, zu haben. 1. Ludwig der XV. König von Frankreich. 2. Pabſt Clemens der XII. 3. Karl Emanuel, König von Sardinien. 4. Friedrich, König von Preußen. 5. Andreas Herkules Cardinal von Fleury. 6. Der Graf von Lautrec. 7. Wilhelm Wake, Erzbiſchof von Canterbury. 8. Ludwig le Fort. 9. Der Doctor Swift. 10. Der Herzog von Argyle. 11. Robert Barker. 12. Der Ritter Johann Bernard. 13. Mylord Carteret. 14. Der Graf Cheſterfield. 15. Abraham de Moivre. 16. Martin Folkes. 18. Edmund Halley. 18. Richard Mead. 19. Alexander Pope. 20. Der Ritter Robert Walpole. 21. Wilhelm Pulteney. 22. Der Ritter Hans Sloane. 23. Die Stadt Genf. 24. Die Beruhigung von Genf. 25. Die wieder-

her-

hergeſtellte Einigkeit von Genf. 26. Das Jubiläum der Reformation dieſer Stadt. 27. Der Kaiſerinn, Königinn von Ungarn Majeſtät. 28. Se. Hoheit der Stadthalter. 29. Der Prinz von Wallis. 30. Der Graf von Sachſen, Marſchall von Frankreich. 31. Der Herzog von Marborough. 32. Der Ritter Fontaine. 33. Peter der große ruſſiſche Kaiſer. 34. Victor Amadeus König von Sardinien. 35. Iſaac Newton. 36. Der General Seconney. 37. Johann Locke. 38. Johann Milton. 39. Samuel Clark. 40. Chriſtian Freyherr von Wolf. 41. Johann Oſterwald. 42. Wilhelm Shakeſpear. 43. Johann Baco. 44. Ludwig der XIV. König von Frankreich. 45. Der Cardinal von Oſſat. 46. Papyrius Maſſon. 47. Achilles von Harlay. 47. Jacob Auguſt de Thou, Präſident. 49. Scävola Sammarthan. 50. Franciſcus Malherbe. 51. Jacob Calot. 52. Nic. Claud. Fabri de Peireſc. 53. Maxim. von Bethüne, Herzog von Süllh. 54. Armand Johann du Pleſſis, Cardinal von Richelieu. 55. Joh. Gaſſion. 56. Vincenz Voitüre. 57. Renatus Carteſius. 58. Jacob Sirmond. 59. Dionyſius Petav. 60. Peter Gaſſendi. 61. Balzac. 62. David Blondel. 63. Euſtachius le Süeur. 64. Hieron. Bignon. 65. Pompone de Bellievre. 66. Joh. Franz Sarrazin. 67. Antonius le Maitre. 68. Cardinal Mazarin. 69. Abrah. de Fabert. 70. Peter von Marca. 71. Blaſius Paſcal. 72. Der Graf von Pagan. 73. Nic. Poußin. 74. Der Graf von Harcourt. 75. Franz Manſart. 76. Jac. Sarrazin.

zin. 77. Samuel Bochart. 78. Peter Seguier. 79. Antonius Godeau. 80. Moliere. 81. Der Marſchall von Türenne. 82. Joh. Varin. 83. Hadrian Valeſius. 84. Wilhelm von Lamoignon. 85. Claud. Ballin. 86. Robert Nanteuil. 87. Olivier Patrü. 88. Joh. Baptiſt Colbert. 89. Peter Corneille. 90. Der Prinz von Conde. 91. Joh. Bapt. Lully. 92. Joh. Claude. 93. Abrah. dü Queſne. 94. Philipp Quinault. 95. Claude Berbier dü Metz. 96. Karl le Brün. 97. Joh. de la Quintinie. 98. Iſmael Bouilleau. 99. Joh. de la Fontaine. 100. Gilles Menage. 101. Die Frau Deshoulieres. 102. Anton Arnauld. 103. Der Herzog von Luxemburg. 104. Johann Racine. 105. Peter Bayle. 106. Eſprit Fleſchier. 107. Nicolaus Boileau Deſpreaux. 108. Nicol. von Catinat. 109. Jacob von Toureil. 110. Der Erzbiſchof von Fenelon. 111. Nic. Malebranche. 112. Ludwig Elias Düpin. 113. Die Frau Dacier. 114. Der Marquis von Argenſon. 115. Andreas Dacier, 116. Philipp Herzog von Orleans. 117. Hugo Grotius. 118. Franz Turrettin. 119. Johann Tillotſon. 120. Ludwig Tronchin. 121. Anton Leger. 122. Michael Türrettin. 123. Benedict Pictet. 124. Johann Alphonſus Türrettin. 125. Johann le Clerc. 126. Der Graf von Lautree. 127. Die Marquiſe de Sevigne. 128. Johann Wiclef. 129. Johann Huß. 130. Hieronymus von Prag. 131. Patricius Hamilton. 132. Huldreich Zwinglius. 133. Johann Oecolampadius. 134. Berthold Haller. 135. Simon Grynäus. 136. Martin Luther.

cher. 137. Paul Fagius. 138. Martin Bucer. 139. Thomas Cramer. 140. Nicolaus Ridleus. 141. Hugues Catimer. 142. Philipp Melanchthon. 143. Joh. a Lasco. 144. Peter Martyr. 145. Wolfgang Muſculus. 146. Johann Calvin. 147. Wilhelm Farel. 148. Peter Viret. 149. Johann Knox. 150. Henrich Bullinger. 151. Theodor Beza.

* *

VI.

Die fünfte Ekloge aus dem Virgilius, betittelt der Daphnis, Menalcas und Mopſus. Ueberſetzt von Joh. Carl Halter, aus Rieſenburg in Preußen.

Menalkas.

Mein Mopſus, wollen wir in jene Schatten gehn,
Wo Ulmen untermengt mit Haſelſtauden ſtehn?
Weil wir Geſchickte beyd uns hier zuſammen finden,
Du bläſt die Hirtenflöth, ich kann die Sylben binden.

Mopſus.

Menalkas dein Geboth bleibt einzig mein Entſchluß,
Dieweil der Jüngere dem Aeltern folgen muß.
Entweder gehen wir nach dicht verwachsnen Büſchen,
Wo ſich durch Zephirs Hauch die kühlen Schatten miſchen;
Auch in die Höle wohl, ſo ſich den Augen zeigt,
Um die der wilde Wein gar wenig Ranken beugt.

Menal-

Menalkas.

Amyntas wär allein mit dir geſchickt zu ſtreiten.

Mopſus.

Ja! läßt er ſich zum Kampf des Phöbus nicht verleiten?

Menalkus.

Mein Mopſus fang nur an, beſieg der Phyllis Brunſt,
Sag, wenn du etwas weiſt von Alkons ſeltner Kunſt?
Und was den Codrus zwang zum Streit ſich zu verkleiden,
Fang an, denn Tityrus ſoll deine Böcke weiden.

Mopſus.

Es ſey das Lied gewagt, ſo ich hier neulich ſang,
Dabey mein Seytenſpiel mit Anmuth wiederklang,
Ich ſchnitt daſſelbige ins Holz der grünen Buche,
Dann ſage, daß Amynt mit mir den Streit verſuche.

Menalkas.

Die zähe Weide ſteht beym Oelbaum ganz veracht,
Und niedriger Sarunk iſt mit der Roſen Pracht,
Und derer dunklem Roth faſt garnicht zu vergleichen.
So muß dir auch Amynt nach unſerm Urtheil weichen.

Mopſus.

Doch Knabe, ſchweige nur, wir ſitzen in der Kluft.
Die Nymphen fülleten mit Klagen Wald und Luft,
Und ließen um den Tod des Daphnis Thränen fließen,
Ihr Bäume, Flüſſe werd't ihr Leid bezeugen müſſen!
Die Mutter ſchloß ihr Kind in ihre Arme ein,
Und rief: ihr Götter ſeyd weit härter als ein Stein!
Ihr Sterne! bin ich denn das Ziel von euren Plagen?
Es trieben einige, mein Daphnis, in den Tagen

Das

Das Vieh zum kalten Fluß: allein daſſelbe hat
Kein Tropfen Naß geleckt, kein Gras, kein grünes Blat,
Vor Kummer angerührt. Um deines Todes willen
Hört man in Afrika die wilden Löwen brüllen,
Bis der Gebirge Bau, der unbewohnte Wald
Vom brüllenden Geheul ertönet und erſchallt;
Daß wir mit Lybiens ergrimmten Tygern fahren,
Und unter Jauchzen uns zu Bacchus Tänzen paaren:
Daß man den kleinen Spieß mit zartem Laub umflicht;
Dieß alles alles hat nur Daphnis eingericht.
Es giebt der Rebenbaum den Bäumen ein Gepränge,
Und dieſen ehret man nach ſeiner Trauben Menge,
Die Heerde ziert der Stier, die Saat das fette Land,
Du dein Geſchlecht. Da dich das Schickſal uns entwandt,
Hat Pales und Apoll ganz unſer Feld verlaſſen.
Wir ſäen reichlich aus, das Land ſcheint uns zu haſſen,
Und träget Wicken, Dreſp: ſtatt der Narciſſen Zier,
Und ſtatt der Veilchen Sammt, ſteigt ſtachlicht Kraut herfür.
Ihr Hirten! ſtreuet Laub, macht bey den Brunnen Hütten,
Es ſcheinet Daphnis ſich daſſelbe auszubitten.
Bereitet ihm ein Grab, darauf die Grabſchrift ſteht:
Ich Daphnis, deſſen Ruhm bis an die Sterne geht,
War ein getreuer Hirt von einer ſchönen Heerde,
Doch ſelbſt weit ſchöner noch: itzt decket mich die Erde.

Menalkas.

So gerne man den Durſt, wenn ſchwüle Hitze iſt,
Mit ſüſſem Waſſer löſcht, das aus der Quelle fließt;

So

So ſanft ein friſches Gras zur Ruhe müder Glieder;
So ſehr erfreuen uns, o Dichter! deine Lieder.
Dein künſtlicher Geſang, und deiner Flöthe Ton,
Kömmt deinem Lehrer bey, du ächter Glückes Sohn!
Dir wird der edle Ruhm nach ihm allein gehören,
Und wär es mir erlaubt ihn durch ein Lied zu ehren;
So trüg ich Daphnis Ruhm durch angeregten Trieb
Bis an das Sternen-Zelt: er hatte mich auch lieb.

Mopſus.

Wie könnte man mir wohl noch gröſſern Dienſt erweiſen?
Der Knabe war es werth, daß wir ihn alle preiſen:
Der Hirte Stymichon hat neulich dran gedacht,
Und mir dieß ſchöne Lied ſchon angenehm gemacht.

Menalkas.

Gott Daphnis ſtuzt, und ſieht des Himmels lichte Ferne,
Zum Schemel dienen ihm die Wolken und die Sterne.
Drum jauchzen Wald und Feld: Pan weis von keinem Leid;
Die muntre Dryas tanzt; die Hirten ſind erfreut.
Der Wolf iſt nicht bedacht die Heerde zu berücken;
Die Neze trachten nicht die Hirſche zu beſtricken.
Der gute Daphnis liebt die ſüſſe Sicherheit.
Das waldigte Gebirg iſt voller Fettigkeit,
Und läßt den Freudenton bis an die Wolken dringen.
Hört! wie die Felſen ihm erhabne Lieder bringen,
Und wie der Wald ertönt. Menalkas! er iſt Gott:
Sey gnädig mir, und hilf den Deinen aus der Noth!
Hier ſtehen vier Altär, zween ſollen dir gehören,
Und auf den übrigen, will ich den Phöbus ehren.

Zwey

Zween Becher friſche Milch bring ich dir jedes Jahr
Und ſo viel fettes Oel zu einem Opfer dar.
Ich will, von Wein erhitzt, bey unſern Gaſtereyen,
Zum Nectar dir den Wein der Inſel Chios weihen.
Bey dieſem lichten Heerd, wenn Froſt das Land befällt,
Und in der Aerntezeit im ſchattigten Gezelt.
Denn ſollen auch mit mir Damoet und Aegon ſingen,
Und wie die Satyren Alpheſiböens ſpringen.
Dieß ſoll das Opfer ſeyn, wenn wir die Aecker weihn,
Und wenn die Hirten ſich am Feſt der Nymphen freun.
So lang das wilde Schwein auf ſteilen Bergen lebet;
Und der beſchuppte Fiſch gern in den Flüſſen ſchwebet:
So lang die Biene ſich von Klee und Blumen nährt,
Die Heuſchreck gern den Thau vom zarten Gras verzehrt;
So lange ſoll dein Ruhm, und dein Gerücht beſtehen.
Es ſoll der Ackersmann dein jährlich Feſt begehen,
Wie er den Rebengott, der Ceres Opfer bringt,
Doch mache, daß ihm auch der treue Wunſch gelingt.

Mopſus.

Was iſt das Lied wohl werth? Das liſpelnde Getön
Des Südwinds ſauſet nicht ſo angenehm und ſchön;
Nicht, wenn die Ufer dort vom Schlag der Fluthen ſchallen,
Und zwiſchen Stein und Berg die Flüſſe murmelnd wallen.

Menalkas.

So ſey dir denn von uns dieß Haberrohr verehrt,
Auf dem mich Corydon das ſchöne Lied gelehrt,
Der in den Alexis für Liebe war entglommen.
Sagt an, wem mag dieß Vieh, dem Melibö, zukomen?

Mopſus.

Es iſt gar was gewöhnliches, daß die Theile, die ein zuſammengeſetztes Hauptwort machen, von-ſammen getrennt und verkehrt geſetzt werden. Z. E.

p. 127. Alles das der Himmel ſchleußt um
p. 148. Sobald er das Haupt blickt an
p. 153. Dem er nachgefragt. (an ſtat, nach dem er gefragt.)

So werden auch die Theile, aus welchen zufällige Wörter zuſammen geſetzt werden, verkehrt und zerſtümmelt. Z. E.

p. 129. Alſo ſaß ſie ganz Witzenwan.

Auch ſind die Participal-Verbindungen nach Art der Lateiner gar häufig angebracht worden. Z. E.

p. 107. Ein Brunn lauter bis an den Grundt,
Und bath die Götter ihn zu plagend.
Bacchus von Semele gebohrn,
Und dem Gott Jove auserkohrn.
p. 116. Und fährt in ein fremd Land
Von Naxo weg, mir unbekannt.

Endlich habe ich einige Redensarten angetroffen, die man auch noch jetzo bey einigen in Leipzig gewahr wird. Z. E.

p. 113. Habt ihr gehört?
p. 124. Die erſte Schweſter ſagt, nicht meh,
bluthroth geferbet ſin.
p. 393. Was der Wind dät oder bedät
p. 392. Solch Sturmwind fand er uff den See.
p. 183. Palladi that die Red gar ant.

Nachdem ich in dieſen Verſen dasjenige entdeckt, was man unmöglich billigen kan: So muß ich auch deſſen gedenken, was Lob und Beyfall verdient. Der Verfertiger hat mit groſſer Sorgfalt die Zuſammen-

Mopſus.

Und du Menalkas nimm von mir den Hirtenſtab!
Um den Antigenes umſonſt ſich Mühe gab;
Ob ihn die Tugenden zu lieben gleich gebothen:
Er iſt mit Erz geziert, und hat recht gleiche Knoten.

* *

VII.

Eines gelehrten Sprachkenners, kurze Anmerkungen über das Decliniren der eignen Namen fremder Sprachen im Deutſchen.

Es ſind nur drey Wege, deren man ſich in der Beugungsart der lateiniſchen und griechiſchen Namen im Deutſchen bedienen kann. Jeder ſcheint ſeine Bedenklichkeiten zu haben.

Der erſte Weg braucht dergleichen Namen ſo, daß er die Endſylbe ſtets unverändert läßt, und die verſchiednen Beugungsfälle nur durch den Artikel unterſcheidet. So ſagt man in des Curtius Schriften, aus dem Virgilius, u. ſ. w. Dieſe Art ſtreitet wider die Natur der deutſchen Sprache. Unſre deutſche Namen werden alle durch Veränderung der Endſylben declinirt, und wir haben keine eigne Namen, die undeclinirbar wären (a). Wir ſagen

(a) Dieſer Satz iſt wohl zu allgemein. Es giebt unzählige Manns- und Weibernamen, die man nicht ohne das Geſchlechtswort brauchet. Z. E. Steffen, Märten, Urſel und Barbara ſind im gemeinen Gebrau-

ſagen in Schurzfleiſchens Schriften, er redet von Taubmannen.

Hernach haben auch unſere eigne Namen im Deutſchen keine Artikel vonnöthen. Brauchen wir einen, ſo iſt es eigentlich ſchon allemal ein Articulus Demonſtrativus. Schreibt man alſo in des Ovidius Gedichten (b): ſo iſt das nichts weniger, als nach den Regeln der deutſchen Sprache. Der erſte Fehler liegt in dem angeflickten Artikel, des; welcher der deutſchen Sprache nicht gemäß iſt: der andre Fehler iſt in der unveränderten Endſylbe, die im Deutſchen bey den eignen Namen auch nicht ſtatt findet. Wollte man hier recht nach der Art der deutſchen Sprache verfahren, ſo müßte man ſagen: In Ovidiußes Büchern (c). Allein, ob wir wohl insge-

brauche auch als deutſch anzuſehen. Allein ſpriche man nicht täglich und ſtündlich, ich habe es dem Steffen, dem Märten gegeben; ich hab es von der Urſel, von der Barbar, oder von der Anne, bekommen. Wir wollen zum Balzer, zum Greger gehen, d. i. zu dem. Denn der bloße Genitiv mit dem s macht es nicht aus: ja auch dieſer langet nicht einmal überall zu; wie ſich denn die weiblichen Namen ſehr ungern annehmen.

(b) Es wäre freylich beſſer, wenn man ſagte in Ovids Gedichten. Allein geht das bey allen Namen an? Kann ich auch ſagen: In Horaz's Gedichten? in Terenz's Comödien? Mich dünkt es wird ein jeder weit lieber ſagen, in des Terentius, oder in des Horaz Schriften.

(c) Dieſes werden wir wohl ſchwerlich einräumen. Der deutſche Genitiv fordert nicht eben es, ſondern

insgemein so reden, wenn wir Namen im Deutschen haben, die etwa die Endung us haben; so glaube ich doch, man würde das Ovidiußes, ꝛc. lieber für pöbelhaft, als für rein Deutsch halten.

Der andre Weg verkürzt die Endung der alten Namen, und sucht ihnen deutsch-ähnliche Endungen zu geben. So sagt man, Tiber, Homer, Virgil. Bey diesem Wege könnte man nun wohl die Sprachfehler der ersten Art vermeiden. Allein es scheint mir doch bedenklich, die Namen der Alten abzukürzen (d). Die Römer haben sich dieses Mittels nicht

nur ein s, zumal bey eigenen Namen. Wer sagt denn Martines, Stephanes, Hanses, Christophes? Spricht man nicht, Martins, Stephans, Christophs, und Hansens? So müßte man denn Ovidius's, oder Ovidiussens sprechen. Allein wie klingt das?

(d) So wenig es den alten Griechen und Römern bedenklich geschienen, an die Namen ihrer barbarischen Nachbarn, griechische und römische Endsylben anzuflicken: eben so wenig darf es uns bedenklich scheinen, nach unsrer Mundart ihre Endsylben wegzuwerfen. Machten sie aus unserm Hermann, Arminius, aus Siegvest, Segesthes, aus Ehrenvest, Arioviſtus: warum sollen wir nicht aus Augustus, August, aus Antonius, Anton, aus Pomponius, Pompon, aus Hippokrates, Hippokrat, und aus Galenus, Galen machen? Machen es wohl die Wälschen und Franzosen anders? Und hat nicht seit zweyhundert Jahren D. Martin Luther, fein us willig dem deutschen Wohlklange aufgeopfert?

(e) Dieses ist, mit des Herrn Verfassers Erlaubnis, falsch. Welcher Lateiner hat denn den Sohn Philipps

nicht bedient bey den griechiſchen Namen, ſondern ſie mit völliger urſprünglichen Endung behalten (e). Zugeſchweigen der Undeutlichkeit in vielen Namen, die daraus entſteht. Z. E. Tiber, der Mannsname, und Tiber, der Name des Flußes (*). Weiter wird hier der natürliche Accent verwickelt gemacht. Es iſt faſt ſchwer, wenn uns ſolche abgekürzte Namen ſchnell vors Geſichte kommen, daß man nicht

Tiber anſtatt Tiber, Ovid, wie der Name David,

Homer, wie das ebräiſche Maaß Homer leſen (f).

lipps von Macedonien, Alexandros, Alexandru, Alexandron decliniret? Wer hat Homeros, Homeru, Homeron geſagt? Wenn hat man Odyſſeus, Odyſſei, Odyſſea; Achilleus, Achilleos, Achillei, Achillea geſchrieben? Wo nicht etwa ein Poet, um des Sylbenmaaßes wegen einmal den griechiſchen Accuſativ in dieſen Fällen gewagt hat; ſo hat es gewiß niemand anders gethan.

(*) Man darf ja dieſes nur mit einem y ſchreiben.

(f) Dieſe Schwierigkeit fällt weg, wenn man bedenkt, daß es auch deutſche Wörter giebt, die in zweyerley Bedeutung zweyerley Accent, bey einerley Buchſtaben haben. Z. E. Mein Vater iſt erblichen; und, mit erblichen Gütern. So iſt auch erblich, bald ein Beywort, bald die dritte Perſon der kürzlich vergangenen Zeit, in der einzeln Zahl. Wie ich nun da den rechten Accent treffe, ſo muß ich es auch in fremden Namen machen, deren Zahl gewiß nicht groß iſt. Es braucht alſo die Verdoppelung des e hier eben ſo wenig, als in erblich, das i; oder in gebet. und Gebet; Labet, und labet; wenn das erſte das Kunſtwort im Kartenſpiele iſt.

Die falſche Ausſprache ſcheint ſo gar unſrer deutſchen Sprache natürlicher zu ſeyn. Denn dergleichen Endungen ſind unſtreitig überall kurz. Wollte man alſo dieſen abgekürzten Namen die Zweydeutigkeit benehmen, und ihren Accent richtig beſtimmen, ſo müßte man ſchreiben Homeer, Virgiel, Ovied. Ich zweifle aber, ob das Beyfall finden würde. Einem Fremden, der Deutſch lernte, würde dieſe Zweydeutigkeit und Ungewißheit im Accente noch ſchwerer werden, als uns. Gleichwohl glaube ich, man habe ſehr drauf zu ſehen, daß nicht durch das, was unſre Sprache ſchöner machen ſoll, die Erlernung derſelben für Fremde beſchwerlicher werde. Endlich ſind, wie auch in der critiſchen Dichtkunſt erinnert worden, viel alte Namen, die keiner ſolchen Abkürzung fähig ſind (g). Aus dieſen Urſachen bin ich noch immer furchtſam, dieſem zweyten Wege zu folgen. Zur Schönheit einer Sprache gehört unſtreitig, daß ſie von allen Misdeutungen und Ungewißheiten in der regelmäßigen Ausſprache frey ſey.

Der dritte Weg, dieſe alten Namen, ſo im Deutſchen zu decliniren, wie im Lateiniſchen, ſcheint nach

(g) Zu dieſen weis man den obigen Rath; daß man nämlich das Geſchlechtswort vorſetzet. Z. E. des Phidias Kunſtwerke; dem Phidias u. ſ. w.

(h) Dieſes iſt fürs erſte oben ſchon widerleget worden. Hernach hat es die große Schwierigkeit, daß alle Deutſche werden griechiſch und lateiniſch decliniren lernen müſſen. Jener Kaufmann unterſchrieb ſich Bartholomeo Höpfnero; weil ihn ein Schüler

nach dem heutigen Gebrauche der einfältigſte zu ſeyn. Allein bald werde ich glauben, wo das Regelmäßige gilt, ſo werde er faſt das meiſte für ſich haben. Wenn ich ſage in Ciceronis Briefen, ſo iſt das erſtlich der Natur der deutſchen Sprache gemäß, als die ihre eigne Namen allezeit durch Veränderung der Endſylben decliniret (h). Die Schwierigkeiten der zweyten Claſſe fallen hier auch weg: dieß eine ſcheint allein unnatürlich zu ſeyn, im Deutſchen lateiniſch zu decliniren. Kaum aber glaube ich, daß das ein wahrer Fehler ſey. Die Römer hatten unſtreitig eine nette und wohlausgearbeitete Sprache. Indeß haben ſie bey Namen, die etwa aus der griechiſchen Sprache gekommen waren, auch ihre griechiſche Art zu decliniren im Lateine behalten. Ja in ſolchen Worten, die da lateiniſch und griechiſch zugleich decliniret werden, findet man die griechiſche Art ſo gar öfters gebraucht; ohne zu beſorgen, daß es wider die Schönheit ihrer Sprache laufe, da ſie der griechiſchen Worte nicht entübriget ſeyn konnten, auch die griechiſche Art ſie zu decliniren im Lateine beyzubehalten (i). Sollte es denn alſo wohl unſrer Sprache ein Nach-

ler auf einem Glückwunſche, im Dativo ſo tituliret hatte. Und hören wir nicht täglich das Frauenzimmer einen ſchönen Carmina ſagen?

(i) Dieſes iſt ſchon oben widerleget worden. Ueberdem aber iſt es nicht wider uns: die wir es nicht für einen Fehler, ſondern für eine Unmöglichkeit ausgeben, daß alle Deutſchen ſollten lateiniſch decliniren können. Jener Kaufmann, der in einer Schule

theil werden, da wir die lateiniſchen Namen doch nicht umgehen können, auch ihre lateiniſche Declination zu behalten? Das Griechiſche iſt vielleicht vom Lateiniſchen eben ſo weit in ſeiner Natur unterſchieden, als die lateiniſche und deutſche Sprache. Mann kann daher nicht ſagen, es habe ſich im Lateiniſchen eher etwas vom Griechiſchen annehmen laſſen, als vom Lateiniſchen im Deutſchen. Denn die Verwandſchaft zwiſchen dem Griechiſchen und Lateiniſchen iſt gewiß nicht gröſſer, als zwiſchen Deutſch und Latein (k).

Die Kürze der ich mich hier bedienen muß, macht vielleicht, daß dieſe Anmerkungen nicht ſo gleich nach ihrem völligem Gewichte in die Augen fallen. Doch wünſchte ich, daß dieß wenige einmal in einige Erwägung gezogen, und etwa bey Gelegenheit einmal dieſer Umſtand in unſrer deutſchen Sprache zu einer feſten Einförmigkeit gebracht würde. Ich habe mir zwar aus obigen drey Wegen einige Regeln gezogen, wornach ich mich am liebſten

Schule die Knaben muſiciren hörte, ſagte zu einem von ihnen: Fürwahr, hier ſind viele Muſicus! Ja verſetzt dieſer, um ihm zurecht zu weiſen: es ſind viele Muſici beyſammen. Jener merkt ſeinen Fehler; und will nunmehr mit ſeiner neuen Weisheit pralen, indem er zu einem andern tritt, und ihn fraget: Iſt der Herr auch ein Muſici? Solche Leckerbiſſen würde man alle Augenblicke hören, wenn man dieſe Regel einführen wollte.

(k) Dieſes wird man ſchwerlich einräumen können.

Die

liebſten in dieſer Angelegenheit der alten, beſonders lateiniſchen Namen richten wollte. Allein ich beſorge faſt, ſie würden nicht durchgehends ſogleich Beyfall finden.

In einer gleichmäßigen Ungewißheit ſchwebe ich wegen des Theilungszeichens (-) in den deutſchen Wörtern. Ich leſe zuweilen dergleichen Wörter im Deutſchen, die man mehr herausſchleudern muß, als ausſprechen kann. Z. E. lungenſchlagader. Schon das allein kann ich nicht recht begreifen, daß dergleichen vielfach gehäufte Zuſammenſetzung von Hauptwörtern, der deutſchen Sprache einen zierlichen Reichthum gebe. Werden ſie aber noch im Schreiben alle ohne Unterſcheid zuſammen gehangen: ſo wird die Sprache in unzähligen Fällen verworrener gemacht, und im Leſen und Verſtehen mit Hinderniſſen gehäufet. Wenn ich z. E. die Worte Opernarien, Stromanker, Stromtau nehme: ſo däucht mich, wenn mans ohne Vorurtheil anſieht, werde ſich in dieſer Art zu ſchreiben

Die lateiniſche Sprache iſt im Anfange faſt ganz aus der griechiſchen entſtanden: da eine Menge ihrer erſten Einwohner, aus griechiſchen Flüchtlingen beſtanden; ja auch ſo gar ihr Name griechiſch geweſen iſt. Ferner iſt ſie in der Art, ihre Zeitwörter, ohne die Hülfswörter abzuwandeln, der griechiſchen viel ähnlicher, als mehr Deutſche der Lateiniſchen iſt. Allein was braucht es dieſes alles? da es gewiß iſt, daß die lateiniſche Sprache die griechiſchen Wänderungen der Zeitwörter nicht beybehalten, ſondern ihre eigene beobachtet hat.

allerley Beſchwerlichkeiten finden (l). Wie lehrt man beym erſten Worte einen Fremdling und Lehrling den Accent recht ſetzen, und verhüten, daß er nicht lieſet Opernarien? Und wer wird ſogleich errathen, was Stremanker nnd Stromtau iſt? ohne daß man noch einmal leſe, und aus dem Zuſammenhange errathe. Strom-Anker und Strom-Tau machen die Sache ſogleich klar, und die Ausſprache richtig.

Wie ſoll mans aber machen, daß man des Theilungs-

(l) Gewiß keine gröſſere, als in Gerſtner, Hofrath, Schlafmütze, Reitpferd, Schnupftuch, und unzähligen andern, deren man ſeit zweyhundert und mehr Jahren gewohnt iſt. Wer hier aus den bekannten Theilen eines Wortes errathen kann, was das zuſammengeſetzte bedeute, der wird es auch in den übrigen können. Wer aber, die Sprache noch nicht kann, der muß es von einem Lehrmeiſter, oder aus der Uebung lernen. Hat nicht Virgil ein mare velivolum auf die Art zuſammengeſchrieben. Schreiben wir nicht Handſchuh, Rathhaus, Schlafrock, Hofmann, Feldprediger, Ackermann u. d. m. ohne dieſe Theilungszeichen? Was hat denn immermehr der Anker, oder das Tau geſündiget, daß es wie unehrlich angeſehen werden, und ſeinem nächſten Nachbar allezeit drey Schritte vom Leibe bleiben ſoll?

(m) Dieß iſt freylich eine beſchwerliche Frage. Denn wenn wir nun einen grammatikaliſchen Reichsſchluß abfaſſen wollten, alles, was Zeit und Gewohnheit zuſammengeſetzt hat, zu ſchreiben: wie würde das immermehr ausſehen? Die gegebene Antwort hebt die

lungszeichens auch nicht gar zu viel mache (m)? Mich däucht, in Wörtern die aus lauter Hauptwörtern zusammengesetzt sind, sey das (·) unentbehrlich, und man müsse also Lungen·Puls·Ader schreiben, u. s. w. Ich muß gestehen, ich habe noch keinen recht deutlichen Begriff von der eigentlichen Ursache davon. Es scheint mir aber immer, als ob in dem Accente der Hauptwörter etwas liege, was das (·) nöthig mache. Mich däucht, die Hauptwörter verlieren ihren natürlichen scharfen Accent nicht in der Zusammensetzung (n). In Lun-

die Sache nicht: Denn wir haben oben eine Menge solche Wörter angegeben, die aus zweyen Hauptwörtern bestehen, und doch seit undenklichen Zeiten verknüpfet worden. Wer schreibt doch itzo Rath-Haus, Hof-Meister, Mahl-Zeit, Thron-Folger, Brand-Wein, Morgen-Stern, Früh-Stück u. d. gl. Dieses würde also eine ärgere Neuerung werden, als jenes. Und was hätte man übrigens für einen Grund dazu; da gewiß andre Zusammensetzungen bisweilen viel langweiliger werden, als diese. Z. E. wenn Einig schreibt: ein flammenschwangrer Dampf, ein stralbeschwänzter Blitz, so sollen diese lange Wörter ein sicher Geleite haben: das arme Lufterzeugen aber soll ungeschändet seyn!

(n) Ganz recht! Man spreche auch in der Zusammensetzung jedes Wort mit seinem Accente aus, Lungenpulsader; wie in Zusammensetzung oder Wiedergebärt, oder Wiedervergeltung: da der Herr Verfasser nach seiner Regel setzen läßt. Setzen alle

VII.

Kurze Erörterung der Frage: Ob zwischen Vor und Für ein Unterschied sey, und worinne derselbe bestehe?

DEr verschiedene und wiedrige Gebrauch der Wörter und Redensarten in einer Sprache ist ein Beweis, daß man die Regeln noch nicht gefunden und festgesetzet habe, nach welchen man die Richtigkeit des Ausdrucks zu beurtheilen pfleget. Dieses ist auch die Ursache, daß die deutsche Sprache so viele Wörter hat, über deren Gebrauch man noch nicht einig ist. Unsere Landsleute haben lange Zeit unterlassen, die Grundregeln ihrer Sprache zu suchen: Sie haben ohne vieles Nachsinnen geredet und geschrieben; daher hat einer auf diese, ein ander auf eine andere Art gesprochen, und gewisse Wörter als gleichgültig gebraucht, die doch wirklich unterschieden sind. Je löblicher demnach die Mühe ist, die man nach dem Beyspiel anderer Völker auf seine eigene Sprache wendet, je nützlicher ist es, auch die geringe scheinenden Wörter zu untersuchen, damit endlich eine Gleichförmigkeit im Ausdruck zuwege gebracht werde. Unter die Zahl solcher Wörter, darüber man sehr uneinig ist, gehören auch die Vorwörter der Nahmen **Vor** und **Für**. In einem einzigen Buche findet man ofte einerley Redensart, da doch bald vor bald für stehet.

Die Ungleichheit im Ausdruck würde nicht so merklich seyn, wenn nicht in unserer Sprache fast unzehlige Wörter mit dem **Vor** oder **Für** zusammengesetzt würden, da mancher ein einziges Wort bald mit vor bald

Lungenpulsader ſind drey deutlich zu unterſcheidende Orte des Accents Lúngenpulsáder: it. in Ópernárien hört man den ſcharfen Accent zweymal. Sollte man darinnen wohl etwa den Grund finden, eine Regel zu machen: wenn in einem vielfach zuſammengeſetzten Worte mehr als ein ſcharfer Accent vorkömmt; ſo erfordert es die Deutlichkeit, hinter jedem Worte

deutſche Proſodien haben es erlaubet, und gebilliget, vielſylbigten Wörtern, zween auch wohl drey Accente zu geben.

(o) Wenn nur in den bereits angeführten Beyſpielen, die nicht aus zwey Hauptwörtern entſtanden ſind, nicht widrige Exempel verhanden wären: ſo wäre es ganz gut. Und was wollten wir mit den Großvätern und Großmüttern, Stiefbrüdern und Stiefſchweſtern machen? Dieſe würden alle in Stücke zerriſſen werden müſſen; weil ſie zwo lange Sylben nach einander haben.

(p) Das iſt eine ſehr wichtige Frage. Man ſieht bisweilen unſtudirter Leute Briefe, die in den Ueberſchriften: hochgeEhrter, werthgeSchätzter Herr geVatter, ſchreiben. Wie ſchön läßt das aber? Und wer will hernach ſolchen Sprachſtürmern Einhalt thun; wenn man einmal alle gute Gewohnheiten abbringet? Wir ſehen ja itzo ſchon Neulinge genug, die alle á, in ae (als waere, haette,) alle ó in oe, (als Koenig, Voegel,) alle ú in ui (als uibel haushalten, Buibereyen,) alle C in K (als Kurioes, Kurir,) alle C in Z, (als Dezenten, Medizin,) und alle ß in ßß verwandeln (als Vorßizzer, Nuzen:) zugeſchweigen, daß ſie uns auch das y und j wegwerfen, und das franzöſiſche j- und g, in ſich verlehren lehren. Wohlan, wir wollen

Worte, was in der Zusammensetzung seinen scharfen Accent behält, ein Theilungs-Zeichen zu setzen (o)?

Oder sollte es wohl erlaubt seyn, jedes Hauptwort in der Zusammensetzung mit einem großen Buchstaben zu schreiben; z. E. LungenPulsAder? So würde man wohl der vielen Striche los: allein kann man in der Mitte des Wortes auch wohl große Buchstaben machen (p)? Eins von beyden scheint

also

wollen doch einmal einen Versuch thun, diese neumetrische Schreibkunst nachzuahmen; und einen Brief im Namen eines Sohnes von der Universität, an seinen Vater abfassen.

Hochgeschatzzter Herr Vater!

„Der scharmante Offizier, der mir die königliche „Konzession zu meiner Reise in fremde Laender ge„bracht hat, ist ein kurioeser Mensch, und hat mir „dieselbe zu meiner besondern Avantasche überge„ben. Er hat das voellige Ansehen eines Petimet„ters, und machte mit den Fuessen soviel Kurbet„ten und Zirkumflecksi, ia in dem Akzente seiner „Woerter war so was ruehrendes, daß mich sein „Zeremoniel ganz einnahm. Ich war eben bei „meinem Doktor, als einem der besten Dozenten „in der Medizin; und hoerte ihn als Vorsizzer, von „einigen kurioesen Saczzen diskuriren, die in einem „Schurnale waren beruehret worden. Wir hat„ten viel Nuzzen, aus diesen Vortraegen, lasen „auch die Rezension selbst nach; darinn auch ein „Werk von Lazedaemon, und ein anders vom Sji„ris in Auszuegen befindlich war. Unser Kommer„zium liegt; aber die Doktor kampiern bey den „groessen Staedten. In den Waeldern nehmen „die Spizbuebereien ueberhand, und das Wild wird

„ar-

also wohl bey sehr vielen Wörtern nöthig zu seyn; entweder das Theilungs-Zeichen, oder große Buchstaben. Keine andre Sprache außer der Griechischen, ist, zu sovielfachem Reichthume durch Zusammensetzungen fähig, als unsre deutsche. Die griechische scheint durch ihre geschriebnen Accente sich ohne das Theilungszeichen helfen zu können. Die Deutsche hat diese Hülfe der geschriebnen Accente nicht. Sollte es nun wohl unbillig seyn, durch einen richtig bestimmten Gebrauch des Theilungszeichens ihre Deutlichkeit im Lesen und Aussprechen zu bewahren?

* *

VIII.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Πλουτάρχου περὶ Παίδων Ἀγωγῆς, i. e. Plutarchi de Liberorum educatione commentarius, cum nova interpretatione latina et annotationibus Christ. Aug. Heumanni: Editionem curavit et Guil. Xylandri suasque observationes addidit *Iacobus Fridericus Heisingerus*. Accedunt Indices locupletissimi. Lipsi. apud Mullerum 1749. So oft auch dieses kleine plutarchische Werkchen ein-

zeln

„täglich ärger, als es iemals gewesen sein mag. „Hiermit empfehle ich mich zu vaterlicher Affekti„on, und verbleibe mit allem Respekt ꝛc. ꝛc.

P. S. Wenn mir der Hr. Vater irgend bei einem Kavalier eine einträgliche Kondizion verschaffen könte; so wäre es mir sehr avenant. Rösum teneatis Amici!

zeln ans Licht gestellet worden, so viel ist doch an demselben zu verbessern und zu erklären übrig geblieben. Es ist sehr zu verwundern, daß unsre Liebhaber des Griechischen, uns immer soviel von dem großen Flore dieser Sprache in den beyden vorigen Jahrhunderten vorschwatzen; und daß gleichwohl, wenn es zum Treffen kömmt, kein einziger alter Schriftsteller in vorigen Zeiten ihnen recht herausgegeben, recht ausgemustert, recht übersetzet, recht erkläret und erläutert worden. Wie stimmt nun das überein? Allein was dieses kleine Werkchen betrifft, so hat freylich Hr. Heusinger viel nützliches dabey geleistet, und es für die Schuljugend recht brauchbar gemacht. Der Text ist genau und nach richtigen Lesarten abgedrucket; die Uebersetzung schön und deutlich; die Anmerkungen sind zu der Absicht, darum sie geschrieben worden, bequem, d. i. theils grammatisch, theils philologisch; und das beygefügte Register aller darinn vorkommenden Redensarten zum Gebrauche der Knaben sehr bequem. Kurz die Schulen werden dem Herren Herausgeber viel Dank dafür wissen.

2. Das hochfürstl. Collegium Carolinum zu Braunschweig, hat uns vor einigen Monaten verschiedene schöne Schriften geliefert, die der gelehrten Welt bekannter zu werden verdienen. Die erste war

Eine Rede, welche bey dem hohen Geburtsfeste Ihrer Königl. Hoheit, der Durchl. Fürstinn und Frau, Frau Philippine Charlotte, regierenden Herzoginn zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. den 13. März des 1749sten Jahres, in dem großen Hörsaale des hochfürstl. Carolini, gehalten worden; von

Johann

Johann Friedrichen von Lattorf, aus Zerbst im Anhältischen. Diese Rede ist in der That eine Probe einer männlichen Beredsamkeit, die soviel Richtigkeit als Lebhaftigkeit in Gedanken, und soviele Schönheit, als Munterkeit in der Schreibart zeiget. Die Cantate, die dabey abgesungen worden, ist eben so schön, und ist aus der geschickten Feder des Hrn. Prof. Gärtners daselbst geflossen, die dem deutschen Pindus schon so oft Ehre gemacht hat. Die zweyte ist

3. Eine Rede, welche bey dem hohen Vermählungsfeste des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Hrn. Ernst Friedrichs, Erbprinzen und Herzogs zu Sachsen-Salfeld ꝛc. ꝛc. mit der durchl. Fürstinn und Frau, Fr. Sophien Anteinetten, Prinzessinn von Braunschweig und Lüneburg ꝛc. den 26. April des 1749sten Jahres im Colleg. Carolino öffentlich gehalten worden, von Christian Albrecht Günthern, Freyherrn von Brockenburg, aus dem Schwarzburgischen. Auch hier herrschet eine gesunde Wohlredenheit, die von allem hochtrabenden Schwulste so weit, als von einem kindischen Putze, und erborgtem Firnisse entfernet ist. Auch das Singgedichte, womit diese Rede begleitet worden, ist ein Beweis des vernünftigen Geschmackes, der unter den braunschweigischen Musen regieret; und dem wir nichts mehr, als eine lange Dauer anwünschen können, wenn wir es mit den freyen Künsten recht ehrlich meynen.

5. Zu Clausthal ist in 4. auf sieben Bogen gedruckt worden: Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung des Pädagogii zu Clausthal, auf Begehren ausgefertiget, von M. Johann Daniel Schumannen, desselben Pädag. Directorn und der königl.

deut-

deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen Ehrenmitgliede 1749. Wir werden nicht irren, wenn wir muthmaßen, daß eine löbliche Eiferſucht, den braunſchweigiſchen, lüneburgiſchen und zelliſchen Anſtalten in kluger Anführung der Jugend nahe zu kommen, auch die clausthaliſchen Lehrer angefeuert habe, auf eine Verbeſſerung ihrer alten Einrichtungen zu denken. Wir erfreuen uns auch, daß die vornehmſte Sorgfalt dabey auf einen Mann von ſolcher Einſicht und Gelehrſamkeit gefallen, als der Hr. M. Schumann iſt, der uns alles, was man ſich von einem vernünftigen Aufſeher eines Pädagogii verſprechen kann, hoffen läßt. Auch ſeine Art ſich im Deutſchen zu erklären, beſtärket uns in der bisherigen Meynung von der Glückſeligkeit unſrer Zeiten, da die geſchickteſten Schullehrer keine Feinde ihrer Mutterſprache ſind: ſondern ſie ſowohl, als die alten Sprachen lieben.

6. Unſer berühmter Hr. Hofrath Menke, hat uns von ſeinen Miſcellaneis Lipſienſibus novis, ad increm. Scientiar. &c. des VI. Bandes viertes und letztes Stück, nebſt den nöthigen Regiſtern dieſes Bandes, ans Licht geſtellt. Selbiger enthält, I. Car. Henr. Zeibichii P. P. de Coetibus illis, quos Litteris ſuis Apoſtoli Chriſti ſalutarunt, Diſſert. II. Petri Zornii Diſſert. poſthuma de vera et genuina Lectione ad Rom. IX, 5. adverſus Socinianos rite vindicata. III. Jo. Chriſt. Harenbergii Contin. IV. eaque ultima, Supplementi in Hadr. Relandi Librum, de urbibus et vicis Palaeſtinae. IV. Pauli Ern. Jablonski Obſervatio, De *Cnephe*, vel *Cnephi* Aegyptiorum, id eſt de Agathodaemone. V. Jo. Jac. Reiske, Libell. Animadverſionum ad alterum

Edi-

Editionem Burmannianam Petronii. Pars IV. quae eſt ultima. VI. Jo. Sal. Semleri, Salfelda Thuringi, Vindiciae, aliquot locorum Ciceronis, ab intentatis emendationibus. VII. Frid. Ottonis Menckenii Librorum haud ita diu ab inventa arte typographica, editorum, quibus ſuppleri poſſint Annales Typographici Maittairiani, decas quarta, eiusque pars prior. VIII. Commercii epiſtolaris, quod Ottoni Menkenio olim cum Bohuslao Balbino interceſſit, ſpecimina duo, nunc primum edita. Die geneigten Leſer werden ohne unſer Erinnern ſchon ſehen, daß ſie Urſache haben, die Fortſetzung ſo nützlicher Arbeiten zu wünſchen; und es zu bedauren, daß der Herr Hofrath in der Vorrede dieſes VI. Bandes Urſache gehabt, unter in einer ſolchen Menge von Gelehrten, als in Leipzig beyſammen iſt, über den Mangel williger Gehülfen zu klagen.

7. Zu Wittenberg hat Hr. M. Gregorius folgendes drucken laſſen: Grata in Chriſti perpeſſionem memoria, Vitembergae Ao. 1749. die Paraſceves publice renovata, a M. Immanuel Friderico Gregorio, Camentio Lufato in 4. Es enthält dieſe Schrift, erſtlich eine Zueignungsſchrift, an des Hrn. Grafen von Holzendorf, Königl. wirkl. Geh. R. und des Kirchenraths Präſidenten Excell. 2.) eine Einladungsſchrift des Hofr. und Prof. der Beredſamkeit Herrn von Berger, darinn derſelbe mit einer beſonders ſchönen Schreibart, de Schola Pietatis in Chriſti contemplatione hortenſi handelt. 3) Eine Vorrede dieſes großen Redners, die er als eine Einleitung zu der folgenden Rede, des Hrn. M. Gregorius, auf öffentlicher Katheder gehalten; de Latrone, Apoſtolo mirabili. Endlich kömt die ganz wohlgeſetzte Rede des Hrn. Magiſters ſelbſt, de cognitione ſui, e perpeſſione Chriſti: worauf des Hrn. Hofraths von Berger Schlußrede, der ganzen Sammlung ein Ende machet. Alle dieſe Stücke ſind leſenswerth.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des VIII. Bandes 6. Stück.

Zu 1015. 1726

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Jan. 1749.

PERSIUS.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.

I.

Summi Polyhiſtoris Godefridi Guilielmi Leibnitii, Protogaea, ſive de prima facie Telluris, et antiquiſſimae hiſtoriae veſtigiis, in ipſis naturae monumentis, Diſſertatio, ex ſchedis Manuſcriptis Viri illuſtris in lucem edita, a Chriſtiano Ludovico Scheidio. Göttingae, ſumt. Jo. Guil. Schmidii 1749. 4. maj.

Je länger es währet, deſto mehr treffliche Stücke von der leibnitziſchen Feder werden uns ans Licht geſtellet. Nicht nur der Briefwechſel dieſes großen Mannes wird mehr und mehr hervorgezogen; ſondern auch andre größere und wichtigere Werke, die auf Büchersälen bisher verborgen gelegen, kommen an den Tag, und werden zum gemeinen Nutzen bekannt gemacht. Unter dieſe letzten Stücke gehört auch gegenwärtige Abhandlung, die zwar noch keine hundert Seiten beträgt; aber an Wichtigkeit des Inhaltes vielen weit größern Werken den Vorzug ſtreitig macht.

Sie handelt von den älteſten Geſchichten und Veränderungen der Erdkugel: und welche Materie

bald mit für vermehret. Der Urſprung dieſer Ungleichheit beym Gebrauche dieſer Wörter iſt meines Erachtens daher zu holen, weil man beyde vor gleichgültig hält, und glaubt, als wenn bloß aus einer Nachläßigkeit anſtatt vor, für geſchrieben worden, und als ob folglich gar kein Unterſchied unter beyden zu finden wäre. Ich glaube Urſache zu haben, an dieſer Meynung keinen Theil zu nehmen, ſondern vielmehr erweiſen zu können, daß allerdings einiger Unterſchied unter beyden ſey; ja daß man aus der Gewohnheit und dem langen Gebrauch ziemlich wahrſcheinlich ausmachen könne, worinne derſelbe beſtehe.

Es iſt außer Streit, daß man in alten und neuen Schriften der Deutſchen mehrmals vor als für findet. Man darf zum Beweiſe nur Bücher von allerhand Gattung nachſchlagen, ſo wird es einem ſogleich in die Augen fallen. Dennoch würde man fehlen, wenn man daraus den Schluß machen wollte, daß deswegen beyde Wörter gleichgültig, und es gleich viel wäre, welches von beyden man brauchen wolle. Die Gewohnheit kan uns nicht zum Geſetze werden, wenn ſie ungegründet iſt. Ehedem hat man dieſe Dinge als Kleinigkeiten angeſehen, und, wie bey andern, alſo auch bey dieſen Wörtern die behörige Achtſamkeit nicht angewendet. Und es hat bey **Vor** und **Für** nur deſto leichter gefehlet werden können, weil ſie in der Ausſprache faſt überein klingen. Ob nun ſchon **vor** häufig gefunden wird, ſo kan doch nicht geläugnet werden, daß **für** zu unſern Zeiten auch gewöhnlich iſt. Ja man ſiehet in den Schriften, darinne die Verfertiger nur einigen Fleiß angewendet haben, daß beyde Wörter beybehalten und verſchiedent-

kann uns, nächſt den Geſchichten der Himmelskörper, erheblicher und merkwürdiger bedünken? Man hat alſo dem Herrn Rath Scheide Urſache verbunden zu ſeyn, daß er ein ſo wichtiges Stück, aus der Finſterniß, darinn es bisher gelegen, hervorziehen wollen. Schon in der Theodicee hat der große Leibniß, einige Funken von ſeiner tiefen Einſicht, in dieſe Art der Wahrheiten blicken laſſen: hier aber entdecket er uns alles, was ihm Erfahrung, und Nachſinnen, von der uralten Beſchaffenheit unſers Wohnhauſes, ja ſo zu reden, unſrer Mutter und nahrhaften Säugamme, entdecket haben.

In der gelehrten Vorrede, meldet uns der Herr Herausgeber, daß er von den vornehmen Aufſehern der königl. Bibl. zu Hannover, die gnädige Erlaubniß erhalten, die daſelbſt vorhandenen geſchriebenen Werke, des Herrn von Leibniß ans Licht zu ſtellen. Er glaubt auch, daß es einen königl. Geſchichtſchreiber, (welches Amt er rühmlichſt verwaltet,) nicht unanſtändig ſey, ſich um dieſe Schrift verdient zu machen; darinn auch der älteſte Zuſtand der hannöveriſchen Lande unterſuchet und entdecket wird. Er iſt zwar nicht in allen Stücken des Verfaſſers Meynung: ſo wie er auch nicht mit Burneten, die Erzeugung der Berge allererſt der Sündfluth zuſchreiben will. Die Berge dünken ihm, wegen der Metalle, die ſie uns liefern, und die wir aus einem ganz flachen Erdboden, wegen des überall befindlichen Waſſers, nicht würden herausgraben können; imgleichen wegen des Urſprunges der Quellen und der Flüſſe, einen beſondern Beweis der göttlichen

Vor-

Vorsehung abzugeben; und müssen also schon vor der Sündfluth vorhanden gewesen seyn. Er führt diesen Gedanken noch weiter aus; und beruft sich unter andern auf die Flüsse, die schon im Paradiese gewesen: die sehr deutlich Berge voraussetzen. Indessen leugnet er nicht, daß auch nach der Zeit, durch Erdbeben, und feurige Auswürfe aus dem Schooße der Erden, noch neue Berge hätten entstehen können: wobey er Herrn D. Sulzers, Rob. Böyles, und des berühmten Rays einstimmende Zeugnisse anführet.

Dessen ungeachtet hat er der Schrift des Herrn von Leibniz keine Zusätze und Anmerkungen beyfügen wollen. Es wäre ihm solches leicht gewesen, weil selbige schon 1690 von ihrem Verfasser geschrieben worden: in welcher Zeit sehr viele neue Entdeckungen und Muthmaßungen, von der Art und Natur der Landschaften, zwischen dem Harze und der Nordsee, ans Licht getreten sind. Zu einem Beweise führt er nur die Scribenten der Lithographie an, die theils in ältern Zeiten, theils in diesem Jahrhunderte, sonderlich in Deutschland geschrieben haben. Hier scheint nun zwar der Herr Verfasser den versteinerten Fischen, Muscheln und Pflanzen, einen großen Vorzug vor denen in Bernstein eingeschlossenen Insecten zu geben, die er beynahe alle, mit dem Jesuiten Tylkovsky, für Betrügereyen erklären will. Allein man muß niemals dieser Art Stücke gesehen, und gegen die betrüglich nachgemachten gehalten haben, wenn man nur einen Augenblick daran zweifeln will. Man darf es also

nicht nur dem sel. D. Hartmann zu gefallen glauben, daß nicht alles Betrug sey: auch die neuere Beschreibung unzählicher Arten solcher Ungeziefer, die in dem königl. dresdenschen Kabinete vorhanden sind, kann einen jeden davon überzeugen; zumal wenn der eigene Augenschein hinzukömmt.

Die neuern Beobachter steinerner und versteinerter Geschöpfe, sind Scheuchzer, Lange, Reisel, Mylius, Schutteus, Wolfart, Winkelmann, Valentini, Bayer, Volkmann, Schwenkfeld, Rundmann, Balbinus, Herrodus, Lachmund, Rennemann, Albinus, Büttner, von Mellen, Helving, Bruckmann, Reiske, Behren, Lesset, Rosinus und Ritter. Aus allen diesen gelehrten Schriftstellern hätte sich manches in dieses Werk erborgen lassen: wenn man willens gewesen wäre, dasselbe durch Zusätze zu vergrößern. Indessen können wir uns bey dieser gelehrten Vorrede, darinn der Herr Verfasser seine Gedanken von dem Ursprunge der versteinerten Sachen, und den Ursachen des künftigen Unterganges der Erdkugel entdecket; nicht länger aufhalten. Er merket im Schlusse nur an, daß Herr von Leibnitz sich dieser seiner Schrift nicht geschämet, sondern noch 1710 in den Miscell. Berol. p 119. sich darauf berufen; nachdem er schon in den Act. Erud. einen Grundriß davon gegeben hatte.

Endlich verspricht er noch, daß ehestens auch die Origines Guelficæ, und das Opus Annalium Occidentalis Imperii des großen Leibnitz, durch seine Besorgung, auf Verordnung und Unkosten der Kahlenbergischen Landstände, das Licht erblicken werden.

Die

Die gelehrte Welt erwartet ſolche wichtige Stücke mit groſſer Ungeduld; und der Herr Rath Scheide kann ſich dieſelbe durch nichts, als durch die Beſchleunigung dieſer Arbeit, ſo verbindlich machen.

Daß er übrigens, zu dem kurzen Titel dieſes Werkes, Protogaea, den ihm ſein Urheber gegeben, noch eine deutlichere Erklärung, nach dem Sinne des Verfaſſers beygefüget, und ſelbiges in gewiſſe Abſätze zertheilet; ſolches wird ihm kein Vernünftiger übel deuten.

Gleich in dem erſten Abſatze erklärt uns Herr von Leibniz, ſeine Abſicht. Er ſagt, von groſſen Dingen ſey auch eine kleine Kenntniß von groſſem Werthe. Da er nun von dem älteſten Zuſtande ſeiner (der hannöveriſchen) Gegenden, handeln wolle, ſo müſſe er auch etwas von dem erſten Anblicke der Erdkugel, und ihrer innern Beſchaffenheit ſagen. Hannover läge nämlich auf der höchſten Stelle von Niederſachſen, und wäre an Metallen ſehr fruchtbar. Aus ſeiner Kenntniß alſo, könne auch andern Ländern ein Liche aufgehen; und wenigſtens würde ſein Exempel andre aufmuntern, ein gleiches an ſeinem Orte zu leiſten. Wenn nun ein jeder bey ſich neugierig alles unterſuchete, ſo würde man deſto leichter die allgemeinen Urſprünge entdecken.

Wie nun nichts vernünftiger iſt, als dieſes: alſo macht er den Anfang zu der Abhandlung ſelbſt, folgender geſtalt. Die Erdkugel iſt, wie alles, was gebohren oder erzeuget wird, in einer regelmäſſigen Geſtalt, aus den Händen der Natur gekommen. Gott machet nichts ungeſchicktes: und alſo muß die

rauhe Schärfe der Bergspitzen, erst nach der Schöpfung entstanden seyn. Denn ist die Erde anfangs flüssig gewesen, so muß sie auch glatt und kugelrund gewesen seyn. Es ist aber der Natur gemäß, daß alles Harte aus dem Flüssigen zusammen geronnen sey: wie die festen Körper zeigen, die in andern festen eingeschlossen sind, wo sie wie Kerne in ihren Schaalen liegen. Ja es sind auch die Ueberreste des Alterthums, als Pflanzen, Thiere, und künstliche Dinge in steinernen Behältnissen anzutreffen; die ohne Zweifel später erzeuget worden, und erst weich gewesen seyn müssen. Da nun die Flüssigkeit von einer innerlichen Bewegung, diese aber von der Wärme entspringt; wie denn das Wasser durch die bloße Kälte, gleichsam versteinert wird: so sieht man, daß das Feuer, oder das Licht, als ein alles durchdringender Geist, die erste Ursache aller Bewegungen gewesen: woher selbst die biblische Kosmogonie, ihren Anfang genommen hat.

So ist denn nach Vernunft und Schrift, die Absonderung des Lichts und der Finsterniß, die erste Stufe von der Bildung aller Dinge gewesen. Dadurch sind die wirksamen Körper von den leidenden, und die flüssigen von den festen getrennet, und unterschieden worden. Feuersbrünste und Ueberschwemmungen haben alles auf mancherley Art verwandelt und umgeschmolzen. Was itzo finster und trocken ist, hat einmal gebrannt, ist hernach vom Wasser ausgespület, und zuletzt in gegenwärtige Verfassung gebracht worden. So lehren einige Weltweise, daß einige große leuchtende Weltkörper,

die

die entweder vor sich glänzeten, oder von ihren Sonnen ausgeworfen worden, bald nach ausgekochter Materie, die Schlacken herausgetrieben, und sich mit einer Rinde umgeben haben; als wenn die Sonne selbst mit Flecken überdecket und verfinstert würde. Nachdem diese Hülse oder Schale sich verdicket, und die inwendige Glut dadurch gemindert worden, hat sich auch jene abgekühlet, und ist allgemach geronnen und fest geworden: so daß ein Planet, oder dunkler Weltkörper daraus entstanden, der fremde Stralen zurückwirft. Auf einem solchen Feuerofen wohnen wir selbst, wie diese Weltweisen glauben: und selbst die heil. Scribenten lehren, daß die in der Erdkugel verborgenen Feuerschätze einmal ausbrechen werden.

Selbst der Anblick der äußern Gestalt der Erdkugel machet dieses wahrscheinlich. Denn alle Schlacken der Metalle sind glasartig. Diejenige Rinde aber, die nach der geschmolzenen Materie dieser feurigen Kugel, gleichsam als im Schmelzofen, von oben her umgeben müssen, muß mit den Schlacken verglichen werden. So glasartig ist nun die Oberfläche der Erden, so weit wir sie kennen. Denn alle Erde und Steine werden im Feuer zu Glas, und zwar desto besser, je härtern Felsen sie ähnlich sehen. Gleichwohl könnten selbst aus dem Wasser, durch fernere Verwandlungen auch Crystalle entstehen. Denn die Materie ist sich überall gleich, und kann alle Gestalten annehmen: und kein Element ist ganz unwandelbar. Uns ist indessen genug, daß alle irrdische Körper zuletzt zu Glase

werden: und dieß zeiget, daß ſelbſt Berge und Felſen vormals durch die Gewalt eines heftigen Feuers entſtanden ſind; welches die Kraft aller unſrer Schmelzöfen, an unermeßlicher Dauer übertroffen, und alſo Dinge hervorgebracht hat, die alle menſchliche Kunſt nicht nachahmen kann. Und da durch die Gewalt der großen Brenngläſer und Brennſpiegel endlich alles zu Glaſe wird: ſo kann man behaupten, daß das Glas gleichſam der Grund und Stoff unſrer Erden ſey; ob es gleich unter allerley Geſtalten verborgen liegt. In dem Sande ſieht man es am deutlichſten, als deſſen Körner nichts anders, als zerbrochene Criſtalle vor Augen ſtellen; in welche ſie auch leichtlich wieder zuſammen ſchmelzen, wenn man nur Salz dazuthut: daran es ihnen auch im Anfange nicht gefehlet hat.

Hieraus erhellet nun der Urſprung des geſalzenen Meerwaſſers. Alles verbrannte, zieht, wenn es abgekühlet worden, die Feuchtigkeiten an ſich: daher kann man ſich leicht vorſtellen, daß damals als unſre Erdkugel noch gebrannt, alle Feuchtigkeit in Dünſte verflogen ſey; nachmals aber, als die Glut nachgelaſſen, auch wiederum in Tropfen geſammlet, und von der abgekühlten Erde wieder an ſich gezogen worden. So hat denn das Waſſer den ausgebrannten Boden gleichſam ausgeſpület, und wie aus der Aſche, das feſte Salz ausgewaſchen. Daraus iſt nun die See, als eine Art von Lauge entſtanden, indem ſie ſich in den niedrigſten Gegenden geſammlet.

Hernach iſt es glaublich, daß die ſich erkältende

Rinde

Rinde ſich nach Art der Metalle zuſammen gezogen, und hin und wider groſſe Blaſen, oder Hölen unter der Erdfläche übrig gelaſſen; darinn ſich entweder Luft, oder Waſſer zuſammengezogen. Ja es muß ſich dieſe Rinde im Abkühlen, wie die Metalle, in gewiſſe Blätter oder Schichten und Lagen abgeſondert haben; nachdem die Materie, oder die Hitze ſich verſchiedlich geſenket, oder abgenommen. Hin und her muß ſie auch zerborſten ſeyn: und die Stücke haben ſich theils in Thäler geſenket, theils mit den feſten Theilen in die Höhe gethürmet, und Berge gebildet. Endlich ſind auch allmählich die Gewölber der obigen Höhlen, entweder durch die Laſt der ſchweren Materie, oder durch ausbrechende Winde und Dünſte, eingeſtürzet, und haben das in ſich enthaltene Waſſer mit Gewalt ausgeſtoſſen. Daraus ſind Ueberſchwemmungen der niedrigen Gegenden erfolget, die ihren Schlamm über den erſten Boden geleget, und neue Erdſchichten gemachet, und nach und nach der neuen Erde immer eine veränderte Geſtalt gegeben: bis endlich durch das allmählich erfolgte Gleichgewicht der Urſachen, alles zur Ruhe gediehen; und die Erde eine etwas dauerhaftere Geſtalt gewonnen. Die feſten Körper haben alſo einen doppelten Urſprung gehabt: einmal aus der Gewalt des Feuers, welches ſie geſchmolzen gehabt; und ſodann, aus dem Ueberſchwemmen der Waſſer; daraus der Schlamm ſich allmählich verhärtet hat, wie die Erfahrung noch täglich lehret.

Dieſe ſeine Theorie der Erdkugel, die man gleichſam eine phyſikaliſche Geographie nennen kön-

könnte; will gleichwohl Hr. Leibnitz nur für einen Verſuch ausgeben: und ob ſie wohl mit der Schrift ziemlich übereinſtimmig ſcheint, ſie doch der Beurtheilung ihrer Ausleger überlaſſen. Er überläßt es auch der Unterſuchung der Nachkommen, die vielleicht die fortlaufenden Erdſchichten, und metalliſchen oder felſichten Lagen unter der Erde genauer unterſuchen werden. Er will auch durch ſeine Erklärung nur von der erſten Grundlage der Erdkugel, was die ungeheure Tiefe der See, und die ſchrecklichen Bergreihen betrifft, erklären: Z. E. den mit dem Caucaſus und Taurus zuſammenhangenden Imaus, den Atlas, der das weſtliche Aſien bedeckt, die Mondenberge, durch welche Aethiopien bewohnbar geworden; die langen Schichten der höchſten Gebirge, die America nach der länge ſpalten, und es gegen beyde Weltmeere verſichern; die grauſamen Klippen in Scandinavien; die Alpen, die von den ungariſchen Gränzen her, zwiſchen Deutſchland und Wälſchland, faſt bis an Spanien fortſtreichen; und endlich den Blocksberg ſelbſt, als den höchſten im Harzgebirge. Denn freylich können nachmals, nach und nach, noch verſchiedene kleinere Aenderungen vorgegangen ſeyn, da durch kleinere Feuersbrünſte, Erdbeben, Waſſerfluthen, und Ueberſchwemmungen, die Geſtalt gewiſſer Gegenden merklich verſtöret worden. So ſind zuweilen Meerengen von der See durchbrochen, ganze Stücke Landes von der Erde verſchlungen, und in Seen verwandelt; Ufer unter Waſſer geſetzt, und anderwärts trocken verlaſſen worden; feuerſpeyende Berge entſtanden,

und

und erloſchen; weite Gegenden mit Bimſteinen überſchüttet; Berge verſenket, und Thäler erfüllet worden.

Wie aber anfänglich, vor der Scheidung des Lichtes und der Finſterniß die Flamme alles ergriffen gehabt: ſo iſt vermuthlich nach erloſchener Glut, alles mit Waſſer überdecket worden. Die Schrift lehret es; die Tradition des Alterthums ſtimmet überein: allein die Spuren, welche die See mitten in den Ländern, und auf den höchſten Bergen gelaſſen hat, beſtätigen ſolches vollkommen. Die Schnecken ſchweifen auf den Gebirgen herum; und ſelbſt der Bernſtein, der nur an der See geſammlet wird, wird zuweilen weit vom Meere, ſo gar im Hannöverſchen ausgegraben. Die Gloſſopeträ, oder Steinzungen, welches die Zähne der Seehunde ſind, werden bey Lüneburg gefunden. Zwar meynen einige, daß alle Landthiere vormals Seethiere geweſen; da das Waſſer noch alles bedecket hat. Nachmals, als das Waſſer gefallen, wären ſie Amphibia geworden; und endlich hätten ſie gar ihren alten Aufenthalt verlernet, und vergeſſen. Allein weder die Schrift, noch die Vernunft ſtimmet überein. Noch andre meynen mit der bloßen Aenderung des Mittelpunctes der Erden, könne alles erkläret werden; und noch andre meynen, nach Anzeige der magnetiſchen Kraft, daß in der Erdkugel, noch ein großer ungeheurer Kern, gleichſam wie in ſeiner Schale ſtecke: der nicht allein den Magnet, nach den Polen, ſondern auch alles übrige nach dem Mittelpuncte ziehe. So lange nun dieſer ſich

mit

lich gebraucht werden. Die Wahrheit deſſen wird man erkennen, wenn man auch nur die Bibel-Uberſetzung unſers Lutheri zur Hand nimmt, darinne vor und für zu finden ſeyn wird. Geſetzt, daß er auch hier und da den Unterſchied nicht in acht genommen hätte, ſo erhalte ich doch durch Anführung ſeiner Uberſetzung den Vortheil, daß ich daher beweiſen kan, es müſſe vor und für zu Lutheri Zeiten nicht einerley geweſen ſeyn.

Ich ſtreite mit niemanden, der ſagen will, daß man vor mehr brauchen müſſe als für. Dieſes bejahe ich ebenfalls. Allein den Grund dieſes Satzes nehme ich nicht daher, weil beyde Wörter einerley ſind. Denn in dieſem Falle wäre es beſſer, daß man eines allein und mit Ausſchlieſſung des andern brauchte. Vielmehr ſtimme ich jenem deswegen bey, weil ich gefunden habe, daß es in Anſehung der Sachen weniger Gelegenheit giebt für als vor in Beſchreibung derſelben anzubringen. Würde man eine völlige Unterſuchung hiebey vornehmen, ſo würde dieſes klar werden. In dem folgenden werde ich nicht alles ſagen können, was zur völligen Ausführung nöthig ſeyn möchte. Ich habe nur verſprochen einige kurze Anmerkungen zu machen, und im übrigen die Ausfindung der Regeln denen zu überlaſſen, welche die Sache tiefer einſehen können.

Was anfänglich **Vor** betrift, ſo habe ich wahrgenommen, daß ihm folgende Stellen angewieſen worden ſind.

Einmal iſt es gebraucht worden, wenn man der Lateiner ihr ante und coram ausdrucken wollen. Z. E. **vor** dem Richter. **Vor** der ganzen Stadt, vor

der

mit seiner Nuß noch nicht völlig gesetzt, und zur Ruhe begeben, habe auch das Meerwasser hin und her wanken und ausschweifen müssen *.

Etwas leichter ist es, zu sagen, wo das überflüßige Wasser hernach geblieben sey. Vielleicht ist es durch gewisse neuentstandene Risse in die innern Hölen der Erde geflossen. Denn wenn man gleich setzte, daß die Berge vier deutsche Meilen über die See erhoben wären; und das Wasser vormals so hoch gestanden hätte: so würde doch solches alles noch nicht den 70sten Theil der übrigen Erdkugel betragen. So könnten ja die Bergspitzen allmählich hervorgekommen; und die Menschen von den höchsten Oertern allmählich in die Thäler gezogen seyn: wie die Scythen solches den Aegyptiern vorhielten. Ist aber die Sündfluth erst gekommen, nach dem die Erdkugel schon ihre Festigkeit gehabt, so muß man andre Mittel dazu haben. Entweder die Luft muß vormals viel wässerigter gewesen seyn; oder der Regen allein, langet dazu nicht. Daß aber die See, durch einen unterirrdischen Wind ringsum erhoben, und über den Ländern erhalten worden; ist gar nicht glaublich. Daß ein nahe vorbey laufender Comet oder die Annäherung des Mon-

* Herr von Leibnitz scheint Woodwarts Meynung, der die innere Höle der Erden ganz mit Wasser angefüllet, noch so wenig, als des Moco Lehrgebäu, gekannt zu haben, von dem wir im dritten Bande dieses Büchersaals einen Auszug gegeben haben.

Mondes solches Aufschwellen der Wasser gewirket habe, erkühnet er sich nicht zu sagen * ꝛc.

Will man also bey dem nächsten stehen bleiben: so muß man sagen, daß das Gewölbe der Erden, dem unten seine Pfeiler gesunken, eingebrochen, und also eine grausame Masse, die vorher bloß gestanden, in ein verborgenes unterirrdisches Meer gestürzet, und das darinn befindliche Wasser also hervorgestrudelt sey, und die Berge bedecket habe; bis es wieder andere Schlünde gefunden, in welche es sich verlaufen können. Er beruft sich hier, auf viel mündliche Erzählungen, die er von dem berühmten Stenonius, der ganz Europa durchreiset war, und auf solche Dinge acht gehabt, empfangen hat.

Nach diesen allgemeinen Gründen kömmt Herr von Leibniß auf den Blocksberg, den die Niedersachsen den **Brocken** nennen; weil er viel sogenannte Brüche, oder morastige sumpfigte Gegenden um sich hat: davon auch vormals die Brukterer den Namen gehabt. Er untersucht von allem die Ursachen, und widerlegt diejenigen, die aus dem Flüßchen, was von dem Brocken entspringt, schließen wollen; daß die Quellen nicht vom Regen oder Schnee entstehen. Denn dieß Flüßchen entspringt

* Hier sieht man, daß auch Wilhelm Whistons Meynung, von der kometischen Dunstkugel, dem Herrn von Leibniß nicht unbekannt gewesen: doch da jener dieselbe erst in diesem Jahrhunderte bekannter gemacht, und recht ausgeführet hat; so ist es Schade, daß dieser große Mann uns nicht seine Gedanken davon eröffnen können.

ſpringt nicht auf dem höchſten Gipfel, ſondern zieht ſich nur an einer Seite, von dem zuſammenfließenden Regen und Schneewaſſer zuſammen; der Schnee nämlich liegt bis in den Sommer auf ſeiner Spitze. Dieſe nun iſt ſo hoch, daß ſie bis in die Nordſee ſieht, und darinn geſehen werden kann: denn eine Feuersbrunſt zu Zellerfeld, welches weit niedriger liegt, iſt auf den Wällen zu Hamburg geſehen worden.

Wir müſſen alles übrige übergehen, was Herr von Leibnitz, theils von den Metallen des Harzgebirges, von ihrer Lage und Erzeugung; theils von den Edelgeſteinen und Salzen, theils von den gemeinen Steinen, und ihrem Urſprunge; ferner von der berühmten Baumannshöle beybringet. Noch weitläuftiger hält er ſich bey den Fiſchen auf, die man ſo häufig in den Schieferſteinen antrifft. Er leitet hernach den Urſprung der Erdſchichten, und der geſalzenen Waſſer, wie auch der Hügel, von dem abfließenden Waſſer, welches die weichere Erde weggeſpület. Er kömmt auf die Muſchelwerke, die man hin und wieder häufig antrifft, und die hier auch in Kupfer vorgeſtellet werden. Er erklärt, woher die Knochen der Thiere kommen, die man in den Bergen findet, und zeiget, daß es wahre Knochen, nicht aber Spiele der Natur ſind. Dahin gehören auch die großen Schnecken, die man Ammonshörner nennet; die Steinzungen u. a. m. welches Theile von Seethieren, und nicht Spielwerke ſind. Er erklärt auch die vieleckigten Figuren der Criſtalle, und beſtraft die allzufruchtbare Einbildungs-

bungskraft derer, die ſich in den bunten Steinen, alles was ſie wollen einbilden; darunter er den Crollius nennet. Er kömmt ferner auf die Belemniten, die Oſteocolla, und andere verſteinerte Sachen, als Schneckenſteine, Kammſteine, Muſchel- und Auſterſteine, Purpurſchneckenſteine u. a. d. m. die man hier von unzähligen Arten in Kupfer geſtochen ſieht.

Doch wir müſſen abbrechen, und unſern Leſern das Vergnügen laſſen, ein vieles, ja das meiſte aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen; welches ſie zu aufmerkſamer Betrachtung, und Bewunderung der Werke der Natur unfehlbar führen wird.

* *

II.

Georg Gottfried Keuſſels, ordentlichen Lehrers der Sitten und Staats Lehre auf der Julius-Carls-Univerſität zu Helmſtädt, Merkwürdigkeiten der Bonenischen Schule zur Erläuterung akademiſcher, auch geiſtlicher und weltlicher Alterthümer. Helmſtädt. 1749. in 8vo

Die berühmten Reden des ehemaligen Helmſtädtiſchen Profeſſors und großen deutſchen Gelehrten, Herrmann Conrings, die unter dem Titel akademiſcher Alterthümer, in der gelehrten Welt bekannt geworden, haben auch den Herrn Profeſſor Keuſel veranlaſſet ſeinen Spuren

zu folgen. Er hat solches zu zweyenmalen gethan. Einmal handelte er von dem Ursprunge und Fortgange der Schulen unter den Christen, in einer historischen Ordnung; und aus dieser Rede entstand nachmals die in lateinischer Sprache von ihm herausgegebene Historie, des Ursprunges und Fortganges der Schulen, unter den Christen. Das anderemal redete er von den merkwürdigen Folgen der bononischen Schule; und dieser akademischen Rede haben wir gegenwärtiges Werkchen zu danken, welches wir anjetzt näher betrachten wollen.

Das ganze Werk ist in sechs Abschnitte eingetheilet. Weil das Hauptwerk der bononischen Schule darinnen bestanden, daß die Erkenntniß des römischen Rechts durch sie wieder hergestellet ist, so zeiget der Herr Verfasser gleich anfangs, und zwar im ersten Abschnitte, was für Rechte, seit dem Untergange des römischen Reichs, in Italien eingeführet worden, und was dem Gebrauche des römischen Rechts dadurch für Abbruch geschehen. Daß ein gewisser Deutscher, Irnerius genannt, die römische Rechtswissenschaft durch seine Vorlesungen zu Bononien erneuert habe, ist außer Streit; wie er aber auf diesen Anschlag gekommen und zu welcher Zeit es geschehen, das ist ungewiß. Die Sache ist dadurch verwirrt worden, daß man fälschlich angenommen, das römische Recht sey auf Kaisers Lotharii Befehl, in Schulen und Gerichten eingeführet worden: und diese Sache wird im zweyten Abschnitte deutlich auseinander gesetzet.

Der dritte Abschnitt handelt von der Historie der

bononiſchen Schule. Bononien hatte ſchon längſt eine hohe Schule gehabt, ehe man anfieng die römiſchen Rechte zu lehren. Ob nun gleich die Quelle ihrer merkwürdigen Folgen, erſt von der Zeit anfängt, da ſie eine Schule der Rechte geworden; ſo iſt es doch billig, daß man ſich erſt ihren vorhergehenden Zuſtand bekannt mache. Im 430ten Jahre ward daſelbſt eine hohe Schule angelegt, und der damalige Biſchof Petronius wirkte dieſe Erlaubniß vom Kaiſer Theodoſius dem jüngern aus; welche Nachricht der Herr Profeſſor nicht nur mit Gründen, ſondern auch aus den Urkunden der Stadt Bononien, beweiſet. Petronius war von Geburt ein Conſtantinopolitaner, aber ſeinem Herkommen nach ein Italiäner, und hatte ſich von Jugend auf in allen denen Erkenntniſſen geübet, die zum Mönchsleben gehören. Als nun der Biſchof Felix zu Bononien ſtarb, und man keinen zu finden wußte, der würdig geweſen wäre, ſein Nachfolger zu werden; ließ man die Sache an den Pabſt Cöleſtin gelangen. Dieſem träumte wachend, daß der Apoſtel Petrus ihm im Traume befohlen: wenn Felix zu Bononien ſtürbe, ſo ſollte er den Petron an ſeine Stelle ſetzen. Dieß geſchah; und nunmehr kann man einigermaßen ſehen, wie Petron auf die Errichtung einer hohen Schule gekommen iſt, da er zu Conſtantinopel das Muſter der anſehnlichſten Schule damaliger Zeiten, vor Augen gehabt hat. Wie viele Lehrer dieſe bononiſche Schule anfangs gehabt, wer ſie geweſen, und was ſie gelehret haben, davon meldet Sigonius nichts. Es iſt aber zu

muthmaßen, daß Petron, nach Anleitung der Constantinopolitaniſchen, es an Sprachlehrern, und griechiſchen und lateiniſchen Rednern, nicht werde haben ermangeln laſſen. An die Rechte war hier nicht zu denken: dieſelben dorften, auf kaiſerlichen Befehl, nur an 3. Orten, nämlich zu Rom, Conſtantinopel und Berythus, gelehret werden. Ferner weis man von dem Zuſtande dieſer hohen Schule, bis ins XII. Jahrhundert ſehr wenig. Der Einbruch der Gothen und Longobarden in Italien, hemmte den Flor der Wiſſenſchaften allenthalben und vermuthlich auch in Bononien. Man weis nur aus dem Sigonius, daß gegen das Ende des X. Jahrhunderts, ein gewiſſer Johannes Gambalonga, zu Bononien berühmt geweſen; deſſen Grabmaal annoch zu ſehen iſt. Der größere Flor dieſer Schule fieng alſo erſt mit des Irnerius Lehrſtunden des Rechts, an. Dieſe Wiſſenſchaft fand gleich allgemeinen Beyfall, und reizte alle Gemüther zum Studiren an. Durch dieſen Lehrer nun ward Italien in kurzem mit Rechtsverſtändigen angefüllet. Im 1158ten Jahre hatte Friedrich auf dem berühmten Reichstage bey Roncalien, die vier großen Schüler des Irnerius, Bulgarum, Martinum Jacobum und Hugonem, bey ſich. So weis man auch, daß der heilige Bernhard dem Pabſte Eugen vorgeworfen: man beſchäfftigte ſich in ſeinem Palaſte mehr mit den Geſetzen Juſtinians, als mit den Geſetzen des Herren: und Pabſt Alexander der III. gab ein ausdrückliches Verboth, daß es den Mönchen nicht erlaubt ſeyn ſollte, aus den Klöſtern zu gehen, um die Geſetze

und

und Phyſik zu lernen; woraus man denn einen Schluß auf den Flor der Rechtswiſſenſchaft machen kann. Auf obermeldetem Reichstage gab auch der Kaiſer noch zwey Geſetze, die dieſer Wiſſenſchaft und der bononiſchen Schule inſonderheit, zu großem Aufnehmen gereichten. 1) Daß alle, die ſich der Erlernung der Rechte widmeten, auf keinerley Weiſe ſollten gekränket werden. 2) Daß ein Studierender nirgends, als bey ſeinem Rechtslehrer, oder ſonſt bey ſeinem Lehrer in einer andern Wiſſenſchaft, oder auch bey dem Biſchofe, ſollte können verklaget werden: von welchen dreyen er ſich einen wählen könte.

Zu Anfange des XIII. Jahrhunderts theilten ſich die Studierenden zu Bononien in zwo Völkerſchaften, die eine ſchrieb ſich von jenſeits, und die andre, von dieſſeits der Alpen her. Eine jede hatte ihr eigenes Oberhaupt; folglich gab es zwey dergleichen zu Bononien, die die Angelegenheiten der Nationen beſorgten. Nachmals trennten ſich die Studioſen der Rechte, und der freyen Künſte, und jede Partie hatte ihren eigenen Gymnaſiarchen, oder Regenten. Dieß machte eine Aenderung in der Gerichtsbarkeit: denn da ſie vorhin vom Kaiſer, einem jeden Lehrer gegeben war; ſo waren nunmehr die zween Rectoren, die anfangs nach den Nationen, nachmals aber nach den Wiſſenſchaften, unterſchieden wurden. Es iſt merkwürdig, daß auch zu Bononien dieſe Wahl, nicht bey den Lehrenden, ſondern bey den Lernenden, ſtand. In Criminalſachen ſtunden die Studierenden auch anfänglich unter dieſen Rectoren: allein als einsmals unter

den toscanischen und lombardischen Studenten ein groſser Hader entstand, welchen die Lehrer nicht vermögend waren zu stillen; so traten sie die Criminalgerechtigkeit dem Stadtrichter ab.

Um diesen Anfang des XIII. Jahrhunderts herum, war also die bononische Schule im gröſsten Flore. Albericus muſste im 1199 Jahre, wegen Menge der Zuhörer, seine Vorlesungen in dem Palaste der Regierung halten. Nach ihm, nämlich zu des Azo Zeiten, war die Anzahl der Studierenden zehntausend stark. Man foderte auch, welches merkwürdig ist, von den Lehrern einen Eid, daſs sie nirgend anders, als zu Bononien, die Rechte lehren wollten: dergleichen Eid Lotharius von Cremona, Janninus, Bandinus Familiatus, u.a.m. geleistet. Im 1218 Jahre rief man einen Florentiner, Namens Benus, als Lehrer der Grammatik dahin, der ebenfalls obigen Eid leisten und versprechen muſste: auf keinerley Weise behülflich zu seyn, daſs die bononische Schule anders wohin verlegt würde; und, weñ er dergleichen Vorhaben von andern erführe, solches sogleich dem Magistrat anzuzeigen. Diese und noch einige andere Vorsichten, die Lehrer und Lernenden in Bononien zu erhalten, wurden darum vorgekehret, weil man an einigen benachbarten Orten ebenfalls angefangen hatte, die Rechte zu lehren. Im 1217 Jahre ward ein Gesetz gemacht, nach welchem diejenigen ins Elend verwiesen wurden, die auf das Studieren schimpften; und denen, die sich an eines Studenten Leibe und Leben vergriffen, gieng es eben so: ja ein solcher

konnte

konnte nicht einmal, auf Vergünſtigung der Stadt allein, wieder zurück kommen; ſondern mußte ſich erſt mit des Ermordeten oder Verwundeten Verwandten ſetzen. Endlich fieng man auch in Bononien an die Theologie zu lehren, welches bisher nur in Paris geſchehen war: und Pabſt Honorius hatte hauptſächlich dieſe Abſicht darunter, daß die Mönche von Erlernung der Rechte und Phyſik ſollten abgezogen werden.

Bononien hat mehr als einmal in Gefahr geſtanden, ſeine Schule zu verlieren. Im 1225ſten Jahre, warf Kaiſer Friedrich der II. eine Ungnade auf dieſe Stadt; nahm ihr das Recht eine öffentliche Schule zu haben, und befahl den Studenten, von da weg, und nach Rom zu gehen. Allein, theils gehorchten dieſe dem Befehle nicht ſonderlich; theils begnadigte der Kaiſer, zwey Jahre drauf, die Stadt wieder mit dem alten Vorrechte. Im 1232. Jahre, jagte Pabſt Gregor, wegen eines Streites, zwiſchen dem Biſchofe und der Stadt, unter der Bedrohung der Kirchenſtrafen, die Studenten fort, und that die Stadt ſelbſt, in den Bann. Im 1241 Jahre aber, nahm ihr Kaiſer Friedrich II. zum zweytenmale das Recht der hohen Schule, die er nach Padua verlegete; weil Bononien allemal, in den Streitigkeiten dieſes Herren mit dem Stuhle zu Rom, gut päbſtiſch geweſen war.

Es fragt ſich noch, was für einer Gerichtsbarkeit die Lehrer dieſer hohen Schule unterworfen geweſen? Man findet nichts gewiſſes davon. Conring muthmaßet, daß ſie unter dem ordentlichen

der ganzen Welt ausſagen. Ich getraue mir, es vor GOtt und vor Menſchen ꝛc. **Vor** einem ſtehen. **Vor** Gerichte. **Vorſtehen.** Es iſt bekannt, daß ante und coram bey den Lateinern ganz anders als pro und prae gebraucht wird. Da nun bey uns ſowohl **vor** als **für** gefunden wird, ſo iſt keine Urſach, warum man nicht ebenfals unter dieſen beyden Wörtern einen Unterſcheid machen ſollte; zumal es einmal **vor** vielen und von langen Zeiten her geſchehen iſt, und man keines von beyden Wörtern wegſchmeißen kan, ohne einer unnöthigen Neuerung beſchuldiget zu werden. Unter dieſe Anmerkung wird man ſehr viele Wörter und Redensarten bringen können, welche insgemein falſch geſchrieben werden. Und es iſt dieſe Anmerkung meines Behalts um deſto nützlicher, je deutlicher ſichs unten zeigen wird, daß man unverſtändlich reden wird, wenn man den Unterſchied nicht in acht nimmt.

Ferner wird **vor** gebraucht, wenn man Wörter hat, dadurch man eine vergangene Zeit andeuten will. Z. E. vor dem. Vormahls. Vor etlichen Jahren. Vorfahren. Ich kan mich nicht erinnern, daß ich in guten Scribenten bey dergleichen Wörtern **für** angetroffen hätte; **vorher** wird niemahls fürher geſchrieben: Und da es glaublich iſt, daß **Vor**, davon ich hier rede, die erſte Sylbe dieſes Worts iſt; ſo kan man wahrſcheinlich zum Grunde ſetzen, daß man bey allen den Worten, welche mit **vorher** zuſammen geſetzt werden, nicht **für**, ſondern **vor** ſchreiben müſſe. Ich habe hier freylich keinen andern Grund als die Gewohnheit, und den Gebrauch geſchickter ſowohl alter als neuer Deutſchen. Da man aber ſchwerlich eine

geiſtlichen Gerichte geſtanden; weil doch die Profeſſoren damals als Geiſtliche angeſehen wurden. Herr Keuſel aber muthmaßet, daß ſie unmittelbar unter dem Kaiſer geſtanden.

So weit geht die Hiſtorie dieſer hohen Schule und nunmehr folgt im IV. Hauptſtücke, der Einfluß, den ſie in die gelehrte Republik gehabt. Dieſen theilet der Herr Profeſſor in drey Claſſen ein. Einige Folgen haben ſich in der gelehrten Republik; andere in Kirchenſachen; und noch andere im gemeinen Weſen eräuget. Das erſte iſt, die allgemeine Luſt zum Studieren, die dadurch faſt in ganz Europa einriß. Kaiſer Karl der Große, gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, die Gelehrſamkeit in Aufnahme zu bringen. Zu dem Ende befahl er, daß bey allen biſchöflichen Kirchen und bey allen Klöſtern, Schulen ſeyn ſollten. So bald aber die bononiſche Schule ſich hervorthat, entſtunden in allen andern Ländern, ſo zahlreiche als öffentliche Schulen.

Hiemit iſt alſo ſchon die zweyte Folge angezeigt, nämlich, die vermehrte Anzahl der öffentlichen Schulen. Daß die Bononier hierüber eiferſüchtig geworden, und alle Mittel vorgekehret haben, dieſen Vorzug nicht zu verlieren, iſt ſchon vorhin gezeigt worden. Allein es war alles vergebens; und es entſtunden nach und nach, in und außer Italien verſchiedene öffentliche Schulen, wo man die Rechte lehrete: und Modena ſcheint den Anfang dazu gemacht zu haben. Kaiſer Friedrich II. gab ſich alle Mühe, die Schule zu Neapel in Aufnahme zu brin-

bringen, als er 1225. Bononien beungnadigen wollte; und nach Conringen, iſt ſie auch unter die anſehnlichſten des XIII. Jahrhunderts zu rechnen. Nachmals entſtand zu Padua auch eine dergleichen Schule; von deren Umſtänden man aber keine Nachrichten hat. Endlich legte Pabſt Innocenz im 1245 Jahre, zu Rom ebenfalls eine öffentliche Schule an, auf welcher das canoniſche und bürgerliche Recht gelehret ward.

Im zwölften Jahrhunderte, begaben ſich einige gelehrte Männer nach Paris, um in der Gelehrſamkeit Anweiſung zu geben. Der erſte war Wilhelm von Campellis: dieſer lehrte die Dialectik. Peter Abälard ward ſein Schüler, der auch endlich ſelbſt eine Schule eröffnete, und zwar zu Melün, nahe bey Paris. Er fand ſo viel Beyfall, daß er ſeines Lehrers Ruhm ſehr verdunkelte; allein er war ſo ſehr fleißig, daß er in eine Krankheit fiel, und in ſein Vaterland reiſen muſte. Endlich kam Abälard wieder nach Paris, und das Diſputiren wider den auf ihn eiferſüchtigen Wilhelm von Campellis gieng wieder an; ſo daß, als dieſer ſeine Sätze nicht behaupten konnte, deſſen Schüler zum Abälard übergiengen, und ihm ſo gar der Lehrſtuhl in der biſchöflichen Schule abgetreten ward. Dieß verdroß Wilhelmen ſehr; er beſtellte einen neuen Lehrer in der biſchöflichen Schule: Abälard hingegen, errichtete eine Schule auf dem Berge der heil. Genovefe, um ſeinen Gegner in der Nähe zu beunruhigen; und er brachte es ſo weit, daß derjenige, der ihm die Wage nicht halten konnte, von allen Schülern

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 19134769

verlassen ward. Dieß ist also der dritte Ort, in Paris, wo junge Leute unterrichtet worden. Endlich lehrete Abälard die Theologie und Philosophie, und verdiente viel Geld. Um diese Zeit gerieth er in die bekannten Liebeshändel mit der Heloise, und als er nach diesem, Mönch in der Abtey des heil. Dionysii ward, setzte er seine Vorlesungen daselbst immer fort. Dieß ist also die vierte Schule, welche man unter denen zu bemerken hat, die zur parisischen Universität geholfen.

Nachdem nun diese Schulen geraume Zeit eine jede für sich gewesen, aber in so großem Ansehen stunden, daß nicht nur aus allen Theilen Frankreichs, sondern auch aus fremden Landen, Leute zum Studieren hinkamen, wie denn viele Päbste daselbst studieret: so entschloß sich der König von Frankreich Philipp August, den Berg der heiligen Genovefe, den Musen zu widmen. Der Ort ward mit einer Mauer und Gräben umgeben, und mit solchen Häusern besetzt, die zu den öffentlichen Unterweisungen und Uebungen nöthig waren. Hier ist noch jetzo der Hauptsitz der Universität zu Paris. Die Verfassungen nun, welche bey dieser Schule, theils wegen der Lehrstunden, theils wegen der Disciplin und Gerichtsbarkeit gemacht wurden, sahen den Bononischen so ähnlich, daß Herr Keusel kein Bedenken trägt, auch die parisische Universität, als eine Folge der bononischen Schule anzusehen.

Hier macht er eine kleine Ausschweifung wegen eines Vorurtheils, welches theils wegen aller Universitäten überhaupt, theils wegen der parisischen inson-

insonderheit, herrschend ist. Man nimmt als bekannt an, daß die meisten hohen Schulen durch Päbste angeordnet worden sind. Herr Keusel weis nicht, wie man darauf kömmt. Bisher ist noch kein Exempel davon gewesen; und in der Folge werden auch wenige kommen. Launojus will zwar behaupten: es habe der Pabst, der pariſischen hohen Schule, gewisse Befreyungen gegeben. Allein der Herr Verfasser zeiget, daß seine Gründe sehr schlecht sind; und daß er, der doch sonst mit Zeugnissen fast verschwenderisch ist, allhier gar keines vorzubringen weis.

Zu den guten Folgen, die die bononische Schule gehabt, muß man ferner zählen, daß durch sie ein Unterscheid der hohen und niedern Schulen eingeführet worden; und daß die erstern solche Einrichtungen erlanget, dadurch die Vorrechte derselben bestimmet sind. Zu den erstern sind zu rechnen, daß auf hohen Schulen, Wissenschaften, und mehrentheils alle, gelehret wurden; daß sie ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, und daß sie gelehrte Würden austheilen konnten. Hierzu ist nun der Anfang zu Bononien gemacht: und da alle andern Schulen dieser Art, jenem Muster gefolget sind; so sieht man wohl, daß des Hrn. Keusels Schluß richtig ist.

Wir kommen auf die Folgen der bononischen Schule, in geistlichen Sachen. Die erste ist, daß eine Sammlung von allerley Vorschriften, geistliche Personen und Sachen betreffend, ans Licht getreten, darüber man zu Bononien mit großem Eifer gelesen, und welche als eine Richtschnur zur

Be-

Bestimmung der Kirchenrechte, angenommen worden. Diese Sammlung war zwar nicht die erste in ihrer Art; aber wohl die erste, die viel Lärmens und Aufsehens machte. Ein bononischer Benedictinermönch, Namens Gratian, gab diese Sammlung heraus: und man sieht leicht, daß sein Vorsatz gewesen, Justinianus Pandekten nachzuahmen. Seine Hauptabsicht, war, den Studierenden ein Buch in die Hände zu geben, welches sie begierig machen sollte, das canonische Recht zu studieren. Dieß schien dem Gratian nöthig zu seyn, um das Ansehen des Pabstes und der Geistlichkeit aufrecht zu erhalten: und es ist ihm geglückt. Es ist aber sehr zu verwundern, daß Gratians Decret so viel Ansehen erlangen können, da es so sehr voller Fehler ist. In den Namen der Personen, Städte, Provinzen und Kirchenversammlungen, hat er oft geirret. Die Ueberschriften, welche anzeigen sollen, woher er jedes genommen, sind oft falsch. Was eine ganze Kirchenversammlung verordnet hat, wird oft einem Pabste zugeschrieben: und was von einem bloßen Bischofe herkömmt, wird einer Kirchenversammlung, oder einem Pabste beygemessen. Was er unter dem Namen der bekanntesten Kirchenväter anführet, das findet sich oft nirgends: und wenn ja die Ueberschrift recht ist; so steht doch an dem angezogenen Orte wohl ganz was anders, ja wohl gar das Gegentheil. Was aus griechischen Scribenten hergenommen ist, wird aus Uebersetzungen angeführet, und lautet oft ganz anders als im lateinischen. Wahrlich! wichtige Fehler in einem Lehrbuche. Da indessen dieses Werk einmal in eine unver-

dien-

diente Aufnahme gekommen war; ſo dachte man auf eine Ausbeſſerung: und die Päbſte ſelbſt lieſſen ſich dieſe Sorgfalt angelegen ſeyn. Man trug es einer Anzahl gelehrter Männer auf, Gratians Fehler zu verbeſſern; und dieſe Arbeit kam unter Pabſt Gregor dem XIII. zu Stande. Die darinn enthaltenen Aenderungen ſind ſo groß, daß es gar nicht Gratians Arbeit mehr iſt; indeſſen ſind die darinn befindlichen Fehler doch noch groß und wichtig genug.

Die Päbſte waren indeſſen mit dieſem Gratianiſchen geiſtlichen Rechte noch nicht zufrieden. Gregors des VII. glückliche Verwägenheit hatte ſie mächtiger gemacht, als jemals. Sie herrſchten in der geiſtlichen Republik monarchiſch; und wollten es gern auch in der weltlichen ſeyn. Vieleicht ſuchten ſie auch den Gebrauch der Kaiſerlichen Rechte einzuſchränken und ſelbige den päbſtlichen Rechten zu unterwerfen. Daher kamen dieſe in Menge, und zwar in der Mitte des XII. Jahrhunderts zum Vorſcheine. Daher nun iſt das päbſtliche Recht in die Welt gekommen; anfangs unter dem Namen der Privatperſonen, nachmals aber auch unter der Päbſte Innocentius und Honorius eigenen Namen. Endlich ließ Pabſt Gregor die Decretalen ſeiner Vorfahren, in eine Sammlung zuſammen bringen, und unter ſeinem Namen viele aus dem römiſchen Rechte mit einrücken, die auch niemals ergangen waren; bloß um ſein Geſetzbuch deſto vollſtändiger zu machen. Er ſchickte es mit einem Schreiben an die geſammten Lehrer und Studenten der bononiſchen Schule, und befahl, man ſollte ſich in Gerichten lediglich dieſer Sammlung bedienen. Durch

Durch diese Verordnung nun bekam nicht nur das geistliche Recht, sondern auch die bischöflichen Gerichte, eine neue Gestalt. Vorhin hatten die Canones bloß die Lehre, die Kirchengebräuche und geistlichen Personen vor Augen; nunmehr lehrte das päbstliche Recht, was in Processen zu beobachten sey; und gewann die Natur eines weltlichen Rechts. Die Bischöfe hatten von Alters her ein weit ausgedehntes Recht, Verbrechen zu untersuchen; aber nur um Bußübungen aufzulegen. Allein auch diese Gewalt ward ihnen zu Ende des XII. Jahrh. durch die Canonisten beschnitten. Die neueingeführten Officialen, zogen so viel möglich, alles vor sich; und die weltlichen Obrigkeiten hatten fast nichts mehr zu thun. Die Weltlichen wurden endlich im XIII. Säculo des Handels überdrüssig, und beschlossen, den Officialen die Erkenntniß in weltlichen Händeln einzuschränken. Von allen diesen Begebenheiten hält Herr Keusel die bononische Schule abermals für den Ursprung.

Auch in der Art, die Lehren der christlichen Religion vorzutragen, kam um diese Zeit eine Aenderung auf. Man hatte bisher die Wahrheiten der heiligen Schrift, den Gemüthern, bloß nach der Lehrart der Apostel vorgetragen. Jetzt suchte man sie in einen künstlichen Zusammenhang zu bringen: man bewies die Sätze der heiligen Schrift, mit den Aussprüchen der Kirchenväter; man warf allerley Fragen und Zweifel auf, und löfete sie mit logischen Hülfsmitteln; kurz man nahm die aristotelische Philosophie als eine Richtschnur an, die Glaubenslehren auszudrücken und zu prüfen. Aus

Aus eben diesem Grunde kam auch in Oxford, um diese Zeit, eine neue Art Predigten abzufassen zum Vorscheine. Man wollte, wie man glaubte, dadurch die Lehren ordentlicher vortragen, und dem Gedächtnisse besser einprägen. Dieses zu befördern, theilte nachmals Stephan Langton, Erzbischof zu Canterbury, die Bücher der heiligen Schrift, in Capitel und Verse ein. Die ganze Sache aber schlug in so üble Folgen aus, daß man um die Zeiten der Reformation, öfter einen Text aus Aristotels Sittenlehre, als aus der Bibel, zum Grunde der Predigten zu legen pflegte.

Unter den Folgen der bononischen Schule im gemeinen Wesen, ist die erste, daß durch sie die Gelehrsamkeit auch auf weltliche Personen gebracht worden ist. Seit etlichen Jahrhunderten hatte kein Weltmann studiert; und Karl der Große, mußte auf seinen Reisen immer eine Anzahl Bischöfe mitnehmen: weil ihm in Fällen, wo nur die geringste Gelehrsamkeit nöthig war, niemand sonst helfen konnte. Daher zogen die fränkischen Könige in den wichtigsten Angelegenheiten, die Bischöfe zu rathe. Als man nun anfieng auf öffentlichen Schulen das römische Recht zu lehren, so studierten es anfänglich die Geistlichen auch: theils weil sie meynten, alle Gelehrsamkeit gehöre allein für sie; theils auch, um Geld zu erwerben. Darüber nun ließen sie ihr Hauptwerk liegen; und es kam gar so weit, daß die rechtsgelehrten Geistlichen, weltliche Aemter, als Amtmannsstellen, Gerichtshaltereyen, Notariate, u. d. m. verwalteten. Dieß ward

ihnen

ihnen nachmals von den Päbsten untersagt; die gerichtlichen Stellen fielen an die weltlichen Personen zurück. Diese mußten daher die Rechte studieren; und dieß geschah anfänglich zu Bononien.

Da nun neben den Rechtsstudien auch andere Wissenschaften getrieben wurden; so nahm dadurch die Zahl der Gelehrten in der Welt, sehr zu: und hieraus entstand denn die fernere Folge, daß der Stand der Gelehrten, einen besondern Stand in der Republik ausmachte. Vorhin waren sie mit unter der Geistlichkeit begriffen; die obrigkeitlichen Personen waren keine Gelehrte. Die ordentlichen Richter waren die Grafen, und sprachen das Recht in Gegenwart von sieben Beysitzern oder Schöppen. Nur allein seit dem Ursprunge der Universitäten, wurden die Gelehrten, von andern Ständen, in einen eigenen abgesondert. Die hohen Reichsgerichte nun, so nach der Zeit in Deutschland angeleget wurden, verschafften diesem Stande Ehre und Reichthum; indem diese weltlichen Rechtsgelehrten von den Kaisern und Fürsten, in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurden.

Hiermit enden wir die Nachricht von diesem sehr methodisch und gründlich geschriebenen Werkchen. Der Herr Verfasser bedienet sich allenthalben der besten Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller, deren Worte er zu Ende jedes §. aus dem Grundtexte anführet; und weil seine Schreibart ziemlich fließend ist, so liest sich seine Arbeit ganz angenehm.

III.

andere Ursache des so öftern Gebrauchs des vor geben kan, als weil es so viel als vorher heißt, so glaube ich, daß niemand mich beschuldigen wird, als ob ich etwas zum Beweise nähme, was erst selbst sollte bewiesen werden. Hieher gehören demnach erstlich alle diejenigen Wörter, welche entweder ausdrücklich durch vorher vermehret werden, oder doch dem Verstande nach dieses Wort in sich fassen. Z. E. Vortheil. Vorsatz. Vorbilder. Vorbild. Vortrag. Vortragen. Vorstellung. Vorsagen. Vorbeten. Vorschreiben. Vorschrift. Vorrath, u. s. f. Deswegen müssen auch die metaphorischen daher entstehenden Redensarten und Wörter also geschrieben werden. Z. E. Ich will ihm vorkommen. Es kommt nicht vor. Das Wort kommt nicht vor, quasi es kommt nicht hervor. I. e. man sieht es nicht: oder man trifft es nicht an. Aus gleichem Grunde muß man sagen: Vorrede. Vorbericht. Vorbereitung. Hiernechst muß man alle die Redensarten hieher ziehen, in welchen die erste Sylbe von vorher alleine stehet. Z. E. Was ich vor (i. e. vorher oder zuvor) gesaget habe. Er war vor (i. e. zuvor) reich, iezt arm, u. s. f.

Endlich wird insgemein vor gebraucht in den Redensarten, mit welchen man überhaupt nach der Eigenschaft einer Sache fraget, oder solche beschreibet. Z. E. was sind es vor Bücher? Was ist es vor Geld? Was vor Zeiten, was vor Sitten. Ich halte es vor unbillig. Es ist vortreflich, u. s. w.

Ich komme auf das Wort Für, von welchem ich nachfolgendes bemerket habe.

Ein-

* *

III.

Des Herrn Vincentio Gravina Schreiben an den Marcheſe Maffei, von der Trennung der arkadiſchen Akademie zu Rom, die ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts, zu merklicher Verbeſſerung des guten Geſchmackes, zugetragen hat *.

Mein Herr Marcheſe,

Obſchon über Arkadiens Streitigkeiten noch kein Richter geſetzt iſt; ſo will ich doch, der ich kein Arkader bin, keinen andern Richter über meine Sätze erkennen, als ihre Gelehrſamkeit und Aufrichtigkeit: da ich zumalen weis, daß die alte Akademie ſie bereits auf ihre Seite zu bringen geſucht hat.

Ermeldete arkadiſche Verſammlung hat an alle ihre Colonien, denen ſie ihre Gewalt zu zeigen begierig war, ein Kreisſchreiben im Drucke ergehen laſſen; und ich glaube, daß es auch bey ihnen ſchon angelangt ſeyn wird. Man würde die Abſendung dieſes Schreibens

* Dieſes Stückes Mittheilung haben wir in dem Artikel von des Alex. Guidi Werken verſprochen. Wir halten itzt unſer Wort, nachdem wir im neulichen Stücke dieſes Bücherſaals Gelegenheit gehabt, dieſer Sache zu gedenken: und hoffen, daß vielen, die mit italieniſchen Sachen nicht ſehr bekannt ſind, ein angenehmes Licht dadurch aufgehen werde.

bens weder gegen mich, noch gegen die neue Verſammlung nicht erlaubt haben: wenn die Obrigkeit itzo den Lauf von dergleichen Formeln hemmen könnte, nachdem die alte feyerliche Uebergabe der Klagſchriften aufgehöret hat, die ehemals den Sturm, und die nachher eingeriſſene Verwirrung der Rechtshändel verwehrte. Denn bey den alten Römern konnte man nichts vor Gerichte fordern, ohne eine gewiſſe beſtimmte und vorgeſchriebene Formel zu beobachten. Die Parteyen muſten den Prätor um eine Klage erſuchen; und fand ſich alsdann eine vorgeſchriebene Formel zu dieſer Klage: ſo gab er ihnen einen Richter, welcher nach Maaßgabe der feyerlichen Formel, die Streitſache abthat. Wo einer Klage dieſe zween erforderlichen Stücke fehlten, oder wo man ſie nicht unter die actionem praeſcriptis verbis bringen konnte: da verſagte der Prätor dem Kläger nicht allein den Richter, ſondern auch die Freyheit gerichtlich zu verfahren. Die Klage ward entweder als geſchwätzig, oder unnützlich, oder auch als eine Zumöthigung verworfen; und hiemit das öffentliche Anſehen nebſt der Ruhe der Privatleute erhalten. Allein die Conſtitutio Conſtantini l. 1. C. d. form. et impetr. act. ſubl. hob die Nothwendigkeit bemeldeter Formeln auf, und veranlaſſte die erfolgte Verwirrung der Rechtshändel, und die Frechheit der gerichtlichen Zankſucht; worüber ſich ſchon Cujaz mit dieſen Worten beklaget:

Relligio juris (hier verſteht er die formulas) forſan captioſa nimis et ſcrupuloſa, ſed meo judicio tolerabilior, quam actionum confuſio, agendi

di Temeritas, et nullus ordo, qualis eſt hodie. Paratil. cit. tit. Cod.

Dieſe, nebſt andern Aenderungen der römiſchen Geſetze, iſt iederzeit ſchlimmer geweſen, als alles Uebel, welches man dadurch vermeiden wollen. Nachdem nun zu Zeiten des erwähnten Kaiſers, die Ausſprüche der Rechtsgelehrten verlohren giengen, und die feyerlichen Formeln unbekannt wurden; ſo entſtand endlich eine gänzliche Vermiſchung der Klagen, auf welchen doch der Unterſchied der Gerichte, und die Proceßordnung beruhete. Nunmehr iſt dieſe Rechtsfreyheit in die Hände der Privatleute gefallen, welche nach eigenem Gefallen gerechter Weiſe, oder widerrechtlich, Obrigkeiten, Richter und Gegner beunruhigen. Hiebey betrachtet man nicht, daß auch nach Aufhebung der Formeln, dennoch die Kraft der Actionen oder Klagen, als welche in bürgerlichen und natürlichen Geſetzen gegründet ſind, unverletzt geblieben. Von dieſer Unwiſſenheit der Actionen, rührt auch die Unwiſſenheit in dem römiſchen Rechte her: weil dieſes in jenem verhüllt war. Daher dienet itzo alles zu einem rechtmäßigen Stoffe gerichtlicher Streitigkeiten. Wer am meiſten vermag, iſt zum Zanken am geneigteſten, und Arioſt ſingt mit Recht: daß das Vermögen der Armen in den Städten unſicher iſt.

Die alte Verſammlung der Arkadier, welche mit Titeln und falſchem Glanze pranget, hat daher nicht allein mit der neuen Akademie, ſondern auch mit mir, wegen bloßer Worte Streit angefangen; und hiebey ihr Befugniß nach den Verdienſten und der

Macht der hohen Personen abgemessen, deren Namen und Ansehen sie sich zu Nutze machet. Ich will demnach mit ihnen kürzlich über Sachen, die mich betreffen, reden, und sodann einige wenige Betrachtungen über gegenwärtige Streitigkeit beyfügen.

Anfänglich war **Arkadien** weder eine Republik, noch ein Reich, wie die alte Versammlung gewesen ist; sondern eine gelehrte Zusammenkunft. Da ostmals feyerliche Mahlzeiten dabey angestellet wurden, so bekam sie den Namen Arkadien. Zur Belustigung der Gesellschaft setzte man ordentliche Bediente, welche die zum Scherze eingeführten Gebräuche und Namen, mit Ernsthaftigkeit empfangen, und mit den Schatten, wie mit Wirklichkeiten umgehen sollten. Ihre Anzahl verstärkte sich, und unter so vielen Halbgelehrten, traten auch einige wenige Personen von gründlicher und auserlesener Gelahrtheit mit hinzu. Es fanden sich aber einige, die wider mich einen Groll fasseten, vornämlich weil ich dem Herrn **Alexander Guidi**, welcher in der lyrischen Dichtkunst am ersten die heutige verderbte Schreibart, ohne den Petrarch zu bestehlen, zu vermeiden gewust hat, die gebührenden Lobsprüche ertheilet hatte: weil vermittelst eines solchen Beyspiels einer edelmüthigen Kühnheit, unsere Dichterey desto leichter verschiedene von mir unterrichtete muntere Köpfe beflügeln konnte. Endlich wurde auf Anhalten eines meiner geliebtesten und geschätztesten Schüler, in selbiger Versammlung die Frage aufgeworfen; **ob die Zahl der zwölf Gesellschafter, welche nach den Gese-**

zen herumgehen ſollte, ehe die Reihe der fähigen Mitglieder, das iſt, dererjenigen, die gegenwärtig ſind, und die ihren Willen darein geben, zu Ende gieng. auf einen fallen könnte, welcher ſchon dieſe Würde bekleidet hätte? Die ganze Verſamlung fragte mich um den Verſtand des von mir abgefaßten Geſetzes; ich antwortete mit Nein. Meine Antwort wurde durch ein Complot, als eine Läſterung von den Vorſtehern verworfen, und die Anzahl der Arkadier, daraus die neue Verſammlung beſteht, hintergangen: worunter alle diejenigen ſich befinden, deren Vorleſungen Sie, und der gelehrte Treviſani, in meinem Hauſe zuweilen beyzuwohnen uns die Ehre angethan. Dieſe nun trennten ſich, um mit den Geſetzen verbunden zu bleiben, von den Beleidigern derſelben; welche, unter dem Namen der Exarkadier, durch die Geſetze von Arkadien ausgeſchloſſen wurden. Gleichwie ein Capitel, nach Excommunicirung des gröſten Theils, vollkommen von dem kleinen Ueberreſte vorgeſtellt wird: alſo ſtellet auch dieſer kleine Theil von Arkadien, welcher ſich von dem großen Hauſen getrennet, die ganze Geſellſchaft von Arkadien vor; weil ſie die Gunſt der Geſetze zu genießen hat, wider die der gröſſere Theil gehandelt, und ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, noch handelt. Denn wäre die Größe der Anzahl hinreichend, Recht und Befugniſſe zu verſchaffen, ſo müßte man das zu Rimini gehaltene Concilium, dem Nicäniſchen vorziehen, als in welchem die Anzahl der Biſchöfe ungleich geringer geweſen. Um nun auf mich zu kommen, ſo habe ich nach meinem Austritte aus der alten Akademie,

demie, niemals wieder in eine andere, auch nicht einmal in diese neue treten wollen; und vergnüge mich nur, an der edlen und artigen Schreibart, welche sowohl in lateinischer als auch italiänischer Sprache aus derselben hervorkeimet: worinnen der Geist der Griechen und Lateiner, mit der dantischen Stärke und der petrarchischen Zierlichkeit, ohne provinzialische Redensarten, und ohne den unächten Platonismus des arabischen Zeitalters pranget.

Dieser so abgeschmackte als eitle Platonismus, hatte schon mit der Nachahmung des Petrarcha, die ganze lyrische Dichterey in Italien durchdrungen, und mit einer seltsamen Veränderung, ja mit Verdruß der Unwissenden sowohl, als auch der gelehrtesten Leute, die Poesie des Theaters, welches dem Volke gewidmet war, in die Schulen gezogen, wo sie sich in Dornen und Hirngespinnsten verwickelte. Da ich aber weder an der einen, noch andern Akademie weitern Antheil habe: weßwegen hat man mich in dem Kreisabmahnungsschreiben mit begriffen? wofern man nicht etwa mit einem zanken will, der ihr Gegenpart nicht seyn mag. Dieses ist genug, um zu zeigen, daß selbiges in Ansehung meiner, nichtig sey. Nun sollte ich noch von der Ungerechtigkeit des Anspruches reden; allein diese ist schon in einer andern Schrift über die Trennung von Arkadien bewiesen worden. Darinnen zeiget man, daß die Wörter eigentlich nichts anders sind, als ein Schall, oder Bewegungen der Luft; und daß demnach in den Gesetzen nicht anders gegen sie verfahren werden kann, als gegen die Luft und andere Dinge, die unter

menſch-

menſchlicher Gewalt nicht begriffen werden. Dieſe Dinge heißen in der Rechtsgelahrheit gemeine Sachen (res communes): indem ihr Gebrauch allen zuſteht; niemand aber ſie unter ſeine Bothmäßigkeit bringen kann; l. 14. D. d. adquir. rer. dom. alſo, daß ſie niemand als der Fürſt, wegen öffentlicher Urſachen, Privatleuten verbiethen darf. Deßwegen ruft Jlioneus beym Virgil, als die Trojaner von dem afrikaniſchen Ufer zurück getrieben wurden, alſo wider die Karthaginenſer aus:

Quod genus hoc hominum? quaeve haec tam barbara morem
Permittit patria? Hoſpitio prohibemur arenae!

Wie billig hat ſich alſo die neue Verſammlung über das Abmahnungsſchreiben zu beſchweren, welches ihr verbiethen will, in den Wörtern und Namen arkadiſcher Städte und benachbarter Provinzen, ihren Siß aufzuſchlagen: da vielleicht die durchl. Republik Venedig, dieſe Beſchützerinn und Erhalterinn der Wiſſenſchaften, ohne einige Schwierigkeit ihr den Grund und Boden in daſigen Gegenden ſchenken würde? wie der Miniſter der neuen Verſammlung, in folgenden Verſen, bey Gelegenheit der letzten olympiſchen Spiele des alten Arkadiens, zu hoffen ſcheint:

Sed quoniam Adriaci praevertunt noſtra triumphi
Praelia, nullus erit, pulcherrima Neptunine,
Qui ferat Arcadiae tibi vota precesque rogantis?
Credo equidem, ſi noſter amor tibi cognitus eſſet,
Dixiſſes nobis: aditus patet; Arcades ite!
Ite, et ut ante, pecus patriis includite ſeptis!

Wenn die Rechtsgelehrten jemanden die actionem injuriarum gegen diejenigen ertheilen, die den Gebrauch der Schiffahrt und des Fischfanges verbiethen wollen l. 2. §. si quis D. nequid in loc. pub. l. 13. §. ult. D. d. injur. wieviel eher könnte die alte Akademie von der neuen belanget werden, daß sie ihr den Gebrauch der Wörter, welche doch unbestimmter, als das Meer sind, und daher destoweniger unter die Herrschaft eines Privatmannes gerathen können, untersagen will? da zumalen gemeinschaftliche Dinge, worunter sie gehören, nachdem Zeugnisse des Vinnius: comm. inslit. l. 2. tit. 3. §. 1. n. 2. totius humanitatis consensu proprietati in perpetuum excepta sunt, propter usum; qui quum sit omnium, non magis omnibus ab uno eripi potest, quam a te mihi quod meum est etc. Gesetzt auch, daß der Gebrauch der Titel, Wörter und Namen, oder andrer dergleichen Zeichen, zuweilen verbothen wird: so trifft doch das Verboth nicht sowohl ihre Eigenschaft selbst, als vielmehr die Sache, oder das anhängende Recht, wovon sie nur ein Zeichen sind. Wenn also die Sache, die durch ein solches Zeichen, oder Wort angedeutet wird, unter das Eigenthum oder die Bothmäßigkeit eines andern geräth: so muß man alsdann um die Gemeinschaft der darinn enthaltenen Sache aufzuheben, auch die Gemeinschaft des enthaltenden Wortes aufheben. Wenn nun der Namen Arkadien, die Maske eines arkadischen Hirten, oder die tegeische, mantineische und orchomonische Bürgerschaft, einiges Recht auf die bedeuteten Gegenden u. Städte gäben: so würden nicht die Gegner, sondern

nur

nur die Herren Venetianer, die Macht haben, nicht allein der neuen, ſondern auch der alten Akademie den Gebrauch derſelben zu unterſagen. Alle dieſe griechiſche Namen, Gebräuche und Monathe ſind nur eine poetiſche Maskerade: und folglich würde es lächerlich ſeyn, wenn man ſie verbiethen wollte.

Es iſt bekannt, daß anfänglich unter dem Namen Akademie, nicht alle gelehrte Zuſammenkünfte, wie itzt, geſtanden ſind; ſondern nur die Verſammlung der ſokratiſchen und platoniſchen Weltweiſen. Dieſe kamen an einem ſchattigten Orte, einer Vorſtadt bey Athen zuſammen, woſelbſt ein Gymnäſium war; dem man von einem alten Helden **Akademus**, den Namen Akademie gab: daher wurden die platoniſchen Weltweiſen Akademiker genannt. Dem **Plato** folgte **Xenokrates**, dieſem **Polemon**, darauf **Krates**, ſodann **Arceſilaus**: welcher bey Einführung einer neuen Lehrart, doch den Namen derſelben Schule beybehielt, und ſich nur mit der Benennung **der mittlern Akademie** unterſchied. **Lacis** folgte auf den Arceſilaus, welcher zwar ſeines Meiſters Lehrart, aber nicht den Titel ſeiner Schule änderte; indem er ſie allein mit dem Worte, **die neue Akademie**, unterſchied. Unter dieſen drey Akademien entſtand, ungeachtet ſie den gemeinſchaftlichen Namen Akademie führten, keine Streitigkeit; auch ſchickte die alte gegen die mittlere, und dieſe wider die neue, keine Kreisſchreiben aus.

Was am wunderlichſten iſt, ſo ſieht man dieſes Verboth eben auf die Urſache gegründet, warum man dieſe Freyheit geſtatten muß; nämlich auf die

Nacheiferung, die der Grund der neuen Akademie seyn wird, wenn anders die alte dergleichen erwecken kann. Also will man die neue Versammlung unterdrücken, um eben diese Tugend zu unterdrücken, die ehemals Griechenlande seine Miltiaden, Themistokler, Aeschinen, Demosthenen, und Herodoten; Thucydiden, Homeren und Hesioden, sammt allen Gattungen von Weltweisen; Rom aber seine Maximer, Marceller, Ciceronen, Hortensier, Lukreze und Virgile, und mehr dergleichen unsterbliche Geister, auch andern nicht so heldenmäßigen Völkern, gegeben hat?

Ehe sie unter richterlichem Ansehen der Welt ihre Meynung entdeckten, hätten sie den Hesiodus ansehen sollen, welcher der Vater der Fabelwelt war, und deswegen von Dichtern, nicht ohne alle Schamhaftigkeit übergangen werden durfte. Dieser theilt die Nacheiferung in die schädliche und nützliche ein. Die erste, sagt er, sey die blutige und kriegerische; welche nothwendig nicht willkührlich, und von den Göttern, die die menschlichen Leidenschaften heftig bewegt haben, eingeführt wäre. Die andere sey die Erstgebohrne der Nacht, die Jupiter in die Wurzeln der Erde gelegt, und den Menschen zu ihrem Besten gegeben habe; wie folgende Verse andeuten. „Es giebt zweene Arten „von Wettstreiten: wovon die eine löblich, und ei„nem Weisen rühmlich, die andere aber tadelhaft „ist: beyde sind von entgegengesetzter Natur. Die „erste erreget unter den elenden Sterblichen Kriege. „Sie lieben zwar diese schädliche nicht, doch sind

„sie

Einmal wird es gebraucht, wenn es ſo viel ſeyn ſoll als anſtatt, oder wenn es ſo viel bedeutet als zum Nutzen eines andern. Z. E. Er hat es für mich gethan. Es iſt für mich, für dich, u. ſ. f. Vielleicht ſchicken ſich hieher die Worte: Fürſprecher und Fürbitte. Schwerlich wird man dieſe Wörter von vorher ableiten können. Man ſagt zwar vorbeten. Allein daß dieſes Wort durch vorher vermehret ſey, ſiehet man klar aus dem gegenſtehenden Worte: Nachbeten. Fürſprechen: Fürbitten heiſt ja nichts anders als an eines andern ſtatt und einem zum Vortheil etwas ausbitten. Lutherus hat zum wenigſten am meiſten oder wohl allezeit Fürſprecher und Fürbitte geſchrieben.

Zum andern wird für geſetzt, wo die Lateiner ihr prae und pro brauchen. Unter dieſe Anmerkung kan man viele Redensarten bringen. Z. E. für Hunger ſterben. Für Hochmuth berſten. Für einen reden. Für einen bezahlen. Die Rede Ciceronis für Ligarium. Dieſe letzte Redensart zeiget den Unterſcheid zwiſchen vor und für gar deutlich. Cicero hat eine Rede vor dem Richter (coram judice) für den Ligarium gehalten. Man würde nicht deutlich reden, wenn man ſagte: Cicero hat vor dem Richter vor dem Ligario eine Rede gehalten. Denn einmal iſt es ein anders, wenn ich vor einem rede (d. i. in eines Gegenwart, oder vor eines ſeinem Geſichte) ein anders aber, wenn ich einen andern in eines Gegenwart vertheidige; welches doch beydes in der angeführten Redensart angedeutet werden ſoll. Hiernechſt würde der Leſer oder Zuhörer glauben können, es hätte etwa

„sie durch die von den Göttern aufgelegte Nothwen-
„digkeit, gezwungen, ihr nachzufolgen. Die andere
„stammet aus dem Erebus, und ist von dem Jupi-
„ter in den Grund der Erde, und mitten unter die
„Menschen, zu ihrem Besten gelegt worden. Diese
„ermuntert die Trägsten zum Fleisse. Denn wenn
„sie einmal auf Reichthümer zu sehen anfangen; so
„eilen sie plötzlich zum Pflügen und zum Pflanzen,
„und zur guten Einrichtung ihres Hauswesens.
„Alsdann beneidet der Nachbar des andern Güter;
„ein Künstler des andern Geschicklichkeit; ein
„Schmidt die Werke des andern, ein Armer den
„andern, und daher sind auch die Poeten Nach-
„eiferer worden.

Also ist diese nützliche Nacheiferung nach dem Zeugnisse des Hesiodus die Erstgeborne der Nacht, welche am ersten aus dem Chaos gestiegen, um die Elemente durch Zwietracht zu theilen, und durch Eintracht zu verbinden: woraus hernach bey den ältesten Weltweisen, die zween allgemeinen Grundursachen der Dinge entstanden, Zank und Freundschaft. Jupiter legte sie in die Wurzel des Erdbodens: weil, wie viele glauben wollen, die Erde ein unermeßlicher Magnet ist, der von dem Zusammenlaufe aller seiner Theile, nach dem Grunde; und von der Widrigkeit, die die andern Elemente unter einander haben, erhalten wird. Sie ist den Menschen zu ihrem Besten mitgetheilet worden, weil dadurch die Ordnungen der Stände vermehret worden, die ein gemeines Wesen ausmachen. Sie ist vom Jupiter, nämlich von Gott, unserer Vernunft

ein-

eingeprägt worden, welche Freyheit besitzt, und die Mutter der Tugend ist. Demnach muß man nicht wider das Gesetz Gottes, der Natur, und der Menschen, eine Tugend verdammen: die bisher die Werke Gottes, der Natur und der Menschen ernähret und erhalten hat.

Bekannt ist es, wie viele Werkstätte lateinischer und italiänischer Dichtkunst in der neuen Versammlung beschäfftigt sind; wie viele güldene Ströme ganze Tage hindurch sich daraus ergießen. Man empfindet daselbst nicht die Qual, schlechte Sonnette zu schmieden, welche in der Poesie das Bett eines **Prokustus** vorstellen, worauf den ausgestreckten Unglückseligen die Beine abgehauen wurden, soweit sie herüber hiengen; die Glieder aber, mit Stricken ausgedehnt wurden, wenn sie die Länge des Bettes nicht hatten. So ergeht es den armen Köpfen, welche verdammt sind, sich auf **Sonnette** zu legen: wo sie entweder verstümmelt, oder verrenkt werden müssen, um ihren Verstand in 14 Zeilen einschränken zu können. Daher in dem Petrarch selbst wenige Sonette seyn werden, wo nicht entweder Worte fehlen, oder überflüßig seyn sollten. Und doch ist die epische Trompete, nach der Meynung der Weisen, von allen Zeiten, lange durch ihre Hände gegangen, wie **Mio Lasionius**, in dem griechischen Idyllio, das in der That der Heldenzeit würdig ist, zeuget; indem er der Welt die Glückseligkeit des gegenwärtigen Pontificats vorher weissagt.

„Die schallende Trompette, welche Phöbus dem „untadelhaften Sohne von Milet gegeben, und die „her-

„hernach der Sohn des Mincio nahm, um ſie dem „Geſchlechte am Poſtuſſe zu überlaſſen.

Allein die neue Verſammlung wird mit ſonderbarem Glanze, und Ehrbarkeit der Schreibart und der Sitten, unter dem Schutze des durchlauchteſten Grundlegers, welcher als Arkadien zum erſtenmale ans Licht trat, ſie gnädigſt in dem Walde Baſiliſſa aufnahm, allen Schaden erſetzen; indem derſelbe ſie auch itzo noch, in der Perſon der größten Geiſter, die ihre erſte Einſetzung beybehalten, und völlig die Verſammlung vorſtellen, mit einem beſtändigen Sitze begnadigt hat.

Wenn ich alſo dieſes Arkadien gleich nicht von Anbeginn geſtiftet habe; ſo bin ich doch dadurch ſein zweyter Stifter geworden, daß ich es zur Beobachtung ſeiner alten Geſetze gebracht habe: nicht anders wie Numa, der doch den Romulus zum Vorgänger hatte, für den Stifter von Rom gehalten ward; weil er ſelbiges mit ſeinen Satzungen und bürgerlichen Verfaſſungen verſehen. Daher denn Livius ſagte: Vrbem novam, conditam vi et armis, jure etiam, legibusque ac moribus de integro condere parat.

Wenn ſie nun, mein Herr Marcheſe, da ſie in Italien, wo ich von Gelehrten einigermaßen geſchätzt, von der Schaar der Halbgelehrten aber angefeindet werde, die größte Stütze meiner Bemühungen ſind; ſo nehmen ſie dieſe meine, nicht ſowohl wider die alte Akademie, als wider den allgemeinen Irrthum, gerichteten Gründe, großmüthig auf: wie ſie bereits meine Origines Juris Civilis, mit ihrem

Anſe-

Ansehen unter unserer Nation fortgepflanzet haben; welche, so bekannt sie in fremden Landen waren, so unbekannt in Italien blieben, ehe zu Venedig in den Monatschriften derjenige Auszug zum Vorscheine kam, welcher den Verfasser des Originals selbst zum Neide anreizet. Da ihre Großmuth und gelehrte Einsicht, wie auch der hochgelahrte Herr **Apostolo Zeno**, und die Blüthe der venetianischen gelehrten Welt, so ein geneigtes Wohlgefallen an unserer Beschäfftigung haben: so hoffe ich, das besagte Origines dereinst, von dem italiänischen Drucke diejenige Verbesserung erhalten werden, die ihnen, zu meinem Unglücke anderswo gefehlet hat. Wenn mein Fleiß zu der italiänischen Rechtsgelahrheit etwas beytragen wird: so wird man alles der Gewogenheit so großer Leute, besonders aber der Ihrigen, zuzuschreiben haben; die ich kaum kennen lernte, als ich sie schon ehren und bewundern mußte.

Rom in dem Monathe
Sept. 1712. **Gravina.**

* *

IV.

Ungebundene Uebersetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus, nebst den nöthigsten Anmerkungen und vorgängiger Lebensbeschreibung dieses Schriftstellers. 1 Theil. Cassel, bey Hütern und Harmes in 8. 1749.

So sehr die Welt bisher nach einer getreuen Uebersetzung des **Horaz** geseufzet hat, so ver-

vergeblich ist ihr Wünschen gewesen. Die mehresten von denen, so bisher Versuche in dieser Art gemacht, haben die Undankbarkeit ihrer Arbeit empfunden. Der Wohlklang, das Sylbenmaaß und der liebe Reim, lagen ihnen wie eine schwere Rüstung auf den Schultern; und verhinderten sie an einer freyen Bewegung, und an der Möglichkeit ihrem Grundtexte allenthalben eine Genüge zu thun. Wie laut schrieen aber die grimmigen Wächter der horazianischen Schönheiten, die unerbittlichen Critici; wenn ihnen hie und da, ein unvergleichliches et, ein wunder- und geheimnisvolles, sic oder quod, nicht gehörig ausgedrückt zu seyn schien. Man hätte denken sollen, die ganze Vortrefflichkeit des Horaz, steckte bloß in einzelnen Wörtern; wenn man ihre Heftigkeit bey solchen Fällen erblickte. Und vielleicht hat eben diese abschreckende Erfahrung, einen **Dacier** und **Tarteron** bewogen, ihren Landesleutgn eine solche Uebersetzung dieses großen römischen Dichters zu liefern; die, da sie in ungebundener Rede verfaßt war, wenigstens den Lesern freye Macht gab, mit aller Billigkeit, eine genaue Uebersetzung aller horazianischen Schönheiten zu fordern. Wir berühren hier nicht, wie ihre Arbeit in Frankreich aufgenommen worden; sondern melden nur, daß gegenwärtiges Werk ebenfalls auf tarteronische Art gemacht ist. Wir haben dieselbe einem geschickten Gelehrten in Cassel, dem Herrn **Groschuf** zu verdanken, der unsern Lesern schon durch einige gelehrte critische Abhandlungen in diesem **Büchersaale**, und auch durch einige eingerückte

rückte Proben dieser Uebersetzung bekannt ist; von welchen man, unsers Wissens, eben kein ungünstiges Urtheil gefället hat. Er hat in Prosa übersetzet, und folglich alle die Fessel von sich abgeworfen, die einem poetischen Uebersetzer zu so wichtigen Entschuldigungen seiner Mängel gereichen. Hierbey nun scheint Horaz, dem ersten Ansehen nach, unendlich viel zu gewinnen. Wie viel neue Reizungen erwartet man nunmehr nicht an ihm zu erblicken, die durch obige Schwierigkeiten, bey einer poetischen Uebersetzung verloren gehen müssen! Allein, ist es sogar unwahrscheinlich, daß er auf der andern Seite nicht auch viel verlieren kann? Wird sich nicht mancher Leser sehr wundern, wenn ihm eben dieser Horaz, von dem er sich bisher einen so ehrfurchtsvollen Begriff gemacht hatte, in vielen Stellen, matt, niedrig, prosaisch und halb schlummernd vorkommen wird? Wird er wohl in jeder Ode alle die Regeln des Erhabenen finden, die in den Odenrecepten der neuern Kunstrichter, gar schön nachzulesen sind? Und wenn er der gänzlichen Meynung ist, daß diese bewährt sind; wird er nicht gar auf den ketzerischen Zweifel gerathen, Horaz habe keine rechte Ode zu machen gewußt? Wir wollen mit der Entscheidung dieser Sache an den billigsten Richter gehen, nämlich an das Urtheil der gelehrten Welt selbst. Ein paar Proben, die wir diesem Artikel anhängen wollen, werden zeigen, was man zu hoffen, oder zu fürchten habe. Vorher aber wollen wir etwas von der Vorrede, und dem Leben des Horaz erwähnen.

Weil

Weil der Herr Uebersetzer sein Werk auch für solche Leser einrichten wollen, die den Horaz nicht um des Lateins halber brauchen; so kann man seine Arbeit, wenn man die kleinen Anmerkungen, mit in die Reihe der Textworte nimmt, allenfalls wie eine kurze Umschreibung ansehen. Er ist auch anfänglich willens gewesen, diese Anmerkungen, nur durch Klammern unterschieden, mit in den Text einzurücken: allein, da ihm solches von einigen Freunden widerrathen worden; so findet man sie hier unter dem Texte. An einigen Stellen, wo die Schamhaftigkeit verbothen, alles nach den Worten selbst zu geben, ist der Herr Uebersetzer ein wenig abgewichen, welches ihm kein vernünftiger Leser verübeln wird. Er billiget es in diesem Stücke nicht, daß man, wie Tarteron gethan, das Kind mit dem Bade verschütte, und durch Auslassung ganzer Stellen, oder auch wohl ganzer Oden und Bücher, die unehrbar schienen, Horazens Werke verstümmele: denn dieses macht junge Gemüther nur vorwitziger, das, was man ihnen so sorgfältig verhölet, im Grundtexte selbst nachzuschlagen. Was haben auch die delphinischen Ausgaben damit ausgerichtet, daß sie die Schriftsteller von ihren Häßlichkeiten gesäubert, und am Ende doch allen Schmutz wieder angehängt haben, als daß man den Unrath fein beysammen finden kann? Die Sache gewinnt eine andere Gestalt, wenn die Frage ist, ob man, wenn alte Gebräuche vorkommen, alles mit eben den Ausdrücken übersetzen; oder es lieber durch heut zu Tage gebräuchliche und verständliche Redensarten

geben soll? Dacier hat das letztere gethan; und sein Ansehen scheint der Sache ein groſses Gewicht zu geben: Herr Groschuff aber glaubt, man verliere dadurch viel von der Kenntniſs der Alterthümer; und hat sich also, so viel möglich, an die Worte des Grundtextes gehalten.

Von den Ursachen die ihn bewogen, sein Werk in ungebundener Rede zu übersetzen, giebt er folgende Nachricht. Erstlich beruft er sich auf seine Vorgänger, den Dacier, Sannadon, Tarteron, Martignac, unter den Franzosen, und auf einige unter den Deutschen; deren keiner aber noch einen ganzen Horaz geliefert hat. Zum andern führet er die mehrere Freyheit an, womit er seinem Originale eine Gnüge leisten können. Und so viel von der Vorrede.

Wir schreiten zur Einleitung, oder dem **Horaz in seinen Schmähungen aufs möglichste vertheidiget, nebst denen in seinen Schriften sich äuſsernden vornehmsten Lebensumständen.** Es geht dem Horaz, wie den mehresten groſsen Leuten. Die Menschen können in Absicht auf dieselben nicht in der Mittelstraſse bleiben. Entweder sie bewundern alles an ihnen ohne Unterscheid, und machen auch wohl gar die Fehler zu Tugenden; oder sie suchen im Gegentheile alles zu tadeln und herunter zu machen. Unter diese letztern gehören diejenigen, welche dem Horaz unter andern vorrücken: daſs er mit seinen ihm gewöhnlichen Einfällen, gar zu oft aufgezogen komme; daſs er sonderlich in den Oden, Gleichnisse auf Gleichnisse ohne Noth häufe; daſs

er

er sich ungewöhnlicher kühner Ausdrücke, übelklingender Wortfügungen, und rauher unzierlicher Redensarten bediene, die bald nach dem Griechischen, bald nach einer bloßen Wortkrämerey schmecken: wie denn Scaliger ihm schon das Fulvae matris, und das Littore curvo, als Flickwörter vorgeworfen hat; daß er ferner von den Sachen so gar leicht abgeht, und den Schluß mit Dingen macht, die zum Inhalte der angefangenen Materie gar nicht gehören; (ein Beyspiel davon ist die 27 Ode des V. Buchs,) daß daraus eine Dunkelheit entstehe, die dem Leser ekelhaft wird; daß er oftmals wider die Gesetze der Ehrbarkeit verstoße, u. seinen eigenen Versen nach, ein Säufer, Faullenzer und Wollüstling gewesen sey; daß er seine Jahre nur nach dem Alter eines gewissen Weinfasses rechne (Libr. III. Od. 21.) und wenn er an dasselbe denke, ihn schon dürste; daß seine Weisheits- und Sittenlehren gar nichts taugen; indem er gern nahm, wo er was bekommen konnte:

Nec si plura velim, tu dare deneges.

Warum hätte er sonst die Freygebigkeit und Geschenke des Mäcenas so sehr herausgestrichen, als daß derselbe Lust bekommen sollte, ihm immer mehr zu geben? Warum beschreibt er so umständlich, daß er ein ganz kleines Gütchen besäße, welches er gar wohl zu Fuße umgehen könnte, ohne einen tüchtigen Gaul dazu zu brauchen: als weil er vom Mäcen gern einen gehabt hätte? Er geht in dieser List noch weiter, und bestimmt so gar wie er seyn sollte; vergißt auch nicht sein Maulthier zu malen, wie es

ſo jämmerlich wund gerieben wäre. Mäcen wird ſich alſo wohl unmöglich haben enthalten können, ihm ein Pferd zu ſchenken; und wenn Horaz erſt dieß gehabt, ſo wird er ſich auch ſchon das Futter zu erbetteln gewußt haben: denn auf ſeinem Gute wird nicht viel Haber gewachſen ſeyn, da er es mit dem dürren Ithaka vergleicht.

Man legt ihm ferner das Laſter der Undankbarkeit zur Laſt. Seinem größten Wohlthäter Mäcen rückt ers öffentlich vor: wenn er ihm Gutes erwieſe, ſo wäre es weiter nichts, als daß er thörichter Weiſe wegſchenkte, was er ſelber nicht möchte. Dieſen Ausſpruch begleitet er mit dem ſchönen Gleichniſſe von den Calabriern, die ihre Gäſte zum Eſſen nöthigten: denn

Hacc porcis hodie comedenda relinques.

Doch nicht genug: er hat auch dieſen Mäcen mehrmals als einen weichlichen Mann, und ſeine Gemahlinn, als eine etwas zu freche Lycimnia, abgemalet. Scaliger nennt ihn deswegen einen unverſchämten Hund; und wir ſind mehr ſeiner, als des Herrn Groſchuffs Meynung, der den Horaz damit entſchuldigen will, daß die Sache ihre Richtigkeit mag gehabt haben. Dieſe Undankbarkeit gegen den Mäcen wird dadurch noch vermehret, daß er ſeinen Tod auch nicht einmal mit einer Zeile beſungen; wie er doch wohl ſonſten bey ſeiner Krankheit gethan.

Dem Trebaz dankte er für ſeinen guten Rath: Horaz ſollte ſeine Verſe nicht ſo ſtachlicht machen, weil er ſich dadurch noch Ungelegenheit zuziehen würde; eben

der Richter Ligarius geheißen. Wären nicht die Gedanken in dieſer Redensart unterſchieden, ſo hätten die Lateiner wunderlich gethan, daß ſie coram judice pro Ligario und nicht an beyden Stellen pro judice pro Ligario geſagt hätten. Ich weis wohl, daß man von der Lateiniſchen oder einer andern Sprache nicht allemal auf die Deutſche ſchlieſſen müſſe. Doch da der Grund ſowohl bey den Lateinern als Deutſchen in der Sache ſelbſt zu finden iſt; und überdieß die Deutſchen vor und für haben, ſo halte ich hier nicht vor unbillig, daß man ebenfalls hier im Ausdruck einen Unterſcheid mache. Zudem iſt ausgemacht, daß vor in allen deutſchen Büchern den Ablativum; für aber den Accuſativum bey ſich hat. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit der Redensart: Vor einem Gnade ſuchen. Redet man ſo ſchlechthin, ſo weis der Leſer oder Zuhörer noch nicht, was die Meynung ſey. Sie wird aber auf nachfolgende Weiſe deutlicher werden. Soll dieſer Ausdruck andeuten, daß man bey jemanden einem andern zum beſten Gnade ſuche, ſo muß man ſagen: bey jemanden für einen Gnade ſuchen. Setzt man aber eine Perſon, bey welcher man einem andern Hülfe ausbittet, ſo heiſt es: vor einer Perſon, oder vor einem Richter für einen andern bitten. Z. E. der Redner hat vor dem hohen Gerichte für den Titium eine Vertheidigungs-Rede gehalten, und er hat ſich bemühet vor den Richtern und allen Beyſitzern für dieſen armen Menſchen Gnade zu erlangen.

✡ ✡ ✡

eben ſo ſchlecht. Er nennt ihn einen Pfuſcher in der Poeſie:

Noſtrum melioris (Lucilii) utroque?

Hier war ſeine Meynung nämlich gar nicht, dem Lucil einen Vorzug über ſich einzuräumen. Er hatte ihn ja gnug herum genommen, wenn er ſagt: wie er bey dem Versmachen auf einem Beine ſtünde.

Um nun wegen aller dieſer Anklagen dem Horaz, ſo viel möglich, das Wort zu reden, ſchreitet Herr Groſchuff nunmehr zu deſſen Vertheidigung; und fängt bey den vornehmſten Umſtänden ſeines Lebens an. Wir übergehen dieſelben, weil wir nur im vorhergehenden Stücke dieſes Bücherſaals, in der Nachricht von Hrn. Mag. Müllers ſchönem Werke, das meiſte davon angeführet haben, und unſern Leſern durch keine unnütze Wiederholung verdrießlich werden wollen.

Zuvörderſt nun leugnet der Herr Verfaſſer nicht, daß nicht Horaz zuweilen, ſonderlich in den Satiren, vielmals gemeine Ausdrücke, ein rauhes übelklingendes Sylbenmaaß, und in ſeinen Oden gehäufte Gleichniſſe habe, die dem erſten Anſcheine nach, nichts ſonderliches ſagen wollen. Allein, er ſucht ihn mit der Eile zu entſchuldigen, da Horaz manche Oden wohl gar über Tiſche verfertiget hat. In neuern Zeiten wird dieſe Entſchuldigung blutſchlecht aufgenommen! Indeſſen blieben ſeine Oden doch allezeit fein, feurig und ungemein. Manche Ode könnte auch freylich wohl kürzer gerathen ſeyn, wenn der Dichter bloß bey ſeinem Hauptinhalte hätte bleiben wollen: allein der Poet hat dadurch ſei-

nen Stoff noch reicher und fruchtbarer zu machen gesucht. So scheint es nun z. E. daß Horaz im II. Buche in der 13. Ode, über den Umsturz eines Baumes, bey der 5. Strophe gar füglich hätte abbrechen können: allein er stellt sich die Gefahr so lebhaft vor, daß er die Reihe aller möglichen Folgen insgesamt übersieht; und bey der Möglichkeit seines Todes, auch den Zustand der Seelen nach diesem Leben, zugleich mit abschildert.

Was zweytens seine kühnen Ausdrücke, und wilden Redensarten, und alles das betrifft, was man seiner Schreibart zur Last legen will; so beruft sich der Herr Verfasser auf die Lobsprüche, welche ihm Quintilian, Ovid, Persius, Sveton, Lylander, Blondel, Baillet, Rollin, ja sogar Scaliger, der gewiß sein Freund nicht war, beygelegt haben. Dieser sagt ausdrücklich, seine Bücher der Lieder wären, wegen der angenehmen Erfindung, Reinigkeit der Sprache, und wegen der Neuigkeit und Mannigfaltigkeit der Figuren, so ausnehmend, daß aller Tadel den Stachel daran verlöre.

Daß er drittens von seinen vorhabenden Materien so oft abgeht, entschuldiget Herr Groschuff damit: daß solches nur in den Oden geschehen, wo er seiner Feder freyen Lauf gelassen; und auch gewußt, daß er an solche Personen schriebe, die diese Weitschweifigkeit gern hatten.

Die viertens dem Horaz beygemessene Dunkelheit, leitet der Herr Uebersetzer aus zwoen Quellen her. Erstlich aus der kurzgefaßten Schreibart; da er z. E. in den Satiren, die Abwechselungen der reden-

den

den Perſonen, weder durch Verſetzung der Namensbuchſtaben; noch durch ein, ſagte ich, ſagte er, unterſcheidet: dann aber auch aus den vielen gehäuften Fabeln. Nun meynt der Herr Vertheidiger, er habe das erſtere der Kürze wegen gethan, um dem Gedächtniſſe beſſer zu ſtatten zu kommen. Die Lacedämonier ſahen dieſe Kürze als ein Merkmaal eines guten Witzes an; und Horaz, als ein großer Bewunderer dieſes Volks, der auch zu Athen ſtudieret hatte, ahmte ihnen hierinnen nach. Eben ſo geht es mit den eingeſtreuten Fabeln. Er war Pindars genauer Nachahmer, welchem die Dichterinn Corinna angerathen, kein Gedicht zu ſchreiben, das nicht mit mythologiſchen Denkwürdigkeiten belebt würde.

Uns dünkt, daß dieſe bisherigen Gründe den Horaz zu entſchuldigen, die ſtärkſten eben nicht ſind: wenigſtens hätte der Herr Verfaſſer die Beſchuldigungen vorhin, nicht ſo ausführlich vortragen, ja gar mit den eigenen Stellen ſeines Dichters beweiſen müſſen. Denn nunmehr zeigt alles, was er vorbringt, zwar an, daß er es mit ſeinem Horaz herzlich gut meynt, und ihn gern frey geſprochen wiſſen möchte; allein gerechtfertiget hat er ihn, unſerer Einſicht nach, nicht. Dieſes mag als eine kleine Einleitung zur fünften Vertheidigung wieder die Anklage angeſehen werden, daß Horaz unehrbar in ſeinen Schriften ſey. Leugnen kann es Herr Groſchuff nicht; aber man höre ſeine Entſchuldigung: Horaz war, als ein Sohn von guter Hoffnung, ſehr gelinde erzogen. Die böſen Sitten der Stadt riſſen ihn

mit hin. Mäcens Bekanntſchaft ſelbſt verderbte ihn. Groſſe Künſtler führen gemeiniglich ein lüderliches Leben. Er hat es doch ſo ſchlimm noch nicht gemacht, als Catull, Tibull und Properz! Er aß gern was Guts; das lernte er in Mäcens Küche! Zu einer guten Mahlzeit aber, gehört auch ein guter Trunk; und ohne einen halben Rauſch kann man keine tüchtige poetiſche Einfälle haben... Wir brechen ab! die Frage war nicht, wie Horaz auf ſeine Ungebundenheit gekommen; ſondern ob er ein Schwelger geweſen ſey?

Daß er ſechſtens in ſeiner Weltweisheit keiner gewiſſen Secte gefolget ſey, kömmt dem Herrn Groſchuff auch nicht unverantwortlich vor; indem er aus allen das Beſte nehmen können, auch nach ſeines Herrn Vertheidigers Meynung, genommen hat. Die Satire iſt ihm natürlich geweſen: und folglich hat er es nicht laſſen können, Feinde und Freunde anzutaſten. Die Sitten der Stadt erforderten dieſe Schreibart: und er gebraucht ſich ihrer nicht anders, als eines in der Scheide ſteckenden Schwertes; damit ſeine Feinde ihn möchten fürchten lernen. Daß er ein verzagter Menſch geweſen, und im Kriege davon gelaufen, wird ſehr ſchön mit der Frage entſchuldiget: ob er der einzige unter den Poeten geweſen, die das Haſenpanier ergriffen? Nein, gewiß nicht! Aber eine gewiſſe Art Weibsleute, die ihrem Geſchlechte eben keine Ehre machen, pflegen auch hinter dieſer papiernen Wand, (daß ſie die erſten nicht ſind) ihre ſichere Schutzwehr zu ſuchen.

Die

Die Römer hatten eine Göttinn der Faulheit, Dea Murcia genannt, die ihre Capelle an dem aventiniſchen Berge hatte, der auch daher vor Alters Murcius geheißen. Dieſe Göttinn ſoll ihren Namen von einem Murcius bekommen haben, der ſich ſelbſt die Daumen abgeſchnitten, um kein Soldat werden zu dörfen. Solche That war bey den Römern eben ſo ſchimpflich, als die Bärenhäuterey bey den alten Deutſchen. Bey den Lateinern wurden ſie Murci genannt. Bey uns werden ſie **Murks** genennt (ſagt Herr Groſchuff; denn wir haben das Wort in unſerm Leben nicht gehört,) und bedeutet eben das, was bey den Franzoſen Poltron, (von pollice truncatus,) heißt; nämlich einen faulen trägen Menſchen. Wie wäre es nun geweſen, fragt der Herr Verfaſſer, wenn Horaz, um dem Brutus nicht zu folgen, ſich auch die Daumen abgehackt hätte? Er würde ihm ſolches ſehr übel genommen haben und glaubt, es wäre ihm viel ſchimpflicher geweſen, als da er ſein Schildchen mit philoſophiſchen Fingern ergriffen, und als ein heißes Eiſen hernach wieder von ſich geworfen.

Nunmehr ſoll Horaz noch vom Eigennutze frey geſprochen werden. Das geht ſo an. Erſtlich leugnet Herr Groſchuff die Sache gar nicht: und das iſt ſchon ein ſchlimmer Umſtand! Allein er meynt, Horaz ſey auch in dürftigen Umſtänden geweſen, bevor er beym Auguſt einen Zutritt erlanget hat: und dann fragt er: e kann man nicht den meiſten Dichtern dieſes gleichfalls vorrücken?

Daß er ſich nicht begnügen laſſen, hält der Herr

Verfaſſer für falſch: denn ſo bald er erlangt gehabt, was er gewünſcht hatte, werde er ſich wohl zufrieden gegeben haben! Mäcen ließ es ihm an nichts fehlen. Horaz war ſein täglicher Tiſchgaſt; Haus und Hof hatte er auch von ihm: wenn er alſo noch immer mehr begehrt hat; ſo iſt es vermuthlich aus dem edlen Ehrgeize geſchehen, wenn er einmal ſtürbe, den Kaiſer, den Herrn der Welt, wie Virgil gethan, mit einem geringen Nachlaſſe zu bereichern. Seine ihm aufgebürdete Undankbarkeit, wird mit der Gemächlichkeit entſchuldiget, die aus ſeinen Sendſchreiben klärlich zu erſehen iſt. Eben dieſe trieb ihn an, die anſehnliche Stelle eines Kabinetsſecretärs beym Kaiſer, auszuſchlagen: denn er lag gern bis 10 Uhr im Bette. Mäcen ſoll ihn zu ſcharf gehalten haben, und ihm zu viel zugemuthet haben: daher ſoll Horazens Betragen gegen ihn, keine Undankbarkeit, ſondern nur ein Widerſtreben vor den Feſſeln geweſen ſeyn, die er ihm anzulegen geſucht. Daß er aber den Mäcen zuweilen angeſtichelt hat, leugnet der Herr Verfaſſer nicht; meynt aber, weil er es andern nicht beſſer gemacht, ſo habe es nichts zu ſagen; und beſtätige ſeinen Character eines Satirenſchreibers, der die Laſter, auch an ſeinen Freunden, nicht ſchonet. Nur davon wird Horaz hier frey geſprochen, daß er Mäcens Gemahlinn geſchimpft haben ſoll: indem Mäcen, mit der Terentia, des Licinius Schweſter, damals nur erſt verlobet, nicht aber vermählet, geweſen.

Endlich kömmt Herr Groſchuff auf den 9ten Vorwurf, den Wankelmuth ſeines Helden. Er

meynt

meynt hier: wenn es nur darauf ankäme, daß einer nur angeklagt werden dürfe; ſo würde niemand unſchuldig bleiben. Er habe in ſeiner Philoſophie einem Camäleon geglichen; und ſo ſey auch ſein Gemüth bey andern Verrichtungen wetterwendiſch geweſen. Er habe auch dieſe Schwachheit an ſich ſelbſt erkannt und getadelt. Auguſt und Mäcen hätten ihn ſchon dafür gekannt, und ihm deswegen ihre Gnade doch nicht entzogen.

Wir wiſſen nicht, ob vielen unſerer Leſer dieſe Entſchuldigungen ſtärker vorkommen werden, als uns; und ob man es dem Herrn Vertheidiger übel nehmen könnte, wenn ihm ſein Unternehmen gleich nicht nach Wunſche gelungen wäre. Er hat ſeine Sache, als ein treuer Sachwalter getrieben: iſt ſie aber gar zu böſe geweſen, als daß ſie durch ſein Bemühen hätte gut gemacht werden können; ſo iſt doch ſeine Abſicht zu loben, nach welcher er einem Verſtorbenen, und einem der berühmteſten und ſchönſten römiſchen Dichter das Wort hat reden wollen. Führte hier ein Aeſop die Feder, ſo würde er hieraus die Sittenlehre nehmen: daß man auch darum die Laſter fliehen müſſe, weil es, auch ſo gar den eifrigſten und treuſten Freunden, unmöglich iſt, einen laſterhaften Menſchen unſchuldig zu ſprechen.

Nunmehr halten wir unſer Wort, und theilen ein Paar Oden dieſes Werks mit: Die erſte ſey, die VIII. im 1 Buche.

Lydia dic, per omnes
Te Deos oro, Sybarin cur properes amando
Perdere? &c.

An

An die Lydia.

„Sage mir, Lydia, ich bitte dich um des Him-
„mels willen! was haſt du für Urſache, daß du
„den Sybaris durch dein quälendes Lieben, ſo ins
„Labyrinth bringeſt? Warum iſt ihm der Martis-
„platz, der an der freyen Sonne liegt, ſo verhaßt;
„da er doch ſonſt, Staub und Sonnenhitze noch
„wohl vertragen konnte? Warum er nicht als ein
„muthiger Held, nebſt andern ſeinen Cameraden
„auf unſern Pferdturnieren erſcheint? Warum er
„keine raſche galliſche Gäule zureitet, und ſelbige
„durch gute Kappzäume bändig macht? Woh
„kömmt es, daß er die Gewohnheit nicht mehr mit-
„macht, ſich auf die Tyber zu wagen? Was hat
„er es Urſache, daß ihm vor der Beſtreichung mit
„Oele und Wachs, mehr als vor Otterngift grauet?
„Man ſieht ihm ja keine, von Tragung der Waffen
„blau angelaufene Arme mehr an; da er doch mit
„der Wurfſcheibe, oder dem Wurfſpieße, um ſol-
„che weit über das Ziel zu bringen, ſich ſonſt ſo
„hervorgethan? Wo mag er doch immermehr zwi-
„ſchen den vier Wänden ſtecken, wie der Meer-
„göttinn Thetis Sohn: von dem man ſagt, er habe
„eine Weile vor der kläglichen Zerſtörung von Tro-
„ja, nicht zum Vorſcheine kommen wollen; damit
„ihn die männliche Kleidung nicht verrathen, und zur
„Niederſäbelung der lyciſchen Hülfstruppen verlei-
„ten möchte?„

Die andere mag die XIII. eben dieſes Buches ſeyn. Sie iſt

An

An die Lydia.

„So oft du, o schöne Lydia, den schneeweißen „Hals, das niedliche Gesichtchen des Telephus, und „seine alabasternen Arme, die wie gedrechselt sind, „rühmest: ach! so quillet mir die Plauz; und die „Galle überläuft mich vor Zorn und Eifer. Der „Kopf geht mir alsdann wie eine Drehscheibe herum, „und die Farbe im Gesichte verändert sich. Die „Thränen brechen mir unvermerkt aus den Augen, „und fließen mir auf die Wangen; zum Beweise, „von was für einem schleichenden Fieber ich inner„lich abgezehret werde. Ich entbrenne von Unmuth „und Eifersucht, wie von einem Feuer: wenn ich „sehe, wie er bey ungezogenen Liebeshändeln, deine „wohlgebildete Schultern, mit überschüttendem „Weine entweihet und vergräuelt; oder daß der an„gefeuerte Liebhaber dir, zum Andenken seiner Umar„mung, ein Maal in die Lippen gebissen. Wenn „du mich hören und glauben willst, so hoffe ja nicht, „daß es immer so gehen werde; und daß derjenige „beständig treu verbleibe, der auf so wilde Art das „süße Naschmäulchen beleidiget, welches die Venus „mit der Quintessenz der Liebe, beym Küssen „beseelet. Ach! wie überaus glücklich sind die, wel„che ein unverbrüchliches Band zusammen knüpft; „und deren befestigte Liebe, durch keine verdrießliche „Zänkereyen und Klagen getrennet, auch nicht eher, „als durch den Tod aufgelöset wird.„

Noch eine mag den Schluß machen. Es ist die 38. Ode im 1. B.

An seinen Bedienten.

„Bursch, du weist, daß ich an der Perser „großen Zubereitungen keinen Gefallen trage! Ich „kann die von Blumen mit Lindenbaste künstlich „gewundenen Kränze, beym Trinken eben so wenig „leiden. Gib dir also keine Mühe, lange zu su„chen, wo sich hie und da noch eine verspätete Ro„se aufhalte. Du sollst schlechte Myrthen und sonst „nichts weiter nehmen, einen Kranz zu flechten. „Denn der Myrthenkranz schickt sich für dich, als mei„nen Aufwärter, so wenig übel, als für mich: wenn „ich unter einer dichten Sommerlaube von Wein„ranken liege, und einen Becher Wein trinke.„

Was werden nun unsere Leser sagen? und was denken anjetzt diejenigen vom Horaz, die sich sonst einen so hohen Begriff von ihm gemacht hatten? Finden sie hier wohl, die Pracht, die Begeisterungen, und alles das erhabene Wesen der Oden? Herr Groschuff hat unfehlbar nicht schuld: denn er hat alles geliefert, wie es im Grundtexte steht; und es fehlet kein Wort. Man denke ja nicht, daß die deutsche Sprache schuld habe. Keinesweges: und damit unsere Leser daran nicht zweifeln mögen, so wollen wir hier die letzte Ode, auch nach Daciers Uebersetzung hersetzen. Sie werden sehen, daß es nichts poetischer klingt.

Ode XXXVIII. Liv. I.

Laquais! Je ne suis point pour la Magnificence des Perses. Je ne puis même souffrir les Cou-

VIII.

M. Johann Dünnehaupts, Illustr. Quedl. Conrect. gedrückter und erquickter Jacob, in einem öffentlichen Schauspiel, am 11ten und 12ten Octobr. 1703. vorgestellet, durch einige im gedachten Gymnasio Studirende.

Quedlinburg, in 8. 184 Seiten.

So schmeichelhaft es unsrer Eigenliebe klinget, wenn wir es unserm Vaterlande in dem itztlaufenden Jahrhunderte zum Lobe nachsagen, daß darinn alle Künste und Wissenschaften auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden: So wenig kan man dieses glauben, wenn man dieselben Stückweise durchgehet, und die vermeynten Meisterstücke, die dasselbe hervorgebracht, mit critischen Augen betrachtet. Wer sollte es z. E. nicht denken, daß wir es in der Poesie, nach einer solchen Menge von Poeten, als Deutschland aufweisen kan, einen grossen Vorrath schöner Muster hätten, die wir in allen Gattungen der Gedichte zeigen könnten? Gleichwohl fehlt es uns in den allerwichtigsten Theilen derselben, ich will nicht sagen an vollkommenen, sondern nur an erträglichen Proben. In Heldengedichten haben wir noch nichts, als den Wittekind; denn Uebersetzungen kommen hier in keine Betrachtung. Wie viel aber von demselben zu halten sey, wollen wir mit ehestem in einem eigenen Artikel anzeigen. In Tragödien haben wir noch nichts in öffentlichem Drucke, als Lohensteins und des ältern Gryphii Stücke: Die wir

auch

Couronnes, qui ſont pliées avec des petites Bandelettes de Tilleul. Ceſſe donc de t' informer ou tu pourras trouvèr des Roſes tardives. Je ne demande, que des Couronnes de ſimple Myrte, ſans que tu y faſſes d' autre Façon. Le Myrte ſied bien à un Laquais comme toi, et il ne me ſied pas mal, lorsque je bois ſous l'Epaiſſeur d'une Treille.

* *

V.

Eſprit Fleſchiers Lob- und Trauerreden, nebſt dem Leben deſſelben, von einigen Mitgliedern der Königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg überſetzt, und mit einer Vorrede Hrn. Prof. Gottſcheds ans Licht geſtellet von Cöleſtin Chriſtian Flottwellen, P. P. O. wie auch Directorn der Königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Erſter Theil. Leipzig und Liegnitz bey David Siegert 1749 I Alph. 3 Bogen nebſt Vorreden in 8.

Es iſt den Deutſchen allerdings eine Ehre, daß ſie ſich um die gelehrten Männer fremder Nationen verdient machen, und ihren Landesleuten in der Sprache, bey welcher ſie die Geburt zum Vortheile haben, alles dasjenige zu leſen geben, was der fremde Witz und eine reife Gelehrſamkeit, zur Nachahmung im Reden und Schreiben, als gute Muſter und unvergleichliche Meiſterſtücke

ſtücke vorleget. Der Name desjenigen Lobredners, deſſen Reden eine vornehme Geſellſchaft zu ihrer Beſchäfftigung genommen, iſt ſchon ſo bekannt, daß man nichts, als gutes und erſprießliches bey der veranſtalteten Ueberſetzung hoffen kann. Hätten auch unſere gelehrten Mitbürger keine andere Erkenntniß von dieſem franzöſiſchen Lobredner, als welche ſie ſich aus ſeiner ſchon längſt bekannten, und mit allgemeinem Beyfalle aufgenommenen Lobrede auf den Marſchall von Turenne erworben, welche von unſerm Herrn Prof. Gottſched vor vielen Jahren bereits, in der ſchönſten deutſchen Schreibart ans Licht gegeben worden: ſo würden ſie ſchon allein aus dieſem Grunde eine gute Rechnung auf den Namen dieſes Mannes, und ſeine übrigen Reden, zu machen im Stande ſeyn. Um den Leſern aber eine nähere Nachricht von dieſen Ueberſetzungen zu geben, ſehen wir uns genöthiget, vornehmlich auf dreyerley Stücke unſer Augenmerk zu richten. Wir ſind verbunden, einmal von den Vorreden, hernach von den Reden ſelbſt, und endlich von der beygefügten Lebensbeſchreibung des Herrn Fleſchiers, etwas ausführliches zu melden.

Wir finden hier zwo Vorreden. Die erſte hat den berühmten Herrn Gottſched zum Verfaſſer, und liefert uns eine ſehr nützliche und wohlausgearbeitete Abhandlung, von den Regeln panegyriſcher Reden, wornach man den franzöſiſchen Panegyriſten prüfen kann. Um dieſes Vorhaben deſto fruchtbarer zu machen, fiel es dem Herrn Profeſſor ein, bey dieſer Gelegenheit die Regeln des großen Geſchicht-

ſchrei-

schreibers und Kunstrichters Dionysius von Halikarnaß, welche er in seinen rhetorischen Schriften von der Lobrede angegeben, zu untersuchen, und solche Prüfung der vorhabenden Absicht gemäß anzustellen.

Das erste Stück, welches Dionysius zu seiner Redekunst rechnet, handelt περι των πανεγυρικων; d. i. von den panegyrischen Reden. Denn die Abhandlung dieses griechischen Schriftstellers, von den Anfangsgründen der guten Schreibart, gehöret eigentlich hieher nicht, sondern zur Philologie; die Beredsamkeit aber beschäfftiget sich mehr mit Sachen, als dem Wörterkrame; ja es wird die gute Schreibart auch schon hierbey vorausgesetzet. Nun werden zwar viele glauben, daß die panegyrischen Reden der Alten gerade dasjenige seyn, was wir in unsern Lob- oder Trauerreden suchen. Allein es ist nicht allerdings einerley. Man muß dieses mit einer gemäßigten Einschränkung erklären. Panegyris hieß bey den Griechen ein gewisses großes Fest, welches nach Herodots Aussage, zu Athen alle fünf Jahre gehalten ward, und wobey zur Belustigung des Volks, allerley Spiele angestellet wurden. Solche Zusammenkünfte verschafften die bequemste Gelegenheit, dem Volke viele wichtige Dinge bekannt zu machen, die zum Besten des Staates abzieleten. Es mag also wohl seyn, daß die ersten panegyrischen Reden politische Dinge zu ihrem Gegenstande gehabt, welche Krieg und Frieden verkündigten, zur Einigkeit ermunterten, und zur Tapferkeit und Wachsamkeit gegen einen gemei-

nen Feind anreizten. Man kann dieſes aus dem Quintilian beweiſen, welcher des Iſokrates panegyriſche Rede unter die anmahnenden ſetzet: ob ſie gleich den Schein einer Lobrede auf die Athenienſer hat, wie ſolches Iſokrates ſelbſt an einem Orte gar deutlich zugiebt. Ja es iſt dadurch geſchehen, daß dieſer ſogenannte Panegyricus unter allen griechiſchen Rednerſtücken für das vollkommenſte Muſter gehalten wurde. Es kann auch ſeyn, daß der Ruhm, welchen ſich Iſokrates bey dieſer Gelegenheit erworben, Urſache geweſen, daß nach der Zeit mehrere Lobreden gehalten worden: da ein jeder Menſch zur Begierde des Lobes ſehr geneigt iſt, und dadurch ſehr gemächlich kann gewonnen werden. Daher ſcheint es auch gekommen zu ſeyn, daß bey den Römern nach der Zeit, der Name Panegyricus insbeſondere den Lobreden eigen geworden iſt. Doch da Dionyſius von Halikarnaß noch vor dem Plinius gelebet, ſo hat er die wahre Bedeutung des Wortes aus dem Alterthume beybehalten, und ſeine Regeln von den panegyriſchen Reden, nicht ſo wohl auf das Lob großer Herren; ſondern hauptſachlich auf das Lob der Städte, wo dergleichen Verſammlungen des Volks angeſtellet wurden, gerichtet. Er gedenkt deswegen der Kämpfer, die um den Preis der Stärke und Geſchicklichkeit; und der Tonkünſtler, die um den Vorzug mit einander geſtritten haben. Doch giebt er auch zugleich ſolche Regeln, welche beweiſen, daß ſich bey ſolchen Verſammlungen auch Redner haben hören laſſen.

Unter ſeinen Regeln aber behauptet diejenige den

obersten Platz, da er lehret: daß man mit dem Lobe des Gottes den Anfang machen solle, dem zu Ehren die Versammlung angestellet worden; als welches der Rede ein prächtiges Ansehen geben würde. Doch soll man sich dabey so gar lange nicht aufhalten, um zu dem Lobe derjenigen Stadt zu kommen, bey welcher die Versammlungen angestellet wurden. Hier will er, daß man dieselben von ihrer Lage, ihrem Ursprunge, Heldenthaten, Größe, Schönheit, Macht, Reichthum u. s. f. nach den Umständen der Sachen, loben solle. Nach dem Lobe der Stadt solle man auf die Kampfspiele selbst kommen, ihren Ursprung, ihre Einrichtung, Ursachen, Fabeln, Zeit, Belohnungen, und dergleichen anführen. Das Lob des Königs, sollte endlich den höchsten Gipfel der ganzen Rede ausmachen, der gleichsam aller Kämpfer Vorsteher und Richter sey.

Was die rhetorische Einsicht des Dionysius anlanget, so ist selbige nicht sonderlich, und mit demjenigen nicht zu vergleichen, was man im Aristoteles davon findet. Er lehret seinen Schüler Echekrates, eine Rede machen, ohne ein Thema darzu zu wählen: die Stücke derselben sollen verschiedentlich, und mit einander einigermaßen verwandt, aber doch nicht ganz einstimmig seyn. Er lehret in der Rede auf viele Nebendinge seine Gedanken richten, die eigentlich nur Scheingründe abgeben, und vom Aristoteles unter die sophistischen gerechnet werden. Er will eine Rede ohne ernsthafte Absicht, sondern bloß zur Lust, und zum Zeitvertreibe, gehalten wissen.

Nicht viel besser sind die Regeln, welche Dionysius von den Hochzeitreden im zweyten Hauptstücke giebt. Unter denen Materien, welche bey dergleichen Gelegenheiten könnten ausgeführet werden, nennt er zuförderst diese Frage: Ob man ein Weib nehmen solle? Er saget hierzu ja; allein seine Gründe sind von der gröſsten Stärke nicht. Er beruft sich auf die Götter, unter denen einige geheirathet hätten: Er verweiset auf die Absichten der Natur: auf alle Thiere und Pflanzen: gleich als ob diese in der Ehe lebten. Das folgende lautet nun wohl etwas besser; es ist aber doch alles untereinander geworfen, daſs man nimmermehr eine geschcide Rede nach diesen Grundsätzen zu Markte bringen wird.

Noch abgeschmackter scheint das, was im dritten Abschnitte von den Geburtstagsreden vorkömt. Da weiset er, wie man auf den merkwürdigen Tag acht geben sollte, an welchem jemand gebohren ist; da sollen nun allerhand gute Dinge an diesem und jenem Monathstage zum Vorscheine kommen. Man soll auf die Jahrszeit seine Gedanken richten, an welcher das Kind zur Welt gekommen: aus dem Winter solle man die Tapferkeit, aus dem Frühlinge die Schönheit und das gute Ansehen, aus dem Sommer die Feldfrüchte, u. s. f. weiſsagen. Hierauf kömmt er auf die Oerter und Städte, auf die Vorältern und das Geschlecht des Kindes. Alsdann gedenket er erst der guten Eigenschaften des Kindes selbst, oder auch wohl des Erwachsenen, dessen Geburtstag man begehen will: da doch dieses

ſes gleich vom Anfange hätte ſtehen ſollen. Doch es fehlt auch hier nicht an Scheingründen. Er ſagt, man ſolle das Kind, oder wer es ſey, mit dem Ajax vergleichen, wenn die Leibesſtatur merkwürdig wäre: wäre er ſchön und ſtark, ſo ſolle man ihn mit dem Achilles in Vergleichung ſetzen, u.ſ.f.

Noch eine beſondre Anweiſung giebt er von den Brautnachtsreden, die bey dem Brautbette gehalten werden können. Es kömmt aber auch hier alles bey den Perſonen, die man loben ſoll, dahinaus, daß man ihr Geſchlecht, ihre Erziehung, ihre Schönheit, ihre Leiber, ihr Alter, ihren Reichthum, ihre Aemter und Bemühungen rühmen ſolle. Welches alles den vorigen Anweiſungen ſehr ähnlich ſieht.

Nun iſt die Anweiſung zu den Leichenreden übrig, und dieſe ſcheint noch eigentlicher, als das vorhergehende, zu dieſem Endzwecke zu gehören. Allein man hat nicht Urſache, ſich dabey weitläuftig aufzuhalten: weil die Quellen des Lobes, die er bey den Leichenreden einzelner Perſonen angegeben hat, nichts beſſer, als die obigen klingen. Man ſoll nämlich abermal ihr Vaterland, Geſchlecht, ihre Statur, Auferziehung, und ihr Verhalten loben: worunter zwar dieß einzige letztere gut, aber alles erſtere nicht weit her iſt.

Man kann leicht urtheilen, daß Dionyſius diejenigen Lobſprüche nicht verdiene, die man ihm gemeiniglich beyzulegen pflegt: welches um deſtomehr zu verwundern iſt, da er unter Auguſts Regierung zu Rom gelebet, wo gewiß damals die ciceroniſche

Beredſamkeit noch weder vergeſſen, noch erloſchen war.

Derjenige Redner, den Frankreich an dem berühmten Fleſchier gehabt, hat ſich in ſeinen Redübungen ganz anders aufgeführet. Er lobte zwar, auf Begehren, die Großen, Helden, Staatsleute, Prinzen und Königinnen: aber er lobte nur ſolche, die durch ihre großen Eigenſchaften, Tugenden und Thaten einen allgemeinen Beyfall erhalten; ja ſich die Bewunderung von ganz Frankreich zuwege gebracht hatten. Er war viel zu gewiſſenhaft, als daß ihm bloß die Hoffnung, oder Verheißung großer Belohnungen, hätten die Feder in die Hand bringen ſollen. Nur ganz unſtreitige Verdienſte konnten ihn bewegen, ihnen gleichſam als ein Herold der Wahrheit und Tugend, ein öffentliches Zeugniß zu geben.

So behutſam er in der Wahl der Perſonen war, die er loben ſollte: eben ſo vorſichtig gieng er mit der Wahl der Sachen um, die er zum Lobe ſeiner Erblaßten vorbrachte. Er brauchte keine äußerliche Schminke der Verſtellung: er ſah auf keine eiteln Lobeserhebungen, die Geſchlecht, Ort und Glück an die Hand geben: er gieng auf die geheimen Triebfedern und Bewegungsgründe der menſchlichen Handlungen; auf die Lauterkeit und das rechte Weſen der Tugend. Er bediente ſich des Vorzugs der Religion, ſeine Zuhörer zu erbauen, und mit gnugſamer Ueberzeugung in Bewegung zu ſetzen. Ja ſein Feuer lodert niemals heller auf, als wenn es ſich auf den Altären des Heiligthums entzündet

hat;

hat; und ſeine Ausdrückungen werden niemals rührender, als wenn ſie derjenige Geiſt beſeelet, der durch die Männer Gottes ehemals geredet hat. Die Ewigkeit ſonderlich, füllet oft ſeine Begriffe mit ſo erhabenenen Bildern, und ſein Herz mit ſolchen lebhaften Empfindungen und Trieben an; die das Heil von Athen und Rom, weder einem Demoſthenes, noch einem Tullius hatte verſchaffen können.

Zwar ſeine Schreibart iſt nicht allenthalben gleich feurig und ſinnreich: dieſes iſt auch nicht allemal von einem Redner zu verlangen. Er redet oft, wie auch ein anderer Menſch von derſelben Sache würde geredet haben. Er bringt keine neue Wörter und ſeltſame Redensarten zu Markte: er foltert die Sprache nicht, um einem gemeinen Gedanken, in den Augen der Einfältigen, den Schein der Scharfſinnigkeit zu geben. Allein auch dieſes iſt den Regeln und Exempeln der Beſten unter den Alten gemäß, wie Ariſtoteles, Cicero, Quintilian, und Seneca bezeugen.

In der zweyten Vorrede, welche den Herrn **Flottwell** zum Verfaſſer hat, wird dasjenige, was man wider die Ueberſetzungen aus unzeitigem Eifer gemeiniglich vorbringt, ſattſam widerleget; und mit aller Beſcheidenheit der Vortheil gezeigt, welchen man aus guten überſetzten Schriften, ſo wohl überhaupt, als insbeſondere aus den überſetzten guten Muſtern der fleſchieriſchen Beredſamkeit, mit guter Zuverſicht zu erwarten habe. Zuletzt werden die ſämmtlichen Mitglieder der Geſellſchaft genennet, welche dieſe Ueberſetzungen über ſich genom-

men, und mit einem lobenswürdigen Eifer, ſolche der Urſchrift gleich zu machen, ſich haben angelegen ſeyn laſſen.

Nun kommen wir auf die Lobreden ſelbſt. Die erſte iſt auf die Infantinn von Spanien, und Königinn von Franreich und Navarra, aus dem Hauſe Oeſterreich, über Sir. 26, 23. 24. gehalten worden. Hier zeiget der Lobredner die Aufſicht Gottes über die Königinn, und der Königinn Betragen gegen Gott; oder, wie er ſich ſelbſt deutlicher erkläret.„ Damit ich meine Rede, heißt es, nach den Worten meines Textes theile: die Abſichten Gottes, welche als die ewigen Grundſaulen der Frömmigkeit dieſer Prinzeßinn an ihr erfüllet ſind; die ihr ins Herze geſchriebenen, und von ihr beobachteten Befehle Gottes, liefern uns den Stoff zu ihrem völligen Lobe. „Von ihrer Erniedrigung und demüthigem Verhalten im Chriſtenthume heißt es ſehr ſchön: „Man hörte ſie niemals, als nur der Eigenſchaften einer Chriſtinn ſich rühmen. Man ſah ſie zum öftern, ſich unter ihren Stand erniedrigen, ſich ihrer Würde entziehen, und ſich nur zu den Füßen der Armen werfen. Und wäre es ſterblichen Augen erlaubt geweſen, durch diejenigen Decken durchzudringen, die in uns die Wirkungen der Gnade, und die Urtheile unſers Gewiſſens verhülleten: ſo würde man geſehen haben, wie ſie in ſich das Reich Gottes, nach den evangeliſchen Regeln aufgerichtet; wie ſie das Kreuz Chriſti auf ſo viele Zepter und Kronen gepflanzet; u. ſ. f.„ Die Verachtung eitler Ehre, wird kurz darauf lebhaft, zum

auch bey Gelegenheit nach den Regeln untersuchen wollen. In Comödien haben wir ausser ein paar Stücken von gedachtem Gryphius, nichts als Riemers und Weisens Comödien, so in einigen Ruhm gekommen sind. Gleichwohl sind auch diese so schlecht nach den Theatralischen Regeln eingerichtet, daß man sich wundern muß, wie sie sich so lange in der einmal erlangten Hochachtung erhalten können. Alle diese Stücke aber sind in dem vorigen Jahrhunderte verfertiget worden; und da wir in den dreyßig Jahren des itzigen, an statt dieser unvollkommenen Versuche was bessers sollten geliefert haben: So haben wir nichts als etliche Schocke Opern aufzuweisen; eine poetische Misgeburt, die innerlich so seltsam als kostbar in der Vorstellung ist, und oft alle mögliche Schnitzer wider die Theatralischen Regeln zu gleicher Zeit begehet.

Ohne Zweifel hat der Operngeist dieses angefangenen Jahrhunderts auch obgenanntes Schauspiel von dem gedrückten und erquickten Jacob, ausgebrütet. Denn einer rechten Comödie sieht es so unähnlich als immer möglich ist. Ausser dem künstlich gereimten Titel, der den Geschmack seines Verfassers gleich anfangs verräth, kan uns auch die Art der Verse davon überzeugen, darinn es geschrieben ist. Denn es ist durchgehends in der so bequemen Poesie der Faulen, ich meyne, in lauter ungleich langen madrigalischen Versen, mit untermengten Arien abgefasset. Ferner ist zwischen jeder Handlung des Spieles ein so genanntes Zwischenspiel (Intermezzo) eingeschaltet, welches abermal ganz opermäßig heraus kommt. Endlich sind die Personen, Zeiten und Sitten der Völker hübsch durch einander gemen-

Lobe dieſer Prinzeßinn abgebildet: die Ungeduld, die ſie bewies, ſich in einer ſtillen und heiligen Einſamkeit zu verbergen, um daſelbſt im Gebethe anzuhalten, zeigte deutlich an, wie beſchwerlich ihr der Beyfall, und die eiteln Lobeserhebungen der Menſchen fielen. „ Eine ſehr rührende Stelle von Vermeidung böſer Exempel, bey denen, die in großen Ehrenſtellen ſich befinden, haben wir in folgenden Worten angetroffen: „Wie weit gehen die Ausſchweifungen, wenn eine regierende Prinzeßinn ſie unterſtützet, und ihnen ein Anſehen giebt! Wer weis es nicht, daß die Neigungen gewiſſer Zeiten ein Gift ſind, das ſich durch dergleichen Beyſpiele leicht entzündet und ausbreitet? Und was für Hoffnung zur Seligkeit kann man an einem Orte haben, in welchem man den Mittelpunct der Eitelkeit, das Reich der böſen Lüſte, den Aufenthalt der Verſuchungen, und das Land der Abgötterey antrifft? „Eben dergleichen Bewegung des Lobredners treffen wir in den Worten an, da es heißt: „Ihr „laulichten Seelen, die ihr mit eurer furchtſamen und kärglichen Frömmigkeit ſo ſparſam umgeht; die ihr in dem Wahne ſtehet, ob hättet ihr ſchon alles, was zu eurer Seligkeit dienet, ausgerichtet; ihr leichtſinnigen Seelen, denen die Sünde nicht ſo beſchwerlich iſt, als die Buße: tretet her, und ſchämet euch! oder vielmehr, ihr reinen Seelen, die ihr das Joch des Herrn traget, und in den Wegen ſeiner Gebothe und ſeiner Rathſchlüſſe wandelt, tretet her, euch durch die Beyſpiele einer Königinn zu erwecken! „

Die zweyte Lobrede iſt auf das Abſterben Frauen Maria Anna Chriſtina von Bayern, Dauphine von Frankreich, über Pſ. 102. angeſtellet worden. Da findet man gleich in Anfange eine ſehr gutgebildete redneriſche Vorſtellung, wenn die erblaßte Leiche alſo redend eingeführet wird. „ Erkennen ſie nicht, meine Herren, in den Gedanken dieſes Prinzen eben diejenigen, welche die Prinzeßinn, die wir jetzo beweinen, hegte? Dünkt es ihnen nicht, daß ſie ihnen mit ſterbender Stimme zuruft: Das Licht meiner Augen verliſcht; ein unendliches Gewölk ſteigt zwiſchen mir und der Welt auf; ich ſterbe, und ich verſchwinde unvermerkt in mir ſelbſten! O unvermeidliches Ziel meiner matten und ſchwindenden Jugend! „Das Lob der Prinzeßinn wird in zwoen Vorſtellungen welche den Inhalt der Rede ausmachen, ausgeführet, da ein zwar kurzes, doch ganz nach der Klugheit eingerichtetes Leben, und ein in Verleugnung und Geduld ertragenes Sterben betrachtet worden. Eine beſonders ſchöne oratoriſche Eintheilung ſteht in folgendem Stücke der Rede: „Die Mäßigung, ſo die Einſamkeit einflößet; die Artigkeit der Sitten, welche der Umgang mit der Welt verſchaffete: eine edle Dreiſtigkeit, ſo die Hoheit ihrer Geburt entdeckte; eine gewiſſenhafte Schamhaftigkeit, die ſich auf ihre Tugend gründete; eine Lebhaftigkeit, wodurch ſie den Gedanken anderer Leute öfters zuvorkam; eine Klugheit, die ihr jederzeit erlaubte, ihre eigenen Gedanken, wohl zu überlegen; eine Gütigkeit, die allemal bereit war, ſo wohl das Glück des einen zu befördern, als die

Be-

Beſchwerden anderer zu erleichtern; eine Aufrichtigkeit, welche ſie unfähig machte, weder aus Ehrfurcht, noch aus Schwachheit, zu häucheln; eine unverbrüchliche Treue in ihrer Freundſchaft, und in ihren Verſprechungen; kurz eine weder verdrüßliche, noch nachläßige Frömmigkeit, die ihr bey allen Ehre, und bey niemanden Furcht zuwege brachte.„ Wie viel ſchöne Gedanken und beliebte Ausdrücke findet man hier beyſammen, und man ſieht leicht, daß der Redner alle Geſchicklichkeit angewendet, das Lob ſeiner Dauphine auf ein recht fruchtbar Land zu ſäen, welches die Stärke der einzelnen Tugenden wohl durcharbeitet und beſtellet hatte. So weis er auch die Fehler ſeiner Perſonen artig zu entſchuldigen, und die dabey mit unterlaufenden Tugendproben ſehr wohl zu ſchildern, da er alſo redet:„ Hatte entweder das Verſehen eines Bedienten (denn wer kann allezeit ſeine Pflichten ſo genau und treu beobachten?) oder die Stärke ihrer Widerwärtigkeiten, (denn wer kann allemal ſeine Seele in Geduld faſſen?) dieſem ſo weiſen, ſo behutſamen Munde, ein nicht ſo wohl verdrießliches, als vielmehr ernſthaftes Wort gleichſam entriſſen: wie ſehr bemühete ſie ſich alsdann, die dadurch gemachte Wunde zu lindern oder zu heilen? Sie entſchuldigte die That, ſie lobte die Abſicht; ſie both ihre Vermittelung an, oder leiſtete ſie ſo gar in der That; indem ſie die Verzeihung auf ſolche Art bewilligte, als ob ſie ſolche ſelbſt gebethen hätte; und die etwas hitzige Fertigkeit ihrer Gemüthsneigung, durch die Beſtändigkeit und Güte ihres Herzens rechfertigte.„

Noch

Noch eine Stelle müſſen wir hier anführen, zum Beweiſe, daß Fleſchier die Stärke ſeiner Beredſamkeit in den Religions-Sachen glücklich angebracht. Er beſchreibt die ſich bußfertig prüfende Dauphine alſo: „Ihr Sünden! ihr Neigungen zur Sünde! ja ihr Schatten- und Scheinſünden! euch verfolgte ſie, ſo gar in den verborgenſten Winkeln des Herzens. Nichts entrann den Beweiſungen und der Einſicht ihrer Buße. Sie fürchtete alles; ſie wog alles nach dem Gewichte des Heiligthums ab. Sie hielt dasjenige, was Gott misfallen konnte, für eine Sache von äußerſter Wichtigkeit, ſo geringe es auch an ſich ſelbſt ſcheinen möchte; und ſie betrachtete nicht ſo wohl die Wichtigkeit der Befehle, als die Hoheit Gottes, der ſie ertheilet.„ Das Ende von dieſer Lobrede iſt überaus rührend, und erwecklich, welches wir jedoch dem Leſer, des Raums wegen, überlaßen müſſen.

Die dritte Lobrede iſt dem Gedächtniſſe des berühmten Generalfeldmarſchals Grafen von Turenne, über 1 Maccab. 9, 20. 21. gewidmet, und der Inhalt derſelben iſt durch folgenden Vortrag des Lobredners vorgeſtellet worden: „hören ſie auf zu klagen, **meine Herren**, denn es iſt Zeit, ſein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen: wie dieſer mächtige Held, über die Feinde des Staats durch ſeine Tapferkeit; über die Neigungen ſeines Gemüths durch ſeine Weisheit; und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch ſeine Gottesfurcht, triumphiret hat. Wenn ich dieſe Ordnung meiner Rede unterbrechen ſollte; ſo vergeben ſie mir ein wenig

Ver-

Verwirrung in einer Materie, welche so viel Unordnung verursachet hat. Ich werde vielleicht bisweilen den Feldherrn mit dem weisen Manne, und diesen mit dem Christen vermischen. Bald werde ich die Siege, bald auch die Tugenden loben, dadurch er sie erlanget hat. Wenn ich nicht so viel Thaten erzählen kann; so werde ich sie in ihren Quellen entdecken.„ Doch was fahren wir weiter in dieser Erzählung fort? Eine Rede, welche in Deutschland durch die geschickte Feder unsers Hrn. Prof. Gottscheds schon unzählige Bewunderer gefunden, die selbst die erste und wichtigste Gelegenheit, zu der Uebersetzung der Fleschierischen Lobreden an die Hand gegeben, und allhier nochmals von ihrem Meister übersehen und verbessert werden; braucht weder unserer Lobeserhebungen, die ihr schon eigenthümlich sind, noch auch unserer geringen Bekanntmachung, da sie bereits bekannter ist, als diese Blätter werden können.

Die vierdte Lobrede hat das ruhmwürdige Andenken der Herzoginn von Montausier, Julien Lucinien von Angenues zu ihrem wohlgewählten Gegenstande. Die Betrachtung ist über die Worte Spr. Sal. 31, 10. angestellet worden. Wir wollen den Lesern hier den Vortrag unsers Redners mit seinen Worten vor die Augen stellen, da es heißt: „Betrachten sie demnach mit mir ihr Leben, in einem dreyfachen Unterschiede. Untersuchen sie ihre Weisheit in ihrem Privatstande; ihre Mäßigung bey den größten Ehrenstellen des Hofs, und ihre Geduld in einer langwierigen und beschwerlichen Krankheit.

heit. Bewundern ſie dieſe kluge Frau, die den Schwachheiten ihres Geſchlechts von ihrer Kindheit an, dem Hochmuthe in ihrer gröſten Erhebung, und den Schmerzen in ihrer gänzlichen Entkräftung, ja in ihrem Tode ſelbſt widerſtanden. Dieß iſt der ganze Inbegriff meiner Rede.„ Wir ſollten wohl Urſache haben, zu glauben, daß ein ſolch Exempel beſſer, als zehn Regeln wären, einem guten Verſtande die Materien an die Hand zu geben, wovon man eine Lobrede geſchickt ausführen, und wie man ihren Vortrag, nach der männlichen Art der alten Redner, weder verſteckt, noch poſtillenmäßig, ſondern ordentlich und lebhaft einrichten ſollte. Folgende Stelle hat uns auch gefallen, und giebt ein ſchönes Muſter ab, wie man die Verſtorbenen bedauren, u. ihnen ein tugendhaftes Verlangen nach der Welt, auf einige Zeit zuſchreiben kann.„ Grauſamer Tod! heißt es, warum ließeſt du ihr nicht länger das Vergnügen, die Früchte ihrer Arbeit zu ſehen? Warum hat ſie nicht den gröſten Theil ihrer Hoffnung in Erfüllung geſehen? Warum hat ſie nicht dieſe großen Eigenſchafften hervorleuchten geſehen, darzu ſie den Grund geleget? Himmliſche Seele! die du nunmehr in dem Schooße des Friedens, und der ewigen Stille ruheſt; ich bin gewiß, daß dieſes faſt die einzige Annehmlichkeit iſt, um welcher Willen du noch zu leben gewünſchet haſt! Aber wo du noch einige Empfindung gegen die Welt haſt, welche du bereits verlaſſen: ſo gedenke, daß dieſe wachſenden Tugenden immer mehr Stärke gewinnen; daß deine Arbeit

von Tage zu Tage vollkommener wird; daß ein Theil deiner selbst dasjenige vollführet, was du angefangen hast; u. s. f.„ Der Schluß ist noch voller merkwürdiger Gedanken, und wir können uns nicht enthalten, ihm allhier eine wohlverdiente Stelle anzuweisen. Er lautet also:„ Ihr aber, ihr Christen, die ihr noch der Welt mit euren Neigungen, mit euren Begierden, und mit eurem Hoffen anhanget: gehet in euch selbst, erkennet die Verblendungen, und Betrügereyen der Welt, damit dieser Tod, der euch jetzo gerühret hat, euch zur Vorbereitung zu dem eurigen dienen möge. Wollte Gott! daß diese durchlauchte Verstorbene euch noch selbst ermahnen könnte, so würde sie zu euch sagen: Weinet nicht über mich; Gott hat mich nach seiner Gnade, aus dem Elende eines vergänglichen Lebens gerissen. Weinet vielmehr über euch, die ihr annoch in einer Zeit lebet, da man täglich viel Böses sieht, erduldet und selbst ausübet. Lernet an mir die Vergänglichkeit der menschlichen Hoheit. Man mag euch mit Blumen bekrönen, man mag euch mit Kränzen auszieren: so werden dieselben doch zu nichts anders taugen, als auf einem Grabe zu verwelken. Es mag euer Namen auf allen Werken, so die Eitelkeit des Witzes unvergänglich machen will, geschrieben seyn: ich beklage euch, wenn er nicht im Buche des Lebens eingeschrieben ist. Es mögen euch alle Könige der Erden mit Ehren überschütten: es ist nur euere einzige Ehre, wenn Gott euch in seine ewigen Hütten aufnimmt. Es mögen alle Menschenzungen euch loben; wehe euch! wenn

euch nicht Gott im Himmel mit ſeinen Engeln lobet! Verlieret nicht die Augenblicke dieſes Lebens, die euch eine glückliche Ewigkeit zuwege bringen können. Eine dreyjährige Krankheit, eine dreyjährige Buße iſt nicht einem jeden verliehen. Laßt uns dieſe Unterweiſungen zu unſerm Nutzen anwenden! laßt uns Gott mit ihr preiſen, und uns bemühen, der ihr erwieſenen Gnade, und der ihr geſchenkten Herrlichkeit, uns würdig zu machen.

Die fünfte Lobrede iſt auf des Abſterben der verwittweten Herzoginn von Aiguillon, Marien von Wignerod, über 1 Cor. 7, 31. gehalten worden. Als eine ſchöne Stelle wollen wir gleich den Anfang, und zwar als eine Probe herſetzen, wie ſich daſelbſt der Lobredner, ohne einigen Argwohn der Parteylichkeit, und mit aller Beſcheidenheit, ein gutes Vertrauen bey ſeinen Zuhörern erwecken ſoll; und wie bekannte Wahrheiten dennoch bewegend können vorgetragen werden. Er hebet alſo an: „Was „erwarten ſie von mir, meine Herren? und was „ſoll heute meine Beſchäfftigung ſeyn? Ich werde „weder Schwachheiten verheelen, noch menſchlicher „Hoheit ſchmäucheln, noch falſchen Tugenden fal„che Lobeserhebungen ertheilen. Wehe mir! wenn „ich die geheiligten Geheimniſſe, mit einer unheill„gen Lobrede unterbrechen; wenn ich den Weltgeiſt „mit den Gebräuchen der Religion vermiſchen, und „dasjenige der Stärke und Klugheit des Fleiſches „zueignen ſollte, was man allein der Gnade Jeſu „Chriſti ſchuldig iſt. Meine Abſicht geht vielmehr „dahin, ſie zu erbauen, als ihnen gefällig zu werden.

„Ich

„Ich kündige ihnen itzt mit dem Apostel an, daß „alles ein Ende nimmt, um sie zu Gott zurück zu„führen, der kein Ende nehmen kann; und ihnen „das unvermeidliche Schicksal zu Gemüthe zu füh„ren, daß man sterben müsse, um in ihnen den „heiligen Entschluß zu wirken, wohl zu leben.“ Die Materie des Lobes wird in diesem Vortrage dargestellet: „Gelobet sey der Erlöser! daß sich an„noch treue Seelen finden, die sich ihrer Hoheit „mit Mäßigung, ihrer Reichthümer mit Barmher„zigkeit, und des Lebens mit einer großmüthigen „Verachtung bedienen; die sich durch ihren Glau„ben zu Gott erheben, die sich dem Nächsten durch „Mildigkeit mittheilen, die durch Buße sich selbst „reinigen. Das ist das Kennzeichen derjenigen, „deren Tod wir heute beweinen, und deren Ge„dächtniß wir verehren. Sie war nur groß, um „Gott desto edelmüthiger zu dienen; sie war reich, „nur den dürftigen Gliedern Jesu Christi, mit ihrer „Freygebigkeit zu Hülfe zu kommen; sie lebte nur, „um sich zu einem guten Tode, mit so viel mehrerm „Eifer anzuschicken. Dieß wird der ganze Ent„wurf meiner Rede seyn.“

Die sechste Lobrede hat das Lob des Herrn Wilhelms von Lamoignon, Oberpräsidenten des Parlements, über B. der Weisheit 1, 1. zum Inhalte. Die Absicht des Lobredners geht dahin, daß er seinen Zuhörern einen Richter vorstellen will, dem nichts unbekannt war, der in seinem Amte nichts versäumete, und den kein Eigennutz von dem rechten Wege der Billigkeit abziehen konnte; einen stil-

len und dienstfertigen Mann, der die Strenge der Gesetze und der Gerechtigkeit, durch alle Arten, so die Barmherzigkeit und Liebe einflößet, zu mäßigen wußte; einem Christen, der seine sittlichen und politischen Tugenden, durch eine reine und aufrichtige Gottesfurcht geheiliget hatte. Diese drey Stücke machen den Grund des Lebens bey unserm Lobredner aus, der hier eben so munter spricht, wie wir ihn sonst reden hören. Der Schluß lautet also: „laß ihn „von deiner Hand die Krone der Gerechtigkeit em„pfahen, die du denen giebst, die dich lieben! laß diese „Fackeln, welche die häusliche Frömmigkeit angezün„det, größere Zeichen seiner Verherrlichung, als „der Zierde seines Begräbnisses seyn! Und sie, „meine Herren, könnten sie doch nach seinem Tode „die Tugenden, so er ausgeübet, wieder lebendig „darstellen; und endlich zu der Ehre gelangen, die „er bereits erhalten hat.

Das siebente Muster einer guten Lobrede, ist auf das Absterben des königl. Kanzlers Hrn. **Michaels von Tellier**, nach Anleitung der Worte Sir. 36, 11. 12. gehalten worden. — Der Anfang ist eine lebhafte Gewinnung und ernste Einnehmung der Herzen seiner Zuhörer. Es heißt: „Zu was für einem Vor„haben sind sie, meine Herren, allhier versammlet? „und was für einen Begriff haben sie von meinem „Amte? Trete ich hier etwan auf, ihnen mit dem „Glanze der Ehren und Würden die Augen zu blen„den? und sind sie etwan erschienen, die Aufmerk„samkeit zu unterbrechen, die sie den heiligen Ge„heimnissen unserer Religion schuldig sind; u. s. f.“

Der

gemenget, daß man nicht weis, wenn oder wo man ist; und dieses ist gleichfalls eine löbliche Gewohnheit der Herrn Opernschreiber. Z. E. Götter mit Engeln; die Altväter mit griechischen und römischen Schäfern; alte Römer und gar Trojaner mit Scaramutzen vermischet: das sind Dinge, die sonst nirgends als in Opern zusammen gereimet werden können; und in dieser Comödie doch wirklich beysammen sind. Sieht man aber zuletzt auf die innerliche Einrichtung der Geschicht und Fabel: So scheint der Verfasser dieses Schauspieles sichs vorgesetzt gehabt zu haben, alle die Fehler auf einmal zu begehen, die man im Absehen auf die Haupthandlung, die Zeit, den Ort und die Wahrscheinlichkeit aller Begebenheiten, in allen Opern zusammen genommen, jemals begangen hat. Es wird uns also an Materie zu lachen nicht fehlen können, wenn wir dieses absurdum Comicum, oder diese Theatralische Misgeburt nach den Regeln der wahren Dichtkunst etwas näher beleuchten werden.

Nach der einhelligen Vorschrift aller Critickverständigen muß der Innhalt eines Theatralischen Stückes eine einzige Haupthandlung seyn, die eine Sittenlehre in sich hält, die ferner ganz oder vollkommen, und endlich von gehöriger Grösse ist. Unser Verfasser aber hat sich den ganzen Lebenslauf Jacobs zur Materie seines Schauspiels erwehlet, davon ein rechter Poet zum allerwenigsten zehn oder zwölf Schauspiele würde verfertiget haben. Ein gutes Theatralisches Stück soll nicht mehr Zeit in seiner Geschicht erfordern, als die Vorstellung braucht: Oder wenn ja was mehrers dazu erlaubet werden sollte; so müste es doch nicht über einen einzigen Tag in sich enthalten.

Aber

Der Innhalt der Rede beſteht auf vier Stücken: Er weiſet durch was für Mittel der Himmel den Verſtorbenen, zur beſtändigen und ewigen Tugend zubereitet; durch was für Wege er ihn geführet; durch was für einen Beyſtand er ihn in ſeinen großen Bedienungen unterſtützet; und wie er in ſeinem Weſen die Treue eines Unterthans, die Weisheit eines Staatsraths, und die Gerechtigkeit eines Kanzlers vereiniget.

Die letzte hier verdeutſchte Lobrede iſt auf den Herrn Carl von St. Maure, Herzog von Montauſier, nach 1 B. der Kön. 3, 3 eingerichtet. Da Herr Fleſchier ein guter Freund von dem erblaßten Pair geweſen, ſo bemüht er ſich, darüber ſich in der freundſchaftlichſten Zärtlichkeit auszudrücken: „Göttliche „Vorſehung! du haſt mich an dieſe Stäte geführet, um dir den letzten Zoll meiner mit ihm gepflogenen Freundſchaft abzutragen; und die letzten „Seufzer ſeines bußfertigen Herzens zu ſammlen. „Dein Wille war es, daß ich ihn von Grunde aus „kennen; und da ich ſeine Mäßigung in den glücklichen Tagen ſeines Lebens geſehen, auch ein Zeuge „ſeiner Geduld, zur Zeit ſeines Leidens und Schmerzens werden ſollte.„ Er preiſet darinnen die Liebe zur Wahrheit, den Eifer für die Gerechtigkeit, den Trieb zur Redlichkeit, als die Haupteigenſchaften des großen Mannes. Hierbey leſen wir folgende Gewinnung ſeiner Zuhörer, in einer oratoriſchen Entſchuldigung: „Sollte ich gleich, heißt es, in dieſer meiner Rede nicht die Ordnung, und alle Regeln der Kunſt beobachten: ſo erwegen ſie, daß

„mit der Traurigkeit, ich weis nicht was für eine „Unordnung verknüpft ſey; daß die wichtigſten Ge„genſtände, dem, der ſie betrachtet, zur Laſt wer„den; und daß mein Vortrag mehr eine Ausſchüt„tung meines Herzens, als ein Werk und eine tiefe „Betrachtung meines Geiſtes ſeyn werde.„

Verhoffentlich werden unſere Leſer Proben genug von der fleſchieriſchen Beredſamkeit hier antreffen, wofern wir nicht etwan gar Urſache haben, die Weitläuftigkeit und den Ueberfluß der angeführten Zeugniſſe, bey ihnen zu verbitten. Zweyerley werden übrigens die Kenner dieſer Art Reden unſerm Schriftſteller zu gute halten. Einmal, daß er auf die Gebräuche und Anſtalten ſeines Glaubens und Gottesdienſtes über alle maaßen eifrig iſt, u. oftmals die Kloſterheiligkeit über die Gebühr zu erheben ſcheint: hernach, daß er ſeinen Eifer gegen die fremden Religionsverwandten oft zur Unzeit anbringet, und denſelben allerdings verhaßte Titel beyleget. Doch die Billigkeit erfordert es, Rednern von dieſer Größe einige menſchliche Schwachheiten zu gute zu halten.

Wir kommen endlich auf das Leben unſers Lobredners, welches wir dem fleißigen Bemühen des Hrn. M. Joh. Joachim Schwaben zu danken haben, wie er ſolches in ſeinen Briefen, und den Memoires du P. Niceron beſchrieben gefunden. Er war den 10ten des Brachmonats im 1632 Jahres, zu Perne in der Grafſchaft Avignon gebohren. Im 1648 Jahre, trat er in die Congregation der chriſtlichen Lehre, und hatte das Glück von dem P. Her-

kules

kules Audiffret, ſeinem Oheime von der Mutterſeite, in derſelben unterrichtet zu werden. Herr Fleſchier hatte ein beſonderes Geſchick zu den Studien ſeines Standes, und ſtund den verſchiedenen Claſſen, die ihm untergeben wurden, mit vielem Ruhme vor; beſonders zu Narbonne, wo er die Redekunſt lehrete, und im 1659 Jahre dem Herrn Rebe, Erzbiſchofe dieſer Stadt, die Leichenrede hielt. Er fieng hierauf an, ſich durch einige franzöſiſche Gedichte, und durch eine Beſchreibung des Ringelrennens in lateiniſchen Verſen, berühmt zu machen, welches letztere beſonders, ihm groſſe Verwunderung zu wege brachte: da er eine bey den alten Römern ſo unbekannte Sache, als ein Ringelrennen iſt, doch in ſo ſchönen lateiniſchen Verſen hatte ausdrücken können. Durch ſeine erſten Reden erhob er ſeinen Ruhm, und ſeine Leichenreden brachten denſelben auf den höchſten Gipfel. Vor ſeiner Zeit waren die Leichenreden, nach dem Zeugniſſe des Herrn Mengin, Kunſtgriffe, allerhand ſchöne Lügen zuſammen zu ſetzen. Fleſchier aber dachte bey den Lobſprüchen auf die Todten, nur den Lebenden Lehren zu geben; und die menſchliche Hoheit, durch die Eitelkeit, welche ſie begleitet, oder durch den Tod, welcher ſie zernichtet, zu beweinen. Er hieß daher die italiäniſchen und ſpaniſchen Predigten im Scherze Pikelheringe: doch geſtund er, daß das lächerliche in dieſen Werken, zur Läuterung und Befeſtigung ſeines Geſchmacks an dem Wahren, viel beygetragen hätte; ohne welches in der Beredſamkeit weder Schönheit noch Stärke wäre.

Unter seinen erlauchten Freunden, war der Herr von Montausier einer der eifrigsten. Dieser brachte ihn zum Dauphin, dessen Leser er ward, und als er hiedurch der Frau von Montausier im 1672 Jahre eine Lobrede zu halten die Ehre hatte: so kam seine besondere Gabe zu dergleichen Werken erstlich recht an das Licht. Im folgenden Jahre ward er in die französische Akademie aufgenommen, und bey der Gelegenheit des königlichen Prinzen Erziehung, bekam er den Befehl, die Geschichte des Theodosius auszuarbeiten, welche im 1679 Jahre auch wirklich ans Licht trat.

Der König, welcher damit nicht zufrieden war, daß er ihm die Abtey St. Severin gegeben, und ihn zum ordentlichen Allmosenpfleger bey der Dauphine gemachet hatte, ernannte ihn auch im 1685sten Jahre zum Bischofe von Lavaur; von da er im 1687sten Jahre in das Bisthum Nimes kam, welches er doch erstlich, sehr guter und gewissenhafter Ursachen wegen, in einem eigenhändigen Schreiben an den König, dessen Uebersetzung hier mitgetheilet worden, von sich abzulehnen gesucht.

Die Neigung, die er zu den schönen Wissenschaften hatte, ward durch die Sorgen bey seiner bischöflichen Regierung nicht erstickt. Es entstund durch seine Sorgfalt zu Nimes eine Akademie, wovon er die Seele und das Haupt war. Sein Palast war eine andere Akademie. Er befliß sich daselbst christliche Redner zu ziehen, welche der Kirche dienten, und der Nation Ehre machten. Er starb den 16ten des Hornungs 1710 im acht und siebenzigsten Jahre seines Alters.

Außer

Außer der Abschilderung, welche der P. de la Rue in der Vorrede zu seinen Predigten gegeben, findet man noch eine eigene von ihm selbst, welche er in einem Schreiben an einen guten Freund der Welt hinterlassen: und alle Umstände zeigen, daß selbige offenherzig und unparteyisch gerathen sey. Zuletzt wird auch ein Register von seinen Schriften mitgetheilet.

* *

VI.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Es hat Herr Professor Gottsched allhier, bereits vor anderthalb Jahren, auf die Histoire, und Memoires der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, welche er allhier ans Licht stellen wollen, ein allergnädigstes königliches pohln. und churfürstl. sächsisches Privilegium erhalten; solches auch nach Gewohnheit, an der Ostermesse 1748. allhier allen anwesenden Buchhändlern bekannt machen, und insinuiren lassen. Gleichwohl hat sich an neulicher Ostermesse 1749 ein Buchführer aus Erfurt unterfangen, in den gedruckten Meß-Catalogum allhier setzen zu lassen, daß der erste Band dieses Werkes, bey ihm zu haben seyn würde; welches dann, wenn es geschehen wäre, dem allergnädigsten Privilegio, und der landesherrlichen Hoheit offenbar zuwider gelaufen wäre.

Bey näherer Erkundigung nach demſelben, hat man nun zwar befunden, daß ſein Verſprechen nicht erfüllet worden; indem beſagtes Werk nicht fertig geweſen: aber zugleich aus den Proben von Druck und Kupfern erſehen, daß es mit der vorhabenden Ausgabe ſehr ſchlecht ausſehen; und ein ſo vortreffliches Werk, als das Original iſt, auf eine ſehr unanſehnliche und ſchlechte Art erſcheinen würde. , Eben deswegen nun, hat man nicht umhin gekonnt, gedachten Buchhändler wohlmeynend zu warnen; daß er ja mit fernerer Fortſetzung dieſes Druckes anſtehen möchte: indem er ſich gewiß, kraft des hohen Königl. Privilegii, allhier auf den Meſſen Ungelegenheit und Strafe zuziehen; durch eine weit ſchönere und anſehnlichere Auflage der hieſigen Ueberſetzung aber, auch auswärts in unausbleiblichen Schaden geſetzt werden würde. Vernünftige Käufer nämlich, werden ja ihr Geld lieber an ein ſauberes und von bekannten Federn überſetztes Werk legen; als es zu einer Ausgabe anwenden, die gleichſam zur Beſchimpfung der Arbeiten einer ſo berühmten Akademie unternommen worden, wenigſtens dazu unfehlbar gereichen muß.

Dieſen Drohungen nun durch die That ſelbſt einen Nachdruck zu geben, hat Hr. **Joh. Paul Kraus**, Buchhändler in Wien Anſtalt gemacht, daß der erſte Band der Hiſtorie der Königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, noch vor der Michaelismeſſe in Frankfurt und Leipzig zu haben ſeyn ſoll. Es iſt ſelbiger wirklich in der breitkopfiſchen Buchdruckerey, unter der Preſſe, und wird in

eben

eben dem Formate, und mit eben der Schrift gedruckt, wie die Schriften der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, im Korniſchen Verlage ans Licht treten. Die Kupfer werden von einem geſchickten Künſtler in Nürnberg, aufs ſauberſte nachgeſtochen: und das Papier wird an Güte und Weiße das obige noch übertreffen. Der Preis jedes Bandes, wird ſo billig eingerichtet werden, daß kein Käufer ſich darüber beſchweren wird; und die Fortſetzung ſoll von Meſſe zu Meſſe unausgeſetzt erfolgen, ſo daß auf Neujahr der II. und auf Oſtern der III. Band dieſer Hiſtorie zu haben ſeyn wird. Man warnet, alſo hiermit nochmals alle Liebhaber der freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, ſich mit der Erfurtiſchen Ausgabe nicht zu beläſtigen; als welche ohnedieß, bey Erſcheinung der hieſigen, von ſelbſt wegfallen, und ins Stecken gerathen wird. Wer von dem Inhalte des Werkes mehr Nachricht verlanget, kann ſelbige in dem III. Stücke dieſes VIII. Bandes vom Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, ausführlich antreffen.

2 In voriger Meſſe ſind allhier im Drucke erſchienen, Herrn Joh. Chr. Gottſcheds P. P. und der Königl. preuß. wie auch bononiſchen Akad. der Wiſſenſchaften Mitgliedes, geſammlete Reden, in dreyen Abtheilungen, nochmals von ihm ſelbſt überſehen und verbeſſert. Leipzig verl. Bernh. Chr. Breitkopf 1749. in groß 8. Nach einer poetiſchen Zuſchrift an Se. Kön. Maj. in Dännemark, welche ein ganzes Lobgedicht in ſich hält, folgt die I.

Abtheilung der Lob- und Gedächtnißreden, die alle öffentlich gehalten werden. Die I. auf die hohe Vermählung des kön. Pohln. und sächsischen Churprinzen, im Namen der Universs. Leipzig in der Paulinerkirche gehalten. Die II. handelt von dem Flore der deutschen Poesie, zu Kaiser Friedrichs des I. Zeiten, und ist in Gegenwart dreyer königl. Prinzen auf der Paulinerbibliothek abgelesen. Die III. ist eine Lobrede, auf Churfürst August den Gütigen; und gleichfalls zwenen durchl. Prinzen daselbst vorgetragen worden. Die IV. ist eine Gedächtnißrede auf den Nicol. Copernicus, ebenfalls in Anwesenheit zweener durchl. Churſächsischer Prinzen kön. Hoheit daselbst gehalten. Die V. ist eine Lobrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, am dritten Jubelfeste derselben, im philosophischen Hörsaale allhier gehalten. Die VI. ist eine Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld 100 Jahre nach seinem Tode, auf der philos. Katheder allhier gehalten. Endlich die VII. ist eine Glückwünschungsrede an den sel. Reichsgrafen von Mannteufel, an seinem akademischen Jubelfeste, auch im philosophischen Hörsaale, von einem jungen Edelmanne, doch unter der Anleitung und Veranstaltung des Herrn Professors gehalten. In der II. Abtheilung sind lauter Leichenreden und Trostschriften, wie auch drey Lebensläufe, oder Personalien. Unter den ersten ist die Leichenrede auf den höchstsel. Kön. Friedrich August merkwürdig, die der hiesige französ. Prediger damals in seiner Kirche gehalten, der Herr Professor Gottsched aber ins Deutsche übersetzet hat.

Unter

Unter den leztern aber ſind die Perſonalien, des unlängſt verſtorbenen Gönners der leipziger Muſen, des Herrn Cabinetsminiſters Grafen von Manteufel, leſenswürdig. Die übrigen Stücke ſind auf gelehrte Männer, Frauenzimmer, und junge Studirende gehalten und entworfen. Die dritte Claſſe begreift vermiſchte Reden. Nach einigen in fremden Namen aufgeſetzten Huldigungsreden, folgen verſchiedene Bewillkommungsreden, die der Herr Profeſſor im Namen der Leipziger Univerſität, an die Königinn von Neapolis, an der Königinn von Pohlen Majeſtät, an des Herzogs Carl von Lothringen königliche Hoheit, an des königlichen Churprinzen königliche Hoheit, an der königlichen Churprinzeſſinn königliche Hoheit zu zweyenmalen, und an den franzöſiſchen Bothſchafter den Herzog von Richelieu, hat ablegen müſſen. Sodann folgen verſchiedene akademiſche Reden von dogmatiſchen Lehrſätzen z. E. zum Lobe der Weltweisheit; zur Vertheidigung Gottes und des menſchlichen Geſchlechts, wider den Bäyle; vom verderblichen Religionseifer; daß ein Juriſt ein Philoſoph ſeyn müſſe; daß Sokrates ein unüberwindlicher Weltweiſer, Cato aber nicht ein ſolcher geweſen; daß Schauſpiele, und ſonderlich Tragödien, aus einer wohleingerichteten Republik nicht zu verbannen ſind; daß ein Redner ein ehrlicher Mann ſeyn müſſe, u. d. m. In allen dieſen Stücken kann man Proben der erhabenen, lehrenden und gemäßigten Schreibart antreffen, wie ſolches die verſchiedenen Gelegenheiten und Materien veranlaſſet haben: ſo

daß

daß angehende junge Redner, Muſter von allen Gattungen darinn finden können. Der Druck und das Papier ſind außerordentlich ſauber, und ſehr viele Reden ſind mit artigen Anfangs und Schlußkupfern gezieret: ſo daß dieſe Sammlung zugleich eine Zierde der Bibliotheken abgeben kann. Dieſer Band iſt 1 Alph. 18 Bogen ſtark.

3. In eben dem Verlage ſind erſchienen Joh. Frid. Chriſtii Fabularum veterum Aeſopiarum Libri duo. Lipſiae ex Officina Breitkopfia 1749. in klein 8. 11 Bogen. Der Herr Profeſſ. Chriſt, fährt noch immer fort, ſeine beſondre Meynung, daß Phädrus kein alter, ſondern ein vom Perottus, in neuern Zeiten untergeſchobener Schriftſteller ſey, zu behaupten. Zu dem Ende hat er gegenwärtige Fabeln aufgeſetzt, um zu zeigen, daß er die Kunſt, Fabeln in ſchönem Lateine zu erzählen, viel beſſer könne, als der vermeynte Freygelaſſene des Kaiſers Auguſt, Phädrus. Wir überlaſſen hier einem jeden, der davon zu urtheilen fähig iſt, ſeinen eigenen Ausſpruch. Druck und Papier ſind überaus ſauber. Es wäre zu wünſchen, daß wir den Phädrus auch ſo ſchön gedruckt hätten; damit ſie beyde den Kampf nicht mit ungleichen Waffen antreten dörften.

Inhalt

Aber unſer Poet nimmt den Jacob in ſeiner Jugend, noch ehe er den Seegen von ſeinem Vater empfängt, führt ihn hernach nach Meſopotamien, läßt ihn heyrathen, zwölf Söhne zeugen, zum Joſeph nach Egypten ziehen, ſterben, und gar auch begraben werden; welches alles mehr als hundert Jahre Zeit erfordert. Ein gutes Schauſpiel muß an einem und demſelben Orte, anfangen, mitteln und enden: Allein unſerer Oper-Comödie erſte Handlung iſt in Canaan, die andre theils unterwegens, theils in Meſopotamia; die dritte ganz und gar in Meſopotamien; die vierte halb in Meſopotamien, halb auf der Reiſe; die fünfte theils in Canaan, theils in Egypten. Endlich erfordert ein Theatraliſches Spiel die genaue Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, im Abſehen auf die Sitten der Völker und Zeiten, ja Stand, Geſchlecht und Alter der Perſonen. In unſerer Comödie aber iſt in dieſem Stücke eine ſo lächerliche Verwirrung, daß wir uns nicht enthalten können, etliche Proben davon etwas ausführlicher beyzubringen.

In dem II Auftritte der erſten Handlung kommt Eſau vom Felde und ſagt:

Ich habe den geſchlagnen Tag
Noch nicht gehört den Glockenſchlag.

Hatte man denn zu Iſaacs Zeiten in Canaan ſchon Schlage-Uhren? Der Verfaſſer muß ſonderbare Nachrichten davon haben. Im ſechſten Auftritte dieſer Handlung ſpricht Eſau gleich bey der Abreiſe Jacobs nach Meſopotamien:

Was Iſrael?
Mein Vater, Iſmael,
Gebt eure Tochter mir zum Weibe,
Daß ſie mir meine Zeit vertreibe.

Woher

* *

Inhalt dieſes VIII Bandes.

Das erſte Stück.

1) Bruckers, Jacob, Bildersaal d i. heutiges Tages lebender und durch Gelahrheit berühmter Schriftſteller, Bildniße, in natürlicher Aehnlichkeit in ſchwarzer Kunſt vorgeſtellet, nebſt ihren Lebensumſtänden u. Verdienſten um die Wiſſenſchaften, aus glaubwürdigen Nachrichten herausgezogen. Siebendes Zehend. Fol. 1748. Seite 3

2) Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & Belles Lettres à Berlin Année 1746. &c. 28

3) Demetrius, ein Schauſpiel, von drey Aufzügen. Aus dem Italieniſchen des Herrn Abts Peter Metaſtaſio gezogen. Wien 8. 1748. 49

4) Nachricht von einen preuß. Alterthume, deſſen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieſes Stückes zu ſehen iſt. 68

5) M. Godof. Schütze V. D. M. et Acad. Scient Reg. Berol. Sodalis, Exercitationum ad Germaniam ſacram gentilem facientium Sylloge. Lipſ. 8 1784. 77

6) Ode, am Tage des zu Oßnabrück den 25 Oct. 1748. des vor 100 Jahren daſelbſt geſchloſſenen Friedens, feyerlichſt begangen Jubelfeſtes, aufgeſetzt. 1 Bog. in 4. 92

Das zweyte Stück.

1) Der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, oder Sammlung aller Reiſebeſchreibungen, zweyter Band. Leipzig 1748. 4. Seite 99

2) Caroli Linnaei, Sac. R. M. Suec. Archiatri, Prof. Upſal. &c. &c. Amoenitates Academicae, ſeu Diſſertationes variae, phyſicae, medicae, botanicae, ante hac ſeorſim editae, nunc collectae et auctae, cum Fig. aeneis. Holmiae et Lipſ. 8. maj. 1749. 115

3) Anmerkungen eines engländiſchen Gelehrten, über den dritten Theil der Lettres de Mr. l'Abbé le Blanc, ſur les Anglois et François. 129

4) Diſſertatiuncula, de antiquiſſimis literarum in terris ſuperioris Saxoniae ſatis &c. Auct. Chriſt. Schöttgen. Rect. Dresdae 4. 139
5) M. Gottf. Schützens, evangeliſchen Predigers zu Altona und Ottenſen, drey kleine Schutzſchriften für die alten Deutſchen. Erſte, zweyte und dritte Sammlung Leipzig 8. 1646. 153
6) Phyſique de la Beauté, ou pouvoir naturel de ſes charmes, à Amſt. & Bruxel. 1748. 168
7) Hieher gehörige Neuigkeiten. 181

Das dritte Stück.

1) Card. Quirini Primordia Corcyrae, poſt editionem Lycienſem Anni 1725 ab Auctore nuperrime recognita, et multis partibus aucta. Brixiae 1738. 4. maj. 195
2) Philoſophiae a Benedicto Stay, Raguſino, verſibus traditae L. VI. Editio ſecunda auctior et emendatior. Romae 1747. 8. maj. 110
3) Der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris anatomiſche, chymiſche und botaniſche Abhandlungen. I. Theil, welcher die Jahre 1692. 1693. 1699. 1701 in ſich hält. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Wolf Balthaſar Adolph von Steinwehr. Breßlau groß 8. 1749. 214
4) Le Glorie della Poeſia & della Muſica, Contenuto nell' eſatta Notizia de i Theatri della Città di Venezia, e nel Catalogo purgatiſſimo de Drami Muſicali quivi fin hora rapreſentati, con gl'Autori della Poeſia & della Muſica, e con le Annotazioni a ſuoi luoghi proprii. In Ven. con Licenza dei Superiori 12. 236
5) Nachricht von der deutſchen Ausgabe der Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles lettres, die hier im Werke iſt. 252
6) Hieher gehörige Neuigkeiten. 282

Das vierte Stück.

1) Jo. Jacob Maſcovii Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici ſub Henrico IV et V. ab An. MLVI. ad An. MCXXV. 292

2) Das zweyte Hirtenlied Virgils, überſetzt von Chriſt. Fr. Wernicken, aus Königsberg in Preußen. 299
3) Catilina Tragedie, par Mr. de Crebillon de l'Academie françoiſe. 303
4) Von den Mimen u. Pantomimen der alten Deutſchen. 327
5) Der Ruhm eines Fürſten, bey der Namensfeyer Sr. hochfürſtl. Durchl. Ludwigs des VIII. regierenden Landgrafens zu Heſſen-Darmſtadt, von Georg Ludw. Hohenſchild. 334
6) Beſcheidene Gegenerinnerungen eines ungenannten Gegners wegen des Korbgebens. 341
7) Virgils dritte Eklege Palämon betittelt, in deutſche Verſe überſetzt, von Chriſt. Wilhelm Manutius, aus Wargen in Preußen. 357
8) Nachricht von der Ausgabe eines altdeutſchen Gedichts. 365
9) Schreiben des Herrn D. Stieſs aus Breßlau, an den Herausgeber dieſes Büchersaals, die Sonn- und Mondfinſterniß betreffend. 376
10) Gedruckte Sachen, ſo in den Jahren 1748 und 1749. zu Königsberg herausgekommen. 382

Das fünfte Stück.

1) Ode, auf Ihrer königl. Hoheit, der durchl. Fürſtinn und Frau, Frau Maria Antonia, königl. Churprinzeßinn zu Sachſen, geſchehene Aufnahme, in die römiſche Akademie der Arkader, welche vor mehr als einem Jahre geſchehen war. 387
2) Gottfried Ephraim Müllers, A. M. hiſtoriſch-critiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Dritter Theil 8. Dresden 1747. 397
3) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, oder Sammlung aller Reiſebeſchreibungen, dritter Band. groß 4. 1748. 422
4) Von dem erſten griechiſchen Drucke der Deutſchen, auch daß man in Deutſchland eben ſo zeitig angefangen griechiſch zu drucken, als in Italien. 433

5) Explication des Medailles, repreſentant une Suite de ſujets, tirez de l'Hiſtoire romaine. 447
6) Die fünfte Ekloge aus dem Virgilius, betitelt Daphnis, Menalkas u. Mopſus, überſetzt v. J. Carl Haltern. 459
7) Eines gelehrten Sprachkenners kurze Anmerkungen über das Decliniren der eigenen Namen fremder Sprachen im Deutſchen. 464
8) Hieher gehörige Neuigkeiten. 476

Das ſechſte Stück.

1) Summi Polyhiſtoris Godofridi Guilielmi Leibnitii, Protogaea, ſive de prima facie Telluris, et antiquiſſimae hiſtoriae veſtigiis, in ipſis naturae monumentis, Diſſertatio, ex ſchedis Manuſcriptis Viri illuſtris in lucem edita a Chriſt. Ludovico Scheidio. Göttingae 4. maj. 1749. 483
2) Georg Gottfried Keuſels, ordentlichen Lehrers der Sitten- und Staats-Lehre auf der Julius-Carls-Univerſität zu Helmſtädt, Merkwürdigkeiten der bononiſchen Schule zur Erläuterung akademiſcher, auch geiſtlicher und weltlicher Alterthümer. Helmſt. 1749. in 8. 497
3) Des Herrn Vincentio Gravina Schreiben an den Marcheſe Maffei, von der Trennung der arkadiſchen Akademie zu Rom, die ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts, zu merklicher Verbeſſerung des guten Geſchmackes, zugetragen hat. 513
4) Ungebundene Ueberſetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus, nebſt den nöthigſten Anmerkungen und vorgängiger Lebensbeſchreibung dieſes Schriftſtellers 1 Theil. Caſſel in 8. 1749. 525
5) Eſprit Fleſchiers Lob- und Trauerreden, nebſt dem Leben deſſelben, von einigen Mitgliedern der königlichen deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg überſetzt, und mit einer Vorrede Hrn. Prof. Gottſcheds ans Licht geſtellet von Cöleſtin Chriſtian Flottwellen, P. P. O. Erſter Theil. Leipzig und Liegnitz 1 Alph. 3 Bogen nebſt Vorreden in 8. 1749. 543
6) Hieher gehörige Neuigkeiten. 567

K 18

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des IX. Bandes I. Stück.

Lk 1911 17

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Jenner 1750.

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit lui seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

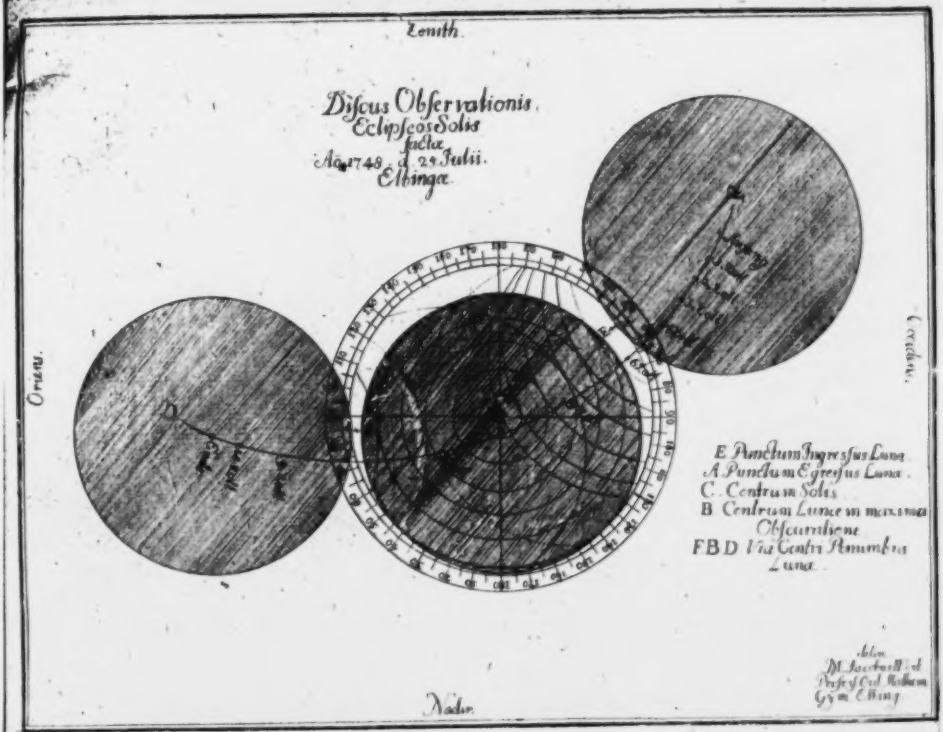
Zenith.
Discus Observationis
Eclipseos Solis
facta
Ao. 1748 d. 28. Julii.
Elbingæ.
Orient.
Occident.
E Punctum Ingressus Lunæ
A Punctum Egressus Lunæ.
C. Centrum Solis
B Centrum Lunæ in maxima
Obscuratione
FBD Via Centri Penumbræ
Lunæ.
Nadir.

Woher wuſte denn Eſau ſchon von dem Nahmen Iſrael, den Jacob erſt zwanzig Jahre hernach bey ſeinem Kampfe mit dem Engel bekommen hat? Als Eſau die Mahalath, ſeine Liebſte, zum erſtenmal anredet, ſpricht er:

Laß, liebſtes Kind, die alten Weiber denken,
Wie ſie das ſaure Bier und Brandtewein ausſchenken.

Da hören wir, daß man ſchon um Iſmaels Zeiten Bier und Brandtewein in Canaan gehabt habe. Und vielleicht iſt Mahalath ſelbſt eine hübſche Brandtewein-Schweſter geweſen: Denn ſo antwortet das artige Kind ihrem Freyer:

Was? Kikel, kakel, alte Fratzen,
Laß alte Weiber brummen, ſchwatzen,
Ich habe Luſt zu dir
Denn du gefalleſt mir.

Sie thut darauf dem Vater die ernſthafte Drohung, wo er nicht ſeinen Willen zu dieſer Heyrath geben wollte, ſo wolle ſie ſterben; fällt auch den Augenblick, in eine ich weis nicht, ob verſtellte oder warhafte Ohnmacht: Das Mädchen fällt zur Erden

Bringt Eßig, ach! Schlagwaſſer, Balſam her!

Ich weis nicht ob Iſmael ſelbſt ein Apotheker geweſen, und Schlagwaſſer machen können, oder wo er es ſonſt hernehmen wollen? Als er ſich nun merken läßt, daß er wiſſe, wo es ſeinem verliebten Töchterchen fehle: braucht er ferner keines Schlagwaſſers; ſondern ſie wacht plötzlich auf und ſpricht:

Ach! Herzens-Väterchen, ihr habt es recht getroffen.

Die Mutter ſchmählt auf ſie:

Du loſe Sack, daß dich das Hündchen biſſe ꝛc.

Die Tochter entſchuldigt ſich aber und ſagt:

Allein weil er (Eſau) kaum heimlich mich anrührte,
Und meine Seel aus meinem Leibe führte;

Gewann

I.

Umſtändliche Beſchreibung der höchſtmerkwürdigen Sonnenfinſterniß, welcher Geſtalt ſelbige Anno 1748, den 25 Julii, zu Elbing in Preußen, von M. Jacob Woyten, Prof. Ord. Mathem. des Elbingſchen Gymnaſii, in Geſellſchaft Herrn Johann Friedrich Endersch, iſt betrachtet worden.

Um bey Betrachtung dieſer ſo merkwürdigen Himmelsbegebenheit nichts zu verabſäumen, hatte ich im voraus die vornehmſten Umſtände derſelben, ſowohl aus Euſtachii Manfredi Ephemeriden, als auch durch eine orthographiſche Projection, auf den Elbingſchen Geſichtskreis beſtimmet, und folgendes herausgebracht.

Die vornehmſten Umſtände der Sonnenfinſterniß.	Nach Euſtachii Manfredi Ephemeriden.	Nach meiner Projection.
	Uhr M. S.	Uhr M. S.
Der Anfang.	10 38 26 Vorm.	10 47 30 Vorm.
Das Mittel.	12 20 26 Nachm.	12 26 45 Nachm.
Das Neue Licht.	12 38 26	12 29 59
Das Ende.	1 49 26	1 59 45
	St. M. ″	St. M. Sec.
Die ganze Dauer.	3 11 ″	3 12 15
	Zoll M.	Zoll M. ″
Die Größe der Verfinſterung	10 40 ″ ſüdlich.	10 42 ″ ſüdlich.
		Gr. M. ′
Der Ort des Eintritts in die Sonne.	″ ″ ″	52 35 ″ vom Zenith der Sonne.
Der Ort des Austritts aus der Sonne.	″ ″	84 10 ″ vom Nadir der Sonne.
Die Entfernung des Mittelpunktes des Mondes, von dem Mittelpunkte der Sonne, in der größten Verfinſterung.	″ ″ ″	″ ″. 30

Damit aber obgedachte orthographiſche Projection deſto gemeinnützіger würde, hat Herr Enderſch, auf mein Einrathen, ſelbige alſo eingerichtet, daß der Mond- und Sonnenteller ſich nach Belieben bewegen konnte. Zu dem Ende hat er die Stunden zwiſchen dem Anfange und Ende der Finſterniß, in dem ſüdlichen Theile des auf ein Brett entworfenen Erdtellers, in einem Zirkel verzeichnet, und ſolche in ihre gehörigen Minuten eingetheilet. In deſſen Mittelpunkt aber hat er einen beweglichen Zeiger feſt gemachet, welchen man auf einen beliebigen Zeitpunkt ſtellet, beweget ſich zugleich

gleich der Sonnen-Teller in seinem Tagezirkel, und der Mond-Teller in der Bahn seines Halbschattens, auf eben denselben Zeitpunkt: und haben alsdann beyde Scheiben eben dieselbe Stellung gegen einander, als die Sonne und der Mond zu eben derselben Zeit an dem Himmel. Es hat dieses besonders dazu gedienet, daß die anwesenden vornehmen Herrn Zuschauer einen überaus deutlichen Begriff von allen und jeden Umständen, dieser so sehenswürdigen Himmelsbegebenheit erhielten: wie sie denn auch insgesamt ihren Beyfall, und besondere Zufriedenheit hierüber bezeigten.

Die Betrachtung wurde in eines angesehenen Kaufmanns, Herrn Israel Poselgers, sehr bequem hierzu gelegenem Wohnhause veranstaltet, und daselbst einige Tage zuvor die Mittagslinie aufs sorgfältigste observiret, und approbiret; wie auch eine Perpendikeluhr, welche Minuten und Secunden zeiget, zwey bis drey Tage vorher nach dieser Mittagslinie eingerichtet.

Die Instrumente zu dieser Betrachtung waren, außer einem dreyschuhigen Quadranten, zweene sechzehnzollige Newtonianische Ferngläser, an deren einem die Machina helioscopica zur Betrachtung angemachet war, welche ich vormals in der Abhandlung vom Durchgange des Mercurius durch die Sonne ꝛc. umständlich beschrieben; noch eines von 4 Schuhen und dann ein vierschuhiges

gläſernes Seherohr, durch welches man das Sonnenbild auf einen Pappendeckel durchfallen ließ, um denen Herren Zuſchauern das Zu- und Abnehmen der Finſterniß zu zeigen: ohne daß man gehindert wurde, in der vorher gedachten Machina helioſcopica alles auf das ſorgfältigſte zu bemerken.

Da nun faſt die ganze Zeit über ein heller Himmel war, außer daß nach der Mitte der Finſterniß die Sonne ſich auf eine kurze Zeit unter Wolken verbarg: wurde aller Fleiß angewendet, nicht nur den Anfang, das Mittel und das Ende, ſondern auch verſchiedene ſo wohl zu- als abnehmende Zolle der Verfinſterung, theils auf dem Diſco obſervationis in der Machina; theils auch der Zeit nach zu bemerken, und zu gleicher Zeit die Höhe der Sonne mit dem Quadranten zu meſſen, um die Zeit darnach zu verbeſſern. Alles dieſes iſt mit mehrerm zu erſehen, zum Theil aus dem Diſco obſervationis, welchen ich in eben der Größe, als er in der Machina war, auf das ſorgfältigſte auf beyliegendem Papiere abgezeichnet, und die bemerkten Stücke fleißig eingetragen; zum theil aber aus nachfolgendem Täfelein: darinnen enthalten ſind,

Die

Die bemerkten Umstände der Sonnenfinsterniß im 1748. Jahre den 25 Julii zu Elbing.

Ordnung der bemerkten Umstände.	Die Zeit nach der Perpendikeluhr.	Die gemessenen Sonnenhöhen.	Die corrigirte Zeit.
	U. M. S.	° ′ ″	Uhr M. S.
Der Anfang.	10 51 44 Vorm.	52 59 6	10 51 13 Vorm.
Zunehmende Zolle. Der erste Zoll.	10 58 54	= = =	= = =
Der andere =	11 7 15	53 59 =	11 7 51
Der dritte =	11 15 30	54 24 30	11 16 37
Der vierte =	11 22 4	54 39 40	11 22 45
Der fünfte =	11 30 35	54 56 30	11 30 56
Der sechste =	11 38 25	55 11 30	11 38 37
Der neunte =	12 = 50 Nachm.	= = =	= = =
Das Mittel.	12 21 10	55 9 50	12 20 5 Nachm.
Abnehm. Zolle. Der dritte Zoll	12 40 20	= = =	= = =
Der neunte =	1 29 35	51 31 15	1 29 56
Der eilfte =	1 43 20	50 7 15	1 43 46
Das Ende.	1 49 30	49 28 30	1 50 29
	St. M. S.		St. M. S.
Die ganze Dauer.	2 59 46	= = =	2 59 16
Der Ort des Eintritts	51 Gr. 20 Min. vom Zenith der Sonne.		
Der Ort des Austritts	84 30 vom Nadir der Sonne.		
Die Größe der Verfinsterung.	10 Zoll 48 Min. südl. $\frac{900}{1385}$ des Sonnen-Durchmessers.		

Außer diesen Hauptumständen aber dieser Finsterniß, hat man auch nachfolgende besondere Anmerkungen bey dieser so merkwürdigen Himmelsbegebenheit gehabt.

Als man kurz vor dem Anfange der Finsterniß, das Sonnenbild durch das 4 schuhige Fernglas beschauete, stelleten sich in demselben sehr viele Flecken von verschiedener Größe dar, unter denen doch 3 oder 4, die übrigen an Größe weit übertrafen. Eben diese sind auch hernach in der Machina helio-

ſcopica auch noch nach dem Ende der Finſterniß bemerket worden: ja ſie wurden auch nach und nach von dem Monde bey der Verfinſterung verdecket, und rückten auch wieder aus dem Mondſchatten heraus.

Der Eintritt des Mondes in die Sonne, wurde zu allererſt auf dem Pappendeckel in dem gläſernen Seherohre, und unmittelbar hernach, auch in der Machina helioſcopica, um die in dem obigen Täfelein angegebene Zeit bemerket.

Sobald der Mondkörper nur einige wenige Zolle vor die Sonne getreten war, ſah man ſchon in der Machina um den Mond einen hellblauen Rand, mit etwas Röthe vermenget, welcher auch die ganze Zeit über geſehen wurde, als ſich der Mondſchatten in der Sonne verweilete. Eben derſelbe wurde auch durch das andere, 16 zollige, und durch das 4 ſchuhige Fernglas geſehen, doch mit dieſem Unterſcheide, daß derſelbe in dieſen beyden ſcharlachroth ausſah, welche Farbe aber von dem rothen Glaſe in dieſen Ferngläſern herrührete. Es iſt deſſen eigentliche Breite in dem Diſco obſervationis, durch den ſchmalen blauen Reifen um den Mond angedeutet.

Da die Finſterniß ihren höchſten Grad erlanget hatte, erblickte man die Venus zuerſt mit bloßen Augen, und beſtimmte ihre Höhe durch den Quadranten 39 Gr. 2 Min. Bald darauf ſuchte man ſie auch durch die beyden andern Ferngläſer auf. Da man ſie denn ſpitzig gehörnet und im Abnehmen beobachtete. Es war auch dieſer Irrſtern den bloßen

bloßen Augen nach ſichtbar, als die Sonne nur noch einige wenige Zolle verfinſtert war, und alſo faſt eine ganze Stunde. In dem 16zolligen Fernglaſe aber, zu dem jemand geſtellet wurde, der dieſen Stern nicht aus dem Tubo laſſen mußte, ſah man ihn, faſt bis zu Ende der Finſterniß.

Zu eben dieſer Zeit bemerkte man auch, daß der Schatten der Körper ſich durchgängig doppelt darſtellete, davon der eine etwas ſtärker, als der andere war. Ein ſehr werther Gönner, ſo dieſe Himmelsbegebenheit in ſeinem Garten betrachtet, berichtete mir den Tag darauf, daß er ein gleiches an dem Schatten von den Bäumen und Blättern angemerket, und fügte noch dieſes hinzu, daß er einige wenige Tropfen Thau auf den Blättern wahrgenommen. Ob die Urſache des doppelten Schattens in der Sonne, und in dem von der Sonne damals erleuchteten Dunſtkreiſe des Mondes, zu ſuchen ſey, überläßt man billig einer reifern Beurtheilung der Naturforſcher.

Wegen des Endes der Finſterniß iſt angemerket worden, daß durch das 4 ſchuhige Fernglas noch wohl 3 bis 4 Secunden der Mondſchatten an dem Rande der Sonne wahrgenommen wurde, da bereits in der Machina helioſcopica ſo wohl, als auch in dem andern 16zolligen Fernglaſe davon nichts mehr zu erkennen war.

Es iſt auch nicht gänzlich mit Stillſchweigen zu übergehen, wie ich bey Meſſung der Sonnenhöhen wahrgenommen habe, daß, wenn das Bild der Sonne durch das obere pinnacidium des Quadran-

ten

ten auf das untere durchfiel, worauf ein Stückchen weiß Papier aufgeklebet war, ich das Zu- und Abnehmen der Finsterniß, als in einer verfinsterten Kammer gar eigentlich erkennen konnte. Hätte ich im voraus darauf gedacht, so hätte ich sechs subtile concentrische Zirkel darauf verzeichnet, da denn so gar die Größe der Finsterniß auf diese Manier ziemlich genau hätte bestimmt werden können.

Kurze Beschreibung der Anno 1748. zwischen dem 8. und 9 August in der Nacht zu Elbing von M. Jacob Woyten Ord. Prof. Mathem. in Gesellschaft Herrn Joh. Friedr. Endersch betrachteten partialen Mondfinsterniß.

Ob wir uns wohl vorgenommen hatten, diese partiale Mondfinsterniß mit einer gleichen Sorgfalt zu betrachten: so unterbrach doch das Nachmittags den 8 Aug. einfallende und anhaltende Regenwetter unsern guten Vorsatz. Doch da es nach Sonnenuntergang schien, als ob die Wolken sich brechen wollten; schickten wir uns so gut, als wir in der Eile konnten, an, auch diese Himmelsbegebenheit nicht gänzlich unbetrachtet vorbey gehen zu lassen.

Wir bedienten uns hierzu eben desselben 16zolligen Fernglases mit der Machina helioscopica, welches wir zur Betrachtung der Sonnenfinsterniß gebrauchet; doch mit dieser merklichen Verbesserung, daß nämlich anstatt des Deckels ein mattgeschliffenes Glas, worauf der Mondteller, in seiner gehörigen Größe gerissen war, in dieselbe eingesetzet wurde: welches wir denn auch bey der Betrachtung weit

weit vortheilhafter befanden; über dieses aber noch ein anderes 16zolliges Newtonianisches Fernglas, um den ersten Eintritt des Erdschattens in den Mond nicht zu versäumen.

Es war zwar der Himmel die ganze Nacht hindurch voller Wolken: doch war er uns so viel günstig, daß der Mond bey dem Anfange, Mittel und Ende der Finsterniß, jederzeit auf eine kurze Weile aus den Wolken hervorbrechen konnte. Daher haben wir denn alle diese Stücke, nach einer mit der Sonne genau übereinstimmenden Perpendikeluhr aufs fleißigste bemerket: wegen angezeigter Ursache aber haben wir nicht einmal die Höhe eines Fixsterns, zur Corrigirung der Zeit messen können. Die bemerkten Stücke zeiget folgendes Täflein.

Die Atmosphäre der Erden trat in den Mond den 8 Aug.	11 Uhr	24 Min.	= Sec.
Der Anfang der eigentlichen Finsterniß war = = =	11	29	=
Das Mittel der gröſten Verfinsterung geschah den 9 Aug.	=	35	45
Das Ende der eigentlichen Finsterniß begab sich = = =	1	42	=
Die Atmosphäre der Erden trat aus dem Monde = = =	1	47	=
Die ganze Dauer der eigentlichen Verfinsterung belief sich auf = = .	2 St.	13 Min.	= Sec.
Die Zeit vom Eintritte bis zum Austritte der Atmosphäre war = =	2	23	=
Die Gröſe der Verfinsterung betrug	5 Zoll	28½ M.	südlich.

Nachdem ich einige Zeit hernach den Discum observationis ins reine gebracht, habe ich nachfolgende zur Theoria Solis gehörige Stücke heraus gebracht. Der

Gewann ich ihn so hertzlich lieb:
Den losen Hertzens Dieb!

Sind das nicht schöne Schäfer-Sitten vor das güldne Alter der Welt, und zwar in den Familien der Patriarchen?

In dem I Auftritte der andern Handlung reiset Jacob aus, und sagt:

Der Himmel weis wo meine Wohlfahrt blüht,
Wo meine Sonn im guten Zeichen scheinet.

War denn Jacob schon mit den zwölf himmlischen Zeichen bekannt, ja gar in der Astrologischen Schule gewesen, wo man die himmlischen Zeichen in gute und böse eintheilet? Hernach legt er sich zu Bette, und betet den Abendsegen: Zwar nicht aus Lutheri Catechismo, wie Hans Sachse die Kinder Adams den Glauben, die zehen Gebote und das Vater unser daraus herbeten läßt: Doch aber aus einem bekannten Abend-Liede, daß GOtt die Nachtgespenster zu vertreiben seine Himmelsfenster öffnen, und die Engel zu seinem Schutze herabschicken solle.

In dem dritten Auftritte kommt er zu Labans Schäfern, die ihn mit Hunden weghetzen wollen. Da aber der eine schreyt:

Huß, Huß, Kans, Huß, Huß, Huß.

So ruft der andere:

Hund, toller Tülps! zurücke,
Du dummes wildes Stücke
O Mops du dummer Thor,
Was giebest du vor Händel vor,
Es sind wohl Tölpel, grobe Bauren,
Die fremde Leute so anlauren.

Das letzte ist ein wahres Urtheil, denn in der That sind dieses keine höfliche Schäfer, ob sie gleich Corydon,

Meli-

Der Durchmeſſer der Sonne in Theilen eines Grades im Aequator aus eigener Erfahrung, kurz vor dem Antritte der Finſterniß und den folgenden Tag	31 Min.	34 Sec.	= 1000	Theilen eines Meßſtabes
Der Durchmeſſer des Mondes in Theilen ſeines Grades.	29	43	= 940	Theilen eines Sonnendurchmeſſers.
Der hellblaue Rand in dem Monde	″	15	= 8	″ ″ ″
Die Entfernung des Mittelpunkts des Mondes von dem Mittelpunkte der Sonne in der gröſten Verfinſterung.	2	15	= 55	″ ″ ″

Wenn man nun dasjenige, was aus Betrachtung dieſer Sonnenfinſterniß in dieſer Beſchreibung iſt angemerket worden, mit denen im Anfange dieſer Abhandlung beygebrachten Vorherbeſtimmungen vergleichet, ſo wird man ſehen, ſowohl wie weit beyde von einander unterſchieden ſind, als auch, welche von den beyden Vorherbeſtimmungen, mit der wirklichen Erſcheinung dieſer Finſterniß, am nächſten zugetroffen.

Gott laſſe indeſſen auch hiedurch ſeine Ehre noch mehr vermehret werden.

II.

Anfrage an die Schrift- und Vernunftgelehrten, über das Wesen der Ewigkeit Gottes.

Meine Schrift- und Vernunftgelehrte Herren.

§. 1.

Schrift und Vernunft legen Gott eine Ewigkeit bey: denn beyde sagen, daß Gott keinen Anfang gehabt, beständig da sey, und niemals aufhören werde, da zu seyn. Dieß ist leicht. Aber schwerer ists, wenn man in das Wesen dieser Ewigkeit hinein schauen will. Vergönnen sie mir daher, meine Herren, daß ich hier einen Blick in diese Tiefe Gottes thue, und mir ausbitte, meine Begleiter und Führer zu werden. Allein wird es nicht nöthig seyn, daß wir zuvor überhaupt in das Wesen der Ewigkeit und der Zeit, so man ihr an die Seite setzt, hinein sehen, und nachher uns zum ewigen Gott nahen?

§. 2. Was ist die Zeit? Ohne allen Zweifel die Dauer der Dinge. Denn man fragt wohl: Wie lange hat das gedauret? das heißt: Wie viele Zeit ist darüber verflossen? Man hat daher Maaßstäbe der Zeit gemacht, die Dauer der Dinge abzumessen. Man hat den Tag in Stunden und Minuten zerlegt, und Wochen, Monate und Jahre gemacht. Diese Zeitmaaße folgen auf einander, und nach ihnen bestimmt man die Dauer der Dinge, oder die Länge der Zeit.

§. 3. Was ist nun wohl die Ewigkeit? Man pfleget wohl zu sagen; das dauret ja ewig, wenn man sagen will, die Sache nehme kein Ende: man pflegt auch zu sagen: das ist von ewigen Zeiten also gewesen; das heißt, die Gewohnheit habe schon so lange gedauret, daß man den Anfang derselben nicht mehr wisse. Die Ewigkeit besteht also in der stets fortgesetzten Dauer einer Sache. In der Zeit folgt ein Zeitmaaß nach dem andern, und nach diesem Zeitmaaße werden die Längen der Zeiten ausgemessen. Die Ewigkeit ist also der Zeit darinn ähnlich, daß in beyden ein Zeitmaaß nach dem andern folgt; aber darinn ist die Ewigkeit von der Zeit unterschieden, daß in der Zeit die Zeitmaaßen können gezählet werden: aber in der Ewigkeit laufen diese Zeitmaaßen beständig fort. Weil nun die Ewigkeit nicht nach Millionen Jahren kann ausgemessen werden, so könnte man die Ewigkeit den Inbegriff aller möglichen Zeiten nennen.

§. 4. Wir müssen also, meine Herren, wenn wir unsern Gott in seiner Ewigkeit betrachten, demselben eine Dauer, und zwar eine stets fortlaufende Dauer, die nichts vom Anfange und nichts vom Ende weis, beylegen. Ist aber Gott ewig, so ist auch eine jede seiner Eigenschaften ewig. Das heißt, Gott hat nie einen Anfang gemacht, sich nach seinen Eigenschaften zu bemühen, sie steigen und fallen nicht, wie bey Menschen. Sie bleiben immer in einer Größe. Sie nehmen kein Ende. Mit wenigen: es ist eine stets fortgesetzte Dauer seiner Eigenschaften. Wir sagen daher gar recht,

meine

meine Herren: Gott iſt auf einmal, was er iſt, Gott iſt auf einmal Gott, Gott iſt beſtändig Gott, d. i. der Vollkommene.

§. 5. Allein meine Herren, ſollte in Gott gar keine Zeit ſeyn? Und ſollte in und vor Gott nichts auf einander folgen? Sie gönnen mir meine Frage, und hören die Antworten, die ich mir gebe.

§. 6. Das Weſen der Dinge, oder dasjenige, was da eigentlich ausmacht, daß ein Ding das ſey, was es iſt, iſt unveränderlich, weil ſonſt ein Ding aufhören würde, eben daſſelbe Ding zu ſeyn. Und der erſte Grund von allem, was wahr iſt, würde umgeriſſen werden, nämlich daß ein Ding zugleich ſeyn, und nicht ſeyn könne. Nun beſteht das Weſen der Ewigkeit in einer keinen Anfang nehmenden, ſtets fortlaufenden und nie zum Ende kommenden Dauer. Es folget in der Ewigkeit ohne Aufhören ein Zeitmaaß auf das andere. In der Ewigkeit iſt ein Zuſammenfluß aller möglichen Zeiten. Soll daher Gott ewig ſeyn, wie er wirklich iſt, ſo muß ſeine Ewigkeit auch das Weſen oder die Geſtalt der Ewigkeit haben. Gott muß eine ſtets fortlaufende Dauer an ſich haben, eine Dauer, an der man nirgends ein Ende ſieht, in der immerhin ein Zeitmaaß auf das andere folget, in der alle mögliche Zeiten zuſammen fließen. Kann gleich die Dauer Gottes nicht nach Zeitenmaaßen ausgemeſſen werden, ſo ſind doch in ihm alle Zeiten. Iſt Gott heute in einer Million Jahre, ſo iſt er bereits vorher unendliche Millionen Jahre da geweſen, und wird künftig eben ſo lange da ſeyn.

Ist heute ein Tag, da er allwissend, allmächtig, heilig und gerecht, so ist er eben das gestern gewesen, und muß es auch morgen seyn. Ja Gott wird immer älter in Ansehung des verflossenen Tages. Es folgt in Gott eine Zeit auf die andere. Aber in Ansehung seines Wesens und seiner Eigenschaften folgt stets einerley, weil er auf einmal ist, was er ist.

§. 7. Den andern Beweis geben uns, meine Herren, die Werke Gottes. Gott hat die Welt erschaffen, Gott hat seinen Sohn zum Erlöser auf unsere Erde geschenkt, Gott wird künftig ein Ende mit unserer Erde machen. Nun läuft es gegen das Wesen dessen, was vergangen und künftig ist, daß das Vergangene noch nicht vergangen, und das Künftige nicht künftig sey. Daher muß in Gott eine verflossene und künftige Zeit seyn. Es muß in Gott eine Zeit gewesen seyn, darinn er die Welt noch nicht erschaffen, und sein Kind noch nicht abgeschickt hatte. Oder man muß sagen, daß er diese bereits gemachte Welt immerhin schaffe, und seinen Sohn immerhin sende. Gott ist zwar auf einmal, was er ist; aber er thut nicht auf einmal, was er thut.

§. 8. Den dritten Beweis nehme ich daher, daß vor Gott Zeiten sind, oder daß vor den Augen Gottes, auf unserer Erde eine Zeit auf die andere folge. Und daher mache ich den Schluß, daß zugleich in Gott, eben diese Zeiten auf einander mit folgen. Denn wenn ich sehe, wie die Tage eines andern dahin fließen, so fließen eben diese Tage auch

bey

bey mir dahin. Ich muß dieß deutlicher ausdrücken. Gott hat nach seiner Allwissenheit alle mögliche Begebenheiten unserer Erde gesehen, ehe eine von denselben da war; und zugleich hat er die Folgen und Dauren derselben lange vorher durchgeschauet. Als nun diese vorhergesehene Begebenheiten sich wirklich zutrugen, so mußte er zugleich ihre Dauren und Folgen sehen, das heißt, er mußte die Zeiten auf Erden wahrnehmen. Eben jetzo sieht er, wie viele von seinen vorhergesehenen Begebenheiten verflossen sind, und noch künftig folgen werden. Eben jetzo sieht er, welche Dauren jene gehabt haben, und diese künftig haben werden. Es folget eine Begebenheit auf die andere. Dieß sieht Gott, und so muß die Zeit, die jetzo mit diesen Begebenheiten dahin fließt, auch in ihm anzutreffen seyn. Folglich ist in Gott ein gedoppeltes Erkenntniß der Begebenheiten der Erden. Das erste, da er dieselben vorher gesehen, und das andere, da er eine jede in ihrer Erfüllung sieht.

§. 9. Die Vernunft, meine Herren, sieht also in und vor Gott, Dauren und Folgen der Zeiten: und ich finde auch in Gott nichts, daß nicht mit diesem Urtheile der Vernunft bestehen könne. Gottes Wesen und Eigenschaften bleiben dabey, was sie sind. Man kann es nimmermehr eine Unvollkommenheit Gottes nennen, daß in und vor ihm eine Folge der Zeiten anzutreffen ist: denn so müßte das auch auf Erden am Menschen eine Unvollkommenheit seyn, daß ein Heute nicht zugleich ein Gestern oder ein Morgen ist.

§. 10. Ich sehe hier einen Einwurf; einen Einwurf den man mit Stellen der heiligen Schrift bestärket. Ist bey Gott eine Folge der Zeiten, so wird er immer etwas, das er vorher nicht gewesen. Ich bitte, man übereile sich nicht im Schließen. Ich habe schon gesagt, daß Gott nach seiner Ewigkeit an Wesen, und Eigenschaften stets einerley sey: Ich sage nur, daß in diesem Wesen und in diesen Eigenschaften eine beständig fortlaufende Dauer sey; daß darinn unaufhörlich eine Million Jahre auf die andere folge. Die Million Jahre, in der er jetzo ist, ist er in der nächst vorhergehenden nicht gewesen. Ich sage nur, daß Gott morgen eine Begebenheit, als eine vollendete Begebenheit auf unserer Erde wahrnehmen werde, die er heute erst, als eine künftige Begebenheit auf morgen vorher sieht.

§. 11. Ich will ihnen auch die Stellen der Schrift darlegen und sie beantworten; Stellen, darinn Gott ein unveränderliches Wesen beygelegt wird. David bethet Ps. 102, 28. **Du bleibest wie du bist.** Eben dieß bethe ich auch zu meinem Gott. Ich bethe aber auch das, was gleich darauf folget: **Und deine Jahre nehmen kein Ende.** Freylich bleibt Gott an Wesen und Eigenschaften, was er einmal ist, ohne alle Veränderungen. Ja auch seine Ewigkeit bleibt unveränderlich, und wird nie in eine Zeit verwandelt. Seine Jahre nehmen kein Ende. Man ergreift auch des Jacobus Ausspruch: Cap. 1, 17: **Bey Gott ist keine Veränderung.** Eben das behaupte ich auch. Aber ich erkläre diese Veränderung, wie der Apostel vom Wechsel des Lichts

und der Finsterniß. Denn Gott kann unmöglich heute gute Gaben und morgen böse Gaben geben.

§. 12. Vielmehr stimmt die heilige Schrift, meine Herren, mit der Vernunft überein, weil sie in und vor Gott gewisse Zeiten bestimmt. David bethet: Deine Jahre währen für und für. Muß denn in Gott kein Währen, müssen kein Dauren, keine Jahre, keine Zeiten in Gott seyn? Im alten und neuen Testamente liest man, daß tausend Jahre vor Gott wie ein Tag sind. Wie kann diese Vergleichung statt finden, wenn Gott diese Zeitmaaße von Tagen und tausend Jahren nicht vor seinen Augen hätte? Im Zusammenhange der Rede bedeuten diese Worte so viel, daß es Gott einerley Arbeit sey, er sorge einen Tag, oder tausend Jahre.

§. 13. Was kann nun ein Mensch, meine Herren, der Vernunft und Schrift zu Führern nimmt, anders sagen, als daß in der Ewigkeit Gottes eine wirkliche Folge der Zeiten anzutreffen sey? Ich habe lieber diesen beyden Augen folgen, als viele Schriften von der Ewigkeit Gottes lesen wollen, in welchen ohne Zweifel viel Gutes anzutreffen ist. Irre ich, so halten sie meinen Irrthum für eine spekulative Sünde, die nicht gegen den seligmachenden Glauben begangen worden. Ich habe sie befragt, um mich belehren zu lassen, daher werde ich auch allein Geduld gegebene Unterweisung annehmen.

Ich bin

Meine Schrift- und Vernunftgelehrte Herren,

den 13 Aug. 1749.

Ihr folgsamer.

Postscript:

§. 14. Noch einen Beweis, daß in der Ewigkeit Gottes Dauren und Folgen anzutreffen sind. In Jesu war die menschliche und göttliche Natur aufs genaueste verbunden, gleich wie es noch jetzo eben also ist. Dieser Jesus lebte eine gewisse Anzahl von Jahren auf Erden: folglich hat die Gottheit, die in Jesu wohnete, zugleich mit seiner Menschheit eben die Anzahl Jahre zugebracht. Folglich müssen in Gott Dauren und Zeiten seyn.

§. 15. Ich habe noch Lust, Gelegenheit und Zeit gehabt, gelehrter Männer Schriften durchzublättern, in welchen ich Erklärungen der Ewigkeit Gottes vermuthete. In denselben finde ich, daß ich zu denjenigen gehöre, die eine aeternitatem successivam glauben, und zwar nicht zu den Socinianern und einigen neuen Arminianern, die sehr hart reden, sondern zu dem gelindern und vollkommenern Haufen. Ich finde, daß sonderlich der Engelländer Samuel Clark diese Meynung gehabt habe.

§. 16. Ich finde in diesen Schriften den Einwurf, daß die Unveränderlichkeit Gottes wegfalle, wenn in der Ewigkeit Gottes eine Folge der Zeit wäre. Ich habe aber schon angeführet, daß Gottes Wesen und Eigenschaften sich allezeit gleich bleiben, daß aber zugleich, eben aus dieser ewigen Gleichheit folge, daß in Gott eine Fortdauer sey. Es besteht die Ewigkeit Gottes in Ansehung seines Wesens und seiner Eigenschaften aus einer stets fortdaurenden Reihe von Einheiten, da die Einheiten die ewige Gleichheit der Vollkommenheiten Gottes,

und die stets fortlaufende Reihe, die Ewigkeit Gottes andeutet.

§. 17. Ich finde in eben den Schriften, daß die Zeit erst mit der Welt angefangen, daß daher vorher keine Zeit gewesen sey, daß folglich in Gott, der vorher gewesen, keine Zeit seyn könne. Wie will man aber beweisen, daß die Zeit erst mit der Welt den Anfang genommen habe? Mit der Schöpfung der Welt nahm die Zeit der Welt, und nicht die Zeit selbst ihren Anfang. Sempronius ist gestern gebohren worden, und mit gestern geht seine Zeit an. Ist daher vor ihm bey seinem Vater keine Zeit gewesen?

§. 18. Ich finde in eben den Schriften, daß man diese Folgen mache: Die Zeit ist die Dauer der auf einander folgenden Dinge. Die Folge der Dinge auf einander ist zufällig. Daher ist die Zeit zufällig. In Gott ist nichts zufälliges, daher kann in Gott keine Zeit seyn. Nur weg mit diesen Folgen! Denn das erste Glied tauget nicht. Die Zeit ist nicht die Dauer der auf einander folgenden Dinge, sondern die Dauer der Dinge, sowohl abwechselnder Dinge, als derjenigen Dinge, die lang oder kurz einerley bleiben. Der Tisch, an dem ich hier schreibe, ist bereits von meinem Großvater gebraucht worden. Es sind in ihm keine Abwechselungen vorgegangen, daher könnte ich ihm keine Zeit, keine Dauer, kein Alter beylegen. Und doch möchte er leicht funfzig Jahr alt seyn.

Gehöret also zum Wesen der Zeit nichts abwechselndes, so gehöret zu diesem Wesen auch nicht das

Mellbous und Mopsus heissen, und also Griechischer Ankunft seyn müssen: Wo man denn abermals nicht wissen kan, wie diese Leute nach Mesopotamien gekommen? Nun fällt Corydon gar mit der Thüre ins Haus:

Hör, Tölpel Mops, mit deinem Bauren-Schilde,
Was machest du vor Schimpf der Schäfer-Gilde?
Der gute Mann ist auch ein Schaafgelehrter,
Und besser wohl als mancher Weltverkehrter.
Die Pfaffen und die Advocaten
Die fressen Schaaf und Hammelbraten,
Die Aerzte scheren uns ums Geld,
Wenn unser eins ins Fieber fällt.

Nun weis man warlich nicht mehr wo man ist; in Canaan oder in Quedlinburg. Denn daß man zu Zeiten der Patriarchen Pfaffen, Advocaten und Aerzte, das ist alle drey Facultäten so wohl besetzt gehabt habe, wird sich wohl noch niemand haben träumen lassen. Sonst aber sollte man denken, das wären nur Bauer-Caressen, die sie einander sagten. Allein Laban, als der Herr, versteht die Sprache auch. Denn als Jacob zu ihm ins Haus kommt, ruft er zum Bedienten gleich: **Mops, Bengel!** Rahel aber, die ihn besänftigen will, klopfet ihm auf die Schultern, und befiehlt Stühle herein zu bringen: Gerade, als wenn die Morgenländer dergleichen jemals gebraucht hätten.

Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich so fortfahren und alles ungereimte von dieser Art anmerken wollte: Nur noch ein paar Proben von der gröbsten Unwahrscheinlichkeit. Im sechsten Auftritte der dritten Handlung verspricht Jehova der Lea einen Sohn. Sie dankt dafür, und geht ab. Man singt

Zufällige. Und folglich sind auch die übrigen Glieder dieser Folgen getrennet.

Ich bin abermal

den 12 Sept. 1749.

Ihr Lehrbegieriger.

* *

III.

Extrait d'un Traité demonstrativ de la Quadrature du Cercle et de la Duplication du Cube, contenant des Principes nouveaux par M*** A la Haye 1748.

D. i.

Auszug eines demonstrativen Tractats, von der Vierung des Zirkels, und der Verdoppelung des Würfels, aus ganz neuen Gründen ꝛc. in groß 4. 26 Seiten mit vielen Figuren und Tabellen.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift gehört unter die Zahl derjenigen eifrigen Nachforscher der Wahrheit, die sich durch oft mislungene Versuche andrer Gelehrten nicht abschrecken lassen, einer an sich schweren Sache ferner nachzujagen. Ja vieleicht hat eben das, was andre von einer so verzweifelten Unternehmung abschrecken kann, und oft abgeschrecket hat, ihn nur destomehr angespornet. Er hat zweifelsfrey gedacht:

Magnum opus aggredior, sed dat mihi gloria vires.

Wie man nun diese Gemüthsart an einem Gelehrten nicht zu misbilligen Ursache hat: also muß man

sie

ſie auch an ihm nicht nieder ſchlagen: geſetzt, daß er ſeinen Kräften zuviel zugetrauet, und ſich an etwas unmögliches gewaget hätte. Bey großen Unternehmungen iſt auch der Wille ſchon zu loben: denn oft geſchieht es, daß man auf dem Wege nach einer großen Erfindung, von ohngefähr etwas anders erfindet, das man nicht geſuchet hätte: ſo wie oft ein Jäger, auf der Hirſchjagd, zufälligerweiſe, irgend einen Haſen ſchießt, der ihn, wegen des ihm entgangenen größern Wildprâts einigermaßen tröſtet.

In der kurzen Nachricht, die der Verfaſſer ſeiner Schrift vorzuſetzen für gut gefunden, ſagt er nur, daß er anfangs Willens geweſen, dem Leſer nicht nur ſeine Erfindungen, ſondern auch alle ſeine Rechnungen, wodurch er ſie erhärten können, vorzulegen. Allein die Weitläuftigkeit derſelben hat ihn abgeſchrecket; und er glaubt, daß die Richtigkeit ſeiner Entdeckung ſchon ſattſam durch die arithmetiſche Progreſſion erwieſen werden könne, da er von dem Verhältniſſe des Archimedes, (wo ſich der Umfang des Zirkels zu ſeinem Durchmeſſer wie 21¾ zu 7. verhält) an welchem er angefangen, bis auf das allergenaueſte Verhältniß derſelben fortgeſchritten: welches er, dem Himmel ſey Dank! wie er ſchreibt, zu erfinden das Glück gehabt. Wenn aber der Beyfall der gelehrten Welt ihn aufmuntern ſollte, ſo will er auch alle ſeine Rechnungen, wodurch er die Wahrheit aus ihrer Dunkelheit ans helle Licht gebracht, noch bekannt machen.

Die rechte Vorrede iſt auch nicht lang, und folgendes Inhalts. Die bisherigen vergeblichen

Versuche, von der Vierung des Zirkels, hätten die Unmöglichkeit dieser Sache so sehr ins Geschrey gebracht; obgleich diese Figur die allereinfacheste in der ganzen Meßkunst wäre; daß man sich allen Pfeilen der Vorurtheile bloß stellen müßte, wenn man sich des Geheimnisses rühmen wollte, die Fläche eines Zirkels in den geradlinigten Umfang eines Viereckes zu bringen. Indessen scheue er sich doch nicht, die vollkommene Auflösung dieser Aufgabe der Welt anzukündigen; weil er die Hoffnung habe, ein handgreiflicher Beweis werde die Vorurtheile endlich zerstreuen. Es sey nicht zu bewundern, daß die Unmöglichkeit der Sache so viel Glauben gefunden. Sie sey auf starke Wahrscheinlichkeiten gegründet gewesen. Allein demonstrirt habe man es noch niemals: daß der Umfang und Durchmesser eines Zirkels incommensurabel wären.

Diese Betrachtung und die Erfindung einer sehr einfachen Regel habe ihn bewogen, die Hand ans Werk zu legen. Dieses ist in zwey Theile gesondert. Der erste giebt einen Versuch der erfundenen Regel, wodurch er sich den Weg zu dem Hauptwerke gebahnet. Er zeiget erstlich aus der Vergleichung der beyden archimedischen Verhältnisse, daß in der ersten wie $21\frac{7}{71}$: 7. das erste Glied etwas zu klein; in der andern aber, wie 22 : 7 das erste etwas zu groß sey. Eben so verhalte sichs mit den Verhältnissen, die Hadrian Metius angegeben; wo sich der Umfang des Zirkels wie $21\frac{3}{4}\frac{3}{4}$ zu 7. oder wie $21\frac{4}{7}\frac{4}{3}$ zu 7. verhalten soll. Denn auch hier ist das eine Vorderglied zu klein, und das andre

dre etwas zu groß. Ferner zeiget er hier, wie er ſich dem Verhältniſſe Ludolfs von Cöln, Hugens und des Lagny genähert; aber auch zugleich dem wahrhaften Verhältniſſe näher getreten ſey.

Der zweyte Theil enthält 1) die Entdeckung des genauen Verhältniſſes durch einen Kunſtgriff, ohne welchen er ſelbſt durch Rechnungen nicht, es wäre denn durch einen blinden Zufall, auf die genaue Verhältniß hätte kommen können. Denn er hat damals noch keinen andern Wegweiſer gehabt, als Ludolphs Verhältniſſe; die zwar von vielen mit Recht für unrichtig erkläret worden, doch aber die beſten Annäherungen ſind, die man von der Sache hätte. 2) Die genaue Abmeſſung der Entfernungen, die zwiſchen des Archimedes, Metius, Ptolomäus, Verhältniſſen ſich findet, die Verhältniß von 3141: 1000, des Herrn Baſſelius Verhältniß, Ludolphs, Hugens, und des Lagny ſeine, und endlich das genaue Verhältniß ſelbſt, mit dem Beweiſe, daß dieſes letzte zwiſchen den Gränzen des Archimedes und Metius, inne liegt. 3) Die neue Entdeckung des genauen Verhältniſſes, in der natürlichen Ordnung der Rechnungen nach der neuen Regel, d. i. durch arithmetiſche Progreſſionen, die theils auf, theils herab ſteigen. 4) Die arithmetiſchen, geometriſchen und bloß vernünftigen Beweiſe, dieſer Auflöſung, und die beſondern Gründe, wodurch die Commenſurabilität des Zirkels mit ſeinem Durchmeſſer erwieſen wird.

Den Schluß des Werkes machen 1) die Rechnungen, die ihm die 42 erſten Verhältniſſe von den

zogen gegeben haben, welche sich zwischen den beyden arithmetischen Verhältnissen, befinden. 2) Die Liste der 22 gleichen Verhältnisse, aus welchen so viele Vierecke entstehen, die eben so viel Zirkeln, eins gegen eins gehalten, gleich sind. 3) Endlich ein genauer Entwurf aller der Wege, die der Verfasser durchlaufen hat, die Wahrheit in dem Mittelpunkte desjenigen Labyrinthes zu erhaschen, wo sie wohnete. Hier hat er sorgfältig alle die Schranken angemerket, wo die Verhältnisse der berühmtesten Meßkünstler **Archimedes Metius, Ptolomäus, Ludolph, Hugens, Lagny** und der Urheber des Verhältnisses, wie 3141 zu 1000 sich anheben und endigen: wobey man auch sehen wird, welch einen Weg dieselben noch hätten zurück legen müssen, ehe sie bis zum gewünschten Ziele hätten gelangen können.

Endlich giebt er auch nach der Quadratur des Zirkels, auch die Auflösung von der Verdoppelung des Würfels, darüber sich die berühmtesten Leute aller Zeiten vergeblich die Köpfe zerbrochen haben. Er will die Vortheile, die aus der Auflösung dieser Aufgabe entsprießen, nicht weitläuftig erzählen. Die Meister in der Kunst sehen zur Gnüge, daß sie in der Sternwissenschaft, sphärischen Trigonometrie, Geographie, Hydrographie diejenige Vollkommenheit zuwege bringen würde, die diesen Wissenschaften noch fehlen; Ja daß sie Mittel geben würde, den Kegel, die Kugel, die Walze, die Ellipsis, und alle reifenartige Körper, mit der größten Genauigkeit auszumessen.

Wir

Wir glauben, daß wir von einer Schrift genug geſagt haben, die ſich nach ihrem wahren Inhalte ſchwerlich ins Kurze bringen läßt; wo man nicht hier und da ein Stück ausſchreiben, oder überſetzen will: es wäre denn, daß wir eine genaue Prüfung der vorgeblichen Erfindung unternehmen wollten. Doch dieſe iſt das Werk einer ſolchen Monatſchrift nicht, als dieſe iſt. Wir würden nämlich den wenigſten unſrer Leſer einen Gefallen thun, wenn wir eine Menge von Rechnungen hieher ſetzen wollten, die von hunderten kaum einer verſtehen, oder anſehen würde. Alles, was wir noch thun können, um den Kennern dieſer Materie, eine nähere Einſicht in die Erfindung ſelbſt zu geben, iſt dieſes, daß wir die Annäherungstabelle mittheilen, die der Verfaſſer am Ende ſeines Tractats gegeben hat. Hieraus werden ſie unſchwer, theils die Methode des Erfinders, theils den Grund und Ungrund ſeines Vorgebens, einſehen können, daß er die wahre, und genaue Quadratur des Zirkels erfunden habe. Wir wollen nämlich auf keine Weiſe die Gewähr leiſten, daß er nunmehr der vollkommene Erfinder der Quadratur ſey; ſondern laſſen es der Prüfung der Kenner und Liebhaber noch ferner ausgeſetzt, ob er es getroffen habe, oder nicht. Wenigſtens dünkt uns, daß er nicht mit ungewaſchenen Händen zu Werke gegangen; ſondern eine ſattſame Einſicht, ſowohl von der Schwierigkeit der Sache, als von den Bemühungen und der Geſchicklichkeit ſeiner Vorgänger gehabt habe. Iſt es ihm alſo nicht völlig gelungen, ſo wird doch nicht

gar

gar viel daran fehlen; und wenigstens würde er bey einem kleinem Verſehen doch verdienen, mit aller Sanftmuth zurechte gewieſen zu werden. Die Annäherungs-Tafel aber iſt folgende:

Tafel der Verhältniſſe,
in auf- und abſteigenden
arithmetiſchen Progreſſionen,
die zu der
genaueſten Beſtimmung des Verhältniſſes, zwiſchen dem Umfange und Durchmeſſer eines Zirkels führen.

Wie	21 $\frac{70}{71}$	zu	7	Des Archimedes erſte Gränze.	23 wie	21 $\frac{23}{24}$	zu	7
—	1 21 $\frac{71}{72}$	—	7		24 —	$\frac{24}{25}$	—	*
—	2 — $\frac{72}{73}$	—	7		25 —	$\frac{25}{26}$	—	*
—	3 — $\frac{73}{74}$	—	7		26 —	$\frac{26}{27}$	—	*
—	4 — $\frac{74}{75}$	—	*		27 —	$\frac{27}{28}$	—	*
—	5 — $\frac{75}{76}$	—	*	Hieher kömt das Verhältniß von 3141 zu 1000.	28 —	$\frac{28}{29}$	—	*
—	6 — $\frac{76}{77}$	—	*		29 —	$\frac{29}{30}$	—	*
—	7 — $\frac{77}{78}$	—	*		30 —	$\frac{30}{31}$	—	*
—	8 — $\frac{78}{79}$	—	*		31 —	$\frac{31}{32}$	—	*
—	9 — $\frac{79}{80}$	—	*		32 —	$\frac{32}{33}$	—	*
—10	— $\frac{80}{81}$	—	*		33 —	$\frac{33}{34}$	—	*
—11	— $\frac{81}{82}$	—	*		34 —	$\frac{34}{35}$	—	*
—12	— $\frac{82}{83}$	—	*		35 —	$\frac{35}{36}$	—	*
—13	— $\frac{83}{84}$	—	*		36 —	$\frac{36}{37}$	—	*
—14	— $\frac{84}{85}$	—	*		37 —	$\frac{37}{38}$	—	*
—15	— $\frac{85}{86}$	—	*		38 —	$\frac{38}{39}$	—	*
—16	— $\frac{86}{87}$	—	*		39 —	$\frac{39}{40}$	—	*
—17	— $\frac{87}{88}$	—	*		40 —	$\frac{40}{41}$	—	*
—18	— $\frac{88}{89}$	—	*		41 —	$\frac{41}{42}$	—	* Erſte Gränze des Metius.
—19	— $\frac{89}{90}$	—	*					* * * NB. von hier an iſt die erſte Zahl zu groß.
—20	— $\frac{90}{91}$	—	*		42 —	$\frac{42}{43}$	—	*
—21	— $\frac{91}{92}$	—	*		43 —	$\frac{43}{44}$	—	*
—22	— $\frac{92}{93}$	—	*		44 —	$\frac{44}{45}$	—	*

45 Wie 21 $\frac{113}{120}$ zu 7
46 — $\frac{114}{121}$ — *
47 — $\frac{115}{122}$ — *
48 — $\frac{116}{123}$ — *
49 — $\frac{117}{124}$ — * Ptolomäus.
50 — $\frac{118}{125}$ — *
51 — $\frac{119}{126}$ — *
52 — $\frac{120}{127}$ — *
53 — $\frac{121}{128}$ — *
54 — $\frac{122}{129}$ — *
55 — $\frac{123}{130}$ — *
56 — $\frac{124}{131}$ — *
57 — $\frac{125}{132}$ — *
58 Wie 21 $\frac{126}{133}$ zu 7
59 — $\frac{127}{134}$ — *
60 — $\frac{128}{135}$ — *
61 — $\frac{129}{136}$ — *
62 — $\frac{130}{137}$ — *
63 — $\frac{131}{138}$ — *
64 — $\frac{132}{139}$ — *
65 — $\frac{133}{140}$ — *
66 — $\frac{134}{141}$ — *
67 — $\frac{135}{142}$ — *
68 — $\frac{136}{143}$ — *
69 — $\frac{137}{144}$ — *
70 — $\frac{138}{145}$ — * Hn. Baſſelins Verhältniß.

Dieß iſt die letzte Gränze des groſſen archimediſchen Verhältniſſes, wie 22 zu 7.

Auf gleiche Weiſe nun ſtellt der Herr Verfaſſer auch des Metius gröſtes und kleinſtes Verhältniß in einer arithmetiſchen Progreſſion vor, welches aber aus viel gröſſern Zahlen in Brüchen beſteht, und zu Erſparung des Raumes von uns übergangen wird. Wir merken nur an, daß der Verfaſſer bey dem 36ſten Gliede dieſer Progreſſion, wie $21\frac{143}{150}$ zu 7. ſeine eigene rückgängige Progreſſion eingeſchaltet, oder an die Seite geſetzet, die von 36 bis 1 zurück geht, und hier das Verhältniß wie $21\frac{1086}{1151}$ zu 7. doch noch für zu groß angiebt, als daß es genau das wahre wäre.

Darauf verwandelt er die Brüche aller dieſer Verhältniſſe in ganze Zahlen: welche abermal unſer Raum nicht leidet herzuſetzen. Wir wollen alſo lieber, als eine Frucht ſeiner Erfindungen eine Liſte von etlichen gleichen Verhältniſſen mittheilen, wo nach der Regel detri, eine jede ein Viereck giebt,

welches einem Zirkel vollkommen gleich iſt. Die allgemeine Verhältniß iſt angegeben wie 214,036,900 : 672,416,761. Nach dieſem hat er zwey und zwanzig ſolche quadrirte Zirkel angegeben: wir wollen uns aber an zehnen begnügen laſſen, deren Zahlen folgende ſind:

1 :: 3 + $\frac{30306061}{214036900}$ = 214036900 zu 672416761

2 :: 6 + $\frac{60612122}{\cdots\cdots}$ = 428073800 zu 1344833522

3 :: 9 + $\frac{90918183}{\cdots\cdots}$ = 642110700 zu 2017250283

4 :: 12 + $\frac{121224244}{\cdots\cdots}$ = 856147600 zu 2689667044

5 :: 15 + $\frac{151530305}{\cdots\cdots}$ = 1070184500 zu 3362083805

6 :: 18 + $\frac{181836366}{\cdots\cdots}$ = 1284221400 zu 4034500566

7 :: 21 + $\frac{122142427}{\cdots\cdots}$ = 1498258300 zu 4706917327

8 :: 24 + $\frac{28411588}{\cdots\cdots}$ = 1712295200 zu 5379334088

9 :: 27 + $\frac{58717649}{\cdots\cdots}$ = 1926332100 zu 6051750849

10 :: 30 + $\frac{89023710}{\cdots\cdots}$ = 2140369000 zu 6724167610 u. ſ. w.

Uebrigens wollen wir von dem geometriſchen Beweiſe des Verfaſſers nur ſo viel anmerken, daß er eben ſo, wie andre Meßkünſtler, den Zirkel als ein Polygon von unendlichen Seiten anſieht, und alsdann ſelbiges in einen Triangel verwandelt, deſſen Grundlinie der Umfang, und deſſen Höhe der Radius, oder halbe Durchmeſſer iſt; deſſen Verhältniß er, nach ſeiner Erfindung, gegen den erſtern für bekannt anſieht.

IV. G. C. F.

IV.

G. C. F. Gedanken von dem Bücherschreiben der Gelehrten.

Horatius.

Gaudent ſcribentes, et ſe venerantur, et ultro,
Si taceas, laudant, quidquid ſcripſere beati.

Wenn wir auf das Beſtreben der Menſchen Acht haben, ſo finden wir, daß ſelbiges vornehmlich auf ihre Erhaltung, und den ſicheren Genuß des Guten, bey einer bequemen Lebensart abziele. Dieſen erwünſchten Zuſtand können ſie ſich ohne hinlängliche Wiſſenſchaft, wie, und warum die Dinge in der Welt möglich ſind, nicht verſchaffen: hierzu aber gehöret eine beſondere Fähigkeit des Verſtandes, welche bey den wenigſten anzutreffen iſt. Sie ſind daher bewogen worden, die Verrichtungen in dem geſellſchaftlichen Leben dergeſtalt zu vertheilen, daß ein jedweder das benöthigte, nach dem Maaße ſeiner Kräfte, zu der allgemeinen Wohlfahrt beytragen möge. Und gleichwie man die herzhafteſten und ſtärkſten dazu erwählet, daß ſie andere beſchützen ſollen: alſo hat man die Wiſſenſchaft des Möglichen, nebſt der Unterweiſung von dem Gebrauche der daraus erfundenen nützlichen Wahrheiten, denenjenigen aufgetragen, welche ſich durch die Vortrefflichkeit ihres Geiſtes von allen übrigen unterſchieden. Dieſe heißen Gelehrte, jene Soldaten. Das Weſentliche eines Gelehrten beſteht demnach in einem verbeſſerten Ver-

indeſſen eine kleine Arie, die, ob ſie wohl nur aus ſechs Zeilen beſteht, doch allem Anſehen nach eine dreyvierteljährige Dauer erfordert. Denn ſobald ſie ausgeſungen iſt, kommt Lea ſchon mit ihrem Sohne auf dem Arme gegangen, welcher alſo viel eher, als ein Pilz wächſt, fertig geworden. Sie giebt dieſes Kind der Silpa zur Wartung, und die ſinget die ſchöne Arie:

Schlaf Kindchen, ſchlaf,
Dein Vater bringt ein Schaaf;
Er bringet junge Lämmerchen,
Zu ſpielen in dem Kämmerchen,
Schlaf Kindchen, ſchlaf!
Wiſch, wiſch, wiſch!

Lea geht indeſſen ab, und nachdem die drey obgedachten Schäfer nebſt noch einem deutſchen Bauer, wie ich aus dem Nahmen Dreves ſchlieſſe, die Silpa ein wenig vexiret haben; kömmt ſie ſchon wieder, und trägt ihren andern Sohn auf dem Arme. Eben ſo geſchwinde wird ſie mit dem dritten und vierten fertig: Gleichwohl ſind bey der Geburt dieſes letzten, die erſten drey ſchon hübſche Knaben, die bey ihrer Rückkunft aus der Schule fragen: Wo kömmt das Kindchen her? Darauf antwortet

Silpa. Vom alten Klapperſtorch.

Simeon. Horch, Levi, horch!
Der Klapperſtorch
Hat einen kleinen Bruder bracht.

Levi. Wenn denn?

Ruben. = = = In dieſer Nacht.
Hat er kein Zucker mitgebracht?

Silpa. Ihr Kinder ſeyd nicht fromm geweſen.

Simeon. Wir kommen erſt vom ſingen, beten, leſen.

ſtande und Willen, nach welchen er ſich das Mögliche vorſtellet, zu allem Guten geneigt iſt, und ſeinen Nebenmenſchen in den erkannten Wahrheiten gründlich unterrichten kann. Dieſe Unterrichtung geſchieht entweder mündlich oder ſchriftlich. Wer ſich der erſten Art bedienet, der iſt ein Lehrmeiſter: und derjenige, der ſich mit der andern Gattung beſchäfftiget, bekömmt den Namen eines Schriftſtellers. Die Schriften ſelbſten aber, womit man einem andern die Erkenntniß nützlicher Dinge beyzubringen ſuchet, werden Bücher genennet. Da nun das Bücherſchreiben nur eine Art des Unterrichts, und das Weſentliche eines Gelehrten allein nicht ausmachet: ſo verwundere ich mich billig, daß man in unſern aufgeklärten Zeiten, nur diejenigen für Gelehrte halten will, die ſich durch Schriften hervor gethan. Es hat dieſes Vorurtheil bereits dermaßen die Menſchen eingenommen, daß ſich ein Gelehrter, der noch kein Autor iſt, wenig Glück und Hochachtung zu verſprechen hat; ſo hoch er es auch in den Wiſſenſchaften gebracht haben mag. Am allermeiſten aber iſt zu bewundern, daß man die öffentlichen Lehrämter auf hohen Schulen, vor allen mit ſolchen Männern beſetzet, welche Gelegenheit gehabt, einige Bücher zu verfertigen. Dieſes iſt die Urſache, daß ſo viel junge Leute die Feder ergreifen, neue Einleitungen zu den Wiſſenſchaften, oder beſondere Abhandlungen drucken laſſen, um ſich dadurch den Weg zu dem Lehrſtuhle zu bahnen, und den prächtigen Titul eines Schriftſtellers zu erwerben. Der Erfolg rechtfertiget öfters ihr Unternehmen, und

sie werden befördert, weil sie etwas geschrieben: ob sie schon die erfoderten Eigenschaften eines wahren Gelehrten so wenig, als die benöthigte Geschicklichkeit eines öffentlichen Lehrers besitzen.

Die Erfindungen neuer Wahrheiten, nebst dem Gebrauche einer überzeugenden sinnreichen Lehrart, tragen zu der allgemeinen Glückseligkeit so vieles bey; und die edle Buchdruckerey ist in der Ausbreitung der Wissenschaften, bey viel tausend Menschen so mächtig, daß man unsinnig seyn müßte, wenn man den Nutzen des Bücherschreibens dieser Art leugnen, und denenjenigen die gebührende Hochachtung entziehen wollte, die sich bemühen, ihrem Nächsten auf eine so rühmliche Weise zu dienen. Eine andere Frage aber ist es, ob das Bücherschreiben ein hinlänglicher Beweis der Gelehrsamkeit sey? und ob ein Gelehrter deswegen zu den akademischen Lehrämtern untüchtig ist, weil er sich durch Schriften noch nicht bekannt gemacht? Die Möglichkeit, daß ein so genannter Autor gar leicht aus den hinterlassenen geschriebenen Aufsätzen eines verstorbenen Gelehrten, oder aus der Unterredung mit geschickten Männern, die nicht Zeit haben, ihre Gedanken in dem öffentlichen Drucke vorzutragen; oder auch aus andern Büchern, die ihm von ungefähr zu Händen kommen, etwas schreiben, und für seine Arbeit ausgeben könne, ist an und für sich selbsten klar; die Wirklichkeit aber, beweisen die vielfältigen gelehrten Diebereyen, oder Plagia, welche verschiedenen Schriftstellern vorgeworfen worden. Und gleichwie man in dem ge-

meinen Leben manchen des Diebſtahls nicht überführen kann, der doch dem ungeachtet ein Dieb iſt und bleibt: alſo können ſich auch unter den Bücherſchreibern viele gelehrte Diebe finden, ob ſie ſchon zur Zeit noch nicht entdecket worden; mithin iſt ihre Arbeit kein zuverläßiger Beweis einer gründlichen Gelehrſamkeit. Geſetzt aber, es hätte auch ein Autor ſein Buch wirklich verfertiget: ſo iſt doch daraus weiter nichts abzunehmen, als ſeine Art zu denken, wenn er ſich Zeit nimmt, und Gelegenheit hat, andere gelehrte Schriften zu plündern. Allein hieraus iſt die Geſchicklichkeit noch nicht zu erſehen, welche von einem öffentlichen Lehrer auf hohen Schulen verlanget wird. Denn wenn wir die Regeln von der Einrichtung des gemeinen Weſens betrachten, wie ſie der große Weltweiſe unſrer Zeiten, der Freyherr von Wolf, in den vernünftigen Gedanken von dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen, erwieſen: ſo finden wir daſelbſt ganz etwas anders. „Da „nun derjenige (heißt es §. 285) der andere etwas „lehren will, es ſelbſten verſtehen, auch andern, „was er verſteht, mit guter Manier beyzubringen „vermögend ſeyn, über dieſes allen Fleiß, der dar„zu erfordert wird, anwenden muß: ſo müſſen in „Schulen, und auf Akademien zu Lehrern beſtellet „werden, die das ihrige wohl verſtehen, die Gabe „zu lehren beſitzen, und von einem unermüdeten „Fleiße ſind. Derowegen ſoll man keinen dazu „nehmen, der nicht vorher in allen dieſen Stücken „genugſame Proben abgeleget. Eben das erfordert die Verordnung L. und. Cod. de Profeſſ.

Gram-

Grammaticos tam Graecos, quam Latinos, et Sophiſtas, et Jurisperitos, in hac regia urbe profeſſionem ſuam exercentes, et inter ſtatutos commumeratos, ſi laudabilem in ſe probis moribus vitam eſſe monſtraverint, ſi docendi peritiam, facundiam dicendi, interpretandi ſubtilitatem, copiamque differendi ſe habere patefecerint, et coetu ampliſſimo judicante digni fuerint aeſtimati: cum ad viginti annos, obſervatione jugi ac ſedulo docendi labore, pervenerint, placuit honorari, et his, qui ſunt ex vicaria dignitate, commumerari. Alle dieſe Eigenſchaften können unmöglich in Büchern gezeiget werden, gleichwohl aber ſind ſie einem öffentlichen Lehrer auf hohen Schulen unentbehrlich, als welcher ſeinen Zuhörern die vornehmſten Gründe der Wiſſenſchaften mündlich vortragen, mithin eine Fertigkeit beſitzen ſoll, dasjenige, was er weis, einem andern auf eine gute Art beyzubringen. Unter der Annehmlichkeit des Vortrages wird eine Geſchicklichkeit verſtanden, die Zuhörer bey der Aufmerkſamkeit zu erhalten, dunkle Sachen durch wohlgewählte Bilder und Gleichniſſe deutlich zu machen, allem Zweifel vorzukommen, und gründlich zu beſtreiten. Hierzu gehöret eine vernehmliche Stimme, reine Beredſamkeit, feuriger Witz, und munteres Weſen, nebſt anſtändigen Sitten und Gebärden, die man bey den berühmteſten Schriftſtellern gar ſelten findet. Des Fleißes vorjetzo zu geſchweigen, der von ſolchen Leuten nicht zu vermuthen iſt, die, um Ruhm bey Auswärtigen zu erwerben, und dadurch ihre Umſtände zu ver-

bessern, oder von gewinnsüchtigen Buchhändlern Geld zu verdienen, mehr Zeit auf das Bücherschreiben, als auf die Unterweisung der lehrbegierigen Jugend wenden. Mancher ist bey seinen Büchern mit Dinte und Feder ein beredter Mann, und weis gar ordentliche Gedanken auf das Papier zu bringen: soll er aber sprechen, auf die gemachten Einwürfe sich witzig erklären, und schwere Sachen deutlich vortragen, so wie es erwiesener maßen die Pflichten eines Lehrers erfordern: so wird man mit Verwunderung sehen, daß er derjenige nicht sey, den man sich aus seinen Schriften vorgestellet. Mit gleicher Unrichtigkeit pfleget man auch, von den vielen angeführten Büchern, auf die Belesenheit eines Schriftstellers zu schließen. Es ist aber noch manchem Zweifel unterworfen, ob dergleichen Leute die benöthigte Erkenntniß nützlicher Bücher besitzen, und bey vorkommenden Fällen davon einen vernünftigen Gebrauch machen können? Sie verfahren öfters wie die Kinder mit den Stechbüchern, die nicht wissen, was sie suchen wollen. Sie bekommen von ungefähr ein Buch in die Hand, blättern darinnen herum, und finden endlich eine Stelle die sie aufmerksam machet; sie schlagen weiter nach, und gelangen zufälliger Weise auf diejenigen Gründe, die sie nach ihrer Art zu denken, nimmermehr erreichet hätten. Einige sind so verwägen, daß sie Bücher anführen, die sie nicht einmal lesen können; ja ich weis einen berühmten Mann, der so wohl in seinen Schriften als Lehrstunden, sehr viele französische Bücher nennet, und beurtheilet, ob er schon

die

die französische Sprache nicht versteht. Manche behelfen sich mit Stellen, die sie in eines andern Gelehrten Schriften gefunden, und wollen dem ungeachtet dafür angesehen seyn, als hätten sie dieselben bey dem Verfasser selbsten gelesen. Ich will dieses mit einer Begebenheit beweisen, die sich im 1733 Jahre zugetragen, da ich mich auf einer sächsischen Universität aufhielt. Es schrieb nämlich ein gewisser Lehrer des Staatsrechts auf einer hohen Schule in dem Reiche, an einen meiner guten Freunde, er möchte sich doch bey dem durch viele Schriften bekannten Lehrer der Geschichte erkundigen: ob der italienische Geschichtschreiber **Villani** in die lateinische Sprache übersetzt sey, weil er eine Stelle aus demselben in dieser Sprache angeführet? Der sächsische Gelehrte gab zur Antwort, er hätte den Villani in seinem Leben nicht gesehen, sondern dasjenige, was er aus ihm in der lateinischen Sprache geschrieben, bey dem **Herwart von Hohenburg** gefunden, und nach der Gelehrten Gewohnheit, für unnöthig gehalten, solches anzuzeigen. Wie viel Schriftsteller bedienen sich nicht dieser Freyheit, ohne dabey so offenherzig zu seyn, und dergleichen Autors Stückchen zu gestehen? Wie weit sich hierinnen ein ehmaliger Lehrer der Rechte, auf einer berühmten hohen Schule in den vereinigten Niederlanden vergangen, werden diejenigen wissen, denen die Geschichte der Gelehrten bekannt sind. Wer wollte bey diesen Umständen so leichtgläubig seyn, und den Schriftstellern eine solche Belesenheit zutrauen, die man nur durch fleißiges Lesen nützlicher Bücher

bey unermüdeter Erweiterung gründlich erlernter Wissenschaften, erhält; nach welcher sich ein Gelehrter in vorkommenden Fällen der wichtigsten Dinge erinnert, und dieselben zum Beweise der vorzutragenden Sätze geschicklich anwendet.

Endlich ist noch mit wenigem zu berühren, daß die Erfindungen neuer Wahrheiten, nebst der Verbesserung der Wissenschaften, gar nicht zu dem Amte eines öffentlichen Lehrers auf hohen Schulen gehören, sondern vielmehr die eigentliche Verrichtung der Gesellschaften sey, welche in dem gemeinen Wesen ordentlich darzu bestellet sind, und daher auch Akademien der Wissenschaften genennet werden. Der Freyherr von Wolf beweiset es in den obgemeldten Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, §. 299 mit folgenden Worten: „Da es nicht möglich ist, daß diejenigen, „welche mit andern Verrichtungen Amtes wegen „ihre Zeit zubringen müssen, die Wissenschaften „und Künste durch neue Erfindungen vermehren, „und ihre Aufnahme besorgen können, ob sie gleich „dazu geschickt sind, auch es ihnen an Lust, solches „zu vollbringen, gar nicht fehlet; indem man nicht „zweyerley zu einer Zeit auf einmal thun kann, auch, „da der Kopf mit andern die Amtesverrichtungen „betreffenden Dingen eingenommen ist, man auch „nicht einmal Anlaß bekömmt, an andere Dinge „zu gedenken (§. 846 Met.) vielmehr von der Ein„bildungskraft beständig gestöret wird, (238. Met.): „so müßen in einem wohlbestellten Staate beson„re Personen darzu erwählet werden, deren ihre

„Am-

„Amtesverrichtungen darinnen beſtehen, daß ſie „durch neue Erfindungen die Wiſſenſchaften und „Künſte vermehren, und ihre Aufnahme beſorgen. „Dergleichen Geſellſchaften, da man mit vereinig„ten Kräften für die Aufnahme der Wiſſenſchaften „und Künſte ſorget, pfleget man Akademien der „Wiſſenſchaften zu nennen. Ich will hiermit nicht behaupten, daß man öffentliche Lehrer auf hohen Schulen mit Gewalt von der Erfindung nützlicher Wahrheiten abhalten ſoll. Wer dazu Luſt und Geſchicklichkeit hat, dabey auch ſeine Amtesverrichtungen nicht verabſäumet, demſelben kann man dieſe rühmliche Beſchäfftigung gar wohl gönnen; nur muß man ſie nicht zu der ordentlichen Berufsarbeit eines öffentlichen Lehrers machen: als deſſen Verrichtung eigentlich darinnen beſteht, daß er die vornehmſten Gründe der Wiſſenſchaften, nebſt den bereits erfundenen nöthigſten Wahrheiten, der ſtudirenden Jugend auf eine überzeugende Art beybringe, und annehmlich vortrage. Hat man an verſchiedenen Orten andere Begriffe, ſo ſind dieſelben kein zureichender Beweis wider unleugbare Wahrheiten, die eben nicht allezeit von dem größten Theile der Menſchen erkannt werden, und der Beyfall der meiſten iſt daher nützlicher als rühmlich. Bey der Unterhaltung hoher Schulen ſieht man öfters auf das Geld, welches die Menge der Studirenden in das Land bringet, die man durch den großen Namen gelehrter Leute zu locken pfleget. Am Ende aber wird auch dieſe Abſicht nicht erreichet, indem ſich der große Haufen gar bald

vermindert, wenn er wahrnimmt, daß an einem solchen Orte zwar berühmte, jedoch zur Unterweisung ganz untüchtige Lehrer anzutreffen sind. Vortrefflich ist es, wenn man beyde Vortheile vereinigen, und solche Lehrer setzen kann, die sowohl die gehörige Geschicklichkeit im Vortrage, als den Ruhm ihrer Schriften, zum Flore und zur Zierde einer Universität anwenden: wie wir solches an einigen verehrungswürdigen Männern auf verschiedenen hohen Schulen in Deutschland, mit Vergnügen beobachten. Sind sie nicht allzuhäufig, so ist dieses als ein Erfolg der wunderbaren Bestimmung der Dinge anzusehen, nach welcher das vollkommene allezeit etwas seltenes bleibt. Indessen erhellet daraus so viel, daß auch die erlauchten Vorsteher dieser Universitäten ihre Absicht dahin gerichtet, und sich den bloßen Ruf eines Bücherschreibers nicht haben reizen lassen, die Pflanzgärten der Weisheit nur mit Arbeitern dieser Art zu besetzen.

Wenn man aber auch zugestehen müßte, daß der Ruhm, den ein Gelehrter durch seine Schriften erlanget, zu den wesentlichen Eigenschaften eines öffentlichen Lehrers gehöre: so ist es ganz unmöglich selbigen auf einmal zu erwerben, da es natürlicher Weise einige Zeit erfordert, wo man vieles mit Ueberlegung schreiben soll. Die berühmtesten Männer sind anfänglich diejenigen nicht gewesen, die sie anjetzt sind, sondern sie haben erst in ihren Aemtern Gelegenheit bekommen, den Verstand im Nachdenken zu üben, und ihre Gelehrsamkeit durch die Unterweisung selbst zu erweitern.

Ein

Ein Anfang muß allemal gemacht werden, weil die Natur in allen ihren Wirkungen gewiſſe Stufen beobachtet. Billig wäre es demnach, daß man in mehrere Betrachtung zöge, was Plinius in ſeiner ſechſten Epiſtel ſchreibet: Neque cuiquam tam clarum ſtatim ingenium eſt, ut poſſit emergere, niſi illi materia, occaſio, fautor etiam, commendatorque contingat. Ich ſollte meynen, das Zeugniß vornehmer Standesperſonen, deren Kinder einem Manne zur Unterrichtung anvertrauet worden, könnte dasjenige erſetzen, was ihm an dem Ruhme eines Schriftſtellers mangelt; und da ein ſolcher bereits an verſchiedenen Orten, Edelleute, Baronen, Grafen und Prinzen, mit gutem Erfolge, in allen ihrer hohen Geburt gemäßen Wiſſenſchaften unterwieſen; daß ihm dieſes ſo rühmlich ſey, als wenn er einen kurzen Begriff von einer Wiſſenſchaft, oder ein Paar akademiſche Streitſchriften drucken laſſen, und auf der Univerſität einigen Studenten Vorleſungen gehalten. Der Herr von Leibnitz iſt eben dieſer Meynung in einem Schreiben an den ehemaligen Herrn Hofrath Cuno zu Berlin. Es ſteht in der berliniſchen Bibliotheck im VI Stück des erſten Bandes S. 846 und ſeine Worte lauten alſo; Je vous ſupplie auſſi, de faire mes Baiſemains à Monſieur Cramer, dont le Merite ſe connoit aſſez par ſon Ouvrage, quoique cet Ouvrage n' ait été qu' un Amuſement. Mais quand nous n' aurions aucun Ouvrage de lui, le Choix qu' on en a fait pour l'Information du Prince Electoral, fait tout. Wollte man aber

dem

Laban. Ey Silpa, laß die Kinder ungetrillt.
Ihr lieben Kinderchen, eur Wünſchen iſt erfüllt.
Gib, Silpa, her, den Zucker und Roſinen,
Vor dieſe Zucker-Bienen.
Wo haſt du denn den Zucker hingepackt,
Den Juda ausgek = = t? ꝛc.

Nach dieſem ſchickt Jacob ſeine Söhne wieder in die Schule zum Præceptor, Herrn Johann, (vermuthlich Johannes der Täufer) wo die älteſten den Spruch; (vermuthlich aus dem Sonntags-Evangelio, oder doch aus der Bibel) der kleine Levi aber das A B C aufſagen ſollen.

Was könnte ich nicht noch von der vierten und fünften Handlung, ſonderlich von der ſchönen Dina ihrer Galanterie ſagen, welche gewiß fleißig in Romanen geleſen haben muß, weil ſie einmal ein Herzbrechend-Liedchen von Adonis und Diana ſingen kan; wo ſie es nicht gar aus einer Braunſchweigiſchen Oper auswendig gelernet hat. Allein es iſt Zeit aufzuhören und den Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen.

Was die Caractere der Perſonen anlangt, ſo ſind ſie durchgehends zu grob, zu tölpiſch und zu pöbelhaftig. Ein Schäferſpiel, dergleichen dieſes iſt, oder doch ſeyn ſollte, muß uns eine liebenswürdige Unſchuld der Sitten, nicht aber die heutige Ungezogenheit der Bauren vorſtellen. Dieſes letztere aber geſchieht hier durchgehends, und es iſt nur Schade daß die Engel, ja GOtt ſelbſt, ſich mitten unter dergleichen groben Leuten müſſen ſehen und hören laſſen. Die Schrift ſelber ſtellet uns die Patriarchen und ihre Familien als ſehr höfliche Leute vor, wie man in verſchiedenen Begebenheiten, da ſie mit fremden Leuten zu thun ge-

dem allen ungeachtet mehrere Proben von der Geschicklichkeit eines öffentlichen Lehrers verlangen, so wären meiner Einsicht nach, bessere Mittel auszusinnen, als das Bücherschreiben. Denn da man nicht wissen kann, ob ein Schriftsteller dergleichen Arbeit selbsten verfertiget, wie oben gezeiget worden; von einem Lehrer aber hauptsächlich erfordert wird, daß er dasjenige, was er andere lehren soll, selbst verstehe: so würde dieses am allerbesten daraus abzunehmen seyn, wenn man ihm bey öffentlicher Versammlung gelehrter Männer, in Gegenwart der Vorsteher einer hohen Schule, einige Sätze aus einer Wissenschaft, ohne daß er sich darzu vorbereiten könnte, zur Erörterung austrüge, und dagegen verschiedene Einwürfe machte. Es würde daraus nothwendig zu ersehen seyn, wie weit sich die Gründlichkeit und Belesenheit des angegebenen Lehrers erstrecke? und ob er dabey die erforderten Gaben der Beredsamkeit, und Deutlichkeit, die Scharfsinnigkeit in dem Beweise, den Witz in Beantwortung des erregten Zweifels, nebst der gebührenden Anständigkeit in Worten, und Gebärden besitze? Dieses verlanget auch das angeführte Gesetz von den öffentlichen Lehrern mit den Worten: si laudabilem in se probis moribus vitam esse monstraverint, si docendi peritiam, facundiam dicendi, interpretandi subtilitatem, copiamque differendi se habere patefecerint, et coetu amplissimo judicante, digni fuerint aestimati. Wird sich dieses alles bey ihm finden, und er wegen seines Fleißes und Wohlverhaltens hinlängliche

Zeug-

Zeugnisse beybringen; so kann man ihm das Amt eines öffentlichen Lehrers sicher anvertrauen, und von den wahren Proben einer wirklichen Gelehrsamkeit, auf das Vermögen Bücher zu schreiben, einen bessern Schluß machen. Denn diejenige Fähigkeit, nach welcher man gleich aus dem Stegreife von einer Sache gründlich zu reden, unumstößliche Beweise zu führen, allen Zweifel mit Nachdruck zu heben, und die benöthigten Hülfsmittel und Schriftsteller geschickt anzuzeigen weis, wird wohl ungleich höher zu schätzen seyn, als die Kunst eines Bücherschreibers, nach vieler Marter aus neun Büchern das zehnte zu verfertigen. Die Veranstaltungen, die man hierzu auf hohen Schulen gemacht hat, da man gedruckte Sätze, oder so genannte akademische Streitschriften gegen die Einwürfe vertheidiget, scheinen dergleichen Absichten zu haben: allein das gewöhnliche Verfahren bey diesen Handlungen läßt uns wenig Gutes hoffen, indem zur Gnüge bekannt ist, daß die Gesetze der Vernunftlehre dabey ganz aus der Acht gelassen, die Zeit mit Verkleinerung und schmähsüchtigem Gezänke zugebracht werde; da die meisten Zuhörer nicht in dem Stande sind, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und gemeiniglich ihren Beyfall demjenigen geben, der die Kunst versteht, seinen Gegentheil lächerlich zu machen. Vornehmlich bemühen sich die alten Lehrer um die Wette, den Anfängern Schwierigkeiten zu verursachen, und dieselben um das Vertrauen bey der studirenden Jugend zu bringen; weil sie niederträchtig befürchten,

diese

diese neuen Lehrer möchten nach erlangtem Beyfalle, ihrem bereits erworbenen Ansehen Abbruch thun.

Vielleicht werden einige meynen, ich fordere zu viel von einem öffentlichen Lehrer: dergleichen Eigenschaften wären bey den wenigsten Gelehrten anzutreffen, folglich würde man nicht Leute genug finden, die erledigten Stellen zu besetzen. Wem diese Gedanken einfallen, dem dienet zur Antwort: Daß ich zur Zeit noch nicht einsehe, worinnen der Nutzen bestehe, den das gemeine Wesen von einer Menge solcher Lehrer erhält, denen die gehörige Geschicklichkeit mangelt. Wer zu dem Bücherschreiben tüchtiger ist, als zu der mündlichen Unterweisung junger Leute, der bleibe bey seinem natürlichen Berufe, und wuchere mit seinem Pfunde unter den Buchhändlern nach Gefallen; oder suche sich durch Entdeckung nützlicher Wahrheiten einen Weg zu der Akademie der Wissenschaften zu bahnen: man wird ihm allen Vortheil willig gönnen, den er dabey zu geniessen hat. Nur ist es zu beklagen, daß diese Vortheile so gar selten den Würdigen zufliessen, und öfters die besten Schriften, ihren Verfassern statt des verdienten Dankes, Haß und Verfolgung zugezogen: wie solches die traurigen Exempel sowohl alter als neuer Zeiten bezeugen. Die heutige Welt macht es mit ihren Schriftstellern, wie ehemals das jüdische Volk mit den Zeichen und Wundern. Es verlangte dieselben: und da sie ihm verliehen waren, wurden sie verlästert, und Teufelswerke genannt. Selbst der gelehrte Haufen ist mit sich uneins, und vergißt seine wesentliche Schuldigkeit.

keit. So bald ein Buch zum Vorſcheine kommt, deſſen man irgendwo mit Beyfall gedenket, ſo glaubet ein anderer, es erfordere ſeine Ehre, die Welt aus ihrem Irrthume zu reißen, und zu zeigen, daß der Verfaſſer lange nicht die Einſicht habe, welche man ſich von ihm verſpricht. Ein jedweder verlanget neue Wahrheiten zu erfinden, und keiner kann es vertragen, daß ihm ein anderer nachfolge, oder gar weiter gehe,

Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi, ducunt,
Vel quia turpe putant, parere minoribus, et quae
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

wie Horatius ſchon zu ſeiner Zeit erinnert. Das lächerlichſte hierbey iſt, daß dieſe Leute, die gelehrt ſeyn wollen, von ihrer Ehre keinen beſſern Begriff haben, und dafür halten: es ſey ihnen verkleinerlich, daß die jüngern Gelehrten die erlangte Erkenntniß durch neue Erfindungen erweitern; da es doch natürlicher Weiſe nicht anders ſeyn kann, wenn die junge Welt ihre Schuldigkeit ſo gut als die ältere, beobachten will. Hierinnen aber haben die jüngern keinen Vorzug: denn ein älterer kann ihnen allemal mit dem Don Diego aus dem Corneille zurufen:

Vous étés aujourd'hui ce qu' autrefois je fus.

Sollte aber der Stolz dieſer Männer gar ſo unbändig ſeyn, daß ſie an einem andern die Verdienſte nicht vertragen können: ſo wäre meines Erachtens das beſte Mittel, man ſchickte ſie in unbewohnte Länder, damit ſie ja nicht ihres gleichen finden. Daß die Gelehrten die Freyheit haben ſollen, ihre

Gedanken über neue Schriften und Entdeckungen der Welt zu eröffnen, erfodert selbsten die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft; als welche vor allen Schaden, der aus falschen Lehren und unrichtigen Sätzen erwachsen kann, billig zu warnen ist. Allein hierinnen versehen es eben die meisten Bücherrichter, da ihre ganze Bemühung mehr die Verkleinerung eines Schriftstellers als die Beförderung der Wahrheit, und des allgemeinen Besten zur Absicht hat. Alle Kleinigkeiten werden zu diesem Ende hervorgesucht, und wenn sich keine Fehler finden, so nimmt man seine Zuflucht zu der Verleumdung, machet ungeschickliche Folgerungen, und wendet alles mögliche an, den Verfasser um die Hochachtung zu bringen, die ihm andere rechtschaffene Männer zugedacht. Hat nun ein solcher misgünstiger Bücherrichter ein Ansehen bey Leuten, die nicht allemal die gehörige Einsicht, wohl aber das Vermögen haben, jemand nach ihren Vorurtheilen glücklich oder unglücklich zu machen, so ist der Schade desjenigen unvermeidlich, der das Unglück hat, auf eine so liebloſe Weise beurtheilt zu werden; und es wird viele Zeit erfordert, die verführte Welt eines bessern zu belehren. Wie kann sich ein Gelehrter bey solchen Umständen entschlieſsen, seine Zeit auf das Bücherschreiben zu wenden, oder an die Erfindung neuer Wahrheiten zu gedenken? Die Sache ist von gröſserer Wichtigkeit, als daß man sie so, wie bisher, mit gleichgültigen Augen ansehen sollte: und die muthwilligen Tadler, die dergleichen Unheil stiften, verdienen gar wohl mit der

Strafe

Strafe angesehen zu werden, welche die Rechte allen Verleumdern, und Ehrenschändern zuerkennen.

Da es also um das Bücherschreiben eine so mißliche Sache ist, daß man daraus weder auf die Gelehrsamkeit des Verfassers sicher schließen, noch vielweniger die Erlangung zeitlicher Glückseligkeit zuverläßig hoffen kann: so habe ich schon in meinen akademischen Jahren dafür gehalten, daß man sich ganz anderer Mittel zu bedienen hatte, als diejenigen insgemein zu ergreifen pflegen, die den Namen eines Gelehrten zu führen gedenken. Die Wissenschaften haben nach dem Begriffe des Möglichen, eine genaue Verbindung unter einander: so daß niemand vermögend ist, die eine gründlich zu erlernen, ohne vorher die benöthigten Wahrheiten von einer andern zu verstehen. Omnes artes, sagt Tullius in seiner Rede für den Archias: quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur. Dieser Zusammenhang aber erfordert mehr Zeit und Fleiß, als sich die Studirenden ordentlicher Weise nehmen. Ein Liebhaber der Rechtsgelehrsamkeit glaubet seinen Pflichten ein Genügen zu leisten, wenn er in einer Zeit von drey Jahren die Lehrstunden der berühmtesten Rechtslehrer auf einer hohen Schule besuchet. Er hält es für unnöthig, die Weltweisheit nebst den schönen Wissenschaften zu kennen, und die Quellen der Gesetze in der Sittenlehre, und Staatskunst, oder in den Geschichten zu entdecken. Die sich der Heilungskunst widmen, wissen nichts von den

Gründen, nach welchen die Größen der Dinge, und die Gesetze der Bewegung zu bestimmen. Die Versuche in der Naturlehre sehen sie höchstens als einen Zeitvertreib an, und trachten nicht darnach, wie sie durch selbige zu einer Gewißheit in ihrem Lehrgebäude gelangen mögen. Der Gottesgelehrte hält mehrentheils die morgenländischen Sprachen, oder die Kunst zu predigen für sein Hauptwerk. Der Weltweise hasset die zierlichen Wissenschaften, ist in den Geschichten der Gelehrten unerfahren, arbeitet daher an Wahrheiten, die schon erfunden sind, bemühet sich seine Weise zu gedenken andern aufzudringen, besondere Anfangsgründe verwirret vorzutragen, unnöthige Eintheilungen zu ersinnen, eine überzeugende Lehrart unschicklich anzuwenden, und sich mit dem Verbindungszeichen groß zu machen, wie solches ein bekannter Dichter unserer Zeiten gar artig entworfen, wenn er geschrieben:

Ein Leitstern lichtbedürftger Künste
Ein junger Metaphysicus
Webt ein durchsichtiges Gespinnste,
Und stellt, und heftet Schluß an Schluß.
So glaubt er dir, o Wolf, zu gleichen,
Und hat dennoch, du großer Mann!
Von dir nur die Verbindungszeichen,
Und sonst nichts, was dir gleichen kann.

Alle diese Leute nennen sich indessen Gelehrte, schreiben Bücher, schelten auf Wissenschaften, die sie nicht verstehen, und denken die größten Stützen der gemeinen Wohlfahrt zu seyn. Aber wo bleibt der wahre Nutzen, den diese großen Geister leisten? Wie unordentlich sieht es nicht in den meisten Wis-

sen-

senschaften aus? Wo findet man einen gründlichen Gelehrten, einen tugendhaften Mann, einen angenehmen Menschenfreund? Ich will für jetzo meine Betrachtung nur auf die Rechtsgelehrten wenden. Wie viel sind derselben auf unserm bewohnten Erdtheile, die eine richtige Art zu denken mit den schönen Wissenschaften, die Staatslehre mit der Geschichtkunde und Rechtsgelehrsamkeit verbinden? Sollten nicht die mehresten ihr Bildniß in der Abschilderung wahrnehmen, die Cicero in seinem Brutus von dem Curio gemacht: Neminem ex his quidem, qui in aliquo munere fuerunt, cognovi, in omni genere honestarum artium tam indoctum, tam rudem; nullum ille poëtam noverat, nullum legerat oratorem, nullam memoriam antiquitatis collegerat, non publicum jus. Man lese doch die Schriften der allerberühmtesten Juristen alter und neuer Zeiten, so wird man in den meisten entweder ein elendes Latein, und Unwissenheit in den Alterthümern; oder einen solchen Mangel der Vernunftlehre finden, dergleichen kaum bey dem niedrigsten Pöbel anzutreffen ist: ja es ließe sich ein ganzes Buch nur von den Irrthümern schreiben, welche die größten Rechtsgelehrten aus Mangel der Weltweisheit begangen haben. Meinen Leser will ich indessen nur auf das Recht der Natur weisen. Sieht man nicht beynahe so viel Meynungen von dem allgemeinen Grundsatze desselben, als Bücher von der Wissenschaft der natürlichen Gesetze geschrieben sind? und hat nicht daher ein vornehmer Lehrer der Rechte auf einer gewissen Uni-

versität öffentlich behauptet, daß gar kein solcher Grundsatz vorhanden sey? Wie soll man sich aber hierbey in Ansehung der natürlichen Billigkeit verhalten, worauf sich doch alle Rechte beziehen, und wo ist der Grund davon anzutreffen? Ist es nicht eine Schande, daß man alles Bücherschreibens ungeachtet, bis diese Stunde noch in einer so wichtigen Sache keine Gewißheit erlangen können? oder, wenn auch einige dieselbe erlanget, daß es doch zur Zeit unmöglich gewesen, die übrigen davon zu überzeugen? Woher rühret denn diese Uneinigkeit? ist sie nicht der Unwissenheit in der Vernunftlehre, und in den ersten Gründen unserer Erkenntniß zuzuschreiben, als worauf alle Gelehrsamkeit beruhet? Es ist derowegen nicht zu bewundern, daß die meisten Gelehrten den Zusammenhang der Wissenschaften nicht einsehen, und irren in Dingen, die doch zu ihrem Hauptwerke gehören, oder wenigstens eine Verbindung damit haben, und ihren Zustand vollkommener machen, unerfahrner sind; als gemeine Leute. Wer würde sich des Lachens enthalten haben, wenn er einen gewissen Lehrer der Geschichte von den spanischen Reitern hätte sprechen hören, welche gegen einen feindlichen Angriff gute Dienste gethan, wie denn die Spanier allemal vortreffliche Soldaten gewesen wären? Nicht weniger lächerlich war es, da ich einen berühmten Lehrer der mathematischen Wissenschaften die Erdbeschreibung erklären, und von einer Theilung schwatzen hörete, welche der Pabst zwischen Spanien und der Republik der vereinigten Niederlande sollte gemacht haben.

Wer

Wer wird es einem Naturlehrer zu gut halten, daß er eine Geſchichte der Erden verfertiget, und den Galiläus, der Zeit nach, dem Copernik vorgeſetzet: da es doch bekannt genug iſt, daß dieſer lange Zeit verſtorben, ehe jener gebohren war, und Galiläus in ſeinem Geſpräche von dem Weltbau ſich beſtändig auf den Copernicus bezogen.

Ut Præceptori verborum regula conſtet,
Ut legat hiſtorias, autores noverit omnes,
Tamquàm ungues digitosque ſuos. - - -

ſagt Juvenalis, und er ſagt es mit Recht. Wäre es alſo nicht beſſer, daß dieſe Leute, bevor ſie andere lehrten, und ſich durch Schriften hervor zu thun gedächten, ſelbſten noch mehr in den benöthigten Wiſſenſchaften lerneten, und ſich von einer ſo groben, einem Gelehrten unanſtändigen Unwiſſenheit zu befreyen ſuchten? Ein Meßkünſtler, der ſich die Geſchichte der Gelehrten bekannt gemacht hat, iſt deswegen kein Sylbenſtecher: er ſetzet ſich vielmehr dadurch in den Stand die Stufen der Vollkommenheit zu bemerken, zu welcher die Wiſſenſchaften gebracht worden, und dieſe Erkenntniß zeiget ihm, wo er dasjenige ſuchen ſoll, was bereits erfunden worden; damit er ſich nicht dieſer nützlichen Wahrheiten beraube, und die Zeit zu der Entdeckung derſelben vergeblich anwende. Wenn ein Rechtsgelehrter die Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes kennet, ſo macht ihn dieſe Wiſſenſchaft noch nicht zu einem Leibarzt; ſondern er hat davon nur den Nutzen, daß er, wie einem vernünftigen Menſchen zuſteht, von dem Zuſammenhange ſeiner Glie-

habt, aus ihrem Umgange urtheilen kan. Hier aber scheint der Poet ganz davon abgewichen zu seyn. Eben so hält es um die Gedanken und Ausdrückungen. Es ist nichts edles, nichts angenehmes, so uns ergetzen und zur Hochachtung gegen die Lebensart der Altväter bewegen könnte: Alles ist im äussersten Grade bäurisch, ja zuweilen gar unflätig gedacht und ausgedrucket.

Die Verse selbst anbetreffend, so können unsre Leser schon selbst aus den angeführten Stellen urtheilen, in was für einem Geschmacke sie gemacht sind. Sie sind endlich fliessend und ungezwungen genug, ausser wenn zuweilen dem Reime zu gefallen was verstümmelt wird. Aber es ist auch nicht die geringste Spur von einer poetischen Schreibart darinn zu sehen; sondern alles ist so matt und niederträchtig als die allergemeinste Prose. Terentius, der doch Comödien schrieb, hat niemals solch schlechtes und kahles Zeug von seinen Knechten und Mägden sagen lassen, als hier in einem Schäferspiele, welches der Tragödie weit näher kommen sollte, von Jacob, Laban, Rebecca, Rahel und Lea gesagt wird; die doch nach unsrer Art zu reden, vor Edle des Landes anzusehen waren. Mit einem Worte, man sieht hier einen Weisischen Geschmack in den Versen; nur in so weit ist er noch schlechter, weil er in einer gar zu edlen Materie, und also sehr übel angebracht ist.

Nunmehro kan ich also meine Leser fragen, ob eine solche Probe von Theatralischen Gedichten unsern Zeiten wohl zur Ehre gereichen könne? Dieses Schauspiel ist noch nicht dreyßig Jahr alt, und ist gar von jemanden gemacht, der als ein Schulmann die Sache

von

der eine deutliche Einsicht erhält, damit er die Beschädigung derselben vermeiden, und bey entstehender Krankheit seinen Zustand geschicklich entdecken kann. Ein Gottesgelehrter wird aus der Betrachtung natürlicher Wirkungen, so wie aus den Grundlehren von dem Weltbaue, die majestätischen Werke seines Schöpfers bewundern, und andern zur Verehrung vorstellen; ohne daß er dabey nöthig hat einen Sternseher oder Kalendermacher abzugeben. Der Arzeneybeflissene hat vor allen seine Seele zu besorgen, und darf sich nicht einbilden, daß man ihn etwan zu einem Prediger machen möchte, weil er von seinen Glaubenspflichten hinlänglich überzeugt ist. Einem Weltweisen aber würde man es verdenken, wo er von den Zeitläuften und Staatshändeln nicht besser urtheilte, als die Handwerksleute und Markhelfer, wenn sie sich aus den Zeitungen unterreden. Kein öffentlicher Lehrer der Staatsgeschichte hat sich zu befürchten, daß man ihn werde für einen Soldaten halten, da er sich die vornehmsten Gründe der Kriegs- und Befestigungskunst bekannt gemacht: er bekömmt daraus nur solche Begriffe, die ihm behülflich sind, wenn er von Schlachten und Belagerungen lieset, und er weis sich alsdann geschicklicher auszudrucken, wenn er davon erzählet. Hohen Schulen gereichet es zu sonderbarem Ruhme und Nutzen, wenn sich viele adeliche und andere Standespersonen daselbst aufhalten: man siehet daher dergleichen Gäste gar gerne, und wendet alles Mögliche an, die Anzahl derselben zu vermehren. Es ist aber auch billig, daß

sie

ſie dabey ihren Endzweck erlangen und dasjenige lernen können, was zu ihrer künftigen Lebensart dienlich iſt. Da nun verſchiedene unter ihnen den Vorſatz haben, dereinſtens Kriegsbedienungen anzunehmen: ſo muß ein Lehrer der politiſchen Hiſtorie in ſeinen Lehrſtunden, nebſt den Geſchichten die zur Beſtätigung der Regeln in der Sittenlehre, und Staatskunſt, oder zu einer Erläuterung der Rechte gehören, vornehmlich ſolche Begebenheiten vortragen, die einem Kriegsbedienten zu wiſſen nöthig ſind. Die Vorurtheile, nach welchen man die Gelehrten zu dergleichen Unterweiſung für unfähig hält, laſſen ſich gar leicht widerlegen; ſintemalen es nicht zu leugnen iſt, daß auch die größten Kriegshelden der Anführung gelehrter Männer vieles zugeſchrieben: wie denn Prinz Moriz von Oranien öffentlich geſtanden, er habe die Erfindung ſo mancher Kriegsliſt dem Unterricht ſeines Lehrmeiſters Lipſius zu danken. Der Vorſchlag, den uns Claudianus hinterlaſſen, bleibt noch bis dieſe Stunde in ſeiner Kraft:

Interea Muſis animus dum mollior inſtes,
Et quae mox imitere, legas. Nec deſinat unquam
Tecum Graja loqui, tecum Romana vetuſtas.
Antiquos evolve duces, aſſueſce futurae
Militiae . . . . .

Wer die Lebensbeſchreibungen und glaubwürdigen Nachrichten berühmter Feldherren, oder anderer Kriegsverſtändigen geleſen, der wird gar wohl in dem Stande ſeyn, gute Beyſpiele anzuführen, wie man ein Kriegsheer bequemlich lagern, das Geſchütz

schütz vortheilhaftig verlegen, einen Zug in der Nachbarschaft des Feindes klüglich und sehr sicher vornehmen, die Schlachtordnung nach Beschaffenheit der Gegend, und der feindlichen Macht, wohl einrichten, Verschanzungen übersteigen, des Feindes Lager mit guter Wirkung beschießen, der Päße und Flüsse sich versichern, in dem Nothfalle sich ohne Schaden auch in dem Angesichte des feindlichen Heeres zurücke ziehen, feste Plätze berennen, und belagern, oder entsetzen könne. Alle diese Dinge werden einem künftigen Soldaten großen Nutzen schaffen, und er wird sich in allen Gelegenheiten von vielen andern unterscheiden, die bey einem guten Augenmaaße von der Länge eines Menschen weiter nichts, als den gemeinsten Dienst verstehen.

Wem dieser Zusammenhang der Wissenschaften zu mühselig vorkömmt, der falle von seinem Dünkel ab, und glaube nicht, daß ein halb dutzend Streitschriften nebst einer magern Einleitung in einige Wissenschaften hinlänglich seyn, den Ehrentitel eines Gelehrten zu verdienen. Ein Schriftsteller sollte dadurch zu der Demuth gereizet werden, wenn er sieht, daß er seines Bücherschreibens ungeachtet, bey manchen in die Schule gehen könne, der sich in Schriften der Welt noch nicht gezeiget hat. Die Klügsten suchen vorher sich selbst recht zu kennen, ehe sie sich andern bekannt machen, und man findet an einigen Orten, wo man es am wenigsten vermuthet, solche Männer, von welchen mit allem Recht zu sagen, was der Herr Hofrath Haller von dem Schultheißen des bernischen Standes, Herrn Isaac Steiger, schreibt: Du

Du, dessen Scharfsicht nichts umschränkt,
Vor dem nichts würdigs liegt verborgen.

Ist die Anzahl derselben etwas geringe, so beliebe man sich zu erinnern, daß die Seltenheit von dem Vortrefflichen allemal unzertrennlich ist; eine ewige Wahrheit ist es, daß man zu der Nachahmung jederzeit das Beste wählen soll.

Indessen ist es mit den Wissenschaften allein noch nicht ausgemacht, denn man vermisset öfters bey einem grundgelehrten Manne die Wohlanständigkeit der Sitten, und den Besuch der großen Welt. Einem öffentlichen Lehrer aber ist daran mehr gelegen, als man sich gewöhnlicher maßen vorstellet. Aus dem Umgange mit geschickten Leuten in der Fremde, lernet mancher in einer Stunde mehr, als ein anderer aus vielen Büchern Zeit Lebens nicht erfähret. Selbst der Aufenthalt auf verschiedenen hohen Schulen, wo berühmte Lehrer anzutreffen sind, ist von großem Nutzen; indem er vornehmlich darzu dienet, daß man aus vielerley Lehrarten die beste nehmen, das Lächerliche und Trockene in dem Vortrage meiden, hingegen das Einnehmende, und Lebhafte sich zueignen möge. Wer das Glück hat, großer Herren Höfe zu betreten, der wird aus dem Bezeigen der Hof- und Staatsleute abnehmen, wie man sich aufführen müsse, wenn man nicht für einen Schulfuchs angesehen seyn will, welches eben das Uebel ist womit diejenigen am allermeisten geplaget sind, die man gemeiniglich für die Gelehrtesten hält;

Ce n' eſt point, cher Thomas, qu'en Pedant indiſcret
Je t' exhorte à moiſir au coin d'un Cabinet:
L'Homme eſt né pour être homme, et non pour être
un livre,
Qui ſçait tout, ne ſçait rien, s'il ne ſçait encor vivre;
Prens d'un Homme de Cour la figure, et le ton,
Mais que le coeur reſſemble au grand coeur de Caton.
S. *Epitres diverſes ſur des ſujets différens.*

Sonderlich aber wird ein angehender Lehrer des deutſchen Staatsrechts, und der damit verknüpften Geſchichtskunde, bey kaiſerlichen Wahlen und Krönungen, oder andern öffentlichen Ceremonien, ferner auf Reichstägen, und an den höchſten Reichsgerichten, tauſend Dinge beobachten, die ihm in der Geſellſchaft ſeines Schattens, und der Bücher unbekannt verbleiben. Nichtweniger muß es einem Liebhaber der Naturlehre, oder der mathematiſchen Wiſſenſchaften vortheilhaftig ſeyn, wenn er ſich mit geſchickten Künſtlern bekannt machen, und den ſo mannigfaltig als ſinnreich verfertigten Rüſtzeug, große Laſten zu bewegen, und die Geſchwindigkeit zu befördern, nebſt den klugen Anſtalten zu der Verbeſſerung ganzer Länder und der Künſte beſchauen kann. Vitruvius beſtätiget dieſes, da er in dem erſten Abſchnitte des zehnten Buches geſchrieben: Praeceptrice et magiſtra mundi verſatione omnis machinatio inſtituta eſt.

Endlich heißt es noch:

Bild aber auch dein Herz gleich in der erſten Jugend,
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend;
Lern, daß nichts ſelig macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als du.

Daß

Daß Geld auch Weisen nützt, doch nur durch reine Mittel;
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht ein langer Titel;
Daß man Gelehrte weis, und unter denen sind,
Die sich noch nicht gezeigt, und keine Schreiber sind.

Dieses sind meine Gedanken von dem Bücherschreiben der Gelehrten, finden sie bey der heutigen Welt keinen Beyfall, so tröste ich mich damit, daß auch die besten Wahrheiten ein gleiches Schicksal haben. (*)

Il est certains esprits, dont les sombres pensées
Sont d'un nuage épais toûjours embarrassées,
Le jour de la raison ne le sauroit percer. *Boileau*

(*) Dieses bereits einzeln gedruckte Stück haben wir um seiner Artigkeit halber gern etwas bekannter machen wollen.

* *

V.

Die Begebenheiten Neoptolems, eines Sohns des Achilles, aus dem Franzöſischen des Hn. Chanſierces in deutſche Verſe überſetzt, und durch mythologiſche Anmerkungen erläutert, nebſt einer Vorrede Sr. Hochedelg. Herrn Prof. Gottſcheds, dem Drucke überlaſſen, von M. Adam Bernhard Panken, Pfarrern zu Kleinkniegnitz und Schwentnig, der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg, und der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig, Mitgliede. Breßlau 1749. bey Joh. Jac. Korn. Gr. 8vo 15. Bog.

Es muß allen denen, die einigen Theil an den Schickſalen der deutſchen Muſen nehmen, ein Vergnügen ſeyn, daß dieſes an ſich ſelbſt ſchöne Werk unter die Hände des Herrn Panken gefallen

fallen ist." Seine poetische Feder ist schon vor vielen Jahren, in den Schriften der hiesigen deutschen Gesellschaft, den Kennern des guten Geschmacks bekannt und beliebt geworden: welches bey Dichtern von seiner Stärke allemal auf einander zu folgen pflegt. Und gegenwärtige Uebersetzung wird zeigen, daß er nichts von seiner alten Schönheit und Kraft verloren habe. Wir gedenken auch hier dieses Werks bloß in Absicht auf diese Uebersetzung; da wir bereits in dem V Stücke des 2 Bandes dieses Büchersaals eine ausführliche Nachricht von dessen Inhalte gegeben haben, auf welche wir uns hiemit beziehen.

Die Zueignungsschrift ist an Se. königl. Hoheit den Prinzen Ferdinand von Preußen gerichtet, und hebt so an:

Prinz, den Europa längst zu Heldensöhnen zählt,
In denen Blut und Geist der Ahnen sich vermählt,
Von welchen Aug und Herz in hundert Schriften lesen:
Wie groß sie, durch sich selbst, vor aller Welt gewesen.
Erhabner Ferdinand! Du letzter Königssohn!
Durch den des Schicksals Huld der Preußen Königsthron,
Der tapfern Brennen Chur, und Zollerns Haus beglücket,
Das Friedrich Wilhelms Muth mit Lorbern ausgeschmücket,
Und seiner Königinn unschätzbar hoher Werth,
Durch Tugend, durch Verstand, durch Majestät, verklärt:
Die Ehrfurcht widmet dir ein reizendes Gedichte,
Darinnen Frankreichs Witz, Neoptolems Geschichte,
Wie vormals Telemachs geführten Lebenslauf,
Der Welt vor Augen legt: o blicke gnädig drauf!

Die

Die Ueberſetzung kann zwar nicht den Werth erreichen,
Dem beym Original faſt alle Schriften weichen.
Doch iſts für ſie genug, wenn man aus ihr verſpürt:
Daß Gründlichkeit und Witz auch deutſche Seelen rührt,
Die nie der Neid bethört, das mürriſch zu verlachen,
Wodurch ſich Fremde groß und leſenswürdig machen....

Zwar eines Prinzen Herz, das ſolch ein Blut belebt,
Als das, o Ferdinand! in deinen Adern ſchwebt,
Rührt kein gemeiner Trieb. Der Held, der dir ſich zeiget,
Iſt groß durch ſeinen Stamm, der bis zum Himmel ſteiget;
Iſt tapfrer Helden Sohn, ja gar ein Götterkind:
Doch nach den Fabeln nur, die nicht mehr glaublich ſind.
Der Wahrheit reiner Glanz hat jetzt die Nacht vertrieben,
Mit der das Alterthum ſo lang bedeckt geblieben.
Der Thron des Jupiters ſteht nicht mehr wie vorher;
Neptun beherrſcht nicht mehr das unumſchränkte Meer;
Diana jaget nicht: der ganze Götterorden
Iſt längſt vor aller Welt zur Fabel nur geworden.
Du aber, großer Prinz, ſtammſt wohl von Helden ab,
Die ſelbſt ein göttlich Buch, das der uns Menſchen gab,
Der keinen über ſich und neben ſich, erkennet,
Und über alles herrſcht, der Erden Götter nennet.
Der alte Heldenſtamm, der, weil ihn nichts bewegt,
Mit gleicher Majeſtät, ſo Kron als Churhut trägt,
Macht ſolcher Ahnen Ruhm dir, junger Held, zu eigen,
Von deren Geiſt und Werth die größten Thaten zeugen.
Wie mancher Brennenheld war dem Achilles gleich,
Ja mehr noch als Achill, an friſchen Lorbern reich;
Die er mit kühner Fauſt und weiſem Muth erfochten,
Die um ſein ſiegreich Haupt ſo Freund als Feind geflochten.

Von jenem Friedrich an, den Sigmunds Hand belohnt,
Bis auf den Held, bey dem jetzt Ruhm und Glücke thront,
Muß eine lange Reih der Mächtigsten auf Erden,
Der größten an Verstand und Muth bewundert werden.

&c. &c.

In der Vorrede des Herrn Prof. **Gottscheds** erblickt man eine Nachricht von den Heldengedichten der Franzosen. Diese theilet er in die alten und neuern ein. Zu jenem wird alles gerechnet, was vor dem Könige **Franciscus**, oder Kaiser **Carls** des V. Zeit geschrieben worden: denn zu dessen Zeit gieng in der französischen Sprache und Dichtkunst ein neuer Zeitpunkt an.

Weiter als bis in das XII. Jahrhundert kann man in der französischen Dichtkunst nicht zurück gehen; und dennoch muß man, um sie so hoch zu bringen, schon die Provenzalpoeten und normannischen Dichter zu Hülfe nehmen; ob sie gleich damals keine französischen Unterthanen waren. Die Provenze hatte damals noch ihre eigene Herren; und die Normandie war damals ein den Königen von England unterworfenes Reich; nachdem **Wilhelm der Eroberer** (denn so muß der grobe Druckfehler **Heinrich**, der sich bey des Herrn Professors bekannten Abwesenheit eingeschlichen, geändert werden) als Herzog der Normandie, sich zum Herrn von Britannien gemacht hatte. Unter den Provenzalpoeten, ist ein gewisser **Christian von Troyes**, welcher, nach dem **Morery**, gegen das 1200ste Jahr gelebt hat. Im Deutschen haben wir seine Werke noch in der Uebersetzung, welche **Wolfram**

von

von Eſchenbach im Anfange des XIII. Jahrhunderts, ins Deutſche gebracht hat, und vom Parzifal handeln. Nach einem kurzen Auszuge aus dieſem alten Ritterbuche, kömmt der Herr Profeſſor auf das zweyte provenzaliſche Heldengedicht. Dieſes rühret von dem Dichter Guiot her, und iſt von dem Meiſter Chriſtian von Troyes verändert worden. Die hieſige Paulinerbibliothek beſitzt einen Abdruck in ſonderbarer Schrift, ohne Namen des Orts und Buchdruckers, vom 1477ſten Jahre davon. Man findet hier ebenfalls eine kurze Nachricht davon, nebſt den Urſachen warum der Herr Profeſſor dieſes Werk dem Guyot, oder Ouyot zuſchreibt.

Nun folgt das dritte alte Gedicht der Franzoſen, welches nach ſeinem Helden, Triſtram, heißt, und noch etwas älter iſt, als beyde obigen. Selbiges iſt noch vor dem 1100 Jahre von einem normänniſchen Dichter geſchrieben worden, der damals ein engländiſcher Unterthan geweſen; ſeinen Namen aber findet man nicht. Der Roman von der Roſe iſt zwar älter, aber nicht in Verſen geweſen, und vom Guillaume de Lorris und Johann le Meur geſchrieben worden; ob gleich einige geglaubt haben, daß Peter Abälard ihn ſchon hundert Jahre früher geſchrieben. Dieſes Werk iſt ebenfalls ins Deutſche überſetzt worden, und zwar vom Herrn Eylhard von Hohberg, wie er ſich ſelbſt gegen das Ende ſeiner Arbeit nennet. Auch von dieſem Gedichte findet man hier einen kurzen Auszug: und das ſind alſo die drey alten franzöſiſchen

von rechtswegen hätte verstehen sollen. Sollte denn ein Mann, der sich auf Schulsachen mit Fleiß leget, ein Magister der freyen Künste, der doch ohne Zweifel viele Jahre auf Academien zugebracht, nicht einmal haben sagen hören, daß ein Aristoteles in der Welt gewesen sey, der eine Poetik verfertiget; daß es einen Scaliger gebe, der eben das gethan; daß Heinsius von der Einrichtung eines Trauerspiels (de Tragœdiæ constitutione) geschrieben, daß auch hier in Leipzig ein Rappolt gelebet, dessen Poëticam Aristotelicam, Feller, sein Nachfolger in der Poetischen Profeßion 1679 ans Licht gestellet: des Boßü, und Daciers Schriften voritzo nicht zu gedenken, die vielleicht der Französischen Sprache halber, vor dreyßig Jahren in Deutschland noch so bekannt nicht waren. Aber so geht es. Auf hohen Schulen will niemand die Regeln der freyen Künste lernen, und hernach wenn sich jemand zu sonst nichts geschickt befindet, so denkt er einem Schulamte noch überflüßig gewachsen zu seyn: Gerade als wenn die dazu gehörige Wissenschaft in den Classen schon wäre gelernet worden, oder jemanden im Schlafe eingegeben würde.

Man weis wohl, was man hier noch einwendet. Es dörfte, meynet man, in Schulcomödien so genau nicht genommen werden. Die Absicht wäre hier nicht Meisterstücke von Tragödien und Comödien zu machen; sondern nur der Jugend eine Ubung zu verschaffen: und die Menge der Schüler erfordere eine ziemlich weitläuftige Vorstellung, daß man so viele Personen anbringen könnte. Dieses aber lasse sich mit den Regeln nicht zusammen reimen. Hierauf aber dienet zur Antwort 1) daß eben die Schulen die-

Heldengedichte, die schon vor vier bis fünfhundert Jahren ins Deutsche übersetzt worden.

Der Herr Professor nennet noch einige alte Heldengedichte, die den Deutschen ursprünglich eigen sind, als z. E. das Werk vom Carl dem Großen und Rolanden, ein Heldengedicht vom Könige Arthur, eins vom Herzoge Reinfried von Braunschweig, eins vom Herzoge Friedrich von Schwaben, eins vom Herzoge Ernst in Bayern; eins vom Herzoge Friedrich von Oesterreich u. a. m. deren Bekanntmachung der Herr Professor künftig in seiner ausführlichen Geschichte der deutschen Sprache und Poesie verspricht. Endlich wird diese Vorrede mit einer kleinen Rechtfertigung, daß Neoptolemus wirklich den Namen eines Heldengedichts behaupten könne, ungeachtet er ursprünglich nicht in Versen geschrieben worden.

Es folgt die Vorrede des Herrn Uebersetzers. Nachdem er auf eine seiner besondern Höflichkeit und Bescheidenheit gemäße Art angezeiget, was ihn zu dieser Arbeit bewogen, so sucht der Herr Magister Pantke sich gegen diejenigen zu schützen, die ihm diese Arbeit wohl gar, als eine seinem Amte unanständige Zeitkürzung, übel deuten möchten. Hat nämlich ein großer Gottesgelehrter unserer Kirche, dem niemand den Ruhm des Eifers und der Gottseligkeit streitig machen wird, das Vergnügen seiner Erholungsstunden in der Heraldik und Genealogie gesucht, die er in weitläuftigen und mühsamen Werken erläutert; warum sollte es nicht auch

dem

dem Herrn Pantke erlaubt seyn, in einer andern Gattung der schönen Wissenschaften, die Erholung der Gemüthskräfte zu suchen, wenn dieselben bey schweren und angreifenden Berufsgeschäfften erschöpfet worden?

Andere, die es ihm übel auslegen möchten, daß er sich in die heidnische Mythologie vertiefet, bekommen mit einer lebhaften Ueberzeugung, zur Antwort: daß der Herr Magister sich deswegen nicht ganz unbillig bekümmert habe. Daß aber, da seine Uebersetzung nicht sowohl für Gelehrte, als Ungelehrte, bestimmet gewesen, er nothwendig einige Erläuterungen hinzufügen müssen, die sie in den Quellen selbst zu suchen, weder Zeit noch Gelegenheit haben.

Uebrigens gesteht der Herr Uebersetzer selbst, daß diese Hinablassung in die fabelhafte Göttergeschichte des heidnischen Alterthums, bey ihm nicht sonder Nutzen gewesen sey. Man kann sich den Verfall der Menschen von ihrer ursprünglichen Vollkommenheit, fast nicht besser vorstellen, als aus denen Gedanken, die die Heiden sich von ihren Göttern machten. Einbildungen sind es eines starken, aber ungereinigten Witzes; Widersprüche, da einer den andern aufhebt; offenbare Unanständigkeiten, die bey Menschen als Laster verworfen, und doch in der Mythologie von den Gottheiten erzählet werden. Der Herr Magister glaubt auch nicht, daß die Entschuldigung hinreichend sey, die man den Abgöttern zum Besten anführen will, daß sie nur einen einigen Gott verehret, und unter den andern Göttern nur seine Eigenschaften verstanden

hätten. Freylich findet man einen Jupiter, den Vater der Götter und Menschen; den auch die andern Götter für ihr Oberhaupt halten. Allein, man findet ihn auch mehrentheils bey solchen Beschäfftigungen, an denen die andern Götter so viel Antheil haben, als er selbst. Man nimmt auch lauter Uneinigkeiten unter diesen Gottheiten wahr, wobey ihr Oberhaupt oftmals sich selbst weder zu rathen, noch zu helfen weis. Je sorgfältiger man nun dieß alles betrachtet, je mehr gewinnet die Vortrefflichkeit der geoffenbarten Religion dabey; und diese selige Erwägung hat nicht wenig zu dem Vergnügen beygetragen, so der Herr Uebersetzer bey seiner Arbeit gefunden.

Und hier kömmt der Herr Magister ganz ungezwungen auf unsere neuern Herrn Freygeister, von denen er sich so ausdrückt: „Wenn man in unsern gegenwärtigen Tagen, darinnen die natürliche Erkenntniß Gottes gleichsam recht auf den „Thron erhoben ist, und mitten unter denen Vortheilen, welche die Wahrheit von der schriftlichen „Offenbarung des göttlichen Willens genießen kann, „die Tyranney des Irrthums wahrnimmt, der die „reine Wahrheit, wo nicht völlig zu unterdrücken, „wenigstens in einem finstern Gefängnisse verschlossen zu halten, beflissen ist; so muß der Redlichkeit unfehlbar das Herz brechen, und das gerechte Misvergnügen über die muthwillige Thorheit „des leichtsinnigen Spottgeistes rege werden, welcher „unsern Zeiten gewiß wenig Ehre macht. Ich trage mit jenen, die des unvernünftigen Götzendienstes

„ſies ſpotteten, aber den vernünftigen Gottesdienſt,
„den der Herr in ſeiner Offenbarung vorſchreibt,
„nicht kannten, ein ganz billiges Mitleiden: aber
„die Raſerey des Unglaubens iſt mir abſcheulich,
„der in unſern Tagen, entweder das Daſeyn eines
„einigen wahren Gottes leugnet, oder doch die Vor-
„ſicht und Regierung deſſelben in Zweifel zieht.
u. ſ. w. Der ganze Schluß dieſer Vorrede iſt ſo ſchön und dem Amte des Herrn Ueberſetzers ſo wohlanſtändig, daß wir unſere Leſer an dieſelbe verweiſen.

Der Anfang des Gedichts lautet ſo:

Es weinte Thetis noch, und ſtieß von Zeit zu Zeit
Die bängſten Seufzer aus mit treuer Zärtlichkeit,
Seitdem des Schickſals Schluß ſie höchſt empfindlich drückte,
Der ihren Sohn, Achill, ins Reich der Schatten ſchickte.
Der Nereiden Herz empfand ihr Ungemach,
Drum ahmten ſie ihr Leid und ihre Thränen nach.
So bitter aber ihr das Schickſal werden mußte,
So tröſtete ſie ſich doch über dem Verluſte.
Achill war nicht ganz todt, unſterblich war ſein Lob
Das auch Neoptolem, ſein Sohn, noch mehr erhob.
Und dieſer Enkel war der Göttinn auf dem Meere
So werth, als ob er ſelbſt ihr Sohn, Achilles, wäre.
Sie wendete von ihm die ſchrecklichſte Gefahr,
In die ſein Heldenmuth gar oft gerathen war;
Als in der Jammernacht die Priams Haus verzehrte,
Das ſchöne Troja ſich in Aſch und Staub verkehrte.
Im widrigſten Geſchick, bey aller Stürme Wuth,
Wohin das Glück ihn trieb, erhielt ſie ihm den Muth.

Neoptolem ſtößt ab von dem Phönizer Strande,
Und ſchifft mit Freuden ſchon zum holden Vaterlande,
Der Inſel Scyrus hin; als ſchnell ein Wetter ſtürmt,
Der Fluthen brauſend Heer bis an die Wolken thürmt.
Nur Nacht, nur Furcht, nur Tod, ſchwebt auf den wilden Wellen;
Es ſcheint das ſchwache Schiff an Felſen zu zerſchellen,
Auf die der Donner kracht. Das matte Schiffsvolk bebt.
Indem es bangſam heult, die Hand zum Himmel hebt:
So ſieht der Steuermann das Steuerruder brechen,
Weis nicht zu widerſtehn, kann Sturm und Furcht nicht ſchwächen,
Verbleicht, weint und verzagt, fleht ängſtlich zum Neptun.
Doch ſieht Neoptolem, da Sturm und Meer nicht ruhn,
Die Felſen, wo ſein Schiff bald wird zerſcheitern ſollen,
Mit trocknen Augen an, und läßt nicht Thränen rollen.
Des Todes furchtbar Bild verrückt und ändert nicht
In ſeiner Heldenbruſt der Großmuth Gleichgewicht.
Zur Thetis ruft er nur: O Gottheit, ſtark an Kräften!
Du nahmſt ja mehrmals Theil an des Achills Geſchäfften,
Dem du das Leben gabſt. Gedenkſt du noch an ihn:
So würdige den Sohn ihn aus der Noth zu ziehn.
Er redt noch, als ſich ſchon die Göttinn hülfreich zeiget,
Des Abgrunds Schooß verläßt, auf ihren Wagen ſteiget,
Den zween Delphine ziehn und Perlenmutter ſchmückt.
Der Nereiden Volk wird um ſie her erblickt.....
Flieht, Winde, die ihr ſtürmt, rief Thetis zornig, fort!
Die Winde fliehn vor ihr auf dieſes Götterwort.
Die Wellen ſenken ſich, und nach der Göttinn Wille,
Herrſcht auf der weiten See die ehrfurchtsvollſte Stille.
Drauf redet Thetis ſelbſt den Sohn Achillens an:
Ich bin, Neoptolem, ſo ſtark dir zugethan Als

Als ich dem Vater war; drum will ich für dich kämpfen,
Das Meer befriedigen, die Ungewitter dämpfen.
Komm, fuhr sie fort, mein Sohn, in meine Burg hinein,
Du sollst, du mußt sie sehn; Matrosen, wartet ſ[illegible]!
So gleich kömmt ein Delphin im Wasser herge[illegible]et,
Der mit gekrümmtem Schwanz die dichten Wellen theilet,
Gleich zum Neoptolem voll Dienstbegierde schwimmt,
Und diesen Sohn Achills auf seinen Rücken nimmt;
Der ihm sich unverzagt und ruhig anvertrauet,
Weil er die Thetis selbst noch gegenwärtig schauet;
Die, als ihn der Delphin zum Wagen hingebracht,
In ihre Grotte sich, durch offne Wellen macht.

Nachdem sie ihn nun mit Balsamdüften und der gewöhnlichen Götterkost bewirthet, und von ihren Nymphen bedienen lassen, redet sie ihn so an:

Mir komt es nicht gelingen
Ein solch unsterblichs Kind, wie ich bin, aufzubringen.
Drum trachte wenigstens, wie dich dein Blut entflammt,
Nach der Unsterblichkeit, die von der Tugend stammt
Der Menschen Stand, mein Sohn, ist schmerzlich zu beklagen;
Ich habe Jupitern das Leid oft vorgetragen,
Das mich so stark gequält, seitdem des Schicksals Hand
Mit einem Sterblichen mich in der Eh verband.
Achilles wurde kaum von mir zur Welt gebohren,
So schloß ich ihn in Arm und sprach: du bist verloren!
Der Tod herrscht über dich! das ämsigste Bemühn
Wird dich der strengen Macht der Parzen nicht entziehn.
Zwar deine Mutter ist unsterblich und wirds bleiben;
Doch kann dir ihre Huld kein ewigs Seyn verschreiben.

Dein Erbtheil iſt der Schmerz! Ich ſeh dich, welche Noth!
Durch Fehler ganz verſtellt, durch Krankheit ſchwach und todt.
Jedoch Neoptolem, der Menſch kann noch auf Erden
Um ſo viel edler ſeyn, um ſo viel größer werden,
Als er die Kunſt verſteht und in der Kunſt ſich übt,
Das Elend der Natur, das Menſchen hier umgiebt,
Durch Tugend, die nicht ſtirbt, mit Großmuth zu verdringen:
So kannſt auch du dich ſelbſt zum wahren Ruhme ſchwingen,
Zu dem ich dich, durch Noth, Beſchwerlichkeit, Gefahr,
Zu leiten, lange ſchon mit Ernſt beſchäfftigt war.
O! laß dich, liebſter Sohn, die Menge nicht verführen,
Bey der das Herze nie rechtſchaffne Triebe rühren
Die Ehr und Anſehn nur in hoher Ankunft ſetzt,
In großen Würden ſucht, nach Macht und Reichthum ſchätzt.
Man ſieht ſie, ohne Rath, auf ſteilen Klippen gehen,
Doch ſtürzt ſie ſchnell und tief von den erſtiegnen Höhen,
Und ſieht, indem ſie fällt, zu ſpät den Abgrund an,
In den die Sicherheit und Blindheit ſtürzen kann. ꝛc. ꝛc.

Man wird ohne unſer Erinnern aus dieſer Probe ſehen, daß eine ſo reine und nachdrückliche Poeſie es ſchon werth ſey geleſen, und jungen Leuten in die Hände gegeben zu werden: zumal da auch die beygefügten mythologiſchen Anmerkungen ihnen den ſchönſten Theil des alten griechiſchen Gottesdienſtes und heidniſchen Aberglaubens bekannt machen; der aber gleichwohl zu deſto beſſerm Verſtande der alten Schriftſteller unentbehrlich iſt.

VI. Ent-

VI.

Entscheidung einer grammatischen Anfrage, an den Herausgeber dieses Büchersaals, die aus Petersburg eingelaufen.

Es gereichet unsrer deutschen Sprache gewiß zu keiner geringen Ehre, daß sie in allen dreyen nordischen Residenzstädten für eine der artigsten europäischen Hauptsprachen gehalten, und selbst an ihren Höfen, in täglichen Unterredungen gebrauchet und geliebet wird. So weit hat es der unabläßige Fleiß derer, die sich auf die Verschönerung derselben beflissen haben, schon gebracht: und dieses muß alle redliche Patrioten aufmuntern, in diesem ihren Eifer nicht müde zu werden; bis endlich auch die deutschen Höfe, durch die ausländischen aufmerksam gemacht werden, und die Schönheiten ihrer eigenen Mundart, dem Mischmasche ausländischer Sprachen werden vorziehen lernen.

Es bleibt auch nicht nur dabey, daß nur Copenhagen, Stockholm und Petersburg viel deutsch sprechen, und deutsche Bücher gern lesen: nein es breitet sich dieser Geschmack der Residenzstädte auch in andre ansehnliche Handelsplätze und hohe Schulen dieser Reiche aus. Ein ansehnlicher Buchhändler hat uns unlängst versichert, daß er sehr viele von den neuesten deutschen Büchern, nach **Kiov** und **Smolensko** schicken müssen; als woselbst man schon anfienge unsere Sprache lieb zu gewinnen, und begierig wäre, unsre besten Schriften zu lesen.

Von Pohlen und Ungarn iſt dieſe Liebe ſchon viel bekannter; und alſo iſt es nicht nöthig, die Beweiſe davon zu geben. Vielmehr ſpricht man in dieſen großen Reichen an vielen Orten das Deutſche nach einer viel beſſern Mundart, als es in vielen urſprünglich deutſchen Landſchaften geſprochen wird.

Eins hat bisher noch zu fehlen geſchienen; nämlich, daß man in dieſen auswärtigen Orten keine von den Liebhabern der deutſchen Sprache geſtiftete Geſellſchaften bemerket hat. Allein, wie man itzo aus einem zuverläßigen Grunde erfahren, hat es auch daran ſchon nicht gemangelt. In Petersburg iſt bereits ſeit einiger Zeit eine gute Anzahl von Liebhabern der deutſchen Sprache zuſammen getreten, die ſich gemeinſchaftlich in ihrer Ausübung unterſtützen, und es in der Schönheit und Richtigkeit derſelben weit gebracht haben. Allein, wie es mitten unter dem ſchönſten Weizen, oft auch Unkraut und wohl gar ſtachlichte Diſteln giebt: ſo hat ſich auch in Petersburg ein Spötter dieſer löblichen Bemühungen, und Feind der deutſchen Sprache gefunden. Dieſer hat ſich nicht entblödet, in einer öffentlichen Stachelſchrift, die patriotiſchen Deutſchen anzugreifen: welches Verfahren um deſto ſeltſamer heraus kömmt, da er ſelbſt ein gebohrner Deutſcher iſt; der alſo mitten in einem fremden Volke, wider ſein eigen Vaterland ſündiget.

Unter andern Vorwürfen aber, die er der erwähnten Geſellſchaft gemachet, iſt auch dieſer geweſen: daß ſie ſelbſt der deutſchen Sprache nicht ſattſam kundig ſey; weil ſie das Wort Macherlohn

mit

mit das, als ein Wort des ungewissen Geschlechtes, gebrauchet hätte; da es doch männlich, der Macherlohn heißen müßte. Dieser Vorwurf ist gar zu bitter gewesen, als daß ihn gedachte Gesellschaft hätte vertragen können. Sie hat also zu ihrer Rechtfertigung einen Aufsatz gemacht, und sich aus verschiedenen Wörterbüchern der deutschen, lateinischen und französischen Sprache zu schützen gesucht. Sie hat auch dadurch wirklich so viel erwiesen, daß man fast in allen deutschen Provinzen das Macherlohn spricht. Weil aber der Gegner auf einen Ausspruch aus Leipzig getrotzet: als hat man sich darauf einlassen wollen, und uns um ein grammatisches Gutachten darüber ersuchet. Wie wir nun hierüber kein Bedenken zu tragen Ursache gefunden: also ist folgende Antwort zurück nach Petersburg geschicket worden; wir aber theilen sie unsern Lesern als ein Stück mit, das ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig ist, und vielleicht mehrere Fragen zu entscheiden dienen kann.

Beantwortung.

In der vorgelegten Frage: **Welches Geschlechtes das Wort Macherlohn sey?** ist zuförderst zu bemerken, daß es sich nicht eigentlich frage: **Welches Geschlechtes dieses Wort nach den Regeln der Sprachkunst, und der Analogie billig seyn sollte?** sondern welches Geschlechtes es dem eingeführten Gebrauche nach, in den meisten, ja in allen guten Landschaften von Deutschland wirklich sey? In meiner Sprachkunst Einleitung habe

ich

jenigen Oerter sind, wo man der Jugend den guten Geschmack beybringen, und ihn also mehr und mehr fortpflanzen und ausbreiten soll. Zu dem wird 2) ein rechtschaffener Meister, der sein Handwerk versteht, niemals glauben, daß es ihm erlaubt sey, die Regeln der Kunst zu übertreten, und an statt einer guten Arbeit, die Kennern gefallen könnte, eine Pfuscherey zu liefern, die ihm die Verachtung aller Verständigen zuziehen muß. 3) Was die Menge der spielenden Personen endlich nothwendig machen soll, das sieht man abermal nicht. Warum müssen denn alle Schüler auf einmal mitspielen? Man lese aus den obern Classen die geschicktesten aus, die Hauptpersonen zu machen; die übrigen mögen stumme Personen vorstellen, die nur die Schaubühne zu füllen, oder dem Spiele ein Ansehen zu machen gebraucht werden. Oder man ahme die Art der Alten nach, da man die Chöre, am Ende jeder Handlung, eine moralische Betrachtung über das gespielete absingen ließ: so kan man seine übrigen Schüler zu dreyßigen ja zu funfzigen, in zwo Reyhen hinstellen, und Strophenweise einander ablösen lassen. Müssen aber ja die untern Classen auch spielen, so lasse man dasselbe Stück etlichemal hintereinander aufführen, einmal von Primanern, einmal von Secundanern u. s. w. So kan eine jede Classe mit der andern gleichsam einen Wettstreit halten, wer seine Sache besser vorzustellen gewußt. Alsdann dürfen die Stücke so ungeheuer lang nicht seyn, als die meisten Schulcomödien gerathen. Man wird es nicht nöthig haben, auf solche ungereimte Erfindungen zu denken, soviel Zwischenspiele zu ersinnen; soviel andere Schmieralien zu machen, die man in einem

ich gewieſen, wie weit ſich die Macht eines Sprachlehrers in ſolchen Dingen erſtrecke. Die meiſte Zahl der Exempel, die einander ähnlich ſind, geben zwar die Regel an die Hand: und da zeiget ſichs freylich, daß die zuſammengeſetzten Wörter das Geſchlecht des einfachen Hauptwortes behalten. Allein wie in allen Sprachen, keine Regel ſo leicht ohne Ausnahme zu ſeyn pfleget: ſo iſt es auch hier. Und alſo dienet auf obige Frage zur Antwort:

Das Wort Macherlohn iſt des ungewiſſen Geſchlechts. Die 1. Urſache davon iſt vornehmlich der einſtimmige Gebrauch der beſten Provinzen in Deutſchland. So wohl in Meißen, als in Schleſien; ſowohl in Franken als in Niederſachſen ſpricht man **das Macherlohn**; ungeachtet, daß **der Lohn** allenthalben als ein männliches Wort angeſehen wird.

Die 2. Urſache. Dieſes beſtätigt auch der durchgängige Gebrauch dieſes Wortes in andern Zuſammenſetzungen. Denn ſo ſagt man auch **das Fuhrlohn, das Arbeitslohn, das Liedlohn**, ein in oberſächſiſchen Gerichten übliches altes Wort, welches ſo viel als Mieth, oder Dienſtlohn des Geſindes heißt. Und eben ſo würde man auch **das Geſindelohn** hier ſagen. Ja Canitz hat **das Tagelohn** auf eben die Art gebrauchet, wie man auch hier in Leipzig **das Wochenlohn** zu ſagen pflegt.

Man ſieht ein ſichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie ums Tagelohn, das Pflaſter pflegt zu treten ꝛc.

Die 3. Urſache. Da auch die Analogie in grammatiſchen Dingen von großem Gewichte iſt:

ſo

so giebt es noch andere Wörter mehr, die diesem in so weit ähnlich sind, daß sie in der Zusammensetzung, ihr Geschlecht ändern. Dahin gehöret 1) das Wort der **Muth**. Dieses ist unstreitig männliches Geschlechts: allein wer kann es wohl leugnen, daß man durchgehends spricht: die **Grosmuth**, die **Demuth**, die **Sanftmuth**, die **Wehmuth**; ungeachtet auch im Gegentheile der **Edelmuth**, der **Heldenmuth**, der **Löwenmuth**, der **Zweifelmuth** ꝛc. gesagt wird. 2) Der **Theil** ist unstreitig des männlichen Geschlechtes: daher sagt man, der **Vortheil**, der **Nachtheil**. Gleichwohl wird man damit, das **Erbtheil**, das **Hintertheil**, das **Vordertheil**, das **Drittheil**, das **Viertheil**, u. d. g. nicht reimen können. 3) Die **Ecke** ist unstreitig weibliches Geschlechts: Dem ungeachtet spricht man allemal das **Dreyeck**, das **Viereck**, das **Fünfeck** u. s. w.

Will man die Ursache und den Ursprung solcher Unbeständigkeit in der deutschen Sprache wissen: so gehört solches zwar zu der obigen Frage nicht; doch kann man zum Ueberflusse folgendes merken. Alle die angeführten Wörter als **Lohn**, **Muth**, **Theil** und **Ecke**, haben vorzeiten in Deutschland, wie noch viele andere, nicht einerley Geschlecht gehabt. Bey **Theil** ist noch diese Stunde der und das in verschiedenen Landschaften gewöhnlich. Mit **Ecke** ist es auch so; denn in Oberdeutschland spricht man das, in Sachsen aber die. Von dem Worte **Lohn** glaube ich, es auch in plattdeutschen Provinzen gehört zu haben, daß man sagt, das **Lohn**; da herge-

hergegen D. Luther geſchrieben: ruſe den Arbeitern, und gieb ihnen den Lohn. Daß auch dem erſten alſo ſey, ſehe ich aus einer plattdeutſchen Bibel, die 1600 zu Wittenberg in 4 wieder gedruckt worden; wo im 1 B. Moſ. im 30 Cap. ausdrücklich ſtehet: Dat ick myn Lohn van dy nemen ſchall; imgleichen im 31ſten unde heſft my myn Lohn tynmahl verändert u. ſ. f.

Endlich darf man nicht denken, daß irgend die deutſche Sprache allein ſolchen Unrichtigkeiten unterworfen ſey. Die Franzöſiſche hat eben dergleichen z. E. Heure iſt zweifelsfrey weiblich, à la bonne heure: gleichwohl ſind le bonheur und le malheur des männlichen Geſchlechts, vieler anderen zu geſchweigen.

Leipzig d. 25. Nov. 1749.

Joh. Chr. Gottſched.

* *

VII.

Lebenslauf des Herrn Pro-Rectors M. Johns, in Breslau.

Der Verluſt eines treuen Lehrers muß allemal denenjenigen höchſt empfindlich ſeyn, die durch ihre eigene Erfahrung überzeugt ſind, wie viele Vortheile, Künſte und Wiſſenſchaften durch den Fleiß und Eifer eines ſolchen Mannes haben. Niemals hätte alſo den Breslauiſchen Schulen ein trauriger Schickſal begegnen können; als da ihnen ein allzufrühzeitiger Tod einen Lehrer entriſſen

riſſen hat, deſſen ruhmvolles Andenken und beſondere Verdienſte um die Schulen bey der Nachwelt, und beſonders bey allen denen, die durch ſeinen Fleiß in Künſten und Wiſſenſchaften gründlich unterrichtet worden ſind, unvergeßlich bleibt.

Es war dieſes der hochedle, großachtbare und hochgelahrte Hr. M. **Johann Siegmund John**, wohlverdienter Pro-Rector des Gymnaſii zu St. Maria Magdalena in Breslau, wie auch der deutſchen Geſellſchaft in Jena Mitglied. Das Licht dieſer Welt erblickte er zu Jauer in Schleſien im 1697. Jahr den 2 Tag des Jenners; ſeine Aeltern aber waren, **Johann Chriſtoph John**, ein alldaſiger Beckerälteſter, welcher als ein 78jähriger Greis das Bätrübniß erfahren müſſen, denjenigen ſelbſt zu Grabe zu begleiten, der ſeine Stütze im Alter ſeyn ſollte, und bey dem er ſich aufhielt, und die bereits verſtorbene Frau **Margaretha** gebohrne **Körberinn**.

Bey der beſondern Liebe, die der ſel. Herr Pro-Rector bald in der Jugend zu Künſten und Wiſſenſchaften bezeugte, gönnte ihm die gütige Vorſicht das Glück, daß er bey der in ſeiner Vaterſtadt von Sr. kaiſerl. Majeſt. **Joſeph dem I.** glorwürdigſten Andenkens, im Jahr 1708. allergnädigſt ertheilten Freyheit, einer öffentlichen evangel. Schule unter die erſten daſelbſt ſtudirenden aufgenommen zu werden die Ehre hatte. Und eben hier hat er unter Aufſicht Hn. M. **Chriſtian Baumgartens**, **Chriſtian Lipperts**, **Samuel Cleſels**, **George Ernſt Sendlers**, den erſten Grund in Künſten und Wiſſenſchaften gelegt. So unerſätt-

lich

lich aber seine Begierde zur Gelehrsamkeit war, mit desto unermüdetem Fleiß wandte er alle Kräfte zu gründlicher Erlernung derselben an. In einer so löblichen Absicht gieng er auch im Jahr 1714 nach Breslau, woselbst er von dem damaligen berühmten Hn. Rector zu St. Elisabeth, **Gottlob Kranz**, in die Zahl der dasigen Gymnasiasten aufgenommen ward. Hier suchte er, zuförderst unter Anleitung der Hn. Inspectoren und Professoren **Neumanns**, **Herrmanns**, **Werners** und **Hornigs** eine gründliche Erkenntniß in der Gottesgelahrheit zu erlangen. Nächst diesen übte er sich in der Geschichtskunde, griechischen Sprache, Redekunst und den sogenannten schönen Wissenschaften, unter Anführung der öffentlichen Lehrer des Elisabethanischen Gymnasii, Herrn **Kranzes**, **Pohls**, **Vollands**, **Wachtels**, und **Arlets**. Da ihn aber der Mangel an hinlänglicher väterlicher Unterstützung in dem Laufe seiner gymnasiastischen Studien furchtsam und kummerhaft machte: so nahm sich hierinnen der berühmte Breslauische Schöppen- und nachheriger Rathssecretär D. **Johann Anton Walther** desselben so kräftig, und mit so vieler Gewogenheit an, daß er ihn außer der freyen Wohnung, auch mit Tische und übrigen Unterhalte reichlich versorgte.

Nachdem er auf Schulen durch das Zeugniß seiner Lehrer und anderer Gönner, den Ruhm eines fleißigen und lehrbegierigen Studiosi erhalten hatte, so entschloß er sich im Jahr 1717. auf die berühmte hohe Schule nach Wittenberg zu gehen, woselbst er von seinem eigenen Landsmanne und damaligen

maligen Pro-Rector, Herrn D. Schröer in die Matrikel der akademischen Bürger aufgezeichnet wurde. Hieselbst hörete er in der Weltweisheit **Friedrich Strunzen**, in der gelehrten Geschichte Herrn **Polycarp Leysern** und **Johann Christoph Colern**, in der weltlichen und geistlichen Geschichte Hn. **Johann Wilhelm Janen**, in der Experimentalphysik Herrn **Martin Gotthelf Lösch**ern, in Sprachen Herrn M. **Hagen**, und in der Beredsamkeit den weltberühmten Redner Herrn **Johann Wilhelm Bergen**. Um sich aber in der Gottesgelahrheit nach dem bereits auf Schulen gelegten guten Grunde noch immer fester zu setzen, so unterließ er nicht den gelehrten Versammlungen der öffentlichen Lehrer in Wittenberg Hn. **Wernsdorfs, Schröers, Haferungs** und **Fleischers** beyzuwohnen. Im 1719. Jahre nahm er die höchste Würde der Weltweisheit an, und reiste hierauf bey dem Beschlusse seiner akademischen Jahre nach Dreßden, zu dem auch nach seinem unglücklichen Tode in noch unvergeßlichem Andenken stehenden Gottesgelehrten, Herrn M. **Hahn** ab: der ihm, wenn er nicht dem Winke der göttlichen Vorsicht zufolge, wieder in sein Vaterland zurücke zu gehen, sich fest vorgesetzet hätte, alle ersinnliche Hülfe in Sachsen versprach.

Kaum war er in seinem geliebten Vaterlande wieder angelanget, so erhielt er schon bey den ansehnlichsten und vornehmsten Familien Gelegenheit, Proben seiner Geschicklichkeit durch Unterweisung junger Leute zu zeigen. Als er nun im 1724. Jahre

nach Breslau kam, erwarb er sich hier so viele vornehme Gönner, daß er wenige Jahre darauf im 1734. Jahre zum Lehrer der dritten und vierten Ordnung, in dem Gymnasio zu St. Maria Magdalena, erwählet ward. In dem darauf folgenden 1735sten Jahre verheirathete er sich mit Susannen Magdalenen, weiland Herrn George Heines, Bürgers und privilegirten Spiegelfabricantens, eheleiblichen jüngsten Jungfr. Tochter; in welcher Ehe er zwey Söhne und eine Tochter zeugte, die allerseits annoch am Leben sind. Im 1739. Jahre erwählten ihn die Oberaufseher der breslauischen Schule zum zweyten Lehrer der zweyten Ordnung in dem Elisabethanischen Gymnasio: worauf er 1744 eben daselbst die Stelle des ersten Lehrers in eben diesem Hörsale erhielt. Zwey Jahre darauf nämlich 1746, berief man ihn zum 3 öffentlichen Lehrer des Magdalenischen Gymnasii; welche Stelle er aber im 1748. Jahre mit dem Pro-Rectorate verwechselte.

So verdient er sich nun um die studirende Jugend und um die breslauischen Gymnasia durch Lehre und Unterricht, gemacht, wovon seine ofmaligen Amtsveränderungen zeugen; und so groß seine gründliche Gelehrsamkeit war, welches sein im Jahr 1718 herausgegebener Parnassus Silesiacus, und die 1741 ans Licht getretene Synopsis Historiae Civilis Kranziana, welche er bis aufs 1740 Jahre fortgesetzt hatte, außer seinen gehaltenen Schulreden und theatralischen Vorstellungen bewiesen; so schmerzhaft muß sein Tod seyn. Es erfolgte selbiger den 6 Tag des Weinmonats in diesem zu Ende laufen-

den

den 1749ſten Jahre nach einer 14tägigen Niederlage an einem hitzigen Fieber; ob er gleich ſein Alter nur auf 52 Jahre 8 Monat und 4 Tage gebracht hat.

* *

VIII.

Verſuch eines Beweiſes von einfachen Dingen, als Elementen der Körper, von Engelbert Heinrich Schwarzen, Adv. immatr. Dreßden 1749.

Die Streitigkeiten, welche ſeit einigen Jahren über die Monaden und einfachen Dinge zwiſchen dem Herrn Rath Juſti, und andern, die ihm widerſprochen haben, ſind geführt worden, haben nunmehr ſelbſt einen Rechtsgelehrten zu Unterſuchung dieſer Lehre angetrieben, und es iſt glaublich, daß Herr Juſti durch dieſe Schrift ſich bekehren, und ſeine vorgefaßten Meynungen einmal fahren laſſen wird. Es iſt auch gewiß einmal Zeit, indem ſo viele andre ſchon vergebens an ihm gearbeitet haben. Gegenwärtige Schrift enthält mancherley gute Betrachtungen in ſich, welche dieſer ſonſt verwirrten Lehre Licht geben können. Man darf aber nicht glauben, als wenn der Herr Verfaſſer den Beweis der Leibnitzianiſchen Monaden über ſich genommen hätte: vielmehr ſind ſeine einfache Dinge nach ihrer Natur und Beſchaffenheit gänzlich von den Monaden unterſchieden, ſo, daß man ihn eher für einen Atomiſten, als Mo-

nadiſten halten kann. Zu Anfange ſeiner Abhandlung giebt er die erſten Ideen des Körpers, und zeigt die mancherley Zergliederungen eines Körpers, vermittelſt welcher man auf die Elemente deſſelben kommen kann. Die Weltweiſen ſowohl, als die Chymici haben den Körper zergliedert: jene haben es mehr bey der Abſtraction, dieſe aber bey der That ſelbſt bewenden laſſen. Die zwey elementariſchen Grundmaterien, nämlich die elementariſche Luft, und das elementariſche Feuer werden auch von ihm für die Grundurſachen angenommen, welchen er eine bewegende Kraft zuſchreibt, und dieſe mit mancherley Beweisthümern §. 23. und §. 24. beſtätigt. Er geſteht ſelbſt, daß dieſe einfache Grund-Materien keine phyſicaliſche Theilung mehr zulaſſen können; jedoch nimmt er nunmehr die mathematiſche Zergliederung vor, nach welcher die gleichartigen Theile (partes homogeneae) wiederum zergliedert werden, und ſolchergeſtalt hat er ſeine einfachen Dinge gefunden. Es ſind daher ſeine einfachen Dinge Theile der einfachen Materie. Sie haben aber keine vorſtellende Krafft, wie die Leibnitzianiſchen Monaden. Nebſt der bewegenden Kraft ſchreibt er ihnen gewiſſe mechaniſche Triebe zu, woraus die Bewegungen, wie ſie in der Natur geſchehen können, erklärt werden. Dieß iſt der Abriß ſeiner einfachen Dinge, und wir können nicht leugnen, daß nach dieſer Beſchaffenheit derſelben viele Erſcheinungen, die wir an den Körpern wahrnehmen, deutlich genug erkläret werden können. Nach dieſen Betrachtungen geht unſer Herr Verfaſſer die

Schrift

Schrifft des Herrn Rath Justi durch, wie schon von vielen andern geschehen, und zeigt ihm deutlich die Schwäche seiner Schlüsse: wiewohl hier vieles vorkömmt, was schon von andern weitläuftig ist wider den Hn. Justi erinnert worden. Wir müssen aber allerdings die Bemühung des Herrn Verfassers loben, daß er nach so vielen Versuchen, auch seine Gedanken von den einfachen Dingen, der gelehrten Welt hat bekannt machen wollen.

* *

IX.

Nachricht von den Geburts- und Todtenregistern verschiedener ansehnlicher Städte in Deutschland von 1748.

Wir haben uns zu andrer Zeit angelegen seyn lassen, unsre Leser auf die Jahrzettel von Gebohrnen und Gestorbenen aufmerksam zu machen. Weit gefehlet, daß wir selbst seit der Zeit, diese Sache aus dem Sinne geschlagen haben sollten: so haben wir vielmehr sorgfältig dergleichen Nachrichten gesammlet. Sie sind aber von zweyerley Art. Einige darunter haben uns nur von dem letzt verflossenen 1748sten Jahre die Zahlen geliefert: andre aber haben uns von mehrern Jahren die Verzeichnisse gegeben. Beyde wollen wir unsern Lesern mittheilen; und hoffen, daß man uns künftig noch mit mehrern Nachrichten dieser Art an die Hand gehen werde. Wir sagen es nochmals: die abwechselnde Aufnahme und Abnahme einer

einem Tage nicht ganz durchspielen kan, sondern zwey bis drey Tage hintereinander Stückweise vornehmen muß. Die Zuschauer werden ein gutes Stück gern zwey- bis dreymal wiederholen sehen, wenn es immer von andern Personen gespielet wird. Zu geschweigen, daß bey solchen Schulcomödien die Eltern und Verwandten der Knaben auch noch andre Ursachen haben werden, fleißig dabey zu erscheinen: Zumal da dergleichen Comödien kaum einmal im Jahre zu sehen sind, und also durch ihre Seltenheit sich schon beliebt machen können.

Nun sollte noch etwas von den Zwischenspielen unsers Stückes gesagt werden: Wenn uns der Verfasser dieselben auch hätte mittheilen wollen. Allein er muß sie wohl selbst des Druckes unwürdig geachtet haben, weil er uns nur die Nahmen der spielenden Personen anzuzeigen vor gut befunden hat. In dem ersten ist Pancratius, ein alter Schulmeister, die Hauptperson; ein Bauer mit seinem Weibe und drey Knaben; ein Scaramutz und reisender Student sind die übrigen Personen. Wovon sie aber mit einander geredet, finde ich nicht. Das andre Zwischenspiel soll von der Belagerung der Falisconum handeln, darinn zwey Römische Rathsherrn, Furius Camillus, Scaramutze, Pancratius, zwölf Soldaten und etliche Knaben vorkommen. Das dritte Zwischenspiel handelt vom Pomo Eridos, oder dem Zankapfel, und da erscheinen Juno, Pallas, Venus, Jupiter, Paris, Astråa, nebst dem Scaramutzen, und die Belagerung Trojå macht den Schluß. Das vierte Zwischenspiel endlich handelt von dem Kampfe der Curiatier und Horatier, da denn Tullus Hostilius

Stadt ist nicht deutlicher, als aus solchen Verzeichnissen vieler auf einander folgender Jahre zu erkennen: und die Obrigkeiten jedes Ortes sollten darauf mehr Achtung geben, als sie wohl insgemein thun; um den Verfall, oder den Flor ihrer Städte, bey Zeiten wahrzunehmen; den einen so viel möglich zu hindern, den andern aber zu befördern. Städte, wo die Zahl der Gebohrnen von Jahre zu Jahre abnimmt, sind gewiß ihrem Verfalle nahe. Wo aber dieselbe viele Jahre hinter einander zunimmt, die sind im Flore und Wachsthume begriffen. Wir haben aber auch von einigen preußischen Städten die Nachrichten mit einfließen lassen, weil sie uns zugeschicket worden. Sie werden unter andern dazu dienen, daß man sich nicht, wie zu geschehen pflegt, fälschlich einbilde, daß dieselben gar nicht volkreich wären. Man wird nämlich finden, daß sie es mit sehr guten Städten in Deutschland und in Sachsen gar wohl aufnehmen, ja sehr viele noch weit übertreffen; zumal, da man bey einigen nicht einmal die katholischen Kinder und Todten mit in Anschlag bringen können.

1748.	Geb.	Gest.	1748.	Geb.	Gest.
Dresden bloß evang.	1941	2119	Altenburg.	275	228
Straßburg.	1522	1527	Görlitz.	258	296
Breslau bloß evang	1247	1522	Merseburg.	240	298
Augspurg.	1041	1233	Gera.	236	268
Nürnberg.	991	1028	Zeitz.	218	225
Leipzig.	930	1446	Wittenberg.	208	330
Lübeck.	678	776	Marienwerder.	205	132
Erfurt.	561	778	Langensalz.	188	264
Elbing in Pr. ohne die Kathol.	456	437	Camenz.	187	166
Freyberg.	342	375	Bayreuth.	181	332
Chemnitz.	358	281	Plauen.	169	161
Marienburg in Pr.	286	264	Torgau.	162	188
Lauban.	277	195	Schneeberg.	150	122
			Meißen.	139	178

Fran-

1748.	Geb.	Gest.	1748.	Geb.	Gest.
Wurzen.	137	141	Frankenhausen.	102	95
Rudolstadt.	123	111	Schleusingen.	98	102
Frankenberg.	121	103	Sondershausen.	67	87
Grimma.	119	125	Weida.	66	62
Arnstadt.	117	192	Taucha.	57	76
Erbiedorf.	111	144	Rötha.	40	31
Nonnenburg.	110	121	Lützen.	35	34
Löbnitz.	109	63			

In Ulm.

Jahr.	geb.	gest.
1740.	416	452
1741.	390	503
1742.	399	467
1743.	426	436
1744.	428	397
1745.	455	458
1746.	445	475
1747.	448	475
1748.		

In Budissin.

Jahr.	geb.	gest.
1743.	376	478
1744.	334	325
1745.	394	334
1746.	356	430

In Görlitz.

Jahr.	geb.	gest
1740.	266	328
1741.	232	353
1742.	239	344
1743.	279	349
1744	306	263
1745.	264	265
1746.	231	346
1747.	246	344
1748.	258	296

In Merseburg.

Jahr.	geb.	gest
1712.	216	258
1724.	266	186
1726.	248	299
1732.	259	321
1733.	264	267
1734.	269	217
1735.	263	224
1736.	263	224
1738.	244	363
1739.	262	242
1740.	240	289
1741.	221	267
1742.	241	320
1743.	223	326
1744.	254	343
1745.	213	233
1746.	207	325
1747.	214	260
1748.	240	298

In Weissenfels.

Jahr	geb.	gest
1740.	220	283
1741.	179	230
1742.	208	281
1743.	206	201
1744.	198	198
1745.	206	176
1746.	195	194
1747.	204	213

In Eisleb.

Jahr.	geb.	gest
1740.	216	241
1741.	189	258
1742.	197	320
1743.	212	198
1744.	180	149
1745.	200	181
1746.	186	223
1747.	215	175

In Leipzig.

Jahr.	geb.	gest
1740.	173	158
1741.	144	142
1742.	153	159
1743.	175	200
1744.	176	159
1745.	153	118
1746.	147	190
1747.	172	196

In Gera.

Jahr.	geb.	gest
1740.	230	216
1741.	262	320
1742.	230	261
1743.	237	264
1744.	236	204
1745.	242	229
1746.	250	209
1747.	221	252
1748.	236	268

In Langensalza.

Jahr.	geb.	gest
1712.	197	122
1737.	193	191
1738.	190	269
1739.	159	354
1740.	214	209
1741.	209	241

Jahr.	geb.	gest
1742.	171	219
1743.	205	195
1744.	209	161
1745.	203	182
1746.	196	171
1747.	195	219
1748.	188	264

In Camens.

Jahr.	geb.	gest
1740.	183	172
1741.	176	192
1742.	133	197
1743.	187	226

Jahr.	geb.	gest
1744.	197	176
1745.	187	195
1746.	135	215
1747.	186	173
1748.	187	166

In Sangerhausen.

Jahr.	geb.	gest
1740.	113	132
1741.	107	94
1742.	97	104
1743.	107	109
1744.	111	71
1745.	111	73

Jahr.	geb.	gest
1746.	115	132
1747.	112	90

In Querfurt.

Jahr.	geb.	gest
1740.	75	86
1741.	65	74
1742.	93	123
1743.	82	55
1744.	90	71
1745.	90	62
1746.	85	87
1747.	97	71

Aufsatz

Derer in der Königl. Stadt Marienburg im Pohl. Preußen, und denen dazu gehörigen Vorstädten, wie auch auf denen Königl. Schloß und den geistl. Gründen seit 9 Jahren, nämlich von A. 1740. bis A. 1748.

		Gebohr.	Gestorb.
Anno	1740.	304	182
	1741.	242	264
	1742.	283	227
	1743.	320	187
	1744.	324	145
	1745.	281	218
	1746.	286	257
	1747.	239	254
	1748.	288	264
		2567	2091

An Gebohrnen 2567
Gestorbenen 2091

und also 476 mehr gel. als gestorben.

Liste der Gebohrnen und Gestorbenen Evangelischen aus Elbing.

Anno	geb.	gest
1740.	491	425
1741.	426	330
1742.	481	362
1743.	474	264
1744.	532	210
1745.	487	348
1746.	436	383
1747.	509	342
1748	456	437
Von 9 Jahr.	4292	3101

Liste

Liſte der Gebohrnen und Geſtorbenen aus Marienwerder.

Anno	geb.	geſt	Anno	geb.	geſt.
1739.	178	259	1744.	163	83
1740.	161	121	1745.	198	162
1741.	162	131	1746.	151	144
1742.	186	100	1747.	192	140
1743.	201	84	1748.	203	132
				1797	1356

Liſte der Gebohrnen und Geſtorbenen Evangel. aus Thorn.

Im Jahr	gebohren	geſtorben
1739.	— 159	— 113
1740.	— 118	— 101
1741.	— 163	— 107
1742.	— 128	— 88
1743.	— 143	— 125
1744.	— 163	— 66
1745.	— 157	— 115
1746.	— 152	— 83
1747.	— 160	— 120
1748.	— 139	— 129
Summa von 10 Jahren	1475	1047

Aus Graudenz.

Anno	geb.	geſt
1740.	— 59	— 20
1741.	— 43	— 18
1742.	— 66	— 35
1743.	— 72	— 19
1744.	— 60	— 21
1745.	— 66	— 14
1746.	— 50	— 20
1747.	— 63	— 11
1748.	— 61	— 28
	Geb. 540	Geſt. 183
	183	
	363	

aus Strasburg.

Anno 1740.	gebohr.	geſtorb.
bis 48 mit ein- geſchloſſen von beyden Religi- onen und Men- noniſten, ſind	1086	— 562
alſo	562	
	524 mehr ge- bohren als geſtorb.	

Um aber noch ein weit merklicheres Beyſpiel von dem Wachsthume eines Ortes an Einwohnern zu geben, die aus ſolchen Jahrzetteln augenſcheinlich erhellet, wollen wir von Dresden ein hundert und dreyzehnjähriges Regiſter mittheilen, welches 1730 daſelbſt auf einem Bogen gedrucket worden. Es iſt zu erſtaunen, wenn man die groſſe Ungleichheit der erſten und letztern Zahlen gegen einander hält: und man ſieht daraus, daß dieſe Churfürſtl. Reſidenz in ſolcher Zeit vier bis fünf mal gröſſer und volkreicher geworden. Wir wünſchten wohl, daß bey dem Ende des itzt angehenden 1750ſten Jahres, alle die ſolche Jahrzettel künftig werden drucken laſſen, von allen 50 Juhren dieſes Jahrhunderts, die ſämmtlichen Zahlen der Gebohrnen und Geſtorbenen nachholen, und der Welt bekannt machen möchten, ſo wie wir ſolches bisher ſchon an den Danziger Jahrzetteln mit Vergnügen bemerket haben.

Tabelle,

Was in der Königl. Churfl. Sächſſl. Reſidenz-Stadt Dreſden von Anno 1617. bis mit Anno 1729 an getauften wie auch Begrabenen angemerket worden.

J. Z.	Geb.	Geſt.	J. Z.	Geb.	Geſt.
1617	478	639	1625	543	481
1618	466	400	1626	580	407 imgleichen bey 333 graſſirender Contagion.
1619	530	332			
1620	546	472	1627	548	412
1621	546	491	1628	543	469
1622	521	381	1629	599	398
1623	541	421	1630	599	480
1624	576	411			

J. Z.

J. Z.	Get.	Geſt.	
1631	559	844	
1632	515	3129	in damaliger Kriegs-Unruh und Contagion.
1633	435	4585	in noch anhaltender Kriegs-Unruh u. Cont.
1634	531	721	
1635	523	597	
1636	531	594	
1637	613	1897	bey wiederum ſich hervorthuender Contag.
1638	550	531	
1639	602	1845	
1640	451	935	
1641	509	525	
1642	514	601	
1643	623	1041	
1644	561	489	
1645	497	532	
1646	512	481	
1647	655	471	
1648	714	606	
1649	664	597	
1650	752	494	
1651	713	511	
1652	732	450	
1653	673	535	
1654	691	558	
1655	725	525	
1656	708	560	
1657	610	663	
1658	707	518	
1659	703	599	
1660	738	542	
1661	709	649	
1662	733	637	
1663	640	620	
1664	682	662	
1665	734	699	
1666	699	824	
1667	754	823	
1668	739	703	
1669	833	794	
1670	802	776	
1671	844	743	
1672	856	909	
1673	891	909	
1674	887	846	
1675	920	947	
1676	895	1284	
1677	988	887	
1678	1028	1020	
1679	1063	975	
1680	883	1311	item an der
		5103	Contagion.
1681	791	753	
1682	1137	1023	
1683	1201	1200	
1684	1039	1154	
1685	984	937	
1686	1020	1199	
1687	1078	927	

J. Z.	Get.	Get.
1688	1062	1011
1689	1022	1163
1690	1002	1200
1691	1119	1166
1692	1003	999
1693	1096	1071
1694	1014	1426
1695	1225	1227
1696	1162	1055
1697	1206	1070
1698	1007	919
1699	963	1139
1700	975	1198
1701	991	992
1702	1086	946
1703	1049	1078
1704	1111	964
1705	1044	1346
1706	1184	1098
1707	1034	1523
1708	1256	1119
1709	1141	1340
1710	1141	1214
1711	1181	1222

J. Z.	Get.	Get.
1712	1227	1140
1713	1112	1383
1714	1312	1250
1715	1249	1353
1716	1339	1374
1717	1443	1908
1718	1578	1412
1719	1491	1538
1720	1448	1733
1721	1391	1660
1722	1594	1519
1723	1510	1654
1724	1557	1761
1725	1600	1642
1726	1597	1624
1727	1479	1893
1728	1594	1978
1729	1555	2075
1730	1610	1704
1744	1859	1981
1745	1770	2348
1746	1731	3856
1747	1896	2441
1748	1941	2119

* *

X.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Freundschaftliche Rathschläge zur Weisheit und Tugend, aus dem Französischen übersetzt, von Abraham Gottlob Rosenberg, Past, und Sen.

zu

zu Mertſchüß. 1749. 10 Bogen in 8vo. Schon der bloße Name und Stand des Hn. Ueberſetzers, wird die Leſer überzeugen können, daß er zu den Beſchäfftigungen ſeiner Nebenſtunden nichts ſchlechtes gewählet haben werde; und man irret ſich auch gar nicht. Zwar der Titel verſpricht nicht viel: allein, dieß iſt ſo wenig ein untrügliches Zeichen, daß ein Buch zu verachten ſey, als untrüglich es iſt, daß alle Bücher, deren Titel oft mit einem Octavbändchen um die Gibße eifert, alles halten, was die Praleren des erſten Blattes verſpricht. Dieß Vorurtheil wird alſo gegenwärtigem Werkchen bey ſolchen Leſern keinen Schaden thun, die gewohnt und fähig ſind, ein Buch nach beſſern Gründen zu prüfen. Man wird darinnen die beſten Regeln finden, die die Freundſchaft einem Jünglinge geben kann, der in ſeinem Leben die Weisheit mit der Tugend verbinden will. Der Verfaſſer zeigt überall die geſundeſten Begriffe von den Begebenheiten dieſes Lebens; die edle Tugendliebe herrſcht allezeit bey ihm; und die Klugheit bleibt allezeit ſeine Führerinn: und wenn gleich der Verfaſſer ſeine Rathſchläge nur einem jungen Menſchen mittheilet; ſo iſt doch kein Zweifel, daß nicht Leute von allerley Alter dieſelbe mit Nutzen leſen werden. Die angenehme deutſche Schreibart übrigens, die man an dem Herrn Ueberſetzer bereits bey ſeinem verdeutſchten Saurin, geliebt und geehrt hat, dienet nichts weniger dazu, dieſes Tractätchen unſern Landsleuten nützlich zu machen.

Wir müßten eine halbe Abſchrift des Werks machen, wenn wir alles herſetzen wollten, was uns

daran

daran gefallen hat: daher wollen wir es bey den Ueberschriften der Hauptstücke bewenden lassen, um auch dadurch die Leser nach dem eigenen Besitze desselben begierig zu machen.

Nach einigen Vorerinnerungen folgen: 1. Die Religion. 2. Die Weltweisheit. 3. Die Gesetze. 4. Die menschlichen Gesellschaften. 5. Die Tugend und Laster. 6. Die Begierden und Leidenschaften. 7. Glück und Unglück. 8. Die Stände des menschlichen Lebens. 9. Die Vergnügungen. 10. Die Ehrenstellen. 11. Die Staatsklugheit. 12. Die Reichthümer. 13. Die Menschen. 14. Die Welt. 15. Das Studieren.

2. Sichere Nachrichten von den hochfürstl. brandenburgkulmbachischen Landen, auf gnädigste Erlaubniß mitgetheilet, durch Paul Daniel Longolius, des hochfürstl. Gymn. zum Hof, Rectorn. des 1 B. 1 St. Frankfurt und Leipzig bey Hechteln 1749. Die historischen Untersuchungen vieler Provinzen, und der ältesten Begebenheiten in Deutschland mögen manchen Leuten so überflüßig vorkommen, als sie wollen: so ist doch dieses der einzige Weg, unzähligen Zweifelsknoten, die in den alten Geschichten noch übrig sind, abzuhelfen. Man muß die in Archiven vorhandenen Urkunden, Documente, und Diplomata hervor suchen, und bekannt machen, und der Welt dadurch in vielen Dunkelheiten ein Licht anzünden. Hier suchet sich nun der Herr M. Longelius, durch seinen Fleiß hervor zu thun. Denn nachdem er schon in neun gelehrten Einladungsschriften von der Curia Regnitiana, d. i. der Stadt Hof im Voigtlande gehandelt, darinn er verschiedene alte Urkunden bekannt gemacht hatte: so ist man begierig geworden, auch im Deutschen von seiner Einsicht in den Alterthümern Proben zu sehen: ja der durchl. Hof zu Bayreuth hat ihm einen freyen Zutritt zu den Archiven verstattet. Daraus ist nun dieser erste Theil

einer

einer historischen Monatschrift die erste Frucht: und wir wünschen, daß sie noch von vielen andern solchen Untersuchungen begleitet werden möge. Dieß I St. enthält 1) die alten und neuern Vermählungen zwischen den Häusern Brandenburg und Würtenberg. 2) genaue Beschreibung, der in die Landeshauptmannschaft zum Hof, gehörigen Oerter. 3) Tausch einiger Ländereyen zwischen Churſachſen und Brandenburg Culmbach. 4) Eine deutsche Urkunde des XII Jahrhunderts. Dieses Stück ist in der Historie der deutschen Sprache besonders merkwürdig: denn außerdem daß zu Plawen nach Crists geburt der Zahl alffhundert iar in dem dreyund vierzigsten iar an dem ersten sonntag nach vnnser vrawen tag, als sie geborn wart, gestellet worden, theilet er uns noch ein älteres mit, welches Kaiser Lotharius zw Wurzburgk am hyllgen Cristfyertag im tusend aynhunterten jar vnt im agt vnt zwaynzigsten jar, im dritten jar vnzers richs, eigenhändig unterschrieben hat. 5) von jüngsthin herausgekommenen Schriften, welche die brandenburgischen Lande betreffen. 6) von Schriften, die zwar in kulmbachischen Landen, aber von andern Sachen, dieß Jahr herausgekommen sind. Wir wünschen dem Hn. Verfaſſer guten Fortgang in diesen nützlichen Arbeiten, und sehen der Fortsetzung begierig entgegen.

3. Die deutsche Schaubühne zu Wien, nach alten und neuen Mustern. Wien bey Johann Paul Krauß 1749. Endlich ist der gute Geschmack in der theatralischen Dichtkunst auch in der kaiserlichen Residenz so weit durchgedrungen, daß wir auch eine Sammlung regelmäßiger Schauspiele zu sehen bekommen, die auf dasiger Schaubühne mit Begierde gesehen worden. Doch sind dieses weder alle, noch die meisten, die man bereits daselbst aufgeführet hat. Viele, die schon in der hiesigen deutschen Schaubühne, oder einzeln gedruckt worden, hat man nicht zum Schaden ihrer Verleger nachdrucken wollen, ungeachtet sie auch mit vielem Beyfalle daselbst aufgenommen worden. Dahin gehören, Cato, Alzire, Zaire, Iphigenia

und seine Räthe; Metius Suffetius und seine Räthe, die drey Horatier, die drey Curiatier, der erstern Schwester, der alte Horatz, und abermal, damit ja nichts fehle, der treffliche Scaramutze erscheinen. Man kan von sich selber schliessen, wie viel vergebliche Mühe sich der Herr Verfasser hier gemacht, indem er fast seinen ganzen Antiquitäten-Kram auf einmal erschöpfen müssen, um eine einzige Schulcomödie auszustaffiren. Wieviel leichter würde ihm alles angekommen seyn, wenn er die wahren theatralischen Regeln verstanden und auszuüben gewußt hätte; die man aber aus den gemeinen Poetischen Handbüchern und aus allen unsern Opernbühnen nimmermehr lernen wird.

IX.

Ioannis Georgii Wachteri de lingua Codicis argentei commentatio.

d. i.

Von der Sprache der sogenannten Gothischen Uebersetzung des Neuen Testaments.

DEr hochberühmte Herr Verfasser dieser seltenen Abhandlung besitzet schon vorlängst eine Stelle unter denen Mitgliedern der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften zu Berlin. Er hat dahero die von derselben unter der Aufschrift: *Miscellanea Berolinensia*, ad incrementum scientiarum ex scriptis Societati exhibitis edita, ans Licht gestellte Sammlung einzelner gelehrter Anmerkungen ihrer angesehensten Mitglieder, auch vor sich mit gegenwärtiger Dissertation bereichert; und sie ist in der ersten

Fort-

genia, die allemannischen Brüder, u. a. m. Hier erscheinen also 1) der Graf von Essex, ein Trauerspiel des Thomas Corneille, übersetzt von Hn. L. Peter Stüven aus Hamburg. 2) Demetrius ein Schauspiel von drey Aufzügen, aus dem Hn. Abt Peter Metastasio gezogen in Versen. 3) Phädra und Hippolytus, aus dem Racine übersetzt, von Herrn von Stüven aus Hamburg. 4) Die falschen Bedienten, oder der bestrafte Betrüger, des Herrn von Marivaux in drey Aufzügen. 5) Oedipus ein Trauerspiel, des Herrn von Voltaire, übersetzt von Heinrich Gottlieb Kochen. 6) Die Schäferinsel, ein deutsches Lustspiel, in drey Aufzügen, von Herrn Christlob Mylius zu Leipzig. Unter diesen war nur das vierte Stück in ungebundner Rede. Die wohlgesetzte Vorrede ist von einem der geschicktesten und beliebtesten Schauspieler zu Wien, Herrn Weißkern, der selbst die Bühne mit sehr vielen neuen Stücken bereichert, und sich doch begnüget hat, uns diese Sammlung fremder Arbeiten zu liefern, ohne uns eine einzige von den Seinigen zu gönnen. Wir haben aber die Hoffnung, bald das nützliche französische Werk, Le Comedien, von seiner geübten und schönen Feder im Deutschen zu lesen: wobey wir eine critische Geschichte der deutschen Wiener Schaubühne, von Anbeginn, bis auf unsre Zeiten zu erblicken wünschen. Die vornehmste Stadt in Deutschland soll hierinn billig allen übrigen mit ihrem Muster vorgehen; und wer wird wohl fähiger seyn, uns dieses Stück der gelehrten Historie besser zu beschreiben, als eben der so gelehrte als geschickte Herr Weißkern?

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des IX. Bandes 2. Stück.

Lk 1955.17 4

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Hornung 1750.

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit lui seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Gottfried Ephraim Müllers A. M. historisch-critische Einleitung zu nöthiger Erkenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller. Vierter Theil.

Dresden 1749. in 8vo.

Dieses so angenehme als nützliche Werk erhält sich noch allezeit in demjenigen Werthe, welchen wir schon den drey ersten Theilen nachgerühmet haben; weswegen wir zu Bekanntmachung des vierten, desto freudiger die Feder ergreifen.

Derselbe enthält erstlich die Nachrichten vom Ovidius und seinen Schriften. Nachdem der Herr Verfasser die Namen dieses Dichters, wie er bey andern gethan, etymologisch untersuchet hat, so wendet er sich zu einer nähern Beschreibung von seiner Person. P. Ovidius Naso, war ein Römer, aber nicht in Rom, sondern in der Stadt Sülmo im Peligneſischen gebohren, welche Stadt das römische Bürgerrecht genoß, und vom

Ovidius in einigen Stellen seiner Gedichte, als seine Vaterstadt angegeben wird. Heute zu Tage heißt sie Sulmona, hat einen Bischof und ist dem fürstl. Hause Borgheſe unterthan. Das ovidische Geschlecht, aus welchem unser Dichter gebohren worden, prangete mit der römischen Ritterwürde, und zwar mit der alten, die schon seit undenklichen Zeiten, durch wackere Vorfahren war erworben worden; und nicht erst durch eigene Verdienste der Nachkommen darf erlanget werden. Eine Art von adelichem Vorzuge, die, weil sie unendlich bequemer und leichter ist, auch mehrentheils für die beste gehalten wird. Ovidius wußte sich auch viel damit:

Si quid id est, usque a *proavis* vetus *Ordinis haeres*,
Non modo *militiae* turbine factus *Eques*.

Wer aber eigentlich seine Aeltern gewesen, davon hat der Dichter nichts gesagt; nur so viel weis man, daß sie beyde, noch vor seiner Verweisung, und zwar der Vater, als ein neunzigjähriger Greis, gestorben. Einen Bruder hatte unser Ovidius noch, der ein Jahr älter als er, und mit ihm an einerley Monatstage gebohren war, im zwanzigsten Jahre aber verstarb. Sein Geburtsjahr war für Rom sehr merkwürdig: denn es war eben das 711 Jahr der Stadt Rom, in welchem dieselbe in der Schlacht bey Mutina, zwar den Sieg wider den M. Antonius erhielt, aber auch ihre beyden Bürgermeister den C. Vibius Pansa und den A. Hirtius, als siegende, aber tödtlich verwundete Feldherren einbüßte. Die Zeit seiner Geburt war, nach der

Rö-

Römer Art zu zählen, um den XIV. Kalend. April. und nach unſerer Weiſe, nach dem 19 März, an welchem ſich das große und außerordentlich prächtige Feſt Quinquatria genannt, anfing. Dieß Feſt währete fünf Tage. An dem erſten opferte man der Minerva, welcher zu Ehren es gefeyert ward. An den übrigen vieren, wurden Fechterſpiele gehalten, und den letzten Tag weihete man gewiſſe tubas, oder Trompeten, davon dieſer Tag tubilustrium genannt ward, und zuletzt ein Opfer das ganze Feſt beſchloß. Ovidius nun, war an demjenigen Tage gebohren, welcher nach ſeinem eigenen Ausdrucke prima cruenta, der erſte blutige Fechtertag war; es muß alſo der XIII Kalend. April. oder der 20 März geweſen ſeyn: indem die Fechterſpiele den zweyten Tag des Feſtes angiengen.

Der junge Ovidius ward nebſt ſeinem Bruder nach Rom geſchickt, um in den ſchönen Wiſſenſchaften, von den geſchickteſten Meiſtern unterrichtet zu werden. Nachdem er zu Rom das männliche Kleid angeleget, begab er ſich kurz darauf nach Athen, um die Weltweisheit zu erlernen, ſo wie er ſchon zu Rom die Redekunſt und Dichtkunſt erlernet hatte. Wer aber daſelbſt ſeine Lehrer geweſen und zu welcher Secte der Weltweiſen er ſich gehalten, das kann man mit keiner Gewißheit ſagen; ungeachtet gewiſſe große Männer, aus einigen Stellen ſeiner Gedichte, ihn für einen Epikuräer haben halten wollen. Ovidius that auch, unter der Anführung eines gewiſſen Macers, Reiſen durch Sicilien und Aſien, allwo er diejenigen Städte

und Oerter in Augenschein nahm, welche durch die ältesten Geschichtschreiber und Dichter, berühmt geworden. Die Lust zur Dichtkunst war die stärkste bey unserm **Ovidius**: ihr widmete er seine ganze Zeit, und sein Vater mochte dawider sagen was er wollte, so ward alles was er redete und dachte, zu lauter Versen. Als er nach **Rom** kam, ward diese Lust noch reger, indem er in den Umgang eines **Macers**, **Properz**, **Bassus**, **Horaz**, **Virgils**, **Tibull**, **Gallus**, u. a. m. gerieth. Es fragt sich, ob er auch in die **Gesellschaft der Poeten zu Rom** aufgenommen worden? **Masson** leugnet, daß es jemals eine solche Gesellschaft zu Rom gegeben. **Lomeyer** aber beweist es mit ziemlich starken Gründen; und führet zwo Stellen aus dem **Horaz** an, daß diese Gesellschaft ihre Zusammenkünfte in dem **Tempel des Apollo** gehalten, wo **August** einen Büchervorrath angeleget hatte. Die Worte des **Ovidius** also

- - ubi est nostri pars modo Naso chori?

müssen dem Buchstaben nach, und von dieser Gesellschaft verstanden werden.

Als **Ovidius** seine Studien vollendet hatte, wollte sein Vater ihn der Republik nützlich machen. Weil er aber erst 20 Jahre alt war, konnte er noch zu keiner hohen obrigkeitlichen Würde gelangen, und mußte sich also mit einem unterobrigkeitlichen Amte begnügen, dergleichen gleichsam zur Vorbereitung der jungen Römer diente. Er kam also erstlich in die Zahl der **peinlichen Dreymänner** (Triumvirorum

virorum capitalium). Nach dieſem ward er Hunderrmann und endlich geheimer und häuslicher Richter (judex privatus) Hiermit hatten die obrigkeitlichen Aemter unſers Dichters ein Ende. Als ein gebohrner Poet, ward er dieſer öffentlichen Bürden bald ſatt, und trat wiederum in den Ritterſtand zurück. Er ſelbſt erzählet dieſe ſeine Veränderung ſo, wobey wir uns der geſchickten Ueberſetzung des Herrn Müllers bedienen wollen.

Der Rath ſtand mir noch vor. Doch weil für meine Kräfte
Ich dieß zu ſchwer befand, zog ich das Rathskleid aus,
Denn weder Leib noch Geiſt trug ernſtliche Geſchäffte;
Was Hoheit anbetrifft, macht ich mir auch nichts draus.
Die Muſen hießen mich nur ſichre Ruhe wählen,
Die ich nach meinem Sinn ſchon allezeit geliebt.
Triſt. L. IV. Eleg. 10. v. 35-40.

Vielleicht traute ſich auch der gute Ovidius nicht zu, daß es ihm lange Zeit möglich ſeyn würde, ein ſo ordentliches und ſtrenges Leben zu führen, als den Rathsherren oblag. Vielleicht kam auch noch eine ſüße Ueberredung dazu, er könne ſich durch die Dichtkunſt berühmter und unſterblicher machen, als durch die Dictatorwürde. Dieſer Eigendünkel kömmt vielen in dem Munde eines Dichters lächerlich vor. Allein was will man ſagen? Hat doch ein ſo großer König von Frankreich, als Carl der neunte war, eben das geſagt, und der Dichtkunſt öffentlich den Vorzug vor der Regierungskunſt eingeräumt. Er ſchreibt:

L' Art de faire des Vers, dût-on s' en indigner,
Doit être à plus haut Prix, que celui de regner.

Tous deux egalement nous portons des Couronnes:
Moi, Roi, je les reçois; Poete, tu les donnes.
Ton Eſprit enflammé d'une céleſte ardeur
Eclate par ſoi même, et moi, par ma Grandeur.
Si du Coté des Dieux je cherche l' Avantage
Ronſard eſt leur Mignon, et je ſuis leur Image.
Ta Lyre, qui ravit par de ſi doux Accords,
T' aſſervit les Eſprits, dont je n'ai que les Corps.
Elle t'en rend le Maitre, et te ſait introduire,
Où le plus fier Tyran ne peut avoir d' Empire.

Herr **Müller** theilet von dieſen Zeilen folgende Ueberſetzung mit:

Die Kunſt der Dichterey, verdröß es auch den Neid,
Iſt höher, als die Kunſt der Staatserfahrenheit.
Wir beyde tragen ja die Kronen weil wir leben:
Ich, König, nahm ſie an; du, Dichter, kannſt ſie geben.
Dein angeflammter Geiſt wird durch ſich ſelber groß:
Ich aber, bin es ja durch fremde Hoheit bloß.
Ich merke, wollt ich auch durch Götter größer werden,
Daß du ihr Liebling biſt; ich nur ihr Bild auf Erden.
Dein Seytenſpiel, an Klang entzückend, ſanft und rein,
Erzwingt die Seelen dir, die Leiber ſind nur mein.
Du wirſt dadurch ein Herr, und weiſt dich einzuſchleichen,
Wo weder Tyranney noch Herrſchaftszwang hinreichen.

Wir wiſſen nicht, was Perſonen von **Carls des IX** Stande, zu dieſen Zeilen ſagen möchten. Vieleicht glauben ſie, er würde ſo nicht geſchrieben haben, wenn er nicht ſelbſt ein ſo ſtarker Dichter geweſen wäre. Und hierinnen haben wir die Ehre ihrer Meynung zu ſeyn. Dem ſey wie ihm wolle, wer den Schluß der **Ovidiſchen Verwandlungen** nachlieſt, der wird nicht zweifeln, daß dieſer Dichter die Unſterblichkeit, durch ſeine Verſe gefunden zu haben vermeynet. Und er hat ſich auch nicht

geirret.

geirret. Vieleicht würde man von dem Conſul Ovidius, bey der Nachwelt weniger geredet haben, als von dem Dichter Ovidius. Mit ſeiner Niederlegung ſeiner letzten obrigkeitlichen Würde nun, gieng auch ſeine ungebundene wollüſtige Lebensart an, die er nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch, nicht nur in Thaten, ſondern auch in Schriften, ausübete. Der Herr Müller redet hier von dem ſchädlichſten Werke dieſes Dichters, auf eine Art, die einem Manne von ſeinem Charakter und Stande überaus anſtändig iſt, und wir verweiſen unſere Leſer auf ihn.

Betrachtet man den Ovidius als einen Ehmann, ſo hat er drey Frauen gehabt, und vieleicht würde er noch viel mehrere genommen haben, wenn ihn nicht die Verweiſung übereilet hätte. Die erſte gab ihm ſein Vater, als er erſt 20 Jahre alt war. Er bediente ſich aber bald der römiſchen Freyheit gegen ſie, und gab ihr den Scheidebrief. Mit der andern machte er es nicht beſſer, und ſagt es ſein ſelbſt: daß ſie ohne ihr Verſchulden, bald wieder von ihm wandern müſſen. Die dritte endlich behielt er, weil er ſie verlaſſen mußte. Denn man iſt wohl gar zu barmherzig, wenn man einem ſo flatterhaften Wollüſtlinge zutrauet, daß er gegen ſie in einem längern Umgange, eben ſo zärtlich würde geblieben ſeyn, als er abweſend in ſeinen Gedichten, gegen ſie geweſen. Es müßte denn ſeyn, daß das große Geſchlecht der Fabier, aus welchem ſie abſtammete, ihn einigermaßen in Furcht gehalten hätte. Aus allen dreyen Ehen nun, hatte

Fortſetzung derſelben vom 40. bis zum 47. Blatte zu leſen.

Wir haben vermeynet dieſen unſeren Beyträgen eine erwünſchte Zierde zu geben, wie nicht weniger ihren Abſichten gemäß zu handeln, wenn wir einen kurzen Inhalt davon denſelben einverleibten. Es wird auch dieſes in Durchleſung der künftigen Stücke ſeinen ungezweifelten Nutzen haben.

Der in dem vorigen Jahrhundert geführte langwierige Krieg in Deutſchland hat den Schweden unter andern eine anſehnliche Beute an dem ſo genannten Codice argenteo, oder der uralten Gothiſchen, und mit ſilbernen Buchſtaben geſchriebenen Uberſetzung der vier Evangeliſten, verſchaffet; nachdem ſie denſelben aus einem Kloſter zu Werthen, einem Orte in dem Herzogthum Berg an den Weſtphäliſchen Gränzen, aufgehoben, und mit ſich nach ihrem Vaterlande geführet haben.

Von dieſer Zeit an haben ſich einige Gelehrte unter ihnen gefunden, welche ihre Landesleute bereden wollen, dieſes ſeye ein unſchätzbarer Reſt ihrer leiblichen Vorfahren, welchen ſie nicht anders als mit der gröſten Hochachtung anſehen und verwahren müſten. Wie weit dieſes Vorgeben gegründet ſeye, oder nicht, hat Herr Wachter der Mühe wehrt gehalten allhier näher zu unterſuchen.

Wegen des Urhebers dieſes herrlichen, aber durch die Unfälle der Zeit, leider! nur gar zu ſehr mishandelten, Uberbleibſels des grauen Alterthums ſind die meiſten einig; daß es nemlich von dem Gothiſchen Biſchofe in Dacien, Nahmens Ulphilas, der im IV. Chriſtlichen Jahrhundert gelebet, herkomme: Ob

Ovidius nur eine Tochter, deren Namen man nicht hinlänglich weis, und welche ſich mit ihrem Gemahle eben in Africa befand, als ihrem Vater das Unglück der Verweiſung ins Elend begegnete. Von dieſem unglücklichen Lebensumſtande unſers Dichters, merken wir aus dem Herrn Müller kürzlich dieſes an. Ovidius gieng bereits in ſein ein und funfzigſtes Jahr, als er dermaßen in des den Dichtern ſonſt ſo gnädigen Auguſts, Ungnade fiel, daß er auch aus Rom und ganz Italien verwieſen ward. Von dem eigentlichen Verbrechen welches hierzu Anlaß gegeben, redet er in ſeinen Gedichten niemals deutlich, ſondern ſagt nur, ſein Vergehen beſtünde in zweyerley: in Gedichten und im Irrthume.

Perdiderunt cum me duo crimina, *carmen* et *error*.

Wahrſcheinlicher Weiſe hatte Auguſt es ungnädig angeſehen, daß Ovidius nicht nur für ſich ſelbſt ſogar lüderlich lebte; ſondern auch ein eigen Lehrbuch über ſeine Ausſchweifungen verfertiget hatte, welches die römiſche Jugend, zu ihrem großen Verderben in Händen trug; ja, welchem Auguſt vieleicht einen Theil derer Unordnungen zuſchreiben mochte, die in ſeinem eigenen Hauſe vorgiengen. Dieſe Schrift alſo ward in allen ihren Abſchriften unterdrücket, und der Dichter mußte ſein Vaterland mit dem Rücken anſehen. Doch war es nur eine Verweiſung, dabey er noch den Beſitz ſeiner Güter behielt. Bey Verbannungen, wurden auch dieſe eingezogen. Man kann aber bey Hn. Müllern noch mehrere Muthmaßungen von dieſer Sa-

che nachleſen. Genug, der beſtimmte Tag ſeiner Abreiſe erſchien, und er mußte ſich zu den Geten begeben. Seine Gemahlinn war ſo zärtlich, daß ſie ihn begleitet haben würde, wenn es Ovidius hätte zulaſſen wollen; da er es ihr aber abſchlug, ſo blieb ſie zu Rom, und beſorgte ſein Vermögen, ſo viel ſeine unordentliche Lebensart davon übrig gelaſſen haben mochte. Der daſige Aufenthalt war nun freylich, nach des wollüſtigen Ovidius Geſchmacke, nicht. Er macht die abſcheulichſten Beſchreibungen von den Einwohnern, und von der Unfruchtbarkeit, Kälte und Häßlichkeit des Landes. Gleichwohl, wenn man es beym Lichte beſieht, ſo haben ihm die armen Leute alles Liebes und Gutes gethan. Niemand vergriff ſich an ihm. Er war ſicherer bey ihnen, als er zu Rom geweſen wäre. Sie liebten und ehrten ihn, und krönten ihn gar zum getiſchen Poeten, weil er ihrer Sprache die Ehre gethan, und Verſe darinn gemacht hatte. Er ſelbſt kann es nicht leugnen, daß ſie ihm mehr Ehre erwieſen, als ſeine eigene Landsleute, die Peligner thun könnten. Und dennoch ſchmält und lärmt er, als ob er in der Hölle wäre. So machen es die Wollüſtlinge! Er ſtarb endlich im ſieben und funfzigſten Jahre ſeines Lebens. Die Geten beweinten nicht nur ſeinen Tod; ſondern ließen ihn auch anſehnlich begraben, und richteten ihm ein herrliches Grabmaal auf: und folglich erreichte Ovidius auch ſeinen ſehnlichſten Wunſch nicht einmal, daß wenigſtens ſeine Aſche dereinſt ihre Ruhſtäte in Rom finden möchte. Eben die

aber-

abergläubiſche Unterſuchung, die man mit dem Grabe vieler andern wackeren Perſonen angeſtellet, iſt auch mit unſers Dichters ſeinem vorgegangen: ſo daß ſich der gute Mann noch in der Erde verdreyfältiget hat. Euſebius ſagt, er ſey zu Tomis begraben. Ortelius läßt ihn in Stain, einer Stadt in Oeſterreich ruhen. Endlich aber hat ein gewiſſer polniſcher Edelmann, Namens Woinusky, ein neues Grabmaal des Ovidius, ſechs Tagereiſen über den Dnieper entdeckt, auf welchem man folgende Verſe gefunden:

Hic ſitus eſt vates, quem divi Caeſaris ira
Auguſti, Latia cedere juſſit humo.
Saepe miſer voluit patriis occumbere terris,
Sed fruſtra: hunc illi fata dedere locum.

Allem Anſehen nach aber, iſt dieſes Denkmaal untergeſchoben. Auch an heiligen Ueberbleibſeln (wenn wir ſo reden dürfen) hat es dieſem Dichter nicht gefehlt. Iſabella, Königinn von Ungarn, hat im 1540. Jahre eine ſilberne Schreibfeder des Ovidius gezeiget, auf welcher Ovidii calamus, geſtanden. Das beſte, was dieſelbe nach ſich gezogen, und vielleicht ſchätzbarer iſt, als ſie ſelbſt, iſt eine artige Elegie welche Cöleſtin Calcagnin darauf verfertiget hat.

Hierauf nennet Herr Mag. Müller diejenigen Schriftſteller, welche von dem Leben des Ovidius vor ihm gehandelt haben, und derer Arbeit er ſich zu Nutze gemacht hat. Da man indeſſen einen Schriftſteller am beſten aus ſeinen Schriften kennen lernet, ſo wendet er ſich auch endlich zu des Ovidius ſeinen. Fürs

Fürs erste ist **Ovidius** ein Schriftsteller des goldnen Sprachalters gewesen, und hat das Glück gehabt, bis auf einige Stücke seiner Arbeiten, auf unsre Zeiten behalten zu bleiben. Der Herr **Müller** theilet seine Werke, wie er gewohnet, in **ächte** und **übrig gebliebene**; in **verlohrne**, und in **untergeschobene** ein. Zu den ersten gehören 1) die **Briefe der Heldinnen**, darinnen sich **Ovidius** gewisse berühmte und vornehme Griechinnen erwählet, und sie redend einführet. Diese Art der Gedichte hat **Ovidius** unter den Römern zuerst erfunden. Von der innern Beschaffenheit und der critischen Geschichte dieses Werks, verweisen wir unsere Leser an den Herrn **Müller**.

Eben so machen wir es mit dem 2ten ächten Werke vom **Ovidius**, nämlich der **Liebeshändel drey Bücher**.

Das dritte ist, die **Kunst zu lieben**, drey Bücher. Das vierte, von den **Hülfsmitteln wider die Liebe**. Das fünfte von der **Schminkung des Angesichts**. Das sechste ein **Ueberbleibsel aus einem Gedichte, von der Fischerey**. Das siebende, funfzehn Bücher von **Verwandlungen**. Das achte, ein **Schmähgedicht auf den Ibis**. Das neunte, des **Almanachs** sechs Bücher. Das zehnte, der **traurigen Gedichte**, fünf Bücher.

Zu den **verlornen ovidianischen** Schriften werden gezählet. Erstlich gewisse **Uebungsreden über Streitfragen und zur Ueberredung**. Zweytens eine **Umschreibung der bekannten Him-**

Himmelserscheinungen des Aratus. Drittens Medea, ein Trauerspiel. Viertens, einige Sinngedichte. Fünftens, ein Buch auf die schlimmen Poeten. Sechstens, Tibers Triumph über die Illyrier. Siebentens, ein Lobgedicht auf den verstorbenen Kaiser August, in getischer Sprache. Achtens, vom Kriege bey Actium, drey Bücher. Neuntens, ein Buch der Prophezeyungen.

Unter die untergeschobenen gehören, erstlich Trostgedicht an die Kaiserinn Livia, und ist von Pedo Albinovans Feder. Zweytens, Lobgedicht an den Calpurnius Piso; ist allem Ansehen nach vom Lucan. Drittens, eine Elegie auf die Nachtigall. Viertens, vom Flohe; Fünftens, ein Traum. Sechstens, die Ueberschriften auf die Aeneis, den Inhalt jedes Buches anzeigend. Siebentens, drey Bücher vom alten Weibe. Achtens, eine Elegie von den drey Mägdchen.

Hierauf folgt eine sehr gelehrte, und mit der gewöhnlichen Munterkeit des Herrn Verfassers geschriebene Abhandlung, von der Schreibart des Ovidius; von dem Nutzen und guten Gebrauche seiner Schriften; von den verschiedenen Ausgaben des Ovidius; und endlich von den verschiedenen Nachahmungen und Uebersetzungen der Schriften des Ovidius. So viel vom Ovid.

Nunmehr nimmt Herr Müller die Dichter von der Jägerey und vom Hirtenleben, vor. Diese sind Gratius, Nemesianus und Calpurnius.

nius. Alle drey haben zwar nicht zu einerley Zeit gelebet; aber ihr Inhalt hat mit einander eine so große Verwandschaft, und sie werden auch in den besten und meisten Ausgaben so beständig mit einander verbunden, daß der Herr Verfasser sie nicht trennen wollen.

Gratius Faliscus, ist der erste, welcher unter den Römern das Jagdwesen, oder doch einige wichtige Theile desselben, in einem dogmatischen Gedichte vorgetragen. Die Alten und Neuern nennen ihn schlechtweg **Gratius**, und das Geschlecht der **Gratier** muß eben nicht unter die ansehnlichsten in **Rom** gehöret haben, weil die Geschichtschreiber seiner gar nicht erwähnen. **Faliscus** ist sein Zuname, weil er in dem Lande der **Falisker** gebohren war. Von seinen Aeltern und deren Stande aber, von seiner Erziehung und Glücksumständen, weis man gar nichts; und es ist fast ein Wunder, daß alle alte Schriftsteller seiner, recht als mit Fleiße, auch mit keiner Sylbe gedenken. Die Muthmaßungen hierüber sind verschiedentlich. Vieleicht ist das gratianische Geschlecht so gar niedrig gewesen, daß man sich nicht viel daraus gemacht hat. Vieleicht hat sein Gedicht nicht viel Beyfall gefunden, und ist schon zu **Augusts** Zeiten ins Vergessen gerathen. So viel ist gewiß, daß man schon 200 Jahre nach seinem Gedichte, weder von dem Verfasser, noch von seiner Arbeit, viel mehr gewußt hat; indem **Oppian** in seinem Jagdgedichte seiner gar nicht gedenkt, und **Nemesian** in dem seinigen, sich gar rühmet, er arbeite unter

den

den Lateinern zuerſt an dieſer Materie. So wenig Nachrichten hat man von ihm, daß man auch nicht einmal würde gewußt haben, zu welchem Alter der lateiniſchen Sprache dieſer Dichter gehöret, wenn man nicht durch zween wichtige Gründe genöthiget würde, ihn in Auguſts Zeiten, und in das goldene Sprachalter zu ſetzen. Den erſten nimmt man aus dem Ovidius, welcher den Jagddichter Grazian unter ſeine Zeitverwandten zählet:

Aptaque venanti Gratius arma daret.

Den andern Grund giebt die critiſche Unterſuchung ſeiner Schreibart an die Hand.

Der andere Jagddichter heißt, M. Aurelius Olympius Nemeſianus. Namen genug; aber darinnen beſteht auch faſt alles, was man von ihm weis. Will man den alten Aufſchriften ſeiner Gedichte glauben, ſo iſt er ein Africaner und in Carthago gebohren geweſen. Gleichwohl muß man ihn für einen Römer rechnen, der entweder aus einer dorthin geſchickten römiſchen Colonie, oder von einem Vater gebohren worden, der als Statthalter, oder ſonſt in einer obrigkeitlichen Würde dahin geſchickt worden. Daß ſeine Aeltern vornehm geweſen ſeyn müſſen, muthmaßet man, erſtlich, weil das aureliſche Geſchlecht ſchon an ſich ſelbſt damals vornehm und berühmt war; zum andern, weil Nemeſian bey einigen Kaiſern in Gnaden und Vertraulichkeit geſtanden. Die eigentliche Zeit ſeiner Geburt iſt unbekannt, nur ſo viel weis man, daß er unter den Kaiſern Carus, Numerianus, Carinus, und Diocletian; und alſo

um

um das Ende des III. und im Anfange des IV. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt gelebet hat. Man weis ferner nicht, wie er von Carthago nach Rom gekommen. Alles was man von ſeiner Anweſenheit daſelbſt weis, gründet ſich auf eine kurze, und noch dazu verderbte Stelle, aus dem Vopiscus, welche berichtet, daß Nemeſian, mit dem Kaiſer Numerian, einen poetiſchen Wettſtreit gehabt. Ob er aber obrigkeitliche Würden bekleidet, wie alt er geworden, wenn er geſtorben, ob er reich oder arm geweſen, das alles weis man nicht.

Der dritte Jagddichter iſt T. Calpurnius, der Sicilier, bey deſſen Nachrichten, die Namen wiederum das beſte thun müſſen. In einigen Aufſchriften ſeiner Hirtengedichte wird er Julius genennet. Wäre dieſer Name gegründet, ſo wäre er aus dem vornehmen Juliſchen Geſchlechte geweſen. Doch einige verwandeln das l in ein n, und machen denjenigen Junius daraus, deſſen Vopiscus Erwähnung thut. Auch dieß Geſchlecht war unter den Römern nicht unberühmt. Es iſt freylich ein wenig verwirrend, daß unſer Dichter Junius und auch Calpurnius ſoll geheißen haben, denn dieſe zween Namen gehören zwey ganz verſchiedenen Geſchlechtern. Vielleicht iſt er, als ein gebohrner Junier, in das Calpurniſche Geſchlecht aufgenommen worden.

Um nun auf die Gedichte dieſer drey Jagddichter zu kommen; ſo heißt das erſte Cynegeticon, oder Gedicht von der Jagd. Es beſteht, wie ein dogmatiſches Gedicht eingetheilet ſeyn ſoll,

aus dem Eingange und der Erzählung. Im ersten ruft er die Diana an; in dem andern handelt er von Netzen, Tüchern und Garn, von dem Federlappen, von Jagdspießen ꝛc. ꝛc.

Der andere Dichter, **Nemesian**, hat ebenfalls ein **Cynegeticon**, oder **von der Jagd**, geschrieben. Im Eingange sagt er, wiewohl fälschlich, daß er der erste römische Jagddichter sey. Die Zueignung des Gedichts ist an die Söhne des **Cärus**, nämlich an die Kaiser **Carinus** und **Numerianus**; die Anrufungaber an die **Diana**, **Najaden** und **Dryaden** gerichtet. Uebrigens handelt er von den Hunden, Pferden und dem zur Jagd gehörigen Geräthe.

Der dritte Jagddichter **Calpurnius**, hat geschrieben, 1) ein Hirtengedicht, so in den alten Ausgaben **Delos** überschrieben wird. 2) Ein anderes, **Crotale** betitelt. 3) Noch eins, welches **die Erbittung** heißt. 4) Ein anders, **der Kaiser** betitelt. 5) Noch eins, **Mycon** genannt. 6) Noch ein Hirtengedicht, als eine **Erzählung**. 7) Noch eins, welches man, **der Tempel**, überschreibt.

Von diesen Jagddichtern kömmt Herr **Müller** auf den **M. Vitruvius Pollio**. Er war für einen Römer zu rechnen: ob aber Rom sein eigentlicher Geburtsort gewesen, das kann man so genau nicht sagen. Vieleicht war es **Verona**; aber auch dieß läßt sich nicht unumstößlich bestimmen. Sein Geburtsjahr ist eben so unbekannt geblieben; aber das weis man, daß seine Aeltern ihn sehr wohl haben erziehen lassen. Vornehmlich hat

er

er ſich durch ihre Fürſorge in der Baukunſt, und auch ſonſt in dem ganzen Umfange der Gelehrſamkeit feſtgeſetzt. Seine Geſchicklichkeit machte ihn dem erſten römiſchen Monarchen, dem **Auguſt**, bekannt, und er fand, bey denen Kriegen, die dieſer Herr anfangs nothwendig zu ſeiner Sicherheit unternehmen mußte, viele Gelegenheit ſeine Kriegswiſſenſchaft zu üben. **Auguſt** ließ ihn, nebſt einigen andern Gehülfen, die Verfertigung der Mauerbrecher und großen Schleudern und anderes Kriegsgeräths beſorgen: ſo daß man dieſen Baumeiſter, als einen Artilleriſten, und gewiſſermaßen auch als einen Kriegsbaumeiſter, betrachten kann. Nachdem aber **Auguſt** zu einer völligen Ruhe im Staate gelanget war, ſo wendete er des **Vitruvius** Geſchicklichkeit zu Auszierung und Verherrlichung der Stadt Rom an; er gab ihm den Titel eines **Hofbaumeiſters**, und ihm zu Gefallen, ſchrieb **Vitruv** ſein Werk von der Baukunſt. Ob er noch ſonſt zu andern Aemtern gebraucht worden, davon kann man nichts ſagen. Er ſelbſt giebt zu verſtehen, daß er zwar nicht arm; aber auch nicht überflüßig reich geweſen. **Auguſt** indeſſen gab ihm ein anſehnliches jährliches Gnadengehalt, und alſo konnte er gleichwohl ſehr gemächlich leben. Die Zeit und Art ſeines Todes weis man abermal nicht; wer aber mehrere Umſtände von ſeinem Leben wiſſen will, den verweiſen wir an den Herrn **Mag. Müller.**

Er hat geſchrieben, zehn **Bücher von der Baukunſt, an den Kaiſer Auguſt.** Dieß Werk

schon es etliche andere, theils vor älter, theils vor jünger, haben ausgeben wollen. Der Verfasser bleibt bey der ersten und gemeinern Meynung: Einmal, weil *Walafridus Strabo* (*), da er im VII. Capitel seines Werkes de reb. Eccles. der Gothen und ihrer Uebersetzung der Biblischen Bücher ausdrücklich gedenket, gleichsam mit Fingern auf diesen Codicem argenteum zurücke weiset. Und hiernächst auch, weil die Mundart, darinn diese Dollmetschung abgefasset ist, ihr Vaterland, nemlich die damalige Wohnung der Gothen, allzudeutlich verräth.

Diese Wohnung ist nun in dem untern Theile von Dacien zu suchen, welcher dem Ponto Euxino benachbart, und von den Gothen bereits zu den Zeiten des Kayfers Marci überschwemmet worden ist. Nicht lange hernach wurden sie auch von dem obern Dacien Meister, und legten also, nach Gewohnheit der Uberwinder, dem ganzen Lande ihren Nahmen bey; d. i. es wurde sodann *Gothia* genennet, und jener untere Theil ward durch den Fluß Tyra, heute zu tag Dnieſter von den Scythen, durch den Ister oder der Donau von Griechenland, durch die Aluta oder Alt-Fluß von dem obern Dacien, und endlich von den Sarma-

(*) Die Worte des Walafridi sind merkwürdig: GOTHI, (*qui & GUTTONI*) *eo tempore, quo ad fidem Christi, licet non recto itinere, perducti sunt, in Graecorum provinciis commorantes, nostrum, hoc est*, Theotiscum *sermonem habuerunt, &, ut Historiae testantur, postmodum, studiosi illius gentis*, Divinos libros in suæ locutionis proprietatem transtulerunt, *quorum* adhuc monumenta *apud non nullos* existant. Man vergleiche damit was der Herr Professor in seiner *Praefatione ad Germanos*, die dessen *Glossario Germanico* vorgesetzet ist, im XLVI. Abschnitt ebenfalls davon erinnert hat.

handelt überhaupt von den Pflichten, welche die Baukunst erfordert. Die besondern Eintheilungen der Capitel würden uns hier zu weitläuftig fallen, und also rathen wir auch hier unsern Lesern an, dieses und was noch sonst den Vitruv betrifft, bey dem Herrn Verfasser selbst nachzulesen.

Nun folget, als der letzte Schriftsteller in diesem vierten Theile, M. Manilius. Von diesem nun ist abermals alles unbekannt geblieben, und man hat kaum zur Noth seinen Namen noch zusammen bringen können. Man weis von seinem Vaterlande, von seiner Geburtszeit, und von seinen Aeltern, gar nichts. Doch scheinen diejenigen critischen Muthmaßungen nicht ohne allen Grund zu seyn, die ihn zu einem Asiater machen. Sie führen zu deren Beweise, seine Schreibart, und einige andere Gründe an: das Jahr seiner Geburt aber ist so wenig auszumachen, daß man noch nicht einmal weis, in welcher Zeit er gelebt hat; indem hier die Muthmaßungen, um nicht minder als vierhundert Jahre unterschieden sind. Herr Müller indessen beweiset mit guten critischen Gründen, daß er um Augusts Zeiten gelebt habe.

Das Werk nun, so er geschrieben, ist ein Astronomicon, und besteht aus fünf Büchern, die wir noch haben. Es ist in Versen geschrieben, und wir beziehen uns, sowohl wegen dessen innerer Einrichtung, als auch aller übrigen gelehrten Untersuchungen, diesen alten Dichter betreffend, nochmals auf des Herrn Mag. Müllers schönes und nutzbares Werk.

II.

Völlige Abschrift des uralten preußischen Stadt- und Landrechts; welches unter dem Namen Privilegii Culmensis, oder der Handveste bey den preuß Geschichtschreibern bekannt ist.

In des gelehrten Preußens III Stücke vom Monat Octob. 1723. stehen gleich anfangs Collectanea de Iure publico Civitatis Thorunensis, sub Ordine Teutonico: d. i. Sammlungen vom öffentlichen Thornischen Stadtrechte, unter dem deutschen Orden. Im 5ten Absatze wird hier zuforderst des Culmischen Privilegii gedacht, welches von dem IVten Hohmeister, Herman von Salza, der zuerst vom Herzoge von Masau nach Preußen, gerufen worden, und dem unter ihm stehenden Herman Balk, als ersten Landmeister von Preußen der Stadt Culm, gleich nach ihrer Erbauung 1233 ertheilet worden. Das lateinische Original davon hat schon Hartknoch, bey seinem alten und neuen Preußen, am Ende mitgetheilet: so wie er dasselbe von einem guten Freunde in Danzig bekommen hat, der es aber nicht für ungezweifelt ausgeben wollen. Da aber in den beständigen Kriegen des Ordens mit den Ungläubigen, das wahre Original davon, mit der Stadt Culm zugleich, im Rauche aufgegangen: so hat im 1251sten Jahre, Eberhard von Seine, oder besser, Graf von

Stein, (so nennet ihn Matth. Waissel in seiner Chronik alter preußischer, liefländischer und churländischer Historien, in der Reihe der liefländischen Landmeister am Ende, imgleichen auf dem 75 Bl.) dieses verbrannte Originalprivilegium, erneuert, und in gewissen Stücken geändert. Das wahre Original davon ist noch in dem Archiv zu Thorn vorhanden, und auf Pergament mit einer alten zierlichen Schrift geschrieben, auch mit zweyen angehangenen Siegeln bestätiget, die Hartknoch a. d. 664sten S. seines alten und neuen Preußens beschreibt. Dieser hat auch bey Pet. Düßburgs Chronik, die er ans Licht gestellet, die Abschrift davon drucken lassen; wie sie denn auch in den preußischen Landrechten, und sonst hin und wieder befindlich ist. Man sehe hievon auch Zerneckens thornische Chronike.

Wie es nun vorzeiten in Deutschland mit verschiedenen öffentlichen Urkunden, Reichsschlüssen und andern Befreyungsbriefen gegangen, daß man sie oft um eben die Zeit, da die Urschriften ausgefertiget worden, um des gemeinen Mannes wegen, der des Lateins nicht kundig war, deutsch übersetzet; also ist es auch hier gegangen. Die deutschen Ritter und Brüder des Ordens mochten selbst wohl eben so wenig, als die Bürger zu Culm und Thoren, alle Latein verstehen: also war es kein Wunder, daß man dieses Privilegium, zu ihrer Nachachtung auch verdeutschet hat. Es sind auch wirklich solche deutsche Abschriften davon hin und wieder vorhanden, wie Hartknoch bereits gemeldet:

aber

aber eben dieſer geſteht, daß keine derſelben ſo alt ſey, als diejenige, die auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien befindlich iſt; und wovon Petrus Lambeck, l. II. de Bibl. Vindob. cap. 8. p. 833 den Anfang und das Ende mitgetheilet hat.

Da es mir nun, ſowohl zur Unterſuchung der alten Sprache des XIIIten Jahrhunderts, als zu mehrerer Erläuterung des alten Cölniſchen Rechtes in Preußen, nicht undienlich ſchien, eine ganze völlige Abſchrift dieſer alten Urkunde zu haben: ſo habe ich bey meiner neulichen Anweſenheit in Wien, mich unter andern auch um die hohe Erlaubniß dazu, beworben. Weil aber das Stück in Staatsſachen einſchlägt, ſo konnte ich ſelbige nicht von dem oberſten Aufſeher des kaiſerlichen Bücherſchatzes, dem berühmten Herrn von Suieten allein erhalten: ſo geneigt und willfährig er auch ſonſt war, mir von allem, was zu den freyen Künſten und Wiſſenſchaften gehöret, Abſchriften zu erlauben. Es mußte die Vergünſtigung bey des kaiſerl. königl. oberſten Hofkanzlers, Herrn Grafen von Uhlefeld Excell. geſuchet werden: wo ich denn ſo glücklich geweſen, dieſelbe, auch nach meiner Abreiſe noch, gnädig zu erhalten.

Ein gelehrter Freund zu Wien, der in der Kenntniß alter deutſcher Handſchriften wenige ſeines gleichen hat, iſt ſo gütig geweſen, dieſe alte Urkunde eigenhändig abzuſchreiben, und ich habe das Vergnügen, dieſelbe hiermit den Liebhabern der Geſchichte, alten Rechte, und altdeutſchen Sprache, aufs richtigſte zu liefern. Zu mehrerm Verſtande

ſtande derſelben, habe ich hin und wieder einige Anmerkungen unter den Text geſetzet, ſowohl die Perſonen und Sachen, als einige ſchwere, oder falſchgeſchriebene Wörter zu erklären, oder zu verbeſſern. Ueberhaupt werden Kenner des deutſchen Alterthums ſehen, daß dieſe Dolmetſchung, wo nicht in eben dem 1251ſten Jahre, doch gewiß bald darauf gemachet worden: andre aber, die wegen der heutigen Sprache in Preußen, oft auf den lächerlichen Zweifel gerathen, ob ſie deutſch oder wendiſch, oder polniſch ſey, werden daraus ſehen, daß man ſchon vor 500 Jahren deutſch darinnen geredet habe.

Saec. XIII. ao. 1251.

Preußiſches Stattrecht, oder Handveſte der Stätte Culm und Thoren, ertheilet im Jahr 1233. und erneuert ao. 1251.

Dieſer Freyheitsbrief befindet ſich in einem pergamentenen Buche in 4. unter den Cod. MS. Iur. Civ. Num. 232. (*)

Bruder ebirhart genant von Seine (a) gebieter durch dutſche lant des huſes ſente marien der dutſchen. vnde gewalt habende durch liflant vnd pruzen des oberſten mei-

(*) In dieſem Codice von 138. Blättern, befinden ſich dreyerley Sachen. 1) Ein deutſches Gedicht des 13ten Jahrhunderts, welches die Ueberſchrift führet: Wier nennen dis buchelin, der ſele und des liebes kriek, So ſol ſin rechter name ſin, nu hore menlich unde ſwick. 2) Vom 7ten Blatte an, folget der Sachſenſpiegel,

meiſters. (b) Manicvalden criſtes geloubigen diſen kegenwertigen brief anſehende ſin gebet indem ihern xpi.

Wiſſe uwer manicvaldekeit do wir zu pruſen lande durch manige geſcheffede quamen zu vorderne vndir anderen geſcheffeden die vns da ſelbes widdervure zu endene. das wir die burgere von ine Colmen (c) vnd von thorun betrubet vunden vmme ire handveſten die in hie beuor gegeben was von vnſem meiſtere guter gedechtniſſe bruder herman genant von Salza. vnd herman balke des ſelben landes erſten komendure. vnd darna virlorn wart von der brvnſt (d) der Stadt Colmen des ſelben warhait wart vns volleclich irkant von vnſen bruderen vnd von anderen craften mannen von gemeinem rate entſamt vnd ſamgvnſt vnſer brudere di da ſelbes waren. di vorgenanten burgere ir vroyte (e) wir. ir virlorne hantveſten in wider gebende in dirre (f) wis.

Bruder herman des huſes der dutſchen des ſpitals ſente marien meiſter von ieruſalem. vnd bruder herman balke des ſelben ordens in pruſen lande erſte phleger. vnd der gemeine couent des ſelben huſes manicualdegen criſtes geleuben diſen brief an ſen. heil in dem waren heilere (g). J. me. vnd. j. grozer vngemach vm d' criſtenheit beſchirmenis. vnd

ſpiegel, und endlich 3) p. 131. gegenwärtiger Freyheitsbrief. Die Handſchrift iſt ſchön und alt, und ſcheint vom XIIIten oder längſtens vom Anfange des 14ten Jahrhunderts zu ſeyn.

vm vnsir vordernis des landes colmen vnd allir meist vnsir stete colmen vnd thorun inwonere liden. deste inneclich vnd vlizeclich in allen dingen vnd wir mit rechte mugen wolle wir in mitte sin. vnd wollen dan abe sin das wir den selben steten die vriheit ewiclichen haben gegeben das ire burgere kiesen in den selben steten sunderliche richtere ierliche die vnsen huseren vnd der gemeine der selben stete vugen. vnd den selben richteren habe wir ewiclichen von dem dritten teile des gerichtes buzen vor die groste schult geachtet. Die buse d' minnern missetat die tegelich heiset alle zwelf phenninge vnd darvnd' habe wir in albe talle geligen (i). also. swas der richter sulcher dinge uf dem dincstule irlezet. als von vier schillingen vnde darvnder. das selbe sie ouch von vnser wegen irlazen. Synder von den grozeren schulden. als totslac, blvtrvnst, vnd den glich di sal der richter an vnsirre brudere samgvnst (k) nicht irlazen. Sulche teil die ouch vns von den selben gerichten geburen ensulle wir niemanne virkousen noch vorlihen. Der stat colmen habe wir gegeben zu wisen vnd zu weide vnd zu anderen gemeinem nuze von der grenitze eines dorfes ist thopulna genant die wizele nider wart vnz (l) zu der grenitze eines sehes ist genant rense. vnd von den selben scheufwart vnz zu eime dorfe genant rude. vnd bi des selben dorfes grenitze zu dem anderen dorfe Lumawe. vnd so die richte zu dem wege der vuret zu sente marien werder. durch den wec abir die richte zu der grenitze eines dorfes das heiset grobene. vnd so vurbas zu dem tale das man vrowina nennet. das en ist ouch nicht zu vorswigen.

das

das den dicke genanten burgeren vri wirt zu vischene in dem vorgenanten sehe der rense heizit als vns. vber das das e genante gut. beide in welden vnd in wisen vnd in akere mit allem nutze den vnse hus dar abe enphan mochte. suln die selben genanten burgere vrilich zu ewen besitzen das wazzer die wizele von eime dorf thopulna genant nidderwart vnz an dem sehe der rense heizet. mit allem nutze. ane werdere (m) vnde bibere. zu gemeinem nutze den vorgenanten burgeren vnd pilgerinen habe wir beschceiden. Der stat zu thorvn das selbe wazzer die lenge von der grenitze des kwiawischen bischoues eine mile nidderwart vnd vffem lande in der breite bi der wizel (n). vbir eine halbe mile mit allem nutze an werder vnd bibere zu gemeinem nutze der burgere vnde pilgerine habe wir beschceiden. Wir setzen euch in den selben steten meideburgisch recht in allen orteilen ewiclich zu haldene. ane das. swenne imant zu meideburg sechzig schillinge buset daz er bi drisec schillinge colmischer mvntze sal buzen. vnd also die anderen schulden glicher wis zu haldene. Ist ouch das in den selben steten keines zwinctes twalm (o) wirt von gerichtes rechte oder von orteilen gerichtes rechtes. des selben gelides sal man vragen die rat lute der stat colmen wand wir dieselbe stat houbt stat vnde die wirdegeste wollen wesen. vndir den anderen steten itzund gemachet. vnd di noch zwischen d' wizzele. ozze. vnd der driwantze (p) gemachet werden die genanten burgere derselben stete vnd die len lute mit gemeiner samgunsi haben gewichen von dem rechte das sie in der wizele' vbir

bi

di vere die si da er gehabet han vnd haben si mit allem nuße vnsem huse vriliche wider gelazen. so bescheidenlichen. das wir die genanten veren bestaten odir verkoufen soln vm swigetan gelt wir wollen odir mugen luten den wir wollen di in den steten colmen vnd thorvn sißen vn recht geben eime iclichen vor der selben stete richteren. vnd is verlon vnß her gewonlich svln wir ane allirleie merunge hinnen vor gehalden. Jdoch winterzit swenne is isi (q) vnse brudere von gemeinem rate richtere vnde ratlute d' selben stete svln das verlon setzen als is ire sinnekeit (r) gevuclich dvnket. wir setzen ouch das man alle geistliche lute von welchirleie geistlichem lebene si sin vnd alle phaffen mit irme dinge das sie mit in haben an allerleie verlon ewicliche vbervure. ob abir kein der schif vurere widder spricht dirre vorgenanten keinen vbir zu vurene. der sal die minneste buze von die mit vier schillingen ist gewonlich zu schribene. wir haben ouch gelobet das wir in denselben steten keine husere koufen en (t) sullen. Ob abir ein man sin hus odir sine houestat vnserm huse durch got gibt. das en sullen wir zu de keinen anderen nußen machen wand als etelich der burgere sin husgemach vnde diselben recht vnd gewonheit da von halden di die burgere von iren huseren halden. Jdoch in disen bescheidenheiten vnse uestenunge die wir in denselben steten ihunt haben wol wir sin vs gescheiden. die pharre zum colmen habe wir gewidemet mit vier huben bie der stat mit anderen virßigen da sie ir bewiset werden. Die pharre ouch zu thorun habe wir gewidemet mit vier huben bie der

stat

ſtat vnde mit anderen virtzigen da ſi ir beſcheiden werden. vnde in denſelben kirchen iſt recht des patronatus das iſt die herſchaft der lenunge behalde wir vnſem huſe vollenkvmene pharre in beſorgende. vbir das ob keine pharre in der obgenanten burgere gut gemachet werden. ob toch iclich derſelben dorfere beſondir achtzik huben hette odir da boben. ſo habe wir gelobet icliche der phakre mit vier huben von vnſem ſondirlichen teile widemen. vnd is recht patronatus behalde wir ewicliche in den gewidemeten in uollenkumenen priſteren in beſorgende. da zu ſetze wir, ab von geſchichte eine clage widder imande von ſime gute beginnet ob des gutis beſitzer ſine nakebure vnd andere ſine land lute den wiſſentlich ſie das ſich dis dinc ſus habe. vnd getzumis rechter (u) beſitzunge habe. das er billicher ſulle das behalden dan iener der man ſpriche von im das ſelbe gut entpfremede. Ouch irloſe wir die vorgenanten burger von allirleie vnrechten geſchoſſen vnd betwenclichen herbergen vnde von anderen vnphlichtigen beten. diſe genade wit (w) berende zu allen guten dingen die in zu getoren. denſelben vnſen burgeren virkoufte wir ire gut die ſie von vnſem huſe haben das bekentlich iſt zu vleniſchem (x) erbe in vnd iren erben beider namen mit allem nutze ewiclich vri zu beſitzene. Idoch ane di dinc die wir vnſem huſe durch alles land haben behalden. jn iren guten behalde wir unſem huſe alle ſetze bibere. ſalz aderen. golt vnde ſilberwerg. vnde allirhande ertz. aneyſen. vnd idoch alſo. das der der golt vindet. odir der in des gute is vunden wird. das ſelbe recht habe das

Sarmaten durch die gemeinſchaftliche Furcht abgeſondert.

Und mit dieſer Lage nun ſtimmt die Sprache des ſogenannten Codicis argentei vollkommen überein. Solche aber iſt ohne jemandes Widerſpruch in ihrem Grunde deutſch; jedoch alſo, daß ſie, wie es zu geſchehen pfleget, von den Mundarten der benachbarten Völker nicht gänzlich unvermengt geblieben. Der Herr Verfaſſer beweiſt dieſen Satz augenſcheinlich, indem er eine gute Anzahl Griechiſcher, Sarmatiſcher, Scythiſcher, Burgundiſcher, Daciſcher und anderer, gar Barbariſcher, Wörter anführet, welche in dieſer Uberſetzung vorkommen; von denen aber weder in der alten noch neuern Deutſchen Sprache einige Spuren anzutreffen ſind.

Wir unterlaſſen billig dieſelbe alle hier nach der Länge herzuſetzen; weil unſer dermaliger Zweck dieſe Bemühung nicht eigentlich erfordert. Dieſes aber können wir im Gegentheil deſtoweniger vorbeygehen, daß der Herr Wachter, nachdem er die von den Griechen entlehnten Wörter erzehlet, zugleich mit anmerket, daß der Gothiſche Dollmetſcher, auch in denen urſprünglich deutſchen Wörtern, dennoch die Griechiſche Orthographie oder Rechtſchreibung erwehlet und behalten habe; welches doch die Deutſche ſelbſt ſonſt niemals in acht genommen.

Alſo hat er beſtändig, nach Art der Griechen, den Buchſtaben G verdoppelt, wenn er ein N vor dem G ausdrucken wollen: Z. E.

TUGGO, die Zunge.
JUGGALAUD, ein Jüngling.
FIGGR, der Finger.

DRAGGK.

in des herzogen lande von ſleſien (y) in ſulchen dingen ſogetanen luten iſt geligen. ſwer aber ſilber vindet oder in des gute is vunden wirt. der behalde ewicliche vribergiſch (z) recht in ſulchir vindunge. Ob kein ſehe von drin zugen an keines der vor genanten burgere acker ſtoſet. wil der des die ackere ſint an namen den ſelben ſehe in der ackere ſtat. das lege wir in ſine willekure. Iſt er aber grozer. mit ſwelchirleie gezowe er darinne viſchen wolle zu ſines tiſches gemache alleine. ane das neße das nivod heiſet. habe er vrie kure (α). Ob ouch kein vlies an keines burgeres ackere ſtozet. dem des die ackere ſint ſi mugelich eine einige mulen dar an zu buwene. Ob abir das ſelbe wazzer zu me mulen gevuge iſt. vnſe hus in den ſelben anderen zu buwene. er tu das dritte teil der erſten koſt vnd empha ewiclich den dritteil in den machten mulen. Wir wollen ouch von iclichen tyre (β) das ſie odir ire lute vahen. das ſie phlichtec ſin vnſem huſe den rechten bug zu gebene. hir us ſin genumen bern vnd ſwin vnd reher. das wir lan von ſehen mulen tyren geſaßt haben das witbere (γ) wirt alleine zu den burgeren die von vnſem huſe beerbet ſin bekant wir haben in ouch die vriheit gegeben das ſi ir gut virkouſen mugen das ſi beſißen von vnſem hus. ſulchen luten die vnſem huſe wol vugen. ſo das iene die das gut koufen das ſi das von vnſirre brudere hant enphan vnd vnſem huſe zu demſelben rechte. vnd zu demſelben dienſte ſin phlichtec das vns iene tun ſolden dar abe zu tvne. vnde wir ſuln is ienen lihen ane allirleie widerſpracht. Wir irlouben ouch ob

lich

lich keiner der vorgenanten burgere durch durft sache sin vorwerg odir ßen huben zu meist von anderem sine gute scheiden wolle vnde beschaiden virkousen der sal vnsem huse das selbe dienst vnde recht tvn von dem anderen das er e von dem anderen wissentlich tvn solde. Jener abir der das selbe vorwerg odir ßen huben virkousset der sal durch derselben huben rede odir des selben vorwerkes. mit platen geschirre vnd mit anderen lichten wapenen und mit enne pherde dar zu vugende. vnsem huse phlichtic sin zu dienste alsus als nidder bas volleclicher wirt beschriben. darzu lege wir das die von vnsem huse beerbet bekant ir keiner kein erbe mugen vircousen dan ein. wir setzen ouch swer von vnsem huse virzik huben odir boben virkousset habe. das er mit vollem wapenen vnde mit eime virdacten rosse (d). vnde den wapenen vugende vnd zu minnest mit zwen anderen gereiten. swer abir benidden virzik huben hate mit einer platen vnd anderen lichten wapenen. vnd mit eime pherde sulchem wapende vugende. soln varn mit vnsem bruderen in heruart swie dicke sie von in geladen werden widder pruzen vnd pomezen in gemeinem namen sin genant vnd widder alle des landes betrübere zum colmen. swenne abir die vorgenanten pomezen gote virhengende sich gesetzen vnd von rechte nicht zu vorchtene sin. alle die vorgenanten burgere sin von allen heruerten us genomen. Jdoch zu lantwer bis an die wizelesze. vnd drivantze. mit vnsen bruderen sin si phlichtic zu varene als hi boben gesprochen ist widder des landes itliche anevechtere. ouch setze wir

das

das itlich mensche von vnsem huse erbe habende vnsen bruderen davon gelde einen cölmischen phenning. odir davor vinnf colmische. vnd zwei marcgewichte wachses in herschaft bekentnis vnd in tzeichen das er sin gut habe von vnsem huse. vnd vnsem gerichte vndirtan soln wesen vnd wir suln in gunstliche enthaldene widder di in vnrechter tvn. Vnse hulfe als verre als wir mvgen mitte teilen. den vorgesprochenen tzins sul ir itliche geben an sente mertins tage odir dannen vbir vunnftzen tage. Swer abir in dem vorgenanten tzile sinen tzins nicht engibt dan sal man sus buzen. Nach den ersten vumftzen tagen in tzen schillingen als abir vumfzen tage werden is en sie das er virgelde tzen schillinge schul sie er gebunden. Swenne ouch abir vumfzen tage virgen in tzen schillingen. is en si das er sinen tzins virgelde sal man in buzen. vnd denne vor drisec schillingen vnd vor den cins in siner tziet nicht virgolden. sal vnse hus ane allirleie widderrede sin phant tvn nemen vnd gemunen behalden bis er im gebessere. Ob ouch lichte iman sien dienst das er wissenlichen vnsem huse in heruart ir vullin phlichtic ist nicht en tut vnd abwesende ist. des land phleger von des abwesende gute einen anderen vuge an sine stat. so das vnse hus ander siten sines rechtes keine wis entlebe keinen gebrechen. Ouch setze wir ob lichte imandes vorgenanten burgere von dem lande varende sin gelubde vnsem huse nicht irvullet das man dem selben binnen achtzen wochen drie vricht mit vrteile bescheide. ob er denne binnen den achtzen wochen nicht enbesseret drisig schillinge buse vnsem huse

zu

zu gebene ſul er vndir ligen. vnd ob her dennoch nicht enbeſſeret. vbir iclich ſeȧs wochen mit alſo manigen colmiſcher mvnȝe ſchillinge werde er zu beſſerunge getriben. ob abir er binnen eime iare zu beſſerne virſumet, vnſe hus vndirwinds ſich al ſines gutes bis er im gebeſſere alle die vorſumeten ding. wir wollen ouch das von der vorgenanten burgere gute von iclichem dutſchen (e) phluge ein ſcheffel weizes vnde ein rocken in der loȝlawiſchen maze die in dutſchen ſcheffel heizet. dem der colmiſche ſcheffel geglichet iſt. vnde von dem polenſchen phluge der hake heizet. weizes einen ſcheffel in derſelben maſe. ierliches des trangis biſchoue vor den ȝenden werde virgolden. ob denne der ſelbe biſchof die uorgenanten lute vm anderen ȝehnden notiget. vor die ſie vnſe hus phlichtec zu antwerten. Ouch ſeȝe wir das eine mvnȝe colmiſch ſie durch allis land. vnde das us luterem vnde reinem ſilbere die phenninge geſmidet werde. dieſelben blibe ouch ewiclich in ſulchir werde. das ir ſechȝig ſchillinge eine marg wegen. vnd die genante mvnȝe werde binnen ȝehn iaren nicht dan eines virnuwet vnd wie dicke ſie virnuwet wirt, vierȝehn alde phenninge wechſele man vm ein zwelf nuwe. das iclich man vrilich kouſe allirleie ding das gewonlich zu marchen iſt zu tragene. ouch ſeȝe wir die maze der huben glich viemiſchen ſitten zu behaldene. wir ir loſen ouch das vorgenante lant alles von allirleie Zolles getwange. vnd das diſe vorgenanten 'gelubede geſeȝede. vnd entheiſunge. von nimanne vnſir nakumene gebrochen odir gewandelt mugen werden. diſen kegen-

werdigen brief hieze wir schriben mit vnser bullen an henge in beuestende. dis dinges gezugvnge sint vnsir brudere. poppo von osterna. Albrecht von langenberg. diterich von marschalk. berlewin zum colmen. lodewig von quidin comendure. werltliche lute ouch. Burchart burggreue von meideburg. johan von pak. friderich von scherewist. bernart von kamentz. vnde manige andere beidz geistliche vnd werltliche. Geachtet sint dise ding zu therun in gotes geburt iare dem tusenden dem zweihundirten dem drisegesten dem dritten. In dem vumfthenden kalenden January.

Wand dise hantuesten abir von vns bruder ebirhart von seyne ist virnuwet mit rate vnsir brudere vnd der dicke genanten burgere samgvnst etteliche dingz da inne sint gewandelt also das etteliche stucke sint usgenomen vnd in gesatzt etteliche die in der alden hantuesten nicht waren. das abir dise selige gabe vnse veste vnd vngebrochen blibe. noch von nimanne hie nach gebrochen muge werden. vnd das ouch die vorgenanten burgere von der wandelunge irre hantuesten keiner besweris vrkoses icht entsehen mit warnunge vnses ingesigeles habe wir dise Schrift beuestent. dis dinges sint gezuge vnse brudere. Lodewig gebieter prusen landes. heinrich comendur des landes zum colmen. heinrich der marschalk. heinrich stanke zu crisburg. hartmut zum elbinge. meingoz zur balge. Qual zum ztantire. Johan zum colmen. haven

zu

zu thorvn. hertwig zum reddine comendur vnd vnſes huſes eldeſten brudere. heinrich von ſolinge. Conrat von norenberg. volbrecht von margburg. heinrich von mentze. werltlich lute ouch. Johan der ſchultheize. Remecke raz. Radolf. Lvdeke. Eckehart. wachſmut. burgere von dem colmen. Lenlute abir. hildebrant der alde. Gotfrit. friderich von never. wilhelm. herman der ſchultheize von thorvn. Dithart. Conrat. Lambrecht. Lutfrit. vnde andere manige beide geiſtliche vnd werltliche. Dis iſt gegeben zum colmen in gotes geburt iare dem tuſenden dem zweihundirten dem vumfzigen dem einen. kalendas octobris. Amen.

Anmerkungen.

(a) Ungeachtet auch beyde lateiniſche Texte, die Hartknoch beym Düsburg, und in ſeinem alten und neuen Preußen drucken laſſen, dieſe Leſart haben: ſo ſcheint mirs doch wahrſcheinlicher, daß er Graf von Steine geheißen; wie ihn Waiſſel in ſeiner Chronik etliche mal nennet. Dieſe Familie nämlich iſt in Deutſchland bekannt und alt: von Seine aber, oder Seyne, wird man ſchwerlich eine finden.

(b) Nach Waiſſels Rechnung iſt Herman Balk 1244. als Landmeiſter in Liefland geſtorben. Ihm folgte Heinrich von Heimburg, und regiert zwey Jahr bis 1247. Darauf wird Dietrich von Grüningen, Landmeiſter, regiert drey Jahr, bis 1250. Ihm folgt Andres von Sawerland, und wär ſechs Jahr Meiſter in Liefland; wie Waiſſel p. 74. ſagt. Wie es nun zugehe, daß gleichwohl Eberhard von Stein, 1251. ſich geraldhabenden durch Liefland, habe nennen können; und zwar durch

Lisland und Preußen zugleich; das ist schwer zu sagen: weil beyde Länder insgemein zween besondre Landmeister hatten. Eigentlich legte dieser Andreä von Sauerland 1256. erst seine Regierung nieder, und bekam Eberharden des Grafen Bruder vom Stein zum Nachfolger: wie eben der Waissel p. 75. der Chronike meldet.

(c) Wenn man wissen will, woher der Namen Culm komme, und was er bedeute, den auch viele andre Oerter in Sachsen und Böhmen führen: so darf man nur das Wapen der Stadt Culm ansehen, welches neun Berge darstellet, deren einer ein Kreuz auf sich hat: und Hartknoch setzet beym Düsburg p. 89. in einer Note hinzu: quia urbs Culmensis in montibus sita est. So ist auch Maria Culm in Böhmen auf einem hohen Berge, und nahe bey Leipzig liegt der sogenannte Colmerberg, durch eine Verdoppelung: denn Culmen heißt eine Höhe, oder Spitze, oder Gipfel. So hat der Aetna in Sicilien den Namen Gibello, aus dem Deutschen Giebel oder Gipfel bekommen; als die Vandalier eine Zeitlang darinnen gehauset.

(d) **Brunst**, von brennen, gleichsam Brand, oder Feuersbrunst, oder Einäscherung der Stadt. Heute zu Tage nehmen wir dieß Wort nur im verblümten Verstande, von dem Triebe der Thiere zur Beywohnung, daher bey den Jägern die **Brunstzeit** der Hirsche.

(e) ir vroyte wir, erfreueten wir.

(f) in dirre wis, in dieser Weise, dergestalt.

(g) heilere, heilande. (h) J. me. vnd. j. grozer: je mehr und je größer ꝛc.

(i) habe wir in albe talle geligen: haben wir ihnen, gänzlich verliehen: eis totaliter concedendo, heißt es im lateinischen. Vielleicht sollte es nicht albe talle sondern alle taile heißen.

(k) **Samgonst**, Einstimmung, lat. assensus. Ist ein alt Wort, das verlohren gegangen.

(l) vntz, heißt bis, kömmt in andern Schriftstellen des 13ten und 14ten Jahrhunderts z. E. dem Ottokar von

von Herneck, im III T. der Script. Austr. des P. Pez. häufig vor.

(m) ane werdere vnde bibere. Hier scheint eine verstümmelte Lesart zu seyn. Denn ungeachtet das lateinische Exemplar auch exceptis insulis et Castoribus hat: so sieht man doch nicht, wie Werder oder Inseln, mit Bibern zusammen genommen werden. Daher hat schon zu Hartknochs Zeiten jemand gemuthmaßet, es möchte wohl ein Schreibfehler im deutschen Texte, aus Mardere und Bibere, Werder und Biber gemachet haben; der sich auch hernach ins Latein eingeschlichen hätte. Wäre dieses, so müßte doch das erste Privilegium Meisters Herman Balkes von 1233 in deutscher Sprache abgefaßt gewesen seyn: welches hernach Eberhard von Stein 1251. nur lateinisch übersetzen lassen, so wie das Original noch in Thorn vorhanden ist; wobey denn der deutsche Fehler Werder glücklich in Insulas übergegangen, und beybehalten worden. So wahrscheinlich dieses ist; so läßt sich doch nichts gewisses davon sagen. Diese uralte Wiener-Abschrift, hat auch zweymal werdere, und nicht mardere.

(n) Wizel, die Weichsel, im lat. Texte wird sie Wissa genennet. circa Wissam circumquaque cet. Das z sprachen die Alten nicht so scharf aus, als wir, sondern wie ein ſ; Wisel, oder Weißel, wie man bey Danzig im Werder noch spricht.

(o) Zwiueles twalm, lat. dubietatis scrupulus. Ein Zweifelsknoten, ist ein altes verlohrengegangenes Wort.

(p) Wizzele. ozze. vnd driwanze, drey Flüsse, die Weichsel, Ossa, und Drebanz.

(q) sinnekeit, Verstand, lat. ut eorum discretioni videbitur expedire.

(r) swenne is ist, wenn Eis ist. Die Plattdeutschen sagen noch Ys, für Eis. Und in der altdeutschen Sprache war das Hochdeutsche und Plattdeutsche sehr vermischet: so wie im Homer alle griechische Dialecten unter einander gemenget vorkommen.

(s) an, ohne, an verlon, ohne Fuhrlon; an verlon, vber rure, umſonſt überführen.

(t) en, iſt eine particula enclitica der Alten, die nur des Wohlklanges halber oft eingeſchaltet wird. Bald darauf kömmt, das en ſullen, für das ſollen; und weiter gegen das Ende, nicht en tut, nicht thut.

(u) getzumis, von geziemen; heißt Befugniß, oder Recht; gleichſam Geziemniß.

(w) wit berende, lat. extendentes, von wit, weit, beren, oder bären, tragen: davon itzo noch die Baare, gebären u. d. m. kömmt; i. e. ausdehnend.

(x) vlemiſchen, Flamändiſch, oder Niederländiſch Erbe, d. i. was auf beyderley Geſchlecht gleich fällt.

(y) In Schleſien hat es damals reiche Goldbergwerke gegeben, wie der Namen der Stadt Goldberg noch anzeiget. Henſel im Sileſiographia, ſetzet auch Kemberg und Strigau dazu.

(z) Die Freybergiſchen Silbergruben ſind ſchon 1180. erfunden worden.

(a) vrie kure, freye Wahl, Willkühr; davon kömmt kühren, wählen, erkohren, Kurfürſt, d. i. Wahlfürſt.

(b) tyre, verſtehe von wilden Thieren den rechten Bug, d. i. die Schulter oder das vordere Viertheil; die Bären, wilden Schweine und Rehe ausgenommen. Sind nun dieſe ausgenommen, ſo bleiben die bloßen Hirſche übrig, denn von den Haſen die rechte Schulter zu fordern, wird wohl die Meynung nicht geweſen ſeyn. Es könnte alſo wohl das Wort tyre ſchon damals bloß einen Hirſch bedeutet haben, wie bey den Jägern noch itzo: und alſo wäre dieſes auch ein Beweis, daß das Latein nicht das rechte älteſte Original ſey, ſondern das Deutſche; worinn von einem ſchlechten Ueberſetzer, das Wort Thier, in der engern Bedeutung, durch ferum in der weitern, unrecht geſchrieben worden.

(c) witbere wir, erweitern wir, extendimus.

(d) virdacten roſſe, ausgezierte behangene Pferd.

(e) dutſchen, kömmt hier und in andern Handſchriften häufig mit einem d vor. Es muß alſo deutſch, und nicht teutſch heißen.

III. Eh-

* *

III.

Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, in welchem die Bildniſſe gelehrter und um die ſchönen und philologiſchen Wiſſenſchaften verdienter Männer unter den Deutſchen, aus dem XV. XVI. und XVII. Jahrhunderte aufgeſtellet werden ꝛc. von Jacob Bruckern, und in Kupfer gebracht von Joh. Jac. Haid. Fünftes Zehend. Groß Quart. Augſpurg.

Des Herrn **Bruckers** bekannter und um die deutſche Literatur ſo verdienter Fleiß, liefert hier, der Welt abermal das fünfte Zehend vorzüglicher Gelehrten, welches den Beſchluß dieſes erſten Bandes macht. Der erſte in demſelben iſt der große **Melanchthon**. Derſelbe war zu **Bretten**, in der Oberpfalz 1497. gebohren. Sein Vater war des Pfalzgrafen **Philipps** Rüſtmeiſter und da er ſich, wegen dieſer Bedienung mehrentheils bey Hofe aufhalten mußte, ſo überließ er die Sorgfalt für die Erziehung dieſes ſeines Sohnes, deſſen mütterlichem Großvater. Derſelbe ließ ihn nun in den erſten Wiſſenſchaften, durch einen geſchickten Mann unterrichten; als aber im 1508. Jahre ſowohl ſein Vater als Großvater ſtarben, kam er zu einer Baſe, nach **Pforzheim**, und legte daſelbſt unter Georg Simlern, den Grund zu einer künftigen großen Gelehrſamkeit. **Reuchlin**, welcher oftmals nach **Pforzheim** kam, bemerkte die außerordentliche Geſchicklichkeit dieſes Knaben, und

DRAGGK, der Trank, das Getränke.
GAGGAN, gehen.
BRIGGAN, bringen, herbey führen.
HUGGRIAN, hungern.
SIGGWAN, singen oder lesen.

Dieses, nebst dem daß die äusserliche Gestalt der meisten Buchstaben des Codicis der Figur der Griechischen überaus ähnlich, auch dabey eine sehr öftere und gar genaue Übereinstimmung dieser Übersetzung mit dem ℌ. Grundtexte ist, wie von andern ebenfalls bereits beobachtet worden, giebt Veranlassung genug zu behaupten: daß sie unter einem Volke verfertiget sey, welches von den Griechen nicht allzuweit entfernet gewesen. Dieses Volk aber kan niemand anders als die ehemaligen Einwohner des zuvor bestimmten Landstriches von Europa seyn; welche sich durch ihre Sprache von selbsten mehr als zuviel kund geben.

Man bilde sich aber inzwischen ja nicht ein, als wenn diese Gothische Mundart mit der alten Allemannischen, Fränkischen und Engel-Sächsischen, oder aber mit unserer neuen deutschen Sprache eine so gar nahe Aehnlichkeit hätte. Keines weges. Sie ist vielmehr von denselben allen ziemlich weit unterschieden; sowohl was die ihr alleine eigenen Wörter anlangt, als was diejenigen betrifft, die sie mit ihnen gemein hat. Auch bey diesen letztern haben die Gothen ihre eigenen Endungen und Wortänderungen (flexiones) durch alle Theile der Sprache. Diese oft gemeldete Übersetzung weis von dem Gebrauch des Hülfswortes haben nichts; in so ferne dasselbe so wohl in der alten als neuen

deut-

ermunterte deſſen Begierde noch mehr, da er ihm eine griechiſche Grammatik, Wörterbuch und Bibel, als damals ſehr ſeltene Bücher, ſchenkte. Im 1509. Jahre gieng er nach Heidelberg, ungeachtet er erſt 13 Jahre alt war: denn er war ſchon damals ſo gelehrt, daß er manchen alten Mann übertraf, und ſeine Kenntniß in der lateiniſchen und griechiſchen Gelehrſamkeit ſo bekannt war, daß man ihm die Verfertigung der öffentlichen Reden anvertrauen konnte: wie er denn auch wirklich eine griechiſche Sprachlehre verfertigte. In der Philoſophie hatte er es eben ſo weit gebracht, und er ward alſo in ſeinem 15. Jahre mit allgemeinem Beyfalle **Baccalaureus**; weil er aber die Luft zu Heidelberg nicht vertragen konnte; ſo that ihn ſeine Mutter im 1512. Jahre nach **Tübingen**, allwo ſich damals die vortrefflichſten Männer aufhielten. Allhie lehrete er die ſchönen Wiſſenſchaften, die Reinigkeit der lateiniſchen Sprache und die Anfangsgründe des Griechiſchen und Hebräiſchen, mit vielem Beyfalle. **Bebels** und **Reuchlins** öfterer Umgang, war ihm ſehr vortheilhaft und in **Anſelms** Druckerey gab er einen gelehrten Corrector ab. Aus dem Heſiodus lernte er griechiſche Verſe machen, und erklärte der Jugend den **Virgil** und **Terenz**. Auch des **Nauclerus** Geſchichtbuch verbeſſerte er, und brachte es in eine andere Geſtalt. So blieb er denn 6. Jahre zu **Tübingen**, und es iſt nicht zu ſagen, wie groß der Ruhm war, welchen dieſer 20jährige Jüngling ſich erwarb. Sein gelehrtes Anſehen brachte ihn nach

Wit-

Wittenberg: denn als Churfürst Friedrich der Weise, den großen Flor der Wissenschaften zu Leipzig, bemerkte: so trachtete er, wie er auch die Wittenbergische hohe Schule in Aufnehmen bringen möchte. Er berief, auf Reuchlins Anrathen, den Melanchthon, ungeachtet derselbe erst 21. Jahre alt war, und dieser trat das Lehramt der griechischen Sprache mit einer Rede an, wodurch er sich gleich in großes Ansehen setzte. Er trug zur Aufrichtung der evangelischen Kirchen und Schulen ungemein viel bey, und hob die griechische und lateinische Sprache, die Geschichte und Weltweisheit von neuem empor. In der Kirchengeschichte hat fast kein einziger Scribent seiner vergessen, und aus derselben kann man sich den richtigsten Begriff von diesem großen Manne machen. Sein Fleiß, und seine gute Art, die Jugend zu lehren, waren so ungemein, daß sein Ruf eine unglaubliche Menge Zuhörer nach Wittenberg zog: und dieß erwarb ihm mit allem Rechte den Ruhm eines allgemeinen Lehrmeisters der Deutschen. Er starb 1560. den 19. April und hinterließ auch bey seinen Feinden, das Zeugniß, daß er einer der größten Gelehrten gewesen.

Es folgt in der Ordnung dieses Zehenden Johann Sturm, Rector der hohen Schule zu Straßburg. Derselbe war zu Schleida einem Dorfe an der Eifel, im gräflichen Manderscheidischen Gebiethe, 1507 gebohren. Sein Vater war gräflicher Rentmeister, welches denn Gelegenheit gab, daß dieser junge Sturm, mit dem jungen Grafen

von Manderſcheid zugleich, in der Weltweisheit konnte unterrichtet werden. Nachmals ſchickte man ihn nach Lüttrich, wo damals viel Edelleute ſtudierten und 1524 gieng er nach Löwen, allwo er die griechiſche und lateiniſche Beredſamkeit erlernte, die in den Niederlanden, durch den Agricola und Eraſmum in großes Aufnehmen gekommen war. Er ward in beyden Sprachen ſo ſtark, daß er innerhalb fünf Jahren, nicht nur ſelbſt Unterricht darinnen geben konnte; ſondern auch mit ſeinem Lehrmeiſter Rudigerus Reſcius, in deſſen Hauſe eine eigene Druckerey anlegte, wozu Sturms reicher Vater die Koſten gab: denn man mußte damals die griechiſchen und lateiniſchen Bücher mit großen Unkoſten aus Italien kommen laſſen. In dieſer Druckerey druckte er einen griechiſchen Homer, mit welchem er 1529 nach Paris gieng und daſelbſt die Arzneykunſt ſtudierte. Sein Ruhm erwarb ihm daſelbſt bald einen öffentlichen Lehrſtuhl, welches um ſo viel mehr zu bewundern iſt, da er ein Proteſtant war. Er verheirathete ſich, und hielt Koſtgänger, wozu ſich die vornehmſten von Adel einfanden. Weil er aber in Religionsſachen öffentlich der ſchweizeriſchen Partey beyſtund, und dieſelbe auch auszubreiten ſuchte, mußte er viele Verfolgungen erdulden. Seine guten Freunde Melanchthon, Eraſmus und Bucer, denen er ſolches klagte, riethen ihm, ſich bey Zeiten nach Deutſchland zu machen. Sie ermahnten auch den ſtraßburgiſchen Stättmeiſter, Jacob Sturmen, der ein großer Beförderer der Wiſſenſchaf-

ten

ten war, daß er in dieſer Stadt eine gröſsere Schule zum Dienſte der Proteſtirenden anlegen, und ſich dabey **Johann Sturms** bedienen ſollte. Dieſer Anſchlag fand Beyfall, und **Johann Sturm** ward wirklich 1537 hinberuffen, der dieſen Ruf auch freudig annahm und das Jahr darauf die Schule aufrichtete und eröffnete, deren Rector er, unter **Jacob Sturms** Aufſicht war. Es gieng alles was er angab, ſo glücklich von ſtatten, daß dieſe Schule in ungemeines Aufnehmen kam; und er eben deswegen den Antrag that, eine hohe Schule daraus zu machen, ſo auch 1566 geſchehen iſt. Das zog nun eine Menge Studierender dorthin, unter welchen auch Fürſten, Grafen und Freyherren waren. Hiedurch ward nun **Sturm** auch an groſsen Höfen bekannt und beliebt, welches zu zween beſondern Umſtänden ſeines Lebens Anlaß gab. Einmal war er in und auſser Deutſchland, das Orakel, wenn man Schulämter beſetzen wollte; zum andern bediente ſich der **Straſsburgiſche** Rath ſeiner in Religionsmaterien, und ſchickte ihn mehr als einmal als Geſandten, nach Frankreich, Engeland, Dänemark, und in das Lager der proteſtirenden Fürſten, imgleichen zu dem Religionsgeſpräche nach **Worms**, wobey er allenthalben ungemein viel Ehre erwarb. Sein Alter indeſſen war beſchwerlich und unruhig. Er verfiel mit dem ſtraſsburgiſchen Predigtamte, ſonderlich dem **D. Pappo** und dem **Tübingiſchen D. Jacob Andreä**, wegen der damaligen Streitigkeiten zwiſchen den **Calviniſten und Lutheranern**; und da er die Partey

der

der ersten ergriff, so kam es dahin, daß man ihn ab, und zur Ruhe setzte. Endlich ward er vor hohem Alter blind, da er sich noch kurz zuvor auf das hebräische gelegt hatte, und starb im 82 Jahre seines Alters, 1589. Man hält ihn mit gutem Grunde, für den Vater der lateinischen Beredsamkeit unter den Deutschen: und Herr **Brucker** wünschet, daß sein Geschmack, seine Urtheilskraft und Lehrart, bey unsern seichten Zeiten wieder lebendig werden möchten.

Der dritte Gelehrte in diesem Zehend, ist **George Henisch**, Doctor der Arzneykunst und Professor zu **Augspurg**. Er war von Geburt ein **Ungar** und in dem Städtchen **Bartfelden** 1549 gebohren. Die weite Entfernung dieses Ortes von **Augspurg** ist Ursache, daß Herr **Brucker** von seiner Ankunft, seinem Geschlechte und seiner gelehrten Erziehung nichts erfahren können. So viel ist aber gewiß, daß er sehr gute Lehrmeister muß gehabt haben; indem er schon von 26 Jahren eine so große Gelehrsamkeit, im Griechischen, im Lateine, und in der Meßkunst besessen, daß ihn **Hieronymus Wolf**, der aus der **Schweiz** nach **Augspurg** kam, den dasigen Scholarchen zu einem Nebengehülfen am Gymnasio eifrigst empfahl. Man nahm ihn auch wirklich im 1575 Jahre, zur Probe auf ein halbes Jahr, zum Lehrer der Mathematik an: und als dieses besser ausfiel, als man gedacht hatte, ward er das Jahr, darauf ordentlicher Lehrer der Mathematik, Vernunftlehre und Redekunst. Man erlaubte ihm darneben zu practisiren; und

also

alſo ward er zu **Baſel** Doctor, allwo er auch in das mediciniſche Collegium eintrat. Er wartete nach dieſem ſeine Kranken ſo fleißig ab, daß man ſich auch endlich beſchwerete, ſein Schulamt käme dabey zu kurz: gleichwohl war er auch hier ſo eifrig, daß, als er nach **Wolfens** Tode, Aufſeher über das Gymnaſium ward, er manchem Fehler abgeholfen, dem jener nicht recht begegnen können. Er war auch Aufſeher der Stadtbibliothek, und machte ſie der gelehrten Welt durch ein ordentliches Bücherverzeichniß nutzbar. Er ſtarb den letzten **May** des 1618 Jahres.

Der vierte iſt **Eraſmus Schmid**, Profeſſor der griechiſchen Sprache und Mathematik zu **Wittenberg**. Er war 1570 zu **Delitſch** in **Meiſſen** gebohren, allwo ſein Vater Bürgermeiſter war. Derſelbe nahm die außerordentlichen Gaben ſeines Sohnes wahr, und da er ſelbſt ſtudiert hatte, wendete er ſo viel mehr Fleiß auf ſeine Erziehung. Im funfzehnten Jahre war er im Griechiſchen und Lateiniſchen ſchon ziemlich feſt. Darauf ſchickte man ihn nach **Schulpforte**, wo er unter andern den **Sethum Calviſium** zum Lehrer hatte, welcher nachmals Cantor an der **Thomasſchule** in **Leipzig** ward. Im 1590 Jahre gieng er nach **Wittenberg** und legte ſich mit ſo unerhörtem Fleiße auf die griechiſche Sprache und Mathematik, daß er nicht nur im dritten Jahre Magiſter werden, ſondern auch bald darauf dem Hofe zur mathematiſchen Profeſſion vorgeſchlagen werden konnte. Indeſſen traf ihn damals die churfürſtliche Gnade nicht; ſondern

dern er ward nach Leutschau in Ungarn zum Rector einer Schule beruffen, und gieng auch hin. Als er aber bey seiner Ankunft diese Stelle dennoch nicht erhielt, kehrte er wieder zurück nach Wittenberg, und machte sich, zumal da er 1597 Adjunctus der philosophischen Facultät ward, durch Lesen immer mehr bekannt. Bald darauf bekam er daselbst das Lehramt der griechischen Sprache und im 1614 Jahre, auch der Mathematik. Man wollte ihn wegen seines großen Eifers womit er allen seinen Aemtern vorstund, auch zum Bürgermeister in Wittenberg machen: allein, er schlug es aus; um sich lediglich seinen gelehrten Arbeiten zu widmen. Sein Alter ward ihm durch allerley scorbutische Krankheiten, durch die Pest selbst, und durch Kriegsunruhen sehr bitter gemacht; allein seine Geduld, Zuversicht auf Gott, und die Erklärung des N. T. so er unter Händen hatte, versüßten ihm alles. An demselben Tage, da er diese Arbeit schloß, und eben mit den Schlußworten der Offenbarung Johannis beschäfftiget war, überfiel ihn plötzlich ein Fieberfrost und gleich darauf das Fieber selbst, woran er 1637 im 69 Jahre seines Alters verstarb. Die griechischen Musen verloren eine große Zierde und Stütze an ihm. Seine Ausgabe vom Pindar hat ihn bey Fremden und Einheimischen viel Ehre gemacht, wie er sich denn auch durch die neue Ausgabe der Stephanischen griechischen Concordanz, einen gegründeten Ruhm erworben.

Willhelm Schickard, Professor zu Tübingen ist der fünfte Gelehrte in gegenwärtigem

Zehend.

Zehend. Er war ein Schwabe und zu Herrnberg, im Wirtenbergischen 1592 gebohren. Von den niedern Schulen gieng er durch die Klosterschulen und 1607 nach Tübingen, wo er in das theologische Stipendium aufgenommen ward. Das folgende Jahr ward er Magister, und ließ sein Hauptwerk die Theologie seyn, weil er sich der Kirche widmen wollte. Er bekam in einiger Zeit Befehl, die hebräische Sprache und Mathematik, worauf er sich ebenfalls geleget hatte, zu lehren. Er gab auch hebräische Tabellen heraus, und im 1614 Jahre, ward er zur Helferstelle in Nürtingen berufen, die er bis 1619. verwaltete. Nach diesem ward er Professor der hebräischen Sprache, an Beringers Stelle; Aufseher über das Contubernium, und über die lateinischen Schulen. Durch seinen eigenen Fleiß, erlernte er auch Rabbinisch, Chaldäisch, Syrisch, Persisch, Türkisch und Arabisch, und brachte es darinnen so weit, daß er auch seines gleichen nicht hatte. Im 1631. Jahre bekam er auch die mathematische Catheder, wobey er sich insonderheit die Sternkunde so sehr angelegen seyn ließ, daß er auch von allem Beobachten ein blödes Gesicht bekam. Seine große Wissenschaft zog ihm die Freundschaft und den Briefwechsel der größesten Männer, z. E. eines Peirescius, Grotius, Gassendus, Borhorns, Cherbury, Berneggers, Repplers u. a. m. zu. Die Kriegsunruhen plagten ihn sehr, und obgleich Keppler, damaliger kaiserl. Mathematicus ihn nach Wien, unfehlbar als kaiserl. Dollmetscher,

ziehen

ziehen wollte; so ließ ihn doch sein Schicksal von **Tübingen** nicht weg, allwo ihn die Pest überfiel und 1635. in seinem 43. Jahre dahin riß. Sein Lob ist in den Schriften der größesten Männer seiner Zeit verewiget, die ihn mit Bewunderung und Hochachtung angesehen haben.

Lucas Holstenius, folgt in der Ordnung. Er war päbstlicher Protonotar, Canonicus zur Peterskirche in Rom, und Bücheraufseher im Vatican. **Hamburg** war seine Vaterstadt, allwo er 1596. das Licht der Welt erblickte. Auf dem dortigen Gymnasio legte er den Grund seiner Studien, gieng darauf nach **Leiden**, dahin ihn Elmenhorst empfohlen haben mochte, und widmete sich daselbst der Arzneykunst. Indessen vergaß er auch der Weltweisheit nicht, insonderheit der **Platonischen**, als die ihm vor allen am besten gefiel. Daher ist es unfehlbar gekommen, daß er eine so große Einsicht in die philosophische Historie gehabt, so viel **Pythagorische** und **Platonische** Schriftsteller gesammlet, auch zum Theil herausgegeben und mit Anmerkungen erläutert hat. In seinen Nebenstunden, reisete er in den Niederlanden herum, und machte sich mit den gelehrtesten Leuten bekannt. Auf diese Weise ward er mit einem **Grotius**, **G. J. Vossius**, **Daniel Heinsius**, **Meursius** u. a. bekannt, deren Freundschaft und Liebe er sich erwarb. Im 1617. Jahre, that er mit **Philipp Cluvern** eine Reise nach Italien und Sicilien, weil, wegen der remonstrantischen Religionshändel, auf den holländischen Akademien

ohne-

ohnedem nicht viel zu thun war. Im 1622. Jahre, gieng er nach Engeland, und blieb ein ganzes Jahr zu **London**. Daß er diese seine Reisen nützlich angewandt, läßt sich aus seiner großen Fertigkeit in der griechischen und lateinischen Literatur, in der Critik, den schönen Wissenschaften und den vielen gesammleten alten Handschriften schließen. Endlich gieng **Holsten**, nach Hause, um seine erlangte Gelehrsamkeit, in irgend einem Amte zu nutzen. Man sagt, er habe um einen Schuldienst angehalten, und abschlägige Antwort bekommen; dieses habe ihn dermaßen entrüstet, daß er nach Frankreich gegangen sey, und zu Beförderung seines Glücks die Religion geändert habe. Hierdurch gerieth er an den großen Beförderer der Gelehrten den **Nicolaus Fabricius de Peiresc**. Derselbe nahm ihn nicht nur liebreich auf, sondern als der Cardinal **Barberini**, ein ebenfalls großer Freund der Gelehrten, als päbstlicher Legat nach Frankreich kam, empfohl er demselben den Holsten so nachdrücklich, daß er ihn zu seinem Bücheraufseher machte. Dadurch nun bekam er schon einen Zutritt bey den berühmtesten französischen Gelehrten; und da der Cardinal seinen großen Fleiß merkte, empfahl er ihn seinem Vätter, **Pabst Urbanen** dem VIII. welcher ihn zum Canonico der römischen **Peterskirche**, wie Innocenz der X. zum Unteraufseher des **Vaticans** machte. Hierdurch ward er in Credit und Reichthum gesetzt. Er legte sich selbst einen schönen Bücherschatz, insonderheit aber gute alte Handschriften zu; und da er, außer den

deutſchen Sprache zu Ausdrückung der vergange-nen Zeit bey den verbis üblich iſt; hingegen wendet ſie ihr Wort HABAN zu Formirung des Futuri an, wider alle Gewohnheit der Deutſchen. Und end-lich gibt es bey den Gothen verba paſſiva; von welchen doch wir und unſere Vorfahren im Deut-ſchen gar nichts wiſſen.

Indeſſen kömmt dieſe bisher berührte Ungleich-heit der Gothiſchen mit den vermeldeten andern Sprachen, dennoch den Schweden ſo wenig zu ſtatten, um jene als die Mundart ihrer Voreltern angeben zu können; daß ſie vielmehr noch weiter, als von allen übrigen, von dem Schwediſchen ent-fernet iſt. Ja, es iſt überaus merkwürdig, daß das Gothiſche mit dem Deutſchen in alle dem trefflich überein kömmt, worinn es von der Schwediſchen Sprache abgehet.

Es hat dieſes vor einigen Jahren ſelbſt ein gelehr-ter Schwede, Nahmens *A. Magnaeus*, erkannt, und in einem gewiſſen Schreiben an einen vornehmen Mann aufrichtig geſtanden. Er ſpricht: die Sueo-Gothen, ſo wohl älterer als neuerer Zeiten, ſetzen den Subſtantivis den Articulum nach, da ihn die Gothen mit den Deutſchen voran ſetzen. Jene wiſſen von dem præfixo GA, welches dem Ge der Deutſchen ähnlich iſt, gar nichts, in keinem Theil der Rede; da hingegen der Codex argenteus mit den Deutſchen dieſe Sylbe ſo wohl den Subſtantivis, beſonders colle-ctivis, als den Præteritis und Supinis, auch den mei-ſten infinitivis, vorſetzet. Eben dieſes iſt von dem præfixo BI, oder der Deutſchen Be, zu verſtehen, welches gleichfalls bey den verbis die Gothen, nie-

zween erwähnten Büchersälen, noch alle andere römischen zu seinen Diensten hatte, so ist es kein Wunder, daß er ein so großer und berühmter Mann geworden ist. Im 1630. Jahre mußte er nach Pohlen reisen, und gieng in der Rückreise über **Wien**, die kaiserl. Bibliothek zu sehen. Er ward auch der Königinn **Christina** bis Inspruck entgegen geschickt, um sie 1650. in den Schooß der römischen Kirche aufzunehmen. Er starb 1661. Er gehörte zu denen Apostaten, die überaus eifrig sind, auch andere auf den Weg zu verlocken, den sie selbst gegangen sind.

Es folgt in der Ordnung, **Johann Heinrich Hottinger**, Professor zu **Zürch** und **Heidelberg**. Er war 1620. zu **Zürch** gebohren, und gab schon in der ersten Jugend die trefflichsten Proben eines besonders glücklichen Kopfes, und bey zunehmenden Jahren brachte er es in den gelehrten Sprachen so weit, daß er die Predigten sogar in griechischer Sprache nachschreiben, und schöne griechische Verse machen konnte. Das Hebräische lernete er eben so glücklich; daß man sich über seine nachmalige Stärke in selbigem nicht wundern darf. Der Zürcher Rath schickte ihn endlich mit **Johann Heinrich Otten** auf hohe Schulen. Er gieng 1638. nach Genf, und blieb zween Monate bey **Friedrich Spanheimen**, dem ältern. Darauf that er eine Reise durch **Frankreich**, **Flandern**, **Seeland** und **Holland**, und kam endlich nach **Gröningen**, allwo er seine theologischen und philologischen Studien fortsetzen wollte; und als er zu

Jakobs

Jakobs Golii Kindern und in dessen Haus kam, hatte er vollends Gelegenheit, seine orientalische Gelehrsamkeit vollkommen zu machen. Ein gebohrner Türk lehrte ihn das Türkische und Arabische, ja Golius selbst stand ihm hierinn, so viel es seine Geschäffte zuließen, bey; gab ihm auch die schönen arabischen Handschriften zum Abschreiben, die er selbst sich in den Morgenländern gesammlet hatte. Man schlug ihn, wegen seiner Stärke in den orientalischen Sprachen, zum Reiseprediger bey dem holländischen Gesandten, nach dem Oriente vor: allein die Zürcher wollten es ihm nicht erlauben, und riefen ihn 1641. wieder nach Hause. Er kam also, nachdem er zuvor Engeland und Frankreich besehen, wieder nach Zürch, und erhielt 1642. das Lehramt der Kirchengeschichte. Das Jahr darauf mußte er auch im Collegio humanitatis die katechetische Theologie lehren, und in dem obern Collegio, die orientalischen Sprachen. Hier nun schrieb er, seine Vertheidigung des hebräischen Textes wider den Samaritanischen, welchen Morinus behauptete, als das erste und beste seiner Werke. Sein überaus zunehmender Ruhm aber bewog den Churfürsten von der Pfalz, ihn sich von den Zürchern auf eine Zeitlang zum Lehrer der orientalischen Sprachen, auszubitten: weswegen er zu Basel Doctor wurde. Er nahm ihn auch im 1658. Jahre, nach Frankfurt mit auf den Wahltag: wo er mit Jacob Ludolphen persönlich bekannt ward, mit welchem er bis dahin einen äthiopischen Briefwechsel unterhalten hatte. Indessen

ward er nach Deventer, Marpurg, Amsterdam und Bremen berufen, schlug aber alles aus, und gieng 1661. wieder nach Zürch. Hier nun war er so fleißig, daß die Staaten von Holland ebenfalls Lust bekamen, ihn sich auf eine Zeitlang zum Lehrer der Gottesgelahrtheit nach Leiden schicken zu lassen. Es hielt schwer bey den Zürchern: endlich aber willigten sie darein, und Hottinger schickte sich zur Reise. Er besaß ein Landgut, welches er inzwischen verpachten wollte, und sich also mit seiner Frauen, dreyen Kindern, einem Schwager und einem guten Freunde, auf der Limach dorthin begeben wollte, um diesen Pacht zu schliessen. Das Schiffchen aber stieß unglücklicher Weise an einen Stock, warf um, und Hottinger ertrank mit seinen Kindern, und dem Gefährten, den 7 Junii eben desselben Jahres.

Auf Hottingern folget der berühmte deutsche Rechtsgelehrte Johannes Schilter. Derselbe war 1632. zu Pegau gebohren. Seines Vaters Bruder war Professor der Rechte in Leipzig; und seiner Mutter Bruder, war der berühmte Rechtslehrer Johann Strauch, in Jena. Diese beyden Brüder seiner Aeltern, waren die Stüze seiner Erziehung: denn er war noch kein Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Seines Vaters Bruder übernahm ihn also ganz und gar, und schickte ihn in seinem 20. Jahre nach Jena, daselbst den Anfang zu den akademischen Studien zu machen. Er kam wieder nach Leipzig, und sein Vätter ließ ihn alle Facultäten durchhören; theils

am

um ihm eine vernünftige Wahl zu laſſen; theils um ihm einen Begriff von allen Wiſſenſchaften beyzubringen. Dieſe Stärke in allen Theilen der Gelehrſamkeit, hat man auch nachmals zur Gnüge an ihm bemerket. Er legte ſich inſonderheit, welches damals was ſeltenes war, auf die philoſophiſche Hiſtorie, und der in derſelben ſehr geſchickte Profeſſor **Rappolt**, war ſein Lehrer darinnen. Er ward 1655. in **Leipzig** noch Magiſter, und dann gieng er wieder zu ſeinem Oheime nach **Jena**; weil er ſich der Rechtsgelehrſamkeit gewidmet hatte. Hier blieb er 5 Jahre; gieng alsdann nach Hauſe, und von da nach **Naumburg**, um ſich im Practiſiren zu üben; als aber ſeine Geſchicklichkeit am Zeiziſchen Hofe erſcholl, ward er zur Erblandskanzeley, nachmals zum Secretär berufen, und erhielt 1668. die Amtmannsſtelle zu **Suhla**; 1671. aber ward er zu **Jena** Doctor. Darauf berief ihn der Herzog von **Jena**, zum Hof- und Conſiſtorialrathe. Nach des Herzogs Tode gieng er nach **Frankfurt**, wollte daſelbſt als ein Privatlehrer leben, und ſein angehendes Alter in Ruhe zubringen. Sein großer Ruhm aber erlaubte ihm ſolches nicht. **Obrecht** war damals **Prätor** zu **Straßburg**, und ſchlug ihn zum **Conſulenten**, an des wegberufenen Kulpiſen Stelle vor. Auf des ſel. **Speners** Einrathen, nahm er dieſes Amt und zugleich den Titel eines Profeſſoris honorarii an. Auch hier war ſein Fleiß ſo groß, als ſeine Geſchicklichkeit. Er brachte das ſtraßburgiſche Stadtrecht in Ordnung, verbeſſerte die **Elſaſſiſche** und ſonderlich die ſtraßburgi-

sche Geschichte, und arbeitete sowohl für die Stadt, als studirende Jugend, so eifrig, daß er auch oft bey den größten Steinschmerzen Vorlesungen hielt. Er starb 1705.

Die übrigen Gelehrten in diesem Zehend, sind: Martin Hanke, Prof. des Elisabethischen Gymnasii zu Breslau, und Johann Christoph Wagenseil, Professer der Rechte zu Altdorf; die wir aber, wegen Mangel des Raums übergehen, und lieber noch das chronologische Verzeichniß, aller in diesem Bande vorkommender großen Männer, hersetzen wollen. Sie sind nach ihren Geburtsjahren diese:

1442 Rudolph Agricola.
1445. Johann Reuchlin.
1459 Conrad Celtes.
1465. Conrad Peutinger.
1470. Bilibald Pirkhaimer.
1471. Albrecht Dürer.
1472. Joh. Böschenstein.
1477. Johann Aventin.
1485. Beat. Rhenanus.
1488. Hel. Eob. Hessus.
1489. Sebastian Münster.
1494. Johann Förster.
1497 Phil. Melanchthon.
1500. Joach. Camerarius.
* * * Janus Cornarus.
1504. Paul Fagius.
1505. Achill. Pirmin Gasser.
1507. Johann Sturm.
1516. Conrad Gesner.
* * * Hieronymus Wolf.
1524. Adolph Occo.
1532. Wilhelm Xylander.
1537. Johann Posthius.
1539. Paul Schedius.
1549. Georg Henisch.
1556. David Höschel.
1558. Marx Welser.
1560. Conr. Rittershusius.
— * Janus Gruter.
1564. Johann Buxtorf.
1565. Marquard Freher.
1570. Erasmus Schmid.
1582. Matth. Bernegger.
1587. Caspar Barth.
1587. Thomas Reinesius.
1591. August Buchner.
1592. Wilhelm Schickard.
1596. Lucas Holstenius.
1597. Martin Opitz.
1606. Herman Conring.
1607. Jo-

1607. Thomas Hackspan.
1608. Johann Freinsheim.
1611. Joh. Friedr. Gronov.
1620. J. Heinr. Hottinger.
1622. Jacob Thomasius.
1624. Georg. Hier. Welsch.
1628. Peter Lambecius.
1632. Johann Schilter.
1633. Martin Hanke.
==== Joh. Christ. Wagenseil.

Es ist zu wünschen, daß der gelehrte Fleiß des Herrn Bruckers und die besondere Schönheit der Kupfer, diesem Werke den verdienten Abgang verschaffen mögen, damit man ehestens auch den Anfang des II Theils erwarten könne.

* *

IV.

Anmerkung, über die vermeynten Stufen-Jahre des menschlichen Lebens.

Es ist eine alte Sage, daß das menschliche Leben von sieben zu sieben Jahren, allemal gewisse merkwürdige Stuffen zu übersteigen habe. Im siebenten Jahre wechseln die Kinder die ersten Zähne; im 14ten werden sie männlich, im ein und zwanzigsten, acht und zwanzigsten, u. s. w. soll, nach der Meynung derer, die solches glauben, auch immer was sonderbares im menschlichen Körper vorgehen; man soll gewissen gefährlichen Krankheiten, oder wohl gar dem Tode unterworfen seyn. Am allergefährlichsten aber soll das große Stuffenjahr 63 seyn, welches das neunte in der Ordnung ist; und also aus den zwo heiligen Zahlen 7 und 9

in einander multiplicirt entſteht. Auf dieſe ſo beſtändige alte Sage ſind viele Leute ſo erpicht, daß ſie ſelbige für ein Evangelium halten; und wir entſinnen uns gelehrte Leute gekannt zu haben, die bey dem Eintritte ihres 63ſten Jahres gezittert und gebebet, weil ſie darinnen gleichſam bey allen Schritten den Tod vor Augen geſehen haben: ob ſie gleich hernach die Erfahrung lehrete, daß ſie faſt kein andres geſunder, als eben daſſelbe zugebracht hätten.

Will man nun dieſen Aberglauben zweifelhaft machen, ſo darf man erſtlich nur anmerken, daß die Kinder nicht eben im ſiebenten, ſondern auch im achten neunten und zehnten Jahre noch Zähne bekommen. Denn dieſelben fallen ihnen nicht zugleich, ſondern durch eine beſondre Weisheit und Fürſorge der Natur, nach und nach aus. Eben ſo iſt es mit der ſogenannten Mannbarkeit im 14ten Jahre beſchaffen. Auch dieſe kömmt nicht bey allen jungen Leuten zugleich, ſondern bald früher, bald ſpäter: wenn man auf die Erfahrung Achtung giebt, und nicht einem alten Vorurtheile zu Liebe, die Augen zuthun will. Ob man im 21ſten, 28ſten und 35ſten eben krank werde, oder ſterbe, mag ſich ein jeder ſelbſt erinnern. Wenigſtens werden eben ſo viele in den übrigen Jahren kranken und ſterben. Was endlich das 63 Jahr betrifft, ſo giebt es hier dann und wann merkwürdige Exempel von Todesfällen. So iſt z. E. der höchſtſelige König Friedrich Auguſt darinnen geſtorben. Allein, wenn man noch zehnhundert, ja tauſend ſolche Beyſpiele anzumerken wüßte: ſo würde das alles noch nichts beweiſen.

ſen. Denn wer weis, ob nicht im 60ſten 1. 2. 4 oder fünfundſechzigſten Jahre, eben ſo viele Menſchen ſterben, als in dem dreyundſechzigſten?

Hernach habe ich immer bemerket, daß auch in der Beſtimmung des eigentlichen Stuffenjahres, noch eine groſſe Ungewißheit obwaltet. Denn welches iſt nun eigentlich das Stuffenjahr? Iſt es das ſiebente, vierzehnte, dreyundſechzigſte; ſobald das ſechſte, dreyzehnte und 62ſte zurückgeleget worden? Oder iſt es allererſt dann zu verſtehen, wann man volle ſieben Jahre, vierzehn Jahre, und 63 Jahre zurück geleget hat; und alſo eigentlich im 8ten, 15ten, oder 64ſten Jahre lebt? Man wird hierüber die Meynungen bey Aerzten und andern Leuten getheilt finden; und nicht wiſſen, wozu man ſich entſchlieſſen ſoll.

Alle dieſe Fragen aus dem Grunde zu entſcheiden, iſt nur ein einziges Mittel übrig. Man muß die Natur ſelbſt zu Rathe ziehen, und auf das, was wirklich geſchieht, Achtung geben. Man muß in einer etwas volkreichen Stadt, auf das Alter aller Verſtorbenen ein Jahr lang Achtung geben, und ſehen, wie viel Menſchen im erſten, zweyten, dritten u. ſ. w. Jahre ſterben. Alsdann kann man dieſe Zahlen erſt gegen einander halten, und aus ihrer Vergleichung ſehen, in welchem Jahre die meiſten Menſchen geſtorben ſind. Dieſe Entſcheidung kann bey verſchiedenen Städten, oder auch in derſelben Stadt, in verſchiedenen Jahren, mehr als einmal wiederholt werden. Und wenn es ſich nun trifft, daß nirgends, oder doch ſelten einmal, die

sogenannten Stuffenjahre einen Vorzug vor den andern vorhergehenden oder nachfolgenden haben: dann kann man allererst sagen, daß die Stuffenjahre ein Vorurtheil seyn, welches keinen Glauben verdienet.

Mit dieser Unparteylichkeit habe ich im vorigen Jahre, hier in Leipzig, auf die wöchentlichen Todtenzettel aufmerksam Acht gegeben. Ich habe mir eine Tabelle auf alle Jahre des menschlichen Lebens gemacht, und jede Woche aus dem Todtenregister eingetragen. Am Ende des Jahres nun habe ich in jedem Jahre überzählen können, wie viel Menschen darinnen die Welt verlassen haben. Dieses Verzeichniß nun, will ich hier andern zur Aufmunterung mittheilen, und es einem jeden überlassen, an seinem Orte eben dergleichen Beobachtungen anzustellen. Wer mir nach Verfließung dieses itztlaufenden Jahres, seine gefundenen Zahlen alsdann mittheilen wird, der wird mich ihm verbindlich machen: und ich will sie alsdann in diesem Büchersaale der Welt vor Augen legen. Ich will aber nach dieser kleinen Tafel noch einige Anmerkungen beyfügen.

Verzeichniß aller derer, welche in dem 1749sten Jahre, in Leipzig, sowohl in der Stadt, als in den Vorstädten gestorben sind.

Nach den Jahren eingerichtet.

Todt gebohren.	63				
im 1sten	311		im 3ten	41	
2ten	108		im 4ten	27	

Im

im	5ten	18	im	34ten	10
	6ten	10		35ten	13
	7ten	7		36ten	9
	8ten	6		37ten	13
	9ten	7		38ten	9
	10ten	2		39ten	10
	11ten	3		40ten	11
	12ten	3		41ten	9
	13ten	7		42ten	7
	14ten	6		43ten	10
	15ten	4		44ten	9
	16ten	9		45ten	12
	17ten	6		46ten	7
	18ten	6		47ten	8
	19ten	5		48ten	5
	20ten	12		49ten	6
	21ten	17		50ten	17
	22ten	7		51ten	14
	23ten	13		52ten	13
	24ten	3		53ten	13
	25ten	14		54ten	15
	26ten	11		55ten	11
	27ten	7		56ten	12
	28ten	8		57ten	19
	29ten	12		58ten	14
	30ten	7		59ten	13
	31ten	14		60ten	11
	32ten	3		61ten	17
	33ten	11		62ten	10

mals aber die Schweden, gebrauchen. Die letzteren haben in den paſſivis kein verbum auxiliare; aber die Gothen wenden ihr WAIRTHAN und WESAN in gleichem Falle, ſo gut als die Deutſchen ihr werden und ſeyn, an. Herr *Magnaeus* ſchließt daraus alſo; Elucere hinc arbitror, idioma, quo conſcripta eſt hæc verſio, *longe propius ad Germanicum, quam ad Septentrionis dialectum, accedere.* Id quod adhuc magis eluceſceret, ſi quis ſingulas hujus verſionis voces, flexiones earum, & varia huc pertinentia conferre vellet cum idiomate illo, quod majoribus noſtris ante DCCCC. vel M. annos in ore erat.

Herr Wachter hat dieſe ſo angenehme, als ſeltene, Materie ſonſten noch weit ausführlicher abgehandelt, als ſie hier erſcheinet; wie ſie es denn auch gar wohl verdienet. Wir ſind gewiß verſichert, daß dieſelbe vollſtändige Ausarbeitung, auf welche ſich der Verfaſſer vordem ſelbſt öffentlich beruffen, in einer vornehmen Dreßdniſchen Bibliothek verwahrlich aufbehalten werde. Ja, es iſt auch ſchon einſtens an einem Orte die Vertröſtung gemacht worden, ſie ebenfalls einmal im Drucke zu ſehen; welches wir ſehnlich wünſchen.

X.

Von der Aehnlichkeit der Deutſchen und Lateiniſchen Sprache.

§. 1.

Aehnliche Dinge müſſen in dem, woraus man ſie erkennen und unterſcheiden ſoll, mit einander übereinkommen. So haben die Sterngelehrten zwiſchen

im	63ten	14	im	78ten	12
	64ten	14		79ten	12
	65ten	20		80ten	7
	66ten	17		81ten	9
	67ten	15		82ten	3
	68ten	8		83ten	5
	69ten	13		84ten	3
	70ten	12		85ten	3
	71ten	12		86ten	2
	72ten	4		87ten	7
	73ten	16		88ten	2
	74ten	13		89ten	1
	75ten	7		90ten	1
	76ten	10		91ten	1
	77ten	15		103ten	1

Will man nun über dieſes Verzeichniß ſeine Betrachtungen anſtellen, ſo bemerke man zuförderſt daß mehr als der dritte Theil derjenigen Kinder die in einem Jahre gebohren werden, gleich im erſten Jahre ihres Lebens wieder dahin fallen. Voriges Jahr ſind z. E. 866 Kinder in Leipzig gebohren worden; dagegen ſind 311 Kinder unter einem Jahre geſtorben; welches mehr als ein Drittheil macht. Will man aber hierzu noch die todtgebohrnen, und die Kinder des zweyten und dritten Jahres nehmen 463: ſo iſt es gewiß daß unter dem vierten Jahre, die groſſe Hälfte der gebohrnen jedes Jahres, wieder Abſchied nimmt.

Zweytens ſehe man, wie ſich mit zunehmenden Jahren der Kinder die Anzahl der Todten vermindert

mindert. Von 41 fällt die Zahl des 4ten Jahres auf 27, von dieser auf 18, von dieser auf 10, und sodann im siebenten Jahre, welches das erste Stufenjahr seyn soll, nur auf 7 Todte. Ob nun dieses ein gefährliches Jahr heißen könne, worinn weniger Kinder, als in allen vorigen sterben, das lasse ich andre beurtheilen. Das folgende achte kann es eben so wenig seyn, indem es nur 6 Todte aufzuweisen hat. Und da das zehnte Jahr nur 2 Todte zeiget, so kann auch die Muthmaßung eines gelehrten Freundes, als ob das zehnte, zwanzigste, dreyßigste ꝛc. Jahr, mit besserm Rechte die Stuffenjahre heißen könnten, nicht statt haben. Denn hat gleich das 20ste 12 Todte, so hat gleich das 21ste 17; daß 30ste nur 7, das 60ste nicht mehr als 11, das 70, 12, das 80 nur 7, und wo ja einige Zehnten irgend ein paar mehr haben, als die nächsten Jahre, so ist doch daraus nichts zu schließen: weil auch einige andre Jahre eben so viele, ja wohl noch mehrere haben.

Gehen wir weiter; so hat zwar das 21ste Jahr 17 Todte, und also fünf mehr als das 20ste: allein das 28ste hat nur 8; da hingegen das 29ste 12 hat. Das 35ste hat 13 und also drey mehr, als das vorige; das 42ste aber hat nur 7 und also weniger als seine beyden Nachbarn; das 49ste nur 6, da das folgende 17 hat; das 56ste nur 12, das folgende hergegen 19. Und nun kommen wir endlich auf das so beschrieene 63ste Jahr, welches für so gefährlich gehalten wird. Allein was zeigt uns selbiges? Wäre die Zahl seiner Todten irgend nur

noch

noch einmal so groß, als die Anzahl seiner Nachbarn: so könnte man ihm seinen alten Ruhm einigermaßen gönnen. Doch weitgefehlt, daß es stärker an Todten wäre, so ist ihm das 64ste vollkommen gleich; das vorhergehende 62ste aber, nur um 4 kleiner; das 65ste aber übertrifft es um 6 Todte. Sollte also nicht vielmehr dieses ein Stuffenjahr heißen? Doch auch dieses ist eine Kleinigkeit: und eben so ist es mit dem 70sten Jahre, welches nichts stärker an Todten ist, als die vorhergehenden und folgenden Jahre.

Will man noch die verschiedenen Zehnten mit einander vergleichen, so wird man noch deutlicher sehen, wenn die meisten Leute sterben. Es sind aber gestorben

zwischen	0	und	2	374
zwischen	2	und	5	194
zwischen	5	und	10	32
zwischen	10	und	20	61
zwischen	20	und	30	99
zwischen	30	und	40	103
zwischen	40	und	50	90
zwischen	50	und	60	135
zwischen	60	und	70	140
zwischen	70	und	80	108
zwischen	80	und	90	36
zwischen	90	und	100	1
zwischen	100	und	110	1
				1374

Hieraus

Hieraus sieht man nun, daß zwischen 10 und 20 Jahren, die allerwenigsten Leichen kommen; daß sie sich in der folgenden Classe um ein Drittheil mehren, in der zwischen 30 und 40 fast eben so stark bleiben; zwischen 40 und 50 um etwas merklicher abnehmen, sodann aber merklich steigen, und endlich wieder stark abnehmen. Ein jeder wird noch andre Betrachtungen nach Belieben anstellen können; die auch desto gründlicher gerathen werden, wenn man von mehrern Orten und Jahren die Zahlen haben wird.

NB. Bey dieser Gelegenheit wollen wir doch vorläufig eine kleine Liste von Geburts- und Todtenzetteln vom vorigen 1749sten Jahre mittheilen, deren wir noch zur Zeit habhaft werden können.

Im 1749sten Jahre sind

zu				
London	geb.	14262	gest.	25516
Wien	—	5174	—	5798
Copenhagen	—	2813	—	2649
Königsberg	—	2072	—	2089
Dresden	—	1923	—	2191
Danzig	—	1727	—	1906
Breslau	—	1230	—	1759
Harlem	—	1047	—	1300
Augspurg	—	1027	—	1175
Leipzig	—	866	—	1370
Braunschweig	—	777	—	1024
Halle	—	644	—	1169
Grimme	—	109	—	112

* *

V.

Abhandlung, von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren, so wie sie in den Schulen der Katholischen in Deutschland getrieben wird, an einen großen Staatsmann weil. Kaiser Carls des VI. von einem gelehrten von Adel gerichtet, und jetzt aus dessen französischer Handschrift übersetzt.

Die Erfahrung hat zu allen Zeiten gewiesen, daß ganze Völker in der gröbsten Unwissenheit gesteckt haben, und noch stecken. Auch unter den erleuchtetsten, hat es große Zwischenräume von vielen Jahrhunderten gegeben, in welchen die herrschende Barbarey, zuweilen die Gelehrsamkeit, ganz ungescheut für ein währhaftes Verbrechen ausgegeben hat; und dieses sogar zu solchen Zeiten, und an solchen Orten, allwo man den Werth der Wissenschaften noch am besten eingesehen hat. Wie viele giebt es nicht, die ihre Verblendung erkannt, und ihre Vorurtheile haben fahren lassen, um eine richtigere Lehrart anzunehmen? Wie viele hingegen giebt es auch nicht, die, ich weis nicht aus was für Ursachen, lieber im Finstern haben tappen wollen, und noch wirklich herum tappen; als daß sie desjenigen hellen Lichtes genießen mögen, welches die Wissenschaften uns in diesen letzten Zeiten so herrlich hervorgebracht, daß nichts drüber seyn kann. Ist es et-

wa die Verwerfung ihrer Vorurtheile, die ſie ſchamroth macht, ihre Meynungen zu ändern; oder wollen ſie mit Fleiß aus ihren Löchern nicht heraus: damit ſie nur nicht ihrer Aufgeblaſenheit und ihrem Stolze entſagen dörfen, die ſie ſich durch den verführeriſchen Schlendrian ihrer Studien angewöhnet haben; welche eigentlich zu nichts nutz ſind, als die Menſchen, bey ihrer Unwiſſenheit nur deſto eiteler, und bey ihren Irrthümern, deſto hartnäckigter, zu machen?

Wären wir nicht glücklich! wenn dieſes, im Abſehen auf die meiſten vornehmen Schulen unſers Deutſchlandes falſch wäre? und würde man wohl einigen Anſtand nehmen, es zu bekennen, wenn die Unvollkommenheit ihrer Lehrart erträglicher wäre, als deren Aenderung? Denn das würde ſich bereits der Begierde, die Barbarey fahren zu laſſen, ergeben heißen. Allein, die Faulheit und Trägheit des Geiſtes, erlauben ihnen nicht, auch nur den mindeſten Stral eines Zweifels zu erblicken, daß es noch etwa einen beſſern Weg geben mag, zu dem Zwecke zu gelangen, den man ſich vorſetzen ſoll, wenn man die Wiſſenſchaften erlernen will? Dieſe Wahrheit iſt ſo bekannt, daß ich ſie nicht beſſer ausdrücken kann. Es würde auch ein lächerliches Unternehmen ſeyn, wenn man jemanden davon überreden wollte: es müßte den ein ſolcher ſeyn, der noch ſelbſt in dieſen Finſterniſſen verwickelt wäre. Ich werde dieſes bewerkſtelligen, wenn ich alle Claſſen durchgehe, und deren Unzulänglichkeit erweiſe.

Zuvörderſt bemerke ich, daß man mir die lange Zeit einwenden könnte, ſeit welcher ich aus dem Schulſtaube heraus bin, weswegen meine Abhandlung unmöglich mehr mit der heutigen Art zu ſtudiren gleichförmig ſeyn kann. Dieſes könnte allerdings einige Schwierigkeit gegen mein Unterfangen machen. Allein es wird ſehr unnützlich ſeyn, zu zeigen, daß die ehemaligen Zeiten, in dieſem Stücke, den heutigen vollkommen gleich geweſen ſind. Man denkt ſogar nicht einmal auf ein anderes Licht, als dasjenige, was ſich der Finſterniß noch entriſſen, die in denen Zeiten herrſchete, als das ganze menſchliche Geſchlecht um die geſunde Vernunft gekommen zu ſeyn ſchien. Ich wende mich daher unverzagt zu der Beſchreibung meiner vor 30 Jahren getriebenen Studien; um deſto beſſer ihre Unnützlichkeit, auch im Abſehen auf den Zuſtand zu zeigen, darinnen ſie ſich heute zu Tage befinden.

Es iſt bereits einige Jahre, daß ich in Staatsbedienungen ſtehe, welche mir Gelegenheit geben, wichtige Fragen auszuklauben, und meinen Verſtand an vielen bedenklichen Vorfällen zu üben. Gleichwohl beſinne ich mich auch nicht auf den mindeſten Fall, in welchem ich dasjenige hätte können an den Mann bringen, was ich innerhalb 15 Jahren, mit ſo großer Aemſigkeit, in den Schulen gelernet habe. Es wird nicht ſchwer werden, einen jeden davon zu überzeugen. Ich darf nur ſtückweiſe erzählen, was ich daſelbſt erlernet, und was ich durch mein eigen Erkenntniß, welches ich dem Rathe der

gelehr-

gelehrteſten Männer zu danken habe, für Nutzen gezogen. Man wird mir auch nicht vorrücken können, daß ich vieleicht dasjenige verabſäumet habe, was man in den Schulen lernet. Die Folge meiner Abhandlung wird das Gegentheil zeigen; wenn man ſich die Mühe nehmen will, aufmerkſam zu ſeyn (*).

Von meinem ſiebenten Jahre fieng ich an dasjenige zu lernen, was man latein nennet. Was ich für meine Mühe hatte, das war ein ſchöner ſcharlachner Mantel, den mein Vater mir auf die Fürbitte meines Lehrers machen ließ: welcher mich mehr oder weniger liebte, nachdem ich ihm viel, oder wenig Geſchenke brachte. Meine gröſzte Sorgfalt gieng auch dahin, daß ich meinen Vater bewog, mir einige Pfunde Chocolade, Caffee, oder dergleichen Waare zu geben, daß ich ſie ihm hintragen konnte. Dafür hatte ich die Ehre, daß ich ihm allezeit frey die Hand küſſen dorfte. Welch eine Gefälligkeit gegen mich! Wie oft nahm ich nicht meine Zuflucht zum Zucker, wenn es an das Aufſagen meiner Lection gieng: die ich meinem Gedächtniſſe einbläuen mußte, ſie mochte nun meiner Gemüthsart, der vor dieſer Arbeit grauete, anſtehen

(*) Diejenigen von unſern Leſern, die aus D. Eckards Schrift von der Verachtung der Religion und Geiſtlichkeit, die der ſel. Reinbeck ans Licht geſtellet, noch einen Begriff von der engländiſchen Art der Schulſtudien haben können, werden hier viel ähnliches finden, und ſehen, daß es in Deutſchland auch viel zerbrochene Töpfe giebt.

hen, oder nicht. In der That lernte ich alle meine Lectionen mit Eifel: denn ich hatte nicht den mindesten Begriff von allem dem, was mein Maul tausendmal her plapperte; damit ich ihm angewöhnete, was es antworten müßte, wenn es im Examen gefragt würde. Weder meine Einbildungskraft, noch mein Gedächtniß wußten ein Wort davon, was zwischen meinen Zähnen vorgieng: die sich nach dem Maaße bewegten, wie die Zunge sich die Wörter aus der Grammatik geläufig machte. Denn es ist unmöglich, daß ein junger Mensch, aus diesem verwünschten Buche, das Zeug begreifen könne, wozu er doch, sogar durch ungehörige Mittel, gezwungen wird.

Wer sieht nicht ein, daß die Mode, einem ein unbekanntes Ding durch ein anders eben so unbekanntes beyzubringen, die lächerlichste und unvernünftigste Sache von der Welt sey? Man giebt den Schulbuben lateinische Verse in die Hände, um das Latein draus zu lernen. Diese Verse sind Kindern auf alle Weise dunkel, da ihnen wohl die leichtesten Sachen schwer werden. Ist es nicht augenscheinlich, daß man einen gebohrnen Deutschen zum Narren haben müßte, wenn man ihm das Arabische, durch eine Grammatik in arabischen Versen, beybringen wollte? Kann man sich wohl vorstellen, daß ein Schulknabe, und wenn er die barbarischen Regeln aus unserer Sprachlehre (†) auch

kau-

(†) Z. E. mobile sit fixum cet. femineum est aloe cet. L. T. sit neutrum nulla supina milo.

ſendmal herbethet, den Verſtand deſſen, was er ſagt, erhaſchen wird? da wohl gar ein Gelehrter, der niemals davon hätte reden hören, Mühe genug haben würde, ein Fünkchen geſunde Vernunft darinnen zu finden? Und dann ſoll es eine Verwägenheit ſeyn, dieſe Methode anzutaſten! Wenn man ſie einem Chineſer beſchriebe, ſo würde er ſich des Lachens nicht enthalten können: gleichwol billigen die gelehrteſten und vernünftigſten Manner (††) dieſelbe: ungeachtet ſie ſo viele und ſo wichtige Urſachen ſehen, die einen verbinden ſollten, beſſere Mittel ausfündig zu machen, um der Jugend das Latein beyzubringen.

Was ſoll ich von der unvernünftigen Art der mehreſten Schulmänner ſagen, die einer dem andern ſo gewiſſenhaft nachleyern, daß ſie die ärgſte Schandthat zu begehen glauben würden, wenn ſie von den ſaubern Titeln, womit ſie die Jugend zur Aemſigkeit ermahnen, auch nur einen Buchſtaben ausließen. Wenn ich oftmals gewiſſe Wörter, oder Bedeutungen wiſſen wollte, die mir unſeliger Weiſe entfallen waren; ſo hatte ich das Herz nicht nach zufragen: aus Furcht, mir einige langöhrichte Ehren-

(††) Dieſes iſt wohl ſchwerlich von den itzigen Zeiten zu verſtehen. Selbſt unter den Katholiſchen fängt man an den Gräuel einer ſo verkehrten Lehrart einzuſehen, und ſeufzet darüber. Allein wer kann ſie ändern, ſo lange gewiſſe Orden ſich des ganzen Unterrichtes der Jugend allein bemächtiget haben?

ſchen dem Monden und dem Erdkreiſe eine groſſe Aehnlichkeit entdeckt; weil ſie durch die Erfahrung wahrgenommen, daß beyde mit ihrem Laufe einen Cirkel um die Sonne beſchreiben; daß in beyden Licht und Finſterniß abwechſele; daß beyde von einer Luft umgeben werden, in welchen ſich mancherley Veränderungen zutragen. Träfe man in dieſen Weltkugeln nichts an, was in beyden einerley wäre: ſo dürfte man ihnen keine Aehnlichkeit unter einander zuſchreiben. Man hat demnach in gegenwärtiger Unterſuchung auf das acht zu geben, was in der deutſchen und lateiniſchen Sprache einerley iſt, und worinnen ſie mit einander übereinkommen.

§. 2. Durch die lateiniſche Sprache iſt man im Stande, nicht nur diejenigen Dinge auszudrücken, womit man im gemeinen Leben zu thun hat; ſondern auch ſolche Sachen vorzuſtellen, mit welcher die Künſtler und Gelehrten beſchäftiget ſind. Eben dieſes kan man auch von der deutſchen Sprache behaupten. Unſer Leben bedarf zum Unterhalte ſo viel, als bey den Römern vonnöthen geweſen: und wir können uns hierinn ſo gut der deutſchen Sprache bedienen, als die Lateiner die ihrige gebraucht. Wir haben eben ſo viele Gliedmaaßen der Sinne, als die alten Einwohner Italiens gehabt; wir wiſſen ſo gut, als ſie gewuſt, was angenehme und unangenehme Empfindungen verurſachet: und es mangelt uns ſo wenig an gültigen deutſchen Wörtern dazu, als es den berühmten Bürgern der Stadt Rom an Lateiniſchen in dieſem Stücke gefehlet hat. Man nehme dasjenige vor ſich, was zur Weltweisheit gehört, und die übrige Gelehrſamkeit betrifft; und halte dieſe Sachen gegen beyde

Spra-

rentitel zuzuziehen (*). Lieber gieng ich vor der Schule vorbey: denn ich war ein gebohrner Feind derer Thiere, mit deren Namen der Herr Schulmeister so vertraut bekannt war.

So hatte ich denn vollauf zu thun, bis an die Rhetorick, (**) das heißt, bis in mein dreyzehendes Jahr; und gleichwohl hatte ich noch nicht zwey Wörter gelernet, aus denen meine lieben Aeltern einigen Troſt hätten nehmen können. Sie mochten mich in ſcharfſinnige Geſellſchaften nehmen, wie ſie wollten: ich war ſtumm und unbeweglich, ungeachtet andere junge Leute von meinem Alter zugegen waren, die den Anweſenden durch ihr Geſchwätze tauſend Vergnügen machten. Oftmals beneidete ich dieſen Plappermäulern die Liebkoſungen, ſo man ihnen erzeigte; und wuſte doch die Urſache nicht, welche ihnen dieſelben zuzog. Mit groſſer Mühe brachte man mich ſo weit, daß ich etliche Verſe von meinen Regeln aufſagte: denn ich hatte es nie über mein Herz bringen können, zu reden, und nicht zu wiſſen, was.

Was die Dichtkunſt betrifft, ſo lernte ich dieſelbe ſo blutſchlecht, daß ich mich ſchäme nur daran zu gedenken. Alles lief darauf hinaus, daß ich das verwünſchte Scandiren und die Länge und Kürze der Sylben, jedoch unvollkommen genug, erlernte.

(*) Vos ex aſinino ſtercore diſtillati ſtupores! Nebulones aſinini! Scurrae impertinentiſſimi!

(**) Dieſes iſt, wo uns recht iſt, die vierte Claſſe der katholiſchen Schulen, von unten auf. Sie heißen Grammatica, Syntaxis, Poetica, Rhetorica Philoſophia.

erlernte. Unser Herr Professor lobte uns sehr schön, wenn wir ein Gedicht verfertigten, darinnen wir einen Haufen alte Weiberfratzen erzähleten. Er gab sich auch erstaunliche Mühe, mit allerley Anmerkungen über unserer Schreibart: gesetzt, daß sie so kriechend, und in einem so barbarischen Latcine war, als jeder Schuhputzer in Prosa hätte reden können. Das gieng auch wahrhaftig natürlich zu! Denn der Zwang der Verse, nöthigte uns wohl alles mit Lappereyen auszustaffieren, damit wir nur das Sylbenmaaß vollstopften. Und dieß war nun meine einzige Lehrart zur Dichtkunst!

Kein Mensch gerathe denn auf den irrigen Wahn, daß man unsern Geschmack durch die Nachahmung der schönen Natur gebessert habe; worinnen allerdings die Seele der Dichtkunst besteht. Nichts minder! Eben die Finsterniß und Verwirrung unserer Gedanken, waren der schönste Zierrath, womit unsere Gedichte hätten können ausgeschmücket seyn. Die verschiedenen Benennungen unserer Gedichte, trugen ehmals den Preis über alle Kunst davon. Sinngedichte ohne Stachel, **Chronosticha** ohne Bedeutung, **Leoninen**, **Retrograden**, **Pyramidalen**, **Hexagonalen**, und andere solche schöne Raritäten, haben wohl an keinem Orte auf der ganzen weiten Welt, so viel Ehre erlangt, als in unserer Schule (*).

(*) Hier höret man nicht, daß der Herr Verfasser zum Lesen, Verstande und Nachahmen der alten lateinischen Dichter wäre angeführet worden; ohne welche ja nothwendig, die Barbarey, und das Küchenlatein in solchen Schulgedichten herrschen muß.

Wie froh wollte ich nicht seyn, wenn ich mit gutem Gewissen sagen könnte, ich hätte diejenige Dichtkunst gelernet, die uns lehret, wie man die Wahrheit auf eine angenehme Art dem Verstande beybringen soll; die die Reden nachdrücklich und lebhaft macht; die das, was man erzählet, mit angenehmen Bildern vorträgt; kurz, die eine so sichere Wegweiserinn zur wahren Beredsamkeit ist. Aber weit gefehlt! Ich habe gar die Natur eines guten Dichters, der großen Gemüthsbewegungen, der lebhaften Beschreibungen, oder des Vergnügens, welches aus dem Versmaaße entsteht, welches die Arbeit des Lesens versüßt, und in ein Vergnügen verwandelt, nicht kennen lernen. Kann ich auch wohl an meine Dichtkunst gedenken, ohne die Zeit zu beweinen, die ich verschleudern müssen; um der Verwirrung, und dem Unsinne nachzuringen, und meinem Professor nach zu stolpern, der mich durch ein Labyrinth von albernen Materien zum Versmachen zerrete; der nun leider! einmal angefangen hatte, und fortfuhr uns alles zu lehren, was ein Dichter vergessen, oder lieber nie gelernet haben soll. Die Eselsarbeit, unvernünftige Ausschweifungen auszugrübeln, ward allezeit als eine sinnreiche, seltene und verdienstliche Gabe des Himmels angesehen.

Kann man wohl mit gutem Grunde leugnen, daß dergleichen abgeschmackte Possen, auch den besten Kopf eines Knaben schwindlich machen, seine Fähigkeit unter die Erde versenken, und ihn abschrecken, sich künftig denen Wissenschaften zu ergeben,

die

die einem rechtſchaffenen Menſchen ſo unentbehrlich ſind? Wäre es nicht beſſer für mich geweſen, wenn ich, anſtatt aller dieſer heilloſen Tändeleyen, meine Zeit auf was nützlichers gewendet, und nach demjenigen Erkenntniſſe gerungen hätte, welches ich in meinem ganzen Leben hätte nützen können? Was hilft es mich denn anitzt, daß ich mein Gedächtniß mit ganzen Fudern von Verſen ausgeſpickt habe, darinnen ich auch auf den heutigen Tag noch kein Fünkchen geſunde Vernunft ſehe? Wozu dienet es, daß ich Reden, Gedichte und Ausarbeitungen hergeplerret, davon ich keinen andern Vortheil hatte, als die Ehre, eine Stuffe höher zu ſtehen, als meine Zuhörer: die alle mit einander nicht wußten, ob ich griechiſch, arabiſch, oder latein redete? Wie müßte ich mein Gehirn nicht durchſtören, wenn ich vor der geſcheiden Welt dasjenige erwähnen wollte, was mir damals ſo viele Lobeserhebungen erwarb; die von allen Seiten auf mich zuſchalleten, um mir einen Muth in meinen wichtigen Schulunternehmungen zu machen. Ach ich armſeliger Dichter!

Aus der Beſchreibung dieſer Claſſe nun, wird man leichtlich ſchließen können, was ich Guts von der Redekunſt gelernet habe, die ich unter eben dieſer barbariſchen Fuchtel durchlaufen bin.

Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.

VI.

An Eſſai towards an Hiſtory of the Engliſh Tongue Part. I. divided into four preliminary diſſertations. cet, By Iohn Free, D. D. Mihi quidem nulli eruditi videntur, quibus noſtra ſunt ignota. *Cic.* Lond. 1749. in 8. Maj.

Herr D. Free, ein gebohrner Oxforder, der aber als Doctor der Theologie zu London lebet, iſt einer von denen redlichen Patrioten, die auf die Ehre ihres Vaterlandes bedacht ſind: indem ſie den Urſprung und das Alterthum ihrer Mutterſprache unterſuchen, und die Natur derſelben beſſer ans Licht bringen, als ſolches vor ihrer Zeit geſchehen war. Dieſes hat ihn vermocht, eine Geſchichte der engländiſchen Sprache zu unternehmen, davon dieſer erſte Theil die vier Einleitungsabhandlungen in ſich hält. Selbiger hat uns die Ehre gethan, einen Abdruck davon mit einer eigenhändigen Zuſchrift zu begleiten: worinn er ſich der Worte bedienet, Opusculum hoc, ad Hiſtoriam ſpectans Linguae Anglicanae, memor, ut ſumus omnes Angli, Germanorum, praecipue Saxonum Propaginem nos eſſe, eo quo par eſt amore D. D. D. cet. Und wirklich zeiget das ganze Werk, daß der Herr Verfaſſer, den deutſchen Urſprung ſeines Volkes, und ſeiner Sprache, noch beſſer

beſſer, als Hickes, Spelmann, Wallis, Greenwood, u. a. m. von ſeinen Landesleuten eingeſehen habe.

Die Einleitung dazu iſt beſtimmet, manches Vorurtheil der heutigen Engländer zu beſtreiten, die bisweilen nichts von einem fremden Urſprunge ihres Volkes hören wollen. Dieſen ſucht er durch die Ausſprüche und Zeugniſſe ſolcher alten Schriftſteller zu begegnen, welche lange vor gewiſſen neuern Streitigkeiten gelebet, und alſo ohne Parteilichkeit davon geurtheilet haben. Er bedienet ſich dabey ihrer eigenen Worte, die er ſonſt unter dem Texte als Anführungen hätte ſetzen können. Er beſchuldigt nämlich ſeine Landesleute einer groſſen Vergeſſlichkeit oder Unwiſſenheit, in Anſehung der wichtigſten Punkte ihrer Geſchichte; die ihnen ſchon der alte Verſtegan, als einen Verfall der Einſicht vorgerücket hat. Indem ſich dieſer an die höchſtedle und berühmte engliſche Nation gewendet, redet er irgend folgendergeſtalt (*).

Es iſt ſonderbar, daß unſre engliſche Schriftſteller, ſo eifrig auf der Landung der alten Britten beſtehen; als ob die ganze Ehre der engliſchen Nation darauf ankäme. Dadurch, und durch die Vermiſchung zwoer Nationen, iſt unſer wahrer Urſprung, und ehrwürdiges Alterthum ſo verwickelt und verfinſtert, daß wir unſre wahre Vorväter nicht kennen; ſondern einfältig genug ſind, zu glauben, daß Aeneas und ſeine Trojaner, als vorgebliche Vorfahren des Königs Brutus, und ſeiner

(*) S. The Reſtitution of decayed Intelligence.

ſeiner Britten, wirklich nach England gekommen. Hierauf tadelt er einen andern Schriftſteller, der den Theſaurum Linguae Romanae et Britannicae herausgegeben: weil er durch Linguam Britannicam die heutige engliſche Sprache verſteht: welche aber gewiß nicht dieſ Sprache der alten Britten iſt. Hätte er ſein Wörterbuch lateiniſch und wälliſch (die Sprache des Herzogthums Wallis) geſchrieben: ſo wäre es noch einigermaßen dieſes Titels würdig geweſen. Dieſe Erinnerungen hält er für ſo wichtig, daß er glaubt, die Nachkommen würden die heutigen Engländer auslachen, daß ſie ſich von den alten Britten eine Ehre borgen wollen, die ſie doch nirgends anders, als bey ſich ſelbſt zu ſuchen Urſache haben.

So weit **Richard Verſtegan**. Weil aber die heutigen Engländer noch in eben dem Wahne ſtehen, als hätten die alten Einwohner ihrer Inſel urſprünglich die engliſche Sprache geredet; und da ſie hören, daß die Schotten im Norden gewohnet, auch die Engländer, die ſich nachmals daſelbſt niedergelaſſen, und das engliſche noch itzo beſſer, als die Einwohner der mittäglichen Landſchaften ſprechen, für Schotten halten: ſo hält er es für nöthig, zu Vertreibung dieſer Unwiſſenheit, und da er Willens iſt die Geſchichte, den Fortgang, und die Schranken ſeiner Mutterſprache zu beſchreiben; auch von andern Völkern und Sprachen etwas zu handeln, die nach England gekommen, und zum Theile noch vorhanden ſind: damit man nicht andre

Völ-

Völker für Engländer, die es aber wahrhaftig ſind, für nichts anders, anſehen möge.

Dieſem zu Folge, ſetzet ers denn feſt, daß alten Chroniken nach, vorzeiten nicht weniger als fünf Nationen in England gewohnet. 1) Engländer, 2) Britten, oder Wälſche, 3) Schotten, oder Scythen, 4) Pyhten oder Picten, 5) Bocleten (Buchlatein,) oder Römer. Ob ſich nun gleich viele Wörter von dieſen Sprachen unter einander gemenget; ſo wären ſie doch im Grunde ganz verſchieden, und aus unterſchiedenen Quellen entſprungen geweſen. Von allen dieſen will er nun nach ſeinen Abſichten beſonders handeln; und von der lateiniſchen den Anfang machen. Uns kömmt es vor, daß der Herr Verfaſſer beſſer gethan hätte, wenn er von der uralten Sprache der Britten und Scythen zuerſt gehandelt hätte, die Cäſar ſchon in Britannien gefunden, als er dahin gekommen.

Seine erſte Abhandlung redet alſo von dem Alterthum, und der Ausbreitung der römiſchen oder lateiniſchen Sprache in England. Fünf und funfzig Jahre vor Chriſti Geburt brachte ſie Cäſar dahin, und ſie ward von den römiſchen Legionen daſelbſt gebrauchet, wie auch allmählich von denen, die am meiſten mit ihnen zu thun hatten; bis die römiſche Macht verfiel, und hingegen Hengiſt und Horſt aus Niederſachſen dahin kamen. Von dieſem Zeitpunkte hebt ſich alle engliſche Geſchichte an. Es iſt wahr, daß Cäſar zum erſtenmale keinen feſten Fuß in England

faſſen

faſſen konnte, und alſo ſeine Sprache wieder mit ſich zurücknehmen mußte. Allein da die Römer bald hernach wieder kamen, und Claudius die mittäglichen Landſchaften eroberte, ſo ward um das 81ſte Jahr Chriſti, Brittanien in eine römiſche Provinz verwandelt. Domitian kam durch den Agricola bis Dumbritton; aber als dieß verlohren gieng, ſetzte Hadrian die Gränze des Reichs in Northumberland. Er geht hier alles genauer nach den römiſchen Geſchichtſchreibern durch; wobey wir uns nicht aufhalten können. Er kömmt auf die Kriege mit den Picten und Schotten, die aus Irland herüber gekommen waren, und gegen welche die Römer von den Britten im vierten und 5ten Jahrhundert zu Hülfe geruffen wurden. Daraus ſchließt er nun, daß innerhalb vierhundert Jahren, die lateiniſche Sprache in England ſich ziemlich weit bis Schottland hin müſſe ausgebreitet haben. Man ſieht ſolches auch aus den lateiniſchen Namen, womit die Römer die Landſchaften in England beleget: die Cornwallier nannten ſie Dannonios (gleichſam Danmänner) die Dorſetſchirer, Durotriges die Sommerſetſchirer, Belgas (die vorhin aus dem Belgio herüber gekommen waren), andre Regnos, Cantios, Trinobantes, Iceno, Cattoſeuchlanos, Dobunos, Silures, Diametes, Ordevices, Cornavios, Coritanos, Pariſios, Brigantes, Ottadinos, Gadenos, Novantes, Damnios, Caledonios, u. d. m. Dadurch wurden ſie nun gezwungen, nach römiſchen Geſetzen zu leben, römiſche Sitten und Gebräuche, ja auch ihre Wörter, wie wohl nicht

ohne

ohne Verſtümmelung nach Art ihrer Mutterſprache anzunehmen.

Doch die Macht der Römer gieng auf die Neige, als die Angelſachſen nach England kamen; welche alle römiſche Namen der Städte und Menſchen in ſächſiſche verwandelten. Gleichwohl mögen entweder einige Römer unter dem Volke wohnhaft geblieben ſeyn, oder verſchiedene Britten ſchon ſo viel Latein gekonnt haben, daß Beda, der älteſte engliſche Schriftſteller, noch mit Grunde die lateiniſche Sprache zu der fünften die in England geredet worden, machen können. Ihre älteſte Chronik ſtimmet damit überein; und D. Gibſon, letzter Biſchof von London, der beſte Alterthumskundige in England, glaubet es auch. Indeſſen hat ſich dieſes Latein nirgends anders, als durch die Ueberbleibſel lateiniſcher Namen und Wörter erhalten können, und wird in keinem Theile von England mehr geredet oder verſtanden.

Die II. Abhandlung betrifft die alte britiſche oder wälliſche Sprache. Der erſte Namen kömmt von dem Worte Bryth, das heißt gefärbt oder gemalt: wie ſchon Cäſar ſchreibt, daß ſie ſich mit blauer Farbe beſtrichen, um im Kriege deſto ſchrecklicher auszuſehen (*). Es iſt alſo nur eine gelehrte Anſpielung, wenn man ſagt die Phönizier hätten ſie von ברת אנך ſo genennet. Noch lächerlicher iſt

(*) Omnes vero ſe Britanni vitro inſiciunt, quod coeruleum efficit colorem, atque hoc horribiliore ſunt in pugna adſpectu. de Bell. Gall. L. V.

Sprachen: so wird man sich nach sorgfältigem Nachforschen überzeugt sehen, daß die deutsche Sprache nicht geringere Geschicklichkeit habe, diese Dinge auszudrücken, als man der lateinischen zugestehen muß. Exempel hievon geben die vielen Schriften ab, die man in der Gelehrsamkeit ans Licht gestellet hat. Man hat zwar zur Zeit in den meisten die deutschen Wörter hin undwieder mit lateinischen untermengt: aber es sind auch verschiedne, in denen man sich von diesem Mischmasche ganz enthalten. Ein besonderes Muster davon findet man in den Büchern, in welchen Wolf die Weisheit vorgetragen, von welcher die Vernunft die Quelle ist. Mir ist zwar wohl bewust, daß unter diesen übersetzten Kunstwörtern der lateinischen Gelehrten, viele von den Schulweisen herstammen, und dergestalt nicht vor ächte lateinische können erkläret werden. Allein dieses benimmt meinem Beweise nichts. Hätte Cicero die Gedanken, welche die Urheber der barbarischen Wörter in diese versteckt, in seiner Schreibart vorstellig machen sollen: so würde er zwar andere Wörter, aber keine andere Gedanken vorgebracht haben. Und dergestalt hat Wolf eben das Deutsch gegeben, was Cicero würde lateinisch gesagt haben, wenn er seine Kunst hätte beweisen sollen. Es mag auch seyn, daß Wolf vielen lateinischen Wörtern eine geänderte Bedeutung beygelegt; man muß mir doch so viel zugeben, daß sich die Wörter selbst auf einander beziehen.

§. 3. Ja die deutsche Sprache hat nicht nur einen Reichthum an Wörtern, welche die Stelle der lateinischen Kunstwörter vertreten, die man in der Gelehrsamkeit gebraucht: sondern sie ist so gar mit Wörtern

iſt es, zu glauben, als hätten ſie von dem Trojaner Brutus, der dahin gekommen, dieſen Namen bekommen. Die alte brittiſche Sprache mag zwar auch anderwärts seyn geſprochen worden; allein der Herr Verfaſſer glaubt, in Brittanien am erſten (*). Indeſſen kann niemand die Zeit angeben, wenn ſolches geſchehen: und es könnte wohl seyn, daß ſie auch ein Miſchmaſch verſchiedener Colonien geweſen, die von verſchiednen Ländern dahin gekommen. Er bedauert, daß dieſe edle Sprache des Herzogthums Wallis täglich mehr in Vorfall geräth; da ſie doch vormals viel gelehrter, als die Angelſachſiſche oder pictiſche und ſchottiſche geweſen. Die alte ſächſiſche Chronik ſagt, es wären die erſten Einwohner Brittanniens aus Armenien in die ſüdlichen Gegenden der Inſel gekommen: und der Herr Verfaſſer meynt, die erſten galliſchen oder belgiſchen Colonien, die dahin gekommen, hätten ſchon Leute darinnen gefunden: es möchten nun dieſelben Tyrier, oder Karthaginenſer, oder ſonſt Aſiater geweſen seyn. In Cornewallis nennt man noch dieſe Stunde die Zinnbergwerke, in der Bergmannsſprache Attal Sarrazin, das Werk der Saracenen: wobey des D. Stuckleys Werk von der Steinhenge angeführt

(*) Wir ſollten denken, daß dieſe brittiſche, oder wälliſche Sprache, die nach Tolands Berichte, mit der alten galliſchen einerley geweſen, erſt in Gallien müſſe geredet worden ſeyn, von da ſie mit den galliſchen Colonien nach Britannien herüber gekommen.

führt wird, davon wir auch einen Auszug gegeben haben.

Tacitus glaubt, die Gallier wären die erſten Einwohner in Brittannien geweſen. Allein der Herr D. Free hält ihn für keinen guten Richter der aſiatiſchen Alterthümer auf dieſer Inſel. Die Aſiater haben die Schiffahrt zuerſt inne gehabt, und viel leichter ſich aus dem mittelländiſchen Meere auf neue Entdeckungen wagen können; als die damals ganz barbariſchen Gallier, die mehr mit innerlichen Kriegen zu Lande zu thun gehabt, als daß ſie ſich über den Ocean hätten wagen können, unbekannte Länder zu ſuchen. Man ſieht auch aus dem Zuge des Brennus nach Griechenland und klein Aſien, daß die Gallier lieber zu Lande oſtwärts die weiteſten Züge gewagt, als ſich zu Waſſer in Gefahr begeben haben. Selbſt die Belger, die doch dem brittiſchen Ufer am nächſten wohneten, ſahen ſelten ein Kaufmannsſchiff bey ſich, und hatten immer ihre Kriege mit den Deutſchen auf dem Halſe. Es iſt wahr, daß des Beda Anmerkung bey der alten ſächſiſchen Chronik, aus Armenia, Armorica machen will, das iſt Irland: allein der Herr Verfaſſer ſucht beydes auf eine geſchickte Art zu vereinigen.

Dieſe erſten aſiatiſchen Colonien nun, nimmt er auf den mittäglichen Küſten Britanniens, für die ſogenannten Autochthones und Aborigines deſſelben an: und beſtätigt ſolches mit einer Stel-

le Cäſars (*). Die Begierde Beute zu machen, hat ſowohl Gallier, als Belger herüber locken können: und wenn ſie, wie Cäſar ſagt, die Namen derſelben Städte auch in Brittannien beybehalten, daraus ſie hergekommen waren: ſo mag auch wohl die Cimbriſche Halbinſel eben ſowohl beygetragen haben, die öſtliche Küſte Brittanniens zu bevölkern. Denn der Namen **Cymro**, den die Wälliſchen ſeit undenklichen Zeiten ihren Landesleuten gegeben haben, und noch geben, hat eine große Verwandtſchaft mit Cimbri. Denn die Angelſachſen nannten ſie Cumbras, wovon endlich Cumbra, Cumerland und Cumberland gekommen. Dieſes beſtätiget noch mehr, die alte Fruchtbarkeit dieſer Halbinſel, aus welcher ſo viel Schwärme von Völkern auszogen, daß ſie ſchon beym Jornandes Officina gentium genennet worden.

Dieſer Unterſchied des Urſprunges nun, aus aſiatiſchen, galliſchen, belgiſchen und cimbriſchen Colonien, mußte nun nothwendig eine große Mannigfaltigkeit in der Sprache zuwege bringen (**). Sie

(*) Britanniae pars interior ab iis incolitur, quos natos in Inſula ipſa memoria proditum dicunt; maritima pars ab iis, qui praedae et belli inferendi cauſa ex Belgis tranſierant. Caeſ. de Bello Gall. L. V.

(**) Uns dünkt indeſſen, daß dieſe Mannigfaltigkeit ſo gar groß eben nicht ſeyn können. Die Gallier und Deutſchen hatten noch um Cäſars Zeiten faſt einerley Sprache, die von der Belger ihrer, wenig oder nichts unterſchieden ſeyn mußte. Die Cimbrer und Teutonen,

warm

Sie hatten hauptſächlich drey Mundarten; die Cambriſche, Corniſche, und Armoriſche; das iſt die Celtiſche. Der Cornwalliſche Dialect, welcher am weiteſten herkam, war am meiſten unterſchieden: und davon ſind auch itzt im Herzogthume Wallis, oder Gales, wie die Franzoſen es nennen, um ihren Urſprung aus Gallien anzuzeigen, die Fußtapfen vorhanden. Die alten ſächſiſchen Vorfahren der Engländer, nannten ſie alle mit einander **Wealas**, oder Wälſche: weil Wälſch im Deutſchen einen Ausländer überhaupt bedeutet. Allein der Herr Verfaſſer zieht dieſes in Zweifel, weil **Verſtegan** es leugnet, daß in irgend einem deutſchen Dialecte ſolches wahr ſey. Wir können es auch zwar nicht leugnen, daß nicht die Deutſchen hauptſächlich die Gallier, oder Waller, zuerſt Wälſche, oder Wälliſche genennet; wie man noch in den Niederlanden die Franzoſen Walloniſche Gemeinen heißt. Am Rheine nennt man noch itzo die Franzoſen Wälſche: wie ich auf einer in Frankfurt gedruckten deutſch-franzöſiſchen Grammatik ſehe. Dem ungeachtet aber nennen wir doch die großen Nüſſe, wälſche Nüſſe, die aber mehr aus Italien als aus Frankreich zu uns gekommen. In Oeſterreich heißen alle Italiener Wälſche, wie Italien Wälſchland. Und eine Sprache die vielleicht mit beyden nichts gemein hat, die wir aber nicht verſtehen, nennen wir rothwälſch, kauderwälſch. Endlich

waren auch Deutſche; denn die Germania magna gieng bis in den Norden. So war denn alles im Grunde deutſch, und höchſtens nur in Mundarten unterſchieden.

nennen wir die groſſen ausländiſchen Hüner, wälſche Hüner, ob ſie gleich aus Africa herkommen. Ein verſchnittener Hengſt, heißt ein Wallach; weil es eine ausländiſche Art war, die Pferde zu entmannen. Dieſes zeigt nun unſers Erachtens ziemlich deutlich, daß Wälliſch und Ausländiſch beynah einerley im Deutſchen iſt: ungeachtet es zuerſt von dem Wallen ſeinen Urſprung genommen (*), welches die alte Sitte ſehr vieler Völker geweſen.

Die Engländer, oder alten Angelſachſen, haben die brittanniſchen Einwohner, theils gen Weſten in Cornwallis, theils nach dem Norden getrieben, und jene alſo Weſt-Wales, die letztern Nord-Wales genennet. Dieſe haben auch eine gute Zeit ihr eigenes Königreich gehabt, bis 945 König Edmund, König von ganz England, daſſelbe verwüſtet, und es dem Könige der Schotten Malcolm überlaſſen hat.

Mit den Wörtern *Friths*, Strat und Aber, die im Engliſchen vorkommen, giebt ſich der Herr Verfaſſer

(*) Es iſt ſolches von den Vandaliern bekannt, welche von ihren Wandeln oder Herumziehen dieſen Namen bekommen. Man weis es auch von den Sueven, die vom Schweifen, oder herumſchweifen ſo geheißen worden. Eben das habe ich anderswo (in meiner Sprachlehre) von den Thraciern gewieſen, die von dem plattdeutſchen Worte trecken, Threicii, die Trecker, die Herumzieher geheißen. Dagegen hießen die Sachſen, Saßen; von Sitzen, weil ſie feſt an ihren Orten ſaßen, oder blieben: und die *Ligures*, die Lieger; weil ſie auch immer da lagen, wie ſchon Herr Pelloutier, in ſeiner Hiſtoire des Celtes gewieſen.

Verfaſſer viel Mühe, ſie aus dem Phönicischen herzuleiten; hätte ſie aber viel näher im Deutſchen finden können. Denn das erſte iſt unſer Wort **Furt**, wie in Frankfurt, Schweinfurt ꝛc. Das zweyte unſer Wort Straße, plattdeutſch **Straat**. Das letzte aber, unſer Wort **Ueber**, plattdeutſch **åver**. Ob nun dieſes aus dem Hebräiſchen עבר Eber, tranſivit herkomme, das laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. So weit ſich aber auch das Wälliſche in Brittannien erſtrecket haben mag, ſo iſt es doch weſtwärts, in Cornwallis, ſeit dem König Egbert in Weſtſex, ſehr vermindert, und itzo ſo gut als erloſchen. Nur im Herzogthume Wallis, welches die Alten **Nordwallis** nannten, iſt es noch übrig: und es wäre zu wünſchen, daß es ſeines groſſen Alterthums wegen, noch beſſer von der Vermiſchung erhalten und ausgeputzet würde.

Die III. Abhandlung leget uns die pictiſche Mundart vor Augen. Die Picten ſollen nach dem **Matthew of Weſtmünſter**, und Beda, im 75ſten bis 78ſten Jahre nach Chriſti Geburt nach England gekommen ſeyn. Die Britten waren ſchon lange darinnen geweſen; hatten es aber mehr im ſüdlichen Theile bevölkert, als gegen Norden. Hier mögen auch ſchon wälſche Einwohner geweſen ſeyn; und ehe die Römer mit ihnen recht bekannt wurden, nannte man alle nordliche Völker die **Caledonier**. Doch mochten noch leere Plätze genug für wilde Thiere und für die Picten übrig ſeyn. Da aber die Picten hinkamen, und ſich des ganzen Landes bemeiſterten, bekam das ganze Caledo-

nien den Namen des Pictenlandes: ſo wie von den irriſchen Schotten, die noch die ſchottiſchen Hochländer genennet werden, ganz Schottland den Namen bekommen. Einige haben gemeynet, daß die Römer den Namen der Picten (*) allein gemachet, und nichts anders als die alten Caledoniſchen Britten dadurch verſtanden. Das Gegentheil aber wird aus dem Urſprunge dieſes Volkes erhellen. Die alte ſächſiſche Chronik ſagt, ſie wären aus dem ſüdlichen Scythien auf langen Schiffen, aber in geringer Zahl dahin gekommen. Hätte ein Römer ſo geſchrieben, ſo hätte er Kriegsſchiffe verſtanden: Hier aber muß man ſolche Schiffe verſtehen, die man Kiuls oder Keels, oder Kiele (**) nennet, ohne Zweifel von der Stadt Kiel am Belte, wo ſolche Schiffe gebauet worden. Der Herr Verfaſſer weis abermal nicht, daß unſre alten Dichter überhaupt alle Schiffe Kiele nennen; und daß in der deutſchen Schiffbaukunſt, ein gewiſſer Theil aller großen Schiffe der Kiel heißt. So nöthig wäre es den ausländiſchen Gelehrten, die deutſche Sprache recht aus dem Grunde zu wiſſen: weil ſie ſonſt in unzähligen Stücken ihres eigenen Vaterlandes blind bleiben müſſen. Er hält alſo dieſe Schiffe für platte Frachtſchiffe, worauf

(*) Von pingere malen, weil ſie ſich mit blauer Farbe zu beſtreichen gewohnt geweſen, wie oben ſchon gedacht worden.

(**) Hiervon kömmt zweifelsfrey in Preußen der Name eines großen Fiſcherboots Kiedel her.

auf viele Mannſchaft zugleich übergeführet werden können. Sie landeten zuerſt in dem nordlichen Irrlande. Die daſelbſt wohnenden Schotten, als wahren Scythen, hatten ohnedem ſchon mehr Mäuler zu ernähren, als ihnen lieb war; gaben ihnen alſo eine Partey ihres Weibervolks, und ſchickten ſie auf die öſtliche Inſel (Brittannien) wo ſie mehr Platz finden würden; verſprachen ihnen auch zu helfen, wenn ſie Widerſtand finden ſollten. Dieß geſchah, aber im nordlichen Brittannien; weil der mittägliche Theil ſchon mit Britten beſetzt war. **Buchanan** nennt dieſe pictiſche Flotte a German Fleet, eine deutſche Flotte; und ſagt wie **Beda**, ein Sturm hätte ſie an die irriſchen Küſten getrieben: welches wahrſcheinlich iſt, weil ſie anfangs ihre Weiber nicht mit ſich hatten; wie die Deutſchen ſonſt pflegten, wenn ſie Wohnungen ſuchten, wie Marius ſattſam erfahren hat.

Man meynet ſie hätten ſich zuerſt in die orcadiſchen Inſeln geſetzt, wie **Nennius** in der Hiſt. Britt. Cap. 5. p. 99. meldet, und **Claudian** bezeuget es auch:

Madnerunt Saxone fuſo
Orcades, incaluit Pictorum ſanguine Thule.

Von hier ſind ſie nach Schottland gekommen, haben eine von den Schotten verſchiedene Sprache gehabt, viel Kriege mit ihnen geführt, bis ſie endlich theils von den Römern überwunden, theils mit andern Einwohnern von England zuſammen

geſchmolzen, und ihre Sprache verlohren. Der Verfaſſer machet es ziemlich wahrſcheinlich, daß die Scythia meridionalis, daher ſie gekommen, Mechelburg und Pommern geweſen. Folglich iſt denn auch dieſe Colonie in England, eine wirklich deutſche Colonie zu nennen; und ihre Sprache nur eine verſchiedene Mundart geweſen. Was der Namen Pict, oder wie ihn die alten Angelſachſen geſchrieben Pyhtas, mit einer etwas härtern Ausſprache des h, wie ch, geheißen habe, unterſuchet man auch. Er meynt des Tacitus **Vecturiones** wären eben die Leute; und die Alten hätten ihren Namen Phichtians ausgeſprochen; das iſt auf Engliſch Fighters oder Deutſch **Fechter**. Dieſes wird uns deſto wahrſcheinlicher, da auch die Nachbarn dieſes Volkes, die Cimbrer, eigentlich die **Kiemper**, d. i. die Kämpfer geheißen haben. Und da auch die **Scythen** ſelbſt von ſchießen oder ſcheeten den Urſprung haben, und gleichſam die Schützen heißen: ſo ſehen wir die alten Namen der Völker verſtändlich erkläret.

Wir übergehen das übrige dieſer Abhandlung, um noch zu der vierten Diſſertation zu eilen; die von der Ankunft der Schotten in Brittannien handelt. Dieſe ſind etwas ſpäter nach Großbrittannien gekommen, als die Picten. Sie kamen aber aus Irrland unter Anführung ihres Fürſten **Reoda**, von welchem ſie **Deal-reods** genennet wurden; oder wie König **Alfred** ſie heißt **Dalreadingas**. Gleichwohl machen einige neue Geſchichtſchreiber die ſchottiſche Monarchie

älter,

älter, als die Ankunft der Picten; welches aber der Herr Verfaſſer als eine Eitelkeit verwirft, und widerlegt. Der Urſprung der ſchottiſchen Nation iſt vielen fabelhaften Muthmaßungen unterworfen geweſen. Einige leiten ſie von der Scota des Pharao Tochter in Aegypten her, die an des Cecrops Sohn vermählet worden. Andre meynen Scoti wären gleichſam σκοτιοι, obſcuri, genennet worden, u. d. m. Daß ſie aus Irrland gekommen, bezeuget Claudian wie Oroſius und Iſidorus. Der erſte ſagt:

Totam cum Scotus Hibernam
Movit et infeſto ſpumavit remige Thetis.

Eginhard nennet auch Irrland die Inſel der Schotten. Eben das zeigt die Aehnlichkeit der Sprache, Kleidung, Waffen und Sitten, bis auf dieſe Stunde. Sie ſelbſt nennen ſich zwar Gaiothel, Gael, und Albin. Allein die Niederländer, nennen Schotten und Scythen, mit einerley Namen, *Scutten*. Nennius nennet auch die Einwohner von Irrland Scythas, und Gyldas nennt die See zwiſchen Irrland und Brittanien Vallis Scythica. König Alfred, überſetzt das Wort Schotten, durch Scyttan; und die engliſchen Küſtenfahrer, heißen ſie auch nicht Schotten, ſondern Scyttes, und Scetts. Wie nun Getae, Getici, Gothi, Gothici einerley Völker geweſen: warum ſollten nicht auch Scythae, Scitici, Scoti und Scotici einerley ſeyn?

verſehen, wodurch man diejenigen Benennungen ausdrücken kan, mit welchen in Rom beſondere Verrichtungen, Aemter und andere Sachen belegt wurden. Man kan ſolches vornemlich aus den Schriften erſehen, wodurch ſich Johann Adolph Hofmann bekannt gemacht, da er theils lateiniſche Bücher ins Deutſche überſetzt, theils von Sachen geſchrieben, die mit dem Untergange der Römer bey nahe ins Vergeſſen gekommen. Ich will zur Erläuterung ein kleines Verzeichniß ſolcher Wörter herſetzen.

Campus Martius, das Martiſche Gefilde.
Cenſor, Sittenrichter, der Römer Zuchtmeiſter.
Decemuiri, Zehnmänner.
Duellum, Zweykampf.
Faſces, Ruthenbündel.
Interrex, Nothkönig.
Jupiter Stator, der erhaltende Jupiter.
Lictores, Stadtdiener.
Monarchia, eigenmächtige Herrſchaft.
Nonis, zur Zeit des Neumonds.
Pontifex, der hohe Prieſter.
Praetor, Richter.
Quadrantaria, Viertelpfennigerin.
Quaeſtor, Rentmeiſter.
Roſtra, die Geſtühle der Redner auf dem Markte zu Rom.
Toga praetexta, der mit Purpur verbremte Rock.
Triumuiri, Dreyherren.
Tribunus, Zunftmeiſter.

§. 4. Die Lateiner zehlen acht Hauptarten von Wörtern: Nahmen, Zeitwörter, Vorwörter, Mit-

Dieſes beſtätiget der Herr Verfaſſer aus den Sitten und Gewohnheiten, die den Scythen und Schotten gemein geweſen. Sie trunken das Blut aus den Wunden der Erſchlagenen; ihre Waffen waren Bogen und Pfeile. Orpheus nennt die Scythen τοξοφορες; **Aelian**, und **Pollux** heiſſen ſie Bogenſchützen: und ſo haben beyde Völker ihren Namen von ihrer Geſchicklichkeit im Schieſſen.

Mit eben der Gründlichkeit führet der Herr **D. Free** das übrige aus: und wir wollen auch die folgenden Theile dieſes Werkes nachholen, ſobald ſie ans Licht treten werden; wünſchen alſo daß der Herr Verfaſſer durch nichts in dieſer wichtigen Arbeit möge geſtöret werden.

* *

VII.

Alex. Popens philoſophiſches Gebeth, deutſch überſetzt.

Du, den ſeit aller Zeit der Völker Auge ſah,
Verſchiedentlich verehrt und in verſchiednen Zonen,
Von Juden und von uns, von Türken von Hüronen,
Zevs, Allah, Jehovah!

Da zwiſchen mir und dir, die Klüfte dunkel ſind,
O Licht! ſo zeige mir die Bahn wie ich dich preiſe:
Dein Strahl entdecke mir, du ſeyſt, gut, mächtig, weiſe,
Ich aber, ich ſey blind.

Erklä-

Erkläre, Vater! mir, was gut, was böſe ſey;
Ein Rathſchluß, feſt wie du, hat den Erfolg gegründet,
Der in der Dinge Reih, ein Glied ans andre bindet;
Uns blieb der Wille frey.

Tief in mein Blut ſchriebſt du ein ewiges Gebeth:
Laß den Gehorſam mich für meinen Himmel achten,
Und was ſein innrer Ruf mir unterſagt, betrachten,
Als Hölle, oder Tod.

Wenn deine freye Hand, mir reichlich gutes ſchenkt,
Will ich es nicht verſchmähn. Du ſchuffſt es zum Genießen.
Durch freudigen Gebrauch, wird, der es gab, geprieſen:
Der dankt, der wohl empfängt.

Die Stralen deiner Huld, die auf das Ganze gehn,
Laß mich nicht in den Raum des Erdenballs begränzen,
Da rings um deinen Thron urolte Sonnen glänzen,
Die tauſend Welten drehn.

Du, die du gütig biſt, o Gottheit! laß nicht mich,
Mit dieſen ſchwächlichen und ungeſchickten Händen,
Den dir entrißnen Bliz, auf deſſen Scheitel ſenden,
Der anders glaubt, als ich.

Herr, ſchau herab auf mich! bin ich im rechten Pfad,
So leihe mir die Kraft mit Eifer fort zu ſchreiten:
Irr ich? kein Sterblicher kann mich zu rechte leiten;
Drum gieb mir deinen Rath!

O mache meinen Sinn, an innrer Stille reich!
Er werde nie berauſcht durch die empfangnen Gaben;
Er dürſte nie nach dem, was er nicht ſollte haben,
Zu beydem Glücke gleich.

Gib, daß ich, ehe mich die ſpäte Reu ereilt,
Durch fremden Fall belehrt, den eignen Fehl beſtreite,
Und mit Beleidigern ſo zur Vergebung ſchreite,
Wie man ſie mir ertheilt.

Ich, eine Hand voll Staub, dem die Verweſung droht,
Bin, da ich den aus dir entflammten Funken ſauge,
Nicht ganz und gar gering. Drum leite mich dein Auge,
Durch Leben und durch Tod!

Der Friede und das Brod, ſey heut mein täglich Looß!
Von Gütern andrer Art, die ſich aus dir ergießen,
Erkenneſt du, nicht ich, ob ſie auch mir erſprießen.
Stets ſey dein Ruhm mir groß!

Dich preiſen Erd und Meer; Gott, ſie ſind dein Altar!
Dein Tempel iſt der Bau, vertiefter Sterngewölber;
Zum ächten Prieſterthum, beriefeſt du dir ſelber,
Der Geiſter freye Schaar.

Dir, deſſen Winke ſich, zum Dienſt die Tempel weihn,
Dir müſſe die Natur, ihr Opfer darzubringen,
Entzückt durch deine Pracht, dein Lob entgegen ſingen,
Und jauchzend Weihrauch ſtreun!

* *

X.

Neue Sachen.

I.

Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinnen zugleich unzählige Abhandlungen, aus allen freyen

freyen Künſten, gelehrten Sprachen, und Alterthümern enthalten ſind, aus dem Franzöſiſ. überſetzt. I. Theil, II. Theil, Leipzig 1749. imgl. 1750. verlegts Joh. Paul Krauß Buchhändler in Wien, in groß 8. 2 Bände. Dieſe Ueberſetzung hat man der Frau Profeſſor Gottſchedinn zu danken; obgleich der Hr. Prof. den erſten Theil Ihrer kaiſerl. königl. Majeſt. der Kaiſerinn und Königinn in Ungarn ꝛc. ꝛc. zugeeignet, und mit einer Vorrede von dem Unterſchiede der drey pariſiſchen Akademien ans Licht geſtellet hat. Beyde haben das Glück gehabt, die Erlaubniß zur Zueignung bey ihrer neulichen Gegenwart in Wien, in einer ſehr gnädigen Audienz bey beyden kaiſerl. Majeſtäten zu erhalten; und Se. kaiſerl. Majeſtät haben dem Hrn. Prof. auch bey der Uebergabe des Buchs, eine förmliche Audienz, unter Dero Thronhimmel ſtehend, zu ertheilen geruhet. Nach ihrer Zurückkunft in Sachſen ſind beyde von der Kaiſerinn Königinn Majeſtät, durch koſtbare Geſchenke begnadiget worden; indem der Hr. Prof. eine ſchöne goldene Tabatiere mit etlichen Brillanten beſetzt; die Fr. Profeſſorinn aber eine koſtbare brillantene Schmucknadel, nachgeſchicket erhalten. Bey dem II. Bande hat daher dieſe letztere eine allerunterthänigſte Dankſagung an ihre kaiſerl. Majeſtät in Verſen vordrucken laſſen. Der dritte Theil iſt auch ſchon im Drucke, und wird nächſte Oſtermeſſe fertig erſcheinen.

II. Die ſelige Beſchäfftigung der menſchlichen Vorſorge auf Erden, nach dem Muſter der vollkommenſten Vorſorge im Himmel. Dieſes

iſt

ist, die Aufschrift der Landtagspredigt, welche Herr D. Johann Gottfried Herrmann, königl. pohln. und Churſächſ. Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialis den 22 Junii 1749. am neulichen Landtage gehalten. Die berühmte geiſtliche Beredſamkeit des hochanſehnlichen Herrn Verfaſſers hat ſich auch hier abermals gewieſen. Die Kenner und Liebhaber trefflicher Muſter werden alſo dieſes Stück in ihren Sammlungen nicht übergehen, und es zu andern Meiſterſtücken einer heiligen Beredſamkeit zu legen wiſſen.

III. Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung des Pädagogii zu Clausthal, auf Begehren ausgefertiget, von M. Joh. Dan. Schuhmann, des Pädag. Directorn und der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen Ehrenmitgliede, Clausthal 1749 in 4. Es ſcheint ein glückliches Geſtirn über die Verbeſſerung aller niederſächſiſchen Schulen zu walten: und die Reihe iſt an Clausthal auch gekommen. Wir ſehen hier viele Proben einer rühmlichen Einſicht in die Fehler und guten Eigenſchaften öffentlicher Schulen, bey dem Herrn Director. Wird ſeine gute Abſicht von den Obern und Mitgehülfen ſattſam unterſtützet, ſo kann man der daſelbſt ſtudierenden Jugend viele Vortheile verſprechen.

IV. Samuel Werenfelſens Rede zu Vertheidigung der Schauſpiele, aus dem lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet, von M. Immanuel Friedrich Gregorius von Camenz, Wittenb. verl. Joh. Joach. Ahlfeldt 1750 4. Iſt gleich dieſe Rede bereits in den Critiſchen

tiſchen Beyträgen überſetzt geweſen; ſo iſt doch dieſe neue Dollmetſchung darum nicht überflüſſig. Sie leget einen neuen Beweis von der Vortrefflichkeit des Originals ab, und iſt ſo rein, fließend und ungezwungen, daß man ſie für ein Original halten ſollte. Die beygefügten Anmerkungen geben dem Texte hin und wieder ein ſchönes Licht, und es iſt zu wünſchen, daß der Hr. Verf. uns bald mehr ſolche Proben ſeines Fleißes liefern möge. Eben derſelbe hat uns vor kurzem auch ein paar lateiniſche Abhandlungen geliefert. Die erſte ſtellet den ſel. Luther als einen Wiederherſteller einer geſunden geiſtlichen Beredſamkeit, vor; die 2te aber handelt von der Sucht in der Philoſophie neue Wörter zu machen. Beyde verdienten ſehr viele Aufmerkſamkeit, und erwerben ſich den Beyfall ihrer Leſer.

V. Io. Gottlieb Boehmii A. M. Carminum latinorum Specimen. Lipſ. ex offic. Langenh. in groß 8. Der Herr Magiſter Böhme, der ſich bereits durch ſeine gel. Abhandlungen von der bey den alten Deutſchen verehrten Iſis berühmt gemacht, zeiget ſich hier, durch ſeine angenehme lateiniſche Dichtkunſt. Es iſt wahr, es ſind lauter kleine Gelegenheitsgedichte, über welche manche ſtrenge Kunſtrichter, wenn ſie deutſch wären, ſehr unbarmherzig herfahren, und ſie keiner Aufmerkſamkeit würdigen würden. Allein, wir ſind ſo unbillig nicht, ſondern ſehen auch in einem culice Virgiliano, den Geiſt eines großen Dichters ſchon. Dieſe Erſtlinge verſprechen uns viel wichtigere poetiſche Arbeiten

beiten von dem Herrn Verfaſſer; die wir mit einiger Ungeduld von ihm erwarten.

VI. Eliae Luzac, Cl. Fil. Diſquiſitio politico-moralis: Num civis innocens iræ Hoſtis, longe potentioris, juſte permitti poſſit, ut excidium totius Civitatis evitetur? Lugd. Bat. Typis Auct. 1749. Der Herr Verfaſſer iſt der Welt bereits durch ſein artiges Werkchen L, Homme plus que Machine, bekannt geworden; wodurch der bekannte Maſchinenmacher La - Metrie ſo gründlich abgewieſen ward. Itzo zeiget er uns ſeine Stärke in einem andern Theile der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, und in einer andern Sprache. Aus der Vorrede aber ſieht man, daß er auch die metaphyſiſchen Wahrheiten liebe, und nur durch andre Urſachen abgehalten worden, uns eine Abhandlung von dem Begriffe des Unendlichen mitzutheilen. Wir zweifeln nicht, daß er auch in derſelben Art von Wahrheiten eben ſo glücklich ſeyn werde, als er in dieſer moraliſch-politiſchen Abhandlung geweſen. Der Druck dieſes Stückes iſt indeſſen überaus ſauber, und zeiget einen Aufſeher und Eigenthümer der Werkſtäte, der einmal in die

Fußtapfen, der Manutier, Stephanen,
Gryphier und Elzeviren
treten wird.

❁ ❁ ❁

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des IX. Bandes 3. Stück.

Th 161 17 46

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Merz 1750.

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit de seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Deſcrizzione delle prime ſcoperte dell antica *Città d' Ercolano* Ritrovata vicino a Portici, villa della Maeſtà del Re delle due Sicilie, diſteſa dal Cavalliere Marcheſe Don *Marcello de Venuti*, e conſecrata all Altezza Reale del Sereniſſ. FEDERIGO CRISTIANO, Principe Reale di Polonia, ed Elettorale della Saſſonia. In Venez. 1749. in 8. maj.

Dieſe Beſchreibung der unlängſt neuentdeckten Stadt, Herculanum, verdienet um deſto mehr unſre Aufmerkſamkeit, da ſie erſtlich weit ausführlicher iſt, als alles, was man bisher davon geſehen hat; ſodann auch darum, weil ſie von dem Ritter von Venuti, als ihrem Verfaſſer, an des Durchl. Churprinzen zu Sachſen, Herrn Friedrich Chriſtians Königl. Hoheit, unterthänigſt zugeſchrieben worden. Man ſieht daraus, in wie friſchem Andenken Sr. Königl. Hoheit Gnade gegen die Wiſſenſchaften, noch itzo in Wälſchland ſtehe; ob gleich

telwörter, Nebenwörter, Fürwörter der Nahmen, Verknüpfungswörter, Zwischenwörter. Die Nahmen sind theils wesentliche, theils zufällige; theils Stammnahmen, theils abstammende. Die Nahmen hat man unter gewisse Geschlechter gebracht. Die zufälligen und die Nebenwörter können gewisser Grade theilhaftig werden, als des Grads der Gleichheit, der Ungleichheit und des gänzlichen Unterschieds. Die Nahmen sind verschiednen Abfällen (casibus) unterworfen. Die Zeitwörter beschreiben die Sachen nach dem Zustande verschiedner Zeiten, stellen Personen vor, und haben allerhand Modos, als den Indicatiuum, den Imperatiuum, den Coniunctiuum, den Infinitiuum. So wohl Nahmen als Zeitwörter und Mittelwörter drücken entweder ein Ding oder mehrere einer Art aus, d. i. man braucht sie bald im Singulari, bald im Plurali. Alles dieses wird auch in der Sprache der Deutschen angetroffen.

§. 5. In der lateinischen Sprache hat man eigentliche und uneigentliche Wörter und Redensarten. So groß aber der Vorrath im Lateinischen ist: so geringe ist auch der Mangel im Deutschen. Wolfs mathematische und philosophische Schriften legen wiederum in vieler Weitläuftigkeit dar, wie weit sich der eigentliche Ausdruck der Gedanken in unsrer Sprache erstrecke. Verlangt man aber Exempel des uneigentlichen Ausdrucks: so darf man nur die Schriften unsrer Redner und Poeten vor die Hand nehmen. Die Anzahl ihrer Werke ist so hoch gestiegen, daß man nicht den geringsten Zweifel haben darf, ob die deutsche Sprache der lateinischen in dem tropologischen Ausdrucke die Wage halte.

§. 6. Die

schon zehn Jahre seit ihrer Anwesenheit in Italien verflossen sind (*). Der Herr Venuti hat sich selbst eine Zeitlang am neapolitanischen Hofe aufgehalten, und also Gelegenheit gehabt, diese herkulanischen Alterthümer besser, als andre kennen zu lernen; sich auch die Mühe genommen, sie ordentlicher, als andre zu beschreiben. Doch ist dieses gleichsam nur ein Auszug, aus dem größern Werke, welches auf Befehl des Königes beyder Sicilien zum Drucke fertig gemachet wird.

In der Vorrede meldet der Verfasser, daß Sr. Sicilianischen Maj. allerdings eine sehr merkwürdige Glückseligkeit zu Theil geworden, da sie nicht irgend einige alte Kleinigkeiten, oder Bruchstücke von Alterthümern; sondern eine ganze verschüttete Stadt, mit prächtigen Zierrathen, Schaubühnen, Tempeln, Malereyen, Häusern, Bildsäulen, Marmel und Erzbildern, entdecket haben. Alle Welt ist begierig geworden, von diesen Wundern eine genauere Kenntniß zu haben. Weil nun der Verfasser der erste gewesen, der das Glück gehabt, an dieser Entdeckung Theil zu nehmen, und die ersten gefundenen Stücke dem Könige zu zeigen; dabey aber gesehen, daß sich andre um die Wette bemühet, Nachrichten davon an das Licht zu stellen: so habe er

(*) Wie schön klingt es nicht, wenn es in dieser Zuschrift von Dresden heißt: L'asilo, che godano tanti insigni Letterati nella Vostra Reale, felice soggiorno delle Muse, e delle piu sublimi scienze, e belle arti, &c. D. i. Die Zuflucht, welcher so viel gelehrte Männer an Dero Königlichem Hofe genießen, dem glücklichen Aufenthalte der Musen, der erhabensten Wissenschaften und schönen Künste ꝛc

er ſich auf vieles Anhalten berühmter Leute entſchloſſen, eine kurze Beſchreibung der erſten Entdeckungen zu geben, die unter ſeiner Aufſicht gemachet worden. Er hat zwar ſchon vor etlichen Jahren in der ſogenannten Cortoniſchen Akademie, im Florentiniſchen, eine kleine Abhandlung davon abgeleſen. Indeſſen aber, daß diejenigen, ſo es unternommen haben, mit den Kupfern fertig werden, will er mit der Beſchreibung fortfahren. Herr Muratori hat in ſeinem Theſauro Inſcriptionum p. 2021. jener Schrift ſchon rühmlich gedacht (*), und Herr Gori hat ſelbſt Collectanea Antiquitatum Herculanenſium herausgegeben. Er bedauret nur, daß er nicht länger zu Neapel bleiben können, ſondern in ſein Vaterland zurückkehren müſſen. Sein erſter Aufſatz, den er auf Befehl des Königes machen müſſen, iſt nach Spanien geſchicket worden: die itzige Abhandlung aber hat deſto ausführlicher gerathen können, da der Erfolg täglich mehr und mehr ſeine erſten Muthmaßungen beſtärket hat, daß es das alte HPAKΛEION des Strabo und andrer Griechen ſey, welches die Römer HERCVLANVM genennet, und das in dem ſchönen Campanien gelegen (**).

(*) Es heißt: Inter tot pretioſa antiquitatis Romanæ monumenta, ſtatuas, columnas, aliaque elaborata marmora, quæ in Villa Reſinæ, extra Neapolim, anno 1739 effoſſa ſunt, et adhuc effodiuntur, et quorum deſcriptionem ſperare nos facit doctiſſimus Eques Venuti, primum hoc marmor effodientibus ſe obtulit, ex quo innotuit, ibidem exſtitiſſe Theatrum cum Orcheſtra &c.

(**) Florus beſchreibt dieſes ſo: Omnium, non modo Italia, ſed toto orbe terrarum pulcherrima Campaniæ

Er hat das Werkchen in zween Theile gesondert. Im ersten wird die Geschichte von Erbauung der Stadt Herkulanum vorkommen. Der phönizische Herkules, soll nach der Mythologie, aus Spanien nach Italien gekommen, und bey den Osciern zuerst verehret worden seyn: bis die Römer solches von den Hetruriern auch gelernet. Zwischen den Römern und dem Pyrrhus ist bey Heraklea eine Schlacht vorgefallen, wie Florus berichtet. Er kömmt hernach auf das Feuerspeyen des Vesuvs, u. d. m. Endlich kommen im II. Theile die gefundenen herkulanischen Alterthümer selbst. Er entschuldiget sich zuletzt, daß er diejenigen schönen Sachen, die man nach seiner Abreise gefunden, nicht beschreiben können; imgleichen, daß die Arbeiter manches Stück Marmor mit Aufschriften, zerbrochen; und theilt uns diejenige Aufschrift mit, die er dem Könige von Neapolis zu Ehren, zu Portici aufzurichten in Vorschlag gebracht. Sie lautet so:

KAROLVS. REX
PHILIPPI. V. HISPANIAR. REGIS. F.
LVDOVICI. GALLORVM. DELPHINI. N.
LVDOVICI. MAGNI. PRONEPOS
THEATRVM. SPLENDIDISSIMVM
OLIM. TITO. IMPERANTE. A. VESEVO
OBRVTVM. ET. TEMPORVM. INIQVITATE
DIRVTVM
IN. APRICVM. RESTITVIT
SIGNA. ET. STATVAS. AD. VILLAE
ELEGANTIAM. ACCEDERE. IVSSIT
ANNO. MDCCXXXIX.

Wir

plaga est — Hic illi nobiles portus. Hic amicti vitibus montes, Gaurus, Falernus, Massicus, et pulcherrimus omnium Vesuvius; Aetnæi ignis imitator. Urbes ad mare Formiæ, Cumæ, Puteoli, Neapolis, Herculaneum, Pompei &c.

Wir übergehen hier noch einige andre Aufschriften, die diesem Herrn zu Ehren gemachet worden: und eilen zu dem Werke selbst. Das erste Capitel erklärt, wer Herkules gewesen. Er geht hier die ganze Mythologie durch, und glaubt, der phönizische Herkules sey der älteste: machet es auch wahrscheinlich, daß eben der Eskol, in der heil. Schrift, mit dem sich Abraham verbunden, wider den Amraphel, Arioth, Kedorlaomor und Thadal zu streiten, der Herkules sey, der in dem Kriege mit den Titanen den Göttern beygestanden. Denn Saturn sey Abraham, Jupiter aber Isaac gewesen ꝛc. Dieses sucht er aus den Alten, als Josephus, Eusebius, Diodorus, und dem Huetius zu erweisen. Den Loth macht er zum Atlas; den Esau zum Osiris, und den Escol, oder Erkules, zu seinem Feldherrn auf den Zügen durch Mauritanien, nach Spanien. Doch dabey können wir uns nicht länger aufhalten. Uns dünkt es wahr zu seyn, was Cicero de Nat. Deor. 3. sagt: Magnam molestiam suscipit, et minime necessariam, primus Zeno, post Cleanthes, deinde Chrysippus, commentitiarum fabularum reddere rationem.

Das II. Cap. handelt von Herkuls Ankunft in Italien. Auch in diesem zeigt der Herr Verfasser eine große Belesenheit in den Alterthümern, die von den Liebhabern derselben mit Vergnügen hier angetroffen wird. Es läuft darauf hinaus, daß Herkules, nachdem er in Spanien den Geryon erschlagen, und in Frankreich die Riesen Albion und Borgion überwunden; die Stadt Alessia in Frankreich,

in Wälschland Monaco gebauet, u. in Toscana zween Tyrannen gedämpfet, daher man den Hafen Livorno ihm zu Ehren Ercole Labrone geheißen, und im Neapolitanischen Porto Ercole den Namen bekommen. Von da ist er nach Campanien gekommen, um seine Rinder zu weiden. Er weihete seine Keule bey einem Siegsfeste dem Mercur, die zu einem grünenden Oelbaume ward, wo er die Stadt Heraklea bauete. Auch hier müssen wir abbrechen.

Das III. Capitel beschreibt diese Stadt selbst, mit den umliegenden Gegenden. Sie ist in Italien die einzige, die Heraklea heißt, obgleich Stephanus von Byzanz drey und zwanzig Städte gleiches Namens anführen kann; darunter aber die unsrige nicht begriffen ist. Es gedenken ihrer aber, Cluver, Dionysius von Halykarnaß, Strabo, Nonius, Marcellinus und Livius. Ja selbst Ovidius, führt den Aeneas aus Sicilien, bey der Insel Caprea u. s. w. das Herculanum vorbey, nach Neapel:

Herculeamque urbem, Stabiasque et in otia natam
Parthenopen. *Metam. 15. v. 711.*

Die ersten Einwohner der Stadt sind die Oscer gewesen, die man auch Opizier genennet, von ὄφις eine Schlange, welches Thier daselbst häufig gewesen. Hier wird eine alte Münze erkläret, die man um diese Zeiten gefunden, und die mit alten hetrurischen Buchstaben, das Wort HERCVL zeigt, wie Herr Gori und Herr Passeri, sie erkläret haben: und die zweifelsfrey vormals in Heraklea geschlagen worden. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

Das

Das IV. Cap. handelt von dem erſten Ausbruche des Veſuvius. Einige Gelehrte glauben, dieſer ſey unter dem Kaiſer Titus geſchehen: andre aber meynen, er habe zwar ſchon in den älteſten Zeiten Feuer ausgeworfen; durch die Länge der Zeit aber, ſey ſolches ganz in Vergeſſen gekommen. Die umliegenden Gegenden und ein altes Gedicht von Julius Cäſars Zeiten, vom Berge Aetna, bezeugen ſolches. In den Werk. der Acad. der ſchön. Wiſſ. zu Paris ſteht eine gelehrte Abhandlung davon, woraus hier ein Auszug gemacht wird. Auf ſeiner Spitze nämlich iſt dieſer Berg allemal unfruchtbar, und voller Aſche und andern ausgebrannten Steinen geweſen. Dieſes hat denn gewieſen, daß er ſchon vormals müſſe gebrannt haben: wie auch Diodor, der Sicilianer, erzählet. Plinius, dem dieſer Auswurf das Leben gekoſtet, redet etlichemal vom Veſuv, ohne ſeines Feuerſpeyens zu denken; wie Strabo gleichwohl thut. Tacitus aber, ſagt, daß um Tibers Zeiten dieſe Gegend ein ſehr anmuthiges Weſen gehabt, antequam Veſuvius Mons, ardeſcens faciem loci verteret. Der jüngere Plinius denket in dem Briefe, der ſeines Vätters Tod beſchreibt, keines ältern Auswurfes. Nach dieſem lieſt man nur vom 472ſten Jahre Chriſti, einen neuen: da denn die Aſche bis nach Conſtantinopel geflogen, und ſo ein Schrecken verurſachet, daß man den 6. Nov. ein jährl. Andenken davon gefeyert. Indeſſen haben Valerius Flaccus, und Silius Italicus, ſchon um Nerons und Veſpaſians Zeiten gewußt, daß Veſuv Feuer geſpieen.

Die Verschüttung des Herculani ist im 79sten Jahre Christi geschehen. Die Asche, die Flamme, und die glühenden Steine, hatten Luft, Erde und Meer erfüllet, Menschen, Vieh, Saaten und Fische, ja alle Vögel ringsumher erschlagen, die Sonne verfinstert; und nicht nur in Rom, sondern in Africa, Aegypten und Syrien einen Staubregen verursachet, und das Schrecken also in alle drey Theile der alten Welt ausgebreitet. Heraklea und Pompeja aber, die beyden nahgelegenen Städte, mit allem Volke, welches eben im Schauplatze saß, sind jämmerlich untergegangen und verschüttet worden. Dio Cassius erzählet dieses ausführlicher, als Plinius der jüngere. Es war aber schon vorher im 65sten Jahre Christi, ein großes Erdbeben gewesen, davon der größte Theil der Stadt Herculanum eingestürzet.

Die Materie, womit diese Stadt verschüttet worden, ist nicht von einer Art. An einigen Orten ist es der Guß des Vesuvs; an andern eine Art von hartem Kalke, aus eben dem Berge. Der Guß Vesuvs besteht aus Strömen von Schwefel, Harz, Mineralien und Steinen, die er bey seiner Entzündung auswirft: ob sie gleich nicht so schnell laufen, als sonst ein Bach. Denn weil diese Materie dick und zach ist, so geht sie so langsam, wie ein Teig oder Schlamm, oder geschmolzenes Glas. Sie behält ihre Hitze sehr lange, bis sie ans Meer kömmt, wo sie denn allerley Vorgebirge macht, aber bey der Erkältung Spalten kriegt, so hart wie ein Marmor wird, sich auch so glatt schleifen läßt.

Da

Da nun diese Masse ganz geschmolzen gewesen, so ist es kein Wunder, daß sie alle Hölen auf ihrem Wege ausgefüllet, und selbst die Häuser des Herculani, so sie getroffen, so voll gegossen, als ob sie mit geschmolzenem Bley erfüllet worden. Doch es ist eigentlich nur ein Theil der Stadt von diesem Strome verwüstet worden: das übrige ist mit einer Art von Kalke verschüttet, der Anfangs nur Asche gewesen seyn mag, bis er nachgehends mit dem Seewasser angefeuchtet und verdichtet worden; welches in die unterirrdischen Hölen des Vesuvs gedrungen, und von diesem wieder oben ausgespieen worden. Auch dieses hat nicht nur die Gassen und Dächer der Häuser beschüttet, sondern ist in alle Zimmer und Kammern der Häuser gedrungen, ohne sie zu beschädigen. Bisweilen speyet nämlich Vesuv mehr Wasser als Feuer aus, wie 1631. geschehen, da der Hafen zu Neapolis auf einen Augenblick ganz trocken geworden: ohne Zweifel weil sein Wasser in die Hölen des Berges gedrungen, der es hernach wieder von sich gespieen. Im 1698sten Jahre ist eben dergleichen geschehen, daß die See auf 12 Schuhe weit zurückgewichen oder gesunken, und der Berg Wasser gespieen. Und Plinius, ein Augenzeuge von dem Auswurfe bey der Zerstörung des Herculani, worinn sein Vätter umgekommen, sagt ausdrücklich, daß sich das Meer gleichsam selbst eingeschlucket, und durch die Ritze der Erde wieder ausgespritzet worden.

Wir eilen zum II. Theile dieser Schrift, von der Entdeckung des verschütteten alten Herculani.

Das

Das I. Cap. hält eine Nachricht in sich, wie 1689 und 1711 bereits eine Spur dieser vergrabenen Stadt gefunden worden. Dieses ist aus den Memoires der pariſ. Akad. der schön. Wissensch. genommen, und aus des Herrn Bianchini Istoria Universale, die 1699 herausgekommen. Im 1689. Jahre ließ ein Eigenthümer zwo ital. Meilen vom Vesuv, nach der See zu graben. Als er nun in gewisser Tiefe allerley horizontale Schichten von Erde und Steinen fand, machte ihn dieß aufmerksam. Er gieng tiefer und tiefer, bis er einige Steine mit Aufschriften als römische Alterthümer fand; die da zeigten, daß die Stadt Pompeja daselbst gestanden. Er grub noch tiefer, und die Erdlagen folgten so nach einander, bis er Quellwasser fand, und nicht tiefer gehen konnte. 1) 12 Hände breit Ackererde. 2) 4 H. b. schwarzen in Glas verwandelten Stein. 3) 3 H. b. Erde. 4) 5½ H. b. glasartigen Stein, unter welchem etliche Kohlen, eisernes Riegelwerk von Thoren, und zwo Aufschriften lagen, daraus man sah, daß Pompeja hier gestanden. 5) 10 H. b. Erde. 6) 2½ H. b. Stein, in Glas verwandelt, (vielleicht wie die Schlacken in Bergwerken) u. s. w. bis nach fünf andern Schichten, von eben dergleichen Materie, zu 8. 4. 25. 16 und 12 Händen breit, endlich das Quellwasser kam.

Im 1711ten Jahre hat der Prinz von Elbeuf, nahe bey Portici am Seeufer ein Landhaus bauen wollen; und verschiedene schöne Schnitzbilder gefunden. Erstlich eine marmorne Bildsäule vom Herkules, eine Cleopatra, viele alabasterne Seulen, daraus

daraus man geſchloſſen, daß daſelbſt ein runder Tempel geſtanden; der von außen 24 Seulen gehabt, inwendig eben ſo viel, an welchen Bildſeulen von griechiſchem Marmor geweſen. Dieſe ſind von dem Prinzen Elbeuf nach Wien geſandt, und dem Prinzen Eugen geſchenkt worden. Ferner hat man Aufſchriften, africaniſchen Marmor, und andre Stücke mehr gefunden.

Das II. Cap. erzählt, wie man das herkulaniſche Theater entdecket. Als Hr. Venuti im 1738ſten Jahre Aufſeher der Königl. Bibliothek und des Cabinets zu Neapolis war, huben ſich die Entdeckungen an. Man fand im Anfange des Decembers etliche Stücke Marmor in einem Brunnen. Der Gräber gieng alſo in die Höle, wo der Prinz von Elbeuf die obige Bildſeule gefunden; und gerieth auf der andern Seite, auf zwey Stücke von einem metallnen Schnitzbilde zu Pferde, in mehr als Lebensgröße; und zwar ein wenig über der Waſſerfläche des Brunnens, die 86 Hände breit tiefer, als der itztbewohnte Erdboden ſteht. Als man noch weiter ſeitwerts grub, wie in Bergwerken, kamen zwey mit Togis gekleidete marmorne Schnitzbilder zum Vorſcheine, die auch mehr als Lebensgröße hatten, und deren eine dem Kaiſer Auguſt ähnlich ſchien, u. ſ. w.

Als der König ſich den nächſten Tag dahin begab, dieſe Stücke zu ſehen, und Hr. Venuti ihn begleitete, fragte man ihn über gewiſſe ellenlange Buchſtaben an einer gefundenen Architrave, die ſo hießen:

..A...MAMMI...VS IIVIR. QVIN. F...

§. 6. Die bisher gezeigten Aehnlichkeiten dieſer beyden Sprachen haben nur die Bedeutung betroffen. Nunmehr wollen wir diejenigen ſuchen, die in dem mündlichen Ausdrucke befindlich ſind. Es iſt nicht zu leugnen, daß es ſchwer fällt, die Aehnlichkeit der deutſchen und lateiniſchen Sprache durch das Gehöre zu bemerken. Aber man kan nicht ſagen, daß es ganz unmöglich ſey. Die Urſache der Schwierigkeit iſt theils die Unwiſſenheit in den Theilen, aus welchen die Wörter zuſammengeſetzt werden; theils der Mangel der Ubung, verſteckte Aehnlichkeiten zu entdecken. Wer das Weſen der Aehnlichkeit überhaupt verſteht; hiernechſt dasjenige weis, woraus die Wörter im Munde gebildet werden; und ſein Gehöre auf alle Stücke im Reden mit ſorgfältiger Aufmerkſamkeit richtet: dem kan dieſe Unterſuchung keine fruchtloſe Mühe verurſachen.

§. 7. In der Ausſprache hat man zweyerley Töne, ſelbſtlautende und mitlautende. Beyde Arten werden in beyden Sprachen gefunden.

§. 8. Der ſelbſtlautenden ſind im Deutſchen ſo viel, als im Lateiniſchen. Unter den mitlautenden iſt im Deutſchen das W, deſſen die Lateiner ganz ermangeln; und das K, welches ſie ſelten gebrauchen. Und dergeſtalt giebt die deutſche Sprache der lateiniſchen an Aehnlichkeit nichts nach, wenn man die ſelbſtlautenden und mitlautenden Töne nach ihrer Allgemeinheit betrachtet.

§. 9. Stellt man aber zwiſchen dieſen beyderley Tönen eine Vergleichung an, und zwar nach der Ordnung, wie ſie in den Büchern, welche die erſten Gründe der Sprache vortragen, aufgeſetzt ſind: ſo hört man

Da ihm nun die Stelle aus dem Dio Cassius im Sinne lag, der wir oben gedacht haben, wagte er es zuerst, zu sagen: Hier könnte wohl das berühmte Herkulanum gestanden haben. Und aus dem letzten Buchstaben, der wie ein T mit einem Stücke eines H verbunden aussah, schloß er, es möchte wohl ein Theater oder Schauplatz hier gestanden haben. Diese Muthmaßung bestätigte sich durch andre Stücke dieser Architrave, die nach und nach ans Licht kamen; so, daß der ganze Hof davon überzeuget ward.

Wir können uns hiebey so wenig, als bey dem III. Cap. länger aufhalten, darinn einige Anmerkungen über diesen Schauplatz gemachet werden, die gewiß lesenswürdig sind. Wir eilen vielmehr zum vierten, darinn von andern gefundenen Alterthümern Nachricht gegeben wird. Im Monate Jenner 1739 fand man in eben dem Schauplatze zwo schöne metallne Bildseulen, die den Kaiser August und die Livia vorstelleten, ihn mit bloßem, sie mit geschleyertem Haupte, und gleichsam einer Stralenkrone gezieret. Zwey Füllhörner, eines starken Armes lang, von vergoldetem Erze, am Ende wie ein Adlerkopf gestalt; die zu Lampen an der Wand befestiget gewesen. Stücke von dem obgedachten ehernen vergoldeten Rosse. Eine große weibliche Bildseule von Erz. Noch zwo dergleichen, von trefflicher Arbeit, sehr beschädiget. Fünf marmorne Bilder, die zu den vorigen ehernen gehören, über Lebensgröße, mit Aufschriften an den Fußgestellen; die wir übergehen.

Von

Von dem ehernen Pferde iſt zu merken, daß es vor einen dergleichen Triumphwagen geſpannet geweſen, und alle ſeine Zierrathe in halberhabner Arbeit wies. Außer dieſem fand man noch viel zerſchmetterte metallene und marmorne Stücke, an welchen letztern die Köpfe und Hände von ſchönerm Marmor waren, als das übrige. Man fand ferner ein ſchönes halberhabenes Stück, worauf viel Barbarn in flehender Geſtalt waren: welches vielleicht den Sieg des Titus über die Juden vorſtellen ſoller. Man fand ferner eine kleine nackete Venus, eines halben Armes hoch, die ſich an einen bärtigen Priapus lehnete. Vieler andern zu geſchweigen.

Im V. Cap. werden die Bildſeulen des Nero, des Germanicus, des Claudius, und zweyer unbekannter Frauenbilder beſchrieben. Eine marmorne Veſpaſians, eine Atalanta von griechiſcher Arbeit; zwey ſehr ſchöne und wohlerhaltene Figuren, auf Räderſtühlen ſitzend, fand man auch. Unter den kleinen Puppen, die ſich täglich fanden, waren auch Hausgötter, oder herkulaniſche Lares. Einen kleinen Mercur mit dem Beutel in der Hand, hat der König dem franzöſiſchen Geſandten Marquis de l'Hoſpital geſchenket. Viele Bruſtbilder entdeckte man auch, darunter die ſchönſten ein Jupiter Ammon, eine Juno, Pallas, Ceres, ein Neptun, Mercur und ein Janus, ein kleines Mädchen und ein Knäblein, mit der goldnen Kugel am Halſe hängend, u. d. m. waren.

Im VI. Cap. machet der Herr Verfaſſer einige Anmerkungen, über die Aufſchriften. Hier ſuchet derſelbe

derselbe die eigentliche Zeit der Verschüttung des Herkulani, sowohl als die ganze Zeit, die es gestanden, herauszubringen. Er meynt nämlich behaupten zu können, daß diese Stadt 60 Jahre vor der Zerstörung von Troja gebauet worden; und da sie im 79sten Jahre Christi untergegangen, 1420 Jahre gestanden habe. Weil man aber in diesem verschütteten Theater keine Gebeine oder Gerippe von Menschen gefunden; und gleichwohl Xiphilin erzählet, das Erdbeben sey gekommen, als alles Volk im Schauplatze gesessen: so schließt der Herr Verfasser: dieses sey in dem ersten Erdbeben geschehen. Vespasian aber habe der Stadt zu Liebe den Schauplatz neu aufführen lassen, daher ihm zu Ehren die große vergoldete Bildsäule darinn aufgestellet worden; dergleichen auch zu Rom dem Domitian aufgerichtet gewesen, bis sie der Rath weggeschaffet.

Im VII. Cap. handelt er von den gefundenen Tempeln und Schildereyen. Er beweiset erstlich, daß bey den Schauplätzen der Alten mehrentheils Tempel gewesen, daß einige von obbenannten Bildsäulen dazu gehöret, u. s. w. Er beschreibt einen viereckichten länglichten marmornen Tisch, der von dreyen Thierfüßen von gleicher Materie, getragen worden, und eine alte Aufschrift mit oscischen, oder hetruriſchen Buchstaben gehabt, die er mittheilet, ohne sie erklären zu mögen. Das eine lange Wort steht mitten auf dem Tische, und die andern rings um denselben, sind mit dazwischen stehenden Punkten abgetheilet. Er meynt, daß es eine gewisse

feyer-

feyerliche Opferformel seyn müsse, die entweder dem Herkules oder Bachus gewidmet gewesen: weil Bachus der Erfinder der Schaubühnen gewesen, und die alten atellanischen Fabeln der Lateiner bey den Oscern erfunden worden. Er muthmaßet auch, wie die hetrurische Schrift hieher habe kommen können: da Polybius erzählt, daß zur Zeit des II. punischen Krieges, hetrurische Colonien in dem glückseligen campanischen Gefilde gewohnet.

Im VIII. Cap. kommen noch andre solche Anmerkungen und Beschreibungen von Schildereyen; im IX. Beschreibungen von andern herkulanischen Kunstwerken und Alterthümern; als z. E. Gegitter, Geländer, gläserne Gefäße, Schreibtafeln, ein silbern Blech, mit griechischen Buchstaben beschrieben, Treppen, Küchen voll ehrner Gefäße, ganze Eyer, Mandeln und Nüsse, deren Kern in Kohlen verwandelt war, metallene Federn, die noch schwarze Tinte in sich hielten, zerbrochne irdene Gefäße, verbranntes Holz, Eisenwerk, Schlüssel, geschnittene Steine, Münzen, musivische Arbeiten, u. d. m. Wir müßten noch ein großes Verzeichniß hersetzen, wenn wir alles mittheilen wollten. Nur die Gefäße mit Weine müssen wir nicht verschweigen, die von Marmor, mit dicken Bäuchen und engen Hälsen gefunden worden.

Im X. Cap. wird erzählet, was im 1739sten Jahre gefunden worden. Im XI. was nach der Zeit entdecket worden; dabey wir uns aber nicht aufhalten können. Unsre Leser werden hieraus zur Gnüge abnehmen, daß dieser Tractat der gründ-

lichſte und vollſtändigſte iſt, den man noch zur Zeit von dem Herculano geſehen. Wir haben auch ſchon eine deutſche Ueberſetzung davon in Krauſiſchem Verlage zu Wien erhalten. Nur wäre zu wünſchen, daß ſowohl die Schreibart, als der Druck beſſer gerathen wäre.

* *

II.

Eſſays, moral and Political. By David Hume, Eſq. The third Edition. London. 1748. D. i. Verſuche aus der Sittenlehre und Staatskunſt, aufgeſetzt von David Hume, Rittern. Dritte Ausgabe. in 8vo.

Die Engländer fahren noch immer fort, ihre Landesleute durch ſolche kurze und vermiſchte Aufſätze, nach Art eines **Schwätzers, Zuſchauers** und **Aufſehers** zu unterrichten und zu beſſern; und wir wiſſen nicht, ob man es einem bloßen Vorurtheile zuſchreiben werde, wenn wir geſtehen: daß ſie in unſern Gedanken, in dieſer Art von Werken noch allezeit den Vorzug vor allen andern Völkern behalten. Ungeachtet wir nun den Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes, einem **Addiſon, Steele, Pope** und andern Urhebern obgedachter Schriften, hiermit nicht völlig an die Seite ſtellen wollen; ſo iſt es doch gewiß, daß ſein Werk überaus leſenswürdig und nützlich iſt. Freylich findet man bey ihm die Verſchiedenheit der Materien nicht, die

die bey jenen die Leser vergnüget hat; indem sein Endzweck in engern Gränzen eingeschlossen ist: indessen mangelt es ihnen dennoch an Veränderungen nicht. Unsere Leser selbst werden so davon urtheilen, wenn sie mit uns den Inhalt jedes Stücks, überhaupt durchgehen wollen. Damit sie sich aber auch einen deutlichern Begriff, von seiner Art zu schließen und von seinem Vortrage machen mögen: so wollen wir ihnen zuletzt zwey Stücke aus diesem Werkchen ganz übersetzt mittheilen: diese werden seyn, das erste, und drey und zwanzigste.

Das zweyte Stück handelt von der **Freyheit der Presse** in England. Nichts ist natürlicher, als daß einem Fremden zwo Fragen einfallen: nämlich, woher doch England zu dieser Freyheit, vorzüglich vor allen andern Ländern, gekommen sey? und dann, ob diese seine unumschränkte Freyheit dem gemeinen Wesen in England schädlich, oder nützlich sey? Was die erste Frage betrifft, so meynt der Verfasser, die Ursache davon in der vermischten Regierungsart in England zu finden, da dieselbe weder ganz monarchisch, noch ganz republicanisch ist; und was er davon sagt, das läßt sich sehr wohl hören. Was die andere Frage betrifft, so meynt er, die übeln Folgen, welche diese Freyheit nach sich ziehen könnte, kämen mit dem Guten in keine Vergleichung, welches sie wirklich mit sich führet. Was kömmt denn endlich aus allen Pamphlets heraus, sagt er, die so voller Hitze und Misvergnügen, gegen die Regierung, den Hof, und das ganze Land sind? Sie erregen keine Empörungen,

ſie thun viel weniger Schaden, als die ehemaligen öffentlichen Reden in Rom; ſie werden mit kaltem Blute geleſen; mit Vernunft überlegt, und ein Seufzer verfliegt kaum ſo ſchnell als ſie. Zudem, wenn man die Menſchen nur gehen läßt, ſo findet man, daß ſie wirklich ſo arg nicht ſind, als man gedacht hätte; und daß es allemal beſſer ſey, mit ihnen als mit vernünftigen Creaturen, weder als mit dummen Beſtien zu verfahren. Der Verfaſſer beſtätiget ſeine Meynung mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß man gar nicht einmal erſtaunet, wenn er zuletzt als einen großen Troſt aller vernünftigen Liebhaber der Freyheit, die Zuverſicht betrachtet, die ſie haben können, daß dieſe Freyheit der Preſſe von England nie genommen werden könne, ſo lange es in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung, das heißt, ſo lange es glücklich bleibt.

So wenig wir auch von dieſem zweyten Stücke geſagt haben, ſo ſehen wir doch wohl, in was für eine Weitläuftigkeit wir gerathen würden, wenn wir von jedem Blatte auch nur ſo viel ſagen wollten; wir theilen daher von den übrigen nur bloß die Titel mit, und verweiſen diejenigen, welche eine nähere Kenntniß davon zu haben wünſchen, zur Quelle ſelbſt. Das dritte Stück handelt alſo: **von der Unverſchämtheit und Beſcheidenheit.** Das vierte davon: **daß die Staatslehre ſich in eine Wiſſenſchaft könne bringen laſſen.** Das fünfte: **von den erſten Grundſätzen, der Regierungskunſt.** Das ſechſte: **von der Liebe und dem Eheſtande.** Das ſiebende: **von der Erlernung**

lerung der Geſchichte. Das achte: von der Unabhänglichkeit des Parlements. Das neunte: ob die brittiſche Regierungsart mehr Aehnlichkeit mit einer unumſchränkten Monarchie, oder mit einer Republik habe? Das zehnte: von den Parteyen überhaupt. Das eilfte: von den Parteyen in Großbrittanien. Das zwölfte: vom Aberglauben und der Begeiſterung. Das dreyzehende: vom Geize. Das vierzehende: von der Vortreflichkeit der menſchlichen Natur. Das funfzehende: von der Freyheit und dem Deſpotismus. Das ſechszehende: von der Beredſamkeit. Das ſiebenzehende: von dem Aufkommen und Wachsthume der Künſte und Wiſſenſchaften. Das achtzehende: der Epikurer. Das neunzehende: der Stoiker. Das zwanzigſte: der Platoniker. Das ein und zwanzigſte: der Scepticker. Das zwey und zwanzigſte: von der Vielweiberey und Eheſcheidung. Das drey und zwanzigſte: von der ungekünſtelten und künſtlichen Schreibart. Das vier und zwanzigſte: von den Nationalcharacteren. Das fünf und zwanzigſte: von dem urſprünglichen Contracte. Das ſechs und zwanzigſte: von dem leidenden Gehorſame.

Hier iſt das

1. Stück. Von der Zärtlichkeit des Geſchmacks und der Leidenſchaften.

Es giebt eine gewiſſe Zärtlichkeit der Leidenſchaften, welcher einige Leute unterworfen ſind, und

wodurch ſie gegen alle Begebenheiten des Lebens ungemein empfindlich werden; ſie haben eine ſehr lebhafte Freude über jeden Glücksfall, und einen empfindlichen Gram über jedes Kreuz und jede Widerwärtigkeit, ſo ihnen begegnet. Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen ziehen leichtlich ihre Freundſchaft nach ſich; da hingegen auch das mindeſte Unrecht, ihre Rachgier erweckt. Die mindeſte Ehre, oder ein geringer Vorzug vor andern, macht ſie über die Maaßen hochmüthig; die Verachtung aber rühret ſie eben ſo ſtark. Dergleichen Leute haben nun ſonder Zweifel eine lebhaftere Luſt, und eine kränkendere Betrübniß, als kaltſinnigere und geſetzte Gemüther empfinden. Indeſſen glaube ich, wenn man eins gegen das andere hält, es gäbe niemanden, der ſich nicht lieber die letztere Gemüthsart wünſchen würde; wenn er ein vollkommener Herr ſeiner Verfaſſung wäre.

Glück und Unglück ſtehen nur gar zu wenig in unſrer Macht; und wenn ein Menſch, deſſen Gemüthsart ſo empfindlich iſt, einiges Unglück erfähret, ſo nimmt ſein Schmerz und ſeine Empfindlichkeit ihn ganz und gar ein, und beraubet ihn alles Genuſſes der gemeinen Vorfälle des Lebens, in deren gehörigem Gebrauche dennoch der gröſſeſte Theil unſerer Glückſeligkeit beſteht. Große Vergnügungen fallen lange ſo häufig nicht vor, als große Sorgen; ſo, daß ein ſolches empfindliches Gemüth, viel weniger Proben von der erſten Art auszuſtehen haben wird, als von der letzten. Nicht zu gedenken, daß Leute, die in ihren Leidenſchaften ſo heftig ſind,

leichtlich

leichtlich über alle Schranken der Vernunft und Bescheidenheit auszuschweifen, und in ihrer Aufführung auf Irrwege zu gerathen pflegen, für welche nachmals kein Rath mehr ist.

An einigen Menschen bemerkt man eine **Zärtlichkeit des Geschmacks**, welche dieser Zartlichkeit der Leidenschaften überaus gleich kömmt, und eben dieselbe Empfindlichkeit gegen alles, was schön und häßlich ist, verursachet, wie dort die Glücks- und Unglücksfälle, die Verbindlichkeiten und Beleidigungen thaten. Ueberreicht man einem solchen Menschen ein Gedicht oder Gemälde, so macht die Zärtlichkeit seines Gefühls oder seiner Empfindung, daß er von jedem Theile derselben überaus gerühret wird; und dennoch fühlet er die Meisterzüge mit keinem größern Vergnügen, und mit keiner mehrern Zufriedenheit, als er die Fahrläßigkeiten und Ungereimtheiten, mit Ekel und Verdruß betrachtet. Eine gesittete und vernünftige Unterredung ist ihm das ausnehmendste Ergetzen; Grobheit und Ungezogenheit, sind eine eben so große Marter für ihn. Kurz, die Zärtlichkeit des Geschmacks hat eben die Wirkung, als die Zärtlichkeit der Leidenschaften: sie erweitert die Schranken unserer Glückseligkeit und unsers Elendes, und macht uns gegen solche Verdrießlichkeiten und Vergnügungen empfindlich, die der übrige Theil der Menschen nicht einmal gewahr wird.

Dem ungeachtet glaube ich, daß ein jeder mir zugeben wird, daß, unbeschadet dieser Aehnlichkeit unter beyden, die Zärtlichkeit des Geschmacks eben so sehr zu wünschen und zu bearbeiten sey, als die

im Deutschen und Lateinischen einerley Klang. Solchergestalt zehlt man 23. Aehnlichkeiten, die sich im Klange der selbstlautenden und mitlautenden Töne dieser zween Sprachen äußern.

§. 10. Die Buchstaben, welche die Stellen auszusprechender Töne vertreten, sind in beyden Sprachen nicht minder dergestalt gebildet, daß unser Auge an den gleichnahmigen eine ziemliche Aehnlichkeit bemerkt; man mag nun entweder die grossen der Lateiner mit den grossen der Deutschen; oder die kleinen mit den kleinen in Vergleichung ziehen. Es ist wohl wahr, daß in einigen Deutschen etwas gekünsteltes heraus kömmt: doch aber hat sie die Kunst den Lateinischen nicht ganz unähnlich gemacht. Ihre Züge sind dergestalt geführet, daß ein aufmerksames Auge dasjenige, was in den Deutschen und Lateinischen einerley ist, gar wohl entdecken kan. Ich will daher die Aehnlichkeit ihrer Bildung nicht erst ins besondere nahmhaft machen.

§. 11. Zur Zeit habe ich die Hauptähnlichkeiten dieser beyden Sprachen nur zertheilt und einzeln vorgetragen. Nunmehr sollen sie in ihrer Verbindung erwogen werden. Diejenigen Wörter, die sich bey den Lateinern mit *in* oder *im* anfangen, und eine Verneinung bedeuten, werden im Deutschen durch Wörter gegeben, die eben das bedeuten, und un zur Anfangssylbe haben. So groß also die Menge verneinender zusammengesetzter Wörter im Lateinischen ist, die in ihrer Zusammensetzung auf einerley Art gemacht werden: so groß ist auch die Anzahl der Wörter im Deutschen, die etwas verneinen, und auf einerley Weise zusammengesetzt werden. Z. E. Immode-

stus,

Zärtlichkeit der Leidenschaften zu bedauren, und wo möglich zu heilen, ist. Die guten und bösen Zufälle unsers Lebens stehen sehr selten in unsrer Macht; darüber aber sind wir wohl Herr, was für Bücher wir lesen, was für Zeitkürzungen wir genießen, und was für Gesellschaft wir besuchen sollen. Die alten Weltweisen bestrebten sich, die Glückseligkeit, von allen äußerlichen Dingen vollkommen unabhänglich zu machen. Dieß ist nun sehr schwer zu erlangen; ein jeder weiser Mensch aber wird sich bemühen, seine Glückseligkeit in solchen Gegenständen zu suchen, die meistens ganz allein von ihm abhängen: und dieses kann durch keine andere Mittel so sehr erlangt werden, als durch diese Zärtlichkeit der Empfindungen. Sobald ein Mensch diese Gabe besitzt, sobald wird er durch das, was seinem Geschmacke gefällt, glücklicher, als durch das, was seine Lüste vergnügt; und empfindet, mehr Ergetzen an einem Gedichte, oder einer vernünftigen Schrift, als die kostbarste Schwelgerey ihm darbiethen kann.

Es ist schwer zu bestimmen, in wieweit die Zärtlichkeit des Geschmacks, und die Zärtlichkeit der Leidenschaften, in der ursprünglichen Verfassung des Gemüthes mit einander verbunden sind. Mich dünkt, ihre Verhältniß unter einander sey erstaunlich groß. Denn wir bemerken, daß das Frauenzimmer, dessen Leidenschaften zärtlicher sind, als die unsrigen; auch einen zärtlichern Geschmack von den Zierrathen des Lebens, der Kleidung, dem Hausrathe, Fahrzeugen und anderm Putzwerke des Hauswesens, besitzt. Ihr Geschmack merkt jeden

Vorzug

Vorzug in denſelben, viel eher als unſerer; und wer erſt dem Geſchmacke des Frauenzimmers gefallt, der gewinnt auch gar bald deſſen Gewogenheit.

Es ſey nun aber unter dieſen zwo Gemüthsbeſchaffenheiten, ſo viel Verwandtſchaft als da wolle, ſo bin ich dennoch überzeugt: daß nichts ſo geſchickt ſey, uns von der Zärtlichkeit der Leidenſchaften zu heilen, als wenn wir den Geſchmack, der viel feiner und erhabener iſt, bearbeiten. Dieſer macht uns fähig, von dem Charactere der Menſchen, von den Werken des Witzes, und von den Früchten der edelſten Künſte zu urtheilen. Ein größerer oder geringerer Genuß dieſer merklichen Schönheiten, die die Sinnen rühren, kömmt ganz allein auf eine mehrere oder geringere Empfindlichkeit des Temperaments an: was aber die freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften betrifft, ſo iſt ein feiner Geſchmack in der That nichts anders, als eine ſtarke Vernunft, oder er hängt doch ſehr von ihr ab, daß ſie faſt unzertrennlich ſind. Von einem Werke des Witzes richtig zu urtheilen, dazu gehöret ſo viel Einſicht, man muß ſo viele Umſtände zu vergleichen wiſſen, und eine ſo auserleſene Kenntniß der menſchlichen Natur beſitzen, daß kein Menſch, der nicht die geſundeſte Urtheilskraft beſitzt, jemals eine erträgliche Critik über dergleichen Arbeiten zuwege bringen wird. Dieß iſt nun ein neuer Grund, den Geſchmack in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften zu üben. Durch dieſe Uebung ſtärket ſich unſere Urtheilskraft; wir machen uns richtigere Begriffe vom Leben; viele Dinge

ergetzen oder betrüben andere Menſchen, die uns viel zu nichtig vorkommen werden, unſere Aufmerkſamkeit zu erregen; und nach und nach werden wir diejenige Empfindlichkeit der Leidenſchaften gar verlieren, die ſo gar ſehr beſchwerlich iſt.

Jedoch, ich bin vieleicht zu weit gegangen, da ich geſagt habe, daß ein in den ſchönen Künſten geübter Geſchmack die Leidenſchaften erſticke, und uns gegen ſolche Gegenſtände unempfindlich mache, welchen von dem übrigen Theile der Menſchen ſo eifrig nachgejaget wird. Betrachte ich die Sache etwas genauer, ſo finde ich, daß ein ſolcher Geſchmack unſere Empfindlichkeit gegen alle zärtlichen und angenehmen Leidenſchaften, nur deſtomehr verbeſſere; zu gleicher Zeit, da er das Gemüth zu den rauhen und ungeſtümern Bewegungen unfähig macht:

Ingenuas didiciſſe fideliter artes,
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Hiervon dünkt mich, kann man zwo natürliche Urſachen angeben. Erſtlich, iſt nichts der Gemüthsart ſo zuträglich, als die Kenntniß der Schönheiten, entweder der Dichtkunſt, der Beredſamkeit, Tonkunſt, oder Malerey. Sie helfen uns zu einer gewiſſen Schönheit von Empfindungen, die dem übrigen Theile der Menſchen ganz unbekannt bleiben. Die Bewegungen, ſo ſie erwecken, ſind ſanft und zärtlich. Sie ziehen das Gemüth von dem Getümmel und Beſtreben des Eigennutzes ab; ſie lieben das Nachſinnen; machen uns zur Gemüthsruhe geſchickt, und bringen eine angenehme Schwermuth

muth hervor, welche unter allen Verfaſſungen des menſchlichen Gemüths, die geſchickteſte zur Liebe und Freundſchaft iſt.

Zum andern, iſt eine Zärtlichkeit des Geſchmacks zur Liebe und Freundſchaft auch deswegen geſchickt, weil ſie unſere Wahl nur auf wenig Leute einſchränkt, und uns gegen die Geſellſchaft und den Umgang mit dem großen Haufen gleichgültig macht. Man wird ſehr ſelten finden, daß bloße Weltmenſchen, ſie mögen eine ſo ſtarke Vernunft beſitzen, als ſie immer wollen, ſonderbar ſcharfſichtig in Unterſcheidung der Gemüthsarten ſind; oder daß ſie diejenigen faſt unmerklichen Unterſchiede und Stuffen erblicken ſollten, die einem Menſchen vor den andern ſo viel Vorzüge ertheilen. Der erſte der beſte, wenn er nur eine gute geſunde Vernunft beſitzt, iſt zu ihrem Umgange ſchon gut genug. Sie reden mit ihm, von ihren Ergetzungen, von ihren Geſchäfften, mit eben der Freymüthigkeit, als ſie gegen einen andern thun würden: und da ſie ſehr viele finden, die hierzu tüchtig ſind, ſo bemerken ſie in Abweſenheit des erſtern, nicht die geringſte Lücke, oder irgend einen Mangel. Jedoch, damit ich mich der Anſpielung des berühmten **Fontenelle**, in ſeinem Werkchen **von mehr als einer Welt** bediene, ſo iſt die Urtheilskraft mit einer Sackuhre zu vergleichen, an welcher der gemeinſte Menſch von der Welt die Stunden erkennen kann; der Witzigſte und Kunſterfahrne aber nur, erkennet daran die Minuten, Secunden, und unterſcheidet auch die mindeſten Zeitpuncte. Ein Menſch, der ſeine

Kenntniß

Kenntniß von Büchern und Menſchen gut inne hat, iſt ſelten recht vergnügt, als in Geſellſchaft weniger, aber auserleſener Leute. Er merkt es gar zu empfindlich, wie ſehr der übrige Theil der Menſchen, unter denen Begriffen ſtehen bleibt, die er ſich erworben hat; und da alſo ſeine Neigungen in einem engen Kreiſe eingeſchloſſen bleiben, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſie weiter treibt, als wenn ſie allgemeiner und ununterſchiedener wären. Die Frölichkeit und Luſtigkeit eines Trinkbruders, wird bey ihm zu einer dauerhaften Freundſchaft; und die Triebe einer jugendlichen Begierde, ſchlagen in eine edle Leidenſchaft aus.

Das 23. Stück. Von der natürlichen und gezierten Schreibart.

Die ſchöne Schreibart beſteht, nach des Herrn Addiſons Meynung, in ſolchen Empfindungen, die natürlich ſind, ohne dennoch gemein zu ſeyn. Man kann keine richtigere und kürzere Beſchreibung von der ſchönen Schreibart geben, als dieſe iſt.

Empfindungen, die bloß natürlich ſind, rühren das Gemüth durch kein Vergnügen, und ſcheinen unſerer Aufmerkſamkeit nicht werth zu ſeyn. Die luſtigen Einfälle eines Matroſen, die Anmerkungen eines Bauern, die plumpen Sinnſprüche eines Trägers oder Lohnkutſchers; dieſe alle ſind natürlich und unangenehm. Welch ein ungeſchmacktes Luſtſpiel würde nicht aus dem Gewäſche eines Caffetiſches heraus kommen, wenn man es getreulich und

der

der vollen Länge nach aufſchriebe? Nichts kann Leuten gefallen, die einen feinen Geſchmack haben, als die Natur, wenn ſie mit aller ihrer Anmuth und Zierde abgeſchildert iſt: oder will man das gemeine Leben abmalen; ſo müſſen die Züge ſtark und merklich ſeyn, und dem Gemüthe ein lebhaftes Bild vorſtellen. Die alberne Trockenheit des **Sancho Panſa** wird vom **Cervantes** mit unnachahmlichen Farben vorgeſtellet; ſo, daß ſie uns nicht minder beluſtiget, als ein Gemälde des groſsmüthigſten Helden, oder zärtlichſten Liebhabers thun würde.

Eben ſo geht es mit den Rednern, Weltweiſen, Kunſtrichtern, und allen andern Schriftſtellern, die in eigner Perſon reden, ohne daß ſie, entweder fremde Perſonen redend einführen, oder Schauſpieler auftreten laſſen. Iſt der Ausdruck bey ihnen nicht ſchön, ſind ihre Betrachtungen nicht ungewöhnlich, iſt die Beredſamkeit nicht ſtark und männlich: ſo werden ſie ſich nur vergebens mit der Natur und dem ungekünſtelten Weſen brüſten. Richtig können ſie wohl ſchreiben; aber angenehm niemals. Das Unglück ſolcher Schriftſteller iſt, daß ſie weder geſchimpft, noch getadelt werden. Das Glück eines Buchs iſt von ganz anderer Art, als das Glück eines Menſchen. Die ſtille, täuſchende Lebensbahn, von welcher **Horaz** redet, fallentis semita vitæ, mag wohl das ſeligſte Loos eines Menſchen ſeyn; für ein Buch aber iſt ſie das gröſste Unglück, ſo ihm nur begegnen kann.

An der andern Seite können ſolche Schriften, die nur bloß zu bewundern ſind, ohne natürlich zu

ſeyn,

ſeyn, dem Gemüthe niemals ein dauerhaftes Vergnügen geben. Hirngeſpinſte zu entwerfen, das heißt eigentlich nicht, nachahmen oder abſchildern. Die Richtigkeit der Vorſtellung geht verloren, und das Gemüth iſt verdrießlich, ein Bild zu ſehen, welches keine Aehnlichkeit mit dem Urbilde hat. Solche ausſchweifende Künſteleyen ſind auch, in Briefen, oder in Heldengedichten und Trauerſpielen, eben ſo unangenehm. Gar zu viel Zierrath iſt in allen Arten von Werken ein Schnitzer. Ungewöhnliche Ausdrücke, kühne Einfälle des Witzes, ſpitzfündige Gleichniſſe, und epigrammatiſche Schwünge, inſonderheit wenn ſie zu oft kommen, ſind mehr eine Verunſtaltung, als eine Verſchönerung der Schreibart. So wie das Auge, wenn es ein gothiſches Gebäude betrachtet, von der Menge der Zierrathe verwirrt gemacht wird, und über der gar zu großen Aufmerkſamkeit auf alle Theile, das Ganze verliert: ſo wird auch das Gemüth, wenn ihm ein Werk vorkömmt, das gar zu voller Witz gepfropft iſt, ermüdet und verdrießlich gemacht, weil es ſich beſtändig beſtrebet zu glänzen, und Erſtaunen zu erwecken. Dieß iſt der Fall, da ein Schriftſteller von Witze übergeht; ſo, daß auch ſelbſt der Witz, an ſich ſelbſt betrachtet, richtig und angenehm ſeyn muß. Gemeiniglich aber bemühen ſich dergleichen Schriftſteller nur um ihre geliebten Zierrathe, auch da, wo die Materie keinen Anlaß dazu giebt; und auf ſolche Weiſe ſchreiben ſie zehn abgeſchmackte Gedankenſpiele, für einen Gedanken hin, der wirklich ſchön iſt.

Keine

Keine Materie in der critiſchen Gelehrſamkeit iſt fruchtbarer, als die, welche von der gehörigen Vermiſchung der ungekünſtelten und zierlichen Schreibart handelt. Damit ich mich alſo in keinem gar zu großen Felde verirren möge, ſo will ich mich bey einigen wenigen allgemeinen Anmerkungen von dieſer Sache, einſchränken.

Zuförderſt bemerke ich, daß, ungeachtet man an beyden Theilen nicht zu viel thun, und ſich bey allen Aufſatzen der gehörigen Mittelſtraße befleißen muß, dennoch dieſes Mittel nicht allein in einem Puncte zu ſuchen ſey, und einen ziemlichen Umfang habe. Man erwäge an dem Herrn **Pope** und **Lucretius** die Größe deſſelben. Dieſe beyden Schriftſteller ſcheinen an den zwey äußerſten Enden der zierlichen und ungekünſtelten Schreibart zu ſtehen, ohne ſich irgend einer ſtrafenswürdigen Ausſchweifung ſchuldig zu machen. Der ganze Zwiſchenraum zwiſchen ihnen, kann mit Dichtern angefüllet werden, die einer vom andern unterſchieden, und dennoch ein jeder in ſeiner beſondern Schreibart bewunderungswerth ſeyn können. **Corneille** und **Congreve**, die ihre Zierlichkeit noch etwas höher treiben als Herr **Pope**, (wofern es erlaubt iſt, zween ſo verſchiedene Dichter mit einander zu vergleichen) und **Sophokles** und **Terenz**, die noch einfältiger ſind als **Lucrez**, ſcheinen von dieſer Mittelbahn abzuweichen, in welcher man die vollkommenſten Werke antrifft; und haben ſich in dieſen zwey entgegen geſetzten Stücken einiger Ausſchweifung ſchuldig gemacht. Von allen großen Dichtern,

tern, ſind meines Erachtens, **Virgil** und **Racine** am nächſten beym Mittelpuncte geblieben, und haben ſich am weiteſten von den äußerſten Gränzen entfernet.

Meine zweyte Anmerkung von dieſer Sache iſt, daß es ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich ſey, mit Worten auszudrücken, worinnen das eigentliche Mittel zwiſchen den Ausſchweifungen im Ungekünſtelten und Zierlichen beſtehe; oder eine Regel zu geben, durch welche man die Gränzen der Fehler und Schönheiten genau beſtimmen könne. Ein Kunſtrichter kann von dieſer Sache nicht nur ſehr vernünftig urtheilen, ohne ſeine Leſer ſonderlich zu unterrichten: ſondern auch ohne ſelbſt einmal die Sache recht zu verſtehen. In der Welt iſt kein ſchöneres critiſches Werk, als **Fontenellens Abhandlung von Schäfergedichten**; in welchem, durch eine Menge Betrachtungen und philoſophiſcher Gedanken, er das wahre Mittel zu beſtimmen ſucht, welches ſich zu dergleichen Schriften ſchickt. Es leſe aber nur jemand die Schäfergedichte dieſes Mannes, ſo wird er überzeugt werden: daß dieſer vernünftige Kunſtrichter, trotz allen ſeinen ſchönen Betrachtungen, einen verderbten Geſchmack hat, und den Grad der Vollkommenheit viel näher an das äußerſte Ende der Zierlichkeit ſetzt, als die Schäferdichtkunſt es leidet. Die Empfindungen ſeiner Schäfer ſchicken ſich beſſer zu den **pariſiſchen** Nachttiſchen, als in die **arkadiſchen** Wälder. Aus ſeinen critiſchen Betrachtungen aber, kann man dieß unmöglich gewahr werden. Er tadelt alle ausſchweifende

ſchweifende Malereyen und Zierrathe, ſo ſehr als Virgil immermehr hätte thun können, wenn er eine Abhandlung von dieſer Art der Dichterey geſchrieben hätte. So ungleich indeſſen der Geſchmack der Menſchen auch iſt, ſo urtheilen ſie doch von dieſer Materie gemeiniglich auf einerley Art. Kein critiſches Werk kann recht lehrreich ſeyn, wenn es ſich nicht in beſondere Fälle einläßt, und nicht voller Beyſpiele und Erläuterungen iſt. Alle Menſchen geben zu, daß die Schönheit ſowohl als die Tugend allezeit auf der Mittelſtraße ſey; aber wo dieſe Mittelſtraße liege, das iſt eine große Frage, und kann durch allgemeine Betrachtungen nimmermehr ausgemacht werden.

Als eine dritte Anmerkung von dieſer Sache, ſetze ich: daß wir uns mehr vor Ausſchweifungen in der zierlichen, als in der ungekünſtelten Schreibart zu hüten haben; und zwar weil die erſte Art der Ausſchweifung ſowohl häßlicher, als auch gefährlicher iſt, als die letztere.

Es iſt eine feſte Regel, daß der Witz und die Leidenſchaften unmöglich beyſammen beſtehen können. Wenn die Gemüthsbewegungen erregt werden, ſo bleibt für die Einbildungskraft kein Platz. Da das menſchliche Gemüth ſeine natürlichen Gränzen hat, ſo iſt es unmöglich, daß es mit allen ſeinen Kräften zugleich wirken könne. Je mehr alſo die eine herrſchet, je weniger Raum haben die übrigen, ihre Stärke zu zeigen. Aus dieſer Urſache wird ein höherer Grad der Einfalt in allen denen Aufſätzen erfordert, worinnen Menſchen, Handlun-

ſus, unbeſcheiden. Immutabilis, unveränderlich. Inſanabilis, unheilbar. Inſaturabilis, unerſättlich. Inſtutus, unſicher.

§. 12. Man hat im Deutſchen und Lateiniſchen Wörter, die einerley Sache bedeuten, und im Ohre faſt einerley Bewegung erregen. Hieher ſind nicht nur die Nahmen zu rechnen, wodurch einzelne Dinge benennet werden; ſondern auch andere Wörter, die ſich [illegible] in verſchiedne Arten vertheilen. Einige haben am Anfange, andere am Ende einerley Klang. Und die am Anfange einerley Schall im Ohre erwecken, ſind wieder mancherley: indem einige nur einen Ton, andere zweene, andere dreye, andere noch mehrere mit einander gemein haben. Endlich giebt es Wörter, derer gemeinſchaftliche Töne zerſtreuet ſind. Ich will mich aber darum nicht bekümmern, ob die Deutſchen aus den Lateiniſchen entſtanden; oder die Lateiniſchen aus den Deutſchen herkommen. Von einigen, da die Verwandſchaft ſo gar groß iſt, möchte eines von beyden leicht können erwieſen werden. Bey den übrigen aber würde dergleichen Beweis viele Mühe koſten. Und obgleich die Gegner nicht gnugſame Urſache haben dürften, es unwahrſcheinlich zu machen: ſo würde doch an ſehr ſchweren Einwürfen kein Mangel ſeyn. Ich bin unterdeſſen damit zufrieden, daß ich einen Vorrath von dergleichen Wörtern aufweiſen kan, die nicht nur einerley Bedeutung führen, ſondern auch im Tone etwas haben, welches in beyden Sprachen einerley iſt. Man hat alſo 1) Wörter, die in beyden Sprachen in einem Tone am Anfange mit einander überein kommen, als

gen und Leidenſchaften geſchildert werden; als in denen, die nur bloß aus Betrachtungen und Nachſinnen zuſammengeſetzt ſind: und da die erſtern uns mehr einnehmen und ſchöner ſind, ſo kann man, der äußerſten Einfalt ganz ſicher den Vorzug, vor obigen Zierrathen, einräumen.

Wir können auch noch bemerken, daß ſolche Aufſätze, die wir am öfteſten leſen, die ein jeder, der einen guten Geſchmack hat, auswendig behält, ſich durch etwas ungekünſteltes beliebt machen, und in den Gedanken nichts erſtaunendes beſitzen: wenn man es von der Schönheit des Ausdruckes, und dem Wohlklange abſondert, worinnen es eingekleidet iſt. Liegt der Werth eines Werks in den witzigen Einfällen; ſo rühret es uns zwar anfänglich: allein beym zweyten Durchleſen eilt das Gedächtniß dem Gedanken vor, und wird nicht wieder dadurch gerühret. Wenn ich ein Sinngedicht vom **Martial** leſe, ſo erinnere ich mich bey der erſten Zeile des ganzen Stücks, und finde kein Vergnügen, dasjenige zu wiederholen, was ich bereits auswendig weis. Im **Catull** aber hat jede Zeile, jedes Wort, ſeine Schönheit; und ich werde nie des Leſens überdrüßig. Wenn man den **Cowley** einmal durchblättert, ſo hat man genug; **Parnel** aber, iſt mir zum fünften male noch ſo neu, als zum erſten. Zudem ſo geht es mit den Büchern wie mit dem Frauenzimmer; eine gewiſſe Einfalt in Kleidung und Sitten nimmt uns mehr ein, als der Schimmer der Farben und die Zierlichkeiten des Putzes, die zwar die Augen blenden, aber nicht das Herz rühren. **Terenz** iſt eine beſchei-

dene ſchamhafte Schöne, der wir nichts abſchlagen können, weil ſie ſich nichts heraus nimmt; und deren Reinigkeit und Natur einen dauerhaften, obgleich nicht ſo heftigen Eindruck in uns macht.

Doch ſo wie die gezierte Schreibart minder ſchön iſt, ſo iſt ſie auch noch die gefährlichſte Ausſchweifung, und in welche wir am leichteſten gerathen können. Die Einfalt wird für Dummheit gehalten, wenn ſie nicht mit Schönheit und Wohlſtand verbunden iſt. In dem Strohfeuer des Witzes und Spielwerks hingegen, ſteckt etwas erſtaunliches. Gemeine Leſer werden ſehr dadurch gerühret, und halten es fälſchlich für etwas ſchweres, und für die vortrefflichſte Schreibart. Seneca iſt voller angenehmen Fehler, ſagt Quintilian, abundat dulcibus vitiis; und eben deswegen thut er mehr Schaden, und iſt deſto geſchickter, den Geſchmack junger unbedachtſamer Leute zu verführen.

Ich ſetze noch hinzu, daß man ſich vor der übertriebenen Zierlichkeit anjetzt mehr als jemals hüten müſſe; weil ſie diejenige Ausſchweifung iſt, darein die Menſchen am leichteſten verfallen: nachdem die Gelehrſamkeit den höchſten Grad erreicht hat, und nachdem die größten Schriftſteller ſich in allerley Werken des Geiſtes hervorgethan haben. Das Beſtreben, durch etwas Neues zu gefallen, leitet die Menſchen weit von der Einfalt und Natur ab, und füllet ihre Schriften mit Zwang und Spielwerken. Aus dieſer Urſache waren des Claudius und Nero Zeiten den Zeiten des Auguſtus, was

den Geſchmack anbetrifft, ſo weit nachzuſetzen: und vieleicht ſehen wir auch ſchon jetzt ſolche Anſtalten zum Verfalle des Geſchmacks, in Frankreich ſowohl als in England.

III.

Auszug, aus dem Briefwechſel zweener Gelehrten, wegen der Trennung der Doppellaute å, ô und û, in ae, oe und ue.

Beſonders aber unterfange ich mich, wegen eines gewiſſen Punctes in der deutſchen Rechtſchreibung, Ihnen meine unmaaßgeblichen Gedanken ergebenſt zu eroeffnen. Ich habe naemlich in des Neuen Bücherſaals 8tem Bande, in des 5ten Stückes 7tem Artikel, a. d. 474ſten Seite in der Anmerk. p. einige Erinnerungen wegen der zwey mitlautenden Buchſtaben ae und oe gefunden, welche dahin abzielen: daß deren Verwandelung und Zertrennung in der deutſchen Rechtſchreibung falſch und ungewoehnlich waere. Dadurch aber bin ich ſo ſehr gerühret worden, daß, ob ich zwar freylich das letztere zugeſtehe, ich dennoch die gaenzliche Falſchheit dieſer Schreibart, aus folgenden Gründen keinesweges zuzugeben vermeyne.

1) Sind dieſe zwey Buchſtaben im Deutſchen ſo wie im Lateiniſchen doppeltlautende: wannenhero ich glaubte, daß, wie man im Lateiniſchen nach den

den Regeln der beſten lateiniſchen Kunſtrichter nicht Cäſar, ſondern Caeſar u. d. g. ſchreibt, eben dieſes auch im Deutſchen erlaubt ſey.

2) Wird deswegen die Leſart gar nicht verhindert: weil das ſonſt auch im Lateiniſchen ſtatt finden müßte.

3) Wenn man über das a und o die gewoehnlichen Strichel macht, ſo ſcheinen mir dieſe zwey Buchſtaben alsdann nur geſtricheit zu ſeyn. Setzet man aber das e über ſelbige, ſo bleibt annoch unbekannt, ob man im Leſen das e zuvor, oder darnach ausſprechen ſolle?

Je gegründeter, oder wenigſtens wahrſcheinlicher ich daher die ordentliche Nebenſetzung des Buchſtabens e beym a und o halte: um deſto begieriger bin ich, Dero Urtheil darüber zu vernehmen; welches ich mir nicht nur gehorſamſt ausbitte, ſondern auch nach Dero Einſicht in die Reinigkeit der deutſchen Rechtſchreibung, für das gründlichſte, und zu Benehmung aller Zweifel hinlaenglichſte halte ꝛc. ꝛc.

Antwort, des Herausgebers von dieſem Bücherſaale.

Nun komme ich auf die Anfrage E. H., wegen der Trennung der Doppellaute, die in dem Bücherſaale nicht gebilliget worden. Mir war ein gewiſſes gedrucktes Buch zu Geſichte gekommen, worinn dieſer Uebelſtand mir ſo entſetzlich in die Augen fiel, daß ich nicht umhin konnte, dieſe Neuerung zu verwerfen. Ich beſann mich nicht einmal,

daß E. H. auch auf diese Seite geneigt wären; sonst hätte ich vieleicht erst durch Briefwechsel, Dero Gedanken darüber vernommen. Nun sich aber E. H. selbst mit der Rechtfertigung einfinden, so habe ich Gelegenheit, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen.

Was also 1) die Nachahmung der lateinischen Sprache betrifft, wo man, nach Art der Alten, die Selbstlaute eines Doppellauts trennet: so schließt solches, meines Erachtens, sehr schwach, auf das Deutsche. Die alten Lateiner hatten keine Züge zu Doppellauten, und also machten sie es, wie sie konnten. In neuern Zeiten, die wir barbarisch nennen, erfand man viel solche verbundene Züge der Buchstaben; gieng aber mit seinen Abkürzungen zu weit: daher die Neuern wiederum alles auf den alten Fuß der Römer setzten. Allein was geht uns das an? da wir in der güldnen Zeit unsrer Sprache, solche Züge, sowohl im Schreiben, als Drucken, schon haben, die Doppellaute auszudrücken? Sollen wir nun post fruges inventas, ad glandes zurückkehren, der Jugend und den Fremden im Lesen neue Schwierigkeit machen, und denen, die schon lesen können, zum Ekel und Gespötte werden? Denn daß wir die ganze deutsche Nation mit einer so unnöthigen Neuerung auf unsere Seite bringen würden, ist ganz und gar nicht zu hoffen. Alles was geschehen kann, ist dieß, daß einer, der so schreibt, sich von dem größten Theile der guten Scribenten absondert, und auf einer Seite bekannt wird, die eben nicht die vortheilhafteste ist; zumal da sie zur

Schön-

Schönheit der Gedanken und des Ausdruckes nicht das geringste beyträgt.

Der zweyte Grund, den E. H. anführen, daß die Lesart, dieser Trennung ungeachtet, dennoch so ungestört bliebe, als im Lateinischen; hätte wohl seine Richtigkeit bey denen, die wären das Lateinische schon gewohnt, auf diese Art zu lesen. Allein fürs erste schreiben nicht alle Lateiner in ganz Europa so. Ganz Italien, Frankreich, England und Holland schreibt für ae, oe, in der kleinen Schrift æ, œ; und thut meines Erachtens sehr gescheid daran. Denn da die ganze kleine Schrift nicht römisch, sondern eine neuere Erfindung ist, und darinnen einmal die Doppellaute sowohl, als das j und v zum Unterschiede des i und u erfunden worden; dieses aber zur richtigern und leichtern Aussprache sehr beförderlich ist: so thut man sehr wohl, daß man sich solcher bequemen Zeichen bedienet, das Lesen der Jugend leichter zu machen. Selbst in Deutschland ist die Trennung dieser Diphthongen noch nicht durchgehends eingeführt. Cellarius in seiner Orthographie hat sie nicht gebilligt; und man höre nur, wie junge Leute, die sie nicht gewohnt sind, ein Caesar (Ka-esar) und paene (Pa-ene) aussprechen; bis sie eine so widerliche Trennung gewohnt werden. Will man nun aber auch die ehrlichen Deutschen, die eine so unnatürliche Schreibart vollends nicht gewohnt sind, mit der Trennung der Doppellaute, die sie schon von Kindesbeinen an kennen und gewohnt sind, auf die Probe stellen: so wird man seine Wunder hören. Sie würden gewiß so lesen:

Bo-eſe, Ka-eſe, wa-eren unmo-eglich zu eſſen; Ko-epſe ka-emmen ko-ennte man nicht ta-eglich. Und wenn denn nun der Herr Verfaſſer dieſes Einwurfs dem å und ò ſo gram iſt; warum hat doch das ů Gnade vor ſeinen Augen gefunden? Sollte es nicht billig in gleicher Verdammniß ſeyn? Bu-echer, Bru-eder und Mu-etter für Mütter würde gewiß auch hübſch ausſehen!

Was den dritten Grund betrifft, ſo unterſcheidet derſelbe anfänglich ein geſtricheltes a, und o von einem å, ò. Was das ſagen wolle, ſehe ich gar nicht ein. Denn die Strichlein in der Handſchrift ſind nichts anders, als ein e, wenn man nur weis, wie aus der alten Fractur oder Mönchsſchrift unſre jetzige kleine Schrift entſtanden iſt. Aus ℮ ward erſt im XIVten Jahrhunderte r, aus dieſem im XVI. e, und durch die Geſchwindigkeit im Schreiben das heutige e, welches deutlich auch durch e von den Schreibmeiſtern ausgedrückt wird. Das ſind nun in den Handſchriften die zwey Strichlein überm a, o und u, dafür uns einige unwiſſende Schreibmeiſter die verkehrten Strichlein " eingeführet: ſo wie im Griechiſchen aus dem Iota ſubſcripto ein Punct geworden. Im gedruckten aber iſt allezeit das e geblieben. Der Einwurf aber, daß man bey dieſer Schrift nicht wüßte, ob man das e vor, oder nach dem a, o und u leſen ſoll, fällt ganz weg: da man keins von beyden thun, ſondern einen Mittelton bilden muß, der weder a noch e, o noch e, u noch e, ſondern beydes zugleich iſt. Man kann alſo die neue Trennung eben deswegen

eines

eines Fehlers beschuldigen, weil sie dem Leser weis macht, man solle das e nach dem a aussprechen, welches aber falsch ist. Ich weis wohl, daß wir in ie dieses nicht thun; aber ganz Oberdeutschland thut es. Man spricht in Wien dieß Wort als zweysylbig aus, Wi-enn, und so sagt man auch Di-ener, Li-echt, u. s. w. Wie man denn auch die Bu-eben, die Mu-eter spricht, ohne daß ein ü gehöret wird. So natürlich ist es, diese neben einander stehende Selbstlaute zu trennen. Und da wir bisher bey den großen Anfangsvocalen, aus Mangel solcher Buchstaben in Druckereyen, haben anfangen müssen, Uebel für Ubel zu schreiben, welches eine falsche Aussprache gab: so will ich es noch in der breitkopfischen Gießerey dahin bringen, daß man auch Anfangs-Diphthongen gieße, um diesem so verführenden Uebel abzuhelfen. Noch verwerflicher aber ist diejenige Neuerung, da einige anstatt ü nicht ue, sondern ui zu schreiben anfangen. Das klingt nun völlig wie uy, oder das französische oui, oui: so, daß man es mit Recht eine Ferkelorthographie nennen möchte.

IV.

Neue Sammlung auserlesener Stücke aus Popens, Eachards, Newtons und anderer Schriften, übersetzt von Luisen Adelg. Victorien Gottschedinn, geb. Kulmus. Leipz. verl. Bernh. Chr. Breitkopf 1749.

Man hat schon vor einiger Zeit eine Sammlung verschiedener engländischen, sogenannten Meisterstücke, im Deutschen gesehen. Ob alle darinnen enthaltene Stücke wohlgewählet, und wirklich diejenigen Meisterstücke gewesen, dafür man sie ausgegeben, will man gern andre urtheilen lassen. So viel ist gewiß, daß die in dieser Sammlung vorkommenden Schriften diesen Namen gar wohl hätten behaupten können; wenn es der Frau Uebersetzerinn gefallen hätte, sie so zu nennen.

In ihrer kurzen Vorrede meldet sie nur, was zu dieser Sammlung Anlaß gegeben. Einige ihrer vormaligen kleinern Werke waren abgegangen; und gleichwohl fragten zuweilen noch die Liebhaber darnach. Daher entschloß sich der Herr Verleger, wiederum etwas drucken zu lassen, um die gütige Gesinnung der Käufer gegen sie zu erhalten. Es hätten also freylich die ältern Stücke wieder gedrucket werden können: und das war wirklich ihre Absicht. Allein, um nicht das Ansehen zu gewinnen, als hätte sie allen kleinern Nebenarbeiten entsaget, wollte sie auch etwas neues hinzuthun. In der Arbeit aber, wuchs die Zahl der Bogen dermaßen an, daß der Verleger sich entschloß, es bey diesen neuen Stücken allein bewenden zu lassen. Wir hoffen indessen, daß auch die vorigen einzelnen kleinen Werke ehestens, in einer Sammlung, die der itzigen an Stärke gleichkommen dörfte, noch werden zur Seite gestellet werden. Es sind solche 1) der Fr. von Lambert Gedanken von dem Frauenzimmer,

2) des

2) des Hrn. Addiſons Cato, 3) der Frau von Chatelet Abhandlung vom Maaße der lebendigen Kräfte; 4) verſchiedene Stücke, die in den critiſchen Beyträgen, in Bäylens Wörterbuche, und dem neuen Bücherſaale der ſchön. Wiſſ. von ihrer Feder überſetzt, eingerücket worden.

Hier finden wir alſo zuförderſt **Alexander Popens** Verſuch über Homers Leben, Schriften und Wiſſenſchaft oder Gelehrſamkeit. Pope hat dieſe gelehrte Abhandlung ſeiner überſetzten Ilias vorgeſetzet: und ſowohl dadurch, als durch ſeine Anmerkungen gezeiget, daß er etwas mehr, als ein gemeiner Ueberſetzer ſey. Seine Kenntniß der Alterthümer, und ſeine Einſicht in die menſchliche Natur leuchtet hier auf allen Seiten ſehr deutlich hervor. Gleich im Anfange unterſucht er die Urſachen, warum man den Homer ſo hoch geſchätzet, oder auch ſo ſehr verachtet und beſchimpfet habe. Er findet beyde in der verſchiedenen Beſchaffenheit menſchlicher Herzen. Einige ſind wegen ihres guten Naturells, auch gegen längſt verſtorbene große Männer, einer gewiſſen zärtlichen Neigung und Freundſchaft fähig. Andre beneiden auch ſogar die todten Gebeine, ja die längſt zerſtreute Aſche großer Männer; gleich als ob ihr Ruhm ſie verletzte, oder dem ihrigen im Wege ſtünde: bloß weil ſie nichts über ſich leiden können. Sie ſetzen alſo den Zank, den ein Schriftſteller etwa bey ſeinem Leben mit Feinden und Misgünſtigen gehabt, auch nach ſeinem Tode fort; und zwar nicht nur in Abſicht auf ihn, ſondern auch in Anſehung derer, die mit ihnen

zugleich

Accendere, Anzünden. Denſus, dicht. Lux, Licht. Nox, Nacht. Pix, Pech. Ruber, Roth. u. ſ. f.

2) Wörter, die ſich in beyden Sprachen mit zweenen gleichnahmigen Tönen anfangen, als:

Abigere, Abtreiben. Crux, Creutz. Eſus, das Eſſen. Genus, Geſchlecht. Heros, Held. Iuuentus, Jugend. Levis, Leicht. Meus, Meiner. Nux, Nuß. Oleum, Oel. u. ſ. f.

3) Wörter, die in beyden Sprachen in dreyen Tönen am Anfange einander gleich kommen, als:

Abripere, Abreißen. Barba, Barth. Calx, Kalk. Fluere, Flieſſen. Gilvus, gilbicht. Herus, Herr im Hauſe. Libet, es beliebt. Mancus, Mangelhaft. Nempe, Nemlich. Ordo, Ordnung. Roſa, Roſe. Sal, Salz. Vas, Faß.

4) In noch mehrern, als:

Circulus, Cirkel. Corpus, Cörper. Draco, Drache. Lilium, Lilie. Peſtis, Peſt. u. ſ. f.

5) Wörter, die theils im Anfange, theils in der Mitte in vielen Tönen mit einander übereinkommen, als:

Caput, Kopf. Errare, Irren. Mare, Meer. Planta, Pflanze. Porta, Pforte. Rotundus, Rund. Scindere, Schneiden. Spargere, Sprengen. Veritas, Wahrheit. u. ſ. f.

§. 13. Es iſt an dem, daß man die angeführten deutſchen Wörter ſammt den übrigen, die ſich in gleichen Umſtänden befinden, aus der Deutſchen Sprache verweiſen müſte, wenn man nach der höchſten

Schär-

zugleich leben, und irgend eben so eifrig sind, ihn zu bewundern; als sie ihnen grimmig widersprechen. Dieß ist eben das Spiel, davon die Ilias uns die Vorbilder zeiget: wenn sich zwey Heere um den Leichnam eines erschlagenen Helden streiten; deren eines seinen Ueberrest durchaus einbalsamiren, das andre aber denselben nur Hunden und Geyern vorwerfen will.

Andre sind viel gleichgültiger, schaden aber wegen ihres schlechten Geschmackes, auch ohne böse Absichten, den großen Männern voriger Zeiten. Sie halten es für ihre Pflicht, alle Kleinigkeiten von ihnen zu sammlen, und mit einer kindischen Sorgfalt zu verewigen: dadurch schaden sie aber dem großen Bilde ihres Helden mehr, als sie denken; nicht anders, als die ungeschickten Maler, die auf alle Narben, Warzen und Flecken ihres Originals so aufmerksam sind, daß sie die Größe des Ganzen vermindern; indem sie alle Fehler mit dem künstlichsten Mangel der Urtheilskraft erreichen wollen.

Die vierte und beste Art der Menschen, ist von aller Parteylichkeit frey, und erhebet sich über den unvollkommenen Begriff geringerer Schriftsteller. Sie untersuchet die Wahrheit gelassen, bleibt bey der Wahrscheinlichkeit, will weder Erdichtungen, noch Lästerungen fortpflanzen; sondern auf der Mittelstraße bleiben; und suchet also auch in den finstersten Jahrhunderten, in der historischen Wahl glücklich zu seyn. Von dieser Art ist Herr Pope. Er will vom Homer nicht mit aller Gewißheit, sondern

als von einer alten Sage und Meynung handeln; und die Muthmaßungen aller Schriftſteller, die nach obigen vier Arten vom Homer geſchrieben haben, ſammlen und beurtheilen. Endlich will er dieſen Dichter auch hiſtoriſch, als einen Schriftſteller in Anſehung ſeiner Werke betrachten; und die Grade der Hochachtung abzeichnen, die ſie ſich zu allen Zeiten erworben, und, in Anſehung des Jahrhunderts, in welchem ſie geſchrieben worden, wirklich verdienen.

Dieſes iſt die vernünftigſte Abſicht, die Herr Pope hätte haben können, und er iſt ihr ſo glücklich nachgekommen, als man es nur hat wünſchen mögen. Der I. Abſchnitt erzählet die Mährchen vom Homer, die 1) als Wirkungen einer ausſchweifenden Bewunderung anzuſehen ſind, 2) vom Neide herrühren, 3) aus einer Neubegier in Kleinigkeiten entſtanden ſind. Sodann folgen wahrſcheinliche Muthmaßungen von ihn, theils die Zeit, da er gelebet, theils ſein Vaterland, ſeine Aeltern, Namen, Blindheit, Erziehung, Lehrer, Reiſen, und endlich ſein Alter und ſeinen Tod betreffend. Worauf noch ſeine Werke, nebſt den Denkmälern, Münzen und Marmorbildern vorkommen, die ihm zu Ehren gemacht worden.

Der II. Abſchnitt handelt von den Werken Homers, darinn ihr Urheber als ein Schriftſteller betrachtet wird. Viel große Geiſter ſind bey ihrem Leben unbekannt geblieben. Bald mangelte es an Geſchichtſchreibern, bald machte es die Niedrigkeit ihrer Geburt, bald auch ihre Liebe zur Einſamkeit,

daß

daß sie nicht viel Aufsehens machten. Nach ihrem Tode aber gaben ihnen ihre Werke ein rühmlicher Leben, als alle Geschichte geben konnten. Sie drungen, als die Ehre ihrer Zeiten, trotz aller Hindernisse, durch die folgenden Jahrhunderte. So geht es dem Homer. Denn wer ist unbekannter, seiner Person nach, als er selbst? Allein was ist bekannter, als seine Schriften?

Die erste Ausgabe seiner Gedichte sind wir dem **Lykurgus** schuldig, der sie bald nach Homers Tode, auf seiner asiatischen Reise gesammlet, und nach Sparta geschicket hat. In Griechenland war vorhin nur ein dunkles Gerücht davon herumgegangen. Herr Pope erklärt hier, was den Lykurg bewogen, sie seinen Lacedämoniern in die Hände zu bringen. Sie wurden bald darauf in ganz Griechenland bekannt; waren aber noch in keiner Ordnung. Man gab jedem Buche der Ilias und Odyssee einen besondern Namen, z. E. die **Schlacht bey den Schiffen**, der **Tod Dolons**, **Agamemnons Tapferkeit**, die **Patroklea**, die **Grotte der Kalypso**; die **Schlacht der Freyer**, u. s. w. Man nannte sie daher **Rhapsodien**, und die sie absungen, Rhapsodisten. Herr Pope erkläret die Ursache, warum sie so viel Beyfall gefunden, sehr wahrscheinlich. In Athen wurden sie endlich auf **Pisistrats** Befehl, oder gar von ihm selbst, in Ordnung gebracht, und in zwey große Gedichte, **Ilias und Odyssee** abgetheilet. Nun fieng man an, sie auch wegen ihrer Ordnung und feinen Einrichtung hochzuschätzen. Doch da sie nunmehr

häufiger

häufiger abgeschrieben, und bisweilen verstümmelt und verderbt wurden; so fiengen Könige und Philosophen an, sich ihrer anzunehmen.

An ihrer Spitze steht **Alexander** der Grosse. Er fand allerhand Vorschub zu seiner Absicht, Asien zu erobern, darinn: darum gefielen sie ihm so sehr. Aristoteles reinigte also, ihm zu gefallen, den Homer von vielen eingeschlichenen Fehlern der Abschreiber, und Alexander selbst schämte sich nicht, als **Anaxarchus** und **Kallisthenes** dieses nochmals unternahmen, persönlich zugegen zu seyn. Nach diesem haben die **Ptolomäer** in Aegypten, und die syrischen Könige sich eben so sehr mit diesem Dichter beschäfftiget; ja man hat in Indien und Persien Uebersetzungen davon gemacht. Das Ansehen dieser Gedichte stieg endlich zu dem höchsten Gipfel, als man sie zur Richtschnur des Glaubens und Lebens machte; und alle Schriftsteller sich um die Wette bemüheten, sie in ihren Schriften anzuführen, und auf ihrer Seite zu haben. Ja man vergötterte ihren Urheber endlich gar, bauete ihm Tempel, und stellte ihm zu Ehren Spiele und Opfer an. Dieses daurete bis zum Anfange des Christenthums. Homer schien die stärkste Stütze des Heidenthums zu seyn: darum mußte er allen Zorn der christlichen Lehrer empfinden. **Justinus, Tertullian, Arnobius, Augustin**, u. a. m. zeigten um die Wette das Ungereimte seiner Fabeln von Göttern. **Porphyrius** und andre Heyden bemühten sich zwar, ihn durch allerley Künste zu vertheidigen: allein umsonst. Das Heidenthum

fiel,

fiel, und Homer mit ihm: bis endlich das Christenthum allenthalben triumphirte. Da also keine Abgötterey mehr mit ihm bestärket ward, so hub man ihn an, unparteyischer zu lesen. Seine Gedichte behielten also ihren wahren Werth, und behalten diese Stunde noch den Ruhm, daß sie Werke des Fürsten und Vaters der Dichtkunst sind.

Der III. Abschnitt handelt von der Gelehrsamkeit zu Homers Zeiten; und hier ist Herr Pope recht vortrefflich. Er geht alles durch, uns einen rechten Begriff von dem Grade des Lichtes zu geben, das damals die Welt erleuchtet hat. Es war klein, das ist wahr: aber Homer hatte allein alles in seinem Kopfe vereiniget, was in allen Städten und Ländern zerstreut anzutreffen war. Hr. Pope zeigt dieses in der Poesie, Theologie, Politik, Sittenlehre, Geschichte, Erdbeschreibung, Beredsamkeit, Naturkunde, Arzneykunst und Bildhauerkunst. Dieses nun machte ihn so groß, als man damals nur seyn konnte. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten; und merken nur an, daß die Frau Uebersetzerinn hin und wieder einige gelehrte Anmerkungen gemacht, theils Popens Gedanken mehr zu bestätigen, theils etwas beyzubringen, so er ausgelassen. Sie hat aber mit Fleiß die neuern Streitigkeiten der Franzosen, die mit so vieler Hitze über den Homer geführet werden, nicht beyfügen wollen: weswegen sie sich in der Vorrede entschuldiget.

Von diesem ernsthaften Stücke antiquarischer Gelehrsamkeit, kommen wir zu einer lustigen philosophischen

losophischen Streitschrift, wider den berühmten **Thomas Hobbes.** Es ist dieses ein sehr lebhaftes Gespräch, zwischen dem Hobbes selbst, und dem **Timotheus**: welches der berühmte Vice-Kanzler der Univers. Oxford, **D. Lachard**, geschrieben hat, von dessen Feder bereits der selige **Reinbeck** die Ursachen von der Verachtung der Religion und der Geistlichkeit, mit seiner Vorrede ans Licht gestellet. Wer damals diese satirische, beißende und lustige Schrift ohne Lachen nicht hat lesen können, der wird gewiß bey dieser auch nicht einschlafen: zumal da wir uns zu behaupten getrauen, daß sie in dieser Verdeutschung mehr gewonnen, als verloren hat. Man sollte sie nämlich, wenn nicht so viel engländische Sachen darinn vorkämen, eher für eine deutsche Urschrift, als für eine Uebersetzung, ansehen. Ja man würde vielleicht mit einer geringen Veränderung einen neuern **deutschen Hobbes** dadurch lächerlich machen können, der sich ebenfalls mit seltsamen Redensarten, wunderlichen Definitionen, und unverständlichen Kunstwörtern bey Namen zu machen suchet: er habe eine neue philosophische Secte auf die Drümmer der Leibniß-Wolfischen Philosophie gebauet. Wir wären begierig, einen solchen Versuch einer Nachahmung zu lesen: wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte.

Wie es aber schwer ist, aus einer lustigen, sinnreichen und satirischen Erzählung den Kern zu ziehen, so, daß die Sache nichts von ihrer Anmuth verliere: so wollen wirs uns auch nicht anmaßen,

dieſes hier zu thun. Wir wollen nur ſo viel ſagen: des berüchtigten Hobbes beliebte Grundlehre des Rechts der Natur: daß nämlich der Menſch von Natur in einem Stande des Krieges gegen jedermann ſey: dieſe Lehre, ſage ich, wird aufs gründlichſte angegriffen, völlig des Irrthums überführt, und zum Gelächter gemacht. Es iſt eine beſondre Gabe, die Gründlichkeit mit dem Scherze, und die Trockenheit der Vernunftſchlüſſe, mit dem Witze einer beißenden Satire zu verbinden. Aber dieſe ſeltne Gabe beſitzt D. Eachard im höchſten Grade. Außer dem aber wird des Hobbes Character in ſeinen Reden vollkommen geſchildert. Er iſt ein von Natur furchtſamer, hochmüthiger, eigenſinniger und ſelbſtkluger Mann; der ſich allein für einen vom Himmel gefallenen Weiſen anſieht, alle ſeine Vorgänger für blind hält und ausgiebt; ſich eine neue Sprache macht, alles anders nennet, ganz anders redet, anders erkläret; und gleichwohl nichts neues ſagt, nichts beweiſet, ſondern einen blinden Glauben fordert. Dieſer ſein Character nun wird in dem Geſpräche, gleichſam als in einer Comödie, völlig zum Gelächter: ſeiner Lehren Ungrund aber, wird ſo klar als die Sonne.

Um indeſſen eine Probe zu geben, wie Timotheus dem Hobbes ſeine Sprache und Definirkunſt zu Schanden gemacht; ſo wollen wir nur ein paar Stellen hieher ſetzen. Z. E. auf der 153ſten Seite heißt es:

„Tim. Was haltet ihr davon Herr Hobbes, „daß die H. Schrift Gottes Wort iſt?

„Hobb.

„Hobb. Ich halte davon, was andre davon „halten, daß ſie es allerdings iſt.

„Tim. Was brauchet ihr denn in eurem III. „Cap. de Cive zu ſagen: die H. Schrift iſt Gottes „Wort, **der mit dem höchſten Rechte über „alles gebeuth!** Ich muß bekennen, es klingt „ein wenig prächtig; eben wie dieſe Stelle im Le„viathan auf d. 12. S. Der allgemeine Gebrauch „der Rede iſt, daß wir unſre **Gedankenſprache „in eine Wortſprache, oder die Folge unſrer „Gedanken in eine Folge von Wörtern ver„wandeln.** So auch dieſe, die Religion ent„**hält die Geſetze des Königreichs Gottes.** „Hättet ihr geſagt: die Religion lehret uns, wie „man Gott dienen ſoll: das wäre gar nichts gewe„ſen. Das **Königreich Gottes** aber, das iſt „ein neuer Begriff, wenn nur das Wort **Geſetz** „bald zur Hand iſt. ꝛc.

„Hobb. Ich erſtaune, Timotheus, wo du „ſo gar viele Unverſchämtheit aufgeraffet haſt; da „du noch ſo jung biſt.

„Tim. Meine Großmutter (und ich danke ihr „noch dafür) hat mir ein wenig mitgetheilet, und „wünſchte mir, es zu rechter Zeit zu brauchen. „Die meiſte Unverſchämtheit aber habe ich im Um„gange mit euren Bewundrern gelernet.

„Hobb. Wahrlich du wirſt noch zum Teufel „fahren; wofern es etwas dergleichen giebt.“

Hierauf nimmt Timotheus ſeine Logik vor, die Hobbes Computationem nennt, weil ratio nicht nur Vernunft, ſondern auch eine Rechnung heißt.

So wird denn die Kunst zu schließen, eine Kunst zu rechnen, oder zu zählen. Affirmiren heißt **addiren**; negiren heißt **subtrahiren**, und ein Syllogismus ist die Zusammenrechnung einer Summe. Bald darauf kömmt er auf den Begriff der **Proposition**.

„**Tim.** Ihr habt noch eine sehr prächtige Pro„position vorgetragen, mein Herr, nämlich: Propo„sitio est oratio, constans ex duobus nominibus „copulatis, qua significat is, qui loquitur, conci„pere se nomen posterius, ejusdem rei nomen „esse, cujus est nomen prius. Dieß käme sehr „wohl mit demjenigen überein, was **Zakutus** in „seinem Tractate vom Löffel sagt, den er so erklä„ret: Instrumentum aliquod concavo-convexum, „quo posito in aliquod, in quod aliud quoddam „diversum a posito, ante positum fuit, et retro„posito in os ponentis, concipitur is, qui posuit, „primum positum in secundum, ex his positis „aliquid concludere. Dergleichen Bißchen sind „bloß für sehr große Potentaten.

„**Hobb.** Wahrlich du bist wohl ein offenbares „Höllenkind, daß du so ohne Ursache zankest. Was „Guckuck soll denn in meiner Logik stehen?

„**Tim.** Leute, die sonst nichts zu thun wissen, „als einige wenige neue Redensarten, unter dem „Vorwande von **Begriffen** und **Entdeckungen**, „hinein zu bringen, und etwa zwey oder drey Ca„pitel auf eine andre Stelle zu versetzen: die sollten „nach meinem Wunsche, die Welt weder mit einer

„neuen

„neuen Logik, noch sonst mit einer Sache belästigen. „Denn Lord Bacon bemerket sehr weislich, daß „nichts das Wachsthum der Gelehrsamkeit mehr ge„hindert habe, als daß die Leute neue Wörter aus„gehecket, und die Zeit damit verschleudert haben, „daß sie die Wissenschaften gecapitelt, geformet „und gemustert haben ꝛc. „

Doch das ist noch nichts, gegen die vier großen starken, baumlangen Kerle, die im letzten Regen auf die Insel Pines gefallen sind, deren jeder also ein völliges Recht auf die ganze Insel haben soll: damit, nach des Hobbes Lehre, gleich ein Krieg entstehe. Kurz, es wird niemanden reuen, diese Schrift gelesen zu haben; sonderlich wenn man in Gedanken, die Deutung auf gewisse neuere philosophische Heremmeister machen kann.

Nunmehr folgt das dritte Stück, das beynahe noch viel lustiger ist, als das vorige. Es ist von historischer Art, und enthält die Reisebeschreibung eines Engländers durch Frankreich. Die Frau Professorinn hat dieselbe einmal einer Freundinn, die ihren Bruder nach Paris schickte, zur Warnung, Lehre und Strafe übersetzt; und sie itzo darum bekannter machen wollen: weil der Abt le Blanc in seinen Briefen über die Engländer, sich an dieser Nation so gröblich versündiget hat. Es war in der That billig, daß man auch einmal sähe, was ein witziger Engländer von seinen stolzen Nachbarn denkt; und daß Frankreich eben so wohl seine schwache und schlechte Seite hat, als England.

Schärfe verfahren wollte. Denn wenn man die deutſchen Wörter dem Klange nach in ſo fern betrachtet, in ſo fern ſie deutſch ſind: ſo müſſen ſich dieſelben von der lateiniſchen gänzlich unterſcheiden. Weil aber meine Abſicht nicht iſt, mich dem allgemeinen Gebrauche zu widerſetzen; weil auch die gedachten Wörter in der Ausſprache etwas haben, was der deutſchen Sprache eigen iſt: ſo habe ich ihnen das von den Deutſchen geſchenkte Bürgerrecht nicht abſprechen wollen; und daher nur darauf acht gehabt, was in der deutſchen und lateiniſchen Sprache einerley Ton verurſachet.

§. 14. Im Deutſchen und Lateiniſchen werden Wörter, die einerley Verſtand in ſich begreifen, nach einerley Regel verbunden. Alſo mag man auf die Abfälle, auf die Geſchlechter, auf die Numeros, auf die Modos ſehen: ſo wird man in beyden Sprachen eine groſſe Übereinſtimmung erblicken. Man hat zwar wenig Regeln, die man ſo allgemein abfaſſen könnte, daß nicht eine Ausnahme dabey ſtatt haben ſollte. Aber dem ohngeachtet muß man ſich über die Gröſſe der Aehnlichkeit in dieſem Stücke verwundern, wenn man die Grammatiken beyder Sprachen gegen einander hält.

§. 15. Man hat im Lateiniſchen die bekannte Regel, daß man in der Verbindung eines weſentlichen Nahmens mit einem zufälligen, oder mit einem Vorworte, oder mit einem Mittelworte, die drey letzten Wörter in eben das Geſchlecht, in eben den Abfall, in eben den Numerum ſetzen muß, in welchem der weſentliche Nahme ſteht. Eben dieſe Regel hat man auch im Deutſchen zu beobachten, wenn man nicht wieder die Richtigkeit derſelben handeln will. Wenn man dieſe Regel an und vor ſich erweget: ſo ſieht man gar wohl, daß

Hier findet man nun die ganze Reise über Rouan nach Paris, Orleans u. s. w. beschrieben. Die Posten, Herbergen, Städte, Gegenden, Reisegesellschaften, Mahlzeiten, Kirchen, Pfaffen, Reliquien, Fabeln, Wunder der Heiligen, Universitäten, Lustschlösser u. d. m. sind hier nach dem Leben abgeschildert. Sonderlich findet man den Character der Franzosen und Französinnen, ihre Geschwätzigkeit, Eitelkeit, Coquetterie, Freyheiten, Unsauberkeit, Schönheiten und Häßlichkeiten, mit allem Witze eines Engländers entworfen. Er lobt indessen auch, was zu loben ist; wie er denn unter andern die deutsche Nation, auf den hohen Schulen zu Paris und Orleans, mit den größten Lobsprüchen erhebt. Doch wir wollen auch eine kleine Probe von der Schreibart dieses Werkchens geben. Es mag von der 302 S. die Beschreibung der Schwatzhaftigkeit des Frauenzimmers seyn.

„Man kann sich keinen bessern Begriff von ei„ner Französinn machen, als daß sie unaufhörlich „plappert und plaudert, welches verdrüßlich, be„schwerlich und unendlich ist: so, daß es einem „eher an Ohren, als ihr an Zunge gebrechen wird. „Horazens ewiger Schwätzer in der IX. Satire ist „nur ein Kind gegen sie: und hätte Aristoteles sie „gekannt, so hätte er viel Arbeit ersparen können, „da er ein perpetuum mobile ausgrübeln wollte; „und es hätte ihn von einer Ketzerey befreyet, die „noch diese Stunde seine Lehre befleckt, daß näm„lich quidquid movetur, ab alio movetur. Denn „ihre Zunge beweget sich selbst, und verursacht sich

„auch

„auch die Gelegenheit zum Reden ſelbſt. Wenn „ſie gehen, ſo gleichen ſie einer Perpendikeluhre, „man darf ſie in acht und vierzig Stunden über „einmal nicht aufziehen: denn ſo lange reicht die „Kette ihres Klapperwerks zu. Es kam eine pa„riſiſche Madame auf der Landkutſche mit uns von „Rouan. Wir waren vierzehn Stunden beyſam„men, von welcher Zeit (dieß kann ich mit den „Fingern auf dem Buche beſchweren) ihre Zunge „uns eilf Stunden und ſieben und funfzig Minuten „weggefreſſen. Solche unaufhörliche Schwätze„rinnen ſind ſie alle. Es wird ihnen eher am Othem, „als an Worten gebrechen; und kaum halten ſie im „Grabe das Maul.“

Wir müſſen auch hievon abbrechen, und verſichern, daß unzählige noch lebhaftere Bilder hierinnen vorkommen.

Das letzte Stück dieſer Sammlung iſt die kurzgefaßte Chronologie, des berühmten Ritters und Weltweiſen, **Neutons**; die ſelbiger ſeinem gröſſern Werke von der Zeitrechnung vorgeſetzet hat. Dieſer große Mann iſt nicht nur in ſeiner Optik und Naturlehre von tiefer Einſicht geweſen: Er iſt es in den Alterthümern, Fabeln und Geſchichten eben ſowohl. **Scaliger**, **Calviſius** und **Petavius** haben ſich um die Wette bemühet, die alte Zeitrechnung in Ordnung zu bringen: allein ſie würden ſelbſt erſtaunen, wenn ſie das Licht ſehen ſollten, was **Neuton** allen alten Geſchichten angezündet hat. Die alten Aegyptier und Griechen haben ihre Geſchichte und Fabeln viel älter ge-

macht, als sie waren. Neuton zeigt auf eine fast unwidersprechliche Art, daß der Zug der Argonauten um Davids oder Salomons Zeiten, die Belagerung von Troja um Rehabeams Zeiten, und folglich alle griechische Begebenheiten um zwey bis drey Jahrhunderte neuer seyn müssen, als sie sonst gehalten worden. Dadurch bekömmt nun die ganze alte Historie ein unvermuthetes Licht; alles stimmt vortrefflich überein; und die asiatischen, ägyptischen und europäischen Alterthümer biethen der heiligen Schrift viel besser die Hand.

Er bestärket aber seine Lehren durch die Festsetzung der Dauer der Geschlechter und Regierungen. Man hat in Griechenland zuerst nach Menschenaltern, hernach nach den Regierungen der Könige gerechnet; beyde aber zu lang angenommen, wenn man sie auf 30 bis 33 Jahre gesetzet. Er zeiget, daß in einer langen Reihe von Königen oder Regenten eines Landes insgemein nur 18 bis 20 Jahre auf jeden kommen: dadurch denn die alten Zeiten sich sehr verkürzen. Er bestätiget dieses durch astronomische Gründe. Denn weil Jason, Musäus und Chiron bey ihrem Kolcherzuge die erste Himmelskugel gemacht; so giebt dieses dem Herrn Neuton Gründe an die Hand, zu zeigen, um welche Zeit solches geschehen seyn müsse. Wer ein Liebhaber der alten Mythologie ist, der wird dieses ordentliche Zeitregister aller Begebenheiten mit Vergnügen lesen.

Wie nun aus dieser ganzen Sammlung erhellet, mit was für Beschäfftigungen, die Frau

Pro-

Professorinn, ihre meisten Nebenstunden zubringet: so wird man auch sehen, daß ihre Feder in der ernsthaften, philosophischen, historischen und lustigen Schreibart eine gleiche Stärke besitzet.

V.

Fortsetzung der Abhandlung von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren.

Welch ein großer Trost würde mir es nicht seyn, wenn man uns diejenige Rhetorik beygebracht hätte, welche, wie der berühmte Verfasser des **Telemachs** in seinen Noten sagt, geschickt ist, uns zu unterrichten, die Leidenschaften zu unterdrücken, die Sitten zu bessern, die Gesetze zu unterstützen, die öffentlichen Rathschläge zu ordnen, und die Menschen gut und glücklich zu machen. Wie ist es doch möglich, daß ich zu diesem Zwecke durch die Mühe hätte gelangen können, die ich mir geben mußte, Redens-Arten herzuplerren, deren Sinn ich nicht einmal verstand; sinnreiche Schwünge auszukünsteln, deren Grund ich nicht einsah; nach meinem damaligen Wahne, mit Anmuth zu reden, ohne daß ich wußte, was ich sagen sollte? Ist das nicht der gerade Weg, die größten Wahrheiten durch verstrickte Worte, durch leere und übertriebene sogenannte Zierrathe zu erschöpfen? Man hat ja wohl

Recht, ſich mit einem alten Schriftſteller (*) zu beſchweren, daß ſich ein verpeſteter Einfluß unter uns eingeſchlichen; aus welchem man Regeln eines ungeheuren und ſchwülſtigen Geſchwätzes für die Jugend zuſammen geſtoppelt hat. Denn man erlernt eine Beredſamkeit, die mehr zum Verderben der Schreibart, als zu deren Bereicherung dienet. Sie beſteht in lauter ausſchweifenden Metaphorn und andern aufgeblaſenen Figuren; ſie nimmt ſich ſorgfältig in acht, natürlich und ungekünſtelt zu reden. Dieß nun macht die Lehrlinge auf ewig untüchtig, ſich in ihren Schriften, Reden und Geſprächen verſtändlich auszudrücken, da ſie nichts anders gelernet haben, als fremde Redensarten und Ausdrücke zu entlehnen, womit ſie ihre Abhandlungen ausſpicken, ohne ſich um die Deutlichkeit und Schönheit der Schreibart im mindeſten zu bekümmern.

Sie erwägen niemals, daß dasjenige, was uns von Natur angebohren iſt, und uns ohne Mühe einfällt, unendlich beſſer ſey, als alles, was wir von andern erborgen, und erſt ängſtlich erringen ſollen. Woher kömmt es, daß Homer den Phemius ſagen läßt (**): **was ich weis, das weis ich von mir ſelbſt!** Gleichwohl iſt dieſes eine Wahrheit, die auch alle diejenigen angeht, welche

(*) Nuper ventoſa quædam, et enormis loquacitas huc commigravit, animosque juvenum ad magna ſurgentes veluti peſtilenti quodam ſidere afflavit, et corruptæ eloquentiæ regula ſtetit.

(**) αὐτοδίδακτος δ' εἰμι. Ipſe per me doctus ſum. Odyſſ. XXII.

welche gute Redner ſind, indem keiner unter ihnen ſich rühmen kann, in den Schulen diejenige Redekunſt gelernet zu haben, welche die Wildeſten gelehrig, und auf ihren Vortrag aufmerkſam macht, ſo flüchtig und leichtſinnig der Schüler auch ſey; welche die Unwiſſenden unterrichtet, überzeugt, und die Halsſtarrigen überredet, die Trägen ermuntert und die Kaltſinnigen erhitzet.

Wie ſehr müßte ich meine Jugendjahre nicht beſeufzen, wenn es beſtändig mit mir ſo geblieben wäre, als da ich aus dieſer Claſſe kam, allwo ich ſo viel ſchöne Sachen lernen ſollte! Allein zu allem Glücke habe ich alles das vergeſſen, welches man nicht brauchen kann, ohne ausgeziſchet zu werden. Wozu ſollten mir jetzt die unendlichen Eingänge, die unordentlichen Erzählungen, die ungereimten Betrachtungen, die abgeſchmackten Vergleichungen, die ganzen Legionen von Figuren und ungeheuren Metaphorn dienen! wenn ich nicht aus mir ſelbſt dieſen Verluſt meiner erſten Jahre erſetzen gelernet hätte.

Es würde ſehr langweilig ſeyn, allhier einige Proben dieſer herrlichen Beredſamkeit, dieſer Hirngeſpinſte und Ungeheuer von Redensarten und Sinnſprüchen anzuführen, die faſt in die Reihe der prophetiſchen und ſibylliniſchen Ausdrücke (*) geſetzt zu werden verdienen, welche aus der Tiefe ihrer Höle und mit einer Stimme, die minder einer menſch-

(*) Talibus ex adyto dictis Cumæa Sibylla
Horrendas canit ambages, antroque remugit,
Obſcuris falſa involvens. *Virgil. Aeneid. VI. v. 93.*

menschlichen, als einem Geheule ähnlich kam, erschreckliche Reden ausstießen, darinnen die Wahrheit in dicken Wolken verhüllet lag.

Ich kann, ohne daß ich die Sache zu hoch treibe, kühnlich versichern, daß wenn mein Professor die mindeste Verzuckung gemacht hätte, wenn er auf dem Lehrstuhle dergleichen Gewebe von ausschweifenden Redensarten hersagte, ich geglaubt haben würde, er wolle uns durch Gespenster erschrecken.

Ich müßte viel Zeit haben, wenn ich alles erzählen wollte, womit ich in den sechs Jahren beschäfftiget gewesen. Mein Ehrgeiz nahm nach dem Maaße zu, wie ich meine Aufsätze durch dergleichen schöne Raritäten, entlehnte Gedanken, erklärte Verse, metrische Labyrinthe, und närrische Anagrammata, auszupußen wußte. Ach! könnte ich jetzt alle die Nachtwachen zurück holen, die ich auf dieses Kinderspiel verwandt! könnte ich sie doch zu nützlichern und nöthigern Arbeiten anwenden! Wie glücklich wollte ich mich nicht schätzen!

Sind denn dieses nun die gehörigen Zubereitungen, welche allen denen Eigenschaften zum Grunde dienen sollen, womit ein junger Mensch ausgerüstet seyn muß, wenn er nunmehr zu denen Aemtern übergehen will, zu welchen seine Geburt ihn bestimmet hat?

Das sechste scholastische Jahr gieng Gottlob! zum Ende. Wer war froher als ich, den Hafen dieses so schreckenvollen Meeres erreicht zu haben! Der Haß, den ich damals gegen alle Bücher hatte,

es mochte Cicero oder Alvarus, Livius oder Scarius, oder wer es wollte seyn, diente mir zu einer süßen Rache, für alles, was mir in meinen Schuljahren widriges begegnet war. Die Pferde, die Hunde waren die ganze Bekrönung meiner erlangten Vollkommenheiten (*). Mein Degen war nicht das geringste Stück meiner Ergetzungen, denen ich mich in die offnen Arme warf. Er diente mir zur Erinnerung der Herrlichkeit meiner Verdienste, deren Sinnbild er war. Durch ihn unterschied ich mich von allen denen, die noch im Staube der niedern Bänke schwitzten; er allein war auch der einzige Zeuge, daß ich was gelernet haben sollte.

Mein Vater, der ein Kenner der guten Erziehung seyn wollte, glaubte, ich wäre nunmehr über die größten Schwierigkeiten weg, die ein Rath oder Staatsbedienter auszustehen hat: und ich würde mich plötzlich mitten unter ihnen erblickt haben; wenn mein Vater nicht unglücklicher Weise gehöret hätte, es gäbe noch andere Schulen, durch die ich auch erst gehen müßte. Die Vernunftlehre, Naturlehre und Metaphysik, mein Sohn, sagte er, scheinen mir sehr feine Sachen zu seyn, und wie man sagt, so werden sie dir viel nützen. Du mußt mir auch die noch lernen!

Kein Donnerschlag hätte mich ärger rühren können! Mich, der ich mich nach einer so langen Schulewigkeit zu allen Bedienungen fähig hielt; ich, dem kein Mensch sich ohne diejenige tiefe Ehrfurcht

(*) Gaudet equis, canibusque. *Horat.*

furcht nahen dorfte, die man einem Rhetor und einer Person schuldig ist, die Dominus hieß, und einen Degen trug? Kurzum, der Wille meines Vaters war stärker als mein Stolz! Es ist wahr, daß ich schon damals einige Kenntniß von den logischen und physikalischen Kunstwörtern hatte; aber die Mühe hatte ich mir nie genommen, zu fragen, was das für Thiere wären? Wenn du nur, dachte ich, dir den Kopf nicht mehr mit Auswendiglernen der Verse, Reden und Aufgaben martern darfst, als der elendesten und jämmerlichsten Arbeit, die ich unter der Sonnen kannte: so mag das andere alles gehen, wie es will.

Ich war also gehorsam, und setzte mich in den Stand. Wenn ich meine Brieftasche, mein Schreibzeug und meine Papiere ansah, so dachte ich, ich wäre schon ein Staatsrath; und hielt mich über alle meine Gegner weit erhaben. Kaum hatte ich die erste Lehrstunde angehöret, so grüßten mich alle Menschen, als einen ehrwürdigen Weltweisen; ungeachtet die ersten Worte, die unser Lehrer uns nachschreiben ließ, mir gar nicht in den Kopf wollten. Summulæ Dialecticæ, Logica major etc. schienen mir sehr schwere Wörter zu seyn. Gleichwohl glaubte ich, die Materie müßte um desto erhabener und wichtiger seyn, je weniger ich sie verstand; und dieß war der einzige Sporn, der mich weiter trieb.

Durch dieses Vorurtheil kam ich über die größten Schwierigkeiten weg, die der Professor durch seine Erklärungen nur noch immer verstrickter machte.

machte. Ich war einmal von der Wichtigkeit der Sachen überzeuget; und also ließ ich es mich nicht irren, daß ich sie nicht verstund: genug daß ich unter einer Menge lauter solcher großer Männer saß, als ich selbst war. Die Lehre unsers Professors, nur immer frisch drauf los zu disputiren, gesetzt, daß wir uns einander nicht verstünden (*), machte mich auch in meinem Disputiren sehr hitzig, welches ich als das sicherste Mittel ansah, mich vor meinen Mitbrüdern hervor zu thun. Wenig Tage giengen vorbey, so hatte ich sie schon von allem überredet, was ich nur wollte. Meine Distinctionen, an die ich mich gewöhnete, machten ein gewaltiges Aufsehen, wenn ich noch einige von meinen Leibwörtern (**) hinzusetzte. Ja ich war wohl gar so keck, daß ich mir neue Machtwörter (***) ersann, um die andern stumm zu machen.

Bloß die Art bey verschiedenen Umständen zu argumentiren, machte mir zuweilen Schwierigkeit, indem ich niemals den Sinn aller der Worte ergrübeln können, deren man sich dabey bedienen muß. Ein Barocco oder Baralipton ward gar oft mit einem Fapesmo oder Frisesomorum vertauscht. Dem ungeachtet gelung mirs mehrentheils recht gut, bey meinen logicalischen Gefechten; da meine Widersacher sich nicht allezeit darauf besannen, mir ein nego suppositum, oder ein distinguo consequentiam, in

(*) Clament, clament Domini, etiamsi non intelligant; nam clamor est signum intelligentiæ.
(**) Categorematice. Pimpinnaliter. Robustive.
(***) Scindapsus. Blictri. Honeuain.

sie in beyden Sprachen allgemein ist. Wenn man aber auf die Gedanken acht hat, die man im Deutschen durch Deutsche, und im Lateinischen durch Lateinische Wörter ausdrücket: so zeiget sich ein merklicher Unterscheid. Der Lateiner hat Wörter, die männliches Geschlechts sind, und die man im Deutschen durch Wörter geben muß, die entweder weibliches Geschlechts sind, oder zu keinem von beyden können gezehlet werden. Und nimmt man lateinische Wörter, die entweder eines weiblichen, oder eines solchen Geschlechts sind, welches zwischen beyden das Mittel hält: so ist man wiederum vielfältigmal genöthiget, im Deutschen Wörter zu nehmen, deren Geschlechter von den Geschlechtern der Lateinischen gänzlich abgehen. Man hat aber auch eine sehr grosse Menge solcher Fälle, da man im Deutschen eben das Geschlecht braucht, welches im Lateinischen statt hat. Ich will nicht so weitläuftig seyn, und eine Erzehlung der Wörter hersetzen. Ich will bloß ein Exempel aus Ciceros Buche von der Freundschaft anführen. Daselbst schreibt er: Qui igitur utraque in re gravem, constantem, stabilem se in amicitia præstiterit, hunc ergo maxime raro hominum genere judicare debemus & pene divino. Wer sich also in beyden Sachen als einen ernsthaften, gesetzten und standhaften Mann in der Freundschaft wird erwiesen haben, den mögen wir vor einen Mann halten, der aus einem höchst seltenen und fast göttlichen Geschlechte herstammt. Man erblickt in diesem Exempel alle drey Geschlechter, und wird in beyden Sprachen eine völlige Übereinstimmung gewahr. Ja diese Übereinstimmung erstreckt sich so gar bis auf den Abfall und den Numerum,

§. 16.

in den Weg zu werfen. Sie blieben oftmals mit offnem Maule erſtaunt ſtehen, und damit, gehorſamer Diener!

Mein Büchelchen mit Diſtinctionsformeln (*) half mir nicht allemal aus Nöthen; darum flickte ich insgemein einige Wörter aus meinem eigenen Gehirne hinzu, und zwar im Angeſichte meines Profeſſors, den meine Argliſt noch dazu in der Seelen freuete. Es hat aber blutwenig gefehlet, daß kein Menſch von allem ein Wort verſtund. Dem ſey wie ihm wolle; ich maßte mir das Recht an, ſo gut als der Profeſſor was neues zu ſagen. Es iſt zwar wahr, daß ich meine eigenen Diſputationen nicht einmal verſtand: gleichwohl trug ich den Sieg davon, und daran allein war mir gelegen, um von meinen Mitſchülern nicht ausgelacht zu werden.

Es iſt erſtaunlich anzuſehen, wie eine ſolche logiſche Zankſchule ſich einen halben Tag herumbalgen und ſchreyen kann, ohne einander zu verſtehen. Sie diſputiren: **ob eine ſich bewegende Maſchine, die man von weitem ſieht, ein Thier ſey? oder ob die Raiſonnabilität dieſer Maſchine, mit deren Animalität einerley ſey?** Was will ein Logicus wohl darauf antworten? Er muß wahrhaftig die Sache lieber zugeben; zum wenigſten wegen des Miſchmaſches der Worte. **Die Animalität**, ſagt man, iſt mit der **Raiſonnabilität identificirt**, wenn man ſie nach dem Verſtande, und nicht nach der **Animalität** in der Maſchine, betrachtet.

Ein

(*) Es führet den Titel: Saeculum Diſtinctionum.

Ein ſolches Wortgezänke währet länger, als man denken ſollte; man muß zum mindeſten erſt ein Geſchwader Schlußreden gemacht haben, die wir ſehr ſinnreich die **Vorpoſten** nannten, um den erſten Anfall auf die Schwierigkeit der Frage zu thun. Alsdann iſt es luſtig zu ſehen, wie dieſe Zänker ſich erhitzen, die Perrücken und Hüte zerzauſen, die Stimme erheben, und aus vollem Halſe ſchreyen. Die Mäntel, Hände, Arme und Füße verwirren ſich durch einander, und endlich wird die Convulſion durch Fauſtſchläge heraus gebracht. Und ſo ſehen nun ein Paar ſcholaſtiſche Philoſophen aus! (*)

Nach Verlauf eines ganzen Jahres, und wenn man einen guten Vorrath unbekannter und unverſtändlicher Worte eingeſtoppelt hat, kommen die Ferien: die Schulſtunden haben ein Ende, und die Diſputationen ſind entſchieden. Alsdann ſind wir recht Logici: das heißt Leute, die gelehrt und verſtändig ſind, die, wie man vorgiebt, gelernet haben richtig zu denken, alles was in ihrem Gehirne vorgeht in gehörige Ordnung zu bringen; um ihre Gedanken einem andern deutlich vorzutragen, er ſey ſo klug oder dumm als er wolle. Kurz, Leute die die **Kunſt zu denken**, gelernet haben.

Was! wird man ſagen, die **Kunſt zu denken**! Das was wir geleſen haben, war ja die **Kunſt zu ſchreyen**. Dieſer Einwurf aber bekümmert mich wenig. Nicht nur heut zu Tage, ſondern ſchon

(*) Feliciores eſſent, ſi tantum loquaces, non etiam rixoſi pertinaciſſime altercando plerumque veritatem amitterent. Mopsus ἀνεπιστ.

schon von langen Zeiten, ist dieses der Gebrauch unter den Schulfüchsen, oder scholastischen Philosophen gewesen. (*) Wenn es also gewiß ist, daß ein animal disputax, und ein Mensch der ordentlich denkt, gleichbedeutende Worte sind; so darf man ja wohl nicht zweifeln, daß ich eben diese rechte Kunst zu denken; und folglich die Kunst gelernet habe, meine Reden demjenigen vernehmlich zu machen, mit dem ich rede. Das mag ein jeder bey sich selbst weiter überlegen. Wie ist es doch möglich, daß dieser Kunstgriff zu disputiren, geschickt seyn sollte den Verstand des Menschen zu bessern, wenn der ganze Plunder dieser Vernunftlehre, ein leerer Kram dunkler ungewisser und unbestimmter Worte ist, die nichts anders zu Wege bringen können, als den Umsturz der gesunden Vernunft.

Man müßte seiner Sinnen beraubet seyn, wenn man dieser Logik die Ehre anthäte, sie fein und tiefsinnig zu nennen. Wer sich aber unterstehen wollte, dieses denen großen Männern zu sagen, die selbige lehren, der würde verwägen handeln. Dieß ist auch kein Wunder: denn, je unwissender man ist, desto unverschämter ist man (**), desto hurtiger die größten Wahrheiten auszuzischen.

Indessen ward ich der geschickteste Mensch in meiner Classe, und sprang über viele meiner Mitschüler weg. Ich würde mich noch itzt darüber freuen;

(*) Ars quae hodie nugas quasdam anxias pueris inculcat, et plus quam muliebrem rixandi pertinaciam tradit. etc.

(**) Quo quisque est indoctior, hoc sibi placet insolentius, hoc se magis jactat, ac delectat etc. Blasphemant quod ignorant.

freuen; wenn ich nur dasjenige gelernet hätte, was die Logik von rechtswegen lehren, und man nie vergessen soll. Allein die Raisonnabilität, Animalität, Syncathegoreität, Prädicabilität, und Transcendentalität, scheinen mir nicht gründlich genug zu seyn, einen Verstand zu bilden, die Urtheilskraft zu ordnen, und den Begriff des Menschen scharfsichtig zu machen.

Sind die Künste und Wissenschaften dem menschlichen Leben nützlich, so müßte man sehr unvernünftig seyn, wenn man mit frecher Stirne sagen wollte, diese arme Logik sey eine Kunst; da sie kaum des Namens eines elenden Handwerks, von Zankern, Großmäulern und Schulfüchsen verdienet. (*)

Die dritte Wirkung des Verstandes besteht darinn, daß man durch Beyhülfe der furchtbaren Wörter, Barbara, celarent etc. einen Schluß zu erpressen wisse. Nun möchte ich wissen, ob ein Mensch, der von diesem verwünschten Zeuge nie etwas gehöret hätte, nicht fähig seyn sollte, von menschlichen Händeln zu urtheilen, seine Meynung von den Ansprüchen der Prinzen, von ihren Vortheilen, vom öffentlichen Staate, vom Vaterlande, den Seinigen und sich selbst zu sagen? (**) Es ist wahr, daß ein Pedant in Entscheidung der Sachen ein gutes Stück dreister ist, als ein anderer; und daß ein einziges ergo ihn unüberwindlich macht. (***) Ich

(*) Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria. *Phaedr. Fab* XVII.

(**) Bella, paces, imperia, consilia, judicia, comitia, connubia, pacta, foedera, leges, artes, ludicra, publica, privataque, omnia mortalia negotia. l. c.

(***) Tribus instructi syllogismis inconclamate audent

beklage meinen lieben Vater, der mich mit ſolcher Herzensluſt diſputiren hörte: noch mehr bedaure ich, daß er treuherzig gnug war zu glauben, die Hoheit dieſer Materien, habe mich zum ſpitzfündigſten Staatsrathe tüchtig gemacht.

Man muß keine, oder doch ſehr wenig Vernunft beſitzen, wenn man dieſen Weg gelehrt zu werden genehm halten will (*); es iſt das wahre Mittel von Sinnen zu kommen, wenn man alle Subtilitäten der Realiſten, Nominaliſten, Thomiſten, Albertiſten, Scotiſten, Occamiſten, und aller andern Iſten zu Hülfe nehmen will. (**)

Wie iſt es doch begreiflich, daß ein Menſch Gutes und Böſes unterſcheiden könne, wenn der ganze Grund ſeiner Betrachtungen auf einer Menge von Hirngeſpinſten beruhet? Ich glaube einem ſolchen Menſchen müßte von rechtswegen im hellen Tage ſo angſt werden, als den Kindern im Finſtern (†). Oder mit dem Seneca zu reden: dieſe Leute zittern in der Finſterniß, indem es für ſie keine Sonne giebt (††).

Num quavis de re cum quovis certare, pertinacia reddit invictos, etiamſi ſtentorem opponas. *l. c.*

(*) Gens ratione carens et Mentem paſta chimeris. *Buchananus.*

(**) Has ſubtiliſſimas ſubtilitates ſubtiliores etiam reddunt tot Scholaſticorum viae, ut citius ex labyrinthis te explices, quam ex involucris Realium Nominalium, Thomiſtarum, Albertiſtarum, Occamiſtarum, Scotiſtarum, Peripateticorum, et aliorum coecitatis ſectatorum, *μορίας ἔπαινος.*

(†) Veluti pueri trepidant, atque omnia coecis In tenebris metuunt, ita nos in luce timemus. *Lucret.*

(††) Falſum eſt Lucreti! non timent in luce, omnia

Nun wird es wohl unnöthig seyn, noch ein Wort von meiner Physik zu sagen; eine Wissenschaft, die mir unbekannt blieb, auch nachdem ich sie erlernet hatte: denn niemals habe ich mir einen richtigen Begriff davon machen können, insonderheit da der Professor sie einen Garten nannte, worinnen es weniger Dornen geben würde, als in der Vernunftlehre. Die Wuth so ich zum Disputiren empfand, erlaubte mir nicht, den Grund dieser Wissenschaft genau zu untersuchen; es war für mich und meine Cameraden genug, wenn wir nur Gelegenheit darinn fanden, uns wacker herum zu balgen: denn die Distinctionen hatten hier nicht minder statt, als in der Logik; und der Gelehrteste war allemal der, der am besten distinguiren konnte.

Die berühmte Frage von der Natur der Privation, machte mir viel zu schaffen (*): denn mir war daran gelegen, sie recht durch zu disputiren, um zu wissen, wann sie ein Grund der Physik ist. Es ist nichts natürlicher, als daß man die Grundsätze einer Kunst durch einander wühlet, ehe man sie noch gründlich erlernet hat. Gleichwohl habe ich nach der Zeit gehöret, daß eine recht vorgetragene Wissenschaft, sich allezeit auf ihre Gründe beziehen und darauf beruhen müsse.

Sollte ich mir alle die Disputationen und Fragen wieder zu Gemüthe führen, die mich so oft sieghaft gemacht haben, so würde ich alle Menschen

sibi tenebras fecerunt, nihil vident, ne quid noceat, ne quid expediat. Seneca. Epist. X.

(*) Privatio principiat, quando primo est, aut quando primo non est.

verwirren und mich selber mit; und dieses durch ein Mischmasch von Worten, davon ich keine Erklärung geben kann, man möchte sich denn mit dem begnügen, was mein Maul herplappern würde, ohne daß der Verstand etwas davon wüßte: wie mirs in der Physik gieng; allwo die mehresten Wörter immer die Oberhand behielten. Es kam gar nicht darauf an, die Wahrheit erfunden, sondern seinem Gegner das Maul gestopft zu haben. Dieses darf niemanden Wunder nehmen, und muß nothwendig allenthalben so seyn, wo man von dem Verstande und der Geschicklichkeit eines Menschen, nach seiner fertigen Zunge urtheilet. Wenn nun noch vollends mit dergleichen Siegen, Ehre und Belohnungen verbunden sind, die doch nur auf ein gutes Maulwerk ankommen: so ist es kein Wunder, wenn der Witz hernach alles vermenget, verwirret, und die Bedeutungen der Wörter radebrecht, damit ihm nur was zu sagen übrig bleibe: weil der Sieg nicht demjenigen zu Theile wird, der die Wahrheit auf seiner Seite hat; sondern dem, der das letzte Wort behält.

Ein Mensch, dessen Kopf und Gedächtniß mit allen diesen Worten vollgepfropfet ist, dem kömmt es nicht schwer an zu reden, zu schreyen und zu zanken, wenn es auch über nichts wäre. Wenn er nur lunge genug hat, so wird man doch zuletzt glauben, er sage was rechts. Die erste beste Materie, die man zu packen kriegt, ist hinlänglich ein ganzes Jahr darüber zu schreyen, ohne etwas anders als Aristotels Schluß (*) heraus zu bringen.

Man

(*) Materia prima est nec quid, nec quale, nec quantum.

Man würde glauben ich hätte meine Leſer zum Beſten, wenn ich der Liebe gedenken wollte, deren erſte Materie von ihrer formellen Subſtanz verſchlungen wird, wenn ſie dieſelbe nicht beſitzt (**); und von der Freude wenn ſie ſie beſitzt.

Das übrige folgt nächſtens.

* *

VI.

Polyäns, und des Sextus Julius Frontins Kriegsränke der berühmteſten Feldherren, und einiger Heldinnen; jene aus dem Griechiſchen, dieſe aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit Anmerckungen verſehen, von M. Johann Chriſtoph Kind. Leipzig 1750. bey Carl Ludewig Jacobi.

Die Zeit, da man unſern Deutſchen die Schriften der alten Griechen und Römer überſetzt um die Wette in die Hände zu liefern ſuchte; und die ſchon im 16ten Jahrhunderte, ſo zu reden, ganze Bücherſäle damit anfüllen konnte, hatte ſich im vorigen Jahrhunderte etwas verlohren: als die deutſchen Schriftſteller ſich einbildeten, ſie wären ſchon ſelbſt klug genug, was gutes zu ſchreiben; oder als vielmehr die Herren Handwerksgriechen und Lateiner den Leuten einbildeten: man müßte alle dieſe Bücher ja in keiner Ueberſetzung, ſondern durchaus in der Grundſprache leſen. Allein das itzige Jahrhundert hat dieſes Vorurtheil wieder fahren

(**) Materia prima appetit formam ſubſtantialem appetitu amoris, quando ea non eſt informata; et appetitu gaudii, quando ea eſt informata.

lassen, und von neuem angefangen, den Alten, unter unsern Landsleuten mehrere Leser zu erwerben: indem es doch unmöglich ist, daß alle Deutschen so viel griechisch und latein lernen könnten, die Urschriften selbst ohne Anstoß zuverstehen.

Der Herr M. Kind, der uns schon einige Bände von Plutarchs Lebensbeschreibungen großer Männer verdeutscht geliefert, gehört mit unter die Zahl derjenigen geschickten Uebersetzer, die unserm Vaterlande, die nützlichen Scribenten des Alterthums wieder in die Hände zu geben suchen. Er machet in der Vorrede einen guten Unterscheid, unter denjenigen Schriften der Alten, die übersetzt zu werden verdienen, und denen, die solches nicht verdienen. Einige griechische und römische Bücher sind bloß von den Gelehrten zu nutzen; dahin die philosophischen, mathematischen, grammatischen, und rhetorischen Bücher gehören. Diese mögen immer griechisch und lateinisch bleiben; denn die Gelehrten sollen sie von rechtswegen in ihren Grundsprachen lesen können. Andre aber sind von allgemeinem Nutzen, und können zum Theil wohl gar von den Gelehrten nicht gebrauchet werden. Dahin gehören erstlich die historischen, sodann aber auch die Schriften vom Feld und Ackerbaue, von der Jagd, Fischerey, Baukunst, dem Bergbaue und Kriegswesen. Alle diese Sachen, werden von den sogenannten Unstudirten am meisten genutzet; und diesen reißt man sie aus den Händen, wenn sie in den Grundsprachen allein verscharrt und vergraben bleiben. Man muß sie also zum gemeinen Nutzen verdeutschen und gemein machen.

Dieses

Dieſes hat nun hauptſächlich in Anſehung der Kriegsleute ſtatt. Dieſe haben ſelten ſo viel aus den Schulen mitgebracht, daß ſie die griechiſchen und lateiniſchen Bücher verſtehen könnten. Und wer will es von ihnen begehren, daß ſie es noch in erwachſenen Jahren lernen ſollten? Wollen wir alſo nicht, daß ſie die Kenntniß dieſer zu ihrem Handwerke ſo nöthigen Sachen, ſich bloß aus dem Franzöſiſchen zu wege bringen ſollen: ſo muß man ihnen auch deutſche Ueberſetzungen davon in die Buchläden ſchaffen. Wie mancher muntrer Kopf unter höhern und geringern Befehlshabern hat nicht lange Weile in ſeinen Quartieren? Er läſe gern ein Buch, das zu ſeiner Lebensart zuträglich wäre. Allein wo ſoll er es finden; da ſo wenige ſeiner deutſchen Handwerksgenoſſen etwas dahingehöriges geſchrieben haben? Selten hat ein Kriegsbedienter ſoviel gelernet, daß er ſich die Feder ſo gut zu führen getrauete, um ſeinen Spießgeſellen, die durch Fleiß und Erfahrung erworbene Kenntniß des Kriegsweſens mitzutheilen. Wer alſo nicht das Franzöſiſche kann, der muß entweder auf die alten deutſchen Ueberſetzungen eines Polybius, oder Frontins verfallen, die ſchon vor zweyhundert Jahren gedruckt worden, aber eben darum ſchwer anzutreffen, ja bisweilen ſchwer zu verſtehen ſind; oder er muß ſich mit bloßen Romanen behelfen: woraus er aber eine ganz andre, und mehr ſchimpfliche als rühmliche Kriegskunſt lernen und begreifen wird.

Dieſe Arbeit des Herrn Magiſters wird alſo ſolchem Mangel vollkommen abhelfen: und wir wünſchen nunmehr allen jungen Befehlshabern Glück,

§. 16. Was insbeſondere die Abfälle betrifft, ſo könnte man bey einer genauen Unterſuchung eine höchſt zahlreiche Menge ſolcher Verbindungen entdecken, da beyde Sprachen in den Abfällen eine überaus groſſe Aehnlichkeit mit einander haben. Im Lateiniſchen wird der Genitivus bald deswegen geſetzt, weil ein weſentlicher Nahme mit einem andern, der was verſchiedenes bedeutet, verbunden wird; bald wegen eines zufälligen Nahmens, bald wegen eines gewiſſen Hauptwortes. Verwechſelt man die Lateiniſchen Ausdrückungen mit Deutſchen: ſo geſchiehet es unzehlichemal, da man eben dieſen Abfall unter eben dieſen Umſtänden gebrauchen kan. Weil der erſte Fall gar zu bekannt iſt: ſo will ich bloß den andern und dritten durch einige Exempel erläutern. Alſo werden im Lateiniſchen die Wörter: memor, immemor, reus, latur, conſcius, peritus, dignus; mit dem Genitivo verbunden. Eben dieſer Abfall folgt auf die deutſchen Wörter: **eingedenk, uneingedenk, ſchuldig, ſatt, bewuſt, erfahren, würdig.** Im Lateiniſchen haben Zeitwörter, die ein Gedächtniß oder eine Vergeſſenheit bedeuten, den Genitivum nach ſich. Solches geſchiehet auch in den Deutſchen Wörtern dieſer Bedeutung. So wird auch in beyden Sprachen zu den Wörtern, womit man jemanden anklagt, beſchuldiget, entſchuldiget und losſpricht, ein Genitivus geſetzt. Man weis zwar, daß im Lateiniſchen ein weſentlicher Nahme nebſt ſeinem Fürworte, verſchwiegen worden. Hingegen aber iſt es auch im Deutſchen gebräuchlich, daß man gerne das Wörtchen: **wegen**; an den Genitivum hängt. Eben ſo wird dieſes Wörtchen zu Hülfe genommen, wenn im Lateiniſchen die weſent-

daß sie einen so angenehmen und zugleich nützlichen Zeitvertreib in den Buchläden finden und wohlfeil sich anschaffen können. Sie werden sich daraus eine Art der Gelehrsamkeit erwerben könney, die ihnen unter ihres gleichen kein geringes Ansehen geben, im Falle der Noth aber, witzige Einfälle und kluge Anschläge darbiethen wird, sich mit Ehren hervorzuthun; und sich durch ihre Verdienste von einem Posten zum andern empor zu schwingen. Unsre Zeiten haben das vor den Vorigen zum voraus, daß sie nicht mit bloßer Tollkühnheit; sondern auch mit List und Verschlagenheit das Kriegshandwerk treiben. Hier kann sich also ein schlauer Kopf oft mehr, als der verwegenste zeigen. Dieß Buch aber wird viele hundert solche Ränke darbiethen, die vorzeiten mit Glück und Vortheil gebraucht worden, und mit geringer Veränderung auch noch heute zu Tage brauchbar sind. Man darf auch nicht denken: Was wollen doch die Gelehrten vom Kriege verstehen? Es sind nämlich nicht die Gelehrten, die etwa in ihrer Studierstube, bey müßigen Stunden, diese Kriegslisten ausgesonnen haben; sondern es sind lauter Feldherren, Gebiethiger ganzer Städte, Befehlshaber großer Schaaren, und andre Kriegsleute gewesen, die sie wirklich in der Erfahrung als tüchtig befunden haben. Die Gelehrten haben nichts dabey gethan, als daß sie selbige unsern Zeiten zu gut aufgezeichnet, und vor der Vergessenheit bewahret haben.

Der Herr Verfasser theilet uns auch einige Nachricht von den Urhebern beyder Werke mit. Sie haben beyde um das Ende des ersten, und den

Anfang

Anfang des zweyten christlichen Jahrhunderts gelebt; und ihre Bücher aus vielen andern ältern Schriften und Nachrichten gesammlet, die itzo gröſsten Theils verloren gegangen. Der Herr M. Kind nimmt hier Gelegenheit, die Kriegswissenschaft der Alten in Vergleichung der heutigen zu loben. Er beantwortet den Zweifel, daſs die heutige Art Krieg zu führen ganz anders sey, als die vormalige; und zeigt, daſs die Alten auch sogar solche groſse Catapulten, Steinschleudern und Mauerbrecher gehabt, die mit unsern Carthaunen sehr übereingekommen: und bey deren Anblicke ein gewisser Lacedämonischer Kriegsoberster Archidamas, ausgerufen hat; Ὤλετο ἀρετά! **Nun ist es aus mit der Tapferkeit!** Man darf also nicht besorgen, daſs die Beyspiele und Erfindungen der Alten heute zu Tage ganz unbrauchbar seyn möchten. Die Erfindung des Pulvers hat wohl etwas, aber nicht alles ändern können: und wer ein wenig Nachdenken und Scharfsinnigkeit besitzt, wird leicht die Anwendung der Alten Kriegsränke auf neuere Zeiten machen können.

In Deutschland hat schon Fronsperger im III. Theile seines Kriegsbuches von kaiserlichen Kriegsrechten, das zu Frankf. 1578 in Fol. herausgekommen, der deutschen Uebersetzung Frontins einen Platz eingeräumet. Der Herr Verfasser scheint die deutsche Uebersetzung vom Polybius, die Wilhelm Eylander 1574 zu Basel drucken lassen, nicht gekannt zu haben; da er wünschet, daſs sich bald ein deutscher Folard finden möge, der diese Arbeit übernehme. Imgleichen haben wir vom Flavius Vegetius

tius eine deutsche Uebersetzung, die 1529 in Fol. gedruckt worden: welcher auch von der Kriegskunst handelt. Die Franzosen haben vom Ablancourt eine Dollmetschung Frontins aufzuweisen, die aber nach seiner Art, sehr ungetreu ist: daher 1748 eine neue, nebst dem Polian in drey Octavbänden zu Paris ans Licht getreten. Es giebt auch in wälscher und holländischer Sprache Uebersetzungen davon, die der Herr M. Kind in Händen gehabt; deren jene 1543 in 8. diese aber 1669 in 12. zu Gorinchen herausgekommen.

Doch unser Herr Uebersetzer ist nicht bey der bloßen Uebersetzung geblieben. Er hat auch hin und wieder, wo es ihm nöthig geschienen, lehrreiche Anmerkungen beygefüget, den Text zu erläutern, und gewisse Alterthümer zu erklären. So erklärt er uns auf der 175sten Seite das Fest der Ceres zu Athen, Eleusinia genannt. Auf der 181 die Art und Einrichtung der alten Kriegsschiffe u. d. m.

Man darf aber nicht denken, daß in unsern Schriftstellern von Krigsränken sonst nichts, als Mord und Todschlag vorkäme. Nein, es sind auch viel andre artige und lustige Sachen darinnen zu lesen. Z. E. die Liebhaber von guten Küchen und großen Tafeln, können darinnen einen trefflichen Küchenzettel von dem Hofe der persianischen Monarchen finden; den Alexander der Große, nachdem er diese orientalischen Speisemeister, und desto schlechtere Helden überwunden hatte, zu Persepolis an einer ehernen Seule verzeichnet gefunden. Wir wollen doch dieses hübsche Bißchen, der alten persischen Schwelgerey zu Ehren, hier mittheilen, damit

es

es desto bekannter werde: woher es gekommen, daß die persische Monarchie zu Grunde gegangen? da Alexander der Große mit einer Handvoll mäßiger Griechen, unzählbare Heere wollüstiger Perser wie die Lämmer erlegt und wie die Tauben in die Flucht gejaget,

Alexander fand in der Residenz der persischen Könige eine eherne Säule, auf welcher nebst den Gesetzen des Cyrus stund, was der König mittags und abends zu seiner Tafel gebraucht hatte. Dieses aber war folgendes:

Vierhundert Artaben reines Weizenmehl. Eine medische Artabe aber ist so viel, als ein attischer Scheffel.
Dreyhundert Artaben Mittelmehl.
Eben so viel Artaben schlechtes Mehl.
Ueberhaupt zu einer Mahlzeit tausend Artaben Weizenmehl.
Zweyhundert Artaben sehr reines Gerstenmehl.
Vierhundert Artaben Mittelmehl.
Eben so viel Artaben schlechtes Mehl.
Ueberhaupt tausend Artaben Gerstenmehl.
Zweyhundert Artaben Grütze.
Zehn Artaben Kraftmehl zu Suppen.
. . . gestoßene und klar gesiebte Kresse.
Zehn Artaben Graupen.
Ein Drittheil von einer Artabe Senf.
Vierhundert Schöpse.
Hundert Ochsen.
Dreißig Pferde.
Vierhundert gemästete Gänse.
Dreyhundert Turteltauben.

Sechshundert kleine Vögel.
Dreyhundert Lämmer.
Hundert junge Gänſe.
Dreißig Ziegen.
Zehn Maris friſche Milch. Ein Maris aber hält ſoviel, als zehn attiſche Choä.
Zehn Maris ſüße Buttermilch.
Knoblauch an Gewicht ein Talent.
Feldzwiebeln an Gewichte ein halbes Talent.
Eine Artabe Bingelkraut.
Zwo Minen Laſerſaft.
Eine Artabe Kürbſe und Gurken.
Laſer an Gewichte ein Talent.
Ein Viertheil einer Artabe ſüßen Aepfelſaft (*).
Ein Viertheil einer Artabe Kürbſenſaft.
Fenchel an Gewichte drey Talente.
Cardobenedikt an Gewichte drey Minen.
Ein Drittheil von einer Artabe Nardenkraut.
Zwo Kapetis (**) Aaronſamen.
Zehn Artaben reinen Seſam.
Fünf Maris Traubenſaft
Fünf Maris in Salzwaſſer gekochte Rettiche.
Fünf Maris in Salzwaſſer zubereitete Kapern zu einem Grünkraute (***)

Zehn

(*) Die dazwiſchen ſtehenden Worte κυκεῶνα ἐκ τῶν ὀξ- ων ἀρταβη ſind ſo verſtümmelt, daß man keinen richtigen Verſtand herausbringen kann.

(**) Heſychius erkläret das Wort Kapetis durch das griechiſche choënix welches ein Maas geweſen iſt, das nach Eiſenſchmids Ausrechnung 2 Noßel gehalten hat.

(***) Das Wort Abyrtace bedeutet ein grünes Gericht, oder ein Grünkraut, welches meiſtentheils aus Kreße, Lauch und aus andern ſcharfen und bittern Kräutern gemacht wird.

Zehn Artaben Salz.
Sechs Kapetis äthiopischen Kümmel.
Eine Capetis aber ist so viel, als eine attische Chönix.
Dreißig Minen getrocknete Dill.
Vier Capetis Eppichsamen.
Zehn Maris Sesamsaft.
Fünf Maris Oel aus Milch,
Fünf Maris Oel aus Wermuth.
Fünf Maris Welschbeerenkrautöl.
Drey Maris süßes Mandelöl.
Drey Artaben getrocknete süße Mandeln.
Fünfhundert Maris Wein.
Wenn sich der König in Babylon, oder in Susa aufhält, so nimmt man halb Palmenfect und halb Wein.
Zweyhundert Fuder Holz.
Hundert Fuder Reißholz.
Hundert Stücken Honig, deren jedes ohngefähr zehn Minen hält.
Wenn er in Meden ist, so liefert man folgendes.
Drey Artaben Cardobenedikt.
Zwo Minen Safran.
Alles dieses braucht er des Mittags und des Abends zu seiner Tafel.
Ueber dieses läßt er austheilen:
Fünfhundert Artaben reines Weizenmehl.
Tausend Artaben reines Gerstenmehl.
Tausend Artaben Mittelgerstenmehl.
Fünfhundert Artaben Semmelmehl.
Fünfhundert Maris Graupen.

Zwanzig tausend Artaben Gerste für die Lastthiere.
Zehntausend Wagen Heckerling, und fünftausend Wagen Heu.
Zweyhundert Maris Sesamöl.
Hundert Maris Essig.
Dreißig Artaben klein gestoßene Kresse. Dieses theilet er unter seine Kriegsvölker aus.

So viel braucht der König so wohl des Mittags, als des Abends zu seiner Tafel.

Die Macedonier priesen, als sie dieses lasen, den persischen König glücklich. Alexander hingegen spottete seiner, als eines Unglücklichen, und verlachte diese Eitelkeit so sehr, daß er auch die Säule, auf welcher dieses eingegraben stund, wegnehmen ließ, und zu seinen Lieblingen sagte: Könige muß man keinesweges auf eine so üppige Art speisen lehren: weil sie bey einer solchen Ueppigkeit und Schwelgerey nothwendig weibisch werden müssen. Ihr sehet auch, daß diejenigen, die so herrlich leben, in den Schlachten leichtlich überwunden werden.

VII.

Benachrichtigung von der vor kurzem in Wien gestifteten Hochfürstlichen Lichtensteinischen oder savoyischen Ritterakademie, so wie solche unlängst in Wien selbst im Drucke herausgekommen. Sie lautet von Wort zu Worte also *.

Dem-

(*) Wir haben geglaubet, daß einige Nachricht von dieser neuen Stiftung zu erfahren, vielen in dieser untern Hälfte von Deutschland angenehm seyn würde.

Demnach Ihro Römiſch-Kayſerlich- auch zu Hungarn und Böheim Königl. Maj. Unſere Allergnädigſte Kayſerin, Königin, Erb-Landes-Fürſtin und Frau an dem von Ihro Durchleucht, Frauen MARIA THERESIA Herzogin von Savoyen, gebohrnen Fürſtin von Liechtenſtein, geſaßten Entſchluß, eine Cavaliers-Akademie zu erbauen, und ſelbe mit denen erforderlichen Wiſſenſchaften und adelichen Exercitiis zu verſehen, ein allergnädigſtes Wohlgefallen bezeiget, und Dero allerhöchſten Schutzes hochgedacht Ihro Durchlaucht, durch Ihro Excellenz den Hrn. Land-Morſchallen allermildeſt zu verſichern geruhet; ſo iſt dann zu dem erforderlichen Gebäu der Anfang mit dem Eintritt des 1746ſten Jahrs gemacht, nunmehro aber ſelbes in ſolchen Stand geſetzet worden, daß eine namhafte Anzahl deren Herren Akademiſten mit ihren Präfecten und Hofmeiſtern ganz füglich unterbracht werden könne.

Mithin ware die Vorſorge vor anderen dahin getragen worden, dieſe Cavaliers-Akademie mit denen der Zeit in gutem Ruf ſtehenden Lehrmeiſtern und Profeſſoren zu verſehen, dieſen allen auch die hierzu nothwendige Inſtructionen zu ertheilen.

Weilen aber hochgedachte Frau Stifterin Durchleucht, oder auch Dero künftige Fürſtl. Herren Succeſſores, denen bey einem ſo anſehnlich- als wichtigen Werke täglich vorfallenden Begebenheiten genugſam nachzuſehen öfters verhindert werden; So iſt dieſe Cavaliers-Akademie dem löblichen Land-Marſchalliſchen Gericht, als ihrem geziemenden Foro, unterworfen, in ſpecie aber Ihro

Excellenz ein zeitlicher Herr Land-Marschall, und Herr Land-Unter-Marschall, als desselben Präsides, höflichst ersuchet worden, nicht allein durch ihre Herren Assessores, sondern auch in eigener Person öftermalen die Einsicht zu machen, auch denen von hochernennter **Frau Stifterin** gemachten Verordnungen die Hand zu biethen.

Da also bey Unternehm- und Aufrichtung dieser Adelichen Akademie das Absehen hauptsächlich dahin gerichtet ist, daß der Adel in dem Römisch-Catholischen Christenthum wohl unterwiesen, zu der wahren Gottesfurcht und innerlichen Hochschätzung der Tugend, von Jugend auf solchergestalt geleitet werde, damit derselbe zu dem Guten aus denen Grund-Sätzen des Glaubens, und in Ansehung der darinn begriffenen Wohlanständigkeit, einen Antrieb von selbsten empfinden möchte, anbey jeder in denen nach seinem Beruf, und eigener Wahl angenommenen Stand zustehenden Wissenschaften vor anderen also gründlich unterwiesen und geübet werde, damit selber bey künftig anzutretenden Staats- und Kriegsämtern die dazu erforderliche Eigenschaften besitzen, und eine bescheidene, mäßige u. arbeitsame Lebensart sich angewöhnen möge.

Solchemnach haben **Ihro Herzogl. Durchl.** zu Erreichung des ersten Punkts denen Wohl-Ehrwürdigen Hrn. Patribus Piarum Scholarum die gute und christliche Erziehung der jungen Cavaliers, auch Unterweisung der von Syntari an errichteten lateinischen Schulen, Philosophie und Historie aufgetragen, wovon der erstere als Rector der ganzen Akademie vorgesetzt, und an selben alle darinnen befindliche Cavaliers, Professores, Bereiter, Exerci-

tien-

tien- und Hofmeiſter, wie auch übrige Akademiegenoſſene mit dem gehörigen Reſpect, und Vollziehung der von ihm ertheilten Befehlen dergeſtalten angewieſen werden, daß ſelber die unterlaufende Fehler ahnden, die Uebertreter zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit mit Beſcheidenheit anmahnen, bey nicht erfolgender Beſſerung auch die Sache höherer Orten zur nöthigen Abänderung beybringen könne.

Da nun das weitere Abſehen dahin gehet, daß jeder Cavalier nach ſeinem Beruf und Fähigkeit Ihro Kaiſerl. Königl. Maj., und dem Allerdurchl. Erz-Haus einſtens erſprießliche Dienſte leiſten ſolle; Als wird bey Endigung der Philoſophie, ſowohl mit den jungen Cavalieren als denen Eltern ſelbſten die öftere Unterredung dahin gepflogen werden, zu was Stand ſich jedweder Cavalier begeben wolle, und ſodann die Sache dergeſtalten eingeleitet werden, damit jeder in denen ſeinem künftigen Stand zukommenden Wiſſenſchaften fürnemlich unterwieſen werde.

Und zumalen der mehr- oder weniger beliebte Umgang das Glück befördert, oder im ſelben hinderlich iſt, mithin wird man auch ſonderliche Mühe anwenden, die junge Cavaliers zu einer ungezwungenen und gelinden Lebensart anzuführen, wodurch ſelbe allen mit gelaſſener und beſcheidener Höflichkeit begegnen, eines geneigten Willens jedermann Gefälligkeiten zu erweiſen ſich befleiſſen, anderer Leute Fehler zu übertragen, und ſich derſelben Willen in thunlichen Sachen zu fügen angewöhnen mögen.

Dieſes Abſehen hoffet man um ſo leichter zu erhalten, als vier Patres Præfecti zu ſolchem Ende beſtellet worden, welche bey denen Exercitiis, Privat-

lichen Nahmen: ratio, causa, respectus; aussen gelassen worden sind. Weil einem die Exempel aus der Lateinischen Sprachkunst leicht beyfallen: so will ich sie hier übergehen.

§. 17. Eine dergleichen Aehnlichkeit zeiget sich beym Dativo. Dieser Abfall wird sowohl vom Lateiner, als vom Deutschen gesetzt, wenn die zufälligen Nahmen vorkommen, wodurch man eine Gleichheit oder Ungleichheit einen Nutzen oder Schaden; eine Leichte oder Beschwerlichkeit, eine Feindschaft und Verdruß, oder Freundschaft und Verwandschaft, eine Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit vorzustellen pflegt. Ich will meinen Satz nur von sehr vielen verstanden haben: indem es wieder die Art der deutschen Sprache seyn würde, wenn man sich beständig an den Dativum der Lateiner binden wollte. Doch ist auch so viel gewiß, daß Gelehrte, welche beyder Sprachen recht mächtig sind, eine so geschickte Verbindung aussuchen können, daß im Deutschen und Lateinischen in Absicht dieses Abfalls eine völlige Aehnlichkeit statt hat. Z. E. wenn der Lateiner sagt: ciuitates mari conterminas; so fällt es etwas schwerer, wenn ihm der Deutsche von Wort zu Worte nachfolgen soll. Daher bedienet er sich einer Veränderung und spricht: Am Meere gelegne Städte. Sucht man aber vor den zufälligen Nahmen: conterminus, ein andres Deutsches, so kan man auch in dieser Sprache das Wort: Meer; im Dativo stehen lassen. Man kan sagen: Städte, die dem Meere sehr nahe liegen. Ich würde zu dem obigen zufälligen Nahmen besondere Exempel aus den Lateinischen Scribenten anführen, wenn ich gesonnen wäre, eine Sprachkunst zu schreiben, in welchen die

Studiis, und übrigen Recreations-Stunden anwesend bleiben, und keinen von ihren anvertrauten Cavalieren aus den Augen lassen, ihre Gemüthsneigungen in obacht nehmen, selbe durch geschickte Vorstellungen zu verbessern trachten werden, angesehen sie die fürgehende Fehler durch ihre Gegenwart leichter zu verhindern, als nach begangener That solche abzustrafen vermögen werden.

Weiters werden zwey Professores die Philosophie zu gleicher Zeit solcher Gestalten dociren, daß einer die Logik und Ethik (worinnen auch die Wissenschaft sein eigenes Hauswesen vernünftig zu besorgen begriffen ist) der andere die Experimental-Physik, Arithmetik, Mathesin und Metaphysik, ohne dictiren aus einem gedruckten Buche auslege, welcher Cursus sodann ganz füglich jederzeit in zwey Jahren solle vollendet werden.

Gleichwie nun die Historie eine Lehrmeisterinn des Lebens ist, und alle unsere Handlungen nach den Begriff der vergangenen, und Versehung der künftigen Zeiten sollen eingerichtet werden, mithin derselben Erkänntniß allen Ständen nothwendig ist: Also ist hierzu ein eigener Professor bestellet, welcher sowohl die geist- als weltliche Historie, sammt denen daraus zu nehmenden Sitten- Staats- und Kriegs-Maximen denen Erwachsenen alltäglich eine Stunde vortragen solle.

Drey Patres werden Syntaxin, Poesie und Rhethorik solchergestalt besorgen, daß das Deutsche mit dem Lateinischen correct erlernet, die Reinigkeit sowohl in dem Deutschen als Lateinischen durch Uebersetzung der hierinnen fürtrefflichsten Autorum wohl begriffen

werde.

Was aber die höheren Wiſſenſchaften anbelanget; haben Ihro Herzogl. Durchleucht weder an Sorge, die beſten Meiſter zu überkommen, noch an Unkoſten etwas erwinden laſſen, wohl wiſſend, daß ſelbe den vornehmern Theil einer Cavaliers-Akademie ausmachen: daher dann hierzu ſowohl ein Profeſſor Iuris Publici, als auch Iuris Civilis berufen worden, davon jeder nach ſeinen abgetheilten Stunden, ſowohl Vor- als Nachmittag, die Lectiones und Repetitiones vornehmen wird; wobey auch noch durch einen beſonders erkieſenen Iuris Practicum auf die Verfaſſung guter deutſcher Schriften, und leichten Begriff des bey denen Gerichtsſtellen üblichen Gebrauchs, eine ſonderbare Sorge wird getragen werden.

Zumalen aber auch einige aus dem Adel ſich unter das Militare begeben; alſo iſt zur Lehre der Ingenieurkunſt auch einer der geſchickteſten Profeſſoren erwählet worden, und iſt das Abſehen dieſe Wiſſenſchaft gründlich, durch eine perfecte Rechenkunſt, Geometrie, Elementa Euclidis, die Fortificationskunſt, und Attaquen nach den verſchiedenen Manieren, und der neueſten Art, ſammt der Mechanik und Artillerie, jedem nach ſeinen Begriff und Erforderniß beyzubringen; nebſtbey die junge Cavaliers zu der Prari durch Ausſteckung verſchiedener Werke, nach den verjüngten Maaßſtab, Aufnehmung deren Gegenden, Abwägung des Waſſers, und Ausmeſſung der Landſchaften anzuleiten: Anbey durch das Militair-Exercitium im Feuer, und die darinn vorkommende Wendungen ſolchergeſtalten geſchickt zu machen, damit ſie bey Zeiten von

ihren Schuldigkeiten und erforderlichen Eigenschaften einen guten Begriff haben; dahero dann auch diese Kunst nicht übereilet, sondern, wie andere Wissenschaften, in mehrere Jahre wird eingetheilet werden.

Es ist gleichergestalt zu dieser Cavaliers-Akademie eine Reitschule erbauet, selbe mit auserlesenen Schulpferden versehen, ein Ober- und Unter-Bereiter aufgenommen, und der Schluß dahin gefasset worden, daß die Reitschule alltäglich, außer Sonn- und Feyertägen solle gehalten werden.

Die Sprach- Fecht- und Tanzmeister haben gleichfalls die abwechslende Stunden, und werden diese Exercitia also eingetheilet, daß sie mehr für eine Ergötzung und Ablegung der Arbeit, als für eine Beschwerde der Jugend angesehen werden können; damit nun aber die jungen Cavaliers die Tugend und Wissenschaften nicht als etwas Beschwerliches ansehen, sondern an der Akademie selbsten eine Freude haben, und in einem ordentlich eingerichteten Leben ihr Vergnügen zu finden sich angewöhnen mögen, ist auf derenselben gelegensame Wohnung, nicht weniger auf zulängliche und wohlanständige Ergötzungen an denen Recreationstägen und Raststunden sonderbar gedacht worden: dahero alle darinnen befindliche Obrigkeiten und Præfecti, wie auch jeder Cavalier durch ein besonderes, und mit allen Nothwendigkeiten bis auf das Bettgewand eingerichtetes Zimmer versehen ist; wobey auch die Vorsehung dahin gemacht worden, daß, wann die Eltern ihren Söhnen einen eigenen Hofmeister zu halten verlangeten, größere und mehrere

Zimmer

Zimmer eingeräumet, und jedweder nach Eigenſchaft ſeines Standes und Verlangen ſeiner Eltern, oder Vormünder könne verſorget werden.

Weiters iſt eine Bibliothek zubereitet, und die in jedwede Wiſſenſchaft einſchlagende Bücher nach Erforderniß allbereits eingeſchaffet worden; und wird auch fernerhin alljährlich mit dem, was ſowohl von guten Autoribus, als mathematiſchen Inſtrumenten dienſam, fortgeſetzet werden.

Die Verköſtung derer Obrigkeiten, Cavaliers und Hofmeiſtern wird durch einen beſonders hierzu beſtellten Gaſtgeber beſorget, welchem die Speisordnung nach Veränderung deren Jahreszeiten vorgeſchrieben worden: weilen aber zu Verſchaffung des Weins eine gröſſere Vorſehung vonnöthen, ſo wird der Keller jederzeit mit tauglichen Cavaliers-Wein durch den beſtellten Hauspfleger eingerichtet und verſehen werden.

Gleichwie nun das Ausgehen oder Ausſpeiſen an denen zum Studieren und Exercitien gewidmeten Stunden gleich vieles entziehet, ſo wird ſolches allein an Sonn- und Feyertägen mit dieſer Vorſichtigkeit erlaubet, daß der junge Cavalier von einem Herrn Geiſtlichen, Hofmeiſter, oder einer vertrauten Perſon ohne Unterbruch müßte begleitet, und wiederum nach Haus geführet werden: dahingegen iſt man beſonders beſorget, die jungen Cavaliers an Recreationstägen, und ausgewieſenen Raſt-Stunden nach Möglichkeit mit honetten Ergötzungen zu unterhalten: bey welchen auch ihnen zu Ueberkommung geſchickter Leutſeligkeit, die Zuſammenkunft mit andern jungen Cavalieren auf ein Paar

Stunden verſtattet wird, wobey doch jederzeit einige von denen Obrigkeiten und der fremden Cavaliers Hofmeiſter allſtäts zuſehen, und allen Unordnungen vorbiegen ſollen.

Nachdem zu guter Verpflegung derer Kranken abgeſonderte Zimmer zugerichtet, auch zu derſelben Bedienung ein wohlerfahrner Krankenwärter von denen ehrwürdigen Fratribus Miſericordiæ berufen, ſo wird nicht weniger auch ein berühmter Medicus und Chirurgus die weitre Anliegenheit der Geſundheit zu beſorgen haben; wobey jedoch denen Eltern und Vormündern allezeit frey ſtehet, jeden Medicum, Chirurgum oder Krankenwarter, in welchen ſie ihr Vertrauen ſetzen wollen, zu beſtellen, und alles, was ſie denen Ihrigen zum Beſten zu ſeyn glauben, vorzukehren.

Da nunmehr Hocherwähnte **Frau Seifterin** nächſtkünftigen erſten November 1749. den Anfang zu machen anbefohlen, anbey die Gelegenheit und Wohnungen in ſolchen Stand geſetzet, daß viele von dieſer anſehnlichen und mit großen Koſten errichteten Cavaliers-Akademie einen Nutzen werden ſchöpfen, und mit ſehr geringen Unkoſten durchkommen können; maßen **Ihro Durchleucht** ſowohl die Wohnung, Beſtell- und Beſorgung derer Obrigkeiten, Präfecten, Lehr- und Exercitienmeiſter dem gemeinen Weſen zum Beſten frey geben: ſo wird einem in die Koſt kommenden Cavalier, die Koſt, Wein, Beleuchtung, Heizung des eigenen, und der Gemeinzimmern, und dann Bedienung der Laquaien jährlich auf **dreyhundert**: denenjenigen aber, ſo die Reitſchule zu frequentiren haben, auf

vierhundert Gulden angeſetzet, die aber ihren Kindern einen Hofmeiſter und beſondern Laquai mitzugeben, und zu halten verlangen, werden für ſelbige die Unkoſten beſonders abzuführen haben: wie dann der Einnehmung und weitern Information halber, bey dem zur Akademie erkieſenen Wohl-Ehrwürdigen P. Rector die Anmeldung, durch ſelben aber die Anzeige an ſeine Behörde beſchehen ſolle, mit weiterer Erinnerung, daß kein junger Herr vor geendigter Grammatica angenommen werde.

Zumalen nun die Errichtung dieſer Cavaliers-Akademie dahin gefaſſet worden, daß **Ihro Durchl. Hochberwähnte Frau Stifterinn**, und **Dero Fürſtliche Herren Succeſſores** die gute Ordnung und Erforderniß ſich ſelbſten angelegen ſeyn laſſen: auch (Lit.) Ihro Excellenz ein zeitlicher Herr Land-Marſchall, und Herr Land-Unter-Marſchall mit dem Löblichen Gericht an deſſen Befolgung unausſetzlich Sorge tragen, und ſelbe mit dem von **Ihro Röm. Kayſerl. Königl. Maj. Unſerer Allergnädigſten Landes-Fürſtin** verliehenen obrigkeitlichen Gewalt unterſtützen werden; ſo ſetzet man die fernere Hoffnung in den göttlichen Segen, daß, gleichwie in dem ganzen Werk, und allen darein verwendeten Unkoſten das einzige Abſehen auf die göttliche Ehre, den Dienſt **Ihro Röm. Kayſerl. Königl. Maj.**, die Wohlfahrt des Vaterlands, und die Beförderung des Adels ſelbſt zu eigenem Wohlſeyn und Vergnügenheit gerichtet iſt, alſo auch die erwünſchten Früchte durch gute Erziehung in denen Tugenden, und Fortpflanzung deren Wiſſenſchaften nützlich erfolgen werden.

VIII.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Ludewig Antons Muratori Geschichte von Italien, nach Ordnung der Jahre, vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf das 1500te Jahr aus dem Italienischen übersetzt. Achter Th. vom Jahr Chr. MCCLI. bis MCCCLXXVII. in groß 4. Leipzig, verlegts Bernh. Christ. Breitkopf. Da nunmehr dieses Werk in einen neuen Verlag gekommen, so dörfen die bisherigen Liebhaber an der baldigen Vollendung desselben gar nicht zweifeln. Die Uebersetzung und der Druck in diesem Bande sind den vorigen Theilen vollkommen ähnlich. Nur die Anmerkungen sind mit Bedacht weggelassen worden, da der Herr Verfasser desselben, selbst einige Verbesserungen aufgesetzet haben, und dieselben ans Licht zu stellen Willens gewesen seyn soll. Man wird, nach erfolgtem Tode dieses großen Mannes, weder Mühe noch Kosten sparen, derselben theilhaftig zu werden, und sie hernach entweder am 9ten Bande, oder besonders, als einen zehnten Band, den deutschen Lesern mittheilen.

2. Von der allgemeinen Historie der Reisen zu Lande und Wasser, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen ist nunmehr auch der fünfte Band schon heraus. Es ist derselbe eben so richtig und fleißig übersetzt, als die vorigen: und der Herr Herausgeber hat keine Mühe gesparet, ihn auch in der Schreib-

art

art eben ſo richtig und fließend zu liefern, als man es heute zu Tage nur begehren kann. Ein Buch von dieſer Art, und das ſo wohl geſchrieben iſt, wird zu Befeſtigung der itzigen deutſchen Sprache, und wahren hochdeutſchen Mundart unſrer Zeiten, nicht wenig beytragen. Dieſer Band enthält die Beſchreibung der Königreiche Kongo, Loango, Angola, und Benguela, imgleichen von den Hottentotten, Monomotapa und allen übrigen Ländern auf den africaniſchen Küſten, vom Capo bonae ſpei an, bis Capo Guarda Fuy; ferner von China, nach allen ſeinen Theilen. Man kann alſo leicht denken, daß ſolcher in vielerley Abſichten noch merkwürdiger iſt, als die vorigen. Die Kupfer ſind überaus fein und ſchön.

3. Allgemeine Geſchichte von Deutſchland vor und nach Errichtung des Kaiſerthums bis auf itzige Zeiten, abgefaſſet von Hr. P. Joſeph Barre, regul. Stiftsherrn und Kanzlern der Univerſ. zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt I Band bis auf die Erneurung des Abendländiſchen Kaiſerthums, unter Carl dem Großen im Jahre Chriſti 800, und II Band von dem 800 Jahre an nach Chriſti Geburt, bis auf das 1075ſte Jahr. Leipzig verl. Arkſtee und Merkus 1749. 4. Von dieſem Werke überhaupt haben wir zwar ſchon einen Auszug gegeben. Wir wollen aber von dem II. Theile deſſelben nächſtens einen beſondern mittheilen. Die Ueberſetzung nämlich macht demſelben und unſern Zeiten Ehre; und da wir noch keine vollſtändige und ausführliche deutſche Geſchichte von einer deutſchen Feder aufweiſen können: ſo thut ein jeder, der ſein Vaterland lie-

bet,

bet, vernünftig, wenn er ſich ein Werk anſchaffet, welches theils urſprünglich ſehr wohl geſchrieben, theils aber auch in der Ueberſetzung, durch gelehrte Anmerkungen, noch vollkommener geworden iſt.

4. Die gelehrten Mitglieder der geographiſchen Geſellſchaft zu Nürnberg, haben nicht nur bey ihrem geſellſchaftlichen Atlas eine weitläuftige Einleitung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen einer Verbeſſerung der Landkarten, ſonderlich von Deutſchland vorgeſetzt, ſondern ſelbige auch beſonders unter folgendem Titel drucken laſſen: **Homanniſche Vorſchläge von den nöthigen Verbeſſerungen der Weltbeſchreibungswiſſenſchaft, und einer dießfalls bey der homanniſchen Handlung zu errichtenden neuen Akademie. Nürnb. in Verl. der homannſchen Erben, bey Fleiſchmann 1747. in Fol.** Alles, was in dieſem Entwurfe beygebracht wird, verdient den Beyfall der Kenner ungezweifelt. Unzählige Landkarten, die bisher in aller Händen geweſen, ſind unrichtig und wenigſtens unſicher. Pfuſcher machen alles nach, was ſie ſehen, und überſchwemmen die Welt mit falſchen Abbildungen der Welttheile und ihrer Länder. Ja ſelbſt viele neuere, die auf Koſten groſſer Herren, dem Vorgeben nach, ganze Länder ausgemeſſen und in Grund gelegt, ſind zur Noth die Poſtſtraßen mit ihren Meilenmeſſern durchlaufen; haben aber keine geometriſche, geſchweige denn aſtronomiſche Vorſtellung der Landſchaften machen können. Was ſoll man nun zu ſolchen Karten für ein Vertrauen haben? Ohne die Sternkunde iſt es nicht möglich, die Längen und Breiten der Oerter auf der

Erdkugel

Erdkugel recht zu bezeichnen. Durch dieſe hat man in Frankreich eine der genaueſten und richtigſten Karten bekommen; durch dieſe hat der ſel. Profeſſor Haſe in Wittenberg, von Rußland und Aſien beſſere Karten gezeichnet, als man jemals gehabt. Durch dieſe bemühet ſich auch dieſe nürnbergiſche Geſellſchaft die übrigen Europäiſchen Karten zu verbeſſern. Wenn ihr nur die Großen und Gelehrten Vorſchub thun, ſo wird ſie in ihrem Vorhaben, zum gemeinen Beſten, unfehlbar glücklich ſeyn.

5. Hrn. Armand de la Chapelle, Paſtors der Walloniſchen Gemeine im Haag, Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienſtes unter Chriſten, wider ein Sendſchreiben über die Verſammlungen der Reformirten in Languedoc ꝛc. aus dem Franzöſ. ins D. überſetzt, und mit einer Vorrede des Hrn. Oberconſiſtorialraths Burgs zu Breslau, herausgegeben von M. Martin Gottlieb Böhm, Mittagsprediger zu Breslau, bey Pietſchen 1749. 8. Wenn gleich der Inhalt dieſes Werkes zu unſern Abſichten eigentlich nicht gehöret: ſo haben wir ihm doch um ſeiner guten Schreibart willen, hier den Platz nicht verſagen wollen. Ueber dem iſt auch der Inhalt werth, von rechtſchaffenen Proteſtanten fleißig erwogen zu werden: weil er die Gewalt und Verfolgung anzeiget, womit unſre Glaubensbrüder in katholiſchen Ländern unterdrücket und ausgerottet werden. Wir haben in dieſem Falle viel zu gelinde Grundſätze, räumen den Katholiſchen faſt in allen proteſtantiſchen Ländern Kirchen ein, und dulden ſie gern. Anſtatt aber, daß dieſes unſre Gegner zu gleicher Billigkeit gegen uns bewegen ſollte, laſſen ſie von

Aehnlichkeit beyder Sprachen in völliger Deutlichkeit gewieſen werden ſollte.

§. 18. Nebſt den zufälligen Nahmen ſind ſehr viele Zeitwörter, mit welchen ſich in beyden Sprachen der Dativus gar füglich verknüpfen läſt. Z. E. placere, imperare, parere, favere, offerre, nocere, libet. Gefallen, befehlen, gehorchen, gewogen ſeyn, antragen, ſchaden, es beliebt.

§. 19. Bey dieſen Zeitwörtern iſt merkwürdig, daß man bey denen, die im Lateiniſchen zween Dativos regieren, im Deutſchen den Dativum der Perſon erhält, und den Dativum der Sache, durch ein Fürwort ausdrückt. Z. E. Dedit mihi hunc librum dono. Er hat mir dieſes Buch zum Geſchenke gegeben. Hoc mihi duco laudi, dieſes halte ich mir vor eine Ehre. Reliquit mihi pignori, er hat mirs zum Pfande gelaſſen. Formica tibi erit exemplo, die Ameiſe wird dir zum Exempel dienen.

§. 20. Was den Accuſativum anbelangt, ſo erblickt man dabey zwiſchen beyden Sprachen ſo viele Aehnlichkeiten, daß ich mich genöthiget ſehe, nur das vornehmſte heraus zu ſuchen. Man nehme die Zeitwörter, womit man etwas benennt, einen unterrichtet, einen erinnert; man nehme die zufälligen Nahmen, bey welchen es ſich fragen läſt: wie lang? wie breit? wie hoch? wie tief? wie dicke? wie lange? ſo wird man an der gedachten Aehnlichkeiten einen Uberfluß antreffen. Mit den genannten Zeitwörtern werden im Lateiniſchen zweene Accuſativi verbunden. Im Deutſchen gehet es eben ſo gut. Z. E. Docet me muſicam, er lehret mich die Muſic. Hoc unum te monebo, dieſes einzige will ich dich erinnern.

§. 21. Bey

ihrer Gewaltthätigkeit und Unterdrückung nirgends nach: so daß augenscheinlich das Pabstthum wächst, und die evangelische Partey in Deutschland, Pohlen, Ungarn ꝛc. immer schwächer wird. Gott selbst wird noch Wunder thun müssen, dafern wir nicht am Ende dieses Jahrhunderts, in diesen Ländern gar ausgerottet seyn werden. Denn so wie wir auf unsrer Hut stehen, ist unser Fall unvermeidlich.

6. Arbeiten einer vereinigten Gesellschaft in der Oberlausnitz zu den Geschichten und der Gelahrheit überhaupt gehörig. I. St. II. St. III. St. nebst zweyen Kupfern. Leipzig und Lauban, bey Schillen 1749. Diese gelehrte Sammlung hält eine gute Anzahl vermischter Abhandlungen in sich, die von theologischen, juristischen, philosophischen, und historischen Materien handeln, und in der That nicht gemein, sondern auserlesen zu nennen sind. Sie sind auch in einer sehr fließenden, deutlichen und angenehmen Schreibart abgefasset; so daß es niemanden reuen wird, sie gelesen zu haben. In dem II. St. stehen folgende Materien, I. Von dem Verstande des 160sten Art. der peinl. Halsger. Ordnung. II. Von dem Laubanischen Steinmarke. III. Anmerkungen über Hrn. Prof. Meyers Gedanken vom Zustande der Seelen nach dem Tode. IV. Betrachtungen über einige aus **Wolfenbüttel** und **Mirov** erhaltene Seltenheiten der Natur. V. Neue Auflösung der Frage, woher das Wasser der Sündfluth gekommen. VI. Vertheidigung der Reformation Lutheri, gegen einen neuen Geschichtschreiber. VII. Vorzüge der gelehrten Gesellschaften vor allen andern Gesellschaften. Das III. St. enthält

hält folgende Betrachtungen. I. Weher die erſten Aeltern ihre Blöße wahrgenommen, und ſich mit Kleidern zu bedecken entſchloſſen haben. II. Gedanken von der Göttlichen Fürſehung bey den Wiſſenſchaften. III. Nachricht von der Viehſeuche und von den dagegen angewandten Mitteln. IV. Anmerkungen über die Muſcheln, und die darinnen enthaltenen Perlen, die in der Oberlauſitz im Queiße gefunden werden. V. Etwas von der Schule zu Lauban. VI. Gelehrte Neuigkeiten. Man wünſchet billig, daß dieſe gelehrte Geſellſchaft in ihrem Fleiße täglich mehr und mehr möge aufgemuntert werden.

7. Caroli Andreae Bel, Philoſ. Prof. Publ. Extr. in Acad. Lipſ. Coll. min. Princ. Collegiati et h. t. Praepoſ. de Archi-dioeceſi Regni Hungariae, Hungari Baronatus vocant, Commentatio. *Eſt quodam prodire tenus ſi non datur ultra.* Hor. Ep. L. I. ep. 1. Lipſ. ex offic. Langenh. 1749. Der Hr. Prof. Bel, tritt hier, in Anſehung der hungariſchen Geſchichte, ganz rühmlich in die Fußtapfen ſeines ſeligen Herrn Vaters, und zeigt auch durch dieſe Abhandlung wie geſchickt er dazu ſey. Nichts iſt löblicher, als wenn man ſich um die Alterthümer und Begebenheiten ſeines Vaterlandes verdient macht. Unzählige Gelehrte zerbrechen ſich die Köpfe um alte phöniziſche, perſiſche, ägyptiſche, karthaginenſiſche hetruriſche, griechiſche und römiſche Geſchichte; leben aber in Anſehung der Geſchichte ihres eigenen Vaterlandes in einer völligen Blindheit; gerade als ob jene alten ausländiſchen Völker Länder und Städte, etwas mehr als Länder, Völker und Städte geweſen

weſen wären; oder als ob fremde Kleinigkeiten und Thorheiten, nicht auch Kleinigkeiten und Thorheiten wären. Wir können alſo den Fleiß des Herrn Profeſſors nicht anders als billigen, und wünſchen, daß er uns auch die von ſeinem ſel. Hrn. Vater hinterlaſſenen Schriften eheſtens ans Licht ſtellen möge.

8. Antwortſchreiben an den Herrn N. N. über einige Puncte, worüber derſelbe Erläuterung begehret, wegen der Ueberſetzung des Trauerſpiels Phädra und Hippolytus, aus dem Franz. des Racine, von J. C. G. 1749. in 8. 1½ Bogen. Die unterſchriebenen Anfangsbuchſtaben des Verfaſſers müſſen niemanden irre machen, der vieleicht denſelben hier in Leipzig ſuchen möchte. So viel Grund oder Ungrund dieſe Critik auch haben mag, ſo nimmt man hier keinen Theil daran; und glaubt vielmehr, daß ſich der Herr Ueberſetzer der Phädra, in verſchiedenen getadelten Puncten, ſehr wohl und gründlich würde vertheidigen können; wenn er es nöthig finden ſollte. Es iſt auch wunderbar, daß man **Wien** auf den Titel geſetzt hat. Ein Druck wie dieſer, iſt wohl über das Vermögen aller Wiener Buchdrucker zuſammen genommen. Vieleicht ſollte es Hamburg heißen.

9. Ehrenmaal, welches dem weil. erlauchten und hochgebohrnen Reichsgrafen und Herrn, Hrn. Ernſt Chriſtoph, des H. R. R. Grafen von Manteufel, welchem ſein bloßer Name ſtatt aller Titel iſt, nach ſeinem ruhmvollen Ableben aus wahrer Hochachtung von verſchiedenen ſeiner Freunde und Diener wehmüthigſt aufgerichtet worden. Leipzig, zu finden bey Joh. Gabr. Büſchels, in 4. 19. Bogen.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des IX. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im April 1750.

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit lui seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

D. Gottlob Carl Springsfelds,

Mitgl. der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig, Fürſtl. Sächſiſ. Hofmedici, wie auch Stadtphyſici in Weißenfels, Abhandlung vom Carlsbade, nebſt einem Verſuch einer carlsbader Krankengeſchichte. Leipzig bey Joh. Fr. Gledituſch, 1749. in gr. 8.

Dieß Werk gehört zwar nicht eigentlich zu den ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſten: indem ſeine Hauptabſicht auf die Arzneykunſt geht. Allein einestheils enthält es viel, was auch in die Naturwiſſenſchaft läuft, und kann alſo unſerer bisherigen Gewohnheit nach, gar wohl eine Stelle hier fodern. Anderntheils aber iſt es auch in einer ſo angenehmen Art des deutſchen Vortrages geſchrieben, daß man es beynahe für kein mediciniſches Buch halten ſollte. Es iſt bisher faſt der allgemeine Gebrauch geweſen, daß die der heilſamen Kunſt befliſſenen Gelehrten, ihren ganzen Vorzug vor den Pfuſchern und Quackſalbern nur in einer Schreibart geſuchet, die mit

lauter griechischen und lateinischen Kunstwörtern überhäufet, und also allen denen unverständlich wäre, die nicht auch wie sie, die Arzneykunst, aus dem Hippokrates, Galenus, Celsus und Boerhave gelernet hätten. Dergestalt kamen denn die medicinischen Bücher mit den alchymistischen darinn völlig überein, daß sie von niemanden, als den so genannten Filiis Artis, d. i. ihren Amtsbrüdern und Zunftgenossen, verstanden werden konnten. Allein seit einiger Zeit bemerken wir es mit Vergnügen, daß es sich in dieser Wissenschaft, wie in den übrigen, aufkläret. Je gelehrter heute zu Tage ein Arzneylehrer ist, desto mehr befleißigt er sich, auch der Verständlichkeit und Schönheit des Ausdruckes; er schreibe nun in welcher Sprache er wolle. In unsern leipziger gelehrten Zeitungen, sieht man von den tiefsinnigsten medicinischen Sachen, die Auszüge in den schönsten deutschen Ausdrücken: und dieß macht uns die Hoffnung, daß sich auch die Herren Rechtsgelehrten bald auf diese Seite schlagen werden; damit sie nicht die einzigen seyn mögen, die bey dem alten Chaos in der Schreibart, beharren, und ihr Mischmasch von lateinischen Brocken für den Kern aller Rechtsgelahrtheit ausgeben. In der That hat sich auch davon schon vor einiger Zeit ein erbauliches Muster gefunden, als uns ein hiesiger Rechtsgelehrter und geschickter Sachwalter (*), den I Band seiner Sammlungen zum Dorf- und Bau-

(*) Hr. D. Joh. Gottlob Klingner allhier in Leipzig, der solches Werk, der hiesigen hochlöbl. Universität zugeeignet hat.

Baurenrechte, geliefert. Hierinn herrſchet ſchon durchgehends, eine ſo reine und geläuterte Sprache, daß man ſie allen übrigen Rechtsgelehrten zum Muſter anpreiſen kann. Das verfloſſene 1749ſte Jahr iſt uns alſo in zweyen Facultäten mit lobwürdigen Bemühungen fruchtbar geweſen: und wenn dieß Jahrhundert ſeine männliche Stärke dergeſtalt gewieſen hat, ehe es noch auf die Hälfte gekommen iſt: was werden wir nicht in der andern Hälfte deſſelben für Meiſterſtücke, zur Ehre von Deutſchland hoffen können?

Es iſt Zeit, dieſe kleine Ausſchweifung fahren zu laſſen, und wieder zu unſerm Hrn. D. Springsfeld zu kommen. Daß derſelbe ſich ſeit etlichen Jahren mehr als viele andre, um die Badecuren bekümmert habe, hat er ſchon neulich, durch ſein liber Medicum ad thermas Aquisgranenſes et fontes Spadanas gewieſen. Die gute Aufnahme dieſer Schrift hat ihn veranlaſſet, auch in unſrer Nähe, dem berühmten Carlsbade einigen Fleiß zu widmen. Er hat ſelbiges verſchiedene Jahre mit vieler Aufmerkſamkeit beſuchet, viele Verſuche damit angeſtellet, viele Betrachtungen und Erfahrungen darüber angemerket, und aufgezeichnet. Er hat aber auch die vielen Schriften ſeiner Vorgänger fleißig geleſen, verglichen, und mit der Natur ſelbſt ſorgfältig zuſammen gehalten. Er iſt ſo aufrichtig, dieſes nicht nur ſelbſt zu geſtehen, ſondern auch einem jeden das ihm gebührende Lob freygebig zu ertheilen. Berger und Hoffmann haben ihm ſonderlich vorgeleuchtet: wiewohl er keinen vorbey gegangen iſt,

ohne ihn geleſen und erwogen zu haben. Weit gefehlt alſo, daß er die Verdienſte derer, die ihm vorgearbeitet, nach Art vieler andern Gelehrten, entweder verſchweigen, oder gar niederſchlagen ſollte; ſo hat er vielmehr den I Theil ſeiner Abhandlung der ausführlichen Erzählung ihrer Schriften gewidmet; ja zulängliche Auszüge daraus gemachet.

Er hebt ſelbiges mit der Hiſtorie von der Erfindung des Carlsbades an; welches eins der älteſten und berühmteſten in Deutſchland iſt. Zwar vor der Hälfte des XIVten Jahrhunderts findet man nichts davon aufgezeichnet: allein ein ſo heißer Quell hat ſchon vorher bekannt ſeyn müſſen. Die Finſterniß damaliger Zeiten hat uns zwar ältere Nachrichten entzogen: Doch die gemeine Sage daſelbſt ſchreibt die Erfindung deſſelben Kaiſer Karl dem IVten zu; der ihn auf einer Jagd entdecket haben ſoll, da der Hirſch, den er verfolget, durch den Töpelfluß geſetzet; die Hunde aber im Nachſetzen in den heißen Prudel gerathen, und durch ihr Schreyen denſelben bekannt gemachet. Die Schriftſteller vom Carlsbade nach chronologiſcher Ordnung, ſind folgende:

1) **Wenzeslaus Payers**, von Ellbogen, de Thermis Caroli IV, Lipſ. 1522. 8.

2) **Fabian Sommers**, de Inventione, deſcriptione, temperie, viribus et uſu thermarum D. Caroli IV. etc. 1589. 8. Dieſes Buch iſt 1592 in 8. auf 11 Bogen deutſch überſetzet erſchienen.

3) **Martins Panſa**, Stadtphyſ. zu Annab. kurze Beſchreibung des Carlsbades ꝛc. Annab. 1609, 8. 86 Bl.

4) Si-

4) **Sigismund Scherers**, Pfarrers in Kaiſers Carlsbad, Thermae Spirituales: Geiſtliches Carlsbad ꝛc. Wittenb. 1616, 4. NB. Damals iſt das Städlein Carlsbad noch evangel. Religion geweſen.

5) **Joh. Stephan. Strobelbergers** Politiae Thermo-Carolinae Prodromus, das iſt Politiſches Carlsbades Vortrab ꝛc. Regenſp. 1622. Dieſer hat noch die Thermologiam novam 1623 herausgegeben, die unter dem Titel **Badregiment**, 1630, 4. deutſch herausgekommen; auch vielmals hernach aufgeleget worden.

6) **Wenzeslas Hillgers**, oder **Hüllingers** Hydriatria Carolina, das weitberühmte Carlsbad. Zwickau 1638. 4. 8 Bog. iſt viermal aufgeleget worden.

7) **Chriſtian Langens**, D. und Prof. zu Leipzig: Genio Thermarum Carolinarum etc. Monumentum hoc ſacrat etc. Lipſ. 1653. 4. 11 Bog.

8) **Michael Raphael Schmutzens** Tractatus novus de Nymphis Carolo Badenſibus etc. 1662. 8.

9) **D. Johann Olearius**: Thaumatologia, die groſſen Wunder der göttlichen Allmacht, im Carlsbade ꝛc. Halle 1668. 8. 4 Bog.

10) **Joh. Chriſtoph Straußens**, Medic. in Mersb. Thermae Carolinae. Lipſ. ap. Gleditſch. 1695. 8. 8 B. iſt eben daſelbſt 1695 auch deutſch herausgekommen.

11) **D. Friedr. Hofmanns** Diſſert. Med. Phyſ. Inaugur. de Carolinis Thermis. Halae 1705. 4. imgleichen noch 4 Diſſertationen, die hier einſchlagen, ſind von 1712, 1717, 1724, 1726. Deutſch

§. 21. Bey dem Ablativo kommt das meiste auf die Fürwörter der Nahmen an. So oft der Lateiner: a, ab, abs, de, cum, coram, clam, e, ex, prae, palam, procul; setzt: so oft folgt bey ihm der Ablativus. Und so oft der Deutsche: **von, mit, vor, heimlich, vor, aus, offentlich vor, weit vor**; gebraucht: so oft muß auch er dem Ablativo einen Platz einräumen. Und in den Fällen, wo das Lateinische in, sub, super, subter einen Ablativum bekömmt, erhält auch das Deutsche **in, unter** und **auf** diesen letzten Abfall.

§. 22. Bey den Fürwörtern der Nahmen hat man folgende Aehnlichkeit mit anzumerken. Der Lateiner pflegt einige zufällige Nahmen, die sonst einen Dativum nach sich haben, mit einer Präposition zu verbinden. Der Deutsche macht es eben so. Es folgt zwar im Deutschen kein Accusativus, wie im Lateinischen: dennoch behält man im Deutschen eben die Fürwörter, die im Lateinischen stehen. Z. E. utilis, idoneus, aptus, ineptus, ad omnia, zu allen Dingen nütze, geschickt, ungeschickt.

§. 23. So verwechselt der Lateiner bey den Hauptwörtern, die zweene Accusativos erfodern, den einen, der die Sache vorstellet, vermittelst einer Präposition mit dem Ablativo, Z. E. Interrogavit me de multis. Me hac de re debuisses monere. Der Deutsche thut es gleichfalls, und sagt also: **Er hat mich vieler Sachen halben gefragt. Du hättest mich dieser Sache wegen erinnern sollen.**

§. 24. Endlich kommen wir nach Erfoderung des 14ten Absatzes, auf die so genannten Modos. Was den Indicativum und Imperativum betrifft, so ist die deutsche Sprache der Lateinischen so ähnlich, daß man

sich

aber ſchrieb er in der Gründl. Anweiſung, wie ein Menſch, durch vernünftigen Gebrauch der mineraliſchen Geſundbrunnen, ſonderlich des Carlsbades, ſeine Geſundheit erhalten könne, Frankf. und Leipz. 1718. 8. Vom Carlsbader Salze diſputirte er nochmals 1734, und dieſe ward gleich darauf unter folgendem Titel: Kurzer und gründlicher Bericht von der vortrefflichen Wirkung des Carlsbader Salzes, auch deutſch gedruckt.

12) Hemrich Plumtrees, Unterſuchung des Carlsbades, deutſch überſetzt, Dreßden 1705. 8. Dieß iſt obige erſte Diſſert. die er unter Hofmanns Präſid. gehalten hatte; und D. Bergmann hat ſie überſetzen laſſen.

13) Joh. Gottfr. Bergers, Hofr. Leibmed. und Prof. zu Wittenb. Prodromus Commentationis de Carolinis Bohemiae fontibus, etc. Witt. 1708. 4. 3 B. Pars II. 1708. 4. 4 B. und de Thermis Carolinis Commentatio, 1709. 4. 23 Bog. welcher in eben dem Jahre auch deutſch herauskam: Bergers Bericht vom Carlsbade ꝛc. Wittenberg, 1709. 8.

14) D. Polycarp Gottlieb Schachers, Diſſ. Méd. de Thermarum Carolin. uſu in arthritide, Lipſ. 1709, und Diſſ. de Therm. Car. uſu, in renum et veſicae calculo, 1711. ferner Diſſ. de Therm. Car. uſu in ventriculi et inteſtinorum morbis, 1716.

15) I. I. A. M. L. und P. Kurze, doch ausführliche Beſchreibung vom Carlsbade ꝛc. Freyb. bey Jean le Baigneur, 1710. iſt ſchlecht.

16) Ein-

16) Einfältiger doch treugeſinnter Rath zu nützlichem Gebrauche des Carlsbades ꝛc. von einem Chriſtl. Geſinnten Badegaſte, Chemnitz 1711. 8.

17) D. Ge. Caſp. Ihls Carolinarum in Bohemia thermarum Praerogativae quaedam &c. Alterf. 1718. 4. 3 Bog.

18) D. Chriſtian Michaels Adolphi Tract. de fontibus quibusdam ſoteriis, 1. Hirſchbergenſibus, 2. Kukuſſenſibus, 3. Carolinis &c. Wrat. & Lipſ. 1733. 8. 16 B.

19) D. Joh. Dan. Geyers müßiger Reiſeſtunden gute Gedanken, an die hochpreisliche Akad. der kaiſerl. Curioſen in Deutſchl. Dresden 1735. 4. deſſen zehnter Diſcours vom Carlsbade handelt.

20) Neuverbeſſertes und vermehrtes Kaiſers Carlsbad ꝛc. Nürnb. 1736. 8. 9 B.

21) D. Jacob Smiths Schediaſma Chymico-Medicum ſ. Diſſ. de Sale Thermar. Carolinarum &c. Pragae 1738. 4. 3 B.

22) D. Gottwald Schuſters Hydrologia mineralis medica, oder Abhandl. von mineraliſchen Waſſern ꝛc. auch Gebrauch des Carlsbades ꝛc. Chemnitz 1746. 8. 11 B.

23) D. Joh. Chriſt. Tilings Nachricht vom Carlsbade. Annab. 1746. 12. 2 B. Dieſes enthält eine Krankengeſchichte; die auch etwas verändert 1748 wieder gedruckt worden.

Von allen dieſen Werken findet man nun hier Auszüge und Nachrichten: ſodann aber folget der II. Theil, der die phyſikaliſche Betrachtung des

Carlsbads in ſich hält. Das Iſte Hauptſtück erklä-
ret die natürliche Beſchaffenheit der Gegenden um
das Carlsbad. Hier findet man die Berge mit
ihren Nebeln und Wolken, ihrer innern Beſchaffen-
heit, als Kieſen, Schwefelkieſen u. a. m. beſchrie-
ben. Der brennende Berg in Böhmen wird nicht
vergeſſen. Die Dunſtlöcher um das Carlsbad her,
nebſt dem Aufprudeln des Säuerlings hinter dem
Brauhauſe, werden auch betrachtet. Sodann fol-
get der Prudel ſelbſt, der mit drey großen Oeffnun-
gen mannshoch hervor ſprüht. Dieß iſt das wun-
derbarſte Stück des Carlsbades, bey dem ſich auch
der Herr D. wie billig, länger aufhält. Sodann
geht er zu den andern warmen Quellen des Carls-
bades, z. E. dem Mühlenbade, dem Quell unter
dem Rathhauſe, darinn Kaiſer Carl der IV. ſeinen
Schenkel gebadet haben ſoll. Man höret denſelben
unter der Erde brauſen, und ungeachtet ihm der
Ausgang verwehret iſt, ſo dampfet doch die Hitze
durch, und die Steine werden ſo heiß, daß man es
auch durch die Schuhe fühlen kann. u. a. m. Fer-
ner kommen die kalten mineraliſchen Quellen, um
das Carlsbad. u. d. m.

Die Menge des Waſſers, die der Hauptprudel
täglich auswirft, kann man daraus ermeſſen, daß
Strauß ſchon ausgerechnet: in einer Viertelſtunde
kämen 12 und ein halber Zentner herausgeſpritzet.
Dieſes macht in einer Stunde 50 Zentner, und alſo
in Tag und Nacht 1200 Zentner. Der Herr D.
unterſucht die Urſachen, und den unerſchöpften Quell
dieſer Menge von Waſſer, welches Sommer und

Win-

Winter, immer gleich ſtark, gleich heiß, und gleich kräftig bleibt; geſetzt, daß die gröſte Dürre einfiele: wie 1748 im Sommer bemerket worden, da faſt alle umliegende Quellen und kleine Flüſſe verſieget waren, oder doch ſehr abgenommen hatten; dieſer Prudel aber unveränderlich bey ſeiner Stärke blieb.

Die Reihe trifft nunmehr die Hitze des Prudels, die freylich für ein beſtändiges Wunder der Natur zu achten iſt. Der Herr D. beſtimmet erſt ſorgfältig den Grad der Hitze, den viele, auch wohl Aerzte, dem ſiedenden Waſſer gleich geſchätzet haben; indem man wirklich das geſchlachtete Federvieh, imgleichen Schweine damit abbrühen, ja Eyer damit kochen kann. Allein der Herr D. Springsfeld hat mit einem Thermometer, deſſen 28ſter Grad, das Gefrieren des Waſſers, der 66ſte die natürliche Wärme des menſchlichen Blutes, und der 136ſte Grad, die Hitze des ſiedenden Waſſers anzeiget, die Verſuche gemacht; und nachdem er ſelbiges eine Viertelſtunde lang tief unter das Waſſer gehalten, befunden, daß es nur bis auf 96° geſtiegen. So war es den 26. Jul. frühe um 8 Uhr: allein den 2 Auguſt, gegen 9 Uhr, ſtieg es einen Grad höher; und gleichwohl fehlen alſo an der Hitze des ſiedenden Waſſers noch wirklich 39 Grade.

Die Alten leiteten die Urſache dieſer Hitze von einem wirklich brennenden Feuer unter der Erden her; und ſelbſt Hofmann hat ſolches geglaubet. Allein mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts iſt

in

in England Martin Liſter, ein Medicus aufgeſtanden, der gezeiget hat: daß der bloße Kies ſich ſchon erhitzen, und die Waſſer erwärmen könne. Von den unſern ſind dieſer Meynung Berger, Seip und Henkel gefolget, und Herr D. Springsfeld erklärt ſolches nach ſeiner Einſicht ſehr wahrſcheinlich. Metalliſche Theilchen, Schwefelkies, Steinkohlen, und Waſſer, ſodann auch der Fall dieſes letztern, ſcheinen alles zu wirken.

Er kömmt ferner auf das Salz dieſes Waſſers, welches es häufig bey ſich führet, und überall wo es vorüberläuft, an Rinnen, Steinen und Wänden, wie kleine Schneeſpitzchen anſetzet. Der Herr D. hat es auf allerley Art chymiſch unterſuchet, welches die Kenner und Liebhaber mit Vergnügen leſen werden. Aus allem dieſem zieht er den Schluß, daß es ein vollkommenes Mittelſalz ſey, welches mit dem Glauberiſchen Sale mirabili genau übereintrifft. Die Menge dieſes Salzes hat Strauß ſchon berechnet, und gefunden, daß innerhalb 24 Stunden 11 Zentner 71 und ein halb Pfund mit dem Waſſer ausgeworfen würden. Dünkt einem dieſes zu viel, der bedenke nur, wieviel gemeines Salz die hälliſchen Salzquellen, nun ſchon ſeit ſoviel hundert, ja tauſend Jahren ausgeworfen haben; und ohne alle Abnahme noch ferner auswerfen.

Hierauf kömmt der Tropfſtein, oder Tuffſtein in Betrachtung, den dieſer Prudel ſo häufig erzeuget. So klar auch das Carlsbader Waſſer iſt, ſo führt es doch in ſeinen Zwiſchenräumchen ſteinigte

Thei-

Theile, die in gewiſſen Kellern in Felſen, in Zapfen wie Eiszacken anſchießen; Sämmerlen und andre kleine Fiſche, die darinn, wenn es kalt iſt, geſetzt worden, mit einer ſteinigten Rinde beziehen, ja auch im Prudel, Haſelnüſſe, Laub, Diſteln u. d. m. mit einer ſteinigten Hülſe umgeben, die deſto dicker wird, je länger man ſie darinn hengen läßt. Doch ſind dieſe Rinden alle ſehr ſpröde, locker und zerbrechlich. In dem Verſuche mit Magneten aber befindet ſichs, daß ſie nichts eiſenartiges in ſich haben. Der Vitriolgeiſt aber darauf gegoſſen, machet ein ſtarkes Brauſen, und löſet ihn ganz auf, wie der Salpeter und Salzgeiſt auch thun.

Nun kömmt noch etwas beſondres vom Erbsſteine, der ſich in der Gegend des Carlsbades zu vielen Zentnern gefunden, als man zu der, unlängſt neuerbauten Kirche daſelbſt, den Grund gelegt hat. Man grub und hackte ihn damals zu ganzen Fudern heraus, und beſſerte außer der Stadt die Wege damit; wo man auch itzo noch etliche Stücke davon findet. Allein ſonſt iſt außer dieſem itzo ſchwerlich was zu bekommen; zumal mit den großen Erbſen, die der Herr D. Springsfeld in Kupfer ſtechen laſſen. Es iſt ſonderbar, dieſe runde Kügelchen in ſolcher Menge zuſammengebacken, und mit etwas wenigem ſandigten Weſen vermiſchet zu ſehen. Jedes Erbschen ſieht wie ein gekochtes Fiſchauge aus, und wenn man es mit einem Meſſer ſchabet oder zerdrücket, ſo zerſpringt es in lauter kleine Hülſen, die alle concentriſch ſind, und davon die gröſſern immer die kleinern ringsum umſchließen. Alle

dieſe Carlsbader Erbsſteine ſind weiß, wie Kreide: wir haben aber auch ein Stück dieſer Art aus der Gegend um Zwickau in Händen, das dunkelbraun ausſieht: daher man dieſes auch zu Zwickau den Pillenſtein nennet. Der Herr D. bemüht ſich den Urſprung dieſer Erbſen, aus einem, nach und nach von einer ſteinigten Feuchtigkeit oft umfloſſenen Sande zu erklären: welches denn auch mit der einen Benennung Hammites, von ἄμμος der Sand, gar wohl übereinſtimmt: ſo wie er dem Anſehen nach von einigen, Piſolithus, Erbsſtein, von andern auch Oolithos, gleichſam Eyerſtein, weil er auch den Fiſcheyern ähnlich ſieht, genennet wird. Plinius ſchreibt davon Hiſt. Nat. l. XXXVIII. Hammites ovis piſcium ſimilis eſt, alioquin præclura.

Wir hätten faſt den ſogenannten Prudelſeim vergeſſen, oder den Schaum des Carlsbaderwaſſers, welches eine ſubtile ſteinerne Haut iſt, die ſich auf der Oberfläche des Prudelwaſſers, als eine weiße zarte, glänzende Fläche verhärtet; ſo dünne als ein Papier, aber ſehr ſpröde und zerbrechlich iſt. Man mag dieſen Feim abnehmen, ſo oft man will, ſo erneuert er ſich auf dem abkühlenden Waſſer immer wieder. Der Staub, in den er ſich mit den Fingern zerreiben läßt, iſt ſehr weiß, und zart, und kann gut zum Zahnpulver gebraucht werden. Man kann auch das Carlsbaderzinn mit nichts ſo vortheilhaft putzen, daß es ſeinen Glanz behält, als eben damit. Mit einem Vergrößerungsglaſe ſieht jedes Stäubchen, wie ein eckigtes weißes Steinchen aus.

Wir haben uns bey dem Iſten Abſchnitte ſo lange aufgehalten, weil er eigentlich hiſtoriſch und phyſikaliſch iſt, und alſo zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehöret. Der II. handelt von der Natur und dem Gehalte des Carlsbades. Hier wird nochmals der Grad der Wärme des aus dem Prudel geſchöpften Waſſers, zu verſchiedenen Tageszeiten unterſucht; und da findet es ſich, daß es beynahe in 24 Stunden von 74 Graden nur bis auf 47 Grade abgenommen habe. Die Schwere des Prudels in Vergleichung andrer Waſſer, wird auch aufs genaueſte unterſuchet, und hier zeiget der Herr Verfaſſer viele Einſicht und Geſchicklichkeit; weil er Dinge unterſucht, die ſeine Vorgänger überſehen hatten. Der Geſchmack des Waſſers wird auch mitgenommen, und ſodann die Art deſſelben durch Vermiſchung mit andern Säften gezeiget. Es wird unterſuchet, wie viel Salz ein Pfund Waſſer hält. Wobey wieder viel Fleiß und Vorſichtigkeit erhellet. Die Natur dieſes Carlsbaderſalzes wird auch genau unterſuchet, das Mühlenbad nach ſeinen Eigenſchaften beſchrieben, der Neubrunn dagegen gehalten, und der Buchſäuerling gleichfalls noch beygefüget.

Die III. Abhandlung hält praktiſche Betrachtungen über das Carlsbad in ſich, die in unſer Fach nicht gehören. Und der Anhang liefert einen Verſuch einer Carlsbader Krankengeſchichte, die der Herr D. ſowohl aus ſeiner Vorgänger Schriften, als aus eigener Erfahrung geſammlet hat. Dieſe übergehen wir billig aus gleichen Urſachen.

Wie

Wie wir aber auch diese Stücke, so wohl als das vorhergehende mit Vergnügen gelesen, und uns freuen, daß nun einmal die Bahn gebrochen ist, von medicinischen Sachen in einer schönen und reinen deutschen Schreibart zu handeln: so wünschten wir, daß eben der Herr Verfasser sich um seine ganze Hauptwissenschaft, das ungemeine Verdienst machen, und sie nach und nach, in allen ihren Theilen, auf diese Art beschreiben möchte. Wir sehen ja in französischer und englischer Sprache solches geleistet: warum sollte die unsrige nicht ebenfalls vermögend seyn, ein gleiches zu liefern? Wir haben an den übersetzten physischen, chymischen, anatomischen, und botanischen Abhandlungen der paris. Akad. der Wissenschaften ein so schönes Muster vor Augen, daß es nun einem geschickten Manne doppelt leichter fallen muß, als vor einigen Jahren.

Uebrigens wünschen wir dem guten Carlsbade, etwas mehr Aufmerksamkeit der Großen seines Hofes, und dem böhmischen Adel etwas mehr Gefälligkeit gegen die Fremden: um diesem an sich nutzbaren Orte, auch diejenige äußerliche Anmuth und Bequemlichkeit zu verschaffen, die den Zulauf vornehmer und reicher Ausländer vermehren könne.

* *

II.

Gespräch im Traume, mit dem Hrn. v. Canitz (*), über die neumodische hieroglyphische Schreibart.

Ja, so gehts: womit man wachend viel zu thun gehabt hat, das kömmt einem gemeiniglich auch im Traume wieder vor. Da sitze ich gestern, bis in die späte Nacht, über des von Cantz Gedichten; und studiere darauf, wie dieselbigen nach dem heutigen **körnichten** und **gedachten Geschmacke aufgestützet** werden könnten. Endlich ermüde ich darüber: ich gehe zu Bette; und schlafe ein. Wenigstens wachte ich nicht mehr, das weis ich. Demnach habe ich den Augenblick wieder

(*) Dieser Artikel ist uns, auf die, im II Art. des 3ten St. vom IIIten Bande geschehene Einladung unlängst zugesandt worden. Wir liefern ihn aber hier ohne die Beweise, womit er doch reichlich versehen ist. Wir setzen zu dem Ende die Zahlen zwar in den Text bey allen seltsamen Redensarten; und behalten die Anführungen der Stellen noch so lange zurück, bis man so ungläubig seyn wird, zu leugnen, daß es in den schönen Wissenschaften auch solche Herrnhutische Schwärmer gebe, als in der Religion. Wir sind nur der Sache, nicht aber den Personen feind, die sich von dieser Seuche haben anstecken lassen. Wir schonen also ihre Namen, und Schriften. Wer aber diese gelesen hat, wird sich leicht darauf besinnen, und die Patriarchen des verderbten Geschmackes mit uns anklagen.

ſich in der einen der Regeln der andern bedienen kan. Der Indicativus ſtehet in beyden Sprachen, ſo oft man ſich gewiß, und ohne Bedingung, und ohne ein Wort, welches den Conjunctivum haben muß, erklärt; oder ſo oft man wirkliche Fragen vorbringt. Hingegen bey dem Conjunctivo eräuget ſich eine deſto gröſſere Unähnlichkeit, in dem es vielfältigemal geſchiehet, daß diejenigen Wörter, die im Lateiniſchen einen Conjunctivum erfordern, im Deutſchen mit dem Indicativo zufrieden ſind.

§. 25. Aus dieſen jetzo erörterten Aehnlichkeiten entſpringen die Arten zu reden, bey welchen es den Schein hat, als wenn ſie ein Eigenthum der Deutſchen, und den Lateinern unanſtändig, wären. Z. E. In ſole ſedere, an der Sonne ſitzen. Me bonum amicum habebis, du wirſt an mir einen guten Freund haben. Eſt quidem hoc aliquid, das iſt zwar etwas. Eſtote rogati, ſeyd gebethen. Quid habes dicere? was haſt du zu ſagen? Excubias tenere, Wache halten. Fac ventulum pallio, mache mit dem Mantel ein wenig Wind. Facere rem parvam magnam, eine kleine Sache groß machen. Dare ſe in fugam, ſich auf die Flucht begeben. Accipere aliter, anders aufnehmen. Aliquem pro felici adſpicere, einen vor glückſelig anſehen. Oſtendere ſe bene, ſich wohl zeigen. In periculum venire, in Gefahr kommen. Rogare aliquem ad nuptias, einen zur Hochzeit bitten. Haec res ſic eſt, ut narro tibi, dieſe Sache iſt ſo, wie ich dir erzehle. In diebus proximis decem, in den nechſten zehn Tagen. De eo inter vias cogitavi, daran habe ich unterwegs gedacht.

§. 26.

wieder mit dem von Canitz zu thun. Ich betrachte sein Bildniß, so, wie es in der Königschen Ausgabe seiner Gedichte befindlich ist.

O Natur! denke ich, sieht der Mann auch wohl im geringsten poetisch aus? Gerade, wie seine Gedichte; zwar lebhaft, aber fein natürlich! Wo siehe man etwas aufgestütztes, etwas gedachtes, in seinem Gesichte? Ich sehe auf, da steht der leibhaftige von Canitz in Lebensgröße vor mir. Man spotte nicht: es ist die Wahrheit; denn ich träumte.

Wir sahen einander eine Weile an: ich ihn ganz ernsthaft, mit einem kunstrichterischen Gesichte; aber er mich, mit einem spöttischen Lächeln. Das verdroß mich; darum redete ich ihn etwas hitzig also an: „Glaube nicht, von Canitz, daß „mir deine Gegenwart bey meinem Vorhaben, „mehr Reichthum von Glanz und Nachdruck „künstlich auf deine Schildereyen auszugießen 1), „einigen Schrecken in den Busen jagt 2)". Ich leugne zwar nicht, daß das Gute in deinen Gedichten das Fehlbare in einem ziemlichen Absatz übertrifft 3). Aber, wenn wir, deren Amt es ist, einen versuchten Geschmack anzupflanzen 4), unsere heutigen Dichter an deiner Seite aufführen 5), deren Gedichten nämlich die Vernunft, nebst der Erfahrung ihr Siegel aufgedrückt haben 6); so wirst du, wofern du dich nicht selbst durch die Fessel der Eigenliebe in Ketten geleget hast 7), gestehen müssen, daß du gegen die fertigen, biegsamen, und gelenkigen Geister 8) unserer zusammen geschlossenen Zeiten 9) nur ein aufblühender

der

der Poet biſt 10), der Salbadereyen ſagt 11). Aber, man werfe nur aus deinen Gedichten die natürlichen Redensarten hinaus, die das Brandmaal eines ganz niedrigen Urſprungs nicht verleugnen können 12); und durch den täglichen Umlauf in dem Munde knechtiſcher Leute alles Geiſtreiche und Neue von ſich verlohren haben 13); ſo werden deine Gedanken einen Nachdruck von ſinnlichem Leben bekommen 14): ſo wird man darinnen die Quellen und Minen des poetiſchen Schönen finden 15). Dieß iſt mein Vorhaben: und du wirſt mir dafür danken; falls die Ehrbegierde noch bey dir herberget 16).

Sie ſpegehren doch wohl nicht, erwiederte hierauf von Canitz, mit einem freundlichen Lächeln, daß ich ſie verſtanden haben ſoll? Zu meiner Zeit hatten die Geiſter noch keine Gelenke: und meine Gedichte haben meines Wiſſens, noch nirgends das Brandmark gekriegt. So hat auch bey mir Zeit lebens keine Ehrbegierde geherberget: ſo wenig, als ich weis, wie man Schilderenen mit Glanz und Nachdruck begießt. Aber mich verſtehen Sie doch wohl? denn ich rede deutſch.

Ich auch: antwortete ich. Aber die lebendigen Sprachen werden immer mehr verſchönert, aufgeſtützter, und gedachter: daher verſtehen die Neuen die Alten wohl; aber die Alten die Neuen nicht.

Wohl, verſetzte v. Canitz, da Sie mich dennoch verſtehen; ſo ſagen Sie mir doch, was Sie an meinen Gedichten eigentlich auszuſetzen finden? Denn mein

Genius hat mir hinterbracht, daß sie auf eine Verbesserung derselben sönnen. Und dabey möchte ich gerne zugegen seyn.

Was ich an Ihren Gedichten auszusetzen finde? mein Herr v. Canitz! antwortete ich. Der Mangel der Bilder; des Malerischen; des Schöpferischen!

Ja, das verstehe ich nun wieder nicht: sagte v. Canitz stutzend. Thun sie mir doch die Liebe, und reden mit mir meine Sprache; ich meyne, solch Deutsch, das ein jeder versteht.

Das wird schwer halten; erwiederte ich. Wir Gelehrten haben es seit dem angepflanzten neuen Geschmacke fast vergessen. Wir reden, und schreiben heutiges Tages ein Deutsch, das nur wenige verstehen. Indessen will ich mich zwingen, verständlich zu seyn: um mich zu ihrem Begriffe herunter zu lassen. (Hier machte mir der Geist, oder das Gespenst des Hrn. v. Canitz eine tiefe Verbeugung). Ihren Gedichten, mein Herr v. Canitz, fuhr ich fort, fehlt nichts, als, daß ihre Worte nur Worte; und ihre Gedanken nur Gedanken sind.

Und das sollen sie etwa nicht seyn? Aber was wollen Sie denn daraus machen? fragte v. Canitz mit einer neugierigen Verwunderung.

Lauter Creaturen, Bilder, und Gemälde müssen es, nach dem heutigen neuesten Geschmacke seyn: war meine Antwort. Heutiges Tages schreibt man mit lauter hieroglyphischen Bildern, wie die alten Aegyptier; und unsre Gedanken sind lauter Schöpfungen. Das heißt die bilderreiche, die malerische, die schöpferische Schreibart; worinn wir heu-

heutiges Tages ſchreiben; und welche die altdeutſche in einem groſſen Abſatz übertrifft.

Zum Exempel? ſagte v. Canitz. Zum Exempel; antwortete ich: Der Geſichtskreis heißt heutiges Tages: die ſich verlierende Weite, vom niedrigen Himmel gedrückt 17). Pflügen ſagt der Bauer: wir heißen es, verfolgt von Krähen und Elſtern braune Wellen im Erdreich ziehen 18). Der Saemann ſiet nicht mehr; und vor ſich weg, wie etwa zu ihrer Zeit zu Blumenberg. In unſrer neuerſchaffnen Welt gießt er güldene Tropfen ihm nach 18). Ein Kind, das noch nicht recht ſprechen kann, ſtammlet Gedanken 18). Bildſeulen, ſind Marmor, der aus den Bergen ſteigt, und Kämpfer zeuget 19). Wir Gelehrten ſind die Leute, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet 20). Der Klang heißt das Bildniß der Lieder 21): und der Ziegenbock, der Ziegen bärtiger Ehemann 22). Sehen Sie, mein Hr. v. Canitz! lauter Schöpfung, lauter Poſituren; lauter Bilder, lauter Creaturen!

Ja, ja; ſagte v. Canitz, indem er in dem Lehnſtuhle vorm Camin ſeinen Fuchspelz zuſammen ſchlug, und ſeine Pfeife beſſer anbrannte: Bilder und Poſituren genug; aber auch lauter Chimären, dabey der Verſtand nichts denkt. Z. E. ein aus den Bergen ſteigender und Kämpfer zeugender Marmor! Was iſt das für ein Ding? Iſt denn der Marmor nicht leblos, und für ſich unbeweglich? Eine Lampe, die den ganzen Erdball erleuchtet? Ein Bildniß fürs Ohr? wie das Bildniß der Lieder u. ſ. w.

Ey, mein wertheſter Herr **von Canitz**! fiel ich ihm in die Rede: Mit dem altväteriſchen Verſtande, muß man nicht mehr die Sprache unſerer neuen Poeten prüfen. Nach den neueſten Regeln der Dichtkunſt, iſt die Poeſie nur für die **Sinnen** und für die **Einbildungskraft**. Beyde wollen **Bilder**, und nicht Gedanken, haben: und die letztere vergnügt ſich ſo gut an **Chimären**, als an wirklichen Bildern.

Sind das Eure heutigen Regeln der **Dichtkunſt**? fragte **v. Canitz** mit Verwunderung. Ja freylich, verſetzte ich: mit dem Verſtande hat die Dichtkunſt nichts mehr zu thun. Dichtete man noch für den **Verſtand**; wer wollte es immermehr gewaget haben, wie unſerer neueſten Dichter einer, zu ſchreiben: **Die heiligen Schatten, und hohen Gewölbe voll Laub zerreißen den Dichtern der Zukunft Fürhang** 23). Denn, wenns auf den Verſtand ankömmt; ſo kann auch ein Kind begreifen, daß ein Schatten keinen Vorhang zerreißen kann. Und, wenn eben der Dichter fortfährt: **O, daß mein Lebensbach endlich von Klippen, da er entſprang, in euren Gründen verflöſſe** 24). So ſieht ja wohl auch ein Kind, daß er nicht für den Verſtand ſchreibt. Wie würde er weiter die Flüſſe, des **Winters Gräber** 25); und die **Gebirge, Brüſte der Reben** 26), genannt haben? Wie würde er das weibliche Geſchlecht vor der ſtrengen Frühlingsluft folgender Geſtalt gewarnet haben.

- - - - Und ihr Bilder des Frühlings, Ihr blühenden Schönen! Flieht itzt den athemraubenden Aushauch

mit

mit ängſtlich wildem Geſchrey, daß Meer und Klippen es hören, Umlegne Dörfer und Städte, vom untern Donner zerrüttet, Mit Schrecken und Tod überſpeyt, und einer flammenden Sündfluth 26).

Indem ich dieſes herſagte, that mir v. Canitz die einfältige Frage: ob wir auch im Trocknen wären? wie er ſchon in ſeinem Gedichte von der Poeſie über die ſchwülſtigen Dichter geſpottet hatte (*). Ich aber antworte ihm nicht darauf; ſondern fuhr fort: Wer hätte ſichs einkommen laſſen, daß die Bienen an den Blumen hiengen, wie **Thau vom Mondenſchein vergüldet** 27)? Und daß die Regentropfen **Saaten der Wolken** wären, woven der **Hauptſchmuck der Felſen** voll iſt 28)? wenn der Dichter, ſage ich, den Verſtand darüber zu Rathe gezogen hätte?

Wo iſt das Gedicht gedruckt? fragte v. Canitz. Ich antwortete: in **Berlin**; und zwar verwichenes Jahr. In Berlin? wo ich ſelbſt gedichtet habe? fuhr von Canitz, mit einer zornigen Miene, und einem heftigen Tone fort; an einem ſo geſcheiden

(*) Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten:
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten.
Ein flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtrahlbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür.
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen,
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß
Auf dieſen harten Schlag nothwendig folgen muß;
Und läßt den albern Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchaumen.

Orte, darf sich ein Mensch unterstehen, dergleichen Zeug in die Welt hineinzuschreiben? Wer zum Guckuck hat den Mond je gelb gesehen, daß er was vergülden könnte? und wer säet einem in den Hauptschmuck?

Aber ich antwortete ihm ganz gelassen: Warum denn nicht? Der Verfasser will ein Dichter seyn. Also schreibt er nur für die Sinnen, und die Einbildungskraft.

Allein von Canitz antwortete mir, mit einer gewissen Ernsthaftigkeit, die sonst der Wahrheit, und der Ueberzeugung eigen ist: „Mag er doch immer! „So muß er doch wissen, daß es auch gesunde Sin„nen, und eine gescheide Einbildungskraft giebt; „und, daß man nur so lange klug ist, als man die „hat. Hat man aber verderbte Sinnen, und eine ver„derbte Einbildungskraft; so ist man nicht geschickt „.

Unsere geistvollen Kunstrichter des neuangepflanzten verfuchten Geschmackes, versetzte ich ganz kaltsinnig darauf, dürften indessen wohl weiter nichts sagen, als, daß der Dichter in der Schöpfung ein wenig zu verwägen gewesen wäre. Ein Tadel, der einen muntern Geist so wenig schmerzt, als einen Liebhaber, dem es seine Schöne zärtlich vorwirft, daß er zu dreist sey. Allen ist es nicht gegeben, so keck zu seyn!

Wenn man aber zu keck wird; so pflegt man auch auf die Finger geklopft zu werden: erwiederte von Canitz. Nun, wenns die andern gleich so arg nicht machen; fuhr er fort: so macht sich doch ein jeder seine Puppen nach seiner Art; wie die kleinen Kinder: ists nicht wahr?

Creaturen, und Bilder wollen Sie ſagen: war meine Antwort. Ja freylich! darinn beſteht eben das aufgeſtützte, das ſinnliche, das lebendige in der neuen Poeſie. Dadurch zeigt der Dichter, daß er ein erſchaffender Geiſt iſt. Aber eines hätte ich bald vergeſſen. Die abgezogenen Begriffe, die mathematiſchen und philoſophiſchen Erdichtungen, Ichheiten, und Vorſtellungsdinge, nebſt den Verhältnißweſen, u. ſ. w. thun auch ein Herrliches zur Verdunkelung eines Gedichts, und zur Verwirrung des Leſers und Zuhörers. Dadurch wird es erſt recht gedacht, propheriſch, und geiſtvoll. Z. E. Verdienſte haben, iſt ein Ausdruck für den Verſtand; folglich nicht für die Poeſie. Man ſage aber Verdienſte zählen 29): gleich iſt es arithmetiſch, mathematiſch, und ſinnlich. Der Verliebte thut, was ſeine Liebſte will: das iſt Proſa. Die Schöne wird des Willens Grund 39): Gleich hat mäh den Satz des zureichenden Grundes aus der Metaphyſik am unrechten Orte; da iſt es Poeſie! Man muß mistrauiſch ſeyn; aber nicht ohne Urſache: iſt eine gute Moral in Proſa. Aber

„O Trieb zum Wohl uns eingehauchet,
„Den Eiferſucht zur Pein erhitzt,
„Du biſt das Mittel, wohl gebrauchet,
„Das uns vor Hinterliſt beſchützt.

Zernitz.

da iſt ſie poetiſch ausgebildet. Aber wodurch? Bloß, durch die abſtracten Begriffe aus den Schulbüchern der Weltweiſen. Bey der Liebe iſt mehr Leiden als Luſt: iſt Proſa! mathematiſch die Sa-

che betrachtet; so verhält sich in der Liebe das Leiden zur Lust, wenn man ihre Quantität mit einander vergleicht, etwa wie nicht so viel, gegen mehr. Das ist gleich unverständlicher; folglich undeutlicher; folglich sinnlicher; und folglich auch poetischer. Also:

Vergleichung wird zu oft entscheiden:
Im Lieben weicht die Lust dem Leiden.

Zernitz.

Da ists Poesie! Ein argwöhnischer Schäfer, ist ein argwöhnischer Schäfer. Das kann ein jeder Prosaisch sagen. Aber der Poet führet ihn fein in die Optik; so wird ein dunkler Schäfer 30) daraus. Gelt, wie poetisch sieht er nun nicht aus! Ein Schäfer muß sein Glück oft, und immer kecker versuchen; so gelingts ihm vielfältig. Wenn das ein Poet sagen will; so sagt ers nur mit einem Mischmasch von Kunstwörtern also:

Nur oft wird frisches Unterfangen
Saumselger Schäfer Glück erlangen.

Ebenderselbe.

Gleich hält mans für Poesie.

Ich meynte aber vorher, sagte von Canitz, nach Eurer heutigen Dichtkunst, wäre die Poesie bloß für die Sinne, und für die Einbildungskraft: im geringsten aber nicht für den Verstand. Nun aber sehe ich, was für den Verstand gehöret, das machen Eure Poeten in den abentheuerlichsten Bildern und Creaturen sinnlich; oder wollen es doch sinnlich machen; und, was sich sinnlich und begreiflich sagen ließe, dabey martern sie den tiefsinnigsten Verstand.

Bey

Bey Leibe nicht, bey Leibe nicht! fuhrie ich ihm entgegen, da er weiter reden wollte. Nichts für den Verſtand! Nichts für den Verſtand! Alles nach wie vor für die Sinnen und die Einbildungskraft. Da ſieht man, was Ihnen fehlt: die Aeſthetik, die Aeſthetik! unſre neuerfundene Seelenmalerey!

Da hatte ich Ihn! Nun, was iſt das wieder für ein Unding? fragte er voll Neubegierde, und Verwunderung. Eine Seelenmalerey? etwa, wie in der gemalten Welt? darinnen ich in meiner Jugend bildern mußte: ein Geiſt mit lauter Pünktchen?

Ach, ich ſage Ihnen ja, eine äſthetiſche! war meine Antwort. Eine äſthetiſche! Hören Sie nur! ſo ſoll es den Augenblick in Ihren Begriffen Tag werden. Hier hörte mir von Canitz ſo andächtig zu; als ein Weyſenhäuſer dem Profeſſor. Und da redete ich alſo:

Unſere Seele hat mit nichts, als mit Vorſtellungen zu thun. Lemma. Was ſind aber unſre Vorſtellungen anders, als Bilder? als Gemälde? vermöge der Erklärung. Alſo iſt in unſerer Seele lauter Malerey. Eine unmittelbare Folge. Aber die Gemälde ſind zweyerley: Tagſtücke; darinnen alles deutlich, ſichtlich, aus einander geſetzt, kurz, darinnen es Tag iſt: und Nachtſtücke, oder Dämmerungſtücke, darinn das meiſte dunkel, verwirrt, oder doch undeutlich; kurz darinn es Nacht, oder doch Dämmerung iſt. Jene heißt man mit einem Worte deutliche; dieſe aber, nach dem Grade des Lichts, oder Schattens, dunkele oder undeutliche Schilde-

reyen.

§. 26. Die Deutschen und Lateiner pflegen zuweilen die Wörter dergestalt mit einander zu verknüpfen, daß nebst der Bedeutung, die auf beyden Theilen einerley ist, auch in dem Platze und in der Folge der Wörter auf einander kein Unterscheid statt hat. Und weil sich solches durch Exempel, die man aus den besten Lateinern auf eine ungezwungne Weise übersetzt, bekräftigen läßt: so ist es um desto merkwürdiger, und giebt von der Aehnlichkeit der beyden Sprachen ein desto deutlicheres Zeugniß. Also schreibt Cicero im 1 Buch von den menschlichen Pflichten im 41 Capitel: Ex moestitia, ex hilaritate, ex risu, ex locutione, ex reticentia, ex contentione vocis, ex submissione, ex ceteris similibus facile judicabimus, quid eorum apte fiat, quid ab officio naturaque discrepet. Aus der Traurigkeit, aus dem frölichen Bezeigen, aus dem Lachen, aus dem Reden, aus dem Schweigen, aus dem Steigen und Fallen der Stimme, und aus andern ähnlichen Dingen können wir leicht urtheilen, was dem Wohlstande gemäß sey, und was von unsrer Pflicht und der Natur abweiche.

§. 27. Die Verbindung der Wörter kan in beyden Sprachen dergestalt eingerichtet werden, daß nicht nur der Verstand einerley Gedancken dadurch bekömmt, sondern daß auch das Gehöre aus ihrem Klange gleiche Annehmlichkeit empfindet. Exempel hievon sind die guten Uebersetzungen, die man einige Zeit her aus dem Latein dem Drucke überlassen.

§. 28. Der Wohlklang einer Sprache bestehet in der ähnlichen Abwechselung ihrer Töne. Dergestalt sieht man leicht, was die Ursache sey, warum man in beyden Sprachen die Wörter also ordnen kan, daß

sie

reyen. Diejenige Vorstellungskraft nun, die mit den deutlichen Gemälden zu schaffen hat, heißt man die obere Vorstellungskraft unsrer Seele. Und das ist der Verstand: vermöge seiner logischen Erklärung. Diejenige Vorstellungskraft unsrer Seele aber, die mit den dunklen, oder undeutlichen Schildereyen, ich meyne, mit den Nacht- und Dämmerungstücken, umgeht, heißt die untere Vorstellungskraft: und besteht in den Sinnen und der Einbildung. Vermöge ihrer psychologischen Erklärung. Mit diesen letztern hat, wie ich schon oft gesagt, die Poesie ihr Gewerbe. Finden Sie mir nun unter allen den poetischen Gemälden, vom Jernitz, die ich Ihnen vorgestellet habe, nur ein einziges, das Ihnen die Sache deutlich vorstellet, und das also für den Verstand wäre! Sinds nicht alles Nachtstücke? oder doch die verwirrtesten Dämmerungsstücke? Sinds also nicht lauter Gemählde für die Sinnen und die Einbildungskraft?

Aber, wandte mir von Canitz ein, und das war gewiß ein näckischer Zweifel. Nach meiner Pnevmatologie, die ich studiert habe, meyne ich, alle abstracte Begriffe, und Vorstellungen würden bloß von dem Verstande gemacht: und weil sie außer dem Verstande nicht erkannt werden könnten; so hätten die Sinnen und die Einbildungskraft, die nur mit concretischen Dingen umgiengen, mit ihnen nichts zu thun.

Doch ich antwortete ihm aus dem Stegreife: Allerdings sind sie concretisch, in der ästhetischen Welt:

Welt: und in der heterokoſiniſchen Malerey beſteht eben das Hauptwerk unſerer neueſten Poeſie.

Schweig nur, ich habe es ſatt! ſagte v. Canitz. Aber, ſage mir doch, was ſagen denn die andern heutigen Gelehrten zu dieſer neumodiſchen poetiſchen Schreibart? und inſonderheit Eure Kunſtrichter?

Ey, antwortete ich, ſie gefällt über der Maßen. Es wird noch der heutige herrſchende Geſchmack, und die allgemeine gelehrte Schreibart werden. Unſre Kunſtrichter aber gehen uns darinn mit ihrem reizenden Exempel vor.

Wie? Eure Kunſtrichter? Schreiben ſie denn nicht in Proſa? fragte von Canitz voll Verwunderung. Sie irren ſich, antwortete ich, mein Herr von Canitz. In ein 50 Jahren verändert ſich im Geſchmacke, und in der Schreibart, ein vieles. So, wie man heutiges Tages vielfältig Gedichte in Proſa ſchreibt; ſo ſchreibt man wiederum vielfältig das, was man ſonſt in Proſa ſchrieb, auf poetiſchen Fuß. Die Kunſtrichter der Poeſie und Beredſamkeit, Geſchichtſchreiber, die Weltweiſen, die Gottesgelehrten ſelbſt, (wohl verſtanden, aber nur die, ſo von dem heutigen neuangepflanzten Geſchmacke ſind,) lieben das Poetiſche in ihrer Proſa. Ich will Ihnen von allen Exempel beybringen. Nun, die werde ich mit Verwunderung anhören: ſagte von Canitz; und warf ein paar Stücken friſch Holz aufs Caminfeuer.

Z. E. wenn ein poetiſcher Kunſtrichter ſagen will: ein Poet müſſe ſich nach Maaßgebung der Umſtände bald erheben, bald niedriger ausdrücken; ſo ſagt er: Der poetiſche Geiſt von einer in-

ner-

nerlichen Hitze aufgetrieben, verliert die natürliche ihm noch anhangende Schwere, daher entſteht der poetiſche Flug. Dahingegen hemmt die angebohrne Schwere des Geiſtes, ſeinen Flug, und befördert im Gegentheile ſeinen Fall. Daher entſteht der poetiſche Fall; der auch geſchickt ſeyn kann 31). Sehen ſie da! welche Bilder und Creaturen! Ein poetiſcher Geiſt, wie er fliegt! Wie er von innerlicher Hitze aufgetrieben iſt! Sehen ſie, die anhangende Schwere! ſeinen poetiſchen Flug! ſeinen poetiſchen Fall! und, wie dieſer ſo geſchickt iſt. Aber auch, wie äſthetiſch, wie mathematiſch, wie heterokoſmiſch! Die Hitze verzehrt die Schwere, und treibt den Geiſt auf. Wiederum hemmt die Schwere ſeinen Flug, und befördert ſeinen Fall. Wie geſchicklich aber fällt er nicht!

Ja, ja, ſagte v. Canitz ganz kaltſinnig; abentheuerlich und poßierlich genug geredt! Daher werden uns auch, fuhr ich fort, dergleichen Redensarten beſtens empfohlen: als, die bey ihrer Deutlichkeit noch den Werth eines beſondern Nachdrucks haben ſollen 32). Namentlich: ſich mit Unmöglichkeit beſchlagen 33); ſeiner erſten Liebe nachſetzen 34); bey einem die geſunde Vernunft wieder einheimiſch machen 35); ein Jüngling, der flämmiger wird 36); das Verlangen verdrücken 37); u. ſ. w. Und ich ſage, ſprach von Canitz, daß es lauter Redensarten ſind, die abgeſchmackt ſind. Die Aehnlichkeit in dieſen Metaphorn iſt gewiß ſo klein, daß man ſie kaum herausfinden kann. Mit Erlaubniß, fiel ich ihm in die Rede, Sie wollen vielleicht ſagen:

An was für einem ſchwachen und ſchier unſichtbaren Faden hängt die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Bildern und denen Sachen, zu deren Erklärung ſie dienen ſollen 38)? Denn ſo ſprechen unſere Kunſtrichter. Und Ihre Meynung iſt wohl, mein Herr! Man werfe die ungereimten Bilder nur hinaus; ſo wird man es bald in dieſen Redensarten Tag werden ſehen 39). Sie wollen mit gewiſſer Maßgebung gebraucht werden 40). Sonſt wird die Rede mit Dunkelheit umzogen 41): und die Unteragenten führen ſonſt das Werk zum Ende, und laſſen ihrem Haupte nichts übrig, als die Ehre des Unterfangens 42). Aber mein Herr, nehmen Sies mir nicht übel, Sie beſchweren dieſe körnichten und fruchtbaren Redensarten ohne Grund, mit dem Fehler der Unanſtändigkeit 43).

Nun, was iſt das wieder für hottentottiſch Zeug? fragte von Canitz lächelnd. Ich aber antwortete ihm mit einer tiefen Verbeugung: Die neueſte Proſa unſrer Kunſtrichter! Die rechte proſaiſche Weisheit des Redners 44)! Die rechte Art, ſeinen Vortrag zu unterſtützen 45)!

Damit er vielleicht nicht einfället, wie ein gebrechliches Haus? verſetzte von Canitz. Nun ja! da Eure Kunſtrichter ſo verblümt ſind; ſo wunderts mich nicht mehr, daß Eure Poeten anfangen, phantaſtiſch zu quäckern. Die Poeſie muß doch immer etwas vor der Proſa voraus haben.

Ach! erwiederte ich, auch ganz entzücket: Es lieſt ſich auch gar zu zeitvertreibend in den Büchern

unſerer

unſerer neumodiſchen Kunſtrichter. Es iſt nicht mehr, als ob man ein todtes Buch vor ſich hätte: es lebt alles darinnen. Denken ſie, wenn man lieſt: eine Reihe Bäume flieht von uns in der Vertiefung 46); wie man da viſiert! Die andere Hälfte des Erdbodens ward erſt in der ſpätern Zeit aufgeſchloſſen 47): Iſts nicht, als wenn der Erdboden ein Schrank wäre, zu deſſen einer Thüre man bisher den Schlüſſel nicht finden können? Der Erdboden ein Schrank! wie ſinnlich! wie heterokoſmiſch! Wenn es heißt: Ein Schriftſteller muß in Ausſpändung des Zierathes zwey Klippen ſorgfältig vermeiden 48): iſt man nicht den Augenblick bey der Armencaſſe, und auch zwiſchen den Stockholmiſchen Scheeren? Wenn man lieſt: Einen unverſöhnlichen Zorn an jemand legen 49); iſts nicht, als ob man ſähe, wie er an jemand geleget wird, der unverſöhnliche Zorn! Wenn ich jetzt leſe: die freudige Aufwallung in der Bruſt 50); ein ausgebildetes Gleichniß 51); dem nackten Begriffe einen Nachdruck geben 52); etwas in einem Bilde abmeſſen 53); Was denke ich da nicht, ohne daß ich weis, was ich denke! Was fühle und ſehe ich da nicht, ohne daß ich was fühlte, oder ſähe!

Das heißt, ſprach von Canitz, du träumſt mit allen deinen Kunſtrichtern. Aber, wie ſchreiben denn Eure heutigen Geſchichtſchreiber? Eben ſo: war meine Antwort. Z. E. Eine Kenntniß der Alterthümer heißt unſern geſchmackhaftern Geſchichtſchreibern: Eine Einſicht in die Schaubühne

bühne der vermoderten Alten 53). Ein garſtiger Proſpect! rief von Canitz, und ſpuckte dabey aus. Wir haben keinen Cicero mehr: er iſt der Römer κατ' ἐξοχην 54). Ein unparteyiſcher Geſchichtſchreiber muß außer der Welt ſeyn 55): denn ſonſt könnte er ſich leichtlich hier und da durch die Feſſeln der Eigenliebe in Ketten legen 56).

Genug! rief von Canitz, ich mag von dem Zeuge nichts mehr hören. Cicero, der Römer! ſchlechtweg; und war doch kein Römer! Wie aber ſchreiben Eure Weltweiſen, und Gottesgelehrten 57)?

Wie geſagt, eben ſo; dabey bleibts: war meine Antwort. Nach ihrer neueſten Schreibart iſt es eine Gutthat der Einbildungskraft, daß wir ehemals gehabte Begriffe wieder einholen können 58); wenn wir uns erinnern, daß die Sache uns ſchon ehedeſſen vorgeſchwebet hat 59). Vordem rieb man die Flecken aus; und ſchliff das Rauhe ab. Nach den heterokoſmiſchen Begriffen eines neuen Moraliſten aber ſchleifet die Erziehung die groben Flecken des Verſtandes aus; (ſehen ſie wohl die äſthetiſchen Flecken?) und reibt die rauhen und rohen Schlacken der widerſpänſtigen Meynungen ab 60). Wohlerzogene Leute beſchreiben ſie uns ſinnlich, als ſolche, die ſchon in eine anſtändige Form der Tugend gegoſſen worden 61). Sie haben doch wohl eher Reiß in Formen gegeſſen? mein Herr v. Canitz! Wenn unſere Philoſophen etwas näher beweiſen wollen; ſo treten ſie dem Beweisthume näher 62).

Daß die Meynungen der Menſchen ſich nach den Umſtänden der Welt richten, drücken ſie folgender Geſtalt lebendiger aus: **Das Meer iſt offen, und geſchloſſen**, nachdem es ein **groſſer Grotius und gelehrter Seldenus öffnen und ſchlieſſen**, und ſich die Staatsverfaſſung der Welt umſetzt 63). Eben ſo ſinnlich lehren ſie uns, daß der Religionszwang darum nicht in England erlaubt ſey: **weil er erſt übers Meer gehen müſte, wenn er ſich in dieſem freyen Lande ſetzen wollte** 64). Verſtehen ſie das? fragte ich den Hrn. v. Canitz. Nein, antwortete er. Ich aber fuhr fort: Das macht, **es iſt unter der Decke geſchrieben.** Doch ſie ſchreiben auch vielfältig ohne Decke 65). Wenn ſie aber unter der Decke ſchreiben; ſo muß niemand ſie auſſer den Gränzen ſetzen, in welche ſie ſich ſelber einſchlieſſen 66).

Nunmehr kam von Canitz auf die Hauptſache: Und in ſolch unverſtändliches Zeug, ſagte er, willſt du meine Gedichte überſetzen? Ey! in kein unverſtändliches Zeug; antwortete ich. Nur eine ſolche **Mixtur von heterokosmiſchen Bildern, und äſthetiſchem Leben**, will ich darüber machen; dadurch will ich einen **ſchmackhaften Reichthum von Glanz, und Nachdruck an ſinnlichem Leben, künſtlich auf deine Schildereyen ausgieſſen** 67): **damit ſie allen Leſern Ruh und Erquickung ins Hertz wehen** 68).

Lieben Leute! fragte von Canitz, habt ihr denn nicht gelernt, was ein Galimatias iſt; und daß man ſolches, als die Sprache eines Schwärmers,

ver-

vermeiden müſſe, um nicht für verrückt im Kopfe gehalten zu werden? Es kam neulich ein Phantaſt ins Reich der Todten, der ſich einen Herrnhuther nannte, der redete ſolch närriſches Zeug, daß wir ihn für einen Quäcker hielten. Seyd ihr denn alle von dieſer Secte?

Ach, erwiederte ich ihm darauf, mein lieber **von Canitz**! das war zu Euer Zeit ſo. Aber die Wiſſenſchaften ſteigen. Man verſteht heutiges Tages viel, was man vor Alters nicht verſtand. Kurz, heutiges Tages verſteht man auch **Galimatias**.

Wer denn? fragte **von Canitz**, mit äußerſter Verwunderung. Wer verſteht **Galimatias**? Etwa der Hof? Ich antwortete mit einer gewiſſen Miene, wie man wohl denken kann: **Der Hof eben nicht!** Etwa die große Welt? fragte er weiter. Ach! antwortete ich, mit einem gelehrten Lächeln: **Bleiben Sie mir mit der großen Welt vom Leibe.** Leute, deren nächtliche Lampe **den ganzen Erdball erleuchtet** 68), werden ſich um die ſo genannte große Welt bekümmern! In unſern Augen, iſt ſie die kleine.

Alſo, die Gelehrten nur verſtehen Galimatias? fuhr er fort. Nicht alle, antwortete ich; ſondern nur bloß der Kern des engen Ausſchuſſes. Ich meyne, nicht der Pöbel der Gelehrten, der nur an **dem Rothe der Natur** ſich ergötzet: ſondern der **Adel des Reiches der Gelehrſamkeit**, der den **Orden der erſchaffenden Kunſt** trägt. Und was ſagt das Frauenzimmer endlich dazu? fragte er mit ſeiner lüſternen Miene. Aber ich ant-

wortete ihm mit einem männlichen Tone: unſere Schriften, eben unſere Schriften benehmen ihm den ſchwülſtigen Hochmuth, den es aus den gemeinen natürlichen Schriften eine Zeit her gefaßt gehabt, als ob es auch männlich denken könnte.

Mein Gott! fing von Canitz an: für wen ſchreibt ihr Leute denn? Für uns ſelbſt, und für unſre Brüder: wie die Freymäurer; wie die Goldmacher; und Herrenhuter: war meine Antwort.

Wohl! ſo laß mir meine Gedichte ungehudelt: ſagte hierauf von Canitz ganz ernſthaft. Denn ich habe ſie für den Hof; für die große Welt; für die Gelehrten, die die Natur lieben; und für das ſchöne Geſchlecht geſchrieben: nicht aber für Pedanten. Wollt ihr närriſche Verſe haben, ſo machet ſie euch ſelbſt.

Das Wort gieng mir durchs Herz. Was? rief ich, wir Pedanten! Närriſche Verſe! Und da ich dabey mit der Fauſt auf den Tiſch klopfen wollte; ſchlug ich mir ins Geſicht, daß ich darüber erwachte.

Quiſtorp.

* *

III.

Kurze Einleitung zur Geographie des Norder-Deutſchlandes ſlaviſcher Nation und mittlerer Zeiten, inſonderheit der Fürſtenthümer Pommern und Rügen, aus beglaubten Geſchichtbüchern, und mehrentheils urkundlichen Denkmälern

mälern beſchrieben, von Albr. Georg Schwarz, ordentl. Lehrern auf der Königl. Akad. zu Greifswald. Greifsw. bey Hier. Joh. Struck, in gr. 8.

Der gelehrte Herr Profeſſor Schwarz, der uns ſchon durch viele nützliche und auserleſne Schriften bekannt geworden, fähret löblichſt fort, ſich um das alte Deutſchland verdient zu machen. Gegenwärtiges treffliches Buch legt einen neuen Beweis davon ab, indem einen wichtigen Theil der alten Erdbeſchreibung ins Licht ſetzet, welcher weder den griechiſchen und römiſchen Scribenten, noch von den neuern Deutſchen ſelbſt ſattſam bekannt geweſen. Er hat dieſes wichtige Werk, des Königl. Däniſchen Cerkammerherrn von Pleſſen Excell. zugeſchrieben, einem wahren Beſchirmer der Wiſſenſchaften und Gelehrten.

In der Vorrede handelt der Herr Verfaſſer die genaue Verbindung der Geſchichte und der Erdkunde ab. Er zeigt, daß eine der andern die Hand biethen müſſe. Man wird von den Begebenheiten nicht recht denken, wenn man der Oerter nicht kundig iſt, wo ſie ſich zugetragen haben. Daß Athen mit 4000 Mann einem perſiſchen Heere von vielen 100000 Köpfen widerſtehen können, wird niemand begreifen können, der die Lage des Platzes bey Thermopyle nicht kennet. Man hat ſich alſo längſt genöthiget geſehen, den Geſchichtbüchern, mit geographiſchen und topographiſchen Karten aufzuhelfen. Dionyſius Periegeta, Strabo, Pomponius Mela, Ptolomäus, und andre haben den Grund

ſie in der einen ſo wohl klingen, als in der andern. Denn beyde Sprachen haben eine faſt gleiche Anzahl von Tönen, die vor ſich im Klange völlig mit einander übereinſtimmen. Daher rührt es auch, daß man in beyden Sprachen bey nahe einerley Regeln des Wohlklanges in acht zu nehmen hat. Ich gebe gar gerne zu, daß der deutſche Wohlklang vor dem Lateiniſchen etwas eignes hat: doch aber iſt auch ſo viel aus der Erfahrung gewiß, daß er in den meiſten Stücken mit dem Lateiniſchen verwandt iſt. Im Lateiniſchen klingt es ſehr übel, wenn zu viel mitlautende Töne zu nahe neben einander gebracht werden. Im Deutſchen empfindet das Gehöre in dieſem Falle eben dergleichen Härte. Im Lateiniſchen iſt es wieder den Wohlklang, wenn einerley Ton in einigen Worten nach einander wiederholet wird. Im Deutſchen iſt ſolches gleichfalls der Unähnlichkeit entgegen. Man kan es im Lateiniſchen nicht wohl vertragen, wenn ſich das nechſtfolgende Wort mit eben dem ſelbſtlautenden Tone anfängt, mit welchem das nechſt vorhergehende beſchloſſen worden. So widerſinniſch iſt auch dieſe Zuſammenkunft im Deutſchen. Wie im Gegentheil der Lateiner, wenn er das Gehöre vergnügen will, ſich ſolcher Verbindungen befleißiget, in denen, ſo viel möglich iſt, die mitlautenden Töne durch die Zwiſchenkunft der ſelbſtlautenden von einander geſondert werden; in denen die Schlußtöne von den Anfangstönen unterſchieden ſind; in denen die ſelbſtlautenden dergeſtalt gemiſcht ſind, daß nur diejenigen auf einander folgen, zwiſchen welchen eine Aehnlichkeit iſt: alſo giebt ſich auch der Deutſche darum Mühe, wenn ſeine Rede wohlklingend ſeyn ſoll; und kan

geiegt, uns die Erdfläche bekannt zu machen. Aber ihre Beschreibungen gehen nur auf die ältern Zeiten. In den mittlern Zeiten fehlt es uns an solchen Wegweisern. Nachdem die Züge der Völker fast alles aus seiner Stelle verrücket, sind uns die vorhin bekanntesten Länder fast zu Labyrinthen geworden. Hier mangelt uns nun der Ariadne Leitfaden, um uns durch soviele veränderte Gränzen der Landschaften zurechte zu finden.

Nun haben zwar Junker, Spener, Köhler u. a. m. in ihren geographischen Werken, auch in Ansehung der mittlern Zeiten etwas rühmliches geleistet. Aber es ist unmöglich gewesen, alles auf einmal aufzuräumen. Sonderlich ist im nordlichen Deutschlande noch viel Dunkles übrig geblieben. Hier wohnten sonst die Slaven, ein wendisches Volk, das mit den Deutschen in ewiger Feindschaft lebte. Es bekümmerte sich um keine Wissenschaften; und zeichnete folglich weder von seinen Geschichten und Thaten, noch von seiner Landschaft das geringste auf. Folglich kannten auch die Deutschen die Regimentsart, und die Eintheilung ihrer Länder nur von weitem.

Das sehen wir aus ihren Beschreibungen slavischer Dinge. Sie erzählen uns ganze Schlachten, ohne die Feldherrn und Anführer der Feinde zu nennen. Sie zerstören Städte, ohne zu sagen, wie sie geheißen. Vielweniger wissen sie uns die Lage, Größe und Gränzen ihrer Provinzen anzugeben. Nichts als die Namen der slavischen Völker, einiger Flüsse, und Städte in der Mark, als Soltwedel,

del, Havelberg, und Brandenburg, nebst einigen Fürstenthümern in dem pommerisch-rügischen Landen haben sie uns hinterlassen. Und doch muß man manches mehr errathen. Oft widersprechen sie sich; oft sind sie zu neu, als daß man ihnen trauen könnte.

Aus allen diesen Schwierigkeiten zu kommen, sind keine andre Mittel, als die Urkunden und Denkmäler jeder Landschaft aufzusuchen; so viele derer entweder aus den mittlern Zeiten herkommen, oder doch nahe an dieselben reichen. Diese muß man mit den Geschichtschreibern jedes Landes zusammen halten: und daher erhellet, wie unmöglich es ist, daß ein auswärtiger Scribent es darinn weit bringen sollte. Wie sollte derselbe zu den Urkunden gelangen? Oder würde er sie verstehen können? da er weder der Sprache, noch der Lage und Gegenden des Landes kundig wäre?

Dem Hrn. Prof. **Schwarz** ist es leichter gewesen, alle diese Schwierigkeiten zu heben. Er hat das Glück gehabt, zum Besitze vieler solcher Urkunden zu kommen, davon allhier die Rede ist. Er fand darinn sehr viele unbekannte Namen, von Burgen, oder Schlössern, Castelläne, und Provinzen der dasigen Fürstenthümer; deren Menge ihn aufmerksam machte. Er merkte sich selbige beyläufig an, auch ehe er noch Willens war, sie einmal in Ordnung zu bringen: ja er dachte nicht einmal, daß es möglich seyn würde. Die Ausarbeitung seiner ausführlichen Staats- und Kirchenhistorie brachte ihn zuerst auf die Gedanken sein Verzeichniß dieser alten Namen anzusehen: weil er bemerkte, daß die Unwissenheit

in der Geographie mittlerer Zeiten, in der politischen Verfassung und Eintheilung dieser Lande eine Dunkelheit verursachete. So sah er sich denn genöthiget seine alte Sammlungen in Ordnung zu bringen; und daraus erwuchs dieses Buch.

Doch ist er nicht allein bey seinem Vaterlande Pommern geblieben. Der Zusammenhang damaliger Zeiten, hat ihn genöthiget, auch die meklenburgischen und brandenburgischen Lande mitzunehmen, und also das gesammte Norderdeutschland slavischer Nation zu begreifen; in so weit das alte Herzogthum Sachsen, und die nordliche Markgrafschaft wider dasselbe gerichtet gewesen; um die Feindseligkeiten dieser Völker gegen das fränkisch-deutsche Reich zu hemmen.

Indessen gesteht der Hr. Verfasser, daß es ihm noch nicht möglich gewesen, die allerkleinsten Eintheilungen dieser Länder ausfindig zu machen. Es ist noch mehr für diejenigen zu thun geblieben, die mit mehrern Urkunden, von jeder besondern Provinz versehen sind. Doch hat er die verschiedenen Völkerschaften der Slaven, ihre allgemeine Zergliederung, die Staatsveränderungen, und ihre Fürstenthümer, in ihrer wechselnden Vereinigung und Trennung u. s. w. in einer historischen Erzählung vorgetragen. Dadurch hat er nun freylich viele Dunkelheiten des Alterthums vertrieben, und uns eine viel deutlichere Einsicht in diese alten Zeiten und Länder gegeben, als wir bisher gehabt haben. Bey den pommerischen und rügischen Landen aber, hat er viel weiter gehen können, und aus seinen Urkunden

alles

alles aufs genaueſte zu beſtimmen geſucht. So beſteht nun die gegenwärtige Abhandlung aus IV Theilen. I) Wird der geographiſche Zuſammenhang des ganzen Norder-Deutſchlandes ſlaviſcher Nation vorgeſtellet. II) Wird das Fürſtenthum **Rügen**, jenſeits des Waſſers; in der III) das Land der **Wilzen** oder **Lutitzier**, in der IV) endlich das eigentliche **Vor-** und **Hinterpommern**, jenſeit der **Oder**, **Suine** und **Perſante** vor Augen geleget.

Ueberhaupt wird man aus dem allen ſehen, daß die innere Verfaſſung dieſer Lande überhaupt, auf einem polniſchen Fuße geſtanden. Nach den landesfürſtlichen Bürgen oder Schlöſſern, war das Land in ſoviel Caſtellaneyen, dieſe aber in kleinere Gardvogteyen, die ſie in ihrer Sprache **Grod** (*) nannten, abgetheilet. Dieſe iſt er in der Ordnung, wie ſie liegen, von Weſten nach Oſten durchgegangen. Er hat den Anfang dazu aus ſo alten Zeiten gemacht, als nur immer zu erreichen geſtanden, und ſie bis in diejenigen Zeiten fortgeſetzet, da die aufgenommenen ſächſiſchen Colonien, und deutſchen

(*) Dieſes iſt das alte gothiſche Wort Garda, ein Schloß, ein Haus eines Fürſten, davon Stargard, Neugard, Belgard u. a. m. in Pommern ihren Namen haben. Die ſlaviſchen Völker änderten die Ausſprache in Grod, daher Novogrod, u. a. m. ihren Namen haben. Hernach bekam das Wort Grod die Bedeutungen eines Gerichts, weil in ſolchen Fürſtenhäuſern, oder Schlöſſern gemeiniglich die Gerichtsſtädte war. So iſt in Danzig noch dieſe Stunde auf der Altſtadt ein Grod, d. i. königliches Gericht, davor auch der pohlniſche Adel erſcheinen muß, wie vor einem Amte oder Hofgerichte.

Einrichtungen allen Dingen eine andere Gestalt gegeben. Dieses ist in den vorpommerischen Landen im Anfange des XIII Jahrhunderts, im Hinterpommern aber, hundert Jahre später geschehen; als das dasige herzogliche Haus in Verfall gerieth. In dem hintersten Theile davon aber, der unter dem Namen Pomerellen sich bis an die Weichsel erstrecket, und der Krone Polen anheim gefallen, ist die Eintheilung in siebzehn Staroſteyen, oder Capitaneate, d. i. Amtshauptmannschaften entstanden, die mit der alten Art dieser Lande sehr einstimmig ist. Soviel aus der Vorrede des Hrn. Verfassers.

Da wir in einem kurzen Auszuge unmöglich alles merkwürdige dieses schönen Werkes mittheilen können, so wollen wir bloß aus dem ersten Theile, von der allgemeinen Eintheilung des gesammten Norder-Deutschlandes mittlerer Zeiten, einen Vorschmack geben. Die übrigen drey Abtheilungen aber, den Liebhabern der Alterthümer zu eigenem Nachlesen überlassen.

Die Gränzen dieses großen Striches von Deutschland, sind von der Natur selbst durch die Elbe, Eyder, Weichsel und Ostsee abgezeichnet. Selbst Tacitus hat sie den Flüssen und Wäldern nach, die sich viele Meilen weit erstreckten, schon gekannt. Drum sagt er von den Völkern dieser Gegend fluminibus aut Silvis muniuntur; welchem auch Adam von Bremen im XI Jahrhunderte beypflichtet. Der Herr Verfasser will der alten Erdbeschreiber Kenntniß von diesen Flüssen nicht anführen, vielweniger untersuchen, was ihr Chaluſius, Suevus,

Suevus, Viadrus, Guttalus und Eridanus gewesen. Dieses alles geht über seine Zeiten hinaus; und gehöret zum Alterthume der deutschen Völker, die um des Tacitus Zeiten, in diesen Gegenden gewohnet, als die Sueven, Gothen, Rugier, Lemovier u. d. m. deren auch Plinius, und Solinus gedenken. Diese alle hatten in den mittlern Zeiten durch ihre Züge gegen Morgen, Mittag und Abend, den slavischen Völkern Platz gemacht, welche dann ihre verlassenen Sitze einnahmen. Sie giengen also gegen Morgen bis an die Weichsel, und reichten eine große Strecke bis in Großpolen hinein. Ferner füllten sie die Neumark, und die Ukermark, und gegen Abend fasseten sie auch einen großen Strich vom heutigen Meklenburg in sich. So wurden sie denn, von der Warte, Netze, Leba, Lupe, Stolpe, Wipper, Persante, Rega, Ina, Oder, Randow, Ucker, Divenau, Suine, Ribnitz, Pene, Tollense, Cise, Hilda, Bartke, Pzerow, Recknitz, Trebel, u. v. a. beströmet. Von Gebirgen ist der (*) Collenberg in Hinterpommern, und das Rugianische Gebirge bekannt. Von den Seeufern, und Wyken, die von Ausländern Golfo genennet werden, imgleichen von Landseen, giebt der Herr Verfasser noch eine größere Menge an, daraus seine vollständige Kenntniß dieser Lande erhellet. Seit der Ankunft der Sachsen in diese Gegenden, ist zwar den Waldungen

(*) Wir bemerken es auch hier, wie wir unlängst bey andrer Gelegenheit gethan, daß unsre Alten fast überall die Berge mit dem Worte Culm, Collm, Colln, von dem Lateinischen Culmen, beleget haben.

gen viel Gewalt geſchehen; doch ſind deren noch genug übrig geblieben: die er alle namhaft machet.

So hatte denn dieſes Land ſchon innerliche Merkmaale genug zu Abtheilungen und Bezeichnungen derſelben, als noch die alten deutſchen Völker darinn gewohnet, die Tacitus unter dem Namen der Sueven begreift, Plinius aber zum Theile Vandalen nennet (*). Dieſe mochten ſchon viele Jahrhunderte vor Chriſti Geburt hieſelbſt ihr Weſen gehabt haben: und dieſer Beſitz währte bis ins vierte chriſtliche Jahrhundert. Da ſie mit großen Heerſchaaren, zu 100 und mehr tauſenden, bald unter dem Namen der Gothen, der Vandalier, der Rugier, der Sueven aufbrachen, und durch das polniſche und vördere ruſſiſche Sarmatien bis an die Gränzen des morgenländiſchen römiſchen Kaiſerthums fortrückten. Hier war an der Donau, in Möſien, ihr altes Vaterland geweſen, und von hieraus thaten ſie einen Einfall über den andern, in die Provinzen des occidentaliſchen römiſchen Reichs. Endlich richteten ſie daſſelbe zu Grunde, und ſtifteten nach ihren eigenen Namen allerley neue Reiche der Burgunder, Rugier, Gothen, Vandalier, und Sueven.

Der Herr Verfaſſer machet hier eine feine Anmerkung, warum doch wohl dieſe tapfern Völker, einen ſo weiten Umweg durch Sarmatien, bis an die äußerſten Ende von Europa genommen, da ſie doch weit

(*) Auch hieraus erhellet, daß Sueven und Vandalen, dem Namen nach gleichlautend ſind; weil jenes ein ſchweifendes, dieſes aber ein wandlendes Volk bedeutet.

weit näher gerade durch Deutschland nach Wälschland hätten gehen können? Er giebt zwey Gründe davon an, die sich sehr wohl hören lassen. 1) Weil sie ihren Zug nicht durch die Länder der andern Deutschen, als ihrer Brüder nehmen wollen, um selbige dadurch nicht zu beschweren. 2) Weil sie eigentlich in ihr ursprüngliches scythisches Vaterland, nach Dacien, Thracien, und der europäischen Tartarey ans schwarze Meer ziehen wollen; aus welchem sie vormals waren vertrieben worden (*).

Man muß aber nicht glauben, daß darum diese Länder ganz leer gelassen worden; wie der Freyherr von Gundling dafür gehalten. Der Hr. Verfasser meynt, die Alten hätten auch bey ihren Heerzügen allemal die Vorsicht gebrauchet, ihre Länder noch besetzet zu lassen, damit ihnen, im Falle eines mislungenen Unternehmens, der Rückzug allemal frey stünde. Auch hier hätten die Zurückgebliebenen so lange der Abwesenden Haushaltungen bestellen müssen, wie Cäsar solches von den Sueven L. IV. Comm. de B. G. bezeuget. Man muß also die alten Züge der Deutschen nicht als einen Schwarm loses Gesindels; sondern als ein rechtes Colonistenheer ansehen. Hier blieben also auch die Vandalier und Rugier zu Hause:

(*) Sind nun diese Sueven und Vandalier ursprünglich in Thracien zu Hause gewesen; so bestärket dieses um so vielmehr, die deutsche Ableitung des Wortes Thracier, die ich, meines Erachtens zuerst gegeben habe; von dem Plattdeutschen Worte trecken, oder ziehen, so daß sie nach und nach die Trecker, Schweifer, Wandeler geheißen. Aus dem ersten machten die Griechen Θρᾷκες, die Lateiner Thraces.

Hauſe: und dieſe letztern, die bis dahin in Hinterpommern geſeſſen, breiteten ſich nur bis an die Oder, und in die Inſel Rügen aus; bekamen alſo in Meklenburg die Heruler zu Nachbarn. Die Vandaler aber behielten ſowohl in Vorpommern als in Brandenburg und Meklenburg ihr gemeines Weſen, und ihren Staat.

Alles dieſes beſtärket der Hr. Prof. Schwarz in den Anmerkungen ſowohl mit Zeugniſſen der Alten, als mit Vernunftſchlüſſen: und nun ſchreitet er näher zu ſeinem Zwecke. Als nun die ausgezogenen Colonien in entlegenen Landen zu ſo blühenden Reichen erwuchſen, und an keine Rückkehr mehr dachten, hielten ſich die zu Hauſe gebliebenen auch nicht mehr verbunden, ihre hinterlaſſenen Feldmarken ſo genau zu bewahren; ſondern gaben einer fremden Nation Gehör, und nahmen dieſelbe bey ſich auf. Dieß waren nun die Slaven oder Wenden, die auch zwar ſcythiſches Urſprunges ſeyn mochten, aber weder in der Sprache, noch in Sitten, und Gewohnheiten mit unſern Vandaliern etwas gemein hatten. Dieſes geſchah nun freundſchaftlich, und die Wenden ließen ſichs belieben, in alle die Verfaſſungen des Rugianiſchvandaliſchen Staates zu treten. Sie mengeten ſich alſo in ihre Wohnungen, nachdem die erledigten Ländereyen und Felder ihnen Anlaß gaben: ſo daß ein, aus alten Deutſchen und Wenden vermiſchtes Volk daraus entſtund. Mit der Zeit aber ſchlug es doch um, und bekam ein ganz wendiſches Anſehen: ohne Zweifel, weil dieſes Volk in größerer Menge geweſen,

als die Eingebohrnen des Landes. Diese Veränderung ist um die Mitte des VI. Jahrhunderts geschehen.

In den ersten 200 Jahren von hier an, sieht es hier noch sehr dunkel aus. Man findet kaum einige Namen bey den Scribenten, die hieher gehören; und so fremde aussehen, daß man sich kaum waget sie hieher zu setzen. Die Alten nenneten niemals die Länder, sondern nur die Völker, die darinnen wohneten. Tacitus nennet zuerst diese Länder **Suevien**. Dergleichen thut kein andrer alter Scribent, weder von diesem noch andern Volkern. Man findet kein Vandalien, Rugien, Gothien u. s. w. aber wohl ein Rhätien, Vindelicien u. d. gl. Nur die Völker der Suevier werden uns mit Namen gemeldet, wie sie schon vorhin bekannt waren. Allein itzo, nachdem die Slaven ihren Sitz darinnen bekommen, werden diese Länder **Slavien** und **Slavonien** geheißen. Dieses geschieht nun zwar noch nicht im VIII. IXten Jahrhunderte vom Eginhard, und seinen Zeitgenossen. Denn um diese Zeit mögen die Slaven oder Wenden noch nicht so häufig daselbst gewesen seyn, den ganzen Staat umzutaufen. Allein im XIten Jahrhunderte kommen Adam von Bremen, Helmold, Saxo Grammaticus, und Albrecht von Stade, und nennen dieß Land schon so: da die Slaven allhier vollends die Oberhand bekommen hatten. Auch der Fortsetzer der Slavischen Chronik beym Grotius, in Prol. Hist. Gothor. etc. schreibt: Slavia a Danis et Gothis mari sejungitur. Also muß denn Slavien bis an die Ostsee gegangen seyn, und da wo Pom-

mern

in dieser Arbeit so glücklich seyn, als der Lateiner ist.

§. 29. Man hat den Wohlklang noch gröſſer gemacht, indem man ein gewisses Sylbenmaaß ausgesonnen, wodurch man die Zeilen dergestalt eingeschränkt, daß eine jede eine gewisse Anzahl von Sylben bekommen, da lange und kurze in einer bestimmten Abwechselung auf einander erfolgen. In dieser Abmessung der Sylben haben es die Deutschen so weit gebracht, daß sie den Lateinern nichts nachgeben dörfen. Denn obgleich diese verschiedne Arten ausgefunden, welche der Deutsche nicht nachmachen kan, wenn er das Gehöre nicht beleidigen will: so haben wir doch im Deutschen so viele Gattungen des Sylbenmaaßes, daß kein einziges Gedichte der Lateiner anzutreffen ist, zu dessen Uebersetzung sich nicht eine schicken sollte.

§. 30. Der Wohlklang ist das vornehmste in dem, was zur Zierlichkeit einer Sprache gehört; und kan niemals ohne Ordnung seyn. Denn er besteht in einer ähnlichen Abwechselung der Töne einer Sprache; und die Ordnung einer Sprache in der Aehnlichkeit, die in den verknüpften Wörtern, und in der Art ihrer Verbindung lieget. Demnach kan man in der Deutschen Sprache eben so zierlich und ordentlich schreiben, als in der lateinischen.

§. 31. Damit man aber nicht auf vergebne Einwürfe verfalle, so will ich mich etwas deutlicher erklären. Ich sage nicht, daß man im Deutschen und Lateinischen allenthalben einerley Ordnung beobachten könne. Denn freylich hat die Ordnung in der Lateinischen Sprache besondere und eigene Gründe, von welcher diejenigen, auf denen die Ordnung in der

Deut-

mern und Meklenburg liegt, bis ans Holſteiniſche gereichet haben.

Indeſſen waget der Herr Verfaſſer, nach Art anderer Alterthumsforſcher, einige Muthmaßungen, und weiſet 1. der Landſchaft Moringen, oder Mauringien hier ihren Sitz an, deren Paulus Diaconus, bey Gelegenheit der Longobarden gedenket. Herr Abel hat dieſes von Mähren, und Hr. Prof. Chriſt von Preußen verſtehen wollen. Das erſte geht gar nicht an; das letzte könnte in ſo weit noch eher gelten, als das vordere Preußen oder Pomerellen noch zu Pommern gehöret hat. Der Herr Verfaſſer findet auch in dem Namen **Moringia**, den beſten Beweis, daß es ein am Meere gelegenes Land geweſen ſeyn müſſe, welches ein **Meerreich** hätte heißen können *. Stralenberg berichtet nämlich, daß noch itzo die Leute am äußerſten Eismeere die See *More* nennen: und die Polen nennen ganz Pommern Maritimam: welches auch das Wort Pommern, welches polniſches Urſprunges iſt, ausdrückt, Po-Morze, beym Meere, ſcil. gelegen. Endlich ſo liegt noch am Ausfluſſe der Oder ein Dorf, **Moringen** genannt, welches die Sache entſcheidet. Andrer Gründe des Herrn Verfaſſers zu geſchweigen.

Der zweyte Namen, den der Herr Verfaſſer bey den Alten findet, und den er hieher weiſen will, iſt das Vind- oder Windland. Die nordiſchen Scri-

* Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß nicht in Preuſſen im Oberlande, aber jenſeit der Weichſel eine Stadt mit Namen Morungen liege, die aber gleichwohl nach Hennebergers Bericht erſt zwiſchen 1280, u. 1328 erbauet worden.

Scribenten reden davon; und er meynt, daß die ganze preußiſche, pommeriſche und meklenburgiſche Küſte dadurch zu verſtehen ſey. Im Xten Jahrhunderte lieſt man von einem großen Monarchen, der der Beherrſcher des ganzen Vindlands geweſen. Dieſer Name ſoll von der großen Haupt- und Handelsſtadt **Vineta**, an dieſen Küſten hergekommen ſeyn. **Jomar** heißt im VIII. Jahrhundert Vinta Kunung, König von **Vinta**. Und die ganze Nation der Slaven an dieſer Küſte, hat ohne Zweifel davon den Namen der Winither bekommen, den ſie nach **Helmolds** Zeugniſſe im XII. Jahrhunderte noch geführet (*).

Der dritte Namen, der ſich bey den nordiſchen Scribenten findet, heißt; **Reidgodland**. **Verelius** und **Torfäus** ſind uneins, wo dieſes gelegen habe. Der erſte ſucht es im ſchwediſchen Smoland; allein umſonſt. Wir können nicht weitläuftig bey der Widerlegung ſtehen bleiben; unſer Herr Verfaſſer hält die Inſel Rügen und ein Stück des nahen feſten Landes dafür. Dieſes beweiſt er 1) weil die Göttinn **Hertha**, auch bisweilen **Reda** genennet worden. S. Bedam de Temp. rat. c. 13. So wie alſo die

(*) Würde man wohl irren, wenn man dieß Vind- oder Windland ſchlechtweg für Wendenland verſtünde? Selbſt Vineta die Stadt klingt nicht viel anders, als Venetia, die gleichfalls von den Venedis, oder Wenden erbauet worden. Und iſt nicht das Vindelicium ſowohl als Vindobona, auch von ihnen ſo genennet worden? E, und I, wechſeln in der Ausſprache ſehr leicht.

die alten Nordländer den Merzmond, Rhedmaent genannt, so könnten sie auch wohl Redgodland zusammen gesetzet haben. 2) Wird in der Hervara Saga cap. 13. ausdrücklich gemeldet, Redgodland habe zunächst bey Vindland gelegen; welches Peringsskiöld selbst vom Wendenlande versteht. 3) Ist aus andern alten Erzählungen von einem Könige Hildebrand, der unstreitig in Pommern gesessen, eben das abzunehmen: zumal, da unweit Greifswalde ein Ort liegt, der diese Stunde noch Chottenburg, d. i. Gotenburg heißt. u. a. m. welches die Meynung des Hrn. Verfassers so klar darthut, daß man schwerlich in so alten Zeiten etwas mehrers begehren kann.

Wir übergehen das Balsamer- und Markmannerland, die der Hr. Verfasser auch hier zu finden weis; und eilen noch mit wenigen zur politischen Eintheilung. Das alte Norderdeutschland, oder Scandinavien und die Helvionen; (vielleicht die Elbwohner) ist nach dem Plinius in 500 Pagos, oder Gauen getheilet gewesen. Von der großen Nation der Sueven disseits der See, zwischen der Weichsel und Elbe, findet man eben dergleichen; ja im Cäsar findet man, daß sie sich auch bis an den Rhein ausgebreitet; sonder Zweifel, weil die meisten Deutschen damals so ein umherschweifendes Leben geführet, und also Sueven geheißen haben. Dieser Cäsar eignet ihnen nun am Rheine 100 Gauen zu: sollten nun nicht auch die jenseit der Elbe wohnhaft waren, eben dergleichen Eintheilung beliebet haben? Es ist zu vermuthen, daß wenigstens etliche von die-

ſen mit bey dem groſſen Heere geweſen ſeyn werden, deſſen Cäſar gedenket.

In den folgenden Zeiten werden uns nach und nach mehrere Namen genennet, als Obotriten, Wilzen, Smeldinger und Linonen. Die erſten haben in Meklenburg, die andern in Pommern, und die letzten im Brandenburgiſchen gewohnet. Dieſe Länder nun ſind im IXten Jahrhunderte unter vier Prinzen ſo vertheilet geweſen, daß doch der älteſte die allgemeine Regierung geführet.

So viel mag dießmal zu einem Vorſchmacke von dieſem Werke genug ſeyn: ob wir wohl kaum die Hälfte der erſten Abtheilung durchgegangen ſind. Unſere Leſer werden es unſchwer merken, mit wie vieler Beleſenheit und groſſem Fleiße der Herr Verfaſſer zu Werke gegangen. Er verdienet es alſo allerdings, unter die beſten Alterthumsforſcher unſers Vaterlandes gezählet zu werden: und iſt deſto mehrern Ruhm werth, da er ſich auch einer reinen und richtigen deutſchen Schreibart befliſſen hat; ausgenommen, wo ihn zuweilen die plattdeutſche Mutterſprache zu einigen unrichtigen Wortfügungen verleitet. Allein von dieſer Erbſünde einer Provinzial-Mundart können ſich ſehr wenige Schriftſteller reinigen; und man kann dergleichen Flecken in ſolchen hiſtoriſchen Schriften noch eher, als an Dichtern und Rednern überſehen.

IV.

II Fortsetzung des Artikels von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren.

Ich komme also auf die Metaphysik, allwo ich gleich Anfangs lernete, daß natürliche und sinnliche Zufälligkeiten, von der Substanz wesentlich unterschieden sind; das heißt, daß das Kleid nicht die rothe Farbe, noch die rothe Farbe mein Rock sey: und damit war ich den Augenblick wieder bey meinen Wörtern, und ewigen Distinctionen, die den Streit allemal um so viel gewisser ins unendliche hinausspielten, da man bey Leibe niemals die Bedeutung der Worte mit einander ausmachen mußte; man hätte denn seine Sache verlieren wollen, ohne sie erst durchdisputiert zu haben: denn der Misverstand ist der Vater dieser gelehrten Wortstreite.

Nachdem wir nun so viel Ungereimtheiten durchgegangen sind, so fragt es sich: ob wohl der menschliche Verstand einigen Nutzen daraus ziehen könne, wie diese Schulfüchse vorgeben, und meynen, man werde ein rechter listiger Schlangenfänger dadurch? Was kann ich mir doch für Trost oder für eine Spitzfündigkeit daraus nehmen, wenn ich nun gleich weis, daß die Dingigkeit nicht dasselbe Ding mit dem Dinge selbst sey? daß die Steinigkeit von dem Steine selbst unterschieden sey? Freylich ist es sehr subtil; und so subtil, daß ein Argus selbst es

nicht leichtlich ausſpähen wird. Indeſſen iſt das ganze Wiſſen dieſer Philoſophen ſo ſubtil, indem ſie ſogar dasjenige ſehen können, was in der Tiefe der innerſten Möglichkeit verborgen liegt. Sie ſehen die Begriffe der Menſchen, und wiſſen, wie die Animalität thätig iſt, indem die Raiſonnabilität ſchläft (*). Sie ſehen alle kleine Formalitäten und Univerſalitäten, ſo unbegreiflich ſie auch ſind. Nur ihre Unwiſſenheit allein ſehen ſie nicht, die doch lange ſo ſubtil nicht iſt, als dieſe ſcholaſtiſchen Subtilitätsſpinneweben.

Iſt es wahr, daß die Weltweisheit uns lehret, was unſere Pflicht in der Welt ſey; daß ſie uns in die Geheimniſſe der Natur leitet, uns unſere Fehler einſehen lehret (**), und uns in allem erleuchtet, was uns in unſerm Leben zweifelhaftes vorfällt? Iſt dieß alles wahr: was ſoll ich denn von meiner ſcholaſtiſchen Philoſophie denken, welche nichts anders lehret, als wie man ſonder Urtheilskraft von Sachen ſchwatzen könne, die man nicht verſteht? Iſt die Weltweisheit eine Wiſſenſchaft, wodurch das

(*) Si quum nihil omnino ſciant, tamen omnia ſe ſcire profitentur, quumque ſe ipſos ignorent, neque aliquoties foſſam, aut ſaxum obvium videant, vel quia lippiunt plerique, vel quia peregrinantur animi, tamen Ideas, Univerſalia, formas ſeparatas, primas materias, quidditates, hæccitates, formalitates, inſtantia ſe videre prædicant, res adeo tenues, ut neque Lynceus, opinor, poſſit perſpicere. *Mopſus lyn.*

(**) Philoſophia quæ ad homines ſpectat, docet quid in terris agendum, errores noſtros diſcutit, et lumen admovet, quo diſcernantur ambigua vitæ. *Senec. Præf. ad Quæſt. Natur.*

menſchliche Leben bequemer (*), geruhiger und glücklicher wird: was ſoll denn ich von der meinigen ſagen, die nichts anders im Gehirne zurück läßt, als ein leidiges Ergo, den getreuen Wächter der Unwiſſenheit, durch welchen man dieſelbe für die tiefſte Gelehrſamkeit hält; die den Menſchen unerträglich und unbrauchbar macht; die ihn nichts lehret, als wie er einem Syllogiſmo auflauren möge, mit welchem er auch dasjenige behaupten könne, was er nicht verſteht. Woher kömmt es, daß dieſe Leute ſo meiſterlich geſchickt ſind, dem gemeinen Manne, Geſpenſter, Geiſter und Ungeheuer weis zu machen, deren die Natur ſelbſt ſich ſchämen würde. Kömmt es nicht daher, weil dieſe albernen Schulfüchſe, anſtatt daß ſie auf die Wirkungen der Natur ein Auge haben ſollten, ſich nur mit den unvernünftigſten, gröbſten und abergläubiſchen Dingen beſchäfftigen, und nichts als alte Weiberfratzen, und Lügen von wiedergekommenen Todten, Geſpenſtern und Hexereyen, ausbreiten, welche ein geſcheider Mann, als Wirkungen einer unwiſſenden und ungeläuterten Einbildungskraft verwirft (**). Die

(*) Quis dubitare poteſt, quod Deorum immortalium munus ſit, quod vivimus, Philoſophiæ quod bene vivimus. *Idem Epiſt. XC.*

(**) Stultum eſt illud hominum genus, quod prodigioſis gaudet mendaciis, nec ulla ſatietas talium fabularum, dum portentoſa quædam narrantur. De ſpectris, de larvis, de inferis, de hoſtiliis, de geniis, de umbris, de lamiis, de Manibus, de Strigibus, de Gorgonibus, Incubis, Succubis, Empuſis, Terriculamentis loquuntur; et quo longius abſunt a vero, hoc et credunt lubentius, et jucundiore pruritu eorum titillantur aures.

Die Erfahrung iſt mein Zeuge, daß kein vernünftiger Mann ſolchem Fabelwerke Beyfall giebt; ſondern daß er ſich vielmehr bemühet, diejenigen davon abzubringen, die ſich ſolches einbilden laſſen. Die Stärke ſeiner Ueberredungen wird zwar freylich nicht in einem Paare Schlußreden, ſondern in einer vernünftigen und natürlichen Ueberredung beſtehen, die ungekünſtelt iſt, und von einem jeden verſtanden werden kann, welcher dieſelbe aufmerkſam anhören will. Denn was würde es nützen, daß er mit unverſtändlichen Worten um ſich würfe, ohne welche ein Schulfuchs nicht einen einzigen Satz vorzubringen vermag? Doch dergleichen Leute ſind überhaupt nicht im Stande natürlich zu reden, da ihr ganzes Wiſſen in einer barbariſchen Schlußrede, in Hirngeſpinſten und unverſtändlichen Worten beſteht.

Und geſetzt auch, dieſes ſyllogiſtiſche Gewäſche hätte ſeine Richtigkeit; wie viel Zeit gehöret denn nicht dazu, ehe man dadurch hinter eine Wahrheit kömmt, die man unterſuchen ſoll, und doch kein anderl Hülfsmittel hat, als dieſen ſchulfüchſiſchen Kunſtgriff?

Man gebe doch nur auf die Wirkungen des Verſtandes Acht, ſo wird man finden, daß man viel beſſer, deutlicher, und fertiger urtheilet, wenn man bloß die Verbindung der Beweiſe unterſucht, ohne dieſelben irgend einer Regel zu unterwerfen. Und hat es denn vor dem erſten Erfinder der Schlußreden, keinen Menſchen gegeben, der irgend eine Sache bloß durch die Vernunft erkennen können?

und genießt seit dieser seligen Erfindung, unter zehntausend Menschen, nicht einer dieses Vorrechts?

Nein! Gott ist freygebiger gegen die Menschen, und nicht zufrieden gewesen, daß er nur ein zweybeinicht Geschöpf daraus gemacht hätte; dem Aristoteles aber überlassen haben sollte, dasselbe vernünftig zu machen. Er ist viel gnädiger mit uns verfahren: er hat uns einen Verstand gegeben, der zum Ueberlegen geschickt ist, ohne daß er es erst nöthig habe, sich nach allen syllogistischen Formen umzumodeln.

Es würde ja wohl blutschlecht um unsere Geschäffte aussehen, wenn wir nicht anders an dieselben denken könnten, als durch Schlußreden. Die Erfahrung kann einen gar bald davon überzeugen: man darf einem Frauenzimmer nur sagen, es sey stürmisches und regnichtes Wetter: so wird sie den Augenblick begreifen, daß es folglich für sie nicht rathsam sey, daß sie an einem solchen Tage dünne gekleidet gehe, wenn sie etwa vorher das Fieber gehabt hat. Die Verbindung aller dieser Sachen sieht sie sehr natürlich zuvor: Sturm, Nebel, Regen, Feuchtigkeit; Erkältung, Rückfall ins Fieber, ja gar die Todesgefahr. Das alles braucht sie nicht durch die künstliche Zauberkette der Schlußreden zusammen zu ketteln, die zu nichts dienen, als den Verstand zu verwirren und aufzuhalten; welcher ohne diesen Geleitsmann viel schneller und deutlicher von einer Sache auf die andere kömmt: und die Wahrscheinlichkeit, welche ein solches Frauenzimmer, bey denen, so in ihrer natürlichen Ordnung

gestellten

geſtellten Sachen gleich einſieht, würde ihr ganz unſichtbar werden, wenn es künſtlich oder durch Schlußformeln heraus gebracht würde.

Allein man würde für ſtrafbar gehalten werden, wenn man die Falſchheit derer Gründe entdecken wollte, womit ſie dieſes Verfahren beſchönigen; und würde in Händel mit denen gerathen, die ihre Rechnung dabey finden: geſetzt, daß man ſo geſchickt wäre, der Welt die Augen zu öffnen.

So bringt denn die arme Jugend einen guten Theil ihrer koſtbarſten Zeit mit einer ganz fruchtloſen Erlernung zu: und dieß Verfahren iſt ganz ungereimt. Denn, iſt auch wohl etwas lächerlicher, als daß ein Vater ſein Geld, und die ſchönſten Jahre ſeines Sohnes verſchleudert, um ihn Sachen lernen zu laſſen, die er gar nicht brauchen kann, da er das wenige, was er von der Univerſität mitgebracht hat, gar bald vergißt, und zwar um ſo viel eher, da man unter zehn Schülern kaum einen ſieht, dem nicht vor allem grauet, was er gelernet hat. Das darf auch niemanden Wunder nehmen: denn ein junger Menſch, der nunmehr die hohe Schule verlaſſen, darf geſcheiden Leuten gar nicht einmal ſagen, was er von ſeinem Lehrer gelernet hat: weil man ihn ſogleich als einen Menſchen ausziſchet, der mit einer Kunſt angefüllet iſt, die man durchaus vergeſſen muß, wenn man vernünftig werden will (*). Eine ſolche Wiſſenſchaft

(*) Nunc pueri in ſcholis ludunt, juvenes ridentur in foro, et quod utroque turpius eſt: quod quisque perperam didicit in ſenectute confiteri non vult. *Petron.*

Deutſchen beruhet, unterſchieden ſind; inſofern nemlich jene die Lateiniſche und dieſe die Deutſche heißt. Sondern meine Meynung iſt dieſe, daß man in der Deutſchen Schreibart den Regeln der Ordnung überhaupt ſo gut eine Gnüge leiſten könne, als in dem Lateiniſchen Ausdrucke.

XI.

Von der Wörter Ordnung überhaupt in der deutſchen Sprache.

Es haben zwar viele ſo wohl von der deutſchen Sprache überhaupt, als von den Theilen derſelben geſchrieben, von der **Wortfügung** aber überhaupt hat niemand etwas gedacht. Hr. Schottel ſagt zwar in operis germanici orat. I. p. 5. Alſo, daß ein Liebhaber der deutſchen Sprache ein Syſtema artificioſae conſtructionis omnium germanicorum vocabulorum wird können (nemlich im dritten Buche) vor Augen haben. Aber dieſes Syſtema habe ich im dritten Buche nicht gefunden; er trägt zwar ein und anders vor, was nothwendig zur Wortfügung gehört, aber alles beſonders und Stückweiſe, und nichts überhaupt, daß man es nicht einen Zuſammenhang nennen kan. Hr. Morhof hat in ſeinem Unterrichte nach meinem Urtheile gar wohl geſagt (p. 468.) dieſes iſt eben der ſo genannte Numerus in der Rede, der noch viel geheimes in ſich hat, und von niemanden zur Zeit recht unterſucht iſt. Hr. Bödicker läuft in den Grundſätzen der deutſchen Sprache mit Stillſchweigen darüber weg, und ſein Fortſetzer (der ohne dieß manchmal Anmerkungen

kömmt mir wahrlich nicht sehr gründlich vor: und gleichwohl sieht man eine Menge ihrer Beschützer, die sich von solchen falschen Vorurtheilen und unvernünftigen Gebräuchen, deren Folgen doch so wichtig sind, blenden lassen, daß große Männer die Mühe nur für vergeblich halten, sie durch tüchtige Gründe zu überzeugen.

Ich gebe zu, daß Aristoteles einer der größten Weltweisen seiner Zeit gewesen; in der Zeit aber, darinnen wir leben, sind die Wissenschaften auf einen solchen Grad gestiegen, daß dieser liebe Mann mit zehntausend seiner Qualitatum Occultarum nimmermehr dahin gekommen wäre. Warum soll er denn deswegen immer noch oben schwimmen, weil er älter ist, und man ihm am längsten nachgeleyert hat? da es doch unstreitig ist, daß wir den Namen des Alterthums besser verdienen, als er (*), indem die Welt anjetzt älter ist, als sie zu seiner Zeit war, und wir mehr Erfahrung haben, als er mit seiner ganzen Secte.

Würde man uns nicht auslachen, wenn wir anjetzt die Kriegskunst von Alexander dem großen erlernen wollten? nachdem wir bemerken, daß die Helden unsers Weltalters, uns diese Kunst auf eine ganz verschiedene und viel feinere Art lehren. Eben so groß ist der Unterschied in andern Wissenschaften; ungeachtet ich es hier nicht eben beweisen will, um nicht Wasser ins Meer zu tragen.

Nunmehr

(*) Non est quod antiquis multum tribuamus; nos potius iis antiquiores sumus dicendi: jam enim senior

Nunmehr wollen wir auch auf die Folgen aller dieſer ſchönen Wiſſenſchaften kommen. Wenn ein junger Menſch ſich auf dieſe Art von Logomachie oder Wortgezänke befliſſen hat, wenn er ſich die Urtheilskraft brav verwirret, mit Hirngeſpinſten und einem Haufen unverſtändlicher Worte vollgepfropfet hat, ſo wird er Doctor aller freyen Künſte. Und wie geht es bey dieſer Feyerlichkeit zu? Man bekräftiget ſeine Promotion durch die Macht Gottes ſelbſt, durch des Landesherrn und des Pabſts ſeine, und ruft ihn zum Doctor oder Magiſter der freyen Künſte aus; indem man ihm das Recht ertheilet, auf dem Lehrſtuhle zu lehren (*). Was ſoll ich von dem Examine, als der Prüfung ſeiner Fähigkeit und Gelehrſamkeit ſagen? Es kömmt gar nicht auf die Kenntniß der Richtigkeit ſeiner Vernunft an, noch auf die Menge ſeiner Kenntniſſe: man giebt ihm Wörter auf, deren Bedeutung er ausklauben ſoll, und begehrt oftmals Dinge von ihm, davon er in ſeinem Leben keine Gelegenheit gehabt, ſich einen Begriff zu machen. Er antworte te indeſſen; was er wolle, ſo wird er als ein würdiges Mitglied in den Orden der Doctoren der Weltweisheit (**) aufgenommen. Wer ſieht

nun

eſt mundus, quam tunc, majoremque habemus rerum experientiam. *Carteſius. M. S.*

(*) Ego autoritate apoſtolica et cæſarea te artium liberalium et Philoſophiæ doctorem facio, creoque in Nomine Patris etc. Damus et concedimus tibi facultatem cathedram conſcendendi, docendi, etc.

(**) Bene bene reſpondere, dignus, dignus eſt intrare in noſtro docto corpore. *Moliere. Malade imaginaire.*

nun nicht, daß dieſes ein feiner Spott iſt, das Anſehen des päbſtlichen Stuhls zum Beſten zu haben, die armen Schüler zu beſchimpfen, und ihnen eine der gröbſten Falſchheiten weis zu machen, die ſie zu allen andern Dingen untüchtig macht; nämlich, daß ſie Doctores ſind, und nichts mehr zu lernen haben. Die arme Jugend!

Kann man ſich auch wohl nur träumen laſſen, daß ein ſolcher gelehrt ſey, der in ſeinem Leben nichts anders gethan, als daß er ſeine Lippen mit Schreyen ermüdet, ohne verſtanden zu werden, mit Reden ohne gehöret zu werden, und zu ſtudieren ohne ſeine Kenntniß zu vermehren; der ſich auf eine Art von Studien gelegt hat, von der man noch zweifelt, ob man ſie zu den Wiſſenſchaften zählen ſoll (*). Heißt das nicht dem menſchlichen Geſchlechte eine wächſerne Naſe andrehen?

Ich kann dieſes Verfahren unmöglich loben, zumal da es zu allem hinlänglich ſeyn ſoll, was zur Regierung der Weltgeſchäffte (**) dienet; und doch auf nichts als ein Ergo hinaus läuft, oder wie Seneca, wenn er von der Frage ſtreitet: ob die Wahrheit ein Thier ſey, zuletzt ſchließt; daß der erſte Vers im Virgil auch ein Thier ſey (***).

Wie froh wollte ich indeſſen noch ſeyn, wenn nur dieſe Art zu ſtudieren noch mit der Jugend zugleich

(*) Man diſputiret z. E. An Logica ſit Scientia, an ars? An Phyſica, an Metaphyſica ſit Scientia?

(**) Ego mehercule titillare non deſinam, et ludos mihi ex iſtis ſubtilibus ineptiis facere. *Senec. Epiſt.* CXIII.

(***) Ergo, arma virumque cano, animal eſt. *Senec. l. c.*

gleich ein Ende nähme! Aber umſonſt! Dieſer ſcholaſtiſche Schlendrian iſt dermaßen eingewurzelt, daß er ſich nach dem Maaße, wie man älter wird, nur immer mehr ausbreitet. Ihre ſophiſtiſche Aufführung und Schlüſſe, werden von Tage zu Tage unüberwindlicher; und je älter ſie werden, je größere Thoren ſind ſie (*). Das iſt eine unumſtößliche und durch die Erfahrung ſelbſt beſtätigte Wahrheit, daß alle ihre Studien nichts anders in ſich begreifen, als im Finſtern herum zu ſchleichen, ob ſie nicht irgendwo eine ſubtile Frage, oder was ſie tiefgelehrt nennen, ertappen und ſie brav herum diſputiren mögen. Z. E. Ob ein im leeren Raume ſchnaufendes Hirngeſpinſt die ſecundas Intentiones freſſen könne (**)? Oder ob das Genus generaliſſimum, wenn es über alle Stockwerke der Tranſcendentalen erhoben würde, die Species ſpeciales und praedicabiles würde unnützlich machen können? Dergleichen Leckerbiſſen giebt man für Schärfungen des Verſtandes aus! Demokrit allein würde nicht fertig, allen dieſen albernen Plunder auszulachen (***), den dieſe Wortkrämer, als erhabene gründliche und encyklopädiſche Sachen vorbringen.

Was iſt es denn wohl Wunder, daß einige über dergleichen Studien zu Narren geworden ſind? Ihr ganzes Beſtreben gieng nur auf nichtige Unterſuchungen

(*) Quum cæteris hominibus prudentiam aſſerre ſolet, hic quo propius ad ſenectutem accedunt, hoc magis atque magis ſtulteſcunt. *Mopiæ Lyn.*

(**) Utrum chimaera bombinans in vacuo poſſit comedere ſecundas intentiones?

(***) Ad hæc ridenda non unus ſufficit Democritus.

chungen die noch dazu unmöglich auszuführen waren, da sie den Sinn solcher Worte auszuklauben suchten, die niemals in der Welt einen gehabt haben; da sie die Wahrheit ausspähen wollten, da wo sie gerade nicht zu finden war, und Dingen nachzugrübeln gedachten, die durchaus ihre Kräfte überstiegen. Wo man auf diese Weise nicht am sichersten und kürzesten unsinnig werden kann; so weis ichs nicht! Die Vernunft ermüdet sich, ohne sich zu begnügen; die Einbildungskraft arbeitet, sonder Nutzen; der Kopf wird vollgepfropfet, und bleibt so leer als er war; die Unordnung der Gedanken kömmt dazu; die Phantasey erlustigt sich an verwirrten Begriffen; der Verstand ist in das erste Nichts zurück gejagt: und so ist der Narr fertig! Hierauf fängt er an zu reden, ohne zu wissen, was er sagen will, ohne Materie zu plaudern und zu disputiren, ohne die Ueberzeugung einer Sache zu suchen. Kaum kann man sich enthalten, diese Leute auf der Straße, mit ihrem gehörigen Namen zu benennen, weil außer diesen Thoren selbst, kein Mensch sie verstehen kann. Sie sind ganz untüchtig von ihrem Wissen, von ihrer vermeynten Kenntniß, auch nur in ihrer Mutterſprache, andern einen Begriff zu machen. Man nehme ihnen zwey ihrer Kunstwörter weg; so sind sie stumm. Gleichwohl ist es natürlich, daß jeder Mensch sich in seiner Muttersprache am besten soll auszudrücken wissen.

Doch man wäschet einen Raben, wenn man diesen Scotisten, Sophisten, und Schulfüchsen ihre allerliebsten Hirngespinste benehmen will! Diese

Arbeit

Arbeit geht mit der Ausſchöpfung des Meeres in gleichem Paare, und mit vielen ihrer theuren Vorurtheile werden ſie wohl lebenslang in der finſterſten Barbarey ſtecken bleiben. Sie wollen, und Gott weis, worauf ſie ſich gründen! daß ihre Philoſophie die einzige Stütze der katholiſchen Religion und unſerer Theologie ſey. Sie begreifen nicht, daß es albern ſey, das Unfehlbare durch das Falſche, oder Zweifelhafte zu behaupten.

Die wahre Religion und geſunde Theologie iſt ohne alle Widerrede wahr; dieſe ſcholaſtiſche Philoſophie, aber iſt dem Eigenſinne und den Wortkrämereyen der Sectirer ausgeſetzt: wie ſoll denn nun dieſelbe der Religion zur Stütze und zum Beweiſe dienen? Ich berufe mich auf die geſunde Vernunft, die nicht zugeben kann, daß ein irrender Menſch ſich durch dunkele Worte überreden laſſe; daß das wahre Wiſſen in unnützen Wortgezänken beſtehe; daß man ſeine Vernunft nicht, wenn man will gebrauchen könne; und daß man endlich der Religion aufhelfe, wenn man die Unwiſſenheit befördert. Alles dieſes aber ſind die Wirkungen unſerer ſcholaſtiſchen Philoſophie.

Wer die Sache reiflich überlegen will, der wird meiner Meynung werden: allein wenn man ſich durch einen falſchen Schein blenden läßt, der uns im Gebrauche der Vernunft hindert, ſo verwirret man ſich gewaltig in Entſcheidung ſolcher Fragen, die ſonſt noch ſo leicht wären.

Doch ich will dasjenige bey Seite ſetzen, was offenbar meine Kräfte übertrifft. Man bilde ſich

nicht

nicht ein dasjenige zu wissen, was man ganz und gar nicht weis; und speise sich nicht lieber mit tausend Ungereimtheiten ab, als daß man die Unwissenheit dessen gesteht, was Gott vor unsern Augen und dem menschlichen Erkenntnisse verbergen wollen.

Ich werde mich aber wohl hüten alles zu sagen, was ich von den Wissenschaften noch ferner denke; ungeachtet nicht alles wider dieselben ist, und einiges auch auf ihre Vertheidigung abzielet. Ich habe auch Grund dazu: der Schuster will so gut, als der Prinz, daß sein Sohn ein Doctor werden soll. So haben wir denn die ganze Stadt voller Schüler, Doctoren, und Philosophen, die allesammt unnütze und lächerliche Pflastertreter sind. Es ist also eine Staatsregel, daß man die Jugend lauter unnütze Sachen lernen lasse, dadurch sie weder klüger noch dümmer wird, als sie zuvor war: damit nicht irgend einmal die zehntausend Schüler, alle auf einen Tag Doctoren werden: welches dem gemeinen Wesen gar nicht zuträglich wäre. Auf diesem Grundsatze beruhen unsere hohen Schulen eines Theils; diejenigen aber, so man zu Aemtern nimmt, sollten doch wohl keine unwissende Klötzer seyn: und alsdann würde alles besser gehen. Diejenigen also, die gelehrt, verständig und klug werden sollen und müssen, die sollten es, sage ich, durch eine andere Lehrart werden, als die in unsern hohen Schulen herrschet: diejenigen aber, die nur studieren, um doch studiert zu haben, werden eben so vergnügt seyn, weil sie sich durch alle Classen durchgeschrieen haben.

Diese

Dieſe Einrichtung wäre ſehr ſchön und gut; wenn nur weiter ſonſt nichts dabey zu bedenken wäre. Wenn alles ſtudieret, ſo wird alles Doctor; alles bleibt unwiſſend: folglich wimmelt die Stadt wie eine Höle, von ſoviel Sprachlehrern, Dichtern, Philoſophen, Juriſten, und Theologen; die ſo viel müßige Luftſchlucker ſind, und dem Vaterlande zur Laſt fallen. Sie hätten aber dem gemeinen Weſen nützlich und dienſtbar werden können, wenn ſie irgend eine Wiſſenſchaft, Kunſt oder Handthierung erlernet hätten, davon das Vaterland ſich einigen Vortheil hätte verſprechen können.

V.

Alphabetiſches Verzeichniß der deutſchen und lateiniſchen Gedichte von Simon Dachen.

Wir haben bey andrer Gelegenheit gemeldet, daß der Herr Prof. Arlet in Breslau, eine ſtarke Sammlung von des berühmten **Simon Dachs** Gedichten in Händen habe; die zu einer weit vollſtändigern Ausgabe derſelben den Vorrath darbiethen könnte, als man im vorigen Jahrhunderte davon zu Königsberg gemacht. Er iſt aber gleichwohl noch nicht verſichert, daß er bereits aller einzeln Stücke theilhaftig geworden, die bey dem Leben dieſes großen Dichters, und glücklichen Nachfolgers Martin Opitzens, herausgekom-

men. Um nun zu einer Gewißheit deswegen zu kommen, hat er ſeinen Vorrath in ein alphabethiſches Regiſter gebracht, und uns erſuchet, daſſelbe der Welt bekannt zu machen: damit theils die Stärke ſeiner Sammlung daraus erhellen, theils auch die Beſitzer ſolcher alten einzelnen Stücke daraus erſehen könnten, ob der Herr Prof. Arlet dieſelben ſchon beſitze? Finden ſie aber einige, die noch nicht hier vorhanden ſind: ſo erſuchet derſelbe ſie, nebſt uns, ihm dieſelben entweder gedruckt, oder doch in genauen Abſchriften mitzutheilen, um ſeine Sammlung, und die vorhabende Ausgabe deſto vollſtändiger zu machen. Er hoffet dieſes ſonderlich von der königl. deutſchen Geſellſch. in Königsberg, die ihn neulich zu ihrem Ehrenmitgliede erkläret hat, als welche am erſten im Stande ſeyn dörfte, dergleichen Ergänzungen aufzutreiben; da **Simon Dach** an ihrem Orte gelebet hat, und daſelbſt geſtorben iſt.

A.

Alſo wird, du werther Held
Alſo wechſeln jederzeit.
Alſo ſpielen Glück und Zeit.
Alſo gründet Preußen-Land.
Als der Himmel einſig war.
Alſo hat uns Gott in Gnaden
Amor wird ſich doch nicht geben
Als neulich ſich bey uns
Alſo wird auch Herren Gruben
Alſo giebſtu nun Herr Hempel
Amor hat um Wald und Feld
Auf die Müh um Ehr und Tugend
Amor jetzt muß anderweit
Adam lag dahin geſtrecket
Amor war nicht mit gekommen
Allen die der theure Mann
Als ich nechſt hub an zu denken
Amor ward vor kurzer Zeit
Als, Frau, euch ſtarb der werthe
Ach was für Jammer oder Noth
Alſo weichen, und verbleichen
Auf Trübniß, auf, was weinen kan
Alles läuft mit mir zum Ende
Auf was Papier, auf welchem
Auch ſie, das Bild d. tugendh. Fr.
An wen ſoll meine Rede ſich
Auch nur einmal Wittwer werd.
Auf, was gern nach Tugend fragt
Ach ja ihr habt mit Recht zu flehn
Auf dieſes Jahr iſt diß mein erſtes
Andern hab ich bis anher
Als Pan der Hirten Gott
Auf meine Feder greif dich an
Auch dieſe Seel iſt durch die Zeit
Als ihr vor wenig Jahren

Ach

Ach! Gott greifet meinem Herzen
Auch die Tochter hätt allein
Als Juda hart gefangen lag
Am allerbeſten iſt es zwar
Ach wie hat der Menſch ſein Leben
Ach laßt uns Gott doch einig leben
Auf ihr meine güldne Saiten
An dieſem Ort allhie
Alle Güther, die wir haben
Ach Gott wie gnädig haſt du doch
Ach frommer Gott wo ſoll ich hin
Alles iſt o Gott in dir
Auch die Nacht hat ſich verlohren
Affertur is, qui, candidum regnae
Aoniam rapiunt letalia toxica
Alma Ceus flavis quater
Amice Thilo, cana quem mihi
Angerburgiacis datus
Altior humanis mihi viſa mod.
Abſit Anacorides Muſæ
Arma naſcenti vetuere Chriſto
Aetheris ſi quem radiantis aula
Aut amor, aut furor eſt
Æterno genitus patre volubiles

B.

Bis hieher Herr und weiter nicht
Billig laß' ich mich auch hören
Die beſte Luſt der Pierinnen
Bin ich deſſen auch wohl werth
Bräutgam, deiner Flammen Ruh
Bey dem Leichen, bey dem Huſt.
Betrübte Herzen, ſo der Tod
Begehrte man itzt mein Gedicht
Bis hieher iſt geweſen
Bey eurer ſchweren Arbeit Laſt
Betrübtes Volck, ihr Beyſpiel
Bey dieſer hoch betrübten Zeit
Brich aus des Herz. Grund herv.
Bild der Frauen, wir erleben
Bey der Schwachh. eurer Glied.
Bis zur Grabes-Kammer
Bey dieſem hoch-betrübt. Leben.
Bey dieſer Sterbens-Sucht
Bethlema iniquo fonte ſuperb.

C.

Cupido wollt erlernen
Chur-Fürſt der du meine Saiten
Churfürſtin, helles Firmament
Coelius ingentes ſpectabat
Cur ita naturae facies
Cupido dulcis, experti tuos
Cui turpe non eſt, deſidem vit.
Corporis eſt aliquid contra &c.
Confecta curis vix tui luctus
Cantu non humili javat
Cantiamus univerſi.

D.

Der Himmel will mir wohl
Damen, wo hinfort dich Preußen
Die ihr auf berühmte Tugend
Du Geſegneter des Herren
Daß du theure Königinn
Denen Phöbus ſich geneigt
Dieß Herr Doctor, iſt die Zeit
Die Weish. Gottes läßt zwar ſich
Dieß kann heißen Gott getraut
Der du in verſüßter Pein
Dein Gewerbe ſollte ſeyn
Des bereiften Winters Kälte
Du haſt das Herz gehabt
Dieſer ſchönen Liebe Band
Das Herz Herr D., haſt auch du
Der, an dem wir ganz verzagt
Dieſes, mein Herr Melcher, heißt
Das gewünſchte Frühlings-Licht
Dieſes iſt kein ſchlechtes Zeichen
Daß ihr euch vorgeſetzt
Des berühmten Adels Licht
Der gewünſchte Lenz iſt hier
Der Herbſt giebt ſchon ſich an
Du verliebte Frühlings-Güte
Der Menſch klagt itzt die Nacht
Dich o München, die man ſchaut
Die Sonne rennt mit Prangen
Daß ihr euer Kind begeht
Die Heyrath, edles Paar
Dieß eben iſt die Eitelkeit
Daß auch du der Fluth entſchw.
Der Winter zeucht dem Lande
Der Sonnen goldne Zier
Du ſtets hochgeprieſner Alter
Der Himmel wollt euch uns
Der tapfre Brand iſt auch nun

macht, die so wohl wieder anderer vernünftigen Leute Urtheile, als sein eigenes laufen) hat desgleichen gethan. Hr. Körber in den vermehrten Institutionibus linguae germanicae Matthiae Belii hätte p. 128 bis 140. in den Anmerkungen, Hn. D. Steinbachs gedenken können, wie er es p. 79, 98 und 99 thut: weil er wohl nicht darauf gekommen wäre, wenn ihm nicht dieser in seiner Anweisung zur deutschen Sprache dazu Anlaß gegeben hätte. Nach diesem hätten wir gemeynt selbiger wäre allein der erste, so von der Wortfügung der deutschen Sprache überhaupt was geschrieben. Allein man hat doch bemerkt, daß Hr. Herman Bahn, in seiner kurzgefaßten deutschen Grammatic, so zu Hamburg 1723. heraus gekommen ist, schon p. 102 was davon angemerkt, aber sie doch noch sehr undeutlich und unvollkommen beschrieben hat.

Man könnte zwar weitläuftiger von dieser höchst nöthigen Materie reden; wie es an einem andern Orte bereits geschehen: allein ich will es nur bey dem wenigen bewenden lassen, in Hoffnung, man werde es nicht übel deuten, daß man hier zum Beweise meist Schlesische Dichter anführet, weil man bey dieser Arbeit keine andere Bücher bey der Hand gehabt.

Die Wortfügung der deutschen Sprache ist ordentlich, wie man sie in einer gemeinen Rede oder nur in einem Satze braucht also:

1. Der Nominativus.

2. Das bewegliche Zeitwort (Verbum,) d. i. was sich nach den Personen und Zeiten verändert, als das praesens und imperfectum.

3. Der casus obliquus pronominis.

4. Der

Die Schwachheit meiner Glieder
Du Adelichkeit wo diese Stadt
Diese Hoffnung wird mir auch
Du magst wohl billig sagen
Du armes Würmlein hast genug
Dem Ausgang unsrer Sachen hat
Die um den Strand der Ost-See
Den Menschen ist zu leben
Der Tod muß nur auf seinen
Dafern wir uns nur weisen lassen
Du hast mich wund geschlagen
Das welke Fleisch, die bloße Haut
Daß wir erwachsen in gemein
Die Sonn hat deinem Bogen
Das Verhängniß todt noch nicht
Der Trost wird uns hinfort
Der Tod hat itzo mich zu eigen
Der Kummer will sich legen
Das Glück ist wieder überall
Dieß bleibt uns noch bey dieser
Du weit berühmter Kinemann
Das alte Jahr mit seinen Stund.
Du hast des Todes und der Zeit
Daß ich mit Reime setzen
Du grüne Lust von Anmuth reich
Der Name Montfort ist nun auch
Die wahre Treu und Frömmigkeit
Die Tugend, die dich stets ergötzt
Du hörst mich itzund doch mit
Dieweil der Sturm itzt Tag und
Da lieg du Volck der finstern Erd.
Die Sonn eilt nach der Wage
Du fromme Seel empfängest schon
Daß Preußen mich nicht ungern
Du allein bist nicht zugegen
Der du zum Bergen mich
Der Himmel wird sich ja
Das Weh ist auch verschwunden
Du bist hervor gebrochen
Dieß fehlt der großen Leute Tug.
Der May, des Jahres König, lacht
Das schöne Kunst- u. Tugend-Feld
Daß wir Hr. Schimelfenig tracht.
Dein Herz Hr. Kendel, sagt es dir
Der Herbst hat schon auch
Der zehnmal siebenmal Jahr
Die es treulich mit euch meynen
Die wir ein Volk gewesen
Der Tod, der Weis' und Ordnung
Dein ist Gott der Erden-Kreiß
Der Herr wird dennoch bey uns
Du berühmtes Friedrichstein
Die edle Frau ist auch nun hier
Der schrecklich rauhe Tod bezw.
Die Männer, so nicht mit Verst.
Das Glück wird seinen Muth an
Die Krone der Jungfrauen
Du edle Seele stehest wohl
Die große Nichtigkeit
Du sahest Gott
Du Menschen-Kind erschrick
Dein Zorn will Herr
Der Tag beginnet zu vergehen
Daß Gott noch itzt den Leuten
Die wir in Todes-Schatten
Dieß alte Jahr hat auch sein Ziel
D . . . . das große Leiden
Die Liebe hat mich auf Erden
Der Mensch hat nichts so eigen
Der May, des Jahres Herz
Du stehest Mensch wie fort u. fort
Das Leid ist hier, das ich zu wir
Die Lust hat mich gezwungen
Die ihr itzt seyd erschienen
Du o getreue Mutter Erde
Der habt Lust zu Würfeln ꝛc.
Die Seele des Gerechten ist
Des Herren Güte macht allein
Dieser Tag soll unser seyn
Daß Christus mich befreyt
Du Gott bist außer aller Zeit
Der Nacht Gefahr und Grauen
Der ich erkannt
Du schickst mir Herr
Du bist Herr Löbel umgewandt
Dein Tod, o Christe, muß
Die Nacht die unsre Sorgen
Das Weib Cotittaris
Der Frommen Schutz-Herr seyn
Dieß ist nunmehr Gesetz
Der Tod betagter Leute
Daß wir gesamt von hinnen gehn
Delcierat dirum prope lunus
Dudum tartarei fero

Doctrinis exemplar Vitzichius
Dum Reimanne tuas meditor
Dilecte Chriſto Pſychagoge
Dum caſtis nitidas petis
Dum tibi de patriis
Dic mihi, quis flammis
Diverſis agitant ſtudiis
Docte peregrino quereris
Dum dolet extinctum Pouchen.

E.

Erſt hab ich auch geſchrieben
Edler Pregel, deſſen Fluß
Es kann kein Menſch
Euer Sinn und Meynung waren
Ein Falk hat Adlers-Flügel
Ein gutes Ende macht
Erzeig o Gott Barmherzigkeit
E . . . auf P Mayers H. 1646.
bey dieſer Vorjahrs-Zeit
Ey noch eins ihr Heuraths-Sail.
Es iſt ja nun an dem
Edles Paar, die Zeit dient dir
Es ſtünde mit der Erden
Ein Herr, den Gott für allen liebt
Ein Mann, der Maaß
Empfinden wir ſonſt keine Noth
Es muß doch nur geſtorben ſeyn
wie from u. ehrl. man gelebet
Es wird doch nur umſonſt
Ein großes Alter 90 Jahr
Edler Herr, nach des Geheiß
Er fleugt heraus, der Geiſt
Ein Denkmal dir zu ſchreiben
Empfindet, meine Muſen Pein
Ein Kind ſey leichtl. zu verſchm.
Es iſt und bleibt wohl ſo bewandt
Ein abgezehrtes Herz von Noth
Empfindet denn dieß arme Land
Ein Kind kann nicht viel machen
Ein ſchwehr. war des Vaters Tod
Es iſt gewünſchter Frühling wahr
Es muß doch nur geſtorben ſeyn
kein Mittel iſt darwider
Es iſt von Troſt dir wollen ſagen
Ein Jüngling ſoll von Jugend auf
Es wäre gnug nach unſerm Wahn
Es kömmt einmal zum Ende
Ey es bleibt dabey
Ein jeder ſtellet hie auf Erden
Es iſt ja wahr, wie hoch nun
Es vergeht mir alle Luſt
Ey, als wir aus der Höhle
Es bild ein Menſch ihm nicmals
Es fieng ein Schäfer an zu klagen
Ein Mann von gutem Rath
Eile Herr mir beyzuſpringen
Es will des lieben Kreuzespein
Ey, ſo gebt Gott allerzeit
Entſchlag dich aller Ding auf Erd.
Eit, cur docte tuis literis
Ergo meo ſolandus erit
Eſt ſuperos ſuperisque ſaros
Ergo tot acti luſtra
Eſt vero, ut referunt
E Leo cecinit pulvere nobiles
Et ploremus adhuc?

F.

Frau, der Tugend ſchönes Haus
Fördert euch ihr meine Lieder
Fürſten von gerechtem Muth
Folgt Herr Göbel Gottes Rath
Für den Händeln und Geſchäfften
Freud ohn einiges Entſetzen
Freund des Himmels u. des allen
Fließet mir ihr göldnen Reime
Fünfmal iſt der Frühling kommen
(p. 1401. fehlt die erſte Zeile)
Frau, was hat mir eure Hand
Frau Bredlein gebt euch darein
Fahr nun hin nach Ehremitten
Frau Wittw. u. ihr Herr Secretär
Fahr fort, o Künſtler, als du thuſt
Frau, der Frauen-Tugend Ziel
Frau eures Traurens Schmerz
Fang, Muſa, doch nur wieder an
Frau Schönfeldin', eure Pein
Frau in Widerwärtigkeit
Fallimur, an lecta juvenelcis
Funere nunc iterum fidi
Flemus in amiſſo mala
Feciſti genus Itaci
Fruſtra Borulli credidimus rat.

G.

Gott geht nicht auf unſ. Wegen
Glück zu dem Könige, Glück zu
Gott, Herr Bräutgam rafft von
Gott, du Erz-Hirt deiner Heerden
Greif dich nun, o Karſchau, an
Gott entbrennet im Gemüthe
Gott, Herr Bräutg. wie ich weiß
Geſtern haben wir begraben
Gehabt euch wohl ihr ſchnöden
Gut, daß Hr. euch nicht erſchreckt
Gehn die Künſte nicht von ſtatten
Gott und eure ſchöne Gaben
Gott, laß, o Chur-Fürſt, dich
Gleichwie die Vögel in gemein
Glück und Unglück führen Streit
Gott hat euch hart geſchlagen
Gnug für eine Frau geſtritten
Gott ſchläget mit erzürnter Hand
Gott welchen der Proph. Mund
Gute Nacht du falſches Leben
Gott erhöhrt uns, wenn wir beth.
Gott woll' es ewig lohnen
Geehrte Frau von Tugend reich
Gleichwohl hab' ich überwunden
Gott iſt nicht Urſach unſrer Noth
Gott zürnt auf uns zuſammen
Gott herrſchet und hält bey uns
Gott unſre Zuverſicht
Gott, zu dem ich ſehnlich bethe
Glück zu ihr grünen Bäume
Gerechter Gott, wo will es hin
Gott, du haſt unſer gnug begehrt
Genetrice jam puella puer ille
Giens ad auream Dionen
Genti Romuleæ cedere neſcia
(p. 370. fehlt die erſte Zeile.)

H.

Heer Arlot dieſen Preiß
Hiemit aller Einſamkeit
Herr, von deſſen ſüßen Zung
Herr der lichten Seraphinen
Hieher gehn nur unſre Schmerz.
Herzoginn, wie ſoll ich dich
Herr Gorlonius, du Zier
Heut iſt hie zu Königsberg
Herr an Alter uns kaum gleich
Handel und Gewerbe ſind
Held, zu welches Heerſchaft Füſſen
Herr, wo ſind die ſchwehren Zeiten
Heirath hält zwar allzeit an
Hiſtoreme liegt gewiß
Herbſt, der du dich auserleſen
Herr ich wundre ganz mich nicht
Herr Bräutig und Jungf. Braut
Haben wir nun Luſt bekommen
Hält ſich irgend Luſt wo auf
Herbſt du Vorrath aller Gaben
Hätt' ich es auch wohl gemeynt
Herr der Unſchuld Zuverſicht
Herr Bodendorf fährt auch nun
Herr unſer Schulen Haupt u. Zier
Herr nach deſſen Wort Sirdauen
Herr Freyling findet euch in Gott
Herr Meyer eure Freude
Held, wie kommt das Leid
Herr, das heiſet in dem Regen
Herr deſſen Muth u. ſtrenge Hand
Hochedler Herr, wie haben
Hätt' ich der Weisheit Zuverſicht
Herr Jammre, dieſe Traurigkeit
Herr es mangelt nicht an dir
Herr neulich fragt' ich ohngefehr
Herr bey dem man Glimpf und
Herr ich geh in eurem Schmerz.
Herr, wer will ſich unterwinden
Herr ich hätte längſt geſungen
Herr Thiel, ich wünſch euch Glück
Herr Rod iſt auch geweſen
Heer, deſſen Macht und Herrſch.
Herr, der Schlieben Pracht und
Herr Schwartz, auch mein ich
Herr Stephan und ihr andern
Hr. Thiel u. auch J. Thielin ihr
Heb Armuth nun dein Klagl. an
Herr gehorcht den wilden Schm.
Herr Wegner, der du dich
Herr Dreues, eurer liebſten Tod
Hat denn der Tod nicht gnug
Hie, wo man her in Krankheit
Herr Fauljoch, Muſter alter Treu
Herr, du thuſt, was dir gefällt
Herr Jeſu, Troſt in aller Noth

Hie habt ihr, ihr Jungfrauen
Herr, wohin soll ich mich kehren
Halt aus mein Herz
Hat meines Herz. keusche Brunst
Herr wohin soll ich mich wenden
Her, wir wallen sämptlich dir
Herr Jesu nun dein Tod u. Blut
H . . . die Freyh. nur Verhangen
Herr, deine Tru u. Güte reicht
Herr Jerdan bin ich anders, dir
Herr, das überschickte Thier
Herr ich bin kein Hofe-Mann
Haupt-Frau, die der Juster-Fluß
Hier sehn' ich mich nach Pferden
Hanc tibi, quam dicis
Hactenus ingenio patris
Haec ego parva quidem
Hactenus infernos Ecclesia
Hasslteinianis deerat hoc
Hactenus ira feri
Hactenus haud vno visus
Huc ingnominiarum artifices

I.

Ja Held, du weißest wohl
Ist es sicher, oder nicht
In der Freud u. bey den Seinen
Ich will auf meiner Geigen
Jetzund ist die Jahrmarkt-Zeit
Jetzt kommt die schöne Zeit
Ihr Seufzer hier im Lande
Ich sah in hoher Luft
Ich Herr Riccius bin froh
Jetzund prangt mein Seyten-W.
Jetzt bey dieser Krieges-Noth
Ist dieß Hr. Bäutg. euer Fleiß
Jetzund haben Wald und Feld
Jungfrau Napsin, seht nicht an
Indem Herr Bräutgam sich
Jetzund, da der Schwed ergrimt
Jetzund in den dürren Tagen
Ich meyn, ich habe bis anher
Ich hör', Uranie
Ihr gelehrten Albertinnen
Ist das liebe Vorjahr-Licht
Ich grüß' in diesen Tagen
Jupiter ist ganz veraltet
Ich hätte zwar der Tangen Rand
Ihr habt, was Gottes Güthe
Ihr seyd Herr Schön allein
Insterburg, du wehrte Stadt
Jetzund klagt sich alles matt
Jetzund steuert das Geschrey
Jacob kam in Syrien an
Ich sah auf grüner Herden
Ich hätt', o Churfürst, gern
Ihr Saiten greift euch wieder an
Ist unser Herz denn eine Fluth
Ich hab' in diesen Tagen
Ihr Wegner aller zeit
Ich hab' in manchen Grab-Ged.
Ihr abgenützte Seyten
Ihr wehrten Leut in dieser Stadt
Ist meines Hertzens Grund
Ihr sucht in eurem Schmerzen
Ihr Väter dieser wehrten Stadt
Ich möcht', ihr Eltern etwas
Ich meyne, Gott nimmt unsrer
Ihr Quellen, die ihr mit der Zeit
Ihr mögt mit Wahrheit sagen
Ihr Tugend-Bild, wie reden wir
Ich meynt, Herr Hoyer würde
Ich halt euch, Herr, vor solchen
Ihr welche lange Krankh quält
Ich muß und soll mit Reime
Ich sang vor vielen Jahren
Ich armer schreibe ja dahin
Ja wir müssen es gestehn
Ich suche dir Herr Langerfeld
Ihr Musen, euer lieber Sohn
Ich hätt' ein länger Leben
Ich will nicht mehr mich fressen
Ich stimm euch meine Seyten
Ich meyne, Gott ist auf das Land
Ihr Leute, die ihr auf der Flucht
In dieser hoch-betrübten Zeit
In diesen bösen Zeiten
Jetzt streichet dünkt mich eben
Jerusalem du schöne Stadt
Ihr Mägdchen, die ihr zart
Ich bin nun gute Nacht gesessen
Ist es unsrer Seyten Werk
Ihr habt wol nimmermehr gedacht
Ihr göldne Seyten meine Zier
Ihr führt Herr Schröter
In euren großen Schmerzen

In dieſer groſſen Noth
In derer Todbett lagen
Ihr kuntet, werthe Frau das Leid
Iſt alſo das Verhängniß dir
Ihr Schatten in der ſtillen Nacht
Iſt unſrer groſſen Angſt u. Pein
Ich bin auf mich im Zorn entbr.
Im Himmel und auf Erden
Jetzund iſt die letzte Zeit
Ihr die ihr ietzund kommt
Ich muß aus dieſem Leben
In allen deinen Sachen
Ich wollte deinen Sieg
Ich ſich in Angſt und Pein
Indem itzt meine Seele ſchaut
Jeſu, Quell gewünſchter Freud.
In ſeiner Liebſten Armen
Ich lobe die allhie der Zeit
Ich bin ja Herr in deiner Macht
Ihr Seelen, die ihr durch den
Ihr, die ihr los zu ſeyn begehrt
Je mehr wir Jahre zählen
Ich will aus voller Seelen
Ich bin bey Gott in Gnaden
Junge Leut entſchuldigt man
Ihr Säulen dieſer Lande
Indem ſich . . . . .
und wir mehr kein Geſchrey
(p. 301 u. 302 fehlt die erſte Zeile)
Iam ter aurorae croceis minor.
Iam ſatis inferorum
Immenſe rerum Conditor
Illud aureum jubar
Ille novenarum ſoboles
Ille Sionaeae pandens oracula
In nova tellarum conſentit
Incerta lucis tempora craſtina
Ille Deum ſanguis.

K.

Können wir mit keinen Sachen
Kind, nur neulich erſt gebohren
Komm Amor angezogen
Kan ich meinen Sin auch lenken
Kein Unglück bleibet doch allein
Könt' irgend etwas ewig währen
Königsbergſche Muſen weint
Komt Gottesfurcht, Gutthätigk.
Komm Jugend, du des Adels Luſt
Komt her ihr Menſchen alleſamt
Kann mir die Poeſie das Ziel
Kommt ihr betrübte Herzen
Kein Chriſt ſoll ihm die Rechn.
Komm Dorinde, laß uns eilen
Können alſo ſchlechte Träume
Komt her du ehrlicher Hr. Kohlh.

L.

Leichtgeſinnte Seelen wanken
Leut' im Lande ſind vorhanden
Laſſet euch mit Tugend ein
Laſt doch eure Traurigkeit
Liebſter Ohm, was ſchreib' ich
Laſſet uns das Grab Hrn Ribben
Laß wehrte Jungfrau walten
Laſſet uns emſig Gott den Herrn
Laßt ander' immerhin
Laſt uns meiden, was nur Leiden
Lesbia, mein Leben
Lenz ohn meine Sonne
Lyſander that um unſern Bach
Laß ſterben, was bald ſterben kann
Laus vrbis non ima
Laetum Chriſtus agit

M.

Meine Fürſten und Fürſtinnen
Mit dreyen Worten kan ich nicht
Manchem rühr ich meinen Bog.
May, du Herr der Vorjahrs-Zeit
Mein Apollo giebt mir nicht
Machet euch herzu und ſchauet
Man forſcht in dieſen Tagen
Mein Verlangen ſtellt ſich ein
Mich dünkt ich kenne dein Gem.
Mars leg Helm u. Schild von dir
Man ſagt in unſern Gränzen
May du grünes Kleid der Wäld.
Mein Jochim ſtirbt nicht unbekl.
Mein ganzes Haus ſoll traurig
Man ſagt mir um Mühlhauſen
Man will beſtändig melden
Mir mangeln nur Parnaſſus-Tr.
Mein Amt will mich nicht laſſen
Mit eurer Tochter ſteht es wohl
Mein Gott, in was Unwiſſenheit
Muß dieſes ſüße Kind auch fort

Mit

Mit allem, was ich liebe
Mit äuſſerlichen Dingen
Mit was Thun ſoll ich mich
Mein Abſchied aus der böſ. Welt
Mein Gemüth ſey froh
Muß der Menſch nicht ſtets in
Mit mir machſtu es leicht ein
Man wollte dich beraden
Mein Urtheil widerräth es mir
Mein Herz enthält ſich kaum
Man ſagt mir zwar, ich ſoll dich
Mein Kind, dich müſſen Leute
Mein, laſt mir doch den Willen
Mein ſchönes Lieb verließ mit
Mein Lieb will nichts nach Liebe
Mit was Gefahr biſt du o Menſch
Marchia te vocat hinc
Miſceant luctus Helicone ſacro
Me Pohliamque tua toties vehis
Major Anacboreo ſe tollet
Mens erudita haec, hi modeſtis
Mortis exanimum metu
Mortis abominandae
Miſerorum eſt morientes trepid.
Mater ferocientis amari
Morte pari periere duo
Μῶμος καταλλὴς Παραίτιον.

N.

Nun der göldne Fried uns zwar
Nechſt der Sonnen pranget nicht
Nimm, o Churfürſt dir die Zeit
Nun Mars auch über Pohlen
Nun hat die Vollkommenheit
Nichts nach Heurath fragen
Nun du haſt mein feſtes Hoffen
Nunmehr kann ich doch nicht
Nunmehr. Babat der theure Mañ
Nachfahrt, wo nicht mittler Zeit.
Natura hat uns ſo geſchaffen
Nun ſaget mir, es ſey der Tod
Nachdem wir fort und fort
Nim Sadheim einen Sack um
Nein, nein, iſt unſere Zeit gek.
Nicht nur deines Adels Pracht
Noth, Krankheit, Sorg und
Nun endlich iſt er hin Hr. Taut
Nach Hofe mach mein Klagl. dich
Nach allen Arbeits-Plagen
Nimm dich, o meine Seel', in
Nymfe, gieb mir ſelbſt den Mund
Nachdem die ſchnöde Miſſethat
Nun mich Gott für dem Jammer
Neptun ſah aus der Fluth
Non ferus indomiti
Naiceris alme puer
Nempe ferenatos ſpondentia
Non mihi ſub quovis
Noſtras nunc gravidus
Non ſunt tempora tam beata
Non perit lecto tua cura
Noſter Anacboream
Non eſt, falleris, haec beata non
Nec cum eruditae
Namquid infandos amores
Non vitatis empta laboribus.

O.

Ob ich meine Gluth bekenne
O wer hilfet uns beklagen
O du aller Wohlfarth Quell
O Venus, die du uns
O Weh, du große Noth
O du vormals grünes Feld
Ob mir Fama aus der Luft
O Mümmel, welcher Strehn
O Eitelkeit, was ſetzeſtu
O du Betrug der Erden
O Tod, wie biſtu ſo willkommen
Ob dieß nun deiner Art iſt lohnt
Ob denn diß arme Land nicht
O du neuer Himmels-Gaſt
O des betrübten Lebens
O Tod, wie willkommen muſtu
Ob du dich läſſeſt, Sohn
Ob es wohl lohnet in Gefahr
O Seele, welcher göldner Schein
Ob dieſes wohl der Arbeit lohnt
O Muſicorum magna lux
O hätt' ich itzund nur die Zeit
O welcher doch den Tod für allen
O wer doch überwunden hätte
Obſequii ſi quem duri
O ihr Auszug meiner Freuden
O wie groß iſt doch der Mann
O Chriſte, Schutzherr deiner

O Amor, Herzen Binder
O Gott, nun läſſeſt du mich hin
O theures Blut, o rothe Fluth
O wie ſelig ſeyd' ihr doch
Omnes laetitia plaudimus ebrii

P.

Preußen hegt nun nicht allein
Prinz, den Hoheit, Glück und
Preiß der Flüſſe, Troſt der Seegel
Phöbus iſt mir ungewogen
Phoebe potens numeris
Plaudite ſub vitreis
Praemia decernit Pallas
Picrios alius miſere ſugillet
Per fruteta, per ſalebras
Praecipitis nondum rota
Pannoniae primum vitae
Paſtorum virides me capiunt
Pace delicata Ruſſis
Pia Gens Apoſtolorum
Phyllis o mein Licht
Preiß des Adels, Licht der
Parcere ſubjectis.

Q.

Quid duo miramur
Quisquis ad hanc venies
Quaeritur, an tedas deceant
Quisquis es, Auſonias
Quem labor et virtus
Quae rerum me fata manent
Quae mihi vernantem ſchola
Quid quisque dicat Cynthius
Quisquis parentum pro ſalute
Quid inertes age diſtant operoſis
Quid tibi Tinctori
Quem domus atque ſuis agitavit
Quid querimur, vir magne
Quo fugis rerum ſociale foedus
Quae Camoenarum, quis inuſit.
Quin formoſe Mycon
Qua luce Xſtus e ſepulchrali
Quot non dira premunt omina
Quem tibi ſum quondam tenui

R.

Recht betrübte Frölichkeit
Rühme dich nun groſſer Dinge
Reich mir mit geneigter Hand
Robitten, ſonſt von Anmuth reich
Rauſchki, Nobilium laus et
Radioſum novus ales (p. 399 er
400 fehlet die erſte Zeile.)
Recidivis tacito non ſine morſu
Rerum parentis germen amab.
Raffet auch der Tod die greiſen

S.

Schreib Preußen deine Luſt und
Sic eſt ruenti praecipites agit
Singlert führt mit ſich von
Sonſt Hr. Ditmer iſt das Glück
So iſt der werthe Tag
Steigt ihr kluge Pregelinnen
Schützeſtu mit tapfrer Hand
Sollte, was der Tod entführt
Seu coelo, Kepplere tuo
Si quis inacceſſum ſolidae
Seyd mir tauſendmal willkommen
Still, Herr Bräutg., die Begier
Soll ich nicht der liebe Macht
Sareis war ſo glückhaft funden
Sollt ihr ohn meine Seyten
Sponſe legis ſponſam
Si tribuant ſuperi tibi
Selig, ſelig, wird gecht
So werd ich denn der Bahr
Stößt auch der Stadt ein Unglück
So ſollte dieſer Treß
Sucht den gerechten Zähren
So iſt Hr. Müller dieß dein Sitt
Sey hochbetrübt Katonen Sohn
Schau, was wir dir anvertrauen
Sollt' unſer Troß in groſſer Pein
Sind dieß des Glückes Sachen
So groß iſt warrlich keine Noth
So iſt es, der Verluſt iſt groß
Seyd ihr verknüpft geweſen
Sie hat faſt vier u ſechzig Jahr
So iſt die Reih an dieſen Mann
Si quid judicio verenda noſtro
Schon hundert Jahr und mehr
So iſt Herr Löbel gleichwohl hin
Seit Frau Doctorin, der Tod

Si

Si noſtris aliquis poſt aurea
So übel iſt es nie beſtellt
Sind wir denn noch nicht gnug
So gänzl. iſt auf nichts (v. 1690. fehlet die letzte Zeile.)
Sind wir den Chriſten oder nicht
Si quid Anactoreæ
So war es dein Begehren
Si mihi non tanto ſociet. amore
Semeſtre nobis imperium dari
Schlag um dich her ein Leid-Gez.
Seit daß ihr in den Heuraths-St.
So ſollſtu nun auch Anſtand
Sidera emicuit conjux tua
So hat ſie ſich davon gemacht
Selig' Ewigkeit
Summe Deum Rector
Spes hæc miſeras noſtri generis
Schreib ich denn in dieſen Tagen
So überliefern wir der treuen
Schätzt ihr es Frau vor neues Leid
Spoſata vitæ ſanctimonia vett.
Si fleru, Wigere, mos fas
So bald als Urtheil u. Verſtand
Setzt Preußen dich in dieſe Noth
So wiſſen wir, daß denen, welche
Seh ich die Boshert leben
Sey getroſt o meine Seele
Summi pectore natus ex Parent.
Sic, ſolemne cui nunc iterat
Si quem multiplici clade Boruſ.
Summus vt in Xſto dolor eſt
Soll denn mein junges Leben
Soll ſich der Menſch die kleine
Soll mein Geiſt gelöcket gehen
Sey meine Seel' in dich geſtellt
Soll ich das Elend u. Beſchwehr
So beb' ich doch Corithen
Seel'ge Ewigkeit Lohn der
Schöner Himmels-Saal
So lang' ich noch das Leben hab
Sponſe munera regii

T.

Tag für allen auserkohren
Treu, Verdienſt u. Weisheit-Z.
Thedarum ſacer impetus
Thu die Begierden in den Bann
Tabea war von frommen Leben
Tentamen artis omnium pulc.
Tantane carminibus vis eſt
Thar ich mich auch an euch
Tod du aller Sorgen Ruh
Tot per inominatae
Triſtis frigora tranſiere brumis
Trefflich hoch zu halten
Triumph, Triumph dem Sieges-
Thracius docta precib. parentis

U.

Unlängſt hab' ich dich, o Braut
Venus biſt du nicht vergnüget
Umgebet euer Leid
Und mein Ohm, du wollteſt dich
Und Herr Bräutgam, du allein
Vicit Idalius puer
Vernaculumne carmen
Um die ſchöne Frühlings-Zeit
Und ich, o Brud hab' empfunden
Undank, großes Laſter zwar
Und dennoch ſteht der feſte Grund
Und ſie iſt ſchon verblichen
Uns iſt ein kurzes Ziel gegeben
Und hiermit iſt ſie wohl begeben
Und iſt die ſchöne Frau verblichen
Und lohnt es den der Arbeit wohl
Und nunmehr ſenkt ihr die auch
Und eure liebe Mutter ſcheint
Um dich, o Seele, ſteht es wohl
Und hat der Jugend Blüthe
Und Herr, wir hoffen, gleich wie
Und dieſer Troſt entgeht euch auch
Und Frau ihr führet ſchon Geſchr.
Viderat aetatis Cingleri docta
Und ich ſoll alſo mich
Und ſollteſt du nicht auch von
Vom Sanden, der in Frieden
Und dieſer Mann entgeht mir
Und dieſes muß ihr auch erfahren
Vicisti Thilo, nil nocuit
Unius regimur cuncta velut Dei
Und du haſt auch dein Leben
Unſchuld, Krone der Gemüther
Vater, deine Auth hab' ich

Usque

Uſque adeo magnum eſt
Ubi prima Patchatis lux
Vivimus! ambiguo nec ſe

W.

Wenn ich in dem Wieſen Schnee
Was iſt Clio dein Beginnen
Was für Unmuth Pein u. Sorgen
Welche ſind die Leute doch
Wo Thränen, Held, dir zu
Wer ſelbſt ihm hie auf Erden
Wolltet ihr der Heurath Joch
Weg von mir auf heut und
Wie, daß der Himmel ſich
Warum trug in dieſen Tag
Wofern ich ſüße Mutter dir
Was will der helle Glocken-Klang
Was Händel nehmt ihr in den
Weint' ich mit in eurem Leiden
Wie weit und hoch
Wahr iſts euer Jugend Zier
Was trittſtu o Sonn herein
Wenn läſſeſt du dich ſchauen
Wie ungleich geht es zu
Werther Freund ich muß geſtehen
Wohl dem der bey geſunden
Wer auf Gottes Wegen wandelt
Wer erſt den Tanz hat
Wer ſollt' es können glauben
Wird denn dieſer Heurath-Band
Was thut Herr Mund
Wie ich hör' aus dem Parnaß
Wie iſt es denn mit euch
Was auf Erden Anmuth hat
Wie? daß bey euch Amors Kraft
Wer der Heurath Süßigkeit
Wer ſich ergötzen will
Wie iſt ihm denn zu rathen
Was iſt in der ganzen Welt
Wird es nicht zu ſpäthe ſeyn
Was ich von Verſen noch geleſen
Wenn zwey getreue Herzen
Wie ſo gar liederlich ſind wir
Wo will es hin mit dieſer Noth
Was großes Glück hat der auf
Wie Menſchen Urtheil ſiehet
Wie koin' ich deinen Schmerzen
Wiewohl geſchieht doch denen
Wenn wir bey dieſer ſchweren
Wie wohl iſt dieſer Seelen doch
Wir hofften, legte ſich der Krieg
Wird dieſes auch dem Uebermuth
Wem Gott in dieſem Leben
Wie iſt es, ob wir leben
Wie ich berichtet werde
Was ich von eures Herzenkpein
(p. 472 fehlet die erſte Zeile)
Was ſoll ich euch Hr. Pfarrhr.
Wer nicht allein gnug weinen
Was ſoll ich endlich ſagen
Wie willkomm iſt der Tod doch
Wie wohl du biſt gebohren
Wofern, wie Epicur gewährt
Wir, wir ſind zu beklagen
Was beſſers kann auf Erden
Wir waren mit der Stärke
Was bey uns rühml. dichten kann
Wo iſt nun die werthe Frau
Weil wir von Andacht glimmen
Wenn ſeines Lebens Stund
Was hör ich, was erzehlt man
Wie hoch, o werthe Frau
Werthe Lothin, Pracht der Frauen
Wo ſind nun eure Lehren
Was bringt dich Hr. der Grab.
Wenn Gott und die Natur
Wohl dem, der nicht darf klagen
Wohl auf ich bin entfahren
Wer euer Leid ſich unterſteht
Wir wollen eure Zuverſicht
Wir wiſſen wohl in eurem Chriſt.
Wie noch euch müſſe gehn
Wenn Gott in einen ſichern St.
Wohl dem, der in die Seligk.
Wer klüglich ihm vor Augen ſtellt
Weint ihr betrübten Sadheim.
Wenn wollen wir doch denn einm.
Wer irgends ſchreiben kann
Wir tröſten uns mit dieſer Zuv.
Wofern ich mag bey derer
Wir ſind in dieſem Leben
Wie daß ein Hündlein denn
Wofern bey mir ein Blutstropf
Was Hr. Knoblech ſoll bedeuten

Was

Was an des Himmels Bau
Wir Menſchen ſterben insgemein
Wird ewig denn kein Ende ſeyn
Weil noch der Menſch auf Erden
Wie ſelig ſind die Todten doch
Wahr iſt es, Hr. dein Leiden
Wohin ſoll ich mich endlich kehr.
Was ſeyd ihr der gefahren
Wir leugnen, edle Frau, es nicht
Was ſoll ich von der Eitelkeit
Wo ich was auserleſen
Wie lang hält Gott denn bey
Wie hoch ich euch verpflichtet bin
Wer klagt, Fr. Sethin, euch das
Wir aber können gleichwohl nicht
Was gehen wir zum Berg an
Wer wird in der Engel Chor
Wo will es doch mit dir letzt
Wann uns das Glück ſchon haſſet
Wer Luſt hat an der Mannheit
Wie lang ſoll deine Zornfluth
Wohlan du biſt erhöret
Was Wunder iſt es doch, daß wir
Wenn wir die Herzen nur
Wenn alles ſollte gehn. (in dieſer Ode fehlt in denen folgenden 2 Seiten die aber erſte Zeile)
Wo will es hin mit meinen Herz.
Wer wird nach dieſem Leben
Wenn Drangſal und Gefahr
Was ſollen wir denn machen
Was haben wir zu ſorgen
Wenn wir nun kraftlos
Wirſtu Hr. mich ewig haſſen
Was hat ein frommer Chriſt
Wirſtu nicht unſer Kreuz mittr.
Wer iſt, der genügſam lebt
Wer ſeinen Sinn auf Gott
Was wir mit Recht durften hof.
Wir armen Leute meynen
Was kömmſtu Muſa her
Was von mir dein leichter Sinn
Wie ſelig iſt, dem Gott verliehen
Wohl dem, der ſich nur läßt beg.
Was lachſtu Pöbel der Gemüt.
Was willſt du armes Leben
Was ſuchſtu ſchändlichs Begin.
Wer die Weisheit ihm erkohrn
Will ſich das Glück den ſtets nur
Was iſt zu erreichen
Wer wegen ſeiner Sünd
Wir ſehn ſich itzt erfreuen
Willt du nichts vom Bräutgam
Wohl dem, der ſich bey Zeiten
Wer hier zu etwas kommen will
Was iſt die Lieb auf allen Seiten
Was ſehn u weinen wir zu Hauſ.
Was klagt man der Gerechten
Was iſt Zeit und Welt
Wo lebt ein Menſch auf Erden
Wir klagen überall
Wer das Alter ſchänt erhaben
Wem zu gutt hält Venus hier
Womit wird die Zeit verbracht
Was der und jener ſagt
Wir waren etwas nur Benſam.
Wer o Jeſu deine Wunden
Wie richteſtu mein Gott mich zu
Was? ſoll ein Chriſt ſich freſſen
Wenn mich in meiner ſchweren Z.
Wir ſprechen ſonſt: je gröſſer N.
Wie iſt Gott abermal im Zorn
Was ich heut von dir gebethen
Wenn Gott von allem Böſen
Wer weiß Beſcheid der Sterblich.
Wen Gott von allem Böſen
War dieſes nicht mein Hoffen
Was erhebt die Holz Wieß ſich
Was haſt du Mahler dir
Wie die jungen Vögelein
Was kann ich noch erwarten
Wie iſt es denn nicht genug
Werd ich Herr dir auch entfallen
Wie? geht es heut denn wieder

Z

Zwey gepaarter Herzen Treu
Zwar dieß iſt kurz und rund
Zu deinem ſchwehren Leid
Zweene ſchlaffen ſtärker ein
Zwey haben einen Tod

4. { Der Caſus obliquus nominis. / Adverbium. / Præpoſitio cum caſu. } werden untermengt geſetzt.

5. Das unbewegliche verbum, oder was zum verbo gehört, als das ſupinum, der infinitivus, die præpoſitio verbi ſeparabilis. Z. E.

Die Feder hat bisher, erhitzt in geiler Brunſt,
Manch freches Narren-Lied geſchrieben,
Und meinen Geiſt dahin getrieben. ꝛc. Gryph.

1) Anmerkung, bisweilen wird was vor oder nach dem Nominativo geſetzt, ſo ihn erklärt, und dieſe Wortordnung bleibt, als

Ich ein Menſch von ſchlechtem Zeuge
Kan mir ſelbſt nicht wiederſtehn,
Daß ich kaum gelaſſen ſchweige,
Wenn die Wellen höher gehn. Günther.

Doch acht' ich alles nicht: ein Augenblick im Lieben
Bezahlt uns, wer es weis, zehn Jahre theure Zeit.
Id.

Mein Vater, dem ich auch nicht einen Tropfen Schweiß,
Den er um mich vergüßt, recht zu vergelten weis,
Eilt endlich auch nunmehr bergab zu jenem Ziele.

2) Anmerkung. Vor den Nominativum werden auch bejahende und betheurende Nebenwörter geſetzt; wie auch Verbindungswörter, und dieſe, nemlich, ſondern, allein, aber, und bisweilen auch zwar, als

Laß dich nicht die Sicherheit bethören,

VI.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Nachricht von schönen Sammlungen zur gründlichen Erkenntniß nutzbarer Sachen, die an Kenner und Liebhaber sollen verkaufet werden zu Königsberg 1750. Wenn glaubwürdige Beschreibungen von Sachen, die zur gründlichen Erkenntniß anführen, bey Lesern und Käufern ihren Werth erhalten; so werden die deutlichsten Muster von solchen Sachen, die der Herr D. Melchior Philipp Hartmann, Med. Prof. Prim. nach reifer Ueberlegung, lieber bey Lebzeiten im ordentlichsten Stande und billigen Preise an rechte Kenner abstehen, als nach seinem Tode dem gemeinen Schicksal überlassen will, wie man hoffet, nicht ohne Liebhaber unverkauflich bleiben; zumal da der Anblick der Sachen selbst, an Deutlichkeit alle Beschreibungen übertrifft; und diese allererst von jenem ihr völliges Licht bekommen. Zum kurzen Vorberichte, bis auf weiteres Nachfragen und Behandeln kann dieses dienen: daß zum angemeldeten Verkauf vornehmlich folgende sogenannte wohleingerichte Cabinetter ausgestellet werden.

I. Nummophylacium Philipp. Iac. Hartmanni, Patris, welches ein zierliches pyramidalisches Behältniß von 12. bequemen Schubladen ist; darinnen fast tausend Stücke gangbarer, auch Gedächtnißmünzen,

niſſmünzen, aus den vornehmſten alten und neuen Staaten enthalten ſind.

Unter denen 24. griechiſchen Nummis befinden ſich 1) ein Stater aureus Macedonicus didrachmus von Lyſimacho. 2) Vier aufrichtig antique Stateres argentei Tetradrachmi; von Philippo, Lyſimacho N. N. und Biante, welcher letztere mit 2. Geſichtern vor andern ſeltſam iſt.

Von alt Römiſchen Kaiſermünzen, wiegt der goldene Medaglioncino Liviæ velatæ, mit dem monogrammate: *Pietas*, bey nahe 9½ Drachmas, oder 10. Duc. Der güldene Denarius Titi, mit der Scila curuli, und Hadriani Lupa halten zwey Drachmas. Maximius Herculeus mit der reverſa *Victoria auguſta;* ſind höchſt rare Sextulæ, oder ⅙ von der Unz. Poſthumi *indulgentia* und Aurelianus mit der inſcriptione: Palmyrenianus ſind trimiſſes - ½ Drachma und etliche Gran.

Die Series Auguſtorum & Auguſtarum in Silber von 84 Teſte, iſt nicht vollſtändig. Die größeſte Seltenheit darunter iſt ein ſilberner Medaglioncino ciſtoforo von Marco Antonio 3½ Unzen ſchwer.

Die 63 Bronzi antichi von allen Formen untereinander, ſind auf der reverſa mehrentheils hiſtoriirt; und die Copeyen von den übertheuren Originalien, von den beſten Münz-Künſtlern. Der Otho Æreus maj. mod. lat. iſt im Weinberge zu Inſpruck gefunden.

Aus der mittlern Zeit, zwiſchen Carolo Magno und Carolo V. iſt die große güldene Gedächtniß-

Münze,

Münze, auf die Fundation der groſsen Kirche zu Aachen, Caroli Magni, von Wasch-Gold aus dem Rheinſtrome, über 4 Ducaten ſchwer. Von ſilbernen Nummis Cuſicis; von bracteatis; von Preuſsiſchen Ordens-Müntzen, ſind kleine Samlungen.

Die 500 modernen gangbaren und Gedächtniſs-Müntzen, erläutern die Hiſtorie der dreyen letzten Jahrhunderte Europäiſcher Staaten.

Von Gold iſt ein Franzöſiſcher leichter Doublon mit der legenda: *Crux vincit, regnat, imperat.* Ein Engell. von Henrico: *Per crucem tuam ſalva nos Xpe.* Eine Sächſiſche Gold-Müntze von 5 Ducaten, Joh. Georg. Churf. aufs *Jubilæum Lutheranum* A. 1630. Ein Altenb. Ducaten mit denen Portraits der 4 Churf. Friedr. Willhelm mit 3 Adlern und der Beyſchrift: *Opus hic erat arbitro.* Ein Schwediſcher Ducaten Guſtavi Adolphi, Legenda: *Stans acie pugnans, vincens moriensque triumphat.* &c.

Unter den groben Silber-Speciẽ ſind einige rare Thaler und ½tel; auch allerhand Auswurf-Pfennige bey Huldigungen, Krönungen, Heyrathen, Abſterben groſser Regenten, geſchlagen.

Die küpfernen und zinnernen Medaillen betreffen gröſsesten theils die Merckwürdigkeiten des 16 Seculi; darunter ſind ſchöne Stücke von Päbſtlichen Gedächtniſs-Münzen und holländiſchen Satyren; auch eine vortrefflicher Medaillon, aus Kupfer, mit dem Portrait des Franciſci Redi. Unter denen Nummis Cabaliſticis und magicis befindet ſich auch Scalichii Zauberpfennig in originali, wovon

wovon Hartknochs Pr. Kirchen-Hiſtorie p. 455. berichtet.

Die kleinen Courant-Münzen, enthalten viel Curioſitäten, die zur Hiſtorie und Münz-Wiſſenſchaft gehören.

Dem innern Werthe nach betragen alle Gold-Stücke zuſammen 50 Ducaten; alle Silber-Münzen antiche 50 Loth, moderne 190 Loth. Die kleinen Münz-Sorten und Bronzi haben keinen innern Werth.

Bey dieſſen Münzen liegen bey 1) ein Intaglio antico oder hohlgeſtochener Cryſtall, in Gröſſe einer halben wälſchen Nuß, auf deſſen erhabener Fläche ein Frauenzimmer vor dem Spiegel auf einem Stuhle über 5 Knöpflein ſitzet. 2) Ein paar amuleta magica von Silber. 3) Fünf Portraits en miniature auf Holz und Kupfer von den erſten Herzogen in Preuſſen.

Die ſchriftliche Conſignation von obgedachten Münzen iſt einmal nach der Ordnung wie ſie liegen; zweytens aber auch nach den Staaten und der Chronologie eingerichtet, und kann auf Verlangen, ſo bald ſich rechte Käufer melden, auch im Drucke mitgetheilet werden.

II. Speculum naturæ utilis & mirandæ, Hartmannorum Patris & Filii; iſt eine mehr als 80jährige Samlung auserleſener, deutlicher, groſſentheils rarer Muſter von allen Materialien, die von Künſtlern, Handwerckern und Fabricanten verarbeitet und genutzet, von Kaufleuten verhandelt; von Chymicis, Apothekern, Laboranten, zu ver-

ſchiedenen Abſichten gebrauchet; zur Arzeney, Färberey, Haushaltung ꝛc. vorbereitet, und Naturkündigern, und Gottesgelahrten zur höhern Erkäntniß dargeſtellet werden. Dieſe groſſe Menge von nutzbahren Sachen, aus allen 3 Reichen der Natur, iſt in einem bequemen Behältniſſe zu ſolcher Ordnung gebracht, die dem Auge gefallen, dem Gedächtniſſe helfen; den Beſitzer vergnügen und erbauen, vornehmlich aber zum Grunde der allernützlichſten Vorleſungen, in einer öffentlichen Real-Schule, dienen könnte; wenn bey dem Anblicke eines jeden Stücks, deſſen Urſprung, Eigenſchaften, vielfältiger Nutzen, aus beygeſchriebenen Nachrichten, welche einen mäßigen Folianten im Drucke ausmachen möchten, erkläret werden ſollten. Nimmer könnte der Nutzen von weitläuftigem Reiſen, dieſe Anführung übertreffen. Das ganze Behältniß, ob es gleich ohne den obern Raum, in 34 Schubladen, bey nahe 2000 Fächer in ſich hält; läßt ſich dennoch, ohne Furcht das arrangement zu ſtöhren, ſo wohl zu Waſſer als zu Lande füglich fortbringen. Als Zugaben zu dieſem Hauptwerke gehören noch 1) etliche hundert Teſtacea nativa. 2) Einige anatomiſche collectanea rariora. 3) Eine ſtarke Samlung von 2000. ausländiſchen und einheimiſchen wohl getrockneten, benannten und nach dem Alphabeth rangirten Pflanzen. 4) Einige Vorſtellungen der Bergwerke, und der dabey gewöhnlichen Arbeiten und Maſchinen.

III. Electrophylacium Hartmanni Fil. iſt ein zierliches wohl eingerichtetes Börnſtein-Cabinet; darinn

darinn in mehr denn 40 Jahren, nicht so wol theure Kunstwerke, als viele 100 auserlesene Muster, von lauter solchen Börnstein-Arten, gesammlet worden, die wegen Seltenheit ihrer einfachen oder geinischten Farben; wegen ihrer zufälligen artigen Bildung, besondern Eigenschaften, vornehmlich aber wegen ihres fremden Inhalts, e. g. von Mineralien, Pflanzen und Insecten nicht nur Aufhebens; sondern desto genauern Besehens und höhern Nachdenkens würdig sind: weil daraus, absonderlich aus etlichen ungemeinen, noch unbekannten Stücken, die Begriffe vom Ursprunge des Börnsteins; von dessen Wesen, und bewundernswürdigen Zufällen sich bessern, und die grössesten Geheimnisse der Natur in diesem Wege, vernünftig aufschließen und erklären lassen; wozu der zum Druck fertige Catalogus hauptsächlich anführet, indem darinn alles gründlich beurtheilet, deutlich benennet, und bey jedem sonderbaren Stücke nützliche Anmerkungen zu finden sind. Das ganze Cabinet besteht aus 36 leichten Schubkästlein, in welchen die einliegenden Stücke nur etwas in ihren Fächlein dörfen gefüttert werden, wenn sie weit verführet werden müßten.

Alle diese wichtigen Samlungen werden Kennern und Liebhabern, entweder insgesamt, oder absonderlich, in billigem Preise feil gestellet, und können sich dieselbe bey gedachtem Herrn D. Hartmann allhier zu Königsberg, oder bey Tit. Herrn Prof. Gottsched in Leipzig, mündlich oder schriftlich melden; dabey versichert seyn, daß sie die Ver-

fassungen und Nachrichten, insonderheit von beyden letzten Hauptstücken, ganz sonderbar und gefällig finden werden. Sollte über dieses von einem bemittelten Particulier oder für ein Gymnasium illustre,

IV. Eine völlige Einrichtung zur Wolffischen Experimental-Physic verlanget werden; so ist bey jetztgedachtem Herrn Verkäufer auch die Anweisung zu erlangen, wo nicht nur alle in den 3 Theilen der nützlichen Versuche zur Erkenntniß der Natur und Kunst, beschriebene und abgezeichnete Werkzeuge, von derselben Leupoldischen Façon; sondern noch vielmehr, im besten Stande anzutreffen, und in 3 Theilen wiederhohlter Wolfischer Versuche, beschrieben, berechnet, beurtheilet, und mit vieljährigen Erfahrungen und Anmerckungen erläutert sind, woraus manche Verbesserung dessen was die Vorgänger des Herrn von Wolfen, oder auch er selbst, aus Mangel der Zeit und Gelegenheit, noch undeutlich und unzulänglich eingesehen, sich machen, und die Natur näher erkennen lassen wird. Der Preis davon wird sehr billig, und der Transport zu Wasser, weder gefährlich noch kostbar seyn.

2.

Index Collegiorum Philosophiæ Mechanicæ, ac experimentalis, tradendæ in Physico, & Mathematico Musæo Collegii Academici Societatis Jesu a R. P. Josepho Franz, S. J. Phys. Exp. Professore, Vernis Mensibus post Meridiem media quinta Anno M. DCC. L.

Weil

Weil viele auf auf den hohen Schulen in unſern Gegenden von demjenigen wenige Nachricht bekommen, was auf den hohen Schulen der Kathol. vorgeht: ſo haben wir den Liebhabern der Naturlehre, die Nachricht von einem Experimental-Collegio mittheilen wollen, die in Wien in vorigem Jahre gedruckt worden.

Introductio.

Collegium I. Prævix notitiæ de ſtudio Philoſophiæ Mechanicæ, ac Experimentalis, & Methodo explicandæ cujusvis Naturæ, & Phænomeni peculiaris, per undecim generales proprietates Materiæ, ſeu corporum.

Pars I.

VI. Generales proprietates abſolutæ Corporum.

Coll. II. Materiæ Extenſio. Figura. Soliditas. Subtilitas. Indifferentia ad Cohærentiam cum alia. Indifferentia ad Motum, & Quietem.

Pars II.

V. Generales proprietates comparativæ Corporum, quæ in compoſitione, & conflictu plurium Materiarum obſervantur.

Coll. III. *Prima Proprietas Materiæ comparatæ cum alia in motu conſtituta:* Motus Corporis per Impulſum, ſeu Motum alterius. Natura, Impedimenta, Cauſæ motus continuati.

Coll. IV. Leges, & ſpecies motus ſimplicis, & compoſiti.

Coll. V. Leges motuum in pluribus materiis circa centrum commune impulſis.

Coll. VI. Motus Materiæ per vires, ſeu motus Mechanicarum Potentiarum, quarum duæ ſimplices, tres ſecundariæ, & plurimæ compoſitæ.

Coll. VII. *Secunda Proprietas Materiæ comparatæ cum alia cohærente:* Indefinita Porolitas Corporum.

Coll. VIII. Phænomena naturalia conſectaria Poroſitatis.

Coll. IX. *Tertia Proprietas Materiæ comparatæ cum alia adventitia in poros, vel angulos figuræ impulſa.* Indefinita Diviſibilitas Corporum.

Coll. X. Proprietates, & vires peculiares Materiæ diviſæ, & corporum minimorum. Materiæ cujusdam ſubtiliſſimæ neceſſitas in Natura corporea.

Coll. XI. Natura, & Leges motus corporum fluidorum.

Coll. XII. Phænomena in corporibus conſiſtentibus, conſectaria Naturæ fluidorum.

Coll. XIII. *Quarta Proprietas Corporum comparatorum cum motu, ſeu impulſu, & directione conſtante Materiæ adventitiæ ſubtilis:* Mutuus ad ſe acceſſus, ſeu Gravitas Corporum.

Coll. XIV. Cohærentia, Elaſticitas, Fluxus, & Refluxus, aliaque Phænomena naturalia, conſectaria mutuæ Gravitatis corporum.

Coll. XV. Phænomena mutuæ Repulſionis, & Atmoſphæræ Corporum, conſectaria mutuæ Gravitatis.

Coll. XVI. *Quinta Proprietas corporum tremen-tium, quæ comparantur cum motu, ſeu impulſu inchoato, vel continuato materiæ externæ, & adventitiæ fluctuantis:* Electricitas. Phænomena Electricorum corporum.

Coll.

Coll. XVII. Electricitatis theoria, & Phænomena aliorum corporum cum Electricis analoga.

Pars III.

Proprietates peculiares quorundam corporum fluidorum.

Coll. XVIII. Natura Aëris.

Coll. XIX. Phænomena aliorum corporum, conſectaria Naturæ Aëris.

Coll. XX. Natura *Lucis* compoſitæ, ſeu integræ.

Coll. XXI. Natura Lucis diviſæ, ſeu *Colorum*.

Coll. XXII. Natura *Ignis*, ſeu Caloris.

Coll. XXIII. Phænomena Fumi, Flammæ, Frigoris, Glaciei, conſectaria Naturæ Ignis.

Coll. XXIV. Natura *Aquæ*.

Pars IV.

Proprietates peculiares quorundam corporum conſiſtentium.

Coll. XXV. Proprietates majorum corporum Mundanorum, & cumprimis *Telluris*.

Coll. XXVI. Proprietates quarundam partium conſiſtentium Telluris.

3.

Der Hr. Doctor Theodor Johann Quiſtorp, des königl. hohen Tribunals zu Wismar Sach-und Anwald, und bisheriger Hofmeiſter des hieſelbſt ſtudierenden Däniſchen Hrn. Grafen von der Schulenburg, ꝛc. wird nächſtens herausgeben: Hiſtoriſch-politiſche Entdeckung der eigentlichen Urſachen, woher vor Alters in einigen Erb-Reichen die Annahme und Erkennung des Nachfolgers von Seiten der Nation

Denn du kanſt das Urtheil heute hören,
Das dich ewig ſterben heiſt
Und zur Höllen weiſt. Gryph.

Zwar es iſt kein ſchlechtes Werk
Sich im Kummer fröhlich zeigen:
Wer vermag wohl einen Berg
Ohne Schwitzen auf zu ſteigen? Günther.

Oder verſetzt, wenn ein Stücke aus dieſer Ordnung da weg, und in einen andern Ort geſetzt wird. Dieß geſchieht auf zweyerley Art.

I. Wenn der *Nominativus*, der ſonſt zu erſte ſteht, nach dem Zeitworte *(verbo) No. 2.* kommt, und alſo das Zeitwort den Anfang macht; das geſchiehet aber

1) in einer Frage.

Hat mich nicht dein Fleiſch erneuet?
Hat mich nicht dein Blut ergetzt?
Dieſes iſt was mich erfreuet,
Wenn der Satan an mich ſetzt. Gryph.

Ihr aber die ihr noch auf Bären-Häuten lieget,
Und Deutſchlands Untergang mit trocknen Augen (ſchaut:
Seyd ihr durch Zauberey im trägen Schlaf gewieget?
Iſt das erfrorne Herz denn noch nicht aufgethaut? id.

Anmerkung, bisweilen macht das Wörtlein doch eine ſolche Wort-Ordnung, als wenn gefragt würde. Als

Meine

tion einen so großen Einfluß in die Reichs-Erbfolge gehabt; nebst einer Ausführung, daß daher kein Schluß auf ein Wahlreich zu machen sey. Er wird in solcher Schrift aus den Geschichten, und dem allgemeinen Staats-Rechte zeigen, daß der Grund solches Einflusses nicht in einem Wahlrechte der Nation; sondern darinn zu suchen sey, daß verschiedene Reiche in den alten Zeiten noch keine Reichs-Grundgesetze wegen der Reichs-Nachfolge gehabt; und daß damals die gedungenen stehenden Armeen (der miles mercenarius & perpetuus) noch nicht im Gebrauche, sondern die Nation selbst die Armee gewesen. Aus dem erstern folgt, daß es vor Alters in solchen Erb-Reichen an Streitigkeiten unter den Competenten zur Reichs-Nachfolge nicht fehlen können. Darüber war denn die Nation die Richterinn. Aus dem letztern Umstande aber läßt sich begreifen, wie bey solchen Streitigkeiten die Nation auch die Gewalt gehabt, durch ihre Annahme den einen Competenten zur wirklichen Erlangung der Herrschaft zu verhelfen; den andern aber davon auszuschließen. Gleichwie nun aus diesen beyden Umständen erhellet, daß vor Alters ein Competent zur Reichs-Nachfolge vielfältig seine Gelangung zu derselben hauptsächlich seiner Erkennung und Annahme von Seiten der Unterthanen zu danken gehabt: Also wird der Hr. D. Quistorp dahingegen eben so deutlich zeigen, daß dem ungeachtet daher auf kein Wahl-Recht der Nation, als welches eben ein Wahlreich ausmacht, ein gültiger Schluß folge. Er hat bey dieser Abhand-

handlung bisher nur das Königreich Dännemarck in seinen alten Zeiten vornehmlich vor Augen gehabt. Er dürfte aber im Stande seyn, die Anwendung seiner Betrachtungen auch auf die alten Zeiten des Königreichs Böhmen, Engelland, und auf das deutsche Reich unter den Ottonen, zu machen. Die Beträchtlichkeit und den Nutzen dieser Arbeit werden die Liebhaber und Kenner der Geschichte, und des europäischen Staatsrechts schon von selbst erkennen. Zugleich wird auch der Herr D. Quistorp bey dieser Gelegenheit allerhand in das Natur- und Völker-Recht, in die Geschichte und Alterthümer, und das allgemeine Staats-Recht einschlagende wichtige Puncte, mit abhandeln. Als z. E. vom Emigrations-Rechte; vom Rechte der Erbfolge und Erstgeburt, wie weit sich solche aus der bloßen Vernunft erkennen und behaupten lassen; daß die sogenannten Reiche der vermischten Nachfolge ein Unding, oder doch ein ohne Noth erschaffenes Mittelding sind; eine kurze Geschichte des alten deutschen und dänischen Kriegswesens; wie nicht weniger von dem Alter der Reichs-Grundgesetze wegen der Reichs-Nachfolge in diesen Reichen; die Materie von den Veranlassungen der Capitulationen; von dem verdächtigen Glauben der alten Geschichtschreiber in Betracht dessen, was sie von den Wahlen der Nation schreiben; u. s. w. Kurz, es wird eine wahre historisch-politische Abhandlung werden. Wir aber können diese Anzeige hiermit zum Voraus thun; weil uns der Hr. Verfasser seine Handschrift zur Durchsicht verstattet gehabt hat.

Indeſſen iſt das Werk noch nicht völlig ins Reine gebracht: es dürfte auch noch vermehret werden; wie wir bereits beyläufig angezeiget haben. Daran wird ſich nun der Hr. Verfaſſer machen, ſobald er wieder in Wismar, als wohin er zurückkehret, angelangt ſeyn, und daſelbſt Muße dazu finden wird. Es möchte dieſe Schrift ſodann etwan ein und ein halb Alphabeth austragen. Der Herr Verfaſſer wünſcht aber billig einen ſolchen Verleger, der ſie in geziemend anſehnlicher Geſtalt drucken ließe. Wer ſich hierzu geneigt findt, kann ſich deswegen zwiſchen hier und der Michael-Meſſe, entweder bey dem Hrn. Verfaſſer in Wismar, oder auch bey den Verfaſſern dieſes Bücherſaals, ſchriftlich oder perſönlich melden.

4. D. Paul Gottlieb Werlhofs Gedichte, herausgegeben von der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen, mit einer Vorrede Herrn D. Albrecht Hallers. Hannov. bey den Förſteriſchen Erben 1749. in gr. 8. Die Stärke in der Dichtkunſt, die dem Hrn. Hofr. Werlhof ſchon vor vielen Jahren, in der hieſigen Deutſchen Geſellſchaft einen Platz zuwege gebracht, zeiget ſich nun in dieſer ſchönen Sammlung deſto ſtärker, je mehrere Stücke von ſeiner Arbeit darinnen zuſammen genommen worden. Man findet darinn Gedichte von allerhand Arten, die aber alle den feinen geläuterten Witz des Herrn Verfaſſers, die richtige und angenehme Schreibart deſſelben, und das reine ungezwungene Sylbenmaaß zeigen, das wir von ſeinen Schriften gewohnt ſind. Unſer Raum erlaubet uns nicht Proben davon zu geben:

und

und was bedarf ein Dichter auch einer weitläuftigen Anpreiſung, deſſen Namen ſchon das vortheilhafteſte Zeugniß für ſeine Werke abgiebt? Die Vorrede des Hrn. Hofrath Hallers iſt ſo beſchaffen, wie man es ſonſt von ſeinen Schriften gewohnt iſt, und ſchicket ſich vortrefflich, ſolche ſchöne Gedichte in die Welt zu begleiten.

5. Herrn Gottl. Schellhafers, des Gymn. zu Hamb. öffentl. Lehrers, und der deutſchen Geſ. zu Leipz. Mitglieds, Gedichte, nebſt einigen Reden. Hamb. bey Joh. Carl Bohn. 1749. in 8. Herr D. Schellhafer iſt noch ein Dichter von altem Schrot und Korne, der ſeine Vorzüge nicht in einem gekünſtelten Witze und gefirnißten Ausdrucke, ſondern in einer natürlichen Stärke der Gedanken, und einem geſunden Geſchmacke ſuchet; ja dem dieſe gute Art zu denken und zu dichten ſo eigen geworden, daß er nichts anders, als geſunde Vernunft ſchreiben kann. Man findet indeſſen in vielen auch ein ſatiriſches Salz, zärtliche Ausdrücke der Freundſchaft, und ſcherzhafte Einfälle. Seine Reden, die er in der vormaligen vertrauten Rednergeſellſchaft allhier gehalten, werden das Andenken derſelben auch noch erhalten helfen, nachdem ſie vor ihrem Untergange nichts hat bewahren können.

6. Oden und Lieder, geſammlet von Chriſtoph Euſebius Suppius. D. R. C. der königl. D. G. zu Göttingen Mitgliede, Gotha bey Joh. Chr. Reyhern 1749. 8. Dieß iſt der dritte Dichter, den uns das vorige Jahr geliefert hat. Die Lieder deſſelben ſind zwar nicht von einerley Art und Stärke;

dörften auch leicht hin und wieder ihre Tadler finden, die nicht ohne allen Schein etwas daran ausſetzen würden. Indeſſen wollen wir ſie doch nicht ganz verwerfen. Die Geiſter der Poeten ſind heute zu Tage ſo wenig von einerley Stärke, als vorzeiten: und verſchiedene Leſer wollen auch verſchiedene Gedichte haben. Wir zweifeln nicht, daß auch dieſe nicht ihre Liebhaber finden ſollten, da verſchiedene darunter auch uns gefallen haben.

7. Virgils erſtes Buch vom Landweſen, als ein Muſter der ächten römiſchen Dichtkunſt alter Zeiten, zum Vergnügen des Witzes und zur Verbeſſerung des Geſchmackes in deutſchen Verſen herausgegeben, Lübeck bey Green, 1749. in 4. imgl. das II. Buch, ebend. 1750. Der Herr Subrector Overbeck in Lübeck liefert uns hiermit die Hälfte von dem trefflichſten Gedichte, welches wir vom Feldbaue aufzuweiſen haben: und wodurch ſich Virgil zu ſeiner erhabenen Aeneis vorbereitet hat. Die Ueberſetzung iſt ſo glücklich, ſo ſchön und fließend gerathen, daß man im Leſen nichts mehr bedauert, als daß man nicht das ganze Werk gleich auf einmal bekommen hat. Wir wünſchen die Vollendung deſſelben eheſtens zu ſehen. Nur eins haben wir bey dem zweyten Theile nicht ſehen können, warum der Hr. Verf. ſich in der Vorrede über Sachen ausgelaſſen hat, die er an ſeinen Verſen gar nicht zu entſchuldigen hatte; und die ſo bekannt ſind, daß ſie in allen Proſodien, auch ſo gar bey den Sprachlehrern ſtehen. Man ſehe unter andern die Grundlegung der deutſchen Sprachkunſt, in der 2 Aufl.

8. De

8. De Aeſculano fodinarum Deo praefatus. Ad audiendas Orationes obſequioſe invitat M. Joh. Gottl. Biedermann, R. Freibergae Litt. Matth. 1750. 4. Dieß iſt ſchon das XXV. Programma des fleißigen Herrn M. Biedermanns, dem wir gewiß das Zeugniß vieler Beleſenheit, und redlicher Abſichten in guter Einrichtung des Schulweſens nicht verſagen können. Und hat er gleich neulich wegen ſeiner Einladungsſchrift, de Vita Muſica, einigen Widerſpruch erdulden müſſen: ſo iſt doch ſeine Unſchuld in einem beſonders gedruckten halben Bogen vollkommen gerettet worden; den wir hier unſern Leſern zum Vergnügen, und zu Steuer der Wahrheit, mit einrücken wollen.

9. Aufrichtige Gedanken über das Bidermanniſche *Progr.* De Vita muſica und die darüber gefälleten Urtheile. St. Gallen in der Schweiz, 1749. Es ſind mir drey Cenſuren über das Progr. de Vita Muſica vor Augen kommen, welche daſſelbe ſo ſchlecht vorſtelleten, daß ich nicht ruhen konnte, bis ich ſolches ſelbſt erhielt, nachdem ich von dem Herrn Bidermann u. ſeinen Schriften vorher einen ganz vortheilhaften Begriff hatte. Den erſten Anfall that Hr. Mattheſon in ſeinem Mithridat, wider den Gift einer wälſchen Satire, La Muſica, genannt; den andern ein Ungenannter in denen Berliniſchen Zeitungen, und den dritten ein gewiſſer Cantor, der vorher ein ſchlechtes Dorfſchulmeiſterlein zu H. geweſen.

Wenn ich die Perſonalien und Spöttereyen aus dieſen Blättern gegen einander halte, ſo ſcheinen ſie aus einer Feder gefloſſen zu ſeyn. Und gewiß,

wiß, der eigentliche Widerſacher hat ſich nicht weniger verrathen, als jener, dem einmal die Luſt ankam, bey einem gewiſſen Hofe die Redoute en Maſque zu beſuchen, der ſich aber dabey ſo bloß gab, daß alle andere ſchryen: Das iſt der C. von F. . .

Doch zur Sache ſelbſt zu kommen; ſo hätten dieſe Herren dem Rect. Bidermannen das Thema ſelbſt von ſeinem Programmate zuvörderſt ſollen diſputirlich machen. Derſelbe hat nicht aus ſeiner Phantaſie, ſondern aus einem auctore Claſſico de Vita Muſica, geſchrieben. Und was heißt denn bey dem Plauto: Muſice vivere? Alle Commentatores antworten: ein lüderlich Leben führen. Die Lexicographi, e. g. Calepinus, Decimator, Faber, ſetzen mit trockenen Worten: Muſice vivere; ſchlemmen. Der große, und in der lateiniſchen Sprache uns alle überſehende Geſner, erklärt es in ſeinem Theſauro: alienis ſumtibus & delicate vivere. Und nun kommen dieſe Muſicanten, und wollen uns Latein lehren, da ſie ſagen, es heiße: in ſeinem Gott vergnügt ſeyn. Riſum teneatis amici!

Hieraus mußte nun, ihren Gedanken nach, folgen, der Rect. Bidermann ſey ein abgeſagter Feind von der Muſik und habe ſie in dieſem Programmate verhaßt machen wollen. Was das erſte anlanget, ſo weis ich nicht, ob derſelbe etwas von dieſer Kunſt verſteht; aber ſo viel habe ich doch aus ſeinem Lebenslaufe geſehen, wie ihn Herr Götten ſeinen jetztlebenden Gelehrten einverleibet hat, daß er in ſeinem faſt zwanzigjährigen Amte niemals, weder mit Muſicis controvertiret, noch etwas

in

in odium derſelben geſchrieben hat. Daß er aber in gegenwärtigem Programmate dieſe Kunſt ſoll verhaßt machen wollen, kann ich nicht einſehen. Ich will einige Worte daraus anführen, welche gerade das Gegentheil zeigen. So heißt es pag. 3. Muſica

Optima Muſarum eſt, reliquis idcirco negatum Artibus, a Muſis Muſica nomen habet.

Eben dieſelbe wird p. 4. ars nobiliſſima, und p. 6. ars, qua Deus homini nihil dedit divinius, genennet. Ja, der damalige abſchiednehmende perorirte öffentlich, nach ſeiner Vorſchrift, die Muſica, virtutis adminiſtra. Und daß er dieſe Kunſt niemanden widerrathen, erhellet aus pag. 7. da es heißt: ita in hoc ſtudio verſentur juvenes, &c. und p. 8. ita hanc artem colant, &c.

Was war es nun aber, darwider dieſes Programma eifert? Nichts, als der ſchändliche Misbrauch dieſer edlen Kunſt. Man leſe, was p. 3. ſteht; huius artis abuſus multos eo adduxit, &c. p. 5. laſcivia ex abuſu hujus artis orta, &c. p. 6. abuſus muſices eo profundiores radices egit, &c. p. 7. ne abuſu corrumpantur, &c. Dahin zielet auch ſeine gemachte Einſchränkung p. 3. ingenia hac conſuetudine ſaepiſſime corrumpuntur, &c. p. 3. facile fieri poteſt, ut coinquinetur &c. pag. 6. hanc artem ſaepiſſime fieri vitiorum obſtetricem, &c.

Und hierinnen hat er Recht. Denn die Erfahrung lehret es, und redliche Lehrer in Schulen

len beſeufzen es, daß die meiſten Jünglinge, welche ihr Glück noch nicht voraus ſehen, ſich durch den Misbrauch dieſer Kunſt verleiten laſſen, daß ſie in den übrigen Wiſſenſchaften gar wenig oder nichts thun, und endlich verdorbene Leute werden. Soll ein gewiſſenhafter Lehrer darüber nicht reden? Gleichwie aber indeſſen es keiner guten Sache ſchadet, wenn unbeſonnene Leute dieſelbe misbrauchen; alſo bleibt auch gewiß die Muſik in Ehren, ja, ſie wird dadurch immer mehr geehrt, wenn man rechtſchaffene, vernünftige und kluge Muſicos gegen ſolche Baſtarte hält.

Uſus habet laudem, crimen abuſus habet.

10. Singularia Vindobonenſia nuper A. MDCCL. D. XII. Menſ. Febr. Oratione ſolenni in aud. Philoſophi ab ordinis Philoſophici tum Procancellario Io. Chriſt. Gottſchedio, P. P. O. Acad. Reg. Sci. Berol. et Inſt. Bonon. Sodali Præmittitur Proluſio Academica Dom I. Adv. A. 1749. publici juris facta, aliquam nuperi itineris litterarii rationem reddens. Lipſ. ſtanno Breitkopfiano. Iſt 7 Bogen ſtark in 4. mit dem Abriſſe des kaiſerl. Sommerpallaſtes Schönbrunn, in der Anfangs Vignette; und bey Breitkopfen zu haben.

Neuer Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Des IX. Bandes 5. Stück.

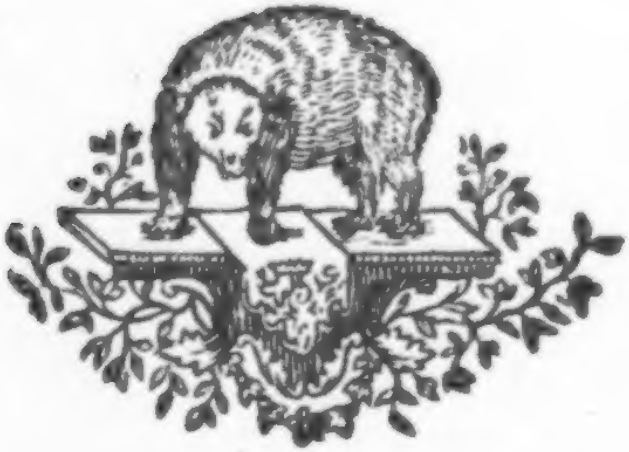

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im May 1750.

Meine Stund ist noch nicht kommen,
Hast du doch, durch Sünd' und Schuld,
Diese Last auf dich genommen:
Ey! so trag sie mit Geduld. Gryph.
Schmachte nur bey deinem Joch,
Wird die Angst dir nicht entnommen.
Währet doch dein Frevel noch. Id.

2) In einer Rede, wo eine Bedingung ist, als

Hätt' ich Bosheit im Gemüthe,
Oder an den Lastern Lust;
So verzieh' ich mich der Güte
Deiner treuen Vater-Brust. Güntzer.
Ich sage dir ein Wort, und bist du noch so edel.
Hofmannsw.
Hab' ich weder Geld noch Gut;
Soll doch mein beherzter Muth
Mir weit angenehmer seyn
Als der schönste Demantstein. Gryph.
Wird etwas in der Eil,
Was dich verdreußt, gesprochen;
So laß es ungerochen;
Ein Wort ist ja kein Pfeil.

3) Wenn ein Wort, so mitten No. 3, 4 steht, zu Anfange gesetzt wird, als

Splitter in des Nächsten Augen
Trifft ein jeder leichtlich an:
Wenn er Balken, die nichts taugen

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit lui seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Allgemeines Gelehrten-Lexicon,

darinn die Gelehrten aller Stände, sowohl männ- als weiblichen Geschlechts, welche von Anfange der Welt bis auf jetzige Zeit gelebt, und sich der gelehrten Welt bekannt gemacht, nach ihrer Geburt, Leben, merkwürdigen Geschichten, Absterben und Schriften, aus den glaubwürdigsten Scribenten in alphabetischer Ordnung beschrieben werden. I. Theil A-C. herausgegeben von Christian Gottlieb Jöchern, der h. Schrift Doctorn, und der Geschichte öffentl. Lehrer zu Leipzig: in Gleditschens Buchhandlung 1750. in med. Quart.

Nunmehr liefert uns der berühmte Herr D. Jöcher, den ersten Band, der längst versprochenen und sehnlich erwarteten neuen und vermehrten Ausgabe des Gelehrten-Lexici: und zwar in einer so ansehnlichen und vollkommenen Gestalt, als wohl die wenigsten Liebhaber desselben vermuthet hätten.

Er selbst, der Herr Verfasser, ist nicht geneigt gewesen, sich der beschwerlichen Arbeit solcher neuen Auflage zu unterziehen. Allein die Betrachtung, daß der ansehnliche Vorrath von Zusätzen, die er seit 16 Jahren dazu gesammlet, außer dem ganz unbrauchbar liegen bleiben würde, bewog ihn, nebst dem Verlangen des Verlegers, abermals Hand an dasselbe zu legen. Indessen erinnert der Herr D. alle seine Leser billig derjenigen Erkenntlichkeit, die sie unserm sel. Herrn Hofrath D. Joh. Burk. Menken dabey schuldig sind. Dieser berühmte Mann ist zuerst auf die Gedanken gekommen, die Geschichte der Gelehrten, aus so vielen Werken, darinn sie zerstreuet sind, in alphabetischer Ordnung zusammen zu tragen. Hätten seine Geschäffte es erlaubet, solche weitläuftige Arbeit selbst zu übernehmen, so würde es gleich damals sehr schön und vollkommen geworden seyn. Allein er sah sich genöthiget, seinen Entwurf durch andre ausführen zu lassen, die wohl nicht alle die nöthige Fähigkeit dazu besaßen, oder Fleiß genug anwandten. Daher kamen die vielen Unrichtigkeiten, und die Unvollständigkeit der ersten Ausgabe. Unser Herr D. Jöcher übernahm also, mit des sel. Herrn Hofraths Zufriedenheit, die Verbesserung der zwo folgenden Auflagen. Es ward also immer brauchbarer; gleichwohl blieb es noch immer unvollständig: bis es nunmehr, in einer ganz veränderten Gestalt ans Licht treten konnte; von der uns nun der Herr Verfasser ausführliche Nachricht giebt.

Er

Er hat drey Abſichten bey ſeinen Bemühungen gehabt. I. Hat er die Fehler, ſo ſich in die erſten Ausgaben eingeſchlichen hatten, ſorgfältig zu verbeſſern geſucht. II. Hat er ſich befliſſen, das Verzeichniß der Schriften gelehrter Männer weit vollſtändiger zu liefern, als ſolches bisher geſchehen. III. Hat er eine große Menge von Gelehrten, deren Namen und Umſtände vorhin noch gemangelt, oder die ſeit den vorigen Auflagen verſtorben ſind, eingeſchaltet. Von allen dreyen Punkten wollen wir noch etwas ausführlicher handeln.

Das erſte anlangend, ſo geſteht der Herr D. ſelbſt, daß es in allen vorigen Ausgaben an Fehlern nicht gemangelt habe: und wer konnte das in dergleichen Buche begehren? Er danket alſo allen denen, die ſolche, theils höflich, theils in einem gröbern Tone entdecket: darunter er den Verf. des mediciniſchen Gelehrten-Lexici namhaft macht, der ſich alle Augenblicke an dieſem Gel. Lexico, und zwar an der II. Ausgabe gerieben: obgleich bereits die dritte davon ſeit etlichen Jahren heraus war, und die meiſten Fehler verbeſſert hatte. Alle ſolche Erinnerungen nun, hat ſich der Herr D. zunutze gemacht: aber die meiſte Mühe hat es ihm gemachet, daß manche Gelehrte der mittlern Zeiten, ſehr oft unter zwey auch dreyerley Namen vorkommen; die bald von ihrem Geſchlechte, bald vom Orte ihrer Geburt, bald von ihren Aemtern hergefloſſen. Hier hat er ſich nun Mühe gegeben, die unnöthige Vervielfältigung der Schriftſteller zu vermeiden; und bey den unrechten Namen und Artikeln fleißig auf die

Hauptartikel verwieſen, wo eigentlich von demſelben Gelehrten gehandelt worden. Eben ſo hat er es mit den Pſeudonymis gehalten. Dieſe ſtehen zwar an ihrem Orte im Alphabethe, aber ohne Beſchreibung, und bloß mit Anweiſung auf die rechten Namen derer, die ſich ſolcher Namen bedienet haben. Wo bleiben nun noch unzähliche Verbeſſerungen der Namen, Jahrzahlen, Lebensumſtände, u. d. m.?

Gleichwohl trauet der Herr D. ſeiner Aufmerkſamkeit und Einſicht auch itzo noch ſo viel nicht zu, daß er deswegen dieſe Ausgabe für fehlerfrey ausgeben ſollte. Man weis, wie unverantwortlich eine ſolche Ruhmredigkeit ſeyn würde. In hiſtoriſchen Sachen gründet ſich alles auf Zeugniſſe. Wie mangelhaft aber, wie dunkel, zweifelhaft und widerſprechend pflegen dieſe nicht, großentheils zu ſeyn? Wie leicht iſt es hier nicht einen Fehltritt zu thun? Daher erſuchet der Herr Herausgeber alle, die dergleichen etwas bemerken werden, ihn deſſen zu erinnern; und er verſpricht es mit Dank anzunehmen, und zu künftigem Gebrauche zu bewahren.

Das war nun eins. Das andre betrifft die vermehrten Regiſter der Schriften der Gelehrten. Viele hatten ſolches gewünſchet, und nicht ohne Grund. Es iſt ſchwer, allemal zu ſagen, welches die vornehmſten Schriften eines Gelehrten ſind, die man mit Weglaſſung aller andern nennen müßte. Was dem einen wichtig dünkt, ſcheint dem andern gering zu ſeyn. Vielen iſt auch daran gelegen, zu wiſſen, ob dieſe oder jene Schrift aus dieſes Gelehrten

lehrten Feder geflossen sey? Allen diesen Mängeln nun hat man abzuhelfen gesucht, indem man, so viel möglich gewesen, alle Schriften der Gelehrten mitgenommen. Dieses erstrecket sich nun sogar auf diejenigen kleinen Stücke, die man in große Sammlungen eingerücket, und die also einzeln nicht wieder aufgelegt werden. Man führt hier allemal diejenigen großen Werke an, wo solche Stücke befindlich sind: da es sonst unendliche Schwierigkeiten haben würde, solches ausfindig zu machen. Nun möchte mancher auch noch wohl wünschen, die verschiedenen Auflagen der Bücher erzählet zu finden. So nützlich solches bisweilen seyn könnte, so unmöglich ist es gemeiniglich, und so weitläuftig würde es oft fallen. Dieß Wörterbuch soll nämlich auch nach dieser ansehnlichen Vermehrung, nur, wie es gleich anfänglich geheißen, ein compendiöses Lexicon bleiben. Wie viel Folianten aber würde man nicht anfüllen, wenn man es auch mit einer vollständigen Bücherhistorie anfüllen wollte? Indessen hat der Herr Verfasser bey den classischen Schriftstellern, und einigen Kirchenvätern eine Ausnahme gemacht. Hier hat er theils die ersten, theils die seltenen und theils die besten Ausgaben angemerket. Die Titel der Bücher sind, wo es möglich gewesen, allemal in der Grundsprache angegeben worden, darinnen sie zuerst erschienen. Wo aber die Nachrichten mangelten, und die Bücher so selten waren, daß man sie nicht haben konnte; da ließ sich solches nicht erzwingen. Sonderlich ist dieses bey arabischen, rabbinischen, andern orientalischen, ja auch etlichen

griechiſchen Schriften geſchehen: weil die meiſten Leſer dieſer Sprachen nicht ſo kundig ſind, daß ſie ſich ohne eine Dollmetſchung ihrer Titel würden behelfen können. Bey Hauptwerken der Rabbinen und Griechen aber hat man es auch daran nicht fehlen laſſen. Indeſſen geſteht der Herr Verf. daß er mit den Rabbiniſchen Artikeln dieſes Buches am wenigſten zufrieden iſt. Weil er es für was leichtes gehalten, nach des Bartolocci und Wolfs Arbeiten, ſelbige aufzuſetzen: ſo hat er dieſelbe einem Freunde aufgetragen; der aber ſeiner Erwartung keine Gnüge gethan. In den Supplementen wird er ſie verbeſſern und ergänzen.

Die dritte Abſicht, die wir oben bemerket haben, war, die Anzahl und Menge gelehrter Männer zu vermehren, und ſonderlich diejenigen einzuſchalten, die ſeit der letzten Ausgabe geſtorben. Anfänglich wollte der Herr D. das Buch nicht eher unter die Preſſe geben, als bis er alle die Gelehrten beyſammen hätte, denen ein Platz darinnen gebührete. Allein er ſah endlich wohl, daß er darüber ſterben würde, ehe er dergeſtalt das Werk vollſtändig machen könnte. Dabey trieb ihn der Verleger auch, die Ausgabe zu beſchleunigen: und ſo änderte er den Schluß, mit dem Vorbehalte, die noch etwa fehlenden Artikel auf andere Art nachzuholen. Er verbittet alſo nochmals, ihm es nicht zur Laſt zu legen, geſetzt, daß auch von manchem anſehnlichen Schriftſteller hier keine Nachricht gefunden würde. Es iſt auch von manchem Gelehrten unmöglich geweſen, gute Nachrichten aufzutreiben.

Von

Von manchen wird weder ein Lebenslauf, noch ein Programma geschrieben: woher soll man nun, nach vielen Jahren, und an entlegenen Orten, die Nachrichten von ihnen nehmen? Diese Achtlosigkeit hat auch in diesem Jahrhunderte, ja selbst an unserm Orte viel verdiente Männer betroffen; bey denen es dem Herrn Verf. unmöglich gewesen, von der Zeit ihrer Geburt und andern Umständen gute Nachrichten zu erlangen.

Manche werden sich vielleicht über die ungleiche Länge der Artikel beschweren: aber gewiß ohne Grund. Es ist ja nicht von allen gleichviel beyzubringen; und von gewissen kleinen und dunkeln Lichtern am gelehrten Himmel, ist ja soviel nicht zu sagen, als von Sternen erster Größe. Von manchem aber, der auch mehr Platz verdienet hätte, hat man, aus Mangel mehrer Nachrichten, kaum etwas weniges anführen können. Manche Artikel sind auch von andern Orten eingesandt worden, die man doch brauchen mußten, ob sie gleich bisweilen sehr mangelhaft waren. Man muß also nicht alle Mängel, die man etwa bemerken möchte, auf des Herrn Herausgebers Rechnung schreiben. Was er selbst verfertiget hat, ist aus den besten Quellen genommen. Er nennet dieselben auch zu seiner Rechtfertigung, wenn ja irgend manches darinn bedenklich scheinen sollte. Wann ihm ein Buch viele Artikel geliefert, so hat er solches durch gewisse Verkürzungen der Namen angedeutet, die am Ende jedes Bandes erkläret werden. Ja auch hier erkläret der Herr D. verschiedene Buchstaben, die leicht einem Misverstande

unterworfen seyn könnten. Wie wohl es uns bedünkt, daß es bey einigen, gewiß nicht auf etliche Buchstaben mehr angekommen wäre, um gewisse Anführungen deutlicher zu machen, und die Leser vor vergeblichem Nachschlagen in unrechten Büchern zu bewahren.

Da nun dergestalt, dem Inhalte nach, dieses Werk beynahe für ein ganz neues Werk zu achten ist: so hat es auch im äußerlichen viele Vorzüge vor den vorigen Ausgaben erhalten. Papier und Format sind viel schöner und ansehnlicher: und die Schrift ist ein gutes größer und leserlicher, als vorhin. Nur, daß die Zahl der Bände auf vier dadurch gesetzet worden, scheint eine Beschwerde mehr für die Leser zu werden: der sie durch eine Ausgabe in Folio hätten überhoben werden können. Denn gesetzt, daß es zweene Folianten betragen hätte, so würde es doch besser seyn, in zweyen, als in vieren etwas nachzusuchen.

Bey der vorigen Ausgabe hat man schon zu einem dreyfachen Register Hoffnung gemachet: bey dieser Ausgabe wird man Wort halten; aber nicht eher, als bis das ganze Werk abgedruckt seyn wird: weil sich auch in währendem Drucke noch manches ändert. Das eine Register wird geographisch, das 2te chronologisch, seyn, das 3te aber die Sachen angehen. Ein geschickter Mann hat die Ausarbeitung desselben schon übernommen, und man wird es in einem besondern mäßigen Octavbande drucken. Dörften wir unsre Gedanken davon eröffnen, so wäre es viel besser, dieselben am Ende des IV

Bandes

Bandes eben ſo wohl anzuhängen, als man bey m Bayliſchen Wörterbuche ſolches hat thun können. Denn da ſie in 8. nur ein kleines Bändchen betragen ſollen, ſo werden ſie in dieſem anſehnlichen Quartformate, gewiß kaum halb ſo viel Bogen ausmachen, die ſehr gut am letzten Bande Platz haben werden; geſetzt daß man irgend einen Buchſtaben mehr zum dritten Bande nehmen müßte.

Endlich erkläret ſich der Herr Verfaſſer, dieſe Ausgabe werde bey ſeinem Leben die letzte ſeyn; und die Liebhaber der gelehrten Geſchichte dörften keine vermehrte Auflage beſorgen. Indeſſen will der Herr D. nicht nachlaſſen, noch immer an der Vermehrung und Verbeſſerung deſſelben zu arbeiten; da er ja alle Hülfsmittel dazu bey der Hand hat, und faſt täglich Beyträge dazu einlaufen. Wenn ſich nun etwa ſoviel Materien geſammlet haben werden, als ein Band dieſes Werkes beträgt, ſo will er denſelben, als ein Supplement beſonders ans Licht ſtellen: welches allerdings die Beſitzer eines ſo koſtbaren Werkes am beſten in Sicherheit ſtellen kann.

Schlüßlich rühmet der Herr Verfaſſer noch diejenigen Gelehrten, die ihm mit anſehnlichen Beyträgen behülflich geweſen. Wir vereinigen unſern Dank mit dem ſeinigen, und wünſchen, daß ſich noch mehrere ſolche hülfreiche Hände finden mögen, die ein Werk zur Vollkommenheit bringen helfen, welches der wahren Gelehrſamkeit ſo beförderlich iſt. Es iſt wahr, daß es, nach ſeiner weſentlichen Beſchaffenheit, und bey der Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge, niemals ganz vollkommen wer-

den

Bey ſich ſelbſt nicht finden kan. Gryph.
Vor: Ein jeder trifft in des Nächſten Augen leichtlich Splitter an.

So machts ein edles Pferd,
So bald ſein Herr von ihm den erſten Rang begehrt.
Günther.

Da heiſts: Bey ihnen hängt der Himmel voller Geigen. Idem.

Du kanſt alles eben machen
Welches krumm und ungleich war;
Und bey ſo geſtallten Sachen
Komm ich auſſer der Gefahr. Gryph.

4) Wenn anſtatt des *Nominativi* das perſönliche Vorwort (*Pronomen perſonale*) der dritten Perſon es zu Anfange geſetzt wird, als

Es zog die Weisheit immer weiter,
Und kam vor eine Stubenthür. Günther.

Es hat die Welt bisher im Blut
Und einer Thränenſee geſchwommen:
Izt aber ꝛc. Gryph.

5) In der Redensart, wenn ſich was auf das vorhergehende beziehet, welches man ſonſt *conſequens* nennt, als

Geht dir es, wie ich will, ſo geht es dir vergnügt.
Günther.

Mein Graſe läßt du mich in dieſer Noth verſchmachte,

So

den wird. Allein das unmögliche fordert kein Vernünftiger: ſondern wird vielmehr mit uns, dem arbeitſamen und unermüdeten Hrn. Verfaſſer ſo viel Jahre und Kräfte wünſchen, daß er uns noch etliche Bände von Ergänzungen liefern könne.

* *

II.

Monimenta Haſſiaca, darinnen verſchiedene zur heßiſchen Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit dienende Nachrichten und Abhandlungen an das Licht geſtellet werden, von Friedrich Chriſtoph Schminken, erſter Theil 1747, anderer Theil 1748. Caſſel bey Johann Bertram Cramer.

Dieſes Werk iſt zwar nicht das neueſte: weil aber die Fortſetzung deſſelben ferner zu erwarten iſt, da bereits in dieſem Jahre der dritte Theil zum Vorſcheine gekommen; die geſammleten Nachrichten auch von ſolcher Wichtigkeit ſind, daß ſie zu den deutſchen Geſchichten ungemein viel beytragen werden: ſo hat man den Inhalt derſelben hiermit bekannt machen wollen. Die heßiſche Hiſtorie iſt bereits ſeit vielen Jahren ſo glücklich geweſen, daß verſchiedene gelehrte und berühmte Männer derſelben ein großes Anſehen, und Licht zu geben, ſich unabläßig bemühet haben. Dem ohngeachtet liegen noch viele merkwürdige Nachrichten hin und wieder verborgen, welche verdienen zum allgemeinen Nutzen

Nutzen durch den Druck bekannt gemacht zu werden (*). Der Herr Herausgeber dieſer heſſiſchen Monimenten, ein würdiger Sohn des berühmten Herrn **Joh. Hermann Schminken**, hat daher den lobwürdigen Entſchluß gefaſſet, die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu bereichern, und verſchiedene nützliche Nachrichten, und Abhandlungen an das Licht zu ſtellen. In der erſten Sammlung erſcheinet demnach

I. Ioh. Herm. Schminckii Diſquiſitio de Situ Mattii.

Dieſe Unterſuchung hatte ſein ſel. Herr Vater vor vielen Jahren angeſtellet, da er anfänglich in den Gedanken geſtanden, das Mattium wäre bey

(*) Es hat dieſes der hochberühmte Herr Kanzler von Weſtphal, in der vortrefflichen Vorrede des Tom. II. Monumentor. Ineditor. Rerum Cimbricarum p. 60 ſehr wohl eingeſehen, wann er ſchreibt: Si quae alia, ſane Haſſiacae Hiſtoria noſtro aevo ſecunda fata experta eſt, et cultores invenit ingenuos, induſtrios, et de re hiſtorica et literaria patriae praeclare meritos, quorum primos laudaverim Weberum, Waldſchmidium, Ioh. Hartmannum, Liebknechtium, Chriſtoph. Frid. Ayermannum, Ioh. Georg Eſtorem, Ioh. Philip. Kuchenbeckerum, Henr. Chriſtian. Senckenbergium; ſcriptis quippe hiſtoricis, collectionibus, obſervationibus, et analectis Haſſiacis celebratiſſimos. Supereſſe tamen etiam nunc Hiſtoriae Haſſiacae non ſpicilegia quaedam tenuia, ſed integras, et diuites meſſes, facile judicaueris, ſi vel oculos intenderis ad ſolos Codices, et libellos manu ſcriptos, quorum adhuc ingens cumulus in Archiuis et Muſaeis Haſſiacis et Suecicis deliteſcit.

bey Maden an demjenigen Orte, wo die Vrnae Sepulchrales gefunden worden, befindlich geweſen, wie er dieſes auch in der Zueignungsſchrift an den Durchl. Landgrafen Carl, höchſtſeligen Andenkens, welche Eginharts Leben Kaiſer Carls des Großen vorgeſetzt worden, deutlich zu verſtehen gegeben. Er hat aber nachmals dieſe Lage in genauere Erwägung gezogen und befunden, daß der Hauptſitz der alten Catten an keinem Orte füglicher, als in dem Dorfe Meze, welches in dem Amte Gudensberg gelegen, zu ſuchen ſey: und dieſer Meynung gab auch der berühmte Giſbert Cuper in einem an ihn, von Deventer den 9 Jenner 1712 abgelaſſenen Schreiben, Beyfall. Darauf folgen:

II. Eben dieſes ſeines ſel. Herrn Vaters unmaßgebliche Gedanken über das Alterthum der Salzſoden bey Allendorf an der Werra.

Viele behaupten, dieſe Salzſoden wären ſchon zu des Tacitus Zeiten bekannt geweſen, und eben diejenigen, um welche die Catten, und Hermunduren ſo heftig geſtritten hätten. Allein dieſes Vorgeben hat des Herrn Verfaſſers Meynung nach, wegen der Lage beyder Völker nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, vielmehr glaubt er mit dem Herrn von Eckhard, und Herrn von Falkenſtein in ſeinen Analectis Thuringo-Nordgavienſibus in der VIII Nachleſe, p. 87. daß dieſer Krieg wegen der fränkiſchen Saale entſtanden ſey, obgleich die völlige Gewißheit nicht kann dargethan werden. Den Schluß dieſer erſten Sammlung machen

III. Die

III. Die Verbeſſerungen und Zuſätze zu Wigand Gerſtenbergs Thüringiſcher und heßiſcher Chronik.

Es hat zwar der ſel. Herr Profeſſor Ayermann zu Gießen, dieſe Chronik ſeiner Syllogae Anecdotorum einverleibet. Es geht aber deſſen unvollkommene aus der Weberiſchen Bibliothek erhaltene Abſchrift nur bis auf die Zeiten Kaiſer Carls des Großen. Das folgende iſt nur ein unrichtiger Auszug aus dieſer Chronik, wobey das beſte, und wichtigſte ausgelaſſen worden. Herr Schmink hat deswegen vom Anfange die Verbeſſerung, und Zuſätze der Ayermänniſchen Ausgabe bemerket, hernach aber, wo dieſelbe aufhöret, vom Jahr 813 vollſtändig herausgegeben. Sein geſchriebenes Exemplar, welches einige für das eigenhändige des Gerſtenbergers halten wollen, und 340 Blätter in Quart beträgt, iſt hin und wieder mit Bildern verſehen, welche aber nur mit Dinte gar ſchlecht gezeichnet ſind. Die Chronik ſelbſt fängt von den Zeiten Alexanders des Großen an, und geht bis auf das 1515 Jahr. Eine neuere Hand aber hat die Jahre 1529, und 1549 hinzugeſchrieben. Obſchon nicht zu leugnen iſt, daß in dieſer Chronik viel irriges und fabelhaftes in den alten Zeiten vorkomme: ſo iſt doch an Gerſtenbergen ſehr zu loben, daß er jederzeit angeziget, woraus er das Seinige hergenommen, welches zu ſeinen Zeiten faſt ungewöhnlich war. In den neuern Zeiten hat er auch viele Hülfsmittel gehabt, die anjetzo entweder verlohren gegangen, oder hier und da noch verborgen liegen. Die riedeſeliſche heßiſche

Chronik

Chronik hat er ganz beſeſſen, da man jetzt nur einige Auszüge davon hat. Aus der Limburgiſchen führet er auch vollſtändigere Stellen an, als in der gedruckten befindlich ſind: ja er hat auch aus geſchriebenen Urkunden vieles entlehnet, wie z. E. a. d. 226 S. zu ſehen iſt. In Bemerkung der Jahre und Tage iſt er auch ſehr ſorgfältig geweſen, ſo daß er unter allen Chronikenſchreibern mit den Urkunden am genaueſten übereinſtimmt. Es hat deswegen der ſel. Herr Schmink dieſe Chronik für die beſte unter den übrigen heßiſchen Chroniken gehalten: ihre Weitläuftigkeit aber, und die Kürze der Zeit haben nicht verſtattet, daß ſie in dem erſten Theile ganz zum Vorſcheine kommen können, daher der Verfolg derſelben in dem andern Theile zu finden iſt. Am Ende des erſten Theils ſind einige Briefe, welche die heßiſche Geſchichte betreffen, und von den berühmten Männern, Eckhard, Schannat, Salmon, und dem Pater Strunken, an den ſel. Herrn Schminken geſchrieben worden, beygefüget, die dem Leſer nicht unangenehm ſeyn werden. In dem andern Theile ſind enthalten:

I) Die Fortſetzung der Gerſtenbergiſchen Thüringiſchen, und Heßiſchen Chronik, mit verſchiedenen Anmerkungen hin- und wieder erläutert.

II) Joh. Herm. Schminckii Oratio de Pereximiis Commodis, quae in Eccleſiam et Rempublicam Haſſiacam ex Reformatione Sacrorum redundarunt.

III) Reformatio Eccleſiarum Haſſiae, juxta certiſſimam ſermonum Dei regulam ordinata, in venerabili

rabili Synodo per clementiſſimum Heſſorum Principem Philippum, anno 1526, die 20 Octobr. Hombergi celebrata, cum ipſemet Princeps illuſtriſſimus interfuit.

IV) Diplomata quaedam Hiſtoriam Haſſiacam illuſtrantia.

V) Johann Emerichs Sammlung der alten Rechte, und Gewohnheiten der Stadt Frankenberg.

VI) Epiſtolae Godefridi Guilielmi Leibnitii, ad Joh. Herm. Schminckium.

In der Vorrede zu dieſem andern Theile giebt Hr. Schmink einige Nachrichten von den Lebensumſtänden Wigand Gerſtenbergs, ſonſt Buddenbinder, auf lateiniſch Vietor genannt. Er iſt in dem Jahr 1457 den 1 May zu Frankenberg gebohren, wie Abraham Saur in ſeinem Diario Hiſtorico, p. 189 berichtet. Er hatte ſich nebſt den geiſtlichen Wiſſenſchaften auch auf die Hiſtorie geleget, und ward vom Landgraf Wilhelm dem Jüngern zu Heſſen, zu ſeinem Capellan beſtellet, mit welchem er im 1495ſten Jahre auf den Reichstag nach Worms gereiſet: wie er davon p. 557 umſtändliche Nachricht gegeben. Nach des Landgrafen Tode, wurde er ein Altariſt in ſeiner Geburtsſtadt Frankenberg, und ſtarb daſelbſt im 1522ſten Jahre den 27 Auguſt in dem fünf und ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Er hat auch zum Ruhme und Nutzen ſeiner Vaterſtadt eine beſondere Chronik verfertiget, welche zuerſt zu Heidelberg im 1619ſten Jahre von Johann Friedrich Fauſten von Aſchaffenburg herausgegeben worden. Dieſe Ausgabe beſteht aus eilf Bogen nebſt dem Regiſter,

und hat ſich dermaßen rar gemacht, daß der ſel. Hr. Rath Kuchenbecker dieſelbe ſeiner V. Collect. der Analect. Haſſiacorum einzuverleiben veranlaſſet worden.

Das zweyte Stück in dieſer Sammlung iſt die Abſchiedsrede, welche der ſel. Hr. Schmink zu Marburg gehalten, und handelt überhaupt von dem verderbten Zuſtande der Kirchen in Heſſen, vor der Reformation.

Das dritte iſt die heßiſche Kirchenordnung, welche auf dem Synodo zu Homberg im 1527ſten Jahre in lateiniſcher Sprache verfaſſet worden. Man erblicket darinnen auf allen Seiten, den großen Eifer für die reine Wahrheit des Evangelii, und wie nachdrücklich die bisher eingeſchlichenen Misbräuche in der Kirche, nach Anweiſung der heil. Schrift glücklich gehoben worden. Dieſe Kirchenordnung enthält folgende Capitel: 1) Von dem wahren Gottesdienſte, 2) von der Kirchenregierung, 3) von dem heil. Abendmahl, 4) daß die Hoſtien nicht in Sacramentshäuschen zu verwahren, noch auch der Kranken wegen, auf den Straßen, herumzutragen ſeyn, 5) vom Gebethe, Leſen, Morgen- und Abendgeſängen, 6) von der Beichte, 7) von dem Faſten, 8) von Feſt- und Feyertägen, 9) von der Ausrottung der Bilder, und des Götzendienſtes, 10) vom abergläubiſchen Segenſprechen, 11) von der Taufe, 12) von Beſuchung der Kranken, 13) von Leichenbegängniſſen, 14) von dem heiligen Eheſtande, 15) von den wöchentlichen Zuſammenkünften und denen, ſo ſelbigen beywohnen ſollen, 16) von dem Kirchenbanne, 17) von

17) von der Losſprechung der Bußfertigen, 18) von der jährigen Kirchenverſammlung in dem Lande, 19) von der Wahl und Anzeige, ſowohl derjenigen, welche zu dieſen Kirchenverſammlungen ernennet werden, als auch derjenigen, welche in währender Verſammlung die gewöhnlichen Unterſuchungen anſtellen, 20) welchergeſtalt bey den Wahlen zu verfahren, 21) von der Einſetzung der Geiſtlichen durch Gebeth und Handauflegen, 22) von den Unterſuchern der Kirchenſachen, und derſelben Amte, 23) von der Wahl, Einſetzung, Fürſorge, und andern Verrichtungen der Biſchöfe, 24) von der Biſchöfe Capellänen, 25) von den Kirchendienern, und der Verſorgung der Armen, 26) von dem Range der Geiſtlichen, und daß ſich keiner zum Oberhaupte aufwerfen ſoll, 27) von Müßiggängern, und herumſchweifenden falſchen Brüdern, 28) von fremden, und vertriebenen Brüdern, 29) von der Univerſität zu Marburg, 30) von den Knabenſchulen, 31) von den Mädchenſchulen, 32) von armen Studenten, 33) von denen, ſo ihres Studirens wegen, einigen Unterhalt bekommen, 34) von Klöſtern und Mönchen. Die darauf folgenden Urkunden erläutern vornehmlich die pleßiſchen und herſchfeldiſchen Geſchichte, und ſind dem ſel. Hrn. Schminken von dem gelehrten Jeſuiten zu Paderborn, P. Strunken mitgetheilet worden. Die erſte enthält eine Vertauſchung verſchiedener Orte, welche König Heinrich mit Megingozen, dem Abte zu Herſchfeld getroffen, vom 932ſten Jahre. In der andern verwilliget Kaiſer Otto I, dem Abte des Kloſters Herſchfeld, die Befreyung dieſes ſeines

Kloſters von aller biſchöflichen Oberherrſchaft, und giebt dem Kloſter die Macht, einen Abt zu wählen. Vom 968ſten Jahre, bekennet Kaiſer Heinrich der IV, in der dritten, daß Biſchof Bernhard II. von Paderborn, ihm und dem Reiche das Schloß Pleſſe zu eigen übergeben, und gegen andere Güter vertauſchet habe. Vom 1192ſten Jahre, in der vierten trägt Erzbiſchof Gerhard zu Maynz dem Probſte und Dechanten der Kirche zu Einbeck auf, Gotſchalken von Pleſſe dahin anzuhalten, daß er das widerrechtlich im Beſitz genommene Gut Hammenſtede im Paderborniſchen räumen, und alle Nutzung davon wieder erſtatten ſoll. Vom 1292ſten Jahre.

Johann Emerichs Sammlung der alten Rechte und Gewohnheiten der Stadt Frankenberg betreffend, ſo hat der ſel. Herr Vicekanzler Waldſchmid zu Marburg in ſeiner Diſſert. de Singularibus quibusdam et antiquis in Haſſia juribus p. 9-; imgleichen der hochberühmte Herr Reichshofrath von Senkenberg, ſo wohl in der Vorrede ſeines ſehr nützlichen Corporis Iuris Feudalis §. 8, p. 11. als auch in dem Program. de Iure Haſſorum privato antiquo, et hodierno p. 12 bereits Meldung gethan. Die Veranlaſſung zu dieſer Sammlung hat ein Unbekannter in der Vorrede ebenfalls angezeiget. Es wären nämlich der Stadt Frankenberg mehreſte Urkunden in dem großen Brande im 1476 Jahre verlohren gegangen, und die alten Schöppen der Stadt faſt zu gleicher Zeit abgeſtorben. Weil nun deren Stellen mit vielen jungen Rathsherren, welche der Stadt Rechte und Gewohnheiten unkundig geweſen, wie-

der

der beſetzet worden: ſo habe er zum Nutzen der Stadt dieſelben ſchriftlich aufzeichnen, und den Neuangekommenen dasjenige, was er durch ſeine langwierige Erfahrung ſich erwerben, mitzutheilen fur nützlich, und nöthig zu ſeyn erachtet. Dieſer Johann Emerich war zu Frankenberg gebohren, und beſaß nach den damaligen Zeiten viele Geſchicklichkeit, weswegen er auch die Würde eines Baccalaurei erhalten. Er hatte faſt alle Aemter dieſer Stadt bekleidet, und daher Gelegenheit gehabt, die Rechte und Gewohnheiten derſelben ſich wohl bekannt zu machen. Der Anfang dieſer Sammlung lautet alſo:

Im heiligen Evnngelio leßin wir, Du unßer Herre Jheſus Chriſtus in den toid wulde gehin, uns von dem ewigin toide zu erloßin, he rette zu ſynen jüngern, wer tzwene roicke habe, der verkouffe eynen, unde gelde eyn ſwert. Sent Peter ſprach: Sich tzwey ſwerte ſint hir. Der Herre gab antwort: Es iſt gnung. Bie den tzween ſwerten gebin uns die lerer zu verſtan, tzweyerley recht uff erden, geiſtlichs, unde werntlichs. Das geiſtliche ſwert gab unde befael God ſent Petern, do he zu em ſprach: Ich werden dir gebin die ſchlüßele des richs der hymmele, alles das du bindeſt uff erden, ſal ſin gebunden in dem hymmel ꝛc. Das ſwert bruchet nu vortan alle Geiſtlicheid jckelicher na ſyme ſtate, demſelbin ſwerte zu ſture han die heiligen Bobiſte und lerer rechte geſaßt uß den tzehin geboten unde eynteliß, dem geſetze Moyßi, auch andern Zuſatz gethan, wy ſich der geiſtliche ſtad under eyn, unde entgeyn die werent-

So ſcheint es ja; ich ſey von der Natur verflucht.
Hofmannsw.

Ach feige! wollt ihr nicht des Nachbars Haus erretten,
So wird das eurige gewiß zu Grunde gehn. Gryph.

II. Wenn das Zeitwort (*verbum*), ſo ſonſt *No.* 2. ſteht, ganz zu letzte hingeworfen wird, das geſchiehet

1) Nach den Fragewörtern: wer? welcher? wenn? wo? wie? u. ſ. w. wenn ſie nicht fragen. Als

Wer das Ruder hurtig faßt,
Macht der Schiffahrt bald ein Ende.

Welche man in dieſer Welt
Durch das Meer der Trübſal hält. Günther.

Großer Macht- und Ehren-König,
Warlich! ich entſetze mich
Wenn ich deine Wunderwege
Was genauer überlege. Gryph.

So geht es, wenn man dich
Den Himmel und auch ſich
Aus tollem Wahn verkennet. Id.

2) Nach den *Pronominibus relativis*, als

Herr und Schöpfer aller Dinge!
Der du mir den Tag verliehn (haſt). Günther.

Nicht

lichin ickelicher haltin ſal, unde das recht iſt genannt Decretum. Das ſwert iſt gar ſcharf, wante es richtet meiſtteylß uwer die ſele, wo es aber uwer den lip richten ſal, do nymt es das werentliche ſwert zu ſtüre. Das ander ſwert hat God bevolin dem Keißer mit dem ſpruch des prophetin Davids: Richtet recht ire ſöne der mentſchin. Da mit hat er alle gewalt uwer die werentlichen mentſchin entphangin, uwer er lip, ere, unde gut zu richteń. Das ſelbe ſwert gibbet er vort an zu lehene allin Furſten und Herrn, die Lant unde Lude regiren ſullin, das ſie recht gerichte gebin und beſtellin von erer wegen, an allen enden erer gebyte gehalden werde. Das findet man beſchrebin im XII. Capitel des Lantrechts.

Die Briefe des weltberühmten Hrn. von Leibniß an den ſel. Herrn Vater des Herrn Schminks, enthalten viel merkwürdiges, die Hiſtorie der carolingiſchen Kaiſer, und das alte Mattium betreffend: und es giebt der Hr. von Leibniß der Meynung des Herrn Schminks völligen Beyfall, daß Marburg von dem Fluſſe Mara, und nicht vom Mattio ſeinen Namen habe.

* *

III.

Liburna Iſiaca, was ſolches nach einer neuen Leſart bey dem Tacitus im 9ten Cap. eigentlich ſey?

Da der römiſche Geſchichtſchreiber der Deutſchen, Tacitus, in ſeinem bekannten Buche, denen Deut-

Deutſchen mehr dunkele Räthſel, als deutliche Nachrichten vorlegt; ſo habe ich bey der beſondern Liebe, die ich zu den deutſchen Alterthümern habe, und bey der ſchönen Gelegenheit, die ich in der Nähe haben können, mir bisher deſto angelegner ſeyn laſſen, meine übrigen Stunden, denen geſammleten merkwürdigen Denkmalen zu wiedmen, welche uns hieſiges Ortes, unſere älteſten Vorfahren, die Sveven in ihren Begräbnishügeln und Grüften hinterlaſſen. Ich habe nach und nach gefunden, daß mir auch in dieſer Finſterniß ſo manches Licht aufgegangen, ſo daß ich vieles von ſolchen berühmten Völkern in einer ganz andern Geſtalt angetroffen, als uns andre insgemein ſolche abzumalen pflegen. Ich will nicht hoffen, daß jemand dem alten Schleſien beym Svevus Strome, die ſveviſchen Einwohner abſprechen werde. Noch weniger aber will ich hoffen, daß mir jemand die häufigen Merk- und Denkmaale als ſo viel augenſcheinliche Proben und Zeugen des ſveviſchen Gottesdienſts, ſo dieſe Völkerſchaften miteinander gemein gehabt, werde ungültig und verwerflich machen. Und wie ſehr wünſchte ich hierbey, alle meine Leſer zugleich auch von der redlichen und ächten Abſicht meines Gemüthes zu überzeugen, daß ich nämlich nichts anders ſuche, als, wie der Kirchen Chriſti, ſo auch dem Vaterlande treue Dienſte, und aufrichtigen Kennern und Liebhabern deutſcher Alterthümer eine unſchuldige Gefälligkeit zu erweiſen.

Noch zur Zeit habe ich keinen beſſern Ausleger über des gemeldten Geſchichtſchreibers Buch gefunden, als der Deutſchen eigene Ueberreſte. Sind ſonſten

zuweilen die Todten der Lebendigen beſte Rathgeber, ſo möchte es auch hier heißen: Germani Taciti, ſunt Taciti optimi Interpretes. Ich geſtehe, daß, wenn ich bey demſelben auf eine Hauptſache gekommen bin, wenn er cap. 9 ſchreibt: Er habe nicht können erfahren, woher der fremde Dienſt der Iſis ſeine Veranlaſſung und Urſprung genommen; außer daß deſſen beſondres Wahrzeichen, ſo wie ein Rennſchiff gebildet geweſen, ihn belehret, daß derſelbe anderwärts her müſſe eingeführt worden ſeyn. Niſi quod ſignum ipſum, in Modum Liburnæ figuratum docet, aduectam Religionem. Es ſcheint, daß dieſem ſonſt beleſenen und aufmerkſamen Geſchichtſchreiber der Dienſt der Iſis, der ſich doch in ſo viele Länder, bis zu den entlegenſten Deutſchen ausgebreitet, dennoch ganz was unbekanntes und fremdes geweſen. Da nun derſelbe zu deſſen vornehmſten Kenn- und Wahrzeichen ein Jagd- und Rennſchiff angiebt, wodurch man zur nähern Erkenntniß der ſinnbildlichen Verehrung kommen kann; ſo habe ich allemal darbey nicht nur ein dunkles Räthſel, ſondern auch einen geheimen Widerſpruch bey mir gefunden. Ich weis, was gelehrte Männer hierüber für unterſchiedene Gedanken führen, auch was ſie daher zu deſſen Veranlaſſung für Urſachen anführen: allein da ſonſt bey dem Gottesdienſte der Iſis ein dergleichen Schiff noch lange nicht die Hauptſache ausmacht, durch welche ſich die Iſis um die Menſchen verdient, und ſich unter derſelben verehrungswürdig gemacht; da man denn auch hier und da ihren Gottesdienſt ohne dergleichen Sinnbild und Merkmaal antrifft: ſo bin

durch

durch Verleitung der ſveviſchen Grabhügel, wo Iſis gar oft ihren Oſiris beweinet, auf die Gedanken und den Zweifel gerathen: Ob wir auch hier wohl die rechte Urſchrift, die erſten Worte in ihrer wahren erſten Geſtalt, ganz unverändert haben, ſo, wie ſolche Tacitus anfangs niedergeſchrieben? Wir wiſſen ja, was ſein Buch von den Deutſchen für beſorgliche Schickſale gehabt. Wir wiſſen ja auch, was für mancherley Lesarten aufmerkſame Männer angemerket. Ich weis nicht, ob ichs alſo auch in einer ſo wichtigen Stelle wagen darf, uns aus einem Worte, nämlich dem Worte Liburnae, zwey zu machen, und alſo zu leſen: in Modum Libi Urnæque, oder Libi et Urnæ. Wie leicht hätte es möglich ſeyn können, daß man dieſe Worte in Eil zuſammen gezogen, und uns eine ganz andre Lesart gewehret, als ſie anfangs in ihrer erſten Schrift geweſen. Und wie ſehr wünſchte ich meinen Leſer, mit M. Minucio Felice, an rechten Ort und Stelle führen zu können, um ihm daſelbſt die wahren eigentlichen Wahrzeichen und Signa Iſidis anzuweiſen. Diſpice Iſidis ad Hirundinem Siſtrum, Oſiridis Tumulum; Conſidera denique ſacra ipſa et Myſteria, etc. II, 5. 6. Daſelbſt iſt das vornehmſte und wichtigſte des Dienſtes der Iſis aufs klärſte vorgeſtellt; aber keine Liburna zu finden. Wo aber denn Libum et Urna? Wenn wir nicht die Sacra ipſa et Myſteria zu ſehen bekommen können.

Darzu wird eines der vollſtändigſten ſveviſchen Gräber und Heiligthümer erfordert, darinnen man die Siſtra oder Crepitacula, nebſt vielen andern

Denkmaalen antrifft, so beym Dienste der Isis gebräuchlich gewesen. Hier fällt uns bey solchem Urnenbehältnisse sogleich ein großer Teller in die Augen, der insgemein an die größte Urne sich angelehnt befindet; und durch die metallenen Nadeln oder Griffel anzeiget, daß er zum Opfern müsse seyn gebraucht worden. Er scheint von eingedruckten Menschennägeln voller Augen zu seyn. Wenn er sogleich auf frischer That von Sand und Erde kann gereiniget werden, so bekömmt er ein desto mehrers Ansehen, und die größte Gleichheit und Aehnlichkeit eines Kuchens. En Signum ipsum, in Modum Libi. Sehe ich mich nun an solcher Stäte noch weiter um, so werde ich um eine oder zwo große Urnen, als wahren und eigentlichen Aschengefäßen, viele unterschiedene andere antreffen, aber ohne alle Asche. Unter denen ist alsdann eine oder auch mehr, von eben der Zeichnung, als man sonst an denen Isisbildern oder auf der berühmten Mensa Isiaca wahrnimmt; da sichs eben dadurch von denen andern um so viel mehr unterscheidet und kennbar macht, daß solche zu besondern Gebrauche bestimmt gewesen. En Signum ipsum, in Modum Urnæ! Folgends würde also meine Lesart in Modum Libi et Urnae, da beydes aus sveviſchen Denkmaalen erläutert und bestätiget wird, kein dunkles Räthsel mehr seyn, sondern nach meiner wenigen Einsicht, Taciti Worte und ganze Nachricht von der Sveven ihrem Isisdienste, um so viel klärer verstehen lassen, als wenn man noch in Modum Liburnae lieset. Denn, wo ich nicht irre, so werde ich nunmehr Causam et Originem

pere-

peregrini Sacri et advectae Religionis ſchon näher angeben, ſchon ſicherer beſtimmen können. Eine weitläuftige Nachricht aber davon zu geben, werde ich bey denen nicht nöthig haben, welche dergleichen ſo bekannten Iſisdienſt von Aegypten her, ſo gut und beſſer kennen, als ich ſelbſt.

Ich will Signum Liburnae der Iſis nicht abſprechen. Es iſt ein Ehren- und Gedächtniß- aber kein Verehrungszeichen. Libum et Urna hingegen, oder Signum ipſum in Modum Libi et Urnae hat ſchon was mehrers zu ſagen. In Pompa Iſiaca, was war die Iſis anders, als Urnula? Wo Iſis iſt, da gehört auch Oſiris hinzu: zur Erde die Sonne. Was konnte dieſelbe ähnlicher vorſtellen, als ein dergleichen gedachter Opferteller, in Modum Libi? zumal da noch darzu auf einigen die gewöhnliche Rotatio zu ſehen: die bey dem Opfer, oder Gebethe der Prieſter, ſich nach der Sonnenlaufe herum gedrehet. Man weis wie von beyden, von der Sonne und der Erde, die Deutſchen beſondre Verehrer geweſen.

Sollte ja jemanden das Wort Iſis hierbey nicht gar zu wohl anſtehen, und meynen, daß Iſis denen Deutſchen kaum dem Namen nach bekannt geweſen, der ſetze dafür Hertha, welches viele noch lieber annehmen als jenes. Wiewohl, wenn Iſis nichts anders bedeutet, als die Erde, ſolche eben das ſagen will, als was Hertha ſagt. Jedoch Tacitus ſetzt Herthum: und das halte ich für recht. Es iſt ein überaus wichtiges Denkmaal der alten ſweviſchen Sprache. Man ſollte das nicht ändern; aber ihm

nur

nur die rechte gehörige Bedeutung geben. Taciti Dollmetschung hingegen ist höchst unrichtig und falsch, wodurch er offenbar bezeuget, daß er die deutsche Sprache nicht verstanden: auch daher den Deutschen desto mehr Anlaß giebt, seine Nachrichten und Worte desto genauer zu untersuchen, und solche desto fleißiger und aufmerksamer, nach der Deutschen ihren Denkmaalen zu prüfen. Wird es nun vielen zu keiner Sünde sogleich gerechnet, daß sie vom Worte Herthum abgehen, so hoffe, man werde es mir nicht übel nehmen, wenn ich nicht beym Worte Liburna bleibe.

Sämler.

* *

IV.

III. Fortsetzung des Artikels von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren.

Man betrachte unsere hohen Schulen, auf welcher Seite man wolle, so findet man Schwierigkeiten: und hieraus folgt, entweder, daß sie ganz unnütz und wohl gar schädlich sind; oder daß dem Staate daran gelegen sey, sie auf einen andern Fuß zu setzen. In dieser Absicht wende ich mich von der Philosophie, um zu erzählen, was ich in der Rechtsgelehrsamkeit gethan habe.

Wenn ich nicht gar zu jung gewesen wäre, hätte mich mein Vater von der Metaphysik gleich in die Geschäffte gesetzt; zu denen er mich, nach neunjährigem

rigem Studieren ſchon für fähig hielt. Damit ich alſo doch nicht gar müſſig gehen möchte, ſo ſchickte er mich zu einem Juriſten, oder öffentlichen Lehrer des bürgerlichen Rechts. Ich gehorſamte ihm auch um ſo viel lieber, da mir in dem Titel Juriſt etwas erhabenes zu ſtecken ſchien. Ich gieng alſo mit mir ſelbſt, und meinem Ehrgeize ganz erfüllt, zu meinem Profeſſor hin. Mein Hochmuth nahm bey dem erſten Anblicke der juriſtiſchen Lehrſtunde zu, indem ich eine Diſputation hörete, deren Hälfte mich wegen der ſonderbaren Bedeutung ganz einnahm. (*) Die in mir verborgene Begierde zum diſputiren, feurete mich dermaßen an, daß ich keinen Menſchen anſichtig werden konnte, ohne ſogleich mit ihm in Wortſtreit zu kommen. Ich ward von einer gewiſſen Widerſprechungsſucht dahin geriſſen, und man mochte mir die ſonnenklärſte Wahrheit ſagen, ſo wußte ich was dawider einzuwenden.

Nun dorfte mir keine Seele mehr an die Philoſophie gedenken! Ich hatte ſie mir, als ein Hinderniß zu derjenigen Ehre, ganz aus dem Sinne geſchlagen, die ich mir von meinem Juriſtentitel verſprach: auf welchen ich nach dem Maaße immer erhitzter ward, als ich merkte, daß die Sachwalter reich wurden. Da ich mich übrigens um die Kenntniß der Geſetze, ihre Gründe, Beweiſe, oder Schriftſteller,

(*) Es war eine Diſtinction in folgenden Worten: Phyſice concedo, Iuridice nego. Sie diſputirten über die Frage: An Foemina ſit homo? Man ſehe das bürgerl. Recht C. 13. Qu. V. Canſ. 33.

steller, wenig bekümmerte, so hieng ich bloß meinen Formalitäten, Cathegoreitäten, Materialitäten und andern solchen Karikäten nach, mit denen ich sehr vertraut bekannt war, und sie als kostbare Schätze meiner ehemaligen Philosophie, in meinem Gedächtnisse aufbewahrete.

Ulpian, Bartolus und Papinian machten mir wenig Kummer. Ich hatte nie gehöret, was es für Thiere seyn möchten: und wie hätte ich es auch wissen können, da mein Wörterbuch selbst kein Wort von ihnen sagte? Diesem ungeachtet brachte ich es in meinem Rechtsstudio vortrefflich weit. Mein Zeuge war mein Doctor, der mich und meinen Fleiß unendlich erhob. Er hatte auch in so weit Recht, daß mein Gedächtniß mir im Disputiren allemal Wörter genug an die Hand gab, um für einen großen Schwätzer, das heißt für einen geschickten Juristen, gehalten zu werden. Die Siege so ich oftmals davon trug, trieben mich an, einen guten Theil Gesetze auswendig zu lernen, um sie allenthalben herbethen zu können, wo es nöthig seyn würde, in den Tag hinein zu schwatzen, sie mochten nun zu rechter Zeit oder zur Unzeit angebracht seyn. (*)

Solchergestalt nun dachte ich so viel zu wissen, als irgend ein Rechtsgelehrter in Paris, insonderheit

(*) Juris Consulti Sisyphi saxum assidue volvunt, et sexcentas leges eodem spiritu contexunt; nil refert quam ad rem pertinentes; dummodo glossemata glossematibus, opinionibus opiniones cumulantes efficiant ut id difficillimum esse videatur: quicquid enim laboriosum, id protinus et praeclarum existimant. Mopiæ ἐγκ.

heit da ich erfuhr, daß die Pandecten, ihrem Namen nach, ein Inbegriff von allem wären. (*) Damals war es umſonſt, mich für unwiſſend zu halten: wie ich es doch nachmals wirklich war, und deutlicher als das Sonnenlicht eingeſehen habe. Vielmehr wäre mir es unmöglich geweſen, zu glauben, daß noch etwas mehr in der Welt zu lernen übrig wäre. Das bürgerliche Recht endlich ſcheint mir, aus dem was ich davon begriffen habe, und nach der Entdeckung meiner Unwiſſenheit, in Gegenhaltung des alten römiſchen, ein wahres gothiſches Gebäude zu ſeyn. Es iſt ein Geniſte von Zierrathen, die wider alle menſchliche Vernunft zuſammen geflickt ſind; das römiſche hingegen folgt der ſchönſten Einfalt der Natur, und zeigt ſich auf das prächtigſte und herrlichſte.

Nunmehr war ich denn ein vollkommener, vollendeter, mit Gelehrſamkeit, und guten Sitten erfüllter Menſch, der fähig war in alle Arten der Geſchäffte und Regierungen einzutreten. So hieß es freylich. Aber großer Gott! welch eine Verblendung der Menſchen! Armſelige Jugend! wie biſt du zu beklagen! Was bildet man dir ein? Haſt du gelernet die Wuth deiner Leidenſchaften zu zähmen, die deine ganze Seele einnehmen? Werden auch rechtſchaffene Leute aus euch werden? Sind eure Sitten gebeſſert? Iſt eure Seele geläutert worden, damit ihr gute Chriſten, gute Bürger, und Stützen der öffentlichen Ruhe ſeyn könnet? O was habt ihr für Sachen gelernet! was für Meiſter gehabt!

Man

(*) Pandecta derivatur a Graeco πᾶν, omne, et altero Graeco, δέχομαι, comprehendo.

Nicht scheue dich mein Kind diß Siegel aufzumachen,

Die du den Schlüssel selbst zu meiner Seele hast.

Lohenstein.

3) Die Verbindungswörter so vorher gehen, und sich auf was folgendes beziehen, als: als; nachdem; weil; u. s. w. werden in solcher Ordnung gesetzt, als

Indem die Liebe nun in reifer Blüthe stand,
So ꝛc. Lohenstein.

Als sich des Todes Grim nächst an dem Tugendbilde,
Das unvergleichlich war, mit frecher Faust vergriff.

Gryph.

Dieses wenige hat man aus Dichtern bewiesen; in Hrn. D. Steinbachs Anweisung stehen Beyspiele in ungebundener Rede; man hat aber nur das angeführet, was in einer richtigen Ordnung stehet, denn wenn man vieles aus dem Lohenstein und Hofmannswaldau beybringen wollte, so müßte man es anführen, wie sie sehr grosse Fehler wider die gemeine Wortfügung begangen, und daher zärtlichen Ohren sehr harte vorkommen. Da hingegen hat Gryph und Günther dieses sehr vermieden. Man ist der festen Hoffnung, es werden andere nach andern so wohl gebundenen als ungebundenen Schriften diese meine Sätze untersuchen, und wo ich was versehen, verbessern, den Mangel ersetzen, und noch mehr und mehr erfinden, damit auch uns in diesem Stücke von Ausländern nichts dörfe vorgeworfen werden.

✲ ✲ ✲

Man muß bekennen, alles was vernünftig ist, das liegt unter den Trümmern der guten Schulen, und unter dem Auskehrichte so vieler Millionen Hirngespinste begraben. Diejenigen Wissenschaften, so sich für wohlgeartete Leute schicken, die den Menschen lehren, sich selbst erkennen, tugendhaft, und dem Vaterlande nützlich zu werden, sind verschwunden, und unsere Schulfüchse wissen auch deren Namen nicht einmal.

Es scheint, unsere hohen Schulen wären auf dasjenige gestiftet, was St. Augustin sagt: die Menschen könnten einer den andern nicht unterrichten; und diejenigen die uns zuhöreten, lernten die Wahrheiten nicht, so man ihnen in die Ohren sagte: und wofern nicht etwas innerliches, sie ihnen überlaut kund thäte, so wäre die Stimme der Lehrer umsonst. (*) Dieß paßt sich unvergleichlich auf unsere hohen Schulen: denn es wird zwar Lärmens genug darinnen gemacht; allein man lernet nichts. (**) Doch da es sich nicht wohl schickt, die Worte dieses Pfeilers der Kirche, so trocken auszulegen: so muß man lieber schließen, daß man deren Sinn verdrehet; und man sage endlich was man wolle, wir haben gesehen, wie funfzehn der schönsten Jahre des Lebens dahin

(*) Nolite putare, quemquam hominum aliquid discere ab homine: admonere possumus per strepitum vocis nostrae: si non est intus qui docet, inanis sit strepitus. *Augustin. in Joan.*

(**) De illis nemo dubitabit, quin operose nihil agant, qui in literarum inutilium studiis detinentur. *Seneca de brev. Vit. C. XIII.*

hin und zwar verabsäumet oder verlohren gegangen sind: und so ist man alt, bevor man noch jung gewesen ist.

Was sollen es denn aber nun für Wissenschaften seyn, die man für so nützlich hält, den rechten Gebrauch der Vernunft zu lehren; wenn man sie, nachdem sie mit Angst und Quaal erlernet worden, auf ewig verbannen muß, um wieder zum Menschenverstande zu kommen? Jedoch die Zahl derer, ist leider! sehr klein, die das Glück haben, daß in ihnen die Finsterniß dieser Schullehren, durch das helle Licht nützlicher Wissenschaften zerstreuet wird. Denn wenn die Schuljahre aus sind, so sieht man sich für einen vollendeten Menschen an, der alles gelernet hat, und nunmehr alles antreten kann. Man ist froh, das Joch der Schulen los zu seyn: und also ist es da nicht mehr Zeit, an die Bearbeitung des Geistes und Gemüths zu denken; man müßte denn diese Vollkommenheit in der Liebe zu den Hunden, Pferden, dem Spiele, und dem Frauenzimmer suchen wollen.

Mir würde es nicht besser gegangen seyn, wenn nicht mein Vater mich gleich zu Geschäfften gebraucht hätte, zu denen ich mir mit eben so vieler Fähigkeit versehen zu seyn schmäuchelte, als irgend jemand, der darunter alt und grau geworden. Allein wie sehr betrog ich mich nicht! Nach und nach kam ich dahinter, daß alles mein herrliches Wissen, mir zu allem was ich vorzunehmen hatte, auf der Welt nichts nützte. Ich war gleichsam ein Fremdling und sah

mich nach dem Vaterlande um. (*). Alle andere Menschen wußten mehr als ich: man spottete meiner, wenn ich mit irgend einem Gesetze, oder einer Distinction angestiegen kam; man schalt mich einen Schulfuchs, und lachte mich aus.

Was sollte ich nun anfangen? Der Verdruß und die Verwirrung so ich empfand, waren Ursache daß ich mir endlich vornahm, meinem Hochmuthe zu entsagen, und mich zu prüfen: ob wohl eine Wissenschaft sich mit denen Geschäfften reimte, die mir oblagen?

Ich gieng also in mich selbst, und erwog den Werth alles dessen, was ich wußte. Ich sah mich von allen Seiten an; und da gerieth ich fast in Verzweifelung, indem ich fand, daß alles wahr war, was man mir so oft gesagt hatte. Meine Philosophie taugte zu nichts, als den Verstand zu umnebeln; einem Sophisten Spitzfündigkeiten an die Hand zu geben; die natürliche Urtheilskraft zurück zu halten, und denjenigen Menschen unbrauchbar zu machen, der sich durch ihre vermeynte Subtilität blenden läßt. Ich sah folglich, daß man Recht hatte, mich, als einen unnützen und verhaßten Pedanten, auszuzischen. (**)

Was

(*) Nunc et rerum tumore, et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum in scholis proficiunt, ut, quum in forum venerint, se in alium terrarum orbem delatos putent. *Petron.*

(**) Sophismata sunt cavillationes, quibus quisquis se tradidit, quaestiunculas quidem vafras nectit: caeterum ad vitam nihil proficit, neque fortior fit, neque temperan-

Was mich noch mehr darinnen beſtärkte, war, daß man mich überzeugte: derjenige, dem nichts unbewußt ſey, wiſſe gar nichts; derjenige aber, welcher anfange etwas nicht zu wiſſen, der fange zugleich an, etwas zu wiſſen. (*) Das Anſehen deſſen der mir dieſes ſagte, war mir Bürge genug, daß es wahr wäre; ſo daß ich ſelbſt nicht länger daran zweifelte, als ich der Sache weiter nachdachte.

Ich ſah zugleich hundert Dinge ein, davon ich nie hatte reden hören, und das Vergnügen ſo ich in deren Anblicke fand, nahm täglich zu. So wie ich nun in dieſen Unterſuchungen allmählich weiter kam, in ſofern dachte ich mich von meinen erſten Studien zu entfernen, und von denſelben nichts mehr davon zu bringen, als eine deutlichere Kenntniß meiner Unwiſſenheit. Es fehlte auch wenig daran, daß ich nicht meine Verachtung gegen alles ausbrechen ließ, was Wiſſenſchaft hieß. Das Misvergnügen, ſo ich bey Erblickung meiner Irrthümer empfand, bey welchen ich mir geſchmäuchelt hatte, durch meinen Fleiß ein deutliches und gewiſſes Erkenntniß von allem dem zu erlangen, was im menſchlichen Leben nützlich ſeyn kann, brachte mich ganz außer mir ſelbſt; indem ich meine Jugendjahre, meine verlohrne Zeit, und meine geſchwächten Seelenkräfte bedauerte. Ich ſah ein, daß nichts gewiſſer ſey,

perantior, neque elatior .... ludit iſtis animum, non proficit, hoc tamen in ſe peſſimum habent: dulcedinem jam ſui faciunt, et animum ſpecie ſubtilitatis inductum tenent, et remorantur. *Cicero.*

(*) Vbi incipit ignorantia, ibi vera ſcientia incipit.

als daß ein Mensch der seine Vernunft für unfehlbar hält, sich betrüget; und daß ein anderer, der seiner Einsicht wenig zutrauet, der Wahrheit viel näher sey, weil er sich vor dem Irrthume scheuet.

Allein alle diese Betrachtungen konnten mich doch nicht gelehrter machen, und ich verstand noch immer eben so wenig von allem, was ich reden hörete. Einer redete von **Madrid**, und **Pohlen**; der andere von großen Häusern und ihren Verbindungen; man redete von Künsten, von den Gebrechen des menschlichen Lebens. Kurz was half es mich mit den größten Männern in einem Kreise zu stehen? ich war wie taub und stumm. Königreiche, Republiken, Bürger, Prinzen, Kriege, Ansprüche, Gesandten, Könige, Regenten, Räthe, Staaten, Kronen, Mächte, Strafen, Gemeinschaften, erlauchte Familien; ja gar Tag und Nacht, der Körper, die Seele, **Carl** der V. mein Vater, ich selbst, ... alles dieses und hundert Sachen mehr, waren lauter Arabisch und Chaldäisch für mich: jemehr ich davon reden hörete, je mehr fielen mir die Schuppen von den Augen.

Nun sah ich täglich mehr die große Unnützlichkeit meiner Rhetorik, Logik, Physik, Metaphysik, und meines erlernten Rechtes ein. Daher faßte ich den Entschluß, jenem großen Maler nachzuahmen, welcher in meiner Gegenwart, als er ein unförmliches Gemälde bessern sollte, alles mit einander ausstrich; um nicht die neue Farbenmischung mit der alten zu vermengen und die unregelmäßigen Striche unter den Meisterzügen zu verlieren: ja er war viel-

vielmehr um ſo viel ſicherer bey ſeiner Arbeit, da er überzeuget war, daß alles was er nur himmalen könnte, beſſer ſeyn würde, als alles, was zuvor da geſtanden. So entſagte auch ich allem meinem vermeynten Wiſſen, und rottete aus meinem Gedächtniſſe allmählich alles aus, was ich ihm ehemals ſo mühſam eingepferret hatte.

Durch dieſe gänzliche Vergeſſenheit nun ſchien ich in die Fußſtapfen der mehreſten vornehmen Jünglinge zu treten, die zu ihrem Fortkommen in der Welt, keiner Studien nöthig zu haben glauben. Es war aber der Unterſchied unter uns, daß diejenigen, die den Büchern gute Nacht geben, nur ein Joch von den Achſeln zu ſchütteln ſuchen, wovor ſie in den Schulen ein Grauen bekommen hatten: ich aber gab meinem bisherigen Wiſſen nur darum den Scheidebrief, weil ich darinnen nicht fand, was ich ſuchte, und deſſen Erlernung ich doch für ſo nothwendig hielt.

Die Schwierigkeit meinen Endzweck zu erreichen war nur dieſe, daß es in meinem Gehirne noch ſo gar ſcholaſtiſch ausſah, daß es faſt keine andere Geſtalt annehmen wollte. Ich ſah wohl ein, es ſey einem Menſchen nicht ſo leicht, ſeine Vorurtheile los zu werden, als ſein Haus in Brand zu ſtecken; und ich mußte mich ganz und gar verwandeln. Zum Unglücke kamen wohl noch böſe Stunden dazu, in welchen ich überlegte: ob mein bisheriges Wiſſen nicht noch erträglicher ſeyn möchte, als meine vorhabende Aenderung? eben ſo wie eine Landſtraße immer ebener und bequemer iſt, weil ſie mehr befahren wird, als die kleinen Schleifwege ſind.

Ich gab aber doch nicht nach, und blieb bey meinem Schlusse. Meine Einbildungskraft fieng allmählich an, mir meinen Verstand ganz öde vorzustellen; und ich verspürete bey dem Anblicke dieses erwünschten leeren Raumes, nichts als die Liebe zur Wahrheit und Wissenschaften.

In diesem Zustande meines Geistes, war ich oftmals ziemlich verwirret, wenn ich mir selbst zur Last fiel und andern beschwerlich ward. Ich ward geschäfftig im Müßiggange, voller Arbeit im Nichtsthun, und zitterte bey aller Gelegenheit, wie ein Aespenlaub. (*). Ich lief von einem Büchersaale zum andern; hüpfte aus einem Buche ins andere; sagte mir jemand etwas zu seinem Vortheile, so wollte ich es gleich fressen: kurz in allem was ich that war keine Art, kein Geschick, und keine Ueberlegung.

Nunmehr wußte der junge Philosoph nicht, was er mehr anfangen sollte! Genug ich hörete, daß es noch andere Bücher in der Welt gäbe, als meinen Suarez, Arriaga, Alvarez und als meinen Distinctionensack; und ich ward vor Ungeduld fast närrisch, dieselben zu lesen: ungeachtet die Erwähnung so vieler Bücher mir eine ziemlich seltsame Mähre war. Zum Beweise dessen dienet, daß, als ich einsmals zum erstenmale in einen Büchersaal kam,

(*) Est Ardelionum quaedam - - - - Natio,
Trepide concurians, occupata in otio
Gratis anhelans, multa agendo
Nihil agens; sibi molesta, et aliis odiosissima.
Phaedr. Fab.

kam, ich nichts, als die Menge und die Bände der Bücher bewunderte; darüber ich auch dermaßen erſtaunte, daß ich nicht glauben konnte, es wären wirkliche Bücher. Ich darf es wohl ſagen, die mehreſten ſchienen mir hölzern zu ſeyn; eine Muthmaßung, die mir meine Unwiſſenheit an die Hand gab: indem ich mir nicht vorſtellen konnte, daß es in der Welt ſo viel Vernunftlehrer, Naturlehrer, Metaphyſiker und Jeſuiten gäbe. Von andern Büchern hatte ich kein Wort gehöret!

Meine Neugierde und mein Unglauben, oder vielmehr meine Unwiſſenheit, reizte mich an, eines heraus zu ziehen, deſſen Band mir gefiel. Es waren die Officia Ciceronis. Den Augenblick wollte ich es ohne fernern Anblick wieder hinſetzen: weil ich dachte, es wären die Gebethe (*) des h. Antonius, Stanislaus, oder ſonſt eines h. Schülerpatrons, die irgend ein Jeſuit, Namens Cicero, aufgeſetzt hätte. Indeſſen dachte ich, du ſollſt doch ſehen, ob eben dieſelben Gebethe darinn ſtehen, die wir in unſern Claſſen gehabt haben? Ich zog es alſo noch einmal heraus; ich blättere darinn, und finde weder Antiphona, noch Oremus, noch tu autem darinnen. Was iſt denn das (dachte ich) für ein Buch? was ſind das für officia? Indem ich ſo blättere und den Kopf ſchüttele, fällt mir von ungefähr folgende Stelle in die Augen:

Omnes trahimur et ducimur ad cognitionis et ſcientiae cupiditatem; in hoc genere et naturali et

(*) Viele katholiſche Gebethbücher führen den Titel Officium.

honeſto, vitia duo vitanda ſunt: unum, ne incognita pro cognitis habeamus, hisque temere aſſentiamur. Alterum eſt vitium, quod quidem nimis magnum ſtudium, multamque operam in res obſcuras atque difficiles conferunt, easdemque non neceſſarias. D. i. **Wir alle werden von einer Begierde zum Erkenntniſſe und Wiſſen getrieben; ungeachtet aber die Neigung natürlich und lobenswerth iſt, ſo müſſen wir doch dabey zweyerley vermeiden: einmal, daß wir nicht glauben, wir wüßten etwas, ſo wir doch nicht wiſſen, und demſelben gar zu trotzig anhängen; und dann, daß wir nicht auf dunkele und ſchwere Sachen gar zu viel Zeit und Eifer wenden, die man doch gar wohl entbehren kann.**

Man kann leicht denken, was dieſe Stelle für Gedanken in mir erregte, da ſie mir ſo überaus wahr und natürlich vorkam. Von dem Augenblicke an, lief ich alles durch, was ich von Wiſſenſchaft bey mir wußte; um zu ſehen, ob dieſe Stelle Sr. Hochehrwürden, des Pater Cicero, nicht auch mich angienge? Die erſte Hälfte freuete mich: denn auch ich fühlte in mir dieſen Trieb zum Wiſſen. Als ich aber weiter nachforſchte, ob auch in meinem Gehirne etwas wäre, das ich zu wiſſen glaubte, ohne es zu wiſſen; ſo ſtutzte ich ſehr: denn in meinem ganzen gelehrten Gedächtnißkaſten, fand ich weder etwas das ich wußte; noch das ich nicht wußte, das heißt, weder das Bekannte, noch Unbekannte. Ich fand nur ein Chaos von Wiſſen und Unwiſſenheit, welches

ches ich unmöglich aus einander ſondern konnte; indem alles darinn ſo finſter und verworren ausſah, als vor dem erſten Schöpfungstage.

Hieraus nun ſchloß ich, daß mein Entſchluß, alles zu vergeſſen, was ich je gelernet hätte, der vernünftigſte Vorſatz von der Welt; und gar kein Zweifel mehr ſey, daß alle dieſe vermeynte Wiſſenſchaft, in lauter Hirngeſpinſten beſtünde.

Ich blätterte ferner, und fand: Prudentiae ineſt indagatio atque inventio veri: ut enim quisque maxime perſpicit, quid in re quaque veriſſimum ſit, quique et acutiſſime et celerrime poteſt et videre et explicare rationem, is prudentiſſimus et ſapientiſſimus merito haberi ſolet. **Der Klugheit kömmt die Unterſuchung und Erfindung der Wahrheit zu: denn diejenigen hält man billig für die verſtändigſten und weiſeſten, welche die beſten Augen des Verſtandes haben, welche am beſten und ſchleunigſten dasjenige entdecken, was an jeder Sache merkwürdig iſt.**

Was? dachte ich hier bey mir ſelbſt, was habe denn nun ich, in ganzen funfzehn Jahren gelernet? Ich weis von allem, was ich ſehe und höre, gar keine Urſache anzugeben; ich bin alſo weder verſtändig, noch weiſe geworden. Das merke ich wohl, daß mein Diener, der nie eine hohe Schule betreten hat, mir oft in der Geſchwindigkeit ſagen kann, was an dieſer oder jener Sache wahr iſt. Er iſt alſo klüger und verſtändiger als ich; als ich, der ich die Philo-

Beyträge
Zur
Kritiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblio
Universitat
Frider. Gul.
Berolin.
1897. 212.

Zweytes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1732.

sophie und das Recht erlernet habe? Ach! was ist denn aus mir geworden? was hat man mich doch gelehret!

Indem ich dieses bey mir bedachte, fiel mir ein, was mir einmal ein Bauer von dem Brode sagte, was wir essen, und mir so wohl gefiel, daß ich ihn im Verdachte hatte, er hätte die Philosophie studieret. Dieser Bauer, fuhr ich fort, ist folglich klüger als du? als du, der du das Brod nicht einmal kennst, was du isset? als du, der du funfzehn Jahre studieret hast, um klug zu werden? Welch eine Universität! welch eine scholastische Philosophie! Alle Menschen wissen mehr, als diese Weltweisen; und wenn sie reden, so versteht sie keine Seele! Was thun sie also anders, als daß sie die Unwissenden verblenden? Was suchen sie anders, als die Dummheit zu erhalten; damit sie allein herrschen können, wie es sie gut deucht?

Diese Stellen im Cicero wirreten mir meine Einbildungskraft recht durch einander; jedoch ich ließ nicht nach, und meynte, ich würde noch mehr finden, was mir zum Unterrichte dienen könnte. Ich fand auch folgendes: Nichts ist gewisser, als dieser Satz des Plato: wir sind für das Vaterland gebohren, und für unsere Freunde nicht minder, als für uns selbst. Die Menschen, als Menschen, sind einer für den andern geschaffen; das heißt, ein ander zu helfen und durch gegenseitigen Umgang und beständige Dienstleistungen wohl zu thun.

Nun

Nun kam ich erſt hinter den Sinn des Titels, der mir von Officiis geſagt hatte! Das ſind alſo die **Pflichten**, die ein Menſch dem andern zu leiſten ſchuldig iſt, davon **Cicero** hier redet? Es iſt alſo von keinem Oremus und Tu autem die Rede? Ich gieng in mich und unterſuchte, was ich denn wohl für Pflichten gelernet hätte? oder durch was für Dienſtleiſtungen ich meinem Vaterlande, meinen Verwandten und Freunden behülflich ſeyn könnte? Ich wußte mich auf keine andere zu beſinnen, als daß ich ſie alles das lehren möchte, was ich auf der Univerſität gelernet hatte. Aber nein: **Cicero** ſagt, man ſoll keinen dunkeln, ſchweren, falſchen und unbeſtimmten Dingen nachhängen, die noch dazu unnützlich ſind. Nun habe ich bisher bemerkt, daß mein Wiſſen unverſtändlich und gar zu nichts nutz ſey: ich würde alſo wohl ſehr übel thun, es noch weiter auszubreiten, um der Pflicht eines Menſchen und rechtſchaffenen Bürgers nachzuleben.

Was ſollſt du denn nun, dachte ich bey mir, anfangen, daß du deinem Vaterlande und Landesherren nutzbar wirſt? Ich weis nichts, wozu ich taugte; ich beſinne mich auch nicht, in den Schulen etwas dergleichen gehört zu haben. Ich bin alſo der Welt eine unnütze Laſt, und meine Seele dient nur meinem Leibe, wie das Salz dem Fleiſche; damit es nicht gar verfaule.

Sollte ich nicht faſt verzweifeln, wenn ich die verlorne Jugend, Zeit und Gaben erwog? Ich hätte mich bereits zu ſo vielen Erkenntniſſen hinauf ſchwingen können, die man nothwendig braucht

wenn man ein Menſch werden will, und ich hergegen ſehe, daß ich ſo gar denen weiche, die nichts gelernet und keine hohe Schule geſehen haben? Ich bin alſo nur da die Zahl des menſchlichen Geſchlechts vollzumachen? Das Gewiſſen rückt mir viel unangenehmes vor; ungeachtet ich zugleich wohl ſehe, daß die Schuld nicht an mir gelegen. Damals ſah ich die Wahrheit des Satzes ein, welcher ſagt:

Durch ſteten Unterricht muß man den Geiſt erheben,
Durch Wiſſen wird ſein Trieb mit reiner Luſt erfüllt:
Denn ohne Wiſſenſchaft, iſt doch der Menſchen Leben
Nichts, als des Todes Ebenbild.

Meine Neigung, meine Abſichten, meine Ueberlegungen, alles war von gutem Wollen angefüllt: allein meine Einſicht reichte mir kein hinlängliches Licht auf dieſem Wege dar; wie wollte ich nun dasjenige werden, was ein rechtſchaffener Mann und guter Bürger nothwendig ſeyn ſoll?

Der Beſchluß folgt künftig.

V.

Verſuch einer Abhandlung von dem Hauptputze und den Haarnadeln des vornehmen Frauenzimmers, unter den alten Sveven.

Könnte die Sprache der Deutſchen ſich wohl beſſere Zeiten und günſtigere Schickſale wünſchen, als ſie bisher erhalten? Nicht bloß ein und anderer Sprachverſtändiger und patriotiſchgeſinnter Gelehrter, ſondern ganze Geſellſchaften

ten der anſehnlichſten Männer, haben ſich gleichſam um die Wette bemühet, ſolche mehr und mehr in ihrer wahren Schönheit, Reinigkeit und Vortrefflichkeit darzuſtellen. O! möchten doch der alten Deutſchen ihre hinterlaßnen Ueberreſte; möchten doch ihre entdeckten unterirdiſchen Denkmaale! Möchten doch ihre betrachtenswürdigen mannigfaltigen Alterthümer eben dergleichen Freunde und Beförderer, eben dergleichen Glück haben, als derſelben Sprache! Wie die Schleſier bey Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften wohl nicht leicht die letzten geweſen: ſo habens dieſelben auch in dieſem Stücke an Ihnen gewiß nicht fehlen laſſen. Ich weis nicht, ob jemand unter den Deutſchen, uns aus den älteſten Zeiten ſo viele deutſche und ſoeviſche Denkmaale entdeckt hat, als ein Stieff, Thebeſius, Volkmann, Herrmann und andre gethan. Doch, ich will das nicht aus eitlem Ruhme, ſondern nur zum Beweiſe wirklicher Proben geſchrieben haben. Wie ſehnlich hat vorlängſt ſchon der redliche Schleſier, Herr Inſpect. Scharf gewünſchet, wenn doch nach dem Beyſpiele anderer Nationen eine Geſellſchaft gelehrter Liebhaber des Vaterlandes zu einer gemeinſchaftlichen Arbeit zuſammentreten wollte und nach aufrichtiger Verbindung ein jeder das auszuarbeiten über ſich nehmen möchte, wozu er die beſte Gelegenheit, genugſamen Vorrath und Kräfte hat. Gottlob! daß die Deutſchen nunmehr dergleichen Beyſpiele, nicht bloß an fremden Nationen, ſondern auch ſchon unter ihnen ſelbſten haben, nämlich an der preiswürdigen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften in

Berlin,

Berlin, die uns in der Alterthumswiſſenſchaft die ausnehmendſten Muſter liefert.

Und wer iſt wohl unter den Deutſchen, der nur einiges deutſches Blut, aus ächter Liebe, ſo wohl für ſein Vaterland, als auch für die ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders aber für die Alterthümer und merkwürdigen Reſte der alten Deutſchen in ſich wallen hat, daß er nicht durch den rühmlichen Wunſch und gute Geſinnung eines redlichen Patriotens, nämlich Se. H. E. G. des Herrn Prof. G . . . ſich nicht ſollte zu allem möglichſten Fleiße und Nachfolge deſtomehr ermuntern laſſen, wenn er den reizenden Vorbericht zu der überſetzten Geſchichte der Königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, mit rechtem Ernſte lieſt.

Eben dieſes hat mich beſonders veranlaſſet, einen unſchuldigen Verſuch zu wagen, und einen und andern Ueberreſt der alten Svevier, ſo derſelben vornehmſtes Frauenzimmer hinterlaſſen, und in den ſchleſiſchen Grabe[illegible]ügeln bey ihren Aſchengefäßen gefunden worden, etwas bekannter, auch brauchbarer zu machen. Wer Cluvern in dieſem Stücke des Frauenzimmers ihres Hauptputzes lieſet, und darbey noch darzu ihre Bilder betrachtet, ſollte meynen, daß alles deutſche Frauenzimmer um nichts weniger beſorgt geweſen, als um dergleichen. Allein ich finde aus ganz andern und gründlichern Zeugniſſen, daß er zu ſeinen Bildern eben ſo falſche, als fremde Farben genommen. Es iſt falſch, daß der unſauberſte Schmutz ihr liebſter Schmuck geweſen. Es iſt falſch, daß ihre Haare eben ſo wie ihre Kleider

der von Fett und Butter getroffen. Es iſt falſch, daß ſie (totos dies juxta focum atque ignem agentes) ganze Tage durch, nur beym Herde und Feuer geſeſſen. Das haben keine Freunde weder der Deutſchen, noch der Wahrheit geſchrieben, ſondern die liſtigſten Feinde! Der hinterlaſſene Hauptputz; die metallenen Haarnadeln; die kleinen nach Salbe riechenden Gefäße; die glatten tönernen Spinnwirtel, und viel anders mehr, bezeugen ein ganz anders. Es haben ſowohl die griechiſchen, als römiſchen Geſchichtſchreiber, ſo hiervon etwas gedenken, in ſolcher Sache allzu verwegen, auch allzu allgemein geſchrieben. Es kann ſeyn, daß ſie wohl viel gemeines, aber nicht viel vornehmes Frauenzimmer der Deutſchen mögen geſehen haben; wohl, wie es zu Felde zeucht, nicht aber wie es zu Hauſe lebt.

Der römiſche Geſchichtſchreiber der Deutſchen, **Tacitus** hat uns eine merkwürdige Nachricht gegeben, wie viel die alten Deutſchen auf ihr Haar gehalten; beſonders aber die Sveven, die ſich von andern dadurch unterſchieden, auch ſolches zum kennbareſten Merkmaale machten, daß ſie das Haar aufwickelten, und in einen Knoten oder Zopf einflochten. **Plinius** will uns bereden, daß die Männer mehr Sorge und Fleiß getragen, als die Weiber. Heiſt das nicht bey den Römern, die männlichen Deutſchen zu Weibern machen, und hingegen die Putztocken zu Rom durch den verhaßten und ekelhaften Schmutz der deutſchen Weiber, deſtomehr in ihrer eitlen Pracht beſtärken? Welcher redlichgeſinnte Deutſche

ſche wird dieſen dichtenden Römern ſo ſchlechterdings übereilten Beyfall geben?

Wie die Männer bey den alten Sveven auf ſchönes gekräuſeltes und geflechtenes Haar gar ſonderlich geſehen; wie ſie auch ſolches durch gewiſſe Kunſt, nach ihrer kriegeriſchen Abſicht, gelb oder röthlich gefärbet, ſolches erfordert eine beſondere Abhandlung. Wenn ich aber dieſes als unumſtößlich zum voraus ſetze, iſts möglich zu glauben, daß indeſſen der Sveven ihre Frauen, und zwar die anſehnlichſten und vornehmſten, wie ihre Fürſtinnen, ſo auch ihre Prieſterinnen, zumal, wenn ſie öffentlich haben erſcheinen müſſen, ſich als zottige Feld- und Waldgeiſter, mehr mit Pferdemähnen, als menſchlichen Haaren, hätten alles Volkes Augen darſtellen ſollen? Solche Vorſtellung will uns Diodorus von Sicilien geben. Er muß Deutſchland für nichts als lauter Wald angeſehen, und aus demſelben die wenigſten Menſchen gekannt haben. Bey welchem Volke war das Frauenvolk in mehrerm und größerm Anſehen? Welcher Rath und Ausſpruch galt in den wichtigſten und verwirrteſten Dingen am meiſten? Würden wir wohl vieles davon wiſſen, wenns uns nicht mehr als ein Römer entdeckete? Es kann freylich wohl den beſten Kern die ſchlechteſte Schale decken, und in ſeinem Werthe erhalten: allein welch Anſehen wird das noch ſo weiſe und nützlichſte Gemüth allemal bey Menſchen erhalten, das ſich durch äußerliche Geſtalt und Bezeigen, uns nicht anders als fürchterlich, ja zum Abſcheu und Ekel macht? Woher kams, daß die römiſchen Matronen ſelbſt lieber

lieber fremdes, lieber deutſches Haar zu ihrem Hauptputz nehmen, als ihr eignes, und ſolches mit ſo viel wiegendem Golde bezahlen, um nur ihre kahlen Schläfe damit zu bedecken? Wahrlich! Sie müſſen um ſo viel was ſchöners und artigers an demſelben gefunden haben. Dieß hat Ovidius verrathen: Iam tibi captivos mittet Germania Crines.

Wird dir gefangnes Haar der Deutſchen zugeſandt,
So ſey kein Deutſcher nicht durch ſolch gefangne Band.

Ich weis, was man mir dawider einwenden könnte. Ich weis, was damals dergleichen Frauen in Rom für Farbe geliebet; ich weis aber gleichwohl auch, daß das deutſche Frauenhaar von Natur weit angenehmer und beliebter ausgeſehen, als der Männer ihres, bey aller ihrer gebrauchten Kunſt. Da dieſes zu nichts anders diente, als ſich ihren Feinden ernſt- und ſchrecklich; jenes aber ſich ihren Männern beliebt und gefällig, andern aber ehrwürdig zu machen. Was konnte damals ein ſevviſches Frauenzimmer wohl für einen unſchuldigern, aber auch deſto anſehnlichern Hauptſchmuck haben, als ein feines und wohl geordnetes Haar; der weiſe Schmuck der Natur: zumal, wo das Haar: wie das Herz, ohne Falſch, und alſo gut deutſch war, nach alter ehrlicher Art. Dahingegen ſchon ein Apulejus angemerket, daß, wenn ein Frauenzimmer ſchon gleich mit allen möglichſten Schönheiten verſehen, auch die Venus ſelbſt wäre, ſie doch wohl ihrem Vulcano bey einem kahlen Kopfe oder verworrener Scheitel nicht gefallen würde.

Welch Anſehn hat ein Baum, der Zweig und Laub verliehret:
Ein noch ſo muthig Pferd, das keine Mähne ziert:

Der Vogel in der Luft; das Schaf auf grünen Auen,
Was geben dir für Luſt, ſind beyde kahl zu ſchauen?

Wenn der Hr. von Lohenſtein noch länger gelebet hätte, ſo würde er uns die Quellen gezeiget haben, woraus er ſeinen blumenreichen Garten bewäſſert, und woher er alle ſeine deutſchen Alterthümer und anmuthigen Vorſtellungen genommen. Ich habe einige Proben davon geſehen. Dieſer Edelſtein Schleſiens ſtellt uns an einem Orte eine Prieſterinn der Hertha vor, und zwar mit gekräuſelten und in Knoten gebundenen, auch noch weit über die Schulter hangenden Haaren. Er zeigt uns auch noch andre dergleichen Prieſterinnen in ihrem unterſchiedenen Hauptputze, nach denen vier Jahreszeiten. Einige von unaufgebundenen, und mit Salben angefeuchteten Haaren, deren Haupt mit fichtenen Kränzen bedecket war. Andre hatten ihre Haare in zween Zöpfe zuſammen geflochten, und das Haupt mit Oelzweigen und Weinbeerlaub umkränzet. Noch andre alle ihr Haar theils in zierliche Knoten empor gebunden, theils mit heißen Haarnadeln aufgekrauſet, und mit blauen Veilchen beſtecket. Dieß deucht mich, alles ganz natürlich zu ſeyn. Unter ſolchen Prieſterinnen läßt er uns auch die Herzoginn Thußnelde, in der Tracht einer Oberprieſterinn ſtehen, die über ihren ausgebreiteten Haaren eine von Edelſteinen, Perlen, und Corallen reich verſetzte Krone trug; die doch aber mit Weizenähren durchflochten war: als ſolchen göttl. Geſchenken, die jenen Schätzen nicht nur zu vergleichen, ſondern auch noch dem Nutzen nach, weit vorzuziehen ſind.

Viel-

Vieleicht dörfte dieſes angeführte einem und andern meiner meiner Leſer, als etwas Unerwartetes, oder wohl gar als was Roman- und Fabelhaftes vorkommen. Wohlan! So will ich dieſelben zu was Ernſthaftern, und anſtatt ſveviſcher Galanterietiſche und Putzſchränke, zu ihren Gräbern, zu ihren Gebeinen und ihrer Aſche, zugleich aber auch zu ihren mannigfaltigen und merkwürdigen hinterlaſſenen Denkmaalen führen:

Der Sveven Aſchenkrug will uns ſolch Denkmaal ſchenken;
Ach Eitle! wollt ihr nicht an eure Aſche denken.

Ich verſtehe aber hierbey nicht jedes gemeine Grab, ſo wir alle Tage finden können, ſondern ein ſolches, welches alle genugſame Merkmaale hat, daß es eines der vornehmſten ſeyn müſſe. Unter verſchiednen Gefäßen und mancherley metallenen Ueberreſten, findet ſich auch deutliche Merkmaale vom ſveviſchen Frauenzimmer, von ihrem Hauptputze und Haarnadeln. Ich bin hier nicht der erſte, der ſolches angemerket. Es würde auch noch manch ſchönes zu finden ſeyn, wenn nur das Gefundene einen mehrern Werth, als das Alterthum hätte. Was mir an dreyen unterſchiedenen Orten unter die Augen und zu Händen gekommen, iſt eine dergleichen Hauptzierde geweſen, als man ſonſt auch auf griechiſchen und römiſchen Münzen antrifft, ſo wie das Vordertheil eines Schiffes geſtalt. Man findet viel ähnliches beym Choul, beym Erizzo und andern, ſo ich in meinem wenigen Vorrathe habe. Ich will einen Deutſchen auf das vortreffliche deutſche Werk, des Hrn. Grafen

Inhalt.

I. Chriſt. Schœtgenii Diſſ. de Antiquiſſimis linguae Germanicae monumentis Gothico-Theotiſcis.

II. Joh. Heinr. Beuthneri Parergon Criticum, de praeſtantia Poeſeos Germanicae, prae Gallica & Italica.

III. Valentini Erneſti Lœſcheri Litterator Celta.

IV. Joannis Max, Deutſcher Schlüſſel zu allen Sprachen.

V. Theodor Ludw. Lau, Virgilianiſcher Lobes- und Lebens-Lauf.

VI. Joh. Chriſtian Günthers Lebens-Lauf und andere Gedichte.

VII. Carl Guſtav Heräus, Vorſchläge von Aufrichtung einer Deutſchen Sprach-Geſellſchaft.

VIII. Caroli Ortlobii Diſſertatio de variis Germanae Poeſeos aetatibus.

IX. Johann Miltons Verluſt des Paradieſes, in ungebundener Rede überſetzt.

X. Franc. Alberti Aepini Exercitatio de Linguae Saxonicae Inferioris neglectu, & contemtu iniuſto.

XI. Verzeichniß der vornehmſten Scribenten von den Druiden.

XII. Kurze Abhandlung von dem rechten Gebrauche der Wörter, Den und Denen, Der und Derer.

I. Diſſer-

von Bünau deutſche K. und R. Hiſtorie verweiſen, da unter den erſten Münzen die andre vorkömmt, die zur Erläuterung und zum Beweiſe, der in der Abhandlung vorkommenden Sachen überaus wohl dienen kann, uns den Hauptputz abzubilden. Einem gelehrten Medico ſind noch zwey andre dergleichen Stücke vorgekommen, und einem andern eine Haube, oder Netze von Drathe. Man kann es ſolchen Denkmaalen anſehen, daß ſie im Feuer geweſen, und es iſt in Wahrheit was wunderbares, daß ſie die Länge der Zeit nicht verzehret.

Auf einigen Münzen ſehe ich auch hinter ſolchem Schiffe und Hauptſchmucke einen Schleyer. Wenn ich bedenke, wie berühmt Schleſien, von den älteſten Zeiten her, durch Leinwand und Schleyer geweſen: wie alles, wo mir erlaubt iſt, noch einmal mit dem Hrn. von Lohenſtein zu reden, was ſich nur in dem Sudetiſchen Gebirge reget, gleichſam eine Spinne oder ein Flachswurm iſt, ihr gröſztes Gift und meiſtes Thun im Geſpinſte beſteht; ja, daß man auch noch aus den ſveviſchen Zeiten ſelbſten her, von ſolcher Arbeit einige Werkzeuge beyhändig hat: ſo wirds ſehr wahrſcheinlich, daß das ſveviſche vornehme Frauenzimmer auch werde ihr Haupt mit ihrer Hände Arbeit bezieret haben.

Es ſind auch dabey Merkmaale von Perlen und andern Schmucke vorhanden, ſo aber der Leichen Brand unkennbar gemacht, folgends nicht eigentlich zu ſagen iſt, ob ſolche ins Haar mit eingeflochten geweſen, oder aber am Halſe getragen worden.

Hernach

Hernach wird auch zuweilen in einigen Gräbern ein gewundner und erhabner Drath gefunden, der allem Augenſcheine nach zu einer Hauptzierde mag gedienet haben. Er iſt meiſt von Kupfer, oder einem fremden Metall, ſelten aber, und noch dazu nur von ſchwachem Golde.

Wenn ich nun das alles zuſammen in Ueberlegung nehme, nämlich die Schiffsgeſtalt, den Schleyer, den erhabnen Drath, und die mancherley Abbildungen der Iſis betrachte, deren Dienſte und Verehrung die Sveven beſonders ergeben geweſen: ſo vermuthe, daß auch hiermit das vornehme Frauenzimmer, darauf ganz beſonders mag geſehen haben.

Was nun aber das andre noch übrige Frauenzimmer anbelanget, wer darf daran zweifeln, daß ſolches nicht an ihren öffentlichen Feſt- und Freudentagen ihr Haupt und Haar mit geringerm Schmucke, ſonderlich aber mit trefflichen Kränzen und Blumen ſollten gezieret haben? Woher eben der Brautkranz? Doch dieß verdienet eine beſondre Abhandlung.

Ich habe meiner Ueberſchrift nach, die Haarnadeln noch übrig. Dieſe ſind in hieſigen Gräbern nicht ſo gar was ſeltenes: allein man hat ſich dabey wohl vorzuſehen, und beyde Augen zu brauchen, daß man nicht etwas für eine dergleichen Nadel hält, die es doch gar nicht iſt. Sie haben viel Aehnliches mit den Dornen, Pfriemen, Heften, deren ſich beydes Männer und Frauen bey ihren Kleidern bedienet, ſonderlich aber die Thierhäute an ihren Leibern deſto bequemer zu erhalten. Sie haben auch viel

Aehnliches mit denen Schreibgriffeln: noch mehr aber mit denen Griffeln, womit beym Opfer die Beſchaffenheit der Eingeweide durchſucht worden. Dieſe Griffel erkennt man, wenn man auf den Opferteller Acht hat, worinnen ſie ſtecken. Die Schreibgriffel aber, daß ſie unten ſpitzig und oben platt ſind. Die Pfriemen findet man zuweilen noch in ihrem Hefte ſtecken. Die eigentlichen Nadeln aber haben einen kennbaren Knopf. Auf was Weiſe aber die ſveviſchen Frauenzimmer ihr Haar damit beſtecket, iſt ſchwer zu ſagen. Nach Mamertins und Aventins Berichte, ſollen ſich derſelben die Weiber zum Umwinden ihrer Haarzöpfe bedient haben, damit ſie ihnen nicht im Wege geweſen, wenn ſie nebſt ihren Männern als tapfere Amazonen gegen ihre Feinde mit zu Felde gezogen, und ihnen gleich geſtritten. Wer mehr von dergleichen Haarnadeln nachleſen will, darf nur des berühmten Schleſiers, D. Majors Cimbriſches Werk, nebſt derer bald anfangs angeführten gelehrten Männer Schriften nachſehen.

Hier ſollte ich noch von deren beſonderm Metalle, auch kupfergrünen Farbe etwas gedenken: allein wo würde ich hingerathen, wenn ich die mancherley Meynungen darüber anführen ſollte? Unter denen ſieben Geheimniſſen der Stadt Rom, welche dieſe Stadt unüberwindlich machen ſollen, war der Veſta Haarnadel das vornehmſte, als deren Bild und Prieſter man überall gekräuſelt ſahe. Ohne Zweifel mag auch in den ſveviſchen Gräbern, unter mancher Haarnadel von beſondrer Zeichnung was Geheimes ver-

verborgen liegen, und nicht alle mögen bloß zum eiteln Putze gebraucht worden seyn. Haben die krausen Haare an dem Bilde der Vesta und deren Priesterinnen die Zierde der Erden abbilden sollen, deren Blumen, Bäume und Gewächse nichts anders, als ihre Haarlocken sind: warum sollte man solches nicht auch hier von den Priesterinnen der Isis sagen können, der die Sueven vor andern ergeben gewesen?

Hier könnte man fragen: cui bono? Zu was nutzt diese Bemühung? Darzu: um die sueviſchen Denkmaale bekannter und brauchbarer zu machen, und durch solche die alten Deutschen in einer ganz andern und viel eignern Gestalt darzustellen, als es von Freunden und ihren Feinden geschehen; ja ächten Liebhabern deutscher Alterthümer damit Anlaß zu geben, daß sie nicht nur meine Versuche noch vollständiger machen, sondern auch in andern Stücken desto glücklicher voran gehen. Zum wenigsten habe ich hiermit den guten Willen wollen sehen lassen, wie aufrichtig bemüht ich sey, den sehnlichen Wunsch meines hohen Gönners in oben gedachtem Vorberichte in etwas zu erfüllen, zugleich aber auch der so bequemen Gelegenheit wahrzunehmen, der preiswürdigen Frau Prof. Gottschedinn zu Dero von höchster Hand erhaltenen kostbaren Schmucknadel ergebenst Glück zu wünschen.

Die Nadel, die Dich ziert, laß deine Neider stechen:
Dir wird es nie an Schmuck, noch hoher Huld gebrechen.

Sämler.

VI.

Iacobi a Mellen Lubecenſis Series Regum Hungariae ex nummis aureis. Das iſt: Eine Reihe ungariſcher Könige, aus goldenen Münzen, aus dem lateiniſchen in das Deutſche gebracht, mit Anmerkungen erläutert, und bis auf unſere Zeiten fortgeſetzet von D. Gottf. Heinrich Burghart, Profeſſore Primario, und ordentlichem öffentlichem Lehrer der Mathematik, und Naturkunde am Königl. Collegio zu Brieg, wie auch der Olmützischen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften Mitgliede. Breßlau, und Leipzig, verlegts Daniel Pietſch, Buchhändler, 1750.

Gegenwärtige hiſtoriſche Schrift iſt von dem berühmten lübeckiſchen Gottesgelehrten, dem ſel. Herrn von Mellen in einer zierlichen lateiniſchen Schreibart ſchon in dem vorigen Jahrhunderte an das Licht geſtellet, und in den Actis Eruditorum des Monats Junius in dem 1699ſten Jahre bekannt gemachet worden. Anderer gelehrten Tagebücher, und dergleichen Verzeichniſſe nicht zu gedenken. Es enthält dieſes Werk die Lebensbeſchreibungen achtzehn ungariſcher Könige von dem heil. Ladislaus an, bis auf Leopolden den großen, römiſchen Kaiſer, nach ſo viel goldenen Münzen, die auf der erſten und zwoten Kupfertafel ſehr ſauber vorgeſtellet ſind. Warum man das Andenken des

heil.

heil. Stephanus nicht ſo würdig geachtet, auf den Münzen den Nachkommen bekannt zu machen, wird den gelehrten Ungarn zur Unterſuchung überlaſſen. Den Ausländern, die der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind, zu gefallen, hat der Hr. Verleger den lateiniſchen Grundtext auf Einrathen eines verſtändigen Beförderers dieſes Werks mit beydrucken laſſen, zumal da er ſich in den Buchläden ſchon ſehr rar gemacht. Der gelehrte Herr Profeſſor Burghart zu Brieg aber, hat die Urſchrift ſelbſten in einer reinen und verſtändlichen, obzwar ungekünſtelten Schreibart in das Deutſche überſetzet, und mit ſehr nützlichen Anmerkungen erläutert, damit des Hrn. Verfaſſers Arbeit, welche überall ſehr kurz gerathen iſt, brauchbarer gemachet werden möchte. Er bemühete ſich derowegen den Kern auszuſuchen, und in wenigen Worten ſolche Umſtände vorzutragen, die einem nachdenklichen Leſer ſelbſt mancherley Gelegenheit und Anlaß an die Hand geben, die eigentlichen und wirkſamſten Triebfedern der geſchehenen Dinge beſſer einzuſehen. Er hat überall ſeine Gewährsmänner fleißig, und treulich angeführet, welche man als die Hauptquellen der ungariſchen Hiſtorie anſieht, auf deren Treu und Glauben man ſich verlaſſen kann. Bey der Fortſetzung der ungariſchen Geſchichte bis auf unſere Zeiten, hat der Herr Profeſſor die Anmerkungen weggelaſſen, und die Sachen lieber in einem Zuſammenhange erzählen wollen, theils damit ſich ſeine Arbeit deſto deutlicher unterſcheide, theils, daß er ſeinem Leſer das eſtmalige Innehalten in dem Texte, und das Umwenden

der Blätter erſparen möchte. In der Lebensbeſchreibung der Allerdurchlauchtigſten Kaiſerinn und Königinn, welche das glückliche Ungarn zu unſern Zeiten beherrſchet, hat der Herr Verfaſſer eine Abbildung Ihrer Kaiſerl. Königl. Majeſtät mitgetheilet, welche wir, ob ſie zwar, wie er ſelbſt geſteht, nur ein Schattenriß der ſeltnen und großen Eigenſchaften einer ſo vollkommenen Prinzeſſinn ſind, hier einrücken wollen. „Die Allerdurchlauchtigſte und „Großmächtigſte Königinn von Hungarn und „Böheim Maria Thereſia, heißt es, iſt von „der gütigen Natur mit einer ſchönen, und wohlgebildeten Liebesgeſtalt ausgeſchmücket worden. Von „Statur iſt ſie mittelmäßig. Nebſt dem angeerbten und denen aus dem durchlauchtigen Erzhauſe „Oeſterreich entſproſſenen hohen Perſonen eigenen „majeſtätiſchen Weſen, und verehrenswürdiger „Ernſthaftigkeit, gleichet ſie Ihrer Allerdurchlauchtigſten Frau Mutter in vielen Stücken (*). Gnade, „und Güte ſtralet aus ihren liebreichen Blicken, „und nicht ohne tiefe Ehrfurcht anzuſchauenden „Minen hervor. Gleichwie nun in einem ſchönen „Leibe gemeiniglich auch eine feine Seele zu wohnen „pfle-

(*) Gleich bey dem Anfange der Lebensbeſchreibung Ihro Kaiſerl. Königl. Majeſtät, zeiget der Herr Profeſſor die Aehnlichkeit zwiſchen Kaiſer Carln den VIſten, und den alten italieniſchen Könige Latinus, in Anſehung der Erbfolge, und führet aus dem Virgilius, Aeneid. Lib. V, verſ. 50 folgende Stelle an:

Filius huic, fato Divum, proleſque *Virilis*
Nulla fuit, primaque oriens erepta juventa eſt;
Sola domum, et tantas ſervabat *filia* ſedes.

„pfleget: o iſt Sie eines muntern und aufgeräumten „Weſens, ſcharfſinnigen und durchdringenden Ver„ſtandes, auch ungemein herzhaften und männli„chen Gemüthes. Sie läßt es zwar bey ihrem Hofe „an der Pracht, die der äußerliche Wohlſtand er„fordert, keinesweges fehlen, noch ermangeln; „gleichwohl liebet ſie die Luſtbarkeiten, und die „Verſchwendung des Hoflebens weniger, als an„dere Perſonen von ihrem Geſchlechte, Alter und „Range. Am liebſten unterhält Sie ſich in Geſell„ſchaften mit Geſprächen. Die Liebe, die Sie „gegen ihren Gemahl trägt, iſt zärtlich. Sie „ſieht die Fehler wohl ein, die ehedem am wiene„riſchen Hofe mögen vorgefallen ſeyn, und ſuchet „ſelbige, ſo viel es die Zeit, und die Umſtände ver„ſtatten wollen, zu verbeſſern. Da Sie ſich eine „Freude daraus machet, jedermann Gutes zu thun, „würden ihre Unterthanen gewiß die güldenen Zei„ten erlebet haben; wenn Ihr nicht der leidige „Krieg, und die dazu erforderlichen großen Koſten „in vielen Stücken eine Aenderung zu machen an„befohlen hätten. Ob Sie gleich in Ihrer Religion „andächtig, ſo iſt Sie doch dem Gewiſſenszwange „weniger, als andre ihres Glaubens zugethan. „So geſchwinde und nachdrücklich Sie gern eine „Sache will ausgeführet wiſſen, ſo beſtändig, und „unveränderlich bleibt Sie in Ihrer einmal ge„nommenen Entſchließung„.

Uebrigens hat der Hr. Verfaſſer dieſes Werk mit vierzig goldenen Münzen auf vier Kupfertafeln vermehret, die er größten Theils der willfährigen

Gütig-

Gütigkeit des königl. preußischen Kämmerers, Freyherrns von Kobel, wie auch des Herrn Archidiaconus, und Seniors an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena in Breßlau zu danken hat. Etliche hat er auch aus seinem eigenen Vorrathe beygebracht, wohin sonderlich eine gar rare Maria zu rechnen ist. Es würde ihm leicht gewesen seyn, diese Sammlung mit einer sehr beträchtlichen Menge goldner Münzen oder Ducaten zu vermehren, wie er denn über vier hundert Stücke in Händen gehabt, die sich hierzu anwenden ließen. Weil er aber nicht gesonnen, ein ungarisches vollständiges Münzcabinet zu schreiben, und man bereits im Lücken, und in Mellens andern Schriften, in Köhlers Münzbelustigungen, in den Lebensbeschreibungen verschiedener Kaiser, und in der Nürnbergischen Sammlung in Folio mehrere hieher gehörige Münzen findet: so hat er es dabey bewenden lassen, da seine Absicht bloß nur dahin gieng, dasjenige den Augen der Liebhaber vorzulegen, was zu dem Mellenischen Werke brauchbar war, und mit Rechte rar, und seltsam genennet zu werden verdienet. Aus diesem Grunde hoffet der Herr Professor auch von seinen Lesern Vergebung zu erhalten, daß er unter so viele Goldstücke gleichwohl eine einzige Silbermünze gemenget habe, da er nicht so glücklich gewesen, vom Könige Carl dem Kleinen einen Ducaten zu sehen. Vielleicht würde man in Ungarn selbst Mühe anwenden müssen, einen aufzutreiben. Es muß sich auch niemand wundern, wenn er von einem Könige etliche, von manchen nur einen, und

von

von vielen gar keinen Ducaten in ſeinen Zuſätzen antrifft. Denn da er ja Könige, und Königinnen anführet, von welchen hier Meilen keine Münzen vorgeſtellet: alſo glaubt er auch, daß es ihm erlaubt ſey, Könige vorbey zu gehen, die ſein Schriftſteller anführet. Seine Abſichten waren eine Reihe ungariſcher Könige in einer ordentlichen Zeitfolge zu liefern, ob ihm gleich eine Maria, ein Carl, und eine Iſabella hierinnen fehlten, und alſo gleichwohl Lücken vorhanden ſind. In der Erklärung ſeiner zur Vermehrung beſtimmten Münzen, iſt der Hr. Profeſſor kurz, weil er alles nöthige ſchon zum voraus an gehörigem Orte beygebracht hat. Außer den gemeldten ſechs Kupfertafeln, worauf die Münzen abgebildet ſtehen, ſind dem Werke auch zwey Geſchlechtsregiſter der ungariſchen Könige aus dem Hauſe Oeſterreich beygefüget, dergleichen man auch in den Anmerkungen bey den Lebensbeſchreibungen der übrigen Könige findet. Was den Hrn. Verleger betrifft, ſo muß man geſtehen, daß ſelbiger viele Mühe und Fleiß angewendet, dieſes Werk durch einen ſaubern, und reinlichen Druck, wie auch durch ungemein nett geſtochene Kupferplatten, den Augen der Leſer angenehm zu machen. Am Ende der Vorrede verſpricht der Hr. Profeſſor Burghart in kurzem die böhmiſchen Regenten, ſowohl Herzoge als Könige, in einer weit vollſtändigern, und angenehmern Geſtalt zu liefern: da er geſonnen iſt, die Einrichtung etwas anders zu machen, und die Geſchichte eines jeden Oberherrn kurz und zuſammenhangend vorzutragen; doch aber nicht mehr davon beyzubringen,

I.

Dissertatio Historico-Critica de Antiquissimis Linguae Germanicae monumentis Gothico-Theotiscis;

d. i.

Christian Schöttgens, Rect. und Prof. Publ. bey dem Collegio Groeningiano zu Stargard, Abhandlung von den allerältesten Uberbleibseln der Gothischen und Deutschen Sprache, in noch vorhandenen Schriften.

Stargard, 1723 in 4. 2. Bogen.

MAn würde wieder alle Vernunft und Billigkeit handeln, wenn man von einer jeden kleinen Schrift, dergleichen auf hohen und mittlern Schulen von jungen Studenten und angehenden Gelehrten, unter der Gestalt einer Disputation ausgearbeitet, und hernach auf öffentlichen Cathedern vertheidiget zu werden pflegen, alle die Vollkommenheit fordern wollte, welche in den Büchern und Werken, so wohl dem Verstand als den Jahren nach

gen, als zur Erläuterung der Münzen nöthig ſeyn wird, worauf alsdann die Erklärung der Münzen unmittelbar folgen ſoll. Den Anfang will er ſelbſt von der Libuſſa machen: hierauf aber werden ſich freylich einige merkliche Lücken, nicht zwar an böhmiſchen Münzen, ſondern an den Namen und Kennzeichen der Oberherren äußern, welchen ſie zuzuſchreiben ſind. Vom Boleslaus dem Grauſamen aber, und alſo aus dem zehnten Jahrhunderte ſoll die Reihe der Münzen bis auf den heutigen Tag fortgeführet werden. Wir glauben gänzlich, daß die gelehrte Welt dieſem nützlichen Werke mit vielem Verlangen entgegen ſehen werde, zumal da man ſich von der Geſchicklichkeit des Hrn. Verfaſſers, aus der abgelegten Probe viel Gutes zu verſprechen hat, daher wünſchen wir aufrichtigſt, daß ihm Gott Leben, Vergnügen, und Geſundheit verleihen möge, damit er ſein Verſprechen ungehindert erfüllen könne.

* *

VII.

Von einem in der Gegend Merſeburg neuentdeckten alten heidniſchen Grabmaale, von M. Balth. Hoffmann, Rector (*).

Meine Gedanken waren bey Abfaſſung dieſer Blätter auf ganz was anders, als auf diejenige

(*) Wir haben dafür gehalten, daß dieſe gelehrte Abhandlung von einem in der Nähe entdeckten altdeutſchen Alterthume eine Zierde unſers Bücherſaals ſeyn würde: und hoffen,

nige Abhandlung gerichtet, zu der ich durch einen ungefähren Zufall veranlaſſet worden. Unſere neuangelegte **Schulbibliothek** ſollte der Stoff meines Vortrages ſeyn. Ich hatte mir vorgeſetzt, theils die ſchätzbare und preiswürdige Fürſorge **hoher Patronen**, wie billig, zu rühmen; theils gütigen **Wohlthätern**, die bereits ihre Milde, zu Unterſtützung ſolches löblichen Vorhabens, gezeiget, gebührend **Dank** abzuſtatten; theiis auch geehrteſten **Gönnern** und **Freunden** unſerer Schule, unſere noch gar dürftige Bücherſchranken zu geneigtem Andenken beſtens zu empfehlen. Indem ich mich aber mit ſolchem Vorhaben beſchäfftige, breitet ſich der Ruff von einem in unſerm Stifte **neuentdeckten alten heidniſchen Grabmaale**, mit ſo mancherley Erzählungen aus, daß man das Wayre von dem Falſchen kaum zu unterſcheiden im Stande war. Die Sache ſchien würdig genug zu ſeyn, eine genauere Erkundigung hiervon einzuziehen, und das **entdeckte Grabmaal** ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Nachdem ſolches bewerkſtelliget worden, entſchloß ich mich dieſen Blättern eine kurze, doch hinlängliche Beſchreibung davon einzuverleiben: um ſo wohl der Neugierigkeit zu ſtatten zu kommen, als auch ungegründeten Zuſätzen Einhalt zu thun. Die Sache jedermann deſto verſtändlicher zu machen, hat man ſich der deutſchen Sprache bedienet; damit auch den Ungelehrten an dieſer Nachricht Theil zu

nehmen

hoffen, der berühmte Hr. Verfaſſer, werde es uns nicht übel auslegen, daß wir ſie, auch ohne ſeine Erlaubniß eingerücket haben.

nehmen vergönnet ſey. Ort, Zeit und Gelegenheit zu ſolcher Entdeckung; die innere und äußere Beſchaffenheit des Grabmaals; die in ſelbigem gefundenen Dinge, und einige andere Umſtände, ſind alſo der Gegenſtand dieſer Blätter; denen ich zugleich einige Anmerkungen zum mehrer Erläuterung, beyſetzen, und damit der geneigte Leſer in der Ordnung des Berichts nicht unterbrochen werde, ſelbige zuletzt anfügen will.

Um unſere Stadt Merſeburg ſieht man im Felde, auf ganz plattem Lande, unterſchiedliche grüne Hügel liegen, die meiſtens zwey bis drey Mann hoch ſind. Man hält ſolche zwar insgemein für Warten, oder ſolche Plätze, die etwa zu Kriegszeiten zu einer bequemen Wache und freyen Ausſicht dienen können: man glaubt aber auch, daß unter ſolchen Hügeln alte heidniſche Begräbniſſe (*) verborgen ſind. Ein

(*) Daß bey den Griechen, Römern, alten Deutſchen, Slaven, Wenden und vielen andern Völkern, das Verbrennen der Todten eine übliche Sache geweſen; daß man die Gebeine von der Brandſtäte geſammelt, ſolche in ein Gefäß oder eine Urne gethan, und alsdann unter Hügel, in Hayne, in Wälder, oder ſonſt beliebige Orte beygeſetzt und vergraben, iſt bekannt, und von ſehr vielen Gelehrten umſtändlich beſchrieben worden. Fabricius in ſeiner Bibliographia antiquaria giebt ſolcher Schriftſteller, Cap. XXIII eine gute Anzahl an; welche ſich nach der Zeit noch mehr vermehret hat. Beſiehe auch des berühmten Hrn. Rector Stieſs in Breßlau Tractat, de Vrnis in Sileſia Lignicenſibus et Pilgramsdorffienſibus, §. 1. ſqq. Desgleichen Olearii Mauſoleum in Muſeo, pag. 29. Von den Hügeln um unſer Merſeburg, gedenket inſonderheit Brotuff in der Merſeb. Chronik, L. I, c. 14. und Möbius in der Merſeb. Chronik, in MSto, Lib. I, c. 6.

Ein dergleichen Hügel nun liegt eine Stunde weit von unſerer Stadt, gegen Mittag, unweit der Saale, zwiſchen zweyen Dörfern, **Gölitzſch** und **Daſpig** genannt, mitten in den Aeckern der gölitziſchen Gemeine. In ſolchen Hügeln haben ſeit einiger Zeit wilde Kaninchen, die ſich aus der Nachbarſchaft dahin gezogen, ſich eingegraben, und, zu großem Verdruſſe des Landmanns, daſelbſt ihr Lager gemacht. Nun trug ſichs zu, daß am 18 April dieſes Jahres, ein in der Nähe im Quartiere liegender Rittmeiſter, Hr. **Carl Leberecht von Wuthenau**, mit einem Dachshunde die Gegend paßirte. Der Hund läuft an den Hügel, und kriecht in den Kaninchenbau, ohne wieder heraus zu kommen. Der Cavallier wartet über eine halbe Stunde, und aus Beſorgniß, der Hund möchte verfallen ſeyn, und nicht zurück heraus können, läßt er etliche von ſeinen Leuten mit Schippen und Spaten kommen, und in den Hügel eingraben. Indem dieſes geſchieht, kömmt der Hund zwar wieder hervor; die Aufgräber aber ſtoßen indeß mit ihren Werkzeugen auf Steine die hohl klingen (*). Sie werden dann begieriger nach-

(*) Die Gelegenheit auf alte heidniſche Begräbniſſe zu kommen, iſt meiſtens zufällig. Z. E. durch Waſſerriſſe; durch Windbrüche; durch das Ackern; durch Schatzgraben; durch allerhand anderes in andrer Abſicht unternommenes Graben. Als im Jahr 1736, nach einer großen Waſſerfluth der Damm an hieſigem Gotthartsteiche, zur Befeſtigung wider den Einbruch des Waſſers, ſtärker und breiter gemacht, und etliche Hügel zwiſchen dem Sixtusthurme, dem Gottesacker und den Scheunen hierzu abgegraben wur-

nachzuforſchen; bringen aber eine ziemliche Zeit zu, ehe ſie die Erde von dem Hügel abarbeiten, und freyer zu den Steinen gelangen können. Sie bemerken zuerſt eine Reihe in die Runde gelegter Kieſelſteine, gleich als einen **Kreis** oder **Kranz** (*). Alsdann aber ſehen ſie **drey ſehr große Steine** vor ſich, die feſt an einander liegen; deren der vördere und hintere ein viereckigter Bruchſtein, bey nahe drey Ellen lang, und über eine viertel Elle dick; der mittlere aber ein eben ſo dicker und noch etwas längerer ovalrunder Feldſtein iſt. Die-

ſe

ten, entdeckte man unterſchiedliche ſolche Begräbniſſe, davon ich ſelbſt etliche Urnen im Beſitze habe. Auch da man vor mehrern Jahren das Gericht gemauret, hat man viele dergleichen gefunden. Zu Karbetha, einem benachbarten Dorfe, wo ſich ebenfalls ein Hügel befindet, haben die Bauren vor etwa 50 Jahren, eine anſehnliche Urne ungefähr ausgegraben, die von ſolcher Dicke und Härte geweſen, daß, da das unverſtändige Volk mit Steinen darnach geworfen, ſie ſelbe kaum zerſchmeißen können; wie ſolches belobter Herr Stief Lib. cit. p. 19 erzählet. Lächerlich genung klingt es, wenn einige, ſonſt gelehrte Leute, gemeynet haben, die Urnen wüchſen in der Erde; deren etliche nur gedachter Hr. Stief p. 15 und 56 mit Namen nennet.

(*) Man findet die Urnen ordentlicher Weiſe in bloßer Erde, meiſtens in ſandigtem Boden, anderthalb bis zwo Ellen tief vergraben. Die darein gethanen verbrannten Gebeine und Kohlen ſind mit Sande oder Erde überſchüttet, und alsdann meiſt mit einer Stürze überdeckt; mehrere oder wenigere, große und kleine, werden zugleich, theils aufrecht ſtehend, theils zur Seite liegend, manchmal ordentlich, manchmal zerſtreut, mit und ohne Gebeine, um die Haupturne angetroffen. Um, und ſonderlich über dieſelben, ſind alsdann eine, oder auch mehrere Reihen Steine gelegt. Daher man auch die-

ſes

ſe drey groſſe Steine finden ſie mit weiſſem Thone auf das feſteſte zuſammen gefügt. Mit groſſer Mühe bringen ſie den einen Stein in die Höhe, und ſehen eine ziemliche Höhle vor ſich; ohne zu verſtehen, daß ſolches ein Grab ſey. In derſelben werden ſie eines ziemlich groſſen, gelb-graulichen und mit einem Deckel verſehenen Topfs gewahr, der auf einem Boden von ganz weiſſem Thone ſteht. In Meynung einen Schatz in ſolchem Gefäſſe zu heben, ſuchen ſie ſolches mit dem Spaten hervor zu langen; worüber aber ſolches, o Schade! in viele Stücke zerbrochen wird (*). Endlich, da ſie ſich

ſes beym Urnengraben meiſtens als ein Zeichen annimmt, daß, wenn man auf ordentlich gelegte Steine kömmt, man muthmaſſet, daß die Urnen nicht mehr weit ſind. Sie ſind durch die Länge der Zeit im Erdboden ſo weich worden, daß auch oft Baumwurzeln durch ſelbige gewachſen. Man muß daher beym Herauslangen, überaus behutſam damit umgehen, weil ſie ſonſt unter den Händen zerbrechen: ſo bald ſie aber eine kleine Weile an der Sonne, oder freyen Luft geſtanden, erlangen ſie bald wieder eine taugliche Härte; wie ich ſolches aus eigner Erfahrung erlernet. Jedoch findet ſichs auch, daß ſolche Todtentöpfe ohne alle Steine in die bloſſe Erde geſetzt ſind. Es iſt zu glauben, daß jenes vornehmere Begräbniſſe ſeyn müſſen, wo man beſorgt geweſen, ſie mit Steinen beſonders zu verwahren. Beſiehe hiervon auch Hermanni Maſſographiam, Cap. III, und Beiſſium, L. c. p. 9. Ob in dem angegebenen Steinkreiſe, oder Kranze unſers Grabmaales etwas beſonders zu ſuchen ſey, läſſt ſich ſchwerlich ausmachen.

(*) Man kann nicht für gewiß ſagen, wie groß dieſe Urne geweſen; doch zeigen es die Stücke, ſo klein ſie auch ſind, daß ſie von ziemlicher Gröſſe und Dicke, jedoch von

mehrern Raum gemacht, ſteigen ſie hinab, und glauben ein mehrers anzutreffen; finden aber nichts, als die zerbrochnen Scherben, die ſie herauswerfen, und vollends zu Grunde richten. Nicht weit davon aber, wo die Urne geſtanden, langen ſie einen von ſchwarz-graulichem Marmor, überaus ſchönen und glatt-polirten und geſchärften Hammer, oder ein Aert-

bem Thone, auch eben ſo weich nicht, weil ſie im Trocknen geſtanden, müße geweſen ſeyn. So viel ſah man, daß ſie auf beyden Seiten ein Oehrchen, nicht aber ordentliche Henkel, wie man ſonſt findet, gehabt habe. Eben ſo wenig läßt ſichs zuverläßig ſagen, ob Gebeine in der Urne geweſen, oder nicht. Die Aufgräber verneinen es. Es wäre indeſſen was beſonders, wenn ſich keine Gebeine fänden: weil die Urne, da ſie die einzige iſt, zum Behältniſſe der Gebeine erkieſet, ja zu deren Aufbehaltung das ganze Grab vermuthlich verfertiget worden. Zwar iſt nicht unbekannt, daß, wo eine Haupturne iſt, und um dieſelbe mehrere gefunden werden, viele unter den letztern ohne Knochen ſind; dergleichen ich ehemals in Schleſien, unweit dem Städtchen Trebnitz, in einem Walde viele hundert begraben helfen. Aber in der größten ſind, meines Wiſſens, allezeit verbrannte Gebeine, auch wohl Kohlen, gefunden worden. Sollte hier wohl etwa ein Kriegsheld nur ſein Denkmaal haben, deſſen Körper, weil er in der Schlacht verlohren gegangen, man nicht habhaft werden können? Vieleicht aber findet ſich auch noch etwas von Gebeinen, wenn erſt das zerwühlte Erdreich ein wenig wird weggeſchafft ſeyn.

(*) Dieſer ſteinerne Hammer, Streithammer, Streitart, oder Czakaner, dergleichen die Pohlen und Ungarn noch itzo ſich bedienen, iſt unſtreitig das ſchönſte Stück. Ich habe dergleichen etliche andere, aber nie ſo ſchön geſehen. Daß man in das Loch deſſelben entweder einen Stiel gemacht, oder einen Riemen durch gezogen, und damit auf die Fein-

Aexrchen, mit einem ſauber rund-gebohrten, eines ſtarken Daumes dicken Loche hervor, jedoch ohne Stiel (*). Nicht weniger finden ſie einen länglichen dünnen Stein, der an Farbe und Schärfe einem Flintenſteine gleicht, und eines Querfingers breit, und etwa ein halbes Viertel der Elle lang iſt (*). Welche beyden Stücke der Cavallier zu

Feinde losgedonnert, wird für bekannt angenommen. Eines ſolchen bey Halle in einer Urne gefundenen Hammers, gedenket Stieſſius, L. c. p. 32. und Arnkiel in ſeinem Werke, von den vralten mitternächtigen Völkern L. III, c. 7 thut von vieren derſelben Meldung. Daß der gemeine Mann ſolche Steine für Donnerkeile, die bey Gewittern aus den Wolken herab fielen, aus Unwiſſenheit hält, braucht keiner Erinnerung. Allem Anſehen nach iſt deraleichen, in oder bey den Urnen, gefundener Hammer, ein Merkmaal eines Feldherrn, oder großen Fürſten, der ſolchen Hammer, ſtatt eines Commandoſtabs, oder Zepters geführet hat. Ob aber an dem unſrigen, ohnweit dem Loche, noch einiges Blut zu bemerken, getraue ich mir nicht zu behaupten: ob wohl nicht zu leugnen, daß etwas ſchmutzig-röthliches an dem ſonſt vortrefflich-polirten Steine zu ſeyn ſcheinet; denn es kann auch was anders röthliches, als Blut ſeyn.

(*) Dieſer Stein ſcheint ein Meſſer vorzuſtellen, dergleichen ſich die Alten, bey Ermangelung eiſerner Werkzeuge, bedienet haben. Man merket hier billig an, ob dieſes, daß man gar nichts von Eiſenwerke bey dieſem Grabmaale wahrnimmt, nicht ein Zeichen ſeines großen Alterthums ſey? Sonſt gedenket Tenzel in ſeinen Monatl. Unterr. von 1695, da er Majors neubevölkertes Cimbrien abhandelt, ſowohl von Hammern, als auch ſteinern Meſſern. Es ſind, ſpricht er, ſo wohl die Keile, als Meſſer von bleßem grauem Flintenſteine. Er zeigt alsdann, daß man ſie zwar insgemein für Opfermeſſer halte; man hätte ſie aber mehr für eine Art Waffen, die man an Wurfſpieße gemacht, anzuſehen.

ſich genommen, und nachdem er ſolche mehrern Perſonen gezeigt, höhern Orts auf Verlangen eingeliefert hat. Die Begierde weiter nachzuſuchen, veranlaſſet die Aufgräber, daß ſie den weißen Boden auch aufbrechen, den ſie bis drey Querfinger dick, als gegoſſen, befinden: ſie treffen aber weiter nichts, als ſchwarze Erde an; wobey es dann auch geblieben.

Hierauf nun breitete ſich der Ruf von ſolcher Entdeckung aus. Man befand gar bald, daß es ein altes heidniſches Grabmaal, und vermuthlich einer vornehmen Perſon gewidmet geweſen ſey. Bey genauer Beſichtigung bemerkte man, daß das Grab in der Länge bis vierte halb Ellen, in der Breite

(*) Auch nur aus dieſer mühſamen Structur dieſes Grabes, läßt ſich leicht ſchließen, daß, da nach Taciti Bericht (de German. c. 27.) die alten Deutſchen eben keinen Staat mit ihren Gräbern gemacht, es einer Perſon von hohem Stande müße ſeyn errichtet worden. Der Stand der Steine kömmt, dem Augenmaaße nach, mit dem Erdboden ziemlich gleich zu ſtehen. Vermuthlich hat man ſolche erſt zuſammen geſetzt, und alsdann ſo viel Erde und untermengte Steine drüber getragen, bis es die Geſtalt eines erhabnen Grabmaals, oder Hügels erhalten. Dergleichen Hügel, oder auch große aufgerichtete Steine, und Steinhaufen, werden auch Hünen- oder Rieſenhügel, Rieſengräber, Rieſenbette, Wenden- oder auch Heidenbegräbniſſe genannt, wie Cambdenus in Britannia, Piccartus in Deſcript. antiquæ Drenthiæ, Ranzovius in Method. Apodem. und Arnkiel l. c. meldet. Arnkiel ſchreibet L. II. c. 3 ſqq. daß ſolche Grabberge und Hügel in der ganzen mitternächtigen Gegend üblich geweſen; da er dann deren Größe abſchildert; und Cap. IV, §. 8. ſetzt er hinzu: Je größer und vornehmer die Perſonen geweſen, welche da begra-

Breite faſt zwey, in der Tieffe aber, über anderthalb Ellen austrug. Die ganze Einfaſſung beſteht aus ſechs, in die Länge gerichteten Steinen, nämlich auf jeder Seite iſt ein längerer und ein kürzerer, in die Quere aber, zu oberſt und zu unterſt, wieder zween paſſende, und genau an einander geſetzte Steine: alle ſechſe ſind von gleicher Höhe, ſo daß eben gedachte drey große Steine, oben quer über zu einer Decke gedienet, und mit Thone wohl verwahret, und gleichſam verkittet geweſen (*). Beſonders merkwürdig ſind nun noch die auf den inwendigen Seiten der Steine rings herum befindlichen Figuren; welche eingeätzet und meiſtens mit einer rothen,

begraben ſind, je größer mußten auch ihre Grabſteine ſeyn. Etliche ſolcher Hügel ſind mit 3. 4. 6. oder mehr Steinen beſetzt; etliche Grabberge ſind mit zween, ja gar mit drey Steinkreiſen umgeben. Dem auch Major in nen bevölk. Cimbr. c. 27 ſqq. Rhodius in Nov. lit. Maris Baltici 1699. à Mellen in Urna Sarmatica, und andere mehr, beyſtimmen. Ganz artig iſt auch die Nachricht, die in Tollii Itinerario Henninius in Annot. p. 38. aus des Olearii Moſcowit. und Perſian. Reiſebeſchreib. beybringt; nämlich an dem Fluſſe Wolga, bey Samara, ſähe man einen Berg, wo ein tartariſcher Fürſt, Momaon, ſamt ſieben Czaren oder Königen, begraben läge. Der Berg wäre von Sande, den die Soldaten in ihren Sturmhauben zuſammen getragen hätten. Aber wieder auf unſer Begräbniß zu kommen, ſo müßen wir ſagen, daß Gräber mit Steinen ausgeſetzt, in unſern Gegenden, etwas ſeltenes ſind. Zwey Exempel von Grabmaalen, die dem unſrigen in unterſchiedenen Stücken ziemlich ähnlich ſind, deren das eine 1692 zu Wulſſen unweit Köthen, und das andere 1701 zu Audisleben bey Arnſtadt entdecket worden, kann man in Olearii Mauſoleo in Muſeo leſen.

Der

erwachſener Männer, theils in Anſehung auf die geſchickte Wahl einer nützlichen, oder wenigſtens angenehmen Materie, theils in Betrachtung der fleißigen und gründlichen Ausarbeitung, mit allem Rechte gefordert, und nach der Strenge verlanget werden kan. Jene haben öfters ſchon ihren fürnehmſten Zweck erreichet, wenn ſie durch ſolche, nach dem Vermögen ihrer Jugend und Kräfte ſelbſt verfertigte und öffentlich bekannt gemachte Aufſätze eine, auch wohl nur mittelmäßige Probe ihrer Geſchicklichkeit und ihres Fleißes an den Tag geleget haben; und mehr kan man ihnen nicht zumuthen.

Gegenwärtige Diſputation, welche vor dem ein geſchickter Jüngling, **Samuel Nauhaus**, unter Anführung des berühmten Herrn **Schöttgens**, dermalen wohlverdienten Rectoris an der Creuz-Schule zu Dreßden, auf dem Stargardiſchen Gymnaſio zur Unterſuchung dargeleget, verdienet aus dieſem Grunde mehr Lob, als den Vorwurf einiger kleinen Unvollkommenheiten, die bey gleichmäßigen Umſtänden allerdings zu entſchuldigen ſind. Geübte Leſer werden aus dem ietzo zu erzehlenden Inhalte derſelben leichte wahrnehmen, daß darinn weder lauter neue, und ſonſt von niemand geſagte Dinge vorkommen; noch auch daß alles, was vermöge der Aufſchrift allhier geſuchet werden könnte, oder von andern Scribenten beſſer ausgeführet worden, von dem Verfaſſer vorgetragen worden ſeye. Ja vielleicht möchten auch einige Verſtoſſungen von ihnen wahrgenommen werden. Inzwiſchen wird es hingegen vielen Leſern angenehm ſeyn, verſchiedene nützliche, und ſonſt alleuthalben zerſtreute Nachrichten

zum Theil auch mit einer ſchwarzen, oder auch graulichen Farbe, kennbar gemacht ſind. So viel ſich von ſolchen Figuren noch entdecken laſſen, ſo ſieht man auf der einen Seite, gegen Mitternacht einen rothen Köcher mit Pfeilen, einen rothen Bogen mit einer ſchwarzen Sayte; nahe dabey eine Figur, wie eine Hacke, graulich. Auf der andern Seite, gegen Mittag, erſcheinet ein eingeätzter ſchwarzer Hammer, oder Aextchen, mit einem rothen Stiele. Ferner zeigen ſich auf allen Seiten lange rothe Linien; wiederum allerhand an langen Linien gegatterte, auch ſonſt eckige rothe Züge; wie auch ovalrunde, und übers Kreuz gehende rothe Figuren. Zu oberſt aber um den Rand rings herum iſt eine beſonders artige Einfaſſung, in Geſtalt eines zwey- auch dreyfach in einander geſetzten lateiniſchen V. Von Buchſtaben, oder Ziffern, iſt noch nichts, als muthmaßliches, herauszubringen geweſen (*). Und damit wir nichts vorbey gehen, ſo merken wir noch an, daß der Hügel, in welchem ſolches

Bey den Römern hieſſen ſolche hohle Gräber Columbaria, davon mehr genannter Herr Rect. Stieff. L. c. p. 11. 12. aus Raphaelis Fabretti Vrbinatis Inſcriptionibus antiquis, etliche ſchöne Inſcriptiones beybringt.

(*) Daß die alten Römer in die Steine der Grabmäler, gleich unſern noch gewöhnlichen Leichenſteinen, die Namen, Würden und andere Umſtände der Verſtorbenen aufgezeichnet, zeigen die Sammlungen ſolcher Aufſchriften. Bey hieſigen alten Völkern wußte man nichts davon. Inzwiſchen iſt es bey unſerm Grabmaale ganz was beſonders mit den eingeätzten Signaturen, dergleichen man anderwärts wenig-

ſolches Grab entdecket worden, von Abend gegen Morgen länglich-rund ſey, und im Umfange etwa vierzig gemeine Schritte halte. Das Grabmaal ſelbſt iſt nicht in der Mitte des Hügels, ſondern meiſt von der flachen Seite gegen die Mitte des Hügels zu, und zwar ſo, daß deſſelben Länge von Abend gegen Morgen, oder von Morgen gegen Abend zugeht. Ein accurater Riß und Kupferſtich davon, würde der Einbildungskraft am beſten zu ſtatten kommen. Und vielleicht geſchieht, was wir wünſchen und hoffen.

Dieſes iſt das wenige, was wir von dieſem alten heidniſchen Grabmaale aufzuſetzen, für gut befunden. Man läßt gerne einem jeden, wie es ohnedem, bey ſo dunkeln Dingen, billig iſt, ſein freyes Urtheil. Sollte dieſe Entdeckung eine Gelegenheit geben, die andern Hügel um Merſeburg auch nach und nach zu unterſuchen, vieleicht zündete alsdann eine Entdeckung der andern einiges Licht an.

wenig, oder vieleicht gar nicht angemerkt finden wird. Die kenntlichen Zeichnungen des Köchers mit den Pfeilen, des Bogens und des Hammers oder der Streitaxt, ſind faſt untrügliche Zeichen eines Fürſten, oder ſonſt vornehmen Mannes, der etwa ein Kriegsheld geweſen. Ob ſolcher nun zu den alten Hermunduren, Thüringern, Slaven oder Sorbenwenden zu rechnen; imgleichen, ob das Grabmaal über oder unter tauſend Jahre alt zu beſtimmen ſey, dürfte ſchwer auszumachen ſeyn: ſo wenig als man aus den übrigen Figuren, ob es zum Theil Schilde, Fahnen, Arten

von

* *

VIII.

Ungebundene Ueberſetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus, nebſt den nöthigſten Anmerkungen, 2ter Theil. Caſſel, 1749, in 8vo.

Der gelehrte und fleißige Herr Groſchuff, liefert uns hier die Fortſetzung desjenigen Werkes, deſſen wir bereits im IV. Artikel des 6. Stücks und VIII. Bandes dieſes Bücherſaales gedacht haben. Diejenigen, welche in der Dichtkunſt nur prächtige Ausdrücke und verblümte Redensarten verlangen, werden dieſelben in Horazens Strafgedichten ſo wenig, als in ſeinen Briefen finden. Es herrſchet allenthalben darinnen, eine natürliche reine Schreibart, die man unfehlbar als ein vollkommenes Muſter in ſolchen Werken anſehen muß. Vieleicht hat auch Horaz dieſelbe deswegen allen andern

von Kleidung, Mützen, Pferdedecken, ob die Zäckchen Lebensjahre und dergleichen bedeuten ſollen, etwas Zuverläßiges möchte herausbringen können. Die Phantaſie thut bey ſolchen Dingen ſehr viel. Und wie wäre es, wenn die meiſten unkenntlichen Figuren nichts, als ein Einfall der Verfertiger derſelben geweſen? Man weis es ja, was unſere Steinmetzen und Maler noch heute zu Tage manchmal für wunderliche Abſchilderungen machen. Buchſtaben und Namen, oder gar Jahrzahlen ſuchen zu wollen, dürfte wohl vergebens ſeyn: wenigſtens würde man ſich ſehr vergehen, wenn man in einem heidniſchen Begräbniſſe eine Jahrzahl, nach Chriſti Geburt gerechnet, ſuchen wollte.

andern vorgezogen, damit er die Sitten der Menſchen deſto ungezwungener vorſtellen, und bey den Leſern deſto eher Eingang finden möchte. Der Hr. Ueberſetzer hat es ebenfalls bey dieſer Schreibart bewenden laſſen, und ſo gar manche Redensart aus dem Munde des gemeinen Mannes genommen, die in einer erhabenern Schreibart nicht Statt finden würde. Schmutzige Stellen, ſind mit etwas veränderten Worten; aber doch dem Sinne der Urſchrift gemäß, ausgedrückt worden. Die ganze Arbeit hat dem Herrn Ueberſetzer viel Vergnügen gemacht; und er glaubt, der Leſer werde finden, daß es der Mühe ſchon werth ſey, dieſelbe gegen das Original zu halten. Wir wollen zur Probe von jeder Art der hier vorkommenden Gedichte, ein Stück mittheilen.

Des I. Buches I. Strafgedichte an den Mäcen.

„Woher kömmt es wohl, mein Mäcen, daß „niemand mit dem Stande, wozu entweder die „Vorſehung ihn beſtimmet, oder das blinde Glück „ihn gerathen laſſen, zufrieden lebet; und daß ein „jeder diejenigen für glücklich hält, die einer von „der ſeinigen unterſchiedenen Lebensart nachgehen? „Ach! ſpricht ein abgelebter Soldat, der von vie„len Kriegsbeſchwerlichkeiten mürbe und gebrechlich „worden, wie glücklich ſind die Kaufleute! Herge„gen denkt ein Kaufmann, wenn er ſein Schiff von „ſtürmiſchen Südwinden hin und her werfen, und „zerſchmettern ſieht: wie weit iſt das Soldatenleben

„doch

„doch der Kaufhandlung vorzuziehen? Denn was „iſt dabey groß zu verlieren. Geht man auf ein„ander los, und kömmt es zum Treffen? ehe eine „Stunde vorbey, iſt man entweder knall und fall „todt, oder es erfolgt ein erfreulicher Sieg. Ein „Rechtsgelehrter, wenn er des Morgens frühe, noch „vor Hahnengeſchrey, die Clienten an die Thüre „pochen höret, hält Leute, die auf dem Lande leben, „für viel geruhiger. Hingegen ein Bauersmann, „wenn er etwa, wegen zu ſtellender Bürgſchaft, vom „Lande nach der Stadt zu gehen, ſich gemüſſiget „ſieht, ſchreyt die, ſo in Rom beſtändig ſich auf„halten, vor allen andern für glücklich aus. Die „übrigen Beyſpiele von dieſer Art ſind ſo häufig, „daß ſie den geſchwätzigen Fabius durch Erzählung „ermüden könnten. Damit ich dich aber nicht zu „lange aufhalte, ſo höre, wo ich hinaus will. „Wenn nun irgend einer von den Göttern ſagte: „Wohlan! hier bin ich, und will einmal thun, was „ihr wünſchet und begehret: Du, der du anjetzt ein „Soldat biſt, ſollſt ein Kaufmann ſeyn; und du „Rechtsgelehrter, ſollſt ein Ackersmann werden. „Nun packet euch zuſammen von hinnen, und ſchee„ret euch fort, ein jeder zu ſeinem Berufe, nachdem „ihr euern Stand und Rolle gegen einander ver„wechſelt habt. Nun, was ſtehet ihr noch? Und „ſie wollten nicht dran; gleichwohl läge es lediglich „an ihnen, glücklich zu ſeyn. Was ſollte da wohl „hindern, daß Jupiter aus gerechtem Eifer, nicht „beyde Backen gegen ſie aufbliese, und ſpräche: er „würde hinfort nicht ſo gleich ihnen aufſpringen,

„und

„und ſo geneigt ſich finden laſſen, ihre Wünſche zu
„erhören? Gleichwohl will ich dieſen ſo ernſthaften
„Gegenſtand meiner Rede nicht zum Gelächter zie-
„hen, als wollte ich nur Poſſen daraus machen:
„ob wohl es niemanden verübelt werden kann, die
„Wahrheit auch mit lachendem Munde zu ſagen;
„ſo wie die Schulmeiſter, wenn ſie ihre jungen
„Lehrlinge mit Freundlichkeit zum lernen aufmun-
„tern wollen, ihnen zuweilen etwa eine Prezel ge-
„ben; damit ſie die erſten Anfangsgründe zu faſſen
„Luſt bekommen mögen. Jedoch wir wollen, allen
„Scherz bey Seite geſetzt, im Ernſte ſprechen.
„Der Ackersmann, der das harte Erdreich mit ſei-
„nem eiſernen Pfluge umwühlet, der betrügliche
„Gaſtwirth, der Soldat, die Handelsleute, die mit
„großer Verwägenheit alle Meere durchſchiffen,
„ſagen alle: ſie übernähmen in keiner andern Ab-
„ſicht ſo ſaure Mühe, Arbeit und Beſchwerlichkeit,
„als nur, damit ſie in ihrem Alter, nachdem ſie erſt
„ſo viel vor ſich gebracht, daß ſie für ſich leben kön-
„nen, ſich dereinſt in einen ſichern und geruhigen
„Stand dadurch ſetzen möchten. Nicht anders als
„wie die Ameiſe: denn die dienet uns zum Beyſpie-
„le, ſo ein klein Thierchen ſie auch iſt, dennoch von
„großer Arbeitſamkeit iſt; die in ihrem Maule, was
„ſie nur immer kann, fortſchleppet, und zu ihrem
„Hauſen, den ſie anleget, trägt; wohl wiſſend,
„daß es ihr auf den bevorſtehenden Winter, darauf
„ſie ſich verſieht, nöthig thun werde. Jedoch, ſo
„bald der Waſſermann ihr das zu Ende gehende
„Jahr, mit Regen und Schnee vergräuelt, geht ſie

„nicht

„nicht mehr auf Nahrung aus, ſondern bedienet ſich
„weislich und ſparſam deſſen, was ſie zuvor eingeſam-
„let hatte. Dahingegen dich, du Geiziger, weder die
„brennende Hitze, noch Froſt und Kälte, ſo wenig
„die See, als das Kriegsſchwert, vom Wucher
„und Gewinne abhalten kann. Nichts muß dir im
„Wege ſeyn, nur damit kein anderer, reicher als
„du, ſeyn möge. Was hilft dirs aber, wenn du
„gleich noch ſo unermeßliche Summen Silbers und
„Goldes in großer Furcht heimlich in die Erde ver-
„gräbſt? Ja, wenn man aber immer davon ab-
„nimmt, ſo wird es zuletzt klein genug, und zu ei-
„nem geringen Pfennige werden. Allein ich ſetze
„nun den Fall, dieß geſchähe nicht: was hat denn
„der zuſammen gekratzte Haufen wohl ſchönes als-
„dann an ſich? Laß ſeyn, daß du auf deiner Tenne
„hundert tauſend Scheffel Korns ausgedroſchen:
„deswegen wird dein Magen darum doch nicht mehr
„als der meinige davon tragen; und wird dir es
„eben ſo ergehen, als einem Knechte, dem ſein Herr,
„unter denen zum Verkaufe geführten Sklaven,
„in einem von Reiſern geflochtenen Korbe, den
„Vorrath von Brod auf den Schultern ihm nach-
„zutragen gegeben; als welcher darum nichts mehr
„davon gekriegt, als der, ſo nichts zu tragen gehabt.
„Oder ſage mir, was es einem denn wohl verſchlage,
„der die Gränzen der Natur nicht überſchreitet, ob
„er hundert, oder tauſend Morgen Landes unter
„ſeinem Pfluge habe? Aber, es iſt doch was hübſches
„von einem großen Haufen immer abnehmen kön-
„nen. Gut! wenn du mir nur auch eben ſo viel

„von

„von einem kleinen Vorrathshaufen hinweg zu neh-
„men übrig lässeſt, ſo ſehe ich nicht, warum du dei-
„ne Kornmagazins, meinen Getreidekörben vor-
„ziehen wollteſt? Zum Exempel, du hätteſt nicht
„mehr als eines Kruges, oder kleinen Meßbechers
„voll Waſſer vonnöthen, und du wollteſt ſagen:
„ich möchte lieber eben ſo viel nur, aus einem großen
„Fluſſe, als aus dieſem Brünnlein ſchöpfen. Da-
„durch aber geſchieht, daß wenn jemand lüſtert,
„mehr Waſſers als ihm nöthig thut, zu ſchöpfen,
„ihn der ſchnelle Fluß Aufidus, zugleich ſamt
„dem Ufer hinweg reißt. Wer hingegen nur ſo
„viel bedarf, als nöthig iſt, der ſchöpfet weder lei-
„cht Waſſer, noch darf er ſein Leben in den Flu-
„then einzubüßen Gefahr laufen. Allein ein gut
„Theil der Menſchen, durch eitele Begierde nach
„Geld und Gut bethöret, ſpricht: man kann des
„Guten niemals zu viel haben; weil einer, ſo viel
„er hat, ſo viel und nichts mehr, er auch gilt und
„geachtet wird. Was will man aber mit ſo einem
„anfangen? Laß ihn, weil ers nicht anders haben
„will, immerhin elend ſeyn. Wie man von einem
„reichen Knicker zu Athen erzählet, daß er die Re-
„den des Volks auf ſolche Art habe pflegen in den
„Wind zu ſchlagen, und zu ſagen: Das Volk zi-
„ſchet mich zwar aus, allein zu Hauſe gefalle ich mir
„ſelbſt am beſten, ſo oft ich die rothen Füchſe in mei-
„nem Geldkaſten betrachte „. u. ſ. w.

II. Sendſchreiben, an den Lollius.

Aus dem I. Buche.

„Mein werther Lollius, du hochangeſehener „Mann, bey der Gelegenheit da du zu Rom ſchon „durch deine erſten Proben der Wohlredenheit dich „zum Wunder macheſt, und aus dem Homer, dem „Verfaſſer der Ilias, darinn er den trojaniſchen „Krieg beſchrieben, ein und anders von der Tugend „öffentlich vorträgſt, habe ich deſſen Werke, wie ich „zu Präneſte mich aufhielt, nachgeleſen. Dieſer „Dichter iſt meinem Bedünken nach, ein größerer „Meiſter in der Sittenlehre, als Chryſipp, und der „große Crantor. Denn er handelt das, was in „Anſehung der Schönheit und der Vorrechte der „Tugend, allgemeinen Beyfall; oder was in Be„tracht der Schändlichkeit und der Gefahr des La„ſters, Haß und Verachtung verdienet, weit voll„kommener und überzeugender ab, als jene beyde. „Woher ich alſo urtheile, will ich dir, falls du ſo „viel Zeit übrig haſt, alſofort ſagen. Dieſes Ge„dicht, darinn er erzählet, wie Griechenland wegen „der, auf die ſchöne Helena geworfenen Liebe ihres „Räubers Paris, mit den Trojanern in einen lang„wierigen Krieg verwickelt worden, iſt ein treuli„cher Entwurf der erhitzten Gemüther, und des un„beſonnenen Verfahrens alberner Feldherrn und „Völker. Von Seiten der Trojaner iſt Antenor, „in einer Berathſchlagung, der Meynung, man „müßte die Helene den griechiſchen Geſandten wie„der ausliefern, und alſo die Urſache des Krieges

„aufs

„aufs baldigſte wegzuräumen. Was ſagt aber der
„junge Prinz Paris dazu? Er behauptet, es könne
„ihn kein Menſch zwingen, den Frieden und die
„Wohlfahrt des Reichs ſo theuer zu erkaufen: weil
„ohne Beſitz dieſer Prinzeſſinn, er weder das Re-
„giment zu führen, noch jemals in Ruhe und Frie-
„den zu ſeyn verlangte. Von der andern Seite,
„giebt der alte griechiſche Fürſt Neſtor ſich alle mög-
„liche Mühe, die zwiſchen dem Achilles und dem
„Könige Agamemnon obwaltende Zwiſtigkeit bey-
„zulegen. Erſterer wird durch den Brand ſeiner
„Liebe erhitzt: der Zorn aber ſetzt beyde gegen ein-
„ander in Waffen, und die Völker von einem ſo-
„wohl als andern, ſind ein Opfer der Thorheiten
„ihrer Fürſten. Kurz, in der Stadt ſowohl, als
„im Lager, ſieht man nichts, denn Uneinigkeit und
„Aufruhr; nichts denn Liſt und Betrug, nichts
„denn Sünde und Schande, Eigenſinn und Bos-
„heit, Erbitterung und Wuth. Dieß alles, wie
„nämlich inner- und außerhalb den Mauern von
„Troja, Unordnungen vorgehen, enthält dieſe Ilias.
„Im Gegentheile in der Odyſſee zeiget Homer, wenn
„er uns das Beyſpiel des Ulyſſes vor Augen leget,
„was Tugend und Weisheit für Nutzen bringe.
„Denn dieſer Held, nachdem er Troja erobert, thut
„Reiſen in unterſchiedene Länder, und erlernet als
„ein kluger vernünftiger Mann, mit allem Fleiße,
„die Sitten und Gebräuche der Völker, wo er durch-
„kam. Wie er ſich gemüßiget ſah, über das weite
„wüſte Meer zu ſetzen, um mit den Gefährten ſeiner
„Siege, nach Ithaka wieder heimzukehren, mußte

beyſammen zu finden, wenn ſie dieſe kleine Schrift ſelbſt, oder wenigſtens nachfolgenden Auszug davon, zu ſehen bekommen.

Wir waren Anfangs geſonnen, durch beygefügte Anmerkungen dasjenige zu verbeſſern und zu ergänzen, was dieſer Schrift, um etwas eher vollſtändig zu heißen, ungefehr noch gemangelt hatte. Doch haben wir nachgehends für bequemer befunden, dereinſt in beſondern Ausarbeitungen und Artikeln, ſo wohl von allen denen hier beſchriebenen **Deutſchen uralten Autoren**, als auch den übrigen andern, die zu dieſer Claſſe gehören möchten, ausführlicher zu handeln. Zu dieſem Ende iſt ſchon von geraumer Zeit her der benöthigte Vorrath meiſtentheils von uns geſammlet und zu Handen geſchaffet worden; und wir hoffen gänzlich durch deſſelben Gemeinmachung den Abſichten des gegenwärtigen Werkes eine Genüge, vielen Deutſchliebenden Leſern aber eine Gefälligkeit zu thun.

Diejenigen unter ihnen, welche in dieſer Art von Studien noch nicht gar zu viel bewandert ſind, können indeſſen, was nach unſers Verfaſſers Anleitung von dieſen Materien vorißo gemeldet werden wird, ſtatt einer guten Vorbereitung dazu anſehen. Die übrigen aber werden dieſer Diſſertation den Plaß allhier nicht misgönnen, welchen ſie vor ſo manchen andern Academiſchen und gelehrten Schriften gleicher Gattung billig verdienet.

Es ſind in allem **acht** beſondere **alte Deutſche Scribenten**, von denen wir die wichtigſten Hauptſtücke in der von dem Verfaſſer beliebten Ordnung,

„er ſehr viel Noth und herbes Ungemach ausſtehen,
„ohne daß die Fluthen des Unglücks ſeine Tugend
„hätten überwältigen können. Du weiſt, was
„man von dem lieblichen Geſange der Sirenen und
„der Circe Zauberbüchern ſagt, was ſie für Händel
„machen können. Wenn Ulyſſes, mit eben ſo un-
„ſinniger Begierde, wie die von ſeinem Gefolge,
„den Bächer angeſetzt hätte; ſo würde er, unter der
„Herrſchaft eines unzüchtigen Weibes, als einer der
„ſeiner Sinnen beraubt, in Schimpf und Schande,
„da haben bleiben, und wie eine unflätige Beſtie,
„wie ein Schwein, das ſich im Kothe nur zu wäl-
„zen ſuchet, leben müſſen.

„Wir können uns in dieſer lebhaften Abſchil-
„derung des Poeten, ſelbſt erkennen, die wir auch
„nur für eine Ziffer da ſtehen, und eine unnütze Laſt
„der Erden, deren Güter wir nur einzuſchlingen ge-
„wohnt ſind, abgeben. Gleich denen lüderlichen
„Burſchen von Ithaka, die der Penelope als Cur-
„tiſans ſo fleißig die Aufwartung machten; oder
„auch wie die jungen Hofſchranzen des wollüſtigen
„Alcinous, die an weiter nichts dachten, als wie ſie
„ſich was zu gute thun, und immer im Sauſe und
„Schmauſe leben möchten; die eine Ehre darinn
„ſuchten, bis an den Mittag hinan in den Federn
„zu liegen, und bey Geigen und Reihen ihre Sorgen
„zu verſchwärmen. Diebe und Räuber ſtehen zu
„Mitternacht auf, damit ſie ſtehlen, morden und
„umbringen; und du, damit du dich ſelbſt vor
„Noth und Unglück bewahren mögeſt, willſt dich
„nicht aus dem Schlafe der Sicherheit, darinn du

„begra-

„begraben liegſt, reißen? Wenn du nicht heute
„dein Wohl beſorgen, und in geſunden Tagen vor-
„bauen willſt, ſo magſt du laufen, wenn du krank
„biſt, und die Waſſerſucht am Halſe haſt: wenn
„du nicht noch vor Tages Anbruch, dir ein Licht
„und ein gut Buch reichen läſſeſt; wenn du nicht
„mit Ernſt dein Gemüth zur Erkenntniß und Aus-
„übung der Tugend bey Zeiten anhalten, und dich
„auf gute Wiſſenſchaften, die einen erſt zum Men-
„ſchen machen, legen willſt, ſo wirſt du bald eine
„Beute, und ein Opfer deiner Lüſte werden. Neid,
„quälende Liebe, und andere böſe Neigungen wer-
„den dir ſchlafloſe Nächte machen, ja keinen Augen-
„blick in Ruhe laſſen. Sage mir einmal, warum
„eileſt du ſo, wenn dir was ins Auge gekommen,
„ſolches wegzuſchaffen? hingegen was deinen Ver-
„ſtand und dein Gemüth ſchwächet und verletzet,
„darüber läſſeſt du Jahr und Tag hingehen, ehe
„du dem abzuhelfen ſucheſt. Ein Werk iſt ſchon halb
„geendiget, ſo bald man ſich erſt daran macht. Wage
„es einmal auf dem Wege der Tugend, und thue einen
„Verſuch damit! Es iſt nur um einen guten Anfang zu
„thun: der erſte Schritt ſoll dir gelingen. Schiebt
„man aber ſeine Beſſerung, ſeinen Wandel regelmäßig
„zu machen, von einem Tage zum andern auf, ſo ge-
„hets uns wie jenem Bauer, der, wie er an das Ufer
„eines Fluſſes kam, da ſtille ſtand, und wartete, bis
„der Fluß völlig würde abgelaufen ſeyn, um ſeinen
„Weg fortzuſetzen. Allein der Strom wollte nicht
„aufhören, fließt noch immer fort, und wird wohl
„in Ewigkeit bey ſeinem Laufe bleiben ... u. ſ. w.

Der I. Brief aus dem II. Buche, an den Kaiſer Auguſt.

„Da du, allertheureſter Fürſt, ſo viele und ſo „wichtige Regimentsgeſchäffte allein verwalteſt, „Italien durch das Schrecken deiner Waffen nicht „allein ſicher geſtellet, ſondern ihm auch durch treffli„che Anſtalten einen neuen Glanz ertheilet, und es „durch heilſame Verordnungen in beſſern Stand „geſetzet: ſo würde ich wider den allgemeinen Nu„tzen handeln, wenn ich durch einen weitläuftigen „Vortrag, deine dir ſo edle Zeit rauben, und deine „hohen Angelegenheiten unterbrechen wollte.

„Romulus, Bacchus und Caſtor, benebſt ſei„nem Bruder, die nach Verrichtung ſo wundernswürdiger Thaten, endlich in den Palaſt der Göt„ter aufgenommen worden, haben ſich es ſehr zu „Herzen gezogen, daß, weil ſie auf Erden gewandelt, „und dem menſchlichen Geſchlechte doch alles Gutes „widerfahren laſſen, indem ſie die blutigſten Kriege „zu ſchlichten, Städte anzulegen, und wüſte Länder „mit neuen Anpflanzungen zu bevölkern, ſich beiſert; ſie ſehen müßten, wie die Erkenntlichkeit für „ihre beſondern Verdienſte, mit ihrem Vermuthen „ſo wenig übereinſtimmete. Herkules, ein Held, „der die lernäiſche Schlange umgebracht, und alle „die berüchtigten Ungeheuer, welche die göttliche „Schickungen ihm beſtimmet, glücklich überwälti„get, hat erfahren müſſen, wie der Neid, nicht eher, „als nach dem Tode zu tilgen geweſen. Denn wer „andern an Geſchicklichkeit und Tugend es zuvor „thut,

„thut, der bringt durch den Schimmer ſeiner Ver-
„trefflichkeiten, jener Misgunſt wider ſich auf: und
„man läßt ſeinen Ruhm nicht eher aufkeimen,
„als bis er ſelbſt durch den Tod, der Augen der
„Sterblichen entrücket worden.

„Was dich betrifft, theureſter Fürſt, ſo ertheilen wir dir in deiner Gegenwart, die bey deinem „Leben dir ſchon gebührenden göttlichen Verehrungen; und ſchwören auf den dir erbaueten Altären, „bey deinem Namen: als genug überzeugt, daß weder jemals auf der Welt etwas geſehen worden, „noch zu ſehen ſeyn werde, ſo dir gleich komme. „Jedoch urtheilet dieſes dein Volk, welches in dem „einen Stücke, daß es dir vor allen römiſchen und „griechiſchen Generalen, den Vorzug zuerkennet, „ſo gerecht und weislich handelt, nicht eben von dem „übrigen allen nach gleicher Billigkeit: denn was „der Erden nicht entrücket iſt, noch ſeine Zeit hier „auf der Welt ausgedauert hat, das ſieht es überhaupt mit Verachtung und Haß an. Das römiſche Volk iſt für das Alterthum dermaßen eingenommen, daß es darauf ſchwören ſollte: unſere „Geſetze der XII. Tafeln, die von den Zehnmännern, „zu Einrichtung guter Sitten in den Schwang gebracht worden, unſerer Könige mit den gabiſchen „Bürgern, oder mit dem Tatius, Könige der wilden Sabiner, getroffene Bündniſſe, die Jahrbücher der Hohenprieſter, und die geſchriebenen „Weißagungen unſerer alten Seher, wären auf „dem albiniſchen Hügel, von den Muſen ſelbſt, „ausgeſtrochen worden.

„Wenn aber, ſo wie von griechiſchen Schriften „die älteſten die beſten ſind, man auch die römiſchen „auf gleicher Wagſchale, abwägen, und ſie darnach „ſchätzen will; ſo lohnet es nicht die Mühe, viel „davon zu ſagen; und würde es eben ſo ungereimt „herauskommen, als wenn man behaupten wollte, „in der Olive ſey kein harter, in der Nuß kein wei„cher Kern. Wenn ſie ſprechen: wir Römer ſind „zum höchſten Gipfel des Glücks geſtiegen, und ha„ben es in der Maler- Singe- und Ringekunſt viel „weiter gebracht als die Griechen, ſo ſehr dieſe ſich „auch darinn bearbeitet. Allein, wenn es mit den „Gedichten ſo beſchaffen iſt, wie mit den Weinen, „welche Zeit und Alter immer beſſer macht: ſo möchte „ich gern wiſſen, von wie viel Jahren her, man ei„gentlich rechnen müſſe, daß unſere Schriften ihren „rechten Werth erhalten? Ein Schriftſteller, der „ſeit hundert Jahren todt iſt, ſoll der noch zu den alten „noch vollkommenen Scribenten gerechnet werden? „oder gehöret er zu den Stümpern der neuen Welt? „Wir müſſen doch wenigſtens, um den Zank zu en„digen, eine gewiſſe Zeit des Anfanges zum Grun„de ſetzen.

„Du ſprichſt, ein Scribent der hundert Jahre „vorüber hat, kann ſchon für alt- und ächt paſſiren. „Hor. Allein wie? wenn einem an den hundert „Jahren ein Monat, oder ein Jahr abgeht, inwel„che Claſſe willſt du ihn dann ſetzen? Soll man ihn „zu den alten Dichtern zählen? oder in die Zahl „derjenigen bringen, welche die gegenwärtige Zeit „verwirft, und welche in nachkommenden Läuften

„ſich

„ſich eben ſo wenig Anſehen zu verſprechen haben?
„Antw. Darauf kömmt es nicht an, ob einer einen
„Monat weniger hat, wäre er auch um ein ganzes
„Jahr jünger, ſo gebühret ihm doch mit allem
„Rechte der Rang unter den Alten. Hor. Wohlan.
„ich nehme das für bekannt an, und ziehe, wie je-
„ner beym Sertorius, die Haare dem Pferde aus
„dem Schwanze allmählich nach einander ausrupfte,
„alſo auch hier, ein Jahr, und abermals eines
„ab, ſo lange, bis ein ſolcher, der ſtets zu ſeinen
„Zeitbüchern und Calendern zurück läuft, Verſtand
„und Geſchicklichkeit nach der Menge der Jahre
„nur abmißt, auch nichts höher achtet, als nur
„Schriften, die die Göttin Libitina geheiliget, und
„verehrungswürdig gemacht; nachdem er ſeine zu-
„ſammen geſtoppelten Gründe, einzeln nach einan-
„der zernichten ſieht, mit ſamt dieſem mächtigen
„Haufen einſtürzet. Ihr Ennius, der ſich ſonſt ſo
„weiſe, und ſo ein tapferer Soldat; auch ein ande-
„rer Homer zu ſeyn dünket, wenn man es anders
„den Kunſtrichtern glauben ſoll: ſcheint ſich in ſei-
„nen Verſen wenig darum zu bekümmern, wie er
„ſein Verſprechen, zuſammt den pythagoräiſchen
„Träumen, wahr machen und erfüllen möchte.
„Des trefflichen Poeten Nävius Schriften, lieſt
„man wenig mehr, weil man ihn faſt auswendig
„kann, eben ſo gut, als wenn er einer von den
„neuern wäre; ſo heilig, ſo verehrungswürdig,
„hält man ein jedes altväteriſches Gedicht. Und
„ſo oft man darüber ſtreitet, welcher von beyden
„Tragödienſchreibern ein größerer Dichter ſey,

„Accius, oder Pacuvius: ſo ſteht man allemal die„ſem neunzigjährigen Alten eine tiefe gründliche „Einſicht in Wiſſenſchaften, jenem einen erhabenen „dichteriſchen Geiſt, zu. Niemand iſt in Abrede, „daß des Afranius lateiniſche Luſtſpiele, des griechi„ſchen Menanders ſeinen nicht ſo ähnlich ſehen, als „wenn dieſer ſie in griechiſcher Schreibart aufgeführet hätte. Daß Plaut den ſicilianiſchen Epicharm „zum Muſter gehabt, und ihm in der Nachläßig„keit ganz genau nachahme: daß Cäcil geiſtiger „ſchreibe, und rührendern Stoff auserleſen, als an„dere Dichter; Terenz hingegen in Einrichtung der „Gedanken, mehrere Kunſt anwende.

„Dieſes nun ſind die Poeten, die Rom auswen„dig lernet, und welchen dieſe gewaltige Stadt auf „ihren Schaubühnen, in großem Gedränge, ihre „Aufmerkſamkeit gönnet: dieß ſind die einzigen, die „ſie als ächte Dichter aufzuweiſen hat, von des „Livius Andronicus Zeiten an, bis auf unſere „jetzigen „. u. ſ. w.

Das Werk von der Dichtkunſt iſt im Deutſchen ſo bekannt, daß wir es für überflüſſig halten, auch davon eine Probe herzuſetzen.

* *

Gelehrte Neuigkeiten.

Wir haben noch einige Stücke nachzuholen, die man uns ſchon vor einiger Zeit in der Abſicht zugefertiget, daß wir ſie ankündigen möchten. Wir wollen ſie alſo namhaft machen. Es ſind

1) Job.

1) Joh. Heinrich Drümels Neue Gramatik der lateiniſchen Sprache. Regenſpurg, gedruckt und verlegt von den Gebrüdern Zunkel. in 8. 1747. Der Hr. Verfaſſer hat die rühmliche Abſicht, die ſchon ſo viele geſchickte Schulmänner gehabt haben, das liebe Latein der Jugend leichter zu machen, und ſie in drey Jahren zum reden und ſchreiben geſchickt zu liefern. Dazu gehören ſeiner Meynung nach drey Bücher: I. eine leichtere Grammatik, und die liefert er hier; II. ein Wörterbuch von beſondrer Art, und III. ein Handbuch. Von dieſen beyden erklärt er ſeine Meynung in der Vorrede. Es iſt nicht zu leugnen, daß verſchiedenes ſehr wohl gegründetes darinnen vorkömmt. Es wäre nur zu wünſchen, daß der Herr Verfaſſer im Deutſchen etwas richtiger wäre. Z. E. in der Vorrede ſagt er ausdrücklich: Weiß heißet *albus et ſapiens.* Wer hat das jemals gehöret? Weiß iſt nicht weiſe. Und ſo lächerlich es wäre, den weißen Sokrates zu nennen, weil es keinen ſchwarzen giebt; ſo wunderlich würde ein weiſer Schnee ſeyn. Gleichwohl ſchreibt der Hr. Verfaſſer eine weiſe Wand, d. i. Murus ſapiens. Eben ſo hat er auf der 1ſten Seite der Vorbereitung viele grammatiſche Kunſtwörter ganz anders, als unſre Sprachlehrer genennet. Da kommen nun z. E. Spahrwörter vor, welche wohl niemand für participia anſehen würde. Sonſt ſchreibt der Herr Verfaſſer allemal zuſam, für zuſammen, ſezen für ſetzen, Burger für Bürger. Die Pedes in Verſen nennet er Schritte, u. d. gl. Indeſſen was das Latein betrifft, kann er der Jugend ſchon nützliche

Dienſte thun. Der Druck iſt ſauber, und macht den Verlegern Ehre.

2) Johannis Secundi opera. Pariſiis ſumtibus Societatis, 1748, 12. Wenn gleich der Titel Paris zum Orte des Druckes angiebt: ſo iſt doch dieſes Paris nicht weiter, als fünf Meilen von hier entfernet. Altenburg, und darinn die wohleingerichtete Richteriſche Buchhandlung und Buchdruckerey hat uns dieſe ſaubere Ausgabe, eines der beſten neuern lateiniſchen Dichter geliefert; die in der That vielen pariſiſchen Ausgaben trotzen kann. Die Aufſicht über den Druck hat der gelehrte Herr M. Raniſch gehabt; obwohl er ſich aus Beſcheidenheit damit nicht breit gemachet. Wenn der Hr. Verleger den Vorſatz faſſete, uns auch die andern neuen lateiniſchen Dichter, in eben dem Formate zu liefern; wie man, uns in Berlin die alten lateiniſchen Schriftſteller in einerley Formate drucken läßt: ſo würden wir allmählich eine artige poetiſche Handbibliothek bekommen. Man könnte auf dieſen Fall von den alten deutſchen Dichtern, die lat. geſungen, den Anfang machen, und uns den Hutten, Lotichius, Sabinus, Friſchlin, Baudius, Grotius, Balde, Herm. Buſch, Eobanus Heſſus, Stigelius, Corvinus, u. a. m. liefern; und wenn dieſe gut abgiengen, ſodann auch die Ausländiſchen als einen Buchanan, Mantuan, Vida, Strozza, Rapin, u. a. m. hinzuthun.

3) Gedächtnißrede auf die vor vierhundert Jahren geſchehene Erhebung des Durchl. Mecklenburgiſchen Regentenhauſes zur Reichsherzoglichen Hoheit, in höchſter Gegenwart der Durchl. Herrſchaft

auf

auf der akademiſchen Katheder zu Roſtock am 17ten Apr. 1748. gehalten, von Angelius Joh. Dan. Aepinus, herzogl. ordentl. Lehrer der Redekunſt, und der Kön. Deutſch. Geſ. zu Gr. Mitgliede. 1748. in gr. 8. Der Inhalt dieſer Rede zeiget ſich auf dem Titel zur Gnüge. Der Herr Profeſſor Aepinus hat ſich darinn ſowohl als einen guten mecklenburgiſchen Patrioten, und deutſchen Geſchichtkundigen, als ſtarken Redner erwieſen. Er ſchreibt männlich und edel, und wenn man einige gar zu hochgetriebene ſuperlativiſche Titulaturen ausnimmt; ſo herrſchet durchgehends ein geſunder und richtiger Geſchmack darinnen.

4) Die Führung der Menſchen, nach der Klugheit der Welt, und nach dem Rathe Gottes in einer Abſchiedspredigt zu Plauen, 1748, nebſt einem Auszuge aus D. Hoe von Hoenegg, Vale cariſſima Plavia, herausgegeben von D. Joh. Chriſtian Stemmlern, Fürſtl. Sächſ. Conſiſtorialrathe und Gen. Sup. des Fürſt. Altenburg; imgleichen

5) D. Joh. Chriſtian Stemmlers (p. t.) erſter Segen des Evangelii Jeſu, welchen er in zwo Anzugspredigten, und in einer Friedenspredigt, zu Altenburg ſeinen anvertrauten Gemeinen vorgeleget. Altenburg, bey Paul Emanuel Richtern, 1749 in 4. Alle dieſe Stücke zeigen uns eben die männliche und ſtarke geiſtliche Beredſamkeit, die wir ſchon aus andern Proben unſers Hrn. D. Stemmlers vor dieſem angeprieſen haben. Der Druck iſt ſo ſchön und ſauber, als man es nur wünſchen kann.

5) Samm-

mit Anzeigung der Titul ihrer Werke, hieher ſetzen wollen.

1. *Quatuor D. N. Jeſu Chriſti Evangeliorum Verſiones perantiquae duae*, Gothica *ſcilicet*, & Anglo-Saxonica. *Quarum* illam *ex celeberrimo* Codice Argenteo *nunc primum depromſit* FRANCISCVS IVNIVS, *F. F.* Hanc *autem ex Codicibus MSS. collatis emendatius recudi curauit* THOMAS MARESCHALLVS, *Anglus. Cuius etiam obſeruationes in vtramque verſionem ſubnectuntur. Acceſſit &* Gloſſarium Gothicum: *cui praemittitur* Alphabetum Gothicum, Runicum, &c. *Opera eiusdem* FRANCISCI IVNII. Amſtel. 1684. 4.

Die Gothiſche Dollmetſchung der vier Evangeliſten gehöret vor dießmahl alleine zu den Abſichten des Verfaſſers; und daher hat er von der Angel-Sächſiſchen nichts gemeldet. Vor den Urheber derſelben giebt man insgemein den Ulphilas, *) einen Gothiſchen Biſchof, in der Landſchaft Moeſien, an, der in dem vierten Jahrhundert gelebet. Philoſtorgius ſetzet ihn in die Zeiten des Kayſers Conſtantini M. zu Anfang deſſelben; andere aber machen ihn um einige funfzig Jahre jünger, und ſagen

*) Auſſer dem was *Mareſchallus, Caue, Oudin, le Long* und andere von dieſem Manne aufgezeichnet, iſt M. *Georgii Friderici Heupelii* zu Wittenberg A. 1693 gehaltene Diſſ. de VLPHILA, ſeu Verſione IV. Evangeliſtarum Gothica beſonders werth geleſen zu werden; von welcher wir zu anderer Zeit reden wollen.

5) Sammlung der neueſten deutſchen Schriften, welche bey Gelegenheit hoher Feſtivitäten im Collegio Carolino, nach und nach herausgekommen ſind. Braunſchweig, bey Friedr. Wilh. Meyer, 1749, in 8. Dieſe kleine Sammlung beträgt zwar nur 10 Bogen, doch beſteht ſie aus lauter erleſenen Stücken. Es ſind theils Reden, theils Gedichte, die auf der Hochfürſtlichen Ritterakademie zu Braunſchweig einzeln gehalten und verfertiget worden; die aber alle der Durchl. Herrſchaft daſelbſt zu Ehren gereichen. Man ſieht ſowohl in der Beredſamkeit als Dichtkunſt hier den beſten Geſchmack herrſchen; und die daſelbſt ſtudirende Jugend muß ſich durch ſolche Stücke ohne Zweifel ein edles Bild von beyden eindrücken; welches ihr hernach lebenslang vor Augen ſchweben wird: wo anders Horazens Ausſpruch wahr iſt, daß das, was man in der Jugend lernet, ſehr tiefe Spuren nach ſich zu laſſen pflegt.

6) Die angenehme Geſtalt der Gläubigen in ihrem Tode, bey dem Leichenbegängniß Fr. Barb. Eliſ. von Licke, geb. von Lüttichau ꝛc. vorgeſtellet, von Abr. Gottlob Roſenberg, den 25ten Febr. 1749. Jauer, bey Müllern, in Fol. Der berühmte Herr Ueberſetzer Saurins, liefert uns hier eine ſchöne Probe ſeiner eigenen Beredſamkeit. Hier herrſchet keine gekünſtelte, ſondern eine natürliche Wohlredenheit; keine mit Spielwerken erfüllte, ſondern eine vernünftige und doch lebhafte Schreibart; kurz ein männliches Weſen, welches ſeiner ungezwungenen Wahrheiten, und tüchtigen Beweiſe wegen, rühret, gefällt und einnimmt. Wir haben die Verſicherung erhal-

erhalten, daß der ehrw. Hr. Verfaſſer die Ueberſetzung der letzten Theile der Sauriniſchen Predigten, die er eine Zeitlang andern zu überlaſſen geſchienen, wieder vor die Hand nehmen, und dadurch das Verlangen derjenigen Leſer ſtillen werde, die lieber alles von einer und derſelben Feder leſen möchten.

7) Prüfung derjenigen Gründe, womit Hr. Ge. Fr. Meier, öffentlicher Lehrer der Weltweisheit zu Halle, die Vernunft der Thiere in dieſem und jenem Leben erweiſen will. Nebſt einem Anhange, worinn die Schrift: Amuſement philoſophique ſur le language des bêtes beurtheilet wird, von M. Joh. Jac. Plitt. Caſſel, verlegts, Cramer 1749. In Dingen, die der natürlichen Vernunft zu unterſuchen überlaſſen ſind, ſteht es frey, gegenſeitige Meynungen zu behaupten, wenn ſolches mit Höflichkeit und Gründlichkeit geſchieht, ſo daß keine unzeitige Tadelſucht darinnen herrſchet: wodurch oft junge Leute ihren Ruhm, auf den Ruin eines ältern Ruhmes ihrer Lehrer, zu bauen ſuchen. Gegenwärtige Prüfung ſcheint uns ſo beſcheiden als gründlich zu ſeyn; und ihr Verfaſſer liebt die Wahrheit ſo ſehr, als den Gegner, den er ſich erwählet. Dieſer wird ſichs alſo nicht zugegen ſeyn laſſen, daß man ſich gegen ihn eben der Rechte bedienet, deren er ſich gegen andre, obwohl nicht allemal mit gleichen Abſichten, angemaßet hat.

8) Schauſpiele, welche auf der Schönemanniſchen Schaubühne aufgeführet werden, vierter Theil. Braunſchweig und Leipzig, 1749, 8. In

dieſem

diesem IV Bande sind enthalten. 1) Regulus, ein Trauerspiel von Pradon. Es ist aber hier eine neue Uebersetzung, die von der vormaligen Dresdenischen, welche König eine Weile für die seine ausgegeben hat, ganz unterschieden ist. 2) Cäsars Tod, ein Trauerspiel des Hrn. Voltaire. Der Uebersetzer hat sich nicht genennet. 3) Demokrit, ein Lustspiel des Herrn Renard, von H. G. Kochen. 4) Die Familie, ein Lustspiel von einer Handlung, aus dem Französischen. 5) Die Verstandsucherinn, ein Lustspiel aus dem Herrn Favard. 6) Der betrogene Kadie, ein Nachspiel. Bey den letzten Stücken, fällt uns in die Augen, daß man unvermerkt auf unsern Bühnen, in den Irrthum fällt, daß alles, was nur aus dem Französischen übersetzt ist, schon gut sey: ein Irrthum, der unsre Bühnen und Buchläden schon mit einer Menge schlechter Bruges überschwemmet hat, und noch täglich überschwemmet wird, wenn man nicht die Regeln einer vernünftigen Schaubühne sich besser bekannt machen wird, ehe man sich zum Uebersetzer aufwirft. Aber daran denken die wenigsten, die sich in dieß Handwerk mengen. Daher kommen hernach die vermögenen Urtheile solcher Vorreden, die alles was deutsch ist, verachten, und alles was Französisch ist, bewundern: wenn sie gleich den Mangel ihrer Einsicht, durch die schlechte Wahl ihrer Stücke, handgreiflich verrathen. Denn wenn es gleich überhaupt wahr ist, daß die französische Bühne besser, als die engländische und welsche ist: so schließt doch solches nicht auf alle französische

ſische Stümper im Handwerke; die alle ihre Träume auf die Bühne bringen, oder doch drucken lassen. Wir haben geglaubt, daß wir auch bey dieſer Gelegenheit, ſolche Anmerkung machen könnten, die ſich eigentlicher zu einer andern Sammlung von Luſtſpielen geſchicket hätte.

9) Unſer berühmter Herr Hofrath Menke fähret fleißig fort, ſeine Miſcellanea Lipſienſia nova ad incrementum Scientiarum ans Licht zu ſtellen, dabey er die Verfaſſer der lateiniſchen Actorum Erud. zu Gehülfen hat. Er hat uns von dem VII Bande, den 2ten und 3ten Theil geliefert. In beyden trifft man recht auserleſene Abhandlungen der gelehrteſten Männer, von Schriftſtellen, Alterthümern, Anmerkungen über alter griechiſcher und römiſcher Autoren ſchwere Stellen, hiſtoriſche Unterſuchungen, Nachrichten von ſeltenen Büchern, und Briefe gelehrter Männer, an. Unſer Raum leidet es itzt nicht, alle dieſe Stücke, und ihre Verfaſſer namhaft zu machen. Wir ſind aber verſichert, daß alle Leſer derſelben, der Fortſetzung ſolcher Sammlung begierigſt entgegen ſehen.

10) Vorläufiger Bericht, von der evangeliſch-lutheriſchen Schule zu Hanau, zu einiger Benachrichtigung derer, denen daran gelegen ſeyn könnte, ausgefertiget von Georg Adam Junkern, Rectorn. Auf Koſten, Phil. Bernh. Spenets, Hanau, 1759, in 4. Auch am Rheine wächſt die Aufmerkſamkeit auf das Beſte der Schul-

jugend

jugend. Die gegenwärtige Schrift leget eine deutliche Probe davon ab, was vernünftige Lehrer derselben für Einsicht und Eifer besitzen müssen; und wie viel Gutes sie damit stiften können. Was haben wir nicht für aufgeklärte Zeiten zu hoffen, wenn solche rechtschaffene Männer, als Herr Rector Junker ist, von den Obrigkeiten jedes Ortes sattsam unterstützet werden!

11) Trauerde, als der Magnificus Hochedelgebohrne Vest und Hochgelahrte Herr Joh. George Döhler, beyder Rechten Doctor, der sämmtl. hochgebohrnen Grafen und Herren, älterer und jüngerer Linie Reußen, hochbetrauter gemeinschaftsrath, resp. Kanzler, Consistorialpräsident, und des gemeinschaftlichen Gymnasii erster Aufseher ꝛc. ꝛc. beerdiget wurde, von D. Johann Christoph Pfeifern. Der Hr. D. Pfeifer behauptet auch in dieser Rede, den Ruhm eines Mannes, welcher die Gottesgelahrheit und Weltweisheit, mit allen vorzüglichen Gaben eines großen Redners zu verbinden weis. Dieses Lob wird ihm niemand streitig machen, dem die Meisterstücke seiner Arbeit bekannt sind. Seine Sprache ist von der Denkungsart derjenigen weit entfernet, die die elende Kunst verstehen, wichtige Sätze und falsche Schlüsse unter ein einander zu werfen, um blöden Augen einen Dunst vorzumachen. Kurz, man kann von der Vergänglichkeit aller Menschen, und von dem großen Vorzuge, den die Frommen im Tode vor den Gottlosen haben, nichts gründlicheres, und in edlern Gedanken und schönern Ausdrücken vorgetragen lesen.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des IX. Bandes 6. Stück.

Lk 1785 1:2:1

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Brachmonath 1750.

ROUSSEAU.

L'amour du Vray me fit lui seul Auteur,
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

De l'Eſprit des Loix, ou du Rapport, que les Loix, doivent avoir, avec la Conſtitution de chaque Gouvernement, les Moeurs, le Climat, la Religion, le Commerce etc. Nouv. Edition. Revüe et corrigée, avec des changemens conſiderables, donnés par l'Auteur, T. I, II, III. A Geneve chez Barillot et fils, 1749. D. i. Des Präſidenten von Montesquiou, Abhandlung von der Art und Natur der Geſetze; neue, verbeſſerte und merklich veränderte Auflage ꝛc. in gr. 8. Drey Bände.

Der berühmte Namen des Hrn. Verfaſſers dieſes Werkes, der, ob er gleich nicht auf dem Titel deſſelben ſtund, dennoch bald überall bekannt geworden, hat der erſten Ausgabe deſſelben einen allgemeinen Ruf, und ſo ſchleunigen Abgang verſchaffet: daß man ſich nicht nur genöthiget geſehen, bald eine neuere zu machen; ſondern auch an verſchiedenen Orten an Ueberſetzun-

gen desselben gedacht. Es ist zwar das allgemeine Schicksal aller Bücher, daß sie eine gute, und eine böse Seite haben: welche aber insgemein ihren Lesern nur einzeln in die Augen fallen, nachdem sie so oder so gesinnet sind. Doch sonderlich haben die französischen Schriften, wenn sie zumal von ansehnlichen Verfassern herrühren, und irgend einen blendenden Titel führen, in auswärtigen Landen, anfänglich ein erstaunliches Glück. Das gar zu günstige Vorurtheil für den Geist und Witz der Franzosen, wird alsdann auf einmal rege, und zeiget gleichsam eine doppelte Kraft. Man bewundert die Ueberschrift, zumal wenn sie ein wenig dunkel und unverständlich ist; man findet Geheimnisse darinn, und vermuthet ihre Erklärung in dem Werke selbst anzutreffen. Hat nun vollends der Verfasser einen grosen Titul, hat er zwanzig und mehr Jahre daran gearbeitet; hat er eine angenehme Schreibart: so überraschet alles dieses die ohnedem geschworenen Bewunderer des Französischen, dergestalt; daß sie lauter Wunderwerke angetroffen zu haben glauben, und dieselbe allen Menschen ausposaunen. Man darf sich nur von neuern Sachen auf Crebillons Catilina, auf des Abts le Blanc Briefe über die Engländer, auf des Canzlers Burre Geschichte der Deutschen, und sodann auf dieses Präsidenten von Montesquieu Esprit des Loix besinnen: so wird man vollkommen meiner Meynung seyn.

Dieß ist das Schicksal solcher Bücher, so lange sie neu sind, und die erste Hitze der Bewunderung noch währet. Allein so bald die, durch einige gleißende

Schön-

Schönheiten gewirkte Verblendung ein wenig nachläßt; ſo bald nachſinnende Leſer in das Innere ſolcher Werke ein wenig tiefer eindringen; ſo bald gute Kenner den Grund und die Einrichtung derſelben auf die Probe ſtellen: ſo verliert ſich oft die gar zu vortheilhafte Meynung davon, ſo ſie anfangs gleichſam überraſchet hatte, gänzlich; oft aber mildert ſie ſich doch um ein vieles, und geräth wenigſtens auf einen nur mittelmäßigen, aber deſto vernünftigern Grad des Beyfalles. So iſt es einigen von eben benennten Büchern; ſo iſt auch dieſem Eſprit des Loix gegangen. Der ziemlich räthſelhafte, aber eben deswegen vielen ſehr reizende Titel, hat unſre lieben Deutſchen anfänglich ſehr eingenommen (*). Sie haben ſich Wunder eingebildet, was ſie für eine tiefſinnige Staats- und Rechtslehre darinnen antreffen

(*) Das liebe Wörtchen Eſprit iſt bey denen Herren Franzoſen ein rechter Scherwenzel, der ſich allenthalben muß brauchen laſſen. Man darf nur den Furetiere nachſchlagen, ſo wird man über die Menge der Bedeutungen, die es hat, oder haben ſoll, erſtaunen. Man iſt aber mit den alten nicht zufrieden, ſondern giebt ihm täglich neue: wie der Titel dieſes Werkes zeiget. Diejenigen irren ſich nämlich, die ihn von dem Witze, oder Ingenio verſtehen. Denn was heißt wohl Ingenium Legum? d. i. der Witz, oder der Geiſt der Geſetze? Das iſt ja ein rechtes Blictri. Es könnte alſo der Titel dieſes Werkes noch eher, de indole Legum, lateiniſch gegeben werden; daher wir es eben, von der Art oder Natur der Geſetze, gegeben haben. Vielleicht aber drückt auch dieſes den an ſich dunkeln, und unergründlichen Gedanken des Verfaſſers nicht völlig aus: der uns muthmaßlich, mit einem ſolchen Je ne quoi! nur Staub in die Augen werfen wollen.

gen mit gröſſerer Wahrſcheinlichkeit, er habe erſt unter der Regierung des Valens gelebet. Anfangs bekannte er ſich zu der rechtgläubigen Kirche: Nachgehends aber hielte er es mit den Arianern, und brachte deren Lehrſätze auch ſeinem Volke bey. Damit hat er ſich bey ſeiner, zuvor wilden und ungeſchlachten Nation, unſterblich verdient gemachet, daß er, nebſt der Chriſtlichen Religion, ihnen auch einigen Geſchmack von Wiſſenſchaften mitgetheilet, und ſie zu gelindern Sitten angeleitet. Dieſes aber übertrifft alles andere, daß er ſich der groſſen Mühe unterzogen, und zum beſten ſeiner Landsleute die ganze H. Schrift in ihre Mutterſprache *) überſetzet, und mit Buchſtaben aufgeſchrieben, welche er ſelbſt allererſt erfunden. Einige geben, ob wohl ohne zulänglichen Grund, vor, Ulphilas hätte allein die Bücher der Könige aus dem alten Teſtament unüberſetzt gelaſſen, aus Furcht, es möchte die Leſung derſelben dieſe ohne dem allzukriegeriſche Nation, durch die daſelbſt befindlichen Exempel noch mehr zur Liebe des Streits anfeuren.

Es iſt aber höchlich zu bedauren, daß das Schickſal, und die ſo unruhigen älteren Zeiten, von alle dieſem koſtbaren Schatze, mehr nicht als einen, in Anſehung des Ganzen, wenigen Theil deſſelben auf die Nachwelt kommen laſſen. Dieſer Theil begreift eben die auf dem Titel gemeldete Uberſetzung von

*) Man ſehe des berühmten Herrn Joh. George Wachters ſchöne Abhandlung *de Lingua Codicis Argentei*, in den *Miſcellaneis Berolinenſibus*, Cont. I. Part. I. n. 3. p. 40—47. und unſern Auszug daraus in dem 1. Stück dieſer Beyträge.

würden; bis ſie endlich nach einigem leſen, und aufmerkſamen Durchblättern des ganzen Buches, theils überhaupt den Mangel der Methode, theils hin und wieder der Gründlichkeit, theils auch an vielen Orten der Wahrheit, wahrgenommen haben. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ſowohl in Frankreich, als in England, ſchon ſehr ſtarke Prüfungen und Widerlegungen dieſes Werkes ans Licht getreten ſind (*). Wir haben im Deutſchen längſt ein weit gründlicher, und angenehmer Buch von dergleichen Materie, an Joh. Adolph Hofmanns Gedanken, von der wahren und falſchen Staatskunſt, gehabt. Allein, weil es das Unglück hat, nur ein deutſches Buch zu ſeyn; und weil es von keinem großen Präſidenten geſchrieben worden: ſo mag kein galanter Weltmann ſolches leſen. Was franzöſiſch iſt, das iſt doch viel artiger und beſſer; und wenn es gleich oft noch ſo ſchlecht wäre!

Doch, wir wollen dieſes Buch an ſich, nicht ſo wohl ganz niederſchlägen, ſondern nur von der unmäßigen Hochachtung, die einige dagegen geheget haben,

(*) Erſtlich iſt in den Memoires de Trevoux eine Beurtheilung deſſelben herausgekommen, dagegen der Verfaſſer ſich in einer Defenſe de l'Eſprit des Loix vertheidiget hat. Hernach aber ſind auch im Engliſchen zwo Widerlegungen davon ans Licht getreten. I. Examen of the dangerous Principles, contained in a Book, lately publiſhed, entidled *Eſprit des Loix.* II. Enquiry into the Nature of the Roman Law, ſo far as it has Connexion with the Conſtitution of their civil Government: Wherein is Particularly ſhewn the groſs Blunder, the Author *de l'Eſprit des Loix*, is fallen into, on that Head.

haben, auf ſeinen wahren Werth herunter ſetzen. Es hält allerdings ſehr viele Materien, ſehr viele Beleſenheit, eine groſſe Kenntniß der Welt, und viele Betrachtungen über die verſchiedenen Regierungsarten alter und neuer Völker in ſich. Es beſteht aus einer Menge von Büchern, deren der erſte Band allein XIII. der zweyte, XI. und der dritte noch VIII. begreift: ſo daß das ganze Werk, drey mäßige Octavbände, in allem XXXI. in ſich hält. Jedes von dieſen Büchern hat nun nach Gelegenheit wieder X. XV. XX. XXV. XXX. XL. ja mehr Capitel in ſich. Die Ungleichheit derſelben iſt auch ſo ungemein, daß z. E. das I. B. nur drey, ja das 27ſte Buch nur ein einziges Capitel hat; das unmittelbar folgende 28ſte aber eine Menge von XLV Capiteln in ſich faſſet. Die Ordnung und der Inhalt derſelben, iſt auch oftmals theils ſehr willkührlich, theils ganz unbegreiflich: und bisweilen ließen ſich auf gleichen Schlag, noch eine Menge eben ſolcher Materien einſchalten, die dem Zuſammenhange ſeines Lehrgebäudes wenigen oder keinen Eintrag thun würden. Ob dieſes einen vortheilhaften Begriff von der Methode des Verfaſſers geben könne, überlaſſen wir unſern Leſern; zumal denen, die das Buch ſelbſt in Händen haben. Nach unſrer wenigen Einſicht können wir eben nicht ſagen, daß der Verfaſſer bey ſeiner Abtheilung den ſtrengſten Regeln der Vernunftlehre gefolget ſey.

In der Vorrede findet man ſonſt insgemein, was einen Scribenten zu ſchreiben veranlaſſet, die Lehrart, der er ſich bedienet, die Gränzen, ſo er ſich

geſetzet, und die Abſichten, die er zu erreichen geſucht hat. Allein, in dieſer findet man nichts von dem allen. Es iſt ein witziger Jeu d'Eſprit, den man eher einem 20jährigen flüchtigen Franzoſen, als einem 20jährigen Präſidenten zugetrauet hätte. Er ſagt: „Wenn ja, unter der unendlichen Menge von Dingen, die ſein Buch enthielte, etwas wäre, ſo jemanden beleidigen könnte: ſo habe er doch nichts in böſer Abſicht geſchrieben. Er habe von Natur keinen tadelſüchtigen Geiſt (Eſprit). Plato hätte dem Himmel gedanket, daß er zu des Sokrates Zeiten gebohren worden: Er aber thäte es, weil er ihn unter der franzöſiſchen Regierung hätte das Licht erblicken laſſen „. Vor welches Buch hätte ſich dieſer Anfang einer Vorrede nicht eben ſo gut ſetzen laſſen? Er bittet ſich ferner, bey dem Leſer eine Gnade aus, darüber er eine abſchlägige Antwort beſorget. Man ſolle eine Arbeit von 20 Jahren nicht im Augenblicke beurtheilen; oder anſtatt einiger Redensarten, das ganze Buch entweder billigen, oder verdammen. Die Abſicht des Verfaſſers laſſe ſich nur in der Einrichtung des Werkes entdecken „. Hätte er uns aber dieſe nicht kürzlich in der Vorrede bekannt machen können? Doch es ſcheint, er wolle es thun: und es iſt billig, daß wir ihn hören.

„Ich habe zuerſt die Menſchen unterſuchet, und geglaubet, daß dieſelben bey der unendlichen Menge von Geſetzen, und Sitten, nicht bloß durch die Phantaſie geleitet würden. Ich habe Gründe gelegt, und gefunden, daß ſich die beſondern Fälle gleichſam von ſelbſt in die Falten gelegt; daß alle

Völker

Völker Geschichte nur die Folgen davon wären, und jedes Gesetz entweder mit einem andern verbunden, oder von einem allgemeinern abhängend sey. Wenn ich zum Alterthume gerufen ward, habe ich den rechten Sinn (Esprit) desselben zu fassen gesucht, um wirklich verschiedene Fälle nicht für ähnlich anzusehen; und die Unterschiede der ähnlichen nicht zu verfehlen. Ich habe meine Grundsätze nicht aus meinen Vorurtheilen, sondern aus der Natur der Dinge gezogen „.

Sieht dieß alles aber nicht mehr einer Lobrede auf sich selbst, als einer Erklärung seiner Absichten, und seiner Lehrart ähnlich? Allein er fähret fort.

„Hier werden viele Wahrheiten sich dann erst zeigen, wenn man die Kette wird gesehen haben, die sie mit andern verbindet. Jemehr man auf die weitläuftige Ausführung sehen wird, desto besser wird man die Gewißheit der Grundsätze empfinden. Man wird hier nicht einmal alle Folgerungen finden: denn wer könnte, ohne einen tödlichen Ekel, alles sagen „?

Das ist in der That eine sonderbare Methode, daß die Grundsätze aus ihren Folgerungen die Gewißheit bekommen müssen. Heißt das nicht die Pferde hinter den Wagen spannen? Uns dünkt auch, man könne in diesem Werke unzählige kleine Folgerungen nicht ohne Ekel lesen; weil ihrer viel zu viele angebracht sind. Nun kömmt er auf seine Schreibart.

„Man wird hier die witzigen Sprünge des Geistes nicht antreffen, die alle heutigen Schriften zu unterscheiden pflegen. (Uns dünkt, der Hr. Ver-

faſſen habe ſie oft recht mit Fleiß geſucht.) So wenig man auch die Sachen in einem gewiſſen Zuſammenhange einſieht, ſo verſchwinden die Spitzfindigkeiten. Sie entſtehen gemeiniglich nur, wenn man die Sachen nur von einer Seite betrachtet, alle andre aber fahren läßt. (Uns dünkt, es kann dieſe neuere Sucht witzig zu ſchreiben, noch aus vielen andern Quellen herrühren.)

Nun wirft ſich der Hr. Verfaſſer auf gewiſſe allgemeine Betrachtungen über die Staaten, die eigentlich in keine Vorrede gehöreten. Endlich kömmt er gegen das Ende, wieder auf ſein Werk. Er ſagt: „Ich habe dieß Werk ſehr oft angefangen, und oft wieder fahren laſſen. Tauſendmal habe ich die damit beſchriebenen Blätter dem Winde aufgeopfert. (Ludibria ventis.) Täglich fühlte ich die Vaterhände ſinken. (bis patriæ cecidere manus!) Iſt das nicht Witz geſucht? Ich verfolgte meinen Gegenſtand, ohne einen Entwurf dazu zu machen. Ich wußte weder Regeln, noch Ausnahmen. (Dieß Geſtändniß iſt nur auf der Seite der Offenherzigkeit rühmlich; ſonſt aber giebt es von einem franzöſiſchen Schriftſteller ein ſehr natürliches Bild.) Ich fand die Wahrheit nur, um ſie zu verlieren. (Iſt das nicht abermal Witz; und zwar von der ſchlechteſten Art, eine Antitheſis, die im Bouhours ſehr herumgenommen worden.) Als ich aber meine Grundſätze gefunden hatte; ſo kam mir alles, was ich ſuchte, zugefloſſen: und in dem Verlaufe von zwanzig Jahren, habe ich mein Werk anfangen, wachſen, fortgehen, und enden geſehen.

Iſt

Ist das nicht eine besondre Methode Bücher zu schreiben, die weder Morhof, noch sonst ein Polyhistor gewußt, vielweniger gebilliget hat? Man schreibt in den Tag hinein, ohne die Grundsätze des Werkes zu haben, das man macht. Endlich findet man sie, durch ein gutes Glück! und da geht es hernach, wie gehext. Heißt das nicht, wie D. Eachard (*) von den schlechten Predigern sagt, die, wenn sie auf die Kanzel gehen, ihren Text noch gar nicht verstehen; aber in der Predigt selbst, sich erst in den wahren Sinn desselben hineinpredigen.

Nun kömmt das Beste im Schlusse: Wenn dieß Werk wohl aufgenommen wird, so werde ich der Majestät meiner Materie viel zu verdanken haben. Indessen glaube ich doch nicht ganz und gar an Fähigkeit dazu einen Mangel gehabt zu haben. (Welcher Franzose, ja überhaupt, welcher Schriftsteller glaubt das wohl? Nur ein jeder sagt es nicht so von freyen Stücken. Hätte das aber ein Deutscher von sich gesagt; wie würde man das von ihm erdulden?) Als ich gesehen, was so viele große Männer in Frankreich, in England und in Deutschland vor mir geschrieben haben; so bin ich voller Verwunderung gewesen: aber ich habe den Muth nicht sinken lassen. **Ich bin auch ein Maler,** (ed io anche son pittore) habe ich mit dem **Correggio** gesagt. Und so schließt die Vorrede.

Heißt

(*) In dem Tractate von der Verachtung der Religion und Geistlichkeit; so bey der Reinbeckischen Lehrart erbaulich zu predigen, angehängt ist.

Heißt das nun nicht mit einem recht witzigen Schwunge, ja so zu reden, mit einer recht französischen Gambade den Schluß einer Vorrede machen; so wissen wir in der That nicht, was eine recht noble fierté, ein recht trotziger Heldenmuth eines Schriftstellers seyn soll: der doch den Anfang zu seiner Vorrede in einer recht demüthigen Stellung erschienen war, als

Un Auteur à genoux, dans une humble preface.

Das I. Buch handelt von den Gesetzen überhaupt, und das I. Hauptstück redet von den Gesetzen in der Verhältniß mit verschiedenen Wesen. Hier geht der Hr. Verfasser in die tiefste Metaphysik zurück, und macht eine so abstracte Erklärung von Gesetzen, daß sie sich auf die Gesetze der Bewegung, in leblosen Körpern schicket. Er sagt: **Die Gesetze sind die nothwendigen Verhältnisse, die aus der Natur der Dinge herfließen.** Und hieraus schließt er, daß alle Wesen ihre Gesetze haben; **Gott, die materialische Welt, die höhern Geister, die Thiere, und der Mensch.**

So wahr dieses an sich selbst ist; so wenig hätte man es in einem moralischen politischen Buche gesucht. Leute, die sich um practische Wahrheiten bekümmern, sind insgemein keine Metaphysiker, Naturforscher, und Meßkünstler. Unzählige Leser dieses Werkes haben sich also an dieser gar zu tiefsinnigen Definition gestoßen; ja sie nicht einmal verstehen können. Und sie haben recht. Was geht es uns in der Politik an, daß ein Körper, der in Bewegung steht, einen ruhigen, auf den er trifft, fortstößt; daß eine schwere Kugel auf einer schiefen

Fläche

Fläche herunter läuft; daß ein Ball von der Wand im Einfallswinkel zurückſpringt, u. d. m.? Wir wollen hier von moraliſchen Geſetzen freyer Weſen unterrichtet ſeyn: wobey die Erfahrung zur Gnüge lehret, daß ſie ſo nothwendig nicht ſind, als die Geſetze lebloſer Körper, die allemal beobachtet werden. Der Ausſpruch des Plato, den er anführt: **Das Geſetz ſey die Königinn aller Sterblichen und Unſterblichen**; iſt zwar nicht falſch; aber er klingt viel zu poetiſch, als daß er in einem philoſophiſchen Buche die Stelle einer Definition vertreten könnte.

Doch der Hr. Verfaſſer hat nun einmal ſeine ganze Beleſenheit und Gelehrſamkeit in dieſem einzigen Buche zeigen wollen. Wäre das nicht, wie wäre er ſonſt gleich nach dieſem Anfange auf die Widerlegung der blinden Nothwendigkeit gekommen? Wie ſchickt ſich dieſelbe in den Anfang eines Rechts der Natur? Er kömmt auf die Geſetze, nach welchen Gott die Welt erſchaffen und erhält; auf die Geſetze der Bewegung, darnach die Materie unveränderlich wirket: ja er glaubt, wenn es möglich wäre, ſich eine andre Welt einzubilden, daß dieſelbe auch ihre Geſetze haben würde. Er hält ſich noch länger bey dieſen Geſetzen auf, und ſchließt mit einem trait ſaillant: Chaque diverſité eſt uniformité, chaque changement, eſt conſtance. **Jeder Unterſchied iſt Aehnlichkeit, jede Veränderung iſt Beſtändigkeit.**

Er kömmt auf die verſtändigen Weſen, und unterſcheidet bey ihnen die Geſetze, ſo ſie ſelbſt machen können, von denen die ſie nicht gemacht haben.

Dieſe

Diese holet er aus ihrer Möglichkeit her, und aus den möglichen Verhältnissen, leitet er die möglichen Gesetze her. Er hat zwar nicht unrecht darinnen; allein da er die innere Moralität der freyen Handlungen recht ins Licht setzen will, heißt es: Sagen, daß nichts recht oder unrecht sey, als was die willkührlichen Gesetze (leges positivae) gebiethen, oder verbiethen; das heißt behaupten, die halben Durchmesser eines Zirkels wären einander nicht gleich gewesen, bevor man einen Zirkel aufgerissen hatte. Ist das nicht wieder ein trait saillant?

Das II. Cap. handelt von den Gesetzen der Natur, und das III. von den willkührlichen Gesetzen. Hierinn ist nun allerley gutes; und so hebt sich auf der 12ten Seite das II. Buch an. Wir glauben, nach dieser Einleitung, unsern Lesern keinen bessern Begriff von dem ganzen Werke machen zu können; als wenn wir nunmehr die Ueberschriften aller seiner Bücher mittheilen, die bey andern Scribenten gar wohl Capitel hätten heißen können. Es handelt also das II. B. von den Gesetzen, die gerade zu aus der Natur der Regierungsarten fließen.

Das III. Von Gründen der dreyen Regierungsarten.

Das IV. Daß die Gesetze der Kinderzucht sich zu den Grundsätzen der Regierung schicken müssen.

Das V. Daß die Gesetze, die ein Gesetzgeber giebt, sich zu dem Grunde der Regierungsart schicken müssen.

Das VI. Folgen der Grundsätze verschiedener Regierungsarten, in Ansehung der bürgerlichen und Criminalgesetze.

Das

Das VII. Folgen der verschiedenen Grundsätze der drey Regierungsarten, in Ansehung der sumptuarischen Gesetze, des Prachts und des Zustandes des Frauenzimmers.

Das VIII. Von der Verderbung der Grundsätze dieser drey Regierungsarten.

Das IX. Von der Verhältniß der Gesetze, mit der sich schützenden Macht.

Das X. Von der Verhältniß der Gesetze mit der angreifenden Macht.

Das XI. Von den Gesetzen, die die politische Freyheit ausmachen, in ihrer Verhältniß mit der Constitution.

Das XII. Von den Gesetzen, die die politische Freyheit ausmachen, in ihrer Verhältniß mit dem Bürger.

Das XIII. Von den Verhältnissen, die die Auflagen und die Größe der öffentlichen Einkünfte mit der Freyheit haben.

Das XIV. Von den Gesetzen, nach dem Verhältnisse, so sie mit dem Climate haben.

Das XV. Wie die Gesetze der bürgerlichen Sklaverey, ein Verhältniß mit der Natur des Climatis haben.

Das XVI. Wie die Gesetze der häuslichen Sklaverey ein Verhältniß mit dem Climate haben.

Das XVII. Wie die Gesetze der politischen Dienstbarkeit ein Verhältniß mit dem Climate haben.

Das XVIII. Von den Gesetzen und ihrem Verhältnisse mit der Beschaffenheit des Erdreichs.

den vier Evangeliſten, welche aber auch ſelbſt nicht einmal völlig unverſtümmelt geblieben. Dieſe ſind auf violetfarbenes Pergament mit ſilbernen Buchſtaben, durchaus auf das ſauberſte und genaueſte abgeſchrieben; ja, wo eine denkwürdige Stelle oder ſchöner Spruch vorkömmt, gar mit goldenen Littern aufgezeichnet. Und von dieſer prächtigen Geſtalt haben die Gelehrten dieſem unvergleichlichen Reſte des Alterthums den Beynahmen des Codicis Argentei, oder, des ſilbernen Buches, beygeleget.

Dieſer Codex aber hat verſchiedene ſeltene Schickſale auszuſtehen gehabt. In den mittlern Jahrhunderten, iſt er bis in das ſiebenzehende, in dem bekannten Kloſter Wehrden, im Herzogthum Berg, etwa vier Meilen von Cölln gelegen, verwahrlich aufbehalten worden. Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges ward er als eine Beute mit nach Schweden geführet, aber unter der Regierung der Königin Chriſtina, von einem gewiſſen Gelehrten, dem ſeine Bemühungen von ihr nicht nach Wunſche belohnet wurden, nach Holland gebracht. Daſelbſt hatte er das Glück unter die geſchickten Hände des berühmten *Franciſci Iunii*, des jüngern, zu gerathen, welcher ihn ſofort zu Dordrecht im Jahr 1665. in Quarto unter die Preſſe gab. Der fürtreffliche Schwediſche Graf und Reichs-Kanzler unter König Carln XI. *Magnus Gabriel de la Gardie*, welcher den Ausländern dieſen Raub mißgönnete, brachte ihn hierauf vor eine Summa von fünf oder ſechshundert Reichsthalern käuflich wiederum an ſich, und verehrte ihn auf die Academiſche Bibliothek zu Upſal

zu

Das XIX. Von dem Verhältnisse der Gesetze mit den Grundsätzen, die den allgemeinen Witz, die Sitten und Gebräuche der Völker bilden.

Das XX. Von dem Verhältnisse der Gesetze mit dem Handel, seiner Natur und seinen Unterscheidungen nach betrachtet.

Das XXI. Von dem Verhältnisse der Gesetze, und dem Handel, nach denen Veränderungen, so er in der Welt erlitten, betrachtet.

Das XXII. Vom Verhältnisse der Gesetze mit dem Münzwesen.

Das XXIII. Von dem Verhältnisse der Gesetze mit der Zahl der Einwohner.

Das XXIV. Von dem Verhältnisse der Gesetze mit der Religion, in ihren Lehren, und an sich selbst betrachtet.

Das XXV. Von dem Verhältnisse der Gesetze mit Einrichtung der Religion und äußerlichen Polizey.

Das XXVI. Von dem Verhältnisse, welches die Gesetze mit der Ordnung derer Sachen haben sollen, über die sie gebiethen.

Das XXVII. Vom Ursprunge, und den Veränderungen der Gesetze der Römer, über ihre Successionen.

Das XXVIII. Vom Ursprunge und den Veränderungen der bürgerlichen Gesetze, bey den Franzosen.

Das XXIX. Von der Art Gesetze abzufassen.

Das XXX. Theorie der Feudalgesetze, und Verhältniß, so sie mit Errichtung der Monarchie haben.

Das XXXI. Theorie der Feudalgesetze, in dem Verhältnisse, so sie mit den Veränderungen ihrer Monarchie haben.

* *

II.

Anzeige des völlig entdeckten Grundes zu einem unveränderlichen Lehrgebäude, nach der Ordnung der Natur und Anleitung der natürlichen Gelehrſamkeit, durch D. G. D. genannt J. F. C. H. (*) 1749.

Dem Wahrheit liebenden Leſer!

Die Natur iſt die vollkommenſte Lehrmeiſterinn aller Dinge; und biethet ſich einem jeden willig dar, der ſich ſeiner Sinnen nur vernünftig und mit Aufmerkſamkeit bedienet. In dieſem Falle redet die Natur zu uns aus einer jeden Sache; denn alle unſere Erkenntniſſe und Wiſſenſchaften ſind anders nichts, als Bilder und Begriffe, die von den weſentlichen Dingen, und von deren Eigenſchaften abgezogen ſind. Sie redet alſo mit unſerer Vernunft, und ihre Sprache enthält die Wiſſenſchaft aller Dinge, ſowohl nach den weſentlichen Theilen, Eigenſchaften, und Wirkungen als Veränderungen in ſich.

§. 2.

(*) Wir glauben, es werde unſern Leſern angenehm ſeyn, dieſen Entwurf ſelbſt zu leſen. Ob wir uns gleich nicht rühmen können, die Möglichkeit ſeines Verſprechens einzuſehen; ſo wünſchen wir doch bald eine nähere Erfüllung deſſelben zu erleben.

§. 2. So bald wir gebohren werden, und die ſinnlichen Werkzeuge an uns ſo weit zubereitet ſind, daß wir durch ſie die äußern Dinge zu empfinden vermögen: ſo bald iſt die gütige Natur bereit, ſich ſelbſt uns darzubiethen; ſie zeiget uns die Menge ihrer Schätze und verſchiedene Seltenheiten, um uns dadurch zur Erfahrung anzureizen.

§. 3. Sie lehret uns die Unterſcheidungskunſt, als eine der allernöthigſten Wiſſenſchaften, indem ſie eines von dem andern, es ſey durch die Farben, Größen, Figuren, deren Ort und Lage, Zahl, Maaß und Gewichte; wie nicht weniger nach deren innern Beſchaffenheiten, Eigenſchaften und Wirkungen in ſich ſelbſt mannigfaltig unterſcheidet, und uns die Mühe in derſelben Unterſcheidung in alle Wege zu erleichtern ſuchet.

§. 4. Sie verbindet dieſes Verſchiedene durch die Nothwendigkeit mit unſern Sinnen, und mit unſerer Vernunft: weil wir ſelbſten, als aus Verſchiedenem zuſammen geſetzt, auch von andern Dingen unterſchieden, dennoch mit allen Dingen Aehnlichkeiten haben; und in einer Verbindungsreihe mit dem Zuſammenhange des Ganzen ſtehen.

§. 5. Sie lehret uns die Zahlwiſſenſchaft, und verknüpfet dieſe mit dem Maaße und Gewichte, und geht bis ins Untheilbare darinnen fort: damit unſere Begriffe ſich auf etwas Unfehlbares gründen, und das Aehnliche von der Sache ſelbſt, nach ihrer Entlegenheit zu entſcheiden, hinlängliche Mittel haben möchten.

§. 6.

§. 6. Sie geht uns in allen Arten der Wirkungen mit Exempeln vor, und wiederholet selbige mannigfaltig, und wir haben weiter nichts zu thun, als auf selbige genau zu merken und ihr nachzuahmen.

§. 7. Durch ihre Mannigfaltigkeit erlangen wir die Mittel, unsern Willen in der Freyheit zu gebrauchen: denn, wenn die Dinge nicht verschieden wären, könnten wir so wenig frey seyn, als etwas außer uns bestimmen. Wir könnten weder vernünftig seyn, noch etwas wollen, weil beydes sich auf einen Unterscheid bezieht.

§. 8. Endlich lehrt sie uns die Sprachen und willkührlichen Benennungen der Dinge. Sie lehret uns die rechte Redekunst, und wie wir unsre Worte mit der Sache selbst, von der wir reden, und mit deren Beschaffenheit und Wirkungen verbinden sollen, wenn wir nicht mit leeren Tönen prangen, und nur bloß zum Scheine und zur Zierde ohne Nachdruck reden wollen.

§. 9. Ein jeder wird an sich bemerken, daß die Natur einen gewissen Trieb in ihn geleget habe, welcher ihn zu Erlernung oder Untersuchung einer besondern Sache, Kunst, oder Wissenschaft, mehr, als zu der andern leitet. Je mehr er diesem Triebe folget, und es ihm an Lehrern fehlet, vortheilhaft in seiner Neigung fortzufahren, um desto mehr bemühet er sich aus der Natur und Eigenschaft der Sache selbst, zu der er geneigt ist, die nächsten Mittel zu erfinden, welche ihn zu seinem Endzwecke führen können.

§. 10. Der Ort der Geburt, die Gelegenheit etwas zu erlernen, der Umgang und andre Umstände, wie nicht weniger der Mangel des Erkenntnisses, die Jugend nach dem rechten Maaße ihrer Neigung und Beschaffenheit zu prüfen, unterdrücken oft die besten Wirkungen der Seele, und führen manchen Menschen zu Beschäfftigungen, welche dieser nicht gemäß sind.

§. 11. Das Geschick, welches je zuweilen einem Menschen insbesondre auf dem Fuße folget, und sich entweder auf die Ordnung der vorhergegangenen Umstände, auf den freyen Willen, oder die bevorstehenden Folgen beziehet, hat auch mich in meiner Jugend alles dessen beraubet, welches mir zu einer vortheilhaften Anleitung hätte dienen sollen. Ich muß daher denenjenigen, welche bey dem Vortrage einer Sache, mehr auf die grammatikalischen Regeln, und eine feine Beredsamkeit, als auf den Grund der Sache selbst zu sehen pflegen, gleich zum voraus zu gestehen: daß ich gar nicht nach dem akademischen Leisten (wann ich also reden darf) zugeschnitten bin, und sie folglich weiter nicht, als auf den Endzweck meiner Schrift zu sehen haben werden. Denn da ich stets dem Zuge der Natur gefolget bin, so hat dieselbe mich zu ihrem Schüler auf und angenommen: und je aufmerksamer ich ihren Leitungen gefolget bin, je tiefer hat sie mich in das Verborgene hinein geführet; bis ich endlich auf den Punkt gekommen bin, welchen zu erreichen so viele weise Männer von so langen Zeiten sich bemühet haben, nämlich die Uebereinstimmung aller Dinge in Einem

aus-

auszufinden. Ich will kürzlich ſo viel ſagen, daß ich die Verbindung der metaphyſiſchen Begriffe mit dem ganzen phyſikaliſchen Zuſammenhange, oder den natürlichen Grund zu einem unveränderlichen Lehrgebäude (Syſtemate) glücklich ausgefunden habe. Da ich aber in einem entlegenen Landſtriche wohne, in welchem es, tiefverborgene Wiſſenſchaften zu erfinden keine Mode iſt; und es möglich ſeyn kann, daß ſich andrer Orten Männer finden, welche dieſen Punkt, von dem ich jetzo rede, auch ſchon ausgefunden, und welche noch dazu die künſtlichen Vortheile der akademiſchen Gelehrſamkeit beſitzen, die Sache nach den ſchon einmal angenommenen und ſogenannten philoſophiſchen Terminis dergeſtalt zu entwerfen, wie es ein ordentlicher Vortrag haben will: ſo habe ich dieſes zuvörderſt hierdurch bekannt machen wollen, damit diejenigen, welche vielleicht ihre Gedanken mehr darauf geſchärfet, mir dereinſt nichts vorzurücken, oder ſich worüber zu beſchweren Urſache haben mögen.

§. 12. Es iſt aber dieſes natürliche Lehrgebäude, oder deſſen Grund vielmehr, ſo beſchaffen, daß, ſo lange der Raum und die Materie währet, daſſelbe unverändert bleiben müſſe; und daß alle Lehrgebäude (Syſtemata) ſie mögen ſich auch nennen, von wem ſie wollen, in gewiſſer Maaße ihre Reihe und Auflöſung in demſelben finden müſſen, und daß vermittelſt dieſes Entwurfes alle unſere Erkenntniſſe und wahrſcheinliche Wiſſenſchaften in eine Unfehlbarkeit gebracht, entſchieden und auf einen unveränderlichen Grund geſetzet werden können.

§. 13. Das Mittel, die Beweiſe herauszubringen, iſt die natürliche Algebra, welche in Anſehung der Gleichungen, mit der künſtlichen übereinſtimmet, ſich auf ſelbige beziehen, und mit ihr verbinden läßt. Der Unterſcheid aber zwiſchen beyden iſt, daß durch erſtere nur Größen, Quantitäten, Grade; hier aber zugleich das Weſentliche der Dinge ſelbſt, deren Eigenſchaften und Wirkungen heraus gebracht, und mit den Exempeln der erſtern insbeſondere verbunden werden können.

§. 14. Diejenigen, welchen bekannt iſt, daß die Algebra lauter förmliche Schlüſſe in ſich begreift, welche mit der Metaphyſik und Ontologie den Grund gemein haben; daß die Optik auf lauter Schlüſſen beruhe, welche von der Geometrie und Trigonometrie genommen ſind; daß die Geometrie in der Zahlwiſſenſchaft ihren Grund habe; daß ferner die weſentlichen Dinge ſelbſten die natürliche Geometrie in ſich enthalten, von welchen die Begriffe der andern nur abgezogen ſind; daß allen Körpern die Zahl, das Maaß und Gewichte eigenthümlich ſind; daß alle Künſte und Wiſſenſchaften ſich auf die Materie und die Erfahrung gründen, und dabey erkennen, daß alle beſondere Wiſſenſchaften nach gewiſſen Verhältniſſen mit einander in Verbindniß ſtehen, ſo wie alle Materie in dem Ganzen, an einander hänget; werden hier nichts ſich widerſprechendes antreffen, auch dabey von ſelbſt begreifen, daß die auf dieſe Art herausgebrachten Beweiſe in allen beſondern Künſten und Wiſſenſchaften müſſen geprüfet, und beſeſtigt werden können.

§. 15. Wer überdem die Zahl, das Maaß und Gewicht, als weſentliche Grundſtücke, und als die ſich erſten und vollkommenſten Entſcheidungsmittel, auf welchen die Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit gebauet werden müſſe, anſieht, wird auch gar leicht bemerken, daß die ethiſchen und politiſchen Wahrheiten ſich zu eben derſelben Zahl, dem Maaße und Gewichte müſſen reduciren laſſen; wenn man nicht alles einem blinden Ohngefähr zuſchreiben, die Harmonie in dem Zuſammenhange der Dinge über einen Haufen werfen, das Willkührliche mit dem Nothwendigen und Zufälligen vermiſchen, und alles unentſchieden laſſen wollte. Das natürliche Geſetz der Körper, deren Beſtimmungsmittel, und die Art und Weiſe ihrer Auflöſung und Verbindung unter ſich, könnten dieſem, was ich geſaget, mehrern Nachdruck geben, wenn es der Abſicht dieſer Schrift für dießmal nicht entgegen wäre.

§. 16. Das natürliche Lehrgebäude faſſet den ganzen Zuſammenhang aller Materie und Erkenntniſſen, oder aller wirklichen, möglichen und unmöglichen Dinge in ſich. So wenig wir demnach den geringſten Theil der Materie für unnütz und überflüßig halten können, ob ſie uns zu unſerer beſondern Abſicht gleich nicht dienet, weil ſie nothwendig zu dem Zuſammenhange gehöret: eben ſo wenig können wir auch die von der Materie, oder den weſentlichen Dingen hergenommenen Begriffe anders, als nur in beſondern Fällen, für etwas unnützes anſehen und erklären, ſie mögen ſo ungereimt ſcheinen wie ſie immer wollen; weil deren Mannigfaltigkeit ſich auf die Man-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50252-9
FN. 19135/60

nigfaltigkeit der wesentlichen Dinge reduciren, und mit selbigen nach eben der Ordnung wiederum verbinden lassen; und das Ungereimte nur daher rühret, wann verschiedene Denkbilder ohne die gehörigen Verbindungsmittel, es sey nach der Freyheit unsers Willens wissentlich, oder aus Unwissenheit miteinander verbunden werden, woraus nur unordentliche, auch solche Begriffe, die wir irrige zu nennen pflegen, entstehen.

§. 17. Zuweilen rühren die mannigfaltigen Begriffe von der Gewohnheit her, welche einen Menschen auch die allerungereimtesten Dinge eigen machen kann; wozu die Gelegenheit und andere Umstände das ihrige auch beytragen. Diese aber haben überhaupt genommen, ihren Grund in der unumgänglichen Nothwendigkeit: denn da es ganz unmöglich ist, daß zwey Dinge einander vollkommen gleich seyn können, weil eine solche Gleichheit die Bewegung unterbrechen würde; so ist es auch nicht möglich, daß alle Menschen einerley Erkenntnisse und Begriffe haben können, weil die Mannigfaltigkeit in den wesentlichen Dingen dadurch würde aufgehoben werden.

§. 18. Die natürliche Gelehrsamkeit enthält die zulänglichsten Mittel, sich aus allem Irrthume zu entwickeln. Sie ist nicht nur eine Wissenschaft der wesentlichen Dinge, wie sie an sich selbst, ihren Eigenschaften und Wirkungen nach betrachtet wird; sie ist auch nicht nur das einzige Mittel zur Verbindung aller unserer Erkenntnisse und Begriffe, so wie selbige in und aneinander, in einer aufeinander folgenden Ordnung betrachtet werden müssen: sondern sie ist

auch

zu ſeinem ewigen Andenken; woſelbſt er noch bis dieſe Stunde gezeiget wird. Inzwiſchen beſorgte ein gelehrter Schwede, George Stiernhielm, im Jahr 1671 zu Stockholm gleichfals in Quarto eine neue Auflage davon; in welcher aber der Gothiſche Text, nicht mit Gothiſchen Buchſtaben, wie Junius gethan hat, ſondern bloß mit Deutſchen abgedruckt, auſſer dem aber die Schwediſche, Iſländiſche und Lateiniſche Uberſetzung, welche letztere man die Vulgatam nennet, beygefüget iſt. Nach dieſer Schwediſchen kam denn endlich die andere, und hier gemeldete Amſterdamiſche Abſchrift zum Vorſchein; welche aber der berühmte *le Long* in Bibliotheca Sacra Part. II. p. 171. mit der Dordrechtiſchen vor einerley halten will. Der Verfaſſer überläßt ihm dieſe Muthmaſſung, meldet aber, daß er an einem andern Orte part. I. p. 57. offenbar gefehlet, indem er vorgegeben, die Schwediſche Auflage ſey durchaus mit Lateiniſchen Buchſtaben abgedruckt; indem dieſes wieder den Augenſchein ſtreitet. Ubrigens wird gemeldet, daß der hochberühmte Biſchof von Gothenburg, *Ericus Benzelius*, im Sinne gehabt, eben dieſes Werk von neuem heraus zu geben, und die Fehler ſeiner Vorgänger ſorgfältig zu verbeſſern; welches aber, unſeres Wiſſens, nicht geſchehen iſt.

Immittelſt iſt dieſer Codex Argenteus, auſſer ſeinen anderen ſchätzbaren Eigenſchaften, auch wegen ſeines hohen Alters, billig ehrwürdig. Dieſes haben ſehr viele angeſehene Gelehrte auf 1000, ja der bekannte Rudbeck gar auf 1300, Jahre hinaus ſe-

auch das wahre Mittel zur Entdeckung aller uns bisher noch unbekannten und verborgenen Wahrheiten.

§. 19. Sie hat ihre eigene Kunst zu schließen, zu disputiren, etwas zu bestimmen, u. s. f. welche mit den künstlichen Wissenschaften die Uebereinstimmung gemein haben. Die natürlichen Wissenschaften aber haben diesen Vorzug, daß man sich nicht so leicht aus ihrer aneinanderhangenden Reihe verlieren kann, als in der Ordnung der Künstlichen.

§. 20. Man kann das Wesentliche des Geistes und des Körpers, und deren Wirkung in einander auf die nächste Art bestimmen, die Grundursachen der Bewegung und des Willens ganz genau entdecken, zur Arzeneywissenschaft bis zu dem höchsten Grade gelangen. Die unordentlichen Begriffe, die man sich so wohl von dieser, als der Verwandlung der Materie zu machen pfleget, kann man hier genau entscheiden, und zugleich bestimmen: in wie fern ein Mensch sich der Freyheit seines Willens, so wohl in diesen als andern Fällen seines Lebens, zu gebrauchen habe; wenn man dabey zugleich auch auf die besondern und unwidertreiblichen Folgen sieht, welche aus jeder Handlung insbesondere fließen.

§. 21. Der natürliche Bau fordert alle Materie und alle von derselben hergenommenen Begriffe, sie mögen von Beschaffenheit seyn wie sie immer wollen. §. 15. So wie man aber im gemeinen Bauwesen (Architectura civili) das Holzwerk nicht zum Grunde legen, und die schwersten Steine zu der Oberlage nehmen kann; sondern, die mancherley Arten von Materien und Verzierungen, jedes an seinen

Ort zertheilet und gesetzet werden müssen: so können auch in dem natürlichen Baue nicht alle Begriffe und Meynungen, eins fürs andere ohne Unterscheid angenommen; sondern, sie müssen erst nach dem einmal entworfenen und unveränderlichen Abrisse der Natur geprüfet und beurtheilet werden, in welche Reihe sie nach deren Ordnung hingehören. Denn da die wesentlichen Dinge selbst sich in ihren Figuren nach der Zahl, dem Maaße und Gewichte bestimmen, und unsere Begriffe von den wesentlichen Dingen hergenommen sind: §. 1. so kann auch in dem natürlichen Baue nichts angenommen werden, welches sich nicht von den Begriffen wieder auf das Wesen selbsten reduciren, und in der eigentlichen Reihe der Natur, mit der Zahl, dem Maaße und Gewichte, vergleichen und verbinden läßt.

§. 22. Dieses ist also die Anzeige und der kurze Entwurf meines Grundrisses, welcher in der Folge ein der weisesten Einrichtung des Schöpfers gemäßes Gebäude darstellen muß. Hat jemand einen Weg gefunden, wie sich die Eigenschaften der Dinge mit den Zahlen so verbinden lassen, wie deren Bezeichnung sich mit dem Maaße, und das Wesen selbst mit dem Gewichte verbindet, und dabey erkennet, daß unsere Begriffe sich auf eben diese Weise auch bestimmen lassen; und gesonnen ist, zur Steuer der unveränderlichen Wahrheit, und dem gemeinen Besten aller Menschen, ein so höchst erforderliches Werk zu übernehmen; oder, sofern jemand sothane Arbeit entweder bereits unternommen, oder wohl gar ausgeführet hat, welches mir dieser Orten unbekannt

kannt seyn kann: so bitte selbigen, durch eine öffentliche gelehrte Zeitung mich davon zu benachrichtigen, damit ich einer Mühe überhoben werde, zu der ich mich nicht gern einschließe; und zwar um so viel weniger, da ich 1) meines Wissens keinen Vorgänger in dieser Materie habe, 2) nach meinen Umständen, nicht viel Zeit besonders darauf wenden kann, 3) die künstlichen Vortheile akademischer Gelehrsamkeit nicht besitze, die Uebereinstimmung der Natur und Kunst so deutlich anzuzeigen, als es wohl erfordert wird. Denn da die Kunst der Natur in allen Stücken folgen muß, so wäre es auch ein großer Vortheil, beyde zu verbinden, und ein vollkommenes Werk darzustellen. Daher könnte mir auch, dafern ich eine so wichtige Sache, zu der die größten und in allen Wissenschaften erfahrensten Männer erfordert würden, unternähme, dieses von dem Vorurtheile als eine Leichtsinnigkeit angedichtet und ausgeleget werden. Ob es nun zwar eines einzelnen Menschen Werk in Wahrheit gar nicht ist, eine so große Wissenschaft in ihrem Grunde einzurichten, und ich deutlich einsehe, daß auch nur zu einem rohen Entwurfe, nach welchem dieses große Gebäude aufgeführet werden kann, die noch übrige Zeit meines Lebens unvermerkt verfließen könnte: so würde doch, dafern sich niemand zu dieser Einrichtung meldet, in Ansehung dessen, daß, dafern sie bisher unterblieben, deren Entdeckung auch künftig mißlich fallen könnte, mich verbunden sehen, so weit darinnen fortzufahren, als die Zeit, die Kräfte und meine übrigen Umstände mir erlauben werden; wenn ich nicht wider die

Natur

Natur sündigen, und als ein Undankbarer mich gegen selbige verhalten wollte.

§. 23. Wie viele haben nicht die besondern Geheimnisse und Wissenschaften, welche sie von der Natur erlernet, mit ins Grab genommen, und ihren Nachkommen nur die bloßen Begriffe davon nachgelassen, welche, weil die wenigsten Menschen jetziger Zeit sich der tiefen Naturforschung widmen, endlich nur zu einem Mährchen und Verachtung der Natur und des Unvermögens, dienen? Wir sehen die Natur nur mehrentheils nach ihrer Oberfläche an, von ihren eigenthümlichen Wirkungen und Kräften aber, ist uns noch zur Zeit nicht viel bekannt, und wie viele sind es, die sich wohl bemühen sollten, ihre Versuche nach der Ordnung der Natur einzurichten? Die physikalischen Experimente der heutigen Naturlehrer werden größtentheils nur auf particulär Kleinigkeiten gerichtet, mit welchen man in einer Stunde, höchstens noch in einem Tage oder etwas drüber fertig wird. Die Natur wirkt auf diese Weise nur in besondern Fällen, daher haben auch solche Versuche nur in besondern Fällen unseres Erkenntnisses ihren Nutzen: indessen bleibet es doch eine rühmliche Bemühung, auch nur die besondern Begriffe auf diese Weise zu befestigen, weil dadurch die ausschweifenden Meynungen von der Wahrheit noch am besten unterschieden werden können.

§. 24. Die allgemeine Wirkung der Natur in ihrer Ordnung nachzuahmen, ist ganz ein ander Werk, sie leidet keine Sprünge, und eben so wenig können auch wir durch einen Sprung mit unserer

Ver-

Vernunft in ihre Werkstäte dringen. Sie nimmt zu dem Umlaufe ihrer vollkommensten Verrichtung ein ganzes Jahr weg, da sie als die vollkommenste Meisterinn, in ihrer Wirkung nach ewigen und unveränderlichen Regeln, ordentlich verfähret. Wie viel Zeit geht wohl nicht dahin, bis wir uns aus der Kindheit der Begriffe nur entwickeln, und dahin gelangen, daß wir die Natur von ihrer rechten Seite zu betrachten anfangen lernen? Die Hälfte unsrer Lebenszeit verfließt, bevor die Munterkeit des Geblüts nur in etwas sich zu setzen anfänget: und wie selten geschieht es auch, daß wir eine zureichende Gelegenheit erlangen, durch welche wir auf die natürlichen Wirkungen zu merken angeleitet werden? Die wenigsten haben Zeit, noch wenigere Geduld und Mittel. Die Werkzeuge des Verstandes sind auch bey einem jeden nicht darnach zubereitet, daß sie die gehörige Schärfe haben, in die Tiefe der Natur zu dringen: auch will der Stand eines jeden es nicht zulassen, sich auf diese Weise mit der Natur zu beschäfftigen. Wir verbringen unsre meiste Zeit mit Nahrungssorgen: bleibt von derselben auch noch etwas übrig, so sind tausend gleichgültige Veränderungen verhanden, welche uns ganz unvermerkt dieselbe rauben. Wann wir aber nur erwägen, daß der Inbegriff aller unserer Verrichtungen in dem Durchgange der kurzen Dauer unsers Lebens, nur im Unterscheiden, Urtheilen und Wählen bestehe, daß die Natur Grade der Vollkommenheit und Unvollkommenheiten, so wohl in Ansehung der Materie als deren Eigenschaft und Wirkung habe, nach welchen, da wir alle unsere

Erkennt-

Erkenntniſſe und Begriffe von der Natur und ihren Wirkungen nehmen müſſen, ſelbige Erkenntniſſe entweder vollkommener werden, oder unvollkommen bleiben. Wenn wir endlich überlegen, daß alle unſere erlangte Erkenntniſſe und Begriffe mit der Seele ſich verbinden, derſelben eigenthümlich bleiben, und in dem künftigen Zuſtande, nach eben dem Maaße der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, ihren Schaden oder Vortheil finden müſſen: ſo wird ein jeder leicht erkennen, daß es auch ein großer Vortheil ſeyn werde, unſre Handlungen und Wahl nach den beſten Regeln der Natur einzurichten: wenn man nicht die unwiederbringliche Zeit entweder mit gleichgültigen, oder wohl gar verkehrten Beſchäfftigungen verbringen will.

§. 25. Sollte jemand nach dem Regelmaaße vorgefaßter Meynungen mich zu beurtheilen ſuchen, der würde ſich nur vergebene Mühe geben; weil meine Natur mit wenigem vergnügt iſt, ich auch mit demjenigen Stande, in welchen die Vorſehung des Höchſten mich geſetzet, vollkommen zufrieden bin; folglich weder durch eiteln Ehrgeiz noch dergleichen mich verleiten laſſe, dieſes oder jenes zu unternehmen; ſondern vermöge der Menſchenliebe allein, nebſt den im 22ſten §. angezeigten Urſachen mich verbunden ſehe, meinen Nebenmenſchen derjenigen Glückſeligkeit auch theilhaftig zu machen, deren ich theilhaftig zu werden, ſo unabläßig bemühet geweſen bin.

§. 26. Wann aber jemand ſich auch die Vorſtellung machen wollte, als wann ich nur auf bloße Speculationes bauete, der würde ſich eben ſo auf dem

gemei-

gemeinen Wege des Irrthums finden, wie diejenigen sich selbst betrügen, welche ohne Wissenschaften, nur auf einer bloßen Sprache leere Worte zierlich bauen. Ich weis zwar wohl, daß es der Welt an Männern, welche Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Kunst besitzen, gar nicht fehlet; ich weis wohl, daß Monarchen große Gesellschaften unterhalten; mir ist auch gar nicht unbekannt, daß auch Privatgesellschaften um die Wette sich bemühen, Künste und Wissenschaften auf den höchsten Grad zu bringen. Es sey ferne von mir, daß ich Männern, welche sich um Erforschung der Wahrheit Mühe geben, in irgend einem Stücke zu nahe reden sollte. Sie sind nothwendige Glieder, welche stückweise dasjenige in Ordnung bringen, was bey Zusammensetzung des ganzen Gebäudes unumgänglich nöthig ist. Ich habe alle Achtung gegen dieselben, und muß ihnen vielmehr zugestehen, daß, wann sie ihre erlangte Erkenntnisse und reelle Wissenschaften mit der natürlichen Gelehrsamkeit zu verbinden wüßten, sie ganz erstaunende Dinge zum Vorscheine zu bringen vermögend werden könnten: sondern ich meyne nur diejenigen, welche weder von der Natur (zu der sie doch selbsten mit gehören) noch von überzeugenden Beweisen etwas halten, ja von der Vernunft selbst zuweilen gar nichts wissen wollen, und ihre Gelehrsamkeit nach dem Maaßstabe willkührlicher Sprachen schätzen. Die vortrefflichen Bibliotheken, Erfahrungen und Anmerkungen so viel tausend geschickter Männer, wie nicht weniger die gesellschaftliche Hülfe könnten ihnen in einer Stunde mehr und vortheil-

theilhaftere Gedanken einflößen, als ich in langer Zeit nicht haben kann, da ich allein bin, und es mir an diesen fehlet. Die Deutlichkeit im Vortrage, nach den schon angenommenen und bekannten Terminis, eine reine fließende und regelmäßige Schreibart, sind alles Vortheile, welche sie zum Voraus haben. Ich habe mich nicht so wohl bemühet, Wissenschaften zu erlernen, welche schon vor langer Zeit erfunden, und viel Tausenden bekannt sind: weil deren gründliche Erlernung meiner Absicht zu viel Zeit wegnehmen könnten; als vielmehr selbige, in so fern ich sie mir bekannt gemacht, und nothwendig brauche, auch zugleich in alle Wege anzuwenden. Und so habe ich auch auf Lesung vieler Bücher nicht viel Zeit verwenden wollen, weil ich dafür gehalten, daß das hohe Alter mich eher übereilen könnte, bevor ich mir nur deren Titel bekannt machte, geschweige denn den rechten Sinn eines jeden einzusehen vermögend wäre. Ich habe mich vielmehr bemühet, die Natur kennen zu lernen, und vermittelst der Zerlegungskunst der Körper zu erfahren, worinnen das Wesentliche der Dinge selbst bestehen müsse, und was ein Körper sey, woher die Bewegungen entstehen, und wie die Eigenschaft zu einer gewissen Forme und Absicht in den Körpern wirke. Ich bin der Natur in ihrer Ordnung nachgefolget, und habe mich nicht so wohl bemühet, die Körper nach ihrer Oberfläche zu betrachten und zu sammeln, als mit der Vernunft in deren Innerstes hinein zu bringen, um aus dem letzten Grade desselben die Uebereinstimmung mit dem ersten auszufinden. Und

da alle unsere Erkenntnisse nichts als abstracte Begriffe von wesentlichen Dingen sind, und eben die Wissenschaft ausmachen; so habe ich selbige mit solchen Wissenschaften zu verbinden mich bemühet, deren Wahrheit, nach der Auflösung, niemand anders in Zweifel ziehen kann, als der der Sache gar nicht kundig ist; worinnen ich dann meinen Zweck nächst Gott erreicht zu haben vermeyne.

§. 27. Sollten diejenigen, welche ohne Kenntniß der Natur und ihrer Wirkungen, insgemein mit Atheisten, Naturalisten, Materialisten, Indifferentisten und dergleichen willkührlichen Benennungen um sich zu werfen pflegen, diese meine redliche Absicht als etwas Gefährliches ansehen, und zum Vortheile derjenigen Religion, welcher sie zugethan sind, auf den Einfall kommen: Wenn alle Meynungen, Erkenntnissen und Begriffe in eine allgemeine Verbindung gebracht werden sollen; wo bleibe denn unsere allein wahre, in Gegenstellung so vieler mit ihr streitenden Religionen, und was hat es mit diesen für eine Bewandniß?

§. 28. Darauf ist die Antwort, 1) daß eine solche allgemeine Verbindung nicht der Censur dieser oder jener Religion, oder einer besondern Secte, sondern der Beurtheilung aller Völker, sie mögen Namen haben wie sie immer wollen, gewidmet seye. 2) Daß der natürliche Bau, auch die natürliche Religion zum voraus seße, welche mit der Natur und dem menschlichen Geschlechte gleiches Alters ist, und in ihren Gebothen nicht nur diesen oder jenen Theil der Menschen, sondern alle Einwohner des

ganzen Erdkreises verbindet, und allezeit unverändert bleibt.

§. 29. Sollte jemand sich zu dieser Erfindung und Arbeit melden, oder etwas hierwider einzuwenden haben, oder aber mir mit einer Nachricht von dergleichen Schriften zustatten zu kommen belieben wollen, derselbe wird ergebenst gebethen, dasjenige was er dießfalls zu sagen hat, in deutscher Sprache abzufassen: wobey ich mir aber ausdrücklich vorbehalte, daß ich mit keinen Glaubenssachen, so die Religion betreffen, noch mit Sprüchen der heil. Schrift etwas zu thun haben wolle; maßen ich selbst derjenigen Religion zugethan verbleibe, in der mich die Natur und Vorsehung des Höchsten hat lassen gebohren werden; so wie ich mich derjenigen Obrigkeit unterwerfe, unter deren Schuß ich stehe, und die Gewalt über mich hat. Ich werde auch keine andere Beweise für gültig annehmen, als die auf unwandelbaren Gründen, und solchen Erfahrungen haften, denen kein Mensch widersprechen kann: und anderer Gestalt soll auch künftig niemand von mir etwas anzunehmen gehalten seyn.

§. 30. Sollte jemand endlich noch mit Kleinigkeiten sich beschäfftigen, und zum Vergnügen fragen wollen: wie dann dieser oder jener lustige Gedanke, nach der Elle ausgemessen, mit der Wage abgewogen, und an den Fingern hergezählet werden könnte? diesem wäre anzurathen, seine Gedanken nur für sich zu behalten, maßen ich auf unnüzes Gekünstel, mich mit niemanden einlassen werde.

Wann

ſen wollen; alleine es läſſet ſich davon nichts mit hinlänglicher Gewißheit beſtimmen.

2. OTFRIDIE uangeliorum liber, *veterum Germanorum Grammaticae, Poeſeos, Theologiae præclarum monumentum.* Baſil. 1571. 8.

Der Urheber dieſes Werkes, Otfridus, iſt ein Benedictiner-Mönch in dem Elſaßiſchen Kloſter Weißenburg, nicht aber wie der Herausgeber dieſer Auflage, Matthias Flacius, Illyricus, will, von St. Gallen geweſen. Er war ein Schüler Rhabani Mauri, und lebte zu den Zeiten der Fränkiſchen Kayſer, Ludovici, Lotharii und Caroli, ungefähr 870. Flacius giebt ihm in der Deutſchen Vorrede folgendes ſchöne Zeugniß: „Der Meiſter dieſes Buchs iſt geweſen ein gottſeliger gelehrter „Mönch, (ich meyne aber ein ſolcher Mönch, wie ſie „vorzeiten geweſen, da ſie wahrhaftiglich Reichthum, Ehr und die Wollüſte dieſer Welt verlaſſen, „und ſich gänzlich zum Dienſt Chriſti und ſeiner Kirchen ergeben, und derowegen auch ſtudiret, gearbeitet, gelehret und geprediget haben: nicht wie die „neuen, die neben der Abgötterey nur dem Gott Bacho ſamt ſeiner Schweſter Venere und Bruder „Pluto, damit ſie zu Plutone kommen, treulich dienen,) genannt Otfried, aus der ehrbaren uralten „Stadt Rhein-Weiſſenburg, —— und hat dieſer „Otfriedus auch andere mehr Bücher zu gemeinem Nutz geſchrieben, wie aus ſeinem Leben kürzlich „von Tritthemio angezeiget, zu ſehen iſt.„ Der berühmte Mabillon hat in denen *Annalibus Ordinis S. Benedicti* im III. Theil p. 128. gewieſen, wie

man

Wann aber jemand aus reellen Gründen, mir diejenigen Schwierigkeiten anzuzeigen, sich die Mühe geben wollte, welche erst gelöset, und hauptsächlich erst gehoben werden müssen; wann eine solche allgemeine Verbindung unserer Erkenntnissen mit der Materie und speciellen Exempeln in und aneinander statt finden sollte: so würde ich demselben, in so fern sie mir noch unbekanntsind, mit ganz besonderm Danke verbunden bleiben.

* *

III.

Synopsis Metaphysicae, Ontologiam et Pneumatologiam complectens, editio altera auctior. A. D. MDCCXLIV. 10 und 1 halben Bogen in 8.

Ob gleich weder Verfasser, noch Ort des Drucks, in dieser Aufschrift benamt ist: so haben wir doch von beyden einige Nachricht, und wollen sie unsern Leser nicht verschweigen. Hr. Franz Hutcheson, öffentlicher Lehrer auf der hohen Schule zu Glasgow in Schottland, hat diese Anfangsgründe der Metaphysik zum Besten seiner Zuhörer ans Licht gestellet: und so viel wir wissen, sind sie auch an eben dem genannten Orte gedruckt. Indem wir aber dieses gemeldet haben: so halten wir uns für berechtiget, alle Entschuldigung, warum wir itzo erst eines vor verschiedenen Jahren gedruckten Buches gedenken, für überflüssig anzusehen. Denn ein jeder weis, daß sich die Schriften der gelehrten

Schottländer in unsern Gegenden theils spät, theils selten finden lassen; und wird daher, der Seltenheit wegen, vielmehr eine späte Nachricht billigen, als uns deswegen zur Rechenschaft fodern. Wir schreiben dieß mit desto gröſsérer Zuversicht: je vollkommener wir versichert sind, daß ein Buch, welches auf einer Akademie in einem entfernten Lande öffentlich erkläret wird, auch um deswillen bekannt gemacht zu werden verdienet; weil sich etwas von dem Zustande der Wissenschaften in solchen Gegenden daraus urtheilen läßt.

Allein wir wollen die letzte Erinnerung noch zu einer Absicht angewandt wissen. Da wir nicht Hoffnung machen können, daß wir in dem gegenwärtigen Aufsatze eine Arbeit von besondern Vorzügen beschreiben werden: so wird der Grund, warum wir derselben Erwähnung thun, in dem eben gedachten Vortheile hauptsächlich zu suchen, und dadurch unsere Bemühung zu rechtfertigen seyn. Damit wir nun unsern Zweck dabey erhalten mögen, wollen wir einen kurzen Auszug von dem ganzen Inhalte mittheilen, und sowohl bey der Erzählung selbst, wo wir es nöthig finden, als auch sonderlich am Ende derselben unser Urtheil hinzufügen.

Es hat dem Hrn. Verfasser gefallen, seiner Metaphysik nur drey Theile zu lassen. Der erste handelt von den Dingen und ihren gemeinen Eigenschaften; der andere, von der menschlichen Seele, und der dritte, von Gott. Man findet also hier die Lehrsätze von der Welt überhaupt nicht berühret:

da

da sie doch eigentlich in keinen andern Theil der Weltweisheit gehören.

Der erste Theil besteht wiederum aus fünf unterschiedenen Capiteln: und unter diesen ist das erste den Betrachtungen über die Dinge überhaupt gewidmet. Es lehret daher, auf was für Weise uns die Dinge bekannt werden, was ein Ding sey, was das Wesen, was die Wirklichkeit heiße. Es giebt vier Merkmaale an, welche die Wirklichkeit anzeigen, den innerlichen Sinn, die äußerlichen Empfindungen, das Schließen und die Zeugnisse. Es bemerket, daß wir zwar die innere Natur der Dinge, oder das Wesen, nicht kennen; aber doch verschiedene Begriffe von demselben erlangen, und die vornehmsten dieser Begriffe, welche wir nothwendig mit einander verknüpft sehen, und als solche, die dem Dinge zukommen, befinden, das Wesen zu nennen pflegen. Es erkläret, was **Actus** und **Potentia**; so wohl im physikalischen als metaphysischen Verstande, bedeute. Es behauptet, daß kein Begriff allgemeiner sey, als der Begriff von einem Dinge, und giebt die Erklärungen von Verhältnissen oder Beziehungen, von dem, was möglich oder unmöglich heißt, u. s. w. Es untersucht die Frage, ob der Grund der Möglichkeit in den Dingen selbst liege, oder außer denselben zu suchen sey? Es erinnert endlich, daß alle Begriffe, allein den Begriff von einem Dinge ausgenommen, beziehungsweise zu nehmen sind. Keines von diesen Stücken ist sonderlich ausgeführet; keines mit beträchtlichen Anmerkungen begleitet. Es wird wohl niemand für etwas erhebliches anse-

hen, wenn der Hr. Verfasser erinnert, daß wir die Dinge nicht anders, als durch die Begriffe, welche wir von ihnen erlangen, kennen lernen. Hingegen wird man Ursache haben, ihm den Vorwurf zu machen, daß er nicht gründlich geschrieben: weil er den Beweis, daß unsern Begriffen wirkliche Dinge außer uns zum Grunde dienen, nicht einmal zur Ueberzeugung eines nur halb scharfsichtigen Zweiflers bündig genug eingerichtet hat. Eben so wenig aber hebt er in den übrigen Untersuchungen die Schwierigkeiten, welche vornehmlich zu heben gewesen wären.

Das andre Cap. enthält die Gedanken des Hrn. **Hutcheson** von den Grundsätzen der Metaphysik; zeiget, in welchem Verstande sie angebohren sind; leugnet, daß es einen schlechterdings ersten Grundsatz gebe; erinnert, daß alle metaphysische Grundsätze ungezweifelt sind, aber deswegen doch nicht in Gott gesehen werden, auch nicht weiter nützen, als schon bekannte Wahrheiten andern dadurch leichter zu erklären; und giebt endlich, als die beyden nützlichsten Grundsätze, folgende an: **Ein jedes Ding ist wirklich und, nur einem Dinge allein muß man eine wahre Eigenschaft oder Wirkung beylegen.** Alles dieß ist theils falsch, theils von keiner Erheblichkeit. Wenn behauptet wird, daß es keinen schlechterdings ersten Grundsatz der Erkenntniß gebe: so wird das so lange unerwiesen bleiben, bis man dargethan hat, daß der Satz des Widerspruchs kein solcher Grundsatz sey, der allein in keinem andern den Grund hat, weswegen er wahr ist. Nicht besser wird sichs vertheidigen lassen, daß die

unge-

ungezweifelten Grundsätze der Metaphysik keinen weitern Nutzen haben sollten, als nur schon bekannte Wahrheiten andern dadurch zu erklären; so lange es unstreitig ist, daß durch die Verbindung derselben mit andern bekannten Sätzen, Schlüsse gefunden werden, welche vorher uns nicht bekannt gewesen sind. Zuletzt wird auch leicht ein jeder merken, daß die von dem Hrn. Verfasser für die nützlichsten Grundsätze ausgegebenen Sätzen dieser Vorzug nicht verdienen.

In dem dritten Cap. werden die Eigenschaften der Dinge abgehandelt. Hier wird gelehrt, in wie weit ein Ding eines, einerley, ähnlich oder verschieden zu nennen sey; und von der logikalischen, sittlichen und metaphysischen Wahrheit; imgleichen von der physikalischen und sittlichen Güte oder Vollkommenheit geredet: weil dieß, schon nach den Lehrgebäuden der Alten, die allgemeinesten Eigenschaften der Dinge gewesen sind. Da aber auch einige die Verbindung aller Dinge mit dem Raume und der Zeit zu diesen Eigenschaften gezählet haben: so ist davon auch etwas angeführet. Durch und durch zeigen sich Proben von der scholastischen Weisheit. Wir wollen uns begnügen, nur eine anzuführen. Es wird gefragt, ob der Raum und die Zeit für sich Dinge sind, die Gott deswegen gemacht, damit er die körperliche Welt, und die Dinge, welche auf einander folgen, schaffen können; oder ob sie unendliche Modi von Gott seyn sollen? Beydes wird zwar für ungewiß ausgegeben, dennoch aber der Ausspruch beygefüget, daß das erste wahrscheinlicher sey. Den Beweis sucht man vergebens. Wer

will es uns denn verdenken, daß wir das eine für eben so unwahrscheinlich halten, als das andere?

Das vierte Cap. begreift die vornehmsten Eintheilungen von den Dingen, den Unterschied des Unabhänglichen und Abhänglichen, des Nothwendigen und Zufälligen, des Einfachen und Zusammengesetzten, des Endlichen und Unendlichen, der Ursache, und dessen was von ihr abhängt, des für sich und nicht für sich bestehenden Dinges. Außer den Erklärungen werden dabey die gewöhnlichen Lehrsätze und Beweise zum Theile aus den Alten angeführet. Bisweilen füget der Hr. Verfasser sein Urtheil bey: dieß ist aber nicht allezeit unverwerflich. Der Beweis, daß es keine unendliche Reihe von wirkenden Ursachen geben könne, ohne eine erste und unabhängliche Ursache, soll nach seiner Meynung bey der Frage, ob ein Gott sey, nicht sicher und auch unnöthig seyn. Keines von beyden darf man mit Bestande der Wahrheit einräumen.

Das fünfte Cap. geht die so genannten Prädicamente durch, und berühret dabey verschiedene Fragen der Schullehrer, welche der Herr Verfasser unter einer großen Menge; als die nützlichsten ausgesuchet hat, und unentschieden läßt.

In dem andern Theile wird die Lehre von der menschlichen Seele in vier Capiteln vorgetragen. Das erste macht den Anfang, die Kräfte der Seele zu erklären, und handelt insbesondere von dem Verstande. Hr. Hutcheson nimmt das Wort in der weitläuftigen Bedeutung. Er erkläret die äußerlichen und innerlichen Empfindungen, unterscheidet

die

die Empfindungen in primas et directas, und reflexas et subsequentes; und beschreibt jene, als solche, wo ein Bild zuerst der Seele vorgestellt wird, diese aber als solche, wo der Seele, indem sie auf die vorher vorgestellte Sache gerichtet ist, ein neues Bild vorkömmt. Bey den äußerlichen Sinnen erinnert er, daß ihrer mehr als fünfe seyn müßten, wenn man sie nach der Verschiedenheit der Vorstellungen unterscheiden wollte. Das heißt, unserer Einsicht nach, nichts gesagt. Denn die Vorstellungen, welche man Empfindungen nennt, sind nicht anders als durch die äußerlichen Empfindungsglieder unterschieden: wofern man nicht auf eine lächerliche Art bey Eintheilung der äußerlichen Empfindungen, auf die Verschiedenheit der Dinge, die empfunden werden, sehen will. Er redet ferner von der Beschaffenheit der Dinge, die empfunden werden, von den angenehmen, unangenehmen, und gleichgültigen oder mittlern Empfindungen u. s. w. Zu den sensationibus reflexis, und subsequentibus rechnet er die angenehmen Empfindungen, die in uns entstehen, wenn Sachen neu, oder ansehnlich, oder andern ähnlich, oder in großem Unterschiede und von vieler Mannigfaltigkeit unter einander sind: wie auch die angenehmen Empfindungen von dem Schalle, von der Nachahmung, von dem Erkenntnisse der Dinge und von allem in den Künsten angewandten Fleiße. Eben dahin zieht er auch die Uebereinstimmung in den Leidenschaften, sich bey anderer Glücke zu freuen und bey ihrem Unglücke zu betrüben, welche er sensum communem nennet: vornehmlich aber die Em-

pfindung des Wohlanständigen und Tugendhaften, nebst der Empfindung des Lobes und Tadels. Er beschließt diese Reihe mit der Empfindung des Lächerlichen, und geht alsdann zu den andern Kräften des Verstandes fort. Unter denselben gedenket er mit wenigem des Gedächtnisses, des Vermögens zu schließen und der Einbildungskraft. Hiernächst behauptet er ohne Beweis, daß man das Gute von dem Bösen durch eine Empfindung unterscheide; die Vernunftschlüsse aber nicht sowohl bey Untersuchung dessen, was gut oder böse ist, als bey den Mitteln, jenes zu erlangen, und dieses zu vermeiden gebraucht werden. Da er nun bey dieser Gelegenheit auf die angenehmen und unangenehmen Empfindungen kömmt: so erklärt er sich, daß man zwar mit Rechte alle Seligkeit in einer gewissen Empfindung suche, aber dennoch bey einer Natur, die zum Wirken gebohren ist, dieselbe in einem Wirken setzen müsse, weil die Vergnügungen die vortrefflichsten, edelsten und beständigsten sind, welche eine Handlung begleiten. Endlich bemerkt er noch etwas von der Fertigkeit, von denen Begriffen, die eine Beziehung einschließen, von den Urtheilen, und macht mit einer kurzen Erinnerung über die Frage, in wie weit unsere Urtheile in unserer Gewalt stehen, den Beschluß.

Das andere Capitel des zweyten Theils handelt von dem Willen. Nachdem die Erklärung desselben gegeben ist, wird der Unterschied zwischen der sinnlichen und der vernünftigen Neigung angezeiget, von einem und dem andern hierher gehörigen Kunst-

worte eine Beſchreibung mitgetheilet, und die Art und Weiſe, wie wir uns in unſern Neigungen bey vermiſchten Dingen verhalten, beſtimmet. In Anſehung der Freyheit giebt hierauf der Herr Verfaſſer denen, welche nicht begreifen können, wie unſere Seele eine ſolche Kraft haben ſollte, welche ſich nicht nothwendig nach unſern Urtheilen richte, den Rath: daß ſie unter der Freyheit bloß ein Vermögen zu handeln, wenn wir wollen, und uns zu enthalten, wenn wir nicht wollen, verſtehen mögen. Jedoch berührt er auch die Meynungen der Stoiker und Peripatetiker. Er ſuchet ferner auszumachen, wie weit die Herrſchaft des Menſchen über ſeine Neigungen gehe, und erinnert, daß man dem Willen außer der Begierde und Verabſcheuung noch insgemein die Freude und die Traurigkeit zuſchreibe, läßt aber nicht unangemerket, daß beyde vielmehr zu den ſenſationibus reflexis gehören. In dem übrigen Theile des Capitels wird von den Leidenſchaften geredet, und gewieſen, daß ſie nicht alle auf ein ſinnliches Gut gehen, daß ſie vornehmlich die Quelle der Laſter ſind, daß ſie entweder auf unſern eignen oder anderer Nutzen zielen, ſie mögen nun ruhig oder unruhig ſeyn; daß bey einigen derſelben unangenehme Empfindungen vorhergehen, bey andern folgen; daß eine Herrſchaft über die unruhigen Gemüthsbewegungen ſtatt habe, daß die Leidenſchaften nicht ohne Nutzen ſind: nur wird mitten unter dieſen Stücken theils der Beweis geführet, daß es wirklich eine ganz uneigennützige Gütig-

keit

keit gebe; theils von den natürlichen Trieben etwas eingeschaltet.

Zum Inhalte des dritten Capitels ist die Frage gewählet, ob der Geist eine von dem Körper unterschiedne Sache sey. Sie wird aus folgenden Gründen bejahet. Zwischen dem, was beyden zukömmt, ist ein großer Unterschied, ja in einigen Stücken ist die Beschaffenheit des Körpers der Beschaffenheit der Seele ganz zuwider. Die innerliche Empfindung zeiget über dieß einem jeden den Unterschied. Ein denkendes Wesen ist auch etwas Einfaches, der Körper etwas Zusammengesetztes. Jenes ist wirksam: dieser hingegen unwirksam. Jenes wird nicht gezeuget, und kann auch nicht verwesen: bey diesem findet beydes statt. Am Ende ist noch in wenigen Worten eine Untersuchung von dem Orte eines Geistes angehängt: und diese läuft darauf hinaus, daß es ungewiß sey, ob man der Seele anders, als durch eine äußerliche Benennung, die von dem Körper hergenommen wird, einen Ort zuschreiben könne.

In dem vierten Capitel soll die Verbindung der Seelen mit dem Körper, und ihr Zustand nach der Trennung von dem Leibe beleuchtet werden. Allein es wird aufrichtig gestanden, daß man das Band der beyden wesentlichen Theile des Menschen nicht kenne, und von den verschiedenen Meynungen darüber etwas sehr unzulängliches angeführet. Von der Unsterblichkeit der Seele wird dagegen vertheidiget, daß sie von dem göttlichen Willen abhange; daß die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes dieselbe erfo-

man das Alter dieſes Mannes, aus der dreyfachen Zuſchrift, welche er dieſem Werke ſelbſt vorgeſetzet, richtig ausmachen könne. Denn die erſte iſt an den Fränkiſchen König Ludovicum, der A. 873. geſtorben; die andere, an den Maynziſchen Erz-Biſchoff Luitbertum, der von A. 855 bis 879. dieſe Würde beſeſſen; und endlich die dritte, an den Coſtnitziſchen Biſchoff Salomonem, der A. 873. gleichfalls dieſes Zeitliche geſegnet, gerichtet; und hat Flacius geirret, wenn er die Jahrzahl 992. unter dieſe letztere Zuſchrift geſetzet.

Das Werk ſelbſt begreift überhaupt eine in altdeutſchen oder Fränkiſchen Reimen abgefaßte Harmonie der Evangeliſchen Geſchichte. Flacius hat es abermal übel getroffen, da er gemeynet, Otfridus habe demſelben die Aufſchrift Gratia Dei gegeben. Der in der Kayſerlichen Bibliotheck zu Wien verwahrte alte Codex Otfridi wiederleget dieſen Fehler klärlich, in welchem der Titel alſo lautet: *Incipit liber Euangeliorum primus* Domini Gratia Theotiſce *compoſitus*. *Beatus Rhenanus* fand zu erſt in der Bibliotheck des H. Corbiniani zu Freyſingen eine Abſchrift davon, welche ein ehemaliger Biſchof dieſes Orts im XI. Jahrhundert, Mahmens Waldo, ſoll haben verfertigen laſſen. Nach dieſem kam auch dem berühmten Augſpurgiſchen Medico, Achilli Pirminio Gaſſaro ein anderer Codex unter die Hände, welcher darauf den Schluß faſſete, dieſes Werk nebſt einer Erklärung der älteſten und unverſtändlichſten Deutſchen Wörter in den Druck zu geben. Er ſchickte zu dieſem Ende ſein Exemplar an Conrad Geſnern nach Baſel;

erfodere; daß einem rechtschaffenen Menschen kein anderer Beweis davon gegeben werden dürfe; und daß ein jeder sie destomehr wünsche und hoffe, je mehr er seine Pflichten beobachtet.

Der dritte Theil stellet die natürliche Erkenntniß von Gott in fünf Capiteln dar. Unter diesen beweiset das erste die Wirklichkeit Gottes. Zu dem vornehmsten Grunde wird der Bau der Welt, und die Zubereitung der Geschöpfe in derselben angegeben: wie denn auch der Einwurf, welcher von den Unordnungen und Fehlern in der Welt hergenommen wird, gehoben ist. Die beträchtlichsten Einwendungen aber sind nicht berühret. Inzwischen werden doch noch einige andere Beweise kurz erzählet. Der erste gründet sich auf diese Folge: Es sind itzo viele Dinge; also ist auch vorher zu allen Zeiten etwas da gewesen. Ein anderer wird daher genommen; weil die Materie und die körperliche Welt nicht unabhänglich sind. Ein dritter ist auf die neuen Erfindungen der Naturkündiger gebauet. Ein vierter wird endlich durch die Vergleichung der beyden entgegenstehenden Meynungen geführet. Das ganze Capitel endigt sich mit den gegründeten Einwürfen, die wider den cartesianischen Beweis gemacht werden.

In dem zweyten Capitel des dritten Theils werden die natürlichen Eigenschaften Gottes, seine Unabhänglichkeit, sein nothwendiges Daseyn, seine Einigkeit, seine Unendlichkeit, sein geistiges, einfaches, unveränderliches, unermeßliches, ewiges, unbegreifliches Wesen, beschrieben und nach des

Herrn

Herrn Verfassers Art bewiesen. Bey der Unermeßlichkeit und Ewigkeit wird die Frage angebracht, ob Gott nach einer Folge der Zeit fortdaure, und sich mit dem Raume über alles verbreite? Die Entscheidung, wo man es eine Entscheidung nennen kann, kömmt darauf hinaus: daß man nichts mehr mit Gewißheit behaupten könne, als daß alles, was irgend in einem Raume vorgeht, Gott allezeit bekannt sey, und bekannt gewesen.

Das dritte Capitel erkläret, und erweiset die göttlichen Vollkommenheiten, welche zu dem Verstande gehören, sein Leben und seine Allmacht, seine Weisheit und Allwissenheit. Warum der Herr Verfasser das Leben zu denen göttlichen Vollkommenheiten rechne, welche zu dem Verstande gehören, suchet er uns anzuzeigen, wenn er erinnert: daß wir Gott deswegen lebendig nennen, weil er alles erkennet, und durch seinen kräftigen Willen beweget und regieret. Indem er aber den Grund, warum Gott lebendig heißt, selbst mit in dem Willen suchet: so beweist derselbe nicht, was er beweisen soll. Noch weniger können wir einsehen, wie die Allmacht in diese Reihe gesetzt werden möge. Das meiste von dem Capitel nehmen die Erklärungen von den verschiedenen Arten der göttlichen Erkenntniß ein: ob gleich auch verschiedne Meynungen der Schullehrer davon vorgetragen werden.

Nachdem im vierten Capitel gelehret worden, was der göttliche Wille sey, und bewiesen ist, daß die Seligkeit Gottes nicht von äußerlichen Dingen abhange, so wird ein großer Theil des Raums auf

den

den Beweis von der Güte Gottes gewandt. Die Gründe werden von dem Baue der Welt und dem Uebergewichte des Guten in derselben hergenommen: wobey zugleich einigen Einwendungen begegnet wird. Die Gerechtigkeit, Heiligkeit, Wahrhaftigkeit und Seligkeit Gottes machen den übrigen Inhalt aus.

Das fünfte Capitel beschließt das ganze Buch mit den Lehrsätzen von den göttlichen Wirkungen. Wir finden hier einen Beweis, daß die Güte der Grund von allen göttlichen Wirkungen sey, die er außer sich vornimmt. Außer den Erklärungen von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung wird von der Ordnung der göttlichen Rathschlüsse, von dem Einflusse Gottes in die freyen Handlungen, von dem Rechte der Herrschaft und Majestät Gottes kurz, doch richtig, gehandelt. Zuletzt wird erinnert, daß Gott seinen Willen auch auf eine außerordentliche Art kund machen, aber die Menschen von einer solchen Offenbarung seines Willens nicht anders, als durch Weißagungen und Wunderwerke, versichern könne.

Dieser bisher gemachte Auszug und die hin und wieder eingeflochtenen Erinnerungen sind schon geschickt, einem jeden das Urtheil von diesem Buche zum voraus zu entdecken. Weil aber doch noch eines und das andere zu sagen übrig ist: so wollen wir unsere Gedanken davon kurz eröffnen. Der Herr Verfasser hat viele Begriffe, die schon mit großer Sorgfalt billig unterschieden sind, wieder zusammen verwickelt, sehr selten vollkommen deutliche Begriffe zu den Erklärungen gebrauchet, in vielen Beweisen

sen keine gehörige Bündigkeit beobachtet, die streitigen Fragen bisweilen ohne Noth unentschieden gelassen, aus einem Theile der Metaphysik, sonderlich aus der Ontologie beynahe ein bloßes Wörterbuch gemachet, und daher seines Zweckes, Weltweise durch seine Arbeit zu bilden, ohne Zweifel verfehlet. Wie inzwischen längst bekannt ist, daß sich nicht leicht ein Buch finde, welches nicht einiges Lob verdiene: so wollen wir auch dem gegenwärtigen nichts von demjenigen Werthe absprechen, den es bey den angezeigten Mängeln behalten kann.

IV.

Beschluß des Artikels von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren.

Von dieser Zeit fieng ich an diejenigen großen Männer nachzuahmen, die, wie man mir sagte, beständig irgend einen Gelehrten, oder ein gutes Buch bey sich haben. So liebte Alexander seinen Aristoteles und Homer; Darius trug seinen Plotin herum; August seinen Pistus; Pompejus seinen Plautus; Titus seinen Plinius; Trajan seinen Plutarch; und Theodor seinen Claudius.

Die Ueberlegungen, so ich auch nach und nach anstellete, wenn ich mit vernünftigen Leuten umgieng, hatten vielen Eindruck bey mir, und folglich nutzten sie mir sehr. Die Bücher, sagte man mir, sind gar

nicht

nicht gemacht, ein Zimmer damit auszupußen, noch für die liebe lange Weile gelesen; sondern von denjenigen eifrig durchforscht zu werden, die ihre Erkenntniß erweitern, ihren Verstand bessern, ihre Leidenschaften beherrschen, ihre Sitten ordnen, und alle ihre Pflichten und Geschäffte wohl verrichten wollen. So wird man denn mit den Guten gut, mit den Verständigen verständig, und folglich durch das Bücherlesen, klug und rechtschaffen. Denn die Weisheit, Klugheit und Wissenschaft, zeigen sich nirgend deutlicher, als in denen Schriften, die die Federn großer Männer der Nachwelt überlassen haben.

Auf diese Unterweisung gehöret noch der Unterricht, wie man diese so verständigen und gelehrten Bücher kennen soll: und dieses erkennet man ambesten aus andern, die es nicht sind. Insonderheit sagte mir einsmals ein Gelehrter folgende Regel vom Bücherlesen: **von allem was man liest, ist ein Theil vernünftig, ein anderer mittelmäßig, das allermeiste kömmt einem auch wohl blutschlecht vor; aber es ist nun mit den Büchern einmal nicht anders.** Hieraus nun zog ich einen Schluß, der meiner ehmaligen Meynung von den Büchern, ganz entgegen gesetzt war, als ich glaubte, alles was man lesen könnte, wäre sehr schön und erbaulich. Noch weniger behagte es mir, als eben dieser Gelehrte, mir zu einer andern Zeit folgende Regel sagte:

Bey Büchern muß man dieß zur klugen Regel setzen:
Was gut ist, ist daran unendlich hoch zu schätzen;
Das Mittelmäßge bleibt zum Loben nicht zu klein;
Und auch das schlechteste, muß noch entschuldigt seyn.

Denn was blieb nun für mich für Rath, der ich den Unterschied zwischen dem Guten, Mittelmäßigen und Schlechten nicht kannte? Es schien mir ein schweres Werk zu seyn, ein Buch mit Vortheil zu lesen, weil so viel dabey zu merken wäre.

Aus solchen Reden nun schloß ich wohl, was ich bis dahin für Fehler gemacht hatte, da mich schon alles freuete, was nur ein Buch hieß, aber ohne Ueberlegung; ungeachtet für die Unwissenden ein jedes Buch köstlich ist. Ich sah auch, daß es eine gewisse Regel gäbe, wie man die Bücher mit Nutzen lesen solle; da der Bücher so viele sind, daß man nicht Zeit hat, sie alle nur anzusehen, geschweige denn zu lesen.

Hätte ich zu rechter Zeit was rechtes gelernet, wäre meine Jugend gehörig angeführet worden: so würde ich nicht solche Gebirge von Schwierigkeiten in derjenigen Zeit vor mir gesehen haben, die einen schon vollendeten Menschen erfordert. So aber befand ich mich gleichsam auf der Reise, wußte den rechten Weg nicht, und indem ich meine Straße verkürzen wollte, so gerieth ich auf gräuliche Abwege.

Nach diesem offenherzigen Berichte, von meinen Jugendstudien, überlasse ich einem jeden das Urtheil: wie es doch möglich sey, daß ein junger Mensch jemals lernen könne, wie er sich in Geschäfften verhalten solle; wofern er nicht ewig bey demjenigen bleiben will, was er in den hohen Schulen gelernet hat, und was ich beschrieben habe. Auf diese Weise müssen ja alle die nur eine gesunde Vernunft besitzen, denenjenigen zum Nachtheile gereichen, die

zu

zu den Staatsangelegenheiten gebraucht werden sollten.

Es ist erstaunlich, wie eine so verschriene und dennoch allenthalben übliche Lehrart, die denjenigen, so dadurch geängstigt worden, so schrecklich im Sinne schwebt, und allen denen so unbrauchbar ist, die ihre gesunde Vernunft zu Diensten haben, dennoch immerfort beybehalten werden kann, da es doch ganz vernünftige Schriftsteller giebt, welche behaupten, daß die jungen Leute nur verwirret werden, weil man sie gar nichts lehret, was mit der menschlichen Gesellschaft eine Verbindung hat (*). Diese Meynung kann so viel Zeugnisse aufbringen, als es Menschen giebt, denen es mit ihren Studien besser gelungen ist, wenn sie selbige nur wo anders, als in der Universität getrieben haben.

Man kann hierwider nichts einwenden, wenn man den Zustand derjenigen erwaget, die keine andere Eigenschaften besitzen, als die, so sie in diesem scholastischen Schulstaube angenommen haben. Man sieht wohl, daß ein jeder, der in einer artigen Gesellschaft mit seinen Schulhistörchen aufgezogen kommen wollte, als ein Geck verlacht werden würde. Warum lehret man sie ihn aber denn? Warum schämen sich die Greise dasjenige herzusagen, was sie als Knaben gelernet haben (†)? Man versuche

(*) Et ideo ego adolescentulos in scholis stultissimos fieri existimo, qui nihil ex iis quæ in usu habemus, aut audiunt, aut vident. *Petronius.*

(†) Et quod quisquis perperam didicit, in senectute confiteri non vult. *Idem.*

es nur einmal und frage einen Staatsminister, was er in seiner Kindheit gelernet hat? Entweder er wird es im Ernste nicht mehr wissen; oder er wird sich doch schämen, es zu gestehen. Hätte er im Gegentheile Wissenschaften gelernet, aus denen er hätte Nutzen ziehen, sie in seinem ganzen Leben anwenden können; oder die ihm bey seinen Geschäfften behülflich seyn, und ihn in seinem Amte desto geschickter machen könnten: so würde er sich deren vielmehr rühmen und sie denen mitzutheilen wünschen, die eine Geschicklichkeit dazu hätten.

Wer kann doch wohl behaupten, daß das Vaterland von unsern hohen Schulen den mindesten Nutzen zöge; da es hingegen eine sehr geringe Mühe macht, alles Unheil herzuzählen, so sie verursachet haben; ich rede von denen, die auf den mehresten von unsern Universitäten zu haben sind. Dörfte ich meinen Gedanken freyen Lauf lassen, so wollte ich wohl gar zeigen, daß so viel Veränderungen und Auszüge der Völker, ursprünglich von nichts anderm, als von dem schlechten Unterrichte derer herrühren, die sie eben davon abhalten sollten. Indessen entschuldige ich sie: denn es ist unmöglich, daß sie, Irrthümer durch ihre scholastischen Schlußreden besänftigen können, da sie nie was anders gelernet haben, als was denen, die es nicht auch gelernet haben, unverständlich ist. Doch ich breche ab; sonst komme ich noch gerades Weges auf den Ursprung derjenigen Armuth, unter welcher unsere gute Bürgerschaft seufzet.

Man

Man untersuche aber nur alle Künste, alle Handwerker, alle nützliche Bücher, alle vernünftige Reden, alle herrliche Ausführungen unserer Staatsmänner, kurz, alles was man nöthiges, nützliches und bequemes in der menschlichen Gesellschaft findet: von allem diesen wird man den Ursprung nimmermehr den Schulen beymessen können, die auf tausend Meilen weit davon entfernet sind.

Vielweniger sind es die Universitäten, die einen Prinzen, einen Bothschafter, einen Staatsbedienten gelehret haben, wie er sich bey allen Vorfällen, die mit seinem Amte verbunden sind, zu verhalten habe. Keiner von ihnen allen wird sagen, daß ihm die hohen Schulen seine Einsicht, Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, Vorsichtigkeit und Verschlagenheit eingeflößet hätten. Er wird sich vielmehr beklagen, daß er gezwungen gewesen, fast gar zu spät, durch eigenes Bestreben, selbst zu bilden, nachdem er erst alles nothwendig vergessen müssen, was ihm die hohen Schulen eingezwungen hatten.

Die Erfahrung selbst lehret uns die Wahrheit dessen, was ich sage. Findet man einen guten Rath, einen guten Richter, kurz einen guten Staatsmann; so sind dieses alles ja Leute, die von der Scholastik nichts wissen. Fallen nicht die mehresten Bedienungen denenjenigen anheim, die sich die Sophistereyen, so man in den Schulen lernet, am meisten aus dem Sinne geschlagen haben? Unter fünf bis sechs tausend Schülern, die wir haben, findet man nicht einen oder zween, die man zu Bedienungen gebrauchen kann: folglich müssen sie alle mit

Fremden besetzt werden. Und das kann nicht anders seyn: denn ein scholastischer Pedant verwirret die Geschäffte unter einander, als ob er seine Schuldistinctionen vor sich hätte; keifet sich über einem Worte herum, und bringet links und rechts lauter Regeln und Sentenzen zum Vorscheine. Ein solcher Schwätzer steht freylich seinem Amte nie so gut vor; er wird so geschwinde und geschicklich nicht fertig, als ein anderer, der bloß dem Finger der gesunden Vernunft nachfolget. Scheint sein Vortrag falsch zu seyn, so zeigt der mindeste Stral der Vernunft, daß er richtig sey, und die Erfahrung ist allemal unleugbar.

Was soll man nun aus diesem allen schließen? nichts anders, als die große Unnützlichkeit unserer Universitäten, den Schaden, so sie dem Vaterlande, der Landesregierung und einem jeden selbst zuziehen, der seine Kräfte daran verschwendet. Wenn nur ein jeder in sich selbst gienge, sein Gewissen prüfte, und untersuchte, was er guts aus seinen Classen mitgebracht hätte; so bin ich Bürge, er bringt keine Sylbe zusammen, die ihn lehren könnte, wie er seiner Pflicht besser nachkommen, seinem Amte besser vorstehen, und kurz, seinem Vaterlande nützlich werden soll.

So lange also unsere adeliche Jugend nirgend anderswo, als in diesen hohen Schulen studieren wird, so unterstehe ich mich frey zu sagen, daß sie ihre Zeit verlieret, und daß es unmöglich ist, daß aus ihr gute Christen, gute Bürger und gute Staatsleute gezogen werden können. Dieß behaupte ich

auch

ſel; weil ihm aber dieſer keinen Verleger ſchaffen konnte, ſendete es Geſner an Flacium zurücke; welcher dann nachhero dieſen Scribenten unter oben angeführter Aufſchrift zum erſtenmal heraus gegeben.

Auſſer den erzehlten dreyen *Codicibus Otfridi* iſt den Gelehrten nicht leicht ein anderer zu Geſichte gekommen. Die Schickſale des Freyſingiſchen ſind weiter nicht bekannt. Der, welchen Gaſſarus gebrauchet, hat Anfangs dem berühmten Ulrich Fugger zu Augſpurg gehöret, aus deſſen Bibliothek er nachgehends in die Heydelbergiſche, und zuletzt mit dieſer in die Vaticaniſche nach Rom gekommen. Im Jahr 1699 befande ſich der treffliche Däne, Friederich Roſtgaard, daſelbſt, und hielte gedachten Codicem mit dem Abdrucke des Flacii zuſammen; deſſen dieſfalls gemachte Anmerkungen nach der Zeit Herr Eckard mit einigen eigenen Erläuterungen ſeinen A. 1720. herausgegebenen *Legibus Salicis* beygefüget. Und was endlich das Wieneriſche MSt. betrifft, davon Petrus Lambecius in dem II. Theil ſeiner Bibliothecae Vindobonenſis p. 415 ſq. Erwehnung gethan hat; ſo iſt es etwas vollſtändiger als das Römiſche, indem es, nach der Meynung dieſes geſchickten Kenners, noch einige andere Schriften Otfridi begreifet; als nemlich: Homilias in Euangelia, Paraphraſes in Cantica Biblica & in Symbolum Athanaſii. Andere Gelehrten aber halten davor, daß dieſelben eher dem Notkero Balbulo oder Stammler, einem Mönch von St. Gallen, als dem Otfrido, zugehören. Herr Roſtgaard hat bemerket, daß Flacius in ſeiner Auflage eine groſſe Lücke des Vaticaniſchen Codicis gleich am Anfange ergänzet

auch um ſo viel dreiſter, da mich ein groſſer Geiſt und Staatsmann durch das, was er von dieſer Materie denkt, darinnen beſtärket.

„Die Art von Wiſſenſchaft, ſagt er, ſo ſich in „den Univerſitäten eingeſchlichen, hat in dieſen letzten „Zeiten diejenige **kunſtmäßige Unwiſſenheit** und „das gelehrte Geplerre ans Bret gebracht, die ſich „in der Welt eben durch dieß Geſchrey, einen ſo „groſſen Ruhm erworben, daß ſie auch recht ſinn„reiche müßige Leute in die verworrenſten Zänkerey„en, übet gewiſſe unverſtändliche Worte verwickelt „hat. In dieſem Labyrinthe ſind ſie, ſie mochten „wollen oder nicht, durch die Bewunderung der „Einfältigen und Dummen erhalten worden, die „alles was ſie nicht verſtehen, für eine tiefe Gelehr„ſamkeit halten.„ (*)

Die groſſe Einſicht dieſes Miniſters verſichert uns von der Wahrheit ſeiner Rede. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß die Dummheit alles bewundert, was ſie nicht verſteht: und wenn nun ein Rhetor, ein Schulplerrer, ſich ſo bewundern ſieht, ſo kann er dem Hochmuthe aus Eigenliebe nicht widerſtehen: folglich blöckt er immer drauf los und bleibt bey ſeiner gelernten Leyer.

So bekommen denn die hohen Schulen eine unüberwindliche Macht, da ſie ſich hinter eine Legion dunkler, zweifelhafter und unbeſtimmter Worte ver-

(*) Tenebras offundunt, videlicet, ut qui non intelligunt, hoc ipſo magis admirentur, quo minus intelligant, qui vero intelligunt, magis & magis ſibi placeant. *Mopſus lyn.*

schanzen: und ist es schwer diejenigen daraus zu verjagen, welche sich dahinter eingraben; so fehlt es nicht an Stärke, sondern es sind nur so viel Stacheln, Dornen und Hecken der finstern Büsche im Wege, die um sie gepflanzet sind, daß man sie nicht eigentliche Festungen, sondern Straßenräuberhölen und Fuchslöcher, nennen muß.

Man darf sich also über demjenigen nicht wundern, was der Dichter von den Schulen der Pedanten sagt. Hier sind neufränkische Redner, spricht er, närrisch und jung (*); noch weniger ist es erstaunlich, daß man mit dem Cicero sagen muß: wie kömmt es doch immermehr, daß ihr so gar schnell um eure Republik gekommen seyd (**)? Die Wahrheit dieser Folgerung ist gar leicht heraus zu bringen, und muß nothwendig auf die hohen Schulen folgen: aus welchen die Schüler mit einem herzlichen Hasse, mit Geiz, Hochmuth und Eigenliebe erfüllet herauskommen, welche Laster lauter Folgen obiger kunstmäßigen Unwissenheit sind. Ihre nachmaligen Handlungen stimmen mit demjenigen überein, was Seneca in seinem Tractate vom glücklichen Leben sagt: sie gleichen denjenigen, die ihre Schuldigkeit und Pflichten, und sollte es auch um einer Jagd willen seyn, aus den Augen setzen. Sie gleichen denen, die sich mit aller Macht den Lüsten ergeben und alles verlassen, nicht, um Wollust seinen zukau-

(*) Proveniunt oratores novi, stulti, adolescentuli. *Nævius in ludo.*

(**) Cedo, qui vestram rempublicam amisistis tam cito? *Cic. de officiis.*

zukaufen, sondern sich ihr zu verkaufen (*). Das sieht man alle Tage! Woher sieht man nachmals so viele Bediente in Ungnade fallen, so viel Unordnung in den Geschäfften und Verwirrungen in der Regierung? Ein jeder handelt, wie ihn seine Neigung lenkt, wie seine Gemüthsart und Leidenschaft ihn treibt: denn er hat nie gehöret, daß man alles nach der Wage der gesunden Vernunft abwägen müsse; welche ihn bald lehren würde, was dem Staate nützlich oder schädlich, dem Landesherren angenehm oder zuwider, seinen Pflichten, seinem Amte und Gewissen gemäß sey, oder nicht. Hier ist die Quelle der Schwelgereyen, die Hindansetzung der Ehrlichkeit und Gesetze! Die Unwissenheit der Handlungen ist es, die das Vaterland, die Freunde, die Verwandten, und sich selbst, nicht in Erwägung zieht; die keine andere Pflicht kennet, als ihren herrschenden Leidenschaften nachzuhängen, die sie für denjenigen Gegenstand halten, dem sie am allernothwendigsten folgen müssen; ohne zu denken, ob es noch eine Vernunft giebt, die ihnen bald sagen würde, ob ihre Handlungen löblich oder schändlich wären.

(*) Quemadmodum qui bestiarum cubilia indagant, et laqueo captare feras magni aestimant, et magnos canibus circumdare saltus, ut illorum vestigia premant, potiora deserunt NB. multisque officiis renunciant: ita qui sectantur voluptates, omnia postponunt et primam libertatem negligunt, ut pro ventre dependunt, nec voluptates sibi emunt, sed se voluptatibus vendunt. *C. XIV. De Vit. Beat.*

Von denen Laſtern die nur ihre eigenen Perſonen angehen, will ich nicht einmal reden. Das bäuriſche, freche, niederträchtige, widrige Weſen, ſo ſie an ſich haben, zeigt zur Gnüge, wie ſchön man ſie erzogen hat (*). Was man in dieſen hohen Schulen ſieht und annimmt, das iſt einem edelgebohrnen Herzen unanſtändig und ſchändlich.

Wer ſieht nicht ein, daß das, zu leben, und mit Weltgeſchäfften umgehen zu wiſſen, welches beydes einem verſtändigen Menſchen geläufig ſeyn muß, derjenigen Frechheit, Schelmerey, und den ungezogenen plumpen Sitten, die man in der Univerſität lernet, ſchnurſtracks entgegen geſtellet ſey? Wer würde auch nicht lieber die natürliche Unwiſſenheit, allem dem vorziehen, was man daſelbſt erlernet?

Es würde zu weitläuftig fallen, alle Leidenſchaften junger Leute durchzugehen. Die Verſchwendung, Unmäßigkeit und eine kecke Unbändigkeit, das ſind diejenigen Laſter, die nicht anders, als durch die Liebe zu den Wiſſenſchaften geheilet werden können. lein, anſtatt daß man dieſe letztere dem Gemüthe der Jugend einpräget ſollte: ſo wird ſie vielmehr daraus gänzlich durch die übeln Sitten ausgerottet, womit man ſie in der hohen Schule unterrichtet.

Nützliche Erkenntniſſe würden der Jugend angenehm ſeyn, und ihr bald eine ungebundene Lebensart verekeln. Die Trunkenheit der Leidenſchaften, würde vor den ernſthaften Ueberlegungen verſchwinden, wozu man ſie in der Univerſität durch gründ-

liche

(*) Nulla res eſt, quae non ejus, a quo naſcitur, notas reddat. *Senec. Qu. nat. Cap. XXI.*

liche Lehrsätze gewöhnen sollte. So aber überläßt man dieses arme Alter der Wollust, die ihnen selbst und der edlen Ehrliebe schädlich ist, welches dann den Verfall des Vaterlandes nach sich zieht.

Jedoch, was entrüste ich mich wider die Jugend, die an allem, was sie thut, keine Schuld hat? Sie kennet weder das Gute noch das Böse; sie folget ihrem Triebe, der nichts überleget (*); und ihre Thaten hängen von denen Umständen ab, darinnen sie sich befindet. Von diesem Wege wird sie sich nicht anders, als durch Wissenschaften und Vorstellungen ablenken lassen. Wo findet sie aber dieselben? Die Gelegenheiten, die Gesellschaften, der Reichthum selbst, locken bloß zu Leidenschaften. Die Aeltern, die Räthe, die Hofmeister, die Bedienten richten sich nach der Neigung der Söhne. So folgt denn ein jeder den Vorurtheilen der Kindheit, und den Einbildungen des Pöbels: niemand hat sich jemals zum Nachdenken, zu Ueberlegungen, und zur Erwählung guter Muster gewöhnet.

Indem ich also die meisten unserer jungen von Adel bedaure, so klage ich insonderheit ihre Anführer an, die auf ihre Aufführung und Studien bessere Acht hätten geben sollen. Ich rede von solchen jungen Herren nicht, die troß aller angewandten Mühe, es dennoch nicht weiter haben bringen können. Diese gleichen denen gar zu kleinen Bäumen, die gar nicht fähig sind, diejenige Form anzunehmen so man ihnen geben will. Ich rede bloß von solchen,

(*) Sine ulla cogitatione, sine consilio fit, quicquid natura praecipit. *Senec.* Ep. 121.

solchen, die mit den besten Gaben, mit der schönsten Geschicklichkeit, mit einem scharfsichtigen und lebhaften Geiste versehen sind, und weil es ihnen an der Anführung gebricht, in sich selbst vergehen.

Hier könnte ich nun von denjenigen handeln, welchen man gemeiniglich die Erziehung anvertrauet: allein ich würde dadurch etwas unternehmen, das mir zu weitläuftig fallen würde, und wenn ich auch nur von der Art reden wollte, mit welcher man dergleichen Leute zu empfehlen pfleget. Das Kleid, die Perrücke, das Gesicht, der Gang, die Fettigkeit, und kurz die Figur eines Menschen, bedecken oftmals die Unwissenheit dergestalt, daß man sie für lauter Vernunft, Klugheit und Wissenschaft hält. Tausend Beyspiele bestätigen dieses, und der Leser kennet sie zur Gnüge.

Freylich wendet man sich oftmals auch zu spät an einen solchen Menschen, der einen nunmehr schon fast erwachsenen Baum, noch beugen soll; so, daß wenn er auch Wunder thun könnte, er nichts mehr ausrichten würde. Jedoch, da ich bloß von den hohen Schulen, den Studien und der Erziehung geredet habe, die man daselbst erlernet: so schicket es sich nicht hier noch dasjenige hinein zu mengen, was ein jeder mit seinem Sohne daheim anfangen kann. Ich will denn also nur noch zwey Worte sagen, die mir der Aufmerksamkeit werth zu seyn scheinen. Es ist unstreitig, daß wenn die Universitäten etwas taugten, die Armen auf selbigen eben so gelehrt werden könnten, als die Reichen; folglich die Armen ihr Glück auch eben so gut machen könnten, als die Reichen:

wenn

wenn auf eines Menschen Gelehrsamkeit und Fähigkeit gesehen wird. Die Erfahrung aber lehret, daß man bey Beförderungen bloß auf die Reichen sieht, sie mögen was können, oder nicht; kömmt aber ein Armer dazu, so geschieht es von ungefähr. Hieraus nun folget, entweder, daß man die Aemter nicht sorgfältig genug besetzt; oder daß die scholastischen Studien uns nichts dazu helfen, da sie den Menschen weder verständiger, noch geschicklicher machen: und das letzte scheint das Wahrscheinlichste zu seyn.

Ich fürchte, daß man mir nicht zuletzt eben das vorrücke, was man dem Plato vorwarf: ich wollte eine neue Republik erschaffen, und hätte doch keine Menschen hinein zu setzen. Allein meine Absichten und Gedanken sind viel leichter zu bewerkstelligen, als des Plato seine. Wer mir also sagen wird: was soll man denn thun? die Studien sind schon lange so getrieben worden; die Welt hat so viel hundert Jahre bestanden. Unsere Vorfahren haben es nicht besser gemacht, und sind doch berühmt und unsterblich geworden: warum sollen wir es denn besser wissen wollen, und von ihren Fußstapfen abweichen? Ich antworte: nur ein niederträchtiges Vorurtheil kann dieſe Fragen thun; und wer da glaubt, daß die großen Männer der vorigen Zeiten auf unsern Universitäten gezogen worden, der irret sich gröblich: weil man nicht einen einzigen Menschen aufbringen kann, welcher berühmt, seinem Vaterlande und Nächsten nützlich geworden wäre, und solches auf der Universität gelernet hätte; man

müßte

müßte denn ein schulfüchsisches Plerrmaul für die Ehre des menschlichen Geschlechts halten wollen.

Das größte Register auf mich erzürnter Widersacher, soll mich nicht irre machen, weil es in nichts, als in Doctoren sonder Gelehrsamkeit, in Novicigten sonder Fähigkeit, in Magistern sonder Künste, kurz in gelehrten alten Weibern, und Dummköpfen bestehen kann. Ein solcher Schwarm aber; er sehe so gräßlich aus als er wolle, macht mir nicht bange, denn ich sehe den ganzen Haufen nur für einen einzigen Menschen an, dessen Verstand überaus eingeschränkt, und der mit Vorurtheilen eingenommen ist; der folglich weder bey mir, noch bey allen denen einigen Eindruck machen kann, die das, was ich gesagt habe, untersuchen wollen. Sie wissen gar wohl die Ursachen, warum unter zehn tausend Studierenden, so gar wenig geschickte, gelehrte, und allemal so viel Unwissende, als Studenten sind.

Gleichwohl will ich hier den Ausspruch nicht thun, den **Pontius Thelesin** wider die Römer that: sie würden sich unmöglich von ihren Feinden befreyen können, wofern man nicht den Ort ihrer Zuflucht der Erden gleich machte (*). Es giebt noch gelindere Mittel, als die Ausrottung aller dieser Universitäten; so ist es auch nicht möglich, den ganzen Staat umzuschmelzen, seinen ganzen Grund umzuwühlen, und ihn über einen Haufen zu werfen, um ihm aufzuhelfen: eben so wenig muß man auch die Wissenschaften, und die eingeführte Ordnung der

(*) Nunquam defuturos Italiae libertatis raptores lupos, nisi sylva, in quam refugere solent, esset excisa.

der höhern Schulen in ihrer Grundfeſte antaſten. Allein wenn man gleich nicht alle Häuſer einer Stadt einreißt, bloß um ſie anders aufzubauen, und die Straßen ſchöner zu machen; ſo ſieht man doch wohl, daß viel einzelne Einwohner die ihrigen einreißen, und ſie anders aufbauen; ja, daß ſie es zuweilen wohl thun müſſen, wenn ſie in Gefahr ſtehen, von ſelbſt einzufallen, und der Grund nicht feſt genug iſt.

So kann man auch nichts dawider ſagen, wenn ein Vater, eine Mutter, oder ein Freund, eine beſſere Art des Unterrichts für ihren Sohn, oder Neffen ſuchen, um ſich nicht die billigen Vorwürfe aller derer zuzuziehen, die ihre Kinder, entweder aus Vorurtheilen, oder aus Unwiſſenheit, oder weil ſie ſelbſt ſchlecht erzogen ſind, verabſäumen.

In dieſer Abſicht will ich mich nächſtens bemühen anzuzeigen, was man thun könnte, um wenigſtens vornehme Kinder, wohl zu erziehen, die doch insgemein zu den wichtigſten Aemtern und Bedienungen beſtimmet ſind, und von denen oftmals die Ruhe und das Beſte des Vaterlandes abhängt. Ich gebe mich nicht für unfehlbar aus, ſondern nur für vernünftig in dem, was meine Kräfte mir erlauben werden zu ſagen, da ich von allem Neide und Eigennutze entfernet bin, der ſo viele andere verblendet. Die Liebe zur Wahrheit und zu meinem Vaterlande, ſollen einzig und allein meine Führer bleiben:

Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Munus et officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Unde parentur opes, quid alat, formetque MINISTRVM.

Horat. Art. Poet.

Ende der erſten Abhandlung.

* * *

Damit man ſich nun von derjenigen ſcholaſtiſchen Art zu ſtudiren; davon dieſe bisherige Abhandlung geredet hat, einigen Begriff machen könne; ſo wollen wir unſern proteſtantiſchen Leſern zu gut, etliche ſolche akademiſche Diſputationes, oder Theſes, wie ſie auf katholiſchen Univerſitäten bis dieſe Stunde im Schwange gehen, mittheilen; ſo wie uns dieſelben gedruckt, und theils in Kupfer geſtochen, in die Hände gefallen ſind. Die erſten ſind bloß philoſophiſch, die leztere aber iſt auch theologiſch. Das Urtheil überlaſſen wir unſern Leſern.

I.

ASSERTIONES ex Univerſa Philoſophia Rationali ad Mentem Doctoris ſubtilis IOANNIS DUNS SCOTI publicae concertationi expoſitæ Feldſpergæ in Eccleſia P. P. Franciſcanorum ad D. Michaelem Archangelum Anno 1749. Menſe -- Die -- a RR. FF. *Bonaventura Catola*, Gratiano *Klappi*, Luca *Brumbiler*, Aloyſio *Deinz*, et Marcello *Jaquemod.* Præſide P. F. SIGISMUNDO DONAVER, Lectore Philoſ.

I. Logica eſt Scientia ſimpliciter ſpeculativa, II. Syllogiſmi Demonſtrativi. III. Realiter diviſa in docentem et utentem. IV. Diſtinctio realis

zet habe; man weis aber nicht, wo er es hergenommen haben möge.

Die Sprache, worinnen dieſe Schrift abgefaſſet, iſt eigentlich die alte Fränkiſche Mundart. Flacius hat ſeiner gedoppelten Vorrede das Urtheil eines hochgelahrten Mannes, (welcher vermuthlich erwehnter Gaſſarus iſt) von dieſer Sprache, angehänget; der ſich bald anfangs hierüber alſo erkläret: „Die Sprach dis Buchs iſt weder Wiſenti„niſch, Weſtphäliſch, noch Brabandiſch, wie etlich „achtent, ſonder gewiß unſer Hoch-Deutſch, wie „man damalen vom Bodenſee an, zu beyden Seiten „des Rheins, bis durch den Schwarzwald und Ellſaß „hinab in des Rhingöw durch Alemanien geredt hat, „— — und iſt dieſelbige Sprach vormalen von wegen „der hohen Obrigkeit und Herrſchaft Frankiſch, o„der wie dieſer Otfridus ſchreibt, Franſce „Sprach genannt worden.„

Vor einiger Zeit hat der durch ſeine weitläuftige Erfahrung in den Deutſchen Alterthümern rühmlichſt bekannte Hr. Dieterich von Stade den Gelehrten die angenehme Hoffnung erwecket, daß dereinſt von ſeinem Fleiße eine neue und gebeſſerte Auflage des Otfridi zu erwarten ſtehe; welche er auſſer dieſem mit einem Gloſſario Francico bereichern wollen. Er hat auch zu dieſem Ende eine Schrift: Specimen Lectionum antiquarum Francicarum ex Otfrido &c. atque aliis Eccleſiae Chriſtianae Germanicae veteris monumentis antiquiſſimis collectum, genannt, zu Stade 1708 in groß Quart auf neuntehalb Bogen

lis non conſiſtit in hæcceitatibus; V. Sed in relativo ſuperaddito. VI. Inter gradus metaphyſicos dàtur diſtinctio formalis ex natura rei; VII. Qvæ præciſiones objectivas inter eos, tam in cognitione abſtractiva, VIII. Qvam intuitiva infert. IX. Dantur a parte rei naturæ univerſales incluſæ ſingularibus, X. Remote et negativè indifferentes ad alias ſingularitates. XI. Univerſale Logicum fit per actum comparativum ſimplicem; XII. Qvod in actuali prædicatione ſua univerſalitate non privatur. XIII. Neqvit genus in unica ſpecie, vel ſpecies in unico individuo ſalvari. XIV. A parte rei dantur relationes reales extremis ſuperadditæ. XV. Numero multiplicatæ ad multiplicationem numericam terminorum adæquatorum. XVI. Quarum una poteſt fundare aliam relationem diverſæ rationis. XVII. Eadem propoſitio contingens neqvit de vera tranſire in falſam. XVIII. Nec de futuro poteſt habere determinatam veritatem vel falſitatem ante decretum Dei. XIX. Aſſenſus præmiſſarum neceſſitat, tam qvoad ſpeciem, qvam exercitium ad aſſenſum concluſionis. XX. Actus fidei, ſcientiæ, et opinionis de eodem objecto neqveunt ſimul haberi.

O. A. M. D. G.

2.

ASSERTIONES ex Philoſophia Rationali, ad mentem ſubtilis et Mariani Doctoris IOANNIS DUNS-SCOTI, publice propugnatæ in Eccleſia P. P. Franciſcanorum Viennæ ad D. Hieronymum, a R. R. Fr. Fr. *Vincentio Umbfald*, Theophilo *Seginger*, Alano *Paumgartner*, et Iſidoro *Minder*, Præſide P. F. *Humili* ERMBLICH, Philoſophiæ Lectore ordinario Ao. 1748.

Menſe -- Die --

I. Logica alia realiter docens, et alia utens; II. Moraliter neceſſaria, ad alias ſcientias in ſtatu perfecto acqvirendas. III. Eſt ſcientia ſimpliciter ſpeculativa. IV. Syllogiſmi ut ſic ſub ſecunda intentione. V. Diſtinctio realis conſiſtens in aliqvo poſitivo relativo. VI. Per triplicem ſeparabilitatem a poſteriori cognoſcitur. VII. Datur inter gradus metaphyſicos diſtinctio Scoti. VIII. Qvam præciſio objectiva comitatur. IX. Sicut et univerſale metaphyſicum a parte rei. X. Cujus natura habens unitatem formalem, XI. Eſt communis per indifferentiam negativam. XII. Univerſale Logicum manet in actuali prædicatione. XIII. Ens rationis ſtrictè ſumptum, nec ab aliqvo ſenſu ſive externo ſive interno, XIV. Nec a voluntate, XV. Nec ab intellectu Divino fabricabile; XVI. Cauſam ſui ſolum intellectum creatum agnoſcit. XVII. Eſſentia ſubſtantiæ eſt perfectas. XVIII. Qvantitatis vero impenetrabilitas. XIX. Relationes prædicamentales ab extremis realiter diſtinctæ, XX. Multiplicantur ad ſolam multiplicationem terminorum, XXI. Terminantur ad abſolutum: XXII. Et harum una poteſt fundare aliam. XXIII. Propoſitio de futuro contingenti nec eſt determinate vera, nec determinate falſa, XXIV. Semel vera, ſemper vera. XXV. Scientia, fides, et opinio tantam habent objectivam contradictionem, ut in eodem intellectu, circa idem objectum, nec per Deum conjungi poſſint.

A. M. D. G.

Græcii, Typis Hæredum Widmanſtadii.

Theſes

3.

Theſes ex univerſa Pphiloſophia ad mentem Ariſt. et S. Thomæ Aqu. Angelici Præceptoris et V. Eccleſiæ Doctoris, Qvas ſub faventiſſimis Auſpiciis Illuſtriſſimi et Excellentiſſimi Domini Dni. Franciſci Ernęſti S. R. I. Comitis de Waldſtein, Hæreditarii Domini in Kloſter; Münchengratz, Weis - et Hüner - Waſſer, Hirſchberg etc. Sac. Cæſ. Regiæ Majeſtatis Camerarij, Majoris Judicii Provincialis Aſſeſſoris, Hæreditarii in Regno Bohemiæ Præciſoris, Domini, Domini, ac Mecænatis gratioſiſſimi. In Eccleſia B. V. in Templo Præſentatæ Sac. Ord. Præd. Budvicii publice defendendas ſuſcepit, Præſide M. R. P. Fratre Leopoldo Erbeni, S Stæ Theol. Lect. et Actuali Philoſophiæ Profeſſore, Defendente Religioſo Fratre Hieronymo Hauſtöetter ejusdem Ord. et Studii Alumno. Anno 1732.

1. Logica verè et propriè Scientia. 2 Una ſimplex qualitas. 3. Simpliciter Speculativa. 4. ad alias Scientias in omni ſtatu neceſſaria. 5. utpote ad formam demonſtrationis illarum effective concurrens. 6. Dividitur in docentem et utentem, tanquam in duos habitus ſola ratione diſtinctos. 7. Cujus Objectum formale, qvod et adæqvatum eſt, ſecunda intentio rationis, conſtitutiva Modi ſciendi objectivi. 8. Ens rationis, conſiſtens formaliter in eſſe pure objectivo, a ſolo Intellectu Creato fieri poteſt. 9. Naturæ non ſunt a parte rei univerſales formaliter, ſed ſunt tales per intellectum; metaphyſice qvidem per abſtractionem poſitivam intellectus poſſibilis, logicè verò per comparationem ſimplicem. 10. Definitum formale, qvod in definitione generis eſt ipſa ſecunda intentio, ut denominans naturam. 11. Non poteſt genus ſalvari in una ſpecie,

bene tamen ſpecies in uno individuo. 12. Natura Angelica inadæqvate concepta poteſt fieri logice univerſalis, et prædicabilis ſecundum rationem tantum. 13. Prædicamenta ſunt decem. 14. Subſtantia conſtituitur per eſſe ſubſiſtens per ſe, in cujus prædicamento nec directè, nec indirecte ponitur Deus; bene vero Chriſtus. 15. Relatio prædicamentalis realiter diſtinguitur a ſuo fundamento tam remoto quam proximo. 16. Qvæ ſi eſt mutua, terminatur ad aliquid relativum, ſi non mutua, ad aliquid abſolutum. 17. Præmiſſæ formales efficienter influunt in aſſenſum concluſionis. 18. Aſſenſus Præmiſſarum neceſſitat intellectum ad aſſenſum concluſionis, tam qvoad ſpecificationem, qvam quoad exercitium. 19. Scientia ſubalterna in abſentia ſubalternantis eſt vere et proprie ſcientia. 20. Actus Scientiæ et opinionis circa idem objectum in eodem objecto ſimul compati non poſſunt, etiam de potentia Dei abſoluta. 21. Objectum formale, quod et adæqvatum Phyſicæ, eſt præciſe ens mobile ſubſtantiale. 22. Cujus principia in fieri ſunt tria: materia, forma et privatio, in facto eſſe duo: materia et forma. 23. Materia prima pura potentia excludens omnem actum, tam Phyſicum qvam Metaphyſicum. 24. Exiſtit per Exiſtentiam formæ et totius Compoſiti. 25. Nequit de potentia Dei abſoluta exiſtere, ſine omni forma. 26. Appetit omnes formas præter amiſſas. 27. Eſt Subjectum eductionis formarum ſubſtantialium materialium. 28. Non tam animæ rationalis, nec formarum Coelorum et Elementorum in prima rerum productione. 29. Unitur formæ immediate absqve

modo

modo unionis. 30. Totum non diſtingvitur realiter a partibus ſimul ſumtis. 31. Subſtantia non eſt immediate operativa. 32. Deus et ſimultaneè et prævièagit, ſeu Phyſicè præmovet cauſas ſecundas ad operandum. 33. Neqvit idem numero effectus ſimul produci a duplici cauſa. 34. Actio formaliter transiens ſubjectatur in paſſo. 35. Infinitum in actu implicat. 36. Poſſunt duo corpora ſupernaturaliter eſſe in eodem loco, non tamen idem numero Corpus circumſcriptivè in pluribus locis. 37. Partes temporis exiſtunt ratione indiviſibilis inſtantis. 38. Continuum componitur ex partibus in infinitum diviſibilibus. 39. Neqvit Agens naturaliter agere in diſtans. 40. Mundus potuit eſſe ab æterno, tam qvoad entia permanentia qvam ſucceſſiva. 41. Datur reſolutio uſque ad materiam primam. 42. Intenſio qvalitatis fit per majorem radicationem in ſubjecto. 43. Inter animas rationales una eſt ſubſtantialiter et individualiter perfectior altera. 44. Intellectus eſt ſimpliciter perfectior Voluntate. 45. Ens reale communiſſime ſumtum objectum Metaphyſicæ. 46. Eſt analogum ad ſua inferiora. 47. Nec præſcindit perfectè a differentiis. 48. Primum et radicale Principium Individuationis in Subſtantiis materialibus eſt Materia ſignata qvantitate. 49. Non datur diſtinctio Scoti, bene tamen virtualis Thomiſtica. 50. Exiſtentia creata realiter diſtingvitur a ſua Eſſentia.

4.

ASSERTIONES ex univerſa Theologia, qvas Autoritate et Conſenſu Reverendiſſimorum, Illuſtriſſimor. Addum. Reverend. Magnificorum, Perilluſtrium, Prænobilium ac Clariſſimorum Dominorum, Excellentiſſimi Perilluſtris ac Magnifici Domini Univerſitatis Rectoris, Reverendiſſimi perilluſtris ac Spectabilis Domini Decani, cæterorumqve Dominorum Doctorum Inclytæ Facultatis Theologicæ, in antiquiſſima et Celeberrima *Univerſitate Viennenſi*, pro Suprema Theologiæ Laurea conſeqvenda, Ao. 1749. Menſe -- Die -- Publice propugnandas ſuſcepit, Reverendus, Nobilis, Excellens ac Doctiſſimus Dominus *Antonius Los*, Auſtriacus Blindenmarckenſis, AA LL et Philiæ Magiſter, S.S. Theologiæ in qvartum Annum Auditor, ejusdemqve Baccalaureus Formatus, nec non pro ſuprema Laurea Candidatus, Presbyter e C. S. I. Conv. Coll. Præſide Addum Reverendo Patre JOSEPHO CARL, e Soc. Jeſu S.S. Theol. Doctore et P. P. O.

I. Deum exiſtere, eſt per ſe notum non tamen qvoad nos. II. Eſſentia illius metaphyſica conſiſtit in prædicato entis a ſe. III. Phyſica in ſolis prædicatis abſtractis. IV. Datur in Deo ſcientia media directa. V. Et reflexa. VI. Exercitium libertatis divinæ non completum per entitatem modalem creatam. VII. Prædefinitio dependens a ſcientia media fiat cum libertate actus; VIII. Non vero eam antevertens. IX. Prædeſtinatio facta eſt ante merita, abſtracte prævisa. X. Reprobatio poſitiva ante demerita abſtracte prævisa, repugnat Sanctitati Divinæ. XI. In Divinis datur ſola diſtinctio perſonalis, quam fides docet. XII. Si Spiritus S. non procederet a Filio, et ab eo non diſtingveretur.

tur. XIII. Angeli neqveunt naturaliter cognoſcere ſecreta cordium. XIV. Inæqualitas viſionum non oritur ex inæqualitate intellectuum. XV. Viſio intuitiva Dei non ſtat cum potentia proxima peccandi. XVI. Poſſibilis eſt omiſſio pura libera. XVII. Peccatum commiſſionis conſiſtit in poſitivo. XVIII. Habituale præter peccatum phyſicè præteritum, importat carentiam conditionis juris et condignæ ſatisfactionis. XIX. Mortale non eſt ſimpliciter infectum. XX. B. Virgo fuit immunis a debito proximo incurrendi originale. XXI. Gratia efficax conſiſtit in entitate auxilii, et conſenſu conditionate futuro. XXII. Ut ſpeciale beneficium importat, in decretum dependens a ſcientia media, dandi auxilium efficax, qvia tale eſt. XXIII. Poſſibile eſt creaturam prævideri diſſenſuram, omnibus auxiliis indifferentibus. XXIV. Gratia habitualis eſt metaphyſice incompoſſibilis cum peccato gravi. XXV. Objectum formale fidei eſt, autoritas et revelatio Dei. XXVI. Ad aſſenſum fidei non ſufficit revelatio univerſalis. XXVII. Fide tamen Divina credibile eſt Benedictum XIV. eſſe verum Chriſti Vicarium. XXVIII. Qbjectum materiale fidei debet proponi ut evidenter credibile. XXIX. In rudibus ſufficit evidentia reſpectiva. XXX. Fides reſolvitur ultimo in hanc veritatem: Deus ſumme ſapiens et verax revelavit. XXXI. Poteſt fieri viatori abſoluta revelatio damnationis æternæ. XXXII. Qvæ non ſtat cum potentia proxima ſperandi ſalutem. XXXIII. Habitus Charitatis de ſe eſt ſeparabilis a gratia ſanctificante. XXXIV. Influit in actum præceptum. XXXV. Cle-

rici beneficiati ſunt domini bonorum ſuperfluorum. XXXVI. Deus neqvit obligari creaturæ ex juſtitia ſtricta. XXXVII. Pura creatura neqvit de condigno ſatisfacere pro peccato gravi. XXXVIII. Chriſtus neqvit prædefiniri ut redemptor, ante peccatum abſtracte prævisum; XXXIX. Veniſſet, etſi Adam non peccaſſet. XL. Merita Chriſti ſunt valoris ſimpliciter infiniti. XLI. Unio hypoſtatica eſt incompoſſibilis cum potentia proxima peccandi. XLII. Chriſtus meruit B. Virgini maternitatem, XLIII. Sibi mereri non potuit unionem hypoſtaticam qvoad Subſtantiam. XLIV. Potuit Chriſto imponi præceptum rigoroſum, ſalva impeccabilitate. XLV. Item ſalva libertate ſufficiente ad meritum. XLVI. Sacramenta ſolum moraliter cauſant gratiam. XLVII. Primam per accidens cauſant etiam ſacramenta vivorum. XLVIII. Evchariſtia ſumta ſub utraqve ſpecie cauſat majorem gratiam. XLIX. Attritio ſufficit ad ſacramentum Pœnitentiæ. L. Forma Abſolutionis conſiſtit in his verbis: Abſolvote â peccatis.

O. A. M. D. G.

* *

V.

Beantwortung der Anfrage an die Schrift- und Vernunftgelehrten, über das Weſen der Ewigkeit Gottes, im 1. S. dieſes IX. Bandes, a. d. 13 u. f. S.

Anfrage §. II.

Man bemerket bey dieſen Gedanken des Hrn. Verfaſſers zweyerley, welches zwar angenom-

genommen, und an und für ſich betrachtet zugegeben werden kann; aber in der gegenwärtigen Widerlegung, wenn es einmal angenommen worden, niemals aus den Augen geſetzet, vielweniger anſtatt der angezeigten Begriffe, andere herbey gerufen werden müſſen. Denn es äußert ſich im folgenden, daß in der benannten Anfrage der Begriff der Zeit, welchen man in dieſem Hypo findet, nicht allenthalben angewandt, ſondern vielmehr ein fremder an deſſen Stelle erwählet werde: welches zu glauben uns die Zeit, ſo der Herr Gegner vor Anfang der Welt zugegen geweſen zu ſeyn glaubet, große Wahrſcheinlichkeit an die Hand giebt. Die zwo Stücke, welche wir in Betrachtung ziehen wollen, ſind dieſe: 1) Der Begriff der Zeit wird hier dermaßen angenommen, wie ſich derſelbe den Sinnen nach darſtellet; 2) wie er ſich bey den Dingen bloß in der Welt findet. Dieſes letzte zeugen beſonders die Worte: man pfleget zu fragen, wie lange hat dieſes gedauret? Wenn man daher dieſes beydes in Erwägung nimmt, und nach demſelben die Anwendung des hier befindlichen Begriffes der Zeit auf die Ewigkeit zu machen ſuchet; ſo wird man ohne Mühe gewahr werden, in wie fern die Zeit, wenigſtens nach dieſem Begriffe, bey der Ewigkeit ſtatt habe. Bey der Erzeugung dieſes Begriffes der Zeit, haben wir ebenfalls etwas einzuwenden. Wer da weis, wie behutſam man verfahren müſſe, wenn man aus dem Sprachgebrauche einen richtigen Begriff herleiten will, der wird gar leicht zugeben, daß man einen jeden ſolchen Begriff wohl prüfen müſſe, ehe man ihn

gelten läßt. Die ungemein verderbte Art von vielen Dingen zu sprechen, erwecket eben hierinn so viele Schwierigkeiten: und man würde, da es itzo nur überaus selten geschieht, fast nichts gegründetes aus dem Sprachgebrauche herführen können, wenn man nicht die Art zu reden, so den Gelehrten eigen ist, von den verworrenen Begriffen des Pöbels zu unterscheiden suchte.

Anfrage §. III.

Allhier fragt sichs, ob der gegebene Begriff der Ewigkeit richtig sey? ob derselbe Gott anständig sey, und jemals auf ihn könne angewandt werden? Wir müssen gestehen, daß wir hier von dem Hrn. Gegner abgehen, und damit solches nicht ohne Grund geschehe, wollen wir unsere Gründe darlegen, warum wir solches zu thun genöthiget sind. Es ist anhem, es müssen viele Irrungen bey Untersuchung des Wesens der Ewigkeit vorgehen, so bald man solches zu einer Dauer machet: ja alle Gründe der bisher bekannten Gegner beruhen darauf, daß man eine Ewigkeit ohne eine Dauer nicht gedenken könne. Weil daher dieses die erste Quelle des begangenen Irrthums ist, so kann es nicht füglicher geschehen, denselben zu heben, bevor man gewiß weis, was die Dauer sey, und ob dieselbe mit der Ewigkeit bestehen könne Ich behaupte billig, daß es nöthig sey, dieses zuerst zu untersuchen, weil sonst gar leicht geschlossen wird: wenn eine Dauer das Wesentliche der Ewigkeit in sich begreift, so ist es nothwendig, daß auch eine Zeit in der Ewigkeit vorhanden sey.

Es

gen drucken laſſen. *) Alleine der Tod hat ihn, bey ohnedem bereits hohem Alter, noch vor der gänzlichen Ausführung dieſes Vorhabens im Jahr 1718. hinweg genommen. Man ſagt zwar, daß der berühmte Bremiſche Gottesgelehrte, Herr Theodorus Haſäus, ein Beſitzer ſeiner hinterlaſſenen Papiere und Aufſätze geworden. Doch, da nun auch dieſer vor einiger Zeit den Weg alles Fleiſches gegangen; ſo dürfte es wohl vergebens ſeyn, ſich eine weitere Hoffnung auf dieſe Ausgabe zu machen.

3. *Επινίκιον* rhythmo Teutonico *Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos A. 882. viciſſet. Ex Codice MS. Monaſterii Elnonenſis ſiue S. Amandi in Belgio per Dominum* IOH. MABILLON *deſcriptum, Interpretatione Latina & Commentatione hiſtorica illuſtrauit* IO. SCHILTER. Argentor. 1696. 4.

Der berühmte Johann Schilter, welcher anfangs der Jeniſchen, und hernach der Straßburgiſchen Academie eine ungemeine Zierde gegeben, hat gleichwie um ſo viele andere Wiſſenſchaften, alſo beſonders um die Deutſche Sprache und Alterthümer ganz ausnehmende Verdienſte. **) Selbige ver-

*) Man ſehe des Herrn von Seelen Memoriam Stadenianam, Cap. IV. p. 138.

**) Dieſe wurden erſt recht offenbar, als der von ihm mit erſtaunlicher Mühe geſammlete Schatz alter Deutſcher Schriften und Geſchichte im Jahr 1727. und 1728. in drey Folianten zu Ulm an das Licht getreten. Der Tod, welcher dieſen fürtrefflichen Mann den 14 May 1705. der Zeitlichkeit entriſſen, konnte doch die gelehrte Welt dieſer Früchte ſeines

Es ist bey den Weltweisen eine angenommene Sache, daß die Dauer ein fortgesetztes Daseyn, oder die Fortwährung der Existenz sey (continuatio s. permanentia existentiæ). Hieraus wird von den Gegnern folgender Satz hergeleitet: Wer eine fortwährende Dauer eines Dinges annimmt, der muß zugleich gewisse Theile, als Punkte, oder Augenblicke annehmen, in welchen dasselbe fortwähret: diese Theile folgen auf einander, daher ist ein fortwährendes Ding in Zeitpunkten, welche auf einander folgen. Wenn man dieses überleget, so ergiebt es sich ganz deutlich, daß eine Dauer, ohne eine Folge von gewissen Theilen, die man Zeitpunkte nennet, nicht gedacht werden könne. Es wird aber über dieses zu derselben ein Ding erfordert, welches in der Dauer beständig seyn, und keine Folge von Theilen in sich zulassen müsse, welches das Daseyn eines Dinges und das fortwährende Ding selbst ausmachet. Wir gestehen hiemit nicht zu, daß ein zufälliges Ding, welches zu Seyn fortwähret, unveränderlich sey; sondern wir behaupten nur, daß ein Ding, welchem eine Dauer zugeeignet wird, eben dasselbe Daseyn, und eben dieselben wesentlichen Eigenschaften erhalten müsse, so lange es dauret: denn sonst würde nicht mehr eben dieses Ding in einer Dauer begriffen seyn, welches zuvor da war; so fern die wesentlichen Eigenschaften stets einer Veränderung unterworfen wären. Nichts destoweniger bleibt an dem Dinge selbst etwas veränderliches, nämlich seine zufälligen Eigenschaften; vermöge deren, das fortdaurende Ding in einem Verhältnisse mit andern zugleich bestehenden

Dingen

Dingen, und nicht für sich allein wie bey den ersten, betrachtet wird. Man kann daher nicht ungeschickt die Dauer, ein Zugleichseyn abwechselnder Theile mit beständigen Dingen nennen. Beydes zusammen genommen, macht das Wesentliche der Dauer aus.

Dieses voraus gesetzet, wenden wir uns zur Untersuchung, ob es möglich sey, daß die Ewigkeit aus einer Dauer bestehen könne? Die Herleitung des Begriffs der Ewigkeit aus dem Sprachgebrauche, könnten wir wiederum anklagen; ja so gar den Begriff der Ewigkeit deswegen verdächtig machen: weil es ausgemacht ist, daß alle diese Redensarten, so der Hr. Verfasser §. III. annimmt, uneigentlich sind, und sie folglich keine Merkmaale eines Dinges angeben können, dessen Begriff zu verfertigen man bemühet ist. Der Hr. Gegner würde uns eben so wenig Glauben zustellen, als wir seinem Begriffe der Ewigkeit beymessen können, wenn wir aus dem Sprachgebrauche erweisen wollten, weil man zu sagen pfleget: daß, wenn sich eine, in unserm Dunstkreise gesammlete schwefelichte und verbrennliche Materie entzünde, und im Herunterfallen ein sternengleiches Licht errege, alsdann ein Stern vom Himmel falle; so würde so oft ein Stern vom Himmel herunter beweget, so oft man diese feurige Lufterscheinung gewahr würde. Denn in diesem Falle ist die Art zu reden eben so verderbt, als in einer ewigen Dauer. Wir wollen aber nur zu erweisen suchen, daß die Ewigkeit nicht eine Dauer seyn könne, folglich auch ein ewiges Wesen nicht vermögend sey zu dauren, wenn man anders alles nach dem Begriffe

der

der Dauer durchgehen will. Der Herr Gegner nimmt mit uns an, daß Gott ewig sey; und daß außer ihm, in der Ewigkeit, so fern man sie als etwas abstractes ansieht, nichts anzutreffen sey. Nun stehen wir in der Meynung, wenn Gott allein in der Ewigkeit vorhanden wäre, so sey es unmöglich, daß die Ewigkeit eine Dauer sey. Denn die Dauer setzet zum voraus, daß die Dinge, so in ihr befindlich sind, etwas an sich haben, das in ihnen von einer Folge zeugen kann. In Gott aber ist nichts dergleichen, welches in einem gewissen Punkte der Dauer anders seyn könnte, als es in dem vorhergehenden gewesen. Er müßte sich also, wenn bey ihm eine Dauer statt finden sollte, selbst folgen: da es aber unmöglich ist, daß ein Ding sich selbst folgen kann, so ist auch Gott in keiner Dauer. Der Hr. Gegner wird ohnstreitig die Richtigkeit des letzten Erweissatzes wollen dargethan haben, sintemal er eben das Gegentheil dessen ist, was von ihm (§. X.) angenommen wird. Er spricht daselbst, in Gott sey eine Folge der Zeiten, und sein Wesen und seine Eigenschaften blieben dennoch unverändert. Wir müssen also wissen, was eine Folge sey. Niemand wird leugnen, daß die Folge eine Fortsetzung des einen, in die Stelle des andern sey. Daher erhellet ganz deutlich, daß in einer Folge mehrere Dinge als ein einziges, müssen vorhanden seyn, vermöge derer die Versetzung geschehen könne. Sind nun an einem Dinge Zufälligkeiten, so sieht man sehr gut, daß in demselben Dinge zum wenigsten etwas sich befinde, von welchem man behaupten könne, es folge

ge aufeinander. Da aber in Gott nichts veränderliches, nichts verschiedenes statt findet, so kann in ihm nichts folgen, sondern er müßte, wenn er in einer Dauer seyn sollte, sich selbst, so unveränderlich als er ist, folgen. Dieses aber ist allerdings wider die Natur einer Folge. Ueberdieß haben die Dinge, welche dauren, einen Zweck ihrer Dauer, welcher entweder ihre eigene Vollkommenheit und die Vergrößerung derselben, oder eine Beförderung derselben bey andern ausmachet; folglich jedes Ding die Vollkommenheiten Gottes durch seine Dauer zeiget. Nun darf aber Gott nicht um seiner Vollkommenheit willen, oder um die Vergrößerung derselben sein Daseyn fortsetzen; denn diese sind bey ihm im höchsten Grade vorhanden, und zugleich so beschaffen, daß dieselben in Ewigkeit, auch nur einen einzigen Augenblick nicht von ihm seyn können; das ist: sie müssen nothwendig seyn, und Gott darf deswegen nicht erst dauren, daß er sie vergrößern oder fortsetzen wolle. Er darf aber auch nicht um der Welt willen seyn, denn sonst würde er von der Welt abhängig gemacht, und es würde unanständig seyn zu sagen: Gott daure deswegen, oder er sey deswegen vorhanden, weil er die Welt erhalten müßte. Wir haben noch einen andern Beweis gegeben, welcher sich darauf gründet, daß die Redensart, Gott dauret, eine Möglichkeit des Nichtseyns verdeckt zu erkennen giebt: welcher aber von uns hier nicht ganz ausführlich wegen seines weiten Umfanges nicht angebracht wird.

Nun könnten wir leicht den Schluß machen: wenn Gott in keiner Dauer wäre; so könnte selbiger

auch

auch in keiner Zeit seyn, denn der Herr Gegner beweiset selbst, daß Gottes Ewigkeit darum eine Zeit seyn müsse, weil er selbst zu dauren fortfahre. Es sind uns aber noch einige Gegengründe bey der Zeit übrig, durch welche das Urtheil derer, welche die Zeit auf Gott ziehen, zerstören können. Wir sagen: Eine jedwede Zeit besteht aus aufeinander folgenden Theilen; diese Folge von Theilen müßte, wenn sie die Ewigkeit ausmachen sollte, weder Anfang noch Ende haben. Sie ist demnoch aber eine Folge, daher hat ein jeder Theil, der dem andern folget, in dem vorhergehenden seinen Grund, warum er vielmehr, als ein anderer folget. Da nun aber in einer Reihe von aufeinander folgenden Dingen jedweder nachfolgender Theil erst entsteht, und also vorher noch nicht da gewesen; hergegen der erste, welcher den Grund des folgenden in sich enthielt, untergeht, nachdem der nachstehende Theil folgen muß, so ist ein jedweder Theil solcher Reihe zufällig. Da es sich aber mit allen Theilen auf diese Art verhält, und folglich so viele Anhebungen und Ende können gedacht werden, als Theile sind; das ist nach dem angenommenen Satze, unendlich viele Anhebungen und unendlich viele Ende: da ferner alle Theile zusammen genommen das Ganze ausmachen, so ist die ganze Zeit zufällig. Ist dieselbe zufällig, so ist sie nicht ohne Anfang und Ende, folglich nicht unendlich.

Es ist zu weitläuftig, die übrigen Beweise, welche wir wider die Zeit in dem Daseyn Gottes ausfündig gemacht, so vollkommen herzusetzen; es wird

vielmehr

vielmehr als in einem Auszuge vielen ein Genügen geschehen, zu sehen, auf welche Gründe dieselben aufgeführet worden. Der zweyte Beweis beruhet darauf; Gott müßte, wenn er sich in einer Zeit befände, die man gleich als unendlich annähme, dennoch in etwas zufälligem seyn, und folglich müßte er selbst zufällig seyn. Dieses hat man so wohl aus dem Entstehen der Theile einer solchen unendlichen Reihe, als auch aus ihrem Aufhören erwiesen, und die Sache durch ein sinnliches Beyspiel erläutert. Der dritte Beweis gründet sich darauf, daß alles, was sich in Zeitpunkten befindet, seine Bestimmungen und Schranken hat, dieses aber von Gott niemals behauptet werden kann.

Der Herr Gegner hält dafür, der Unterschied der Zeit und Ewigkeit bestehe darinn, daß die Zeitmaße, so man in der ersten messen oder zählen könne, in den andern unmeßbar wären. Wir sind aber für das Gegentheil eingenommen: denn wenn die Ewigkeit eine unendliche Folge eines Zeitmaßes auf das andere wäre; so könnte man in der Ewigkeit allerdings etwas, ja die Ewigkeit selbst messen. Doch lassen sich auf diese Art die Theile der Ewigkeit, d. i. Zeitpunkte, weit merklicher und bestimmter, als die ganze Ewigkeit selbst, messen. Denn die ganze Ewigkeit käme heraus, wenn ich einen Theil von ihr unendliche mal nähme: sintemal ein unendliches Ganzes dadurch herauskömmt, wenn ich einen seiner Theile unendliche mal zu sich selbst rechne. Wir wollen aber dieses vorbey lassen, und uns nur besonders um das Maaß eines gewissen Theiles der Ewigkeit bekümmern. Es ist andem, wenn die

Theile

Theile der Ewigkeit wirklich von einander unterschieden sind, (wie sie allerdings unterschieden seyn müssen, da es viele Zeitpunkte seyn sollen) und sie in dieser Gestalt einander folgen: so kann, ich mir aus dem ganzen, das ist, aus der unendlichen Reihe ein Theil erwählen, welcher mir gefällt, und den ich wirklich begreife. Z. E. wenn die Ewigkeit aus der Folge von solchen Zeitpunkten bestünde, und ich dieselbe als von einander unterschieden betrachte; so kann ich die Jahre, da die Welt gestanden: oder die ganze Zeit, in welcher die Welt dauret, als einen Theil der Ewigkeit ansehen; denn die Zeitpunkte, die sich in der Welt befinden, müssen auch in der Ewigkeit vorhanden seyn. Da ich nun von der Ewigkeit auf solche Weise etwas meßbares habe, so sehe ich, daß die Ewigkeit nicht gänzlich ohne alles Maaß, auch in ihren Theilen anzusehen; sondern, daß sich etwas darinn absondern lasse, welches kann gemessen werden.

Hiernächst glauben wir, unser Herr Gegner habe selbst ein allgemeines Maaß, wiewohl nicht gar zu behutsam angegeben, da er die Ewigkeit einem Inbegriff aller möglichen Zeiten nennet. Denn ich weis was die Zeit ist: wenn ich nun alle mögliche zusammen nähme, und hieraus der Begriff der Ewigkeit erwachsen sollte; so hätte ich die Ewigkeit als etwas Bestimmtes angenommen, welches nach den Gründen des Herrn Gegners nicht seyn soll. Denn die Zeit, so er sich unter der Ewigkeit vorstellet, soll weder Anfang noch Ende haben, weil dieses dieses die Ewigkeit erheischet: alle mögliche Zeiten aber, wenn sie gleich alle zusammen genom-

men, und in eine Reihe gesetzet werden, müssen einen Anfang und Ende haben; folglich müßte selbst die Ewigkeit, wenn sie ein Inbegriff aller möglichen Zeiten wäre, einen Anfang und ein Ende haben. Man merke nur, daß wir solche Zeiten annehmen, die sich in allen möglichen Welten hätten befinden können, nicht aber solche, die, wie der Hr. Gegner glaubt, vor der Welt bey Gott zugegen gewesen, und selbst seine Ewigkeit ausmachen. Ja die Worte dieses dritten Syhus zeigen klar, daß der Hr. Gegner unter den möglichen Zeiten diejenigen verstehe, welche Gott in allen möglichen Welten hätte hervorbringen können.

§. IV. der Anfrage.

Man wird, wenn man das vorhergehende überdecket, ohne Mühe sehen, daß eine Dauer bey Gott keinen Bestand habe. Ist dieses, so wird auch dasjenige wegfallen, daß sie eine stetsfortlaufende Dauer sey, die ohne Anfang und Ende betrachtet wird. Was aber ferner von dem Steigen und Fallen der göttlichen Eigenschaften, von dem Bemühen derselben verneinet wird; dieses wäre ganz unstreitig, wenn wir uns die Ewigkeit nicht als eine Dauer, oder als eine unendliche Zeit, sondern als eine Nothwendigkeit des göttlichen Daseyns vorstellten: so aber sehen wir uns genöthiget, aus obberegten Gründen solches zu leugnen. Es streitet auch dieses wider den Herrn Gegner selbst, wenn er die Ewigkeit als eine Eigenschaft Gottes ansieht, und dieselbe dennoch für eine Zeit und Dauer hält: da, wie wir gezeiget, diese Eigenschaft, wenigstens in ihren Theilen, etwas Zufälliges haben würde. Andere erfinden allhier

einen

einen ſubtilern Weg, und halten die Zeit, in welcher Gott ſeyn ſoll, und die unter dem Namen der Ewigkeit von ihnen begriffen wird, für etwas abſtractes bey dem göttlichen Daſeyn, welches man ſich bloß vorſtellen müſſe.

Die Fortſetzung folgt künftig.

VI.

Fortgeſetzte Nachricht von denen im Jahre 1749 zu Königsberg herausgekommenen Schriften.

Im Jenner.

Chriſtophori Philippi Grüneberg, Berol. March. Oratio Panegyrica, qua Regi Friderico de die natali 38vo d. XXIV Jan. 1749 gratulatus eſt.

Chriſtophori Bernhardi Kallenberg, Kuſſ. Bor. Panegyricus anniuerſaria coronatae Boruſſiae die XVIII Jan. 1749 habita.

Im Hornung:

Cöleſtin Kovalewsky, beyder Rechten Doctors, der Beredſamkeit und Geſchichte ordentlichen Lehrers, auch des königl. preußiſchen Samländiſchen Conſiſtorii Vicepräſidenten und Viceofficials, Standrede, von dem mit dem Lehren verknüpften Leiden; bey dem Leichenbegängniſſe Herrn Johann Adam Gregorovii, beyder Rechten Doctors und weitberühmten Ord. Profeſſors der praktiſchen

Weltweisheit auf der Königsbergischen Akademie den 17 Jan.

Rectoris, Directoris, et Professorum Carmina in obitum Dni. Gregorouii.

Andreas Gottlieb Brocks, der Rechten Beflissenen, Trauergedicht auf eben diesen Tod.

Theodor Gottlieb Gregorovs, L. L. Cult. gerechte Klagen bey dem Grabe seines Vaters.

J. H. L. Carmen in Obitum Domini Iohannis Christiani Willudovii, Regiarum, quae Tilsae praestantur, Gabellarum Inspectoris. XIII. Cal. Martii.

Im März.

M. *Joh. Bernh. Hahn*, Reg. Bor. Disput. inaugur. pro loco Prof. Eloquent. et Histor. extraord. sistens Gestus Oratorum, Resp. Joh. Gotthelf Lindner d. 25 Mart.

Rectoris, Directoris, Cancellarii et Senatus Reg. Acad. Regiom. Monumentum Viro Exc. Conrado Theophilo Marquardt, Mathem. Prof. Publico Extraord. erectum.

Eorundem Carmina memoriae hujus Viri scripta d. XXVIII. Mart.

Christian Henrich Güthers, der griechischen Sprache öffentlichen Lehrers, Standrede: der Tod als die vollkommenste Belohnung, bey dem Begräbnisse Hrn. Conrad Gottlieb Marquardts, der mathematischen Wissenschaften, öffentlichen Lehrers, gehalten.

Christian Bernhard von Sanden, Lehrers der Weltweisheit und Arzeneywissenschaft Klaggedicht auf vorige Gelegenheit. M. Chris-

vermehrte er auch durch die allererſte Ausgabe dieſes Königlichen Triumph-Liedes. Der Herr von Eyben, ein Deutſcher Edelmann, und nachmaliger Rath an dem Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hofe, hatte Zeit ſeines Aufenthalts zu Paris bey dem bekannten Mabillon eine Abſchrift davon bekommen, und ſelbige an den Herrn Schilter geſchicket. Dieſer achtete es des Druckes würdig, und gab es demnach mit einer lateiniſchen Überſetzung, und ſehr nützlichen Anmerkungen, nebſt einer Zuſchrift an Mabillon, heraus. Die Geſchichte der damaligen Zeiten mel-

Fleißes nicht zugleich mit berauben. Er überließ ſie noch vorher durch Kauf an ſeinen vertrauten Freund und Schüler, Herrn D. Johann Chriſtian Simonis, nachmaligen wohlverdienten Syndicum zu Kempten; welcher ſie über die 20. Jahre verwahrlich aufbehalten, bis ſich endlich zu ermeldeter Zeit eine Gelegenheit gefunden, dieſelben durch Beyhülfe, Bereicherung und Vermehrung verſchiedener anderer hochberühmter Männer zum Vorſchein zu bringen. Wir behalten uns vor, alle in dieſem Schilteriſchen Theſauro enthaltene Schriften nach und nach einzeln vorzunehmen, was zu einer Critiſchen Hiſtorie einer jeden aus denenſelben gehöret, ſorgfältig anzumerken, und in einem Zuſammenhange, mit Zuziehung anderer Scribenten, die zum Theil gleichfalls davon gehandelt, zu beſchreiben. Dadurch hoffen wir zu verſchaffen, daß dereinſt in dieſen Beyträgen die wichtigſten und nützlichſten Nachrichten von allen dieſen theuren Überbleibſeln mittlerer Zeiten, denen Leſern in einer angenehmen und deutlichen Kürze gleichſam auf einmal vor Augen geſtellet, und die ſonſt in deren Zuſammenſuchung erforderte viele Mühe erleichtert werde.

M. Christian Gottlieb Kongehls, Pfarrern auf dem Tragheim, billige Thränen bey dem Grabe des Herrn Prof. Marquardts.

C. H. und J. F. Werners Gedicht bey dem Absterben desselben.

David Schulzens, der Weltweisheit und Arzneykunst Beflissenen, aus Dalerkarlien in Schweden, Gedanken über den Maaßstab eines frühzeitigen Todes, bey eben diesem Begräbnisse.

Im April.

Johann Martin Ramdohrs, Med. Doct. Hochzeitgedicht, von der Cur niedergeschlagener Wittwer, bey der Hennig- und Herwieschen Eheverbindung, den 29sten.

Im May.

D. H. C. Gedanken bey der Eheverbindung Herrn Johann Dreßlers, königl. preußischen Kriegs- und Domainen-Kammercanzeley-Verwandten, mit Jungfer Anna Louisa Rahnischinn, den 9.

G. R. Ranischens Gedicht auf eben dieses Verbindungsfest, von dem Zusammenhange der Liebe und Gottesfurcht, als einer Grundfeste gesegneter Ehen.

Joannis Friderici Schleswig, Fischhus. Pruss. Oratio redeunte Societatis Liberae natali, de libertate insignem hominibus prae brutis tribuente praerogatiuam, habita. IV ante Idus.

Friedrich Wilhelm Spangenbergs, königlich-preußischen Auditeurs des Hochgräflich Christoph Dohnaischen Regiments, Rede, bey der Einwei-

hung der diesem Regimente ertheilten Fahnen, von der mit einem ordentlich eingerichteten und wohlgeübten Kriegesheere verknüpften Glückseligkeit eines Landes, den 13 gehalten.

M. Johann Wilhelms Milo, Feldpredigers desselben Gräfl. Dohnaischen Regiments, Rede bey voriger Gelegenheit, von der allergenauesten Verbindung des königlichen Wortes und göttlichen Eides, aus Pred. Salomo VIII, 2. gehalten.

Carl Ernsts Charisii, königlichen preußischen Auditeurs bey dem Hochfürstlich Hollsteinischen Regimente, Rede bey Einweihung der diesem Regimente ertheilten Fahnen, von der Heiligkeit derselben, den 17ten.

Christophori Hennigii Naebershausenii Schwelino Borussi, Dissertatio Medica Inauguralis, Methodo Mathematica demonstrans, nutritionem Corporis humani per nervos aeque ac per reliqua vasa nutritioni inservientia, fieri, pro gradu Doctoris.

Cölestin Christian Flottwells, P. P. O. Leichenrede von einem redlichen Bürger, bey der Beerdigung Herrn Bartholomäus Lichtensteins, des Wettgerichts Beysitzers, und Kauf- und Handelsmannes, den 30sten gehalten.

Im Junius.

Cölestin Christian Flottwells Denkmaal der auch im Tode ungetrennten Liebe, bey dem Grabe Fr. Annen Elisabeth Paulsen, verwittibten Lichtensteininn gewidmet, den 6.

Johann

Johann Wilhelms Milo, Feldpredigers des Hoch-Reichs-Burggräflichen Dohnaiſchen Regiments zu Fuß, Trauer- und Standrede bey dem Leichenbegängniſſe Herrn Gneanar Ernſt Noſtitz von Jaßkow, Hauptmanns bey dem vorbenannten Regimente, von der, mit dem Vorzuge eines alten Adels zugleich fortgepflanzten Ehre, der Tugend, Gottesfurcht und Tapferkeit, den 21ſten gehalten.

Im Julius.

J. G. H. S. S. Theologiae Studioſi Hochzeitgedicht auf die Siebert- und Neumanniſche Eheverbindung, den 9ten.

Der Zuhörer, Gedicht auf das Wiegenfeſt Herrn Chriſtian Henrich Güthers, königl. preuß. Hofraths, öffentlichen Lehrers der griechiſchen Sprache, und Wallenrodtiſchen Bibliothekarii von dem beglückten Leben, als der Frucht einer gründlichen Gelehrſamkeit, den 13 des Heumonats.

J. C. M. Trauergedicht, von dem auf den Herrn gerichteten Auge einer gläubigen Seele, als dem vortrefflichſten Schmucke eines Todten, bey dem Sarge Fr. Annen Sophien Mitſchelhill geb. Swentaminn, den 20ſten.

Samuel Gotthard Hennings Sendſchreiben von der begründeten Klage der königl. deutſchen Geſellſchaft, bey Verlobung Herrn Johann Heinrich Simonis, Stadtſecretairs der königl. Stadt Tilſe, mit Jungfer Sophien Dorotheen Alterſinn, den 30ſten.

Im August.

Reinhold Friedrichs von Sahme, ICti, der königsbergischen Universität Directoris und Kanzlers, Professoris Juris Primarii, wie auch königl. preußischen Oberappeliationgerichtsraths, und Präsidenten des Samländischen Consistorii Einladung zum Collegio Publico, über die Wahlcapitulation Ihro römischkaiserl. Majestät Francisci I, nebst einem Vorberichte vom Ursprunge und von der Beschaffenheit der kaiserl. Wahlcapitulationen, Dom. XII. post Trinit.

Im September.

Johann Boguslav Lonserts Hochzeitgedicht bey dem Fischer- und Fleschischen Myrthenfeste, von dem glücklichsten Fischzuge, den 4ten.

Caroli Andreae Christiani Dissertatio Philosophica Inauguralis, disquirens num Parœmia Juris: Emtor expellit Conductorem, Kauf geht vor Miethe, sit Juris Naturalis, pro loco Professoris Philosophiae Practicae Ordinarii, Resp. Christiano Friderico Wernicke, Reg. Bor. L. L. C. d. 11.

Paul Theodor Sands, der Gottesgelahrheit Beflissenen, Gedicht auf die Ankunft des Herrn Doct. Schulzen in Königsberg, den 24 Sept.

Im Weinmonate.

Bogislav Christoph Friedrich Beyers, Berol. March. Phil. et Jur. Cult. Standrede von der Glückseligkeit eines im Lebenssatten Alter sterbenden,

den Christen, bey dem Absterben Fr. Dorotheen geb. Boltzinn, verw. Olearius, den 2 Oct.

E. F. Stockelmanns Glückwunsch, bey dem von Blumenthal und von der Gröbenschen Mirtenfeste, den 2 Octobr.

Ferd. Wilh. Mühlmanni, Rhenani, Diss. Physico-Medica Inaug. pro gradu Doct. de vi elastica, ceu fundamento vitae et motus in Mechanico C. H. d. 30 Oct.

Der sämmtlichen Hofgerichtsadvocaten Gedicht auf das Vermählungsfest Herrn Joachim Christians von Blumenthal, königl. preußischen Kriegs- und Domainenraths, und Fräul. Catharinen Sophien Augusten, Hrn. Willhelm Ludwigs von der Gröben, Sr. königl. Maj. Hofrichters bey dero preußischen Hofgerichte, und Erbherrn von Großtharau und Karschau Fräul. Tochter, den 2ten.

Im November.

Paul Christian Weiß, der Gottesgelahrheit Beflissenen Trauerrede von der Freudigkeit sterbender Gerechten, bey dem Sarge Fr. Sophien Elisabeth Weißinn, geb. Feyerabendinn den 17 Nov.

Im December.

D. Lilienthalii Programma, de Primogenito ab omnibus angelis adorando S. ex Hebr. I, 6. collat. Ps. XCVII, 7. feriis natalitiis propositum.

Noch ist im Jahr 1749 folgendes gedrucket:

Rectoris, Directoris, Cancellarii & Senatus Acad.

Reg. Monumentum Viro Friderico à Tettau, Aug. Bor. Regis Adminiſtro ſtatus et belli intimo, Collegii Pupillaris Praeſidi, Reg. Ordinis Aquilae Nigrae et Iohannitici Equiti, Commendatori in Werben, Domini Praediorum Wicken, Schoenbruch, Grauentien, Preuſch Arnau, Salzbach, Sommersfeld etc. poſitum.

Eorundem aliorumque Profeſſorum Carmina in obitum Viri hujus Reverendiſſimi et Perilluſtris.

Chriſtophori Boltz, S. R. M. in Suprema Appellationum Curia et Aulae a Conſiliis Inſcriptio aeternae memoriae Viri hujus Excellentiſſimi dicata.

Jo. Godofredi de VVerner, S. R. M. Pruſſor. Tribunalis et Collegii Pupillaris Conſil. et *Joh. David Kypke* S. Theol. Doct. eiusdem ac Log. et Met. Prof. Ord. Carmina in eundem; imgl. Wolf Ernſt von Stutterheims, königl. preuß. Capitains, Trauergedicht auf dieſen Todesfall.

Wilhelm Relchs, königl. preußiſchen Commercien- und Stadtraths, wie auch altſtädtiſchen Richters, Abſchilderung der großen Verdienſte Sr. wohlſel. Excellenz.

Theodor Boltzens, U. J. D. et P. P. Ord. königl. preuß. Pupillen- auch Stadtraths, und Oberrichters, auch der preußiſ. Obergerichte Advocatens Dankpflicht bey der Ehrengruft des Herrn von Tettau.

Johann George Thegens, königl. Pupillenraths, und Hofgerichts-Secretairs Klaggedicht, über das Ableben Seiner Excellenz.

Johann

Johann George Bocks, der Universität zu Königsberg Profess. Ord. und Mitglieds der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Vorstellung des preiswürdigen Erkenntnisses der Nichtigkeit, bey dem Grabe des Herrn von Tettau.

Joh. Christ. Links, I. U. C. Trauergedicht auf die vorige Gelegenheit.

Johann George Spießens, betrübte Gedanken bey der Beerdigung des Herrn von Tettau. imgl.

Boguslav Christoph Friedrich Bayers, Phil. et Iur. Cult. Gedicht auf denselben Tod.

Eines unbekannten Glückwünschungsgedicht an dem Geburtsfeste der Durchlauchtigsten Prinzessinn Sophia Albertinen, Fürstinn von Hollstein-Beck, vermählten Reichsgräfinn von Seeguth Stanislawsky.

*** ***

Gedruckte Sachen vom Jahr 1750, vom Jenner.

Peter Aßmanns, Reg. Boruss. der Gottesgelahrheit Beflissenen, Gedicht auf den Tod des Herrn Stud. Thatens, den 2 Jan.

Johann George Bocks, Prof. Ord. und Mitglieds der königl. Akademie der Wissenschaften, Gedicht von den Spuren der göttlichen Regierung, bey dem Steigen und Fall der Reiche, an der Kronenfeyer entworfen, den 18ten.

Christiani Ludovici Charisii Panegyricus Friderico Bor. Regi in natali eius XXXIX. dictus, cum Praef. et Concl. Orat. Acad. Coelestini Kowalewsky d. 24.

Johann

Johann George Bocks, Prof. Ord. und Mitgl. der königl. Akademie der Wissenschaften poetische Betrachtung des durch die Fürsorge des Königes veranstalteten Invalidenhauses an dem Geburtstage unsers Monarchen Friedrichs II, d. 24.

Arnold Henrich Porschens, aus Königsberg in Preußen, Gedicht auf dieses verehrungswürdige Geburtsfest den 24.

G. Schlemüllers, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Beflissenen, H. A. Schlemüllers, und C. Rossaha Gedichte bey dem Schröder- und Schlemüllerischen Mirtenfeste den 22.

Vom Februario.

Carl Houselle Gedicht bey dem Housellen- und Jacquenschen Hochzeitsfeste. den 3.

Christian Löwens, der Buchdruckerkunst Befliss. Gedicht von der im Winter blühenden Liebe, bey der Eheverbindung Herrn Carl Friedrich Müllers, Sr. kön. Majestät in Preußen Interpret. Jurat. und Prorectoris bey der Löbenichtischen Schule mit Jungfer Johannen Charlotten Krottendorfinn.

Inhalt dieſes IX. Bandes.

Das erſte Stück.

1) Umſtändliche Beſchreibung der höchſtmerkwürdigen Sonnenfinſterniß, welchergeſtalt ſelbige Anno 1748, den 25 Julii, zu Elbing in Preußen, von M. Jacob Woyten, Prof. Ord. Mathem. des Elbingiſchen Gymnaſii, in Geſellſchaft Hrn. Joh. Friedr. Endersch, iſt betrachtet worden. Seite 3

2) Anfrage an die Schrift- und Vernunftgelehrten, über das Weſen der Ewigkeit Gottes. 13

3). Extrait d' un Traité demonſtratif de la Quadrature du Cercle et de la Duplication du Cube, contenant des Principes nouveaux par M *** A la Haye 1748 22

4) G. C. F. Gedanken von dem Bücherſchreiben der Gelehrten. 31

5) Die Begebenheiten Neoptolems, eines Sohns des Achilles, aus den Franzöſiſchen des Hrn. Chanſieres in deutſche Verſe überſetzt, und durch mythologiſche Anmerkungen erläutert, nebſt einer Vorrede des Hrn. Prof. Gottſcheds, herausgegeben von M. Adam Bernh. Panken 57

6) Entſcheidung einer grammatiſchen Anfrage, an den Herausgeber dieſes Büchersaals, die aus Petersburg eingelaufen. 69

7) Lebenslauf des Herrn Prorectors M. Johns, in Breßlau. 74

8) Verſuch eines Beweiſes von einfachen Dingen, als Elementen der Körper, von Engelbrecht Heinrich Schwarzen, Adv. immatr. 79

9) Nachricht von den Geburts- und Todtenregiſtern verſchiedener anſehnlicher Städte in Deutſchland. 81

10) Hieher gehörige Neuigkeiten. 88

Das

Das zweyte Stück.

1) Gottfried Ephraim Müllers A. M. hiſtoriſch-critiſche Einleitung zu nöthiger Erkenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Vierter Theil. 95

2) Völlige Abſchrift des uralten preußiſchen Stadt- und Landrechts; welches unter dem Namen Privilegii Culmenſis, oder der Landveſte bey den preuß. Geſchichtſchreibern bekannt iſt. 113

3) Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, in welchem die Bildniſſe gelehrter, und um die ſchönen und philologiſchen Wiſſenſchaften verdienter Männer unter den Deutſchen aus dem XV. XVI. und XVII. Jahrhunderte aufgeſtellet werden ꝛc. von Jacob Brucker, und in Kupfer gebracht von Johann Jacob Haid. Fünftes Zehend. 131

4) Anmerkung, über die vermeynten Stufenjahre des menſchlichen Lebens. 147

5) Abhandlung, von der Unnützlichkeit der ſcholaſtiſchen Art zu ſtudieren, ſo wie ſie in den Schulen der Katholiſchen in Deutſchland getrieben wird. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 156

6) An Eſſai towards an Hiſtory of the Engliſh Tongue, Part. I. divided into four preliminary diſſertations. 166

7) Alexanders Pepens philoſophiſches Gebeth, deutſch überſetzt. 182

8) Hieher gehörige neue Sachen. 184

Das dritte Stück.

1) Deſcrizzione delle prime ſcoperte dell antica Città d'Ercolano ritrovata vicino a Portici, villa della Maeſtà del Re delle due Sicilie, diſteſa dal Cavalliere Marcheſe Don Marcello de Venuti, e conſecrata all Altezza Reale dell Sereniſſ. Federigo Chriſtiano, Principe Reali di Polonia, et Elettorale della Saſſonia. 191

melden von zweyen Fränkiſchen Königen, die den Nahmen **Ludovicus** geführet, davon der eine das Orientaliſche, der andere das Occidentaliſche Franken beherrſchet. Herr **Schilter** hält davor, daß dieſes Heldengedichte dem letztern zu Ehren verfertiget worden; der ein Sohn Ludovici Balbi, und ein Bruder Carolomanni geweſen, und von deſſen wieder die Normänner erfochtenem Siege auch **Beda**, **Rhegino**, die *Annales Fuldenſes*, und andere Geſchichtbücher mehr melden. Er bemerket zugleich, daß der Anfang dieſes **Lobgeſanges** einen etwas neuern Verfaſſer zum Urheber haben müſſe, welcher vielleicht die in ſeiner Abſchrift gefundene Lücke aus ſeinem eigenen Kopfe ergänzen wollen. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bey einem Dorfe in der Grafſchaft Gleichen, welches ietzo der Univerſität Jena angehöret, ein altes unleſerliches **Monument** entdecket; welches Hn. **Schiltern** die von Könige **Ludovico** vorgenommene **Vertheilung des Fränkiſchen Reiches** vorzuſtellen ſcheinet; weshalben er es auch dieſer Ausgabe in einem beſondern Kupferſtiche angefüget. Er hat aber zugleich aufrichtig geſtanden, daß er keinen Buchſtaben von der ganzen Aufſchrift zu einem rechten Verſtande bringen können. Herr **Schörtgen** meynet hier, er hätte den Nahmen **Lodewic** zweymahl, wie auch das Wort **Düringen** darauf wahrgenommen.

4. WILLERAMI *Paraphraſis gemina in Canticum Canticorum, quarum prior rhythmis latinis, altera*, veteri Lingua Francica, *concepta eſt;*

2) Eſſays, moral and Political. 206
3) Auszug aus dem Briefwechſel zweener Gelehrten, wegen der Trennung der Doppellaute, á, ó, und ú, in ae, oe, und ue. 224
4) Neue Sammlung auserleſener Stücke, aus Popens, Eachards, Newtons und anderer Schriften, überſetzt von J. A. V Gottſchedinn. 229
5) Fortſetzung der Abhandlung von der Unnützlichkeit der ſcholaſtiſchen Art zu ſtudieren. 245
6) Polyäns, und des Sextus Julius Frontins Kriegsränke, der berühmteſten Feldherren, und einiger Heldinnen; jene aus dem Griechiſchen, dieſe aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen, von M. Rind. 259
7) Benachrichtigung von der vor kurzem in Wien geſtifteten Hochfürſtlichen Lichtenſteiniſchen oder ſavoyiſchen Ritterakademie. 268
8) Neue hieher gehörige Sachen. 278

Das vierte Stück.

1) D. Springsfelds Abhandlung vom Carlsbade, nebſt einem Verſuche einer carlsbader Krankengeſchichte. 287
2) Geſpräch im Traume mit dem Hrn. von Canitz, über die neumodiſche hieroglyphiſche Schreibart. 301
3) Kurze Einleitung zur Geographie des Norder-Deutſchlandes ſlaviſcher Nation. 320
4) II. Fortſetzung des Artikels von der Unnützlichkeit der ſcholaſtiſchen Art zu ſtudieren. 336
5) Alphabetiſches Verzeichniß der deutſchen und lateiniſchen Gedichte, von Simon Dachen. 349
6) Neue hieher gehörige Sachen. 362

Das fünfte Stück.

1) Allgemeines Gelehrtenlexicon, darinnen aller Stände, ſo wohl männ- als weiblichen Geſchlechts ihr Leben und Schriften in alphabethiſcher Ordnung beſchrieben werden. Herausgegeben von D. Jöchern I. Th. A. - C. 383

2) Friedrich Christoph Schmincken Monimenta Hallisca, I. Theil. 408
3) Liburna Isiaca, was solches nach einer neuen Lesart bey dem Tacitus im 9ten Cap. eigentlich sey? 402
4) III. Fortsetzung des Artikels von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren. 408
5) Versuch einer Abhandlung von dem Hauptputze und den Haarnadeln des vornehmen Frauenzimmers, unter den alten Sveven. 414
6) Eine Reihe ungarischer Könige aus goldenen Münzen, aus dem Lateinischen ins Deutsche gebracht, von Gottfr. Heinr. Burchard. 436
7) Von einem in der Gegend Merseburg neuentdeckten alten heidnischen Grabmaale, von M. Balth. Hofmann. 442
8) Ungebundene Uebersetzungen der Gedichte des Q. Horatius Flaccus, nebst nöthigen Anmerkungen, 2. Th. 454
9) Gelehrte Neuigkeiten. 468

Das sechste Stück.

1) De l'Esprit des Loix, ou du Rapport, que les Loix, doivent avoir, avec la Constitution de chaque Gouvernement, les Moeurs, le Climat, la Religion, le Commerce etc. 3 Tomi. 481
2) Anzeige des völlig entdeckten Grundes zu einem unveränderlichen Lehrgebäude, nach der Ordnung der Natur und Anleitung der natürlichen Gelehrsamkeit durch D. G. D. genannt J. F. C. H. 493
3) Synopsis Metaphysicae, Ontologiam et Pneumatologiam complectens, editio altera auctior. 518
4) Beschluß des Artikels von der Unnützlichkeit der scholastischen Art zu studieren. 524
5) Beantwortung der Anfrage an die Schrift- und Vernunftgelehrten, über das Wesen der Ewigkeit Gottes. 541
6) Fortgesetzte Nachricht von denen im Jahre 1749. in Königsberg herausgekommenen Schriften. 549

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des X. Bandes 1. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Herbstmonat 1750.

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoique Maintien, ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire:
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

I.

Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ,

Tom. I. Auctores antiquos ſacros et profanos, opera varia, Scriptores hiſtoriae litterariæ, Philologos, Epiſtolographos, Rhetores et Poetas exhibens. In partes tres totidemque Volumina diſtributus. Lipſiae Impenſ. Vid. B. Caſp. Fritſchii, Typ. Breitkopf. 1750.

D. i. Verzeichniß der Reichsgräflichen Bünauiſchen Bibliothek, des erſten Theiles erſter Band, u. ſ. w.

Seit dem ſich durch die Erfindung der vortrefflichen Buchdruckerkunſt, das ſämmtliche Bücherweſen, faſt in eine unendliche Weite ergoſſen hat, haben die Gelehrten auch eine neue Arbeit bekommen. Die bloße Kenntniß der Bücher und ihres Werthes iſt eine beſondre Wiſſenſchaft geworden; und man kann bloß von denen Büchern, die zu dieſer Wiſſenſchaft kurze, oder weitläuftige Anleitung geben, oder als Hülfsmittel dazu dienen, ſchon ganze Bibliotheken ſammlen.

Die beste und sicherste Art nun, zur Bücherkenntniß zu gelangen, ist wohl, wenn man dieselben selbst in Händen und vor Augen hat: dafern man anders sich durch seinen Fleiß vorher in den Stand gesetzet hat, von Büchern gewisser Arten und Gattungen vernünftig zu urtheilen. Allein ihre Zahl, in so vielen Sprachen und Ländern, ist längst so groß geworden, und wächst noch täglich so sehr an, daß es einem Privatmanne, ja auch den meisten Fürsten, theils unmöglich ist, alle anzutreffen, noch auch wenn man sie anträfe, sich anzuschaffen. Die meisten Liebhaber der Bücher sind mit den Glücksgaben so reichlich nicht versehen, daß sie ihre Lust allemal, nur um den zehnten, ja hundertsten Theil stillen könnten. Sie müssen sich also mit den Nachrichten behelfen, die ihnen von andern gegeben werden, denen das Glück günstiger gewesen. Diejenigen also, welchen der Himmel entweder seltene, oder viele und auserlesene Bücher zugeworfen hat, verdienen sich bey der gelehrten Welt keinen geringen Dank, wenn sie ihre Schätze nicht bey sich begraben, und gleichsam nur neidische Wächter derselben abgeben; sondern ihren gesammleten Vorrath zum gemeinen Gebrauche bekannt machen. So nützet ihre Bemühung vielen: sie aber verlieren nichts dabey; vielmehr gewinnen sie dadurch nicht allein den Ruhm, den ihre treffliche Sammlungen ihren Urhebern bringen können; sondern auch das Lob der Willfährigkeit und Menschenliebe.

Aus so edler Gemüthsart, und in so rühmlichen Absichten, ist auch das gegenwärtige vortreffliche Bü-

Bücherverzeichniß geflossen. Unser deutscher Livius, der erlauchte Reichsgraf von Bünau, den seine Verdienste in der Staatskunst, vormals an dem königlichen pohlnischen, hernach aber an des letztverstorbenen Kaisers Carls des VII. Hofe, zu den höchsten Staatsbedienungen empor geschwungen, hat nach seiner alten und tiefgewurzelten Liebe zur Gelehrsamkeit, seit mehr als dreyßig Jahren, sich einen der prächtigsten Bücherschätze gesammlet. Wir nennen ihn prächtig, so wie er einem Gelehrten vorkommen muß, der nicht auf den eiteln Putz der Bände, sondern auf die Wahl, Seltenheit und Anzahl der vorhandenen Sachen sieht. Dieses ist der innere Werth eines Büchersaals, der ihn zweifelsfrey in den Augen wahrer Kenner unendlich schätzbarer macht, als alle Arbeit und Kunst des Buchbinders thun könnte. Und von dieser so wichtigen, allgemeinen und weitläuftigen Sammlung, läßt uns dieser große Bücherfreund ein ausführliches und wohleingerichtetes Verzeichniß zu Theile werden. Ungeachtet die Stärke desselben, dem allgemeinen Gerüchte nach, hauptsächlich in historischen Sachen besteht: so ist sie doch auch in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, und sonderlich in den schönen Wissenschaften, so zahlreich und so auserlesen; daß man unsers Erachtens, noch in keiner Privatbibliothek, auch des großen Eugens seine nicht ausgenommen, einen so großen Vorrath derselben angetroffen hat.

Man kann dieses auch aus diesem ersten Bande schon abnehmen. Nach der Abtheilung, die Se.

Hochgräfl. Excell. nach einer reifen Einsicht in den ganzen Umfang der Wissenschaften, zu machen beliebet, wird der erste Tomus, oder Abschnitt des ganzen Verzeichnisses, bloß die alten Schriftsteller, sie mögen nun heilig oder weltlich seyn; die gesammleten Werke, die Gelehrte Geschichte, Wortforscher, Briefe, Redner und Dichter in sich begreifen. Dieses ist nun fast das einzige Feld der schönen Wissenschaften: aber das bloße Verzeichniß der von demselben gesammleten Blumen und Früchte, wird allein drey starke Quartbände anfüllen; davon itzo der erste ans Licht getreten, der auf die sechstehalb Alphabethe in groß Quart beträgt. Und dabey muß man gestehen, daß der Raum des Papieres gar nicht verschwendet, sondern mit so kleiner Schrift, und mit gespaltenen Columnen, so enge angefüllet ist; als es sich, ohne den Augen beschwerlich zu fallen, nur immer mehr hat thun lassen. Was nun für ein Schatz seltner Werke, sonderbarer Auflagen, auserlesener Abhandlungen und Anmerkungen zu den alten Schriftstellern, hier anzutreffen sey, das werden sich nur diejenigen einigermaßen einbilden können, die in der gelehrten Geschichte überaus geübet, ja so zu reden, recht darinn zu Hause sind.

Bisher hat man zwar von großen und öffentlichen Büchersälen zuweilen die Verzeichnisse der geschriebenen Werke in öffentlichem Drucke zu sehen bekommen. So haben wir dem Lambecius und Nesselius die Verzeichnisse der wienerischen, dem sel. Cyprian, der gothaischen, dem berühmten Feller, der hiesigen Pauliner Bibliothek zu danken. Von allen,

auch

auch gedruckten Büchern hat, nach den Engeländern, auch die königl. Pariser Bibliothek unlängst ihren Vorrath bekannt gemacht: und selbst in Deutschland hat der gelehrte Prälat zu St. Emeran in Regenspurg, noch neulich die Büchersammlung seines Stiftes in 4 Octavbänden der Welt kund werden lassen. Von Privatbibliotheken aber, wird man außer der Menkenschen und Burckhardischen, wenige wissen, davon bey dem Leben ihrer Besitzer, ordentliche Verzeichnisse ans Licht gestellet worden. Und gleichwohl sind auch diese beyde itztbenannten, weder an Zahl, noch an der Wahl und Seltenheit ihres Vorrathes, nur mit der Hälfte dieses ersten Bandes vom gräflichen Bünauischen Bücherschatze zu vergleichen.

In der wohlgeschriebenen Vorrede desselben, erinnert Herr Bibliothekarius Franke, daß man schon seit Erfindung der Buchdruckerkunst, ein vollständiges allgemeines Verzeichniß aller gedruckten Bücher zu haben gewünschet; und setzet hinzu: daß man solches noch lange wünschen werde. Man kann getrost sagen, daß solcher Wunsch niemals erfüllet werden könne. Denn die Zahl der Bücher mehret sich täglich: und gesetzt, daß man mit allen Büchern voriger Zeiten, welches doch in Ansehung so vieler Länder und Sprachen, auch unmöglich ist, fertig wäre; so würde doch kein halbes oder ganzes Jahr verfließen, daß nicht abermal eine neue Menge von Büchern in der Welt seyn sollte. Wie viele gehen nicht gleich nach ihrer Geburt, wieder zu Grabe? Wie manche bleiben in den Winkeln weni-

ger Buchläden versteckt, ohne daß sie zehn Meilen von ihrer Vaterstadt bekannt würden? Und wie kurz ist ferner das menschliche Leben nicht, zu einem so unendlichen Werke? Wie wenig stimmen endlich die Absichten und Arbeiten verschiedener Bücherkenner überein; die sonst durch Abtheilung der gelehrten Felder einander behülflich seyn könnten?

Es ist wahr, viele haben nicht von allen, sondern nur von einer einzigen Wissenschaft Bibliotheken zu sammlen, oder Verzeichnisse zu machen angefangen. Ihre Bemühung ist auch allerdings zu loben, und hat ihren guten Nutzen. Allein auch diese Arbeit hat den gehörigen Grad der Vollkommenheit noch niemals erreichet. Wir wollen nur eine Unvollkommenheit anführen; daß nämlich die Verfasser solcher theologischen, juristischen, medicinischen, oder philosophischen Bibliotheken, wohl nicht die Hälfte von denjenigen Büchern selbst in Händen und vor Augen gehabt, davon sie die Titel geliefert. Wie unvollkommen, wie unsicher müssen denn nicht ihre Nachrichten davon seyn? Wie oft sind sie durch zweydeutige und betrügliche Titel, durch unrichtige Urtheile andrer, auf die sie sich verlassen, durch ähnliche Namen, durch Druckfehler u. a. Zufälle betrogen worden? Gewiß, selbst der so belesene, und seiner Bücherkenntniß halben so berühmte Morhof, ist mehr als einmal auf offenbaren Unrichtigkeiten ertappet worden (*); vieler andern zu geschweigen.

Nichts

(*) Wenn er z. E. den Reinicke Fuchs für die Arbeit des vormaligen rostockischen Professors Baumann, und für ein deutsches Original gehalten; da es doch Hinrick von Alk-

maar,

eſt; *edente* PAVLO MERVLA. Lugd. Bat. 1598. 8.

Von dem Urheber dieſer gedoppelten freyern Uberſetzung des hohen Liedes Salomonis in die Fränkiſche und Lateiniſche Sprache, und zwar in dieſer letztern in Verſen, iſt bekannt, daß er im XI Jahrhundert gelebet, und zu Bamberg und Paris die Wiſſenſchaften in den Klöſtern eine Weile gelehret habe, worauf er Abt zu Merſeburg worden; wie Martin Hofmann in ſeinen *Annalibus Bambergenſibus* im andern Buche p. 80. ausdrücklich meldet. Einige haben mit dem Herrn Eckard das benachbarte Merſeburg in Sachſen darunter verſtanden; denen aber der Verfaſſer bey dem allgemeinen Stillſchweigen der Scribenten nicht beyfällt; ſondern meynt, es ſey ein anderer Ort dieſes Nahmens in Schwaben, unweit des Bodenſees geweſen. Allein weil er den Willeram bey Verfertigung gegenwärtiger Schrift nicht beyhanden gehabt, da ihm ſonſt die andern Scribenten alle zu Dienſten geſtanden, hat er ſich bloß mit der von gedachtem Eckard in dem 14 Capitel ſeiner *Hiſtoriae Studii Etymologici linguae Germanicae*, von demſelben gegebenen Nachricht begnügen laſſen.

5. TATIANI, *Alexandrini*, *Harmoniae Euangelicæ* antiquiſſima verſio Theotiſca, *ut &* ISIDORI *Hiſpalenſis ad Florentinam Sororem de Natiuitate Domini*, *Paſſione*, *Reſurrectione &c. Libri*, eadem lingua converſi, JO. PHILIPP. PALTENIVS *e MS. Codd. edidit*, *& animadverſionibus neceſſariis illuſtravit. Acceſſit Fragmentum* veteris Linguae Theo-

Nichts ist also sicherer, als solche Büchervers zeichnisse, die nach wirklich vorhandenen Büchersälen gefertiget werden, die an Menge und Werth ihrer Werke vortrefflich sind; wo man die Schriften selbst durchlaufen, sie nach ihrem wahren Inhalte in gehörige Classen bringen, und nach der Zeitordnung eintragen kann: zumal, wenn diese Arbeit nicht zu der Zeit geschehen darf, wenn durch ein trauriges Schicksal, solche Schätze der Gelehrsamkeit wieder verkaufet und zerstreuet werden sollen; als wo es insgemein sowohl an dem gehörigen Fleiße, als an der Zeit dazu zu fehlen pflegt.

Hierauf meldet der Hr. Herausgeber, daß dieses eben die Absicht sey, in welcher der erlauchte Staatsminister, Hr. Graf von Bünau, von seiner unschätzbaren Büchersammlung, ein getreues und wohleingerichtetes Verzeichniß, sowohl zu seinem eigenen Gebrauche, als zu gemeinem Nutzen zu verfertigen befohlen habe. Die große und preiswürdige Bescheidenheit dieses großen Mannes hindert ihn, uns verschiedenes, von der Mühe, Sorgfalt, und dem großen Aufwande zu melden, womit ein so trefflicher Bücherschatz, seit mehr als dreyßig Jahren gesammlet worden; oder auch die übrigen Verdienste Sr. Hochgräfl. Excell. um den Staat, und die gelehrte Welt einigermaßen zu berühren. Nur das eine meldet er, daß wir keiner Erbschaft, keiner Freygebigkeit, sondern des Hrn. Reichsgrafen eigener

mar, aus dem Französischen übersetzet hat. S. Eckarts Vorr. zu den Collect. Etymol. Leibnit. imgleichen die Vorrede der Wolfenbüttel. Ausl. von 1711. unter dem Titel: Reinike de Vos, mit dem Koker.

großmüthigen Liebe zur Gelehrsamkeit, diese vortreffliche Sammlung zu danken haben. Schon Joh. Tritheim hat im Anfange des XVI Jahrhund. auf der 297 S. seiner Briefe, eines damaligen Heinrichs v. Bünau gedacht, der sich eine treffliche Bibliothek angeschaffet. Was aber Conring in einem Schreiben an den Baron Boineburg, von dem Herzoge August zu Braunschweig rühmet, daß er nämlich der alleinige Stifter der Wolfenbütteliſchen gewesen, sie durch eigene Mühe und Mittel angeschaffet, selbst in Ordnung gebracht, selbst das Verzeichniß davon veranstaltet, selbst den Platz sie aufzustellen hergegeben, und einrichten lassen; selbst endlich nicht nur den Grund dazu geleget, sondern auch allein zur Vollkommenheit gebracht: eben das kann man mit Rechte von unserm Herrn Reichsgrafen von Bünau rühmen.

Es steht diese treffliche Bibliothek auf einem seiner Landgüter, mit Namen Nedniz, eine halbe Meile von Dresden, gegen Mittag, auf einer Anhöhe gelegen; von welcher man aus allen Fenstern derselben, die königl. Residenz sehen kann. Was also Marrial, vormals von einer Bibliothek seiner Zeiten schrieb,

Ruris Bibliotheca delicati,
Vicinam videt unde Lector Urbem.

das kan man hier, mit vollem Rechte wiederholen.

Was nun die Einrichtung dieses Verzeichnisses betrifft, so müssen wir noch folgendes melden. So lange der Hr. Reichsgraf seiner Bibliothek selbst gegenwärtig vorstehen konnte, und mit eigner Hand

alles

alles anordnete, bedorfte er kein Verzeichniß derſelben. Sein überaus glückliches Gedächtniß vertrat die Stelle deſſelben vollkommen: ſo, daß er alle Formate, Ausgaben, Bände und Oerter der vorhandenen Bücher auswendig wußte. Nachdem er aber viele Jahre, ſeiner wichtigen Bedienungen wegen, abweſend ſeyn müſſen, der Bücherſchatz auch indeſſen immer zugenommen hatte: ſo ſah Selbiger ſich genöthiget, auf ein Verzeichniß zu denken. Und da Er es wohl einſah, wie nützlich ſelbiges werden könnte, wenn es nach der Ordnung der Diſciplinen, zugleich als ein Index univerſalis derſelben eingerichtet würde, dergleichen den Gelehrten noch fehlet; ſo hat er in Verfertigung deſſelben dieſe Grundregel vorgeſchrieben: ohne Abſicht auf die Formate, alle Schriftſteller, die von gewiſſen Materien geſchrieben, in gewiſſe allgemeine und beſondre Claſſen vertheilet, zu verzeichnen; damit man gleichſam mit einem Anblicke überſehen könnte, was für Bücher und Schriften von jeder Materie in dieſer Bibliothek vorhanden wären. Die zweyte Regel, die er dem Hrn. Franken eingebunden, war dieſe, daß nicht nur die Bücher, die ganze Bände ausmachen; ſondern auch kleinere Abhandlungen, Diſſertationen, Einladungsſchriften, und einzelne Bogen in den gehörigen Claſſen verzeichnet werden ſollten: weil gewiß bisweilen in ſolchen kleinen Schriften wichtigere Dinge vorkommen, als in manchem großen Buche. Sie verdienen alſo deſto mehr aufgehoben und bekannt gemacht zu werden, je leichter ſie ſich zu verlieren pflegen. Dergeſtalt aber zeiget dieſes

Ver-

Verzeichniß nicht nur Bücher, die ausdrücklich von einer Materie handeln, sondern auch solche Schriften, die in andern Büchern eingerücket stehen, wo man sie so leicht nicht suchen würde. Wie viel Mühe solches gekostet, kann man leicht denken: und so hat der berühmte Hottinger in seinem Bibliothecario, längst gewünschet, daß man die Bücherverzeichnisse der Kirchen-Scribenten einrichten sollte. Was er bey diesen für nützlich gehalten, ist gewiß allenthalben möglich, und den Gelehrten sehr ersprießlich zu achten. Außer dem aber, sind auch die Titel der Bücher hier ausführlich, und vollständiger, als man sie sonst zu geben pflegt: weil gar zu abgekürzte und verstümmelte Titel bisweilen zu vielen Fehlern Anlaß geben. Eben das ist von den Namen der Buchdrucker und Verleger beobachtet, ohne welche man von der Güte der Ausgaben nicht urtheilen kann. Die Seltenheit der Stücke aber, hat der erleuchtete Besitzer derselben nicht anmerken lassen. Gelehrte Kenner derselben brauchen hier nämlich keiner Erinnerung; Unwissenden aber hilft sie doch nichts. Zu dem sind die seltnen Bücher selten gut: weil sie theils wegen ihres gottlosen und leichtsinnigen Inhaltes; theils wegen ihrer dunkeln und rauhen Schreibart; theils wegen einer schlechten Art von Ausführung, billig nicht sowohl selten, als verachtet worden.

Anfangs ist man Willens gewesen, jedem Buche die Urtheile der Gelehrten beyzufügen; oder die Tagebücher und Monatschriften anzuführen, wo man die Auszüge davon finden könnte. So nützlich dieses schien, wiewohl gewiß dieses letztere nur den wenigen

gen dienen konnte, die alle solche Tagebücher bey der Hand haben: so sehr würde es die Größe dieses Werkes vermehret haben. Man hat also nur hin und wieder kleine Anmerkungen beygefüget, etliche ungenannte, oder falschbenamte Schriftsteller zu entdecken, oder sonst von gewissen Büchern besondre Nachrichten mitzutheilen.

Die Schriftsteller selbst stehen hier auch nicht, wie gewöhnlich, untereinander geworfen. Die eine Materie überhaupt abgehandelt haben, stehen voran: so dann folgen, die sie stückweise ausgeführet haben. In allen wird die Zeitordnung, in der sie gelebet, oder geschrieben, beobachtet: damit man gleich übersehen könne, was zu jeder Zeit, die alten, mittlern oder neuern Zeiten davon gehalten haben; wie diese jenen nachgeeifert; wovon viele, oder wenige geschrieben, und wovon noch niemand gehandelt habe. Der Herr Herausgeber entschuldigt sich hier, wenn er vielleicht zuweilen gefehlet haben sollte: da es oft unmöglich ist, zu wissen, wenn mancher Scribent gelebet, oder wenn sein Werk zuerst gedrucket worden. Endlich sind jedem Buche die vorhandenen Uebersetzungen, Censuren, Vertheidigungen, und Auslegungen beygefüget.

Die Ordnung der Classen ist zwar willkührlich; doch ist sie hier nach des erlauchten Besitzers eigener Vorschrift so eingerichtet worden; daß man die gemeine Abtheilung der vier Facultäten, als unrichtig und fehlerhaft verworfen, und eine dem Zusammenhange der Wissenschaften weit gemäßere beobachtet hat. Nun sind einige Wissenschaften an sich nützlich,

und

und den Menschen nothwendig: andere aber bahnen bloß den Weg, jene desto leichter und besser zu fassen, und zum gemeinen Nutzen anzuwenden. Sind nun gleich die erstern in dem höchsten Werthe zu halten; so behalten doch auch diese letztern ihren besondern Nutzen, weil sie uns gleichsam bey der Hand zu jenen führen. Dieses sind nun die sogenannten Studia Humaniora, die man auch mit Recht die schönen Künste und Wissenschaften zu nennen pflegt; welche ein Studirender zuerst fassen muß, ehe er weiter gehen kann. Unter diesen wird nun wohl kein Verständiger den Griechen und Römern den ersten Platz versagen; von welchen wir, nach vertriebener Barbarey voriger Zeiten, alles itzige Licht der Wissenschaften herleiten müssen. Diese hat man also in diesem Verzeichnisse vorangeschicket.

Nun wird sich vielleicht mancher wundern, daß unter allen diesen alten Schriftstellern, die heilige Schrift oben an steht. Allein dieß ist darum geschehen, weil dieses Buch nicht nur nach dem Urtheile frommer und gelehrten Männer, unstreitig das älteste, wahrhaftigste und nützlichste; sondern auch seinem Inhalte nach, ein wahrer Schatz aller Weisheit zu nennen ist. In der Ordnung der griechischen und lateinischen Schriftsteller, ist man der Fabricischen Bibliothek gefolget. Man hat ihnen ihre Ausleger und Scholiasten beygefüget, oder wer sie sonst, es sey nun ganz, oder stückweise, zu erläutern gesuchet hat. Die Kirchenväter allein fehlen hier; die aber künftig an einem bequemern Orte vorkommen werden. Dem Talmud und Alkoran aber,

aber, als die Quellen aller jüdischen und mahomedanischen Gelehrsamkeit, hat man hier etliche Bogen eingeräumet.

Nun folgen die in eins gebrachten verschiedenen Werke der Gelehrten, die von allerley Materien handeln. Man kann sie eigentlich nicht anders, als in einer eigenen Classe zusammen tragen: und zwar ehe und bevor man von den besondern Wissenschaften handelt, dahin ihre einzelnen Theile gehören.

Hierauf kommen die Lehrer der freyen Künste, nämlich die von der Bücherkenntniß und Litteratur geschrieben, die Wortforscher (Philologi) Redner und Dichter. Diese brauchen nun keiner Vertheidigung, und werden sich bey Kennern selbst rechtfertigen. Und dieses ist also der ganze weitläuftige Inhalt dieses Bandes.

Wollen unsre Leser nun einen kurzen Vorschmack von den folgenden Bänden haben: so können wir ihnen, aus dem Schlusse der Vorrede, damit dienen.

Der II. Band wird die Universalhistorie, nebst der Chronologie, Geographie, Genealogie und Heraldick; imgleichen die alte griechische und römische Historie liefern: wozu auch, wo nicht die Menge im Wege steht, die Scribenten der Alterthümer und Münzwissenschaft kommen werden.

Der III. B. wird die Kirchengeschichte in sich halten.

Der IV. B. die Historie von Wälschland und Deutschland.

Der

Der V. B. die Historie von Spanien und Frankreich.

Der VI. B. die Historie von Großbrittannien und den andern Ländern der Welt.

Sodann werden nun allererst die höhern Wissenschaften, nämlich die Philosophie, Theologie, Rechtskunde und Arzeneykunst folgen.

Da nun hieraus die Gelehrten und Buchhändler zur Gnüge abnehmen können, was für Bücher der große Besitzer dieses Schatzes sammlet, und was an diesem ersten Bande demselben noch hin und wieder abgeht: so werden Sie demselben, bey dem edlen Vorsatze, selbige noch ferner zu vermehren, und vollständiger zu machen, eine Gefälligkeit erweisen; wenn sie ihm, zumal kleine, und außer Landes herausgekommene Werke überlassen, oder, wo selbige anzutreffen sind, anzeigen werden.

Wir vereinigen mit dem Herrn Herausgeber, und Bibliothekar, dem wir auch für seine hiebey so redlich und klüglich angewandte Mühe, öffentlich Dank sagen, unsre aufrichtigen Wünsche, daß die göttliche Vorsehung dem erlauchten Besitzer, dieser gelehrten Schätze, einen langwierigen und vieljährigen Genuß derselben, bis in das höchste Alter gönnen möge. Ein Herr, der in so edlen Absichten das Reich der Gelehrsamkeit zu erweitern und zu zieren bemühet ist, verdienet gewiß alle Glückseligkeiten, deren das menschliche Leben nur fähig ist. Alle rechtschaffene Gelehrten aber, werden es ihm ewig Dank wissen, daß er seine Schätze nicht nur für sich, sondern gleichsam für sie alle gesammlet hat.

Der

Der Verlegerinn endlich muß man das billige Lob wiederfahren laſſen, daß ſie an dieſem Werke nichts geſparet hat, was zu unſerer Zeit, und in unſerm Orte, und in der Breitkopfiſchen Buchdruckerey, demſelben nur für Zierde, Sauberkeit und Schönheit hat gegeben werden können.

* *

II.

DELLA CONVERSIONE DI SANT' AGOSTINO.

D. i.

Die Bekehrung des heil. Auguſtins,

ein Singegedicht, das in der berühmten Akademie der Arkader zu Rom muſicaliſch aufgeführet werden, verfertiget von der Durchlauchtigſten **Armelinda Thälea.** 3 Bog. in 4.

Unſere Leſer hören den Durchlauchten Namen unſrer kronenwürdigen Dichterinn nicht zum erſten male nennen. Sie erinnern ſich ſehr der Zweifel einer poetiſchen Umſchreibung des 51. Pſalms (*), der in der katholiſchen Kirche unter der Benennung des Miſerere, verſtanden wird. Dieſes Meiſterſtück von der Andacht und Dichtkunſt des gekrönten hebräiſchen Dichters, war von gleichen

(*) S. des Büchers. VII B. 1 St.

chen Trieben der Andacht begleitet, in franz. Versen erweitert; und ein jeder, der das Glück hatte, selbige zu lesen, konnte den Geist unsrer Durchlauchtigsten Muse nicht sattsam bewundern. Eben diese Empfindungen erweckte ein wälsches Singgedicht, womit eben diese erhabene Tochter, das Jahrfest ihres allerdurchlauchtigsten Hrn. Vaters, verehret, und selbst besungen hatte (*). Und hierauf haben wir noch eine deutsche Ode mitgetheilet, wodurch die Aufnahme dieser so geistreichen Prinzessinn in die berühmte Akademie der Arkader zu Rom, von einem hiesigen Dichter unterthänigst gepriesen worden (**).

Wir können also nicht umhin, auch itzo eine neue, vortreffliche Probe, der unvergleichlichen Armelinda Thalea, bekannter zu machen; da wir das Glück gehabt, die gnädigste Erlaubniß dazu, zu erhalten. Ein Stück, welches ganz Rom, oder doch alles, was daselbst den Witz und die freyen Künste liebt, in Aufmerksamkeit gesetzt, von ganz Wälschland im Drucke bewundert, und auch in ausländischen Zeitungsblättern, als ein Meisterstück angekündiget worden, muß ja billig auch in Deutschland bekannter werden: zumal da dieses die Ehre hat, eine so erhabene Dichterinn in seinem Schooße erzeuget zu haben. Wir hoffen also bey allen Kennern und Liebhabern eines gereinigten Witzes, und edlen Geistes in der Dichtkunst besondern Dank zu verdienen, daß wir ihnen dieses vortreffliche Stück mittheilen.

PAR-

(*) Ebendas. 15. 16 Seite.
(**) S. des VIII B. 5tes St.

Theotiſcae a LAMBECIO *in Biblioth. Vindobon. productum, probabili doctiſſimi Viri conjectura reſtitutum atque emendatum.* Gryphiswald. 1706. 4.

Man hat von undenklichen Zeiten her in der Meynung geſtanden, daß ein gewiſſer uralter Chriſtlicher Scribente, Nahmens **Tatianus**, aus Syrien, bereits in dem andern Chriſtlichen Jahrhunderte, neben vielen andern **Werken**, auch eine **Harmonie** der **Evangeliſten** in Griechiſcher Sprache abgefaſſet habe; welche, gleichwie ſonſten in das Lateiniſche, alſo auch von einem unbekannten in die alte **Deutſche Sprache** überſetzet worden ſeye. Von dieſer letztern Uberſetzung hat man nicht eher, als gegen das Ende des XVI Jahrhunderts, Wiſſenſchaft gehabt, da **Bonaventura Vulcanius** in ſeiner kleinen Schrift: de literis & lingua Getarum ſive Gothorum, gedruckt zu Leyden 1595. 8. ſich zuerſt darauf ausdrücklich beruffen, und zugleich einige Proben aus derſelben dargeleget hat. Indeſſen hat faſt kein Gelehrter weiter daran gedacht, bis der obenbelobte **Franciſcus Junius** eines Codicis dieſes deutſchgemachten Tatiani habhaft worden, und ihn auch dereinſt herauszugeben verſprochen. Allein der Tod unterbrach ſein Vorhaben ſo wohl, als vieler anderer Gelehrten, welche, nachdem dieſer Codex aus der Junianiſchen in die Bodlejaniſche Bibliotheck zu Oxford gekommen, ein gleiches ernſtlich im Sinne hatten. Es war alſo dieſe Ehre dem Herrn **Palthenio**, einem vormals angeſehenen Profeſſor der Rechte zu Greyphswalde, vorbehalten, welcher ihn auf ſeiner Engliſchen Reiſe abgeſchrieben, und ſodann zu

PARTE PRIMA.

Simpliciano, e Monica.

Simpl. Più non t' affliger tanto,
Madre dolente, e pia:
Il figlio tuo già crede;
Già lo spirto è convinto, e il core in breve
Cambiato ancor sarà.

Mon. Ah' quanto è lieve,
Padre, la mia speranza! Assai m' è noto
Del figlio il cor. Troppo i profani affetti
Gl' ingombrano il pensier: ne' rei costumi
Troppo ha il suo core avvolto,
Altro non sa bramar, che piacer vano.
Ah'! come vuoi ch' io speri,
Che un sì perverso core
Possa al puro avampar divino amore?

Simpl. E ver, per tal trionfo
Gran coraggio bisogna:
Ma perchè disperar? Non vive in cielo
Una forza maggiore,
Che assistirlo potrà? Speriamo in Dio.
Alle lagrime tue
Ei già molto donò: di vera fede
Il santo lume già diede al tuo figlio;
Esso l' orgoglio suo
A vincer cominciò: Vedrà, che in vano
Presta fede alla legge,

Se reſiſte ai commandi,
Ch' egli da lei riceve: ha l' alma grande,
Vincere ſi vorrà, pur che ſol voglia,
Iddio l' aſſiſterà. Ma giunge appunto.
Non vedi nel ſuo volto,
Come il ſuo cor combatte?
Da queſta guerra interna
Tutto ſperar convien.

Mon. Clemenza eterna,
Che di madre dolente aſcolti i voti,
Deh non abbandonare il figlio reo!
Aſſiſtilo, ed in lui rinnova il core,
Riconducilo al fine
Al tuo ſoave amore.

Alipio, Agoſtino, e detti.

Agoſt. Amico, ah' quai tormenti
Soffre il miſero core! Ah' ſanta fede
Ti conoſco, t' adoro:
Ma, oh' Dio, che mi commandi?
Laſciar dovrò per ſempre
I vietati, ma dolci,
Affetti del mio core? Ah' ſe poteſſi - - -

Alip. Amico tutto puoi, ſe Dio t' aſſiſte.
E in pugna così grave
Egli t' aſſiſterà.

Agoſt. Ah' dolce madre,
Deh tu priega per me!

Mon.

Mon. Ma dimmi almeno,
Che posso alfin sperar? Figlio infelice!
Al tuo Dio ritornare ancor non vuoi?
Che se lo brami in ver, certo lo puoi.

Agost. Madre non disperar. La vera fede
Il tuo figlio conosce.
Sò che questo favor è a te dovuto.
Dio clemente il concesse
A tuoi ferventi voti.
Ma il core, oh' ciel! - - - il core
Dall' antico costume
Sciogliere non si può! Deh' ancor non cessi
Di piangere, e pregar. Al tuo dolore
Non sarà sordo il cielo,
Concederà in favor del divin sangue,
Nuove forze al mio cor, che geme, e langue.

Mon. *Piangerò, ma figlio amato,*
Quanto ancora del tuo fato
Farai piangermi così?
Pregherò, ma al dolor mio,
Alle voci del suo Dio,
Renderassi il core un dì?

(parte.)

Agost. Ah, che il mio cor giammai
Cambiar non si potrà. Troppo son dolci
Gli oggetti del suo amore.

Simpl. Dunque non senti orrore
Del tuo misero stato? E pur tu sai,

Che tali affetti il tuo dover condanna;
Sai pur; che ſe non ſciogli
Queſte infami catene,
Miſero ti fai reo d' eterne pene.

Agoſt. Lo ſo. Fremo d' orrore, agghiaccio, e tremo;
Nel penſar qual m' aſpetta
Orrenda eternità. Ma pur non poſſo
Liberarmi dal giogo,
Che vorrei deteſtar.

Alip. Tentalo almeno:
Niegati almen per poco al reo veleno,
Che debole ti fa.

Simpl. Se amar pur vuoi,
Ama non tel divieto,
Ma degli affetti tuoi,
Scegli un più degno oggetto.
Dal creato ti volgi al creatore;
Chi mai dell' amor tuo
Fù più degno di lui? Di, che non fece,
Per meritar, che a lui tu daſſi il core?
Chi mai ti dimoſtrò cotanto amore?

Aguſt. Padre la forza io ſento
Di quel, che tu mi dici.
Ma voi non conoſcete
Abbaſtanza il mio cor. Tanto è perverſo,
Tanto ama il ſuo delitto,
Che altro più puro oggetto
Mai non potrà gradir. Il reo coſtume

Trop-

Troppo troppo è tenace,
L'amo benchè con lui non trovi pace.

Alip. Amico sventurato!

Agost. Non compiangermi più: nò, non son degno
Della vostra pietà! fuggite un reo,
Abbandonate un empio,
Che sedurvi potrebbe;
Alipio, Manicheo
Ch' io ti resi, tua sai: Tu sai, ch' è vana,
Amato condottier, quella che prendi
Di me pietosa cura; udite quanto
Sono indegno di voi, e poi sperate,
Se dopo aver inteso
Il mio stato infelice,
Ch' io mi possa cambiar, sperarvi lice?

Simpl. Sempre sperar convien.

Agost. Come? se affatto
Contaminato il core, da' suoi prim' anni
D' altro non si compiacque,
Che di follie? Se non curò l' eterno
E supremo fattor? Se di veleno
Nutrissi ogn' or, sol del piacere in traccia?
Se ogn' or di fallo in fallo
Corse l' anima cieca? E s' io crescendo
Nel mal, come negli anni,
Il ver negletti, ed adottai gl' inganni?
Al fin

Alip. Taci, non più; sento d' orrore
Istupidire il cor, fremo, e compiango

Il tuo miſero ſtato,
Non ſo più che penſar. Lo ſtrano evento
Mi turba l' alma a ſegno,
Che non sò, ſe pietà mi move, ò ſdegno.

Sento orror del tuo delitto,
La pietà mi move il pianto:
E confuſo il cor' intanto,
Che di te penſar non sà.

Del tuo ſtato io ſono afflitto,
Per te fremo, e poi ſoſpiro,
E deteſto il reo deliro,
Che sì miſero ti fà.

(parte.)

Agoſtino, e Simpliciano.

Agoſt. Ah' tu Padre ammutiſci? Ah tu vuoi dirmi,
Che ſperar più non lice,
Già t' intende il mio cor.

Simpl. Figlio infelice!
E' di tua vita il corſo
Un continuo fallir! Quel reo coſtume,
Convertito in natura,
Chi più vincer potrà?

Agoſt. Lo ſo: lo vedo,
Più ſperanza non v' è. Forza che baſti
A ſcior le mie catene,
Io non ritrovo in me. Vorrei, ma vani
Gli ſforzi del voler, la colpa ha reſi.

Simpl.

Simpl Lode al ciel! Questo è il varco, ov' io t' attesi.
E' ver, da te non puoi:
Ma tu saggio il conosci: e questa avviva,
Conoscenza sommessa, il mio coraggio.
Nulla io sperai, quando fidasti altero,
Nel tuo solo poter. Che Dio resiste
Ad' orgoglio così reo. Ma Dio consola
Colui, che umil confessa
La debolezza sua. Volgiti a lui,
Lui priega, a lui domanda
Quella forza maggior, che tu non hai,
E con l' aita sua vincer saprai.

Non abbandona mai
Iddio giusto, e clemente
Quell' alma, che fervente
Implora il suo favor.

Sanato tu sarai,
Se in lui confidi, e speri,
Gl' iniqui tuoi pensieri
Ti svellerà dal cor.

(parte.)

Agostino solo.

Sì, solo a te mio Dio
Volger mi voglio ormai,
In te voglio sperar. Vita migliore,
Fa, ch' io comincia alfin. Rendimi quella
Felice libertà, che fin' ad ora
Disprezzai sconsigliato --- Ah' non ancora.

Che dici anima rea? Dunque ti ſpiace
Quel ben, che dei bramar? Temi, che troppo
Sollecito il tuo Dio, voglia ritrarti
Da un coſi orrendo abiſſo? Eſſer per ſempre
O' miſero, o felice
E in tua mano, e non ſcegli? Ah' troppo
è amaro
Per ſempre abbandonar ciò, che parea,
L' unico, e ſommo ben: Miſera vita!
Trarrò privo di voi
Dolci affetti del cor. Ch' io v' abbandoni?
Ah' nò. Ma del mio Dio
Lo ſdegno non pavento?
Obblio l'amor? M' offre il perdon, nol curo:
Tanto per me ſoffri; nulla vogl' io
Soffrir per lui? Si: Non più dubbi: Io credo:
Gia convinta è queſt' alma:
Della voce del ciel ſentì lo ſprone
Oimè! l'alma è convinta, e il cor s' oppone.

Il rimorſo opprime il ſeno,
Ama il core il ſuo delitto;
Son dubbioſo, e ſono afflitto
E riſolvermi non ſò.

Del mio ſtato gemo e peno;
Vorrei volgermi al mio Dio;
Ma da' lacci del cor mio,
Come ſciogliermi potrò?

in atto di partire.

Na-

Navigio, e detti.

Nav. Caro Germano alfine
T' abbraccio con piacer. Alfin ti trovo
Rivolto a quella fede,
Che beati ci fa. La gioia eccede
Troppo nell' alma mia,
Per poterla spiegar.

Agost. Ah' pena ria!
Santa fede, dover, costumi rei,
Qual guerra in questo cor voi cagionate!
Chi di voi vincerà? Alme beate
Assistetemi voi.

Nav. Dimmi Germano - - - -

Agost. Lasciami per pietà, fuggirmi lascia;
Si turbato son' io,
Che quel, che tu mi dici, appena intendo;
Me stesso in tanto orror' io non comprendo.
(parte)

Navigio, poi Monica, indi Simpliciano, e Alipio.

Nav. Perche così mi lascia?
Perche così turbato
Egli parte da me? Forse il suo core
E' degli antichi affetti in preda ancora?

Mon. Dov' è il German?

Nav. Non so, lasciommi or' ora.

Mon.

Mon. Che penſa? che ti diſſe?

Nav. Egli turbato in volto
Appena m' aſcoltò; grave penſiero
Parmi che volga in mente,
Geme, ſoſpira, e poi
Qual' uom da grave affanno,
O da furor commoſſo,
Sta ſoſpeſo, s' aggira,
Si ſcolora, s' accende,
Guarda il Ciel, guarda il ſuol, chi mai l' intende?

Come fra venti inſani
Geme agitato il mare:
Gemer così mi pare
Il povero ſuo cor.

Ei degli affetti umani
Miſero ſchiavo indegno
Ne ſente orrore, e ſdegno
Ne gli deteſta ancor.

(parte.)

Mon. E neſſun lo ſoccorre?
Padre, il figlio abbandoni,
Ora che più che mai,
Egli ha d' uopo di te? Se non l' aſſiſti,
Del ſuo perverſo core i rei coſtumi
Certo lo vinceran.

Alip. Vidi, che i lumi
Ha di pianto bagnati. Ah corri a lui,

Lo

obengedachter Zeit in den Druck gegeben hat. Er ſchätzt dieſen Uberſetzer vor ungefähr 900 Jahr alt; bedauret aber zugleich billig, daß von 244 Capiteln, daraus das ganze Werk beſtehet, kaum 77, und auch dieſe nicht ganz unverſtümmelt, auf die Nachwelt gekommen.

Das dieſer Ausgabe beygefügte Fragmentum Iſidori, iſt aus einer alten Abſchrift der Colbertiniſchen Bibliothek, welche ſonſt dem Petro Pithoeo zugehöret, genommen, und dem Herausgeber von Stephano Baluzio, auf ſein Erſuchen, mitgetheilet worden. Herr Palthenius will dieſen Uberſetzer für noch älter, als Tatiani ſeinen halten, und gar in das VII Jahrhundert ſetzen. Ubrigens ertheilet der Verfaſſer denen beygefügten Anmerkungen Palthenii das verdiente Lob.

6. INCERTI POETAE Teutonici *Rhythmus de S. Annone Colon. Archi-Epiſcopo ante D aut circiter annos conſcriptus*, MARTINUS OPITIUS *primus ex membrana veteri edidit, & Animadverſionibus illuſtravit.* Dantiſci 1639. 8.

Dieſer Cöllniſche Erzbiſchoff Anno, welchem gegenwärtige Schrift zu Ehren aufgeſetzet worden, ſoll um das Jahr 1121. gelebet haben. Vielleicht iſt ſein Lobredner nicht allzuweit von deſſen Zeiten entfernet. Das gemeine Schickſal, ihrer äußerlichen Geſtalt nach kleiner und unanſehnlicher Werke, hat auch gegenwärtiges betroffen; daß es nemlich auch wohl ietzo noch in der Vergeſſenheit läge, wo es Opitz nicht daraus geriſſen hätte. Liebhaber der alten Deutſchen Sprache werden ihm auch allezeit für ſeine Mühe

Lo rinforza, il consola,
Non lasciarlo così.

Men. Non involargli
Quel fortunato istante, in cui di Dio
Forse la voce udì.

Simpl. Del zelo mio
Madre, fidarti puoi. Men vado a lui.
Voi con ferventi voti,
Ad implorare andate
Dalla clemenza eterna,
Vittoria a lui di questa guerra interna.

CORO.

Inspira, o Dio clemente
A lui più degno affetto;
D' ogni terreno oggetto
Rendilo vincitor.

Ah' non sia sparso in vano
Per esso il Divin Sangue,
Quell' anima che langue
Rinforzi il tuo favor.

Fine della Parte Prima.

PARTE SECONDA.

Monica.

Il figlio ancor non vedo,
Misera! Ogn' un mi lascia
Sola fra tante angustie;
So che il figlio combatte,
Ma non so, s' egli vinse. Ah' Dio clemente,
Ti mova il mio dolor. Tremo, m' affanno,
Palpito, sudo, agghiaccio, alcun non viene,
Non mi consola alcun fra tante pene?

Ah' veder già parmi il figlio
Avvampar nel reo soggiorno,
Ah' perchè gli diedi il giorno,
Se così dovea perir!

Con qual' alma, con qual ciglio
Rimirarlo in tanto orrore,
Se di madre, oh' Dio, l' amore
M' accompagna al suo martir.

Simpliciano, poi Alipio, Navigio, e detta.

Mon. Simplician che rechi?
Che ho da sperar? Che paventar degg' io?
Ah' per pietà dilegua il timor mio.

Simpl.

Simpl. Il figlio ancor combatte,
Ma la grazia l' assiste. Ah' questo è il giorno
(Si' ei vuol) del suo trionfo. Il mio coraggio,
S' ei la sprezza, è smarrito: e tutto io spero,
S' ei la seconda. Oh Dio! così turbato
Qui giungi con Navigio?

Mon. Il figlio amato
Ahimè! forse ricade
Negli antichi costumi?

Alip. Ah' no, vedrai tra poco,
Come forte resiste
Ai moti del suo cor; qui appresso il vidi,
Di lagrime bagnato,
Piangere il suo destin. Sciolto in sospiri,
„Concedi o Dio clemente,,
(Dicea rivolto al ciel,) „Che vita io possa
„Più pura incominciar. L' ora sia questa,
„Ch' io rinasca per te. Purga, rinnova
„Di questo cor sedotto,
„Padre! Signor --- Quì dall' affanno oppresso
Più non parlò. Ma non taceva in tanto,
Che l' ussizio del labbro assunse il pianto.

Piange, e quel pianto avviva
La speme fra i timori;
Come la pioggia i fiori
Sull' arido terren.

Sarà felice, e tutto
Avrà del pianto il frutto;

Or

Or che dal vero il chiede
Unico eterno ben.

Simpl. Ecco, che giunge a noi;
Eſſo in gravi penſieri,
Parmi ancora raccolto;
Udiamo inoſſervati
Ciò che riſolverà. Me là ſeguite;
Sarem pronti al ſoccorſo,
Se il veggiam vacillar.

(*ſi vitirano tutti in diſparte.*)

Agoſt. Oh' fier rimorſo!
Ogni oggetto m' accuſa. In ogni fiore
Sì vile a ſera, e ſul matin ſi vago,
Del mio vano piacer trovo l' imago.
Da ogn' onda, che ſublime
Spinta da maggior forza in alto aſcende,
Di quale ſforzo ha d' uopo, il core apprende.
Si faccia - - - E lo potrò? Tanti han potuto;
Fia poſſibile a me. Ma chi m' affretta?
Vi ſara tempo ogn' ora - - - E ſe or non voglio,
Chi ſa poi, s' io vorrò? - - - Pur queſt' iſteſſo
Convien, ch' io voglia un dì. Si voglia adeſſo.
Ma ti ſenti alma mia, vigor che baſti,
L' acquiſto a conſervar? Come ſperarlo?

Men. Ah' Padre in dubbio tal deh' non laſciarlo!

Agoſt. Eterno Dio m' aſſiſti!

Simpl. A Dio ricorre,
Non diſperiam. Gia cambia aſpetto. I lumi
Fiſſa immobile in Ciel. Sembra che poſſo

Gia

Gia se stesso in obblio,
Sia solo intento a raggionar con Dio.

Voce. Prendi, e leggi Agostin.

Agost. Ch' io prenda e legga!
Chi dall' alto mi parla? Intendo, intendo,
Il comando è divin. Leggasi. I fogli
Questi pur son, che delle genti il grande
Apostolo vergò? Si. M' offre il Cielo
Forse in essi un soccorso. Ora, o mio Dio,
Or di tua luce all' alma un raggio splenda,
E gli Oracoli tuoi chiari mi renda. *(legge.)*
Oh infinita bontà. Chiaro or conosco,
Sol tua mercè, ciò che mi parve oscuro.
Veggio il camin sicuro
Dalla tua legge aperto, e veggo i rischi
Del fallace piacer. Convinto io sono,
Che quello sol felici.
E beati ci fa. Che folle questo,
Che deboli ci rende,
Che tutto ci promette, e nulla attende.
Si, si: ti sieguo, o mio sostegno, o mio
Pietoso condottier. Gli antichi affetti
Son gia pronto á spogliar. L' impresa è dura,
Ma tu m' assisti, e teco
Io lo voglio, e il potrò. Le mie promesse
Oda la terra, il Ciel: Viver vogl' io
Sempre per te mio Dio. Da quest' istante
Tutto a te mi consagro. E le lusinghe
D' ogni piacer funesto,
Che da te mi allontani, odio, e detesto.

Nav. Il german trionfo.

Mon. Non più dimora:
Corriamo a lui.

Simpl. Non s' interrompa ancora.

Agoſt. Mio Dio, qual cambiamento!
Per me ſi fa dolcezza ogni tormento.

Or mi pento, oh Dio, che tardi
Ad amarti incominciai:
Or condanno, e tu lo ſai,
I deliri del mio cor.

Ah' pietoſo a me conſenti
Un de' teneri tuoi ſguardi,
Che conforti, che alimenti,
Che avvalori il nuovo amor.

Simpliciano, e detto, poi tutti.

Simpl. Ah' Figlio!

Agoſt. Ah Padre! alfine
Mi rendo a te. Son' io
Qual mi voleſti al fin. Ritorno a Dio.

Simpl. I tuoi ſenſi aſcoltai. Ben cominciaſti:
Ma ſe troppo ti fidi, è la vittoria
Meno intiera, e ſicura. In te ragiona
Ora un fervor, ch' intiepidir potrebbe.
Chi ſa? - - - -

Agoſt. Nò Padre, tanto

Sento cambiato il core,
Che quel, ch' amai fin' or m' inspira orrore.
A un Dio così clemente
Sempre fedel sarò. L' amo, l' adoro;
Altro più non desio,
Che di viver per lui.

Simpl. T' ingannn forse,
Troppo fidando in te.

Agost. No, non m' inganno.
Temo la mia fiacchezza, in Dio confido,
E potrò tutto in lui.

Simpl. Come tant' anni
Tra le colpe trascorsi
T' accingi a riparar?

Agost. Di me temendo,
Confidandomi in lui. Piangendo sempre.
Con rossor rammentando i giorni rei.
Implorando perdono a' falli miei.

Simpl. E se per lui dovessi
Grave pena soffrir?

Agost. Qual pena è grave
Ad un reo qual' io son? Non v' è sventura
Terribile per me; Pur che al mio Dio
Viver possa i miei giorni.

Simpl. A questo seno
Or vieni o figlio. Or trionfasti appieno.

Agost. Fù del Ciel la vittoria.

Men. Or ti ritrovo

Figlio diletto: al mio materno core,
Dopo tanto dolor, qual gioja arrechi?

Agoſt. A te deggio gran parte
Di ſi lieto momento.

Alip. Parlar non poſſo, e mille affetti io ſento.

Agoſt. Quant' o German, s' accreſce
Nella tua la mia gioja.

Nav. In quel trionfo.
Parmi di trionfar.

Agoſt. Da quale ſtato
Mi traſſe il mio Signore! Oh me beato!

Simpl. Si rendi grazie a Lui, che il proprio Sangue
Verſò per farti degno
Di tanti doni ſuoi. Che nel cimento
T' aſſiſte, ti conduce. Alme infelici,
Che del peccato ancor portate il peſo,
La clemenza adorate
Del voſtro Redentore. Ei vi propone
Agoſtino in eſempio. Egli ſoccorre
Ogn' alma, che da vero
Brama vincer ſe ſteſſa. A lui correte,
Senza indugiar. D' un ſuo pietoſo ſguardo
Degno non è, chi al pentimento è tardo.

A Dio ritornate,
Laſciate l' errore:
Lo merta l' amore
Che a voi dimoſtrò.

Vi brama beate
Vi chiama - alla vita,
La strada smarrita
Col sangue ei segnò.

CORO.

Si lodi il Ciel pietoso,
Che infuse in Agostin la forza, il lume,
Onde in santo ha cangiato il reo costume.
Avvalori l' esempio
Ogni timido cor. Grazia non manca
A chi brama spezzar le sue ritorte,
E se forte esser vuole, ogn' uno è forte.

IL FINE.

* *

III.

Fortsetzung der Antwort, auf die Anfrage eines Ungenannten, wegen der Ewigkeit Gottes, im 1 Stücke des IX Bandes dieses Büchersaals.

VI. §. der Anfrage.

Wie es scheint, so sagt dieser Hyhus nichts mehreres aus, als der vorhergehende vierte Absatz:

denn der Hr. Gegner stellet bloß eine Wiederholung an. Der Aufputz der Worte, so in diesem Spho befindlich ist, giebt uns aber noch Anlaß, etwas zu erinnern. Da der Herr Gegner die Zeit einmal in den Begriff der Ewigkeit aufgenommen; so ist es ihm auch leicht, dasjenige in Gott zu erblicken, welches sich doch nur in einem zur Wirklichkeit gebrachten Weltgebäude befindet. Es heißt daher: **Ist Gott heute in einer Million Jahre, so ist er bereits vor unendlichen Millionen Jahren da gewesen, und wird künftig eben so lange da seyn, u. s. w.** Was heißen aber die Jahre in der Ewigkeit? Wir wissen, daß Jahre nicht seyn können, wo weder ein großer Himmelskörper, wie z. E. unsere Sonne, ꝛc. noch auch ein andrer, wie unsere Erde, vorhanden ist. Und was heißen die Tage in der Ewigkeit? Wir glauben vielmehr, der Herr Verfasser wolle hier bloß eine Gleichung annehmen: und im allgemeinen Verstande, für die Tage oder Millionen Jahre, einen solchen Theil der Zeit ausdrücken, welcher demjenigen gleich kömmt, den wir einen Tag, ein Jahr u. s. w. nennen. Allein eben hierdurch wird der Ausdruck verdächtig. Denn wir messen unsre Zeit nach der Bewegung der Himmelskörper, so dieselben in Ansehung unserer Erde haben. Wenn nur in weitem Verstande in der Ewigkeit, eine Jahreszeit einer solche Folge von Zeitpunkten können angezeiget werden, welche dieser an der Länge der Dauer gleich käme; so müßte sich etwas ähnliches finden, wodurch diese Vergleichung bestehen könnte: und man müßte sagen, es wären schon lange vor Erbauung

danken, und ſich der beygefügten geſchickten Erläuterungen mit vielem Nutzen bedienen.

7. INCERTI MONACHI *Weiſſenburgenſis* Catecheſis Theotiſca, *ſeculo IX conſcripta, nunc vero primum edita; vt & Monimenta Catechetica varia* Theotiſca. *Omnia in vnum collegit* IO. GEORGIVS ECCARDVS, 1713. 8.

Dieſe Anfangs-Gründe der Chriſtlichen Lehre hat, wie Herr Eccard vermuthet, der unter der 2 Numer gedachte Otfridus, nach den Grundſätzen ſeines Lehrmeiſters Rhabani Mauri, welcher ſich die Ausbreitung des Chriſtenthums unter ſeinen Landsleuten ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, in dem IX. Jahrhunderte ausgefertiget. Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahret davon eine Abſchrift auf Pergament, welche vormals dem berühmten Kloſter Weißenburg gehöret haben mag; und daraus iſt gegenwärtige Ausgabe geſchehen. Unter dem allgemeinen Titul Catecheſis werden hier die vornehmſten Hauptſtücke des Glaubens begriffen; als nemlich: das Vater Unſer; das Apoſtoliſche und Athanaſianiſche Glaubens-Bekenntnis, und der Lobgeſang der Engel: Ehre ſey GOtt in der Höhe ꝛc. ꝛc. Dieſer Catecheſi ſind noch einige andere Stücke gleicher Art angefüget: Z. Ex. die Exhortatio ad plebem Chriſtianam, die bereits Hottinger vor dem drucken laſſen, und vor deren Verfaſſer Rhabanus ſelbſt gehalten wird; Notkers altdeutſche Uberſetzung des Vater Unſers; Keronis Auslegung deſſelben; das Glaubensbekenntnis der alten Alemannniſchen Kirche, u. ſ. f. Dieſes alles hat Herr

Eccard

bauung der Welt dergleichen Tage und Jahre vorhanden gewesen.

VII. §. der Anfrage.

Wir geben auf den allhier gegebenen Beweis zur Antwort, man müsse das Wesen, die Eigenschaften und das Daseyn Gottes, von seinen Werken, so er äußerlich vornimmt, wohl unterscheiden. Diese (opera Dei ad extra) in so fern sie in unsre Sinne fallen, geschehen alle in der Zeit, weil sie entweder bey Schaffung der Welt, oder nach der Hervorbringung derselben, von ihm vorgenommen werden: aber deswegen folget nicht, daß dieselbe in dem Daseyn Gottes eine Folge erregen. Man merke auch wohl, wenn man von Erschaffung der Welt redet, daß dieselbe bey Gott gegenwärtig sey: so kann man nichts anders dadurch, als den ewigen Rathschluß Gottes darunter verstehen, den er gehabt, die Welt hervorzubringen. Wiewohl auch dieses nicht vollkommen einerley ist: denn die Schaffung der Welt bedeutet eigentlich den actum creandi, da hergegen der Rathschluß nur das Decretum anzeiget: folglich wäre die Schaffung der Welt bey Gott nicht eher gegenwärtig gewesen, als eben zu der Zeit, da er wirklich schuff, wenn man anders bloß von dem actu creandi redet. Eben so verhält es sich auch mit der Sendung des Erlösers, welche ebenfalls ein äußerliches Werk Gottes ist, und nicht anders als in der Zeit geschehen können, wie die Schrift selbst spricht: da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn u. s. w.

VIII. §. der Anfrage.

Weil die Antwort, welche wir uns auf diesen Paragraph gemacht, weitläuftig fallen würde, da

der Einwurf des Herrn Gegners eine genaue Untersuchung erfordert: so wollen wir nur kürzlich anzeigen, was unsre Hauptantwort dawider ist. Erstlich sagen wir, des Hrn. Gegners ganzer Gegensatz könne bestehen, ohne daß dadurch die geringste Stütze in unserer Gegenmeynung falle. Das ist, Gott könne die verschiedenen Zeiten auf unserer Erde wahrnehmen, ohne dadurch selbst in einer Zeit zu seyn. Dieses ist hieraus deutlich. Wenn Gott die Tage der Menschen auf unserer Erde erkennet; so thut er selbst als ein Wesen, welches von der Welt unterschieden ist, und folglich als ein Wesen, das außer derjenigen Zeit gesetzet ist, in welcher sich die Wesen befinden, deren Tage er sieht. Wie nun aber von zween Dingen, die unter verschiedenen Bedingungen angenommen werden, nicht einerley behauptet werden kann: so geht es auch nicht an, daß ein Wesen, welches in keiner Zeit begriffen ist, dadurch, daß es die Tage eines andern erkennet, in eine Zeit sollte versetzet werden. Vielleicht könnte der Hr. Gegner einwenden: daß er allerdings glaube, daß Gott in einer Zeit wäre, folglich die Verschiedenheit dieser Bedingungen wegfiele, die wir von zweyen Dingen angenommen. Allein wir antworten: wenn wir uns bloß an den itzigen Beweis, den der Herr Gegner in diesem Hyho giebt, halten, so müssen wir sprechen, der Herr Verfasser könne noch nicht annehmen, daß Gott in einer Zeit sey. Und zwar deswegen, weil er solches eben durch diesen Beweis darthun will. Wie aber? kann ich dieses schon für gegründet annehmen, welches ich erstlich erweisen will? Ueberdieß sieht je-

der-

dermann, wenn Gott die Tage eines jeden Menſchen erkennet, daß ſich ſolches in ſeinem Verſtande zutrage: wie will man denn dieſes in ſeinem Daſeyn, und noch dazu als etwas wirkliches betrachten; da ſich ſo gar Gott die Folge nicht anders, als außer ſich vorſtellet? Gott iſt ja nicht in dem Zuſtande, worinn ſich der Menſch befindet, daß alles dieſes, was er auf der Welt ſieht, ſich auch bey ihm wirklich alſo begeben müſſe. Z. E. Ich ſehe eine Wolke über meinem Scheitelpunkte vorbeyſtreichen, bin ich deswegen in ſolcher Folge oder in ſolcher Bewegung, wie die Wolke ſelbſt iſt? Sind die Zuſtände nicht verſchieden, darinn ich mich, und darinn ſich die Wolke befindet, ob ſich ſolches gleich in der Welt zuträgt? Wie vielmehr muß dieſes bey denjenigen Weſen eine Verſchiedenheit erwecken, welches gänzlich von der Welt abgeſondert iſt.

Zweytens wollen wir unſere Meynung ferner erklären. Die Gründe, ſo wir von Gott haben, lehren uns, daß bey Gott nichts Vergangnes ſey: ſondern daß die Redensarten: Dieſes iſt bey Gott vergangen, dieſes iſt bey ihm zukünftig, gänzlich uneigentlich ſind. Ja ſelbſt der Ausdruck gegenwärtig, kan nicht im eigentlichen Verſtande von Gott gebraucht werden: ſintemal das Gegenwärtige ohne eine Verhältniß auf das Vergangene und Zukünftige nicht ſeyn kann. Da uns aber, als Menſchen, oft ein Mangel von Worten vorkömmt, wenn wir uns über die vollkommenſten Eigenſchaften Gottes erklären ſollen: ſo müſſen wir uns dennoch derjenigen Ausdrücke bedienen, welche die Vollkommen-

heiten Gottes am wenigsten gering vorstellen. Daher müssen wir uns diesem Falle des Ausdruckes schon bedienen, Gott habe alles mögliche gegenwärtig vor sich. Dannenher ist auch das Zukünftige und Vergangene nicht anders als gegenwärtig bey ihm, wiewohl er durch seinen unermeßlichen Verstand alles unterscheidet, wie sich solches nach der Reihe zugetragen, oder noch zuträgt. Es ist folglich unanständig, von Gott zu sagen: diese Sache, so auf Erden vergangen, sey auch nunmehr bey Gott vergangen. Wir haben auch in der bemeldeten weitern Ausführung dieser Gedanken den Nutzen, in Ansehung der Menschen gezeiget, wenn man sich Gott als ein Wesen vorstellet, welches alles Mögliche ohne Ende gegenwärtig vor sich hat.

Der letzte Theil dieses Syhl hätte den Hrn. Verfasser leicht anders Sinnes machen können, wenn er denselben genau durchgesehen. Es scheint darinn etwas Widersprechendes vorzukommen. Es heißt: **Gott hat alle mögliche Folgen und Begebenheiten gesehen, ehe sie noch da waren.** Wir geben dieses vollkommen zu. Nachgehends aber spricht der Verfasser: **Als nun diese vorhergesehene Begebenheiten sich wirklich zutrugen; so mußte er zugleich ihre Dauren und Folgen sehen,** daß ist, er mußte die Zeiten auf Erden wahrnehmen. Wie stimmt aber dieses mit einander überein? Der Herr Verfasser hatte ja schon zugegeben, daß Gott dieses alles vorhergesehen, was durfte er es derhalben dann allererst wahrnehmen, als es sich wirklich zutrug? Wäre es anders,

daß

daß Gott die Begebenheiten erst gesehen, wie sie sich zugetragen, so hätte es nicht statt, daß er sie vorhergesehen. Wir möchten fast für gewiß bestimmen, der Herr Gegner werde sich folgender maßen erklären: Gott habe diese Zeiten, diese Begebenheiten, allerdings von Ewigkeit her gesehen, aber nur als möglich; itzt sehe er sie aber als wirklich. Allein diese Ausflucht gilt eben so wenig. Denn nachdem Gott von Ewigkeit den Rathschluß gefasset, die Welt zu erschaffen, so sah er alles, was sich in derselben, und wie es sich begeben sollte. Dieses hatte er alles gegenwärtig, und hat es noch gegenwärtig vor sich. Es war also in Ansehung Gottes alles wirklich. Aber in Ansehung derer Dinge, die Gott sich in seinem Verstande auf einmal vorstellet, war es bloß möglich. Der Unterscheid, der also zwischen dem Möglichen und Wirklichen gemacht wird, findet in Ansehung des Verstandes Gottes keine Statt: und in Erwägung derer Dinge, die er übersehen, und die allerdings nur noch möglich waren, erwächst für den Herrn Gegner hieraus kein Erweis, daß bey Gott eine Zeit vorhanden wäre.

IX. §. der Anfrage.

Die Vernunft lehret uns vielmehr das Gegentheil, welches die Gründe bey dem III. §. der Antwort deutlich zeigen. Daß aber das Wesen und die Eigenschaften nicht einerley bleiben, wenn selbige in eine Zeit gesetzet werden, zeiget derjenige Beweis sehr offenbar, dessen Mittelsatz wir nur in der Antwort des bemeldeten III §. angezeiget, und den wir in der ausführlichen Antwort vollständiger vorgelegt haben.

haben. Was das heute auf Erden betrifft, daß selbiges nicht ein gestern seyn könne, so ist solches allerdings eine Unvollkommenheit, und zwar eine metaphysiche; sintemal eben dieses ein Zeuge der Einschränkung der Dinge auf Erden ist: und eine jede Einschränkung kann ein Merkmaal der Unvollkommenheit eines Dinges abgeben.

X. §. der Anfrage.

Es kömmt hier zuerst dasjenige wiederum vor, welches wir bey dem vorhergehenden Absatze angemerket: dannenher richten wir vornehmlich unsere Gedanken auf die Worte des Herrn Gegners, da er spricht: es folge in der Ewigkeit eine Million Jahre jederzeit auf die andere; und Gott sey heute in einer andern Million Jahre, als in welcher er gestern gewesen. Wir sind gewiß, daß nach des Hrn. Gegners eigenen angenommenen Sätzen keine Million Jahre unmittelbar auf einander folgen könne, und daß, nach unserer Art zu reden, Gott an jedem Tage in einer andern Million Jahre seyn könnte. Denn es sollen nur bloß Zeitpuncte folgen. Wie viel Zeitpuncte aber sind in einer Million Jahre? Wenn aber der Hr. Gegner die Sache also nimmt, daß Gott, wenn durch den Verlauf aller Zeitpuncte, so eine Million Jahre ausmachen, bey ihm eine solche Million Jahre vollendet, er alsdann anhebe, in eine neue Million Jahre zu treten: so führen wir demselben zu Gemüthe, was wir kurz zuvor von den Jahren in der Ewigkeit geredet. Uns bedünket, der Hr. Gegner habe sich uns durch diese Redensart nähern wollen, und auf eine verdeckte Art dieses zu

erken-

erkennen gegeben, bey Gott sey alles gegenwärtig. Denn die wenigen tausend Jahre, welche die Welt gestanden, sind ja allerdings gegen eine Million Jahre, in welcher Gott seyn soll, nichts zu rechnen.

XI und XII. §. der Anfrage.

Die angeführten Stellen bedürfen insgesammt einer gehörigen Auslegung: so sind die Zweifel, so sich der Hr. Verfasser knüpfet, völlig gehoben. Die heil. Schrift bedienet sich gar öfters, wenn sie von Gott spricht, sinnlicher Ausdrücke, um von den erhabensten Eigenschaften dieses unerforschlichen Wesens nur einige Schattenrisse zu entwerfen; da dieselbe mit Worten nicht würdig können ausgesprochen werden. Nichtsdestoweniger muß man diese Ausdrücke so auslegen, wie sie Gott anständig sind, welches die Gottesgelehrten also geben: die heil. Schrift rede ανθρωποπαθως, man müsse es aber θεοπρεπως annehmen und erklären. David will in den angeführten Worten sagen, es sey bey Gott nicht möglich, daß sein Daseyn jemals aufhöre, das ist, es sey nothwendig. Denn wie bey den Jahren, welche man sich so einbilden wollte, daß sie kein Ende nähmen, es nicht möglich wäre, ihr Nichtseyn, oder das Aufhören ihrer Dauer zu gedenken: so sey es bey Gott unmöglich, daß er jemals nicht existire. Der Herr Verfasser kann hier die Jahre nicht eigentlich annehmen, nämlich so, wie sich solche auf der Erde begeben. Denn diese haben ihren Anfang: und ihre Eintheilung hat von dem Willkühr der Menschen abgehangen, weswegen die Jahre bey den verschiedenen Arten derer Erdbewohner verschieden sind.

David

David redet auch von keiner Dauer; denn das Nichtaufhören seiner Jahre, ist dem David ein Zeuge der Nothwendigkeit des göttlichen Daseyns. Wenigstens glauben wir nicht, daß David auf solche subtile Begriffe acht gehabt, als der Hr. Gegner darinn zu finden glaubet. Gleichergestalt kömmt es bey den Worten Jacobs auf die Erklärung des Wortes Licht an. Es ist gewiß, wo jemals ein Wort viele Bedeutungen in der Bibel hat, so ist es dieses. Denn bald zeiget es die Lehre von dem Evangelio, und von dem Erlöser an, dem folglich die Finsterniß entgegen gesetzet wird. Bald zeiget es die Heiligkeit, bald den Glauben an Christum an; bald aber wird es selbst von dem wahrhaften Lichte, dem Wegweiser zur Seligkeit, als dem Sohne Gottes gebraucht. Hier aber hat es einen besondern Verstand. Die besten Ausleger erklären es an diesem Orte von der Seligkeit, daß also der Verstand dieser sey: Bey Gott ist lauter Seligkeit; es ist keine Veränderung in dieser Seligkeit, die er einmal im höchsten Grade besitzet, bey ihm anzutreffen, und wie es nach dem griechischen Texte heißt, nicht einmal ein Schatten einer Umkehrung. Gleichergestalt wird auch die Stelle von der Seligkeit Gottes ausgeleget, da es heißt, Gott wohnet in einem Lichte, dazu niemand kommen kann. Auch die Redensart der Schrift, tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, der gestern vergangen war, heißt nichts anders; als die Zeit, so aus Jahren besteht, sey gegen die Ewigkeit so wenig zu rechnen, als ein Tag gegen tausend Jahre. Das ist, gänzlich nichts. Eigentlich wäre ein Tag gegen

tauſend Jahre gehalten freylich, noch etwas: aber das will die Schrift nicht ſagen, ſondern vielmehr ein Beyſpiel geben; wie unmöglich es ſey, die Ewigkeit durch die Zeitfolge zu meſſen. Ueberhaupt würde man den göttlichen Eigenſchaften das wenigſtenial gemäß handeln, wenn man dergleichen ſinnliche Ausdrücke der Schrift, nach dem äußern Klange der Worte annehmen wollte.

XIV. §. der Anfrage.

Auch hier wird der Herr Gegner nicht ſeinen Zweck erhalten. Denn zuerſt war das ganze Mittleramt Chriſti, ſeine Vereinigung der beyden Naturen, ſein Wandel auf dieſer Welt, geheimnißvoll: und es läßt ſich ſolches, auf dasjenige was ordentlicher Weiſe in Gott anzutreffen ſeyn ſoll, keinesweges anwenden. Wir geben zu, Chriſtus habe ſich auf Erden in der Zeit befunden. Denn er war im Stande der Erniedrigung, und hatte ſich des Gebrauches der wirkenden göttlichen Eigenſchaften begeben. Hiernächſt kann dieſes, was ſich mit dem Heilande in ſeiner Erniedrigung zugetragen, nicht überall und durchgängig ſeiner Erhöhung zukommen. Denn hier war er als einer, dem alle Kraft fehlete, Matth. 27, 32. der den Beyſtand der Engel bedurfte, Luc. 20, 43. Hier erkannte er nicht die Geheimniſſe ſeines Vaters, Marc. 13, 32. Daher könnten wir mit gleichem Rechte, wenn dieſes ſich alſo verhielte, daß Gott in einer Zeit wäre, dieweil er auf Erden in derſelben gewandelt, ſchlieſſen: Iſt Chriſtus auf Erden ohnmächtig geweſen, hatte er ſich ſeiner wirkenden göttlichen Eigenſchaften begeben,

ben, hat er des Beystandes der Engel bedurft, hat er gegessen und getrunken wie andere Menschen; so ist Gott ohnmächtig, so hat er keine wirkende Eigenschaften an sich, so bedarf er der Stärkung der Engel, ja so isset und trinket er. Haben wir hier nicht eben so starke Gründe für uns, als der Herr Gegner in seinem Beweise von der Zeit in Gott? und nichtsdestoweniger sind diese Folgen ungereimt, und erwecken ein Gelächter. Ja es ist auch gewiß, daß Christus sich auf Erden, wie aller wirkenden Eigenschaften, so auch seiner wirkenden Ewigkeit begeben: das ist, er hatte einen solchen Stand angetreten, bey welchem das Gegentheil der Ewigkeit, d. i. eine Zeit zu finden war. Nunmehr aber ist Christus nach seiner Himmelfahrt aller Zeit entnommen, und hat mit dem Sitze, den er zur Rechten seines Vaters genommen, alle göttliche wirkende Eigenschaften, folglich auch seine Ewigkeit erlanget. Welches Esaias vortrefflich abschildert, wenn er Cap. 52 spricht: Wer will seines Lebens Länge ausreden? worzu er die Ursache angiebt: denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen.

XV. §. der Anfrage.

Wir wollen den Herrn Gegner auch dieserwegen zu keinem Arminianer machen. Er gehört eben so wenig dazu, als diejenigen, welche in neuern Zeiten die Sache weit schärfer getrieben. Ja die Arminianer hatten hierinn einen weit gefährlichern Irrthum, als einige unserer heutigen Weltweisen; sintemal sie die Zeit, in welche sie Gott versetzten, ganz anders annahmen, und noch andere Irrthümer,

Eccard in der beygefügten Critiſchen Abhandlung ſehr wohl erläutert; und es iſt nur zu bewundern, daß dieſer ſo fleißige Mann nicht zugleich des *Marci Zuerii Boxhornii* prima rudimenta Relig. Chriſtianae antiquiſſima, welche er nebſt des *Haymonis* Halberſtadienſis Hiſtoria Eccleſiaſtica zu Leyden 1650 herausgegeben, und in denen vorgedachte deutſche Uberſetzung des Vater Unſers und Apoſtoliſchen Symboli aus einem MSt. von St. Gallen abgedruckt worden, mit ſeiner Ausgabe verglichen; indem dieſes von dem Eccardiſchen Exemplare hin und wieder abgehet.

8. *Hymnus magnus Eccleſiae, quem* Te Deum laudamus *vulgo vocamus, ſeculi IX. initio in* Theotiſcam *linguam conuerſus, & notis quibusdam illuſtratus a* IO. GEORG. ECCARDO. Helmſtad. 1713. 4.

An dieſem ehrwürdigen altdeutſchen Reſte hat der Herausgeber nicht weniger Fleiß und Geſchicklichkeit, als an den vorigen, bewieſen; auch am Ende von allen den bisher beſchriebenen Schriften, obwohl gar kurz, gehandelt. Beyläufig thut der Verfaſſer einige Erwehnung des Fragmenti poematis in laudem *Henrici, Comitis Palatini* ad Rhenum A. C. 1209. decantati ab *Anonymo Lotharingo*, welches eben derſelbe ſeinem Quaternioni Monumentorum veterum einverleibet. Es beſtehet aus abgewechſelten lateiniſchen und deutſchen Rhythmis, und iſt aus einem MSt. der Bibliothek zu Cambridge gezogen. Im gedachten Quaternione hat Herr Eccard auch ein Stück einer altdeutſchen Uberſetzung des Evangelii Matthäi vorgeleget;

die sich einigermaßen hierauf gründeten, hiermit verknüpften; der gottlosen Verdrehung offenbarer Schriftsteller nicht zu gedenken.

Der Engländer Clarke hat diese seine Meynung wohl niemand anders, als der unvergeblichen Ausschweifung zu danken, die sich in seinen Briefen, so er mit dem Herrn von Leibnitz gewechselt, findet. Jedermann wird sehen, was D. Clarke für eine bewundernswürdige Verwirrung in seinen Antworten blicken läßt, der diese Briefe aufmerksam gelesen. Von der gegenwärtigen Meynung zeugen hauptsächlich dessen vierte Antwort §. 10 und 41, und in der fünften Antwort in der Anmerkung über den 106 §. der fünften Schrift des Hrn. von Leibnitz.

XVI. §. der Anfrage.

Das vornehmste was diesen Absatz betrifft, sind wir schon durchgegangen. Es kann uns also nur noch das Beyspiel des Herrn Verfassers von der Reihe der Einheiten verweilen. Wir müssen gestehen, daß solches gar nicht gut angebracht sey: denn wo eine Reihe von Einheiten ist, da müssen viele Einheiten, und zwar außereinander seyn; folglich ist jede Einheit von der andern unterschieden. Sollte nun das Wesen Gottes die Reihe Einheiten vorstellig machen, so müßte dasselbe so vielfach seyn, als die Einheiten, die eine Reihe ausmachen: denn keine Einheit kann sich selber folgen, folglich auch nicht das Wesen Gottes. Auch überhebet sich der Hr. Gegner dadurch nicht aller Einwendung, daß er eine ewige Gleichheit des göttlichen Wesens in dieser Reihe annimmt: weil dieselbe nicht alle Veränderlichkeit in

unserm Falle aufhebt. Denn es können zwo Sachen gleich seyn, die nichts destoweniger nicht eben dasselbe und einerley sind. Und eine Sache, die sonst, eben dieselbe wäre, würde eben deswegen verändert seyn; weil sie itzt in einem andern Zeitpuncte befindlich ist, als in welchem sie vorhin gewesen.

XVII. §. der Anfrage.

Wir haben eben so starkes Recht nach dem Gegentheile zu fragen. Wie will der Hr. Gegner beweisen, daß vor dem Anfange der Welt eine Zeit gewesen? Die Gründe, welche er für seine Meynung erfinden dörfte, werden gewiß noch seltsamer und ungewisser seyn, als diese, deren wir uns bedienen wollen, das Gegentheil zu zeigen. Wir wollen versuchen, was wir aus den zugegebenen Sätzen des Hrn. Gegners für uns herausbringen können. Man hat oben (§. 11.) zugestanden, die Zeit sey die Dauer der Dinge. Dannenher schließen wir: Wenn keine Dauer, ohne Dinge, die da dauren, gedacht werden kann, so folget: daß, wo keine Dinge wirklich sind, auch keine Dauer vorhanden sey. Nun waren aber vor Erschaffung der Welt, außer Gott keine Dinge wirklich vorhanden: daher konnte auch keine Dauer der Dinge, vor dem Entstehen der Welt wirklich seyn. Der Her. Gegner muß uns diesen ganzen Schluß zugeben, sintemal er zu einem Dinge viele Dinge, wenigstens mehr als eines erfodert. Er kann folglich nicht einwenden, Gott wäre vor Erschaffung der Welt da gewesen; und also müßte sich die Dauer auf ihn erstrecken. Denn wenn ein einziges Wesen, daß außer aller Verhältniß gesetzt

ist,

ist, daurete: so hätte der Begriff des Hrn. Gegners nur auf ein Ding, nicht aber auf viele zugleich sehen dürfen. Wenn nun also vor Erschaffung der Welt keine Dauer der Dinge gewesen: so folget vermöge des Begriffs, daß auch keine Zeit vorhanden gewesen. Uebrigens haben wir von der Abwesenheit der Dauer bey dem göttlichen Daseyn schon oben geredet. Das Exempel des Sempronius trifft noch weniger unsere Gegenmeynung. Denn der Vater des Sempronii existiret ja selbst in der Welt, folglich in einer Zeit. Ist aber deswegen der Schluß richtig so zu machen: also hat auch Gott in einer Zeit existiret? keinesweges. Ja nach diesem Exempel nimmt der Hr. Gegner wiederum etwas an, welches er zuerst beweisen sollte, nämlich die Zeit vor der Welt.

XVIII. §. der Anfrage.

Eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit läßt uns glauben, daß der Hr. Gegner in dem Begriffe, welchen er von der Ewigkeit aus den Schriften anderer Weltweisen aufführet, an statt des Wortes **Dauer**, habe **Ordnung** setzen wollen. Uns ist wenigstens keine Erklarung bekannt, die mit dieser vollkommen übereinstimmte. Wir glauben, daß sie scharfsinnige Weltweisen kaum gebrauchen werden, da die Dauer selbst schon eine Folge in sich enthält, und alsdann derer aufeinander folgenden Dinge nicht erst dürfte Erwähnung gethan werden. Bey dem gemachten Unterschiede des Hrn. Gegners, zwischen aufeinander folgenden, und lang oder kurz einerley bleibenden Dingen, merken wir an: daß wir damit nicht zufrieden seyn können, weil wir nicht wissen,

was für Dinge wir unter demjenigen verstehen sollen, die lange oder kurz einerley bleiben. Vielleicht sollen es mit andern Dingen zugleich bestehende seyn, wie solches die allgemeine Eintheilung derer Dinge in der Welt erheischet. Daß aber viele Dinge die lang oder kurz einerley bleiben, unmöglich sind, haben wir in der uns gemachten ausführlichen Antwort, dadurch gezeiget, daß wir erwiesen: ein Ding, welches eine Zeitlang unverändert und einerley bleibt, könne in Ewigkeit nicht mehr verändert werden, sondern sey folgends nothwendig. Man kann hierbey den Beweis in eben dieser Antwort zu Hülfe nehmen, welcher dargethan: daß Gott, wenn gleich sein Wesen und Eigenschaft unverändert angenommen würde, dennoch, so fern er in einer Folge von Zeitpuncten seyn soll, unter verschiedenen Umständen, und keinesweges als eben derselbe, könne angenommen werden.

* *

IV.

Lobrede auf weil. Sr. Hochreichsgr. Excellenz Herrn Friedrich, des heil. röm. Reichs Grafen von Harrach zu Rohrau, Herrn der Herrschaften Stauf, Aschach, Freystadt und Bruck an der Leytha; Erbherrn auf Branna, Starkenbach ꝛc. Oberst-Erb-Land-Stallmeistern in Oesterreich ober und unter der Enns. Rittern des goldenen Vließes, Ihrer röm. kaiserl. in Germanien, auch zu Ungarn und Böheim königl. Majestäten

ſtäten geheimen Rath, Kämmerern und Conferenzminiſtern, in Staats- und inländiſchen Sachen ꝛc. zu Wien 1749 in der Verſammlung einiger Mitglieder der öſterreichiſchen gelehrten Geſellſchaft abgeleſen, von Hrn. Franz Chriſtoph v. Scheyb, in Gaubikolheim, der niederöſterreichiſchen Landſchaft Secretär, und Mitgliede der gelehrten Geſellſchaften in Oeſterreich, zu Cortona und Arkader. Leipzig in Commißion bey Joh. Gabr. Büſcheln. 15 Bogen in gr. 4. Mit einem ſchönen Kupferſtiche des Herren Grafen.

Die beſondere Stärke des berühmten Herren Verfaſſers in den ſchönen Wiſſenſchaften und in der deutſchen Sprache, iſt ſchon längſt von allen denen gehörig verehret worden, denen ſeine ſo prächtige, als glücklich gerathene Thereſiade zu Geſichte gekommen: ein Werk, worinnen er die wundervollen Schickſale der vollkommenſten und verehrungswürdigſten Monarchinn, ſo jemals einen Thron beſeſſen, mit allem Eifer eines redlich geſinneten, und mit aller Kunſt eines geſchickten Unterthanen beſungen. Man erſtaunte ſchon damals, in dieſem Werke eine Reinigkeit und Stärke unſerer Sprache, und in der ganzen Einrichtung des Druckes und der Zierrathen, einen ſo feinen Geſchmack zu finden, als man ſonſt aus den Wienerpreſſen eben nicht zu ſehen gewohnet war. Man wußte aber nicht, daß der Hr. Verfaſſer ſich in dem ehemaligen Vaterlande der gröſten Geiſter, ſo jemals der Erdboden geſehen, in Italien, und Rom, aus dem

Lesen der besten deutschen Schriftsteller, aus einem beständigen Umgange mit den Alten, und den herrlichsten Ueberbleibseln so uns das Alterthum von seinen freyen Künsten aufweiset, diejenige Stärke und denjenigen gereinigten Geschmack zu eigen gemacht, wodurch er dereinst im Stande seyn könnte, ein so hohes Lob zu unternehmen. Man hat es Ludwigen dem XIV. als eine besondere Gunst des Himmels angerechnet, daß seine Regierung eben in die Zeiten getroffen, da die größesten Männer in allen Arten der Wissenschaften und Künste gelebet haben, die Frankreich jemals aufzuweisen gehabt hat. Diese auserlesenen Herolde seines Ruhmes, wußten denselben dergestalt einzukleiden, und vorzutragen, daß, wenn ja nicht alle Thaten dieses Regenten einer gleichen Unsterblichkeit würdig wären, sie doch um der Art willen womit sie vorgestellet worden, und wegen der großen Namen so sich damit beschäfftiget, vor der Vergessenheit gesichert seyn können. Wer ist jemals einer gleichen Glückseligkeit würdiger gewesen, als die allerdurchlauchtigste Kaiserinn Königinn, Maria Theresia? Welch eine Regierung könnte den größten Redner[n] Dichtern und Geschichtschreibern mehrern Stoff an die Hand geben, als die Ihrige: die sich mit den äußersten Proben des göttlichen Schutzes angefangen, und noch täglich mit den unleugbarsten Zeugnissen Ihrer ausnehmenden Tugend und Weisheit fortgeführet wird? und wie wenig dörfte man an der Erfüllung unsers Wunsches zweifeln, wenn das edle Beyspiel des Herrn von Scheyb, mehrere seiner Landesleute antriebe, in seine Fußstapfen zu treten. In

In gegenwärtiger Rede hat Er Seine Stärke in der Beredsamkeit auf eine Art gewiesen, die Ihm bey allen Kennern dessen, was schön ist, Ehre bringen muß. Der verstorbene groſse Staatsmann hätte sich gewiß nichts mehr wünschen können, als daß Er, nach der vollkommenen Gnade Seiner **Allerhöchsten Landesherrschaft**; nach der Hochachtung, darinn Er sich bey den größten Regenten anderer Höfe gesetzet; nach der Verehrung die Er fast von dem ganzen Europa genossen, und nach der reinen Liebe, die noch diese Stunde alle Einwohner der kaiserl. königl. Erblande gegen Ihn hegen, von einem solchen Lobredner gelobet würde, als hier geschehen ist. Es ist aber auch niemand mehr im Stande gewesen, dieses gehörig zu bewerkstelligen, als der **Herr von Scheyb**. Er, der seit vielen Jahren ein Hausgenoß des verstorbenen Herren Grafen gewesen, der in den wichtigsten Staatsgeschäfften unter ihm gearbeitet, ihn auf seinen Gesandtschaften begleitet, und der ihn also mehr als jemand gekannt, bewundert und verehret hat. Wer diese Rede liest, der wird auch darinnen, die Triebe der Erkenntlichkeit und Liebe, so oft mit dem Feuer der Beredsamkeit vermischet finden, daß er zweifeln wird, welches das andere mehr erhebe, und den meisten Theil an der Rührung der Leser habe. Doch, wir wollen, alles, was wir davon gesaget haben, durch einige Proben aus dem Stücke selbst rechtfertigen. Der Anfang heißt so:

„Ein Bürger stirbt: und der gröſste Theil des „Volkes wird in Trauren gesetzet. Freunde und

„Feinde des Vaterlandes beklagen ihn: ja so gar „das Auge des Landesfürsten selbst, sieht seiner „Leiche mit Betrübniß nach. Wie? nur ein Bür„ger? und der Schmerz breitet sich auch schon in den „Gemüthern derer aus, denen kaum der Namen des „Erblichenen recht bekannt gewesen? Das Beyleid „wird allgemein? Man trifft keinen Menschen mehr „an, dessen Brust nicht mit Wehmuth erfüllet wä„re? Welch ein Gut wird denn der Welt mit die„sem Manne begraben? So muß es nicht allezeit „ein Landesfürst, ein König, ein Kaiser seyn, dessen „Absterben ganzen Völkern Thränen auspresset? „Göttliche Vorsehung! ach! daß doch solche Häu„pter nicht sterblich wären! oder daß du sie doch we„nigstens, nur ganze Jahrhunderte leben ließest! Je„doch, nicht nur auf den Hintritt hoher Erdengötter; „sondern auch auf den Verlust eines einzigen Patrio„ten, folgen oftmals solche bittere Regungen des „menschlichen Herzens: und der wahre Werth gro„ßer Männer, wird oftmals erst nach deren Ver„luste erkannt.

Nachdem er nun die Ursachen der allgemeinen Betrübniß bey dem Tode eines einzigen Mitbürgers aus der Wichtigkeit der Staatsgeschäffte herleitet, die auch der größeste Monarch nicht ohne treue Beyhülfe, besorgen kann, so heißt es ferner:

„Ja leider! ein Großer ist gefallen! Ein solcher „Mann hat von uns Abschied genommen, über dessen „Verluste sich alle Gemeinden betrüben, über dessen „Hintritte selbst das Herz unserer allergroßmü„thigsten und mildreichesten Landesmutter, ob

„es

„es schon zur Standhaftigkeit gebohren, und durch „tausend widrige Fälle bewähret ist, sich erschüttert. „Dieses allein wäre schon genug, uns zu überzeu„gen, wie würdig er aller derer Lobsprüche sey, wel„che jemals von den Lippen der Beredsamkeit „ausgesprochen worden. Welch ein Sammelplatz „erhabener Eigenschaften muß nicht seine Brust ge„wesen seyn, da die vortrefflichste Kaiserinn, „über seinen Tod die Stirne in die Hand leget, und „die betrübten Blicke gen Himmel wendet! Ach „leider! es ist um ihn geschehen! Der Erbfeind des „menschlichen Geschlechtes hat durch ein schleichen„des Gift, welches er seit mehr denn funfzig Jahren „bereit gehalten, dessen Fall verursachet (*).

„Nun beklagt die allerdurchlauchtigste Kai„serinn Königinn, die Umstürzung des stärksten „Staatspfeilers; das Land, den geschlossenen Mund „des allerberedtesten Fürsprechers; das Volk, den Ver„lust des getreuesten und beherztesten Vormundes; „der Handel, den Abschnitt eines ganzen Stromes „heilsamer Vorschläge; die Künste und Wissen„schaften, die Erlöschung derer Gesetze, die zu ihrer „Aufnahme hätten können ersonnen werden. Sie „aber, preiswürdigste Mitglieder dieser Gesellschaft, „wollte Gott! daß mein Ausdruck Sie nicht „anders beträfe, als gemeiniglich eine Lobrede die „Zuhörer zu betreffen pflegt! Sie wissen ja unend„lich besser, wie viel Sie in Ihm verloren haben, „als es mir möglich ist, zu erklären, warum Sie „trauren.

(*) Der Herr Graf starb d. 1 Junii 1749. an den Kinderblattern, im 53 Jahre und 15 Tage seines Alters.

„Jedoch ermuntern Sie sich, und überlassen es „mir, den verworrenen Zustand Ihrer Gedanken in „Ordnung zu bringen. Ich werde mich bemühen, „Ihre Traurigkeit, wo nicht zu mildern, dennoch „derselben Einhalt zu thun. Bald werde ich mit „Ihnen weinen: denn bey solchen Umständen ist „es leicht, auch nach Belieben Zähren zu vergießen. „Bald werde ich Sie trösten: denn wo eine Mo„narchinn den Zepter führet, die mit allen zum „Herrschen erforderlichen Vollkommenheiten begabet „ist; die allen gekrönten Häuptern zum Beyspiele „dienet; die der ganzen Welt Ehrfurcht an Sich „zieht: da fällt es nicht schwer, einen Ueberfluß von „Trostgründen zu ersinnen. Bald werde ich den „Verstorbenen loben: ob gleich das Lob nur ein „Schatten ist, da wo die einhälligen Seufzer gan„zer Völker, dasselbe mit lebhaften Farben an den „Tag legen. Und endlich werde ich gar untersuchen, „ob ich in dem glänzenden Umfange seiner Vollkom„menheiten, nicht auch einige Mängel entdecken kön„ne. Denn wie angenehm ist nicht die Unvollkom„menheit an einer verlornen Sache! Man stellet „sich vor, der Verlust sey so groß, und so unersetz„lich nicht, als man anfänglich geglaubt hat. Und „damit ich die bestürzten Herzen nach meiner Absicht „hintergehe; so werde ich mich, weder in die Schran„ken der strengen Rednergesetze einschließen, noch „mich von der Furcht einnehmen lassen, dem Tadel „der Kunstrichter bloßgestellet zu werden. Meine „Rede wird ihren Schutz in derjenigen Verwirrung „finden, welche durch diese schmerzliche Begebenheit „in unsern Herzen erreget worden ist“.

Indem

welches ihm der P. Pez zugeschicket, wie er es in einem gewissen Codice eingeleimet gefunden. Man hat zwar allerdings Spuren, daß in den mittlern Zeiten die ganze Bibel in unserer Mutterſprache übersetzet worden. Wo aber diese Uebersetzung hingekommen, oder verborgen liege, ist nicht bekannt. Von den alten Deutschen Glossis Rhabani Mauri und anderer, verspricht Herr Schöttgen zu anderer Zeit umständlich zu handeln; welches aber, so viel uns wissend, noch nicht geschehen ist.

II.

Parergon Criticum de Praestantia quadam Poeseos Germanicae, prae Gallica & Italica, Dissertatio, Praeside *Corn. Diet. Koch*, P. P. O. Helmstadiae habita A. MDCCXV.

a *Io. Henr. Beuthner*, pagg. 32 in 4.

Oder

Critische Abhandlung von einigen Vorzügen der Deutschen Poesie vor der Französischen und Italienischen ꝛc.

VOr wenigen Jahren kam ein kleiner Französischer Tractat in Deutschland heraus: Reflexions d'un Allemand sur les defauts de la Versification françoise; der, wie wir berichtet worden, einen vormaligen geschickten Residenten in Hamburg, Herrn Wernecke, der sonst aus seinen Gedichten bekannt ist, zum Urheber haben soll. Selbiges Werkchen ist an

eine

Indem der Redner seinem Helden etwas näher tritt, so geräth er in eine Betrachtung: wie schlecht so viele jungen Leute diejenigen Jahre anwenden, in welchen sie sich geschickt machen sollen, dereinst dem Vaterlande zu dienen. Es heißt:

„Wie vielen würde nicht das Herz bey dem in„nern Bekenntnisse klopfen, daß die Sonne sie eben „so oft, in einer nothwendigen Ruhe; als der Mond „in Verschwendung ihrer Kräfte, angetroffen? Daß „folglich, nach einer genauen Untersuchung, von 50 „durchlebten Jahren, nicht mehr, als etwan so viel „Monate, in die Rechnung der für das Vaterland „angewendeten Zeit und Bemühung, können auf„gezeichnet werden.

„Die Wochen unsers Grafen, waren entwe„der so lang, als bey ermeldeten Personen ganze „Jahre; oder er hat mit seinen Minuten besser haus„gehalten, als sie mit ganzen Monathen. Sein „männliches Alter war nichts anders, als ein un„aufhörlicher Wechsellauf, stets auf einander folgen„der Staatsgeschäffte; seine Jugend aber, ein be„ständiges Einsammeln der nützlichsten Künste und „Wissenschaften. Der erste Schritt, welchen er „aus dem Frühlinge seines Lebens in desselben Sem„mer that, war so beherzt, daß er sich gleich in dem „beschwerlichsten Amte fand, ohne zu bemerken, daß „er was großes unternähme.

„Wer die Schwierigkeiten und Gefahren mit „aufgeklärten Augen ersieht, der schreitet zuversicht„lich fort; und wird sogar denenjenigen zur Ver„wunderung, die eben dieselben Straßen glücklich

„durch-

„durchwandert haben. Unser vortrefflicher Graf,
„machte den Anfang seiner Staatsdienste, an dem
„Hofe eines, in der Verschlagenheit, vor andern ge-
„übten Volkes; und bekleidete daselbst seine Stelle
„so wohl, daß man ihn auf dieser Schaubühne,
„nicht nur als einen prächtigen Zuschauer, sondern
„auch als einen gesetzten, erfahrenen, und unüber-
„listeten Mitspieler, hochschätzte. Der Ruhm Sei-
„nes Namens fieng damals an, sich so sehr auszu-
„breiten, daß er auch Ihm selbst zu Ohren kam,
„und Er, von der Erinnerung Seiner Vorfahren,
„und durch die von ihnen erlernten Lehren, ermun-
„tert ward, keinen Schritt zu thun, der nicht dem
„Vaterlande, und Seinem Landesfürsten nutzbar
„wäre. Kurz, Sein Gemüth befand sich in einer
„solchen Verfassung, daß die Erneuerung und Ver-
„mehrung Seines Diensteifers, die beständige Un-
„terhaltung Seiner Gedanken war".

Wir wollen noch die Stellen nehmen, wo der Redner seinen Helden in dem geheimen Staatsrathe, in Gegenwart der allerhöchsten Herrschaft betrachtet.

„Sehen wir dorthin, wo die stillen Triebfedern
„der allgemeinen Wohlfahrt, und des Heils aller
„österreichischen Völker, in der glückseligsten Be-
„wegung sind, so erblicken wir die zwey höchsten
„Häupter der Erden. Hier sehen wir eine Ver-
„sammlung der getreuesten und klügsten Staatsrä-
„the. Hier erscheint die Majestät in Ihrer wah-
„ren Hoheit. Hier blendet Sie uns nicht durch ei-
„nen zufälligen Schimmer. Hier ist Sie als ein
„Haupt, welches den Willen ganzer Völker, die

„Macht

„Macht aller Länder in sich schließt. Hier ist das „Auge, auf dessen Wink alle Statthalter der Pro„vinzen, alle Befehlshaber der Kriegsvölker, alle „Vorsteher der Bürger, in einer stets übereinstim„menden Bewegung erhalten werden. Hier erbli„cken wir das Ebenbild des Höchsten, welches seine „Unterthanen auf eben die Weise belebet und bewe„get, als der allerhöchste Herrscher seine Macht, „seinen Willen, seine Vorsicht, dem ganzen mensch„lichen Geschlechte, und der ganzen Natur in einem „Augenblicke zu erkennen giebt ..... An diesem „geheiligten Orte erblicken wir auch unsern großen „Harrach, nächst an der Majestät Seiner kaiserl. „Häupter, auf dem obersten Platze sitzen. Er ist „derjenige, der das Wort führet, und eher als sonst „jemand, seine Gedanken über diesen oder jenen Vor„trag eröffnet.

„Welch eine tiefe Ehrerbiethung bemächtiget sich „hier meiner Sinnen! mich überfällt ein Schau„der; meine Brust durchfährt auf das neue ein leb„hafter Schmerz, da ich mich besinne, einen so gro„ßen, einen so hoch erhabenen Mann verloren zu ha„ben. Die Kräfte verlassen mich! Ich vermag „dessen Abbildung nicht nach Würden zu entwerfen. „Wie lebhaft stellet mir mein Gedächtniß ihn vor! „Ich sehe ihn lebendig vor Augen! Vergönnen Sie, „theuresten Zuhörer! daß ich mir die Thränen ab„trockene, und mein geschwächtes Vermögen ein we„nig zusammen fasse. Er erhebt seinen wohlge„baueten Leib. Ich sehe sein munteres Auge her„um blicken. Seine männliche Freundlichkeit macht

„alle

„alle Zuhörer aufmerksam. Sein Anblick zeiget „uns alle Eigenschaften und Tugenden eines wah„ren, getreuen und rechtschaffenen Ministers . . . . „Ehrfurcht und Liebe, Eifer und Aufrichtigkeit, „Treue und Klugheit, die alle eröffnen ihren Mund „durch den seinigen. Ich höre ihn wirklich reden! „. . . . . So viel Beyfall auch sein Rath erlanget, „so sehr man seine Meynung auch zu wissen begeh„ret, so sehr man ihm beypflichtet, so sehr man alles „glaubt, was er für glaubwürdig hält; so groß bleibt „er dennoch, so wenig läßt er sich von der Eigen„liebe schmäucheln, so wenig pochet er auf seine Sä„ße, so wenig hält er sie für unfehlbar. Sein Wi„derspruch ist nur eine nähere Erklärung seiner Mey„nung. Ueberführet man ihn eines bessern; so „weicht er eben so willig, als fest er dabey beharret, „wenn man nichts vorzüglichers vorzubringen ver„mag. Es ist nicht sein Eigenwille, nach welchem „er etwas veranlasset, beschließt, oder befiehlt; son„dern die Beschaffenheit der Sache selbst. Seinen „Ausspruch begleiten keine oberherrschaftlichen Aus„drücke: denn er begehret nur durch Beweisgrün„de zu überzeugen " ꝛc.

Es ist schwer, eine Wahl zu treffen, wo man so viele Schönheiten beysammen antrifft. Wir wollen indessen nur noch eine Stelle seinen Tod betreffend, und dann den Schluß hersetzen.

„Wer bey dem uns allen so bittern Absterben „des erblaßten Herren Grafen gewesen, der wün„schet die Mühseligkeit seines Lebens auch dereinst „mit einem solchen Ende zu krönen. Ach! theu„reste

„reſte Anweſende! wer erzittert vor dieſem Schrit-
„te nicht? Weſſen Seele wird bey dieſem Anblicke
„nicht von Schauder und Schrecken überfallen?
„Und dennoch wiſſen wir alle, daß unſer groſſer
„Graf Harrach dabey ſo unerſchrocken geweſen,
„daß er den Tod gleichſam zu verweilen zwang,
„und ſein Todbett vorher in ein geiſtliches Rath-
„zimmer verwandelte. Er ſetzte die wichtigen Ge-
„ſchäffte der groſſen Welt mit ſeiner gewöhnlichen
„Gelaſſenheit bey Seite; damit er der Welt den
„Abſchied geben, dem Herren über Leben und Tod
„ſeine Rechnung ablegen, und den Himmel ererben
„möchte. Hier kam ihm die, in ſeinem ganzen Le-
„ben, ihm gleichſam zur andern Natur gewordene,
„Ordnung zu ſtatten. Hier ſchien es, als ob er die
„ganze Zeit ſeines Lebens darauf geſonnen hätte, wie er
„zween oder drey Tage ſich ſelbſt zueignen könnte,
„in welcher er das einzige, das wichtigſte Geſchäfft
„ausmachen möchte, welches lediglich und zwar zum
„erſtenmale, ihn allein angieng. Keines von allen
„denen, die jemals hauptſächlich ihn ſelbſt betroffen,
„ward ſo ordentlich abgehandelt, als das Geſchäfft
„ſeines Hintrittes.

„Der Fall, welchen er allezeit für den gefähr-
„lichſten ſeines Lebens angeſehen, geſchah unvermu-
„thet; und eben dort, wo er demſelben zu entgehen
„vermeynete. Er gieng den Kräften nach, und ſie
„verlieſſen ihn plötzlich. Die Schlange, welche er
„ſo ſpät nicht mehr vermuthete, traf und verletzte ihn,
„auf dem Wege ſeiner Erquickung. Seine Gegen-
„wehre war vergeblich. Er rief zu Gott, unter-

„warf

„warf sich seinem allweisesten Schlusse: und da er „noch einige Frist übrig hatte, so fand er sich mit „der Welt ab, beurlaubete sich von ihr, und warf „sich in die Arme seines Schöpfers, dessen letzte Be„fehle er mit christlicher Zuversicht erwartete. u. s. w.

Nachdem nun der Redner den stärksten Trost über einen so wichtigen Verlust, in den bewundernswürdigen Vollkommenheiten, seiner **allerdurchlauchtigsten Landesmutter** findet, so schließt er so:

„Warum wollen wir denn unsern Schmerz „durch Leichengesänge erneuern? Warum „wollen wir über dem Verluste eines einzigen Bür„gers untröstlich stehen? So vieler Lobeserhebun„gen er auch würdig war, um so viel vermehren sich „alle diejenigen, die unsere **große Kaiserinn** vor„längst verdienet hat. Hat er viel ausgewirket, so ist es „auf Ihren Wink geschehen; ward er hochgeschätzet, „so geschah es deswegen, weil Sie ihn erwählet hatte; „saß er auf dem obersten Platze neben ihr, so hat „Sie ihm denselben angewiesen; führete er das Re„gimentsruder mit Ehren, so geschah es Ihr zu ge„horsamen, und Ihr allein hatte er diese Ehre zu „danken. Mit einem Worte, war er groß, so „war er lediglich durch Sie groß.

„Trösten Sie sich daher, hochgeschätzte Anwe„sende! Lassen Sie es bey der Ehre bewenden, wel„che unsere **allergnädigste Kaiserinn Königinn**, „nebst andern gekrönten Häuptern, Ihm wiederfah„ren lassen; da Sie, und seine eigene **Monarchinn** „selbst, Ihn für einen großen Mann erkennen. Eh„ren Sie den Erblaßten durch diesen Ausspruch der „Majestät, und lassen Sie uns dem Herrscher aller

„Herr-

„Herrſcher ein Dankopfer anſtellen, daß er uns nicht „etwas weit koſtbarers, etwas weit theuers, et„was weit größers und unerſetzlicheres hinwegge„nommen, als den Grafen Friedrich Harrach“.

Auch dieſe wenigen Proben werden zeigen, daß unſer Urtheil keine Schmäucheley geweſen, und daß man an dieſer Rede viel was mehrers zu loben habe, als daß kein einziges lateiniſches Wort darinnen ſey; wie in einer gewiſſen Reſidenzſtadt geſchehen iſt. Wir erinnern nur noch, auf Begehren des Herrn Verfaſſers, daß auf der 51ten Seite dieſer Rede, in der Note ein Fehler eingeſchlichen iſt, indem von den zween ſogenannten Herren Rheingrafen, nicht der Graf Franz Xaver, ſondern der Graf Ignatius, der ältere, und eine Viertelſtunde eher, als ſein Herr Bruder gebohren iſt: welches wegen genealogiſcher Richtigkeit, wenn dieſe Herren einmal zwo Linien ausmachen ſollten, zu merken iſt.

* *

V.

Geſchichte der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinnen zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten ſind. Mit Kupfern. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Luiſen Adelg. Victorien Gottſchedinn. Zweyter Theil. Leipz. 1750, verl. Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien.

Die fleißige Feder der Fr. Prof. Gottschedinn, liefert uns hier abermal ein Paar Fortsetzungen, von dem unternommenen Werke, der Schriften von der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. Hat nun der erſte Theil an voriger Michaelmeſſe ſchon den Beyfall der gelehrten Welt gefunden: ſo iſt es kein Zweifel, daß auch dieſer zweyte ſich ſolchen erwerben wird. Wir wollen von demſelben einige Nachricht geben.

Dieſer Band iſt von der Frau Ueberſetzerinn ſelbſt in einem lebhaften und langen Gedichte, Ihrer kaiſerl. und königl. Majeſtät, der ohne dieß das ganze Werk ſchon bey dem erſten Bande zugeeignet worden, nicht ſowohl itzo erſt gewidmet, als vielmehr aus Erkenntlichkeit zu Füßen geleget worden. Es iſt bereits bekannt, daß dieſelbe das Glück gehabt, von dieſer großen Monarchinn, mit dem Ende des vorigen Jahres, durch eine koſtbare diamantene Schmucknadel, beſchenket zu werden. Dieſe kaiſerl. Freygebigkeit hat ſich nun bey der Fr. Profeſſorinn eine Dankſagung zugezogen, welche dieſem Theile unter dem Namen eines, **allerunterthänigſten Dankſchreibens, an der allerdurchlauchtigſten und allergroßmächtigſten Römiſchen Kaiſerinn, wie auch Königinn in Ungarn und Böheim Majeſtät**, vorgeſetzet worden. Dieſes Stück iſt leſenswürdig, theils weil es an eine ſo große Prinzeßinn gerichtet iſt, von der ſich unendlich viel ſchönes, ohne die Wahrheit zu verletzen, ſagen läßt: theils weil es durchgehends die Sprache eines edlen Herzens

redet,

redet, welches aus innerer Regung nichts anders saget, als was es wirklich empfindet; den Witz aber nur als ein Nebenwerk brauchet. Wir wollen doch etwas vom Anfange, aus der Mitte und vom Ende unsern Lesern mittheilen. Der Erste lautet so:

Monarchinn,

Darf ich mich zu deinem Throne schwingen,
Wo ich voll Ehrfurcht Dich vor kurzem noch gesehn:
So bin ich zwar zu schwach, dein hohes Lob zu singen,
Doch, dankbar bin ich noch, dein Wohlthun zu erhöhn.
Das strahlenreiche Pfand, das du mir zugesendet,
Das Pfand von deiner Huld, erhabne Kaiserinn!
Hat deiner Großmuth Bild in meiner Brust vollendet,
Und zeigt wie hoch du bist, und wie gering ich bin.
War es denn nicht genug, mir Ehr und Glück zu schenken,
Daß meine Lippen dir die höchste Hand geküßt?
Kann deine Gnade noch entfernt an mich gedenken,
Und zeigt ein Kleinod mir, wie gnadenvoll du bist?
Ach allerhöchste Frau! was brauchst du reicher Gaben?
Wer einmal dich gesehn, wünscht ewig dein zu seyn!
Wenn andre kaum den Mund der Unterthanen heben,
So sind aus freyer Wahl viel tausend Seelen dein.
Mein Herz hat stets für dich und für dein Wohl geschlagen,
Dein Glück, dein Unglück hat mich allezeit bewegt.
Dieß will ich überlaut der ganzen Erden sagen:
Es ist der einzge Werth, den es noch in sich hegt ꝛc.

Nachdem die Dichterinn nun die hohen Eigenschaften ihrer Heldinn bis auf die Liebe der Wissenschaften und Sprachen beschrieben: so rühmet sie auch Ihre Liebe der deutschen Sprache:

Und dennoch sprichst du deutsch, und besser als wir alle,
Die wir uns manchen Tag und manches Jahr geübt,
Und zeigst dadurch daß dir dein Vaterland gefalle,
Wir dich dem Vaterland mit treuer Ehrfurcht liebt.

Es fehlt ihm leider! nicht, an undankbaren Söhnen,
Die in dem deutschen Schooß das deutsche Land verschmähn,
Die, was die Heimath zeugt, aus Vorurtheil verhöhnen,
Und stets auf fremdem Witz, so seicht er ist, bestehn.
Gott gab dir, höchste Frau, des deutschen Reiches Krone,
Weil du das Gute kennst, das Deutschland in sich schleußt:
So ward sein höchster Glanz auch deiner Stirn zum Lohne,
Die patriotisch denkt, und Deutschlands Kleinod heißt.
O! dreymal selig ist, die dich zur Welt gebohren,
Elisabeth, der Schmuck von Braunschweigs Welphenstamm;
Das Schicksal hatte Sie zu diesem Heil erkohren,
Weil keine würdiger zu solchem Glücke kam.
Ach hätt ich ihr den Saum in Ehrfurcht küssen sollen,
Und ihre Huld gesehn, die sonst den Hof geschmückt!
Das Schicksal hat mich nicht so glücklich machen wollen:
Doch in Theresien hab ich auch Sie erblickt.

Nachdem sie nun auf eine geschickte Art, auch das Lob der Gräfinn von **Fuchs**, als der vormaligen Oberhofmeisterinn Ihr. kaiserl. königl. Majest. mit einfließen lassen, entschuldigt sie dieses mit folgenden Zeilen:

Erhabne Kaiserinn, dieß darf die Muse sagen:
Denn dein vortrefflich Herz verabscheut allen Neid,
Bey mindern Seelen darf man solch ein Lob nicht wagen,
Sie meynen, fremder Ruhm schwäch ihre Trefflichkeit.
Voll Undank stören sie der Väter Ehrenmäler,
Als sey der Ahnen Preis der großen Enkel Schmach:
Und Lehrer nennen, ist bey ihnen schon ein Fehler;
Als schimpfte Mentors Zucht den jungen Telemach.

Hier nimmt die Dichterinn Anlaß, auch die Weisheit der regierenden Kaiserinn in der Wahl derjenigen erlauchten Personen zu preisen, die sie ihrer jungen Herrschaft vorgesetzet; welche auch aus allen ih-

eine vornehme Dame gerichtet, die von dem Verfaſſer die Ausführung des Satzes gefordert hatte, der in einer Geſellſchaft aufgeworfen worden war: **Daß nehmlich die Franzoſen ſehr ſchlechte Poeten wären.** Man erkläret ſich gleich im Anfange, daß hier das Wort **Poet**, nicht in ſeinem wahren Verſtande vor einen Dichter, oder Erfinder lehrreicher und wahrſcheinlicher Fabeln; ſondern in der gemeinſten Bedeutung, vor einen Versmacher genommen würde. Und in dieſem Verſtande hat es auch der Verfaſſer mit aller möglichen Gründlichkeit erwieſen, daß allerdings die Franzoſen ſehr ſchlechte Verſe machen.

Eben dieſes aber hat noch vor demſelben, im Jahre 1715 in Helmſtädt, der Urheber der obigen Academiſchen Schrift, ſowohl im Abſehen auf die Franzoſen als Italiener, ſehr gelehrt und gründlich erwieſen. Hrn **Beuthner** ſcheint ſelbſt ein Liebhaber der Deutſchen Poeſie geweſen zu ſeyn, indem er ſeine Zueignungsſchrift an etliche Hamburgiſche Rathsglieder in Verſen gemacht, davon wir folgende Probe geben wollen:

Ihr Säulen unſrer Stadt, die ihr dem Atlas gleichet,
Da euer Weisheits-Arm den Wohlfahrtshimmel trägt,
Erlaubt, daß meine Hand die Blätter überreichet,
So Pflicht und Schuldigkeit zu euren Füſſen legt ꝛc.

Dieß iſt der Anfang davon, der ſich zwar ein wenig zu hoch hinan zu klimmen ſcheinet, doch im Abſehen auf Sylbenmaaß und Reime keinen Tadel hat. In der Vorrede ſagt der Verfaſſer ſelbſt, daß er von Jugend auf die Dichtkunſt geliebet, und ſonderlich auch

ren Hofbedienten erhelle. Darauf heißt es in einer poetischen Entzückung:

Jedoch die Burg erfüllt ein Heer von Kriegesleuten,
Man hört den Trummelschlag, der das Gefecht erhitzt.
Ihr Musen! flieht mit mir; und rettet euch beyzeiten,
Eh Pulver Bley und Stahl auf eure Scheiteln blitzt.

Allein sie ändert ihre Gedanken sogleich, und bewundert auch dabey, die weise Vorsicht der Kaiserinn, im Frieden auf den Krieg zu sinnen: und bricht in die Worte aus:

O ewig große Frau! Gott wird dir das erhalten,
Was, wenn kein Erbrecht wär, dir deine Tugend giebt.
Gott, dessen Augen noch bey jedem Fürsten walten,
Der ihn, wie du gewohnt, aus treuer Seelen liebt.
Gelingts der Habsucht denn, dich wieder anzutasten,
So ficht ein Heer für dich, und tausend Lippen flehn ꝛc.

Endlich folgt der Schluß so rührend:

Das Glück, was ich genoß, Dich, Kaiserinn zu sehen,
Das, das verdank ich Dir, noch mehr als dein Geschenk.
Dein Bildniß wird in mir am spätesten vergehen:
Mein letzter Pulsschlag findt mich dessen eingedenk.
Bewundernd hab ich dich, o schönste Frau! erblicket,
Und kein gemeiner Trieb nahm meine Sinnen ein.
Wenn soviel Seltenheit schon das Geschöpfe schmücket,
Wie herrlich, dacht ich, mußt du Schöpfer! selbst nicht seyn.
Du kennst den großen Geist, den Ihr dein Wink gegeben,
Ihr königliches Herz, hat Sie von dir erlangt:
Herr! schütze sie denn auch, und setze noch ihr Leben,
Zum Muster jedes Glücks, das in Geschichten prangt!
Nunjfall ich dankbar noch dir, höchste Frau, zu Füßen;
Und hat mich mein Geschick, zu fern von dir gestellt:
So laß mich deiner Huld auch nur entfernt genießen;
Alsdann vergesse mich der ganze Kreis der Welt!

Wenn wir nun auf das Werk selbst kommen, so würden wir gewiß etwas unmögliches unternehmen,

wenn wir uns vorſetzen wollten, aus einer ſolchen Menge gelehrter Abhandlungen, als es in ſich hält, Auszüge mitzutheilen. Wer die Verdienſte eines Boivins, Fourmonts, Simons, Baniers, Gédoyns, Blanchards, Morins, Valois, Vertots, Nadals, Mandajors, Pinarts, Fraguiers, Sevins, Hallands, Hardouins, Coutures, Mahudels, Fontenü, Freres, Henrions, und Maukours, entweder ſonſt ſchon gekannt, oder doch aus dem I. Bande dieſer Geſchichte kennen gelernet, der wird ſich auch in dieſem Theile nichts mittelmäßiges von ihnen verſprechen. Man findet von dieſen gelehrten Mannern LXIII. Artikel allhier, und zwar von den gelehrteſten, artigſten, und angenehmſten Materien. Z. E. Der Urſprung der heidniſchen Götter, die poetiſche Hölle, der Dienſt des donnernden Jupiters, die Religion der Reiſenden, die Fabel von den Centauren, die Freyſtäten der Alten, das Recht der Gaſtfreyheit, die Vergnügungen an den Tafeln der Griechen, der Urſprung der Saturnalien, die Grundlegung der Städte bey den Alten, die Vorrechte der rechten Hand, das Händeküſſen, die Größe der Rieſen u. d. gl. mehr, ſind gewiß Dinge, die jeden Leſer reizen müſſen, dieſen Band auch zum Zeitvertreibe und zur Beluſtigung zu leſen. Die Gelehrten hergegen finden an ſo vielen mühſamen Abhandlungen, von den Reichthümern des delphiſchen Tempels, von den zween Minos, vom Gebethe für die Todten, über das Ver ſacrum, über den Chor im Oedipus des Sophokles, über verſchiedene ſchwere Stellen im Plato, Heſiodus, Anakreon, Horaz,

raz, **Plinius**, **Demetrius Phalereus**, **Valerius Maximus** u. a. m. imgleichen von der Poesie der Chineser, vom Ursprunge der Feuerwerke, von dem Gotte **Irmensul** (wobey die Frau Uebersetzerinn sich nicht enthalten können, einige gelehrte Anmerkungen zu machen, um den Verfasser zu rechte zu weisen,) von dem Gotte **Endovellicus**, von allerley samaritanischen, römischen und griechischen Münzen, Aufschriften und andern Alterthümern, vieler andern eben so merkwürdigen Sachen zu geschweigen; ein vielfältiges Vergnügen.

Alles dieses nun kann einem jeden, au[illegible]r dem Vergnügen, auch zu vielem Vortheile dienen, und ihn sattsam anlocken, ein so nützliches und unentbehrliches Werk sich anzuschaffen. Wo bleiben nun noch die wichtigen Lebensbeschreibungen der verstorbenen Mitglieder der Akademie? Da findet man nämlich in diesem II. Bande, das Leben des **Boileau**, ferner auch **Oudinets**, **Tallemants**, **Tourreils**, **Sillerys**, **Gallands**, **Tilladets**, **Küsters**, **Cupers**, **Bourdelins** und **Pinarts** Lebensbeschreibungen: die gewiß wegen der großen Verdienste der meisten von diesen gelehrten Männern, niemanden unter den Gelehrten gleichgültig seyn können. Endlich fehlt es diesem Bande auch an vielen und schönen Kupfern nicht.

* *

VI.

Nanine Comedie, en trois Actes.

En Vers de dix Syllabes. Donnée par l' Auteur. Paris 1749. D. i. Nanine, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. In zehnſylbigten Verſen. Ans Licht geſtellet von dem Verfaſſer.

Es iſt kein Wunder, daß dieſes Stück aus des berühmten Herrn **Voltaire** Feder, ſo viel Beyfall angetroffen, da es aus einem Buche genommen iſt, welches ſo viele Leſer und Bewunderer gefunden hat. Es iſt nämlich die Geſchichte der **Pamela**; doch ſo ſehr ins Kurze gebracht, als es der ſehr eingeſchränkte Raum von dreyen Aufzügen erheiſchet hat. Eben dieſes, und die faſt allgemeine Kenntniß der Voltairiſchen Schriften unter unſern Landesleuten, überhebet uns der Mühe, von den Begebenheiten in dieſem Stücke einen Auszug zu machen, und von der Arbeit des Dichters einige Proben zu geben. Wir geſtehen es vielmehr, daß wir dieſes Werkes, hauptſächlich wegen ſeiner Vorrede Erwähnung thun, die uns aus mehr als einer Urſache merkwürdig vorgekommen iſt, und die wir nunmehr unſern Leſern etwas bekanter machen wollen.

Nachdem der Herr Verfaſſer berichtet, daß dieſes Stück im Julio des 1748ten Jahres in **Paris** aufgeführet worden, ob es gleich nicht für die Schaubühne und noch weniger zum Drucke, beſtimmet geweſen; ſo erkläret er ſich, daß bloß eine ſehr fehlervolle Auflage deſſelben ihm das wahre Original abgezwungen. Hier nimmt er nun Gelegenheit,

über

über alle Auflagen, so man bisher in Deutschland und Holland von seinen Werken gemachet hat, sein offenbares Misfallen zu bezeugen. Die Dresdnische Auflage hätte er zwar noch nicht Zeit gehabt nachzusehen: allein überhaupt warne er vor allen Ausgaben seiner Werke, die nicht unter seiner eigenen Aufsicht, und auf sein eigenes Geheiß gemacht seyn würden. Bis dahin, daß er hiezu Zeit genug hätte, habe er sich nur gemüßiget gesehen, das Trauerspiel Semiramis und dieses kleine Stück, herauszugeben, die unter der Menge von Stücken, welche alle Jahre in Paris aufgeführet würden, mit begriffen wären.

Unter der Menge von andern Schriften, davon man daselbst fast überschwemmet wird, wie der Herr Verfasser sich ausdrückt, wäre eine gewisse Schrift mit erschienen, die von andern unterschieden zu werden verdienet. Dieses wäre eine sinnreiche und gründliche Abhandlung eines gelehrten Mitgliedes der Akademie zu Rochelle, über eine Frage, über welcher nun die Gelehrten seit einigen Jahren uneins sind: ob es nämlich erlaubet sey, Lustspiele zu machen, die die Gemüther erweichen? Dieser gelehrte Rochelle scheint sich wider diese Art von Stücken heftig zu erklären: worunter doch des Hrn. Voltaire Nanine, vieler Stellen wegen, gehöret. Er verwirft mit vielem Grunde alles, was das Ansehen eines bürgerlichen Trauerspieles haben würde. Und in der That hieße dieses den Cothurn erniedrigen, und eine Art von Bastard zuwege bringen, die weder ein Lustspiel, noch Trauerspiel seyn würde.

Insonderheit schilt dieser vernünftige Rochelle auf die romanhaften und erzwungenen Liebes-

händel, in derjenigen Art von Lustspielen, die den Leser erweichen sollen, und die man spottweise Thränencomödien nennet. Er beschließt endlich, indem er saget, die Zärtlichkeit könne in einem Lustspiele wohl zuweilen bis auf das Weinen getrieben werden; es stehe nur der Leidenschaft der Liebe zu, Thränen zu veranlassen. Er versteht hier aber diejenige Liebe nicht, die in den guten Trauerspielen vorkömmt, die rasend, barbarisch, und schrecklich, mit Lastern und Reue verknüpfet ist; sondern die unschuldige und zärtliche Liebe, die ganz allein für das Lustspiel gehöret.

Aus dieser Betrachtung entsteht eine andere, die der Herr **von Voltaire** dem Urtheile der Gelehrten überläßt. Daß nämlich in Frankreich, das Trauerspiel seit einiger Zeit angefangen, sich die Sprache des Lustspieles zuzueignen. Wenn man Acht drauf geben will; so wird man finden, daß die Liebe, in vielen Werken, davon gleichwohl das Schrecken und Erbarmen die Seele seyn sollten, eben so abgehandelt wird, als es nur in der lustigen Schreibart geschehen sollte. Die Buhlerey, die Liebeserklärungen, die Freyheiten, und Vertraulichkeiten, alles dieses findet man nur gar zu oft bey den Helden und Heldinnen des alten Roms und Griechenlandes, auf der französischen Bühne.

Man werfe nur die Augen nicht auf die vornehmsten Stücke, die zu Zeiten des Cardinals **Richelieu** einen so erstaunlichen Beyfall erhalten, auf **Mairets Sophonisbe**, auf die **Mariane**, die **tyrannische Liebe**, den **Alcionens**; so wird man finden,

finden, daß die Liebe sich darinnen eben so vertraulich und zu weilen eben so niedrig ausdrücket, als der Helden ihre mit einem lächerlichen Schwulste redet. Und vielleicht ist dieß die Ursache, warum man damals in Frankreich gar kein erträgliches Lustspiel hatte. Denn das tragische Theater hatte alle Vorrechte des komischen an sich gerissen. Es ist auch wahrscheinlich, daß **Moliere** aus eben diesem Grunde, seine Liebhaber auf der Bühne, selten sehr lebhaft und rührend vorstellet: er sah wohl, daß das Trauerspiel ihm zuvor gekommen war.

Seit **Mairets Sophonisbe**, als dem ersten Stücke so einigermaßen regelmäßig war, hatte man angefangen die Liebeserklärungen der Helden, die verschmitzten buhlerischen Antworten der Heldinnen, und die galanten Schildereyen der Liebe, als Sachen anzusehen, die der tragischen Bühne wesentlich eigen wären. Man hat noch Schriften von jener Zeit, in welchen folgende Verse, die **Massinissa** nach der **Cirthischen** Schlacht saget, mit großem Lobe angeführet werden.

I' aime plus de moitié, quand je me sens aimé,
Et ma Flame s' accroit par un Coeur enflammé,
Comme par une Vague une Vague s' irrite,
Vn Soupir amoureux par un autre s' excite,
Quand les Chaines d' Hymen étreignent deux Esprits,
Vn Plaisir doit se rendre autlitôt qu' il est pris.

Ich liebe noch einmal so stark, wenn ich wieder geliebet werde, und meine Flamme wächset durch ein entflammtes Herz; so wie eine Wasserwoge die andere reizet, so erwecket

cket ein verliebter Seufzer den andern. Wenn die Ketten des Ehstandes zween Geister verbinden, so muß ein Vergnügen, so bald es genossen ist, gleich wiedergegeben werden.

Diese Gewohnheit nun, solchergestalt von Liebe zu reden, that in den besten Köpfen ihre Wirkung; und selbst diejenigen, deren männlicher und erhabener Geist fähig war, dem Trauerspiele in allen Stücken, seine alte Würde wieder zu schaffen, ließen sich durch diese Seuche dahin reißen. Man sah in allen Stücken, ein unselig Gesicht, den Heldenmuth eines römischen Ritters in Fesseln legen. Der Held sagt z. E. zu seiner Geliebten:

Adieu trop vertueux Objet et trop charmant!
Lebe wohl! allzukeuscher und bezaubernder Gegenstand!

und die Heldinn antwortet:

Adieu trop malheureux et trop parfait Amant!
Lebe wohl du gar zu unglücklicher und vollkommener Liebhaber!

Cleopatra sagt, eine Prinzessinn:

aimant sa Renommée.
En avouant qu'elle aime, est sure d'être aimée
die ihre Ehre liebt,
Sicher sey geliebt zu werden, so bald sie gesteht, daß sie liebe.

und daß Cäsar,

Trace des Soupirs et d'un Stile plaintif,
Dans son Champ de Victoire il se dit son Captif.

Seufzer aufzeichne, und in einer klägli-chen Schreibart, sich auf seinem Siegesfelde ihren Gefangenen nenne.

Sie

Sie ſetzet hinzu, es ſtünde nur bey ihr, grauſam zu ſeyn, und den Cäſar unglücklich zu machen. Worauf ihre Vertraute erwiedert:

I' oſerois bien jurer que Vos charmans Appas,
Se vantent d'un Pouvoir dont ils n' uſeront pas.

Ich wollte wohl ſchwören, daß eure bezaubernden Reizungen, ſich einer Gewalt rühmen, die ſie nicht werden brauchen wollen.

In allen Stücken dieſes Schriftſtellers, die nach dem Tode des Pompejus folgen, wird die Liebe allezeit auf einem ſo vertraulichen Fuße eingeführet. Jedoch, ohne ſich dabey aufzuhalten, ſo unterſucht Herr von Voltaire nur die beſten Verſe, ſo der Verfaſſer des Cinna, als Lehren der Galanterie, auf der Bühne ſagen läßt.

Il eſt des Noeuds ſecrets, il eſt des Sympathies,
Dont par le doux Rapport les Ames aſſorties,
S' attachent l'une à l' autre, et ſe laiſſent piquer,
Par ce je ne ſai quoi, qu' on ne peut expliquer.

Es giebt geheime Bänder und Sympathien, durch deren ſanfte Uebereinſtimmung, die für einander beſtimmten Seelen, ſich eine an die andere verbinden, und ſich durch ein gewiſſes ich weis nicht was, reizen laſſen, ſo man nicht erklären kann.

Sollte man in der That wohl glauben, daß dieſe Verſe aus der hohen komiſchen Schreibart, allhier einer Prinzeſſinn der Parther in den Mund geleget werden, die von ihrem Liebhaber das Haupt ihrer Mutter erbittet? Redet man wohl an einem ſo ſchrecklichen Tage, von einem gewiſſen ich weis

nicht

nicht was, durch deſſen ſüßes Verhältniß die Seelen gepaaret werden! Würde wohl Sophokles ſolche Madrigale vorgebracht haben? und ſind nicht alle dergleichen verliebte Sinnſprüchelchen, bloß dem Luſtſpiele eigen?

Der große Mann, welcher die wahre poetiſche Beredſamkeit auf einen ſo hohen Grad gebracht hat, und die Liebe zu gleicher Zeit ſo rührend und edel reden läßt, hat gleichwohl in ſeine Trauerſpiele, mehr als einen Auftritt, eingeſchaltet, welchen Boileau für des Terenz erhabenes Luſtſpiel anſtändiger gefunden, als für den Mitwerber und Ueberwinder des Euripides.

Man könnte mehr als dreyhundert Verſe von ſolcher Art anführen; nicht als ob die Einfalt, die allerdings ihre Reizungen hat, oder die unſchuldige Scharfſinnigkeit, die zuweilen ſelbſt zum Erhabenen gehöret, nicht nothwendig wären, entweder zur Vorbereitung, oder zur Verbindung und gleichſam zum Uebergange in das Pathetiſche zu dienen. Wenn aber dergleichen einfältige und natürliche ſinnreiche Gedanken, ſogar zur tragiſchen Schreibart gehören, um wie vielmehr gehören ſie zum hohen Luſtſpiele? Hier iſt eben die Gelegenheit, wo das Trauerſpiel ſich erniedriget, und das Luſtſpiel erhöhet; hier begegnen und berühren dieſe zwo Künſte einander; hier allein vermengen ihre Gränzen ſich: und wenn es dem Oreſt und der Hermione erlaubet iſt einander zu ſagen:

Ah! ne ſouhaitez pas le Deſt in de Pirrhus;
Ie vous haïrois trop . . . vous m'en aimeriez plus,

Ah!

die Ehre der Deutschen in dieser freyen Kunst gegen die Ausländer zu retten geneigt gewesen. Er führt deswegen mit einigem Unwillen an, was **Bouhours** (*) von unsern Landsleuten geurtheilet: Daß sie nemlich zu den schönen Wissenschaften ganz ungeschickt wären; und beziehet sich auf Hn. **Cramers** Widerlegung (**), dem er auch den **Baillet** in diesem Stücke an die Seite setzet. Nachdem er sich nun einigermaßen entschuldiget, daß er die Poesie neben der Weltweisheit getrieben, auch einen öffentlichen Lehrer derselben zu seinem Beystande in Vertheidigung dieser Schrift erwehlet; so hebt er seine Abhandlung selbst an.

Er theilet gleich Anfangs die deutsche Poesie überhaupt in die alte, mittlere und neue ein. Die erste rechnet er von Taciti Zeiten bis auf Carl den Grossen; die andre von diesem Kayser bis auf Opitzen, und die dritte endlich von Opitzens Zeiten bis auf diesen Tag. Von dieser letztern will er allein reden, und dahin zehlt er auch die vornehmsten unter den neuesten Dichtern unsers Vaterlandes, Opitzen, Flemmingen, Hoffmannswaldauen, Lohensteinen, die beyden Gryphier, Besseren, Canitzen, Posteln, Neukirchen u. a. m. Darunter er aber auch viele kleinere Lichter, aus gar zu grosser Gefälligkeit gesetzt zu haben scheinen.

(*) In dem Tract. La maniere de bien penser dans les ouvrages d'esprit.

(**) In den Vindiciis nominis germanici contra quosdam obtrectatores Gallos, die er als ein Schreiben an Joh. Bened. Carpzoven zu Berlin 1694 in fol. und in eben dem Jahre zu Amsterd. in 8 herausgegeben.

Ah! que vous me verriez d' un Regard moins contraire,
Vous me voulez aimer, et je ne peux vous plaire,
Vous m' aimeriez Madame, en me voulant haïr;
Car enfin il vous hait, son Ame ailleurs épriſe
N'a plus ... qui vous l'a dit, Seigneur, qu' il me déprise,
Jugez vous que ma Vuë inſpire des Mépris?

Ach! wünſchet euch des Pyrrhus Schickſal nicht! Ich würde euch gar zu ſehr haſſen... Ihr würdet mich nur mehr lieben. Ach! wie würdet ihr mich mit minder widrigen Blicken anſehen. Ihr wollet mich lieben, und ich kann euch nicht gefallen. Ihr würdet mich lieben, Prinzeſſinn, indem ihr mich haſſen wolltet. Denn er haſſet euch, ſeine Seele iſt anderwärts gefangen, und... Wer hat es euch geſaget daß er mich verachte? Meynt ihr, daß mein Anblick Verachtung erwecken könne?

Können dieſe Helden, ſaget der Herr Verfaſſer, ſich ſo vertraulich ausdrücken, wie vielmehr, ſteht es dem Menſchenfeinde an, zu ſeiner Geliebten mit Heftigkeit zu ſagen:

Rougiſſez bien plûtot; vous en avez Raiſon etc.

Wahrlich, wenn das ganze Stück, der Menſchenfeind in dem Geſchmacke dieſer Stelle geſchrieben wäre, ſo würden Oreſt und Hermione vielmehr ein Luſtſpiel ſeyn, wenn ſie ſich immer ſo ausdrückten wie man geſehen hat; als ein Trauerſpiel. Kurz, das Luſtſpiel kann voller Leidenſchaft und Eifer ſeyn, es kann auch erweichen, dafern es nur auch die Klugen zu lachen machet. Fehlte das Komiſche, und erweckte es nichts als Zähren, ſo würde es fehlerhaft und unangenehm ſeyn.

Man

Man giebt zu, daß es was seltenes sey, die Zuhörer unvermerket von der Zärtlichkeit zum Lachen zu bringen. Allein, so schwer es auch in einem Lustspiele fällt, diese schleunige Veränderung zu wirken, so ist sie doch den Menschen sehr natürlich. Man hat bereits angemerket, daß nichts gemeiner sey, als gewisse Begebenheiten, die die Seele betrüben, und davon gewisse Umstände nachmals eine flüchtige Lust erwecken. So ist leider das menschliche Herz beschaffen! Homer selbst stellet die Götter vor, wie sie über Vulkans Unfall zu eben der Zeit lachten, da sie das Schicksal der Welt bestimmeten.

Hektor lächelt über seines Sohnes Astyanax Furcht, indem Andromacha Thränen vergießt. Man sieht oftmals mitten in dem Schrecken der Schlachten, Feuersbrünste, und aller Plagen die uns nur treffen können: daß ein lustiger Einfall uns mitten in dem Schrecken und Mitleiden zum Lachen bringt. So verboth man einem gewissen Regimente in der Schlacht bey Speyer, jemanden Quartier zu geben. Als nun ein deutscher Officier einen von diesem Regimente um sein Leben bath, erwiederte dieser: Fordern sie alles, was Sie wollen, mein Herr; aber das Leben geht nicht an! Diese possierliche Antwort lief aus einem Munde in den andern, und man lachte mitten unter dem Würgen und Blutvergießen. Wie vielmehr kann nicht im Lustspiele auf rührende Empfindungen was lustiges folgen? Macht einen die Alkmene im Moliere nicht weichherzig? Lacht man nicht über den Sosia? Welch eine elende und unnütze Mühe ist es nicht, wider die Erfahrung zu streiten!

VII.

* *

VII.

Auszug einer Nachricht, welche der königl. französiſ. Akademie der Wiſſenſchaften, zu Ende des Auguſts, 1749, vorgeleſen werden.

Selbige enthielt die Beſchreibung einer Penduluhr, auf welcher oben eine ſich bewegende Kugel ſteht, deren Umwälzung ſo genau mit den Himmelsbegebenheiten zuſammen trifft, daß, nach dem Zeugniſſe der Akademie, in zwey bis drey tauſend Jahren, kein Unterſchied unter dieſer Kugel und dem Himmel zu finden iſt.

Die Penduluhr dienet der Kugel zum Grundgeſtelle. Die ganze Höhe der Maſchine iſt viertehalb Fuß und kann auf einen Marmortiſch, oder ſonſt auf einen Ort von gehöriger Höhe geſtellet werden. Sie bemerkt auf einem groſſen geſchmelzten Quadranten, die Stunden, Minuten und Secunden des Tages. Sie iſt dermaßen nach der Aequation eingerichtet, daß ſie ſowohl die mittlere als wahre Zeit anzeigt. Dieſe Equation iſt ganz neu, und wird, wegen ihrer Einfalt bewundert.

In einem beſondern Gehäuſe iſt ein Schlagwerk, welches alle Viertelſtunden, die Stunde und die Viertel angiebt. Eben dieſes Werk, wiederholt, wenn man eine kleine Schnure zieht, die Stunden und Viertel, und das ganze Schlagwerk, iſt auf der hinterſten Scheibe unverdeckt, ſo daß man die gan-

ze Einrichtung und wie es arbeitet, sehen kann. Will man nun nicht schlagen hören; so ist ein dämpfend oder hemmend Stück vorhanden: alsdann schlägt sie nur, wenn man die Schnure zieht.

Unten an der Schlaguhre ist die Tagezahl der Monate. Sie bemerkt 30. oder 31. 28. für den Hornungsmonat und 29. für das Schaltjahr, ohne daß man Hand daran legen darf. Die Veränderung geschieht um Mitternacht.

Ein wenig darunter, in einer Mondenzahl, sieht man einen ziemlich großen Mond, welcher ohne Handanlegen, zunimmt und abnimmt.

Das Gehäuse dieser Schlaguhr ist ganz von Erze, die kupfernen Platten, welche unter den Zierrathen liegen, sind mit einem himmelblauen Firnisse überzogen und poliret, die obern Zierrathe aber sind vergoldet, vier große eherne Palmbäume bedecken die vier Winkel des Gehäuses, und umgeben den Umfang, welches sehr anmuthig aussieht.

Die Beschreibung der Kugel.

Diese Kugel, deren Zirkel alle von Kupfer sind, hat etwas mehr als einen Schuh im Durchmesser. Die Sonne steht im Mittelpunkte, Mercur, der ihr am nächsten ist, kömmt in dreyen Monaten einmal herum, Venus aber in sieben und einem halben Monate. Die Erde thut ihren Lauf in einem Jahre. Ihre Are bleibt allezeit, auch indem sie sich von Morgen gegen Abend umdreht, nach Norden gekehret. Die Erde dreht sich alle Tage um sich selbst herum. Sie ist von versilbertem Kupfer. Auf derselben ist eine

allge-

allgemeine Landcharte geſtochen, auf welcher die Hauptſtädte bemerket ſind. Ein gewiſſer Zirkel unterſcheidet beſtändig diejenige Halbſeite, ſo von der Sonnen erleuchtet wird, von derjenigen, wo es Nacht iſt; folglich ſieht man alle Augenblicke die Städte, bey denen die Sonne eben jetzt aufgeht, und die, bey denen ſie untergeht. Man ſieht zugleich allemal, welche Stunde es in jedem Lande iſt, wie die Jahrszeiten auf einander folgen, und wie die Tage zu und abnehmen; nachdem die verſchiedenen Lagen der mancherley Gegenden des Erdbodens es mit ſich bringen. Unter einer Erdaxe ſieht man eine ununterbrochene halbjährige Nacht, dahingegen der entgegen geſtellte Pol einen eben ſo langen Tag genieſſt.

Der Mond geht alle Monate einmal um die Erde, indem er ſie doch allezeit auf ihrem jährlichen Umlaufe um die Sonne begleitet. Er nimmt auch ab und zu, und durch Beyhülfe eines beweglichen Zirkels, ſieht man die Stunde ſeines Auf- und Untergangs in allen Orten der Erden.

Eräuget ſich am Himmel eine Verfinſterung, ſo geſchieht es auch an dieſer Kugel, und zum Ueberfluſſe iſt ſie noch auf einem kleinen Zirkel angezeigt.

Nach der Erden folgt Mars, der in faſt zwey Jahren ſeinen Umlauf vollendet.

Hierauf vollführet Jupiter den ſeinigen in faſt zwölf Jahren.

Und endlich Saturn in faſt dreyßig Jahren.

Der Umlauf der Erden in einem Jahre, nebſt dem Laufe ihres Planeten, zeigt ſie, bald fortgehend,

bald rucklaufig, und zuweilen stillstehend. Wenn der Planet von Abend nach Morgen geht, nennet man sie direct; geht er dem Scheine nach, zurück nach dem Abende, so nennet man sie rückgängig.

Alle diese verschiedenen Bewegungen, sind in einem Gehäuse verschlossen, welches über dem Gehäuse der Schlaguhre und des Glockenwerks steht, und durch sieben kleine Röhren, die sich eine aus der andern hervorschieben, in die Kugel wirken.

Da nun alle diese Bewegungen sehr langsam geschehen; so können sie auch viele Jahrhunderte, ohne Ausbesserung fortdauren.

Wenn man aber ein gewisses Rädchen zu Hülfe nimmt, so kann man alle Planeten merklich herum drehen, und in einer Viertelstunde, verschiedene Jahrhunderte der ganzen Maschine vor seinen Augen vorbey rücken lassen. Auf solche Weise erblickt man zum voraus die Verfinsterungen, die erst über hundert Jahre kommen sollen: und indem man das Uhrwerk zurück drehet, sieht man auch die schon verflossenen Fusternisse voriger Jahrhunderte. Da es nun Geschichtschreiber giebt, welche sich auf ehemalige Finsternisse berufen; so kann man durch Beyhülfe dieses Werks, die Zeitrechnungen verbessern.

Bis hieher ist man so weit nicht gekommen gewesen, in einer einzigen Maschine, so genau, alle Umläufe der Planeten anzuzeigen.

Wenigstens fand man, nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, innerhalb zweyen Jahren schon einen Unterscheid; in diesem Kunstwerke aber findet sich in vielen tausend Jahren, dieser Unterscheid nicht.

Zeug-

Zeugniß der königl. pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 6 Sept. 1749.

„Die Herren Camus und Deparcieux welche „ernannt worden waren, eine bewegliche Sphäre zu „unterſuchen, die vom Herrn Paſſemant der Aka„demie überreicht worden war, haben ihren Bericht „davon ertheilet, und die Geſellſchaft hält dafür, daß „da Herr Paſſement zu ſeinen Rädern, eine andere „Zahl von Zähnen gebraucht hat, als alle diejeni„gen, die man bisher angewendet, um in den Him„melsſphären, den Lauf der Planeten ſo vorzuſtellen, „daß um die Sonne und des Mondes um die Erde, „in zwey oder drey tauſend Jahren kein Irrthum „mit unterlaufe, dieſes Kunſtwerk in der That ſehr „wohl ausgearbeitet ſey, und überhaupt die Geneh„haltung der Akademie verdiene. Daher habe ich „gegenwärtiges Zeugniß unterſchrieben. Paris den 11 Septbr. 1749.

Johan von Fouchy beſtändiger Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften.

Der Verfertiger Paſſemant wohnt zu Paris in der Münzſtraße im goldenen Apfel.

* *

VIII.

Verzeichniß verſchiedener von Johann Kupezkys ſel. eigener Hand verfertigten Malereyen, nebſt einigen von andern Meiſtern gemalten Stücken, welche ſich dermalen bey deſſen nachgelaſſenen

lassener Wittwe in Nürnberg befinden, und den Liebhabern gegen billigen Preis ausgebothen werden.

1.

Präsentirt ein **Familienstück von Kupezky**, ihn selbst vorstellend, wie er vor der Staffeley sitzet, die Palete in der Hand haltend. Gegen ihm sitzet dessen Hausfrau auf einem Sessel, und zwischen ihnen deren kleiner **Sohn**, mit einem Buche in der Hand, und Mine machend, als wollte er dem Vater einen Pinsel nehmen. Hinter der Frauen steht eine Magd, die ihr den Kopfputz zurecht machet. Neben her steht auf einem Tisch eine Bouteille nebst einem Glase Wein, und in einem Schranke ein Teller mit Gebratenem, nebst Brod, Messer und dergleichen. Ein Stück von äußerster Force gemalet. 5 Schuh 5 ½ Zoll hoch, u. 6 Sch. 4 Zoll breit.

2. Ist ein **S. Franciscus**, in Andacht gleichsam entzückt, die Augen in die Höhe nach einem gegenüber stehenden Crucifixe schlagend: neben ihm ist ein Todtenkopf sammt Büchern. Ist völliger Lebensgröße, und ein extra schönes Stück. 5 Sch. u. 6 Zoll hoch, und 4 Sch. 3½ Z. breit.

3. Stellet vor den den **barmherzigen Samariter**, wie selbiger den unter die Mörder gefallenen Menschen auf sein Pferd hebet. Alles in Lebensgröße. 7 Sch. 3 ½ Z. hoch, u. 5 Sch. 2 Z. breit.

4. Ist ein nicht völlig verfertigtes Stück, vorstellend **drey Einsiedler in einer Eremitage.** 7 Sch. 3 ½ Z. hoch, und 5 Sch. 2 Z. breit.

5. Prä-

5. Präſentirt das **Portrait vom Kupezky** mit einer Brillen auf der Naſe, in ſeinem podagraiſchen Zuſtande, welches die geſchwollene Hand mit einem Tuche umwickelt anzeigete, in der linken Hand hält er einen Stock, und gegen ihm ſteht ſein verſtorbener Sohn neben einem Clavier, ihm eine muſikaliſche Aria vorzeigend. Iſt ein Kunſtſtück und eines der beſten, ſo von ihm jemals gemalt worden. 3 Sch. 6 Z. hoch, und 3 Sch. breit.

6. Iſt ein Knieſtück, eine **halb-nackende Weibsperſon** mit Blumen, den Geruch verkiefelnd. 3 Sch. 2 ½ Z. hoch, und 2 Sch. 6 Z. breit.

7. Iſt ein Compagnon zu dem Vorigen, ſtellet den Geſchmack in einer **halb-nackenden Mannsfigur** vor, die ein Glas Wein in der Hand hält. 3 Sch. 2 ½ Z. hoch, und 2 Sch. 6 Z. breit.

8. 9. Sind zwey Portraits, **Mann und Frau** in alter Tracht nach *van Dyck's* Manier, jedes mit einer Hand, und ſind Bruſtſtücke 2 Sch. 7 Z. hoch und 2 Sch. 1 ½ Z. breit.

10. Ein ſchönes wieneriſches **Frauenzimmer** mit zweyen Händen, iſt ein Bruſtſtück. . . .

11. Stellet das **Portrait von Kupezky** vor, wie er die Farben auf der Palete miſchet, zur Seiten ſitzet ſein klein verſtorbenes **Töchterlein**, ſo etwas von Früchten bey ſich hält. 3 Sch. 9 ½ Z. hoch, und 3 Sch. 1 ½ Z. breit.

12. Präſentirt eine ſtehende **Mannsperſon in ungariſcher Kleidung**, mit einer Hand. Iſt ein Knieſtück. 3 Sch. 11 Z. hoch, und 3 Sch. 1 Z. breit.

13. Stellet den **Rupezky** sammt seiner **Frau**, und ihr verstorbenes **Söhnlein** vor. Alles in besonders artiger Tracht und Kleidung. Ein gar schönes Stück. 3 Sch. 10 ½ Z. hoch, und 3 Sch. 1 Z. breit.

14. Stellet vor den **jungen** verstorbenen **Rupezky** auf dem Clavier spielend, neben ihm steht eine **Mannsperson**, welche den Tact giebt, und hinten erspehet man verschiedene musikalische Instrumente. 3 Sch. 10 Z. hoch, und 3 Sch. 1 Z. breit.

15. Ist eine *Familia Sacra*, da die heil. Mutter Gottes das Jesuskindlein auf der Schoß liegend hält, mit dem der kleine Johannes spielet, auch der heil. Joseph hinter der Mutter steht. 3 Sch. 8 ½ Z. hoch, und 3 Sch. breit.

16. Ist das **Portrait von Rupezky** mit einer Hand, in welcher er eine Tabattiere hält. Ein Stück von ausnehmender Colorit und Force. 3 Sch. hoch, und 2 Sch. 2 ½ Z. breit.

17. Ist ein **Nachtstück**, vorstellend eine **Mannsperson**, in der einen Hand eine Caffeeschaale, in der andern aber eine Tabackspfeife haltend, wird von einer Lampe beleuchtet. 3 Sch. 3 Z. hoch, und 2 Sch. 5 Z. breit.

21. a 33. Sind die **zwölf Apostel Christi**, nebst **S. Paulo**, alle mit Händen und ihren Martyrzeichen. 2 Sch. 1 Z. hoch, u. 1 S. 8 Z. breit.

34. a 36. **Jesus, Maria** und **Joseph**. Mit denen Vorigen gleicher Größe. 2 Sch. 1 Z. hoch, und 1 Sch. 8 Z. breit.

37. Präsentiret **Christum** mit dem **Kreuze**. 2 S. 1 Z. hoch, 1 S. 8 Z. breit.

ſcheinet; zugeſchweigen daß er einige von den ältern, als Dachen, Tſcherningen, Franken, Morhoſen und Weidnern gar ausgelaſſen hat. Unter die berühmteſten Franzöſiſchen Poeten rechnet er den Corneille, Scudery, Scarron, Boileau, Moliere ꝛc. wo er abermal an ſtatt Scarrons und des Scudery lieber den Malherbe, Regnier und Racine hätte nennen mögen. Zu den Italienern endlich, ſo er vor die fürnehmſten hält, zehlt er den Taſſo, Guarini, Marino, Preti ꝛc. vergißt alſo auch hier den Petrarcha, Dantes, Arioſt, u. a. m.

Doch es iſt des Verfaſſers Meynung nicht, die Fürtrefflichkeit der Deutſchen Poeſie vor der Franzöſiſchen und Italieniſchen durchgehends und in allen Arten der Gedichte zu behaupten: Weil ja die Deutſchen zuweilen ſelbſt ſo beſcheiden geweſen, den Ausländern die Ehre der Erfindung zuzuſchreiben. Er will ſolches nur in einem einzigen Stücke, was nemlich die äußerliche Form der Gedichte anlangt, erweiſen.

Indeſſen ſcheint er gleich anfangs die Beſchreibung der Poeſie mit der Erklärung von einem Gedichte zu vermiſchen: indem er ſagt, daß jene nichts anders ſey, **als ein künſtlich gemachter Vers.** Dieſes iſt dem gemeinen Begriffe der Unverſtändigen zwar gemäß, aber nach der gründlichern Meynung der Critickverſtändigen lange nicht zulänglich, ein Gedichte recht zu beſchreiben. Er macht ſich ſelbſt dieſen Einwurf aus dem Ariſtoteles, der allerdings recht hat, wenn er die Poeſie in der Kunſt zu dichten und in der Nachahmung ſetzet; das Verſemachen aber darzu nicht nothwendig erfordert. Darauf nun zu antworten, unterſcheidet er die Poeſie im vortreff-

38. a 46. Sind die **vier groſsen, und kleinen Propheten**, gleicher Gröſse und mit Händen und ihren Kennzeichen. 2 S. 1 Z. hoch, u. 1 S. 8 Z. breit.

47. Iſt ein Kniestück eines **Geiſtlichen** mit zweyen Händen, und eines von **Kupezky beſter Arbeit.** 3 Sch. 1½ Z. hoch, und 2 Sch. 6 Z. breit.

48. Ihro Majeſtät, die hochſel. **Königinn in Pohlen** ohne Hände. 3 S. 3 Z. hoch, u 2 S. 5 Z. breit.

49 Ihro Majeſtät der verſtorbene **Czaar Petrus I.** mit zwey Händen. Kniestück. 3 Sch. 3 Z. hoch, und 2 Sch. 5 Z. breit.

50. Ihro Durchl. des hochſel. **Prinzen Eugenii von Savoyen Portrait.** Kniestück mit zwey Händen. 3 Sch. 3 Z. hoch, und 2 Sch. 5 Z. breit.

51. a 52. Präſentiren Erſtes, den im Schlaf die Himmelsleiter ſehenden Patriarchen **Jacob**, das Andre, den durch die Raben geſpeiſeten Propheten **Elias.** 3 Sch. hoch, und 2 Sch. 4 Z. breit.

54. a 55. Sind zwey auf holländiſche Art vorgeſtellte **Baurenſtücke.** 2 Sch. 2½ Z. hoch, und 1 Sch. 8½ Z. breit.

56. a 58. Sind dergleichen ſpielende **Bauren.** 8 Zoll hoch, und 10½ Zoll breit.

59. a 60. Präſentiren **eben dergleichen.** 1 S. 2½ Z. hoch, und 1 Sch. breit.

61. a 62. Sind wieder **zwey luſtige Baurenſtücke.** 1 Sch. 5½ Z. hoch, und 1 Sch. 2 Z. breit.

63. a 64. **Zwo Landſchaften** überhöht. 2 Sch. 1½ Z. hoch, 1 Sch. 8½ Z. breit.

65. a 66. Sind **zwo** quergehende **Landſchaften.** 1 Sch. 8 Z. hoch, und 2 Sch. 1½ Z. breit.

67. a 68. Präsentiren abermals **zwo Landschaften.** 1 Sch. 8 Z. hoch, und 2 Sch. 1 Z. breit.

69. a 70. Stellen ein ECCE HOMO und heil. Andream vor. 2 Sch. 2 Z. hoch, u. 1 S. 8 Z. breit.

71. a 72. Sind wiederum **zwo Landschaften.** 1 Sch. 5 ½ Z. hoch, und 1 Sch. 1 ½ Z. breit.

73. Ist ein auf **holländische Art** gemaltes Stückl. 9 Zoll hoch, und 7 Zoll breit.

74. Eine **schöne Schäferinn**, ein Kniestück mit 2 Händen. 3 Sch. 1 ½ Z. hoch, u. 2 S. 3 Z. breit.

75. Präsentirt eine **Mannsperson** mit einer Hand in einem **Masqueradenkleide.** 2 Sch. 9 Z. hoch, und 2 Sch. 3 ½ Z. breit.

76. Ist eine **Mannsperson** mit einer Hand. 2 Sch. 8 ½ Z. hoch, und 2 Sch. ½ Z. breit.

77. a 78. Sind wiederum zwo **Landschaften.** 1 Sch. 5 Z. hoch, und 1 Sch. 10 Z. breit.

79. Stellet den heil. **Franciscum** auf eine ganz andere Art, als der vorige vor: dieser hält in der einen Hand ein Crucifix, in der andern aber einen Todtenkopf in Lebensgröße. 5 Sch. 6 Z. hoch, und 4 Sch. 2 Z. breit.

80. Präsentiret zwey alte **Philosophen**, deren einer in ein auf einem Todtenkopfe liegendes großes Buch schreibet, der andere aber mit ihm zu discuren scheint. 3 Sch. 1 Z. hoch, und 2 Sch. 5 Z. breit.

81. Ist eine **Mannsperson** in ungarischer Kleidung mit einem Buche in der Hand. 2 Sch. 2 Zoll hoch, und 1 Sch. 8 Z. breit.

82. Ist ein holländisch **Baurenstück.** 2 Sch. 2 ½ Z. hoch, und 1 Sch. 8 ½ Z. breit.

83. Der

83. Der heil. **Apoſtel Paulus.** Ein Kniestück mit zwey Händen.

84. Kniestück mit 2 Händen, den heil. **Apoſtel Petrum** vorſtellend. Ein Compagnon zu dem Vorigen.

85. **Ein extraordinair ſchönes Stück, die Geiſſelung Chriſti** vorſtellend.

86. Ein extraordinair ſchönes Stück, den Herrn **Chriſtum am Oelberge mit zween Engeln** vorſtellend. Ein Compagnon zu dem Vorhergehenden.

87. Das Portrait von *Petro Magno*, Moſcowitiſchen Czaars, ein Bruſtſtück en profil. 2 Sch. 7 Z. hoch, und 2 Sch. 1 Z. breit.

NB. Alle bisher verzeichnete Stücke ſind lauter Originale von des ſel. Kupezky eigner Hand ausgefertiget, und mit großem Fleiße gemalet.

NB. Folgende Stücke ſind von andern theils alten, theils neuen Meiſtern verfertiget.

1.

Die **Auferweckung Lazari.** Original von Querchin da Cento. 2 Sch. 2 Z. hoch, und 1 Sch. 8 Z. breit.

2. Ein Ovalſtück vorſtellend den **Loth** mit ſeinen beyden **Töchtern**, gemalt von Carlo Loto. 4 Sch. 4 Z. hoch, und 3 Sch. 6 Z. breit.

3. 4. Sind zwo **Landſchaften**, die erſte vom Titiano, die andre von ſeinem Diſcipel F. Mola. 1 Sch. 2½ Z. hoch, und 1 Sch. 5 Z. breit.

5. 6.

5. a 6. Sind zwey holländiſche Stücklein mit vielen Figuren. Von einem unbekannten Meiſter. 6 ½ Z. hoch, und 6 Z. breit.

7. Ein Blumenſtück vom Tam.

8. Ein Fruchtſtück vom Snayers.

9. a 10. Zwey überhöhete Landſchaften vom Agricola. Von ſeinem beſten Gout.

11. a. 12. Noch zwey nach der queere gemalte Landſchaften von Agricola.

13. Iſt das Portrait des berühmten venetianiſchen Portraitmaler Mr. *Bombelli* von ſeiner eigenen Hand gemalt.

* *

XI.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

1.

Verſuch eines Gedichtes über das ſchleſiſche Rieſengebirge, von D. Balthaſar Ludewig Tralles. Bresl. und Leipz. bey Huberten, 1750, in gr. 8. acht Bogen, nebſt einem Kupfer und etlichen Vignetten. Der Herr D. Tralles iſt uns bisher nur, als ein gründlicher Arzneyverſtändiger und guter Philoſoph, ſonderlich in dem ſchönen Tractate wider den berüchtigten L'Homme Machine bekannt geworden. Itzo machet er ſich auch als einen geſchickten und muntern Dichter bekannt: aber nicht als einen, der nach dem Strome itziger Zeiten Kindereyen und Tändelwerk, ſondern wichtige Dinge zu ſeinem Gegenſtande wählet. Er hat ſich das

sogenannte Riesengebirge zu seinem Augenmerke erkohren, ein Wunder der Natur, welches er mit philosophischen Augen betrachtet, und mit poetischer Feder beschreibt, und abschildert. Die Versart, die er dazu erwählet, ist die lange achtfüßige trochäische, und seine Schreibart ist edel, ohne schwülstig, nachdrücklich, ohne schnitzerreich, und fließend, ohne wässericht zu werden. Unser Raum leidet es nicht, eine Probe davon zu geben, welche unser Urtheil am besten bestätigen würde. Es wird aber keinen Liebhaber der Dichtkunst gereuen, sich das Werk selbst angeschaffet zu haben: zumal, da auch Druck und die Kupferzierrathe sehr sauber sind.

2. Der Aeneis, eines Heldengedichtes des Publ. Virgilius Maro, Erstes Buch, in deutsche Verse übersetzt, und herausgegeben, von einem Mitgliede der kön. deutsch. Gesellsch. in Göttingen. Gött. bey Vandenhöck, in 8. Dieses ist ein sehr wohlgerathener Versuch einer Uebersetzung des größten Dichters, den wir, ohne den Herrn Verfasser im geringsten, auch nicht einmal dem Namen nach zu kennen, unsern Lesern, und allen Kennern einer wahren Dichtkunst anpreisen müssen. Hier sieht man die natürlich erhabene, ungezwungene, und ungeschminkte Schreibart, die ein Heldendichter nach Virgils Muster beobachten soll, vollkommen erreichet; den Grundtext glücklich ausgedrücket, und kurz alles geleistet, was den Virgil im Deutschen angenehm machen wird. Wir freuen uns recht, daß zu einer Zeit, und an einem Orte, wo Schwulst und Zwang im Ausdrucke alle natürliche Schönheiten der Dichtkunst zu ver-

verdringen ſuchen, ein ſolcher Zeuge der Wahrheit und des guten Geſchmackes aufſteht, der die ſinkende Reinigkeit und Lieblichkeit unſrer deutſchen Dichtkunſt kräftig unterſtützet; und wünſchen, daß er je eher je lieber, wie er uns Hoffnung macht, ſeinen ganzen Virgil ans Licht ſtellen möge.

3. De veer olde beröhmede Scherzgedichte, als 1) van der Minſchen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren. 2) Van alamodiſcher Klederdracht. 3) Van vermengeder Sprache unde Tituln. 4) Van Poeſie unde Rymgedichten, in Nedderdütſch gerymet dörch Hans Willmſen L. Roſt, mit eenem Anhang, van etliken in düſſen Tyden ingeſchlekenen Mißbrücken. Gedrücket in düſſem itzigen Jahr. Des ehtlichen alten Laurenberg bereits 1655 zuerſt ans Licht getretene plattdeutſche Satiren, ſind noch immer bey den Liebhabern der plattdeutſchen Sprache beliebt. Man ſieht ſolches auch aus dieſer neuen Auflage, die auf Koſten und Vorſchuß guter Freunde in Caſſel ans Licht getreten. Der geſchickte Hr. Ueberſetzer des ganzen Horaz in ungeb. R. Herr Groſchuff, hat dieſelbe rühmlichſt veranſtaltet, auch verſchiedene Zugaben andrer plattdeutſcher Gedichte, angehänget. Wir wundern uns nur, daß der Hr. Herausgeber auch den Titel der alten Ausgabe ſo gewiſſenhaft beybehalten, daß er nicht einmal den Namen des Urhebers ganz ausgedrücket, ſondern die Verkürzung deſſelben beliebet, **L. Roſt**. Wir erinnern uns, daß derſelbe zu vielen Irrthümern Anlaß gegeben: ſo daß von einigen gar, der Verfaſſer derſelben für einen Licentiat Roſt ausgegeben worden,

worden, da es doch Laurenberg, Roſtochienſis, heißen ſollte. Hat gleich der Urheber bey ſeinem Leben ſich ſo räthſelhaft zu verſtecken geſucht, ſo hätte man ihn doch nach ſeinem Tode ungeſcheut nennen können.

4. Anakreontiſche Verſuche. Nec lulſiſſe pudet. Hor. L. I. Ep. 14. Stralſund bey Weitbrechten, 1750. in 8. Nachdem uns nicht allein eine gute Ueberſetzung Anakreons, ſondern auch eine glückliche Nachahmung ſeiner Lieder, von Hrn. Gleim geliefert worden, hat ſich alles, was nur ſcandiren und reimen, oder vielmehr nicht reimen kann, in dieſe Art von tändelnden Verſen verliebet, und die Buchläden damit angefüllet. Daß ſie nicht alle gleich gerathen ſeyn werden, kann man ohne unſer erinnern denken: und wir hoffen, daß dieſes endlich die Verleger abſchrecken werde, mehr Koſten darauf zu wenden. Griechenland hat an einem Anakreon genug gehabt: Rom hat keinen aufzuweiſen, und doch den höchſten Ruhm des Witzes erreichet. Wir Deutſchen haben ſchon eine Menge anakreontiſcher Verſe, die uns lauter Wein und Liebe predigen: gerade, als ob dieſe Gegenſtände noch vieles Anpreiſens und Einpredigens nöthig hätten. Gegenwärtige Verſuche gehören noch unter die guten Nachahmungen Anakreons, und da ſie aus einer ſo vornehmen, als ſinnreichen Feder gefloſſen; ſo verdienen ſie ſo vielmehr Aufmerkſamkeit, je weniger gräfliche Perſonen ſich mit den Muſen bekannt zu machen pflegen. Da uns aber des hochgeb. Herrn Verfaſſers große Fähigkeit zu erhabnern Gattungen der Dichtkunſt ſattſam bekannt iſt: ſo

wün-

wünschen wir, daß er uns nach diesen niedern Versuchen, lieber die ganze Stärke seiner Muse zeigen; als in einer solchen Dichtart fortfahren möge, der man so leicht überdrüßig werden kann.

Da wir alle theatralische Uebungen auf berühmten Gymnasien mit Vergnügen erfahren, zumal wenn sie nach der rechten Art eingerichtet sind, so wollen wir für dießmal folgende Nachricht davon bekannt machen.

In Zittau, hat der gelehrte und berühmte Herr Director, M. Benj. Gottlieb Gerlach, schon im Sept. des vorigen Jahres bey der zittauischen Rathswahl ein lateinisches Drama, Innocentia victrix Iosephi exemplo illustris aufgeführet, und mit einem lateinischen Bogen die sämtlichen Rathspersonen, Geistliche und andre Gelehrten dazu eingeladen. Er hat aber hier nicht etwa den Weisianischen Joseph übersetzet, sondern nach eigener Einsicht einen vielbessern Joseph ausgearbeitet. Wie würden auch an der großen Anzahl der Personen, die solches Stück begreift nichts erinnern, wenn nur nicht ein paar allegorische, oder moralische Wesen mit darunter wären, nämlich der Genius Josephs, und die Unschuld. Den 18. 19. und 20sten Novemb. hat itztbelobter Herr Director wiederum bey der gewöhnlichen Schulfeyer drey deutsche theatralische Stücke aufgeführet, die sämtlich aus der Gottschedischen deutschen Schaubühne genommen gewesen. Das erste war das Schäferspiel Elisie; das II. die ungleiche Heyrath; das III. der deutsche Franzose, oder Jean de France, aus dem Hrn. von Hollberg. In der Einladungsschrift hat der Hr. M. Gerlach Rechenschaft davon gegeben.

Nächstens von mehrern.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des X. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Augustmonate 1750.

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire ;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoique Maintien ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire :
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

lichsten Verstande, von der geringern, und räumt es dem gedachten Weltweisen ein, daß Homerus die erstere Art in seiner Gewalt gehabt; und daß Empedocles, der eine Naturlehre in Versen geschrieben, ihm darinn nicht an die Seite zu setzen sey. Allein dem ungeachtet, habe doch Aristoteles diesem letztern, in Ansehung seiner gebundenen Schreibart, den Nahmen eines Poeten von geringerer Art, nicht ganz und gar abgesprochen. Die Bedeutungen der Wörter sind willkührlich, und da es der Gebrauch einmal eingeführet hat, auch diejenigen, so Elegien, Satiren und Oden schreiben, nachdem sie diese oder jene Art von Versen machen, elegische, satirische und lyrische Poeten zu nennen: So kan man es freylich dem gemeinen Manne nicht verdenken, wenn er hernach allen Versmachern, ja allen elenden Reimschmieden, den Nahmen der Poeten beyleget.

Nun fängt der Verfasser an, die Verse selbst genauer zu betrachten. Er erinnert, daß ein Vers aus etlichen Füssen, ein Fuß aber aus etlichen Sylben bestehe, die entweder lang oder kurz sind. Die Länge und Kürze der Sylben beurtheilet man nach der Dauer ihrer Aussprache; da denn eine lange Sylbe etwa so viel Zeit erfordert, als zwey kurze. Z. E. Die Sylbe Ar in Arma virumque cano, daurete in der wahren lateinischen Aussprache der alten Römer eben so lange, als die beyden folgenden zusammen, -ma vi-, und die Sylbe-rum, eben so lange als diese zwo- que ca- währeten. Und wir merken beyläufig an, daß diese nach dem Gehör beurtheilte Länge der Sylben, sowohl bey Griechen als Römern, der einzige Grund gewesen, wornach sich die Poeten in ihrem

Syl-

I.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres Anné 1747.

A Berlin, chez Haude et Spener 1749. in 4.

D. i.

Geſchichte der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte.

Dritter Band. ꝛc.

Wir ſind die Nachricht von den Schriften dieſer berühmten Akademie faſt gar zu lange ſchuldig geblieben. Allein denen, ſo ſich dieſen Band noch nicht angeſchaffet haben, oder überhaupt das ganze Werk, weil es ſo theuer iſt, nicht anzuſchaffen pflegen, kömmt auch dieſe Nachricht noch zeitig genug. Den bereits herausgekommenen IV Band, wollen wir deſto eher nachholen.

Die eigentliche Geſchichte der Akademie zu Berlin, füllet von dieſem Jahre kaum eine halbe Quartſeite: ſo wenig veränderliches iſt darinnen vorgefallen. Man erzählet bloß, daß die Mitglieder fleißig zuſammen gekommen; und daß bey den außerordentlichen Verſammlungen der Akademie, von der

Gegenwart der königlichen Geschwister, und der sämmtlichen Hrn. Markgrafen beehret worden. Ob dieses aus bloßer Gnade gegen die Akademie, oder wegen besondrer, darinn verlesenen Stücke geschehen sey, meldet man nicht. Indessen können Dinge dieser Art, und die in einer so großen Stadt vorgehen, so unbekannt nicht bleiben.

Man hat zwo neue Schaustücke bey der Akademie angegeben, die auch in Gold und Silber geschlagen worden. Die erste ist funfzig Ducaten schwer, und vermuthlich zu den Preisen der Akademie bestimmet; wiewohl es hier nicht gemeldet wird. Die Vorderseite stellet des Königes Brustbild vor, mit der Umschrift: Fridericus Rex Academiae Protector MDCCXLVII. Die Rückseite hat bloß einen Lorberkranz mit der Inschrift: Scientiarum et Litterarum incremento. Diese Erfindung ist einfach und edel; auch, nach dem Kupfer zu urtheilen, sehr wohl ausgeführet. Die zweyte ist auf die Verbesserung des Justizwesens gepräget, und stellet auf der Vorderseite gleichfals das königl. Brustbild dar, mit der Umschrift: Fridericus Borussorum Rex. Die Rückseite, zeiget die Gerechtigkeit in Gestalt eines Weibsbildes, mit einem fliegenden Gewande, die in der linken, ein niedergesenktes Schwert; in der rechten aber eine Wage empor hält. Da aber die eine Schale derselben zu schwer ist, und sehr niedersinket, so drückt eine gekrönte und in einem königl. Mantel gekleidete Person, mit dem in der Rechten habenden Zepter, die gar zu leichte Schale nieder. Darüber stehen die

Worte:

Worte: Emendato Iure. Dieſe Schrift iſt kurz und ſchön, ob aber das Bild dazu richtig ſey, laſſen wir unſre Leſer urtheilen. Uns dünkt, eine falſche Wage werde dadurch nicht gut, daß man die zu leichte Schale niederdrückt: zumal wenn, wie hier die Figur zeiget, der eine Wagebalken zu kurz iſt. Doch vieleicht ſind die bisherigen Regeln der Sinnbilder, die uns ein Le Moine (in ſ. Art des Deviſes) und andre Franzoſen gegeben haben, allzuſtrenge geweſen. Man könnte auch in Anſehung der königl. Bruſtbilder wünſchen, daß ſie einander durch ihre Unähnlichkeit nicht verdächtig machen möchten; da ſie ja faſt zu einer Zeit geſchlagen worden. Doch vieleicht iſt dieſes mehr die Schuld des Zeichners oder Kupferſtechers, als des Stempelſchneiders geweſen. Selbiger hat wenigſtens ſeinen Münzen keine bequeme Stelle angewieſen, da er ſie an eine alte Mauer geheftet, daran das Gras aus den Ritzen wächſt. Pflegt man denn das zu thun? Und doch ſind entweder die gehauenen Steine, daraus ſie beſteht, viel zu klein; oder die Münzen ſind in Anſehung ihrer, viel zu ungeheuer groß. Ein Maler ſollte billig auch auf die Regel gewieſen werden, die Horaz den Dichtern giebt:

Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum!
\- - - Tantum ſeries juncturaque pollet.

Ueber das zu unſterblicher Ehre ſeines allerdurchl. Stifters erbauete Invalidenhaus, hat man die Aufſchrift geſetzet: LAESO ET INVICTO MILITI: welche gleichfalls ſehr edel und wohlgefaſſet iſt.

UNIV-BIBL. BERLIN.

Nunmehr folgt eine französische Ode, die auf die Erneuerung der Akademie der Wissenschaften gemacht worden. Sie scheint von einem deutschen Dichter herzurühren; denn er redet die Mark, als sein Vaterland an: Oh! ma chere Patrie! Sie ist wirklich schön und geistreich; und in Ansehung ihrer Schönheiten, kann mans dem Urheber schon vergeben, daß er etliche gar zu kühne Gedanken einfließen lassen: z. E.

La Crainte fit les Dieux, et la force des Rois.

Weder eins noch das andre scheint der strengen Wahrheit gemäß zu seyn. Denn wie z. E. weder **Romulus** noch **Numa** durch die Macht, sondern durch Verstand und gutwillige Unterwerfung Könige geworden: so haben auch die Menschen nicht bloß aus Furcht, sondern auch aus Dankbarkeit Gottheiten verehret; wie die Exempel der angebeteten Sonne, der allgemeinen Wohlthäterinn des menschlichen Geschlechtes, der Ceres, des Bachus, u. a. m. sattsam zeigen. Endlich scheint der Herr Verfasser in der freudigen Entzückung über die blühenden freyen Künste, zu glauben; daß vor seiner Zeit gar keine Wissenschaften und Künste in den preußischen Landen gewesen: da doch seit zwey bis drittehalb hundert Jahren Universitäten und Schulen genug darinnen geblühet; ja selbst die Ueberschrift seiner Ode nur von einem Renouvellement, nicht aber von einer Institution redet.

Nun kommen drey Lobschriften, auf den General von Golz, auf den geheimen Rath von Bork, und den Joh. Bernoulli; die man noch mit zu der Geschichte

ſchichte der Akademie rechnen kann. Alles bisherige füllet 28 Seiten.

Darauf folgen die zur Experimentalphiloſophie gehörigen Artikel, deren Inhalt wir kürzlich melden wollen, ohne uns in Auszüge von allen einzulaſſen. Sie ſind.

I. Eine phyſikaliſch-chymiſche Abhandlung von der Abſonderung des Goldes und Silbers, durch eine trockene Präcipitation, von Hrn. **Ellern.**

II. Von der Art das Zinn in dem Acido Vegetabilium aufzulöſen, und von dem darinn verſteckten Arſenik, von Hrn. **Markgrafen.**

III. Abhandlung von dem ſächſiſchen Topas, von Hrn. **Potten.**

IV. Abhandlung von dem Steine, den die Alten Steatites, die Deutſchen aber Speckſtein nennen, von Hrn. **Potten.**

V. Chymiſche Verſuche, aus verſchiedenen Pflanzen Zucker zu ziehen; von Hrn. **Markgrafen.**

In dieſer Abtheilung alſo, welche aus lauter wichtigen und gründlichen Stücken beſteht, haben die deutſchen Mitglieder der Akademie ſich allein geſchickt und fleißig erwieſen. Es folgt nunmehr die mathematiſche Claſſe. Hier findet man

I. Unterſuchungen über die Bewegung der himmliſchen Körper überhaupt, von Hrn. **Eulern.** Dieß iſt ein treffliches Stück.

II. Auflöſung einiger aſtronomiſchen Aufgaben, von Hrn. d'Alembert.

III. Wie man die wahren Augenblicke des Neumondes u. Vollmondes finden ſoll, von Hrn. **Eulern.**

IV. Wie man den wahren geocentrischen Ort des Mondes, durch die Beobachtung eines verfinsterten Sternes finden soll, von Hrn. **Eulern.**

V. Abhandlung über die Kraft der Ruder, von Hrn. **Eulern.** Abermal ein sehr tiefsinniges Stück.

VI. Untersuchung der krummen Linie, die eine gespannte Seite macht, wenn sie erschüttert, oder in Schwung gebracht worden, von Hrn. d' Alembert.

VII. Fernerer Verfolg dieser Abhandlung, von ebendemselben.

VIII. Betrachtungen über die Sonnenfinsterniß von 1748. den 25 Jul. von Hrn. **Eulern.**

IX. Ueber die Vollkommenheit der Objectivgläser in den Ferngläsern, von Hrn. **Eulern.**

X. Beobachtung einer nicht völligen Mondfinsterniß von 1746 im August, von Hrn. **Riesen.**

XI. Beobachtung einer horizontalen Sonnenfinsterniß vom 10 März, 1742. gleichfalls von Hrn. **Riesen.**

Es sind also unter allen diesen astronomischen Abhandlungen nicht mehr als drey, von einem französischen Gliede der Akademie. Die übrigen acht sind von deutschen Federn. Nun folgt die dritte Classe, von der theoretischen Philosophie.

Die I. Abhandlung darinnen handelt von dem alten Weltweisen Pherecydes Syrius; und ist von dem Hrn. D. **Heinius.** Nachdem selbiger uns den **Oenopidas** bekannter gemacht hatte, hat er auch diesem, ob wohl ungleich bekanntern Weisen, ein größeres Licht anzünden wollen. Er hat

um

um des Thales Zeiten gelebt, und ist durch dessen Ruhm gelocket worden, sich auf gleicher Bahn hervorzuthun. Thales hatte eine Sonnenfinsterniß verkündiget, die zu eben der Zeit einfiel, als Astyages der Meder König, und Alyattes der Lydier König, sich eine Schlacht liefern wollten, ohngefähr 580 Jahre vor Christi Geburt. Dieß war nun in der 49sten Olympiade. Pherecydes aber ist in der 45sten gebohren, deren erstes Jahr mit dem 598sten Jahre vor Christi Geburt zutrifft. Der Hr. Verfasser vergleicht dieses mit dem Cicero, der Chronik des Eusebius, dem Vossius, Suidas und Plinius.

Seinen Zunamen Syrius, hat er von seinem Vaterlande bekommen. Dieses ist nach der meisten alten Meynung die Insel Syros, eine von den Cykladischen: wie Strabo, und Suidas bezeugen; der Hr. Verfasser aber gelehrt ausführet. Sein Vater hat Babys geheißen, und Diogenes Laertius wird widerlegt, der ihm den Pittakus zum Lehrmeister gegeben; der doch schon sechs und funfzig Jahre alt war, als Pherecydes gebohren worden. Der berühmte Hr. Pastor Brucker hat auch sehr wohl bemerket, daß beyder Lehrsätze nicht die geringste Aehnlichkeit gehabt. Tzetzes hat den Thales zu seinem Schüler, Hesychius aber ihn zu einem Autodidactus machen wollen, nachdem er etliche geheime Bücher der Phönizier gefunden, welche des Handels wegen nach Syros zu schiffen pflegten. Herr Beausobre hat geglaubt, Pherecydes habe in den Prophezeihungen Chams studiret, welches

hier widerleget wird. Dieſes wenige mag von dieſer gelehrten und gründlichen Schrift zum Vorſchmacke dienen.

Es folgen die Beweiſe von dem Daſeyn Gottes, nach dem Begriffe aller Unſtudirten eingerichtet. Dieſes ſchöne Stück haben wir dem Herrn Prof. Formey zu danken. Hier ſieht man, wie die tiefſinnigſten und gründlichſten Beweiſe, die ein Leibnitz und Wolf in ihrer Philoſophie gebraucht, unter ſeinen Händen eine allgemeinere Kraft bekommen; und auch diejenigen Leſer rühren können, die ſonſt mit metaphyſiſchen Wahrheiten nicht bekannt ſind. Dieſe Schrift iſt zu unſern Zeiten deſto nützlicher, da ſo viele ſeichte Geiſter ſich, bey aller ihrer Unfähigkeit, zu Freygeiſtern aufwerfen, und Wahrheiten umſtoßen wollen, deren Beweiſe ſie noch niemals haben unterſuchen wollen, oder zu prüfen geſchickt geweſen.

Eben ſo gründlich iſt die folgende Abhandlung eben dieſes gelehrten Mannes von dem Beweiſe a Finibus Naturae, oder von den Abſichten in der Natur. Wenn man gewiſſen Freygeiſtern, aus denen in der Natur vor Augen liegenden Abſichten der Dinge, die Weisheit ihres Urhebers erweiſen will; ſo ſind ſie ſo unverſchämt dieſelben zu leugnen. Sie wollen es z. E. nicht einräumen, daß das Auge zum ſehen, das Ohr zum hören, die Hände zum greifen, heben und tragen, die Füße zum gehen, der Magen zum verdauen gemacht ſey. So augenſcheinlich lächerlich und ungereimt dieſes nun iſt, ſo gründlich widerlegt Hr. Prof. Formey dieſe Thoren; und zeiget,

get, daß man allerdings Abſichten in der Natur zugeben müſſe, und daraus auf die Weisheit des Urhebers der Welt einen Schluß machen könne; ohne einen Zirkel, oder eine Widerkehr im Schließen zu begehen.

Hierauf folget nun die Claſſe der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſe hebt mit dem Leben **Friedrich Wilhelms** des Großen, Churfürſten von Brandenburg an. Wir erfreuen uns, daß dieſer große Herr, hier in allem ſeinem Glanze erſcheint; den er ſich durch ſeine großen Eigenſchaften und Thaten, in ſehr verwirrten und ſchweren Zeiten erworben hat. Wir dörfen uns aber auf einen Auszug daraus deſtoweniger einlaſſen, da dieſes Stück auch beſonders abgedruckt, und deutſch überſetzt, in aller Händen iſt. Sonderlich hat uns die im Schluſſe befindliche Vergleichung, dieſes Helden, mit Ludewig dem XIVten Kön. in Frankr. überaus wohl gefallen. Sie iſt ein Meiſterſtück, welches die plutarchiſchen Vergleichungen, wo nicht übertrifft, doch gewiß vollkommen erreichet hat.

Das zweyte merkwürdige Stück dieſer Claſſe iſt eine Nachricht des Herrn von **Maupertuis**, von einer Reiſe ins nordliche Lappland, um ein altes Denkmaal zu finden. Hieraus wollen wir unſern Leſern einen etwas umſtändlichern Auszug mittheilen. Als Herr von Maupertuis mit ſeinen Gefährten in Lappland war, die Figur der Erdkugel durch neue Beobachtungen zu beſtätigen; hörte er zu **Pello**, wo ſich der gemeſſene Bogen der Mittagslinie endigte, von den Finnen und Lappen, von einem Denkmaale reden, welches ſie als das Wunder ih-

res Landes ansahen, und worinnen sie alle Wissenschaft, die ihnen fehlet, versteckt zu finden meynten. Es sollte selbiges 25 bis 30 französ. Meilen (d. i. etwa 12 bis 15 deutsche Meilen) gegen Mitternacht, mitten in einem großen Walde liegen, der das bothnische Meer von dem Ocean absondert. Man mußte dahin auf Schlitten mit Rennthieren bespannet, fahren; und ob es gleich im April war, es dennoch wagen, vielleicht zu erfrieren; weil man unterwegens in einem wüsten Lande keine Hülfe hoffen konnte.

Hr. **Maupertuis** schämet sich fast zu sagen (unsers Erachtens aber ohne Grund) daß er diese Reise gethan. Die Ursachen die er anführet, sich zu entschuldigen, rechtfertigen ihn vollkommen. Hr. Prof. **Celsius** aus Upsal begleitete ihn; der nicht nur in der Sternkunde, sondern auch in den runischen Schriften wohl erfahren war. Wir übergehen hier die Beschreibung, wie man im Norden, des Winters, die Wege im tiefen Schnee bezeichnet, und reiset. Den 11 April reiseten sie von **Pello** ab, bis **Kengis**, welches etwa der halbe Weg war. Allein sie hielten sich nicht auf, und legten noch 5 französ. Meilen den Tag zurück, und übernachteten zu **Pellika**, einem Hause des Dorfes **Payala**. Man sollte es nicht denken, sagt Hr. Maupertuis, daß man in einer Gegend, die im Sommer von einer gar nicht untergehenden Sonne verbrannt, im Winter aber in eine immerwährende Finsterniß versenkt wird, einen so angenehmen Aufenthalt finden könnte, als er hier gefunden. Das Haus war eines von den besten in Lappland: und man breitete Bärenfelle

und

Sylbenmaaße gerichtet. Wer alſo die lateiniſchen Verſe nach ihrer Scanſion lieſet, der ſpricht ſie recht aus: Wer ſie aber nach unſerer heutigen verderbten Ausſprache, der wir uns bey der ungebundnen Schreibart im Lateine bedienen, herſtammelt, der radebricht dieſelben, und ihr ganzer Wohlklang geht verlohren.

Auf eben dieſem Grunde nun, wie der Verfaſſer recht urtheilet, beruht die Deutſche Scanſion auch. Wer die Muſik, nur halbigt verſteht, der weis, daß auf eine lange Note zwey kurze gehen, z. E. auf $\frac{4}{4}$ Tackt $\frac{2}{4}$, auf $\frac{1}{4}$ Tackt $\frac{2}{8}$ u. ſ. w. Auch wir beurtheilen unſre Sylben bloß nach dem Gehöre; und die Wiederholung etlicher ſolcher ähnlichen Füſſe, die gleichſam die poetiſchen Tacte ausmachen, bringen den Numerum oder Wohllaut der Verſe zuwege, den die Franzoſen la Cadance nennen. Die Alten haben in ihren Geſängen bey einer langen Sylbe allezeit mit dem Fuſſe niedergeſtoſſen, daher der Anapaeſtus ſeinen Nahmen bekommen, weil man bey ſolchen Verſen auf eine umgekehrte Art zur Erden ſtieß, als in dactyliſchen. Aus dieſer wohlklingenden Zuſammenſetzung der Füſſe nun, nebſt ihrer gemeſſenen Anzahl, entſtehet das Metrum oder Sylbenmaaß der Verſe.

Hierauf unterſcheidet der Verfaſſer im 4. §. den Numerum poeticum von dem Arithmetico, durch fernere Erklärungen; die aber nur wegen Zweydeutigkeit des lateiniſchen Wortes nöthig waren, da dergleichen weder im Griechiſchen noch Deutſchen erfordert wird. Die Rechenmeiſter zählen alles nach einzelnen Stücken, der Poet mißt aber auch die Dauer

und Renthierhäute aus, die Nacht durch auszuruhen.

Lange vor Sonnenaufgange, (im April geht dieselbe allda schon ziemlich frühe auf) brachen sie wieder auf, und kamen bald nach **Erkibeilki**. Von hier hatten sie noch acht bis 9 franz. Meilen bis an den bestimmten Ort: und hier beschreibt man uns den Hermelinenfang. Um ein Uhr nach Mittage kamen sie an den See **Keyma**, an einen Berg **Windso**, gelegen; und auf diesem sollte das alte Denkmaal stehen. Allein es war ganz verschneyet, und die Lappen mußten lange darnach wühlen und suchen. Endlich fand man es, räumte und schmälzte den Schnee ab, um es ganz zu betrachten.

Es war ein Stein, davon ein Theil von unordentlicher Figur, etwa anderthalb Schuhe hoch und irgend drey Fuß lang, aus der Erde hervorgucket. Eine Seite davon war ziemlich gerade, und machte eine fast bleyrechte Fläche. Auf derselben sah man zwo sehr gerade Zeilen von Zügen, die etwas über einen Zoll lang waren, ziemlich tief in den Stein gegraben; so daß die äußere Oeffnung jeder Linie breiter war, nach ihrer Vertiefung zu immer schmäler ward, und inwendig in einen scharfen Winkel zusammen lief. Unter, und außer den beyden Zeilen waren etliche weit größere Zeichen, oder Züge. Soviel Anschein es auch hat, daß dieselben mit Eisen eingegraben worden, will Hr. von Maupertuis doch nicht entscheiden, ob sie ein Werk der Kunst oder der Natur sind: welche Behutsamkeit uns ein wenig zu weit zu gehen scheint.

Indessen

Indessen will er gleichwohl auch aus der großen Aehnlichkeit vieler von diesen Zügen nicht versichern, daß sie gar nichts bedeuten könnten. Wer mit arabischen Zahlen I. I. III. IIII. schreiben will, der wird leicht sehen, wie viel Verschiedenheit man mit einem einzigen Zuge andeuten kann. Die ältesten chinesischen Aufschriften bestehen nur aus zween Zügen: und man kann nicht leugnen, daß dieselben nicht Menschenwerk sind, und eine Bedeutung haben: gesetzt daß es nur Zifern wären. (*) Die beständige Sage des Landes ist, diese Züge wären eine alte Aufschrift, die große Heimlichkeiten enthielte. Nun meynt zwar Hr. **Maupertuis**, auf die Worte solcher Leute, die nicht einmal ihr Alter wüßten, und oft ihre eigene Mutter nicht kennen, wäre nicht viel zu bauen. Allein wir schließen umgekehrt. Leute, die selbst weder schreiben noch lesen können, kämen wohl nicht einmal darauf, daß dieses eine alte Schrift wäre, wenn sie es nicht von andern gehöret hätten. Zudem ist es in Schweden nichts unerhörtes, alte Schriften auch auf rohe Felsen eingegraben zu finden. Warum sollten es die Lappländer von ihren Nachbarn nicht haben lernen können?

Der Pfarrer des Ortes, **Brunnius**, hat dieser Aufschrift in einer Dissert. von der Stadt **Torneo**, und den umliegenden Gegenden erwähnet. Er siehet sie für eine runische Schrift an, und sagt, vormals hät-

(*) Dieß sind die ganzen und gebrochenen Striche des Fobi, die Herr von Leibnitz auf die Arithmeticam dyadicam gedeutet hat. S. die deutsche Ausg. seiner Theodicee im Anhange a. d. 834 S. der Ausg. von 1749.

hätten noch drey Kronen dabey gestanden, welche die Zeit verlöschet hatte. Allein Herr Celsius, der die Runen sehr wohl kannte, konnte diese nicht lesen, und befand sie von allen, in Schweden befindlichen Aufschriften, ganz unterschieden. Der Stein darauf sie steht, ist aus verschiedenen Schichten zusammen gesetzt: und diese Zeilen stehen auf einer Schichte von Kieselstein; da das übrige, sonderlich zwischen den Zeilen, von viel weicherer und blätterichter Materie besteht. Wir ziehen hieraus einen deutlichen Beweis, daß Menschen Hände mit gutem Vorbedachte diese Schrift auf den festesten Theil des Steines gegraben haben; um sie desto länger zu erhalten. Die Charactere sehen so aus; aber umgekehrt, wie sie in den berlinischen Memoires stehen: wo, wenigstens in unserm Abdrucke, die großen Charactere, die nach der Beschreibung unten stehen sollen, oben erscheinen.

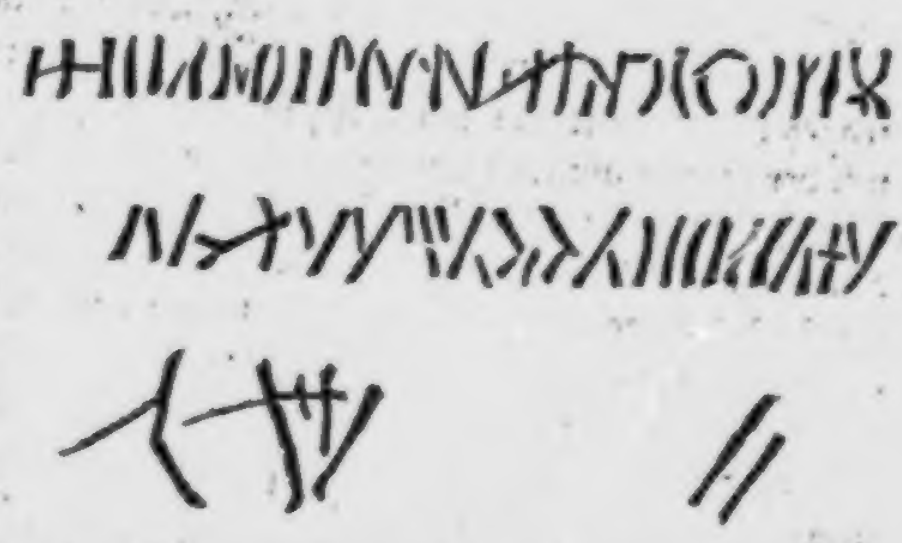

Hr. Maupertuis zweifelt zwar noch, ob dieß eine Schrift sey? Wenn es aber eine ist, so glaubt er, es

sey

sey die älteste von der Welt. Wir sehen die Richtigkeit dieser Folge nicht. Aus der Unförmlichkeit der Züge kann man es wenigstens nicht schließen. Die alten Runen sind auch unförmlicher, als die alten griechischen und römischen Buchstaben; und sind dennoch viel hundert Jahre neuer. Eben das kann man von der gothischen, angelsächsischen, und überhaupt allen Schriften der barbarischen mittlern Zeit sagen. Es ist wahr, die Einwohner des Landes leben mehr wie das Vieh in Wäldern, als nach Art der Menschen. Allein kann denn nicht einmal ein Orpheus, ein Zamolxis, ein Toxaris, oder Abaris unter diesen Barbarn, eine Reise zu witzigern Völkern gethan haben, wieder nach Hause gekommen seyn, und eine Art von Schrift erdacht haben, die, dieses Denkmaal ausgenommen, wieder ins Vergessen gerathen ist? Es folget also nicht: daß, weil in einem solchen Lande keine denkwürdige Sache vorgefallen seyn kann; auch kein Denkmaal deswegen aufzurichten gewesen. Denn wer weis, was für ein Kriegeszug oder Ueberfall fremder Völker sich zugetragen? Vielleicht hat ein Held unter den Lappen sich der Feinde glücklich erwehret? Vielleicht hat der Feind gesieget, und dieß Denkmaal aufgerichtet? Hat es nicht auch in den rauhesten Zeiten in Griechenland Kriege gegeben, als die Pelasger noch Eicheln fraßen, und weder Häuser hatten, noch Felder baueten? In Grönland selbst sind dergleichen Begebenheiten geschehen; welches noch tiefer unter dem Nordpol liegt.

Es ist also, unsers Ermessens, nicht nöthig, mit dem Hrn. Verfasser zu schließen, daß dieses kalte Lapp-

land

land vorzeiten unter einem günſtigern Himmelsſtriche gelegen habe. Sind gleich der Erdkugel, durch Erdbeben und Ueberſchwemmungen, große Veränderungen begegnet: ſo zweifelt man doch billig an der ganzen Verrückung ihrer Lage, in Anſehung der Himmelsgegenden. Hr. **Maupertuis**, der uns ſelbſt die Figur der Erdkugel, als eine platte Sphäroïs, oder an den Polen zuſammengedrückte Kugel, beſtätigen helfen; kann die Unwahrſcheinlichkeit dieſes Satzes am beſten einſehen. Dieſe Figur nämlich, muß die Erdkugel durch die erſten Umdrehungen um ihre Axe bekommen haben, als ſie ſich noch in einem flüßigen Zuſtande befunden hat. Dieſes iſt aber gewiß zu der Zeit geſchehen, die wir ihre Schöpfung nennen, die Moſes beſchrieben hat. Seit der Zeit nun, drehet ſich die Erde um eben dieſe Axe, die ſie itzt hat; und Lappland iſt dem Nordpole alſo immer gleich nahe geweſen. Aelter aber, als Moſis Schöpfungs-Hiſtorie, wird er wohl dieſes nordiſche Denkmaal nicht machen wollen. Der Stein ſelbſt, da er der Luft bloß geſtellet iſt, würde die Veränderungen von Hitze, Regen und Kälte keine 6000 Jahre ausgehalten haben; ohne in Staub zu zerfallen.

Es fällt alſo die Muthmaßung weg, daß vieleicht der Polarzirkel der Erden vormals in der Gegend der Wendezirkel gelegen, und einen günſtigern Einfluß des Himmels gehabt hätte. Wie hat das, bey der ſphäroidiſchen Figur der Erden, ſtatt haben können? Wir verlangen hier keinen andern Richter, als Hrn. Maupertuis ſelbſt: der dieſes am beſten

einsieht. Wir verschweigen noch den Beweis, den der Magnetismus der Erdkugel giebt; der gewiß vormals nicht nach den Tropicis zu wird gegangen seyn. Auch diese Schwierigkeit sieht Hr. Maupertuis besser ein, als ein andrer; weswegen wir davon nichts mehr hinzusetzen wollen.

Es ist wahr, daß die Erkenntniß von Bewegung der himmlischen Körper, Anlaß giebt, solche Veränderungen der Erdkugel zu muthmaßen. Die Obliquität der Ekliptik ist veränderlich; das ist wahr; aber die Figur der Erden nicht, die sich über ihre kurze Axe wälzet, so lange sie dieselbe gehabt hat. Alles übrige von den versteinerten Fischen und Muscheln in den Bergen, schließt wohl auf Veränderungen; aber nicht auf solche, die alle Himmelsgegenden verrücket hätten. Es kann sich sogar der Schwerpunct der Erden einmal verrücket haben; ohne daß Norden und Süden verändert worden.

Endlich meynt der Hr. Verf. dieses nordische Denkmaal zu Windso könnte eine eben so sonderbare Ursache gehabt haben, als seine Reise nach Lappland selbst. Wenn man die Nachricht von seiner geometrischen Operation auf einen Stein grübe: so könnte diese Aufschrift nach vielen tausend Jahren, eine eben so unergründliche und unbegreifliche Sache werden, als die obige; wenn einmal alle Künste und Wissenschaften werden verlohren gegangen seyn. Denn wer würde sichs alsdann einbilden können, daß Franzosen an diesen Ort gekommen, um die Figur der Erdkugel zu bestimmen? Wir überlassen die Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit

keit dieſer Gedanken der Beurtheilung unſerer Leſer, und brechen hier ab: ungeachtet der Herr Verfaſſer uns noch ſeine Rückreiſe, nebſt andern Merkwürdigkeiten dieſer nordiſchen Länder, auf eine ſehr angenehme Art erzählet.

Es folgt nunmehr eine gelehrte Abhandlung des berühmten Herrn D. **Elsners**, über das XL. Cap. aus des Tacitus Buche, von den Sitten der alten Deutſchen. Es fragt ſich, ob die Göttinn, der dieſer Römer erwähnet, Hertha, oder **Erdamme** geheißen? Die meiſten Gelehrten glauben das erſte, und verſtehen es ſchlecht weg von der **Erde**: weil das vördere th nur aus einer falſchen Ausſprache, oder Rechtſchreibung des Tacitus herkömmt; das th in der Mitte aber, mit dem D einerley Kraft hat: daher auch Thëotiſc, Thing, Thorſtag, Theodoric, durch Deutſch, Ding, Donnerſtag, Dietrich gegeben werden muß.

Allein Hr. D. Elsner iſt andrer Meynung. Denn da ſich Tacitus des accuſativi Caſus, *Herthæm*, bedienet hat: ſo glaubt er hier, die Benennung der Alten, womit ſie die Erde angedeutet, ſey **Erdam**, oder **Erd-Amme**, das iſt **Erde-Mutter**, oder **Mutter-Erde** geweſen. So gelehrt er dieſe Materie ausführt, und durch die Uebereinſtimmung faſt aller Völker und Sprachen zeiget, daß die Erde für eine Mutter der Menſchen gehalten worden; und daß **Em**, **Am**, **Amma**, **Amme**, **Mamma**, u. d. gl. (*) faſt überall eine Mutter geheißen: ſo

(*) Das Wort Amman, welches er aus dem du Cange anführet, und das in der Schweiz noch itzo einen Verſteher

weniig können wir ſagen, daß er uns überzeuget habe, ihm Beyfall zu geben. Die Lateiner waren es gar zu ſehr gewohnt, allen ausländiſchen Wörtern ihre lateiniſche Endungen zu geben; als daß man aus dieſen Schlußſylben etwas anders machen könnte. Arminius z. E. hieß unſtreitig Hermann. Wie? wenn jemand aus der Sylbe us, das Wort Hus; wie die plattdeutſchen Cheruſcer geſprochen, oder Haus, machen, und ſagen wollte: er habe Hermannhus, oder Hermannhaus geheißen? Wir ſehen auch in dem Tract. de Mor. Germ. gleich anfangs, die Namen, Tuiſtonem, Mannum, und gleich darauf Manno, Ingevones, Herminones, Marſos, Gambrivios, Barditum, Noricum, Pannoniam etc. Wer wollte hier aus allen Endſylben eigene Bedeutungen auszuklauben ſuchen? Wir finden auch ſowohl Silvam Herciniam, als ſaltus Hercinius, für den Harzwald bey ihm; ſo daß am und us nichts bedeuten. Kurz, wir ſehen des Hrn. D. Elsners gelehrte Abhandlung, für einen ſinnreichen Verſuch an, wie weit ein beleſener Mann, mit Hülfe aller ſeiner weitläuftigen Wiſſenſchaft, es in Behauptung einer unwahrſcheinlichen Meynung bringen könne. Ein jeder wird wohl ſehen, daß wir dieſes derjenigen Hochachtung unbeſchadet, ſchreiben, die wir ſonſt dieſem berühmten Manne, als einer wahren Zierde der königlichen Akademie, ſchuldig ſind.

Wir ſind verſichert, daß man uns, nach der, unter Gelehrten herrſchenden Freyheit, auch die beſcheide-

nen

her bedeutet, kömmt unſers Erachtens hier nicht in Betrachtung. Denn wer ſieht nicht, daß es von Amtmann entſtanden iſt?

nen Einwürfe nicht übel deuten wird, die wir bey etlichen Stücken dieses Bandes gemachet haben: da wir sonst die Arbeiten dieser königl. Gesellschaft überhaupt, in großem Werthe halten, und ihnen das gebührende Lob nicht versagen.

* *

II.

Historisch - politisch - geographischer Atlas der ganzen Welt, oder großes und vollständiges geographisches und critisches Lexicon, darinn die Beschreibung des Erdkreises ꝛc. ꝛc. nebst denen dazu gehörigen Denk- und Merkwürdigkeiten enthalten sind. Aus des berühmten königl. spanis. Geographi Bruzen la Martiniere Dictionnaire Geographique et Critique, ins Deutsche übersetzet, mit vielen tausend Artikeln vermehret, und aus den neuesten Geschichten verbessert, nebst einer Vorrede, des Hrn. Christian Wolfs, königl. preuß. geh. Raths ꝛc. ꝛc. von dem Nutzen und der Vortrefflichkeit dieses Werkes. Erster Theil, 1744, und die folgenden soweiter, bis auf den letzten XIII. Band, in dem itztlaufenden 1750sten Jahre. Leipzig, verlegts Joh. Sam. Heinsius.

Dieses große und wichtige historisch-geographische Werk ist nunmehr glücklich zum Ende gebracht worden; nachdem es in die sieben Jahre in der Arbeit, und unter der Presse gewesen ist. Eben diese Vollendung eines so ansehnlichen und nützlichen Buches beweget uns itzo von

demselben einige Nachricht zu geben: zumal da wir bisher von den einzelnen Theilen nichts erwähnet haben. Und sind gleich von den erstern und letztern Bänden nunmehr schon unzählige in die Hände der Liebhaber gekommen, auch dadurch schon ziemlich bekannt geworden: so kann es doch nicht schaden, bey gänzlicher Ausfertigung desselben einige Anzeige zu thun; was theils von dem ersten Verfasser desselben darinnen geleistet, theils auch bey dieser deutschen Uebersetzung dabey verbessert worden.

Wenn man auch nur nach dem Vorurtheile, welches der häufige Abgang der Grundschrift im Französischen veranlaßen kann, den Ausspruch thun will: so muß man dieß geographische Wörterbuch für ein sehr nützliches Werk erkennen. Es ist selbiges viermal in Holland ans Licht getreten, und allemal mit vielem Beyfalle der Leser und Liebhaber aufgenommen worden. So betrüglich ein oft wiederholter Druck bey kleinen Büchern in gewissen Fällen seyn kann: so untrüglich wird er, unsers Erachtens, bey einem Wecke von IX Folianten: welches gewiß niemand aus Muthwillen, oder einem andern zu gefallen, leichtsinniger weise zu kaufen pflegt. Hierzu kamen die vielen Zeugnisse und Lobsprüche der Gelehrten, in den auswärtigen Monatschriften, und anderwärts: der Erfahrung selbst zu geschweigen; welche einen jeden, der sich dessen zum Nachschlagen bediente, von der großen Nutzbarkeit desselben sattsam überzeugete.

So unvollkommen die Kenntniß der Erdkugel, nach ihren bewohnten Theilen, Ländern und Städten,

derselben nach dem Gehöre ab; und pflegt mit der Hand oder dem Fuße den Tact dazu zu schlagen. Cicero vergleicht dieses Maaß mit denen vom Dache fallenden Tropfen, und setzt solches dem Rauschen eines heftigen Stromes entgegen, darinn man nichts unterscheiden oder nachzehlen kan. Andre neuere haben es mit dem Hammern der Schmiede, mit den Schlägen der Drescher auf einer Tenne und mit unsern Pulsschlägen verglichen. Wie nemlich die Unordnung in diesen letztern einen kranken Leib anzeiget; so hat man die unordentliche Vermischung der langen und kurzen Sylben in einer Rede vor eine Unvollkommenheit angesehen. Diesen Unterscheid der Sylben nun anzudeuten, haben die Alten die Accente erfunden, darnach haben sie die Musicken und Tänze eingerichtet, ja durch die bloßen abgemessenen Tacte im Tanzen und Singen so gar die Gemüthsbewegungen der Seelen nachzuahmen gewust: Wie Aristoteles im 1. Capitel seiner Dichtkunst ausdrücklich zeiget.

Diesen Wohlklang der Sylben haben auch die witzigsten Völker vorzeiten so hoch gehalten, und ihn so lieblich und kräftig erachtet, daß sie es auch von den Rednern gefordert: Sie sollten sich einiger maßen der Poeten bequemen, und bald diese bald eine andre Art der Füsse in ihrer Schreibart brauchen; wie Cicero in seinem III. B. vom Redner ausdrücklich erinnert, auch Qvintilian im IX. B. wieder eingeschärfet hat. Unter den Griechen hat Dionysius von Halicarnaß in einem eigenen Tractate von Versetzung der Wörter, und Longin in s. 32 und 33 Cap. vom Erhabenen, etwas kürzer eben das gethan. Und daraus erhellet zur Gnüge, daß die grö-

ste

ten, zu den Zeiten eines Ptolomäus, Strabo und Plinius noch war; so sehr hat dieselbe in den neuern Zeiten zugenommen. Wovon die Alten nur wie die Kinder lalleten, davon können die heutigen Erdbeschreiber großentheils mit völliger Gewißheit sprechen. Eine unglaubliche Menge von Reisen, die sonderlich seit der, durch die Erfindung des Compasses, unendlich erleichterten Schiffahrt, angestellet und beschrieben worden, hat uns die Oberfläche unsrer Weltkugel ungleich bekannter gemacht. Wer kann nun alle die Länder, Völker, Städte, Flecken, Berge, Flüsse und Küsten auswendig wissen, die in Geschichten, Zeitungen, und andern Schriften oftmals vorkommen? Man braucht also Rathgeber, die man aufschlagen, und um die Erklärung aller dieser Dinge befragen kann. Ja selbst in unserm Vaterlande, dem großen Deutschlande; selbst in unserm volk- und städtereichen Sachsen, ist es nicht möglich, überall zu Hause zu seyn, und aller Oerter Namen, Beschaffenheit und Merkwürdigkeiten auswendig zu wissen. Die gewöhnlichen Anleitungen zur Geographie, sind viel zu unvollständig, als daß man in denselben allemal die gewünschten Nachrichten finden könnte. Nichts ist also begreiflicher, als daß man zu einem geographischen Wörterbuche seine Zuflucht nehmen muß; und nichts ist bequemer, als wenn man in einem solchen Schatze, die Antworten auf alle vorkommende Fragen finden und antreffen kann.

Ein solches Werk hat nun der vormalige königl. spanische Geographus, Bruzen la Martiniere zu

liefern gesuchet. Er hat sich beflissen, aus den bewährtesten Nachrichten und besten Schriftstellern, alle Monarchien, Kaiserthümer, Königreiche, Chur- und Fürstenthümer, Republiken, freye Staaten, Stände und Herrschaften, Länder, Städte, Festungen, Seehäfen, Schlösser, Flecken, Aemter, Stifter, Klöster, Gebirge, merkwürdige Höhlen, Bergwerke, Pässe, Wälder, Meere, Seen, Inseln, Vorgebirge, Sandbänke, Meerengen, Quellen, Flüsse, Canäle, Gesundbrunnen, u. s. w. nebst allen ihren Merkwürdigkeiten, zu beschreiben; und alle diese Materialien nach alphabethischer Ordnung in ein einziges Werk zusammen zu tragen. Wie viel Mühe und Arbeit nun solches gekostet habe, das wird derjenige zur Gnüge einsehen, der es begreift, was zu einem Buche von IX Folianten für ein reicher Stoff gehöret; und bedenket, aus wie vielen und mancherley Büchern, derselbe hat hergehohlet und gesammlet werden müssen.

Es ist wahr, Martiniere hat, auch bey aller dieser angewandten Arbeit, ungleiche Urtheile über sich ergehen lassen müssen. Sein Buch war, aller seiner Größe ungeachtet, noch nicht vollständig genug. Ferner fand man von einigen Oertern nicht alles Denkwürdige angemerket; von andern aber wohl gar etwas Falsches mit eingemischet. Damit wollten nun manche Uebelgesinnte den ganzen Werth eines solchen Werkes niederschlagen. So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen, und sonderlich gewisser unverständigen oder boshaften Kunstrichter! Eine Arbeit von vielen Jahren, die, unsäglich viel

Mühe

Mühe gekostet, und unendlich viel Wahres, Gutes, und Brauchbares in sich hält, schlagen sie bey dem geringsten Fehler, den sie bemerken, auf einmal, durch den unbarmherzigen Ausspruch darnieder: **Das Werk ist nicht vollständig! Es wimmelt von Fehlern!** Was ist leichter, als einen solchen critischen Machtspruch zu thun? Leute, die vielelcht nicht eine einzige Seite eines solchen Werkes selbst zu schreiben im Stande wären, können doch, ohne alle Mühe, ein solches Donnerwort hören lassen; und sich dadurch das Ansehen grundgelehrter Leute, und tiefsinniger Kunstrichter geben.

Wir wollen damit nicht behaupten, daß des **Martiniere** französisches Werk ohne Fehler gewesen. Denn wenn wir die heil. Schrift, und irgend den Euklides ausnehmen, wo kann sich wohl jemand der Unfehlbarkeit rühmen? Wir behaupten nur, daß das Werk dennoch unendlich viel Gutes und Brauchbares in sich gehalten, welches denen, die es gebrauchet, die besten Dienste gethan. Aber so, wie dieses hauptsächlich den deutschen Verleger bewogen, eine Uebersetzung desselben zu veranstalten: also hat das erstere ihn zugleich aufgemuntert, auf eine durchgängige Verbesserung bedacht zu seyn.

Dieses ist nun das Hauptsächlichste, wovon wir hier Nachricht geben müssen. Denn daß derselbe die Verdollmetschung solchen Männern aufgetragen haben werde, die sowohl der französischen als deutschen Sprache kundig waren, das kann man theils selber denken; theils aber wäre solches nicht zulänglich gewesen. Es mußte I. dieses Werk in Anse-

hung unzähliger ausgelassenen Oerter, Flüsse, Berge, u. s. w. mit sehr vielen neuen Artikeln vermehret werden. Dieses ist nun, sonderlich in Ansehung Deutschlandes, sehr fleissig geschehen; so daß sich die Zahl der Zusätze auf viele tausend Artikel beläuft; und das Werk dadurch auf vier Folianten stärker geworden. II. Mußten von vielen Oertern, die ausgelassenenen Merkwürdigkeiten ergänzet, und eingeschaltet werden; die der Verfasser irgend in seinen Quellen nicht gefunden hatte. Auch dieses hat, sonderlich bey deutschen Sachen, geschehen müssen, davon in französischen und lateinischen Büchern nicht allemal zulängliche Nachrichten zu finden sind. Wer davon ein Exempel sehen will, der schlage den Artikel Königsberg in Preußen nach, und vergleiche ihn mit dem französischen; so wird er den Unterscheid handgreiflich gewahr werden. III. Mußten gewisse eingeschlichene Fehler des Grundtextes verbessert werden. Und auch dieses ist, überall, wo man dieselben wahrgenommen, und die Mittel zur Verbesserung in seiner Gewalt gehabt, aufs fleißigste geschehen.

Da es aber, der menschlichen Unvollkommenheit nach, unmöglich gewesen, daß solches gleich anfangs, und so zu reden, auf einmal hätte geschehen können; theils weil man nicht gleich alle Nachrichten, Bücher, und Hülfsmittel bey der Hand gehabt; theils bis zur Auslieferung jedes neuen Bandes bestimmte Zeit, solches nicht allemal erlaubte: so hat man diesem von selbst bemerkten Mangel, auf andre Art auszuhelfen gesuchet. Ein Supplement

konnte

konnte dieſes am beſten bewerkſtelligen, und dieſes hat man am Ende des Werkes veranſtaltet, und dadurch unzähligen Stellen des Werkes eine mehrere Vollſtändigkeit zu geben geſuchet. Es iſt alſo nicht der geringſte Zweifel, daß nicht in dieſem Zuſtande das Werk ungleich vollkommener, und brauchbarer ſeyn ſollte, als das Franzöſiſche bisher in allen ſeinen Ausgaben geweſen iſt.

So wenig man ſich indeſſen mit einer gänzlichen Vollkommenheit ſchmäuchelt, die gewiß in menſchlichen Dingen nirgends anzutreffen; in hiſtoriſchen Sachen aber deſto unmöglicher iſt, da kein Menſch ſich der Allwiſſenheit rühmen kann: ſo gewiß kann man behaupten, daß in dieſer Art, noch in keiner Sprache beſſers und vollſtändigers, ans Licht getreten. Wird nun daſſelbe Beyfall und Abgang finden, wie die bisherige Erfahrung ſchon ſattſame Hoffnung giebt: ſo wird man nicht ermangeln, noch ferner an der Verbeſſerung deſſelben zu arbeiten. Man bittet ſich auch von wohlmeynenden Leſern eine Anzeige der bemerkten Fehler, und nöthigen Zuſätze aus; und wird ſie bey einer künftigen neuen Auflage, mit Dank zu nutzen wiſſen. Papier und Schrift ſind endlich ſo beſchaffen, daß ſie den Augen keine Beſchwerde verurſachen, dem fleißigen Verleger aber gewiß keine Schande machen. Die von dem Hrn. geh. Rath und Freyherrn von Wolf dem I. B. vorgeſetzte Vorrede, giebt eine neue Probe von derjenigen allgemeinen Einſicht, die man aus ſo vielen andern Schriften deſſelben, ſchon zur Gnüge hat kennen lernen.

III.

* *

III.

ΧΑΡΙΤΩΝΟΣ ΑΦΡΟΔΙΣΙΕΩΣ

τῶν περὶ Χαιρέαν καὶ Καλλιῤῥόην ἐρωτικῶν διηγημάτων λόγοι Ⅷ Jacobus d' Orville publicavit, animadversionesque adjecit. Amstelod. ap. Petrum Mortier, 1750. **Das ist: Charitons von Aphrodisium Ⅷ Bücher der Liebesgeschichte des Chäreas und der Calirrhoe ꝛc.**

Ob man gleich zu den Vorzügen der holländischen und englischen Nation billig diesen rechnen kann, daß sie beständig die fruchtbarsten an wahren und gründlichen Verehrern der freyen Künste gewesen: so muß man dennoch gestehen, daß nunmehr fast seit funfzig Jahren die Critik daselbst fast auf das höchste gestiegen, und Holland sowohl als England, durch die vortrefflichen Ausgaben alter Schriftsteller, noch immer ihre Namen verewigen. Es ist auch dieses gar nicht zu bewundern, wenn man weis, wie wenig sich die vornehmsten und reichsten Personen in diesen Provinzen schämen, Kunst und Wissenschaft zu lieben, und sich die Zeit ihres Lebens damit zu beschäfftigen. Welche Bemühung könnte wohl edler, und der Menschheit anständiger seyn, als diese? Wie könnte man diejenigen Güter, welche uns das Glück mitgetheilet, besser anwenden, als der schönen Wissenschaften Flor zu befördern; und mithin das erhabene Denkmaal eines vollkommenen

Ge-

Gelehrten der Nachwelt zu hinterlassen? Wo wir nicht irren, so sollten wir fast glauben, daß jedermann dieses, was wir jetzo behauptet, insbesondere von einem, welchen man die Zierde Hollands nennen kann, verstehen werde. Wir meynen den durch seine ausnehmende Verdienste um viele griechische und lateinische Schriftsteller berühmten Hrn. d' Orville. Da wir von diesem großen Gelehrten schon seit etlichen Jahren eine vollkommene Ausgabe erwartet haben, und wir nunmehr zu dessen größtem Ruhme dieses Wunsches theilhaftig geworden: so können wir nicht umhin, durch die Bekanntmachung dieses vortrefflichen Werks, aus welchem sowohl eine große Belesenheit, als reife Beurtheilungskraft hervorleuchtet, denselben in diesen Blättern unserer Dankbegierde zu versichern. Die Zueignungsschrift, welche an den großen Beschirmer, und Beförderer der freyen Künste, den durchlauchtigsten Statthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm Carl gerichtet ist, stattet diesem gnädigsten Prinzen für die sonderbaren Neigungen, welche Derselbe gegen alle Kunstliebende spüren lassen, den verbindlichsten Dank ab: und die Vorrede enthält die merkwürdigsten Umstände in sich, welche die ganze Historie dieses florentinischen Manuscripts ausmachen. Billig führen wir, als eine nicht der geringsten Zierden, die überaus schön gerathene Uebersetzung unsers Hrn. D. Reisken an, welche, wenn wir wenige Stellen ausnehmen, vollkommen kann genennet werden. Ehe wir noch von der Beschaffenheit dieser griechischen Liebeserzählungen

Mel-

Meldung thun: erachten wir es für nöthig, aus der gelehrten Vorrede selbst, einen kurzen Auszug, von den Bemühungen der Gelehrten um gegenwärtiges Buch, zu machen. Es ist wohl unstreitig, daß sich die Gelehrten um keine Sache mit so großer Bestrebung bekümmern, und in nichts eine so große Ehre suchen, als im Herausgeben alter geschriebener Bücher, die in den ansehnlichsten Büchersälen verborgen sind. Die Absicht ist desto edler, je ansehnlichere Vortheile sie der gelehrten Welt hierdurch verschaffen; und desto lobenswürdiger, je gewisser die schönsten Denkmaale dem Untergange entrissen werden. Wie viel verdienet nicht ein M. Musurus, ein Manuel Chrysoloras, ein Demetrius Chalcondylas, ein Theodorus Gaza, Dank? Dieser löbliche Eifer nun, hat bis auf unsre Zeiten beständig fortgedauret, und wir können uns eben dieses noch ferner versprechen. Chariton, einer von denen Schriftstellern, welche sich mit erdichteten, aber sinnreichen Liebesgeschichten beschäfftiget haben, hatte, wenn wir von den vornehmsten reden, noch allein verborgen bleiben müssen. Vielleicht kann die Ursache hiervon seyn, weil nicht mehr als ein Original, nämlich das in dem Cassinenser-Kloster zu Florenz vorhanden ist: gleichwie aus eben dieser Ursache, erst vor wenig Jahren, des Xenophons von Ephesus Liebeserzählungen vom Herrn Cocchi bekannt gemacht worden. Mallinkrot und Huetius, des Fabricius, und anderer zu geschweigen, irren demnenher, nach des Hrn. d' Orville Aussage, sehr wenn sie Gesnern glauben: auf dem Vatican sey

eben

eben dieſes Manuſcript. Zweene gelehrte Florentiner, nämlich Antonius Maria Salvini, und Antonius Cocchi, von dem wir gleich jetzo geredet haben, verdienen vor allen andern von uns genennet zu werden. Der berühmte Profeſſor der griechiſchen Sprache Salvini, ſchrieb dieſe Bücher Charitons faſt zu Anfange des ietzigen Jahrhunderts zu erſt ab, in Abſicht, dieſelben mit fleißigen Anmerkungen herauszugeben. Doch er erfuhr nicht lange darauf, wie Hr. Cocchi eben dieſes zu thun geſonnen ſey, ja dieſelben bereits abgeſchrieben habe: und weil ihm ohnedem ſein hohes Alter im Wege ſtund, ſein Vorhaben fortzuſetzen, erlaubte er dieſem nicht nur ſeine Abſchrift, ſondern auch die hier und dar eingerückten Anmerkungen zu gebrauchen. Doch auch dieſer änderte ſein Vornehmen, als Hr. d' Orville nach Italien kam. Es fand derſelbe ſogleich bey dem Hrn. Cocchi Gehör, als er ihm ſein Anſuchen eröffnete, und er erhielt daſſelbe mit deſto größerer Willigkeit, ie gewiſſer man voraus ſehen konnte, Chariton würde ein ander Anſehen als Xenophon bekommen. Und die Muthmaßung iſt in der That glücklich eingetroffen. Denn als Hr. d' Orville den ſinnreichen Herrn Pauw genugſam gefeget hatte, verſäumte er keine Zeit mehr, an den Chariton mit Ernſt zu denken. Er ſchickte ſein gedrucktes Exemplar dem Hrn. Cocchi nach Florenz, um daſſelbe noch einmal genau gegen das Original zu halten; er erſetzte und verbeſſerte ſo ungezwungen als wahrſcheinlich, viele Stellen, und verfertigte in ſehr kurzer Zeit eine Menge der auserleſenſten Noten: über

welche

welche wir uns nicht weniger zu erfreuen, als zu verwundern haben. Ohne Zweifel wundern sich viele, warum Hr. d' Orville einen Liebesroman, den weder die Zeit, in welcher er geschrieben ist, noch auch die Schreibart vor andern vortrefflich machen, mit so weitläuftigen Erläuterungen ausgezieret; warum, sage ich, derselbe eben in diesem, so viele Aufschriften und kurze sinnreiche Gedichte, so viele Stellen Manethons, Heliodors, Xenophons, Alciphrons und anderer verbessert, und erkläret habe? Allein, gesetzt auch, Chariton verdiene es nicht, da wir doch durch ihn auf viele Alterthümer geführet werden, ja allenthalben eine große Einbildungskraft, und noch viele übergebliebene Schönheiten der Sprache antreffen: so kann uns dieses gar nicht ungewöhnlich scheinen, wenn wir denselben nach einem Salmasius, Casaubon, und andern dergleichen Gelehrten beurtheilen, welche sich in ihren Anmerkungen niemals einige Gränzen gesetzt haben. Doch wir entfernen uns von dergleichen Vorurtheilen unzeitiger Gelehrten, die ohnedem leicht können gehoben werden. Gleichwie nun diese ganze Erzählung Charitons, für eine bloße Erdichtung und lustige Fabel zu halten ist: also ist es höchst wahrscheinlich, wenn Hr. d' Orville muthmaßet, auch die Namen, welche daselbst vorkommen, wären erdichtet. Denn ungeachtet dieser Liebesroman solches fast mit allen gemein hat; so führet uns auch die Zusammensetzung derselben, wenn wir nur etwas genauer Achtung geben, von selbst auf diese Meynung. Der gelehrte Herausgeber hat diese Muthmaßung so gründlich, als bescheiden vorgetragen; indem

ſie Annehmlichkeit eines Verſes in dieſem Wohlklange, ſo wie die Schönheit der Muſik in einem genau beobachteten Tacte beſteht. Ja noch mehr, man kan ſagen, daß ſo gar der Poeſie ihr Geiſt und Leben daher entſtehe: Wovon der Verfaſſer ebenfalls des **Cicero** und **Ariſtotelis** vielgültige Zeugniſſe anführet.

Nunmehro ſucht derſelbe, wie nöthig war, zu erweiſen, daß dieſer in guten Verſen ſo nothwendige Wohllaut, in der Deutſchen Poeſie allerdings; in der Franzöſiſchen aber und Italieniſchen ſehr ſchlecht, oder gar nicht beobachtet werde. Das erſte iſt in der That ſo klar, daß es faſt keines Beweiſes bedarf. Man darf nur die Bücher unſerer beſten Poeten aufſchlagen, ſo wird ſich dieſes überall zeigen. Doch wehlt der Verfaſſer ſonderlich eine Stelle, aus des berühmten Hn. Prof. Richeys Gedichte, auf die Zurückkunft des XIIten Carls aus der Türkey: die wir allerdings vor ein untadeliches Muſter des reineſten Wohlklanges erkennen, und allen denen zur Nachfolge anpreiſen, die ſich zu unſern Zeiten vor groſſe Helden in der Poeſie ausgeben; ob ſie gleich den Wohlklang alle Augenblick verderben, dem Gehöre Gewalt thun, die Sprache verſtümmeln, und alſo rechte Sylbenhenker werden, bey deren Gedichten man den Ohrenzwang bekommen möchte. Wir dörfen aber an ſtatt dieſer Probe, die ohnedem in jedermanns Händen iſt, nur folgende Zeilen aus einem in Braunſchweig damals gedruckten Gedichte herſetzen, deſſen Urheber unſer Verfaſſer nicht nennet; ſo aber eben die Reinigkeit des Wohlklanges hat, als die vorige, daher man ſie faſt für eine Arbeit eben

deſ-

dem er sich anfänglich Mühe gegeben, die Namen der daselbst vorkommenden Personen, als wahre, aus alten Aufschriften, Münzen, und andern historischen Beweisen darzuthun, und alsdann vermöge der angeführten Ursachen vielmehr das Gegentheil zu behaupten gesucht. Daß Chariton dem Heliodor, Achilles Tatius, und Longus nachzusetzen sey, und also ungefähr in der Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt gelebet habe, behauptet derselbe mit größtem Rechte. Es ist auch kein Zweifel, daß ein Heliodor so voll von den artigsten, und reizendesten Abwechselungen; ein Achilles sich so natürlich und ungezwungen ausdrückt, und ein Longus mit so vielen anmuthigen, und gleichwohl unschuldigen Scherzen, wie sie dem Schäferleben am meisten zukommen, ergötzet: daß ihnen jedermann, welcher nur einigermaßen die Eigenschaften dieser Erzählungen kennet, den Vorzug vor einem Chariton zugestehen muß. Ja, wenn wir uns aufrichtig erklären sollen, so thut derselbe mehr den Gesetzen der Historie, als der Fabel, eine Gnüge.

* *

IV.

Abhandlung von den vornehmsten alten und neuen Trauerspielen, die von der Elektra gemacht worden; und insonderheit von des Sophokles seiner. Durch Herrn du Molard. London, 1750. (*)

Die

(*) Man kann leicht sehen, daß dieses nicht der rechte Ort des Druckes ist. Er hat alle Merkmaale eines pariser

Die Materie von der **Elektra**, als eine der schönsten des Alterthums, ist von den gröſsten Meistern, und von allen Nationen abgehandelt worden, die nur einen Geschmack von Schauspielen gehabt haben. **Sophokles**, **Euripides**, und **Aeschylus**, haben sie bey den Griechen um die Wette verschönert. Die Lateiner haben verschiedene Trauerspiele davon gehabt, wie **Virgil** in diesem Verse bezeuget:

Aut Agamemnonius scenis agitatus Orestes.

welches zu verstehen giebt, daß dieses Stück in Rom oftmals aufgeführet werden. **Cicero** führet in seinem Werke de finibus ein überbliebenes Stück aus einem zu seiner Zeit sehr beliebten Trauerspiele **Orestes** an. **Sueton** sagt, **Nero** habe die Rolle des Vatermörders **Orestes** gesungen, und **Juvenal** redet von einem **Orestes** der übermäßig lang gewesen, und an den der Verfasser noch nicht einmal die letzte Hand geleget hatte:

Summi plena jam margine libri
Scriptus et in tergo, nec dum finitus Orestes.

(*) Im Französischen ist **Baif** der erste gewesen, der diese Materie abgehandelt hat. Seine Arbeit ist

Druckes. Weil indessen dieses Stück zur Anpreisung des neuen Orests vom Hrn. von **Voltaire**, geschrieben worden; und ein vieles zur Erläuterung der wahren Regeln der Schaubühne beytragen kann, überdem aber nicht zu lang ist: so haben wir es lieber ganz übersetzt mittheilen, als nur durch einen Auszug bekannt machen wollen.

(*) Es ist eine seltsame Art der Herren Franzosen, daß sie in critischen Abhandlungen, nach den Griechen und Römern,

ist eine bloße Uebersetzung von des **Sophokles Elektra**, und es ist ihr ergangen, wie allen theatralischen Stücken seiner Zeit. Des Herrn **de Longepierre Elektra** vom 1700ten Jahre, ist, so viel ich weis, erst 1718 vorgestellet worden. In diesem Zwischenraume verfertigte Herr **von Crebillon** seine **Elektra**. Von des Freyherren **von Wälri Elektra**, die in den Niederlanden heraus gekommen ist, kenne ich nur den Titel: und endlich hat uns der Herr **Voltaire** ein Trauerspiel **Orestes** geliefert. **Erasmo du Valvasone** hat eine italiänische Uebersetzung von des **Sophokles Elektra** verfertiget, und **Ruscellai** hat ein Trauerspiel **Orestes** gemacht, welches im ersten Theile der **italiänischen Schaubühne** steht, die der Herr **Marquis Maffei** zu **Verona** 1723. herausgegeben.

Ich will meine Abhandlung in drey Theile theilen. In dem ersten will ich untersuchen, welches denn eigentlich der Grund desjenigen Vorzuges sey, den alle Jahrhunderte der **Elektra** des **Sophokles**, vor der **Elektra** des **Euripides**, und vor des **Aeschylus Coephoren** gegeben?

mern, mit einem rechten Riesensprunge, unmittelbar auf sich selbst kommen: gerade, als ob nicht Italiäner, Spanier, Engländer und Deutsche in der Welt wären, die auch vor ihnen schon, in freyen Künsten und schönen Wissenschaften etwas gethan hätten. In diesem vorhabenden Stücke ist diese Pralerey um desto merklicher, da unstreitig andre Völker, vor den Franzosen, die Fabel von der Elektra, oder dem Orestes, auf ihre Schaubühne gebracht haben. In

des

Im andern will ich ohne Vorurtheil unterſuchen, was man von dem Unternehmen des Verfaſſers des Trauerſpieles Oreſtes denken ſoll, daß er dieſe Materie, ohne dasjenige, was wir **Epiſodium** nennen, und ohne die Einfalt der Alten, zu verlaſſen abgehandelt hat, und von der Art wie er ſein Unternehmen ausgeführet hat.

In dem dritten und letzten Theile, will ich zeigen, wie ſchwer es ſey, ſich von der Bahn zu entfernen, die die Alten uns in Abhandlung dieſer Materie hinterlaſſen, ohne daß man den guten Geſchmack vertilge, und in Fehler verfalle, die ſich ſogar von den Gedanken auf den Ausdruck erſtrecken.

Alles

des Riccoboni Hiſtorie der wälſchen Schaubühne, a. d. 117 S. findet man, daß Eraſmus Valvaſone bereits im 1583ſten Jahre eine Elektra in Verſen geſchrieben. Etwas weiter unten gedenkt er zwar dieſes, und noch eines wälſchen Originalſtückes Oreſtes, vom Ruſcellai, welches auch viel älter als des Vaif ſeines iſt: aber warum erwähnet er derſelben nicht in der rechten Zeitordnung? Ohne Zweifel in Abſicht, es zu verbergen, daß die Franzoſen in der theatraliſchen Poeſie an den Italienern gute Vorgänger gehabt! Aber ſo ungerecht waren die Franzoſen des XVten und XVIten Jahrhunderts nicht. Ich habe eine alte franzöſiſche Comödienſammlung in Händen, die den Titel führet: Les Comedies facecieuſes de Pierre de L'Arivey, Champenois, à l'imitation des Anciens Grecs, Latins et modernes Italiens. A Rouen, 1611. in 12. Hier geſteht der Verfaſſer nicht nur auf dem Titel, daß er die Italiener nachgeahmet, ſondern er ſagts noch deutlicher in der Vorrede. Er nennet ſein Buch: ce mien petit Ouvrage baſty à la moderne, et, NB. ſur *le Patron* de pluſieurs Auteurs Italiens, comme Laurens de Medicis, pere du Pape Leon X. François Graſſin, Vincent Gabien, Hieroſme Razzi,

Alles was ich ſagen werde, unterwerfe ich dem Urtheile dererjenigen, welche eine aufrichtige Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften hegen, gute Sachen geleſen haben, die Art der griechiſchen und franzöſiſchen Sprache kennen, und, ohne bloß knechtiſche und blinde Anbether der Alten zu ſeyn, deren Schönheiten kennen, empfinden und ihnen Recht wiederfahren laſſen; ja die endlich die Gelehrſamkeit mit der geſunden Critik verbinden. Alle andere Richter verwerfe ich, als untüchtig.

Ich ſuche bloß zu nützen; und begehre weder Lobrede noch Stachelſchriften zu ſchreiben. Die Schaubühne, die ich für die Schule der Jugend anſehe, iſt

Razzi, Nicolas Bonnepart, Loys Dolce, et autres, qui ont autant acquis de reputation etc. Eben das hat nun Hr. Riccoboni in ſeiner Critique der molieriſchen Stücke von ihnen gewieſen: So daß der ſo geprieſene Eſprit createur dieſes Volkes, einen ziemlichen Abfall leidet. Daß die Spanier und Engländer dieſe Fabel auf die Bühne gebracht haben werden, könnte man ſicher wetten: ob man gleich bey uns keine ſattſame Sammlungen ihrer dramatiſchen Stücke bey der Hand hat, dieſes Urtheil zu rechtfertigen.

Bey uns Deutſchen hat ſchon im 1554ſten Jahre, und alſo vor zwey hundert Jahren, **Hans Sachs** die mörderiſche Königinn Klytemneſtra in ein Trauerſpiel gebracht, darinnen nicht nur die Rückkunft **Agamemnons**, nebſt ſeinem Morde, durch den Aegiſth; ſondern auch der Tod deſſelben, nebſt der Königinn ihrem, durch des Perſies Schwert, vorgeſtellet wird. Nun geſteht mans zwar gern, daß dieſes Stück nicht regelmäßig iſt: gleichwohl iſt doch dieſe Fabel bey uns nicht unberührt geblieben. Wenn unſre Hiſtorie der deutſchen Schaubühne ans Licht treten wird, wird man auch neuere Stücke von dieſer Art darinnen antreffen.

wohl werth, daß man mit mehrerem Ernſte und gründlicher von ihr rede, als gemeiniglich in allen Schriften geſchieht, die für und wider die neuen Stücke herauskommen. Die Welt iſt dieſer Schriften überdrüßig, die vielmehr Schmähſchriften als Unterrichtungen ſind, und iſt aller der Urtheile ſatt, welche ein rottiriſcher Geiſt der Unwiſſenheit, zu Papiere bringt. Ein jeder, der das Herz hat zu urtheilen, der muß Gründe anführen können; ſonſt erkläret er ſich ſelbſt für untüchtig, ſeine Meynung zu ſagen. Ich meines theils thue es erſt, nachdem ich die erleuchtetſten Gelehrten zu Rathe gezogen, und dieß macht mich beherzt meinen Namen zu nennen: damit ich nicht mit den Verfaſſern ſo vieler dunkeln Schriften vermenget werden möge, davon man nichts gelinders ſagen kann, als daß ſie unnützlich ſind.

Erſter Theil.

Von des Sophokles Elektra.

Man hat zu allen Zeiten des **Sophokles Elektra** für ein Meiſterſtück gehalten: es ſey nun in Anſehung der Zeit, in welcher ſie aufgeſetzet worden, oder in Anſehung des Volkes, für welches ſie verfertiget geweſen.

Dieſe Zeit gränzete an die Erfindung des Trauerſpieles. Drey berühmte Nebenbuhler, die Häupter und Muſter aller derer, welche nach dem in der dramatiſchen Schreibart etwas vortreffliches geleiſtet haben, machten einander den Sieg ſtreitig. Die Stücke von den zween Widerſachern des Sophokles wurden gelobet, ja ſogar belohnet; das ſeinige

aber

aber ward gekrönet und jenen vorgezogen. Das ganze griechische Volk, und die sämmtliche Nachkommenschaft, ist in diesem Urtheile niemals anders Sinnes geworden. Dieses Stück erregte Seufzer und Zähren; es erzwang sogar ein lautes Geschrey, welches durch Schrecken und Mitleiden erpresset ward. Man kann es in der Grundsprache ohne Thränen nicht lesen. Dergleichen Wirkung that damals, und thut noch anjetzt, der Auftritt mit dem Aschenkruge, welchen das ganze Alterthum als ein Meisterstück der dramatischen Kunst angesehen hat.

Wenn alle Griechen und Römer, wenn die zwo berühmtesten Nationen der Welt, bey denen die Literatur und Dichtkunst am beliebtesten und gangbarsten war; wenn zwey ganze Völker die so sinnreich und zärtlich waren; wenn auch alle diejenigen, die nach ihnen, in andern Ländern und bey verschiedenen Sitten, die griechischen Wissenschaften geliebet haben, und im Stande gewesen sind, die Schönheiten dieses Stückes zu empfinden, in dem Ausspruche von des **Sophokles Elektra** ganz übereinstimmend gewesen; so müssen ihre Schönheiten nothwendig allen Zeiten und Orten gemäß seyn.

Und in der That trifft man in diesem Stücke alles an, was nur ein Trauerspiel vortrefflich machen kann. Die Fabel ist wohl ersonnen; die Vorstellung derselben ist deutlich, edel, und unterrichtend; alle Regeln der Kunst sind beobachtet; die Einheit des Ortes, der Handlung und der Zeit ist da; (Die Handlung währet gerade nur so lange, als die Zeit der

Vorſtellung:) die Ausführung iſt weislich eingerichtet; die Sitten oder Charactere ſind wahr, und werden allezeit in gleicher Stärke erhalten. **Elektra** empfindet beſtändig nichts, als Schmerz und Rachſucht, ohne irgend eine fremde Leidenſchaft. **Oreſtes** hat nichts anders im Sinne, als wie er ein ſo groſſes, kühnes und nicht minder ſchweres, als rührendes Vorhaben ausführen will. Sein Herz iſt vor allen andern Empfindungen, vor allen andern Gegenſtänden verſchloſſen. Der Schmerz der **Chryſothemis**, der ſchon gemäßigter iſt, als ihrer Schweſter Schmerz, erweckt ein geſchicktes und unaufhörliches Widerſpiel, mit der Heftigkeit der **Elektra**. Die Empfindungen ſind allenthalben wie ſie ſeyn ſollen.

Die Vorſtellung bringt gleich anfangs einen rührenden Anblick hervor, der alles rühret. Die groſſe Weite der Schaubühne, die kunſtvolle Pracht der Verzierungen, die nothwendig eine groſſe Kenntniß der Perſpectiv vorausſetzet, geben dem Hofmeiſter des **Oreſtes** Anlaß, ihm zwo Städte, einen Wald, einige Tempel, Märkte und Paläſte zu zeigen. Wie weit ſind unſre Schaubühnen von Darſtellung ſo groſſer Gegenſtände nicht entfernet! Der übrige Theil von der Rede des Hofmeiſters, unterrichtet den Zuſchauer mit wenigen Worten, von des **Oreſtes** Geſchichte und ſeinem Vorhaben, welche durch die Antwort des Helden noch mehr erkläret werden. Das Orakel verbeuth ihm ein Kriegesheer zu haben, und ſich anderer Waffen zu bedienen, als der Liſt und des Stillſchweigens: Δολοῖσι κλέψαι χειρὸς ἐνδίκους σφαγάς. Er ſchickt folglich ſeinen Hofmeiſter

fort,

fort, dem Aegyſth und der Klytemneſtra zu melden, daß Oreſt in den pythiſchen Spielen umgebracht worden ſey. Was ſchadet es, ſpricht er, daß man mich todt ſagt; wenn ich nur lebe, und mir viel Ruhm erwerbe. Wenn ein falſches Gerücht uns groſſen Vortheil bringt, ſo kann ich es für kein Uebel halten. Dieſes zielet auf den Begriff der Alten, daß der Ruf von eines Menſchen Tode üble Folgen habe:

Τί γὰρ μὲ λυπεῖ τῶδ' ὅταν λόγῳ θανὼν
Ἔ ργοισι σωθῶ, κἀξανέγκωμαι κλεὸς
Δοκῶ μὲν οὐδὲν ἧσσον ἢ κρατῶν κακόν.

Hierauf geht er fort, um auf dem Grabe ſeines Vaters Trankopfer zu vergieſſen, wie Apollo befohlen hatte. Seine Aufführung bleibt immer gleich und einförmig. Die Charactere bleiben auch immer einerley. Elektra iſt immer gleich unerweichlich, gleich wüthend; die Chryſothemis gleich ſanftmüthig; Oreſt und ſein Hofmeiſter bleiben immer bey einer gleichen Weisheit; Klytemneſtra iſt allezeit gleich hochmüthig.

Gleichwohl will ich nicht in Abrede ſeyn, daß man bey allen dieſen Vollkommenheiten, dem Sophokles nicht einige Einwürfe machen könnte. Man kann ſagen, die Verwirrung ſey ſehr einfach. Das geſtehe ich zu; und glaube gar, dieſes ſey die gröſte Schönheit des Stückes. Dieſe Simplicität würde der Fabel Schaden thun, wenn nicht die Fabel ſelbſt ein zuſammenhängendes Bild wäre. Man wird ferner ſagen: dem Sophokles fehlen gewiſſe zärtliche Meiſterzüge, welche das Trauerſpiel erſt mit

der Zeit hat gewinnen können. Die Gedanken darinnen sind vielleicht nicht tiefsinnig nicht abwechselnd genug. Allein, die Griechen, und Sophokles insonderheit, wußten von diesen elenden Zierrathen sehr wenig. Sein kühner Pinsel malete alles mit großen Zügen: es war ihm nur darum zu thun, daß es seinen Zweck erhielt.

Man bringt die Asche des Orestes, der in den pythischen Spielen umgekommen seyn soll, und davon man eine sehr lange Beschreibung macht, die mehr ins Heldengedicht, als in ein Trauerspiel gehöret. Diese Erzählung verursachet auch keinen genugsam verworrenen Knoten. Sie setzet den Helden, für den man eingenommen ist, in keine wirkliche Gefahr, und erwecket weder Mitleiden noch Schrecken.

Allein, diese episodische Art von Beschreibungen ist allezeit durch den herrschenden Geschmack, durch die wüthende Leidenschaft entschuldiget worden, die das ganze Griechenland gegen diese Spiele hegete. In der That war dieses eine von denen Stellen des Stückes, die den meisten Beyfall erhielten. Man hielt dem Sophokles diesen offenbaren Zeitrechnungsfehler in Ansehung seiner Schönheiten und desjenigen Antheils zu gute, den man an dieser prächtigen Beschreibung nahm.

Vielleicht wird man auch noch sagen, der Hofmeister des Orestes sey sehr verwegen gewesen, einer großen Königinn ein Mährchen her zu erzählen, dessen Falschheit sie alle Augenblicke einsehen konnte. Ganz Griechenland lief zu den pythischen Spielen;

sollte

desselben Poeten ansehen sollte. Es wird darinn Se. Durchl. der damalige Herzog an seine Durchl. Gemahlin redend eingeführet:

So nimm denn Herz und Brust mit diesen Zeilen hin,
Geliebte Herzogin, du Ausbund meiner Freuden:
Eh sollen Wolf und Schaaf auf einer Wiese weiden,
Eh steigt vom Firmament der Sterne Kayserin,
Eh wird der stolze Rhein sich mit der Donau messen,
Eh deiner Lieb und Treu Augustus wird vergessen.

Der ganze Einwurf, den man uns Deutschen machen kan, ist dieser, daß zuweilen ein und dasselbe Wort von dem einen Poeten kurz, von dem andern aber lang gebrauchet wird. Allein es ist leicht darauf zu antworten. In allen Sprachen giebt es gleichgültige Sylben, die man nach eigenem Belieben etwas länger in der Aussprache dehnen, oder kürzer abschnappen kan. Und im Deutschen geht es auch zuweilen nicht anders, ja es muß öfters geschehen, nachdem der Nachdruck einer Rede diese oder jene an sich gleichgültige Sylbe zu erhöhen, oder zu verschlingen befiehlt. Doch gesetzt, daß dieser oder jener Poet sich hierinn mehr Freyheiten heraus genommen und dadurch wieder den Wohlklang, der sich auf die eingeführte Aussprache gründet, verstossen hätte: So kan der Fehler gewisser nachläßiger Personen und poetischer Freygeister nicht der ganzen Deutschen Poesie beygemessen werden; die solches gewiß durch ihre Regeln seit Opitzens Zeiten niemals gebilliget hat.

Nun war es Zeit zu zeigen, daß die Französische Poesie diesen Wohllaut nicht beobachte. Aber auch dieses kan erhellen, wenn man den ersten den besten davon aufschlägt. Man nehme z. E. den Corneille,

und

sollte es denn keinen Einwohner von Mycene oder Argos gegeben haben, der dabey zugegen gewesen wäre? das ist nicht wahrscheinlich. Und war denn Niemand davon wieder nach Hause gekommen, als der Hofmeister dieses erzählte? oder konnte nicht auch noch in dem Augenblicke jemand zurücke kommen? Alsdann konnte ja die Königinn den Betrug augenblicklich merken.

Allein, dieser Einwurf fällt von selbst weg, wenn man nur bedenken will, daß die Handlung so geschwinde fortläuft, daß Klytemnestra und Aegisth umgebracht sind, ehe sie noch Zeit haben, aus dem Irrthume zu kommen; und ich sage es noch einmal: das Vergnügen welches diese Stelle den Griechen machte, die Schönheit und Erhabenheit der Schreibart, darinnen sie vorgetragen war, gewannen allem Tadel die Kraft ab.

Ich kann auch nicht leugnen, daß sowohl Sophokles als Euripides, aus dem Pylades keine stumme Person hätten machen sollen: denn hierdurch haben sie sich große Schönheiten beschnitten.

Und ist nicht auch dieses noch ein Fehler, daß Aegisth erst im letzten Auftritte vorkömmt, um sich umbringen zu lassen? Was ist das für eine Rolle, ein König, der nur zum Sterben hervortritt? Gleichwohl scheint es nicht durchaus nöthig zu seyn, daß Aegisth eher erscheine. Der Dichter flößet den Zuschauern, das ganze Stück hindurch, so viel Schrecken ein, daß ers eben nicht nöthig hat eine Person eher zum Vorscheine zu bringen, die nichts als Abscheu erwe-

erwecken kann, und ſeinem Entwurfe ſchädlich, oder doch wenigſtens ganz unnützlich ſeyn würde.

Was nun die Abſcheulichkeit dieſes Vorfalles betrifft, ſo ſcheint er, gegen unſere Sitten, gräßlich zu ſeyn: allein in Anſehung der griechiſchen Sitten war er nur erſchrecklich. Alle Welt wußte, daß **Orest** ſeine Mutter mit reifem Vorbedachte erſchlagen, um den Tod ſeines Vaters zu rächen. Es war nicht erlaubt, dieſes zu bemänteln, noch eine allenthalben für wahr angenommene Fabel zu ändern; (*) und eben hierinn beſtand das ganze tragiſche Weſen, das ganze Schrecken der Handlung. Man ſieht auch, daß **Aeſchylus** und **Euripides**, eben wie **Sophokles**, bey der einmal eingeführten Geſchichte, genau geblieben ſind. Es ſcheint mir ſogar daß der **Klytemneſtra** Tod, die von ihrem Sohne ermordet wird, gewiſſer maßen nicht ſo abſcheulich, und ohne allen Streit viel theatraliſcher und tragiſcher iſt, als der durch den **Horaz** verübete Mord der **Camilla**. Der **Klytemneſtra** Tod ſage ich kömmt mir ſo abſcheulich nicht vor: weil **Camilla** unſchuldig, **Klytemneſtra** aber des allergrößten Verbrechens ſchuldig iſt; eines Verbrechens, deſſen ſie ſich zuweilen rühmet, und welches ſie wenig oder gar nicht gereuet. Hierinnen verdienet ſie unendlich mehr geſtrafet zu werden, als **Camilla**: die nur ihren Liebhaber bedauret, und deren ganzes Verbrechen nru in einigen gar zu harten Worten beſteht, die ihr übergroßer Schmerz ihr auspreſſet.

Er

(*) Ariſtot. de Poet. Cap. XV. ſagt, **Klytemneſtra** muß von dem **Oreſt** umgebracht werden.

Er iſt auch theatraliſcher, weil er die eigentliche Materie des Stückes iſt. Denn dieſer Mord wird vorbereitet, und von allen erwartet: dahingegen der Camilla Tod in den Horaziern ein unverſehener Fall iſt, der auch vieleicht nicht hätte geſchehen können; der eine doppelte verderbte Handlung und einen fünften ſehr unnützen Aufzug verurſachet, der ſelbſt in dem Stücke eine dreyfache Action wird. Eben dieſe Einheit im Sophokles, trug ſo viel zur Erhabenheit dieſes Vorfalles bey. Was kann wohl pathetiſcher ſeyn, als dieß Geſchrey der Klytemneſtra: O mein Sohn, mein Sohn! erbarme dich über die, die dich zur Welt gebohren hat!

--- Ω τέκνον, τέκνον, οἴκτειρε τὴν τεκοῦσαν.

Man erſtarrte bey der entſetzlichen, obgleich billigen Antwort der Elektra: Du ſelbſt aber haſt kein Mitleiden mit ſeinem Vater und ihm gehabt.

ἀλλ' οὐκ ἐκεῖνον
ὤκτειρεν' ἦτος, ἣν' ὁ γενήσας πατήρ.

Man erzitterte bey dieſem fürchterlichen Zuruffe der Elektra an ihren Bruder: Stoß zu, noch einmal wo du kannſt!

---- Παῖσον, εἰ δύνασ, δεύτερον.

Worauf die ſterbende Klytemneſtra ſchreyet: Noch einmal! Ach!

Ὦ μοι μοι δεύτερον.

Warum, fährt Elektra fort, empfängt doch nicht Aegiſth eben dieſen Lohn!

Εἰ γὰρ Αἴγισθον γ' ἐμοῦ.

Aegiſth,

Aegisth, der bey diesen grausamen Umständen hinzukömmt; und den Körper des ermordeten Orestes zu sehen meynet; an dessen Statt aber seine Gemahlinn todt erblickt, verursachet hier den rührendsten und erschrecklichsten theatralischen Vorfall. Ich sage nicht für unsere französische Nation; sondern für alle Griechen, die durch die Begriffe einer niederträchtigen weibischen Zärtlichkeit nicht verzärtelt waren; für ein Volk, welches außerdem menschlich, erleuchtet, so gesittet als irgend ein Volk auf Erden war, und auf der Schaubühne die abgeschmackten und tändlichten Empfindungen nicht suchte, die wir galant nennen; und welches Volk folglich viel geneigter war, die Eindrücke der abscheulichen Tragödie zu empfinden.

Wie viel Theil nahm dieses Volk nicht an Agamemnons Ehre, an seinem Unglücke, und seiner Rache? Alles dieses rühret selbiges so sehr, als den Orest selbst. Die Griechen wußten wohl, daß dieser Prinz ein Verbrechen beging, seine Mutter zu tödten: allein dieß Verbrechen mußte nothwendig vorgestellet werden. Der Tod der Klytemnestra war billig, und ihr Sohn nicht anders schuldig, als auf ausdrücklichen Befehl der Götter, die ihn Schritt vor Schritt zu dieser Schandthat führeten, nach dem Schlusse des Verhängnisses, dessen Aussprüche unwiderruflich sind, und die mit den armen Sterblichen alles machten, was ihnen beliebete: qui nos homines, quasi pilas habent. Wenn die Griechen also den Orest nach Verdienst verdammeten; so verdammeten sie doch den Sophokles nicht; sondern

über-

überhäufeten ihn vielmehr mit Lobſprüchen. Uebrigens aber reden auch alle tragiſche Dichter die Sprache der Stoiker.

Nun ſcheint es mir, daß ich die Quellen derjenigen Bewunderung gezeiget habe, die alle Alten gegen des Sophokles Elektra geheget. Die Vergleichung dieſes Stückes mit des Aeſchylus und Euripides Elektra, die allerdings voller Schönheiten ſind, wird nicht wenig dazu beytragen, daß man des Sophokles Vorzug vor dieſen zweenen, vollkommen einſehe. Man wird gewahr werden, wie ſehr die Einrichtung und Verwickelung von des Sophokles Stücke, ſchöner und vernünftiger ſey, als die beyden andern ſind.

Im Euripides iſt Elektra vom Aegiſth an einen Mann ohne Vermögen und Stand verheirathet worden, welcher vor der Stadt in einem ſeinen Umſtänden gemäßen Hauſe lebete. Die Handlung geſchieht vor dieſem Hauſe, welches gar keine prächtige Verzierung giebt. Dieſer Mann der Elektra nun, der freylich aus Ehrerbiethung keinen Umgang mit ihr gehabt hat, eröffnet das Trauerſpiel, und erzählet in einer langen Rede, für ſich allein, alles vorhergehende, nach Art eines Vorredners. Dieſer Fehler, der faſt in allen erſten Auftritten des Euripides ſteht, macht ſeine Vorſtellungen mehrentheils kalt und mit dem Stücke ſelbſt übel zuſammē hängend.

Oreſtes wird in Gegenwart ſeiner Schweſter von einem Greiſe an einer Narbe erkannt, die er über der Augenbraune bekommen, da er als ein Kind nach einer Ziege gelaufen.

Hier-

Hierauf geht **Oreſt** mit ſeinem Freunde **Pylades**, den **Aegiſth** von hinten umzubringen, indem er ſich gebücket hat, das Eingeweide eines Opferthieres zu betrachten. Sie ermorden ihn alſo mitten in einem Opfer, und in einer andächtigen Handlung; und folglich enthält die Nachricht von ſeinem Tode die Beſchreibung eines Opfers. Die Griechen waren auf dergleichen Beſchreibungen von Opfern, Feſten, Spielen u. ſ. w. eben wie auf die Kennzeichen von Narben, Ringen, Kleinodien, Käſtchen, und andere Sachen, die zu einer Kenntniß der Perſon verhelfen, ſehr neugierig.

Die Erzählung welche **Elektra** und ihr Bruder von der Art machen, wie ſie ihre Mutter umgebracht haben, die nur bloß auf die Bühne kömmt, um getödtet zu werden, kömmt mir viel abſcheulicher vor, als des **Sophokles** oben angeführter Auftritt. **Oreſt** fällt den Furien anheim; die **Dioſcuren** aber, **Caſtor** und **Pollux**, der Klytemneſtra Brüder, kommen dazu: und anſtatt ſich ihrer Schweſter anzunehmen, ſo werfen ſie vielmehr das Verbrechen dieſer Kinder auf den **Apollo**; ſchicken den **Oreſt** zur Ausſöhnung nach **Athen**, und ſagen ihm voraus, daß er Gefahr laufen werde, zum Tode verurtheilet zu werden; daß aber **Apollo** ihn erretten und dieſen Muttermord ſelbſt über ſich nehmen werde. Hierauf prophezeihen ſie ihm ein glückliches Geſchick, nachdem **Elektra** den **Pylades**, einen Gemahl würde geheirathet haben, der einer ſo großen Prinzeſſinn allerdings würdig wäre; da er der Sohn einer Schweſter vom **Agamemnon** war, und vom Aea-

cus

cus einem Sohne Jupiters und der Aegine abſtammet. Dieſes rechtfertiget den Vorwurf, welchen ein gewiſſer Kunſtrichter dem Herren Racine gemacht hat: daß er in ſeiner Andromacha, aus dem Pylades einen gar zu niedrigen Vertrauten gemacht; und dadurch eine verehrungswürdige Freundſchaft unter zween Prinzen entehret hat, deren Geburt ganz gleich war.

Was nun des Aeſchylus Stück betrifft, ſo bringen gewiſſe fremde Mägdchen, die der Klytemneſtra Sklavinnen, der Elektra aber zugethan ſind, Geſchenke auf Agamemnons Grab getragen; und daher heißt das Stück die Coephoren, oder Trägerinnen des Trankopfers und der Geſchenke, von dem griechiſchen Worte χοη; welches die Trankopfer andeutete, ſo man auf die Gräber goß.

Oreſtes wird ſogleich von ſeiner Schweſter im Anfange des Stückes aus dreyen ziemlich zweydeutigen Zeichen erkannt, nämlich aus den Haaren, den Spuren ſeiner Schritte, und aus ſeinem Kleide ὕφασμα welches ſie ſelbſt, und unfehlbar ſchon vor geraumer Zeit, gewirket hatte.

Die Alten ſelbſt haben ſich ſchon über dieſem Erkennen aufgehalten, und Hr. Dacier tadelt ſelbiges ebenfalls, weil es von der Peripetie oder Veränderung des Zuſtandes gar zu weit entfernet iſt. Des Sophokles Erfindung iſt ungekünſtelter. Oreſt ſagt zu ſeiner Schweſter: Schaue dieſen Ring; es iſt meines Vaters ſeiner:

Τὸν δὲ προσβλέψασα μὴ
Σφραγῖδα πάτρος.

Hierauf entdecket er ihr, daß des **Apollo** Orakel ihm befohlen, die Mörder seines Vaters umzubringen; wofern er nicht die allergrausaumsten Martern, nämlich den Furien übergeben zu werden, empfinden wollte.

Der Pater **Brümoi** bemerket bey dieser Gelegenheit sehr weislich, daß **Orest** ein Verbrechen begehe, er gehorche, oder gehorche nicht. Gleichwohl kann er sich nicht entschließen, seine Mutter zu tödten. **Elektra** aber hebt seine Zweifel, und erbittert ihn wider die **Klytemnestra**. Der Chor erzählet ihm den Traum dieser Königinn, welcher vorgekommen war, daß aus ihrem Busen eine Schlange kröche, die anstatt der Milch, Blut gesogen. **Orest** schwöret, er wolle diesen Traum erfüllen: und der folgende Chor ist eine Erzählung derer schrecklichen Liebeshändel die so viel Blut gekostet.

Orestes schleicht sich in des **Aegisthus** Palast unter dem Namen eines Kaufmannes aus **Phocis**, welcher kömmt, den Tod von **Agamemnons** Sohne zu melden. **Aegisth** geht in den Palast, diese Nachricht gewiß zu erfahren. **Orest** ermordet ihn darinnen, und kömmt wieder heraus, um die Mutter auf der Schaubühne zu tödten. Sie bittet ihn vergeblich bey denen Brüsten um Gnade, die ihn gesäuget haben: **Pylades** sagt zu seinem Freunde, der sich noch scheuet, diesen Muttermord zu begehen, er müsse den Göttern gehorchen, und seinen Schwur erfüllen. **Ziehst du, sagt er, deine Feinde den Göttern selbst vor!** Der endlich entschlossene

Orest

Oreſt ſagt zu ſeiner Mutter: dir ſelbſt und nicht mir, mußt du deinen Tod zuſchreiben: σὺ τὸ σαυτῆ, ἐκ ἐγὼ, κατακτε εἰς. Was kann wohl überlegter, härter und grauſamer ſeyn? Hier iſt kein Orakel, kein Verhängniß, welches auf unſerer Schaubühne die Abſcheulichkeit dieſer That und dieſes Schauſpieles, mindern könnte.

Dieſe kurze Zergliederung derer zwey Stücke, die mit des **Sophokles Elektra** um den Preis gebuhlet, iſt hinlänglich, zu zeigen, wie weit dieſelbe den zwey andern, in Anſehung der Fabel (μῦθος) und der Sitten (ἦθη) vorzuziehen ſey.

Jedoch des **Sophokles** gröſter Vorzug, der ihm die meiſte Hochachtung, und das Lob ſeiner Zeitgenoſſen und der folgenden Jahrhunderte, bis auf unſere Zeit, zugezogen, und ihm ſelbiges zuziehen wird, ſo lange die griechiſchen Wiſſenſchaften beſtehen werden, das iſt die edle Harmonie ſeines Vortrages (λέξις). Ungeachtet **Euripides** ihm zuweilen an Schönheit der Gedanken (διάνοιαι) überlegen iſt, ſo übertrifft ihn doch **Sophokles**, an Hoheit, Majeſtät, Reinigkeit der Schreibart und in der Harmonie. Dieſes hat der gelehrte und verſtändige Abt **du Bos**, die **Poeſie der Schreibart** genannt. Dieſe hat dem **Sophokles** den Zunamen der **Biene** erworben; dieſe hat ihm drey und zwanzig Siege über alle Dichter ſeiner Zeit, davon tragen helfen. Der letzte von dieſen Siegen indeſſen koſtete ihm das Leben, weil er eine ſo groſe und unverhoffte Freude darüber hatte: ſo daß man von ihm ſagen kann, er ſey im Schooſe des Sieges geſtorben.

Die malerischen Ausdrücke, und die Einbildungskraft in denselben, ohne welche die Verse ermatten, werden den Homer und Sophokles zu allen Zeiten erhalten, und die Liebhaber derjenigen Sprache, in welcher diese zween großen Männer geschrieben haben, allezeit bezaubern.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui. *Horat. Art. Poet.*

Dieser so seltene Vorzug einer schönen Schreibart, ist nach dem Quinctilian einer harmonischen Musik gleich, die die zärtlichen Ohren bezaubert. Ein Dichter sey sonst so vollkommen als er wolle, er beobachte auch alle Regeln der Kunst, wofern ihm dieser Vorzug fehlet, wofern er im Ausdrucke anstößt, so wird ihn kein Mensch lesen. Dieses ist so gewiß, daß es niemals, in keiner Sprache, und bey keinem Volke, ein schlecht geschrieben Gedicht gegeben hat, welches irgend einer dauerhaften und beständigen Hochachtung genossen hätte. Daher ist bey uns des Chapelain Pucelle, und der Chlodovâus, des Desmarets Gedicht, durchgängig verworfen worden.

„Dieses sind zwey Heldengedichte, sagt der Abt „du Bos, deren Erfindung und Sitten ungleich „besser sind, als der zwey Trauerspiele, (Cid und „Pompejus) ihre. Ihre Zwischenfälle übrigens, „die das schönste Stück unserer Geschichte betreffen, „müssen die franz. Nation auch mehr einnehmen, als „Vorfälle, die sich vor langer Zeit in Spanien und „Aegypten zugetragen. Indessen weis ein jeder „das Glück dieser Gedichte, welches man lediglich

„dem

und zwar ſeinen Cid, ſo wird man gleich im Anfange den Vers antreffen, der, wenn man ihn nach unſerer jambiſchen Art ausſprechen oder ſcandiren will, etliche Fehler haben wird. Es heißt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Entre tous les Amans, dont la jeune ferveur.

Unſer Verfaſſer iſt noch zu gelinde, indem er hier nur zween Fehler anmerket, nehmlich in den Wörtern entre, und jeune, die ſonſt trochäiſch klingen, im Verſe aber jambiſch ausgeſprochen werden müſſen, wenn er einen Wohllaut haben ſoll. Denn man kan mit gutem Grunde noch zwey andre dazu rechnen, die eben ſo handgreiflich ſind. Der Nachdruck des Saßes erfordert es, daß ich den Accent auf tous ſetzen muß, nicht aber auf les, welches nur ein müßiger Artickel iſt. Daher müßte hier im Verſe jenes, und nicht dieſes als lang gebraucht werden. Eben ſo iſt es mit der andern Helfte beſchaffen. Das Wort dont, iſt zwar nicht ſonderlich emphatiſch an ſich ſelbſt: Allein wenn das ſo gar kurze Wörtchen la, als ein bloſſer Artickel darauf folget, welches alſo noch vielweniger den Accent haben kan: So wird jenes um ein merkliches wichtiger, und würde alſo mit dieſem zuſammen viel leichter einen trochäiſchen als jambiſchen Fuß ausmachen. Gleichwohl hat Corneille alle dieſe Schnitzer wieder den Wohlklang begangen, die in Deutſchen Ohren ganz unerträglich klingen würden. Denn was würde man ſagen, wenn ich den obigen Vers ſo deutſch überſetzte:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Unter allem was liebt, deſſen hitzige Brunſt ꝛc.

Klänge da nicht der folgende weit lieblicher:

„dem Mangel der Poeſie der Schreibart, beymeſſen „muß. Man' findet faſt keine einzige natürliche „Empfindung darinnen, die einen rührete: und die„ſen Fehler haben ſie beyde. Was die Bilder be„trifft, ſo ſchildert **Deſmarets** lauter Hirngeſpinſte, „und **Chapelain** zeichnet in ſeiner Tudeskiſchen „Schreibart, lauter unvollkommene und verſtüm„melte Sachen. Alle ſeine Schilderey'en ſind ge„tiſch. Daher rühret der einzige Fehler der **Pu„celle**, den aber, wie **Boileau** anmerket, alle ihre „Vertheidiger zugeben müſſen, nämlich der **Fehler**, „**daß ſie ſich nicht leſen läßt**:

Sans la Langue, en un Mot, l' Auteur le plus divin
Eſt, toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant Ecrivain.
Boileau Art. poetique.

* *

V.

Der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen Schreiben, auf das, von Hrn. Profeſſor Arlet ausgefertigte Verzeichniß, der deutſchen und lateiniſchen Gedichte von Simon Dachen.

Es hat dem gelehrten Hrn. Arlet, des Magdal. Gymnaſii zu Breßlau höchſtverdienten Profeſſors der griechiſchen Sprache und Weltweisheit, unſrem wertheſten Mitgliede, gefallen, dem Vten Stücke des IXten Bandes des neuen Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften, a. d. 349 S. welches uns aber allererſt den 2 Julii dieſes Jahres zu Geſichte gekommen, ein alphabethiſches Verzeichniß der deutſchen und lateiniſchen Gedichte, un-

fres bey nahe vor hundert Jahren zu seiner Ruhe eingegangenen berühmten Poeten, **Simon Dachs** einzuverleiben, und unsere Gesellschaft zur Ergänzung der ihm annoch fehlenden Gedichte aufzufodern. Wie wir uns nun verpflichtet erachten, einer so ruhmwürdigen, und den Absichten unserer Gesellschaft gemäßen Unternehmung zu unterziehen: so haben wir um so viel weniger Anstand nehmen können, dem Verlangen des Hrn. Professor Arlets willige Folge zu leisten.

Wir müssen es freymüthig bekennen, daß dieses Verzeichniß der Dachischen Gedichte so beschaffen sey, daß wir keine so vollständige Sammlung, weder in den öffentlichen, noch einer einzigen Privatbibliothek vorzuzeigen vermögend sind, und haben wir daher soviel mehrere Ursache, dem Hrn. Professor zu einer so zahlreichen Sammlung der Dachischen Gedichte Glück zu wünschen, glauben auch, daß ihn die Vorsicht aufbehalten, die gerechte Klage des Herren Pastor **Neumeisters** (*) zu stillen, und das zur Wirklichkeit zu bringen, was bereits vor so vielen Jahren, die Herren Schlesier im Sinn gehabt, und dazu des Hrn. Professor **Gottscheds** Hochedelgebohren, dem sel. Secretair **Henrich Bartschen** vor mehr denn zwanzig Jahren Hoffnung gemacht, als jener demselben die mit großer Mühe gesammlete Dachische Gedichte nach Leipzig zugefertiget (**).

In-

(*) Wir beziehen uns auf seine Worte in der Abhandlung von den deutschen Poeten: Totum fere vitae spatium numeris Poeticis impendit DACHIVS, atque hoc in genere sic eluxit, ut omnino dolendum sit, nil certi

Indeſſen können wir nicht leugnen, daß die vorerwähnte Arletſche Sammlung noch nicht ſo vollſtändig ſey, daß nicht noch mehrere, aus der Feder des berühmten Dachen gefloſſene Gedichte, ausfündig gemachet werden ſollten: wie uns denn aus der Güte des Präſidenten unſerer Geſellſchaft beygehende Nachleſe von mehr denn neunzig Gedichten eingehändiget worden, deren keines in dem Arletſchen Verzeichniſſe zu finden iſt. Sollten uns mehrere aus deſſelben Güte zu Theile werden, ſo verbinden wir uns, ſelbige ohne den geringſten Zeitverluſt an den Hrn. Arlet nach Breßlau zu übermachen, um auch dadurch nicht nur ein ſo werthes Mitglied unſrer Bereitwilligkeit zu verſichern; ſondern auch die gelehrte Welt zu überzeugen, wie unerſchöpflich die Quelle geweſen, aus der dieſer große Poet geſchöpfet: der in den lateiniſchen Gedichten wo nicht größere doch faſt gleiche Stärke beſeſſen, und manche heutige gar zu proſaiſche Poeten beſchämet.

Die bey dem Abdrucke des Arletiſchen Verzeichniſſes eingeſchlichenen und von uns bemerkten Druckfehler, übergehen wir mit großem Bedachte; ſehen uns aber noch zur Zeit nicht im Stande, die in demſelben angezeichneten Lücken völlig auszubeſſern: indem wir kein dergleichen Exemplar vor uns haben, in welchem die mit Zahlen bezeichneten Seiten zu finden wären. Wir erſuchen daher den Herrn Profeſſor Arlet, uns bey einer jeden Lücke, die vorhergehenden

certi in volumen redactum fuiſſe a Poëta noſtro ſpiritus ubique et ſucci pleno.

(**) Man leſe die Acta Boruſſica, T. II, p. 945. Es hat aber Hr. Prof. Gottſched dieſes verſprochene Geſchenk niemals wirklich erhalten.

und folgende Zeile, auch aus dem Titelblatte den Namen deſſen anzuzeigen, dem zu Ehren das Gedicht verfertiget worden; da denn die fehlenden Zeilen aus einem unüberletzten Exemplar unfehlbar ergänzet werden ſollen. Zur Probe überliefern wir folgende Ergänzungen zur 353ſten Seite des Büchersaals:

Ein Meyer geht ans meyen, bey dieſer Verjahrszeit

zur 355. S. Herr, wilſt du anders mir die Freyheit nur verhängen.

zur 356. S. Indem ſich der Koſak nicht weiter that empören,
Und mir mehr kein Geſchrey von ſeinem Frevel hören.

Im übrigen wünſchen wir nichts ſo begierig, als dieſe vom Hrn. Profeſſor Arlet dem Drucke beſtimmte Sammlung der Dachiſchen Gedichte bald im Drucke zu erblicken. Vielleicht werden wir durch einen ſo vorzüglichen Vorgänger angereizet, eine vollſtändige Sammlung der Rölingſchen Gedichte auszufertigen, von der wir bereits ein gleiches Verzeichniß in Händen haben. Wir glauben auch zu dieſer Unternehmung um ſo vielmehr berechtiget zu ſeyn, da Röling Dachens Amtsfolger auf unſrer hohen Schule geweſen, den Morhof, der ſcharfſinnige Kenner deutſcher Gedichte, den trefflichſten Geiſtern ſeiner Zeiten zugezählet, auch ſeine Gedichte würdig geachtet, in einer vollſtändigen Sammlung der Nachwelt vorgeleget zu werden.

Wir ſchließen mit den zwar wenigen, doch vortrefflichen Zeilen, die Dachens fünfter Nachfolger in der Profeßion auf unſrer hohen Schule, der vormalige

malige berühmte preußiſche Poet und Hofrath D. Pietſch, unter ſein ziemlich ſpät in Kupfer geätztes Bildniß geſetzet:

Iſt nicht der theure Dach der ſpäten Ehre werth?
Der durch der Sünder Herz mit Donnerſtimmen fährt;
Der, wenn er vom Gericht, Tod, Hölle und Himmel
singet,
Sich über allen Ruhm der eiteln Dichter ſchwinget.
Nun ſteht er vor dem Lamm, und rührt die Harfen an:
Sprecht, ob ſein hoher Geiſt wohl höher ſteigen kann?

Königsberg,
4 Aug. 1750. Königl. deutſche Geſellſchaft.

A.

Ach, wie verkehrt es ſich ſo ſehr
Amor ſchwing; die Liebesfahn
Anke von Tharau (*) ös de my gefölt

B.

Bleib du nur feſt an Gott

C.

Caldenbachiadem induſtria pene vagientem
Confecta tantis membra laboribus
Cura Boruſſiacae Weierus Bibliothecae

D.

Die neulich große Schmerzen
Die Jugend ſucht einmal was nützliches zu haben
Die gewünſchte Zeit iſt kommen

(*) Dieſes plattdeutſche Lied findet man im 5ten Theil der von Alberti und Scobaeo ausgefertigten Arien, No. 20. und ob zwar dabey Dachens Name nicht wie bey den andern ausgedruckt, ſo iſt es dennoch außer Streit, daß Dach davon der Verfaſſer ſey. Die Gelegenheit dazu gab ihm ein widriges Schickſal, da ihm eines Prieſters Tochter zu Tharau, einem nahe an Königsberg liegenden Orte, von einem andern weggenommen werden. S. Erläut. Pr. T. I, p. 173. 153. und Acta Bor. T. II, p. 944.

Du kühler Frisching, deſſen Bach,
Du ſtiller Wald von Anmuth reich,
Du ſolt nicht ſeyn begraben,
Du edle Dichterey vom Himmel auserleſen (*)
Difficilis deſueta minas horreſcere fati
Dum natura parit coelo ver mite recurrit

E.

Et Tybus moritur, Charitum iucunda voluptas

F.

Fluctuamur anxii
Forſan in has ſuperi me ſervavere querelas

G.

Gott unſre Zuflucht in der Noth
Gut ſey in allem, was man thut

H.

Hält dich Venus nun gefangen
Halt dich wohl, mein güldner Bogen (**)
Halt Seepferdhen den freyen Muth
Herr Schwager mein Gemüthe
Herr Löſel deine Schmerzen
Herzu ihr Söhne
Heut bin ich auf der Forſt geweſen
Himmel dein gewünſchtes Pfand
His dum malorum ſortibus anginur
Hunc Pierides celebrate diem

J.

Ja, deſer Tod beklagen
Jetzund müßt ihr Seyten klingen
Jetzt, da man allerwegen
Ihr Eltern reich von Ahnen
Iliadem Phrygia formoſam Iupiter Ida
Illuſtre ſidus inclytumque Brennorum decus

In

(*) Auf das Abſterben Herrn Achaz, Burggrafens und Grafen zu Dohna, † 1651. 16 Febr.

(**) Auf das Abſterben Hrn. Obriſten, Friedrich von Dönhof, † 1650, 8 Aug.

In varias animum nequicquam diditis artes
Invidiam placare volens pietate relicta
Inſontes animae raro quas manere coeli

K.

Kein Heldenmuth und kein Soldat

L.

Laßt doch eure Traurigkeit
Liebe, Wohlſtand aller Zeit
Ligna mihi donas
Lucidi vigor aetheris

M.

Monde, der du Stern und Nacht
Meſcau und die Mitternacht
Mentis ab excelſae vidit Cocus arte ſuarum
Mundi theatrum resque mundanas nihil

N.

Nun ſollt ihr wieder einen Muth
Nata cadit, vir Magne tibi, ſpesque ultima prolis
Nil agimus cives, periit labor
Non mihi Ribovi potes inde fletus obire
Non ſi madentes ſanguine trux ſuis
Non ſacra veſtrae coeli pia pignora fraudae
Non violant divina fidem promiſſa
Non ſuperba ſe mihi
Nunc et in Arctoas belli furor hic recellit oras

P.

Pfleger der Gerechtigkeit
Phyllis, die auf Blumen ſaß
Pergit ſanguineis rubere pugnis
Plurimus aetheria vixit jam Behmius aula

Q.

Quae mihi vernantem
Quam iuvat aſſidua doctorum ſcripta virorum
Quem reſurrexiſſe Chriſtum fabulantur feminae
Quo magis afflictis opus eſt medicamine rebus

Res

R.

Res eſt non facilis, tenere ciues

S.

Schmitchen und du edles
So mußt du auch ſchon reiſen
Sera patrum magno lectura volumine faſtes
Se memor ad veteres vertit Sperberus amores
Scientiarum Eiſlerus et peregrinae
Sic tibi commiſſas duces bene voce bidentes
Sunt cordi ſuperis homines

T.

Tanz, der du Geſetze unſern Füßen giebſt
Trägt einer Luſt zu ſehr auf etwas in der Welt
Tandem quid patrium tendere barbiton

V.

Ver redit et noſtro cum veris tempore luctus
Vitam quæ faciunt beatiorem

W.

Was hervünſchte Heirathsluſt
Was ſtehet Freunden
Was beginnt mich zu erhitzen
Waſſer, Luft und Sonnenſchein
Wen Gott und die Natur vor andern hat erkohren
Wer der Jugend Kerzen
Wer wiſſen will, was ein Soldat
Werd o ſchöner Himmel klar
Wie? daß bey euch
Wir haben keine Stäte
Wir waren mit der Stärke
Wirſt du dich nicht eräugen

VI.

VI.

L'Abeille du Parnaſſe. Tome I.

Telle on voit au Printems, la diligente Abeille
Qui du Butin des Fleurs va compoſer ſon Miel.

Boileau.

A Berlin, chez Etienne de Bourdeaux, 1750. in 8.

D. i.

Die Biene des Parnaſſes.

Dieſes iſt der Titel einer ſinnreichen Wochenſchrift, die ſeit dem Anfange dieſes Jahres in Berlin ans Licht getreten. Wer dieſelbe veranſtaltet habe und beſorge, kann uns gleich viel gelten: genug, daß es ein Mann von gutem Geſchmacke, und vieler Kenntniß in den freyen Künſten ſeyn muß. Denn die meiſten Stücke ſind ſehr wohl gewählet, auſſer wo etwa die Freundſchaft, oder andre Verbindungen, der Einſicht einigen Eintrag gethan haben.

Der Anfang wird mit der Antrittsrede gemacht, die der Biſchof von Rennes, bey ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie zu Paris, gehalten hat. Er iſt daſelbſt an die Stelle des Cardinals Rohan aufgenommen wroden. Auf dieſes Stück der Beredſamkeit folget eine Nachricht von der franzöſiſchen Ueberſetzung des engliſchen Tractats, Three Dialogues between Hylas and Philonous, von George Berkeley, darinnen die Idealiſtiſche Lehre, daß alle Körper nichts als leere Einbildungen ſind, vorgetragen

trägen ist. In demselben Stücke stehen auch kurze poetische Gedanken über das berufene Buch: l'Esprit des Loix. Und weil dieselben nicht unrecht gerathen sind, auch die Schwäche des Werkes auf eine leichte Art entdecken: so wollen wir sie ganz mittheilen.

Vers sur l' Ouvrage intitulé:

L' Esprit des Loix.

Vous connoissez *l' Esprit des Loix;*
Que pensez-vous de cet Ouvrage?
Ce n'est qu'un pénible Assemblage
De Republiques et de Rois.
On y voit les Moeurs de tout Age,
Et des Peuples de tous les Lieux,
Leurs Législateurs et leurs Dieux.
Sur tous ces Objets d' Importance
L' Auteur nous laisse appercevoir,
Non une simple Tolerance,
Mais une froide Indifférénce.
Tout lui paroit Fruit du Terroir.
Le Sol est la Cause prémiere
De nos Vices, de nos Vertus;
Neron, dans un autre Hemisphere,
Auroit peut-être été Titus
L' Esprit est le second Mobile,
Et nôtre Raison versatile
Est dépendante des Climats;
Feroce au Païs des Frimats,
Voluptueuse dans l' Asie.
Le méme Ressort ici bas
Détermine la Fantaisie:
Ainsi, sans un grand Appareil
On peut, dans le Siecle ou nous sommes
Par les seuls Dégrés du Soleil
Calculer la Valeur des Hommes.
Sur ce Point seul, Legislateurs,

Ets.

Von aller Buhler Zahl, als deren junge Brunst ꝛc.

Eben so, wie es einem jeden bekannt ist, der Französische Verse gelesen hat, sind die besten Gedichte ihrer berühmtesten Poeten von allem harmonischen Wohlklange entblösset: So daß es nicht nöthig ist mehrere Proben davon anzuführen; die der Verfasser aus dem Boileau, Moliere, le Clerc, Scarron, Gillet, Desmarets, Theophile, Boisrobert, Scudery, Regnier, la Motte, Henault, und der Deshoulieres angeführet. Nur die Parodie des Sinngedichtes auf den Cid wollen wir noch mit ihrer Uebersetzung hierher setzen, um daraus den Unterscheid eines harmonischen und wohlklingenden Verses von einem geradebrechten desto handgreiflicher zu erkennen. Er heißt:

Envain contre Quesnel tonnent Rome & Versailles,
Tout Paris pour ce livre a les yeux de Noailles:
Nos Prelats assemblez ont beau le censurer,
Le public revolté s'obstine à l'admirer.

Wenn man nun Deutsch nicht besser scandiren wollte, so würde es heißen:

Umsonst wieder Quesnel donnert Rom und Versailles,
Ganz Paris sieht dieß Buch mit Augen des Noailles;
Geistliche mögen es versammlet nur verwehren,
Die gemeine Welt will es dennoch ferner ehren.

Wo bliebe nun hier des Boileau eigene Regel aus seiner Art poetique, die aber selbst keinen bessern Wohllaut hat?

Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée,
Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée.

Der

Etabliſſez bien vos Maximes,
Dirigez les Loix et les Moeurs,
Diſtinguez la Vertu des Crimes,
Sur l' Air reglez vos Documens!
Un Païs devient deſpotique,
Republicain, ou monarchique,
Par la Force des Elemens.
La Liberté n'eſt qu'un vain Titre,
Le Culte un pur Conſentement,
Et le Climat ſeul eſt l' Arbitre
Des Dieux et du Gouvernement.
Ce n'eſt point un Eſprit critique
Qui me ſert ici d' Apollon:
Voilà toute la Politique
De nôtre moderne Solon!

In dem dritten Blatte folget des nun faſt neunzigjährigen Hrn. von **Fontenelle** Antwort, auf des Biſchofes von **Rennes** Antrittsrede in die franzöſiſche Akademie. Man bemerket in derſelben noch nicht die geringſte Abnahme ſeines Geiſtes und Witzes: daher ſie werth wäre, nebſt den übrigen Reden dieſes Mannes einmal verdeutſchet zu werden.

In dem vierten Stücke iſt eine Zueignungsſchrift des Hrn. Grafen **Algarotti**, an des Königs von Preuſſen Majeſtät, die er der neuen Ausgabe ſeiner Neutoniſchen Philoſophie vorgeſetzet hat. Sie iſt ſehr wohl geſchrieben, und voller gegründeten Anmerkungen über den rechten Vortrag tiefſinniger Wahrheiten. Eine Erklärung der letzten Worte des Sokrates: **Ich bin dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig**, die auch nicht übel gerathen iſt, machet den Schluß. Man behauptet, dieſes ſey mehr eine Ironie, oder eine Verſpottung des heidniſchen

nischen Aberglaubens, als eine abergläubische Schwachheit dieses großen Mannes, in seinem letzten gewesen.

Im fünften Blatte holet unsre fleißige Biene des Parnasses, eine etwas alte Blume aus dem 1743sten Jahre nach, nämlich eine Rede, die der Hr. von Maupertuis bey seiner Aufnahme in die französische Akademie gehalten hat. Man sieht hier, daß ein gründlicher Weltweiser und Meßkünstler sich auch der Beredsamkeit nicht schämet, und bey der Einsicht der Sachen, auch die Schönheit der Worte in seiner Gewalt hat. Im sechsten Stücke sind einige kleine Gedichte mitgetheilet, die in Frankreich bekannt geworden. Unter andern hat Hr. **Piron**, ein ziemlich unbekannter Dichter, ein stachlichtes Sinngedicht auf den Hrn. **von Voltaire** gemacht; als derselbe, den Catilina des **Crebillons**, daran dieser acht Jahre gearbeitet hatte, zu verdunkeln, innerhalb eben so viel Tagen, einen neuen Catilina gemachet hatte. Es heißt so:

N'en doutez point. Oui! si le premier Homme
Eut eû le tic de Faiseur de Vers:
Il eut fait pis, que de mordre la pomme,
Et c'eut été bien un autre travers.
Portant envie aux miracles divers
Du grand Auteur de la Nature humaine;
Il eut voulu refaire l'Univers,
Et le refaire, en moins d'une semaine.

Es ist es: ja! hätt Adam vor dem Fall
Des Dichters Trieb und Kützelgeist besessen;
Er hätt gewiß den Apfel nicht gegessen:
Doch herrschte wohl das Uebel überall.

Aus

Aus Neid und Groll bey so viel Wunderdingen,
Des Meisterstücks des Schöpfers der Natur;
Hätt er gesucht, die Welt zurecht zu bringen,
Und dieses zwar in sechs Minuten nur.

Man gebe uns nicht Schuld, daß wir hier die Bosheit eines Neidischen fortpflanzen wollen. Wir führen dieses bloß an, um die Schwäche und Unrichtigkeit dieses satirischen Witzes zu zeigen. Die Vergleichung des Crebillonischen Catilina mit dem ganzen Weltgebäude ist höchst abgeschmackt, und übertrieben. Denn dieses Trauerspiel ist fast aus lauter Fehlern zusammengesetzt: und man muß sehr schlechte Gedanken von Gott und seinen Werken haben, wenn man das Meisterstück seiner Weisheit und Macht, mit einem so elenden Stücke vergleichen will. Hernach ist auch die Folge sehr schwach. Das refaire zeigt gewiß das nicht an, was Hr. von Voltaire in Ansehung des Catilina gethan hat. Er hat gewiß das Stück Crebillons nicht umschmelzen, oder verbessern wollen; sondern einen ganz neuen Catilina gemacht. So hätte es denn heißen sollen, eine neue Welt schaffen, nicht aber sie bloß zurecht zu bringen. Der Schluß endlich ist ganz matt, und der Poet hat vergessen, daß aus Crebillons, acht Jahren nur acht Tage geworden. So hätte er denn aus den sechs Tagen der Schöpfung, der Aehnlichkeit wegen, nur sechs Stunden, oder gar Minuten machen müssen: wie der deutsche Uebersetzer gethan hat. Denn weniger als eine Woche, wie das Französische heißt, sagt bey weitem nicht genug, wenn der Stachel am Ende recht scharf

seyn soll. Kurz, wir wundern uns, daß die parnassische Biene ein so schlechtes Blümchen, darinn nur ein wenig Gift, und kein Honig war, des Besuches gewürdiget.

Wir finden in den folgenden Blättern noch viele sehr artige Stücke, selbst von dem Herrn von Voltaire. Unter andern hat uns sein Memnon, und seine Aufmunterung der Herren Pariser, ihre Stadt zu verschönern, sehr gefallen. Diesen Text könnte man mancher großen Residenz lesen (*). Seine Lobrede auf König Ludewigen den XV. hat zwar viel schönes: nur scheint er uns, nach französischer Art, die Bundesgenossen desselben, sonderlich die wichtige Hülfe, die ihm ein deutscher Monarch geleistet hat, gar zu vorsetzlich verschwiegen zu haben: damit ja nur Ludewig alles allein gethan zu haben scheinen möchte.

Wir wollen, zur Probe der ungebundenen Schriften, die Uebersetzung eines Schreibens mittheilen, davon wir hoffen, daß es den mehresten Lesern eben so wohl gefallen werde, als es uns gefallen hat. Es steht im 9 Stücke.

Schreiben an eine neuvermählte Dame in Paris,

Gnädige Frau,

Wären sie in Paris gebohren; so würde die Erziehung Sie vor vielen lächerlichen Sachen behütet haben, die Sie aus London mitgebracht. Hätten Sie

(*) Zu dem Ende wollen wir künftig unsern Lesern eine Uebersetzung davon mittheilen.

Sie auch nur ein einziges lächerliches Stück an sich; so würde man schon lachen: und es ist betrübt, sich auslachen zu lassen. Ich, der ich nicht darüber lache, will wenigstens mit Ihnen davon sprechen. Werden Sie mir aber auch nach diesem noch Ihre Freundschaft gönnen? Auch darinn würden Sie eine Engländerinn seyn; und meine Absicht ist, sie zu einer Französinn zu machen. Es ist nicht genug, daß Sie dieses durch das Band der Ehe sind; Sie müssen es auch aus Gründen und Schlüssen werden.

Lernen Sie doch die liebenswürdige Nation erkennen, die E. G. die Ehre thut Sie aufzunehmen! Lasster wird sie Ihnen zu gute halten; aber nimmermehr etwas lächerliches. Dergleichen aber lassen Sie bey sich daheim blicken; Sie nehmen es in Gesellschaften mit; Sie tragen es gar öffentlich mit sich herum!

Daheim bey sich zeigen Sie es. Es ist schon ein ganzes halbes Jahr, daß E. G. vermählet sind: und Sie lieben Ihren Gemahl noch! Dero Modenkrämerinn hat eben diese Schwachheit gegen Ihren Mann: E. G. aber sind eine Marquisinn!

Wie lange werden Sie noch das bescheidene Wesen beybehalten, was einer Verheiratheten so übel ansteht? Wenn Ihnen eine Mannsperson saget, daß Sie schön sind; so werden Sie roth. Besinnen Sie sich doch! Hier wird das Frauenzimmer nur unter dem Pinsel roth.

Und warum können Sie ihrer selbst so gar vergessen, wenn Ihr Gemahl abwesend ist? Wenn er wieder kömmt; so putzen Sie sich. Ich dachte Sie wären recht jung; so aber sehe ich wohl, daß Sie recht sehr

alt sind. Sie kehren in die Zeiten der Patriarchen zurück! Lehnen Sie sich doch einmal den Codex der neuern Putzkunst: da werden Sie lesen, daß man sich nur für einen Liebhaber, für den großen Haufen, oder für sich selbst putzet.

Wenn ich schlimm wollte, gn. Frau; so wollte ich Sie über Ihrer Art den Morgen zuzubringen, um Ihren ganzen guten Namen bringen! Um acht Uhr findet man Sie schon außer dem Bette! Wenn Sie um acht Uhr vom Balle kämen; das wäre wie es seyn soll. Und was machen Sie um acht? Sie rathschlagen mit ihrem Koche und Haushofmeister! Lernen Sie doch gn. Frau, daß es des Hausherren Pflicht ist, zu rechnen, und zu bezahlen; ungeachtet es allezeit die Frau vom Hause ist, die da speiset. Was machen Sie mehr? Sie schreiben an gute Freunde, die so kalt sind, als ihr Vaterland ist; die nur gute Sitten, Freyheit, und gesunde Vernunft haben. Was weis ich? Sie lesen die Morale, die Geschichte: indem die französischen Federn täglich ganze Bände voller Witz zur Welt bringen. Wie würde man sich nicht lustig machen, wenn man das alles wüßte!

Endlich fällt es Ihnen ein, daß Sie vor den Nachttisch müssen. Aber wie wenig verstehen Sie die Wichtigkeit, Ordnung und Pflichten davon! Was? Sie sind nur achtzehn Jahre alt? und Sie sitzen da ohne Mannsleute? Zwo Kammer-Frauen sieht man dabey: und die bekommen niemals Schelte! Der erste beste Putz den sie Ihnen bringen, das ist gerade der, den Sie haben wollen? Sie ziehen

ſhen auch das Kleid, was Sie gefordert haben, wirklich an? Dero Kammerfrauen erſtaunen ſelbſt, daß ſie mehrere Zeit brauchen ſich ſelbſt auszuputzen, als die gnädige Frau. Ich ſage es E. G. im Vertrauen, ſie haben einen Verdacht auf Dero Stand. Und welcher Menſch ſollte es wohl glauben, daß Eu. Gn. die eine Kammerfrau gar von Dero Gemahl angenommen, und die wundernswürdige Perſon ausgeſchlagen haben, die man bey Hofe abgerichtet hatte!

Endlich ſchlägt die Stunde zur Mahlzeit: und Eu. Gn. erſcheinen im Speiſeſaale, indem die Glocke noch brummet. War denn keine Bandſchleife mehr an Stelle und Ort zu ſtecken; nur damit man auf Sie warten müßte? Allein, wir haben wohl andere Urſachen zum Erſtaunen. Dero Haushofmeiſter kömmt, dem gnädigen Herrn zu melden, daß man für ihn angerichtet: und ich weis es gar wohl, daß Eu. Gn. ſelbſt ihm dieſen ſeltſamen Ausdruck vorgeſchrieben haben. Anderwärts iſt die Tafel allezeit für die gnädige Frau angerichtet. Man ſetzt ſich zu Tiſche: ich muß noch darüber lachen: (allein es iſt ein bitteres Lachen:) Sie fangen gar an zu bethen! Wir dachten alle, wir wären bey ihrem Pfarrer zu Tiſche: der uns aber vieleicht das Gratias noch geſchenkt hätte; welches Eu. Gn. nicht einmal thaten.

Nach Tiſche wollten Sie das Geſpräch fortſetzen. Um des Himmels Willen, gnädige Frau! denken Sie doch daß Sie in Paris ſind. Die lange Weile rief bald das Spiel herbey; wobey ich Eu. Gn.

jähnen sah: und es war doch das Cometenspiel! ein Hofspiel! Eben jetzt fällt mir ein, daß dasselbe schon vier Tage gespielet worden war, als Eu. Gn. fragten, was das für ein Spiel sey? Eine gemeine Bürgersfrau that an eben dem Tage, eben dieselbe Frage.

Als nun dieses Spiel einmal herum war; so fieng man ein anders an: denn man lebt ja nur beym Spiele! Zur Veränderung kramete man die Arbeitskörbchen aus. Was erschien aus dem Ihrigen? Manschetten für Dero Gemahl! Wie? Was? wird denn das Königreich Frankreich die Knötchenarbeit vergeblich erfunden haben, um die Hände der Standespersonen, von den Händen der Spießbürgerinnen zu unterscheiden?

Welch eine schöne Gelegenheit hatten Sie in dem Augenblicke nicht, gnädige Frau, ihren Schmuck zu vermehren! Was für herrliche Diamanten lagen nicht unten auf dem Boden Ihres Arbeitskörbchens; viel reiner und schöner, als alle die Eu. Gn. haben? Das war ein Streich von Dero Gemahle: aber wie übel war er nicht angebracht! Sie bewunderten seine Freygebigkeit: allein da seine Aufmerksamkeit gegen Sie, Eu. Gn. mehr rührete, als diese Edelsteine; so gaben Sie sie ihm wieder zurück, mit Bitte, von dem Gelde, so sie kosten würden, einen Kaufmann zu bezahlen, dem er die Ehre that, sein Schuldner zu seyn. Das heißt ja wohl recht pöbelhaft denken, wenn man sich über Schulden bekümmert: das sind ja eben die Vorläufer und Befestigungen der Hoheit! Ich will wetten, daß einer, der zwo Millionen schuldig gewor-

geworden, ein noch einmal so groſser Herr ist, als der nur eine schuldig ist.

Wahrhaftig, gnädige Frau! ein wahrer Freund kann keinen Fuß mehr in Dero Haus setzen. Bey dem ersten Schritte muß man Ihrentwegen roth werden. Dero Kutscher steht mitten unter den Stallknechten und verbindet die Pferde. Dero Vorzimmer bricht einem das Herz. Da sitzen Lackeyen und arbeiten so lange, bis die gnädige Frau was zu befehlen hat. Sie glauben, sie dienen sowohl dem gnädigen Herrn, als der gnädigen Frauen; sie denken, sie wären im Hause, um zu arbeiten: sie treten mit Ehrerbiethung einen jeden Menschen an, der doch nur zu Fuße kömmt. Fragt man sie nach der Glocke, so ziehen sie nur eine silberne Uhre heraus. Es sind Lackeyen, die kein Ansehen haben, und drey starke Daumen kürzer sind, als die gehörige Größe erfodert. Gnädige Frau! Leute von diesem Schlage, sind gut hinter den Pflug, oder zu einem Pachter! Sie werden auch von den Lackeyen Dero Herren Gemahls beständig herum genommen. Doch, wollte Gott! daß alles was Ew. Gn. lächerlich macht, nur in den Mauern Dero Palastes eingeschlossen wäre.

Auch in Gesellschaften bringen Sie es mit sich. Fürs erste erscheinen Sie mit Ihren natürlichen Farben im Gesichte. Eben so läßt sich auch des Schweizers Frau sehen, der Ihnen die Thüre aufgemacht hat. Fahren Sie in Gottes Namen wieder über die See zurück, gnädige Frau; wenn Sie sich so wollen sehen lassen, wie Sie sind!

Zum andern, so sitzen sechs Damen da im Kreise, und von denen küssen Sie nur eine. Warum das? Weil Sie nur mit dieser einen verwandt sind. Sie kennen ja aber die übrigen fünf sehr genau: denn Sie sehen Sie schon zum andernmale. Ist denn das noch nicht genug, um ihnen ganz ergeben zu seyn, und Dero Herz auf ihre Lippen zu drücken?

Hierauf setzen Sie sich nieder; ohne erst vor dem Spiegel zu sagen: Sie sähen aus, daß man vor Ihnen laufen möchte; Sie wären wie eine Närrinn angekleidet. Gleichwohl wird die erste Herzoginn, die ins Zimmer tritt, hierbey anfangen. Um des Himmels Willen, gnädige Frau, ahmen Sie doch den Großen nach! Lassen Sie doch die altväterische gothische Lehre fahren, daß man weder im Guten noch im Bösen von sich selbst reden soll! Es giebt ja eine Kunst, die Leute zu zwingen, daß sie von einem reden müssen.

Indessen ist die Kunst von nichts zu reden, freylich noch größer. Was für allerliebste Sachen, was für nützliche Betrachtungen hören Eu. Gn. nicht über die Trachten der gegenwärtigen Jahrszeit, über die Bänder, Schleifen, Verbrämungen und die Art sich zu kleiden, anstellen? Wie? wird denn der Strom dieser Beredsamkeit das Band Ihrer Zunge niemals lösen? Nein, Sie bleiben stumm. Sie können nicht einmal dazu lachen. Der bewußte Modenstutzer, der von einer Schönen zur andern herum sprang, der die Munterkeit durch hundert entzückende Sachen in der Gesellschaft ausbreitete, den man schon bewunderte, ehe er noch was gesagt hatte, kennt

Der allerſchönſte Vers, der in Entzückung ſetzt,
Gefällt dem Geiſte nicht, wenn er das Ohr verletzt.

Alles was hier die Franzoſen zur Antwort geben können, iſt nicht dasjenige, was der Verfaſſer ſagt: Daß nemlich bey ihnen auch mancher Vers von ungefehr dieſes jambiſche, oder auch ſonſt ein trochäiſches, dactyliſches oder anapäſtiſches Sylbenmaaß hätte; und daß die übrigen Fehler nur vor poetiſche Freyheiten anzuſehen wären. Nein, dieſes wird niemand antworten, ohngeachtet man es vermuthen könnte. Vielmehr wird ein Franzoſe ſagen, daß ſeine Sprache keine verſchiedene Quantität der Sylben habe, und folglich auch von keinen Jambiſchen oder Trochäiſchen Verſen was wiſſe. Und in der That findet man in allen Franzöſiſchen Anleitungen zur Poeſie keine Spur davon. Wie man auch in dem Anhange zu des P. Lami Art de parler, der von der Poeſie handelt, wahrnehmen, und aus vielen andern Penſées und Reflexions ſur la Poetique ſehen kan: ſo halten die gelehrteſten Critici dieſer Nation davor, daß alle ihre Wörter aus lauter gleichlangen Sylben beſtehen, und daß folglich alle ihre Verſe lauter Spondäiſche Verſe heiſſen könnten. Allein dieſe ſeltſame Meynung iſt falſch, und kan durch der Franzoſen eigene Ausſprache wiederleget werden. Man höre doch nur die Wörter paſſé und paſſe von einem Franzoſen ausſprechen: So wird ſich der Unterſcheid eines langen und kurzen e am Ende deutlich hören laſſen. Und es iſt zu verwundern, daß ein Volk, welches ſonſt ein ſo muſicaliſches Ohr hat, dieſen ſo merklichen Unterſcheid in ſeiner eigenen Mundart nicht wahrgenommen hat. Die ganze Urſache iſt wohl bey ihnen dieſe,

der Ihnen auch wohl das mindeste Zeichen der Freude ablocken? Welch eine Schlafsucht!

Sie wachten nicht eher auf, als über der Nachricht, die der alte Kriegsmann vorbrachte, um doch bey seinem Eintritte auch etwas zu sagen. Dieses ergriffen Sie, und führten eine ähnliche Begebenheit aus der Geschichte an. Sie redeten lauter Staatskunst und Regierungskunst. Wissen Sie aber auch gn. Fr. was man sagte, als Sie fortgegangen waren? Man sollte Sie zum Staatsrathe oder Geschichtschreiber des Königes machen. Wie? gnädige Frau, Sie wollen in einem Lande denken, wo es bloß aufs Reden ankömmt?

Ich hörte gestern eine Finanzenherzoginn, die Eurer Gnaden Einfalt ungemein lobte. Sie hatten des Abends bey ihr gespeiset: und man hatte eine Schüssel mit einem Gartengewächse aufgetragen, das noch ganz was neues war, und nur hundert Franken kostete. Eu. Gn. hatten gemeynet, man redete von der Schüssel, und nicht von dem Gerichte in derselben. Sie lachte noch darüber und fragte mich: auf welcher Landkutsche Sie hieher gekommen wären? Sie wollte Ihnen, wenn Sie es wünschten, ihren Goldschmidt schicken.

O die schöne Figur, die Sie neulich der kleinen Gräfinn machten! Man schlug eine Lustfahrt in das boulognische Holz vor: und Eu. Gn. fragten Dero Gemahl, ob er mitfahren würde? Er kennt die Welt, und sagte Nein. Das war nun eine Ursache mehr für Eu. Gn. mitzufahren; allein Sie schlugen es ab! Das Wunderlichste bey diesem Ih-

rem Verfahren war, daß Sie ihm dadurch zu gefallen dachten: und das ist auch in der That vom Morgen bis in die Nacht Ihr Bestreben. Unter uns geredet, gnädige Frau, sind Sie nicht etwa eine Pygmalia, die ein blinder Glücksfall erhoben hat? Es ist eine feste Regel, daß in einem gewissen Stande, es einen Mann zum mindesten alle Tage einmal gereuen muß, daß er eine Frau hat. Der Ihrige beklaget sich über nichts, als daß er zu sehr geliebet wird. Seine Freunde stehen in großen Sorgen, daß Sie ihn am Ende noch verderben werden. Er fängt schon an, die bewußte Tänzerinn nicht mehr für so gar schön zu halten: die ihn doch zwanzig viel reichern Buhlern vorgezogen hat. Man weis es auch, ungeachtet er es nicht gesteht, daß er Eu. Gn. einmal ganz allein zu ihr gebracht hat. Seine letzte Kutsche kostet ihm nur zehn tausend Franken: und er ist schon halb entschlossen, seinen Läufer abzuschaffen. Um alles in der Welt, gnädige Frau! theilen Sie nur ihm von Ihrem lächerlichen nichts mit: welches unter meiner Feder dermaßen anwächst, daß ich noch vieles davon vergessen werde. Ist es nicht genug, daß Sie zu Hause lächerlich sind? müssen Sie es auch noch in Gesellschaften seyn? müssen Sie es noch gar in öffentlichen Versammlungen zeigen?

Nach den Thuillerien fahren Sie gerade an denen Tagen, wenn Oper ist; und die andern Tage auf das königl. Schloß. Ja Sie thun noch wohl was ärgers. Sie fahren des Morgens hin. Wen aber sehen Sie denn zu der Zeit da? Frauenzimmer, nach denen sich niemand dringt; Staatsgrübler, denen alle

Deiter

Oerter gleich gut ſind, unſere Feinde zu demüthigen, und Philoſophen, die nur Luft ſchöpfen wollen. Merken Sie es denn gar nicht, gn. Fr. daß Sie da nicht hingehören? Sollte man doch denken, Sie giengen nur Ihrer Geſundheit wegen ſpazieren! Erſcheinen Sie aber ja einmal daſelbſt an gehörigen Tagen und Stunden; ſo bedenken Sie nur wieder einmal, wie ſie angekleidet ſind! Ihre Juwelen koſten nur hundert tauſend Franken, und Ihre Spitzen funfzig Thaler die Elle. Verſchwören Sie doch auf ewig dieſen Grundſatz von jenſeit dem Meere her, daß man ſich allemal eine Stufe unter ſeinen Stand kleiden müſſe. Ich habe es Ihnen ſchon geſagt: Sie wollen allezeit denken; das iſt ihr angebohrner Landesfehler. Sollte man der Pracht Gränzen ſetzen, ſo würden die Familien und Reiche ewig beſtehen: es wird einem aber Zeit und Weile lang, wenn man beſtändig einerley ſehen ſoll.

Und was machten Sie neulich nicht für einen verkehrten Streich? Es war angeſpannet, Sie in die Komödie zu führen. Sie warteten auf Ihren Herrn! Wie? ein franzöſiſcher Mann? Wollten Sie etwa ſelbſt Komödie ſpielen? Er hatte ſich nach ſeinem Luſthäuschen geſchlichen, allwo er, wie Sie endlich erfuhren, nicht geſtöret werden darf. Was hat es nicht für Mühe gebraucht, Ihnen begreiflich zu machen, daß eine Frau, die ſich in einem Luſthäuschen ergetzen will, dazu ihres Mannes ſeines nicht wählen müſſe?

Zum mindeſten, gnädige Frau, ſollten Sie an ſolchen Oertern kein Gelächter erwecken, wo man niemals

mals lachet. Was machten Sie denn vergangenen Sonntag um zehn Uhr Vormittags in ihrer Kirche? Sie waren schon angekleidet; (Kann man es auch glauben! und nicht in einer Andrienne. Gehöret sich das um zehn Uhr? Und geht denn eine Frau von großem Stande in ihrem Kirchspiele in die Messe? Und ist es nicht eine Lügen, daß sie auch des Nachmittags in die Kirche gehen? Der Marquis von ... giebt es Ihnen schuld, und sagt noch dazu, Sie segneten sich sehr lächerlich. Etliche Predigten könnte man Ihnen endlich schon so hingehen lassen; aber nur solche nicht, die wirklich bekehren. Eine artige Frau ist auch nur für die artigen Predigten gemacht: und diese erkennet man gar leicht, an dem Zulaufe der Kutschen, und an dem Preise der Sänften. Es ist ja gar nicht standesmäßig, sich für zween Sols zu erbauen! Denken Sie ja bey Zeiten gegen die erste Fasten, auf ihre Andacht in der Charwoche. In einer Calesche, die bey den **Gobelinern** gemalet ist, und auf dem Wege nach **Longchamps**, müssen Sie Ihre Andacht unterhalten.

Es ist indessen nicht genug, gnädige Frau, daß Sie nur das Lächerliche vermeiden; Sie müssen auch noch Annehmlichkeiten besitzen: und diejenigen, so die Natur Ihnen gegeben, kommen bey weitem den künstlichen nicht bey. Es giebt Annehmlichkeiten in der Kleidung. Eu. Gn. Kleider zeigen einen ganz guten Geschmack; aber die Auszierungen sind nicht von der **Duchapt**. Ihre Juwelen sind schön, aber **Empereur** hat sie nicht gefaßt. Alles dieses fällt sogleich in die Augen. Uebrigens fehlen wohl

noch

noch zween Daumen breit, daß ihre Bandeloten nicht unten aufstoßen. Könnten Sie einen Kronleuchter in jedes Ohr hängen: so wären Sie ohne Tadel. Man hat Eu. Gn. in der Oper mit einem Kopfputze a la Comete gesehen, da doch seit zween Tagen schon alles a la Rhinoceros gieng.

Es giebt Annehmlichkeiten, die sich durch einen glücklichen Kunstgriff mit dem Körper selbst vereinigen. Einige werden gesehen, andere werden gerochen; und es ist ausgemacht, daß Dero Geschlecht, einen sowohl durch die Nase, als durch die Augen fesseln muß. Noch mehr: der Wohlgeruch bestätiget Dero Rang. Man führe mich mit verbundenen Augen in eine Gesellschaft: meine Nase muß mich lehren, ob ich unter vornehmem Frauenzimmer bin. Dem Geruche fügen Sie noch die Farben bey. Ja gnädige Frau, arbeiten Sie doch endlich einmal an Ihrer Haut. Sie haben geglaubt, die Schminke sey dazu gemacht, Runzeln auszufüllen, oder Fehler damit zu überkleistern. Werden sie doch anders Sinnes! Wenn das Alter sie häßlich gemacht haben wird; alsdann soll es Ihnen erlaubt seyn, sich natürlich zu zeigen.

Es giebt auch Annehmlichkeiten im Reden. Sie haben es, gn. Frau, in unserer Sprache schon weit gebracht, und Sie richten sich nach einem la Brüyere, Racine, Montesquiou und Fontenelle. Von diesen werden Sie auch wohl lernen, Ihre Gedanken ordentlich, deutlich und richtig vortragen: aber die herrlichen Ausdrücke, die in der großen Welt allein üblich sind, werden Sie von ihnen nicht

lernen.

lernen. Z. E. von einer Sache, die an sich selbst gut ist, werden Eu. Gn. sagen, sie ist gut: eine wichtige Person wird sagen, sie ist wunderwürdig! sie ist göttlich! Sind Sie ein wenig ermüdet; so müssen Sie erliegen, in letzten Zügen seyn. Verwirret irgend ein Hauch des Windes eine von Ihren Haarlocken; so werden Sie nicht verdrießlich darüber: wüthend müssen Sie werden! So gar im Alphabeth machen Eu. Gn. Fehler. Neulich, wie Sie aus der Oper fuhren, sagten Sie: nach Hause; indem an Ihrer Seiten, eines Pachters Frau ihren Leuten zuschrie: nach dem Palaste! Sie müssen, gn. Fr. in einem Briefe, eben kein Wörterbuch erwarten. Erforschen Sie nur die Frauen mit den schönsten Haarnadeln, und die Mannsleute mit den rothen Absätzen.

Es giebt auch Annehmlichkeiten des Eigensinnes. Eu. Gn. befehlen z. E. um sechs Uhr solle der Wagen angespannet seyn; und um sechs Uhr sind Sie auch wirklich im Wagen. Das Spiel, was Sie in Vorschlag gebracht haben, das spielen Sie auch in der That. Die Person, die Ihnen gestern so willkommen war, die empfangen Sie auch heute ganz gnädig. Das ist unaussprechlich übereinstimmend!

Es ist auch eine Annehmlichkeit, sich über einen Schmerz zu beklagen, den man empfindet. Eu. Gn. werden eine Mutter werden. Ahmen Sie ja in Ihrer Schwangerschaft, jener seltsamen Gräfinn nicht nach, die Sie so sehr loben; die herum geht, beschäfftiget ist, und alles mit macht! Es ist wohl wahr, daß diese jämmerliche Aufführung ihr gut bekömmt,

kömmt, und daß ihr letztes Kind das sechste ist, so sie glücklich zur Welt gebracht hat. Allein man lacht die Mutter aus, und die ganze medicinische Facultät ist wider sie. Wollen sie sich wohl befinden, gn. Fr. so bleiben Sie von der ersten Muthmaßung an, bis zur Niederkunft, auf dem Canapee; und klagen allezeit.

Es ist sogar eine Annehmlichkeit, sich über ein Uebel zu beklagen, so man nicht empfindet. Eu. Gn. bringen Ihre Tage ohne Kopfschmerzen zu; und das kann man Ihnen endlich noch wohl verzeihen. Aber auch ohne Uebelkeiten? Das heißt ja die Erlaubniß sich wohl zu befinden, wie ein Trödelweib misbrauchen!

Es giebt Annehmlichkeiten im Erschrecken: aber so muß man sich dabey nicht anstellen, wie Eu. Gn. letzthin thaten. Man meldete Ihnen heimlich etwas; man sieht die Unruhe aus ihren Augen; Sie verlassen plötzlich die Gesellschaft. Wir alle glaubten, Ihr Hündchen hätte ein Bein gebrochen: man beklagte Eu. Gn. schon, und erschrack Ihrentwegen. Nichts weniger! Ihr Kutscher war von einem Falle gerädert worden. Haben sie denn nicht gelernet, bey der mindesten Gefahr die Ihrer Kutsche drohet, einen lauten Schrey zu thun? Müssen Sie dabey so gelassen bleiben, wie eine Kammerfrau? Ja, dem Stiere, der neulich auf Eu. Gn. Landgute auf Sie zukam, dem giengen Sie, mit aller Unerschrockenheit einer Hofmeisterinn an der Seite vorbey! Man muß auch nicht einmal auf wichtige Begebenheiten zum Schrecken warten. Erwählen Sie sich

doch

doch irgend ein widerliches Thier, das Sie zu aller Zeit, und bey aller Gelegenheit brauchen können; eine Maus, eine Spinne, eine Fliege. Sehen Sie nun gleich keine, so können Sie doch ängstlich eine befürchten.

Auch die Begebenheit mit dem Boote, welches wir von ungefähr auf jenem schönen Flusse fanden, zeigte Dero übele Erziehung zur Gnüge. Von allen Damen war nicht eine, die sich nicht vor dem Einsteigen weigerte, und im Hineinsteigen nicht schrie; nur Eu. Gn. ermunterten dieselben gar dazu. Die Schifferinn fragte, ob Sie irgend eine ehrliche Bürgersfrau wären? Der Donner aus der Gegend, der sich Nachmittage hören ließ, stellte Eu. Gn. vollends Ihrer wahren Gestalt dar. Die Präsidentinn suchte Schutz hinter vier Vorhängen; die Marquisin begleitete mit ihrem Schreyen jeden Blitz; der Ritter lernte von neuem Kreuze machen: nur Eu. Gn. und Ihre Gärtnerinn kamen nicht aus der Gelassenheit.

Kurz gn. Fr. (denn ich bin müde, Sie stückweise zu betrachten) Sie haben das Geheimniß ausgefunden, mitten in der Stadt sonder Annehmlichkeit zu bleiben, die doch allen Menschen welche ertheilet: und mit aller gesunden Vernunft, mit allen Empfindungen und Grundsätzen, sind Sie ganz und gar lächerlich.

Ich sehe Dero Einwürfe wohl voraus: das beste aber ist, gar keine zu machen. Sie werden doch diesen einen Satz nicht leugnen: daß nämlich Frankreich das Muster aller andern Reiche sey? Sollten Sie

Sie daran zweifeln können; ſo würde die ganze Nation in corpore es Ihnen betheuren. Und ohne daß ſie erſt darüber zuſammen komme: ſagt ſie es Ihnen denn nicht alle Tage? Wer kann uns denn beſſer kennen, als wir ſelbſt? Haben wir aber nicht auch den Beyfall der Ausländer für uns, die wir mit unſern Moden, Reverenzen, und Köchen bereichern; die unſere Pantins in Ehren gehalten; die unſere Kutſchen, Firlefanzen und Perrücken nachäffen? Und ſehen Sie denn nicht, daß ſie haufenweiſe zu uns kommen, um unſere Sitten zu lernen? Reiſen denn wir wohl zu ihnen? Aendern Sie Ihren Sinn, gnädige Frau, und beſſern Sie ſich! Paris den 2 Octobr. 1749.

Mehr davon anzuführen, leidet unſer Raum nicht. Wir wünſchen, daß man mit guter Wahl fortfahren möge, ſolche ſinnreiche Stücke auch in Deutſchland bekannt zu machen, die den Witz läutern, und den Geſchmack bilden können.

Dörfen wir aber noch unſre Gedanken von dem Titel dieſer Schrift, ohne alle Tadelſucht, entdecken; ſo ſcheint uns derſelbe nicht ganz richtig in der Allegorie zu ſeyn. Die Bienen pflücken und ſammlen nicht die Blumen ſelbſt, ſondern laſſen die Blumen auf ihren Stengeln, und ſaugen nur das Honig heraus. Hier aber ſieht man die ganzen Blumen des franzöſiſchen Parnaſſes abgebrochen, und zuſammen getragen. Unſers Erachtens alſo, könnte man dieſe Sammlung ſinnreicher Schriften, mit einer richtigern Allegorie, ein Herbarium vivum, ein lebendiges Kräuterbuch, oder doch einen Blumenſtraus nennen.

Auch wenn der Witz spielet, muß die Urtheilskraft ihr Amt dabey verwalten: sonst bahnet man einer ungebundenen Frechheit der Einbildung den Weg, die endlich alle Richtigkeit der Gedanken ersticket, und alles mit falschen Bildern erfüllet. Warum hat sonst Bouhours seine Art in witzigen Werken wohl zu denken, geschrieben?

* *

VII.

Fortsetzung der neulich-theatralischen gelehrten Neuigkeiten.

In Breßlau hat der Hr. Director des Marien Magdal. Gymnasii, Hr. Christian Stief, den 5ten März dieses 1750sten Jahres gleichfalls bey einer gewöhnlichen Prüfung der Studirenden, den Miltiadem damnatum aufführen lassen; ein Trauerspiel von seiner eigenen Arbeit, welches nach allen Regeln einer guten Schaubühne verfertiget war. Man wünschet dasselbe desto begieriger im Drucke zu sehen, da wir von der geschickten poetischen Feder des berühmten Hrn. Rector Stiefs, schon längst die stärksten Proben empfangen haben. Das Verzeichniß aller Aufzüge und Auftritte versichert uns von der guten Einrichtung desselben. Nur im Vorredner kommen hier ein paar allegorische Personen, nämlich die Städte, Sparta und Athen vor.

Kurz darauf, nämlich den 28sten May dieses Jahres hat auch der gelehrte Hr. Professor Arlet des gedachten Gymnasii Prorector ein deutsches poe-

tisches

se, daß ihre ersten Helden in der Poesie, als Ronsard, Marot, Malherbe ꝛc. ihnen keine bessere Muster gegeben: Weil sie selbst nicht aus Nachahmung der Griechen und Lateiner, sondern der Italiener, Verse zu machen angefangen, die eben so wenig als sie scandiren können; wie wir noch mit ein paar Worten aus unserm obigen Verfasser, den wir itzo in etwas verlassen haben, anführen wollen.

Von diesen aber ist eben das anzumerken, was von den Franzosen gesaget worden. Unser Verfasser nimt sich die Mühe aus dem Tasso, Guarini, Preti u. a. m. solche Wörter auszusuchen, die ganz wieder ihren natürlichen Accent ausgesprochen werden müssen, wenn man die Verse nach unsrer Art scandiren will. Das ist aber wiederum kein Wunder, weil es den Italienern niemals in den Sinn gekommen, nach Art der Lateiner die Qvantität zu beobachten. Denn auch die klügsten unter ihnen stecken in dem Vorurtheile, alle heutige Europäische Sprachen wüsten nichts von der Griechischen und Römischen Länge und Kürze der Sylben: Worinnen sie abermal ihr eigenes Gehör wiederlegen könnte.

Wir eilen zu dem andern Vorzuge, den der Verfasser der Deutschen Poesie beygelegt, und das ist dieser, daß sie der alten Griechischen viel ähnlicher ist, als eine von den obgedachten. Man setzt hier zum Grunde, daß die Griechische besser sey, als die Französische, obwohl Perrault das Gegentheil behaupten wollen: diese Gleichheit aber besteht darinn, daß auch die Griechische Poesie solchen harmonischen Wohlklang oder eine Qvantität der Sylben beständig beobachtet. Aus den Gedichten der alten Griechen nemlich muß man

die

tiſches Trauerſpiel, das Alexander Severus betitelt iſt, aufgeführet, und in einem lateiniſchen Bogen dazu eingeladen; darinn er von dem unrecht in Zweifel gezogenen Chriſtenthume dieſes Kaiſers, auf eine gründliche Art handelt. Auch hier verſichert uns der ausführliche Inhalt aller Auftritte von einer regelmäßigen Einrichtung dieſes Trauerſpiels, welches wir ebenfalls im Drucke zu ſehen wünſchen.

In Lauban hergegen, hat man auch zwar einige Schulübungen, aber von ganz andrer Art angeſtellet. Der berühmte Dichter, Hr. Rector Seidel, hat dazu gleichfalls, an dem dreyhundert und neunzehnjährigen Feſte, des andern huſſitiſchen Einfalles in Lauban, eingeladen. Es nennet ſie ſelbiger bloß, deutſche Geſprächs- und Redeübungen einiger Studirenden. Sie haben alſo keine theatraliſche Gedichte, keine Tragödien, keine Komödien ſeyn ſollen; ob ſie gleich auch auf öffentlicher Schaubühne aufgeführet worden. Sie ſind auch in drey Aufzüge abgetheilet, deren der erſte 16, der zweyte 20, der dritte 18 Auftritte hat. Man würde wider die Abſichten des Hrn. Rectors handeln, wenn man hier die dreyfache Einheit regelmäßiger dramatiſcher Stücke ſuchen wollte. Daher findet man hier auch viel allegoriſche Perſonen. Lauban, Deutſchland, Sachſen, Lauſitz und Schleſien, ja Wuth, Unverſtand und Schadenfroh, die Religion, der rechtmäßige Eifer, Geduld und Hoffnung ſpielen ihre Rolle ſo gut, als die Huſſiten, Raſus, Kaudelnick, Kralupp, Zmirzlyk und ihre Weiber. Die Zahl der Perſonen iſt auch zu einem regelmäßigen Stücke viel zu groß, und

ahmet fast einigen gryphischen Stücken nach. Kurz, es ist kein Zweifel, daß nicht viel schöne Gedanken, und theils historische, theils theologische Wahrheiten in allen diesen Gesprächen und Betrachtungen mögen Platz gefunden haben: wenn gleich diese Vorstellungen kein ordentliches Schauspiel heißen können.

In Wien ist unlängst von der durchlauchtigsten kaiserlichen jungen Herrschaft, zu einiger Gemüthsergötzung, und Uebung, das deutsche Schäferspiel Atalanta, in Gegenwart der höchsten kaiserlichen Aeltern, und der Vornehmsten des Hofes, aufgeführet worden. Ihro Hoheit, die älteste durchlauchtigste Erzherzoginn, haben selbst diese spröde Schäferinn Atalanta vorzustellen geruhet; und nach dem Urtheile der sämmtlichen hohen Zuschauer ein Meisterstück ihrer Geschicklichkeit darinn abgelegt; auch das in dieser Rolle befindliche Schäferlied mit einer rechten Engelstimme abgesungen. Zur Erneuerung des dabey geschöpften Vergnügens, ist solche Vorstellung auch mehr als einmal wiederholet, und immer mit größerm Beyfalle aufgenommen worden. Wie vielen Eingang nun die freyen Künste, und die gereinigte deutsche Sprache an diesem höchsten Hofe von Deutschland und Europa, bereits gefunden, solches kann aus dieser Probe einem jeden in die Augen leuchten; auch zugleich die Hoffnung rechtfertigen, die man sich von der fernern Aufnahme der schönen Wissenschaften, und des guten Geschmackes in den österreichischen Landen, bisher mit so gutem Grunde gemachet hat.

VIII.

VIII.

Andre gelehrte Neuigkeiten.

Antonii Ba[illegible]y, Clerici regularis Scholarum piarum Oratio habita Budae ad amplissimos Hungariae Ordines III. Id. Maji, MDCC XLIX. *Budae*, Typ. Veronicae Nottensteiniae Viduae. in fol. Diese lateinische Rede ist zu Ofen, bey der Grundlegung des neu zu erbauen angefangenen königlich-ungarischen Residenzschlosses, öffentlich, in Gegenwart der vornehmsten Landstände des Königreiches gehalten worden. Der Hr. Verfasser, ein Geistlicher aus dem Orden der sogenannten Piaristen, der ausdrücklich zu besserm Unterrichte der Studirenden gestiftet worden, hat darinn eine mehr als gemeine, und unter den Katholischen in Deutschland sehr seltene Beredsamkeit gewiesen. Seine lateinische Schreibart schmecket nicht im geringsten nach der Barbarey der Klöster, sondern ist aus den besten Quellen des römischen Alterthums geschöpfet. Sein Geschmack ist fein, sein Witz ist geläutert, seine Gedanken sind prächtig ohne Schwulst, sein Ausdruck aber männlich ohne Härte, und wohlklingend, ohne sich in Spielwerke zu verlieren. Kurz, wir müssen ihn für einen der besten Redner unsrer Zeiten erkennen. Dieses unser unparteyisches Urtheil zu rechtfertigen, dörfen wir nur ein Stück von dem Anfange der Rede unsern Lesern mittheilen; so werden sie vollkommen unsrer Meynung seyn. Wir thun dieses um soviel lieber, da zugleich es der vollkommensten Monar-

chinn zu Ehren gereichen wird, deren Bewunderung dieſen Redner faſt in allen Zeilen beſeelet hat. Sie hebt ſo an:

ORATIO.

Quamquam et *Majoribus Noſtris* defuerint, et Nobis Ipſis deſint adhuc permulta, quae belli, pacisque artibus florentem, ac omni ex parte felicem Rempublicam conſtituunt, nihil tamen in rerum tantarum penuria illis, nobisque magis deeſſe videbatur, Ea *Regia*, quae olim maximis ſumtibus intra muros hujus Urbis ad Magnificentiam, et admirationem Poſterorum collocata, a Patriae hoſtibus, hominibus barbaris inter necem, ſanguinem, fletum et lacrymas Civium optimorum ac praeſtantiſſimorum, cum Vrbis Ipſius antiquo ſplendore, atque dignitate everſa eſt. Deum Immortalem! quam tetra et lugubris dies illa, quam luctuoſa et deformis hujus Civitatis Imago tunc fuit! Ferrum, flamma, caedes, ruinae, cadavera, vaſtitas, horror, ſilentium: haec omnia, haec omnia tunc, hoc forum, hos vicos, has Dei Immortalis, et hominum aedes occuparunt. Sed quid, quid eſt, quod tantopere Vos commovet *Servatores Hungariae, Ceterique Ordines, et Auditores Ornatiſſimi?* Itane veſtro quidem judicio, novum ac plane inuſitatum eſt, de morte, luctu, atque calamitatibus Noſtrorum verba facere, eo die, qui ad noſtram, totiusque Reipublicae noſtrae vitam, ac ſalutem illuxit, et quo non tantum iſta incredibilis hominum frequentia, hilaritatem vultus inſolitam praeferre,

ferre, ſed et haec ipſa moenia Civitatis exilire, et ſibi gratulari quodammodo videntur? Ego vero cuperem vehementer, ut horum acerbiſſimorum caſuum commemoratione animus veſter contraheretur, et quaſi concideret pauliſper. Excitandus enim eſt mihi hodie in Vobis tantus laetitiae ſenſus, quo major, atque vividior eſſe, aut percipi haud poſſit; Eſt autem ſenſus voluptatis ille utique maximus atque vividiſſimus, qui recentiſſimi moeroris ſedem occupat, ejusque veſtigiis ita continuo inhaeret, vt ex eo prodire videatur. Tunc enim ſqualore obſitus, et quaſi contractus animus, cum illico dilatari, pluribusque veluti rivulis decurrentem laetitiam ſimul admittere haud poſſit, totus repente inundatur, pulſatur, ac tandem perfunditur illo ſenſu voluptatis, qui ſuaviſſimus, atque jucundiſſimus appellatur. Quod et ceteris animi affectionibus, ita commune eſt, ut ne ipſae quidem vivae, et animo intime praeſentes ſint, niſi ex oppoſitis et contrariis quibusdam motibus oriantur. At ne haec ipſa quidem lucis uſura, ac vita adeo nobis jucunda foret, niſi in ejus diſcrimine interdum verſaremur: quamobrem de ea ii vel maxime ſibi gratulari ſolent, qui ex lethali morbo, aut alio quocunque manifeſto periculo erepti, ab interitu, quem ſibi cominus paratum eſſe cogitabant, repente Divinae Providentiae fulcris impoſiti, liberantur. Sed jam pene longius, quam par eſt, a propoſito digreſſi ſumus.

Haec igitur parietum ruinae, quae poſt illam Vrbis direptionem, et crudelem carnificinam Noſtrorum

ſtrorum relictae ſunt, incredibilem varietatem, atque ſeriem triſtiſſimarum cogitationum *Majoribus* Noſtris, nobiſque omnibus injiciebant. Alii dolebant ſummopere, iſta eximia Potentiae et Majeſtatis monumenta, quae olim a *Sigismundo*, et *Mathia* Regibus Noſtris Potentiſſimis condita fuerunt, tam crudeliter, contra omnem humanitatis, ac naturae ſenſum, everſa, et afflicta eſſe. Alii deplorabant illam inſignem *Bibliothecam*, quae in ea Vrbis parte, quam *Iſter* alluit, collocata, non tantum *graecae et latinae*, ſed aliarum quoque linguarum ſelectiſſimis codicibus inſtructa erat. Alii moeſtiſſima oratione repetebant illam auro, argento, aliisque rebus pretioſiſſimis nitentem Domus Regiae ſupellectilem, quae *Beatricis* Reginae gratia ex remotiſſimis *Aſiae* et *Europae* Regionibus allata, omnium ora et oculos in ſe convertebat. Alii aulam Legatis, exterisque Principibus conſtitutam, alii atria ſtatuis marmoreis, aeneisque ornata, alii hortos adjacentes cum *labyrintho*, et aquis ad octo ſtadia ductis, alii denique totius Regiae ſitum, amplitudinem, formam, atque architecturam plane admirabilem commemorabant. Quod vero plurimum angebat, ac bene excruciabat omnes, erat illud potiſſimum, quod haec una Domus everſa, omnia Regni, et Regiae Dignitatis veſtigia delere, *Hungariam* in Provinciae formam redigere, Nos vero omnes in ipſa Patria peregrinos, et hoſpites efficere videretur. Hoc, hoc tam gravi moerore animos omnium premebat, ut ad hujus Civitatis moenia multi ne oculos quidem attollere

ſine lacrymis interdum poſſent. Ideo eorum omnium, qui *Hungarico Nomine* cenſentur, et qui amorem erga Patriam a natura impreſſum, ſincerum, atque incorruptum cuſtodiunt, haec una vox, haec una erat oratio, ut cum hiſ aedibus non tantum Civitas iſta, ſed et ipſa Respublica, et ipſi Reipublicae Ordines priſtino ſplendori, atque dignitati reſtituerentur. Quae precatio cum aequiſſima, et ob Patriae, totiusque populi ſalutem ſuſcepta videretur, eam tandem et Deus *Optimus Maximus* ſibi ratam, gratiſſimamque eſſe oſtendit. Etenim MARIAE THERESIAE Principis Auguſtae, atque Reginae Noſtrae Potentiſſimae juſſu, harum aedium cura *Antonio Graſſalkovichio*, Aedilium, Quaeſtorumque Provincialium Magiſtro Ampliſſimo demandata, diesque iſta hanc unam ob cauſam indicta eſt, ut earum fundamenta pro more, atque inſtituto *Majorum*, ſolemni ritu in univerſi Populi, horumque Ordinum Spectatiſſimorum conſpectu jacerentur. O diem bonorum votis jam pridem exoptatam! O diem nobis omnibus auſpicato ortam, nobis omnibus propitiam, ac fortunatam! Equidem tametſi mihi nec ingenium ita perſpicax, eaque luce perfuſum eſt, ut futura praenoſcere, aut praeſentire poſſim, nec in Republica ita verſatum me eſſe intelligam, ut ea omnia mihi aſſequi liceat, quae cum ejus bono maxime conjuncta ſunt, ego tamen eorum, quae ad Noſtram felicitatem pertinent, tanta uno veluti intuitu hodie mihi videre videor, ut minime confidam ea me attingere poſſe pro dignitate. Sed neque

ſingula perſequi in animo eſſe poteſt; alioqui non tes quidem, ſed vires ad dicendum deeſſent, et haec Provincia, non quemadmodum illico videbatur, facilis, et jucunda, ſed gravis ac permoleſta foret. Illud igitur, quod in praeſenti commemorandum, aut demonſtrandum potius eſſe putamus, hoc unum eſt, hodierno die non tam hujus *Regiae*; quam communis Noſtrae *Vtilitatis* et *Gloriae* Fundamenta collocari. Adeſte, obſecro, *Auditores Ornatiſſimi*, meque tantae Rei imparem, Veſtra Auctoritate, atque Sapientia paullum ſuſtinete.

Dieſes iſt der Eingang. Wir wollen aber noch zum Ueberfluſſe die Zueignungsſchrift, an der Kaiſerinn-Königinn Majeſtät mittheilen, darinn gewiß eine ſo edle Einfalt herrſchet, dergleichen Rom nur in ſeinen beſten Zeiten, höchſtens noch in den Briefen eines Plinius an den Kaiſer Trajan, aufzuweiſen gehabt.

Quod Orationem iſtam, quam III. Id. Maj. ad Ampliſſimos Hungariae Ordines habui, TIBI MARIA THERESIA Imperatrix, et Regina Potentiſſima offeram, id non tam a me, quam ab Aerarii TVI Praefecto C. ANTONIO GRASSALKOVICHIO profectum eſt. Ego enim verebar Hominis ita privati, qualem me eſſe non ignoro, opuſculo ita tenui, quale hoc eſſe deprehendes, Nomen ita Auguſtum, quale TVVM eſt, Inſcribere: Ille autem Vir Clariſſimus exiſtimabat, eam, quacunque tandem ratione ſpectetur, ad TE VNAM pertinere, quod et Regia TVA, et Civi-

tas

tas TVA, et Regnum TVVM, et dies denique Ipſe, quo pronunciata eſt, TVVS eſſe videretur. Accipe igitur eam AVGVSTA, illa, qua ſoles Clementia complecti eos omnes, qui de TE, qui de Republica TVA bene mereri cupiunt, eamque, cum per graviſſimas occupationes TVAS, quae Animum TVVM pene Divinum, tot Regnis, atque Provinciis eodem tempore praeſentem ſiſtunt, licuerit, interdum inſpice. Equidem tametſi in ea nihil TIBI occurret, quod TVAM eruditionis copiam, quod TVAM ſublimem ac plane ſingularem cogitandi artem attingat, invenies tamen illam, quam de TVIS ſummis virtutibus exiſtimationem habemus, et quid de TE, quid de TVIS amplitſimis Beneficiis in nos omnes non tam collatis, quam effuſis ſentiamus. Quae duo, quamvis TIBI modo nullum fortaſſe voluptatis ſenſum afferent, quod neſcio, quam occultis ac plane mirificis Philoſophiae, atque Religionis Praeſidiis inſtructa TVARVM Laudum commemoratione minime capiaris, Ea tamen in rerum geſtarum Hiſtoria Nominis TVI recordationem apud omnes populos, atque apud Hungaros praeſertim efficient ſuaviſſimam, ac ſempiternam; quod Regiis ſaltem Poſteris TVIS Totique FAMILIAE AVGVSTAE non poterit non eſſe gratiſſimum. Licet enim Populis praeeſſe, ac imperare magnum quidpiam ſit, et Ipſa Regia Dignitas ita illuſtris appareat, ut ad Divinam proxime in terris accedere videatur, Reges tamen Ipſi obſcuri, et quaſi ignobiles eſſe poſſunt, niſi ſanguinem a Majoribus hauſtum

ſium propriis virtutibus, vitam autem rebus praeclare geſtis illuſtrent. Ideo multorum Regum nomina tantum in tabulis chronologicis deſcripta ſunt, et ex iis aliud ad ſummum conjicere non licet, quam eos non quidem ſibi, quod longe praeſtantius, atque laudabilius exſtitiſſet, ſed aliis imperaſſe. Hoc autem de TE AVGVSTA dici profecto non poteſt. Nihil enim eſt in TE, Coronis TVIS minus. Earum lux nec apparet quidem, ſi cum ſplendore TVARVM Virtutum conferatur. Vt proinde de TE jure optimo illud praedicari poſſit, quod olim *Sixtus V. Pontifex M. et Henricus IV.* Galliae Rex de *Eliſabetha M. Britanniae* Regina dicere ſolebant: TE nimirum TVI *ſexus illecebras tantum habere, Virorum autem ſummis virtutibus ita eſſe ornatam, ut omnibus Regibus exemplo ſit.* Atque hic ego quidem mihi video latiſſimum TVAE Gloriae, et Laudum campum aperiri; at eas enumerare ſingulas, pro dignitate neque poſſum, quod multae et magnae ſint: neque re ipſa audeo, quod eas multi Viri Sapientes literis conſignatas, ad poſteroruin memoriam, immo jam ad aeternitatem ipſam transmiſerint. Quapropter denuo IMPERATRIX, et REGINA POTENTISSIMA, a TE hoc unum peto, ut Orationem iſtam clementiſſime ſuſcipias, et cum ea Hungariam, Hungarosque omnes TVO Patrocinio commendatos habeas. Sic enim omnia, quae hactenus ex TE non tam ex Regina, quam ex Magna Matre Noſtra, nobis polliciti ſumus, facillime conſequemur, Noſtrique Nepotes ac Poſteri

die wahre Ausſprache lernen. Denn obgleich die heutigen Griechen nicht dergeſtalt reden: So folget doch daraus nicht, daß es vorzeiten nicht geſchehen ſey; maßen ihre ganze Sprache der alten Griechiſchen nicht ähnlicher iſt, als die heutige Italieniſche der alten Römiſchen. Daß nemlich die heutigen Accente im Griechiſchen nichts taugen, haben Scaliger, Lipſius, Erasmus, Melanchthon, Beza, Meekerchius, Jſ. Voßius, Hennin und Major längſt erwieſen. Und Ariſtoteles ſelbſt zeiget, daß den Griechen oft im gemeinen Leben Jambiſche Verſe von ungefehr mit in ihre Reden gefloſſen; wie es uns auch im Deutſchen zu gehen pflegt: Andrer Beweiſe itzo zu geſchweigen.

Eben dieſe Aehnlichkeit führet endlich auch der Verfaſſer im Abſehen auf die Lateiniſche Sprache aus; und machet daher den Beweis von dem Vorzuge der deutſchen Poeſie vor der Franzöſiſ. und Italieniſchen. Wir übergehen dieſe obwohl gelehrte Ausführung der Weitläuftigkeit halber, in Hoffnung, daß ſich der Leſer aus dem bisherigen ſchon einen zulänglichen Begriff von ſeiner Gründlichkeit und Einſicht in dieſe Materie wird machen können. Uberhaupt wäre es zu wünſchen, daß viele, die ſich auch vor Meiſter in der Poeſie bey uns ausgeben, eben in den lautern Quellen des Alterthums ihre Wiſſenſchaft ſchöpfen, nicht aber aus den trüben Pfützen der neuern Italiener, und ihrer Affen, alle ihre Kunſt herleiten möchten.

✡ ✡ ✡

ri Patriam ſuam ſemper quidem ſub TVIS MAIORIBVS AVGVSTIS beatam, ſub TVO tamen Imperio beatiſſimam fuiſſe praedicabunt.

Wir freuen uns ſovielmehr über einen ſolchen Meiſter in der Beredſamkeit, da wir aus einer andern in Wien gedruckten Schrift erſehen, daß eben dieſer gelehrte Mann, bey der neugeſtifteten Lichtenſteiniſchen Ritterakademie, zu einem ordentlichen Lehrer beſtellet worden. Der Titel derſelben heißt ſo: Specimen Rationis in Hiſtoricis inſtitutionibus ſuſceptae. Accedunt Specimina, quae ex Hiſtoria ſacra nobiliſſimi Hiſtoriarum auditores et Academici in Academia Lichtenſteinio-Sabaudica XVII et XVI. Cal. Jul. 1750. protulerunt. Viennae Auſtriae, typis Leop. Jo. Kaliwoda, Aul. Imp. Typogr. 4. Dieſe Schrift, iſt der Durchl. Fürſtinn von Lichtenſtein, verwittweten Herzoginn von Savoyen, als der großmüthigen Stifterinn dieſer neuen Ritterakademie gewidmet: deren große Eigenſchaften, ſonderlich aber die Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ſich in dieſer Stiftung gewieſen, hier billig geprieſen werden. Die Zueignungsſchrift iſt in einer ziemlich fließenden und richtigen franzöſiſchen Schreibart abgefaſſet. Die Abſicht der ganzen Abhandlung geht dahin, daß der Hr. Verfaſſer, als öffentlicher Lehrer der Geſchichte, die Art ſeiner Vorleſungen erklären, und der adelichen Jugend den Zweck und Nutzen derſelben begreiflich machen will. Er verwirft die Meynung derer, welche die Hiſtorie nur zum Zeitvertreibe leſen wollen, und zeigt nach Ciceros Ausſpruche, daß ſie Lux Veri-

tatis

tatis, et Vitae Magistra sey; und einen großen Einfluß in alle Lebensarten habe. Wir können uns nicht auf den ganzen Inhalt desselben einlassen; bemerken aber nur, daß sich die Herren Piaristen in der Lichtenst. Ritterakademie, bey ihrem Unterrichte viererley Sprachen, nämlich der deutschen, französischen, wälschen und lateinischen bedienen, nachdem einigen diese, oder eine andre bekannter ist. Sie heben von der heil. Geschichte an, gehen fort zu der aegyptischen, auf welche die vier Monarchien folgen. Bey allem machet der Hr. Verfasser uns seine Lehrart bekannt, und zeiget dabey nicht nur eine vernünftige und reife Einsicht, sondern auch eine patriotische Gesinnung: wenn er z. E. die Nothwendigkeit beseufzet, darinn man steht, der Jugend die heidnische Mythologie mit vielem Zeitverluste beyzubringen; da man ihr dafür weit nützlicher die neuern Geschichte voriger Heldenthaten in unserm Vaterlande, bekannt machen könnte. Es ist kein Zweifel, wenn der junge Adel von solchen Lehrern treulich unterwiesen wird, ehe er auf fremde Universitäten geht, derselbe nach solcher schönen Vorbereitung, die höhern Wissenschaften daselbst desto besser fassen wird. Die lateinische Schreibart ist auch in dieser Schrift rein und schön: und der Druck ist sauberer, als man ihn sonst von Wien gewohnt ist. Doch hatte freylich die obige in Ungarn gedruckte Rede, noch einen großen Vorzug der Sauberkeit, an Schrift und Papier zum Voraus.

Danziger Erfahrungen vom Jahre 1739 bis 1749. mit einigen Erläuterungen mancherley ungemeiner

meiner natürlichen Begebenheiten begleitet, von M. C. Hanov, P. P. Danzig, gedruckt bey Thom. Joh. Schreibern, in 4. Es geht nunmehr schon ins 11te Jahr, daß der gelehrte Hr. Prof. Hanov an dem berühmten danziger Gymnasio, anfänglich monatlich, hernach aber alle 14 Tage, und endlich wöchentlich, diese nützliche Schrift herausgegeben hat. Man kann sich dieselben als eine Art von Intelligenzblättern vorstellen; denn sie halten alles dasjenige in sich, was in Deutschland an vielen Orten in solchen Schriften vorzukommen pflegt. Allein sie enthalten auch noch viel mehr. Z. E. Die Verzeichnisse der Danziger- und vieler andern großen Städte Tauf- und Sterberegister, von ganzen Jahrhunderten; viele gelehrte Betrachtungen darüber; Anmerkungen über besondre Witterungen und ihre Ursachen; meteorologische Beobachtungen; Vorschläge zu allerhand nützlichen Erfindungen; Verbesserungen der Wettergläser, und andrer mathematischen und physischen Instrumente; Verzeichnisse aller seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Danzig gedruckten Bücher; Nachrichten aller in Danzig eingelaufenen, und von da abgesegelten Schiffe; Register der Waaren, womit dieselben beladen gewesen, und d. gl. m. Mit einem Worte, die Neugierigkeit der meisten Arten von Lesern und Einwohnern einer Stadt, wird auf eine so angenehme Art vergnüget, und die Wißbegier der Gelehrten und Ungelehrten auf so vielfältige Weise gesättiget, daß man die Fortsetzung dieser nützlichen Blätter noch lange hoffen kann; und demjenigen Orte Glück wünschen muß, der wöchentlich auf eine so erbauliche Art belustiget wird. Wir wünschen dem fleißigen und gründlichen Hrn. Verfasser noch dauerhafte Gesundheit und Kräfte, die nützlichste Erkenntniß seinen Mitbürgern noch ferner bekannt und gemein zu machen.

In Dresden sind auch dieß Jahr her, mit Königl. und Churfürstlicher besonderer Erlaubniß, solche wöchentliche dresdnische Fragen und Anzeigen ans Licht gestellet worden. Man findet darinn Nachrichten von neuen Königl. Mandaten und Generalien, von Pachtungen,

gericht-

gerichtliche Citationen und Intimationen, von Sachen, die in und außerhalb der Stadt zu verkaufen, zu verauctioniren, zu vermiethen sind; von dem was verlohren, gefunden und gestohlen worden; von Geldern die zu verleihen angebothen, oder als Darlehne gesuchet werden, von Personen die ihre Dienste antragen, oder Dienste zu vergeben haben u. s. w. Hiebey sind auch gelehrte Anzeigen befindlich, z. E. im 21sten Stücke des 1750sten Jahres steht ein Artikel vom Erdbereiten: Dieser ist nicht unrecht gemacht. Die Poesien aber, die dabey zur Belustigung der Leser beygefüget worden; könnten wohl besser seyn. Man findet auch Räthsel, mit ihren Auflösungen dabey. Kurz, wenn diese witzigen Stücke sich in einer guten Art erhalten werden; so kann eine solche Wochenschrift einen doppelten Nutzen haben.

Folgendes Sinngedicht ist uns eingeschicket worden.

Die Oberpfalz ist rauh von Felsen, Bergen, Wäldern,
Ihr Boden kalt und hart an steinigt-dürren Feldern:
So schrieb ein Dichter jüngst. Ihr Bürger ward geschont;
Obgleich nur Bettelvolk in vielen Dörfern wohnt.
Dieß hört im nächsten Forst ein Kohlenbrenner schallen:
Er schreyt: Mein Vaterland muß aller Welt gefallen!
Wer es nicht lobt, der lügt! Noch mehr, er schimpft dazu.
Wie kräftig, guter Freund, verfichtst und eiferst du!
Der Dichter schien doch nur das Land für grob zu schelten,
Dein Beyspiel zeigt, sein Spruch könn, auch vom Volke (*)
gelten.

* * *

Doch nein! das rauhste Land zeigt manchen edlen Geist,
Der in der Fremde sich der Wildigkeit entreißt.
Macht dieß die Fluren fett? Hilft das bequemlich leben?
O! schickt den Köhler heim, die Klippen wegzuheben.

(*) Inde genus durum sumus, - - - - -
Et documenta damus, qua simus origine nati.
Metam.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des X. Bandes 3. Stück.

Zk 1125, 17,3,4.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Herbstmonate 1750.

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire ;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoique Maintien ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire :
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

I.

Nachricht von Graf Wetzeln Herzog Ernſts, aus Bayern Oberhofmeiſtern, aus einer alten Handſchrift des XII Jahrhunderts.

Es iſt den Liebhabern der alten deutſchen Geſchichte bekannt genug, daß man die alten Dichter, und die von ihnen aufgezeichneten Begebenheiten nicht verachten muß. In den mittlern Zeiten glaubte man, daß auch hiſtoriſche Sachen in Verſen geſchrieben werden müßten: und dieſes geſchah auch wirklich, ſowohl in lateiniſcher als in deutſcher Sprache. Man darf nur die Sammlungen alter deutſcher Geſchichtſchreiber, die uns **Freher, Goldaſt, Menke, P. Petz**, u. a. m. herausgegeben haben, nachſchlagen, ſo wird man Exempel genug davon antreffen, daß die merkwürdigſten Stücke alter Geſchichte, poetiſch beſchrieben worden. Nur ein Paar davon aus den beyden letztern namhaft zu machen: ſo hat **P. Petz** im IIIten Bande

seiner österreichischen Geschichtschreiber Ottokars von Horneck, eines steyermärkischen Dichters Geschichte des XIII. Jahrhunderts einverleibet; worinn eine Menge guter Nachrichten, von König Ottokarn in Böhmen, Kaiser Friedrichen dem II. vielen österreichischen und bayerischen Herzogen, u. d. m. vorkommen. In der Menkischen Sammlung aber findet man das Leben der heil. Elisabeth, Landgräfinn in Thüringen, gleichfalls aus dem XIII. Jahrhunderte poetisch beschrieben: vieler andern voritzo zu geschweigen.

Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß in diesen poetischen Geschichtschreibern zuweilen auch einige erdichtete und falsche Umstände mit unterlaufen. Die Natur und Art der Poesie scheint solches zu erfordern; und seit Homers und Virgils Zeiten, haben die Dichter sich diese Freyheit angemaßet:

Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Allein daraus folget noch nicht, daß alles was sie erzählen, erdichtet und falsch sey. Der trojanische Krieg bleibt doch wohl eine wahre Geschichte und Begebenheit, obgleich Homer zum Zierrathe manches mit eingemischet hat, das er sich selbst ersonnen. Eben so bleibt es wohl eine ewige Wahrheit, daß ein Aeneas und eine Dido in der Welt gewesen, obgleich Virgil, um seinem Gedichte eine besondere Schönheit zu geben, diese beyden Personen fälschlich zu gleicher Zeit leben läßt; damit er sie zusammen bringen könne. Man darf also auch in unsern alten Dichtern, darum nicht die Wahrheit einer

ganzen

ganzen Geschichte überhaupt leugnen; wenn gleich von ihnen mancherley erdichtete Umstände zur Verschönerung ihrer Schriften mit eingemenget worden. Haben doch auch wohl die andern Geschichtschreiber, seit Herodots Zeiten, sich von diesem Vorwurfe nicht frey erhalten können. Selbst Livius und Plutarchus sind nicht rein von fabelhaften Erzählungen. Wie will man es denn einem Dichter zur Last legen, daß er bisweilen etwas erdichtetes unter seine Geschichte gemischet? oder wie will man, um einiger Unwahrheiten willen, alles Wahre verwerfen, was er auf Treue und Glauben erzählet hat.

Man darf auch nicht sagen, daß man einem Dichter nur solche Begebenheiten glauben müsse, die man auch in andern ungebundenen Schriftstellern findet. In den alten Zeiten gab es bisweilen keine solche Geschichtschreiber. Als Homer schrieb, war noch kein Herodot gebohren: aber deswegen ist nicht alles falsch, was er in Versen beschrieben hat. Eben so ist es in Rom gegangen. Als Ennius dichtete, und den punischen Krieg in Versen beschrieb, lebte noch kein Livius, oder Sallustius. Deswegen aber ist doch nicht alles falsch zu nennen, was er geschrieben hat. In den mittlern Zeiten bey uns Deutschen würde auch manche wahre Begebenheit aus den Kreuzzügen, und vor ihren Zeiten verlohren gegangen seyn, wenn sie nicht von Dichtern wäre aufbehalten worden. Dieses alles hat man vorher erinnern müssen, um demjenigen Dichter einen Glauben zu erwerben, der uns aus sehr alten Zeiten, vom Herzoge Ernst in Bayern,

und seinem Oberhofmeister **Graf Wetzeln** einige Nachrichten gegeben hat.

Es heißt derselbe **Heinrich von Veldecke**, oder von Veldig, wie ihn andre nennen. Mitten in dem poetischen Werke, welches ich von der höchfürstl. gothaischen, oder Friedensteinischen Bibliothek vor Augen habe, meldet sich selbiger, nach Gewohnheit der alten Dichter selbst. Da er das reiche Schloß des geschnäbelten Königs abschildern will, in welches Herzog Ernst, mit Graf Wetzeln auf seiner Reise gekommen: so besorgt er, man werde es ihm nicht glauben wollen; und da bedient er sich folgender Worte:

Ist ymant an die stad komen
Da er richer huß habe vernomen
Wirt das von ym kunt gethan
Der von veldicken wol ym das gan.

Dieser von **Veldecken** hat nun im Ende des XII. und Anfange des XIII. Jahrhunderts gelebet und gedichtet. Das erste erhellet, aus der von ihm übersetzten **Aeneis** Virgils, darinnen er ausdrücklich meldet, daß er um Kaiser Friedrichs des I. Zeiten gelebet, und das Fest mit angesehen, als derselbe seine beyde Prinzen wehrhaft gemachet. Dieses aber ist nach aller Geschichtschreiber Zeugnisse, zu Maynz, mit besondrer Pracht, und zwar um Pfingsten des 1184sten Jahres geschehen (*). Damals hat also unser Dichter schon geblühet; daß er aber auch

(*) Siehe des Hrn. Grafen von Bünau Probe einer deutschen Kaiser- und Reichshistor. a. d. 284 u. f. S.

III.

Valent. Erneſt. Lœſcheri Litterator Celta.

Oder

Hrn. D. Löſchers Vorſchlag und Verſuch, wie die alte, mittlere und neue Sprache der Einwohner des Abendländiſchen und Nordlichen Theiles von Europa zu unterſuchen, mit einander zu vergleichen, und zu erklären ſey. Herausgegeben von Johann Auguſtin Egenolf.

Leipzig 1726. 8. Bogen.

Dieſe, der äußerlichen Geſtalt nach zwar kleine, aber nach ihrem Inhalt weitläuftige, und in Abſicht auf die abgehandelte Materie gar wichtige Schrift des hochberühmten Sächſiſchen Polyhiſtoris, Herrn Doctor Löſchers, begreift einen wohlausgedachten Abriß, nach welchem dereinſt eine Critiſche Hiſtorie der Deutſchen Sprache ausgearbeitet, oder wenigſtens derſelben Wiſſenſchaft zu eigenem Gebrauch erlanget werden könnte. Er hat denſelben ſchon vor geraumer Zeit entworfen, und Hr. Egenolf, deſſen Nahmen den Deutſchliebenden Gelehrten nicht unbekannt iſt, hat bereits um das Jahr 1714. eine Abſchrift davon zu nehmen, und ihn nachhero gar zum Drucke zu befördern, die gewünſchte Erlaubniß erhalten; welches auch endlich nach einigen

auch den Anfang des folgenden Jahrhunderts erlebet, solches erhellet, aus der Geschichte der poetischen Singschule zu Wartburg, unter Landgraf Hermannen in Thüringen und Hessen. Hier war unser Heinrich von **Veldecke** mit einer von den sechs Dichtern, die sich an dem Hofe dieses großen Beschützers und Liebhabers der Dichtkunst aufhielten, und ihn nebst seiner Gemahlinn mit ihren poetischen Wettstreiten, belustigten. Ich bin nämlich der Meynung, daß eben er durch den Heinrich, den man mit dem Zunamen des tugendhaften Schreibers oder auch schlechtweg, des Schreibers genennet. In der poetischen Geschichte von der heil. Elisabeth heißt es im III. §. von den Sechs Meyster Syngern zu Wartpurg: (S. Menk. Script. T. II, p. 2036.)

Als man schreyb nach Cristi geburt
Twelf hundert vnd syben furt
Dae waren zu derselbigen zeit
Zu Wartpurg das in Düringen leyt
Gar nahe bey der stat Eysenachen
Dichter die doe konten lyeder gemachen
Sechs waren ór an der Zaell
Der geborten vier an der Fürsten saell
Der eine hieß Er Heinrich schreiber,
Der was aller hübschheit ein antreiber ꝛc.

Das mag genug von unserm Dichter seyn. Ich komme auf das gegenwärtige Gedicht, dessen Inhalt folgender ist: Im zehnten Jahrhunderte, als Kaiser Otto, mit dem Beynamen der rothe (*),

(*) Dieß muß Otto der I. gewesen seyn, der, wie aus den Geschichten bekannt ist, eine Adelheit zur Gemahlinn gehabt.

regierte; denn so nennet der Poet ihn, wenn er schreibt:

Heinrich der Pfalzgreve
Des roten Keysers Otten neve:

war eine junge Wittwe Herzoginn in Bayern, die der Dichter, als ein vollkommenes Tugendbild abschildert:

In beyern ein Hertzoge was
Des Herze ie nach prise warb
Bis an die tzeit da er starb
Der lies ein wip nach wibes siten
Mit wibes tugend undersniten
Mit truwen wol getziret
Vf wiblich pris gefibret
Bedacht vff alle wirdigkeit
Valsche fure was ir leid
Kusch vnd erbere
Vnd tzu gote gar gewert
Nach tode sie gedachte
Nres herrn das sie brachte
Sint an hohe wirdigkeit.
Die Hertzoginne hies Adelheit
Die lantheren vnd yr Man.
Warn yr mit dinste underthan.

Nun müssen wir auch hören, wie er uns ihren Prinzen, Herzog Ernsten beschreiben wird:

Der Hertzoge het der Hertzogin
Gelassen einen werden Knaben
Von dem ditz buch ist erhaben

Der

gehabt. Der Chronographus Saxo, den Leibnitz herausgegeben, sagt, sie sey eine Wittwe des italiänischen Königs Lotharius, und eine Tochter Rudolphs und der Bertha gewesen. Wir werden gleich hören, daß der Dichter von

der

Der in tugenden, misse wende floch
Die muter yn mit flisse nach
Er was schon vnd wolgetzogen
Fürstlicher Art nicht betrogen
Nach fürstlicher würde,
Was sin hertze in steter girde
Hertzog Ernst ist er genant
Beide lûte vnd lant
Grauen riter vnd sine man
Was ym sin vater het gelan
Das helt der junge riche
Wol vnd wirdicliche
Tugend yn nicht bevilte
Mit tugent ging er milte
Er hilt sich tzu den besten
Den kunden vnd den gesten
Syn gabe was gemeyne
Gewant, ors (**), geleine
Beide silber vnd gold
Des gab er viel man was ihm holt ꝛc.

Wollen wir wissen, wie dieser junge Herr von seiner Frau Mutter erzogen worden: so wird uns der Poet folgende Nachricht geben:

Die tugentriche Adelheit
Vil kost bet an yr son geleit
Tzu schule bet sie yn gesant
In Franckrich vnd in Krichenland.
Die Buch bet der Herre
Gelernet, des volgit ym ere.
Auch bet der Adelheide barn
In tugenden lande vil erfarn.

der Heirath des Kaisers, mit dieser Adelheit reden wird.

(**) D. i. Rosse oder Pferde. Der Engländer sagt noch horse.

Man sieht also, daß es damals schon gewöhnlich gewesen, nach Paris, wo Karl der Große eine hohe Schule gestiftet hatte; imgleichen nach Griechenland, wo noch ein Ueberrest der alten Gelehrsamkeit blühete, studirenshalber zu ziehen. Hier widerfuhr nun ihm, und seinem Oberhofmeister, Grafen Wetzel viel Ehre von dem griechischen Kaiser:

Sie sante ym zu siner ritterschaft
Große herdes michel * craft * große
Golt silber vnd gewant
In die krichischen lant
Da ym vil eren widerfur
Als mir die ebenthûre schwur
Vnd grauen Wetzel synen man
Der was ihm mit trûwen undertan.

Nachdem sie nun beyde herrlich beschenket worden; reiseten sie wiedr nach Hause:

Vrolich Herzog Ernst schiet
Von dem Keyser beym tzu Lande
Mit Wetzeln dem Wygande. (d. i. Helden)

Indessen ward dem Kaiser Otto, dem gleichfalls seine erste Gemahlinn gestorben war, von seinen Räthen, die Herzoginn Adelheid zu einer zweyten Ehe vorgeschlagen. Dieser Vorschlag gefiel ihm, und er sandte einen Bothen mit einem Briefe nach Bayern. Dieser bringt zugleich kostbare Geschenke mit. Die Sitten damaliger Zeit sind hier artig zu sehen.

Also er tzu beûern quam
Da er die Hertzogynne vernam
Dar hub er sich für sie er gieng
Die frawe yn zuchticlichen enpfing
Sie bat yn tzu ir sitzen
Der bote sprach mit witzen

Mich

Mich bad der Keyser bergesant
Als yn des uwer wirde mant
Sein Dinst hies er uch sagen
Do worden cleynote dargetragen
Daran man mochte richheit schauwen
Den brief sie mit tzuchten nam
Als yr wirdigkeit wol tzam
Drawe Adelheit die reine frucht
Dem Kayser neig vnd sprach mit tzucht
Mynen Herren ich dancke von erste Got
Vnd uch auch berlicher Bot
Myn Herre mich armen frauwen
In synen Dinste schauwen
Tzu allen tzeiten willig sol ꝛc.

Ich übergehe den Liebes- und Anwerbungsbrief des Kaisers nebst der Herzoginn Antwort, die doch beyde sehr artig abgefasset sind; um nur die Geschichte Herzog **Ernsts**, nach vollzogener Vermählung kürzlich zu berühren.

Kaiser **Otto** ruft Herzog **Ernsten** nach Oppenheim und befiehlt ihm, als Reichsverwesern, Recht und Gerechtigkeit im Reiche zu handhaben. Nach einigem bescheidenen Weigern, übernimmt er dieß schwere Amt, und verwaltet es mit mehrerer Strenge, als man gewohnt war: wodurch er sich aber Feinde macht. Unter andern wird Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Schwestersohn (sein Neve, oder Neffe) neidisch über ihn. Er tritt vor den Kaiser, und schwärzet ihn an, als ob Herzog **Ernst** dem Kaiser nach dem Leben stünde. Nach vielem Widerstreben, glaubt ihm der Kaiser; giebt auch endlich seinen Vorschlägen so weit Gehör, daß er jenen der Reichsvogtey entsetzet, und ihn nöthiget in sein eigen

Land

land zu ziehen. Pfalzgraf Heinrich hergegen gewann dadurch des Kaisers Gnade, und bekam also viel Ansehen Land und Leute; so daß er viel Volkes zu yser, das ist viel geharnischte Ritter, zu seinen Diensten hatte; und also Herzog Ernsten aus eigenem Triebe den Krieg ankündigen konnte.

Dieser hatte sich indessen wacker in Turniren und Ritterspielen geübet; so daß der Dichter saget,

Vil waldes wart uff siner brust
An rechter tiost verswendet.

anzuzeigen, daß so viele Lanzen an ihm zerbrochen worden, als einen ganzen Wald ausmachen würden. Kaum war die Kriegserklärung angelanget, so raubte und brannte schon Pfalzgraf Heinrich in Herzog Ernsts Gebiethe. Diese Wuth traf nun zuerst Osterfranken, wie der Dichter sagt, als welches damals zu Bayern gehörete: indem Herzog Ernst darinnen das Bißthum Würzburg gestiftet haben soll (*). Heinrich fuhr fort, und zog vor Nürnberg, belagert es aber umsonst. Kaum erfährt Herzog Ernst alle diese Gewaltthaten, so eilt er mit zwey tausend Schilden herbey, überfällt des Pfalzgrafen Lager bey Nacht, schlägt ihn glücklich, und entsetzet die Stadt. Der Krieg aber war damit nicht aus. Es kömmt bey Würzburg zu einer Schlacht. Ernst sieget abermal; läßt sich aber unter der Hand bey seiner Frau Mutter, der Kaiserinn erkundigen: womit er des Kaisers Zorn verdienet hätte;

(*) Andre Geschichtschreiber sagen, daß bereits 791. Bonifacius Erzbisch. zu Mainz daselbst ein Bischofthum einge-

hätte? Als diese einmal des Nachts mit weißen Armen, wie der Dichter sagt, den Kaiser umfängt, und an ihre Brust drücket, seufzet sie sehr, und fraget ihn: womit ihr Sohn seine Huld verlohren hätte? Nach langem Weigern erfährt sie den Argwohn desselben; imgleichen, daß er Willens gewesen wäre, ihren Sohne zum röm. Könige krönen zu lassen; wenn er nicht so untreu gewesen wäre. Sie erfuhr zugleich, daß Pfalzgraf Heinrich der böse Angeber ihres Sohnes gewesen wäre.

Mehr Nachricht brauchte Ernst nicht, um auf Rache wider diesen zu denken. Er bath also Graf Wetzeln, und alle die Seinen, um Hülfe und Rath. Er setzet sich selbdritte zu Pferde, und eilet gen Speyer, wo damals das Hoflager war; läßt den dritten Mann bey den Pferden, im Hofe des Kaisers; er selbst aber dringt mit Graf Wetzeln des Abends vor das Gemach, wo der Kaiser mit dem Pfalzgrafen heimlich rathschlaget. Weil kein Kämmerer vor der Thüre steht, platzet Herzog Ernst ungehindert hinein. Der Kaiser entweicht vor ihm in eine Kapelle, und verschließt sich: Heinrich aber muß es entgelten. Herzog Ernst schlägt ihm das Haupt ab; eilt herunter, wirft sich aufs Pferd, und macht sich mit seinen Gefährten davon; kömmt auch, weil es Nacht war, glücklich zurück in sein Land. Hier wird ein schönes Gebeth desselben zu Gott, wegen des begangenen Mordes eingerücket.

Der

eingesetzet. Vielleicht hat dieser es nur erneuert, oder bereichert.

Der Kaiser, der dadurch noch mehr wider Herzog Ernsten aufgebracht worden, biethet das ganze Reich auf, diesen Schimpf und Frevel an ihm zu rächen; zumal weil er glaubte, daß er selbst ihm nur mit genauer Noth entkommen wäre. Er erklärt ihn wirklich in die Acht, überzieht Bayern mit einem Heer von 30000 Mann, und belagert Regenspurg. Dieses wehret sich tapfer, bittet aber endlich um Frieden. Otto besetzt die Stadt, und sendet eine Menge von Kriegsleuten (freche Recken) die Donau hinab, und den Lech hinauf, alles zu verheeren und zu verwüsten. Herzog Ernst aber bedauret mehr den Schaden seiner Unterthanen, als seinen eigenen Verlust. Er thut also ein Gelübd, sein Land von der Noth zu befreyen, und zu Büßung seiner Schuld, einen Zug ins heilige Land zu thun. Nach allen Verwüstungen litt der Kaiser selbst Mangel an Proviant, und zog wieder zurück ins Frankenland.

Herzog Ernst nahm wirklich das Kreuz an. (so schreibt der Dichter zweifelsfrey, nach der Sprache seiner Zeiten, d. i. des XII. Jahrhunderts; die zu Kaisers Ottens Zeiten noch nicht im Schwange gieng,) Graf Wetzel bestärkte ihn darinn, und funfzig Mann von den Seinigen entschlossen sich ein gleiches zu wagen, und eine Meerfahrt zu thun. Im ganzen Reiche erscholl diese Zeitung.

In Dütschen Landen ubir all
Von dem Fürsten das erhal.

Die Kaiserinn Adelheit schickt ihm fünfhundert Mark zur Reise, imgleichen

Manig siden tuch tenwer,
Samt pfelle paldikein

Mer

Mer sant ym die Kónigyn
Vil zobel hermel vnd bunt
Auch sant ym ir voter munt
Manigen getruwelichen segen
Vnd das sein God muste pflegen.

Sie ziehen also wirklich ab, seine Schaar vermehrt sich bis auf tausend, und der Weg geht durch Oesterreich, Ungarn und die Bulgarey, in Grichenland,

Zu Konstinopil in die stas
Da fand er helf vnd rat

Er blieb sechs Wochen da, bis er zu schiffe gehen konnte. Hier versah man ihn mit tranke und mit spise, der sie bedorften zu einem iar; des Goldes und Silbers nicht zu gedenken: so daß er zwen und zwenzig Kyle starg, von dem stade (d. i. Gestade) stieß. Den fünften Tag betraf sie ein Sturm, darinn zwölf Schiffe untergiengen, die andern aber zerstreuet wurden. Darauf fuhr Herzog Ernst noch zween Monden auf dem Meere.

Das sie ny stad (*) saben
Noch Grund mochten gesaben.

Mein Auszug würde viel zu weitläuftig werden, wenn ich nun meinen Herzog Ernst und seinen treuen Freund Graf Wetzeln, weiter auf ihrer Reise begleiten wollte, wo ihnen die wunderlichsten Ebentheuer begegnen. Genug, Ernst befreyet eines indianischen Königes Prinzeßinn aus einer grosen Gefahr, bringet sie ihm nach Hause, wird sein Eidam

(*) Man sieht hier den Ursprung des Namens der Stadt Stade, d. i. Gestade: weil vormals allhier die Anfurt der Schiffe auf der Elbe gewesen.

dam und Nachfolger im Reiche, kömmt aber endlich wieder zurück, und erlanget des Kaisers Gnade wieder. Es wird ein großes Freudenfest angestellet, und es machten selbst

Die pilgerymme in yrem Geswantze
Nach den fideln süße tantze.

Die Kaiserinn konnte sich an ihrem Sohne nicht satt sehen;

Frawe Adelheiten der Keyserin
Was ernst yr clarer sonnen schyn
Vnd ihres hertzen freude gros.

Der Schluß des Gedichtes hebt so an:

Do der Keyser fur von Babenberg
Der beging da fürstliche werg
Ernst sin lant wider nam
Der Graue Wetzel alsam
Hilt sich tzu siner Herschaft
Nach rechte vnd in wirde crafft ꝛc.

Herzog Ernst schenket dem Röm. Reiche den kostbaren Edelstein, der noch in der Kaiserkrone funkelt.

Ernst dem riche gab den stein
Der da lichter varbe schein
Vnd in des Riches Krone
Noch hüte erlüchtet schone.

Endlich meldet der Dichter, Herzog Ernst habe ein christliches Ende genommen, und sey auf seinen Befehl, der er in seinem Letzten gegeben, zu Roßfeld begraben worden; woselbst auch die große Frau Irmegard begraben läge, zu deren Körper große Wallfahrt wäre, woselbst auch Gott viele Zeichen durch sie thäte.

nigen überſtandenen Hinderniſſen in dem angezeigten Jahre geſchehen iſt. Dieſer letztere verſpricht hier in der Vorrede noch andere Entwürfe oder Schriften dieſes hochgelehrten Mannes gemein zu machen, welche die Deutſche Sprache, Alterthümer und Geſchichte erläutern; als z. E. ein Werk von den Romanen, deren Urſprung Hr. Löſcher von denen Liedern der alten Deutſchen, welcher Tacitus gedenket, und von denen die Sagae Runicae, oder Lieder der Nordiſchen Völker eine Nachahmung und Muſter ſind, herleitet; eine Schrift unter dem Titul Othinus, darinn die älteſten Geſchichte des Nordens, und die Anfänge der Runen und Scalden, beſchrieben werden; ingleichem einen andern Tractat von den Wanderungen der Völker, u. ſ. w. Er iſt aber vor der Ausführung dieſes guten Vorhabens geſtorben.

Gegenwärtige Arbeit iſt in 36. beſondere Abſchnitte eingetheilet, welche der Verfaſſer Theſes zu nennen beliebet hat; und es ſind denſelben von Hrn. Egenolfen hier und dar etliche wenige Anmerkungen untergeſtreuet. Wir wollen uns bemühen den Hauptinhalt derſelben kurz und deutlich vorzutragen; das Urtheil aber davon verſtändigen Leſern ſelbſt überlaſſen.

Es iſt allerdings billig, daß die Einwohner von Deutſchland, welches gleichſam der Mittelpunct und die Mutter der übrigen Nordlichen Völker von der einen Oberfläche des Erdbodens iſt, ſich um die Unterſuchung ihrer eigenen Sprache vornehmlich bekümmern; da von derſelben die übrigen Sprachen des ermeldeten Welttheiles entweder unmittelbar ab-

Ernſt nach gotes hulden warb
Der bat ehir das er ſtarb
Das man yn tzu roßfeld
Begrube alda noch der helt
Durch fürſten recht begraben ligt
Da ligt auch die hat angeſigt
Der werlde, groß frauwe irmegart
Tzu ihren Gnaden iſt groſſe fart
God vil tzeichen durch ſie tut
Der gebe uns auch eyn ende gut amen.

So wie man es nun nicht zu leugnen begehret, daß in den wunderſamen Abentheuern, die der Dichter von Herzog **Ernſten** auf ſeiner orientaliſchen Reiſe erzählet, viele Erdichtungen vorkommen, die dem, zu fabelhaften Dingen geneigten XIIten Jahrhunderte zuzuſchreiben ſind: ſo wird auch niemand in Abrede ſeyn, daß in den vorhergehenden Geſchichten, die vor der Wallfahrt zum heil. Grabe vorgefallen, viel Wahres ſeyn müſſe. Denn zum wenigſten hat die ganze Erzählung das Anſehen einer wirklichen Geſchichte; und die Namen der Menſchen, Städte, und Länder ſtimmen mit den damaligen Zeiten vollkommen überein. Hat aber ja der Dichter in einer Geſchichte, die faſt dreyhundert Jahre vor ſeiner Zeit vorgefallen war, irgend einige Umſtände geändert, ſo wiſſen wir doch nicht, ob er ſolches nicht in andern ältern Scribenten ſo gefunden. Wenigſtens beruft er ſich oft, auf ein lateiniſches Buch, daraus er ſolches genommen habe, ja gleich im Anfange heißt es:

Als ich der Rede berichtet bin,
Vnd ſie in einem Buche las.

und bald hernach abermal

Davon der Herre wart vortriben
Alſo von dem jungen iſt geſchriben.
In den ſchepbuche ꝛc.

Hätten wir dieſe noch in Händen, ſo würden wir deſto beſſer urtheilen können, wie weit der Dichter von der genauen Wahrheit abgewichen ſey oder nicht.

Iſt aber auch das Hauptwerk der ganzen Geſchichte nur wahr: ſo hat es doch unſtreitig ſchon im 10ten Jahrhunderte eine vornehme adeliche Familie von **Wetzel** gegeben, die am bayeriſchen Hofe in den wichtigſten Bedienungen geſtanden. Gewiß die Oberhofmeiſterſtelle bey einem jungen Herzoge, der auch hernach ein regierender Herr geworden, iſt keine Bedienung, die ſchlechten Leuten zu Theile wird. Seine Klugheit, Treue und Tapferkeit in allen Gefahren, fallen auch in dem ganzen Gedichte allenthalten aufs klärſte in die Augen. Graf **Wetzel** hat immer die Beynamen, der getrûwe, der wigande; ſo wie im **Virgil** der vertraute Freund des Aeneas, immer Fidus Achates genennet wird. Dieſes unterſcheidet ihn nun ſattſam; und zeiget von was für vortrefflichen Stammvätern dieſes große Haus herſtamme.

Ob aber dieſer Held wirklich die gräfliche Würde ſchon zu ſeiner Zeit beſeſſen, das iſt ſo leicht zu bejahen, als zu verneinen. Denn einmal findet man ſchon lange vor dieſem Jahrhunderte, daß die Kaiſer, Könige und andre große Herzoge gewiſſe Comites um ſich gehabt, die man hernach Grafen genennet. Hernach ſind auch die oberſten Richter ganzer

Pro-

Provinzen ehrenhalber die Grauen. (gleichsam die Seniores, davon Signor herkömmt; wie in Rom Senatus und Senatores, a Senio, von dem Alter geheißen worden) das ist die Grafen genennet worden. Und warum könnte also unser Graf Wetzel, diese Würde nicht auch bekleidet haben?

Gesetzt aber endlich, es wäre solches auch im Xten Jahrhunderte noch nicht gewesen: so könnte doch dieser Stamm wohl im XII. Jahrhunderte mit solcher Würde gepranget haben: daher denn der Poet von Veldeck kein Bedenken getragen, auch den würdigen Stammvater dieses Geschlechts einen Grafen zu nennen. Es sind so wenige Urkunden dieser alten Zeiten auf uns gekommen, daß es kein Wunder ist, wenn wir keine nähere Beweise davon aufbringen können. Wer weis aber, ob nicht hier und dar in den Archiven und Klöstern noch heute zu Tage was aufzutreiben wäre, daraus die uralte gräfliche Würde dieses hochfreyherrlichen Hauses deutlich zu erweisen stünde?

* *

II.

Joh. Georgii Eccardi V. C. de Origine Germanorum, eorumque vetustissimis Coloniis; migrationibus ac rebus gestis, Libri II. ex schedis MStis Viri illustris edidit, Figuras adjecit et praefatus est Christianus Ludovicus Scheidius. I. C. Goettingae, sumt. Schmidii, 1750.

D. i. Des ber. Joh. Ge. Eccards Zwey Bücher vom Ursprunge der Deutschen ihren ältesten Colonien, Zügen und Thaten ꝛc. ꝛc.

Der Hr. Rath und Bibliothekar **Scheid**, hält nunmehr sein neulich, in der Vorrede zu der leibnitzischen **Protogäa** gegebenes Wort. Er liefert uns hiermit ein Buch, welches man längst zu sehen gewünschet, und itzo gewiß mit so vielem Nutzen als Vergnügen lesen wird. Unser Jahrhundert ist gewiß auf eine höchstlöbliche Art eifrig geworden, die Ursprünge aller Völker, und die Geschichte der ältesten Zeiten zu untersuchen. Deutschland bleibt gewiß so wenig darinn zurück, daß es vielmehr allen Völkern mit gutem Exempel vorgeht. Zudem so sind die deutschen Alterthümer allein im Stande, allen übrigen europäischen Völkern in der Erforschung ihrer Geschichte ein Licht anzuzünden. Denn wohin sind nicht die Züge deutscher Völker gedrungen? Und welchen Theil von Europa haben sie nicht unter ihre Bothmäßigkeit gebracht? Daher hat **Grotius** von der deutschen Sprache, mit Grunde geschrieben:

Cujus retenta parte, tot triumphatæ,
Adhuc fatentur Teutonum arma, gentes:
Franci potentis præda, ditior Gallus,
Et Longobardo victus Insuber mollis,
Gothique regnûm nundinator Hispanus,
Legesque passus Anglosaxonum Britto,
Quid semibelgas, semibarbaros Tauros,
Persasque referam, nostra verba conantes?

Dieß

Dieß Eccardiſche Werk iſt billig dem durchl. Prinzen von Wallis zugeeignet, der künftig auch, als ein deutſcher Prinz, drey auswärtige Königreiche beherrſchen wird.

In der gelehrten Vorrede, meldet der Herr Herausgeber, daß nach ſeinem neulichen Verſprechen, auf dieſes itzt ans Licht getretene Werk, auch die Origines Guelficae, und ſodann die Annales Occidentalis Imperii, davon die MSte von Leibnitzens und Eccards Händen auf der hannöveriſchen Bibliothek liegen, folgen ſollen.

Was die Züge der Völker, und den alten Sitz derſelben betrifft: ſo iſt freylich Hr. Eccard nicht der erſte, der davon ſchreibt. Bochard, Pezron, Rudbek, Stiernhielm, Lazius, Frank, Gürtler, Bertius, Dilherr, Cluver, Kriegsmann, Urſinus, Praun, Rupert, Alting, Hachenberg, Hertius, Cellarius, Calvör, und Spener, haben davon ſchon vor ihm geſchrieben. Und wo bleiben noch Petav, Scaliger, Uſſer, Marsham, Caſaubon, Voſſius, Salmas, Grotius, Rhenanus, Pirkheimer, Hutten, Aventin, Althamer, Lindenbrog, Brower, Welſer, Meybom, Pontan, Valeſius, Bucher, Conring, Vorburg, Balbin, Schaten, Struv, und viele andere, die ſich auf eben dieſer Rennbahn gewieſen haben? Allein man wird in Eccards Werke noch ſehr viel neues finden, welches man bey jenen vergebens ſuchen würde. Der Herr R. Scheid führet dieſes von den meiſten, einzeln weitläuftig aus, und zeiget keine geringe Beleſenheit und Urtheilskraft dabey.

Da er nun selbst nicht in allen Muthmaßungen dem Hrn. Eccard beypflichten konnte: so hat er anfänglich im Sinne gehabt, hin und wieder kleine Anmerkungen beyzufügen. Allein das Verlangen des Buchhändlers, die Ausgabe des Werkes auf die Ostermesse zu beschleunigen, hat ihn genöthiget, seinen Entschluß zu ändern. Er macht uns aber die Hoffnung, seine gesammleten Gedanken bey anderer Gelegenheit ans Licht zu stellen, und vieleicht das angefangene Werk bis auf Karls des Großen Zeiten fortzusetzen. Alles übrige aus dieser gelehrten Vorrede (*), welches wir mit Vergnügen gelesen, müssen wir, der Kürze wegen übergehen, um zu dem Werke selbst zu schreiten.

Die ältesten Geschichte der Welt, die bey sehr vielen Völkern für heilig gehalten werden, lehren, daß das menschliche Geschlecht in Armenien entstanden; und daselbst zwischen den asiatischen Meeren, auf den höchsten Bergen, von welchen auf einer Seite der Tygris und Euphrat, auf der andern aber der Phasis und Araxes herunter laufen, erhalten wor-

(*) Ein einziges von der XII. Seite können wir mit Stillschweigen nicht übergehen: wo der Hr. Autor den Ursprung des Wortes Sachsen, Saxones, untersuchet. Er bringet alle Meynungen der Gelehrten bey; nur die einzige wahre ist ihm entwischet. Sachsen heißt in seiner eigenen plattdeutschen Sprache Sassen, wie bekannt ist, auch wohl Saten, wie in Holsatia, deutsch verkürzet Holsten; denn hier ist an Stein nicht zu denken, welches nur aus der obersächsischen falschen Aussprache, so wie aus Brunswyk, Braunschweig entstanden ist. Diesem zu Folge sind nun die alten Sassen, deswegen so genennet worden: weil sie als

werden. Von hier aus nämlich ſind auch nach der groſſen Waſſerfluth, als alle umliegende Völker erſoffen waren, die neuen Colonien ausgezogen. **Beroſus** nennt das Gebirge Ararat, die **Gordiäiſchen** Berge; Jonathan, der chaldäiſche Paraphraſt, und Onkelos, die **Kardoſiſchen**; und heute zu Tage heiſſen ſie **Curdi**. Aus der Eintheilung der Welt unter dem Sem, Ham und Japhet, haben die Fabeln den Jupiter, Neptun und Pluto, als Saturns Söhne gemacht. **Hammon** in Africa, und **Japetus**, der an den Caucaſus geſchmiedete Rieſe, ſtimmen damit überein: und dieſer wird alſo für der ſcythiſchen Völkern Stammvater gehalten: denn niemand hat ſich noch erkühnet, die Deutſchen von Sem, oder Cham herzuleiten.

Bochart, und die Gelehrteſten, haben, durch die dem Japhet beygelegten Söhne, **Gomer**, **Magog**, **Madai**, **Javan**, **Tubal**, **Meſech** und **Thiras** nicht ſowohl Perſonen, als Völker verſtehen wollen. **Gumra** heiſſt in Syrien eine Kohle, **Gomer** alſo bedeutet ein gleichſam ſchwarz

rechte Landſaſſen, immer in ihrem Lande blieben, und feſt ſaſſen; da hingegen ihre Nachbarn, die Sweven, immer herumſchweifeten, die Vandalier, oder Wandeler auch herum wandelten, und die Thracier, ebenfalls vom trecken oder ziehen ſo hieſſen; weil ſie bald bald hie, bald dahin zogen. Wir finden eben dieſe Entgegenſetzung bey den Lygiern und Galliern. Denn ſo wie dieſe letztern von Wallen die Waller, Wallonen, die Wälliſchen, geheiſſen; ſo ſind jene, von ihrem Stilliegen, die Lieger genennet worden: wie der gelehrte Hr. Pelloutier zu Berlin, in ſeiner Hiſtoire des Celtes ſehr gründlich gewieſen hat.

verbranntes Land, wie Phrygien. Ezechiel setzt die Gomeriten gegen Norden von Judea, so daß auch die Cappadocier dazu gehören. Manche machen auch Cimmerier daraus, die am Mäotischen See gewohnet; aus diesen Cimbrer, und Germanier: doch das ist zu sehr geeilet: und man weis es heute zu Tage schon besser, daß Cimber, in der nordischen Sprache Kiemper, einen Kämpfer; so wie Scythen einen Schiesser oder Schützen, und Picten einen Fechter bedeuten.

Gomers Söhne sollen Askenas, Riphat und Thogarma gewesen seyn. Bochart setzet dieselben in klein Asien zu den Bithyniern: denn da findet man einen ascanischen Meerbusen, See, und Fluß; ein ascanisches Land, ja Stadt, Insel, und das Meer selbst heißt Axinus, welches hernach in Euxinus verwandelt worden. Josephus findet also mit seinen Reginern, die er an den Rhein setzet, kein Gehör; so wenig als die, so den Askenas zum Vater der Deutschen machen. Vom Riphat kommen nach dem Eusebius die riphäischen Sarmater, aber der Autor verwirft diese Meynung.

Magog, Mesech und Thubal werden vom Ezechiel verbunden, und alle als Reiter gegen Mitternacht vom jüdischen Lande gesetzet. Von Mesech und Tubal kauften die Juden Sklaven und eherne Gefäße. Dieß sind die Moscowiter und Tibarener, wo es Eisenbergwerke gegeben. Sie wohnten über Trapezunt, bey Kolchis: und Tubal heißt noch itzo bey den Arabern eine eiserne Schuppe. Ros und Gog stehen bey dem Propheten beysammen: diese

haben

haben alſo bey dem Araxis gewohnet; ſo wie von einem andern Araxis, der itzt Wolga heißt, die Roxolaner, Roſſen, oder Ruſſen den Namen haben. **Magog** muß dem Mäotiſchen See den Namen gegeben haben, ehe ſie von den Cimmeriern, und dieſe von den Scythen vertrieben worden.

Madai iſt das Volk der Meder. **Javan** ſind die Jonier oder Griechen: daher Alexander beym Daniel der König von Jávan heißt. **Chittim** ſind die Einwohner der griechiſchen Inſeln; aus denen nach Bileams Weiſſagung ein Heerführer mit einer Flotte kommen ſollte, das Reich Aſſur und Eber zu verſtören; der aber ſelbſt bald umkommen würde: welches vermuthlich Alexander geweſen. **Thiras** wird von den meiſten Alten und Bocharten für Thracien gehalten: könnte aber beſſer für Tyrus gelten, die den Juden näher lagen, als Thracien, welches ſie wohl nicht gekannt haben.

Wenn man alles zuſammen nimmt, ſo meynt Hr. Eccard, daß Moſes bloß von denen Völkern geredet, die mit den Jüden aus einem verwandten Stamme herkamen; der übrigen Völker Urſprünge aber nicht berühret habe. Den Gog und Ros nennet er, ohne ſie zu des Noah Nachkommen zu machen; als ob ſie ſonſt woher gekommen wären. Es dünkt auch dem Verfaſſer nicht unwahrſcheinlich, daß viele europäiſche, viel nordliche und öſtliche Völker in Aſien, und das innere Africa (von America nicht zu gedenken, von der Sündfluth frey geblieben: wie denn auch anſehnliche Schriftgelehrte, darunter er auch den Calixtus rechnet, dieſer Mey-

nung gewesen. Und wenn gleich Philastrius diejenigen für Ketzer erkläret, welche die noachische Eintheilung der Welt nicht glauben; so hat doch Bellarminus sehr wohl geurtheilet, daß selbiger ein vieles zu Ketzereyen gemacht, was nichts weniger ist. Nächst der Bibel würden des Berosus Nachrichten von den Zügen der Völker viel gelten, wenn sie vorhanden wären. Ob nun wohl des Annius von Viterbo seine Betrüge offenbar sind; so haben doch Barth und Reines geglaubt, er müsse etwas davon aus alten Quellen geschöpfet haben, die nicht mehr vorhanden sind. Selbst Scaliger hat manches nicht für sein eigen Werk angesehen. Indessen merkt dieser erdichtete Berosus auch an, daß die Deutschen, und einige andre Europäer nicht von denen in der Schrift erzählten Kindern Noah herstammen können. Daher hat er dem Noah nach der Sündfluth noch eine Frau gegeben, von der er dreyßig Kinder gezeuget.

Herodotus hat von den Deutschen, oder Celten wenig gewußt. Er denket des Isters, der von der Stadt Pyrene kommen, und ganz Europa in zwey Theile schneiden soll. Aristoteles aber machtschon besser ein Gebirg daraus; ob es gleich noch ein großer Irrthum bleibt. Der Verfasser bemüht sich, dieses Gebirg bey den wahren Quellen der Donau zu finden: indem in den Alpen der Brenner liegt. Herodotus gedenkt auch eines Flusses Alpis, der in die Donau flösse. Vielleicht hat es die Elbe seyn sollen. Diodor aus Sicil. bezeugt, die Celten wären den Griechen erst um Alexanders

Zeiten

ſtammen, oder doch wenigſtens mit ihr in der genaueſten Verwandſchaft ſtehen. Dieſe Bemühung hat auch ihren offenbaren Nutzen in Erläuterung der altdeutſchen Gewohnheiten und Geſetze; in Erklärung der Geſchichte; und in der Entdeckung der zuvor unbekannten uralten Nahmen und Sachen, u.ſ.f. Zumal iſt eine Arbeit ſolcher Art einem Gottesgelehrten keinesweges unanſtändig; wie der groſſe **Lutherus** mit ſeinem eigenen unverwerflichen Beyſpiel gezeiget hat, indem er die Verfertigung eines kleinen Büchleins, **von den alten Nahmen der Deutſchen**, ſeiner Mühe gewürdiget. Selbſt die Ausländer Pithoeus, du Cange und Hickeſius beſchämen die in ſolchen Ubungen zur Ungebühr nachläßigen Deutſchen mit ihren Exempeln, welche ſo viele Zeit und Fleiß zu unſerm Beſten, und auch mit gutem Fortgang, an dergleichen ſeltene Unterſuchungen gewendet haben; von der Anmuthigkeit dieſes Studii ietzo nichts zu gedenken.

Unter dem Nahmen Litteratoris Celtae verſtehet Hr. D. **Löſcher** einen Gelehrten, der einen Theil ſeiner angenehmern Beſchäftigungen eine **Critiſche** und **gründliche Unterſuchung** 1) **der alten Deutſchen** (Linguae Theotiſcae) ferner 2) **der Gothiſchen**; 3) **der Angelſächſiſchen**, und 4) **der alten Cambriſchen oder Walliſchen Sprache** ſeyn läſſet; welche letztere, da ſie vormals durch ganz Britannien in Ubung geweſen, nun kaum einer einigen Provinz an dem äußerſten Ende dieſer Inſel eigen iſt. Und dieſe vier beſondern Mundarten ſind es, welche der Herr Verfaſſer, in Abſicht auf ihren erſten und gemeinen Urſprung, mit dem Nahmen der

Cel-

Zeiten bekannt geworden. Tacitus führet aus den alten Liedern der Deutschen den Gott Thuiscon, und seinen Sohn Mann, an: da er denn den ersten Namen gewiß aus **Thuisch**- oder **Duitsch** gemacht hat. Der Gallier **Teutates** ist eben derselbe. Tit und Tidde ist bey den Sachsen, Thiud bey den Gothen, Thiot bey den Franken und Allemannen ein Volk: und in dem Salischen Gesetze ist Teut ein König; so wie im Ulfilas Thiudinaflus ein Reich, Thiudans aber ein König heißt. Die alten Herzoge von Bayern haben sich daher Theodonus genennet. Διος, Deus, scheint ihm eben den Ursprung von dem Plattdeutschen tehen ziehen zu haben: weil derjenige, der dem Zuge eines Volkes vorstund, sein Fürst, Herzog, oder Gott gewesen: Von diesem ältesten Theut, sind nun auch seine Völker Titanen genennet worden: wobey er den Kallimachus anführt, der das Heer des Brennus für Abkömmlinge der Titanen ansieht. Man hat sie für Söhne der Erden ausgegeben, weil man ihren Ursprung nicht wußte: doch da man sie vom Berge Caucasus herkommen läßt, so bestätigt solches den Ursprung der Europäer aus Asien. Prometheus, ein Prinz am Caucasus, wird auch Titan genennet. Seine Töchter **Tethys**, **Rhea**, **Themis**, **Mnemosyne** und **Phöbe** heißen Titanides und sollen sich um Griechenland und seine Nachbarn sehr verdient gemacht haben. Griechenland hat also anfänglich seine Einwohner, und Lebensart von den Barbarn bekommen; daher sie ihren Prinzen unter dem Namen Δις, Διος, göttlich verehret. Es ist

wahr-

wahrscheinlich, daß derselbe einen großen Theil Asiens durchzogen, ja bis nach Aegypten gekommen, wo er als Theut, oder Mercur, als ein Gott oder großer Weltweiser verehret worden. Cicero sagt ausdrücklich, dieser Theut sey kein Aegyptier, sondern ein Ausländer gewesen. Und daß er bis ans Ende von Europa gekommen, erhellet daraus, daß Gallier und Spanier einen Teutatem und Ditem verehret, wie Cäsar, Livius und Lucan melden. Die Römer haben ihn für den Höllengott gehalten und Ditem patrem genennet. Denn bey den Alten war das Morgenland oben, der Occident aber unten: daher Strabo muthmaßet, das Wort Tartarus sey aus dem spanischen Tartessus entstanden. Wenn aber der Verfasser meynet, unser Dienstag komme von Dis, mit einem eingeschalteten n; so irret er wohl: da man mit besserm Rechte dieß Wort von Ding der alten Benennung der Gerichte, herleitet; so daß es Dingstag, oder Gerichtstag heißen sollte.

Was den Mannus betrifft, so denkt der Verfasser in ihm den Mahn, Mon, oder Mond zu finden, der in Aegypten Menes, und bey den Griechen μηνη genennet worden, und gleichfalls noch in Asien gelebt habe. Darauf erklärt er die drey Söhne, die ihm Tacitus, als die Stammväter der Ingewoner, Herminoner und Istewoner, beylegt. Die Ingewoner sollen die nordlichen Deutschen seyn; die hernach Angeln genennt worden; weil im Angelsächsischen ingte eine Wiese bedeutet. Die Istewoner sind die östlichen Einwohner, das in England ealt, oder ist gesprochen wird. Die Hermi-

noner

noner ſollen das nachmalige Frankenland beſetzet, und vom Arminius, oder Herman den Namen haben; wie Leibnitz in einer beſondern Abhandlung ausgeführet. Die Muthmaßung, daß der alte galliſche Herkules Ogmius, Ormius geleſen werden ſolle, will er doch nicht für gewiß ausgeben (*): weil er bey dem Mennius, unter den Vorfahren Armenonis, oder des Arminius, einen Ogomun findet; der vieleicht eben der Herkules Ogmius geweſen ſeyn mag. Indeſſen iſt Arminius, von Perſern, Griechen, Celten und Deutſchen göttlich verehret worden: weil es damals, als noch keine Feſtungen und Hinderniſſe im Wege lagen, viel leichter war, mit einer Menge von Barbarn umgeben, die weiteſten Züge in ferne Länder zu thun, und alles in Schrecken zu ſetzen. Die Züge eines Seſoſtris, Alexanders, Attila, Chingiſchan, Tamerlans, u. a. m. zeigen die Möglichkeit davon.

Nach Herodots Zeugniſſe haben alſo unſre Vorfahren zuerſt am Berge Caucaſus, und am möotiſchen See gewohnet, und das zeigen die Namen ſelber an. Caucaſus hat vorzeiten Graucaſus geheißen, wie Plinius im VI B. 7 C. berichtet: nicht ſowohl, weil er von Schnee weiß iſt, ſondern von crau, crag, careg, einem celtiſchen Worte, welches einen Felſen bedeutet. Die albaniſchen Völker

(*) Wir wiſſen nämlich, nach Joh. Tolands Anzeige, ſchon beſſer, daß Ogam im irrländiſchen die Buchſtaben, oder Gelehrſamkeit bedeutet; folglich Hercules Ogmius ſoviel als der gelehrte Herkules heiße. S. der critiſchen Beyträge V. B. a. d. 275 S.

ker und den Fluß dieſes Namens muß man von dem Worte Alpen, Gebirge, herleiten, von welchem dieſer Fluß ſich ins caſpiſche Meer ſtürzet. Die ripheiſchen Berge, kann man von **Reif**, **reep**, ein Strick eine Schnur deuten: wenn man weis, daß dieſer Berg ſclavoniſch Kameny poyas, der **Gürtel** der Welt heißt. Die Flüſſe, Donau, Dnieſter, Dnieper, und Don oder Tanais ſind nur in den Endungen unterſchieden. **Jornandes** ſaget, der Dnieper habe bey ſeinen Nachbarn **Danubius** geheißen: und **Dodwell** hat es erwieſen. Die Griechen ſcheinen die Donau von Tanne genennet zu haben. Den Fluß **Phaſis** nennet Aeſchylus im Prometheus, protervum, den Böſen; welches die Bauren wohl biſe, oder Piſe ausſprechen; daher er in der Schrift Pilon heißt. Den mäotiſchen See will er gar von dem deutſchen Modde, Mudde, d. i. Schlamm, Koth herleiten. Denn nach **Ariſtoteles** Zeugniſſe hat er ſich dergeſtalt verſchlämmet, daß zu ſeiner Zeit viel kleinere Schiffe, als vormals darinn fahren können. Euſtathius ſagt, der Iſter habe ſonſt Matous geheißen, d. i. ἀσιος, limoſus; daher ihn die Scythen, die er beym Uebergange beſchädiget, vom übel thun, (Don übel) Danub genennet. Eben ſo leitet der Herr Verfaſſer auch das Wort die **Venden** oder Wenden her; imgleichen die Eſtier, von Oſt; daher auch Iſter gekommen ſeyn ſoll. Die Arimaſpier, hat ſchon Leibniz von **Arm** und **ſpiehen** oder ſpähen, d. i. ſehen, hergeführet: weil Herodotus ſagt, daß ſie ein ſchlecht Geſicht, oder nur ein Auge hätten: welches ſich auf kleinäugigten Calmucken ſehr wohl ſchicket.

In

In Griechenland ſind die Spuren des celtiſchen oder deutſchen Urſprunges viel häufiger anzutreffen: denn außer dem, was die Phönicier, und Aegyptier dahin gebracht haben, müſſen ſeine älteſten Einwohner halbdeutſch, oder celtiſch geweſen ſeyn. Doch waren einige Mundarten hier dem Deutſchen ähnlicher. So hatten die Lakonier, nicht die Endung os wie die andern Griechen, ſondern auf ein r wie die Deutſchen. Beym Boethius, von der Muſik findet man einen Rathſchluß wider einen Tonkünſtler Timotheus, worinn er Τιμοθεος Μιλησιος, der Mileſier genennet wird. Die meiſten Götter der Griechen ſind von den Titanen her, die ſich auf die Gebirge niedergelaſſen, und daher Γραικοι oder Graeci, von crau, crag, genennet worden. Die alte Sprache derſelben, die man hernach nicht mehr verſtund, hieß alſo die Sprache der Götter, beym Homer; wenn er z. E. denſelben Fluß nach dieſer Xanthus, und nach der Mundart der Menſchen Scamander nennet. Nun iſt aber derſelbe ſehr ſandigt geweſen; Xanthus kömmt alſo von Sand; und Xamander von ψαμμαθω, mit einem eingeſchalteten ν, und verwandelten Anfangsbuchſtaben, heißt eben das. Daher hat der gelehrte Joh. Fr. Herwart von Hohenburg (*) ſo unrecht nicht, wenn er durch die alte Götterſprache Homers, die Deutſche verſteht. Plato kann es im Kratylus nicht leugnen, daß die Griechen viele Namen von den alten barbariſchen Einwohnern ihres Landes gehabt.

Unter

(*) In ſeiner Chronologie, die 1612 zu München herausgekommen.

Unter andern führt er πῦρ, ὕδωρ, κυον, κινν an, welches unser Feur, oder Für, Wäter, oder Wasser, Hund, und gehen ist, welches die Bauren wie kihen aussprechen. Aventin, Hadrian und Franz die Junier, Bernegger, Casaubon, Vechner, Besold, Borhorn, Brendel, Bellin, Mörhof, Peisker und le Clerc haben das noch mit häufigern Exempeln gewiesen. Der Streit der Titanen wider die Götter, ist gewiß nichts anders als der Einfall der Deutschen, die vom Caucasus über das caspische Meer und den Ister gekommen, den Pelion und Ossa erobert, den Jupiter einen König des landes geschlagen, und gezwungen in Gestalt der Thiere, das ist, auf Schiffen die vorn Thierbilder gehabt, nach Aegypten zu fliehen. Als nun die Celten sie zu verfolgen unter Anführung des Typhöus über den Propontis gegangen, ist ihm Jupiter aus Aegypten mit einer neuen Macht entgegen gekommen; und hat ihn in Syrien, ἐν Αρημοις, wie Hesiodus saget, geschlagen.

Allein unsre Vorfahren sind allmählich weiter gegen Abend eingedrungen; ob man gleich, wegen des großen Alterthums den Zeitpunct nicht fest setzen kann. Wir nennen alle Celten, die vormals Oberdeutschland, Italien und Gallien bewohnt, Walen, und Wälsche, von Wallen, reisen; daraus die Römer Gallier gemacht haben (*). Daraus folget, daß die Deutschen vor den Celten in diesen landen gewesen seyn müssen. Wir würden sehr weitläuftig gehen müssen, wenn wir alles merkwürdige aus diesem

(*) S. des Hrn. Pellontier Histoire des Celtes.

ſem Buche mittheilen wollten. Denn noch zur Zeit ſind wir kaum auf die 30ſte Seite gekommen, deren das Werk 448 hat. Im folgenden ſpricht er, daß die Cantabrer, Irren und Schotten, die von den nachkommenden Britten in die nordlichen Gebirge vertrieben worden, mit einander in der Sprache eine Verwandſchaft haben: mit der deutſchen aber iſt die Aehnlichkeit ſehr geringe, ja faſt unſichtbar. Er geht fort zu den nordlichen Zügen, verwirft aber die Meynung einiger Schweden, die ſolche durch Finn- und Lappland nach Schweden, ſodann aber erſt nach Deutſchland führen. Viel Umſtande zeigen, daß aus der däniſchen Halbinſel, die Gothen (Juthen) und Cimbern zuerſt nach Schonen und Schweden gezogen. Indeſſen können ſie ſchon Finnen und Lappen darinnen gefunden haben: denn ein Lappe heißt in ſeiner Sprache ein Vertriebener: daher ſie lieber Samen, das iſt, Einwohner eines moraſtigen Landes heißen wollen. Die Schweden ſelbſt geſtehen, daß ſie Fremdlinge in ihrem Lande ſind; wohin ſie Odin und Wodan geführet hätten; die aber vielleicht einerley Namen ſind. Der neue Wodan hat im dritten Jahrhund. gelebet, der erſte aber gleich nach dem Tacitus, im zweyten Jahrhunderte.

Hierauf kömmt der Verfaſſer auf die Sachſen, und leitet ſie von wandaliſchem Geſchlechte her. Hiebey theilt der Hr. Scheid eine hübſche Charte vom ganzen europäiſchen Norden, Holſtein-Mekleuburg, die pommeriſch- und preußiſchen Ufer mit eingeſchloſſen. Hier findet man viel von den Sitzen der alten Gothen, die er mit den Guttonen und Juthen für einerley hält.

In Schweden findet man das Wort Saxen an verschiedenen Orten. Saxebytta, Nordsaxen, Saxekullen, Saxewalt, u. d. m. Allein dieß beweist so wenig, daß die Saxen daher stammen; als daß Elsaß, Waldsachsen, und andre Oerter ähnliche Namen haben. Vielmehr heißt dieses Völker, die da gesessen, oder Landsassen gewesen. Ja vielleicht haben die siebenbürgischen sogenannten Sachsen, eben so wenig ihren Ursprung aus unserm Sachsen; sondern sind nur Einsassen genennet worden, weil sie in Städten ihren Sitz genommen, da die Gothen, Hunnen und Gepiden da nur vorbey gezogen. Dieß ist unsre eigene Muthmaßung.

Hier müssen wir abbrechen: Der Herr Herausgeber hat das Werk mit vielen schönen Kupfern, die aber schon in andern Büchern stehen, gezieret. Sind sie gleich nicht alle so nöthig: so geben sie doch einen hübschen Zierrath ab. Man findet alte Gräber, und bey diesen auch die Steinhenge der Engländer; die wir doch itzo schon besser kennen (*), das alte tunderische Horn, Abgötter und Münzen. Die Waffen, und Streitärte der Deutschen imgl. viele Denkmäler, die Charte von dem alten großen Germanien u. a. m. folgen hernach. Stehen gleich einige davon schon in der Historie der Akad. der schönen Wissenschaften, und in andern bekannten Werken: so werden sie doch auch hier ihren Nutzen haben. Wir wünschen dem Hrn. Herausgeber Gesundheit und Muße, auch die folgenden Annales Guelficos, ehestens ans Licht zu stellen.

III.

(*) S. dieses Büchersaales VI B. a. d. 99 u. f. S.

* *

III.

Eines im Arabiſchen ſehr erfahrnen Gelehrten, Antwort, auf die Frage: Ob die Araber ſchon in den älteſten Zeiten gereimte Verſe gemachet?

1) Die allerälteſten Schriften der Araber, ſowohl in gebundener als freyer Rede, ſind in Reimen abgefaſſet.

2) Die Art ohne Reime zu reden und zu ſchreiben, iſt neuer (oder ſpäter) als jene.

3) Noch heutiges Tages pflegen ſie in ihren ungebundenen Schriften, wenn ſie recht ſchön ſchreiben wollen, den Reim beyzubehalten; ſo daß ſie, wenn ſie einen Reim 3, 4, oder mehrmal wiederholt haben, alsdann einen andern vor die Hand nehmen, und es mit dieſem eben ſo machen, und dann wiederum einen andern, u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe iſt der ganze Hariri geſchrieben, der für der Araber ihren Cicero gehalten wird, und von welchem der Herr Schultens in Leyden ſechs Reden herausgegeben; imgleichen des Tamerlans arabiſche Lebensbeſchreibung, welche Jacob Golius im vorigen Jahrhunderte allein arabiſch herausgegeben. Ich will zum Exempel den Anfang des *Haririi* herſetzen.

Lamma 'Ktaadtu gareb al egte*rabi*, wa anatni 'l matrabato an ala*trabi*, thawahat bi thawajch oz za*mani*, ila Sanaa 'l *Jamani*, fadachaltoha chawija 'l we*fa.ibi*, badija 'l in*fadhi*, &c. Cum inſiderem dorſo peregrinationis [quaſi cameli] et procul abigeret me paupertas

a meis aequalibus, jactabant me vagi ſuccessus ſortunae ad Sanaam Arabiae felicis, quam ingreſſus ſui vacuis loculis, conſpicuus inopiae.

Dieſes iſt ein Schriftſteller des X. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt.

4) In der Poeſie ſind die allerälteſten Stücke gereimet. Unter den älteſten die mir bekannt und ächt ſind, iſt dasjenige, welches mir unter allen arabiſchen Gedichten als das edelſte und vortrefflichſte vorgekommen, und etwa zu Anfange des 5ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt geſchrieben iſt, und das Hr. Schultens in Monumentis vetuſt. Arab. ans Licht geſtellet hat. Weil mir aber dieſes Buch für itzo nicht zur Hand iſt, will ich gelobtes Gedicht aus der Quelle ſelbſt, das iſt, aus des *Abulfeda* ſeiner Hiſtorie anführen:

1. V. Ma colla jaumin janal ol maro ma thalaba,
wa la joſawwegoho 'l macdaro ma wahaba.
2. V. Wah ahzam on nafi man, en ferſaton aradhat,
lam ja'gal as ſababa 'l mauſula moncadhaba.
3. V. Wa anſaf on nafi fi colli 'l mawatheni,
man ſaka 'l moadine bi 'l caſi 'l ladzi ſchareba.
4. V. Wa laiſa jathlomohom man raha jadhrab hom
bihaddi ſaifin, bihi men cablihem dhoreba.
5. V. Wal afwo, ella an el acfaï, macromaton,
man cala gair alladzi cad coltoho, cadzeha.
7. V. La tacṯha anna dzanab al aſa watorſeloha,
en conta ſchaheman, fatbe raſaha 'ddzanaba.
8. V. Hom 'garradu 's ſaifa, ſag' àlbom laho gazaran,
wa aukadu 'n narà ſagalhom laha hathaba.
9. V. In taſu anhom jakul on naſo collohom,
lam jaſu helman, walakenn afwoho rahaba.
11. V. Ajahlebune daman minna, wa nahlebohom reſlan,
cad ſcharraſuna fil wara halaba.
13. u. letzte V Alama tacbolo minhem fidjatan, wa hom
la fiddhatan cabalu minna wa la dzahaba.

Dieſes

Celtiſchen Sprache beleget; und von denenſelben behauptet, daß niemand ohne ihre genauere Kenntniß, die heutige Deutſche, Holländiſche, Däniſche, Schwediſche und Isländiſche Sprache hinlänglich oder gründlich verſtehen und erklären könne.

Inzwiſchen hat die Deutſche Litteratur zu verſchiedenen Zeiten ihre Liebhaber gefunden. In den mittleren, und ſo genannten barbariſchen Jahrhunderten, haben ſie Iſidorus Hiſpalenſis, Rabanus Maurus, Kero und Ruodbertus nach ihrem Vermögen geübet; deren Exempeln etwas ſpäter der berühmte Trithemius gefolget. Von Lutheri Bemühungen in dieſem Stücke iſt bereits zuvor einige Erwehnung geſchehen. Was nachdem andere Gelehrte hierinnen zur Ehre des Vaterlandes gutes ausgerichtet, ſo hier kürzlich berühret wird, übergehen wir billig mit Stillſchweigen; nachdem man dieſes alles in dem feinen Werke des Herrn Eccards, Hiſtoria ſtudii Etymologici linguae Germanicae hactenus impenſi, genannt, weitläuftig abgehandelt finden kan; womit allerdings die gelehrten Vorreden des Herrn D. Scherzens zu Straßburg, und Hr. Prof. Frickens zu Ulm, vor verſchiedenen Schriften des fürtrefflichen Schilteriſchen Theſauri zu vergleichen ſind.

Betreffend den Vorſchlag ſelbſten, wie man zu der Wiſſenſchaft einer Critiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache aller Zeiten gelangen könne; ſo werden nachfolgende Hülfsmittel einem Liebhaber wohlbedächtig fürgeſchrieben. Zuförderſt muß man an ſich die eigene Figuren der Gothiſchen und

Dieſes iſt bey nahe das ganze Gedicht, außer einigen wenigen Verſen, die ich ausgelaſſen habe. Die Gelegenheit zu Verfertigung dieſes Gedichtes gab folgender Zufall. Einer von denen Königen oder Phylarchen, die in Syrien regierten, von dem Geſchlechte der Gaſſaniten, hatte einen Befreundten des Verfaſſers dieſes Gedichts, in einer Streiferey erſchlagen. Nun geſchah es, daß der König oder Phylarche der chaldäiſchen Araber, von dem Geſchlechte der Lachmiten, jenen, den Gaſſaniten, in einer Schlacht, nebſt vielen andern vornehmen von Adel und Prinzen, gefangen bekam. (Denn beyde Völker lagen einander beſtändig in den Haaren.) Dieſe wollte nun der Ueberwinder, der Lachmit, auf freyen Fuß ſtellen. Sein naher Anverwandter aber, der Verfaſſer dieſes Gedichts, mit Namen Abu Odzainah (oder Abu Odenatus) widerrieth es ihm mit folgenden Worten, die ich ohne mich knechtiſch an die arabiſchen Worte zu binden, ganz überſetzen will:

1. Man erlangt nicht alle Tage, was man ſuchet.
   Das Schickſal macht einem ſeine Gaben blutſauer.
2. Der klügſte unter den Menſchen iſt alſo der, welcher, wenn ihm die Gelegenheit, ſeinen Zweck zu erreichen vorſtößt, ſolche nicht aus den Händen läßt.
3. Und das iſt in der ganzen Welt der allerbilligſte, der ſeinen Feinden eben den Becher zubringt, den er zuvor hat trinken müſſen.
4. Der begegnet ihnen nicht unglimpflich, welcher ſie mit eben der Schärfe des Schwertes ſchlägt, mit der ſie ihn zuvor geſchlagen haben.
5. Verſchonen iſt edel; aber nur Perſonen von geringerm Stande. Könige müſſen ihres gleichen nicht verſchonen.

Wer es anders ſagt, der lengt es.

6. Den Amru haſt du ermordet, und willſt (ſeinen Sohn) den Jazid am Leben laſſen.
Das wäre ein Einfall, der, wenn man ihm folgte, Verheerung und Wehe nach ſich ziehen würde.

7. Du wirſt ja nicht der Otter den Schwanz abhauen, und ſie alsdenn laufen laſſen: (Wenn das geſchähe, würde ſie ſich umkehren und dich beißen.)
Haſt du Herz und Verſtand, ſo ſchicke ihren Kopf dem Schwanze nach.

8. Sie haben ja das Schwert zuerſt entblößt: drum haue ſie in Kochſtückchen.
Sie haben ja zuerſt das Feuer angelegt: drum mache ſie auch zu Brandholz für dieſes Feuer.

9. Wirſt du ihrer verſchonen, ſo werden alle Leute ſprechen: Er hat ihrer verſchont, nicht aus Großmuth, ſondern weil er ſich vor ihnen fürchtete.

10. Das nehme ich zwar den Feinden nicht übel, daß ſie die in dein Land fallen, und dich verjagen wollen. Sie ſind von dem berühmten Geſchlechte der Gaſſaniten.
Drum iſt es kein Wunder, daß ſie ſich nach Königreichen beſtreben.

11. Aber das befremdet mich, daß ſie uns zu ihrer Erlöſung ſchöne Pferde und Camele anbiethen.

12. Sie wollen uns unſer Blut abzapfen; wir aber ſollen, an ſtatt des ihrigen, ihre Camele melken?
Ey das wäre theure Milch! Sie ſchlagen uns ihre Milch allzuhoch an.

13. Warum willſt du denn Löſegeld von ihnen annehmen? da ſie doch von unſern Gefangenen (ob ſie es gleich ihnen angebothen) weder Gold noch Silber genommen, ſondern ſie ermordet haben.

Hieraus erhellet 1) daß die alten Araber alles beynahe, auch ſo gar ihre häuslichen und vertraulichen Geſpräche in Verſen, wenigſtens in Reimen vorgetragen. Denn dieſes iſt ein Rath, den Abu Odzainat, nicht mit guter Muße abgefaſſet, ſondern

ſtante pede, wie es ihm in den Mund gekommen, in dem geheimen-oder Kriegsrathe ſeines Herrn ausgeſchüttet. So hat man auch ein vor dem Muhammed verfertigtes, etliche 80 bis 90 Verſe langes Gedicht, das ein gewiſſer Haretſch ben Heltza, ohne einiges vorhergegangenes Bedenken, ſtans pede in uno, und ſich auf ſeinen Bogen lehnend, hergeſaget. Die Uebung muß bey ihnen ſehr groß geweſen ſeyn. 2) Daß, wie die erſte Hälfte des erſten Verſes ſich ſchließt, ſich auch die andere Hälfte eben deſſelben Verſes ſchließe; und wie ſich der erſte Vers in der Mitte und am Ende endiget, ſo endigen ſich auch alle andere folgende; wenn ihrer auch noch ſo viel wären, bis zwey, dreyhundert, und noch mehr. Doch pflegen ſie ihre Gedichte ſo lang nicht zu machen. Ich will hiervon einige wenige Exempel geben.

Man hat eine Sammlung von ſieben alten arabiſchen Gedichten, die noch älter ſind als Muhammed, doch alle jünger als der Anfang des fünften Jahrhunderts nach Chriſti Geburt. Man nennt dieſe ſieben Gedichte, al Moallacat, die Aufgehangenen, weil ſie nämlich wegen ihrer Vortrefflichkeit, und des erhaltenen allgemeinen Beyfalls halber, in den Tempel zu Meckah aufgehangen wurden.

Von dieſen ſieben Gedichten habe ich das zweyte An. 1741. und Hr. Lette das erſte An. 1748 beyde zu Leyden herausgegeben. Von jenen, deſſen Verfaſſer Tharaphah heißt, lauten die beyden erſten Verſe alſo:

1. V. Li Chaulah athlalon bibarcah Tſchamadi
taluho cabakiji 'l waſchmi ſi thaher il *jadi.*

2. V. Wokuſan biha ſahbi ala mathijihem
jaculune, la tahlok aſan, watag'alladi

von dieſen aber, davon der Verfaſſer **Amralkeis** iſt, lauten die beyden erſten Verſe wie folget:

1. V. Keſa nabka men dzikra habibin wa manzali,
biſekth il lewa bain ad Dahuli ſa Haumali.
2. V. Fa Tudeh, ſal Mekrati lam jaſo raſmoha,
lima naſag'atha min 'ganubin waſchamali.

Es iſt nicht nöthig, daß ich dieſe Stücken überſetze, indem ſie nichts von Wichtigkeit enthalten. Das Gedicht, welches **Caab ben Zohair** in Gegenwart des Mahomets und ihm zu Ehren hergeſagt, und ſich damit vom Tode errettet, und das Hr. **Lette** gleichfalls l. c. herausgegben, fängt ſich alſo an:

1. V. Banat Soadon, ſa calbi 'l jauma matbulo,
motajjamon atſchraha lam joſda macbulo.
2. V. Wa ma Soada gadat albaini idz rahalu
illa agannon gadhidh ot tharfi mackhulo,

Der dritte Vers endigt ſich in malulo, der 4te in maſchmulo, der 5te jaalilo, der 6te in macbulo, der 7te in tabdilo, der 8te gulo, der 9te in gerbalo, der 10te in tadhlilo, der 11te in abathilo, der 12te in tanwilo, der 13te in maraſilo, der 14te in tabgilo, der 15te in maghulo, der 16te in milo, der 17te in taf ſilo, der 18te in milo wieder, der 19te in mahzulo, der 20ſte in ſchemlilo, u. ſ. w. In dem Programmate, de Sail ol Arem, habe ich ein Diſtichon mit angeführt von Malec ben Fahm, dem Stifter des chaldeiſch-arabiſchen Reiches zu Hirah, welcher zu Chriſti Zeiten gelebt. Ob dieſes Diſtichon von ihm, folglich auch ſo alt, als Chriſti Zeiten, ſey, laß ich

an

an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, indem ich ſo viel Urſache vor mir finde, ſolches zu glauben, als daran zu zweifeln. Dieſes Diſtichon iſt auch in Reimen, und lautet alſo:

'Gazani, la 'gazaho 'llaho chairan, Solaimah, en naho ſcherram 'gazani.

Oallemoho 'r remajata colla jaumin, falamma eſrhtadda faëdoho ramani.

D. i. Solaimah (mein Sohn) hat mir Gutes mit Böſen vergolten: Gott laſſe es ihm nimmermehr darfür wohlgehen.

Ich lehrte ihn alle Tage den Bogen ſpannen und zielen. Und da nun ſein Arm ſtark genug war, ſo ſchoß er mich über den Haufen.

Dieſes haben die Araber hernach zu einem Sprüchworte gemacht, das ſie von Undankbaren gebrauchen. Es könnten dergleichen Exempel mehr und noch ältere angeführet werden, wenn man nur gewiß ſeyn könnte, daß ſie ächt, und nicht erdichtet ſeyn. Doch kann man leicht ſchließen, daß die Araber ſich ſchon zu Chriſti Zeiten, und kurz hernach der Reime in ihren Gedichten müſſen bedient haben: weil ihre Dichtkunſt ſchon einige Jahrhunderte vor Muhammed vollkommen geweſen, und nicht die geringſte Spur von einem ungereimten Gedichte bey ihnen gefunden wird, es mag lang oder kurz, heroiſch oder jambiſch ſeyn. Doch ſind ihre jambiſchen Gedichte, die ſie Arg'uzah nennen, ſo beſchaffen, daß ſie den einmal gefaßten Reim nicht beſtändig beybehalten; welches ſonſt ein requiſitum eſſentiale generis heroici iſt, ſondern ſie wechſeln mit dem rhythmo ab, beynahe wie wir. Wenn ſie ei-

nen rhythmum drey, viermal wiederholet, so verfallen sie auf einen andern. Auf solche Weise sind des Avicennæ Arguzah fi 't Thebbi, oder jambi de cognoscendis et curandis morbis geschrieben, die ich im MS. besitze.

So viel auf die Frage: Ob die Araber in ihrer Poesie Reime brauchen. Was aber den andern Theil der Frage betrifft: ob der Reim von den Arabern auf die Deutschen kommen können, und wie solches zugegangen? davon kann ich keine Rechenschaft geben.

D. Reiske, P. P.

* *

IV.

Frage: was bedeuten die Heuschrecken? Eccho: Schröcken! Das ist: Moralische Kirchweyh-Predig, eingericht auf dermahlig gefährliche Welt- und Zeits-Umstände. Cum Licentia Superiorum. Aldorff, zu finden bey Joh. Jac. Graff, 1750. 3 Quartbogen.

Die Heuschrecken, welche seit einiger Zeit so vielen Unfug in der Welt angerichtet, haben für den Buchdrucker Joh. Jac. Graf, und vielleicht nur für ihn allein, ein Glück nach sich gezogen; indem er innerhalb vierzehn Tagen, sechszehn tausend Abdrücke von dieser Predigt verkaufet hat. Sie hat aber auch einen großen Mann zum Verfasser. Es ist kein minderer, als der Herr Pater Dorn, dessen Geschicklichkeit, die er in seiner

Lei-

Leichenrede auf Kaiser Carln den VII. bewiesen, wir bereits unsern Lesern im IV. Bande dieses Bücherſaals auf der 64 S. bekannt gemacht haben. Wir haben mit unserer damaligen Bemühung, bey den meisten Lesern so vielen Dank verdienet, daß wir uns nicht entbrechen können, ihnen auch dieses Meisterstück näher bekannt zu machen. Sie werden sehen, daß Hr. Pater Dorn sich noch immer ähnlich ist.

Wir finden auf der Gegenseite des ersten Blattes folgende Synopsin.

„Exordium. Die Prediger pflegen denen Kirch-
„Tag-Gästen gar oft eine Speiß aufzusetzen, und
„daraus zur Seelen-Speiß ein sittliche Lehr zu zie-
„hen. Nach diesen Brauch

„Propositio. Werden denen Kirch-Tag-Gä-
„sten, Heuschrecken aufgesetzt, zu heylsamen Schrö-
„cken; und zwar auf zweyerley Tischen:

„Divisio. Nemlich 1. auf den Herren-Tisch.
„2. Auf den gemeinen Tisch.

„Pars prima. Auf dem Herren-Tisch werden
„Heuschrecken aufgesetzt, 1. großen Monarchen und
„Regenten, 2. hohen Ministern und Räthen.
„3. Richtern. 4. Beambten, 5. Gerichts-Dienern.

„Pars secunda. Auf dem gemeinen Tisch wer-
„den Heuschrecken aufgesetzt 1. Denen Schlemmern
„und Bauchdienern. 2. Denen Hoffärtigen und
„Ehrgeitzigen. 3. Denen Ehrabschneideren. 4. De-
„nen Unzüchtigen. 5. Denen Faullentzeren. 6. De-
„nen Unbeständigen, nit recht Beichtenden, Be-
„trügenden, Zornigen.

„Epi-

„Epilogus. Werden fürgeschrieben drey Mittel, „wider die Heuschrecken und wider die Sünd„.

Wir sehen daß der Hr. Pater **Dorn** ganz ordentlich verfährt: und so wollen wir ihm bey seiner schönen Gasterey auch folgen. Sein Text ist aus dem 19. Cap. Lucæ: Excepit illum gaudens. **Er empfieng ihn mit Freuden**; und der Anfang der Predigt lautet so: „Wohl bekomm das Kirch„Tag-Mahl, Hochwerthiste Kirch-Tag-Gäst! „wohl bekomm, sag ich, das Tractament, so euch „eure Befreundte, oder sonst gute Freund zuberei„tet haben, sonderbar aber wohlbekomme euch jene „Speiß, so ich, als einer aus euren besten Freun„den anheunt euch auffetzen werde .... Aber, „wo nim ich Speisen für so viel Gäst? Anständige „Speisen für so angeneme Gäst? H. Z! Ich sor„ge dessenthalben gar nit, dann ich finde Speisen „genug, und wann selbe euch schon nit gut dün„cken werden, so seynd sie doch rar, weiln es seynd „ausländische Speisen. So viel ich mercke, seyd „ihr begierig den Namen einer solchen Speiß zu ver„nehmen, ob sie süß oder sauer seye? Wisset dann, „die Speisen so ich euch auffetze, seynd **Halb-Vö„gel**. Aber wie kommt dieß mit meiner vorigen „Aussprach übereins? Halb-Vögel seynd ja keine „ausländische Speiß? Verstehet mich recht: Ich „würd euch auffetzen soliche Thier, welche halb unter „die Vögel, und halb unter die kriechende Thier, „oder Insecten gehören, nemlich Heuschrecken. „Fraget ihr vielleicht, wie dise Speiß wird pre„parirt werden? süß oder sauer? Antwort: Halb „auf

„auf lateinische und halb auf teutsche Art, das ist,
„durchaus sauer und bitter. Dann, wan ich die
„ersten Silben von dem Wort Heuschrecken mit la-
„teinischen Buchstaben schreib, so heißt es Heu!
„zu teutsch so viel als: **Ach!** oder **Weh!** Ja
„weilen wir ohnedem in einem Thal uns befinden,
„(denn was ist die Welt anders, als vallis Lacry-
„marum, ein Thal der Zäher!) lasset uns an den
„Eccho eine Frag stellen; sag an Eccho, was be-
„deuten die Heuschrecken? Antwort: **Schröcken!**
„Jetzt ist die Speiß halb auf lateinische und halb
„auf teutsche Art præpariret, das ist durchaus bit-
„ter. Jetzt wisset ihr was die Heuschrecken bedeu-
„ten, nemlich sie bedeuten nichts, als **Ach! Weh!**
„und **Schröcken!** ꝛc. ꝛc. „

Nun wissen wir doch, wo auf dem Titel das Echo hergekommen; nämlich weil die Welt ein Thränenthal ist: und dafür kann der ehrliche Pater **Dorn** nichts. Es wird ihm indessen bey seiner lateinischen Garküche bange vor Tumult; daher heißt es im Anfange des ersten Theils: „Damit aber meine Pre-
„digt eine Austheilung bekomme, und meine Gäst
„nit unordentlich tractieret werden, so theile ich sie
„ab in zwey Tisch, nemlich, Divisio, 1. In Herren
„Tisch. 2. In gemeinen Tisch. Geduld! Pars
„prima. So bedeuten denn die Heuschrecken nichts
„als: **Ach! Weh!** und **Schröcken!** Ja, H. Z.
„bildet euch nit ein, als sey diß ein leerer Eccho-
„Ruff; sondern wan ihr darob zweifflet so fraget
„länder und Städt, ja die Göttliche Schrifft selbst,
„und ihr werdet dise Wahrheit bestätiget finden.

„Was

„Was bedeuten die Heuſchrecken? **Schröcken** ſagt „Africa; dann durch diſe Thier iſt in der Land„ſchaft Numidien ein ſolche Peſt entſtanden, daß „gegen 90000. Menſchen zu Grund gangen ſeynd. „Was bedeuten die Heuſchreckenſ? **Schröcken** „ſagt Frankreich . . . Was bedeuten die Heu„ſchreckrn? **Schröcken** ſagt die Inſul Formoſa „und Tayowan . . . . Was bedeuten die Heu„ſchrecken? **Schröcken** ſagt die Inſul Lemnos! „Was bedeuten die Heuſchrecken? **Schröcken** „ſagt Kircherus, als welcher dieſe Thier für den ge„wiſſeſten Vorbotten der Peſt haltet, abſonderlich „wenn ſie gelb und grünlicht ſeynd. Was bedeu„ten die Heuſchrecken? **Schröcken** ſagt Andreas „Alciatus in ſeinen ganz kläglichen Verſen:

Scilicet hoc deerat, poſt tot mala, denique noſtris,
Locuſtae ut raperent, quidquid ineſſet agris?
Hæ fœnum, milium, farra omnia conſumpſerunt,
Spes in anguſto eſt, ſtant niſi vota ſuper.

Endlich ſagt auch noch die heil. Schrift daß die Heuſchrecken, **Schröcken** bedeuten: Sementem multam jacies in terram, et modicum congregabis, quia locuſtae devorabunt. Du wirſt viel Saamens in die Erde werfen, und wenig einſammlen, dann die Heuſchrecken werden alles freſſen.

Das Eccho hat alſo recht gehabt, und der Herr Pater will nur immer anfangen aufzutragen. Er beſinnet ſich aber wieder anders, und meynet, er habe eben nicht Urſache zu eilen: denn der Herrentiſch wäre nicht groß. Warum das? Wir haben doch ziemlich viel Leute, und zwar ſolche Perſonen, dar-

Angelsächsischen Sprache, ingleichem die Runen der Nordlander, und die so genannte grosse und kleine Mönchsschrift durch fleißige Ubung wohl bekannt machen, um in Lesung der Qvellen ungehindert fortzukommen. Ferner sind diese Qvellen selbst sorgfältig durchzugehen; deren hier ein ziemlicher Theil nach der Zeitordnung nahmhaft gemachet wird. Sodann muß man die Glossas und Glossaria Rabani, Keronis, Lipsii, Goldasti, Junii, Somneri, und anderer, wie nicht weniger die von Stadenio, Palthenio, Eccardo, u. s. w. ihren Herausgaben altdeutscher Schriften beygefügten Wort-Register öfters nachschlagen und daraus das dienlichste bemerken; dergleichen ebenfalls mit Mareschalli Anmerkungen zum Evangelio Gothico, mit Stadenii seinen zum Ottfrido, mit Paltheni seinen zum Tatiano, mit Eccardi seinen zu der also von ihm genannten Catechesi Theotisca, und andern Schriften gleicher Art, ohne anders vorzunehmen ist. So dürfte zuletzt auch nicht undienlich seyn, allenthalben die übergebliebenen Reste der Deutschen Sprache aus den noch vorhandenen Schriften der Griechen und Römer, aus den alten Gesetzen der Deutschen Völker, und wo nur sonst irgend etwas hieher gehöriges anzutreffen seyn möchte, mit Aufmerksamkeit zusammen zu tragen.

Nachdem bisher erzehlten Vorschlage leget der Herr Autor selbst die Hand an einen Versuch einer solchen Sammlung erstgepriesener Reste; von denen wir auch ietzo einige, vor andern merkwürdige, Proben mittheilen wollen. Zuförderst aber müssen wir erinnern, daß er zu desto bequemerer Vorstellung

an geſehen, die man nicht gern warten läßt. Hr. Dorn antwortet aus dem Evangelio: pauperes evangelizantur, nur denen Armen wird das Evangelium geprediget; wobey er ſich mit Wehmuth beſinnet, daß, weil in Chriſti Predigten nur gemeine Leuth waren, turba ſequebatur eum, man auch leider! jetzt dafür halte, die Prediger wären nur für gemeine Leuth. Es muß auch wirklich denen vornehmen Gäſten, die wir in der Synopſi an dem Herrentiſche geſehen, ſeine lateiniſch deutſche Kochereyen nicht angeſtanden, und ſie von dannen getrieben haben: denn es heißt hier: „Fürwahr! ich „bedaure nit wenig, daß ich an den Herren-Tiſch „keine Kayſer, König, und groſſe Monarchen ha„be; dann ich wollte ihnen, weiln groſſe Häupter „ohne das ſeltſame Speiſen hoch ſchätzen, keine ge„meine ſonder gantz wunderbahre Heuſchrecken auf„ſetzen, nemlich diejenige, ſo Joannes in ſeiner wun„derbaren Offenbahrung geſehen hat; und wie ha„ben ſie wohl ausgeſehen? habebant coronas aureas „ſuper caput, ſie hatten auf ihren Häuptern gleich„ſam geldene Cronen. Ja! diſe kronentragende „Heuſchrecken gehören für gekrönte Monarchen, „und Regenten, ſonderbar für jene, von denen man „nit ſagen kann, corona aurea ſuper caput ejus „expreſſa ſigno ſanctitatis, daß ſie Cronen tragen, „darauf man das Zeichen der Heiligkeit ſiht, ſon„dern vielmehr ſigno vanitatis, das Zeichen der „Eitelkeit. Und was ſeyn das für Regenten? Es „ſeynd diejenige, welche vil Dicaſteria aufrichten, „und dennoch wenig Juſtitz adminiſtriren; es ſeynd

„die-

„diejenige, welche nur den Nahmen eines Regen-
„ten führen, in der That selbsten aber weder sich,
„noch ihre Unterthanen regieren können oder wol-
„len; es seynd diejenige, welche die kleine Dieb
„hencken lassen, die grosse aber zu sich in das Ca-
„binet einladen, und über andere als Steuermän-
„ner der Gerechtigkeit erheben; es seynd diejenige,
„deren allgemeiner Hoff-Bescheid ist, consolami-
„ni vos in verbis illis, will sagen, bey welchen we-
„der das Capital noch Interesse zu hoffen, bis alles
„præscribiret, oder ad manus mortuas kömmt. Es
„seynd diejenige, welche mit wohlhabigen Land-
„sassen, wie mit fetten Ochsen umgehen. Gewiß-
„lich, es ist kein Wunder daß die Heuschrecken al-
„les auffressen, Regem locusta non habent, dann
„sie haben nach Zeugnuß Salomonis keinen König,
„folglich thut ein jeder was er will. Manches
„Land hat einen König und Regenten; aber was
„für einen? einen solchen, der so vil nutzt, als hät-
„te es keinen. Einen solchen, der Augen hat und
„nit siht, was? den elenden Zustand seines Lands daß
„nemblich die Arme unterdruckt, die Pupillen ihrer
„Güter beraubt, die Aemter plus offerenti feil
„gebotten, das Publicum vernachläßiget, und eine
„verderbte Sclaverey der Unterthanen eingeführet
„werde. Einen solchen, der Ohren hat und nit
„hört, will sagen, nit anhört die aufrichtig wohl-
„meynende Rathgeber, deren Gutachten nit ist,
„ecce nova facio omnia, dieses alles soll neu wer-
„den, sondern das alles solle bey dem Alten verblei-
„ben. Einen solchen, der einen Mund hat und

„nit

„nit redet, das ist, nit befilcht, daß die in der Pri-
„vat-Interesse-Schul übel-instruirte Projectisten,
„künftighin nit mehr aufsagen sollen, biß sie besser
„und mehrer gelehrnet haben . . .

„Aber damit ich nit zu vil rede, so will ich schwei-
„gen, und anstatt meiner eine hohe Dam reden las-
„sen; dann eine solche Nachtigal last man eher sin-
„gen, als eine schwartze Amsel. Rede dann statt
„meiner, O Bethsabea! und sage allen hohen
„Monarchen und Regenten, was du zu David dei-
„nen Herrn und König geredt hast, nemblich: in te
„oculi respiciunt totius Israel: wisse O Monarch!
„wisse O Regent! auf dich sehen die Augen deines
„gantzen Lands . . . Gott wird sich nit gnädig
„erzeigen denjenigen, so ihren Unterthanen fast alles
„(und zwar allergnädigst) abnemmen. Die Schaaf
„scheeren ist nothwendig und erlaubt; aber die Haut
„über die Ohren abziehen, ist unverantwortlich und
„bey Gott ein verhaßte Sach; will sagen, die An-
„lagen seynd billig, aber sie müssen nit aus der
„Cantzley eines Tyrannischen König Achab decre-
„tirt werden. Die Statuen des Nabuchodonosors
„hat nit lang gedauret, sondern ist von einen klei-
„nen Steinlein zertrimmert worden, und warum?
„wollte Gott, daß alle Regenten die Ursach wohl
„zu Gemüth nemmeten! Darum, weilen die Me-
„tallen nit recht ausgetheilet waren; das Haupt
„ware von Gold, die Brust und Armb von Sil-
„ber, die Füß aber von Eisen, Laim und Erden.
„Auf gleiche Weiß, wann der Fürst, als das Haupt,
„will alles Gold haben, die Brust und Armb, ver-

„stehe die Minister und Beambte alles Silber, also „daß denen Füßen, das ist den Unterthanen, nichts „als Eisen, Laim und Erden bleibt, so ist kein Dauer „zu hoffen, denn so schwache Füß können keinen so „schweren Last ertragen. „

Von dieser gewiß supersinnreichen Auslegung jener Wunderbildseule, wollen wir mit dem Herrn Pater Dorn die Minister und Räthe bedienen helfen. Wir wissen es schon, daß es wieder Heuschrecken setzen wird; aber was für welche? denn in seiner Speisekammer hat er dieses Ungeziefers gar viel. Er erkläret sich auch gleich, daß es dergleichen seyn werden, als Johannes in der Offenbahrung gesehen, die Angesichter gehabt wie Menschengesichter. Von diesen meynet er nun, daß sie ihres falschen Ansehens wegen „ein schöne Speyß „für die Herren Minister seyn werden, bey denen „hinter jedem Worte das quasi steckt, die nämlich „im Herzen arge Füchß, und ertzfalsch seyn; welche, wie das Cameel alle Farben annehmen, nur „nicht die weisse Farb der Redlichkeit; denen fast bey „jedem Wort der Machiavell aus dem Maule stinckt; „welche die Fehler ihres Landsfürsten immerdar „vergolden, damit sie nur mehr und mehr Gunst „erlangen; welche es nit achten, wenn sie schon in „Ungnad Gottes stehen, wenn sie nur in ihres Kö„nigs Gnade bleiben; welche ein Groß Geschrey „vom Publico machen, aber anbey das Ruder so „vortheilhafftig führen, daß das Orlog-Schiff im„mer in ihren Haven läufft. Fürwahr solche „Räth zeigen quasi facies hominum, gantz redliche

„Ge-

„Geſichter, aber das quaſi laßt keine Redlichkeit zu.
„Sie ſchläfern ihren Herrn ein, wie die Meer Fräu-
„len, daß er nach und nach mit Land und Leuten
„zu Grunde geht . . . Gewißlich hart gepreßte
„Unterthanen dörffen ihren armſeeligen Zuſtand
„niemand zuſchreiben, als denen Gott- und Gewiſ-
„ſenloſen Räthen, die auf nichts ſtudieren als wie
„ſie ſich bereichern mögen. Hat der Naboth einen
„wohlgelegenen Weinberg, ſo weiß man ſchon wie
„man ihn darumb bringen könne. Hat der Mephi-
„boſeth einen guten Acker, ſo hat man ſchon Mit-
„tel denſelben auch ohne Geld einzukaufen. Hat
„der Unterthan ein gutes Pferd, ſo reuts der Be-
„ambte, oder gar der Ambtmann davon, und ſolt
„der Teufel den Steig-Bügel zum Aufſitzen hal-
„ten. „ In dieſem Eifer fährt unſer Herr Spei-ſewirth gegen die Herren Räthe noch eine gute Weile fort, und droht ihnen hernach, daß es ein garſtig Ende mit ihnen nehmen werde. Es heißt:
„Ja, bedenket mit Schröcken den traurigen Aus-
„gang des bey dem König Aſſueri höchſt beliebten
„Miniſters des Amans. Dieſer hörte zwar aus
„dem Mund des Königs (wie vieleicht auch viel
„aus euch) diſe angenemme Wort: De populo
„age, quod tibi placet; ſchaffe mit dem Volk was
„dir gefallt. Aber Gott hat das placet nit gefal-
„len; dahero hat er das Blat umgekehret, und
„wurde Aman zum Schröcken aller gottloſen Mi-
„niſter bis an Galgen promovirt. „ Dieß heißt nicht nur bitter, ſondern auch grob tractiert!

Es kömmt die Reihe an die ungerechten Richter. Johannes muß abermals die Heuschrecken hergeben; es heißt von ihnen: erant quasi equi ad prælium. **Fürwahr diß ist ein Speiß für die ungerechten Richter** heißt es, und der Redner kömmt von selbst auf die Frage, **warum?** Er meynt aber, weil ein zum Streite rüstiges Pferd gleichsam ganz blind ist; allen Gefahren und allem Widerstande trotzet; so gäbe es auch Richter, welche, wie dieses Pferd, ganz blind und unbedacht im Urtheilsprechen wären; es gäbe Richter, welche handeln, sicut equus et mulus quibus non est intellectus, **wie ein Pferd und Mauleſel, die keinen Verstand haben.** „Was aber, heißt es, ist wohl „Ursach? „ nichts anders, als der goldene Zaum „und der silberne Sporn, will sagen, Gold, Silber „und anders, wodurch sich ungerechte Richter besteche „chen lassen. Ja wer mit den thorechten Jungfrauen ohne Oehl zum Richter kommt, das ist, „nit schmieren kan, hat kein ander Antwort zu „hoffen, als nescio vos. Herentgegen das Faust-„Recht gilt! will sagen, der was in der Faust hat, „dem fliegen Klaffter-lange Willkomm entgegen, „und steht das Fiat schon unter der Thür, sobald „das petitum anbocht. Nemlich es ergeht denen „Klagenden wie denen Schaafen; diſe von grossen „Platzregen verfolget, lauffen denen Stauden und „Hecken zu; aber sie kommen gemeiniglich nit „ungerupfft davon. „

Die untreuen Beamten folgen nunmehr, und bekommen diejenige Art von Heuschrecken, davon es heißt,

heißt, dentes earum dentes Leonum. Er findet eine große Aehnlichkeit unter solchen Beamten und den Löwen: denn es wird alles zerrissen, was jenen oder diesen in die Klauen geräth. Der P. Dorn weis auch woher dieses kömmt, und er mag es selbst sagen: „Es gibt einige, welche hoch chara-„cterisiert, aber schlecht salariert seynd, und dahero, „damit sie ihrem Character gemäß leben können, „müssen sie ihnen per singularem industriam, auf „deutsch, durch sonderbar ausgesonnene Diebstähl „um Mittel sehen. Es gibt einige, welche so treu-„lich mit ihrem Herrn theilen, daß sie den Kern für „sich behalten, ihm aber die Schalen geben. Ja man „stihlt oft ohne Scheu 40000. Gulden, und wird „man in flagranti erwischt, so kommts auf 20000. „Gulden Straf an; bleiben also ihnen dannoch „20000. Gulden übrig. Es gibt einige, welche „in ihrer Rechnung bestehen, wie jener untreue Ver-„walter im Evangelio, so nach abgelegter Rech-„nung seinem Herrn noch 1000 Pfund schuldig „verblieben: daher der König Befehl gegeben, daß „man ihn, sambt Weib und Kindern verkaussen „sollte; aber warum Weib und Kinder? Nemlich, „er hat seinem Weib und Kinder allen Ubermuth „zugelassen. Das Weib ist aufgezogen wie eine „Dam, die Tochter wie ein Fräulein, der Sohn „wie ein Baron. Die gnädige Frau prangete wie „ein abcopierte Cleopatra, und wollte nit zu Fuß „gehen, sondern in der Gutschen fahren; die Gut-„schen wollte nit gehen ohne Pferd; die Pferd woll-„ten nit ziehen ohne Haber und Heu und Bedien-

„ten, alſo kein Geld erklecken wollen. Wegen einer „ſolchen Frauen wird leyder der Bauer gar oft ein „Herr; aber nur mit einem r. Nemblich, damit „der Frauen, Kaſten, Kuchel, Gewölb und Keller „voll werde, heißt es beſtändig ohn Unterlaß: Bauer „ſchaff her! Bauer bring her! Bauer trag her! „Bäuer führ her! „ ꝛc.

Wir wollen auch einen Theil von dem Schröcken über dieſe Beamte anſehen: denn es iſt gar zu liſtig ausgeſonnen: „ Weh euch ungerechten Rich„tern! die ihr das Jus zwar geſtudiert habt, aber „das Verkehrte practiciert, will ſagen, der *Jus* per „Anagramma *vis* heißt, und alſo per fas et nefas „der Gerechtigkeit ein Ohr abdrehet. Weh euch „ungerechten Richtern! die ihr euch zwar Doctores „der **Rechten** nennet, aber ſelten ſprechet was Recht „iſt, ihr werdet einſtens Doctores zur **Linken** ſeyn, „wenn der Ober-Richter Chriſtus eure falſche Ur„theil durchſuchen wird. Alsdann werdet ihr er„fahren, daß die von euch erpreßte Accidentien viel„mehr ſeyn Occidentia, weilen ſie ſich mit den ſie„benden Gebott non furaveris nit vergleichen. Ja „wenn auch nit gewiß iſt was **Plinius** ſchreibt, „daß die Heuſchrecken mit Oel beſprengt ſterben „müſſen, ſo iſt doch gewiß, daß vile Richter, wel„che ſich wie man pflegt zu ſagen, **ſchmieren** laſſen, „des ewigen Todes ſterben werden. Weh euch un„treuen Beambten! die ihr euren Weib und Kin„dern zu Lieb, Gott und eurem Herrn untreu wer„det; bey denen der Seiden-Wurm (verſtehe den

„ſei-

„ſeidenen Aufbutz der Frauen) gar oft einen beſtän-
„digen Gewiſſens-Wurm ausbrütet. „

Endlich hat **Johannes** noch Heuſchrecken geſehen, welche mit ihren Flügeln ein Geräuſch gemacht **wie das Raſſeln der Wägen.** Der **P. Dorn** beſinnet ſich, wem er dieſe vorſetzen ſoll, und er denkt ſie den untreuen Gerichtsdienern zu, die an dem Herrentiſche noch übrig ſind. Doch fällt ihm hierbey ein Gewiſſensſcrupel aus dem Ceremoniel ein. **Aber wie?** heißt es, **was haben die Gerichts-Diener bey dem Herren-Tiſch zu thun?** Die Antwort heißt: **wundert nit, bey dieſer Zeit iſt es ja der Brauch, daß Beambte und Gerichts-diener auff einer Taffel ſpeiſen, und mit einander ſchier Brüderſchaft trincken.** Das Evangelium hilft ihm auch wieder aus; denn darinn ſteht: noviſſimi erunt primi; welches Herr **Dorn** ſo überſetzt: **die Letſte ſeynd gar offt die Erſte**; man verſtehe dieſes aber ſo; daß wer ſeine Sache bey dem Richter gewinnen will, der muß ſich **erſt** bey dem **Gerichtsdiener** inſinuiren. Wenn man die Wagen nicht ſchmiert, ſo raſſeln ſie, das iſt hoffentlich jedem Leſer bekannt, und wenn man die Gerichtsdiener auch nicht ſchmiert, ſo raſſeln, poltern und drohen ſie; das ſagt **P. Dorn**, und man ſieht wohl, daß er aus allen Sprüchen und Sprüchwörtern machen kann, was er will. Sein theologiſcher Amtsfluch nun über dieſe Gerichtsdiener, oder das bekannte **Schröcken**, geräth ziemlich kurz: denn er beſinnet ſich, daß der **gemeine Tiſch** noch mit leerem Maule da ſitzt, und auch wohl gern was zu

essen haben möchte: zu diesem wendet er sich also im zweyten Theile.

Man bilde sich aber nicht ein, daß der P. Dorn nicht einen Unterschied werde zu machen wissen, und den gemeinen Tisch auch so herrlich bedienen werde, als den Herrentisch. Es möchte dem guten Manne, ohnedem Angst werden: Johannes hat nichts mehr übrig, seine Heuschrecken sind verzehret, und die Nebentische greifen gemeiniglich tiefer in die Schüsseln, als die Herrentafel. Es wird also wohl etwas wohlfeilere Speise aufgetragen werden, und der Redner ist so treuherzig, daß er es selbst gesteht. „Bishero, heißt es, habe ich ganz wunderbahre und „seltzame Heuschrecken aufgetragen, und billich; „dann auf den Herren-Tisch gehört nichts gemei„nes; anjetzo aber komme ich zu dem gemeinen „Tisch, dahero wird ich auch gantz gemeine Heu„schrecken auffsetzen, das ist, keine soliche mehr wie „Johannes gesehen, sondern solchie wie schon viele „Länder gesehen, und leyder! in unserm Teutsch„land mit gröster Forcht gesehen worden.„ Nachdem er sich nun eine tiefsinnige Frage in den Weg legt, warum nämlich diese Heuschrecken in so großer Menge kommen, welches er abermal mit der heil. Schrift zu beweisen für nöthig erachtet, so löset er dieselbe sehr gründlich dadurch auf, daß solches wegen der großen Zahl deren Sünderen geschähe, multiplicati sunt super locustas. Er beschließt also den Sündern anheunt Heuschrecken aufzusetzen, damit sie davon einen heilsamen Schröcken bekommen, und zur Buß schreiten sollen.

Die

lung derſelben, die alte Deutſche Sprache, als welche hier hauptſächlich in Betrachtung kömmt, nach Anleitung dreyer groſſer Zeitänderungen oder Periodorum, auch in drey beſondere Claſſen, und zwar gar füglich, abgetheilet habe.

Die I fängt mit der erſten Ankunft der uralten Celten und Teutoner in die Nordiſchen Gegenden von Europa an; und erſtrecket ſich bis auf die Zeiten des ältern Plinius, das iſt, gegen das Ende des erſten Chriſtlichen Jahrhunderts.

Die II gehet von da an fort bis auf die Regierung Carls des Groſſen.

Und die III erlanget ihre Endſchaft mit der Verfertigung der güldenen Bulle unter Carl dem IV. In der erſten kan die deutſche Sprache die älteſte, in der andern die alte, und in der letztern die mittlere genennet werden; nach welcher die junge oder neue, ſo von da bis auf unſere Zeiten gehet, ihren Anfang nimmt.

Bey der erſten Claſſe kommen die Uberbleibſel der ehmaligen Sprache 1) der Gallier und Belgier; 2) der Britannier; 3) der mittäglichen und Oberländiſchen Deutſchen Völker, die in und um den Schwarzwald gewohnet; 4) der Vindelicier; 5) der Noriker; 6) der Rätier; 7) der Pannonier, die von den heutigen Ungarn himmelweit unterſchieden ſind; und endlich 8) der Cimbrer in Erwegung; welchen man noch 9) die wenigen Broſamen der Celtiberier in Spanien beyfügen kan.

Zu der andern Claſſe werden gerechnet: die Sprach-Reſte 1) der Sueven, Burgundier,

Die Rangordnung nur unter den Sündern geht ihm im Kopfe herum; allein er beſinnet ſich kurz, und erwählet diejenige, die hier wahrlich die natürlichſte iſt: nämlich, die Hungrigſten werden zuerſt abgefertiget. Es heißt: „Aber welchen Sünderen ſoll „ich wohl zum erſten vorlegen? Das iſt leicht zu „errathen: Denen, welche den gröſten Hunger ha„ben. Und wer ſeynd dieſe? Es ſeynd diejenige „welche beſtändig den Fraß und die Schlemmerey „abwarten. Ja dieſen kan ich billich Heuſchrecken „aufſetzen, denn ſie ſind gleich denen Heuſchrecken. „Es ſtehet geſchrieben: **Du wirſt vil Saamens „in die Erde werffen, und wenig einſammlen, „dann die Heuſchrecken werden alles freſſen.** „Nemblich der Vatter, die Mutter, die Anfrau, „werffen offt vil Saamens in die Erden; das iſt, „hinterlaſſen ihren Kindern ein groſſes Vermögen, „welches jährlich groſſen Frucht tragen und umb „ein merkliches vermehret werden kunte: aber es „wird wenig eingeſammlet: warumb? die Kinder „ſeynd Heuſchrecken und verfreſſen alles . . . . „Ja viele Eltern beklagen ſich, daß es ihnen erge„het wie dem Job, deſſen Hauß zuſamm gefallen, „zu eben ſelber Zeit, da ſeine Söhne und Töchter „beym Eſſen und Trincken waren. Alſo geht offt „manches Hauß, mancher Acker und Wieſen zu „Grund, das iſt, werden verkaufft oder verſchriben, „da die Kinder Tag und Nacht dem Wohlleben, „dem Freſſen und Sauffen nachgehen. Aber was „rede ich von Kindern? ich ſollte vielmehr von de„nen alten Heuſchrecken als von denen Jungen re-

„den. Die Eltern führen ihre Kinder ſelbſt auf „alle Bier-Bänk mit ſich . . . Die Heuſchrecken „freſſen nichts liebers als Graß; aber viele Elte„ren freſſen und ſauffen nirgends lieber als im Graß, „will ſagen Sommers-Zeit in denen Gärten, und „grünen Luſt-Orthen. Heuſchrecken freſſen das „Graß auf dem ſie liegen; alſo bey vielen Elteren „iſt offt das Beth nit ſicher, auf dem ſie und ihre „Kinder ligen, ſie verkauffen und verfreſſen es.„ Man ſieht wohl, daß es einer ſolchen Einbildungskraft nicht unmöglich iſt, allenthalben wo ſie nur hinſchaut, Aehnlichkeiten zu finden, und Schlüſſe daraus zu ziehen. Z. E. weil Gula durch einen Buchſtabenwechſel **Gaul** heißt, ſo verſichert er die Schlemmer, daß ſie allerſeits auf dieſem Gaule, gleichſam als auf der Poſt, nach der Höllen zu reiten werden.

Er kömmt an die Ehrgeizigen und Hoffärtigen, und beſinnet ſich, daß er es gräulich bey ihnen verderbet haben werde, daß er ſie nicht zuerſt bedienet hat. Er läßt indeſſen die Folgen ihres Zornes an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, und leget ihnen vielmehr **ein curioſe Fragen** vor. Sie ſollen ihm ſagen, wie die Heuſchrecken die Gott der Herr dem Moyſi befohlen, aus Aegypten heraufkommen zu laſſen, wie dieſelben herauskommen ſind? Er hilft ihnen dieſes Räthſel ſelbſt auflöſen und ſagt, es ſey durch einen **Wind** geſchehen. Wie ſeynd ſie aber wider fortkommen? Antwort: widerumb durch einen **Wind**. Will man wiſſen was der erſte **Wind** bedeutet, der die Heuſchrecken **aufgehebt**, ſo verſi-

chert

chert uns der P. Dorn, daß er die Hoffart bedeutet habe, wobey er aus dem Auguſtin anführet, daß der Wind den Staub aufhebt, und der Meynung iſt, daß der Hochmuth den Menſchen eben ſo erhöhe. Was bedeutete aber der andere Wind, der die Heuſchrecken, wieder vertrieb? denn etwas bedeuten muß er doch, ſonſt käme der Herr Gaſtgeber übel zurechte. Er bedeutet alſo nach dem Gregorius ein großes Unglück; nach dem Origenes aber die Hölle ſelbſt. „Ja ja, der Hochmuth wird auch die Hoffärtigen in die Hölle ſtürzen:„ wovon der Herr Pater viele Exempel beybringen könnte; aber er muß weiter vorlegen gehen: denn es ſind der Hungrigen noch mehrere.

Nunmehr vertieft der Hr. Pater ſich in die Naturlehre und berichtet uns, daß die Heuſchrecken zween ſtarke Zähne haben, mit welchen ſie als mit einer Zange faſſen können; ja es ſollen gar einige ſchreiben, daß ſie bey dem Beiſſen, einen braunen Saft fahren laſſen, der die grünen Gewächſe gleich anfrißt und verderbet. Was wird er nun mit dieſen Leckerbiſſen anfangen? Umſonſt hat er ſie wahrlich nicht hervorgeſucht. Es heißt: **Dieſe Speiß ſetze ich auf denen Ehrabſchneideren, dann ſie haben ſtarke und überaus ſpitzige Zähn,** welches er abermals mit der Bibel beweiſt: Dentes peccatorum contriviſti. Wir hören hier daß einige von dieſen Ehrabſchneidern, beſchaffen ſind wie der **Gogglhan; dieſer kratzt offt den halben Tag im Miſt umſonſt, und wan er zuletzt ein kleines Körnlein findet, da gehet überlaut das**

ga

ga ga ga ga! an: also suchen die Ehrabschneider lang, und finden bey ihren Nechsten keinen Fehler, wann sie endlich nur das mindeste so tadelhafft ist finden, so sagen, ruffen, schreyen, schreiben sie es fast aller Orthen aus. Nabuchodonosors Statuen kömmt hier auch wider vor; denn wie sie von einem kleinen Stainl zertrimert worden, wie wir oben gesehen; so thun auch die Ehrabschneider das gantze Lob wieder vernichten, durch das kleine Wörtlein Aber. Der Herr Pater kunte noch vil sagen von diesem allgemeinen Laster; aber es seynd noch mehr Gäst übrig denen er vorlegen muß: und wir gerathen bey seiner zunehmenden Eilfertigkeit, darüber er hier bey den Ehrabschneidern, sogar seinen gewöhnlichen Fluch vergißt, auf den Argwohn, daß ihm bey allem Vorlegen und Aufsetzen endlich selbst zu hungern anfängt.

Er geräth bey der nächsten Classe von Gästen abermals in die Physick und erzählet, die Machometaner glaubten, daß Gott die Heuschrecken aus demjenigen Kothe gemacht habe, so von Adams Körperbaue übrig geblieben war. Ja es könnten vieleicht wohl gar einige Gelehrte auf die Gedanken gerathen, daß sie aus der Fäulniß entstehen, wenn sie nicht die Eyer sähen; welches denn gewiß ein großes Glück ist. Allein, was geht das den Herren Pater an? in sittlichem Verstande haben die Heuschrecken ihren Ursprung gleichwohl aus dem Koth, wil sagen aus dem Koth der Unlauterkeit, die die meiste Ursach dieser Straff ist. Merckt

es

es ihr Unflätige! diese Heuschrecken setze ich euch auf. Er geht in der Naturlehre weiter fort, und merket sehr vernünftig an, daß die Heuschreckeneyer nicht in kalten, aber wohl in warmen Ländern, ausgebrütet werden. Diese Wärme nun nimmt er wieder in sittlichem Verstande, und wie macht er das? Totus mundus in maligno! das ist in malo igne *positus est.* Wer hätte sich dieses träumen lassen? Es ist aber nicht anders! fast die ganze Welt ist entzunden mit unreinen Venus-Feyer. Aber wisset ihr verblendte unfläthige Menschen! die ihr mit den Israeliten nach stinckenden Zifflen trachtet, wisset daß die geile Lieb ein Dieb seye, welcher stihlt und raubt, was? die Gesundheit; was noch? den Verstand; was noch? zeitliche Mittel; was noch? die Seeligkeit. Kurtz der Himmel ist ein Schaafstall, in welchen keine stinckende Böck eingelassen werden.

Nun kömmt er an die Faullenzer, denen setzt er die Heuschrecken auf, die gar keinen Nutzen bringen: denn der Faule nützet auch niemanden. „Es gibt „Künstler und Handwercker, welche gantze blaue „Wochen machen, und an statt sechs Täg, kaum „sechs Stund arbeiten. Es gibt Doctores der „Rechten, welche offt in sechs Monat nit sechs Au„genblick das Corpus Juris durchblättern, sondern „mit einen kleinen Hand-Büchlein, so man Karten „nennet, ihre ganze Zeit zubringen; also daß man „sie zuletzt Stupores in Folio, Doctores in Duodez „betitulen kann. Es gibt Richter und Beambte,

„wel-

„welche so faul sind, daß sie auch denen zwanzig-
„jährigen Memorialien nicht den Staub abblasen,
„also daß ihre Schreibstuben fast zu einer Höll
„wird, ubi nulla est redemptio. Allein es ist
„Gottes Befehl schon lange über solche Schlenzer
„ergangen: Servum inutilem projicite in tenebras
„exteriores. Wisset dann ihr Schlenzer: Schrö-
„cken bedeuten die Heuschrecken„!

Nunmehr eilet der Herr Pater was er kann, daß er noch mit den **Unbeständigen** und **nit recht Beichtenden** fertig wird, und dann bestätiget sich unsere obige Muthmaßung wirklich. Es fängt dem ehrlichen Manne in rechtem Ernste an zu hungern, wie der Beschluß ausweist: „Jetzt hat das „Heuschrecken-Tractament ein End! ja ich selbst „hab unter währenden Aufftragen gleichsam einen „Appetit zum Heuschrecken bekommen; das ist, ich „möchte Heuschrecken essen; aber wie? wer macht „mir solches Verlangen? Vileicht die Parther, so „die Heuschrecken nach Zeugnuß Plinii für die an-„genemmeste Speiß zehlen? Nein! Vileicht die „Æthiopische Völcker, welche die Heuschrecken nach „Außsag Diodori, einsaltzen zu ihrer Nahrung? „Nein! Daher komt mein Appetit nit; sondern „ich möcht solche Heuschrecken essen, wie Joannes „in sittlichen und geistlichen Verstand gessen hat. „Und was waren das für Heuschrecken? es waren, „sagt Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, die „Heyden, Juden, und Sünder, die Johannes „zur Busse bekehret. Nemlich mit Johanne Heu-„schrecken essen, heißt Sünder zur Busse bekehren...

„Die

„Die Heuschrecken werden vertrieben, durch einen „grossen Schall oder Klang; also soll die Sünd „vertrieben werden durch jenen schröcklichen Po„saunen-Klang: Surgite mortui! O Mensch ge„denck an die letzten Ding, sonderlich an das Ge„richt, und du wirst ewiglich nit sündigen! Num„mehr ist die Frag: Was bedeuten die Heuschre„cken? Antwort: Schröcken. Ja dieser Schrö„cken soll erklecken, den Sünder zur Buß zu erwe„cken. Amen„!

So lächerlich nun auch dieses ganze Stück gerathen ist, so merken wir dennoch mit Vergnügen an, daß so gar viel Unsinn nicht mehr darinn herrschet, als in der ehemaligen Leichenrede auf Kaiser Karln den VII. Hat er diese Besserung seinem zunehmenden Alter zu danken; so fassen wir einige Hoffnung, daß es künftig immer besser gehen werde: hat aber gar unsere damalige kleine Züchtigung etwas dazu beygetragen; so ist es uns noch lieber, und wir wünschen zum Beschlusse, und zwar mit seinen eigenen Worten, daß dieses abermalige Schrecken, möge erklecken, den Pater Dorn zu einer gesunden Urtheilskraft zu erwecken.

* *

V.

Eines Gelehrten in Wien, Untersuchung: Welcher Wenzeslaus König in Böhmen, ein deutscher Dichter gewesen?

Wir

Wir haben im dreyzehnten Jahrhund. zween Könige in Böhmen, welche den Namen Wenzeslas geführet; nämlich den Vater, und den Sohn des berühmten **Ottocars**, welchen Kaiſer **Rudolph** von Habſpurg erlegte. Es entſteht daher die Frage: welcher von beyden eigentlich unter die Zahl der alten deutſchen Dichter gehöret? Ob es **Wenzeslas** der erſte geweſen, der im 1230. Jahre zur Regierung kam? oder ob wir dieſe Ehre dem andern Wenzeslas beylegen ſollen, der bis 1283. unter der Vormundſchaft Markgraf **Ottens** des langen von Brandenburg ſtund? und ob alſo die verliebten Gedichte von **Künig Wenzel von Behein** (a) an die ſchöne Tochter Kaiſer Philipps, oder an die liebenswürdige Prinzeſſinn Kaiſer Rudolphs, gerichtet geweſen?

Der Zweifel vergrößert ſich, wenn wir den Character, und einige Umſtände dieſer zween Könige betrachten die einander ſehr ähnlich ſind. Denn beyde wurden in noch zarter Jugend mit ihren Geliebten verlobt; beyde waren den Deutſchen geneigt, und hatten deswegen unterſchiedene Verdrießlichkeiten mit den Böhmen; beyden gebühret auch das Lob, welches unſere alten Poeten ihrem **Watzlab** bey-

(a) ſ. die Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſien ꝛc. a. d. 3. 4. ſ. 6. S.

(b) Hr. Prof. Schöpflin zu Straßburg meldet in einem Briefe an einen gelehrten Freund in Wien, daß dieſe Ausgabe von dem Hrn. Breitinger ſelbſt herrühret. Denn indem er von dem MS. der königl. Bibliothek zu Paris

beylegen: indem der erſte den Beynamen des **Freygebigen**, der andere aber den Titel des **Gütigen** mit Rechte verdienet. Alles dieſes nun machet die Entſcheidung ſchwer. Nichtsdeſtoweniger glauben wir ſo viel Gewißheit entdecket zu haben: daß dasjenige, was von **Wenzeslas** dem **deutſchen Dichter** gemeldet wird, unter obgedachten beyden Königen auf **den erſten** gezogen werden müſſe.

Der gelehrte Herausgeber der mehrerwähnten ſchwäbiſchen Poeſien (b) machet zwar den Ausſpruch für den letztern (c), und führet zum Zeugniſſe zween Dichter der damaligen Zeit, nämlich den von **Tannhauſen**, und den von **Horneck** an, welche des jungen **Königs us beheim** mit Ruhme erwähnen. Allein, ob es gleich gewiß iſt, daß das, was **Horneck** ſaget, den vortrefflichen Sohn des unglücklichen **Ottocars** angeht: ſo folget doch aus ſeinen Worten keinesweges, daß dieſer **Wenzeslas** auch der Dichter geweſen, von dem allhier die Frage iſt. **Tannhäuſers** Lobſpruch hingegen, der den Ausſchlag geben ſoll, zeiget grade das Gegentheil; weil ſolcher nicht von dem **andern Wenzeslas**, ſondern **von dem erſten** redet.

Die

Paris redet, ſo ſetzt er hinzu: M. Breitinger celebre Profeſſeur à Zuric, a qui j'en avois parlé a mon voyage de Suiſſe en 1744. Il en a fait la deſcription et publié une partie de ces Poeſies l'année paſſée ſous le titre: Proben der alten ſchwäbiſ Poeſie ꝛc. ꝛc.

(c) l. c. im Vorbericht, S. XXI. XXII.

Die Zeit, wenn Tannhäuſer geſchrieben, machet die Sache klar. Sein Gedicht, worauf man ſich beziehet (d), iſt im Interregno, als **Ottokar** in Böhmen herrſchte, geſchrieben worden: und wenn man den Inhalt genau erwäget, ſo wird auch die Jahrzahl deſſelben gar leicht zu beſtimmen ſeyn.

Tannhäuſer beklaget den trübſeligen Zuſtand, in welchem ſich das deutſche Reich, beym Abgange eines rechtmäßigen Oberhaupts befindet (e). Hauptſächlich bedauret er, daß die Mildigkeit bey den Großen faſt gänzlich verſchwunden ſey (f). Er rühmet zwar die Großmuth einiger noch lebenden Fürſten: behauptet aber gleichwohl, daß der gröſßte Theil derſelben bereits im Grabe liege. Sein Klagelied fängt bey dem ſchwäb. Hauſe an. Er beweinet den Verluſt Kaiſer **Friedrichs** (des andern) und ſeiner Prinzen König **Heinrichs** und König **Konrads**. Bey dem letztern bleibt er ſtehen; und dieſes beweiſt:

1) Daß Prinz **Conradin** damals noch am Leben geweſen, und daß folglich dieſes Gedicht vor dem 1268. Jahre verfertiget ſeyn müſſe. Hätte **Tannhäuſer** es ſpäter gemacht: ſo würde er nicht ermangelt haben, den kläglichen Fall dieſes Herrn, bey ſolcher

(d) l. c. S. 155. 156. 157. 158.

(e) Ich muos clagen Das bi kurzen Tagen
Du werlt wil an frouden gar verzagen ꝛc. ꝛc.
Nu iſt der Künig erſtorben
Vnd iſt das rich gar erbes vri ꝛc. ꝛc.

(f) Ein ander not Clage ich ſunder ſpot
Das reht milte iſt an den herren tot.

Heruler, Vandalen und Longobarden; 2) der Gothen; 3) der Franken; 4) der Sachsen; und endlich 5) der Schonen, oder alten Einwohner von Scandinavia.

Die dritte Classe begreift die Mundart 1) der Schweizer; 2) der neuerlich sogenannten Schwaben; 3) der Orientalischen Franken; 4) der Ober- und Niedersachsen; 5) der Frießländer und Holländer; 6) der Dänen und Norweger; 7) der Schweden und 8) der Isländer.

Um Weitläuftigkeit zu vermeiden, müssen wir den Lesern selbst nachzusehen und zu betrachten überlassen, was der hochverdiente Herr Verfasser bey dieser Gelegenheit für Gedanken von der ersten Bevölkerung Europä überhaupt anbringt; und auf was Weise er die Sitze und Wohnplätze der ehmaligen Celten bestimmet. Wir nehmen vielmehr noch die von ihm gesammleten Uberbleibsel von Stück zu Stück, und Classe zu Classe, ein wenig vor die Augen; dabey wir die erstbeschriebene Ordnung genau beybehalten werden. Also sind von ihm aus der ältesten Gallischen Sprache unter andern nachfolgende Wörter angemerket:

Aber, ein Seehafen.

Alaudd, eine Lerche, davon der Lateiner Alauda.

Alb oder Alp, ein Berg.

Arden, ein Wald; daher der Ardenner-Wald.

Bad, schlagen.

Bas, niedrig.

Braccae, die Hosen; Englisch Breache; Niedersächsisch Broeck.

Breg,

ſolcher Gelegenheit, gleichfalls zu betrauren (f). Da aber ſolches nicht geſchehen: ſo läßt ſich hieraus ſehr wahrſcheinlich muthmaßen, daß dieſes Gedicht längſtens im 1267. Jahre an das Licht getreten.

Ein fernerer Beweis dieſer Vermuthung, iſt der Lobſpruch Graf **Dietrichs von Brene**, und ſeines Sohnes, des Grafen **Conrads**. Unſer Dichter ſtellet dieſen, als einen noch unmündigen Herrn vor; und ſolches ſchickt ſich zwar auf die erſt beſtimmte, nicht aber auf eine ſpätere Zeit: denn um das 1269. Jahr regierte Graf **Conrad** ſchon, und ſein Vater war nicht mehr am Leben. Dieſes beweiſt ein alter Stiftungsbrief von dieſem Jahre, in welchem Graf **Conrad von Brene** den Tempelherren das jus patronatus über die Kirchen zu **Werhun** geſchenket (h).

Der dritte Beweis beſteht in dem Ruhme, welcher Landgraf **Albrechten** von Thüringen, dem älteſten Prinzen Markgraf **Heinrichs des Erlauchten von Meißen**, beygeleget wird:

Alſo der junge furſte wert
Der ſelbe us düringen lande.
Albrecht vil richen lob ufgat
Gebruoder ane ſchande.

ꝛc. ꝛc.
Ich wil von fürſten ſingen.
Der vinde ich laider cleinen gar,
Die nu nach lobe ringen
An dem man ie des beſten iach.

(f) Conradin ward den 29 Oct. 1268. zu Neapel enthauptet.

(h) Lucæ alter Grafen-Saal, p. 875.

Dieses aufgehende Lob des jungen Fürsten Albrechts, bemerket sehr deutlich den Anfang seiner Regierung, nämlich das 1267ste Jahr. Alle Geschichtschreiber, die von diesem Landgrafen handeln, sind einstimmig, daß er sich anfangs ganz vortrefflich angelassen; sie sagen aber auch, daß er bald aus der Art geschlagen. Die Ausschweifungen, die ihm nachmals den Beynamen des Unartigen zugezogen, fingen schon im Jahre 1269 an: mithin muß Tannhäuser seinen Lobspruch vor dieser Zeit verfertiget haben.

Den vierten Beweis giebt endlich der unvergleichliche Herzog Heinrich zu Breslau, dessen Güte, Großmuth und Gerechtigkeit allhier ungemein erhoben worden. Er kam im 1266. Jahre zur Regierung; und dieses machet der Sache den Ausschlag. Denn wenn man das obige dargegen hält: so folget nothwendig, daß unser Dichter zwischen dem 1266sten, und 1268sten Jahre geschrieben haben müsse.

Hieraus nun ergiebt sich zur Gnüge, daß der Ruhm, den Tannhäuser dem jungen König us Beheimland beyleget, den andern Wenzeslas unmöglich angehen könne, weil dieser zu derselben Zeit noch nicht gebohren war. Und als er im Jahre (i) 1278. zur Regierung kam, hatte das Interregnum

(i) Dieses ist nur von dem Jahre zu verstehen, da sein Vater Ottokar bey Stillfried im Marchfelde erschlagen ward. Der eigentliche Anfang seiner Regierung ist erst in das Jahr 1286. zu setzen, da er sich mit Kaiser Rudolphs Prinzessinn Judith vermählte. Die vorhergehenden Jahre

regnum, über welches Tannhäuſer klaget, bereits aufgehöret, indem Kaiſer Rudolph ſchon ſeit fünf Jahren, das deutſche Reich mit allgemeinem Beyfalle beherrſchte. Man ſieht alſo wohl, daß dieſes mit dem Inhalte des angezogenen Gedichtes gar nicht zuſammenſtimmet. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß der Ausdruck, deſſen ſich Tannhäuſer bedienet, bey dem erſten Anblicke etwas zweifelhaftig iſt. Die Worte:

Der junge Künig us beheim lant
Der lebt in Küniges maſſe.

ſcheinen die gegenwärtige Zeit, und einen jungen König von großer Hoffnung anzudeuten; welches denn gar wohl auf den andern Wenzeslas gezogen werden könnte, weil er als ein Kind von acht Jahren den Thron beſtieg. Allein da man, nach der alten Hauptregel, einen Text aus dem andern erklären muß; ſo iſt auch hier dasjenige zugleich in Betrachtung zu ziehen, was im Anfange des Gedichts von dem Könige in Böhmen geſaget wird. Es heißt daſelbſt:

Wa ſibt man noch ergleſten (k)
Als man by Künigen hat gepflegen
Den kunden vnd den geſten
Vs beheim lande ein Künig rich
Vnd ouch in oſterlande.

re aber enthalten wenig rühmliches für ihn, weil anfangs Markgraf Otto der Lange, und nach ihm Zabiſch von Roſenberg das Häft in Händen hatte, und jeder von ihnen nach eigenem Belieben herrſchte.

(k) l. c. S. 155.

Ein Lupolt und ein Friderich
Die lepten ane ſchande.

Füget man nun das folgende hinzu, ſo klingt der Inhalt ganz anders, und man ſieht deutlich genug, daß der Dichter nicht die gegenwärtige, ſondern die vergangene Zeit vor Augen hat, wenn er alſo redet:

Der junge künig us bebeim lant (l)
Der lebt in küniges maſſe
Wer geſach bi manigen ziten ie
So werdes Fürſten krone
Als er in bebein lande troug
Dem ſi ſinende alſo ſchone
Got helf des Sele us groſſer not!

Die letzte Zeile läßt keinen Zweifel übrig, daß hier nicht von einem noch lebenden, ſondern von einem bereits verſtorbenen Könige die Rede iſt, für deſſen Seelenruhe unſer Dichter ſeine Wünſche zu dem Himmel ſchicket. Hieraus erkläret ſich zugleich das Beywort der junge Künig, und daß der Verſtand deſſelben nicht auf die Jahre des Königes, ſondern auf die Zeit, wenn er gelebt, gezogen werden müſſe (m). Die Zweydeutigkeit rühret vielleicht von dem Abſchreiber her, welcher einen Buchſtaben

(l) l. c. S. 157.

(m) Wenn auch der Dichter ausdrücklich auf die Jahre des Königes gezielet hätte, ſo würde ſolches, in Anſehung des erſten Wenzeslas, gar nicht ungereimt ſeyn, weil die Jugend deſſelben, aus mehr als einer Urſache betrachtungswürdig war. Denn 1) ward er gleich nach der Taufe zum Könige gekrönet. 2) Ward er ſchon in der Wiege ein Bräutigam. 3) War er kaum 20 Jahre alt, da er, noch bey Leb-

ſtaben außengelaſſen. Denn unſeres Erachtens heißt der Ausdruck der junge König allhier ſoviel als der jungeſt, d. i. der letzte, oder jüngſtverſtorbene König, weil das, was darauf folget, keine andere Bedeutung zuläßt.

Dieſes nun könnte hinlänglich genug ſeyn, unſere oben angeführte Meynung zu beſtätigen: „Daß „nicht der ſechſte, ſondern der vierte König „in Böhmen derjenige ſey, den man in die „Reihe der deutſchen Dichter ſetzen muß „. Es giebt aber noch mehr Zeugniſſe, die für uns das Wort ſprechen. Tannhäuſer iſt es nicht allein, der dieſen König geprieſen: wir haben noch andere Denkmaale die ſeiner erwähnen. Der behein, über deſſen Verluſt ſich Boppo beklaget (n), iſt kein anderer als dieſer Wenzeslas. Meiſter Sigeherr, der um das Jahr 1252. ſchrieb, vergleichet ihn dem Alexander, Salomon und Artus (o).

Der drier lob treit ane ſcharte vnd ane krack
Watzlab der eren beie
Das iſt der die krone in behein lande hat
Sit er ob allen künigen ſo gekroenet ſtat
Als ob allen manoden tuot der meie.

Lebzeiten des Vaters, zum wirklichen König und Mitregenten beſtätiget ward, und 4) hatte er kaum das 47ſte Jahr erreichet, da er ſtarb, und war alſo noch in ſeinen beſten Jahren. Daß alſo der alte Tannhäuſer, auch in Anſehung des letztern Umſtandes, ihn mit Rechte einen jungen König nennen konnte.

(n) S. ſchwäb. Proben, p. 263. v. 3.

(o) l. c. p. 258.

Noch ein anderer Poet des vierzehnten Jahrhunderts, erneuert das Lob des vierten Königs in Bohmen funfzig Jahre nach ſeinem Tode (p); und nachdem er dieſen Watzelap zwar kurz, doch nachdrücklich geprieſen, ſo füget er hinzu: daß ſich an ſeinem Hofe ein thüringiſcher Ritter, Ludwig von Medlitz, (ein deutſcher Dichter) aufgehalten, und daß er ſolchen nahe bey Troppau mit anſehnlichen Gütern beſchenket habe (q).

Er machte in beymiſch im den gaſt
Dem chuniclichen ſtammes ein blunder Aſt
Vol eren vnd furſtilicher tat.

Dieſer einhällige Preis der damaligen Dichter überzeuget uns von der Freygebigkeit des Königes gegen dieſelben; und dieſe Freygebigkeit iſt ein ſattſamer Beweis von der Neigung ſelbſt, welche Wenzeslas zur deutſchen Dichtkunſt getragen. Er lebte zu einer Zeit, da dieſelbe im beſten Flore ſtund; Er unterhielt eine unzertrennliche Freundſchaft mit Kaiſer

(p) In einem teutſchen Heldengedichte von Landgraf Ludwigen in Thüringen, davon, zu gehöriger Zeit, Meldung geſchehen wird. Das Lob des vierten Koniges in Böhmen Watzelab, und ſeines Sohnes Otachers, befindet ſich in dem pergamentenen MS. der kaiſerl. Bibliothek auf dem 91ſten Blatte.

(q) Eben daſſelb. auf den 94ſten Blatte.

(r) Es ſind uns davon dreye übrig geblieben, die in den mehrbeſagten ſchwäbiſchen Proben nachgeleſen werden können. Das erſte fängt alſo an:

Vs hoher aventure ein ſueſſe werdekeit
hat minne an mir ze lihte berhat. ꝛc.

Das

Kaiſer Friedrichen, welcher der groſsmüthigſte Beſchützer der deutſchen Muſen war: was Wunder, wenn er einem ſo glänzenden Muſter mit Vergnügen nachgeahmet?

Es iſt daher ganz kein Zweifel, daß die verliebten Gedichte Königs Wenzels von Behein (r), von dem vierten Könige herrühren, und daß der ſchöne Gegenſtand derſelben, die Prinzeſſinn Cunigund aus Schwaben geweſen. Sie ward ſchon im 1208. Jahre mit ihm verlobt, da er kaum zwey Jahre alt war; denn Wenzeslas ward An. 1206. gebohren. König Primislaus, ſein Vater (s), hielt anfangs die Partie Kaiſer Ottens von Braunſchweig, wider Kaiſer Philippen aus Schwaben. Jedoch der ſtaatskluge Philipp fand endlich ein Mittel, dieſen mächtigen Feind auf ſeine Seite zu ziehen. Das Pfand ſolcher neuen Freundſchaft war die kaiſerliche Prinzeſſinn. Allem Anſehen nach iſt ſie einige Jahre älter als der Bräutigam geweſen. Ihre

Das andere:

Sit das der winter hat die bluomen in getan ꝛc.

Das dritte:

Es taget unmaſſen ſchone
Du nahst muos ab ir throne
Den ſi ze kriechen hilt mit ganzer vrone ꝛc.

(s) Premislaus hieng Kaiſer Otten dem vierten im Anfange ſo eifrig an, daß man ihn daher den Otto gar nannte. Dieſer Beynamen hat ſich nachmals auf einige ſeiner Nachkommen gleichſam vererbet, indem ihn nicht nur der Wenzeslas, von dem allhier die Rede iſt, ſondern auch deſſen Nachfolger Premislaus II. geführet. Wie denn überhaupt der letzte unter dem Zunamen Ottocar mehr, als unter ſeinem rechten Namen bekannt iſt.

Annehmlichkeiten müssen schon in der zärtesten Jugend vollkommen gewesen seyn. weil Pfalzgraf Otto von Wittelspach, der sich auf ihren Besitz Rechnung machte, über ihren Verlust in solche Verzweiflung gerieth, daß er sogar den Kaiser ihren Herrn Vater ermordete. Indessen genoß Cunigund in Böhmen mit dem jungen Wenzeslas die herrlichste Erziehung. Man weis die Zeit nicht eigentlich, wenn die Vermählung dieses vortreflichen Paares erfolget. Vermuthlich ist sie um das 1226. Jahr geschehen, da Wenzeslas von seinem Vater zum wirklichen Könige und Mitregenten erkläret ward. Vier Jahre darnach starb Primislaus, und Wenzeslas bestieg allein den Thron. Die Zufälle, die sich unter seiner Regierung zugetragen, gehören in die politische Historie; wir wollen also nur dasjenige berühren, was seine Person betrifft. Er hatte einige Jahre vor seinem Tode das Unglück, daß er sich auf der Jagd, an einem Aste, das eine Auge ausstieß; und daher hat man ihn nachmals den einäugigen Wenzel genannt; wiewohl er, wegen seiner Tugenden, einen ganz andern Beynamen verdienet hätte. Denn die böhmischen Geschichtschreiber stimmen in seinem Lobe, mit unsern deutschen Dichtern vollkommen überein, und rühmen ihn, als einen weisen, tapfern, gerechten, und großmüthigen Regenten. Seine Freygebigkeit war so groß, daß sie manchmal der Verschwendung gleichte. Man sagt, daß er gleichsam einen natürlichen Widerwillen gegen die Schätze besessen: so, daß er einsmals drey ganze Nächte nicht schlafen können, als man ihm einen Klumpen Silbers

in

in das Bette verſteckt gehabt. Seine groſſe Milde verband ſich dem ungeachtet mit einer ſtrengen Gerechtigkeit. Aus Liebe zu dieſer, ſaß er öfters ſelbſt zu Gerichte, und pflegte zu ſagen: Wie ich Gott beſtändig bitte, daß er mir dermaleins vor ſeinem gerechten Gerichte gnädig ſeyn möge; alſo iſt es auch billig, daß von mir ein jeder Recht und Gnade erhalte. Er ſtarb auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Beraun, den 22 Oct. 1253, im 47ſten Jahre ſeines Alters und 23ſten ſeiner Regierung, und ward zu Praq in der Altſtadt, in dem von ihm geſtifteten Franciſcanerkloſter begraben (t). Sein Prinz Ottocar folgte ihm in der Regierung.

W.

* *

VI.

Zweyter Theil.

Von dem Trauerſpiele Oreſtes.

Es iſt nöthig gleich anfangs zu bemerken, daß man in allen Materien, die die Alten abgehandelt haben, niemals glücklich geweſen iſt, wofern man ihre Schönheiten nicht nachgeahmet hat: denn der Unterſchied der Zeiten und Oerter macht nur eine ſehr geringe Veränderung. Was wahr und ſchön iſt, das ſchickt ſich auf alle Zeiten und für alle Nationen. Die Wahrheit bleibt allemal einerley, und die Alten haben ſie ergriffen, weil ſie nichts als die Natur ſuchten, davon das Trauerſpiel nur die Nachahmung iſt. Phädra und Iphigenia

(t) Hagec. Chron. Bohem. f. 305. ſeq.

genia sind überzeugende Beweise davon; und man weis wie schlecht es denen gelungen ist, die, da sie eben diese Materie abgehandelt, sich von diesen großen Mustern haben entfernen wollen. Sie haben sich in der That von der Natur entfernet, und es ist doch nichts schön, als was natürlich ist.

Es stellt sich noch eine andere eben so nützliche Betrachtung dar. Nämlich daß unter uns, die wahren Nachahmer der Alten sich ihre Art zu denken dergestalt zu eigen gemacht haben, daß sie ihre bekannte Harmonie und Zierlichkeit vollkommen erreichet. Die Ursache davon ist meines Erachtens diese, daß, da sie beständig diese Muster des guten Geschmackes und der gleich starken Schreibart vor Augen gehabt, sie sich allmählich angewöhnet, eben so zu schreiben; indem die andern, ohne Muster und Regeln, sich den Verführungen einer ungeordneten Einbildungskraft überließen, oder in ihrem trocknen Wesen beharreten.

Diese zween Grundsätze vorausgesetzt, glaube ich ganz vernünftig zu reden, wenn ich sage, daß der Verfasser von dem Trauerspiele **Orestes**, den **Sophokles** so viel nachgeahmet hat, als unsere Sitten es nur erlauben wollen: und so hoch ich auch das griechische Stück schätze, so glaube ich doch nicht, daß man die Nachahmung höher treiben dörfe.

Er stellet die **Elektra** und ihren Bruder allezeit mit ihrem eigenen Schmerze und der Rache ihres Vaters beschäfftiget vor, so daß sie keiner andern Empfindung fähig sind. Dieß ist nun gerade der Character, welchen **Sophokles**, **Aeschylus** und

Eu-

Breg, ein Riß; Franzöſiſch Breche.
Gal, ein fett gemäſtetes Thier; auf Deutſch geil, oder fett.
Glur, gefräßig; Franzöſiſch Glouton, ein Freſſer.
Mar, ein Pferd; auf Deutſch eine Mähre.
Pyren, eine Art von Gerſtentrank; auf Deutſch Bier.
Sapo die Seife; Franzöſiſch Savon.
Seg, der Sieg.

Aus der Brittiſchen oder Cambriſchen Sprache, in ſo ferne ſie nemlich älter als die im V. Jahrhunderte aufgekommene Angelſächſiſche Mundart iſt:

Dun, eine Stadt.
Dru, ein Eichenbaum; daher die Druiden.
Nef oder Neſo, der Himmel.
Tad, der Vater;

Welche beyde letzte Worte, ſo wohl nach dem Klang als der Bedeutung, im Sclavoniſchen gleichfalls vorkomen. Aus der Sprache der mittäglichen Celten, oder Hermionum:

Arcen, ein Wald; Z. E. Harzwald; Speſſard.
Erde, die Erde.
Ger oder Guer, der Krieg. Daher das Deutſche Wehr, Gewehr.
Ren, ein groſſer Fluß. Daher Rhein, rinnen.
Sud, der Mittag.
Trut, die Treue.
Veſt, feſt oder ſteif.

Aus der Sprache der dieſen letztern benachbarten Vindelicier, Rätier und Noriker, welche ſich

Euripides ihnen auch geben; er hat nichts davon ausgelaſſen, als die nach unſern Sitten zu harten Ausdrücke. In beyden Elektren herrſcht ein gleicher Entſchluß den Tyrannen zu ermorden; ein gleicher Schmerz bey Anhörung der falſchen Nachricht von des Oreſtes Tode, gleiche Drohungen, eine gleiche Heftigkeit in allen beyden.

Jedoch hat er die Elektra nicht vorſtellen wollen, wie ſie ihre Rache auf ihre eigene Mutter erſtrecket; indem ſie ihren Bruder zu dieſer abſcheulichen That ermahnet. Er hat beyden mehr Ehrfurcht gegen diejenige beygelegt, die ſie zur Welt gebracht hatte, und ſogar in die Rolle der Elektra, bald zärtliche und ehrerbiethige Triebe, bald aber was auffahrendes eingeſtreuet; nachdem ihre Hoffnung wächſt oder ſchwindet.

Die Rollen des Pylades und Pammenes ſcheinen mir gemacht zu ſeyn, um den Chor des Sophokles zu erſetzen. Wie viel Weisheit herrſchet nicht in beyden! und was für Empfindungen legt der Verfaſſer nicht dem erſten bey! Ich will nur zwey Beyſpiele davon anführen. Das erſte iſt aus dem erſten Auftritte des erſten Aufzuges genommen, allwo Pylades dem Pammenes antwortet, welcher erzittert, daß Oreſtes ſich ohne Volk und Waffen der Wuth des Aegiſthus, mitten in ſeinen Staaten und vor den Pforten ſeines Palaſtes, überläßt:

C'eſt aſſez, & du Ciel je reconnois l'Ouvrage,
Il nous à tout ravi par ce cruel Naufrage:
Il veut ſeul accomplir ſes auguſtes Deſſeins:
Pour ce grand Sacrifice il ne veut que nos Mains.

Tan-

Tantôt de trentes Rois il arme la Vengeance;
Tantôt trompant la Terre & frappant en Silence
Il veut en signalant son Pouvoir oublié,
N'armer que la Nature & la seule Amitié.

Das andere ist aus dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges. Pylades sagt darinnen der Elektra, daß Orestes den Göttern gehorche:

Les Arrêts du Destin trompent souvent nôtre Ame.
Il conduit les Mortels, il dirige leurs Pas,
Par les Chemins secrets qu'ils ne connoissent pas.
Il plonge dans l'Abime, & bientôt en retire,
Il accable des Fers, il elêve à l'Empire;
Il fait trouver la Vie au Milieu des Tombeaux . . .

Der Grund von der Klytemnestra Rolle ist ebenfalls aus dem Sophokles genommen, ungeachtet sie durch des Euripides Klytemnestra gemildert worden ist. Man sieht augenscheinlich in den beyden griechischen Dichtern, daß Klytemnestra oft im Begriffe ist, zärtlich zu werden. Sie rechtfertiget sich gegen die Elektra; sie höret ihre Vorwürfe an, und es ist gewiß, daß wenn Elektra mit mehrerer Behutsamkeit und Sanftmuth zu ihr redete, es unmöglich wäre, daß Klytemnestra damals nicht bewogen worden seyn, und eine Reue empfunden haben sollte. Weil nun der Verfasser des Orestes, um sich nach unsern Sitten mehr zu bequemen und uns desto besser zu rühren, die Elektra gegen ihre Mutter nicht so gar wild macht, so mußte er auch die Klytemnestra nicht so gar strenge gegen die Tochter seyn lassen. Eins folget aus dem andern. Elektra ist gerühret, wenn die Mutter ihr saget:

Mes

Mes Filles devant moi ne ſont point étrangeres,
Même en Dépit d'Egiſte elles m'ont été cheres;
Je n'ai point oublié mes premiers Sentimens,
Et malgré la Fureur de ſes Emportemens,
Electre, dont l'Enfance a conſolé ſa Mere,
Du Sort d'Iphigenie & des Rigueurs d'un Pere,
Electre, qui m'outrage, & qui brave mes Loix,
Dans le Fond de mon Cœur n'a point perdu ſes Droits.

Klytemneſtra wird ihrerſeits ebenfalls gerühret, da die Tochter ſie wegen ihrer Heftigkeit um Verzeihung bittet. Konnte ſie auch dieſen zärtlichen Worten wohl widerſtehen?

Eh bien! vous déſarmez une Fille éperduë;
La Nature en mon Cœur eſt toujours entenduë.
Ma Mere, s'il le faut, je condamne à vos Pieds
Ces Reproches ſanglans trop long-Tems eſſuyez;
Aux Fers de mon Tyran par vous même livrée
D'Egiſte dans mon Cœur je vous ai ſeparée;
Ce Sang que je vous dois ne ſauroit ſe trahir,
J'ai pleuré ſur ma Mere, & n'ai pû vous haïr . . .

Wenn aber hernach eben dieſe Elektra, da ſie die Mutter an dem Tode des Oreſtes für mitſchuldig hält, ihr bittere Vorwürfe macht, und ihr ſaget:

Vous n'avez plus de Fils; ſon Aſſaſſin cruel
Craint les Droits de ſes Soeurs au Trône paternel.
Ah! ſi j'ai quelques Droits, s'il eſt vrai, qu'il les craigne,
Dans ce Sang malheureux que ſa Main les éteigne;
Qu'il acheve à vos Yeux de déchirer mon Sein;
Et ſi ce n'eſt aſſez, prêtez lui vôtre Main.
Frappez, joignez Electre à ſon malheureux Frere.
Frappez, dis-je, à vos Coups je connoitrai ma Mere.

ſo iſt ja wohl nichts natürlicher, als daß Klytemneſtra böſe wird, alle ihre Strenge zuſammen nimmt, und der Tochter ſagt:

Va

Va! j'abandonne Electre au Malheur qui la ſuit!
Va! je ſuis Clitemneſtre, & ſurtout je ſuis Reine!
Le Sang d'Agamemnon n'a de Droit qu'à ma Haine;
C'eſt trop flater la tienne, & de ma foible Main
Careſſer le Serpent qui déchire mon Sein.
Pleure, tonne, gemis, j'y ſuis indifferente;
Je ne verrai dans toi qu'une Eſclave imprudente,
Flottante entre la Crainte & la Temerité,
Sous la puiſſante Main de ſon Maitre irrité.
Je t'aimais malgré toi, l'Aveu m'en eſt bien triſte!
Je ne ſuis plus pour toi que la Femme d'Egiſte;
Je ne ſuis plus ta Mere, & toi ſeule as rompu
Ces Noeuds infortunès de ce Coeur combattu,
Ces Noeuds, qu'en fremiſſant reclamoit la Nature,
Que ma Fille déteſte, & qu'il faut que j'abjure.

Dieſe Uebergänge vom Mitleiden zum Zorne, dieſes Spiel der Leidenſchaften, ſind unſtreitig ſehr tragiſch: und das Vergnügen, ſo ſie beſtändig bey allen Vorſtellungen verurſachet haben, iſt ein gewiſſes Zeugniß, daß der Verfaſſer, indem er ſowohl das Alterthum als die Natur zu Rathe gezogen, alles zu Hülfe genommen hat, was beyde ihm darbiethen konnten.

Wenn aber **Elektra** mit dem Tyrannen redet, ſo unterhält ſich ihr unerbittlicher Character dergeſtalt in einerley Stärke, daß ſie ſich auch ſogar nicht unähnlich wird, da ſie für ihren Bruder um Gnade bittet:

Cruel, ſi vous pouvez pardonner à mon Frere,
(Je ne peux oublier le Meurtre de mon Pere)
Mais je pourrois du moins muette à vôtre Aſpect,
Me forcer au Silence & peut-être au Reſpect.

Ich frage, ob in der Verwickelung des **Oreſtes**, als der einfältigſten, die vieleicht auf dem franzöſiſchen

ſchen Theater zu finden iſt, es nicht ein glücklicher Kunſtgriff ſey, den **Oreſt** in ſeinem eigenen Vaterlande, durch ein Ungewitter, eben denſelben Tag ankommen zu laſſen, da der Tyrann den Schatten ſeines Vaters beſchimpfet. Ob die Begegnung des Greiſes **Pammenes**, und der Auftritt, welchen **Oreſtes** und **Pylades** mit ihm haben, nicht nach dem reineſten Geſchmacke des Alterthums iſt, ohne eine Abſchrift davon zu ſeyn; und ob man ihn wohl, ohne erweicht zu werden, anſehen kann? Der letzte Auftritt des zweyten Aufzuges, zwiſchen der **Iphiſe** und **Elektra**, der eine ſehr ſchöne Nachahmung des **Sophokles** iſt, thut alle Wirkung, die man von ihm begehren kann.

Die Erklärung des Trauerſpieles **Oreſtes** ſcheint mir ſo vollſtändig zu ſeyn, als man nur wünſchen kann. Die Erzählung von **Agamemnons** Tode gleich im zweyten Auftritte, welche der Verfaſſer aus dem **Aeſchylus** nachgeahmet hat, würde auch dem unwiſſendſten Zuſchauer, das was vorhergegangen iſt, gleich beybringen: und kann wohl **Elektra** nach dieſer Erzählung, ihren Zuſtand genauer und umſtändlicher ausdrücken, als ſie in dieſen drey Verſen thut?

Je pleure Agamemnon, je tremble pour un Frere,
MesMains portent desFers, & mes Yeux pleins de Pleurs,
N'ont vû que des Forfaits, & des Perſecuteurs.

Dieſer Anſchlag, die **Elektra** zu hintergehen, um ſie zu rächen, und die vermeynte Aſche des **Oreſtes** hervor zu bringen, iſt ganz aus dem **Sophokles**. Das Orakel hatte ausdrücklich befohlen,

man sollte Agamemnons Tod durch List, δολοῖσι, rächen.

Der französische Verfasser setzet nur diesem Götterspruche noch eine entsetzliche Drohung bey, dafern Oreſtes ungehorsam wäre, und sich seiner Schwester offenbarete. Dieses weisliche Verboth war auch zur Ausführung seines Vorhabens nöthig. Die Freude der Elektra wäre gewiß ausgebrochen und hätte ihren Bruder verrathen. Und was konnte denn auch eine unglückliche Prinzeßinn, in Ketten, für ihn thun? Pylades hat Recht seinem Freunde zu sagen: seine Schwester könne ihn wohl verderben, aber helfen könne sie ihm nicht. Und an einem andern Orte:

Renferme cet Amour & ſi tendre & ſi pure;
Doit on craindre en ces Lieux de dompter la Nature?
Ah! de quels Sentimens te läiſſes-tu troubler?
Il faut vanger Electre, & non la conſoler.

Eben diese Drohung der Götter macht die ganze Verwirrung und Auflösung des Knotens; sie hält den Oreſtes gleich anfänglich zurück, als Elektra sich bey dem Anblicke der Urne, darinn sie die Asche ihres Bruders vermuthet, der Verzweifelung überläßt. Diese ist schuld an dem wüthenden Entschlusse der Elektra, ihren eigenen Bruder zu ermorden, den sie für des Oreſtes Mörder hielt. Diese Drohung der Götter ist es, die erfüllet wird, als der gar zu zärtliche Bruder ungehorsam geworden ist; sie ist es endlich, die den unglücklichen Oreſt so blind macht und außer sich selbst setzt, daß er seine Mutter umbringt, so daß er selbst gestrafet wird, indem er sie strafet.

Es

'Es war bey allen Alten ein ausgemachter Grundſatz, daß die Götter auch den mindeſten Ungehorſam gegen ihre Befehle, als das ärgſte Verbrechen beſtrafen: und dieſes macht diejenigen Verſe noch ſchöner, die der Verfaſſer im dritten Aufzuge dem Oreſt in den Mund giebt:

Eternelle Juſtice! Abime impenetrable!
Ne diſtinguez vous point le Foible et le Coupable?
Le Mortel qui s'égare, ou qui brave vos Loix?
Qui trahit la Nature, ou qui cède à ſa Voix?

Dieß ſind keine ſolche eitele und abgebrochene Sinnſprüche; dieſe Verſe halten ſowohl Empfindungen als Lehren in ſich. Sie entſpringen aus der natürlichen Philoſophie, die im Herzen wohnet, und die ein ganz eigenes Kennzeichen der Werke dieſes Schriftſtellers iſt.

Was iſt es nicht noch für eine Kunſt geweſen, die Eumeniden vor dem Verbrechen des Oreſtes, als Rachgöttinnen des Todes Agamemnons, und als Vorläuferinnen desjenigen Laſters einzuführen, welches ſein Sohn begehen ſollte? Dieſes ſcheint mir mit den Begriffen des Alterthumes ſehr wohl überein zu ſtimmen, ungeachtet es ein neues Beyſpiel iſt. Das heißt, ſo erfinden, als die Alten würden gethan haben, wenn ſie des Oreſtes Verbrechen hätten mildern müſſen. Dahingegen im Euripides und Aeſchylus, Oreſtes darum den Furien übergeben wird, weil er ſeine Mutter umgebracht hat: hier aber bringt Oreſt ſeine Mutter nur deswegen um, weil die Furien ihn beſitzen; und er iſt ihnen übergeben worden, weil er den Göttern

ungehorſam geweſen iſt, da er ſich ſeiner Schweſter entdecket hat.

In was für Verſen werden dieſe Eumeniden nicht aufgerufen?

Eumenides, venez, ſoïez ici mes Dieux.
Accourez de l'Enfer dans ces horribles Lieux,
Dans ces Lieux plus cruels & plus remplis de Crimes,
Que vos Gouffres profonds regorgeans de Victimes.
Les voici . . . je les vois, & les vois ſans Terreur;
L'Aſpect de mes Tyrans m'inſpiroit plus d'Horreur.

Der Verfaſſer von dem Trauerſpiele **Oreſtes** hat indeſſen unrecht gethan, daß er den Auftritt von der Urne weggelaſſen. Es iſt wohl wahr, daß eine gar zu große Zärtlichkeit uns zuweilen hindert, Stellen die ſo ſehr ſtark, und Züge die ſo männlich und erhaben ſind, recht zu empfinden. Faſt funfzig Verſe voller Klagen, würden vielleicht einer Nation zu langweilig vorgekommen ſeyn, welche ungeduldig und nicht gewohnt iſt, lange Züge von griechiſchen Auftritten zu ſehen. Gleichwohl hat der Verfaſſer darüber das ſchönſte und die erhabenſte Stelle des ganzen Stückes eingebüßet. Es iſt wahr, er hat dieſen Mangel durch eine neue Schönheit zu erſetzen geſuchet. Die Urne enthält nach ihm, die Aſche des **Pliſthenes**, eines Sohnes des **Aegiſthus**: es iſt alſo keine leere Urne. Der Tod **Agamemnons** iſt bereits halb gerächet: der Tyrann wird dieſes gräßliche Geſchenk von der Hand ſeines ärgſten Feindes erhalten; ein Geſchenk, welches in dem Herzen des unterrichteten Zuſchauers Schrecken erwecket, und bey der **Elektra**, die von nichts weis, Schmerzen verurſachet. Man muß auch geſtehen, daß

daß die Gewohnheit der Alten, die Aſche der Todten, und ſonderlich derer Todten zu ſammlen, die man zärtlich liebte, dergleichen Auftritte für ſie viel rührender machte, als ſie für uns ſind. Man mußte alſo das Erhabene, was ſie darinnen fanden, durch das Schrecken erſetzen, was der Anblick von der Aſche des **Pliſthenes**, als des erſten Opfers von **Oreſts** Rachgier, verurſachet. Daß ſich übrigens die Urne in den Händen der **Elektra** befindet, giebt abermals zu einem theatraliſchen Kunſtgriffe, bey der Ankunft des **Aegiſthus** und der **Klytemneſtra** Anlaß. Der Schmerz und die Wuth der **Elektra** ſelbſt, überreden den Tyrannen von der Wahrheit deſſen, was ihm **Pammenes** vorhin erzählet hatte.

Der neue Tragödienſchreiber hat ſich wohl gehütet, in Gegenwart des **Aegiſthus** eine lange Erzählung von des **Oreſtes** Tode zu machen. Dieſe Erzählung würde alle Fehler gehabt haben, welche von den Verleumdern des Alterthums, dem **Sophokles** aufgebürdet worden. Er ſetzet voraus, der Fremde und **Oreſt** hätten ſich zu **Delphis** geſehen. **Die Unglücklichen, ſagt Pylades, finden ſich leicht zuſammen, ſie verbinden ſich gar zu ſchleunig, und erzürnen ſich gar zu leicht.** Oben hatte bereits **Oreſtes** dem **Aegiſthus** geſaget, er habe ſich gerächet, ohne die Könige um Beyhülfe anzurufen. Dieſe Vorausſetzung iſt ungekünſtelt und ganz wahrſcheinlich; und ich glaube daß **Aegiſth**, den dieſer Tod ſo nahe angieng, ſich darüber ohne fernere Unterſuchungen tröſten konnte.

Man glaubt ja nur dasjenige gar zu leicht, was man mit heftiger Begierde wünschet. Uebrigens unterbricht auch Klytemnestra diese Unterredung, die sie zu Boden schlagt, und nachmals geht die Handlung so schleunig fort, eben wie im Sophokles, daß es dem Aegisth unmöglich ist, etwas mehrers davon zu erfragen, noch zu erfahren. Weil indessen der Character eines Tyrannen doch immer mistrauisch ist: so befiehlt er, man solle seinen Sohn suchen gehen, um sich von der Erzählung dieser zween Fremdlinge zu versichern.

Die Erkennung der Elektra und des Orestes, die sich auf die Natur und auf die Stimme des Blutes, wie auch auf die Muthmaßungen der Iphise, auf einige zweydeutige Worte des Orestes, und auf seine Erweichung gründet, scheint mir um so viel erhabener zu seyn, da Orestes, indem er sich entdeckt, einen Kampf ausstehet, welcher sehr viel zu der Zärtlichkeit hinzu setzet, die aus diesem Vorfalle entspringt. Dergleichen Erkennungen sind allezeit rührend, sie müßten denn sehr ungeschickt abgehandelt seyn. Die schönsten aber sind vieleicht diejenigen, die eine ganz unerwartete Wirkung thun, einen neuen Knoten schlingen, ihn fester zuziehen, und den Helden wieder in eine neue Gefahr stürzen. Wenn aber dieses flüchtige Glück denselben noch elender macht, alsdann wird das Herz verletzt, welches eben der wahre Endzweck des Trauerspieles ist.

Was nun diesen Theil des Zufalles betrifft, den der Verfasser des Orestes von dem Sophokles

aber bereits vor Christi Geburt mit denen Italienern vermenget,

Dun, eine Stadt, die keine eigene Gerichte hat; daher Campodunum, Noviodunum ꝛc.

Dur, eine befestigte Stadt.

Nor, der Norden.

Raet oder Rait, eine bergichte Gegend; welches Wort noch heute zu Tag in diesem Verstande bey den Graubündern üblich ist.

Die Illyrische und Celtiberische Sprachreste (denn von den Cimbrischen wird hier nichts eigenes gemeldet) gehen wir, als allzuweit entfernet, vorbey.

Von der andern grossen Zeitänderung sind aus der Suevischen Sprache:

Hermen, ein Held.

Olf oder Ulf, die Hülfe.

Ric, reich.

Aus der Burgundischen:

Bald oder Bold, tapfer, kühn.

Burg, ein Schloß.

Gisil, ein Freund, Geselle.

God, Gott.

Hild, Huld, Anmuth.

Hilp, Hülfe.

Sig, der Sieg.

Aus der Vandalischen:

Gisil, God, Hild, Ric, in der erstangezeigten Bedeutung; ingleichen

Vis, weis, sapiens.

Aus der Longobardischen:

Adel, der Adel.

entlehnet, und, wie er ſaget, nicht das Herz gehabt hat, aufführen zu laſſen: ſo bin ich anderer Meynung. Ich glaube wenn dieß neue Stück mit Schrecken vorgeſtellet würde, ſo würde es viel Schrecken erregen.

Man ſtelle ſich nur die **Elektra**, die **Iphiſe** und den **Pylades**, alle voller Schrecken vor, wie ſie ein jeder bey dem Geſchreye der **Klytemneſtra** ihr Erſtaunen zu erkennen geben. Mich dünkt, dieſe Abſchilderung müßte in **Paris** eben ſo viel Wirkung thun, als ehemals in **Athen**, und um ſo viel mehr, da **Klytemneſtra** in dem franzöſiſchen Stücke viel mehr Mitleiden erwecket, als in dem griechiſchen. Vieleicht könnten wohl übelgeſinnte Leute bey der erſten Vorſtellung ſich die Schwierigkeiten zu Nutze machen, dieſen Vorfall auf einer engen Schaubühne vorzuſtellen, welche durch die Menge der Zuſchauer noch eingeſchloſſener iſt, und irgend was lächerliches hinein mengen. Da es aber gewiß bleibt, daß die Sache an ſich ſelbſt gut iſt, ſo müßte ſie nothwendig auch mit der Zeit gut ſcheinen, troz allem Reden und Tadeln. Es wäre ſogar auch nicht unmöglich, die Schaubühne und Verzierungen auf eine dieſer großen Abſchilderung vortheilhafte Art einzurichten. Endlich ſo ſcheint mirs, daß derjenige, der nach dem **Aeſchylus** und **Euripides** ſo glücklich, ein Geſpenſt auf die Schaubühne zu bringen gewußt hat, auch gar wohl nach dem **Sophokles**, das Geſchrey der **Klytemneſtra** könnte hören laſſen. Ich behaupte, daß dergleichen Züge, wenn ſie recht angebracht ſind, das wah-

re Trauerſpiel ausmachen, welches nicht in galanten Empfindungen, nicht im Nachdenken, ſondern in einer pathetiſchen, ſchrecklichen und theatraliſchen Handlung, dergleichen dieſe hier iſt, beſteht.

Elektra hat im **Oreſt** keinen Antheil an dem Muttermorde, wie ſie in des **Sophokles Elektra**, und noch vielmehr in des **Euripides** und **Aeſchylus** ſeiner, hat. Was ſie dem Bruder in dem Augenblicke zuruft, rechtfertiget ſie:

. . . . . acheve & ſois inexorable!
Vange-nous, vange-la! (Clytemneſtre) tranche un Noeud ſi coupable,
Frappe, immole à ſes Pieds cet infame Aſſaſſin!

Ich kann nicht begreifen, wie eben dieſelbe Nation, die alle Tage ſonder Abſcheu die Auflöſung der **Rodogune** anſieht, und die Auswickelung im **Thyeſt** und der **Aſträa** anſehen kann, dasjenige Bild misbilligen ſollte, was aus dieſem Vorfalle entſtehen würde. Die Abſcheulichkeit einen Vater zu ſehen, der das Blut ſeines unſchuldigen und von einem barbariſchen Bruder ermordeten Sohnes, fließen ſieht, muß ja unendlich vielmehr Grauſen erwecken, als der unvorſetzliche und erzwungene Mord einer ſtrafbaren Frau; und zwar ein Mord, den die Götter ſelbſt befohlen haben.

Oreſtes iſt in dem franzöſiſchen Stücke unfehlbar mehr zu beklagen, als im **athenienſiſchen**, und die Gottheit iſt darinnen mehr geſchonet. Sie beſtrafet darinnen ein Verbrechen, durch ein Verbrechen; allein ſie ſtrafet den **Oreſt**, welcher ungehorſam geweſen, mit Recht: und eben dieſer Ungehorſam

ſam macht den rührendſten Theil des ganzen Stückes aus. Er wird nur ein Muttermörder, weil er mit ſeiner Schweſter, der Stimme der Natur gar zu viel Gehör gegeben: er wird unglücklich, weil er gar zu zärtlich geweſen; und alſo erweckt er Schrecken und Mitleiden.

Was die letzte Erzählung des **Pylades** betrifft, ſo ſehe ich nicht, was man dawider einwenden könnte. Die wiederholten Lobeserhebungen ſo man ihr zugeſtanden, erheben ſie über allen Tadel. Die Griechen ſind von der Stelle bezaubert worden, wo des **Aegiſthus** Tod ſehr ausführlich erzählet wird. Wie könnte denn unſere Nation dieſe misbilligen, die noch dazu eine unerwartete oder gegründete Aenderung mit ſich bringt; womit alle Zuſchauer um ſo viel zufriedener ſind, da ſie auf gar keine Weiſe angemeldet werden; da ſie ſo erſtaunlich als wahrſcheinlich iſt, und ganz ungezwungen zur Cataſtrophe führet.

Es iſt keine von denen gemeinen Auflöſungen, von welchen Hr. **de la Bruyere** redet, und man ſieht wohl, wie viel Kunſt dazu gehöret hat, dieſe Revolution von weitem vorzubereiten, da man den **Pammenes** im dritten Aufzuge ſagen laſſen:

La Race des vrais Rois tôt ou tard eſt ſervie.

Nunmehr frage ich, ob nicht die gelehrte Welt einem Schriftſteller verbunden ſeyn müſſe, der das Alterthum in ſeinem ganzen edlen Weſen, in aller ſeiner Größe und Stärke wieder herſtellet, und mit demſelben die äußerſten Beſtrebungen der Natur, ohne alle Vermiſchung der kleinen Fehler und elenden Liebes-

händel verknüpfet, die unſerer Schaubühne eine wahre Schande ſind.

Der Druck des Stückes giebt einem jeden die Erlaubniß von der Schreibart, den Gedanken, und denen Empfindungen zu urtheilen, womit es angefüllet iſt. Man wird daraus ſehen, ob der Verfaſſer den großen Muſtern gefolget iſt, und wie er es angefangen habe. Man wird eine große Menge aus dem **Sophokles** gezogene Gedanken darinnen antreffen. Dieſes war nicht zu vermeiden, und der Verfaſſer hätte auch nichts beſſers thun können. Viele Gedanken habe ich auch aus dem **Euripides** genommen oder nachgeahmet gefunden, die mir bey dem franzöſiſchen Schriftſteller eben ſo ſchön vorkommen, als bey dem griechiſchen ſelbſt. Dergleichen ſind dieſe Gedanken der **Klytemneſtra**:

Vous pleurez dans les Fers, et moi dans ma Grandeur . . . .
Vous frappez une Mere, et je l' ai mérité . . .
. . . . ἐκ ὅτου ἄγαν
χαίρω τί, τέκνον, τοῖς δεδραμένοις ἐμοί.

und dieſe Stelle der **Elektra**, die man ſo ſehr gelobet hat:

Qui pourroit de ces Dieux encenſer les Autels
S' ils voïoient ſans Pitié les Malheurs des Mortels?
Si le Crime inſolent dans ſon heureuſe Yvreſſe
Ecraſoit à Loiſir l' innocente Foibleſſe?
Πέποιθα δ' ἢ χρὴ μηκέτ' ἀγάδας θεὸς
Ἐτῶδε' ἴδων τὴν δίκην ὑπέρτερα.

Die Alten hielten dafür, man müſſe aus den untern Schauſpielern, ja ſelbſt aus denen, die zur Verwirrung das ihrige beytragen, nur ſtumme Perſonen

ſonen machen; und dieſes war unendlich beſſer, als die abgeſchmackten Geſpräche, die man heutiges Tages in den Mund, zweener oder dreyer Vertrauten eines Stückes leget. Man findet in dem Trauerſpiele **Oreſtes**, keine ſolcher müßigen Perſonen, die nichts thun als den Vertrauten Gehör geben: und wollte Gott, dieſe Erfindung gienge gar verloren! **Sophokles** und **Euripides** haben den **Pylades** lieber gar nichts ſagen laſſen, als ſolch unnützes Zeug. In dieſem neuen Stücke ſind alle Rollen rührend und nothwendig.

Nächſtens folget der Schluß.

* *

VII.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Ludwig Antons Muratori Geſchichte von Italien, nach Ordnung der Jahre vom Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung, bis auf das Jahr 1500, aus dem Italieniſchen überſetzt. Neunter und letzter Theil, vom 1378 bis 1500ſten Jahre. Leipzig, bey Bernh. Chriſtoph Breitkopf, 1750, in groß 4. Nunmehr haben wir alſo dieß ganze treffliche Werk ganz und vollkommen in Händen. Kenner der Geſchichte wiſſen zur Gnüge, daß die Geſchichte von Italien mit den Deutſchen, zumal im XIII. XIV. und XV. Jahrhunderte überaus genau mit einander verbunden ſind. Aber das wiſſen nicht alle, daß Herr Muratori ein ſo unparteyiſcher Geſchichtſchreiber iſt, der auch ſeines vermeyn-

ten

ten Oberhaupts der Kirche gar nicht schonet. Er hat alle die Ränke, Gewaltthätigkeiten und schlaue Regierungskünste von ihnen nicht verschwiegen, die auch der ärgste Schüler Machiavells nicht stärker hätte ausüben können. Noch mehr, er hat auch die übrigen Laster dieser obersten Bischöfe, dadurch sie der ganzen Kirche zum Gräuel wurden, und oft von den Versammlungen der Cardinäle gar ihrer Würde entsetzt wurden, fleißig beygebracht: so, daß dieses Werk eines **Katholischen**, eines **Italieners**, und eines **Geistlichen**, uns Evangelischen recht die Augen öffnen kann, die damaligen Gräuel des Pabstthums einzusehen, die itzo manchen so unbekannt sind. Was würde Hr. Muratori nicht noch geschrieben haben, wenn er die Geschichte der Reformation hätte berühren wollen; da er die Vorspiele derselben schon so offenherzig erzählet hat. Aber das hat er in einem Lande wie Italien ist, nicht wagen können. Genug daß wir einen Zeugen der Wahrheit an ihm haben, der, in dem was er schreibt, uns auch das zu verstehen giebt, was er nicht geschrieben hat. Druck und Papier sind hier so sauber, als man es aus der Breitkopfischen Buchdruckerey gewohnt ist.

2. Von der bekannten und mit Recht beliebten **Sammlung aller Reisebeschreibungen** zu Wasser und zu Lande, ist nunmehr bereits der VI. und VII. Theil ans Licht getreten. Man fährt noch immer fort, dieß nützliche Werk mit gleicher Sorgfalt und Schönheit zu übersetzen; so, daß wir gewisser maßen überzeuget sind, es sey im Deutschen schöner und anmuthiger zu lesen, als im Englischen selbst.

ſelbſt. Wir müſſen unſerm Vaterlande Glück wünſchen, daß ein Buch von ſo weitem Umfange, und ſo allgemeinem Nutzen ſowohl in Anſehung der Hrn. Ueberſetzer, als Verleger in ſo gute Hände gerathen iſt. Was die erſten mit der ſchönſten Sprachrichtigkeit und Anmuth zu geben wiſſen, das liefern die letzten in aller möglichen Schönheit und Zierde. In dieſen beyden letzten Theilen ſind die Beſchreibungen von China und Japan enthalten, darinnen auch die Arbeiten unſrer Landsleute, eines Neuhofs und Kämpfers ſehr genutzet worden. Man hat Urſache, der Vollendung eines ſo trefflichen Werkes, mit einer Art von Ungeduld entgegen zu ſehen.

3. Von des P. **Joſeph Barre allgemeiner Geſchichte von Deutſchland** iſt nunmehr gleichfalls ſchon der III. und IV. Band ans Licht getreten. Wir haben es dem Fleiße und der Aufſicht unſers berühmten Hrn. **M. Schwaben** zu danken, daß auch dieſes wichtige Werk unſern Zeiten Ehre macht. Nicht nur die genaueſte Sprachrichtigkeit und Schönheit der Schreibart, herrſchet darinn in ſolchem Maaße, daß alle, die ſich ins Hiſtorienſchreiben wagen, darinn ein Muſter finden können: ſondern es ſind auch hin und wieder, wo es nöthig war, gewiſſe Anmerkungen unter den Text geſetzet worden; die das, was Hr. **Barre** geſchrieben, entweder verbeſſern, oder erläutern, und durch Anführung der Quellen beſtätigen. Die Zeiten des III. Bandes gehen aus dem XI. Jahrhunderte bis ins XIIIte, im IV. aber bis ins XVte. Da wir alſo immer in neuere Zeiten kommen, ſo wird vermuthlich dieſe

Werk

Werk den Liebhabern einer bündigen Geſchichte, immer angenehmer werden: ſo viel auch manche aus allgemeinen Vorurtheilen, oder kleinen Aufklaubereyen, wider die Arbeit dieſes Ausländers, zu erinnern gefunden. P. Barre vergiebt noch zur Zeit den Deutſchen nichts, und zeigt dadurch, daß noch etwas von dem alten deutſchen Blute in ihm übrig ſey, aus welchem er herſtammet.

4. Mit gleichem Eifer und Fleiße werden im Korniſchen Verlage, ſo wohl die phyſiſchen, als die anatomiſchen, chymiſchen und botaniſchen Abhandlungen fortgeſetzt. Von den erſten haben wir an Oſtern ſchon den V. Theil, von den letztern aber den zweyten Band erhalten. Die gelehrte Feder des Hrn. Hofraths von Steinwehr iſt unermüdet, unſern Landsleuten ein Werk zu liefern, welches ein rechter Schatz von natürlicher Gelehrſamkeit iſt; der aber vorhin faſt den meiſten Liebhabern dieſer Wiſſenſchaften verſchloſſen war. Man lieſt hier mit Vergnügen, was die fleißigſte Beobachter der Natur, ſo wohl am Himmel, als auf der Erde, in einer Reihe von vielen Jahren angemerket und beſchrieben haben. Sonderlich findet man im V. Bande den ganzen Caſſiniſchen Tractat von der Figur der Erde, die man damals, aus der, durch ganz Frankreich gezogenen Mittagslinie des pariſiſchen Obſervatorii, beſtimmen wollen. Aber was für Wunder der Natur, was für Beweiſe von der Weisheit ihres Schöpfers trifft man nicht in allem übrigen an! So wird ein ſicherer Weg zu einer wahren Naturkunde gebahnet, die ſich ſo lange mit Erdichtungen behelfen müſſen.

Wie

Wie weit wird man es nicht bringen, wenn auch unſre deutſchen Naturforſcher dieſelbe Bahn betreten, und ihre Beobachtungen mit einer gleichen Schönheit und Nettigkeit beſchreiben werden, als ſie der Hr. von **Steinwehr** hier deutſch gegeben hat. Die Kupfer und der Druck ſind ſehr ſauber, und man muß es dem Hrn. Verleger zu beſonderm Ruhme nachſagen, daß er nichts daran geſparet hat; ob er gleich in Beſtimmung des Preiſes aller Theile, über die maßen billig geweſen iſt.

5. In eben demſelben Verlage iſt auch *Jean Legers*, allgemeine Geſchichte der Waldenſer, oder der evangeliſchen Kirchen, in den Thälern von Piemont, mit vielen Kupfern in 4. herausgekommen; welches wir dem Freyherrn **Hans Friedrich von Schweinitz** zu danken haben. Gehört gleich der eigentliche Inhalt dieſes Werkes nicht zu unſern Abſichten: ſo iſt doch die gute hiſtoriſche Schreibart, ſo wohl des Grundtextes, als des Hrn. Ueberſetzers ſehr zu rühmen. Man findet hier den Urſprung der Waldenſer aus den Ueberbleibſeln der alten chriſtlichen Kirche in ſolchen entlegenen Thälern, dahin die allmählichen Verderbniſſe Roms nicht hatten dringen können. Man findet aber auch die Grauſamkeiten und Barbareyen lebhaft beſchrieben, womit die Tyranney der Geiſtlichen in den letztern Zeiten dieſes arme Häuflein auszurotten geſuchet. Wir ſind verſichert, daß jedem Leſer, dem noch ein menſchliches Herz im Buſen ſchlägt, geſetzt daß er katholiſch wäre, das Verfahren dieſer Wütheriche nicht ohne Grauſen, Schrecken und Abſcheu wird leſen können. Denn wir trauen es ſelbſt den vernünftigen Katholiſchen

lischen heute zu Tage nicht zu, daß der Verfolgungsgeist sie dergestalt besessen habe, daß sie hier die Wuth ihrer Glaubensgenossen überall billigen sollten. Der gelehrte und berühmte Hr. D. Baumgarten hat durch eine weitläuftige und gründliche Vorrede dem Werke eine neue Zierde gegeben; von der wir aber der Kürze halber, nichts melden können.

6. Hr. Siegert, Buchhändler in Liegnitz, hat von **Jacob Saurins, ehmal. Pastor im Haage, Predigten** über verschiedene Texte der h. Schrift den zehnten Theil geliefert, und diesen hat uns Hr. M. Joh. Joach. Schwabe übersetzt. Wir müssen es bekennen, daß wir hier im Deutschen den ganzen Saurin wieder finden. So leicht es manche Leute, die etwa ein paarmal ihren Peplier durchgepeitschet, bedünket, Uebersetzer abzugeben; und für so schlecht, als manche Verleger diese Arbeit ansehen, wenn sie dieselbe bezahlen sollen: so unendlich ist der Unterscheid einer guten und schlimmen Uebersetzung. Nirgends zeiget sich dieses mehr, als in witzigen Schriften, dergleichen unter andern auch die oratorischen sind. Hier ist es eine Kunst, dem Redner alle seine edle Einfalt, allen Nachdruck, alles Feuer, und alles Rührende zu lassen; und doch seiner Sprache keinen Zwang anzuthun, keine Gedanken in Schnitzern zu suchen; oder in einer knechtischen Nachbildung aller ausländischen Redensarten, dem Ruhme eines treuen Dollmetschers nachzujagen. Hier wird man, alle diese, bey neuern Uebersetzern so gemeine Fehler vergeblich suchen; hingegen aber, den wahren Cicero der Franzosen, Hrn. Saurin in seiner ganzen Majestät reden hören.

* * *

Aſt, aiſt oder haſt, ſchnell, haſtig.
Bert, Wehrt.
Fayda, Fehde.
Feld, das Feld.
Gild, das Geld.
Hoſa, die Hoſen.
Luit, die Leute.
Scalc, ein Knecht.
Scala, ein Trinkgeſchirr, Schale.

allhier unter andern aufgezeichnet. Aus den übrigen, zu dieſer zweyten Claſſe noch gehörigen Sprachen, als der **Fränkiſchen, Sächſiſchen, Gothiſchen** und **Schoniſchen** hat dem Herrn Verfaſſer kein ſolches **Wort-Regiſter** zu machen beliebet; ſondern er bringt nur einige nützliche Erinnerungen von ihnen an. Alſo bemerket er Z. E. daß die **Franken** vor und um die Zeiten Carls des Groſſen, die Endungen der Nenn- und Zeitwörter (nominum & verborum) von den Lateinern zu entlehnen gepfleget; welches ihre Nachkommen wieder unterlaſſen. Daß ſie ferner gar zu ſehr den Buchſtaben H geliebet, und ihn verdoppelt, wo die **Sachſen** ein K geſetzet, auch vor den mitlautenden Buchſtaben gebrauchet; als in Hludouicus, Hlotarius, Hrabanus. Daß ſie um dieſelbe Zeit verſchiedene vielſylbigte Particulas gehabt; als: **Bithiuwanta**, weil, u. ſ. w.

Ein gleiches geſchiehet endlich mit den bereits oben benannten **neuen Mundarten** des dritten und letzten Periodi; deren Anfänge und Unterſchied, obwohl gar kurz, berühret werden. Zum Beſchluß iſt eine Probe eines *Gloſſarii Generalis* linguarum Septentrionalium, praeſertim *Theotiſcae*, *Gothicae*,

Saxo-

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des X. Bandes 4. Stück.

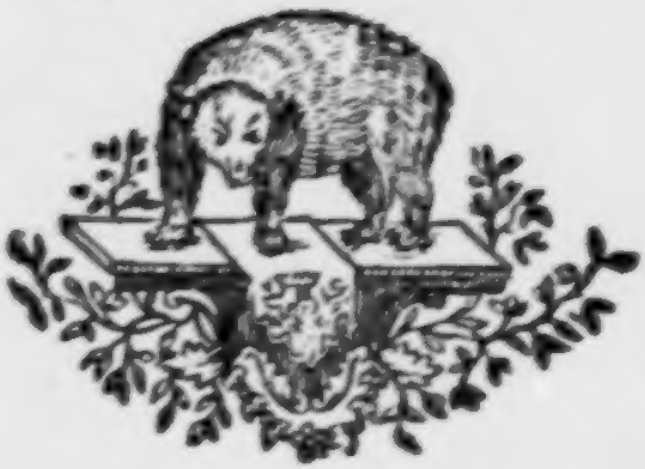

Leipzig,

Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,

im Weinmonate 1750.

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire ;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoique Maintien ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire :
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

I.

Philoſophiſche Einwürfe wider die Immaterialität der Seele, mit ihren Beantwortungen.

Hochedler und Hochgelahrter Herr,

Es fügte ſich vor einigen Jahren, daß ich wider eine philoſophiſche Diſputation zum Opponenten erbethen ward, in welcher der Verfaſſer als eine ausgemachte Sache zum Voraus geſetzt hatte, daß das in uns denkende Weſen eine einfache, und von dem Körper unterſchiedene Subſtanz ſey. Weil ich nun ſchon damals wußte, daß man einen Diſputanten da am vortheilhafteſten angreift, wo er ſich für ganz ſicher hält, und wo er ſich alſo nicht zur Gegenwehr bereitet hat; ſo nahm ich mir vor, eben dieſen ſeinen für ausgemacht angenommenen Satz anzugreifen, und zu dem Ende einen Materialiſten vorzuſtellen. Ich ſann alſo auf witzige Zweifel, wodurch ich jene Grundlehre von unſerer Seele doch mit einigem Scheine des Rechtens verdächtig machen könnte. Und da verfiel ich auf die

hierbey kommenden Gedanken. Wäre ich damals widerlegt worden; so wäre es bey dem Spaße geblieben, und meine materialistischen Grillen wären damit aus gewesen. Allein, ich fand mich nicht so widerlegt, als ich mir solches von der Geschicklichkeit des Herrn Disputanten vermuthet hatte. Ich wollte wissen, wie er mich hätte widerlegen sollen; und nahm daher meine Zweifel selbst zu widerlegen vor mich. Und siehe, da konnte ich sie selbst nicht auflösen. Womit ich also zuvor einen andern, und nur zum Scherze hatte zerren wollen, das quälte mich nun von der Zeit an selber: und aus meinen Scherzgedanken wurden mir wirkliche ernsthafte Scrupel. Manchen Beweis, sowohl für die Einfachheit des in uns denkenden Wesens, als wider den Materialismus habe ich seit der Zeit gelesen; und das recht mit Eifer und Nachdenken, um meiner Zweifel los zu werden. Allein, am Ende fehlte doch immer die Ueberzeugung. Weil ich meine Scrupel nicht dadurch gehoben fand, so wünschte ich ein Esprit fort zu seyn, dahin die Materialisten mit gehören; und daher sich so viele eine Ehre daraus machen, für Materialisten zu passiren: so gedächte ich mit meinen Einfällen noch manchen Halbphilosophen irre zu machen. Weil ich aber vielmehr wünsche, in einer so wichtigen Sache, worinn ich als ein Christ mit andern Rechtgläubigen einerley gläube, von allen philoso-

phi-

(*) Wir haben, wegen Mangels der Zeit, diese Einwürfe einem munter:n philosophischen Kopfe zu beantworten gegeben, der einmal viel verspricht; und beygehende Anmerkungen von ihm erhalten.

phiſchen Scrupeln frey zu ſeyn; ſo wende ich mich an Eure Hochedlen, Deren Stärke in der Weltweisheit ſo vollkommen iſt. Haben Sie die Güte, und zeigen mir entweder an, wo ich meine Zweifel bey andern widerlegt finden kann; oder, wofern ſie wirklich neu ſind, nehmen Sie Sich ſelbſt die Mühe (*), mir ſolche aufzulöſen. Wollen Sie das letztere öffentlich thun; vielleicht erweiſen Sie auch der gelehrten Welt einen Gefallen darunter. Ich aber werde für ſolche Belehrung noch einſt ſo ſehr, als ſonſt, ſeyn

Eurer Hochedlen

verbundenſter Diener.

Einige Zweifel

wider die Lehre der Weltweiſen: daß das denkende Weſen in uns eine einfache, und von unſerm Körper unterſchiedene Subſtanz ſey.

Der erſte Zweifel.

Derjenige Satz, welcher auf einem Beweiſe beruht, aus deſſen Gründen man auf dieſelbe Weiſe umgekehrt das Gegentheil beweiſen kann (a), iſt wohl nicht für ausgemacht zu achten.

So

(a) Es hat mit den Schlüſſen, die ſich auf eine ſolche Art ſollen umkehren laſſen, als es der Hr. Gegner verlangt, eine beſondere Bewandniß. Ihre Vorderſätze müſſen

So aber scheint die Lehre der Weltweisen: daß das, was in uns denkt, eine einfache, und von unserm Körper unterschiedene Substanz sey; beschaffen zu seyn.

Folglich ist ihre Wahrheit nicht für ausgemacht zu schätzen.

Der Obersatz dieses Vernunftschlusses gebraucht wohl keines Beweises, sondern ist an sich klar.

Bey dem **Untersatze** ist α) zu zeigen, daß es dergleichen Beweisarten giebt, die sich umkehren lassen, und so dann auch das Gegentheil, folglich, nach dem Grunde des Widerspruches, nichts beweisen. L'Homme plus que machine, pag. 8. Quand deux opposes etc. Und β) wird eben dieß von dem Beweise darzuthun seyn, worauf die Weltweisen ihre Lehre: daß das, was in uns denkt, eine einfache, und von dem Körper unterschiedene Substanz sey; gründen.

α) Das erstere, dünkt mich, stellt folgendes Exempel vor Augen. Bey den Appellationsgerichten ist gemeiniglich eine gewisse Summe bestimmt, welche die Rechtssache betragen muß, wenn deswegen von dem Untergerichte an das Obergericht soll appelliret werden können; und falls von letzterm die Appel-

außer ihrer Qualität nicht verändert werden. Hergegen ist es unumgänglich nothwendig, daß die Qualität des Schlußsatzes verwandelt werde. Das ist, er muß anstatt eines Bejahenden die Form eines Verneinenden, und umgekehrt, statt eines Verneinenden die Form eines Bejahenden annehmen. Denn auf diese Art wird das letzte Glied des

Appellation ſoll angenommen werden. Z. E. bey dem königl. ſchwediſchen hohen Tribunal zu Wismar iſt die Appellationsſumme 200 Rthlr. Da hatte ich nun einmal eine Rechtsſache zu bedienen, welche die Herausgabe eines Inventarii oder Fundbuchs betraf, wornach der Beklagte den Klägern genug thun ſollte. Alſo war die Summe des Proceſſes unbeſtimmt und ungewiß. Dem Beklagten war von dem Untergerichte durch ein Urtheil auferlegt worden, er ſollte ein dergleichen Fundbuch herausgeben. Er meynte, dazu nicht gehalten zu ſeyn, und wollte von ſolchem Urtheil an das königl. hohe Tribunal appelliren. Allein, hier ließ ſich aus dem medio termino der Appellationsſumme für und wider die Appellation umgekehrt argumentiren. Erſt für dieſelbe folgendergeſtalt: **Von allen Summen, die nicht unter 200 Rthlr. ſind, läßt ſichs aus königl. hohe Tribunal appelliren.** Gegenwärtige Rechtsſache betrifft eine Summe, von der ſich nicht ſagen läßt, daß ſie unter 200 Rthlr. ſey, weil ſie ungewiß iſt. Folglich läßt ſichs davon ans königl. hohe Tribunal appelliren. Umgekehrt aber wider die Appellation aus eben dem Grunde nachfolgendermaßen: Eine jede Summe, wovon

des umgekehrten Schluſſes, das Gegentheil des erſtern Schluſſes in ſich faſſen. Wie nun aber dieſes auf die Verkehrung contradictoriſcher Sätze hinausläuft, ſo hat man in dieſem Stücke die Regeln der Vernunftlehre ſehr wohl in Erwägung zu ziehen, damit man nicht auf eine Irrbahn gerathe. Was der Hr. Gegner hierinn verſehen, wird ſich zunächſt offenbaren.

man sich ans königl. hohe Tribunal soll berufen können, muß 200 Rthlr. betragen. Aber von der Summe, die gegenwärtiger Proceß beträgt, läßt sichs nicht behaupten, daß sie 200 Rthlr. betrage: denn sie ist annoch ungewiß. Und folglich läßt sichs auch nicht sagen, daß sie appellabel sey.

β) Nun aber dünkt mich, der Beweis, wodurch die Weltweisen darthun wollen, daß das, was in uns denket, eine einfache, und von unserm Körper unterschiedene Substanz sey; sieht gerade eben so aus. Solcher Beweis nämlich ist folgender:

(b) Zweyerley ist bey diesem gegebenen Beyspiele eines umzukehrenden Schlusses zu merken. Einmal, daß durch ihn nimmermehr erhellen könne, welchergestalt sich Argumente finden, die umzukehren sind; woferne solches der Hr. Gegner nicht aus andern Gründen erweislich machen wollen: nachgehends, daß der Schluß, dessen sich die Weltweisen für den Ungrund des Denkens eines körperlichen Dinges bedienen, gar nicht von der Art sey, als der gegenwärtige Beweis von der appellablen Sache; welches ihm außer allem Zweifel gesetzt zu seyn scheint. Das erste wird daraus klar werden, wenn wir die Ungültigkeit des Schlußgliedes in des Hrn. Verfassers Schlüssen aufdecken werden, und dabey zeigen: daß aus den Vordersätzen ein ganz verschiedenes Schlußurtheil folgen müsse, wenn man dieses nach der Stärke jener einzurichten bemühet ist.

Wir wollen ihm daher die Gestalt eines Schlusses geben, denn: so wie der Beweis hier auftritt, kann er den Namen eines richtigen Schlusses unmöglich verdienen. Wenn es dem Hrn. Urheber desselben beliebig ist, ihn ordentlich durchzuarbeiten, so wird er gewahr werden, daß solcher vier Glieder in sich fasse; und hieraus alsdann den Schluß ziehen, was

von

der: Wir ſind uns unſer bewußt; und gedenken alſo. Folglich iſt etwas in uns, das da gedenkt. Dieß iſt entweder etwas Körperliches; oder etwas von dem Körperlichen Unterſchiedenes; folglich eine einfache, und von dem Körper unterſchiedene Subſtanz. Nun aber läßt ſich aus der Natur des Körperlichen nicht begreifen, noch erklären, wie ſolches gedenken ſollte. Folglich muß das, was in uns denkt, nichts Körperliches, ſondern eine einfache, und von dem Körper unterſchiedene Subſtanz ſeyn (b).

Ey

von dergleichen Beweiſen zu halten iſt. Wir wollen ſie unterdeſſen anzeigen, das 1) iſt: Alle appell. Summen müſſen nicht unter 200 Rthl. ſeyn. 2) Von dieſen läßt ſich aus königl. hohe Tribunal appelliren. 3) Gegenwärtige Rechtsſache betrifft eine Summe, von welcher es 4) ungewiß iſt, ob ſie über oder unter 200 Rthl. ſteiget.

In unſerm gegenwärtigen Falle haben wir zwey Hauptglieder, aus denen wir die Concluſion erbauen müſſen. Sie ſind: 1) Alle Summen von denen man appelliren kann, müſſen nicht unter 200 Rthl. ſeyn, und 2) gegenwärtige Summe iſt ungewiß. Wenn wir aus dieſen beyden Sätzen etwas herausbringen, wird daraus ein Schluß in der dritten Figur, und zwar nach dem modo Datiſi entſtehen:

Von allen Summen, von denen man appelliren will, muß, ehe man von ihnen appelliret, gewiß ſeyn, daß ſolche nicht unter 200 Rthl. betragen.

Von einigen Summen, von welchen man appelliren will, iſt bisher ungewiß, ob ſelbige unter oder über 200 Rthl. ſeyn?

Daher muß von einigen Summen, von welchen es bisher ungewiß iſt, ob es über oder unter 200 Rthl.

Ey lieber aber! man mache den Anfang zu fragen bey dem Einfachen; ſo läßt ſich der ganze Beweis umkehren, und beweiſt eben ſo bündig das Gegentheil. Nämlich alſo: Wir ſind uns unſer bewußt,

ſey, ehe man darüber appelliret gewiß ſeyn, daß ſolche nicht unter 200 Rthl. betragen.

Man ſieht nun, daß dieſes ein förmlicher Schluß iſt, in welchem mit Beybehaltung der uns gegebenen Vorderſatze ein ganz anderer Schlußſatz zum Vorſcheine kömmt, als dieſe, welche wir bey dem Gegenparte erblickten. Einmal lieat der begangene Fehler darinn, daß man in dem einen Falle eine ungewiſſe Summe für ſolche angenommen, die nicht an 200 Rthl. reichet; in dem andern Falle hergegen als eine ſolche, die 200 Rthl. überſteigt, oder wenigſtens 200 Rthl. ausmachet. Wo iſt aber jemals die Ungewißheit einer Sache hinlänglich, mich von der ihr entgegen geſetzten Gewißheit zu überzeugen? Fiele nicht auf dieſe Art aller Widerſpruch dahin? Es verhielte ſich dieſes nicht anders, als wenn jemand ſchließen wollte: Bey heitern und ſchönem Wetter werde ich eine Spazierfahrt unternehmen: da man nun nicht verſichern kann, es werde morgen übel Wetter entſtehen; ſo werde ich morgen eine Spazierfahrt unternehmen. Niemand wird aus einer ſolchen Ungewißheit des Erfolgs auf die Ausführung eines bedingter Weiſe feſtgeſetzten Unternehmens ſchließen; noch auch ſeine Handlungen nach ſo zweifelhaften Gründen ſicher beſtimmen. So verhält es ſich in dem uns vorgebrachten Beyſpiele. Die Ungewißheit der Summe giebt keinen Beweis ab, daß man einmal appelliren, das andere mal hergegen nicht appelliren könne; ſondern es kann aus derſelben nach den Regeln der Vernunftlehre unmöglich etwas anders, als eine Ungewißheit der Appellation herfließen. Wie nun aber derjenige ſeine Sache ſehr ſchwach vertheidigen würde, der

Saxonicae & Scandicae angeführet, welche aber nur die zwey allererſten Buchſtaben des Alphabeths A und B begreift. Hr. **Egenolf** hat um der Buchhändler willen, daß ſie daher dieſe Schrift nicht vor unvollſtändig anſehen möchten, einige wenige Worte aus den übrigen Buchſtaben angehänget, auch ein dreyfaches Regiſter der Scribenten, Sachen und Wörter mit gutem Fleiße dazu verfertiget. Vor dieſen Regiſtern lieſet man einen Brief **Erasmi von Roterdam an Julium von Pflug**, vom Jahr 1532, den der Herausgeber aus dem Erasmiſchen Original abdrucken laſſen. Darinn ſtehen unter andern die Worte: *Martini Lutheri* veſtri, quod addis, *de Nominibus propriis Germanorum* perplacet opuſculum. Welches denjenigen Gelehrten zur Befriedigung dienen kan, welche haben zweifeln wollen: ob **Lutherus** jemals ein Werk von dieſer Aufſchrift hinterlaſſen habe?

IV.

Deutſcher Schlüſſel zu allen Sprachen; oder Grundſätze der deutſchen Sprache durch Ioann. Max, Linguarum Profeſſorem publicum in der Königlichen Ritter-Academie in Liegnitz.

Liegnitz 1728. 14 Bogen in 8.

Obgleich von der fruchtbringenden Geſellſchaft heute zu Tage nicht zum Beſten geſprochen wird, indem dieſer ihr Bemühen meiſtentheils fruchtlos ausgeſchlagen, ſo kan man doch nicht leugnen, daß

der

wußt, und gedenken also. Folglich ist in uns etwas, das da gedenkt. Dieß ist entweder etwas Körperliches, oder etwas von dem Körperlichen Unterschiedenes; folglich eine einfache, und von dem Kör-

aus der Ungewißheit einer gewissen Größe für und wider die erfoderliche Wirklichkeit derselben zu streiten gedächte: also sind auch die Folgen in beyden Schlüssen des Herrn Segners der Natur eines ächten Schlusses gänzlich zuwider, und mithin ist die geschehene Umkehrung derselben untüchtig.

Gesetzt aber der Schluß wäre nach unserer Einrichtung in seine ordentliche Form gebracht, wird wohl die Verkehrung desselben geschickt geschehen können, so, daß in jedwedem Falle das Gegentheil erwiesen wird? Wir müssen dieses allerdings verneinen, wenn die Frage von einer Umkehrung angestellet wird, da das Gegentheil verwendelt werden soll. Denn indem nichts in dem Schlußsatze seyn kann, welches nicht vorher in den Vordersätzen enthalten gewesen, so müssen auf diese Art die Vordersätze selbst dergestalt umgekehret werden, daß sie den Grund zu einem gegentheiligen Schlußsatze verreichen könnten. Hiedurch müßte man aber auf eine Art den Vorschriften von Verkehrung solcher Schlüsse, die contradictorisch sich entgegen stehen sollen, zuwider handeln; sintemal alle beyde contradictorische nicht wahr seyn können; die Umkehrung aber unbeschadet der Wahrheit geschehen soll: wie denn auch dieses bey der folgenden Anmerkung (e) gezeiget wird. Wir sind wenigstens nicht im Stande, mit dem verbesserten Schlusse eine solche Verkehrung vorzunehmen, daß dessen Schlußsatz folgendermaßen herausgebracht würde: Daher darf man von einer ungewissen Summe, von der man appelliren will, ehe man von ihr appelliret, nicht erst gewiß seyn, ob sie über oder unter 200 Rthl. betrage. Freylich, wenn ich mehr auf die Umkehrung eines Schlusses, als auf die Erforschung mein Augenmerk

Körper unterſchiedene Subſtanz. Nun aber läßt ſichs aus der Natur des Einfachen nicht begreifen, noch erklären, wie ſolches gedenken ſollte. Folglich muß das, was in uns denket, nichts Einfaches, ſondern etwas Körperliches ſeyn. W. Z. E. W. (c)

Ey

merk richten will, ſo muß ſich ein jeder möglicher Schluß verdrehen laſſen, wo ich ferner keine Mühe anwenden, als eine Verneinung hinzuthun darf.

Zweytens hat der Schluß des Hrn. Gegners mit dem Schluſſe der Weltweiſen, wegen des Denkens der Seele gar keine Aehnlichkeit. Wäre das Gegentheil klar, ſo müßten die Philoſophen ſprechen: es ſey ungewiß, ob die Seele oder der Körper denke. Denn ſo redet der obgemeldete Beweis. Allein ſie ſind nicht allein damit zufrieden, daß ſie dem Körper das Denken abſprechen, ſondern ſie beſtreben ſich ſo gar ſolches klärlich darzuthun.

(c) Alles was der Hr. Verfaſſer bey dieſer Veränderung vorgenommen, beſteht darinn, daß er, weil es contradictoriſche Sätze ſind, dasjenige von einem derſelben leugnet, welches die heutigen Weltweiſen ihm in ihren Beweiſen zugeſtehen. Allein der Fehler, welcher hier begangen worden, leuchtet jedem ſo gleich in die Augen, der ſich nur einer nöthigen Regel erinnert, die bey der Umkehrung contradictoriſcher Sätze wohl zu merken iſt. Sie lautet alſo: Wer aus zween contradictoriſchen Sätzen den einen falſchen (denn es iſt klar, daß unter ihnen jederzeit ein falſcher ſeyn muß) für gegründet annimmt, und aus ihm auf den Ungrund des andern entgegen geſetzten fortſchließt, der begeht einen Irrthum. Eben dieſes iſt in gegenwärtigem umgekehrten Schluſſe des Hrn. Verfaſſers geſchehen. Wir

ſehen

Ey ja! sprichst du, das ist der Beweis nicht in seiner rechten Stärke, und Bündigkeit. Man behauptet heut zu Tage nicht nur bloß, daß sich das Denken aus der Natur des Körperlichen nicht begreifen, und also auch nicht erklären lasse, sondern man beweist auch noch so gar, daß das Denken dem Körperlichen widerspreche (d).

Thut

sehen aber zum voraus, daß derselbe, zwar nicht ohne allen Grund, sich hievon freyzusprechen bestreben wird; besonders um deswillen, weil er denjenigen Satz, welchen wir von diesen zwo entgegen gesetzten für gegründet annehmen, für unbewiesen und falsch erkläret. Dannenher sehen wir dieses so lange als eine bloße Erinnerung an, die nach geschehener völliger Beantwortung aller Zweifel, mit der Ueberzeugung des Ungrundes derselben erst ihr Gewicht erhalten muß.

(d) Es scheint dieses ein Wortspiel zu seyn, welches der Hr. Gegner sowohl hier, als in dem vorhergehenden angebracht. Denn die heutigen Philosophen müssen sich gleichgültiger Redensarten befleißen, damit von ihnen durch öftere Wiederholung einiger Sätze in den Beweisen das Unangenehme vermieden werde. Scharfe Weltweise, wenn sie von der Unbegreiflichkeit eines Dinges reden, sagen damit nichts anders, als das Ding habe in der Vernunft noch keinen Grund. Und da die Vernunft zuerst auf die Möglichkeit eines Dinges zurück läuft, so heißt es so viel gesagt: Man könne das Ding nicht als möglich betrachten, folglich enthält es einen Widerspruch in sich. Wenn daher ein Philosoph das Denken eines Körpers als unbegreiflich angiebt: so ist es gleichviel, als wenn er dasselbe für unmöglich hält. Ja, wenn er weis, (wie er es denn als ein Philosoph wissen muß) warum er das Den-

ken

Thut man das, ſo thut man geſcheid. Denn ſo vermeidet man doch in dem Beweiſe noch den andern Fehler, da man vorher von dem Nichtbegreifen- und Nichterklärenkönnen, alſo von der Unwiſſenheit aufs Verneinen ſchloß.

Aber,

ken bey einem Körper für unbegreiflich hält, ſo iſt er im Stande, die Urſache von der Unmöglichkeit, oder von dem Widerſpruche des Denkens in einem Körper zu beweiſen. Will er nun aber das Vermögen, dieſen Widerſpruch zu zeigen, zur Wirklichkeit bringen, ſo entſteht hieraus der wirkliche Beweis: weshalben auch die folgenden Worte des Einwurfes hiedurch gehoben werden. Wir können uns wenigſtens nicht erinnern, daß ein Weltweiſer aus einem bloßen Nichtbegreifen, in ſo fern ihm die Gründe des Gegentheils gefehlet, etwas, auch in dieſer Sache erwieſen hätte. Wenn man ſagt, es ſey unbegreiflich, daß ein Zirkel viereckigt ſeyn könne, oder zweymal zwey fünf mache; ſo ſagt man, es ſey widerſprechend, oder unmöglich.

(e) Dieſe Frage des Hrn. Gegners ſetzet uns in doppelte Verwunderung: einmal weil derſelbe keinen Beweis zu ſeiner Ueberzeugung gefunden zu haben glaubet; zweytens weil er uns der Hoffnung beraubet, ihn jemals durch einen Beweis von dem Gegenſatze überzeugt zu ſehen. Was das erſte betrifft, ſo haben wir in mehr als einem philoſophiſchen Lehrbuche, den Beweis wider den Hrn. Verfaſſer angetroffen, ob er zwar unterweilen kurz gefaſſet worden: und wir haben unter den neuern des Hrn. Prof. Meyers Beweis für die weitläuftigſte Schrift hievon zu halten. Es iſt wahr, der Hr. Gegner erinnert ſich dieſen Beweis geſehen zu haben, aber der nächſt vorhergegangene allgemeine Ausſpruch, läßt uns die deutlichſten Merkmaale zurück, daß Hr. Prof.

Meyer

Aber, wo iſts denn nun ſo unumſtößlich bewieſen, daß das Denken, und das Körperliche einander widerſprechen (c)? Man halte mir meine etwanige Unwiſſenheit zu gute: ich habe dergleichen mit Fleiß geſucht; aber bis jetzo noch nicht finden kon-

Meyer bey den Zweifeln deſſelben fruchtlos gearbeitet. Wir glauben dieſes ſehr gern, da niemand die Zweifel eines andern vollkommen vorherſehen, und dieſelben, ohne ſie vorher erkennt zu haben, entkräften kann, und Hr. Prof. Meyer nicht ſowohl wider die beſondern Einwürfe der Materialiſten geſtritten, als vielmehr einen allgemeinen Beweis wider die Möglichkeit eines denkenden Körpers gegeben. Nur würde der Hr. Gegner dieſem ſeinen Beſtändniſſe ein deſto größeres Gewicht ertheilet haben, wenn er zugleich die Schwäche der vorhandenen Beweiſe, auch nur in etwas gezeiget hätte, warum ihn eben dieſelbe zu überzeugen nicht vermögend geweſen. Sollen etwa dieſe gegenwärtige Zweifel die Zeugen des Ungrundes der gegenſeitigen ſeyn? wir können uns dieſes nicht überreden, weil wir glauben, niemand könne das Fehlerhafte eines Beweiſes darthun, der nicht denſelben wirklich zur Hand nimmt, und deſſen Unvermögen anzeiget. Dieſes hat aber der Hr. Gegner noch mit keinem Beweiſe derer gethan, die der Materie die Fähigkeit des Denkens abgeſprochen. Er läßt ſie alle ſtehen, und ſagt bloß, daß ſie ihn nicht überzeugen. Wenn das freyſteht, ſo iſt auch Euklides mit ſeinen Beweiſen nicht ſicher. Ueberdieß iſt ein beſonders erſonnener Fall nicht hinlänglich, einen ihm entgegen geſetzten überhaupt oder allgemein gegebenen Beweis umzuwerfen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, unſer Hr. Widerſprecher glaube hier, weil ſeine Zweifel gegründet wären, ſo könne er auf das

Un-

könnten, der mich nämlich von meinem Zweifel befreyet, und alſo völlig überzeuget hätte. Geſetzten, aber nicht zugeſtandenen Falles auch, ein dergleichen Beweis ſey wirklich vorhanden; ſo bleibe ich doch noch bey meinem Zweifel (f), daß auch noch ſo dann der Beweis ſich umkehren läßt. Denn ſo ſage ich wieder, anſtatt: aus der Natur des Einfachen läßt ſich das Gedenken weder begreifen, noch erklären:

Ungegründete der ihm gegenüber ſtehenden Partey ein richtiges Urtheil fällen. Und in dieſem Falle haben wir bey Widerlegung dieſer Zweifel einen zwiefachen Vortheil vor uns, deren einer das Falſche dieſer Einwürfe entdecket, der andere hergegen die Beweiſe derer, ſo für unſere Meynung ſchon gearbeitet haben, die aber von dem Hrn. Gegner für unfähig zur Ueberzeugung erklärt werden, [illegible]. Wir könnten uns zugleich vermittelſt dieſer Frage von dem Hrn. Gegner faſt aufgefodert ſehen, ihm einen andern Beweis vorzulegen, der aus andern Gründen hergeleitet wäre, als diejenigen ſind, welche ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Man wird aber zugeben, daß derſelbe eher einer ganzen Abhandlung, als einem Theile einer kurzen Widerlegung ähnlich ſeyn müßte. Wir wiſſen nicht, ob wir nicht künftig demſelben nachzudenken, und zugleich in demſelben nochmals unſere Aufmerkſamkeit, ſowohl auf dieſe beſonders, als auf dieſen ähnliche Einwürfe, zu richten Gelegenheit haben dürften

(f) Es hat hier das Anſehen, als wenn der Hr. Gegner keine Beweiſe wider ſich anzunehmen geſonnen wäre. Denn das Umkehren der wider ihn anzubringenden Schlüſſe, zeuget von keiner Bereitwilligkeit der Wahrheit Platz zu geben. Ja das bloße Umkehren eines Schluſſes, wird demſelb-

klären: das Gedenken, und die Natur eines einfachen Dinges widersprechen einander (g). Hievon aber wirst du nun auch einen Beweis fodern. Den will ich dir liefern: ob ich gleich den entgegengesetzten noch nicht gesehen habe. Und eben daraus erwächst mein zweyter Zweifel.

Die Fortsetzung folgt künftig

II. Bi-

demselben nicht dasjenige gewähren, was er sich davon verspricht. Wir erinnerten oben, das Umkehren eines Schlusses müsse der Wahrheit unbeschadet geschehen, das ist, man muß bey der Umkehrung die Wahrheit herausbringen. Ein jeder Satz, ein jeder Schluß ist möglich umzukehren. Allein was wird es mit der Wahrheit für eine Bewandniß haben, wenn ich die wunderlichen Sätze so nach der Verkehrung herauskommen, für gleichgültig ansehen will. Sollte man jemanden dem Hrn. Wegner einen solchen Beweis liefern, wie wir erwähnet haben, so würden wir auch die Unmöglichkeit der Umkehrung zugleich mit befestigen, und die uns angekündigte Ausflucht gänzlich verstopfen. Man muß nur abermal merken, daß niemand noch so geschlossen: Das Denken kann ich NB aus der Materie nicht begreifen; also denket sie nicht. Sondern man hat so geschlossen: Das Denken läßt sich aus der Materie, oder dem Zusammengesetzten nicht begreifen: d. i. es widerspricht der Natur und dem Wesen derselben: Also ꝛc.

(g) Wir wollen uns diesen Satz merken, und unten denselben bey der Anmerk. (nn) zum Beweise brauchen, daß, wenn dieses gewiß ist, auch kein Körper denken könne, der doch aus einfachen Dingen bestehe, und nach der angegebenen Meynung des Hrn. Wegners denket.

* *

II.

Bibliotheque curieuſe hiſtorique et critique, ou Catalogue raiſonné des Livres difficiles à trouver, par *David Clement*. T. I. à Goettingen, chez Jean Guill. Schmid, 1750.

D. i.

Sonderbare hiſtoriſche und kritiſche Bibliothek, oder ausgeführtes Verzeichniß ſeltener Bücher ꝛc.

Seit dem die Menge der Bücher, durch die Hülfe der Buchdruckerkunſt, auf eine faſt unendliche Anzahl geſtiegen: ſo iſt es eine eigene Wiſſenſchaft geworden, unter dieſem unglaublichen Haufen, die Guten, und wo möglich, die Beſten zu kennen. So nützlich dieſe Wiſſenſchaft an ſich ſelbſt ſeyn würde, wenn ſie ſich in gewiſſe Grundſätze bringen ließe: ſo ſchwer, ja unmöglich iſt es, untrügliche Regeln zu geben, darnach man die guten Bücher von den ſchlimmen unterſcheiden kann. Weder die Urtheile einzelner großer Männer, noch der allgemeine Beyfall; weder die Menge der Ausgaben, noch das Verboth gewiſſer Bücher, geben ſolche unfehlbare Regeln ab, darauf man ſich verlaſſen könnte. Kurz, alles, was man zur Richtſchnur ſetzen kann, gute Bücher von böſen, oder ſchlechten zu unterſcheiden, iſt betrüglich. Es mögen alſo Baillet, Morhof, Böckler, Struv,

Struv, Stolle, u. a. Bücherkenner mehr ihre Kräfte anſtrengen, wie ſie wollen: ſo wird es, ehe man ſelber ein Buch geleſen hat, und ſelbſt davon zu urtheilen fähig iſt, allemal eine ſehr ungewiſſe Sache bleiben, ob daſſelbe gut, oder ſchlecht zu nennen ſey?

Gleichwohl wollten aber die Liebhaber der Bücherkenntniß ſich mit einer gewiſſen Art von Wiſſenſchaft hervorthun, dadurch ſie ſich von andern unterſcheiden, und den Ruhm großer Gelehrten erlangen könnten. Hierzu waren ihnen nur zween Wege offen. Sie konnten ſich erſtlich um eine allgemeine Kenntniß aller Bücher, ihrer verſchiedenen Ausgaben, Urheber, Vermehrer, Verbeſſerer, und Ausleger bewerben; und ſich alſo zu einer Art von Polyhiſtorn machen, die von manchen Leuten ſehr bewundert wird. Denn was macht es nicht für ein gelehrtes Anſehen, wenn man bey jeder vorkommenden Wiſſenſchaft, Materie, oder beſondern Frage, gleich aus dem Stegreiſe etliche Dutzende, ja Schocke von Schriftſtellern, großen und kleinen Werken, Tractaten, Abhandlungen und fliegenden Blättern zu nennen weis, die davon handeln; wenn man die Ausgaben, Vorreden, Anmerkungen und Regiſter, Fehler und Vorzüge, Streitſchriften, Händel und Confiſcationen u. ſ. w. herzuerzählen weis, denen alle dieſe Dinge unterworfen geweſen? Wir ſagen nicht, daß eine ſolche Bücherkenntniß gänzlich zu verachten ſey. Sie vertritt oft die Stelle eines weitläuftigen Bücherverzeichniſſes, und kann denen, die gar keine Bücher kennen, oft einen gu-

ten Dienſt thun. Nur iſt es zu bedauren, daß diejenigen, die ſich in dieſer Art von Gelehrſamkeit vortrefflich gemacht haben, insgemein keine Zeit übrig behalten haben, ſich auch um den Kern und Inhalt der Bücher ſelbſt zu bekümmern. Sie ſind alſo an der Schale kleben geblieben; in den Wiſſenſchaften ſelbſt aber für nichts anders, als Fremdlinge zu achten: wie es denn auch ihre Geſpräche und Schriften zur Gnüge verrathen, daß ſie nirgends recht zu Hauſe ſind.

Der andere Weg iſt bey weitem ſo beſchwerlich nicht. Er hat ſich nicht eine allgemeine, ſondern eine ziemlich eingeſchränkte Wiſſenſchaft zum Ziele geſetzt. Die gemeinen, und alltäglichen Bücher geht man hier mit einer Art von Verachtung vorbey: nicht anders, wie ein gelehrter Kräuterkenner das Gras und alle gemeine Pflanzen gleichſam mit Füßen tritt, um nur die ſeltenen Kräuter aufzuſuchen. Eben ſo ſuchet dieſe Art von Bücherkennern nur das, was nicht ein jeder hat, was ſchwer zu finden, noch ſchwerer zu haben, und vielleicht nur zwey- oder dreymal in der Welt anzutreffen iſt. Dieſes vermindert nun freylich die Arbeit und den Umfang dieſer Wiſſenſchaft um ein vieles. Auf den größten Bücherſälen ſind vielleicht kaum zehn oder zwanzig Stücke, die der Aufmerkſamkeit eines ſolchen Liebhabers werth ſind. Er geht insgemein nur auf die erſten, oder auf die verſtümmelten, oder auf die prächtigſten Auflagen der Bücher. Er ſuchet die wenigen Abdrücke einer von des Henkers Hand verbrannten, oder confiſcirten, oder ſonſt

der Herr Schottel, als ein Mitglied, nicht ein geringes gethan, da er die deutſche Sprache in ordentliche Regeln eingetheilet, und eine vollſtändige Grammatik aufgeſetzt (a). Dieſem ſind auch nachgehends viele gefolgt, und ſeiner Einrichtung, wo nicht in allem, doch meiſtens nachgegangen, und haben unſere Sprache durch richtige Lehrſätze Fremden leichter zu machen geſucht. Hier könnte man Hrn. **Bödickers Grundſätze der deutſchen Sprache** (b), Hrn. *Belii Inſtitutiones Linguæ germanicæ* (c). Hrn. **Wahns deutſche *Grammatica* oder Grundlegung der deutſchen Sprachlehre** (d) rechnen, die Herr Schottels Arbeit faſt überall zum Grunde, angenommen. Hrn. D. Steinbach wollte dieſer Weg nicht gefallen, und er gieng beſonders, was das verbum anbelangt, einen andern (e), zeigte auch einen vollkommenern Begriff der deutſchen Wortfügung. Dieſe Arbeit iſt auch von vielen ſehr beliebt aufgenommen worden. Der Herr Profeßor Max will ſich gleichfalls durch dieſen Schlüſſel um die deutſche Sprache verdient machen, indem das ganze Werk einem die deutſche Sprache richtig beyzubringen zum Endzwecke hat; ob er aber bey allen, beſonders bey denen Bey-

(a) In Opere Germ. Brunſvici An. 1663.

(b) Prod. Berolini 1660. & cum Annotat. Friſch. 1723. ibid.

(c) Prod. Leutſchov. 1712. & auctæ a Körbero, Halæ Magd. 1730.

(d) Hamburg 1723.

(e) In ſuccincta Grammatica Lingv. Germ. Roſtoch. 1724.

wunderlich erhaltenen Schrift auf. Oft iſt ein Druckfehler im Namen, oder in der Zueignungsſchrift, oder in einer Jahrzahl dasjenige, was ein Buch ſelten, und folglich merkwürdig macht. Ja oft ſind es noch geringere Kleinigkeiten, die in der Zeit oder dem Orte des Druckes, in der Art des Bandes, oder in der Hand eines Gelehrten, der ſich eingeſchrieben, oder in dem Wappen des vormaligen Beſitzers deſſelben beſteht.

Von dem Werthe und Unwerthe dieſer Liebhabereyen laſſen wir dießmal unſre Leſer ſelbſt urtheilen. Wäre irgend die Seltenheit eines Buches ein unſtreitiges Merkmaal ſeiner Güte: ſo wäre es gewiß keine Kleinigkeit, ſeltene Bücher zu kennen. Allein, was iſt nützlicher als die Bibel? was iſt aber auch zugleich gemeiner als dieſelbe? Die Vernünftigſten unter den Bücherkennern ſelbſt haben es erkannt und geſtanden, daß eben die Seltenheit eines Buches gemeiniglich ein Merkmaal ſey, daß es nicht viel tauge: denn ſonſt würde man es wohl häufiger gedruckt, und wiederum aufgelegt haben. Doch wir wollen die Neubegierde der Bücherkenner nicht ganz niederſchlagen. In allen Dingen lieben die Menſchen das Seltene. Ein Comet zieht ungleich mehr Augen auf ſich, als die täglich ſcheinende, aber unendlich nützlichere Sonne. Wir werden auch dieſe Neigung unſers ganzen Geſchlechts wohl niemals ausrotten. Wir wollen alſo unſre Brüder nehmen, wie ſie ſind: und es denen Dank wiſſen, die ſich die Mühe geben, dieſe Neubegierde, dieſen

Hunger nach Seltenheiten, auch in dem gelehrten Fache einigermaßen zu ſtillen.

Und zu dieſer Claſſe gehört ſonder Zweifel, nach ſo vielen andern, auch Herr **Clement**, auf eine vorzügliche Weiſe. Diejenigen Verzeichniſſe ſeltener Bücher, die man uns bisher in Deutſchland, und anderwärts geliefert, ſind insgemein noch von ziemlich kleinem Umfange geweſen. Allein Herr **Clement**, hat ihre Unvollſtändigkeit eingeſehen, und, was das rühmlichſte iſt, derſelben durch ſeinen Fleiß auch abzuhelfen geſucht. Wir wollen von dem erſten Bande dieſes Werkes, welches ſich allem Anſehen nach auf vier und zwanzig bis dreyßig Quartbände erſtrecken wird, einige Nachricht geben.

Was? wird mancher von unſern Leſern denken: dreyßig Quartbände, von einem bloßen Verzeichniſſe ſeltener Bücher? Beſteht doch bisweilen eine ſehr große Bücherſammlung nicht aus ſo viel gemeinen alltäglichen Büchern! Dieſes iſt freylich wahr: aber wir können nicht dafür. Dieſer erſte Band des Herrn **Clement**, iſt ein mäßiger Quartband von 450 Seiten. Und gleichwohl hält er noch nicht alle die ſeltenen Bücher in ſich, die unter den Buchſtab A gehören. Carl von **Aquino** macht den Schluß: und alſo fehlen noch alle die Schriftſteller, die mit **Ar**, **Aſ**, **At**, **Au**, **Ar**, und **Az** anfangen. Man kann leicht denken, daß ihre Zahl nicht geringe ſeyn wird. Allein was kann Herr **Clement** dafür? Sollte er deswegen ſein Verzeichniß nicht ausführlich machen? Sollte er Dinge übergehen, die doch wirklich ſelten waren? Das konnte man ihm nicht

nicht zumuthen; und wir würden viel dabey verlohren haben. Alles, was man ſagen kann, iſt, daß der Herr Verleger dieß Werk mit einer etwas kleinern Schrift hätte ſollen drucken laſſen. Die Größe des Werkes ſelbſt, wird, wie wir beſorgen, dem guten Abgange, und der Fortſetzung deſſelben, Hinderniſſe in den Weg legen.

In der Vorrede erklärt der Hr. Verfaſſer den Begriff und die verſchiedenen Arten der Seltenheiten der Bücher. Die Schwierigkeiten ein Buch zu haben, und ſeine Seltenheit, gehen allemal in gleichem Paare. Sie nehmen zu und ab, nach Verſchiedenheit der Zeiten, Oerter und Perſonen. Itzo findet man ein Buch leicht, welches vielleicht in zwanzig Jahren ſehr ſelten ſeyn wird. Ein anders wird in Spanien täglich zu finden ſeyn, in Frankreich aber vergeblich geſuchet werden. Noch ein andres wird ſich von einem Gelehrten, der einen ſtarken Briefwechſel hat, noch wohl auftreiben laſſen; demjenigen aber allezeit unſichtbar bleiben, deſſen Bekanntſchaft ſich nicht über die Gränze ſeines Vaterlandes erſtrecket. Der blinde Zufall liefert oft jemanden, ein ſehr ſonderbares und ſeltenes Stück, der es nicht ſuchte, und oft ſeinen Werth nicht kannte. Bisweilen aber werden auch die Kenner, für alle ihre Mühe in der gelehrten Geſchichte, unverhofft belohnet; indem ſie ungefähr etwas antreffen, das ſie längſt geſuchet, und ungemein hoch ſchätzen. Dieſes ermuntert ſie, ſich noch ferner um die Erkenntniß ſeltener Stücke zu bewerben, damit ſie ſich bey Gelegenheit ſolcher Schätze

auch bey den Haaren bemächtigen können, wenn sie ihnen in den Wurf kommen sollten.

Doch der Zufall überhaupt läßt sich nicht in Regeln bringen, und kann also gar nicht dienen, die Seltenheit der Bücher überhaupt zu bestimmen. Man muß zuförderst die verschiedenen Meynungen der Menschen betrachten, darnach sie insgemein handeln. Der eine suchet ein Buch, nur, um diejenigen Materien nachzuschlagen, womit er beschäfftiget sind. Ein andrer aber, wünschet es zu besitzen, um es entweder allemal bey der Hand zu haben, oder doch seinen Büchervorrath damit zu zieren. Die ersten haben also ein weites Feld vor sich. Alle öffentl. und privatbibliotheken stehen ihnen zu Dienste, dasjenige zu suchen, was sie wünschen: die letzten aber sehen alle Büchersäle voller Neid an. Sie betrachten dieselben nur als verhaßte Gefängnisse, wo dasjenige aufbewahret wird, das sie gern unter ihre Bothmäßigkeit bringen möchten. Sonderlich haben sie einen Abscheu vor allen fortdaurenden beständigen Bibliotheken. Diese verschlingen gleichsam alles, was ihnen vorkömmt, und sagen niemals, es ist genug! Die andern Büchersammlungen sind ihnen noch erträglicher; weil sie insgemein bey dem Tode ihrer Besitzer zerstreuet, und ihre Schätze dem Meistbiethenden feilgebothen werden.

Doch wie auch die größten Bibliotheken, in Ansehung der erstaunlichen Menge der Bücher, womit seit der erfundenen Buchdruckerkunst, die Oberfläche der Erdkugel überschwemmet worden, nur was geringes sind: so geschieht es oft, daß man verschiedene

Werke

Werke vergeblich ſuchet, die man nöthig hat; theils weil ſo wenig Abdrücke davon in der Welt ſind, theils weil ſie ſich allmählich zu ſehr zerſtreuet haben. Die erſte Urſache macht die wirkliche Seltenheit aus; die letzte macht ſie nur an gewiſſen Orten rar. Und man kann ſagen, daß die öffentlichen Bibliotheken ſie merklich vermehren; ſeitdem ihre Zahl ſo groß geworden, daß ſie bisweilen ganze Auflagen gewiſſer Bücher verſchlingen; ſo, daß kaum zehn oder zwanzig in den Händen der Liebhaber bleiben. Daher kömmt es denn, daß ein Buch unter Privatleuten ſelten ſeyn kann; das doch auf den öffentlichen Bibliotheken ſehr gemein iſt.

Hieraus folget, daß es zweyerley ſeltene Bücher giebt. Einige ſind es ſchlechthin; andere nur unter gewiſſen Umſtänden. Und nun kann man auch die Merkmaale ſeltener Bücher feſtſetzen, und einige Betrachtungen über die Stufen ihrer Seltenheit anſtellen. Vor allen Dingen muß man nicht die Werke ſelbſt mit den beſondern Ausgaben vermengen. Manches Buch iſt ſehr gemein, davon es ſehr ſeltene Auflagen giebt. Der Seltenheit eines Buches kann durch eine neue Auflage leicht abgeholfen werden: dahingegen es unmöglich iſt, eine Ausgabe gemein zu machen, davon nur ſehr wenige Abdrücke auf dem Erdboden vorhanden ſind. Sind aber von einem Buche, oder von einer Ausgabe Abdrücke genug in der Welt, und man kann es doch ſehr ſchwer haben: ſo iſt die Seltenheit nur zufällig. Hiernach theilt ſich die Seltenheit der Bücher in zwo Claſſen.

I. Bücher und Ausgaben, die nothwendig selten sind.

Dahin gehören 1) solche, davon man sehr wenig Abdrücke gemacht hat. 2) Die man mit aller Gewalt zu unterdrücken gesucht hat. 3) Diejenigen, die durch einen unglücklichen Zufall fast ganz vertilget worden (*). 4) Bücher, davon sehr wenige Stücke abgegangen, die übrigen aber zu Maculatur gemachet worden. 5) Werke davon nur ein Theil gedrucket werden (**), und endlich 6) diejenigen Abdrücke eines Werkes, die auf Pergament, oder auf ein viel größeres Papier abgedrucket worden.

II. Bücher deren Seltenheit zufällig ist.

Bücher die wenige Menschen etwas angehen, sind insgemein selten. Z. E. 1) Die sehr großen Werke. 2) Die kleinen fliegenden Blätter. 3) Die besondern Chroniken der Städte. 4) Die Geschichte der Universitäten. 5) Die Geschichte und Einrichtungen der Klöster, der geistl. und weltlichen Orden, der adelichen Geschlechter, Beschreibungen von Schlachten, Gepränge und Feyerlichkeiten. 6) Die Leben der Gelehrten. 7) Verzeichnisse der Bibliotheken, oder berühmter Buchdrucker. 8) Bücher die ganz critisch sind. 9) Bücher von Alterthümern. 10) Die von den curieusen Künsten handeln,

(*) Z. E der II Band von Hevels Machina Coelesti, der mit seinem Hause und allen kostbaren mathematischen In-

deln, und 11) alle Bücher in unbekannten Sprachen, endlich 12) was in einer mit Fleiß verderbten, oder macaroniſchen Schreibart geſchrieben worden.

Ferner ſind alle Bücher ſelten, die entweder verdammet worden, oder doch verdammenswerth ſind. Dahin gehören 1) Bücher die von abergläubiſchen Künſten handeln, 2) paradoxe und ketzeriſche Bücher, 3) Schriften voller Unflätereyen, 4) Bücher die von heiligen Sachen auf eine unanſtändige Art handeln, 5) Schriften die aufrühriſch, oder wider große Häuſer geſchrieben ſind, 6) Satiren oder ehrloſe Pasquille.

III. Ausgaben, deren Seltenheit zufällig iſt.

1) Alte Ausgaben, die nach Handſchriften gemacht worden. 2) Die erſten Ausgaben jeder Stadt. 3) Die Ausgaben, ſo bey den berühmten Buchdruckern des XVI. Jahrhunderts gemacht worden. 4) Ausgaben, die nicht verſtümmelt, oder mit Einſchaltungen verderbet worden. 5) Ausgaben, die mit außerordentlichen Buchſtaben gedruckt worden. 6) Auflagen, die in fremden Landen gemacht worden. 7) Auflagen, die man aus entlegenen Ländern gebracht hat. 8) Ausgaben, die niemals zu Kaufe geweſen. 9) Ausgaben, die auf Un-

Inſtrumenten im Rauche aufgegangen, wenige Exemplare ausgenommen, die er guten Freunden verſchenket hatte.

(**) Z. E. eine gewiſſe Leipziger-Chronick.

Unkoſten der Verfaſſer gedruckt worden. 10) Verſchiedene Theile einer Auflage, die man unter verſchiedenen Titeln herausgegeben hat; und 11) Ausgaben, deren Bände man nach und nach, und an verſchiedenen Orten ans Licht geſtellet.

IV. Verſchiedene Stufen der Seltenheit.

Obige Regeln können auf allerley Art verbunden werden, und machen verſchiedene Stufen der Seltenheit aus; nachdem ſie ſich auf Bücher und Ausgaben ſchicken, deren Seltenheit man feſtſetzen will. Um deſto weniger Schwierigkeiten hier zu finden, muß man jede Auflage als ein eigen Werk anſehen: weil es doch nicht zwo gleiche in der Welt giebt. Man muß auch eine gewiſſe Zeit feſtſetzen, weil die Seltenheit mit den Jahren immer zunimmt. Man muß auf das Land ſehen, wo man lebet; welches die Zahl der Abdrücke beſtimmet, die von einem Werke daſelbſt ſeyn können. Im Hannöveriſchen würde man des Bartoloccius rabbiniſche Bibliothek vieleicht lebenslang vergebens ſuchen: im Haag aber kömmt ſie faſt jährlich in Auctionen vor. Die portugieſiſchen Bücher ſind bey uns; die unſrigen aber in Portugall rar.

Alle Bücher, die nicht mehr in Buchläden gänge und gäbe ſind, und die man ſchwerlich findet, wenn man ſie ſuchet, ſind nicht gemein zu nennen. Haben ſich in die Gegend, wo wir leben, nur wenig Abdrücke eines Buches ausgebreitet, ſo daß man

es ſchwerlich findet, ſo nennen wir es ſelten. Giebt es auch in benachbarten Landen ſehr wenige Abdrücke: ſo ſagt man es ſey ſehr rar. Giebt es aber nur wenig Abdrücke davon in der Welt, oder ſind ſie auch auf den größten Bibliotheken nicht zu finden: ſo ſind ſie überaus rar. Wären in allem nur funfzig, oder ſechzig Exemplare in der Welt: ſo würde man es außerordentlich rar nennen. Sollten aber nicht einmal zehn Abdrücke davon in der Welt ſeyn, ſo wäre es von der äußerſten Seltenheit.

Die Ausgaben, deren Seltenheit nothwendig iſt, erreichen die höchſten Stufen derſelben, nach der Zeit ihrer Dauer; und der Anzahl ihrer noch vorhandenen Abdrücke. Allein, da es unmöglich iſt, zu wiſſen, wie viel Abdrücke von einer Auflage es noch giebt: ſo kann man auch die Stufen ihrer Seltenheit nur ohngefähr, nach den Verzeichniſſen groſſer Bibliotheken oder öffentlicher Auctionen (Steigerungen) beurtheilen. Es kann alſo ein altes Buch, welches vernachläßiget und nicht geachtet wird, weil die Beſitzer es nicht brauchen können, zu einer äußerſten Seltenheit ſteigen; da es ſonſt nur ziemlich rar ſeyn würde, wenn alle Abdrücke in Bibliotheken, oder Auctionen vorkämen.

Und hieraus erhellet die Nutzbarkeit eines ausgeführten Verzeichniſſes ſeltener Bücher: welches gleichſam viele unbekannte Werke auferwecket, und die Liebhaber begierig machet, ſie zu haben, oder bey Gelegenheit zu erhaſchen. Es entſteht aber noch ein Vortheil daraus: nämlich, daß die Seltenheit

heit manches Buches ſich mindern wird, wenn die Sorgfalt der Kenner noch viele Abdrücke davon auftreiben und bekannt machen wird.

Der Herr Verfaſſer geſteht indeſſen, daß er an dieſe Urſachen nicht gedacht, als er den Anfang zu ſeiner Sammlung gemacht, und nichts anders im Sinne gehabt, als ein Verzeichniß ſeltener Bücher zu machen, um ſie bey Gelegenheit zu kaufen. Er ſchrieb daher jedes Buch auf ein beſondres Blatt, um es in alphabethiſche Ordnung bringen zu können. Als ſein Vorrath gewachſen war, riethen ihm ſeine Freunde, dieſe Sammlung ans Licht zu ſtellen. Er erſchrack anfangs davor. Aber als ihm dieſer Rath ſo oft gegeben ward, daß er ihn endlich gewohnt ward, fieng er wirklich an, darauf zu denken; und entſchloß ſich zuletzt, die Hand ans Werk zu legen. Man muß es ihm zum Ruhme geſtehen, daß er ſich einer bequemen Einrichtung dabey bedienet hat, die dem Leſer ſeine unendliche Arbeit gleichſam ſpielend vor die Augen leget.

Er findet freylich bey jedem Schritte Schwierigkeiten; daher er ſich genöthiget ſieht, etwas langſam zu gehen. Er ſieht es auch vorher, daß es ſo genau nicht abgehen wird, ohne bisweilen zu ſtrauchein, oder zu fallen. Er bittet nur mit Gelindigkeit, zurecht gewieſen zu werden; und verſpricht dafür erkenntlich zu ſeyn. Er folgt freylich auch den beſten Schriftſtellern nur mistrauiſch; doch beſorgt er, daß ſie ihn bisweilen aufs ſchlüpfrige führen werden: daher er ſeine Gewährsmänner allemal nennen wird.

Er

Beyfall finden möchte, so im Bücherschreiben auf eine ordentliche Einrichtung dringen, daran steht zu zweifeln. Denn das ganze Werk hat gar keine Abtheilung, und bestehet manchmal aus Fragen und Antwort, manchmal aber wieder nicht: Zu dem handelt der Herr Max erstlich vom Verbo, nachgehends erst p. 128. von dem Articulo und Pronomine: Die Declination nimmt er zuvor; dann handelt er erst von den Casibus. Uber dieß wird seine Mundart wenigen gefallen, da er sich der Worte benahmsen, Benamsung, wahrnen, Dugenen vor Dutzen und dergleichen bedient: Ja p. 108. hat er das Imperfectum von einigen Verbis also gemacht:

Ich spinne,	Imperf. ich sponne,
rinne,	ronne,
gewinne,	wonne,
besinne,	besonne ꝛc.

Da doch dieselbigen meistens alle ich spann, rann, gewann, sann ꝛc. formiren. Die Schreibart ist auch nicht allgemein, wo sie nicht einige gar vor Fehler ansehen wollten. Denn so schreibt er: dan, wan, Mentsch, widder vor wieder, zählen, bald zelen, bald zellen, tuhn, tuht ꝛc.

Da er von dem Verbo und der Construction handelt, scheinet es, als wenn er D. Steinbachs Grammatik habe in Ausarbeitung derselben bey der Hand gehabt, indem es stark darnach schmeckt, besonders was die letztere betrifft, so setzt er fast ein gleiches Schema auf, und was dieser Constructiones dispositas nennt, daraus macht er Exceptiones. Seine gemeine Schreibart kan einer daraus abnehmen, wenn er

p. 148.

Er wird zuweilen die Titel ſeltener Bücher ſo gewiſſenhaft mittheilen, daß er auch die Druckfehler derſelben beybehalten wird. Man wird ihm einwenden, daß manche Bücherverzeichniſſe, wo man bey gewiſſen Büchern, aus Eigennutz Anmerkungen von ihrer Seltenheit gemachet hat, ſehr verdächtige Quellen ſeyn werden; und er geſteht, daß er dieſe zwar nicht hätte anführen dörfen. Er habe es aber dennoch aus zureichenden Gründen gethan: theils weil er gelehrte Vorgänger darinn gehabt; theils weil ſolche Verzeichniſſe oft mehr Glauben verdienen, als manche berühmte Männer, die ſich aber nicht längſt auf die Bücherkenntniß befliſſen haben. Es iſt nur auf die Wahl angekommen, und daß er auf ihr Zeugniß nichts für ſelten ausgegeben, was nicht ſchon ſonſt dafür bekannt war. Uebrigens iſt er in Beſtimmung der Stufen der Seltenheit, derjenigen Kenntniß gefolget, die er ſich ſeit dreyßig Jahren, die er mit Büchern umgeht, erworben hat.

Endlich hat er in ſeine Anmerkungen viele ſonderbare und einnehmende Umſtände einfließen laſſen, ſo wie ſie ihm vorgekommen ſind. Er faſſet ſie kurz, zeiget aber die Quellen an, wo man ſie ausführlicher nachleſen kann. Er weis wohl, daß ſie nicht jedermann gefallen werden; ſo wie nicht alle Büchertitel, die er mittheilet, allen der Mühe werth bedünken werden. Allein er hoffet, daß billige Leſer über ſolche Dinge, die ihnen nicht anſtehen, leicht weghüpfen, und andre finden werden. Denn man muß ſich fleißig erinnern, daß dieſe Bi-

bliothek für Leute von ſehr verſchiedenem Geſchmacke geſchrieben iſt; und daß es alſo ungerecht ſeyn würde, die Menge zu verlaſſen, und ſich nach wenigen Leſern zu richten.

Unſers Erachtens kann nichts vernünftiger ſeyn: und mit ſo vielem Eifer wir der Fortſetzung entgegen ſehen; ſo ſehr wünſchen wir, daß unſre obige Beſorgniß eitel ſeyn möge.

* *

III.

Bilderſaal, heutiges Tages lebender und durch Gelahrtheit berühmter Schriftſteller ꝛc. ꝛc. von Jacob Bruckern, und Johann Jacob Haiden herausgegeben. Achtes Zehend. Fol.

Der durch ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit, und unermüdeten Fleiß, gleich berühmte Hr. Paſtor Brucker, liefert der Welt allhier das achte Zehend ſeines ſchönen Bilderſaales; und entſchuldiget ſich in der kurzen Vorrede deſſelben, daß man ſo lange darauf warten müſſen. Hieran ſind dieſesmal hauptſächlich zween berühmte Aerzte ſchuld geweſen: welche dem Hrn. Verfaſſer vor geraumer Zeit ihre Bildniſſe und Lebensumſtände verſprochen; nachmals aber, vermuthlich wegen dazwiſchen gekommener Geſchäffte, ihr Wort zurückziehen müſſen: wodurch denn das lange Warten beyder Herren Herausgeber fruchtlos abgelaufen.

Hr.

Hr. **Brucker** wünſchet bey dieſer Gelegenheit, daß diejenigen Gelehrten, welche künftig in dem Bildersaele eine Stelle begehren, ihre Bildniſſe und Geſchichte, bald nach dem Verſprechen, einſenden; oder, dafern ſie aus ihnen bekannten Urſachen, dieſe Ehre vermeiden wollen, ihre Weigerung gleich Anfangs deutlich zu verſtehen geben mögen: damit nicht der Kupferſtecher in Schaden, Hr. **Brucker** in unnöthige Beſchwerlichkeit geſetzt, die Welt aber ohne Noth aufgehalten werden möge.

Der erſte Gelehrte in dieſem Zehend iſt Herr **Johann Michael von Loen.** Derſelbe ward im Chriſtmonate des 1694ſten Jahres, zu **Frankfurt am Mayn** gebohren. Sein Geſchlecht iſt eines der älteſten adelichen aus den Niederlanden, welches ſich im erſten Theile des vorigen Jahrhundertes nach **Frankfurt** am Mayn begeben. Sein munterer Geiſt, davon ſchon ſeine Kindheit ſtarke Proben gab, machte, daß man auf ſeine Erziehung alle mögliche Sorgfalt wendete. Kriegsſachen, Komödien, Malen, Verſe, ergötzten dieſen feurigen Knaben. Die Anführung eines geſchickten Rectors, und der nicht unnützliche Umgang mit deſſen gelehrter Tochter, die einen netten Vers machte, trieben den jungen Hrn. **von Loen**, mehr als einmal zu einem gelehrten Wettſtreite an; bis er im 1711 Jahre nach **Marpurg** auf die hohe Schule zog, allwo er ſich der ſchönen Wiſſenſchaften und des Rechtes befliß. Im 1712. Jahre zog ihn der groſſe Ruff der Univerſität **Halle** dahin, nachdem er ſich bereits in **Marpurg**, durch öfteres Diſputiren, den

Namen eines frühzeitigen Gelehrten erworben. Hier nun fand Hr. **von Loen** Lehrer für seinen Geist. Der große **Thomasius**, **Gundling** und **Fleischer**, brachten ihm die Geschichte, die Rechte und übrigen Wissenschaften bey, und die Kriegsübungen der preußischen Soldaten, theilten seine Neigung mit den Musen. Mit was für einem freyen Herzen er in diesem Musensitze gewohnet, wie aufmerksam und unparteyisch er die daselbst lehrenden großen Männer betrachtet, und wie er sich schon damals angewöhnet, über das menschliche Herz zu philosophiren, das kann man nicht ohne Vergnügen, aus dessen kleinen Schriften, 1. **Abschn.** 8. S. und 2. **Abschn.** 218. S. ersehen.

Im 1715ten Jahre kam Hr. **von Loen** von Halle wieder nach Hause. Im 1716ten Jahre trat er seine Reisen an, und hielt sich eine Zeit lang zu Regenspurg auf. Nachmals gieng er durch Schwaben, Franken und Thüringen nach Halle, von da nach Dresden, Berlin, und Frankfurt an der Oder, zu seinem Vatter dem Hrn. **von Loen**. Nach einem Aufenthalte von zween Monaten gieng er über Olmütz nach **Wien**. Dieser Schauplatz einer kleinen Welt, zog die Augen des Hrn. v. **Loen** ungemein an sich: er hat es selbst schriftlich entworfen, und gezeiget, wie stark er schon damals in der sittlichen Malerey gewesen. Er gieng endlich nach Frankfurt zurück, und im 1719ten Jahre nach Holland, von da aber nach Brüssel. Aus Holland gieng er über Hamburg und Bremen nach **Berlin**, wo er den Winter über blieb. Die damalige Einrich-

richtung des berliniſchen Hofes gefiel ihm, und da ſeine Freunde ſich noch bemüheten, ihm an ſelbigem eine anſtändige Bedienung zu verſchaffen, ſo hätte es leicht geſchehen können: wenn Hr. **von Loen** nicht geglaubt hätte, es ſey ein thörichter Ehrgeiz, an ſeinem Glücke anderwärts zu verzweifeln. Er entdeckte bey ſeinem Umgange mit den Großen, daß ſie gar oft eben ſo niedrig denken, als die Kleinen; und ſowohl dieſes, als auch vielleicht der Haß des Hrn. **von Loen** gegen allen Zwang änderten auf einmal ſeine Gedanken. Eben dergleichen Ueberlegungen beſchäfftigten ihn an dem dresdniſchen Hofe, welcher damals einer der prächtigſten und artigſten von der Welt war. Er ſah alles, er lernte es kennen; allein er fand nichts, als eine Schaubühne der Welt, wo man zuſieht, mitſpielet, und ſelbſt mitgeſpielet wird: und dieß alles machte ihn noch feſter in ſeinem Vorſatze. Bald darauf ſtarb ſein Großvater, und hinterließ ihm ein ſo anſehnliches Vermögen, daß er völlig im Stande war, als ſein eigener Herr zu leben. Er that eine Reiſe nach Frankreich, und machte ſich in der Schweiz mit den berühmteſten Leuten bekannt. Im 1720ſten Jahre reiſete er nach Holland, um ein Cabinet, ſo er ſich angeleget hatte, zu verſtärken. Er that noch einige Reiſen, die hier zu weitläuftig fallen würden, und ſetzte ſich endlich im 1728ſten Jahre zur Ruhe; die er nunmehr anwendete, die Welt, die er faſt von allen Seiten mit ſo ſcharfer Einſicht hatte kennen lernen, durch nützliche Schriften zu unterrichten und zu beſſern.

II. Hr. **Johann Friedrich Burg**, ward zu **Breslau** 1689. gebohren. Er verlor in seinem zweyten Jahre seinen Vater, Hrn. **Joh. Burg**, Doctorn der Arzneykunst: allein man nahm sich seiner Erziehung demnoch eifrig an, und die damaligen berühmten Lehrer des Elisabethischen Gymnasii bearbeiteten seinen fähigen Geist. Im 1706ten Jahre zog er nach **Leipzig**, allwo er die ausbündigsten Gottesgelehrten, einen **Johann Olearium**, **Ittig**, **Rechenberg**, **Cyprian**, **Börner**, **Günther** u. a. m. fand. Sonderlich hatte er dem **Gottfried Olearius** viel zu danken, dessen Stärke in der kritischen und exegetischen Gelehrsamkeit, seinen Verlust fast unersetzlich gemacht hat. Im 1708ten Jahre ward er Magister, worauf er sich mit Disputiren hervor that. Im 1710ten Jahre besuchte er die berühmtesten Akademien in Ober- und Niedersachsen, und gieng darauf nach Holland, von da aber nach England, da er sich auch in London, für den deutschen evangelischen Prediger, **Joh. Edzarden**, auf der Kanzel hören liess. Er kam das folgende Jahr, durch das Reich wieder auf Leipzig zurück, und ward Baccalaureus der Gottesgelahrheit. Im 1711ten Jahre gieng er nach Breslau zurück, und erhielt im 1712ten Jahre seine erste Beförderung, da er denn nach und nach von einer Würde zur andern gestiegen, bis er im 1742sten Jahre von dem Hrn. Baron **von Cocceji**, auf Befehl Sr. Maj. des Königes von Preussen, zum Oberconsistorialrathe in **Breslau** eingewiesen und beeidiget worden ist.

III. Hr.

III. Hr. **Friedr. Andreas Hallbauer** ward zu Altſtädt in Thüringen 1692. gebohren. Da in ſeiner Familie von den Zeiten der Glaubensreinigung an, viel wackere Gottesgelehrte geweſen, ſo trieb dieſes ſeine Aeltern, und ihn ſelbſt an, ſich derſelben ebenfalls zu befleißigen. Er verlor ſeinen Vater in ſeinem ſechſten Jahre: allein die verwittwete ſächſiſ. Herzoginn, **Sophia Charlotta** nahm ſich ſeiner Erziehung gnädigſt an, und empfahl ihn ihrem damaligen Hofprediger, dem bekannten **Gottfriedi Arnold.** 1705. ward er nach Halle auf das Weyſenhaus geſchickt, allwo er an **Franken** einen großen Gönner fand. Im 1712ten Jahre gieng er nach Jena, allwo er ſeinem Studieren eifrig oblag, auch oftmals diſputirte. 1715. ward er Magiſter, und befliß ſich inſonderheit, die Jugend zu den morgenländiſchen Sprachen, wie auch zur griechiſchen und lateiniſchen Zierlichkeit im Reden und Schreiben anzuführen; davon er ſelbſt viele Proben ablegete, wie er denn allezeit einer der eifrigſten und fleißigſten Lehrer daſiger hohen Schule geweſen. Im 1731. Jahre bekam er das öffentliche Lehramt der Beredſamkeit und Dichtkunſt, und 1735. ward er Director von der **lateiniſchen Geſellſchaft**, die er 1734. aus einer Privatgeſellſchaft, zu einer öffentlichen und beſtätigten gemacht hatte. Im 1735. Jahre ward er zum außerordentlichen Lehrer der Gottesgelahrtheit, und im 1740. Jahre zu einem ordentlichen Lehramte in derſelben berufen: da er denn bis an ſein Ende der Kirche und hohen Schule die wichtigſten Dienſte geleiſtet,

wovon seine Schriften die unleugbaren Beweise sind.

IV. Herr **Herrmann Heinrich von Engelbrecht**, königl. schwedischer Appellationsrath, war 1709. zu Greifswalde gebohren. Weil er in der ersten Kindheit seine Aeltern verlor, so nahm sein mütterlicher Grosvater zu **Wismar** sich seiner Erziehung an: und diese schlug so wohl aus, daß er bereits in seinem funfzehnten Jahre, sowohl die Wissenschaften, als die lateinische, französische, italiänische und holländische Sprache gefasset hatte, und im 1724. Jahre nach Greifswalde auf die hohe Schule gieng. Er legte sich auf das Recht, und sonderlich auf die pommerische Geschichte, und als er beyde so gut gefaßt, daß er auch andere darinn unterrichten konnte, so besuchte er die sächsischen Universitäten und Höfe, womit er sein akademisches Leben beschloß. Er gieng ferner nach **Berlin**, und ward daselbst bey dem schwedischen Gesandten, Hrn. **von Klinkovström**, Secretär. Weil er die Wissenschaften sehr liebte, so schöpfte er aus den dasigen schönen Bibliotheken, aus dem Umgange mit den vornehmsten Gelehrten, und sonderlich dem Herrn de la Croze, großen Nutzen. Hierauf ward er Hofmeister bey dem jungen Grafen, **Thuro Bielke**; mit diesem gieng er drey Jahr nach **Lunden**, seinen Studien vorzustehen; in dieser Zeit aber auch seine eigene Feder nicht ruhen ließ, sondern sowohl ernsthafte und gelehrte Abhandlungen, als auch geistreiche Aufsätze verfertigte, die in dem Glaneur und in dem le pour et le contre, eingerückt

rückt werden ſind. Im 1735. Jahre ward er Doctor der Rechte und Syndicus der Univerſität Greifswalde. Im folgenden Jahre trug man ihm ein ordentliches Lehramt der Rechtsgelehrſamkeit und eine Stelle im Conſiſtorio auf: da er denn ſowohl im Leſen, als in Führung der wichtigſten Rechtshändel, vielen Fleiß bewies. Im 1744. Jahre ward er zu der Stelle eines Beyſitzers bey dem Oberappellationstribunale berufen, blieb aber noch in Greifswalde, bis in den April des folgenden Jahres. Kaiſer **Karl** der VII. aber, krönete alle dieſe Ehrenſtellen mit der Würde des Reichsadels. Bey allen ſeinen wichtigen Geſchäfften iſt ſeine Feder noch immer in Ausführung der auserleſenſten Rechtsmaterien geſtiſſen.

V. Hr. **Johann George Pertſch**, öffentlicher Lehrer der Rechte zu Helmſtädt, ward zu **Wöllſiedel** 1694. gebohren. In ſeinen zärteſten Jahren empfand er, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren, einen Trieb zur Gottesgelahrtheit; der aber bey zunehmendem Alter erkaltete. Seine erſten Studien trieb er in ſeiner Vaterſtädt, und da ſein Vater 1704. als Conſiſtorialſuperintendent nach **Gera** gieng, ſo kam er auf daſiges Gymnaſium. Die trefflichen Männer, ſo damals an ſelbigem lehreten, brachten dieſen fähigen Jüngling ſo weit, daß er 1713. nach Halle auf die hohe Schule ziehen, und den Unterricht eines **Thomaſius**, **Böhmers** und **Gundlings** genießen konnte. Er erlernete die Kirchengeſchichte und das bürgerliche Recht, und vertheidigte auch einige gelehrte Ausarbeitungen in

selbigem. Im 1716. Jahre ward er Doctor der Rechte zu Halle, worauf er 1718. nach dem Tode seines Vaters, Gera verließ, und in Bayreuth sein Glück suchte. Unter einer starken Anzahl Advocaten, that seine Geschicklichkeit sich so sehr hervor, daß er in die stärkste Praxin kam. Er ward von dem Markgrafen zum Proceßrathe ernannt, und erhielt die Anwartschaft auf die erste erledigte Hofrathsstelle. Endlich entschloß er sich, sein Glück als ein Lehrer der Rechte auf einer Universität zu suchen, und gieng 1728. nach Jena. Allhier war sein Hörsaal kaum groß genug, alle Zuhörer zu fassen: denen zu gute er auch seine elementa juris Canonici Protestantium ecclesiastici herausgab. Er war indessen der Universität Jena nicht auf allezeit bestimmt, sondern ward 1732. als Syndicus nach Hildesheim berufen; welches Amt er auch mit so unermüdetem Fleiße, als großer Geschicklichkeit und Verfertigung vieler gelehrten Werke, verwaltet. Im 1742. Jahre legte er, wegen einer Irrung mit dem Rathe, über einer gewissen Priesterwahl, sein Amt nieder; worauf er von dem braunschweigischen Hofe zum öffentlichen Lehrer der Rechte nach Helmstädt berufen ward. Dieser Beruf setzte ihn in sein rechtes Element, und machte ihn zu demjenigen nutzbar, wozu er gebohren war: welches die dasige hohe Schule noch anjetzt zu ihrem großen Vortheile erfährt.

VI. Joseph Aurelius de Januario, königl. Richter bey dem Tribunale Magnâ Vicariâ zu Napoli, ward daselbst 1701. gebohren. Sein

Vater

p. 148. ſagt: Jetzt möchte man mir vorwerfen, was„ ich mich unterſtehe 4 Gradus comparationis zu zeh„ len, wo die ganze Welt bishero nur 3 erkennet hat;„ darauf antworte ich, daß ich verhoffe, daß mir als„ einem Gramatico von Profeßion eben ſo wohl wird„ erlaubt ſeyn, meine wenige Meynung auf die Bahn„ zu bringen als einem andern. Ubrigens ich bringe„ nicht etwas leichtſinniger Weiſe hervor, ſondern ich„ beweiſe mit wohl gegründeten Urſachen, und wollte„ GOtt, daß man alle Mißbräuche nicht allein der„ Grammatik, ſondern auch anderer Sachen alſo un„ terſuchen, und abſchaffen möchte, ſo gienge alles„ beſſer in der Welt als es gehet.„

Damit aber der geneigte Leſer einen völligen Begriff vom ganzen Buche bekommen möge, wollen wir die præcipua Momenta, ſo er ſelbſt oben über geſchrieben, hier beyſetzen: p. 1. Von den Buchſtaben; p. 5. von den Sylben; p. 17. von den Sylben und Buchſtabiren; p. 19. von den Diphthongis; p. 22. von der Verdoppelung der Buchſtaben; p 25. von den Wörtern; p. 30. was ein Verbum ſey? p. 35. Accidentia verbi; p. 36. de modis verborum; p. 43. de temporibus verborum; p. 64. conjugatio verborum; p. 100. verba neutra; p. 105. irregularia; p. 119. neutra compoſita; p. 122. verbum paſſivum; p. 127. verbum imperſonale; p. 129. declinatio articuli; p. 132. von dem Nomine; p. 137. von der Declination des Nominis; p. 146. von den Gradibus comparationis; p. 150. von dem Pronomine; p. 154. von der Declinatione Pronominum; p. 159. von den 6. Caſibus; p. 165. Corollarium; p. 167. von dem Participio und Supino;

Vater war ein Advocat, und es iſt daher kein Wunder, daß er auch ſeinen lebhaften und fähigen Sohn, dieſe Bahn führen wollte. Er ſtudierte anfangs bey den Jeſuiten: allein ihr bekannter Ekel vor den Schriften der alten Griechen und Römer, hielt den jungen Januario nicht ab, ſich in denſelben gleichſam zu vergraben. Durch dieſen heimlichen Fleiß that er ſich vor allen ſeinen Mitſchülern dergeſtalt hervor, daß ſeine Lehrer ſchon ſeine Schulübungen, als Vorſpiele künftiger großer Schönheiten anſahen. Nachdem nun der junge Januario ſich in den alten, als den beſten Quellen der Rechtswiſſenſchaft feſtgeſetzt hatte, ſo verließ er die Schulphiloſophie, und ſuchte bey den neuern Weltweiſen etwas beſſers. Er übte ſich in allen Theilen der carteſianiſchen Weltweisheit, die damals zu Napoli Mode ward, um die Gründe des Rechts und der Billigkeit deſto beſſer kennen zu lernen. Seine erſten Bemühungen waren, die Quellen des römiſchen Rechtes aufzuſuchen; die Gründe der Geſetze zu erforſchen; den Verſtand der Ausſprüche der alten römiſchen Ausleger der Geſetze zu erörtern, und die ſchönen Wiſſenſchaften mit dieſem allen zu verbinden. Dieſes alles nun hat ihn zu einem der vortrefflichſten gerichtlichen Redner gemacht, den alle bewundern, die ihn gehört haben. Sein Ruhm drang endlich vor den König, der ihm 1737. die anſehnliche Stelle eines Richters bey dem Tribunale der Magnae Vicariae aufgetragen. Und da Se. Maj. ſich entſchloſſen, eine neue Sammlung der Geſetze ihres Königreichs zu veranſtalten: ſo ward ihm die Auf-

ſicht darüber anvertrauet; woraus zur Gnüge erhellet, in welch ein groſſes Anſehen er ſich geſetzt haben müſſe. Seine Schrift: Respublica jurisconsultorum; iſt ſo vortrefflich gerathen, daß ſie in allen Theilen des gelehrten Europens gleichen Beyfall erhalten hat; und in ſeiner Mutterſprache, iſt ſeine Feder eben ſo fruchtbar und zierlich geweſen.

VII. Herr Johann George Gmelin, der Arzneykunſt öffentlicher Lehrer zu Tübingen, ward daſelbſt 1709. gebohren. Er war erſt 13 Jahr alt, als er es in den Wiſſenſchaften ſchon ſo weit gebracht hatte, daß er die hohe Schule beziehen konnte. Er hatte das Glück, die trefflichſten Lehrer der Weltweisheit und Arzneykunſt zu hören; und ſein Eifer und groſſe Fähigkeit machten ihn zu einem ihrer würdigſten Schüler. Im 1723. Jahre begleitete er ſeinen Vater bey einer Beſuchung der benachbarten Geſundheitsbäder, und im 1724. Jahre ſetzte er ſich in der Zergliederungskunſt feſt. Er diſputirte vielmals, und mit groſſem Beyfalle, bis er 1727. die Doctorwürde annehmen konnte. Um dieſe Zeit waren verſchiedene berühmte Männer, aus dem Würtembergiſchen, durch die Freygebigkeit des ruſſiſchen Hofes, dorthin gezogen worden; und dieß erweckte in ihm eine Begierde, ihnen zu folgen, wozu ihm einige Freunde riethen. Er gieng dahin, und wir würden von dieſem merkwürdigen Theile ſeines Lebens ein mehrers ſagen, wenn es für unſern Platz nicht zu weitläuftig fiele, theils auch der Welt bereits in einem eigenen Tractätchen ſattſam bekannt gemacht wäre.

VIII. Hr.

VIII. Hr. Joh. Friedrich Pentzer, Profeſſor zu Göttingen, ward zu Fürſtenwalde in der Mittelmark 1693. gebohren. Er ſtudierte anfangs in daſiger Stadtſchule, und legte den Grund zur lateiniſchen Sprache und den ſchönen Wiſſenſchaften. Endlich nahm ihn ſein Oheim Michael Mehliſch, welcher ehedem ein geſchickter Schulmann zu Lübben geweſen war, ins Haus, und gab ſich alle Mühe, ſeinen fähigen Geiſt zu bilden. Im 1712ten Jahre ſchickten ihn ſeine Aeltern zu ſeinem Stiefbruder, erſtem Lehrer der Mathematik auf der Ritterakademie zu Liegnitz, dieſer Unterricht ſchlug auch ſo gut an, daß er 1714. die hohe Schule zu Frankfurt an der Oder beziehen konnte. Hier hörete er das Recht und die Mathematik, und hielt in ſeinem Fleiße bis 1717. an, da er denn verſuchen wollte, wozu die Vorſehung ihn würde beſtimmet haben. Anfangs ward er Hofmeiſter des jetzigen kaiſerl. Miniſters, Hrn. Grafen von Haugwitz; nachmals Secretär bey dem regierenden Grafen zu Stollberg: und weil er ſich beſonders auf Bergwerksſachen legte, machte ihn der Graf zum Bergſecretär. 1727. reiſete er mit dem jungen Herrn Grafen über Wien nach Ungarn; auf welcher Reiſe er allenthalben ſeine erlangte Kenntniß der Natur zu erweitern trachtete. Bey ſeiner Rückkunft ward er nicht nur Kammer- und Bergrath, ſondern auch Baudirector, da er ſich denn befliſſen, bey ſeinen Gebäuden, die Ehre der deutſchen Baukunſt, und den guten Geſchmack zu erhalten. Endlich ſchlug ihn ſein Herr ſelbſt zum Lehrer der Mathematik

nach Göttingen vor, dahin er auch 1736. gegangen, und zum öffentlichen Lehrer der Haushaltungskunst bestellet worden ist.

IX. Hr. **Joh. Heinrich von Seelen**, ward 1688. gebohren, war aber in seiner ersten Kindheit so kränklich, daß man ihm kein langes Leben versprechen konnte: wie er denn bereits einmal das Sterbekleid angehabt, und fast begraben worden wäre. Auf diese Schwachheit folgte ein Mangel der Sprache und des Gedächtnisses, und eine Untüchtigkeit des Verstandes, so, daß man ihn der Kaufmannschaft widmete. Allein im achten Jahre verlohr sich diese Unfähigkeit, und ein gewisser Prediger allda, nahm sich seines Unterrichtes mit so glücklichem Erfolge an, daß er nach sechs Jahren das Gymnasium zu Stade beziehen konnte. Er fand daselbst treffliche Lehrer, unter andern den berühmten **Diethrich von Stade**, welcher ihn die alten deutschen Schriftsteller, den **Ulphilas**, **Ottfried**, **Tatian**, **Willeram**, u. a. m. kennen lehrete. Der Fleiß des jungen **von Seelen** war so groß, daß er auch seinem Lehrer bey dem Register, welches er über den **Ottfried** verfertigte, nützliche Dienste leisten konnte. Hierneben trieb Hr. **von Seelen** die philologischen Wissenschaften, und die hebräische und rabbinische Litteratur. Von dem Stadischen Gymnasio gieng er nach Wolfenbüttel, und sammlete in dasiger Bibliothek unsägliche Schätze ein. Hierauf gieng er nach **Wittenberg**, sein Studieren fortzusetzen, und traf daselbst die vortrefflichsten Lehrer an. Er wohnete bey dem

großen

großen Redner, Hrn. Bergern im Hauſe: und dieſes trug kein geringes zu Auszierung ſeiner bereits erlangten Gelehrſamkeit bey. Er fieng auch an andere zu lehren, und dieß gelung ſo wohl, daß er ſich vorſetzte in Wittenberg zu bleiben: allein der Tod ſeiner Mutter, und die Umſtände ſeines Hauſes riefen ihn zurück. Man trug ihm verſchiedene Aemter an; allein er ſchlug ſie aus, weil er noch immer im Sinne hatte, wieder nach Wittenberg zu gehen. Endlich nahm er das Conrectorat in Flensburg an, und verſchaffte der daſigen Schule einen großen Flor. 1715. ward er zu einer dergleichen Stelle in Stade beruffen, die er aus Dankbarkeit annahm, von da aber 1717. das Rectorat zu Lübek antrat. Die Verdienſte des Hrn. von Seelen ſind ſo bekannt, daß wir hier ſicher abbrechen können.

X. Hr. Chriſtian Schöttgen, Rector zu Dresden, ward zu Wurzen 1687. gebohren. In ſeinem fünften Jahre kam er auf die Schulpforte, und 1709. nach Leipzig. Hier legte er ſich auf die Gottesgelahrheit und orientaliſchen Sprachen. Denn die philoſophiſchen Vorleſungen waren damals ſo verwirrt, dunkel und unverſtändlich, daß ſein nach deutlichen Begriffen ſtrebender Geiſt, ſich ſelbſt aus den Schriften der beſten Weltweiſen, das beſte ſuchen mußte. Hrn. D. Börners und anderer Gelehrten Büchersäle, ſtunden ſeiner faſt unerſättlichen Lehrbegier offen, u. da der Buchhändler Fritſch, ihm Reineſii eponymologicum übergab, ins Reine und vollkommenen Stand zu bringen, ſo war dieß

ein

ein weites Feld, ſich in der gelehrten Geſchichte um zu ſehen. 1706. trat er das Rectorat zu **Frankfurt** an der **Oder** an, und 1719. gieng er als Rector und Profeſſor humaniorum litterarum nach **Stargard**; allwo die damaligen ſtrengen Werbungen denjenigen Flor hinderten, welchen ſonſt Herr **Schörtgen** dieſer Schule zugezogen haben würde. 1728. nahm er das Rectorat an der Kreuzſchule zu **Dresden** an, allwo er die ſchönſten Gelegenheiten gefunden, ſeine ſchöne Sammlung zur orientaliſchen und rabbiniſchen Litteratur gehöriger Schriften zu vermehren; ſeine Feder zum Wachsthume der Wiſſenſchaften fruchtbarer zu machen, und ſeinem Vaterlande auf eine demſelben ſo nützliche, als dem Hrn. **Schörtgen**, rühmliche Art, zu dienen. Wir verweiſen zu mehrerer Vergewiſſerung hievon, die Leſer an das **Bruckeriſche Zeben** ſelbſt, bey deſſen Bildniſſen, Hr. **Haid** abermals alles geleiſtet hat, was man von einem berühmten Künſtler nur fodern kann.

* *

IV.

Preußiſche Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen I. II. III. Band. Danzig, bey Thomas Johann Schreibern, 1747. 1748. 1750. in 8.

Preußen iſt ſeit 500 Jahren, ſeitdem es nämlich von dem deutſchen Orden der Kreuzherren erobert, und mit deutſchen Einwohnern

gröſſentheils beſetzet worden, an merkwürdigen Veränderungen und groſſen Begebenheiten ſo fruchtbar geweſen, daß ſeine Geſchichte unſtreitig eine von denen iſt, welche die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen. Es hat ihm auch ſeit ſolchen Zeiten an Geſchichtſchreibern im geringſten nicht gefehlet. Düsburg, Grunov, Schütze, Hennebergen, Waiſſel, Hartnig, Hartknoch, Curicke, Schurzfleiſch, Lengnich, Zernecke, Bock, Arnold u. a. m. haben alles das geleiſtet, was man nach Beſchaffenheit ihrer Zeiten und Umſtände, von ihnen hat fordern können. Wo bleiben nun noch ſo viele andre Schriftſteller, die nur beyläufig preuſſiſcher Sachen Erwähnung gethan haben?

Dem ungeachtet ſind in einer ſolchen Menge merkwürdiger Sachen, noch immer viel beſondre Umſtände zurückgeblieben, die gar wohl einer Erläuterung nöthig gehabt hätten. Dieſem Mangel abzuhelfen, hat ſich vor andern der berühmte Lilienthal angelegen ſeyn laſſen, als er ſein **erläutertes Preuſſen**, in 5 Bänden, und bald darauf unter einem andern Titel, die Acta Boruſſica, in drey ſtarken Octavbänden ans Licht geſtellet. Was hier für ein Schatz von Urkunden und Nachrichten von preuſſiſchen Staats- und Kirchengeſchichten enthalten ſey, das wiſſen alle diejenigen, die ſich dieſe Werke näher bekannt gemacht haben. Zu gleicher Zeit erſchien in Thorn eine faſt ähnliche Sammlung, unter dem Titel des gelehrten Preuſſens; imgleichen noch eine andre, unter der Aufſchrift des preuſſiſchen Todestempels: in welchen gleichfalls ein groſſer

Vor-

Vorrath alter Untersuchungen, Nachrichten und Urkunden mitgetheilet wurde.

Allein auch diese Bemühungen gelehrter Männer haben den ganzen Schatz preußischer Alterthümer nicht erschöpfet. Danzig hat Königsberg und Thorn die Ehre nicht allein lassen wollen, an der Ergänzung vaterländischer Geschichte gearbeitet zu haben. Der gelehrte und berühmte Hr. Prof. Hanov daselbst, hat es auch an seinem Fleiße in diesem Stücke nicht wollen ermangeln lassen: da ihm verschiedene merkwürdige Stücke in die Hände gefallen, die seinen Vorgängern in dieser Arbeit entwischet waren. Weitgefehlt nun, daß er deswegen tadelhaft scheinen sollte: so verdient er vielmehr das größte Lob, daß er diese historische Nachlese zusammentragen, und nicht neidischer Weise zu seinem Vergnügen zurückhalten; sondern zu gemeinem Gebrauche bekannt machen wollen.

In der Vorrede des I. B. erwähnt derselbe, nach einer Entschuldigung seines Unternehmens, solcher unartigen Leute, die, wenn sie gleich allerley alte merkwürdige Stücke in Händen haben, damit so geizig sind, daß sie selbige keinem andern zur Einsicht mittheilen, sondern als einen ihnen eigenen Schatz gleichsam vergraben wollen. Wir wissen kaum, was wir uns für einen widersinnischen Begriff von solchen Leuten machen sollen. Noch andre bilden sich ein, ihrer Hochachtung würde etwas entgehen, wenn andre Leute eben das auch wüßten, was sie wissen: indem sie sodann nichts mehr vor ihnen zum voraus haben würden. Wer kann aber solche

Menschen

Menſchen hochachten, da man die Urſachen dazu nicht weis; ſo lange ſie ihre Heimlichkeiten für ſich behalten. Sie berauben ſich alſo ſelbſt ihres Ruhmes, den ſie nicht nur durch den Beſitz, ſondern auch durch eine großmüthige Mittheilung ihres Vorrathes erlangen würden. Es giebt endlich noch andre, die durch eine eitle Furcht abgehalten werden, ihre Alterthümer zu verſperren. Sie bilden ſich ein, es wären lauter ſolche Heimlichkeiten, deren Bekanntmachung ſchädlich ſeyn würde. Der Hr. Verfaſſer widerlegt alle dieſe Vorurtheile aufs gründlichſte, dabey wir uns nicht aufhalten können.

Da dieſes Werk ſtückweis ans Licht getreten, ſo wollen wir auch der Ordnung deſſelben folgen, und unſern Leſern nicht etwa nur ein und andres Merkwürdige als eine Probe, von dem Inhalte deſſelben; ſondern eine vollſtändige Nachricht von allen darinn vorkommenden Artikeln mittheilen. Es iſt kein Zweifel, daß dadurch mancher begierig werden wird, ſich von ein und andrer Materie näher zu unterrichten, die er ſonſt in dieſer Sammlung wohl nicht geſuchet hätte. Denn wer kann in dergleichen vermiſchten Abhandlungen vorausſehen, was einem fleißigen Schriftſteller alles wird vor die Hand gekommen ſeyn?

Das I. St. hält drey Abhandlungen in ſich. Die erſte betrifft die Berichte von den preußiſchen Silberbergwerken. Außer dem Börnſteine, welcher unter allen Ländern der Welt, ein ganz eigenes Kleinod von Preußen iſt, hat die Natur es ihm auch an andern unterirrdiſchen Schätzen nicht fehlen

lassen. Die alten Urkunden von Preußen gedenken ausdrücklich der Bergwerke. Schon im 1230sten Jahre gedenket Herzog Conrad, in seiner Schenkung, des Goldes, Silbers und aller andern Erze und Metalle, Edelsteine, Salzadern u. d. gl. Und im (*) 1226sten Jahre hatte Kaiser Friedrich der II. dem deutschen Ordensmeister Herman von Salza, in einer öffentlichen Urkunde gleichfalls das Recht verliehen, allerley Fundgruben von Gold, Silber, Eisen und andern Metallen, auch Salz, zu bauen, zu besitzen und ewig zu genießen. In der Culmischen Handveste, die wir unlängst aus der kaiserl. wiener Bibliothek mitgetheilet, sprechen die Landmeister ebenfalls davon; und vergleichen das verliehene Recht mit demjenigen, was in solchen Fällen in Schlesien und in Freyberg üblich wäre. So fährt der Hr. Verfasser fort, solches von andern Theilen Preußenlandes, sonderlich im Hockerlande zu zeigen: woselbst ein gewisser thornischer Bürger, Berend, oder Bernhard Schilling, aus den Silbergruben bey Niklaswalde, 30 Zentner Silber Ausbeute gezogen, und davon die Erlaubniß bekommen, eine Münze zu schlagen, die er nach seinem Namen Schillinge genennet. Sechszig davon giengen damals auf eine Mark preußisch, und diese war eine Mark löthiges Silbers; bis sie nachmals sehr am Werthe gefallen. Man findet hiebey viel Nachrichten von den alten preußischen

(*) Hier ist in der preuß. Sammlung ein Druckfehler eingeschlichen, denn anstatt 1226, steht 1326. welches aber mit

pino; p. 170. von dem Adverbio; p. 176. von der Präpoſition; p. 180. von der Conjunction; p. 182. von der Interjection; p. 184. von der Conſtruction; p 196. Compendium des deutſchen Schlüſſels; p. 225. Kern dieſes Werkleins. Endlich machen die angemerkten Druckfehler den Beſchluß.

V.

Uberſetzung in deutſcher Helden-Poeſie: des Virgilianiſchen Lobes- und Lebens-Lauf: des groſſen Krieges-Helden Aeneas. Mit kurzverfaßter Beyfügung: erforderlicher Anmerkungen; von Theodor Ludwig Lau, Hochfürſtlich-Curländiſchen Staats-Rath und Cabinets-Directer.

Elbing, bey Samuel Preußen, 1725, 4. 12. Bogen.

WIr haben von dieſem Werke nicht mehr als die erſten zwölf Bogen bey der Hand; können auch unſere Leſer nicht mit hinlänglicher Gewißheit verſichern, ob davon jemals mehr zum Vorſchein gekommen. Es ſcheinet daß es, wer weis aus was Urſachen, ins Stecken gerathen ſey.*) Inzwiſchen iſt auch

*) Nachdem wir dieſes bereits geſchrieben, iſt uns eine Uberſetzung der fünften und achten Satyre aus dem Boileau, gedruckt zu Königsberg 1728. 8. zu Handen gekommen, welche eben dieſer Lau verfertiget. Wir reden von derſelben zu anderer Zeit; melden aber inzwiſchen nur ſo viel, daß der Verfaſſer in der-

ſchen Münzen. Man wird viel merkwürdiges hier antreffen.

Die zweyte Abhandlung theilet die Handveſte der rechten Stadt Danzig, nebſt einigen Anmerkungen mit. Der Bruder Weinreich von Kniprode, Hochmeiſter deutſchen Ordens, hat ſelbige 1378. den Rathleuten und Einwohnern der Stadt Danzig, erneuet. Hr. Prof. Haney hat gar feine Anmerkungen dazu gemacht; nur ſcheint es uns, daß dieſe Abſchrift der Handveſte entweder nicht nach dem Originale, oder doch nicht mit unveränderter Rechtſchreibung gemacht worden.

Die dritte iſt eine Nachricht von Jac. Knaden, dem erſten evangeliſchen Prediger in Danzig; der ein gebohrner Danziger geweſen, und als ein beliebter Prediger an der Peterskirche daſelbſt geſtanden: woſelbſt er zuerſt, nach D. Luthers Weiſe zu predigen das Herz gefaſſet; auch ſchon im 1518 Jahre geheirathet haben ſoll.

Im II. Stücke ſteht der 4. Art. von einer alten Bäckerordnung der preußiſchen Lande; die unter Bruder Conrad Zöllnern von Rothenſtein, Hohemeiſtern des Ordens der Brüder des Hoſpitals St. Marien zu Jeruſalem, 1383 zu Bartenſtein, auf ganz Preußen gegeben worden. Der 5. Art. theilet das Privilegium der augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten in Elbing, vom 1588ſten Jahre mit. Dieſes iſt vom Könige Sigismund dem III. in Poly-

mit Kaiſer Friedrichs des II. und Hermanns von Salza Zeiten gar nicht übereinſtimmet.

len gegeben; doch iſt hier nur die deutſche Ueberſetzung davon anzutreffen. Der 6. Art. enthält ein Vidimus des Abts zu Olive, über eine Stelle der danziger Handfeſte, von 1453, mit Anmerkungen. In dieſer lateiniſchen Originalſchrift heißt Danzig noch Gdanczk. Die Rathsherren heißen ſchon Conſules, und der Bürgermeiſter Proconſul; obgleich Danzig damals noch unter den Hohemeiſtern ſtund: daher es faiſch iſt, wenn einige vorgeben, dieſes ſey nur nach der Zeit geſchehen; und zwar, weil die pohlniſchen Magnaten Senatores hießen, bloß zum Unterſcheide. Es ſind noch mehr artige Anmerkungen vom Herrn Prof. Hanov daben. Der 7. Art. giebt Nachricht vom erſten Syndicus zu Danzig, D. Conrad Lagus.

Im III. Stücke handelt der 8. Art. von einem Landesſchluſſe wegen der Pfennigzinſe, vom 1386. Jahre, mit Erläuterungen. Der 9. Art. giebt noch andere ſolche Verordnungen. Der 10. Art. theilet die alte graudenziſche Handfeſte mit, die von 1404 iſt. Der 11. Art. giebt einen Reſt von Aeneae Sylvii Büchlein de miſeria vitæ Prutenicae zu leſen; welches in Sim. Grunaus preußiſcher Chronik zu finden iſt. Es iſt hier die Rede von denen Zeiten, da die Städte des weſtlichen Preußens wider ihre Herren, die Hohemeiſter und den Orden, ſich empöret: und das wär unter Kaiſer Friedrichen dem III, da der zwölfjährige Krieg geführet worden; bis endlich der Orden den Kürzern gezogen. Die Erzählung, wie Kaiſer Friedrich beyde klagende Parteyen zu vergleichen, und zu entſcheiden geſucht,

ſucht, iſt ſehr artig zu leſen; und Aeneas Sylvius ſelbſt hat keine kleine Rolle dabey geſpielet. Eben deswegen handelt auch der 13. Art. von des Aeneas Sylvius Verdienſten um Preußen. Er iſt am Hofe des Kaiſers ſeit 1440 gekrönter Poet und Secretär, hernach Protonotarius, kaiſerlicher Rath, Biſchof zu Trieſte, hernach zu Siena geweſen, bis er endlich Cardinal, und gar Pabſt geworden. Aus den Briefen deſſelben, die Anton Coburger 1473 in Fol. drucken laſſen, werden hier verſchiedene Stücke angeführet, woraus ſeine gute Neigung gegen Preußen ſattſam erhellet. Im 8. Art. wird dargethan, daß Joh. Böſchenſtein vermuthlich Prediger in Preußen geweſen.

Im IV. St. iſt der 14. Art. ein Auszug der königl. pohlniſchen Beſchwerden, über die Kreuzherren, auf dem Concilio zu Coſtnitz. Der 15. Art. liefert eine Begnadigung, die 1410 von dem Konige in Pohlen den Preußen angebothen worden; der 16te Art. Jacob Heggen, ſonſt Finkenblock genannt, mit nöthigen Belegen. Im V. St. handelt der 17. Art. von dem reichen Bauren zu Niklaswalde, der um 1400, eilf Tonnen voll baares Geldes vermocht hat; der 18. Art. von der fabelhaften Selbſtwahl des Hohmeiſters Heinrichs von Plauen; der 19te von Stenzel Bornbachen, dem Geſchichtſchreiber, mit Anmerkungen. Der 20ſte Art. liefert das Privilegium der Stadt Elbing von 1457; der 21ſte die Handfeſte der ſchwarzen Mönche über ihre Kirche vom 1227ſten Jahre; der 22ſte Michaelis Epiſcopi Cujavienſis Confirmationem Donationis a

Swentopelco Duce Pomeraniae, fratribus Regulae S. Dominici Praedicatorum, Eccleſiae S. Nicolai conceſſae, 1227; und der 23ſte des Hohemeiſters Conrad Zöllners Erlaubniß, daß die Dominicaner einen Thurm zu ihrer Nothdurft bauen dürfen.

Im VI. Stücke, handelt der 24ſte Art. von dem Alter, der Stadt Danzig, mit Anmerkungen. Schütze und Curike meynen, Herzog Subislavs in Pommern habe ſie 1185 zu bauen angefangen, da vorher nur ein Fiſcherdorf da geſtanden. Hartknoch meynt, daß ſie weit älter, und ſchon von den Gothen erbauet geweſen. Auch denket ein unbekannter Scribent (Cosmas Pragenſis) des X. Jahrhunderts, der des Heiligen Adalberts Leben beſchrieben, der Stadt Gedanie. Indeſſen mag ſie damals wohl noch ein elender Flecken geweſen ſeyn. Der 25ſte liefert Pabſts Eugenii des III. Beſtätigung des leslauiſchen Bißthums vom 1148ſten Jahre, mit Anmerkungen. Im 26ſten ſteht die beſtätigte Ausmeſſung des Dominicanergrundes in Danzig.

Im VII. St. handelt der 27ſte Art. von den Badſtuben, und ihrem Gebrauche bey den alten Preußen; der 28ſte von dem Petersphennige in Preußen. Hier wird eine Stelle aus Grunauen erkläret und verbeſſert. Der 29ſte Art. liefert Nachrichten von einem Matthias Bienwald, lutheriſchen Geiſtlichen in Preußen. Der 30ſte enthält Conr. Zöllners Privilegium über den ſchwarzen Mönchenthurm zu Danzig; und der 31ſte Gregors des VII. erläutertes Schreiben an Herzog Boleslaus in Pohlen.

Im

Im VIII. St. iſt der 32ſte Art. ein Verboth wegen des Handels auf dem Lande, gegeben von der königlichen Commiſſion zu Elbing, 1326; der 33ſte eine königliche Beſtätigung deſſelben, wegen des Juden- und Schottenhandels auf dem Lande; der 34ſte, eine Landesordnung wegen der Maaße und Gewichte von 1307, mit Erläuterungen. Der 35ſte Art. aber handelt von einem Stücke des Pfeiles, der ſeit 1458, 14 Jahre im Gehirne des Landmarſchalls in Preußen geſtecket, und noch itzo auf der königlichen Bibliothek zu Königsberg gezeiget wird.

Im IX. St. liefert der 37ſte Art. den Adelsbrief, den König Joh. Caſimir in Pohlen 1657 der Stadt Danzig gegeben hat. Im 37ſten ſteht eine nöthige Unterſuchung von einigen vermeynten Beweiſen und Proben der Hexerey; und im 38ſten des cujaviſchen und pomerneliſchen Biſchofes Czartoryſky Befehl vom 1669ſten Jahre, in Hexenſachen.

Im X. St. hält der 39ſte Art. noch mehr katholiſche Verordnungen und Anmerkungen vom Hexenproceſſe in ſich. Der 40ſte, giebt eine kurze Nachricht von M. Caſpar Schützens, des preußiſchen Geſchichtſchreibers und Danziger Secretärs, Leben und Schriften, und der 41ſte, liefert die verbeſſerte Handfeſte der Preußen vom 1249ſten Jahre.

Im XI. Stück handelt der 42ſte Art. die Frage ab, ob Danzig von einem Nachfolger Lechs, **Wiſſemir**, oder von dem gothiſchen Fürſten Berich angeleget worden. Der erſte ſoll auch Wismar erbauet, und nach ſeinem Namen genennet; Danzig aber von den gefangenen Dänen, die er in

einer Schlacht mit dem Könige Sivard bekommen, benennet haben. Der 43ſte Art. erzählet des oliviſchen Abts Lamprert Schlieſs Leben, und Mildigkeit gegen die Armenhauſer. Der 44ſte enthält eine königl. Verordnung wegen der Rechte der kleinen Städte; und der 45ſte, ein preußiſches Edict, wider Juden und Schotten von 1551. Wir merken bey dem erſten dieſer drey Stücke, auf der 671 u. f. S. nur an, daß der Hr. Verfaſſer die Inſel Banomanam und Baltiam im Plinius, woher der Börnſtein käme, ganz unrecht für Seeland ausgiebt; indem ja dieſe däniſche Inſel das Vaterland des Börnſteins weder jemals geweſen, noch itzo iſt. Durch des Diodorus Siculus Baſileam, eine Inſel, da allein, und ſonſt nirgends der Börnſtein gefunden würde; will er gleichfalls ganz unrichtig die Nährung (*) (eigentlich den ſchmalen Strich Landes, zwiſchen dem friſchen Haſe und der Oſtſee) verſtehen. Allein unſers Erachtens iſt um Ptolemäi Zeiten dieſe Nährung noch nicht geweſen; ſondern erſt nachmals in einem großen Sturme aus der See erhoben worden. Samland aber iſt die wahrhafte Börnſteininſel, wo dieſer Edelſtein, noch dieſe Stunde am ſchönſten und häufigſten geſammlet und gefangen wird. Die danziger Nähring hat davon eben ſo wenig, als die Curiſche (ein eben ſo ſchmaler Strich Landes, nach Memel zu) aufzuweiſen. Samland iſt alſo die wahrhafte Baltia, und Baſilea der Alten zu nennen.

Eben

(*) Sollte dieß Wort Nährung, welches der gemeine Mann Neering ausſpricht, nicht eigentlich die Niederung heiſſen?

Eben ſo wenig können wir es billigen, wenn der Hr. Prof. Hanov in der Stelle des Plinius, da er von der Inſel **Thule**, ſonder Zweifel dem heutigen Islande redet; wo nach ſeiner Beſchreibung im Sommer keine Nacht, und im Winter kein Tag iſt; das Wort Nerigon, von der Nahrung in Preußen verſtehen will. Die Worte Plinii heißen im 16. c. des IV. B. ſo: Sunt qui et alias (inſulas) prodant, Scandiam, Dummam, Bergos, maximamque omnium *Nerigon*, ex qua in Thulen navigetur. Man ſieht wohl, daß Plinius hier nur andrer Meynungen anführet, und ſelbſt die Gewehr dafür nicht leiſten will. Es haben aber dieſelben ohne Zweifel das eine feſte Land, welches wir heute zu Tage Schweden und Norwegen nennen, damals für verſchiedene einzelne Inſeln gehalten: wie denn auch Tacitus Scandinavien, für eine Inſel angegeben, weil er ſeinen Zuſammenhang hinter dem finniſchen und bothniſchen Meerbuſen mit dem übrigen Europa nicht gewußt. Dieſe Scandiam zählt alſo Plinius auch für eine Inſel. Dumna ſoll die andre ſeyn, und wer weis, was das für ein nordliches Vorgebirge im deutſchen Meere, oder in der Nordſee geweſen. Dann nennet er **Bergos**, unſtreitig die Stadt Bergen in Norwegen, die man wieder als eine beſondre Inſel angeſehen hat; und endlich kömmt **Nerigon**. Was iſt hier natürlicher, als durch eine kleine Veränderung der Ausſprache,

heißen? So ſagt der Holländer Weer anſtatt Wedder oder Wetter. Das Plattdeutſche machts in andern Wörtern eben ſo.

ſprache, oder Verſetzung der Buchſtaben, **Norwegen** zu verſtehen? Dieſes wird deſto unſtreitiger, da er hinzuſetzet, *ex qua in Thulen navigetur*: aus welcher man nach Thulen d. i. Island ſchiffet. Keine europäiſche Küſte nämlich iſt näher bey Island, als das nordliche Norwegen, und von da aus iſt es auch, in neuern Zeiten wieder entdecket und bevölkert worden. Nun iſt zwar gewiß, daß, wie der Hr. Prof. Hanov meynet, man auch aus der Nähyrung nach Norwegen und Island ſchiffen könne; aber wie weit iſt es auch davon? Und würde man ſich wohl, von einem ſo entlegenen Ufer, der Redensart bedienen: **von wo man nach Island ſchiffet**: da es gewiß am natürlichſten iſt von der allernächſten Küſte alſo zu reden. Wir ſchweigen, daß auch die gute Nähyrung oder **Niederung** in Preußen, in weit neuern Zeiten entſtanden, die See aber vormals bis weit in das Werder, nach Meve gegangen.

Ob Nero ein Stück Börnſtein 13 Pfunde ſchwer bekommen habe, wird aus dem **Plinius** und **Solin** a. d. 685ſten Seite in Zweifel gezogen: weil man es für unmöglich hält dergleichen großes Stück zu finden. Allein wir können ſelbſt aus eigener Erfahyrung bezeugen: daß wir im 1744ſten Jahre, auf der königl. Börnſteinkammer, im Reſidenzſchloſſe zu Königsberg, Stücke Börnſtein geſehen haben, die wie ein Menſchenkopf groß waren, und auf die acht bis neun Pfunde ſchwer wogen. Giebt es nun dergleichen rohe Stücke itzo, warum könnte es nicht auch ſeyn, daß es einmal noch etwas größere und drey bis vier Pfunde ſchwerere (denn des alten römiſchen

miſchen Pfundes Verhältniß gegen das unſre iſt ſo ausgemacht nicht) gegeben; die man denn als beſondre Seltenheiten dem Kaiſer Nero zum Geſchenke geſchicket.

Wir eilen zum XII. Stücke, darinn kömmt im 46ſten Art. erſtlich das Leben Joh. Bonholds, eines Predigers in Danzig von 1323; im 47ſten ein preuß. Edict, wegen des Unterſchleifes im Handel auf dem Lande, auf der Tagefahrt zu Thorn 1613 gegeben. Im 48ſten ein Schreiben des danziger Rathes an den Biſchof von Vladislav 1524. Im 49ſten Zuſätze und Ausbeſſerungen; und endlich im 50ſten ein Regiſter der vornehmſten Sachen.

Der Inhalt des 1ten Theiles hat uns alſo dergeſtalt aufgehalten, daß wir bey dem I. Bande abbrechen müſſen; da wir ſie alle drey zugleich mit zu nehmen dachten. Allein die Wichtigkeit des Inhaltes in den folgenden Bänden, wird uns bewegen, nächſtens noch einmal davon zu handeln. Wir geben indeſſen dem gelehrten und fleißigen Hrn. Prof. Hanow das unparteyiſche Lob, daß er ſich um die Geſchichte ſeines Vaterlandes redlich verdient gemacht habe. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß auch die gelehrten Geſellſchaften in Königsberg, darunter wir ſowohl die königl. deutſche, als die freye Geſellſchaft verſtehen, mit der Schönheit der Schreibart, darauf ſie ſich rühmlichſt befleißigen, auch die Liebe ihrer vaterländiſchen Alterthümer verbinden; und manchen noch unerläuterten Punct derſelben beſſer ins Licht ſetzen möchten. Denn:

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque docendo.

V.

* *

V.

Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinnen unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten sind. Mit Kupfern; aus dem Französischen übersetzt, von Luisen Adelg. Victorien Gottschedinn, III. Th. Leipzig, 1750; verlegts Joh. Paul Kraus.

Wir haben bisher gesaumet, diesen III. B. der pariſischen Akademie der schönen Wissenschaften nach Gewohnheit anzukündigen, der doch schon an der Ostermesse fertig gewesen; ja wir haben so lange gezaudert, daß uns die Frau Professorinn schon mit dem IV. B. an der Michaelmesse zuvorgekommen ist. Wir wollen indessen in der Ordnung bleiben, und diesen nächstens nachholen.

Je weiter dieses Werk fortgeht, desto angenehmer und nützlicher wird der Inhalt desselben, für allerley Arten der Gelehrten. Die Mannigfaltigkeit und gute Wahl der Materien, und die so gründliche, als sinnreiche Art der Ausführung, macht alle Abhandlungen desselben doppelt schätzbar. In diesem Bande sind deren LXIV Stücke enthalten; ausser dem aber noch eilf Lebensbeschreibungen berühmter Männer, die als Glieder der Akadémie in etlichen Jahren gestorben. Wer aus den vorigen Theilen, oder auch sonst, die Verdienste eines Fontenu,

auch dieſer wenige Reſt ſchon genug, von der Abſicht und Ausführung des Herrn Verfaſſers eine deutliche Abbildung und Geſchmack zu geben. Ja, wir achten es um deſto mehr der Mühe werth das Andenken dieſer Schrift zu unterhalten, jemehr dieſelbige, als ein einzelnes und unvollkommenes Stück, der Vergeſſenheit in Zukunft unterworfen werden dürfte.

Der Nahme des Herrn Lau kan den wenigſten Gelehrten gänzlich unbekannt ſeyn, die ſich um das, was in unſern Tagen geſchehen iſt, nur in etwas bekümmern. Der Verdruß, den ſich derſelbe durch eine kleine und ſeltene Schrift: Meditationes philoſophicae de Deo, mundo, homine, Freyſtadii 1717. zugezogen, davon wir eine Auflage in Octav, und eine andere in Quart, geſehen haben, iſt noch in friſchem Gedächtniß; und wird auch den Nachkommen nicht verborgen bleiben, nachdem Hr. Chriſtian Thomaſius in den vernünftigen Gedanken über allerhand auserleſene Juriſtiſche Händel gleich im erſten Theil davon eine umſtändliche Nachricht abgefaſſet hat. Wir haben eine Diſſertation des berühmten Coburgiſchen Profeſſoris, Herrn Johann Conrad Schwartzens, vor uns, deren ein Theil im Jahr 1717. der andere aber im folgenden gedruckt iſt, und die den Titul führet: de contemtione Evangelicae veritatis, aditu ad inſanias Atheorum; darinn dieſe Meditationes des Herrn Lau ſo beſcheiden als gründlich geprüfet werden. Mehr Ehre hat der-

ſelben Vorrede eben dieſes ſeines deutſchen Virgilii noch drey Jahre hernach als eines angefangenen Werkes gedenke. Durch welches Bekantnis denn unſere Muthmaſſung nicht wenig beſtärket wird.

tenü, Fraguiers, Salliers, Sevins, Maſſieu, Baudelots, Fourmonts, Valois, Goulleys, Coutures, Verrots, Baniers, Freres, Mahudels, Hardions, Iſſelins, Gedoyns, Lancelots, Maurours, Secouſſens, Mandajors, Anſelms, Racinens, Chamborts, und Boivins, kennet, der wird ſchon wiſſen, daß er ſich von ihren gelehrten Federn nichts mittelmäßiges verſprechen darf. Wer aber dieſe Abhandlungen ſelbſt leſen wird, der wird finden, daß die alte Hochachtung gegen dieſelben keinen geringen Zuſatz erhalten wird.

Wollen wir der Sache nun etwas näher treten; ſo können wir mit gutem Grunde behaupten, daß faſt alle Arten der Gelehrten hier etwas für ſich antreffen werden. So wird z. E. ein Gottesgelehrter von den Altären, die ſeit Erſchaffung der Welt bis auf Chriſtum, dem wahren Gott erbauet worden; von den Flüchen der Aeltern über ihre Kinder, von dem alten Bisthume Ariſidum, u. d. m. hier Nachricht finden. Wer die Kritik liebt, wird hier nicht nur die Regeln, die man bey Wiederherſtellung verderbter Stellen beobachten muß, ſondern auch unzähliche Verbeſſerungen über den Pindar, Plato, Euripides, Suidas, Dionyſ. von Halikarnaß, Homer, Plutarch, Longin, Heſychius, Cicero, Horaz, Tibull u. d. m. antreffen. Ein Liebhaber der Fabeln und Alterthümer wird Abhandlungen vom dodoniſchen Orakel, von den Ammen des Bachus, von den iſthmiſchen Spielen, von der atlantiſchen Inſel, der Dauer der trojaniſchen Belagerung,

von

von Kriſſa und Cirrha, von den ſicilianiſchen Hirtendichtern, und der Erfindung der Pfeifen, vom Geburtsorte des Daphnis, von den Bätylen und Bildern der Cybele, von Charons Pallaſte u. d. m. allhier finden. Ein Liebhaber der Münzen und Aufſchriften, wird einige griechiſche, etliche ſidoniſche, die centorniatiſchen, und verſchiedene Aufſchriften und Diptycha wahrnehmen. Ein Weltweiſer wird von Plutarchs Tractate vom Aberglauben, ein Geſchichtſchreiber vom Charakter des Auguſtus und Mäcenas, über den Urſprung des Schachſpiels, und der Zahlpfennige, von Hannibals Zuge zwiſchen der Rhone und den Alpen, von der Hochachtung der alten Deutſchen gegen das Frauenzimmer u. d. gl. finden. Ein Liebhaber der gelehrten Geſchichte und Sprachen, wird Abhandlungen von dem Verfaſſer des Epinomis im Plato, von einem Stücke Malerey al Freſco, von der Sprache und Gelehrſamkeit der Chineſer, vom Flore der Wiſſenſchaften im alten Gallien, von den Urſachen des Flores und Verfalles der Wiſſenſchaften, von der Zeit, da Heſychius gelebet hat, von Cicerons Buche, Lucullus genannt, vom Leben Wilhelms Budäus, u. d. m. hier leſen. Der Wortforſcher endlich, wird über das Wort σοφηφος, über die Wörter Barbariſmus und Soloeciſmus, über die Sylben Cer. Per. auf Münzen, und über das Wort Cajevaire allerley Unterſuchungen und Anmerkungen antreffen. Wo bleiben nun noch die Lebensbeſchreibungen des Abts von Louvois, des P. le Tellier, die beſonders künſtlich gemacht iſt; der Herrn Si-

mon

mon und Henrion, des Abtes Renaudot, der Herren Foucault, Baudelot und Dacier, welche gewiß merkwürdig iſt, vom Abte Maſſieu, vom Marquis von Beringhen, und vom ältern Boivin? Gewiß, alle dieſe verdienen von einem Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften geleſen zu werden.

Was ſollen wir nun aus dieſer großen Menge von Materien, die ſo mannigfaltig ſind, unſern Leſern zur Probe vorlegen? Denn aus allem etwas zu nehmen, iſt unmöglich; gar nichts aber daraus mitzutheilen, wäre gar zu wenig gethan. Wir wollen alſo nach unſern Abſichten, und nach der Bedürfniß unſrer Zeiten wählen. Der ſich hin und wieder verderbende Geſchmack in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, der uns bey ſeiner anſteckenden Art, wie eine Seuche, über kurz oder lang, den gänzlichen Verfall der geſunden Art zu denken und zu ſchreiben drohet, leitet uns auf das Lſte Stück dieſes Bandes: darinn der feineſte und natürlichſte franzöſiſche Dichter Racine, die Urſachen des Flores und Verfalles der Wiſſenſchaften abgehandelt hat.

Es iſt denen, welche die franzöſiſchen Schriftſteller etwas genauer, und ſelbſt aus den einheimiſchen Kunſtrichtern kennen, zur Gnüge bekannt: daß dieſer Dichter, nach den kritiſchen Beurtheilungen eines Boileau, und den Muſtern eines Corneille und Moliere, entſtanden und gebildet worden; und ſich alſo, nach den Regeln des erſten, bemühet, alle Vollkommenheiten der letztern, ohne ihre Feh-

ler

ler zu erreichen. Er hat sonderlich das Lob, daß er sich nach der griechischen schönen Natur in seinen Trauerspielen gerichtet; bey seinen Helden mehr das Herz, als den Witz und die Spitzfindigkeit reden lassen; in seinen Versen den schönsten Wohlklang, und in seinen Ausdrückungen die vollkommenste Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache beobachtet. So viele Vorzüge nun machten, daß er selbst dem großen Corneille bisweilen den Preis abgewann, ja ihn zuletzt gar verdunkelte. Durch ihn nämlich schien die Natur selbst, ohne Anstrich und Putz zu reden; er bezauberte erst die Ohren, so dann aber das Herz: und ohne daß er schien witzig reden und schreiben zu wollen; so sah man am Ende doch, daß derjenige ungemein viel Witz haben müsse, der seine Leser so ungekünstelt einzunehmen gewußt hätte.

Wenn uns nun ein so feiner und glücklicher Meister von den Ursachen des Flores und Verfalles der Wissenschaften und des Geschmackes unterrichten wollen: sollten wir den nicht hören? sollten wir von dem nicht lernen wollen? Unsre Zeiten nämlich stimmen darinn mit den letzten Jahren des Racine (1720 ohngefähr) in Frankreich sehr überein. So bald Ludwig der XIV. todt war, welches 1715 geschah, hub sich der Geschmack in Paris merklich an zu verderben. Racine sah die Sucht der neuern Scribenten, witziger und sinnreicher zu schreiben, als man vormals gethan hatte. Er sah sie theils schon vor seinen Augen jährlich wachsen, theils erkannte er, als ein feiner Kenner seiner Nation, daß diese neue

Mode

Mode um ſich greifen, und bald die herrſchende Schreibart werden würde: wie ſie es denn wirklich geworden iſt; wie wir aus einem Traume der Songes philoſophiques des Marquis d' Argens vor einiger Zeit gewieſen haben. Eben deswegen aber hatte dieſer in ſeinem Traume, den groſſen Liebhaber der ſchönen Natur eingeführet. Dieſem einbrechenden Strome nun, ſuchete er durch dieſe Abhandlung, ſo viel möglich, zu wehren.

Eben dieſe Umſtände ſehen wir itzo auch in Deutſchland vor uns. Der Witz und Aberwitz einiger alpiniſchen Zöglinge drohet uns eine alpiniſche Peſt. Man will itzt weder für den Verſtand, noch für das Herz mehr ſchreiben; ſondern bloß die Einbildungskraft blenden. Alles, was an dem ſchwülſtigen Lohenſtein ehemals mit ſo vielem Grunde verworfen worden, das wird itzo in viel höherm Grade, bis zum Unſinne getrieben. Man verachtet in Verſen das Ohr, wie in den Redensarten die Sprache, und in den Gedanken die Vernunft. Je ſeltſamer jemand Thorheit und Worte durcheinander werfen kann, deſto höher wird er von den einäugigten Führern der Blinden erhoben, ja faſt gar vergöttert. Man hat die Regeln der Alten, wie eines Boileau, Canitz, und Neukirchs, als ein beſchwerliches Joch vom Halſe geſchüttelt; und ſo folget man einer wilden Phantaſie, als einem zaumloſen kollernden Gaule: der ſeine unvorſichtigen Reiter dahin trägt, wohin Pegaſus noch keinen vernünftigen Dichter geführet hat. Alle Geſpenſter ihrer Einbildung ſehen ſie für ſo viel neue Geſchöpfe ihrer

Dichtungskraft an; und dünken ſich mehr, als Prometheus, wenn ſie aus dem Kothe ihrer Einfälle etwas gebacken haben, das einem halbigten Dinge ähnlich ſieht. Dieſem Verderbniſſe nun, ſo viel ſich thun läßt, zu ſteuren, ſoll uns dieſe Schrift des Racine dienen. Wir rücken ſie ganz ein: wer Verſtand hat, wird ſehen, daß ſie es verdienet, und großen Nutzen haben kann.

* *

VI.

Des Herrn Racine Unterſuchung der Urſachen, von dem Flore und Verfalle der Wiſſenſchaften. 1721.

Man hat im 48ſten Artikel geſehen, daß die Wiſſenſchaften von den älteſten Zeiten her, inſonderheit in Gallien getrieben worden ſind. Die Geſchichte lehret uns, daß auf die für die Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften glücklichen Jahrhunderte, faſt allezeit ſolche Zeiten gefolget ſind, in welchen die Barbaren die Stelle des guten Geſchmackes und der Zärtlichkeit eingenommen. Herr Racine hat die allgemeinen Urſachen dieſer Veränderung unterſucht.

Er unterſcheidet vier Jahrhunderte, in welchen die Künſte und Wiſſenſchaften in dem blühendſten Zuſtande geweſen. Das erſte in Griechenland, unter Philippen und Alexandern; das andere in Rom, unter Cäſarn und dem Auguſtus; das dritte

dritte in Italien und Frankreich, unter Leo dem X. und Franciſcus dem I. und endlich Ludwigs des XIII. und Ludwigs des XIV. ſeines.

Bey Leo des X. Zeit bleibt er nicht lange ſtehen, ungeachtet ſie der Zeitpunct von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente iſt: und nach ihm, hat ſie ſich inſonderheit durch die Malerey hervor gethan. Was die drey andern Jahrhunderte betrifft, ſo betrachtet er ſie gleich anfangs auf einer ziemlich ſonderbaren Seite, die aber auch zugleich ihre kurze Dauer anzeigt. Hr. Huetius, ſagt er, welcher den Carteſius, einen Weltweiſen geſehen, der ſowohl nach der Zeitordnung, als auch ſelbſt nach der Ordnung der Geiſter, an die Spitze derer großen Männer geſtellet werden muß, welche das verfloſſene Jahrhundert, Alexanders und Auguſts Zeiten ähnlich gemacht haben; der hat auch die lange Reihe berühmter Perſonen vorüber gehen ſehen, welche die Künſte auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit getrieben haben.

Ein Athenienſer, der ſo lange gelebet hätte, als dieſer gelehrte Prälat, würde ſich haben rühmen können, den Sophokles und Euripides, Apelles und Praxiteles, Sokrates, Plato und Ariſtoteles, Thucydides und Xenophon, und endlich den Ariſtophanes und Menander, geſehen zu haben.

So würde auch ein römiſcher Greis ſich haben rühmen können, daß er in ſeiner Jugend die Lehren der Tugend vom Cato und Brutus erlernet; daß, nachdem er, Cicerons und Cäſars Reden

angehöret, er die Anmuth des Umganges bey einem **Catullus**, **Tibullus** und **Properz** genoſſen; daß **Lukrez** ihm die Geheimniſſe der Natur eröffnet; daß er bey ſeinen Zweifeln vom gelehrten **Varro** erleuchtet worden; daß ihn **Horaz**, **Virgil** und **Ovidius** entzückt, und daß **Salluſtius** und **Livius** ihn die Geſchichte gelehret hätten.

Wenn man dieſe glückſeligen Jahrhunderte erwäget, und ſieht, daß ſo viel große Geiſter auf einen Zeitpunct zuſammen treffen; ſo iſt es natürlich, daß man die Frage aufwirft: warum doch ſolche ſeltene Köpfe faſt allemal Zeitgenoſſen geweſen, und faſt niemals Nachfolger gelaſſen haben, die ihrer würdig geweſen? gleich als ob die erſchöpfte Natur ſich lange ausruhen müßte, nachdem ſie ſolche reiſe Früchte hervorgebracht hat.

Es iſt ſchwer, ſagt Hr. **Racine**, auf dieſe Frage hinlängliche Gründe an die Hand zu geben: und **Paterculus** geſteht, daß, nachdem er dergleichen geſucht, ihm keine überzeugend genug vorgekommen ſey. Cauſas cum ſemper requiro, numquam reperio, quas eſſe veras confidam, ſed fortaſſe veriſimiles. L. 1. C. 17. Die Urſache ſo **Cicero** Tuſc. Lib. 2. davon angiebt, welcher ſagt: daß die Wiſſenſchaften, wenn ſie zum vollkommenſten Grade geſtiegen ſind, veralten, und wieder hinfällig werden; und des **Seneca** ſeine, der ſolches Controv. 1. auf die Eiferſucht der Götter ſchiebt, ſind eben ſo unzulänglich.

Man ſagt gemeiniglich, der Schutz der Fürſten bilde die großen Männer; und es fehle nicht an

Virgi-

Virgilen, da wo es nur Mäcenen giebt: allein Hr. Racine läß dieſe Urſache nicht gelten. Es iſt wohl wahr, ſagt er, daß Wohlthaten einen Nacheifer erwecken, und oftmals großen Männern die Muße verſchaffen, ihre Gaben zu bearbeiten: allein ſie geben dieſe Gaben nicht. Der Anblick einer Belohnung erhebet eine Seele nicht, und flößt ihr keine erhabenen Gedanken ein. Wenn man durch die Freygebigkeit eines Wohlthäters reich iſt, ſo denkt man zwar mehr auf Bequemlichkeit; aber denkt man darum beſſer? Die mehreſten römiſchen Kaiſer wollten Redner und Dichter ſeyn; gleichwohl erweckte ihre Neigung zur Beredſamkeit und Dichtkunſt, weder einen Cicero, noch einen Virgil. Marcus Aurelius, der Freund aller Weltweiſen, brachte gleichwohl keinen einzigen hervor, der an die Zeiten eines Sokrates und Plato gereichet hätte. Franciſcus der I. deſſen Freygebigkeit ihm den Namen eines Vaters der Wiſſenſchaften erwarb, fand, wenn man den Marot ausnimmt, keinen Dichter, der ſeiner Freygebigkeit würdig geweſen wäre. Amyots großes Glück war fähig genug, den Nacheifer der Gelehrten zu erwecken; gleichwohl erweckte dieſer Nacheifer, unter Carls des IX. Regierung nur ſehr mittelmäßige Schriftſteller. Nicht der Gunſt des Mäcenas haben wir einem Cicero, Catull und Tibull zu danken: und Virgil würde wohl Virgil geblieben ſeyn, wenn Mäcen ihn gleich nie gekannt hätte. Endlich ſchließt Hr. Racine, ſo ſind es auch gar nicht die Wohlthaten eines Cardinals Richelieu,

denen man die großen Männer verdanken muß, die ſich unter ſeinem Miniſterio hervor gethan haben: es gab deren viele, die ſeine Gnade genoſſen, und der Gram, den er dem Peter Corneille verurſachte, würde uns vieleicht um die Werke dieſes erhabenen Geiſtes gebracht haben; wenn das Feuer, welches große Männer belebt, ſich nach dem Belieben eines Miniſters anzündete oder austilgte.

Auch die öffentliche Freyheit ſieht man noch, als eine der vornehmſten Urſachen des Flores der Wiſſenſchaften an: und es iſt wahr, daß ſie oftmals in republikaniſchen Staaten die Redekunſt erhalten hat, weil ſie zu den höchſten Würden führete. Gleichwohl iſt es eben ſo gewiß, daß die Dichtkunſt und andere ſchöne Künſte in Rom, zu Zeiten der Conſuln nicht im Flore geweſen; und auch heutiges Tages bey denen Volkern eben nicht weit kommen, die doch ſeit langer Zeit einer großen Freyheit genießen.

Dieſen moraliſchen Urſachen nun, füget man noch phyſikaliſche bey, und glaubt: daß die Zeiten, in einem und demſelben Lande, eine gewiſſe Milderung der Luft verurſachen, die zur Erhebung der Geiſter beyträgt; ſo wie eine andere ſie niederſchlägt. Hr. Racine geſteht hierbey, daß wegen der genauen Verbindung, die zwiſchen dem Körper und der Seelen iſt, die äuſſerlichen Dinge uns verſchiedentlich rühren; daß die Verſchiedenheit der Luft, in uns Traurigkeit oder Freude verurſache; daß z. E. im Oriente, die Leute lebhafter ſind, als in den mitternächtlichen Eisgegenden; ja daß man ſogar unter

benach-

ſelbe nicht lange hernach durch eine andere Schrift eingeleget, welche er: Aufrichtigen Vorſchlag von glücklicher, vortheilhafter, beſtändiger Einrichtung der Intraden und Einkünften der Souverainen und ihrer Unterthanen, in welchem von Policey- und Cammer-Negotien und Steuer-Sachen gehandelt wird; Frankfurt 1719. 4. genennet, und welche den Beyfall vieler Politicorum und Gelehrten, von den letztern insbeſondere Herrn Thomaſii, Gundlings, Stolles und anderer, erhalten. Wir können nicht umhin dieſe gute Gelegenheit zu ergreifen, und, da Herr Lau in gegenwärtiger Virgilianiſcher Uberſetzung hier und dar ſeine übrige Schriften nahmhaft machet, welche er theils bereits drucken laſſen, theils aber noch unter der Feder hat, ein, ſo viel möglich, vollſtändiges Verzeichniß von deroſelben Aufſchriften zu vergnüglicher Nachricht der Leſer beyzufügen; dabey wir allemal das Blat, wo ſie vorkommen, anmerken wollen.

Unter die erſtere gehören folgende:

1) Vollkommener Saavedriſcher Regent, Freyſtadt 1724. 4. p. 9.

2) Der in 4to zu Frankfurt am Mayn gedruckten Commercialiſchen Schriften, Vermehrungen, Erklärungen und Anmerkungen. p. 18.

3) Politiſche Gedanken in 8vo. p. 19.

4) Libertiniſcher Staats-Criticus über die remarquabelſten in Friedens- und Krieges- auch anderen Welthändeln vorgefallene Solöciſmos und Pudiasmos: mit ihren

benachbarten Völkern, ganz verſchiedene Geiſter antrifft. Die **Athenienſer**, ſo unter einem reinen heitern Himmel lebten, lachten der Blödigkeit derer Völker, welche in der dicken Luft von **Böotien** gleichſam vergraben lagen. Allein das kann man doch nicht begreifen, daß ſich in einer und derſelben Landſchaft, plötzlich eine ganz neue Luft ausbreite; die den Kindern eine Kraft einflöße, welche den Vätern unbekannt geweſen, und in ihrer kurzen Dauer, deren Fähigkeit ſo gar verſchieden mache; noch wie ſich dieſe Luft gewiſſen Perſonen mittheile, ohne daß der übrige Theil des Volkes etwas davon gewahr werde.

Unter **Ludwigs** des XIV. Regierung, hätte ein ſehr ſtarkes Maaß dieſer günſtigen Luft herabſinken müſſen: und gleichwohl gab es auch eine Menge mittelmäßiger Schriftſteller. Man findet in der That Jahrhunderte, die an großen Geiſtern fruchtbarer ſind als andere; es giebt aber deren keines, das keinen einzigen aufzuweiſen hätte. Man muß alſo wahrſcheinlichere Gründe dieſer Fruchtbarkeit ſuchen, als die bisher widerlegten ſind. Hr. **Racine** glaubt, man müſſe ſie auf die Vereinigung vieler glücklichen Umſtände ſetzen; welche alle dazu beytragen, daß ſich unter einem Volke eine allgemeine Freude, und eine gewiſſe Muße ausbreite, die dem Geiſte verſtattet, ſich völlig auseinander zu wickeln. Die Dichtkunſt, die Malerey und alle ſchöne Künſte, ſagt er, ſind Kinder der Freude:

Carmina proveniunt animo deducta ſereno.

ſagt Ovidius Triſt. L. 1. Eleg. 1. Es iſt wohl wahr, daß der Schmerz und die Traurigkeit, zuweilen auch traurige Gedichte veranlaſſen können. Orpheus und Simonides ſind Beweiſe davon: aber das kann man doch auch nicht leugnen; daß eine langwierige Schwermuth den Geiſt niederſchlägt, und ihn zu geiſtreichen Arbeiten ungeſchickt macht. Die kalten Länder haben Metaphyſikverſtändige und Meßkünſtler; vortreffliche Dichter und Maler aber, haben ſie ſelten.

Wenn ein Staat blühend iſt, wenn alles zu ſeiner Größe beyträgt, wenn ruhmvolle Glücksfälle ſeine Ruhe ſichern, wenn der Ueberfluß regieret, wenn das Regiment gelinde iſt; alsdann iſt die Freude vollſtändig und allgemein. Diejenigen, welche große Gemüthsgaben haben, bearbeiten dieſelben: da ſie vergnügt und ruhig ſind, ſo gehen ſie noch weiter, als ſie in einem nicht ſo ruhigen Staate gethan haben würden. Diejenigen, die gleich dieſe Gaben nicht beſitzen, erkennen dennoch deren Werth, bewundern die, ſo ſie beſitzen, ſchätzen ihre Werke hoch, und ermuntern folglich die witzigen Köpfe in ihren Arbeiten. Die Ehre und Belohnungen endlich, welche den Gelehrten mehr Muße verſchaffen, ſetzen ſie vollends in die glückliche Nothwendigkeit, immer weiter zu gehen. Alle dieſe günſtigen Umſtände nun, ſetzt Hr. Racine hinzu, kamen in jenen vier berühmten Jahrhunderten zuſammen, deren oben gedacht worden. Eine kurze Beſchreibung wird dieſen Satz beweiſen.

Als Griechenland von der furchtbaren Macht der **Perſer** befreyet war, ſo dachte es weiter auf nichts, als auf den ruhigen Genuß der Früchte ſeiner Siege. Das im Flor ſtehende **Athen**, ward gar bald die Beherrſcherinn des Meeres, und ſchrieb ſeinen Nachbarn Geſetze vor. Die von Natur geiſtreichen Einwohner dieſer Stadt, dachten an nichts, als Vergnügen, und an die ſchönen Künſte, die Kinder des Vergnügens. Daraus nun entſtunden die großen Geiſter, welche die Nachwelt ſo ſehr bewundert hat. Als aber **Antipater** durch ſeine Grauſamkeiten ganz Griechenland betrübte: ſo gieng die Beredſamkeit mit dem **Demoſthenes** zu Grabe; die Dichtkunſt verlor einen Theil ihres Glanzes, und man ſah mit dem **Zeno** und **Chryſippus** eine traurige und ſtrenge Weltweisheit erwachen, aus welcher alle die Anmuth und Schönheit verbannet iſt, die **Plato** und **Xenophon** in ihren Werken ausgebreitet hatten.

So lange die Römer ſich noch gegen ihre furchtbaren Feinde vertheidigen mußten, ſo lange wurden auch die Wiſſenſchaften vernachläßiget. Kaum aber hatte **Karthagens** Untergang ihnen ein wenig Luft geſchaffet, ſo erlernten ſie die griechiſchen Wiſſenſchaften: und als des **Pompejus** und **Cäſars** Siege, ſie zu Herren der Welt gemacht hatten; ſo kamen durch die allgemeine Freude, auch die ſchönen Künſte in Flor. Die kleine Störung der bürgerlichen Kriege, rottete den Geſchmack derſelben nicht gänzlich aus; und als **Auguſtus** friedlich zu regieren anfieng, überließ man ſich gänzlich der

Freude, und damals kamen die Dichtkunſt und ſchönen Künſte, zu demjenigen Grade der Vollkommenheit, welche die Bewunderung aller Folgezeiten geweſen iſt.

Unter **Leons** des X. Regierung war Italien ruhig und reich, folglich blühten auch die Künſte. Nach ſeinem Tode ward Rom geplündert, **Florenz**, das italiäniſche **Athen**, ward dienſtbar gemacht, und die Wiſſenſchaften geriethen ins **Abnehmen**.

Als der Cardinal **Richelieu**, nachdem er **Rochelle** bezwungen, alle Kräfte des Königreichs wider auswärtige Feinde kehrete, ſo machte der glückliche Erfolg ſein Regiment ſehr erträglich; das ganze Land war im Flore, und die Gemüthsgaben wurden bearbeitet. Man weis endlich auch, zu welchem hohen Grade der Glückſeligkeit Frankreich unter **Ludwig** dem XIV. erhoben worden, und wie hoch die Künſte und Wiſſenſchaften geſtiegen ſind.

Nachdem man nun die Urſachen von dem Flore der Wiſſenſchaften angezeiget hat; ſo iſt leicht zu erachten, daß die Kriege, die Unfruchtbarkeit des Landes, und eine rauhe Witterung, dieſelben im Wachsthume hindern können. Hr. **Racine** aber giebt noch eine beſondere Urſache ihres Verfalles an, nämlich die Liebe zu den ſcharfſinnigen Reden, zum falſchen Witze, und zu einer gezwungenen Schreibart. Allerdings ſtürzten dieſe dieſelbe, gleich nach **Auguſts** Zeiten, vielmehr als **Tibers** und **Nerons** Grauſamkeit.

Cicero

Cicero lehret uns in ſeinem Brutus, daß Phalereus der erſte geweſen, welcher angefangen die griechiſche Beredſamkeit zu verderben: weil er lieber den Ohren gefallen, als das Herz zu rühren ſuchen wollte. Er machte die Beredſamkeit weichlich und weibiſch, und zog dieſe falſche Anmuth der wahrhaften Majeſtät vor, welche ſie begleiten ſoll. Zu Rom gieng es der Beredſamkeit eben ſo, und wir leſen in dem kleinen Geſpräche, ſo man dem Quintilian zuſchreibt: daß die Redner nichts mehr ſuchten, als wie ſie kurze und ſcheinbare Sinnſprüche vorbringen möchten: in parcillimos ſenſus et anguſtas ſententias detrudunt eloquentiam.

Niemanden iſt es unbekannt, daß dieſe Liebe zu witzigen Einfällen und zum Scheinwitze, ſich auch der Italiäner bemächtiget hat. Taſſo brachte ſie zuerſt auf die Bahn: und ſeitdem dieſer bedauernswürdige Geſchmack bey ihnen ſo viel Eingang gefunden, ſind die großen Geiſter aus Italien verſchwunden.

Trotz der nur gar zu ſehr geäußerten Neigung einiger Perſonen, gegen diejenigen Fehler, die den Verfall der Wiſſenſchaften herbeygebracht haben, giebt es zu allem Glücke, doch auch anjetzt noch einige berühmte Schriftſteller, welche die wahren Schönheiten, dem Scheinwitze vorziehen, der andere Leute verblendet.

* *

VII.

Beſchluß vom Trauerſpiel Oreſtes.

Dritter Theil.

Von denen Fehlern, darein diejenigen verfallen, die ſich von den Alten in denen Materien, die ſie abgehandelt haben, entfernen.

Je mehr mein Eifer für das Alterthum, und meine aufrichtige Hochachtung gegen diejenigen, die deſſen Schönheiten wieder bekannt machen, ausbricht; je mehr nöthiget mich der Wohlſtand zur Mäßigung, und gebeuth mir, gegen diejenigen, die ſich von ihnen entfernen, beſcheiden zu ſeyn. Ich will aus dieſer Schrift nichts weniger, als eine Satire oder eine Kritik machen; und würde niemals von des Herrn **Crebillons Elektra** geredet haben, wenn die Materie mich nicht dazu gezwungen hätte. Die ehrenrührigen Ausdrücke aber, die er in der Vorrede dieſes Stückes wider die Alten überhaupt, und inſonderheit wider den **Sophokles**, einfließen laſſen, erlauben mir nicht, zu ſchweigen. In der That, da Herr **Crebillon** die Hochachtung, die man faſt drey tauſend volle Jahre gegen den **Sophokles** geheget hat, für ein Vorurtheil hält; da er mit trocknen Worten ſagt, daß er glücklicher geweſen zu ſeyn glaubt, als die drey tragiſchen Griechen, ſeine **Elektra** recht bedauernswürdig zu machen; da er das Herz hat, zu ſagen,

des

des Sophokles Elektra, beſitze mehr Wildheit, als wahre Große, und habe ſo viel Fehler als die ſeinige: ſo wird es ja wohl erlaubt, ſo wird es ja wohl ſo gar der Pflicht eines Gelehrten gemäß ſeyn, diejenigen vor dieſer Schmähung zu warnen, die ſich davon möchten einnehmen laſſen, und die Nachwelt gewiſſermaßen zu verſichern; daß es, zur wahren Ehre unſrer Zeiten, keinen Menſchen von gutem Geſchmacke, keinen wahren Gelehrten gegeben, den dieſe Ausdrücke nicht aufgebracht hätten. Mein Endzweck iſt bloß, aus dem eigenen Beyſpiele dieſes neuen Schriftſtellers, der ganzen Rotte der Läſterer des Alterthums zu zeigen: daß man ſich, wie ich ſchon geſagt habe, von den Alten in denen Materien, davon ſie gehandelt haben, nicht entfernen kann, ohne ſich zugleich von der Natur, ſowohl was die Fabel, als was die Charaktere und den Ausdruck betrifft, zu entfernen. Das Herz denkt nicht nach der Kunſt, und dieſe Alten, dieſe Gegenſtände ihrer Verachtung, zogen bloß die Natur zu Rathe. Sie ſchöpfeten aus dieſer Quelle der Wahrheit das edle Weſen, die Begeiſterung, den Ueberfluß, und die Reinigkeit. Ihre Widerſacher, die einen entgegen geſetzten Weg gehen, und ſich den Irrwegen ihrer Einbildungskraft überlaſſen, treffen nichts als Niederträchtigkeit, Froſt, Trockenheit und Barbaren an.

Hier will ich bey einigen Fragen ſtehen bleiben, die ein jeder vernünftiger Menſch gar leicht beantworten kann.

Wie kann Hrn. Crebillons Elektra doch bedauernswürdiger und rührender ſeyn, als des So-

phokles

phokles ſeine, da ſie von einer froſtigen Liebe eingenommen iſt, die niemanden rühret, zur Verwirrung nichts beyträgt, ihrem Charakter widerſpricht, und nach dem Geſtändniſſe des Verfaſſers ſelbſt, nichts hervorbringt? die endlich etwas gewiſſermaßen lächerliches auf die ſchrecklichſte und unerbittlichſte Perſon des Alterthumes wirft, die zur Liebe am allerunfähigſten geweſen, und nie eine andere Leidenſchaft gekannt hat, als Schmerz und Rachgier? Iſt es nicht eben, als wenn man eine nach dem Tode des **Pompejus**, in einen jungen Menſchen verliebte **Cornelia** auf die Schaubühne bringen wollte? Was würde doch das ganze Alterthum wohl geſagt haben, wenn **Sophokles** die **Chryſothemis** in den **Oreſt** verliebt vorgeſtellet hätte, weil ſie ihn einmal auf der Mauer fechten geſehen! und wenn **Oreſt** zu dieſer **Chryſothemis** geſaget hätte:

Ah! ſi pour ſe flatter de plaire à *vos beaux Yeux*,
Il ſuffiſoit d'un Bras toujours victorieux,
Peut-être à ce Bonheur aurois-je pû pretendre
Avec quelque Valeur et l'Amour le plus tendre.
Quels Efforts, quels Travaux, quels illuſtres Projets,
N'eut point tenté ce Coeur, *charmé de vos Attraits!*

Was würde man zu **Athen** geſagt haben, wenn **Sophokles**, anſtatt der ſchönen Vorſtellung, die alle Jahrhunderte bewundert haben, die **Elektra** eingeführet hätte, wie ſie ihre Liebe, der **Nacht** entdecket?

Was hätte man geſagt, wenn das erſtemal, da **Oreſtes** mit der **Elektra** redet, dieſer **Oreſt** ihr

ſeine

ſeine Liebe gegen eine Tochter des Aegiſthus offenbaret, und Elektra ihm dagegen ihre Liebe zu dem Sohne dieſes Wütherichs entdecket hätte?

Was hätte man geſagt, wenn eine Tochter des Aegiſthus ausgeruffen hätte:

Faiſons tout pour l'Amour, s'il ne fait rien pour moi!

Was hätte man geſagt, wenn man den Paedagogos, oder Hofmeiſter des Oreſtes, die Hauptperſon des ganzen Stückes werden, aller Anweſenden Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und denjenigen ganz verdunkeln, oder vergeringern geſehen hätte, der die Hauptrolle hat? ſo daß das Stück, Palamedes und nicht Elektra heißen müßte?

Was hätte man geſagt, wenn man den Oreſt, ohne ſeinen Freund Pylades, Feldherren der Heere des Aegiſthus werden, Schlachten gewinnen, und zween Könige vertreiben geſehen; ohne daß dieſer Paedagogos ein Wort davon gewußt hätte? Ficta voluptatis cauſa ſint proxima veris.

Was hätte man von dem Roman geſagt, der das Stück nichts angeht, und den zween ganze Aufzüge kaum entwickeln können?

Was hätte man endlich geſagt, wenn Sophokles ſein Stück mit zwo plötzlichen, und ſehr übel ausgeführten Erkennungen bereichert hätte? Kann wohl Elektra, welche wohl weis, was Tydäus für den Aegiſth gethan hat; die gar wohl weis, daß er in die Tochter dieſes Wütherichs verliebt iſt, nur einen Augenblick, ohne die mindeſte Anzeige, muthmaßen, daß dieſer Tydäus ihr Bruder ſey?

Und

Und wie iſt es denn auch möglich, daß Oreſt von ſeinem Namen und Geſchick, ſo gar wenig Unterricht haben ſollte?

Horaz und alle Römer, nach den Griechen, würden bey dem Anblicke ſo vieler Ungereimtheiten einander einhällig zugeruffen haben:

Quidquid oſtendis mihi ſic, incredulus odi;

und ich kann verſichern, daß ſie des Sophokles Elektra, wenn ſie ſo, wie die franzöſiſche geſchrieben und aufgeſetzt geweſen wäre, in dem Charaktere ganz unvernünftig, in der Ausführung unrichtig, in den Empfindungen ohne wahren Edelmuth, und im Ausdrucke ohne Reinigkeit, würden befunden haben.

Sieht man nicht augenſcheinlich, daß die Verachtung der alten Muſter, die Nachläßigkeit ſie zu durchforſchen, und die Ungelehrigkeit ſich ihnen ähnlich zu machen, nothwendig zum Irrthume und übeln Geſchmacke führen? Und iſt es nicht eben ſo nöthig, jungen Leuten die Fehler zu zeigen, die was rechtes lernen wollen, darein die Verkleinerer des Alterthumes gefallen ſind; als ſie die alten Schönheiten bemerken zu lehren, die ſie nachahmen ſollen? Ich weis nicht, durch was für einen Unfall es geſchieht, daß die Dichter, die wider die Alten geſchrieben haben, ohne ihre Sprache zu verſtehen, ihre eigene Sprache mehrentheils ſehr ſchlecht geredet haben; und daß diejenigen, die von Homers und des Sophokles Schönheiten nicht haben gerühret werden können, allezeit wider den Wohlklang,

ihren Einwürfen, Vertheidigungen und beyder Unerheblichkeiten. p. 24.

5) Europäisch-Asiatisch-Africanisch- und Americanischer Krieges- und Friedens-Ober-Herolds-König p. 24.

6) Mercantilische Arbeiten. p. 24.

Diese scheinen uns mit num. 2. vielleicht einerley zu seyn.

7) Ein Tractat von Statuen. p. 27.

Aus der Zahl der noch ungedruckten haben wir folgende angemerket:

1) Beschreibung von der heidnischen Götter und Göttinnen Kutschen, Parade-Pferden, Leibkutschern, Vorreutern und andern zu ihrer Ober-Stallmeisterschaft, als einem höchstconsiderablen Mit-Hof-Amt ihrer himmlisch irrdischen Hofhaltung, gehörigen Dingen. p. 17.

Am 32. Blat giebt ihr der Verfasser diesen Titul: Von der Götter Waagen und Equipagen.

2) Vollständige Nachricht vom Commercien-Wesen; als ein artig und curieuser Commentaire über des sehr curieus-gelehrten Becmanns Capitel de Commerciis, in seinem viel nuzbahren Buch: Historia Orbis Terrarum. p. 18.

3) Der in Land- und See-Handel u. s. w. nach den Lateinisch-Deutsch-Holländisch-Englisch-Französisch-Spanischen und allen übrigen Commercien-Sachen

als einem weſentlichen Theile der Dichtkunſt, verſtoßen haben.

Vor den athenienſiſchen Richtern und auf der Schaubühne zu Athen, würde man mit einem rauhen Verſe, oder ungehörigem Ausdrucke, nicht ungeſtrafet erſchienen ſeyn. Wie ſollte es denn bey uns eine ſo ſeltſame Verderbniß geben, daß man die entſetzliche Menge von Verſen dulden ſollte darinnen die Syntaxis, die Bedeutung der Worte, die Richtigkeit der Figuren, und das Sylbenmaaß, beſtändig geradebrecht werden?

Man muß geſtehen, daß es in Hrn. Crebillons Elektra wenig Seiten giebt, in welchen dieſe Fehler nicht in Menge vorkommen. Eben die Nachläßigkeit, die die neuern Schriftſteller abhält, die guten alten Scribenten zu leſen, verhindert ſie auch, ihre eigenen Werke ſorgfältig auszuarbeiten. Sie ſcheuen den Tadel eines weiſen, ſtrengen, klugen Freundes eben ſo ſehr, als das Leſen von Homers, des Sophokles, Virgils und Cicerons Schriften. Z. E. wenn der Verfaſſer der Elektra, den Iris ſo reden läßt:

Enfin pour vous forcer à vous donner à moi,
Vous ſavez ſi jamais j'exigeai rien du Roi:
Il pretend qu'avec vous un Noeud ſacré m'uniſſe;
Ne m'en imputez point la cruelle Injuſtice.
Au Prix de tout mon Sang je voudrois être à vous,
Si c'étoit vôtre Aveu qui me fit vôtre Epoux.
Ah, par Pitié pour vous, Princeſſe infortunée,
Païez l'Amour d'Iys par un tendre Hymenée.
Puis qu'il faut l'achever, ou deſcendre au Tombeau
Laiſſez-en à mes Feux allumer le Flambeau.
Regnez donc avec moi, c'eſt trop vous en défendre...

Ich ſetze, daß der Verfaſſer den verſtorbenen Hrn. Boileau, wegen dieſer Verſe um Rath gefraget hätte; nicht wegen ihres Inhaltes: denn dieſer große Kunſtrichter hätte eine Liebeserklärung an die Elektra, gar nicht ertragen können: ſondern nur wegen der Sprache und Versart. Herr Boileau würde ihm unfehlbar geſagt haben: hier iſt kein einziger Vers, der nicht umgeſchmolzen werden muß.

Enfin pour vous forcer à vous donner à moi,
Vous ſavez ſi jamais j' exigeai rien du Roi.

Dieſes *rien* iſt nicht franzöſiſch, und macht den Ausdruck barbariſch; es ſollte heißen: Du weiſt ob ich jemals den König gebethen, daß er dich zwingen ſollte mich zu heirathen.

Il prétend qu'avec vous un *Noeud ſacré* m'unisse
Ne m'*en* imputez point la *cruelle Injuſtice*.

Dieſes *en* iſt auch nicht franzöſiſch, und die *cruelle Injuſtice* iſt in des Jrys Munde unvernünftig: er kann ja eine Heirath nicht für grauſam und ungerecht halten, die er thun will, um die Elektra glücklich zu machen.

Au Prix de tout mon Sang je voudrois être à vous,
Si c'étoit vôtre Choix qui me fit vôtre Epoux.

Au Prix de tout mon Sang, heißt, mit Verluſte meines Lebens, und es iſt wohl nicht wahrſcheinlich, daß man ſich verheirathe, wenn man todt iſt. *Si c'étoit vôtre Aveu qui me fit*, iſt proſaiſch, niedrig und hart, ſo gar wenn es in bloßer Proſa da ſtünde.

Ah par Pitié pour Vous, Princeſſe infortunée,
Païez l'Amour d'Itys par un tendre Hymenée.

Dieſer niederträchtige Ausdruck, *Princeſſe infortunée* und *tendre Hymenée*, würden den beſten Gedanken matt machen. Dergleichen abgeſchmackte Redensarten, muß man ſorgfältig vermeiden. *Par Pitié pour vous* gehöret hier nicht her. Er hätte ſagen ſollen, du haſt alles zu fürchten, wenn du dem Könige nicht gehorcheſt: thue doch aus Mitleiden gegen dich, was du aus Liebe, Wohlwollen, oder Herunterlaſſung gegen mich nicht thun willſt.

Puisqu'il faut l'achever, ou deſcendre au Tombeau,
Laiſſez-*en* à mes Feux allumer le Flambeau,
Regnez-*donc* avec moi, c'eſt trop vous en deſcendre.

Hr. Boileau hätte hier geſagt, ihr könnet es ja wohl ſelbſt merken, daß dieſe Worte, *puiſqu'il faut, laiſſez-en à mes Feux . . . . regnez-donc avec moi* . . . nicht nur rauh, ſondern auch matt ſind; daß ſie weder rein noch edel, noch feurig ſind. O nehmt doch die Feder und ſtreicht aus!

Wenn Hr. Boileau weiter läſe, würde er wohl dieſe Verſe leiden?

Qu'il *faſſe que ces Fers* dont il *s'eſt tant* promis
Soïent moins honteux pour moi que l'Hymen de ſon Fils . . . .
Ta Vertu ne te ſert qu'à redoubler ma Haine . . . .
Egiſte ne prétend *te* faire mon Epoux . . . .
Bravez-*le*, mais du moins du Sort qui vous accable,
N'accuſez *donc* que vous, *Princeſſe inexorable* . . . .
Je voulois par l'Hymen d'Itys et de ma Fille
Voir rentrer quelque Jour le Sceptre en ſa Famille,
Mais l'*Ingrate ne* veut que nous immoler tous . . .

Madame, quel Malheur troublant vôtre Sommeil,
Vous a fait *de ſi loin* devancer le Soleil?

Würde ſich eben dieſer **Boileau** wohl des Lachens haben enthalten können, wenn **Elektra** zum **Aegiſthus** ſagt:

Pour cet heureux Hymen ma Main eſt toute prête,
Je n'en veux diſpoſer qu'en Faveur de ton Sang;
Et je la donne à qui te percera le Flanc.

Dieſe Zweydeutigkeit und Spitzfündigkeit würde ihm eben ſo vorgekommen ſeyn, als des **Theophilus** ſeine, die er in einer von ſeinen vernünftigen Vorreden ſo richtig beleuchtet.

Ah voila ce Poignard qui du Sang de ſon Maitre
S'eſt ſouillé lachement, il en rougis, le Traitre.

Es iſt gewiß, daß ein von ſolchen Kunſtrichtern belehrter Schriftſteller ſeine Arbeit ganz umgeſchmolzen haben würde, und anſtatt des Schwulſtes, die bloße Natur hinein zu bringen geſuchet hätte. Er würde nicht dergleichen ungeheure Schnitzer wider die geſunde Vernunft, und wider die Sprache begangen haben: ſein Tadler hätte ihm zugeruffen:

Mon Eſprit n'admet point un pompeux Barbariſme
Ni d'un Vers empoulé l'orgueilleux Soleciſme.

Da hätte man keinen Helden geſehen, der mehr nach dem Belieben ſeiner Lüſte, als des Windes, ſegelte. Keinen Donner, der den Himmel ſpaltete, die Wellen zu Furchen machte, und als Feuerquellen kochete. Keine blaſſen Blitze, die ſich von allen Seiten waffnen. Keinen Helden, der mit großen Schritten ſeine Rück-

kehr

kehr überleget. Auch nicht die höchſte Weisheit der Götter, die die leichtgläubige Schwachheit der Sterblichen trotzet; auch kein großes Herz, das ſeine Pflicht nur verabſäumet, um ſich beſſer davon zu unterrichten. Keinen Zwiſchenredner, der ſich ſo ausgedrücket hätte: Sehr ihr denn nicht den Grund eines ſo betrübten Stillſchweigens, und die Reue eines Herzens ein, welches tugendhaft gebohren iſt, und in welchem dieſe Reue weiter geht, als die Götter ſelbſt. Endlich auch keine Elektra, die geſagt hätte: durchbohret des Itys Herz, aber ſchonet des meinigen.

Es iſt nur gar zu gewiß, und man muß es zur Schande unſerer Literatur geſtehen, daß man in unſern meiſten tragiſchen Dichtern ſelten ſechs auf einander folgende Verſe findet, die nicht dergleichen Fehler haben: und das kömmt daher, daß ſie zu ſtolz ſind, jemanden zu Rathe zu ziehen,

In Metii deſcendat judicis aures!

Horat. Art. poet.

oder zu ungelehrig einen Rath anzunehmen. Die geringe Kenntniß, ſo ſie ſelbſt von den gelehrten Sprachen, von der edlen Einfalt der Alten, und von der Harmonie der griechiſchen Tragödie beſitzen, lehret ſie dieſelben verachten. Die Uebereilung und Faulheit ſind auch noch Fehler, die ſie vollends verderben.

. . . . . Carmen reprehendite, quod non
Multa dies, et multa litura coercuit, atque
Reſectum decies non caſtigavit ad unguem.

Horat. de Art. poet.

Xenophon ruffet ihnen vergeblich zu, die Arbeit ſey die Ruhe des Weiſen: *οἱ πόνοι ὄψον τοῖς ἀγαθοῖς*. Ein hinfälliges Gelingen ihrer Arbeit ſchläfert ſie ein; ſie glauben über die größten Meiſter und über die Alten weg zu ſeyn, die ſie faſt nur dem Namen nach kennen. Ein gutes Trauerſpiel, iſt eben wie ein gutes Gedicht, ein Werk für erhabene Geiſter, magnae mentis opus, ſagt Juvenal. Ein ſchwaches Beſtreben und eine mittelmäßige Arbeit, kommen damit nicht fort.

Der vortreffliche Racine verband mit einer unendlichen Arbeitſamkeit, eine große Kenntniß des griechiſchen Trauerſpieles, ein beſtändiges Erforſchen ſeiner Schönheiten, und der Vorzüge jener Sprache und der unſrigen. Ueberdieß fragte er die ſtrengſten Richter um Rath, die die meiſte Einſicht hatten, und ihm aufrichtig ergeben waren. Dieſen hörete er gelehrig zu. Kurz, er machte ſich ſo wie Boileau eine Ehre daraus, mit der Beute der Alten verſorget zu ſeyn, und hatte ſeine Schreibart nach der ihrigen gebildet. Dadurch aber hat er ſich auch unſterblich gemacht; und diejenigen, die eine andere Bahn gehen, werden nie ſo weit kommen. Vielleicht kann man in den Cataſtrophen glücklicher ſeyn, als er geweſen; vielleicht kann man mehr Schrecken erregen, die Empfindungen mehr ausforſchen, die Verwirrung völler an Bewegungen machen. Allein wer ſich nicht wie er gethan, nach den Alten bildet, wer inſonderheit nicht die Reinigkeit ihrer Schreibart und der ſeinigen nachahmet, der

wird

wird nimmermehr bey der Nachwelt einen groſſen Namen erlangen.

- - - - - Vos exemplaria graeca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.
Horat. de Art. poet.

* *

VIII.
Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Allhier in Leipzig, hat Herr D. Chriſtian Gottlieb Jöcher, ſeinem neulichen Verſprechen gemäß, den II. Band ſeines Gelehrtenlexicons wirklich zu Stande gebracht, und im Drucke fertig geliefert. Es iſt ſelbiger an Bogen merklich ſtärker als der erſte Band, und enthält die Buchſtaben von D bis L, mit eingeſchloſſen. Es iſt ſelbiger mit eben dem Fleiße ausgearbeitet, und mit unzähligen Artikeln vermehret: die alten aber ſind theils verbeſſert, theils mit wichtigen Zuſätzen verlängert. Da man alſo mit dieſem Theile faſt bis ins halbe Alphabeth gerücket, ſo iſt kein Zweifel, daß nicht mit den letzten zwey Bänden, davon der IIIte unfehlbar auf Oſtern geliefert werden wird, das ganze Buch in Jahresfriſt zu Stande kommen ſollte.

2. Plutarchs Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Griechen und Römer mit ihren Vergleichungen, aus dem Griechiſchen überſetzet, und mit Anmerkungen verſehen von M. Joh Chriſtoph Kind. Vierter Theil, verlegts Bernh. Chriſt. Breitkopf, 1750, 8. Endlich iſt auch dieſer IVte Theil der plu-

tarchiſchen Lebensbeſchreibungen fertig geworden, dem alle Liebhaber eines ſo trefflichen Werkes bisher mit Ungeduld entgegen geſehen haben. Es iſt Schade, daß man nicht jede Michaels- und Oſtermeſſe einen neuen Band davon fertig haben kann. Dieſes würde den guten Abgang deſſelben merklich befördern; dahingegen die Verzögerung die Käufer müde und unwillig machet. Der Herr Ueberſetzer hat an ſeinem Fleiße nichts ermangeln laſſen, uns ſowohl den Grundtext richtig und angenehm zu verdollmetſchen, als die dunkeln Stellen mit gründlichen Anmerkungen zu erläutern. Wir finden in dieſem Bande den Philopömen, den Flamin (der zweifelsfrey durch einen Druckfehler hier immer Flaminin, heißt) den Pyrrhus, den Marius, den Lyſander, und den Sylla; lauter große Männer des Alterthums, deren Thaten und Verdienſte ſich mit dem größten Vergnügen leſen laſſen.

3. Von der deutſchen Schaubühne iſt vorigen Sommer auch der VI. Theil neu fertig geworden: ſo, daß nunmehr dieß ganze Werk, in einer neuen verbeſſerten Ausgabe zu haben iſt. Es enthält dieſer letzte Band: 1) Die pariſiſche Bluthochzeit, ein Trauerſpiel. 2) Das Teſtament, ein Luſtſpiel von Fr. L. Ad. Vict. Gottſchedinn, geb. K. 3) Den Agis, König von Sparta, ein Trauerſpiel von Joh. Chriſtoph Gottſcheden. 4) Den Hypochondriſten, ein Luſtſpiel von Theod. Joh. Quiſtorpen, beyd. R. D. und des hohen königl. Trib. zu Wismar Anw. 5) Den Unempfindlichen, ein Luſtſpiel in Verſen. 6) Den Witzling, ein Nachſpiel.

4. Ferdin.

4) Ferdin. Wilhelm Beers Richtige Vereinigung der Regierungsjahre, welche die h. Schrift den Königen von Juda und Israel beyleget, wodurch die bisherigen Schwierigkeiten in diesem Stücke gänzlich wegfallen, die historische Gewißheit der heil. Schrift unwidersprechlich dargethan, und die Uebereinstimmung der weltlichen Geschichte mit derselbigen gezeiget wird. Nebst einigen chronologischen Tafeln. Leipzig, bey Bernh. Chr. Breitkopf, in gr. 8. 1751. Als ein chronologisches Werkchen gehört dieses auch für uns. Wem es bekannt ist, wie schwer es bisher gehalten, die Zeitrechnung der heil. Schrift, sonderlich in den Büchern der Könige und der Chronik, zusammen zu reimen; der wird es für nichts geringes ansehen, wenn der Hr. Verfasser dieses Buches beyde in Uebereinstimmung zu bringen verspricht. Er hat auch sein Versprechen, allem Ansehen nach, besser, als bisher jemand erfüllet; so viel Mühe sich auch die größten Männer deswegen gegeben haben. Mehr verstattet uns der Raum nicht davon zu melden.

5. Disquisitio historica de D. *Martini Lutheri* oris et vultus habitu heroico etc. item Commentatio auctior de Witteberga Saxonum, speciatim de aedis quondam Collegiatae omnium Divum etc. Academiæque matris origine et incrementis, de Salubritate denique aeris Wittebergensis, publice propositæ, a Ge. Guil. *Kirchmaiero*, Consil. Reg. et Prof. P. Wittebergæ, apud Ahlfeldium, in 4. Der Herr Rath Kirchmeyer liefert uns hier eine Sammlung akademischer kleiner Schriften, die er

ſonſt bey verſchiedener Gelegenheit ans Licht geſtellet hat. Die erſte und vornehmſte derſelben iſt nur ganz neu; und hierinn ſuchet der gelehrte Hr. Verfaſſer, aus einem ſchönen, von der geſchickten Hand des berühmten Lucas Kranachs verfertigten Gemählde, welches in der wittenbergiſchen Schloß- und Univerſitätskirche vorhanden iſt, die Läſterungen vieler katholiſchen Schriftſteller zu widerlegen, die dem großen Luther, ich weis nicht was für eine abſcheuliche und häßliche Geſichtsbildung beygeleget haben. Es iſt aber gedachtes Kranachiſches Gemälde bey dieſem Werke, durch den geübten Grabſtichel, unſers berühmten Künſtlers, Herrn Bernigeroths, überaus glücklich in Kupfer geſtochen: und allerdings erhellet aus demſelben, ein geſetztes, männliches, ernſthaftes und unerſchrockenes Weſen; welches doch auch mit einer gewiſſen Leutſeligkeit und Freundlichkeit gemäßiget iſt. Noch beſſer als alle Maler aber, hat Hr. Rath Kirchmayer, aus den Zeugniſſen zeitverwandter Schriftſteller, das edle Gemüth, und rechtſchaffene Herz dieſes Glaubenshelden abgeſchildert: ſo, daß es niemanden reuen wird, dieſe Schrift geleſen zu haben. Unſers Erachtens ſollten wenigſtens alle evangeliſche Prediger dieſes Buch ſich anſchaffen: ob es wohl um der beygefügten übrigen Abhandlungen wegen, auch andern Gelehrten angenehm und nützlich ſeyn wird.

6. Hiſtoriſche Nachricht von der weißenfelſiſchen alethophiliſchen Geſellſchaft, welche nebſt dreyen in derſelben vorgeleſenen Abhandlungen: I. Von den

Urſa-

der ganzen Welt wohl- und vernünftig-angewieſene und unterwieſene Juriſte. p. 19.

4) Der durch die vormals ſehr berühmt geweſene Handels-Stadt Tyrus bekannt gewordene trafiquirende Phönicier. p. 19.

5) Allgemeines Magazin- und Waaren-Haus des Mineraliſchen, Vegetabiliſchen, Animaliſchen Reichs: wie ſie aus der erſten, andern und dritten, d. i. der Land- Künſtler- Handwerks- und Kaufleute Hand dahin geliefert werden; oder, das großmächtige, nach den vier Theilen der Erd-Waſſer-Kugel ſchiffende und negociirende Amſterdam. p. 19.

6) Eine deutſche Uberſetzung der Verwandlungen Ovidii. Davon ſchreibt der Verfaſſer p. 26: Er habe den Lateiniſchen Originaltext ſo wohl als die Engliſche Verſion des Dryden in reimende Verſche abzufaſſen ſich zur Spielarbeit auferleget, eine Probe zweyerley Uberſetzungen von einer Materie und Objecte ſeinen Gönnern und Unholden dadurch zu communiciren.

7) Billig- und gerecht-vernünftig-kluger desintereßirter und frey-raiſonnirend- judicirend- und projectirender Democritus, Heraclitus, Criticus, Cenſor, Complimentarius, Proxeneta, Mediator, Pararius, Mango, Peregrinus, Transactor, Inſtitor, Taxator; Courſier, Corrantier, Mo-

Urſachen der hiſtoriſchen Unwahrheiten, II. von der Gewalt der Majeſtät über das Recht der Natur, III. von der Natur des Eides, herausgiebt D. Joh. Laurentius Holderrieder, bey der ehemaligen Furſtl. Weißenf. Querfurt. Regierung Hof- und Juſtizrath, auch des vormal. Querf. geiſtlichen Gerichts Aſſeſſor. Leipzig, bey Lankiſchens Erben, 1750, in gr. 8. Da ſich die gelehrte Welt bisher nicht ohne Grund gewundert, daß in dem Manteufeliſchen Ehrenmaale, auch keine Spur von denen, von dieſem großen Beförderer der Wiſſenſchaften geſtifteten alethophiliſchen Geſellſchaften befindlich geweſen: ſo ſieht man doch itzo mit Vergnügen etwas im Drucke erſcheinen, dadurch dieſer Mangel einigermaßen erſetzet wird; und die Geſellſchaft wenigſtens zeiget, daß ſie ſich ihres Stifters nicht ſchämet. Hr. Hofrath Holderrieder hat eine ſehr ruhmwürdige Bemühung übernommen, in der er der Welt eine Nachricht mittheilet, die in der gelehrten Hiſtorie, der in Deutſchland geſtifteten gelehrten Geſellſchaften, ein hübſches Capitel ergänzen wird. Die gründlichen Abhandlungen, die er von ſeiner Arbeit beygefüget, zeigen, von was für einer Stärke die berühmten Glieder dieſer Geſellſchaft geweſen. Er hat ſie alle mit vielem Fleiße und ſchöner Beleſenheit ausgearbeitet: und dieſe Proben eben geben dem Leſer den Wunſch ein, daß es doch auch den übrigen Gliedern gefallen haben möchte, einige von ihren Ausarbeitungen durch den Druck bekannt zu machen. Die Schreibart und der Druck ſind der Wichtigkeit der abgehandelten Sachen, an Schönheit vollkommen gemäß.

7. Hrn. Jacob Beſſonets, Predigers und Lehrers der Gottesgelahrtheit zu Genf, erbauliche Predigten über verſchiedene Stellen der h. Schrift, überſetzet von Joh. Melchior Götzen, Prediger an der der Stephanskirche zu Aſchersleben, mit einer Vorrede Sr. Hochw. Hrn. D. Rom. Tellers. Leipzig, verl. Jacobi, 1750, 8. Unter der großen Menge franzöſiſcher Sachen, die man täglich ins Deutſche bringt, verdienen dieſe Predigten allerdings einen vorzüglichen Platz. Es herrſchet eine edle Art zu denken darinn, die der Würde der vorgetragenen Wahrheiten gemäß, und der Religion der Chriſten anſtändig iſt. Die deutſche Schreibart des Hrn. Ueberſetzers iſt gleichfalls regelmäßig, und der geläuterten Art des Ausdruckes unſrer Zeiten gemäß. Sie iſt natürlich, ohne gemein zu ſeyn, und ſchön, ohne gezwungen und gekünſtelt zu ſeyn. So viel können wir von einem Buche ſagen, deſſen Inhalt eigentlich nicht für uns gehöret.

8. Das Blendwerk der natürlichen Religion, ſchrift- und vernunftmäßig entdecket, von Herrn Joh Mart. Chladenio, der heil. Schrift Doct. ord. Prof. der Gottesgel. der Ber. und Poeſ. imgl. Paſt. an der Univerſitätskirche zu Erlangen; überſetzt Thorſchmid. Leipzig und Wittenberg bey Schlomach, 1751, in 8. Hr. M. Thorſchmid liefert uns hier ein Paar gelehrte akademiſche Abhandlungen des Hrn. D. Chladenius zu Erlangen, die er nicht nur überſetzt, ſondern auch mit gelehrten Anmerkungen und Zuſätzen im Anhange erläutert hat. Die ganze Arbeit iſt eigentlich wider den

Engländ-

Engländer **Tindal** gerichtet; der in dem berufenen Buche: Das Chriſtenthum ſo alt als die Welt; die natürliche Religion allein auf den Thron erheben wollen; indem er vorgiebt, die chriſtliche Religion ſey nichts anders, als eben dieſelbe. So nützlich und gründlich dieſe Abhandlungen wider ihn ſtreiten: ſo wenig ſcheint ſich die Ueberſchrift in der deutſchen Ueberſetzung dazu zu reimen. Unſers Erachtens hat der hochehrw. Hr. Verfaſſer nicht das **Blendwerk** der natürlichen Religion, ſondern ihres böſen Verfechters, **Tindals** zeigen wollen. Jene nämlich bleibt allemal ehrwürdig, und auch in der geoffenbarten ſelbſt wahr: wenn ſie gleich von einigen Naturaliſten zu hoch erhoben wird.

9. Von **Rollins Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll,** welche der gelehrte Herr M. J. J. **Schwabe,** bereits vor vielen Jahren deutſch herausgegeben, iſt die zweyte Auflage ans Licht getreten. Sie beträgt wie vorhin vier kleine Octavbände. Wer den großen Werth dieſes Buches nur einigermaßen kennet, der wird den Geſchmack der Deutſchen loben müſſen, die ſich an einer Ausgabe deſſelben nicht haben genügen laſſen. Dieſe neue iſt auch von dem Herrn M. Schwaben von neuem überſehen und verbeſſert worden. Sonderlich hat er in der Abhandlung, wie man die deutſche Sprache treiben ſolle, viel neues mit eingeſchaltet, und ſie dadurch viel vollſtändiger gemacht. Wir empfehlen allen geſchickten Schulmännern ein Buch, das von einem ſo großen Meiſter geſchrieben worden,

den, und ihnen gewiß im Deutſchen noch viel brauchbarer vorkommen muß, als in der Grundſprache.

10. Die Haude und Speneriſche Handlung zu Berlin fährt rühmlichſt fort, die alten römiſchen Schriftſteller in ſaubern Auflagen ans Licht zu ſtellen, ſo wie ſie Hr. Rector **Miller** in Ulm rühmlichſt beſorget. An voriger Oſtermeſſe hat ſie uns die Schriften des jüngern Plinius mit gleicher Nettigkeit geliefert, als wir ſchon ſo viele andre Schriftſteller erhalten haben. Sowohl den Briefen, als der Lobrede auf den Kaiſer Trajan, ſind franzöſiſche Ueberſetzungen beygefüget. So ein netter Schriftſteller der jüngere Plinius iſt, mit deſto größerm Vergnügen wird er ſich in dieſer netten Ausgabe leſen. Wir hören, daß itzo auch Florus bereits heraus ſey, und daß Livius ihm bald folgen ſolle. Wir ſehen allen dieſen Sachen mit deſto größerm Vergnügen entgegen, je mehr Verſtand und geſunden Witz alle dieſe römiſche Scribenten in ſich halten.

* *

IX.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Wir haben vor ein Paar Monaten gemeldet, daß vorigen Sommer das deutſche Schäferſpiel **Atalanta** das Glück gehabt, Beyden kaiſerlichen Majeſtäten, von der ſämmtlichen jungen kaiſerl. Herrſchaft aufgeführet und

und vorgeſtellet zu werden. Nunmehr können wir auch die Liſte der Perſonen dieſes Schäferſpiels, und die Namen der Durchl. Prinzen und Prinzeſſinnen melden, die ſelbige vorgeſtellet haben. Es ſind folgende geweſen:

Atalanta, Ihre Durchl. die älteſte Erzherz. Marianne.
Myrtillus, Seine Durchl. der älteſte Erzherz. Joſeph.
Doris, Ihre Durchl. die zweyte Erzh. Maria Chriſtina.
Damötas, Seine Durchl. der zweyte Erzherz. Carl.
Amaryllis, Ihre Durchl. die Erzh. Maria Eliſabeth.
Menalcas, Hr. Graf Anton Eſterhaſy.
Nifus, Hr. Graf Leopold Trautſon.
Damon, Hr. Graf Wenzel Colloredo.
Corydon, Hr. Graf von Hardeck.

von welchen allen die älteſte noch das zwölfte Jahr nicht zurück gelegt hatte.

Uebrigens fährt auch die öffentliche deutſche Schaubühne zu Wien fort, von Zeit zu Zeit, Trauerſpiele vorzuſtellen. Sie wiederholet zum Theil wöchentlich eins von denen, die ſchon vorhin aufgeführet worden: theils aber werden bisweilen auch neue zum Vorſcheine gebracht. So ſind von der erſten Gattung vorigen Sommer, Alzire, Zayre, die allemanniſchen Brüder, Cato, Demetrius, und Iphigenia wiederholet; von der andern Art aber, Gabinia, Polyeukt, und Cinna aufgeführet worden. An dem den 15 Octob. eingefallenen hohen Namensfeſte Ihrer kaiſerl. königl. Majeſtät, Thereſia, hat man die Cornelia, nach der Ueberſetzung der Frau Prof. Gottſchedinn, aus der deutſchen Schaubühne, mit vielem Beyfalle vorgeſtellet, und drey Ta-

ge

ge hintereinander wiederholen müssen. Nächstens, an dem hohen Geburtsfeste Sr. kaiserl. Majestät, so im December einfällt, wird auch der Cid, aus der deutschen Schaubühne an die Reihe kommen.

Nachdem sich die Schuchische Schauspielergesellschaft, durch die regelmäßigen Trauer- und Lustspiele, so sie sehr geschickt vorstellet, in Regenspurg, München, Augspurg, Ulm, Straßburg, Basel, Freyburg, Bern, Frankfurt und Nürnberg sehr berühmt gemacht; auch noch letzlich am hochfürstl. gothaischen Hofe, und auf dem altenburgischen Landtage sehr vortheilhaft gewiesen; ist sie auch auf letzter Michaelsmesse hier in Leipzig erschienen, und hat sich sonderlich durch die Vorstellung tragischer Stücke, des Canuts, der Zaire, der Merope, des neuen voltairischen Orests u. a. m. auch des Gespenstes mit der Trummel, welches die Inquisition zu Rom unlängst verdammet und verbothen hat, viel Beyfall erworben. Nunmehr ist obige Gesellschaft nach Cassel gegangen, um dasigen landgräflichen Hof, den Herbst über zu vergnügen.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des X. Bandes 5. Stück.

24 1955 1756

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Wintermonate 1750.

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire ;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoique Maintien ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire :
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

I.

An Eſſay on the Nature and Conduct of the Paſſions and Affections. With Illuſtrations on the moral Senſe. The third Edition London. 1742.

D. i.

Verſuch von der Beſchaffenheit und Lenkung der Leidenſchaften. Nebſt einigen Erklärungen von der ſittlichen Empfindung. Dritte Auflage. 8. 1 Alph.

Der Verfaſſer erkläret ſich in der Vorrede, daß, ungeachtet die hauptſächlichſten Grundſätze, welche in ſeinem Buche vorkommen, das günſtige Vorurtheil vor ſich haben, daß ſie bereits von dem vollkommenſten aller Menſchen vorgetragen worden ſind, man dennoch ſeine Arbeit für überflüßig anſehen werde; zumal da er ſelbſt bekennet, daß er wenig davon ſage, welches nicht bereits oftmals

geſagt worden wäre. Jedoch außer der Erwägung, daß alte Schlüſſe gar wohl wieder in ein neues Licht geſetzt werden können, ſo, daß ſie denjenigen überzeugend vorkommen, welche ehedem dadurch nicht gerühret worden ſind; da es auch für eine jede Art von Schriftſtellern eine eigene Art von Leſern giebt: ſo glaubt er auch noch, daß eben die Neuigkeit eines Buchs, diejenigen aufmerkſam machen kann, die ſich durch ſolche Werke, die die Welt ſchon lange beſeſſen hat, nicht rühren laſſen. Dieſe und andere Bewegungsgründe, die irgend ein Leſer noch haben konnte, werden dem Verfaſſer gleichgültig ſeyn; dafern ſein Werk nur einigen ſeiner Mitbrüder nutzbar wird. Man möchte ihm zwar einwenden, ſeine Unterſuchung der Leidenſchaften, wäre ein gar zu feines und tiefſinniges Werk für den gemeinen Leſer. Allein, die Schwierigkeit in dieſem Stücke, entſteht gemeiniglich nur aus einem Vorurtheile: denn wer die Wahrheit in dieſen Dingen erforſchen will, der darf ja nur Acht geben, was in ſeinem eigenen Herzen vorgeht: und durch dieſes ſo gar leichte Mittel, kann jedermann, er ſey wer er wolle, ohne große Kunſt und Wiſſenſchaft die Sache einſehen.

Zwar haben die ſcholaſtiſchen Weltweiſen, ſo, wie ſie das ganze Lehrgebäude der Weltweisheit verworren haben, auch die menſchlichen Begierden und Neigungen mishandelt; indem ſie durch allerley Spitzfündigkeiten, die edelſte derſelben aus der Selbſtliebe herleiten, die doch edlen Gemüthern oftmals ganz fremde iſt. Die natürliche Gemüthsbeſchaffenheit

der

Moyenneur, Maquignon; Mezzano, Senſale, Senſaro, Cozzone, Maſcerado-re, Satiro del Mondo; Tercero, Me-diamaro; Corredor: Brocker, Bro-ckars, Aſſeſſour: Makelaer, Middelaer; Galant-Gelahrter Römiſch-Griechi-ſcher und ſ. w. Railleur und Spötter, Beſchauer, Beurtheiler, Wardein, Schü-tzer, Braker, Meckler, Unterhändler, Mittler, u. ſ. w. Mit ihren Rationibus dubitandi und decidendi! p. 47.

8) Marinen-Entwürfe und See-Recht-Schriften. p. 54.

9) Ein Tractat de illuſtri dignitate fiſci Ad-vocaturâ. p. 59.

10.) Admiralitäts-Hof. p. 69.

11) Land- und Waſſer-Neptunus-Mercu-rius p. 72.

Denen bisdaher erzehlten, gedruckten und unge-druckten Schriften des Herrn Lau, fügen wir endlich noch einige andere wenige von beyden Claſſen bey, welche wir in der Vorrede zu denen obengedachten Uberſetzungen zweyer Satyren des Boileau ange-merkt finden. Er gedenket nemlich daſelbſt des be-reits eben num. 1. erwehnten vollkommenen Re-genten, welche Schrift er reimweiſe abgefaſſet. Ferner eines zu Frankfurt am Mayn A. 1719. in 4. gedruckten Tractats: Aufrichtiger Vorſchlag von Vermehrung der Intraden der Souve-rainen und Unterthanen, durch beſſere Regu-lirung der Policey-Cammer-Commercien- und Steuer-Weſen. Und endlich der Notifi-

der Menschen, kann ja wohl sehr ordentlich auch in denjenigen wirken, die nicht einmal darauf Acht geben, oder sich richtige Begriffe davon gemacht haben. Viele Menschen sind ja für tugendhaft bekannt, die doch nicht erklären können, was die Tugend ist. Andere bezeigen sich in vielen Fällen überaus großmüthig und uneigennützig; und sind dennoch von Jugend auf gelehret worden: daß die Selbstliebe die einzige Quelle ihrer Handlungen sey. Wie verschieden und widereinanderlaufend sind nicht die Meynungen, so man von dem Sehen, Hören, von den willkührlichen Bewegungen, von der Verdauung u. s. w. gegeben hat: gleichwohl bleiben diese natürlichen Wirkungen, bey gesunden Personen, allezeit in ihrer ordentlichen und beständigen Einrichtung; die Gedanken derselben von ihnen mögen seyn wie sie wollen. Mit unsern sittlichen Handlungen ist es nicht anders beschaffen; sie können ebenfalls in ihrer guten Ordnung bleiben, wenn unsere Begriffe davon gleich noch so verkehrt sind. Nur daß die richtigen Begriffe davon, uns in den Stand setzen können, unsere natürliche Fähigkeit zu bessern, und die zufälligen Unordnungen in denselben zu rechte zu bringen.

Vielleicht könnte es vielen seltsam vorkommen, daß, wenn in vorhabendem Werke die Tugend für uneigennützig angegeben wird, man sich dennoch so viel Mühe gegeben, durch eine Vergleichung unserer mannigfaltigen Ergetzungen, zu beweisen: daß die Vergnügungen, so aus der Tugend entspringen, die größten von allen denen sind, die wir nur ge-

nießen können; und daß folglich unſer eigener Nutzen uns antreiben muß, tugendhaft zu ſeyn. Allein der Verfaſſer dringt in ſeiner Abhandlung wiederum eben ſo ſtark auf die Erklärung und Beweiſe des Satzes: daß wir eine ſittliche Empfindung, und ein Gefühl von Ehre haben, wodurch wir in der Tugend und Ehre ein unmittelbares Gut erkennen, das ſich auf keinen fernern Genuß beziehet: und eben dieſes geſchieht im I. und V. Abſchnitte, bey der Unterſuchung des moraliſchen Guten und Böſen. Wollten die Menſchen nur auf dasjenige Acht geben, was in ihnen ſelbſt vorgeht, ſo würden alle andere Beweiſe ſehr überflüſſig ſeyn.

Eine gewiſſe ſonderbare Liebe zu irgend einem eigenen Lehrſatze, hat die Schriftſteller veranlaſſet, über eine große Menge einfältiger Begriffe wegzuſpringen, die wir in uns ſelbſt finden können. Für die äußern Sinnen haben wir die Zahl fünf feſtgeſtellet; ungeachtet man vieleicht ſonder große Mühe, eine größere Zahl derſelben behaupten könnte. Nun haben wir aber eine Menge Empfindungen, die gar kein Verhältniß mit irgend einem äußerlichen Sinne haben, wenn wir durch die äußern Sinne ſolche Empfindungen verſtehen, die durch unmittelbare Bewegungen oder Eindrücke an unſern Körpern, veranlaſſet werden; dergleichen ſind die Begriffe von Zahlen, von der Dauer, von Verhältniſſen, von der Tugend, dem Laſter, dem Vergnügen, der Ehre, der Mitfreude, die Schmerzen der Reue, Scham, Sympathie, u. a. m. Es wäre zu wünſchen, daß diejenigen, die ſich ſo viel Mühe gege-

ben,

ben, den beliebten Satz festzusetzen, daß alle unsere Begriffe aus der Sinnlichkeit und Ueberlegung entstehen, sich deutlicher erkläret hätten. Oder wenn sie, wie Hr. **Locke** thut, durch die Reflection, ein inneres Vermögen der Empfindung verstehen, so wünschte man, daß sie mit nicht minderer Sorgfalt die mancherley Gattungen der innerlichen Empfindungen untersucht hätten, als sie die äußerlichen Sinne durchforschet haben.

Die ersten Ausgaben dieses Werkes haben dem Verfasser zwar einige Gegner zugezogen, die ihm wohl gar vorgerücket, seine Lehren wären dem Christenthume zuwider. Er hat also in dieser Auflage hin und wieder Antworten dagegen eingestreuet; um die verdrüßliche Arbeit der Vertheidigungsschriften zu vermeiden: in welchen man selten so sehr auf seiner Hut ist, alles Gezänke, und alle harte Ausdrückungen zu vermeiden.

Was den letzten Tractat von der sittlichen Empfindung betrifft, so tritt derselbe hier zum ersten male ans Licht. Er versteht dadurch ein gewisses inneres Gefühl, welches den menschlichen Herzen die Tugend empfiehlet. Er meynt nämlich, man habe die Zahl der Empfindungen bisher zu sehr eingeschränkt, da man ihrer doch weit mehrere hätte machen sollen: z. E. die Empfindung der natürlichen Schönheit, der Harmonie, der poetischen Schönheit, der Baukunst, der Malerey u. d. gl. Sachen, die zum Geschmacke, oder zur Phantasie oder Neigung der Menschen gehören; und deren Erklärung bisher voller Metaphorn und Verwir-

rung geblieben. Der Verfaſſer iſt alſo nicht der Meynung, daß die metaphoriſchen Ausdrückungen dunkeln Sachen ein Licht zuwege bringen, wie viele andre ſeiner und unſrerer Landsleute ſich einbilden. Er glaubt indeſſen, wenn dieſe ſittliche Empfindung der Tugend einmal in ein rechtes Licht geſetzet werden ſollte, ſo würden die eiteln Schatten und Einwürfe, gegen ein tugendhaftes Leben, woran ſich viele ſo ergetzen, verſchwinden: welche nämlich glauben, daß alles, was wir an unſrer moraliſchen Natur verehren und bewundern, nichts anders als Kunſt, Erziehung, Gewohnheit, Politik, oder ein heimlicher Eigennutz ſey. Wir würden erkennen:

Quid ſumus, et quidnam victuri gignimur?
Perſius.

Indeſſen iſt er ſo ſtolz nicht, daß er ſichs anmaßen ſollte, der erſte Erfinder dieſes ſittlichen Gefühls zu ſeyn; wie ihm zwar einige deswegen Glück gewünſchet haben. Er geſtehts, daß viele ſchon vor ihm den Senſum Honeſti und Decori, deſſen, was ehrbar iſt, und wohl ſteht, und das φιλάνθρωπον καὶ ἀγαθὸ εἶδος, die Menſchenliebe, und Gutherzigkeit gelehret haben.

Zu dem IV. Tractate haben ihm einige Briefe Anlaß gegeben, die 1728, im London-Journal, mit der Unterſchrift: Philaretus, geſtanden. Seine erſten Antworten waren gar zu ſehr in der Eil abgefaſſet; weswegen er ſich einem fernern öffentlichen Briefwechſel entzogen, und dem Verfaſſer derſelben eine geſchriebene Zuſchrift über dieſe Sache zugeſchicket. Allein, als er nun aus einer Antwort von dem-

demſelben viel Vortheil zu ziehen hoffete, erfuhr er ſeinen Tod. Er hat alſo hier die Einwürfe deſſelben, und vieler andern, die ihm mündlich gemachet worden, im letzten Theile dieſes Buches unterſuchet; ſich aber aller Ausdrückungen enthalten, die mit der Hochachtung, gegen einen ſo ſinnreichen und in der Welt angeſehenen Gegner nicht beſtehen könnten.

Wir kommen alſo auf das Buch ſelbſt, deſſen I. Tractat einen Verſuch über die Natur und Leitung der Gemüthsbewegungen liefert. Dieſer hat VI. Abſchnitte. Der I. giebt eine allgemeine Nachricht von allen unſern Empfindungen, oder Sinnen und Neigungen; ſie mögen nun auf uns ſelbſt, oder auf das gemeine Beſte gehen. Er leitet dieſelben ganz recht, von der Wahrnehmung ſolcher Gegenſtände, oder Begebenheiten her, die ſich das Gemüth überhaupt als gut, oder böſe vorſtellet. Er bemerket auch, daß wir dabey wenig Vernunft, oder Schlußreden nöthig hätten: weil die Gewißheit nur aus der Aufmerkſamkeit auf das, was in uns vorgeht, erreichet werden kann. Hierauf gründet er nun die Unterſuchung deſſen, was wir für gut und böſe halten; und durch was für Seelenkräfte wir die Begriffe davon zuerſt erhalten.

Durch einen Sinn verſteht er, jede Beſtimmung der Seelen, da ſie ohne Zuthun ihres Willens Begriffe bekömmt, und Empfindungen von Luſt oder Unluſt, empfängt: und nach dieſem Begriffe zeigt er, daß wir mehr, als die gewöhnlichen fünf Sinne haben. Dieſe rechnet er nur in die

erſte und unterſte Claſſe. Die zweyte nehmen die angenehmen Empfindungen ein, die aus regelmäßigen harmoniſchen, einſtimmigen Gegenſtänden, imgleichen aus der Größe und Neuigkeit eines Dinges entſtehen. Dieſe will er, nach dem Herrn Addiſon, Vergnügungen der Einbildungskraft nennen, und das Vermögen ſie zu genießen, will er innerlichen Sinn heißen. Die 3te Claſſe von Empfindungen will er den öffentlichen Sinn nennen; vermöge deſſen wir geneigt ſind, uns an der Glückſeligkeit andrer zu vergnügen, und über ihr Elend zu betrüben. Er glaubt, dieſer Sinn finde ſich bey allen Menſchen, und ſey vormals *Κοινωνημοσύνη* oder, Senſus Communis genennet worden. Dieſer innerliche Schmerz könne nicht aus dem Sinne des Geſichts hergeleitet werden: er kömmt vielmehr, aus der Meynung von dem Elende, ſo der andre fühlte: wie denn ein Bild, das eben ſo ausſieht, und eine gute Vorſtellung eines Schauſpielers, dergleichen Empfindung nicht erwecken.

Der II. Abſchnitt handelt von den Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften. Die erſten nun ſo einem darunter vorkommen, ſind das Verlangen nach angenehmen Empfindungen, und der Abſcheu vor den widerlichen. Wenn man das Wort Gemüthsbewegung auf dieſe zwo Gattungen einſchränket, ſo vermindert man den Zank über der Eintheilung der Gemüthsbewegungen um ein großes. Da aber der allgemeine Gebrauch dieſen Namen auch andern Veränderungen des Gemüthes, z. E. der Freude, der Betrübniß, der Verzweifelung

selung, u. s. w. beygeleget hat, so untersuchet der Hr. Verfasser, was man unter ihnen allen, für einen allgemeinen Unterschied annehmen kann. Dieser besteht nun, in der unmittelbaren Empfindung des Vergnügens, oder Schmerzes, aus dem gegenwartigen Gegenstande oder Ausgange, und dieses nennen wir **empfinden**. Durch **Gemüthsbewegung** oder **Leidenschaft** aber, drücken wir eine andere Empfindung von Vergnügen oder Schmerzen aus, welche nicht unmittelbar aus dem gegenwärtigen Gegenstande oder Ausgange; sondern aus unserer Betrachtung darüber entspringt, oder aus unserer Ahndung daß sie uns bevorstehen: so, daß wir uns vorstellen, es werden diese Empfindungen noch künftig in uns erreget werden. Z. E. wenn ein Mensch die Gicht wirklich hat, so hat er die schmerzhafte Empfindung; hat er sie aber gegenwärtig nicht, sondern beforget nur den nahen zukünftigen Schmerz, so empfindet er die Betrübniß, die man auch eine Art von Empfindung nennen kann. Wenn das Wort **Leidenschaft** hergegen gebraucht wird, etwas anzudeuten, das von dem Affecte unterschieden ist, so zeigt es eine unbändige viehische Begierde des Willens an, die oft von allen Begriffen des Guten leer ist. Hierauf schreitet der Hr. Verfasser zu den verwirrten Empfindungen, die er auf eine so subtile als richtige Art von obigen absondert, und theilet endlich einige Definitionen dessen mit, was er unter dem **natürlichen Guten** und **Bösen** verstehe, woraus er zuletzt den Schluß zieht: daß zuweilen ein Privatgut, ein allgemeines

Uebel,

Uebel, und gegentheils, ein allgemeines Gut, ein Privatübel, ſeyn könne.

Im III. Abſchnitte werden beſondere Eintheilungen von den Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften gegeben. Cicero theilet im vierten Buche ſeiner tuſculaniſchen Fragen, dieſe Eintheilung der Leidenſchaften, aus den Stoikern mit. Erſtlich, in Liebe und Haß, nachdem der Gegenſtand gut oder übel iſt, und nachher theilet er jede ein, nachdem der Gegenſtand gegenwärtig, oder noch zu erwarten iſt. Vom Guten haben wir dieſe zwo, Libido, und Laetitia, Verlangen und Freude; von dem Böſen dieſe zwo, Metus et Aegritudo, Furcht und Schmerz; welchen allgemeinen Eintheilungen, er noch viele Untereintheilungen beyfüget. Es iſt wunderlich, daß Malebranſche nicht bemerket hat, daß die Begierde und der Abſcheu, denen andern Gemüthsveränderungen gerade entgegen geſetzt ſind, die man eigentlich Leidenſchaften nennet. Dieſe zwo führen gerade zum Wirken, und ſind von allen Arten der Empfindung ganz unterſchieden. Freude und Betrübniß hingegen ſind nur eine Art von Empfindungen; und andere Gemüthsbewegungen ſind von den Empfindungen nur dadurch unterſchieden, wenn ſie eine Begierde oder einen Abſcheu in ſich ſchließen: ſo, daß Begierde und Abſcheu in recht genauem Verſtande die einzigen Gemüthsbewegungen ſind. Hierauf ſchreitet der Hr. Verfaſſer zu einer genauern Erklärung der deutlichen Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften, wobey Malebranſche

sche abermals zurechte gewiesen wird. Er untersuchet die Gemüthsbewegungen, die mit unversetzlicher Zuneigung verbunden sind. Nachmals kömmt er auf den Haß, die Liebe, den Zorn, den Neid, die Furcht, die Hoffnung: er setzet den verworrenen Gebrauch dieser Namen aus einander, bringt die falschen Vorstellungen von unserer Natur zurecht. u. s. w.

Der IV. Abschnitt untersuchet, in wiefern unsere Gemüthsbewegungen und Leidenschaften in unserer Gewalt stehen, damit wir sie, indem sie rege geworden, bemeistern, oder gar ihren Ausbruch hemmen können. Die Leidenschaften stehen nämlich nicht so gar in unserer Gewalt, als wohl einige sich einbilden. Unsere Gemüthsbewegungen hängen mehrentheils von unsern Meynungen ab, die wir von den Eigenschaften, Absichten oder Wirkungen eines Dinges fassen, so uns vorkömmt. Sobald wir einige sittliche gute Eigenschaften an einem Gegenstande vermuthen, sobald folget der Beyfall und die Liebe; und eben so geht es im Gegentheile mit dem Hasse. So entsteht die Furcht aus der Ahndung der Macht und dem Vorsatze uns zu schaden; das Mitleiden, aus der Meynung, daß jemand unverdienter Weise elend sey, u. s. w. Hieraus kann man die Unzulänglichkeit gewisser üblichen Formeln ersehen, um die Leute zur Gottesfurcht und Tugend zu ermahnen. In diesem Falle nehme man noch so viele Gründe des Eigennutzes aus einer gegenwärtigen oder zukünftigen Belohnung zu Hülfe; sie werden nichts fruchten, bis man sich erst

erſt bemühet hat, liebenswürdige Begriffe von der Gottheit ſelbſt, und von dem Nebenmenſchen beyzubringen. Gleichwohl ſtellen viele Scribenten, ſelbſt bey dieſer Gelegenheit, das menſchliche Geſchlecht als nothwendig böſe, oder höchſtens als ganz eigenliebig vor, ja von der Gottheit ſelbſt geben ſie nicht viel edlere Begriffe an die Hand. Es iſt leider! ein Modehandgriff in der Sittenlehre geworden, auch den edelſten Handlungen der Menſchen, den Schandfleck des Eigennutzes anzuheften: und wer es hierinnen am weiteſten gebracht hat, der iſt der ſchärfſte Sittenlehrer. So hängt denn die Bemeiſterung unſerer Leidenſchaften, nothwendig von unſern Urtheilen ab, doch ſind dieſelben nicht von einerley Art. Vor einigen Leidenſchaften geht eine ſchmerzhafte oder widerliche Empfindung vorher, ehe wir noch das Gute des Gegenſtandes erwägen können; z. E. bey dem Hunger und Durſte. Andere ſetzen nothwendig ein vorhergehendes Urtheil von Gut und Böſe voraus; und vor andern geht wiederum keine beſchwerliche Empfindung vor aller Erfahrung vorher. Niemand iſt z. E. misvergnügt, daß er keine wohlriechende Spezereyen, harmoniſche Töne, ſchöne Gegenſtände, u. ſ. w. empfindet, ehe ihm das Vergnügen davon noch bekannt iſt ꝛc. ꝛc. Es iſt alſo ganz unmöglich, von dem Grade der Glückſeligkeit, oder des Elendes anderer Leute zu urtheilen, bevor man ihre Meynungen, die Verbindungen ihrer Begriffe, und die Größe ihres Verlangens und Abſcheues kennet; und dieſe Unterſuchung ſtellet der Herr Verfaſſer in

der

cationes der Titulblätter ſeiner unter Händen habenden nützlichen Schriften, Frankfurt 1722 in Monath October, und Freyſtadt 1723, nebſt einem Extract freymüthiger und höchſtvortheilhafftiger Urtheile über ſeine Policey- Cameral- Commercien- und Steuer-Tractate, Berlin 1726. Hingegen verſpricht er noch an demſelben Orte eine vollkommene Deutſche Uberſetzung aller Stachelgedichte des Boileau; einen Tractat von der Satyriſchen Sittenlehre und Theatral-Spielen; und endlich ein Finanzial-Dictionarium. Verhoffentlich werden unſere Leſer an dem Exempel dieſes Vielſchreibers wahrnehmen, wie groſſes Lob, die ſonſt bey manchen ſo gar verhaßte Tugend, welche die Griechen περιαυτολογιαν genannt, und die Gabe eines Scribenten von ſich ſelbſt und ſeinen Thaten allenthalben, es ſey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, großmüthig zu reden andeutet, verdiene; indem diejenigen, welche die gelehrte Geſchichte mit einem Werk von denen zwar niemals geſchriebenen, jedoch aber nach dem guten Vorſatze der Verfaſſer geſchrieben haben werden ſollenden Büchern, zu bereichern im Sinne haben, ungemeinen Troſt aus dergleichen Nachrichten ſchöpfen können.

Doch wir ſehen nunmehr den Anfang dieſes deutſchen Virgilii ſelbſt an; welchem der Herr Lau nachfolgenden Denkſpruch gleichſam an die Stirne zu ſetzen beliebet:

Wer: werden will ein Held! wer: ein Poet will werden!
Durch Thaten: durch Gedicht: berühmt zu ſeyn auf Erden;

Führ

der Folge dieses Abschnittes mit vieler Scharfsinnigkeit an.

Im V. Abschnitte folget eine Vergleichung der Vergnügungen und Schmerzen unserer verschiedenen Sinne, in Ansehung der Stärke und Dauer. Will man nun die Dauer des Vergnügens wissen, so muß man nicht nur die Beständigkeit des Gegenstandes, sondern auch selbst der Einbildungskraft erwägen: denn wenn sich eines von beyden verändert, so hat das Vergnügen ein Ende. Der Hr. Verfasser zeiget hier erstlich die Schwierigkeit, die man findet, wenn man die Höhe verschiedener Vergnügungen mit einander vergleichen will. Die moralischen Vergnügungen werden durch das Zeugniß der Tugendhaften, als die vollkommensten angegeben; die Lasterhaften hingegen setzen sie herunter. Es wird ferner untersucht, wie viel man unserm Urtheile in einer fremden Sache trauen könne. Es wird die geringe Glückseligkeit in boshaften Vergnügungen gezeigt; die Größe des sittlichen Uebels über andere Uebel, gewiesen, die Ursachen des Irrthumes hierinn werden entdeckt, und dieser ganze Abschnitt giebt dem vorigen an Tiefsinnigkeit und scharfen Schlüssen nichts nach.

Der VI. Abschnitt endlich enthält einige allgemeine Sätze, wie man die Leidenschaften am besten halten könne, und setzt einige Grundsätze fest, die zur Glückseligkeit nothwendig sind. Wir wollen den Schluß desselben mittheilen. „Da wir nun „in uns selbst in den mannigfaltigen Vorfällen des „Lebens, so viel patriotischen Eifer empfinden, und

„den-

„denſelben auch an andern wahrnehmen; da wir „ſehen, daß ein jeder Menſch zwar ſeine eigene „Glückſeligkeit ſuchet, zugleich aber auch wohl be„greift, daß nicht nur ſein äußerliches Wohlſeyn, oder „zeitliches Beſtes, ſondern ſogar die unmittelbarſten „und empfindlichſten Vergnügungen, deren ſeine „Natur nur fähig iſt, unmittelbar von einem pa„triotiſchen Herzen, von einem großmüthigen, gü„tigen, mitleidigen Herzen, und einer anſtändigen „Aufführung herrühren; da wir ſo viele tauſend „Leute ſehen, die in ziemlichem Wohlſtande leben, „gegen einen einzigen, deſſen Zuſtand unerträglich iſt, „auch ſelbſt in unſerer gegenwärtigen Verderbniß: „wie kann man denn glauben, dieſe Welt ſtehe un„ter der Aufſicht der Bosheit, oder wie kann man „nur einen Augenblick an einer vollkommenen gü„tigen Vorſehung zweifeln? Wie deutlich zeigt uns „nicht die Ordnung unſerer Natur auf unſere wahr„haſte Glückſeligkeit und Vollkommenheit? ja wie „leitet ſie uns nicht ſelbſt, eben ſo natürlich zu der„ſelben, als die verſchiedenen Kräfte der Erden, „die Sonne und Luft, die Pflanzen zum Wachsthu„me, und zu ihrer Art von Vollkommenheit brin„gen? Zwar werden wir durch Vernunft und Ge„müthsneigungen darauf geführet, wie es vernünf„tigen und wirkſamen Geſchöpfen zukömmt; ſie „aber durch mechaniſche Geſetze. Wir ſehen, daß „die Aufmerkſamkeit auf das aller allgemeinſte „Beſte aller ſinnlichen Geſchöpfe, die Vollkom„menheit jedes einzelnen Menſchen ausmacht. „Daß ſie folglich wohlgeſtimmten Inſtrumenten „glei-

„gleichen ſollten, da jeder Anſchlag einer Seite „die andern mit berühret. Und wie viel erblicken „wir auch hievon nicht wirklich in der Welt? „Welch eine edle Mitleidenheit, Barmherzigkeit „und Beyfreude, bezeiget nicht einer gegen den „andern? Erfüllet nicht ſo gar der blühende Zu„ſtand des unbelebten Theils der Natur, unſer „Herz mit Freude? Wird nicht auf dieſe Weiſe „unſere Natur, durch einen Ton, der durch alle „Lande, und eine Rede, die an der Welt Ende „geht, ermahnet, gebethen und befehliget, daß wir „die Menſchenliebe und das allgemeine Beſte „befördern ſollen „?

* *

II. Fortſetzung der Zweifel wider die Immaterialität der menſchlichen Seele.

Zweyter Zweifel.

Was der Natur eines Dinges widerſpricht, das kann nicht von ihm geſagt werden.

Nun aber widerſpricht das Denken der Natur eines einfachen Dinges.

Folglich kann von einem einfachen Dinge nicht geſagt werden, daß es denke.

Alſo iſt denn auch weiter die Lehre der Weltweiſen, daß das, was in uns denkt, eine einfache, und vom Körper unterſchiedene Subſtanz ſey, übel gegründet (h). Der

(h) Man kann, wenn man genau umher ſieht, dieſen als den erſten Zweifel betrachten, ſintemal das Weſentliche

Der Oberſatz dieſes Arguments iſt wiederum ausgemacht, und gebraucht daher keines Beweiſes.

Den Unterſatz aber beweiſe ich folgendermaßen: Eine einfache Subſtanz hat vermöge ihrer Einfachheit

liche des vorhergehenden Schluſſes auf dem gegenwärtigen beruhet.

Es iſt aber nöthig, eine allgemeine Anmerkung voraus zu ſenden, ehe wir wider den erregten Zweifel etwas beybringen. Es iſt offenbar, daß in demſelben von einfachen Dingen überhaupt geredet werde, ohne die Seele zugleich in Betrachtung zu ziehen. Wir wiſſen alſo nicht, ob der Herr Verfaſſer der Seele nichts weiter beyzulegen geſonnen iſt, als dem einfachen Dinge insgemein zugeſtanden wird, oder ob er die Kraft derſelben, über die Kräfte derer untern einfachen Dinge ſetzet. Wenn wir ſcherzen wollten, ſo könnten wir den Herrn Gegner für einen Vertheidiger unſerer Sache in dieſem Argumente halten: denn wir glauben ebenfalls, daß ein einfaches Dinge nicht denken könne, in ſo fern wir es für weiter nichts, als für ein einfaches Ding halten. Denn wie fern man ein einfaches Ding abgeſondert nennet, verſteht man nichts weiter darunter, als ein Element, eine Monade, oder den erſten Theil eines Körpers. Dieſes erfodert der Begriff eines bloß einfachen Dinges. Da nun aber der Herr Gegner darthun will, daß die Seele nicht ſowohl, als vielmehr der Körper, denken könne: ſo ſehen wir nicht, wie derſelbe einzig und allein aus der Natur der einfachen Dinge, auf die Seele einen richtigen Schluß führen will. Iſt denn die Seele für weiter nichts, als für ein einfaches Ding zu halten? Auf was Art wird dieſelbe von den Monaden, oder den Elementen der Körper unterſchieden? Es iſt an dem; ich kann aus dem, was ich bey einem einzigen Elemente an und für ſich betrachtet finde, gegründet herausbringen, und behaupten;

daß

heit und Einheit nur eine einzige Kraft (i). Folglich hat ſie auch nur ein einziges Beſtreben zu einer Zeit: und kann daher auch zu einer und derſelben Zeit nichts mehr, als ein einziges thun. So bald ſie alſo ihre einzige Kraft von einem auf das

daß es in der Seele vorhanden ſeyn muß; weil es Dinge von einerley Gattung ſind: allein ich darf nicht umgekehrt, alles dieſes, was einem Elemente widerſpricht, auch bey der menſchlichen Seele für unmöglich halten.

Wenn wir nach den Gründen des Herrn Gegners zu urtheilen beliebeten, ſo müßten wir die einfachen Dinge und alle Seelen für einerley halten: weil nach dieſem Beweiſe, einer Seele nicht mehr zukömmt, als einem bloß einfachen Dinge, oder einer Monade. Wir möchten dieſes von dem Widerparte ſehr gern erwieſen wiſſen, wie er denn auch, alle Sätze des gegenwärtigen Schluſſes zu beweiſen, nicht für gut befunden.

Da wir nun aber unter den einfachen Dingen einen Unterſchied machen müſſen, dieſer aber nicht anders, als ein innerer Unterſchied ſeyn kann; ein innerer Unterſchied aber ſich in nichts anders bey den einfachen Dingen, als in der Verſchiedenheit ihrer Natur und Weſen, das in ihrer wirkenden Kraft beſteht, zeigen kann: ſo iſt ganz deutlich, daß die Kräfte der einfachen Dinge gewiſſe Grade unter denſelben hervorbringen müſſen, vermöge derer einige von ihnen vortrefflicher ſeyn, und eine höhere Art, als andere, ausmachen müſſen. Der Herr Gegner ſelbſt wird uns nämlich hernach einräumen, was die gemeinen Epikurer und Materialiſten ſonſt nicht thun: daß es nämlich ganz einfache Dinge, oder Monaden giebt; und daß dieſe eine Kraft haben, ſich dunkle, oder auch wohl etwas klare Vorſtellungen zu machen.

(i) Die gröſeſte Irrung, welche man ſich hier angerichtet, liegt in dieſen Begriffen, daß man glaubet: eine

einzige

andere wendet: ſo höret ihre vorige Bemühung, und folglich das, was ſie dadurch in ſich hervorgebracht, aus Mangel einer erhaltenden Kraft, wieder auf, und iſt nicht weiter in ihr da (k).

Nun aber gehöret zum bloßen Bewußtſeyn, und alſo zu einem einzigen Gedanken, verſchiedenes, welches das denkende Weſen in ſich hervorbringen, und bey einander in ſich erhalten muß: 1) Daß man das Ding, deſſen man ſich bewußt ſeyn ſoll, ſich bilde. 2) Daß man ſich auch einen Begriff von

einzige Kraft könne nicht verſchiedenes hervorbringen. Jedoch merken wir zuerſt, welchergeſtalt unter der einzigen Kraft, die der Seele zugeeignet wird, nicht eine einzige Art zu wirken verſtanden werde. Dieſer Irrthum iſt gar leicht zu begehen, wenn man die Vorſtellungen, ſo in der Seele geſchehen, nicht anders anſieht, als die Vorſtellungen in einem körperlichen Dinge. In der Zuſammenhang dieſes Beweiſes, zeiget nicht undeutlich, daß der Verfaſſer deſſelben, die Wirkungen, ſo die Seele durch ihre Kraft hervorbringt, als ſolche betrachtet, die nur auf eine einzige Art, wie ſich dieſes bey den Körpern zuträgt, können erzeugt werden. Allein zu geſchweigen, daß hiedurch einem denkenden Dinge die Freyheit ſeiner Gedanken gar ſehr umſchränkt wird: ſo wollen wir dennoch den Beweis auf einer andern Seite betrachten. Es ſey! Man betrachte die Kraft in einem einfachen Dinge, als eben dieſelbe, das iſt, man leite alle Wirkungen, ſo in derſelben vorgehen, von dieſer einzigen Kraft her; will man aber dadurch leugnen, daß dieſe Kraft nicht unzählige Anwendungen, das iſt, Veränderungen und Beſtimmungen leiden könne? Wir geſtehen es ſehr gern zu: die Seele, oder ein jedes einfaches Ding, beſitze nur eine einzige Kraft, das iſt, die

Kraft,

von ſich ſelbſt, und den übrigen um und neben ſolchem Dinge ſeyenden Gegenſtänden, mache. 3) Daß man das Ding, deſſen man ſich bewußt ſeyn ſoll, mit den Bildern ſein ſelbſt, und der übrigen Gegenſtände, vergleiche, und ihre Verſchiedenheiten wahrnehme. Und endlich viertens, daß man ſich das Ding, deſſen man ſich bewußt ſeyn ſoll, eben in ſeiner Verſchiedenheit von uns, und andern Dingen, bilde. Das nun zu thun, widerſpricht das nicht der Natur eines einfachen Dinges, oder ſeiner einfachen Kraft (l)?

Kraft, Vorſtellungen hervorzubringen. Es fällt uns aber unmöglich, zu geſtehen, dieſe Kraft könne nur auf einerley Art wirken; ob wir zwar, wenn wir es mit einigen derer Neuern zu halten gedächten, in einem denkenden Weſen verſchiedene Grundkräfte annehmen könnten. Die, ſo dieſes behaupten, können wider den Herrn Gegner gar nicht ſtreiten: da ſich, unerachtet ihr Satz falſch iſt, überdieſes für ihn viele Gründe äußern, womit er ihren Anfall zernichten kann. Wenn es aber wirklich an dem wäre, daß das denkende Weſen nur auf einerley Weiſe wirkte: ſo erfolgte eine wirkliche Nothwendigkeit in den Gedanken, deren keiner von dem andern unterſchieden ſeyn würde.

(k) Ob gleich ein denkendes Weſen nur ein einziges thun kann, zu einer Zeit: ſo iſt dennoch in dieſem Einzigen etwas verſchiedenes, welches wir bey der bald folgenden Anmerkung anführen wollen. Ja die denkende Kraft bringt ſo ſchnell alles auf einander hervor, daß man, wenn man nicht aus nähern Gründen davon überzeugt wäre, faſt glauben ſollte, viele von ihren Wirkungen, die gewiß auf einander folgen, geſchähen zu einer Zeit.

(l) Hier zeiget ſichs, was der Schluß des Herrn Gegners ſeyn will. So fern wir denſelben kurz faſſen, und

ihn entkräften wollen, wird er dieſe Form annehmen: Eine einzige Kraft, die ſich bey einem einfachen Dinge findet, kann nicht verſchiedenes hervorbringen; dasjenige Ding, welches denken ſoll, muß eine Kraft beſitzen, welche verſchiedenes hervorzubringen vermögend iſt, was zu einem Gedanken erfodert wird; daher kann kein einfaches Ding, an und für ſich ſelbſt genommen, denken. Wir wiederhohlen unſern gemachten Unterſchied, den man zwiſchen einem einfachen Dinge, und einer Seele zu merken hat, auch bey dieſem Schluſſe: und der dritte Zweifel wird es noch deutlicher zeigen, daß der Herr Gegner im geringſten nicht von einer Seele, die da denken kann, wiſſen will; ſondern das Denken bloß auf die Elemente, zuſammengenommen, in ſo fern ſie einen Körper ausmachen, zieht.

Jedoch, das vornehmſte in dieſem Schluſſe, was wir zerſtören müſſen, iſt: daß ein einfaches Ding an und für ſich ſelbſt, das iſt, in keiner Verbindung mit andern geſetzet, mit keiner Kraft, verſchiedenes zum Denken erfoderliches hervorzubringen, begabet ſey. Man frag: billig, was dieſes für verſchiedenes ſey, ſo unſer Hr. Gegner in der Kraft zu denken ſieht? Er erkläret ſich hierüber, und will uns eine Anatomie eines Gedankens geben; dannenhero führet derſelbe 4 Stücke an, die das Weſentliche eines Gedankens ſeyn ſollen. Allein wir hegen von einem Gedanken eine andere Meynung, und können darthun, daß eigentlich nichts, als zwey Theile, zu einem Gedanken erfodert werden, und der Herr Gegner 2 Stücke überflüßig geſetzet, wenigſtens ſo, daß die zwey erfoderlichen Eigenſchaften, die zwo nachfolgenden zugleich in ſich faſſen, ja ohne dieſe nicht ſeyn können. Wir wollen dieſes deutlicher machen. Zu einem Gedanken erfodern wir nichts mehr, als 1) eine Vorſtellung, 2) eine Klarheit derſelben. Dieſe letzte begreift das Bewußtſeyn in ſich, welches der Herr Gegner ſchon ins erſte Stück mit hineinbringt, und alſo ſo gar in demſelben alle erfoderliche Eigenſchaften eines Gedankens erkläret. Daß aber die andern Theile nichts mehr in ſich begreifen, wollen wir durchgehen.

Ed.

Solchergestalt erheischet der zweyte Punkt, man solle sich einen Begriff von sich selbst, und dem gedachten Dinge, machen. Was heißt aber dieses anders, als man solle sich der Vorstellung, die man gemacht hat, bewußt seyn? Ist man sich der Vorstellung bewußt, so thut man zweyerley; erstlich, man erkennet, daß diese Vorstellung in diesem Dinge (z. E. in meiner Seele) geschehen: nachgehends, daß dieselbe besonders von diesem und von keinem andern Dinge gewesen, das ist, man unterscheidet das gegenwärtige Ding von allen übrigen, die man jetzo erkennt, oder jemals erkannt hat. Diese zwo Stücke aber errichten die Klarheit der Vorstellung, folglich einen Gedanken. Was das dritte Stück in dem Gegenbeweise seyn soll, begreifen wir gar nicht. Es heißt: Man solle das Ding mit den Vorstellungen seiner und der übrigen Gegenstände (ohne Zweifel, die außer dem denkenden Dinge sind) vergleichen. Wir haben aber oben erwähnet, die Klarheit der Vorstellungen, oder des Bewußtseyns, erfodern einen Unterschied dieser Vorstellung, sowohl von Seiten der denkenden, als auch der gedachten Sache. Wo kann aber ein Unterschied ohne Vergleichung, sie geschehe gleich so schnell als sie wolle, gedacht werden? Wenn unsere Seele die vorgestellte Sache von andern, durch die Vergleichung, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit unterscheiden soll: so ist genug, wenn sie die andern Dinge, von welchen die Unterscheidung geschieht, in demselben Augenblicke miterkannt, da sie noch die Vorstellung der ersten Sache gegenwärtig hat; folglich ist dieses die Vergleichung, die sie unter ihnen anstellen kann. Sie unterscheidet die merklichsten Kennzeichen gleichsam als auf einmal, und diese sind ihr hinlänglich genug, zwey verschiedene Dinge nicht für eins, oder eben dasselbe, zu achten. Endlich wird man den vierten Punkt, ohne die geringste Mühe, sowohl unter unsere gemachte zwo Theile eines Gedankens bringen können, als man dieses von dem zweyten und dritten gezeiget. Ja der vierte enthält so gar nichts ferner in sich, als der dritte, in welchem schon beygebracht ward, man solle das gedachte Ding, von den Bildern sein selbst unterscheiden. Und in

Daß ein einfaches Ding vermögend ſey, durch ſeine Kraft ſich ein einziges Ding, es ſey nun entweder

unſerm Falle iſt das Bewußtſeyn der Vorſtellung hinlänglich, dieſes zu thun.

Da nun alſo bloß zweyerley zu einem Gedanken erfodert werden: die Vorſtellung, und die Klarheit, oder das Bewußtſeyn derſelben; ſo lieget uns nun ob, zu zeigen, ob dieſe zwey gedachten Stücke, oder nicht, und ob dieſelben von einer einzigen Kraft mögen hervorgebracht werden. Zuerſt ſetzen wir zum Voraus, (welches uns der Herr Gegner zugiebt) daß Gedanken möglich und wirklich ſind. Wir ſind alſo nur in dieſem Stücke unterſchieden, daß er dieſelben in einem einzigen einfachen Dinge nicht für möglich hält, ſondern zu einem Gedanken viele einfache Dinge zuſammennimmt. Daher erweiſen wir das Gegentheil: Ein Gedanken erfodert eine Vorſtellung und die Klarheit derſelben. Alle einfache Dinge, von denen ein Gedanke erzeuget werden ſoll, ſind Dinge, die außer einander ſind. Daher müßten eine Vorſtellung und die Klarheit derſelben zwo Dinge ſeyn, die außer einander ſind, oder jedes Ding müßte eine Vorſtellung und eine Klarheit derſelben zugleich haben, welches aber der Herr Gegner nicht zugeben kann. Folglich iſt die Klarheit ohne Vorſtellung, und die Vorſtellung wiederum ohne Klarheit zu gedenken. Folglich kann eine Klarheit da ſeyn, wenn gleich noch keine Vorſtellung einer Sache geſchehen, und ein Theil eines Gedankens wäre in dieſem, ein anderer Theil hingegen in vielen andern einfachen Dingen zu ſuchen. Da nun aber, ſo bald ein Gedanken hervorgebracht werden ſoll, eine klare Vorſtellung vorhanden ſeyn muß, (nach dem gemeinen Begriffe eines Gedankens), da ferner die Vorſtellung und die Klarheit derſelben jederzeit bey Entſtehung eines Gedankens zugleich da ſeyn, und endlich eben dieſes Ding, welches ſich die Vorſtellung einer Sache machet, zu eben derſelben Zeit, und in dem Augenblicke die Klarheit derſelben empfinden muß: ſo folget, daß weder die Klarheit, noch die Vorſtellung

Führ wie Aeneas aus: erlauchte Helden-Werk!
Schreib wie Virgilius: mit seiner Helden-Stärk!
Die: dise Doppel-Ziel: begierig zu erstreben;
Den: wird dis Helden-Buch: die rechte Handgriff geben!

Der Verfasser unterscheidet sich in seiner Schreibart von dem grösten Theil der deutschen Schriftsteller. Und wir halten demnach dafür, daß wir, um dieselbe in etwas bekannt zu machen, nichts füglichers thun können, als wann wir das mehrentheils mit seinen eigenen Worten allhier vortragen, was er von der Absicht, Beschaffenheit und Nutzen gegenwärtiger Arbeit in der Vorrede gemeldet.

Er sagt nemlich, daß das Vorbild des gelehrten von Seckendorff und seines deutschen Lucanus ihm die vergnügende Mühe gegeben, ein gleiches an dem Helden-Poeten Virgilius zu versuchen. Es sollen demnach dessen erste sechs Bücher ohne Reim; die letzten sechse aber theils in, theils auch ohne Reim abgefasset werden. Er meint, daß vielleicht dieser Autor von andern Eratoischen *) Federn bereits verdeutschet sey; gestehet aber, daß seine compendieuse Bibliotheque sich zur Zeit noch nicht rühmen könne, eine dergleichen Edition gelesen zu haben. Zum Grund seiner Uebersetzung hat er die Auflage Cornelii Schre-

*) Mit diesem Nahmen hat sich der Verfasser gefallen lassen seine Vorgänger in dergleichen Arbeit zu belegen, und dabey in einer besondern Note anzumerken, daß Erato die dritte in der Zahl der neun Musen, und die Erfinderin der Poesie, sey. Daß es übrigens bereits einige deutsche Dollmetschungen Virgilii gegeben, kan unser Verzeichniß der deutschen Uebersetzer ꝛc. im ersten Stücke beweisen.

weder ein Ganzes, oder ein Theil eines Ganzen, zu einer Zeit dunkel zu bilden, das will ich zugeben,

lung zweene Theile eines Gedankens sind, die außer einander seyn, noch auch jemals nach einander entstehen können; sondern daß sie vielmehr jederzeit zugleich, und zwar nur in einem einzigen Dinge seyn müssen. Da sich nun aber nach dem Geständnisse des Herrn Gegners ein einfaches Ding eine Vorstellung machen kann; da es ferner ein Ding giebt, daß da Gedanken haben kann: so ist klar, daß ein Gedanken nur in einem einzigen einfachen, und nicht in vielen zugleich seyn kann. Da aber ein Körper aus vielen Dingen besteht, so kann folglich kein Körper denken.

Aus dem Erwiesenen folget nicht, daß ein Gedanke nach und nach entstehe, sondern es ist vielmehr gewiß, daß er zugleich entstehen muß. Daher muß auch die Vorstellung und die Klarheit zu gleicher Zeit geschehen, oder wenigstens die Klarheit mit der Vorstellung in dem denkenden Wesen zugleich vorhanden seyn. Denn was wäre dieses für ein Gedanken, wenn die Klarheit zum Vorscheine kommen sollte, und die Vorstellung wäre schon verschwunden? Man sieht auch ferner hieraus, da dieses zu gleicher Zeit geschehen muß, oder wenigstens unmerklich nach einander, daß hierzu bloß eine Kraft erfordert werde; und daß unmöglich eine Vorstellung so gleich mit einer Klarheit in einem Gedanken verknüpft, wenn zu seiner Hervorbringung mehr, als eine Kraft, sollte angewendet werden. Denn eben die Kraft, die ein Ding bildet, muß auch dem Bilde die Klarheit mittheilen, das ist, sie muß zuwege bringen, daß das Ding, in welchem sie sich befindet, sich sowohl der Vorstellung, als auch der Klarheit, bewußt ist. Wodurch dasjenige wegfällt, welches der Herr Gegner oben von der erhaltenden Kraft des einfachen Dinges, welche es zur Fortwährung der Vorstellung anwendet, beygebracht. Soll nämlich diese einzige Kraft die Vorstellung mit der Klarheit vereinbaren, folglich einen Gedanken zeugen: so ist noth-

ben, ja ich will es unten ſelbſt beweiſen (m). Aber dieſes Bild kann doch in der einfachen Subſtanz nicht länger bleiben, als ſo lange ſie es durch ihre einzige Kraft immer wieder erneuert, und alſo in ſich

wendig, daß die Vorſtellung ſo lange von ihr klar erhalten werde, als der Gedanken an ſich ſelbſt dauren ſoll.

Man kann uns auch nicht Schuld geben, wenn wir behaupten: ein denkendes Ding könne alſo verſchiedenes auf einmal, das iſt, einen Gedanken auf einmal zur Wirklichkeit bringen, daß wir deswegen glauben, alle Gedanken, oder eine ganze Reihe von Gedanken, gienge in dem denkenden Dinge auf einmal vor ſich. Keinesweges kann man uns dieſes Schuld geben. Wir machen einen Unterſchied unter der Entſtehung eines einzigen Gedankens, und unter der Folge vieler Gedanken hinter einander. Wenn ich von dem Denken überhaupt rede, ſo verſtehe ich dadurch viele Gedanken. Dieſe aber können nie zugleich ſeyn, ſondern einer muß ſtets dem andern vorhergehen, und der zweyte dem erſten folgen; folglich machen ſie eine Reihe aus, in welcher aber jeder Gedanke auf einmal bey dem denkenden Dinge entſtehen kann.

(m) Es ſcheint, als wenn man hier nicht auf die vorigen Sätze Acht gehabt, und bedacht geweſen, überall einerley zu behaupten. Man hatte vorher geleugnet, daß die einzige Vorſtellungskraft eines einfachen Dinges nicht etwas verſchiedenes auf einmal hervorbringen könnte. Hier hergegen nimmt man es für wahr an, ja man will es noch beweiſen, daß ein einfaches Ding ſich eine Vorſtellung von einem Ganzen, oder einem Theil eines Ganzen machen könne. Iſt denn aber ein Ganzes nicht aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzet? oder iſt ein Theil jemals zu nennen, ohne ſeine Abſicht mit auf das Ganze zu richten? Wie? Kann alſo nicht die Vorſtellung von verſchiedenen Theilen eines Dinges auf einmal geſchehen? Man möchte ſprechen:

ſich erhält. Aber, wenn ſie nun eben dieſe ihre einzige Kraft weiter dazu anwenden will, ſich auch ein Bild von uns zu machen (n), ſo erhält ja nichts weiter das vorige Bild: und folglich verlöſcht es.

Eben

ſprechen: dieſe einzige Vorſtellung brächte keine Klarheit, oder ein Bewußtſeyn, hervor, und alſo nichts verſchiedenes, ſintemal alsdann das vorgeſtellte Ganze in verſchiedenen Theilen erkannt würde, wenn die Klarheit der Vorſtellung hinzukömmt. Allein wir antworten darauf, daß alles dieſes, was durch die Vorſtellung erhalten wird, zugleich durch die Kraft des vorſtellenden Dinges müſſe erhalten werden, dieweil jene durch dieſe beſteht. Die Vorſtellung aber geſchieht nicht von einem einzigen Dinge, ſondern von vielen, welche Theile dieſes Ganzen ſind, und folglich außer einander ſeyn müſſen.

(n) Warum man hier zu einem Gedanken ſo viele Bilder herbeyruft, können wir nicht beſtimmen. Uns iſt mit allen Weltweiſen zu einem einzigen Gedanken eine Vorſtellung und ihre Klarheit genug. Denn dieſe Klarheit zeiget mir, wer ich bin, und auf was Art ich von dem Dinge, das ich mir vorſtelle, unterſchieden bin. Sowohl dieſes, als das Folgende, läßt uns keinen Zweifel übrig, daß der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe ſich die Entſtehung eines Gedankens, über die maaßen langſam, gleichſam als von einer langſam bewegten Maſchine, vorſtelle; weshalben er gar leicht auf dieſen Irrweg gerathen können, daß er mehr als eine Kraft zu Hülfe gerufen, ja ehe er den Unterſchied einer Vorſtellung von dem andern Dinge erblicket, die Vorſtellung ſelbſt aufs neue verliert. Wir möchten gern ſehen, auf was Weiſe er die Zeugung eines jeden Gedankens bey ſich wahrnehmen könnte; wobey er hauptſächlich darauf Acht haben müßte, in wie langer Zeit die Vorſtellung von einer Sache bey ihm zur Klarheit gelangte, das iſt, daß er ſich bewußt wäre, er hätte dieſe Vorſtellung.

Eben ſo gehts ihr mit dem Bilde von uns, wenn ſie ſich nun ferner ein Bild von einem der übrigen um uns ſeyenden Gegenſtände machen will: und ſo weiter auch mit einem jeden von dieſen. Wie kann ſie aber Bilder vergleichen, und ihre Verſchiedenheiten wahrnehmen, wo ſie nur eines hat? Was ſage ich! da ſie keines mehr hat? Denn ſo bald ſich nun ihre einzige Kraft zum Vergleichen beſtimmt, und alſo eine neue Handlung vornehmen will: ſo bald verläßt ſie das vorige; und ſo bald iſt auch ihr letztes Bild, das ſie hatte, erloſchen. Kann nun ohne Vergleichung (o) keine Verſchiedenheit wahrgenommen werden, wie denn das unmöglich iſt, ſo widerſprichts auch, vermöge des itzo gezeigten, der Natur eines einfachen Dinges, daß es ſich ein Ding in ſeiner Verſchiedenheit von ſich,

(o) Die Vergleichung geſchieht in dem Augenblicke, da die Vorſtellung entſteht, deren ich mir bewußt ſeyn ſoll, oder in dem Augenblicke, da der Gedanken zu entſtehen anhebt.

(p) Dieſer Widerſpruch des Herrn Verfaſſers beruhet bloß darauf, daß er keinen Unterſchied unter den einfachen Dingen der erſten Art, die man Elemente nennet, und unter der Seele des Menſchen, machet. Es widerſpricht allerdings dieſes den Elementen, nicht aber denjenigen einfachen Weſen, welche Geiſter ſind, als z. E. die Seele des Menſchen.

(q) Dieſes ganze Argument wird ſeiner Kraft beraubet, ſo bald man anzeiget, was für einem einfachen Dinge von den heutigen Weltweiſen das Denken beygeleget werde. Es iſt nämlich die Seele, ein einfaches Ding, welches mehr in ſich faſſet, als eine bloße dunkle Vorſtellungskraft.

ſich, und andern Dingen, bilde. Alſo widerſpricht ihr das Bewußtſeyn (p): folglich das Gedenken. W. Z. E. W.

Haben die Weltweiſen bisher geſehen, daß eben diejenigen Waffen wider ſie ſind, welche ſie für ſich hatten; und daß ſie alſo nichts dadurch gewinnen: ſo will ich ſie nun aus ihrer eigenen Feſte angreifen. Dieß geſchieht durch meinen

Dritten Zweifel (q).

Kann ein einziges einfaches Ding gedenken; ſo können auch alle einfache Dinge, woraus unſer Körper beſteht, folglich unſer Körper gedenken.

Nun aber behaupten die Weltweiſen das erſtere (r). Alſo müſſen ſie auch das letztere zugeben.

Dieſe

kraft. Man ſieht es ſo gleich, wenn man dieſe Einſchränkung hinzuthut, vermöge welcher der Schluß folgendergeſtalt lautet: Kann ein einziges ſolches einfaches Ding, welches man eine Seele nennet, gedenken; ſo können auch alle einfache Dinge, woraus unſer Körper beſteht, denken. Wie deutlich iſt das Unvermögen dieſer Folge? Sind denn alle einfachen Dinge, die einen Körper zuſammenſetzen können, Seelen?

(r) Sie behaupten ſolches nicht, wie ſchon geſaget, von jedem einfachen Dinge, ſondern bloß von der menſchlichen Seele. Wo fern alſo der vorgebrachte Schluß etwas hätte ausrichten ſollen, verlangten wir beſonders einen vorhergehenden Beweis, daß 1) die menſchliche Seele nicht größere Kräfte beſäße, als die Elemente; 2) daß man die weſentlichen Eigenſchaften der menſchlichen Seele auch in den Monaden anträfe, und man folglich von jenen einen richtigen

Schluß

Dieſe Folge, dünkt mich, iſt klar, und unleugbar genug; ſo lange nämlich, bis die Weltweiſen überzeugend zeigen, daß es eben einer Art von einfachen Dingen widerſpreche, zu gedenken, und

Schluß auf dieſe machen könne. Denn ſo lange dieſes unerwieſen von dem Herrn Gegner bleibt, liegt uns jederzeit die Unmöglichkeit eines ſolchen Schluſſes aus wichtigern Gründen vor Augen.

(s) Dieſes ſowohl, als der kurz vorhergehende Grund, läßt ſich augenſcheinlich aus der Erfahrung, und aus Vernunftſchlüſſen darthun, wider welche der Herr Gegner nicht das geringſte anbringen kann: ſintemal die Erfahrung auch von den ſtrengſten Philoſophen als ein Grundſatz angenommen wird, aus dem ſich ſehr oft die triftigſten Beweiſe herleiten laſſen. Wir wollen hiervon einen Verſuch vornehmen, und uns zwar der zugegebenen Gründe des Herrn Verfaſſers bedienen. Es lehrt ihn nämlich die Erfahrung, daß wir denken; daher muß dieſes Denken entweder der Seele, oder dem Körper, zukommen. Das letzte giebt der Herr Gegner zu. Denkt nun der Körper, ſo müſſen ſeine einfachen Dinge alle zuſammengenommen denken, welches er uns wiederum freywillig zugeſteht. Da nun der Körper immerfort gedenken muß, ſo lange er aus den Theilen beſteht, vermittelſt deren er gedenket, das iſt, ſo lange er ein Körper bleibt; ſo folget, daß ein menſchlicher Körper gedenken könne, der gleich keine Seele hat, folglich muß der Körper gedenken, wenn die Seele gleich von ihm getrennet iſt, das iſt, nach dem Tode. Da aber einem Dinge, was da zu denken vermögend iſt, indem es wirklich denket, oder ſolche Handlungen vornimmt, welche Zeugen wirklicher Gedanken ſind, ein Leben zugeſchrieben wird; ſo muß einem todten Körper auch noch wirklich ein Leben zugeſchrieben werden. Folglich iſt ein Todter auch noch fähig, Handlungen zu unternehmen, zu urtheilen, zu verſtehen, ſich Dinge einzubilden, u. ſ. w. Dieſe Folgen

fließen

und einer andern Art nicht. Und weiter: daß unſer Körper eben bloß aus einfachen Dingen der erſtern Art beſtehe (s).

Denn

ſtießen ganz richtig aus dem Satze des Herrn Gegners her. Denn alle die einfachen Dinge ſind, ſo bald, wie die Seele ſich aus dem Körper erhoben, noch alle beyſammen, weil der Körper an ſich noch übrig iſt, und ihre Trennung geht nicht eher von ſtatten, bis der Körper ſelbſt zu ſeyn aufhöret. Wenn alſo die Seele nicht denkt, ſondern bloß die einfachen Dinge, daraus der Körper erwachſen; ſo bleibt das Gedenken noch immerfort in dem Körper. Da nun aber dieſem allen die Erfahrung widerſpricht, und einer gewiß alle Vernunft bey ſich müßte übertäubet haben, der dem Körper auch nach der Trennung der Seele Gedanken beymeſſen wollte; ſo müſſen wir lieber etwas in dem Körper annehmen, daraus ſich erklären läßt, warum nach dem Abſchiede der Seele das Denken bey dem Menſchen aufhöre. Und es iſt gewiß kein anderes Mittel übrig, das Aufhören der Gedanken in einem todten Körper zu erklären, als dieſes, wenn wir die Gedanken, als eine Wirkung desjenigen Weſens in uns anſehen, durch deſſen Flucht ſo merkliche Zerrüttungen in dem Bau des Menſchen angerichtet werden. Es ſteht auch gar keine Ausflucht offen, wohin man ſich wenden könnte, ſo fern jemand dem Herrn Gegner einen menſchlichen Körper, der nach ſeinen Begriffen vorher gedacht, nun aber nach dem Ableben zwar ein Körper bleibt, und alle ſeine einfachen Dinge behält, dennoch aber des Denkens beraubet wird. Man müßte denn einen Schlaf der Elemente erdenken, und dadurch ein weit ſinnreicher Syſtem erfinden wollen; als ehedeſſen diejenigen bewerkſtelliget, die eine Zeit her vom Seelenſchlafe ſich träumen laſſen.

Wiederum, da eine jede lebendige Kraft nicht ohne Wirkung ſeyn kann, denn ſonſt wäre es ein bloßes Vermö-

gen.

Denn ſo lange, als dieſes nicht geſchieht; welches denn meines Wiſſens, und meiner Einſicht nach, noch nicht geſchehen iſt: ſehe ich bey den einfachen

gen, und die Gedanken nichts anders, als eine Wirkung derjenigen Kraft, ſind, welche zu denken wirklich fähig iſt, das iſt, da die Gedanken nichts anders, als Handlungen der denkenden Kraft, ſeyn können; ſo muß ein jedes Ding, das eine Kraft zu denken beſitzt, wirklich Gedanken hervorbringen, und es kann, ſo fern die Kraft bey ihm eine Kraft bleibt, und nicht in ein bloßes Vermögen verwandelt wird, nicht einen Augenblick ohne Gedanken gedacht werden. Es hat aber ein jedes Ding, das aus einfachen zuſammengeſetzt iſt, in ſo fern es zuſammengeſetzt iſt, die Kraft, zu denken; und alle Körper, die ſich in der Welt befinden, ſind aus einfachen Dingen zuſammengeſetzt: daher haben alle Körper, die in der Welt befindlich ſind, eine Kraft, zu denken. Folglich müſſen alle Körper in der Welt wirklich denken, diejenigen nicht ausgenommen, welche wir unbeſeelt nennen, und die nichts anders, als bloße Körper, ſind. Wenn nun ferner alle Körper Gedanken hervorbringen, und dieſe als Handlungen bey ihnen anzuſehen ſind, alle Handlungen aber ſich äußern müſſen; ſo müſſen ſich auch die Gedanken als Handlungen bey dergleichen Körpern in der Welt äuſſern: folglich müſſen wir bey den unbeſeelten Körpern, (als z. E. Stein, Holz), und allen unbeſeelten Dingen, Handlungen wahrnehmen. Ja es ſind alle Handlungen, ſo aus den Gedanken entſpringen, als freye Handlungen anzuſehen; weil der Gedanke ſelbſt eine freye Wirkung eines denkenden Weſens iſt: daher müßten auch alle Handlungen dieſes Körpers freye Handlungen ſeyn. Da nun dieſes anders der offenbaren Erfahrung widerſpricht, und ein jeder ſelbſt gedankenlos ſeyn müßte, der dergleichen zugeben wollte; ſo folget, daß kein Körper, als ein bloßer Körper betrachtet, nimmermehr denken könne.

Wenn

fachen Dingen meines Körpers keinen Widerſpruch mit dem Gedenken: da überhaupt zwiſchen einem einfachen Dinge und dem Gedenken kein Widerſpruch

Wenn wir von den Gedanken als freyen Handlungen der Seele, oder eines jeden denkenden Weſens, reden; ſo verſtehen wir ſolches im Gegenſatze auf die Wirkungen, welche Körper durch ihre Kraft hervorbringen können. Es iſt uns bekannt, daß die Gedanken in der Seele ihre Geſetze haben, und ſich nach der Verbindung, welche die Seele mit andern Dingen hat, und nach dem Stande und der Beſchaffenheit ihres Körpers, richten; aber dennoch kann man ihr in anderm Verſtande die Freyheit abſprechen, die ſie überall in ihren Gedanken blicken läßt. Selbſt der Trieb, wodurch ſie ſich verſchiedene Gegenſtände erwählen kann, iſt ein Zeuge der Freyheit, zu denken.

Bisher iſt es uns ſchwer geweſen, den Unterſchied gewahr zu werden, warum, wenn ein menſchlicher Körper denken kann, auch nicht ein jeder anderer Körper, der nur aus einfachen Dingen beſteht, nicht die Kraft, zu denken, beſitze, und folglich derſelbe nicht denke. Soll dieſem Denken entweder die Verſchiedenheit der Verbindung der einfachen Theile im Wege ſtehen, gleich als wenn ſelbige nicht ſo beſchaffen wären, wie in dem menſchlichen Körper; oder ſollen die einfachen Dinge in dem Körper eines Menſchen in währender Verbindung nur allein das Vorrecht zu denken erhalten? Beydes verlieret ſein Gewicht. Die Verbindung hat mit des Herrn Gegners Sätzen mit dem Denken nichts gemein. Es heißt bey ihm bloß: ein Ganzes, das aus einfachen Dingen zuſammengeſetzt iſt, oder ein Körper, kann denken; es mögen denſelben wenig oder viele einfache Dinge errichtet haben. Es kömmt alſo bloß auf die Zuſammenſetzung an. Ferner ſollten nur die einfachen Dinge eine Kraft zu denken haben; ſo fällt der vornehmſte Gegengrund, den er wider uns anwendet, weg: daß man nicht erweiſen könne, das Denken widerſpräche einer Art

ſpruch obwaltet; vielmehr im Gegentheil eine gewiſſe Nothwendigkeit obwalten ſoll. Man hält aber billig ein Ding ſo lange für möglich, als der Widerſpruch noch nicht gezeiget iſt. Und, wer ein Ding unmöglich ſchilt, der muß ſolchen Widerſpruch darthun, und beweiſen.

Zwar kann ich mir wohl vorſtellen, wie die Weltweiſen ſich hieraus zu wickeln ſuchen werden (t). Nämlich ſie werden ſagen: der Widerſpruch zwiſchen dem Gedenken, und den einfachen Theilen unſers Körpers, ſey aus der Erfahrung klar. Denn gedächte ein jedes derſelben; oder auch nur verſchiedene einfache Dinge unſers Leibes gedächten: ſo müßten

von einfachen Dingen, einer andern hergegen nicht. Ja, wir könnten ſo gar ſagen, es ſtünde ihm zu, zu beweiſen, daß das Denken einigen einfachen Dingen von eben der Gattung widerſpreche, andern hergegen wiederum nicht; denn die einfachen Dinge eines menſchlichen Körpers, und die einfachen Dinge eines jeden andern Körpers, ſind beyde von der untern Art.

Uebrigens würde man aus dieſem Satze unſers Gelehrten, daß man keinen Unterſchied machen könne, ob der Körper bloß aus einfachen Dingen der erſten Art beſtünde, gar wunderliche und ungereimte Folgen herausbringen. Man könnte aus ihnen behaupten, da auf dieſe Art kein Unterſchied zwiſchen der Seele vorhanden wäre, wenigſtens ſich uns nicht äußern; denn was uns unbekannt iſt, davon können wir nichts beſtimmen: ſo müßte der ganze menſchliche Körper, nebſt allen übrigen Körpern, aus lauter Seelen beſtehen; folglich müßte die ganze Welt, da ſie ebenfalls ein zuſammengeſetztes Ding iſt, aus nichts anders, als aus Seelen, zuſammengeſetzet ſeyn; und es würde noch ein weit kühnerer Gedanken zum Vorſcheine kommen, als uns jemals die Idealiſten gezeiget. Was würde man zuletzt

für

velii vom Virgilio, gedruckt zu Leyden und Rotterdam in der Haakiſchen Officin 1666. 8. beſtimmet; entweder weil er ſie vor eine von den beſten gehalten, oder am nächſten bey der Hand gehabt. Wenn ihm eine Stelle des Grundtextes etwas dunkel geſchienen, hat er des fürtreflichen **Drydens** Engliſchen Virgil in 3. Octavbänden nachgeſchlagen, doch ohne auch nur ein einiges Wort aus demſelben zu entlehnen.

Als Hauptzwecke dieſes Unternehmens giebt er folgende an. Einmal ſeine ungemeine Neigung zu der göttlichen Wiſſenſchaft der Poeſie. Ferner, damit er nicht ſein Leben nach vieler gemeiner Gemüther Aufführung der immermüßigen Dame Vacuna, einer Göttin und Vorſteherin der Müßiggänger und unnützer Ruhe Liebhaberer, unverantwortlich aufopferte. Und endlich um der rohen jungen anwachſenden Jugend beyderley Geſchlechts eine Bahn zu frühzeitiger Erlernung nöthiger und nützlicher Nachrichten von viel wichtigen und vor alle Stände tauglichen Sachen, zu eröfnen; in welcher Abſicht er auch kurze (in der That zu weilen über die Noth lange und ungereimte) Anmerkungen zur Erläuterung vorkommender Hiſtoriſch-Geographiſch-Mythologiſcher und anderer Nahmens-Benennungen hier und dar eingerücket. Er wünſchet dabey, daß ſeine Neider und Unholden Helden-Projecte auf ſich nehmen, und zu ihrer Eigenliebe eigenen Ruhm ausführen mögen.

Nechſt dieſem iſt Herr **Lau** entſchloſſen, einen Lebenslauf Virgilii, und eine Abhandlung von der Dichtkunſt ohne Reim beyzufügen; auf welche Art der vortreffliche **Milton** ſeine zwey Helden-Gedichte, das verlohrne und wieder hergeſtellte Paradies

ge-

ten wir von einem und eben demſelben Gegenſtande auf einmal unendlich viele, oder doch mehr, als ein Bild, empfinden. Etwa ſo, als wenn wir einen Gegenſtand durch ein vielfach geſchliffenes Glas betrachten. Das aber widerſpräche ja der Erfahrung.

Aber weit gefehlt, daß dieſe Erfahrung, die ich zwar nicht zu leugnen begehre, meinen Schluß widerlegen ſollte; ſo ſchließe ich vielmehr aus derſelben wider die Gegner folgendergeſtalt weiter zu:

Könnte ein einziges einfaches Ding gedenken; ſo müßten auch alle einfachen Dinge, woraus unſer Körper beſteht, folglich unſer

für einen Begriff von der Seele behalten? oder wie würde man einen Geiſt erklären? Ja wenn kein einziges einfaches Weſen, für ſich allein zu denken, fähig wäre; ſo würde zuletzt folgen, Gott ſey entweder aus vielen einfachen zuſammengeſetzt, oder er denke gar nicht. Dieſes letzte aber, glauben wir, würde unſer Gelehrter ſelbſt leugnen; daher müßte er ein materialiſches oder zuſammengeſetztes Weſen Gottes annehmen; welches aber verwegen und gottlos wäre.

(t) Der Herr Gegner ſcheint ſich wider einige Einwürfe der Neuern in Sicherheit ſetzen zu wollen. Denn dieſen Einwurf hat längſt der Herr Profeſſor Hollmann zu Göttingen in ſeiner Pneumatologie gemacht. Es wäre aber zu wünſchen, daß man ſich wider mehrere, und beſonders für ſchärfere Gegenbeweiſe, zugleich gewaffnet hätte, als eben der angeführte iſt. Denn mit dieſem war es dem Herrn Verfaſſer der Zweifel leicht, fertig zu werden: weil er vorher als erwieſen angenommen, daß kein einfaches Ding für ſich gedenken könne, ſondern dieſes bloß zur Zeugung derer Gedanken im Stande ſey, welches nach der Verbindung der einfachen Dinge als ein zuſammengeſetztes anzuſehen wäre.

Körper gedenken (u). Aber das letztere iſt falſch, vermöge der vorbewußten Erfahrung: alſo auch das erſtere.

Denn, daß es außer den einfachen Dingen unſers Körpers noch ein anderes einfaches Ding in uns gäbe; und daß dieſes allein vor allen übrigen die Kraft hätte, zu gedenken; und alſo von den einfachen

(u) Es kann nicht anders ſeyn. Der Herr Gegner muß hier aus Verſehen dasjenige in den Schluß haben mit einlaufen laſſen, welches den ganzen Endzweck ſeiner Widerſprüche ausmachet. Es heißt: es iſt falſch, daß unſer Körper gedenket, und dieſes zwar aus der Erfahrung. Wie aber? will der Herr Gegner dieſes nicht mit allen Zweifeln behaupten? Wir laſſen ihm aber Gerechtigkeit wiederfahren, und glauben, er habe uns dieſes ſagen wollen: es müßten, wofern ein einziges einfaches Ding für ſich gedenken könnte, alle einfachen Dinge, die ſich in unſerm Körper befinden, gedenken; folglich der Körper auf ſo vielerley Art und ſo vielmal denſelben Gedanken hervorbringen können, als er einfache Dinge in ſich hat. Dieſes aber ſey aus der bewußten Erfahrung falſch; daher auch das erſte: daß nämlich kein einfaches Ding für ſich denken kann. Auf dieſe Art erhält man den Schluß, der den übrigen Sätzen gemäß iſt.

(x) Iſt es nicht an dem? wer dieſes glaubt, oder vielmehr durch keinen Beweis von dem Gegentheile überzeugt zu ſeyn geſteht, der muß für gewiß annehmen; daß entweder keine Seele in uns wohne, oder daß der Körper eine Seele zu nennen ſey? Die Urſache iſt leicht einzuſehen. Iſt niemand gewiß, ob ein anderes Weſen in uns ſeinen Sitz hat, das von den übrigen einfachen Dingen des Körpers unterſchieden iſt, und legt den einfachen Dingen alle die Handlungen bey, die eine Seele oder ein Geiſt allein vorzunehmen vermag, der muß entweder keine Seele glauben; weil ihm nämlich die einfachen Dinge zulänglich ſind, alles

darzu

fachen Theilen unſers Leibes gänzlich unterſchieden ſey (x): das iſts eben, worüber wir noch ſtreiten.

Ich weis wohl, daß meine Folge nicht ſchließt, und was ihr fehlet. Aber das iſt es eben, warum die gegneriſche nicht ſchließt, und was derſelben fehlet. Wir reden hier nur noch bloß von der Möglichkeit (y): daß nämlich die einfachen Theile des

daraus herzuleiten, was andere der Seele zuſchreiben: oder wenn er ja eine Seele glaubet, ſo muß er den Körper für eine Seele halten, weil alsdann nur der Unterſchied auf die Benennung ankömmt. Wenn der Herr Gegner glaubt, die Seele wäre zu edlern Endzwecken in unſerm Körper vorhanden, und es bliebe außer dem Denken noch genug für unſere Seele übrig; daß man alſo gar nicht verſichern könne, unſer Herr Zweifler glaube keine Seele: ſo ſind wir begierig, zu hören, was bey ihm außer dem Denken noch übrig geblieben, darzu wir die Seele noch nöthig hätten. Wir wiſſen zum wenigſten, daß alle Handlungen der Seele nichts, als Ströme, ſind, die aus dieſer einzigen Quelle, nämlich aus dem Denken, herabfließen, und nur Gedanken im höhern Grade können genennet werden. So ſind z. E. der Witz, die Urtheile, die Kraft zu ſchließen, zu erfinden, u. ſ. w. bloße Benennungen, deren Hauptquelle der Gedanken iſt.

(y) Der Herr Verfaſſer hat den vorhergehenden Schluß der Weltweiſen nach eigenem Gutbefinden angeführet, eben als wenn dieſelben niemals was mehreres erwieſen, als was in dieſem Schluſſe vorhanden iſt. Niemand unter rechtſchaffenen Philoſophen wird von dem Mangel der Wirklichkeit auf die Abweſenheit der Möglichkeit einen Schluß machen; wo er dieſes nicht vermittelſt unwiderſprechlicher Gründe bewerkſtelligen kann. In gegenwärtigem Falle aber finden ſich gewiß Urſachen, warum man ſagen kann: weil ein Körper nicht wirklich denke, daß er folglich auch nicht denken könne. Denn es erhellet aus dem, was wir in der

Körpers gedenken können. Wie wollen aber die Weltweisen solche durch den Mangel der Erfahrung widerlegen? Läßt sich denn von dem Mangel der Wirklichkeit auf den Mangel der Möglichkeit schließen? So haben wir heute gewiß den jüngsten Tag; denn der morgende Tag ist noch nicht da!

Ich habe aber ja oben beym zweyten Zweifel schon zugegeben, daß ein einfaches Ding vermögend sey, durch seine einzige Kraft sich ein Ding zu bilden, und vorzustellen. Wie käme es denn, daß wir immer nur eine Vorstellung von einem einzigen Dinge hätten, wenn nicht auch nur ein einziges einfaches Ding in uns gedächte? Was hinderte die einfachen Theile des Körpers, auch dergleichen Vorstellungen hervorzubringen? und müßten wir also nicht von eben demselben Gegenstande unzählig viele, oder doch verschiedene Bilder auf einmal empfinden, wenn der Körper gedenken könnte? So bestätiget ja doch die Erfahrung die gemeine Lehre der Weltweisen, und widerlegt meine Folge.

Ja, ja! das scheint viel gesagt, und scharf geschlossen zu seyn. Aber zum Unglücke entkräftet das alles mein vierter Zweifel.

Der Beschluß folgt künftig.

III. Phi-

Anmerkung ( ) vorgebracht, daß sich die Sache also verhalte. Woraus sich zugleich ergiebt, daß dieser Satz: man könne nicht von dem Mangel der Wirklichkeit auf dem Mangel der Möglichkeit schließen; folgende Ausnahme leide, wenn nämlich von einer solchen Möglichkeit geredet werde,

* *

III.

Philoſophiae moralis inſtitutio compendiaria, libris III. Ethices et iurisprudentiae naturalis elementa continens, auctore *Franciſco Hutcheſon* in Academia Glaſguenſi P. P. editio altera auctior et emendatior. Glaſguae, typis Roberti Foulis, Academiae Typographi, CIↃ IↃCCLV. 1 Alphabeth 7 Bogen, in 8.

Die Meynungen der Gelehrten, von dem beſtimmten Umfange eines jeden Theils der Wiſſenſchaften, ſind niemals ſo verſchieden, als wenn dem Rechte der Natur und der Sittenlehre ihre eigentliche Gränzen geſetzt werden ſollen. Daher kömmt es, daß man unter einer und eben derſelben Aufſchrift eine ganz verſchiedne Sammlung von Lehrſätzen für dieſe beyde Arten der Wiſſenſchaften antrifft. Was ſich der Hr. Verfaſſer des angezeigten Buches für Begriffe von ihnen mache, wird man zum Theil aus der Aufſchrift ſelbſt; hauptſächlich aber aus dem Auszuge, den wir davon zu geben Willens ſind, abnehmen können. Wir wol-

wird, die ohne ihre Wirklichkeit nicht ſeyn kann. So kann z. E. die Möglichkeit Gottes nicht ohne ſeine Wirklichkeit ſeyn, und der Mangel der Wirklichkeit vieler Götter iſt ein Grund der Unmöglichkeit derſelben, ob man gleich erſt jenen aus dieſer zu beweiſen pfleget.

len daher zum voraus nichts mehr erinnern, als daß wir hieben aus eben denen Abſichten und Gründen handeln, welche wir vor einiger Zeit angezeiget haben, da wir von der Metaphyſik des Hrn. Hutcheſons Nachricht gaben.

Es ſind drey Bücher, welche das gedachte Lehrgebäude einſchließen. Das erſte enthält die Grundſätze der Ethik; das andere die Grundſätze des natürlichen Rechts; das dritte, die Grundſätze der Oekonomik und Politik.

Unter dieſen Ueberſchriften werden in einem jeden Buche die dahin gehörigen, oder wenigſtens die von dem Hrn. Verfaſſer dahin gerechneten Lehrſtücke nach beſondern Capiteln vorgetragen. Im erſten Buche handelt das erſte Capitel von der menſchlichen Natur; das zweyte, von dem höchſten Gute und der Tugend; das dritte, von den Eintheilungen der Tugenden; das vierte, von den Pflichten gegen Gott; das fünfte, von den Pflichten gegen die Menſchen; das ſechſte, von der Beſſerung der Seele; das ſiebente, von der Ermunterung zur Tugend.

Das andere Buch, oder das Recht der Natur, beſteht aus ſiebzehn Capiteln, und erklärt, als eben ſo viele beſondere Materien, das natürliche Geſetz; die Natur und Eintheilungen des Rechts; die Stufen der Tugenden und Laſter; das natürliche Recht der Menſchen; das erlangte Recht derſelben; die Arten, wie man über etwas Herr werden kann; das Recht, welches man von andern erlanget; die Arten, wie man ſein Recht, als Herr, einem andern über-

übertragen kann; die Vergleiche; die Pflichten, in Anſehung der Rede; die Eidſchwüre und Gelübde; den Werth der Sachen; die verſchiedenen Arten der Verträge oder Vergleiche; die Verbindlichkeiten, welche aus einem gleichſam ſo genannten Vergleiche entſtehen; die Rechte, welche jemanden ein zugefügter Schaden ertheilet, und die Rechte des Krieges; das außerordentliche und das allen Menſchen gemeine Recht; und endlich die Aufhebung eines Rechtes.

Das dritte Buch, oder die Oekonomik und Politik, machen zehn verſchiedene Capitel aus: und dieſe begreifen nach der Reihe die Lehrſätze von dem Eheſtande; von den Pflichten der Aeltern und der Kinder; von dem Rechte der Herren und der Knechte; von dem Urſprunge der Städte; von der innerlichen Einrichtung der Städte, und den Arten der höchſten Gewalt; von den verſchiedenen Verfaſſungen der Staaten; von dem Rechte der oberſten Herrſchaft, und den verſchiedenen Arten ſie zu erlangen; von der Geſetzgebung und der Gerichtsbarkeit; von dem Kriegesrechte; und endlich von den Bündniſſen, von den Geſandten, und von dem Untergange der Städte.

Einen weitläuftigern Auszug halten wir nicht für nöthig: da derjenige, den wir itzo gemacht haben, den Inhalt ſchon, ſo weit als es unſerer Abſicht gemäß iſt, vorſtellet. Wir wollen aber zur Beförderung derſelben, und damit unſere Leſer in den Stand geſetzt werden, von dem Werthe des

Buches deſto beſſer zu urtheilen, einige Anmerkungen beyfügen.

Es darf hier niemanden erſt bewieſen werden, daß die Begriffe von der Tugend und dem Laſter, dem Rechte der Natur und der Sittenlehre zu einer Stütze dienen, welche nicht wankelhaft ſeyn kann, ohne zugleich das ganze Lehrgebäude wankend zu machen. Was für eine ſchwache Stütze aber die verworrenen Begriffe, wie alle Empfindungen ſind, für ein Lehrgebäude in den Wiſſenſchaften ſeyn müſſen; das iſt aus ihrer Beſchaffenheit und der Natur einer Wiſſenſchaft leicht einzuſehen. Wir verdenken es daher dem Hrn. Verfaſſer billig, daß er zu dem Unterſcheidungszeichen der Tugend und des Laſters a. d. 18 S. fgg. die innerliche Empfindung angenommen hat: indem er das, was die innerliche Empfindung als recht billiget, Tugend, und das Gegentheil, Laſter nennet. Uns iſt zwar nicht unbekannt, daß auch viele anſehnliche Gelehrte unter den Engländern eben das gethan haben; und man kann in den beyden Büchern des Herrn D. Wilh. Sherlocks, von der Unſterblichkeit der Seelen, und von dem jüngſten Gerichte ein Beyſpiel finden: allein es wird deswegen doch nicht zu vertheidigen ſeyn, bis man bewieſen hat, daß durch ſinnliche Vorſtellungen der Verſtand mehr aufgekläret, und der Wille beſſer gelenket werde, als durch deutliche Begriffe. Denn ehe kann man die Entſcheidung deſſen, was recht und was zu thun ſey, nicht auf eine innerliche Empfindung ankommen laſſen. Der Fehler, der hier begangen iſt,

äußert

äußert ſich auf der 126 S. bey der Erklärung der Verbindlichkeit.

Wenn a. d. 61 S. gelehret wird, daß es die Klugheit bisweilen erfodere, unſer Leben in Gefahr zu ſetzen: ſo iſt der Satz an ſich ſelber nicht zu verwerfen. Aber er muß nicht, wie hier geſchehen iſt, aus dem Grunde hergeleitet werden, daß das Leben bisweilen gar nicht zu wünſchen ſeyn ſoll; wenn es nämlich mit Schimpf und Schande und dem Bewußtſeyn gräulicher Bubenſtücke, oder mit ſchwerer Marter des Körpers verbunden iſt. Denn würde dieſer Grund nicht zu viel beweiſen? Würde man daraus nicht gar bald die Folge ziehen können, daß der Selbſtmord erlaubt ſey? Gründe aber, die zu viel beweiſen, beweiſen nichts.

Auf der 92 S. behauptet der Hr. Verfaſſer, daß die meiſten Pflichten, die der Menſch gegen ſich ſelbſt zu beobachten hat, erſt alsdann anſtändig und löblich werden, wenn ſie auf die Ehre Gottes und den Nutzen anderer Menſchen abzielen: und zwar um deswillen; weil ſie ſonſt einem jeden ſein eigner Nutzen anpreiſt. Hätte er nur geſagt, daß die Pflichten gegen uns ſelbſt anſtändiger und löblicher ſind, wenn ſie mit einer Abſicht auf die Verherrlichung Gottes, und den Nutzen unſerer Nebenmenſchen ausgeübet werden: ſo würde nichts dawider zu erinnern ſeyn. Da er aber durch ſeinen Ausdruck den Nutzen, welchen ein jeder aus der Beobachtung der Pflichten gegen ſich ſelbſt zieht, für einen nicht anſtändigen, nicht löblichen Bewegungsgrund zu dieſen Verbindlichkeiten erkläret: ſo vertheidigt

theidiget er einen falſchen Saß; ob gleich niemand leugnen kann, daß eines jeden eigner Nutzen ihn nach dem Rechte der Natur, zu den Pflichten gegen ſich ſelbſt nur in ſo weit verbinde, als dadurch weder Gottes Ehre, noch anderer Wohl, welches uns zu befördern obliegt, verſäumet wird.

Die Meynung, welche a. d. 128 S. angenommen iſt, daß zwiſchen wahrhaftigen Rechten kein Streit ſeyn könne, widerſpricht der Erfahrung.

Der Unterſchied, welcher zwiſchen einer Unwahrheit und einer Lügen zu machen iſt, hätte a. d. 206 Seite billig bemerket werden ſollen. Weil derſelbe aus der Acht gelaſſen worden: ſo iſt daraus der falſche Lehrſaß gefloſſen, der in des Hrn. Verfaſſers Worten verborgen liegt, daß man wohl lügen dürfe; wenn es nur nicht geringer Urſachen wegen geſchehe.

Ob es ſo ſchlechterdings für eine Grille zu halten ſey, wie Hr. Hutcheſon a. d. 276 S. glaubt, wenn man die Gewalt der Aeltern über die Kinder aus der Zeugung herleitet; und ob das Unvermögen der Kinder, ihre Vernunft zu gebrauchen, nebſt der natürlichen Liebe der Aeltern gegen die Kinder, den einzigen Grund dieſer Gewalt ausmache, auf der 275 S. das iſt nicht ſchwer zu beurtheilen.

Der Saß a. d. 317 S. daß das Recht, nach welchem ſich der Sieger eine bürgerliche Herrſchaft über ein überwundenes Volk zueignet, nicht beſſern Grund habe, als das angemaßte Recht der Straßen- und Seeräuber, iſt allzuhart; und auch, ſo unbeſtimmt, wie er vorgetragen wird, offenbar falſch. Denn es

können

genannt, in Engliſcher Sprache abgefaſſet; welche er zugleich vor würdig erkläret, daß ſie von einem Schleſier dem Deutſchland in ſchön reiner Verdolmetſchung zum Drucke dargebothen würden.

Solten wieder Verhoffen und Vorſatz des Verfaſſers hin und wieder würklich hart-ſeyende oder nur hart-anſcheinende Redensarten angetroffen werden, ſo bittet er vor ſie die einige Complaiſance zu haben, und ſie nicht mit einer Minoiſchen *) Dictatur zu verwerfen und auszumerzen. Denn dieſes Verfahren würde, ſagt er, eine Partheiligkeit ſeyn, und nach dem unächten Rechte ſchmecken; nachdem man ein gleiches auch nicht mit Hofmannswaldau, Lohenſtein, Gryphius, Mühlpfort, Hallmann, Abſchatz, Canitz, Beſſer, Heräus, Pietſch und andern erlauchten poetiſchen Werken, gethan, und bey derſelben wiederholten Auflagen ihre unangenehme Ausdrückungen ohne Cenſur und Verbeſſerung ſtehen laſſen; daher auch ihm das gleiche Glück einer gnädigen Tolerance allerdings gebühre. Er meynt ferner, die deutſche Sprache könne an vollkommenem Wohlklang nicht eben völlig der Franzöſiſchen verglichen werden; ſtehe aber hingegen mit der Holländiſchen, Engliſchen, Italieniſchen und Spaniſchen Mundart wegen der Menge unſanfter und dem Gehör mißfälliger Thöne und Expreßionen in genauer Alliance, wenn ſie ſonderlich von vielen Apoſtrophen und Eliſionen, das iſt, Verkürz- und Verſchluckungen begleitet werden. Dieſen Satz, gläubt er, könnten

*) Der Leſer wird in einer beſondern Note erinnert, daß Minos ein ſcharfer Richter in der Hölle ſey.

können ſich Umſtände eräugen, unter welchen die nöthige Schadloshaltung oder Sicherheit des Siegers die Uebernehmung einer ſolchen Herrſchaft nach den Geſetzen der Natur rechtfertiget.

Allein, ſind wir nicht parteyiſch: da wir ein bloßes Verzeichniß von Irrthümern herſetzen? Wir würden dieſe Beſchuldigung nicht von uns ablehnen: wenn wir leugnen wollten, daß die Arbeit des Hrn. Hutcheſon dagegen auch ihre Vorzüge habe. Davon aber ſind wir ſo weit entfernet, daß wir vielmehr einige derſelben ausdrücklich berühren wollen.

Die Gedanken von der Diſpenſation a. d. 120 u. f. S. von dem irrenden Gewiſſen a. d. 133 S. fgg; von der Beſchaffenheit der Handlungen in Anſehung der Natur desjenigen, was verübet wird, und der Kräfte desjenigen, der die Handlungen unternimmt a. d. 140 u. f. S. von den Teſtamenten a. d. 176 S; von der Rechtmäßigkeit der Zinſen, und der Entbehrlichkeit derſelben in einem gemeinen Weſen von Ackersleuten, wie die Hebräer waren a. d. 225 u. f. S; von dem Urſprunge der Städte a. d. 286 S; und von den verſchiedenen Verfaſſungen der Staaten, nebſt dem Urtheile, daß die geſchickte Miſchung aller dieſer Arten die beſte Geſtalt des gemeinen Weſens abgebe; weil eine jede, einzeln genommen, großen Schwierigkeiten unterworfen iſt a. d. 305 S. fgg. ſind nicht zu verwerfen: wenn gleich einige davon eine weitere Ausführung erfodert hätten.

Nach allen dieſen Erinnerungen iſt uns nichts mehr zu bemerken übrig, um einem jeden Leſer hinlängliche

längliche Gründe zur Beurtheilung des ganzen Buches an die Hand zu geben, als daß in verschiedenen Stellen, die wir nicht berühret haben, eine genauere Verbindung der vorgetragenen Sätze zu wünschen gewesen wäre.

* *

IV.

Leben und Thaten Herrn Friedrichs des ersten, Königes in Preußen, Markgrafen zu Brandenburg ꝛc. ꝛc. aus bewährten Urkunden sonderlich Münzen und Schaustücken, in chronologischer Ordnung abgefasset, von Christian Heinr. Gürthern, königl. preuß. Hofrathe und öffentlichem Lehrer zu Königsberg, auch der gräfl. und hochadel. wallenr. Bibliothek erstem Vorsteher. Breßlau, verlegts Johann Jacob Korn, 1750, in gr. 4.

Was Hr. Prof. Seiler vor etlichen Jahren dem großen Friedrich Wilhelm Churfürsten zu Brandenburg geleistet, als er dessen Leben und Thaten aus Münzen und Schaupfennigen ans Licht gestellet hat: eben das leistet Herr Hofrath Gürther, der bisher in Deutschland nur als ein guter Redner bekannt gewesen, auch Friedrichen dem Weisen, ersten Könige in Preußen. Dem großen Vater folget also ein, obwohl in andern Absichten, eben so großer und merkwürdiger Sohn nach: und wie sie beyde im Leben die Lust und der Schutz ihrer Unterthanen, und das Schre-

cken

cken ihrer Feinde gewesen; also erlangen sie auch lange nach ihrem Tode bey der dankbaren Nachwelt einerley Ehre. Nur diesen Unterschied könnte man dabey anmerken, daß, wie des Hrn. Hofrath Günthers Arbeit und Ausführung viel ausführlicher gerathen ist, als die Seilerische; also auch der wackere Verleger auf Friedrichs des I. Leben und Thaten alles gewandt, was in der Schönheit des Druckes und Papieres, sonderlich aber auch bey denen in Kupfer gestochenen Münzen, nur immermehr verlanget werden kann. Es sind deren an der Zahl 140 Stücke, (denn etliche Numern sind doppelt besetzt) von verschiedener Größe aufzutreiben gewesen. Alle diese nun sieht man sehr sauber, und zwar einzeln in Kupfern, die allemal an gehörigen Orten eingedrucket stehen, und dem Werke eine besondre Pracht und Zierde geben. Man kann also mit gutem Rechte sagen, daß dieses Leben eines großen Königes eines von den prächtigsten Büchern sey, welche zu unsrer Zeit in deutscher Sprache ans Licht getreten. Es wird also den Bibliotheken der Großen eben sowohl zur Zierde dienen können, als die Histoire metallique de Louis XIV; welchem es wenigstens in Ansehung des historischen Textes, ungemein vorzuziehen ist.

Wie es billig war, so ist dieses schöne Werk, dem großen Enkel eines so preiswürdigen Großvaters zugeeignet. In der Vorrede führet der Hr. Verfasser die Veranlassungen an, welche ihn bewogen, diese Arbeit zu übernehmen. Der große Ruhm seines Helden, die persönlichen Eigenschaften desselben,

ben, die Reihe merkwürdiger Begebenheiten, die in seine Zeiten fallen, und daran er großen Antheil gehabt; und die großen Thaten und wichtigen Veränderungen die er selbst ausgeführet, sind freylich die vornehmsten darunter gewesen. Er führet deswegen eine Stelle aus des berufenen Tolands Nachrichten von den Höfen zu Berlin und Hannover, an; die gewiß so rühmlich für diesen König, als unparteyisch für einen Ausländer ist. Er setzet ihn allen großen Leuten des griechischen und römischen Alterthums an die Seite, und sagt: daß selbst die Feinde Friedrichs seiner Regierung die Gerechtigkeit wiederfahren ließen, daß sie durch weise und hohe Unternehmungen merkwürdig gewesen (*).

Hierzu kam, daß dieses großen Königs Leben, noch von keiner Feder beschrieben worden war. Er redet aber von einer im Drucke erschienenen Lebensbeschreibung: denn es ist ihm wohl wissend, daß Puffendorf und Gundling den Vorsatz gehabt, dergleichen zu liefern. Man kennet dieser beyden großen Geschichtschreiber Fähigkeit aus ihren trefflichen Werken. Ein Stück von des ersten Arbeit ist in des Herrn von Besser Bibliothek gewesen: Die fertigen Stücke von des letztern Werke werden in der königl. Bibliothek zu Berlin verwahrlich aufbehalten. Sie begreifen aber nur die ersten sechs Jahre der churfürstlichen Regierung dieses Herrn; und dörften wohl schwerlich von jemanden fortgesetzet werden.

Auch

(*) Relation de la Cour de Prusse et de Hannovre, p. 29 seq.

Auch Hr. Joh. Cramer, der auf königl. Kosten Friedrichs des I. in Holland als ein Gelehrter gelebet hat, ist Willens gewesen, das Leben dieses Herrn, mit Schaustücken und Münzen gezieret, in lateinischer Sprache herauszugeben. Etliche davon gedruckte Bogen haben sowohl von den Kupfern als seiner schönen Schreibart die beste Meynung erwecket. Nur des Königes Tod hat diese geschickte Feder gehemmet; und ein Paar Jahre darauf, ist der Verfasser selbst seinem Helden in die Ewigkeit gefolget.

Diese Beyspiele berühmter Männer haben nun dem Hrn. Hofrath Güttner zum Zunder gedienet, ihren Fußtapfen zu folgen. Er will sich aber mit so großen Leuten keines Weges in Vergleichung stellen: ob er gleich an Ehrfurcht gegen die Asche dieses ersten preußischen gesalbten Hauptes niemanden weichen will.

Nunmehr erinnert der Hr. Hofrath, daß er vornehmlich die Münzen und Schaustücke bey dieser Arbeit zum Grunde legen wollen: theils weil sie gute Beweise unleugbarer Thaten und Veränderungen abgeben; theils weil die Chronologie dadurch leicht beobachtet werden kann. Er glaubt auch, daß Begebenheiten sich dem Gedächtnisse desto leichter einprägen, wenn Münzen dabey vorhanden sind; auch die Leben großer Herrn endlich desto angenehmer zu lesen sind, wenn sie anstatt trockener Erzählungen, auch mit Schaustücken gezieret erscheinen. Er beruset sich endlich auf das Beyspiel des ehemaligen Rectors des elbingischen Gymnasii, Ge.

Dan. Seilers; deſſen Werk von Friedr. Wilh. dem Großen wir oben ſchon erwähnet haben. Hieraus wird man ſelbſt den Grund ſehen, warum verſchiedene Sachen hier mit Stillſchweigen übergangen worden: weil nämlich keine Münzen davon vorhanden geweſen.

Es ſind von dem erſten Vorſatze des Hrn. Verfaſſers, bis zur Vollendung deſſelben beynahe zehn Jahre verfloſſen, darinnen er von Furcht und Hoffnung beſtürmet worden. Die Schwierigkeiten, aller nöthigen Münzen habhaft zu werden; die auch wirklich bey einigen Stücken unüberwindlich geweſen; ſchienen ihn ſehr oft davon abzuſchrecken. Dann ermunterten ihn wieder die Zureden ſeiner Gönner und Freunde: bald aber legten ſich wieder unvermuthete Hinderniſſe in den Weg. Hiebey rühmt er die Gnade eines großen Miniſters, (den er zwar nicht nennet: wir aber wollen ihm den gebührenden Ruhm nicht entziehen; es iſt der königl. preuß. zu Regierung des Königreichs Preußen hochverordnete älteſte und dirigirende Staatsminiſter, Freyherr von Leegewang geweſen) der zu Beförderung dieſes Werkes alles mögliche gethan. Er gedenkt auch derer Gönner und Freunde mit Ruhme, die ihm theils Münzen, theils Kupferſtiche davon, theils Zeichnungen verſchaffet, und ſelbſt mitgetheilet; bey welcher letztern Art er auch dem ſchönen Geſchlechte ſelbſt manchen Dank ſchuldig geworden. Wir übergehen den Schluß der Vorrede, darinn ſich der Hr. Verfaſſer gegen den Leſer noch in verſchiede-

schiedenen Puncten entschuldiget; darinnen ihm auch die Billigkeit allerdings das Wort spricht.

Um aus einem solchen Wercke als dieses, einen Auszug zu machen, werden wir einen kurzen Begriff des Lebens und der Thaten des weisen Friedrichs liefern müssen. Friedrich Wilhelm der große Churfürst von Brandenburg und Herzog in Preußen, war der würdige Vater dieses Herren. Seine erste Gemahlinn, Luise von Oranien, brachte ihm diesen dritten Prinzen 1657. den 1 Jul. alt. Cal. zur Welt, als er eben im Begriffe war die welauischen Tractaten mit Pohlen, und dadurch die unumschränkte Oberherrschaft über Preußen zu Stande zu bringen. Dieß hieß nun den Grund zu der nachmaligen königlichen Würde legen, die der damals neugebohrne Prinz annehmen sollte: und man kann dieses ohne allen Aberglauben, für eine besondre Vorsehung betrachten; da auch der Ort der Geburt, nämlich das Residenzschloß zu Königsberg, diesem künftigen Könige zuerst Licht und Athem verleihen mußte. Er war also ein recht eingebohrner Fürst des Landes, welches einmal seinen Zepter verehren sollte; ob es gleich damals keinen Anschein dazu gab: weil er noch einen ältern Bruder, als Churprinzen am Leben hatte; den man natürlicher Weise, als den Nachfolger seines Herrn Vaters ansehen mußte.

Die auf diese Geburt geschlagene Münze ist groß und schön, und stellet den Churfürsten auf einem muthigen Pferde, recht kriegerisch; die Churfürstinn aber auf der andern Seite stehend, an der

rechten Hand den ältern Prinzen führend, auf dem linken Arm aber den kleinen Friedrich tragend vor, der in der Hand einen Oelzweig, das Sinnbild des Friedens hält. Auch dieses kann, nach dem Erfolge, einen so friedfertigen Herren, sehr wohl vorbedeutet haben; der für sich selbst in seiner ganzen Regierung keinen Krieg zu führen gehabt. Es ist noch merklich, daß diesem jungen Prinzen, von mehr als einem Poeten damals, sowohl die Regierung, als die königl. Würde geweissaget worden. Simon Dach, der treffliche Dichter und Professor zu Königsberg, that das erste, wenn er schrieb:

Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter dir,
Unserm Haupt und Fürsten leben.

Und Joh. Bödicker, ein märkischer lateinischer Poet, schrieb so von dem zweyten:

Nascitur in Regis Fridericus monte: quid istud?
Prædicunt Musæ: Rex Fridericus erit.

In seinem Testamente bestimmte Churfürst Friedr. Wilhelm 1664, diesem seinem zweyten Prinzen das Fürstenthum Halberstadt. Als aber 1673 der Churprinz mit dem Hrn. Vater einen Feldzug an den Rhein that, bestellte dieser unsern Friederich indessen zum Statthalter in der Mark; darauf auch, ein schönes Schaustück geschlagen worden. In den folgenden Jahren, als der Churfürst die Schweden aus der Mark, aus Pommern, und 1679 auch aus Preußen herausschlug, war Prinz Friedrich ihm allemal zur Seite: zumal, da 1674 der

der ältere Bruder im 19ten Jahre seines Alters, im elsassischen Feldzuge erkranket, und gestorben war. So war nun Friedrich Churprinz von Brandenburg, und der erste Theil jener Weissagungen so gut als erfüllet.

In diesem 79sten Jehre vermählte sich Churprinz Friedrich mit der Prinzessinn, Elisabeth Henrietten von Hessen-Cassel, nachdem er eine gefährliche Krankheit überstanden hatte. Aus dieser Ehe entsprung zwar im 1680 Jahre eine Prinzessinn, Luise Dorothea. Allein im 1683sten Jahre verlohr die durchl. Churprinzessinn das Leben. Wir haben auf diesen Tod, die schöne Rede des Frhrn. von Canitz, die, so lange man Deutsch verstehen wird, ein Meisterstück seyn und bleiben wird. Im nächstfolgenden 1684. Jahre, vermählte sich Churprinz Friedrich mit der hannöverischen Prinzessinn, Sophie Charlotte, welche ein Meisterstück der Natur, und die Ehre ihres Geschlechtes war; ja recht dazu gebohren schien, künftig seinen neuen Königsthron zu zieren. Ihre Abschilderungen von Bessers und Neukirchs Federn werden gleichfalls bey der Nachwelt allezeit für Meisterstücke angesehen werden. Auch diese Ehe war fruchtbar; denn sie gebahr zweene Prinzen, den ersten 1685 den 6. Oct. Friedrich August genannt; der aber das Jahr darauf starb: den zweyten aber, Friedr. Wilhelm bald hernach, nachdem den 29 Apr. 1688 Gott den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, aus der Welt abgefodert hatte.

Die Huldigung von der Mark nahm der neue Churfürst den 14 Jun. 1688 an, und ließ gleich zu

Bedeckung seiner clevischen Lande, und wegen der, von seinem Herrn Vater mit dem Prinzen von Oranien, genommenen Abrede, einer Landung in England, ein Heer von 24300 M. dahin zusammenrücken. Dadurch ward nun die so schwere als glücklich ausgeführte Unternehmung, auf Großbrittannien kräftigst unterstützet: worauf ein schönes Schaustück geschlagen worden. In eben dem Jahre, ward der Prinz, Friedrich Wilhelm gebohren, und zwar den 4 Aug. alt. Cal. worauf gleichfalls verschiedene wohlerfundene Denkmünzen gepräget wurden, die hier befindlich sind. Hierauf verband sich Churfürst Friedrich mit dem Kaiser, wider Frankreich, und besprach sich in Magdeburg mit dem Churfürsten zu Sachsen, Herzoge zu Lüneburg und Landgrafen zu Hessen, wie sie dem bedrängten Rheinstrome zu Hülfe kommen wollten. Er selbst übernahm den Schutz des Niederrheins, da jene den Mittelrhein zu decken, 24000 Mann zu stellen versprachen; gieng auch nach dem Haag, mit den Generalstaaten Abrede zu nehmen, und die Festung Wesel in bessern Vertheidigungsstand zu setzen: weil Frankreich große Drohungen, wegen ausgeschlagener Neutralität, gethan hatte.

Ehe der Churfürst im Frühlinge 1689 zum Feldzuge aufbrach, nahm er in Halle die Huldigung der magdeburgischen Stände ein; gieng darauf an den Rhein, nahm den Franzosen Rheinberg, Kaiserswerth, und Bonn mit stürmender Gewalt weg; und wies also, daß er ein würdiger Sohn des großen Friedrich Wilhelms war. Eine Menge von

Schau-

grundgelehrte Connoiſſeurs der Poeſien angezogener Nationen den getreuſten Liebhabern und Auspolirern ihrer mütterlichen Mund- und Sprachweiſen allzu wohl erhärten; und folgert daher, es könnte ſeiner Poeſie nicht zum Verbrechen ausgedeutet werden, daß ſie zu unvermögend ſey die natürliche und mit zur Welt gebrachten Mahlen und Mängel der Deutſchen Sprache zu rectificiren; welches auch ſelbſt groſſen und belorbeerten Dichtern bishero eine Unmöglichkeit geblieben.

Hiernechſt erinnert der Herr **Lau**, daß er gewohnt ſey, ſo wohl in ſeinen eigenen Erfindungen als Uberſetzungen den Stylum oder Schreibgriffel nach den Arten der Dichterey zu qualificiren und zu ſchleiffen; und müſten derowegen auch die härteſten und etwa heiſer und dumper klingenden wörtlichen Vorſtellungen ſeiner Herzens-Meynungen vor ächt poetiſche Reden angenommen werden, ohne die ſchwarze Zeichen von einer Reprobation zu verdienen: Er ſagt, er bemühe ſich mit einer ſolchen Schreibweiſe ſeine Leſer zu vergnügen, die einem reinen und ſtillflieſſenden Bache bey nahe gleichete; da anderer Poeſie-Gattungen öfters Wolkenbrüche, Waſſerfälle, Caſcaden, u. ſ. f. vorſtelleten.

Er erwehnet ferner, daß er ſich mehr attachire die Realia und Sachen der Bücher nach ihrem wahren buchſtäblichen und ſinnlichen Verſtande, nach Proportion ſeiner Apolliſchen Einflüſſe und Begeiſterungen, vorzutragen; als eben alle und jede Reden, Wörter und Sylben auf der Goldwage einer muſicaliſchen Poeſie abzuwegen und in Noten zu bringen; geſtehet auch frey heraus, daß aus der Urſache

genug

Scharpfennigen hat auch dieſe Kriegsthaten verewiget. Zu gleicher Zeit ſchickte Friedrich auch dem Kaiſer an den Oberrhein, und nach Ungarn wider die Türken Hülfsvölker. Hierauf ließ er ſich in Cleve, Mark und Minden in Perſon huldigen, und kehrte triumphirend nach Berlin.

Im März des 1690ſten Jahres gieng Friedrich nach Preußen, hielt in Königsberg den 23ſten einen prächtigen Einzug, und ward von den Vaſallen und Unterthanen mit hundert Freudenbezeigungen empfangen; die hier nach der Länge beſchrieben werden. Die Huldigung gieng den 23 May auf dem Reſidenzſchloſſe, mit vielen Feyerlichkeiten vor ſich; und zween Tage hernach legte er den Grundſtein zu der erſten reformirten Kirche in Königsberg. Die in Deutſchland wieder angegangenen Kriegesläufte erlaubten aber nicht, daß der Churfürſt länger, als ein paar Monate daſelbſt bleiben konnte; er gieng alſo im May zu Waſſer von Königsberg auf Danzig, wo er den 19ten eintraf. Als er zu Berlin anlangte, fand er einen engliſchen Geſandten, der ihm den Ritterorden des blauen Hoſenbandes überbrachte. Er eilete aber nach Brabant, vereinigte ſeine Völker mit dem verbundenen Kriegsheere, und hinderte dadurch den Fortgang der Franzoſen gegen die Niederlande.

Im 1691 Jahre brannte das Kriegsfeuer noch immer, ſowohl in Ungarn, als in Italien, in Deutſchland, und in den Niederlanden. Dahyer ſchickte der Churfürſt dem Kaiſer 20000 Mann zu Hülfe, die an allen dieſen Orten vertheilet wurden, und

überall, sonderlich bey Salankement, und im Hennegau treffliche Proben ihrer Tapferkeit ablegten. Bouffleur und Catinat erfuhren solches zur Genüge, indem alle ihre Anschläge zunichte wurden.

Indessen war der Churfürst auch zu Hause auf die Verbesserung seiner Länder bedacht. Er machte wegen der überflüßig quellenden Sole in Halle, die man bis dahin hatte wegfließen lassen, treffliche Anstalten; und verbesserte bey Wettin die Steinkohlenbrüche, um dieselben beym Salzsieden anstatt des Holzes zu brauchen. Er besuchte Johann Georg den IV. Churfürsten zu Sachsen in Torgau; und empfing von ihm, im Febr. 1692 Jahres den Gegenbesuch zu Berlin; da denn die alten Bündnisse zwischen beyden Häusern erneuert wurden.

Im Frühlinge dieses Jahres, eilte der Churfürst abermal nach Cleve, um die Kriegsgefahr von seinen Ländern abzuwenden. Er legte die Streitigkeiten zwischen der holländischen westindischen, und seiner eigenen africanischen Compagnie bey, und ließ aus dem daher erhaltenen Golde Ducaten prägen. Er unterstützte ferner die bey dem Kaiser ausgewirkte hannöverische Churwürde, auch bey dem churfürstl. Collegio mit aller Macht; empfieng auch von dem Herzoge von Hannover einen Besuch in Berlin. Hierauf bauete er die schöne Spreebrücke, nahe am Schlosse zu Berlin, imgleichen den Hasengarten, und die Schleuse daselbst; indessen daß seine Heere bey Landen, bey Bestürmung der Vestung Belgrad und Peterwardein, viel Ehre einlegten; und die meklenburgischen Stände, die bisher, wegen

gen der brandenburgiſchen Anwartſchaft, auf dieſe Lande, bey Huldigungen ihre Schuldigkeit unterlaſſen hatten; von unſerm für ſeine Rechte wachſamen Friedrich ihrer Pflicht kräftigſt erinnert wurden.

Im 1694 Jahre ſtiftete dieſer große Muſaget, die berühmte hohe Schule zu Halle; ein Werk, welches ihm billig die größte Verehrung von den Gelehrten zugezogen. Hier wird alles, was dabey vorgefallen, ausführlich beſchrieben. Wir melden nur ſo viel, daß der Churfürſt perſonlich dabey zugegen geweſen, und ſeine Gnade gegen die Wiſſenſchaften, auf alle mögliche Weiſe öffentlich dargethan.

Wir müſſen uns ins Kurze ziehen, und manches merkwürdige Stück dieſer Geſchichte übergehen, um nur der wichtigſten zu erwähnen. Daß ſich die brandenburgiſchen Völker bey Caſal wohl gehalten; daß eine neue reformirte Kirche zu Berlin vom Könige gebauet worden; daß zu Ryswick der Frieden geſchloſſen ward, der den Churfürſten nöthigte, auch zu St. Germain mit Frankreich Frieden zu machen; das gehen wir in der Kürze vorbey.

Dem ruſſiſchen Czaaren überließ Friedrich in dem Kriege wider die Türken, verſchiedene Kriegsbaumeiſter, und Feuerwerker, welche bey der Belagerung Azoffs treffliche Dienſte thaten, und es eroberten. Als Peter der Große ſchlüßig geworden, ſeine ganze ruſſiſche Nation umzuſchmelzen, weswegen er ſelbſt erſt eine Reiſe in die geſittetern europäiſchen Länder unternahm, ſchickte er zuvörderſt eine große Geſandſchaft an Churfürſten Friedrich: in welcher er aber ſelbſt, unbekannter Weiſe zugegen

war. Friedrich der Weise beschloß, dieselbe nicht in Berlin, sondern in seiner preußischen Residenz anzunehmen, und begab sich also selbst, im 1697sten Jahre nach Königsberg. Er traf den 25sten März daselbst ein; und machte alle Anstalt, einen so großen und merkwürdigen Gast zu empfangen. Im Maymonate langte derselbe zu Wasser über Pillau an; die Gesandschaft aber selbst kam zu Lande über Curland und Memel, wo sie denn von churfürstl. Bedienten empfangen, und überall verpflegt ward. Den 18 May alt. Cal. traf sie in der Residenz ein, und ward in einem feyerlichen Zuge durch die Hauptstraßen dieser großen Stadt, das Schloß vorbey geführet; und indessen wurden alle Stücke auf den Wällen der Stadt und der Vestung Friedrichsburg abgefeuert. Die ganze Erzählung davon würde uns aber zu weitläuftig fallen: man muß sie bey dem Hrn. Hofrath selbst nachlesen. Soviel ist gewiß, daß der weise Friedrich bey dieser Gelegenheit, alle seine Pracht gewiesen, und dadurch einem solchen Gaste, einen sehr vortheilhaften Begriff von allen deutschen Fürsten und dem ganzen Reiche gemachet. Man kann in Ceremonielsachen nichts ordentlichers sehen, als die hier beobachteten Feyerlichkeiten; wie denn der Hof Friedrichs überhaupt allezeit ein Muster der Ordnung und Pracht gewesen ist.

Hier fallen nun die, wegen des, durch Königs Johann Sobiesky Ableben erledigten pohlnischen Thrones, eingetretenen pohlnischen Unruhen ein: und Churfürst Friedrich hielt es für eine Pflicht seiner

ner Freundschaft gegen das churſächsische Haus, die Absichten Friedrich Augusts, soviel möglich zu unterstützen. Wir übergehen hier die Umstände davon der Kürze halber, und eilen weiter. Im 1698sten Jahre kaufte unser Friedrich, von dem neuen Könige Friedrich August, nicht nur die Erbvogtey zu Quedlinburg, imgleichen die Reichsvogtey und das Schultheißenamt zu Nordhausen in Thüringen, darauf Brandenburg, wegen des Fürstenthums Halberstadt, längst Ansprüche gehabt hatte, für 300000 Thaler; sondern auch das Amt Petersberg bey Halle für 40000 Thl. ab. So erweiterte derselbe auch in Friedenszeiten seine Staaten: wie denn auch bald hernach, die Stadt Elbing und ihr Gebieth, von seinen Völkern eingenommen und besetzt ward, weil man in den welauischen Tractaten, dem Churfürsten 400000 Thaler zu zahlen versprochen, und Elbing als ein Unterpfand bestimmet, aber ihm noch nicht eingeräumet hatte. Als aber Pohlen ein andres Pfand an Juwelen darboth, und nach dem Reichstage 300000 Thaler zu bezahlen versprach, räumte er 1700 die Stadt wieder; doch so, daß das Gebieth derselben, wegen nicht bezahltes Geldes in seinen Händen blieb. Wir übergehen abermal Huldigungen, Beylager, u. a. solche Feyerlichkeiten des berlinischen Hofes, und setzen nur zum Beschlusse der churfürstl. Regierung und des Jahrhunderts noch dieses hinzu. Von den Grafen zu Sayn und Wittgenstein, die bisher die Grafschaft Hohenstein, als ein unstreitiges Lehn von Halberstadt besessen hatten, zog Churfürst Friedrich

reich dieſelbe ein, und gab deswegen eine Information im öffentlichen Drucke heraus. Dabey es auch ſein Bewenden hatte. In Berlin aber ward nicht allein die angelegte Kunſtakademie der Maler und Bildhauer, und andrer mechaniſchen Künſte völlig zu Stande gebracht; ſondern auch der Grund zu dem prächtigen königl. Schloſſe geleget. Und ſo rühmlich ſchloß der weiſe Friedrich das abgehende Jahrhundert, um mit dem neuen eine königliche, nicht minder preiswürdige Regierung anzufangen.

Das übrige künftig.

* *

V.

Verſuch einer Erklärung des lappländiſ. Denkmaals aus den Memoires de l'Acad. de Berlin 1748.

Die Mittheilung der unkenntbaren Schrift, welche der Herr von Maupertuis in Lappland gefunden, und die wir in dem 2 Stücke des X Bandes dieſes Bücherſaales bekannt gemacht haben, hat eine Wirkung nach ſich gezogen, die ſich wohl keiner unſerer Leſer, und am wenigſten wir ſelbſt, eingebildet hätten. Sie iſt nämlich ſo gut, als errathen. Wir reden mit Fleiß ſo beſcheiden davon: weil der Urheber folgenden Schreibens, ſeine obgleich beſchwerliche Bemühung

und

und angewandte Scharfſinnigkeit, nicht anders als mit halbem Lachen vorträgt. Das iſt nur ſolchen Perſonen eigen, deren Verdienſte in dem weiten Reiche der Gelehrſamkeit mannigfaltig ſind: ſie behalten, troz der Leichtſinnigkeit, womit ſie dieſe oder jene ihrer Unterſuchungen angeſehen wiſſen wollen, noch Ehre und Vorzüge genug in ſo vielen übrigen. Ein andrer, der nur in einem einzelnen, oft ſehr engen Fache, zur Noth dasjenige iſt, was er ſeyn ſoll; iſt auf jeden halben- und Viertheleinfall, den ihm eine günſtige Minerva eingeflößt hat, aufs äußerſte erpicht; und ſtellet ſich ungeberdig, wenn man ihm das mindeſte Quentchen von deſſen Wichtigkeit, abnehmen will. Sollte wohl dieſer Unterſcheid auf eben der Urſache beruhen, warum fürſtliche Perſonen viel gnädiger, und wenn man ſo ſagen könnte, höflicher ſind, als die Landjunker, die immer bey ihren angebohrnen Ställen und Hafenfluren bleiben? Doch wir ſchreiten zu dem Auszuge des Briefes unſers gelehrten Freundes, und überlaſſen das Urtheil von ſeiner Entdeckung, den gefliſſenen Wortforſchern unſerer Zeit; weil das unſrige parteyiſch zu ſeyn ſcheinen möchte.

Auszug eines Schreibens aus Wien d. d. 11. Nov. 1750. An den Herausgeber dieſes Büchersaales.

„Nunmehr werde ich E. H. etwas zu lachen „machen. Die Gelegenheit dazu ſoll mir die „lappländiſche Schrift verſchaffen, die ich in „Dero ſchönem Büchersaale gefunden. Glauben

„E. H.

„E. H. wohl, daß ich aus dieſen rothwälliſchen „Drutenfüßen, leſerliche Worte, und ſo gar ge„reimte Verſe heraus gebracht? Ja, es iſt wirk„lich geſchehen! und zwar ohne alle Hexerey. Kaum „hatte ich dieſe Aufſchrift recht betrachtet, ſo ſchloß „ich aus einigen kennbaren Zügen, daß es Runen „ſeyn müßten. Der Machtſpruch des Herrn N. „war durch E. H. Anmerkungen zu ſehr entkräftet, „als daß ich dieſe Striche, mit ihm, für ein bloßes „Spiel der Natur, oder für die älteſte und unbe„kannteſte Schrift der Welt hätte halten ſollen. „Hr. Celſius hätte mich zwar abſchröcken können; „weil er dieſe Züge für keine Runen halten wollen: „jedoch der Schnee und die Kälte mögen dieſem ge„lehrten Manne, zu genauerer Unterſuchung dieſes „alten Denkmaales nicht Zeit genug gelaſſen haben. „Vieleicht hat er auch geſcheuet, daß die Ehre der „Entdeckung dennoch dereinſt vermuthlich nicht auf „ſeine Rechnung kömmen möchte. Kurz ich ſetzte „alle Betrachtungen bey Seite, folgete allein mei„nem Triebe, nahm verſchiedene runiſche Alpha„bethe zur Hand, und brachte, nach einiger Mühe, „folgende Worte heraus:

Ahi iaqui elih fatrſi ibi hes:
Ynas fli zoony kj nes.

„Denn

(*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes etwa der Namen des Urhebers ſeyn müſſe. Ein ſchwediſcher Gelehrter, der uns unlängſt bey ſeiner Durchreiſe mit ſeinem Zuſpruche beehret, verſichert, daß in Schweden auch die Einfältigen, die nicht ſchreiben gelernet, ſich gewiſſe Striche und Züge erwäh-

„Denn, als ein lappländiſcher Gronovius und „Grävius, bilde ich mir ein, daß die Urſchrift „der überbliebenen Züge,

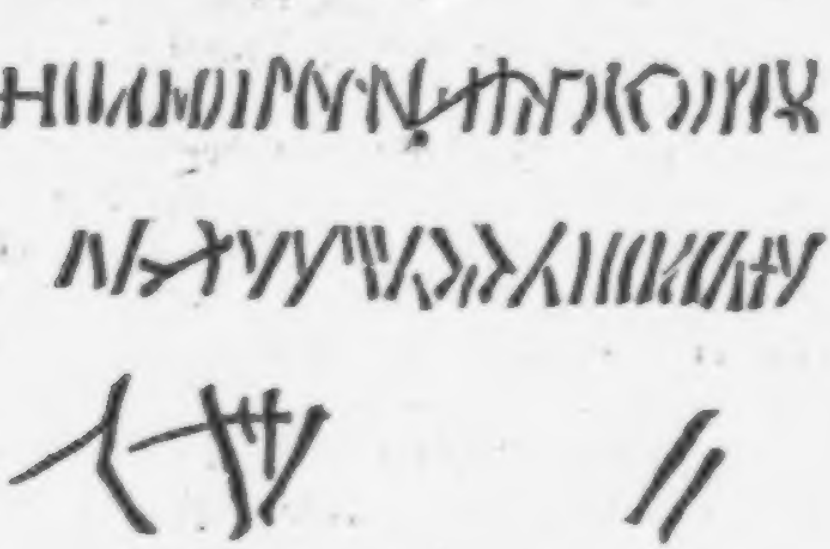

„ehe ſie durch Wind und Wetter ſo verunſtaltet wor„den, folgender Maßen ausgeſehen haben müſſe:

ᚼᚺᛁ ᛁᚣᚢᛁ ᚠᚺᛁ ᚢᚾᛁᛏᛖᛁ ᛁᚢᛁ ᛉᛏᚣ.

ᚬᚴᚴ᛫ ᚠᚺᛁ ᚤᚣᚣᚴᚴᛁᚣ.

„Doch geht ſolches nur die obern zwo Zeilen an: „denn an die untern größern Züge wage ich mich „nicht; weil die Zeit, ſie gar zu ſehr gemishandelt „hat (*). Nach dieſer hergeſtellten Leſart nun, iſt „die

(*) erwählen, die ſie anſtatt der Unterſchrift ihres Namens, als Monogrammata brauchen. Wievielmehr wird der Urheber dieſes alten Denkmaales, der doch wirklich die Runen verſtanden und ſchreiben können, mit dieſen größern Characteren, ſeinen Namen haben andeuten wollen?

„die Schrift ohne Zweifel runiſch, aber die Spra-
„che nicht, ſondern vermuthlich lappländiſch. Die
„Lappen ſind ja ſchon längſt mit den Schwe-
„den bekannt: alſo kann ſich, nach E. H. vernünf-
„tigem Urtheile, gar wohl ein Zamolxis in dieſem
„kalten Lande gefunden haben, welcher von ſeinen
„Nachbarn die runiſchen Lettern abgeſehen und mit
„ſelbigen, in der Sprache ſeiner Völkerſchaft dieſes
„Denkmaal aufgezeichnet hat. Unterdeſſen will ich
„keinesweges behaupten, daß es eben lappländiſch
„ſeyn muß, weil ich die Sprache gar nicht verſtehe:
„ſo viel aber weis ich indeſſen gleichwohl, daß der
„Verſtand dieſer dunkeln Wörter, im Deutſchen
„folgenden Denkſpruch ausdrücken ſoll:

Gleichwie der herrlichſte Fortgang jeglicher Flamme unbeſtändig iſt;
Alſo iſt gegentheils ein dem Unbeſtande ergebener, ein Behältniß des Elendes.

„Das kömmt nun E. H. unfehlbar ſehr ſeltſam
„vor, eine Sprache nicht zu können, und doch der
„Welt eine Dollmetſchung vor Augen zu legen?
„Aber hören Sie nur, wie es mit dieſem Wunder-
„werke zugeht. Ein gewiſſer Ungar brachte mir
„einen Brief von meinem Freunde, als ich kaum
„mit dieſer runiſchen Cabbala zu Stande gekom-
„men war. Er machte ziemlich große Augen, da
„er auf meinem Schreibtiſche ein Paar große
„Blätter mit allerhand ihm unbekannten Charakte-
„ren anſichtig ward. Ich zog ihn aber bald aus
„ſeiner Verwirrung, indem ich ihm den ganzen
„Umſtand aus dem Bücherſaale erzählete. Er

„lachte

genug hartthönende, unlieblich cadencirende, unrichtig abgemeſſene, rauhe und unpolirte Verſe ſich in dieſer Virgilianiſchen Uberſetzung eindringen würden. Allein er will ſie zu verbeſſern und in galantere Poeſien zu metamorphoſiren den zu naſeweiſen Klüglingen, und über ihre Leiſte voltigirenden Schuſtern, zu Beſtrafung ihrer Tadelſucht, hiermit aufgebürdet haben; bis er ſie bey einer neuen Auflage ſelbſt überſehen, und in neu, und nett, und ganz und gar ſchönes, ſüßangenehmes, und von anſtößlicher Rauhigkeit, wie ein Ophiriſches Gold, geläutertes Deutſch werde umkleiden können; wiewohl er auch ietzo nicht negligire, daß ſeine Arbeit ſo viel möglich in vollkommen galanter Tracht erſcheinen möge, weil ihm die groſſe Begierde dieſe Auguſte Scienz gehörigſt cultivirt und excolirt zu ſehen, ſolche Obſervanz-Pflicht mit den ſchwerſten Flüchen einbünde.

Uberhaupt erklärt ſich der Verfaſſer, daß er mit einer Libertiner- Staats- Hof- und Cavalier-Feder ſchreibe und translatire. Er macht dabey eine beſondere Anmerkung von dem Unterſcheid der Poeten. Die eine Art, ſagt er, ſind Academiſche Poeten, die davon eine eigene Profeßion, nach der Incumbenz ihrer Vocationen, machen; und dieſe müſſen nothwendig nach den Sätzen der Dichterkunſt ſchreiben, und ſich ihren eignen Vorſchriften nachzuleben mit der alleräußerſten Punctualität befleiſſen, daß ihnen keine grobe Balken und Klötze, erſtaunende Schnitzer, und daher aus Freywilligkeit begangene Strauchlungen, weder von den ſcharfſichtigſten Adlers Augen, noch den ſtock und ſtaarblinden Gern-Mäklern und hitzigen Senſalen anderer Ausarbei-

tun-

„lachte (und vermuthlich mit Recht) über mein „Vorhaben, daß ich in Wien eine Schrift errathen „wollte, die man ſelbſt in dem Lande, wo ſie anzu„treffen iſt, nicht kennete. Als ich ihm aber mei„ne gemachte Entdeckung vorlas, und zugleich hin„zufügete, daß der Hr. von Strahlenberg, an „dem äußerſten Ende der großen Tartarey gewiſſe „Völker angetroffen, deren Sprache ſowohl mit „den Lappen, als den Hrn. Ungarn eine Verwand„ſchaft gehabt; und daß, wenn dieſes Vorgeben „wahr wäre, die ungariſche Sprache vielleicht ein „Licht in dieſer Dunkelheit aufſtecken könnte: ſo „ward mein Gaſt nachdenkend. Er überlas die „von mir heraus gebrachten Wörter, und bath ſich „endlich eine Abſchrift davon aus. Des andern „Tages ſchickte er mir einen Zettel mit folgenden „lateiniſchen Worten:

Ut, cujusmodi, lubrice, ignitabulum, progressus, magnifice,
Aliusmodi, lubrice, nuptus, ergastulum, miser.

„Er fügete hinzu, daß Hr. von Strahlenberg „gewiſſermaßen Recht haben könnte; weil ſich, „zwar nicht in der ungariſchen, wohl aber in der „ſlaviſchen Sprache, einige Grundwörter fän„den, die mit meiner lappländiſchen Schrift eine „Aehnlichkeit zu haben ſchienen, und im lateiniſchen „obige Bedeutung hätten.

„Hier ſehen E. H. die kurze Geſchichte dieſer „wunderbaren Entdeckung. Sie können leicht „denken, daß ich darüber eine eben ſo große Freude „gehabt, als ein Haushahn, der ein Korn findet.

„Und eben daher rühret das große Geſchrey, wo„mit ich Sie hier beläſtige. Wollen ſie nun dieſes „Orakel von Windſo den nordiſchen Gelehrten, als „ein neues Pomum Eridos vorwerfen; oder wollen „Sie das ganze Spielwerk als einen foetum abor„tivum betrachten: ſo haben Sie darüber vollkom„mene Macht. Denn mein Gewiſſen überzeuget „mich, daß die gelehrte Geſchichte dabey weder ge„winnet noch verlieret: zumal ich nicht Bürge ſeyn „kann, ob mein Ungar das Ziel recht getroffen; „indem ich weder ſlavoniſch, noch ungariſch, noch „lappländiſch kann „.

* * *

Wir ſetzen zum Beſchluſſe nur folgendes hinzu: 1) Daß es verſchiedene runiſche Alphabethe bey den Schriftſtellern giebt. Wenn alſo etwa diejenigen Runen, die bey des Franc. Junius ſeinem Dictionario Moeſo-gothico, befindlich ſind, oder die in der Grammatica Angloſaxonica und Moeſogothica des Hickes vorkommen, ſich nicht zu dieſen Charaktern überall reimen: ſo darf man doch deswegen den Hrn. Verfaſſer mit dieſer Erklärung nicht verwerfen; bis man alle übrige Alphabethe dieſer Art zu Rathe gezogen; davon ſogar in den gemeinen Formatbüchern der Buchdrucker ſchon viere ſtehen.

2) Darf es niemanden Wunder nehmen, daß in Lappland die ſlavoniſche Sprache anzutreffen ſeyn ſoll. Gehört denn nicht der öſtliche Theil dieſer Provinz den Ruſſen? Und iſt nicht die ruſſiſche Sprache eine Mundart der ſlavoniſchen? Die nordlichen Provinzen dieſes Reichs, ſind nur durch

einen

einen Meerbuſen des Eismeeres von Lappland getrennet; welches im Winter zufrieret. Hat alſo nicht einmal vor alten Zeiten, ein feindlicher Einfal ſlavoniſcher Völker, oder nur ein friedlicher Zug dahin geſchehen können? Denn was braucht es eines Krieges, da die Schrift ganz moraliſch klingt; und gleichſam nur eine Betrachtung über die Unſtetigkeit eines Reiſenden in ſich hält, der vieleicht hier begraben worden.

3) Eben derjenige Reiſende, der Nova Zemla entdecket, und ſo getaufet hat, iſt ein Slavonier geweſen. Der Namen Zemla nämlich iſt ſlavoniſch; Ruſſiſch heißt er Zemlai, Pohlniſch Siemia, Wendiſch Seme und Böhmiſch Zema; und alles dieß heißt ein Land. Nova iſt im ruſſiſchen Neu, wie Novogrod zeiget, welches Neuſchloß heißt. So heißt nun dieſe nordiſche Inſel Neuland. Hat nun ein Slavonier ſo weit nach Norden kommen können; warum nicht nach Lappland, wo dieß alte Denkmaal ſteht?

4) Endlich braucht dieß Alterthum auch ſo eine undenkliche Zeit zu ſeinem Urſprunge nicht. Sind es Runen, ſo ſind ſie gewiß neuer, als die lateiniſchen Buchſtaben; aus denen die meiſten Runen entſtanden ſind. Das A, das I, das F, und viele andre zeigen ſolches zur Gnüge. Ja wer nicht von Rudbeckes Meynungen eingenommen iſt, wird ihrem Urſprunge nicht einmal tauſend Jahre einräumen. So ſind denn ſogar die gothiſchen Buchſtaben älter; ja ſelbſt die Marcomänni-

ſchen, die Rhabanus Maurus in Goldaſts Scriptoribus Allemannicis aufbehalten hat, werden ihnen am Alterthume nicht weichen. Wir wünſchen von allen dieſen Muthmaßungen, von denen, die der nordiſchen Sprachen kundiger ſind, nähere Belehrung zu erhalten.

* *

VI.

Aethiopiſche Liebes- und Heldengeſchichte, aus dem Griechiſchen des Heliodorus, ehemaligen Biſchofes von Tricca, überſetzet durch M. C. W. A. Mit Kupfern. Jena, bey C. H. Cuno, 1750, 8.

Der Hr. Ueberſetzer dieſes ſchönen Werkes iſt ein uns gar wohl bekannter Geiſtlicher, in der Grafſchaft M**, deſſen geübte und fleißige Feder, ſich bereits der Welt durch verſchiedene eigene Schriften und Ueberſetzungen aus der engländiſchen und franzöſiſchen Sprache, mit Vortheile bekannt gemacht hat. Niemand dem dieſes gegenwärtige Werk, entweder aus dem Grundtexte, oder aus andern Ueberſetzungen bekannt iſt, wird es ihm hoffentlich verargen, daß er, als ein Geiſtlicher, einen Roman überſetzet hat: da ſich ja ein großer Biſchof nicht geſchämet, denſelben aufzuſetzen; und da er auch ſeinem Inhalte nach, ſo rein, ſo keuſch, und mit ſo vieler Gottſeligkeit geſchrieben iſt, daß auch der vornehmſte Geiſtliche, ſich einer ſolchen Ueberſetzung nicht ſchämen dörfte; indem dieſes

dieſes Werk gar wohl, in dem beſten, wo nicht theologiſchen, doch gewiß moraliſchen Bücherſchranke, ſeine Stelle mit Ehren behaupten kann. Es iſt nämlich der Weisheit gemäß, daß ſie zu Ausbreitung der Tugend, alle erlaubte Mittel ergreife. Da nun die tägliche Erfahrung uns mit viel mehrern Herzen der Menſchen bekannt macht, die ſich durch ſinnliche Bilder, durch den Faden einer Geſchichte, und was noch mehr iſt, durch eine Geſchichte, die ein Paar vortreffliche verliebte Perſonen betrifft, und worinn das Laſter allemal beſtrafet, die Tugend aber belohnet wird, zu mehrerer Aufmerkſamkeit anlocken laſſen, als durch die abſtracten Sätze eines Auguſtins, oder einer Theodicee: warum wollte man der Begierde die Menſchen glücklich, das heißt, ſie tugendhaft zu machen, dieſes ſo wirkſame Mittel verbiethen, und dem Gottesgelahrten eine Lehrart unterſagen, die den beſten und größeſten Weltweiſen ſo vortrefflich gelungen iſt?

Genug hievon: denn wir glauben, wir ſtreiten nur mit ſehr wenigen Gegnern, und deren Meynung noch dazu ſich keinen zu großen Anhang verſprechen darf. Wir reden auch nur von ſolchen Romanen, als Heliodors ſeiner iſt; und nicht von ſo vielen neuern Hirngeburten gleiches Namens, die heute zu Tage alle Buchläden überſchwemmen; die wenige Sittenlehre aber ſo ſie bey ſich führen, oder bey ſich führen ſollen, in einem ſolchen See von Wolluſt und Unordnung erſäufen, daß deren häufiger Abgang unſern Zeiten ſo wenig Ehre macht, als übel die Folgen ſind, die ſich dadurch bey unſe-

rer Jugend inskünftige zeigen werden, und ſchon wirklich zeigen.

Es würde uns von unſerer Abſicht gar zu weit entfernen, wenn wir hier einen Auszug aus dieſer angenehmen äthiopiſchen Geſchichte mittheilen wollten: denn wir möchten ihn ſo kurz zuſammen faſſen, als wir wollten, ſo würde unſer dazu beſtimmter Platz zu enge ſeyn. Vieleicht thäten wir auch ſelbſt dem Verleger einen ſchlechten Dienſt damit, wenn wir auf dieſe Art die Neugierde vieler Käufer ſtilleten: und er hätte ganz recht. Wer einen Roman wiſſen will, der ſey ſo gut und leſe ihn ſelbſt: das iſt eine ſchuldige Mühe, die er ſich geben muß. Denn ſind ſeine Geſchäffte zu wichtig, als daß er ſo viele Zeit erübern kann: ſo ſind die Sachen, die ſein Gedächtniß erfüllen, auch zu ehrwürdig, als daß ſie mit einem Roman untermenget werden dörften; und wenn es auch Heliodors ſeiner wäre. Genug wenn der Leſer ſo viel weis, daß Chariklea, die Heldinn dieſes Buches, eine Tochter einer äthiopiſchen Königinn iſt; daß ſie durch einen wunderbaren Zufall, weiß auf die Welt gekommen; daß ihre Mutter dem leicht zu vermuthenden Verdachte des Königes ihres Gemahls entgehen wollen, und daher dieſes Kind heimlich weglegen laſſen; und daß ſie endlich nach wundervollen Begebenheiten, wie ſie zu einem Romane, der einen mäßigen Octavband anfüllen ſoll, gehören, wieder in den Schooß ihrer Aeltern geführet, von denſelben mit Freuden erkannt, und mit ihrem getreuen Theagenes, der

aus einem nicht minder erlauchten Geſchlechte entſproſſen iſt, vermählet wird.

Weil wir indeſſen gewohnet ſind, von denen Ueberſetzungen derer wir erwähnen, allemal eine Probe zu geben, und ſolches auch dieſesmal nicht unterlaſſen werden: ſo wollen wir noch etwas mehr thun. Wir wollen nämlich unſere Leſer zugleich mit ein Paar alten Ueberſetzungen bekannt machen, deren die eine im 1559ſten Jahre, die andere aber ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckt zu ſeyn ſcheint. Die erſte führet dieſen Titel: AETHIOPICA HISTORIA. Ein ſchöne vnd Liebliche Hiſtori, von einem groſsmüthigen Helden aus Griechenland, vnd einer vber ſchönen Junckfrawen, eines Königs Tochter der ſchwartzen Moren (der Jüngling Theagenes, vnd die Junckfraw Chariclia genannt) darinn Zucht, Erbarkeit, Glück vnd Unglück, Freud vnd Laid, zů ſampt vil gůter leren beſchriben werden. Aus dem Griechiſchen ins Latin, vnnd yetzundt newlich ins Teutſch bracht, gantz kurtzweilig vnnd nutzlich zů leſen. Der Ueberſetzer heiſst, wie er ſich in der Vorrede, welches zugleich die Zueignungsſchrift iſt, nennet, Johann Zſchorn, dieſer Zeit Schulmeiſter.

An der zweyten Ausgabe, deren eigentliche Jahrzahl nicht ausgedrückt iſt, ſcheint der Setzer das meiſte Antheil zu haben. Es iſt faſt von Wort zu Wort ein Abdruck der vorigen; auſser, daſs man ſtatt der alten Orthographie, die damals übliche, nichts beſſere,

findet. Die meiſte Veränderung hat ſich noch im Titel zugetragen, an welchem der Buchhändler ſelbſt, oder ſein Ladendiener, ſeinen Wiß geübet haben mag. Er heißt ſo: HELIODORVS, oder die überaus ſchöne, liebliche, nützliche Hiſtorie, von Theagene, dem fürtrefflichen, dapffern, edlen Ritter aus Griechenland, und der überaus ſchönen Jungfrauen Charicliä, deß ſchwartzen Mohren-Königs Tochter. Darinnen Höfflichkeit und Tugend, Zucht und Erbarkeit, Glück und Unglück, Freud und Leyd, Gunſt und Neid, und ſonſten viel gurer Lehren, Bericht und Exempel begrieffen ſeynd. Ganz anmuthig, kurtzweilig und nützlich.

Zur Probe nun aus allen dieſen dreyen Ausgaben, wollen wir den Brief nehmen, welchen die Königinn Perſina, ihrer Tochter der Chariclea, als ſie dieſelbe weglegen laſſen, nebſt vielen koſtbaren Kleinodien beygelegt hat. Er heißt in der älteſten unſerer Ausgaben ſo: „Perſina ein Königin „in Morenland, Enbiete allen wes nammens ſie „ſind, das ſie dieſe letſte ſchencke, bey meiner „(vnd aller meiner ſchmertzen) dochter zügelegt „nemmen wöllen, vnd meiner traurigen kleglichen „kurtz verfaſten geſchrifft nachkummen vnd vollfü„ren, vmb der götterwillen. Die Sonn, vnſer „vnd vnſers geſchlechts gott, ſey mein Zeugnüſs „liebes kindlin vnd mein döchterlin von mir ge„boren, das ich dich von keiner ſchand noch laſters „wegen hinweg gelegt, vnd für deines vatters vnd

„königes

„königes Hidaſpian geſicht verborgen, doch wil ich
„mich gegen dir entſchuldigt haben, ſo du gefunden
„würſt vnd bey leben bleibeſt, vnd der, der dich
„findt, als ich hoff die götter werden einen verord-
„nen vnder ſo vil lebendigen menſchen, der dir er-
„zelen mag die vrſaach deines hienlegens . . . .
„Da ich dich mit groſſen ſchmerzen geboren hatte,
„meinte ich wie ein mütter erfrewt zu werden; da
„wareſt du gantz weiſs wider die natur aller kinder
„in Morenland. Ich fiel erſt in vilfeltigen ſchmer-
„tzen hinderdacht die ſach, wie es doch immer mög-
„lich were. Alſo fiel mir zu, das in der ſchlaff-
„kammer da ich dich entpfing, die Andromeda
„gantz nacketich, wie ſie Perſeus aus den felſen
„her vor bringt, darzu gantz ſchne weis gemolet
„ſteht, und ich ihr bild in dieſer ſtund mit groſſem
„luſt vnnd begir anſahe, mich daran verwundert.
„Ach da biſt du vnglückſälige in ein weiſſe ge-
„ſtalt formiert vnd entpfangen. Damit ich aber
„eines ſchandtlichen Todes nicht ſtürbe, dann ich
„beſorgte deiner weiſſen farb halben, würde man
„mir die ſchand des ehebruchs zulegen, vnnd wann
„ich gleich dieſe wahrhafftige vrſach fürgewendet,
„hette es niemandt geglaubt, darzu hetteſt du et-
„wan auch mit mir ſterben müſſen, oder wereſt
„für ein baſtart gehalten worden, Deshalb hab ich
„deinem vatter ſagen laſſen, du ſeyeſt an der geburt
„geſtorben, Da hab ich die ſchöneſten vnd theure-
„ſten ſchätz ſo ich kund vnd darzu füglich, dir in ein
„päcklin zugebunden, vnd dem der dich findet, ei-
„nen herlichen lohn vnnd begabung beygelegt, mit

„dir, vnnd so ich dir zugelegt trewlich zu handeln,
„Solches hab ich mit kläglicher stimm, heissen ze-
„heren, blutigem schmertzen, denn ich dich erst ge-
„boren hatt, geschriben, erzelet, vnd vber dir ge-
„redt. Vnder diesem, du allerhertzliebstes mein
„kindt vnnd döchterlin, solstu noch ein kurtze zeit
„leben, das du zu verstandt kumst, so nim disen
„mütterlichen raht an, vnnd gedenck, was geschlech-
„tes du bist, auch das herkumen. Vnd vor allen
„dingen so bewar dein Junckfrewliche keuschheit,
„denn solches ist allein der thewreste schatz der Junk-
„frawen, vnd ein vnbefleckte ehe den frawen ein
„kron, folg dem fürbild deiner ältern. Du hast
„ein kostlichen ring vnder deinen schätzen, gedenck
„den bey dir zu behalten, dein vatter hat mir ihn
„geben, da ich ihm vermählet worden binn, ist
„mit Königlichen zeichen vmbgraben, darein der
„edel-stein Pantarbes versetzt mit vil heimlicher
„krafft von göttern begabt. Dis hab ich mit dir
„geredt, auch wirstu es geschriben finden, es mag
„dir auch noch zu gutem erschiessen, dann des men-
„schen glück weiß niemand.

„Zum letsten, solt du lebendig bleiben, so
„hastu dis zu einer gedächtnus, solstu aber sterben,
„das die götter wenden wöllen mir zu ohren zu kum-
„men, so ist dis mein schmertzlich klagen vnd wai-
„nen dein begräbnus vnnd trawrlied.„

Um dasjenige zu bestätigen, was wir vorhin von der mittlern Uebersetzung gesaget haben, wollen wir nur den ersten Absatz von diesem Briefe hier einrücken. Er heißt so: „Persina, ein Königin

„in

tungen vorgeworfen werden; ihre Parnaßiſche Söhne und Töchter einer hauptmonſtroſen Bildung oder gar zu irregulieren Unvollkommenheit beſchuldiget, und ſie (die Poeten) ſelbſt durch ſie (ihre Gedichte) wie ungeſchickte Väter, Mütter und Meiſter in ihrer Progenitur- und Fabricirungskunſt beſchamröthet werden mögen. Sollte wohl Alſtedius dieſe Kunſt in ſeiner Encyclopaedia mit angemerkt haben?

Die andere Claſſe, zu welcher ſich Herr Lau alleine will gerechnet wiſſen, begreifft diejenige Dichter, welche aus bloßer Luſt und zu Vertreibung ihrer frölichen Nebenſtunden die Feder in der Poeſie anſetzen. Dieſe beſchreibet er als ſolche Leute, welche nicht als Sclaven der Maaßgebung aller Sätze und Reglen der Dichtkunſt gehorchen, als wodurch ſie Mit-Profeſſores Poetici Academici, ihre Erquickungen und Paſſetemps aber zu Functionen und ſchuldigen Tagwerksdienſten würden; ſondern dieſelbe aus vernünftigen Motiven bisweilen aus den Augen ſetzen.

Zum Beſchluß hoffet der Verfaſſer, ein jeder wohlbedächtiger und wahrer Criticus werde ſich darüber nicht ärgern, wenn er hier jezuweilen Redensarten und Wörter antreffe, die zwar heute zu Tage, nicht aber zu des Aeneas oder Virgilius Zeiten, weder dem Buchſtaben noch dem Verſtande nach, üblich geweſen. Noch weniger glaubt er, daß ihn ein ſolcher ſcharfſinniger Leſer wegen ihrer vermeyntlich mal a propos geſchehenen Application vor ſein hohes Tribunal peremtorie et cum mandatis ſine Clauſula, das iſt, ſtehenden Fußes, ohne einen Römer guten alten Credo auszutrinken und ein paar Haſelhüner lauto

cum

„in Mohrenland, entbiete allen, weß Namen ſie ſind,
„daß ſie dieſe letzte Schencke, bey meiner (und aller
„meiner Schmertzen) Tochter zugelegt, nehmen wol-
„len, und meiner traurigen kläglichen kurtz verfaßten
„Geſchrifft nachkommen, und vollführen, um der
„Götter willen. Die Sonn unſer und unſers Ge-
„ſchlechts Gott, ſey mein Zeugnüß, liebes Kind-
„lein, und mein Töchterlein, von mir gebohren,
„daß ich dich von keiner Schand noch Laſters we-
„gen hinweg gelegt, und vor deines Vaters und
„Königes Hidaſpi Angeſicht verborgen, doch will
„ich mich gegen dir entſchuldiget haben, ſo du ge-
„funden wirſt, und bey Leben bleibeſt, und der,
„der dich findt, als ich hoff die Götter werden ei-
„nen verordnen unter ſo viel lebendigen Menſchen,
„der dir erzehlen mag die Urſach deines Hin-
„legens.„

Wem dieſe zwo Ueberſetzungen zu rauh und unverſtändlich vorkommen, der gehöret zu der Zahl dererjenigen, die es dem Herrn M. A*** beſonders Dank wiſſen werden, daß er ſich mit einer neuen Dollmetſchung beſchäfftiget hat. Um nun auch von dieſer eine Probe zu geben, wollen wir eben dieſes Schreiben der Perſina, welches bey demſelben auf der 160ſten Seite anfängt, hieher ſetzen:

„Ich Perſina, Königinn der Aethiopier, ver-
„fertige einem Kinde, das dereinſt heißen mag,
„wie es will, und nur allein der Schmerzen Toch-
„ter iſt, zum letzten Geſchenke dieſen inwendig ge-
„ſchriebenen kläglichen Inhalt . . . Ich ruſe die
„Sonne,

„Sonne, den Urſprung unſers Geſchlechts, zum Zeu-
„gen an, daß ich dich, mein Kind, um keines La-
„ſters willen ausgeſetzet, und vor dem Angeſichte
„deines Vaters Hydaſpes verborgen habe. Doch
„will ich mich gegen dich, meine Tochter, wenn
„du bey dem Leben bleiben ſollteſt, und gegen den,
„der dich aufheben wird, (wenn ja ein Gott jeman-
„den hinzuführen ſollte), entſchuldigen, und dem gan-
„zen menſchlichen Geſchlechte die Urſache dieſer Aus-
„ſetzung entdecken. . . . Ich gebahr dich mit ei-
„ner weißen Farbe, die den Aethiopiern ganz unge-
„wöhnlich iſt. Die Urſache davon war mir nicht
„unbekannt. Denn da mir dein Vater beywohnete,
„hatte ich gerade das Gemäld der Andromeda, die
„ganz nackend war, (denn ſie war in der Stellung
„gemalet, da ſie Perſeus gleich von dem Felſen los-
„machte), in meinem Geſichte: und da habe ich
„denn dich unglückſeliger Weiſe in eben der Geſtalt
„empfangen. Ich beſchloß demnach, ſowohl mich
„von einem ſchimpflichen Tode zu erretten, (denn
„ich wußte gewiß, daß man die weiße Farbe als
„ein Zeichen des Ehebruchs anſehen, und mir nicht
„glauben würde, wenn ich gleich alle Umſtände er-
„zählete), als auch dich der Ungewißheit deines
„Schickſales zu überlaſſen, welches einem gewiſſen
„Tode, und der Schande, für ein unehelich Kind
„gehalten zu werden, weit vorzuziehen iſt. Nach-
„dem ich nun gleich bey meinem Gemahl vorgege-
„ben hatte, daß du geſtorben wäreſt, habe ich dich
„heimlich, und ohne jemanden ein Wort zu ſagen,
„ausgeſetzet; und dem, der dich bey dem Leben er-

„hal-

„halten wird, ſo viel Reichthümer mit beygeleget,
„als ich gekonnt habe. Nebſt andern Zierrathen
„aber, habe ich dich auch in dieſe Windel einge-
„wickelt, die die mitleidenswürdige Nachricht von
„dir und mir enthält, und die ich unter tauſend
„Thränen über dich, und in meinem Blute, weil
„du mein erſtes Kind wareſt, verfertiget. Allein
„geliebteſte, und nur noch auf eine kurze Zeit mei-
„ne Tochter! erinnere dich, wenn du leben bleibſt,
„deines edlen Herkommens. Schätze die Keuſch-
„heit, die allein den Charakter der weiblichen Tu-
„gend ausmacht, über alles: ahme hierinnen dei-
„nen Aeltern nach, und beweiſe dadurch einen kö-
„niglichen Geiſt. Vergiß aber auch nicht unter
„allen mit dir ausgeſetzten Kennzeichen, einen Ring
„zu ſuchen, und dir denſelben zuzueignen, den mir
„dein Vater bey unſerer Verlöbniß geſchenket hat,
„und auf deſſen Rande der königliche Wahlſpruch
„geſtochen; in den Kaſten aber der Stein Pan-
„tarbes, der eine verborgene Kraft hat, geſetzet
„iſt. Dieſes mit dir reden zu können, habe ich
„die Buchſtaben gebraucht, weil mich das Ver-
„hängniß deiner mündlichen Unterredung beraubet
„hat. Vieleicht iſt alles dieſes vergeblich gemeldet;
„vieleicht aber kann es dereinſt auch ſeinen Nutzen
„haben. Denn das ungewiſſe Schickſal bleibt den
„Menſchen verborgen. Wenigſtens wird dieſe
„Schrift, (du umſonſt ſchönes Kind, deſſen Schön-
„heit mir ein Verbrechen aufbürdet), dir, wenn
„du beym Leben bleibſt, ſtatt der Kennzeichen;
„wenn du aber, welches ich doch niemals zu hören

„wünſche,

„wünſche, ſterben ſollteſt, ſtatt der Begräbniß-
„und Trauerlieder deiner Mutter dienen.„

Man ſieht aus dieſer Probe wohl, in was für geſchickte Hände dieſe Ueberſetzung gerathen iſt, und was wir dadurch für einen Vorſprung vor den Franzoſen bekommen, die dieſes ſchöne Buch unſers Wiſſens nur in einer ſehr altgalliſchen Mundart leſen müſſen. Denn ihr erſter Ueberſetzer deſſelben iſt Amiot, der es an Rauhigkeit gewiß obigem lieben Johann Zſchorn, der Zeit Schulmeiſter, weit zuvor thut. Die andere iſt zwar ſchon vom 1626ſten Jahre, von dem Sieur d' Audier gemachet; allein ſie ſieht nichts beſſer aus, ungeachtet der Titel ſagt: daß ſie de nouueau reueuë, corrigée et augmentée ſur vn ancien exemplaire eſcrit à la main, par le translateur (*I. Amiot*) worden ſey, ou eſt déclaré au vray qui en a eſté le premier Autheur. Man kann aus dieſem Titel ſchon ſchließen, wie ſich das Werk ſelbſt leſen wird.

Uebrigens wünſchen wir dem Verleger, einen ſchleunigen Abgang dieſer Auflage, damit er ermuntert werde, dieſes ſchöne Werk eheſtens in einer ſchönern Auflage, mit Zeichnungen der berühmten Frau Wernerinn, von bernigherothiſchem Stiche, (denn gegenwärtige Kupfer ſind herzlich ſchlecht, und ärger als gar keine), zu erblicken. Iſt dieſe Ehre nicht zum Theile dem Thom Jones wiederfahren? Oder iſt Heliodor ſchlechter als Dom Quixote? oder können wir Deutſchen keine Bücher ſchön drucken, die nicht urſprünglich engländiſch

diſch oder franzöſiſch ausgedacht ſind? Hauptſächlich aber wünſchen wir, daß alsdann der Herr Ueberſetzer, das Werk hier und da mit Noten verſehen möge, die das Alterthum gewiſſer Gebräuche, und ſowohl die Mythologie, als die alte Erdbeſchreibung, betreffen: damit auch dadurch denjenigen Leſern gedienet werde, deren Kenntniß in dieſen Dingen ſo groß nicht iſt, daß ſie ſich ſelber helfen können.

* *

VII.

Einige Nachricht von denen Mondfinſterniſſen, bey Gelegenheit deren ſich dieſes laufende Jahr zutragenden zwo gänzlichen derſelben (*).

Es eräugen ſich dieſes laufende 1750ſte Jahr zwo Mondfinſterniſſe, eine den 19 des Brachmonats, die andre den 13 des Chriſtmonats. Beydemal wird die Mondſcheibe völlig verfinſtert werden, welches nicht alle Jahr zu geſchehen pflegt, obſchon ſich jährlich einige Mondfinſterniſſe zutragen. Und zwar zwo denen heurigen ähnliche haben wir nicht eher zu gewarten, als im Jahre 1768. den 30 des Brachmonats, und den 23 Chriſtmonats, und wird die erſte alsdann frühe ungefähr nach 3 Uhr ihren Anfang nehmen. Wir werden alſo ihr Ende nicht ſehen können, indem ſich der Mond vor Ende der Finſterniß unter den Horizont, oder Geſichtskreis verbergen wird. Die andere nimmt

(*) Dieß iſt uns aus Prag zugeſchicket worden.

nimmt ihren Anfang ungefähr um 1 Uhr Nachmittage, da der Mond annoch unter dem Gesichtskreise sich befindet: wir werden also aufs höchste das Ende der Finsterniß zu sehen bekommen. Man hätte die Zeit dieser im 1768 Jahre sich eräugenden, und denen heurigen ähnlichen Finsternissen aus den astronomischen Tabellen noch genauer bestimmen können, wenn man eine weitläuftige Rechnung hätte anstellen wollen. Es ist aber alles auf eine sehr leichte Art nach einer mir bekannten Regel herausgebracht, durch welche dennoch die Zeitminuten nicht bestimmet werden: wie denn auch selbige allhier ausgerechnet zu geben, mir überflüßig scheint. Was nun unsere heurige Mondfinsternisse anbelanget, so wird die erste, nach dem astronomischen Tagebuche von Bologna, ihren Anfang allhier nehmen Abends um 8 Uhr 10 Minuten. Das Ende eräuget sich um 11 Uhr 49 Minuten. Die Größe ist 16 Zoll 17 Minuten. Allein im Christmonate tritt der so genannte Erdschatten in die Mondscheibe um 5 Uhr 40 Minuten frühe. Und der Mond überkömmt sein völliges Licht um 9 Uhr 16 Minuten, da er schon dem Gesichtskreise sich unterzieht. Die Größe der Finsterniß ist 21 Zoll. Ich habe aber in dieser Bestimmung für den Unterschied der Stunden zwischen Bologna, und Prag 13 Minuten angenommen: wie solchen Unterschied die Tabellen des Herrn Cassini geben, so zu Paris 1740 herausgekommen.

Ich sehe mich hier gezwungen zu erklären, was denn die Astronomen dadurch verstehen, wenn sie

sagen,

ſagen, die Größe der Mondfinſterniß erſtrecke ſich auf 16 oder 21 Zoll. Man ſtelle ſich alſo eine gerade Linie vor? die da mitten durch den Vollmond gehe, dieſe Linie, oder dieſen Durchmeſſer bilde man ſich eingetheilet zu ſeyn in 12 gleiche Theile, ſo wird ein ſolches Theil ein Zoll genennet. Wenn nun die Aſtronomen ſagen, die Größe der Finſterniß ſey 5 Zoll, ſo heißt es ſo viel, als daß der ſo genannte Erdſchatten, oder jene finſtere Scheibe, ſo in den Mond rücket, zur Zeit der Verfinſterung bis zum Anfange des ſechſten Theils von jenen 12, in welche der Durchmeſſer des Monds getheilet wird, rücken werde, und weiter nicht. Sagen ſie aber, die Größe der Finſterniß ſey 16 oder 21 Zoll, ſo heißt es ſo viel, als der Mond ſenke ſich zu tief in oben gemeldte finſtere Scheibe, oder den ſo genannten Erdſchatten, daß, wenn auch ſein Durchmeſſer 16 oder 21 ſolcher Theile hätte, deren er dennoch nur 12 hält, er nichts deſto weniger ganz würde verdunkelt werden. Nach meiner aus denen Hiriſchen Tabellen gemachten Rechnung fängt die erſte Finſterniß um 8 Uhr 11 Minuten an, der Mond ſenket ſich in den Schatten um 9 Uhr 18 Minuten, verweilet in ſelbigem eine Stunde, und 22 Minuten, bricht aus dem Schatten hervor um 10 Uhr 40 Minuten; bekömmt ſein völliges Licht um 11 Uhr 47 Minuten. Die Dauer der Finſterniß iſt 3 Stunden 35 Minuten. Die Größe iſt etwas über 16 Zoll. Ich bediente mich in dieſer Rechnung der pariſer Ausgabe der Hiriſchen Tabellen vom Jahre 1727, nicht aber der von Ingolſtadt. Folgende Rechnung für die

andere Finsterniß ist nach den Tabellen des Hrn. Cassini gesetzet. Es nimmt diese andere Finsterniß ihren Anfang frühe um 5 Uhr, 36 Minuten. Der Mond geräth völlig in Schatten um 6 Uhr 35 Minuten: das Mittel eräuget sich um 7 Uhr 24 Minuten. Der Mond verweilet im Schatten eine Stunde 39 Minuten. Er fängt an den Schatten zu verlassen, um 8 Uhr 14 Minuten. Er verläßt den Schatten völlig um 9 Uhr 13 Minuten. Die ganze Finsterniß dauert 3 Stunden 37 Minuten. Die Größe ist beynahe 21 Zoll.

Nun wollen wir mit wenigen Worten anzeigen, auf was Art und Weise sich eine Mondfinsterniß zutrage. Die Erde, oder vielmehr der Dunstkreis der Erde, als ein Körper, der viele Stralen der Sonne aufhält und auffängt, wirft einen Schatten hinter sich, und der Sonne gegen über, wenn er von der Sonne erleuchtet wird. Dieser Schatten erstrecket sich in Gestalt eines Kegels, oder Zuckerhuts über die Mondbahn hinaus, durchschneidet auch selbe zuweilen; zuweilen streicht er gleich darneben vorbey, und zuweilen ist er weiter von der Mondbahn entfernet. Nun steht der volle Mond in seiner Bahn der Sonne gegen über: denn wir sehen, daß der volle Mond aufgeht, wenn die Sonne untergehet, und untergeht, wenn diese aufgeht. So es sich nun zuträgt, daß dazumal, nämlich im Vollmonde, der so genannte Erd- oder besser zu reden Dunstkreisschatten die Bahn des Mondes durchschneidet, oder nahe genug daran sich befindet: so kömmt der Mond in dessen Schatten

zu ſtehen. Da er nun für ſich ein dunkler Körper iſt, wird er ſeines von der Sonne entlehnten Lichts entweder ganz, oder zum theile beraubet: und es läßt nicht anders, als ob eine dunkle Scheibe von Aufgang gegen Niedergang in den Vollmond rückte. Denn da dieſer Schatten wie ein Zuckerhut geſtaltet iſt, muß er ſich in runder Figur auf dem Mondteller darſtellen: und da der Mond ſeiner eigenen Bewegung nach, gleichwie der Schatten, von Abend gegen Morgen fortrücket, dennoch aber viel ſchneller als obgemeldter Schatten: ſo holet der Mond endlich den Schatten ein, und kömmt zuerſt mit ſeinen oſtlichen, oder gegen Aufgang ſtehenden Theilen in den Schatten; daher kömmt es uns vor, als gienge der Schatten, oder jene dunkle Scheibe von Aufgang gegen Abend zu.

Wenn man beym Anfange einer Mondfinſterniß den Mond durch 8 oder 10 ſchuhige, das iſt ungefähr 4 oder 5 Ellen lange Sehröhre betrachtet, ſo iſt es nicht anders, als ob ein Rauch oder Nebel in den Mond rückte: und man kann die Gränzen des Mondlichtes, und dieſes halblichten Nebels ſchwerlich unterſcheiden; und dieſer dünne Schatten wird der Halbſchatten benamet. Aber nach Verlauf einer geringen Zeit, trit ein dunklerer Zirkel in den Mondteller, und dieß iſt der Schatten, der auch der Finſterniß einen Anfang machet. Dennoch aber iſt dieſer Schatten nicht ſo dicht, daß er nicht mit einigem Lichte vermenget wäre: wie denn zuweilen der Mond auch mitten im Schatten Farben bekömmt, und zuweilen roth, zuweilen blaß ausſieht.

Im 1703 Jahre am 23 des Christmonats um 6 Uhr, sah der Mond zu Montpellier, da er völlig im Schatten war, sehr dunkel aus: einige Zeit darauf wurde der Rand des Mondes roth, die Mitte aber blieb dunkel, um halb 7 Uhr verschwand er völlig. In Arles hatte er, als selbiger im Schatten stekte, eine dunkle rothe, und braune Farbe In Avignon schien er hellroth. In Marseille war sein nordwestlicher Theil röthlich, der gegenüber stehende aber sehr dunkel. Die Observation zu Arles machte P. Bomsa. Zu Marseille, P. Laval, Prof. der Hydrographie, beyde aus der Gesellschaft Jesu. Im 1707 Jahre am 17 April, beobachtete Herr de la Hire, auf dem königl. Observatorio zu Paris, daß der Mond zur Zeit der völligen Verfinsterung sehr roth aussah, mitten inne aber hatte er einen dunklen Flecken, der alle Augenblicke Gestalt und Ort veränderte, und gleichsam zu schwimmen schien. Im 1715 Jahre am 11 November, sah zu Marseille der Mond im Schatten sehr dunkel aus, daß man darinn die Flecken nicht unterscheiden konnte, aber in Montpellier war seine Farbe einem glüenden Eisen gleich. Im 1722 Jahre den 18 des Brachmonats, wurde zu Bologna von den Astronomen des Instituti beobachtet, daß der Theil des Mondes, (als nämlich dieser bald sollte verfinstert werden) so sich dem Schatten näherte, anfieng blaß zu werden, und eine gelbe Farbe zu überkommen; da der übrige Mond mit einem silberweißen Lichte schimmerte. Nachdem jene dunkle und blaßgelbe Farbe den dritten Theil des Mondes eingenommen hatte; folgte

cum Appetitu zu verzehren, laden und auffordern lassen werde. Er sagt: Virgilius selbst wäre hierinn sein Vorsprecher und Sachwalter glorioſâ Vocis Entheo-Poeticâ Munimine Armatus; als welcher gleichfalls viele Wörter und Redensarten gebrauchet, die zwar dem Latio, nicht aber dem Stylo Trojanischer und Griechischer Academien und Hof-Kanzleyen bekannt gewesen. So stehe auch Lohenstein in seinem unvergleichlichen Buch Arminius und Thusnelda auf seiner Seite. Denn in diesem Werke treffe man nicht weniger eine unzehlbare Vielheit von Sachen und Ausdrückungen an, die den alten Deutschen eben so fremde Abbilder gewesen, und davon selbst ihre Ideâ innatâ keine Idearum Ideas und Original-Copien gehabt hätten. Diese Freyheit, meynt er, müsse man gedachten zwey grossen Scribenten zu gute halten, da sie zugleich im Sinne gehabt hätten, neben der vorhabenden Geschicht oder Fabel den Zustand ihrer Zeiten, jener die Regierung des Kayſers Augusti, dieſer aber manche geist- und weltliche Intriguen, so währenden dreyßigjährigen Kriege in Deutschland an Höfen gespielet worden, auf eine angenehme, aber etwas verdeckte, Art mit abzuschildern. Und eben diese Vergünstigung, glaubet Herr Lau, auch für sich von jederman mit größtem Rechte erfordern, und dagegen die eigenmächtige Splitter-Richter und Zoilisierende Beurtheiler großmüthig verachten zu können.

Unsere Leser werden hieraus vermuthlich einen hinlänglichen Begriff von der Absicht, Ausführung und Schreibart des Hrn. Lau, mithin auch von dem Werth dieser Arbeit, empfangen haben. Wir gedachten

folgte ein kleiner Halbſchatten, und darauf der Schatten des Dunſtkreiſes der Erde, und es war das Angeſicht des Mondes im Schatten kupferfärbig. Man wird alſo auch bey Beobachtung derer heurigen zwo Finſterniſſen darauf Acht zu geben haben: wie ſich etwa der Mond in dem Halbſchatten und Schatten färben wird, und was ſonſt noch dabey für Umſtände vorfallen werden. Ich ſollte zwar hier auch etwas von den Urſachen dieſer Farben einrücken; allein meine Abhandlung würde die Gränzen der ihr vorgeſchriebenen Kürze überſchreiten müſſen: denn ich wäre genöthiget, vor allem etwas von denen Geſetzen beyzubringen, nach welchen die Lichtſtralen gebrochen werden; wie auch von den ſchönen Entdeckungen der Eigenſchaften der Farben des groſſen engländiſchen Mathematici, Hrn. Newtons. Nur will ich noch etwas von dem Nutzen melden, ſo man in der Geographie, oder Erdmeßkunſt, bey Beobachtung der Mondfinſterniſſe ziehet.

Es wird nämlich durch Beobachtung der Mondfinſterniſſe der Unterſchied der Stunden zweener Oerter, folglich auch der Unterſchied der Länge derſelben, beſtimmet: das iſt, daß man weis, um wie viel weiter gegen Oſten, oder Aufgang, ein Ort, als der andere, gelegen ſey. Ich will durch ein Beyſpiel zeigen, wie es geſchehe. Im 1748ſten Jahre, den 8ten Auguſt, wurde in unſerm Collegio S. Clementis eine Mondfinſterniß beobachtet, deren Anfang ſich zwiſchen 9 und 10 Minuten nach 11 Uhr zutrug. Aus einem von dem

Herrn Euler, Director der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, an mich erlassenen Schreiben, hat diese Finsterniß zu Berlin zwischen 4 u. 5 Minuten nach 11 Uhr ihren Anfang genommen. So ist denn also zwischen der Zeit und den Stunden zu Prag und Berlin, ein Unterschied von ungefähr 4 Minuten. Zu Rom gieng diese Finsterniß an, bald nach 11 Uhr, wie mich der ehrwürdige Pater, Rector des engländischen Collegii, Pater Christoph Maire, berichtet. So ist denn zwischen Rom und Prag ein Unterschied von 9 Minuten, und liegt Prag weiter gegen Osten zu, als Rom und Berlin; und so es zu Prag Mittag ist, fehlen zu Berlin noch 4, zu Rom 9 Minuten zum wahren Mittage. Es bedienten sich daher die ältern Geographen der Mondfinsternisse, die Lage der Oerter auf der Erdkugel zu bestimmen; denn aus dem Unterschiede der Stunden zweyer Oerter kann man den Unterschied in der Länge derselben erhalten, wie bereits gemeldet worden. Wenn nun die Breite der Oerter, das ist, ihr Abstand vom Aequator, oder Gleichungszirkel, darzu kömmt, so wird ihre Lage herausgebracht, ja selbst der Abstand eines Orts vom andern.

Die neuern Astronomen bedienen sich lieber zu diesem Ziele der Finsternisse jener 4 Planeten vom zweyten Range, so sich um den Planet Jupiter bewegen, und seine Monden, oder Trabanten genennet werden; dieweil nämlich die Finsternisse dieser kleinen Irrsterne sich öfters ereugen, auch genauer können bemerket werden, als die Mondfinsterniß. Es ist durch Beobachtung dieser Finsternisse die

Geogra-

Geographie unvergleichlich verbeſſert worden. Ich will davon ein einzig Beyſpiel geben. Die beſten Landkarten von Indien ſetzten vor dieſem das Kaiſerthum Sina um 500 Stunden Weges weiter gegen Aufgang, als es wirklich gelegen war. Dieſer große Fehler wurde durch die aſtronomiſchen Beobachtungen der Jupitersmonden entdecket, welche unſere Miſſionarien, PP. Richaud, Noël, Camille, und andere, in Sina anſtellten; wie davon die Hiſtorie der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ausdrückliche Nachricht giebt. Allein ich muß meine kurze Abhandlung endigen, die ich den Liebhabern der Aſtronomie zu Gefallen aufgeſetzet, beſonders aber denen, ſo ſich in keine weitläuftige Rechnungen und tiefſinnige geometriſche Erforſchungen einlaſſen können, oder wollen. Ihr Belieben, ſo ſie über meinen guten Willen bezeigen werden, ſoll, und wird mir ein neuer Antrieb ſeyn, auch mit Unterbrechung ernſtlicherer Gedanken, ihnen durch dergleichen Vorſtellungen und Nachrichten ein neues Vergnügen zu erwecken.

VIII. Neue Sachen.

I.

De Botding et Lodding Iudiciis Germaniae inprimis Marchiae Brandenburgicae antiquiſſimis, Praeſide *Ioh. Chriſtoph. Peſchero*, I. V. D. et Prof. Publ. Ord. III. Non. Maj. A. O. R. MDCCI. pro Iuriſum Doctoris Gradu diſputat Auctor *Ioh. Carol. Conr. Oelrichs*, Berolinas. Traj. ad Viadr. ex Offic. Winteri, in 4. Gegenwärtige akade-

ſche Abhandlung iſt denen, die ſich um den alten Zuſtand unſers Vaterlandes bekümmern, ſo merkwürdig, daß ſie dieſelbe mit Vergnügen leſen werden. Der Hr. D. Oelrichs bekümmert ſich mit einem höchſtrühmlichen Fleiße um die Alterthümer der deutſchen Rechtsgelehrſamkeit; wenn ſich unzählige andre um die mehrentheils unnützen Kleinigkeiten, der alten römiſchen Gerichtsbänke die Köpfe zerbrechen. Doch die Rechte ſind eigentlich unſer Werk nicht: wir rühmen an ihm auch eine ſchöne Einſicht in die alte deutſche Sprache, u. eine Kenntniß ihrer ſchätzbarſten Ueberbleibſel, die er faſt auf allen Seiten verrathen hat. Wir wünſchen ihm viel Muße, dieſer ſeiner lobwürdigen Neigung ferner nachzugehen, und die gelehrte Welt mit ſolchen Proben ſeiner patriotiſchen Feder zu bereichern, die ihm Ehre, und Deutſchland Vortheil bringen werden.

2. Jacob Saurin, ber. Paſt. im Haag Predigten, über verſchiedene Texte der heil. Schrift. Zehnter Theil. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Abr. Gottlob Roſenberg, Paſtorn und Seniorn in Mertſchütz, und der königl. deutſchen Geſellſchaft in Königsberg ord. Mitglied. Leipzig und Breslau, bey Ge. Fr. Heinrich, 1750. Eben derſelbe Theil von Saurins Predigten, davon wir neulich ſchon eine Ueberſetzung angekündiget haben, iſt auch von dem Hrn. Ueberſetzer der erſten ſechs Theile verdeutſchet worden. Wer den großen Beyfall erweget, womit des Hrn. Paſtor Roſenbergs Arbeit damals überall aufgenommen worden, der wird ſich auch in dieſem Theile nichts gemeines verſprechen. Die Uebung in dergleichen Arbeiten ſcheint vielmehr dem Hrn. Ueberſetzer noch ein gröſſe-

re Stärke erworben zu haben. Ueberdem iſt es angenehm, zwener beredten Männer Arbeiten gegeneinander zu halten: daher wir glauben, daß viele, die ſich auch die Dollmetſchung, ſo im Siegertſchen Verlage herausgekommen, bereits angeſchaffet, dennoch auch dieſe mit Vergnügen noch dagegen halten werden.

3. Die hohen Verdienſte des durchl. Fürſten von Anhaltköthen, Ludwigs des Weiſen, um das Aufnehmen der deutſchen Sprache, wurden am 7 Jenner 1750, als am Gedächtnißtage des vor hundert Jahren erfolgten tödtlichen Hintritts dieſes großen Fürſten, durch nachſtehendes Lobgedicht, den Liebhabern und Verehrern der deutſchen Sprache, zu dankbarer Bewunderung empfohlen. Breslau, verlegts Joh. Jac. Korn, 1750, in 8. Der ſeiner ſchönen Poeſie wegen berühmte Hr. M. Pantke in Schleſien iſt der Urheber dieſes ſchönen Gedichtes. Nach ſeiner Liebe zu der deutſchen Sprache iſt er auf den Todestag eines Fürſten aufmerkſam geweſen, deſſen Anſehen der berühmten fruchtbringenden Geſellſchaft einen beſondren Glanz verliehen hat, und mit deſſen Tode, dieſe gleichfalls geſtorben iſt. Er hat es alſo für billig gehalten, die Verdienſte dieſes Prinzen, gleichſam wiederum zu erwecken, und ihm nach einem verfloſſenen vollen Jahrhunderte einen Ruhm zu weihen, den er durch ſeine patriotiſche Geſinnung ſo wohl verdienet hat. Dieſes treffliche Gedicht hat er mit gelehrten Anmerkungen aus den Geſchichten erläutert, und ſehr merkwürdige Puncte ſeines Lebens dadurch ins Licht geſetzet. Auch die gelehrten Schleſier hat er dar-

innen angemerket, die vormals Mitglieder dieſes preiswürdigen Palmenordens geweſen ſind. Die Zueignungsſchrift hat er an eine würdige Enkelinn dieſes durchlauchten Muſageten, Frau Johanna Wilhelmine, die durchl. Erbprinzeſſinn von Schönaich-Carolath, geb. Prinzeſſinn von Anhaltköthen gerichtet, als dieſelbe nach glücklich vollzogener Vermählung, im Anfange dieſes Jahres nach Schleſien gekommen. Alle Liebhaber der Dichtkunſt und deutſchen Sprache, werden dieſes Gedicht mit Vergnügen leſen.

4. Vorläufige Nachricht von einer neuen Monatſchrift, welche künftig unter dem Namen der gelehrten Nachrichten von Schleſien ſoll herausgegeben werden. Breslau, in der neuen Buchhandlung, bey Gr. Fr. Heinrich; 1750, 8, 2 Bogen. Es iſt nicht unbillig, daß in dem großen Deutſchlande, eine jede Landſchaft ihre eigene Monatſchriften habe, darinnen alles, was im Reiche der Wiſſenſchaften merkwürdiges vorgeht, angemerket, und bekannt gemacht wird. Schleſien hat ſeit geraumer Zeit der gelehrten Welt ſo viel geſchickte Glieder, und fleißige Bürger geliefert, daß es mit vielen andern deutſchen Provinzen um den Vorzug ſtreiten kann. Man bemerket auch ſeit etlichen Jahren eine aufwachende Liebe zu den freyen Künſten darinnen, die wohl werth iſt, ferner aufgemuntert und unterhalten zu werden. Die Herren Verfaſſer dieſer Nachrichte verdienen alſo viel Beyfall, da ſie ſich entſchloſſen, gelehrte Nachrichten von ihrem Vaterlande zu ertheilen. Sie werden auch zuweilen ganze Abhandlungen mit einrücken, und alle Nachrich-

ten,

ten, die man zu ihrem Vorhaben gehörig, einsenden wird, willig annehmen. Wir wünschen, bald die Erfüllung ihres Versprechens zu sehen.

5. Claville, von dem wahren Verdienste. Aus dem Französischen übersetzet, durch ein Mitglied der königl. deutschen Gesellschaft in Greifswalde. Leipzig und Stralsund, bey Weitbrechten, 1750, 8. Dieses Buch ist bisher im Französischen eins der artigsten und nützlichsten gewesen, die man jungen Leuten hat in die Hände geben können, um sie zu einer wahren Ehrliebe anzuspornen. Warum sollten es aber nur diejenigen lesen können, die der Grundsprache desselben gewachsen sind? Der Verfasser ist zumal einer der billigsten Franzesen, die von der deutschen Nation aufs vortheilhafteste geurtheilet haben; nachdem er dieselbe, als königl. französischer Gesandter auf dem Reichstage zu Regenspurg, viele Jahre lang hat kennen lernen. Man muß es also dem Herrn Uebersetzer, der sich zu nennen nicht beliebet hat, Dank wissen, daß er seine Mühe an die Verdeutschung desselben hat wenden wollen. Es liest sich sehr gut, einige wenige Anstöße, die eine sonderbare Rechtschreibung machet, ausgenommen. Das KK, und die an solchen Stellen verbannten doppelten Buchstaben, wo Gewohnheit und Aussprache sie unumgänglich fodern, zum Exempel in sizen, Nuz, Plaz, Stük, Geschmak; das ausgestoßene H, z. E. in Gefar, Ausname, seelen u. d. m. beleidigen das Auge. Warum will man aber einer guten Arbeit durch solche Kleinigkeiten schaden?

6. Die-

6. Diocletianus, der Christen Verfolger, und Phädra, zwey Trauerspiele. Jenes hat selbst verfertiget, dieses aber aus dem Französischen des berühmten Racine übersetzet D. Ludwig Friedrich Hudemann, der königl. deutschen Gesellschaft in Greifswalde, wie auch der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, Mitglied. Wismar und Leipzig, bey Bergern, 1751, 8. Herr D. Hudemann ist Deutschland längst als ein geschickter und lebhafter Dichter bekannt gewesen, und hat solches auf mehr als eine Art gewiesen. Itzo macht er sich auch durch die tragische Dichtkunst bekannt, und liefert uns zwey Stücke zugleich. In der Vorrede giebt er von beyden gute Rechenschaft, und zeiget, daß ihm die Regeln derselben wohl bekannt sind. Seine Erfindung in dem ersten gehöret zu der Art eines Polyeuktes, einer Zaire und Alzire, daran die wahre Religion Theil hat, und die ihre Zuschauer desto mehr rühren. Phädra ist sonst schon für ein schönes Stück bekannt. Die Poesie des Herrn Verfassers aber, ist nicht von der verstrickten und räthselhaften, sondern von der deutlichen, aber dabey feurigen und lebhaften Art, die allen Beyfall verdienet.

7. Joh. Pet. Nicerons Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, mit einigen Zusätzen herausgegeben von Siegmund Jacob Baumgarten, III. Theil. Halle, verlegt und gedr. von Chr. Pet. Frank, 1750, 8. Hr. D. Baumgarten fähret fleißig fort, die Niceronischen Lebensbeschreibungen gelehrter Männer, mit seinen Ergänzungen und Zusätzen ans Licht zu stellen, und man hat Ursache, ihm dafür verbunden zu seyn.

Die-

Diejenigen, ſo mit einigem Fortgange an Erweiterung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, verdienen es unſtreitig, daß ihr Gedächtniß aufbehalten wird: und unſer Jahrhundert iſt in dieſem Stücke ſorgfältiger, als irgend eins der vorhergehenden geweſen. Wer aber verſtorbenen Gelehrten die gebührende Ehre zu verſchaffen, oder doch auszubreiten ſuchet, der giebt auch lebendigen einen Sporn, künftig ſich des Andenkens der Nachwelt würdig zu machen; und arbeitet alſo mit gutem Nachdrucke an Beförderung der Gelehrſamkeit.

In der Vorrede dieſes Theiles hat der hochgelahrte Herr Verfaſſer es gut befunden, den Niceron gegen die Beſchuldigungen, zu rechtfertigen, oder doch zu entſchuldigen, die demſelben von unſerm Herrn Profeſſor Gottſched neulich in einem Programmate gemacht worden, darinn er Anecdota quaedam Leibnitiana; das iſt, zweene Briefe deſſelben an Daumium, ans Licht geſtellet. Er glaubt, die dem Niceron beygemeſſenen Fehler rührten theils von ihm nicht her, theils wären ſie weder von der Erheblichkeit, noch von der Erweislichkeit, daß ſie eine ſo harte Beſchuldigung verdieneten, als dieſe iſt: daß der Franzoſen Schriften von deutſchen Sachen allezeit mit Unrichtigkeiten angefüllet wären. Wir können es nicht glauben, daß der Herr Profeſſor ſolches habe ſagen wollen. Dieſes allezeit finden wir wenigſtens in dem Programmate deſſelben gar nicht. Er ſagt auf der VIII. Seite: Plura alia lubens praetereo; (ſcil. Negligentiae ſpecimina) in ſcriptis Gallorum de rebus Germanicis *ubique* obvia. Uns dünkt, aus

dieſen

diesem ubique ist, durch ein kleines Versehen, bey dem Herrn D. B. das allezeit erwachsen; welches aber in der That einen ganz andern Sinn giebt, der dem Herrn Professor gar nicht beyzumessen ist. Denn er will nicht sagen, daß die Franzosen in deutschen Sachen allezeit fehlen; sondern daß die Proben von ihrer Nachläßigkeit in deutschen Sachen, überall, das ist, wie man zu reden pflegt, in den meisten Büchern anzutreffen wären, die von deutschen Sachen handeln. Und wer kann wohl so eigensinnig oder verwegen seyn, solches zu leugnen?

Allein, wie entschuldigt denn nun der Herr D. Baumgarten die Fehler seines Niceron? Er übergeht die meisten, die der Herr Professor Gottsched angemerket hatte, mit Stillschweigen. Den aber, den dieser gleichsam nur zum Spaß angehänget hatte, macht er zum vornehmsten und gröbsten: daß er nämlich Mr. Grundlingicit, für Mr. Grundling gesetzet. Es kann seyn, daß dieses ein Druckfehler gewesen; den aber Niceron, da sein Buch vor seinen Augen in Paris ist gedruckt worden, hätte verbessern können. Doch das ist eine Kleinigkeit. Die übrigen Stücke sind:

1. Daß Niceron die Schrift de arte combinatoria erst zu der zwölften in der Ordnung machet, da Leibniz sie vor seinem zwanzigsten Jahre geschrieben. Dawider ist nichts zu sagen gewesen; als daß Niceron die Aufschriften von Leibnitzens Werken so zusammengeschrieben, wie er sie ungefähr bey andern gefunden. Aber gesteht man dadurch nicht, die ihm von dem Herrn Professor Gottsched vorgerückte

ten Anfangs eine Probe dieſer Uberſetzung mit anzuhängen, müſſen es aber unterlaſſen, theils damit wir nicht bis zum Uberdruß in gegenwärtigem Artickel weitläuftig ſeyn, theils weil uns die Wahl einer ſolchen Probe, aus verſchiedenen Urſachen, über die Maße ſchwehr fället. Doch können wir nicht umhin einige neue Gedanken und Redensarten zum Beſchluſſe beyzufügen, mit welchen der Hr. Autor in denen Anmerkungen hin und wieder unſere Sprache zu bereichern beliebt. Pag. 17. heiſt es: Die liſtige Venus habe der Dido auf eine geheime Art eine hitzige Liebe gegen den Aeneas eingebuſemet. Eben daſelbſt werden durch die zur Wolluſt der linken Seite gleichſam erwählte Damen, proſtibula genennet. Bald darauf wird angemerket, daß der Juno die Gänſe und Pfauen, gleichwie p. 34. der Minerva die Eule, und der Drache eingeheiliget geweſen. Nach p. 18. war die Eiferſucht der Juno gegen die Neben- und Plaiſir-Dames des Jupiters, ihres Gemahls, ungemein rachgierig. Hr. Lau will p. 19. die Ausgabe einiger allda benannten und auch von uns oben erwehnten Schriften ſich eine ernſthafte Favorit-Arbeit ſeyn laſſen. Er bedauret an eben dieſem Orte ſein durch vielerley widrige, von ſeinen in dergleichen Lehr-Stoffen entweder ganz unerfahrnen, oder trefflich ſuperficiellementgelehrten Neidern, aus dem Lehr-Nähr- und Wehr-Stande ausgekünſtelte Fatalitäten bishero gar ſehr contrecarrirtes Studium Finantiale, welches er doch vor ſeine hauptwehrteſte Liebling- und Maitreſſe-dominante Scienz gehalten; und erkläret ſich bald hernach, daß er der Finanz-

Wiſ-

rückte Negligentiam Gallorum? Ein Lebensbeſchreiber muß ſorgfältiger ſeyn.

2. Daß ſie 1668, und nicht 1666, ans Licht geſtellet worden, bleibt auch ein Fehler, wenn dieſes gleich in den Actis Eruditorum ſteht.

3. Daß ſie wider ſeinen Willen gedruckt worden, bleibt auch falſch: ob es gleich ebenfalls aus den Act. Eruditor. genommen worden; und Herr Profeſſor Gottſched hat die Quellen gezeigt, woher es Niceron hätte beſſer wiſſen können. Muß man denn die Irrthümer ſeiner Vorgänger fortpflanzen? Herr D. Baumgarten thut es gewiß in ſeiner deutſchen Ausgabe nicht.

4. Der Fehler, daß er die ganze Ueberſchrift nicht eingerücket; den de Principiis Individuationis; dem Specimen difficultis in Iure; den von der Protogaea; wie auch den von Grundlingicis, kann der berühmte Hr. D. Baumgarten gar nicht leugnen, auch nicht anders entſchuldigen, als daß er ſelbſt ſie im Deutſchen verbeſſert habe. Aber, des Herrn Prof. Gottſcheds Abſicht iſt im Programmate gar nicht geweſen, den deutſchen verbeſſerten Niceron, ſondern den franzöſiſchen einer Nachläßigkeit zu beſchuldigen. Folglich ſehen wir es, als eine Art der Zundchigung an, daß der Hr. D. Baumgarten ſo eifrig darüber hergefahren.

Endlich muß es der arme Leibniß noch entgelten, und ſoll durchaus ſo reich geſtorben ſeyn, daß er große Kornſäcke voller Geld in ſeinen Zimmern liegend nachgelaſſen, und zwar in Ducaten und andern Species, wie Niceron ſagt: Dans de grands Sacs à Bled. Der Hr. D. B. nimmt es übel, daß

daß Hr. Prof. G. dieſes mit einem Riſum teneatis! abgefertiget. Aber wer kann ſich doch des Gelächters dabey enthalten? Der Pöbel pflegt wohl von reichen Leuten zu ſagen, daß ſie ihr Geld mit Scheffeln meſſen (und dem zu Folge würden ſie es auch wohl in Kornſäcken aufheben) Aber gelehrte und vernünftige Leute gehen mit ihrem Gelde anders um. Und wie reimt ſich dieſes zu der geizigen, und bis zur Verletzung des Wohlſtandes getriebenen Sparſamkeit und Geldbegierde, die Hr. D. B. Leibnitzen (wir wiſſen nicht, aus was für Nachrichten) Schuld giebt? Ein Geizhals läßt gewiß ſein Geld nicht in Kornſäcken in den Stuben herum liegen. Er ſperrt es in eiſerne Kaſten; oder giebt es auf hohe Zinſen aus. Leibnitz aber hat nur etwa 15 oder 20000 auf Zinſen ausſtehen gehabt; und das übrige hat er nicht geachtet, wie Niceron ſagt; oder wie Herr von Fontenelle beſſer berichtet, in den Händen ſeiner Bedienten gelaſſen, die damit geſchaltet, wie ſie gewollt. Sieht das einem Geizhalſe ähnlich?

Die übrige cyniſche Lebensart, die Herr D. Baumgarten Leibnitzen, auf eine nicht eben liebreiche Art vorrücket, iſt weder erweislich, noch hieher gehörig: weil Niceron nichts davon geſagt, auch deswegen keines Fehlers beſchuldiget worden. Wir überlaſſen es alſo der Ueberlegung des Herrn D. Baumgartens, ob er dieſe Beſchuldigungen, auch nach dem Tode eines großen Mannes, noch erweislich zu machen gut finden wird: dabey er ſelbſt aber mehr verlieren als gewinnen würde.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des X. Bandes 6. Stück.

Mit einem dreyfachen Register über alle X Bände.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Christmonate 1750.

BIBLIOTHÈQUE-LIBRAIRIE
REFUS

UN ANONYME.

Contre moi chaque Jour Zoile peut écrire ;
Ma Vengeance eſt muëtte, et de ſon noir Delire
Un ſtoïque Maintien ſera l'unique Prix.
Si ſes Armes ſont la Satire :
Mon Bouclier c'eſt le Mépris.

I.

Eſſay de Philoſophie Morale;

1750, 9½ Bogen, in 8.

D. i.

Verſuch einer Sittenlehre.

Der berühmte Herr von Maupertuis, deſſen Verdienſte um die Mathematik der Welt ſchon längſt verehrungswürdig geworden ſind, hat durch dieſe Arbeit auch etwas zur Verbeſſerung der Sittenlehre beyzutragen geſucht. Es iſt zwar, wie er in der Vorrede meldet, ſeine Abſicht anfangs nicht geweſen, ſie der gelehrten Welt öffentlich vorzulegen; ſondern er hat ſie nur für ſich, u. eine kleine Anzahl guter Freunde beſtimmet gehabt: weil er ſeine Ruhe, die allem Vermuthen nach durch eine üble Auslegung ſeiner Gedanken, und darüber erregten Streit geſtöret werden möchte, mehr geliebet, als alle Siege über

seine Gegner, wenn er derselben auch zum Voraus versichert gewesen wäre. Allein, da er das Werk dem Herrn Präsidenten Henault, mit der aufrichtigsten Bitte, es keinem zu zeigen, zugeschickt; und dasselbe gleichwohl auf eine ihm unbekannte Art zu Paris ans Licht gekommen: so hat er um so vielmehr für gut befunden, eine richtigere Ausgabe davon bekannt zu machen; je mehr Aufsehens es daselbst erreget, und je weniger er sich, durch die Beschaffenheit seines Werks verbunden geachtet, dasselbe zu verläugnen. Ueber dieses sind ihm schon verschiedene Einwürfe, theils von solchen Personen, welche die Liebe zur Wahrheit belebet; theils in noch größerer Anzahl von boshaftigen Leuten, gemachet worden: und den erstern hat er bey diesem Abdrucke zugleich eine Genüge thun; den letztern hingegen seine billige Verachtung ankündigen wollen.

Es ist aber die von dem Herrn Verfasser angedachten Ursachen besorgte Auflage, so viel wir wissen, zu Potsdam veranstaltet: ob der Ort des Drucks gleich weder in der Aufschrift, noch sonst in dem Buche irgendwo gemeldet wird, und nicht stärker, als von einem Dutzend Exemplaren. Daher würden wir es für billig halten, ehe wir aus dem Werke selbst einen Auszug mittheilen, die Beantwortung der für erheblich angesehenen Einwürfe, welche sich bloß bey dieser Ausgabe findet, etwas genauer zu berühren: wenn uns nicht bekannt wäre, daß schon eine deutsche Uebersetzung von einem geschickten Officier verfertiget worden, bey welcher man sie vermuthlich antreffen wird. Inzwischen

wollen

wollen wir ſie doch, zur Nachricht derer, die keine von allen Ausgaben zu leſen Zeit oder Gelegenheit haben, nicht ganz vorbeylaſſen. Hier iſt ſie:

Vergeblich hat man eingewandt, der Herr Verfaſſer habe die Wahrheit nicht getroffen, wenn er das ſinnliche Vergnügen für eben ſo edel erkläret, als das Vergnügen, welches von dem Verſtande abhanget: denn man hat hiebey, nach einem gewöhnlichen Fehler, nicht an den Unterſchied zwiſchen dem Vergnügen und der Glückſeligkeit gedacht: und nur allein bey der Glückſeligkeit macht das ſinnliche Vergnügen nichts aus; darum aber bleibt es doch ſo gut ein Vergnügen, als das beſte. Vergeblich hat man erinnert, es ſey keine vollſtändige Eintheilung des Vergnügens, wenn man es in das Vergnügen des Körpers und der Seele abſondert; und die letztere Art wiederum bloß auf die Ausübung der Gerechtigkeit und die Einſicht der Wahrheit zurückleitet: denn man darf nur die zuſammengeſetzten Fälle gehörig auflöſen, und ſich der in dem Werke gegebenen Erklärungen erinnern; alsdann wird ſich alles, und ſelbſt das von dem Gegner vorgehaltene Beyſpiel darauf hinausbringen laſſen. Vergeblich hat man die vortheilhafte Beurtheilung des Selbſtmordes getadelt: denn es wird dieſes Urtheil nicht unter der Bedingung, daß jemand von einem andern Leben nach dem gegenwärtigen überzeugt ſey, gefället. Vergeblich hat man den Ausſpruch angefochten, daß ſich die Religion nicht nach der Strenge beweiſen laſſe: denn es bleibt eine Wahrheit, daß in dem Falle ein jeder ihr folgen müßte. Ver-

geblich hat man in der Schreibart das Traurige und Trockne nicht ertragen wollen: denn der ernsthafte Inhalt des Buches hat keine Blumen im Vortrage gelitten.

Wir würden unsern Lesern zu wenig zutrauen; wenn wir ihnen das Urtheil über diese Einwürfe und über ihre Beantwortung nicht überlassen wollten: da sie aus unserm folgenden Auszuge die hierzu nöthigen Begriffe des Herrn von Maupertuis nehmen können.

Die Gedanken des Herrn Präsidenten werden in sieben besondern Capiteln vorgetragen. Das erste begreift die Erklärungen von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit; das zweyte beweist, daß in dem Leben gemeiniglich die Summe des Bösen die Summe des Guten übersteige; das dritte enthält Betrachtungen über die Natur des Vergnügens und Misvergnügens; das vierte zeigt die Mittel, unsern Zustand zu bessern; das fünfte stellt das Lehrgebäude der Stoiker vor; das sechste redet von den Mitteln zur Glückseligkeit, welche das Christenthum angiebt; und das siebente macht einige Betrachtungen über die Religion.

Den Zusammenhang aller hierinn ausgeführten Lehrsätze wollen wir in einigen Absätzen kürzlich vor Augen legen.

Eine jede Vorstellung, welche die Seele lieber haben, als nicht haben, will, ist ein Vergnügen: und eine Vorstellung, welche die Seele lieber nicht haben,

haben, als haben, will, iſt ein **Misvergnügen.** Die Zeit, da entweder jene oder dieſe Vorſtellung dauret, heißt der **glückliche** oder **unglückliche** Augenblick. Bey beyden muß man nicht nur auf die Dauer, ſondern auch auf die Stärke des Vergnügens oder Misvergnügens ſehen. Daher iſt dasjenige, was die glücklichen oder unglücklichen Augenblicke in richtiger Schätzung austragen, allezeit das Product von der Stärke des Vergnügens oder Misvergnügens durch die Dauer.

Das **Gute** iſt eine Summe der glücklichen Augenblicke: das **Böſe**, eine Summe der unglücklichen Augenblicke. Dieſe Summen dürfen, wenn ſie gleich ſeyn ſollen, nicht eben gleichen Zeitraum erfüllen.

Die **Glückſeligkeit** iſt die Summe des Guten, welche übrig bleibt, nachdem man alles Böſe abgezogen hat: die **Unglückſeligkeit** aber die Summe des Böſen, welche nach Abzug des Guten übrig iſt. Folglich muß man allezeit die Summen des Böſen und des Guten gegen einander halten, und nach dem Ueberſchuſſe von der einen oder der andern die Unglückſeligkeit oder Glückſeligkeit beſtimmen, wenn man richtig urtheilen will. In dieſen Vergleichungen beſteht die **Klugheit.**

Unterſucht man nun das Leben in der Welt, nach den angegebenen Begriffen: ſo wird man mit Schrecken ſehen, wie voller Misvergnügen daſſelbe ſey, und wie wenig Vergnügen man in demſelben

finde (*). Denn unſer ganzes Leben iſt, nach ſeiner Meynung, ein beſtändiger Wunſch, andere Vorſtellungen zu haben. Es werden wenig Menſchen ſeyn, die nicht geſtehen ſollten, daß ſie in ihrem Leben mehr Böſes, als Gutes, gefunden. Alle Arten des Zeitvertreibes, den ſie ſuchen, als Spielen, Jagen; alle Zerſtreuungen, welche ſie durch ſtarke Getränke, durch den Rauch einer Pflanze, durch einen gewiſſermaßen entzückenden Saft, zu erhalten bemühet ſind, geben einen Beweis hievon an die Hand (**). Man frage ſie nur: ſo wird man finden, daß ſehr wenige, von welchem Stande ſie auch ſeyn mögen, gern ihr Leben wieder anfangen, und auf die vorige Art noch einmal zurücklegen möchten (***). Sollte denn aber kein glückſeligeres Leben durch Ueberlegung und Mühe zu erhalten ſeyn?

Die

(*) Dieß iſt die Sprache des Bayle in ſeinem hiſtoriſchen Crit. Wörterbuche, im Art. Xenophanes und ſonſt hin und wieder. Carteſius war anderer Meynung, wenn er T. I, Epiſt. 9 ſagt: Die natürliche Vernunft lehre uns, daß wir in dieſem Leben mehr Gutes, als Böſes, genießen. Seneca weis die göttlichen Wohlthaten nicht beredt genug herauszuſtreichen, (Lib. IV, c. 5 de Benefic.) und Euripides ſchreibt: πλεῖω τὰ χρηστὰ τῶν κακῶν εἶναι βροτοῖς, mala noſtra longe judico vinci a bonis. Caſaubonus, in ſeinen Anmerkungen über den Xenophanes des Diog. Laert. lobt dieſen Gedanken des griechiſchen Dichters ſo ſehr, daß er ſagt: Er habe Sachen geſchrieben, quae ſpirant θεοσεβῆ pectus.

(**) Da das Lachen ein hoher Grad von Luſt, ſo wie das Weinen ein hoher Grad der Unluſt iſt: ſo möchte man fragen,

Wiſſenſchaft, bis an die Ausfahrung des göttlichen Othemhauches, ein feſtes Angedenken gewiedmet hätte; etiamſi invidia rumpantur ilia Codris; d. i. laß die müßige, auf Faulbetten ruhende, und lügenhafte Nouvellen ausideiſirende Verleumdung von Gifft und Galle, wie jener Babyloniſche Drach durch Daniels Pech-Confituren, wegen dieſer ſcharmanten Careſſen und verliebten Entrepriſen in die geringſte Stäubchen ihrer Leiber, ceu inutilium terrâ ponderum, zerplatzen und zerberſten! Liebhaber der Bau- und Gärtnierer-kunſt, der Mahlerey, Bildhaueren und begrauter Alterthümer können zu Rom ein vieles nach p. 20. erlernen. Die Form der Penaten (oder Hausgötzen der alten Römer) war ein ungeſtaltes etwas. Von dieſen wurde geglaubet, daß ſie allen Sachen ihr Uhrweſen und die Erhaltungs-Nahrungen mit ihrer großmächtigen Protection zukommen lieſſen; wie der Verfaſſer p. 21. ſchreibet. Tyrus war vor alters nach der H. Schrift Selbſt-Einzeugung eine ſehr conſiderable Kauffſtadt; p. 24. An eben dieſem Blate heiſt es: Statiſten müſſen oftmalen die künftige Caſſa-Vortheile aus den gegenwärtigen Verluſten und Schifbrüchen; die reichen Erndten aus den unfruchtbarſten Wüſteneyen ſelbſt, d. i. arenöſten Sandſeen und theurſten Salz-Sülzen auf viele Jahre voraus durch eine hermetiſch-trismegiſtiſche Arithmetica auszurechnen wiſſen; indem ſie oft auf GOttes Verhängniß ein glücklicher Adeptus aus der Roſencreutzer Societät und der myſtiſch-allchymyſtiſchen Theoſophia im Augenblick die erlittnen Schaden tauſendfach zu erſe-

Die Weltweiſen haben ſich zu allen Zeiten bemühet, die Glückſeligkeit zu finden: allein einige haben dabey dem Körper, andere der Seele zu viel beygelegt. Man muß es weder an einer, noch der andern Seite übertreiben. Die Eindrückungen der äußerlichen Dinge in unſern Körper ſind Quellen des Vergnügens und Misvergnügens: die Wirkungen der Seele ſind wiederum andre Quellen dazu. Alle dieſe Artenvon Vergnügen und Misvergnügen haben dieß mit einander gemein, daß ſie Vorſtellungen der Seele ſind, an welchen ſie ein Belieben oder ein Misfallen findet. Man kann alſo die Vergnügungen der Sinne ohne Bedenken dem reineſten Vergnügen des Verſtandes vergleichen. Alles Vergnügen und Misvergnügen gehört zur Seele. Aber einige dieſer Vorſtellungen, worinnen das eine oder das an-

fragen, ob nicht mehr in der Welt gelachet, als geweinet wird?

(***) Dieß hat la Motte le Vayer von ſich geſtanden: aber er iſt auch vielleicht der einzige ſeiner Art, den man anführen kann. Jener Bauer im Zinkgräf (III Th. der Apophth.) ſagte: Wollte mich Gott ſo lange leben laſſen, als ich wünſche: ſo wollte ich die zween Berge gegen über dem Schloſſe, mit Körben, einen auf den andern tragen, und nichts dabey eſſen, als Erbſen ohne Salz und Schmalz gekocht, und Waſſer aus der Röhre trinken. So redet die Natur! Cardan, ein unſtreitig eben ſo großer Weltweiſer, als Vayer, geſtund ebenfalls in ſeinem Alter, und betheuerte es mit einem Eide: Er ſey mit ſeinem Zuſtande ſo zufrieden, daß er ihn mit dem Zuſtande des jüngſten und reichſten Menſchen, der aber unwiſſend wäre, nicht vertauſchen möchte. Man ſehe den Art. le Vayer im deutſchen Bayle, und die Anmerkungen des Herausgebers davon nach.

dere beſteht, werden durch Zuthun der äußerlichen Dinge erwecket: andre ſcheinen aus der Seele ſelbſt geſchöpft zu ſeyn. Daher kann man, um ſich auf die gewöhnlichſte Art auszudrücken, den Unterſchied zwiſchen dem Vergnügen oder Misvergnügen des Körpers und der Seele beybehalten. Beyde Arten des Vergnügens oder Misvergnügens muß man in Beſtimmung der Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit zur Rechnung bringen. Nun vermehret ſich alles körperliche Misvergnügen durch die Dauer: und alles körperliche Vergnügen wird durch die Dauer vermindert. Man wird finden, daß alle angenehme Empfindungen, welche durch die äußerlichen Dinge erregt werden, entweder ſehr bald aufhören, oder die Annehmlichkeit verlieren; ja wenn ſie zu lange dauren, gar beſchwerlich werden: da der Schmerz hingegen, welcher durch ſie erreget wird, die ganze Lebenszeit dauren kann, und immer unerträglicher werden muß. Hiernächſt ſind auch nur wenige Theile des Körpers, welche uns Vergnügen ſchaffen können: und alle machen uns Schmerzen. Endlich führet ein allzu langer oder öfterer Gebrauch der Dinge, die uns Vergnügen erwecken, zu Schwachheiten: und wenn man die Dinge, welche Schmerzen verurſachen, zu oft oder zu lange an ſich kommen

(*) Man leſe hievon die Leibnitziſche Theodicee, III Th. §. a. d. 251 u. den folgenden Seiten nach: ſo wird man alles finden, was für und wider dieſe Meynung geſagt werden kann. Man bemerket aber, daß diejenigen, die das Böſe für gröſſer halten, als das Gute, insgemein die Geſundheit

kommen läßt, wird man auch immer zur Glückſeligkeit ſchwächer. Alſo ſieht man wohl, wie wenig man ſich von den Vergnügungen des Körpers zu verſprechen habe.

Die Vergnügungen der Seele aber, kommen entweder auf die Ausübung der Gerechtigkeit an, wodurch man hier die Erfüllung alles deſſen verſteht, was man für ſeine Schuldigkeit hält; oder ſie laufen auf die Einſicht der Wahrheit hinaus. Sie ſind alle dauerhaft, und ihre Dauer ſowohl, als ihre Wiederholung dienen zu ihrer Vergrößerung. Die Seele empfindet ſie alle durch und durch. Der Genuß derſelben ſchwächet auch die Seele nicht, ſondern gereicht ihr vielmehr zur Stärkung. Allein es iſt hiebey zu bedauren, daß diejenigen, welche ihr Leben durch das Vergnügen der Seele glückſelig zu machen ſuchen, gar zu ſelten ſind. Es bleibt demnach dabey, daß in dieſem Leben gemeiniglich die Summe des Böſen die Summe des Guten überſteige (*).

Da wir nun nach der Verbindung unſers Körpers mit der Welt, dem Eindrucke der äußerlichen Dinge nothwendig ausgeſetzt bleiben: ſo iſt unſer Leben nichts anders, als eine Reihe von angenehmen und widrigen Vorſtellungen, in welcher die die widrigen Vorſtellungen einen großen Ausſchlag über

heit des Körpers, weil ſie kein empfindliches Vergnügen macht, für nichts rechnen; da doch ihre Abweſenheit ein großes Uebel iſt. Man ſchlage hier den Novarin de occultis Dei beneficiis; und den Cardan, de utilitate ex adverſis capienda, nach.

über die angenehmen Empfindungen behalten. Es iſt alſo nur ein gedoppeltes Mittel unſere Glückſeligkeit, welche von der Summe des Guten abhängt, zu befördern; und unſre Unglückſeligkeit, die durch die Summe des Böſen beſtimmet wird, zu vermindern. Wir müſſen entweder die Summe des Guten zu vermehren, oder die Summe des Böſen zu verringern ſuchen. Das erſte wollten die Lehrſätze der Epikurer; das letzte die Vorſchriften der Stoiker haben. Wenn wir eben ſo viel Gutes zu hoffen, als Böſes zu fürchten hätten: ſo würden beyde Lehrgebäude gleich gut gegründet ſeyn. Ziehet man aber die angezeigte Natur des Vergnügens und Misvergnügens in Erwägung: ſo ſieht man, daß es weit vernünftiger ſey, wenn man ſeinen Zuſtand durch Verminderung der Summe des Böſen zu beſſern ſuchet.

Ob alſo gleich das Lehrgebäude der Stoiker große Vorzüge hat; weil man aus dem Seneca, Epictet und Marcus Aurelius abnehmen kann, daß ſie durch Verminderung der Summe des Böſen, die Glückſeligkeit zu ſuchen gelehret haben: ſo hat doch das Chriſtenthum noch beſſere Wege hiezu gezeiget. Die Liebe Gottes und aller Menſchen, als auf welche beyde Gebothe, alle Geſetze deſſelben hinaus gehen, machet, daß man alles Uebel erträgt: weil man mit den Rathſchlüſſen des höchſten Weſens

(*) In der That nimmt der Herr Verfaſſer hier aus dem Chriſtenthume nur diejenigen Lehren, die auch aus der

ſens vollkommen zufrieden iſt, und die Menſchen, auch wenn ſie uns beleidigen, mehr Urſache zu lieben hat; indem ſie als ein Werk, das mit uns von einem Meiſter gebildet iſt, allezeit unſre Liebe verdienen. Ein Stoiker hingegen muß alles Böſe darum ertragen, weil er ihm, nach den harten Geſetzen des Schickſals, nicht widerſtehen kann; und wird nothwendig zum Haſſe anderer Menſchen bewogen, die ihm etwas Böſes zufügen oder leichtlich zufügen können. Alles dieß folget ſchon: wenn man auch das Chriſtenthum nur als eine bloß philoſophiſche Secte anſieht (*). Betrachtet man es aber als eine Religion: ſo laſſen ſich zwar die großen Einwürfe der Ungläubigen heben, und ſind von vielen großen Männern ſchon gehoben worden; aber nach der Stränge kann man, nach dem Herrn Verfaſſer, daſſelbe doch nicht beweiſen; weil ihm ſonſt ein jeder Folge leiſten müßte.

Inzwiſchen haben wir hier außer dem natürlichen Lichte, noch einen andern Entſcheidungsgrund. Wir haben alle ein Verlangen glückſelig zu ſeyn. Will man ſich nun zur Erlangung der Glückſeligkeit, in den hiezu nöthigen Wahrheiten unterrichtet wiſſen: ſo laſſen uns alle Secten in der größten Dunkelheit. Treffen wir alſo, bey dieſer überall gleichen Finſterniß, dasjenige Lehrgebäude an, welches unſer Verlangen glückſelig zu ſeyn, allein erfüllen kann:

(*) der Vernunft, und natürlichen Religion ſehr fließen: und wenn daſſelbe weiter nichts lehrte, ſo wäre es freylich nichts anders, als eine ſehr geläuterte Philoſophie zu nennen.

kann: ſo müſſen wir ja daſſelbe billig für das wahre dabey erkennen. Denn, muß man nicht glauben, daß dasjenige, welches uns zur Glückſeligkeit führet, uns nicht betrügen könne? Alles aber, was man in dieſem Leben thun muß, um darinnen die größte Glückſeligkeit, die unſerer Natur gemäß iſt, zu finden, iſt ſonder Zweifel auch eben das, was uns zur ewigen Glückſeligkeit führen muß.

Wer einige Einſicht hat, der wird aus dieſem Auszuge ſchon erkennen, daß auch bey dieſer Arbeit der Hr. von Maupertuis ſeinen großen Geiſt nicht unentdeckt gelaſſen habe. Inzwiſchen müſſen wir gleichwohl geſtehen, daß einige mathematiſche Begriffe angebracht worden, wo ſie ſchwer ſtatt haben können; und daß in den Gedanken von dem Chriſtenthume, die Unterſcheidungsgründe des Chriſtenthums und der natürlichen Religion, nicht in Betrachtung gezogen ſind. Alles, nämlich, was von demſelben hier ausdrücklich angeführet iſt, das wird auch durch die natürliche Religion ſchon gelehret. Der Druck dieſer Schrift iſt ſauber, und wir finden mit Vergnügen eine gewiſſe Regel der Rechtſchreibung beobachtet, die wir unſere Leſer errathen laſſen.

II. Be-

(z) Wenn das vorhergehende nicht ſtatt hat: ſo wird man ſich mit dieſem vierten Zweifel und mit der ganzen Erdichtung von dem Denken eines Körpers wenig Vortheil ſchaffen. Denn wir können auf ganz gleiche Weiſe ſprechen:

II. Beſchluß der Zweifel wider die Immaterialität der menſchlichen Seele.

Vierter Zweifel.

Eine Lehre, die wider den Satz des zureichenden Grundes verſtößt, iſt verwerflich, wenigſtens nicht anzunehmen.

Die Lehre der Weltweiſen, daß das, was in uns denket, eine einfache, und von unſerm Körper unterſchiedene Subſtanz ſey, verſtößt wider den Satz des zureichenden Grundes.

Alſo iſt ſie verwerflich, wenigſtens nicht anzunehmen.

Der Oberſatz iſt klar, und unwiderſprechlich, wie ich hoffe. Denn was wider einmal ausgemachte Wahrheiten und Gründe, dergleichen der Satz des zureichenden Grundes iſt, verſtößt, das iſt verwerflich, wenigſtens nicht anzunehmen.

Den Unterſatz beweiſe ich folgendergeſtalt: a) will ich zeigen, wie es möglich ſey, daß unſer Körper gedenke. Werde ich dieſes gethan haben; ſo berufe ich mich auf die Erfahrung, daß wir einen Körper haben, und wirklich gedenken. Und daraus ſchließe ich, daß wir zureichenden Grund haben, unſern Körper für das denkende Weſen zu halten (z).

Daraus

chen: Weil wir wirklich gedenken, und die Seele gedenken kann: ſo muß das Denken in uns von der Seele herrühren. Wir können uns überreden, der Herr Gegner habe ſelbſt das Denken der Seele nicht abgeſprochen, wenn er

ganz

Daraus folget denn β) im Gegentheile, daß, da die Weltweiſen nicht ſagen können, ſie hätten die Erfahrung, daß noch außer dem Körper eine einfache denkende Subſtanz in ihnen ſey; ihre Lehre, daß das, was in uns denkt, eine einfache, und von unſerm Körper unterſchiedene Subſtanz ſey, von ihnen ohne zureichenden Grund angenommen wird, und wider einen beym Gegentheile bereits vorhandenen zureichenden Grund; folglich, daß ihre Lehre wider den Satz des zureichenden Grundes verſtößt. Und das zwar doppelt; denn ſie erſchaffen ein neues Ding, ohne zureichenden Grund; und berauben ein anderes ſeiner Natur, wider zureichenden Grund.

α) Alſo zu zeigen, wie es möglich ſey, daß unſer Körper gedenken könne: ſo meyne ich, daß ſolches aus nachfolgendem (aa) begreiflich ſey. Es giebt nur zwo Arten der Dinge: einfache und zuſammen-

ganz zu Ende dieſes vierten Zweifels in den Gedanken ſteht, die Seele ſey zu weit höherm und mehrerm in dem Körper zugegen, dazu man ſie nicht entbehren kann. Iſt aber jemals außer den Gedanken, und den verſchiedenen Graden derſelben, etwas in uns? oder haben alle Handlungen, ſo wir unternehmen, eine andere Quelle, als dieſe? Wenn alſo der Seele etwas mehreres beygeleget wird, als dem Körper: ſo kann ſolches von nichts anders, als in der Art zu denken, geſchehen; denn auch aus dieſem muß der Wille hergeleitet werden. Folglich wird die Seele auch ſelbſt nach dem Ausſpruche des Widerparts, ihr Denken behalten, und es ſteht uns frey, zu ſprechen: Weil wir denken: ſo rühret ſolches von der Seele her.

zuſammengeſetzte; und wir gedenken. Alſo muß entweder ein einfaches Ding gedenken können, oder ein zuſammengeſetztes. Ein einziges einfaches Ding kann nicht gedenken: vermöge deſſen, was ich bey meinem zweyten Zweifel ausgeführet habe; alſo auch nicht ein jedes einfaches Ding unſers Körpers für ſich allein. Und daher kömmts, daß wir von einem und eben demſelben Gegenſtande, zu einer und eben derſelben Zeit, nicht mehr, denn nur eine ganze Vorſtellung, haben. Dadurch iſt alſo die Folge widerlegt, welche die Weltweiſen wider meinen vorhergehenden Zweifel aus ſolcher Erfahrung herleiten konnten. Weil wir indeſſen gleichwohl gedenken, und alle Handlungen eines zuſammengeſetzten Dinges in den Wirkungen ſeiner einfachen Theile ihren Grund haben: ſo müſſen, wo nicht alle, doch verſchiedene (bb) der einfachen Theile unſers Körpers etwas zu dem Gedenken beytragen; folglich eine

(aa) Der Herr Verfaſſer hätte dieſer Weitläuftigkeit gewiß können überhoben ſeyn, und ſich, da wir die dunkle Vorſtellungskraft der untern einfachen Dinge niemals leugnen, ſo gleich zu der Erklärung des Gedenkens bey den Körpern wenden können: als wohin wir ihm mit unſern Anmerkungen nachfolgen, und das dazwiſchen eingeſtreuete beynahe übergehen wollen.

(bb) Dieſes ſtreitet mit dem obigen Satze des zweyten Einwurfes. Wenn einige derer einfachen Dinge dunkle Vorſtellungen haben ſollen: warum ſoll dieſes nicht von allen gelten? und wozu ſollen dieſe einfachen Dinge, die keine Vorſtellungskraft beſäßen, dem Körper dienen, wenn

eine gewiſſe Art von Vorſtellungskraft beſitzen. Dieß war es nur, was ich oben bey dem zweyten Zweifel zugegeben hatte. Nehme ich demnach nur an, daß die einfachen Dinge unſers Körpers die Kraft haben, ſich etwas dunkel vorzuſtellen; denn weniger kann ich nicht annehmen, und die neuern Weltweiſen ſelbſt geſtehen auch den einfachen Dingen der Körper dergleichen zu. Es fehlt auch ſo viel, daß dieſer Satz etwas gefährliches an ſich haben ſollte; daß vielmehr die Abſicht Gottes bey Erſchaffung der Welt es alſo zu erfodern ſcheint. Denn ſolchergeſtalt iſt die Leiter der Verherrlichung der Ehre Gottes vollſtändig, und mit allen möglichen Stufen verſehen. Die einfachen Dinge der Körper verherrlichen die Ehre Gottes im Finſtern: die meiſten Thiere in der Klarheit des Undeutlichen: wir Menſchen im Lichte der Deutlichkeit. Und wie

wahr-

ihnen der Endzweck fehlet, der nach des Herrn Gegners Beſtimmungen, das Denken des Körpers iſt? Es iſt kein Grund vorhanden, dieſes zu verneinen.

(cc) Wo an einem Orte der Herr Gegner in Verwirrung gerathen: ſo iſt es in dieſer Stelle, und in den folgenden bis zu Ende. Wir wiſſen auch nicht, ob er eben denen, wider welche er zu ſtreiten gedenket, mit Vorwiſſen ein ſolches Chaos bilden wollen, um ſelbige ſo darinnen zu verwickeln, wie er ſich ſelbſt dadurch irre gemacht. Dem ſey aber, wie ihm wolle. Wir werden jedes beſonders vornehmen, und den Irrthum in dieſer Dunkelheit entdecken. Er glaubt, eine Vorſtellung von einer Sache ſey alsdenn klar in einem Körper, wenn ſich jedes von den einfachen Dingen deſſelben, ein Merkmaal der Sache dunkel vorſtellet; worauf alsdann durch die Zuſammennehmung aller

dieſer

erſetzen, und in Mineras Peruvianas et Mexicanas zu metamorphoſiren das göttliche Vermögen auf viele Art beſitzet. Die vielfältigen Veränderungen und **Umreiſen der Creaturen** (Metempſychoſin) hat Ovidius in ſeinen Metamorphoſen offen geleget, welche Dryden verengliſchet p. 26. Die Griechen haben ſich p. 28 vordem in groſſer Menge in Magna Graecia geſaſſet. Juno und Minerva ſtehen p. 29. vor der Venus **beſchamröthet** zurücke. Die Jungferſchaft der Pallas iſt p. 34. **unverrücklich** geblieben, und hat ſie als Oberhofmeiſterin der keuſchen Damen, dieſelbe im Spinnen, Nähen, Weben, Stricken und mehrern Jungfräulichen **Leibes- und Sitten-Artigkeiten** unterwieſen. Arachne hat ſich in dem Wettſtreit mit der Minerva eben daſelbſt erhänget, um kein **Vorwurf der gerechten Satyren ihrer Frechheit** zu bleiben. Die Rieſen wollten p. 40. den Jupiter, einen **Allregierer der Himmeln, entthronen.** An eben dieſem Orte wird erzehlet, daß dem Saturno vermittelſt eines Sichelſchnittes die ſpermatiſche **Geburtsglieder** benommen worden. Pag. 41. heißen die Muſen **Früchte der göttlichen Lenden und ſouverainen Kräffte** des Jupiters; welcher ſonſten auch mit der Venus ſeine **geheime Erquickſtunden** gepfleget. Echo war nach p. 46. eine Nymphe, die den **ſchwätzhaften und verdrießlichen Redſeligkeiten** ungemein ergeben geweſen. Nach ihrer Verwandlung blieb ihr blos die uncörperliche Stimme, als ein Wahrzeichen **voriger Geweſenheit** übrig. P. 47. wird die Gegenwart der Geſtirne Caſtor und Pollux als ein Vorbothe beglückter Seegelationen

wahrſcheinlich iſt es nicht, daß es noch Creaturen giebt, die weit vortrefflicher ſind, als wir? und alſo die Vollkommenheiten Gottes mit einer endlichen Vollſtändigkeit erkennen können.

Nehme ich nun nur an, ſage ich, daß die einfachen Theile unſers Körpers, wo nicht alle, doch einige davon, die Kraft beſitzen, ſich etwas dunkel vorzuſtellen: ſo läßt ſich gar leicht zeigen, wie der Körper zu klaren Bildern der Dinge, folglich zum Bewußtſeyn, und alſo zum Gedenken gelangen könne.

Denn, ſobald wir uns eines Dinges bewußt ſind, ſo bald gedenken wir. Wir ſind uns aber eines Dinges bewußt, ſobald wir eine klare Vorſtellung davon haben. Eine klare Vorſtellung von einem Dinge aber haben wir ſo fort, ſo bald wir uns daſſelbe ganz ſo bilden, daß wir uns die Merkmaale deſſelben dunkel vorſtellen (cc). Wenn nun die

dieſer Vorſtellungen, die Vorſtellung des Ganzen entſteht, die mit einer Klarheit verknüpft iſt. Jedoch, was bewegt dem Herrn Verfaſſer, jedem einfachen Dinge eines Körpers eine Vorſtellung von einem beſondern Merkmaale der Sache zu geben? Wenn wir dem erſten Satze beytreten, und glauben wollen, ein einfaches Ding ſtelle ſich etwas vor: ſo müſſen wir nothwendig geſtehen, ein jedes einfaches Ding ſtelle ſich das andere Ding außer ihm, ſo viel ſein Stand, den es in der Welt hat, erlaubet, ganz vor. Wer die Vorſtellung eines jeden einfachen Dinges auf ein einziges Merkmaal der vorzuſtellenden Sache zurücke ſetzen will, der muß einen Grund angeben, warum ſich ein einziges einfaches Ding, nicht mehr, als bloß ein Merkmaal bilden kann? ja er muß andere überzeugen, daß ſich die Sache nicht anders verhalten könne. Ueber dieſes, wenn

jedes einfaches Ding ſich ein Merkmaal der vorzuſtellenden Sache vorſtellte: was würde für ein Zufall entſtehen, wenn etwa mehrere Merkmaale in dem Gegenſtande zu finden wären, als einfache Dinge in dem denkenden Körper vorhanden ſind? oder umgekehrt, wenn mehrere einfache Dinge in dem Körper wären, als Merkmaale in dem Gegenſtande? In dem letzten Falle müßten ſich einige einfache Dinge mehr, als ein Merkmaal, vorſtellen können; in dem andern hergegen müßten einige Merkmaale gar nicht vorgeſtellet werden, wenn es anders ſeine Richtigkeit hat, daß ein einfaches Ding nur ein Merkmaal eines Dinges vorſtelle.

Das andere, was allhier zu beweiſen ſtünde, iſt dieſes, ob ein Ding, welches bloß mit einer Kraft, ſich die außer ihm befindlichen Dinge dunkel zu bilden, begabet iſt, ſich die Merkmaale einer Sache vorſtellen könne, wenn gleich dieſes nur dunkel geſchehe. Wir halten hier das Gegentheil; und es beweget uns dieſes der Begriff zu thun, den wir von dem Merkmaale einer Sache haben. Keine Vorſtellung kann von dem Merkmaale einer Sache geſchehen, wo nicht dieſes Ding ſelbſt, welches die Vorſtellungskraft beſitzet, weis, daß eben dieſe Vorſtellung von dem Merkmaale der Sache, und nicht von der Sache ſelbſt geſchehe. Wird z. E. jemand ſprechen, der Spiegel ſtelle ſich die Merkmaale dieſes oder jenes Körpers, von welchem die Lichtſtralen auf ihn zurückgeworfen werden, dunkel vor? So ſtellet z. E. unſere Seele im Schlafe ſich nicht die Merkmaale einer Sache vor, weil ſie nichts von ſich weis. Es iſt wahr, ſie ſtellet ſich etwas im Schlafe dunkel vor, und auch wohl auf verſchiedene Weiſe; weil ſie aber unvermögend iſt, ſich Merkmaale von einem Dinge zu machen: ſo geſchieht es, daß ſie das eine vorgeſtellte Ding, von einem andern, was ſie ſich bald darauf im Schlafe vorſtellet, nicht unterſcheiden kann, und daher ſolche Verbindungen unter Dingen machet, die noch zuweilen lächerlicher ſind, als dieſes, was die alten Poeten ehedeſſen erdacht haben.

Man

Man kann hier leicht einen Unterſchied machen wollen, unter der Vorſtellung eines Merkmaals, und unter dem Bewußtſeyn dieſer Vorſtellung, folglich zu behaupten ſuchen, ein einfaches Ding könne ſich die Merkmaale allerdings vorſtellen, ohne das Bewußtſeyn der Vorſtellung bey ſich zu ſpüren. Allein, wir ſteifen uns bloß auf dasjenige, was zu einem Merkmaale erfodert wird, wenn es den Namen eines Merkmaals verdienen ſoll. Es muß nämlich ein Merkmael dasjenige ſeyn, wodurch die Sache von andern zu unterſcheiden iſt. Wenn nun eine dunkele Vorſtellung von einem Merkmaale ſtatt haben ſollte: ſo müßte ſich ein einfaches Ding etwas vorſtellen, von dem man nicht wüßte, was es wäre; denn die dunkele Vorſtellung unterſcheidet nichts, alſo unterſcheidet auch das ſich dunkel vorſtellende Ding nicht das Merkmaal von dem Ganzen ſowohl, als von andern Merkmaalen eben dieſes Dinges. Es iſt genug, wenn wir zugeſtehen, ein einfaches Ding könne ſich etwas bey einem Gegenſtande dunkel vorſtellen. Iſt es aber darum ein Merkmaal des Gegenſtandes? Es entſteht ja allererſt ein Merkmaal, wenn man das, was man bey einer Sache wahrnimmt, in Gedanken abſtrahiret, und es mit andern, den Unterſchied zu erkennen, vergleicht. Zudem ſo nehmen wir ein Merkmaal, in Anſehung des vorſtellenden Dinges, an, nicht aber in Anſehung der Sache, die da vorgeſtellet wird.

Hier fällt nun das Uebrige des Herrn Gegners weg, daß eine klare Vorſtellung von einer Sache hervorgebracht werde, wenn ein Ding ſich die Merkmaale einer Sache dunkel vorſtellet. Alle Vorſtellungen derer in dem Körper befindlichen einfachen Dinge, ſind, wenn man ſie beſonders betrachtet, Partialvorſtellungen, und wenn man dieſe zuſammennehmen will: ſo wird man eine Totalvorſtellung von dem Ganzen herausbringen. Eine jede Partialvorſtellung iſt dunkel, folglich muß auch die Totalvorſtellung dunkel bleiben; und es können ſo wenig alle dunkele Partialvorſtellungen, die man von einer Sache hat, eine klare Totalvorſtellung hervorbringen, als viele dunkele Par-

Theile unſers Körpers zu dieſen dunkelen Vorſtellungen die Kraft haben; wie ſie denn ſolche, vermöge des obigen, haben: ſo ſtellen ſich ihrer verſchiedene, jedes einzeln, ein Merkmaal des Gegenſtandes dunkel

tialempfindungen zuſammengenommen eine einzige klare Totalempfindung von einer Sache zuwege bringen können. Wovon man des Herrn Baron von Wolf Pſychol. rat. gleich zu Anfange nachleſen kann.

Es kann zwar wohl aus dunkeln Vorſtellungen der Merkmaale eine klare Vorſtellung entſpringen; allein alsdann wird erfodert, daß das vorſtellende Ding ſich bewußt ſey, daß es dunkele Vorſtellungen habe. Und dieſes wird die Klarheit der Vorſtellung genannt, welche aber von der klaren Vorſtellung der Sache ſelbſt unendlich weit unterſchieden iſt. Man kann es folgendergeſtalt zeigen: Die Klarheit der Vorſtellung wird erhalten, wenn ich in dem mir gemachten Bilde etwas unterſcheiden, oder zeigen kann, daß verſchiedenes wirklich in ihm ſey, deren eins dennoch nicht daſſelbe iſt, was das andere. Ich kann aber unter vielen dunkeln Vorſtellungen, ſo bald ich mir ihrer bewußt bin, eine von der andern unterſcheiden; und es muß dieſes auch wirklich ſeyn, weil ich ſonſt nicht gewiß wäre, auch nicht beſtimmen konnte, daß ich mehr, als ein dunkeles Bild der Sache hätte: folglich wird die Vorſtellung an ſich klar, wenn ich überzeugt bin, daß ſie ſich wirklich in mir befinde. Dieſes geſchieht aber bloß in mir; und das außer mir befindliche vorgeſtellte Ding kann deswegen mir immerhin dunkel bleiben. So iſt z. E. die Vorſtellung beſchaffen, die ich von einem Haufen zu mir herkommender Leute habe. Ich ſehe, daß der Haufen aus mehr, als einem, beſteht; ich bin mir dieſes bewußt, daß ich mehr, als einen, ſehe: folglich habe ich eine klare Vorſtellung der Vorſtellung, das iſt, meine Vorſtellung iſt an ſich in einer Klarheit. Die Vorſtellung der Sache hergegen bleibt mir dunkel, das iſt, ich kann in dieſem Haufen

kel vor. Dieſe einzelnen Vorſtellungen werden durch das gemeinſchaftliche Band unſerer Empfindungen (dd), dergleichen wir in unſerm Körper, und hauptſächlich im Gehirne wahrnehmen, mit einander

ſen niemanden unterſcheiden, wer er ſey, oder überhaupt, was es für Leute ſeyn. Folglich bleibt die Vorſtellung der Sache dunkel. Es iſt dieſes ein gemeiner Irrthum, den ſehr viele begehen, und in welchen man gar leicht fallen kann, wenn man glaubet, es könne aus dunkelen Vorſtellungen der Sache eine klare Vorſtellung der Sache entſtehen, und nicht darauf Acht hat, daß die Klarheit nur von der Vorſtellung, nicht aber von der Sache verſtanden werden müſſe. Welches der Herr Baron von Wolf gar eigentlich angemerkt; Pſychol. empyr. § 24.

Wofern alſo nicht eine Art und Weiſe von dem Hrn. Gegner angegeben werden kann, wie es in dem Körper zugehe, daß er ſich dieſer dunkelen Vorſtellungen, die ſeine einfachen Dinge hervorbringen, bewußt werde: ſo können wir unmöglich auch dieſes glauben, daß er eine Klarheit der Vorſtellung jemals aus den vielen dunkeln Bildern derer Merkmaale erhalten könne; denn von der Klarheit der Sache ſelbſt haben wir dieſes ſchon verworfen.

(dd) Nun beſtrebt ſich der Herr Gegner, uns eine Genüge zu thun, und zu zeigen, wie der Körper, vermitt iſt aller dieſer dunkeln Vorſtellungen der Merkmaale, eine klare total Vorſtellung haben könne. Er ruft das gemeinſchaftliche Band, welches wir in dem Körper, und hauptſächlich im Gehirne, wahrnehmen, zu Hülfe. Wir unvermögend aber dieſes ſey, den dunkeln Vorſtellungen eine Klarheit, oder dem Körper ein Bewußtſeyn derſelben zu geben, wollen wir itzo zeigen. Wir ſetzen, nach ſeinen Gründen, zum Voraus: Dieſes gemeinſchaftliche Band ſoll in unſerm Körper vorhanden ſeyn. Weil aber nichts in dem Körper iſt, was nicht in den Theilen zu finden iſt, aus welchen er beſtehet: ſo müßte dieſes gemeinſchaftliche

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 19136061

der vereint (ee); und daraus entsteht eine Totalempfindung, oder Vorstellung des Gegenstandes im Ganzen, welche aus dunkeln Vorstellungen seiner Merkmaale zusammengesetzt ist: das ist, ein klarer Begriff desselben; das Bewußtseyn desselben; das Geden-

Band, und die Kraft aus der gemeinschaftlichen Verbindung der Ideen in den einfachen Dingen seinen Sitz haben; folglich wäre dieses etwas anders, als die Vorstellungskraft. Denn es soll eine Kraft, alle dunkele Ideen zu verbinden, seyn. Da nun aber, nach den beregten Sätzen des Herrn Verfassers, kein einfaches Ding allein, wenn es auch nachgehends in einer Verbindung mit andern betrachtet wird, etwas mehreres, als eine dunkele Vorstellungskraft, hervorbringen kann: so müßte dieses Wesen, das die Ideen der einfachen Dinge zu verbinden im Stande ist, etwas seyn, das von dem Körper, folglich von seinen einfachen Dingen unterschieden wäre: folglich müßte es die Seele seyn, sintemal außer ihr nichts in uns zu finden ist, das von den Theilen des Körpers unterschieden wäre. Dannenhero sähe man sich doch genöthiget, der Seele das Wesentliche eines Gedankens auch auf diese Art zuzuschreiben.

Eben so deutlich erhellet der Ungrund des uns gemachten Einwurfes, wenn wir die Empfindungen selbst prüfen, deren gemeinschaftliches Band im Körper zum Voraus gesetzet wird. Es ist bekannt, daß die Empfindungen nichts anders, als Vorstellungen eines zusammengesetzten Dinges in einem einfachen sind. Wenn nun durch die Empfindungen die dunkeln Vorstellungen, vermittelst einer Vereinbarung, sollten können zu einer Klarheit erhoben werden: so müßte folgen, daß dieses eine Vorstellung, in Ansehung der andern, bewirken könnte, das ist, daß viele dunkle Vorstellungen gemeinschaftlich einen andern Haufen dunkeler Vorstellungen zu einem Gedanken machen könnten.

Weil

Gedenken deſſelben. Und ſo gedenkt unſer Körper. W. Z. E. W.

Will jemand das angezogene gemeinſchaftliche Band unſerer einzelnen Empfindungen in unſerm Körper leugnen, der muß wider die Erfahrung et-

Weil aber eine dunkele Vorſtellung nichts mehr in ſich kann, als eine andere: ſo iſt klar, daß es etwas Widerſprechendes ſey, das Band gemeinſchaftlicher Empfindungen zum Werkzeuge der Gedanken, bey den erdichteten dunkeln Vorſtellungen des Körpers zu machen. Wir haben völlig recht die Empfindungen, ob ſie gleich ſonſt auch klar ſeyn können, hier nicht anders, als dunkle Vorſtellungen anzuſehen, weil wir ſie in dem Körper nach den Sätzen des Herrn Gegners betrachten müſſen. Der Körper aber hat nichts, als dunkele Vorſtellungen; wannenhero auch noch keine Urſachen von ihnen angegeben worden, warum eben die Empfindungen klare Vorſtellungen ſeyn ſollten.

(ee) Kein Philoſoph wird zugeben, daß aus einer bloßen Vereinbarung vieler dunkeln Vorſtellungen eine klare Idee erwachſe. Denn wenn eine Vorſtellung klar wird: ſo iſt das Bewußtſeyn ſchon in dem verfallenden Dinge vorhanden, Der Herr Gegner bildet ſich ein, es ſey ſchon genug, zu einer klaren Vorſtellung zu gelangen, wenn er nur eine Sammlung von vielen dunkeln Vorſtellungen habe, und daher wird es ihm leicht hinzuzuſetzen: **ſo denkt unſer Körper; ſo iſt er ſich ſeiner bewußt** u. ſ. w. Wir haben bey den Anmerkungen i. l. dd. erinnert, welchergeſtalt wir das Bewußtſeyn aus keiner andern Quelle, als aus eben derjenigen herleiten, aus welcher eine klare Vorſtellung entſteht. Wenn wir daher weiter nichts annehmen, als dieſes: wer eines Dinges ſich bewußt ſeyn ſoll, der muß daſſelbe klar vor Augen haben; wiewohl gar öfters die Deutlichkeit erfodert wird, keine aber von beyden in dunklen Vorſtellungen, wenn ſie gleich alle zuſammen genom-

was in Zweifel ziehen (ff). Z. E. Es ſchmerzet einem ein Schlag, den er von dem Nachtwächter mit dem Morgenſtern bekommen hat. Da ſind unendlich viel Fäſerchen, die zerdrückt, oder zerriſſen ſind, oder von dem einſchießenden Blute über Gebühr ausgedehnet werden. Ein jedes derſelben wirkt einen Theil des Schmerzes, den der Geſchlagene empfindet. Er empfindet ſie aber in ihrer Verknüpfung, und durch ein gemeinſchaftliches Band der Empfindung vereint (gg). Und daher entſteht eben die Größe des Schmerzes.

Will man aber noch genauer gehen, und von mir wiſſen, wie denn die drey Handlungen, die zum Bewußtſeyn erfodert werden; nämlich Vorſtellung, Ver-

genommen werden, ſich findet, ſo müſſen wir nothwendig andere Gründe als dieſe ſehen, wenn wir glauben ſollten, daß aus dunklen Vorſtellungen ein Gedanken, folglich ein Bewußtſeyn entſtehen könne.

(ff) Niemand wird wider das wirkliche Daſeyn ſowohl etwas einwenden, als vielmehr um den Urſprung deſſelben bekümmert ſeyn: der ſich aber nach des Herrn Gegners, Grundſätze nicht aus dem Körper herleiten läßt, und zwar auf eine ſolche Art, daß durch daſſelbe gemeinſchaftliche Band eine dunkle Vorſtellung in eine klare verwandelt würde.

(gg) Dieſes ganze Beyſpiel will, daß der Schmerz aus der Wirkung aller derer zerſtoßenen Theilchen entſtehe, und daß jedes von ihnen beſonders zur Empfindung des Schmerzes etwas beytrage: allein es wird dadurch das nicht erhalten, was dadurch erhalten werden ſoll. Es be-

weiſt

Vergleichung und Unterſcheidung; im Körper vorgehen möchten: ſo gebe ich ihm nur zu bedenken, aus wie unendlich vielen einzelnen Theilen unſer Körper beſteht, und daß unſer Körper alſo, vermöge ſo unendlich vieler Kräfte, die auf mancherley Art verknüpft ſind, durch eine zureichliche Anzahl ſeiner einfachen Theile, ſich zuerſt die Vorſtellung des Gegenſtandes bilden, und ſolches Bild, mittelſt des gemeinſchaftlichen Bandes ihrer Empfindungen, die da fortwähren, erhalten kann: durch andere ein gleiches bey ſich, und den andern um ihm ſeyenden Dingen thun kann. Daß er wiederum durch andere die Aehnlichkeiten des Gegenſtandes mit ſich und den andern um ihm ſeyenden Dingen bilden

weiſt vielmehr etwas für uns. Denn der Herr Gegner ſteht in den Gedanken, der Schmerz werde klar empfunden. Wir aber halten das Gegentheil, und ſprechen: der Schmerz werde nicht klar empfunden, aber die Vorſtellung des Schmerzes ſey klar, das heißt ſo viel geſagt: die Empfindung iſt klar, und ich bin mir deſſen vollkommen bewußt, daß ich den Schmerz fühle. Woraus dasjenige wiederum beſtärket wird, welches wir in der Anmerkung (cc) von der Klarheit der Vorſtellung, und von der Klarheit der Sache geredet. Das aber jedes verletzte Theilchen des Körpers beſonders dergleichen unangenehme Vorſtellung hervorbringt, iſt nicht durch das geſellſchaftliche Band der Empfindungen, ſondern zunächſt aus der Verbindung aller Theile des menſchlichen Körpers herzuleiten. Denn eben dieſe Zuſammenſetzung machet ſelbſt, daß die Empfindungen im Körper gemeinſchaftlich werden, folglich ſind dieſe der Natur der Sachen nach ſpäter als jene. Weswegen auch der Schmerz gar recht eine Trennung des ſtätigen in unſerm Körper genennet wird.

angegeben. Am 47. und folgenden Blate redet der Verfaſſer von dem goldenen Felle, welches der trefliche Avanturier Jaſon nachgehends aus Colchis entführet, alſo: Was ſolches vor ein geheimer Schatz geweſen, mögen meine Klüglinge Antagoniſten entſcheiden. Daß es ein Chymiſches Buch geweſen, welches die Adeptiſche Arcana, wie im kurzen Auszug mit ihren ächten Proceſſen den curieuſen offen geleget, iſt die Entſcheidung meiner myſtiſch-allchymyſtiſchen Seele und ihrer Raiſonirungskunſt. P. 59. braucht Pluto den Drey-Zinck-Stab zum Reichskleinod, und ſeines Supremats Königlichen Wahrzeichen. P. 75. heißen Veſuvius und Hecla die berühmte Feuerwerkes-Compagnons des Aetna; die Inſulâ Vulcaniâ aber die Feuer-Materialiſten.

VI.

Johann Chriſtian Günthers, aus Schleſien, curieuſe und merkwürdige Lebens- und Reiſe-Beſchreibung, welche er ſelbſt mit Poetiſ. Feder entworfen und an einen guten Freund überſchicket, nebſt einem Anhange einiger von ihm verfertigten noch ungedruckten Briefe.

Schweidnitz und Leipzig, verlegts Johann George Böhm, 1732. in 8v 128 Seiten.

MAn verwundert ſich oft, wenn man in den alten Kirchengeſchichten lieſet, daß ſich die Ver-

bilden kann (hh): gleichwie wiederum durch andere die Unähnlichkeiten. Endlich aber nach allen dieſen Handlungen, deren Empfindung bey ihm fortdauret, wiederum durch andere ſich den Gegenſtand, eben nach ſeinen Verſchiedenheiten von dem Körper, und denen andern um ihm ſeyenden Dingen bilden kann.

Wie will man nun dieſe Möglichkeit der Zeugungsart der Gedanken im Körper widerlegen? Und iſt es nicht viel begreiflicher, daß ſo eine zuſammengeſetzte Handlung, als das Gedenken iſt, von einem zuſammengeſetzten Dinge hervorgebracht werde, als von einem einfachen (ii)?

So viel erinnere ich nur zum Voraus, daß man mir aus der gemeinſchaftlichen Empfindung, wodurch alle einzelne dunkele Empfindungen der Merk-

(hh) Alles dieſes iſt ſchon in dem vorhergehenden verworfen worden, dem wir nur noch dieſes hinzuſetzen, wie ſich der Herr Gegner ungemein irret, wenn er den Unterſcheidungsactum eines gewiſſen Dinges, aus den gemachten Bildern derer einfachen Dinge herleiten will, da er vielmehr denſelben in der Kraft zu abſtrahiren, die einem Dinge eigen ſeyn muß, wenn es unterſcheiden ſoll, zu ſuchen hätte. Ja die Aehnlichkeiten, die ſich ein Ding vorſtellen ſoll, ſind gar nicht die Vorſtellungen, ſondern das Abſtracte derſelben, das iſt, Begriffe die ein denkendes Weſen über verſchiedene ſich vorgeſtellte Sachen zu machen pfleget. Wenn man aber den Grund der Aehnlichkeit in der vorgeſtellten Sache erblicken will, ſo kommen wir auf die Merkmaale zweyer Dinge, von denen wir in der Anmerkung unſre Gedanken eröffnet.

Ueberhaupt fügen wir dieſes hinzu, wenn der Körper bey ſich durch einige ſeiner einfachen Dinge die Aehnlichkeit; nach andern hergegen, die Unähnlichkeit verſchiedener Sachen

Merkmaale des Gegenſtandes vereint werden, und die eben ſo dann den klaren Begriff, das Bewußtſeyn, und das Gedenken ausmacht; keine eigene Subſtanz erſchaffe (kk). Das Denken iſt ein Accidens: und eben deswegen denkt unſer Körper im Schlafe nicht, weil alsdann ſeine Empfindungskräfte unwirkſam ſind.

Endlich warne ich einen jeden, er ſey nicht zu willfährig im Zugeben, und denke nicht etwan: Je nun! wenn denn nun auch der Körper denken könnte; wie wollte der Zweifler mit allen den übrigen Eigenſchaften und Handlungen fortkommen, die wir von unſerer Seele weiter wahrnehmen, und deren Regiſter ein ganzes Buch, die empyriſche Seelenlehre, ausmacht? ſo bleibt doch noch genug übrig, wozu

Sachen wahrnehmen könnte, ſo müßte gewiß jedes einfaches Ding weit mehr als eine bloße dunkle Vorſtellungskraft beſitzen, als welches der Begriff des ähnlichen und mähnlichen erfodert. Wenn aber dieſes nicht wäre, was würde denn dieſes in dem Körper ſeyn, vermittelſt deſſen die Wahrnehmung der Verſchiedenheit der Merkmaale bey zwey vorgeſtellten Dingen geſchähe? Sollte ſolches wiederum das gemeinſchaftliche Band der Empfindungen bewerkſtelligen?

(ii) Man hätte allhier freylich darthun ſollen, ob in einem einfachen Dinge keine zuſammengeſetzten Handlungen ſtatt hätten. Wir können ſehr leicht zeigen, wenn ein einfaches Ding ſeine Kraft auf verſchiedene anwenden kann, und dadurch verſchiedene Handlungen, deren Grundkraft aber einerley iſt, hervorzubringen vermag: ſo können in ſolchem einfachen Dinge zuſammengeſetzte Handlungen allerdings ſtatt haben.

(kk) Man leſe hier das, was bey der Anmerkung (dd) erinnert worden.

wozu wir die Seele nicht entbehren können (ll). Man beſinne ſich vielmehr, daß alle neuern Weltweiſen die ganze empyriſche Seelenlehre, in ihrer rationalen, aus der einzigen Kraft, ſich etwas klar vorzuſtellen, herleiten und erklären. Sollte es denn wohl ſchwer fallen können, alles daſſelbe auch dem Körper zuzueignen, und aus ſeiner Kraft, ſich etwas bewußt zu ſeyn, herzuleiten? wenn man dieſe dem Körper einmal eingeräumte hätte (mm). Gewiß, es gebe mir nur erſt jemand zu, daß der Körper die Kraft habe, ſich bewußt zu ſeyn: ſo will ich bald die ganze Pſychologie in ein materialiſtiſches Syſtem verwandelt haben. L' Homme plus que machine pag. 4. Il faut avouer, que s'il étoit demontré etc.

(ll) Weit kräftiger hätte der Herr Gegner ſeine Zweifel ſtützen mögen, wenn es demſelben einiges anzuführen beliebt hätte, ſo nach Wegnehmung des Denkens der Seele annoch übrig bleiben würde. Wir glauben alles mögliche von der Seele zu ſagen, wenn wir ſie denken laſſen.

(mm) Wir haben dieſes nicht gethan, ſondern gezeigt, daß eben dieſes, was der Herr Gegner beſonders hätte darthun ſollen, das iſt das Bewußtſeyn des Körpers gar ſeichte berühret worden. Den Beſchluß ſoll dieſe Anmerkung machen, womit wir alle Zweifel des Herrn Gegners nochmals kurz entwaffnen wollen. Er giebt nämlich zu, daß kein infaches Ding, für ſich allein betrachtet, gedenken kön e. Wir nehmen aber nur dieſes von den einfachen Dingen der untern Art an, und ſchließen: kann kein einfach Ding für ſich allein gedenken, ſo kann ſolches auch nicht mit andern ein zuſammengeſetztes ausmachen, das da denken könne. Denn was den Oberſatz zu beweiſen der Hr. Gegner beygebracht, haben wir in den Anmerkungen (cc und dd) unkräftig gemacht.

Erſtes Regiſter

aller in dieſen X Bänden des Büchersaales befindlichen Abhandlungen, Ueberſetzungen und ganz eingerückter Gedichte

nach der Ordnung wie ſie in den Bänden aufeinander folgen. Die römiſche Zahl zeiget den Band, die arabiſche hingegen die Seiten, an.

Vorläufige Nachricht von dem Collegio Carolino zu Braunſchweig, I. 74-96.

Auszug aus dem dritten Stücke des Epiloguers den 21 Julii 1745. I, 156-163.

La Bataille de Fontenoy, Poeme de Mr. de Voltaire, nebſt der Antwort eines Deutſchen auf vorſtehendes voltairiſches Gedicht I, 164-180.

Unterſuchung von dem Alterthume der Malerey, aus dem erſten Bande der Hiſtoire de l'Academie royale des Inſcriptions et des belles Lettres. Ueberſetzt durch L. A. G V. I, 180-161, und 234-243.

Von etlichen Urſachen der dunklen Schreibart, aufgeſetzt von Prechtlein I, 367-374.

Abhandlung von der Nachahmung, als eine Fortſetzung der in den Beyträgen zur critiſchen Hiſtorie der Sprache ꝛc. ꝛc. angefangenen Unterſuchung über dieſe Materien, von Elias Schlegel I, 415-432.

Theod. Joh. Quiſtorps Erweis, daß die Poeſie ſchon für ſich ſelbſt ihre Liebhaber leicht unglückſelig machen könne I, 433-452.

v. Fontenellens Betrachtungen über die theatraliſche Dichtkunſt, aus dem VI Theil ſeiner Oeuvres diverſes überſetzt, von L. A. V. G. I, 496-514. II, 31-52. S. 162-175. S. 225-338.

Von denen Belohnungen und Ehrenzeichen, welche von denen Griechen und Römern denenjenigen zugeſtanden wurden,

wurden, die ſich entweder in den Wiſſenſchaften oder im Kriege hervorgethan, aus der Hiſt. de l'Acad. royale des Inſcr. et bell. Lettres überſetzt II, 69–77.
Von den Rieſen, aus der Hiſt. de l'Acad. royale des Inſcr. Band I, p. 158. I, 152–138.
Erklärung der Stelle im Horaz:

Qui Muſas amat impares
Ternos ter Cyathos attonitus petet.
Carm. L. III. Od. 19.

aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. überſetzt I, 138–143.
Erklärung des 74ten Verſes aus Juvenals vierten Strafgedichte: Pegaſus *attonitæ* poſitus modo Villicus *urbi*, aus dem Franzöſiſchen der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. T. I, p. 178. I, 143–147.
Von den berühmteſten meißniſchen Dichtern II, 238–244.
Gottlieb Siegm. Corvini ſonſt Amaranthes letztere Poeſie und Abſchiedsode II, 244–256.
Verzeichniß aller derjenigen akademiſchen und andern Schriften, die zu Königsberg ſeit dem zweyten Jubelfeſte dieſer Akademie ans Licht getreten II, 277–283.
Vincent. Gravinæ Epiſtola ad Marchionem Scipionem Maffejum II, 310–325.
Ueberſetzung eines engliſchen Scribenten aus dem Common Senſe, das Heldengedicht Leonidas betreffend II, 326–338.
Nachricht von einer poetiſchen Ueberſetzung des Buches Hiobs, nebſt der Probe dieſer Ueberſetzung II, 369–374.
Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer, von K. II, 399–416.
Platons Urtheil von der Poeſie, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. T. I, p. 216 ſqq. II, 416–421.
Der Dichter auf ſeiner Reiſe nach Leipzig, ein Gedicht II, 450–452.
Der Herbſt, ein Gedicht II, 453–454.
Betrachtungen über Virgils Aeneis, aus der Hiſt. de l'Acad. Royale des Inſcr. T. I, p. 220. II, 455–463.
Unterſuchung, ob es einer Nation ſchimpflich ſey, wenn ihre Poeten kleine und ſogenannte Gelegenheitsgedichte verfer-

verfertigen, nebſt einem Hochzeitgedichte Hrn. Prof. Richeys II, 493-480.
Tugendhafter Streit der Liebe und der Dankbarkeit, zwiſchen dem Scipio und dem celtiberiſchen Allucius aus den Geſchichten des Livii, L. XXVII, c. 50. ins Deutſche überſetzt von Joh. Heinr. Ackern II, 501-511.
Probe von Joh. Dan. Overbecks Ueberſetzung der Hirtenlieder Virgils; und zwar die fünfte Ekloge in Verſen II, 512-516.
Streit unter den Anhängern Homers und Virgils, aus dem Franzöſiſchen II, 532-537.
Anmerkungen über einige Ueberſchriften in hetruriſcher, puniſcher und palmyreniſcher Sprache; aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. T. I, p. 263 ſeqq. III, 22-32.
— über die Aufſchrift eines alten Aſchenkruges III, 29-22.
Remond de St. Mard erſtes Schreiben von dem Anfange, Fortgange und Verfalle des guten Geſchmacks, aus dem Franzöſiſchen überſetzt III, 153-169. Zweytes Schreiben III, 225-241. Drittes Schreiben III, 289-306.
Betrachtungen über die athenienſiſchen Münzen, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. T. I, p. 282. III, 163-176.
Jonath. Swifts ſinnreiche Ausſchweifung von dem Ame eines Kunſtrichters itziger Zeiten, aus dem Tale of a Tub, III Abſchnitte, mit Fleiß überſetzt III, 261-282.
Schreiben an den Herausgeber des Büchersaales, wegen einer deutſchen Ueberſetzung der Cyropædie des Xenophons III, 307-313.
Betrachtungen über die lacedämoniſchen Münzen, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. P. I. p. 293 ſeqq. III, 329-340.
Umſtändliche Nachricht von dem itzo verbeſſerten Zuſtande der Ritterakademie zu Lüneburg III, 341-355. S. 545-566.
Projet de l'Etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. Dreſſé et imprimé par C. F. Simon Fils, Imprimeur-Libraire à Paris. III, 443-457.
Von den Anreden der römiſchen Kaiſer auf Münzen, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. III, 457-463.
Ein Brief, den Misbrauch der Redensarten der h. Schrift betreffend, aus dem Engliſchen überſetzt III, 497-513.

Die Gottheit, eine Ode III, 513=520.
Nachricht von einem alten deutſchen Manuſcripte der Sprüchwörter und des Predigers Salomonis, in einer Einladungsſchrift bekannt gemacht von Chriſtian Schöttgen III, 521=534.
Von den Wörtern CONON oder COMOR die man in dem Abſchnitte der goldenen Münzen des verfallenden röm. Reichs findet, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. III, 535=545.
Auszug aus einem MSC. von den römiſchen Fechtern nach Lipſii lateiniſcher Abhandlung de Gladiatoribus, dem Hauptinhalte nach überſetzt, und mit Anmerkungen zur Erläuterung der deutſchen Sprache verſehen IV, 23=30.
Freye Ueberſetzung einiger Gedanken des Hrn. von E * * über die Gelehrſamkeit, von I. F. C. in Verſen IV, 45=52.
Nachricht von einer neuen gelehrten Geſellſchaft, welche mit dem Ablaufe des 1746ſten Jahres zu Olmütz in Mähren geſtiftet worden IV, 84=89.
Anmerkungen über den Urſprung der Götter, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. etc. T. II, p. 1. IV, 163=167.
Von der poetiſchen Hölle, aus eben dieſen Schriften überſetzt IV, 168=175.
Von dem Gottesdienſte des donnernden Jupiters, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. IV, 255=260.
Froms, Rectors des Gymnaſii zu Marienburg in Preußen, Anmerkung über die Ueberſetzung der Ilias in deutſche Verſe, die vor einiger Zeit in dieſem Bücherſaale eingerücket worden, IV, 261=274.
Urſprung der Fabel von den Centauren, nebſt einer kurzen Hiſtorie derſelben, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. T. II, p. 26. IV, 275=280.
Von der Religion der Reiſenden, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. IV, 339=347.
Kurzgefaßte Nachricht von den bekannteſten preußiſchen Poeten voriger Zeiten IV, 371=384. imgl. 429=451. S.
Abhandlung von dem hohen Werthe und Vorzügen, der auf der königl. Bibliothek zu Dresden vorhandenen alten Abſchrift eines uralten Heldengedichts, auf Kaiſer Carls

Carls des Groſſen ſpaniſchen Feldzug; in hoher Gegenwart Sr. königl: Hoheit Hrn. Friedrichs Chriſtians königl. Prinzen von Polen und Churprinzens zu Sachſen vorgeleſen von Joh. Chr. Gottſcheden IV, 387 - 411.

Betrachtungen über den wahren Geſchmack der Alten in der Baukunſt, und über deſſelben Verfall in neuern Zeiten IV, 411 - 428.

Abhandlung von den Freyſtädten, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. T. II, p. 52. IV, 451 - 462.

Von der Gaſtfreyheit, aus der Geſchichte der Acad. es Inſcript. et bell. Lettres IV, 525 - 531.

Von dem Unterſchiede zweener Minos, aus den Schriften der Acad. des Inſcript. V, 80 - 87

Schreiben eines Ungenannten an die Verfaſſer des neuen Bücherſaals, über einige Punete der deutſchen Sprache V, 140 - 154.

Zwey Briefe, welche das Whiſtoniſche Cometengebäude betreffen, deren der erſte von Geo. Wilh Weaner, der zweyte, von Joh. Heyn ausgefertiget worden V, 155 - 190.

Horazens vierte Satyre des erſten Buchs in deutſche Verſe überſetzt V, 248 - 257.

Von den Vergnügungen die unter den Griechen bey Tiſche üblich geweſen, aus der Hiſt. de l' Acad. des Inſcript. T. II, p. 75. V. 257 - 261.

Von dem Urſprunge der Saturnalien; aus der Acad. des Inſcript. T. II, p. 78. V, 261 - 267.

Probe einer Ueberſetzung Cäſars, 1ſtes Buch 1ſtes Capitel V, 268 - 280.

Von den Gebräuchen, welche die Römer bey Grundlegung der Städte beobachtet haben, aus der Hiſt. de l' Acad. des Inſcript. T. II, p. 85. V, 306 - 316.

Proſaiſche Ueberſetzung der dritten Satyre aus dem zweyten Buche der horaziſchen Strafgedichte, von Groſchuf V, 368 - 380. S. 458 - 474.

Poetiſche Ueberſetzung eben dieſer Satyre V, 522 - 538.

Von den Vorrechten der rechten Hand, ſiehe die Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. T. II, p. 95. V, 449 - 458.

Von dem Händeküſſen, aus der Hiſt. de l'Acad. Royale des Inſcript. T. II, p. 104. V, 539 - 544.

Eine Beſchreibung des künſtlichen Magneten, der von dem geſchickten Servington Savery in London erfunden worden V, 544 - 551.

Von dem Gebrauche des Gebeths, für die Todten bey den Heyden, aus der Acad. des Inſcript. T. II, p. 119. V, 565 - 571.

Sendſchreiben eines ſchleſiſchen Anonymi, an weil. Sr. Hochehrwürden, Hrn. Joh. Heyn, worinn einige Anmerkungen über deſſen Lehre vom Seelenſchlafe enthalten ſind VI, 29 - 47. S. 158 - 175.

Von den Reichthümern des Tempels zu Delphis, und von den verſchiedenen Räubereyen die er erlitten, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. VI, 47 - 56.

Kurzes Verzeichniß einiger öſterreichiſchen alten Dichter, die in deutſcher Sprache geſchrieben haben VI, 57 - 73. S. 126 - 144.

Ein ſchönes Gedicht vom Gewiſſen, aus dem Engliſchen überſetzt von H. v. S. V, 74 - 77.

Von dem Gebrauche der Reden bey den griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreibern, aus den II T. der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. VI, 77 - 80.

Anmerkung über die ſächſiſchen Jahrzettel der Gebohrnen und Geſtorbnen VI, 81 - 93.

Ankündigung eines neuen Kupferwerkes, von der natürlichen Hiſtorie aller irdiſchen Geſchöpfe VI, 236 - 254.

Probe einer poetiſchen Ueberſetzung des Telemachs, von Hrn. Kopp VI, 269 - 274.

Muthmaßliche Herleitung der deutſ. Redensart, den Korb bekommen, aufgeſetzt von Groſchuf VI, 362 - 374.

Zufällige Fortſetzung dieſer Muthmaßung über die Redensart den Korb bekommen, von Sämler VII, 354 - 362.

Beſcheidene Gegenerinnerung gegen die Sämleriſchen Gedanken, wegen des Korbgebens VII, 519 - 529.

Antwort auf dieſe Gegenerinnerungen von Sämlern VIII, 241.

Schreiben an den Herausgeber des Büchersaals, wegen einiger

einiger deutſchen Alterthümer, von Sigism. Sämler VI, 375 - 381. fernere Erläuterung derſelben VII, 73 - 81
Gedanken über das in Deutſchland übliche blinde Kuhſpiel, von Groſchuf VI, 431 - 458.
Schreiben an die Verfaſſer des Büchersaals wegen des P. Barre allgemeiner Geſchichte der Deutſchen, nebſt der Antwort VI, 542 - 549.
Verzeichniß der Landkarten, Städte, Gründe und Proſpecte, ſo von Matthäo Seuttern in Augſpurg verfertiget ſind VI, 559 - 567.
Entwurf der hiſtoriſchen Zeichnung oder Schilderey von dem Urtheile nach dem Prodikus, wie ſolches beym Xenophon im zweyten Buche ſeiner Merkwürdigkeiten Sokratis vorhanden; aus dem Engliſchen des Grafen von Schaftsbury in ſeinen Characteriſtic's of Man etc. überſetzt von H. W. von Logau und Altendorf VII, 17 42. S. 133 - 152.
Cromvel Mortimers Secretärs der londenſchen Societät der Wiſſenſchaften, an Se. Hochgeb. Excellenz, Hrn. Reichsgrafen von Manteufel VII, 43 - 48.
Gedichte an den Hochgeb. Hrn. Grafen von Manteufel. auf deſſen Aufnahme in die londonſche Societät, und ſein Geburtsfeſt VII, 49 - 54. S. 370 - 374.
Vorläufige Nachricht von einem Paare recht anſehnlicher Weltkugeln, nämlich einer Erd- und Himmelskugel, welche zu Elbing in Preußen von Joh. Friedr. Enderſch verfertiget werden VII, 168 - 177.
Nachricht von der den 25 Jul. 1748 an verſchiedenen Orten in Europa beobachteten großen Sonnenfinſterniß VII, 178 - 184.
Zuverläßige Nachricht von der Ausgabe einiger trefflichen deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts durch Arlet VI, 253 - 267.
Roſen ohne Dornen, oder die gegen den Herbſt ſich eingefundenen grünen Weidenroſen als der Alten Friedensroſen, von Sämlern VI, 267 - 272.
Eines gelehrten Kräuterkundigen zufällige Anmerkungen über die Schrift: l'homme Plante, dadurch ihr Ungrund

wegenheit gewisser Ketzer so weit erstrecket, den heiligen Scribenten gewisse Schriften zuzueignen, die sie doch niemals gesehen, vielweniger geschrieben haben können. Doch wenn man die Heftigkeit und den Eifer erweget, womit man in Religions-Sachen seine Meynungen, es koste auch was es wolle, zu behaupten suchet; und von wie grosser Gültigkeit hier allezeit die Zeugnisse von GOtt erleuchteter Männer gewesen: So wird einen die gedachte Verwegenheit der Irrgläubigen bey weitem so sehr nicht befremden, als die Unverschämtheit derer, die auch weltlichen Scribenten, in Dingen, die aller Welt als gleichgültig vorkommen sollten, ihre Federn leihen; und dasjenige schlechte Zeug, so sonst niemand des Ansehens werth geschätzet hätte, durch den Nahmen eines berühmten Mannes beliebt machen wollen. Wie oft dieses den besten lateinischen und griechischen Scribenten wiederfahren sey, ist den Gelehrten bereits bekannt: Und unter den neuern ist dieses das gemeine Schicksal der berühmtesten Französischen Poeten auch gewesen, daß man ihnen wohl noch bey ihrem Leben allerley elende Gedichte zugeschrieben, oder vielmehr aufgebürdet, die sie doch niemals verfertiget hatten.

Unter uns Deutschen findet sich itzo auch ein Exempel dieser Frechheit. Günther ist derjenige, dem man nach seinem Tode so manches zueignet, was er nicht gemacht hat: Und vielleicht ist er unter seinen Landesleuten nicht der einzige, dem solches wiederfahren ist. Auch Hoffmannswaldau hat dergleichen Ehre erlanget, da man sichs in den Sinn kommen lassen; ihn auch nach dem Tode, immer mehr dichten zu lassen.

grund aus der Botanik erwieſen wird VII, 530-536.
Anmerkung wegen der Zunahme oder Abnahme der Gebohrnen und Geſtorbnen verſchiedener Jahre, an einem und demſelben Orte VII, 537-544.
Nachricht von einem preußiſchen Alterthume, nämlich von dem großen Saale in dem Schloſſe von Marienburg in Preußen von M. C. Hanov VIII, 69-77.
Ode, wegen des zu Osnabrück den 25 Octobr. 1648 geſchloſſenen Friedens VIII, 92-96.
Anmerkungen eines engländiſchen Gelehrten über den dritten Theil der Lettres de Mr. l'Abbé le Blanc ſur les Anglois et les Francois VIII, 29-129.
Trauergedicht welches im Namen der leipzigiſchen Akademie auf das Ableben des weil. Hochgeb. Herrn Gr. von Manteufel, ausgetheilet worden VIII, 182-187.
Nachricht von der deutſchen Ausgabe der Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions et belles Lettres VIII, 252-281.
Das zweyte Hirtenlied Virgils in deutſchen Verſen überſetzt von Chriſt. Friedr. Werniken VIII, 259-302.
Von den Mimen und Pantomimen der alten Deutſchen durch Sämmlern VIII, 327-333.
Virgils dritte Ekloge Palæmon betitelt, in deutſche Verſe überſetzt von Chriſt. Wilh. Manitius VIII, 357-364.
Nachricht von der Ausgabe eines altdeutſchen Gedichts des Rheinbolt von Doren VIII, 365-376.
Schreiben an den Herausgeber des Büchersaals die Sonn- und Mondfinſterniß betreffend, von Stief VIII, 376-381.
Ode über die Aufnahme Ihrer königl. Hoheit der durchl. Prinzeſſinn und Frau, Maria Antonia, königl. Churprinzeſſinn in Sachſen, in die römiſche Akademie der Arkader VIII, 387-396.
Von dem erſten griechiſchen Drucke der Deutſchen, auch daß man in Deutſchland eben ſo zeitig angefangen, griechiſch zu drucken, als in Italien, durch Sämlern VIII, 438-447.
Die fünfte Ekloge aus dem Virgilius, betitelt der Da-

Daphnis, Menalkas und Mopſus, in deutſche Verſe überſetzt von Joh. Carl Halter VIII, 459 - 464.

Eines gelehrten Sprachkenners kurze Anmerkungen über das Decliniren der eigenen Namen fremder Sprachen im Deutſchen VIII, 464 - 476.

Vincent. Gravina Schreiben an den Marcheſe Maffei von der Trennung der arkadiſchen Akademie zu Rom, die im Anfange dieſes Jahrhunderts geſchehen VIII, 513-526.

Umſtändliche Beſchreibung der höchſtmerkwürdigen Sonnenfinſterniß, des 1748ſten Jahres, wie ſie in Elbing von Jac. Woyten beobachtet worden IX, 3 - 12.

Anfrage an die Schrift- und Vernunftgelehrten, über das Weſen der Ewigkeit Gottes IX, 13 - 22. Beantwortung dieſer Anfrage IX, 548 - 559. X, 37 - 52.

G. C. F. Gedanken vom Bücherſchreiben der Gelehrten IX, 31 - 57.

Entſcheidung einer grammatikaliſchen Anfrage, die aus Petersburg eingelaufen, über das Geſchlecht des Wortes Machetlohn IX, 69 - 74.

Lebenslauf des Herrn Prorectors M. Johns in Breßlau IX, 74 - 79.

Nachricht von den Geburts- und Todesregiſtern vieler anſehnlicher Städte in Deutſchland von 1748. IX, 81 - 88.

Völlige Abſchrift des uralten preußiſchen Stadt- und Landrechts, aus einer Handſchrift von der kaiſerl. Bibliothek zu Wien mit Anmerkungen IX, 113 - 130.

Anmerkung über die vermeynten Stufenjahre des menſchlichen Lebens IX, 147 - 155.

Abhandlung von der Unmöglichkeit der ſcholaſtiſchen Art zu ſtudiren, ſo wie in den Schulen der Catholiſchen in Deutſchland getrieben wird, aus dem Franzöſiſchen eines Vornehmen von Adel überſetzt IX, 156 - 165. S. 245 - 259. S. 336 - 349. S. 401 - 424. S. 524 - 548.

Alex. Popens philoſophiſches Gebeth in deutſche Verſe überſetzt IX, 182 - 184.

Auszug aus dem orthographiſchen Briefwechſel zweyer Gelehrten, wegen der Trennung der Doppellaute á, ó und ú, in ae, oe und ue IX, 224 - 229.

Benachrichtigung von der in Wien geſtifteten hochfürſtl. lichtenſteiniſchen oder ſavoyiſchen Ritterakademie IX, 268-277.

Geſpräch im Traume mit dem Herrn von Canitz, über die neumodiſche hieroglyphiſche Schreibart von D. Quiſtorpen IX, 301-320.

Alphabetiſches Verzeichniß der deutſchen und lateiniſchen Gedichte von Simon Dachen IX, 349-361. Nachleſe zu dieſem Verzeichniſſe X, 149-156.

Eine neue Lesart beym Tacitus, was nämlich Liburna Iſiaca, Cap. IX de morib. Germ. bedeute, von Sämlern IX, 402-408.

Verſuch einer Abhandlung von dem Hauptputze und den Haarnadeln des vornehmen Frauenzimmers unter den alten Sveven, von Sämlern IX, 424-435.

Von einem in der Gegend Merſeburg neuentdeckten alten heydniſchen Grabmaale, von Balth. Hoffmann IX, 442-453.

Anzeige des völlig entdeckten Grundes zu einem unveränderlichen Lehrgebäude, nach der Ordnung der Natur und Anleitung der natürlichen Gelehrſamkeit durch I. F. C. H. IX, 498-511.

Auszug einer Nachricht, welche eine Beſchreibung von einer Penduluhr enthält, auf der oben eine ſich bewegende Kugel ſteht, deren Umwälzung genau mit den Himmelsbegebenheiten zuſammentrift, aus dem Franzöſiſchen X, 81-85.

Verzeichniß verſchiedener von Joh. Kupezkys ſel. eigener Hand verfertigten Malereyen, nebſt einigen von andern Meiſtern gemahlten Stücken, welche ſich bey ſeinen Erben finden X, 85-92.

Abhandlung von den vornehmſten alten und neuen Trauerſpielen, die von der Elektra gemacht worden, und inſonderheit von des Sophokles ſeiner, durch Mr. du Molard, aus dem Franzöſiſchen überſetzt X, 129-148. S. 267-283. S. 364-375.

Sinngedicht auf einen Vertheidiger der Oberpfalz X, 192.

Nachricht von Graf Wetzelu, Herzog Ernſts aus Bayern Oberhofmeiſtern, aus einer alten Handſchrift des XII Jahrhunderts X, 195=211.

Antwort auf die Frage: Ob die Araber ſchon in den älteſten Zeiten gereimte Verſe gemacht? Von D. Reiskeu X, 227=234.

Eines Gelehrten in Wien Unterſuchung: Welcher Wenzeslaus König in Böhmen ein deutſcher Dichter geweſen. X, 235=267.

Philoſophiſche Einwürfe wieder die Immaterialität der Seele mit ihren Beantwortungen. X, 291=305. S. 401=422. S. 483 u. f. S.

Racine Unterſuchung der Urſachen von dem Flore und Verfalle der Wiſſenſchaften X, 354=363.

Verſuch einer Erklärung eines lappländiſchen Denkmales welches in den Memoires de l' Academie Royale de Berlin befindlich iſt. X, 444=452.

Einige Nachricht von denen Mondfinſterniſſen, bey Gelegenheit der ſich im 1750ſte Jahr zutragenden zwo gänzlichen derſelben. X, 463=471.

* *

Zweytes Regiſter

Derer in den X Bänden des Bücherſaals beurtheilten Schriften und Bücher, nach alphabetiſcher Ordnung ihrer Verfaſſer.

A. (M. C. W.) Aethiopiſche Liebes= und Heldengeſchichte, aus dem griechiſchen des Heliodorus X, 452.

Adami E. D. geſammlete Verſuche poetiſcher Arbeiten, bey öffentlichen Begebenheiten aufgeſetzet VII, 284.

Aepini Ang. Lo. Dan. Gedächtnißrede auf die vor 400 Jahren geſchehene Erhebung des meklenburgiſchen Hauſes zur reichsherzoglichen Hoheit IX, 470.

Anonymi Friedſamer Planeten Streit, ein Singgedicht von dem Seminario und Gymnaſio der Societät Jeſu zu Großglogau aufgeführet V, 437.
— Gedanken von den Elementen der Körper, worinn das Lehrgebäude von Monaden geprüfet wird III, 555 folgg.
— Geiſtliche Cantaten auf die Evangelia aller Sonntage gerichtet III, 465 *.
— Geſchichte der Juriſten-Facultät zu Roſtock. II, 381.
— le Glorie della Poeſia et della Muſica, contenuto nel eſatta notizia dei Teatri della Citta di Venetia, e nel catalogo purgatiſſimo dei Drami Muſicali quivi fin' hora rapreſentati, con gl' Autori della Poeſia e della Muſica et con le Annotazioni a ſuoi Luoghi proprii VIII, 236 folgg.
— la Henriade traveſtie en Vers Burleſques nouvelle edition IV, 244 folgg.
Anon. Hiſtoire generale des Voyages, ou nouvelle collection de toutes les Relations des Voyages, par Mer et par Terre III, 429 folgg.
— an hiſtorical Diſſertation on Idolatrous Corruptions in Religion from the Beginning of the World, &c. III, 284 folgg.
— Hiſtoriſche Nachricht von der Wittenbergiſchen Gedächtniß Feyer des ſel. Luthers II, 378.
— Hiſtoriſche Nachricht von der weißenfelſiſchen alethophiliſchen Geſellſchaft, nebſt denen in derſelben vorgeleſenen Abhandlunge. X, 379 folg.
— Hiſtoriſch-moraliſch-und ſatyriſches Geſpräch über die fürtreflichen Eigenſchaften der Eſel dieſer Zeit IV, 284.
Die hohen Verdienſte des Durchl. Fürſten von Anhalt-Köthen Ludwigs des Weiſen und das Aufnehmen der deutſchen Sprache, am 7 Jenner 1751 als am Gedächtnißtage des vor hundert Jahren erfolgten Hintrittes deſſelben. X, 473 folg. *
— l' Homme plus que Machine VI, 500 *
— Leben des Americus Veſpucci, eines florentiniſchen Edel-

Edelmanns, worinn von ſeinen Reiſen und Entdeckungen Nachricht gegeben wird, aus dem Italieniſchen überſetzet VI, 226 u. folgg.
Anonymi Leonidas a Poem the ſecond Edition II, 3 folgg. *
— a Letter to - - concerning the abuſe of Scripture terms; aus dem Engliſchen überſetzt III, 496 u. folgg.
— Lettres ſur la Cosmographie, ou le Syſteme de Copernic eſt refuté &c. Tom. I. IV, 325. folgg.
— the Life of Oliver Cromvel, Lord-Protector of Commonwealth of England, Scotland and Ireland, impartialy collected from the beſt hiſtorians, and ſeveral Original Manuſcripts III, 3.
— Der Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, zweyter Band VII, 286.
— Lieder zu unſchuldigem Zeitvertreibe VII, 287 *
— Love of Fame, the univerſal paſſion in ſeven Satires I. 52. ſeqq.
— Menoza ein aſiatiſcher Prinz, der in der Welt umher gezogen Chriſten zu ſuchen, aber des geſuchten wenig gefunden; aus dem Däniſchen überſetzt. IV, 462 folgg.
— Monatliche Auszüge alter und neuer Sachen erſter Band IV, 476.
— la Naiſſance du Cliniquant et de ſa Fille Merope. Conte allegorique et Critique V, 65. folgg.
— Nanine Comedie en trois Actes en vers de dix Syllabes donneé par l' Auteur X, 72. folgg. *
— Neue Proben der Beredſamkeit welche in einer Geſellſchaft guter Freunde unter der Aufſicht Hrn. Prof. Gottſcheds gehalten worden. VII, 378.
— Neuſte Staatshiſtorie, eine politiſche Monatsſchrift V, 383. *
— Nouveautes Critiques Litteraires et Poetiques I, 388.
— Nouvelles Decouvertes avec le Microſcope par T. Needham traduites de l'Anglois VI, 114. *
— Ode auf den Geburtstag Herzog Carls zu Braunſchweig und Lüneburg III, 568. *
— Die Oden Anakreons in reimloſen Verſen III, 419. folgg. *

Anonymi les Poesies du Roi de Navarre avec des Notes et un Glossaire François V, 317 folgg.
— Preußische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen I. II. III. Band X, 334. sqq. *
— Primordia Corcyræ post editionem Lyciensem anni 1725 ab autore nuperrime recognita et multis partibus aucta VIII, 195, folgg. *
— les principales Avantures de l'admirable Don Quichotte, representées en Figures, &c. IV, 291.
— Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper III, 569.
— Pylades und Oreſtes, oder Denkmaal der Freundschaft ein, Trauerspiel IV, 191. 247. *
— Raccolta di Prose et Poesie a uso delle Regie scuole VI, 317. *
— Il Raguet. Comedia. VII, 456. *
— Recueil de six discours prononcéz en Allemand par Mr. I. F. Ierusalem traduit par un Anonyme, VI, 382.
— Rutzvanscad il Giovine archi-sopra-tragichissima Tragedia. I, 116.
— Sammlung der neusten deutschen Schriften, die bey Gelegenheit hoher Festivitäten im Colleg. Carolino zu Braunschweig nach und nach herausgekommen IX, 472.
— Sammlung einiger auserlesenen Gedichte auf die Siege des Königs in Preußen II, 379.
— Sendschreiben eines Sicilianers an seinen Freund, über die parisischen Sitten der Franzosen, übersetzt von W. A. G. IV, 192.
— Der Sieg der Schauspielkunst. Ein Vorspiel IV, 284.
— Il Sogno di Scipione dramatico componimento II, 559. folgg.
— Songes Philosophiques, par l'Auteur des Lettres Iuives III, 397. folgg.
— Synopsis Metaphysicae, Ontologiam et Pneumatologiam complectens IX, 511 *
— Titus Japon, das ist, unüberwindliche Standhaftigkeit

keit Titi eines Japoniſchen Fürſten in der röm. Kathol. Religion, ein Singſpiel von den Patribus der Societät Jeſu zu Regenſpurg VI, 176.

Anonymi Three Treatiſes concerning Art, Muſic, Painting and Poetry I, 291 ſqq.

— Veniſe ſauvée Tragedie. Imitée de l'Anglois d' Otway V, 212. folggl.

— Vernünftige Gedanken über die Anrufung der Muſen und der heidniſchen Götter in der heutigen Dichtkunſt IV, 137. folgg.

— Die verſöhnliche und zufriedene Liebe, zwey Schäfergedichte III, 473.

— Das verwirrte und wieder beruhigte Reich der Todten, eine lucianiſche Satyre III, 366. folgg.

— Verzeichniß derer Lehrer im Königreiche Preußen, die das funfzigſte Jahr des Predigtamtes erreichet oder überſchritten, geſammlet von einem Mitgliede der königl. deutſchen Geſellſchaft VII, 384.

— Umſtändliche, aus zuverläßigen Nachrichten zuſammen getragene Chronik der freyen Bergſtadt Annaberg VII, 288. VI, 568 *

— Vollſtändiges Verzeichniß der Prediger in Leipzig ſo ſeit der Reformation bis itzo zum Predigtamt berufen worden, nebſt Anmerkungen. VII, 586

— Vorläufige Nachricht von einer neuen Monatſchrift die künftig unter dem Titel der gelehrten Nachrichten von Schleſien erſcheint V, 474.

— Wichtigkeit und Vortheile des Cap Breton in einer Beſchreibung vorgeſtellet. IV, 95.

— Widerlegung der Gedanken von Geſpenſtern V, 484.

Anſon Geo. Voyage round the World in the Years 1740. 1. 2. 3. 1744, published under his direction by Richard Walther VII, 152 folgg.

Anteſpergs Joh. Balth. kaiſerliche deutſche Grammatik, oder Kunſt die deutſche Sprache recht zu reden und zu ſchreiben IV, 560 folgg.

Arbeiten einer vereinigten Oberlauſnitziſchen Geſellſchaft,

zu den Geſchichten und der Gelehrſamkeit überhaupt gehörig. IX, 282.

Argenſons Rede von der Nothwendigkeit auswärtige Mitglieder in die gelehrten Geſellſchaften aufzunehmen VIII, 44.

Armelinda Thalea della Converſione di ſant' Agoſtino X, 17. VII, 15 ſq.

Arnolds Dan. Heinr. ausführliche und mit Urkunden verſehene Hiſtorie der Königsbergiſchen Univerſität, erſter Theil II, 147 folgg. zweyter Theil IV, 108. folgg.

d'Aube Eſſai ſur les Principes du Droit et de la Morale VI, 385.

Ayre, William, Memoirs of the Life and Writings of Alexander Pope I, 135 folgg. I, 195 folgg.

de B. † † (Mad. du Bocage) le Paradis terreſtre, Poeme imité de Milton VI, 400 folgg.

B. M. L. D. Poeſies diverſes VII, 82 folgg.

Baitay (Anton) Oratio habita Budae ad ampliſſ. Hungariae ordines X, 131. Ejusd. ſpecimen rationis in hiſtoricis inſtitutionibus ſuſceptae X, 189.

Baker, Henr. an Attempt towards a natural hiſtory of the Polype IV, 546. folgg.

Barre Hiſtoire generale d'Allemagne VI, 195 ſqq.

— Deutſche Ueberſetzung dieſer Geſchichte von M. Schwaben ausgefertiget erſter Band IX. 279. dritter und vierter Band X. 285.

Bartoli G. Oratione recitata nel dé natale di ſua Maeſta de Sardinia V, 185. ſq.

Baumeiſteri Fridr. Chriſtian. Elementa Philoſophiae recentioris uſibus Iuventutis Accademicae adcommodata VII, 186.

— Memorabilia Gorlicii, oratione numeris vincta deſcripta VII, 576.

— Scripta vernacula ludicra et jocularia de juventutis Scholaſticae manibus extorquenda eſſe. Programma. VI, 286.

— Die von der Vorſicht nach Sachſen abgeſchickte Irene oder Göttinn des Friedens, ein Gedicht, ſo an

an dem Friedensfeſte 1746 den 31 Jan. in Görlitz aufgeführet worden II, 285.

Beyſchlag Friedr. Jac. Hiſtoriſche Erläuterung des Problematis: ob 1235 auf dem Reichstage zu Mainz der Reichsabſchied zum erſtenmale in deutſcher Sprache abgefaſſet ſey I, 553 ſqq.

Beers Fr. Wilh. Vereinigung der Regierungsjahre der Könige Juda und Iſrael X, 377.

Belii Math. Attila miſſis acceptisque legationibus illuſtris; ex Priſco Rhetore, Sophiſta etc. V, 195 ſqq.

— Car. Andr. de officiis regni Hungariae, Hungari Baronatus vocant, commentatio IX, 283.

Beſſonets Jac. Erbauliche Predigten über einige Stellen heiliger Schrift, überſetzt von J. M. Götze X, 380.

Bidermanni Io. Gottl. Programmata quaedam in commutatione munerum ſcholaſticorum ſcripta V, 192.

— de lapidum cultu divino ex antiquitate commentarius VIII, 100.

— de Aeſculano Fodinarum Deo, programma IX, 377 ſqq.

Le Blanc, Abbé, Lettres concernant le Gouvernement, la Politique et les Moeurs des Anglois et des François. Tom. I VII, 406 ſqq. Tome II VII, 545 ſqq.

De Bochat L. Memoires Critiques pour ſervir d'Eclairciſſemens ſur divers points de l'Hiſtoire ancienne de Suiſſe VI, 3.

Bock Friedr. Sam. Grundriß von dem merkwürdigen Leben Albrechts des Aeltern, Markgrafen zu Brandenburg ꝛc. II, 264 ſqq. II, 537 ſqq.

Bödikers Joh. Grundſätze der deutſchen Sprache, herausgegeben von Joh. Jac. Wippeln II, 516 ſqq.

Böhm, Mart. Gottl. ſiehe de la Chapelle.

Böhmii Io. Gottl. Carminum latinorum ſpecimen IX, 187.

Böhmeri Io. Benj. Panegyricus Memoriae Viri illuſtris

sen. Doch so grob hat man es ihm noch nicht gemachet, daß man ihn seine eigene Lebensbeschreibung hätte machen lassen, wie dieses dem ehrlichen Günther neulich wiederfahren ist Wir wissen nicht, wem wir die Schuld davon beymessen sollen: Dem Verleger oder dem Verfasser? Ist das letztere, so bedauren wir den ersten, daß er sich so betrügen lassen, eine übel nachgemachte Schrift auf Günthers Rechnung anzunehmen, und als was besonderes ans Licht zu stellen. Hat aber der Eigennutz des erstern diese schöne Erfindung ausgehecket: So verdenken wir es demjenigen, der sich dazu brauchen lassen, einen so offenbaren Betrug der Welt aufzubinden.

Nun haben zwar unzehliche Personen von zartem Geschmack, sogleich, da dieses Gedichte ans Licht getreten, den Betrug gemerket, und sichs unmöglich einbilden können, daß ein solcher Lebenslauf jemals aus Günthers Feder geflossen. Man darf auch nur wenige von seinen geistreichen und feurigen Schriften gelesen haben, um zu erkennen, daß hier das allermeiste schwach und matt sey. Gleichwohl da öffentliche Verbrechen auch öffentlich gestraft werden müssen: So ist es der Mühe schon werth, aus einigen Gründen darzuthun, daß dieser Lebenslauf wenigstens nicht ganz von Günthern herkomme, sondern wirklich viel unterschobenes in sich enthalte.

Vors erste ist es sehr bedenklich, daß der glückselige Besitzer dieses Güntherischen Werkes solches nicht selbst ans Licht gestellt, sondern selbiges dem Verleger zu thun überlassen. Kostete es denn so viele Mühe, eine kleine Vorrede oder Nachricht zu verfertigen, und also der Schrift einigen Glauben zuwege zu brin-

ſtris et excell. Io. Zachar. Platneri dictatus et publice dictus VII, 591.

Boſſens Abr. Gründliche Anweiſung zur Radier- und Etzkunſt, nebſt G. de Miſmes Kunſt, zu tuſchen II, 176 ſqq.

Boſſuets Jac. Benj. Allgemeine Geſchichte der Welt, bis auf Karln den Großen, überſetzt von Joh. Andr. Kramern VI, 477.

Bouhours Art, in witzigen Schriften wohl zu denken, aus dem Franzöſiſchen überſetzt IV, 190.

Brocks B. H. Phyſikaliſcher und moraliſcher Betrachtungen über die drey Reiche der Natur, nebſt ſeinen übrigen nachgelaſſenen Gedichten, als des Jedischen Vergnügens in Gott IXter Theil VI, 568 ſqq.

von Brockeburgs Freyhr. Rede auf das hohe Vermählungsfeſt Ernſt Friedrichs, Herzogs zu Sachſen-Saalfeld, mit der Durchl. Fürſtinn, Sophien Antoinetten, Prinzeßinn von Braunſchweig und Lüneburg, im Carolino gehalten VIII, 478.

Bröſtädt Joh. Chriſtian, ſiehe Horazens, imgleichen Racine.

Bruckeri Iacob. Inſtitutiones Hiſtoriae Philoſophicae uſui academicae Iuventutis adornatae V, 99 ſqq. IV, 475.

— Miſcellanea Hiſtoriae Philoſophicae, Literariae, Criticae, olim ſparſim edita nunc uno faſce collecta VII, 239 ſqq.

— Bildersaal heutiges Tages lebender berühmter Schriftſteller. Vtes Zehend III, 463. VItes Zehend V, 291 ſqq. VIItes Zehend VIII, 3 ſqq. Achtes Zehend X, 320 ſqq.

— Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, in welchem die Bildniſſe verſtorbener deutſcher Gelehrten aus dem XV, XVI und XVIIten Jahrhunderte enthalten ſind, geſtochen von Jac. Haid. Erſtes Zehend IV, 220 ſqq. Zweytes Zehend V, 551 ſqq. Drittes Zehend VI, 414 ſqq. Viertes Zehend

Zehend VII, 305 ſqq. Fünftes Zehend IX, 131 ſqq.
Bucks Friedr. Joh. Philoſophiſche Gedanken von der Schreibart der heiligen Schrift III, 466.
Büttner Chriſtoph Andr. Zwo Einladungsſchriften von der oratoriſchen Folge VI, 285.
— Anmerkungen über Wolfens Trigonometrie V, 483.
Burchardi Iac. Hiſtoria Bibliothecae Auguſtae, quae Wolfenbütteli eſt, prima Pars III, 99 ſqq. Secunda et tertia Pars IV, 99 ſqq.
— Librorum ad humaniora ſtudia, litterariam atque eccleſiaſticam hiſtoriam potiſſimum pertinentium Catalogus in IV partes diſpertitus VII, 473 ſqq.
Burghardt, ſiehe a Mellen Reihe ungariſcher Könige.
De la C**. L'Ecole des Amis. Comedie III, 82 ſqq.
Cadwallader Colden An Explication of the firſt cauſes of Action in Matter, and of the cauſe of gravitation V, 422 ſqq.
Calliachi Nic. de Ludis Scenicis Mimorum et Pantomimorum opus poſthumum, edidit et praefatione auxit Marc. Ant. Madero I, 483 ſqq.
Chanſierces, les Avantures de Neoptoleme Fils d'Achille, propres à former les Moeurs d'un Jeune Prince V, 127 ſqq.
— Begebenheiten des Neoptolems, eines Sohns des Achilles; aus dem Franzöſiſchen in deutſche Verſe überſetzt von Ad. Bernh. Pantken, und mit einer Vorrede von Hrn. Prof. Gottſched verſehen IX, 57.
De la Chapelle Arnaud Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienſtes unter den Chriſten, wider ein Sendſchreiben, die Verfolgungen der Reformirten in Languedock betreffend, herausgegeben von Mart. Gottl. Böhm IX, 281.
De la Chenaye Aub. Lettres Critiques avec des ſonges moraux ſur les Songes Philoſophiques de l'Auteur des Lettres Juives V, 405 ſqq.

Chladenius Ernest. Mart. Bibliothecae Zaluskianae dedicationem Sarmatiae gratulatur V, 191.

— Pacis westphalicae memoriam saecularem d. 24 Octobr. 1748 in Acad. Viteberg. ritu solemni celebrat VII, 579.

— Joh. Mart. vernünftige Gedanken vom Wahrscheinlichen und desselbigen gefährlichem Misbrauche, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von U. G. Thorschmid VI, 478.

— Das Blendwerk der natürlichen Religion schrift- und vernunftmäßig entdecket; aus dem Lateinischen übersetzt von Thorschmid.

Christi Io. Friderici Fabularum Veterum Aesopiarum Libri duo VIII, 572.

Cibber Colley an Apology for Life, with an historical View of the stage, from his own time; written by Himself IV, 3 sqq.

Ciceronis M. T. Opera Philosophica ad Exemplar Londinense edita Berolini III, 93.

— Epistolae quotquot supersunt ad Exemplar Londinense Berolini editae IV, 475.

— Opera Rhetorica et orationes superstites ad exemplar Londinense editae a Ioh. Pet. Millero VI, 567. VII, 192.

Clairaut Elemens de Geometrie IV, 209 sqq.

Claville, von den wahren Verdiensten, aus dem Französischen übersetzt durch ein Mitglied der königl. deutschen Gesellschaft zu Greifswalde X, 475.

Clement David Bibliotheque curieuse historique et critique, ou Catalogue raisonné des Livres difficiles à trouver VIII, 283. premier Tome X, 306 sqq.

Collier, siehe Anonymi la Critique du Theatre.

De Crebillon, Catilina Tragedie VIII, 303 sqq.

Crescimbeni, siehe *Guidi*.

Curtius Rufus de rebus gestis Alexandri M. Editio Berolinensis IV, 50.

D** Madame, Sentimens d'une Ame penitente, sur le Pseaume Miserere, traduits en Vers VII, 3.

Dommerichs Joh. Chriſtoph vernünftige theoretiſche Anweiſung zur wahren Beredſamkeit, hauptſächlich der Schuljugend zum Beſten nach demonſtrativiſcher Lehrart aufgeſetzet VIII, 188.

Dorn Franz Xav. Der Weg eines Adlers im Himmel glorreich vollbracht auf Erden. Eine Rede auf das Ableben Kaiſer Karls des VIIten IV, 64 ſqq.

Dreſdniſche Fragen und Anzeigen, wöchentlich ans Licht geſtellet X, 191.

Drümels Joh. Heinr. Neue Grammatik der lateiniſchen Sprache IX, 469 ſqq.

Eccardi Io. Geo. de origine Germanorum, eorumque vetuſtiſſimis coloniis, migrationibus ac rebus geſtis Libri II ex ſchedis MSC. viri illuſtris edidit Chriſt. Ludov. Scheidius X, 211 ſqq.

Ehrenmaal, welches dem weiland erlauchten und hochgebohrnen Reichsgrafen und Herrn, Herrn Ernſt Chriſtoph, des H. R. R. Reichsgrafen von Manteufel nach ſeinem ruhmvollen Ableben aus wahrer Hochachtung von verſchiedenen ſeiner Freunde und Diener aufgerichtet worden IX, 284.

Ehren- und Liebesdenkmaal, dem weiland durchlauchten Fürſten und Herrn, Herrn Johann Adolph, Herzogen zu Sachſen-Querfurth und Weißenfels, aufgerichtet von der hinterlaſſenen hochfürſtlichen Frau Wittwe, Frauen Friderikn, Herzoginn zu Sachſen-Gotha und Altenburg VII 487 ſqq.

Ellers Abhandlungen in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences à Berlin III, 210 ſqq. VII, 106. X, 103.

Elsners Abhandlungen, ſo in den Schriften der berliniſchen Akademie befindlich VIII, 41. X, 115.

Eulers kleine Schriften in den Memoires de l'Academie des Sciences et belles Lettres III, 210. 219. VII, 107. X, 103 ſqq.

Evremond Gedanken von dem rechten Gebrauch des Lebens, überſetzt von Geo. Leonh. Nordhoff I, 381.

— Abbildung eines Frauenzimmers, ſo man weder

nun, noch jemals antreffen wird, überſetzt von Carl And. Lübeck I, 387.

F. J. C. Die Thorheit der verdorbenen Welt, in neuen Fabeln vorgeſtellet III, 472.

Fink von Finkenſtein Rede auf die durch den weſtphäliſchen Frieden glücklich hergeſtellte Religions- und Gewiſſensfreyheit VII, 577.

Fleſchiers, Eſprit, Lob- und Trauerreden, nebſt dem Leben deſſelben, von einigen Mitgliedern der königlichen deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg überſetzet, und mit einer Vorrede Herrn Prof. Gottſcheds ans Licht geſtellet von Cöleſtin Flottwell, erſter Theil VIII, 543.

Flottwell, Cäl. Rede von dem Frieden, als dem glorreichſten Triumphe eines Monarchen; bey dem preußiſchen Friedensfeſte 1746 II, 191. ſiehe auch Fleſchiers Lob- und Trauerreden.

Fontenelle Oevres diverſes. Tome Sixieme, nouvelle edition I, 210 ſqq. 305 ſqq.

— Betrachtungen über die theatraliſche Dichtkunſt, aus dem Franzöſiſchen überſetzt I, 490. II, 33. 162. 225 ſqq.

Formey Sam. Elementa Philoſophiae Wolfianae III, 189.

— Poëme ſur l'aggregation à la Societé Royale de Londres de Son Excellence Mr. le Comte de Manteufel VII, 370.

— Conſeils pour former une Bibliotheque peu nombreuſe mais choiſie IV, 91.

— Abhandlungen in den berliniſchen Memoires de l'Academie Royale III, 74. VIII, 30. X, 106 ſqq.

— Expoſition abregée du Plan du Roi pour la Reformation de la Juſtice IV, 377.

Fouqueti Io. Franc. Tabula Chronologica Hiſtoriae Sinicae IV, 305.

Franz, Io. Index Collegiorum Philoſophiae Mechanicae ac Experimentalis tradendae in Phyſico et Mathema-

thematico Muſaco Academici Collegii Societ. Ieſu, vernis menſibus 1730 IX, 368.
Franzens Ad. Will. Kritiſche Geſchichte der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele VII, 375.
G** Gedanken über die Betrachtungen von der Beſtimmung des Menſchen, in einem Sendſchreiben entworfen VII, 285.
G. J. C. Antwortsſchreiben an Hrn. N. N. über einige Punkte, worüber derſelbe Erläuterung begehret, wegen der Ueberſetzung der Trauerſpiele, Phädra und Hypolitus, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Racine IX, 284.
Gedickens Friedr. Nachricht und Probe von einer Ueberſetzung der Predigten des Heinr. Chatelains I, 569.
Geigeri Chriſtoph. Frider. de ſummo Palatii Praefecto liber ſingularis VI, 472.
Gemmingen Eberh. Rede auf die Ankunft des Königs von Grosbrittannien zu Göttingen VII, 189.
Gesneri Io. Math. novus Linguae latinae Theſaurus, Tom. primus IV, 282. Tom. I-IV VII 503 ſqq.
Glaſey Ad. Frider. Bibliotheca Rinkiana quam collegit Illuſtr. Euch. Gotl. Rink Haereditarius in Stöteritz IV, 281.
Götze Joh. Melch. ſiehe Beſſonets Predigten.
Gottſched Joh. Chriſt. Erſte Gründe der Weltweisheit, darinn alle philoſophiſche Wiſſenſchaften in ihrem Zuſammenhange vorgetragen werden. Fünfte Auflage VII, 281.
— Grundlegung einer deutſchen Sprachkunſt, aus den beſten Schriftſtellern des vorigen und itzigen Jahrhunderts entworfen VII, 281.
— Deutſche Schaubühne, nach dem Muſter der Alten eingerichtet. Erſter Theil, zweyte Auflage V, 191. Zweyter Theil II, 96. Vierter Theil VII, 281. Sechſter Theil X, 376. I, 287.
— Abhandlung von dem Flore der deutſchen Poeſie zu Kaiſer Friedrichs des erſten Zeiten III, 566.

Gottſched Joh. Chriſt. Geſammlete Reden in drey Abtheilungen, nochmals von ihm ſelbſt überſehen und verbeſſert VIII, 569.

— Abhandlung von dem hohen Werthe und Vorzuge, der auf der königlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen alten Abſchrift eines uralten Heldengedichtes auf Kaiſer Karls des Großen ſpaniſchen Feldzug IV, 387 ſqq.

— Programma de antiquiſſima verſione Aeneidos germanica, Henrici de Veldeck II, 78 ſqq.

— Singularia Vindobonenſia Ao. MDCCL d. 12 Febr. oratione ſolemni propoſita IX, 380.

— Gedicht über die Aufnahme des Reichsgrafen von Mantenfel in die Londenſche Societät VII, 49.

— Vorreden ſiehe Chanſierees Begebenheiten Neoptolems, Polignacs Antilucretium und Fleſchiers Lob- und Trauerreden, Lucianus von Somoſata ꝛc.

Gottſchedinn Luiſe Adelg. Victoria Neue Sammlung auserleſener Stücke, aus Popens, Eckhard, Newtons und anderer Schriften überſetzet IX, 229 ſqq.

— Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris; aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Erſter und zweyter Theil IX, 184. X, 65 ſqq. Dritter Theil X, 348 ſqq.

— Der Aufſeher oder Vormund, aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt I, 380. ſqq.

Gravina Vinzenzo Tragedie cinque III, 58 ſqq.

— Epiſtola ad Scipionem Maffeum II, 310 ſqq.

Gregorii Inman. Frid. Grata in Chriſti perpetiionem memoria Vitebergae 1749 die Paraſceves publice renovata VIII, 480. ſiehe auch Werenfels.

Grimmii Fr. Meleh. de Hiſtoria Imperatoris Maximiliani I, Iuris Germ. Publici fonte IV, 476.

Guidi Aleſſand. Poeſie non piu raccolte, con la vita ſua novamente ſcritta dal Signor Canonico Creſcimbeni etc. II, 291 ſqq.

Güttbers Chriſtian Heinr. Leben und Thaten Herrn Friedrichs I, Königs in Preußen, aus bewährten Urkun-

Urkunden, ſonderlich Münzen und Schauſtücken, abgefaſſet X, 430 ſqq.
Haide Jo. Jac. Bildniſſe berühmter Maler, nach Originalmalereyen und ſchwarzer Kunſt vorgeſtellet I, 475.
Halter Joh. Carl, ſiehe Virgil.
Hanov Mich. Chriſtoph, Danziger Erfahrungen vom Jahre 1739 bis 1749, mit einigen Anmerkungen ungemeiner natürlichen Begebenheiten erläutert X, 190.
— Abhandlungen in den Verſuchen der danziger naturforſchenden Geſellſchaft VII, 396. 404. ſqq.
Hartmanns Melch. Phil. Nachricht von einigen ſchönen Sammlungen zur gründlichen Kenntniß nutzbarer Sachen, die an Liebhaber ſollen verkauft werden IX, 362 ſqq.
Heermanns Joh. Dav. Gedächtnißrede auf den ſeligen D. Luther, an dem Sterbetage deſſelben in der Geſellſchaft unter Hrn. Prof. Gottſched gehalten II, 569.
Heinius, Abhandlungen in den Memoires de l'Acad. Royale des Sciences à Berlin, und zwar 1) von dem alten Weltweiſen Oenepidas VIII, 42. 2) von dem Pherecydes Syrius X, 104. III, 219.
Heiſinger Jac. Friedr. ſiehe Πλουταρχου περι παιδαγωγιας.
Hermanni D. F. Vaticinium metricum von den zukünftigen Begebenheiten des preußiſchen Hauſes IV, 112 ſqq.
Hermans Joh. Gottfr. Die ernſtliche Bemühung Gottes, um die Glückſeligkeit eines Landes. Eine Landtagspredigt in Dresden gehalten IV, 19.
— Die ſelige Beſchäfftigung der menſchlichen Vorſorge auf Erden, nach dem Muſter der vollkommenſten Vorſorge im Himmel; eine Predigt IX, 185.
Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences et des belles Lettres de Berlin, année 1745 III, 72. 209 ſqq. année 1748 VII, 100 ſqq. VIII, 28 ſqq. année 1747 X, 99.

Hofmanni Carol. Gottlob Memoria ſecularis funeris et ſepulchri D. Martini Lutheri II, 374.

— Gedächtnißrede, an dem Sterbetage Lutheri zu Wittenberg gehalten II, 375.

Hohenſchilds Geo. Lud. Rede von dem Ruhme eines Fürſten, bey der Namensfeyer Sr. Durchl. Herrn Ludwigs des Vilten, Landgrafen zu Heſſen-Darmſtadt, in der deutſchen Geſellſchaft zu Jena gehalten VIII, 334.

von Holbergs Ludw. Metamorphoſes oder Verwandlungen, in 2 Büchern, ins Deutſche überſetzt III, 177 ſqq.

Homanniſche Vorſchläge von der Verbeſſerung der Weltwiſſenſchaft, und einer dießfalls bey der Homanniſchen Geſellſchaft zu errichtenden neuen Akademie IX, 281.

Hommels Carl Ferd. Sendſchreiben von dem Weſen der Körper und der Geiſter, worinn zugleich von vielen phyſikaliſchen Dingen geredet wird III, 467.

Des Horatius Oden mit Erklarungen, erſtes Buch, überſetzt von Joh. Chriſtian Bröſtädt I, 514 ſqq.

— reimloſe Ueberſetzung ſeiner Gedichte von Groſchuf VIII, 526. IX, 454 ſqq.

Hoyer Ernſt. Trauerrede auf Hrn. Arnold Chriſtoph von Waldau II, 380.

Hudemann Lud. Friedr. Diocletian der Chriſten Verfolger, und Phädra, zwey Schauſpiele X, 476.

Hume Dav. Eſſays moral and Political IX, 266 ſqq.

Hutcheſon Fr. Philoſophiae moralis inſtitutio compendiaria Libris III ethices et Iurisprudentiae moralis principia continens X, 423 ſqq.

Iacob Gilles an hiſtorical Account of the Life and writings of the moſt engliſh Poets III, 133 ſqq.

Jacobi Geo. Zwey Predigten von der nothwendigen Vorbereitung zum Tode, und der Auferſtehung Jeſu Chriſti, als dem Grunde der Hoffnung der Chriſten VI, 285.

Jeruſalem Joh. Friedr. Wilh. Sammlung einiger Predig-

Predigten, vor der Durchl. Herrſchaft zu Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel gehalten I, 370 ſqq. ins Franzöſiſche überſetzt I, 380. II, 188. III, 96. VI, 382.

Jöchers Chriſt. Gottl. allgemeines Gelehrtenlexicon, darinn die Gelehrten aller Stände, ſowohl männ- als weiblichen Geſchlechts, die zu allen Zeiten gelebet haben, nach ihrem Leben und Thaten beſchrieben werden. Erſter Band IX, 381 ſqq. Zweyter Band X, 375.

Iohannis Secundi Opera IX, 470*.

Iugleri Io. Frid. Oratio de Ciceromania Eruditorum I, 284 ſqq.

Junkers Jo. Ad. Vorläufiger Bericht von der evangeliſchlutheriſchen Schule zu Hanau, zu einer Benachrichtigung derer, denen daran gelegen ſeyn könnte, ausgefertiget IX, 475.

Iuſtini Hiſtoriae Philippicae et Caji Iul. Caeſ. de bellis Gallico civili Alexandrino, Africano et Hiſpanico, cultior editio Berolinenſis cum verſione Gallica d' Ablancourtii VII, 282.

K. A. L. Adelgar, die gothiſche Prinzeſſinn, in einem Trauerſpiel vorgeſtellet I, 339.

Käſtner Abr. Gotth. ſiehe *Anon.* Erklärung der erſtwirkenden Urſache der Materie und Schwere.

Kappe, ſiehe Saavedra.

Keuſels Geo. Gottfr. Merkwürdigkeiten der bononiſchen Schule, zur Erläuterung akademiſcher, auch geiſtlicher und weltlicher Alterthümer VIII, 497 ſqq.

Kies Abhandlungen in den Memoires de l' Academie Royale des Sciences à Berlin III, 214. X, 104.

Kind Joh. Chriſtoph Poliäns und des Sextus Julius Frontins Kriegsränke der berühmteſten Feldherren, und einiger Heldinnen, jene aus dem Griechiſchen, dieſe aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen IX, 259 ſqq. ſiehe auch Plutarchs Leben der berühmteſten Feldherren.

gen? Oder war es eine Schande sich mit der Ausgabe eines poetischen Stückes zu bemühen, dessen Urheber gewiß seinem ganzen Vaterlande Ehre gemacht hat? Ja, gesetzt, daß sich dieses besondrer Umstände halber nicht hätte thun lassen, warum hat man diesen Lebenslauf nicht Hn. Fesseln in Breßlau zugeschicket, welchem geschickten Manne wir die bisherigen Sammlungen der Güntherischen Gedichte zu danken haben? Dieser würde dieselbe ohne Bedenken zu den übrigen genommen, oder vielmehr verworfen haben, wenn er sie seinem Poeten nicht anständig befunden hätte.

Und warum ist doch vors andre der gute Freund, von welchem der Verleger das MSt. erhalten hat, so eigensinnig, daß er ihm zwar den gröſten Theil des Güntherischen Lebenslaufes überläßt, aber das übrige nicht abtreten will? Dieses berichtet uns der Verleger in seiner Vorrede, und versichert zugleich, daß er allererst mit vieler Mühe und Unkosten zu diesem Schatze gelanget sey. Wer vor Geld eine Helfte eines Gedichtes verkauft, bey dem wird auch die andre noch wohl zu bezahlen seyn: Wo er sie anders hat. Und welcher Verleger läßt sich wohl gern mit einem halben Buche abspeisen, wenn er weis, daß das ganze verhanden ist? Man muthmasset vielleicht nicht ohne Grund, der gute Freund habe erst erwarten wollen, wie die erste Helfte seiner Güntherischen Nachahmung ihm gelingen würde; ehe er die andre fertig machen wolle. Gar zu viel vergebliche Arbeit thut man nicht gern.

Vors dritte scheinet der erste an N. N. Gütlern gerichtete Brief, darinnen Günther seines Lebenslaufs

geden-

Kipping Jo. Wolfg. Die großen Verdienſte eines guten Streiters Jeſu um das evangeliſche Zion, in einem Lobgedichte auf Herrn Cyprian III, 568.

Kirchmayeri Geo. Guil. Diſquiſitio hiſtorica de D. Martini Lutheri oris et vultus habitu heroico: imgleichen Commentatio de Viteberga Saxonum etc. X, 377.

Klein Iac. Theod. Hiſtoriae Piſcium naturalis promovendae Miſſus I, II, III, IV et mantiſſa Ichtyologica VI, 481 ſqq.

— Abhandlungen in den Verſuchen der danziger naturforſchenden Geſellſchaft VI, 394. 404.

Knuzen Mart. Elementa Philoſophiae rationalis methodo mathematica demonſtrata IV, 231 ſqq.

Koppe Joh. Friedr. Verſuch einer poetiſchen Ueberſetzung des taſſoiſchen Gottfrieds oder des befreyten Jeruſalems I, 99 ſqq.

Krafts meteorologiſche Anmerkungen, zu Tübingen gemachet VI, 108.

Kramer Jo. Andr. Die geiſtliche Beredſamkeit Hrn. D. Herrmanns in Dresden, in einer Ode beſungen V, 283. ſiehe auch Boſſuets allgemeine Geſchichte.

Kreuſchners Joh. Chriſtoph. Rede auf das Leiden und Sterben unſers Erlöſers I, 382.

Krüger Benj. Ephr. Vitichab und Dankwart, die allemanniſchen Brüder, ein Trauerſpiel in Verſen II, 535 ſqq.

Kühn Heinr. Gedanken vom Urſprunge der Quellen und des Grundwaſſers V, 50 ſqq.

Kunzens Jo. Paul Die beſtrafte Grauſamkeit an dem Beyſpiele der gottloſen Athalia, in einer Abendmuſik vorgeſtellet VII, 587*.

von Lattorfs Joh. Fr. Rede bey dem Geburtsfeſte der Durchl. Fürſtinn Philippinen Charlotten, regierenden Herzoginn zu Braunſchweig-Lüneburg, in dem großen Hörſaale des hochfürſtlichen Carolini gehalten VIII, 478.

Lautz Elias Chriſt. Neujahrsrede, auf dem ſtraßburger Rathhauſe gehalten I, 282.

von Lavaur Geſchichte der Fabel, in Vergleichung der heiligen Geſchichte, überſetzt von Joh. Dan. Heyden II, 99.

Legers Jean, Allgemeine Geſchichte der Waldenſer, oder der evangeliſchen Kirchen, in den Thälern von Piemont, überſetzt durch Hans Friedrich Freyhr. von Schweinitz X, 287.

Leibnitii God. Wilh. Protogaea ſ. de prima facie telluris et antiquiſſimae hiſtoriae veſtigiis in ipſa naturae monumentis diſſertatio; ex ſchedis MSCtis edidit Chriſt. Lud. Scheidius VIII, 483 ſqq.

Lengnichii God. Programma funebre in obitum Sam. Frid. Willenbergii Iur. Doct. et Prof. Gedan. VII, 382.

Lindheimer Joh. Gerh. Kurzer Inbegriff der Redekunſt, zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen VIII, 189.

Linnaei Carol. Amoenitates Academicae ſ. diſſertationes variae Phyſicae, Medicae, Botanicae antehac ſeorſum editae nunc collectae et auctae VIII, 115 ſqq.

Lobeks Tobias Kurzgefaßte Geographie, in ſich haltend einen an einander hangenden Entwurf aller Theile des bewohnten Erdbodens, nebſt compendieuſen Landkarten VI, 569 ſqq.

Longolii Paul Dan. Sichere Nachrichten von den hochfürſtl. brandenburgkulmbachiſchen Landen, auf allergnädigſte Erlaubniß mitgetheilt IX, 90.

Lowitz Geo. Moritz Kurze Erklärung über zwey aſtronomiſche Charten der Sonnen- und Erdfinſterniß des 1748ſten Jahres VI, 550 ſqq.

Lucians von Samoſata Auserleſene Schriften, von moraliſchem, ſatyriſchem und kritiſchem Inhalte, durch verſchiedene Federn verdeutſcht, und mit einer Vorrede vom Werthe und Nutzen der Ueberſetzungen ans Licht geſtellet von J. C. Gottſched I, 352 ſqq.

Lulofs Ioh. Introductio ad cognitionem utriusque globi inſtitutionibus domeſticis adcommodata VII, 590.

Luzac Eliae Diſquiſitio politico moralis, num civis innocens irae Hoſtis longe potentioris juſte permitti poſſit ut excidium totius civitatis evitetur IX, 118.

M** Extrait d'un Traité de la Quadrature du Cercle, et de la duplication du Cube contenant des Principes nouveaux IX, 22 ſqq.

M. M. W. Six Town-Eclogues VII, 118 ſqq.

Maffei Scip. La Merope. Tragedie I, 227 ſqq.

Mallet the Life of Francis Bacon Lord Chancellor of England V, 20 ſqq.

Manitius Chriſt. Wilh. ſiehe Virgil.

Maria Antonia Cantato per il terzo Agoſto, Giorno di Nome di ſua Maeſta il Re di Polonia VII, 15 ſqq.

Markgrafs Abhandlungen in den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin III, 218. VII, 106. X, 103.

La Martiniere Bruzen Hiſtoriſchpolitiſcher geographiſcher Atlas der Welt, oder groſſes und vollſtändiges geographiſches Lexicon, darinn die Beſchreibung des Erdkreiſes enthalten, aus dem Franzöſiſchen überſetzt X, 117 ſqq.

Maſcovii Io. Iac. Commentarii de rebus Imperii Romano Germanici ſub Henrico IV et V VIII, 291 ſqq.

Maſſieu Hiſtoire de la Poëſie Françoiſe avec une defenſe de la Poëſie V, 112 ſqq.

de Maupertuis Rede, in der Akademie zu Berlin gehalten VII, 102.

— Abhandlung von den Geſetzen der Bewegung und Ruhe, aus einem metaphyſiſchen Grundſatze hergeleitet VII, 110.

— Reiſe ins nordiſche Lappland, um ein altes Denkmaal zu finden X, 107.

May Joh. Friedr. Der Menſch, wie er ſich nach dem Lichte der Vernunft zur Glückſeligkeit geſchickt machen ſoll VII, 185.

May Der Redner, wie er auf die natürlichſte und leichteſte Art zu bilden ſey VI, 281.

Meene Heinr. Beweis, daß man in den lateiniſchen Schulen auch die deutſche Sprache treiben müſſe, III, 468.

Meiers Geo. Fr. Vertheidigung der baumgartiſchen Erklärung eines Gedichtes wider das Vte Stück des Iſten Bandes dieſes Bücherſaals II, 283 ſqq.

Meiners Joh. Wern. Wahre Eigenſchaft der hebräiſchen Sprache, aus richtigen Gründen unterſuchet und erkläret VI, 282.

a Mellen Jacob Eine Reihe ungariſcher Könige aus goldenen Münzen, aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, mit Anmerkungen erläutert, und bis auf unſere Zeit fortgeſetzt von Joh. Heinr. Burghard IX, 436.

Memoriae Illuſtriſſimi Excellentiſſimi Comitis Ernesti Chriſtophori a Manteufel Academia Lipſienſis VIII, 182 ſqq.

Menkenii Miſcellanea Lipſienſia nova. Volumen V, pars prima IV, 93. pars ſecunda IV, 192. pars tertia V, 96. pars quarta V, 382. Vol. VI, pars prima VI, 279. pars ſecunda VII, 190. pars tertia VII, 588. pars quarta VIII, 488.

Merville les Dieux traveſtis, ou l'Exil d' Apollon, Comedie en un Acte en vers I, 525 ſqq.

Metaſtaſio P. Demetrius, ein Trauerſpiel von drey Aufzügen, aus dem Italieniſchen überſetzt VIII, 45.

Moro Ant. Laz. Dei Croſtacei et degli altri Marini Corpi che ſi trovano ſu' monti III, 479.

Mortimers Cromwell, Sekr. der königl. londenſchen Akademie, Schreiben an Se. Excell. Hrn. Reichsgrafen von Manteufel VII, 43 ſqq.

Müllers Gottfr. Ephr. Verſuch über die Kritik, aus dem Engliſchen des Hrn. Pope, nebſt einem Verſuch einer Kritik über die deutſchen Dichter I, 252 ſqq.

Müllers Gottfr. Ephr. Hiſtoriſchkritiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Erſter Theil VI, 255 ſqq. Zweyter Theil VII, 325. Dritter Theil VIII, 397 ſqq. Vierter Theil IX, 96 ſqq.

— Gerh. Andr. Unterſuchung der wahren Urſache von Newtons allgemeiner Schwere III, 314 ſqq.

Muratori Lud. Anton. Geſchichte von Italien, nach Ordnung der Jahre vom Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung bis auf 1500, aus dem Italiäniſchen überſetzt. Achter Theil IX, 278. Neunter Th. X, 282.

M** J. R. F. H. C. Der unglückliche Raub, ein komiſches Heldengedicht III, 474.

Mebels Heinr. Chriſtoph Anmerkungen über die Gedanken von den Elementen der Körper V, 381.

Needham, Neue Entdeck. mit dem Vergrößgl. VI, 114.

Nepotis Cornel. editio Berolinenſis, cum verſione gallica V, 384.

Neufville Lob- und Trauerreden auf den Cardinal Fleury, überſetzt in Königsberg I, 281.

Nicerons Joh. Pet. Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten, mit einigen Zuſätzen herausgegeben von Siegm. Jac. Baumgarten X, 476.

Nordhoff Joh. Leonh. ſiehe Evremond.

Oelrichs Io. Carl Conr. de Bodding et Lodding Iudiciis Germaniae inprimis Marchiae Brandenburgicae antiquiſſimis X, 471.

Oetter Sam. Wilh. Sammlung verſchiedener Nachrichten aus allen Theilen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Erſter Theil IV, 478. Zweyter Th. V, 385. Dritter und vierter Theil VII, 191. Fünfter Theil VII, 382.

— de Poetis quibusdam medii aevi Teutonicis, inprimis de Hugone Trienberga Franco, ejusque Satyra Renner dicta V, 287.

Oetters Sam. Wilh. Nachricht von ſeinen Ausgaben der Scriptorum Burgraviatus Norici inferioris et ſuperioris VII, 93 ſqq.

D' Olivet Traité de la Poeſie Françoiſe II, 339 ſqq.

Opitzens Mart. deutſche Gedichte in vier Bände abgetheilet und herausgegeben von Dan. Willh. Trillern II. 483 ſqq.

Overbeks Joh. Dan. Ueberſetzung der Hirtenlieder des Virgils, Probe davon II, 612 ſqq.

Pantke A. B. Dankbare Friedensgedanken der Menſchen unter denen Zeit Ehre eingeleget hat III, 469.

— Worte der Ermahnung an ſeine Gemeine bey den ſchleſiſchen Veränderungen IV, 475

Penthers Joh. Friedr. Bauanſchlag, oder Anweiſung alle Baumaterialien und ihre Koſten ausfündig zu machen I, 568.

— Anleitung zur bürgerlichen Baukunſt I II. Theil I, 568. 569.

Pfeffel Joh. Andr. güldene Aepfel in ſilbernen Schalen, oder Worte geredet zu ſeiner Zeit, mit 402 Sinnbildern verſchiedener Zeiten und Umſtände des Lebens VI. 274.

Pfeiffers Joh. Chriſtoph Trauerrede auf Herrn D. Joh. Geo. Dölern IX, 476.

Plitt Joh. Jac. Prüfung derjenigen Gründe, womit Hr. Geo. Friedr. Meier die Vernunft der Thiere in dieſem und jenem Leben erweiſen will IX, 473.

Plutarchs von Chäronea Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus dem griechiſchen überſetzt von Joh. Chr. Kind. Erſter Theil I, 381. II, 52. ſqq. Zweyter Theil V, 288. Dritter Theil VII, 92. Vierter Theil X, 375.

Πλουταρχου περι παιδων αγωγης. cum verſione latina et annotationibus Chriſt. Aug. Heumanni, editionem curavit ſuasque obſervationes addidit. Iac. Fried. Heiſinger VIII, 476.

de Polignac Melch. Anti-Lucretius ſ. de Deo et natura libri IX, V, 387 ſqq. edidit Ioh. Chriſtoph Gottſchedius VI, 458.

Pommers Gottfr. Rudolph Beſchreibung von wunderſamen und ſeltenen Figuren, die er auf einem kleinen Marmortiſche bemerket hat VIII. 285 ſqq.

Prior Thom. an Authentik narrative of the ſucceſs of Teer-Water in curing a great Number of Diſtempers VI, ſqq.

Quirini, A M. Epiſtola ad Virum Clariſſimum Ioh. Math. Gesnerum VI, 515. ſqq.

Quiſterps Theod. Joh. hiſtoriſchpolitiſche Entdeckung der eigentlichen Urſachen, woher vor Alters in einigen Erbreichen die Annahme und Erkennung des Nachfolgers von Seiten der Nation einen ſo großen Einfluß in die Reichsfolge gehabt, nebſt einer Ausführung daß daher der Schluß auf kein Wahlreich zu machen ſey IX, 372.

R. (Roſenberg) A. G. Verſuch einer Erklärung von den Urſachen der Elektricität III, 466.

Racinens, Eſther ein Schauſpiel, überſetzt von Joh. Chriſt. Bröſtädt III, 475

Reichard. El. Caſp. Ode auf die Ankunft des durchl. braunſchweigiſchen Erbprinzen in Braunſchweig V, 284. ſqq.

— Verſuch einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt V, 340. ſqq.

Riccoboni, Louis, de la Reformation du Theatre I, 264 ſq.

Richeys Gedicht auf eine Hochzeit II, 474. ſqq.

Rinkiana Bibliotheca ſiehe *Glaſey*.

Rüdingers Joh El. lehrreiche Fabeln aus dem Reiche der Thiere zur Verbeſſerung der Sitten II, 257.

Röpke P. G. die Glückſeligkeit der braunſchweigiſchen Lande, unter dem weiſen Carl. eine Ode III, 469.

Rollins Anweiſung wie man die freyen Künſte recht lehren und lernen ſoll, überſetzt durch M. Joh. Joach. Schwaben X, 381.

Roſenbergs Abr. Gottl. freundſchaftliche Rathſchläge zur Weisheit und Tugend aus dem Franzöſiſchen überſetzt IX, 89.

L. Roſt. (d. i. Laurenbergs Roſtochienſis ſonſt Hans Wilmſen genannt) veer olde berühmde Scherzgedichte,

te, in nedderdütſch gerymet, mit eenem Anhang von etliken in düßen Tyden ingeſchlekenen Mißbrüken X, 94. *
Saavedra D. Diego die Thorheiten von Europa, in einem Geſpräche zwiſchen Mercurio und Luciano, aus dem Spaniſchen ins Deutſche überſetzt VI, 283.
— Die gelehrte Republik aus dem Spaniſchen überſetzt, mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen verſehen von Joh. Erh. Kappen VII, 55.
v. Sacken Moriz, Rede in der königlichen deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg an dem Gedächtnißtage ihrer Stiftung gehalten VIII, 189.
Συλλογιν φιλοσοφου περι θειων και κοσμου. Traitè traduit du Grec, avec des reflexions philoſophiques et critiques par Mr. Formey VI, 390. ſqq.
Saurins Jac. Predigten über verſchiedene Texte der heil. Schrift, Sechſter Theil überſetzt von Abr. Gottfr. Roſenberg III. 33. Zehnter Theil X, 472. Zehnter Theil überſetzt durch M. Joh. Joach. Schwaben X, 288.
Saxii Chriſtoph. de Henrico Eppendorfio Commentarius I, 243.
Schribens Joh. Adolph, kritiſcher Muſicus II. 195. ſq.
v. Scheyb. Franz Chriſtophs Thereſiade ein Ehrengedicht IV, 195. ſqq.
— Rede auf weiland Se. Hochreichsgräfl. Excellenz Herrn Friedrich Reichsgrafen von Harrach zu Rohrau abgeleſen in Wien 1749 in der öſterreichiſchen gelehrten Geſellſchaft X, 52. ſqq..
Scheidius ſiehe Leibnitz und Eccard.
Scherloks geiſtliches Verhör der Zeugen der Auferſtehung Jeſu aus dem Engländiſchen überſetzt VII, 589.
Schmaling Gotl. Chriſt. Ilfelds Leid und Freude, nebſt einer Vorrede M. Rudolph Wedekinds, worinn eine vorläufige Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen ertheilet wird, VII, 575.
Schmidts theatraliſche muſicaliſche und andre Gedichte bey verſchiedenen Begebenheiten verfertiget VII. 287.
Schmuzer I. G. de Ludo Coenobii Roslebiani inſtaurato VI, 287.

Schöttgens Chriſtian. Einladungsſchrift von einem alten deutſchen MSC. der Sprüchwörter und des Predigers Salomons III, 521. ſqq.

— Analecta de Burgwardiis Saxonicis IV, 283 ſq.

— Inventarium Diplomaticum Hiſtoriae Saxonicae ſuperioris IV, 541.

— Diſſertatiuncula de antiquiſſimis literarum in Terris ſuperioris Saxoniae fatis VIII, 139 ſq.

— Novum Lexicon graeco-latinum in Novum Teſtamentum III, 92.

Schramms Carl Chriſt. Neue Staats- und Reiſe-Geographie. Nachricht davon VI, 537.

Schreiberi, Io. Fried. de nimio noſtri aevi ſtudio in corrigenda orthographia germanica V, 288.

Schützii Gottfr. Exercitationum ad Germaniam ſuam gentilem facientium Sylloge VIII, 77 ſqq.

— Drey kleine Schutzſchriften für die alten Deutſchen VIII, 153. ſq.

Schumanns Joh. Dan. Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung des Pädagogii zu Clausthal, auf Begehren ausgefertiget VIII, 487.

Schwabe Joh. Joach. ſiehe Rollin, *Saurin, Barre etc.*

Schwandtneri Io. Geo. Scriptores Rerum Hungaricarum partim primum editi, partim editi antehac, nunc ex MSC. a mendis vindicati, Tomus primus III, 195. Tomus ſecundus. V, 1. Tomus tertius VII, 195.

v. Schweinitz, ſiehe *Legers* allgemeine Geſchichte der Waldenſer.

Swift Jonath. ſinnreiche Ausſchweifung von dem Amte eines Kunſtrichters itziger Zeiten, aus dem Tale of a Tub überſetzt III, 261.

Seidels Sam. ausgeſonderter Gedichte achte Fortſetzung III, 95.

— Gedicht auf Hr. D. Hermann in Dresden V, 283.

Sämlers Joh. Sal. Erläuterung der ägyptiſchen Alterthümer, aus dem Plutarchus und Herodotus mit D. Baumgartens Vorrede VII, 283.

Seutters Mat. Verzeichniß der von ihm geſtochenen Landkarten

karten Städte und Grundriſſe im Proſpecte VI, 559. ſqq.

Simonetti Chriſtian Ernſt, Sammlung vermiſchter Beyträge zum Dienſte der Wahrheit, Vernunft, Freyheit und Religion VIII, 284.

Stay Bened. Philoſophiæ verſibus traditæ libri ſex VIII, 210. ſqq.

Steffens Joh. Heinr. Abhandlung von der Moralität der Schauſpiele II, 281.

v. Steinwehr Wolf. Balth. Ad. überſetzte phyſikaliſche Abhandlungen der königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Paris, erſter Theil VII, 291. Anatomiſcher, Chymiſcher und Botaniſcher Abhandlungen erſter Theil VIII. 224. Fünfter Phyſikaliſcher und zweyter Anatomiſcher Theil X, 286.

Stemler Joh. Chriſtian, die Schickſale treuer Lehrer in Abſicht auf die Wirkungen ihres Amts, eine Abſchieds-Predigt in Weißenfels IV, 90.

— Diſquiſitio cur pauci ſint boni ſcholarum Rectores? V, 281.

Stemlers Joh. Chriſtian, die Führung der Menſchen nach der Klugheit der Welt und nach dem Rathe Gottes in einer Abſchieds-Predigt zu Plauen IX, 471.

— Erſter Segen des Evangelii Jeſu, in zwo Anzugs-Predigten und einer Friedens-Predigt zu Altenburg gehalten IX, 471.

Stiebriz Joh. Friedr. Erläuterung der Wolfiſchen vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen V, 432

Stöckels Chriſt. Gottl. Gedichte VI, 529. ſq.

Stukeley William, Stonehenge a Temple reſtor'd to the Britiſh Druids VI, 99 ſqq.

— Abury a Temple of the Brittish Druids with ſome others deſcribed VI, 291.

Tailhié, Abregé de l' Hiſtoire ancienne de Mr. Rollin IV, 189.

Taſſo Torqu. la Geruſalemme liberata, con le Figure di Giambattiſta Piazetta II, 397.

gedenket, ganz gewiß erdichtet zu ſeyn. Denn wer iſt doch dieſer Gütler? Wo lebt er? Wem hat er die Abſchrift dieſes Briefes gegeben? oder wie kommt man dazu? Zum wenigſten kan er der gute Freund nicht ſeyn, von dem der Verleger den Lebenslauf erhandelt hat. Hernach ſind ſolche Brocken in demſelben Schreiben, die man von Günthern gar nicht gewohnt iſt. Da ſind ſeltſame Zwitterwörter, Flickverſe und hochtrabende Ausdrückungen, die eher Hofmannswaldau oder Lohenſtein, als Günther geſchrieben haben kan. Z. E.

Dort ſoll mein Wohlfahrts-Beet mit Tuberroſen blühn!
Da mich der Neid verhöhnt, das Glück verächtlich achtet,
Mein Glücksgeſtirne will mir ein Comete ſeyn,
Der vorwerts helle glänzt, doch hinten bleich erſcheinet ꝛc.

Wo hat Günther jemals ſo geſchrieben? hernach wo hat er ſich ſelbſt ſo gelobt, als er hier thut?

Behalt in deiner Bruſt die alte Lieb und Treu,
Vor meine Wenigkeit und gründliches Studiren.

Zugeſchweigen daß ſich hier die Wenigkeit ſehr übel zum Studiren reimet. Es erhellet alſo augenſcheinlich, daß dieſes erſte poetiſche Schreiben mit Fleiß erdichtet worden, um den gröſſern Betrug deſto wahrſcheinlicher zu machen.

Gleichwohl iſt dieſer nicht ein Haar künſtlicher gerathen als der erſte. Denn zuförderſt iſt der Anfang gleich ſo ſeltſam, daß man ſich unmöglich bereden kan, Günther habe ihn gemacht. Es heiſt ſo:

Der Krebsgang meines Glücks ermüdet alle Kräfte,
Tritt Quell und Brunnen zu, daraus die reinen Säfte,

Taubnerus Geo. Chriſtian de nupero bello Saxonico liber ſingularis III, 470.

Telbke J. W. Ein Schäferſpiel ohne Liebe IV, 284.

Thorſchmidt, ſiehe Joh. Mart. Chladenius.

Tralles Balth. Ludov. de Machina et anima humana prorſus a ſe invicem diſtinctis VII, 283.

— Verſuch eines Gedichts, über das ſchleſiſche Rieſengebürge X, 92.

U. A. G. Erſte Samlung neuer Luſtſpiele ſo theils überſetzt theils neu verfertiget worden II, 190.

de Venuti Marcello, deſcrizzione delle prime ſcoperte dell' antica Città d' Ercolano ritrovata vicino a Portici IX, 192. ſqq.

Verſuche und Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig VII, 387. ſqq.

Verzeichniß verſchiedener von Joh. Kupezkys eigener Hand verfertigter Malereyen X, 83 ſqq.

Verzeichniß neuer Comödien und Tragödien II, 572. VI, 185 ſq. VI, 288. VIII, 191. X, 178.

— aller derjenigen Schriften die zu Königsberg ſeit dem Jubilão dieſer hohen Schule ans Licht getreten II, 277 ſqq. II, 383. Schriften 539. vom Jahr 1746. IV, 285. IV, 478. ſqq. vom Jahr 1747 VI, 93 ſqq. VI, 188. Schriften von 1748. VII, 273.

— Derer Mitglieder in der zu Olmütz neugeſtifteten Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften V, 91.

Ungnad Joh. Sam. Rede bey der Friedensfeyer zu Dresden gehalten II, 286.

Virgils zweytes Hirtenlied in deutſche Verſe überſetzt von Chriſt. Friedr. Wernike VIII, 299.

— Drittes Hirtenlied in deutſche Verſe überſetzt von Chriſt. Willh. Manitius VIII, 357 ſqq.

Virgils Viertes Hirtenlied, überſetzt von Joh. Carl. Halter VIII, 453.

— Erſtes Buch vom Landweſen als ein Muſter der ächten römiſchen Dichtkunſt alter Zeiten, zum Vergnügen

gen des Witzes und Verbeſſerung des Geſchmacks in deutſchen Verſen herausgegeben IX, 376.

— Der Aeneis erſtes Buch in deutſchen Verſen X, 95.

Wegners Geo. Wilh. philoſophiſche Abhandlung von Geſpenſtern

Voltaire Oeuvres diverſes Tome Sixieme I, 30.

Vorſatz Joh. Gottl. Encyclia oder deutſchlateiniſcher Donat I, 382.

— La bataille de Fontenoy Poeme I, 164 ſqq.

Weikhmann Joach. Sam. de Concilio Tridentino ex morte Lutheri ante victoriam triumphante II, 376.

Weiſs. Vdal. Liber de emendatione intellectus humani in duas partes digeſtus VI, 211.

— Chriſt. Friedr. Rede von den Verdienſten des Churfürſten zu Sachſen Mauritius, um die chriſtliche Religion I, 192.

Werenfels Sam. Rede zur Vertheidigung der Schauſpiele aus dem lat. überſetzt von J. F. Gregorius IX, 186.

Werlhofs Paul. Gottl. Gedichte, herausgegeben von der königl. göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft IX, 374.

Werners Jac. Friedr. Lobrede, von dem durch den weſtphäliſchen Frieden beförderten Wachsthume des preußiſchen brandenburgiſchen Hauſes VII, 581.

Wernike ſiehe Virgil.

Wideburg Frid. Oratio de victoriis Regis Pruſſiae publica Academiae Halenſis nomine habita II, 570.

v. Windheim Einladungsſchrift worinn ein philoſophiſcher Beweis von der Wirklichkeit der Wunderwerke in der Welt mitgetheilet wird III. 471.

v. Wolff Chriſt. Fortſetzung des Bedenkens welches er über die Schrift la decouverte de la Philoſophie et de la Religion, abgefaſſet III, 253. ſqq.

Wollens Chriſtoph. Sieben heilige Reden über wichtige Wahrheiten des heil. Evangelii VI, 280.

Woog Maur. Carl. Chriſt. de cauſis raritatis quorundam nummorum, ad Virum S. R. Val. Erneſt. Löſcherum

de transactis in officio Sacris quinquaginta annis gratulatio VII, 585.

Woyt Erklärung von der Verfaſſung des von Hr. Enderſch erfundenen künſtlichen Modells des Syſtem. Copernicani IV, 176.

Zeibichs Chriſtian Fridrichs Ode auf das Gedächtniß des ſel. Luthers, bey dem Sterbtage deſſelben verfertiget II, 376.

* *

Drittes Regiſter.

Derer in dieſen zehn Bänden befindlichen vornehmſten Sachen.

Abälard hat an ſeine Heloiſe nicht in franzöſiſchen, ſondern lateiniſchen Verſen geſchrieben V, 238 eröfnet bey Paris ſich eine Schule und verdunkelt durch die Menge ſeiner Zuhörer den Ruhm ſeines Lehrers VIII, 505.

Abgötterey hat ihren Anfang von den himmliſchen Körpern genommen II, 104. wen man für den Urheber derſelben hält. II, 104. iſt vor der Sündfluth ſchon entſtanden III, 387 wird von den Nachkommen Jakobs in Aegypten angenommen III, 391.

d' Ablancourt hat den Lucian nicht genau genug überſetzet I, 363.

Abraham hat faſt an allen Orten wo er ſich aufgehalten, dem Herrn einen Altar gebauet VI, 296.

Academie, die Franzöſiſche, wird in einer franz. Schrift unter einer beſondern Erdichtung vorgeſtellet I, 393 folgg.

— Der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften zu Paris. Nachricht von ihrer Stiftung und Einrichtung VIII, 262.

— Der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin Nach-

Nachricht von ihrer Einrichtung, Verbeſſerung und Schriften III, 74 ſeqq. VII, 99. ſeqq. ſetzt aufs Jahr 1748. zwo Abhandlungen zum Wettſtreite auf V, 87. ſqq.

— Der Wiſſenſchaften zu Troyes in Champagne I, 401 ſeqq. ihr Zuſtand wird von einem franz. Schriftſteller entdeckt I, 402 ſqq. Anzeige einiger ihrer Schriften I, 408 ſqq.

Accent iſt dreyerley II, 350. ſqq. deſſen ſich die Alten bedienet iſt heute nicht mehr bekannt II, 343. kommen in der franzöſiſchen Sprache mit den griechiſchen nicht überein, ob ſie gleich auf ſolche Art geſchrieben werden II, 354.

Achills Schild giebt ein Zeugniß daß die Malerey ſchon zu Homers Zeiten bekannt geweſen I, 235. man hat auf demſelben verſchiedene Sachen durch die Farben und vermittelſt des Feuers vorgeſtellt gefunden i, 235. ſq.

Adam ſoll ein wirklicher Rieſe geweſen ſeyn II, 135 ſqq.

Addiſon erklärt ſich wider Popen, und verfällt mit demſelben da er ihn tadeln wollen in Streit I, 144 ſqq.

Adeliche treiben in München mit ihrem Alter großen Stolz IV, 498.

Adeſte ſuperi bedeutet in der Aufſchrift des Sulpitius Notus eine Art eines Gebets welches der Verſtorbene an die Lebenden thut III, 32.

Adolphs Herzogs in Sachſen Weißenfels hochverdientes Ehrendenkmal wird aus Licht geſtellet VII, 487 ſein Leben kürzlich berühret VII, 493 ſqq.

Aegypter ſcheinen die Mittel eingeſehen zu haben, eine große Geſellſchaft zu regieren II, 208. halten die Geſetze der Gaſtfreyheit ſehr heilig IV, 526. verehren die Iſis beſonders IV, 441. haben ihre Gottheiten alle mit Hörnern abgebildet. IV, 441 ſq.

Aether was derſelbe ſey V, 431. wie die Theilchen deſſelben ihre Kraft äußern V, 433 ſqq. ſiehe Himmelsluft.

Affecten wie die Erregung derſelben geſchieht und was der-

derjenige zu beobachten hat der ſie erregen will I, 445 ſqq.
Agricola Rud. ſein Leben wird beſchrieben IV, 227.
Agryppäer, ihr ganzes Land ſoll eine Freyſtadt geweſen ſeyn IV, 460.
Akropolis, die Feſtung von Athen, iſt der Minerva gewidmet geweſen III, 170.
Albrecht, Markgraf zu Brandenburg würdiget die niedern u. hohen Schulen ſeiner Vorſicht und ſtiftet die königsbergiſche Academie II, 152. warum er mit Stiftung derſelben geeilet II, 154 beſitzet eine beſondere Liebe zur Gelehrſamkeit II, 155, im zwanzigſten Jahre zum Hochmeiſter des Ordens erwählet II, 541 legt den geiſtlichen Stand ab, und wird ein weltlicher Herzog von Preußen II, 542 weigert ſich die Lehn von Polen anzunehmen II. 543. verkauft die Oberherrſchaft über Liefland für eine Tonne Goldes II, 544 verfällt mit Polen in Krieg und erobert Braunsberg II, 545 will mit Polen einen Vergleich ſtiften der aber zerriſſen wird II, 546 ſchließt einen Stillſtand auf 4 Jahre II, 547. kömmt mit J. Lutheran in Bekanntſchaft II, 547 macht endlich wirklich Frieden und nimmt als ein weltlicher Fürſt Preußen von Polen zu Lehn II, 548 ändert das Wapen des Ordens II, 551 Albertus Churf. zu Brandenburg ihm iſt mit Recht der Beynamen Achilles oder Ulyſſes gegeben worden II, 518.
Alexander der große, zieht den Umkreis der Stadt Alexandrien bey ihrer Erbauung mit Mehl V, 340
Algebra natürliche kann den Grund zu einem natürlichen Lehrgebäude geben IX, 498.
Alp hat bey den heydniſchen Deutſchen durch Opfer ſollen vertrieben werden VIII. 89 iſt für einen Berggeiſt gehalten worden VIII, 89 hat ſich ſehen laſſen, und ſoll auch wieder unſichtbar worden ſeyn VIII, 90.
Altäre ſind zu Zeiten der Patriarchen Zirkel von Steinen geweſen. die einen beſondern Stein eingeſchloſſen den man Altar genennet VI, 297 wurden gemeiniglich auf offnen Feldern oder Anhöhen gemacht VI, 297.

Drittes Regiſter.

Alten ſetzen in den Verzierungen ihrer Gebäude gewiſſe Wahrheiten zum Grunde IV, 417. Nachrichten von ihrem Geſchmacke in der Baukunſt IV, 411.

Alterthümer, ihre Kenntniß gewähret den Künſtlern einen weitläuftigen Vorrath von Zierrathen II, 413 werden von vielen ſehr hochgeſchätzet und unterſuchet IV, 396 finden ſich in dem entdeckten Herculano und werden in einem Sendſchreiben des Card. Quirini an Hrn. Prof. Gesnern angezeiget VI, 519 ſqq.

America iſt weder von Veſpucci noch von Columbo, ſondern von einem Nürnberger Mathemat. Behaim zuerſt entdecket worden VI, 227.

Americus Veſpucci Leben und nachgelaſſene Briefe werden aus dem Italieniſchen ins Deutſche gebracht VI, 226.

Amſterdam und Leiden werden vom Menoza ſehr gelobt und Nachricht von ihnen ertheilt IV, 506 ſqq.

Anandria eine neue Art von Pflanzen wird von Linnäus beſchrieben VIII, 122.

Anakreons ſeine Oden in deutſche reimfreye Verſe überſetzt III, 417 iſt unter allen Weiſen der einzige geweſen, der allein nach ſeiner Philoſophie gelebt III, 421.

Annehmlichkeit des Vortrages was ſie erfodere IX, 35.

Anrede (adlocutio) der Kaiſer befindet ſich auf den Münzen des Caligula, des Nero, Nerva, Trajans III, 458 Hadrians und des Marcus Aurelius III, 459 des Lucius Verus, Sept. Severus Caracalla, Marcians, Alexanders und Gordians III, 460. der Philippen Valerianer und Galliens, des Poſtumius, Tacitus, Probus, Numerianus und Carins III, 461 ſqq.

Anrufung der Muſen und heydniſchen Gottheiten iſt in der heutigen Dichtkunſt der Religion und Offenbarung zuwider IV, 140. 147 ſqq. iſt bey den Dichtern eine bloße Apoſtrophe IV, 145. ſoll das Anſehen eines guten Gedichts verderben IV, 146.

Antwerpen, allda ſind die Häuſer ſchlecht bewohnt IV, 504.

Antonius L. ſetzet durch ſeinen Aufruhr in Oberdeutſchland Rom in groſſes Schrecken. II, 145 ſqq.

Apis, ein Ochs wird bey den Aegyptiern verehret VI,

441 in ihn iſt die Seele des Oſiris gefahren VI, 441 443 ſtellet auch ſonſt die Sonne vor VI, 443.

Apophoreta dare was dieſe Redensart bey den Alten bedeutet VI, 364. waren Geſchenke die an den Saturnalien einer dem andern zuwendete VI, 365. wurden auch von den editoribus munerum nach geendigtem Spiele gegeben VI, 366.

Appellation hat bey dem hohen Tribunal zu Wismar nur von Summen ſtatt, die nicht unter 200 rthl. betragen X, 293.

Arche Noä iſt wahrſcheinlich nach Rieſen-Ellen gebauet II, 136.

Arkadiſche Schäfergeſellſchaft zu Rom wird geſtiftet II, 298. trennet ſich aber wiederum VIII, 517 Alexander Guidi trägt zu der Einrichtung dieſer arkadiſchen Akademie vieles bey II, 297 in denſelben iſt die königl. Churprinzeſſin aufgenommen VIII, 387.

Arlaud Jac. Ant. ein vortrefflicher Maler, Nachricht von Demſelben I, 480.

Arnall William ein londenſcher Zeitungsſchreiber macht den Pope ſehr herunter, und erhält dadurch erſtaunende Summen Geld I, 150.

Araber ſollen nach Huets Meynung die älteſten ſeyn, die gereimet haben, da die Reime durch die africaniſchen Moren nach Europa gekommen ſind V, 119. X, 227. haben eine entſetzliche Menge von Poeten V, 120. haben ſo gar ihre häusliche Geſpräche in Reimen vorgebracht. X, 230. ſuchen in alten Zeiten die Schiffarth empor zu bringen und handeln nach Indien VI, 153 berauben zwar die Reiſenden in ihren Wüſteneyen, helfen aber denen dennoch, die ſie um Hülfe anrufen. VI, 199.

Ariſtophanes bringt wenig von den Prieſtern in ſeinen Comödien an. VI I, 229.

Athenienſer warum ſie dieſelben zu Auszierung eines Trauerſpiels vom Sophokles 100000 Pfund Sterling verwandt IV, 20. werden von den Römern gut gehalten III,

III, 164 ſeqq. richten dem Brutus und Caſſius Säulen auf III, 164. Hadrian iſt ihnen zugethan III, 167.
Atomi des Epikurs werden von dem Cardinal von Polignac widerlegt VI, 463.
Attila wird als ein Wütrich und übler Beherrſcher von vielen Scribenten angegeben V, 196 was es mit der Geſandſchaft Theodoſius des Jüngern an den Attila für Bewandniß habe V, 198. 202 in ſeinen Verſammlungen wird mehr Gothiſch als Römiſch geſprochen V, 207, wie er ſich bey Gaſtmalen verhalten V, 208. 209 ſein Namen kömmt von Atta (Vater) her und heißt ein Väterlein, ſo wie von Vulf (Wolf) Ulfila (Wölfelein) herkömmt VIII, 86.
Aventinus Joh. (ſonſt Thurnaiers) Leben aus dem bruckerſchen Ehrentempel angezeigt VI, 414 ſqq.
Aufſchrift alte runiſche, ſo ſich auf einem Steine gefunden, iſt von dem Hr. Maupertuis in nördlichen Lappland angemerket worden X, 100 Charakter derſelben X, 111. Erklärung dieſer Aufſchrift X, 444 ſeqq.
Auguſt greift nicht die Vorrechte der Athenienſer an III, 164 ſeq nimmt den Virgil, Horaz und Livius an ſeinen Hof VIII, 404. 412. 419.
Auguſt Herzog zu Braunſchweig Lüneburg legt zu Wolfenbüttel eine Bibliothek an III, 99. 101 hat großen Fleiß auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache gewandt III, 103 erhält in der Fruchtbringenden Geſellſchaft den Namen des befreyenden III, 103 hat ſelbſt viele Schriften herausgegeben III, 104. IV, 100 kömmt ganz unvermuthet zur Regierung ſeiner Lande III, 108 iſt gegen die Gelehrten ſehr freygebig, die zu ſeiner Bibliothek etwas beygetragen III, 111.
Aulaum was es in den Trauerſpielen bedeutet I, 486.
Aurelius, Marcus, nimmt den Verus zum Beygehülfen in der Regierung an III, 333 was die Geſchichtſchreiber hievon für Urſachen angegeben III, 334 ſq.
Baco von Verulam, ſein Leben beſchreibet Malet V, 20 folgg. iſt wegen ſeiner beſondern Gemüthsfä-

bigkeit und andern Eigenschaften merkwürdig V, 22 folgg.

Bärholz Dan. ein Preußischer Dichter; Nachricht von ihm IV, 430 sqq.

Baif ein Poet in Frankreich, gründet nebst dem Courville eine Gesellschaft zu Erhebung ihrer Sprache, die aber nachgehends untergehet II, 344.

Balbi M. Nonii gebarnischte Bildseule wird aus dem Schutt des Herculani hervorgezogen VI, 517 sq. dessen Aufschrift erkläret der Card. Quirini VI, 527.

Bandini Ang. Maria, Leben aus den bruckerschen Nachrichten gezogen VIII, 25 seqq.

Banomanna und Baltia, zwo Inseln woher nach Plinius Berichte der Börnstein gekommen, sollen vielmehr von Samland als Seeland ausgelegt werden X, 344.

Bar heißt bey den alten Deutschen ein Lied V, 118.

Barden sollen die Mimi der alten Deutschen gewesen seyn VIII, 327 werden von bahren (daß ist offenbaren oder anzeigen) also genennet VIII, 328.

Barth. Casp. wird von Hen. Bruckern beschrieben IV, 229 sq.

Baukunst, Geschmack der Alten in derselben IV, 411. wornach sie die Schönheiten in derselben gemessen IV, 413. was für Neuerungen darinn vorgegangen IV, 420. 421 sqq.

Baumgartens Begriff von einem Gedichte I, 439 sqq. von Hr. Meyern gerechtfertiget II, 283.

Bayern führet bey der Krönung des Kaisers zwey Erzämter VI, 472 sq.

Begriffe sind nach ihren Quellen unterschieden IV, 54 wenn ihre vielfache Art untereinander vermenget wird, hindern sie das Wachsthum der Wahrheit IV, 55 die verwirrten sind nicht für einfache zu halten IV, 241 kommen alle aus der Sinnlichkeit der Empfindung, VI, 220. wie sie entstehen VI, 26.

Behaim Mart. ein gebohrner Nürnberger, hat zuerst America entdecket VI, 227.

Beyfall, wie derſelbe bey den Römern durch verſchiedene Zeichen an den Tag geleget worden II, 73.
Belger haben ſich vor der Römer Ankunft nach England hinüber gemacht, und ſich in der Gegend der Stonehenge niedergelaſſen VI, 109.
Bengels Joh. Albr. Leben aus dem Bilderſaal des Hrn. Bruckers gezogen VIII, 7 ſeqq
Bentley verfällt mit dem Mibleton in einen harten Streit, und wird darüber von ſeinem Amte abgeſetzet VII, 343 ſq.
Beredſamkeit, worinn dieſelbe mit der Poeſie übereinkömmt II, 21. 22 iſt ein Theil der praktiſchen Philoſophie. II, 24. wie die bekannten Begriffe derſelben mit einander verglichen werden II, 23. 24 wie insbeſondere die Gottſchediſche Erklärung davon mit den Gedanken des Ariſtoteles übereinkomme II, 25 ſq. hat am P. Dorn einen ſchlechten Kenner IV, 64. X, 234 ſq. iſt einem Fürſten im Kriege und Frieden ſehr nothwendig VIII, 38.
Berge. in ihnen findet man verſteinerte Muſcheln, Fiſche und andere Seeſachen III, 480 wie dieſe Waſſer dahin gekommen womit ſie vormals ſollen bedeckt geweſen ſeyn III, 481. 483 ehedem ſoll die See über ihnen geſtanden haben, ehe ſie zu ſolcher Härte gediehen IV, 34 ſind durch die Gewalt eines heftigen Feurs entſtanden VIII, 490 ein neuer entſtand 1538 bey Pozzuolo und verſchlämmt den Lucriner See III, 490 ſq.
Berlin Nachricht von den daſigen gebohrnen und geſtorbenen aus dem Meneza IV, 511.
Bernegger Math. Prof. zu Straßburg: ſein Leben aus dem bruckerſchen Ehrentempel angeführet VII, 318.
Bernigeroth ſticht das Kupfer des durchl. Herzogs zu Sachſen Weißenfels ganz vortrefflich II, 287.
v. Beſſer gehöret zu den preußiſchen Dichtern IV, 442 ſein Leben wird kurz beſchrieben 442 ſq.
Betula nana die an den ſumpfigten Orten der ſchwediſchen Alpgbirge wächſt, wird vom Linnäus unterſucht VIII, 116.

Der edlen Poesie zuvor mein Herz benetzt,
Weyn sich der Grillen Schlamm an dessen Grund gesetzt.

Hier wären fast so viel Anmerkungen wieder die Richtigkeit der Gedanken und Ausdrückungen zu machen, als halbe Verse da stehen. Doch man trauet vernünftigen Lesern selbst die Einsicht zu, daß sie solches von sich selbst wahrnehmen können. Was vor abgeschmackte Reden läßt nicht der Poet ferner beym Wochenbette seiner Mutter halten? Hier ist nichts von Güntherischem Salze und Geiste zu sehen: sondern es dünkt uns als wenn wir den Weissenfelsischen Bauerhund im Menantes lesen. Was vor niederträchtige Scherzworte kommen nicht durchgehends vor! Was vor nichtswürdige Wortspiele sieht man hier und da, z. E. Ich sah viele Schreckenberger; an statt: ich erschrack sehr? Und wer kan uns beweisen, daß Günther in seinen andern Schriften dergleichen jemals gemacht habe?

Wir gehen aber noch weiter und getrauen uns gar zu behaupten, daß der Verfasser dieses Gedichtes nicht einmal ein Schlesier, sondern ein Meißner gewesen seyn müsse. Man kennet den Vogel am Gesange; und die Landeskinder an ihrer Aussprache. Nun haben sowohl Schlesier, als Meißner, und Niedersachsen allemal ihr Schiboleth, daran man sie erkennen kan. Und da man bey prosaischen Scribenten dieses schwerer wahrnimmt: So verrathen sich die Poeten durch die Reime. Nun sage man mir, welcher Schlesier reimt wohl wie hier, p. 6. Seelen mit zehlen, p. 17. wehret, verf hret, p. 29 wehren, stöhren, p. 40. Seele, qvåle, p. 43. hört, fährt,

p. 68.

Drittes Register.

Bewegung der Planeten hat ihre Urſache von dem wirkenden Willen Gottes III, 323 und geſchiehet beſtändig nach einer gewiſſen Richtung III, 325 ſq.

Bibliothek zu Wolfenbüttel, Beſchreibung und Nachricht von derſelben III, 99 ſqq. wird mit vielen Lobſprüchen belegt III, 106. wird zuerſt zu Hizzer angelegt III, 108. iſt mit MSten ſtark verſehen und erhält an Ludwig dem XIV. einen Liebhaber III, 310. 311

— Alexandriniſche wird durch die römiſchen Soldaten angezündet und ſoll 200000 Stück Bücher gehabt haben IV, 388.

— Werth derſelben kömmt auf MSC an IV, 388 ſq.

Bilder ſind bey vielen alten Völkern keinesweges in die Tempel geſetzet worden VI, 293.

Bildhauerarbeit muß die Regeln der wahren Perſpectiv alle verkehrt anwenden. I. 190.

Bildhauerkunſt iſt ſchon bey der Belagerung von Troja bekannt geweſen I, 190 191.

Bildung der Thiere kann keinem blinden Zufalle zugeſchrieben werden VII, 115.

v. Birken Siegm. ein öſterreichiſcher deutſcher Dichter giebt viele Gedichte heraus VI, 134-136.

Blindekuhſpiel hat ſeinen Urſprung aus dem Gottesdienſte der alten Griechen und Römer herzuleiten VI, 433. ſq. wie auch aus der Fabel der Jo mit dem Jupiter VI, 435 ſq.

Blondel ein alter franzöſiſcher Dichter ſpähet den gefangenen König von England Richard I. auf eine beſondere Art aus V, 241.

Blumen haben gar keine Aehnlichkeit mit dem Menſchen VII, 533.

Blumen ob ſelbige verwelken oder verfaulen, und wie es mit ihrer Tranſpiration beſchaffen ſey? VII, 394 ſqq.

Blumenhirten, dieſes Wort wird von der Geſellſchaft der Pegnitzer nicht gut angewandt I, 28. ihr Blumenorden iſt mit dem Pegnitzorden einerley I, 27 ſq.

Börnſtein macht die Preußen ſchon vor Chriſti Geburt den Römern bekannt II, 269 die darinn befindlichen Kör-

Körper ſind nicht allemal durch Kunſt, ſondern oft durch die Natur darein gebracht VIII, 485. iſt ein ganz eigenes Kleinod von Preußen X, 338. wird vornehmlich in Samland gefunden X, 344. findet ſich oft in ſo großen Stücken die den Menſchenköpfen gleichen X, 346.

Böſchenſtein Joh. wird in Bruckers Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit beſchrieben V, 557. iſt zuletzt Prediger in Preußen geweſen X, 341.

Boivins Urtheil vom Scaliger II, 534.

Boner Hier. hat 1547. die Lebensbeſchreibungen des Plutarchs von berühmten Männern überſetzt II, 58. was von ſeiner Ueberſetzung zu halten ſey? II, 59.

Bononiſche Schule iſt zur Beförderung der Erkenntniß des römiſchen Rechts eingerichtet worden VIII, 498 ihr Urſprung iſt aus dem Jahre 430 herzuleiten VIII, 499 erhält von Kaiſer Friedrich Ao. 1158 ſchöne Vorrechte VIII, 500 iſt dem Untergange oft ſehr nahe geweſen VIII, 502 was ſie für Folgen in der gelehrten Republik gehabt VIII, 504.

Borten in den Gebäuden was derſelbe bedeute IV, 416.

Bouhier erhält von dem Abte Olivet ein vortrefflich Lob IV, 134.

Bourgeois iſt ein berühmter franzöſiſcher Dichter zu Zeiten Franciſci I. I, 220.

Brandenburg Geſchichte dieſes Hauſes werden beſchrieben VIII, 32 ſqq. hat ſeinen Urſprung vom Hauſe Hohenzollern VIII, 32 wird in Friedrichen VI, zu einen Churfürſtenthume VIII, 95 die Churfürſten dieſes Hauſes werden hiſtoriſch beſchrieben VIII, 35 ſqq.

Braunſchweig, Nachricht von dem daſigen Collegio Carolino I, 74. wie die Vorleſungen darinn beſchaffen ſind I, 84. warum man Claſſes ſelectas in den dortigen beyden Gymnaſiis angeordnet I, 85. Man lehret allhier die Theologie, Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit, und die damit verknüpften Wiſſenſchaften I, 86 ſqq. daſelbſt ſind für das Carolinum koſtbare Gebäude gemacht, und eine

vortreffliche Bibliothek angelegt I, 90. alles wird in deutſcher Sprache von den dortigen Lehrern vorgetragen I, 90.

Bredelo, ein preußiſcher Dichter; ſein Leben IV, 445.

Breitingers Joh. Jac. Lebensumſtände, von Herrn Bruckern beſchrieben VIII, 11 ſqq.

Brennus führet ein ganzes Heer nach Griechenland, und will den Tempel zu Delphis berauben VI, 54. kömmt aber daſelbſt um VI, 55.

Brückmanns Fr. Ernſt, Leben aus dem bruckeriſchen Bilderſaale ins Kurze gezogen V, 303.

Buch der Weisheit wird einem Philo zugeſchrieben, und muß wahrſcheinlich zu der Zeit geſchrieben ſeyn, als die griechiſche Philoſophie zu den Juden gelanget war VII, 246.

Buchdruckerey befördert das Wachsthum der Bibliotheken IV, 388. Vorſchlag von einer in Berlin anzulegenden III, 242. ein franzöſiſcher Buchdrucker rühmet die franzöſiſchen Buchdruckereyen ungemein III, 245. Nachricht von der zu Königsberg IV, 114.

Buchhandel iſt in Königsberg vor Zeiten von den Buchbindern allein getrieben worden IV, 115.

Buchner Aug. ſeine Lebensumſtände IV, 230. gehöret unter die berühmten meißniſchen Dichter II, 240.

Buchſtaben wegzulaſſen, die in der Ausſprache nicht gehört werden, iſt weder in der franzöſiſchen, noch auch in der deutſchen Sprache gut II, 348-350. insbeſondere was das H betrifft II, 512. die Verdoppelung einiger geſchieht unrecht II, 571.

Buders Chriſtian Gottl. Leben, aus dem Bruckeriſchen Bilderſaale gezogen VIII, 15 ſqq.

Bücher ſind nach den Verſchiedenheiten der Zeiten, Oerter und Perſonen ſchwer oder leicht zu finden X, 311. ihre Seltenheit iſt ſchwer zu beſtimmen X, 312. iſt aber dennoch entweder unbedingt, oder unter gewiſſen Beſtimmungen anzunehmen X, 313 ſqq. Stufen ihrer Seltenheit X, 316.

der vornehmſten Sachen.

Bücherkenntniß kann theils durch eignes Anſchauen der Bücher, theils auch durch Nachrichten von andern erworben werden X, 4. X, 307 ſqq.
Bücherleſen erfodert eine beſondere Beurtheilung und Regeln IX, 525 ſqq.
Bücherſchreiben der Gelehrten kann weder von der Gelehrſamkeit des Verfaſſers zeugen, noch auch die Erlangung zeitlicher Glückſeligkeit erwerben IX, 47.
von Bünau, Reichsgraf, ſammlet eine vortreffliche Bibliothek, und läßt darüber Verzeichniſſe nach gewiſſen Regeln ausfertigen X, 9 ſqq. X, 11.
Bukingham, ein Liebling König Jacobs in England, befördert alle Projecte, wodurch das Land gedrückt wird V, 41. wird aber angeklagt V, 42. giebt die Geſchichte Heinrichs des VIIten heraus V, 43. macht ein neues Gebäude der Philoſophie V, 48 ſqq.
Burchard Jacob, giebt ſein Bücherverzeichniß heraus VII, 473 ſqq. und ſetzt demſelben ſein Leben vor, welches in einem Auszuge zu ſehen VII, 475.
Burg Joh. Friedr. erhält in dem Bilderſaale itzt lebender Schriftſteller ein hiſtoriſches Denkmaal X, 314.
Burleigh, ein Staatsbedienter der Königinn Eliſabeth in England, wird für ein vollkommenes Muſter eines großes Mannes gehalten V, 25.
Burnet wird in dem Satze von dem Daſeyn der Flüſſe auf dem Erdboden von einem Gelehrten übel verſtanden V, 55.
Burtorf Joh. ſein Leben und Bildniß wird in den Bruckeriſchen Ehrentempel gerücket IV, 229.
C, in welchen Stellen dieſer Buchſtabe annoch ſtatt haben müſſe V, 140 ſqq.
Cadmus erbauet Theben, und machet ſolches zu einer Freyſtadt IV, 454.
Cäſars C. Jul. Leben, hiſtoriſch beſchrieben VIII, 398 ſqq.
Caffeehäuſer ſind in Frankreich die Schulen der jungen Schriftſteller III, 303.
Calliachi Nic. Leben kürzlich angezeiget I, 484 ſqq.

Calmar, ein gewiſſer Fiſch, wird vom Needham unterſucht VI, 119. ſeine äußern Theile werden durch Hülfe eines Mikroſcopii beſchrieben VI, 120. 121.

Calpurnius T. ein lateiniſcher Dichter vom Jagdweſen, ſeine Lebensumſtände und Schriften IX, 109.

Camerarius Joh. Leben wird im Bruckeriſchen Ehrentempel aufbehalten, woraus ſich ein Auszug darſtellet VI, 417.

Canariſche Inſeln, woher ſie ihren Namen haben VIII, 105. ihre erſten Einwohner haben von Hunden, Ziegen und ihrer Milch gelebet VIII, 105. Ptolomaus ſoll ſie die glückſeligen Inſeln genennet haben VIII, 106. wie die Lebensart ihrer Einwohner beſchaffen geweſen VIII, 106. 107.

Candidaten beym Wettrennen müſſen ſo lange in den Schranken bleiben, bis das Zeichen zum Aufbruche gegeben wird IV, 27 ſqq.

Candidus Pantaleon iſt ein berühmter öſterreichiſcher lateiniſcher Dichter geweſen, und hat viele Gedichte verfertiget VI, 58.

von Canitz Freyherr Rud. Ludw. iſt ein vortrefflicher Dichter, und machet den preußiſchen Dichtern viel Ehre IV, 439 ſqq. ſeine Schriften finden großen Beyfall IV, 441.

Canzens J. G. Leben ſtehet im Bruckeriſchen Bilderſaale der Gelehrten V, 294.

Canzeley zu Nürnberg übertrifft zu Rudolfs I Zeiten alle übrige Canzeleyen in der Zierlichkeit der deutſchen Sprache I, 17.

Car, ein unwiſſender Schotte, wird vom Jacob, Könige in England, zum Grafen von Sommerſet gemacht, und mit großen Einkünften verſehen V, 35 ſqq.

Carceres bedeuteten in der mehrern Anzahl ſo viel, als Septa (Schranken) IV, 27.

Carl der große wird wegen ſeiner Heldenthaten und übrigen Verdienſte bewundert IV, 390. ſeine Thaten werden von den Franzoſen beſchrieben IV, 391. wie auch von den Dänen IV, 391. iſt ein Liebhaber der deutſchen

deutſchen Dichtkunſt IV, 392 ſqq. wird von deutſchen Dichtern beſungen IV, 393. liebet nicht das Franzöſiſche, ſondern das fränkiſch Deutſche V, 319. 320. ſuchet die Schulen in Aufnahme zu bringen VIII, 505. hat an ſeinem Hofe nicht die franzöſiſche, ſondern die altfränkiſche Sprache geredet, und ſelbige in eine Grammatik bringen wollen V, 326. 343. hat den Winden und Monaten ihre Namen gegeben V, 326 ſqq. ſein Leben wird ſchon vor 1200 ins Franzöſiſche überſetzt V, 510. will die Handlung in der mittelländiſchen See herſtellen VI, 155. hat nicht, wie einige wollen, einen Theil von Preußen, der dieſſeits der Weichſel liegt, bezwungen II, 271.

Carl VII, römiſcher Kaiſer, wird in der Leichenpredigt, die auf ihn gemacht worden, einem Adler verglichen, der durch alle Zeichen des Thierkreiſes nach dem Himmel zu ſteigt IV, 64 68 ſqq.

Carl IX, König in Frankreich, unter ihm hat die Poeſie das höchſte Anſehen erreichet II, 342. beſtätiget die Geſellſchaft, ſo zur Bemühung in der franzöſiſchen Sprache A. 1570 geſtiftet worden II, 344.

Carl Stuard, König in England, wird des Hochverraths angeklagt III, 16. die Schotten und viele Vornehme ſuchen ihn zu erhalten III, 17. ihm wird das Urtheil geſprochen, worauf er hingerichtet wird III, 17. 19.

Carlsbad wird gemeiniglich Carl IV, als dem Erfinder, zugeſchrieben IX, 290. Schriften, ſo davon herausgekommen IX, 290. Beſchreibung derer Gegenden um daſſelbe, der Quelle und des Brudels IX, 294 ſqq. die Hitze deſſelben wird mit einem Thermometer auf 96° geſchätzet IX, 295. die Hitze wird von einem unterirdiſchen Feuer hergeleitet IX, 295 ſqq. führet ſehr viel Salz und ſteinartige Theilchen mit ſich IX, 296. der Schaum dieſes Waſſers erneuret ſich jederzeit auf dem abkühlenden Waſſer, ſo oft man ihn abnimmt IX, 298.

Carteſius wird in ſeiner Lehre von den Himmelswirbeln

widerlegt III, 319. wie auch in der Lehre von der Schwere III, 320. seine Gegner verstehen ihn oft unrichtig III, 321. hat gezeigt, daß die sinnlichen Beschaffenheiten der Dinge außer uns kein Daseyn hätten IV, 55. es soll seine Philosophie am geschicktesten in Versen vorgetragen werden können VIII, 213.

Castor und Pollux stehen auf den lacädemonischen Münzen III, 331. werden in der alten Astrologie zum Himmelszeichen gemacht III, 331. von ihnen hat das Feuer den Namen, welches sich nach dem Ungewitter an die Masten hängt III, 332. ihnen wird von den Gesandten der Lokrier geopfert

Catullus hat Gelegenheitsgedichte hinterlassen II, 468.

Caucasus hat vor Zeiten Craucasus geheißen, und kömmt von einem celtischen Worte Crau her, welches einen Fels bedeutet X, 221.

Celten müssen nicht Zelten geschrieben werden, weil sie Galatae, oder κελτοι geheißen V, 143. sind den alten Griechen wenig bekannt gewesen X, 218. alle diejenigen, so unter ihnen Oberdeutschland, Italien und Gallien bewohnet haben, heißen Walen X, 224.

Celtes Conr. ein deutscher Gelehrter, sein Leben wird kürzlich berühret VII, 306 sqq.

Centauren, der Ursprung von ihrer Fabel wird untersucht IV, 275. woher sie den Namen haben IV, 276. werden Söhne einer Wolken genennet IV, 277. Herkules greift sie an, und verderbet sie gänzlich IV, 279 sqq.

Cerberus, woher er den Namen, und was die Fabel von ihm für einen Ursprung habe IV, 171.

de la Chaize giebt eine vermeynte Erklärung einer hetrurischen Aufschrift III, 26. bringt der Academie des Inscript. eine alte Urne, nebst der Erklärung III, 29.

Charaktere müssen im Schauspiele beständig einerley bleiben II, 173. was bey Bildung derselben in Acht zu nehmen ist II, 173. wie die edlen und erhabenen oft wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen II, 174. haben zweyerley Arten des Wahrscheinlichen II, 225 sqq.

Charon, woher die Beſchreibung Virgils von ihm ihren Grund habe IV, 170.
Chineſer theilen ihre Zeit in Abtheilungen von 60 Jahren, worinn jedes Jahr ſeinen beſondern Namen hat IV, 307. ihre Kaiſer haben bey Lebzeiten keine beſondere Namen IV, 308. Namen von ihren Königen nach chronologiſcher Ordnung IV, 312 ſqq.
Chineſiſche Hiſtorie wird in kurzen Tabellen vorgeſtellet IV, 305. wer ihre älteſte Epoche angefangen IV, 308.
Chiron, einer der weiſeſten Centauren, wird vom Herkules verwundet IV, 279.
Chriſtian, ein ciſtercienſer Mönch, wird Biſchof in Preußen, und zuletzt nebſt andern aus Preußen vertrieben II, 272 ſqq.
Chriſtina, Königinn in Schweden, hält den Alex. Guidi einen italieniſchen Dichter an ihrem Hofe II, 294 ſqq.
Chriſten haben den Gebrauch, für ihre Todten zu bethen, nicht von den Heyden entlehnet V, 510 ſqq.
Chrobry Boleſl. König in Pohlen, hat nicht ſonderlich Glück gehabt, als er die Preußen zum erſtenmaole zinsbar machen wollen. II, 271.
Cibber Colley wird von Popen in einer Satyre angegriffen I, 207. ſchreibt ſein Leben IV, 3 ſqq. Auszug aus demſelben IV, 6 ſqq. macht einige Vorſchläge, die Schaubühne nützlich zu machen IV, 19.
Clayroths Joh. Chriſt. Leben, aus dem Anſchlage der Akademie zu Göttingen, welchen Herr Prof. Gesner verfertiget VII, 584.
Claudian hat viele Gedichte bey beſondern Gelegenheiten geſchrieben II, 470.
Cöln, einige Nachrichten aus dem Menoza von dieſer Stadt IV, 508.
Columbus entdecket A. 1492 einige Länder in America VI, 230. iſt aber nicht der erſte Urheber dieſer Entdeckungen geweſen VI, 227 ſqq.
Comet würde die Erde nicht leicht treffen, wenn er gleich in ſeinem Laufe die Ekliptik berühren möchte V, 157.

160. könnte auch in dieſem Falle der Erde nicht leicht durch ſeinen Schweif oder Anziehung ſchaden V, 161. würde ihr aber ſchädlich ſeyn, wenn ſein Perihelium in die Fläche der Erdbahne oder gar in die Ekliptik fiele V, 165. ihre Richtung kann nicht, wie Newton geglaubet, einerley in allem ſeyn V, 170. 171. 179. müſſen ihre Laufbahnen erſt in langer Zeit endigen V, 172. 174. Herr Wegner hat eine beſſere Meynung von ihnen V, 175. die aber Hr. Heyn widerlegt VI, 186. Herr Kies beſtimmt die Laufkreiſe von einigen III, 214 ſqq. ihre Laufbahne iſt bekannt geweſen, ehe ſie Newton in ſeinen Schriften erwieſen III, 215.

Commodus findet ſich auf einigen lacedämoniſchen Münzen III, 335. 336.

Compaß iſt weder von den Arabern, noch von den Chineſern, ſondern von den Europäern erfunden VI, 154.

CONOB oder COMOB, was es auf den Münzen des verfallenden römiſchen Reichs bedeute III, 535. wird auf verſchiedene Art erklärt III, 536. Vaillant und Galland haben davon beſondere Meynungen III, 537-542.

Conrings Herm. Geſchichte erneuret Herr Brucker in ſeinem Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit VII, 321 ſqq. wird bey dem Herzog Auguſt zu Braunſchweig-Wolfenbüttel verläumdet IV, 104. der Inhalt ſeiner Briefe an dieſen Herzog wird ans Licht geſtellet IV, 102.

Copernicus wird von einem Franzoſen unbilliger Weiſe ein pohluiſcher Sternſeher genannt IV, 329. ſein aſtronemiſches Lehrgebaude ſoll ſchon Thales mit aus Aegypten gebracht haben IV, 331. es ſoll der Sternkunde große Hinderniſſe in den Weg legen IV, 337.

Crallinen, was es ſey, kann noch nicht ausgemacht werden VIII, 119.

Cornerii Jon. Leben befindet ſich im Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit VII, 312.

Corneille, ſein Leben wird vom Fontenelle beſchrieben I, 211.

211. I, 223. wird unverhofft zur dramatiſchen Dichtkunſt gebracht I, 223. verbeſſert die Schaubühne in Frankreich ungemein I, 224 227 230 ſqq. verläſſet die theatraliſche Poeſie I, 305. überſetzt den Thomas von Kempis I, 306. wird vom Evremond gelobet I, 308. hat viele Nachſtellungen und geräth mit dem Racine in einen Wettſtreit I, 309. ſqq. ſtirbt im 1684 Jahr I 313. Umſtände bey ſeiner Heyrath I, 314. ſqq. ſein, Charackter und Gemüthsgaben I, 136. ſqq.

Corfu (oder Corcyre) hat bey den alten Drepane geheiſſen VIII, 197. dieſer Namen ſoll nach einiger Meynung von dem griechiſchen Wort Κορυφὴ herkommen VIII, 200. Nachrichten von dem Urſprunge Alterthume und der Beſchaffenheit dieſer Inſel VII, 195 ſqq.

Corvinus Gottl. Sigm. gehöret mit unter die meißniſchen Dichter, und hat ſchöne Sterbegedanken in einer Ode hinterlaſſen II, 243. ſqq.

Cosmogonie neue ſo vom Moro erdacht wird, kürzlich beſchrieben IV, 42 ſqq.

Courville ein Tonkünſtler legt nebſt dem Baif zum Beſten der franzöſiſchen Sprache eine Geſellſchaft an II, 344. erhalten zwar König Carls IX Beſtätigung drüber, ſie hat aber keinen Beſtand II, 344.

Coutüre, Abt, glaubt Plato habe die ganze Poeſie aus ſeiner Republik verbannet II, 419. ſqq.

Coypel ein berühmter Maler in Frankreich giebt ſich viele Mühe um die Kupfer des Don Quichot. IV, 296 ſqq.

Creta hat vormals beſondere Gebäude zur Aufnahme der Fremden gehabt IV, 527.

Cretenſer haben bey ihren Gaſtmahlen alle Reiſenden bewirthet, die ſich bey ihnen befunden IV, 345.

Criſſäer treiben den Straßenraub wider die Delphier und zerſtören ihren Tempel VI, 53.

Critik, ungeſunde iſt bey den Franzoſen in ſtarkem Gebrauch III, 298-301.

Cromwells, Oliver, Leben wird beſchrieben III, 3. iſt aus ſchlechtem Adelſtande III, 6. lebt in der Jugend lüderlich und wird nachgehends ſehr gewiſſenhaft III,

p. 68. hörte, beschwerte, p. 74. zehrt, mehrt, p. 83. reden, Eden, p. 86. kehren, mehren, p. 87. reden, blöden, p. 96. kehren, stöhren; welches alles aber nach der Meißnischen Aussprache sich sehr wohl reimet.

Ja, daß ich noch weiter gehe, Günther müste gar nicht haben reimen können, wenn er dieses Werk gemacht hätte. Denn welcher Schüler in der Poesie leidet Ingenieur und führ, wie p. 25. Rosen und stossen, wie p. 44. herunter und Wunder, wie p. 54. Mörder und Wörter, wie p. 55 Flaggen und machen, wie p. 62 Orden und Worten, wie p. 76. und 99. ja gar Freunden und meynten, wie p. 101. befindlich ist. Ich schweige vieler gewaltsamen Verkürzungen und Verlängerungen der Wörter, zumal am Ende im Reime, als leit't p. 8. schlacht't p. 11. abe vor ab p. 40. hefft't p. 72. und unzehliche andre mehr; wenn nemlich vor rum, raus, rein, rab, runter, u. d. gl. Das Herum, Heraus, Herein, &c. hätte stehen sollen. Mit einem Worte, wir finden weder die Reinigkeit noch guten Geschmack und das Feuer in diesem Gedichte, dessen man sonst von Günthern gewohnt gewesen.

Unsre Muthmassung geht also dahin, daß jemand, der viele Nachrichten von Günthers Umständen gehabt, und ihn selbst wohl gekannt, auch seine Gedichte fleißig gelesen, dieses Werkchen verfertiget, und sich die Hoffnung gemacht, die Welt würde sichs einbilden lassen, es komme von Günthern. Das übrige ist leicht aus dem obigen zu nehmen. Denn eben so ist es mit den angehängten Briefen. Es ist das meiste lauter schlechtes Zeug, dergleichen Günther kaum

6 ist in der Religion sehr eifrig III, 7 mischt sich in die Streitigkeiten mit dem Könige, und schützt Cambridge wider die Gewaltthätigkeiten des Königs III, 8. 9. schlägt die Schotten und bringt in Schottland ein III, 14. ist unter den Commissarien zu Abhörung des Königs III, 16. ob er Theil an dem Tode Karls gehabt? III, 21.

Crophus Phil. Jac. sein Leben durch Herrn Bruckern in den Miscellaneis Hist. Philos. Crit. der Vergessenheit entrissen VII, 75 sqq.

Culm eine Stadt im Pohlnischen Preußen hat von dem lat. Culmen den Namen IX, 128. hat vorzeiten eine Akademie gehabt, die aber in Verfall gerathen II, 150 hat außer der Akademie zur selben Zeit noch eine Schule gehabt II, 151.

Cyathus, was er bey den Alten gewesen II, 139. wie er mit dem Sextario verglichen worden II, 139 sqq.

Dach. Sim. weißaget Friedrichen I. das Regiment über Preußen, welches auch eintrifft III, 128. Verzeichniß seiner deutschen und lateinischen Gedichte IX, 349. X, 149. ist der erste der den Namen eines Preußischen Poeten in diesem Grade verdienet IV, 376. wird mit Opitzen in Königsberg bekannt IV, 377. hat viele geistl. Lieder und Arien geschrieben IV, 379. zeigt seine Einsicht in die Dichtkunst in einer öffentlichen Disputation IV, 380 seine Gedichte sollen in einer vollständigen Ausgabe besorget werden VII, 262

Dacier fällt ein nicht gar zu gutes Urtheil von Pepen, da er den Homer übersetzt, und verbessern wollen I, 148 sqq.

Dächer ihre Beschaffenheit und Endzweck bey den Gebäuden wird erkläret IV, 424 sqq.

Danzig ihr Alter wird von einigen aufs Jahr 1165 von andern aber viel früher angegeben X, 242.
soll von den gefangenen Dänen benennet worden seyn, die König Wissimir in einer Schlacht mit dem Könige Sivard bekommen X, 343 sqq.

Danziger Gewicht und Maaß wird untersuchet und mit demjenigen gegeneinander gehalten, dessen sich die Akade-

Akademie zu London und Paris bedienen VII, 396 ſqq.
Daſeyn Gottes, der Beweis davon muß nach Herrn Maupertuis Meynung, in den allgemeinen Geſetzen der Bewegung geſuchet werden VII, 116.
Dauer, was ſie ſey IX, 13 und 551. kann nicht das Weſen der Ewigkeit ausmachen IX, 551 ſqq. X, 50 ſqq.
Delegatio ad Deos war unter den Alten bey Erinnerung der Wohlthaten ſehr gebräuchlich II 506
Demonſtration, wird von einigen für die vierte Wirkung des Verſtandes gehalten IV, 240
Denken hänget nicht von der Organiſation ab VI, 513. ſoll nicht den körperlichen Dingen, wohl aber der Seele widerſprechen X, 303-401 ſqq.
Dennis tadelt den Lockenraub des Pope in verſchiedenen Briefen I, 140. wie auch andern Schriften die von ihm herrühren I, 141-142-144.
Derſchau Bernh. ein guter Preußiſcher Dichter, ſein Leben wird beſchrieben IV, 373 ſqq. hat ſchöne geiſtl. Lieder geſchrieben IV, 374.
v. Derſchau Friedr. bringt den Preußiſchen Dichtern Ehre, zu denen er billig gehöret IV, 435.
Deutſche, werden von Huetio als ungeſchickte Leute zur Unzeit beſchuldiget I, 361. fangen an ihrer Alterthumswiſſenſchaft nachzudenken IX, 425 ſqq. haben die Gewohnheit rein auszutrinken III, 285. werden von einem Franzoſen unanſtändig beſchrieben V. 413 haben wahrſcheinlicher Weiſe Schweizerland bevölkert VI. 9. 10 ſqq. ſind vermuthlich bey Baſel über den Rhein gezogen VI, 11. nannten alles was ſie nicht verſtanden Lwälſch VI, 14. ihre Geſchichte beſchreibt P. Barre VI, 197. werden vom Tyrold als kühne hochmüthige und verwägene Leute beſchrieben VI, 199. haben mit den Römern Kriege VI, 199. ihr Zuſtand unter Conrad I. und Friedrich II. VI, 202 ſqq. ſind um fremde Sachen mehr beſorgt, als um ihre einheimiſche I, 12-13.
Deutſche, Heydniſche, legen ihrem oberſten Gotte den holden Vaternamen bey VIII, 84. erneuren das Andenken

denken ihrer Götter beym trinken VIII, 87. haben durch gewiſſe Opfer den Alp zu verbannen geſucht VIII, 89 ſind keine Menſchenfreſſer geweſen, wie fälſchlich von ihnen vorgegeben wird VIII, 155. haben keinen ſo groſſen Haß gegen die Advocaten gehabt, wie ihn Florus beſchreibt VIII, 159 ſqq. ſind auf gute Schulanſtalten bedacht geweſen VIII, 161 ſqq. ſind nicht dem Laſter der Unmäßigkeit ergeben geweſen VIII, 163 ſqq. ſind ferner redlich geweſen, haben aber keine richtige Erkenntniß von Chriſto gehabt VIII, 164 ſqq. Ihnen ſind die vielen Götzen fälſchlich angedichtet worden VIII, 165. beſitzen die Tugend der Keuſchheit; worüber ihre Weiber wider die groben Beſchuldigungen einiger Geſchichtſchreiber gerettet werden VIII, 165 ſqq. 167. ihre Prieſter werden für ihre Pantomimen gehalten VIII, 328. wer ihre Mimen und Pantomimen geweſen VIII, 330 ſqq. haben nach Herodots Zeugniſſe zuerſt am Caucaſus und ander mäotiſchen See gewohnet X, 221.

Deutſche Sprache kömmt unter der Regierung des itzigen Kaiſers Franz I. in groſſes Aufnehmen IV, 562. wird in einer neuen Grammatik vorgetragen IV, 560 ſqq. die deutſchen Könige bezeigen zu Pipins und Carls des groſſen Zeiten groſſen Eifer fur dieſelbe V, 535. wird oft von den alten Königen nach Frankreich gebracht V, 536. hat die älteſten Denkmähler aufzuweiſen I, 554. um dieſelbe haben ſich Karl der Groſſe Rudolf I. und Maximilian I. verdient gemacht I, 555. 16 St. iſt ſchon zu den Zeiten Ottens des Groſſen und Friedrichs des I. bey den Reichstägen gebraucht worden I, 561. auch ſonſt in Predigten und Vorträgen in älteſten Zeiten üblich geweſen I, 565. Wippels und Bödickers Bemühungen um dieſelbe II, 516 ſqq. in derſelben dürfen die fremden Wörter nicht deliniret werden II, 530 ſqq. Anmerkungen über einige Stücke derſelben, in einem alten Mſpt. von Schöttgen III, 522. ein altes Mſpt. auf Karln den Groſſen iſt ein Zeugniß von ihrer vormaligen Beſchaffenheit IV, 295 ſqq. was für Sprachlehren von derſelben vormals heraus-

herausgekommen, X, 347 ſqq. iſt etwas ſpät zu öffentlichen Urkunden gebraucht worden V, 512. hat vieles aus andern Sprachen und den Alterthümern in ihren verblümten Redensarten zum Grunde VI, 362.
Dichter, warum ſie ſelten ſind I, 373. ſind oft unglücklich geweſen I, 433. legen nicht ſelten zu ihrem Unglücke den erſten Grund I, 434. wie ſie eine Fertigkeit im Nachahmen erlangen I, 447. werden in 5 Claſſen getheilet, wiewohl nicht auf die beſte Weiſe I, 455. haben zuweilen große Beſoldungen I, 457. was ſie vorzeiten für eine Hauptregel bey ihren Fabeln und Schauſpielen gehabt I, 488. ob die größten unter ihnen ſich einer gar zierlich ausgearbeiteten Sprache bedienen müſſen II, 213 ſqq. werden oft groß wenn ſie zu einer Zeit ſchreiben, da in einem Lande Unruhen obwalten II, 216. können durch vieles Reiſen und öftere perſönliche Anmerkungen auf neue Erdichtungen gerathen II, 220. können von Laſtern reden II, 418. was ſie für Eigenſchaften beſitzen müſſen I, 443.
— Deutſche, Critik über ſelbige I, 252. werden von Wenceslaus dem vierten, König in Böhmen hochgeſchätzet, deren einen Ludwig von Medlig er mit anſehnlichen Gütern beſchenket X, 264.
— Engliſche, Nachricht von dem Leben derſelben III, 133. Robert von Rocheſter iſt unter ihnen der älteſte III, 138. Anzeige derer übrigen, die nach ihm gefolget III, 138 ſqq. Urſache warum ſie wider den Colley Cibber ſo ſehr erbittert worden IV, 9. ſetzen die Abſichten der theatraliſchen Dichtkunſt aus den Augen VII, 212. ſtellen das weibliche Geſchlecht unter einem ſehr lüderlichen Charackter vor VII, 217.
— Epiſche; ſind unter den Deutſchen bisher nicht ſehr bekannt worden I, 100. können nicht leicht aufgeweckte und ſcherzhafte Köpfe ſeyn II, 212.
— Franzöſiſche werden vom Maſſuet beſchrieben V, 117. 234. V, 503. was ſie ehemals für Namen gehabt I, 111.

Dichter Meißniſche, Nachricht von den berühmteſten unter ihnen II, 238 ſqq.

— Oeſterreichiſche, Nachricht von denen die bey ihnen in deutſcher Sprache geſchrieben VI, 57. 126

— Preußiſche, Erzählung derjenigen die in vorigen Zeiten gelebet IV, 371 dieſer Namen kommt eigentlich denen zu, die in Preußen gebohren worden IV, 371 ſqq.

Dichtkunſt iſt mit der Malerey und Muſik verwandt, und haben eine Abſicht zum Grunde I, 182. 295 ahmet ihre Gegenſtände ſowohl durch bloße Töne als durch bedeutende Worte nach I, 297 woher ſie ihre Liebhaber unglücklich mache I, 435 wie man die Vorbilder in derſelben geſchickt darlegen ſoll I, 419 beſteht in der Nachahmung der Natur und nicht in einer Sinnlichkeit der Rede I, 437. 438. 442 Hr. Baumgartens Gedanken von dem Weſen derſelben können keine Statt finden I, 440 ſqq. ſetzet ihre Verehrer in eine ſittliche Sclaverey I, 446 kömmt mit der Redekunſt ſehr überein II, 21. 22 wird durch die Schönheiten der Natur gezieret II, 124 ſq. hat ohne Tugend keine ſtatt II, 213 iſt in Frankreich unter Karl dem IX. im höchſten Anſehen II, 342 ihr Urſprung in Frankreich und Deutſchland I, 212 iſt in vorigen Zeiten von vornehmen Leuten geübet worden I, 214. nimmt im XIV. Jahrhunderte in Frankreich zu I, 215 wird im XV. Jahrh. erſt aufs Theater gebracht I, 216 iſt bey den Arabern gar ſehr gebräuchlich X, 228 230 ihren Mißbrauch hat Plato gezeiget II, 417 418 was er für Urſache gehabt die theatraliſche auszuſchließen II, 419 wird wieder oft gemißbrauchet IV, 141 die Anrufung der Muſen und heydniſchen Gottheiten iſt in der heutigen zu verwerfen IV, 140 142 hat die ganze Natur zum Gegenſtande VII, 83 hat ſich im XIII Jahrhunderte in Sachſen gereget VIII, 147 und im XVten daſelbſt völlig im Schwange gegangen IV, 409 erwecket bey großen Dichtern die Andacht VII, 4 5 Maffei bringet die Franzöſiſche

in Ordnung, deren Alter wohl nicht über 650 Jahr gehet V, 115. 117. 234 ſqq. iſt auch in Philoſophiſchen Sachen gebraucht worden VIII, 211 212.

Dichterinſel wird beſchrieben I, 452-476 wie man in ſelbige kommen könne I, 457.

Diploma, älteſtes von deutſchen Sachen wird ans Licht geſtellet IV, 545.

Dörfel, ein Prediger zu Plauen im Vogtlande, beſtimmt noch vorm Neuton, vermittelſt des 1680 ſcheinenden Cometen, den Lauf der übrigen III, 216.

Donau, ihre Quellen ſollen 2 deutſche Meilen höher als der Ausfluß derſelben liegen V, 56. iſt mit dem Dnieſter, Dnieper und Don oder Tanais der Endung nach unterſchieden und ſind einerley Urſprungs X, 222. Griechen ſollen dieſelbe von Tannen genennet haben X, 222.

Donner, haben außer dem Jupiter auch andere Gottheiten geführet IV, 256 wird zwiefach eingetheilet IV, 256. ſein Schall hat nach der Gegend von wo er gekommen, verſchiedene Bedeutungen gehabt IV, 257 ſq. was derſelbe gerühret, ward bey den Alten verworfen IV, 258.

Doppellaute á, ó, ú können nicht füglich ae, oe, ue geſchrieben werden IX, 224. 226 ſqq.

Druiden, deutſche, ſind in allen Facultäten unterrichtet geweſen, haben ſich aber vornehmlich in der Dichtkunſt hervorgethan VIII, 162 ſqq.

— Brittiſche ihre Werke werden vom Stuckeley unterſuchet und ihre alten Tempel beſchrieben VI, 99 ſqq. ſind der Zauberey beſchuldiget und nach Irrland vertrieben worden VI, 106 ſind nicht von der Abgötterey angeſteckt geweſen VI, 294 ſollen eine ganz beſondere Verbindung mit dem Abraham gehabt haben VI, 298 ſind in Abſehen der drey Perſonen der Gottheit wirklich mit den Chriſten überein gekommen VI, 299 ihre Tempel ſind dreyerley geweſen VI, 300 Nachricht von ihren Gräbern und andern Denkmälern VI, 303 ſqq.

Dryopen bemächtigen ſich der Reichthümer des delphiſchen Tempels und werden vom Herkules geſchlagen VI, 51.

Dürer Albr. von deſſen Leben wird Nachricht ertheilet, und ſeine Malerey gerühmet V, 556.

Ebbe und Flut iſt noch in Grönland anzutreffen IV, 161 wird der Wirkſamkeit der Sonne und des Mondes zugeſchrieben IV, 485.

Eheſtand wird wider die Gründe des Verfaſſers der Jüdiſchen Briefe vertheidiget V, 409 ſqq.

Eheſcheidung wie ſie von einem Scheidebriefe bey den Alten, nach Auſſage des Modeſtinus unterſchieden ſey VI, 372 ſqq.

Ehre ſpornet die Gelehrten zu vielen großen Bemühungen und Unternehmungen an III, 225 ſqq.

Ehrfurcht gegen große Männer, hat Gelegenheit zu ihrer Vergötterung gegeben III, 388.

Eichbaum iſt der Iſis ſowohl, als der Magnae Deorum matri heilig geweſen VI, 439.

Eigenſchaften Gottes werden von den Heyden zu verſchiedenen göttlichen Perſonen gemacht VI, 954.

Einbildungskraft zeigt eine beſondere Art von Begriffen IV, 54. richtet in der Lehre von den Elementen der Körper bey vielen eine Verwirrung an IV, 59 ſq.

Einfache Dinge müſſen wohl von einander unterſchieden werden X, 402. unterſcheiden ſich nach dem Maaße ihrer eigenthümlichen Kräfte X, 409 beſitzen nur eine einzige Kraft, haben aber verſchiedene Anwendungen derſelben in ſich X, 404 ſq. dieſe Kraft kann aber verſchiedenes hervorbringen X, 406. ſq.

Einförmigkeit in der Bewegung der Planeten, zeigt von der Wirklichkeit deſſen der ſie regieret VII, 112.

Einſegnung wurde vor Zeiten Reiſenden ertheilet IV, 344.

Einwohner eines Ortes können nach den Tauf und Sterberegiſtern geſchätzt werden, ob ſie ſich daſelbſt vermehren oder verringern VII, 537.

Elaſticität iſt ein Trieb vom Mittelpunkte zum Umfange des

des Körpers V, 429. iſt eine Kraft die in einer vollkommenen Unthätigkeit liegt V, 429. 430.

Electra des Sophocles iſt allezeit für ein Meiſterſtück gehalten worden X, 134 ihre Vortrefflichkeiten werden erzählet X, 135 147 ſq. worinn ſie des Euripides und des Aeſchylus ſeiner vorzuziehen X, 143. ſqq.

Elektricität, Geſchichte derſelben wird beſchrieben VII, 400 ſq.

Elementen der Körper, Gedanken über dieſelben III, 355 werden von Hrn. Ellern körperlich angenommen VII, 105 ſq.

Elephanten-Zähne, Nachricht von einem ſeltenen, der bey Danzig ausgegraben worden, und anfangs ganz weich geweſen, nachgehends aber hart geworden VI, 491.

Eliſabeth Königinn in England, beſitzet eine große Vernunft und Großmuth in Entſchließungen V, 24 verſtärket die innere gefallene Macht des Landes aufs neue V, 24. macht ſich durch viele Mittel faſt zu einer Meiſterinn von Europa V, 25 bezahlet die Schulden des Landes V, 25 hat vortreffliche Staatsleute um ſich V, 26.

Ellers Erfindung von der Hervorbringung der Luft unter einer ausgepumpten Glocke, wird angezeiget III, 310.

Elpiſtiſche Secte, wird von Plutarch die hoffende genennet, weil ſie die Hoffnung für die Stütze des menſchlichen Lebens gehalten VII, 245 ſqq.

Elyſäiſche Felder, woher der Begriff hiervon entſtanden IV, 148.

Elvacus C. P. ſeine Erfindungen in der Malerey werden von Engelbrechten herausgegeben II, 403.

Emmrichs Joh. Sammlung von den alten Rechten der Stadt Frankenberg wird vermehrt IX, 400.

Empfindung ſoll in der Nachahmung nicht ſo heftig erreget werden, daß dadurch das Gefühl von der Schönheit der Nachahmung einen Zwang leidet I, 422 ſqq. was eine ſinnliche Empfindung ſey X, 391. 393

wie sie eingetheilt wird X, 394. diejenigen so von den Sinnen berrühren, sind nur besondere Arten des Gefühls VIII, 172. ob sie einem tragischen Schauspiele nöthiger sey, als einem komischen VI, 534. muß bey den zu finden seyn, der andern Thränen auspressen sollen VI, 344.

Endersch Joh. Fried. hat ein künstliches Modell eines Systematis Copernicani zu Elbing 1744 erfunden IV, 176. sq. will ein paar recht ansehnliche Weltkugeln verfertigen VII, 168. Nachricht von den mathematischen Instrumenten die bey ihm zu finden sind VII, 174 sqq. III, 188. 168. 174

Engelbrechts Herm. Heinr. historisches Andenken von Hrn. Bruckern beschrieben X, 326 sqq.

Engländer haben den Gebrauch der Nagelproben im Trinken von den Deutschen III, 284. bey ihnen sind noch viele Spuren der Deutschen Abkunft übrig III, 285. handeln in mittlern Zeiten bis ins Mittelländische und baltische Meer VI, 154 sqq. sind hochmüthig und es fällt ihnen nicht schwer, sich das Leben zu nehmen VII, 409. haben gegen ihr Vaterland gar seltsame Vorurtheile VII, 409 wie ihre Kleidung beschaffen VII. 410 411 sind im Umgange sehr höflich und die Vornehmen unter ihnen übertreffen hierinn noch gar die Franzosen VII, 411. haben bey sich die Gelehrsamkeit zu einer großen Höhe getrieben VII, 412 sqq. ihre Sprache, ihre Gebräuche beym Abstatten der Besuche, ihre Lebensart in Städten, ihre Redner ꝛc. werden vom Abte le Blanc zur Unzeit getadelt VII, 421-429. VII. 546-551 ihre Dichtkunst ist durch Joh. Denham und andere zuerst auf einen harmonischen Fuß gebracht worden VII, 554. ihre Arbeitsamkeit im Baumpflanzen, ihre Geschicklichkeit in Manufacturen werden gelobt VII, 555. 560. 572. 578 sqq. le Blanc wirft ihnen einige Laster, und Mängel vor VII, 557 sqq. VII, 568 sq. wird aber von einem ungenannten in einigen Anmerkungen widerlegt VIII, 129 sqq. fangen 1555 an zuerst nach den afrikanischen Küsten

Küſten an den Sambra Fluß zu handeln VIII, 423. woher es komme, daß bey ihnen eine ſo große Feinheit der Preſſe ſey IX, 207.

Entfernungen und Längen ſind allem Anſehen nach zuerſt gemeſſen worden IV, 216. worauf man in Entfernung zweyer Dinge zu ſehen habe IV, 216.

Entheiligung der Freyſtädte wurde nach der Alten Meynung mit großen Strafen von den Göttern angeſehen IV, 461.

Epikurs Lehren werden von dem Card. v. Polignac widerlegt V, 387 ſqq. VI, 458 ſqq.

v. Eppendorf H. wird einer beſondern Unterſuchung gewürdiget I, 243. ſqq. Bayle hat von ihm unvollkommene Nachricht gegeben I, 245 ſtammet aus Eppendorf bey Freyberg her I, 246. Eraſmus hält ihn fälſchlich für einen adelichen I, 246. gehet auf Reiſen, und geräth mit Eraſmo in einen Streit I, 248. ſqq.

Erde iſt nach der Meynung des Moro anfänglich mit Waſſer umgeben geweſen IV, 42. und dazumal noch kugelrund geweſen IV, 42. ſoll vermöge des Satzes eines gewiſſen Franzoſen keine jährliche Bewegung um die Sonne haben IV, 532 kann unmöglich kugelrund ſeyn, wegen des großen Abfalls der Ströme V, 57. auf was für Art ſie ſich durch ihren ſchnellen Lauf Schaden thun könnte, wenn ein Comet durch die Ekliptik käme V, 162 ſqq.

Erdkugel iſt anfangs rund und flüßig geweſen VIII 488. hat ihre Rinde durch einen Brand bekommen VIII, 489 iſt nachgehends mit Waſſer umgeben worden VIII, 493. ſoll in ſich einen großen Kern von einem Magnet haben, der alles an ſich ziehe VIII, 493. muß ihre an den Polen eingedrückte Figur durch ihre erſte Umdrehung, als ſie noch flüßig war, bekommen haben X, 113.

Erfindung was ſie heiße X, 395.

Erzt-Druiden-Gräber, was Stuckeley in ſeiner Unterſuchung

auf der Schule gemacht haben würde. Und in der That sind in dem Lebenslaufe hin und wieder noch einige stärkere Stellen; die auch wohl viele auf die Gedanken bringen könnten, es müsse zum wenigsten hier und da etwas von Günthers Arbeit mit eingeflossen seyn; welches wir aber zu genauerer Prüfung aussetzen.

Um dieses alles durch den Augenschein selbst begreiflicher und empfindlicher zu machen, so wollen wir ein Stücke von Günthern, so bisher noch ungedruckt gewesen, hier einrücken. Es ist ein Abschieds-Gedichte, so er in seinem letzten noch gemacht hat, welches uns von Frankfurt am Mayn, aus der Güte Hn. M. Birnbaums, durch einen guten Freund mitgetheilet worden. Wir hoffen, daß die blosse Durchlesung desselben den Güntherischen Geist genugsam zeigen wird: Ob wir wohl nicht leugnen können, daß eine gar zu grosse Vermischung des geistlichen und weltlichen darinn herrsche; so, daß man endlich nicht weis, ob Vernunft, Glaube oder Eitelkeit darinn die Oberhand habe. Indessen drückt auch dieses vielleicht den Character eines Menschen aus, der so unruhig und unglücklich gestorben ist, als er gelebt hatte.

Joh. Christian Günthers letzte Gedanken.

Nun empfind ichs endlich auch, was Verdruß und Arbeit können,
Und wie zeitig Kreuz und Gram unsrer Jugend Mark verbrennen:
Kraft und Blut und Geister schwinden, Aug und Feuer löschen aus,

Und

ſuchung von einigen alten druidiſchen Denkmälern darunter verſteht? VI, 314.

v. Eſchenbach Wolfram, iſt ein Dichter bey dem Landgrafen Hermann von Thüringen VI, 60. ſtreitet mit dem Klingsohr um den Vorzug im Dichten und überwindet ihn VI, 62. iſt aber in Wiſſenſchaften ſehr ungelehrt VI, 62. ſqq.

Eſſer hat zu Zeiten der Königinn Eliſabeth eine eigene Partey die ihm zugethan geweſen V, 27. ſein Charakter V, 27. 28. wird bey der Königinn verhaßt gemacht V, 28. beſchenkt den Baco v. Verulam V, 29.

Eule, findet ſich auf dem Münzen der Athenienſer III, 170. ſoll daſelbſt die Klugheit vorſtellen III, 171. warum ſie auf denſelben Münzen auf umgeworfenen Gefäßen ſteht III, 172.

Evremond erkläret ſich für den Corneille und lobt ihn öffentlich I, 308.

Ewigkeit was ſie ſey IX, 14. ſoll eine Dauer und eine immerwärende Zeit mit ſich führen IX, 15. und daher auch Gott zukommen IX, 14. ſqq. welches aber widerlegt wird IX, 550. einige Schriftſteller ſcheinen die Ewigkeit mit einer Zeit zu verbinden IX, 16 ſqq. 20 ſq. wovon aber das Gegentheil erzeigt wird IX, 556. X, 38. ſqq.

Fabeln, wie in denſelben die Nachahmung geſchieht I, 441. haben von den Auslegern verſchiedene Quellen erhalten II, 99. ſqq. Einige halten die geiſtliche Geſchichte des jüdiſchen Volks ſey die Fabelquelle der Heyden II, 101. Kenntniß derſelben hilft den Malern ſehr viel II, 413. nach Platons Urtheile ſoll man ſich ihrer zum Unterrichte der Menſchen bedienen II, 418.

Facciolati Jacobs, Lebensumſtände werden erzählet V, 306 ſqq.

Fagius Pauls, Leben und Bildniß findet ſich in dem Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit IV, 228.

Farben finden ſich auf Achilles Schilde und beweiſen den Gebrauch der Malerey in den damaligen Zeiten I, 235. ſq.

Farinelli ein Opernſänger in England, gehet nach Spanien und nimmt den König gänzlich ein IV, 21
Fauſtſchläge ſind in England überall, doch nur unter dem gemeinen Volke gebräuchlich VIII, 134.
Fechter haben durch ihre Gebräuche die Deutſchen auf viele Redensarten gebracht IV, 23.
Fechterſpiele, ſind noch unter den Engländern gewöhnlich VIII, 131. werden aber nur von dem Pöbel beſucht VIII, 132.
Fechtſchule der Römer, was darinn das Spoliarium heiße IV, 29.
Feldherrn, fragten vor dem Kriege die Götter um Rath IV, 340.
Fels, entſteht aus dem Meere zwiſchen den bracianiſchen Inſeln III, 487. 488. ſqq. wächſt dergeſtalt, daß man es ſehen können III, 489. wirft viele glühende Steine und andere Materien von ſich III, 489 ſqq.
Ferdinand II. wird vom Kaiſer Mathias zum römiſchen Könige gekrönet VI, 206. hat ein ruhiges Regiment VI, 206 ſqq.
Feuer, können Schauſpieler nie zu viel haben VI, 335 worinn daſſelbe bey einem Schauſpieler beſteht VI, 336.
Fiſche, ihre natürliche Hiſtorie wird beſchrieben VI, 481. ſind ungefüßte Thiere die mit Floßfedern ſchwimmen VI, 482. ihr Gehör wird gegen die widrigen Meynungen einiger Gelehrten erwieſen VI, 483 ſq. 497. ſqq. was es für Beſchaffenheit mit den Steinchen in ihren Köpfen habe VI, 485 wie ihre Eintheilung geſchehen müſſe VI, 488-494.
Fixſterne haben nach dem neutoniſchen Syſtem viele Cometen um ſich V, 174.
Flemming Paul, ein berühmter meißniſcher Poet, ſeine Lebensumſtände II, 239. ſqq.
Fleſchiers Eſprit, Leben aus dem Franzöſiſchen des P. Niceron beſchrieben VII, 564 ſqq. wie er ſich in ſeinen Reden jederzeit verhalten VIII, 550. ſqq.
Flotten, ſind bey den alten Scribenten oft weit gröſſer

gemacht worden, als ſie in der That geweſen VI, 151. wie ſie bey den Griechen ausgeſehen VI, 152.
Flüche ſind auf der engliſchen Schaubühne gar häufig, und wider alle Sitten und Geſetze des Landes VII, 220 ſqq.
Flüchtlinge, umfaſſen in den Tempeln die Bildſeulen der Götter IV, 459, ihnen wird oft, wenn ſie ſich in den Freyſtädten aufhalten, die Nahrung von ihren Feinden abgeſchnitten IV, 460.
Flüſſe der Höllen, Nachricht von ihnen IV, 170
Fontenelle wird von einem Ungenannten nach ſeiner Schreibart abgeſchildert III, 231 216. ſeine Abhandlung von Schäfergedichten wird gelobt IX, 220.
Förſters Joh. Leben und Bildniß findet ſich in dem Ehrentempel der Deutſchen Gelehrſamkeit IV, 228.
Foreſtier, iſt zu Franciſci I. Zeiten in Frankreich in der Dichtkunſt berühmt II, 220.
Franciſcus I. iſt ein Vater der ſchönen Künſte in Frankreich geweſen, und giebt der franzöſiſchen Sprache ein neues Anſehen II, 342.
Franz I. römiſcher Kaiſer, ihm werden Opitzens Gedichte zugeeignet II, 484 wie auch Schwandtners Script. Rer. Hung. III, 197.
Franzoſinnen ſind ungemein geſchwätzig IX, 24 ihr Charakter wird hierüber geſchildert IX, 24 ſqq.
Frauenzimmer, ihren Character ſchildert Pope I, 197. werden zum erſtenmal zu Cromwels Zeiten auf der Bühne in England aufgeführet IV, 11. wird auf den engliſchen Bühnen unter einem übeln und unflätigen Character vorgeſtellet VII, 216. iſt bey den alten Deutſchen gar ſehr tugendhaft geweſen VIII, 166 ſqq.
Freihers Marqu. Leben findet man in dem Ehrentempel des Hrn. Bruckers VI, 423 ſqq.
Freyheit worinn ſie beſtehe VI, 222 ſqq. ihr Misbrauch iſt eine Urſache der Verabſäumung des natürlichen Beſten VI, 298.
Freinsheim Joh. Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden aus dem druckeriſchen Ehrentempel V, 563 ſqq.

Friede zu Dresden wird in einem Gedichte und einer Rede gefeyret und geprieſen II, 285. 285 V, 496.

Friedrich III. iſt ein großer Freund der Wiſſenſchaften geweſen und hat die Wiener-Univerſität geſtiftet I, 535. VI, 203.

Friedrich II. iſt mit dem römiſchen Hofe unglücklich und läßt das Reich in einer ſchrecklichen Anarchie VI, 201.

Friedrich II. Churfürſt zu Brandenburg ſchlägt die ihm angetragene Krone von Böhmen und Polen aus VIII, 96. tritt die Chur ſeinem Bruder Albert Achilles, in Franken, gegen ein jährliches Gehalt von 6000 fl. ab.

Friedrich I. König in Preußen hat die Wiſſenſchaften in ſeinem Staate ungemein befördert, durch die Anlegung der häll. Univerſität, und auch der berliniſchen Acad. der Wiſſenſchaften III, 77. ſein Leben und große Thaten werden aus Münzen und Schauſtücken erklärt X, 430. kurzer Auszug aus dem Leben dieſes großen Königs X, 435 ſqq.

Gallier bleiben bis an die Regierung Franz des I. in einer großen Finſterniß III, 158. fangen aber alsdann an ſich hervorzuheben III, 158. haben ſchon in alten Zeiten Gedichte gehabt V, 118. haben lieber zu Lande als zu Waſſer gekriegt IX, 173 fallen zu dreyen malen in Griechenland mit einer entſetzlichen Macht ein VI, 54. ſqq. leiden aber viele Beſchwerden und Niederlagen VI, 54 ſqq. ihre Nachkommen rächen dieſe Niederlage VI, 56.

Gambra ein Fluß an den afrikaniſchen Küſten iſt größer als alle europäiſche Flüſſe, und ſein Urſprung hat noch nicht können entdeckt werden VIII, 426.

Garten, ein botaniſcher zu Upſal wird beſchrieben VIII, 120 man hat auch dergleichen viele in großen Städten in Europa angelegt VIII, 121 ſqq.

Gaßers Achill. Pirmin. Leben und Schriften hat Hr. Brucker in ſeinen Miſcell. Hiſt. Philoſ. Critic. auf-

behalten VII, 250. und wird allhier kürzlich durchgegangen VII, 314.

Gaſtfreyheit war zu Homers Zeiten die vornehmſte Anordnung bey den Griechen II, 211. iſt bey den alten Preußen ſehr im Gebrauche geweſen, und hat viele Einwohner in dieſes Land gelocket II, 269. iſt ſchon in alten Zeiten gebräuchlich, und eine Tugend der Patriarchen geweſen IV, 525. iſt bey den Aegyptiern mit heiligen Geſetzen verſehen IV, 526. iſt auch bey den Perſern und in Italien bekannt IV, 527. wie auch in Deutſchland, bey den Galliern, Celtiberiern und andern Völkern IV, 528. was für Gebräuche dabey in Acht genommen wurden IV, 528. wer die Schutzgötter der Gaſtfreyheit geweſen IV, 530.

Gedanken erfodern keinen Körper, worinn das denkende Weſen wohnet VI, 43. müſſen in der Seele auch nach dem Tode übrig bleiben VI, 39. 40. erfodern eine Vorſtellung der Sache, und ein Bewußtſeyn dieſer Vorſtellung X, 408. jeder muß zugleich und nicht allmählich geſchehen X, 409. dürfen nicht viele Bilder zum Voraus ſetzen, ſondern eine einzige Vorſtellung iſt dazu hinlänglich X, 411.

Gedichte, reimloſe, ſind im Deutſchen ſchon von Herrn Prof. Gottſcheden gemacht worden III, 420. ſind dem Attila von ſeinen Scythen nach der Tafel vorgeſungen worden V, 210.

Geiſt iſt ein von dem Körper völlig unterſchiedenes Ding IX, 520.

Geiſtlichkeit, wird auf der engliſchen Schaubühne ganz unverſchämt vorgeſtellet und ſehr verunehret VII, 224 ſqq.

Gelehrten, worinn das Weſentliche derſelben beſtehe IX, 31. 42. die unter den Deutſchen berühmt geweſen, werden in Augſburg in Kupfer geſtochen, und den Lebensumſtänden nach beſchrieben IV, 220. werden nicht durch die Wohlthaten und Belohnungen großer Herren zu einer Größe in der Gelehrſamkeit getrieben X, 356 ſqq.

Gelehrtenrepublik wird vom Saavedra in einem Traume vorgeſtellt VII, 61-72.
Gelegenheitgedichte, ob ſie einem Volke Ehre machen II, 463. ob man dieſelben billig abſchaffen ſoll II, 465 ſqq. ſind bey allen Völkern in gröſſerer Anzahl geweſen, als groſſe poetiſche Werke II, 466.
Gemählde, woher das Wort komme, und was es bedeute II, 184.
Genueſer handeln ſchon im XIIIten Jahrh. im ſchwarzen Meere und auf dem Archipelago VI, 155.
Geographie hat in den neuern Zeiten ungemein zugenommen, und wird durch geographiſche Wörterbücher befördert X, 119.
Gerdes Dan. Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden, aus dem bruckeriſchen Bildersaale VIII, 9 ſqq.
Gericht iſt für jedem Menſchen zwiefach beſtimmt VI, 159. 173. wie ein weltliches mit dem göttlichen könne einigermaßen verglichen werden VI, 173.
Gerſtenbergers thüringiſche und heſſiſche Chronik erhält Verbeſſerungen und Zuſätze IX, 395.
Geſchenke werden unter den Alten oft den Reiſenden ausgetheilet IV, 344. ſind bey den Deutſchen unter den Brautleuten gewöhnlich geweſen VII, 359. 525. werden in Rom bey den Saturnalien ausgegeben VI, 362 ſqq.
Geſchichte, chineſiſche, wird in einer chronologiſchen Tabelle vorgeſtellet IV, 305.
Geſchichtſchreiber, ungariſche, werden vom Herrn Bel erzählt und angezeigt III, 197. Schwandtner ſtellt die vornehmſten ans Licht III, 195.
— deutſche, haben vieles in Verſen geſchriebenes hinterlaſſen X, 195 ſqq.
— müſſen ſich allerdings derer perſönlichen Reden in ihren Geſchichten bedienen VI, 79.
Geſchmack, wie er vor Zeiten ſchon bey den Deutſchen gut geweſen, aber wieder verdarbet worden I, 357. wird unter andern durch die Bemühungen Herrn Prof. Gottſcheds verbeſſert I, 356. 358 ſqq. iſt in

der italieniſchen Dichtkunſt ums Jahr 1681 ſehr verderbet geweſen II, 293. iſt zuweilen in der Maleyey verderbt II, 403. 410 ſqq. der gute wächſet bey den Römern mit zunehmender Macht III, 154 ſqq. geht aber auch eben durch den Ueberfluß und durch die Pracht bey ihnen zu Grunde. III, 156. blühet unter Ludwig dem XIVten in Frankreich III, 159. 225. fällt daſelbſt durch die Coffeehäuſer VIII, 303. wird durch zu vielen Scherz in Schriften verderbet III, 235. 289. Urſache ſeines Verfalls iſt auch die verderbte Lebensart III, 292. was die Alten für einen in der Baukunſt gehabt haben IV, 141.

Geſchöpfe können auf vielerley Art betrachtet werden, und den Menſchen zum Preiſe gegen Gott aufmuntern VI, 244 ſqq.

Geſelligkeit wird von der Natur unter den Thieren nicht ausgeſchloſſen VI, 395.

Geſellſchaft, eine gelehrte wird zu Olmütz 1746 geſtiftet, und giebt Nachricht von ihrem Zuſtande IV, 84. VII, 188. iſt zum Beſten der deutſchen Sprache an vielen Orten Deutſchlandes angeleget worden V, 341. wie ſie unter den Menſchen entſtehe, und was ihren Mitgliedern obliegt VI, 395 ſqq. eine Naturforſchende wird in Danzig geſtiftet VII, 387.

Geſetze waren bey Homers Geburt unter den Griechen ſehr einfältig und ungekünſtelt II, 211. werden von einem franzöſiſchen Schriftſteller in einer etwas weitläuftigen Schrift unterſuchet IX, 488. ſind unter Wilhelm den Eroberer von England daſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben V, 500.

Geſetzgeber haben gar oft große Vorurtheile und Leidenſchaften VI, 388. die älteſten unter ihnen ſcheinen die Kunſt, aus Grundſätzen richtige Schlüſſe zu machen, nicht gekonnt zu haben VI, 388 ſqq.

Geſicht iſt die allerfeinſte Art des Gefühls VIII, 173. entdeckt uns am allermeiſten die Reizungen einer Sache VIII, 173 ſqq.

Geſners Conr. Lebensgeſchichte beſchrieben IV, 119.

Geſundheit ward bey den Römern ſo getrunken, daß man ſo viele Cyathos in die Trinkſchaale goß, als die Perſon, der zu Ehren man trank, Buchſtaben in ihrem Namen hatte II, 142.
Gmelins Jo. Geo. Lebensumſtände hiſtoriſch beſchrieben X, 330.
Glas iſt der Grundſtoff unſerer Erde, liegt aber unter vielerley Geſtalten verborgen VIII, 490.
Gleichniß iſt ein Mittel, einen Begriff von einem unbekannten Dinge zu geben I, 420.
Gliedmaßen, die im menſchlichen Körper gedoppelt vorkommen, haben gleiche Kraft erhalten V, 450.
Glückſeligkeit, worinn die höchſte beſtehe, und wer ſie beſitzet I, 298.
Götter, Anmerkung über den Urſprung derſelben IV, 163. ſind von den griechiſchen Dichtern in verſchiedene Geſchlechter gebracht worden IV, 164. die Alten haben ihnen bey dem Antritt einer Reiſe geopfert IV, 340 ſqq.
Götterſprache des Homers, wird nicht unrecht für die deutſche gehalten X, 223.
Gothen können vielleicht noch eher gereimet haben, als die Araber, von denen man vorgiebt, daß ſie die Reime zuerſt gebrauchet V, 120.
Gott, ſeine Exiſtenz wird vom Fontenelle ſehr gründlich erwieſen I, 318. ſeine Größe und Allwiſſenheit leuchtet aus der Welt und ihrem Gebäude herrlich hervor VI, 241. 243 ſqq.
Gottesdienſt geſchieht zur Zeit der Patriarchen in Wäldern und Haynen VI, 297. iſt bey den alten Deutſchen ſehr ſymboliſch und theatraliſch geweſen VIII, 329.
Gottſched Joh. Chriſtoph, ſtellt zu Leipzig 1748 eine Beobachtung der großen Sonnenfinſterniß in Gegenwart vieler vornehmen Perſonen an VII, 181 ſqq.
Gräber der alten Sueven finden ſich in Niederſchleſien und werden von Herr Sämlern angezeigt VII, 137. VII, 73. wie dieſelben entdeckt worden VII, 77.

Grapina Vinc. iſt ein groſſer lateiniſcher Poet; hat aber viele Feinde III, 59. Probe von ſeinen lateiniſchen Gedichten, nebſt der deutſchen Ueberſetzung III, 60 ſqq.

Griechen haben in alten Zeiten nur einen Gott geglaubet, von dem die übrigen hergeſtammet IV, 163. halten alle die für Götter, die im Anfange der Welt bis auf die Theilung derſelben unter den Jupiter, Neptun und Pluto gelebet IV, 166. ihre Götter ſind nach den Begriffen vom Guten und Böſen erdichtet worden IV, 167. halten die Aegyptier für das erſte Volk, das den Gottesdienſt gelehret IV, 172. opfern bey dem Reiſen ihren Göttern IV, 342. haben ſchon bey der Belagerung Troja viele Schiffe gehalten VI, 152. ergötzen ſich über Tiſche mit den nützlichſten und vertraulichſten Geſprächen V, 258 ſqq. bey ihnen geht faſt aller Aberglaube im Schwange V, 540.

Griechenland hat in den erſten Zeiten drey Zeitalter II, 119 ſqq. iſt im Anfange noch unbewohnt geweſen II, 120. was daſelbſt für Sitten zu Homers Zeiten im Schwange gegangen II, 120 ſqq. hat die Götterhiſtorien angenommen und erweitert II, 209. ſein Zuſtand in den ältern Zeiten II, 223. muß wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten wälſche oder halbdeutſche Einwohner gehabt haben X, 223.

Griechiſcher Druck unter den Deutſchen iſt ſchon zu Fuſts Zeiten bekannt geworden, und befindet ſich in der älteſten Ausgabe der Officiorum Ciceronis, die Fuſt 1465 gedruckt VIII, 443 ſqq.

Grod kömmt von dem alten deutſchen Worte Garda her, und heißt ſo viel, als ein königl. Kammergericht IX, 325.

von der Gröben Otto, ſteht unter der Anzahl der preuſſiſchen Dichter. Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden IV, 448 ſqq.

Grönland wird von Anderſon beſchrieben IV, 149. dahin wird eine däniſche Colonie geſandt IV, 156. die chriſtliche Religion wird allda gepflanzt IV, 158. das alte Grönland iſt gänzlich verlohren gegangen IV, 158.

was allda für Witterung ſey IV, 159 ſqq. man trifft daſelbſt verſchiedene Bäume und Thiere an IV, 161.

Gronov Joh. Friedr. wird unter die deutſchen Gelehrten gezählet, und findet in dem bruckeriſchen Ehrentempel einen Platz VI, 427.

Grotius ſucht bis in den erſten Grund des natürlichen Rechts zu dringen VI, 388. was von ſeinem Werke des Krieges und Friedens zu halten VI, 389.

Grube, wird von den Römern bey ihren Opfern vor Erbauung einer Stadt gegraben, worinn die Erſtlinge der zu eſſen erlaubter Speiſen, und verſchiedene Erdarten hineingeworfen werden V, 309.

Gruter Jan. ein berühmter deutſcher Gelehrter, ſteht im bruckeriſchen Ehrentempel V, 562 ſqq.

Guidi Alexand. ſeine Gedichte werden herausgegeben II, 291. ſein Leben angezeiget II, 292. findet den Geſchmack in der Dichtkunſt zu ſeinen Zeiten in Italien ſehr verderbet II, 292. ſuchet ihn wieder herzuſtellen, und geht an den Hof der Königinn Chriſtina II, 294. kömmt allda in großes Anſehen, und hilft die arkadiſche Schäfergeſellſchaft ſtiften II, 295. 297 ſqq. ſeine Leibesbeſchaffenheit und Charakter II, 302.

Gut, das wahre und höchſte beſteht in der Art, wie wir unſere Handlungen führen I, 298 ſqq.

H, ob man dieſen Buchſtaben in verſchiedenen deutſchen Wörtern weglaſſen könne II, 522. wird behauptet von Herr Wippeln II, 522. Einwürfe dawider II, 523. was das Verlängerungs-H heiße II, 524. das Stamm-H kann nicht weggelaſſen werden II, 524 ſqq. das Auslaſſen deſſelben erregt eine Zweydeutigkeit V, 147 ſqq.

Haarnadeln und Kopfputz des vornehmen Frauenzimmers der alten Sueven werden unterſucht IX, 424. 433.

Hackſpans Theod. Leben wird aus dem Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit beſchrieben VII, 223 ſqq.

Händeküſſen wird von den Griechen und Römern bey Anbethung ihrer Götter gebraucht V, 540 ſqq. iſt bey

Und des Leibes schwache Säulen tragen kaum ihr morsches Haus.
Also schließ ich meinen Tod aus den innerlichen Zeichen,
Und so mach ich mich gefaßt, ihm getrost die Hand zu reichen;
Nicht aus Ungedult im Jammer, sondern mit Gelassenheit,
Weil mich dieß die Weisheit lehret, jenes die Vernunft verbeut.
Mancher, dessen Eigensinn GOttes Allmacht schlecht betrachtet,
Und den schönen Erdenkreis vor ein Haus voll Kummer achtet,
Flucht dem eiteln Jammerthale, wie er dieses Ganze nennt,
Und erwartet kaum die Stunde, welche Leib und Seele trennt,
Da hingegen manches Herz, wenn sich nur ein Fieber wittert.
Vor Erschrecken schlägt und bebt, und aus Unmuth zagt und zittert,
Und sobald des Arztes Zweifel neben ihm die Achsel zückt,
Mit entsetzlichem Geheule, Lager, Haupt und Hals verrückt.
Beyde, wo ichs sagen darf, handeln als verblendte Thoren,
Denn der letzte sinnt nicht nach, daß ihn Fleisch und Blut gebohren,
Und der erste sollte wissen, daß der Eitelkeiten Weh,
Die er am Geschöpfe tadelt, bloß in seinem Kopfe steh.
Freylich ists ein harter Stoß, und ein Kelch voll Myrrh und Gallen,

Verſchnungen und Bitten in Geſellſchaften üblich: V, 542. iſt itzo noch in der ganzen Welt im Schwange V, 543.

Hadrian hat ſich um Athen beſonders verdient gemacht, in Verſchönerung der Gebäude, des Tempels und der Bibliothek III, 167.

Hagen Pet. ein preußiſcher Poet, Nachricht von ihm IV, 372. hat ſchöne Kirchengeſänge verfertiget IV, 373.

Haide Joh. Jac. iſt im Malen und Kupferſtechen beſonders wohlerfahren I, 475 ſqq.

Halbauer Friedr. Andr. Lebensbeſchreibung, aus dem Bilderſaale genommen X, 325 ſqq.

Hamberger's Leben kürzlich angezeigt V, 504 ſqq.

von Hammerſteten iſt gegen das Ende des XVten Jahrhunderts unter den öſterreichiſchen deutſchen Dichtern bekannt VI, 129.

Hand, rechte, Vorzüge derſelben V, 499. ihr Gebrauch vor der linken beruhet auf einer bloßen Gewohnheit V, 451 ſqq.

Handlung, wie dieſelbe in einem Schauſpiele einfältig heißt II, 34 ſqq. die Verſchiedenheit derſelben iſt in einem Schauſpiele eben ſo nöthig, als ihre Einfalt II, 36. wie man ihre Verſchiedenheit zuwege bringet II, 40. 41. muß auch rührend ſeyn II, 43 ſqq. erfodert etwas Wahres, oder doch dem Wahren Aehnliches II, 171 ſqq.

Hanſii Briefe, die er als Vorſteher der Bibliothek zu Wolfenbüttel geſchrieben, werden in einem Auszuge herausgegeben IV, 105.

Hannover liegt auf der höchſten Stelle von Niederſachſen, und iſt an Metallen ſehr fruchtbar VIII, 487.

Hardi Pet. hat ſehr viele franzöſiſche theatraliſche Stücke verfertiget I, 222 ſqq. wird vom Mairet übertroffen I, 223.

Harmonie, vorherbeſtimmte, ſoll, nach Heyns Meynung, noch nach dem Tode zwiſchen Seel und Leib fortdauren VI, 37. kann aber nicht ſtatt haben VI, 42. VI, 170. 171.

Harsdörfer Phil. ſtiftet den Pegnitzorden in Nürnberg I, 16.

Held kann in einem Schauſpiele von niemanden vorgeſtellt werden, der nicht ſelbſt eine erhabene Seele hat VI, 343.

Helvetiens Einwohner ſollen vor alten Zeiten Gallier und nicht Deutſche geweſen ſeyn VI, 8 ſqq. wird aber widerlegt, und gezeigt, daß vielmehr die Deutſchen die Stammväter der Schweizer geweſen VI, 9. 16.

Heidniſche Begräbniſſe werden meiſtens zufälliger Weiſe entdeckt IX, 445. Nachricht von einem, ſo bey Merſeburg ausgegraben worden IX, 442.

Heinrich IV ſowohl, als Heinrich V, haben mit den Päbſten große Zwiſtigkeiten VIII, 294 ſqq. der letzte nimmt den Pabſt Paſchalis II in der Peterskirche zu Rom gefangen VIII, 297.

Heiß hat in ſeinem Werke von Deutſchland viele Fehler begangen VI, 196 ſqq.

Heniſchens Geo. Leben, aus den bruckeriſchen Nachrichten gezogen IX, 135 ſqq.

Herkules iſt in den meiſten ganz lacedämoniſchen Münzen die Hauptgottheit III, 338. tödtet viele Centauren IV, 279. wird von den Reiſenden angebethet, um ſie zu beſchützen IV, 342. wie ſein Urtheil bey dem Streite der Wolluſt und Tugend, in einer hiſtoriſchen Zeichnung entworfen werden muß VII, 22. wie dieſe Schilderey von ſeinem Urtheile auf verſchiedene Art geſchehen kann VII, 29. 33. 40. 137. der phöniziſche ſoll der älteſte ſeyn IX, 195. kömmt nach Italien, und erbauet einen Hafen IX, 195.

Herkulanum, oder Heraklea, wird von neuem ausgegraben IX, 193. ſoll vom Herkules erbauet ſeyn IX, 196. hat zu ſeinen erſten Einwohnern die Oſcer IX, die Verſchüttung deſſelben iſt im 79ſten Jahre nach Chriſti Geburt geſchehen IX, 198. auf was Art es erfunden worden IX. 199 ſqq. hat einen großen Ueberreſt von marmornen und metallenen Bildſäulen IX, 201

IX, 201 fqq. Nachricht von vielen Statuen und ehernen Bildern, die allda gefunden worden VI, 519 fqq. Anzeige einer daſelbſt gefundenen alten Inſchrift VI, 516 fqq.

Hermann, Landgraf in Thüringen, hält ſich ſechs gute Dichter VI, 60. läßt den Klingsohr, einen Meiſterſänger aus Ungarn zu ſich kommen VI, 61. 62. ſuchet denſelben bey ſich zu behalten VI, 63.

Hertha, eine Göttinn, beym Tacitus, ſoll beſſer Erdam geleſen werden, und ſo viel heißen, als Erdamme oder Erdemutter X, 115 fqq.

Heſſus H. Cob. ſeine Lebensbeſchreibung wird aus den bruckeriſchen Erzählungen angeführet VII, 308 fqq.

Heſſiſche Kirchenordnung enthält ſehr viele Artikel, wovon einige angezeiget werden IX, 398 fqq.

Hetrurier haben Bücher aufbewahret, worinn die Gebräuche geſtanden, die ſie bey ihren Erbauungen beobachtet V, 308. haben in ihren Tempeln keine Bildſeulen VI, 293.

Hetruriſche Monumente, worinn ſie beſtehen, und wie ſie beſchaffen III, 22. ſind alle unverſtändlich III, 23. ein altes wird gefunden III, 26. hat viele Gelehrte ungemein beſchäfftiget III, 26.

Heuſchrecken werden von P. Dorn in einer Predigt lächerlich vorgeſtellt X, 234 fqq. ſollen, nach der Muhammedaner Meynung, aus demjenigen Kothe gemacht ſeyn, welcher von Adams Körper übrig geblieben X, 252 fqq.

Hexe hat ehemals eine gar zu gute Bedeutung gehabt VIII, 331.

Heyns Gedanken vom Cometen werden von Hrn Wegnern in einem Schreiben angegriffen V, 158. ſeine Cometenlehre iſt eine bloße Muthmaßung V, 189.

Himmelsluft ſoll der Bewegung widerſtehen, und dichter, als Queckſilber und Gold ſeyn, aber keine Schwere beſitzen III, 326. 327. Widerſtand derſelben machet in dem Laufe der Planeten keine Aenderung III, 327. drücket auf alle Weltkörper von allen Gegenden zu III, 327.

Hiob ſoll poetiſch überſetzt ſeyn. Nachricht davon II, 369.

Hitzger, ein Städtchen im Braunſchweigiſchen, allda wird der erſte Grund zur wolfenbüttelſchen Bibliothek gelegt III, 108. die von hier nach Braunſchweig gebracht wird III, 109 ſqq.

Hludaniſche Göttinn iſt bey den Alten verehret worden VIII, 79. wird für eine Glücks- und Loosgöttinn, oder für eine Schutzgöttinn des Volkes gehalten VIII, 81.

Hobbes ſieht das Recht der Natur als eine Freyheit an, ſich nach ſeiner Einſicht, der natürlichen Kräfte nach der Vernunft zu bedienen VI, 395. auf was für Art er erweiſet, daß der Menſch nicht allein auf ſeinen Nutzen zu ſehen habe VI, 395 ſqq. wie ſein Charakter gebildet wird VI, 398. IX, 238. was es mit ſeiner Lehre vom Rechte der Natur für eine Bewandniß habe IX, 238.

Hölle, poetiſche, woher ihr erſter Begriff entſtanden IV, 168. Eingänge, ſo die Poeten in dieſelbe gedichtet IV, 169 ihre Flüſſe IV, 170. ihr Urſprung iſt meiſtens aus Aegypten herzuleiten IV, 174.

Höſchels Dav. Leben und Verdienſte preiſet Hr. Brucker in ſeinen Miſcell. Hiſt. Phil. VII, 250. wird auch im Büchersaale angeführet VI, 421.

Hofleben wird natürlich abgeſchildert III, 43.

von Hohenberg, Helmhard, ein guter öſterreichiſcher Dichter des XVIIten Jahrhunderts VI, 138. ſeine poetiſchen Werke werden angezeigt VI, 139.

Hollmanns Sam. Chriſt. Leben wird beſchrieben, und im Büchersaale in einem Auszuge dargeſtellet VIII, 20 ſqq.

Holſtenius Luc. ſeine hiſtoriſche Lobſchrift verfertiget Hr. Brucker IX, 140 ſqq.

Holzmanns Wilh. Lebensgeſchichte kurz angezeiget IV, 229.

Homer iſt in klein Aſien gebohren II, 117. muß bald nach dem erſten oder zweyten Weltalter gelebt haben, II, 118.

II, 118. 122. seine Mundart ist aus alten zusammengesetzt, und scheinet auf die Sprache der nordlichen Einwohner von Griechenland erbauet zu seyn II, 129. hat zu einer Zeit geschrieben, da die griechische Sprache am reichsten war, und noch viele metaphorische Ausdrücke hatte II, 130. warum demselben keiner gleich kömmt II, 220. hat von der Geschichte seiner Zeit keine Spur hinterlassen II, 455. ist von einigen dem Virgil vorgezogen, von andern ihm nachgesetzt worden II, 533. läßt in seinen Gedichten eine große Achtung gegen die Priester des Apollo blicken VII, 227. wird noch heute von einigen sehr gepriesen, von andern aber verschmähet IX, 231. Nachricht von seinen Schriften IX, 234. seine Werke werden von Alexandern dem Großen und vielen syrischen Königen hochgeschätzt IX, 235.

Honig wird in einem alten deutschen Manuskripte Hönig geschrieben III, 532.

Horaz ist von einigen ganz oder auch zum Theil ins Deutsche gebracht I, 514 sqq. soll den Plautus zur Unzeit getadelt haben VII, 331. wird aber widerlegt VII, 332 sqq. hat seine meisten Oden als Gelegenheitsgedichte geschrieben II, 470. seine Lebensbeschreibung, nebst seinen Gedichten, werden übersetzt herausgegeben VIII, 526. ist aus einem schlechten Stande entsprossen gewesen VIII, 416 sqq. hat eine gute Erziehung gehabt VIII, 417. liebte mehr das Griechische, als das Latein VIII, 418. geht in den Krieg zum M. Brutus, verliert aber darüber seine Güter, und wird ein Dichter VIII, 418 sqq. kömmt in die Gunst des Augusts und Mäcens VIII, 419. hat in seinen Satyren viel gemeine Ausdrücke VIII, 533. soll undankbar gegen seinen Wohlthäter, den Mäcen, gewesen seyn VIII, 532. woraus seine Dunkelheit herzuleiten sey VIII, 535.

von Horneck, Ottokar, ein österreichischer Dichter ums Ende des XIIIten Jahrhunderts VI, 65. hat eine österreichische Chronik in Versen geschrieben VI, 65.

Hottingers Joh. Heinr. Lebensgeſchichte, aus dem Brückeriſchen Ehrentempel gezogen IX, 142 ſqq.
von Houdan Raoul iſt ein alter franzöſiſcher Dichter V, 239.
Hubers Joh. Rud. berühmten Malers zu Baſel, Leben I, 479 ſqq.
Hugenius wird einer falſchen Rechnung beſchuldiget IV, 339.
Hugo von Berey ſoll der angenehmſte unter allen franzöſiſchen Reimern geweſen ſeyn V, 239.
Jacob, König in England, Charakter wird vom Mallet weitläuftig abgeſchildert V, 34 ſqq.
Jahr, iſt von den Franzoſen in der mittlern Zeit mit dem Oſterabende angefangen worden IV, 542. diejenigen, welche die heilige Schrift Gott beyleget, können nicht von einer Zeit zeugen, die in ſeiner Ewigkeit befindlich IX, 15 ſqq. X, 28. 44.
Jahrzettel der Gebohrnen und Geſtorbenen in Sachſen VI, 31. der Gebohrnen und Geſtorbenen in Preußen V, 572. verſchiedener Städte Jahrzettel IX, 155.
Jagdſchiff, oder die eigentliche Liburna, iſt das Zeichen der Iſis, worunter ſie verehret wurde VI, 439 ſqq. IX, 404.
Jagello, Fürſt der Litthauer, wird genöthiget, dem deutſchen Orden Samogitien abzutreten II, 275. ſchlägt ihn aber hernach bey Tannenberg, und macht darauf Friede mit ihm II, 275.
de Ianuario, Joh. Aur. ſein Leben wird aus dem Bildersaale itztlebender berühmter Schriftſteller ins Kurze gebracht X, 328 ſqq.
Jeſuiten in China begehen mit einer gewiſſen Aufſchrift eine große Betriegerey III, 117.
Ilias des Homers iſt angefangen werden, in deutſche Verſe überſetzt zu werden I, 259. wird vom Herrn de la Motte nach Homers Exempel verfertiget I, 371.
Immaterialität der Seele wird mit einigen Einwürfen beſtritten, die aber beantwortet werden X, 293 ſqq.

Je, was die Alten für eine Fabel von ihr mit dem Jupiter erdichtet VI, 435. wie diese Fabel als ein Ursprung des Blindekuhspiels angesehen wird VI, 436.

Jodelle, ein französischer Dichter unter Heinrich II, hält die französische Sprache eines griechischen und römischen Sylbenmaaßes fähig II, 343. bringt die theatralische Dichtkunst in Frankreich ins Aufnehmen I, 220.

Johns, Prorectors in Breslau, Lebensbeschreibung aus sichern Nachrichten mitgetheilet IX, 74 sqq.

Jnnerius hat durch seine Vorlesungen die römische Rechtsgelehrsamkeit zu Bononien erneuret VIII, 498. 500.

Jsenberg ist der Ort in Schwaben, wo die Jsis verehret worden VI, 439.

Jsiaca Liburna wird beym Tacitus in Zweifel gezogen, und dafür gelesen Libi urnæque IX, 405.

Jsis hat die Menschen zuerst die Erhaltung der Früchte gelehret, und wird deswegen von den Aegyptern besonders heilig gehalten VI, 441. wird mit einem die Hörner in die Höhe kehrenden Monde gemalet VI, 442. hat die Glieder des Osiris in einer hölzernen Kuh aufgehoben VI, 444. bey ihren Sacris wurden zu Rom viele Schandthaten vorgenommen VI, 445 sqq. was die Frauen in währenden 9 Tagen, da die Sacra Jsiaca gehalten wurden, zu beobachten hatten VI, 448 sqq. wird von einigen für den Mond gehalten VI, 444. 456 sqq. ihre Priester stellen sich bey dem Gottesdienste sehr wunderlich an VIII, 330. der Dienst, welchen man ihr bewiesen, scheint dem Tacitus unbekannt gewesen zu seyn IX, 404. ob ihr das Signum Liburnæ zukomme IX, 407. wie es mit ihrer Erzählung beschaffen sey VI, 437.

Jsland, Andersons Nachrichten von selbigem IV, 149. 152 sqq. ist wahrscheinlicher Weise aus der See durch unterirdisches Feuer gehoben IV, 152. ist rauh, unwegsam, und hat wenig Einwohner IV, 153.

die Erde entzündet ſich oft daſelbſt IV, 154. man findet auf derſelben kein Salz und keine Bäume IV, 155.

Iſler, ein groſſes Gebirge, deſſen die alten Geſchichtſchreiber und Ariſtoteles gedenken, wird unrichtig erklärt X, 218.

Juden durften keine andern Fiſche eſſen, als die Schuppen und Floſſfedern hatten, und haben alſo keine Aale gegeſſen VI, 496. 497.

Jupiter, erhält in ſeiner Bewegung durch Herrn Caſſini viele neue Entdeckungen VII, 299.

Kähne ſind die älteſten Fahrzeuge auf Flüſſen geweſen VI, 151.

Kaiſerthum, römiſchdeutſches, fängt unter den Kaiſern des Xten und XIIten Jahrhunderts an bekannt zu werden VI, 110.

Kammermägdchen, wie daſſelbe ſeine Rolle auf der Bühne ſpielen ſoll VI, 345 ſqq.

Karl hat vor Zeiten ſo viel, als Kerl geheißen V, 142.

Karneades hat eine groſſe Beredſamkeit beſeſſen VI, 393. leugnet die Wahrheit, daß, wenn zwey Dinge einem dritten gleich ſind, dieſelben auch unter einander gleich ſeyn VI, 393. was er von dem Rechte der Natur und der Gerechtigkeit gehalten VI, 394.

Karthaginenſer umſchiffen unter dem Hanno ganz Africa, und werden mächtig zur See VI, 153.

Kaufleute opferten bey den Römern vor ihren Reiſen dem Merkur IV, 343.

Kempe Mart. iſt ein preußiſcher Dichter IV, 432. ſein Leben wird kürzlich gemeldet IV, 432. Nachrichten von ſeinen Schriften IV, 434.

Kies, Prof. der Akademie zu Berlin, beſtimmet die Laufbahne einiger Cometen III, 214 ſqq.

Kinder ſollten billig zum Gebrauche beyder Hände angeführet werden V, 542. wie ſie ſich in den Leſeſchulen etwas Singendes angewöhnen I, 92 ſqq.

Kinderſeelen kommen nach deren Tode leichter zu deutlichen Begriffen, als in dem Leben geſchehen VI, 43.

Klay Joh. iſt das einzige Mitglied des neuen Pegnitzer Ordens I, 17. giebt Nachricht von der Aufrichtung dieſer Geſellſchaft I, 18 ſqq.

Klingsohr, ein öſterreichiſcher Meiſterſänger des XII und XIII. Seculi VI, 59 wird zum Schiedsrichter unter den Dichtern Hermans Landgrafen zu Thüringen VI, 60 ſqq. weißaget aus dem Geſtirne die Verheirathung Ludwigs, eines Sohns des Landgrafens Hermans mit der ungariſchen Prinzeßinn Eliſabeth VI, 62. ſingt mit Wolfr. von Eſchenbach um die Wette, und wird von ihm überwunden VI, 62.

Klöſter ſind bis 1221 in Sachſen noch nicht geſtiftet geweſen VIII, 144 kommen aber nach dieſer Zeit allmählich zum Vorſcheine VIII, 144.

Klopfechter ziehen in England alle Jahr zweymal durch einige Provinzen VIII, 132.

Knade Jac. iſt der erſte evangeliſche Prediger in Danzig geweſen, und fängt an daſelbſt zuerſt nach Luthers Weiſe zu lehren X, 339.

Knivrode, Winrich, Hochmeiſter in Preußen, ſuchet die Wiſſenſchaften in Preußen empor zu bringen II, 149 ſqq.

Königsberg wird von den Polen belagert, die aber unverrichteter Sache abziehen müſſen II, 546.

Königsbergiſche Univerſität wird hiſtoriſch beſchrieben II, 147 ſqq. iſt von Markgraf Albrecht geſtiftet worden II, 151 ſqq. ihre Stiftung hebet das dortige Pädagogium auf II, 152 warum ihre Stiftung ſo ſchleunig, und beſonders zu Königsberg geſchehen II, 154 158. wird von Sigismundo Auguſto Könige in Polen beſtätigt II, 158. ihre Privilegia und Vortheile II, 158. 159 Schriften ſo daſelbſt ſeit dem zweyten Jubiläo zum Vorſcheine gekommen II, 277. ihre Gebäude werden beſchrieben IV, 112 Verzeichniß von den dortigen Prof. Theol. IV, 117 ſqq. Beſchaffenheit der juriſtiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Facultät IV, 118-125.

Körbchen, eine gewiſſe Art derſelben iſt bey den alten Deut-

Deutſchen in ihrem Gottesdienſte heilig geweſen VII, 358 ſqq. ſind vermuthlich von den Freyern an die Bräute als Geſchenke geſchickt worden VII, 360 wovon das Gegentheil erwieſen wird VII, 526.
Körper geometriſcher iſt von einem phyſikaliſchen ſehr unterſchieden IV, 59.
Kongehl Mich. ein Preuße und guter Dichter, IV, 437 giebt ſeine Poeſien heraus IV, 437 ſqq.
Kopenhagen, iſt nach ſeinem Brande ungemein prächtig wieder gebauet IV, 520.
Koppe Joh. Friedr. überſetzet das Taſſoiſche Heldengedicht des befreyeten Jeruſalems I, 99. übertrifft darinn die Ueberſetzer die ſich vor ihm an die Ueberſetzung auswärtiger Heldengedichte gewaget I, 111. 114 ſqq.
Korb kriegen, und Korb geben, woher dieſe beyde deutſche Redensarten entſprungen? VI, 362. können theils von den Apophoretis herſtammen VI, 364. 365 theils auch von der Gewohnheit der Schutzverwandſchaft der Römer VI, 368 theils auch von den Verehrungen bey Hochzeiten VI, 370 imgleichen auch von dem lateiniſchen Wort Gerræ VI, 373. ſcheint aber beſſer einen deutſchen Urſprung zu haben VII, 358. 523 ſqq. kann nicht von den heiligen Körben herrühren, die man bey dem Gottesdienſte zu gebrauchen pflegte VII, 520 ſqq. andere Erinnerungen über dieſe Redensart VIII, 341 ſqq.
Korcyra der Name dieſer Inſel ſoll von der Nymphe gleiches Namens herrühren die Neptun geſchwängert VIII, 199 Ulyſſes wird an ihre Ufer geworfen VIII, 203. ihre Seltenheiten werden beſchrieben VIII, 204. Anzeige einer Aufſchrift über dieſe Inſel VIII, 207. ſqq.
Krafts Geo. Wolf. Lebensgeſchichte aus dem Bildersaal itzlebender Schriftſteller gezogen V, 305.
Kraft, widerſtehende und bewegende ſollen nicht aus einer Urſache entſtehen können V, 427.
Kranz in Gebäuden wie ſelbiger bey den Alten beſchaffen geweſen IV, 416.
Kreuzzüge ſollen nach des Abts Maßuets Meynung die

Wenn ein junger Baum verdorrt und die erſten Blühten fallen.
Freylich braucht es tapfre Füße, ſonder Gram dahin zu gehn,
Wo die Träger unſer warten und die Baaren fertig ſtehn.
Doch da Schickung und Gewalt keinem etwas neues machen,
Und das alte Muß erklingt: nehm ich unter Scherz und Lachen
Meinen Abſchied von der Erde; wie ein Gaſt bey ſpäter Zeit
Luſtig von dem Schmauſe wandert, und noch manchen Jauchzer ſchreyt.
Könnt ich leben? nähm ichs mit: muß ich fort? ich bins zufrieden!
Dieſen Nothzwang leid ich gern, weil ihn die Natur beſchieden.
Nach der Neigung dieſer Mutter lenkt ſich mein geſetzter Geiſt,
Der die Ordnung aller Dinge ſeines Willens Richtſchnur heißt.
Weil ich aber doch nicht weis, welche Stunde mich entrücke,
Brauch ich die Gelegenheit und das ſäumende Geſchicke,
Und entwerfe die Gedanken, die vielleicht ein Leſer liebt,
Weil mir Redlichkeit und Liebe alles in die Feder giebt.
Erſtlich zeug ich von mir ſelbſt auf mein gut und rein Gewiſſen,
Daß ich mich nach Möglichkeit meiner Pflicht gemäß befliſſen,
GOtt zu kennen und zu ehren, meinem Nechſten wohl zu thun,

Poeten zum Reimen erwecket haben V, 234 geben Gelegenheit zu abentheurlichen Erzählungen.

Kuh, weiße, ward bey den Römern bey Gründung einer Stadt, nebſt einem weißen Stiere um beſonderer Urſachen willen zu Ziehung einer neuen Furche um die Stadt gebrauchet V, 310. Jupiter verwandelt die Jo in dieſelbe VI, 435. der Name einer Kuh kommt der Jo in verſchiedenen Abſichten zu VI, 442 ſqq.

— Schwarze, wurde bey den Griechen und Römern den unterirrdiſchen Göttern gebracht VI, 450 ſqq. wurde in Cyzikus bey Ermangelung eines ſchwarzen Ochſen zum Opfer gebracht VI, 453. was das den Deutſchen übliche Sprichwort: die ſchwarze Kuh hat ihn getreten, bedeute VI, 449 455.

Kunſt, iſt jederzeit eine Urſache I, 292 was ſich in der Natur zuträgt kann keine Urſache, alſo auch keine Kunſt ſeyn I, 293 kommt bloß allein den Menſchen zu I, 294. Begriff von derſelben I, 294 ſqq.

Kunſt zu gefallen iſt eine Art einer ganz unbekannten Zauberey I, 496.

Kunſtrichter, können auf eine doppelte Art erkläret werden III, 265 ſqq. warum die alten Scribenten nicht gern etwas mit ihnen angefangen III, 276 278. ihre Einſetzung iſt in der gelehrten Welt ſehr nöthig geweſen III, 279. womit man ſie vergleichen und woran man ſie erkennen kann III, 280. ſqq.

Kupetzki Joh. ein berühmter Maler des itzigen Jahrhunderts. Nachricht von ſeinem Leben I, 478. Verzeichniß verſchiedener von ſeiner Hand verfertigten Malereyen X, 85.

Kupferſtechen iſt ſchon zur Zeit der trojaniſchen Belagerung im Gebrauch geweſen I, 190 ſqq. Anweiſung dazu II, 176 ſqq.

Lacedämonier ſind den Römern allezeit treu geblieben III, 229 Betrachtung über ihre Münzen III, 329 ſetzen darauf die Bildniſſe der röm. Kaiſer III, 330 auch Caſtor und Pollux erſcheinen darauf beſtändig III,

III, 331. haben zu ihren Göttern viel Vertrauen III, 335. bildeten um gewiſſer Urſachen halber, alle ihre Gottheiten bewaffnet III, 337.
Laien, wurden in Frankreich vor alters unter dem Namen Ruſtici begriffen V, 330.
v. Lambeck Pet. Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden V, 564 ſqq.
Land, feſtes, entſtehet an einigen Orten aus der See IV, 36 ſqq. wird oft durch die Entſtehung neuer Berge von einander getrennet IV, 37. ſoll vormals durch unterirdiſches Feuer aus dem Waſſer hervorgekommen ſeyn IV, 39 ſqq.
Landtäge meißniſche werden in Hr. Schöttgens Invent. Diplom. erzählet und beſchrieben IV, 540.
Lange Ernſt. Rathsherr zu Danzig, iſt ein guter Dichter geweſen; IV, 438 ſein Leben und Schriften IV, 438. 439.
Lapland, hat nicht vorzeiten unter einem günſtigern Himmelsſtrich gelegen X, 113. daſelbſt ſoll etwas in Sclavoniſcher Sprache anzutreffen ſeyn X, 450.
Laſter, werden in den Trauerſpielen zum ſchönen Gegenſtande gemacht I, 507.
Latein ward in Frankreich bis 1225 ſehr geliebt, daß auch ſo gar das Frauenzimmer darinen ſchrieb V, 502 ſqq. wird aus unmäßiger Liebe zum Franzöſiſchen in Deutſchland verabſäumet VII, 481. iſt nicht wegen ſeines innern Werthes überall in Schwang gekommen, ſondern es iſt mit dem römiſchen Joche allen Völkern aufgedrungen IV, 263 iſt mit den Römern nach England gekommen, und noch zu Bedä Zeiten allda geſprochen worden X, 169-171.
Leben, langes der Patriarchen und erſten Völker iſt vielleicht daher zu leiten weil ſie Rieſen geweſen, und alſo mehr urſpringliche Feuchtigkeit gehabt haben II, 136.
Lebensart, verderbte, iſt in Frankreich eine Urſache des verfallenden Geſchmacks III, 291. 292.
Lehrer, auf hohen Schulen ſollen eine Annehmlichkeit

des Vortrages beſitzen, und geſchickt ſeyn, andern das Ihrige beyzubringen IX, 34 ſqq. mit ihrem Amte iſt nicht eben die Erfindung neuer Wahrheiten verknüpft IX, 38. können aber dennoch beydes zugleich beſitzen, und ſowohl unterrichten, als durch Bücherſchreiben ihren Ruhm erhöhen IX, 40 wie ihre Geſchicklichkeit zu prüfen wäre IX, 42.

Leib, iſt eine Hinderung guter Gedanken VI, 167 ob wir denſelben unſere Begriffe zu danken haben VI, 168. kömmt nach dem Tode aus der Harmonie mit der Seele VI, 171.

v. Leibnitz Gotfr. Wilh. trägt zur Stiftung und Aufnahme der Akademie zu Berlin viel bey III, 79 ihm wird unbillig Schuld gegeben, er habe eine unendliche Theilbarkeit der Materien geglaubt III, 360 Auszug aus einigen ſeiner Briefe IV, 105 hat gute franzöſiſche Verſe gemacht IV, 107. hat in ſeiner Jugend die atomiſtiſche Lehre des Gaſſendus behauptet aber nachmals fahren laſſen V, 89.

Leidenſchaft, entſpringt aus einer Betrachtung der Empfindung, die wir im gegenwärtigen Zuſtande über etwas vergnügtes oder ſchmerzliches haben X, 395 ſtehen nicht gänzlich in unſerer Gewalt X, 397 wie dieſelbe, am beſten zu halten ſeyn X, 399.

Leuwenhoek entdeckt zuerſt die Polypen IV, 547.

v. Leyſers Lebensgeſchichte aus dem bruckerſchen Bildersaale gezogen V, 296.

Licht, wird durch die Mittheilung der Kraft, oder durch den Eindruck der ſichtbaren Körper zu uns gebracht III, 325 iſt nach Art des Schalles zu begreifen VII, 302. III, 210 iſt die erſte Urſache aller Bewegung geweſen VIII, 488.

Lichtenſteiniſche Ritterakademie zu Wien wird geſtiftet IX, 269 Nachricht davon IX, 269 ſqq.

Liebe machet die Handlung in den Trauerſpielen wichtig, wenn die ihr entgegen geſetzten Umſtände groß ſind I, 501 iſt nicht von den Alten in die Trauerſpiele gebracht worden I, 501 ſqq. iſt diejenige Leidenſchaft die

die auf der Bühne die meiſte Annehmlichkeit hat I, 502-506 wie ſie geſchickt in einem Trauerſpiele angebracht wird II, 48. 164.

Lieberkühn, macht wichtige Erfindungen in der Anatomie III, 211.

Lieder ſind faſt bey allen Völkern in Gebrauch geweſen V, 515 ſind bey den Franzoſen nicht gar zu alt V, 518. 519.

Linie, geometriſche, würde nicht unendlich theilbar ſeyn, wenn ſie außer dem Verſtande vorhanden wäre IV, 61.

Linke Seite iſt beym Cyrus der oberſte Platz geweſen, und die Perſer ſetzen noch an dieſelbe alle ihre Lieblinge V, 454 ſoll bey den Römern die rechte Ehrenſtelle geweſen ſeyn V, 455 hat auch in den Concilien und in der katholiſchen Kirche die oberſte Stelle angedeutet V, 457.

Litterarum Secreta ſcheint beym Tacitus von den Sitten der Deutſchen, von der Augen- und Fingerſprache geſagt zu ſeyn. VI, 380.

Livius T. iſt ſelbſt von Padua, nicht aber von Apone einem nahe dabey gelegnen Flecken gebürtig geweſen VIII, 403 ſein Geſchlecht iſt eins derer anſehnlichſten in Rom geweſen VIII, 403 kömmt an den Hof Auguſts und ſteht allda ſehr wohl VIII, 404. iſt den Pompejern mehr zugethan, und findet nach ſeinem Tode mehr Verehrer, als bey ſeinem Leben VIII, 405 ſtirbt zu Padua und ſoll daſelbſt 1418 ſein Sarg gefunden worden ſeyn VIII, 406.

v. Loen Joh. Mich. Lebensbeſchreibung aus dem Bruckerſchen Bildersaal X, 32 ſqq.

Logica, ihr Bild, wird ungeſchickt mit einem Rappiere vorgeſtellt II, 183.

London, ſeine Gröſſe giebt Meneza an, und auch wie viel täglich daſelbſt verzehret werde IV, 505.

Loretto, das dortige Marienbild iſt mit vielem Gelde behangen IV, 471 allda wird ein Haus gezeiget, worinnen

innen Joſeph und Maria unſern Heiland, erzogen IV, 471.

Lucriner See wird von dem Monte nuovo verſchlemmet III, 491.

Lüneburg, Nachricht von der hieſigen Ritterakademie III, 341. iſt von Herzog Chriſtian Ludwigen geſtiftet worden III, 342. zween große Männer haben darüber die Aufſicht III, 343. hat berühmte Profeſſoren III, 344. Nachricht von der dortigen Einrichtung mit den Akademiſten und andern Umſtänden III, 546. III, 545 ſqq.

Luft, ſoll nach Hrn. Müllers Meynung den Körpern nicht widerſtehen III, 328. kann ſich nicht langſamer um die Erde bewegen, als die eigene Bewegung der Erde geſchieht IV, 487. ihre Bewegung rühret von der Wirkſamkeit der Geſtirne auf den Mittelpunkt der Erde, und auf ihr obers und unters flüſſiges Weſen her IV, 492. 495. ihre Aenderung und Verſchiedenheit trägt vieles zur Erhebung der Geiſter und des Gemüths bey X, 358.

Lukrez macht durch ſein Gedicht viele in Rom zu Gotteslengnern V, 389.

Luſtſpiele, neuerer Zeiten, übertreffen die alten II, 218. haben in einem Jahrhunderte in Frankreich merkwürdige Veränderungen erlitten III, 81, ſqq. Nachricht von ihrem Fortgange bey den Franzoſen III, 82 ſqq.

Luther hat nebſt den Verdienſten um die Religion, auch große Verdienſte um die deutſche Sprache gehabt V, 346.

Lutius ein dalmatiſcher Geſchichtſchreiber wird in die Scriptores Hungariae von Hr. Schwandtnern gerücket VII, 198. Nachricht von ſeinen Schickſalen, und wie es mit der Verfertigung ſeiner Geſchichte zugegangen. VII, 198. 201. 202.

Machterlohn, iſt ungewiſſen Geſchlechts, ſo wohl wegen des Gebrauchs im Reden, als auch der Zuſammenſetzung und der Analogie wegen IX, 72.

Madera, eine von den Amerikaniſchen Pflanzſtädten, Nachricht von derſelben VII, 162.

Madera, eine unter den Canariſchen Inſeln iſt wegen ihrer vortrefflichen Weine berühmt, und hat den Namen von den vielen Bäumen die man allda gefunden VIII, 110. ſoll durch eine beſondere Begebenheit erfunden worden ſeyn VIII, 111.

Madrit, wird vom Menoza, in ſeiner Reiſe Chriſten zu ſuchen, beſchrieben IV, 468.

Maffei Leben und Schriften, machet Hr. Brucker in ſeinem Bilderſaal bekannt. I, 329 ſqq.

Magellanus, unternimmt zum erſten eine Reiſe um die ganze Welt VII, 153.

Magnet, künſtlicher wird vom Servington Savenus in London erfunden V, 544. Eigenſchaften der Magneten unterſuchet V, 545 ſqq.

Mainſchwur, iſt in einem alten deutſchen MSC ſo viel als Meineyd III, 532.

Maler, ſind vornehmlich an eine treue Nachahmung der Natur gebunden II, 400 machen gar oft unnatürliche Erfindungen II, 403 ſqq. ahmen unter den Deutſchen zu ſehr den Ausländern nach, und nehmen ſo gar ihre Fehler als Schönheiten an II, 414 ſqq. ſollen in England gebrechen VII, 431 wie ſie die Apoſtel und Weltweiſen in mancherley Farben vorſtellen müſſen VII, 134 ſollen einen Triumph und alte Arten von Pracht mit hellen Farben malen VII, 134 ſqq.

Malerey, Unterſuchung von ihrem Alterthume und Urſprunge I, 180 II, 185 ſqq. was dieſelbe mit der Dichtkunſt gemein hat und worinn ſie ihr noch vorzuziehen iſt I, 182 ſqq. II, 186 ihr erſter Urſprung iſt vieleicht von der Sonne herzuleiten I, 186. iſt in ſo fern ſie durch Farben geſchieht, wahrſcheinlicher Weiſe ſchon im trojaniſchem Kriege gebräuchlich geweſen I, 234. Achills Schild hat ſchon Farben an ſich gehabt, die von der Malerey zeugen I, 235 ihr Urſprung iſt dem ungeachtet ſehr dunkel I, 242 ſtimmet in einigen auch mit der Muſik überein I, 295 iſt in Augſpurg und Nürnberg ſehr hoch geſtiegen

allein

allein der daselbst darauf verwandte Fleiß hat andern zu vielen Ungereimtheiten Anlaß gegeben II, 403. muß nach der historischen Wahrscheinlichkeit eingerichtet seyn II, 134.

Manilius, ein alter römischer Schriftsteller, Nachricht von seinem Leben und Schriften IX, 112.

v. Manteufel Ernst Christoph Reichsgraf und königl. polnischer Cabinetsminister, wird zum Mitgliede der lodonschen Societät ernennet VII, 47. Schreiben des Prinzen von Wallis an denselben VII, 369 Formeys französisches Gedicht über diese Aufnahme VII, 370.

Marienburg Nachricht von dem dortigen Schloße und dem Saale darinnen II, 149 VIII, 71 sqq.

Materie kann nicht denken, weil sie unthätig ist VI, 504 neigt sich nach allen Seiten gleich stark, wenn sie in Ruhe ist VI, 506 imgleichen weil sie ausgedehnt ist VI, 506 IX, 304 sqq.

Meere sind nicht alle gleich gesalzen V, 58 auf ihrem Boden sollen sich große Felsenschichten nach Art langer Dämme befinden, die den freyen Zulauf der Meere in einander verhüten V, 58. 59. ihre vom Hr. Kühn bestimmte Höhe wird in Zweifel gezogen V, 61. 63.

Meerstern, hat gleich den Polypen die Eigenschaft, daß ihm ein abgenommenes Glied wiederwächset VI, 117.

Mehlthau, seine Beschaffenheit untersuchet Needham durch die Vergrößerungsgläser VI, 123 besteht in einer Menge kleiner Theilchen, und hat seine Ursache in einigen verdorbenen Körnern VI, 124.

Melanchthons Phil. Leben und Schicksale aus dem Ehrentempel entlehnet IX, 131 sqq.

Menke, D. Joh. Burch. hat sich unter den meißnischen Dichtern sehr hervorgethan und hat unter dem Namen Philander von der Linde schöne Gedichte herausgegeben II, 242.

Menschen sind nach dem Hesiodus, in verschiedenen Weltaltern, unterschiedenen Verwandlungen unterworfen

worfen geweſen IV, 165 was dadurch verſtanden werde II, 393 ihre Wiſſenſchaft und Charakter beſchreibet Pope I, 197 ſind mehr als bloße Maſchinen VI, 502.

Meßkünſtler ſind oft mit verwirrten Begriffen zufrieden IV, 56 haben kein Recht von der Natur des wirklichen Körpers zu reden IV, 57 können ſich nicht wohl in die Metaphyſik als bloße Meßkünſtler wagen IV, 58. wodurch ſie oft Anfänger von Erlernung der Meßkunde abgeſchrecket IV, 209.

Meßkunſt, woher der erſte Grund derſelben herzuleiten ſey IV, 211 Clairaut will ſie auf beſondere Art vortragen, erfüllet aber nicht ſein Verſprechen IV, 212 Euklides hat ſie um einiger Urſachen willen ſehr ſtark und bündig vorgetragen IV, 213 ihr Nutzen in der Weltweisheit VI, 221.

Middleton Con. iſt ein großer Liebhaber der griechiſchen und römiſchen Alterthümer, und reiſet nach Italien, daſelbſt die alten Ruinen zu bemerken VII, 343 iſt ein Feind vom Bentley und läßt eine Schrift wider ihn drucken VII, 344 Nachricht von ſeinen Schriften VII, 345 vertheidigt den Tindal VII, 348 wird in einen Streit mit dem irrländiſchen Biſchofe Berkley verwickelt VII, 351.

Milchſtraße, was die Alten ſich davon für Begriffe gemacht VIII, 42 ſq.

Mimi, Urſprung derſelben I, 489 ſqq. was bey den Römern darunter verſtanden wurden VI, 267.

Minerva, erhält im Streite mit dem Neptun das athenienſiſche Gebieth III, 169 ihr iſt Akropolis, die Feſtung von Athen gewidmet III, 170 hatte ihren Tempel zu Athen und Lacedämon III, 336 befindet ſich auf einer lacedämoniſchen Münze nicht im Rocke, welches merkwürdig iſt III, 337.

Minos, zween bekannte Könige in Creta, die vermittelſt einiger merkwürdigen Dinge die ſie verrichtet, wohl müſſen unterſchieden werden V. 82-86.

Misbrauch der Redensarten der heil. Schrift wird gezeiget III, 500 zu deren Misbräuchen gehört die Art, die neueſte Weltgeſchichte nach den Redensarten der heil. Schrift einzukleiden III, 504.

Mittelpunkt der Erde bleibt nicht allemal auf der Fläche des Thierkreiſes III, 212.

Möllerinn, eine Tochter des konigsb. Profeſſors Eiſters, wird mit Verdienſt unter die preuß. Dichter gezählet IV, 431. hat Gedichte heraus gegeben IV, 432.

Moliere, iſt der gröſte franzöſiſche Dichter in Luſtſpielen III, 82 ſqq.

Monaden, werden von einem ungenannten angegriffen und für ungegründet erkläret III, 355. werden aber vertheidigt III, 357 IV, 54.

Mond, ſein Gang kann ſchwerlich beſtimmet werden III, 213 zieht die Erde an, und wird von ihr angezogen III, 212 muß nach der alten Meynung die Seelen der mittlern Claſſe aufnehmen V, 568. wird die Königinn der Sterne genennet, und iſt ein Wohnplatz der heydniſchen Göttinnen III, 309 hat in Bewegung und Veränderung der Luft eine groſe Kraft IV, 486. ſeine Kraft auf die See und unſere Dunſtkugel hat Neuton bewieſen IV, 486. bekommt zuweilen in dem Schatten bey der Finſterniß Farben, und ſieht bald roth, bald blaß aus X, 467 ſqq.

Mondfinſterniſſe, Nachricht von den beyden die ſich 1750 zugetragen X, 464 ſqq. was es heiße, die Mondfinſterniß gehe bis auf 16 oder 21 Zoll X, 465 wie ſie ſich zutragen X, 466. VI, 505 was ſie für Nutzen in Anſehung der Geographie haben X, 469 Beſchreibung derjenigen die 1748 in Elbing beobachtet worden IX, 10.

Morale in Gemälden heißen alle ſinnreiche Vorſtellungen menſchlicher Leidenſchaften VII, 140 iſt in der Materie anders, als in der Hiſtorie und in Gedichten VII, 141.

Moringia, eine Landſchaft in dem alten Deutſchlande, wird von einigen für das itzige Mähren, von andern

aber

aber für Preußen gehalten XI, 332 es iſt aber ohne Zweifel eine Landſchaft am Meere geweſen IX, 332.

Moſes ſoll nach Spencers Angeben ſeine Geſetze von dem heydniſchen Gottesdienſte entlehnet haben III, 395.

de la Motte wird vom Fenelon ſehr gerühmet, und macht vortreffliche Oden und theatraliſche Stücke I, 320 iſt von Jugend auf blind geweſen und hat ſich alles vorleſen laſſen I, 324 ſein Charakter wird geſchildert I, 325 ſqq.

Münzen, athenienſiſche Betrachtung über ſelbige III, 163 haben keine römiſche Kaiſer auf ihren Gepräzen III, 163. führen das Bild der Minerva auf einer Seiten III, 168. auf der andern eine Eule im Lorberkranze III, 170 was dieſes bedeute III, 171.

— lacedämoniſche, Betrachtung über dieſelben III, 329 haben auf ihren Gepränge viele Bildniſſe der römiſchen Kaiſer III, 330.

— Was das Conob auf ihnen bedeutet III, 535 Abhandlung von denjenigen auf welchen ſich adlocutiones der Kaiſer befinden III, 458 ſqq. Nachricht von denen die bey Stiftung der Akademie gepräget worden II, 158. ſqq.

Münzwiſſenſchaft, Nutzbarkeit derſelben wird vom Addiſon abgehandelt I, 197.

Munterkeit, iſt einem Schauſpieler höchſt nothwendig VI, 341 beſonders iſt ſie ein Gegenſtand des Luſtſpiels VI, 342.

Muratori, ſucht den guten Geſchmack der italieniſchen Trauerſpiele und Opern zu verbeſſern I, 117 ſqq.

Muſcheln, wie ſie auf die Berge und in das feſte Land gerathen, und allda verſteinert worden III, 481 ſqq. finden ſich auf den amerikaniſchen Bergen und haben mit denen in unſern Landen gefundenen einerley Urſachen III, 486 ſqq.

Nachahmung, geſchieht in der Malerey, Dichtkunſt und Muſik verſchieden I, 295. 449 ſqq. erfodert

Dann auch selbst in meinem Herzen in Vergnüglichkeit zu ruhn.
Falschheit, Bosheit, List, Betrug haßt ich als die ärgsten Schlangen,
Und worinnen sich mein Fuß irgend hier und dar vergangen,
War ein allgemeines Straucheln: und den Fehltritt so ich that,
Sah ich kaum so schnell und plötzlich, als ich um Vergebung bat.
Das, worauf mein Ruhm nach trotzt, ist ein ehrliches Gemüthe:
Diesen Adel, diesen Schatz kriegt ich von des Himmels-Güte,
Mit dem Blute Deutscher Eltern; dieses ward so gut gemengt,
Daß mein leicht versöhnlich Herze keinem was zu schaden denkt.
Lieb und Lust zur Wissenschaft trieb mich von den Kindheits-Jahren
Bis auf diesen Augenblick, stets was höhers zu erfahren:
Und ich kan mich noch erinnern, daß ich schon ums zehnte Jahr,
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war.
Sonderlich ergetzt ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt ich einen Trieb zum Dichten:
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brodkunst schalt.

eine gegeneinander Haltung des Bildes und Vorbildes I, 415. 417 erſtrecket ſich auch auf Dinge die der Leſer nicht geſehen I, 419. was für Mittel in dieſem Falle beſonders in der Poeſie zu brauchen I, 419. II, 306. durch welche Mittel das Vergnügen darinn vermehret wird I, 426 ſqq. ſetzet die Dichter in Affecten und in eine ſittliche Knechtſchaft I, 458 geht nur auf die äußerlichen Handlungen und auf die innern Gedanken des Herzens ſo weit ſie ausbrechen II, 392.

Namen derer Städte, die eine Aehnlichkeit haben oder gar einerley ſind, ſtammen oft nicht von einander ab VI, 13.

Nagelprobe, der Engländer (ſupernaculum) was ſie bedeute III, 283 iſt zu ihnen von den Deutſchen gekommen III, 284. 286.

Natur, liebet in ihren ſchönen Werken die ungerade Zahl VIII, 177. giebt in allen Künſten und Wiſſenſchaften die ſchönſten Lehren und biethet ſelbſt den Grund zu einem unveränderten Lehrgebäude IX, 493 ſqq.

Naturlehre, erfahrende, iſt in Engl. zuerſt auf den höchſten Gipfel gebracht VII, 415 wird durch verſchiedene Geſellſchaften erweitert VII, 387. VII, 105 VII, 291.

Naturrecht iſt bey den Franzoſen nicht ſonderlich abgehandelt worden VI, 385. ſeine Gründe ſind aus der Vernunft herzuleiten VI, 386 ſqq. hat nach den Zeiten des Grotius ſeine beſondern Lehrer auf Akademien gehabt VI, 389 zielet auf das beſte einer Geſellſchaft VI, 397.

Neapolis, Nachricht von ihrer Beſchaffenheit und Einwohnern IV, 471.

Nebenperſonen, ſind in einer Handlung des Schauſpieles ſehr nöthig II, 34.

Neigung, geſellſchaftliche der Menſchen ſcheint keine Gränzen zu haben VI, 396.

Neoptolems Begebenheiten kürzlich erzählet V, 118 wird vom

vom Chanſierce in einem Gedichte nach dem Beyſpiel des Telemachs vorgetragen V, 127
Nerigon, eine Inſel beym Plinius, ſoll nicht ſo wohl für die heutige Danziger Nährung als vielmehr für Norwegen zu achten X, 345 ſqq.
Nero ſuchte bey dem Zuruffen die Muſik auf einen vollkommenen Fuß zu ſetzen II, 72 ſq. beſucht den delphiſchen Tempel und nimmt viele Bildſeulen daraus VI, 56 wird auf die lacedämoniſchen Münzen gepräget, ob er gleich nicht nach Sparta kommen wollen III, 330. III, 458.
Nerven ſind unter allen Theilen des Leibes allein einer Empfindung fähig VIII, 31.
Neugierde wird in einem Trauerſpiele angefeuret, wenn der Ausgang der Sache verborgen iſt I, 509 wie ſie darinn erhalten wird I, 510 ſqq.
Neuton Iſ. iſt nicht der Erfinder von den wahren Laufkreiſen der Kometen III, 215 ſqq. hat nur vieles andern nachgeſaget und weiter beſtätigt III, 217 hat ſich in Erklärung der Elementen durch die Atomen bekriegen laſſen IV, 59 ſeine Lehre von der Schwere wird unterſucht III, 314 einige ziehen ſeine Lehre von der Bewegung der Kometen in Zweifel V, 169. 171. 186. ſeine Beweiſe von der Wirklichkeit Gottes will Hr. Maupertuis zerſtören VII, 112 ſqq.
Nichtdenken iſt nicht einerley mit dem Nichtbewußtſeyn der Seele VI, 32. iſt ein Leiden und rühret von dem Verhältniß, der Seele gegen ihren Körper her VI, 165.
Nordiſche Völker haben beſonders große Luſt zur Poeſie gehabt V, 236.
Normandie, hat zu Zeiten Wilhelms Königs von England viele Dichter gehabt V, 236 iſt das Vaterland der franzöſiſchen Dichtkunſt V, 222.
Numa ſoll eine Schrift verfertiget haben, die demjenigen widerſprochen, was er vom dem Gottesdienſte der Römer feſtgeſetzet II, 103 wird von Donner erſchrecket und läßt dem Jupiter zu Ehren einen Tempel bauen IV, 259.

Oco Adolph ein Gelehrter des XVI Jahrh. wird in dem bruckerschen Ehrentempel aufbehalten VI, 420.
Ochse, schwarzer, ist in Cyzicus viele Jahre lang geopfert worden VI, 453.
Oenopidas von Chio ein alter griechischer Weltweiser wird aus der Dunkelheit hervorgezogen VIII, 42 hat einige mathemat. Sätze die in den Schriften des Euklides vorkommen, erfunden VIII, 42.
Offenbarung. ist nothwendig gewesen den Menschen ihre Pflichten zu lehren III, 386 sqq.
Omeis wird Vorsteher der Pegnitzer Schäferzunft und giebt davon Nachricht I, 14.
Opern, französische; und deutsche lassen sich nicht so gut in die Musik setzen; als die italienischen I, 37 haben viel Lächerliches und abgeschmacktes an sich II, 208 Ursache des Verfalls derselben II, 201-204 werden in England von der Comödie abgesondert IV, 21 ihre Aufnahme und Schicksale zu Venedig werden untersucht VIII, 236.
Opernhaus zu Berlin wird von einem Franzosen für ein Muster der alten Baukunst gehalten IV, 427.
Opfer der Alten bestunden aus Gastmählen die den Göttern und auch zuweilen den Menschen zu Ehren angestellet wurden I, 459 werden bey den Römern vor Grundlegung ihrer Städte angestellet V, 308.
Opferteller, werden in Niederschlesien in den alten suevischen Gräbern gefunden VIII, 75.
Opitz Mart. hat nicht allemal gut und rein geschrieben II, 493. Hofrath Trillers Lobode auf ihn II, 498 kömmt mit Sim. Dachen in Königsberg zusammen IV, 377 Ausgabe seiner Gedichte VII, 254. 258. 260. steht in dem bruckerschen Ehrentempel, woraus sein Leben ins Kurze gebracht wird VII, 319 sqq.
Orakel, richteten feyerliche Aussöhnungen unter den Göttern und den schuldigen Menschen an IV, 462
Orchestra, was es bey der alten Schaubühne heißt I, 487.

Ordnung in der Baukunſt wird von einigen fünffach vorgenommen IV, 414.

Oreſtes, ein Trauerſpiel des Herrn Voltaire, wird geprüft, und mit den Regeln der Alten gegen einander gehalten X, 268 ſqq.

Oſiris iſt ein König in Aegypten, und ein Gemahl der Iſis geweſen VI, 436. ſoll von ſeinem Bruder, dem Typhon, ermordet worden ſeyn VI, 438. Newton hält ihn mit dem Seſoſtris für einerley VI, 439. wird ſonſt für die Sonne gehalten VI, 444. 445.

Ottfrieds deutſches Gedicht wird durch einen groben Irrthum vom Abte Maſſuet, für ein altes franzöſiſches Gedicht ausgegeben V, 122. er ſelbſt wird ſo gar für einen Franzoſen gehalten V, 125. iſt nicht aus der Zahl der deutſchen Sprachlehrer auszuſchließen V, 344.

Otto I ſoll den Poeten die Vorrechte ihrer Singekunſt ertheilet haben IV, 402. heirathet die Herzoginn Adelheid in Bayern, welches von einem alten Dichter beſchrieben wird X, 202 ſqq. zieht wider Herzog Ernſten in Bayern zu Felde, und verwüſtet Bayern X, 206.

Ovidius iſt in eben dem Jahre gebohren, da die Römer die Schlacht bey Mutina erhalten IX, 96. lernt zu Athen die Wiſſenſchaften, und iſt zu Rom in die Dichtergeſellſchaft aufgenommen worden IX, 97 ſqq. zieht die Dichtkunſt den hohen Würden vor IX, 99. ſein Vergehen iſt ungewiß IX, 102. die Gothen krönen ihn zum Dichter in ihrer Sprache IX, 103. kann alle Charakter annehmen, und iſt allemal ſinnreich in ſeinen Verſen III, 230 ſqq.

Oxford, wie die dortigen Vorleſungen beſchaffen IV, 505.

Palmyreniſche Aufſchriften werden gefunden, und der Acad. des Inſcript. zugeſandt III, 28.

Panegyris hieß bey den Griechen ein großes Feſt, welches zu Athen alle 5 Jahre gehalten worden, und wobey Spiele gebräuchlich waren VIII, 545. wie nachgehends hieraus ein Panegyricus, eine Lobrede,

entſtanden VIII, 548. was für Regeln darinn zu beſtimmen ſind VIII, 547 ſqq.

Pantominen ihr Urſprung und ihr Tanzen auf der Bühne I, 490 ſqq. wie es bey ihrem Singen hergegangen I, 492. ihre Bücher, Kleidung, Fabeln und Wettſtreite I, 492 - 494 ſqq.

Paradies, irdiſches, wird nach dem Beyſpiele des Miltons von der Frau du Bocage in einem Gedichte vorgeſtellet VI, 400 ſqq.

Paraſol, ein berühmter tragiſcher Poet des XIVten Jahrhunderts in Frankreich I, 215.

Paris wird vom Menezza gelobet, der zugleich von den vortrefflichen Stücken dieſer Stadt Nachricht giebt IV, 501 ſqq. die daſige Univerſität iſt eine Folge der bononiſchen Schule VIII, 506. wie ihr Urſprung geweſen VIII, 506.

Pataiſche Götter ſind ſo viel, als Hülfs- und Nothgötter, und ſollen aus dem Hebräiſchen herkommen VIII, 41 ſqq.

Patriarchaliſche Familie hat mit den erſten Bepflanzungen der ſpaniſchen, galliſchen und brittiſchen Küſten vieles gemein VI, 294. man findet von ihrer Religion noch einige Denkmäler VI, 294 ſqq.

— Tempel ſind den noch vorhandenen druidiſchen Tempeln gleich geweſen VI, 296. ſind mit der Zeit zu Abgöttereyen gebraucht worden VI, 298 ſqq.

Paſſeri, Jo. Battiſta Lebensbeſchreibung liefert Hr. Brucker in ſeinem Bildersaale VIII, 12 ſqq.

Pegaſus, der berühmte Rechtslehrer, wird vom Juvenal angeführet II, 142.

Pelorias, eine Art von Pflanzen, ſoll von der Linaria ihren Urſprung haben V, 117. woran aber gezweifelt wird VIII, 118.

Penduluhr, Beſchreibung einer neuen, die in Paris erfunden worden, und die mit einer Kugel verſehen iſt, deren Umwälzung mit den himmliſchen Begebenheiten genau übereinſtimmet X, 81 ſqq.

Pembers Joh. Friedr. Lebensgeſchichte, aus dem Bilderſaale genommen X, 331.
Perioden machen, wenn ſie weitläuftig ſind, die Schreibart dunkel I, 371 ſqq.
Perſer haben vor Zeiten an ihrem Hofe ſehr ſchwelgeriſch gelebet, welches aus der Verzeichnung der Speiſen, die daſelbſt täglich aufgegangen, erhellet IX, 264 ſqq.
Perſonen, können unter gewiſſen Bedingungen, auf der Schaubühne vorgeſtellet werden VII, 225.
Pertſch Jo. Geo. ſeine Geſchichte wird kürzlich aus den Bruckeriſchen Werken gezogen X, 327 ſqq.
Petronius hat den Grund zur bononiſchen Schule geleget VIII, 499.
Peutingers Conr. Leben, aus dem Bruckeriſchen Ehrentempel gezogen V, 553 ſqq.
Pherecydes Syrius, ein alter Weltweiſer, iſt in der 45ſten Olymp. gebohren worden X, 105.
Philoſophie des Ariſtotelis hat wunderliche Schickſale V, 46 ſqq. die wolfiſche findet in Italien großen Beyfall VI, 211 ſqq.
Philoſophiſche Hiſtorie hat an Herrn Bruckern einen großen Beförderer V, 90 ſqq. läßt ſich in drey Perioden theilen V, 103 ſqq.
Pflanzen, ihre Ungleichheit, die ſie mit dem Menſchen haben, wird gezeiget VII, 532-536. ſind von zweyerley Geſchlechtern VIII, 124. haben daher auch Zeugungsglieder, und halten mit einander Hochzeit VIII, 124 ſqq. ihre Vermiſchung geſchieht nach den Linnäiſchen Sätzen, theils durch den Wind, der den Staub der einen zu der andern wehet VIII, 125. Anmerkung über ihren Staub VI, 121 ſqq.
Phocenſer führen zu dreyenmalen die Reichthümer des delphiſchen Tempels hinweg VI, 53.
Pholus, ein Centaur, beherberget den reiſenden Herkules IV, 279. wird nach ſeinem Tode vom Herkules begraben IV, 280.
Pico iſt der höchſte Berg in der Welt, und liegt auf der Inſel Teneriffa VIII, 108. iſt 15 engliſche Meilen

schräge hinauf VIII, 108 sqq. auf demselben steht das Quecksilber, das an dem Ufer der See 29 Grad war, eilf Grad niedriger VIII, 109.

Pietsch Joh. Val. ist ein groſser Dichter, der den Preuſsen viele Ehre machet IV, 449. seine Gedichte werden ihm stark belohnt IV, 450.

Pikten sollen ums Jahr 75 nach Christi Geburt nach England gekommen seyn IX, 177. wer sie gewesen IX, 180.

Pirkheimers Bilib. Leben und Schicksale beschreibt Herr Brucker in dem Ehrentempel IV, 228.

Planeten haben in verschiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkte ihrer Laufbahnen einen ungleichen Druck gegen denselben III, 316. ihre Schwere kömmt von keiner inwendigen Kraft her III, 323. haben ihren Lauf von dem Schöpfer nach einer weisen Richtung und Ordnung erhalten III, 323. ihnen werden neue Laufbahnen von einem ungenannten Franzosen bestimmet IV, 336.

Plinius der jüngere beschreibt den Zustand von Achaja, insbesondere von Athen, unterm Trajan, vortrefflich III, 165 sqq.

Plato hat seinen Namen mehr von den breiten Schultern, als der breiten Stirne VII, 326. misbilligt die Schaubühne I, 268. sein Urtheil von der Poesie II, 416. hat den Misbrauch der Redekunst und Dichtkunst gezeiget II, 417. warum er die Dichter aus seiner Republik verbannet VII, 214.

Plautus wird an die Spitze der guten lateinischen Schriftsteller gesetzt VII, 326. hat den Namen von seinen breiten Füſsen bekommen, und ist sehr arm gewesen VII, 326. hat sich selbst eine Grabschrift aufgesetzt VII, 328. deutsche Uebersetzungen seiner Lustspiele werden angezeigt VII, 334 sqq.

Plutarchs Charakter und Gelehrsamkeit werden gepriesen II, 53. ist ein eklektischer Weltweiser gewesen II, 56. hat in den folgenden Zeiten viele Nachfolger in solchen

ſolchen Lebensbeſchreibungen gehabt II, 58. iſt ſchon in verſchiedenen Sprachen überſetzt II, 58.
Πολυκτυπια, was es bey den Pantomimen geweſen ſey? I, 493.
Polypen werden von Herrn Trembley beſchrieben IV, 547. ihre äußerliche Form iſt unmöglich recht zu beſchreiben III, 549. wie viel Arten man derſelben habe IV, 549-551. ihr Leib und Kopf ſind von beſonderer Beſchaffenheit IV, 552 ſqq. was bey dem Zerſchneiden derſelben vorgeht IV, 557 ſqq.
Pomörium oder Poſtmurium, wo es bey den alten Städten eigentlich geweſen V, 313. iſt ein gewiſſer Raum außer den Mauren V, 314. keine Privatperſonen durften darinn die Pflugſchar treiben V, 315.
Popens Alex. Lebensbeſchreibung in London herausgegeben I, 135. 137-159. geräth mit der Lady Montagne in große Freundſchaft VII, 118.
Porſch Chriſtoph, ein preußiſcher Dichter; Nachricht von ihm IV, 435. giebt Gedichte heraus IV, 435.
Poſthius, ein deutſcher Gelehrter des XVIten Jahrhunderts, wird in Bruckers Ehrentempel beſchrieben V, 560.
Prevoſt verſtümmelt in ſeiner Ueberſetzung der Reiſen zu Waſſer und zu Lande das engliſche Original VI, 145.
Preußen haben zu Zeiten der Kreuzherren an das Aufnehmen der Wiſſenſchaften gedacht II, 149. fangen bey der Reformation an, ſolches zu thun II, 151. wenn ſie ihren Namen erhalten, und wie verſchieden derſelbe geweſen II, 269. ſind nicht ſo wild und ungeſchlachtet geweſen, als man ſie beſchreibt II, 269 ſqq. ſind länger, als die Sachſen, Wenden und Pohlen, Heyden geblieben II, 270. ſollen die königliche Würde bey ſich eingeführet, und den Widewut zu ihrem Könige gemacht haben II, 270. ſind ein tapferes Volk geweſen II, 271. werden von den deutſchen Ordensrittern unters Joch gebracht II, 273 ſqq. haben viele Kriege mit den heydniſchen Li-

thauern geführet II, 274 ſqq. werden bey Tannenberg geſchlagen II, 275. machen Friede, und erlangen das Verlohrne wieder II, 276. Weißagung Bruder Hermanns von denſelben II, 113. Nachricht von ihren Poeten IV, 371 ſqq.

Preußen, kurze Nachricht von dieſem Lande II, 267. hat viele vortreffliche Geſchichtſchreiber aufzuweiſen X, 335 ſqq. wird ſtark bevölkert II, 268. iſt den Römern wegen des Börnſteins bekannt geweſen II, 269. hat ungemein reiche Einwohner gehabt II, 274. hat nie recht mit Deutſchland in Verbindung geſtanden II, 552. fällt vom Orden ab II, 538 ſqq. ein unwiſſender Franzoſe hält ſeine Gelehrten ſehr gering III, 246. ein altes Landrecht wird von denſelben aus einer Handſchrift mitgetheilet IX, 116. in der älteſten Geſchichte deſſelben findet ſich einiger Mangel II, 266. kann nach den drey daſelbſt herrſchenden Religionen in drey Theile abgeſondert werden II, 267. hat vor Zeiten auch Silberbergwerke gehabt X, 338.

Priſcus, ein alter griechiſcher Redner, giebt Nachricht von der Geſandtſchaft des griechiſchen Kaiſers an den Attila V, 195 ſqq.

Proſodie, was ſie ſey II, 340. ihre Grundſätze ſind gewiſſermaßen willkührlich II, 341 ſqq. geht in der franzöſiſchen Sprache bis auf Franciſcum I zurück II, 342. 346. wird in der Muſik unrecht aus den Augen geſetzt II, 352. Nutzen derſelben, II, 357. 358.

Provenzaldichter ſind nicht die erſten, die in Europa gereimte Verſe geſchrieben V, 121. 113. können nicht auf die Rechnung der Franzoſen geſchrieben werden V, 322.

Provenzalſprache des XIten und folgenden Jahrhunderts iſt keine franzöſiſche, ſondern vielmehr eine ſpaniſche und ſavoyardiſche geweſen V, 113.

Puffendorf kömmt in ſeinem Naturrechte dem Grotius nicht bey VI, 390.

Pulpitum gehörte bey den Alten zu den äußern Theilen der Schaubühne I, 487.

Pylades und Oreſtes werden in einem Trauerſpiele aufgeführet IV, 347 ſqq.

Pyrrhus wird von dem Schandflecken einer allgemeinen Zweifelſucht befreyet VII, 242.

Quellen, Urſprung derſelben wird unterſucht V, 50. viele leiten dieſelben vom Thau und Regen her V, 51. Carteſius leitet ſie von den Röhren des unterirdiſchen Meerwaſſers her V, 51. Leibnitz hält den Regen und Schnee für ihren Urſprung VIII, 495.

Quichote ſeine Abendtheuer werden von neuem herausgegeben, und ſind ohnedem ſchon in allen Sprachen überſetzt IV, 291. 295.

Quinquatria, ein außerordentliches großes Feſt zu Rom, wurde zu Ehren der Minerva gefeyert IX, 97.

Radier- und Etzkunſt ſoll nicht älter ſeyn, als die Erfindung der Buchſtaben II, 178. Anweiſung dazu II, 178 ſqq.

Rechtſchreibung in der deutſchen Sprache wird von einigen geändert II, 522. muß aus guten Büchern erlernet werden II, 528.

Reden in den Geſchichten ſcheinen den natürlichen Zuſammenhang zu unterbrechen VI, 78. ſind dennoch nicht zu verwerfen, ſintemal ſie oft die Verfaſſung der Republik anzeigen VI, 80. was dieſelben nach ihrem verſchiedenen Gegenſtande für Reizungen haben ſollen VIII, 547 ſqq.

Redensarten der heiligen Schrift, ihr Misbrauch wird gezeiget III, 500. Erklärung einiger alten, den Deutſchen üblichen, aus einem Manuſcripte IV, 23.

Redner, wie er hauptſächlich ſeine Rede ausarbeiten ſoll II, 26-33. darf zuweilen ſeine Zuhörer zu überführen ſuchen II, 32. wie er ſich mit den Anfängern in der Redekunſt verhalten ſoll VI, 322 ſqq. groſſe Redner können deswegen nicht für gering angeſehen werden, weil ſie nichts hinterlaſſen, oder weil von ihnen

Mit der Jugend wuchs die Luſt zu den holden Pierinnen,
Und am Deutſchen Helikon wollt ich noch wohl Platz gewinnen,
Würde nur nicht Fleiß und Fortgang mir ſo zeitig abgekürzt,
Und mein Alter vor den Jahren ins Vergeſſungsbuch geſtürzt.
Doch wie kan es anders ſeyn? mein Verhängniß und mein Leiden
Bringen mich um Glück und Halß. (Ich beklage mich beſcheiden)
Was mein Herz und Leib gelitten, iſt nur jenem recht bekannt,
Der mich etwa nur zur Plage, in dieß Marterhaus geſandt.
Unruh, Kälte, Hitz und Durſt, Hunger, Elend, Armuth, Blöße,
Schande, Misgunſt, Aergerniß, Krankheit und Verfolgungsſtöſſe,
Fälſchliche Beſchuldigungen, blinder Eifer, Eltern-Haß,
Und verlogne Freundſchafts-Mäuler, o wie ſchmerzlich peinigt das!
Du im Himmel weiſt es wohl, denn kein Mitleid wohnt auf Erden
Jetzo braucht ichs auch nicht mehr, da die Menge der Beſchwerden:
Mit der morſchen Hütte ſinket, den gefangnen Geiſt erlöſt,
Und ihn aus dem Sclavenhauſe in das Land der Freyheit ſtößt.
Mein Gehorſam opfert dir, dir mein Vater, dieſe Lieder;
Ja, er wirft ſich itzo ſelbſt zwiſchen Lieb und Ehrfurcht nieder.

ihnen nichts gedruckt iſt VII, 547. es iſt ausgemacht, daß ein groſser Redner allemal der tugendhafteſte Mann ſeyn müſſe VII, 549.

Regeln der Schaubühne ausfündig zu machen, muß man bis auf die erſten Quellen zurückgehen I, 497.

Regenwaſſer wird zu Paris angemerkt, und jährlich gemeſſen VII, 298.

Regiment, unumſchränktes, hat oft einen ſchädlichen Einfluß in die Landesſprache II, 215. ſetzet oft beſondere Einſchränkungen auf Schriften und Bücher II, 216.

Reformationswerk wird von einem Ungenannten lächerlich gemacht VIII, 39. 40.

Reichsgeſetz, altes deutſches, iſt ein Beweis von dem Alter der deutſchen Sprache I, 558.

Reichswappen werden unterſuchet, und gezeiget, wie ſie mit den itzigen Bedienungen der Churfürſten übereinſtimmen VI, 473 ſqq.

Reidgodland iſt bey den nordiſchen Geſchichtſchreibern die Inſel Rügen, und ein Stück des an ihr gelegenen feſten Landes IX, 333.

Reineſius Thom. iſt ein berühmter Gelehrter des XVIIten Jahrhunderts, und wird in dem bruckeriſchen Ehrentempel aufbehalten VI, 425 ſqq.

Reinhold, Eraſm. erlangt vom Markgraf Albrecht alle Unkoſten zu Ausarbeitung ſeiner Tabb. Prutenicanum II, 155.

Reime, warum ſie in gebundener Schreibart gefallen, in ungebundener aber unerträglich werden II, 232. ihr Urſprung wird 700 Jahre vor Troja angegeben V, 118 ſqq. ſind ſchon in den älteſten Zeiten bey den Arabern gebraucht worden X, 227 ſqq. ſind in der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht zuerſt aus Provenze gekommen V, 517.

Reiſen werden bey den Alten nicht unternommen, ohne den Göttern geopfert zu haben V, 240 ſqq. bringen einen Dichter auf viele neue und treffliche Erdichtungen II, 220. ſind bey früher Jugend oft ſchädlich V, 22.

V, 22. was der vornehmſte Nutzen von denjenigen ſey, die um die ganze Welt geſchehen VII, 153. 157. werden vom Ritter Anſon angeſtellet VII, 152 ſqq.
Religion wird nebſt der heiligen Schrift auf den engliſchen Schaubühnen gar ſehr gemisbrauchet VII, 222. der Patriarchen ihre iſt mit der chriſtlichen einerley geweſen VI, 297.
Remus, Geo. Nachricht von ſeinem, unter dem Titel αρχαιολατεια, nachgelaſſenen Auszuge der Bücher der Könige VII, 251.
von Reppichau Ecko iſt vermuthlich ein Beyſitzer des magdeburgiſchen Schöppenſtuhls geweſen IV, 540.
Republik der Gelehrten muß aus vielerley Arten von Gelehrten beſtehen VI, 317.
Reuchlins, Joh. Leben beſchreibt Herr Brucker im Bildersaale V, 551.
Rhein hat ſeinen Namen vom Rinnen erhalten VI, 12.
Riccoboni hat 50 Jahre die Schaubühne betreten I, 267. verläßt ſie nachgehends, und ſuchet den guten Geſchmack zu befördern I, 267.
Richelieu, ſein wahrer Charakter wird entworfen I, 229. läßt einen großen Saal zu Schauſpielen aufrichten I, 230.
Ridiger beſitzt eine große Neuerungsſucht, und hat ſeine Elementenlehre vom Thomaſio unter verändertem Namen entlehnet VII, 244.
Rieſen, ob jemals welche geweſen II, 133 ſqq. in den erſten Zeiten ſollen ganze Rieſenvölker und Rieſenſtädte geweſen ſeyn II, 135. 137. Adam, die Patriarchen, und die, ſo den Thurm gebauet, müſſen wahrſcheinlicher Weiſe Rieſen geweſen ſeyn II, 135 ſqq. Gerippe von einem wird ausgegraben IV, 106. ſollen Söhne der Engel und der Töchter der Menſchen geweſen ſeyn IV, 166.
Ringfinſterniß, was ſie iſt, und wie ſie entſtehe VI, 554.
Ritterakademie, was darunter zu verſtehen III, 348. Nachricht von der zu Lüneburg III, 341. ſiehe auch lichtenſteiniſche.

Ritterhuſius, Conr. ſein Gedächtniß wird in dem Ehrentempel deutſcher Gelehrſamkeit aufbewahret VI, 423.
Robertin, Rob. wird zu den preußiſchen Dichtern gezählet IV, 374 ſqq. wird mit Dachen bekannt, und ſchreibt viel IV, 375.
von Rocheſter, iſt der erſte engliſche Dichter III, 118.
Römer ſind durch die Begierde zu ſparen auf einen übeln Geſchmack in den freyen Künſten und Sitten gerathen III, 293. opferten ihren Göttern vor dem Antritte ihrer Reiſen IV, 340. fangen erſt nach dem zweyten puniſchen Kriege an, recht zu ſtudiren VI, 257. haben ſo getrunken, daß man das ausgeleerte Glas trocken auf den Nagel ſetzen können III, 286. ihre Verklagten mußten ſchwarze oder ſchmutzige Kleider anlegen VI, 455. die gemeinen Leute unter ihnen ſind beynahe in einerley Tracht und Farben gegangen VII, 133.
Rom, wie es aus ſeiner Niedrigkeit zu ſolcher Pracht gelanget, wird vom Virgil erzählet II, 459. III, 154. einige daſelbſt vorhandene Vortrefflichkeiten beſchreibt Menoza IV, 469 ſqq.
Rowldrich, ein alter druidiſcher Tempel in England, wird beſchrieben VI, 301. 306. woher er ſeinen Namen habe VI, 302. ſein Maaß und die Arbeit zeiget, daß er von den Druiden ſey VI, 302. 303.
Ruhe kann nicht durch einen Zuſtand dunkeler Gedanken erkläret werden VI, 40.
Ruhm, Liebe zu demſelben wird durch alle Stände des menſchlichen Lebens gezeiget I, 52 ſqq.
Saamenthierchen ſollen ſchon dem Hippokrates bekannt geweſen ſeyn III, 219.
Saavedra, ſein Leben wird kürzlich berühret VII, 55. wird nach Münſter auf den Congreß geſandt VII, 57 bringt allda mit dem ſchwediſchen Miniſter eine Heirath der Königinn Chriſtina mit dem Könige Philipp in Vorſchlag VII, 58. ſeine Schriften VII, 59. 60.
Sachſen haben zu Karls des Großen Zeiten den Teufeln zu

zu Ehren Feſte und Gaſtmahle gehalten VIII, 88. haben in den oberſten Gegenden ihres Landes vor Einführung des Chriſtenthums von keinen Wiſſenſchaften etwas gewußt VIII, 141. wie die Künſte bey ihnen eingeführet worden VIII, 141. wie bey ihnen die Schulen allmählich entſtanden VIII, 150. das Land hat ſeinen Urſprung von dem alten Worte Saſſen, weil die Sachſen in ihrem Lande blieben und feſte ſaßen X, 214 ſqq.

Sänger, wälſche, ihre Fehler werden vom Colley Cibber angemerket IV, 22.

Santorini, in dem Meerbuſen dieſer Inſel entſteht ein neues Land III, 487.

Salluſtii Buch von den Göttern und der Welt wird franzöſiſch überſetzt VI, 350. wer er geweſen, iſt unbekannt VI, 353.

Salz iſt in dem Karlsbadewaſſer ſehr häufig, und iſt für ein Mittelſalz zu achten IX, 296.

Salzſeden bey Allendorf an der Werra ſollen, wiewohl fälſchlich, ſchon zu Tacitus Zeiten vorhanden geweſen ſeyn IX, 393.

Saturnalien ſtellen die Gleichheit der Menſchen zu Zeiten des Saturns vor V, 263. werden mit entblößten Häuptern gefeyert V, 265. iſt urſprünglich eine Feyerlichkeit für den Pöbel geweſen V, 266. währen zu Martials Zeiten ſieben Tage V, 267. VI, 363.

Saturnus gründet das güldene Weltalter II, 460. was die Alten von ihm glaubten V, 261 ſqq. Nachricht von ſeiner Bildſeule, und den ihm zu Ehren angeſtellten Spielen V, 263. 265.

Saurin iſt zu ſeiner Zeit der größte franzöſiſche geiſtliche Redner geweſen III, 33.

Scene, was es bedeutet, und woher das Wort ſtammet I, 485. iſt bey den Alten nicht ſo verändert worden, wie in den heutigen Opern geſchiehet I, 487. wie viel Gattungen von Scenen man auf den Schaubühnen gehabt I, 487 ſqq.

Scipions Traum vom Cicerone beſchrieben, wird in ein muſikaliſches Drama gebracht II, 359.
Schackeſpear ſeine Stücke werden unterm Cromwell mit vielem Beyfalle aufgeführet IV, 11. würde eben ſo viele Schande erhalten, wenn er ins Franzöſiſche überſetzt würde, als er bey den Engländern Ehre hat VII, 554. Pope giebt ſeine Stücke heraus I, 195. wird von den Engländern keinesweges für fehlerfrey gehalten VIII, 135. man weis ſeinen Tod nicht recht III, 146.
Schaubühne wird vom Muratori, Maffei und Gravina in Italien ins Aufnehmen gebracht I, 117 ſqq. Eintheilung derſelben bey den Alten I, 486. ihr Wachsthum bey den Deutſchen II, 438. Nachrichten von ihrer Verbeſſerung I, 264 ſqq. iſt in Venedig erſt 1580 ins Aufnehmen gerathen VIII, 242. 256 ſqq. Plato zählet ſie unter die ſchädlichen Dinge I, 268. ihr Anſehen bey den Griechen und Lateinern I, 269. hat in neuern durch Abſchaffung der Liebe, ſo darin vorkömmt, ſollen verbeſſert werden I, 272. wie die Hinderungen einer ſolchen Verbeſſerung bey Seite zu ſchaffen I, 275. was ſie nach der Verbeſſerung für eine Geſtalt gewinnen werden I, 276. 307. Nützlichkeit derſelben II, 52. Fehler, die ſich in der engliſchen finden VII, 213 ſqq.
Schauſpiele verderben in Frankreich den guten Geſchmack III, 304. ihr Urſprung und Wachsthum bey den Bachusfeſten I, 489. wie man die Regeln derſelben ausfündig machet I, 497. ihre Handlungen müſſen einfältig und verſchieden ſeyn II, 34-43 ſqq. wenn der höchſte Grad ihrer Vollkommenheit vorhanden II, 227. werden bey den Römern gar häufig aus dem Griechiſchen überſetzt VII, 352.
Schauſpielerinnen, Anmerkung des Riccoboni über dieſelben I, 273. ſind in neuen Zeiten erſt 1560 auf die Bühne gekommen I, 273.
Schauſpielkunſt hat zuerſt aus etlichen unſtudirten Verſuchen beſtanden, und iſt bey dem Götzendienſte zur Zeit

Zeit der Weinlese üblich gewesen I, 488 sqq. kömmt dem Abt le Blanc in England sehr elend vor VII, 57.
Schaustücke die bey der Akad. der Wissenschaften zu Berlin 1747 geprāget werden, werden beschrieben X, 100.
Schedius Paul Nachricht von seiner Lebensgeschichte VII, 315 sqq. hat seiner Mutter Namen angenommen und sich also Melissus genannt VII, 315 sqq.
Scheidebrief hat nur der Braut können zugesendet werden, und war von der Ehescheidung unterschieden VI, 373.
Schelborns Joh. Geo. Leben ist in dem Bildersaal itztlebender Schriftsteller befindlich V, 301.
Schenks Matth. wird von Herrn Bruckern in der Miscellaneis Historia Philosophica beschrieben VII, 248.
Scherz häufiger verderbt den guten Geschmack II, 235 sqq.
Schickards Wilh. Lebensumstände historisch angezeiget IX, 138.
Schießpulver hat gemacht, daß der wahre Begriff der Tapferkeit fast verlohren gegangen VIII, 37 sqq.
Schiffahrt, ihr Ursprung wird untersucht VI, 151. wie sie bey verschiedenen Völkern im Schwange gewesen VI, 152. erhält durch den Magneten einen unschätzbaren Nutzen V, 546.
Schilter Joh. ein deutscher Rechtsgelehrter, befindet sich in Bruckers Ehrentempel IX, 144.
Schirmer Dav. ein guter Meißnischer Dichter, Nachrichten von ihm II, 240.
— Michael kaiserl. gekrönter Poet, Nachricht von demselben II, 241.
Schlußwahrheiten, was dadurch verstanden werde IV, 235. werden in zwo Arten getheilet IV, 236.
Schmäucheley, Gedanken über selbige I, 156. sqq.
Schmidts Ernst, historisches Andenken von Herrn Brucker gestiftet IX, 137.
Schoch Joh. Geo. ein meißnischer Dichter, was von seinen Gedichten zu halten sey II, 241.
Schönheit, wie man den Begriff davon erfinde VIII,

169. beruhet beſonders auf der Regularität der Symmetrie und dem Ebenmaße VIII, 175. hat die Rundungen zu ihrem Hauptgrunde VIII, 179.
Schöttgen Chriſt. ſein Leben iſt hiſtoriſch beſchrieben und ins Kurze gebracht X, 333.
Schotanus ein holländiſcher Weltweiſer hat eine poetiſche Metaphyſik herausgegeben VI, 459.
Schottiſche Nation wird ihrem Urſprunge nach verſchiedentlich hergeleitet IX, 181.
Schreibart, wird vom Seneca als verderbt unter den Römern abgeſchildert III, 228. Vollkommenheit derſelben iſt bloß den Kunſtrichtern zu verdanken III, 275. was die Urſachen ſind warum ſie dunkel iſt und wenn ſie dunkel heißen kann I, 367 ſqq. was man durch die poetiſche verſtehet und was dabey zu merken I, 429. wie ihr guter Geſchmack bey den Franzoſen verfallen III, 296 ſqq. auf was Weiſe die Schönheit derſelben erlernet werden muß VI, 325 ſqq. IX, 216 ſqq. verderbt den Geſchmack, wenn ſie gar zu witzig und ſinnreich iſt X, 352. ſqq. die neumodiſche hieroglyphiſche wird in einem Traumgeſpräche lächerlich gemacht IX, 301 ſqq.
Schrift, heilige, wie weit das Anſehen derſelben in philoſophiſchen Dingen gültig ſey VI, 223.
Schröck Luc. ſeine hiſtoriſche Lobſchrift faſſet Hr. Brucker in ſeinen Miſcell. Hiſt. Phil. Crit. ab VII, 251 ſqq.
Schulen wurden von den alten Deutſchen angeleget VIII, 160 ſqq. wovon auch ſo gar eines theils für ihr Frauenzimmer geſtiftet VIII, 167. ſqq.
Von der Schule ſchlagen, was die Redensart bedeute IV, 24.
Schwärze der Africaner woher dieſelbe komme VIII, 429.
Schwarze Farbe wird für ein Zeichen des Böſen gehalten VI, 455.
Schwere der himmliſchen Bewegungen ſtammt mit ihren Bewegungen völlig überein III, 212. die des Neutons wird unterſuchet III, 314. die in den Planeten befindlich iſt, gehet nach dem Mittelpunkte ihrer Lauf-

Laufkahnen III, 316. warum ſie auf unſerer Erde gegen den Pol mehr zunimmt III, 317. ſoll keine ſchlechterdings eingepflanzte Eigenſchaft der Körper ſeyn III, 322. ihre wahre Urſache iſt noch unbekant III, 324. wird nicht vom Neuton beſtimmt, ob ſie in einer Anziehung oder Fortſtoßung beſtehe V, 431 ſqq. neues Syſtem von derſelben V, 422 ſqq.

Schwüre ſind auf der engliſchen Schaubühne in groſſem Schwange und werden ohne Noth gebraucht VII, 220 ſqq.

See iſt durch den Brand der Erdkugel als eine Art von Lauge entſtanden, und hat ſich in die niedrigſten Gegenden gezogen VIII, 490.

von Seelen Joh. Heinr. Nachricht von ſeinem Leben und Verdienſten X, 332. ſqq.

Seethiere und Seepflanzen die auf den Bergen verſteinert angetroffen werden, ſind in der See gezeuget worden IV, 32. brennen wenn ſie ins Feuer geworfen werden zu einer Kohle, nicht aber zu Staub und Kalk IV, 33. wie ſie auf die Berge und in die Erde gekommen ſind IV, 32. 41.

Sehröhre die vom Gregorio erſonnen und vom Neuton zur Wirklichkeit gebracht worden machet Herr Enderſch in Elbing nach IV, 186 ſqq.

Seele wird bey den Heyden für unſterblich gehalten V, 566. haben nach der Trennung von dem Leibe verſchiedene Wohnungen V, 568. was eine erhabene ſey VI, 343. die Seelen der Verbrecher ſollen durch eine dunkle Finſterniß die ſie umgiebt, verhindert werden ſich nach dem Himmel zu ſchwingen, und ſchweben beſtändig um das Grab herum V, 568. die ſo für ſelig gehalten worden, wurden eſt gebethen die andern zu erleuchten V, 570. was ſie ſey und was ſie für eine Kraft habe VI, 31 ſqq. kann denken ohne daß ſie ſich deſſen bewußt ſey VI, 33. ſqq. wie fern man ihr einen Schlaf zuſchreiben könne VI, 35. wird nach der Trennung des Körpers nicht ſtärker eingeſchränkt VI, 39.

Seele muß von den übrigen einfachen Dingen durch ihr Weſen unterſchieden werden X, 402 ſqq. denket auch noch im Schlafe VI, 36. hat mit dem Leibe entweder eine wirkliche oder ſcheinbare Verbindung VII, 31. ihr Weſen und Eigenſchaften werden wider den Epikur vertheidigt VI, 466. würde nur einen einzigen Begriff haben können wenn ſie materialiſch wäre VI, 506.

Selbſtmord iſt bey den Stoikern erlaubt geweſen III, 221. Gründe für denſelben werden widerlegt III, 221.

Selenus Guſtavus, der Urheber des Tractats vom Schachſpiel, iſt Auguſt Herzog zu Lüneburg III, 105.

Seligkeit ſoll in einer Empfindung beſtehen, muß aber bey einer Natur die zum Wirken gebohren, auch in einem Wirken geſetzet werden X, 518.

Seneka iſt ein ſcharfſinniger Mann geweſen III, 227. ſchildert die Verderbniſſe der Schreibart zu ſeinen Zeiten III, 228.

von Senkenberg Chriſt. Leben wird aus dem Bilderſaale ins Kurze gezogen V, 295 ſqq.

Sextarius war bey den Alten ein Maaß, welches 12 Cyathos hielt II, 139.

Sinn, heißt eine jede Beſtimmung der Seele da ſie ohne Zuthun ihres Willens Begriffe bekömmt, und Empfindungen von Luſt oder Unluſt erhält X, 393. was der innerliche und der geoffenbarte ſey X, 394.

Sinnen können nicht die Natur und das Weſen der Malerey lehren IV, 56.

Sinnbilder ihre Erfindung iſt von den Alten in großer Unwiſſenheit gelaſſen worden VI, 275.

Siporium was es bey den Luſtſpielen für Bedeutung gehabt I. 486.

Sitten einer Zeit, haben einen großen Einfluß in die Gedichte II, 221. die guten, werden durch eine freche und zügelloſe Schaubühne ſehr verderbet IV, 19.

Slavien und Slavonien kommen bey den Geſchichtſchreibern erſt im XI Jahrhunderte vor IX, 331. ſind bis an die Oſtſee gegangen und bis ins Pommerſche und Meklenburgiſche gereicht IX, 331. ſqq.

Societät zu Berlin wird von Friedrichen dem erſten geſtiftet III, 77. Anlaß darzu hat der Hr. von Leibnitz gegeben III, 78. 79. wird erneuert III, 80.
Sokrates hält ſeinen Freunden eine Rede als er ſahe daß ſie beym Gaſtmahle ins Trinken geriethen V, 259.
Soldaten wollen in den alten Zeiten ihren Feldherren nicht gern die Hände küſſen V, 542.
Solimena Franciſcus ein vortreflicher Hiſtorienmaler, einige Lebensumſtände von ihm I, 367.
Sonne iſt bey den Perſern der vornehmſte Gott VI, 456. hat vielleicht zu Erfindung der Malerey Anlaß gegeben I, 186 ſqq. findet für ihren Stillſtand in der Schrift keinen Grund VI, 223. wird unter dem Bilde des Oſiris verehrt VI, 444.
Sonnenbahn ſoll nach des Oenopidas Meynung vormals in der Milchſtraße geweſen ſeyn VIII, 42. in welchem Falle ſie wieder in dieſelbe kommen könnte VIII, 43.
Sonnenfinſterniß ſollte mit mehrerem Rechte eine Erdfinſterniß heißen VI, 551. wie ſie geſchieht VI, 552. Bemerkung der großen die im Jahr 1748 vorgefallen VIII, 178 ſqq. VIII, 376 ſqq. IX, 3.
Sonnenwärme im Dunſtkreiſe ſoll nach einiger Meynung die Urſache der Winde ſeyn IV, 457
Sophokles läßt die Prieſter jederzeit in einer würdigen Anſtändigkeit auftreten VII, 228.
Sparſamkeit bringt bey den Franzoſen den Verfall des guten Geſchmacks zu wege III, 291. ingleichen bey den Römern III, 293.
Sportula, Sporta kommt von Aſportare her VI, 363 ſqq. waren verſchiedene Verehrungen, und ſind nachgehends auch von den Acidentien bey Gerichten gebraucht worden VI, 369. 370.
Sprache, Urſprung derſelben II 125 ſqq. ihre allererſten Töne ſind rauh und einſilbig geweſen II, 127. 341. die alten Sprachen der Menſchen haben voller Metaphorn ſeyn müſſen II, 128. richtet ſich gröſtentheils nach der Lebensart eines Volkes II, 202.

Und erkennt die treuen Sorgen, und erwegt den treuen Fleiß,
Weil er, wo dir die nichts taugen, ſonſt mit nichts zu lohnen weis.
Arme Mutter, die du itzt mein entferntes Grab bethränest,
Und vielleicht den kranken Leib auch ſchon an die Baare lehnest;
Nimm ſammt meiner lieben Schweſter eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Keim und Kiel zu Schanden macht.
Euch, ihr Lehrer, gilt es auch, ſo, wie allen Mecänaten,
Die mir jemals wohl gethan, die mir etwas guts gerathen.
Milich iſt der theure Nahme, deſſen rein und theures Gold,
Ihr veränderlichen Zeiten hier auf ewig ſchonen ſollt.
Glaubt, ihr Freunde guter Art, glaubt ihr alten Schulgeſellen,
Daß mir faſt vor Herzeleid Bruſt und Mund und Auge ſchwellen;
Da ich den gelehrten Umgang (o empfindlicher Verdruß!)
Eurer mir geneigten Seelen, ſchon ſo früh verlieren muß.
Deckt die leichten Fehler zu, die ich noch wohl beſſern könnte,
Wenn mir nur des Himmels Gunſt eine längre Friſt vergönnte,
Doch erlaubt mir nur den Titel, daß ich, weil ich hier gelebt,
Sonder Eigennutz und Blendwerk aller Wahrheit nachſtrebt.

Sollt

ob ſie durch das Ausputzen ärmer werden II, 214. ein unumſchränktes Regiment ſoll in dieſelbe einen ſchädlichen Einfluß haben II, 215. wie durch ihre Vermiſchungen eine durch die andere verderbet worden VI, 326.

Sprache Engliſche wird vom le Blanc für ſehr unrichtig gehalten VII, 421. ihr Alter wird unterſuchet IX, 166 ſqq.

— Franzöſiſche. zu ihrer Beförderung wird 1570 in Frankreich eine Geſellſchaft angeleget II, 344. ihr Flor wird gerühmet IV, 132. fängt unter dem Hugo Capet an eine Geſtallt zu gewinnen V, 321. 330. hat ehemals Romana Ruſtica geheißen V, 329. wird unter Ludwig dem Heiligen zu vielen Wiſſenſchaften und öffentlichen Reden gebraucht V, 511 ſqq. muß mit der Fränkiſchen nicht verwechſelt werden V, 123. nicht 320. V, 326.

— Griechiſche hat viele Stufen gehabt und die Lateiniſche weit überlebet II, 130.

— Lateiniſche iſt ſehr reich, und hat viele große Leute die darinn geſchrieben VII, 505.

— Palmyreniſche hat nur noch eine kleine Anzahl Aufſchriften aufzuweiſen III, 25. einige Engländer ſuchen ihr ein Licht zu geben III, 25.

— Puniſche kömmt der Phöniziſchen ungemein ähnlich III, 24. von ihr iſt ſehr wenig mehr übrig III, 24.

Sprachgebrauch iſt zu Errichtung philoſophiſcher Begriffe keinesweges hinlänglich IX, 549. 552 ſqq.

Stachelſchriften haben kein gröſſer Recht zu ſchimpfen als die Comödien IV, 9.

Städte wie es mit ihren erſten Bewohnern ausgeſehen II, 128. was die Römer bey ihrer Gründung für Gebräuche gehabt V, 306 ſqq.

Staub der die Pflanzen befruchtet hat in ſeiner Bewegung eine große Aehnlichkeit mit demjenigen der ſich in den befeuchteten Milchgefäßen des Calmars befindet VI, 121 ſqq.

— auf den Flügeln der Schmetterlinge wird mit einem

nem Vergrößerungsglaſe betrachtet und neue Entdeckungen druber gemacht VI, 125.
Steinchen in den Köpfen der Fiſche werden unterſuchet VI, 485. ſqq.
Steine von den Tempeln der alten Druiden in England werden von den Einwohnern zernichtet und zum Gebrauch angewandt VI, 308-309.
Steinhenge ein alter Druidiſcher Tempel in England wird vom Stuckeley beſchrieben VI, 99. 105. wird für ein Ueberbleibſel der alten runiſchen Baukunſt gehalten VI, 104. 106. was für Steine darzu genommen worden VI, 110. ſoll zwey bis dreytauſend Jahre alt ſeyn VI, 110. iſt nicht das einige Ueberbleibſel der alten Druiden in England VI, 307.
Sterndeuterey wird in einem italiäniſchen Trauerſpiele zum Spott der griechiſchen Tragödien aufgeführet I, 121 ſqq.
Sterne auf den lacedämoniſchen Münzen ſind Weihungszeichen III, 331. können aber auch auf die Flammen in den Schiffen der Argonauten gedeutet werden die über dem Caſtor und Pollux nach einem Ungewitter zu ſehen waren III, 332.
Stipendien ſind auf der königsbergiſchen Univerſität in einer großen Anzahl vorhanden und dabey anſehnlich IV, 109.
Stoiker können in der Lehre von der Vorſehung die ſie zu leugnen gewohnt waren, gar nicht entſchuldiget werden VII, 245. ſind betrügliche Nachahmer der Chriſten geweſen VII, 246 ſqq.
Streit im Reiche der Todten unter den Gottesgelehrten und Philoſophen wird in einer Satire beſchrieben III, 367.
Streitſchriften auf Akademien, ſollen ein Zeugniß der Geſchicklichkeit eines Lehrers ſeyn, allein das Verfahren bey ihren Vertheidigungen hebt dieſen Endzweck gar öfters auf IX, 43 ſqq.
Stricker ein Dichter des XLI Jahrhunderts ſoll ein Heldengedicht auf Carl den Großen verfertiget haben IV, 394. 400. 402.

Ströme laufen alle nach den Seen zu, und beweisen daß jeder Punkt um so viel näher dem Mittelpunkte der Erde ist, je weiter er von der Quelle entfernet V, 55. können auch ein ungleiches Gefälle haben V, 61.
Studenten, junge, hatten bey den Alten auf die Schauspiele acht zu geben und die schlechtsten Stellen der Stücke auszuspähen III, 278.
Stufenjahre des menschlichen Lebens sollen etwas besonders vor andern haben IX, 147. wie man den Aberglauben der sich dabey findet bestreiten kann IX, 148 sqq.
Sturms Joh. Lebensumstände kürzlich erzählet IX, 133.
Suchenwirth Pet. ist ein alter österreichischer Dichter VI, 126.
Sündfluth soll nach einiger Meynung die Ursache seyn, daß man auf den Bergen und im festen Lande versteinerte Muscheln und andre Seegeschöpfe findet III, 483. wird aber widerlegt III. 484. IV, 34. was Woodwards und Leibnitzens Meynung hierüber sey III, 484 sqq. VIII, 494. kann durch einen Cometen nicht wohl entstehen V, 181 sqq.
Sueven und Vandalier erobern die nördlichen Gegenden Deutschlandes IX, 327. gehen nachgehends mit großen Heere durch Sarmatien bis ans Morgenl. Kaiserthum und nach Wälschland IX, 328 sqq. IX, 403.
Supernaculum der Engländer, siehe Nagelprobe
Sulpitius Rotus, die Aufschrift über sein Grabmaal macht viele Schwierigkeiten III, 30.
Sybillen was von ihnen und ihren Versen zu halten II, 107 sqq.
Sylvius Aeneas hat viele Verdienste um Preußen gehabt X, 341. hat bey den Klagen der Preußen wider den Orden keine kleine Rolle gespielet X, 340 sqq.
Symmetrie, wie sie sich von der Regularität unterscheidet VIII, 173. was die Symmetrie des Umfangs der Ordnung der Verbindung sey VIII, 176-179.
Tanzen ist lange vor der Tragödie und Comödie auf der röm. Bühne üblich gewesen I, 491. soll so lange die

die Welt ſteht im Gebrauche geweſen ſeyn I, 491. wird auf der Schaubühne in England eingeführet IV, 13.

Tapeten worinn Helena den troſaniſchen Krieg mit verſchiedenen Farben gewirket, geben ein Zeugniß der zu dieſer Zeit bekannten Malerey I, 237. 241.

Taſſo ſein Leben wird beſchrieben I, 103 ſqq. Nachrichten und Ueberſetzung von ſeinem befreyten Jeruſalem I, 99-106 ſqq. 110.

Teichner ein öſterreichiſcher Dichter hat verſchiedene Gedichte nachgelaſſen VI, 71 ſqq.

Tempel, haben den Urſprung von Τεμενος hergeleitet VI, 299. die Patriarchaliſchen, haben mit den Druidiſchen Tempeln vieles gemein VI, 295 ſqq. ſind zuerſt alle Cirkelrund geweſen nachmals viereckigt gemacht worden VI, 299. VI, 306. der zu Delphis iſt oft zerſtöret worden VI, 46. 52. wird von Königen und reichen Privatleuten beſchenket VI, 50. heidniſche Tempel in Schleſien die annoch gefunden werden ſind für ſueviſche Denkmäler zu halten VII, 80.

Teneriffa iſt ſo fruchtbar wie Canaria und hat in alten Zeiten ihre eigenen Könige gehabt VIII, 109. ſoll durch einen feuerſpeyenden Schlund aus dem Abgrunde der See erhoben ſeyn VIII, 109.

Terenze ihr Geſchlechtsnamen iſt verlohren gegangen VII, 33. der Comödienſchreiber iſt wahrſcheinlicher Weiſe als ein karthaginienſiſcher Gefangner an die Römer verkauft worden VII, 33. hat ſich bey den Großen beliebt machen können VII, 337. iſt faſt der einzige deſſen Schriften ganz auf uns gekommen VII, 338 ſqq.

Teſſera hoſpitalitatis was ſie bey den Alten geweſen IV 530.

Theerwaſſer von einem Ungenannten für ſchädlich erkläret, davon aber das Gegentheil gezeigt wird VI, 17 ſqq. hat vielen Kranken zur Geſundheit verholfen VI, 20 ſqq. wie man es zuzubereiten müſſe VI, 25.

Theilungs-Zeichen iſt in der deutſchen Sprache bey

vielfach zuſamengeſetzten Wörtern ſehr nöthig VIII, 471. wie es zu machen ſey, damit es nicht gar zu häufig vorkomme VIII, 472.

Thereſia, Maria, römiſche Kaiſerinn wird von Hrn. von Scheyb in einem großen Gedichte beſungen IV, 195. ihre großen Eigenſchaften und prächtigen Hof entwirft Burghardt IX, 438. ihr eignet Fr. Prof. Gottſchedinn die Ueberſetzungen der Hiſtorie der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris X, 66.

Theſſalier haben zuerſt die Pferde gezähmet IV, 276. ihre Reuter kämpfen mit Steinen und haben wahrſcheinlicher Weiſe den Urſprung des Namen der Hippocentauren in ſich IV, 276 ſqq.

Thiebault König in Navarra, ſeine Gedichte werden herausgegeben V, 317. 322 ſqq. ſoll dieſelbige auf die Königinn Blanca eine Mutter Ludwigs des heiligen gemacht haben V, 323. Nachricht von ſeinem Leben und Schickſalen V, 324.

Thomaſii Jac. hiſtoriſches Denkmaal im Bruckeriſchen Ehrentempel VI, 429.

Thore wurden bey den Romern nicht für heilig gehalten V, 312.

Thorn wird von einem Franzoſen durch einen Fehler in Polen geſetzt IV, 355.

Thracier kommen von dem deutſchen Worte trecken her IX, 329. plündern den delphiſchen Tempel VI, 56.

Thuroczius ein alter ungariſcher Geſchichtſchreiber wird aus einem alten Chronico ans Licht geſtellt III, 200 ſqq.

Tiberius beſtätiget die griechiſchen Freyſtädte IV, 455. IV, 457.

Tibullus hat faſt lauter Gelegenheitsgedichte hinterlaſſen II, 469 ſqq.

Titanen werden für Söhne der Erde ausgegeben X, 219. ihr Streit wider die Götter iſt nichts anders, als der Einfall der Deutſchen, die über den Caucaſus und das caſpiſche Meer gekommen X, 224.

Tod, ob nach demſelben die Seele noch denke VI, 37. was er ſey und wie er zu erklären VI, 37. 38.

Todte wurden nach den römiſchen Geſetzen nicht in der Stadt begraben V, 312. ſind bey vielen Völkern zuerſt verbrannt, hernach unter gewiſſe Hügel begraben worden IX, 444.

Todtenliſte vieler anſehnlichen Städte in Deutſchland IX, 81 ſqq. IV, 512. 524.

Trägheit haben alle Körper an ſich III, 360. IV, 60. Kraft der Trägheit wirket viel in den Veränderungen der Welt III, 367. die Körper beſitzen nicht dieſe einzige Kraft allein V, 425. ſoll als eine Größe können betrachtet werden V, 426. iſt nicht in allen Arten der Materie gleich ſtark V, 427.

Träume entſtehen allererſt wenn wir uns aus dem tiefſten Schlafe erholet, und die Seele wieder anfängt, eine Reihe von Ideen zu empfinden VIII, 31.

Trauerſpiele, Nützlichkeit derſelben II, 52. wie man die Helden darinn bilden ſoll II, 167 ſqq. was bey Vorſtellung einer Geſchichte darinn zu merken ſey II, 229. 234. ſind in Frankreich im XV Jahrh. entſtanden I, 216. I, 228. ſollen wirkliche Begebenheiten zum Grunde haben I, 343. erlangen die Wichtigkeit ihrer Handlung von der Würde der darinn vorkommenden Perſonen I, 499 ſqq. warum man die Liebe in dieſelbe vermiſchet I, 501-506. wie die Laſter darinn ein erhabnes Anſehn gewinnen I, 507. ihr Urſprung wird angezeiget III, 66. ihre drey Hauptleidenſchaften, ſind Liebe, Haß und und die Ehrſucht VI, 335. ihre Abſicht und Vorſtellung VI, 348. VII, 212.

Traurigkeit, woher ſie bey den Gräbern der Verſtorbenen entſtehen kann III, 38.

Trillers Dan. Willh. Leben wird im Bilderſaal beſchrieben und in einen Auszug gebracht V, 30.

Trinkgefäß großes, wird in dem grünen Gewölbe zu Dresden aufgehoben III, 286.

Tripergola ein kleiner Flecken im Neapolitaniſchen wird von den neuentſtehenden Bergen bey Pozzuolo überſchüttet III, 491.

Tropfen Waſſer enthält ganze Millionen Thiere VI, 116.
Tubero einer der vornehmſten ungariſchen Geſchichtſchreiber wird von Schwandtnern herausgegeben V, 9.
Tugend kann in einem Gemählde alles an ſich haben was ſonſt der Pallas zugeeignet wird VII, 35. 147. wird auf der engliſchen Schaubühne gänzlich aus den Augen geſetzt VII, 214. 233 ſqq. ob man dem Menſchen eine vollkommene abſprechen kann VII, 242 ſqq.
Turniere haben die beym Wettrennen üblichen Gewohnheiten nachgeahmet IV, 29. ſind nicht aus Frankreich oder von den Mohren und Spaniern, ſondern von den älteſten Gebräuchen der deutſchen Völker herzuleiten VIII, 37.
Vaterland wird unrecht zum Gegenſtande einer Satire gemacht II, 436. Liebe zu demſelben hat mit der Liebe zu den Aeltern eine Aehnlichkeit II, 436.
Varus wird in Deutſchland von dem Arminius überwunden VIII, 159. bringt eine große Menge römiſche Advocaten mit nach Deutſchland VIII, 160. iſt ein Erzgeizhals geweſen und bediente ſich zu Eintreibung des Geldes derer römiſchen Advocaten VIII, 160.
Ueberbleibſel des heydniſchen Alterthums tragen alle etwas zur Erklärung der heiligen Schrift bey III, 386.
Ueberredung iſt ein Hauptzweck eines Redners und bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen II, 25. 30 ſqq.
Ueberſetzungen werden gegen einige Einwürfe vertheidigt I, 355 ſqq. ſind in der deutſchen Sprache nicht ſo gar leicht von tiefen Unterſuchungen zu machen VII, 295 ſqq.
Velleda eine alte deutſche Jungfrau, iſt von den Deutſchen göttlich verehret worden VIII, 81. hat über das Volk der Bruckterer geherrſchet und den Deutſchen einen glücklichen Krieg geweiſſaget VIII, 82. ihr Namen ſoll daher von Vielweeten, oder Vielwiſſen, herkommen VIII, 83. andere leiten ihn von er-

erwählen her, daß ſie alſo eine Erwählte heiße VIII, 84.
v. Veldecken Heinrich, hat vor 500 Jahren ſchon die Aeneis des Virgils überſetzt II, 80 iſt ein deutſcher Dichter des XII und XIII Jahrhunderts und wird an dem Hofe Herrmanns Landgrafen in Thüringen berühmt X. 198. ſein Gedicht von Herzog Ernſt in Bayern wird beſchrieben X, 199.
Venedig, Nachricht von ihren Einwohnern und Beſchaffenheit IV, 471. iſt vor Alters unmäßig reich geweſen und hat das Alexandrien mittlerer Zeit geheißen VI, 136. ſoll aus den Ruinen des alten Roms entſtanden ſeyn, welches aber unrichtig VII, 242.
Venetianer haben ſchon im XIII Jahrh. ihre Handlung im Archipelago und andern Gegenden getrieben VI, 155 ſqq. verlieren einen groſſen Theil ihres Handels als die Türken ſich des griechiſchen Kaiſerthums bemächtiget VI, 157.
Venus ſteht auf den Lacedämoniſchen Münzen gewaffnet III, 338. hatte zu Lacedämon einen Tempel unter dem Namen des gewaffneten Venus III, 338.
Veränderungen müſſen in jeder Welt ſtatt finden III, 367. ihr Grund ſcheint aus der bloßen Trägheit der Körper können angegeben zu werden III, 366.
Verachtung gegen die alten Weltweiſen bringet in Frankreich den Verfall des guten Geſchmacks zu wege III, 160 ſqq.
Vergnügen muß als ein Hauptzweck der Nachahmung durch allerley Mittel vergröſſert werden I, 426 ſqq. wie es in der Dichtkunſt durch das Sylbenmaaß befördert wird I, 430. ſeine Dauer muß nach der Beſtändigkeit des Gegenſtandes und der Einbildungskraft beſtimmet werden X, 399.
Verliebten, ſollen in einem Schauſpiele nur von denjenigen vorgeſtellet werden, die ſelbſt zum Lieben gebohren ſind VI, 344.
Vernunft, muß jederzeit in den Erdichtungen beobachtet werden II, 399 ſqq.

Vernunftschlüsse, müssen wenn sie umzukehren sind, so beschaffen seyn, daß ihre Vördersätze außer ihrer Qualität nicht verändert werden X, 294 sqq.
Vespucci, Leben wird beschrieben VI, 226 sqq. soll einige Seekarten verfertiget haben VI, 234. sein Tod ist nicht vollkommen ausgemacht VI, 235.
Vesuv, Auswürfe desselben werden von dem Poragallo der die natürliche Geschichte davon geschrieben, angemerket III, 492. soll in gerader Linie eine Höhe von 110 Claftern haben IV, 470. sein erster Ausbruch soll in den ältesten Zeiten geschehen seyn IX, 197.
Vielfüßer werden von Hr. Needham untersuchet VI, 114. wie sie sich fortpflanzen und wie ihre äußern Theile beschaffen seyn VI, 117 sqq.
des Vignoles, Leben desselben kurz angezeiget III, 223.
Villicus, was dieses Wort beym Juvenale Sat. IV, v. 74. bedeutet II, 144 sqq.
Vindland soll bey den alten nordischen Scribenten für die ganze preußische pommersche und meklenburgische Küste gehalten werden IX, 333. kann aber besser für Wendenland verstanden werden IX, 333.
Virgil soll in seiner Aeneis ein viel zu großer Poet seyn II, 131. 457. gedenket darinn der Geschichte von Italien von der Ankunft des Aeneas bis auf die Schlacht bey Actium II, 457. redet nie von einem Priester ohne ihm ein Ehrenzeichen beyzulegen VII, 228. stammte aus einem geringen Geschlechte her VIII, 410. lernte die lateinische Sprache und epikurische Weltweisheit VIII, 411. kömmt beym August in große Gnaden und wird von ihm mit sehr großen Belohnungen und Geschenken angesehen VIII, 412. stirbt zu Brundusium und wird zu Neapolis am puteolanischen Wege begraben VIII, 413 sqq.
Vis Comica, die Cäsar dem Terenz als einen Mangel vorgerücket, soll die Lebhaftigkeit der Handlung und der Vorstellung seyn VII, 341. scheint aber besser für die lustigen Einfälle, die Cäsar dem Plautus beylegt, können gehalten zu werden VII, 341.

Vitruvius Poll. wird durch seine Geschicklichkeit in der Baukunst bey dem August bekannt und hat Gelegenheit sich in der Kriegswissenschaft zu üben IX, 111.
Ulfil sein gotisches Evangelium gehöret mit zu den überbleibseln der deutschen Sprache V, 344 sqq.
Umdrehen und Verhüllen ist bey den Götzendienern der Alten sehr gewöhnlich gewesen VI, 434.
Umkreis der zuerbauenden Stadt wird bey den Römern mit weißer Erde gezogen V, 309.
Umlauf der Sonne und Gestirne um die Erde ist von allen alten Weltweisen für sehr schwer zu bestimmen gehalten worden IV, 331.
Ungarische Könige werden aus goldnen Medaillen beschrieben IX, 436.
Ungarn sind in Eröffnung der Archiven sehr argwöhnisch V, 5. 6.
Unglückseligkeit der Dichter rühret mehr von ihnen selbst, als von der Zeit und den Umständen her I, 434. entspringet auch zum Theil aus der Herrschaft der Affecten I, 436.
Unterbalken, wie sich die Alten desselben in ihren Gedichten bedienet IV, 416.
Unterredungen gesittete und vertraute waren bey den Griechen die Ergetzungen über Tische V, 258 sqq.
Unwissenheit gelehrte worinn sie bestehet VI, 220 sqq. zeiget sich oft in den dunkeln Worten und einem Wortgezänke VI, 221.
Vogeldeutungen günstige kamen bey den Alten von der linken Hand V, 456.
Voltaire verfertiget ein Sinngedicht auf den Marschall von Sachsen I, 50. 164. antwortet Hrn. D. Kahl auf die von ihm gemachte Beurtheilung der Metaphysik des Neutons I, 47 sqq. suchet den Catilina des Crebillon zu verkleinern X, 160. seine Henriade wird in poßierliche Verse gekleidet IV, 244 sqq. wird in einer Stachelschrift sehr angegriffen V, 65. 79.
Vorbild ist in der Nachahmung unter die vollkommen-

Sollt auch einer unter euch um mein Grabmahl Kräuter lesen,
O! so wünsch er mir dabey ein geruhiges Verwesen,
Und erinnre seinen Nachbar, hier schlief unser Bruder ein,
Der uns ostermahls ermahnte: Brüder laßt uns lustig seyn!
Du, mein andrer Pylades, du, mein Pfeifer, wollt ich sagen,
Machst mir noch das Sterben schwer, das ich sonst so leicht ertragen,
Das Verhängniß dich zu lassen, ist mein allerschärfster Streich,
Und ich nennt es gar die Hölle, wüßt ich nicht ein Himmelreich.
Unsrer Freundschaft edles Band knüpfte Kunst und Fleiß zusammen;
Muß ich auch gleich Leipzig sonst, als mein Jammerthal verdammen:
O! so muß ich ihm doch danken, da ich besser nachgedacht,
Weil es mir in seinen Mauren deine Liebe zugebracht.
Denke, bitt ich, dann und wann, an die wohlverbrachten Nächte,
(Daß mir doch die Todes-Nacht auch so süsse werden möchte!)
Denk an unser kluges Scherzen, denk an unsre kurze Zeit,
Die wir den verstohlnen Küssen, doch mit Unschuld, eingeweyht.
David schied von Jonathan und beschenkt ihn mit den Waffen;

ſten zu rechnen, wenn es unterrichtet I, 426 ſqq.
Vorſtellung muß in der Nachahmung ſo wohl von dem Vorbilde richtig, als auch von dem Bilde geſchehen I, 415. 421. dunkle und verwirrte Vorſtellungen ſollen nach einiger Meynung das Weſen der Poeſie ſeyn I, 441. dunkle, können in der Seele ohne ein Bewuſtſeyn vorhanden ſeyn VI, 33 ſqq.
Vorſprünge verunſtalten in der heutigen Art zu bauen viele Gebäude IV, 422 ſqq.
Urnen und andere alte Opfergefäße werden in einem Acker in Niederſchleſien gefunden VI, 376. Anmerkungen und Nachrichten davon VI, 377.
Wälder, geweihete waren erſt die Oerter, wo man die Freyſtädte bauete IV, 459.
Walliſch iſt bey den Deutſchen bey nahe ſo viel als ausländiſch IX, 173.
Waffen waren zu den alten Zeiten bey den Griechen die vornehmſte Beſchäfftigung II, 211.
Wage, neue, wird erfunden VII, 391.
Wahnſinnige gelangen nach dem Tode wieder zu deutlichen Vorſtellungen VI, 43.
Wallfiſche was ſie ſind und wie man ſie eintheile VI, 489.
Walſingham ein Staatsbedienter der Königinn Eliſabeth, verachtet den Reichthum ungemein und hat große Verdienſte V, 25.
Wahrheit was ſie ſey und wie ſie von dem Wahrſcheinlichen unterſchieden ſey II, 121 ſqq. iſt zu allen Zeiten einerley und gleich ſchön X, 269.
Wahrſcheinlichkeit iſt entweder Hiſtoriſch oder Philoſophiſch II, 26 ſqq. II, 171. worinn ihr Amt in einem Schauſpiele beſtehe II, 226. billigt es wenn man Thiere in Fabeln in menſchlichen Aufzügen erſcheinen läßt II, 261. muß in der Malerkunſt nicht bey Seite geſetzet werden II, 400. 407.
Walliſer mögen wohl eine Colonie der Gallier in neuern Zeiten geweſen ſeyn VI, 14.
Waſſer wie es entſtanden VIII, 496. ſinket in einem Strome in 100 Schuhen insgemein über einen halben

den Schub V, 56. iſt den Fiſchen keine Hinderung daß ſie nicht hören ſollten VI, 484.
Weiden haben oft vor kurzerfolgtem Frieden viele Roſen getragen VII, 268. was dieſes für eine Urſache zu haben ſcheint VII, 272.
Weißagung Bruder Herrmanns vom preußiſchen Hauſe findet vielen Glauben III, 112-115. Nachricht von ihrem Urheber und ihrer Bekanntmachung III, 116. ſqq.
Welſch, ſein Leben hebt Hr. Brucker im Ehrentempel auf VI, 430.
Welſer Marc. Lebensumſtände von ihm beſchrieben V, 561.
Welt wird von dem Heyden Salluſt für unvergänglich und unerzeugt gehalten VI, 358-360.
Weltkörper ihre Durchmeſſer und Entfernungen werden in einer berechneten Tafel gezeigt IV, 178.
Weltkugeln werden von Hr. Enderſch in anſehnlicher Größe verfertiget VII, 168.
Weltraum zwiſchen den Sternen, und den Planeten iſt nicht leer, ſondern ganz angefüllet III, 325 ſqq.
Weltweisheit iſt eine Wiſſenſchaft von den Urſachen der Dinge IV, 236. woher der deutſche Namen derſelben gekommen IV, 237. in derſelben finden auch Hypotheſen ſtatt IV, 237. was ſie für Nutzen haben, und wie ihre Hiſtorie müſſe eingerichtet werden IV, 237 ſqq.
Wenceslaus König in Böhmen, Ottokars Vater, iſt unter die deutſchen Dichter zu zählen X, 257 ſqq. wird an die Prinzeßinn Cunigunda aus Schwaben verlobt, da er kaum zwey Jahr alt war X, 265.
Wenzel Joh. Chriſtoph iſt ein berühmter meißniſcher Dichter, und hat ſchöne Gedichte nachgelaſſen II, 242.
Werlhof Paul Gottl. Nachricht von ſeinem Leben und Schickſalen VIII, 17.
von Weſtphalen Ernſts Joach. ſein Leben VIII, 5 ſqq.
Wetzel Herzog Ernſts in Bayern Hofmeiſter, wird von dem alten Dichter Heinr. von Veldecke beſchrieben X, 195 ſqq.

Widerwut ſoll von den Preußen zu ihrem Könige gemachs worden ſeyn II, 270.
Wien erhält von Friedrich III eine Univerſität I, 556 ſqq. Nachricht von der Stadt und ihren Vortrefflichkeiten IV, 473. Anzeige der daſelbſt aufgeführten theatraliſchen Stücke X, 383. 180. IX, 11. VII, 185.
Willenberg Sam. Friedr. Prof. zu Danzig, ſeine Lebensumſtände VII, 380.
Winde gehen in den heißen Weltſtrichen ordentlich IV, 485. ihre Urſache iſt die Wirkſamkeit der Sonne und des Mondes IV, 485 ſqq.
Wirbel des Carteſius in den himmliſchen Geſtirnen werden verworfen III, 319. können aber doch nicht völlig widerlegt werden III, 320.
Wirkungen des Verſtandes können in der Logik nicht in 4 Claſſen eingetheilet werden IV, 239.
Wiſſenſchaften ſind in Preußen zu Zeiten des Ordens nicht ſtark in Aufnahme geweſen II, 149. 151. kann ein Seeofficier gar nicht entbehren VII, 157 ſqq. ob ſie in England oder Frankreich eher empor gekommen VII. 432. in welchen Jahrhunderten ſie beſonders im Flore geweſen X, 354. 358 ſqq.
Witterung im Däniſchen iſt ziemlich gelinde und kömmt mit der Engliſchen faſt überein IV, 520 ſqq.
Witz wird bey den Franzoſen zur Modeſache III, 258. Begierde zu demſelben richtet den Verfall des guten Geſchmacks an III, 299. kann unmöglich bey den Leidenſchaften ſeyn IX, 221.
Wörter figürliche, die aus fremden Sprachen in die deutſche gekommen, können auf dreyerley Art gebrauchet werden VIII, 465. ob es dem Deutſchen gemäß, ſey ſie nach Art der Lateiner zu declinirer VIII, 468 ſqq.
Wolf Hieronymus ſeine Lebensgeſchichte befindet ſich im bruckeriſchen Ehrentempel V, 558. VII, 249.
von Wolf vertheidiget ſich gegen eine franzöſiſche Schrift III, 253. ſchätzt den Carteſius hoch, ob ihm gleich nicht alles darinn gefallt II, 258.

Wolluſt wie ſelbige in einem Gemälde könnte geſchildert werden VII, 40 ſqq. was man in ihren Gemälden für äußere Zierrathen anbringen könnte VII, 147.
Xenophons Cyropädie will ein Ungenannter ins Deutſche überſetzen III, 307. Probe davon III, 310 ſqq.
Xerxes ſendet bey ſeinem Einfalle in Griechenland ein Heer ab, den delphiſchen Tempel zu berauben, das aber beynahe umkömmt VI, 53 ſqq.
Y. wie die Deutſchen ſich dieſes Buchſtabens bedienen können II, 525. iſt im Deutſchen der Deutlichkeit wegen nöthig II, 256 ſqq.
Zählen und erzählen wie dieſe Begriffe verſchieden ſind V, 150.
Zärtlichkeit der Leidenſchaften herrſchet bey manchen Menſchen ungemein IX, 210.
Zamehl Gottfr. ein Rathsherr in Elbing iſt unter die preußiſchen Dichter zu rechnen IV, 429. ſeine Geſchichte wird angezeigt IV, 429 ſqq.
Zeichendeuter was ihr Amt in ſich begriffen IV, 256. mußten beym Donner auf deſſelben Schall Acht haben IV, 257.
Zeit wird von den Chineſern nicht in Jahrhunderte, ſondern in 60 Jahre getheilet IV, 307. wird von der Ewigkeit unterſchieden IX, 14. 556. ihre ſtetige Folge ſoll das Weſen der Ewigkeit ſeyn, welches aber widerlegt wird IX, 14. IX, 550. X, 37. kann folglich auch bey Gott keine Statt haben IX, 558. X, 39. ſqq.
Zemla iſt ein ſlavoniſch Wort und heißt ſo viel als ein Land X, 451 ſqq.
Zermegbs Joh. Geſchichte wird in die ſchwandtneriſchen Scriptores Hungáriae eingerückt V, 13.
Ziegler Caſp. ein meißniſcher Dichter hat zuerſt gewieſen wie man gute deutſche Madrigale machen ſoll II, 242.
Zirkel ſeine Vierung iſt von verſchiedenen unternommen worden IX, 23 ſqq. Annäherungstabellen des Verhältniſſes zwiſchen ſeinem Umfange und Durchmeſſer IX, 28 ſqq.

Hölſner von Rottenſtein, Hohmeiſter in Preußen, ſuchet zu Culm eine Akademie anzulegen II, 150.

Zucker, wie er in Canaria gepflanzet wird VIII, 107 ſqq. ſeine Weiſſe kömmt von einer Art von Kalk oder Thon her, die im Kühlen auf den Boden des Zuckerhutes gethan wird VIII, 108.

Zurüfe ſind unter den römiſchen Kaiſern beſonders üblich geweſen II, 71. werden in drey Gattungen getheilet II. 71. wie ſie bey dem Nero geſchehen II, 72. wie die Zurüfe des Senats beſchaffen geweſen II, 75.

Zuſammenhang der Wörter iſt keine Urſache die ungehörten Buchſtaben im Deutſchen wegzulaſſen V, 145 ſqq.

Zuſammengezwängt, dieſes Wort kann im Deutſchen den Wortklang nicht verderben, obſchon einige es dafür gehalten haben V, 148.

Ende des ganzen Werks.

Nachricht
an den geneigten Leſer
von einer
neuen Monatſchrift.

Aus den bisherigen ausführlichen Regiſtern wird man ohnſchwer geſehen haben, theils was für eine groſſe Anzahl der artigſten und trefflichſten Bücher unſrer Zeit, in dieſem Büchersaale auszugsweiſe bekannt gemachet; theils was für eine Menge kleinerer ſinnreicher und auserleſener Stücke, der beſten, in- und ausländiſchen Schriftſteller, ganz mit eingerücket worden; theils was für eine groſſe Mannigfaltigkeit von Sachen und Materien darinnen abgehandelt anzutreffen iſt. Und gleichwohl hat man ſich in der Anzeige derſelben noch ſehr mäſſigen und einziehen müſſen: widrigenfalls die Regiſter, die ohne dem ſchon ſoviele Bogen einnehmen, noch viel weitläuftiger geworden ſeyn würden.

den. Man ſchmäuchelt ſich indeſſen, auch durch dieſe das ganze Werk allererſt recht nützlich und brauchbar gemachet zu haben; und hoffet dadurch bey dem verſtändigen Leſer deſto mehr Dank verdienet zu haben; je beſſer wir darinn für ſeine Bequemlichkeit geſorget, daß er nur in einem einzigen Regiſter nachſchlagen darf, und doch alles darinn finden kann, was in allen zehn Bänden anzutreffen iſt.

Wie wir nun in dieſer Bemühung bey den Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, ohne alle Ruhmredigkeit, einigen Dank verdienet zu haben glauben: alſo wollen wir auch die Feder nicht eben niederlegen, ſondern noch ferner fortfahren, denenſelben zu dienen. Man iſt entſchloſſen ſolches in einer neuen Monatſchrift zu thun: theils weil die gar zu lange Fortſetzung einer und derſelben, durch die gar zu große Anzahl der Bände den Käufern beſchwerlich fällt; theils weil wir durch eine etwas veränderte Einrichtung, den Geſchmack unſrer Leſer noch beſſer zu treffen gedenken. Es wird ſich freylich dieſes neue Werk mehrentheils auch in den Schranken der philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, der gelehrten und weltlichen Geſchichte, der Alterthümer, Beredſamkeit, Dichtkunſt und Critik, allein beſchäfftigen; und alle ganz theologiſche,

gische, juristische und medicinische Schriften, andern Tagebüchern, Zeitungen und Monatschriften überlassen. Allein man wird sich auch in den obigen allgemeinern und angenehmern Theilen der Gelehrsamkeit, vor allen gar zu trockenen und ernsthaften Sachen, soviel möglich hüten. Man wird sich befleißigen von allen erwähnten Arten der Wissenschaften und freyen Künste so zu reden nur die Blumen abzubrechen, und sie also auf ihrer schönen Seite vorzustellen. Man wird von keinem Buche gar zu lange und verdrüßliche Auszüge machen, und also im Stande seyn, von mehrern neuen Sachen zugleich Nachrichten zu geben. Man wird aber auch zur Abwechselung kleine neue Stücke, so wohl in gebundner, als ungebundner Rede ganz mit einrücken; die so wohl außer Landes, als auf deutschem Boden ans Licht treten sollten. Man erbiethet sich also, gegen alle gute Köpfe, und geschickte Federn, die uns etwas von ihrer Arbeit einschicken wollen, solches mit Dank anzunehmen, und wenn es nur nicht anzüglich ist, der Welt bekannt zu machen. Es müssen aber dergleichen Stücke, 1) zu einer von den obbenannten schönen Wissenschaften gehören, und zweytens nicht gar zu lang seyn; das ist, nicht über 4 bis 6 gedruckte Blätter anfüllen.

Nachr. von einer neuen Monatschrift.

Diese neue Monatschrift soll nun nächstens unter der Aufschrift: **Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit**, erscheinen; und jeder Monat wird mit einem saubern Kupferstiche, von einer zu unsern Absichten gehörigen Sache, gezieret seyn. Man hoffet, daß auch dieses nicht wenig beytragen wird, unsre Arbeit dem geneigten Leser gefällig und beliebt zu machen.

Soll ich dir, mein Jonathan, auch ein treues Denkmahl schaffen:
So empfang die beste Regel, die uns Glück und Heil gebiert!
Wohl dem Menschen, dessen Weisheit Höll und Furcht gefangen führt,
Allerliebstes Vaterland! Günther wird nicht wieder kommen:
Da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Last entnommen,
Dank ich deinen schönen Gränzen vor das erst gegebne Licht,
Das sich allgemach verzehret, und mir schon das Auge bricht.
Itzo werd ich dort nicht mehr die vergnügten Seyten stimmen,
Noch in Philintreneus Schooß den erhitzten Nacken krümmen,
Noch an jenem Teiche schlafen, wo das Ufer oftmals sprang,
Wenn ich auf der Hirten-Flöte meines Mädchens Haar besang.
Schwerdt und Hunger, Brand und Pest weich aus deinen Lustgefilden,
Und der Segen tränke dich, Edens Anmuth abzubilden:
Wachs und blüh an Volk und Glücke, unter Oesterreichs Gewalt,
Dessen Stammhaus Kayser gebe, bis die letzte Stimme schallt!
Alles was mich je geliebt, unterrichtet und gepriesen,
Was mir Trost und Rath ertheilt, was mir Höflichkeit erwiesen,

RENVNCIATIONEM

BACCALAVREORVM

SOLEMNEM

DIE XVII DEC. A. MDCCXLVI. HORA IX MAT.

IN AVDIT. PHILOSOPH.

ANTIQVO MORE INSTITVENDAM

INVITAT

ET DE QVIBVSDAM PHILOSOPHIAE MORALIS APVD GERMANOS ANTIQVIORES SPECIMINIBVS

PAVCA DISSERIT

ORDINIS PHILOSOPH. LIPS.

H. T. EX-DECANVS

IO. CHRIST. GOTTSCHED.

LIPSIAE

EXCVDEBAT IO. GOTTLOB IMMAN. BREITKOPF.

Bibliotheca Auguſta Guelferbytana, vti eſt omnis generis apparatu litterario inſtructiſſima (*), ita Manuſcriptos quoque codices non exiguo numero aſſeruat. Nondum quidem exſtat, quod dolendum, Catalogus horum Codicum, qualem aliarum plurium Bibliothecarum, *Vindobonenſis* e. g. *Dresdenſis*, *Gothanae*, *Paulinae* cet. magno rei Litterariae commodo, manibus terunt eruditi homines: ſperandum tamen eſt, non diu deſideratum iri inter Bibliophilos, indicem eiusmodi inſtructiſſimum operum rariſſimorum, quae vel ſola Bibliothecas publicas maxime commendabiles reddere ſolent. Germanicae antiquitatis reliquias quasdam ibidem exſtantes enumerauit ſub finem ſeculi praeteriti, TENZELIVS, Colloqu. Menſtr. ad a 169⁷. p. 922. ſequ. Sed cum vix ſex eorum mentionem iniiciat, et fateatur ipſe; ſe vix decimam MStorum partem, perluſtraſſe ibidem: extra dubium eſt, plura ibidem exſtare Teutonicae Litteraturae cimelia, id quod vel ex duobus illis conſtabit, quorum, quum nullam Tenzelius mentionem inieciſſet; mihi tamen non ita pridem copiam factam eſſe, gratus praedico.

Et

(*) Hiſtoriam eius nuper elegantiſſimam tribus voluminibus in 4. cum erudito orbe communicauit. V. ILL. *Io. Burcardus*, quorum poſteriores duo mundinis nuperis demum prodierunt. Prioris recenſionem vide ſis in dem neuen Büchersaale der ſchönen Wiſſ. und fr. Künſte T. III. p. 99. ſeq.

Et primum quidem eorum eſt codex Membranaceus, *minoris molis, in quarta quam vocant* forma, litteris non inelegantibus deſcriptus; multo licet vſu, paginis praeſertim prioribus, aliquatenus obfuſcatus ſit. Inſcriptio eius ita habet.

Gar ein Guter köſtenlicher Katho
Den ein weiſer Heiden gemacht hat etc.

Diſticha Catonis de moribus tradere voluiſſe libelli auctorem, quiuis intelligit, ſiue praecepta potius moralia, a multis edita, immo etiam varie a noſtris, recentioribus temporibus translata. Ad manus eſt mihi editio Anonymi cuiusdam, ſub tit. *Dionyſii Catonis Diſticha de Moribus ad filium, una cum Lemmatibus Io. Sturmii verſione Maximi Planudis Graeca, et Anonymi germanica etc. Lipſ. 1617.* 8. adornata: cuius editor in praemonito, de verſione germanica ita rationem reddit: „Rhythmi germanici fuerunt impreſſi „Lipſiae apud Valentinum Scheemannum, anno MDXLIII. omiſſo „auctoris nomine. Sed in frontiſpicio editionis illius iſta leguntur:

Abraham Moterius a Weiſſenburg, Lectori.

Carmina prudentis puer accipe dicta Catonis;
Non tamen a ſenibus reiicienda viris:
Namquicunque ſenex morem non curat honeſtum,
Quam puer eſt infans, eſt puer ille magis „

Habemus itaque verſionem Catonis germanicam ſaeculo integro OPITIO noſtro antiquiorem, ante tempora eius hic Lipſiae plus ſimplici vice editam, nec vlla ratione contemnendam: vti alia occaſione forſitan oſtendi poterit. Verum duo licet ſaecula iam ſuperet haec verſio teutonica; pro noua tamen habenda eſt, ſi cum praeſenti hac Guerferbytana eam conferas. Primam eius mentionem factam inueni apud MORHOFIVM, qui verbo tantum, velut in transcurſu meminit eius, in Tract. de Lingua et Poeſi Teutonica p. 313 (*) Aliquanto plus lucis, citatus ab eo GOLDASTVS in notis ad Paraeneſes Tyrolio-Winsbekianas dedit. Quatuor enim verſiculos eius p. 385. in medium affert, ex antiquo hoc vate petitos:

(*) Verba eius haec ſunt: Hier müſſen auch noch hergebracht werden eines unbekannten Poeten Reime, der des Catonis Diſticha überſetzet, deſſen Goldaſt oft gedenket.

Hab dir ieman verbeiſſen ihe
Das ſolt gewiſſe beiſſen nihe

Manger geheiſſet vil
Das er doch nit geben wil

Specimen hoc ſaliuam mihi mouerat integri huius opuſculi videndi: cum ex improuiſo quaſi, mihi offerretur, et oculis vſurpandum, et deſcribendum pro lubitu. Vir S. R. enim, IO. FRID. GVIL. IERVSALEM, Ser. Duci Brunſw. a Concionibus et Antiſtes eloquentiſſimus, pro veteri, quae nos intercedit amicitia, officioſiſſime mihi transmittebat codicem, ſupra deſcriptum, membranaceum; vitio licet Bibliopegi mire confuſum. Transpoſita quippe deprehendebam folia eius tantum non omnia, ita vt nihil fere ſibi conſtaret. Ego voluendo et reuoluendo diligentiſſime verſionem hanc germanicam; conferendo etiam cum Catone latino; adminiculantibus ſubinde rhythmis, qui paginas nonnullas partim finiebant, partim incipiebant: tandem detexi verum foliorum ordinem, quo collocandus fuiſſet Codex; iisque in originali probe annotatis, meum exemplar ita transſcripſi,

Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum. Horat. de A. P.

Doiendum tamen eſt, deeſſe in libello hoc, a me ſic ordini ſuo reſtituto, folia VII. XII. XV. et XVI. reliquis illaeſis prorſus atque integris.

Vt itaque aliquanto propius ad libellum ipſum accedamus, ita prooemium ſuum orditur Vates noſter anonymus.

Wern die Kuntiger
Guter red nihe gewer
Wo ſie die boerren ſagen
Vnd wolten ſtill gedagen
So wolt ich iungen Lewten
Zuht vnd ere bedewten
Gut ler vnd weiſen Rat
Die ein vil weiſer Heyden hat
Deinem (*) ſun fur gelait
Durch Witze nach ſeiner Gewonhait
Er was auch ein Roemer
Wie er doch ein Heyden wer
Er wer auch Witze reicher
Vnd lebt chriſtenleicher
Beyde ſpet und auch fru
Dann manig criſten noch tu

Der ein maiſter wirt weſen
Wen er eze ſchul hat geleſen
Von Getewſch vnd von Krieg
Wie man die Werlt betrieg
Vnd wie man gaht ze ſich
Wie man recht ze unrecht mach
Das noch laider viel geſchihe
Des tet dieſer haiden nihe
Weder liegen noch triegen
Noch ze unrecht kriegen
Er auch niemant lert
Noch rehe ze unrehe kehrt.
Da iſt ſein nam weit erkant
Er iſt ler Katho genant,
Wer nach ſeiner ler virt
Der hat ſich ſchanden erwert.

(*) Lege *Seinem*, pro *Deinem*.

Patet

Patet ex his aliqua ratione et dialecti antiquitas, et rhythmorum auctoris noſtri ratio: quae ſi hodie durior videtur, illo tamen ſaeculo ſatis polita fuit. Sed praeſtat audire, quae non proprio Marte, ſed cum textu latino conuenienter elaborauit noſter; vt eo magis patebit, quam et latine doctus, et vernaculae potens fuerit. Comparemus itaque cum verſione et praefationem Catonis et priores regulas quasdam morales: quae ſi transpoſitae ſunt ex aliqua parte, condonandum id videbitur, et Poetae, et antiquo praeſertim.

Praefatio.

Quum animadverterem quam plurimos homines errare grauiter in via morum; ſuccurendum et conſulendum opinioni eorum fore exiſtimaui, maxime vt glorioſe viuerent. Nunc te Fili chariſſime, docebo, quo pacto morem animi tui componas. Igitur mea praecepta ita legito vt intelligas. Legere enim, et non intelligere, negligere eſt.

Er hub an und ſprach
Da er gieng lernt ſah
Ob er irret durch iren tumen ſin
Da wont er wol zorn mit
Ob er den geb ſolchen rat
Das ſie verporn miſſetat
Vnd ſprach vil liber ſun mein
Wilen mir genedig ſein
Su mahs von meiner lere
Gewinnen gut vnd ere
Liſe vnd hor mein Gebot
Vnd behalt ſie auch durch got
Wer liſet der er nicht verſtat
Vil gar er ſich verſammet hat.

1. Itaque Deo ſupplica.
2. Parentes ama.
3. Cognatos cole.
6. Foro te para
7. Cum bonis ambula
5. Datum ſerua
8. Antequam voceris, ne ad conſilium accelleris.
9. Mundus eſto. 10 Saluta libenter.
18. Familiam cura
11. Maiori cede
12. Minori parce.
4. Magiſtrum metue.
14. Verecundum ſerua
13. Rem tuam cuſtodi.

Fleh got mit ſynnen
Sein (a) freunt ſolt du mynnen
Hab dein mage (b) lieb
Such den Marke ſtrab du dich
Mit guten leuten gehe und leb
Gehalt wol waz man dir geb
Kum auch nymmer an den rat
Darzu man dich nicht geheten hat
Bis rain vnd grüſſ die leut
Dein elich weib du treut
Du ſolt dem meren entweichen
Vertrag dein vngleichen.
Bis deinem maiſter untertan
Gros ſcham ſolſtu han
Dein dinck ſolt du wol bewarn
Vnd das fremd laſſen varn etc.

(a) Legendum ſine dubio: *Dein*, pro *Sein*. (b) Hinc vox Spielmagen Schwert mag in lure.

Haec vt arbitor, ſpeciminis ergo ſufficere poſſunt, vt et genium ſaeculi, et natiuam vatis noſtri vim in eloquendo, cognoſcant lectores. Plura tamen et magis probanda occurrunt in diſtichis ipſis; ex quibus breuitati ſtudens, non niſi eos proferam verſiculos, quos ſupra ex GOLDASTO attuli, longe ab ipſius lectione abhorrentes: ita enim p. m. 8. canit.

Hat dir yemand geheiſſen ihe
Das ſoltu gewis ſchazzen n be

Wann manger der gelobt vil
Des er doch nihit geben wil

Ex notabili hac differentia ſatis patet, quanta cum licentia verſati ſint eius temporis librarii in codicibus deſcribendis. Vix tamen agnoſcere datur, ex paucis adeo verſiculis, quaenam vera lectio, quae adulterina putanda ſit. Sunt interim, quae me ſollicitant, vt in GVELFERBYTANI Codicis lectionem animum vertam: praecipue, quum vetuſtus ſatis ſit, et membranaceus; id quod de GOLDASTI codice non conſtat. Operae pretium eſt, ex clauſula adhuc poematis integri, auctoris noſtri pietatem euincere. Pro more enim Poetarum ſaeculi ſui, preces deuotas operis calci ſubtexuit, et Virginem praecipue MARIAM, variis floſculis poeticis ſalutandam et inuocandam ſibi eſſe credidit. Poſt preces enim ad Seruatorem directas ita pergit:

Beſunderlich o werde Frauw
Erpit mir a's ich dir getrauw
Das ich den leichnam Chriſti zavt
An meiner iungſten hin vart
Mit veſtem Glauben vor und nach
Alſo wirdig ich hie empfach
Das ich in himmelreich
Dort ymmer ewigcleich
Sein clare gotheit ſchow und nieſs
Das mir mein ſeb mein gebet erſchieſs
Des laſs mir armen kumen
Die dienſtperkait ze frumen
Die du o grunender eren aſt
Hie beteſt und nu ymmer haſt
Mit dem prunn der parmung
Verleih mir von dem das ich tung (a)

Meines herczzen ſprode maid
Schenck mir davon damit das leid
Meiner ſel werd vertrieben
Die durſtes ſere erliben
Iſt nach gnaden und nach troſt
Gewiſs frolichen gluender wynne vost
Darauz das all mein ſund abwaſch
Das ſie zerſtieben als ein aſch
Wann ich gelaub o gotes praut
Das Ieſus deines herczzen traut
Dich keiner hit vertreibet
Der dich hat im geweibet
In dem pallaſt der Trinitat
Da wunne und freude nihe ende hat. Amen.

Reſtat

(a) Foecundare, germanice, düngen. (b) *Roſt* hodie thau; forſitan ex latino ros.

Reſtat vt de aevo ſcriptoris ſententiam feramus; id quod tacente ipſo, immo nomen etiam ſuum occultante, adeo procliue non eſt. Videtur tamen, partim ex characteribus litterarum, ductibusque maiuscularum praeſertim, ad decimum quartum referendus eſſe, vel ad XIII S. finem. Linguae etiam indoles ſatis oſtendit, eum *Reunero* TRIMBERGII, ſaeculo ſaltem; VELDEKII autem *Aeneide* duobus ſaeculis recentiorem eſſe. Si patriam quaerat aliquis, vel Miſenenſem, vel prope fines Misniae oriundum, Thuringum fuiſſe crediderim; niſi forte deſcriptor veri auctoris orthographiam, ad ſuae dialecti ſonum accommodauit, id quod ſaepius alias factum eſt. Quidquid autem eorum ſit, inter veteris aeui monumenta germanica in pretio habendus, et inter doctrinae moralis ſpecimina inſignia merito referendus eſt Codex noſter.

Maioris molis et momenti alterum opus eſt, de quo paucis adhuc acturus ſum, ex eadem *Bibliotheca Auguſta* beneuole mecum communicatum. Praefert hoc titulum:

Hie hebt ſich an ein maiſter
Eſopus genannt.

et XC Fabulas aeſopicas rhythmis antiquis exornatas exhibet. Codex eſt chartaceus, in forma, quam, in folio minori, vocare ſolemus, manu non adeo diligenti deſcriptus, figuris tamen vbique, fabulas exhibentibus, pro ſaeculi moduio, diſtinctus. Publicare iam A. h. ſ. IV. coepit V. C. Io. Ge SCHERZIVS P. P. Argentoratenſis, pro eo, quo in antiquitatis germanicae monumenta flagrabat amore ſummo, hanc fabularum Aeſopicarum paraphraſin teutonicam, ſub Titulo: *Philoſophiae moralis Germanorum medii aeui ſpecimen primum*; et quidem diſſertationum more, per partes eundo, fabulas modo tres, modo plures, paucioresue, notulis ſubinde illuſtratas, publicis diſquiſitionibus deſtinans. Dolendum interim eſt, quod non abſoluere datum fuerit telam coeptam, ad aliam ſcilicet, ex Philoſophica, Cathedram euocato, eandemque abrumpere coacto. Subſtitit igitur in Fabula LI. ita vt XXXIX. integras, cum concluſione Libri reliquerit ineditas.

Non primus autem easdem publico deſtinauit doctiſſimus SCHERZIVS; licet id credidiſſe eundem ex praefatione colligam.

Alter-

Aſſeruat quippe, cum laude ſupra memorata Bibliotheca Guelferbytana codicem quoque impreſſum, inter prima artis Typographicae ſpecimina referendum, qui forma eadem, litteris antiquis gothicis ſeu monachalem ſcripturam imitantibus, Bambergae prodiit. Annus impreſſionis ex rhythmis finalibus conſtat, ita habentibus:

Zu bamberg diß puchlein geendet iſt.
Nach der Geburt unſers herrn ihesu criſt.
Da man zalt tauſend vnde vierhundert iar.
Vnd im ein vnd ſechzigſten das iſt war.
An ſant Valentins tag.
Got behüt vns vor ſeiner plag. Amen.

Meruiſſet itaque liber hic rariſſimus, ob impreſſionis antiquitatem a MAITTAIRIO aliisque, qui typographiae annales collegerunt, annotari; ſi forte in manus eorum peruenisſet. Quod quum hactenus factum non ſit, vt in poſterum fiat ab aliquo, optandum eſt, qui Germaniae potiſſimum noſtrae, et operum in eius officinis publicatorum, rationem habiturus eſt.

Tria itaque praeſto ſunt fabularum aeſopicarum ab eodem auctore profectarum exemplaria, duae editiones ſcilicet impreſſae, vna manuſcripta; omnes mirum in modum a ſe abeuntes. Comparemus quaeſo primam *de ſimia nuces inuenicnte* fabulam; vt variationes in ſtilo et dictione exinde appareant:

Ed. Bamberg.

Einmals ein Affe kam gerannt.
Da er viel guter Nuſſe vand.
Der hette er geſſen gerne.
Im was geſagt von dem Kerne.
Der wer gar luſtiglich vnde gut.
Beſwert was ſein klamer mut.
Da er der Bitterkeit empfand.
Der ſchalen durnach zu hand.
Begreif er der ſchalen herrigkeit.
Von den nuſſen iſt mir geſeit.
Sprach er das iſt mir worden kunt.
Sie hab n mir verlonet meinen munt.

Ed. Argentorat.

Ein aff einmols kam gerant,
Da er vil guter Nuſſe fant
er hett die geſſen gern
Dann ime was geſeit das der kern
wer luſthlich vnd gut
Beſweret wart ſein tumber mut
da er der hute Bitterkeit befant
Vnd des krachen danach zu hand
begreif der ſchalen herttikeit
von nuſſen iſt mir viel geſeit
ſprach er das iſt mir nit worden kunt
Sie hant verhoenet mir den munt.

Cod. MStus Guelferbyt.

Einmals ein affe kam gerannt
Do er vil guter nuſſe vannde
Die het er geeſſen geren
Im was geſagt, wie das der kerne

Wer

Wer luſtiglichen vnd gar gut
Beſchwert ward ſein thummer mut
Da der die pittriket empfandt
Der ſchaln vnd darzu handt
Begreyffe er der ſchaln hertigkeit
Von nutſen iſt mir vil geſait
Das iſt mir nu wol worden kunt
Sie haben mir verderbet meinen munt etc.

Ex quibus lectionibus quaenam praeferenda ſit ediſſerere, non difficultate quidem carere arbitror. Interim, Bambergenſem quod attinet, ea dubio procul, ad recentioris aevi dialectum accommodata eſt. Vel ex eo hoc patet, quod multae in ea fabulae deſint, in *Scherziano* et *Guelferbytano* codice obuiae, aliae quoque intruſae occurrant, in his minime inueniendae. Antiquior ergo, et magis genuina eſt Cod. Guelferbytani lectio; vtpote, A. MCCCCII. ſcripti, quem numerum, vltima eius pagina, in totius Libri fine, adſcriptum exhibet. Multo tamen antiquiorem eſſe Codicem Argentoratenſem a Scherzio expreſſum, V. C. in praefatione oſtendit, ita ſcribens: „Vixiſſe videtur circa „tempora Imperatoris FRIDERICI II adeoque non longe poſt fertilem il„lam Poetarum Germanorum aetatem, quae ſub FRIDERICO BARBAROS„SA Auo noſtri FRIDERICI II effloruit. Eius rei haec habemus indi„cia. Erat hoc MStum olim in patrimonio nobilis et honeſtiſſimae „Familiae Gottesheimianae, quae Hagenoae et Argentinae quondam „floruit. Ex illa Familia progenitus *Fridericus a Gottesheim* manu „ſua haec libro praeſcripſit:

Wem Gottesheimer namen gefalt
Dis buch in Sich vbeit behalt.
Deren es geweſt drey hundert iahr
Wie lang zuvor ich nicht erfahr.

„Vixit autem hic Fridericus a Gottesheim circa A. 1630. Vnde apparet „ex Gottesheimii fide, hunc librum iam anno 1330 praeter propter, cer„to in bonis huius familiae fuiſſe„ ſed tamen adhuc antiquiorem eſſe. Colligit tamen porro *Scherzius* ex iuncto huic *Mythologo* communi ligatura, *Gnomologo* germanico, qui, ſi non eiusdem auctoris foetus, eiusdem ſaltem temporis et ſcriptoris eſt; circa tempora *Friderici* II. vtrumque exaratum eſſe. In hoc enim manifeſta indicia ſe produnt, conſcriptum eum eſſe circa tempora expeditionis cruciatae, ab Imperatore hoc in Palaeſtinam ſuſceptae: mentionem quippe iniicit, pacti

Was mir eine Hand voll Wasser, und ein Stücke Brodt verliehn,
Dessen rühmliches Geschlechte muß in tausend Gliedern blühn,
Wem ich etwan aus Versehn bis daher zu nah getreten,
Dieser glaube, durch dieß Blatt, sey ihm alles abgebeten.
Wem ich Aergerniß gegeben, oder sonst nichts guts erzeugt,
Bleibe dennoch meiner Asche aus Versöhnlichkeit geneigt.
Doch genug, die Stunde kommt, und der Seiger läuft zum Ende:
Warte doch noch liebster Tod! da ich mich zur Seiten wende.
Laß den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurücke gehn,
Und die Sonne meines Lebens nur noch etwas stille stehn:
Denn ich muß mich allerdings, eh mir Herz und Augen brechen,
An der liederlichen Schaar meiner wilden Feinde rächen,
Tretet her, ihr frechen Spötter, höre, du erhitzter Schwarm,
Itzo streck ich meinen Eifer wieder deinen stolzen Arm.
Der so allen Hochmuth stürzt, fluche deinen bösen Sitten,
Die sowohl mein Ehrenkleid, als mein Glück und Wohl beschnitten;
Er erleuchte deine Thorheit und bekehre deine List,
Die so schädlich als verborgen und so bös als höflich ist:
Hör! ich fluche deiner Wuth mit Gedult und Wunsch und Seegen,

Unglück

cum Soldano initi, et Excommunicationis Pontificum Romanorum, quam Imperator eo ipſo, immerito licet expertus eſt:

Das creutz man fur ſunde gab
Zu erloſen das vil here (*) grab
Das wil man nu mit banne weren
Wie ſol man nu die ſele erneren etc.

Concludit tandem SCHERZIVS: „Dum itaque hac ratione de aetate Gnomologi, qui eodem litterarum charactere, eodem fere ſtilo conſcriptus, eodem etiam volumine compactus, conſtat; huius etiam aetas veroſimiliter innoteſcit.„ Hactenus ille.

Aetate ſic auctoris ſatis veroſimiliter cognita, in nomen eius inquirere operae pretium eſt. Modo laudatus quidem SCHERZIVS in MSto ſuo nullum ſe eius veſtigium reperiſſe teſtatur, praef. p. 5. „Auctor autem, *inquit*, quem hic producimus, in noſtro MSto nomen „habet nullum, nec vllo ſe indicio prodit.„ Longe aliter res ſe habet in MSto Guelferbytano. Hic enim finita Fabula XC. ſequitur Concluſio libri, qua Libri auctor laboris ſui rationem quaſi redditurus, nomen ſuum quoque prodidit.

Dorumb luſt man das beiſpel gut
Das do weiſe werde der menſchen mut
Zwey und newntzig peiſpil hab ich geſeit
An das beiſpil, vnd gecleyt
Sie ſind mit weiſen wortten
Synnliglich zu allen ortten
Vnd vngetziret ſind meine Worte
Doch habe ich cluger ſynne hortt
Ein nuſſchalen mit dich treit
Einen heren der do iſt voller ſuſsigkeit
Ein cleiner gart dich gebirt
Fruchte der ein man getroſtet wirt etc.

Et paulo poſt.

Dieſes puch hie geſchrieben ſtat
Were das leſet oder horet leſen
Der muz ymer ſelig weſen
Vnd dem es zu wellen ſey
Dies gedichs der muſs weſen frey
Vor allem vnglück ymer were
Sein ſele empfindet nymer wee
Von Ridenburg iſt er genennt
Got muſs er ymer ſein bekennt
Vnd das er dat zu teutſch hat gepracht
Von latein ſo muſs ſein gedachte
Ymmer zu gute werden.
In hymel vnd auf erden
Er iſt genannt Venerius
Got friſt in vnd auch vns
Er behut vns vor der helle glut
Vnd helfe vns das wir werden behut
Vor des leibes tot vn
Vnd vor der Werlt geratten
Vnd vor des teufels ſamen
Nu ſprechs alle Amen

Anno MCCCCII.

Vene-

(*) Here i. e. heilig, ſanctus: quemadmodum B. Lutherus in Pſalmo: Heilig und heer, inquit, iſt dein name.

Venerint itaque a *Ridenburg*, dictus fuit hic mythologus noſter, cuius nomen, ex fide huius codicis, poetis Saec. XIII. inſerendus, et Wolframo ab Eſchenbach, Henrico ab Oſterdingen, Freydankio, Ottocaro ab Horneck (*) et Hugonia Trimberg, a latere ponendus eſt, qui aetatem illam ſcriptis ſuis illuſtrarunt.

His praemonitis de trium, quae ad manus ſunt Exemplarium diſcrepantiis iudicium aliquod ferendum eſt. Differt autem I) Exemplar Argentoratenſe a Guelferbytano codice; in realibus, et primo quidem defectu Epilogi, iam memorato; ſecundo, fabularum duarum carentia, quas Codex Guelferbytanus exhibet. Altera harum eſt XVIII. *Von dem alten vende*, quae penitus abeſt; altera XXVII. ſecundum Cod. Guelferbytani numeros, inſcripta *Von muſſe vnd wibe*, quae tamen non integra deficit, ſed ita tantum, vt finis eiusdem, fabulae proxime praecedenti XXVI, ſiue ex numero SCHERZIANAE editionis, XXV, annexus legatur; et incouenienter quidem: quum *porci* mentionem iniiciat inexſpectatam, clauſula, fabulae quae *de cane* egerat *et fure*. Componemus inter ſe vtriusque exemplaris in hac fabula exitum

Guelferbyt. Fab. 26.	*Argentinenſis.* F. 25.
Wer die Gabe empfachet der bindet ſich	Wer Gabe empfoht der bindet ſich
Dem der die im gibet das rate ich	Dem der da gut davon rat ich
Das er ſich betrachte wol	Das er ſich betrachte wol
Der die gabe empfahen ſol	Der die Gobe empfohen ſol,
Niemant ſol durch kleines gut	Reliqua deſunt, et ſequitur clauſula Fa-
Aufgeben ſinnen freyen mut	bulae ſequentis de Porco et Vulpe agentis.
Inn der gabe verborgen iſt	Dir ſol des truwe wol ſin kunt
Vil mancher groſſer argeliſt.	Dem du befellen wile zu ſtunt
Die gab ſoltu anſehen eben	Din lip din gut din ere
Wer dir die gab gebe	Von den valſchen kere
Vnd auch darzu durch was	Dinen ſinn und din mut
Er dir gebe das ſein, Thuſt du das	Glaube nit ſo bald es wird dir gut
So wirt die Gab glaube nur	Das iſt an dirre biſchaft wol ſchin
Ein allen zweifel nuetze dir.	Dem Wolf glaubete nit das ſwin.

Quae accurata Fabulae ſequ. in Cod. Guelferb. concluſio eſt. Nil autem facilius eſt, coniectura, quo caſu hoc, in ceteris Codicum horum conuenientiis, accidere potuerit. Folium enim vnum, inter duo fabularum XXV. et XXVI. fragmenta interiectum, ſi periit, cui et finis prioris, et maxima pars poſterioris inſcriptum fuit: fieri potuit, vt Cl. SCHERZIVS, clauſulam proxime ſequentem pro illius fabulae clauſula haberet, quae proxime antecederet. Pro more enim antiquo, et paginarum numeris caruit codex eius, et cuſtodibus, quos vocant, in calce foliorum: ita vt difficulter obſeruabilis eſſet iactura, quam perpeſſum erat MStum. Pertectum ita ſine dubio eſt Codex Guelferbytanus Argentinenſi: licet et huic deeſſe videantur fabulae duae. Nonaginta duorum enim fabularum ſe auctorem profitetur in Epilogo *Venerini*; quum tamen non niſi XC. exhibeat Codex ipſe.

Diſſe-

(*) Cuius Chronicon Auſtriae primus nupero anno publicauit T. III. Scriptorum Rerum Auſtriacarum integro, Reu. P. Hieronymus Pezius, Ratisb. MDCCXLV. qualia monumenta Teutonica, vt plura in lucem edat, rogandus nobis eſt.

Differt II. Codex vterque MStus ab Editione Bambergenſi, quae vt verum fatear, audaces admodum experta eſt manus editorie. Truncata enim eſt infinitis locis, priuata fabulis quam plurimis, immo appendicibus ſubinde fabularum deformata, fabulis tandem quibusdam recentioribus mirum in modum onerata. Cuius rei enumerationem ſi exhibere vellemus, non prolusione quadam, ſed libro ad id praeſtandum, opus eſſet.

Differunt tandem III. exemplaria, ratione dialecti, in omnia haec pluribus, immo ſingulis fere rythmis. Et Argentoratenſis quidem Editio Sueuicam vbique referre videtur dialectum, vti Goelſerbytanus Codex Thuringicam pronunciandi rationem exprimit; Bambergenſis tandem editio ad Franconiae linguae ſonum, ſaeculi XV. ad finem vergentis, adcommodata eſt. Multis hoc illuſtrari poſſet animaduerſionibus, ſi vnam eandemque fabulam triplici modo deſcriptam exhibere hic, propter ſpatii anguſtiam liceret, vel fructus aliquis exinde ſperandus eſſet.

Iam ſpecimen fabulae alicuius a nobis exhibendum eſſet, niſi ſcriptiunculae brevitas id vetaret. Fiet id alio loco, vbi Deo annuente, Hiſtoriam Porſcoo Teutonicae medii aeui, inde a temporibus CAROLI MAGNI ad Saeculum XVII. vsque, per omnes eundo periodos, calamo hiſtorico-critico pertexere licebit. In eo iam totus ſum, vt ex omnibus late patentis Germaniae Bibliothecis, quid quid ſupereſt monumentorum antiquorum colligam, manuſcriptos aeque ac impreſſos Codices in ſuas Claſſes digeram, ſedulo comparem; indeque et diuitias Patriae poeticas, ſpem et fidem omnium ſuperantes expromam, et incrementa ingeniorum per omnia eundo ſaecula demonſtrem. Cui labori meo, ſi intelligentium calculum meretur, vt ſuccurrant Viri docti, in quorum ſuppellectile libraria aſſeruantur cimelia eiusmodi rariora, illud eſt, quod propter Patriae communis amorem, ex ipſis rogito.

Iam ad ſolemnia Ordinis noſtri propius accedendum eſt, quibus aliquot Philoſophiae et L. L. A. A. Candidatis eximiis, poſt ſuperata tentamina, et probatos nobis profectus in Litteris minime vulgares, primam conferre decreuit Lauream in Artibus. Sunt ii ſequentes:

FRIDER. AVGVSTVS SCHOENEMANN, Isleb. Sax.
CHRISTIAN. HEINRICVS HAVSOTTER, Lipſ. Miſn.
CHRISTIAN. FVRCHTEGOTT LEYPOLD. Kyrena Miſn.
IOANN. LVDOVICVS RVDORF, Rohra Francus
CHRISTIAN. WILHELMVS AGRICOLA, Beſenſtad. Manſf.
GOTTLOB CHRISTOPHORVS LANGE, Budiſſ. Luſ.
CHRISTIAN. FRIEDERICVS STIEGLITZ. Numb. Miſn.

Fiet hoc actu publico, per Promotorem, ab Ampliſſimo Ordine noſtro rite conſtitutum, proxima Saturni, hora IX. matutina, in Acroaterio Philoſophico: cui vt Rector Acad. Magnificus, *Maecenas Muſarum noſtrarum Optimus*, Comites illuſtriſſimi, Proceres Academiae, Ciuesque noſtri generoſi et nobiliſſimi, frequentes interesse velint, ea qua decet obſeruantia et humanitate rogo. Datum

Lipſiae D. XI. Decembr. Dominica III. Aduent.

MDCCXLVI.

Herrn Prof. Gottscheds

Neueſte Gedichte

auf

verſchiedene Vorfälle.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Regensburg, im Verlag der Gebrüder Zunkel.

1749.

* * * * * * *

I.

ODE an die Durchlauchtigſte **Armelinda Talea**, bey Ihrer Aufnahme in die Akademie der Arkader zu Rom.

II.

Das Carlsbad, in einer ODE beſungen.

III.

Schreiben an einen vornehmen von Adel in Wien, aus dem Carlsbade abgelaſſen.

IV.

Die Oberpfalz, in einem Geſange entworfen.

V.

Die Donau.

* * * * * * *

I.

ROUSSEAU.

Dans nos Arts floriſſans quelles beautés pompeuſes,
Dans nos doctes Ecrits quelles images trompeuſes,
Pouvoit ſe dérober à VOS vives Clartés?
Et dans l'Obſcurité des plus ſombres retraites
Quelles Vertus ſecrettes,
Quel mérite timide échappe à VOS Beautés?

ODE.

Des Bäyerſtammes ſchönſtes Reis!
Erhabne Frau! itzt Sachſens Preis,
Das Dich, als Schutzgeſtirn verehret;
Prinz Friedrichs würdigſtes Gemahl!
Der uns durch die beglückte Wahl,
Nicht minder Seinen Geiſt, als Deinen Werth gelehret.

Wie ſehr erhöhſt Du unſer Glück!
Da Dein ſo aufgeklärter Blick,
Sich auf den Pleißenpindus lenket.
Wie froh wird itzund unſer Chor!
Das jüngſt faſt allen Muth verlohr,
Als Du die gröſte Huld Heſperien geſchenket.

Wir hörten ja den Tyberſtrom,
Und das in Künſten ſtolze Rom,
Mit Deinen hohen Namen prangen.
Man rühmte ſich, daß Witz und Kunſt,
Durch Deines Beytritts Gnad und Gunſt,
An Dir den ſchönſten Schmuck des Muſenchors empfangen.

Des Gajerlandes beſtes Stück,
Der alte Sitz von Ruh und Glück,
Arkadien giebt ihm den Namen.
Der Schäfer Unſchuld ziert die Zunft,
Bey der ſo Tugend als Vernunft,
Und Geiſt und Wiſſenſchaft beglückt zuſammen kamen.

Die Muſen ehren noch den Tag,
Als Wälſchlands irrender Geſchmack,
Durch dieſe Stiftung ſichrer worden.
Was um den ganzen Apennin,
Bis in den Grund verderbet ſchien,
Das reinigte der Fleiß von dieſem Schäferorden.

Pe-

Petrarchs und Danteus großer Geiſt,
Der ſich noch izt in Schriften weiſt,
War allgemach in Rom vergeſſen.
Trißin und Taſſo ſchienen alt,
Ganz kraftlos, ungeſchmackt und kalt;
Wenn man ſie nach der Schnur der Neuern abgemeſſen.

Was deutlich war, das hieß man matt;
Der blöden Wahrheit war man ſatt;
Und ſtrebte nach verwegnen Bildern.
Man floh beſcheidner Dichter Bahn:
Warum? Marin, und Loredan
Verlachten die Natur, um kühn und frech zu ſchildern.

So ſeltſam iſt der Unbeſtand
Des Menſchen, der mit eigner Hand,
Bald bauet, bald ſein Werk zerſtöret:
Des einen Zeitlaufs höchſter Ruhm
Wird nicht des andern Eigenthum,
Der oft mit toller Fauſt der Aeltern Glanz verſehret.

So tobte ſonſt der Gothen Schwarm,
So hat der Longobarden Arm,
Der alten Römer Pracht zertrümmert.
Hier galt nicht Kunſt, nicht Erz und Stein:
Die Barbarey riß alles ein,
Was Einſicht und Verſtand in langer Zeit gezimmert.

Unglück beßre deinen Sinn, Kummer zieh dich von den Wegen,
Die dich zum Verderben führen, und die Noth, ſo mich gedrängt,
Dränge dich von allen Seiten, bis ſie dich zum Himmel lenckt.
Wo verbleibt das Teſtament, gut, ich theile meine Sachen,
Läßt mich gleich die Dürftigkeit keinen groſſen Schatz vermachen,
So beſitz ich doch noch manches, deſſen rein und frommer Werth,
Meinen guten Willen zeiget, und in aller Welt erklärt.
Meinen Leichnam mag der Sand, meinen Fleiß die Faulheit faſſen,
Meine Fehler will ich gern der Vergeſſung überlaſſen,
Meine Thränen nimmt die Buße, meine Drangſal die Gedult,
Meine Sünden die Erbarmung, mein Gebet des Heylands Huld.
Die geheime Liebeskunſt, ſo ich ziemlich ausſtudiret,
Und, verböt es nicht die Zeit, einſt in Deutſchland aufgeführet,
Schenk ich dem geſchickten Kopfe, der nach mir die Laute nimmt,
Und ſie mit gelehrten Griffen nach der Griechſchen Cither ſtimmt.
Ihr, o Schönen dieſer Zeit! ihr galanten Schäferinnen,
Anders hab ich nichts vor euch, nehmt den beſten meiner Sinnen,
Nehmt das zärtliche Gefühle, und die treue Redlichkeit,

So fiel auch der Lateiner Wiß,
Als Roms verfallner Muſenſiß
Lucanen für Lucrezen ehrte:
Als Claudian und Silius,
Mehr, als vorhin Propertius,
Und Maro und Tibull der Römer Lobſpruch hörte.

Wie, wenn Veſuv, aus hohler Kluft,
Des heitern Himmels klare Luft
Mit Aſche, Rauch und Wuſt erfüllet;
Der Tag entweicht, der Wandrer zagt,
Der ſich, in Dampf verhüllt, beklagt,
Indem der nahe Schlund mit tiefen Donnern brüllet:

So war das Reich der Dichtkunſt auch,
Durch des verfälſchten Witzes Rauch,
Um Klarheit, Licht und Glanz gekommen.
Des Aberwißes dunkler Schein
Nahm die betrognen Dichter ein;
Bis Wahrheit und Vernunft am Pindus Platz genommen.

Die treuſten Schüler der Natur
Entdeckten Wälſchland jene Spur,
Darauf die güldnen Zeiten giengen;
Als Naſo Flaccus und Virgil,
Ihr reingeſtimmtes Seytenſpiel,
Als Freunde der Vernunft, von Phöbus ſelbſt empfiengen.

Man

Man warf der Thorheit Feſſel ab,
Als Guidi kaum ein Muſter gab,
Daß die Natur auch bloß gefalle:
Verſteckter Bilder dunkler Schmuh,
Und weitgeſuchter Wörter Puh
Entwichen nun beſchämt, Apollons reinem Schalle.

Ihr Muſen! weſſen kluges Rohr
Gieng mit geſchickten Muſtern vor,
Den Dichterhimmel aufzuheitern?
Gravina, der geprieſne Geiſt,
Der noch ein Held in Künſten heißt,
Gravina nur vermocht Geſchmack und Wiz zu läutern.

Maffai war nicht minder kühn,
Die Kunſt, ſo längſt vergeſſen ſchien,
Das edle Trauerſpiel, zu ehren.
Du ſtärkteſt ihn, Melpomene!
Sogleich erſchien die Merope,
Uns Thränen, als den Zoll der Menſchlichkeit zu lehren.

Hier floh die freche Sängerzunft,
Die, wider Tugend und Vernunft,
Die Bühne nur auf Laſter lenket:
Ein Metaſtaſio erwacht,
Der die Natur zwar reizend macht,
Und doch die Unſchuld nicht mit wilder Geilheit kränket.

Kein Wunder! daß itzt Wälſchlands Geiſt
Das Muſter guter Dichter heißt;
Seit man Natur und Kunſt verehret!
Verſtand und Witz gehn itzt gepaart,
Seit mancher Geiſt von edler Art
Zu der erlauchten Zunft der Arkader gehöret.

Auch Du gehörſt zu ſolcher Zahl,
Durchlauchtigſte! ſeit Dich die Wahl
Der klügſten Männer hochgeſchätzet:
Seit Roms geprieſner Schäferſitz,
Auch Armelindens Geiſt und Witz,
Der größten Geiſter Reih, nach Würden beygeſetzet.

Wo unſer theurer Churprinz war,
Als Ihn der Wälſchen Muſen Schaar
Zum Schutzgott aller Künſte weihte;
Da prangt voritzt Dein hoher Ruhm,
Da wird Dein Kiel das Eigenthum
Des edelſten Geſchmacks, die Luſt gelehrter Leute!

Sey nicht mehr ſtolz, erhabnes Rom!
Es zeigt auch Deutſchlands Iſerſtrom
Noch Seelen von erhabnen Sinnen.
Auch an der Elbe wohnt ein Geiſt,
Der alles, was nur edel heißt,
Durch Witz und Fähigkeit faſt ſcherzend kann gewinnen.

Auch du, berühmter Seynenſtrand!
Magſt uns mit eiferſüchtger Hand
Der reinſten Dichtkunſt Lorber ſchicken;
Die Dichterinn, die Rom gefiel,
Schlägt auch der Franzen Seytenſpiel;
Und ihr geübter Klang kann ſelbſt Paris entzücken.

Wir haben es erſtaunt geſehn,
Was jüngſt durch Ihren Kiel geſchehn *:
Allein Sie winkt; wir müſſen ſchweigen.
Die Andacht hat es Gott geweiht:
Gemeiner Muſen Niedrigkeit
Kan ſolch ein Meiſterſtück der Dichtkunſt niemals zeigen.

Ach Armelinda! hätten wir,
Doch auch in Deutſchland, das an Dir,
Was Rom und Frankreich von Dir preiſen!
In ihren Sprachen ſchreibt Dein Kiel,
Ertönt Dein ſüſſes Seytenſpiel;
Iſt Deutſchland denn zu ſchlecht Dich als ſein Kind zu weiſen?

* Siehe den VI Band des Büchersaals der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, im 1 Stücke, auf der 2ten und folgenden Seite, allwo ein franzöſiſches Gedicht dieſer erhabenen Dichterin, bekannt gemachet werden. Es führet den Titel: Sentimens d'une Ame penitente, ſur le Pſeaume, Miſerere, und iſt ganz in Kupfer geſtochen.

Wer lallte nicht der Mutter nach,
Bevor er fremde Töne ſprach;
Die allen Lippen ſchwerer dünken?
Warum ſoll denn Germania,
Die Dich auf ihrem Schooße ſah,
Bey fremder Völker Stolz, allein verſchmähet ſinken?

Vor alten Zeiten hieß ja ſchon,
Des Bäyerlandes Herzogsthron,
Der Dichter Schutz, der Muſen Amme.
Ganz München war voll Kunſt und Witz,
Der deutſchen Heldenſprache Sitz:
Und Dein erhabner Geiſt entſpringt von dieſem Stamme?

Doch nein! Durchlauchtigſte! Dein Spiel,
Und Dein zum Dichten ſtarker Kiel,
Mag nur mit deutſchen Liedern ſchweigen!
Denn ſingſt Du, ſo verſtummen wir:
Wer würde ſich wohl neben Dir,
Auf unſrer Dichterbahn, mit heiſrer Flöte zeigen?

Bey Nachtigallen ſchweigt der Staar;
Und Engelſtimmen kann fürwahr
Nichts Sterbliches im Ton erreichen.
Drum, hörte Dich ein deutſches Ohr;
So müßte ja der ganze Chor
Germaniens, beſchämt vom Helikon entweichen.

Sey nur den den deutſchen Muſen hold!
So wird der freyen Künſte Gold,
Durch Deiner Gnade Beyſtand glänzen.
So kennt der Flor der Wiſſenſchaft,
In Meißens Flur, durch Deine Kraft,
So wie Dein hoher Ruhm auf Erden, keine Gränzen.

ROUSSEAU.

VOS bienfaits ont daigné deſcendre juſqu' à moi,
Et me rendre, peut-être à moi ſeul, cheriſſable,
La gloire periſſable,
Des ſtériles travaux, qui ſont tout mon emploi.

* * * \

Auch Sonnenlicht und Mond erſcheinen
Uns täglich ſpäter, als wir meynen,
Entweichen ehr, als anderswo.
Beglückte Bürger flacher Höhen!
Ihr könnt den Tag weit länger ſehen,
Euch macht ein früher Morgen froh!

An beyden Ufern unſers Fluſſes
Stehn Wohnungen des Ueberdruſſes,
Der Krankheit und der Traurigkeit.
Hier ſieht man abgezehrte Wangen,
Gebeine, deren Kraft vergangen,
Und Herzen, voller Gram und Leid.

Galen! was deiner klügſten Jünger
Erfahrungsreicher Zauberfinger,
In manchem Puls umſonſt berührt;
Wofür du ſelbſt in hundert Säften,
Und ausgekochter Kräuter Kräften,
Kein Stärkungsmittel ausgeſpürt;

Das kömmt mit ungezählten Schaaren,
Durch Berg und Thal hieher gefahren,
Wo die Natur ſich weiſer zeigt;
Als alle, die mit ſtumpfen Sinnen,
Ein allzuſchweres Werk beginnen,
Das aller Aerzte Hochmuth beugt.

Das bleiche Fieber kömmt geſchlichen,
Das Hauptweh, ſammt den Lendenſtichen,
Der Magenkrampf, der Gliederſchmerz,
Das Podagra, die Nierenſteine,
Die Gelbſucht, angelaufne Beine,
Und ein von Schwermuth krankes Herz.

Verdorbne Mägen, das Erbrechen,
Die Blähungen, das Seitenſtechen,
Die Schlafſucht, und Unfruchtbarkeit;
Den Wahnwitz ſieht man hieher eilen:
Und allen Hülfe zu ertheilen,
Iſt dieß berühmte Thal bereit.

O wundervolle Waſſerquelle!
Wer ſenkte dich auf dieſer Stelle
Bey Berg und Felſen in den Grund?
Wer lehrte dich aus tiefen Schlünden
Den Weg in freye Lüfte finden?
Wer that uns deine Kräfte kund?

Die Vorſicht wars! die weis im Stillen
Den Abgrund mit der Glut zu füllen,
Die ein ſo heilſam Waſſer kocht.
Sie treibt es durch verborgne Röhren,
Und läßt die Menſchen rauſchend hören,
Was in verſteckten Adern pocht.

Der

Der Boden raucht; es dampft von weiten:
Es quillt und dringt auf allen Seiten
Ein ſiedend Naß durch Kieß und Sand.
Dort ſprudelt gar bey lautem Sauſen,
Ein ſtärkrer Stral, mit Schaum und Brauſen,
Als man in größten Springbrunn fand.

Er ſpritzet mannshoch von der Erden,
Und will dem Menſchen unzbar werden,
Und beuth ihm ſeine Heilkraft an.
Kommt, ruft er, mir die Noth zu klagen,
Hier hat der Himmel euren Plagen
Ein neu Bethesda kund gethan!

Wer wagts, das Waſſer auszumeſſen,
Das täglich quillt, und ehedeſſen
Jahr aus Jahr ein gefloſſen iſt?
Hier trinken oft viel hundert Gäſte,
Viel andre baden auch aufs beſte:
Doch wird im Prudel nichts vermißt.

Und käme Xerxes mit den Heeren,
Die, Ströme trinkend auszuleeren,
Der Durſt in dürren Wüſten zwang:
Doch hätt es ihm in ganzen Wochen,
An vollen Bächern nicht gebrochen,
So viel auch jeder Kriegsknecht trank.

Die ich nächſt in unſern Linden Leonilden eingeweyht
Was ich noch erinnern will, iſt das grünende Gerüchte,
Meiner in der Jugendzeit ſchlecht verfertigten Gedichte,
Doch, ich ſeh, ſie ſind nicht würdig Glut und Untergang zu fliehn,
Warum haſt du, karger Himmel, mir nicht beßre Ruh verliehn?
Doch, gelehrter Brandenburg, ſpricht dein Urtheil was gelinder,
O! ſo ſammle, wo du kanſt, die zerſtreuten Muſen-Kinder,
Du verdienſt dir, wie ich hoffe, an der unerzognen Schaar,
Dieſer Vaterloſen Wäyſen ein gewiſſes Dankaltar.
Etwas drückt mir noch das Herz, daß ich itzo doch nicht wüſte,
Daß die Liebe, wenn ſie trennt, gar zu heftig plagen müſte.
Komm, du liebſte meines Herzens, ſchau es geht zur letzten Ruh,
Komm und drücke, ſchönſte Seele, mir nur noch die Augen zu.
Ich geſteh es offenbar, in dem Antlitz aller Zeiten,
Seit mich deine Tugenden in den Liebesſeilen leiten,
Hab ich in der That erfahren, daß Verfolgung kluger Treu,
Bey den halbverſtohlnen Küſſen, ſtarker Lebens-Balſam ſey.
Brich nur itzt den Hoffnungsſtab, reiß den Myrthenkranz in Stücke,
Halt den zugeſagten Ring und beweine das Geſchicke,

Und

Viel hundert Centner gehn verlohren,
Die der zu reiche Quell gebohren:
Sie eilen mit der Töpel fort.
Der Fiſch entweicht den warmen Wellen;
Sucht anderwärts die kühlern Stellen,
Und meidet ſorgſam dieſen Ort.

Du vierter Carl! geprieſner Kaiſer!
Zwar fehlen Dir nicht Lorberreiſer,
Davon das Laub unſterblich grünt:
Doch haſt Du uns Dir mehr verbunden,
Da Du den Brunnen ausgefunden,
Der ſo viel tauſend Kranken dient.

Hier ſieht Dein Bild in Stein gehauen,
Und läßt uns Hirſch und Hunde ſchauen,
Dadurch Du dieſes Bad entdeckt:
Der Hirſch entflieht: der Hunde Bellen
Verräth, was in den heißen Quellen,
Für ein natürlich Wunder ſteckt.

Wie eifrig ward nicht von den Alten,
Das Federvieh, ſo Rom erhalten,
Im hohen Capitol verehrt!
O Carl! iſt Dein Geſchlecht von Hunden,
Das dieſen Wunderbrunn erfunden,
Nicht doppelt größrer Ehre werth?

Die

Die ihr der Erden Innres kennet,
Der Berge Zahl und Lage nennet,
Worinnen Harz und Schwefel glimmt:
Sagt doch, sind nie entdeckte Grüfte
Und unerforschte Felsenklüfte,
Auch einer hellen Glut bestimmt?

Was nährt die eingeschloßnen Flammen?
Was führt den Zunder hier zusammen,
Der so viel tausend Jahre brennt?
Ists nicht? Was kann den Quell erhitzen,
Den man, bey unaeschwächtem Spritzen,
Drey hundert Jahre siedend kennt;

Glimmt noch ein Funken von dem Brande,
Der in des Erdballs erstem Stande,
Dieß ganze Rund in Glut gesetzt?
Nährt ihn ein Rest erloschner Kohlen.
Die in dem Schwefelkies verholen
Ein unterirrdscher Bach benetzt?

Gnug! es lodert in der Erden!
Ein Fels muß hier zum Kolben werden,
Der Panaceen von sich sprüht.
O Allmacht! deine Wunderwerke
Begreift kein Mensch in voller Stärke;
So klar er ihren Ausbruch sieht.

Noch mehr! wer ſchafft der Berge Ritzen,
Die Laſt von Salzen auszuſchwitzen,
Die jährlich in dem Brunnen quillt?
Und die, durch unabläßigs Sieden,
Vom heißen Waſſer abgeſchieden,
In jeder Woche Zentner gilt?

Giebts Felſen, die aus Salz beſtehen,
Dadurch die heißen Bäche gehen,
Und deren Zoll ſie heilſam macht?
Warum verzehrt ſich in der Stille
Nicht ihres ganzen Vorraths Fülle,
Den längſt der Quell ans Licht gebracht?

Ihr Spötter jener Rechnungskünſte,
Die, hoher Meßkunſt zum Gewinnſte,
Ein großer Leibnitz längſt erfand!
Hier zeigt ſich das unendlich Kleine,
Die Stäubchen aufgelöſter Steine,
Ein unſichtbar zermalmter Sand.

Zwar gleicht das Waſſer den Cryſtallen:
Doch, läßt es ihn im Fließen fallen;
So überzieht er Holz und Laub.
Die Haſelnuß, die Diſtelklette,
Umgiebt ein Stein von harter Glätte,
Ein dicht umher gegoßner Staub.

Aegy-

Aegypten mag mit Balſamſchwämmen
Die Wirkung der Verweſung hemmen,
Und Leichen aus den Grüften ziehn:
Hier thut das Carlsbad dieß Geſchäfte,
Macht Mumien durch Felſenkräfte,
Und heißt der Körper Fäulniß fliehn.

Wie hart iſt die verſteinte Rinde!
Wie braunroth ſpielt ſie? Wie geſchwinde
Erzeugt ſich ſolch ein Prudelſtein!
Wie dauerhaft, wie ſchön zum Schleifen!
Wie fein zu ſehn, zart anzugreifen,
Muß ſolch ein ſeltnes Kunſtſtück ſeyn;

Was ſeh ich dort in dunkeln Schatten,
Sich für Geſellſchafft zahlreich gatten,
Wo ſchlanker Linden Laub ſie deckt?
Man ſieht ſich die Geſchlechter mengen:
Sie gehn gepaart in langen Gängen,
So weit ſich ihr Gebieth erſtreckt.

Dieß Paar iſt ernſthaft; jens will ſcherzen;
Doch herrſcht die Luſt in aller Herzen,
Und Gram und Schwachheit zeigt ſich nicht.
Wo bin ich? Sinds Elyſerfelder?
Der Unterwelt geprieſne Wälder,
Wovon der Dichter Lehre ſpricht?

Sind dieß die Geiſter der Beglückten,
Die ſich der Oberwelt entrückten,
Hier ewig ſonder Gram zu ſeyn?
O! ſchiffte mich doch Charons Nachen,
Mich alles Jammers frey zu machen,
In die ſo ſelgen Auen ein!

Was ſäumt er, mich dahin zu führen,
Wo Seligkeit und Luſt regieren,
Und wo ein ſteter Frühling blüht?
Ich irr! ich bin am Töpelrande,
Allwo man auf dem flachen Sande,
Für Kähne, lauter Brücken ſieht!

Wie trügt der Augenſchein von ferne!
Jemehr ich alles kennen lerne,
Jemehr entdeck ich unſre Welt!
Hier iſt kein Sitz der Tugendhaften;
Hier herrſchen tauſend Leidenſchaften,
Die jeder Buſen in ſich hält.

Die Eiferſucht, der Stolz, die Liebe,
Geiz, Nachgier, Neid und hundert Triebe,
Beſtürmen die geputzte Schaar.
Die Eitelkeit auf Glück und Ahnen,
Und angeerbte Ritterfahnen,
Legt ſich vor andern häufig dar.

O!

O! wär ich, nach gebrauchtem Brunnen,
Der Lüſte Tummelplatz entrunnen,
Der hier, wie anderswo, ſich zeigt!
Kommt Muſen! laßt uns wieder fliehen:
Denn eurem ruhigen Bemühen
Sind Böhmens Fluren nicht geneigt.

Doch nein: Thereſia regieret!
Ihr ungemeiner Zepter, zieret
Die Staaten auch mit Witz und Kunſt.
Ihr Kaiſerſitz iſt vorgegangen;
Hebt an mit Wiſſenſchaft zu prangen,
Und bloß durch Ihre Gnad und Gunſt.

Kommt! laßt uns ihm noch näher rücken,
Um alle Wunder zu erblicken,
Womit Sie dieſe Zeit verklärt.
Kommt! ſtimmt von neuem eure Seyten,
Die Kaiſerinn, der Schmuck der Zeiten,
Iſt eurer beſten Lieder werth.

Beſingt, wie Sie das Recht beſchützet;
Singt, wie Ihr Heer im Felde blitzet;
Wie Sie Gewerb und Handel liebt;
Wie Sie des Misbrauchs Macht umdämmet,
Und aller Waaren Einbruch hemmet,
Der Deutſchlands Feinden Kräfte giebt.

Beſingt, zur Freude der Provinzen,
Wie Sie den älteſten Ihrer Prinzen
Dereinſt zum Herrſchen tüchtig macht.
O! kann ich dieß nach Werth beſingen,
So mag mir weiter nichts gelingen:
Ich hab ein ewig Werk vollbracht!

* *

III.

Geprieſner Freund!
Mein *
Dem Phöbus und die Neune
Von Herzen günſtig ſind; Vernimm, was hier der Deine,
Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
Am kleinen Töpelſtuß für ein Vergnügen ſchmeckt.
Verſichre Dich, daß bloß in Hoffnung, Dich zu ſehen,
Die langen Tage mir faſt unvermerkt vergehen,
Und, daß die Brunnencur mir, ſonder Heucheley,
Durch Deine Briefe bloß vergnügt und leidlich ſey.
Drey Wochen leb ich hie mit Berg und Felß umgeben,
Und muß im ſchmalen Thal, beym halben Himmel, leben,
Die Sonne ſpät hervor, früh untergehen ſehn,
Dergleichen, im Auguſt, mir nirgend ſonſt geſchehn.
Von aller Welt getrennt, vom Muſenchor geſchieden,
Bin ich mit einem Schein des Helikons zufrieden,

We,

Wo, ſtatt der Aganipp, ein heißer Prudel quillt,
Der jeden, der ihn trinkt, für Witz, mit Salz erfüllt.
Wohl dreyßig Bächer voll verſchluck ich jeden Morgen,
Wie nöthig ſie mir ſind, laß ich den Arzt beſorgen,
Der mich vielleicht nur plagt, wenn er zu helfen denkt,
Und, weil ihm Rath gebrach, mich auf den Brunn gelenkt.

Indeſſen iſt es wahr, daß ſeine Kraft ſich zeiget.
Wie, wenn ein Regenguß ſich aus den Wolken neiget,
Auf Berg und Hügel fällt, den lockern Grund durchwühlt,
Bis er den dürren Sand des Bodens weggeſpült,
Den er in Thäler ſchwemmt, und in die Bäche führet:
So wird des Brunnens Macht vorizt in mir geſpüret.
Der ſtarke Waſſerguß, der meinen Leib durchſtreift,
Durch Magen und Gedärm zur Schlüſſelader läuft,
Das ganze Herz erfüllt, und Lunge, Hirn und Nieren,
Ja Milz und Leber trifft, weis beſſer abzuführen,
Was jeden Theil beſchwert, als eine Pillenzahl,
Der irgend Hippokrat die Wirkung anbefahl.
Als alle Wunderkraft geprieſner Goldtincturen.
Jedoch, was quäl ich Dich, o Freund, mit meinen Curen?
Wohl dem! den kein Verfall der Leibeskräfte treibt,
Daß er ſie brauchen muß. Was Deine Feder ſchreibt,
Verſüßet mir den Trank aus den geſalznen Quellen,
Und ſuchet mir den Hof ganz lebhaft vorzuſtellen,

Der

Der Deutſchlands Oberhaupt und Sein Gemahl bedient,
Die niemand ſonder Luſt zu nennen ſich erkühnt.
Der Anſtalt, ſo Sie macht in Ihren weiten Reichen,
Iſt ſchwerlich irgend was an Weisheit zu vergleichen.
Sie ſieht der Wohlfahrt Quell in allen Staaten ein,
Und Oeſterreich wird bald der Liljen Schrecken ſeyn.
Wo Sparſamkeit und Recht an Fürſtenhöfen blühen,
Da muß der ſtärkſte Feind gewiß den Kürzern ziehen.
Zu Hauſe mäßig ſeyn, zum Felde ſtets bereit,
Das brachte vormals Rom zu Pracht und Herrlichkeit.
Hergegen, Pracht und Stolz und Schwelgereyen lieben,
Die Waffen aber nur im höchſten Nothfall üben,
Das ſtürzte Rom ſo tief als es geſtiegen war,
Und endlich fiel ſein Thron, vor lauter Wolluſt, gar.
Wird unſre Kaiſerinn zehn Jahre ſo regieren,
Wird man die Wirkung bald an Ihren Siegen ſpüren.

So denk ich, theurer Freund, und Du gewiß mit mir.
Der Himmel führe mich nur eheſtens zu Dir;
So wollen wir vertraut von hundert Stücken ſprechen,
Womit ſo viele ſich umſonſt die Köpfe brechen;
Der Zeiten Wechſellauf, der Künſte Schickſal ſehn,
Der Muſen Wanderung und Wachsthum übergehn,
Der Sprachen Unterſchied durch Stadt und Land betrachten,
Und endlich, alles das mit ſtolzer Bruſt verachten,

Was

Was der Begier nach Ruh noch nie genug gethan,
Zwar lauter Glück verſpricht; doch keines geben kann.

Da ſollſt Du mir den Stoff zu Harrachs Ruhm erzählen,
Auf Deſſen Aſche nur verkehrte Herzen ſchmähten,
Den ſeine Herrſchaft ſo wie Hof und Stadt geliebt;
Wie jeder Patriot Ihm noch das Zeugniß giebt.
Den Sein Verdienſt allein zu ſolcher Höh erhoben,
Den hier in Böhmen auch die Wohlgeſinnten loben,
Der allen Muſen hold, den Künſten günſtig war,
Und jeder Wiſſenſchaft erwünſchten Schutz gebahr,
An dem Gerechtigkeit und Staat zu viel verlohren,
Desgleichen die Natur noch nicht ſo oft gebohren.
Jedoch, was ſag ich viel? Du kannteſt Ihn zu gut,
Dein Kiel verewigt Ihn durch redneriſche Glut,
Die ja ſo helle brennt, als Deine Dichtertriebe,
Warum? es treiben Dich die Ehrfurcht und die Liebe.
Du haſt Ihn mehr gekannt als jemand in der Welt,
Was Wunder, daß Er auch von Dir ein Lob erhält?
Und, werd ich Ihn erhöhn: ſo wird aus meinem Singen
Doch nur der Wiederhall von Deinen Worten klingen.

Sodann laß mich, o Freund, des Kaiſers Hof beſehn,
Den höchſten von der Welt. Ja, kanns zugleich geſchehn,

Und gedenck an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt,
Und dir itzt die kalten Thränen, den betrübten Brautſchmuck, giebt.
Glaub es, Kind, der ſuſſe Trieb, der in mir dein Bild erleſen,
Iſt kein kindiſches Vergehn, oder flatterhaftes Weſen.
Dein Verſtand zieht kluge Seelen, und entſchuldigt meine Brunſt.
O! was braucht es, dich zu laſſen, vor ſo groſſe Sterbenskunſt.
Gute Nacht vor dieſesmal! auf den Eliſeer-Feldern,
Will ich, bis du nach mir kommſt, unter Palm und Lorberwäldern,
Deines hellen Anblicks warten, und ſobald nur dieß geſchehn,
Meine Seeligkeit vollkommen, meine Flammen ewig, ſehn.
O! was werden wir alsdann vor Ergetzlichkeit erfahren,
Wenn wir uns mit jener Zahl der verliebten Dichter paaren,
Wenn dir dort die ſchöne Laura, gleichwie mir Petrarch, erzehlt,
Wie ſie beyderſeits ihr Scheiden in der Eitelkeit gequält.
Welch bethörtes Fabelwerk treibt mich in den letzten Zügen?
Nein, mein Kind, wir finden dort noch ein gründlicher Vergnügen,
Davids Seyten, Aſſaphs Harfe, und die ſchöne Sulamith,

Daß auch dieß höchſte Haupt Europens, und der Erden,
Einmal mit Ehrfurcht kann von mir erblicket werden;
So ſchätz ich mich beglückt. Die große Kaiſerinn,
Das Augenmerk der Welt, die ſchönſte Königinn
Des menſchlichen Geſchlechts, die Luſt ſo vieler Staaten,
Der alles, was Sie thut, nach Wunſche muß gerathen,
Wünſch ich nicht weniger mit Demuths vollem Blick
Bewundernd anzuſehn. Dann gönne mir das Glück,
Und zeige mir einmal die Hoffnung der Provinzen,
Den weiſen Telemach, das Muſter deutſcher Prinzen,
Den theuren Erzherzog, auf den Europa ſieht,
Vor dem der Feind ſchon bebt, und künftig furchtſam flieht.
Laß mich den Mentor auch, den weiſen Mentor, ehren,
Der, in der zarten Bruſt den Tugendtrieb zu mehren
Und anzufeuren weiß. Ein Held von ſeiner Art,
War Ihm vom Himmel ſelbſt zum Führer vorgeſpart.

Nun führe ferner mich zum großen Bücherſchatze,
Der Wien ſo herrlich ziert. Auf dieſem einen Platze
Steht manche Seltenheit, die Deutſchland nirgends hegt:
Weil ſie der Alten Witz und Fleiß vor Augen legt.
Hier laß mich Tage lang in pergamentnen Blättern,
In alter Mönche Schrift und unbekannten Lettern,
Der mittlern Zeiten Kunſt und Wiſſenſchaft verſtehn,
Die vielen unwerth dünkt bedächtig durchzugehn.

Da

Da will ich voller Luſt die klaren Spuren leſen,
Daß Deutſchland damals auch nicht finſter iſt geweſen,
Als jene Zeit noch war, da überall die Nacht
Der Barbarey geherrſcht, und alles blind gemacht.
Dieß, dieß treibt mich nach Wien, und kann ich das erreichen;
So wird die Freude nicht von meinen Spuren weichen.

Zuletzt begleite mich zum deutſchen Schauplatz hin.
Auch dieſer reizet mich, ſeit ich berichtet bin,
Daß auch das Trauerſpiel, der ſchönen Wiener Bühne
Bekannt geworden ſey, und zum Vergnügen diene.
Hier ſieht man, daß es da nicht an Geſchmacke fehlt,
Wo ſich ein großer Hof, den feſten Sitz erwählt:
Und daß, was wirklich ſchön in freyen Künſten blühet,
Sich immer Lob erwirbt, und Beyfall nach ſich ziehet.
Geht es ſo weiter fort; ſo wird einſt Wien allein
Die Regel des Geſchmacks in freyen Künſten ſeyn.

Genug, gelehrter Freund, ich eile, Dich zu ſehen:
Der Himmel laß es bald und recht nach Wunſch geſchehen!

Carlsbad,
den 22 Auguſt. 1749.

IV.

Geſchah dich alſo wohl. Du rauhes Pfälzerland!
Dein Felſenreicher Grund iſt mir nunmehr bekannt:
Bekannt, doch auch verhaßt. Von deinen harten Steinen
Komm ich, Gott Lob! dießmal annoch mit ganzen Beinen.
Du, hohler Wege Schlund; du, ſteiler Berge Graus,
Du, dicker Wälder Wuſt, du, kalter Winde Straus,
Der du beſtändig ſcheinſt, dem Sommer Trotz zu bieten,
Der Himmel wird vor euch mich künftig wohl behüten.

Beglücktes Vaterland! das mich zur Welt gebahr,
Geprieſne Meißnerflur! wo ich längſt Bürger war,
Ihr kennt die Plagen nicht, die uns allhier betreffen,
Wenn Berg und Thäler uns auf langen Reiſen äffen.
Bald ſteig ich Himmel an, wie, wider die Natur
Elias von der Welt mit Feuerreſſen fuhr;
Bald aber ſenk ich mich, wie Phaeton, hinwieder,
Doch ohne mein Vergehn, in tiefe Gründe nieder.

So weit mein Auge trägt, erblick ich Stein und Wald,
Ein wüſtes, rauhes Land, der Faunen Aufenthalt;
Wo kein geſittet Volk in ſchönen Städten hauſet,
Wo, ſtatt der Muſen, Pan auf heiſchern Röhren brauſet.
Apollo wich mit Fleiß aus dieſer frechen Flur,
Warum? ſie wies ihm nicht die Schönheit der Natur.
Sie iſt der Schreibart gleich, die von den Alpen ſtammet,
Rauh, höckricht, hart und ſteif; wie er ſie ſtets verdammet.

Was

Was iſt der Boden hier? Ein unfruchtbarer Thon,
Der Gras und Kräuter haßt. Das Unkraut ſieht ihn ſchon!
Ein ſchlechter Diſtelbuſch und ſcharfe Dornenhecken,
Ja, Schleeen wollen kaum den öden Grund bedecken.
Der arme Landmann pflügt des Landes mildern Theil;
Allein die Pflugſchaar fühlts, und ſtümpfet ſich in Eil.
Man ſieht den Acker kaum vor umgeſtürzten Steinen,
Als ſollte noch einmal Deukalion erſcheinen.

O käm er doch nur bald! und Pyrrha noch dazu,
Und brächte jeden Stein aus der zu langen Ruh,
Und würf ihn hinter ſich, der Menſchen Zahl zu mehren:
So würde doch dieß Land von neuen Bürgern hören.
Doch leider! iſt dieß Paar ins Fabelreich verſenkt;
Der Himmel hat es nicht der neuern Zeit geſchenkt.
Die Oberpfalz bleibt leer. In ihren magern Fluren,
Iſt faſt nichts ſeltſamers, als der Bewohner Spuren.

Kein Hirſch, kein feiges Reh, durchſtreicht das freye Feld,
Kein Vogel niſtet hier, dem jemand Netze ſtellt.
Die Säue wühlen nur, und wenig hagern Ziegen
Thun dürre Heiden kaum mit karger Koſt ein Gnügen.
Ein lumpicht Bettelvolk füllt alle Straßen an,
Vor dem ein Reiſender ſich kaum noch retten kan;
Wenn dieß Zigeunerpack mit Weib und Kindern lärmet,
Und wilden Hummeln gleich um Pferd und Kutſche ſchwärmet.

Iſts Faulheit, die dieß Volk zum Bettelſtabe treibt?
Iſts Unart, die ſo gern beym Müßiggange bleibt?
Wo nicht, ſo iſt es doch ein Schimpf der Policeyen,
Die ſolch Geſindel nicht durch ihr Verboth zerſtreuen.
Ein Zucht- und Arbeithaus vertreibt die Krankheit leicht,
Die mancher Obrigkeit ſo gar unheilbar deucht.
Die ganze Staaten ſchimpft, und Fremden, die da reiſen,
Nur Elend, Angſt und Noth des Landes pflegt zu weiſen.

Behauptet, wie ihr wollt, ihr Weiſen neuer Zeit,
Dieß ſey die beſte Welt, nach ſchärfſter Möglichkeit.
Bevor ihr dieſes lehrt, (ſo dacht ich oft mit Flehen)
Müßt ihr ein armes Land voll Berg und Bettler ſehen.
Kommt, ſeht nur erſt allhier die wilden Klippen ſtehn,
Und Felſen mit der Stirn bis in die Wolken gehn.
Kommt, ſeht nur hin und her, die ſchlecht bewohnten Thäler,
So ſprecht ihr Zweifelsfrey: Die Welt iſt voller Fehler!

Wiewohl! ſo dacht ich nur aus Wahn und Ungeduld;
Dich, Schöpffer der Natur! betrifft hier keine Schuld!
Dem Weltbau mangelt nichts an Schönheit im Verbinden,
Iſt in den Theilen gleich was fehlerhafts zu finden.
Der ſteilen Berge Reih, die Deutſchlands Mitte trennt,
Und Voigtland, Frankenland und Oberpfalz durchrennt,
Iſt unſer Waſſerſchatz, daraus die Bäche rinnen,
Wodurch ſo mancher Strom ſein Weſen muß gewinnen.

So

So ſah ich, wo zuerſt der Pleißenſtrom entſpringt;
Ich ſah der Elſter Brunn, die Meißens Flur durchſchlingt;
Ich ſah der Mulden Strom in ſeinen erſten Quellen,
Die Nordwärts ihren Lauf gewohnt ſind fortzuſtellen.
Ich ſah den Saerſtuß zum Elbſtrom Oſtwärts gehn,
Und ſo, wie Saal und Mayn am Fichtelberg entſtehn:
Hier quillt die Pegnitz auch, und Südwärts eilt die Naabe
Zum großen Donauſtrom, als ihrem naſſen Grabe.

Wo bleibt noch auſſer dem, der kleinern Flüſſe Zahl,
Die jeder Berg erzeugt, womit faſt jedes Thal
Hier angeſchwängert wird, die ſich vom Nebel nähren,
Und von des Thaues Naß, den Stein und Fels nicht zehren.
Doch fällt ein Regenguß, ſo ſchwillt die kleine Fluth,
Reißt Sand und Steine mit, der nahen Berge Brut;
Und treibt den feuchten Zoll nach Ländern, Dörfern, Städten,
Die täglich um des Stroms erwünſchten Zuſluß betten.

So bleibt die Vorſicht auch bey ſcheinbarn Mängeln groß:
Ein Weiſer ſpricht ſie ſtets von allen Fehlern los.
Nur Thoren tadeln gern, was ihrer Einſicht weichet,
Wohl dem, der forſchend einſt des Schöpfers Spur erreichet!
Die Wüſten fördern ſelbſt der höchſten Weisheit Ziel,
Sie bleibt an Wundern reich, und treibt ihr altes Spiel,
Wenn ſie beſchäftigt iſt, auch in verborgnen Wegen,
Den Sterblichen zum Nutz, ihr Absehn darzulegen.

Und

Und wie? wohin verſchickt ein hochgebirgigt Land
Durch manchen Wolkenguß und Schneegang Erd und Sand?
Die Bäche zehren ſtets an den erweichten Hügeln,
Bis nackte Felſen ſich in ihren Fluthen ſpiegeln.
Wo bleibt nun der Verluſt, der niemals ſich erſetzt?
Er geht in Strömen fort, bis ihren Raub zuletzt
Die weite See empfängt, die ihn an Ufer ſchwemmet,
Manch neues Eyland macht, und ſeichte Küſten dämmet.

O könnt ich die Geſtalt des ganzen Erdballs ſehn,
Bevor ſo mancher Riß in ſeinen Grund geſchehn!
Eh manche Waſſerfluth den Boden durchgewühlet,
Eh Regen, Fluß und Bach die Felder ausgeſpület.
Ihr Mondenbürger wißts, viel beſſer, wie mich deucht,
Wie unſrer Wohnung Bild ſich ſonſt bey euch gezeigt.
Ihr ſehts, wie nach und nach in Meeren, Strömen, Ländern,
Geſtalt und Gränzen ſich auf unſrer Kugel ändern.

Wo Sodom vormals ſtund, ſteht itzt der todte See.
Im Mittelmeere ſieg manch Eyland in die Höh.
Trinakrien ward einſt von Wälſchland abgeriſſen,
Und von Britannien will man ein gleiches wiſſen.
Atlantis ſank ins Meer, dieß macht uns Plato kund:
Und in der Schweiz verſchlang ſo Stadt als Berg ein Schlund.
Auf hohen Alpen iſt der Fiſche Neſt vorhanden:
Und neue Berge ſind in Wälſchland ſchon entſtanden.

Wer

Wer weis, was dieſen Berg, der itzt ein Auge ſchreckt,
Den Felſ, der ewig ſcheint, noch für ein Schickſal deckt?
Vielleicht wird hier, wo itzt die dicken Wolken ſtehen,
Dereinſt ein ſchweres Schiff mit vollen Segeln gehen.
Hier ändert alles ſich: nur in der kurzen Zeit,
Darinn ein Menſch hier walkt, ſcheints uns Beſtändigkeit:
So, wie die Motten auch, bevor ſie ſich verbrennen,
Uns Sterbliche vielleicht, aus Irrthum, ewig nennen.

Sagt, die ihr der Natur beſtimmtes Schickſal wißt,
Wie lange währt es noch, bis alles eben iſt?
Bis aller Berge Sand und Staub die See getrunken,
Und aller Felſen Klump im Boden iſt verſunken?
Wie flach, wie rund, wie ſchön, wird dann der Erdball ſeyn!
Wie wenig fragt alsdann der Menſch nach Fels und Stein!
Auch Gemſen werden dann auf keinen Klippen wohnen,
Und ſelbſt der Jäger wird ſie mit der Jagd verſchonen.

Ein neues Paradies wird auf der Welt entſtehn,
Und rings um ihren Ball in ebnen Zirken gehn.
Geſunde, reine Luft wird ſie durchaus umgeben,
Und jeder wird ſo lang als jene Väter leben.
Wie vor der Sündfluth noch, als alles jünger war,
Die ſaftige Natur geſundre Koſt gebahr:
So wird alsdann die Welt, wo nicht die Schlüſſe trügen,
Viel kräftiger als itzt der Menſchen Sinn vergnügen.

Komm, angenehme Zeit! beſchleunige den Lauf!
Mach alle Länder glatt, heb alle Hügel auf!
Wie ſich das Niederland in feuchten Fluren weidet,
Und unſrer Berge Grauß kein einzigmal beneidet.
Auch du, o Vaterland! haſt Werker ſolcher Art,
Die dir der Vorſicht Gunſt zum Theil ſchon aufgeſpart.
Sie wachſen jährlich zu! du wirſt zum Schmuck der Erden,
Ehr, als manch andres Land, ein fettes Goſen werden.

Was ſeh ich von der Höh, wo mich der Wagen trägt?
Iſts nicht der Donauſtrom, der ſich vor Augen legt?
Iſt das nicht Regensburg, der Sitz des deutſchen Reiches?
O ja! Seyd mir gegrüßt; ihr beyde habt nichts gleiches!
Der Deutſchen Flüſſe Haupt, und wahre Königinn
Eilt hier getheilt vorbey, und ſteuſt ganz ſtolz dahin,
Wo Kaiſer Franz regiert, und wo die Luſt der Zeiten,
Thereſia ſich wird ein ewig Lob bereiten.

O nimm mich, werther Fluß! und führe mich mit dir!
Und zeige mir die Stadt, der Deutſchen Städte Zier.
Den großen Kaiſerſitz, wo ſeit drey hundert Jahren
Die Häupter Oeſterreichs in vollem Glanze waren.
Ihr weichet auch Paris, und London, wenn ſie will.
Jedoch, o Muſe! ſchweig, von ihren Wundern ſtill,
Bis du ſie ſelbſt erblickſt. Blick auf die nahen Mauren,
Worinnen Freyheit, Recht, und Macht des Reiches dauren.

Der

Der Deutſchen Häupter Rath und Weisheit herrſcht allda!
So, wie man ſonſt in Rom den Staat vereinigt ſah.
Es ſind Geſandten hier, bereit in allen Fällen,
Der Fürſten Anſehn, Macht und Rechte darzuſtellen.
Ihr hohen Thürme zwar, prangt nur durchs Alterthum:
Allein auch dieſes ſchwächt nicht eurer Würde Ruhm.
Iſt doch das Capitol, wie wir in Römern leſen,
Auch, als es hölzern war, das Haupt der Welt geweſen.

***

Ruffen uns nach Zions Bergen, wo man Sarons Rosen tritt.
So ein ungezehltes Heer von des Allerhöchsten Knechten,
So viel tausend Heilige, so viel Seelen der Gerechten
Werden uns Gesellschaft leisten, und nach überstandner Pein,
Vor des Lammes Gnadenstuhle lauter Jubelchöre schreyn.
Seele, fort! du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken,
Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken,
Wirst du durch diß Ganze wandern? Bist du etwas, oder nichts?
Oder ein getrennter Funke von dem Wesen jenes Lichts?
Laß den Kummer! Er bethört: Geh am sichersten und glaube
Deines Wesens Ewigkeit. Mach es wie die Turteltaube,
Fleuch vor Angst und Sturm und Wetter aufs Gebirge Golgatha,
Fleuch und suche sichre Ritzen, denn der Räuber ist dir nah.
Du gekreuzigte Gedult, die du leidest und doch schweigest,
Und so viel du Grausamkeit auch Erbarmungszeichen zeugest,
Du mein gütiger Erlöser, Heyl der Welt und Lebens-Fürst,
Der du erst mein Mittler worden, und dereinst mein Richter wirst.

Ich

Mich dünkt, du biſt bereit und lockeſt mich zu dir.
Hier bin ich, komm! und laß uns weiter eilen!
Das Schiff ſtößt wirklich ab; du willſt dich nicht verweilen:
Und beyde Brücken fliehn vor mir.
Ich ſeh den Wörth, den du mit beyden Zweigen
Darein du dich zertheilt, umarmeſt und umringſt.
Nun kannſt du dich gedoppelt breiter zeigen,
Da du dein ganzes Waſſer bringſt;
Und deſto ſchöner noch mit ſtarker Fluth zu pranzen,
Das Regenfluſſes Zoll empfangen.

Das große Regensburg entweicht mir allgemach.
Der Thürme Pracht ſcheint nach und nach zu ſinken.
Das Emeranerſtift ſcheint meinem Blick zu winken,
Wo mirs an Wolluſt nicht gebrach.
Sein Bücherſaal iſt des Prälaten Ehre
Der prangt mit altem Witz und neuer Schätze Pracht.
Sein ſtolzer Bau giebt jeder Stadt die Lehre:
Daß Bauen Glanz und Anſehen macht.
Und wird dieß Stift vollführt, ſo wird die Nachwelt leſen,
Wie groß ſein Bauherr itzt geweſen.

Ich seh den alten Dom, der fast neun hundert Jahr
Nach Gothenart ein Wunderbau geheißen.
Die Zeit, so stark sie ist, kennt ihn nicht niederreißen;
Weil er zu fest gegründet war.
Wo bleiben noch der andern Klöster Tempel;
Und die gedritte Zahl, wo unsre Brüder stehn!
Die alle blühn; zum deutlichen Exempel
Daß beyder Andacht kann bestehn.
Daß Christen beyder Art, beysammen friedlich blühen,
Wenn sie der Bürger Pflicht vollziehen.

Ihr Gönner, lebet wohl, die ich vorhin gekannt!
Ihr habt mir noch die alte Gunst erwiesen.
Die Freundschaft Eurer Brust wird stets von mir gepriesen
Die ich ganz unverändert fand.
Was sag ich Euch, Ihr trefflichen Gesandten,
Die Sachsens Churhauß theils, theils Gotha hergeschickt?
Ihr schützt das Recht des Volks der Protestanten,
Die man so eifrig unterdrückt.
Der Himmel fördre stets das Werk von Euren Händen!
Und helf es, uns zum Schutz, vollenden!

Du weiſer Antonin, dergleichen keine Zeit
Noch auf dem Thron als Herrſcher hat geſehen.
Mich dünkt, ich ſeh den Zug, der ſonſt von dir geſchehen,
An Spuren deiner Menſchlichkeit.
Die Donau ſah dein muthervülltes Kriegen:
Doch ſah es auch an dir die Weisheit, den Verſtand,
Und ehrte jederzeit bey fehlgeſchlagnen Siegen,
Den Kiel in deiner klugen Hand.
Der, wenn der Krieg dich gleich in Zelt und Harniſch brachte
Im Lager dich geſchäfftig machte.

Was ſeh ich dort vor mir? Das hohe Donauſtauf,
Ein feſtes Schloß, die Donau zu beſtreichen.
Es hatte vor der Zeit faſt keines ſeines gleichen:
Doch hub der Krieg dieß Vorrecht auf.
Als Guſtav ſonſt den Glauben tapfer ſchützte,
Und durch ſein ſiegend Schwerdt das ganze Reich durchdrang,
Zerbrach er das, was ihm nicht ferner nützte;
So ſpielt des harten Schickſals Zwang!
Der, was der Menſchen Hand ſeit langer Zeit verehret,
Wenn ſeine Stunde kömmt, zerſtöret.

Du

Du ſelbſt berühmter Strom, kannſt hier ein Zeuge ſeyn:
Warſt du nicht ſonſt die Bruſtwehr deutſcher Lande?
Und trugſt du gleich einmal der Knechtſchaft harte Bande,
Blichſt du doch freyer als der Rhein.
Ein ſiegend Volk von unbezwungnen Gothen
Kömmt vom Cnrin herauf, und ſchützet deinen Strand,
Hat alle Macht des Nordens aufgebothen,
Und ſtürzet in der Römer Land,
Und rächt den bittern Schimpf, der Deutſchland ſonſt beſchweret,
Indem es Wälſchland ſelbſt verheeret.

Was zeigt mir linkerhand dieß halb umſchloßne Thal?
Iſts Straubing nicht, des Bayerlandes Zierde?
Ja, ja, ich ſeh es ſchon, mit ſehnlicher Begierde,
Und lobe ſeiner Thürme Zahl.
Der Straßen Bau, die Lebensart der Leute,
Verkündigt mir gewiß ein gutes Nahrungsamt;
Der Ort ward nicht durch Zwang des letzten Krieges Beute,
Die tapfern Schutzen fochten hier.
Kein Haus iſt hier verſehrt, kein Tempel ward verletzet,
So ſehr man Straubing zugeſetzet.

Du

Du armes Deckendorf! viel härter gieng es dir,
Als ſich der Krieg in Bayern angeſponnen.
Der Feind hat dich umringt, belagert und gewonnen,
Land, Thürm' und Tempel zeigens mir.
Wie kläglich tobt der Menſchen Luſt zum Morden!
Was wirkt die Kriegswuth nicht, wenn ſie einmal entbrannt?
Sie ſchonet nichts, was kaum erbauet werden,
Und ſtürzt das Volk in Jammerſtand.
Viel Jahre werden hier, ihr ungerechten Lilien!
Nicht eurer Herrſchſucht Spuren tilgen.

Berühmter Iſerſtrom, zur Rechten ſeh ich dich,
Du kömmſt herab von Münchens edlen Höhen,
Durch deinen Freundſchaftsbund muſt unſre Luſt entſtehen,
Vermehrte deine Freude ſich.
Antonia, das Bild von Geiſt und Tugend,
Iſts Sachſens Augenluſt und deines Ufers Preis!
Wie huldreich iſt die Großmuth Ihrer Jugend!
Wovon ich ſelbſt die Proben weis:
Hat Marianne nicht den Bayerſtamm gezieret,
Seit ſie Max Joſephs Herz gerühret?

Ver-

Verbrannter Hickesberg! auch du kannſt Zeuge ſeyn,
Wie ſehr der Krieg bey dir getobet.
Vilshofen liefert das, was ihm die Vils gelobet,
Der Donau, ſeiner Fürſtin, ein.
Nun thürmen ſich auf beyden Seiten Berge,
Des breiten Stromes Fluth fließt eingeſchränkter fort.
Hier ſah man ſonſt die Schlöſſer kleiner Zwerge,
Und dichtete ſo manchen Ort,
Wo Rieſ und Helden ſich durch kühnes Unterfangen
Im felſigten Gebirg vergangen.

Fürſt Elbrich und Laurin, des Heldenbuches Preis,
Beherrſchten ſo der Alpen tiefſte Gründe.
Tyrol und Steyermark bewahrten ſolche Schlünde,
Als itzt kein Menſch zu finden weis.
Weg Fabelwerk! An dieſen rohen Felſen
Stehn gleichwohl hin und her noch Hütten angeklebt;
Darinn ein Volk mit Kröpfen an den Hälſen,
Vergnügt in ſeinem Jammer lebt.
Es kennt den Reſt der Welt auch kaum von Hörenſagen:
Wie könnt es ſelbſt ſein Reſt ertragen?

Beglücktes Gemſenvolk! du weiſt nicht was die Stadt
Für Noth und Angſt bey ihrer Schönheit heget:
Dir wird kein falſches Geld, zu deiner Quaal, geprägt,
Das weder Werth noch Anſehn hat.
Dich plagt kein Geiz; der Wucher iſt verbannet.
Die Ehrſucht quält dich nicht bey Hofe groß zu ſeyn:
Du wirſt ins Joch der Großen, nicht geſpannet,
Und machſt auch keinen Großen klein.
Ein Berg verſtecket dich. Dein ganzes Weltgetümmel
Iſt Fels, die Donau und der Himmel.

So ſcheints: doch ſcheints auch nur. Wie elend lebt ein Mann,
Den die Geſtalt kaum läßt zu Menſchen zählen?
Wie viel gebricht ihm nicht, was ſonder Gram und Quälen
Uns die Geſellſchaft liefern kann?
Er lernt nicht ſich, nicht andre Leute kennen.
Sein Gott, wird jeder Klotz, vor dem er thöricht kniet:
Den Heiligen weis er oft nicht zu nennen,
Den er mit dummer Ehrfurcht ſieht.
Wie will er, als ein Chriſt, das höchſte Weſen ehren,
Das niemand ihn will kennen lehren?

Dort

Dort zeigt ſich Paſſau mir, die wohlgebaute Stadt;
Sein Cardinal verdient der Bürger Liebe.
Er drückt die Armen nicht, und folget keinem Triebe,
Der ihre Qnaal zur Würkung hat.
Kein Schwelgen, Spiel, kein Jagen und Stolzieren,
In Kleidung und Gefolg, erſchöpft des Landes Mark.
Sein ſchöner Dom kann Aug' und Herzen rühren
Und iſt an Pracht und Baukunſt ſtark.
Der Inn vereinigt ſich hier mit der Donau Wellen,
Um dieſer Fluth mehr aufzuſchwellen.

Wo bleibt der Ilsſtrom noch, der reich an Perlen ſeufzt,
Ein ſeltner Schatz, den er dem Biſchoff reichet!
Die Elſter gleichet ihm, die Meißens Flur durchſtreichet,
Wo ſie bey Planen ſich ernennt.
O Deutſchland! ſey auf deinen Reichthum ſtolzer!
Was fehlt dir noch an Glück und Ueberfluß?
Dein Boden zinſt, Metalle, Marmor, Hölzer,
Die manches Land erbergen muß.
Wald, Viehzucht, Ackerbau, und reiche Fiſchereyen,
Die dich mit Perlen auch erfreuen.

Nun ſteußt die Donau ſchnell und breitet ihren Strand
Gedoppelt aus, wenns Berg und Fels geſtatten:
Zuweilen tritt ſie auch in dichter Wälder Schatten
Wo ihre Fluth den Durchgang fand.
Bald ſchweifet ſie durch angenehme Auen,
Wo ſich das Augenlicht an weiter Ausſicht labt;
Wo ſich, o Steyermark! der Berge Reih läßt ſchauen,
Womit dich die Natur begabt.
Die ungeſchmolzner Schnee das ganze Jahr bedecket,
Und deren Anblick faſt erſchrecket.

Was mir die Donau wies, ſind Zwerge gegen euch,
Ihr aber gleicht den ungeheuren Rieſen!
Da eure Gipfel ſich zehn Meilen weit gewieſen,
Seyd ihr dem ſteilen Blocksberg gleich.
Doch, da das Mark von euren Eingeweiden
An Erzten, Bley und Eiſen fruchtbar iſt;
So mögt ihr euch von unſern Tiefen ſcheiden,
Bis euch die höchſte Wolke küßt.
Mein Weg führt mich, Gottlob! nicht über eure Spitzen,
Auch nicht durch eurer Thäler Ritzen.

Das Bayerland entweicht; ich ſehe Linz vor mir.
O Oeſterreich! ich tret in deine Gränzen.
Man ſieht der ſchönen Stadt erhabne Zinnen glänzen,
Und ihre Brücke zeigt ſich hier.
Ein bärtig Volk, nach Art der alten Zeiten,
Umringt mein volles Schiff an ihren Ufern ſchon.
Der Mautner Schaar durchſuchts an allen Seiten
Und ſpricht verbothnen Handel Hohn.
So ſcheint die Donau mir, bey Inſeln Berg und Schlöſſern,
Den Schauplatz immer zu vergrößern.

Die Ens theilt hier das Land in ſeine Hälften ab;
Man ſieht die Stadt, der ſie den Namen giebet.
Die Flur verſchönert ſich, die auch der Adel liebet,
Der ihr die ſchönſten Sitze gab.
Du Salaburg, biſt ſonderlich zu preiſen,
Dein Schloß liegt ungemein und überſieht den Fluß.
Der Wirbel nur mit ſeinen ſchnellen Kreiſen
Macht, daß man dich faſt ſcheuen muß:
Indem der ſtarke Strom auf deine Felſen ſprudelt
Und ſeitwärts in die Runde ſtrudelt.

Ich ergreife dein Verdienst, ich vertraue deinen Wunden,
Hat doch auch des Schächers Herz Ruh in dieser Freystadt funden,
Ich gesteh, ich bin ein Sünder, doch du bist auch GOttes Sohn,
Und verspreche mir das Leben, so gewiß, als hätt ichs schon.
Lebe wohl, bethörte Welt, leb, ich wünsche dirs zum Possen,
Ob ich gleich in dir bisher wenig gute Zeit genossen.
Auf dem Schauplatz deiner Erde, stellt ich einen Jüngling vor,
Der vorher nicht viel besessen und doch täglich mehr verlohr.
Hat sich etwa noch dein Zorn nicht genug an mir gerochen,
O! so sättige dein Maul mit den abgefleischten Knochen,
Dieses Spiel mit meinem Cörper gönn ich dir zur Dankbarkeit,
Weil du mich durch so viel Stösse einmal aller Last befreyt.

VII.

Carl Gustav Heräi, Kayserl. Raths,

auch Medaillen- und Antiquitäten-Inspectors, unvorgreifliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer Deutschen Sprach-Gesellschaft, wie solche einem vornehmen Minister sind überreichet worden.

MAn ist von langen Zeiten her gewohnt gewesen in verschiedenen Monat-Schriften der Italie-

Was ſag ich von dem Schloß, das die von Staarenberg
Und weiter her, Graf Goes längſt beſeſſen?
Wer dieſe Gegend ſieht, der kann ſie nie vergeſſen
Als aller Klugen Augenmerk.
Ihr Klöſter, ihr, die ihr an ſo viel Stellen,
Paläſten ähnlich ſeht, und halbe Wunder zeigt!
Beſonders du, um das mit treuen Wellen
Der Donauſtrom ſich ſchmiegend beugt;
O Mölk! dein hoher Bau beſchämet Fürſtenhäuſer,
Und regt den Neid erhabner Kaiſer.

Nun nimmt der Berge Grund des Bachus Leibtracht an,
Da wo ſich Stein und Krems von weiten zeigen.
Der Reben ſüße Frucht hängt ſchon auf ſchweren Zweigen,
Und zeigt ein halbes Canaan.
Der Boden ſinkt und zeigt nun mildre Flächen,
Ein ungemeines Land an Lag und Fruchtbarkeit,
Der Donauſtrom, ſtatt ſeinen Lauf zu ſchwächen,
Verdoppelt ſeine Lüſternheit:
Und eilt viel ſchneller noch, auf meinem naſſen Wagen,
Mich in den Kaiſerſitz zu tragen.

In

In einer Stunde geht mein Lauf zwo Meilen fort:
Ein ſchneller Pfeil kann kaum geſchwinder eilen.
Es zeigt ſich Tullin bereits; doch hier gilt kein Verweilen,
Wir ſuchen einen andern Port.
Was ſeh ich dort mit ſeinen Kronen prangen?
Ach! Kloſter Neuburg iſts; wie ſchön iſt der Palaſt!
Mit was für Gegenden biſt du, o Wien, umfangen!
Ich ſeh die Thürme, die du haſt!
Ihr Muſen, itzt genug! Die Stadt will näher rücken:
Laßt morgen mir die Reime glücken.

Ein Stück des abnehmenden Monds.

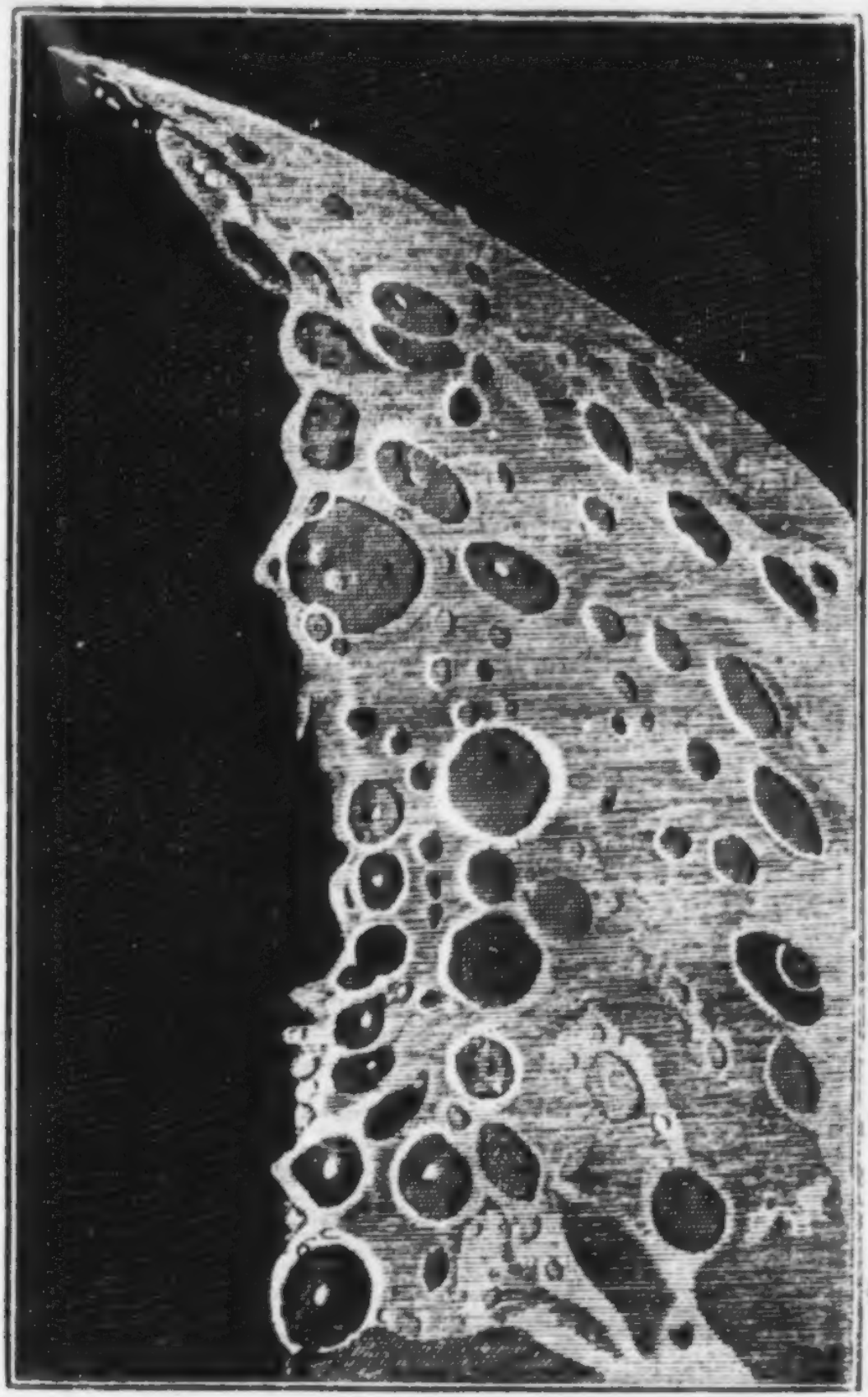

1 Blancanus 2 Schemer 3 Clavius 4 Longomontanus 5 Wilhelmus
Grimal. Pitatus. Hassiac.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Jänner, 1751.

BIB
VNIVER
LIPS.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quaeque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia praeclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

Vorrede
an den geneigten Leſer.

Aus dem Schluſſe des neuen Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte wird man bereits geſehen haben, was das Vorhaben in dieſer neuen Monatſchrift ſey. Die anmuthige Gelehrſamkeit iſt ein ſo großes, als in unſern Tagen beliebtes Feld. So groß auch immermehr die Zahl der Handwerksgelehrten ſeyn mag, die mit ihrer Wiſſenſchaft, nur in Anſehung des Brodtverdienens, wuchern: ſo wenig fehlt es itzo in Deutſchland auch an ſolchen Liebhabern der Muſen, die bloß zur Luſt Bücher leſen. Wir haben Gott Lob! die Zeiten erlebet, da man in ſehr vielen großen Städten, ja auch wohl auf dem Lande, einen Geſchmack an den angenehmen Wiſſenſchaften hat. Man lieſt z. E. ein Hiſtorienbuch, einen Roman, ein Gedicht, eine Rede, eine Sammlung von

Luſt- und Trauerſpielen, ja auch ſonſt manches Buch, das eben nicht zu den ſo genannten drey höhern Facultäten gehöret. Dieſe Bücher nun, und noch einige andere Arten, gehören eigentlich zu der anmuthigen Gelehrſamkeit, davon wir hier reden.

Solche Leſer aber ſind zuweilen begierig, zu erfahren, was in der gelehrten Welt Neues vorgeht, daran ſie einen artigen Zeitvertreib finden könnten. Sie überlaſſen die theologiſchen, juriſtiſchen und mediciniſchen Schriften gern denen, die ein Handwerk daraus machen. Sie ſuchen eben kein Brod mit ihrem Wiſſen zu verdienen; lieben doch aber ein gutes Buch, als einen aufgeweckten Freund, der ihnen einige Stunden auf eine beliebte Art zubringen hilft. Sie wollen bald ein hübſches moraliſches Werk durchblättern, welches ihnen im Vertrauen ſchöne Lehren giebt; bald eine anmuthige Reiſebeſchreibung leſen; bald eine Beſchreibung natürlicher Seltenheiten durchlaufen; bald eine Sammlung luſtiger Hiſtorien, oder artiger Einfälle belachen; bald eine Vermiſchung von allerley politiſchen, öconomiſchen und militariſchen Gedanken ſich bekannt machen.

Und

Und wer kann alle die Arten von Büchern erzählen, die zu solcher erlaubten, nützlichen, und höchstrühmlichen Zeitkürzung füglich dienen können?

Von allen diesen Classen der Bücher wollen wir uns bestreben, sowohl die neuesten, als die besten, bekannt zu machen. Wir werden manche, die groß und theuer sind, etwas ausführlicher; andere aber, die nur klein und wohlfeil sind, kürzer beschreiben. Wir werden aber weder übermäßige Lobsprüche, noch Satiren verschwenden; sondern uns in der Mittelstraße erhalten. Von vielen werden wir auch die bloßen Titel nur anzeigen: theils, weil wir selbst nichts mehr davon wissen werden; theils, weil sie leicht zu haben sind, und kein großes Geld kosten, sie selber zu kaufen und zu lesen: wie z. E. die Schauspiele, oder andere solche Kleinigkeiten, die einzeln, auf wenigen Bogen herauskommen.

Wir erbiethen uns aber auch gegen alle witzige Federn, die zuweilen ein kleines Gedicht, oder eine artige Abhandlung von den schönen Wissenschaften, oder eine neue Erfindung, oder eine Beobachtung besonde-

rer Naturbegebenheiten aufsetzen, und uns einschicken wollen, mit der Einrückung oder Bekanntmachung derselben zu willfahren. Schriftsteller, oder Buchhändler aber, die etwas Neues fertig haben, dessen sie gern Erwähnung gethan hätten, dörfen solches nur an unsern Verleger bestellen. Nur persönliche Satiren werden aus unsern Blättern gänzlich ausgeschlossen seyn. Kurz, wir wollen alle erlaubte Mittel gebrauchen, unsern Lesern zu gefallen, und, so viel, als möglich ist, niemanden zu beleidigen. Werden wir also von gewissen Schriften, die gleichfalls neu sind, und sonst wohl in unser Feld gehören würden, nichts Gutes zu sagen wissen: so wollen wir sie lieber gar mit Stillschweigen übergehen. Nur wenn sie offenbar zur Verderbung des Geschmackes abzielen: so werden wir zuweilen davor warnen; damit sich niemand durch blendende Ueberschriften betriegen lasse.

Der geneigte Leser lebe wohl, und lasse sich unsere Bemühungen, ihm zu dienen, ferner empfohlen seyn.

I.

Einleitung zu einer erwieſenen Staatsgeſchichte derer dem königl. preußiſchen Zepter unterworfenen Staaten, aus Urkunden, und bewährten Schriftſtellern entworfen, von Carl Friedrich Pauli, der Weltweisheit und beyder Rechte Doctorn, des Staatsrechts und der Geſchichtkunde ernannten Lehrer auf der hohen Schule zu Königsberg. Mit königl. allergnädigſter Bewilligung. Halle, zu finden in der Rengeriſchen Buchhandlung, 1751, 4.

Man hat zwar bisher von den einzelnen Ländern und Provinzen, die dem königl. preußiſchen Zepter unterworfen ſind, eine Menge beſonderer Schriften aufzuweiſen gehabt. Aber theils ſind dieſelben nicht in allen Buchläden zu haben, theils waren ſie in ſo ungleichen Arten des Vortrages, ja wohl gar in verſchiedenen Sprachen abgefaſſet; daß man ſich ihrer ſchwerlich auf Akademien bedienen konnte, Anfängern einen kurzen Begriff von der Geſchichte

ner, Franzosen, Holl- und Engelländer, auch selbst unserer eigenen Landsleute, nebst geschickten Auszügen aus Büchern, neuen Anmerkungen, Lebens-Beschreibungen und dergleichen, auch andere kleinere wohlgerathene Schriften hier und dar eingeschaltet zu lesen, welche entweder noch gar niemals gedruckt worden, oder, da dieses geschehen, dennoch in grösseren und kostbaren oder seltenen Schriften versteckt und gleichsam begraben gelegen, auch daher den wenigsten bekannt oder nützlich haben seyn können. Die Gelehrten haben dergleichen Bemühungen so wenig gemißbilliget, daß sie vielmehr durch eine vielfältige Nachahmung derselben gezeiget, wie angenehm sie ihnen gefallen. Wir schöpfen aus diesem Grunde billig die Hoffnung, bey unsern Lesern nicht eben gar keinen Dank zu verdienen, wenn wir diesen Exempeln jezuweilen nachgehen werden, und vor diesesmal des berühmten Herâi **Vorschlag zu Errichtung einer Deutschen Sprach-Gesellschaft**, hier einrücken, der seinen zu Nürnberg A. 1721. in groß Octav zum andernmal zusammen gedruckten Gedichten und lateinischen Inschriften am Ende angehänget ist. Diese sind eben nicht in jedermanns Händen; gegenwärtige Gedanken selbst aber einer weitern Bekanntmachung, und eines Platzes in diesen Beyträgen, um so viel mehr werth, je weniger ihnen irgend eine Eigenschaft mangelt, bey verständigen, und die Ehre ihres Vaterlandes liebenden Deutschen, einen vollkommenen Beyfall zu erhalten.

ihres Vaterlandes, und derer damit verknüpften weitläuftigen Landschaften zu geben.

Gleichwohl ist es eine höchstnöthige Sache, der studirenden Jugend zuförderst ihre einheimische Historie bekannt zu machen. Bemerket man nicht auf unsern hohen Schulen, einen großen Mangel in diesem Stücke? Alle historische Vorlesungen auf Akademien betreffen entweder die Universalhistorie, oder die Staatenhistorie, oder die Reichshistorie. In der ersten handelt man die vier Monarchien, insgemein, bis auf Karl den Großen, oder bis zur Eroberung von Constantinopel ab; als bey welcher das alte römische Reich eigentlich ein Ende genommen. In der zweyten hebt man insgemein von Spanien und Portugall an, und geht alle europäische Länder fleißig durch: ehe man aber von dieser langen Reise glücklich wieder nach Hause kömmt, sind die meisten Zuhörer der Vorlesungen, diesen so weiten Spaziergang überdrüßig, und unsichtbar geworden. Von seinem Vaterlande nun, sollte man zwar, als ein Deutscher, am besten in der Reichshistorie unterrichtet werden. Allein, hier redet man nur von dem Kaiser und dem Reiche überhaupt, in so weit es einen großen zusammengesetzten Staatskörper ausmachet: an die besondern Provinzen des Reiches aber wird fast mit keinem Worte gedacht. Wo soll nun ein Liebhaber der Geschichte, z. E. die sächsische, brandenburgische, hannöverische, oder pfälzische Staatsgeschichte lernen?

Diesem

Dieſem ſo gemeinen Fehler nun, in Anſehung der königl. preußiſchen Lande, abzuhelfen, hat der gelehrte Herr D. Pauli in Halle, ſich in dieſem trefflichen Werke, auf eine patriotiſche Art angelegen ſeyn laſſen. Er hat freylich kein kleines Feld vor ſich geſehen, als er dieſe Arbeit vor ſich nahm. Ein Königreich, ein Churfürſtenthum, ſo viele große Herzogthümer, Fürſtenthümer, Grafſchaften und Herrſchaften, als dem königl. preußiſchen Hauſe nach und nach zugefallen, auf einmal zu überſehen; das iſt gewiß ein Werk, dem nicht ein jeder gewachſen iſt. Allein, unſerm Herrn Verfaſſer hat es weder an Einſicht und Geſchicklichkeit, noch an Fleiß und Geduld gefehlet, ſolches glücklich zu Stande zu bringen; wie der Augenſchein ſelbſt uns ſattſam überzeugen wird.

Was ſich derſelbe nach reifer Ueberlegung in ſeiner Arbeit für Regeln vorgeſchrieben habe, das lehret ſeine wohlausgearbeitete Vorrede. Er will den Leſer in den Stand ſetzen, von ſeinem Werke zu urtheilen: und dieſes zu bewerkſtelligen, lehret er, wie eine akademiſche Anleitung zu einer Staatshiſtorie zu verfertigen ſey. Alles, was er hier beybringt, und verſchreibt, iſt ſehr gründlich und vernünftig: nur für uns fällt es zu weitläuftig, ſo lange bey der Vorrede ſtehen zu bleiben. Diejenigen bekommen hier ihren guten Unterricht, die auf eine oder die andere Art, in dieſer Arbeit auf Abwege gerathen ſind. Hauptſächlich dringt der Herr Verfaſſer auf die Beweiſe deſſen, was man vorträgt; ohne welche gewiß auch eine akademiſche An-

leitung zur Geschichtkunde ein bloßes Hirngespinst seyn würde. Hier ist es nun nicht genug, nach Art der flüchtigen Franzosen, auch wohl einiger Deutschen, überhaupt den Namen eines Schriftstellers, oder Buches zu nennen. Man muß auch die Auflage von diesem, den Theil, das Capitel, oder die Seite anführen, wo dieses oder jenes befindlich ist. Alsdann kann eine solche Geschichte allererst eine erwiesene Geschichte eines Landes genennet werden: und so hat der Herr Verfasser sein itziges Werk ausgearbeitet.

In der Vorbereitung giebt derselbe einen deutlichen Begriff, von der brandenburgischen Staatshistorie. Er unterscheidet sie billig, sowohl von der Staatskenntniß, als von dem Staatsrechte; welche beyde von jener das nöthige Licht borgen müssen. Er zeiget die Quellen an, woher man dieselbe zu schopfen hat; und lehret die Ordnung, worinn sie vorzutragen seyn wird. Zu dem Ende theilet er sein Werk in sieben Haupttheile. Der erste zeiget uns den Zustand der Mark Brandenburg, unter den Schwaben und Wenden, die es bis auf Heinrichen den Vogler inne gehabt. Im zweyten lehret er den Zustand der Mark, bis auf Albrechten den Bären. Im dritten Abschnitte handelt er von den Anhältischen, im vierten von den Bayerischen, im fünften von den Lützelburgischen, im sechsten von den Hohenzollerischen Churfürsten; und im siebenten endlich von den preußischen Königen.

Daß

Daß die Sueven die gewiſſeſten alten Einwohner der Mark geweſen, iſt aus dem Tacitus, u. a. m. ausgemacht. Unter ihnen waren die Semnonen die edelſten und bekannteſten; wie Strabo, Ptolomäus, und Paterculus einſtimmen. Die Oder hat von ihnen gleichfalls den Namen Suevus gekriegt; wofern ſie ſelbige nicht zuerſt ſo getaufet hat, da ſie denſelben vom Schweifen oder Umſchweifen bekommen: weil ſie ſich ſo ſehr breit ergießt, viele niedrige Oerter oft überſchwemmet, ja ſich in viele Arme theilet. Druſus Germanicus kam in ſeinen deutſchen Feldzügen bis an die Elbe, und ſchickte den Luc. Domitius Aenobarbus hinüber, um ſich gegen die Sueven zu verſuchen. Allein, es erſchien ihm ein Geſpenſt, welches ihm rieth, umzukehren; oder er gab ſolches doch vor. Und alſo blieben ſie von den Römern unbeſieget. Eine Zeitlang ſtunden ſie unter dem mächtigen markmänniſchen Könige Marbod: als aber Arminius ſich der Freyheit annahm, halfen ihm die Semnonen jenen demüthigen. Ihre meiſten Könige ſollen Brennus, oder Brando geheißen haben. Sie verehrten die Göttinn Nerthus, in einem heiligen Walde, der, wie Tacitus ſagt, auf einer Inſel in der See gelegen.

Es waren ſchon viele ſueviſche Heerzüge in fremde Länder gegangen, als auch im fünften Jahrhunderte, die meiſten Einwohner dieſer Lande, mit fremden Völkern vermiſchet, auszogen, ſich neue Wohnungen zu ſuchen. Da alſo das Land von ſeinen deutſchen Einwohnern mehrentheils verlaſſen, und

und entblößet war, kamen die Slaven, ein sarmatisches Volk, und nahmen dasselbe ein; nöthigten auch die übrigen suevischen Reste, sich über die Elbe in die sächsischen Gränzen zu begeben. Die Wenden bestunden gleichfalls aus vielen besondern Völkern, oder theilten sich in dieselben ab. Sie hießen Tholenzer, Rhedarier, Circipaner und Kizziner; davon diejenigen, die zwischen der Elbe und Oder wohnten, **Wilzier** und **Lutizier** genennet wurden. Die **Wilzier**, (die ihren Namen von **Wilk**, wendisch ein Wolf, hatten), drängeten um Karls des Großen Zeiten, die Obotriten, seine Bundesgenossen; stunden den Normannen bey, zerstörten Hamburg u. d. m. Daher überwand sie Karl mit Hülfe der Obotriten, ließ ihnen aber doch ihren König **Draoscio**. Seinem Sohne Ludwig überschickten die Wilzer Geschenke; ja er entschied einen Streit über die Erbfolge unter zweenen Söhnen des Kö[illegible]ges **Liubs**, und bestätigte die Wahl des Volkes in dem jüngsten.

Als das deutsche Reich seine Gestalt bekam, ward demselben in der Theilung zu **Verdün**, alles Recht über die Wenden auf ewig überlassen: obgleich Ludwig der Deutsche wenig Ansehen unter ihnen hatte. Ja, sie scheinen sich unter König **Arnolphen**, sowohl, als die Obotriten, völlig in Freyheit gesetzet zu haben. Die Wenden waren sonst unter den Sarmatern nicht eben die schlechtesten. Sie baueten Städte, und waren also schon etwas gesitteter. Ihr höchster Abgott hieß **Suantevito**, und der zweyte **Radegast**. Doch ist im Brandenburgi-

schen

schen hauptsächlich Trigla verehret worden. Alles dieses hat Herr D. Pauli mit den besten Zeugnissen der ältesten Geschichtschreiber bestätiget.

Die zweyte Periode hebt mit Kaiser Heinrichen dem Vogler an, der schon jung wider die Slaven zu Felde gezogen, als sie durch östere Einfälle ihn nöthigten, den Krieg in ihr Land zu spielen. Er bekriegte die Heveller, (an der Havel) eroberte Brandenburg, schlug die Rhedarier bey Lenzen, und machte die Ukermärker zinsbar. Es ist aber falsch, daß er Siegfrieden von Ringelheim zum ersten Markgrafen gemacht.

Unter Otten dem Großen empörten sich die Obetriten und Wilzer, und schlugen ein deutsches Heer. Aber ihr Fürst Tugumur verrieth die Stadt Brandenburg, und so mußten sie sich wieder bis an die Oder zum Tribute verstehen. Bey neuen Unruhen, die sie machten, wurden sie ganz unters Joch gebracht. Einige sagen Gero, der 30 slavische Herren bey einem Gastmaale ermordet hat, sey der erste brandenburgische Markgraf gewesen. Allein, es ist nicht erweislich: ganz falsch aber ist es, daß Brunico und Hugo seine Nachfolger gewesen. Theodorich, Markgraf in der alten Mark, die damals Saxonia septentrionalis genennet ward, gab, durch seinen Hochmuth, zu einer großen Veränderung Anlaß. Die Lutizier fielen wieder zum Heydenthume, und verfolgten die Christen. Otto der IIte zog wider sie, war aber nicht glücklich. Die Wenden eroberten Havelberg und

Branden-

Brandenburg; und machten den Deutſchen viel zu ſchaffen.

Otto der III. ſtrafte ſie dafür und zwang ſie, ſich theils zu ergeben, theils die zerſtörten Feſtungen wieder aufzubauen. Die Wilzen drückten die Chriſten auch, und Brandenburg kam bald in deutſche, bald in wendiſche Hände. Endlich ſchloß Otto zwar einen Frieden: obgleich die Ruhe nicht beſtändig blieb. Fürſt **Miſtevoy** nahm in hohem Alter das Chriſtenthum an, und ward darüber verjaget. Sein Sohn Udo folgte ihm, ſchlug den Vergleich mit Deutſchland aus, und ward erſchlagen. Sein Sohn **Gottſchalk** ward ein Chriſt, und rächete ſeinen Vater. Er ward gefangen, und wieder frey; ſuchte das Chriſtenthum einzuführen, und predigte ſelbſt; ward aber darüber ermordet.

Wir übergehen hier den Reſt der Begebenheiten des XI. Jahrhunderts und den Anfang des XII. darinnen Heinrich, Gottſchalks jüngſter Sohn, von allen ſlaviſchen Völkern jenſeit der Elbe König ward. Seine Söhne geriethen, wegen der Erbfolge in Streit und kamen um: daher belehnte Kaiſer Lothar II. den Däniſchen König Canut, mit allen ſlaviſchen Landen. Doch Pribislaus, den dieſer gefangen hielt, kam los, und beſtieg, als der einzige noch übrige Erbe, den großväterlichen Thron, und führte einen ſchweren Krieg mit den Deutſchen. Er nahm ſeinen Sitz zu Brandenburg; und weil er keine Kinder hatte, ſo ſchenkte er ſeinem Freunde, Albrechten dem Bären, das ganze wendiſche Königreich: und war alſo der letzte ſlaviſche Prinz, der

diesen Thron besessen hat. So lange hatte nun das Christenthum in diesen Landen nicht zu Kräften kommen können: die Landschaften jenseit der Elbe gehörten noch nicht zum Reiche; und Albrecht der Bär brachte sie zuerst als ein Lehn, an diesen Staatskörper. Dieses hat der Hr. D. Pauli in einer eigenen Schrift ausführlich erwiesen.

Der dritte Periode hebt also von diesem an, der vorhin Markgraf vom Nordersachsen, oder in der alten Mark gewesen war, und von den alten Sueven oder Semnonen herstammen mochte. Seit Karls des großen Zeit, hatte dieß Land seine Grafen gehabt, doch **Theodorich** hat zuerst Markgraf geheißen. Ihm folgten **Lothar** von Walbke, sein Sohn **Werinhar**, oder Werner, und sein Bruder **Bernhard**; dann **Bernhard II. Wilhelm**, **Udo I.** Graf von Stade, **Heinrich** der Lange, **Udo II.** und sein Sohn **Heinrich II.** Hierauf Rudolphs Sohn **Udo III. Conrad** von Plötzkau, und endlich **Albrecht** der Bär. Dieser hatte sich durch viele Tapferkeit bekannt gemacht. Seine Geschichte wird hier zwar kurz, aber doch ausführlich beygebracht, und mit Zeugnissen bestärket. Er fiel in die Zeiten Heinrichs des Löwen, mit dem er viel zu thun hatte. Er zwang die Slaven zum christlichen Glauben, und schloß Bündnisse mit den Herzogen von Pohlen. Er half dazu, daß Friederich der I. Oesterreich zur Würde eines Herzogthums erhob. Er zog auch ins gelobte Land, und nach seiner Rückkunft führte er niederländische Colonien in die Mark, wo etwas von den Wenden leer gelassen war. Seitdem ist die Mark im-

mer bey Deutschland geblieben; und hat durch die christliche Religion die Einführung des deutschen Adels, Erbauung der Städte, und Einführung der Handwerker, eine ganz andere Gestalt gewonnen.

Otto der I. sein Sohn und Nachfolger, erlebte das Glück, daß sein Bruder **Bernhard**, anstatt **Heinrichs** des Löwen, Herzog von Sachsen ward. Nach vielen großen Thaten erhielt er zuerst des Reiches Erzkämmereramt, nebst der Churwürde, die mit Brandenburg verknüpfet ward. Wir können uns aber, der Kürze wegen, nicht länger bey ihm aufhalten.

Das bisherige kann nun zu einer Probe dienen, wie der Herr Verfasser in einer sonderbaren Kürze, auch in den ältesten Zeiten, die Geschichte so vollständig als nur möglich ist, geliefert hat. Er führt aber überall eine Menge der bewährtesten Schriftsteller, und zwar die rechten Urkunden an; so daß man auch ihre Worte selbst beygedruckt findet, und also des Nachschlagens überhoben ist. Je neuer die Zeiten werden, je weitläuftiger werden die Begebenheiten und Erzählungen. Alles was die brandenburgischen Herren merkwürdiges gethan, wird fleißig mitgenommen; und man sieht, daß sie gewiß nicht stille gesessen, sondern in den wichtigsten Reichsgeschäfften die größten Rollen gespielet: sogar daß auch im 1256sten Jahre die Churfürsten, nach Kaiser Wilhelms Tode, Otten den III. oder Frommen, zur Kaiserwürde in Vorschlag brachten; die er aber großmüthig ausschlug. Eben dieser Otto gieng den Kreuzherren wider die heydnischen Preußen zu Hülfe, und bauete daselbst, drey, Meilen

len von Königsberg, am frischen Hafe das Schloß, welches noch diese Stunde Brandenburg heißt.

Im 1308ten Jahre finden wir Ottens mit dem Pfeile, todt angemerket, der unter den Deutschen Dichtern alter Zeiten einen ansehnlichen Platz behauptet. Goldast hat desselben in dieser Absicht aus der schobingerischen Bibliothek zuerst gedacht, und unlängst ist in den Proben der schwäbischen Poesie, die man in Zürch aus dem pariser MSte ans Licht gestellet, eine poetische Probe von ihm erschienen. Der Herr Verfasser wundert sich billig, wie ein gebohrner Markgraf von Brandenburg, unter die schwäbischen Dichter gekommen? allein eben dieß hat ja von Heinrichen dem meißnischen Markgrafen, vom Herzog in Breslau, vom Könige Wenzel in Böhmen, und unzähligen andern, statt. Alle diese müssen wider ihren Dank Schwaben werden, wenn es solchen allgewaltigen Kunstrichtern beliebt, das schwäbische Joch über ganz Deutschland auszubreiten.

Herr D. Pauli merket an, daß der brandenburgische Hof damals voller Gelehrten gesteckt haben müsse; weil an demselben, und nicht in Schwaben, auch König **Wenzel** zu einem witzigen Dichter geworden. Hierauf fahrt er fort:

„Mich nimmt nichts mehr Wunder, als daß „der Herausgeber dieser Proben, in dem Vorbe„richte von den persönlichen Umständen der schwä„bischen Poeten, p. XXXV. unserm Prinzen fol„gende andichtet: „ Markgrafe Otte von Brandenburg mit dem Pfile. Sein Vater war Johann der I. ein Bruder Otten des langen, der mit Beaten,

* * *

WJe hoch Sr. Kayſerl. und Cathol. Majeſtät preiswürdigſter Eifer für die Aufnahme der Wiſſenſchaften, mitten unter den Sieges-Zeichen, Dero unſterblichen Ruhm vermehren hilft: erweiſen bereits ſo viel öffentliche Schriften und Lobreden.

Was könnte aber dieſe Glorie höher beſtätigen als die wirkliche Einrichtung einer Academie, welche, zum beſten Dero Römiſch-Deutſchen Kayſerthums, auf die Reinigkeit der heutigen Mutterſprache bedacht wäre, um ſolcher durch eingeführte beſtändige Lehrſätze zu einer gleichen Gewisheit mit der alten Römiſchen, zu verhelfen?

Wie könnte auch derjenige Miniſter, ſo dieſes edle Abſehen befördert, bey der durch ſeinen Vorſchub zierlicher, und folglich allgemeiner, Deutſchredenden Nachwelt mehr Lob zu gewarten haben?

Es hat dieſes zwar das wegen Stiftung der Franzöſiſchen Academie erworbene immerwährende Gedächtniß König Ludwigs XIII. und des Cardinals von Richelieu in der That bezeuget; nicht aber als das einige Beyſpiel. Indem ſchon 20. Jahr vorher, zur Aufnahme der Deutſchen Sprache, regierende Chur- und Reichs-Fürſten, nach Fürſt Ludwig von Anhalt, der von ihnen geſtifteten Deutſchen, ſo genannten Fruchtbringenden Geſellſchaft die Ehre angethan, deren Häupter und Mitglieder zu werden.

Wiewohl dem ungeachtet nicht zu leugnen, daß, wenn der Vorzug des Anfangs, ſo andern den Weg gewieſen, den erſten Preis gewinnet; dennoch die Ungleichheit des Fortganges nicht weniger dienet zu zeigē, worinn gefehlet worden, und was noch zu verbeſſern.

Ottakers in Böhmen Schweſter, vermählet war. Wenzel von Böhmen, unſer Poet, der an Ottens des Langen Hofe erzogen worden, war mit ihm Geſchwiſterkind. In ſeiner Jugend ward er vor Saalfurt, mit einem Pfeile in den Kopf geſchoſſen: die Geſchichte ſaget, ſein Bruder Johann der II. habe ihn ein volles Jahr verwundet herumgetragen. Seine Gemahlinn war Eliſabeth von Holſtein. Er ſtarb 1298. Und hier ſetzt unſer Herr Verfaſſer hinzu: So viele Zeilen, ſo viele grobe hiſtoriſche Schnitzer! Und wenn man das vorhergehende mit ſeinen Beweiſen lieſt, ſo wird man völlig davon überzeuget.

Weil wir ſo unverhofft, in einem ernſthaften hiſtoriſchen Werke, dieſe Probe eines verliebten Gedichtes, aus dem XIII Jahrhunderte antreffen; und welches noch dazu, von einem fürſtlichen Dichter kömmt, fürwahr eine große Seltenheit zu unſern Zeiten, zumal in deutſcher Sprache! ſo wollen wir doch ein paar Verſe davon mitnehmen. Der Liebhaber redet die rauheſte Jahreszeit an:

Winter dine trueben ſtunde
Und die Kelte manigvalt
Ob ich das erwenden kunde
Das ſie warden bas geſtalt
Das lieſt ich dur die langen naht
Vnd dur die vil minneklichen
Dú mir frouiden vil hat braht.
Ich ſah die vil minneclichè
Vor mir ſtan in richer wat
Thant do wart ich frœidenriche
Davon min muot vil hohe ſtat
Mich gruoſte ir minneklicher Munt
Der dubte mich in ſolcher röte
Sam ein fürig Flamm entvunt. u. ſ. w.

Hier

Hier höret man die Sprache einer schönen Natur; das ist eines wohlgearteten Herzens, in der Leidenschaft, die durch keinen gekünstelten Witz entstellet ist. Vielleicht verstehen nicht alle unsere Leser den ganzen Inhalt dieser zärtlichen Strophen. Wir wollen uns also bemühen, sie in einer heutigen Sprache, so gut sichs thun läßt, nachzusingen:

Könnt ich deinen trüben Duft,
Harter Winter, heiter machen;
Daß die gar zu kalte Luft
Frühlingsmäßig müßte lachen:
O! um einer langen Nacht,
Und um meiner Schönen wegen,
Die mir soviel Lust gebracht,
Ließ ich dir so Frost als Regen.

Kaum sah ich dieß Engelsbild,
Reich geschmücket vor mir stehen:
Gleich ward ich mit Lust erfüllt,
Herz und Muth wollt sich erhöhen.
Und wie lieblich schien ihr Mund,
Als sein Gruß mich schamhaft nennte;
Der in solcher Röthe stund,
Als ob er von Flammen brennte!

Wir gestehen es aber gern, daß wir in unserer neuen Art des Ausdruckes, die edle Einfalt des durchlauchten alten Dichters, gar nicht so, wie wir gern wollten, erreichen können.

Nachdem nun unser Hr. Verfasser, die ältesten Linien in der Chur Brandenburg sattsam durchgegangen, kömmt er auf die Churfürsten aus dem hohenzollerischen Hause. Die Geschichte dieses Hauses, vor Erlangung der Chur, mache den I. Ab-

Abſchnitt der VI. Periode: ſo dann folgen die Churfürſten, **Friedrich** I. **Friedrich** der II. der eiſerne genannt; **Albert** Achilles, **Johann** der groſſe, **Joachim** I. Neſtor, **Joachim** II. Hektor, **Johann Georg**, der Oeconom, **Joachim Friedrich**, und **Johann Sigismund**. Weil dieſer durch die glückliche Heirath, mit der preußiſchen Prinzeſſinn **Anna**, Herzog **Albrechts** des Blöden Tochter, von der cleviſchen Prinzeſſinn Eleonora, nicht nur Preußen, ſondern auch den Anſpruch an die ſämmtlichen cleviſchen Lande, Jülich, Bergen, Cleve, Mark, Ravensberg, und Ravenſtein, an das Haus Brandenburg brachte: davon auch nachmals die vier letztern wirklich demſelben anheim gefallen; und die Macht der Churfürſten doppelt verſtärket haben: ſo nimmt der Hr. Verf. hier Gelegenheit, die Hiſtorie von Preußen kürzlich beyzubringen. Wir können uns aber dabey itzo nicht aufhalten.

Es folgen hierauf Churf. **Georg Wilhelm**, deſſen Regierung ſo unglücklich war, als die darauf folgende, **Friedrich Wilhelms** des Groſſen, berühmt und glücklich geworden. Ihm folget **Friedrich** der III. als Churfürſt, beygenahmt der Weiſe, der unter den Churfürſten der XII. und unter den preußiſchen Königen der erſte geworden; und alſo zu beyden letzten Perioden gehöret.

Auf ihn ſind bekanntermaßen **Friedrich Wilhelm**, und König **Friedrich** der II. und Groſſe gefolget. Von allen dieſen Herren nun giebt der Hr. Verfaſſer immer ausführlichere Nachrichten. Er ſchildert ihre Charaktere, und erzählet ihre Tha-

ten

ten und Glücksfälle, in Kriegs- und Friedenszeiten. Ueberall sind die Beweise aus den glaubwürdigsten Schriften, und andern Urkunden beygebracht: so daß man dieses schöne Werk billig für etwas mehr, als ein akademisches Lesebuch anzusehen hat; und dem Hrn. D. Pauli den Ruhm eines trefflichen Lehrers der Geschichte unmöglich versagen kann.

* *

II.

Allgemeine Historie der Natur, nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt, nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königes von Frankreich ꝛc. Erster Theil, Hamb. und Leipzig, bey Grund und Helle, 1750.

Unter allen Büchern, die Frankreich seit fünf und zwanzig, und mehr Jahren, in unglaublicher Menge hervorgebracht hat, ist gegenwärtiges unstreitig eins von den wichtigsten. Die Herren Pariser gestehen dieses selbst, wenn sie Auswärtigen den Zustand ihrer Gelehrsamkeit melden wollen, und sich recht schämen müssen: daß sie in ganzen Jahren nichts als elende Romane, Erzählungen (Contes) und schlechte Comödien aufzubringen wissen (*). Eine Beschreibung der kö-

(*) Man sehe die 5te Numer, des V. Bandes der so genannten Bizarrure, die im Haag seit etlichen Jahren herauskömmt. Hier ist ein Schreiben aus Paris, wo man mit solchen Klagen anfängt, um das Werk, der Herren Buffon und Daubenton anzukündigen.

niglichen Naturalienkammer kann sonder Zweifel nichts geringes seyn. Man weis, was zu Anlegung und Vermehrung derselben, seit langer Zeit für Unkosten angewendet worden: und was muß nicht bereits für ein Schatz natürlicher Seltenheiten vorhanden seyn? Wenn nun eine solche Arbeit vollends in gute Hände fällt, so muß dieses allerdings ein Werk werden, das die Aufmerksamkeit aller Liebhaber nach sich zieht, und mit sovielem Nutzen als Vergnügen gelesen wird.

Hr. **Büffon** und Hr. **Daubenton** sind die beyden Gelehrten, die solches übernommen haben. Alle, die sie von Person kennen, haben ihnen alle nöthige Kräfte dazu zugetrauet: und die Arbeit selbst bestätiget dieses. Sie haben aber noch mehr thun wollen. Anstatt bey der bloßen Historie der Natur stehen zu bleiben, haben sie zeigen wollen, daß ihre Fähigkeit noch weiter gienge. Sie haben in dem I. Bande des Werkes, so zu reden, eine systematische Einleitung von der ganzen Naturlehre machen wollen. Und von dieser wollen wir einige Nachricht geben.

Die I. Abhandlung daraus dieser erste Band besteht, handelt von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln. Hier zeigen sie zuförderst den weitläuftigen Umfang des Reiches der Natur, in einer so ungeheuren Menge von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Ungeziefern, Pflanzen, Mineralien, Steinen u. s. w. Einzelne Theile davon haben sehr viele Gelehrte lebenslang beschäfftiget, ohne daß sie damit zum Ende gekom-

men

men wären. Allein ihr Fleiß und ihre Geduld sind höchstlobenswürdig gewesen, so unvollkommen auch ihre Entwürfe geblieben. Die Hrn. Verfasser gehen die Ursachen dieser Unvollkommenheit, und die Hindernisse durch, dadurch der weitere Fortgang gehemmet worden. Und gleich hier merket man, daß sie auf die Methodenmacher in natürlichen Dingen, übel zu sprechen sind; die nach gewissen Aehnlichkeiten natürlicher Dinge, die Abtheilungen derselben einrichten, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Sonderlich scheinen sie auf die Kräuterkundigen, z. E. Hrn. Linnäus zu sticheln: allein man merket bald, daß sie nur darum böse sind, weil er nicht bey ihres Landsmanns **Tourneforts**, Lehrart geblieben ist; sondern eine neue erdacht hat. Der Hr. Uebersetzer hat hierbey einige gute Anmerkungen gemacht, die schon werth sind, daß man sie mit Bedacht liest.

Auf der 18. S. machet der Hr. Verfasser eine satirische Beschreibung des **Aldrovandus**, der nach einer Arbeit von sechzig Jahren ein gelehrtes Werk von der Historie der Natur hinterlassen hat. Es kann seyn, daß eine gar zu sorgfältige Belesenheit darinnen herrschet: die der Herr Vers. den vorigen Zeiten, und uns Deutschen NB. **noch** itzo, zur Last leget. Man kann es gestehen, daß das erste wahr sey: aber giebt es denn itzo nicht auch gelehrte Naturkündiger, so die Natur, nicht durchs Zusammenschreiben dessen, was alle Alte davon gesagt haben, sondern durch eigenes Nachforschen kennen? Gewiß die Hrn. Verfasser ver-

rathen dadurch den Fehler ihrer Nation; die gar zu wenig lieſt, zumal, was außer ihrem Vaterlande, und in andern Sprachen, als in der ihrigen, geſchrieben wird. Daher ſind ſie insgemein in demjenigen unwiſſend, was bey ihren Nachbarn vorgeht; und machen ſich mit allgemeinen Ausſprüchen breit, die ihre groſſe Abfälle leiden. Wenigſtens giebt es in dieſem Jahrhunderte ſo viel Gelehrte in Deutſchland, die ſelbſt denken, als in Frankreich; wo ſich die Zahl ſolcher Lichter bald überzählen läßt.

Die Ordnung, die ſich die Herren Verfaſſer vorſchreiben, iſt dieſe, daß ſie von dem bekannteſten, zum Unbekanntern, ſowohl in Thieren, als in Pflanzen und Mineralien fortgehen wollen. Hier verwirft man abermal die Abtheilungen des Hrn. **Linnäus**, als höchſtwillkührlich, und ſehr unvollſtändig. Der Hr. Ueberſetzer weiſet ſie darüber in den Anmerkungen zurechte; ſo daß die deutſche Ausgabe dadurch einen billigen Vorzug vor der franzöſiſchen bekommen hat. Zum Beſchluſſe dieſer Abhandlung, die ſich auf 40 dichte Quartſeiten beläuft, finden wir, daß der Hr. Verf. von dem allgemeinern zu dem Beſondern fortzugehen entſchloſſen ſey. Er will von der Theorie der ganzen Erdkugel, den Anfang machen, ſodann zur Bildung der Planeten fortſchreiten, und ſodann die Erzeugung der Thiere vortragen. Wir wiſſen nicht, ob nicht auch hier viel willkührliches mit untergelaufen. Wenigſtens dünkt uns, daß die Bildung der Planeten, viel allgemeiner iſt, als die Theorie der Erdkugel.

Die

Die zweyte Abhandlung, handelt also von der Historie und der Natur der Erde. Wer hätte sichs aber wohl träumen lassen, in einem philosophischen Werke einen solchen Kupferstich zu finden: wo Gott, in Gestalt eines alten Mannes, mit einem weiten Gewande angethan, in der Luft schwebend, und mit vielen geflügelten Engelsköpfchen umgeben, mit ausgestreckter Hand die Welt schaffend, vorgestellet wird? Eine solche Abbildung schicket sich viel besser für eine alte deutsche Chronik, die vor mehr als drittehalb hundert Jahren zu Nürnberg herausgekommen ist; als für solche Weltweisen, als Hr. **Büffon** und **Daubenton** sind. Alles philosophische, was sie noch hat, ist die Vorstellung des copernicanischen Weltgebäudes, wo die Sonne im Mittel ist, die planetischen Kreise aber um dieselbe abgezeichnet sind. Ein Strom von Rauch und Dampf, der die Sonne vorbeygeschossen kömmt, pflanzt auf alle diese Kreise die Planeten, welche alle noch gleichsam brennend erscheinen, und rings um sich Licht und Dampf werfen. Daß dieses die Art erklären soll, wie Gott die Welt erschaffen habe, werden wir im folgenden sehen. Nach der Figur, scheint der Mantel des Schöpfers in großer Gefahr zu seyn, sich an der Sonne zu entzünden; die Engel aber, im Rauche zu ersticken.

Doch, es sey mit dieser Erfindung, die gleichwohl von einen Franzosen herkömmt, der unmöglich etwas schlechtes machen kann, beschaffen, wie es wolle: die Abhandlung selbst hält viel gründliches und wahres in sich; ob es gleich nicht alles neu ist.

An-

Anfangs erzählt uns der Verfasser seine Vorgänger, die auch Theorien der Erde geschrieben haben: aber sehr unvollständig, und unordentlich. Er vergißt seinen Landsmann Carteſius, sowohl als unsern Landsmann Cluver; und den ersten gewiß nur darum, weil er ihn mit Ehren nicht nennen konnte; da seine Bildung der Welt und der Erdkugel noch viel schlechter ist, als diejenigen, die er verwirft. Er nennet nur drey Engländer, und zwar den Whiston, Burnet und Woodward; mit deren Widerlegung er sich beschäfftigen will: doch so, daß er den Whiston vor den Burnet setzet, gerade, als ob er vor ihm gelebet und geschrieben hätte: da er doch nur das burnetische Lehrgebäude zu verbessern gesuchet; Burnet aber bloß durch den Cartes zu dergleichen Versuche gereizet worden.

Die Herren Verfasser heben damit an, daß sie die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die große Mannigfaltigkeit, und scheinbare Unordnung auf der obern Erdfläche erwecken. Berge, Thäler, Felsen, Moräste, Ströme, Seen, Wälder, Sandwüsten, flache Wiesen und Abgründe, sind darauf ohne Ebenmaaß und Regel vermischet. Ja da man hier versunkene Berge, dort aber überschwemmte Länder, neuaufgeworfene Sandhügel, aus dem Meere erhobene Inseln, und feuerspeyende Klüfte erblicket, die oft alles mit geschmolzenem Schwefel, Harz und Asche, viele Klaftern hoch überschütten: so scheint die Unordnung auf dem Erdboden vollkommen zu ſeyn. Bey dem allen aber wohnen doch Menschen und Thiere ziemlich sicher darauf. Sie trägt

jährlich

jährlich ihr Gras, ihre Kräuter, Bäume und Früchte. Dieſes giebt ihr in den meiſten Gegenden ein liebliches Anſehen, und alles was lebet, findet ſeinen reichlichen Unterhalt darauf.

Das innere der Erden kennen wir nicht. Unſere tiefſten Klüfte, die von Bergleuten befahren werden, machen kaum den 8000ſten Theil ihres Durchmeſſers aus. Was ſtecket nun in dem innern Schooße derjenigen Rinde, die wir bewohnen? Iſt ſie hohl, oder voll? Iſt ſie voller Feuer, oder Waſſer? füllet ſie ein dichter Fels, oder ein Metallklump, der vielleicht tauſendmal dichter iſt, als das Gold? Die See iſt an einigen Orten ſo tief, daß uns ihr Abgrund unermeßlich ſcheint: ihre Oberfläche aber iſt wenigſtens ſechsmal größer, als die Länder der alten und neuen Welt. Und auch von dieſer Oberfläche kennen wir noch kaum den zehnten Theil recht.

Der Seeboden iſt eben ſo ungleich, als die Länder ſind: er hat Höhen, Thäler, Ebenen, Tiefen, Felſen, Sand und Leem; ja auch ſo gar Ströme. Die Inſeln ſind nichts, als Gipfel der Meergebirge, die oben hervorragen. Die See hat ihre große Bewegungen von Ebbe und Fluth, die ein tägliches Hin- und Herſchwanken der Waſſer erreget; und nicht nur ſo alt iſt, als die Erdkugel ſelbſt, ſondern auch ſo lange dauren wird als Sonne und Mond, von denen ſie entſpringt. Gegen Norden und Süden erblickt man ſchwimmende Eisberge in ihr, die aus zerſchmetterten, zuſammengeſchobenen und an einander gebackenen Eisſchollen beſtehen. Was

machen

In der Fruchtbringenden Gesellschaft waren die Urheber Herren, deren Obrigkeitliches Ansehen nicht weiter reichete, als über einen Theil der Völker, deren Mutterſprache die Deutsche ist, und deren Einkommen ihnen die Hände gebunden in Anschaffung der nöthigen Ausgaben. In Franckreich ist es ein König, nach dessen Hofe die übrige Provinzen des Reichs sich richten, und welchen einige Unkosten von Ausführung eines wichtigen Vorhabens nicht abhalten mögen.

Denn, so wenig auch die durch allgemeinen Gebrauch eingeführte Gesetze einer Sprache dem Zwange unterworfen sind; so wenig auch bey den Gliedern einer solchen Gesellschaft die Gewinnsucht der Endzweck seyn darf; so nöthig sind dennoch zum Nachdruck das Ansehen, und zur Ausführung die Mittel der bedürftigen Ausgaben.

In der Fruchtbringenden Gesellschaft flossen aus obigem Fehler andre, nemlich, die unzeitige Wahl der Glieder; da, ausser denen der Gesellschaft einen Schein gebenden, freywillig eintretenden, Standespersonen, viele, die nur durch magre Uberſetzungen, und durch verdrehete neue Worte, Lust bekamen, ihren Nahmen im Druck zu sehen, das Recht der Bürgerschaft erhielten; und, an statt die Sprache in einer reinen angebohrnen Sauberkeit schön zu erhalten, dieselbe entweder durch gar zu starke Schminke gezwungener Redensarten, oder durch den Schulstaub verstelleten.

In der Französischen Academie machet die ordentliche Benennung der vornehmsten geistlichen und weltlichen Standes das Ansehen; die Aufnahme der Hofleute erhält die Zierlichkeit der Sprache: und die Wahl der Gelehrten befestiget deren Grundsätze.

In

machen die Stürme nicht noch für Veränderungen? wo bleiben die Meerstillen, und die Strudel, die wechselsweise alles verschlucken, und wieder ausspeyen?

Auf dem Erdboden sieht es eben so wunderbar aus. Wie vielerley Arten des Erdreichs, wie viel Erhöhungen und Vertiefungen giebt es nicht? Ganz Europa besteht so zu reden, aus etlichen aneinanderhangenden Gebirgen. Ganz Asien ist gleichsam nur ein einziger, und Africa wieder nur ein einziger hoher Berg, von deren Gipfeln alle Ströme entspringen, und rings um in die Meere laufen. Die höchsten Gebirge sind gegen die Linie zu. Die in der alten Welt haben fast alle einerley Richtung gegen Abend; die in der neuen Welt, gegen Mittag. So merken die Herrn Verfasser noch verschiedene Arten der allgemeinen Ordnung in Felsen, Flüssen und Seeküsten an. Die meisten feuerspeyenden Klüfte, die auf hohen Bergen gewesen, sind erloschen. Viele haben unterirdische Verbindungen, und speyen zugleich Flammen aus. Auch die stehenden Seen haben mit benachbarten Meeren einen heimlichen Zusammenhang. Die äußerste Rinde der Erde besteht gleichsam nur aus aufgelöseten Theilen von vormaligen Thieren und Pflanzen. Etwas tiefer kommt Sand, Leem, Thon, Kalk, Stein, und Marmor, die schichtenweise übereinander liegen. Auf benachbarten Hügeln folgen diese Schichten, wenn man sie durchgräbt, in einerley Ordnung. In den Steinen und Marmorn findet man Ritze, die auf dem Horizonte senkrecht

recht stehen, und mit andern Materien ausgefüllet sind. Man findet in tiefer Erde, auf hohen Bergen, und sehr weit von der See, Schnecken, Muscheln, und Gerippe von Seethieren, die oft in den härtesten Steinen stecken.

Dieses alles vorausgesetzet, schließen die Verfasser so. Alle Veränderungen, die seit dreytausend Jahren auf der Erdkugel vorgegangen, sind gegen diejenigen wie nichts zu rechnen, die vor der Zeit vorgegangen sind. Die unabläßige Wirksamkeit der Schwere, die in allen kleinsten Stäubchen der Materie seit der Zeit geschäfftig gewesen, hat ohne Zweifel eine Menge von Umstürzen verursachet; die Materien dichter, und viele Lagen derselben immer fester und härter gemacht, als sie anfänglich gewesen. Diejenigen trockenen Plätze, die wir itzo bewohnen, müssen vormals unterm Wasser gestanden haben: und diese Wasser müssen über die höchsten Spitzen der Berge gegangen seyn; wo man Muscheln und Seepflanzen antrifft. Die Schichten des Erdreichs liegen fast überall parallel, oder gleichlaufend übereinander; und die schwerern Arten liegen oft über den leichtern. Dieses kann also nur nach und nach entstanden seyn, wenn das Wasser sehr lange über der Erde gestanden, und bald diese, bald jene Art von Materie aufgelöset, und übereinander geschüttet hat. Wie nun aber der vormalige Grund eines Meeres sich so hoch erhoben, und hergegen vieleicht, das vormalige Land sich so sehr gesenket hat, daß es von der See bedecket worden, das ist schwer zu sagen.

Dieses

Dieſes mag eine kleine Probe von demjenigen abgeben, was die Verfaſſer in ihrer Theorie der Erden ſagen. Denn es iſt nicht möglich, von allem einen Auszug zu geben: und mit der Widerlegung des whiſtoniſchen, burnetiſchen und woodwardiſchen Syſtems können wir uns noch weniger aufhalten. Wir wollen alſo zu der Abhandlung vom Urſprunge der Planeten eilen. Wir ſchenken den Verfaſſern alſo auch das wunderliche Kupfer zu den Beweiſen ihrer Theorie; wo ſie einen fliegenden Engel, der die Sonne auf dem Kopfe trägt, durch den Thierkreis um die Erdkugel wandern laſſen. Was das in einem philoſophiſchen Buche ſagen ſolle, kann man ſchwerlich begreifen. Wer doch Bilder zu einem Buche, wie dieſes iſt, haben will, der kann ſie gewiß vernünftiger haben. Warum ließ man uns nicht lieber Burnets, Whiſtons und Woodwards Erdkugeln in Kupfer ſtechen?

Nachdem ſie der Erdkugel ihre Dicke auf 3000 franzöſiſche Meilen, und ihren Abſtand von der Sonne auf 30° 000, 000 Meilen geſetzet, und ihre Bewegung um dieſelbe feſtgeſetzet, auch ihre Figur auf eine gedrückte Kugel (*) gebracht haben, welches ſie aus der Phyſik, Aſtronomie und Schifffahrt annehmen: wollen ſie ihre Gedanken von Bildung der Pflanzen entdecken; eine Sache, die ſie nachmals am Burnet und Whiſton ſo hitzig tadeln. Indeſſen geben ſie ihre Muthmaßungen nur für

(*) So verſtehen wir ſie; weil ſie ſagen, daß die Erde ſich um ihren kurzen Durchmeſſer wälzet: ob man ſich gleich in der Ueberſetzung des Wortes länglichrund bedienet hat.

für wahrscheinlicher aus, als die andern; wie insgemein ein jeder Schäfer seine Keule zu loben pflegt.

Sie setzen die Erfindungen Kepplers, des Galileus, und Neutons von dem Laufe und der Schwere der Planeten zum Voraus; welche letztere man sich als eine anziehende Kraft der Sonne vorstellen kann, die in der Nähe stärker, als in der Ferne, wirket. Ja, auch die Planeten ziehen einander, und selbst die Sonne, an sich: aus welchen Wirkungen und Gegenwirkungen alle Erscheinungen entstehen. Da aber die Planeten, außer dieser sinkenden, oder ziehenden Kraft, auch eine andere Bewegung nach der Seite zu haben; so müssen sie diesen Stoß zuerst von der Hand Gottes erhalten haben: und dieses sollte vermuthlich das obige Kupfer vorstellen.

Da nun, außer den Planeten, sich auch noch eine große Anzahl von Kometen um die Sonne drehen, die sich aber an keine gewisse Richtung ihrer Laufkreise binden, auch sehr weit über den Saturn von ihr ausschweifen: so kömmt unser Verfasser, oder alle beyde, auf die Muthmaßung, zu glauben; daß die Planeten, alle mit einander, einmal, von einem Stoße eines solchen Kometen an die Sonnenkugel, entstanden. Die sechs Hauptplaneten, mit ihren Trabanten, oder Monden, nämlich, bewegen sich nach einerley Gegend um die Sonne. Dieses Aehnliche muß eine gleichförmige Ursache haben. Es kann also einmal ein Komet mit einer unglaublich schnellen Bewegung nach der Sonne hinuntergeschossen seyn; und von derselben, als einem feu-

rigen geschmolzenen Klumpen Materie, ein groſses Stück abgestoſsen haben. Dieſes, als es sich von der Sonne erhob, zersprung in etliche gröſsere und kleinere Stücke, die sich im Fliegen in die Runde wirbelten; und, weil sie geschmolzen waren, wie ein Tropfen geschmolzen Bley, in der Luft rund wurden. Die ungleiche Bewegung, die sie im Stoſse erhalten hatten, oder vielleicht ihre verschiedene Gröſse, machten es, daſs einige davon weiter von der Sonne weggeflogen, als die andern: daher kömmt es, daſs die Planeten in ungleichen Entfernungen von der Sonne stehen. Sie laufen aber alle nach einer Richtung um dieſelbe, weil sie durch einen und denſelben Stoſs des Kometen abgerissen worden.

Wir lassen unsere Leser selbst urtheilen: ob diese nagelneue Hypotheſe unsere Verfasser sehr weit über die Burnete, und Whistone, oder Woodwarde, erhebe? Uns dünkt, das heiſse gar zu frech die Gewalt eines Kometen vergröſsert, wenn man ihn so stark macht, alle Planeten auf einen Stoſs aus der Sonne zu reiſsen. Der gröſste Komet von 1680 ist noch viermal kleiner, als die Erde, gewesen; und würde also nicht einmal stark genug gewesen seyn, dieſe; geschweige noch den Mars, die Venus und den Mercur loszureiſsen. Am allerwenigsten würde er den Jupiter und Saturn, die etliche hundertmal gröſser sind, als die Erde, mit ihren neun Monden, aus der Sonne heben. Man sieht also, auf was für unglückliche Träume auch Philosophen fallen können! So wahr ist es, was Cicero gesagt

hat:

hat: Nihil tam abſurde dicitur, quod non dictum ſit ab aliquo Philoſophorum.

Künftig vom zweyten Theile ein mehrers. Die Ueberſetzung iſt ſchön, deutlich, und wohlfließend; und der Druck ſauber, ſo daß man den Herren Verlegern und Ueberſetzern vielen Ruhm zugeſtehen muß.

* *

III.

Vermiſchte Anmerkungen, welche verſchiedene merkwürdige, die Staatsklugheit, das Kriegswesen, die Sittenlehre, die öconomiſchen Polizeywiſſenſchaften, Cameral, Commercien, wie auch das Juſtizweſen betreffende Sachen abhandeln, oder der deutſchen Memoires dritter Theil, ausgearbeitet und geſammlet, von Joh. Heinr. Gottlob Juſti, ehemal. fürſtl. ſächſ. eiſenachiſchen Witthumsrathe, itzigen Lehrer der deutſchen Beredſamkeit und der Landes-Decon. bey dem kaiſerl. königl. Collegio Thereſiano. Verl. Joh. Paul Kraus, Buchh. in Wien, 1750.

Die ſo genannten deutſchen Memoires, ſind als ein Buch, daß ſchon ſeit etlichen Jahren in den Händen der Liebhaber geweſen, ſo bekannt und beliebt geworden: daß der Herr Verleger nicht umhin gekonnt, auf eine neue und verbeſſerte Ausgabe derſelben bedacht zu ſeyn. Da der Verfaſſer derſelben längſt verſtorben war, trug man die Ueberſehung und Verbeſſerung dem Herrn

Rath Juſti auf, der ſich eben in Wien eingefunden hatte. Sie bedurften auch in der That, wenigſtens in Anſehung der Schreibart, eine Muſterung. Die babyloniſche Sprachenverwirrung herrſchte, nach Art voriger Zeiten, in ſolchem Maaße darinnen, daß Leſer, die nur ein wenig Geſchmack an einem guten und reinen Deutſchen hatten, ſelbiges ohne Ekel nicht leſen konnten: obgleich die Materien und Gedanken alle Aufmerkſamkeit verdienten. Herr Rath Juſti, war durch ſeine Dichterinſel, und die ſo beliebten Ergetzungen der vernünftigen Seele, als ein ſo geſchickter Schriftſteller bekannt geworden, daß man ihm die Aufſicht darüber mit völligem Vertrauen auftragen konnte. Er übernahm indeſſen dieſe Arbeit nicht ſelbſt, ſondern ließ ſie von einem andern verrichten, der ihm die nöthige Fähigkeit dazu zu haben ſchien: machte ſich aber an etwas Wichtigers, nämlich an die Fortſetzung dieſes Werkes. So unglücklich ſonſt insgemein die Fortſetzer fremder Arbeiten zu ſeyn pflegen, ſo glücklich iſt der Hr. Verfaſſer dieſes dritten Theiles geweſen. Der Urheber der erſten hatte von mancher Materie nur ſehr ſeicht und unzulänglich gehandelt. Herr Juſti glaubte dieſen Mangel in ſeinen Zuſätzen ergänzen zu können; und hat uns in der That die artigſten und gründlichſten Gedanken davon eröffnet. Er hat aber auch von vielen andern Sachen ſeine Betrachtungen mitgetheilet, die ſehr leſenswürdig ſind, und ſowohl durch ihren Inhalt an ſich, als durch die Mannigfaltigkeit und Abwechſelung, allerley Leſer vergnügen werden.

So

So viel der Titel auch zu verſprechen ſcheint, ſo iſt er doch nicht pralend zu nennen. Das Buch enthält von allen daſelbſt erwähnten Sachen und Materien Dinge, die nicht gemein ſind. Wir können unſere Leſer nicht beſſer davon überzeugen, als wenn wir ihnen die Ueberſchriften aller Abtheilungen bekannt machen. Eine andere Art, von ſo verſchiedenen Materien einen Auszug zu geben, iſt nicht wohl möglich. Wollten wir gleich zur Probe, aus einigen Artikeln etwas anführen, ſo würde dieſes doch keinen Begriff von der Verſchiedenheit der abgehandelten Sachen geben können. Darauf kömmt hier aber alles an. Es iſt hier nicht anders, als ob man eine Art von Zuſchauer, oder Aufſeher läſe; nur daß er ſeine Gedanken durch keine fremde Anführungen, oder Briefe unterbricht. Alles, was er ſagt, iſt ſein eigen, und aus reifer Ueberlegung gefloſſen: ja uns dünkt, daß er zu vielen Betrachtungen allererſt in Wien den Stoff und Anlaß bekommen habe. So viel mag zur Einleitung genug ſeyn. So heißen die Ueberſchriften ſeiner Abhandlungen:

Von Aufrichtung der Mauthen und Zölle zur Aufnahme der Commercien. Daß ein General nicht allemal eine Schlacht liefern müſſe. Von den Spöttern. Sicheres Mittel, das Betteln in einem Lande ganz abzuſchaffen. Von einer neuen Art, die Landweine zu beſſern. Von der Nothwendigkeit, erfahrne Officier bey der Armee zu haben. Von Handlungscompagnien. Gedanken über die Mittel, ein Kriegsheer tapfer und unüberwindlich

windlich zu machen. Von Verbeſſerung der Rechte. Vom unnöthigen Hin- und Hermarſchiren einer Armee. Von der Liebe zum Vaterlande. Von ordentlicher und vortheilhafter Führung einer Landwirthſchaft. Von der ſchmäuchleriſchen Vorſtellung der Menſchen, von ihrem Glücke. Von der Vorſicht und den Maaßregeln, die ein ausgeſchicktes Detaſchement zu beobachten hat. Von Verbeſſerung verſchiedener Kriegsverfaſſungen. Unterſuchung, ob in dem mittlern Zeitalter mehr Menſchen in Deutſchland geweſen ſind, als itzo? Dieſes Stück verdienet viele Achtung. Vom Unterſchiede zwiſchen einem Pedanten und Plauderer. Daß man die Soldaten zu keinen Unternehmungen wider die Jahreszeit und Beſchaffenheit der Natur gebrauchen ſolle. Von der Beſchaffenheit des Unglücks, und der vernünftigen Gelaſſenheit in demſelben. Von den Urſachen und Beſtrafungen der Deſertion. Betrachtungen über die Zünfte und Innungen. Dieß Stück iſt überlegungswürdig, und kömmt vom Herrn Advocat Schwarzen, aus Dresden. Uns dünkt, der Herr Verfaſſer hätte noch den Punkt von den geſchloſſenen Zünften berühren ſollen, welche ein augenſcheinliches Hinderniß des Wachsthums der Städte ſind. Sonſt ſcheint er auch nicht erwogen zu haben, welchen Schaden es einer Stadt bringt, wo viele Kloſterhöfe ſind, darinn lauter Pfuſcher wohnen, die weder Bürger, noch Meiſter an dem Orte werden, und ſich alſo den öffentlichen Laſten entziehen; die hernach die übrige Bürgerſchaft deſto härter drücken. Hierauf

folget

folget noch zum Schluſſe des erſten Buches, des Herrn Juſti eigene Unterſuchung, ob die Zünfte abzuſchaffen ſind?

Das zweyte Buch handelt folgende Materien ab: Gedanken über das kretzmariſche Ackerbauräthſel. Daß ein Feldherr ſeine zu ertheilende Befehle zuvor reiflich überlegen müſſe. Daß viele Menſchen ganz ohne Endzweck leben. Von Anlegung der Meſſen, zum Behufe der Handlung. So vernünftig hier des Herrn Verfaſſers Gedanken von Anlegung und Aufnahme der Meſſen ſind: ſo haben wir doch allezeit geglaubet, daß es nur ein ſcheinbarer Vortheil einer Stadt ſey, die eine Meſſe hat. Wir ſchließen dieſes aus der Erfahrung. Keine Meßſtadt wächſt zu der Größe und Anzahl der Einwohner an, dazu ſolche Städte, die ohne Meſſe handeln, angewachſen ſind. Man ſehe ein Paris, London, Amſterdam, Wien, Berlin, Kopenhagen, Prag; oder auch nur ein Hamburg, Danzig, und Königsberg an, welche niemals Meſſen gehabt haben; dagegen aber alle Meßſtädte in Deutſchland kleine Städte zu nennen ſind; wenn man auf die Zahl ihrer Einwohner ſieht. Selbſt Magdeburg, Nürnberg, und Augſpurg, ſind zu der Zeit, als der Siz des Handels noch in Venedig und Genua war, zu ſehr anſehnlichen Städten geworden, denen keine andere in Deutſchland gleich kam, ohne jemals Meſſen gehabt zu haben. Hergegen bleiben die Städte, ſo Meſſen haben, ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten bey ihrer Mittelmäßigkeit, werden es auch jenen an Zahl der Einwohner niemals gleich thun.

In der Fruchtbringenden Geſellſchaft war unter den zerſtreueten Gliedern keine geſchloſſene Gemeinſchaft, aus Mangel eines gewiſſen ſtets beybehaltenen Orts der Zuſammenkunft, wohin als zu einem Mittelpunct ſo wohl der auswärtigen Mitglieder, als auch der fremden Gelehrten, Gedanken gegen gebührende rühmliche Meldung, konnten zuſammen flieſſen. Weil der hiezu beſtellete Saal zu Weymar ſeit der erſten Verſammlung 1617. gar zu lang ledig ſtehet, denen fremden Anſchauern durch ein Kunſtſtück des Gewölbes nichts, als einen leeren Schall, und das Andenken der vorigen Stiftung zur Betrachtung übrig laſſend.

In Frankreich behält die Academie in der Königl. Burg ſeit 1637. ihre ungehemmete Zuflucht, und ununterbrochene Zuſammenkunft; welche durch einmüthige Berathſchlagung ſo viel zuwegen gebracht, daß die todte Sprachen, die Griechiſche und die Lateiniſche, in der Nettigkeit keinen andern Vorzug, als des Muſters, wornach jene gearbeitet; andre zierliche lebende aber keinen andren Vortheil aufzuweiſen haben, als eines älteren Anfanges.

Wenn ich von Vollkommenheiten andrer Sprachen rede, gedenke ich gar nicht der Deutſchen das Unrecht zu thun, ſie an ſich ſelber andern in einem Stücke nachzuſetzen, weder an Alter, worinn ſie denen nur entlehnten oder vermiſchten weit vorgehet; noch an dem Umfange ihrer Gränzen. Dieſe erſtrecken ſich nicht nur weiter als andre Königreiche; ſondern breiten ſich auch in Hungarn bis in Siebenbürgen, in Böhem, Schweden, Dännemark, Liefland, Curland ꝛc. weiter unter die vornehmen Leute aus. Was gehet den Deutſchen

Und dieſes geht ganz natürlich zu. Wo Meſſen ſind, da handelt mehr der Fremde, als der Bürger. Jener kömmt des Jahrs nur etliche Wochen hin, und ſetzet ſo viel Waaren ab, als der Bürger kaum im ganzen Jahre verkaufet. Er genießt auch Meßfreyheiten, da der Bürger alle Beſchwerden der Stadt und des Landes tragen muß. Jener aber hilft dieſem die Gewölber, Wohnungen und Lebensmittel theurer machen. Denn die umliegenden Dörfer ſparen, ſo viel möglich iſt, ihre Zufuhren bis auf nächſte Meſſen, da ſie alles theurer los werden können. Folglich wird es, auch außer den Meſſen, an ſolchen Orten theurer zu leben. Ja, ſelbſt die Waaren, die der Fremde auf die Meſſen bringt, werden dadurch theurer. Der Kaufmann ſchlägt nämlich die Koſten ſeiner Reiſe, und alles, was er für Wohnung, Gewölber, und Koſt, auf der Meſſe zahlen muß, auf die Waaren: welches alles wegfiele, wenn er die Waaren an ſeine Correſpondenten des Ortes, entweder in Commiſſion, oder ſonſt auf deſſen Gefahr, ſchickete.

Man ſetze nämlich, daß die Handelsleute eines Ortes, z. E. wie Leipzig, reich und mächtig genug ſind, in ihren eigenen Gewölbern und Niederlagen einen ſattſamen Vorrath von allen den Waaren liegen zu haben, die von den umliegenden Ländern und Städten geſuchet werden. Alsdann werden dieſe es nicht nöthig haben, eine Meſſe zu erwarten, da die Fremden ſolche Waaren dahin bringen. Sie werden wiſſen, daß an einem ſolchen Orte, wie in Amſterdam, Hamburg, Königsberg, Dan-

zig, täglich Meſſe iſt. Der einheimiſche Kaufmann allhier, wird allen den Vortheil und Gewinn, z. E. von Gewürz, Zucker, Coffee, Stoffen, Tüchern, Leinen, u. a. m. ziehen, den itzo der Hamburger, Holländer, und Franzos, mit aus unſern Mauren nimmt. Meſſen alſo ſchwächen den Handel des Bürgers, und mehren ihn nicht; hindern es alſo auch, daß eine Handelsſtadt an innern Kräften nicht groß werden kann. Wir ſehen ſolches an Zittau. Dieſes hat keine Meſſen, iſt aber durch ſeinen innern Handel, aus eigenen Kräften ſo anſehnlich und volkreich geworden, als Frankfurt am Mayn, welches über zweyhundert Jahre Meſſen gehabt hat; und wohl doppelt ſo volkreich, als Frankfurt an der Oder. Braunſchweig hergegen iſt, ſeit dem es Meſſen hat, gar nicht größer geworden, als es vorhin geweſen iſt. Dieſes beyläufig. Die folgenden Artikel ſind dieſe:

Ob es wahr ſey, daß man ſich vor Leuten, die natürliche Gebrechen haben, in Acht nehmen müſſe? Von einer für verdiente Leute einzuführenden beſondern Würde und Ehrenzeichen. Betrachtungen über die böſen Eigenſchaften geringer Leute, wenn ſie zu Reichthum und Ehren kommen. Vom Nutzen ſtarker Regimenter. Von den Gränzen der Neubegierde, und des Vorwitzes. Ob die Pracht und Verſchwendung in einem Staate ſo ſchädlich ſey, daß ſie nothwendig verbothen werden müſſen? Ob die Philoſophie im Kriege zu gebrauchen ſey? Von der Vorſehung Gottes, bey dem Anwachſe und Verfalle der Reiche. Von der Herrſchaft eines Thieres

über das andere; und der Gewalt, welche die Menſchen über die Thiere, und einander ſelbſt, haben. Ob der Soldatenſold zu genau zugeſchnitten ſey? Von dem Scheine der Beſchäfftigung. Von Einrichtung der Steuren und Abgaben in einem Staate. Von nutzbarer Haltung der Bienen, oder Immen. Von der Beſchaffenheit und den äußerlichen Kennzeichen der Demuth und Hoffart. Von den wohlfeilen Zeiten in Deutſchland, in den mittlern Zeiten. Hier kömmt ein weißenfelſiſcher Küchenzettel vor, von 1303, womit man einen Biſchof von Zeiz, geb. Grafen von Querfurt, auf Koſten des Raths, bey Einweihung der Kirche, nebſt andern fürſtl. Perſonen, zween Tage bewirthet hat; davon die Koſten ſich auf 8 Gulden, 15 Groſchen, und 9 Pfennige belaufen haben. Ferner von Verſorgung unvermögender Soldaten, und verſtorbener Soldaten Kindern. Vom Nutzen der Akademien der Wiſſenſchaften. Von der Einbildung auf ſeine Nation. Von Verpachtung landesherrlicher Gefälle. Betrachtungen über die Freundſchaft. Von den Wankelmüthigen. Vom Nutzen, wenn Armeen auch im Frieden in Lägern ſtehen. Von unnützen Bemühungen einiger Gelehrten. Von vergeblichen Verſprechungen. Ob ein Premierminiſter einem Staate zuträglich ſey? Von den ſächſiſchen Farben.

Wir können verſichern, daß wir alle dieſe Materien mit Vergnügen geleſen haben; indem auch die Schreibart, bis auf etliche Kleinigkeiten der genauen Richtigkeit, gut, und angenehm zu leſen iſt.

IV. Be-

* *

IV.

Bericht von den Mondskugeln,

welche bey der kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg, aus neuen Beobachtungen verfertiget werden, durch Tobias Mayern, Mitglied derselben Gesellschaft. Zu finden in der homännischen Officin. in 4.

Die allerwenigsten Menschen sehen den Mond mit rechten Augen an. Sie sind denselben von Jugend auf, als ein Nachtlicht, gewohnt. Sie wissen, daß er nicht allemal scheint; und außer dem, daß er bald zu - bald abnimmt. Das ist ihre ganze Bekanntschaft, die sie mit ihm haben: es wäre denn, daß sie aus den Sagen alter Vetteln noch gehört hätten, daß man im Neumonde, oder Vollmonde, im ersten, oder letzten Viertel, Aderlassen, Haare abschneiden, Kinder entwöhnen, u. d. m. verrichten müsse. Ist das wohl einem so vernünftigen Geschöpfe, als der Mensch seyn will, rühmlich genug?

Mit ganz andern Augen sehen die Weltweisen diesen wunderbaren Himmelskörper an. Sie betrachten nicht nur seine Flecken, seine abwechselnde Gestalt, seine verschiedene Nähe und Ferne von der Erde, und seine Bewegungen, weit genauer: sondern sie sehen ihn, als einen besondern Vorzug der Erdkugel, und als einen treuen Gefährten, an, welchen uns die Natur aus besonderer Gnade verliehen

liehen hat, unſere lange Finſterniß der Winternächte zu mildern. Sie nennen ihn daher einen Trabanten der Erde, weil er ſie auf ihrer jährlichen weiten Reiſe um den prächtigen Sonnenkörper, nicht verläßt, ſondern ſie unermüdet begleitet. Sie ſehen ihn für die wirkende Urſache der Ebbe und Fluth, einer ſehr wunderwürdigen Veränderung unſrer Meere und Seeküſten an; davon große Wirkungen in der Natur abhangen. Sie betrachten ihn endlich, als eine benachbarte Weltkugel, welche Gott nur darum in ſolcher Nähe bey uns aufgehangen hat, daß ſie uns deſto neugieriger machen ſoll, das übrige Heer himmliſcher Körper zu beobachten, und nach Vermögen zu erforſchen.

In dieſen Abſichten betrachten ſie den Mond noch heutiges Tages mit eben ſo neugierigen Augen, als vormals Endimion gethan: welchen vernünftigen Sternſeher, die Fabeln der Alten zum Liebhaber der Diana gemacht haben. Ja ſie ſind den Verliebten auch darinn ähnlich, daß dieſe ihren ſchönen Gegenſtand, nicht nur mit bloßen Augen, ſondern auch mit Augengläſern, oder Sehröhren betrachten. Und in Wahrheit, ſie fahren bey dieſer ihrer Neubegierde viel beſſer, als andre Liebhaber. Bey dieſen vermindert ſich oft, auch eine dem Scheine nach, anbethenswürdige Schönheit, ſobald ſie durch ein Augenglas geſehen wird. Allein die Schönheit des Mondes wird immer größer; je beſſer die Ferngläſer ſind, womit man ihn betrachtet. Wahrhaftig, wer nur einmal Gelegenheit gehabt, den zunehmenden, oder abnehmenden

Mond

Mond durch ein gregorianiſches, oder ſonſt ſehr gutes Sehrohr zu erblicken, der wird ſich dieſes Anblickes nicht ohne Entzückung erinnern können.

Aus dieſen Urſachen haben ſich nun die Sternkundigen ſchon längſt bemühet, den Mond durch gute Ferngläſer abzuzeichnen und in Kupfer vorſtellig zu machen. Der berühmte Danziger Rathsherr, Hevelius, einer der gröſten Himmelsbetrachter des vorigen Jahrhunderts, hat uns ein treffliches Buch unter dem Namen der Selenographie hinterlaſſen. Ein ſtarker Foliant liefert uns nicht nur ausführliche Beſchreibungen alles deſſen, was er am Monde beobachtet hat; ſondern auch eine große Menge von ſeiner eigenen Hand in Kupfer geſtochene Mondbilder: ſo wie er ſie faſt in allen möglichen Stellungen deſſelben entworfen hatte. So viel Dank man ihm bisher deswegen gewußt; ſo begierig hat er die heutigen Sternverſtändigen gemacht, in dieſer Sache noch weiter zu gehen. Die Sehröhre haben ſich gebeſſert; man iſt in der Kenntniß des Mondkörpers noch weiter gekommen; man hat auch die bisherige Unvollkommenheit ſeiner Einſicht, in Anſehung dieſes Weltkörpers deſtomehr begriffen: und iſt deſto eifriger geworden, ihn auf das genaueſte kennen zu lernen.

Indeſſen, daß die pariſiſche Akademie der Wiſſenſchaften, einige ihrer Mitglieder, theils, in den äußerſten Norden, theils auf das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Süden ſchicket; um durch die beobachtete Parallaxe des Mondes, ſeinen wahren Abſtand von der Erde feſtzuſetzen, bemühen ſich unſre

ſre Landsleute dieſen Himmelskörper aufs genaueſte abzubilden. Hr. Mayer, eines der geſchickteſten Mitglieder der berühmten kosmographiſchen Geſellſchaft, hat ſich dieſe Arbeit vorgeſetzet. Er iſt unermüdet, dieſe himmliſche Schöne, ſpät und früh zu belauſchen; und giebt keinem irdiſchen Liebhaber was nach, die auch der Nächte nicht ſchonen, ihren Göttinnen aufzuwarten. Er iſt ihr ſchon hinter viele Geheimniſſe ihrer ſchönen Geſtalt gekommen; und hat verſchiedene Stücke davon aufs genaueſte abgezeichnet. Bald ſtielt ihr ſein verliebter Blick ein ſchönes Auge; bald einen Theil von der Stirne, bald eine Wange; bald erhaſchet er gar etwas von ihren Lippen. Kurz, wenn es ſo fortgeht, wird er ſich im völligen Beſitze aller ihrer Schönheiten ſehen. Und wie ſich die Liebhaber zuweilen auch der Gunſtbezeugungen ihrer Schönen zu rühmen, und die noch ſo mühſam erblickten Schönheiten auszuplaudern pflegen: ſo iſt auch derſelbe ſo gütig geweſen, der gelehrten Welt, von ſeinen Entdeckungen etwas mitzutheilen; wie der Titel dieſer Monatſchrift davon eine Probe darleget.

Doch Hr. Mayer iſt nicht zufrieden, nur einen bloßen Abriß des Mondes zuſammen zu bringen: er iſt entſchloſſen weiter zu gehen, und ſeine Schöne gleichſam auch in Wachs pouſſiret, darzuſtellen. Scherz beyſeite! Man hat es lange gewünſchet, dieſe ſo wunderbare Mondkugel, nicht nur in einem flachen Abriſſe; ſondern in einer körperlichen Abbildung vorgeſtellet zu ſehen. Wie wir unſre Erdkugel nicht nur in Charten, ſondern auch auf wirklichen

lichen Kugeln entwerfen, und dadurch ihrer wahren Gestalt viel näher kommen: so kann sonder Zweifel auch der Mond, auf einer Kugel weit ähnlicher, als in bloßen Rissen abgebildet werden. Die besondern Schwenkungen der Mondkugel machen, daß wir ihn bald so, bald anders erblicken; und in der That etwas mehr, als die Hälfte von seiner Oberfläche kennen. Seine Flecken, oder besser zu reden seine Erhöhungen und Vertiefungen, welche man ihrer wahren Größe wegen, mit Recht Berge und Thäler nennen kann, werden sich alsdann ganz anders vorstellen, als wenn wir sie nur perspectivisch auf einer platten Fläche entwerfen. So genau wir die in der Mitte des Mondes befindlichen Flecken abbilden, so verkürzt stellen sich die andern, gegen die Ränder vor. Sie sehen uns länglichtrund aus, und zwar mehr oder weniger, je näher sie dem Rande stehen: da sie doch in der That rund seyn mögen; wie aus der Betrachtung des Titelkupfers dieser Monatschrift sattsam erhellet.

Um aber solch eine Abbildung des Mondes recht zu machen, kann man doch den Mond nicht auf einmal, und im vollen Lichte zeichnen. Er hat alsdann ein viel zu starkes und blendendes Licht, als daß man alle seine Unebenheiten, Höhen und Tiefen recht unterscheiden könnte. Wie eine schöne Person oft von der Seite besser, als mit vollem Gesichte aussieht: so geht es auch mit dem Monde. Wenn die Sonne ihn von der Seite anblickt; welches in den ersten und letzten Vierteln, oder überhaupt, im zunehmenden, und abnehmenden Lichte geschieht:

kann

kann ein Sternkundiger, durch die alsdann deutlichern Schatten der Höhen, alles viel genauer sehen, bemerken und abschildern. Hier ist nun eine unermüdete Geduld, und eine große Aufmerksamkeit vonnöthen, nach und nach der ganzen Mondkugel so auf den Dienst zu lauren, bis man sie völlig in seiner Gewalt hat. Alsdann aber geht es erst an, alle diese gesammlete Stücke, nach einem gemeinen Maaße zusammen zu setzen, sie auf eine Kugelfläche zu zeichnen, und so in Kupfer stechen zu lassen. Wenn nun hernach mit solchen Kupferstichen eine wirkliche Kugel überzogen, mit den gewöhnlichen mathematischen Zirkeln bezeichnet und umgeben, und in ein saubres Gestell gehenket wird: so kann man leicht denken, was solches für einen vortrefflichen Anblick geben wird.

Dieses ist nun Hr. Mayer Willens, auf Kosten der kosmographischen Gesellschaft zu bewerkstelligen. Er thut solches den Liebhabern astronomischer Sachen durch obige Schrift kund, und ladet sie ein, durch ihre Begierde nach einem solchen Zierrathe einer Bibliothek, oder gelehrten Cabinets, seinen Fleiß aufzumuntern. Dieses wird durch Meldung ihres Namens, und durch einen Vorschuß, gegen einen in Kupfer gestochenen Schein geschehen, der hier mit beygefüget ist. Sie verlangen sieben und einen halben Ducaten, oder 20 Kaiserfl. als die Hälfte des ganzen Preises, für ein so schönes und noch nie gesehenes Kunststück. Die Lieferung desselben, soll an Ostern 1752, gegen Nachtrag der übrigen Hälfte, unfehlbar geschehen; doch

so

ſo daß die Fracht der Ueberſendung nicht mit darinn begriffen iſt.

Wir hoffen, daß vermögende Liebhaber der Wiſſenſchaften keinen Anſtand nehmen werden, durch eine ſolche Anſchaffung einer wirklichen aſtronomiſchen Seltenheit, etwas zur Aufnahme der Sternkunde beyzutragen. Denn ob wir uns wohl in dieſer Nachricht enthalten haben, mit den gehörigen Kunſtwörtern von der Sache zu reden: ſo muß man doch nicht glauben, daß es damit auf ein bloßes Spielwerk abgeſehen ſey. Nein, die ganze Sache hat in der Sternwiſſenſchaft einen gröſſern Nutzen, als ſich Unwiſſende wohl einbilden möchten. Die genaue Kenntniß des Mondes, wird ſelbſt zur Kenntniß der Erde, und der Geſetze der Natur, wodurch beyde Körper ſo genau verbunden ſind, und ſich gegen einander verhalten, ſehr viel beytragen. Ja eine ſo genaue und zuverläßige Abſchilderung des Mondes, wird bey den Nachkommen den Nutzen haben, den des Hipparchus Fleiß in Ueberzählung und Abmeſſung der Fixſterne gehabt hat. Man wird nach vielen Jahrhunderten anmerken können, ob der Mond ganz unveränderlich einerley Flecken behalten hat; oder ob dieſelben auch gewiſſen Unbeſtändigkeiten unterworfen ſind, wie unſre Meere und Länder auf der Erdkugel.

Dünket dieſes manchen ein geringer Nutzen zu ſeyn: ſo denken doch die Philoſophen ganz anders von der Sache. Sie halten nichts für klein, was ſie zu einer genauern Kenntniß der Werke der Natur, und der göttlichen Weisheit und Macht

ab an Reichthum der Worte und Redensarten? als welchen so wenig kan nachgesaget werden: Sie seyen andern Sprachen abgeborget; daß sie vielmehr andere, nemlich die Niederländische, Schwedische, Dänische, ja so gar die Englische, bereichert hat; auch daher, (weil sie eine Grund-Sprache ist) schwerer zu erlernen stehet. Was fehlet an wirklicher Ausarbeitung Deutschen Schriften? Welche in Nettigkeit der Gedanken, sinnreicher Erfindung, sauberer Schreibart gebundener und ungebundener Reden, grosse Männer aufweisen.

Ich bin nur bedacht, zu zeigen, wie die Besserung, so in der Deutschen Sprache zu suchen ist, darinn bestehe: daß, weil sie höher steigen kan, sie sich aller ihrer Vortheile bediene. Zum andern, daß diese Vortheile durch alle Kreise des Deutschen Kayserthums gleich gemein werden, und nicht etwan, von den Hochdeutschen allein erkannt, von denen Ober- und Niederländern aber, nach Unterscheid der wankenden, oder von dem gemeinen Gebrauch gar abgehenden Gewohnheiten, zweifelhaftig gelassen werden dürfen.

Ich rede vom Schreiben. Denn, wie es im Reden ein schweres Begehren seyn würde, daß alle angebohrne Mundarten sollten in der Aussprache sich nach einer allein verändern; wie es auch, des unterschiedenen Geschmackes wegen, ein unausgemachter Streit werden würde: ob, zum Exempel, die Aussprache eines Schlesiers, oder eines Holsteiners; der Hochdeutsch redet, angenehmer sey? So ist dennoch nicht zu leugnen, daß, so wohl der Niedersachse, als der Schlesier, wenn sie eine gute Feder führen, in der Orthographie und in denen Grundsätzen der Sprache einander gleich kommen

führen kann, die daraus ſo augenſcheinlich hervorleuchten. Ja vielleicht werden wir endlich mit voller Gewißheit hinter die Wahrheit kommen, die wir itzo nur wahrſcheinlich muthmaßen: daß der Mond wirklich eine von lebendigen, ja vernünftigen Geſchöpfen bevölkerte Weltkugel ſey.

* *

V.

Kurze Abhandlung von der Händeſprache, in ſo weit deren Merkmaale bey den alten Schriftſtellern ſich äußern, mit deren eigenen Beweisthümern beſtätiget. Caſſel bey J. B. Cramern, 1750, in 8. 7 Bogen.

Der fleißige und gelehrte Hr. **Groſchuff**, theilet der Welt hier abermal einen Beweis ſeines unermüdeten Nachforſchens mit. Er erkläret ſich in der Vorrede, daß die meiſten uneigentlichen Ausdrücke in der deutſchen Sprache, ſo beträchtlich ſind, daß ſie wohl einer Ausführung von dem erſten Urſprunge an, verdienen. Unter denſelben aber meynet der Hr. Verfaſſer, daß diejenigen welche die Hand uns in den Mund legt, die mehreſte Zahl ausmachen; inſonderheit in unſerer Mutterſprache. Da er es nun einem **Woldenberg** und **Anton Matthäi** nicht anders, als für rühmlich hält, daß ſie ganze Sammlungen von Sprüchwörtern ans Licht geſtellet: ſo glaubet er auch, er werde, wenigſtens bey einigen,

Dank

Dank verdienen, wenn er ihren Spuren, ob wohl nur in einem einzigen Fache, nachgeht. Es hat hat zwar Hr. **Moller** in **Marburg**, außer den Händen, auch noch den Augen und Füßen eine Rednergewalt beygemeſſen: da aber der Hr. Verfaſſer deſſen Schrift nicht zu leſen bekommen, kann er nicht ſagen, warum dergleichen Gedanken nicht vorzüglich der Händeſprache allein gewidmet worden; da die Hand, nach des Hrn. Verfaſſers Urtheile, allen andern Gliedern im Sprechen den Vorzug abläuft. Dieſes beweiſt er mit derjenigen Hand, die dem **Belſazar** ſein Urtheil geſchrieben; ſo daß dieſe Händeſprache, wenn Gottes Finger, eben wie in den Geſetztafeln **Moſis**, Schreckworte vorbringt, keinesweges aus der Acht zu laſſen iſt. Da indeſſen die ganze Hand nicht allemal zugleich redet, ſondern auch ein einziger Finger oftmals eben ſoviel ausrichten kann: ſo wird eine geneigte Aufnahme dieſes Werkchens einem andern den Weg bahnen, welches alles enthalten ſoll, was **von den Fingern der Alten** immermehr Merkwürdiges aufgetrieben werden kann.

Im Eingange beweiſt der Hr. Verfaſſer ziemlich weitläuftig, und mit vielen gelehrten Anführungen aus den Alten, daß alle Glieder des menſchlichen Leibes, ihre ihnen eigene Bewegung haben. So wird dem Kopfe das Nicken, den Augen das Winken, den Lippen und Augenwimpern ihre bedeutende Mine, und dem ganzen Geſichte, das Einwilligen, beygelegt. Dem Ohre, als dem Sitze des Gedächtniſſes: dieß ſind des

Hrn. Verfaſſers Worte: wird das Aufmerken, und tropiſcher Weiſe das Spitzen, Horat. Lib. 2. Od. 19. v. 4. der Naſe die Verachtung und der Zorn, durchs Rümpfen; der Stirne der Ernſt, durchs Runzeln; den Haaren das Schrecken, wenn ſie zu Berge ſtehen; der Lunge, dem Sitze des Hochmuths, das ſtarke Blaſen, zu eigenen Verrichtungen gegeben. Es iſt auch zu bewundern, daß die Liebenden von jeher durch Zeichen geredet haben, da doch die Liebe blind iſt: und die Füße bezeigen bey lange getragener Geduld, einen Unwillen, wenn ſie auf die Erde ſtampfen. Bey längerm Warten fähret er auch wohl in die Ferſen und Zehen: Bey Freuden fahren wir auf; bey Verachtung ſcharren wir mit den Füßen, von welchem letztern man auf Akademien häufige Exempel hat. Unter den Geſichtszügen äußert ſich eine ganz beſondere Stellung und Krümmung des Mundes und Geſichts, welche durch das Drücken beym Stuhlgange verurſacht wird: welche Gebärde dem Hrn. Verfaſſer daher einfällt, weil ſie zu einer Stachelrede auf den Kaiſer **Veſpaſian** Gelegenheit gegeben hat; der dergleichen im Leben an ſich gehabt hat, auch damit geſtorben ſeyn ſoll.

Nachdem nun der Hr. Verfaſſer noch eine kleine Ausſchweifung von den **Pantomimen** der Alten gemacht, deren Hauptwerk ebenfalls in der Sprache der Gebärden beſtanden; ſo kömmt er dann auch auf die Hand und dasjenige zurück, was er davon zu ſagen hat. Unter den dienenden Gliedern iſt ſie die vornehmſte. Wenn ſie die Speiſen

nicht

nicht bereitete, und ſie dem Munde zubrächte, ſo würden er und die Zähne nichts bekommen. Sie verrichtet auch den Dienſt des Mundes, im Briefſchreiben. Sie beſchützet alle Theile des Leibes. Alle andere Glieder haben wir mit den Thieren gemein: die Hand aber iſt ein Vorrecht des Menſchen. Einen guten Freund, auf den man ſein ganzes Vertrauen ſetzet, nennet man ſeine rechte Hand u. ſ. w.

Hierauf folget eine Erklärung der Sprache des Mundes, um die Vergleichung der Händeſprache darnach abzumeſſen. **D. Ammann** ſagt von jener, ſie ſey eine Darſtellung derer Begriffe, welche die vernehmlichen Worte in uns zurück laſſen, deren Ausdruck durch die Werkzeuge der Rede vollführet wird. Mithin beſteht alſo, nach dem Hrn. Verfaſſer, die Handſprache in deutlichen Merkmaalen und Zeichen, durch welche unſere Gedanken und Begriffe vermittelſt der Hände, als ihrer Ausleger ſich gegen andere äußern. Denn da ein Begriff nichts anders iſt, als eine Vorſtellung einer Sache in Gedanken, dazu das Bewußtſeyn gehöret: ſo iſt auch die Händeſprache, eine Vorſtellung der Gedanken von einer Sache durch die Hände, mit äußerlichen Zeichen unſerer Begriffe. Und ſo wie der Begriff das Bild einer Sache in dem Denkenden iſt, ſo iſt die Händeſprache das Bild einer Sache in dem Zeigenden u. ſ. w.

Nunmehr fängt der Hr. Verfaſſer die Rednerverrichtung der Hände, bey der **Andacht** an. Es iſt eine ſprüchwörtliche Redensart: wer das

Kreuz hat der segnet sich: das heißt, man muß keine Gelegenheit versäumen, sich einen Vortheil zu verschaffen. Dieses zu erläutern, folget hier eine Abhandlung vom Handsegen der Katholiken, die uns zu weitläuftig fällt.

Das andere merkwürdige Beyspiel einer Händesprache finden wir bey den Römern, und es ist die **Einweihung**. Wenn sie einen Tempel einweihen wollten, so sang, nach andern vorhergegangenen Ceremonien, der Rath ein feyerliches Lied, wobey der oberste Priester einen Pfosten mit der Hand halten mußte. Der Hr. Verfasser glaubet, daß dieses eine Nachahmung des jüdischen Gottesdienstes gewesen, da der Hohepriester die Hörner des Altars ergreifen mußte. Bey dieser Gelegenheit redet der Hr. Verfasser von den Redensarten: **Hand anlegen. Die Hand abziehen. Die letzte Hand woran legen.** Er glaubet nicht, daß jemand zweifeln könne, diese letzte Redensart von einem Gebrauche der Alten, und dem letzten Zierrathe herkomme, den sie an ihre Bücher fügten, wenn sie sonst ganz fertig waren. Die Lateiner sagen: ad umbilicum perducere. Sie pflegten nämlich eine Auszierung von Knochen, Horn, Elfenbein, oder Holz, mitten auf den Deckel des Buches zu setzen, und dieser Putz sah einem Nabel ähnlich (*). Wenn diese Buckeln an ein Buch gelegt waren, so hieß

(*) Ob die Kenner des Alterthumes, die nämlich wissen, daß die alten Bücher in großen Rollen bestanden, die man um Stäbe wickelte, damit zufrieden seyn werden, zweifeln wir sehr.

hieß es erſt fertig; und wir ſagen alsdann, ein Buch oder Werk ſchlieſſen; weil vermittelſt dieſer **Buckeln** oder **Klammer**, als der letzten **Hand**, das Buch zugemacht werden konnte. Dieß mag zu einer Probe von des Hrn. Verfaſſers Art die Sachen abzuleiten, dienen.

Hierauf folgen die Trauung an die **rechte Hand**, und an die **linke Hand**: wobey, wie bey den obigen Handlungen, die **Hand** abermal das **Wort führet**. Dann folget die **Ehrfurcht**. Auch hierbey hat die Hand vornehmlich zu thun. Die alten Deutſchen beehrten ihre Könige mit Händeklopfen, ſetzten ſie auf ihre Schilde und huben ſie in die Höhe. Daher kamen die Redensarten, einen **erhöhen**, **hoch ehren**, **auf den Händen tragen**, **zu Ehren bringen**, ſetzen; **bis in die Sterne bis in den Himmel erheben**. Verehren, von ver, d. i. **ſehr**, und **Hera**, der alten Deutſchen Göttinn (**). Im Kriege, bey Friedensſchlüſſen, und bey Handgelöbniſſen, hat die **Hand** bekantermaßen viel zu thun: allein wir übergehen dieſe Abſätze, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit, und kommen auf die

Gerechtigkeit. Dieſer ihre Händeſprache macht einen ehrfurchtvollen Eindruck in allen Gemüthern; allein was thut eine **ſchwere Hand** nicht bey derſelben für Wirkung? Die Klugheit hat auch

(**) Von dieſer Göttinn **Hera**, bey den alten Deutſchen iſt uns noch nichts vorgekommen: ob wir wohl die Hertha gar wohl kennen, die nichts anders, als die Erde oder Iſis der Aegypter geweſen.

ihre Merkmaale in der Händeſprache. Die Lateiner ſagten dextram anſam capere, eine Sache recht angreifen; ein Ding bey dem rechten Ende anfaſſen, recht handhaben. Denn wie mancher Topf zween Henkel hat, ſo hat auch jedwede Sache zween Handgriffe, einen leidlichen und einen unleidlichen u. ſ. w.

Wir kommen auf die Maler- und Bildhauerkunſt, bey welcher der Hr. Verfaſſer glaubt, es werde niemand Anſtand nehmen, der Hand, die ſo viel Kenner und Verehrer in Erſtaunen ſetzet, die Ehre einer Sprache zugedeihen zu laſſen. Er glaubt auch, man habe Recht, wenn man von einem ſchönen Bilde ſagt, es fehle ihm nichts, als das Leben; denn die Sprache der Hand verräth ſchon ihren Meiſter, und ein jeder Zug ſpricht ſeinen Namen aus. So poetiſch und ſchön dieſes auch geſagt iſt; ſo glauben wir doch das Sprüchwort anders gehöret zu haben, und zwar ſo: das Bild lebt recht! Oder es fehlet ihm nichts, als die Sprache. Es iſt, als wenn es reden wollte. Auch die Franzoſen haben dieſes Sprüchwort mit uns gemein; il ne lui manque, que la Parole: daher ein junger Stutzer ſehr ausgelacht ward, der ein ſchönes Pferd gemalet ſah, und ſich aus Uebereilung dieſes Ausdruckes bedienete. Ein Bild, dem das Leben fehlet, würde wenig Bewunderung erwecken.

Wir übergehen den Abſatz von der Händeſprache der Freymäurer, und kommen auf die Gaſtmale. Die Römer haben der Händeſprache auch bey der Tafel nicht entbehren können. Ihr Vorſchneider

ſchneider war ein Gaukler, welcher, wie Juvenal ſagt, tanzen und ſpringen und dabey das Meſſer immer in der Hand müſſen ſpielen laſſen, nachdem es der Hausherr befohlen. Man kann aus der Beſchreibung der Gebärden dieſes Gauklers faſt errathen, was er für ein Wildbrät vor ſich gehabt hat ꝛc. und das ſollte keine Sprache ſeyn? Dieſer Sprache kömmt dem Hr. Verfaſſer das Bezeigen unſerer Paukenſchläger ſehr ähnlich, wenn ſie mit den Händen in der Luft fechten: welches, wie wir hier zum erſtenmale hören, ein Freudenzeichen ſeyn ſoll. Die Taſchenſpieler folgen auf dieſe luſtigen Leute: und wir wundern uns, daß die Beutelſchneider vergeſſen worden, deren Händeſprache oft ein langes Andenken hinter ſich läßt.

Im Spiele iſt die Händeſprache auch zu Hauſe: daher die Redensart kömmt, **allenthalben die Hand im Spiele haben.** Von der **Faulheit,** die ihre Händeſprache durch einen aufgeſtützten Arm und leere Hände, verräth, ſchreitet der Hr. Verfaſſer zu den **Strafen der Hände**; und zeiget, in wie weit ihre Sprache bey der Züchtigung Statt hat: wir aber brechen hier ab, und glauben, ſo viel werde genug ſeyn, einen Begriff von einem Werkchen zu machen, welches in mehr als einer Abſicht, angenehm zu leſen iſt; und welches der Hr. Verfaſſer ſelbſt für nichts ernſthafters ausgiebt, als **Virgils** Werk von der Mücke, **Homers** Froſchmäusler, u. a. d. Sachen.

Wir haben vergeſſen zu ſagen, daß der Herr Verfaſſer, die Lehrart beobachtet hat, daß er die

Begriffe, ſo durch die Händeſprache ausgedrücket werden können, nach alphabethiſcher Ordnung geſtellet hat. Darum hub er von der Andacht an, u. ſ. w. wie man aus unſerer Nachricht hat bemerken können. Wir wundern uns, daß er der Beredſamkeit keine Stelle unter dem B eingeräumet, die doch zweifelsfrey den gröſsten Anſpruch auf die Händeſprache machen kann: wie Cicero und Quintilian bezeugen. Ja, wir wiſſen, daß viele, wenn ſie den Titel dieſes Tractats nur erblicket, ſo fort gedacht, ſie würden hier die ſchönſte Anleitung zum Geſtu Oratoris antreffen. Doch, hier ſieht man, wie verſchieden die Art zu denken, bey uns Menſchen iſt: da dasjenige, was dem einen das Natürlichſte zu ſeyn ſcheint, dem andern gar nicht einmal einfällt, oder in den Sinn kömmt.

* *

VI.

La Force du Naturel. Comedie.

Par Mr. Nericaut Des Touches, de l'Academie françoiſe. Paris 1750.

D. i.

Die Gewalt der Gemüthsart. Ein Luſtſpiel, vom Herrn Des Touches, Mitgliede der franzöſiſchen Akademie.

Da dieſes Stück in Deutſchland noch nicht bekannt iſt: ſo wollen wir unſern Leſern einen Auszug davon mittheilen. Der Marquis

von

von **Oronville**, ein reicher und vornehmer Herr, hat von ſeiner Gemahlinn, eine Tochter von ſechszehn Jahren, die wohl ausſieht, und **Julia** heißt. Einer ſeiner nahen Anverwandten, der gleichen Namen mit ihm führet, verliebt ſich in dieſe reiche Erbinn, und wird von dem Vater zu ihrem Gemahle auserſehen. Man verabſäumet auch in der Erziehung der **Julia** nichts: allein ſie will gar nichts annehmen, und macht ihrer Mutter, und ihren Lehrmeiſtern, lauter Herzeleid. Sie iſt eigenſinnig, halsſtarrig; nichts kann ſie beugen: und was das ärgſte iſt, ſo hat ſie ſich in ihres Vaters Haushofmeiſter, Namens **Gueraut**, verliebt, der ein dummer, und ungezogener Kerl iſt. Und hier fängt das Luſtſpiel an.

Liſette, und **Louischen**, zwo Kammermägdchen, reden mit dem **Gueraut**, der ihnen ſehr trotzig begegnet, und ſie auf den Argwohn ſeiner Liebeshändel mit dem Fräulein bringt. **Gueraut** weis wohl, daß **Liſette** ihm gram iſt, und er alles von ihr zu fürchten habe, wenn es auskäme, daß das Fräulein ihn heimlich geheirathet hätte; welches bereits geſchehen iſt. Seine Rede mit ſich ſelbſt hierüber, wird durch die Ankunft der **Julia** unterbrochen, die ihn inſtändigſt bittet, ſie nur bald aus dem väterlichen Hauſe zu entführen. Sie hat ſich mit den Juwelen, und er mit dem Gelde, ihres Vaters verſorget: allein er fürchtet, vor Erreichung der Gränzen angehalten zu werden. Er geht ab, weil die Marquiſinn kömmt, die ihrer Tochter allerley heilſame Lehren giebt: welche dieſe

mit

men werden. Vermöge der allgemeinen in guten Büchern durch die meisten Deutschen Länder eingeführten Übereinstimmung; nach welcher sich die andren zur abweichenden, eigenthätigen, ungewissen Sprachänderung geneigten Provinzen auch zu richten haben; wo sie von der gemeinen Regel nicht wollen gemeistert werden.

Die veränderlichen Mundarten und Aussprachen werden sich, nach einmal bestätigten gewissen Lehrsätzen, von selbsten schon verlieren, daß man nicht mehr den Unterscheid eines B und P, D oder T vergessen, und fragen dürfe, ob ein D weich oder hart sey?

Indem aber noch vieles nicht eigentlich in der Rechtschreibkunst, oder Orthographie, entschieden ist, als ob ich Deutsch oder Teutsch solle schreiben? Welches nicht so sehr auf die Art der Aussprache ankommet, als auf das Stamm-Wort Teuto oder Tuisto, Thuiscon, daher Teutones. Zwar wäre eben diese Herleitung, wenn der Gebrauch vieler Gelehrten nicht dazu käme, nicht zulänglich, daß jemand eigenmächtig das T fürs D einführete. Weil auch die Genera oft zweifelhaftig, als zum Exempel: ob ich der, oder die Schoos, der oder die Pracht, das oder die Gedächtniß, sagen sollte? Und viele Worte ungebräuchlich scheinen, die doch zur genauen Beschreibung einer Sache nicht undienlich; über dem viel Worte zum Austauschen der ohne Noth eingeführten fremden Worte zu erfinden stehen: so kommt es hier insonderheit auf den Nachdruck einer zur Ab- und Einsetzung der Worte genugsam berechtigten Gesellschaft an, nach deren Aussprüchen nicht weniger, als in Frankreich nach der Academie, die zweifelenden oder streitenden sich richten,

und

mit Jähnen und Störrigkeit anhöret. Der Vater kömmt ebenfalls, und redet ihr väterlich, aber mit eben so weniger Wirkung, zu. Die Mutter nimmt endlich den Bräutigam zu Hülfe, in Meynung, daß er mehr ausrichten werde: in dem Gespräche aber, so er in dieser Absicht mit **Julien** allein hat, sagt sie es ihm frey heraus, daß sie den Zwang, die Pracht, und das Vornehmthun hasse; daß sie alles nicht leiden könne, was ihm ähnlich wäre; daß ihr die Zeit bey ihm lang würde, u. s. w. und dieser sehr lustige Auftritt beschließt den ersten Aufzug.

In dem zweyten, kömmt die Pachterinn des Herrn von **Oronville**, die der **Julia** Amme gewesen. Sie bringt ihre Tochter **Babet** mit sich, welche mit **Julien** gleiches Alters, und ganz wunderschön und artig ist. **Guerau**t, der sie zuerst sieht, thut, als wenn er sich in sie verliebete, um seine Heirath desto besser zu verbergen: aber er gefällt der **Babet** nicht, die bereits den Grafen gesehen, der Fräulein **Julien** heirathen soll, und sich in ihn verliebet hat. Der Herr vom Hause, welcher die Reizungen der **Babet** rühmen höret, will sie sehen, und wird von ihr ganz eingenommen. Er schlägt ihr den **Guerau**t zur Heirath vor, weil er dieß für vortheilhaft für sie hält: sie aber gesteht frey heraus, daß sie ihn nicht begehre; und der Marquis, der eben nicht viel auf seinen Haushofmeister hält, kann ihr nicht Unrecht geben. Er beklagt sich indessen heimlich über die unartige Tochter, so der Himmel ihm gegeben: da seines Pachters

ters Kind verdiente, einen Fürſten zum Vater zu haben. Er geht zu ſeiner Gemahlinn, und bittet ſie, die Babet bey ſich zu behalten; welches auch geſchieht, und den zweyten Aufzug beſchließt.

Den dritten eröffnet Liſette, welcher ſehr bange iſt, daß Babet ſie von ihrer Stelle verdringen werde, und alſo der Marquiſinn einzureden ſuchet, daß ihr Gemahl in ſie verliebt ſey. Die Marquiſinn höret ſie gelaſſen an, ſagt, ſie kenne ihren Gemahl beſſer, und befiehlt ihr, die Babet zu rufen. Liſette thut dieſes, wiewohl ungern, und fängt an, die arme Babet hart anzufahren, die ihr aber mit ſolcher Sanftmuth begegnet, daß ſie ſelbſt ganz von ihr eingenommen wird. Babet wirft ſich der Marquiſinn zu Füßen, flehet ſie um Schutz an, und beklagt ſich über den ſchimpflichen Verdacht, darein man ſie zu ſtürzen ſuchte. Die Marquiſinn wird ganz bewegt, über ihrer Unſchuld und Schönheit, und befiehlt, ihr eines von ihren beſten Kleidern anzulegen. Die Pachterinn kömmt dazu, und erſtaunet über den Aufzug der Babet. Sie vergießt einen Strom von Zähren, und giebt ſeitwärts zu verſtehen, daß ſie Schuld an ihrem Unglücke ſey. Dieſer dritte Aufzug beſchließt mit einem Geſpräche zwiſchen dem Gueraut, und der Pachterinn.

Der vierte Aufzug fängt mit einem Geſpräche des Grafen und der gepuzten Babet an. Dieſer Herr, der der Julia ſchon ganz gram iſt, verliebt ſich heftig in dieſe neue Schöne. Babet ſtellet

ſich

ſich kaltſinnig, und führet ihm die Ungleichheit ihres Standes zu Gemüthe. Der Graf verläßt ſie erſtaunensvoll, da er die Pachterinn kommen ſieht, welche die Julia rufen laſſen. Sie ſeufzet, und weinet, da ſie die Babet erblicket, heißt ſie aber abtreten, indem ſie Julien kommen ſieht. Dieſes Fräulein ſagt der Pachterinn ſo fort: ſie hätte ihr wunderneue Mähre zu entdecken. „Mir wird hier „Zeit und Weile lang, ſpricht ſie, die Pracht, „die ich an mir ſchleppen muß, und bis an mein „Ende ſchleppen ſoll, iſt mir eine Centnerlaſt. Der „Graf ſteht mir nicht an; und ich habe mir ſchon „einen andern genommen.„ „Was? ſagt die „Pachterinn, du ſollſt und mußt ihn aber lieben.„ Hier nun wirft ſich Julia ihr zu Füßen: erzählet ihr alles treuherzig, was zwiſchen ihr, und dem Gueraut vorgefallen, und daß ſie eheſtens davon, und in die Fremde abziehen würden. Hier nun wird die Amme wüthend, und ſagt endlich zur Julia: „Du biſt meine Tochter, Babet iſt des Marquis „von Oronville Kind. Dieſen Austauſch hatte „ich zu deinem Beſten gethan. Ich armes Weib! „wie bin ich nicht geſtraft? Du willſt Babet „ſeyn: du ſollſt auch Babet bleiben!„ Die neue Babet iſt, vor Freuden über dieſe Nachricht, außer ſich, und ſo beſchließt der vierte Aufzug.

Den fünften eröffnet Gueraut, welcher, ungeachtet der wiederholten Befehle ſeiner Julia, dennoch ſchwer daran geht, ſeinen Herrn zu beſtehlen. Louiſe aber, die ihn hinter einer Laube belauſcht, erfährt ſein ganzes Geheimniß. Sie entdeckt

deckt es dem Grafen, und dieſer dem Marquis. Dieſer Herr läßt voller Wuth den Haushofmeiſter ſuchen: und die neue Babet verlacht, in den luſtigſten Verſen, den ganzen Aufzug der Großen. Gueraut erſcheint endlich, und über dem, nicht ſtillen Geſpräche, ſo ſein Herr mit ihm hält, kommen alle andere Perſonen herbey, ſo zur Entwickelung gehören. Der Graf heirathet die neue Julia, und dem Gueraut wird ſowohl, als ſeiner Schwiegermutter, der Pächterinn, alles vergeben.

Dieſes Stück nun iſt in Paris aufgeführet worden, und hat gar keinen Beyfall erhalten. Einige ſchieben dieſes theatraliſche Unglück auf das Alter des Dichters, der über ſiebenzig Jahre iſt. Allein iſt denn die Semiramis, eines viel jüngern berühmten Dichters, beſſer abgelaufen? Sollen wir unſere Muthmaßung wagen; ſo iſt die ganze Fabel dieſes Luſtſpieles ein gar zu bekanntes Hiſtörchen. So bald die Pächterinn zum Vorſcheine kömmt, merket man ſchon den ganzen Ausgang. Und dann gründet ſich die Morale des ganzen Stückes auf einen ſehr falſchen Grundſatz: nämlich, daß alle vornehme Kinder edel geſinnt ſind; welches eben ſo wahr iſt, als daß ſie alle ſchön ſind. Indeſſen mindert dieß unſere alte Hochachtung gegen den Herrn Des Touches nicht, den wir allemal für den größten Meiſter in der komiſchen Dichtkunſt, unter den Franzoſen halten werden; welchem in unſern Gedanken, ſelbſt Moliere weichen muß.

VII.

Lettre d' un Eſprit éclairé, aux Aveugles de ce Siecle. A Paris, 1749.

D. i. Sendſchreiben eines erleuchteten Geiſtes, an die Blinden dieſer Zeit.

Dieſes Büchleins erwähnen wir nicht, um einen Auszug davon zu geben. Wir ſind nicht der Meynung, daß es erbaulich ſey, freygeiſteriſche Schriften, ihrem ärgerlichen Inhalte nach, bekannt zu machen. Man muß ſie vielmehr unterdrücken, als die Abſichten ihrer Urheber befördern helfen, indem man das Gift ausbreitet, welches ſie, in die Welt aus zu ſpeyen, geſuchet haben. So ſchön auch der Vorwand iſt, den man insgemein brauchet, daß die Ungereimtheit ihrer Sätze von ſich ſelbſt ins Auge fiele, oder mit ein Paar Anmerkungen leicht zu zeigen wäre: ſo ſehr ſchlägt dieſe Hoffnung fehl. Es giebt Leſer, die das Böſe begierig einſaugen, und durch die Antworten gar nicht gerühret werden. So dient man denn ſolchen Freygeiſtern ſelbſt zum Werkzeuge ihrer Bosheit: anſtatt, daß man dieſelbe, nach allen Kräften, unterdrücken ſollte.

Unſere Abſicht, bey Erwähnung dieſes Tractats, iſt bloß, das traurige Schickſal ſeines Verfaſſers be-

bekannt zu machen, und dadurch alle die zu warnen die ihm etwa auch in Deutschland ähnlich seyn möchten. Sein Name heißt **Diderot**, und er war zu **Langres** in Champagne gebohren. Sein reicher Vater schickte ihn, studirenshalber, nach Paris: wo er auch so fleißig war, daß der Vater ihn, nach vollendeter Zeit seiner Studien, wieder nach Hause rief, um für seine Beförderung zu sorgen. Allein, der Sohn wollte ihm nicht folgen, sondern noch länger in Paris bleiben. Der Vater entzog ihm den bisherigen Unterhalt. Der Sohn hergegen wußte sich, durch den Unterricht, den er in der Mathematik gab, so viel zu verdienen, daß er sich, wiewohl kümmerlich, erhalten konnte. Er legte sich dabey auf alle übrige Arten der Studien, und bemerkte, daß ihm nichts zu schwer fiel. Er erlangte also allmählich so viel Einsicht, daß ihm der Trieb ankam, ein Schriftsteller zu werden, und seine Erkenntniß andern mitzutheilen.

Sein erster Versuch waren: Les Principes de la Philosophie morale, ou Essai sur le Merite et la Vertu. D. i. Grundsätze der Sittenlehre, oder Versuch über die Verdienste und die Tugend. Dieser Tractat machte einiges Aufsehen; und man machte sich die Hoffnung, daß sein Verfasser dereinst was Wichtigers würde leisten können. Durch die gute Aufnahme desselben, ward also unser **Diderot** angetrieben, ein ander Werkchen, unter dem Titel: Pensées Philosophiques; herauszugeben. Kenner von guten Schriften fanden hier, wie es in den Schriften junger Witzlinge zu gehen pflegt,

manchen guten, ja schönen Einfall, in einer muntern, und anmuthigen Schreibart: aber im Grunde waren die Sachen nicht wohl überlegt, und voll falscher Vernunftschlüsse, die nur durch einen gewissen Firniß blendeten. Es wurden also diese philosophischen Gedanken zu Amsterdam mit einer Widerlegung gedruckt; darauf aber **Rouen** steht, als ob sie daselbst herausgekommen wären. Dieß war noch nicht alles. Die Frechheit des Verfassers in diesen **Gedanken**, zog ihm eine Menge Feinde zu, sonderlich, weil er die Religion so heftig angegriffen hatte: und die Obrigkeit ließ sie durch des Henkers Hand verbrennen.

Da der Verfasser sich auf das Englische geleget hatte, so hub er an, das Dictionnaire de Medecine par James, ins Französische zu übersetzen; welches auch wirklich in Paris zum Vorscheine gekommen. Man schreibt ihm auch einen kleinen unzüchtigen Roman zu, der unter dem Titel: Les Bijoux indiscrets; vor etlichen Jahren herauskam: und darinn die Juwelen alle Ausschweifungen des Frauenzimmers, so sie trägt, verrathen. Allein, andere nehmen seine Partey, weil sie seine gewohnte Schreibart nicht darinn antreffen wollen.

Wir übergehen hier verschiedene kleine mathematische Schriften, die er aufgesetzt hat, und die ziemlichen Beyfall bey den Kennern gefunden. Wie klüglich hätte er gehandelt, wenn er bey diesen Materien geblieben wäre! Allein, sein Unstern, oder vielmehr seine unsinnige Begierde, die blinde Welt

klug

klug zu machen, hatte ihn beſtimmt, den Ausſpruch des Boileau wahr zu machen: Art. poet. Chant. II.

Ces Ecrits libertins, que l'Atheisme elève,
Conduiſent triſtement leurs Auteurs à la Gréve.

Er gab alſo ſeine oberwähnte Lettre d'un Eſprit éclairé, aux Aveugles de ce Siecle heraus; und ſah mit ſeinem erleuchteten Geiſte das Unglück nicht vorher, welches er ſich zuziehen würde. Er war nicht zufrieden, darinn allerley ſeltſame metaphyſiſche Sätze zu behaupten, die im Grunde doch nicht viel taugten; ſondern auch eine Menge Abſchilderungen von gewiſſen kennbaren Leuten zu machen. Dieſes zog ihm nun die ganze Welt auf den Hals. Er hatte ſich vorgenommen, zugleich mit dem Hrn. von Alembert, eine Encyklopädie der Wiſſenſchaften ans Licht zu ſtellen. Allein, ſeine Unbedachtſamkeit hat dieſe Arbeit gehemmet. Man hat ihn beym Kopfe genommen, und ihn in die Baſtille geworfen, daraus er gleichwohl nach einiger Zeit wieder frey werden wird.

Um der Aehnlichkeit willen, wollen wir noch eine gleiche Begebenheit aus Paris beybringen. Ein Franciſcanermönch war aus ſeinem Kloſter entwiſchet, und hatte ſich lange genug in weltlicher Kleidung zu Paris unbekannt erhalten: bis man ihn endlich in einem Buchladen entdeckete. Er gieng in demſelben öfters aus und ein, um ein gewiſſes Manuſcript zu verhandeln, welches er ſelbſt geſchrieben hatte, und gedruckt haben wollte. Weil er mit dem Buchhändler des Preiſes wegen nicht eins

werden konnte, so kam er so oft wieder, daß man ihn endlich ertappte. Denn die Vorgesetzten des Klosters, wo er entlaufen war, hatten überall aufgestellet, ihn zu entdecken, und zu erwischen.

Man führt ihn vor den Richter, und fragt, wie er heiße? wer er sey? woher er komme? wo er sich aufhalte? Allein, unser Franciscaner will nicht beichten. Man drohet, ihn in ein Loch zu werfen, und durch den Hunger zum Reden zu zwingen. Diese Drohungen erschrecken ihn. Er verspricht, alles zu bekennen: wenn man ihm gewisse Bedingungen eingienge. Man verspricht ihm alles; ohne daß man es zu halten gedenket. Nun beichtet er, daß er ein Geistlicher, ein Mönch, ein Priester, ja gar ein Franciscaner sey. Hier erschrickt der Richter, und sagt: man werde sich also genöthiget sehen, ihn seinen Ordensbrüdern auszuliefern; die schon wissen würden, was mit ihm anzufangen sey.

Hier bittet er um Gottes willen, ihn damit zu verschonen; und will, als man ihn fortbringen will, nicht von der Stelle: ohne Zweifel, weil er wohl wußte, was für ein Schicksal ihn daselbst betreffen würde. Allein, die Gerichtsdiener brauchen Gewalt, und schleppen ihn fort. Ueber diesem Kampfe glitschet ihm ein Heft von seinem schönen Manuscripte aus dem Busen, welches er hatte verhandeln wollen. Man hebt es auf; man liest: und siehe! es ist nicht etwa ein leichtfertiges und unzüchtiges Werkchen, wie man von einem entsprungenen Mönche hätte vermuthen können. Nein,

mit

mit der Creatur hatte der Böſewicht nichts Böſes im Sinne! Er taſtete den Schöpfer an. Der Titel ſeines Werkchens hieß: Traité ſur la Facilité, avec laquelle un Honête-Homme peut vivre ſans Religion, et ſans croire en Dieu. Hierauf änderte ſich ſein Schickſal. Die Herren Franciſcaner bekamen ihren Mitbruder nicht wieder; ſondern er ward auf Lebenslang nach Bicêtre, eins der härteſten Gefängniſſe in Paris, gebracht. O, hätte er doch ſeine große Weisheit für ſich behalten!

* *

VIII.

Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil; ein Luſtſpiel, in dreyen Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltäre, überſetzet von Str *** Leipzig, 1750.

Um auch von unſerer Schaubühne etwas beyzufügen, wollen wir dieſes neuen Stückes erwähnen, womit der geſchickte Herr Struve aus Kiel, uns im Deutſchen bereichert hat. Er hat ſich die Mühe nicht dauren laſſen, des Herrn Voltäre Arbeit wiederum in Verſe zu ſetzen; und es könnte leicht ſeyn, daß es bey ſeiner Aufführung in Deutſchland mehr Beyfall fände, als es in Paris gefunden hat. Denn die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt es ihm auf der Pariſerbühne damit ſchlecht gelungen: weil es mit zu der Zahl der Comedies larmoyantes

und die lernende sich helfen können. Was die Genera betrift, wäre das sicherste, von den zweifelhaften ein Genus commune zu machen; um den Versen diesen Vortheil zu erwerben, daß, wo ein Vocal folget, man nicht die, sondern der, sage.

Diese Sprach-Gesellschaft nun (damit sie nicht nur mehr Ansehen habe; sondern auch sicherer gehe, und die abweichende leichter zu recht bringe) kan das erstere durch keinen Wunsch höher erlangen, als wenn Sr. Kayserl. Majestät allergnädigst gefallen solte, das allerhöchste Oberhaupt derselben durch einen Sie vorstellenden Minister zu seyn, und daher dieser Deutschen Sprach-Gesellschaft, oder (wenn das bey den Europäischen Völkern von den Griechen bereits angenommene Wort besser gefallen sollte) Academie Ruf und Zierde mit allergnädigster Würdigung Dero glorreichsten Nahmens zu verewigen, und Sie die Carolinische zu heissen. Damit die Nachwelt bey deren Ernennung sofort wissen möge, wem sie die Früchte einer zur Ehre und zum Nutzen der Deutschen Länder so sehr gereichenden Stiftung zu danken habe.

Wenn auch, wie in Frankreich, andre Minister, und gelehrte Standespersonen ihnen, als Mitgliedern, den Ruhm der Wissenschaften nicht würden für unanständiger halten, als das Lob der Waffen, oder der Ahnen.

Das andre Absehen kan vornemlich durch die in öffentlicher Versammlung geschehene, und hernach von dem Oberhaupt allergnädigst bestätigte Wahl würdiger Mitglieder (auch Uncatholischer) erhalten werden, dergestalt, daß man zwar auf die Hochdeutschen,

moyantes gehöret, die ſeit einiger Zeit daſelbſt Mode werden wollen. Die Verfechter des molieriſchen Geſchmackes, ſind wider dieſe neue Ketzerey trauriger Komödien ſehr aufgebracht, und haben daher auch an der Nanine viel auszuſetzen gefunden. Allein, alles, was ſie tadeln, iſt auch nicht gegründet. Z. E. der Titel **Nanine** ſcheint ihnen zu unbeſtimmt. Was ſoll man, fragen ſie, dabey denken? Unſere komiſchen Meiſter gaben ihren Stücken andere Namen: z. E. der Geizige, der Miſantrop, der Spieler, der ſcheinheilige Betrüger, der Plauderer, der Schmäuchler, u. ſ. w. So wußte man doch, was man zu gewarten hatte. Aber itzo weis man nicht, was Nanine für ein Thier ſeyn wird. Mit den Trauerſpielen iſt es ein anders. Mithridates, Pompejus, Cinna, Polyeukt, Phädra, Iphigenia, Britannicus, ſind aus den Geſchichten ſchon bekannt.

Allein, hierauf dient zur Antwort: Terenz hat ſeinen Stücken auch ſolche Namen gegeben. Z. E. Andria, Adelphi, Eunuchus, oder die Brüder, der Verſchnittene, ſind eben ſo unbeſtimmt. Zudem, ſo hat Herr von Voltäre auch eine Erklärung, oder **das beſiegte Vorurtheil**, beygefüget. So ſieht man, daß nicht alle Kritiken der Herren Pariſer Grund haben. Wir ſind begierig, auch dieſes Stück von geſchickten Schauſpielern aufgeführet zu ſehen

Bey dieſer Gelegenheit können wir melden, daß, gegen das Ende des vorigen Jahres, Herr

M.

M. Gerlach, berühmter Director des zittauiſchen Gymnaſii, mit ſeinen Untergebenen abermals einige Stücke auf der deutſchen Schaubühne aufführen laſſen. Wir ſehen, aus ſeiner Einladungsſchrift, daß ſelbige des Herrn D. Quiſtorps Aurelius, des Herrn Addiſons, Geſpenſt mit der Trummel, und der Hypochondriſt, eben des gedachten Hrn. D. Quiſtorps geweſen. Zum Nachſpiele bey dem erſten, hat man des Herrn Holbergs Empiricus gebraucht. Alles iſt ſehr wohl aufgenommen worden.

Auf unſerer Leipzigerbühne haben wir im Jänner, von Trauerſpielen, den ſterbenden Cato, des Herrn Voltäre Mahomet, und Herrn Secr. Grimms Baniſe; von Luſtſpielen aber, die ungleiche Heirath, den Geizigen und verſchiedene andere Stücke, vorſtellen geſehen.

IX.

Nachricht

von einer neuen Ausgabe der Peutingeriſchen Tafel.

Wir haben das Vergnügen, unſern Leſern, gleich zum Anfange dieſer neuen Monatſchrift, eine Nachricht zu geben, die ſonder Zweifel vielen Gelehrten ſehr angenehm ſeyn wird. Es ſind nun beynahe 300 Jahre, daß der berühmte Peutinger eins der trefflichſten Alterthümer aus des Kaiſers Antonins Zeiten entdecket, und be-

kannt gemacht hat. Dieſes war ein Abriß eines groſſen Striches von Europa, in Geſtalt einer Landcharte, die vom äußerſten Ende Spaniens bis ans andre Ende von Europa geht. Dieſes ſonderbare Stück, welches den damaligen Zuſtand der Geographie deutlich vor Augen legt, iſt in des Durchl. **Prinzen Eugens**, dieſes groſſen Liebhabers gelehrter Seltenheiten, koſtbaren Bücherſchatz; und mit demſelben nach ſeinem Tode in die Kaiſerliche Bibliothek zu Wien gekommen; woſelbſt es noch itzo als ein Heiligthum aufbewahret wird.

Nun hat man zwar in **Bergiers** Hiſtoire des grands Chemins einen Riß davon in Kupfer ſtechen laſſen, und der gelehrten Welt bekannt gemacht. Allein es iſt auch allen, die das Original davon geſehen haben, zur Gnüge bekannt: daß dieſer vermeynte Abdruck, der ſogenannten **peutingeriſchen Tafel**, von vielen 100 Fehler wimmelt. Wir wollen nur eine kleine Probe davon geben:

Das Original.	Die Bergieriſche.
Lintomagi - -	Luttomagi.
X. - -	- - -
Lamnum XIII. - -	Lamnum XXIII.
Corterate XIX. - -	Corderate.
Sancory XVI. - -	Sancon.
Beturiges XXIV. - -	Beturiges
Eliberre - -	Cliberre.
Fines - -	Finei.
Ad oculum marinum -	Mariman.
Ad Olivam XXXV. -	- - - -
Vbinum - -	Vbum.
Mitricum - -	- - -

Das

Das Original.	Die Bergieriſche.
Nimittaci - -	Nintteaci.
- - ndeſina XVI. -	- - -
Veſontine XV. - -	Veſontine.
Bituliges - -	Bituriges.
Alerta - - -	Alerca.
Aug nemeto - - -	Ang. nemato.
Voroſ o XIX - -	Vorogio XIV.
Mediolano XIV. - -	Mediolano.
Foro Seguſtavarum -	Furo Seguſtavarum.
Avennione. XV. - -	Avennione XII.
Calcaria - - -	Calciria.
Culchul. Colonia - -	Sulchul. colonia.
Ad portum. ad Stabulum Olearium -	
Ad Baſilicam XVI - -	Ad Baſilica.
Colonia equeſtris - -	Colonia egeſtris.
Geminas - -	Gerainas.
Vapincum VI. - -	Vapicum. - -

NB. ganze Zeilen von 3 biß 8 Wörtern fehlen an der Zahl mehr als zwölfe, und andere Fehler ſind mehr als 200.

Die Gelehrten haben alſo mit Grunde gewünſchet, daß doch dieſes ſchätzbare Alterthum endlich in ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen, und auf eine glaubwürdige und zuverläßige Art bekannt werden möchte.

Dieſe Gefälligkeit gegen dieſelben auszuüben, hat der berühmte Herr **Franz Chriſtoph von Scheyb**, auf Gaubikolheim, der löblichen niederöſterreichiſchen Landſchaft Sekretär, und der gelehrten Geſellſchaften zu Cortona, und der Arkader Mitglied, dem wir ſchon, als einem Dichter, die **Thereſiade**, und als einem Redner, die treffliche Lobrede auf den Grafen **Friedrich Harrach** zu

danken haben, übernommen. Er hat dieſelbe durch den geſchickten Wienerkünſtler, Kleiner, bereits auf das genaueſte abzeichnen laſſen; und man macht ſchon den Anfang, ſie auch in Kupfer zu ſtechen. Das ganze Stück wird ein und zwanzig Werkſchuhe und drey Zoll in der Länge, und nicht mehr, als einen Schuh in der Breite. Daher wird es auf 12 beſondere Kupferplatten geſtochen, und auf eben ſo viel Bogen abgedruckt werden, die man entweder hinter einander in ein Buch wird binden, oder zuſammengeklebt, nach alter Art auf eine Rolle wickeln laſſen können. In Jahresfriſt wird alles fertig ſeyn, und den Liebhabern geliefert werden können.

Weil die Zahl der Kenner und Liebhaber bey ſolchen Alterthümern nicht gar zu groß zu ſeyn pflegt; ſo wird man auch die Zahl der Abdrücke nicht gar zu groß machen.

Gleichwohl machet man ſich die Hoffnung, daß alle öffentliche, und die vornehmſten Privatbliotheken vornehmer Männer, und berühmter Gelehrten, eine ſolche Seltenheit nicht werden entbehren können: und man iſt erböthig, ihnen jedes Blatt für einen Gulden, das iſt, das ganze Stück für 3 Ducaten zu überlaſſen. Wollten ſich indeſſen die Liebhaber, zu mehrerer Aufmunterung des Herrn Herausgebers, der ſolches auf eigene Koſten unternimmt, aber gar keinen Vortheil dabey ſuchet, ſondern bloß zu ſeinem Aufwande und Vorſchuſſe zu kommen wünſchet, ſich vor der Zeit, entweder bey dem Herrn Buchhändler Kraus in Wien, oder

bey

bey dem Verleger dieser Monatschrift, Herrn Breitkopfen in Leipzig, deswegen melden: so würde man sich wegen der zu machenden Zahl der Abdrücke desto besser richten können.

Zu desto besserm Gebrauche, wird auch auf etlichen Bogen in Fol. theils die Geschichte dieser geographischen Tafel; theils ihr Gebrauch; theils der Vorzug dieses neuen Stiches vor dem bergierischen, zulänglich angezeiget werden.

* *

X. Nachricht

Von einigen Werken, die der Herr Professor Hauptmann zu Gera ans Licht zu stellen gedenket.

Allgemeine Sprachlehre; entweder mit oder ohne die allen Sprachen gemeinschaftlichen Regeln der Schreibarten. Ohne dieselben möchte sie etwas über $1\frac{1}{2}$ Alphabeth, mit denselben etwas über 2 Alphabet betragen. Die Sprachlehre selbst theilet sich in die Betrachtung der Sprachen, den historischen Theil, oder die Geschichte der Sprachen, die allgemeinen Betrachtungen der Sprachlehre, die Rechtschreibung, die Lehre von der rechten Aussprache und Tonsetzung, den Unterricht von einzeln Wörtern nach ihrer grammatikalischen Natur, und ihren verschiedenen Aenderungen oder die Etymologie, und endlich die Lehre sowohl von der gemeinen, als zierlichen Zusammensetzung, oder Syntax. Die Skiagraphie davon steht in dem

dem XXX. Stück des zu Hamburg 1750. herausgekommenen Briefwechſels der Gelehrten. Das Werk iſt bis auf ein paar Hauptſtücke im Unterrichte von der Schreibart, völlig fertig.

Inſtitutiones poeticae deren Skiagraphie in der Vorrede des beyliegenden faſciculi Carminum Lat. befindlich iſt. Sie ſind faſt gänzlich fertig, bis aufs Reinſchreiben; und begreifen ebenfalls zugleich die Geſchichte der Dichtkunſt, doch nur kurz und dergeſtalt, daß das Werk bey Vorleſungen zum Grunde geleget werden kann. Die beſondere Geſchichte wird auch bey jedem Hauptſtücke ins beſondere angebracht. Es dürfte aber das Werk, ob ſchon die Sätze nicht oft durch Beyſpiele erläutert worden, überhaupt gegen drey Alphabete betragen.

Antiquitates Ebraeae, Graecae, Latinae, Germanicae, deren Skiagraphie in den Hamburger Berichten 1744. im 77. St. ſtehet, wo ſie auch ſo dann von einem Gel. J. K. S. aus Neurupin begehret und angeprieſen, von mir aber auch ebenfalls in einem der folgenden Stücke die Urſache des Aufenthalts entdecket worden. Eine noch genauere Skiagraphie der Capitel und Untereintheilungen ſteht in der andern eilfertigen Ausgabe der Germania des Tacitus. Das ganze Werk aber wird desfalls in allen 4 Theilen einerley Ordnung haben, und jeder Untertheil zum allerhöchſten ein Octavblatt im Drucke einnehmen: um das Buch bey öffentlichen Vorleſungen in einer gewiſſen Zeit, und nach beſtimmten penſis zum Ende zu bringen. Es iſt hauptſächlich aus den alten Auctoren ſelbſt genommen und fertig,

nur

nur daß wenigſtens einige Stücke noch einmal aufs reine geſchrieben werden müſſen. Ich bin auch erböthig, die ebräiſchen, griechiſchen, lateiniſchen oder deutſchen Alterthümer oder auch die geiſtlichen, gelehrten, bürgerlichen, Kriegs- oder häuslichen Altertümer allenfalls beſonders dem Drucke zu überlaſſen. Denn da ich einmal verſprochen habe, ſo muß ich nun aufs Halten denken, es geſchehe nun auf welche Art es wolle. Hätten ſich aber auf dieſer Seite nicht ſchon zu viel Schwierigkeiten eräuget, und ich wäre dadurch abgeſchrecket worden, etwas aufs Ungewiſſe zu verheißen, ſo würde ich beyfügen, daß ich wohl dieſen kurzen Innbegriff einmal in deutſcher Sprache, noch weiter ausführen und mit allerhand pragmatiſchen Reflexionen ſtückweiſe verſehen dürfte.

Eine Sammlung meiner Diſſertationen und Programmaten, oder commentationes argumenti varii sacri antiquarii, historici, litterarii: wobey jedoch der Verleger die Wahl hat, entweder auf einer Seite die lateiniſchen Reden, wie auch lateiniſche und griechiſche Gedichte beyzufügen; oder auf der andern nur eine Gattung oben genannter verſchiedener Theile, zugleich die antiquariſchen (von denen Hr. Strodtmann öffentlich in ſeinem gelehrten Europa eine Sammlung wünſchet) oder die theologiſchen ꝛc. zu nehmen, oder auch ſonſt eine ſelbſt beliebige Wahl zu machen. Es reizet mich, dergleichen Sammlung bewerkſtelliget zu wünſchen, nicht eine pralende Begierde meine Kleinigkeiten zweymal zu leſen; es bewegen mich vielmehr drey wohlgegründete Urſachen. Einmal hatte ich verlängſt

längſt einem Hamburger Gönner, der mich um ein paar Programmata bath, zur Antwort ertheilet, daß ſie nicht mehr vorräthig wären; ich würde aber vieleicht zu ſeiner Zeit mit einer Sammlung aufwarten können; weil eben ein Buchhändler Luſt bezeigete ſolche zu liefern und mir daſſelbige zu erkennen geben laſſen: weswegen denn ſolcher wider meinen Willen in die hamburger Berichte ſetzen laſſen, es würde dergleichen Sammlung erfolgen und ſie gewiſſer Maßen verſprach; da doch ſo dann auf Seiten des Verlegers, und wegen einiger Fatalitäten die Sache ins Stecken gerieth. So dann ſind einige der erſten Auflagen der Programmaten etwas eilfertig geweſen, und weil ein Tag den andern lehret, ſind ſie allerſeits anſehnlich vermehret, oder ſtark verbeſſert. Endlich beſitze ich von verſchiedenen, nach welchen doch die meiſte Nachfrage iſt, keine Exemplare mehr. Ich verlange auch dabey keine andere Belohnung als 30 Exemplare auf Regiſterpapier. Ein Verzeichniß der ältern ſteht in Actis ſchol. 5. B 5 St. und in Strodtmanns Geſchichten itztlebender Gelehrten XII. Th. 472. u. f. S.

* *

XI. Schriften,

ſo zu Königsberg im Jahre 1750 herausgekommen ſind.

Im April.

Den 15ten. C. G. T. C. C. Gedicht bey dem Roſener- und Krauſiſchen Myrthenfeſte, von der ſiegenden Liebe.

Den

Den 16ten. **Friedrich Rabe**, LL. Stud. **Chriſtoph Rabe**, Phil. et LL. Stud. **Gottfried Rabe**, Phil. Stud. und **Heinrich Rabe**, Glückwunſch bey der Vermählung Herrn Johann **David Engelſchmidts**, Diaconi der Reſſgärtſchen **Gemeine**, mit J. Johanna Maria, Herrn **Friedrich Raben**, I. V. D. königl. preuß. Hof- und Conſiſtorialraths, auch Advocati Fiſci, älteſten Jungfer Tochter.

Friedrich Ludwig Rabe, Gumbinn. Pruſſi, Gedicht auf eben dieſe Begebenheit, von der verdienſtlichen Belohnung eines Weiſen.

Johann Friedrich Lauſon, D. R. B. Gedicht auf dieſe Verehelichung, von der genauen Verbindung der Rechtsgelahrtheit mit der Theologie.

Johann Andreas Amſel, Phil. et LL. Stud. Hirtenlied auf eben dieſes Myrthenfeſt.

Iohannis Guilielmi Werner, D. Med. Prof. Publ. Extraord. Diſſertatio, medicinam forenſem praeter differentiam, vulnera, in abſolute lethalia et per accidens, diſtinguentem, pullam prorſus agnoſcere. *Reſp. David Schulz*, Med. Cult. Dalecarl. Suec. mit den Glückwunſchungsgedichten der beyden Opponenten, **G. H. Hoyer**, und **Johann Heinrich Zänker**, Med. Stud.

Den 22ſten. *Ioh. Gottheiff Lindner*, Pomer. Phil. et A. M. Commentatio Metaphyſico Critica, qua ſcepticiſmus in monadologia proponitur, pro Receptione. *Reſp.* Carolo Wilhelmo Reineck, Arnhuſo ad Bellgardiam Pomerano S. Th. et L. A. Cult.

Chri-

ſchen Länder, als welche zur Zierde und Reinigkeit der Sprache unſtreitig das meiſte bereits beygetragen, ein gröſſeres Abſehen mache; dennoch aber andrer Provinzen Gelehrte, ſo ihre Sprache nicht aus dem Munde des Volkes, ſondern guten Büchern erlernen, nicht vorbey gehe, damit der Argwohn einer Parteylichkeit oder vorgefaßten Meynung abgelehnet werde. Doch wäre hiebey die Zahl der nothwendig gegenwärtigen feſt zu ſetzen, um ſo wohl Unordnung, als Unkoſten zu vermeiden. Hergegen hätte man durch Briefwechſelung von eines jeden gutem Rath ſich zu erbauen: von den ungegründeten aber ſich weniger irre machen zu laſſen.

Wegen der zu erwählenden Perſonen wird einmal für alle zum Grunde geſetzet: Daß man nicht auf ſchlechte, eigennützige, von der Grammatic ein Handwerk machende Leute das Abſehen richte, ſondern auf ſolche Männer, welche der Vorzug des Standes, die Erfahrung in Aemtern, und der Umgang mit Leuten, deren Sprache und Sitten eine gleiche Zierlichkeit haben, von der Schulart unterſcheidet. Wie nun ſolche durch anderwärtiges Einkommen ſchon ſo verſorget ſeynd, daß ſie mehr auf die Ehre, als auf den Vortheil denken: ſo könte die Belohnung, welche die Nahrung des Tugendfeuers iſt, in gewiſſen andern Ehren- oder Gnadenzeichen beſtehen, ſo dem Hofe nichts koſten, und der Geſellſchaft ſelbſt zum Anſehen dienen. Hievon ſind die Umſtände der allerhöchſten Willkühr Sr. Kayſ. und Königl. Cathol. Majeſt. heimzuſtellen. Im übrigen wären für dieſe Gnade keine gelehrte Grammatici, dafern ſie von ihren eigenen Sitten nicht erniedriget werden, zu geringe zu halten.

Christian Friedrich Wernike, der freyen Gesellschaft Mitgliedes, Denkmaal der Freundschaft, dem Herrn Johann Simon Ickler, beyder Rechten Beflissenen, und der freyen Gesellschaft Mitgliede, im Namen derselben kurz nach seiner Abreise nach Berlin aufgerichtet.

Im May.

Den 11ten. Christian Wilhelm Manitius, der freyen Gesellschaft Mitgliedes, Gedicht auf das Geburtsfest der freyen Gesellschaft, von der Freyheit von Vorurtheilen, als dem wahren Kennzeichen eines Weisen.

Die übrigen Monate folgen künftig.

XII.

Auf einen einfältigen Bischof in Fr.

von dem die Rede gieng, er würde Cardinal werden; aus dem Französischen.

Umsonst denkt dich das Glück durch neuen Glanz zu schmücken.
Je mehr das Schicksal dich erhebt,
Je mehr wird alles, was da lebt,
Den dummen Gümpel nur erblicken.
So scharf ist itzt der Welt Gesicht!
Zwar Hüte pflegt der Pabst zu schicken;
Doch Köpfe schicken, kann er nicht.

* * *

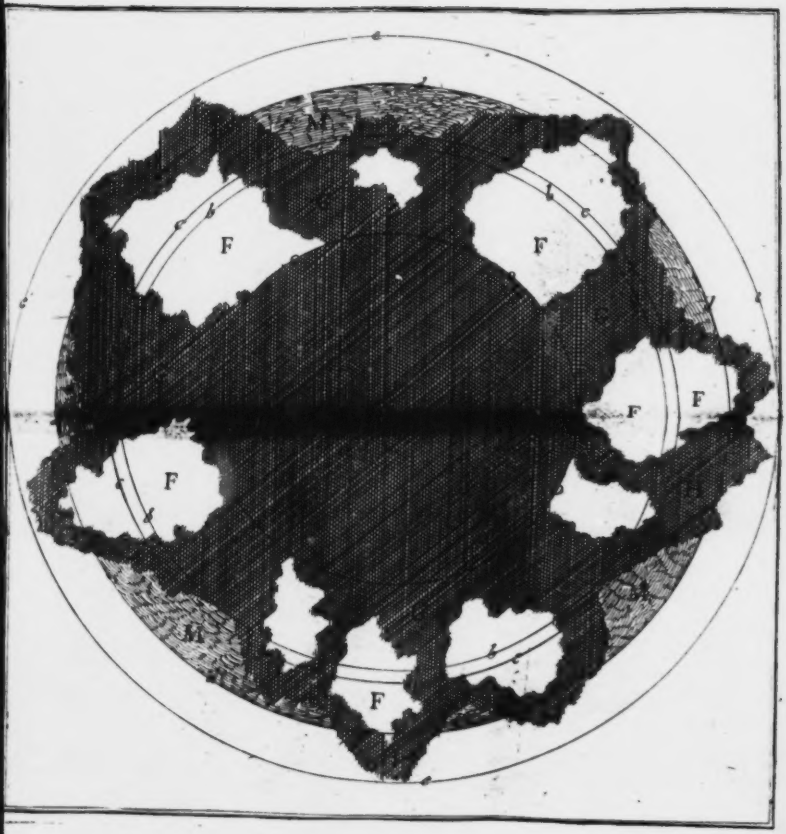
M
F
F
F
F
F
F
M
F

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit

Hornung, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quaeque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia praeclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Neue Unterſuchung der Veränderungen des Erdbodens nach Anleitung der Spuren von Meerthieren und Meergewächſen, die auf Bergen, und in trockener Erde, gefunden werden, angeſtellet von Anton Lazzaro Moro, aus dem Italieniſchen überſetzet. 8. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1751.

Die Grundſchrift dieſes Buches iſt zwar bereits in dem 1740 Jahre im 3. B. des Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte einigermaßen bekannt gemacht, und angeprieſen worden. Doch nunmehr haben wir eine deutſche Ueberſetzung davon in Händen, die nicht nur wohl gerathen, ſondern auch ſauber gedruckt, und mit allen den Kupfern gezieret iſt, die von dem Verfaſſer zur Erläuterung ſeines Werkes für nöthig befunden worden. Dieſe Erneuerung eines guten Buches, und der merkwürdige Inhalt deſſelben, machen es, daß wir daſſelbe auch in unſern Nachrichten nicht mit Stillſchweigen übergehen können.

Der Inhalt dieſes Werkes iſt gröſtentheils neu, und zielet darauf ab, daß es uns die innere Natur unſers Wohnhauſes, d. i. der Erdkugel, begreiflich mache. Carteſius, Burnet, Whiſton, und Woodward, ſind die Vornehmſten, die davon ihre Gedanken, Muthmaßungen und Meynungen entdecket haben. Einige von dieſen haben mehr, andere weniger Beyfall gefunden; länger, oder kürzer geherrſchet. Alle mit einander aber will der Verfaſſer von demjenigen Throne ſtürzen, den ſie bisher, wie er glaubet, mit Unrechte beſeſſen haben. Dieſes wird der erſte Theil ſeines Buches ſeyn. Im zweyten Theile will er uns ſeine Meynung von der Frage entdecken: warum auf den höchſten Bergen, und auf dem trockenen Lande, ſehr weit von der See, ſolch eine ungeheure Menge von Seekörpern angetroffen wird? und hier geht er unſtreitig einen Weg, den vor ihm niemand betreten hat, und der uns den Urſprung der Berge, flachen Länder, der Inſeln, des feſten Landes, nebſt den Urſachen ihrer verſchiedenen Lagen, und innern Beſchaffenheit, auf eine ganz beſondere Art erkläret. Er unterſuchet, warum das Meer zu gewiſſen Zeiten geſtiegen, und höher gewachſen? woher es ſeinen ſalzigten und bittern Geſchmack habe? u. d. m.

Nach einer kurzen Einleitung, trägt der Verfaſſer die eigentliche Frage vor, die er abhandeln will. Hier ſetzt er nun voraus, und beweiſt es auch

(*) Daher findet man auch in Deutſchland, im Eislebiſchen und Braunſchweigiſchen, mehr ſolche Schaalenthiere, als im meißniſchen Erzgebirge; welches viel weiter

voll

auch gründlich, daß die, auf den Bergen, in Schachten und Steinbrüchen, Schiefern, Kalksteinen, Feuersteinen, und Thongruben, gefundenen Schnecken, Muscheln, Austern, Ammonshörner, Fische, und andere Arten der Seethiere, wirkliche solche Seethiere, nicht aber bloße Spiele der scherzenden Natur gewesen. Dieses war nöthig, um denen zu begegnen, die bisweilen aus Unwissenheit, oder Uebereilung, auf solche Grille verfallen, daran zu zweifeln. Hierauf folgt nun die Frage selbst: **Auf welche Art, und bey was für Gelegenheit, diese Seekörper in die Berge gerathen sind?** Allein, wie kann man diese Frage beantworten, wenn man nicht vorher weis, in was für einem Zustande die Erdkugel damals gewesen ist, als solches geschehen? Daher sieht sich der Herr Verfasser genöthiget, beyläufig zu untersuchen: **Was die Inseln, die Berge, und alle Erdhöhen, für einen Ursprung haben?**

Ehe er nun dahin kommen kann, zeigt er aus Geschichten und neuern Nachrichten, daß man auf allen Bergen, in Europa, Asien, Africa, und America dergleichen Seekörper, als Muscheln, Schnecken, Fische, u. d. g. findet. Er bemerkt aber auch, daß die Inselberge noch völler davon sind, als im festen Lande: ohne Zweifel, weil sie näher nach der See liegen (*). Selten findet man auch viele Arten von Seekörpern durch einander gemen-

von der See liegt. Gleichwohl haben wir auch einen versteinerten Fisch, der in Franken, nahe bey Pappenheim, in einem weißen Steinschiefer gefunden worden.

get: ſondern hier z. E. viele Schnecken, dort viele Auſtern, da glattes, an einem andern Orte geſtreiftes Muſchelwerk ꝛc.

Im dritten Hauptſtücke erzählet der Verfaſſer die bisherigen Meynungen über die vorhabende Materie. Er zeiget aber auch die Urſachen an, warum ſie nicht beſtehen können. Es ſind nun zweytauſend Jahre, ſeit dem man darüber geſtritten hat. Einige haben dieſe Körper für wirkliche Seekörper gehalten, die vormals im Meere gelebet: andere haben ihren Urſprung außer dem Meere geſuchet, z. E. in den Waſſerhältern und Teichen, die oft in und auf den Bergen gefunden werden, und theils geſalzen, theils ungeſalzen ſind, u. d. m. Andere redeten gar von lauter Spielen der Natur. Der Verfaſſer zeigt aller dieſer Meynungen Ungrund, und zwar 1) von der erſten Claſſe derjenigen, die dafür halten, das Meerwaſſer habe natürlicher Weiſe vormals über den Ländern geſtanden; und als es ſich nach und nach verlohren, habe es ſeine Thiere auf und in dem Bodenſatze liegen laſſen; ſo dann 2) derjenigen, die alles dieſes auf die noachiſche allgemeine Sündfluth ſchieben.

Dieſes geſchieht im vierten Hauptſtücke, ſonderlich aus dem Grunde, weil die Sündfluth, nach ſeiner Meynung, nichts Natürliches geweſen ſeyn kann. Hier erzählt er zu ſeinem Behufe die Meynungen der Kirchenväter, die ſelbige für eine unmittel-

(*) Der Verfaſſer nimmt hier an, daß die Berge in der Sündfluth ſchon ſo hoch als itzo geweſen. Allein woher

Solchergestalt würden zwar viele Unkosten erspahret werden ; jedoch wäre allerdings ein Unterscheid zu machen unter den Membris honorariis, und unter denen, so wirklich der Versammlung beywohnen, auch durch beständige Arbeit von andern Geschäften abgehalten werden.

Für diese, nicht so sehr Besoldung, als Nebensteuer, und für die nöthigen Bedienten für Postgeld, Buchdruckerey ꝛc. wären Mittel zu erfinden, die Sr. Kayſ. und Catholiſ. Majestät ohne dem beschwerten Hof-Kammer nicht zur Last komen, und eine besondere, nicht hieher gehörende, Uberlegung erfordern.

Unter den Aemtern wären vom Kayserlichen Hofe für die Minister leicht anständige, präsidirende und dirigirende Stellen auszufinden: Hernach könnten, (wie vormals Deutsche Fürsten der Fruchtbringenden Gesellschaft Mitglieder gewesen, und wie es in der Französischen Academie Cardinäle, Ducs und Pairs sind) auch mit geziemendem Vorzug, so hohen Standespersonen, wenn Sie die Deutsche Sprache einer gleichen Ehre würdigen sollten, die Beynahmen der Vorsteher beygeleget werden. Der abwesenden Minister Stellen vertretende Aemter könnten für die Gelehrten, geistlichen und weltlichen Standes, welche durch öffentliche Schriften ihnen von der gelehrten Welt einen Beyfall erworben, die höchsten Stuffen seyn: mit der Behutsamkeit, daß die Zahl der Ehrenämter nicht möge die Einigkeit der wircklich arbeitenden irren: und daß ein Unterscheid bleibe unter den rathenden, und entscheidenden Stimmen.

Dann wäre auch nöthig ein Rent- oder Zahlmeister, der nur von einem guten Credit seyn darf, und mit

nichts

mittelbare Wirkung der göttlichen Kraft gehalten. Allein, theils ſind die guten Kirchenväter keine groſsen Naturkündiger geweſen; theils aber bleibt die Sündfluth allemal ein göttliches Gericht über die erſte Welt: geſetzt, daſs Gott ſich auch natürlicher Urſachen bedienet hätte, die Menſchen zu ſtrafen. So wiſſen wir ja, daſs Gott Donner, und Bliſs, Erdbeben, und Sturmwinde, Ueberſchwemmungen und Miswachs zu Werkzeugen ſeiner Rache brauchet; ob ſie gleich alle natürliche Urſachen haben.

Das beſte Schwert, womit er wider dieſe Meynung ficht, iſt die Unmöglichkeit, aus natürlichen Kräften ſoviel Waſſer zu finden, womit der ganze Erdboden, bis 15 Ellen über die höchſten Berge bedeckt werden können. Er zeiget, daſs der ſtärkſte Regen in einer Stunde niemals über 3 Zolle hoch Waſſer geben kann. Sollte nun der Regen der Sündfluth in 40 Tagen ein Waſſer geben, das über die höchſten Berge ſtiege: ſo müſsten in jeder Stunde 240 Zolle hoch Waſſers fallen; wenn nämlich die höchſten Berge 4 wälſche, oder eine deutſche Meile hoch über die Fläche des Meeres erhoben ſind. Dieſes beträgt 240, 000 Zolle; vierzig Tage aber haben nur 960 Stunden; mit welchen die Zahl der Zolle dividiret, auf jede Stunde 240 Zolle hoch Waſſer herausbringt (*). So hat denn in dieſer Vorausſetzung zwey und zwanzigmal

her weis man das? 2) Die Sündfluth kann über die ganze damals bewohnte alte Welt, allgemein geweſen ſeyn, ohne

mehr Waſſer zu einer Sündfluth gehöret, als itzo alle Seen und Meere in ſich halten. Wo nun das hergekommen, und wohin es wieder gebracht worden, als ſich die Erde wieder entblößet, iſt nach dem Verfaſſer nicht zu begreifen. Folglich müſſe es ein Wunderwerk geweſen ſeyn.

Im 5ten Hauptſtücke handelt der Verf. von Burnets Lehre, in welcher er die Sündfluth für eine Wirkung der Natur ausgeben will. Er giebt ihm Schuld, lauter Luftſchlöſſer gebauet zu haben; obgleich viele andre auch viel Beleſenheit und eine große Gelehrſamkeit in dieſem Werke gefunden. Er giebt die Figuren von der burnetiſchen Kosmogonie, oder Geogonie, und erklärt deſſen Meynung ehe er ſie mit Gründen angreift. Wir können uns aber daben nicht aufhalten. Alles läuft darauf hinaus, daß die Erde anfänglich länglicht rund, wie ein Ey, doch an beyden Enden gleich dick geweſen: da denn unter den Polen ein beſtändiger Regen den Urſprung der Flüſſe gemacht, die immer nach dem heißen Erdgürtel, oder nach der Linie zu, als nach der niedrigſten Gegend zugefloſſen, und ſich daſelbſt ſo zureden im Sande, verlohren, oder vielmehr von der großen Sonnenhitze vertrocknet wären. Die Erde wäre aber auch darinn einem Ey ähnlich

ne deßwegen rings um die ganze Erdkugel gegangen zu ſeyn. Wenn nämlich die Erdkugel ſchnell nach der Seite der großen Meere, zwiſchen welchen America liegt, gerücket würde: ſo könnte alles Waſſer zurück nach der alten Welt ſchwellen, und alle Länder bedecken. Jenes aber könnte, durch

lich gewesen, daß sie von außen eine trockene und harte Schale, inwendig aber, anstatt des weißen im Eye, eine Menge Wassers gehabt; die zur Zeit der Sündfluth, wegen der geborstenen und eingesunkenen äußern Schale herausgebrochen. Diesen Ursprung der Sündfluth enthält das 6te Hauptstück; und im 7ten thut er dar, daß aus der burnetischen Lehre die Sündfluth nicht zu erklären sey, weil seine Gründe, vom angenommenen Chaos ꝛc. keinen Stich halten.

Im 8ten Hauptstücke sucht er zu beweisen, Burnets Erdbau könne auch darum nicht bestehen, weil die Erdkugel niemals solche Lage noch Gestalt gehabt, als er ihr zuschreiben will. Das 9te soll zeigen, daß eine solche Ovalfigur der Erde, als Burnet angiebt, allein genug sey, sein System umzustoßen. Im 10ten wird bestimmet, wie viel Wasser eigentlich zur allgemeinen Sündfluth erfordert worden; welches man durch einige Figuren begreiflich zu machen suchet. Im 11ten wird gewiesen, daß der burnetische Abgrund der Wasser zur Sündfluth bey weitem nicht zureichend gewesen. Im 12ten, daß die Fehler, die Burnet an andern bemerken wollen, die von der Sündfluth geschrieben, ihn selbst treffen, und die Schwäche seiner Lehre

durch einen whistonischen Cometen geschehen. America aber ist damals noch nicht bevölkert gewesen; und dorfte also nicht überschwemmet werden. Giebt es aber auch da Seethiere in den Bergen, so können dieselben zu andrer Zeit, durch eben dergleichen Veränderung der Erdkugel entstanden seyn.

Lehre verrathen. Im 13ten, daß Hr. Burnet sich weder mit dem Regen bey der Sündfluth, noch mit andern Ausreden behelfen, oder auswickeln könne. Im 14ten, daß Burnets angegebene Dauer der Sündfluth der heil. Schrift widerspreche. Im 15ten, daß Burnets Erklärung wie sich das Wasser der Sündfluth wieder verlohren, nicht bestehen könne, 1) weil er keinen Ort angiebt, wo es hingekommen; 2) weil sein System sich auf den gegenwärtigen Zustand der Erden nicht schicke. Im 16ten, daß das Sündfluthwasser hieher gar nicht gehöre, und nun schreitet der Verfasser zur Erwägung andrer Meynungen.

Darunter ist nun zwar die Woodwardische eine der berühmtesten; doch nimmt es uns Wunder, daß er die Whistonische, als eine Verbesserung der Burnetischen, nicht gar in Betrachtung gezogen. Er erzählet also im 17ten Hauptstücke die woodwardische Lehre, dadurch er die Sündfluth einer ausserordentlichen Wirkung Gottes zuschreibt, und die Seekörper auf den Lande von der Sündfluth herleitet; worinn ihm Scheuchzer, Vallisnieri, u. a. m. beygepflichtet. Im 18ten Hauptst. zeiget er, daß sich Woodward den wahren Hauptgrund, d. i. die Erfahrungen, nicht zu Nutze gemacht, sondern ihn wieder vorsetzlich verlassen habe. Im 19ten Hauptst. wird dargethan, daß Woodwards zweyter Hauptgrund, in bloßen angenommenen Sätzen bestehe, die den wahren Naturbegebenheiten widersprechen. Im 20sten Hauptst. heißt es, daß Woodwards System aus lauter Widersprüchen

ſprüchen beſtehe, und zwar wie das Sündfluthwaſſer aus dem Meere und Abgrunde aufgeſtiegen, und wie die ganze Erde zerfloſſen ſeyn ſoll. Beyläufig wollen wir hier melden, daß Woodward glaubet, die ganze Erdkugel ſey eigentlich nach ihrem innerſten und größten Klumpe eine Waſſerkugel, rings um welche, nur eine etwas dicke Rinde von feſter Erde, gleichſam wie eine Nußſchale, um den Kern gienge. Im 21ſten Hauptſt. wird die Woodwardiſche Meynung unterſuchet, wie die gänzlich aufgelöſete Erde wieder zu Boden geſunken, und die itzigen Erdſchichten entſtanden ſeyn ſollen. Im 22ſten Hauptſt. wird der Woodwardiſche Bruch der Erdſchollen erkläret, wodurch die Erde uneben geworden ſeyn ſoll, und von der Wiederkehr des Waſſers in ſeinen Abgrund. Im 23ſten Hauptſt. endlich wird dieſe Widerlegung des Woodwardiſchen Syſtems, und einiger noch übrigen Meynungen von der Dauer der Sündfluth, inwendiger Erde u. ſ. w. völlig beſchloſſen; und wir können wohl ſagen, daß er mit völligem Rechte über ihn triumphiret.

Im 24ſten Hauptſt. erwäget Hr. **Moro** die Meynung dererjenigen, die da behaupten, daß die Seethiere zur Zeit der Sündfluth von freyen Stücken auf die Berge gegangen wären: gerade als ob ſie aus Neugierigkeit, einmal hätten ſehen wollen, wie es doch auf dem Lande, und auf den Bergen ausſähe. Im 25ſten Hauptſtücke zeiget er, daß die Thiere auch nicht durch Gewalt auf die Berge getrieben worden; z. E. durch die Gewalt

der Stürme und Wirbelwinde, die Erdbeben u. ſ. f. Im 26ſten Hauptſt. wird gezeiget, daß der Vorwand einer gewiſſen Jahreszeit der Sündfluth, der gegenſeitigen Meynung gar nicht zu ſtatten komme. Scheuchzer z. E. will aus den verſteinerten Kräutern, die er gefunden, ſchließen, die Sündfluth müſſe im Maymonathe gekommen ſeyn, darinn alle dieſe Kräuter, in ihrer Vollkommenheit zu haben wären; welches auch Woodward geglaubet. Dieſes wird nun ſehr gut widerleget, ſowohl als der Beweis von den Fiſchrogen. Auch die Korngarben, und Nüſſe, und Tannzapfen widerlegen ſolches Vorgeben, die verſteinert gefunden worden. Im 27ſten Hauptſt. überlegt er die Meynung, daß das Meer anfänglich über die Berge gegangen, davon denn die Seekörper dahin gekommen wären. Im 28ſten Hauptſt. zeigt er, daß dieſe Meynung darum nicht beſtehen könne, weil man nicht zu ſagen weis, wo dieſes Waſſer hernach hingekommen (*)? Hier werden Eratoſthenes, Strabo, Hipparchus, und Strato widerleget. Im 29ſten Hauptſt. wird dargethan, daß auch die heutigen Philoſophen, mit ihren noch dreiſtern Muthmaßungen, kein hohes Meer in den alten Zeiten behaupten können. Und hiemit ſchließet ſich der erſte Theil dieſes gelehrten Werkes.

Wir ſchreiten nunmehr zum zweyten Theile; in deſſen erſtem Hauptſtücke der Verfaſſer die Lehrart anzei-

(*) Wie aber? Wenn man ſagte, daß andre Gegenden dafür verſunken, der vormalige Boden der See ſich

anzeiget, die er bey ſeiner fernern Unterſuchung beobachten will. Er will auf die Natur und ihre Wirkungen ſorgfältig acht geben, und dieſe zum Grunde ſeiner Lehre annehmen. Sodann will er Neutons Grundſatz vorausſetzen: **Natürliche Wirkungen gleicher Art, kommen von gleichen Urſachen her.** Im andern Hauptſtücke ertheilet er uns einen hiſtoriſchen Bericht von der neuen Inſel, die im griechiſchen Inſelmeere 1707. von neuem entſtanden iſt. **Gregorius Condilli**, aus der Inſel Paros gebürtig, hat ſolche dem ber. **Vallisnieri** zu Padua überſchrieben. Und wir wollen ſie kurz mittheilen; weil ſie den Hauptgrund des Hrn. Moro abgiebt. Den 23ſten May 1707, war ein Montag, ſah man bey Sonnenaufgange in dem Meerbuſen der Inſel Santorini, von weitem etwas, wie einen ſchwimmenden Fels, aus der See hervorragen. Man hielt es für ein Stück von einem geſtrandeten Schiffe; als aber einige Bootsleute hinfuhren es zu beſehen, fanden ſie, daß es ein Felſen wäre, der ſich aus der See erhob. Des folgenden Tages fuhren mehrere hin, die Wahrheit zu unterſuchen: und ſiehe! es war nur gar zu gewiß; ſie ſahen den Felſen ſich bewegen, und zuſehens in die Höhe ſteigen. Er brachte auch ſchöne Auſtern, von auserleſenem Geſchmacke, Bimſteine, u. d. m. aus dem Abgrunde mit.

Zween

ſich aber erhoben habe? Wie einige neuere zu behaupten anfangen.

Zween Tage vorher, war in der Inſel Santorini ein Erdbeben geweſen; als ſich dieß Stück Felſen etwa losgeriſſen haben mochte. Es wuchs aber derſelbe hernach täglich immer mehr empor, bis an den 4ten des Brachmonats, d. i. beynahe ſechs Wochen lang. Seine Länge war faſt eine halbe wälſche Meile, und ſeine Höhe 25 Fuß hoch über das Waſſer geworden. Die See aber war ringsum ſehr trübe und dick, weil eine Menge verſchiedener Materien aus dem Grunde hervorquoll. Die gelbe Farbe aber behielt unter den übrigen die Oberhand, und zwanzig italieniſche Meilen weit ſah die See ſchwefelgelbe aus. Nah an der neuen Inſel war das Waſſer in ſtärkerer Bewegung, und ſo heiß, daß die Fiſche davon ſtarben. Den 16ten des Heumonats, als die Sonne über der Inſel ſtund, kamen auf einmal ſiebzehn andere ſchwarze und finſtere Felſenſpitzen aus dem Meere hervor. Anfangs waren ſie getrennet, aber bald wuchſen ſie nicht nur unter ſich, ſondern auch mit den erſten weißen Felſen zuſammen. Zween Tage darauf ſah man einen dicken Rauch, als aus einem brennenden Ofen, hervorſteigen, und hörte ein unterirdiſches Krachen: davor die Einwohner der Inſel Santorini, auf entlegenere Inſeln zu flüchten begunten. Den 19ten Jul. hiengen alle dieſe Berge zuſammen, und machten eine beſondere Inſel, die aber ſchon Feuer auszuwerfen anfieng, welches immer ärger ward. Es gab einen unerträglichen Geſtank, der den Athem erſtickte, Ohnmachten, Erbrechungen, und andere Krankheiten wirkte.

wirkte. Im Auguſt verderbte ein dicker Rauch allen Wein an den Stöcken der Inſel Santorini.

Das Feuer warf aus vielen Oeffnungen mit einem großen Knalle Steine in die Luft, die wohl drey italieniſche Meilen weit davon in die See fielen. Es folgten Staub und Aſche, und glüende Steine hierauf, die bey Nacht die kleine Inſel darneben ſo bedeckten, daß die Bauren ſich nicht ſatt daran ſehen konnten. So war die Inſel im Auguſt etwa drey wälſche Meilen im Umfange, und etwa vierzig Fuß hoch geworden. Pater Goren, der ſich 1708 im Maye zu Santorin aufgehalten, berichtet, die Inſel ſey damals ſchon 200 Fuß hoch, eine engliſche Meile breit, und im Umfange etwa ſechs engliſche Meilen groß geweſen. Sie iſt aber noch bis zum 1711ten Jahre immer gewachſen. Eben dieſer Pater hat bey Nacht bis auf 60 Oeffnungen geſehen, dadurch das Feuer aus der Erde geſchlagen. Dieſe hätten ſo viel Erde und Steine ausgeworfen, daß die Inſel dadurch merklich zugenommen. Den 15ten Apr. 1708 ſind auf einmal auf die 100 Steine mit vielem Krachen in die Luft geflogen, wovon die meiſten ein Paar Meilen davon in die See gefallen.

Im dritten Hauptſtücke erzählet der Verfaſſer, wie bey Pozzuolo 1538 ein ganz neuer Berg entſtanden iſt, der noch itzo der neue Berg heißt. Im vierten kommen hiſtoriſche Anmerkungen vom Berge Veſuvius vor, von dem man 20 Entzündungen zu erzählen weis: die ungerechnet, ſo zu Veſpaſians Zeiten geſchehen ſind. Dieſe letztere hat das Her-

kulanum, imgleichen Veſeri, Pompeja, Thera, Taurania, und andere Städte verſchüttet: und der Staub davon iſt bis nach Africa, Aegypten und Syrien geflogen. Die folgenden Entzündungen ſind 471, 512, 1036, 1139, 1631. In dieſer letztern iſt unter andern ein Stein 500 Zentner ſchwer ausgeworfen worden; einen andern bey Nola, konnten 5 Jochochſen nicht ziehen. Einer war 12 italieniſche Meilen weit, in des Marcheſen di Laura Keller gefallen, der wie eine Bombe zerſprang, und anzündete. Es iſt aber nicht nur Feuer, ſondern auch eine Menge Waſſers aus der großen Hauptöffnung des Berges geſtürzet. In den Jahren 1660, 1680, 1682, 1694 und 1737 ſind abermal Auswürfe, die aber nicht ſo heftig geweſen; und der letzte hat die kleine Stadt Ottajano faſt ganz verſchüttet, die ſchönſten Felder aber 20 Spannen hoch mit Aſche bedecket. Die brennende Materie hat im flachen Lande dreyßig Fuß hoch, in Tiefen und Thälern aber, hat ſie auf die 120 Schuh hoch gelegen, und den ſchaumigen Eiſenſchlacken gleich geſehen, auch aus Schwefel, Salmiak, Salpeter, gemeinem Salze und Steinaſche beſtanden. Das fünfte Hauptſtück giebt Nachrichten vom Berge Aetna, die auf eben ſolche Dinge hinauslaufen.

Im ſechſten Hauptſtücke trägt der Verfaſſer nun ſein neues Gutachten vor, nebſt dem erſten Beweiſe: weil nämlich die Seekörper wahrhaftig in dem Meere erzeuget worden. Im ſiebenten Hauptſtücke beweiſet derſelbe aus dem Exempel der neuen

Inſel,

nichts zu beläſtigen iſt, als mit Aufſicht der Einnahme und Ausgabe, ſo, wie es alsdann die höchſte Obrigkeit allergnädigſt gut befinden würde.

Zum Ort der Einſammlung aller auswärtigen Stimmen, auch der zur Aufnahme der Sprache dienlichen Schriften, folgends zur ordentlichen Zuſammenkunft, würden Sr. Kayſerl. und Catholiſ. Majeſtät viele wichtige Umſtände mitten in Deutſchland eine von den Reichs-Städten vorſchlagen. Welche dennoch Ihren überſandten Gutachten hernach aus der Reſidenz Ihres Oberhaupts die Macht eines Geſetzes zuwege zu bringen hätte.

Unter den erſten Arbeiten einer ſolchen Academie wäre vorzunehmen eine Unterſuchung der Sprachlehren, ſo der um die Deutſche Sprache wohlverdiente Schottel, und nach ihm andere weiter gehende, als der ſo genannte Spate, herausgegeben, auf daß davon durch eine bevollmächtigte Deutſche Recht- Red- und Schreibkunſt in neuen ſichern Grundſätzen das Gute beſtätiget, das verwerfliche aber geändert, und zum allgemeinen Gebrauch eingeführet werde.

Zu den Grundlehren des Rechtredens gehöret freylich die Ausmuſterung der unnöthigen, und oft misbrauchten fremden Worte, zum Exempel, des auſſer ſeiner natürlichen Bedeutung bey Thieren, Eſſen und Trinken, ꝛc. ungereimt angebrachten Worts Galant. Dann auch die Einführung guter Worte, ſo ſchon gebräuchlich ſind, als am Kayſerl. Hofe das Wort Botſchafter für Ambaſſadeur. Geſandter für Envoyé, ꝛc. oder andre noch einzuführende. Jedoch mit der billigen Behutſamkeit, daß man 1.) alle fremde Worte, wenn ſie mit gleichem Nachdruck nicht können gegeben wer-

Inſel, die zuletzt, aus dem griechiſchen Inſelmeere entſtanden, wie die Seekörper auf die Berge gekommen; daß ſie nämlich, mit den Bergen zugleich aus der See geſtiegen. Im achten Hauptſtücke handelt er vom Urſprunge einiger Inſeln und Halbinſeln, die auch aus der See hervorgeſtiegen: wie Plinius, u. a. berichten. Im neunten Hauptſtücke zeigt man, daß noch viele andere Inſeln auf gleiche Weiſe, wie die neue im griechiſchen Meere, entſtanden. Das zehnte Hauptſtück zeigt, daß alle Inſeln auf einerley Weiſe entſtanden ſind (*). Im eilften wird gewieſen, daß auch im feſten Lande alle Berge, ſonderlich die Feuer auswerfen, auf eben die Art entſtanden ſind, als die Inſeln. Im zwölften Hauptſtücke wird dieſes aus der Lage der Berge, und ihren inwendigen Schichten, dargethan und beſtätiget. Im dreyzehnten Hauptſtücke findet man fernere Beweiſe, aus den Erdſchichten in flachen Gegenden, und ihren Verhältniſſen gegen die Berge, die eben das erhärten.

Im vierzehnten Hauptſtücke trägt der Verfaſſer den erſten Einwurf vor, den man ihm machen kann. Man wird einwenden, daß das, was von den Inſelbergen erwieſen worden, diejenigen Berge nichts angehe, die mitten in Africa, Aſia, Europa und America lägen, und ſehr weit von den Seen entfernet wären. Hierauf will der Verfaſſer zwar nicht antworten, daß alle dieſe Welttheile eigentlich

(*) Von der Inſel Island iſt ſolches, aus Anderſons Nachrichten derſelben, die unlängſt auch ins Holländiſche und Franzöſiſche überſetzt worden, gar nicht zu leugnen.

gentlich nichts anders, als groſse Inſeln, oder Halbinſeln wären: er ſagt aber doch, wer einmal zugegeben, daſs die Natur ähnliche Dinge auf eine ähnliche Weiſe hervorbringe, der müſſe dieſen Einwurf nicht mehr machen ꝛc. ꝛc. Im funfzehnten Hauptſtücke folget der zweyte Einwurf. Er betrifft die ungeheuren Hölen, die dergeſtalt in der Erde leer bleiben würden; welches er einräumet, weil es ihm nicht zuwider iſt. Im ſechszehnten Hauptſtücke iſt der dritte Einwurf daher genommen; daſs Berge und Flächen von Ueberſchwemmungen entſtanden ſeyn ſollen. Hier zeiget er die Unmöglichkeit, aus der Höhe ſolcher Berge, dahin das Waſſer die Steine nicht führen kann. Im ſiebzehnten Hauptſtücke kömmt ein theologiſcher Einwurf, als ob dieſe Theorie der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte zuwider wäre. Hierauf antwortet er ziemlich gut. Im achtzehnten Hauptſtücke erläutert er die Umſtände, in welchen die Seekörper im Trockenen gefunden werden, und warum nicht auf allen Bergen dergleichen gefunden werden. Im neunzehnten Hauptſtücke wird die Frage beantwortet: warum auf etlichen Bergen die Seekörper von auſsen, in andern aber nur inwendig, ja in Steinen und Metallen, liegen? Im zwanzigſten Hauptſtücke folget die Antwort, woher Seekörper unter flaches Land, ſonderlich in Modena, gekommen? Im ein und zwanzigſten Hauptſtücke folgen Beweiſe aus den modeneſiſchen Erdſchichten, daſs die burnetiſche, woodwardiſche, u. d. m. Meynungen nicht beſtehen; ſein eigen Syſtem hergegen höchſt glaubwürdig

dig werde. Dieſes verdienet in der That geleſen und erwogen zu werden. Im zwey und zwanzigſten wird unterſuchet, warum an gewiſſen Orten das Muſchelwerk ſo häufig liegt, und woher fremde Meerthiere in unſere Erde gekommen? Im drey und zwanzigſten, wie Seethiere, Fiſche, Pflanzen, Holz, Baumfrüchte, Blätter, Metalle und gebrannte Geſchirre in die Steinſchichten gekommen ſind. Im vier und zwanzigſten Hauptſtücke unterſuchet man, wie Fiſche aus ſüßem Waſſer, und das Schweizerſchiff in die Erde gekommen. Im fünf und zwanzigſten wird gelehret, wie man finden könne, ob das Meer jemals ſeine Horizontalfläche merklich verändert habe. Hier kommen ganz beſondere Anmerkungen von verſunkenen, und itzo mit dem Meere bedeckten Ländern und Städten vor: da denn der Verfaſſer glaubt, daß das Meer um Italien herum ſich hebe (*). Im ſechs und zwanzigſten Hauptſtücke wird von den Knochen ausländiſcher Thiere, und dem Holze fremder Bäume gehandelt, die man zuweilen in Bergen findet; und im ſieben und zwanzigſten die Salzigkeit der See, aus dieſem neuen Syſtem erkläret; welches im acht und zwanzigſten auch von der Bitterkeit und andern Arten des Geſchmackes geſchieht; darauf denn im neun und zwanzigſten Hauptſtücke der Schluß des ganzen Werkes, mit einer kurzen Wiederholung erfolget.

(*) Das Gegentheil haben die Verfaſſer der Hiſtorie der königl. ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften von der Oſtſee bemerket, als welche nach und nach ſinket.

Wir wollen, dem Leſer einen beſſern Begriff von allem zu geben, die Figur, die zum Anfange dieſes Stückes gehöret, erklären. Der mittelſte Kern der Erdkugel A iſt feſt und dicht, und gieng vormals in der Schöpfung bis an den Kreis b. b. b. b. Ueber demſelben ſtund das Waſſer ringsum bis an den Kreis c. c. c. c. Als aber ein unter dieſem Seeboden verſtecktes Feuer dieſen Boden zerbrach, und eine Menge Steine, Sand, Erde und Aſche auswarf, entſtunden die großen Hölen F. F. F. F. über welchen die Berge H. H. hervorrageten. Das Waſſer ſelbſt bekam dadurch einen neuern viel höhern Boden, und ward zwiſchen den erhöheten Bergen, d. i. Inſeln und feſten Ländern, in die Seen und Meere M. M. M. verwandelt, deren Oberfläche itzo bis in d. d. d. geht. In der Sündfluth hergegen müßte das Waſſer bis an den Kreis e. e. e. e. gegangen ſeyn, dazu die Natur bey weitem nicht Waſſer genug hat.

Uebrigens iſt die Ueberſetzung ſehr wohl gerathen. Man lieſt ſie ohne Anſtoß, in einer deutlichen, ordentlichen, und fließenden Schreibart, die einen bloß auf Sachen, nicht aber auf den Ueberſetzer, aufmerkſam macht: welches ſonderlich zu loben iſt.

II.

Lettres, on the Spirit of Patriotism: on the Idea of a patriot King: and on the State of Parties, at the Acceſſion of King George the firſt. London, 1749, groß 8.

D. i.

D. i. Briefe, von der patriotiſchen Geſinnung; von dem Begriffe eines patriotiſchen Königes; und von der Parteylichkeit; bey Gelangung Königs George des erſten zum Throne.

England iſt vor allen andern Ländern, dasjenige, wo am meiſten von der patriotiſchen Geſinnung geredet und geſchrieben wird; zugleich aber auch dasjenige, welches von der Parteylichkeit am meiſten getrieben und oftmals zerrüttet wird. Die beſten Schriftſteller dieſes anſehnlichen Landes, haben ſich mit äußerſter Geſchicklichkeit bemühet, dieſes wallende und kochende Geblüt ihrer Mitbrüder, wo möglich, in einige Ruhe und in eine geſunde Wärme zu bringen; aber ſie haben wenig ausgerichtet. Die mindeſte Veränderung im Staate, die erſte Zeitung von einem auswärtigen Krieges; ja in Ermangelung ſolcher wichtigen Vorfälle, irgend eine etwas ſeltſame Begebenheit im Lande; eine ſtreitige Parlamentswahl; ein Mährchen, oder eine luſtige Lügen, ſo jemand zum Spaße erdacht hat; eine Bande franzöſiſcher Komödianten; ein Kerl der auf öffentlicher Schaubühne in eine Weinflaſche kriechen will, u. ſ. w. dieſes iſt ſchon fähig, eine große Stadt in zwo Partenen zu theilen, die ſich mit äußerſter Hitze, mit Auſſetzung der größten Summen, dafür oder dawider erklären. Die Folgen dieſer ganz eigenen Gemüthsart des engländiſchen Volks, mögen nun ſonſt angeſehen werden wie ſie immer wollen, ſo iſt es doch

gewiß, daß die Republik der Wissenschaften ihnen viel treffliche Schriften zu verdanken hat, die in Ansehung derselben verfertiget worden, und wo nicht daheim, doch auswärts, nicht ohne Nutzen geblieben sind.

Gegenwärtige Briefe sind nicht unter die schlechtesten in dieser Classe zu rechnen. Ihr Verfasser hat sich nicht genannt, und sie auch niemals dem Drucke bestimmet; sondern einem vertrauten Freunde schriftlich mitgetheilet: der aber wiederum einen vertrauten Freund hatte, welches zum Unglücke ein Buchhändler war; dessen vertrauter Freund, bekanntermaßen, das ganze gemeine Wesen ist. Dieser theilete sie dem letztern in öffentlichem Drucke, doch mit so vielen Veränderungen mit; daß der erste Verfasser sich seiner Arbeit schämete, und auf seinem Todbette einem seiner Freunde anbefahl, sie in ihrer wahren Gestalt, und so, wie man sie in dieser Ausgabe erblicket, an das Licht zu stellen.

Da der Verfasser seine Gedanken, so wie sie ihm eingefallen, ohne eine besondere Lehrart aufgesetzet hat: so wollen wir zur Probe aus jedem Briefe ein Stück mittheilen. Bald im Anfange des ersten heißt es: „Mich dünkt, der Urheber der „Natur hat es für gut gehalten, von Zeit zu Zeit „unter die menschlichen Gesellschaften, einige, aber „sehr wenige Menschen zu mengen; auf welche es „ihm gefallen, ein größer Maaß des himmlischen „Geistes auszuschütten, als in dem gewöhnlichen „Laufe seiner Vorsehung auf die Kinder der Men-

„schen

„ſchen zu fallen pfleget. Dieſes ſind diejenigen,
„ſo die ganze Vernunft der Menſchlichkeit faſt allein
„beſitzen; welche dazu gebohren ſind, die andern
„zu unterrichten, zu leiten und zu beſchützen; wel-
„che beſtimmet ſind, die Vormünder und Aufſeher
„des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn. Wenn ſie
„ſich nun als ſolche bezeigen, ſo ſtellen ſie uns die
„höchſte Tugend, und die wahre Gottesfurcht dar.
„Wenden ſie aber ihre Gaben zu andern Abſichten
„an; ſtreben ſie nur groß, und verabſäumen es,
„gut zu ſeyn: ſo begehen ſie die gröſte Eidbrüchig-
„keit; ſie vernichten und verkehren, ſo viel an ih-
„nen iſt, die Abſichten der Vorſehung, und ver-
„derben gewiſſermaßen, die Einrichtung der un-
„endlichen Weisheit. Dergleichen Gaben nun zu
„misbrauchen, iſt das gröſte von allen Laſtern;
„dieſelben aber unbearbeitet und ungebrauchet liegen
„zu laſſen, iſt ebenfalls ein Laſter. Schauen ſie
„um ſich, gnädiger Herr, von dem Schloſſe des
„Königes, bis auf die Bauerhütte: ſo werden ſie
„finden, daß der groſſe Haufen der Menſchen bloß
„da iſt, Luft zu ſchöpfen, dieſe Weltkugel zu um-
„kriechen, und gleich des Alcinous Hofſchranzen,
„die Früchte der Erden zu verzehren:

Nos numerus ſumus, et fruges conſumere nati.

„Wenn ſie nun dieſes Rund der Welt eine gewiſſe
„Zahl von Jahren überlaufen, und andere ihres
„gleichen gezeuget haben, die nach ihnen eben das
„thun ſollen; ſo haben ſie gelebet: und wofern ſie
„auf eine einigermaßen erträgliche Weiſe, irgend

„eine

„eine von den gewöhnlichen ſittlichen Pflichten des „Lebens erfüllet; ſo haben ſie alles das geleiſtet, „wozu ſie gebohren waren. . . .

„Ich habe mir zuweilen den gemeinen Haufen; „den wir durch die Titel von König und Unterthan, „von Landesherr und Unterſaß, von Edelmann „und Bauer unterſcheiden; und diejenigen weni„gen vorgeſtellet, die von dem menſchlichen „Geſchlechte ſo weſentlich unterſchieden ſind, daß „ſie (die Figur ausgenommen) in dieſem Verſtande „eine ganz andere Art zu ſeyn ſcheinen. Die er„ſten kommen in die Welt, und leben darinnen, „wie reiſende Holländer in einem fremden Lande. „Alles was ſie ſehen, hat die Anmuth der Neuig„keit; und alles was ihnen nur neu iſt, gefällt ih„nen gleich gut. Sind ſie fleißig, ſo zeigen ſie ih„ren Fleiß dadurch, daß ſie Schilder abzeichnen, „und Grabſchriften oder Ueberſchriften abſchreiben. „Sie verſchleudern ihre ganze Zeit: und von ih„rer Gegenwart oder Abweſenheit, wäre die eine ſo „wenig wahrzunehmen als die andere; wenn nicht „der Eigenſinn, oder ein blinder Zufall ſie oftmals „in ſolche Ehrenämter geſtellet hätte, darinn ihre „Dummheit, ihre Laſter, oder ihre Thorheiten, „ſie zu einem allgemeinen Unglücke des Landes „machen.

„Die andern treten in die Welt, als Leute, „die zu wichtigern Geſchäfften ausgeſandt ſind. Sie „bemerken mit Unterſcheide; ſie bewundern mit „Kenntniß. Dergleichen Leute können nicht unbe„merkt bleiben.„ u. ſ. w.

Im

Im Eingange des zweyten Briefes heißt es: „ich bin keiner von denen gebohrnen Sclaven, die „es für ein Verbrechen ſchelten, ihren Königen in „das Geſicht zu ſehen. Vielmehr ſcheint es mir, „daß an keiner Kenntniß eines Geheimniſſes mehr „gelegen ſey, und daß keine Herzen mit mehrerer „Neugierde erforſchet werden ſollten, als der Kö„nige ihre. Allein, außer meinem Alter und meiner „Gemüthsart, haben ſich noch ſo viel andere Dinge „gefunden, mich von dem gegenwärtigen Hofe zu „entfernen; daß ich, weitgefehlet ihre Herzen zu „kennen, ſo gar die Geſichter unſers königlichen „Hauſes nicht einmal kenne. Ich werde mich „alſo von aller Anwendung auf ihren Charakter „und von aller Erwähnung des Einfluſſes enthal„ten, den dieſer ihr Charakter, mit ihrem eigenen „und des Landes Glücke haben könnte.„

Von dem **patriotiſchen Könige, dem ungewöhnlichſten unter allen** Phaenomenis **in der phyſikaliſchen und moraliſchen Welt**, heißt es unter andern: „Das Beſte des Volks, iſt der „letzte und wahre Endzweck aller Regierungen. „Die Regenten ſind alſo zu dieſem Ende geſetzt, „und die bürgerliche Verfaſſung ſo ſie eingeſetzt und „ihnen die Macht gegeben hat, iſt durch dieſes Ge„ſetz der Natur und Vernunft getrieben worden. „Nun iſt das höchſte Gut eines Volkes, die Frey„heit. Die Freyheit iſt dem Körper des gemei„nen Weſens, was die Geſundheit dem Leibe iſt. „Ohne Geſundheit kann der Menſch kein Vergnü„gen genießen; ohne Freyheit kann die menſchliche

„Geſell-

„Gesellschaft keine Glückseligkeit empfinden. Folg-
„lich wird denn die Pflicht, die Freyheit zu be-
„schützen und zu erhalten, einem **patriotischen**
„**Könige** eine der heiligsten seyn. Könige, derer
„Verstand schwach, derer Herz böse, derer Vor-
„urtheile stark sind, und wo alles dieses, wie es oft ge-
„schieht, durch ihre Leidenschaften noch reger ge-
„macht, durch ihren Hochmuth aber vollends un-
„heilbar wird; dergleichen Könige sind sehr geneigt
„zu glauben, Sie, und das Volk wären in freyen Re-
„gierungen, zwo nebenbuhlerische Mächte, die ein
„ganz verschiedenes Interesse, und zum wenigsten
„ganz verschiedene Absichten hätten. Die Vor-
„rechte und Befreyungen des Volkes, wären so viel
„Entwendungen an den Rechten und Befreyungen
„der Krone: die Vorschriften und Gesetze aber,
„die zum Behuffe und zur Sicherheit des Volkes
„dienen, wären so viele Abkürzungen ihrer Würde
„und Einschränkungen ihrer Macht. Ein **patrio-**
„**tischer König** wird alles dieses mit ganz andern
„Augen ansehen. u. s. w.

Der Beschluß dieses langen Briefes lautet so:
„Wenn nun alle die Grundregeln des Verhaltens,
„die ich in diesem Schreiben festgesetzt habe, nö-
„thig sind, dieses größte und edelste Geschöpf un-
„ter den Menschen, einen **patriotischen König**
„zu bilden: so mögen wir ja wohl bedenken, wie
„leicht es ist, oder doch seyn sollte, dieselben den
„Gemüthern der Prinzen einzuschärfen. Sie
„gründen sich alle auf wahrhafte Sätze, davon die
„meisten ins Auge fallen, ja ganz erwiesen sind.

„Die

werden, insonderheit die Kunstworte (Terminos technicos) nicht eigensinnig verbanne, wie sich einige der Fruchtbringenden Gesellschaft, zum Nachtheil des ersten guten Absehens, mit Auswechslung des Worts **Uberseʒer** für einen Cirkel, **Tagleuchter** für ein Fenster ꝛc. lächerlich gemacht. Sondern dieselben vielmehr nach dem Beyspiel aller andern Völker, mit Verleyhung des Bürger-Rechts in die Deutsche Sprach aufnehme, und mit Deutschen Buchstaben gleichsam in einer gleichen Tracht mit andern ununterbrochnen Zeilen aufführe.

Diese Freyheiten und alle andre Redensarten, wie weit sie für rein zu halten, oder nicht, können am allerdeutlichsten erkannt, und ohne Zwang zum Gebrauch gebracht werden, wenn ein von so vielen Gelehrten schon verlangtes vollständiges Deutsches **Wörter-Buch** oder **Lexicon** heraus käme, von allen Stammworten und zu dultenden Redensarten, samt Meldung der guten Schreiber, so sich deren glücklich bedienet. Dergleichen das Dictionnaire der Französ. Academie zeiget, nach dem Muster, welches Faber und Buchner im Lateinischen gegeben. Vornemlich wäre auf die Constructionen acht zu haben, daß man z. Ex. zwey unterschiedene Genera nicht unter gemeinschaftliche Endigung eines Beyworts ziehe, als: Er ehret seinen Vater und Weib. Für: Er ehret seinen **Vater** und sein **Weib**. Auch nicht nach einer gleichen Endigung eines Beywortes oder Articuls zween numeros zwinge, als: in grosser Hoheit und Schätzen, wo grosser sich nur auf den singularem der Hoheit schicket, ꝛc. ꝛc.

Das dritte nöthige Buch wären Grundlehren einer **Zierlichkeit im Schreiben**, wobey man sich

der

„Die allgemeine Erfahrung beſtätiget ſie, und kurz,
„niemand kann ihnen widerſtehen. Einem Prin-
„zen, deſſen Herz verderbt iſt, redet man verge-
„bens ein: und für einen ſolchen mag ich gar nicht
„geſchrieben haben. Iſt aber das Herz eines
„Prinzen noch unverderbt; ſo werden dieſe Wahr-
„heiten, durch den Verſtand, einen leichten Ein-
„gang bey ihm finden. Wir müſſen ferner beden-
„ken, welches die gewiſſen und nothwendigen Wir-
„kungen dieſer Grundſätze und Regeln der Auffüh-
„rung, bey dem Prinzen und ſeinem Volke ſeyn
„werden. Und bey dieſer Gelegenheit durchlaufe
„man den ganzen herrlichen Schauplatz einer pa-
„triotiſchen Regierung: die Schönheit dieſes An-
„blickes wird uns eben ſo ſehr entzücken, als Plato
„glaubt, daß die Tugend entzücken würde, wenn
„wir ſie mit Augen ſehen könnten. Was kann in
„der That liebenswürdiger ſeyn, als der Anblick ei-
„nes Königes, auf welchen die Augen des ganzen
„Volkes mit Bewunderung gerichtet ſind? Was
„kann ſich unſerm Gemüthe ſeltners und zugleich
„göttlichers vorſtellen, als ein König, der die un-
„umſchränkte Macht in Händen, und dieſelbe we-
„der durch Argliſt an ſich geriſſen hat, noch mit
„Gewalt behauptet; ja in deſſen Hand die Freyheit
„alle ihre Sicherheit findet? Von einem ſolchen
„Prinzen, und nur allein von einem ſolchen, kann
„man mit ſtrenger Wahrheit ſagen:

Volentes
Per populos dat jura, viamque affectat Olympi. d. i.
Er lenkt ein willig Volk, und ringet nach den Sternen.

„Die

„Die bürgerliche Wuth wird bey ihm keine Statt „haben: oder wenn dieſes Ungeheuer ſich ja zeiget; „ſo erblickt man es doch nicht anders, als Virgil „es beſchreibt:

Centum vinctusque catenis
Poſt tergum nodis, fremit horridus ore cruento.

„An deſſen Stelle wird der Frieden und die Glück„ſeligkeit das Land beſeligen; die Freude wird auf „allen Geſichtern, und das Vergnügen in aller Her„zen ſeyn; das Volk wird unbedrückt wohnen, und „durch ſeinen Fleiß ſich und das Land bereichern. . . „Diejenigen, die dieſe ſeligen Tage erleben ſollen; „werden ſich vieleicht mit zärtlichem Gemüthe, „wenn ich nicht mehr ſeyn werde, eines Mannes „erinnern, der ſein Möglichſtes gethan, dieſes „große Werk zu befördern, und welcher das Leben „aus keiner andern Urſache ſo ſehr gewünſchet; als „einen König von Großbrittanien zu ſehen, der der „leutſeligſte Mann im Lande, und ein patriotiſcher „König an der Spitze eines einträchtigen Volkes „wäre.„

Der dritte Brief handelt von allen Verwirrungen, die der Tod der Königinn Anna in Anſehung der Thronfolge verurſachet, und ſchlägt ganz in die damalige Staatsgeſchichte von Großbrittanien ein: weswegen wir den Leſer auf das Original ſelbſt verweiſen müſſen. Ueberhaupt kann man dem Verfaſſer den Ruhm nicht abſprechen, daß er eine Menge edler und wahrer Gedanken, in einer nachdrücklichen Schreibart vorgetragen; und gleichwohl, für einen Engländer, nicht eben gar zu frey geſchrieben habe.

* *

III.

Les Muſes en France, ou Hiſtoire Chronologique de l'Origine, du Progrés et de l'Etabliſſement des Belles-Lettres, des Sciences et des beaux Arts dans la France etc. etc. par A. M. le Fevre, Prêtre de Paris, Bachelier en Theologie. A Paris, 1750, 12.

D. i.

Die Muſen in Frankreich, oder chronologiſche Geſchichte vom Urſprunge, Fortgange und Aufkommen der anmuthigen Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Frankreich.

Ein Büchlein von dieſer Art, iſt gewiß in einem Lande ſehr nützlich. Es enthält eine kurzgefaßte Hiſtorie der Gelehrſamkeit eines Volkes, und bringet ſeinen Leſern eine Kenntniß derjenigen Zeiten, Oerter und Perſonen bey, die zuerſt dem Flore der Wiſſenſchaften einigen Vorſchub gethan haben. Die Unwiſſenheit in dergleichen Stücken iſt einem jeden wohlerzogenen Menſchen ſchimpflich: aber die Nachrichten davon in vielen weitläuftigen Werken nachzuſuchen, iſt beynahe den meiſten Menſchen nicht zuzumuthen. Ein ſolcher Auszug aber, als dieſer iſt, erſetzet die Stelle einer ziemlichen Handbibliothek. Wie ſchön wäre es, wenn uns auch in Deutſchland jemand

dergleichen kurzen Begriff der gelehrten Geschichte unsers weitläuftigen Vaterlandes, nach diesem Muster liefern wollte!

In der Vorrede zwar fängt der Herr Verfasser ein wenig zu hoch an. Er sagt seinen Lesern, daß die Musen Göttinnen der schönen Wissenschaften und freyen Künste, Jupiters und der Mnemosyne Töchter gewesen. Er sagt ihre Zahl und Namen, nebst ihren Beschäfftigungen: ohne Zweifel, weil die französischen Leser solches nicht wissen. Er setzt hinzu, daß diese Göttinnen vormals auch in Frankreich bewundert worden, aber im sechsten Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgehöret, zu regieren. Die Ursache ihres Verfalles schiebt er auf die Verderbniß der lateinischen Sprache, die sich in eine romanische (romanam rusticam) Bauersprache verwandelt hat. So mußten denn die Liebhaber der Wissenschaften das rechte Latein, als eine fremde Sprache lernen. Man las die alten Redner, Dichter und Geschichtschreiber nicht mehr. Die Geistlichen dachten an nichts, als an die Bekehrung der Heyden: Philosophen, Aerzte und Meßkünstler gab es gar nicht mehr. Die Hof- und Weltleute bekamen also keine Lust zu den Wissenschaften, und alles schöne Erkenntniß gieng almählich verlohren.

Einige Bischöfe legten zwar Schulen an; und die Mönche ließen auch weltliche Schüler zu. Allein,

(*) Da dieser aus Flandern gebürtig ist: so gehört er besser uns.

(**) Gleichwohl würden ihm die Wälschen den Machia-

lein man erklärte nur die Bibel. Endlich erschien Karl der Große, und sah wohl, daß die geistlichen Schulen nicht zulänglich wären, Frankreich gelehrt zu machen: daher stiftete er auch weltliche Schulen. Er erlebte es aber nicht, die Früchte davon zu sehen ꝛc.

So geht der Verfasser die folgenden Zeiten kürzlich durch, um einen Vorschmack von dem Inhalte seines Werkes zu geben. Endlich kömmt er auf die neuern Zeiten, und meynet: daß Frankreich nicht nur solche Gelehrten aufgewiesen habe, die es den übrigen europäischen Ländern gleich gethan; sondern auch solche, denen man nichts entgegen zu setzen hätte; ja welche die vollkommensten Originale des Alterthums übertrafen. Unter den Philologen und Kunstrichtern nennt er den **Pelissier**, die **Scaliger**, den **Turnebus**, **Muretus**, **Salmasius**, u. a. m. Unter den Dichtern nennt er nur den **Voltäre** und **Crebillon**. Als Redner, den **Bourdaloue**, **Fleschier**, **la Rue**, **Massillon**, **le Maitre**, **Patrů**, **Cochin**; unter den Geschichtschreibern den **Comines** (*), den er dem **Tacitus**, **Polyb** und **Thucidydes** gleich schätzet; und den **Thuan**, der seiner Meynung nach, unter allen Ausländern seines Gleichen nicht hat (**). Die wahre Chronologie, meynt er, sey vor ihrem **Scaliger** und **Petavius** unbekannt gewesen; **Samson** habe alle Erdbeschreiber übertroffen, und

chiavelli und Leti, die Engländer den **Burnet**, und wir Deutschen den **Puffendorf**, ja vielleicht noch besser einen **Sleidan**, **Bünau**, **Mascov** entgegen setzen.

Delisle habe seinen Ruhm vollkommener gemacht. Gassendi und Carteſius, (denen doch kein heutiger Weltweiſer mehr folget) wären die Väter der Philoſophie u. ſ. w. geweſen.

In dem Werke ſelbſt hebt Herr le Fevre an, diejenigen eines beſſern zu belehren, die Karl den Großen die Univerſität zu Paris, gegen das 800ſte Jahr, ſtiften laſſen. Das Concilium zu Creſſi, ſagt um das 858ſte Jahr: Domus Regis Schola dicitur. Ein anderer Scribent ſagt: Herifried ſey in Karls des Kahlen Palaſt in die Schule geſchicket worden: Liberalium artium ferulas a palatio nunquam videres deeſſe etc. Allein, dieſes iſt alles nicht von einer Univerſität, ſondern nur von einer Schule zu verſtehen; die Pabſt Urban III um das 1185ſte Jahr erſt beſtätiget hat.

Hier findet man den Urſprung des alten Wortes Burſch, Bourſiers. Man verſtund dadurch beſoldete Schüler, oder Studenten, die aus der Börſe (Bourſe) Königs Roberts unterhalten wurden. Es bedeutet alſo ſolches eigentlich einen Stipendiaten: und andere Studirende können nicht mit Rechte ſo heißen. Um das 950ſte Jahr, als das Louvre wüſte geworden war, breitete ſich die Pariſerſchule nach dem Berge St. Genevieve aus: und dieß iſt alles, was man von dem alten Schulweſen in Paris findet.

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ſtiftete Gottfried von Boulogne, Kanzler von Frankreich, und Biſchof zu Paris, die erſte weltliche Schule daſelbſt. Wilhelm von Champeaux

lehrte

lehrte darinn die Dialektik, Rhetorik, und Theologie. **Abälard** folgte ſeinem Exempel, und bekam viel Zulauf. **Gilbert** de la Porrée, und **Robert Pullus**, kamen hernach: und die Zahl der Studirenden wuchs dergeſtalt an, daß man den ganzen Haufen der Lehrer und Lernenden, um das 1200 Jahr, die **Univerſität** zu nennen anhub. **Philipp Auguſt** gab ihr Befreyungen, und die Päbſte, **Innocentius** III, **Henricus** III, **Innocentius** IV, und **Alexander** IV, beſtätigten ſie auch. Wenn ſie Bullen ausfertigten, ſo huben ſie an: Noverit Univerſitas veſtra, oder Magiſtrorum et Scholarium Univerſitas. Und daher blieb dieſer Namen im Gebrauche.

Die Univerſität Paris begreift vier Facultäten. Um das 1150ſte Jahr erſt, ward die Theologie, das bürgerliche und canoniſche Recht, nebſt der Arzeneykunſt, der Facultät der ſchönen Künſte beygeſellet; und um eben die Zeit huben die Doctor- Licentiat- und Baccalaureatwürden an, ertheilet zu werden. Die älteſten Statuten der pariſer Univerſität ſind von 1215; doch hier iſt nur noch von den **Artiſten**, und **Theologen** die Rede. In einem Schenkbriefe von 1221 kömmt das Wort **Facultät** vor; aber es iſt nur von zwoen gedacht: ob es gleich ſchon Meiſter der Rechte und der Arzeneykunſt zu Paris gab. Pabſt **Gregor** IX gedenkt zuerſt, in ſeiner Bulle von 1231, aller viere: und in einem Briefe, den die Univerſität 1253 an alle Prälaten des Königreichs ſchrieb, vergleicht ſie die **Facultäten** mit den vier Flüſſen des

irdiſchen Paradieſes. Pabſt Gregor hat auch zuerſt die Grade eines Baccalaureus, und eines Licentiaten, imgleichen eines Magiſters und Doctors, unterſchieden. Die Erklärungen davon ſind hier nach der Länge zu leſen.

Um das 1250ſte Jahr ward die Univerſität Paris in 4 Nationen unterſchieden: und unſer Autor ſagt, es ſey, nach dem Exempel derer zu **Athen** und zu **Rom**, geſchehen. Die erſte ſoll unter dem **Proäreſius**, zu des Kaiſers **Conſtantins** Zeiten, aus vier Nationen beſtanden haben, und Rom wäre dieſem Beyſpiele gefolget; ſo wie die Franzoſen das Muſter von Rom genommen hätten: **Oxford** hätte es **Paris** nachgethan, als **Alfred** (hier heißt er fälſchlich Asfred) um das 886ſte Jahr die Univerſität Oxfort geſtiftet. Der Verfaſſer ſieht hier den entſetzlichen Zeitſchnitzer nicht, den er begeht. Denn wenn gleich **Alfred**, die mittägliche und nordiſche Nation unterſchieden, daraus 1200 vier Nationen geworden: ſo können ſie es doch nicht aus Nachahmung der Franzoſen gethan haben; wo nach ſeiner eigenen Erzählung ſolches erſt 1250 geſchehen iſt. Zu ſolchen Vergehungen treibt die Begierde, aller Völker Muſter zu ſeyn, die Franzoſen! Kaiſer **Friedrich** II hat 1237 die hohe Schule zu **Wien** geſtiftet, die auch vier Nationen bekam: die öſterreichiſche, die rheiniſche, (die Bayern und Schwaben enthielt), die ungariſchböhmiſche, und die ſächſiſche; die Meißen, Brandenburg, Pommern, und Dännemark begriffen hat. Von **Ingolſtadt** und **Prag**, die 1348 geſtiftet worden, meldet

meldet er eben das; ingleichen, daß bey der Spaltung zu Huſſens Zeiten, drey Nationen von da weggezogen, und Leipzig geſtiftet: deren Eintheilung in Meißner, Bayern, Sachſen, und Pohlen er auch meldet.

Die Dechanten der Facultäten ſind zu Paris älter, als der Rector, geweſen, der um das 1200ſte Jahr erſt entſtanden, und Capital Pariſienſium Scholarium genennet wird. Die pariſer Nationen ſind die franzöſiſche, die picardiſche, die normänniſche, und die deutſche. Jede theilet ſich wieder in verſchiedene Zünfte ab. Die deutſche iſt an die Stelle der engliſchen gekommen, als die Engländer den Franzoſen ſo lange in den Haaren lagen. Die drey Zünfte der deutſchen Nation ſind folgende: I. Elſas, Bayern, Böhmen, Ungarn, Pohlen. II. Niederland, Lothringen, Sachſen, Holland ꝛc. III. Schottland, England, Irland. Die Beywörter und Titel der Nationen zu Paris ſind: Honoranda Gallorum, Fideliſſima Picardorum, Veneranda Normannorum, und Conſtantiſſima Germanorum Natio. Die Facultäten heißen: Saluberrima Medicorum, Conſultiſſima Iurium, und Sacra Theologiae Facultas. Der Rector wird alle Vierteljahre erwählet; aber bisweilen wird ſein Amt auch verlängert. Er hat ſo viel Gewalt über alle Facultäten, daß er auch das Leſen und alle öffentliche Handlungen verbiethen, ja an dem Tage ſeiner öffentlichen Proceſſion, d. i. viermal im Jahre, dem Prediger, die Kanzel zu beſteigen, unterſagen kann. Der König nennt die Univerſität ſeine älteſte

teſte Tochter: und der Rector hat bey öffentlichen Feyerlichkeiten den Rang nächſt den Prinzen vom Geblüte. Bey den Begräbniſſen der Könige geht er dem Erzbiſchofe von Paris zur Seiten. Seine Ceremonienkleidung iſt ein violettner langer Rock, und ein ſeidner violettner Gürtel, mit goldnen Quaſten, daran ein Beutel hänget; zum Zeichen, daß er über alle Bourſiers, oder Stipendiaten, geſetzet iſt. Sein Mäntelchen iſt mit Hermelin gefüttert, und geht bis auf den halben Arm. Die Dechanten der drey obern Facultäten, und die vier Häupter der Nationen, machen ſeinen Rath aus, deſſen Vorſitzer er iſt.

So viel mag von Paris genug ſeyn. Toulouſe iſt 1228 geſtiftet, und 1233 vom Pabſte Gregor beſtätiget worden. Es beſteht aus vielen beſondern Collegien, oder Schulen. So iſt auch die Bernardinerſchule zu Paris 1244, die Prämonſtratenſer 1252, die Sorbonne 1256, die Schule zu Cluny, und die Treſorierſchule 1269, und die Schule der Wundärzte 1278 geſtiftet worden. Dieſe ward 1437 zu der Univerſität geſchlagen, und erhielt 1544 alle Freyheiten derſelben. So ward ferner das harcourtiſche Collegium 1280, und das navarriſche zu Paris 1285 geſtiftet. Die hohe Schule zu Montpellier entſtund 1289. Der Cardinal Cholet ſtiftete 1292, der Cardinal le Moine 1302, und der Biſchof zu Bayeux 1308, ebenfalls zu Paris, verſchiedene ſolche Häuſer für Studirende. Die hohe Schule zu Orleans ward 1312, und die zu Cahors 1331 errichtet. Wir übergehen nämlich viel kleinere

Collegia

der Erfahrung aus andern fleißiger ausgearbeiteten lebenden und todten Sprachen bedienen kan.

Wie die Französische Academie in Vermeidung der langen Perioden, unnöthigen Parenthesen, überflüßigen Beywörter; zweydeutigen Constructionen; übelklingenden und beschwerlichen Wiederholungen; gar zu sehr gekünstelter oder gar zu platter Schreib-Art; eines Zusammenhanges, dessen Kette mehr aus Verbindungs-Formeln, als der natürlichen Folge, besteht: ꝛc. ꝛc. sich nach der Zeit Kayſers Augustus gerichtet, welche man in Wissenschaften und Künsten mit Recht die güldene Zeit nennet.

Den allervornemsten Unterricht würden geben, die Beyspiele und Muster der allenthalben rege gemachten geschickten Federn, welche nicht in einer blossen Nachahmung, sondern in der That eine neue Zeit ihres Deutschen Augustus hervorbringen würden, so bald sich Mäcenaten finden. Doch damit von den nicht stum̃ zu machenden Gänsen die Schwäne nicht überschrieen würden, wären keine, als von der Deutschen Academie gut befundene Schriften für regelmäßig zu halten.

Zu wirklicher Einrichtung dergleichen und andrer Academien haben wir bereits solche Zeiten erlebt, daß man sich nicht mehr, wie vormals, mit den Wünschen vergnügen darf. Indem Se. Kayserl. und Cathol. Majest. der gelehrten Welt kein sicherers Pfand von Dero allergnädigsten Beförderung der freyen Künste geben können, als in der zu eben dergleichen Ende geschehenen Wahl des Hochberühmten Herrn v. Leibnitz, mit dem Deutschland ohne Wiederspruch der fremden Nationen pranget.

Collegia zu Paris, als **Montaigü, Laon, Narbonne, Cornwallis**, du Plellis, de Presles, Treguier, der Schotten, und die von **Arras**, die um eben die Zeit entſtanden ſind.

Die irländiſche Pflanzſchule, und viele andere dieſer Art, ſind auch von der Wichtigkeit nicht für uns. Die Univerſität zu **Perpignan** iſt von 1349. Die königliche Bibliothek iſt unter **Karl** dem Vten im vierzehnten Jahrhunderte entſtanden, von **Ludwigen** dem XIIten vermehret, und von **Franz I**, durch den Büchervorrath des **Cosmus** von Medices, zu einer der anſehnlichſten damaliger Zeiten gemacht worden. Sie ſteht itzo Dienſtags und Freytags offen. Die hohe Schule zu **Angers** iſt 1398, die zu **Aix** 1409, das Collegium zu **Rheims** 1412, die zu **Dole** 1426, die zu **Caen** 1430, die zu **Poitiers** 1431, und die zu **Valence** 1452 geſtiftet worden.

Da um dieſe Zeit die Buchdruckerkunſt erfunden worden: ſo gedenket der Verfaſſer zwar **Johann Guttenbergs**, der die Franzoſen dieſelbe 1558 gelehret. Er ſetzet aber gleich hinzu: Il eſt faux, que les Allemands en ſoient les Inventeurs: **Es iſt falſch, daß die Deutſchen ſie erfunden haben.** Sollte man ſichs vorſtellen können, daß ein heutiger Gelehrter ſo unverſchämt ſeyn könnte, eine ſo ſonnenklare Wahrheit zu leugnen: ſonderlich, nachdem bey dem, vor 11 Jahren gefeyerten Jubelfeſte, ſo viele Schriften der Gelehrten ſie vollkommen ins Licht geſetzet? Wir wollen unſern

scharfsichtigen Herrn le Fevre nur auf Prosper Marchands Histoire de l'Imprumerie verweisen: wo er zugleich lernen wird, was es mit der chinesischen Art zu drucken für eine Bewandniß habe. Denn auf diese beruset er sich, und sagt, daß einige französische Kaufleute (denn Franzosen müssen es doch seyn) sie aus China nach Rußland gebracht (warum aber nicht nach Frankreich?) woselbst wieder deutsche Kaufleute sie gesehen, und dem Guttenberg die Kunst mitgetheilet hätten. Kann man auch wohl was einfältigers zusammen dichten? Warum haben denn weder Franzosen, noch Russen, diese Kunst vor Guttenbergen geübet? Und wer weis es itzo nicht, daß der Chineser Buchdruckerey nichts besser ist, als das Leinwand- und Cattundrucken? Welch ein himmelweiter Unterschied aber ist von da, bis auf die Buchdruckerey, mit getrennten Buchstaben? die in der chinesischen Sprache nicht einmal möglich ist: weil bey ihnen jedes Wort einen besondern Charakter hat.

Er nennt ferner die ersten Bücher, die in Frankreich gedruckt worden, und da haben sie vor 1570 keines: da wir hergegen, wie es natürlich ist, viel ältere aufzuweisen haben. Ulrich Gering, von Costnitz, Martin Cranz und Michel Fryburger von Colmar, sind die ersten Buchdrucker in Paris gewesen, und haben in der Sorbonne gedrucket. Da er sich aber in den Streit mischet, ob Faust und Schöffer, oder Guttenberg die wahren Erfinder dieser Kunst gewesen: so thut er den Ausspruch viel zu kühn, wi-

der

der den Tritheim. Er kann sich bey obgedachtem Prosper Marchand eines weit bessern belehren lassen.

Im 1460sten Jahre ist die hohe Schule zu Nantes, 1465, die zu Bourges, 1473 die zu Bourdeaux, 1530 das königl. Collegium zu Paris, von Franz dem I. und 1548. die Universität zu Rheims gestiftet worden. In eben dem Jahre hat die französische Comödie den Anfang genommen; als wir in Deutschland schon über hundert Jahre Comödien gemacht, gespielt und gedrucket hatten. Bey dieser Gelegenheit, schweift er ein wenig auf den Ursprung der französischen Poesie aus. Er setzet ihren Zeitpunct in die Regierung Karls des VII. und Philipp Augusts, und meynt Abälard habe seine Liebesgedichte schon in französischen Reimen gemacht. Allein diese Meynung hat schon sein Landsmann, Abt Massieur, in seiner Histoire de la Poesie Françoise widerlegt (*). Lambert Licors hat im 12. Jahrh. ein Gedicht von Alexander dem Großen gemacht; welches der Verfasser unrecht eine Uebersetzung aus dem Latein nennet. Alexander von Paris machte es fertig, und daher haben die alexandrinischen Verse, von 12 und 13 Sylben den Ursprung. Wilhelm Loris schrieb 1260 den Roman von der Rose, und Johann Clopinel vollendete ihn 1300. u. s. w.

Hierbey müssen wir abbrechen. Im folgenden kömmt noch die Stiftung der Akademien, als der fran-

(*) Siehe den neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften V. B a. d. 112 u. f. S.

franzöſiſchen Sprache, der Wiſſenſchafter, und der Aufſchriften, imgleichen der muſikaliſchen, der Maler und Bildhauer u. d. m. Wir glauben aber, daß dieſe Dinge unſern Leſern ſchon ohne dieß bekannt ſind.

Um aber unſern gleichanfangs gethanen Wunſch deſto beſſer zu beſtätigen, und zugleich jemanden, der Luſt und Fähigkeit dazu hat, zu dieſer Arbeit aufzumuntern, wollen wir einen kleinen Beytrag dazu thun. Hier iſt die Chronologie, der in Deutſchland geſtifteten hohen Schulen, die wir bey anderer Gelegenheit geſammlet hatten. Wenn man ſich noch die berühmteſten Gymnaſien und groſſen Schulen dazu ſammlet, wie neulich Herr Rector **Schörtchen** einen ſchönen Beytrag von meißniſchen Schulen gethan (*): ſo hat man ſo zu reden den Leitfaden in der Hand, ein ſolches nützliches Werkchen anzugreifen.

Im 13ten Jahrh.
Wien 1237.
Im 14ten Jahrh.
Heidelberg 1346.
Prag 1348.
Cölln 1388.
Erfurt 1392.
Im 15ten Jahrh.
Würzburg 1403.
Leipzig 1409.
Roſtock 1419.
Löwen 1426.
Freyburg 1450.
Greifswalde 1456.
Baſel 1459.
Ingolſtadt 1472.
Tübingen 1477.

Im

(*) Siehe des Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften VIII. B. a. d. 139 S.

Im sechzehnten Jahrhunderte.

Wittenberg 1502.	Jena 1555.
Frankfurt 1506.	Leiden 1575.
Marpurg 1526.	Helmstädt 1576.
Straßburg 1538.	Altdorf 1579.
Königsberg 1544.	Fraueker 1585.
Dillingen 1549.	Bamberg 1585.

Im siebzehnten Jahrhunderte.

Gießen 1607.	Utrecht 1636.
Gröningen 1614.	Harderwyk 1648.
Paderborn 1616.	Duisburg 1655.
Rinteln 1621.	Kiel 1665.
Dörpt 1632.	Halle 1694.

Im achtzehnten Jahrhunderte.

Breslau 1702.
Göttingen 1736.
Erlangen 1743.

Zu einer solchen Menge von hohen Schulen nun, wird hernach noch eine Menge gelehrter Männer kommen, mit denen Deutschland in allen Classen der Gelehrsamkeit stolziren kann: und die wir bey einem der folgenden Artikel namhaft machen wollen. Wie nützlich würde ein solches Werkchen nicht seyn, wenn es hernach auch in andern Sprachen erschiene, um selbst den Ausländern unsere Reichthümer in Wissenschaften etwas bekannter zu machen.

* *

IV.

Johann Paul Reinhards, Entwurf einer Hiſtorie des Chur und Fürſtl. Hauſes Sachſen. Erlangen 1750, bey Pötſchen in 8.

Der Herr Doctor und Profeſſor Reinhard iſt der gelehrten Welt ſchon durch mehr, als eine wohlgerathene Schrift bekannt geworden. Wir wählen voritzo dieſe, unſern Leſern einige Nachricht davon zu geben; nicht weil ſie die größeſte, ſondern die neueſte iſt, die uns von ſeinem Fleiße in die Hände gefallen. Der Herr Doctor ſcheint mit uns (*) den Mangel eingeſehen zu haben, der auf unſern hohen Schulen, in Anſehung der vaterländiſchen Geſchichte beſonderer Churfürſtenthümer und anſehnlicher Landſchaften bisher geherrſchet. Es iſt aber ſehr von ihm zu rühmen, daß er demſelben abzuhelfen, ein hiſtoriſches Handbuch von Sachſen verfertiget hat: darüber ein akademiſcher Lehrer bequem ſeine Vorleſungen halten kann. Nun haben dieſelben alſo keine Entſchuldigung mehr, wenn ſie bloß bey der Univerſal- oder auch bey der Reichshiſtorie allein kleben bleiben; oder doch bey den ausländiſchen Staaten ſich müde leſen, in ihrem eigenen Vaterlande aber Fremdlinge bleiben.

Der

(*) Siehe oben im Jänner dieſer Monatſchrift, auf der 1ten S.

Der Herr Verfasser hat dieses sein Handbuch dem jüngern Herrn Grafen von Schönberg, der sich vor einiger Zeit in Erlangen studirens halber aufgehalten, itzo aber hier in Leipzig den Wissenschaften rühmlichst obliegt, zugeeignet.

Das Werkchen selbst ist in sieben Abtheilungen unterschieden. In der 1sten trägt er die Geschichte der Markgrafen von Meißen, bis auf Heinrichen den erleuchteten vor (illustrem, welches wohl besser, durch den erlauchten, oder berühmten, gegeben werden könnte: ungeachtet wir wohl wissen, daß schon andre Geschichtschreiber es so schlecht übersetzet haben).

In der 2ten werden die thüringischen, bis auf den Tod Heinrichs, mit dem Zunamen Raspo, eingeschaltet.

In der 3ten Abtheilung kommen die Geschichte der Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen vor, bis auf die Zeit, da Friedrich der Streitbare das Herzogthum Obersachsen, und die Churwürde auf sein Haus gebracht hat.

In der 4ten werden die sächsischen ältern Geschichte, bis auf Friedrichen den Streitbaren eingeschaltet.

In der 5ten ist die Regierung eben dieses Friedrichs des I. oder Streitbaren, und Friedrichs des II. oder gütigen oder sanftmüthigen enthalten.

In der sechsten Abtheilung ist die Geschichte des ernestinischen Hauses enthalten. Und endlich wird

In

In der 7ten die Geschichte des albertinischen Hauses Sachsen, welches nach jenem zur Churwürde gelanget ist, zureichend beschrieben. Wir wollen von allen den kurzen Inhalt anzuzeigen beflissen seyn.

In der 1sten Abtheilung setzet der Herr Verfasser fest, daß die Hermunduren die ältesten Einwohner von Meissen gewesen. Darauf sind die Sorben eingedrungen, und haben das Land mit Städten angebauet: darunter Leipzig, Zeiz, Rochlitz, Kolditz, Chemnitz, Delitsch, Wurzen, Zwickau, Pegau begriffen gewesen. Unter der Regierung des fränkischen Königs Dagoberts fangen sie an, die fränkischen Gränzen zu beunruhigen: daher eine wendische Mark (limes Sorabicus) angelegt, und den thüringischen Herzogen zu beschützen übergeben wird. Unter Karln dem Großen fallen sie in Thüringen und Sachsen, werden aber von seinem Sohne gezüchtiget. Magdeburg und Halle werden erbauet. Ludewig der Fromme treibt die Sorben abermal zu Paaren: Ludwig der Deutsche aber bekömmt von neuem mit ihnen zu thun, und demüthiget sie wiederum. Otto, Herzog in Sachsen, giebt seinem Sohne, Heinrich dem Vogler, ein Heer wider die Daleminzier: welche aber die Hunnen zu Hülfe rufen, und wacker in Sachsen plündern. Als Heinrich I Kaiser geworden, demüthiget er erst die haveliſchen Slaven, und hernach die Daleminzier und Sorben auch. Er bauet Meißen, und giebt es einem Markgrafen zu beschützen. Der erste heißt Tankmar, sein eigener Sohn, von der

ersten

ersten Gemahlinn Hatheburg. Nach ihm kömmt Riddag der Reiche; und die Stifter Meißen, Merseburg, und Zeiz, werden im 965, und 968sten Jahre gestiftet; sind aber nie unmittelbare Reichsstifter gewesen. Riddag steht Kaiser Otten III wider Bayern bey: die Böhmen aber verwüsten Meißen, und der Markgraf bleibt im Treffen.

Hierauf folgten im eilften Jahrhunderte Eckard I, Hermann, Eckard II, Dedo, Graf von Wettin, und Vratislav; im zwölften Wiprecht, Graf von Groitsch, Henrich, Conrad der Große, oder Reiche, Otto der Reiche, Albrecht der Stolze, und Dietrich der Bedrängte. Und auf diesen folgte am Ende dieses und Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, Heinrich der Erlauchte, bis auf die Anwartschaft, die er auf Heinrich Raspons Länder von Kaiser Friedrichen dem IIten erhalten.

In der zweyten Abtheilung wird vom Ursprunge der Thüringer, und ihres Namens, gedacht, der zuerst im Vegetius vorkömmt. Ihr ältester König Merwig herrschet im 426sten Jahre nach Christi Geburt. Vom fränkischen Könige Clodio, und Attila; vom Könige Basinus, der den vertriebenen König der Franken, Childerich, beherberget, aber von ihm schlecht belohnet wird, indem er ihm seine Gemahlinn verführet, die ihm nachreiset; von dem daraus entstandenen Kriege; von Hermenfrieds Heirath mit der Amalberga, Königs Dietrichs von Bern, oder Verona, Schwester, und deren Folgen; wie die Sachsen einen

Strich von Nordthüringen bekommen, und Thüringen alſo aufgehört, ein Königreich zu ſeyn; von Einführung der chriſtlichen Religion, und Zerſtörung der Abgötter **Stufo**, **Retho**, **Biel**, **Lahra**, und **Jecha**; was Thüringen von den Kriegen Karls des Großen mit den Sachſen gelitten; von den Einfällen der Sorben in Thüringen; von den Herzogen **Dachbülf**, und **Ratholf** II, unter **Ludewigen** dem Jüngern, und **Karl** dem Dicken, der abgeſetzet, und Deutſchland zum **Wahlreiche** gemachet wird ꝛc.

Der erſte Landgraf in Thüringen, wird **Ludewig**, Kaiſers Lotharii Eidam, der 1140 ſtirbt. Seine Nachfolger ſind **Ludewig** der II, oder Eiſerne, **Ludewig** III, oder Fromme, **Hermann** I, der wegen ſeiner Liebe zur deutſchen Dichtkunſt, und ſeiner poetiſchen Singſchule, zu Wartburg, berühmt iſt, und 1215 ſtirbt. Hierauf kommen **Ludewig** IV, **Hermann** der IIte, und **Heinrich Raſpo**, der ſich zum Gegenkaiſer aufgeworfen, und ohne Erben abgeht.

In der dritten Abtheilung hebt man von **Heinrichen** dem Erlauchten wieder an, unter dem Meißen und Thüringen, nach Raſpons Tode, vereiniget worden. Hier wird des Herrn Verfaſſers Erzählung immer ausführlicher, und die Chronologie ſteht immer am Rande; ſo wie die Schriftſteller hin und wieder im Texte angeführet werden. Ihm folgen zugleich **Albert** der Unartige in Thüringen, und **Dietrich** in Meißen, der 1283 ſtirbt. Hier kömmt die Geſchichte von **Diecmannen**, der

hier

Letztlich weis in diesem eiligen unausgearbeiteten Entwurf, die Vermessenheit des Verfassers sich mit nichts, als mit dem guten Eifer, zu entschuldigen, welcher kein anders Absehen haben darf, als die Ehre des Gehorsams gegen diejenigen, so durch ihren Beyfall dazu Anlaß gegeben; Ihnen selber aber bey ausführlicher Berathschlagung die übrigen Anstalten und nöthigen particularien zur Ausführung vorbehalten haben.

VIII.

M. Caroli Ortlob dissertatio, de variis Germanae Poeseos aetatibus.

d. i.

Von den verschiedenen Altern der Deutschen Poesie.

Wittenberg 1654. in 4. 3. Bogen.

Die mannigfaltigen Abwechselungen der meisten Dinge in der Welt, nach denen sie zu erst einen kleinen Anfang haben, darauf ansehnlich wachsen und zunehmen, so dann wiederum vergehen, und zum theil wiederhergestellet werden, sind auch denen Wissenschaften, welche der menschliche Witz erfunden, gemein. Es ist dahero lange unter den Gelehrten üblich gewesen, daß, wenn sie eine Beschreibung von den Schicksalen derselben entwerfen wollen, sie dieselbe nach Art des menschlichen Lebens in gewisse Alter eingetheilet haben; welche Lehrart auch allerdings gar bequem

und

hier in Leipzig ermordet worden, u. Friedrich der Gebissene (admorsus). Dieser folget Alberten in beyden Ländern; hat aber das Unglück, vom Churfürsten Waldemar von Brandenburg gefangen zu werden. Er kam auch nicht anders los, als daß er die Lausitz an Brandenburg abtreten mußte. Ihm folgt Friedrich der Ernsthafte, der, als ein minderjähriger Herr, theils Heinrichen, Grafen von Schwarzburg, theils Heinrichen, Vogten von Plauen, zu Vormündern bekam; doch 1329 vom Kaiser mündig gesprochen ward, und hernach viel Kriege geführet. Er wird zum Kaiser erwählet, tritt aber Karl dem IVten für 10000 Mark Silbers diese Würde ab. Ihm folgen seine drey Söhne, Friedrich der Strenge, oder Tapfere, (strenuus) Balthasar, und Wilhelm. Der erste regieret nur, weil er mündig war: allein hernach theilen diese drey Brüder sich gewissermaßen, doch so, daß jeder seinen Antheil merklich vermehret und vergrößert. Ihnen folget Friedrich der Streitbare, des Strengen Sohn; der sich mit den Nachkommen seiner Brüder ordentlich abtheilet. Auch er vermehrte seine Lande, durch Saalfeld, und viele andere Städte und Aemter, für baar Geld. Zu seiner Zeit wird Kaiser Wenzel abgesetzet: er aber stiftete die hohe Schule zu Leipzig, zieht nach Costnitz aufs Concilium, hilft die Hußiten bändigen, bekömmt erst die Anwartschaft, hernach die Churwürde zu Sachsen selbst, u. s. w.

Wir können uns auf die neuern Zeiten nicht mit eben der Sorgfalt einlassen, und brechen also

ab: müſſen aber dem Herrn Verfaſſer nochmals das Zeugniß geben, daß er ein ſehr ſchönes und brauchbares Handbuch geliefert, welches noch dazu mit ſehr vielen genealogiſchen Tafeln des Hauſes Sachſen gezieret iſt.

* *

V.

Ceni. Comedie en Proſe, par Madame de Graphigni. Paris.

D. i. Ceni. Ein Luſtſpiel, in ungebundener Schreibart. Durch die Frau von Grafigni.

Die Welt hat bereits der Feder dieſer geſchickten Schriftſtellerinn die peruvianiſchen Briefe zu danken: und dieſes Luſtſpiel, ob es gleich ihr erſter Verſuch in der theatraliſchen Dichtkunſt iſt, hat bey den Zuſchauern ſo viel Beyfall gefunden, daß es ſehr oft nach einander hat wiederholt werden müſſen. Wir wollen erſt einen kurzen Inhalt davon mittheilen, damit der Leſer nachmals mit deſto beſſerer Kenntniß von den Kritiken urtheilen könne, die auch dieſes Stück in Paris erdulden müſſen.

Mericourt und Clairval, zween Neffen des Dorimont, freyen nach der Ceni, ihrer Muhme, die deſſen Tochter von ſeiner verſtorbenen Ehegattinn Clarice iſt. Mericourt iſt ein verſtellter Böſewicht, der ſchon ſeit langer Zeit ſeine Dienſte, in Beſor-

Beſorgung von Dorimonts Angelegenheiten, ſehr hoch angerechnet hat. Clairval iſt der jüngſte von beyden, ohne falſch, wohl gewachſen, und weis ſich beliebt zu machen. Dorimont ſucht ſeine ganze Stütze in ſeinem Alter darinnen, daß er die Ceni mit einem von beyden verheirathen, ihr aber die freye Wahl laſſen will. Mericourt weis, daß Clairval ſein Nebenbuhler, und Orphiſe, der Ceni Hofmeiſterinn, ihm gram iſt. Er ſucht daher, ſeinen Bruder bey dem Dorimont anzuſchwärzen: dem er entdeckt, daß Clairval einen indianiſchen Soldaten heimlich im Hauſe verſteckt halte, mit dem er was Böſes im Werke habe. Clairval wird gerufen, und für unſchuldig befunden, da er weis, daß dieſer Menſch ein vornehmer Unglückſeliger ſey, den das Elend verfolget.

Orphiſe bekömmt Befehl, das Herz der Ceni auszuforſchen. Ceni verhelet ihr nicht, daß ſie den Clairval dem Mericourt vorziehe, und ihn bereits liebe. Dorimont indeſſen, der hiervon nichts weis, ſchlägt dem Clairval eine andere von ſeinen Nichten vor, weil er die Ceni dem Mericourt geben will; allein Clairval ſchlägt dieß Anerbiethen aus. Nunmehr erfährt Dorimont die Neigung der Ceni, und ſucht alſo, als ein grundehrlicher Mann, dem Mericourt ſeine Abſichten aus dem Sinne zu reden. Dieſer will ſich nicht weiſen laſſen, und durchaus wiſſen, warum Ceni ihn nicht heirathen will. Haßt ſie mich? verachtet ſie mich? hat ſie einen Abſcheu vor mir? Nein, ſagt der Vätter: was ſoll ich dir

ſagen? Sie liebt dich nicht. Ich ſehe ſchon, erwiedert Mericourt, mein Bruder wird ihre Hofmeiſterinn erkaufet haben. Der Vätter will aber nicht hören, und hält ihm vor, daß er ihn ſchon denſelben Morgen, mit dem Indianer hintergangen. Wohlan denn, ſagt Mericourt, ſo will ich euch nur melden, daß Meliſſe mir auf ihrem Todbette, in Anſehung der ihr geleiſteten Dienſte, und derer, die ich, wie ſie hoffte, euch noch ferner leiſten würde, ihre Tochter Ceni bereits zur Ehe verſprochen. Dorimont, der ſeine Frau noch immer ſehr hochſchätzt, williget hierauf in die Heirath, doch mit dem Bedinge, daß er die Tochter nicht zwingen dörfe. Er geht ſelbſt, ſie zu holen, und ſchickt ſie zum Mericourt.

Hier nun thut dieſer der Ceni alle mögliche Vorſtellungen, die ihn aber beſtändig ausſchlägt. Als er nichts ausrichten kann, zeigt er der Ceni einen Brief von der verſtorbenen Meliſſe, darinn ſie erkläret, daß ſie, um ſich ihres Mannes Liebe zu erhalten, die Ceni für ihr Kind ausgegeben: daß ſie es aber nicht ſey, ſondern von einem unglücklichen Weibe gebohren worden, die im größten Elende geſtecket. Als Ceni vernimmt, daß ſie nicht die Tochter des beſten Vaters von der Welt ſey, fällt ſie in Ohnmacht. Sie kömmt wieder zu ſich, und auf des Mericourt Frage: was ſie anitzt für einen Schluß ſeinetwegen faſſen wolle? erwiedert ſie: eben meinen vorigen. Er ſchlägt ihr vor, den Brief zu verbrennen, und verſpricht, verſchwiegen zu ſeyn. Sie aber bezeugt ſowohl ihren

ren Abscheu gegen ihn, als gegen den Anschlag, die Güter eines Hauses an sich zu reißen, aus welchem sie nicht entsprossen wäre.

Orphise kömmt dazu, und findet die **Ceni** in Thränen. Sie erfährt ihr elendes Schicksal, und wird von der **Ceni** gebethen, sie nicht zu verlassen. Dieser Auftritt ist voller der edelsten Empfindungen, von Erkenntlichkeit, Freundschaft, Ehrerbiethung, und Zuneigung. **Dorimont** erfährt auch das Unglück der **Ceni**, und ist voller Schmerzen, eine so liebenswürdige Tochter zu verlieren. Seine Liebe indessen sagt ihm, er sey ihr Vater, und er hält alles für einen Betrug vom **Mericourt**. Er läßt ihn rufen, und nachdem dieser lange auf sich warten lassen, erscheint er, und rechtfertiget sich mit dem eigenhändigen Schreiben der **Melisse**. **Dorimont** erschrickt über die Untreue seiner Frau, und ist im Begriffe, die **Ceni** an Kindes Statt aufzunehmen. **Mericourt** aber fällt ihm ins Wort, und sagt, es sey billig, daß **Ceni** diese Wohlthat nach aller ihrer Größe erkenne. Hierauf zieht er ein ander Schreiben hervor, welches **Melisse** an die **Ceni** gerichtet, und giebt es dem **Dorimont**. Hierinn entdecket sie der **Ceni**, daß sie nicht ihre, sondern der **Orphise** Tochter sey; der man eingebildet, daß ihre Tochter in der Geburt gestorben wäre. Diese zwo Personen erkennen sich hierauf; und da **Dorimont** sie beyde bey sich behalten will: so danken sie ihm, und ziehen, aus Furcht, daß sie in kurzem ein Spott der Bedienten seyn würden, die Einsamkeit seinem Hause vor.

Indem nun **Dorimont** die Geſchenke herbey holet, die er ihnen mitgeben will, kömmt **Clairval** hinzu. Er erfährt das Unglück ſeiner Geliebten, ändert aber ſeine Neigung nicht; ſondern erbiethet ſich gegen die Mutter und Tochter zu allem, wozu ein großes Herz nur fähig iſt. **Orphiſe** nimmt die Zuflucht an, ſo er ihnen vorſchlägt, und bittet ihn nur um einen Geleitsmann, da ſie wegen ſeiner Liebe gegen die **Ceni**, ihn ſelbſt nicht mitnehmen will. **Clairval** läßt alſo den indianiſchen Soldaten kommen, der ſie hinbringen ſoll, und empfiehlt ihm mit den beweglichſten Worten, die gehörige Hochachtung gegen ſie. Man kann nichts Rührenders leſen, als dieſen Auftritt. **Clairval** fürchtet, er möchte, als ein ehemaliger Soldat, ihnen hart und rauh begegnen, und ihr Unglück möchte ſie ihm verächtlich machen. Als endlich alles zum Aufbruche fertig iſt, erkennet der Soldat die **Orphiſe** für ſeine Frau, und die **Ceni** für ſeine Tochter. Das Stück aber endiget ſich mit **Clairvals** und der **Ceni** Heirath.

Dieſes iſt der kürzeſte Inhalt, den man von dieſem Stücke geben kann; und da, bey der gegenwärtigen Geſinnung des pariſiſchen Parterre, ein Stück eher zwanzig Tadler, als einen Lobredner, findet: ſo hat man auch der Frau **von Grafigni** an ihrer Arbeit verſchiedenes auszuſetzen geſucht. Fürs erſte iſt der Titel nicht recht: weil er nichts ſagt, oder anzeigt, und die beſten komiſchen Stücke dergleichen nicht führen. Wie leicht hätte aber die Verfaſſerinn einen andern finden können, der was

mehrers

mehrers angezeigt hätte: würde indessen das Stück darum im mindesten besser seyn, als es ist?

Ferner sind alle diejenigen mit diesem Stücke übel zufrieden, die sich wider die so genannten Comedies larmoyantes, oder rührenden und beweglichen Lustspiele erklären. Ein solcher Feind derer Thränen, die ein edles Mitleiden erweckt, hat sich seinen Zorn so gar ein Sinngedichte kosten lassen, welches so heißt:

Das Lustspiel Ceni endigt sich:
Ein Greis verläßt den Ort, und weinet bitterlich.
Bald aber, eh man dieß noch recht begreifen kann,
Fängt er ganz laut zu lachen an.
Die Frau beginnt, ihm zuzuschreyen:
Du fällst, mein Kind, in Rasereyen!
Der Mann erwiedert: Schatz, ach nein!
Es fiel mir nur die Ceni ein.

Ein anderer, und zwar berühmter Dichter, den vielleicht die oftmalige Wiederholung dieses Stückes verdrossen haben mag, hat sich erkläret, dieses Lustspiel wäre ein **Verzeichniß schöner Empfindungen**: un Catalogue de beaux Sentimens. Man hat ihm aber geantwortet: wenn das ja wäre, so wäre es doch ein Catalogue raisonné.

Auch das hat man getadelt, daß die drey Erkennungen so plötzlich auf einander folgen. Ferner, daß die Verfasserinn sich der Briefe bedienet hat, welches eine gar zu altväterische Art von Verwirrungen ist; und endlich, daß **Orphise**, die des **Dorimonts** Anerbiethen so großmüthig ausschlägt,

von dem Clairval alles annimmt, was er ihr nur anbiethet.

Sollen wir unſere Gedanken von dieſen Urtheilen ſagen: ſo wollen wir den gelindeſten Weg gehen. Den Namen betreffend, ſo kleben die Herren Franzoſen ein wenig gar zu ſehr an der Mode. Die Alten ſagten nicht allemal den moraliſchen Inhalt eines Luſtſpiels. Ariſtophanes nennt ein Stück, Plutus, ein anders die Wolken, ein anders die Fröſche, ein anders die Rednerinnen. Was konnte man dabey denken? Eben ſo machte es Plautus, in Rom. Was denket man Moraliſches bey den Gefangenen, Captivi, oder bey dem Poenulus, oder bey des Terenz Andria. Und hat nicht Moliere den Scheinheiligen, anfänglich bloß Tartuffe genannt, welches der bloße Namen deſſelben war? Und was thut dieſes endlich zur Güte eines Stückes; wobey es oft, bey der beſten Ueberſchrift, kahl abläuft; bey einem Titel aber, der wenig verſpricht, und viel hält, nach dem Horaz heißt:

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat.

Daß hernach die Frau Graſigny lieber ein bewegliches, als luſtiges Schauſpiel, machen wollen, iſt unſers Erachtens auch nicht zu verwerfen. Menander und Terenz ſind auch bey weitem ſo luſtig nicht geweſen, als Ariſtophanes und Plautus: und doch ſind ſie jenen, von Kennern allemal vorgezogen worden. Im Selbſtpeiniger des letztern hat Rom ſo gar Thränen vergoſſen; weil die Empfindung

dung der Menſchlichkeit an dem Nachbar des Alten, der ſich ſelbſt plagte, ſo edel ausgedrückt war. Destouſches hat auch in ſeinem Verſchwender oft die Leſer mehr zum Weinen, als zum Lachen, beweget; aber auch dadurch den Lesern und Zuſchauern viel Vergnügen gemacht. Nicht alle Zuſchauer lieben ein lautes Lachen und Geſchrey: ſollen denn dieſe Unrecht haben, da ſie durch zärtere Empfindungen der Menſchlichkeit Ehre machen?

Endlich ſind die drey Erkennungen auch kein Fehler. Man findet auch bey den Alten dergleichen; und zwar in den ſchönſten Stücken. Was ſchadet es aber, daß ſie nahe auf einander folgen? Genug, daß ſie ſehr ungezwungen ſind.

Nimmt ſchließlich die Mutter der Leni das Anerbiethen eines jungen Liebhabers von guter Art eher, als des Alten Wohlthat, an: warum ſoll ſie eine Gelegenheit ausſchlagen, ihre Tochter gut zu verſorgen? Dieß iſt es ja alles, was eine gute Mutter wünſchet. Wir hoffen, dieſes Stück nächſtens deutſch vorſtellen zu ſehen.

* *

VI. Conſeils à une Amie. A Paris 1750, 12.

D. i. Rathſchläge an eine Freundinn ꝛc.

Dieſes iſt ein kleines, aber für das ſchöne Geſchlecht, ſehr nützliches Tractätchen. In der Vorrede wird gemeldet, daß ein junges

junges Frauenzimmer von etwa zwölf Jahren ins Kloster gethan worden, um daselbst bis zum 17ten erzogen zu werden. Sie fand in demselben eine Frau, die viel Verstand und Kenntniß der Welt besaß, und die ihr bald geneigt und zugethan ward. Sie gab also der jungen Schönen bisweilen sehr gute Ermahnungen und Lehren; ja um es zu verhindern, daß sie selbige nicht so leicht wieder aus dem Gedächtnisse verlieren möchte, brachte diese vernünftige Lehrerinn und Freundinn sie gar zu Papier. Wir wollen, um unsre Leser selbst von ihrer Beschaffenheit urtheilen zu lassen, einige davon zur Probe geben. Z. E. wegen der Bethschwester schreibt sie so auf der 26. u. 28. S.

„Es würde mir sehr leid seyn, wenn ihr eine „Bethschwester werden solltet! Da wäre es ewig „Schade, um euren Verstand! Denn betrüget „euch nur nicht: man kann unmöglich ein ver„nünftiges Frauenzimmer, und zugleich eine Beth„schwester seyn. Einer Bethschwester ist es nicht „erlaubt, eine Einbildungskraft zu haben, außer „wie die heil. **Theresia**, oder **Maria** von **Ala„coque**. (oder die Bourignon und Guion, oder die „gute Armelle und die Fr. Zorninn.) Insgemein „kömmt es nur daher, daß mans eine Weile mit „der Welt mitgemachet, sich keine Lust versaget hat, „und ihrer endlich überdrüßig geworden ist, weil „man sie zuviel genossen hat; oder daß man einen „heftigen Verdruß gehabt hat, daher man sich bey „dem lieben Gott wegen des Unglückes zu trösten „suchet,

und natürlich iſt. Der fürtrefliche **Scaliger** hat auf dieſe Weiſe die **Geſchichte der Lateiniſchen Poeſie** in ſeinen ſchönen Büchern von der Dichtkunſt *) abgehandelt, und Herr **Ortlob** hat hier in Abſchilderung **der Deutſchen** ſeinem Beyſpiel folgen wollen.

Demnach theilet er ſeinen Vortrag in **fünf** beſondere Claſſen, oder **Alter**, ein. Die erſte nennet er die **rohe Kindheit**; die andere, die **blühende Jugend**, die dritte, die **ſtarke Mannheit**, die vierte das **ſchwächliche Alter**, und die fünfte die **glückliche Wiederherſtellung der Deutſchen Dichtkunſt**. Wir wollen das vornehmſte kürzlich anmerken, was der Verfaſſer davon nach ſeiner Fähigkeit und der Beſchaffenheit und Gewohnheit der damaligen Zeiten beygebracht hat, oder auch beybringen können.

Von der erſten Claſſe, oder, ſo zu ſagen, der **Kindheit** und dem erſten Anfang der **Dichtkunſt bey den alten Deutſchen**, iſt, auſſer dem was Diodorus Siculus, Tacitus, Ammianus Marcellinus, und etwa einige wenige andere von Griechiſchen und Römiſchen Scribenten dießfalls, und auch dieſe gleichſam nur im Vorbeygehen, gemeldet, nicht viel bekannt. Jener **) ſagt nur ſchlecht weg, daß die Deutſchen, nachdem ſie vor dem Anfange einer Schlacht, einzeln einen einzeln Feind heraus gefordert, und zum Schrecken der Widerſacher ein gräßliches Geräuſch mit den Waffen erreget, alsdann ſich ein oder der andere aus ihrem Mittel auf den Plan geſtellet, die Gewohnheit hät-

*) *Scaliger* Poetic lib. VI. cap. 1. ſeq.

**) *Diod. Sicul.* lib. V. conf. *Cluverii* Germ. Ant. l. I. c. 57. p. 325. ſeq.

„ſuchet, ſo man ſich durch ſeine Thorheiten zuge-
„zogen hat.

Auf der 41 S. ſchreibt dieſe weiſe Rathgebe-rinn. Befleißigt euch, niemanden zu beleidigen. Es giebt Leute, die niemals eine Beleidigung vergeſſen, die man ihnen erweiſet: und ich glaube, daß ſie recht haben. Man muß ſie eben ſo wenig vergeſſen, als die Dienſte, ſo man uns erwieſen hat.

Von der Freygebigkeit heißt, es auf der 49ſten Seite ſo: Ihr ſeyd zur Freygebigkeit geneigt. Gut, man muß geben, mein Fräulein, aber auch gut geben; das iſt das Hauptwerk. Wie viel Leute geben nicht, aber ſo übel, daß ich lieber ſähe, ſie wären geizig! ſo würden ſie alles behalten, und doch niemanden misvergnügt machen. Könnet ihr jemanden dienen, dem ihr wohl wollet; ſo thut es bald, und mit guter Art. Ihr werdet euren Wohlthaten einen großen Werth beylegen, wenn ihr die Leute, die euch anſprechen, nicht lange ſchmachten laſſet; und entweder ihre Erkenntlichkeit, oder ihre Undankbarkeit vergrößern. Es iſt noch beſſer, die Zahl der Undankbaren zu mehren, als zu nichts gut zu ſeyn. . . Wenn ihr alſo gebet, oder einen Gefallen thut, ſo fliehet vor allen die Pralerey. Dieſe vermindert ſehr den Werth einer guten That. Ich kenne eine ſehr vornehme Frau, die Leuten, welche ſie um etwas anſprechen, nicht eher was giebt, als wenn ſie in die Kutſche geſtiegen iſt. Dann ruft ſie den Edelknaben, zieht ihren Goldbeutel heraus, nimmt einen Louis d'or heraus und ruft laut: Gebt das dem Herrn, oder der Frau; indem ſie mit

Fingern

Fingern auf den Unglücklichen weiſt, der ſeine Hand darnach ausſtrecken muß. Wollt ihr aber wiſſen, wie man geben muß? Setzet euch ſelbſt an die Stelle desjenigen, der es empfängt.

Auf der 72ſten Seite heißen ihre Lehren ſo: Bemühet euch doch nicht, eine Buhlſchweſter (Coquette) zu werden. Dieſes Vergnügen iſt eins von denen, die von der kürzeſten Dauer ſind, und dem guten Namen am meiſten ſchaden. Anfänglich muß man, um eine zu werden, eine betrügliche Gemüthsart annehmen, die aber verhaßt iſt. Das Buhlerweſen dauret nicht länger, als man jung und artig iſt. Dieſe Zeit geht bald vorüber, und läßt nur den Gram zurück, viele Liebhaber gehabt zu haben; die uns aber nicht hoch genug geſchätzet, unſre wahre Freunde zu bleiben. Die Andacht iſt hernach die einzige Zuflucht der Buhlſchweſtern, wenn ſie alt geworden ſind. Man geſteht zwar, daß es ein erbaulich Exempel giebt, wenn man ſo zu Gott kehrt. Aber ſchöne Buße! Gott wird dadurch nur der Nothnagel ſolcher Weiber, die nichts mehr anzufangen wiſſen. Wenn ihr nur andächtig werdet, wann die Beluſtigungen euch verlaſſen werden: ſo werden Spott und Verachtung euch bis auf die Schwellen des Altars verfolgen.

Ein andrer ſchöner Rath, iſt auf der 93 Seite zu finden. Er heißt ſo: Durch die Opfer, die man der Tugend widmet, verliert man niemals was. Man genießt eines reinen und ruhigen Lebens. Die allerzärtlichſte Rührung der Seelen iſt mit der ſüßen Gemüthsruhe nicht zu vergleichen.

Alle

Alle Vergnügungen, die aus gestillten Leidenschaften entstehen, sind niemals so viel werth, als die Zufriedenheit einer Person, die nur ihren Pflichten ergeben ist.

Auf der 99 S. steht folgendes, das mit der Erfahrung sehr überein kömmt. Es giebt Leute, mit denen man sich niemals versöhnen muß, wenn man einmal Ursache gefunden hat, sich über sie zu beklagen. Verziehene Fehler machen nur, daß sie neue begehen werden.

Eine sehr wichtige Vorschrift, die dem lieben Frauenzimmer, zumal in unsern Zeiten nicht genug empfohlen werden kann, ist folgende. Ein wohlgeartetes Frauenzimmer muß niemals aus den Schranken der Schamhaftigkeit schreiten. Ohne diese Tugend fällt die schönste Person in Verachtung. Die Männer selbst, die solche Tugend in uns vernichten, lieben sie; und wollen, daß wir sie an uns zeigen sollen. Ein Frauenzimmer, das Ausschweifungen begeht, wird auf die Art angesehen, wie sie nachgegeben hat. Selbst in denjenigen Gelegenheiten, wo man eigentlich keinen Wohlstand suchet, kann man ihn beobachten. Jemehr Hochachtung die Männer gegen dasjenige bemerken, was sie verfolget haben: destomehr verehren sie es, nachdem sie es erlanget.

Doch man findet bisweilen auch ganz besondre Lehrsätze, die von der Sittenlehre andrer Moralisten, sonderlich der christlichen abzuweichen scheinen. Dahin gehören die Gedanken von der Demuth, auf der 125sten S. Es predige die Demuth,

wenn

wem es beliebt. Diese Tugend ist bey mir, und bey vielen andern verbannet. Ich finde sie nur geschickt, einen zu erniedrigen, verächtlich zu machen, und die trefflichsten Eigenschaften, die man besitzen könnte, zu unterdrücken; kurz, ein Frauenzimmer von den größten Verdiensten, ins Spital zu bringen: Seyd also bescheiden, aber nicht demüthig: dieß ist die Thorheit der Idioten.

Vieleicht kann das Wort Demuth eine Art der Bedeutung haben, die bey wohlerzogenem Frauenzimmer eine üble Wirkung hervorbringt. Vieleicht ist es besser, auf eine edle Art ehrliebend zu seyn, als sich jedem zu Füßen zu werfen. In der That ist in den Gedanken vieler Leute, die Demuth sehr schwer von der Niederträchtigkeit zu unterscheiden: und diese bringt bey allen, sonderlich aber bey der Jugend, üble Folgen zuwege. In diesem Sinne kann man die obige Lehre entschuldigen: zumal, da sie die Bescheidenheit nicht ausschließt. Wir sind allemal geneigt, den Worten eines guten Schriftstellers den besten, und vernünftigsten Sinn zu geben.

So gut indessen der Charakter eines lehrenden Frauenzimmers in diesem Werkchen beobachtet ist: so gewiß will man wissen, daß es aus einer männlichen Feder geflossen sey. Man nennet so gar den Verfasser. Es soll Hr. Toussaint seyn, der Verfasser des berufenen Buches, Les Moeurs. Einerley Art zu denken, und zu schreiben herrschet in beyden: wem also dieses gefallen hat, dem wird auch jenes nicht misfallen.

VII. Daß

* *

VII.

Daß man in der deutſchen Rechtſchreibung die griechiſche Sprache mit zu Hülfe nehmen müſſe.

Eine Sprache recht zu ſchreiben wiſſen, zeuget von der Einſicht des Verfaſſers, in Beurtheilung derſelben. Dieſes erwecket allmählich in einem witzigen Leſer eben dergleichen Begriff, den der Verfaſſer davon hat. Ein ſolcher Begriff iſt um ſo klärer, je mehrere Sachen man in einer vorgelegten Schrift unterſcheidet. Gleichwie wir nun durch die Erfahrung wiſſen, daß wir uns einige Dinge ſo vorſtellen, damit wir eben dieſelben von andern Dingen unterſcheiden können: alſo wiſſen wir auch, vermöge derſelben, daß wir öfters uns eine Sache zwar vorſtellen, aber alſo, daß wir dieſelbe von andern Dingen nicht hinreichend erkennen können, ſo wie wir unter einer Menge gleich laut redender Perſonen, derer Sprechen für ein Getös halten würden, ſo lange der Begriff von dem Inhalte der Unterredung dunkel bleibt. Dieſer kann jedoch durch Hülfe der Aufmerkſamkeit klar werden, wenn wir uns gewiſſe Kennzeichen, die uns die Sache unterſcheiden lehren, beſonders vorſtellen, und dieſe wiederum in unſerm Gemüthe von andern unterſcheiden.

Haben wir dann erſt einen deutlichen Begriff von unſerm Gegenſtande: ſo läßt derſelbe ſich durch

Worte dem andern leicht beybringen. Mithin besteht in dem Zustande der klaren und deutlichen Begriffe das Licht des menschlichen Verstandes, die dadurch vollkommen gemacht werden, wenn die Kennzeichen hinreichend sind, die vorgestellte Sache von allen andern Dingen bey jedem Falle, jedwedem Zustande, und jeder Zeit, zu unterscheiden; voraus, wenn ich die Kennzeichen besonders erzählen, auch neue Merkmale derselben mir in meinem Gemüthe vorbilden kann. Da wir nun von allen Sachen keinen ausführlichen Begriff uns vorstellen können: so ist, um dieses zu erhalten, die Auflösung derselben nothig; die jedoch so wenig ins Unendliche geht, daß sie vielmehr ihre gewissen Schranken hat.

Gleich-

a) Es ist schwer zu sagen, warum wir Deutschen eben unsre Sprache für so sehr schwer ausgeben; daß sie an Schwierigkeit alle andre übertreffen soll. Denn wenn man nach den Ursachen dieser Schwere fraget, und in andern Sprachen nur ein wenig erfahren ist: so wird sichs finden, daß dieselben überall statt haben. Von den todten den Anfang zu machen, was ist wohl schwerer, als die hebräische; die so arm an Wörtern, so wunderbar in den Beugungen, so mangelhaft an wesentlichen Abänderungen und so seltsam in Fügungen ist; an Ausnahmen aber eine unglaubliche Menge hat. Eben das kann man von der griechischen sagen. Denn ihrer Dialekte zu geschweigen, so hat sie so sehr viel Declinationen und Conjugationen, so viel Tempora und Modos, so eine Menge willkürliche Regeln, und so unglaublich viel Abweichungen davon, als nimmermehr die deutsche haben kann. Mit der Lateinischen sieht es nicht bes-

ser

Gleichwie nun dieſes in allen Sachen wahr iſt: alſo kann ſolches vornehmlich in der Sprachkunde ſeinen Platz behaupten. Keine Sprache iſt leichtlich ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen, als die unſrige [a]: daher ſie auch von einigen Sprachlehrern, weil ſie mehr der Gewohnheit, oder dem eitlen Ruhme, bisher gefolget, als daß ſie auf den weſentlichen Unterſchied der Begriffe von den Wörtern ihr Augenmerk gerichtet, durch allerhand angenommene fremde Modearten mehr verſtellet, als ausgeſchmücket worden. Ein jeder hat nach ſeiner Einbildung, ihr einen Putz anlegen wollen, ohne darauf zu merken, wie ſolcher mit ihrer innerlichen Schönheit ſich reimet. Wenn dann ſolcher von Kennern unterſuchet worden, hat es nicht fehlen

ſer aus: wenn man zumal die alten Sprachlehrer zu Rathe zieht, oder auch das, was ein Sanctius, Scaliger, Scioppius, Melanchthon u. a. m. davon geſchrieben, zu Hülfe nimmt. Mit der wälſchen, franzöſiſchen und engliſchen darf man vollends nicht kommen; als in welchen nothwendig lauter Verwirrung herrſchen muß, weil ſie aus der Vermengung verſchiedener Sprachen den Urſprung genommen. Haben ſie gleich endlich Regeln bekommen, ſo ſind ſie doch ſehr willkührlich, und leiden faſt eben ſoviel Abfälle, als richtige Exempel vorhanden ſind. Wo bleibt nun noch die böhmiſche, wendiſche, pohlniſche und ungariſche Sprache? Sollten die wohl leichter und regelmäßiger ſeyn, als die unſrige? Wer ſie verſteht, und grammatiſch beurtheilen kann, mag hierauf antworten. Wenigſtens ſieht man nicht, daß die deutſche, ſo einen großen Vorzug von Schwierigkeiten aufzuweiſen habe, als viele vorgeben.

können, daß so wenig der innerliche Werth dadurch zum Vorscheine getreten, als die äußerliche Anmuth hat können befördert werden.

Meine Absicht ist hier keinesweges, Versuche anzustellen, wie man durch hervorgesuchte, natürliche und verblümte Bedeutung der Wörter, Vortheile in der Sprache erlangen könne: sonst wäre es leicht, durch allerhand Beyspiele und Anmerkungen darzuthun, wie solches, in Ansehung des Unterschiedes, zu bewerkstelligen sey, wenn man die Wörter gegen einander hält: in Ansehung des Unterschiedes, der Zusammensetzung nach: wie sich solches äußere nach den Staffeln der Bedeutung in Nenn- und Beywörtern, in ihren Abänderungen und Fällen zeige: was der Klang und Ton eines Wortes für einen Verstand gebe: wenn die Unterscheidungszeichen der Rede am besten beobachtet werden: an welcher Stelle Wörter, die für eines gelten, einen Nachdruck geben ꝛc. sondern ich will nur lediglich von dem äußerlichen Unterschiede in der Rechtschreibung, etwas weniges beybringen.

Wie vielen Zweifeln selbige bisher ausgesetzt gewesen, geben die hierinn vorgelegten Grundsätze, die öfters schnurstracks gegen einander laufen, zur Gnüge an den Tag. Der eine will die Rechtschreibung nach der hie oder da üblichen Mundart bestimmen, (Straffe, Raache, groſe, flieſen), und vermeynet, hierinn ein Regelmaaß zu treffen: daher die unreinen Reime in Gedichten entstehen.

Weil

b) Es ist freylich wahr, daß man zu dieser Anchora sacra zuweilen ohne Ursache seine Zuflucht nimmt, wenn es

Weil aber, obgleich die Sprache in ihren Dialekten unterschieden bleiben kann, auch nicht wohl möglich ist, diese überall gleichförmig einzurichten; dennoch die Schreibart von den allgemeinen Regeln nicht abweichen darf, ohne andern unserer Nation Nachtheil zu erwecken: so ist dieß ein schlechtes Mittel, der Sprache eine Beyhülfe zu geben. Andere, um einen Unterschied der Wörter im Schreiben zu treffen, sehen darauf, was am gebräuchlichsten ist: weil in vielen Sachen eine verborgene Ursache stecken soll, so, oder so zu schreiben; davon man den Grund anzugeben nicht allemal vermögend sey. So wird das e zuweilen, wie ein ä, zuweilen mit einem nachfolgenden Hauchlaute, zuweilen gedoppelt geschrieben, und in unterschiedenen Fällen der Schreibart zuwider ausgesprochen, (**Mer, mehr, zehn, den Zehen, sehr, fehlen, Meer, Mehl**). Wie oft wohnen uns von dergleichen Veränderungen nur dunkele Begriffe bey, nachdem einer diese, jener eine andere Ableitung machet? Um aus der Verlegenheit zu kommen, so nehmen wir das Ansehen solcher Leute zu Hülfe, denen wir eine Erkenntniß darinn zutrauen; oder wir setzen die Gewohnheit und den Gebrauch im Schreiben dabey zur Richtschnur: welche aber unser Vorurtheil von verborgenen Eigenschaften in der Sprachkunst verrathen; von denen wir alsdann glauben, daß sie uns von der Nothwendigkeit entbinden, uns auf eine Verantwortung darüber einzulassen [b].

es gar wohl möglich wäre, andere Ursachen zu geben. Allein in gewissen Fällen kann man es gleichwohl nicht anders

Noch andere richten die Rechtschreibung z. E. der Nenn- und anderer Fälle der Wörter, nach dem Zeugefalle, oder der unbestimmten Zeitart, ein; nachdem ein Wort diesen oder jenen Buchstaben mehr, in Verbindung oder Ausdehnung der Sylben annehmen würde (s ß ſſ). Nach dem Verh[illegible]tnisse nun, wie sich diese vervielfältigen, so werden auch die Mitlauter verdoppelt. Man kann dieses keinesweges misbilligen, allein man müßte solches auch überall beybehalten, und in ähnlichen Fällen nicht wieder andere Grundsätze, welche erstere aufheben, annehmen c.

Letztlich

ders machen. Manchmal weis man die Ursache wohl, wie ein Wort geschrieben werden sollte: allein, wenn man es thäte, so würde man eine entsetzliche Neuerung machen, und aller Welt vor den Kopf stoßen. Z. E. nach derselben Regel, die mich lehret von Vater, Väter, von Rom, Römer, von Burg Bürger, nicht aber Veter, Remer, Birger, schreiben; oder daß ich näher trete, nach eben dem Grunde, der mich lehret von stark stärker, von grob gröber, nicht sterker, greber schreiben, sollte ich auch von dem alten Worte Baß, bässer, von fassen, die Fässel, von Atz, Aaß, ätzen ässen, ergätzen, buchstabiren. Allein die liebe Gewohnheit hat es überall eingeführt, besser, Fessel, etzen, essen, ergetzen, oder gar ergötzen zu schreiben. Was soll man nun da machen? Usus Tyrannus! Horaz sagt:

Si volet usus
Quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi.

c) Der Herr Verfasser hat einen schönen Begriff von einer feuerfesten und unverbrüchlichen philosophischen Sprache; worinn es lauter allgemeine Regeln, ohne Ausnahme giebt. Allein wie will man dieses von der deutschen Begehren, die nicht von Weltweisen, oder

Sprach-

ten zu ihrer mehreren Ermunterung die tapfern Thaten ihrer Vorfahren in besondern Liedern abzusingen. Taciti Bericht ist etwas umständlicher, aber den meisten von unsern Lesern allzubekannt, als daß wir ihn der Länge nach hieher setzen sollten. Ammians Zeugniß aber kömmt mit Diodoro vollkommen überein.

Da Tacitus selbst, der ohngefähr ein volles Jahrhundert nach Christi Geburt gelebet, diese Lieder sehr alt (Carmina antiqua) nennet, meinet unser Verfasser, daß sie schon von undenklichen Zeiten unter den Deutschen eingeführt gewesen seyn müssen; ob man gleich nicht im Stande ist ihr Alter jemals gewiß zu bestimmen.

Wir gehen hier mit Fleiß vorbey was Herr **Ortlob** von den **Druiden** und **Barden**, als den Verfassern solcher Lieder, und der in gleicher Gestalt beschriebenen Altdeutschen Geschichte, mit ziemlicher Nachläßigkeit und Trockenheit anbringet; indem wir uns vorbehalten, mit allernächstem des jüngern Herrn **Fricks** zu Ulm gelehrte Diss. de Druidis, Occidentalium populorum philosophis, und des Herrn **Johann Lauterbachs** zu Jena vor dem gehaltene Disputation de carminibus veterum Germanorum, nach ihrem vornehmsten Inhalte in diesen Beyträgen vorzustellen; als wodurch der gegenwärtige Abgang reichlich genug wird ersetzet werden können.

Man findet einige Spuren, daß sie auch, ausser den ruhmwürdigen Thaten ihrer Helden, das in Liedern verfasset, und der Jugend auswendig zu lernen eingeschärfet haben, was ihrer Meynung nach von der Götter Nothwendigkeit, Wirklichkeit, Verrichtungen, Wohlthaten, Strafen u. s. f. zu wissen und zu

glau-

Letztlich fehlet es auch nicht an solchen Streitigkeiten in der Sprachkunde, wie die Wörter am Ende der Zeile, wenn sie zu deren Vollführung nicht zureicht, abzutheilen seyn? Wenn es an dem ist, daß ich in der Wortforschung, die bey der Rechtschreibung überall zur Regel dienen muß, auf die Wurzel des Wortes gehen muß, die nicht anders denn einsylbig zu seyn pfleget: so folget, daß ich nicht befugt bin, die Wurzel zu trennen, will ich anders nicht zu einem zweifelhaften Verstande Anlaß geben; sondern ich muß sie ganz lassen. Mithin

Sprachlehrern; sondern wie alle andre, von einem unwissenden Volke gemachet worden? Wenn es auch im Lateinischen hieße sum, sus, sut, so wäre es zwar sehr gut: weil es aber heißt sum, es, est; so muß es bleiben, wie es ist geweest. Es steht bey einem Sprachlehrer nicht, allemal mit allgemeinen Regeln durchzudringen. Er kann allenfalls der Nation solche Dinge in Vorschlag bringen, wie der römische Rath dem Volke die neuen Gesetze vortrug. Allein nur die Nation hat das Recht zu entscheiden, und zu wählen. Ich will ein Exempel geben, das sich zum obigen des Herrn Verfassers schicket. Von können, wollen, ist die erste Person der gegenwärtigen Zeit billig ich kann, will; so wie ren, nennen, bellen, kommen, allemal die erste Person den doppelten Mitlauter hat. Von weißen (dealbare) kömmt eben so ich weiße, von heißen, ich heiße. Allein von wissen, kann nicht kommen ich weiß; denn ein abgeleitetes weis: (sapiens) zeiget mir, daß auch das Stammwort nur ein einfach s bey dem Doppellaute haben muß, ob er sich gleich, wenn der Doppellaut weafällt, in der unbestimmten Art in ein ſſ verwandelt, wissen. Denn bey weisen, (monstrare) geschieht dieses nicht. Hier sieht man also, die Ursache der Abweichung, wie es in den Rechten heißt: minima circumstantia variat rem.

hin kann ich nicht Groß abtheilen Gro-ß: weil ein Bloßes ß keine besondere Sylbe ausmacht, indem kein Lautbuchstab dabey vergesellschaftet steht, auch kein Wort von einem ß sich anfängt. Und eben das ist in Verlängerung des Wortes zu achten [d]. Da hingegen ein einzelner Selbstlauter wohl eine besondere Sylbe ausmachen kann, ohne Beyhülfe eines Mitlauters. Ganz-e.

So ist es auch in Abtheilung zu halten mit der Endsylbe lich, welche darum zuweilen ig geschrieben werden muß, weil sie in der Ausdehnung ein G annimmt. Z. E. billig, von Billigen, und ich unrecht schreiben würde: mit billichem Gemüthe. Imgleichen in dem Worte möchte.

Denn

d) Dieser Einwurf scheint erheblich zu seyn, wenn man glaubt, daß ß mit ſſ einerley ist. Allein dieß ist nicht ausgemacht! Ich beweise es erstlich aus dem Klange. Die Straße, klingt ganz anders, als fassen; die Füße, ganz anders, als müssen, küssen; so auch große, bloße, ganz anders, als die Rosse; und gleichwohl auch anders, als die Rose, liebkosen, losen. Die Aussprache lehrt mich also in dem ersten Falle, das ß, zur folgenden Sylbe zu ziehen; weil die erste mit ihrem langen Selbstlaute schon ihre gehörige Dauer (tres moras) hat: ganz anders, als wenn ich Rosse theilen soll, wo das kurze o noch ein ſ fordert, um die gehörige Dauer zu bekommen, Ros-se. Hernach folgt es nicht, ß gehöret zur Wurzel, also darf ichs nicht vom o trennen. Das b in gebe, gehört auch zur Wurzel gib, und doch schreibt jedermann, ge-ben; und zwar recht. So geht es mit allen übrigen. Laß, las-sen, bind, bin-den, nimm, neh-men, u. d. gl. Endlich ist es auch nur eine griechische und lateinische Regel, keine Sylbe mit Buchstaben anzufangen, womit kein Wort anfängt; und umgekehrt. Denn wie ich darum nicht Sta-schmaul schreiben wollte, weil wir viele

Wörter

Denn da es von mögen herkömmt, ſo könnte man es abtheilen, mög-en und man ſchreibt mögte, nicht möchte [e]. Ein anderes iſt es mit Beywörtern, die in ihrem Zeitworte eine Aenderung machen, als: ſündlich, zierlich. So ſagt und ſchreibt man auch: pflegte, legte, erregte, nicht pflechte, weil dieſe Schreibart der Einbildung den ausgelaſſenen Selbſtlauter e ganz und gar benehmen; mithin einen andern Verſtand dem Worte beylegen würde: immaßen ich in der unbeſtimmten Art des Zeitworts das g habe, pflegen, mögen.

Der Beſchluß folget nächſtens.

Wörter mit ſchm anfangen; als ſchmähen, ſchmullen ꝛc. ſo folgt auch das Gegentheil nicht.

e) Die Endſylben ig und lich, ſind gar nicht einerley. Lich iſt das engliſche, oder plattdeutſche like oder gleich; göttlich, Gottgleich; menſchlich, menſchgleich; und hat bey ſolchen Wörtern ſtatt, die eben kein l in der Wurzel haben. Das ig hergegen hat bey allen ſtatt, z. E. gnädig, ſelig, gütig, günſtig, wo kein lich hin kann. Bisweilen hat ein Wort beydes; als geiſtlich, und geiſtig; würdig, würdiglich. Das mögen, ſo abzutheilen, wie der Herr V. faſſer will, wird alsdann recht ſeyn, wenn man ſchreiben wird ſchneid-en, fall-en, laſſ-en, brech-en: welches aber noch niemals eingeführet worden. Man ſchreibt nach der obigen Anmerkung, wie man ſpricht; ſchnei-den mö-gen u. ſ. w. Daß aber in dieſem Worte das g zum ch wird, geſchieht: quia litteræ ejusdem organi facile permutantur. So machen wir aus bringen, brachte, nicht bragte; vielleicht wegen des folgenden t welches ſich beſſer mit dem ch verträgt. Und wie würde es klingen ich mogte? Es iſt wahr, man ſagt, ich legte; allein beſſer noch klinget daß legete. Kurz, auch hier heißt es, Uſus Tyrannus.

* *

VIII.

Beſchluß der Schriften,

ſo zu Königsberg im Jahre 1750 herausgekommen ſind.

Im Brachmonate.

Den 18ten. *Theod. Chriſtoph. Lilienthal*, S. Theol. D. et Prof. extr. coetus Neoroſſgartenſis Paſtoris, et Bibliothecae Senatus Regiom. Praef. Pr. Diſſertatio exegetico-critica exhibens vindicias integritatis S. Script. quoad locum vexatiſſimum 2 Chron. XXII, 1. 2. de annis Achaſiae, Pars I. *Reſp.* Iohanne Gotlob Rutzen, Berolinenſi, S. Th. Cult. *Opp.* Iohanne Chriſtoph. Meyer, Reg. Bor. S. Th. Cult. et Ioh. Chriſtoph. Gericke, Rig. Liu. Ph. et S. Th. Cult.

Der zu Königsberg Studirenden Gedicht auf die Ankunft Friedrichs des IIten, Königes in Preußen ꝛc. ꝛc.

Im Heumonate.

Den 14ten. *Frider. Chriſtoph. Hahn*, Regiom. Boruſſ. Phil. Cult. Diſſertatio Phyſico-Metaphyſica ſiſtens ſonorum varietatem, ut ſpecimen ſapientiae Dei infinitae, ad ſatisfaciendum legibus ſtipendii Oelmanniani habita, ſub *Praeſid.* M. Ioh. Bernh. Hahnii, eloqu. et hiſt. Prof. extr. Reg. alumn. comm. conuict. et Colleg. Acad. Inſpect.

Secun-

Secundarii, contra *Opp.* Godofr. Sam. Hoyer, Reg. Pruſſ. Medic. Cult.

Heinr. Wilh. Johansen, Reg. Bor. Philoſoph. et liberal. Art. Magiſt. Commentatio Mathemat: prior de die et nocte longiſſimis in Zonis frigidis, pro receptione, *Reſp.* Ioh. Gottlieb Zimmermann, Bartenſtein. Bor. I. V. et L. A. Cult. *Opp.* Carolo Dieterico Kieſewetter, I. V. Cult. Bernhardo Heinrico Hoepfner, I. V. et Phil. Cult.

Im Herbſtmonate.

Den 15. *Ioh. Iac. Kreuſchneri*, Reg. Bor. Diſſertatio Iuridica de exigua auctoritate et vſu iuris Canonici in foris regni Boruſſiae, pro Candidatura Iuris, *Praeſid.* Reinholdo Friderico de Salume, I. C. Acad. Regiom. Direct. et Cancell. Antecell. Primario, Fac. Iurid. Ord. et h. t. Prodecano, S. R. M. in ſummo Boruſſ. Tribunali Conſiſt. et Conſiſt. Sambienſis Praeſide. *Opp.* Chriſtiano Henrico Werner, Reg. Boruſſ. et Henrico Eccardo de Woedtcke, Equite Pomerano.

Johann Jacob Kreuſchners Abſchiedsrede, in der freyen Geſellſchaft gehalten, nebſt der Beantwortungsrede Chriſtoph Friedrich Reuſchens, von den Vortheilen des Vaterlandes, und von den Reiſen eines Rechtsgelehrten.

Im Weinmonat.

Den 8ten *Dan. Henr. Arnoldt*, S. Theol. Doct. et Prof. Ord. Commentationis Theologicae de determinanda moralitate illarum actionum, de quarum

quarum moralitate S. Scriptura nihil diſerte pronuntiat, Pars prior *Reſp.* Ioh. Chriſtian Mahraun, Bor. S. Th. Cult. *Opp.* Ioh. Chriſtophoro Meyer et Leuino Ioh. Porſch. Reg. Bor. S. S. Th. Cult.

Den 15ten *Boguslai Chriſtophori Friderici Beyer*, Berol. March. Diſputatio L. Pandectarum, pro candidatura Iuris obtinenda, ſub *Praeſid.* Aui, Theodori Bolß V. I. D. et Prof. Publ. Ord. S. R. M. Pruſſor. Collegii Pupillaris Conſiliarii, et Ciuit. Regiom. Conſulis, Fac. Iurid. h. f. Decani. *Opp.* Wilhelmo Boguslao de Gottberg, Equ. Bor. et Iohanne Carolo Halter, Rieſenb. Pr. adjectis Gratulationibus, *Ioh. Godofredi de Werner*, Tribunalis, Rerum bellicarum et Iudicii aulici Conſil. *Coeleſtini Kolwaletwski* I. V. D. eloqu. et hiſt. P. P. ord. ac ſenatus eccl. Samb. Vice Praeſidiis, et *Praeſidis* huius diſſertationis.

Im Chriſtmonat.

Den 10ten *Theod. Chriſtoph. Lilienthal*, S. Theol. D. et Prof. Ord. Coetus Neoroſsgart. Paſt. et Bibl. Senatus Regiom. Praef. Prim. Diſſertatio exegetico critica exhibens vindicias integritatis S. Script. qtoad locum 2 Chron. XXII, 1. 2. de annis Achaſiae. Pars II. *Reſp.* Ioh. Friderico Knorr Reg. Bor. S. Theol. C. *Opp.* Godofredo Sommer, Rieſenb. Bor. Ph. et S. Th. C. et Iacobo Friderici Werner, Reg. Bor. Phil. et S. Th. Cult.

Dan. Henr. Arnoldt, S. Th. D. et Pr. Ord. Commentationis Theol. de determinanda moralitate

tate illarum actionum, de quarum Moralitate S. Script. nihil diſerte pronunciat. P. II. *Reſp.* Leuino Ioh. Porſch, Reg. Bor. S. S. Th. Cult. *Opp.* Ioh. Chriſtiano Mahraun Bor. S. T. C. et Matthia Friderico Wattſon. Reg. Bor. S. Th. Cult.

D. Arnoldt, Programma de Iudaeis, Chriſto defectum eruditionis male obiicientibus, ad Ioh. VII, 15. Feriis natalitiis propoſitum.

* * *

Das Oſter-Programma dieſes Jahres war von Hrn. D. Langhanſen, und handelte de die tertio quo Chriſtus reſurrexit.

* *

IX.

Aus dem Franzöſiſchen.

Eine Fabel.

Der liebe Witz gieng einmal auch auf Reiſen:
Gilt ein Prophet im Vaterlande was?
So manches Buch konnt ihm den Ausſpruch weiſen:
Kurz er zog aus und ſah bald dieß bald das.
Von Stadt zu Stadt durchſtrich er die Provinzen,
Und jedes Herz ward gleich in ihn verliebt.
Aus fremder Kraft führt er den Staat, wie Prinzen.
So hätt ich ſelbſt die Großmuth gern geübt.
Indeß geſchahs, daß unſers Wandrers Glücke,
Ganz unverhofft ein zeitig Ende fand.

Ach schöne Zeit! wie kurz sind deine Blicke,
Vom Unglück ist das Widerspiel bekannt.
Er ließ sich bald von toller Liebe fangen:
Man rath einmal, den schönen Gegenstand!
Die Narrheit wars, mit der er sich vergangen:
Und Wälschland sah, daß er sich ihr verband.
Das wilde Mensch durchstrich, gleich ihm, die Lande,
Das Carneval und Memus führten Sie.
Hier fieng sie ihn in einer Masquenbande;
O! solchem Reiz entgeht ein Stutzer nie!
Der **Witz** pflegt stets das äußerste zu lieben;
Die **Narrheit** war dasmal recht aufgeräumt.
Ihr Bündniß ward vom Schicksal unterschrieben,
Kurz, Hymen selbst hat nicht sein Amt versäumt.
Nie hat ein Bund mehr Fruchtbarkeit gewonnen!
Das erste Kind war Fräulein **Bildungskraft.**
Ein muntrer Kopf, doch wild und unbesonnen,
Tanz, Flug und Sprung, war ihre Leidenschaft.
Sie strebte stets, gleich **Ikarn** nach dem Himmel;
Die Chronik sagt, sie glich dem Vater sehr:
Jedoch an Lust, zum Lärmen und Getümmel,
Der wilden Art der Mutter dreymal mehr.
Sie schwärmet gern und haßt ein stilles Wesen:
Oft wird sie gar so toll als die Mama.
Doch mag sie auch sehr gern Gedichte lesen:
Und wie es scheint, das hat sie vom Papa.
Nur liebt sie das, was voller Metaphoren,
Mit Dunst und Schwulst auf hohen Stelzen steht;
Und durch die Pracht gehäufter Meteoren,
Nach Irrwischart, den Pöbel hintergeht.
Der Narren Schaar läßt sich dadurch betrügen.
Ein junger Schu, folgt dieser Tochter nach:

Dem

Dem brachte stets das Flittergeld Vergnügen,
Und hatt' ein Maul das unaufhörlich sprach.
Das kluge Kind ward **Verbiser** geheißen,
Das wenig dacht, und alles kühn entschied;
Das Weibervolk schien sich nach ihm zu reißen,
Bey dem sein Ruhm bis diesen Tag noch blüht.
Ein Zwillingspaar ward kurz darauf gebohren,
Herr **Fabelhans** und Junker **Liedermann:**
Das sich zum Spott der Tugenden verschworen;
Man sah ihm Neid und freche Geilheit an.
Noch einmal ist ein Zwillingspaar entsprossen,
Herr **Pickelscherz** und Fräulein **Quodlibet,**
Das ward beliebt durch pöbelhafte Possen,
Davon der Brauch auch itzt noch nicht vergeht.
Welch schöner Lauf von ihren ersten Jahren!
Frau **Narrheit** war von seltner Fruchtbarkeit;
Und da sie so bis itzo fortgefahren:
So füllt ihr Stamm den Pindus weit und breit.
Dieß war die Frucht von solchem tollen Lieben,
Wo kam das her? Das Reisen hatte Schuld!
Und Phöbus selbst rief oft aus Ungeduld:
O guter Witz, wärst du daheim geblieben!

* *

X.

Nachricht

von denen Schauspielen die auf der hiesigen Schaubühne im Hornung dieses Jahres aufgeführet worden.

Den 2ten dieses Monats machte den Anfang, Mithridates, aus dem Racine, von dem sel. Prof. Witter in Straßburg übersetzt.

Den

Den 5ten folgte das Todten-Gaſtmahl des Don Pedro; den 8ten der von der Liebe betrogene Philoſoph, aus dem Saintfoix; den 10ten der Geizige aus dem Moliere; den 12ten die Weiberſchule, aus eben demſelben; den 15ten der blinde Ehemann, ein deutſches Original, von Krügern; den 17ten der Unſchlüſſige, aus dem Hrn. Deſtouches, den 19ten der unbeſcheidene Vorwitzige, aus demſelben in Verſen: den 22ſten, der Kranke in der Einbildung, aus dem Moliere; den 23ſten Bramarbas, oder der Großſprecher, aus dem Hrn. von Hollberg, in der deutſchen Schaubühne; den 24ſten nochmals Mithridates aus dem Racine; den 25ſten das Geſpenſt mit der Trummel, aus dem Hrn. Deſtouches, von der Fr. Prof. Gottſchedinn überſetzt; und zum Beſchluſſe den 26ſten Febr. die ungleiche Heirath, ein deutſches Original von eben derſelben. Alle dieſe Vorſtellungen ſind auch mit mehrentheils artigen Nachſpielen begleitet geweſen, darunter, Julchen, oder die glückliche Probe, Joh. Henne, das verliebte Kleeblatt, die Heirath durch Wechſelbriefe, und die ſcheinheilige Sybille zu merken ſind. Der Beyfall der Zuſchauer hat ſich ſonderlich gegen das Ende zuſehens gemehret; je mehr ſich die Schauſpieler Mühe gegeben, ihren Rollen der Natur und Kunſt gemäß, eine Gnüge zu thun.

Ende des Hornungs.

glauben nöthig war. Auf ſolche Weiſe pflanzten ſie die Religion unter ſich fort; vor deren Beybehaltung und unverfälſchte Lauterkeit ſie mehr als irgend ein Volk beſorgt geweſen zu ſeyn, das Lob haben.

Wie dieſe Gedichte eigentlich ausgeſehen, hat man ſchon von undenklichen Zeiten her nicht mehr gewuſt, noch auch wiſſen können. Sie wurden nicht aufgeſchrieben; und giengen daher in dem Gedächtniß der Leute notſwendig nach und nach unter, nachdem zumal das Chriſtenthum in Deutſchland eingeführet, und dagegen der Heydniſche Aberglaube je länger je mehr ausgerottet wurde. Eginhard und Sigebert von Gemblours *) melden zwar, daß Kayſer Carl der Groſſe von dieſen Liedern, ſo viel um ſeine Zeit übrig waren, habe in Erfahrung bringen und aufſchreiben laſſen; auch gibt Aventin vor, daß deren Abſchriften hier und dar in den Deutſchen Bibliotheken zu Anfang des ſechszehenden Jahrhunderts annoch verwahrlich aufbehalten worden; es iſt aber von denſelben dermalen noch nichts zum Vorſchein gekommen. Ubrigens iſt bey dieſem allen doch unſchwer zu vermuthen, daß dieſe Geſänge, wie alle Sachen in ihrem Anfange, ziemlich ſchlecht und ungeſtalt ausgeſehen haben müſſen.

Von dem andern Alter, oder der **Jugend der Deutſchen Dichtkunſt**, deren Anfang unter die Regierung Carls des Gr. das Ende aber in das zwölfte Jahrhundert geſetzet wird, merket der Verfaſſer an, daß die damals bereits Chriſtlichen Deutſchen, nach-

*) *Eginhardus* in vita Caroli Magni; *Sigebertus Gemblacenſ.* in Chronico ad An. 794. confer *Cruſium* Annal. Suev. part. II. lib. 1. cap. 8.

Leichengerüste
des Franz Marschalls Graf. Moritzens von Sachsen

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Lenzmonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quaeque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia praeclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinn zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen, und Alterthümern enthalten sind. Mit Kupfern, aus dem Französischen übersetzt, von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. Vierter Theil. Leipzig, 1750. Verl. Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien.

Die berühmte Frau Prof. Gottschedinn ist unermüdet, ihre einmal angefangene große Arbeit fortzusetzen. Sie hat an voriger Michaelmesse abermal einen Theil ihrer Geschichte der königlichen Akademie geliefert, der gewiß an Wichtigkeit des Inhalts den vorigen Bänden nichts nachgiebt; an Annuth der abgehandelten Materien aber, unsers Ermessens, noch vorgeht. Die berühmten Männer, Fontenü, Bonami, Secousse, Mahudel, Hardion, Sallier, Falconet, Lancelot, Foncemagne, de la Barre, Blanchard, de la Cürne, Vatri, Mautour, Gedoyn,

Freret, Banier, Paris, de la Nauze, Fourmont, und Sevin, ſind auch hier mit ihren gelehrten und beliebten Federn beſchäfftiget geweſen. Ihre ſorgfältigen Unterſuchungen breiten ſich faſt über das ganze Reich der anmuthigen Gelehrſamkeit aus. Die Mannigfaltigkeit ihrer Abhandlungen iſt ſo groß, daß wir uns zu behaupten getrauen: es könne keine einzige Art von Gelehrten geben, die nicht etwas Nützliches und Angenehmes für ſich hier antreffen ſollte.

Ehe wir dieſes etwas begreiflicher machen, müſſen wir unſern Leſern eine Anmerkung nicht verſchweigen, die wir, bey Vergleichung dieſer Ueberſetzung mit dem Grundtexte, gemacht haben. Man wird nämlich in jener eine andere Ordnung der darinn enthaltenen Artikel antreffen, als in dieſer; doch ſo, daß kein einziger Artikel ausgelaſſen worden. Da die Frau Profeſſorinn ſolche Aenderung unmöglich ohne Urſache unternommen haben konnte: ſo ſind wir begierig geweſen, ſie zu entdecken, ob ſie gleich in keiner Vorrede, oder Erinnerung, etwas davon gemeldet hat. Endlich glauben wir, dieſelbe errathen zu haben. Der franzöſiſche Herausgeber, hat die Auszüge aus den Abhandlungen der Mitglieder ohne alle Zeitordnung geſetzet. Bald findet man eine Schrift, die 1730, bald wieder eine, die 1728, oder gar 1726 verfertiget worden. Itzt ſpringt man mit der folgenden ins 1729ſte Jahr: und ſo gleich kömmt wieder eine andere aus dem 1727ſten. Gleichwohl ſollen alle dieſe Abhandlungen eine Geſchichte der Akademie vorſtellen.

Dieſes

Dieses hat der Frau Professorinn unrichtig zu seyn geschienen: da bekanntermaßen die Chronologie, oder Zeitordnung, die Seele aller Geschichte ist. Sie hat derowegen alle diese Artikel in ihre Jahre gesetzet, und diese nach ihrer natürlichen Reihe auf einander folgen lassen. Die Materien selbst aber haben dadurch eine angenehmere Abwechselung bekommen: da hingegen im Originale alle Abhandlungen von einer Art, z. E. die kritischen und philologischen, alle auf einem Haufen stunden. Wir haben also der Frau Uebersetzerinn auch das neue Vergnügen zu danken, das schon in dem vorigen dritten Bande ihrer Ausgabe geherrschet hat; ob sie gleich damals noch nicht, die chronologische Ordnung zu halten, den Schluß gefasset hatte.

In der kurzen Erzählung, was in der königl. Akademie der schönen Wissenschaften von 1726 bis 1730 Merkwürdiges und Veränderliches vorgefallen, vernehmen wir, daß der Bothschafter der ottomannischen Pforte, Mehemet Effendi, und sein Sohn Zaid Aga, nachdem sie aus Frankreich in die Türkey zurück gekommen, so vortheilhaft von den Bemühungen der Christen zu Beförderung der Gelehrsamkeit geredet, daß man endlich im 1726sten Jahre, allen Vorurtheilen der Mahometaner zu Trotze, zu Constantinopel eine Buchdruckerey zu Stande gebracht. Das Jahr darauf habe Zaid Aga, dem Abte Bignon, Präsidenten der Akademie, Nachricht davon gegeben, und ihm zugleich Hoffnung gemacht: daß, wenn sich ein gelehrtes Mitglied derselben bey ihnen einfände, ihm der

Eintritt in den Bücherſchatz des türkiſchen, oder vielmehr der alten griechiſchen Kaiſer, verſtattet werden würde.

Auf dieſes Anerbiethen nun, habe der König in Frankreich 1728 den Herrn Abt **Sevin**, und den Herrn Abt **Fourmont**, auf königliche Koſten dahin geſchicket, um einen Verſuch zu wagen: ungeachtet man Urſachen gehabt, zu glauben, daß dieſer Büchervorrath längſt nicht mehr vorhanden geweſen; wie ſichs auch hernach in der That gewieſen. Indeſſen haben dieſe beyde gelehrten Männer ihre Reiſe doch nicht vergeblich gethan; ſondern eine gute Anzahl ſeltener Handſchriften, Münzen, Schaupfennige, Zeichnungen, und Abſchriften alter Denkmäler, mit zurück gebracht, davon die Nachrichten gegen das Ende dieſes Bandes ausführlich zu leſen ſind. Wir können alle Kenner und Liebhaber der Alterthümer, ſonderlich der griechiſchen, verſichern, daß es ſie nicht gereuen werde, dieſe zween Artikel geleſen zu haben.

Doch einen rechten Begriff von dieſem Bande zu geben, müſſen wir das Verzeichniß aller 46 Artikel mittheilen, die er in ſich hält. Sie ſind folgende. 1) Fortſetzung des Artikels von denen Altären, die man dem wahren Gott zu Ehren aufgerichtet. 2) Von dem Verhältniſſe der Magie gegen die heydniſche Theologie. 3) Ueber Plutarchs Leben des Craſſus. 4) Ueber deſſelben Leben des Cato von Utica. 5) Ueber Cäſars Leben. 6) Von des Arztes Celſus Charakter, Werken, und Ausgaben. 7) Ueber die Bedeutung des

Wortes

Wortes Εγχος. 8) Von den Verdiensten der alten Sprachlehrer. 9) Veränderung einer Stelle im Euripides, 10) Von den ältesten französischen Uebersetzungen. Versuch einer französischen Bibliothek. 11) Sammlung alter Aufschriften. 12) Vom Anfange der Druckerey in Frankreich. 13) Vom Charakter und Gebrauche der großen Schaustücke. 14) Erklärung einiger Stellen im Plinius. 15) Ueber Plutarchs Leben des Brutus. 16) Von Kaiser Julians des Abtrünnigen Gemüthsart und Heydenthume. 17) Betrachtungen über die athenienſischen Gerichte. 18) Ueber Plutarchs Leben des Romulus. 19) Kritische Anmerkungen über zwo Stellen in des Valois Nachricht von Gallien. 20) Entwurf einer neuen Nachricht von Gallien. 21) Nachricht von einigen Büchern in der königl. französischen Bibliothek. 22) Von einer alten Aufschrift. 23) Verbesserung einer Stelle in Aristotels Dichtkunst. 24) Beschreibung eines alten Denkmaals in Provence. 25) Von einer Handschrift, Vita Karoli Magni betitelt. 26) Erklärung einiger allgemeiner Schwierigkeiten, die sich in griechischen Schriftstellern finden. 27) Kritische Untersuchungen von Machiavells Leben des Castruccio. 28) Nachricht von einer französischen Handschrift. 29) Kritische Untersuchungen einiger Verbesserungen griechischer und lateinischer Schriftsteller. 30) Vom Ursprunge des Reitens in Griechenland. 31) Von den historischen Gründen der Fabel vom Bellerophon. 32) Ueber des Perseus Reisen. 33) Vom Ursprunge und den Verrichtungen

der Prytanen zu Athen. 34) Daß die Alten ſchon ganz Africa umſegelt, und alſo ſeine mittägliche Küſten gekannt haben. 35) Von der Dauer des Reiches Seleukus Nikators. 36) Ueber Plutarchs Leben vom Cicero. 37) Daß Gregor von Tours nicht der Verfaſſer des Lebens St. Yriers ſey. 38) Ueber die Bedeutung der Wörter HPΩON MNHMA. 39) Von den Heliaſten. 40) Ueber die Geſchichte von Hero und Leander. 41) Ueber eine Stelle im Pauſanias. 42) Von dem Nutzen der morgenländiſchen Sprachen, in Anſehung der alten Geſchichte von Griechenland 43) Nachricht von des Abts Sevin Reiſe nach Griechenland. 44) Nachricht von Herrn Fourmonts Reiſe in die Levante. 45) Von einer im ſechſten Jahrhunderte in Perſien vorgefallenen Empörung. 46) Sinnbilder, Aufſchriften, und Münzen der Akademie.

Nimmt man nun zu allen dieſen leſenswürdigen Materien, noch die eilf Lebensbeſchreibungen: 1) des Abts **Bignon**, 2) des Herrn **Pelletier**, 3) des jüngern **Boivin**, 4) des Cardinals **Gualterio**, 5) des Abts **Fraguier**, 6) des Herrn **Neufville**, 7) des Herrn **Coutüre**, 8) des Abts **Boutard**, 9) des Herrn **Loubere**, 10) des Abts **Boiſſy**, und 11) des Präſidenten **Valbonnays**; die gewiß alle ſehr wichtig und leſenswürdig ſind: ſo kann man wohl mit Grunde ſagen, daß dieſer Theil einer der allerlehrreichſten und angenehmſten ſey.

Doch wir müſſen unſern Leſern auch eine Probe geben; nicht etwa, wie die Ueberſetzung, oder deutſche

dem zugleich mit der Religion die lateinische Sprache unter ihnen eingeführet, und unter ihren damaligen Gelehrten, den Mönchen nemlich, auch an den Höfen und vor Gerichte, in fast allgemeine Ubung gebracht worden, sie ihre Mutterſprache in gebundenen oder ungebundenen Schriften ernstlich zu treiben, bis fast, ausser andern wenigen auf den einigen **Otfried von Weissenburg**. *) dessen Evangelische Geschichte in Deutschen Reimen auf die Nachwelt gekommen, alle mit einander aus der Acht gelassen haben. Ausser dem, sagt er, wäre gar nicht unwahrscheinlich zu glauben, daß, wenn unsere Landsleute dazumal die Dichtkunst emsiger ausgeübet hätten, ihre Arbeiten natürlicher Weise um ein ziemliches besser würden ausgesehen, und ein längeres Andenken erhalten haben, als die Gedichte des ersten Alters, ie mehr Fleiß auf das gewendet werden kan, was man aufschreibet, und je weniger dem aufgeschriebenen eine gar zu baldige Vergessenheit vor dem, so nur von Mund aus fortgepflanzet und ausgebreitet wird, nahe ist.

Nach

*) Otfried beschweret sich in seiner dem gedachten Werk vorgesetzten Zuschrift an den Erzbischof zu Maynz, Liutbertum, sehr über die Schläfrigkeit seiner Landsleute in Ausübung der, zumal alten Geistlichen Dichtkunst, bald zu Anfange; scheinet sie aber etwas weiter unten einiger massen wiederum zu entschuldigen, wegen der grossen Schwierigkeit und rauhen Härte der Sprache, die sich zu Verfertigung wohlklingender Reimen, als worauf es ihrem damaligen Begriffe nach mit der Dichtkunst meistens, oder alleine, ankam, gar schwer schicke. Seine Worte hievon verdienen gelesen und mehr erwogen zu werden; sind aber zuviel, als daß sie hier füglich einen Platz finden könnten. Siehe *Otfridum* in Schilters Thesauro Tom. I. fol. 11. col. 1.

deutsche Schreibart der Frau Professorinn klinget: denn welcher Leser kennet dieselbe nicht bereits? sondern was für artige Sachen in diesem Werke vorkommen. Wir wählen dazu aus der 45sten Nummer, die Geschichte von einer persischen Empörung. Sie steht auf der 445sten Seite, und lautet so:

Persien ist allezeit den Staatsveränderungen unterworfen gewesen. Diejenigen, davon der Hr. Fourmont die Akademie unterhalten, und die er aus einer türkischen Handschrift gezogen hat, ist eine der sonderbarsten. Die griechischen Geschichtschreiber, so davon geredet haben, sind übel davon unterrichtet gewesen; ob sie gleich zu derselben Zeit gelebet haben, und sagen uns weder die Ursache, noch die wichtigsten Umstände davon.

Diese Veränderung eräugete sich gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, und biethet uns ein seltenes und in der morgenländischen Geschichte fast einziges Schauspiel dar; einen König, der des Thrones für unwürdig erkläret wird, und gerichtlicher Weise, durch einhällige Einwilligung eines ganzen versammleten Volkes abgesetzet wird. Sein, an seine Stelle auf den Thron gesetzter Prinz, läßt ihn im Gefängnisse ermorden. Dieser Sohn selbst wird wieder gezwungen, das Königreich zu meiden, welches einem Unterthanen zum Raube wird: und dieser Unterthan muß sich auch seiner Seits zu seinen Feinden in Schutz begeben.

Dieser König ist Rhosroes Hormuds, sonst Hormizdas der III. welcher ein Sohn des Rhosroes Nuschirwan, eines Sohnes Rhosroes Kobades war.

Der Geschichtschreiber stellet den Nuschirwan als einen großen König dar. Er nahm anfangs alles wieder ein, was die benachbarten Prinzen seinen Vorfahren weggenommen hatten; hierauf brachte er die Araber, Tartarn oder Türken, bis an die chinesische Gränze, und die an dem Ganges liegenden Indianer unters Joch; ja so gar die griechischen Kaiser mußten ihm einen ansehnlichen Tribut entrichten.

Sein Volk regierte er mit vieler Weisheit. Er war ein eifriger Verehrer der alten persischen Religion; er versagte den Unterdrückten seinen Beystand niemals; das Laster bestrafte er sehr scharf, und vergalt die Tugend mit einer recht königlichen Freygebigkeit. Er war allezeit bedacht, den Feldbau und Handel im Flore zu erhalten; er beförderte den Fortgang der Wissenschaften und Künste: und da er die Richterstellen nur solchen Männern vertraute, deren Redlichkeit bekannt war; so ward er von allen Unterthanen geliebet, die ihn als ihren Vater ansahen.

Er hatte einen Sohn, Namens Hormizdas, dem er die Tochter des tartarischen Kaisers zur Ehe gegeben hatte, und der ihn auf dem Feldzuge wider die Griechen begleitete.

Nuschirwan, der damals über achtzig Jahre alt war, wollte seine Heere noch selbst anführen.

Er

Er eroberte die Provinz Melitene: aber bald darauf, stürzte der Verlust einer Schlacht, in welcher sein Heer in Stücke gehauen ward, ihn in die betrübte Nothwendigkeit, zur erstenmale vor dem Feinde zu fliehen; und auf einem Elephanten über den Euphrat zu schwimmen. Dieser Unfall verkürzte sein Leben, dessen letzte Augenblicke er anwendete, in Gegenwart des Hormizdas, seinen letzten Willen aufschreiben zu lassen. Dieses Testament theilet der Herr Abt Fourmont so mit, wie er es in der Handschrift gefunden.

„Ich Nuschirwan, welcher die Königreiche „Persien und Indien besitzt, richte meine letzten „Worte an meinen ältesten Sohn, Hormizdas: „damit sie ihm ein Licht in der Finsterniß, ein gerader Weg in der Wüsten, und ein Leitstern auf „dem Meere dieser Welt seyn mögen.

„Sobald er meine Augen geschlossen haben „wird, die das Licht der Sonnen schon nicht mehr „ertragen können, soll er meinen Thron besteigen, „und von da auf meine Unterthanen einen Glanz „ausbreiten, der den Stralen der Sterne gleicht. „Er soll sich erinnern, daß die Könige nicht bloß „ihrer selbst wegen, mit der obersten Gewalt begabet sind; daß sie, in Ansehung der übrigen „Menschen, nichts mehr sind, als was der Himmel in Ansehung der Erde ist. Würde wohl die „Erde Früchte tragen, wenn der Himmel sie nicht „befeuchtete?

„Mein Sohn! breite deine Wohlthaten anfänglich über die aus, so dir am nächsten sind; „und

„und alsdann, auch über den mindeſten deiner „Unterthanen.

„Wenn ich dörfte, ſo wollte ich mich dir zum „Beyſpiele vorſtellen: allein du haſt größere „vor dir.

„Siehe die Sonne an: ſie läuft von einem „Ende des Himmels bis zum andern; ſie verſte„cket ſich, und zeiget ſich nachmals wieder; und „wenn ſie ja alle Tage ihren Lauf verändert, ſo ge„ſchieht es nur in der Abſicht, allen Gutes zu „thun.

„Zeige dich alſo keiner Provinz in einer andern „Abſicht, als um daſelbſt deine Gnade ſpüren „zu laſſen: und wenn du ſie verläſſeſt, ſo geſchehe „es nur darum; damit auch eine andere eben der„gleichen Wohlthaten genieße.

„Es giebt Leute, die man ſtrafen muß. Die „Sonne verfinſtert ſich. Es giebt andere, die be„lohnet werden müſſen, und die Sonne zeigt ſich „wieder ſchöner, als ſie geweſen. Sie bleibt alle„zeit am Himmel: ſo erhalte auch du die königl. „Würde. Sie läuft allezeit: ſey auch du allemal „mit deinen Regierungsſorgen beſchäfftiget.

„Mein Sohn! melde dich oftmals an der „Pfo[illegible] des Himmels, um von dort Beyſtand in „deinen Bedürfniſſen zu erbitten; reinige aber zu„vor deine Seele. Gehen auch wohl die Hunde „zum Tempel ein? Wirſt du dieſe Regel genau „beobachten: ſo wird der Himmel dich erhören; „deine Feinde werden dich fürchten; deine Freunde „werden dich nimmermehr verlaſſen; du wirſt die

„Glück-

„Glückseligkeit deiner Unterthanen, und sie werden „dein Glück seyn.

„Thue Recht, unterdrücke die Stolzen, kom„me den Armen zu Hülfe, liebe deine Kinder, be„schütze die Wissenschaften, folge dem Rathe wohl„erfahrener Leute, entferne von dir die jungen Leute, „und laß dein ganzes Vergnügen im Wohlthun „bestehen.

„Ich lasse dir ein großes Königreich. Wirst „du meinem Rathe folgen; so wirst du es erhalten: „wirst du andern Rathschlägen Gehör geben; so „wirst du es verlieren.„

Nuschirwan starb im 578sten Jahre, und Hormizdas folgete ihm.

Die drey ersten Jahre seiner Regierung waren ziemlich glücklich. Er bestätigte den obersten Staatsbedienten Buzurghemihir, in seiner Würde, der die Aufsicht über seine Kindheit gehabt hatte, und that nichts wichtiges, ohne dessen Rath darüber zu vernehmen. Als aber dieser weise Staatsmann sich, seines hohen Alters wegen, zur Ruhe setzen mußte, überließ sich der König den Vergnügungen, die er allezeit geliebet hatte, ganz und gar; und übertrug die Sorgen der Regierung gewissen jungen Leuten, die sein Vater ehedem vom Hofe entfernet hatte, und deren Zurückrufung Buzurghemihir nicht hatte hindern können. Diese entferneten einen Theil von Nuschirwans Bedienten, gegen welche Hormizdas noch einige Gewogenheit hatte; und diejenigen, so sie nicht fortschaffen konnten, und die wohl sahen, daß der Hof

von lauter Leuten ſonder alle Wiſſenſchaft, Erfahrung und guten Sitten, wimmelte, wurden von ſelbſt ſchlüſſig, ſich auf ihre Güter zu begeben.

Die Unordnung des Hofes ſteckte auch die Provinzen an: und die vornehmſten gerichtlichen Stellen wurden gar bald mit Leuten beſetzet, in denen die gröbſte Unwiſſenheit, mit einer unerſättlichen Geldbegierde zuſammen kam. Die Unſchuld ward unterdrücket; die Sache der Wittwen kam vor die Ohren dieſer ungerechten Richter nicht; und wer ihnen das meiſte ſchenkte, der gewann allezeit ſeine Sache.

Indeſſen waren doch noch einige Aufſeher vom **Nuſchirwan** übrig, die er in jeder Provinz beſtellet hatte, über die Aufführung der Richter ein wachſames Auge zu haben. Dieſen übergab man Bittſchriften, die ſie nach Hofe ſchickten: und da der König keine Acht darauf gegeben, ſo rächete man ſich vieler Orten an ihnen, indem man diejenigen tödtete, über die man ſich vergeblich beklaget hatte. **Hormizdas** ſchickte andere Richter hin, und gab ihnen Kriegsknechte zur Begleitung, mit dem Befehle: diejenigen Städte zu plündern, die ſich ihrer Einführung widerſetzen würden. Einige Aufſeher, die damals zu **Madain** waren, nämlich in dem alten **Kteſiphon** der Griechen, allwo der Hof war, glaubten, ſie müßten ihre Vorſtellungen vor den Thron bringen; und übergaben, wie der Geſchichtſchreiber ſaget, dem Könige ſelbſt, ein Memorial, welches in folgenden Worten abgefaſſet war:

„Der

„Der Herr der Welt weis, daß der König sein „Herr Vater, dieselbe nur darum so glücklich regie„ret hat; weil er in die gerichtlichen Aemter lauter „geschickte Personen gesetzet, die die Armen in ih„rem Schooße trugen. Man hat ihn daher mit „Recht Nuschirwan, den Rechtertheiler ge„nannt.

„Deine Knechte werfen sich also zu den Füßen „deines Thrones, dir von dem großen Unrechte „Nachricht zu geben, welches einige deiner Beam„ten in den Provinzen verüben.

„Man kann ihre Raubereyen, und die Art, „wie sie mit den Weysen verfahren, ohne den in„nersten Schmerz nicht ansehen. Der Löwe ver„folget nicht so schnell seinen Raub; der Adler stößt „so hitzig nicht auf ein Aas: als sie sich über die „Güter der Wittwen hermachen.

„Wir kennen den Zustand und die Verfassung „unserer Provinzen. Es ist zu besorgen, daß das „Volk einen Aufstand mache, und daß, um ei„ner kleinen Anzahl von Leuten nachzugeben, das „ganze Königreich in Flammen gerathe.

„Wir flehen dich daher an, als deine getreuen „Knechte, die nichts anders, als das Beste des „Vaterlandes und der Gerechtigkeit im Sinne ha„ben, diese bösen Richter aus den Provinzen wegzu„nehmen.„

Dieser ihr Eifer ward übel belohnet: Hormizdas ließ sie, als Störer der öffentlichen Ruhe, hinrichten. Als nun die Völker von Khusistan, Kerman und Irack solches vernahmen, so em-

pörten ſie ſich: und der König ward nur deſto wüthender darüber. „Er ließ, ſagt der Geſchicht„ſchreiber, alle Richter gefangen nehmen, die ſein „Vater eingeſetzet hatte, und deren man auf drey„zehn tauſend rechnete, die alle ließ er grauſamer „Weiſe umbringen. Als ihm nun einige ſeiner „Hofleute vorſtelleten, daß doch dergleichen Rich„ter nöthig wären, antwortete er im Zorne: er „brauche ihrer nicht, er wäre König, und er allein „wollte ſeine Unterthanen richten; und zum Zeichen, „daß er ſolches zu allen Stunden und Zeiten thun „wolle, ſetzte er eine Krone auf, die die Könige, „ſeine Vorfahren, nur alsdann zu tragen gewohnt „geweſen, wenn ſie ihrem Volke ein gerichtliches „Verhör ertheileten.„

So weit dießmal. Das übrige muß man in dem Werke ſelbſt leſen.

* *

II.

Das altdeutſche Oeſterreich, aus den Heerzügen der pommeriſch-rügiſchen Völker, und dem Verhältniſſe beyderſeitiger Lande gegen das deutſche Reich, erläutert von Albrecht Georg Schwarzen, öffentlichem Lehrer der Geſchichte und pract. Weltw. zu Geiſswalde. Stralſund und Greifswalde bey Weitbrechten, 1750, in 8.

Herr Prof. Schwarz, der uns nur unlängſt einen gelehrten Tractat von der Geographie des Norderdeutſchlandes in mittlern Zeiten

Zeiten geliefert, fähret rühmlich fort, ſich um das Vaterland und ſeine älteſten Geſchichte verdient zu machen. Die groſſen Völkerzüge der deutſchen Völker, im 3ten 4ten 5ten und 6ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, haben noch viel verwirrtes und unerörtertes in ſich, welches den Geſchichtſchreibern viel zu ſchaffen machet. Es fällt ſchwer, theils die Urſprünge, theils die Straſſen, theils die Namen und Verwandſchaften aller der umſchweifenden Heere feſtzuſetzen, die man bey den Alten erwähnet findet. Noch ſchwerer iſt es bisweilen zu zeigen, wo ſich endlich dieſelben niedergelaſſen, mit welchen andern Völkern ſie ſich vereiniget, welches die Gränzen ihres neuen Aufenthaltes geworden; oder wo ſie ſich endlich verlohren haben.

Alle dieſe Schwierigkeiten ſchrecken den Herrn Verfaſſer nicht ab, ſich in den Irrgarten der alten Geſchichtſchreiber zu wagen. Er nimmt zwar dem Scheine nach, nur diejenigen Völker und Landſchaften zu ſeinem Augenmerke, die er für ſeine Landsleute und Vorfahren halten kann. Er will die Heerzüge der pommeriſchen und rügiſchen Völker beſchreiben, und zeigen, wie ſie bis nach Oeſterreich, in das alte noriſche Reich gedrungen: und eben deswegen hat er dieſes Werk, Sr. königl. Hoh. dem durchl. Erzherzoge Joſeph von Oeſterreich zugeeignet. Allein die Beſchaffenheit der damaligen Zeiten, und die Vermengung faſt aller damaligen Völkerſchaften hat ihn viel weiter hineingezogen, als er vieleicht ſelbſt im Anfange gedacht hat.

Der weitläuftige Vorbericht zu ſeinem Buche iſt etwas mehr, als eine Vorrede zu nennen. Es iſt eine Abhandlung vom Urſprunge der Völker, der Art der erſten Bevölkerung des Erdbodens, und denen hernach erfolgten Heerfahrten der Völker, theils mit theils wider einander. Der Hr. Verf. ſieht es vorher, daß es viele Leſer Wunder nehmen wird, zu hören, daß Pommern und Oeſterreich ehemals in ſo genauer Verbindung geſtanden. Ihre Entlegenheit von einander, ihre ungleiche Schickſale u. d. gl. ſcheinen ſie vollkommen von einander zu trennen: ſo wie auch ihre heutige Mundart ſie ganz von einander abſondert. Denn gewiß ein Plattdeutſcher Pommer wird einen öſterreichiſchen Bauer ſo wenig, als dieſer jenen verſtehen. Allein er bemerket, daß die Vorſehung ſchon in den älteſten Zeiten auf Verbindungen der Völker gedacht habe, die zu ihren weiſen Abſichten beförderlich geweſen. Und dazu haben ihr die Züge und Heerfahrten derſelben, dienen müſſen.

Bald nach der Sündfluth, als ſich die Welt wieder bevölkerte, huben dergleichen Bewegungen an. Jemehr die Geſchlechter der Patriarchen anwuchſen, deſto mehr Raum brauchten ſie zum Wohnen. Die Welt ſtund aber damals leer, und alle Länder offen. Folglich rückten die Familien ganz friedlich, und ohne den geringſten Widerſtand aus einander! Es war überall Platz genug für ſie, wo eine ſchöne Aue, ein grüner Buſch oder Wald ſie mit ihren Heerden hinlockete. Die Herrſchſucht

der

Nach der Mitten des zwölften Jahrhunderts glaubet unſer Verfaſſer, daß die **Dichtkunſt der Deutſchen** ihre **männliche Stärke** gewonnen habe. Denn um dieſe, und in den nachfolgenden Zeiten, war ſie nicht allein an dem Kayſerlichen, ſondern auch andern angeſehenen Höfen in höchſtem Werthe; und wurden öfters unter den vornehmſten Edelleuten ordentliche Wettſtreite in derſelben angeſtellet, auch den geſchickteſten anſehnliche Preiſe ausgetheilet. **Goldaſtus** hat ein langes Regiſter von ſolchen Durchlauchtigen und Adelichen Deutſchen Poeten irgendwo *) angeführet, welches man aber füglicher bey ihm ſelbſt nachſehen kan. Den vornehmſten Stoff ihrer Gedichte gaben ihnen nachdrückliche Aufmunterungen und Ermahnungen zu guten Sitten und Tugenden an die Hand; doch wurden ſie auch öfters das Herz einer jungen Schönen zu bezwingen glücklich angewendet, oder aber die ausnehmenden Laſter der Geiſtlichen und Hofleute auf eine Satyriſche und beiſſende, doch dabey redliche Art, zu beſtrafen, gebrauchet.

Ubrigens belehret der klare Augenſchein und die Durchblätterung einiger derſelben von gedachtem **Goldaſto** **) in einem beſondern Bande herausgegebenen

*) *Melchior Goldaſtus* in animadverſ. ad *Winsbeckii* Paraenetica f. 387.

**) Sie ſind Anfangs zu Lindau An. 1604. in 4. und hernach in dem II. Tomo des Schilteriſchen Theſauri, unter folgender Aufſchrift gedruckt: Paraeneſes antiquae Germanicae TYROLIS, Regis Scotorum ad filium *Fridebrantum*: ut & WINSBECKII ad filium ac WINSBECKIAE ad filiam, abhinc annos D. & quod excurrit, ſcriptae. Primus illas ex Bibliotheca *Bartholomaei Schobingeri*, JCti, cum notis edi-

der entſtehenden Tyrannen ſtörte die Ruhe am erſten. Sie huben ein Zwangsregiment an, wo vorher die Stammväter der Familien die oberſte Herrſchaft geführet hatten. Ein Nimrod, ein Amraphel, ein Arioch, und Keder Laomer beſtrebten ſich ſchon Eroberungen zu machen, und ſich neue Unterthanen zu erzwingen. Dieſer letzte ſoll ſein Gebieth über einen Theil von Palaſtina, bis an Aegypten und ans rothe Meer ausgebreitet haben. Da zogen nun diejenigen, die keine Luſt hatten, ein ſolches Joch zu tragen, nach andern Gegenden aus, wie ein Tharah, Abraham, Loth, u. a. m. thaten. Die Liebe zur Freyheit, trieb ſie in Länder, wo noch friedliche und ruhige Geſchlechter neben einander wohneten. Am Abraham ſieht man, daß nicht nur einzelne Häuſer, ſondern ganze Geſchlechter, die ſchon gleichſam kleine Völker ausmachten, zugleich fortgezogen. Nicht nur die Furcht vor böſen Menſchen, ſondern auch vor wilden Thieren, erfoderte dieſes: als welche ſich damals in den wüſten Ländern ungehindert mehreten. Eben das lehret Jakobs Zug nach Aegypten, und der Zug aller Iſraeliten aus Aegypten. Viele Stämme hielten dennoch zuſammen: und eben ſo machten es die Edomiter, die das Gebirge Seir beſetzten. Eben ſo wohnten die Geſchlechter der Hethiter, Phereſiter, Amoriter, Kananiter, Heviter, Gergeſiter und Midianiter im gelobten Lande. Kurz, alle Nachkommen des Noah, und ſeiner Söhne, haben ſich, nach der natürlichen Verbindung des Geblütes, in ihren Geſchlechtern beyſammen

ſammen gehalten, und ſich allmählich in ganze Völker verwandelt.

Die weltlichen Schriftſteller reden zwar faſt in allen Ländern von gewiſſen urſprünglichen Völkern derſelben, die ſie Aborigines nennen; als ob ſie ab origine rerum daſelbſt geweſen; und entweder aus dem Boden, wie die Pilze, oder aus den geborſtenen Eichbäumen, hervorgekommen wären. Allein, bey dem Mangel der älteſten Nachrichten, hat man die erſten Geſchlechter, die ein ſolches Land beſetzet hatten, und deren Nachkommen ſelbſt nicht mehr wußten, wo ihre Väter hergekommen, für ſolche ſelbſtgewachſene Aborigines und Autochthones gehalten. Die neuankommenden Colonien aber mußten ſolches glauben, weil ſie auch nichts beſſers wußten.

Der Herr Prof. Schwarz findet es nöthig, dieſe Wahrheit weitläuftig darzuthun: daß nämlich die älteſten Volker ſich nach Familienart, und Geſchlechterweiſe zuſammen gehalten. Die erſten kleinen Staaten waren in großer Menge, alle in vollkommener Ununterwürfigkeit gegen einander: bis allmählich die großen Staatskörper durch Liſt und Gewalt entſtunden, die man, als politiſche Ungeheuer, und Misgeburten, anzuſehen hat. Dieſe vermiſchten aus Staatsabſichten jene Familien oft durch einander, und richteten dadurch das natürliche Band

(*) D. i. Wälſche, die ohne Zweifel ſchon in dieſen älteſten Zeiten vom Wallen, oder Herumziehen, dieſen Namen

Band des Geblüts und Vertrauens unter ihnen zu Grunde.

In Europa war es vor Alters nicht anders. Was in Griechenland die Pelasger waren, das waren in Wälſchland die Lateiner, Rutuler, Volsker (*), Auſonier, Sabiner, Hetrurier, u. v. a. Bey uns gab es Ingewoner, Iſtewoner, Herminoner, Vandelier, Peuciner, Baſtarnen, Sueven, u. d. m. die ſich aber wiederum in ihre beſondere geſchlechtsverwandte, Völker, oder Stämme, abgetheilet haben. Selbſt in America, hat man, bey der Entdeckung deſſelben, die Völker in ähnlichen Verfaſſungen gefunden. Mexico und Peru waren zwar monarchiſche Staaten: aber doch wußten dieſe Leute noch aus der Sage, daß dieſes nicht ihre alte Art geweſen, ehe Nuca Capac ihnen von der Sonne zum Könige geſchicket worden.

Von Deutſchland inſonderheit bezeugen ſolches Tacitus und Plinius aufs deutlichſte. Dieſer nennet die obigen fünf Völker ſo viel genera, oder große Geſchlechter, deren jedem er wieder ſeine Stämme zuordnet. Z. E. den **Vindeliern**, oder Vandaliern, giebt er die Burgunder, Variner, Cariner, und Gutonen, oder Gothen: den **Ingewonern**, giebt er die Cimbern, Teutonen, und Chaucer, als beſondere Stämme, u. ſ. w. Tacitus ſetzet hinzu, daß die drey erſten Geſchlechter

(*) Namen bekommen haben; und alſo deutſches, oder celtiſches Urſprungs geweſen.

von ſo viel Söhnen des Mannus hergeſtammet, deſſen Vater Thuiskon geweſen. Und ſo iſt das ganze weite Land von der Weichſel, bis zum Rheine, und von der Donau, bis in den äußerſten Norden, von einem einzigen Geſchlechte, und deſſen vielen Stämmen, bevölkert worden. Dieſe Art von Geſchlechtregiſtern, ward bey ihnen durch Lieder und Erzählungen fortgepflanzet: ſie waren aber darinn eben ſo gewiſſenhaft, als die Juden, in der Abtheilung ihrer Stämme. Daher kams, daß die Deutſchen einander faſt alle ähnlich ſahen. Tacitus bezeuget ſolches deutlich (*).

Von den Sueven und Vandaliern, beweiſt er dieſes noch deutlicher, die faſt das ganze mittlere, und oſtliche Deutſchland, von der Donau, bis an die Oſtſee, anfülleten. Dieſe beyde großen Geſchlechter hatten ihre verwandten Stämme. Doch wir können uns bey dieſem gelehrten Vorberichte nicht länger aufhalten, um auch von dem Buche ſelbſt etwas zu ſagen.

Die Veranlaſſung dazu, hat ihm die Beobachtung gegeben, daß der große, und vorhin für unüberwindlich geachtete Staat der Römer, durch lauter ſolche Völker beunruhiget, und geſtürzet worden, die jenſeit der Elbe, zwiſchen ihr und der Oſtſee, bis

(*) Ipſos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hoſpitiis mixtos. De Mor. G. c. 2. Unde habitus quoque corporum, quanquam in tanto hominum numero; idem omnibus, truces

bis an, und über der Weichſel, hergekommen. Wenn ſie nun das orientaliſche Kaiſerthum ein wenig angezapfet hatten, und nach dem occidentaliſchen ziehen wollten: ſo mußten ſie durchs Noricum, d. i. das heutige Oeſterreich, ihren Weg nehmen; welches dadurch gleichſam die große Heerſtraße der tapfern Deutſchen ward, aus Pannonien nach Wälſchland zu ziehen.

Da nun ſolchergeſtalt die pommeriſchen und rügiſchen Völker eine Verbindung mit Oeſterreich bekommen: ſo hat der Herr Verfaſſer dieſelbe aus den älteſten Geſchichten zu erläutern geſucht; indem er die erſten Heerfahrten der ſueviſchen und vandaliſchen Völker erläutert, die nach Oeſterreich gegangen. Im zweyten Abſchnitte, betrachtet er die Zeiten, da alle dieſe Heerzüge aufgehöret hatten, und das noriſche Reich eine Provinz des großen fränkiſchen Staates ward: indeſſen, daß die von ihren alten Einwohnern entblößten pommeriſchen Lande, von der großen Nation der Wenden und Slaven beſetzet worden: doch ſo, daß ſich dieſe weder dem fränkiſchen, noch deutſchen Reiche, zu einiger Unterwürfigkeit verſtehen wollen. Dieſes alles hat der Herr Verfaſſer, bis auf die Zeiten Kaiſers Otten des Großen, oder I, ausgeführet.

ces et coerulei oculi, rutilæ comæ, magna corpora. *ibid.* Und im vierten Cap. Ipſe eorum opinioni accedo, qui Germaniae populos nullis aliorum nationum connubiis infectos, propriam et ſinceram et tantum ſui ſimilem gentem exſtitiſſe arbitrantur.

Der Herr Verfaſſer hebt mit der erſten Bevölkerung der deutſchen Lande an. Unter dem Namen der Scythen, und Celten, Celto-Scythen, welchen Strabo, Ptolomäus, Plinius, u. a. m. brauchen, begreifen ſie auch die Deutſchen mit. Die Antwort, ſo dieſe Völker dem Alexander gegeben, daß ſie ſich nämlich vor weiter nichts fürchteten, als daß der Himmel einmal einfallen möchte, erklärt Oroſius von den Gothen, die, nebſt den Rugiern, ſchon damals an der Donau geſeſſen, wo itzo die öſterreichiſchen Lande ſind. Livius nennet ſie Gentes Semi-Germanicas; aber Spener will ſie zu Illyriern machen: ob er ſolches gleich gar nicht erweiſet. Indeſſen hieß ſchon um dieſe Zeit dieß Land bey den Römern Noricum, und die Völker, Noriker; allem Anſehen nach, weil ſie gegen Italien Nordwärts lagen; und Nor-Ryck ſo viel als das nordliche Reich heißen ſollte, wie der Hr. Verfaſſer muthmaßet. Dieſes iſt deſto wahrſcheinlicher, da ſie, die Römer, dieſe Benennung von den Galliern, oder Celten, die das obere Italien bewohneten, als verwandten deutſchen Völkern, gehöret haben konnten: und es iſt artig zu ſehen, daß dieſes Land auch nach der Zeit den Namen des Oeſterreiches bekommen müſſen; wie es damals Nordreich geheißen.

Die Gränzen dieſes Landes giengen damals Nordwärts bis an die Donau, gegen Oſten bis an das Gebirg Cetius, der es von Pannonien trennete; gegen Abend bis an den Inſluß, der bey Paſſau in die Donau fällt; gegen Süden aber bis

an

en die Gränzen von Krain. Dieſes ſagen Tacitus und Ptolomäus.

Aus des Livius V. Buche und Cäſars VI. Buch de B. G. iſt abzunehmen, daß Volſcer und Tectoſager bishieher gedrungen, die der galliſch-celtiſche König, **Ambigat**, zur Zeit des Tarquinius Priſcus, 600 Jahre vor Chriſti Geb. unter ſeinem Neffen Sigoveſus, ausgeſchicket, neue Wohnplätze zu ſuchen. Florus aber bezeuget, daß auch Semnoner und Brenner, das iſt Sueven und Vandalier ſich hier eingedrungen.

Die älteſte Staatsverfaſſung dieſes Landes iſt monarchiſch geweſen; bis die Römer mit ihren Waffen eindrungen und es ſich unterwarfen: wie **Cäſar**, **Velleius**, und **Sueton** melden. Unter andern findet man, daß Arioviſt der deutſchen König, die Tochter des Königes der Noriker, der **Vocion** geheißen, zur Gemahlinn gehabt.

Die Einwohner pommeriſcher Lande ſind in den älteſten Zeiten die Sueven geweſen, die auch Meklenburg und Brandenburg angefüllet haben. **Strabo** nennet die Oſtſee, Oceanum ſcythicum; ohne Zweifel weil die erſten Bewohner und damaligen Inhaber dieſer Küſten aus Scythien dahin gekommen waren. **Tacitus**, der dieſe Gegend ſchon beſſer kannte, nennet ſie mare Suevicum; und Ptolomäus gedenket des Fluſſes Suevus, welches allem Anſehen nach die Oder geweſen iſt. Dieſe Sueven nun erſtreckten ſich ſo hoch in das alte Deutſchland, daß ſie alles was zwiſchen der Weichſel, Oder und

Elbe

Elbe, bis an die Quellen dieſer Flüſſe liegt erfülleten; und alſo ganz Brandenburg Schleſien, Lausnitz, ja einen Theil von Pohlen und Böhmen anfülleten.

An der Oſtſee waren ſie in ſieben kleinere Stämme getheilet, die Reudinger, Avionen, Angler, Wariner, Exdoſer, Suardoner und Nuithoner; und dieſe wohnten von der Trave bis an die Oder, zwiſchen der Oſtſee und der Elbe. Jenſeits der Oder waren erſt die Rugier, Lemovier oder nachmaligen Heruler, und bey der Weichſel die Gothen geſeſſen; die gegen Mittag an die Sidiner, Cariner, und gegen die Oberweichſel an die Burgunder gränzeten. Dieſe Völker nun hatten auch eine monarchiſche Staatsverfaſſung: doch gab es auch freywillige Verbindungen unter ihnen; da bisweilen zwey, drey oder mehr Völker gemeine Sache macheten. Oft ſteckten ſie auch unter dem Namen der Vandalier verborgen; vieleicht wenn ſie mit einander ſchlüſſig wurden, auszuwandern.

Nun kömmt der Herr Verfaſſer auf die Schickſale und Thaten dieſer ſeiner Vorfahren. Als die Herrſchſucht der Römer ihre räuberiſchen Hände auch an Deutſchland legen wollte, mußte Tiberius unter Auguſts Regierung auch das illyriſche, pannoniſche und noriſche Land unter ihre Bothmäßigkeit bringen. Dieß geſchah 10 Jahre vor Chriſti Geburt. Sie regierten und theilten es nach ihrer Art ein; beſaßen es auch ziemlich ruhig, bis ſich die Deutſchen dieſſeit der Donau aufmachten, und ihren neuen Nachbarn, einmal nach dem andern, über der Donau einen Zuſpruch machten. Die Römer wollten

tens mit ihnen eben ſo machen, wie mit ihren Brüdern jenſeits der Donau, aber umſonſt. Sie drungen zwar von der Abendſeite her an der nordiſchen Küſte, bis an die Elbe; aber es hatte keinen Beſtand, und konnten nach mancher Einbuße, kaum den Rhein und die Donau, als Vormauern ihrer Gränzen behaupten.

Im II. Jahrh. kamen die Sueven, Vandalier und Gothen auf die Gedanken, die Römer in ihrer Gränze feindlich heimzuſuchen; giengen wirklich über die Donau ins Noricum, und Pannonien, drungen bis in Italien, belagerten Aquileja, und zerſtöreten viele Städte. Das war nun die erſte Probe der ſueviſchen Völker, im heutigen Oeſterreich und in Wälſchland. Unſer Raum erlaubet uns nicht der Spur des Herrn Verfaſſers weiter zu folgen. Die Zeiten Antonins waren noch merkwürdiger, der in einer Schlacht dieſſeit der Donau 20000 Mann ſitzen ließ, und hernach im Lande der Quaden ſo eingeſchloſſen ward, daß ſein Heer faſt vom Mangel des Waſſers umgekommen wäre: wenn nicht auf das Gebeth der chriſtlichen Legion, Gott ſie durch einen ſtarken Regen, die Feinde aber mit Donner und Blitz heimgeſuchet hätte.

Alles dieſes hat der Herr Verfaſſer auf eine angenehme Art erzählet, und mit den beſten Zeugniſſen der Alten erwieſen; ſo daß es in den alten Geſchichten ein recht ſchönes Licht giebt. Nur ſchade, daß er in ſeinen Wortfügungen hin und wieder gar zu ſehr ſeine plattdeutſche Mutterſprache verräth, und von der wahren hochdeutſchen Mundart merklich abweichet.

III. Be-

III.

Beſchluß

des im vorigen Stücke abgebrochenen Artikels:

Daß man in der deutſchen Rechtſchreibung die griechiſche Sprache mit zu Hülfe nehmen müſſe.

Von Unrichtigkeiten, da man im Sprechen und Schreiben die Verwörter **Für** und **Vor** ſo vielfältig mit einander verwechſelt, und aller Kunſtregeln ungeachtet, ſolche Fälle vorkommen, da dem beſten dieſer Unterſcheid ſchwer fällt, und zu wünſchen wäre: daß in den Sprachlehren

f) Hierinn hat das gute ß vollkommen recht, wenn der erſte Selbſtlaut nicht irgend ein langer Doppellaut iſt, als im geizen, reizen. Denn es ſieht ſehr mühſelig aus, wenn man Wiz, Bliz, eine Kaze, Raze, ein Saz, ein Kloz, und der Puz von einigen Ortho- oder vielmehr nur Neographiſten geſchrieben ſieht.

g) Dieß iſt leicht. Wörter ſind die einzelnen Zeichen der Gedanken, Vocabula; (mots) Worte aber ſind zuſammenhangende Zeichen, die einen Verſtand geben, Verba, (paroles). Er erklärte ſich in folgenden Worten, nicht Wörtern. Oerter von Orten zu unterſcheiden, wird faſt eben darauf hinaus laufen, wenn man nur auf die Gewohnheit der beſten Scribenten acht giebt.

h) Docht iſt falſch; aber Dacht und Tocht findet man bey den beſten Scribenten. Dahin gehört Odem, und Athem; nicht umgekehrt. **Thum** iſt die Endungsſylbe

voll

benen Gedichte leicht selbst einen jedweden, daß, was die beständige Ordnung eines gewissen Sylben-Masses anlanget, diese edlen Dichter selbiges grossentheils noch so ziemlich beobachtet. welches unserm Verfasser, ungewiß mit wie viel Recht, die Ursache gewesen, das **männliche Alter der Deutschen Dichtkunst** in diese Zeiten einzuschliessen; Man wird vornemlich gewahr, daß sie das **Jambische** und **Trochäische Sylbenmaaß**, obwohl jenes öfter als dieses, erwählet. Doch findet man auch, daß sie sich zu Zeiten des **Dactylischen** und **Anapästischen** bedienet; daher denn der treffliche **August Buchner**, welcher sonst insgemein vor den **Urheber** der **Dactylischen Verse** angegeben wird, irgendwo *) von freyen Stücken aufrichtig bekennet, er habe sie vielmehr wieder hergestellet, als zu erst erfunden.

Was unser Verfasser von dem **schwächlichen Alter der Deutschen Poesie**, welches er bis auf **Opitzens** Zeiten hinaus strecket, ferner anführet, kömmt kürzlich dahinaus. Er sagt; die ehemalige Neigung der grossen Herren gegen die Dichtkunst wäre damals fast gänzlich erloschen, nachdem die, von Kayfers **Friedrichs II.** Tode an, sich in dem Römischen Reiche äussernden Unruhen und fortdaurenden Kriege, ihre Gedanken ganz auf was anders, als die edlen Musen, gelenket; welcher elende Zustand der guten Künste, bis auf die Wahl **Rudolphs von Habs-**

---

dit MELCHIOR HAIMINSFELDIVS GOLDASTVS. Wir werden von diesen schönen Resten unserer Vorfahren zu anderer Zeit eine hinlängliche Nachricht ertheilen.

*) *Buchner* Introduct. ad Poesin German. c. 10.

lehren hierzu vollständige Anleitung gegeben würde, mit angehengten allen möglichen Vorfällen dieser Wörter, höret man mehr denn zu viele Klage. Zu noch anderweitigen Zweifeln hat auch in den braunschweigischen Anzeigen vom verwichenen Jahre das 93te Stück veranlasset, allwo die Beschwerde des Buchstabens z vorgestellet, daß man ihm das t rauben wolle, und Herz, Glanz ꝛc. schriebe, da es denn wenigstens zwischen zween Lautbuchstaben ungekränkt stehen zu bleiben wünschet [f]. Wie man Wörter von Worte [g], Oerter von Orte, zu unterscheiden habe, ob man Docht oder Tocht, thumm oder Dumm, Deutsch oder Teutsch schreiben müsse [h]: zu welcher Unterschiedenheit die von dem Plattdeutschen abgegangene hochdeutsche Mundart wohl lediglich den Weg gebahnet [i].

Wenn

von Bisthum, oder Fürstenthum. Dumm aber ist besser: wiewohl man vormals nach einer härtern Aussprache auch tumm geschrieben. Von Deutsch und Teutsch ist längst gestritten, und eine Entscheidung gegeben worden: S. die Nachricht von der deutschen Gesellschaft in Leipzig im Anhange, und in des P. Barre Geschichte von Deutschland I. B. in der Vorrede. Ja noch neulich ist zu Wien alles, was Herr D. Fabricius, Herr Prof. Richey, und Herr Prof. Gottsched davon geschrieben, zusammengedruckt ans Licht getreten, unter dem Titel: Untersuchung der Frage, ob man Teutsch oder Deutsch schreiben solle. 8. 4½ Bogen. Es ist auch in Leipzig bey Pouillarden zu haben.

i) Man scheint hier voraus zu setzen, daß das Plattdeutsche der rechte alte Stamm der deutschen Sprache sey. Allein man irret sich. Der alte suevische, allemannische

und

Wenn jedoch einmal unleugbar iſt, daß wir die aus andern Sprachen her entlehnten Kunſtwörter, als Theologie, Chronologie ꝛc. im Schreiben nicht anders bilden dörfen, als die Urſprache es an die Hand giebt, es wäre denn, daß wir die neuere Schreibart der Franzoſen, welche Filoſophie ꝛc. ſchreiben, und die Welt dadurch zu einer künftigen Verbannung aller Herleitungen vorbereiten; man auch oftmals aus Noth dieſelben griechiſchen Wörter beybehalten muß, weil ſie in Gebrauch genommen worden, um die Weitſchweifigkeit in Ausdrücken zu erſparen: ſo iſt nicht abzuſehen, warum man nicht auch andere Wörter, die älterer Aufnahme ſind, und das Bürgerrecht bereits ſo gewonnen, daß es ins Vergeſſen gerathen, ob ſie einheimiſch ſind oder nicht, (als Kirche, Fenſter ꝛc.) nach ihrer Urſprache als dem wahren Urbilde in der Rechtſchreibung einrichten ſolle?

Ich will hier nicht behaupten, daß man in allen Puncten, unſere Schreibart darnach einrichten und eine gar zu anſtößige Veränderung darinn vornehmen ſolle; immaßen ſolches der Sprachlehre viel zu ſchaffen, und die Orthographie gewaltig verunſtalten würde: ſondern dieſes wäre nur in den zwei-

und fränkiſche, ja auch der thüringiſche Dialect iſt gar nicht plattdeutſch zu nennen, wenn man die MSte der älteſten Zeiten anſieht.

k) Dieſes leidet nach der vorigen Anmerkung ſeinen großen Abfall. Wer will z. E. das gothiſche Evangelium des Ulfila, oder Ottfrieds, Willerams und Notkers Schrif-

zweifelhaften Fällen, da, weil man ſich doch nicht vergleichen kann, die Urſprache den Ausſchlag geben müßte. (Was hier aber durch dieſelbe zu verſtehen ſey, wird hiernächſt gezeiget werden). Ich meyne, man müßte ſo viel Unterſcheid dabey Statt finden laſſen, als zwiſchen dem Hochdeutſchen, und der platten Mundart obwaltet; in ſo fern das Oberſächſiſche von dem Niederſächſiſchen abgeht: und nach dem, daß die Schreibgewohnheit nach der angenommenſten Ausſprache ſich richtet, in ſo fern wäre ſolche allerdings beyzubehalten. Ob wohl nicht zu leugnen iſt, daß das niedere oder platte Deutſche die rechte Urſprache iſt, die uns zu erkennen giebt, wie unſere Sprache vor alten Zeiten beſchaffen geweſen [k]. Was iſt aber der andere Gebrauch ohne Beyſtimmung der Vernunft? Ein Tyrann, der alles nach ſeinem Willen lenket, ohne daß man ihn fragen darf: warum? Oder was macheſt du? Sein gebietheriſches Weſen benimmt denen, die noch etwas tiefer einſehen möchten, allen Muth, einen Schritt zu wagen, der nicht nach dem Muſter abgemeſſen iſt, welches die gegenwärtige Zeit anpreiſet. So viel Verdienſte die gottſchediſche Anweiſung auch um die heutige Sprach-

[k] Schriften, aus dem IV. IX. X. und XI. Jahrhunderten für Plattdeutſch ausgeben. Man ſehe auch in Goldaſts Scriptoribus Alemannicis des Kero Gloſſarium, und ſage mir, ob das Plattdeutſch ſey? Das ſind aber die älteſten Monumente der deutſchen Sprache.

Sprachkunst für sich hat: so ist es doch bisher noch nicht möglich gewesen, alle ungegründete Einfälle anderer Kipper und Wipper der wesentlichen Theile der Wörter und Sylben, auszuwurzeln. Man nennet mit allem Fuge einen Gebrauch, davon man keine Ursache anzugeben weis, ein Unding, das aus der Natur zu verbannen ist; ein Irrlicht, so die im finstern tappenden bald auf diese bald auf jene gefährliche Abwege verleitet. So lange man selbst nicht weis, was man glauben soll, ist unsere Religion ohnedas wankelhaft; und so lange Deutschland wegen der Rechtschreibung in so unausgemachten Streithändeln beharret, ohne ein allgemeines Richtmaaß anzunehmen; so lange ist keine Hoffnung, daß es zu einer völligen Einigkeit hierinn kommen werde.

Am besten wäre es vielleicht, sich worauf zu vereinigen, welches die größeste Wahrscheinlichkeit schon längst so ziemlich gerechtfertiget hat. Wir mögen die deutsche Sprache als eine Mutter oder als eine Tochter von andern Sprachen ansehen; so fehlen wir auf keinerley Art. Im letztern Falle setzen wir mit den meisten Sprachkundigen die Scythische zum Grunde, von welcher Strabo behauptet, daß die Griechen nichts denn scythisch geredet.

l) Von den Persern ist dieses sehr wahrscheinlich: da die persische Sprache so viel ähnliche Wörter mit den Deutschen hat. Allein die Meder sollen mehr mit den Sarmaten, das ist Moscovitern und Pohlen übereingekommen seyn, die bekanntermaßen mit dem Deutschen wenig oder nichts gemein haben.

geredet. Die Celten machten einen Theil von den Scythen aus, und waren einerley mit den Sarmatern, die man in Aſien, Meder und Perſer hieße[l]: daher denn die perſiſche Sprache noch ſo viel Gemeinſchaft mit der Deutſchen hat. Die Celten hatten vormals den größten Theil von Europa innen; und dieſes zuſammen machte ihre Gränzen aus. Die alten Germanier oder Garmänner [m] waren Celten, und nennten ſich leibliche Brüder mit den Galliern; wie ihr Namen in ſolchem Verſtande bey den Lateinern noch iſt: mithin waren die alten Gallier einerley Urſprungs, ſo wie auch Galli und Celtä in der Wortforſchung einerley Stammes iſt. Dieſe Gallier ließen ſich mit Alexandern dem Großen in ein Bündniß ein, plünderten Griechenland und den Tempel zu Delphen, und ſetzten ſich in klein Aſien unter dem Namen der Galater. Die alten Einwohner von Griechenland aber waren Scythen, und eben dieß Volk nahm hernach den Namen der Celten an, welches aus der alten Geſchichte der Griechen, aus der Religion der Pelasgier (oder der alten Griechen), aus der griechiſchen Sprache ſelbſt, aus den Fabeln und der griechiſchen Mythologie zu erweiſen iſt. Die alten Einwohner von Italien, die Thracier, die Celtiberier,

m) Oder Wehrmänner, denn Wehr und Guerre, ſind verwandt, ſo wie Walther und Gualtieri, Gautier, Werner und Guarnier, oder Garnier, Wilhelm und Guillaume, warten, und Guarder, Waller, Wallonen, Wahlen, Wälliſche und Gallier, ꝛc.

rier, die Deutſchen ſtammen alle daher: und der Celten Sprache insgeſammt iſt vormals einerley geweſen.

Dieſemnach iſt die deutſche Sprache ein Ueberbleibſel von der alten Sprache der Celten. Bevor Kadmus aus Phönicien nicht die Buchſtaben eingeführet, wußten die Griechen nichts davon. Die Pelasgier änderten hernach etwas in der Geſtalt und der Ausſprache der phöniciſchen Buchſtaben, und nennten ſie nach ihrem Namen. Die Lateiner und Gallier bekamen die ihrigen von den Griechen: die Germanier aber einige von den Lateinern, die andern von den Griechen. Wie ſolches alles Mr. Pelloutier in ſeiner Hiſtoire des Celtes weitläuftig erwieſen.

Wann nun dieſemnach zu urtheilen iſt, daß die deutſche Sprache eine große Verwandſchaft mit der Griechiſchen haben müſſe, ſo wird dadurch nicht ſo fort zugegeben, daß ſie von der Griechiſchen herzuleiten ſey; da vielmehr die alte celtiſche Sprache die Mutter von beyden iſt; ſondern es wird dadurch nur vorgebeuget, daß es einen nicht wundere, wenn man eine Uebereinſtimmung zwiſchen beyden Sprachen ſuchet, und in unzählich vielen Wörtern eine Aehnlichkeit oder auch Gleichförmigkeit antrifft. Dieſes zum Grunde geſetzt, läßt ſich nicht wohl anders urtheilen, als daß das beſte Mittel die Rechtſchreibung zur Richtigkeit zu bringen, dieſes ſey, die ausgegangene griechiſche Sprache, als welche annoch die ſchönſten Alterthümer der deutſchen Sprache in ihrem Behältniſſe verwahrlich aufge-

aufgehoben, zum Leitfaden anzunehmen, wie wir unser heutiges Deutsch recht schreiben sollen, wodurch dann aller Zank und Streit, ob ein Wort mit oder ohne Hauchlaut, mit e oder ö ꝛc. geschrieben werden solle, leicht verschwinden würde.

Wörterbücher von dergleichen Art, woraus die Uebereinstimmung dieser beyden Sprachen erhellet, haben zwar unterschiedene Gelehrte zu bewerkstelligen sich angelegen seyn lassen: allein es ist doch nicht so vollkommen zum Vergnügen derer damit ausgefallen, die keine Verkürzung der Wörter, noch Veränderungen der Buchstaben in der Aussprache, noch Zusätze derselben nach der deutschen Gewohnheit zugeben, noch das bloße Stammwort schon für gültig annehmen wollen. Da aber durch einen auf dergleichen Untersuchung verwendeten Fleiß von 10 Jahren, ich in meiner Meynung je länger je mehr bestärket werde, so habe für gut erachtet, eine kleine Probe von solchen Wörtern aus ein und anderem Buchstaben, wiewohl, der Kürze wegen, im Lateine, beyzufügen, und einem Kenner zu urtheilen überlassen wollen, in wie weit solche Meynung gegründet sey oder nicht. Würden solche Aehnlichkeiten oder Identitäten nicht gar zu unwahrscheinlich fallen: so wäre es denen Sprachkennern ein leichtes, hierinnen richtigen Fuß zu fassen, wenn ein jeder seine Aufsätze als einen Beytrag zu einem allgemeinen Wörterbuche, aus seinem Vorrathe, zum Aufnehmen der Sprache herleihen wollte. So lange aber einen jeden noch die Furcht, seine völlige Beweisthümer, woher er so oder an-

ders ſchreibt, an Tageslicht zu bringen, zurück hält, wird wenig Einigkeit, Regel, noch allgemeines richtiges Wörterbuch zu hoffen ſeyn.

A.

Achat, non Agath, ab Achates, flum. Siciliae, ubi piſcantur hos lapillos.

Adelich ſ. Aedel. non cum e ab ἀεθλιον, certaminis praemium [n].

Agd. proſcriptio. non cum ch. à Gr. ἀγειν, agere, jagen, hinc Jagd, non Jacht. Sic enim Agd diſtinguitur ab Acht, oclo.

Aſter, rectius Achter, uti infer. German. homines, à Gr. ἀχθηρος, onerosus. Onus enim eſt, ſive naturaliter ſ. moraliter ſumas. Moribus tamen litandum.

Aiſch

n) Es iſt eine große Frage, ob dieſe Aehnlichkeit zufälig ſey, zu behaupten, daß dieſes Wort vom griechiſchen komme. Wir haben ja im Deutſchen ſelbſt die alten Namen Athalric, Aethelfred, oder Aelfred, u. d. gl. wenn das alſo genug wäre, edel mit dem â zu ſchreiben, ſo brauchten wir nicht einmal die griechiſche Anſpielung. Allein Otfried ſchrieb ſchon in der Hälfte des IX. Jahrhunderts daz waren ethil thegana, das waren edle Degen, oder Ritter. Und ſo hat man es in allen folgenden Zeiten geſchrieben. Es kömmt darauf an, ob edel oder Adel das Stammwort iſt: Und wie? Menſch, ſoll von Mann, männiſch, kommen: ſo müßte man es auch Mänſch ſchreiben! Wer wollte das wagen?

o) Soll die Rechtſchreibung nach dem Griechiſchen gehen, ſo würde man gar ein Mäcker und nicht ein Bäcker ſagen müſſen. Denn mit eben dem Rechte, als man M. in B. verwandelt, wird man wohl auch einen Selbſtlaut

Aiſch (garſtig) non Eiſch. Gr. αἰσχρος, turpis.
Amethyſt, non cum i. Gr. ἀμεθυστος, amethyſtus.
Anen (divinatio) ſine aſpirat. ab adverb. Similit. an, cum futuro mentis praeſagio ex ſignis paribus ferè colligimus. Sive ab ἀνεμος, impetus.
Athem, non Odem, ἀυτμη, Spiritus; ὀδμη enim odorem ſignificat. Belgae mollius Adem.

B.

Bäcker, non Becker, à μαστης, piſtor, m. mut. in b. uti vulgo fit. Niſi fortè à Celtico, Becco, panis derivare velis °.
Baare, non Bahre, à βαρος, pondus, onus P.
Bächer, non Becher, ſive à βαχειν, bacchari, unde Bächern, unde Boachus pro Noachus. Sive à Bacia derives, niſi malueris congruere cum Beccario ⁹.

laut in den andern verwandeln, welches noch viel öfter geſchieht. Z. E. aus θυγατηρ haben wir Tochter gemacht; aus μητηρ, Mutter, u. d. m. Die Frage iſt aber allemal ob nicht die Griechen, durch ihre viele Vermiſchung mit phöniciſchen, ägyptiſchen und dergleichen Colonien, allmählich weiter von dem alten celtiſchen abgewichen, als die Deutſchen, die ſich von aller Vermiſchung mit fremden Völkern, wenigſtens in Deutſchland, frey erhalten haben. Das Wort Becco Brodt, beweiſt dieſes. Damit kömmt unſer Becker mehr überein, als μαστης.

p) Davon kömmt gebähren, d. i. tragen, und das altdeutſche Baren ein Sohn die Kinder, wie Winsbeck ſingt:

Dieſer Werlte Baren.

Dieſer Welt Kinder. Und davon kommt vieleicht Baron; das Kind eines edlen Hauſes καθ ἐξοχην.

q) Warum nicht lieber von Bach, oder Waſſer. So ſinget Opitz, und trinket Bach, oder miſchet Bach darein.

Bier, ſi Graecam ſcribendi rationem ſervet à πυρος, triticum, Byr deſcenderet. Si verò à πιερον, potabile, deducas, quod fit à πινω, ut διερον à διαινω, ſic analogia ſibi conſtat.

Braut, ſi à Celtico Bru, venter, uterus, et hinc βρυειν, germinare; aut à βραδυς, tardus, et hoc à βαρος, onus, ut δεω, ligo: ſcribendum potius eſſet cum d finali quam t. Uti et dilucidius patet in voce Bräutigam, Brödegam, Brüdegam. Poſterior Syllaba jam veteribus noſtris Virum ſignificat [r].

Bregen (Hirn) Bregma, das Hauptblatt. Gr. βρεγμος, βρεχμα, ſinciput, ab humore ſic dictum βρεγμα à βρεχω, humecto. Contin. pro Contento.

Bothe, c. aſpirat. à βοηθος, miniſter [s].

Brot, βρωτος, eſculentum, cibus, ſine d.

N.

Nehen, non cum â, à νεειν, nere [t].

Narciſſe, non cum Z Ναρκισσος, Narciſſi nomen.

Nebel,

ein. Was man in der Nähe hat, darf man nicht von weit herholen.

r) Was will der Herr Verfaſſer von dem engliſchen Bridegroom ſagen? Hier iſt ein R. eingeſchaltet. Kömmt nicht die deutſche Sylbe gam von γαμος? Und ſo hätten wir Deutſchen recht. Der Braut ihr Gemahl Die Franzoſen nennen Bru, des Sohnes Frau, die Schwiegertochter.

s) Dieſes lehret die plattdeutſche Ausſprache; ein Bade; Baden ſchecken; aus dem plattdeutſchen D aber wird im Hochdeutſchen th.

Habspurg in ſo hohem Grade gewähret, daß, obwohl nach der Hand wiederum ein und anderer guter Kopf aufgeſtanden, dieſes doch nicht hinlänglich ſeyn können, unſer Vaterland aus der gröſſeſten Barbarey und Unwiſſenheit heraus zu reiſſen. Daher es denn auch geſchehen, daß es in den damaligen Schriften einiger weniger Gelehrten Deutſchen an häufigen hierüber angeſtellten, und auch gar wohlgemeynten Klagen, und hingegen in den Büchern der Ausländer, zumal der Italiäner, an den bitterſten Beſchimpfungen und gröbſten Vorwürfen der Dummheit der Deutſchen, nothwendig nicht habe fehlen können.

Die Klage über die Nachläſſigkeit unſerer Vorfahren in Ausübung ihrer Sprache und Dichtkunſt hat noch um den Anfang des ſiebzehenden Jahrhunderts der gelehrte **Friedrich Taubmann** auf das nachdrücklichſte geführet. *) Herr **Ortlob** billiget dieſelbige gänzlich; macht ſich aber zugleich ſelbſt einen leicht zu vermuthenden Einwurf. Man würde nemlich fragen: Ob man denn nicht ſagen könnte, ja mit allem Recht müſte, daß **Lutherus**, und andere wackere

*) In der Vorrede zu dem von ihm 1609. heraus gegebenen Culice Virgilii. Da er an dieſem Orte von der alten Dichtkunſt unter den Deutſchen Erwehnung gethan, fähret er alſo fort: *Cur o mea mater, Germania, hunc genium tuae Muſae non etiam porro continuaſti? Pudet me pigetque ſtuporis, quo ante centum annos, & quod excurrit, vetus illa gloria turpiter contaminata viſitur. — Erubeſco, & taceo, indignor etiam, noſtros, cum videant Italos, Gallos, Hiſpanosque ſuam linguam certatim tollere, & excolere, aemulatione non accendi: cum lingua Theutonica, ſi perpoliatur, non minus elegans & venuſta ſit, quam quaevis iſtarum.*

Nebel, νεφελη, nebula.

Nymphe, non cum i. νυμφη, lympha, n. pro l. quemadmodum unus et ullus.

M.

Märtyrer, non cum e. à μαρτυς, teſtis [t].

Metze, meretrix, ſcrib. potius cum x, ſive à μαζαι placenta, quod á μασσω, ſubigo; ſive à Mazx, unde Amazones, derives [x].

Muth, non ht. à μεθος, pugna, labor, quia animo ad pugnandum opus eſt. Sive etiam à θυμος, animus per anaſtrophen ſ. metatheſin.

Mühe, non i. à μογος, labor, æruinna, Sax. Möge.

Mähen, ἀμᾶν, deſalcare, metere, non cum e. aliud Mehen [y].

t) Gleichwohl haben wir die Math, eine Mätherinn. Man deute dieß oben auf den Adel; und merke, daß nicht alles das ä haben darf, das mit a in Verwandſchaft ſteht. Z. E. von Maaß, meſſen.

u) Wie aber? ſoll man auch Buttyr ſchreiben, weil es von βουθυρος herkömmt?

x) So würde mans aber mit einer Mätze Haber, (von Maaß) vermiſchen.

y) So wird man auch Mayer, und nicht Meyer ſchreiben müſſen, weil es von mähen kömmt: wie auch viele thun.

S.

Schälen, non cum ę [z].

Schämen, quær. an cum á, an ſimplici e. Græcum ſonat σκηνη, umbra; Latinum eſt ſcena, quod olim ſub umbraculis arborum dramata fuerint acta. Hic potiorem rationem puto habendam eſſe notæ chararacteriſticæ, quæ diſtinguit Schämen, pudet, à Schemen Gr. *chemer*, angi. χημη alioquin hiatus. Umbra autem corpus repræſentat, cum vacuum quid ſit [a].

Leuchten, λευκαινειν, Heſiod. fulgere.

Licht, λυχνος, lucerna; Vide Lucke, q. à λυειν νυχας, ſolvere noctem et tenebras. Lat. Lux, Belg. Lucht [b].

Licht adj. λευκος, albus, candidus.

Löffel, An à λεβης, à eine Pfanne? q. d. ein kleiner Tiegel, ob ſimilitud.

Löwe,

z) Dieß hat ſeinen Grund im Deutſchen, von Schale.

a) Es iſt ſehr zweifelhaft, ob Schämen von σκηνη herkömmt: aber daß es von Schatten kömmt, iſt viel gewiſſer. Warum ſoll man alſo das á fahren laſſen, da es einmal eingeführet iſt? Zudem iſt m und n ſehr verſchieden. Eher ließen ſich ſchänden und Schande davon herleiten; wenn nur in den Begriffen eine Aehnlichkeit wäre.

b) Lucht, heißt holl. nicht Licht, ſondern Luft. Es gehört alſo zu dem obigen achter, after.

c) Die Alten ſchrieben im Deutſchen noch im XV. Jahrh. ein Leo. Es iſt alſo freylich beſſer, ein Leue, als Löwe. So ſingt man auch in geiſtlichen Liedern, daß ſich Leue mit Treue reimet.

Löwe, λεων, Leo, Leue [c].

Malen, μαλειν. Myles, Lelecis filius primum molendinum in Laconix monte Taygeto ad molendum frumentum invenisse fertur, unde ex ejus nomine.

Müller, descendit à nomine propr. Myles.

Maal, μαλλος. An hinc Lat. med. ævi Mallus? et inde

Vermählen [d]?

Mähne, μανος, ornamentum collare, juba.

Mästen, μαστέω repleo, refercio. Th. μαστος plenus. Quaeritur an regula Germanis sit perpetua, voces in radice a. sonantes, in derivationibus etiam cum a formare. An verò etiam legitimari possit e? e. g. Mast, mesten. Sah, sehen. et Sexcenta alia [e].

Groschuff.

IV. Ly-

d) Maal im Deutschen heißt ein Zeichen: ein Maal im Gesichte, Ehrenmaal, Grabmaal, Brandmaal; daher, auch ein Maalschatz, das ist ein Kleinod, das zum Zeichen der Verlobung dienet. Könnte also vermählen nicht deutsches Ursprunges seyn?

e) Dieses läuft auf meine Anmerkung (t) hinaus. Zur Antwort dienet das Horazische:

Si volet usus!

Ueberhaupt hat schon Casaubonus in dem Tractate de quatuor Linguis, eine große Aehnlichkeit, der Angelsächsischen mit der griechischen Sprache, in unzählichen Wörtern gewiesen; aus dem dieses Verzeichniß sehr vermehret werden kann.

* *

IV.

Lycurgi, Oratoris attici, quæ una exſtat contra Leocratem Oratio, ad Editionem Ioannis Taylori, L. L. D. etc. recenſuit, hujus atque aliorum ſelectas, cum ſuis obſervationibus ſubjecit etc. et præfatus eſt Io. Gottfr. Hauptmannus, Eloqu. P. P. Lipſ. Sumt. Her. Lanciſian. 1751, 8.

D. i. Lykurgs, des attiſchen Redners, einzige übrig gebliebene Rede wider den Leokrates ꝛc.

Griechenland iſt nicht nur ehemals das Vaterland der berühmteſten Redner, ſondern, ſo zu reden, der ganzen Beredſamkeit geweſen. Es iſt alſo kein Wunder, wenn auch heute zu Tage die gelehrteſten Kenner ſehr viel auf die Ueberbleibſel der größten griechiſchen Meiſter halten. Sonderlich aber waren, unter den griechiſchen Rednern, die attiſchen berühmt und beliebt. Schon um Cicerons Zeiten, ſetzten ſich die Römer ſelbige zu Muſtern vor: und dieſer große Redner ſelbſt pries ſie, in der kleinen Schrift, die er von der beſten Art der Redner aufſetzte, vor allen andern an.

Unter dieſe attiſchen Redner nun gehören nicht nur ein Iſokrates, Demoſthenes, Aeſchines, Lyſias, und Hyperides; ſondern auch unſer Lykurgus: den man alſo mit dem ſpartaniſchen Geſetzgeber, gleiches Namens, nicht vermiſchen muß. Man erblicket

erblicket in ihm gleiche männliche Stärke, gleich gesunde Gedanken, und vernünftige Gründe, gleich natürliche, und ungekünstelte Ausdrücke, als in den übrigen Rednern seiner Zeit. Es ist nur zu bedauern, daß wir aus dem traurigen Schiffbruche, der besten Werke des Alterthums, der sich in den barbarischen Zeiten zugetragen hat, nichts mehr, als diese einzige Rede, von ihm übrig behalten haben. Eben dadurch aber wird sie Liebhabern desto schätzbarer: und vielleicht hat Lykurgus, durch diesen Verlust, mehr in unserer Hochachtung gewonnen, als verlohren.

Herr Prof. Hauptmann hat die einzige vorhandene Rede desselben bequem gehalten, seinen Untergebenen in dem gerauischen Gymnasio in die Hände gegeben zu werden. Er hat also eine neue Ausgabe veranstaltet, und sie verschiedenen berühmten Lehrern der hiesigen hohen Schule zugeeignet. In der Vorrede, giebt er von seinen Absichten und Ursachen Rechenschaft. Er hat in dem tayloriſchen Texte, nichts, als offenbare Druckfehler, verbessert; aber so viele Anmerkungen und Erklärungen schwerer Stellen beygefüget, als nöthig gewesen, selbige zu erläutern. Diese sind, außer den tayloriſchen, aus Heinr. Stephans, Jos. Scaligers, des Hugo Grotius und des Palmerius Noten genommen, deren Namen auch dabey stehen. Die lateiniſche Ueberſetzung hat er mit Bedachte weggelassen, um die Jugend desto mehr auf den Grundtext zu führen. Zu dem Ende hat er die schwersten Wörter und Redensarten erkläret; ja auch auf den

Unter-

Unterschied der deutschen und lateinischen Sprache, oder ihre Uebereinstimmung mit der griechischen, zuweilen gesehen.

Ferner hat er auch die griechischen Alterthümer zu erläutern gesuchet, und die bürgerliche Geschichte dieses Volkes so gar nicht beyseite gesetzet: zumal, da Cornelius Nepos, der in den Händen der Jugend ist, mit dem Lykurgus oft zusammen trifft.

Außer diesem hat er einige kleine, aber gelehrte Abhandlungen vor den Text des Lykurgus gesetzt; obwohl einige denken möchten, daß er sie lieber hinterher setzen mögen. Allein, die Sache ist willkührlich: im Lesen kann es ein jeder halten wie er will. Die erste Abhandlung enthält einen historischen Lobspruch des Lykurgus, den er aus den gelehrtesten Schriftstellern alter und neuer Zeiten gezogen hat. Er war eines Lykophrons Sohn, und aus demselben Stamme der Athenienser gebohren, daraus die vornehmsten Priester der Minerva gewählet werden mußten. Sein Geburtsjahr fiel in die 93ste Olympiade: und er hatte also das Glück, vom Plato die Weltweisheit, und vom Isokrates die Redekunst zu lernen; sonst aber auch den Demosthenes und Hyperides zu hören. Mit dem ersten ist er einmal, als Gesandter an den Philippus, König von Macedonien, geschicket worden; und hat sonst die ansehnlichsten Aemter in der Republik verwaltet. Wegen seiner Redlichkeit ist ihm eine eherne Ehrensäule ins Ceramicum gesetzet, und eröffentlich gelobet worden. Dem Aeltesten von seinen Nachkommen ist ein freyer Unterhalt im Prytaneo

zugestan-

zugeſtanden, und ſeine Rathsſchlüſſe ſind in eine ſteinerne Säule gehauen, und ins athenienſiſche Schloß aufgeſtellet worden.

Die zweyte Abhandlung redet von Lykurgs Schriften, und ihren Ausgaben. Man findet bis 18 Aufſchriften ſeiner Reden, die doch aber nur 14 an der Zahl geweſen ſeyn ſollen: doch iſt nur dieſe einzige noch übrig, die nunmehr zum ſechſtenmale ans Licht geſtellet wird.

Die dritte Abhandlung macht uns einen Begriff von des Lykurgus Sittenlehre, und ſeinen weiſen Sprüchen. Und hier kömmt gewiß viel Schönes vor: welches der Herr Verfaſſer mit vielen bibliſchen Sprüchen vergleicht, und ſich deswegen verantwortet, u. ſ. w.

Die vierte Abhandlung ſtellet uns die lykurgiſche Redekunſt vor Augen: theils, wie dieſelbe von den alten griechiſchen Sophiſten beſchrieben worden; theils, wie ſie der Herr Herausgeber beurtheilet.

Die fünfte Abhandlung betrachtet die attiſche Mundart des Lykurgus: und davon konnte der Hr. Prof. deſto beſſer urtheilen, da er ſchon vor zehn Jahren hier de Atticismo diſputiret hatte.

In der ſechſten Abhandlung zeiget derſelbe die Uebereinſtimmung der lykurgiſchen Schreibart mit der Schreibart des neuen Teſtaments: welche Mühe den Herren Schriftgelehrten angenehm ſeyn wird.

Mit ſo vielen ſchönen Sachen, hat nun Herr Hauptmann ſeine Ausgabe bereichert. Darauf folgt der

ganze

ganze Entwurf und Inhalt der Rede, ausführlich; darinn er deſſen rhetoriſche Kunſt deutlich vor Augen legt.

Wir glauben, daß die ſtudirende Jugend, an mehr, als einem Orte, aus dieſer Ausgabe wird Nutzen ziehen können, wenn es ihren Lehrern gefallen ſollte, ſich derſelben zu bedienen.

* *

V.

Nachricht,

von den neuen Einrichtungen der pariſiſchen Opernbühne.

So blühend ſich noch ſeit einiger Zeit die eigentliche ſo genannte franzöſiſche, d. i. die regelmäßige komiſche und tragiſche Bühne erhalten hat: ſo ſehr iſt die pariſiſche Opernbühne in Verfall gerathen. Außer einem Paare guter Sänger, und eben ſo viel guten Sängerinnen, waren die übrigen ein Schwarm öffentlicher Metzen, die ſtatt aller Anmuth nichts mehr, als einige Ueberreſte einer durch die ſchändlichſte Ueppigkeit gebrochnen Stimme, hatten. Die Schulden, darinn die Aufſeher der Opern gerathen waren, drohten überdieß dieſer ganzen Beluſtigung einen völligen Untergang. Man weis, daß die Reizungen der Ohren, auch bey der beſten wälſchen Muſik, viel zu ſchwach ſind, die Singſpiele im Flore zu erhal-

erhalten: wenn nicht viele Veränderungen und Verzierungen der Bühne auch die Augen bezaubern. Hieran gebrach es nun in Paris, aus Mangel ſattſamer Einnahme: die Arbeiter wurden nicht bezahlt, und die Schauſpieler ſelbſt hatten zu fodern. Kurz, alles neigte ſich zum Falle.

Der König und ſeine Staatsräthe fanden es indeſſen nicht rathſam, das ſchönſte und prächtigſte Spectakel (ſo redet man in Frankreich) zu Grunde gehen zu laſſen. Man gab alſo Befehl, das Gute, was noch übrig war, und gleichſam die Trümmer der ehmaligen Bühne ausmachte, zu retten; damit es nicht vollends den Gläubigern in die Hände gerathen möchte. Allein wie war der guten Oper weiter zu helfen? Der Hof entſchloß ſich, die Aufſicht darüber, und die ganze Veranſtaltung dem Magiſtrat der Stadt Paris aufzutragen. Dieſer ſollte das Lumpenvolk, welches bisher ſeinen Aufenthalt dabey gehabt, wegſchaffen; lauter geſchickte, und ſoviel möglich, ehrliche Leute dazu anwerben, und zu dem Ende, lauter verheirathete Sängerinnen in Sold nehmen: ohne Zweifel, weil man glaubte, daß dieſe ſich aller Buhlereyen enthalten würden.

Hierüber hat man nun zwar in Paris ſchon viele Gloſſen gemacht. Man will es nicht glauben, daß die verheiratheten theatraliſchen Göttinnen, den Verſuchungen reicher Stutzer und Finanzenpachter, beſſer, als unverheirathete Nymphen widerſtehen würden. Man glaubt, der Ehſtand würde nur ein Deckmantel ſeyn, ihre Unordnungen zu beſcheini-

ſcheinigen. Eben das glaubt man von den Schauſpielern und Sängern ſelbſt:

de ces Heros, à voix luxurieuſe,
Qui chantent des Diſcours ſur l'Amour ſeul roulans,
Ces doucereux Renauds, ces inſenſez Rolands
Qui diſent, qu'à l'Amour, comme au ſeul Dieu ſupreme,
Il faut immoler tout, jusqu'à la Vertu même;
Qu'on ne ſauroit trop tôt ſe laiſſer enflammer;
Qu'on n'a reçu du Ciel un Coeur, que pour aimer;
Et tous ces lieux communs de Morale lubrique,
Que Lulli rechauffa des Sons de ſa Muſique.

Indeſſen giebts auch Verfechter dieſer Leute, die da glauben, daß es nicht ſowohl an ihnen, als an der ſchlechten Muſik liege, die unter dem itzigen Tonkünſtler in Paris, dem Rameau, ganz in Verfall gekommen. So viel Sachen er auch geſetzet, und theils aufgeführet, theils in Druck gegeben hat, ſo wenig Beyfall hat er erhalten. Man hat gar ſatiriſche Sinngedichte auf ihn gemacht, zum Exempel folgendes:

Diſtillateur d' Accords baroques,
Dont tant d' Idiots ſont ferus;
Chez les Thraces et les Iroques',
Portez vos Opera bourrus!
Malgré votre Art heterogene,
Lulli de la lyrique Scene
Eſt toujours l' unique Soutien:
Fuyez, laiſſez lui ſon Partage!
Et n'écorchez pas davantage
Les Oreilles des Gens de bien!

So

Männer seiner Zeit der verfallenen Dichtkunst wiederum aufgeholfen, indem sie so schöne geistreiche Lieder und andere Gedichte, und zwar in nicht geringer Anzahl, aufgesetzet hinterlassen? Der Verfasser erkläret sich, daß er keines derselben, in seiner Art, hoch zu schätzen jemals unterlassen werde. Diese Hochachtung aber, meynet er, verdieneten sie nur nach ihrem innern Werth; das ist, der Gottesfurcht, Weisheit und andern Tugenden ihrer Urheber, welche in grosser Masse daraus hervorleuchteten. Daß man aber darinne gar zu viele, oder auch oft nur einige Kunst suchen, und sie als Proben einer gebesserten Poesie ansehen wollte, ist, seiner Meynung nach, vergebens und umsonst.

Endlich nahm die gesegnete Wiederherstellung dieser edlen Kunst um das Jahr 1620. ihren gewünschten Anfang. Dem unvergleichlichen Schlesier, Martin Opitzen, hatte das Schicksal die grosse Ehre aufbehalten, zum ersten Hand an dieselbe mit Nachdruck zu legen, und ein Vorgänger und Muster seinen Landsleuten in derselben zu werden. Seine Gedichte wurden mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, und die grössesten Gelehrten damaliger Zeiten, als Grotius, Buchner, Barth, Gruter, Zinkgräf ꝛc. erheben sie öffentlich nach Verdiensten. Opitz hat selbst nicht verschwiegen, daß ihm sein vertrauter Freund, der berühmte Daniel Heinsius, gleichsam die Bahn gewiesen. Denn er schreibet auf dessen Niederländische Gedichte *) unter andern so:

Die

*) Opitz Silvarum lib. I. p. 51.

So ſieht man denn, daß die Franzoſen in allen Stücken das vorige Jahrhundert Ludwigs des XIVten vermiſſen; indem alle ſchöne Künſte den damaligen Grad der Vollkommenheit nicht übertreffen, ja nicht einmal erreichen können. Allein kaum hatte der Prevôt des Marchands, (der ohngefähr in Paris eben ſoviel, als einen Bürgermeiſter dieſer großen Stadt bedeutet) die Aufſicht über die Opernbühne übernommen; als man ihm, nach der löbl. Art der witzigen Köpfe zu Paris, folgende gereimte Lehren gab.

Monſieur le Prevot des Marchands,
Ma foi, ne ſe rit plus des Gens,
Il ſait embellir les Couliſſes;
Et les Habits de l'Opera:
Qu' il faſſe guerir les Actrices;
Et tout Paris le benira!

Man ſieht aus dieſem Sinngedichte, daß der Magiſtrat die Verbeſſerung der Oper damit angefangen, daß man neue Verzierungen der Scenen machen laſſen. Das ſchien nun den Tadlern abermal nicht recht ausgedacht zu ſeyn. Vormals, ſagten ſie, hatten wir ſchlechte Scenen, und gute Stücke; itzo iſt es umgekehrt: woher kömmt das? Daher! dem Mangel des Geldes iſt leicht abzuhelfen; aber den guten Geſchmack kann man nicht wiederſchaffen, wenn er einmal verlohren gegangen. Ein ſchlechtes Ballet, welches man darauf tanzen laſſen, hat dieſes Urtheil bey allen Kennern beſtätiget. Es hieß: Le Carnaval du Parnaſſe; und hier hat die Muſik recht Carnavallsmäßig, das iſt verwirrt

und unordentlich geklungen: ob gleich Mondoville, ein andrer Tonkünſtler, ſie geſetzet hatte.

Man hat ſich alſo genöthiget geſehen, eine alte Oper vom Lulli wieder hervorzuſuchen; ja noch neulich hat man die von Thetis und Pelée, des Hrn. von Fontenelle wieder aufgeführet, die dieſer 90 jährige Greis, vor jenen 60 Jahren ſchon gemacht. Indeſſen, da der Magiſtrat auch in Kleidungen auf das Ballet viel gewandt hatte: ſo folgte ein andres Stachelgedicht darauf:

On habille, on decore en vain
Un Opera ſi deteſtable:
C'eſt ſervir des Mets à la Diable,
Sur la Vaiſſelle de Germain.

Noch mehr! die obrigkeitliche Perſon ſelbſt, der die Aufſicht über die Oper aufgetragen iſt, hat ſich nicht vor den Reizungen einer verführeriſchen Sirene hüten können. Die Jungfer L'Anis iſt ſeine Beſiegerinn geworden, und man kann leicht denken, was die liebe Satire für eine Freude darüber gehabt haben wird. Es konnte dabey an einem Sinngedichte unmöglich fehlen:

Monſieur le Prevot des Marchands,
N'a plus rien à craindre des Vents;
Depuis qu'au Theatre lyrique
Il s'amuſe par ci, par là.
Et qu'il court, en cas de Colique,
Vite à *l'Anis* de l'Opera.

Endlich damit es auch bey dieſer großen Veränderung der Opernbühne, nach pariſer Gewohnheit, nicht

nicht an einem Vaudeville, oder Gaſſenliede fehlen möchte: ſo hat die grüne Farbe dazu dienen müſſen, womit man das ganze innere Operngebäude anſtreichen laſſen. Die Franzoſen haben ein lächerliches Lied, vom Jean de Vert; welches alle Kinder auf der Gaſſe ſingen können. Auf deſſen Weiſe hat man nun die grüne Malerey des Opernſaals beſungen; der Anfang davon lautet ſo; und wie dieſer Vers ſchließt, ſo ſchließen auch die übrigen zwey.

Monſieur le Prevôt des Marchands,
Quelle Magnificence!
Laiſſez gronder les Ignorants,
Fort belle eſt la depenſe;
Vous avez mis du Vert par tout,
En Vous on admire le gout,
De Jean de Vert, de Jean de Vert,
De Jean de Vert en France!

So weit iſt man nun mit den Verbeſſerungen der Oper gekommen, und weder Zoroaſter, noch eine andre neue Oper, die man aufgeführet, haben einigen Beyfall gefunden. Man hat ſie alle ſatiriſiret. Man ſchließe aus dem allen, den Geiſt der Spötterey und Bosheit, der bey dem Verfalle des wahren Geſchmackes, unter den Witzlingen zu Paris herrſchet.

VI.

Nachricht von verſchiedenen Schriften, womit das Gedächtniß des großen Kriegshelden, Graf Moritzens von Sachſen, in Straßburg und in Dresden verehret worden.

Es würde ein Wunder gewesen seyn, wenn der Tod eines so berühmten Helden und Feldherrn, als Graf Moritz von Sachsen gewesen, durch keine gelehrte Federn beschrieben, bedauret, und der Nachwelt übergeben worden wäre. Die französischen Musen zwar haben ihre Bewunderung und Verehrung, gegen diesen ihren ausländischen Beschützer, nur in lauter kleine Sinngedichte ausdüften lassen. Ihre Flüchtigkeit hat es nicht erlaubet, ein ordentliches Ehrengedächtniß, es sey nun in gebundner, oder ungebundener Schreibart, an ihn zu wenden: oder vieleicht giebt es in Frankreich itzo noch weniger große Redner und Dichter, die einen großen Helden anständig beschreiben und besingen können; als Helden, die solche Ehre verdienen. Ist dieses, so trifft es noch itzo ein, was schon Cicero zu seiner Zeit geglaubet: daß die sparsame Natur, zwar auch an großen Feldherren nicht verschwendrisch ist; gleichwohl aber diese noch häufiger, als die großen Redner hervorbringet, die jene gebührend zu preisen vermögend sind.

Doch vieleicht war diesem deutschen Helden auch der Vorzug aufbehalten, von deutschen Rednern und Dichtern verewiget zu werden. Straßburg hat die Ehre erlanget, der Ort seines Begräbnisses zu seyn: und also hat dieses auch den Gelehrten der dasigen hohen Schule die schönste Gelegenheit gegeben, ihre Stärke in beyden freyen Künsten zu zeigen.

(*) Man sehe die sämmtlichen Lobreden Fleschiers, die von der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg

1749

gen. Wir haben auch wirklich drey Stücke zu leſen bekommen, womit das Leichenbegängniß dieſes Helden beehret worden. Zwey davon ſind Reden, und das dritte iſt ein Heldengedicht; wenn man dem Titel deſſelben glauben will. Von allen dreyen wollen wir eine Nachricht und Probe geben; damit, wo nicht die Stücke ſelbſt, doch einige Kenntniß davon auf die Nachwelt kommen möge. Was würden unſere Nachkommen von unſern Zeiten denken, wenn ſie bey einer ſo wichtigen Begebenheit, ganz achtlos und unempfindlich geweſen wären?

Die erſte, und wie es uns vorkömmt, die hauptſächlichſte Leichenrede, hat dem Herrn General Marſchall, Hr. D. Joh. Michael Lorenz, oberſter Prof. der Theologie, Domherr und Paſtor zu St. Thomas, in der neuen Kirche 1751 den 8 Febr. gehalten. Dieſe hat nun zwar zu ihrem Texte eben diejenigen Worte, die der berühmte Lobredner Fleſchier, in der Lobrede auf den großen Marſchall von Türenne gebrauchet hat: und alles Volk Iſrael traurete um Juda lange Zeit, und klagten ihn ſehr, und ſprachen: Ach! daß der Held umkommen iſt, der Iſrael geſchützet, und errettet hat (*). Allein ſonſt finden wir weder in der Art der Abhandlung noch in den Gedanken, noch in dem Ausdrucke die geringſte Aehnlichkeit. Kurz, es iſt eine Leichenpredigt; die zwar an ſich nicht ſchlecht, aber doch eine Predigt, und keine Rede iſt. Man weis

(*) 1749 in Siegertſchen Verlage ans Licht geſtellet hat; wo dieſe die 3te in der Ordnung iſt.

zur Gnüge, was in Deutſchland die lieben homiletiſchen Regeln der wahren Beredſamkeit für Hinderniſſe in den Weg legen. Es hat alſo vieleicht an dem Hrn. D. Lorenz, und an ſeiner Fähigkeit nicht gelegen, daß er kein Fleſchier geworden iſt. Will man eine Probe ſehen, ſo mag es der Anfang des zweyten Einganges ſeyn:

Sollte Jonathan ſterben, der ein ſolch groß Heil in Iſrael gethan hat? Mit dieſen Worten, Andächtige, nach Standes Gebühr hochgeehrteſte, und in dem Herrn Jeſu geliebte Zuhörer, widerſetzte ſich dorten das ganze Volk Iſrael dem ungerechten Todesurtheile, ſo der König Saul an ſeinem tapfern Kronprinzen Jonathan, der einen vortheilhaften Sieg erfochten hatte, vollziehen ſollte. 1 Sam. 14. Sollte Jonathan ſterben, fragen ſie, der ſo groß Heil in Iſrael gethan hat? und antworten: das ſey ferne! Sie hielten gänzlich dafür, es wäre die größte Unbilligkeit, daß ſolch ein heldenmäßiger Prinz, als Jonathan einer war, ſo frühzeitig ſein Leben enden ſollte; daß ſie vielmehr glaubten, daß, wenn er auch ſchon das Leben verſchuldet hätte, er doch, wegen dem großen Heile, das ſeine Tapferkeit dem ganzen Iſrael verſchaffet, verdienet, daß man an ein Sterben bey ihm nicht gedenke, zumalen in ſo jungen Jahren, da man noch mehrere Heldenthaten und größeres Heil ſich von ihm verſprechen dörfte.

Doch genug. Man ſieht wohl, daß es eine Predigt iſt; die folglich nicht für uns gehöret. Das zweyte Stück hat zur Ueberſchrift: Lobrede ꝛc.

und

und iſt gleichfalls den 8ten Febr. 1751 in der neuen Kirche gehalten worden, von D. Johann Leonhard Fröreißen, P. P. Domherrn, des Kirchen-Convents Präſid. und Paſt. primar. Dieſe Rede aber iſt ſehr kurz, und füllet noch nicht 6 ganz kleine Quartblätter. Man ſieht alſo auch daraus ſchon, daß ſie viel zu enge eingeſchränkt iſt, als daß ſie ein vollſtändiges Lob des großen Marſchalls von Sachſen in ſich faſſen könnte. Was könnte auch der größte Redner von der Welt in einem ſo engen Zeitraume, den eine Viertelſtunde in ſich ſchließt, (denn länger hat dieſe Rede nicht gedauret) großes oder merkwürdiges ſagen? Wir ſprechen dadurch dem Hrn. D. Fröreiſen die Fähigkeit eines Redners gar nicht ab. Es ſind verſchiedene ſchöne Stellen darinn, die ſeinen Geiſt zeigen; ob es wohl im Anfange nicht gleich erſcheinet. Dieſer nämlich klingt ein wenig matt: das übrige aber hebet ſich mit mehrerem Geiſte; ſoviel ſich eine bloße, und zwar ſehr kurz gefaßte Erzählung heben kann. Wir ſagen mit Bedachte, eine Erzählung: denn es iſt hier, ſo zu reden, nichts als ein Lebenslauf zu finden. Wir wiſſen wohl, daß eine Lobrede nothwendig auch die hiſtoriſchen Umſtände der Heldenthaten, und folglich des Lebens eines Helden enthalten muß: allein ſie müſſen doch ſo in die Gedanken und Vernunftſchlüſſe eines Redners eingeflochten werden, daß ſie gleichſam nur den Grund der Beweiſe, von der Vortrefflichkeit deſſelben, an die Hand geben. Hier ſtehen ſie aber nur bloß und uneingekleidet: man bauet nichts auf ſie; ſondern

bricht wider Vermuthen ab, wenn man noch viel Schönes von einer jeden hätte ſagen können.

Wir haben uns unter andern gewundert, daß man zwar auf dem Titel, den Grafen, einen Herzog von Curland genennet; in der Rede aber mit keiner Sylbe daran gedacht, wie er zu dieſem Titel gekommen. Dieſes würde gewiß ein Fleſchier nicht übergangen haben. Welch eine treffliche Gelegenheit hätte das nicht geben können, von einer freyen Wahl des curländiſchen Adels; von der beſondern Liebe gegen den hochſeligen Marſchall, die der Grund davon geweſen; und ſeinem großmüthigen Bezeigen bey der ganzen Sache zu reden! Allein dieſe ſo ſchöne Stelle ſeines Lebens, die der allerſchönſten Rednerfarben fähig geweſen wäre, iſt gänzlich übergangen worden.

Nun iſt es Zeit, auf das Gedicht zu kommen, deſſen ganzer Titel ſo lautet: **Dem berühmten Helden dieſer Zeit, dem tapfern Moritz Grafen von Sachſen, erwählten Herzog in Curland und Semgallen** (hier ſteht Semigallien) **betrauerten Marſchall und General Feldherrn in Frankreich, widmet an dem Tage deſſen prächtiger Beyſetzung, in Straßburg, den 8. Hornung 1751. zu dem Beytrage Seiner Verewigung dieſes Heldengedicht, David Andreas Schneller.** Straßburg, in der ſchnelleriſchen Behauſung, auf dem Fiſchmarkte.

Da der Hr. Verfaſſer und Verleger dieſes Stückes uns die gute Abſicht, die er bey demſelben gehabt, ſo treuherzig entdecket, nämlich zur Verewi-

ewirkung des Marſchalls das Seinige beyzutragen; ſo iſt es ſchon der Mühe werth, das Mittel ein wenig näher zu betrachten, womit er ſolches zu thun geſuchet. Er nennet es ein Heldengedicht; und wir geſtehen es, daß wir ſolches nicht gewahr geworden wären, wenn er es uns nicht geſagt hätte. Es iſt wahr, daß es von einem Helden handelt: allein wir zweifeln, ob dieſes genug iſt, ein Heldengedicht auszumachen. Trauerſpiele, Grabſchriften, Elegien, ja auch Satiren, können wohl von Helden handeln; und doch keine Heldengedichte ſeyn. Selbſt Oden können das Lob eines Helden beſingen; und doch den Namen eines Heldengedichtes nicht verdienen. Wir wiſſen nicht, ob es in Straßburg anders iſt. Doch wir müſſen unſere Leſer ſelbſt urtheilen laſſen. So hebt der Verfaſſer an:

Welch ein brummendes Getöſe ſchällt und murmelt in der Luft,
Wie der Klang der Todenglocken, bey Eröffnung einer Gruft!
Welch ein ſchmetterndes Gekrach, wie der Schall der Mordmetallen!
Welch ein nebelgleicher Dampf! welch ein wiederholtes Knallen!
Welch Geklepper raſcher Pferde! welch — was ſauſt mir in das Ohr!
Bürger, eilt, und kommt der Flamme durch geſchwinde Hülfe vor.
Was ſeh ich? welch belebt Gewimmel
Bewegt ſich ſchnaufend durch die Stadt?
Und was erregt ein ſolch Getümmel,
Das ſo viel Fremdes in ſich hat?

Nein,

Nein, es ſind keine Feuerflammen.
Es ſcheint was Wichtigers zu ſeyn.
Die ganze Stadt läuft ja zuſammen:
Der Raum der Gaſſen wird zu klein.
O Anblick! ſeht, hier iſt = = = hier iſt der Knopf entbunden.
Ein kriegeriſcher Hauf geht traurig und gemach
Vor einem Wagen her, mit ſchwarzem Flor umwunden,
Und Leid und Bangigkeit folgt ihm zu Haupten nach.
Man bringt, = = = ach kann ich es auch vor Beſtürzung ſagen?
Man bringet Sachſens Leib erblaßt daher getragen.

Wenn unſere Leſer nicht wiſſen, woran ſie ſind, nachdem ſie dieſe erſte Strophe, des vorgeblichen Heldengedichtes geleſen haben; ſo können wir es ihnen nicht verdenken: denn wir wiſſen ſelber nicht, was wir daraus machen ſollen. Iſt es trochäiſch, oder jambiſch? Iſt es eine Epopee, Ode, oder Elegie? Es hat von allem was, und iſt doch keines: ſo wie es vormals im Fabelreiche eine Chimäre gegeben, die am Kopfe, wie ein Löwe, am Schwanze, wie ein Drache, und am Leibe, wie eine Ziege, geſtalt; und doch weder ein Löwe, noch eine Ziege, noch ein Drache war. Dieſes vermeynte Heldengedicht iſt alſo eine poetiſche Chimäre, welches von ferne brummt, wie ein Löwe; in der Mitte ſchnaufet, wie eine Ziege; und einen langen Schwanz matt daher ſchleppt, wie ein Drache.

Wir ſind nicht geneigt, eine Kritik darüber zu machen; ſonſt müßten wir jeder Strophe etliche Blätter widmen: und da ihrer 21 ſind, ſo könnte es uns etliche Bogen koſten. Wer würde uns aber dafür

Die Deutſche Poeſie war ganz und gar verlohren,
Wir wuſten ſelber kaum von wannen wir gebohren:
Die Sprache, für der vor viel Feind erſchrocken ſind,
Vergaſſen wir mit Fleiß und ſchlugen ſie in Wind.
Bis euer groſſes Herz iſt endlich ausgeriſſen,
Und hat uns klar gemacht, wie ſchändlich wir verlieſſen,
Was allen doch gebührt. Wir redten gut Latein,
Und wollte keiner nicht vor Deutſch geſcholten ſeyn.

Und bald hernach:

Ich auch, weil ihr mir ſeyd im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutſch werd erlangen,
Will meinem Vaterland eröffnen rund und frey,
Daß eure Poeſie der meinen Mutter ſey.

Sein Exempel erweckte bald viele andere geſchickte Köpfe zu einer unverdroſſenen Nachfolge. Unter dieſen iſt **Auguſt Buchner**, zu Wittenberg, von welchem **Flemming** irgendwo *) geſchrieben:

Iſt Buchner nur nicht todt, ſo lebet Opitz noch;

leicht der vornehmſte. Von dem Lobe der übrigen, als des **Dietrichs von Werdern**, **Andreas Tſchernings**, **Paul Flemmings**, **Chriſtoph Colers**, **George Philipp Harsdörfers**, **Johann Riſtens**, **Juſtus George Schottels**, und vieler anderer, zum Theil angeſehener **Mitglieder der Fruchtbringenden Geſellſchaft**, will der Verfaſſer, als damals Lebender, nichts gedenken, weil ſie ſeines Preiſes nicht bedürften; ſondern meldet nur noch mit zwey Worten; daß erſt in dem verwichenen Jahr (1653.) **Caſpar Ziegler** zu Leipzig die **erſten Madrigale** in unſerer Sprache verfertiget habe.

IX.

*) Flemmings Gedichte, p. 189.

dafür danken? Wir überlaſſen alſo unſern Leſern die Mühe, entweder aus dieſer Klaue den Löwen zu beurtheilen; oder ſich das Gedicht ſelbſt anzuſchaffen, und ſich an dem Uebrigen auch zu beluſtigen.

Wir eilen zu einem franzöſiſchen Gedichte, das auf eben dieſen Todesfall in Dresden gemacht, hier aber nachgedruckt worden. Der Titel heißt: La Mort du Marechal, Comte de Saxe, Poëme. *Veritati et Virtuti.* A Dresde. 3 Bogen in 4.

Die Zueignungsſchrift iſt à la françoiſe, *Au Roi* gerichtet; doch ohne im geringſten zu ſagen, ob es der König in Frankreich, der König in Pohlen, oder der König in Preußen ſeyn ſoll: denn, wie bekannt iſt, ſo hat auch dieſer den verſtorbenen Marſchall ſehr hoch geſchätzet; und ſeinen Tod bedauret. Der Zweifel wird noch größer, wenn man lieſt, daß der Verfaſſer ſich unterſchreibt, D'ARNAUD; da man denn ſieht, daß er eben derſelbe junge Dichter iſt, der vor etwa einem Jahre mit ſo großen Vortheilen nach Berlin gerufen, in die Akademie aufgenommen, und mit verſchiedenen Gnadenbezeigungen überhäufet; aber auch in ſechs Monaten wieder mit Ungnade weggeſchicket worden. Wir wiſſen auch, daß derſelbe mit flehentlichen Briefen, als ein Ovidius ex Ponto, aus Dresden nach Berlin geſchrieben, und über die Verläumdungen bitterlich geklaget, die ihm Ungnade gebracht haben. Man ſagt, daß dieſe Klagen einen berühmten franzöſiſchen Dichter betråfen, der vieleicht denken mag: ſo wie der Himmel nur eine Sonne haben kann; ſo

könne auch ein Hof nur einen einzigen Poeten ertragen. Der Inhalt des Gedichtes iſt dieſer:

Die Süßigkeiten des Friedens werden beſchrieben: doch dieſe verzärteln den Heldenmuth des Marſchalls, Grafen von Sachſen, nicht. Die Raſerey des Neides wird abgeſchildert, ſowohl, als der Tempel des Todes. Der Neid ruft dieſen um ſeinen Beyſtand an. Es wird eine Verſchwörung wider das Leben des Helden gemacht. Sein Tod erfolgt; und ſeine Vergötterung macht den Beſchluß.

Man ſieht aus dieſem kurzen Inhalte, daß der Dichter nicht Willens geweſen, alle Thaten des Helden zu preiſen; ſondern nur ſeinen Tod auf eine poetiſche Art zu entwerfen. Die Art, womit er ſolches gethan, iſt edel und erhaben. So hebt er an:

Le Démon de la Guerre aſſis ſur ſes Drapeaux,
Le Front ceint d'Oliviers, mèlés aux doux Pavots,
De ſa tranquile Main laiſſant tomber ſes Armes,
Dans le Sein de la Paix dépoſoit les Allarmes,
Et replongeoit enfin la Diſcorde aux Enfers.
Ainſi le fier Tiran de l'Empire des Mers,
Eclairciſſant ce Front chargé des noirs Orages,
Permet qu'un Calme heureux ſuccede à ſes Ravages.
Les Plaiſirs, & les Arts, qu' effraïent les Combats
Compagnons de la Paix, revoloient dans ſes Bras.
Ceres ne craignoit plus qu'une Main inſolente
Ravît à ſes Guérets leur Richeſſe naiſſante;
Et Flore en fouriant voïoit briller des Fleurs
Qui cédant au Printems l'Email de leurs Couleurs,

Avides

Avides d'aquitter leurs utiles Promeſſes,
Aſſuroient à l'Eté de fécondes Largeſſes.
Dans ſon humide Char, couronné de Roſeaux,
Effleurant le Criſtal de ſes paiſibles Eaux,
L'Elbe s'applaudiſſoit d'un auguſte Himénée,
Tandis que dans ſon Cours la Seine fortunée
Alloit redire aux Mers le Nom cher & ſacré ;
Le Nom de ce Grand Roi de l'Europe adoré.
Tout goutoit les Douceurs que la Fille d'Aſtrée
Entraine ſur ſes Pas de la Voute azurée.
La Paix, l'aimable Paix verſoit dans tous les Coeurs
D'un calme ſéduiſant les heureuſes Langueurs.
Le Vengeur des François, ce Saxon, dont la Gloire
Retracera toujours l'immortelle Mémoire,
Maurice enfin lui même, endormant ſa Valeur,
Laiſſoit le doux Repos enchainer ſon Ardeur.
Ce n'etoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui trainant après ſoi l'horreur des funérailles,
Miniſtre redouté des Arrêts du Deſtin,
Dans des Ruiſſeaux de Sang plonge ſes Bras d'airain,
Court porter l'Epouvante aux Villes allarmées,
Et d'un Souffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars careſſé par la belle Cipris,
Sur ſon terrible Front ſe joüoit le Souris,
De Plaiſirs innocens une Troupe agréable
Diſputoit à ſes Mains le Glaive formidable,
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de Fleurs qui renaiſſoient toujours,
L'autre dans un Tableau digne de ſon Courage,
Des Champs de Fontenoi lui préſentoit l'Image,

Celui

Celui ci demandoit que ſur ce Front guerrier
Son Bandeau ſuccedât au Caſque trop altier,
Celui là qu'excitoit une enfantine Audace,
Vouloit que ſon Flambeau du Glaive prît la place.

Mehr leidet der Raum nicht. Sollen wir aus dem Folgenden auch etwas anmerken: ſo mag es die Stelle ſeyn, wo er die Schutzgeiſter von Frankreich und Sachſen in lange Trauermäntel kleidet; ein Hábit, den ihnen das Alterthum gewiß nicht beygeleget hat:

Le Genie immortel qui preſide à la France,
Et celui dont la Saxe adore la Puiſſance,
Dépouillant les Atours du Luxe et de l'Orgueïl,
De Ciprés couronnés, *en longs manteaux de deuïl* etc.

Zum Beſchluſſe führt er des Marſchalls Geiſt noch redend ein, ſo daß er den Franzoſen verſpricht: künftig im Kriege, allezeit auf ihren Fahnen zu ſitzen, und den Stolz ihrer Feinde zu ſchanden zu machen:

„O Saxe, te vous, o France! auſſi chere à mon Coeur,
„Banniſſés toutes deux une vaine Douleur;
„Les Dieux m'ont élevé parmi ces grandes Ames,
„Qui brulant comme moi de genereuſes Flâmes,
„Ont ſu par un Eſſor au deſſus de l'Humain,
„De l'Immortalité ſe fraïer le Chemin.
„Au coup qui m'a frappé, France, ſois moins ſenſible;
„Je veille encor ſur toi, mon Génie invincible
„Sur tes Drapeaux brillants ſera toujours aſſis,
„Et confondra l'Orgueil de tes fiers Ennemis.

Es war billig, daß ein Held, der Deutſchland, ſo zu reden, abtrünnig geworden, und, wie ein Coriolan, zu ſeinen Feinden übergegangen, um dieſelben groß machen zu helfen, auch von einem Franzoſen beſſer, als von deutſchen Federn, erhoben würde.

* *

VII.

Verſuch,

die unterſchiedlichen Bedeutungen des Wörtchens Bis auszufinden und zu beſtimmen.

Es iſt wohl kein Wort in der deutſchen Sprache, welches ſo vielerley Bedeutung fähig wäre, als das Wörtchen Bis. Bald bezeichnet es eine Zeit, bald einen Ort, bald eine Perſon, bald eine Sache, bald eine Abſicht, bald eine Bedingung ꝛc. bald ſchleußt es alles dieſes ein, bald wird alles dieſes von demſelben ausgeſchloſſen. Da ich hierüber meine Gedanken habe, ſo glaube ich nicht, daß ich mich mit Klaubereyen beſchäfftige: allermaßen in der heil. Schrift ſelbſt von dem wahren Verſtande dieſes Wörtchens vieles abhängt. Matth. 1, 25. Ob Joſeph, nach der Geburt Chriſti, die Maria ehlich geküſſet: Matth. 18, 34. ob der Knecht im Evangelio aus dem Schuldthurme losgekommen ſey oder nicht? muß ſich nach dem Verſtande dieſes Wörtchens beantworten laſſen.

Ich werde einen Verſuch wagen, den vielfältigen Gebrauch dieſes Wörtchens namhaft zu machen. Bin ich vieleicht noch nicht ſo glücklich, die wahren Kennzeichen einer richtigen Beſtimmung anzugeben; ſo kann mein Unternehmen doch dazu dienen, daß ein Sprachverſtändiger dieſes zu Stande bringt.

Meines Erachtens bleibt dieß Wörtchen für ſich, allezeit zwey- und mehr deutig: und ich ſehe nur zwey Wege vor mir, daſſelbe zu beſtimmen.

Einmal muß der Zuſammenhang der Rede ausweiſen, was es hier und da für eine Bedeutung habe; und ſo lange der ordentliche Sprachgebrauch deſſen Bedeutung zu Tage legt, ſo lange iſt es nicht erlaubt, zu künſteln. Daß man alſo die hiſtoriſche Nachricht: Joſeph erkannte Marien nicht eher, bis ſie ihren erſten Sohn gebahr, alſo erklären will: daß Joſeph Marien niemals erkannt habe; dieſes, deucht mir, iſt dem natürlichen Wortverſtande ſchnurſtracks entgegen.

Ich muß mich über eine gewiſſe Randgloſſe verwundern, welche, um dieſen Ort verneinungsweiſe zu erklären, ſich auf eine Redensart 1 B. Moſ. 8, 7. beruft. Ich bin ſo ſcharfſichtig nicht, einen Beweis hieraus zu nehmen. Es heißt: Noa ließ einen Raben ausfliegen, der flog immer hin und wieder her, bis das Gewäſſer vertrocknete auf Erden. Was heißt das anders, als: der Rabe, (welcher an Flug und Hunger mehr als eine Taube ausſtehen konnte) flog hin und wieder

her:

her; er ſuchte einen Ort, wo er bleiben möchte: und da er ihn nicht fand, flog er wieder her, und mag ſich wohl mehr als einmal auf den Kaſten geſetzt haben. Kurz! es wird nicht ausdrücklich gedacht, daß der Rabe hätte wiederkommen ſollen; ſondern das Wörtchen Bis, gehet lediglich auf den Flug des Vogels und auf die Beſchaffenheit des Waſſers. Er flog alſo ſo lange hin und wieder her, bis das Gewäſſer vertrocknet war, hernach ruhete er. Ich ſehe nicht, daß ſich dieſes auf jene Erzählung ſchicken ſollte.

Es iſt demnach der Zuſammenhang einer Rede nur in ſo weit fähig, die Bedeutung dieſes Wörtchens zu beſtimmen, als der Verſtand und Zuſammenhang keinen Zweifel unterworfen iſt. Wenn aber der Misverſtand eben von dieſem Wörtchen entſteht; ſo iſt es nöthig nähere Beſtimmungszeichen ausfündig zu machen.

Dieſes iſt der andere Weg, welchen ich zu ſuchen Vorhabens bin: und welcher um ſoviel mehr Schwierigkeiten unterworfen iſt, als Zuſätze dieſes Wortchen erleidet. Jedoch dieſe Zuſätze und gleichgültige Redensarten ſind das einzige Mittel es zu unterſcheiden.

Es ſcheint, wie geſagt, dieſes Wörtchen ſo wohl etwas ein- als auszuſchließen. Z. E. bis Oſtern, bis Leipzig, bis Chriſtum. Sage ich aber: bis an Oſtern, bis an Leipzig, bis an Chriſtum; ſo heißt dieſes ganz was anders, als wenn ich ſage, bis auf Oſtern, bis auf Leipzig, bis auf Chriſtum. Oder: bis

nach Oſtern, bis hinter Leipzig, bis über Chriſtum hinaus. Inzwiſchen wird allemal durch dieſes Wörtchen etwas eingeſchränkt. Alſo: bis Oſtern, Leipzig, Chriſtum, heißt: nicht weiter als bis Oſtern, Leipzig ꝛc.

Ich werde demnach den vielfältigen Verſtand dieſes Wörtchens kenntlich zu machen, die unterſchiedlichen Umſtände, worinnen es vorkommt, zu zergliedern, und ſo viel ich kann, deſſen Unterſcheid durch nothwendige Zuſätze oder Verſetzung zu beſtimmen ſuchen. Und da es in der deutſchen Bibel ſo gar vielmal vorkömmt; ſo werde ich in Anführung ſolcher Stellen, nicht ſparſam ſeyn.

Das Wörtchen Bis zeiget eine Zeit an, und wird meiſtens hiſtoriſch gebraucht. Und zwar

A. In Bezeichnung einer beſtimmten Zeit a) deren Dauer alsdann aufhöret, oder b) wo das, was vorher geſchehen, nicht mehr geſchieht c) oder was nicht geſchehen ſollte, nunmehr geſchieht, oder d) wo das Gegentheil von einer Sache nachmals wirklich wird. Dieſes iſt die natürliche Bedeutung des Worts, ſo wohl bejahungs- als verneinungsweiſe, und heißt eben ſoviel, als: nicht eher bis, ſo lange bis ꝛc. Exempel werden die Sache klar machen.

a) Die Zeit dauret nach der Meynung der mehreſten Gelehrten (ſo lange) bis zur Ewigkeit. Das heißt hernach nicht mehr.

b) Die Römer ſiegten (ſo lange) bis ſie wollüſtig wurden, d. i. hernach nicht mehr.

Vergleich, 1 B. Moſ. 3, 19. C. 8, 7. c. 24, 21. C. 50, 3. Matth. 2, 9. 13. 1 Cor. 11, 26. 1 B. Moſ. 32, 24.

c) Troja

c) Troja konnte nicht (eher) eingenommen werden, bis ihr Palladium verlohren gieng. D. h. es ward hernach eingenommen.

Vergleich, 1 B. Moſ. 49, 10. 2 B. Moſ. 34, 34. 1 Sam. 1, 22. Matth. 1, 25. C. 17, 9. Luc. 2, 80. C. 15, 8 C. 24, 49. Gal. 4, 2. Offenb. Joh. 7, 2. C. 15, 8.

d) Die Nacht dauret (ſo lange) bis der Tag anbricht. D. i. die Nacht vergeht, der Tag bricht an.

Vergleich. 2 B. Moſ. 17, 12. C. 18, 13. Ruth. 2, 23. Jer. 32, 5. Marc. 6, 10. Gal. 3, 19.

B. Ferner wird Bis auch gebraucht, in Bezeichnung einer unbeſtimmten Zeit a) deren Dauer nicht aufhöret, wenigſtens b) durch die Beſtimmung nicht gehoben wird, c) oder über das Ziel, welches das Wörtchen Bis zu ſetzen ſchien, hinaus reicht, d) und deſſen Gegentheil nicht erfolget. Es zeiget alsdenn nur einen gewiſſen Zeitpunkt oder Zwiſchenumſtand an, und möchte ſo viel heißen, als: auch ſo lange als, auch bis, auch nicht bis, immittelſt daß, während der Zeit, als ꝛc. immerzu ꝛc.

a) Die Corſen ſind bis dieſe Stunde (immerzu) unruhige Köpfe, d. i. es iſt keine beſtimmte Zeit, daß ſie es nicht ſeyn werden.

Vergleich. Matth. 26, 36. C. 27, 8. Act. 2, 29. C. 23, 1. 1 Cor. 4, 11. 2 Cor. 3, 15. Phil. 1, 6. 1 B. Moſ. 19, 37. Pſ. 19, 7. Pſ. 44, 14.

b) Sam. 15, 35. Und Samuel ſah Saul nicht mehr (auch nicht) bis an den Tag ſeines Todes.

Vergl. Matth. 26, 29. C. 28, 20. Klagl. 4, 17.

c) Act. 3, 21. Welcher muß den Himmel einnehmen, bis auf die Zeit (immittelſt daß) da wiederbracht werde, alles was Gott geredet hat.

Vergl. Matth. 24, 34. Luc. 17, 8. 27. Joh. 21, 22. Num. 10, 21. C. 14, 33. 1 Judic. 6, 18. 1 Sam. 2, 5.

d) Penelope hielt ſich eingezogen, bis ihr Gemahl wiederkam; d. h. während der Zeit. Es folgt nicht, daß ſie hernach ausgelaſſen geworden. Oder es muſte ſtehen: ſie hielt ſich nur (bloß) eingezogen bis ꝛc.

Vergl. Matth. 14, 22. Act. 7, 45. C. 8, 40. 1 Tim. 4, 13. 1 B. Moſ. 43, 25. Num. 20, 17. C. 35, 12. Cantic. 3, 4.

II. Zeiget das Wörtchen Bis auch eine Bedingung an. Und zwar iſt dieſe entweder:

C. Eine Bedingung, welche möglich iſt, und geſchehen kann, wodurch es geſchieht, daß, wenn die Bedingung a) gehoben, oder b) erfüllet wird, oder c) das Bedungene aufhöret; auch alsdann das Wörtchen Bis ſeine Beſtimmung erhält. Es iſt dieſes bejahungs- und verneinungsweiſe zu verſtehen; und heißt ſo viel, als: Bis daß, bis dahin, bis daß nicht, es wäre denn ꝛc.

Vergl. Luc. 13, 8. 1 Cor. 11, 26.

a) Bis ich wiederum heirathe, ſollſt du meine Wirthinn ſeyn, d. h. hernach nicht mehr.

Vergl. Matth. 23, 39. Gen. 27, 44. C. 38, 11. Lev. 22, 4. Num. 6, 5. Joſ. 1, 15. 1 Sam. 9, 13.

b) Ich werde dich ſtrafen, bis du gehorſam werden, und deine Pflichten beobachten wirſt.

Vergl. Luc. 12, 59. Gen. 19, 22. C. 24, 33.

c) Cajus ſoll jährlich tauſend Thaler haben, bis er ſich verheirathet. D i. Es wäre denn, daß er ſeinen freyledigen Stand verließe. Vergl. Act. 23, 21.

D. Oder eine Bedingung, welche a) an ſich unmöglich, oder b) nicht zu erwarten iſt, oder c) nicht erfüllet wird. Dieſe Bedingung iſt als nichts anzuſehen, und bejahet, oder verneinet eine Sache ſchlechterdings, oder hypothetiſch: das heißt ſo viel, als:

IX.

Johann Miltons Verluſt des Paradieſes, ein Helden-Gedicht in ungebundener Rede überſetzet.

Zürich, gedruckt bey Marcus Rordorf, 1732. in 8. 240. Seiten.

WIr haben neulich verſprochen, von der neuen Uberſetzung Miltons zu handeln, die uns Herr Prof. Bodmer in Zürch zu liefern angefangen. Itzo halten wir unſer Wort, und werden das meiſte von den allgemeinen Nachrichten dieſen Engliſchen Dichter betreffend, vorüber gehen können. Es war allerdings zu wünſchen, daß dieſer groſſe Poet, nachdem er in der neulich erwehnten poetiſchen Uberſetzung in Deutſchland ganz ins Vergeſſen gerathen war, unſern Leuten auf eine beſſere Art bekannt gemacht würde. Eine proſaiſche Uberſetzung war hierzu das bequemſte Mittel; wie denn auch die Franzoſen ſich mehrentheils mit dergleichen Dollmetſchungen alter und ausländiſcher Poeten zu behelfen pflegen. Der Zwang den das Deutſche Sylbenmaaß nebſt den Reimen einem Uberſetzer verurſachet, läßt es nicht zu, daß er allezeit bey dem Buchſtaben bleibe, und niemals den Grundtext verlaſſe. Eben dadurch aber bekommt man weder alle Schönheiten, noch alle Fehler eines fremden Poeten in ſeiner Sprache zu leſen. Es iſt immer etwas darinne verſchlimmert, etwas auch wohl verbeſſert worden.

Herr Prof. Bodmer erinnert in ſeiner Vorrede, daß Milton in Deutſchland noch vor weniger Zeit nur als

ein

alse wenn, geſetzt, nicht ſo bald, als, und wenn auch ꝛc.

a) Du ſollſt meine Gnade ſo lange haben, bis du wirſt Flügel bekommen, d. h. immer.

Vergl. Matth. 18, 30. 44.

b) Matth. 5, 18. Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht vergehen der kleinſte Buchſtab vom Geſetze, bis daß es alles geſchehe. D. h. Es müßte Himmel und Erde vergehen, ehe der kleinſte Buchſtabe vom Geſetze unerfüllt bliebe.

Eſ. 22, 14. Was gilts, ob euch dieſe Miſſethat ſoll vergeben werden, bis ihr ſterbet? D. i. Wenn ihr in dieſer Miſſethat ſterbet, ſollte euch dieſe Miſſethat vergeben werden?

c) Matth. 10, 23. Ihr werdet die Städte Iſrael nicht ausrichten, bis des Menſchen Sohn kömmt. D. h. Des Menſchen Sohn wird eher kommen, als ihr ꝛc.

III. Wird dadurch ein Ort, oder Perſon, oder Zeitpunkt angezeiget, und zwar:

E. Mit Inbegriff a) des Orts, b) der Perſon, c) des Zeitpunkts, welchen das Wörtchen Bis bezeichnet; da es denn die Zuſätze leiden muß: Bis nach, gen, in, über, mit, zu, zu Ende, auf, oben an, hieher ꝛc.

Vergl. Gal. 4, 25. Gen. 10, 19. C. 13, 10. C. 14, 15. Exod. 12, 4. C. 34, 7. Num. 14, 19.

a) Bis (nach) Breßlau iſt ſeine Reiſe geweſen.

Vergl. Act. 11, 19.

Er iſt bis (in) Aſien gekommen.

Vergl. Marc. 14, 54. 2 Cor. 12, 2.

Er iſt bis drey Meilen gelaufen; d. h. über eine Weite von drey Meilen.

Bis (mit) Glatz geht das preußiſche Gebiethe.

Vergl. Matth. 22, 26. ſoll heißen, bis zum ꝛc.

Matth. 20, 8. C. 23, 35. Marc. 11, 20. C. 13, 27. C. 15, 38. Exod. 12, 29. C. 27, 5. 1 Sam. 7, 12. Hiob 2, 7. Joh. 2, 7.

b) Gen. 6, 7. Act. 13, 20. 2 Cor. 10, 13. ſoll heißen, bis zu euch ꝛc.

c) Matth. 11, 12. 13. C. 13, 30. C. 27, 45. Act. 1, 22. Jac. 5, 7. Num. 4, 3. Eſ. 5, 11.

F. Mit Ausſchließung a) des Orts, b) Perſon, c) des Zeitpunkts, da denn Bis verknüpft werden kann mit: an, nahe an, nicht weiter bis, dahin, gegen, nach ꝛc.

a) Bis an die Barrieren gehet die franzöſiſche Gränze.

Jeſus war bis (nahe an) Jeruſalem gekommen, als er Thränen vergoß.

Er iſt (nicht weiter) bis zum erſten Meilenmeſſer gegangen.

Bis (dahin) wo ſich der Markt anfängt, gehet die Straße.

Vergl. Act. 17, 14. Gen. 12, 6. Gen. 14, 6.

b) Bis zum (an das) Regiment der Könige reichten die Richter.

c) Matth. 27, 64. ſoll heißen, bis in den dritten Tag, weil ſie wußten, daß nach dreyen Tagen Chriſtus auferſtehen wollte, v. 63.

Luc. 1, 20. Act. 4, 3. Act. 10, 30. ſoll heißen, bis auf dieſe Stunde. Act. 20, 6. Exod. 40, 37. Nehem 13, 19. Eſ. 37, 3.

IV. Drückt das Wörtchen Bis auch eine beſondere Abſicht aus.

G. Als welches aus dem Zuſammenhange der Rede zu erkennen iſt. a) Iſt nun die Abſicht erreicht: ſo iſt die Bedeutung auch aufhörlich; oder b) die Abſicht dauert fort: ſo bedeutet das Wörtchen Bis keine Zeit, ſondern bloß die Abſicht, und heißt ſo viel, als: auf daß, womit, damit ꝛc.

a) Matth.

a) Matth. 12, 10. Das zerſtoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, bis er ausführe das Gericht zum Siege. Durch das Anſchauen wird der ſchwache Glaube aufhören, und folglich die Nachſicht des Herrn.
Vergl. Gal. 4, 19. Gen. 19, 11. C. 24, 19. C. 28, 15. Deut. 3, 3. C. 9, 21. Eſ. 6, 11. Jer. 9, 16.

b) Matth. 22, 44. Exod. 15, 16. 1 Sam. 15, 18. Prov. 7, 23. Cantic. 3, 4. 1 Cor. 15, 25. 2 Petr. 1, 19. Ebr. 4, 12.

V. Dienet das Wörtchen Bis zu einer

H. Erhebung (Exaggeration) der Rede, und zeigt weder einen gewiſſen Ort, noch Zeit, ſondern vielmehr einen Grad, Werth, oder Unwerth ꝛc. an; und heißt: ſo gar daß, ſo gar bis ꝛc.

Sey getreu bis in den Tod. Apoc. 2, 10. 26. Joh. 13, 1. 1 Cor. 1, 8. 2 Cor. 1, 13. Matth. 10, 22.

Er ward gehorſam, bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Vergl. Hiob 7, 19.

Er iſt bis zum Sterben verliebt.
Vergl. Matth. 26, 38. Marc. 6, 23.

Sein Ruhm geht bis zu den Sternen.
Vergl. Apoc. 18, 5. Deut. 1, 28. C. 4, 1. C. 13, 7. C. 30, 4. C. 32, 22.

Er hat ſich bis zum Narren ſtudirt.

VI. Bedeutet es ſchlechterdings eine

I. Ausnahme, Ausſchließung ꝛc. und heißt ſo viel, als: ausgenommen, außer ꝛc.

Z. E. Er hat mich bis auf 100 Thaler bezahlt.

Nachdem nun in der deutſchen Bibel ſowohl, als in andern Schriften, dieſes Wörtchen nicht immer ſo genau, als nöthig, beſtimmet, ja ich mag wohl ſagen, zuweilen verſchwendet wird: ſo wäre es dienlich, zu Vermeidung alles Misverſtändniſſes, ſich obangezeigter Zuſätze und Veränderungen jederzeit zu gebrauchen;

brauchen; und ſollte das Wörtchen Bis niemalen ganz allein ſtehen. Es würde alſo

1) zu Bezeichnung einer gewiſſen Zeit, welche eingeſchränkt werden ſollte, ſtatt eines ſchlechten Bis, nicht eher bis, ſo lange bis ꝛc. geſetzt werden.

2) Eine unbeſtimmte oder noch fortdauernde Zeit würde des Wörtchens Bis am beſten gar entbehren, und könnte man lieber: immer, Zeit Lebens nicht, gar nicht ꝛc. gebrauchen.

3) Bey einer möglichen Bedingung kann deſſen Bedeutung nicht zweifelhaft ſeyn.

4) Bey einer unmöglichen Bedingung aber, würden anſtatt Bis, obbenannte gleichgültige Redensarten den Verſtand der Rede nicht zweydeutig laſſen.

5) Etwas einzuſchließen, würde das (inclusive) mitbegriffen ꝛc. ſo wie

6) Etwas auszuſchließen (exclusive) ungerechnet, außer, ausgenommen ꝛc. aller Zweydeutigkeit begegnen.

7) In Bezeichnung einer Abſicht endlich, würden die Wörtchen: auf daß, womit, damit ꝛc. beſſere Dienſte thun.

So weit geht mein Verſuch; welchen ich um ſo viel lieber der Kritik der Sprachverſtändigen unterwerfe, als mir nicht wiſſend iſt, daß über das, ſo vielfältig vorkommende Wörtchen Bis, beſondere Unterſuchungen angeſtellet worden: beſonders, da, zur Erhaltung der Vollkommenheit einer Sprache, nöthig ſeyn will, ſich auch nicht ein einziges Wort entwiſchen zu laſſen.

Anonymus.

VIII. Ver-

* *

VIII. Verzeichniß

allerley neuer Bücher des vorigen Jahres, die in Paris und in Holland herausgekommen.

Lettres de Ninon de l'Enclos au Marquis de Sevigné. 12, à la Haye. 1750.

Abregé de Geographie Hiſtorique des Sept Provinces Unies par J. F. Fabre 8. à la Haye 1750.

Le Magnifique, Comedie en deux Actes, 8. à la Haye, 1750.

Theorie des Sentiments agreables. 8. Londres 1750.

Memoires Turcs ou Hiſtoire galante de deux Turcs, pendant leur ſejour en France etc. 8. 2 Vol. Frf. 1750.

Hiſtoire de Bertholde, contenant ſes Avantures, Sentences, bons Mots etc. et ſon Teſtament, 8. Haye, 1750.

Le Coſmopolite ou le Citoyen du Monde 8 Haye 1750.

Theatre de la Haye, ou nouveau Recueil Choiſi et melé des meilleures Pieces de Theatre François et Ital. 8. 3. Vol. Haye. 1750.

Lucina ſine concubitu. 8. Londres 1750.

Concubitus ſine Lucina. ibidem eodem anno. NB. Ein paar elende Werke müſſiger Köpfe, welche von dem verfallenden Geſchmacke zeigen, und nicht einmal die Schamhaftigkeit ihrer Leſer ſchonen.

Dictionnaire Etymologique de la Langue Françoiſe, par Mr. Menage fol. 2 Vol. Paris 1750.

Epitres diverſes ſur des Sujets differens 8. 2. Vol. Londr. 1750.

Eſprit des Loix. Geneve 4. 1750.

L'Homme ſingulier, Comedie en 5 Actes en vers par Mr. Destouches 8. Haye 1750.

Les Moeurs, Nouv. Edit. Amſt. 1750. 8.

Voyage et Deſcription du Temple de Cythere 12. 2 Vol. Amſt. 1750.

Hiſtoire Generale, Civile, Naturelle, Politique et Religieuſe de tous les Peuples du Monde, par l'Abbé Lambert 12. XV. Vol. Par. 1750.

L'Opera

L'Opera du Gueux, avec les Chanſons, trad. de l'Anglois de Mr. Gay 8. Lond. 1750.

Hiſtoire de MadUe de Cerni 8. Berl. 1750.

Clef des Sciences et des beaux Arts ou la Logique. Paris, 1750.

Hiſtoire Generale de la Pologne par le Cheval. de Soligнac. 12. 5 Vol. Paris 1750.

Amadis de Gaules 12. 4 Vol. c. fig. Par. 1750.

Le Caractere de Madame de P*** 8. Londres 1750.

Cythere aſſiegée. Opera Comique en un Acte par Mr. Favard. 8. Haye 1750.

Zeneidé Comedie en un Acte en Vers, avec un Divertiſſement par Mr. de Cahuſac. 8. Haye 1750.

Le nouveau Monde. Comedie par Mr. ***. 8. Haye, 1750.

Journaux des Sieges de la Campagne de 1746 dans les Pays bas, avec les Plans en Taille douce 8. Amſt. 1750.

L'Aimable petit Maitre, ou Memoires militaires galants de Mr. le Comte de G. P. 8. 1750.

Oeuvres de Mr. de Capiſtron 12. 3 Vol. N. Ed. Paris, 1750.

Hiſtoire du Droit Public Eccleſiaſtique François etc. par Mr. D. B. 4. 2 Vol. Londres 1750.

Chevalier des Etzars et la Comteſſe de Bercy Hiſtoire remplie d'Evenemens intereſſants 12. 2 Vol. Amſt. 1750.

Plans et Journaux des Sieges de la derniere Guerre de Flandres, par deux Capitaines Etrangers, au ſervice de France. 4. Strasb. 1750.

Philoſophe Chretien, ou Diſcours Moraux par Mr. Formey. 12 Leyde 1750.

Hiſtoire de la Princeſſe de Jaivan Reine de Mexique 12. Haye 1750.

Hiſtoire du Prince François Eugene de Savoye, 8. 5 Vol. Amſt. 1750.

Traité de l'Art Militaire dans la Fortification etc. ſelon Vauban par Meſſ. les Comtes de Matuſchkea 8. Bresl. 1750.

Conſeils inſtructifs d'une Dame à ſon Eleve, avec une Lettre d'une Mere à ſa Fille 8. Frf. 1750.

Petite

Petite Nouvelle Parisienne en 18. Paris 1750.

Roman de Callandre par Mr. de Calprenede 12. 10 Vol. Paris 1750.

Les Dons de Comus, ou l'art de la Cuisine reduit en pratique 12. 3 Vol. Paris 1750

Avantures de Joseph Andrews, et du Ministre Adams, trad. de l'Anglois de Mr. Fielding par l'Abbé des Fontaines 2. Vol. en 12. Lond. 1750.

Les Confessions d'un Fat, par Mr. le Chevalier de la B*** 8. 2 V. Frf. 1750.

Dialogues entre Hylas et Philonous, dont le but est de demontrer clairement, la realité et la perfection de l'entendement humain, la Nature incorporelle de l'Ame, et la Providence immediate de la Divinité, contre les Sceptiques et l'Athée etc. traduit de l'Anglois de G. Berkeley 12. Paris. 1750.

La Fable des Abeilles, ou les Fripons devenus honnêtes Gens. 12. 4. Vol. Londres. 1750.

La Force de l'Education, 12. 2 Vol. Lond. 1750.

Histoire de MUe Cronel, dite Fretillon, Actrice du Theatre de Rouen 8. 5. Vol. Haye 1750.

Histoire d'une Grecque moderne, par l'Abbé Prevot. 12. 2 Vol. Amst. 1750.

L'Impertinent, Comedie en un Acte, par Mr. Desmahis 8. Haye. 1750.

Introduction à l'Analyse des Lignes Courbes algebraiques par Gabr. Cramer Prof. en Phil. et Math. 4. Geneve. 1750.

Lettres de Bourseault 12. 3. Vol. Paris. 1750.

Memoires Critiques pour servir d'Eclaircissement sur divers points de l'Histoire Ancienne de Suisse par Mr. Louis de Bochat. 4. T. II. Lausc. 1750.

Le nouveau Monde Comedie par Mr. *** 8. Haye 1750.

Le Prix de Cythere, Opera comique 8. Haye 1750.

Theorie nouvelle de la Parole et des Langues, contenant une Critique abregée de tous les Grammairiens anciens et modernes. 12 Paris 1750.

* *

IX. Fabel.

Die Wölfe wohnten sonst bey allen zahmen Thieren,
Doch schien sie sonderlich der Schafe Volk zu rühren:
Sie nahmen es in Schutz, und gaben fleißig Rath,
Wenn dessen Einfalt sie um Hülf und Beystand bath.
Sie schienen sich auch oft viel Müh um sie zu geben.
Doch gieng die Absicht bloß auf ihrer Kinder Leben.
Man kennt die Wölfe wohl! In Wäldern und bey Nacht
Ward manches Lamm vermißt, manch Schäflein umgebracht.
Wer hatte das gethan? Konnt gleich in fernen Gründen
Die Mutter noch den Kopf, das Fell, die Beine, finden:
Gleichwohl gab sie die Schuld dem lieben Wolfe nicht.
Der kluge Vater nur war schärfer von Gesicht,
Und merkte den Betrug. Die List war leicht erfunden,
Er bath für sein Geschlecht, bey starken Fleischerhunden,
Sich eine Leibwacht aus; die sollt am Stalle ruhn:
So würde wohl kein Wolf den Lämmern Schaden thun.
Herr Phylax war bereit, dieß Aemtchen anzunehmen.
Die Schafe schienen sich der Obhut zu bequemen.
Allein was half der Fund? Der Hund war wirklich treu,
Sehr wachsam, trefflich stark, und tapfer noch dabey.
Die Schafe wußten wohl, daß er sie nie gebissen;
Wiewohl er manchem Wolf ein Ohr herabgerissen.
Das alles war umsonst: die Einfalt war zu groß,
Die Heerde gab sich selbst, wie sonst, den Wölfen bloß,
Und fragte sie um Rath. Was? riefen die, den Hunden
Die Lämmer abvertraun? Warum nicht gar geschunden?
Seht ihr die Zähne nicht, die euch ihr Rachen weist?
Wer steht euch nun dafür, daß Phylax sie nicht beißt?

Und

Und was bewegt euch wohl, nach solcher Hut zu streben?
Wozu ein Hund sich schickt, das ist auch uns gegeben.
Sind wir nicht gleicher Art, ja tapfrer noch, als sie?
Besorget keinen Neid: der Fehler trifft uns nie.
Wir sorgen bloß für euch und eurer Kinder Leben!
Doch wollt ihr ja die Hut den Hunden übergeben:
Gut, brecht zur Sicherheit ihm erst die Zähn heraus.
Die Schafe stimmten ein. Umsonst! es wird nichts draus!
Schrie Phylax überlaut. Mich ohne Zahn zu schauen?
Das hieße sich ja blind den Wölfen anvertrauen.
Die fräßen mich hernach, so leicht, als itzund euch.
Ihr guten Schafe bleibt an alter Einfalt reich.
Nur diese seh ich wohl hat euer Herz besessen:
Die Hälfte frißt bey euch, die andre wird gefressen.
Wer nicht entscheiden kann was falsch, was redlich ist,
Der wundert sich umsonst, wenn ihn der Falsche frißt.

* * *

Ihr Fürsten, merkt euch dieß, wenn euch die Kutten plagen:
Wer Hunde dingen will, muß nicht die Wölfe fragen.

* *

X. Nachricht von der Leipziger Schaubühne.

Wegen der eingefallenen Fastenzeit hat die Schaubühne die gewöhnlichen Lustbarkeiten einstellen müssen; außer, daß den 5ten dieses Monaths, wegen des einfallenden **Friedrichstages** eine einzige Vorstellung noch erlaubet gewesen. Dieses allen sächsischen getreuen Patrioten dreyfach theure Namensfest, ward durch ein besondres dazu verfertigtes Vorspiel, in Versen gefeyert;

gefeyert; welches von einem bekannten hiesigen Dichter, der sich aber dabey zu nennen unterlassen, verfertiget und dem Drucke überlassen worden. Die Aufschrift lautet so:

Sachsens getreueste Wünsche, nach der unlängst erfolgten glücklichen Vermehrung des allerhöchsten königlichen Hauses, bey der hohen Namensfeyer, dreyer allerdurchl. und durchlauchtigsten Friedriche, den 5ten März des 1751sten Jahres, als ein Vorspiel, auf der Leipziger Schaubühne aufgeführet, von dem königl. pohln. und churfürstl. sächs. Hofkomödianten Heinr. Gottfried Koch. 4. 2 Bog.

Die darinn aufgeführten Personen waren Apollo, Mercur, Saxonia, Thalia, und zuletzt das himmlische Schicksal, welches sich vom Himmel auf einen Wolkenthrone niederließ, die geschehenen gemeinschaftlichen Wünsche, für das höchste Wohl Sr. königl. Majestät, des durchl. Churprinzen königl. Hoheit, und den durchl. Erbprinzen desselben; imgleichen der königl. Churprinzessinn königl. Hoheit, durch eine gnädige Antwort zu erhören, und zu bestätigen. Die dabey angebrachte neue Verzierung des Theaters; in dessen hinterstem Theile das goldene große F in den Wolken schwebend erleuchtet war, fand guten Beyfall bey den Zuschauern: und die Pauken und Trompeten ließen sich bey dem Schlusse wacker hören.

Hierauf folgte das Trauerspiel Cato von Utika, des Hrn. Prof. Gottscheds, und ein Nachspiel in Versen, die durch einen Wechsel übermachte Braut. Die Menge der Zuschauer war dießmal außerordentlich groß: so gar daß eine große Anzahl, wegen Mangel des Platzes sich wieder zurück begeben müssen.

ein Bedienter des Cromwels, nicht aber als ein Poet bekannt geweſen; ja in Engelland ſelbſt, faſt ein halbes Jahrhundert, des ihm gebührenden Vorzuges habe entbehren müſſen. Mylord Sommers und Addiſon ſind die erſten geweſen, die ihn gleichſam aus dem Staube hervorgezogen: als welcher letztere in achtzehen Stücken des Spectators den Werth dieſes verlohrnen Paradieſes auf eine ſo überzeugende Art vor Augen geleget, daß es die Luſt der ganzen Engliſchen Nation geworden. Was ſonſt von dem Leben Miltons und andern Umſtänden dieſes Gedichtes in der Vorrede berühret wird, haben wir ſchon neulich erzehlet: nur was die Uberſetzungen deſſelben anlanget, finden wir noch etwas anzumerken. Wilhelm Hoghe, ein Schottländer, ſoll 1690. eine lateiniſche Umſchreibung der Miltoniſchen Schriften herausgegeben haben. Herr Zante hat dieſes eine insbeſondere in reimfreye Holländiſche Verſe gebracht; Herr von St. Maure hat es Franzöſiſch in ungebundener Rede; Herr Paul Rolli aber Italiäniſch, gleichfalls in eilfſylbigen Verſen überſetzet. Zugeſchweigen, daß Herr Magalotti und Anton Maria Salvini auch einige Stücke davon in ihre Sprache verdollmetſchet.

Von ſeiner eigenen Uberſetzung will der Herr Verfaſſer nicht viel ſagen, weil aus ſeinen vorigen Urtheilen ſchon erhellen kan, worauf er dabey ſeine Gedanken gerichtet. So viel iſt indeſſen wahr, daß wenn nach dem Geſtändniß der Engelländer, ihre Sprache ſelbſt unter dem Milton eingeſunken, und zu ſchwach geweſen, die erhabenen Gedanken ſeiner Seele in ihrer völligen Kraft vorzuſtellen; ſo hat in der That Herr Prof. Bodmer eine ſolche Stärke unſrer Sprache gewieſen,

Abbildung
Einer in metall gegossenen kleinen Figur, die auf einem Urnen-deckel, auf dem Hagelsberge vor Danzig ausgegraben worden.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Oſtermonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentiſſima quaeque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni ſunt, nec nihil optime, nec omnia præclariſſime, quisquam dicere (*ſcribere*) nobis videbatur.

I.

Bibliotheca antiqua Vindobonenſis Civica, ſeu Catalogus Librorum antiquorum, cum MStorum, tum ab inventa Typographia ad Annum usque M. D. LX. typis excuſorum, cum Annotationibus Hiſtorico-Literario-Criticis. Pars I. Libros Theologicos complectens. Viennæ Auſtriæ Typ. Kaliwodæ, 1750, in 4.

D. i.

Verzeichniß der Wieneriſchen Stadt-Bibliothek, ſowohl geſchriebener, als im erſten Jahrhunderte der Buchdruckerkunſt gedruckter Bücher. Erſter theologiſcher Theil.

Ungeachtet die theologiſchen Sachen eigentlich unſer Werk nicht ſind: ſo können wir doch dieſem Verzeichniſſe von ſeltenen theologiſchen Büchern eine Stelle hier nicht verſagen. Es iſt ſelbiges ein Theil der gelehrten Geſchichte, der Alterthümer, der Gelehrſamkeit, und der edlen Buchdruckerkunſt zu nennen. In dieſer Abſicht

nun gehören dergleichen Nachrichten auch für uns; und wir sind versichert, daß alle Kenner und Liebhaber der gelehrten Geschichte, den Auszug davon nicht ungern lesen werden.

Es ist ein besonderes Lob der Obrigkeiten ansehnlicher Städte, wenn sie auf öffentliche Büchersäle denken, und dadurch ihren gelehrten Mitbürgern, oder auch Fremden, Mittel darbiethen, in den Wissenschaften zuzunehmen. Wir sehen dieses als einen besondern Vorzug Deutschlandes an, daß darinnen nicht nur kaiserliche, königliche, churfürstliche und fürstliche Höfe; sondern auch so viel freye Reichs- und ansehnliche Handelstädte, die vortrefflichsten Bibliotheken gesammlet und eröffnet haben. Wir zählen zu denselben billig Altenburg, Augspurg, Berlin, Bremen, Breslau, Cassel, Danzig, Dresden, Erlangen, Frankfurt, Freyberg Gotha, Gera, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Halle, Hamburg, Hannover, Helmstädt, Jena, Kiel, Königsberg, Lauban, Lübek, Leipzig, Magdeburg, Marburg, Nürnberg, Prag, Rinteln, Rostock, Schulpforte, Stargard, Stetin, Straßburg, Tübingen, Thorn, Weymar, Wien, Wittenberg, Wolfenbüttel, Zittau, und Zwickau. Eine solche Menge deutscher öffentlicher Büchersäle macht gewiß alle benachbarte Länder, so sehr sie sich auch der blühenden Gelehrsamkeit rühmen, schamroth; ja sie erhebt unsere Zeiten unendlich weit, über die besten Jahrhunderte der alten Griechen und Römer: welche uns in diesem Stücke, wie in vielen andern, unstreitig einen ungemeinen Vorzug lassen müssen. Weder

Athen,

Athen, noch Rom, noch so viele andere Städte, wo man auch noch wohl Gelehrte und Schulen gehabt, haben durch die Sorgfalt ihrer Obrigkeiten, jemals öffentlich aufgerichtete Bibliotheken aufweisen können.

So sehr es also zu wünschen wäre, daß irgend ein in der gelehrten Geschichte wohlerfahrner Mann (dergleichen z. E. der berühmte Hr. Pastor Brucker zu Augspurg ist) uns eine zureichende Kenntniß, aller deutschen öffentlichen Büchersäle in einem mäßigen Bande, liefern möchte: eben so rühmlich ist es, wenn die Herren Bibliothekarii einzelner Bibliotheken, zum Voraus, von den ihrigen, die nöthigen Nachrichten bekannt machen.

Herr Secretarius Lambacher ist hier seinen sämtlichen Herren Collegen mit einem sehr löblichen Exempel vorgegangen. Da ihm die Aufsicht über die schöne Stadtbibliothek zu Wien aufgetragen war: so hat ers für seine Pflicht gehalten, die auf derselben befindlichen Schätze nicht zu vergraben, sondern zum gemeinen Nutzen bekannt zu machen. Es verbindet auch derselbe, mit dieser höchstlöblichen Unternehmung, alle zur Ausführung derselben nöthige Gelehrsamkeit und Belesenheit: und man sieht, daß er alle die Kenntniß in der gelehrten Geschichte besitzet, die zu dergleichen Nachrichten erfodert wird. Das, was er itzo liefert, ist nur der erste Theil des Verzeichnisses alter und seltener Bücher, die in der Wiener Stadtbibliothek befindlich sind: und wir wünschen, daß auch die übrigen bald nachfolgen mögen.

Die Abtheilung dieſes Bandes einigermaßen vorſtellig zu machen, müſſen wir unſerm Leſer die Hauptſtücke deſſelben bekannt machen. Das erſte enthält Bibeln, in allerley Sprachen, und was dazu gehöret: und zwar nicht nur die älteſten Ausgaben, und die wegen ihrer Schönheit, und Seltenheit, für rechte Kleinode der Bücherſäle gehalten werden; ſondern auch die Grundtexte, in hebräiſcher und griechiſcher Sprache, imgleichen diejenigen, die nach den ſchönſten Handſchriften abgedrucket worden, und alſo ſelbſt den übrigen Ausgaben zu Muſtern gedienet haben. Dazu gehören nun auch die kritiſchen Schriften, die Ausleger, die Verfaſſer der Concordanzen und bibliſchen Wörterbücher, die bibliſchen Geſchichtſchreiber, Dichter und Sprachlehrer: von welchen allen hier auch die ſeltenſten Stücke und Ausgaben erſcheinen.

Im zweyten Hauptſtücke ſtehen die Kirchenväter, und andere alte geiſtliche Scribenten, die entweder griechiſch, oder lateiniſch geſchrieben haben, entweder einzeln, oder zuſammen gedruckt worden. Hier findet man nun von den älteſten Ausgaben derſelben eine ſolche Menge, als man anderwärts ſchwerlich antreffen wird. Der Herr Verfaſſer machet hiebey in der Vorrede die Anmerkung, daß diejenigen Auflagen der Väter, die vor Luthers Zeiten gemacht worden, deswegen von beſonderm Werthe wären: weil ſie von allem Verdachte der Verſtümmelung und Verderbung frey wären; indem damals noch keine Urſache dazu vorhanden geweſen. Und freylich hat er darinnen recht. Denn

es

es ist bekannt genug, daß man von katholischer Seite, nach Luthers Zeiten, so manche Stelle aus den Schriften der Väter ausgestrichen, die von den Protestanten zu ihrem Behufe, und wider das Pabstthum gebrauchet werden konnten. Indessen kann es der Herr Verfasser selber nicht läugnen, daß auch in die Handschriften selbst sich manche Verderbnisse eingeschlichen, die auch wohl hernach im Drucke selbst fortgepflanzet worden. Er glaubt aber, daß Verstümmelungen dieser Art, nur aus Sorglosigkeit geschehen, und mehrentheils solche Stellen betroffen hätten, darauf nichts ankäme. Hingegen giebt er vor, daß in den Ausgaben der Väter, die nach Luthers Zeiten, und zwar von Evangelischen gemacht worden, auch in wichtigen Lehrpuncten und Glaubenssachen, mit Fleiß ganze Stellen ausgelassen worden.

Dieses mit einem merkwürdigen Beyspiele zu erläutern, beruft Herr Secr. Lambacher sich auf ein Gedicht des Lactantius, das zu Basel 1562 in einer Sammlung alter Kirchendichter herausgekommen. Daselbst sollte auf der 759sten Seite folgendes stehen:

Flecte genu, lignumque Crucis venerabile adora
Flebilis, innocuo terramque cruore madentem
Ore petens humili.

An dessen Stelle soll Fabricius Chemnicensis, homo Lutheranus, wie der Herr Verfasser schreibt, weil er diese seiner Lehre zuwider laufende Stelle nicht leiden können, in der Collectione Poetarum Veterum Ecclesiasticorum, am oben angezogenen

Orte, die Stelle folgendergeſtalt verſtümmelt haben:

Flecte genu, innocuo terramque cruore madentem
Ore petens humili.

Die ganze Beſchuldigung, die ſo gefährlich klingt, hier nur beyläufig, und einigermaßen abzulehnen, wollen wir nur Folgendes erinnern:

1) Iſt es gar wohl möglich, daß der ehrliche Fabricius ein ſo fehlerhaftes Manuſcript dieſes Gedichtes in Händen gehabt, welches er aufs ehrlichſte abdrucken laſſen, und alſo an dieſer Verſtümmelung keine Schuld gehabt. Der Herr Verfaſſer geſteht ja ſelbſt, daß es auch katholiſchen Ausgebern vor Luthers Zeiten oftmals ſo gegangen: warum hat es nicht auch evangeliſchen eben ſo leicht widerfahren können? 2) Iſt ja Lactanz der große Kirchenvater nicht, deſſen Anſehen ſo ſtark wäre, daß man aus ſeinen Worten etwas in Glaubensſachen beweiſen könnte. Was hätte es denn ein Evangeliſcher Urſache, eben ſeine Worte von der Anbethung des Kreuzes zu fürchten und auszuſtreichen? da wir in ſo vielen andern Schriften der ſpätern Kirchenväter, wohl noch andere Brocken nicht ſcheuen, ſondern redlich abdrucken laſſen. Und wenn alle Patres das Kreuz angebethet hätten: würde uns dieſes ſolche Abgötterey erträglich machen? 3) Iſt es nicht einmal wahr, und ausgemacht, daß obiges Gedicht: De Paſſione Domini; wirklich vom Lactanz ſey. Die beſten Kunſtrichter ſchreiben ſolches einem ungewiſſen Verfaſſer zu: wie ſelbſt der hochwürdige Hr. D. Walch

wiesen, daß man sagen könnte, daß Milton durch diese Verdollmetschung noch mehr Kraft und Nachdruck gewonnen habe; als er in seiner Muttersprache besitzt. Indessen hat es ihm aus Bescheidenheit beliebt, sich über den Mangel genugsamer Kundschaft in unserer Sprache zu beschweren, der doch in Absehen auf die Stärke und das Gewicht seiner überall prächtigen und erhabenen Ausdrückungen gewiß nirgends zu spüren ist. Sollte aber ja im Absehen auf die Zierligkeit der Wortfügung hier und dar etwas unterlaufen, so in reingewöhnten Deutschen Ohren rauh und wiedrig klinget, so wird dieses dem Vaterlande des Herrn Uebersetzers mehr, als seiner Unfähigkeit zuzuschreiben seyn. Und doch muß man gestehen, daß uns noch kein Schweizerischer Scribent vorgekommen, dem man sein Vaterland weniger als Herrn Bodmern hat anmerken können.

Ist es uns erlaubt einige Anmerkungen dieser Art mit einzustreuen, so machen wir gleich mit dem Titel des Buches den Anfang. **Johann Miltons Verlust des Paradieses** klingt in unsern Ohren sehr fremde. Warum hat der Herr Uebersetzer nicht dem Englischen folgen wollen, wie er in der Vorrede gethan, und lieber geschrieben, **das verlohrne Paradies?** Dieses ist unsrer Art zu reden viel gemäßer, da hergegen jenes einen Verlust anzeiget, den Milton selbst erlitten; **Miltons Verlust!** Doch dabey wollen wir uns nicht aufhalten. Wir wollen vielmehr in dem Auszuge aus dem Gedichte Miltons, den wir neulich angefangen haben, fortfahren, doch zuvor eine Probe von des Herrn Uebersetzers Schreibart einrücken.

Das

Walch in der 1715 hier in Leipzig vom Lactanz besorgten Ausgabe, auf der 1232sten Seite meldet. Es heißt: *Incerti Auctoris* Carmen de Passione Domini, Lactantio aliquando adscriptum. Allein dieser gelehrte Theologus hat so wenig ein Bedenken getragen, die angeführten Worte von der Anbethung des Kreuzes drucken zu lassen, daß man sie auf der 1233sten Seite, ganz unten, deutlich liest:

Flecte genu, lignumque crucis venerabile adora.

Wir sehen also nicht, daß überhaupt den evangelischen Ausgebern der Schandfleck der verstümmelten Kirchenväter, mit sattsamem Grunde sey angehänget worden: da die unsrigen hergegen unzählige weit stärkere Beweise, von den päbstischen Herausgaben der Kirchenväter, hergenommen haben. Und was ist natürlicher, als daß sie solches weit begieriger haben thun können und müssen: da das Ansehen der Kirchenväter bey ihnen weit größer ist, und oft beynahe der heiligen Schrift gleich gesetzet, ja vorgezogen wird?

Doch wir wollen uns in keine theologische Streitigkeit einlassen. Das dritte Hauptstück unsers Hrn. Lambachers hält die Theologen in sich, die nach den Kirchenvätern gelebet haben. Sie sind auch in ihre Classen eingetheilet, nämlich in 1) scholastische, 2) casuistische, 3) solche, die von der Kirchengewalt geschrieben haben, und die man politische nennen könnte, 4) polemische, 5) symbolische, 6) katechetische, 7) liturgische, 8) homiletische, 9) ascetische, 10) poetische, 11) polygraphische, oder

vermischte Schriftsteller. In allen diesen Classen nun, werden zuförderst diejenigen gesetzet, die vor allen andern geschrieben: so dann folgen, die nach ihnen gekommen sind, die Wissenschaften weiter ausgearbeitet, und sie den neuern gleichsam überliefert haben. Der Herr Verfasser weis wohl, daß dieselben heute zu Tage sehr in Verachtung, ja gar ins Vergessen gerathen sind; ja in den Bibliotheken fast unsichtbar geworden. Allein, hier führt er des Naudäus Worte an; der solche Nachläßigkeit höchst misbilligt, und glaubt; daß man diese alte Bücher gleich den Manuscripten hochschätzen und aufheben solle; weil keine Hoffnung vorhanden ist, daß sie jemals wieder aufgelegt werden sollten.

Hierauf folget nun ein Anhang von der jüdischen und kabbalistischen Theologie; die, ob sie wohl nicht von großem Werthe, und in geringer Anzahl vorhanden sind, doch nicht ganz zu vernachläßigen waren.

Die Handschriften von allen Arten, ob sie wohl nicht in sehr großer Anzahl vorhanden sind, hat man in jeder Classe vorangesetzet. Sie sind zum Theil ihrer Seltenheit halber sehr wichtig, ja einige sind bisher in der gelehrten Geschichte ganz unbekannt gewesen.

Bey sehr vielen Artikeln hat der Herr Verfasser gelehrte Anmerkungen gemacht, und theils allerley Fehler, die von andern begangen worden, bescheiden angezeiget; theils auch sonst von der Seltenheit, oder Wichtigkeit einiger Ausgaben Rechenschaft gegeben.

Bey diesem ganzen Verzeichnisse aber hat er hauptsächlich nur auf die recht alten Bücher gesehen, die im ersten Jahrhunderte der Buchdruckerkunst, bis auf 1560 gedruckt worden: weil das älteste auf dieser Bibliothek vorhandene Buch von 1460 ist. Andere, z. E. der vortreffliche, und wegen seiner kostbaren Cabinetter und Büchersammlungen so berühmte nürnbergische Rathsherr und Losunger Herr von Ebner, gehen nur bis auf 1550 *: weil dieses eigentlich der Zeitpunkt der erfundenen Buchdruckerkunst ist; gesetzt, daß kein gedrucktes Werk aus dem 1450sten Jahre mehr vorhanden ist. Allein, man halte es, wie man wolle; so wird doch allemal die gelehrte Geschichte durch dergleichen Verzeichnisse viel vollkommener gemachrt.

Wir können es indessen nicht leugnen, daß wir in einer jeden Classe von Schriften, es viel lieber gesehen hätten, wenn der Herr Verfasser sich aufs genaueste an die chronologische Ordnung gehalten hätte. Dieses wäre seinem allgemeinen Entwurfe, und der Absicht, den allmählichen Fortgang der Gelehrsamkeit zu zeigen, sehr gemäß gewesen. Man würde auch daraus gesehen haben, an welchen Oertern diese, oder jene Art von Bibeln, Uebersetzungen, oder Kirchenvätern zuerst, oder zuletzt ans Licht getreten. Wir begreifen es auch gar nicht, aus was für Ursachen, der Herr Verfasser von dieser so natürlichen Ordnung habe abweichen können. Z. E. unter den Bibeln stehen die Polyglotta Compluten-

* Siehe die drey Millenarios solcher alten Bücher, die von seiner Bibliothek bereits ans Licht getreten.

plutenſia von 1517 vorne an. Man denke aber nicht, daß dieſes die älteſte Ausgabe ſey, die in dieſer Bibliothek vorhanden iſt. Gleich darauf folgt eine hebräiſche von 1488; darauf eine rabbiniſche von 1518; ein Pſalter von 1530, und wieder einer von 1513, und noch ein anderer Reuchlins von 1512, u. ſ. w. Eben ſo geht es mit dem neuen Teſtamente, und mit den lateiniſchen Bibeln. Denn obwohl hier die Codices Manuſcripti, wie billig, voran ſtehen; auch der Anfang der gedruckten ziemlich gut von 1482, 1498, 1508, 1512, 1527, 1530, auf 1532 ſteigt: ſo folgt doch nunmehr wieder eine von 1528, 1526, 1522, 1509, 1494, d. i. ganz umgekehrt. Ja es iſt hier gar p. 15 wieder ein Codex Manuſcriptus Membranaceus mit eingeſchaltet, der aus dem zwölften Jahrhunderte kömmt, und alſo ganz vorne hätte ſtehen ſollen.

Unter den deutſchen Bibeln geht es eben ſo, wobey wir uns nicht aufhalten wollen. Bey **Emſers** erſter Ausgabe des neuen Teſtaments führt Herr Lambacher eine Stelle aus dem le **Long** an; wo D. Luthers Klage erwähnet wird, daß ihm Emſer ſein Teſtament gleichſam geſtohlen, und für ſeins ausgegeben habe: da denn le Long die Unterſuchung, wie weit dieſes wahr ſey, denen überläßt, die beyde Exemplare gegen einander halten können. Der Herr Verfaſſer will dieſes gethan haben, und bezeuget, daß Emſers Text in ſehr vielen Stellen von Luthers Dollmetſchung abgehe. Ob nun dieſes zureichend ſey, den Diebſtahl von Emſern abzulehnen, das wollen wir die Herren Schriftgelehrten unter-

untersuchen lassen. Unsers Erachtens kann dennoch das meiste gestohlen heißen, wenn es Luthers Text von Wort zu Wort behält, und irgend in einem, oder andern Spruche nur ein wenig abweicht.

Damit wir aber doch auch etwas zu unsern Absichten gehörendes aus diesem Werke anführen: so wollen wir von der 64 u. f. S. aus **Rudolfs von Anse**, wie er hier heißt, sonst **Rudolfs von hohen Ems** poet. Bibel, etwas beybringen. Es sind nur einige mangelhafte Stücke davon in einem pergamentenen Quartb. aus dem XIII. u. XIV. Jahrh. vorhanden: gleichwohl meynt der Hr. Verf. daß diese an Alter, sowohl beyden auf der kaiserl. als zwoen in ein paar Klöstern vorhandenen Abschriften vorgehen. Ja auch demjenigen, welches in den Leipziger Critischen Beyträgen T. I. p. 393. beschrieben worden, zieht er sie vor. Wir wollen doch den Anfang davon hersetzen:

Richter Got herre uber alle chraft
Des lobt dich alle herschaft
Ortháber alle Wisheit
Lob vnd ere sei dir geseit
Gott herre want din rines Wort
Ist vrhap chraft flos vnd hort.
Aller anegenge
Der anegenge lenge ꝛc.

Wir nehmen uns die Freyheit, bey dieser Stelle unsre Gedanken dahin zu eröffnen, daß wir diesen Anfang mit nichten für älter, als die andern abgehenden Lesearten halten. Weder die Rechtschreibung, noch der Ausdruck sieht dem XIV. geschweige denn dem XIII. Jahrhunderte ähnlich; obgleich

der

der Verfaſſer des Werkes um dieſe Zeit gelebet hat. So wohl die auf der Landgräflichen Caſſeliſchen, als die auf der herzogl. gothaiſchen Bibliothek befindlichen Abſchriften, ſind in dieſem Stücke viel älter und aufrichtiger. Z. E. dieſe letzte hebt ſo an:

Chriſt Herre Reiſer über alle craft,
Voit himeliſcher berſcaft
Got Kunic über allir engel her
Dir dienet gar an alle wer
Swas in ſinem namen ie
Geſchepfete eigenſchaft entphie
Du biſt in der gewalde din
Der unvorloſchen ſunnen ſchin ꝛc.

Dieſer gothaiſche Coder iſt auf Pergament ſehr prächtig und leſerlich geſchrieben, ganz und unverletzt, und zeiget ein ſehr hohes Alter an.

Das Wort **Voit**, welches unſtreitig viel älter iſt als der Richter, in jenem, redet für dieſes das Wort. Selbſt die kraftiſche Abſchrift, die Hr. Schelhorn beſchrieben hat, T. I. p. 12. n. 8. Memor. Bibl. Kraftianae, giebt dieſem nach. Auch finden wir in dieſem, daß es dem Landgrafen Heinrich zu Liebe geſchrieben worden: da jener Dichter ſagt, er habe es dem Könige Conrad (Kaiſ. Friedr. II. Sohne) zu gefallen geſchrieben:

Ob mir Gott der iare gan
Daz ich es mach gedienen dran
Daz iſt der chunic Cunrad
Des Keyſers Kind der mir hat
Gebotten und des bat mich
Innzelichen daz ich
Durch in die mere tichte.

Im

Im Gothaischen heißt es:

Min here Lantgrefe Heinrich
Von Duringen der vurſte wert
Der des hat an mir gegert
Daz ich das buch berichte
Von latin in dutſch gerichte

Doch könnte es bey dem allen wohl seyn, daß jener Rudolph von Hohenems, nur den Anfang dieses thüringischen ältern Dichters, nachgeahmet, und sodann nach seinem Sinne, bald was eigenes eingeschaltet, bald was verändert, bald was ausgelassen hätte. Denn das gothaische geht auch nicht weiter, als bis auf das Buch der Richter, und die Geschichte vom Adonibesek; und da heißt es:

Finito libro, ſit laus et gloria Chriſto.

Das Wiener Fragment aber, welches bis zum Salomon geht, muß von seinem Umschmelzer so weit vermehret worden seyn; so wie es auch Heinrich von München noch weiter fortgesetzet hat. Doch solche kritische Untersuchungen gehören an einen andern Ort.

* *

II.

Preußische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen. Zweyter Band, Danzig, bey Schreibern 1748, 8.

Da in dem neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freyen Künste nur der erste Theil dieses Werkes enthalten ist, womit der Hr. Prof. Hanov die gelehrte Welt seit etlichen

Jahren bereichert hat: so wollen wir mit den übrigen beyden Theilen fortfahren. In der Vorrede giebt der Herr Verfasser zwar überhaupt seinen Lesern einige Nachricht, was sie in diesem Bande finden werden, und warum dieses oder jenes mit eingeflossen. Allein da wir die Artikel selbst durchgehen wollen, so dörfen wir uns dabey nicht aufhalten.

Das erste Stück enthält I. die Nachricht, und Muthmaßung von einem kleinen aus Metalle gegossenen Bilde, welches auf dem Danziger Hagelsberge gefunden worden. Da der Herr Verf. dasselbe in Kupfer stechen lassen, so haben wir auch den Titel dieses Monats damit auszieren wollen: um dadurch die gelehrten Kenner des Alterthumes, auf diese preußische Antiquität aufmerksam zu machen. Der Hr. Prof. Hanov hält es für die Abbildung einer alten preußischen Fürstinn; und schließt solches aus folgenden Umständen und Gründen.

Es ist 1664, nach dem damaligen schwedischen Kriege, bey dem Vestungsbaue eine alte Urne mit Todtengebeinen, auf dem Hagelsberge vor Danzig, aus der Erde gegraben worden. Aus Arnolds von Bobarts Verlassenschaft, ist sie von dem Curator dessen einzigen Sohnes, Karln von Strackewitz, 1707 den 26 Febr. in die danziger Bibliothek geliefert worden: wie solches ein in dieselbe gelegter pergamentner Zettel bezeuget. Diese irdene Urne ist nachmals zerbrochen, und die Stücke davon sind nur noch übrig, an welchen nichts besonders zu sehen ist. Man hat aber eine hölzerne von gleicher Figur gedrechselt, um dieselben nebst den Gebeinen aufzuheben. Sie hat einen breiten

Fuß,

Fuß, 6 danz. Zolle im Durchmesser; dann eine Einbiegung und Hohlkehle, die einen Zoll weniger im Durchmesser hält. Sodann ist der Bauch selbst 7 Zolle breit: der Hals aber ist nur $4\frac{1}{2}$ Zolle weit, und der Deckel steht ringsum $1\frac{1}{4}$ Zolle über. Mitten auf demselben ist eine Schraubenmutter, in welche die männliche Schraube unter dem Fuße obgedachter metallnen Puppe eingeschroben werden muß. Die Höhe der Urne ist in allem $8\frac{1}{4}$ Zolle: das Bild aber, ohne den Fuß, ist $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch, doch in einer vorwärts nach der linken Seite ganz übergebogenen Stellung, als ob sich die Person dahin stürzen wollte.

Im Ausgraben ist dieses Bild an den Händen etwas beschädiget worden, indem beyde bis an den Ellbogen weggebrochen sind. Auf dem Kopfe ist auch etwas abgestoßen: die Haarlocke, die rechte Stirne, die Nase, und Lippen haben auch ein wenig gelitten. Das Gewicht wieget $13\frac{1}{2}$ Lothe; das Metall sieht wie Silber aus, und giebt, wenn es frey hänget, einen hellen Klang. Es giebt einen Strich wie 7 löthig Silber; und muß eine Vermischung von Zinn, Kupfer und Messing seyn: wie es denn ohne allen Rost, immer rein und blank bleibt. Die Gestalt des Antlitzes stellet ein junges Frauenzimmer vor; die Zierrathe der Haare und Kleidung verrathen keinen gemeinen Stand. Es sind Spuren von Kleinodien und Edelgesteinen in dem Gusse, die der Herr Vers. genau beschreibt. Die Haare sind in Zöpfe geflochten, und aufgeschlagen. Der Hals ist bloß und ohne Geschmeide, die Ohren

sind auch frey davon. Der zierliche Umschlag um den Hals läßt das Grübchen über dem Brustbeine bloß. Eine Spange zwischen den Brüsten hält ihn zusammen, und es scheint als wenn der Leib von einer Art von Küras umschlossen wäre. Unter den Brüsten geht ein breiter Gurt um den Leib, doch ohne Schnalle. Noch ein ander Band geht über die linke Schulter am bloßen Halse, zwischen den Brüsten herunter, nach der rechten Seite bis an die Hüfte; woran aber nichts hänget. Eine schöne Scherpe umgiebt beyde Hüfte, die vorn etwas tiefer um den Bauch geht, und ihre artigen Zierrathen hat. Der Rock hat an der linken Seite einen Aufschnitt, der bis über die Knie geht; wo eine Schnalle ihn schließt. Die Füße sind mit Strümpfen, doch ohne Schuhe, bekleidet; weil man keine Zähen sieht. Der linke ist etwas erhaben und berührt kaum ein wenig mit den Zehen den Boden. Ueberhaupt ist die Stellung der Beine, und das Aufschlagen des Rockes so lebhaft, daß man mit dem Hrn. Verf. gar wohl glauben kann: es habe die Gestalt, einer sich in den Scheiterhaufen stürzenden Person, ausdrücken sollen.

Die Urne, darauf man das Bild gefunden, und die Todtenknochen in derselben bezeugen, daß die Figur zu einer Zeit gemachet worden, als man nach heydnischer Weise die Leichen noch verbrannt hat. Und da sie in einer so geputzten Gestalt und zwar schief gebogen erscheint, so kann sie sich nach dem Glauben der alten Preußen *, eingebildet haben,

* Petrus de Dusburg in Chron. Pruss. schreibt P. III, c. 5. credebant, quod res exustae cum eis resurgerent.

Das dritte Buch hebt der Poet mit einer weitläuftigen Anrede an die Sonne an, die er begrüſſet, nachdem er ſich aus dem finſtern Abgrunde der Höllen, wieder herauf geſchwungen. Er vergißt nicht darinnen zu klagen, daß er blind ſey, und ihr Licht nicht ſehen könne. Es iſt werth, daß wir ihn von ſich ſelbſt mit Hrn. Bodmers Worten reden hören:

„Sey gegrüſſet heiliges Licht, du erſtgebornes Ge„ſproſſe des Himmels, oder mag ich dich ungetadelt „gleich-ewig mit dem ewigen Strale nennen? Sin„temal GOTT das Licht iſt, und immerfort in einem „Lichte, zu welchem niemand hinan tretten kan, von „Ewigkeit her wohnet, folglich in dir wohnet, heller „Ausfluß eines hellen unerſchaffnen Weſens. Oder „hörſt du dich lieber einen reinen Etheriſchen Strohme heiſſen, deſſen Urſprungs-Quelle niemand zu er„kundigen weiß? Du wareſt vor der Sonne, vor den „Himmeln wareſt du, und bekleideteſt auf GOttes Ge„heiſſe die Welt, wie mit einem Mantel, als ſie aus „den dunckeln und tiefen Waſſern aufſproſſe, und ſich „aus dem öden und ungeformten Unendlichen her„vor riſſe. Dich beſuche ich jetzo wieder, mit küh„nern Flügeln, nachdem ich endlich dem Stygiſchen „Pful entkommen, wiewol ich lang in denen dunckeln „Gründen aufgehalten ward, inzwiſchen ich in mei„nem Fluge durch die äuſſerſte, und durch die mittlere „Finſterniß fuhre, und mit andern Noten, als Or„pheus in ſeiner Harffe, vom Chaos, und der ewigen „Nacht ſunge, da ich von der himmliſchen Muſa ange„leitet ward, die finſtere Hinabfahrt in die Tiefe zu „wagen, und wieder hinauf zu ſteigen, wiewol es et„was ſchweres und ſeltenes: Dich beſuche ich wieder

unver-

ben, sie würde in eben dieser Gestalt auch wieder aufstehen. Der Hr. Verfasser erweiset, daß die Art ihrer Kleidung, weder griechisch noch römisch sey, und wohl gar ein kriegerisches Frauenzimmer, oder eine Art von Amazoninn vorstelle. Sieht man gleich weder Köcher noch Pfeile, weder Bogen noch Lanze, so muß man bedenken, daß die Hände fehlen. Wer kann wissen, was sie darinn gehalten hat? Daß sie aber keine Römerinn seyn könne, ist daher ausgemacht, weil nie ein römisches Heer bis an die Oder, geschweige denn bis an die Weichsel gekommen. Hernach ist auch nicht zu erweisen, daß jemals eine Römerinn ein Feldherrn-Kleid, oder Sagum, getragen habe: wo man nicht etwa die **Camilla** aus dem Virgil, die doch vieleicht nur ein poetisches Geschöpf ist, für eine Römerinn ausgeben will, ehe noch Rom gebauet war. Kurz der Hr. Prof. Hanov ist in der Sache so sorgfältig und gründlich verfahren, daß wir schwerlich glauben, daß ein andrer Antiquarius uns etwas bessers davon sagen werde.

Da in der Gegend von Hinterpommern, und Preußen, vor den Sueviern und Vandaliern die Gothen gewohnet: so zeiget der Herr Verfasser aus dem Procopius, daß dieses Volk sich schon der Panzer und Helme bedienet. Und da, zu des gothischen Königs Theodorici Veronensis Zeiten, den die alten Deutschen **Dietrich von Bern** nennen, die Aestier ihm aus Preußen eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken von Bernstein geschicket: darauf

et servirent sicut prius: welches auch Hartknoch de funeribus vett. Prussor. §. 6. bestätiget.

ihnen dem Theodoricus lateinisch geantwortet, wie Cassiodor im V. Buche und der 2 Epistel diesen Brief aufbehalten hat: so sieht man, daß diese Völker damals schon einige unter sich gehabt, die das Latein verstanden; so daß sie dergestalt auch von den römischen Kleidungen und Rüstungen einige Nachricht haben können. Daß endlich diese Figur auf dem Deckel einer Urne befestiget befunden worden, ist so was seltenes, daß es weder in Reuschens Dissert. de Tumulis et Urnis sepulcralibus in Prussia, (S. den III. Band des Erl. Preußens) noch bey andern, die von Urnen geschrieben haben, seines gleichen haben wird.

Wir eilen zu den übrigen Artikeln, dabey wir uns so lange nicht aufhalten werden. Der II. liefert uns die erste Handfeste der Stadt Elbing, vom Jahre 1246, verdeutscht und mit Anmerkungen erläutert. Sie ist unter dem Hohmeister **Heinr. von Hohenloh** gegeben. Man vergleiche sie mit der Culmischen Handfeste, die in dem neuen Büchersaale aus einer Wiener Handschrift, im vorigen Jahre bekannt gemacht worden. Der III. liefert das Leben, des Elias Constantius von Treuen-Schröder, eines berühmten danziger Rechtsgelehrten; nebst dem Verzeichnisse seiner Schriften. Der IV. ebendesselben Adelsbrief, vom Könige Joh. Casimir.

Der V. im 2ten Stücke, giebt Nachricht, von **Nicolai Jeroschins** gereimter preußischen Chronik. Dieses poetische Geschichtbuch ist eigentlich eine Uebersetzung von Düßburgs lateinischer Chronik: aber es verdient darum dennoch in Betrachtung

tung gezogen zu werden, weil verschiedenes in ihm vorkömmt, das im Düßburg entweder gar nicht, oder mit andern Umständen steht. **Caspar Schütz** hat sich nicht die Mühe genommen, es bey seiner Arbeit anzusehen, weswegen er hier getadelt wird. Düßburg selbst gedenket seiner, daß Jeroschin 1312 gelebt und geschrieben habe: und also sind sie beyde zeitverwandte Schriftsteller gewesen. **Caspar Henneberger** hat sein Buch in Königsberg gekannt, und giebt bessere Nachricht davon. Von ihm lernen wir, daß er selbst ein Ordensbruder des deutschen Ordens gewesen. Das auf Pergament geschriebene Exemplar seines Werkes ist lange auf der königlichen Bibliothek in Königsberg gewesen; nachmals aber, wider alle Billigkeit, nach Berlin genommen worden: wie im erläuterten Preußen T. IV. p. 189. zu ersehen ist. Hr. **Prof. Hanov** hat in Danzig eine Abschrift auf Papier gefunden, die aber sehr fehlerhaft ist: daher es wohl der Mühe Werth wäre, das Original unverfälscht ans Licht zu stellen; wie schon Hr. Hofr. Seidel vorgehabt, wie Theoph. Siegfr. Bayer, aus einem Briefe des sel. Joh. Le. Frisch a. d. 187 S. des angez. Ortes meldet. Frisch selber hat diesen Vorsatz gehabt, ja sich desselben bey seinem Wörterbuche, in Erklärung alter Wörter rühmlich bedienet. Die Nachricht des Hrn. Verf. lehret noch sehr viel merkwürdiges, wobey wir uns nicht aufhalten können. Wir wollen nur von der Art zu reimen, dieses alten preußischen Dichters einige Probe geben. Vor andern verdienen die Regeln unsre Aufmerk-

ſamkeit nach denen der Poet ſich gerichtet hat, weil er ſie andern vorſchreibt, wie ſie recht dollmetſchen und dichten ſollen. Sie ſtehen in der Vorrede, und lauten ſo:

Und dauon wer do tichte
Der hab des Vliſis pflichte
Das er vor dem Beginne
Die Materie beſinne
Die ſein Wille ſich vftreit
Und mit entſchidenheit
Sie teilende zu lichte
Nach predigers ſichte
Da ſie ſein Red in Stücke ſchicht
Der von der Materie icht
Endhaftig ſprechen,
Vnd nicht verbreche
Der Lieder ordnunge
Ouch des Tichters Zunge
An der Materien Straße
Soll die rechte Maße
Gehaltin an den rymen
Glich zu glichen limen.
Jn lenge ſine lute
Das ſich alles betute
Vil Worte man glich ſchribet
Der Lute angleich blibet
Solch rimen ſoll man miden
Den Sinn ouch nicht verſchniden
Die lenge helt der Silben zahl
Darunter man ouch merken ſal
Das fünf ſilben ſind zu kures (kurz)
Zehen han zu langen ſchures (Schurz)
Zwiſchen den zween enden
Rimen die behenden,
Die Bücher pflegen tichten
Und darum ſoll ich richten
Mich an des getichtes Fahrt ꝛc.

Von

Von seinem Werke selbst, redet er folgender gestalt:

Nu hab ich mit der gotisband
Als ich mich davor verband
Die Kronke von Preußenland
Als ich sie zu Latine fand
Zu dutsche schreibende volant,
Mit tiefen Worten nicht besint
Wennt sie vernemen mag ein Kint
Auch han die Kime recht gebint
Ist das man anders nicht da sint
Die Schreiber daran schuldig sint
Und ich sall blieben unbehont
Deranne hast du mich beschont
Der en Künig du bist gekront
Vnd immer si dir lob gedont
Von aller Creaturen Munt
Drum bitt ich Herre san zur stund ꝛc.

Auch diese artige Abhandlung des Hrn. Verfassers ist sehr fleißig gemacht, und verdient, ganz gelesen zu werden. Der VI. Art. enthält Ioannis Episcopi Wladislavienſis Institutionem Parochiarum Gedanenſium, 1456, d. 8 Ian. Der VII. eine Vollständige Landesordnung in Preußen, vom Jahre 1309: wodurch Waißels Nachrichten sehr verbessert werden. VIII. Georg Kleefelds, I. V. D. Leben.

Im III. Stücke steht erstlich der Schluß des vorigen Artikels; so dann IX. Vom Bernsteinhandel in Preußen, vor der Ankunft der Kreuzherren, d. i. vorm XIII. Jahrhunderte. X. Leben und Schriften Herrn Ge. Dan. Seylers, Rectors am elbingischen Gymnasio. XI. Ursachen, dadurch die Pohlen, auf Culm, Michelow und Pomerellen, ein altes Recht haben behaupten wollen,

Im IV. Stücke folgt XII. Die königliche Vermehrung des braunsbergiſchen Wappens, und Stiftung des daſigen Patriciats, von 1637. XIII. Entwurf der Merkwürdigkeiten des Hohmeiſters Henrichs von Hohenlohe. XIV. Adelsbriefe zweer elbingiſchen Familien, 1) der von Röbern, und 2) der von Zamehl. XV. Beſchreibung der Feldluſt und ſchönen Gegend des Ortes Lenzau im Elbingiſchen. XVI. Privilegium wegen Erbauung eines neuen Rathhauſes in Thorn, von 1393.

Das V. Stück liefert XVII. Bedenken der Städte Thorn und Danzig, wegen etlicher Artikel im reformirten Colmer zu Graudenz, 1590, mit Anmerkungen. XVIII. D. Andreas Aurifabers, Herzog Albrechts in Preußen Leibarzts, Leben. XIX. Unterſuchung der auf der 182ſten u. f. S. angeführten Gründe der Polen, für ihr altes Recht auf Culm, Michelow und Pomerellen.

Das VI. Stück enthält XX. Von dem Gaſtrechte in beyden Preußen. XXI. Heinrich Lenkens, I. V. D. und Syndicus in Danzig, Leben, nebſt deſſen Briefen an die preußiſchen Städte, wegen des verbeſſerten culmiſchen Rechtes. XXII. Zuſammenkunft der preußiſchen Stände, den 14 Nov. 1591, wegen des culmiſchen Rechtes. XXIII. Aechte Abſchrift der kaiſerlichen Beſtätigung des preußiſchen Bundes, wider die Kreuzherren. XXIV. Kaiſerliche Beſtärkung aller Privilegien der Preußen, aus dem Originale von 1452. XXV. Von den Johanniterrittern in Pomerellen. XXVI. Von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Auszüge aus den Erbebüchern.

Das

Das VII. Stück enthält XXVII. den kaiserlichen Befehl an den Bischof zu Camin, daß er Lande und Städte von Preußen wider das heimliche Gericht schützen solle, von 1452. XXVIII. Erläuterung des Fehmgerichts, in voriger Urkunde. XXIX. Johann Nirdorfs, eines Rechtsgelehrten aus Danzig, Leben und Bildniß. XXX. Von dem Vergleiche, die gefälligen Zinsen zum Hauptstamme zu schlagen. XXXI. Auszug der Danziger und Thorner Beyträge zur Einrichtung des culmischen Rechtes, von 1594.

Das VIII. Stück enthält XXXII. Die Handfeste der Stadt Elbing, wegen ihrer Gerichte und des Werders, vom 128ßsten Jahre. XXXIII. Königliche Adelsbriefe der Braune und Hoppen in Elbing. XXXIV. Nachricht von dem beurkundeten Gerichtshandel, des Hohmeisters und der preußischen Stände am kaiserlichen Hofe, von 1453; wobey des berühmten Aeneas Sylvius, den preußischen Ständen geleistete Dienste, sehr merkwürdig sind. XXXV. Elbingisches Einbringen über das culmische Recht, in der Zusammenkunft zu Marienburg 1604. XXXVI. Kaiserlicher Geleitsbrief, den Bundsgenossen gegeben, sicher auf den Reichstag zu kommen, 1453.

Das IX. Stück liefert XXXVII. eine Abhandlung vom Börnsteinrechte in Preußen 1454. XXXVIII. Machtbriefe der preußischen Abgeordneten an den kaiserlichen Hof, 1453: 1) des Hohmeisters, 2) der Bundsgenossen. XXXIX. Christian Daberhuths, Rathsherrn in Danzig, Leben, und

des

des Bürgermeiſters von der Linde, ungedruckte Schriften. XXXX. Breslauiſche Handfeſte über das magdeburgiſche Recht, 1283. XLI. Handfeſte der jungen Stadt Danzig, 1380.

Das X. Stück theilet mit XLII. Die Abweichung des kaiſerlichen Gerichtshandels von 1453 von Caſpar Schützens Geſchichten der preußiſchen Lande. XLIII. Schreiben des Raths der Stadt Elbing an ihre Abgeſandten zu Thorn, wegen des Anlaufes, von 1521, aus der Urſchrift. XLIV. Verzicht König Karls aus Ungarn auf Culm, Michelow, Pomerellen ꝛc. vom 1337ſten Jahre, mit Anmerkungen. XLV. Von der preußiſchen Münze des erſten Jahrhunderts unter dem Orden; ein ſehr merkwürdiges Stück.

Das XI. Stück liefert XLVI. Preußenlandes Gränzen vor 3 bis 400 Jahren, aus Urkunden beſchrieben. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Stück. XLVII. Gränzſcheidung zwiſchen dem Hohmeiſter Ludolf König, und dem Herzoge in Maſuren, Ziemovit, 1343. XLVIII. Michel Behms von Behmenfeld, Rathsherrn zu Danzig, Leben. XLIX. Von verſiegeltem Gelde, ehe auf ein Erbe verſchrieben wird. L. Kaiſerliches Verboth aller Neuerungen und Beleidigungen in Preußen, in währendem Proceſſe, von 1452, nach der thorniſchen Urkunde.

Im XII. und letzten Stücke dieſes Bandes endlich finden wir LI. Die kaiſerliche Ladung des Hohmeiſters zum Reichstage 1452. LII. Die kaiſerliche Verſtattung, daß die Preußen ſich mit einander berathen, Vollmächtige abordnen, und Schatzung

zu ihrem Processe am kaiserlichen Hofe aufsetzen mögen, 1452. LIII. Zusätze und Ausbesserungen zum I. und diesem II. Bande. LIV. Register.

Wir können überhaupt nicht anders sagen, als daß die meisten von diesen Stücken, demjenigen, der dereinst eine völlige preußische Geschichte schreiben will, ganz unentbehrlich; und auch sonst in den Alterthümern und der Historie von Deutschland, von großem Nutzen sind. Nächstens wollen wir auch den dritten und letzten Theil vor die Hand nehmen.

* *

III.

Satyres du Prince Cantemir, precedées de l'Histoire de sa Vie. II Vol. 8. à Londres. 1750.

D. i. Des russischen Prinzen Cantemir, Satiren, nebst seiner Lebensbeschreibung ꝛc.

Dieser vortreffliche Prinz ist als russischer kaiserl. Bothschafter den 11 April 1741 im fünf und dreyßigsten Jahre seines Alters zu Paris gestorben. Er war ein Herr von ganz besondern Gaben, und vieler Gelehrsamkeit, der seinem Vaterlande auf mehr als eine Art Ehre gemacht hat. Er war ein eifriger Verfechter und Fortpflanzer der Anstalten Peters des Großen: und Rußland hat ihn um desto schmerzlicher bedauret. Der Verfasser seines Lebens sagt, daß ihn in den langen Schmerzen seiner

seiner letzten Krankheit nichts mehr getröstet, als die Sorgfalt einer kleinen Anzahl guter Freunde. Unter diese hat er vor vielen andern den Prinzen Karl, Oberstallmeister von Frankreich, und die Herzoginn von Aiguillon gezählet.

Der Prinz Cantemir redete und verstund viel alte, und fast alle neuere europäische Sprachen. Sein Verstand dachte richtig, zierlich, und artig; und dieses hatte er einer großen Belesenheit, vielem Nachsinnen, und einer weitläuftigen Kenntniß der Welt zu danken. Er hat verschiedene Schriften, alle in russischer Sprache hinterlassen. Z. E. eine Concordanz der Psalmen, die er in seiner Jugend drucken lassen; geschriebene Gedichte, die aus Satiren, Fabeln, Oden ꝛc. bestehen, und der regierenden russischen Kaiserinn zugeignet worden; seine Petreis, ein Heldengedicht, auf Kaiser Petern den I. welches aber noch nicht vollendet ist; einen Tractat von der russischen Prosodie; einen von der Algebra ꝛc. ꝛc. Er hat auch die Lettres Persanes, den fontenellischen Tractat von mehr als einer Welt; des Grafen Algarotti Werk vom Lichte und den Farben, und einige alte griechische und römische Schriftsteller ins russische übersetzt.

Von seinen Satiren, die man hier ins französische gebracht, und deren an der Zahl VIII. sind, kann man keinen vortheilhaftern Begriff machen; als wenn man eine davon, zur Probe, übersetzt mittheilet. Wir hoffen: unsre Leser werden einen recht Canitzischen, das ist feinen und artigen Geschmack darinn finden; und wünschen, daß man

uns

„unverletzet, und fühle deine oberſte Lebens-Fackel;
„aber du beſucheſt dieſe Augen nicht wieder, welche ſich
„vergebens herum drehen, deine durchdringenden
„Stralen zu ſuchen, und den anbrechenden Tag nicht
„finden; ſo ein ſtarcker heller Tropfe hat ihre Schei-
„ben gehemmt, oder ein düſterer Guß ſie bedecket.
„Dennoch unterlaſſe ich darum nicht zu wandeln, wo
„die Muſen ſich bey einer lautern Brunnquelle, oder
„in einem ſchattichten Forſt, oder auf einem Sonne-
„reichen Hügel ergehen; ſo ſehr hat mich die Liebe zu
„dem geweyheten Geſange entzündet: Aber bevorab
„beſuche ich bey Nacht dich Sion, und die beblümten
„Bäche, welche unterhalb deine heiligen Wurtzeln
„waſchen, und mit anmuthig-klingendem Schalle flieſ-
„ſen; Vergeſſe auch bißweilen jener andern zweene
„nicht, welchen ich an übelm Geſchicke ähnlich bin, o
„daß ich ihnen gleich ähnlich an Ruhm und Kunſt!
„des blinden Thamyris, und des blinden Meonides,
„wie auch des Tireſias, und des Phineus, alter Pro-
„pheten: Alsdann erziele ich Gedancken, welche ſich
„williglich in wol-thönende Abſätze ſtimmen; Gleich-
„wie die wache Nachtigall in dem Düſtern ſinget, und
„ihre nächtlichen Noten unter der Hülle eines ſchat-
„tichten Buſches erthönen läßt. Unterzwiſchen keh-
„ren die Jahrszeiten mit dem Jahre zurücke, aber zu
„mir kehret der Tag nicht wieder zurücke, noch der ein-
„brechende Abend oder Morgen, noch der Anblick der
„Lentzen-Blüthe, oder der Sommer-Roſe, oder der
„Triffien und Heerden, oder der Göttlichen Geſtalt
„des Menſchen; Sondern an deren ſtatt umringet
„mich eine Wolcke, und eine immerwährende Dun-
„ckelheit; Die freyen Wege des Menſchen ſind mir

abge-

uns die übrigen auf eben die Art deutſch liefern möge.

Der lebt wohl recht beglückt, der ruhig und zufrieden
Mit wenig Gütern iſt, die ihm das Glück beſchieden:
Von allem Graume frey, der andre Menſchen ſchreckt,
Geht er die Tugendbahn, bis ihn der Sarg bedeckt.
Ein kleines Landhaus iſts, wo ich das alles ärnte,
Was mein Verlangen ſtillt, das ich beſchränken lernte;
Bey Tiſchen mittler Art, und der Ergötzlichkeit,
Wo ein erleſner Freund mir den Verdruß zerſtreut;
Entfernt von Lärm und Schwarm, will ich den Reſt vom Leben
Den Todten alter Zeit, aus Rom und Hellas, geben;
Der Dinge wahren Grund zu forſchen mich bemühn,
Aus fremden Muſtern mir die ächte Richtſchnur ziehn:
Was nütz und ſchändlich ſey im menſchlichen Begehren,
Was die Vernunft erlaubt, und was man kann entbehren.
Dieß iſt mein ganzer Wunſch! Der Reichthum, hoher Stand,
Was leckre Zungen labt, und manches Auge band,
Das leicht gereizet wird, und dem Erfahrung fehlet,
Zieht hundert Martern nach, ſobald man es erwählet;
Theils nur begehrt, theils hat. Wer lacht nicht, wenn er ſieht,
Wie jener kühne Thor ſich unruhvoll bemüht,
Bis auf den höchſten Fels auf ſteiler Bahn zu klettern:
Obgleich ein jäher Fall ihm kann das Hirn zerſchmettern?
Er nehme ſich in acht, ſo gut er weis und kann;
Ein Lüftchen ſtürzet ihn: kaum hebt ſein Wehen an,
So wird ihm Schwindel, Fall, und Untergang gedräuet:
So gehts dem Sterblichen, der ſich der Ehrſucht weihet.

Wie ſelten trägt ſichs zu, daß jemand es erlebt,
Daß ihn des Glückes Flug zum höchſten Gipfel hebt:
Ja, wenn ihm ſeine Gunſt aufs beſte beygeſtanden,
Verläßt es ihn doch bald. Er fällt, und wird zu ſchanden!
Gebricht ſein Beyſtand uns, o! was für Müh und Pein
Bedarf man, groß und reich auf kurze Zeit zu ſeyn.

Eh früh der Hahn gekräht, muß man bereits erwachen,
Von Haus zu Hause gehn, und Aufwartungen machen;
Mit der Lackeyen Schwarm in Vorgemächern stehn,
Bis man die Gönner sieht geputzt nach Hofe gehn.
Hier scheue man sich ja zu husten und zu niesen!
Nach Tisch ists eben das, bis sich die Nacht gewiesen.
Da sinnt man abermal, wohin der frühe Fuß
Noch laufen, und vor wem der Hals sich bücken muß;
Wie viel Ducaten man dem Kammerdiener zollen,
Was für Geschenke man dem Herrn wird bringen sollen.

Das Schmäucheln spare nicht, und fiel es noch so schwer:
Erschöpfe, wo du kannst, durch Muscheln, See und Meer.
Der Großen dummen Stolz mußt du gebückt ertragen;
Und sollte jemand dich um ihren Stammbaum fragen:
So sprich, daß Wlodimir, zum höchsten, kaum ein Jahr,
Vor ihrem Anherrn, groß und Moscaus Großfürst war:
Obgleich sie selber noch die Zeiten könnten sagen,
Da ihrer Väter Rumpf den grauen Rock getragen.
Sein schielend Ehgemahl laß eine Venus seyn;
Der dummen Kinder Brut räum allen Scharfsinn ein.
Und sollt er gegen dich gleich dummes Zeug erwähnen,
Dem Sinn und Witz gebricht; so hüte dich zu jähnen!
Rühm dessen Wohlthat stets, der dir noch nichts gethan:
Begleit im bloßen Kopf ihn auf der Schlittenbahn;
Und gib durchaus nicht acht, was die, so hinten traben,
Von dir vielleicht erdacht, und zu erzählen haben.
Kurz, jedes Hinderniß, das dir die Misgunst bringt,
Besieg und dulde kühn, bis dir dein Wunsch gelingt:
So wirst du einst, mit Müh, die Hoffnung doch erhalten,
Noch eh du stirbst, vielleicht ein Aemtchen zu verwalten.

Entweder treibt die Lust dich in den Krieg zu gehn,
Mit unerschrockner Brust vor Stahl und Bley zu stehn;
Um als ein Krüppel einst zur Heimath umzukehren:
Wo nicht, so muß die Kunst des Schreibzeugs dich ernähren.
O! da zerbrich den Kopf mit Händeln vor Gericht,
Und schone Schlaf und Ruh für die Clienten nicht.

Doch

Doch zittre, wenn du mußt den Rathſchluß unterſchreiben:
Den ſolcher Spruch verdammt, wird dir nichts ſchuldig bleiben.
Er gilt bey Hofe viel! Drum ſinne Tag und Nacht,
Daß er nicht mit Erfolg auf dein Verderben wacht.
Jedoch, ich ſeh es wohl; der Stolz liegt dir in Ohren:
Der erſte Schritt ſey dem, der ſtehen bleibt, verlohren.
Gut! dopple dein Bemühn! und krochſt du dreyßig Jahr,
Schleich dreyßig andre noch in ähnlicher Gefahr:
Um endlich, als ein Greis, am höchſten Ziel zu ſtehen,
Und deinem Fürſten nur zur linken Hand zu gehen,

Wohlan! Du haſts erſtrebt. Nur dein Monarch allein
Rühmt ſichs mit Grunde nun, was mehr, als du zu ſeyn.
Das menſchliche Geſchlecht liegt dir gebückt zu Füßen,
Und krümmt ſich Würmern gleich, die alles dulden müſſen.
Ein holder Blick von dir vertreibet Gram und Noth,
Bringt lauter Glück und Luſt; ein ſcheeler, Quaal und Tod.
Dich ehrt die halbe Welt; man opfert dir, wie Götzen,
Man flieht dich, wie das Bild, das wir zum Scheuſal ſetzen,
Ein bloder Sperling ſcheut. Ein modiſcher Geſchmack,
Und was der Künſtler Witz nur kaum erſinnen mag,
Führt dir Palläſte auf. Es glänzen auch die Dächer:
Das koſtbarſte Geräth erfüllet die Gemächer.
Was Wälſchland nur erſann, was Frankreich ausgedacht,
Entzückt den, der es ſieht, wie der Chineſer Pracht.
Du ſtehſt in Gold und Stein, die Oſt und Weſt dir ſchicken:
Kein Auge kann die Pracht ganz, unverletzt erblicken.
Du ſchläfſt auch unter Gold; Gold iſt dein Tiſchgeräth;
Gold hat der Diener Schaar auf Rock und Wams genäht.
Apollo würde ſelbſt, ſollt er dich fahren ſehen,
Voll Neides, manchen Blick auf deine Kutſche drehen.
Doch biſt du auch in Ruh? Wird dir die lange Nacht
In ſanftem Schlummer kurz? Hat nichts dir Furcht gebracht?
Mit nichten, armer Mann! In ſchimmernden Palläſten,
Wo alles überfließt, fehlts allemal am beſten.
Es flieht der ſüße Schlaf aus Lagern, die ſo ſchön,
So koſtbar, weich und ſtolz und aufgethürmet ſtehn.

Des Reichen Herz bestürmt ein unentschlafner Kummer;
Dem Stolzen störet Neid und bange Furcht den Schlummer.
Das Meer ist kaum so wild, wenn ihm der Stürme Macht
Bis in den tiefen Grund die Fluthen aufgebracht.
Die Misgunst murmelt schon; bald wird sie lauter sprechen,
Und dir, bevor du denkst, den stolzen Nacken brechen.
Da schützt dich kein Verdienst; bey ihm ist alles klein:
Ohn, daß du weist, warum? wirst du gestürzet seyn.

Das macht, es wuchs dein Stolz mit deiner Macht und Ehre;
Es schien, als ob für dich gar nichts zu heilig wäre:
Die Triebe deiner Brust umschränkte gar kein Ziel;
Du kanntest keine Ruh, und nichts war dir zu viel.
Dein Herz, in welches sich nur Furcht und Hoffnung theilen,
Läßt sich durch Reichthum nicht, auch nicht durch Würden heilen:
Wie süßer Seyten Ton kein taubes Ohr vergnügt,
Und keines Umschlags Kraft den Schmerz der Gicht besiegt.

Ja! könnte noch ein Mensch zu zwey drey hundert Jahren
Des Lebens theilhaft seyn, und dessen Lust erfahren:
Vielleicht würd es alsdann nur halb so thöricht seyn,
Der rasenden Begier sein ganzes Herz zu weihn;
Der Güter kleinsten Theil im Suchen zu verderben,
Um sich den höchsten Grad des Glückes zu erwerben.
Dann hätte man doch Zeit, die Thorheit einzusehn,
Und männlich zu bereun, was jung von uns geschehn.
Doch itzo hat ein Mensch die Wiege kaum verlassen,
So muß er schon geschwächt erkalten und erblassen.
Kaum hat er Zeit genug, die Wesen einzusehn,
Die dieser Erdball zeugt, und die rings um ihn stehn.
Der Jugend Unverstand, des Alters graue Haare,
Und manche Krankheit, kürzt den Lauf der kurzen Jahre.
Die Tage fliehn so schnell, als unvermerkt daher;
Und nur ein Thörichter hofft ihre Wiederkehr.
Was hilft denn so viel Quaal und ängstliches Bemühen,
Die doch so wenig Lohn und Vortheil nach sich ziehen?

Warum verliert man doch die edle Zeit mit Luſt,
Und reutet nicht ſo gleich die Laſter aus der Bruſt?
Was ſchnappet man ſo toll, wie jener Hund, nach Schatten;
Und büßet Güter ein, die wir ſchon wirklich hatten?

Fürwahr, die Tugend iſt der Seelen ſchönſter Schmuck;
Wer ſie allein beſitzt, der iſt ſchon reich genug:
Nächſt ihr, Zufriedenheit; und darf ich einſtoch ſetzen:
So iſt die Freyheit wohl der größte von den Schätzen.
Wer Geld und Würden hat, genießt ſie doch erſt recht,
Wann keine Bangigkeit vor dem Verluſt ſie ſchwächt.
Wir ſind von Kindheit an der Vorurtheile Beute:
Man lehrt uns, daß der Spott die Armuth nur begleite;
Und beyde folglich bloß die größten Uebel ſeyn:
Vor beyden flößt man uns den größten Abſcheu ein.
Was wirkt nun ſolcher Wahn? Man eilt zum Widerſpiele:
Denn niemals ſetzt der Menſch das Mittel ſich zum Ziele.
Gleichwohl hat jedes Ding ſein feſtgeſetztes Maaß,
Und wer es nicht erreicht, wers hinter ſich vergaß,
Die fehlen beyde gleich. Auch Nerons Lehrer fehlet,
Der große Schätze häuft, im Leben Mangel wählet.
Nicht minder fehlte der, ſo ſtets im Faß gewohnt,
Und ſeinen Körper nicht in Hitz und Froſt geſchont.
Vergebens pralt der Thor, die Weisheit recht zu kennen:
Von ſechzig Jahren iſt er noch ein Kind zu nennen.
Des Lehrers Ruthe ſollt ihm billig ſchärfer ſeyn:
Sein unbezähmtes Herz von Unart zu befreyn.

Als noch Filinius vom Butterhandel lebte,
Und außer ſeinem Korb nach gar nichts Eignem ſtrebte;
Aß er ſich gleichwohl ſatt, und both an ſeinem Klotz
Der Armuth wohl gewiß, ſo gut, als itzo, Trotz:
Da er durch Meere ſchifft, und faſt in allen Theilen
Der weitbewohnten Welt den Reichthum will ereilen;
Dem heißen Sande trotzt, ſo wie dem härtſten Froſt,
Und ſeiner Jahre Kern, bey ungeſunder Koſt,
Voll Unruh ſchwinden läßt. Sein Haus und ſeine Taſſen
Sind wahrlich viel zu klein, ſein großes Gut zu faſſen.

Auch ſonder Ueberfluß läßt ſich die Armuth fliehn;
Auch in ein Strohdach kann, bey rühmlichem Bemühn,
Ohn Lärmen und Gefolg, in ruhserfülltem Leben,
Der wahren Ehre Schmuck ſich leicht zu uns begeben.
Ja dünkteſt du der Welt ſo gar gering und ſchlecht,
Daß niemand nur den Hut vor dir zu rücken dächt;
Und müßteſt du zu Fuß, auch ohne Diener, gehen:
So wird es doch bey dir, beglückt zu ſeyn, noch ſtehen.
Die weiſeſte Natur, die mancher niemals hört,
Hat uns, mit wenigem vergnügt zu ſeyn, gelehrt.
So heftig die Begier auch manche Herzen plaget:
So leicht fällt es gleichwohl, daß man ihr was verſaget;
Sich ein gewiſſes Maaß von Einkunft übermißt,
Und ſonder Geiz und Neid damit zufrieden iſt.

Bewundre nicht den Rang und Reichthum hoher Stellen!
Leb ruhig und beglückt, und ſuch in allen Fällen
Nur das, was ehrbar iſt, und dir und andern nützt,
Die Sitten beſſern kann, und keine Laſter ſtützt:
So wird dein wahrer Ruhm auf ſpäte Zeiten leben,
Bey allen, die, wie du, nach wahrer Tugend ſtreben.
Ja, ſtürbeſt du vielleicht im Dunkeln, unbekannt,
Und völlig unbeklagt: getroſt! der Tugend Pfand
Behält doch ſeinen Werth. Haſt du des Neides Waffen
Mit ſtarker Bruſt verlacht, dir Ruh gewußt zu ſchaffen:
O! deiner Mühe Preis iſt wahrlich nicht zu klein:
Es iſt ſchon Lohns genug, ein Biedermann zu ſeyn.

IV.

Kosmographiſche Nachrichten und Sammlungen, auf das 1748 Jahr; zum Wachsthume der Weltbeſchreibungswiſſenſchaft, von den Mitgliedern der kosmographiſchen Geſellſchaft zuſammengetragen. Wien, bey Joh. Paul Kraus. Nürnberg, in der Homänniſchen Handlung, 1750, 4.

Was

Was man itzo eine Landkarte nennet, und, weil es um einen leichten Preis gekaufet wird, für eine Kleinigkeit ansieht, ist in den Augen eines Weltweisen und verständigen Kenners, eine recht wundernswürdige Sache. Die Welt hatte schon über dreytausend Jahre gestanden, als man sichs noch nicht hatte in den Sinn kommen lassen, dergleichen Abrisse nur von kleinen Gegenden und Landschaften zu machen. Wenn also die Alten reiseten, so thaten sie es auf ein Gerathewohl. Sie wußten immer nicht recht, wohin sie kommen würden; ja bisweilen nicht einmal, ob sie gegen Osten oder Westen, gegen Süden oder Norden reisen müßten, hier, oder dahin zu kommen. Zu was für Irrthümern, und andern Beschwerlichkeiten dieses Anlaß gegeben, kann man leichtlich denken.

Es war also eine Unternehmung von der größten Wichtigkeit, als Anaximenes, ein Weltweiser aus der ionischen Schule, sichs lange nach Solons und des Cyrus Zeiten, zuerst unterfieng, eine Abschilderung der Länder und Meere im Kleinen zu machen. Gott weis, wie diese erste Landcharte ausgesehen haben mag; und man kann leicht denken, daß sie nur auf einen kleinen Strich, irgend auf die Küsten von klein Asien, und etliche Inseln des griechischen Meeres wird gegangen seyn. Um des Sokrates Zeiten, muß man schon von ganz Griechenland einen solchen Abriß gehabt haben. Dieser Weltweise machte einmal einen reichen atheniensischen Jüngling, durch Vorlegung einer sol-

chen Charte stumm: weil er sich auf seine großen Landgüter viel einbildete, selbige aber auf der griechischen Karte nicht einmal angedeutet finden konnte.

Wie weit nachmals unter Alexandern die geographische Wissenschaft gestiegen; wie hoch sie auch unter den Römern gekommen; das kann man theils aus dem Ptolomäus, theils aus Plinius dem ältern sehen. Sie war freylich sehr gewachsen; aber in der That, gegen unsere Zeiten zu rechnen, nur ein Kinderspiel. Die äußersten Gränzen wußte man weder von Europa, noch von Asien, noch von Afrika. Das mittelländische Meer mit den umliegenden Ländern kannte man noch am besten: von Ostindien und China wußte man wenig, von Westindien aber gar nichts. Wie hoch hat man also nicht die Kenntniß neuerer Zeiten, und den Fleiß der Gelehrten zu schätzen, die uns unser eigenes Wohnhaus so bekannt gemacht haben, daß wir einen ziemlichen richtigen Abriß davon, für wenige Groschen kaufen können.

So schätzbar und vortrefflich aber diese verbesserte geographische Wissenschaft auch schon ist; so wenig muß es uns Wunder nehmen, daß sie noch nicht vollkommen ist. Es ist keine Kleinigkeit, weit entlegene Städte, Berge, Flüsse, Gränzen, Ufer, Inseln, Klippen, die kein Mensch auch mit den besten Ferngläsern nicht übersehen kann, in einen genauen Abriß zu bringen: so, daß Lage, Entfernung und alles, in Ansehung der großen Weltkugel, und sonderlich des Himmels,

recht

recht nach dem verjüngten Maaßſtabe, auf ſeine gehörige Stelle zu liegen komme. Einfältige bilden ſich zwar ein, daß man nur die Länge der Wege von einem Orte zum andern, irgend durch einen Meilenmeſſer beſtimmen; und alſo eine genaue Poſtcharte machen dörfe. Allein fürs erſte iſt es ſehr mühſam, ſolche Charten von ganzen Ländern zu machen: und wieviel große Herren haben denn wohl an ihre Landſchaften ſoviel Unkoſten verwandt? Wie lange wird es alſo noch dauren, ehe wir auf dieſe Art ganz Europa, Aſia, Africa und America, werden durchfahren und durchmeſſen haben?

Hernach aber wiſſen die Gelehrten nur gar zu wohl, daß alle ſolche Poſtcharten, nichts taugen: außer etwa den Reiſenden zu belehren, wie viel Poſtgeld er wird zu bezahlen haben. Im Grunde nämlich ſind ſie alle falſch; und machen insgemein die Länder viel größer, länger und breiter, als ſie in der That ſind. Die öfters ganz ungeheure Krümme der Wege, die Höhe der Berge, die Umſchweife der Flüſſe und Seeufer, verlängern und vermehren die Anzahl der Meilen entſetzlich. Und wie will man nach ſolchen Angaben eine richtige Landcharte verfertigen? Hier wird kein einziger Ort auf ſeine rechte Stelle zu liegen kommen; es wäre denn, daß man ihn durch die beobachtete Polhöhe, und berechnete Länge, oder den Abſtand vom erſten Meridian, auf den gehörigen Punct der Weltkugel gebracht hätte.

Dieses zeiget nun die Nothwendigkeit, mit der Erdbeschreibung die Sternkunde zu verbinden: weil die Erdkugel unmöglich recht in ihre Länder und Meere eingetheilet werden kann, ohne den Himmel mit seinen Sternen und Zirkeln zu Hülfe genommen zu haben. Dieses nun, nach den Mustern der größten Erdbeschreiber, fortzusetzen, und sonderlich von unserm Deutschlande eine bessere und genauere Charte zu liefern, das ist die rühmliche Unternehmung der berühmten kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg. Und von diesen ihren höchstlöblichen Bemühungen stellen hier die Mitglieder derselben, solche beträchtliche Proben ans Licht, daß man sich eine gegründete Hoffnung von ihren fernern Ausarbeitungen machen kann.

In der Vorrede zeigen sie, was für eine weitläuftige Gelehrsamkeit und Kenntniß fast aller Wissenschaften zu einem rechten kosmographischen Mitgliede gehöre. Die Meß- und Sternkunde, die Geschichte und Alterthümer, die Politik und Staatsverfassung von dem Lande, darüber er arbeitet, die Philologie und Philosophie, alles müssen sie sich zu Nutze machen, wenn sie was nützliches leisten sollen. Die Reisenden, die mit diesen Wissenschaften bekannt sind, könnten viel nützliches zum gemeinen Besten leisten, wenn sie theils wollten, und theils könnten. Ein Mensch nämlich, kann allen diesen Pflichten unmöglich gewachsen seyn: es muß sich schon zu dem einzigen Deutschlande, eine ganze Gesellschaft zusammenthun. Ferner gehört nicht nur eine mathematische, geo-

gra-

„abgeſchnitten, und für das heitere Buch der Wiſſen-
„ſchafft wird mir eine durchgehende Schwärtze vorge-
„leget; in welcher die Wercke der Natur für mich aus-
„gelöſchet, und ich zugleich von der Weißheit, zu der
„kein ander Zugang, ausgeſchloſſen worden. Um ſo
„viel heller leuchte du mir, o himmliſches Licht, inwen-
„dig, und laſſe deine Stralen durch alle Kräfften des
„Gemüthes hindringen, pflantze Augen darinn, früle
„allen Nebel davon weg, und zerſtreue ihn, daß ich
„Dinge ſehen, und erzehlen möge, welche dem ſterbli-
„chen Geſichte ſonſt verborgen ſind.

Sollten wir hier grammatiſche Erinnerungen machen, ſo würden folgende Wörter ver andern anzumerken ſeyn. **Geſproſſe** iſt uns ein fremdes Wort; wir würden lieber geſagt haben **Kind** des Himmels. Der andere Saß würde nach unſerer Wortfügung ſo haben ſtehen müſſen: Sintemal Gott das Licht iſt, und von Ewigkeit her in einem Lichte, zu welchem ſich niemand nähern kan, folglich in dir gewohnt hat, du heller Ausfluß eines unerſchaffnen Weſens. **Strohme**, ſollte Strom heiſſen, denn das e kommt nur zum Dativo und Ablativo der Wörter, die im Gen. es haben, wie Bödicker zeiget. **Urſprungs-Qvelle**, iſt eine unnöthige Verderbelung; denn Urſprung und Qvelle iſt einerley. **Aufſproſſe** iſt gleichfalls ſehr fremde: Man ſagt wohl hervorſchieſſen, hervorſprieſſen, aber nicht aufſprieſſen. **Ungeförmt** ſagt man auch nicht; ſondern **unförmlich**. **Lang** ſoll **lange** heiſſen: Jenes heißt longus, dieſes diu, wenn es als ein Nebenwort (adverbialiter) gebraucht wird. **Fuhre** ſoll heißen fuhr; **ſunge**, beſſer ſang. **Sonne-reichen**, ſoll Sonnenreichen heiſſen. **Unterhalb**,

graphische und physikalische Bibliothek, astronomische und geometrische Werkzeuge und Meßinstrumente, eine Sammlung von Land- und Seekarten, u. s. w. sondern auch eine Naturalienkammer, aus allen drey Reichen dazu. Endlich, und welches fast das vornehmste ist, so muß es an vermögenden Beschirmern und Mäcenaten nicht fehlen; dergleichen England und Frankreich, von Zeit zu Zeit aufzuweisen gehabt.

Die Herren Verfasser preisen die gnädige Neigung Sr. itztregierenden kaiserl. Majestät, ihre Gesellschaft in besondern Schutz zu nehmen, und sie zu einer kaiserlichen Akademie zu erheben, mit dankbarer Feder. Sie rühmen auch des Herrn Statthalters der Niederlande, hochfürstl. Durchl. Gnade gegen einige ihrer Mitglieder, die sich mit den großen Weltkugeln beschäfftigen. Ja sie berufen sich auch auf die guten Gesinnungen anderer Reichsfürsten: zumal wenn, wie sie Hoffnung machen, diese kosmographische Akademie auch eine Pflanzschule deutscher Kriegsbaumeister und Sternseher werden sollte. Es ist wahr, daß auf den Akademien, in Ermangelung der Observatorien, und nöthigen Instrumente, die rechte Anweisung zu diesen Stücken der praktischen Mathematik mehrentheils fehlet; indem die Lehrer der Mathematik mehrentheils bey den Anfangsgründen stehen bleiben: so wie die Geographie auf hohen Schulen vollends darnieder liegt.

Das Werk selbst besteht aus zween Theilen. Der erste enthält kosmographische Nachrichten, und

zwar 1) Nachrichten von Deutschland, in Ansehung der Erdbeschreibung neuerer Zeiten. 2) Nachrichten vom Königreiche Ungarn, in eben der Absicht. 3) Nachrichten vom türkischen Reiche, in eben der Betrachtung, und 4) Nachrichten vom Königreiche Pohlen, dazu auch Litthauen und Curland gehören. Bey dem ersten Artikel kommen insonderheit vor, Schwaben überhaupt; die Gegend um Memmingen; das Wildbad; die Gegend um Durlach; die Festung Kehl; das Markgrafthum Lausitz; das Königreich Böheim; das Churfürstenthum Maynz, und die Grafschaft Saarbrück. Man kann sich leicht einbilden, daß in allen diesen Abhandlungen viel Neues, Richtiges, und Höchstnützliches, von der Geographie aller dieser Länder vorkommen muß. Es wird sehr darauf gesehen, wer diejenigen sind, die solche Nachrichten geben; ob sie die Sache verstehen; ob sie selbst an den Oertern leben; ob sie aus den rechten Quellen schöpfen, und ob solches mit Vorwissen und Bewilligung der Obern eines jeden Landes geschieht? Man wird sich leicht vorstellen, wie viele Schwierigkeiten es macht, dergleichen zuverläßige Nachrichten aufzutreiben. Z. E. Die schwäbische Karte soll uns das Gebieth von 82 verschiedenen Reichs- und Kreisständen vorstellen. Die alten Karten davon sind daher so verwirrt und unrichtig gerathen: daß man sie in dem neuen hasischhomannischen Atlasse ganz hat wegschmeißen müssen. Ob man nun wohl von 1733 bis 1743, und also zehn ganzer Jahre an der neuen gearbeitet, und gesammlet hat: so ist sie doch unvollkommen

kommen geblieben. Man wird mit Vergnügen die ausführliche Erzählung der angewandten Mühe, und gehabten Schwierigkeiten; sowohl in diesem, als allen folgenden Artikeln nachlesen. Und es wäre sehr zu wünschen, daß wir von allen Reichskreisen dergleichen vollständige Beschreibungen haben möchten.

Den II. Theil dieses Werkes nehmen die kosmographischen Sammlungen ein, und diese halten nicht minder merkwürdige Stücke und Arbeiten der Mitglieder der Gesellschaft in sich. Das I. ist Herrn Mäyers Beschreibung eines neuen Mikrometers. Das II. Ebendesselben astronomische Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß von 1748. Das III. Ebendesselben Beobachtungen einiger Zusammenkünfte des Mondes mit Fixsternen im 1747. und 48sten Jahre. Das IV. Eben desselben Abhandlung über die Umwälzung des Mondes um seine Achse, und die scheinbare Bewegung der Mondsflecken, worinn der Grund zu einer verbesserten Mondsbeschreibung, aus neuen Beobachtungen geleget wird. Dieses ist ein treffliches Stück. Das V. J. C. Harenbergs Erster Theil der Beweisgründe über die Lagen und Bestimmungen seiner Landkarte vom heil. Lande, die er bey den homannischen Erben herausgegeben. Das VI. Ebendesselben Zweyter Theil seiner Landkarte von Palästina. Das VII. J. M. Hasens Anmerkungen über seine Landkarten von den großen Weltreichen. Das VIII. Hrn. J. M. Franzens Vorschläge, wie die Erdbeschreibung, in Absicht auf Deutschland,

zu verbeſſern ſey. Endlich das IX. Herrn Tobias Mayers Beweis, daß der Mond keinen Luftkreis um ſich habe: worinn er ſchon Herrn Hugen zum Vorgänger gehabt.

Von allen dieſen Stücken Auszüge zu geben, leidet weder unſer Raum, noch unſere Abſicht. Wir bezeugen es nur überhaupt, daß ſie alle unſern Zeiten, und unſerm Vaterlande Ehre machen. Inſonderheit freuen wir uns, daß die ſämmtlichen Mitglieder der löbl. kosmographiſchen Geſellſchaft, einer ſo reinen, deutlichen, und ungekünſtelten deutſchen Schreibart ſich befleißigen; ſo daß man es ihnen kaum an etlichen wenigen Wörtern anmerken kann, daß ſie Franken ſind: z. E. das Wörtchen nimmer, für nicht mehr, u. d. m. Allein, das ſind Kleinigkeiten, und können allenfalls für eine patavinitatem livianam angeſehen werden.

* *

V.

Hiſtoire generale de la Pologne, par le Chev. de Solignac, V Voll. Paris, 1750, in 12.

D. i.

Allgemeine Geſchichte von Pohlen, von dem Ritter von Solignac.

Da die Franzoſen nicht leicht Bücher in andern Sprachen, als im Franzöſiſchen leſen: ſo hat es ihnen unter andern vielen Stücken, auch an einer pohlniſchen Hiſtorie gefehlet.

fehlet. Sie hatten nämlich davon noch nichts aufzuweisen, als das Werkchen des Massuet, welches aber den Namen einer Historie, den es führet, gar nicht verdiente; und die Revolutions de Pologne des Abts des Fontaines; die auch sehr trocken gerathen sind. Wenn man französische Journalisten davon urtheilen hört, so meynen sie, die Materie selbst, oder die Begebenheiten des Königreichs Pohlen hätten Schuld daran, daß diese Werke nicht besser hätten gerathen können. Die pohlnische Historie gäbe keine lebhafte Auftritte und merkwürdige Veränderungen an die Hand: und da ein Geschichtschreiber nicht dichten dörfte; so wäre es ein Unglück für diejenigen, die ein so unfruchtbares Land, als dieses, zu bearbeiten unternähmen. Sie sagen ferner: Die pohlnische Nation sey zwar frey, wacker, und herzhaft: aber in ihren alten Jahrbüchern fände man nichts, als unüberlegte Thaten, oder wilde Unternehmungen: alles übrige wären nur gemeine Dinge, ordentlicher Menschen. Und dieses alles führet man an, die Mühe zu vergrößern, die sich der Ritter Solignac geben müssen, um aus einem so magern Stoffe, gleichwohl was erträgliches und lesenswürdiges zu schnitzen.

So reden Scribenten, die nicht gewohnt sind, bey andern Völkern was großes und merkwürdiges zu finden: entweder weil die Selbstliebe sie blendet; oder weil sie sich um die rechten Quellen der Geschichte eines so großen Volkes, als Pohlen bewohnet, nicht sattsam bekümmert haben. Wer

die

die pohlniſchen Geſchichtſchreiber, daran es gewiß nicht fehlet, kennet und geleſen hat, der wird ſich gewiß über den Mangel wichtiger Veränderungen, die in Pohlen vorgegangen ſind, nicht beſchweren. Er wird Thaten finden, die man bey den übrigen Völkern von Europa kaum größer und ſchöner antrifft; und anſtatt eines Mangels, ſich vielmehr über die Menge der Begebenheiten zu beſchweren Urſache haben. Und wie wäre es auch ſonſt möglich geweſen, daß der Ritter Solignac, uns ſchon von der alten pohlniſchen Geſchichte, bis auf König Heinrichen den III. der die pohlniſche Krone niederlegte, um König von Frankreich zu werden, fünf Bände hätte füllen können; und daß er von der neuern, bis auf unſre Zeiten, noch fünf andre verſprechen mögen? Gewiß, wenn man noch zehn Bände von einer Hiſtorie ſchreiben kann, ohne zu dichten: ſo muß es an Stoffe darinn nicht fehlen.

Nachdem er eine geographiſche Beſchreibung des Königreichs Pohlen gegeben hat, welches ſich vormals viel weiter gegen Abend erſtrecket haben ſoll, wie der Verfaſſer meynt *: kömmt er auf den Urſprung der Pohlen. Sie kommen von den alten

* Wenn man die ganze ſlaviſche oder venediſche Nation für das Königreich Pohlen anſehen will, ſo kann man freylich ſagen, daß ſie vormals ganz Pommern, Meklenburg, die Mark, Meißen, Lausnitz, Thüringen, Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Crain, ja gar das Venetianiſche eingenommen, welches noch den Namen von den Venedern hat. Allein ſo würde man auch das heutige Sclavonien, Servien,

ten Sarmatern, die von den Griechen und Römern fälſchlich mit den Scythen vermiſchet werden. Die **Veneder** oder Wenden, eins von den ſarmatiſchen Völkern rückten, in das heutige Pohlen ein, nachdem die **Gothen**, **Wandalier**, und, wie der Verfaſſer meynt, auch die **Longobarden**, ihnen daſelbſt Platz gemachet hatten, als ſie das römiſche Reich zerſtörten. Er ſagt ferner, ſie hätten ihren Namen in **Slaven** verwandelt, von einer Stadt, die ſie an einem See gleiches Namens gebauet. Aber andre ſlavoniſche Schriftſteller ſagen **Slave** heiße in ihrer Sprache, berühmt, edel; und ihr Volk habe von ſeinen groſſen Kriegsthaten dieſen Beynahmen erhalten. Das Städtchen Slave liegt freylich noch in Pommern, nach der preußiſchen Gränze zu: allein es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß dieſes der ganzen Nation den Namen gegeben habe. Von dieſen Völkern nun ſagt der Verfaſſer, daß ſie unruhig, kühn, und verwegen geweſen, und von keinen andern Geſetzen, als von ihrer Gewaltthätigkeit, etwas wiſſen wollen. Durch Rauben und Plündern hätten ſie Eroberer werden wollen. Sie hätten Bayern und Friaul ef: ange-

vien, die Wallachey, und Bosnien ja ganz Rußland zu Pohlen rechnen müſſen. Allein, zu den Zeiten, als die Veneder oder Slaven ſo weit um ſich griffen, waren ſie noch keine Pohlen zu nennen, welche nachmals erſt als ein beſondrer Stamm der groſſen ſlaviſchen Nation zuſammen gehalten, und ſich mit etlichen benachbarten Ständen, der Maſuren, Samogitier, Litthauen und Reußen vereiniget haben.

angegriffen, die ſich aber tapfer gewehret, und ſich wohl gar den Slaven furchtbar gemachet hätten. Vor den Franken hätten ſie ſich noch zu fürchten geſchienen; aber ihnen doch oft ein Schrecken eingejaget, u. ſ. w.

Anfänglich haben die Pohlen nur Fürſten, oder Heerführer gehabt; hernach haben ſie Könige bekommen, worauf wieder nur Herzoge gefolget wären, bis endlich die königliche Würde wieder Platz behalten. Man theilet alle dieſe Regenten in 4 Claſſen. Die erſte geht vom **Lech** bis auf **Popiel** II. d. i. vom VI. Jahrh. bis aufs IX. Die zweyte hält den Stamm der Piaſten in ſich, und geht bis auf **Caſimir** den Großen im XIV. Jahrh. Die dritte begreift die Jagellonen, die, als Großherzoge von Litthauen, zur königlichen Würde von Pohlen gelanget; und vom **Vladisla**, bis auf **Sigismund Auguſten** gehen. Endlich folgt die vierte Claſſe aus verſchiedenen Häuſern, die von dem valeſiſchen **Heinrich**, bis auf **Staniſlaſen** geht. So ſagt unſer Ritter, und vergißt, daß dieſer gute Prinz, niemals wirklicher König von Pohlen geweſen. Inländiſche Scribenten, z. E. **Lengnich**, in ſeiner Hiſtoria Poloniæ, rechnen ihn gar nicht in die Reihe pohlniſcher Regenten.

Von den Fürſten der erſten Claſſe ſagt der Verfaſſer, daß ihre Geſchichte aus einer verwirrten Sammlung von Fabeln beſtehe: Wir ſollten aber denken, daß ſie eben ſo gut ſeyn müßten, als die Thaten der franzöſiſchen Könige, vom **Pharamond**, bis auf den **Pipin**, **Karls** des Großen Vater.

Vater. **Lech** ſoll ſich ein Schloß, d. i. ein hölzernes Haus, aus rohen Stämmen, haben bauen wollen, und da hat er ein Adlerneſt gefunden. Ein Neſt heißt pohlniſch Gnesne; und dieſen Namen gab er alſo ſeiner Reſidenz: ja daher hat Pohlen einen Adler im Wapen. Nach dem **Lech** theilte ſich Pohlen in zwölf Woywodſchaften, das iſt, es wählte ſich ſo viel Feldherren. Dieſer tyranniſches Regiment, veranlaßte die Wahl des **Cracus**, auf welchen **Lech** der II, ſein Sohn, folgte, deſſen Tochter, **Wenda**, eine vollkommene Schönheit war. Sie gab einem deutſchen Fürſten, **Ritiger**, (vieleicht Rüdiger) den Korb: und dieſer fiel ihr mit einem großen Heere ins Land, ihr Jawort zu erzwingen. **Venda** antwortete: ſie verſtünde den Werth eines Thrones viel zu gut, als daß ſie ihn jemals mit einem Manne theilen; oder vielmehr, aus einer Gebietherinn der Pohlen, eine Sklavinn eines Gemahls werden wollte. Dieſe Antwort wirkte einen Aufſtand im deutſchen Heere: **Ritiger** ward von ſeinem Volke verlaſſen, und erſtach ſich ſelbſt. **Wenda** dankte ihren Göttern für dieſe Befreyung von ihren Feinden, und faßte den Schluß, um fernern Anfällen zu entgehen, daß ſie ſich in die Weichſel ſtürzte, und erſoff. Sind nun das nicht merkwürdige Geſchichte in der pohlniſchen Hiſtorie?

Hierauf ergriffen die Woywoden wieder die Regierung; aber ihre Uneinigkeit lockte die Ungarn ins Land. Der Verfaſſer vergißt nicht, die wunderbare Geſchichte des **Premislaus** zu erzählen, der von ſchlechter Ankunft war, aber durch eine Liſt die

Ungarn aus dem Lande schaffte; und zur Dankbarkeit König ward. Nach seinem Tode ward man eins, denjenigen zum Könige zu machen, der im Wettlaufen die andern zurücklassen würde. **Leszek** bediente sich dabey der List, daß er auf der Rennbahn spitze Nägel streuete. Ein junger Mensch entdeckte den Betrug: und siehe, man hieb den bereits erwählten **Leszek** in Stücken, und machte den jungen Menschen, der ihn verrathen hatte, zum Könige; der den Namen **Leszko** annahm. Er und sein Sohn **Popiel** regierten gut: aber sein Enkel **Popiel** der II. nicht. Seine wilde Leidenschaften ließen sich auch durch die Gemahlinn, die man ihm in der Absicht gab, nicht bändigen. Diese sah die Vättern ihres Gemahls, zwanzig an der Zahl, an der Spitze eines großen Schwarms wider ihn; und entschloß sich, sie alle hinzurichten. Sie entdeckte den Anschlag ihrem Gemahl, der ihn billigte, und sich krank anstellen mußte, um die Vättern an sein Siechbette zu locken. Sie kamen, und der Kranke trank ihnen, gleichsam zum Abschiede, einen Bächer zu, den die Königinn selbst einschenkte. Das Gift that bald seine Wirkung. Die Prinzen starben alle; **Popiel** selbst, und seine Gemahlinn auch: und so kam das Regiment wieder an die Woywoden. Hier hat die erste Classe pohlnischer Fürsten ein Ende.

Man kann leicht denken, daß in den neuern Zeiten, weit mehrere, und wichtigere Begebenheiten vorfallen werden. Alle europäische Völker haben sich nur nach und nach aus der Barbarey gerissen;

das halb iſt zu viel; und hieſſe beſſer unten. O daß ich ihnen gleich ähnlich an Ruhm und Kunſt! Hier fehlt wäre. Unterzwiſchen, iſt gar nicht bekannt; man ſagt inzwiſchen, oder unterdeſſen. Zu der kein ander Zugang, hier fehlt das iſt; als ein verbum ſubſtantivum, welches nie wegbleiben ſoll, wo es nicht ein bloſſes auxiliare iſt, und durch ein wirklich daſtehendes andres Zeitwort deutlich genug erſetzet wird. Kräfften, ſoll heiſſen Kräfte; denn nur im Dativo und Ablativo plurali kommt das n ans Ende des Worts. Genung davon; und wir erſuchen den gelehrten Herrn Uberſetzer dieſe kleine Verwegenheit nicht übel zu nehmen, zu welcher uns die Abſicht dieſer unſrer critiſchen Monatſchrift verbunden hat: Ob wir wohl erkennen, wie ſchwer es iſt, in allen Kleinigkeiten einer Sprache richtig zu werden, wenn uns die Mundart unſers Vaterlandes nicht einigermaſſen zu ſtatten kommt.

Gott ſiehet aus ſeiner Höhe, wo er mitten unter den Engeln ſitzet, und ſeinen Sohn zu ſeiner Rechten hat, auf ſeine Werke herab, und erblicket zwar erſt die neuerſchaffenen Menſchen in vollkommener Glückſeeligkeit im Paradieſe, zugleich aber auch die Hölle, und die zwiſchen derſelben und den äuſſerſten Gränzen der Welt befindliche Kluft; die der Herr Uberſetzer einen Golfo nennet. Da wird er den Satan diſſeits des Chaos in einer ſchlackichten Luft fliegend gewahr, der ſich mit ſeinen müden Flügeln in die Welt hinunterlaſſen will; und läßt ſich folgendergeſtalt gegen ſeinen Sohn vernehmen: Siehеſtu mein Sohn, wie raſend unſer Feind iſt? Die Hölle hat ihn nicht zu halten vermocht: Aber ſeine Rachgier ſoll ihn ſelbſt fällen. Itzt fliegt

er

riſſen; die bey dem Verfalle des römiſchen Reiches alles überſchwemmet hatte. Es iſt alſo kein Wunder, daß es auch in Pohlen etwas langſam damit zugegangen; und daß ſie noch zur Zeit zwar weiter, als die Ruſſen, gekommen; aber doch ſo wenig, als die Ungarn, mit einer ordentlichen Policey, und ſonderlich mit dem Flore der Künſte und Wiſſenſchaften, es zur Vollkommenheit haben bringen können. Dieſes mag indeſſen zu einem Vorſchmacke genug ſeyn: zumal, da wir von ſo weitläuftigen Werken, unſerer Abſicht nach, allemal nur das Anmuthigſte zu wählen, uns anheiſchig gemacht haben.

Die Schreibart des Verfaſſers im Erzählen iſt leicht und angenehm; ſeine Betrachtungen über die erzählten Begebenheiten ſind gründlich; und die Abbildungen der Perſonen ſehr fleißig ausgearbeitet. Ja, derſelbe hat auch ſo gar, nach Art der alten Geſchichtſchreiber, allerley kleine Reden eingeſchaltet, die ſeine Helden und andere merkwürdige Perſonen bey gewiſſen Gelegenheiten hätten halten können. So wenig dieſe manchen Leſern gefallen; und auch bey den Alten einige Nachſicht und Entſchuldigung brauchen: ſo angenehm machen ſie öfters die Geſchichte, wenn ſie an bequemen Orten angebracht ſind. Alles wird dadurch lebhafter; und das dramatiſche Anſehen, das die Hiſtorie dadurch bekömmt, hat vieleicht jenem Alten Gelegenheit gegeben, zu urtheilen: daß von der Geſchichte bis zur Dichtkunſt nur ein Schritt zu thun übrig ſey; ja daß niemand ein guter Geſchichtſchreiber werden könne, wenn nicht der Wind der Poeſie ein wenig in ſeine Segel bliese.

VI.

Epigrammes ſur la Mort du Marechal de Saxe.

D. i. Sammlung der meiſten Sinngedichte, die auf den Tod des franzöſiſchen Generalfeldmarſchalls, Grafen Moritzens von Sachſen, in Paris und in Deutſchland verfertiget worden.

Da wir nicht ungeneigt ſind, zur Verewigung dieſes großen deutſchen Helden, ſo viel uns möglich iſt, beyzutragen: ſo wollen wir hiermit melden, daß ein vornehmer Kriegsbedienter in königl. preuß. Dienſten, der zugleich ein ſtarker deutſcher Dichter iſt, eine Schrift aufgeſetzet hat, die folgenden Titel führen wird: **Die alte und neue Kriegskunſt, in dem Bilde des durchl. Grafen von Sachſen, als eine Trauer und Gedächtnißrede auf deſſen tödtlichen Hintritt verfaſſet, von Heinr. Eberhard Freyherrn von Spilker, Königl. preuß. Oberſtlieutnant und Flügeladjutanten.**

Indeſſen aber, daß wir dieſelbe zu leſen bekommen, wollen wir unſern Leſern vorläufig auch die ſinnreichen Einfälle der witzigen Herren Pariſer nicht misgönnen; womit ſie dieſen Helden zu beehren geſuchet. Sie ſind nicht alle von gleichem Schrote und Korne, wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt. Wir wollen aber ein ganzes Dutzend, deſſen wir habhaft werden können, mitnehmen, um wenig-

wenigſtens durch die Mannigfaltigkeit der Einfälle zu beluſtigen. Vielleicht finden unſre Leſer doch einige, die ſie in öffentlichen Zeitungen noch nicht gefunden; und die ihrer Aufmerkſamkeit werth ſind.

Das erſte iſt ziemlich ausführlich, und faſſet wenigſtens die meiſten Merkwürdigkeiten ſeines Lebens, nebſt einigen Lobſprüchen in ſich. Doch iſt es freylich ſo ſonderbar witzreich nicht, daß es nicht auch eine mäßige deutſche Feder hätte entwerfen können. Das ſonderbarſte daran iſt, daß es einen Advocaten zum Verfaſſer hat. Dieſe Herren müſſen in Paris noch mehr auf die ſchönen Wiſſenſchaften halten, als in Deutſchland.

Maurice n'eſt donc plus! Le Vengeur de la France,
Eſt plongé pour jamais dans la Nuit du Trepas.
Guerriers! qui ſuivites ſes pas,
Heros, qui ſecondiez ſa Valeur, ſa Prudence,
Entourez ſon Cercueil! Intrepides Soldats,
Venez, venez montrer votre Douleur extreme;
Puisque Achille a pleuré lui-même,
Pleurez, et n'en rougiſſez pas.
Sous les Coups de la Mort, quand Maurice ſuccombe;
Si, pour faire de lui l'Eloge le plus vrai,
Il vous manque la Plume, et l'Art de Mezerai,
La Pointe d'une Epée écrira ſur la Tombe:
Fontenoi, Maſtricht, et Courtrai.
Pour rappeller toujours l'Hiſtoire de ſa Vie,
Gravez ſon Nom ſur vos Remparts;
Repetez tous enſemble, en marchant aux Hazards,
Il vainquit l'Anglois et l'Envie:
La Victoire en tous Lieux ſuivit ſes Etendarts.
Et s'il n'a point crû, ce grand Homme,
Ce qu'on croit aujourd'hui dans la nouvelle Rome,
Il combattit du moins, comme au Tems des Ceſars.

Hier, dünkt es uns, hätte der Verfaſſer aufhören ſollen. Allein der Punct der Religion hat ihm zu ſehr am Herzen gelegen. Er beſinnt ſich, daß der große Turenne auch ein Proteſtant geweſen; aber in ſeinen letzten Jahren umgeſattelt. Darum vergleicht er ihn mit demſelben, giebt aber den Pariſer Orthoderen einen Stich:

Turenne, invincible Turenne,
S'il avoit imité ta Foi;
O! que ſon ombre ſeroit vaine;
De ſe voir à côté de toi!
François, ſi votre auſtére Loi
N'oſe ouvrir Saint Denis à ce grand Capitaine,
Allez porter ſon corps aux champs de Fontenoi.
Enterrez-le ſur la frontiere,
Dans ces lieux, où mourant il défendit ſon Roi.
Son corps ſera pour vous une ſûre barriere,
Où l'Anglois plein de rage & de honte & d' effroi,
Servira de victime au ſanglant ſacrifice,
Que vous ferez un jour aux mânes de Maurice.

LE CLERC DE MONTMERCI,
Avocat au Parlement.

Das zweyte ſey folgendes, welches einen ganz ernſthaften Gedanken in ſich hält. Wie? ruft der Dichter, ſo hat denn den Sieger bey Fontenoy, weder der Wunſch des Volkes, noch die Liebe des Monarchen, noch die Kunſt des Arztes, von der grauſamen Parce befreyen können! Ihr Helden vom zweyten Range, lernt doch ſterben! Moritz iſt todt! Habt ihr das Herz euch zu beklagen?

Quoi! le même Heros qu'on vit à Fontenoi
Echaper à la Mort, pour courir à la Gloire,
Pour fixer dans nos Camps l'Honneur et la Victoire,
Du Moindre des Mortels a donc ſubi la Loi?

Rien

Rien n'a pu t'arrêter, o trop cruelle Parque!
Ni les Voeux des Sujets, ni l'Amour du Monarque;
L'Art même de *Senac* n'a pu te ſécourir!
Ma Muſe au Déſeſpoir, ne peut plus ſe contraindre!
Heros du ſécond Ordre, apprenez à mourir;
Maurice ne vit plus! Oſeriez Vous Vous plaindre?

Das dritte iſt gleichfalls ernſthaft, und heißt ohngefähr: Hier liegt der unüberwindliche Held, der in einem Treffen, zugleich die unerbittliche Parce, und die Feinde des Staates beſiegte. Im Kriege war er Mars, und ſetzte den Erdkreis in Erſtaunen. Hat nun das Schickſal ihm im Frieden ſein ſchönes Leben unterbrochen: ſo wird doch dem Tode und Neide zu Trotz, ſein Namen niemals ſterben.

Ci gît ce Heros invincible
Qu'on vit en un Jour de Combat
Triompher à la fois de la Parque inflexible,
Et des Ennemis de l'Etat.
Image du Dieu *Mars*, tant qu'a duré la Guerre,
De ſes Exploits divers il étonna la Terre.
Si le Deſtin à pu dans le Sein de la Paix,
Interrompre le Cours d'une ſi belle Vie,
En Dépit de la Mort, en Dépit de l'Envie,
La Gloire de ſon Nom ne perira jamais.

Das vierte fällt ſchon ein wenig ins luſtige, oder ſatiriſche. Der tapfre und verbuhlte Sachſe, heißt es, traf im Reiche der Todten das Mädchen von Orleans an. Glück zu, ſprach er zur Heldinn, die Frankreich vom Untergange befreyet hat: du haſt dir bey den Franzoſen einen ewigen Ruhm erworben. Ach! warum haben wir nicht zu gleicher

Zeit gelebt. Man hätte dich wahrlich kein Mädchen nennen ſollen!

Le Saxon vaillant et paillard,
Dans l'Empire des Morts rencontra *Jeanne d'Arc:*
Salut, dit-il à l'Heroïne,
Qui de l'Etat françois empecha la Ruine;
Chez ce Peuple reconnoiſſant
Tu t'es acquis une Gloire immortelle:
Que n'avons nous vecu du meme Tems!
Jamais on ne t'eut appellé *Pucelle.*

Das fünfte iſt kürzer, und als eine Grabſchrift verfaſſet: Hier liegt der Gott von Fontenoy. Weine großer König! Hier liegt der tapfre Sachſe, ganz mit Lorbern bedeckt! Weinet ihr Kriegsleute! Hier liegt der große Gartengott: (Priapus) weinet ihr Mädchen!

Ci git le Dieu de Fontenoy
Pleurez grand Roi!
Ci git le fier Saxon tout couvert de Lauriers;
Pleurez Guerriers!
Ci git le grand Dieu des Jardins;
Pleurez Catins!

Das ſechſte iſt ernſthafter, aber ein wenig zu großſprecheriſch: Bey Courtray Fabius; zu Brüſſel Hannibal; Conde an der Maaß; am Rheine Türenne, warf er dem wilden Leopard den Zügel an, und beſchnitt dem ſchnellen Adler die Schwingen.

A Courtray, Fabius; Annibal à Bruxelles:
Sur la Meuſe, Condé, Turenne, ſur le Rhin:
Au Leopard farouche il impoſa le Frein,
Et de l'Aigle rapide il abatit les Ailes.

Das ſiebente hält eine Satire auf die Schwierigkeiten in ſich, die ſich ſeinem Begräbniſſe in

Paris

Paris widerſetzet. So hat denn Moritz dem Tode weichen müſſen; der auch die Helden dem Geſetze der Sterblichen unterwirft? Indeſſen daß ihm die Welt Altäre aufrichtet, ſo hat er, Dank ſey unſern Vorurtheilen! auch nicht einmal ein Grab bey uns.

Maurice a donc ſubi la Loi de la Nature,
Qui ſoumet les Heros au Deſtin des Mortels!
Tandis que l'Univers lui dreſſe des Autels,
Grace à nos Préjugés, il eſt ſans Sepulture.

Das achte ſagt, daß der Tod an dieſem Helden, im Schooße der Ehren, ſeine Arbeiten geſchonet habe; allwo er den Sieg zum Lehrmeiſter, und ſeine Nacheifrer zu Schülern gehabt.

Il n'eſt plus ce Heros, dont au Sein de la Gloire
La Mort reſpecta les Travaux.
Il eut pour Maitre la Victoire,
Et pour Diſciples ſes Rivaux.

Das neunte und die zwey folgenden wollen wir nur ohne Ueberſetzung mittheilen.

Par le Malheur inſtruit dès ſes plus jeunes Ans,
Cher au Peuple, à l'Armée, au Prince, à la Victoire,
Redouté des Anglois, haï des Courtiſans,
Il ne manque rien à ſa Gloire.

* * *

Ci gît le plus grand des Mortels,
Et le Soutien de cet Empire;
Né pour peupler, fait pour détruire,
La France lui doit des Autels.

* * *

La Mort de ce Heros a terminé les Jours:
Riez Anglois; pleurez Amours!

Das zwölfte iſt von beſonderer Art, und ſtellt drey berühmte Leute, die Frankreich zu gleicher Zeit verlohren,

lohren, gegen einander; den Marſchall Graf Moritz, den Kanzler von Frankreich Dagueſſeau, und den Poeten, Hrn. von Voltaire.

Du Ciel, qui nous punit, l'inflexible Colère,
Par des Coups differens nous enlève à la Fois,
Des François le Mars tutelaire,
Le Dieu des Arts, l'Apui des Loix.
D'Agueſſeau, Maurice et Voltaire.

Allein dieſe Vergleichung hat einen andern Dichter, vermuthlich in Berlin, böſe gemacht; daher er nicht umhin gekount, dem Verfaſſer dieſes Sinngedichts, einen derben Verweis zu geben. Man ſieht hier unter andern, wie die politeſte Nation von der Welt redet, wenn ſie böſe wird. Aus Hochachtung gegen den Hrn. Voltaire aber, wollen wir den Inhalt nicht überſetzen. Aus den Fehlern der franzöſiſchen Proſodie aber ſchließen wir, daß er es nicht gar weit in der Dichtkunſt gebracht hat; oder ſich doch verbergen wollen.

Reflexion.

Quel Monſtre, quel Impie, quel Fat écervelé!
Qui vient de nous precher nouvelle Trinité!
Maurice et d'Agueſſeau, triés avec Voltaire?
Le Rimeur Pantalon ici que vient-il faire?
Rien, ſi non, qu'il prouve, que l'on peut aujourd'hui,
Trouver Poëte encor plus impudent que lui.

Da wir nun ſo viel franzöſiſche Sachen auf gedachten Helden geſammlet haben, ſo wollen wir doch auch ein Paar lateiniſche, die Deutſchland hervorgebracht hat, mittheilen. Der Verfaſſer dieſes erſten iſt Herr D. Kupitz, ein Glied der gelehrten niederlauſitziſchen Societät; und es lautet ſo:

Engo-

Eugenii Carolus mortem et Germania planxit,
Mauritii mortem Rex, Ludovice, doles,
Et lacrumis et planctu et dignus uterque perenni,
Heroes inter Summus uterque fuit!
Hoſtes vincendo ſoliti ſunt vincere ſemet
Magnanime et victis reddere quæque bona.
Danubio et Sequanæ vix unquam poſtera ſecla
Eugenium tantum, *Mauritiumque* dabunt.

oder deutſch:

Eugen, dich hat ſo Karl, als Deutſchland, tief betrauret:
Du Feldherr Moritz wirſt von Ludwigen bedauret.
Ihr beyde ſeyd es werth, daß euch die Welt beweint,
Weil jeder unter euch der Helden größter ſcheint.
Ihr ſiegtet über euch, wenn ihr den Feind beſiegtet,
Weil ihr voll Großmuth auch der Armen Wunſch vergnügtet.
Kaum wird das Schickſal je der Donau und dem Rhein
Noch einen Held Eugen, noch einen Moritz, weihn.

Das zweyte iſt von einer ſächſiſchen Feder, die ſich mit den Buchſtaben M. I. G. S. P. F. zu bezeichnen beliebet hat, ſowohl lateiniſch, als deutſch entworfen worden: wie wir ſolches in den Dresdner Anzeigen gefunden haben:

Mars luget, *Virtus* plangit, Prudentia moeſtum
Submittit vultum, tantus is unde dolor?
Mauritius, cor Regis, obit, regnique columna
Concidit, Heroum par cui nullus erat.
Saxo quem genuit, digno quem Gallus honore
Ditavit, ſummus nunc ſuper aſtra tulit.
Sin iterum ſimilem pareret Germania natum,
Ac tibi præberet, Gallia, quanta fores!

M. I. G. S. P. F.

Der Kriegsgott ſelber traurt, die Tugend ſteht entſtellet,
Die Klugheit ſteht beſtürzt; was ſchmerzt ſie doch ſo ſehr?

Der

Der Liebling Ludwigs ſtirbt, die Stütze Frankreichs fället,
Der Held, dem keiner gleicht, Graf Moritz, lebt nicht mehr.
Den Sachſens Schooß gebahr, den Frankreich theuer hielte,
Und würdigſt ehrete; glänzt nun im ſelgen Schein:
Wenn Deutſchland wiederum dergleichen Held erzielte,
Und dir, o Frankreich, lieh; wie groß würdſt du nicht ſeyn!

* *

VII.

Des Herrn von Voltäre Abhandlung von den Verſchönerungen der Stadt Paris, aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Ein einziger Bürger, welcher eben nicht ſehr reich war, aber eine große Seele hatte, ließ auf ſeine eigene Koſten, den Platz des Victoires anlegen, und errichtete aus Dankbarkeit, dem Könige eine Bildſäule. Dieſer Mann that mehr, als ſiebenmal hundert tauſend Einwohner, in dieſem Jahrhunderte noch gethan haben. Wir beſitzen in Paris ſolche Schätze, womit man Königreiche erkaufen könnte; wir ſehen alle Tage mit Augen an, was unſrer Stadt noch fehlet; und wir begnügen uns damit, daß wir darüber murren. Man fähret das königl. Schloß (Louvre) vorbey, und ſeufzet wenn man ſieht, wie deſſen Vorderſeite, das Denkmaal der Größe Ludwigs des XIV. des Eifers eines Colberts, und der Erfindungskraft eines Perrault, mit Gebäuden der Gothen und Van-

er nach der neuerſchaffnen Welt den Menſchen zu verführen. Dieſes wird ihm gelingen. Adam und ſeine Nachkommen werden fallen; und zwar aus eigener Schuld. Ich habe ihn ſo wohl als die Engel gut erſchaffen, doch ihm auch die Freyheit zu ſündigen gelaſſen, wenn er will. Hätte ich jenen die Freyheit verſagt, was für Proben ihrer Treue hätten ſie ablegen können? Was für Luſt könnte ich an ihrem gezwungenen Gehorſam haben? Wo Vernunft iſt, da muß auch Freyheit ſeyn. Sie können daher mich oder ihr Schickſal nicht anklagen. Sie ſelbſt haben ſich empöret. Mein Vorherſehen hat nicht Schuld: Sie würdens gethan haben, wenn ichs gleich nicht geſehen hätte. Ich muſte ſie alſo fallen laſſen, wollte ich anders nicht ihre Natur ändern, und die ewige Verſehung wiederruffen, welche ihre Freyheit verhänget hat. Sie fielen alſo von ſich ſelbſt: Der Menſch aber wird aus ihrer Verführung fallen. Darum ſoll er auch Gnade finden. Meine Ehre ſoll in der Erbarmung beſtehen.

Indem bey dieſer Rede ein Ambraduft den Himmel erfüllet, wird Gott auf eine beſonders herrliche Weiſe in dem Sohne als ſeinem Ebenbilde geſehen: Der ganz voller Mitleiden und Gnade ſo geantwortet hat. Das war ein gnädiges Wort, o Vater, womit ſich dein Ausſpruch beſchloß. Es wäre unbillig, daß dein jüngſter Sohn, der Menſch, ewig ſollte verlohren gehen. Das ſey ferne von einem ſo gerechten Richter! Sollte wohl Satan dir zum Trotze ſiegen, oder wollteſt du dein eigen Werk vernichten? Wo würde da deine Güte und Hoheit bleiben? Hierauf verſetzt der Vater ſo. Du haſt ſo geredet, mein Sohn, wie mein

Vandalen verdecket ist. Wir laufen in die Schauspiele, und es verdreußt uns, daß der Eingang dazu so unbequem und ekelhaft ist; daß wir darinnen so unbequem aufgehoben; daß der Schauplatz so plump zugerichtet, die Schaubühne so ungeschickt angelegt sind; und daß der Ausgang noch verdrüßlicher und beschwerlicher ist, als der Eingang gewesen war. Wir erröthen, und zwar mit Rechte, daß die Marktplätze in engen Gassen angelegt sind, wo die Unsauberkeit, der Gestank und die immerwährende Unordnung einem jeden in die Augen fällt. Wir haben nur zween Brunnen, die recht ins Große gebauet sind: und diese sind nichts weniger, als an geschickten Orten angelegt. Alle andre gehören aufs Dorf. Große Quartiere erfordern auch öffentliche Märkte; und indessen daß der Triumphbogen am St. Dionysius-Thore, Heinrichs des Großen Bildsäule zu Pferde, die zwo Brücken, des Louvre, die Tuillerien, und die elysischen Felder, den Schönheiten des alten Roms gleich kommen, oder sie gar übertreffen; so stellet das finstere, enge, und scheußliche Mittel der Stadt, die Zeiten der schändlichsten Barbarey vor. Das alles sagen wir auch selbst ohn Unterlaß: aber wie lange werden wir es noch sagen, und der Sache gleichwohl nicht abhelfen?

Wem kömmt es denn zu, die Stadt zu verschönern? Ist es nicht denen Einwohnern, die in ihren Ringmauren alles das genießen, was der Ueberfluß und die Ergetzungen den Menschen nur darbiethen können? Man redet von einem Platze

und von einer Bildsäule des Königes: in der Zeit aber, daß wir davon reden, hat man in **London** einen Markt, und eine Brücke über die **Themse**, und zwar mitten in einem Kriege, gebauet, der für die Engländer viel verderblicher und kostbarer gewesen, als für uns. Da wir nun also die Ehre nicht mehr haben können, ihnen ein Beyspiel zu geben; so sollten wir doch wenigstens nach dem Ruhme streben, die Beyspiele, so man uns giebt, zu übertreffen. Es ist einmal Zeit, daß die Häupter der reichsten Hauptstadt von **Europa**, sie auch zur bequemsten und prächtigsten Stadt machen. Werden wir uns denn nicht endlich einmal schämen, daß wir bey kleinen Feuerwerken, gegen über einem plumpen Gebäude, in einem engen Platze stehen bleiben, der zur Hinrichtung der armen Sünder gebraucht wird? Man ermanne sich nur einmal, so wird sich das andere alles geben! Ich begehre nichts mehr, als nur einen standhaften Entschluß. Es kömmt hier wahrlich nicht nur auf einen Platz an! **Paris** würde ja noch sehr unbequem und sehr unordentlich seyn, gesetzt, daß dieser Platz gleich fertig wäre. Wir müssen öffentliche Märkte, Brunnen, die wirklich Wasser geben, ordentliche Kreuzwege, und Schaubühnen haben. Man muß die engen und stinkenden Gassen erweitern, den Denkmälern, welche versteckt sind, Luft schaffen, und andere aufrichten, die man sehen kann *.

Die

* Ist es nicht undankbar von dem Herrn Voltaire, daß er den Namen derjenigen Residenz so sorgfältig verbeißt, wo er alle diese Schönheiten zuerst hat können kennen

Die Niederträchtigkeit der Begriffe, und die noch niederträchtigere Furcht vor den Unkosten, haben bisher alle die großen Anschläge zu Boden gedrückt, die jeder rechtschaffener Einwohner wohl hundertmal bey sich gemacht hat. Der Muth entfällt einem, wenn man bedenkt, was es kosten wird, diese großen Werke aufzuführen: davon die meisten täglich unumgänglicher werden, und die man endlich wohl wird bauen müssen, sie mögen nun kosten, was sie wollen. Im Grunde ist es aber gewiß, daß sie dem Staate nichts kosten werden. Das Geld, was man zu diesen edeln Arbeiten brauchen wird, das wird gewiß nicht an Fremdlinge bezahlt werden. Ja! wenn man das Eisen dazu aus Deutschland, und die Steine aus England, holen müßte; so wollte ich sagen: bleibt immer in eurer weibischen Schläfrigkeit sitzen; genießt die Schönheiten, die ihr habt, in Ruhe; und bescheidet euch derer, die euch fehlen. Weit gefehlet aber, daß der Staat bey diesen Arbeiten etwas verlieren sollte, so gewinnt er vielmehr dabey. Alsdann werden alle Armen nützlich gebrauchet; der Umlauf des Geldes nimmt zu, und derjenige Pöbel ist immer der reichste, der am meisten arbeitet.

Allein, wo soll man das Geld hernehmen? Wo nahmen es denn alle die ersten Könige von Rom her, da sie in den Zeiten der größten Armuth, die unterirrdischen Schleusen baueten, welche noch nach sechs-

nen lernen? Höchstens besinnet er sich auf London; aber das prächtige Berlin, was ihn gegenwärtig nähret, schützet, und zu Ehren bringt, das will ihm nicht aus der Feder fließen.

ſechshundert Jahren, ein Wunder des reichen und ſiegenden **Roms** waren? Glauben wir denn, daß wir nicht ſo reich und arbeitſam ſind, als jene **Aegyptier**: deren Spitzſäulen ich hier eben nicht rühmen mag, weil es nur plumpe Denkmäler des Hochmuthes waren; deren nützlichere und vortreffliche Werke aber ich erwähnen will? Iſt denn in **Paris** weniger Geld, als im neuern **Rom** damals war, als man die **Peterskirche** bauete *, die ein Meiſterſtück des Geſchmackes und der Pracht iſt; und als man ſo viel andere Proben der Baukunſt aufführete, darinnen das nützliche, das edele und angenehme mit einander verbunden ſind? **London** war gewiß nicht ſo reich, als **Paris** anjetzt iſt, als ſeine **Aldermänner** die **St. Paulskirche** bauten, die nach jener, die nächſte in **Europa** iſt, und uns unſere gothiſche Kathedralkirche zu verweiſen ſcheint. Wo nehmen wir Geld her? Gebricht es uns denn daran, wenn ſo viele Zimmer und Kutſchen verguldet, und alle Tage ſo viel Gaſtmahle gegeben werden ſollen, die die Geſundheit und das Vermögen ſchwächen, und endlich alle Kräfte der Seelen verſchlingen? Wenn wir nur ausrechneten, wie groß der Umlauf des Geldes iſt, den bloß das Spielen in **Paris** beträgt, ſo würden wir erſchrecken. Ich ſetze, daß in zehn tauſend Häuſern, nur wenig-

* Dieſe Kirche ward von deutſchen Gelde gebauet, ſo man durch die Ablaßkrämerey, aus allen Ecken von Deutſchland zuſammen trieb.

** Auch hier ſcheint es recht gezwungen zu ſeyn, daß Hr. **Voltaire**, das Beyſpiel ſeines großen Schutzherrn nicht

wenigſtens jährlich tauſend Franken für jedes Haus, im Gewinnſte und Verluſte umlaufen; die Summe kann aber leicht zehnmal ſtärker ſeyn: ſo beläuft ſich dieſer Punkt allein, ſo wie ich ihn hinunter ſetze, auf zehn Millionen; deren Verluſt man nicht merken würde.

Es iſt heute zu Tage viel mehr gemünztes Geld im Lande, als damals, da **Ludwig** der XIV. vier hundert Millionen und drüber, auf **Verſailles**, **Trianon** und **Marly** verwendete: und dieſe vier hundert Millionen, die Mark zu ſieben bis acht und zwanzig Pfunden gerechnet, machen anjetzt, vielmehr als ſieben hundert Millionen. Die Unkoſten zu dreyen Lauben in jenen Werken, hätten hingelangt, die Hauptſtadt mit den nöthigen Zierrathen zu verſchönern. Wenn ein Regent dergleichen Ausgaben für ſich ſelbſt macht, ſo zeiget er ſeine Größe: wenn er ſie für das gemeine Weſen thut, ſo zeigt er ſeine Großmuth **. In beyden Fällen aber muntert er die Künſte auf, befördert den Umlauf des Geldes: und nichts geht bey dergleichen Unternehmungen verloren, als diejenigen Gelder, die nach fremden Landen geſchickt werden müſſen; um verſtümmelte alte Bildſäulen übertheuer zu bezahlen, indeſſen daß wir mehr als einen **Phidias** und **Praxiteles** unter uns haben.

Der

nicht anführet, der, um einen ſchönen Sitz in ſeinem königl. **Berlin** zu haben, die ſchlechten Häuſer der Bürger auf eigene Koſten bauet, und ihnen an deren Statt Paläſte zurück giebt: geſchieht es etwa derwegen, weil ſeine Könige ſo was großmüthiges nicht gethan haben?

Der König würde, nach seiner Großmuth, und nach seiner Liebe zu seinem Volke, wohl etwas dazu beytragen, daß seine Hauptstadt, seiner Hoheit gemäß seyn möchte. Allein, ist er denn wohl mehr ein König über **Paris**, als über **Lyon** und **Bourdeaux** *? Eine jede Hauptstadt muß sich selbst zu helfen wissen **. Soll man denn einem jeden Privatmanne, erst einen allergnädigsten Befehl zuschicken, daß er sein Haus ausbessere ***? Uebrigens ist auch der König, nach einem langwierigen Kriege, nicht im Stande, für unser Vergnügen viel hinzugeben †; und bevor er die Häuser einreißen kann, die die Vorderseite von **St. Gervais** bedecken, muß erst das Blut bezahlet werden, welches für das Vaterland vergossen ist. Giebt es übri-

* Nein, aber **Paris** ist seine Residenz, oder führet doch den Namen. In einem großen Palaste kann es auch Wohn- und Schlafzimmer geben; aber das Audienzzimmer, darein die Fremden vorzüglich geführet werden, muß schön, und der Größe des Herrn gemäß seyn.

** Wenn man auch nur dem Magistrate die Mittel dazu in Händen läßt. Welcher Landesherr aber die Stadtcasse so sehr mitnimmt und aussauget, als der König von Frankreich die pariſiſche bey allen Gelegenheiten mitnimmt, der kann ja wohl auf keine Weiſe vom Magistrate begehren, daß er aus einem finstern kothigten **Paris**, ein weites, helles weites, helles und prächtiges **Berlin** machen soll: da der arme Rath Mühe genug hat, mit den beschnittenen Einkünften, die Stadt nur zur Noth im baufälligen Wesen zu erhalten. Hier ist an kein **London** zu denken. Der **Lord Maire**, hat gewiß mehr Guineen in der Casse seiner Stadt, als der Prevôt des Marchands, Livres in der seinigen.

übrigens anjetzt mehr baares Geld im Lande, als zu Ludwigs des XIV. Zeit, ſo reichen doch die wirklichen Einkünfte der Krone anjetzt bey weitem an diejenigen nicht; die jener Monarch hatte ††. Denn in den zwey und ſiebenzig Jahren ſeiner Regierung, erhob man von dem Volke, achtzehn milliards numeraires; welches ein Jahr ins andere gerechnet, zwo hundert Millionen, und fünfmal hunderttauſend Livres, zu ſieben und zwanzig, bis dreyßig Livres auf die Mark beträgt; und dieſe jährliche Summe beläuft ſich ungefähr auf dreyhundert und dreyßig heutige Millionen. Nun fehlet ſehr viel, daß der König dieß einzunehmen habe. Es heißt beſtändig: **der König iſt reich!** und zwar in eben dem Verſtande, wie man es von einem

*** Ja wohl, in gewiſſen Fällen. Z. E. Wenn der Rath zu Paris die Gaſſen erweitern ſoll, und trifft auf ein Hotel irgend eines Ducs, Pairs, Marſchalls, oder Prinzen vom Geblüte? Wie da? Hat er denen etwas zu befehlen? Nein; ſie würden ihn nur auslachen. Auch ſelbſt einige Bürger, wollen aus Halsſtarrigkeit oftmals ihre alte Hütte ſo behalten, wie ſie iſt, und meynen:

Mein altes Haus, das wird mir beſſer ſtehn.

Der Rath nun kann mit dergleichen Starrköpfen nichts anfangen; er würde ſich nur einen weitläuftigen Proceß zuziehen. Des Königes Befehl aber dringt durch.

† Und die Unterthanen noch weniger, aus deren erſchöpften Beuteln dieſer unnütze Krieg geführet werden iſt.

†† Das iſt alſo die ſchöne Frucht der franzöſiſchen Waffen! Der König ſtrebet nach dem Titel eines Conquerans, und jeder Sieg macht ihn ärmer. Man ſehe davon den Zuſchauer, im 200ten Stücke, und den Guardian, im 52ſten.

nem vornehmen Herrn, oder Privatmanne, meynen könnte. In diesem Verstande aber ist der König nichts minder, als reich. Er hat fast keine Kammergüter, und ich bemerke im Vorbeygehen: daß die allerunglücklichsten Zeiten der Monarchie, diejenigen gewesen, da die Könige zum Widerstande gegen ihre Feinde, und zur Belohnung ihrer Unterthanen, nichts, als ihre Kammergüter, hatten. Der König ist, recht dem Buchstaben nach, der Haushälter des französischen Volkes. Die Hälfte des umlaufenden Geldes im Königreiche, geht durch die Hände seiner Schatzmeister, als durch ein Sieb; und ein jeder Mensch, der sich vom Könige eine Belohnung, oder ein Gnadengehalt ausbittet, der spricht eigentlich zu ihm: Geben Eure Majestät mir doch einen kleinen Theil von dem Gelde meiner Mitbürger! Nun fraget sichs, ob dieser Mensch sich auch um das Vaterland verdient gemacht hat? alsdann ist es offenbar, daß das Vaterland ihm schuldig sey: und der König bezahlet ihn im Namen des Staates. Es ist aber auch gewiß, daß der König zu willkührlichen Ausgaben, nur dasjenige hat, was von den nothwendigen Ausgaben übrig bleibt.

Der Beschluß folget nächstens.

VIII. Nachricht von dem frühzeitigen Todesfalle des berühmten Benedictiners, P. Magnoald Ziegelbauers.

P. Magnoald Ziegelbauer erblickte das Tageslicht in dem schwäbischen Marktflecken El-

wangen, im 1696ſten Jahre. Nachdem er den nöthigen Grund in den Wiſſenſchaften geleget hatte, trat er in das Benedictinerkloſter Zwiefalt, und nahm deſſen Ordensregel an. Hier unterſchied er ſich von ſeinen Ordensbrüdern bald, durch eine größere Liebe zu den Wiſſenſchaften; ſo daß ihm von den Vorgeſetzten aufgetragen ward, ſowohl die Weltweisheit, als Gottesgelahrheit, zu lehren: welches er denn verſchiedene Jahre mit Ruhm verrichtete. Der gute Erfolg ſeiner Bemühungen aber, erweckte ihm ſelbſt die Misgunſt ſeiner Obern; die ihm denn ſehr hart begegneten, und ihn auf alle Weiſe von ſeinem Fleiße und unſchuldigen Ergetzungen mit den Muſen abzuhalten ſuchten. Nach erhaltener Erlaſſung, begab er ſich in das Reichenauerkloſter, im Biſchofthume Conſtanz, und lehrte daſelbſt die Theologie, bis er in Geſchäfften dieſes Kloſters nach Wien verſchicket worden, woſelbſt er ſich denn verſchiedene Monate aufgehalten. Nach ausgerichtetem Auftrage, ward er von dem unlängſt verſtorbenen Abte zu Gottwich, (Göttwein) **Gottfried Beſſel**, dem wir das prächtige Chronicon Gottwicenſe zu danken haben, berufen, ſeinen jungen Mönchen die ſittliche Theologie vorzutragen, und einzuflößen. Nach Endigung ſolcher Vorleſungen, nahm er ſeinen Weg abermal nach Wien, und befliß ſich daſelbſt den Geſchäfften ſeines Ordens.

Im 1744ſten Jahre ward er von dem Abte zu Braunau in Böhmen, nebſt andern ſeinen Ordensbrüdern, eingeladen, bey Errichtung, einer von

den Pragerständen, unter dem höchsten Schutze der Kaiserinn, Königinn Maria Theresia Majestät, aufzurichtenden neuen Akademie, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Da aber der wieder anhebende Krieg diese Bemühungen bald unterbrach, kehrte P. Ziegelbauer abermal nach Wien, und wandte, auf eifriges Ermahnen und Zureden des Grafen von Kinsky, allen seinen Fleiß, auf die angefangene böhmische Bibliothek, oder das Verzeichniß aller derjenigen Schriften, die von böhmischen Sachen handeln, oder in Böhmen zum Vorscheine gekommen. Doch als er dieser weitläuftigen Arbeit am eifrigsten oblag, wollte es ihm, an nöthigem Unterhalte und Lebensmitteln zu gebrechen anfangen: und eben um diese Zeit, ward er nach Olmütz, zu der allda gestifteten Akademie der Unbekannten, zum Geheimschreiber berufen: welcher Beschäfftigung er denn, mit aller Verständigen Beyfalle, unermüdet obgelegen, und sich viel Gunst und Ehre dabey erworben. Sein Tod ist auf eine besondere Art, durch eine übel zubereitete Arzeney, erfolget, die er zu Pflegung seiner Gesundheit zu sich genommen. Er starb den 14ten des Brachmonats, 1750; und ward zu St. Moritz, in der Pfarrkirche zu Olmütz, begraben. Herr Franz Gregor, Graf von Giannini, Domherr daselbst, hat ihm die letzte Ehre des Leichengepränges verschaffet; auch des Verstorbenen Handbibliothek sowohl, als dessen hinterlassene Handschriften, sich zugeeignet.

Die

ewiger Vorſatz iſt. Der Menſch ſoll kraft meiner Gnade erhalten werden. Ich will ihm aufhelfen, und er ſoll ſeine Erlöſung mir allein ſchuldig ſeyn. Einige habe ich aus ſonderlicher Gnade vor andern auserwehlet. Die andern will ich auch zwar rufen: Ich will ſie zulänglich erleuchten; ich will ihnen ihre Herzen erweichen; ihr Gebet erhören; ein Gewiſſen in ihre Bruſt legen, und wenn ſie demſelben gehorchen, ihnen eine Gnade nach der andern geben, wenn ſie nur bis ans Ende beharren. Verachten ſie aber den Tag der Gnade; ſo ſollen ſie dieſelbe nimmermehr wieder erfahren, ſondern noch mehr verſtockt und verblendet werden. Das iſt noch nicht alles. Der Menſch beleidigt durch ſeinen Ungehorſam die Majeſtät des Himmels, ſtrebt nach der Gottheit, und begeht den Hochverrath. Darum ſoll er mit ſeiner Nachkommenſchaft ſterben. Sterben ſoll er, wo nicht ein anderer Abtrag für ihn thut, und mit ſeinem Tode vor ihn bezahlet. Ihr himmliſchen Geiſter! ſagt, wo werden wir eine ſolche Liebe finden? Wohnt wohl in dem ganzen Himmel ein ſolches Erbarmen?

Alle Engel ſchwiegen hierauf, und es erſchien kein Fürſprecher für den Menſchen; bis der Sohn Gottes ſich nochmals ſo liebreich vor ihn erklärete: Sollte deine Gnade, o Vater, keinen Weg wiſſen, die Menſchen zu retten, die doch zu allen von ſich ſelber kommt? Der Menſch kan ſie nicht einmal ſuchen; nachdem er verlohren iſt: Er kan auch für ſich ſelbſt nicht Bürge werden. Drum nimm mich dafür an; laß deinen Zorn auf mich fallen: Ich will für ihn ſterben. Doch wirſt du mich nicht im Grabe laſſen; ſondern ich will auferſtehen, und meinen Sieger ſeiner Beute berauben.

Die im Drucke erſchienenen Schriften Pater Ziegelbauers ſind folgende geweſen:

1. Mancipatus illibatæ Virginis Mariæ. Conſtantiæ, 1720, 12.
2. Triumphale Silentium. Conſtantiæ, 1727, in 8. deutſch.
3. Hiſtoriſche Nachricht von der St. Georgenfahne, ſo vorzeiten der deutſche Adel in Religions- und Reichskriegen geführet hat. Wien, 1735, 4.
4. Leben und Geſchichte des Erzmärtyrers Stephani, erſten und vornehmſten Patrons der Stadt Wien. Wien, 1736, 8.
5. Opuſculum Parthenium de Sacro Immacul. Concept. B. V. M. Myſterio. Viennæ, 1737, in fol.
6. Novus rei Litterariæ Ord. S. Benedicti Conſpectus Tomis IV abſolvendus, quorum primus prodiit Ratisbonæ, 1739, fol. Die letzten Theile hat er kurz vor ſeinem Tode fertig dem Buchdrucker Seiffart zu Regenſpurg zum Drucke geliefert; welchen man um die baldige Ausfertigung derſelben, von katholiſcher Seite, eifrigſt erſuchet.
7. Emblemata Meieriana, ſive loca inverſa, interpolata, truncata et in R. P. Adami Relatione hiſtorica Pacis Weſtphalicæ ab illuſtriſſimo Viro Godefrido a Meiern edita. Ratisbonæ, 1740, 4.
8. Hiſtoria Monaſterii Brzeonovienſis prope Pragam. Coloniæ, ſ. potius Curiæ Variſcorum, cum fig. A. 1740, in fol.

9. Sacra Sponſalia Virginis Deiparæ. Bamb. 1740, 8vo.
10. Diſquiſitio numismatica, de Origine, quidditate, virtute, pioque uſu Numismatum ſeu Crucularum Ord. S. Benedicti. Viennæ, 1743, 4, ſine Nom. Auct.
11. Hiſtoria didactica de Crucis Cultu et Veneratione in Ord. S. Benedicti. Vindob. A. 1746, cum fig. 4.
12. Centifolium Camaldulenſe, ſive notitia Scriptorum Camaldulenſium, quam ceu Prodromum exceptura erat Bibliotheca Patrum Camaldulenſium, ſeu Operum ad Hiſtoriam, Diſciplinam et Aſceſin S. O. Camaldulenſis attinentium Collectio, Tomis VI comprehenſa. Cujus Collectionis accurandæ exhibetur Conſpectus. Venetiis, ex Typogr. Albrizziana, 1750, in fol. regali. Dieſes Werk iſt dem Herrn Baron von Petraſch, der olmützischen gelehrten Geſellſchaft Stifter und Vorſteher, zugeeignet.
13. Unter dem Namen Venantii Dianæ, hat er auch voriges Jahr, zu Cölln, oder vielmehr zu Leipzig, herausgegeben: Kaiſerl. und königl. Jagdgeſchichte, 8.

Noch verſchiedener kleinen Tractate zu geſchweigen, die er zu verſchiedenen Zeiten von andächtigen und andern Materien ans Licht geſtellet.

Von denen, im Manuſcripte hinterlaſſenen, Werken, wollen wir nur folgender, als der vornehmſten, erwähnen:

1. Rha-

1. Rhabani Mauri Commentarius in Danielem Prophetam, e vet. MSto erutus et novæ Opp. Rhabani editioni deſtinatus.
2. Olomuzii Sacri T. II. Diplomata veteresque Notitias complectens. Der erſte Theil dieſes Werkes ſoll von dem Verfaſſer ſelbſt dem Herrn D. Zapata gegeben ſeyn.
3. Collectio Epiſtolarum aſceticarum a Benedictinis P. P. maximam partem conſcriptarum.
4. Meditationes in Regulam S. Benedicti, ex variis hujus Inſtituti Scriptoribus collectæ.
5. Inſulæ doctæ per Germaniam, opus inchoatum.
6. Sacræ Eremi per Europam, opus nondum abſolutum
7. Epiſtolæ Dionyſii Exigui ad Stephanum Epiſcopum.
8. Bibliotheca Bohemica, die in den Händen des Herrn Schwandtners zu Wien iſt, und deren Ausgabe man ſehnlich wünſchet ꝛc.

Von dem perſönlichen Charakter dieſes verdienſtvollen Geiſtlichen, können wir aus eigener Kenntniß ſo viel ſagen, daß er von Perſon etwas lang, und hagerer Leibesbeſchaffenheit geweſen. Seine Bildung war die Anzeige eines feinen und tiefſinnigen Geiſtes. Seine Mine war demüthig, ſanft, und beſcheiden. Er redete nicht viel, und alles mit Bedacht. Doch ſcherzete er ſinnreich, und oft ſo gar gegen Evangeliſche, über gewiſſe Orden ſeiner eigenen Religionsverwandten. Er erkannte auch die Verdienſte der Proteſtanten in vielen Thei-

len der Gelehrſamkeit ſehr unparteyiſch; und hatte keinen verdammenden Ketzermacherſinn. Kurz, es iſt ſehr zu bedauren, daß er in ſo frühen Jahren der Welt gute Nacht geben müſſen.

Die Secretärſtelle bey der olmützischen Geſellſchaft der Unbekannten, iſt dem Herrn P. Olivier Legipont, Benedictinerordens, bey St. Martin zu Cöln Profeſſen, S. Theol. Licent. aufgetragen worden, der ſich auch ſolcher, als des verſtorbenen P. Ziegelbauers geweſener Gehülfe, willigſt unterzogen hat.

* *

IX.

Miſcellanea Lipſienſia Nova ad incrementum Scientiarum ab his, qui ſunt in Eruditorum Novis Actis occupati, per partes publicata, edendi conſilium ſuſcepit, ſua non nulla paſſim addidit, præfationem præmiſit Fridericus Otto Menkenius. Phil. et I. V. D. Pot. Pol. Regis et Elect. Sax. Conſ. aulæ. Vrbis patriæ Senator, Societ. Scient. Reg. Boruſſ. Sodalis, nuper autem inter Paſtores Arcades receptus Polianthi Criuntini nomine donatus. Vol. VIII. Pars I. Lipſ. apud Lankiſ. Hæredes.

1751.

Nachdem unſer berühmter Hr. Hofrath Menke, ſeine beliebten Miſcellanea Nova bereits auf ſieben volle Bände fortgeſetzet: ſo hätte er der gelehrten Welt keinen angenehmern Dienſt

Dienſt erweiſen können, als daß er unermüdet in dieſer ſo nützlichen Beſchäfftigung fortfähret. Gegenwärtiges Stück macht nämlich in der That zum VIII. Bande den Anfang, und eröffnet gelehrten Männern, die artige philologiſche Anmerkungen, gelehrte Beobachtungen über alte Schriftſteller, und andere merkwürdige Stücke der gelehrten Geſchichte, Critik und Alterthümer im Vorrathe haben, eine ſchöne Freyſtadt, dahin ſie ihre Zuflucht nehmen können. Von jeder Materie nämlich, davon ein Gelehrter etwas zu ſagen hat, läßt ſich nicht gleich ein ganzes Buch ſchreiben. Gleichwohl wäre es ſchade, wenn dergleichen nützliche Gedanken ſo lange verſteckt liegen ſollten, bis der Verfaſſer einen ganzen Band derſelben beyſammen hätte. Und da würde die gelehrte Welt democh bisweilen Gefahr laufen, ſie, wegen Ermanglung eines Verlegers, ganz und gar zu verlieren. Man weis ja, wie viel gelehrte und gründliche Abhandlungen zuweilen, wegen diſer Urſache bloß den Würmern und dem Staube überlaſſen werden müſſen. Und dergeſtalt verdienet der Hr. Hofrath, nicht minder bey den Leſern, als Verfaſſern ſolcher kleinen Diſſertationen, ſich den verbindlichſten Dank für ſeine Bemühungen.

Es iſt aber auch die Mannigfaltigkeit der Materien in dieſen gelehrten Abhandlungen beſonders an denſelben zu loben. Bald findet der theologiſche Exeget darinnen ſeine Rechnung: ja man könnte faſt ſagen, daß kein gründlicher Ausleger der Schrift, dieſe Miſcellanea entbehren könne; als worinn eine große Menge von Stellen des alten und neuen Teſta-

Teſtaments erkläret werden. Bald findet der weltliche Philologus eine Nahrung für ſeine Neigung. Hier hat der Liebhaber der Alterthümer, dort der Freund der gelehrten Geſchichte ſein Vergnügen zu gewarten. Bald hört man, ſo zu reden, auch die gelehrten Unterredungen längſt verſtorbener großer Männer, in ihren Briefen mit an: Kurz, Luſt, und Nutzen wechſeln überall; und die Schönheit der lateiniſchen Schreibart verzuckert gleichſam alle hier ſo reichlich aufgetragene Speiſen.

Dieſes Stück inſonderheit enthält folgende Artikel. I. Johann Chriſtoph Harenbergs Auslegung des LXVIII. Pſalms nach der heil. Critik eingerichtet. II. M. Joh. Sal. Semlers kritiſche Beobachtung vom alexandriniſchen Dialekt, den Hr. Breitinger für den Grund der Schribart des alexandriniſchen und Zürcheriſchen Codex der 70 Dollmetſcher hält. III. Heinr. Aug. Zeibichs erſte Anmerkung über Xenophons I. B. der Cyropädie a. d. 22 S. der leunklauiſchen Ausgabe; wo Cyaxares, der untergeſchobene Sohn des Aſtyages, vom Throne geſtoßen wird. IV. Hrn. Joh. Jac. Reiskens, zweyter Theil der Muthmaßungen über den Herodot. V. Chriſtoph Auguſt Heumanns, Anmerkungen über den Minutius Felix, vierte Abtheilung. VI. Andreas Adams Hochſteters, eines vormaligen tübingiſchen Lehrers gelehrte Reiſe, in etlichen Briefen beſchrieben, die theils erſt itzo ans Licht treten; mit einer Vorrede Hrn. Fr. Otto Menkens.

Alle dieſe Stücke brauchen unſerer weitläuftigen Empfehlung nicht; ſondern werden ſich ſelbſt ſchon Liebhaber zu erwerben wiſſen. Wir wün-

ſchen

ſchen bey dieſer Gelegenheit dem Hrn. Hofrath zu ſeiner neulichen Aufnahme in die berühmte Akademie der Arkader herzlich Glück; und hegen die Zuverſicht, daß er ſeinem neuen Namen eines Polyanthi, auch in Beförderung dieſer Miſcellaneorum, fleißig eine Gnüge thun werde.

* *

X.

Herrn Bernhards von Fontenelle,

der königlichen pariſer Akademie der Wiſſenſchaften beſtändigen Secretärs, und der franzöſiſchen Akademie daſelbſt Mitgliedes, auserleſene Schriften, nämlich, von mehr als einer Welt, Geſpräche der Todten, und die Hiſtorie der heidniſchen Orakel; vormals einzeln herausgegeben, nun aber mit verſchiedenen Zugaben und ſchönen Kupfern, vermehrter ans Licht geſtellet, von Joh. Chriſtoph Gottſcheden. Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1751, Groß Octav.

Der Herr Profeſſor hat ſich die Welt durch dieſe neue Ausgabe der Fontenelliſchen Werke, deren einzelne Ausgaben die Welt bisher ſo begierig aufgenommen, allerdings verbindlich gemacht. Wir wollen zuvor deſſen innere Einrichtung durchgehen, ehe wir auf die äußere Zierde dieſes Buches kommen, darinn es wenigen Büchern unſerer Zeiten einen Vorzug laſſen wird. Die Zueignungsſchrift iſt an die Reichsgräfinn von Schönberg, eine würdige Tochter Sr. Excellenz des ſächſiſchen Herrn Con-

Conferenz-Miniſters gerichtet, die ſich durch ihre Kentniß und Liebe zu den Wiſſenſchaften, eben ſo ſehr über unzählige Perſonen von ihrem Stande erhebet, als das Schickſal ſie bereits durch die Geburt über viele tauſend Sterbliche erhoben hat. In dieſer Zueignungsſchrift iſt ſonderlich derjenige Brief merkwürdig, welchen Hr. von Fontenelle an der Frau Markgräfinn von Bayreuth kön. Hoheit abgelaſſen, als dieſelbe von ihm ſein Bildniß begehret, um es in die Zahl derer Schnitzbilder großer Männer zu ſtellen, die Ihren Garten zieren. Es iſt hier in eine Note gebracht, und diejenigen, deren Geſchmack fein genug iſt, um alles zu lieben, was aus der Fontenelliſchen Feder fließt, werden auch für dieſes bisher unbekannte Stück, dem Herrn Herausgeber den billigen Dank nicht verſagen.

Nach einer Vorrede des Hrn. Ueberſetzers, die von gegenwärtiger Ausgabe Rechenſchaft giebt, machet den Anfang des Werkes ſelbſt, des Hrn. Profeſſors Abhandlung von Geſprächen überhaupt, die ehemals vor der Ausgabe der Todtengeſpräche geſtanden, und hier mit etlichen Zuſätzen und Verbeſſerungen, die Stelle einer Einleitung vertritt.

Hierauf folgen die Geſpräche von mehr als einer Welt, dabey wir diejenige Veränderung nicht unangemerket laſſen können, die der Hr. Profeſſor damit vorzunehmen für gut befunden. Hr. von Fontenelle hat nämlich ſeine Unterredungen in einem zuſammenhangenden Vortrage aufgeſetzet; da denn das beſtändige erwiederte ſie, antwor-

tete

tete ich, versicherte die Marquisinn, u. s. w. vielen Lesern, die es dem Hrn. Uebersetzer selbst entdecket haben, sehr verdrießlich gefallen. Man findet hier also die Personen allemal aus einander gesetzet, und wenn der Hr. Professor hierinn auch nur das einzige Beyspiel des Abtes Plüche, in seinem Spectacle de la Nature vor sich hätte: so brauchte er keiner weiteren Entschuldigung, da wirklich diese Art des Vortrages viel deutlicher ist. Die Noten bey diesem Tractate sind hier und da ansehnlich vermehret.

Hierauf folgen die Gespräche der Todten, und auf diese, die Geschichte von den heidnischen Orakeln. Von beyden Werken kann man ebenfalls versichern, daß der Herr Uebersetzer nicht nur seine Dollmetschung nochmals übersehen, sondern auch die Noten um ein merkliches vermehret hat.

Den Anfang des Anhanges, machet des Hrn. von Fontenelle Abhandlung von der Natur der Schäfergedichte. Hierauf folget eben desselben, Abhandlung vom Vorzuge der Alten oder Neuern; alsdann die Abhandlung vom Ursprunge der Fabeln, und endlich desselben schönes Stück, vom Daseyn Gottes, aus der Betrachtung der Thiere. Da der Hr. Uebersetzer dieses letztere bey gegenwärtiger Ausgabe, ganz von neuem verdeutschet, und mit vielen gehörigen Noten versehen hat: so müssen, ihm nothwendig alle diejenigen Leser sehr verbindlich seyn, welche keine Hoheit des Verstandes, in der Leugnung des höchsten Wesens suchen.

Zu-

Zuletzt ist noch das beliebte Schäferspiel des Hrn. von Fontenelle dieser Ausgabe wieder beygefüget, von deren äußerm Werthe, wir nunmehr noch ein Paar Worte sagen wollen.

Druck und Papier sind so schön und zierlich, als man sie von der Werkstatt gewohnt ist, daraus sie kommen. Der Hr. Verleger aber hat noch mehr Kosten an dieses sein erstes Verlagsbuch gewandt. Er hat nämlich die trefflichen Picardischen Kupfer, der großen Fontenellischen Ausgabe, dieser deutschen, in gehöriger Größe beyfügen lassen; und der Jüngere Herr Bernigeroth hat diese schwierige Arbeit, mit seiner bekannten Stärke in dergleichen Werken, bewerkstelliget. Dieses bezeugen, das Titelkupfer, mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Hrn. von Fontenelle; das Kupfer, vor dem Gespräche von mehr als einer Welt; das vor den Todtengesprächen; und dann das, vor der Geschichte der heidnischen Orakel.

Der Herr Herausgeber hat aber noch für mehrere Zierrathe dieses schönen Werkes gesorget. So sieht man in dem Tractate von mehr, als einer Welt, bey dem ersten Abende, das copernicanische System; bey dem zweyten, die Karte des Mondes, wie sie durch gute Sehröhre erscheint; bey dem dritten, wie er im Hevelius abgebildet worden; bey dem vierten, die Gestalt der sechs Hauptplaneten, durch gute Ferngläser betrachtet; bey dem fünften, die Bahnen der Cometen, um die Sonne und Fixsterne; bey dem sechsten aber die Gestalt des Cometen vom 1744sten Jahre, alles, als Anfangszierrathe über jeden Abend in Kupfer gestochen.

Von der Uebersetzung selbst würden wir noch etwas sagen, wenn sie einer andern Empfehlung nöthig hätte, als den Namen des Herrn Uebersetzers.

Ende des Ostermonats.

ben. Ich will dem Tode ſeinen Stachel nehmen, die Hölle im Triumph gefangen führen, und die Geiſter der Finſterniß hinten nach ſchleppen. Du wirſt deine Luſt daran ſehen; meine Erlöſten aber will ich in den Himmel bringen, und ſie in volle Freude ſetzen.

Ehe Gott dieſen Vorſchlag annimmt, befällt den ganzen Himmel eine Verwunderung. Hierauf erkläret ſich der Vater mit groſſer Zärtlichkeit gegen den Sohn, und beſchlieſſet ſeine Menſchwerdung, und was damit verknüpft iſt, bis auf die endliche Verherrlichung des Sohnes. Der ganze Himmel erhebt ein Jubelgeſchrey, ſo unbeſchreiblich iſt, und alle Engel werfen ihre Kronen zu Boden, die aus Gold und Amaranth beſtunden; einer unſterblichen Blume, die zu allernechſt bey dem Baume des Lebens im Paradieſe geſtanden, nachmals aber wieder in den Himmel verſetzt worden. Dieſe Blume, heißt es, binden die erwehlten Geiſter in ihre hellſcheinenden Haarlocken, mit Strahlen umflochten. Itzt ſtunde der lichte Eſtrich, der wie eine See von Jaſpis funkelte, mit abgelöſten Sträuſſen dicht beworfen, und ſchien zu lachen, als er mit den Etheriſchen Roſen bepurpert war. ꝛc. Der Poet rückt den ganzen Lobgeſang der Engel mit ein, der hauptſächlich den Sieg Gottes über den Satan, und die Gnade gegen die Menſchen preiſet.

Indeſſen geht Satan auf der äuſſerſten Fläche des Himmels herum, die er von weitem als eine Kugel, nun aber als ein gränzenloſes, finſteres u. wildes Land ohne Sterne anſieht: Ausgenommen wo von einer Seite ein kleiner Widerſchein aus unſrer Welt hinan ſchlägt. Hier vergleicht der Poet denſelben mit einem Geyer, der auf dem Imaus geſpecket worden, an deſſen be-

Fig. 1.

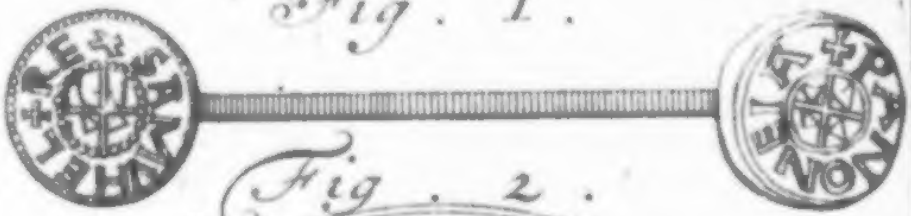

Fig. 2.

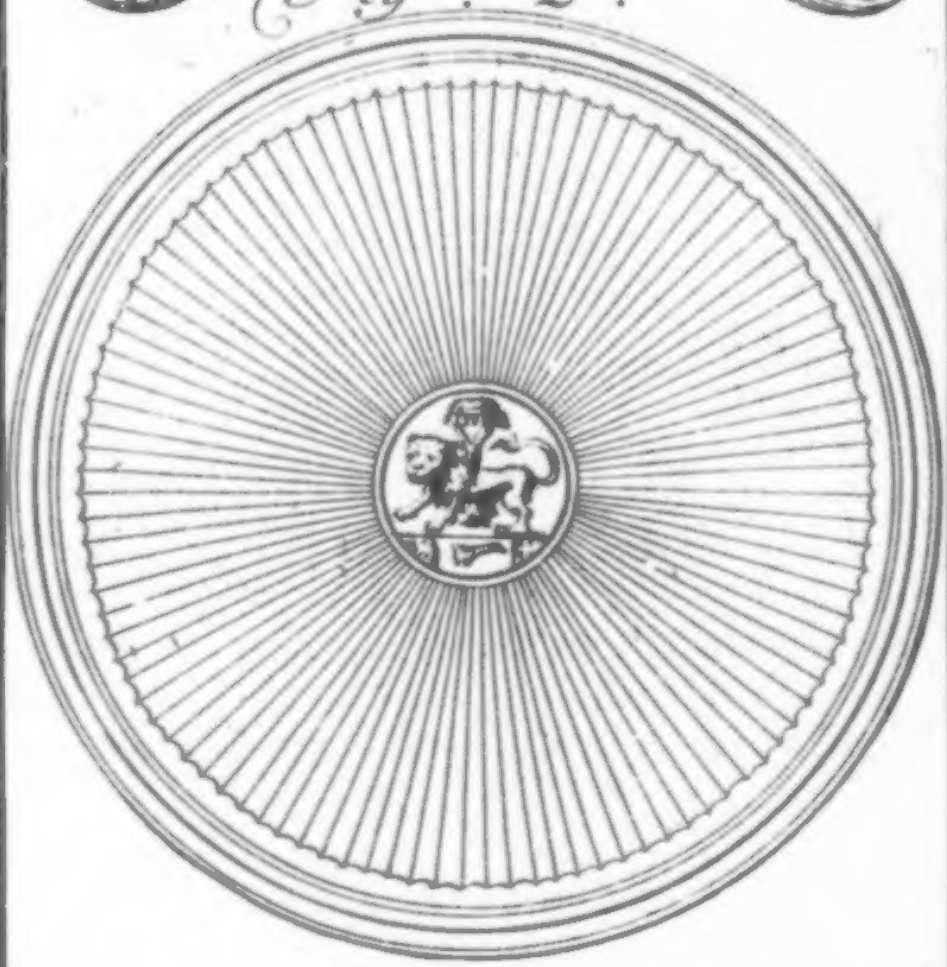

Abbildung einer silbernen Schildes Hannibals, so man in *Dauphiné* gefunden.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Maymonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quaeque libavi
mus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni
sunt, nec nihil optime, nec omnia præclarissime
quisquam dicere (*scribere*) nobis vide-
batur.

I.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres, Année 1748; à Berlin, chez Haude et Spener, 1750.

D. i.

Geſchichte der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, V Band.

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, fährt fleißig fort, ihre geſammleten Arbeiten, zu mehrerer Aufnahme einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit, ans Licht zu ſtellen. Wir wollen alſo von dem Inhalte dieſes neuen Bandes, nach unſerer Gewohnheit, einige Nachricht geben; um unſern Leſern einige Luſt zu erwecken, ſich ſelbigen, wie die vorigen, anzuſchaffen. Wir thun ſolches auch deſto lieber, da wir abermal mit Vergnügen wahrnehmen, daß unſere Landesleute, die deutſchen Mitglieder dieſer Akademie, ſich vor andern fleißig dabey erwieſen haben: ungeachtet die Sprache, darinn ihre Schriften hier überſetzet erſcheinen, einen

Unvorsichtigen überreden könnte, als ob sie von lauter Franzosen ihren Ursprung hätten.

Das erste Stück der ersten Abtheilung von der Experimentalphilosophie, ist ein Versuch des Hrn. Hofrath Ellers, über die Bildung der Körper überhaupt. Der Herr Verfasser will hier den Streit der Philosophen über die Elemente der Körper, aus der Erfahrung, und durch Versuche entscheiden. Und wie er vormals dargethan, daß sich das Wasser in eine feste, gleichartige und unveränderliche Erde verwandeln läßt: so will er hier zeigen, daß dieses flüssige Element, den meisten Körpern, in allen drey Reichen der Natur, ihren Urstoff, d. i. die dichte und körperliche Materie hergebe *. Er will also in die Fußstapfen des alten **Thales**, und des neuern **Bacons** treten; die beyde solches geglaubet haben sollen: wiewohl es von dem ersten so ausgemacht noch nicht ist. **Thales** war in Aegypten gewesen, und hatte gesehen, daß der Nil beynahe das ganze Land hervorgebracht hatte. Daher schloß er solches auch von den übrigen Ländern. Das hieß also ganz was anders gesagt, als man insgemein glaubt. Doch genug davon.

Das zweyte Stück ist eine Untersuchung des Herrn **Potts**, über die so genannte Glasgalle, oder den Schaum, der sich eben auf dem geschmolzenen Glase, von demselben absondert, und größtentheils,

* Uns scheint es indessen, daß der Herr Verfasser vollkommen recht haben kann, ohne daß der Streit wegen der Atomen, und Monaden, dadurch im geringsten entschieden

theils, aus dem Salze beſteht, welches in die ſchmelzbaren Materien der Glashütten gemiſchet zu werden pflegt.

Das dritte iſt vom Herrn D. **Lieberkühn**, und lehret die rechten Mittel, die innere Structur, oder Bauart der Eingeweide zu entdecken. Der menſchliche Körper iſt, aller bisherigen Bemühungen der Zergliederer ungeachtet, noch immer ein Räthſel in den Augen der Weltweiſen: und man weis z. E. noch zur Zeit, weder wie die Galle in der Leber, noch wie der Harn in den Nieren abgeſondert wird. **Gliſſon**, **Bellini**, **Euſtachius**, **Ruyſch**, u. a. m. haben viel Schönes entdecket: allein wir wiſſen doch noch nicht recht, wie der Nahrungsſaft in den Gedärmen aus den verdaueten Speiſen abgeſondert wird. Herr **Lieberkühn** zeigt eine Art der Einſprützung, die beſſer iſt, als die bisherigen.

Das vierte iſt eine Beobachtung über die wahrhafte Oſteocolle der Mark Brandenburg, vom Hrn. D. **Gleditſch**. Er unterſucht dieſe Materie gründlich, und zeiget, daß der ſo genannte Beinbruch da gefunden werde, wo itzo ein ſandigter Boden iſt, vormals aber große Wälder geſtanden haben; die man ausgerottet, und die Strümpfe davon in der Erde verfaulen laſſen.

ſchieden werden wird. Die Theile des Waſſers ſind darum noch nicht die kleinſten: und wer kann ſichs unterfangen, zu entſcheiden, ob das, was in keine Sinne fällt, ſo oder ſo beſchaffen ſey?

Das fünfte enthält chymische Versuche mit eben dieser Osteocolla, von dem Herrn D. **Markgraf**. Hier sieht man, wie schön es ist, wenn verschiedene Glieder einer Akademie einander die Hand biethen.

Das sechste ist wieder vom Herrn **Gleditsch**, und enthält eine Muthmaßung, wie man die durchsichtigen Körper des Michelius, bey einer gewissen Art blätterichter Schwämme, oder Pilzen, brauchen soll: um ihre Besaamung und Fortpflanzung zu erklären.

In der zweyten mathematischen Classe, werden wir abermal eben diesen Fleiß, und eben die Geschicklichkeit unserer Herren Landesleute antreffen. In dem ersten Stücke liefert nämlich der tiefsinnige Herr **Euler** über die Schwingung der Seyten eine Abhandlung. **Taylor** und **Bernoulli** haben von dieser Materie schon geschrieben: allein sie ist so schwer, daß auch diese großen Männer gewisse Stücke aus der Acht gelassen haben, die Herr **Euler** zu verbessern suchet.

Das zweyte ist wiederum von dem Herrn **Euler**, und selbiger zeiget darinn die Uebereinstimmung der beyden letzten Sonnenfinsternisse, mit seinen Tafeln, um die wahren Augenblicke der Vollmonde und Neumonde zu finden. Er leugnet zwar nicht, daß sich in der Dauer der Ringsonnenfinsterniß von 1748, einiger Unterschied zwischen der Beobachtung, und seinen Tabellen, gefunden. Da er selbige auf 5′, 10″, vorhergesaget: so hat sie wirklich

* Man merke sich die Zeugnisse dieser beyden großen Sternkundigen, in Ansehung des neulich aus der kosmographi-

wirklich nur 1′, 22″, gedauret. Allein er zeiget auch, daß dieſes nur daher gekommen, weil er die ſonſt für richtig gehaltene Polhöhe von Berlin, von 52°, 36′, in ſeiner Rechnung angenommen: da ſelbige doch, nach der neueſten Beobachtung des Herrn **Kies**, mit einem beſonders guten Quadranten, nur 52°, 31′, 30″, befunden worden. Indem er alſo Berlin fünftehalb Minuten nordlicher angenommen gehabt: ſo hat ſeine Ausrechnung von der Dauer der Ringfinſterniß nothwendig in etwas fehl ſchlagen müſſen.

Das dritte Stück iſt vom Herrn **Kies**, und enthält die Beobachtung derſelben Finſterniß von 1748. Wir bemerken aus derſelben nur dieſes, was auf der 100ten Seite befindlich iſt, und die Athmoſphäre des Mondes beſtätiget. In der gänzlichen Verdeckung der Sonne von dem Monden, da nämlich der Sonnenring, den ganzen Mond umgab, fand ſichs, daß dieſer Ring größer, oder mit einem längern Durchmeſſer erſchien, als die Sonne vor, und nach der Verfinſterung hatte. Dieſe Vergrößerung des Sonnendurchmeſſers kann nun auf nichts anders geſchoben werden, als auf eine Dunſtkugel, die den Mond umgiebt, und die Sonnenſtralen, die durch ſie fallen, ehe ſie zu uns kommen, bricht, etwa wie ein Vergrößerungsglas zu thun pflegt. Dieſe Beobachtung wird uns auch

Im vierten Stücke von dem Herrn **Euler** beſtätiget *. Er beſtärket ausdrücklich, durch eben die-

graphiſchen Geſellſchaft, angeführten Stückes, wider die Atmoſphäre des Mondes.

dieselbe Sonnenfinsterniß, die Athmosphäre des Mondes. Ungeachtet er bey der Beobachtung auf ganz andere Dinge Acht geben wollte: so wies sich doch, in währender Verfinsterung der Sonne, verschiedenes, das weder von der Bewegung, noch Parallaxe des Mondes herrührete, sondern von einer Brechung der Stralen entstund, welche an dem Rande des Mondes vorbeystrichen. Denn als er das Sonnenbild durch ein Sehrohr in eine finstere Kammer, auf ein Papier fallen ließ, darauf ein Zirkel von eben der Größe gezeichnet war: so füllte die Sonne denselben aufs genaueste an; bis der Ring sich um den Mond zu schließen begunnte. Denn so bald das geschah, trat auch der Rand des Sonnenbildes, aus den Gränzen des Zirkels: welches denn Herr Euler wieder nicht besser, als durch eine Dunstkugel, die den Mond umgiebt, erklären kann. Indessen gesteht er, wie billig ist, daß freylich die Dunstkugel des Mondes, bey weitem so dick und grob nicht sey, als die Athmosphäre der Erden: wie sowohl die Deutlichkeit der Mondesflecken, als der Mangel der Wolken im Monden, zur Gnüge zeigen. Er giebt auch allerley Mittel an, künftig die Größe, oder Höhe der Mondenatmosphäre aufs genaueste zu bestimmen. Es ist eine Wahrheit von größerer Wichtigkeit, als man denken möchte, daß der Mond eine Luft um sich habe. Denn hat er gar keine: so ist er entweder ganz ungeschickt, lebendige Geschöpfe, ja vielleicht auch nur Pflanzen, auf sich zu haben, und zu ernähren; oder sollte dieses dennoch, auf eine uns Menschen unbekannte Art, möglich

ſchneyeten Rücken der Tartar gränzet, ꝛc. Satan war hier ganz einſam, weil damals noch kein lebendiges oder lebloſes Geſchöpfe daſelbſt anzutreffen war. Nach der Zeit aber, ſagt der Poet, wären von der Erde ganze Haufen allerley eitler Dinge hinauf geflogen. Z. E. Alle Ruhmſüchtige, alle unvollendete Werke der Natur, unreiſe Geburten, und Ungeheuer, welche von den andern fälſchlich in den Mond wären geſetzet worden: Da doch deſſen Silber-Felder weit anſtändigere Einwohner, nemlich dahin übergeſetzte Heilige oder Geiſter, von einer mittlern Natur zwiſchen Engeln und Menſchen, enthielten. Ferner wären daſelbſt auch die Rieſen angekommen, die von übelgearteten Söhnen und Töchtern vor der Sündfluth erzeuget worden: Imgleichen die Baumeiſter des Babyloniſchen Thurms; Empedocles, der in den Etna geſprungen, um für einen Gott gehalten zu werden; Cleombrotus, der ſich ins Meer geſtürzet, um in Platons Elyſium zu kommen; unzeitige Kinder; Dumme; Einſiedler; weiſſe, ſchwarze und graue Mönche, mit aller ihrer Betrügerey; Wallfahrter; Dominicaner u. Franciſcaner, die durch die ſieben Planeten, Fixſterne und die Cryſtallnen Sphären hinaufgekommen, und wenn ſie gemeynet, daß ſchon St. Peter ihnen mit ſeinen Schlüſſeln die Himmelsthüre aufmache, von einem ungeſtümen Seitenwinde zehntauſend Meilen weit in die Luft geblaſen worden. Da ſähe man Kappen, Zipfel, Kreuzſtangen und Kutten ſamt ihren Trägern zerbrochen verſtieben; Heiligthümer, Reliqvien, Indulgenzien, Roſenkränze, Diſpenſationen, Ablaßbriefe und Bullen das Spiel der Winde werden. Alle dieſe Dinge, ſagt der Poet, flugen nunmehro, in dem

möglich ſeyn: ſo müßten wenigſtens alle vernünftige und unvernünftige Geſchöpfe auf dem Monden vollkommen taub und ſtumm ſeyn. Aller Geſang der Vögel, alles Brüllen, Heulen und Bellen der Thiere, aller Schall der Glocken, alles Knallen der Stücke; aller Donner, alles Brauſen der Stürme und Meereswellen, und endlich der Klang aller muſikaliſchen Inſtrumente, wäre aus der Mondenwelt verbannet. Und könnte es gleich ſeyn, daß die Einwohner des Mondes vieleicht, anſtatt dieſes ihnen mangelnden Sinnes, des Gehöres, ein ganz anderes, uns völlig unbekanntes, Werkzeug der Empfindung von der Natur erhalten hätten: ſo iſt es doch ſchwer, zu begreifen, wie der Abgang einer Sprache, die uns beynahe alle zu vernünftigen Menſchen macht, eben ſo gut erſetzet werden kann. Es iſt alſo eine höchſtnichtige Arbeit, wenn die Herren Sternſeher, durch ihre Beobachtungen des Mondes, uns mehr und mehr von der Wirklichkeit einer Athmoſphäre um denſelben zu verſichern ſuchen.

In dem fünften Stücke handelt Herr Euler von dem Aneinanderreiben der feſten Körper, und der daraus entſtehenden Verminderung der Bewegungen in den mechaniſchen Hebezeugen.

Im ſechſten giebt eben derſelbe gelehrte Mann Vorſchläge, wie dieſes Reiben, und der daraus entſtehende Widerſtand, zu vermindern ſey. Dieſes hat in der Mechanik einen großen Nutzen.

Im VII. St. unterſuchet derſelbe das Größeſte und Kleinſte in den Wirkungen der Kräfte. Dieſes führet darauf hinaus, daß man in der Natur,

einen gewissen allgemeinen Grundsatz erkennen muß, darnach sich alle ihre Wirkungen richten; und daraus erhellet: daß sich die Natur allemal einen gewissen Zweck vorsetzet, den sie mit den geringsten Unkosten, als es nur möglich ist, zu erreichen suchet. Dieses lehret nämlich, daß kein blinder Zufall, sondern eine Weisheit in der Welt das Ruder führet; die nichts durch Umschweife thut, was durch kürzere Mittel und Wege erreichet werden kann.

Im VIII. finden wir abermal eine tiefsinnige Abhandlung dieses großen Mannes, Hrn. Eulers, über gewisse allgemeine Gesetze der Natur, die man in den Wirkungen der Kräfte bemerket.

Im IX. Stücke hebet eben derselbe einen scheinbaren Widerspruch, in der Lehre von den krummen Linien.

Im X. endlich finden wir eine Demonstration der Anzahl von Puncten, darinn sich Linien, von welcher Art sie auch seyn mögen, durchschneiden können; von eben demselben.

Hierauf folgt das XI. des Hrn. von Alembert: Verfolg der Untersuchungen, über die Integralrechnung, und zwar ihr dritter Theil, in Ansehung der Quadratur der Linien von der dritten Ordnung.

Den Schluß der mathematischen Abhandlungen macht zum XII. des Herrn Kies beobachtete Mondfinsterniß von 1748 den 8. August.

Wir kommen auf die Classe der theoretischen Philosophie; und hier stehet des Hrn. D. Heinius Abhandlung von dem Weltweisen Klitomachus,

dem

dem Nachfolger des Karneades, in der Akademie oben an. Es iſt kein geringer Nutzen aus den genauern Lebensbeſchreibungen alter Weltweiſen zu hoffen. Man bekommt dabey Gelegenheit, verſchiedene Irrthümer zu entblößen, Meynungen zu vergleichen, und aus der Uebereinſtimmung der gelehrteſten Männer Wahrheiten herauszubringen. Und obgleich der berühmte Hr. **Brucker** in ſeiner philoſophiſchen Hiſtorie einen Schatz ſolcher Wahrheiten zuſammengetragen, ſo iſt doch noch immer zu einer Nachleſe etwas übrig geblieben. Klitomachus hat zwiſchen dem VI. und VII. Jahrh. der Stadt Rom gelebet. Er war ein Karthaginenſer: daher ihn einige den Libyer genennet, und hatte zuvor **Asdrubal** geheißen; ehe er in Athen ſeinen Namen änderte. Beyde Namen bedeuten einen wackern Kriegsmann. Sein Vater hieß phöniciſch Maharbal, und griechiſch **Diognetus**, das iſt **Jupitersſohn**. Er war ſchon 28 Jahre alt, als er noch ganz unwiſſend im Griechiſchen nach Athen kam, und in des Karneades Schule trat. Wir können uns nicht länger dabey aufhalten: es iſt aber eine ſehr gründliche Schrift.

Das II. Stück iſt vom Hrn. **Euler**, der uns Gedanken über den Raum und die Zeit liefert. Hr. Euler will hier die Begriffe der Metaphyſiker von dieſen beyden Stücken verbeſſern, oder vielmehr aus der Mathematik umſtoßen: allein Herr Prof. **Hanov** in Danzig hat in ſeinen zuſammengedruckten Abhandlungen * bereits die Lehre der Welt.

* Siehe unten, den II. Artikel dieſes Stückes, im Verfolge deſſelben.

Weltweiſen davon gerettet. Wenigſtens iſt es falſch, wenn der Herr Verf. auf der 329ſten S. ſagt, daß die Metaphyſiker den Raum und die Zeit aus der Welt verbannen wollen. Sie eben zeigen ja, daß der Raum und die Zeit ſonſt nirgends als in der Welt, das iſt, in einer Reihe von beyſammen befindlichen, und auf einander folgenden Dingen gedacht werden können: da hingegen die Atemiſten den Raum und die Zeit, auch außer der Welt, d. i. in einem Nichts zu finden glauben.

Das III. Stück iſt von dem Hrn. **Formey**, und handelt von der Freyheit. Hier finden wir die geſunden Begriffe der neuern Weltweisheit; welche lehret: daß bey allen Beſtimmungen oder Lenkungen unſers Willens ganz nothwendig Bewegungsgründe vorhanden ſeyn müſſen; und was dieſelben für einen Einfluß und für eine Wirkſamkeit haben. Er geht hier die rechte Mittelſtraße zwiſchen der Nothwendigkeit eines **Collins**, und einer entgegen geſetzten Einbildung der Epikurer; die wie in ihren Stäubchen, alſo auch in der Bewegung des Willens, Veränderungen ohne zureichenden Grund annehmen. Leibnitz war dieſe Mittelſtraße ſchon gegangen, und Hr. Prof. Formey ſetzt ſeine Lehren hier in ein neues Licht.

Das IV. liefert uns des Hrn. Bernoulli Anmerkungen, über den Grundſatz, von Erhaltung derſelben Größe der lebendigen Kräfte, in einem allgemeinen Verſtande. Auch dieſes Stück beſtätiget einen großen Lehrſatz des tiefſinnigen Leibnitz, der

der so oft angefochten, aber auch so oft wieder gerettet worden, durch neue Anwendungen auf Begebenheiten der Natur; und durch die Hülfe der höhern Rechnungskünste.

Wir kommen auf die Classe der freyen Künste; und darinn steht zuförderst Friedrichs des I. Königs von Preußen Leben. Dieses ist bereits in so vielen einzelnen Auflagen, und Uebersetzungen in die Hände der Leute gebracht worden, daß wir keinen Auszug davon geben dörfen. Hierauf folgt eine Abhandlung von den Sitten, Gewohnheiten, der Geschicklichkeit, und dem Fortgange des menschlichen Verstandes in den Künsten und Wissenschaften. Auch dieses Stück ist bereits mit den sogenannten Memoires de Brandenbourg in jedermanns Hände gerathen. Wenn indessen die neuern Brandenburger von den alten himmelweit unterschieden sind; wie man sich hier zu zeigen vorgenommen: so ist das kein Wunder. Eben das muß man ja von Italien, Frankreich und England gestehen; wo nur vor 100 Jahren noch eine ganz andere Lebensart, ja so zu reden ein andrer Witz und Verstand geherrschet hat, als itzo. In ganz Deutschland, und selbst hier in Sachsen ist es nicht anders gegangen. Es würde auch kein gutes Zeichen für ein Land seyn, wenn es sich rühmen könnte, noch immer bey seinem alten Zustande geblieben zu seyn; wie die meisten Schweizer Cantons, und viele Reichsstädte sich mit Grunde zu rühmen pflegen. Ja man könnte es zum Ruhme der brandenburgpreußischen Lande in vielen Stücken

behaupten, daß sie noch eher, als die meisten andern deutschen Provinzen zu einer gesitteten, und artigen Lebensart, zu Künsten und Wissenschaften, zum Handel und Manufacturen gekommen sind.

Auf der 405 S. wird von der fruchtbringenden Gesellschaft gesagt, daß sie sich zu gleicher Zeit (als die Universität Halle gestiftet ward) und zwar zu **Dessau**, gebildet habe. Dessau hat niemals die Ehre gehabt, der Sitz dieser Gesellschaft zu seyn; wohl aber **Köthen**: daß so zu reden diese Stadt ihre Wiege, Halle aber ihr Grab geworden. Sie gieng eben damals unter: als Halle unter Brandenburg kam *, und war 1617 schon, zu **Weimar** entstanden. Das Urtheil, daß es der deutschen, Sprache an Regeln und classischen Schriftstellern fehle, möchte auch wohl noch einige Abfälle leiden. Berlin selbst hat an **Canitzen**, **Besser**n, **Neukirchen** und dem Hrn. von **Fuchs** sowohl die besten poetischen als prosaischen Schriftsteller, geliefert; ja **Frisch** hat auch sogar das beste Wörterbuch, das man noch zur Zeit hat, geschrieben. Es fehlt der deutschen Sprache an nichts, als an der Liebe der Großen in Deutschland: die es beynahe vergessen, daß sie gebohrne Deutsche sind. Gleichwohl nimmt dieselbe, durch den bloßen Fleiß der Gelehrten, täglich überhand, und wird endlich auch die Höfe schon nöthigen, sie für schön zu erkennen; ohne daß diese sich werden rühmen können, das

* S. Neumarks deutschen Palmbaum, und Hr. M. Pauknus Lobgedichte auf die hohen Verdienste des Fürsten

das geringſte zu ihrer Aufnahme beygetragen zu haben. Auf Leibnitzens Anſchlag hat Friedrich der I. der Societät der Wiſſenſchaften, zwar auch das Deutſche zu beſſern anbefohlen: welches aber nach der Zeit ganz ins Vergeſſen gerathen, ja endlich gar einer ausländiſchen Sprache hat weichen müſſen.

Es folgt eine Abhandlung von dem Aberglauben und der Religion. Dieß iſt ein ſchönes Stück. Ferner lieſt man eine neue Unterſuchung des nunmehr ſel. Hrn. D. Elsners von der Inſel der Göttinn Hertha, und über ihre Anbether. Hier ſucht der Verf. den Tacitus, gegen unſern berühmten Hrn. Hofrath Maſcov zu ſchützen, der ihm in ſeiner Geſchichte der Deutſchen eine Erdichtung Schuld gegeben hat. Er bleibt indeſſen bey ſeiner Meynung, daß Tacitus, durch Hertham (in accuſativo) Erdamme habe ſagen wollen. Hr. Andersen, und Hr. Schwarz werden auch von ihm widerleget. Es folgt eine Abhandlung des Hrn. Grafen Keyſerling, von der Abſchaffung des Rechts, einen römiſchen König zu wählen, welche Kaiſer Heinrichen dem VI. fälſchlich zugeeignet wird. Es folgt hierauf eine Abhandlung des Hrn. Kramers vom Hippokrates von Chio. Dieſes iſt nicht der Arzt, ſondern der Mathematiker. Er verlohr alles als ein Kaufmann; und als er nach Athen kam, ſeinen Proceß zu führen, gieng er zum Zeitvertreibe in die Schulen der Philoſophen;

VII.

ſten von Anhaltcöthen Ludwigs des Weiſen, um das Aufnehmen der deutſchen Sprache. Breſl. 1750 in 8.

verliebte ſich auch dergeſtalt in die Meßkunſt, daß er aus einem ſchlechten Handelsmanne ein trefflicher Mathamatikus ward.

Dieſer ganze Band liefert alſo höchſtwichtige Stücke der philoſophiſchen, mathematiſchen und hiſtoriſchen Wahrheiten, die mehrentheils (ein Paar Stücke ausgenommen) von der Geſchicklichkeit und dem Fleiße unſrer gelehrten Landsleute ein deutliches Zeugniß ablegen.

* *

II.

Mich. Chriſtoph. Hanovii, Phil. Prof. Athen. Gedan. Diſquiſitiones Argumenti potiſſimum metaphyſici prius ſeorſim, nunc junctim prodeuntes. Gedani, apud Schreiberum, 1750, 4.

Herr Prof. Hanov, einer der geſchickteſten Lehrer des berühmten Danziger Gymnaſii, liefert uns hier eine ſchöne Sammlung allerley gelehrter Abhandlungen, die er über allerhand Materien aufgeſetzet, und anfänglich öffentlich auf der Katheder vertheidiget hat. Es ſind derſelben an der Zahl 35, davon wir den Inhalt bald mittheilen wollen. Man ſieht daraus theils den Fleiß des Herrn Profeſſors, theils den Flor des Danziger Gymnaſii: wo es an Reſpondenten nicht fehlet, die ſich mit philoſophiſchen Abhandlungen ſo fleißig auf die Katheder wagen. Wir ſchmäucheln hier nicht, ſondern laſſen die Wahrheit ſelbſt reden. Denn

Denn wo wollte wohl ein philoſophiſcher Lehrer hier in Leipzig, oder auf allen benachbarten Univerſitäten in Deutſchland fünf und dreyßig junge Leute antreffen, die unter ihm öffentlich diſputirten? Es iſt wahr, daß wir etliche unter den Namen ſeiner Reſpondenten, zwey, oder mehr male antreffen: allein auch dieſe Seltenheit wird man bey uns noch weniger antreffen, daß ein und derſelbe Studirende, unter eben demſelben Profeſſor zweymal hinter einander, und zwar die philoſophiſche Katheder betreten ſollte: da wohl unzählige das Herz haben, die höchſte Würde in der Weltweisheit und den freyen Künſten anzunehmen; ohne die allergeringſte öffentliche Probe ihrer Geſchicklichkeit abgeleget zu haben.

Die Materien, welche der Prof. Hanov, hier abzuhandeln vorgenommen, ſind von keinem gemeinen Inhalte. Die meiſten davon betreffen die erhabenſten Materien aus der Grundlehre, Weltbetrachtung und natürlichen Theologie, die entweder zu unſern Zeiten in Streit gekommen, oder ſonſt noch einer Erläuterung bedörfen. Andre ſind aus der philoſophiſchen Hiſtorie, noch andre aus der neuern, ſonderlich preußiſchen Geſchichte genommen. Die Vermiſchung aller dieſer Stücke, machet eine ſo angenehme Abwechslung, daß dieſe Sammlung auch dadurch einen beſondern Werth erhält. Wir wollen ſie nach der Reihe durchgehen, und von verſchiedenen einen kurzen Auszug geben. Es handelt aber die

I. Von den Merkmaalen des Daseyns, oder der Existenz. Es ist sonderbar, daß es so schwer ist, zu sagen: worinn eine wirklich vorhandene Sache, von einer bloß möglichen unterschieden ist. In dieser Abhandlung widerlegt Hr. Prof. Hanov, einen hiesigen Gelehrten, der in seinen Initiis Doctrinae solidioris, die Weltweisen wegen der Erklärung der Existenz lächerlich zu machen, und zu widerlegen gesuchet hat. Er thut solches auf eine so gründliche, als bescheidene und freundschaftliche Weise: so daß man schon hieraus einen Beweis nehmen kann, daß er eine gute Sache habe, und die Wahrheit auf seiner Seite stehe. Es wird sehr schwer seyn, ihm gründlich zu antworten.

II. König Samuel in Ungarn, aus einer silbernen Münze erläutert: diese Münze ist in Kupfer gestochen, und zeiget auf einer Seite die Umschrift: SAMVHEL † REX. auf der andern aber PANONEIA. Die Untersuchungen von derselben sind artig zu lesen; und laufen sehr in die Ungarische Historie. Sie steht auf dem Titelkupfer abgebildet.

III. Das Daseyn Gottes, aus der Natur der möglichen Dinge erwiesen. Dieses ist eine tiefsinnige metaphysische Abhandlung, die sich auf die neuere leibnitz-wolfische Philosophie gründet, und ihren großen Nutzen zeiget.

IV. Die Ewigkeit, in eigentlichem Verstande, muß durchaus keine Folge der Augenblicke, oder keine Reihe auf einander folgender Dinge seyn. Hier wird Hr. Professor Hollmann, in Göttingen, und ein andrer von unsern hiesigen Gelehrten seine

Abfer-

damals noch unbevölkerten Limbo herum, der itzo das Paradies der Narren heiſſe, und heut zu Tage wenig Leuten unbekannt ſey.

An dieſem Orte nun ſey Satan herumgewandert, und habe endlich ein Stuffenwerk entdecket, ſo nach dem Walle des Himmels gegangen. Oben auf ſey eine Königl. Schloßpforte von himmliſcher Baukunſt erſchienen. Die Leitern wären diejenigen geweſen, darauf Jacob die Engel ſteigen geſehen. Jede davon hätte ihre geheime Bedeutung gehabt, aber nicht allezeit da geſtanden. Dießmal aber wären ſie nur dem Satan zum Trotze da gelaſſen worden, um ihm ſeine Verbannung aus dem Himmel deſto ſchmerzlicher zu machen. Gerade unter demſelben Thore hätte ſich eine breite Straſſe nach der Erde geöffnet, wo Satan auf dieſe Welt hinab geſchauet, und ſich über den neuen Anblick verwundert habe. Der Poet vergleicht ihn mit einem Kundſchafter, der nach verſtrichener Nacht auf den Gipfel eines Berges geklettert, und ein zuvor niegeſehenes Land erblicket. Hier ſey nun Satan neidiſch geworden, und habe ſich ſenkrecht hinunter in das erſte Revier der Welt gelaſſen; daſelbſt ſey er mit einem fallenden Fluge durch die Sterne gefahren, die ihm in der Nähe als andere Welten, oder glückſeelige Inſeln vorgekommen: Vor allen andern hätte die Sonne ſeine Blicke auf ſich gezogen, und nach ihr hätte er ſeinen Weg gerichtet. Hier giebt der Poet nicht undeutlich zu verſtehen, daß er den Copernicaniſchen Weltbau vor den wahren halte. Als nun Satan in derſelben anlanget, verurſachet er einen Fleck darinnen, dergleichen die Sternſeher ſonſt wahrnehmen. Er beſchreibt weitläuftig wie es darin ausgeſehen, und daß

Abfertigung finden, der das Gegentheil in ſeiner Metaphyſik gelehret hat. Hr. Prof. Hanov geht ſehr gründlich. Nun folgt

V. Eine Abhandlung de igne Graeco. Dieſe Art des Feuers hat um Conſtantins, den man Pogonatus nennet, Zeiten, ein gewiſſer Kallinikus, aus Syrien erfunden, als die Stadt Conſtantinopel belagert wurde; und es in die feindlichen Schiffe der Barbaren geworfen, um ſie zur Flucht zu zwingen. Es muß aus einer flüßigen Materie beſtanden haben, weil es in irdene Gefäße eingeſchloſſen, und darinnen geworfen werden konnte, wohin man wollte. Der Hr. Verf. unterſuchet ſehr artig, aus den Zeugniſſen der Alten, was es geweſen, wie weit es geſchleudert, und wie es ausgelöſchet werden können: imgleichen handelt er von etlichen andern künſtlichen Feuern.

VI. Die wahre Unendlichkeit, iſt Gott allein eigen; eine metaphyſiſche Abhandlung;

VII. Die Pflichten, ſo aus der Liebe gegen die Feinde fließen; eine moraliſche.

VIII. Erzählung und Beſchreibung einiger Münzen aus den mittlern Zeiten. Sie ſind 18 an der Zahl, und zugleich in Kupfer geſtochen. Man hat ſie nahe bey Danzig aus der Erde gegraben, wo ſie in Gräbern und Urnen gelegen. Hier kann ſich ein Liebhaber der Alterthümer und Geſchichte üben. Einige ſind von Kaiſer Heinrichen I, andere von Conraden, u. ſ. w.

IX. Die erläuterte Fruchtbarkeit der Erklärungen. Dieß iſt eine logiſche Abhandlung.

X. Erläuterung der Kräfte überhaupt. Dieß iſt ontelogiſch.

XI. Die Gränzen und der Beweis des Grundſatzes des Widerſpruches; welches er mit beſſerm Lateine Principium repugnantiæ nennet, weil Contradictio erſt im Quintilian und Tacitus vorkömmt.

XII. Prometheus, ein ſcythiſcher Weltweiſer. Da die Alten durch Scythien alle Länder von Byzanz, nordwärts, bis über die Oſtſee, verſtanden haben: ſo gereicht alles Gute, das man davon findet, auch uns zu Ehren. Heſiodus ſagt in der Theogonie, 509 V. Prometheus ſey Japets und der Klymene Sohn geweſen, welcher den Atlas und Menöcius zu Aeltern, und den Epimetheus zum jüngern Bruder gehabt. Er iſt auch ein König geweſen; ſeine Tochter hat Anchiale, und ſein Sohn Deukalion geheißen; wie Apollonius L. III. Argonauticor. berichtet. Cicero glaubt Tuſc. Qu. L. V. er ſey gelehrt geweſen. Herodotus aber (de vinct. Promethei) meldet, er ſey ein ſcythiſcher König geweſen; der in einer Ergießung eines Fluſſes Aquila, ſein Volk nicht ernähren können, weswegen ſie ihn in Ketten geleget; Herkules aber habe den Fluß in die See abgelenket, und den Prometheus befreyet: daher man geſaget, er habe den Adler getödtet, der jenem die Leber aushackte. Strabo widerlegt die Indianer, die ſolche Geſchichte ihrem Lande zueignen wollen; und zeiget, daß dieſes in Pontus am Kaucaſus, d. i. über dem kolchiſchen

und

und euxiniſchen Meere, und alſo in Scythien geſchehen ſey.

Die Einwürfe dagegen beantwortet der Herr Verfaſſer, und beſtärket ſeine Meynung auch noch durch **Aeſchyls** und **Lucians** Zeugniſſe. Jener lebte noch 40 Jahre vorm Herodot, und machte ein Trauerſpiel vom Prometheus, deſſen Inhalt ausdrücklich heißt: Προμηθευς εν Σκυθια δεδεμενος, der in Scythien gebundene Prometheus. Gleich im Anfange des Schauſpiels heißt es: Wir ſind nun in ein entferntes Land, auf die ſcythiſche Straße, gekommen. Lucian ſagt auch in ſeinem Geſpräche von ihm, daß er allen Scythen zum Schauſpiele geworden: Θεαμα παση Σκυθαις etc.

Nun unterſuchet der Herr Verfaſſer, wann Prometheus gelebet habe. **Deukalion** ſoll, nach dem Euſebius und Hieronymus, zu Zeiten des Cekrops gelebet haben, der zuerſt den Jupiter einen Gott zu nennen befohlen hat. Sein Reich hat in Lykorien, nahe bey dem Parnaß, gelegen. Nach dem Clemens Alex. (Strom. II.) hat ſich die Sündfluth deſſelben, 1506 Jahre vor Chr. Geb. zugetragen. So hat denn Prometheus ſowohl, als Jupiter, der in Kreta regieret hat, und daſelbſt begraben worden, um die Zeit des Patriarchen Joſephs gelebet, und iſt etwa 60, oder 90 Jahre älter, als Cekrops, geweſen. Auf gleiche Art, unterſuchet der Herr Verfaſſer, aus einer großen Menge alter Schriftſteller, wer denn eigentlich Japet, Titan, u. a. m. nach dem bibliſchen Geſchlechtsregiſter des Noah, geweſen ſeyn möchten; und hält

dafür, daß Prometheus wirklich ein Sohn Japhets habe ſeyn können, der im vierten Jahrhunderte nach der Sündfluth, nach des Noah Tode, ein Urheber und Stifter der Scythen geworden. Bochart hält ihn daher für den Magog, als von dem die Scythen, Ruſſen und Moſcoviter entſprungen, die um den Berg Kaukaſus gewohnet. Unſer Raum läßt es nicht zu, alles Uebrige beyzubringen: man muß alſo das Uebrige bey dem Hrn. Verfaſſer ſelbſt nachleſen. Noah iſt Saturn, den Jupiter, oder Cham, vom Throne ſtoßen will; den aber Prometheus, als des älteſten Sohnes, Japhets Sohn, daran hindert. Die Sache iſt ſehr ſinnreich ausgedacht.

XIII. Die wahre Natur deſſen, was beynahe wahr iſt.

XIV. Eine verbeſſerte Eintheilung des polniſchen Antheils von Preußen. Es ſind von verſchiedenen berühmten Männern und Scribenten ſolche grobe Fehler in dieſem Theile der Weltbeſchreibung begangen worden; daß der Herr Profeſſor Hanov ſich einen großen Dank erwirbt, da er der berühmten kosmographiſchen Geſellſchaft die nöthigen Nachrichten giebt, wie dieſelben zu verbeſſern ſind. Scarovolsky, Andr. Cellarius, Cromer, Hennebergen, Hartknoch, Schütze, Adelbold, de la Croix, Connor, Kölichen, u. a. ſtimmen gar nicht überein, wenn ſie die Theile des polniſchen Preußens angeben. Daher leitet der Herr Verfaſſer die wahre Beſchaffenheit aus hiſtoriſchen Gründen, Friedensſchlüſſen, und andern Verträ-

Verträgen her. Dieſem zu Folge giebt es darinnen zwey Biſthümer, Ermland und Culm; drey Worwodſchaften, Culm, Marienburg, und Pomerellen, die auch ihre Caſtelläne und Staroſten haben; drey groſſe Städte, Thorn, Elbing und Danzig; zwey Ciſtercienſerklöſter, zu Oliva, und Peplin; und endlich hat der Biſchof von Cujavien noch etwas hin und wieder. Aber der Herr Verfaſſer iſt mit dieſer politiſchen Eintheilung nicht zufrieden, ſondern ſchreitet XV. zu der mathematiſchen, und theilet eine genaue Nachricht mit, ſowohl von der Länge, als Breite, der vornehmſten Oerter dieſes Landes, und verbeſſert dadurch alle bisherige, auch die homanniſchen Charten. Die Breite des pohlniſchen Preußens von Mittag gegen Mitternacht iſt 29 Meilen, und die Länge von Abend gegen Morgen 44 Meilen, deren 15 einen Grad machen. Kurz, er verfährt hier ganz aſtronomiſch, in Beſtimmung der Länge, nach den Beobachtungen der neueſten Sonnenfinſterniſſe; und verbeſſert den Ptolomäus, der den Ausfluß der Weichſel in den Belt, um mehr, als einen Grad, verfehlet hat; imgleichen den Cellarius, Henneberger, u. a. m. Er henket auch eine Tafel von 74 Städten und Schlöſſern an, deren Grade der Länge und Breite ziemlich genau beſtimmet ſind. Nun folget

XVI. Unterſuchung der Nachtwandler, oder Mondſüchtigen, nach der Pſychologie. XVII. Von der eigentlich ſo genannten Materie, aus der Kosmologie. XVIII. Einige Erklärung der einfachen

Dinge. XIX. Die Erläuterung der Beſchaffenheit. (Qualitas.) XX. Von der Vertretung des Gebrauchs der Sinne, durch einen andern Sinn. Hier kommen ſehr artige Sachen von Blinden und Tauben vor. XXI. Einige Unterſuchungen von dem Orpheus, als einem thraciſchen oder ſcythiſchen Weltweiſen. Auch dieſes Stück gereicht den alten Deutſchen zu Ehren. XXII. Unterſuchung der Quantität überhaupt. XXIII. Schickſale des lithauiſchen Reiches. XXIV. Vom wahren und eingebildeten Raume. Hier wird Keil widerlegt. XXV. Unterſuchung von der unendlichen Theilbarkeit der Materie. XXVI. Die Natur der materialiſchen und körperlichen Kräfte. XXVII. Natürliche Gründe, Gottes Freyheit zu erkennen. XXVIII. Von der Freyheit der Handlung. XXIX. Von den alten Begräbniſſen der Aegyptier. XXX. Die Allmacht Gottes, aus der Vernunft (a priori) erwieſen. XXXI. Unterſchied der Kräfte und der einfachen Dinge. XXXII. Die Zuſammenſetzung einfacher, und der Urſprung zuſammengeſetzter Dinge. Dieß Stück ſcheint wider Herrn Eulern und Herrn Juſti zu ſeyn. XXXIII. Die göttliche Unabhängigkeit. Zum Beſchluſſe folgen noch einige Zuſätze, zu der Abhandlung von dem wahren und eingebildeten Raume; bey Gelegenheit der in den Memoires der berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften befindlichen Abhandlung des Herrn Eulers de Spatio et Tempore. Hier ſuchet Herr Euler die mathematiſchen Begriffe von beyden, die von den Weltweiſen für eingebildet ausgegeben

werden.

werden, zu behaupten. Herr Profeſſor Hanov aber rettet das, was er eben davon geſchrieben hatte, auch gegen dieſe Gründe, und Einwürfe.

Und alſo glauben wir, zur Gnüge angezeiget zu haben, daß der Herr Verfaſſer uns eine ſchöne Anzahl gründlicher Abhandlungen und gelehrter Unterſuchungen, aus allerley Theilen der Gelehrſamkeit geliefert habe. Ein jeder, der ſie ſelbſt leſen wird, wird uns gewiß verbunden ſeyn, daß wir ſie ihm bekannt gemacht haben: und wir wünſchen ihm Kräfte und Geſundheit, der Wahrheit mehr ſolche wichtige Dienſte zu thun.

* *

III.

Geſchichte der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinnen zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten ſind, mit vielen Kupfern, aus dem Franz. überſetzt von Luiſen Adelg. Victorien Gottſchedinn V. Theil. Mit königl. Pohln und Churf. allergn. Freyheit. Leipzig 1751. verlegts Johann Paul Kraus.

Wenn die ordentliche Fortſetzung, und die ſaubere Ausfertigung eines angefangenen Werkes, den Käufern und Leſern zum Vergnügen gereichet: ſo werden ſie gewiß bey dieſem nicht die geringſte Urſache zu klagen haben. Es erſcheint

erſcheint nämlich bereits der fünfte Theil dieſer Geſchichte der königl. franz. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ungeachtet es erſt anderthalb Jahre ſind, daß der erſte davon ans Licht getreten iſt. Auf nächſte Michaelmeſſe wird alſo der VI. und aufs neue Jahr der VII. und letzte erſcheinen: ſo daß man hernach auch zu den ausführlichen Schriften, oder ganzen Ausarbeitungen derſelben wird ſchreiten können.

Eben die Ordnung der Zeit, die wir bey dem vorigen Bande der deutſchen Ueberſetzung bemerket haben, hat die Frau Profeſſorinn auch in dieſem beobachtet, und dadurch den Ausarbeitungen theils ein hiſtoriſches Anſehen, theils mehr Anmuth, in Anſehung der Abwechſelung gegeben. Die Mannigfaltigkeit der Materien iſt in dieſem Theile eben ſo groß, als in den vorigen; und trägt nicht wenig bey, die Aufmerkſamkeit der Leſer zu erhalten. Die Namen der Verfaſſer aber, die gewiß Federn von bekannter Geſchicklichkeit führen, ſind auch mehrentheils aus dem vorigen ſchon bekannt. Sie heißen, de la Nauze, de la Barre, **Valois**, **Hardion**, **Sallier**, **Lancelot**, **Moreau von Mautour**, **Fourmont**, von **Boze**, de la Barne, **Souchay**, **Mandajor**, **Gedoyn**, **Chambort**, **Banier**, **Mahudel**, und **Boubier**, lauter berühmte Männer, deren Namen allein eine Sammlung ihrer Schriften und Aufſätze ſchon beliebt machen können.

Doch wir müſſen nicht blindlings urtheilen, und dem Vorurtheile des Anſehens zu viel einräumen.

men. Dieses trügt zuweilen, und hat so manchen hinters Licht geführet. Man muß mit eigenen Augen sehen: sonst heißt es von uns, wie Canitz sagt:

Wann der geringste Lärm im nächstgelegnen Wald,
Um eine stille Trift der blöden Schafe schallt,
Und eins erst schüchtern wird, beginnt ein ganzer Haufen
Durch Blatt, Gebüsch und Strauch dem Flücheling nachzulaufen.
So traut das kluge Thier, der Mensch, ihm selber nicht;
Sein eignes Licht verglimmt, er wählt ein fremdes Licht ꝛc.

Wir wollen also die ganze Anzahl der Abhandlungen nach der Reihe durchgehen, um aus der Wichtigkeit der Materien zu urtheilen, ob sichs der Mühe verlohne, eine solche Sammlung sich anzuschaffen.

Den Anfang macht eine kurze Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften. Hier findet man die Stiftung eines jährlichen Preises vom Präsid. von Noinville, der 1732 den 16 Decemb. der Gesellschaft vorgeschlagen, und nach allerhand Schwierigkeiten angenommen worden. Ferner liest man die Nachricht, bey welcher Gelegenheit die Alterthümer des Louvre, mit der Akademie, und derjenigen Sammlung von Alterthümern vereiniget worden, die Hr. Baudelot 1722 derselben geschenket hatte. Hierauf folgen die Veränderungen, die unter den Mitgliedern von 1731. bis zu Ende des 33sten Jahres vorgefallen: da denn drey Bischöfe, von Metz, von Blois, und

von Langres geſtorben, der Abt Rothelin aber, der Staatsrath von Argenſon, und der Abt Reſnel zu Mitgliedern; Herr Chauſſournier aber zum Zeichner der Akademie ernennet worden.

Die I. Abhandlung iſt vom Hrn. de la Nauze, und handelt von der Jahrzahl, nach der Geburt Chriſti. Es iſt was erſtaunliches, daß die ganze Chriſtenheit von der Geburt Chriſti ihre Jahre zählet; und gleichwohl eine ganz falſche Jahrzahl angenommen hat. Die Unwiſſenheit in den Zeiten der erſten Kirche, die Leichtgläubigkeit der ehrlichen Kirchenväter, und die Verachtung der weltlichen Gelehrſamkeit, hat ſie in manche Fehler geſtürzet, darunter dieſer keiner von den geringſten iſt. Einige Zeitforſcher haben dieſen Irrthum auf zwey, andere auf drey, noch andere auf vier, und endlich einige gar auf ſieben Jahre ſetzen wollen. Dieſes hat der ältere Boivin gethan. Hier aber wird mit unumſtößlichen Gründen dargethan, daß das Geburtsjahr Jeſu Chriſti in das ſechſte Jahr vor der gemeinen Zeitrechnung, das Taufjahr ins 24ſte, das Todesjahr aber ins 26ſte derſelben falle. Anſtatt alſo itzo das 1751ſte Jahr nach Chriſti Geburt zu zählen, ſollten wir eigentlich das 1757ſte zählen. So giebt es denn noch heute zu Tage allgemeine Irrthümer, die über ganze, ja was noch ärger iſt, über die klügſten und gelehrteſten Welttheile herrſchen.

In der II. Abhandlung lieſt man des Herrn de la Barre neue Anmerkungen von eben dieſer Materie, die das vorige noch deutlicher beſtärken.

In

unter andern der Stein der Weisen einen Theil ihres Wesens ausgemachet. Von da aus hätte sich nun Satan erst recht umgesehen, und wäre eines Engels gewahr worden, den Johannes auch in der Sonne gesehen. Diesen wollte Satan um den Weg befragen, der nach der Erden geht, weswegen er sich in die Gestalt eines jungen Cherubs verwandelt, den der Poet sehr artig beschreibt. In seinem Angesichte lachte eine himmlische Jugend, welche ein jegliches seiner Glieder mit gehöriger Anmuth begeisterte. Unter seiner kleinen Krone spielte sein fliegendes Haar in krausen Locken auf den Wangen. Er trug Flügel von buntfarbigten Federn mit Gold eingesprenget. Sein Kleid war zum Reisen geschicklich aufgeschürzet, und er hielte einen silbernen Stab in der Hand, womit er seine wohlanständigen Schritte regierte.

So nahet er sich zu dem Engel, den er sogleich vor den Uriel erkennet, einen von den sieben Erzengeln. Diesen redet er schmeichelnd an, und sagt, daß er begierig sey die Wunder Gottes in dieser neuen Welt, sonderlich aber den Menschen, zu sehen. Er bittet ihn daher ihm zu berichten, in welcher von diesen leuchtenden Kugeln derselbe seinen Sitz habe; damit er Gelegenheit haben möge, den Schöpfer desselben zu preisen, der mit einem gerechten Urtheile seine Feinde in die Hölle gejaget, und den Verlust zu ersetzen, dieß glückseelige Geschlecht erschaffen habe.

Uriel wird durch diese Gleißnerey betrogen, und antwortet ihm sehr freundlich. Er lobt seine Begierde, daß er mit eigenen Augen die Welt sehen wollen, da sich die andern Himmelsgeister an der bloßen Erzehlung genügen liessen. Er erzehlet ihm hierauf

auf

In der III. beweiſt Herr von **Valois**, daß vorzeiten das Gelübde der Keuſchheit, und die Annehmung des Schleyers bey den Nonnen, an einem und demſelben Tage geſchehen. Hier findet man die deutlichſten Spuren, wie vielen Unordnungen und Ausſchweifungen, auch in den älteſten Zeiten ſchon, das Nonnenweſen unterworfen geweſen.

In der IV. ſtehen Herrn **Hardions** Anmerkungen über die **Andromacha** des Euripides; in deren Texte verſchiedene Stellen verbeſſert werden.

In der V. giebt Herr Abt **Sallier** fernere Nachricht, von einigen Büchern der königl. franzöſiſchen Bibliothek, die mit geſchriebenen Randgloſſen berühmter und gelehrter Männer prangen. Hier kommen ſehr artige Dinge vor, die künftige Herausgeber ſolcher griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nicht entbehren können.

Die VI. enthält Herrn **Lancelots** Anmerkungen über den Namen Argentoratum, und zeiget, daß derſelbe altdeutſch oder galliſch ſey; nicht aber aus dem Latein Argentum herkomme.

Die VII. giebt uns des Hrn. **Hardions** Verbeſſerungen einiger ſchwerer und unrichtiger Stellen, im Trauerſpiele **Rheſus**, zu leſen. Auch dieſe kann ein künftiger Herausgeber deſſelben nicht entbehren.

Die VIII. liefert des Hrn. **Maureau von Maucour** Anmerkungen über den Namen des Feldherrn bey des Maxentius Kriegsheere. Es fragt ſich: ob er **Ruricius**, oder **Pompeſanus** geheißen? Jenes findet man beym **Nazarius**, dieſes bey einem unbenannten Lobredner, der den Sieger **Conſtantin** gelobet hat. Es folget Die

Die VIIII. Abhandlung des Hrn. von Mauſcour, von der Furcht und Bläſſe (Pavor et Pallor) als einem Paare alter römiſcher Gottheiten, die auf Münzen vorkommen.

Die X. iſt vom Hrn. de la Barre, der uns darinn ein Sinngedicht aus dem Martial erkläret; welches er auf ſeinen eigenen Geburtstag gemachet hat.

Natales mihi Martiae Calendae,
Qua mittunt mihi munus et puellae, etc.

Die XI. enthält Beobachtungen über einen alten marmornen Sitz, den man zu Rom entdecket hat, und verſchiedene halb erhabene Figuren zeiget, die hier in Kupfer geſtochen ſind.

Die XII. betrachtet einen gelobten, oder geweihten Schild, der vor kurzem ins königl. franzöſiſche Cabinet gekommen iſt. Nach genauer Unterſuchung hat man befunden, daß es der Schild Hannibals geweſen ſeyn muß; weil der Löwe und Palmbaum in der Mitte, gleichſam das karthaginenſiſche Wapen geweſen. Er muß im Durchzuge deſſelben in Frankreich verlohren gegangen ſeyn, und iſt von einem Bauern im Acker gefunden worden. Es iſt deſto merkwürdiger, daß man dieſen Schild ins königl. Cabinet bekommen, da man ſchon einen ſcipioniſchen Schild von gleicher Größe, Figur, und gleichfalls von Silber, darinnen hat, der etliche Jahre vorher in der Rhone gefunden worden. Wir haben den Abriß des erſtern bey dem Titel dieſes Monats in Kupfer ſtechen laſſen:

und

und melden hier bloß, daß ſein Durchmeſſer etwas über zween Schuhe lang iſt.

Die XIII. liefert uns die Erklärung einiger griechiſchen, lateiniſchen und phöniciſchen Münzen, inſonderheit von der Bedeutung des Wortes Malta. Sie iſt vom Hrn. von Boze.

Die XIV. iſt von eben demſelben, und erkläret eine andre Münze vom Antonius und der Kleopatra.

Die XV. enthält des Hrn. Abts Fourmont Gedanken, über eine von Malta eingeſandte griechiſche Aufſchrift, Sie iſt ein rechtes Räthſel für einen Antiquarium, und heißt ſo:

ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ ΚΑΙΣΑΡ
ΑΠΙΟΝΟΙ ΣΑΡΑΠΙΟΝΟΣ ΤΥΡΙΟΙ
ΗΡΑΚΛΕΙ ΑΡΧΗΓΕΤΕΙ

Die Erklärung dieſes Kaiſers Dionyſius muß man im Werke ſelbſt nachleſen.

Die XVI. Abhandlung betrifft eine in Champagne entdeckte lateiniſche Aufſchrift.

Die XVII. iſt die Erklärung eines alten geſchnittenen Steines, den man 1733 in Rom gefunden; von dem Hrn. von Boze. Er iſt in Kupfer geſtochen.

Die XVIII. liefert des Hrn. de la Barne Gedanken von einer auf der Inſel Re gefundenen Krone. Dieſe iſt hier in Kupfer vorgeſtellet.

Die XIX. liefert die Gedanken der Akademie über einige Denkmäler in der Kirche zu Chateaudün; die gleichfalls in Kupfern hier ſtehen.

Die XX. beurtheilet ein Fragment vom Livius, welches Hr. Profeſſor Schöpflin der Akademie zugeſchicket hat.

Die XXI. enthält des Hrn. Abts **Souchay** Anmerkungen über dasjenige, was Hr. Prof. **Schöpflin**, ſein Fragment zu rechtfertigen, vorgebracht. Am Ende findet man eine Anmerkung von der Frau Ueberſetzerinn, darinn ſie meldet; daß ſie wegen dieſes Artikels an Hrn. Prof. **Schöpflin** geſchrieben, und ihm in dieſer Ausgabe eine Stelle für alles dasjenige angetragen, was er ſeinen vorigen Gründen ferner würde beyfügen wollen; daß aber derſelbe ihr geantwortet: dieſes Stück ſey ganz wider ſein Vermuthen in die Geſchichte der Akademie eingerücket worden; und er habe ſeine eigene Gedanken von demſelben Fragmente nie entdecket gehabt.

Die XXII. betrifft eine Verbeſſerung des Hrn. von **Mandajors** einer Stelle im Gregorius von Tours.

Die XXIII. enthält des Abts Gedoyn neue Anmerkungen, über das olympiſche Stadium, in Vergleichung mit dem römiſchen Circus.

Die XXIV. liefert des Hrn. Abts **Salliers** Inhalt und Auszug aus Platons Geſpräche, Phädrus betitelt. Dieß iſt ein ſehr merkwürdiges Stück, und zeiget, daß die meiſten Ausleger, und Marſil. Ficinus ſelbſt es nicht verſtanden.

Das XXV. enthält des Hrn. von **Mautour** Beſchreibung der Denkmäler der Ciſtercienſerabtey; mit vielen Kupfern.

Das

Das XXVI. giebt Hrn. Lancelots Erklärung eines alten hölzernen Kalenders aus dem XIV. Jahrhunderte, den man für ein Zauberstück gehalten. Er ist in Kupfer gestochen.

Das XXVII. liefert Hrn. Chamborts Erklärung einiger Stellen, aus alten Schriftstellern, als des Hesiodus, Homer, Cicero, Accius ꝛc.

Das XXVIII. enthält des Hrn. Abts Banier Abhandlung, von den Entzündungen des Berges Vesuvius. Die Frau Uebersetzerinn ergänzet in einer Note die Anzahl derselben, aus italienischen Schriftstellern. Das Stück ist sehr merkwürdig.

Im XXIX. erkläret Hr. Mahudel einige sonderbare Aufschriften, die zu Langres gefunden worden. Auch hier hat die Fr. Professorinn gewiesen, daß man Cäsars Stelle von dem Dite Patre, den die Gallier verehret haben sollen, gar zu unbedachtsam nachbethet; da sich doch derselbe, nach Art andrer Römer, durch den Misverstand des Wortes Diet, welches bey den alten Deutschen und Galliern ein Volk heißt, betrogen.

Im XXX. findet man des Hrn. von Boubiers Gedanken über die Frage, ob vor Balbins, und Puppians Zeiten, wenn zween Kaiser zugleich geherrschet, nur einer Oberpriester gewesen?

Der XXXI. beschreibt die Figuren der Kirche in der Abtey zu Chateaudun, die hier alle in Kupfertafeln erscheinen.

Der XXXII. endlich liefert Sinnbilder Aufschriften und Münzen, welche die Akademie von 1731 bis 34 verfertiget hat.

Den Schluß machen die Lebensbeschreibungen oder Lobschriften des Bischofs von **Metz**, und des Bischofes von **Blois**, die beyde 1733, jene nach Ostern, diese nach Martin, in den öffentlichen Versammlungen der Akademie vorgelesen worden.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Letztes Denk- und Ehrenmaal, oder

Leichenrede, bey dem unvermutheten doch seligen Hintritte, des weil. Hochgeb. Herrn Moriß, des h. R. R. Grafen von Sachsen, Sr. allerchr. Majestät Gen. Feldmarschalls, Obersten eines Reg. zu Fuß, wie auch des Ulanenreg. Gouv. der Niederl. und zu Chambord, Ritters des weißen Adl. Ord. ꝛc. gehalten zu Paris, in der königl. schwed. Gesandschafts-Capelle, bey hochansehnl. Versamml. den Tag als derselbe zu Straßb. beygesetzet wurde, von M. Fried. Carl Bär. Kön. Schwed. Ges. Pred. und des verst. Beichtvater. Frf. und Leipz. bey Springs Erben und Garben 1751, 4.

Wir haben hiermit das Vergnügen, unsern Lesern eine seltene Erscheinung in der Redner-Welt anzukündigen; nämlich eine deutsche Rede, die mitten in Paris gehalten worden! Allem Ansehen nach ist dieses die erste von der Art, so im Drucke erscheint: wenigstens ist uns dergleichen Seltenheit noch niemals vorge-

vorgekommen. Der ausführliche Titel zeigt zur Gnüge, die Gelegenheit und Umstände derselben an. In der kurzen Vorrede aber entdeckt der Herr Ges. Prediger noch ausführlicher die Ursachen, warum er dieselbe in den Druck gegeben.

Seit anderthalb hundert Jahren ist bey den königl. schwed. Abgesandten zu Paris, ein evangelischer Gottesdienst gehalten worden. Dabey haben nun auch die Fremden, so sich daselbst aufhalten, zu erscheinen die Freyheit gehabt. Sobald einer von dieser evangelischen Gemeine verstorben, hat man ihm am Tage der Beerdigung eine Leichenrede gehalten. Graf Moritz von Sachsen ist sein Lebenlang eine besondere Zierde dieser evangelischen Versammlung gewesen; und hat auch den geistl. Lehrer derselben seines besondern Vertrauens gewürdiget. Was war also billiger, als ihm die gewöhnliche Ehrenbezeigung nach dem Tode nicht zu entziehen?

Eine neue Ursache bestärket diesen Schluß. Auch Helden können vom Neide nicht frey seyn: und selbst nach ihrem Tode begeifert er ihre Lorbern noch. Man sucht die Welt zu überreden, daß sie nichts mehr, als andre Menschen gewesen. Hier gesteht nun Hr. M. Bär zwar, Graf Moritz habe auch seine Fehler gehabt; sie wären aber bey dem Anblicke seiner vortrefflichen Tugenden verschwunden. Einige davon wären der Welt bekannt geworden; andre aber nicht: zu diesen zählet er seine Standhaftigkeit im Glauben, und die Proben derselben noch kurz vor seinem Tode. Diese hat der

Redner nur wenige Stunden vor Haltung der Rede erfahren; weil er nicht Gelegenheit gehabt, bey dem plötzlichen Tode des Hochsel. zugegen zu seyn. Der Leibarzt u. Chirurgus desselben aber, ein Schweizer von Geburt, ein gelehrter Mann und guter Christ, hat es ihm, als ein Augenzeuge erzählet. Und aus der Rede selbst sehen wir, daß der Sterbende nochmals einen harten Anfall der katholischen Bekehrungssucht, großmüthig abgeschlagen und überstanden.

Dieses nun der Welt kund zu thun, hat sich der Herr Ges. Pred. in seinem Gewissen verbunden gehalten: und wir gleichfalls halten uns dazu verpflichtet; gesetzt, daß diese Rede nicht sonst ihre Schönheiten hätte. Die Anstalten, wobey selbige gehalten worden, sind folgende. Der Tag seiner Beysetzung in Straßburg ward dazu angesetzet. Alle vornehme Glieder der evangelischen Gemeine wurden durch gedruckte Zettel dazu eingeladen. Alle Wände und Fenster ihrer Zimmer waren schwarz verhänget, und mit einer Menge von Wachskerzen erleuchtet. In dem großen Mittelzimmer, war gegen über dem Lehrstuhle ein Trauergerüst aufgerichtet, worauf ein mit schwarzem Sammte bedeckter Sarg stund. Hierauf lag ein weißes mit Flor bezogenes Küssen, darauf zween kreuzweis liegende, und mit Flor gebundene Marschallsstäbe, die von einer Lorberkrone umwunden waren. Ein fürstlicher Helm, Handschuh und Sporen, ein Ordensband und Degen, stunden und lagen rings umher. Abends um 5 Uhr war die Gemeine

meine beysammen, und stimmte, bey gedämpfter Orgel, die ersten 7 Verse des Liedes: Alle Menschen müssen sterben; an. Hierauf folgte die Rede; und das Lied: Einen guten Kampf hab ich ꝛc. machte den Schluß.

Die Rede selbst hebt so geschickt, und beweglich an: „Wir sind allhier versammlet, Andächtige, „das Grabmaal eines Helden mit Lorbern zu schmü„cken, dessen Andenken bey uns im Segen grünen „wird. Ein Herr, der wegen seiner vortrefflichen „Eigenschaften, verdiente, nimmer zu sterben, „wird, in der Hälfte seiner Tage, aus unserm „Mittel gerissen. Ein Feldherr, der, durch seine „ungemeine Tapferkeit und Klugheit, ein Pfeiler „der allgemeinen Ruhe gewesen, wird uns entzo„gen; da er die Früchte seiner Arbeiten, und der „allgemeinen Dankbarkeit genießen sollte. Ein „Held, der öfters unter so viel tausend Schwertern „den Tod getrotzet, muß nunmehr unter der Macht „eines tobenden Fiebers unterliegen. Der weil. „Hochgebohrne Herr, **Mauritius**, des H. R. R. „**Graf von Sachsen**, Sr. allerchristl. Majestät „General-Feldmarschall, ist unsern Armen entzo„gen. Er ist den 30sten des Wintermonats, auf „dem königl. Schlosse zu Chambord, im 54sten „Jahre seines Alters, in seinem Erlöser Jesu selig „entschlafen.

„Der Edle in Israel ist erblasset! O wie ist „der Held gefallen! Saget es nicht an zu Gath: „verkündiget es nicht auf den Gassen zu Askalon, „daß sich nicht freuen die Töchter der Philister!

„Sein Bogen hat nie gefehlet: sein Schwert ist „nie leer gekommen vom Blute der Erschlagenen, „und vem Fette der Helden. O wie ist der Held „gefallen! O wie ist der Streitbare umkommen!„

So weis ein beredter Mann Beredsamkeit und Schrift geschickt zu verbinden; oder vielmehr diese selbst zu Verstärkung seiner Wohlredenheit anzuwenden. Doch es ist werth, den Verfolg dieses kurzen Einganges vollends mitzutheilen.

„Was ist billiger, als daß wir uns bemühen, „sein Gedächtniß unter uns zu erhalten? Was ist „gerechter, als daß in der Gemeine, zu welcher er „sich in seinem Leben bekennet, sein Lob auch nach dem „Tode erschalle? Dieses ist eben die Ursache, welche „uns an dieser heiligen Stäte versammlet hat. O! „daß der Geist des Höchsten, mich, wie ehemals „den David, erfüllete, als er den Tod der Helden „in Israel beklagte! O daß meine schwache Zunge „fähig wäre, den Ruhm dieses Helden würdig zu „verkündigen! Helfet mir dazu, geliebte Freunde, „den Beystand des Allerhöchsten durch das Gebeth „erhalten, welches der Herr uns selbst gelehret „hat, ꝛc.

Der wohl ausgesuchte Text war aus dem zweyten Buche Samuelis, im 3ten Cap. der 38ste V. **Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Groſser gefallen ist in Israel?**

Nach der kurzen Erzählung, bey welcher Gelegenheit diese Worte gesaget worden, giebt folgendes die Ursachen der Wahl derselben an: „Können „wir, geliebte Freunde, können wir nicht auch mit „Recht

auf eine prächtige Art, wie Gott die Welt erſchaffen habe, als woben er zugegen geweſen. Endlich zeigt er ihm einen Ball, deſſen nach ihnen gekehrte Seite von dem zurückprallenden Sonnenlichte ganz hell iſt: Dieſes ſey die Erde, dieſes Licht ſein Tag; und der ſchöne Stern darneben, der Mond. Er zeigt ihm ferner einen Fleck auf der Erde; der ſey das Paradies, Adams Wohnplatz, und endlich ſeine Laube. Er könne nun des Weges nicht verfehlen; er ſelbſt aber werde von ihnen gefordert.

Satan nimmt mit einer tiefen Neigung Abſchied, dergleichen im Himmel gegen vornehmere Geiſter gewöhnlich iſt: und wirft ſich in einem abſchüſſigen Fluge mit manchem Luft-Kreiſe auf den Erdboden, wo er auf dem Gipfel des Niphates zuerſt anlandet.

So weit geht nun Miltons drittes Buch. Aus mehrern einen Auszug zu machen, würde unſrer Abſicht zuwieder laufen. Man wird aber aus dem bisherigen zur Gnüge den Geiſt, und die ſeltſamen Erdichtungen dieſes Poeten kennen lernen. Wir erwarten mit Verlangen den von dem Herrn Uberſetzer verſprochenen Tractat von dem wahrſcheinlichen, von der Fabel, der Parabel und Allegorie. Wir hoffen dabey, daß er alle Cenſuren, die man mit ſo vieler Gründlichkeit über dieſes Gedichte ſchon gemacht hat, und die theils im Voltaire, theils bey der Franzöſiſchen Uberſetzung deſſelben befindlich ſind, nicht aus den Augen ſetzen werde.

„Recht diese Worte auf unsern sel. verstorbenen „Feldmarschall ziehen? Wo ist ein Held, der ihn „an Klugheit, an Tapferkeit, an Treue und Er„fahrung übertroffen hat? Wenn hat Frankreich „einen empfindlichern Verlust erlitten? Wo hat ein „großer Monarch gerechtere Thränen vergossen, „als bey dem Hintritte dieses Helden? Abner war „aus einem Geschlechte entstanden, welches der „Herr würdig geachtet hatte, zum Haupte seines „Volkes gesetzet zu werden. Wem sind die Ahnen „des großen **Moritzens** unbekannt? Abner hatte, „als ein kluger Feldherr, seinem Könige treu ge„dienet. Wer ist unter uns, der **Moritzens** „Arm nicht kennet, und seine Thaten nicht zu rühmen weis? Abner fällt durch die Hand eines „Verräthers, und stirbt vor der Zeit. **Moritz** „ist viel zu groß, als daß die Hand eines Verrä„thers sich an ihn wagen darf. Selbst seine Nei„der, wofern er einige gehabt, müssen ihn vereh„ren. Allein derjenige, der Feuer und Schwert „so muthig und so oft getrotzet, wird in der Hälfte „seiner Tage, durch Brand und Fieber hingerissen.

Eben so rührend wird auch die Traurigkeit über diesen Fall beschrieben: „Abner stirbt, und ganz „Israel beklaget ihn. Selbst David kann sich der „Thränen nicht enthalten. Ist wohl Frankreich, „bey dem unvermutheten Falle seines Helden, we„niger empfindlich? Was würde nicht ein durch„lauchtigster Ludewig gegeben haben, denselben zu „verhüten? David rühmt Abnern, als einen Für„sten und Helden. Unser ganzer Welttheil zeuget

„eben dieſes von unſerm unſterblichen Moritzen. „Hohe und Niedrige, Freunde und Feinde, „Fremde und Unterthanen ſtehen beſtürzt bey der „Nachricht von ſeinem Tode, und rufen aus: Es „iſt auf dieſen Tag, ein Fürſt und Held gefallen „in Iſrael!

„Es iſt ein Held gefallen, geliebte Freunde, „der dieſen Namen vor tauſend andern verdienete. „Ein Held, von welchem wir nicht nur rühmen „können, daß er den Scipionen und Fabiern des „Alterthums gleich geweſen; es iſt ein Held gefal„len, der nun auch mit Paulo rühmen kann: Ich „habe einen guten Kampf gekämpfet ꝛc. Dieſes „ſind die Farben, mit welchen ich mich bemühen „werde, euch, geliebte Freunde, das Bildniß un„ſers ſel. verſtorbenen Feldmarſchalls vor Augen „zu malen. Die Wahrheit wird den Mangel mei„ner Geſchicklichkeit erſetzen: Seine eigene Tha„ten werden der Beweis meines Vorgebens ſeyn. „Wir wollen unſern ſel. verſtorbenen Feldmarſchall „anſehen 1) als einen unüberwindlichen Kriegshel„den: wir wollen ihn 2) auch betrachten, als einen „chriſtlichen Helden.

„Geiſt des Höchſten! Geiſt des Raths und „der Weisheit! regiere meine Zunge, und bereite „unſere Herzen, daß auch dieſe Betrachtung zu „deiner Ehre, und unſerer Erbauung gereiche. „Amen.„

Wie ſchön iſt es doch, wenn ſolche Redner auch die Kanzeln betreten! Wie rührend muß da der Vortrag himmliſcher Wahrheiten werden, wenn

alles,

alles, was die Wohlredenheit Schönes und Reizendes hat, auf den Lippen eines geistlichen Lehrers wohnet!

Fast die ganze Rede fährt in dieser vernünftigen und edlen Art zu denken fort. Der Herr Ges. Pr. beobachtet alles, was ein Lob- und Trauerredner für Pflichten zu beobachten hat; und geht die Mittelstraße, zwischen einer Predigt, und ganz weltlichen Rede: wie auch **Fleschier** sonst zu thun pflegt. Er geht des Helden Leben durch; aber nicht auf eine matte und schläfrige Art: nein, seine Erzählung ist edel und lebhaft. Er zeigt ihn unter Marlboroughs und Eugens Fahnen, 1709, in den Niederlanden, 1712 in Pommern und bey Gadebusch, 1715 aber vor Stralsund, unter den vereinigten Königen von Pohlen, Preußen und Dännemark. Im 1717ten Jahre läßt er ihn unter Eugens Anführung Belgrad, Semendria, Orzava und Vipalanka erobern, und das bebende Constantinopel zum Passarowitzerfrieden zwingen helfen. Er führet ihn 1720 in französische Dienste, wo er 1733 Gelegenheit bekömmt, seinen Heldenmuth zu zeigen. Kehl, die Linien bey Etlingen und Philippsburg lernten ihn kennen. Eben so sieht man ihn nachmals 1740 Prag ersteigen, und Eger bestürmen, ja mit großer Klugheit Heere durch feindliche Länder abführen.

Wir müssen die Thaten des letzten Krieges mit Stillschweigen übergehen, um auch aus dem zweyten Theile, und zwar gegen das Ende, die Beschreibung seiner Standhaftigkeit bey der evangeli-

schen

ſchen Religion, von dem Redner zu hören. Nachdem er zwo Proben davon, nämlich eine, bey der curländiſchen Herzogswahl, und die andere, bey dem erhaltenen Marſchallsſtabe von Frankreich, angeführet: wobey er die Falſchheit des entſtandenen Gerüchtes von ſeinem Abtritte, durch öffentliche Beywohnung des evangeliſchen Gottesdienſtes, und Genießung des heil. Abendmahls widerleget hat; ſo läßt ſich der Redner ſo hören:

„Er thut noch mehr. Es ſchmäuchelt ihm „auf dem Todbette ein Freund, daß, wo er ſich „entſchließen würde, unſere Kirche zu verlaſſen: ſo „könnte es geſchehen, daß ſeine Gebeine nach dem „Tode bey dem großen Türenne, ja bey den Grä„bern der Könige verſammlet würden. **Moritz** „aber, erſuchet ſeinen Freund, mit halbgebroche„ner Stimme, **ihn doch itzo mit ſolchem Vor„trage nicht zu beleidigen.** So beſtändig er in „Bekenntniß der Wahrheit iſt, ſo wenig wird „ſein Herz durch irdiſche Ehrenbezeugungen gerühret. Er will nichts von denſelben wiſſen. Er „befiehlt ſelbſt, ſeinen Körper in eine unbekannte „Erde zu verſcharren: und dadurch ward er nur „deſto würdiger, an der Seite der größten Könige „zu ruhen. Ja, die letzte Ehre, die heute auf „Befehl ſeines Königes dieſem Helden erwieſen „wird, iſt ein deutlicher Beweis, wie hoch dieſer „Monarch die Tugend hält, und wie gern er un„ſerm Helden eine Stelle bey den Gräbern ſeiner „Väter gegönnet hätte, **wofern er ſich hätte „entſchließen können, die Geſetze ſeiner „Kirche zu brechen.**„

So

So schön dieſes iſt, und klinget, ſo beweglich klingt auch das Lob von der Menſchlichkeit und Sanftmuth unſers Helden: „Niemand iſt unter „uns, heißt es, der die bittern Früchte des „Krieges nicht kennet. O! hättet ihr in das Herz „unſers Helden ſehen können, wie nahe ihm die „Uebel gegangen ſind, die er durch ſeine Fürſorge „nicht verhüten konnte! Redet, ihr Helden, die „ihr unter ſeiner Anführung geſtritten! Redet ihr, „die ihr Zeugen ſeiner Thaten in Flandern gewe„ſen! Ihr habt ihn geſehen die Häuſer beſuchen, „wo die Kranken verſorget, und die Verwundeten „verpfleget werden. Ihr habt ihn geſehen, ſich „der Gefahr ausſetzen, die in ſolchen Häuſern ge„mein iſt. Ihr habt ihn geſehen, mit ganz un„glaublicher Mühe das Wohl ſeiner Völker beför„dern, und alles Mögliche zu ihrer Erhaltung „beytragen. Wie oft ſahet ihr ihn nicht ſelbſt auf der „Wahlſtadt ſeines Sieges vergeſſen, und, als ein „Vater, den Tod ſeiner Kinder beklagen!

Mit eben der natürlichen Wohlredenheit fährt der Redner bis ans Ende fort: und Deutſchland hat Urſache, vergnügt zu ſeyn, daß es, mitten in dem Schooße von Frankreich, einen Sohn aufzuweiſen hat, der ihm keine Schande macht.

V. Fortſetzung der neulichen voltäriſchen Abhandlung von der Stadt Paris.

Auch das iſt ferner wahr, daß ſeine Schulden zu Ende des Jahres bey weitem nicht alle bezahlet ſind. Ich glaube, es giebt in

der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J. C.

3-598-50952-9
FN. 19137062

der ganzen Welt nur zween Staaten, davon der eine ſehr groß, und der andere ſehr klein iſt, in welchen dieſe Ordnung eingeführet iſt; und Frankreich iſt unendlich viel reicher, als dieſelben ſind.

Der König ſey endlich viel oder wenig ſchuldig, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er nicht Schätze ſammlet. Thäte er dieſes; ſo würden er und der Staat dabey verlieren. Heinrich der IV. hatte, nach den unruhigſten und recht barbariſchen Zeiten, da er noch von allen Seiten gedränget ward, und nichts als Vorſtellungen anhören mußte, wenn er Geld nöthig hatte, um Amiens aus den Händen der Feinde zu ziehen; Heinrich der IV. ſage ich, hatte Urſache, in einigen Jahren einen Schatz von ungefähr vierzig Millionen zu ſammlen, davon zwey und zwanzig in den Kellern der Baſtille verſchloſſen lagen. Dieſer Schatz von vierzig Millionen, war ungefähr hundert heutige werth; und da alle Ausgaben (ausgenommen die an die Soldaten, die ich die nothwendigſte Ausgabe der Könige nenne) heute zu Tage wenigſtens um einmal ſtärker ſind, als ehedem: ſo iſt es ſo gut als bewieſen, daß Heinrichs des IV. Schatz, mit zwey hundert unſerer heutigen Millionen überein kömmt. Dieſer Nothpfennig nun, dieſes Geld, welches Heinrich der IV. auf andere Weiſe nicht hätte haben können, war verloren, ſo lange es da verſchloſſen lag: wäre es in den Handel gekommen, ſo wäre es wenigſtens dem Staate zwo Millionen damaliger Zeit jährlich werth geweſen. Heinrich IV. verlor alſo dabey, und würde folglich dieſen

Schatz

Schatz nicht vergraben haben, wenn er gewiß gewußt hätte, daß er ihn im Nothfalle aus den Cassen seiner Unterthanen würde nehmen können. So machte er es, ob er gleich ein König war, wie die Privatpersonen es zur kläglichen Zeit der Ligue gemacht hatten; er verscharrete sein Geld. Was nun unglücklicher Weise damals nothwendig war, das würde heut zu Tage ungehörig seyn. Des Königs Schätze sind, der Gebrauch derer Gelder, die ihm unser Ackerbau, unser Handel, unser Fleiß, zuwege bringen, und mit diesem Gelde bestreitet er ungeheure Ausgaben. Von diesem Einkommen des Ackerbaues, des Handels und Fleißes im Königreiche nun, bleibt der größte Theil in Paris; und wenn der König am Ende des Jahres doch noch schuldig ist, das heißt, wenn er, wie wir gesaget haben, von diesem jährlichen Einkommen, nicht alle jährlichen Ausgaben des Staates hat bestreiten können, und also in diesem Verstande nicht reich ist: so fehlt es dem ungeachtet der Stadt Paris nicht an Schätzen.

Heinrich der IV. hatte vierzig Millionen Pfunde seiner Zeit, im Kasten; es wird aber nicht zu viel gesagt seyn, daß die Einwohner zu Paris, zum mindesten sechsmal so viel in gemünztem Gelde besitzen. Es kömmt also nicht dem Könige, es kömmt uns zu, zur Verschönerung der Stadt Paris das Geld herzugeben. Die reichen Einwohner zu Paris können ein Wunderwerk der Pracht aus dieser Stadt machen, wenn sie etwas weniges von ihrem Ueberflusse hergeben wollen.

Sollte

Sollte es wohl einen einzigen wohlhabenden Menſchen geben, der das Herz hätte zu ſagen: ich mag für das gemeine Wohl und für mein eigenes, nicht hundert Franken jährlich hingeben *. Könnte auch jemand ſo niederträchtig denken, ſo wird er doch nicht frech genug ſeyn, es zu ſagen. Es kömmt alſo nur auf die Art an, wie man dieſes Geld heben könne; und deren giebt es hunderterley, worunter die Verſtändigen nur wählen dörfen.

Der Rath bitte ſich nur eine königliche Erlaubniß aus, eine mäßige und nach dem Vermögen der Perſonen eingerichtete Auflage auf die Einwohner, oder Häuſer, oder Eßwaaren zu legen. Dieſe faſt unmerkliche Auflage, zur Verſchönerung der Stadt, wird allemal unvergleichlich kleiner ſeyn, als diejenige war, die wir ertragen mußten, als unſere Mitbürger an der Donau umkamen. Der Rath ſelbſt borge auf Leibrenten einige Millionen, die ein ſterbend Capital werden. Er richte eine wohlausgeſonnene Lotterie auf; er ſetze von ſeinem jährlichen Einkommen eine feſte Summe aus; und dann geruhe der König, wenn ſeine Umſtände es leiden werden, etwas zu dieſen edlen Arbeiten hinzuzuſetzen, und wenigſtens einige von denen außerordentlichen Abgaben dazu zu ſchlagen, die wir in währendem letzten Kriege bezahlet haben. Alle dieſe Gelder aber müſſen getreulich verwaltet werden. Man laſſe die Entwürfe der Künſtler mit einander

* Vielleicht giebt es einen dergleichen. Der Herr Verfaſſer iſt bekannter maßen zu den wohlhabenden Leuten

der ſtreiten, und wähle die wohlfeilſte Ausführung. Es wäre ein leichtes, zu beweiſen, daß auf dieſe Art, Paris innerhalb zehn Jahren ein Wunderwerk der Welt werden müßte.

Das Mährchen, ſo man vom großen Colbert erzählet, der in wenigen Monaten, ſelbſt durch die Ausgaben eines Carouſſells, ſo viel Geld in den königl. Schatz geſchaffet hat, iſt ein bloßes Mährchen: denn die Pachte giengen damals nicht auf des Königes Rechnung: und zudem ſo hätte man dieſen Nutzen auch erſt in die Länge gewahr werden können. Allein dieſe Fabel hat einen wichtigen Verſtand hinter ſich, und zeiget eine unſtreitige Wahrheit an.

Es iſt außer Zweifel, daß dergleichen Unternehmen, die Stadt Paris, mit vier oder fünf tauſend Arbeitern mehr bevölkern würde, die aus fremden Lunden herziehen würden. Die mehreſten nun davon, kommen mit den ihrigen, und wenn dieſe Arbeiter funfzehn hundert tauſend Franken verdienen, ſo geben ſie dem Staate, durch das was ſie verzehren, eine Million davon wieder. Der erſtaunliche Umlauf des Geldes, den dieſe Arbeiten in Paris verurſachen würden, müßte auch noch den Betrag der Generalpachte um ein großes vermehren. Wenn nun diejenigen Einwohner, die dieſe allgemeinen Pachte haben, durch dergleichen Werke, jährlich funfzehnmal hundert tauſend

Leuten zu zählen; er ſagt aber kein Wort, wie viel er zu Ausführung ſeiner Vorſchläge hergeben will.

X.

M. Franc. Alb. Aepini Exercitatio de Linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu iniusto.

d. i.

Von unbilliger Verachtung der Platt-Deutschen Sprache.

Rostock, 1704. in 4. 10. Bogen.

WIr haben unsern Lesern bereits zu verschiedenen malen kurze Abrisse von kleinen Academischen Schriften gegeben, welche wir zu unserm Vorhaben dienlich befunden. Die gegenwärtige verdienet nicht weniger Aufmerksamkeit; theils, weil sie eine Sache abhandelt, die von niemand tiefer eingesehen werden kan, als demjenigen, der der Platt-Deutschen Sprache mächtig ist; theils, weil der Verfasser keine Mühe gesparet, die Vorzüge seiner Landessprache zu erheben, und die unbilligen Verächter derselben entweder zu belehren, oder doch zu beschämen. Er hat es vor unverantwortlich gehalten, wenn er diese Arbeit nicht unternehmen sollte; da ihn die Pflichten gegen sein geliebtes Vaterland, der unermüdete Fleiß anderer Völker ihre Muttersprache schöner zu machen, und endlich der gerechte Eifer dazu genöthiget haben, in welchen ihn die strafwürdige Geringschätzung der Niedersächsischen Sprache gesetzet, welche er bey einigen Klüglingen, selbst unter seinen eigenen Landesleuten, wahrgenommen. Es ist also ohne Zweifel diesem grossen Misvergnügen, wovon sich der Verfasser über-

tauſend Franken, ja wenn es auch nur eine Million, nur fünfmal hundert tauſend Franken wäre, gewinnen ſollte, würde man ihnen denn wohl Unrecht thun, wenn man jährlich von ihnen, einen Beytrag von drey, ja auch wohl von fünf mal hundert tauſend Franken, zu dieſem Werke foderte? Es giebt wahrlich viele unter ihnen, die ſo edel geſinnt ſind, daß ſie dieſes ſelber in Vorſchlag bringen würden: und der uneigennützige Beyſtand, den ſie dem Könige in währendem Kriege geleiſtet haben, zeiget genugſam an, was ſie vermögen, und was ſie folglich auch im Frieden für ihr Vaterland zu thun ſchuldig ſind. Sie haben für den König zu fünf von hunderten aufgeborget, und haben dagegen vom Könige, nur dieſe fünf von hunderten wieder bekommen; folglich haben ſie ohne Intereſſen geborget.

Als Herr Orri im 1743 Jahre, um dem auswärtigen Handel aufzuhelfen, die Auflagen auf die Leinwand, und auf alle Tapeten und Stickereyen abſchaffete, die aus dem Königreiche giengen, ſo begehrten die Generalpachter ſelbſt, daß man die Auflagen von der Stunde an aufheben möchte, und begehrten keine Schadloshaltung. Einer von ihnen verſorgete eine darbende Provinz mit Korn, ohne allen Gewinſt dabey, und nahm keinen andern Lohn an, als eine Münze, die dieſe Provinz ihm zu Ehren ſchlagen ließ. Endlich ſo iſt es ja noch nicht lange, daß ein Finanzenpachter, der ganz allein dem Staate mehr als einmal zu Hülfe gekommen war, und nach ſeinem Tode zehn Millionen hinterließ, die er an Privatleute verliehen hatte,

te, davon die Hälfte gar keine Interessen trugen. Es giebt also noch sehr edle Seelen, unter denjenigen, die man in Verdachte hat, daß sie eigennützig sind; und die Regierung kann den Nacheifer derer jenigen beleben, die, da sie im Handel reich geworden, auch zur Auszierung einer Stadt beytragen müssen, darinn sie ihr Glück gemachet haben. Ich sage es noch einmal: man muß nur wollen! Der berühmte Pfarrer zu St. Sulpiz wollte, und bauete ohn alles Capital ein prächtig Gebäude. Es wird uns ja wahrlich leichter fallen, mit denen Schätzen die wir besitzen, unsere Stadt zu zieren, als es gewesen ist, mit Nichts, St. Sulpiz und St. Rochus zu bauen. Das Vorurtheil nur, was vor allem erschrickt; der Widerspruch, der alles niederschlägt, werden sagen: daß der Anschlag zu groß, die Ausführung zu schwer und zu langwierig sey. Gleichwohl ist beydes hundertmal leichter, als es war, die Eure und Seine nach Versailles zu leiten, die Orangerie daselbst zu bauen, und die Lauben anzulegen.

Als London von den Flammen verzehret war, sagte ganz Europa: London wird in zwanzig Jahren nicht wieder gebauet werden; und dennoch wird man dieß Unglück noch in seinem Schutte sehen. Gleichwohl ward London in zweyen Jahren, und zwar mit Pracht, wieder gebauet. Wie nun? Wollen wir allezeit erst das Aeußerste abwarten, ehe wir was Großes unternehmen? Wenn halb Paris verbrannt wäre, so würden wir es prächtig und bequem wieder bauen; und anjetzt wollen

wir ihm nicht, mit tausendmal geringern Kosten, die Pracht und Bequemlichkeit verschaffen, die es so nöthig hat? Gleichwohl würde ein solches Unternehmen, dem ganzen Volke zur Ehre gereichen, dem Stadtrathe von Paris einen unsterblichen Ruhm verschaffen, alle Künste ermuntern, die Fremden von allen Enden von Europa herlocken, den Staat nicht ärmer, sondern reicher machen, tausend nichtswürdige Müßiggänger zur Arbeit gewöhnen, die ihr elendes Leben gegenwärtig durch nichts, als durch ein ehrloses und strafbares Betteln erhalten, und ebenfalls zur Schande der Stadt beytragen. Kurz, es würde das Beste aller Menschen, und mehr als eine Art des Guten daraus entstehen.

Dieß sind unstreitig die Wirkungen der vorgeschlagenen Arbeiten, die alle Bürger wünschen, und alle Bürger vernachläßigen. Gebe doch der Himmel! daß sich irgend ein eifriger Mann finde, der diese Vorschläge ergreife, der standhaft genug sey, sie auszuführen, erleuchtet, sie anzuordnen, und ansehnlich genug sey, sie ins Werk zu richten. Findet sich in unserer so großen Stadt niemand, der dieses übernehmen will, begnüget man sich damit, daß man nur bey Tische davon redet, eitele Wünsche thut, und wohl gar abgeschmackte Spöttereyen darüber treibet: so muß man über den Verfall Jerusalems weinen!

VI. Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ, Tom. I, Volumen II. Lipsiæ, apud Vid. Casparis Fritschii, 1751, in 4 maj.

Der erste Band des ersten Theils von diesem trefflichen Bücherverzeichnisse, ist der gelehrten

lehrten Welt bereits auf eine so vortheilhafte Art bekannt gemachet worden; daß wir uns nur überhaupt, auf die besten Monatschriften berufen dürfen, darinn desselben gedacht worden. Unter andern kann man auch den neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste X. B. 1 St. nachsehen; wo man dem erlauchten Besitzer dieses Bücherschatzes, und der ganzen Einrichtung dieses Verzeichnisses völlige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir haben also itzo nur zu dem II. Bande fortzuschreiten, der vor etlichen Wochen ans Licht getreten ist, und dem vorigen an Wichtigkeit und guter Einrichtung gar nichts nachgiebt.

Es hält selbiger nach der bereits bekannten Eintheilung das VI. Buch in sich, welches eigentlich die Lebensbeschreibungen besondrer Gelehrten in sich hält. Diese erscheinen hier in einer erstaunlichen Menge, und man kann mit Grunde behaupten: daß wohl noch in keiner Büchersammlung, davon man Verzeichnisse hat, mehrere derselben beysammen gefunden worden. Wie sehr muß es nicht die Liebhaber der Wissenschaften aufmuntern, in ihren Bemühungen eifrig zu seyn: wenn sie sehen, daß es der geschäfftigen Federn eine so große Menge giebt, die sich um die Wette bemühen, ihr Andenken bis auf die spätesten Zeiten aufzubehalten; ja daß auch die Geschichtschreiber der Gelehrten selbst, wiederum in den größten Büchersälen so vieler Achtung gewürdiget werden.

Das I. Hauptst. erzählet die Schriftsteller, die uns Leben, oder Lobsprüche einzelner berühmter

Gelehrten verzeichnet haben, und zwar, nach alphabetiſcher Ordnung derer, welcher Leben beſchrieben wird. Es iſt zwar gewiß, daß einige, entweder eine Ordnung nach den Wiſſenſchaften, andre aber eine chronologiſche gewünſchet haben möchten. Allein bey dem erſten Falle giebt es die Schwierigkeit, daß man bisweilen nicht wiſſen würde, in welche Claſſe der Gelehrten man dieſen oder jenen berühmten Mann ſetzen ſollte. Z. E. wer einem Conring, Wagenſeil, Morhof, Leibniß u. a. m. ſeinen Platz anzuweiſen hätte, würde Mühe haben, ſich zu entſchließen, und es doch den wenigſten Leſern recht machen. Im zweyten Falle aber, würde es manchem, der das Geburts- oder Todesjahr eines Gelehrten nicht wüßte, ſchwer fallen, ſeine Stelle zu finden; es wäre denn, daß man ein alphabetiſches Namenregiſter angehänget hätte. Dieſe alphabetiſche Ordnung nun erſparet dieſes, durch ſich ſelbſt, und man kann alles, was man begehret, deſto leichter antreffen.

Ueberhaupt kann man hier anmerken, daß nicht nur aus allen den Verfaſſern der Lebensbeſchreibungen, die ganze und oft ſehr ſtarke Samlungen davon geliefert haben, als Witten, Adami, Niceron, Memoires de l'Academie des Sciences, et des belles Lettres, gelehrte Zeitungen, Acta Erud. Göttens gel. Europa, Hommes illuſtres de Perraut, Bruckers Ehrentempel und Bilderſaal u. ſ. w. alle die Leben in dieß Verzeichniß an gehörige Orte eingetragen worden; ſondern, daß auch eine unglaubliche Menge einzelner Lebensläufe, die

die oft auf wenigen, oder einzelnen Bogen befindlich sind, angeführet gefunden werden. Was nun dazu für eine Kenntniß, für ein Reichthum, und für eine Arbeit gehöret habe, das kann sich nicht ein jeder deutlich genug vorstellen. Von manchen Gelehrten findet man zwo, drey, auch wohl mehr Lebensbeschreibungen; imgleichen Zusätze, und Verbesserungen angeführet. Und dieses erstrecket sich nicht nur auf bereits verstorbene, sondern auch auf lebende Gelehrte.

Dieses überaus starke Hauptstück nun füllet den allergrößten Theil dieses Buches an; und so erstaunlich der Vorrath desselben ist, so kann man doch freylich nicht sagen, daß alles darinnen anzutreffen wäre. Es stehet noch manches Leben, sowohl in den gelehrten Zeitungen, als in dem Büchersaale der schönen Wissenschaften und freyen Künste, als auch in den preußischen Sammlungen, u. d. m. die hier nicht angezeiget worden. Doch kann man leicht denken, daß solches nicht aus Schuld des erlauchten Besitzers, oder aus Mangel derjenigen Werke, darinn sie stehen; sondern vielleicht bloß aus Vergessenheit oder Uebereilung versehen worden. Das II. Hauptstück handelt von den Schriftstellern, die von berühmten Frauenpersonen gehandelt haben; in etlichen Abschnitten. Der erste enthält die kritischen Scribenten, die von der Gelehrsamkeit und dem Studiren des weiblichen Geschlechts geschrieben; der zweyte meldet diejenigen, die überhaupt von gelehrtem Frauenzimmer gehandelt; der dritte liefert die Lebensbeschreiber

der gelehrten Weibsbilder nach der alphabethiſchen Ordnung ihrer Namen.

Nun folget des II. Theiles VII. Buch, und dieſes enthält allerley Anmerkungen und Beobachtungen, die zur Gelehrten Geſchichte gehören. Das I. Hauptſtück davon liefert Sammlungen von Abhandlungen und Beobachtungen von der Gelehrſamkeit und gelehrten Männern überhaupt, in verſchiedenen Abſchnitten. Der erſte hält diejenigen in ſich, die in lateiniſcher Sprache davon geſchrieben haben; der zweyte die franzöſiſchen; der dritte die italiäniſchen; der vierte die deutſchen; der fünfte die engliſchen. Das II. Hauptſtück handelt von den Büchern in Ana: das III. Hauptſt. von gelehrten Reiſen, wiederum in etlichen Abſchnitten. Der erſte zwar enthält die Scribenten vom Urſprunge, Nutzen, und der rechten Art gelehrter Reiſen. Der zweyte die gelehrten Reiſen ſelbſt. Das IV. Hauptſtück endlich nimmt noch einige vermiſchte Schriften zuſammen, die unter die vorigen Claſſen nicht bequem genommen werden können.

Des II. Theiles VIII. B. handelt von der Methode im Studiren: ſo daß das erſte Hauptſtück die Sammlungen der Schriftſteller, von der Art, recht zu ſtudiren; das zweyte von der Wahl der Köpfe; das dritte von dem Unterrichte der Knaben, von Schulen, und der darinn zu beobachtenden Lehrart; das vierte von Anführung junger Prinzen und Edelleute; das fünfte von Einrichtung der akademiſchen Studien; das ſechſte von der Art, Excerpten zu machen; das ſiebente von den Gedächt-

dächtnißkünſten; das achte von der Sorgfalt für die Geſundheit und den Krankheiten der Gelehrten; das neunte von der Encyklopädie, der Verwandſchaft und Verbindung der Wiſſenſchaften, imgleichen von dem Polyhiſtor. Im zehnten kommen die allgemeinen Einleitungen in die Wiſſenſchaften, im eilften von der Lehrart in Erlernung der Sprachen, und zwar 1) allgemeine Scribenten, 2) zur hebräiſchen, 3) griechiſchen, 4) lateiniſchen, 5) zu allerley Sprachen. Im zwölften Hauptſt. kommen die Schriftſteller von der Lehrart in der Redekunſt und im Briefſtellen; im dreyzehnten in der Geographie, Chronologie, und Hiſtorie; im vierzehnten in der Weltweisheit, wieder in verſchiedenen Abſchnitten; im funfzehnten in der Arzeneykunſt; im ſechzehnten in der Rechtsgelahrheit, und endlich im ſiebzehnten in der Theologie. Ein jeder kann leicht denken, was hier überall für Schätze der Gelehrſamkeit vorkommen.

* *

VII.

Le Rhinoceros,

Poeme epique en Proſe.

D. i.

Das Naſenhorn. Ein Heldengedicht in Proſa. Paris, 1750, 12.

Das Nashorn hat in Frankreich wenigſtens eben ſo viel Aufſehen gemacht, als in Deutſchland, und ſelbſt die witzigen Köp-

se, haben von ihm Gelegenheit genommen, ihre Einbildungskraft anzustrengen. Es ist wahr, daß in diesem Werke, eben nicht viel von dem Thiere selbst gesaget wird; indessen steht doch dessen Namen auf dem Titel und sein Bildniß zu Anfange. Es ist auch gleichsam derjenige, der die andern Personen, so in diesem prosaischen Gedichte vorkommen, zuerst einführet.

Drey Genii, welche die **Liebe zum Gewinste**, die **Neugierde**, und das **Gerücht** sind, führen dieses ungeheure Thier nach Europa, und landen damit in **Amsterdam** an. Dieser erste Aufenthalt, giebt dem Verfasser Gelegenheit die holländischen Einwohner zu beschreiben, deren Hauptstadt gleichsam dieser große Ort ist. Diese Leute, heißt es, verbergen unter einem einfältigen, ja sogar plumpen Aussehen, den heimlichen Kunstgriff, auf Kosten der ganzen übrigen Welt, reich zu werden. Die Liebe zum Gewinste, sah mit Vergnügen, daß es kein Land auf Erden gäbe, wo man ihr mehrere Altäre aufrichtete, als hier. Von der Zinne eines Gebäudes so über die ganze Stadt wegragete, besah sie mit Freuden dieses arbeitsame Volk, das seinen ganzen Fleiß darauf richtet, die alten Schätze zu erhalten, und neue zu sammlen. Hier sah sie Wagen mit Gold und Silber schleifen; dort seufzten Menschen und Vieh, unter der Last der kostbarsten Waaren. In der Ferne zeigte sich ein dicker Wechsler, dessen vom beständigen Geldzählen abgehärtete Hände, eine große Summe dieses theuren Metalles auszahlten.

ten. Hier ward sie keinen von denen müssigen Sterblichen gewahr, die sich, gleich den Wespen, eines Honiges bemächtigen, das sie nicht gesammlet haben; keinen von denen niederträchtigen und faulen Leuten, die die Natur für eine ihnen unterworfene Sclavinn halten, und ihr nicht einmal das Nothdürftige abfodern wollen; ja deren Leben ein wahrer Tod zu nennen ist. Ein jeder Einwohner bestrebete sich um die Wette, reich zu werden; und man kann so gar sagen, daß es unter ihnen eine beständige Wette gegeben, nach welcher ein jeder nach diesem Endzwecke strebete. Die Arbeit war so gar denen, die in den höchsten Würden saßen, rühmlich.

Von **Amsterdam**, führen die drey Genii das **Rhinoceros** nach **Paris**. Indem sie nun bey den **Tuillerien** vorbey kommen, erblicken sie das französische Frauenzimmer und die Stutzer, so von der Eitelkeit begleitet werden. Diese sind hier zu gleicher Zeit Zuschauer, und Schauspieler. Sie betteln um Blicke und Bewunderung; sie erhalten aber nichts, als den Anblick, und bewundern sich selbst. Die **Neugierde** fraget: was ist denn ein Stutzer (petit Maitre) für ein Thier? Das **Gerücht** antwortet: die Stutzer sind eine ganz besondere Art von Wesen; ein Mittelding zwischen Männern und Weiber. Von den ersten haben sie nur das unterscheidende Kennzeichen, und dieses zuweilen noch unvollkommen genug; in allen übrigen sind sie Affen des schönen Geschlechtes. Eine schlechte Gesundheit, Weichlichkeit, geziertes Wesen,

eine

übermeiſtern laſſen, zuzuſchreiben, daß man ſo viele herzbrechende Seufzer, nachdrückliche Ausrufungen, und heftige Redensarten auf den meiſten ſeiner Blätter antrifft. Man iſt nie fähiger ſeinen Leidenſchaften völligen Raum zu geben, als wenn man mit denen zu thun hat, welche der Ehre des Vaterlandes nachtheilig ſeyn wollen. Sollte man auch in einem ſo heftigen Streite zuweilen weiter gehen, als nach den Regeln eines gründlichen Urtheils erlaubt wäre, ſo geſchieht es doch aus guter Meynung: und ein ſtarker Fehltritt wird zu einem geringen und unſchuldigen Verſehen, wenn man nur aus patriotiſchem Eifer geſtolpert hat. Unſer Verfaſſer hat alſo ſattſame Gründe ſich zu entſchuldigen, wenn ihm auch ein und anderer menſchlicher Fehler ſollte gezeiget werden können, womit er übereilet worden: da überdem niemand vor ihm dieſe Materie mit Fleiß abgehandelt, ſondern ein jeder dieſelbe nur obenhin berühret hat. „Er iſt es alſo, der „das Eis bricht, der Garben bindet, wo doch nur zer„ſtreuete Aehren auf einem unfruchtbaren Boden ſte„hen, und der ziemlich ſicher und ohne Anſtoß wandelt, „wiewohl ſein Weg mit Dornen, Hecken und Steinen „verleget iſt. Er will zwar nichts als unreife Gedanken verſprechen. Allein die Beſcheidenheit, aus welcher dieſe Erniedrigung hergefloſſen, erfordert auch von uns die Beſcheidenheit, daß wir nicht glauben, ſie habe ihm von Herzen gehen können. So ein groſſer Verehrer der Wahrheit ein Schriftſteller auch immer ſeyn will, ſowohl iſt er es doch meiſtentheils zufrieden, wenn man zweifelt, ob ſeine Demuth in der Sache ſelbſt gegründet ſey. Wir ſtellen es alſo der Gutherzigkeit unſerer Leſer anheim, ob ſie glauben wollen, der

Ver-

eine rasende Begierde zum neuen Geschmacke, zur Seltsamkeit in Kleidungen und in Ausdrücken; eine schwere Sprache, ein wollüstiger Gang, alles dieses haben sie dem weiblichen Geschlechte zu danken; nichts ist ihnen selbst eigen.

Von den **Stutzern**, kömmt das Gerücht auf die Aebte, die so beschrieben werden: Ein Abt, ist ein glückseliges Geschöpf, und dazu auserkohren, daß es, mit Ausschließung aller andern Menschen, drey oder vier fette Pfründen verschlingen soll, deren Einkünfte es wollüstiger Weise, mit seinen Buhlschwestern, und einigen Zöglingen des Bacchus verzehret.

Nach dieser Abbildung folgen die **Nouvellisten**. Hierauf geht das **Gerücht** auf ein **Caffeehaus**, davon es die Beschreibung macht, und das Lächerliche derer beschreibt, die dergleichen Häuser besuchen. Ferner geht es auf den **St. Germains-Markt**, und berichtet was daselbst vorgeht und zu sehen ist. Endlich kömmt es auch auf die Liebe der Franzosen zu den **Pantins** und da heißt es: Ein **Pantin** ist eins von denen Meisterstücken, die der französische Witz, welchen seine bisherigen Wunderwerke ermüdet hatten, vor einiger Zeit erfunden hat, um sich auszuruhen. Es gab **Pantins** für obrigkeitliche Personen, für Aebte, für Stutzer, für vornehmes Frauenzimmer: und man war altväterisch, wenn man keinen **Pantin** hatte. Ein wohlhabender Mann, ist zum Bettler geworden, weil er 40 Arbeiter bey sich gehalten, die Tag und Nacht dergleichen beweg-

wegliche Figuren verfertiget, die er an alle seine Freunde und Freundinnen in **Paris** ausgetheilet. Ein gewisses vornehmes Frauenzimmer hat fast alle ihre Kleider, und einen Theil ihres Geschmeides verkaufet, um in ihrem Ankleidezimmer, 50 der schönsten **Pantins** zu haben. u. s. w.

Endlich kömmt der Verfasser wieder auf das **Rhinoceros**, und da heißt es unter andern: nichts fesselte die boshafte Neugierde derer, die dieses Thier zu beschauen kamen, so sehr, als das Horn dieses ungeheuren Thieres. Dieses gab zu Anspielungen und Sinngedichten Gelegenheit; die allezeit der **Liebe** zur Ehre, und dem **Ehstande** zur Schande gereichten.

Ein weitläuftigerer Auszug würde das ganze Stück erschöpfen, man sieht aus diesem schon, daß das Nashorn nur die Gelegenheit ist, wobey der Verfasser die Sitten seiner Landesleute durchzieht.

* *

VIII.

Der vertheidigte Charakter eines pedantischen Gottesgelehrten. Herausgegeben von Joh. Heinr. Meene. Leipzig und Quedlinburg, verl. Schwan, 1751, 8.

Der so gelehrte als beredte Herr Hofprediger Meene hatte vor einiger Zeit eine kleine Schrift von der theologischen Pedanterey heraus-

herausgegeben; und darinn angehende geiſtliche Lehrer, vor einem Fehler zu warnen geſucht, der leider! auch auf den Kanzeln, der Religion nur gar zu viel Schaden thut. Dieſes konnte ein gewiſſer andrer anſehnlicher und eifriger Kirchenlehrer nicht ertragen. Es dünkte ihm unbeſonnen, daß ein Mann, der ſelbſt in einem geiſtlichen Amte ſtünde, wider ſeine Herrn Collegen etwas ſchreiben ſollte: gerade als ob die Propheten des alten Teſtaments nicht auch wider die Prieſter zu Jeruſalem und der Heiland ſelbſt wider Schriftgelehrten u. Phariſäer geeifert hätten. Er gab deswegen eine Streitſchrift, wider die theologiſche Pedantmacherey heraus; beſann ſich aber nicht, daß dieß Wort ganz unbequem war, ſeine Gedanken auszudrücken. Denn wie kann man dem eine Pedantmacherey Schuld geben, der wider dieſes Laſter ſchreibt, und ſelbiges abzuſchaffen ſuchet? Wenigſtens hat noch niemand den ſel. Hofr. Menke, einer Charlatansmacherey beſchuldiget; weil er von der Charlataneren der Gelehrten geſchrieben. Vielweniger hat es ihm jemand übelgenommen, daß er ſelbſt, als ein Gelehrter, die Fehler anderer Gelehrten aufgedecket.

Allein unſer Hr. Gregorius Macarius; denn in dieſen ehrwürdigen Namen verkappte ſich unſer ſtreitbarer Kanzelredner, um den vermeynten Schimpf ſeines ganzen Ordens zu retten, ſah dieſes nicht; und ſtürmte auf den Hrn. Conſiſt. Rath Meene los als auf einen dummen, unſinnigen, Menſchen, der wider ſich ſelbſt raſet; als einen nieder-

niederträchtigen **Verleumder**, der unſchuldige Leute, ohne alle gegründete Urſache **boshaftig** ſchmähet und läſtert; als einen **heimtückiſchen Verräther**, der ſeinen eigenen Orden mit Schimpfe und Schande zu belegen ſuchet ꝛc. So ſanftmüthig klingt die Sprache unſers neuen **heiligen, Makarius**: und was war es Wunder, daß ſich ein guter Freund des Beleidigten, mit Genehmhaltung deſſelben, die Mühe nahm, den ſo liebreichen erſten Hirtenbrief deſſelben, gebührend zu beantworten? indeſſen daß Hr. **Meene** ſelbſt, nach Art eines wahren gelehrten Mannes, der eine gute Sache hat, auf eine gelaſſene Art ſtille blieb, und der Wahrheit ſelbſt mehr Kraft zutrauete, als daß ſie durch Schelten ſinken könnte.

Doch der ſtreitbare **Makarius** ergreift ſeine Lanze abermal, und will ſie auch mit dieſem Ungenannten brechen. Man kann leicht denken, daß er demſelben nicht höflicher begegnen wird, als dem erſten. Nein, ſein Köcher iſt noch mehr ſolcher Pfeile voll: er heißt ihn einen **tobenden, unbändigen, wüthenden, unbeſcheidenen Schelter**, einen **gräulichen Belferer**, einen **ungewaſchenen** Menſchen, einen **Grobianum**, einen Vulpem e cauda, einen Anſerem inter Olores, einen Liebhaber der πολυπραγμοσυνης, einen **Sykophanten**, und was der Ehrentitel mehr ſind! Und dieß alles zwar thut er in dem V. Hirtenbriefe. War das nun die Sprache eines evangeliſchen Hirten?

Tantæne animis cœleſtibus iræ?

So

So gut nun der Hr. Hofprediger Meene bey dieſer unanſtändigen Zank- und Läſterſchrift das Recht gehabt hätte, ferner zu ſchweigen; und ſo gewiß alle vernünftige Leſer dennoch auf ſeiner Seite geweſen ſeyn würden: ſo gut hat er gleichwohl, in andern Abſichten, gethan, daß er der triumphirenden Schreibart ſeines Gegners, mit einer recht theologiſchen und vernünftigen Gelaſſenheit etwas entgegengeſetzet; bey deſſen Gründlichkeit man dem verkappten Herrn Macarius, billig zuruffen kann:

Aſpice, quam mage ſit noſtrum penetrabile telum!

Kurz, die großſprecheriſchen Ausforderungen dieſes Goliaths, ſind von einem beſcheidenen Gegner, dergeſtalt zu Schanden gemachet, daß er ſich, wo er noch irgend fähig dazu iſt, unfehlbar wird ſchämen müſſen, ſolche Luftſtreiche gemachet zu haben. Wenn er z. E. recht unverſchämt leugnet, daß anſehnliche Gottesgelehrte mit dem unnützen citiren der Schriftſtellen eine rechte Verſchwendung getrieben: und diejenigen, ſo ſolches gethan, erbarmenswürdige Creaturen, ungeſchlachte, verworrene, ungeſalzene Menſchen nennet, ja ſie des Namens der Gottesgelehrten unwürdig erkläret: ſo zeiget ihm Hr. Meene, daß große Hauptpaſtoren, in anſehnlichen Städten, Superintendenten, ja Profeſſoren der Theologie, dieſen Fehler bis zum Ekel an ſich gehabt; die er gleichwohl ſonſt für gelehrte, wackere und verdiente Männer gelten läßt. Die Proben aus ihren Schriften ſtehen da,

und ſind recht ausſchweifend ungereimt: nur verſchweiget Herr Meene ihre Namen: erbiethet ſich aber, daß er ſie demjenigen Conſiſtorio melden will, das ihm Hr. Macarius in der Abſicht namhaft machen wird. Er hat nämlich in dieſem Falle verſprochen, ſeinen Hirtenbrief zu widerruffen.

Wir wünſchen daß er Wort halten möge.

IX.

Hieroclis, Philoſophi apud Alexandrinos quondam celeberrimi, Ἀγεια, græce et latine, nunc denuo ad editionem cantabrigienſem recenſuit Ioh. Ada[illegible]bier, Artium Magiſter.

Lipſ. Sumt. Io. Gc. Lœwii. 1750, 8.

Die alten Griechen ſind, in den Augen eines Gelehrten, ein ſo ehrwürdiges Volk, daß man billig alles in Ehren hält, was uns von ihnen noch übrig geblieben. Sie ſind die erſte Quelle des europäiſchen Witzes, aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ja man möchte bey nahe ſagen, der Vernunft geweſen. Von ihnen haben die Römer ihre Gelehrſamkeit empfangen, und von beyden haben wir, nebſt allen übrigen europäiſchen Völkern, unſern Vortheil gezogen. Man hat es alſo mit Dank zu erkennen, wenn man uns die noch vorhandenen Stücke der griechiſchen Schriftſteller durch neue Auflagen erhält, und ſie den Liebhabern in die Hände giebt.

Ob aber deswegen eine alte Schrift gleich ein Meisterstück sey, weil sie ursprünglich griechisch geschrieben ist; wie uns einige unmäßige Bewunderer des Alterthums überreden wollen: das ist eine andre Frage. Noch niemals ist ein Volk in allen seinen Bürgern gleich klug, gelehrt, und scharfsinnig gewesen: ja es hat auch bey den gelehrtesten Völkern schlechte Scribenten gegeben. Ein Chörilus bey den Griechen, ein Bavius und Mävius bey den Römern, beweisen dieses von den Dichtern. Ein Aristoteles, Longin, und Lucian aber nennen uns auch eine Menge anderer Scribenten, die vor und zu ihren Zeiten sehr mittelmäßig, oder gar schlecht gewesen. Sollte nun die Barbarey der mittlern Zeiten, und der blinde Zufall, uns lauter gute Schriftsteller verschonet, und lauter böse vernichtet haben?

Gegenwärtige scharfsinnige Reden, und spaßhafte Einfälle des Hierokles, sind mit nichten unter die verwerflichen Stücke des Alterthums zu zählen. Sie enthalten nichts Schlimmes, oder Schädliches; wie wohl manches andere Stück, auch in solchen Schriftstellern, ist die man sonst, ihres Geistes halber, hochschätzet. Sie können also ohne Bedenken, der Jugend, zur Uebung in der griechischen Sprache, in die Hände gegeben werden: und der geschickte Hr. M. Schier verdient ein billiges Lob, daß er sie auf eine so angenehme Art wieder bekannt und gemein gemacht hat.

Wenn es sich aber fragt: ob denn dieser griechische Witz so was Wunderwürdiges in sich halte,

daß

daß kein neueres Volk dergleichen hervorbringen könne? so wollen wir die Sache selbst antworten lassen. Ein Paar Proben sollen es zeigen.

Der erste Spaß. Ein Schüler, der schwimmen wollte, wäre bald ersoffen. Drum schwur er, niemals ins Wasser zu kommen, bis er erst schwimmen gelernet hätte.

Der dritte Spaß. Ein Schüler, der einem Freunde begegnete, sprach zu ihm: Ich habe im Traume mit dir geredet. Vergib mirs, versetzte der andere, daß ich nichts gehöret habe.

Der sechste Spaß. Ein Schüler begegnete seinem Arzte, und sprach zu ihm: Verzeihe mir, und werde nicht böse, daß ich bisher nicht krank gewesen bin.

Der neunte Spaß. Ein Schüler, der sein Haus verkaufen wollte, brach einen Stein aus demselben, und trug ihn, zur Probe davon, herum.

Der zehnte Spaß. Ein Schüler wollte gern wissen: wie es ihm ließe, wenn er schliefe? darum trat er vor den Spiegel, und machte die Augen zu.

Uns dünkt, daß dieses eben keine hexenmäßige Einfälle sind: und erkühnen uns, zu behaupten, daß Zinkgräfs Apophthegmata der Deutschen hundert weit klügere und witzigere Reden in sich halten. Ja vielleicht ist keine französische Grammatik so schlecht, die nicht ungleich artigere Einfälle in ihren Contes enthielte.

X.

Geo. Theoph. Boerneri ſuper Privilegiis Pictorum Liber ſingularis. Lipſiæ, apud Carolum Ludovicum Iacobi, 1751, 8.

Herr M. Börner, der geſchickte Sohn eines groſſen Gottesgelehrten bey uns, liefert uns hier die erſte Probe ſeiner guten Gelehrſamkeit. Das treffliche Kupferkabinet, und die ſchönen Schildereyen ſeines hochehrwürdigen Herrn Vaters, haben ihn zu einem Liebhaber und Kenner der Malerkunſt gemacht: darum hat er ſich die Vorrechte und Befreyungen dieſer Künſtler zum Gegenſtande ſeiner gelehrten Erſtlinge dienen laſſen. Es iſt was Schönes, wenn ein Gelehrter, außer ſeiner Brodwiſſenſchaft, auch die angenehmen Künſte kennet; ſo daß er nicht bloß, wie ein ſtudirter Handwerker, eine ganz eingeſchränkte Erkenntniß beſitzet, und, außer ſeiner engen Sphäre, überall ein Fremdling iſt. Die Malerkunſt gehört unſtreitig zu denen, die auch der Hülfe der Gelehrſamkeit nöthig haben; und die Gelehrten thun alſo wohl, wenn ſie ihren Beyſtand guten Künſtlern nicht verſagen.

Im erſten Hauptſtücke handelt der Hr. Verfaſſer von der Würde der Malerkunſt, und bedauret, daß ſie heute zu Tage von ſo wenigen Gelehrten recht hochgeſchätzet wird. Er hat zwar nicht Unrecht:

recht: doch dünkt es uns, daß die rechten Kenner der Malerkunst unter den Gelehrten allemal was Seltenes gewesen.

Im zweyten kömmt die Geschichte der Malerkunst. Diese ist zwar etwas kurz gefasset, wenn man des Franciscus Junius Werk davon in Betrachtung zieht: doch hält sie das Wichtigste davon in sich. Der Herr Verfasser glaubt mit dem Plinius, daß sie zur Zeit des trojanischen Krieges noch nicht erfunden gewesen. Das Gegentheil davon aber hat **Fraguier** im I. B. der Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften, auf der 88sten, u. f. S. der deutschen Uebersetzung, erwiesen: wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Daß die deutschen Liebhaber der Alterthümer vorhin die Histoire de l'Academie des Inscriptions nicht gekannt, da sie nur französisch, und sehr selten war, ist kein Wunder. Aber itzo, da sie leicht zu haben ist, sollte man doch dergleichen gelehrter Männer Arbeiten sich auch zu Nutze machen.

Im dritten wird einigermaßen erkläret, was ein Befreyungsbrief, oder Privilegium ist?

Im vierten wird ein Vorrecht der griechischen Maler aus dem Plinius angeführet.

Im fünften redet er von den Befreyungen, die Valentinian, Valens und Gratian den africanischen Malern ertheilet haben. Diese sind nun allerdings ansehnlich, und machen sie, nebst ihren Kindern und Knechten, frey von allen Auflagen; schließen sie von den Beschwerungen anderer Kaufleute

Verfaſſer habe ſein Wort gehalten, und ſeine redliche Verſicherung erfüllet, oder nicht? Uns wird genug ſeyn, wenn wir ſeine Gedanken in der von ihm beliebten Ordnung vortragen, und die unſrigen nur an einigen Stellen anzeigen, wo wir einen innerlichen Beruf empfunden haben, ſie zu eröffnen.

Er hat vor gut befunden, in der Vorrede das Sprichwort zu erleutern: **Einem jeden gefällt das ſeine**, und wiederleget die Zweifler an der Wahrheit deſſelben, mit dem Exempel der Liebe, welche alle Völker zu ihrer Mutterſprache trügen; und die ſie anreißten, ſie zu verbeſſern, zu bereichern, oder doch wenigſtens den übrigen vorzuziehen. Er führet alſo die Ebreer, Griechen, Franzoſen, Italiener, Spanier, Engelländer, Holländer, Schweden und Dänen an, welche ſeinen Satz beſtätigen ſollen. Je mehr er aber die Bemühungen der Deutſchen, deren er um beſſerer Ordnung willen zuletzt erwehnet, in Anſehung ihrer Sprache erhebt, je heftiger wird ſeine Leidenſchaft erreget. Er beſeufzet das wiedrige Geſchick, ſo über ganz Nieder-Sachſen walte, daß ſich niemand der Sprache deſſelben treulich annehmen, und ſich mit andern Völkern gleichen Ruhms theilhaftig machen wolle; da doch bloß das lobwürdige Exempel der Vorfahren einen jedweden auf beſſere Gedanken bringen und bewegen ſollte, ſeiner Landesſprache die Bemühung zu wiedmen, welche er auf andere, und gewiß ſchlechtere, Sprachen wendet.

Doch es iſt Zeit mit dem Herrn **Aepin** zur **Sache** ſelbſt zu kommen, worunter wir aber nichts anders verſtehen, als daß wir uns nicht länger bey der Vorrede aufhalten wollen. Denn wir haben noch vieles zu

betrach-

leute aus, wenn sie mit lauter Schildereyen handeln; verstatten ihnen Läden und Werkstäten an öffentlichen Orten, ohne Zinsen davon zu geben; und befreyen sie endlich von dem Zwange, Leute bey sich zu beherbergen; oder, nach unserer Art zu reden, Einquartierungen anzunehmen.

Alles dieses hat der Herr M. Börner auf eine sehr artige Weise, und in einem schönen Lateine, ausgeführet, so daß man es mit Vergnügen liest, und mehr, als einmal, auf den Wunsch geräth: daß doch auch heute zu Tage in Deutschland eine so edle Kunst, so viel Gnade bey den Fürsten und Königen finden möge. Vielleicht würden wir auch alsdann mehr, und geschicktere Künstler unter uns aufzuweisen haben, als wir wirklich besitzen.

* * * \

lierens eingebildeter Kranker; den 27sten Eben desselben Weiberschule in Versen; den 28sten Mithridates, aus dem Racine, vom sel. Prof. Witter zu Straßburg übersetzet; den 29sten, der verschwenderische Sohn, aus dem Herrn Voltäre; den 30sten aber, Demetrius, aus dem Abte Metastasio, aufgeführet worden: so wie die wienerische Uebersetzung desselben, hier in Leipzig etwas verbessert, und in fünf Aufzüge abgetheilet, im Drucke erschienen. Wechselsweise aber sind artige Tänze, und musikalische Zwischenspiele mit eingeschaltet worden.

Wir merken hiebey an, daß Herr Koch die bisher inne gehabte Bühne, im großen Blumenberge, verlassen, und die geraumere im quandtischen Hofe bezogen. Diese ist vor ein Paar Jahren ganz neu erbauet worden; und zwar nach einer ganz andern Art, als alle heutige Schaubühnen in Deutschland und Frankreich eingerichtet sind. Es haben sichs nämlich damals, als man mit dem Risse derselben umgieng, sowohl der sel. Bauherr, als sein vernünftiger Baumeister, die Vorstellung eines hiesigen Gelehrten, den sie darüber zu Rathe zogen, gefallen lassen, ihren Schauplatz einigermaßen nach dem Muster der alten Griechen und Römer einzurichten, von denen er ihnen die Risse aus dem Vitruv, den Schriften der pariſischen Akademie der schönen Wissenschaften, u. a. m. vorlegte.

Die Vortheile dieser Einrichtung bestehen darinn, daß der Zweck aller Zuschauer, der aufs Se-

hen und Hören, oder Verstehen gerichtet ist, besser darinnen erhalten wird, als in allen itzo gewöhnlichen Schauplätzen; wiewohl selbige oft mit großen, ja fürstlichen und königlichen Kosten gebauet sind. Alle diese nämlich sind länglicht, nach Art der Kirchen; so daß die Seitenlogen desto schiefer sehen, je näher sie der Bühne stehen, und desto schlechter hören und verstehen, je weiter sie sich von der Bühne entfernen. Die gegen über der Bühne gelegenen aber, die von Rechts wegen am besten sehen und hören sollten, sehen und hören, wegen ihrer weiten Entfernung, gerade am schlechtesten. Diesen allgemeinen Mängeln aller heutigen Schauplätze vorzubeugen, oder doch auszuweichen, bemerket man denn, daß fürstliche, königliche und kaiserliche Herrschaften insgemein ihren Platz gleich hinter dem Orchestre nehmen: wo sie zwar gut sehen und hören, aber auch von dem gar zu nahen Geräusche der Musik insgemein gar zu sehr beschweret werden.

Allen diesen Unbequemlichkeiten wußten die Alten, durch die Figur, die sie den Bänken ihrer Schauplätze, und ihrem Umfange selbst gaben, vollkommen auszuweichen. Sie wählten dazu den halben Zirkel, dessen Umkreis aus dem Mittel der fordern Bühne gezogen war: und dadurch alle Zuschauer jeder Bank, von dem Mittelpunkte der Bühne gleich weit entfernet wurden. Jeder sah und hörte also eben so gut, als der andere, der mit ihm auf einer Bank saß; und genoß also das volle Vergnügen des Schauspieles: doch so, daß frey-

freylich die, so gegen über der vollen Bühne saßen, des Anblickes aller Vorstellungen etwas besser genießen konnten.

Diesen Mustern zu Folge, hat man das Theater im quandtischen Hofe auch, was den Platz der Zuschauer betrifft, eingerichtet. Alle Logen, deren neun in jeder Reihe, und folglich überhaupt achtzehn sind, liegen in einem halben Zirkel. Man sieht und hört folglich in allen gleich gut; außer daß die Mittellogen, als die vornehmsten, den Vorzug haben, daß ihnen die zwischen den Scenen brennenden Lichter völlig verdeckt sind, und also die volle Bühne ihnen etwas besser in die Augen fällt. Hohe Herrschaften also können sich derselben aufs vortheilhafteste bedienen; ja sie sehen in der sehr mäßigen Entfernung alles noch besser ins Auge fallen, als wenn sie unten im Platze, gar zu nahe säßen. Indessen ist freylich, bey allen diesen Vortheilen, dieser Leipziger Schauplatz nur klein, und so, wie ihn ein Privatmann auf eigene Kosten hat aufführen können. Große Herren würden, nach eben dem Entwurfe, freylich viel was Prächtigers und Bequemeres ins Werk setzen können.

Vielen Liebhabern zu Gefallen, die es gern wissen möchten, was man denn in Deutschland bisher für neue Schauspiele ans Licht gestellet, um sich selbst eine kleine theatralische Bibliothek anzulegen, wollen wir nach und nach ein Verzeichniß davon geben. Wir machen den Anfang mit dem

Verzeichniſſe

deutſcher Originaltrauerſpiele, die ſeit 1730 ans Licht getreten.

Joh. Chr. Gottſcheds ſterbender Cato ꝛc. 1732, ſteht auch im I. B. der deutſchen Schaubühne.

A. l. K. Adelgar, die gothiſche Prinzeſſinn. Freyburg im Uchtlande, 1736.

Die Begebenheiten Telemachs auf der Inſel der Kalypſo. Leipzig und Liegnitz, bey Siegerten, 1740.

Darius, ein Trauerſpiel, von D. Friedrich Lebegott Pitſcheln, 1741, ſteht im III. B. der deutſchen Schaubühne.

Timoleon der Bürgerfreund, ein Trauerſpiel Herrn Georg Behrmanns. Hamburg, bey Piſcatorn, 1741.

Alceſtes, oder die ungleiche Vaterliebe, ein Trauerſpiel von Theod. Joh. Quiſtorpen. Roſtock, 1742, bey Koppen.

Hermann, ein Trauerſpiel von Joh. Elias Schlegeln, 1743, ſteht im vierten Theile der deutſchen Schaubühne.

Aurelius, oder Denkmaal der Zärtlichkeit, ein Trauerſpiel von Theod. Joh. Quiſtorpen, 1743, eben daſelbſt.

Banise, ein Trauerſpiel, 1743, von Friedr. Melchior Grimmen, itzigen Secretär des Herrn Gen. Grafen von Friesen zu Paris.

Pan-

/**Panthea**, ein Trauerspiel von Luis. Adelgunden Victorien Gottschedinn, 1744, im fünften Theile der deutschen Schaubühne.

Dido, ein Trauerspiel von Johann Elias Schlegeln, 1744, eben daselbst.

Mahomed der IV. ein Trauerspiel von Benj. Ephr. Krügern, 1744, eben daselbst.

/Die pariſiſche **Bluthochzeit** König Heinrichs von Navarra, ein Trauerspiel von Joh. Christoph Gottscheden, 1745, im sechsten Theile der deutschen Schaubühne.

/**Agis**, König zu Sparta, ein Trauerspiel, 1745, von eben demselben, eben daselbst.

/**Vitichab** und **Dankwart**, die allemannischen Brüder, von Benjamin Ephraim Krügern. Leipzig, bey Dycken, 1746, 8.

/**Pylades** und **Oreſtes**, oder Denkmaal der Freundschaft, vom Herrn von Derschau, königl. preuß. Amts- und Consistorialassessorn zu Glogau, 1747. Liegnitz, 4.

Canut, ein Trauerspiel, von Johann Elias Schlegeln, in seinen theatralischen Werken, 1747, 8. Copenhagen, bey Mummen.

Die Trojanerinnen, ein Trauerspiel, von eben demselben, eben daselbst.

Octavia, ein Trauerspiel von J. F. Camerern. Wolfenbüttel, bey Meißnern, 1748.

Placidus, oder Eustach, ein Trauerspiel von Joh. Heinr. Steffens. Zelle, 1749.

/**Arminius**, ein Trauerspiel von F. Mösern. Hannov. und Göttingen, bey Schmidten, 1749, 8.

Dio-

Diokletianus, der Chriſtenverfolger, von P. Ludewig Franciſcus Hudemann. Wismar und Leipzig, 1751.

Ueberſetzte Trauerſpiele.

Iphigenia in Aulis, aus dem Franzöſiſchen des Racine verdeutſcht, von Joh. Chriſtoph Gottſcheden, 1732, bey Breitkopfen, 8, iſt im zweyten Theile der deutſchen Schaubühne.

Gabinia, in einem chriſtl. poetiſchen Trauerſpiele, aus dem Franzöſiſchen des P. V. Frankfurt und Leipzig, bey Siegerten, 1734, 8.

Polyeukres, der Märtyrer, aus dem Franzöſiſchen des P. Corneille, 1734, eben daſelbſt.

Mithridates, aus dem Franzöſiſchen des Racine überſetzt, von Joh. Jac. Wittern, P. P. Zu Straßburg, bey Dulßekern, 1735.

Die Maccabäer, aus dem Franzöſiſchen des de la Motte. Dresden und Leipzig, bey Gerlachen, 1735.

Der Tod Cäſars, ein Trauerſpiel, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltäre, von M. J. F. Scharfenſtein. Nürnberg, bey Felßeckers Erben, 1737.

Alzire, oder die Americaner, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltäre überſetzt, von Joh. Friedr. Koppen. Dresden, bey Hilſchern, 1738.

Alzire, oder die Americaner, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltäre, von L. Stüven. Hamburg, bey Bohn, 1739.

Ma-

Marianne, aus dem Französischen des Hrn. von Voltäre, von M. J. F. Scharfenstein. Nürnberg, bey Seitz und Zell, 1740, 8.

Cornelia, die Mutter der Grachen, aus dem Französischen der Mademoiselle Barbier übersetzt, von Luisen Adelg. Vict. Gottschedinn, 1740. In der deutschen Schaubühne II. Theile.

Zaire, ein Trauerspiel des Herrn von Voltäre, übersetzt von M. Joh. Joach. Schwaben, 1740, eben daselbst.

Versuch einer Uebersetzung des Trauerspiels vom Tode des **Jul. Cäsars**, aus dem Englischen des Shakespear, vom Herrn von Bork. Berlin, bey Hauden, 1741.

Alzire, oder die Americaner, ein Trauerspiel aus dem Herrn von Voltäre, übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn, 1742, im III. Theile der deutschen Schaubühne.

Der **Cid**, aus dem Französischen des Herrn P. Corneille, übersetzt von Gottfried Langen, in der deutschen Schaubühne I. Theile, 1741.

Die **Horazier**, aus dem Französischen des ältern Corneille, übersetzt von Friedrich Erdmann, Freyherrn von Glaubitz, kaiserl. Reichskammergerichtsassessorn 1741, im I. B. der deutsch. Schaub.

Esther, ein Schauspiel des Herrn Racine, übersetzt von M. Joh. Christ. Bröstedt. Lüneburg, bey Schmidten, 1746.

Oedipus, ein Trauerspiel, nach dem Sophokles eingerichtet von Joh. Heinr. Steffens. Zelle, bey Gsellius, 1746, 8.

Des

Des Sophokles **Elektra**, übersetzt von Joh. Elias Schlegeln, in seinen Werken. Copenhagen, bey Mummen, 1747.

Der **Graf von Essex**, aus dem Französischen des Thomas Corneille, übersetzt von L. Peter Stüven zu Hamb. Wien, 1748, bey P. von Ghelen.

Oedipus, ein Trauerspiel, aus dem Französischen des Herrn von Voltäre, übersetzt von Heinr. Gottlieb Kochen. Wien, bey P. von Ghelen, 1748.

Oedip, ein Trauerspiel des Herrn von Voltäre, von einem Ungenannten, in den Sechs Schauspielen. Braunschw. und Hamb. 1748, 8.

Die Schwärmerey, oder **Mahomet**, der Prophet, ein Trauerspiel des Herrn von Voltäre, von eben demselben, in derselben Sammlung, 1748.

Demetrius, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, aus dem Italienischen des Herrn Metastasio gezogen. Leipzig, 1749, bey Löwen.

Phädra und **Hippolytus**, aus dem Französischen des Herrn Racine, übersetzt vom Hrn. Lic. Stüven, in der Wiener-Schaubühne; bey Joh. Paul Kraus, 1749.

Mahomet, der Lügenprophet, ein Trauerspiel des Hrn. von Voltäre, übersetzet von Heinr. Gottl. Kochen, 1749. Wien, bey von Ghelen.

Der Märtyrer **Polyeuktes**, ein christl. Trauerspiel des P. Corneille. Wien, 1750, bey von Ghelen.

Cinna, oder die Gütigkeit des Augustus, aus dem P. Corneille. Wien, 1750, bey von Ghelen.

Phä-

Agamemnon, ein Trauerſpiel, aus dem Engliſchen in ungereimte Verſe überſetzet von ***. Göttingen, bey Vandenhöcks Wittwe, 1750.

Phädra, ein Trauerſpiel von Racine, überſetzt durch D. Lud. Fr. Hudemann. Wismar und Leipzig, 1751, bey Bergern.

* *

XII. Aus dem Franzöſiſchen.

Fabel.

Der Maulwurf, wie man glaubt, iſt blind.
Ein Dichter darf nicht weiter fragen.
Was alle Philoſophen ſagen,
Das ſtört ihn minder, als der Wind.
Ihm muß der Schwan im Singen ſterben.
Ihm lebt der Phönix tauſend Jahr:
Kurz, ihm iſt jede Sage wahr,
Die wir von unſern Müttern erben.

Der blinde Maulwurf kam alſo
Einmal aus ſeinem Bau gekrochen,
Als ein Paar Adler friſch und froh
Vom heitern Himmelsglanz geſprochen:
Wie blitzend ſtralt die Sonne nicht,
Dieß war ihr Wort, am blauen Bogen!
Wie ſchöner Farben buntes Licht
Hat Feld und Auen überzogen?

Der Maulwurf horcht = = Was ſprichſt denn du?
Er läuft davon = = = Gevatter, bleibe!
Er hört noch etwas, gähnt dazu,
Und eilt nach anderm Zeitvertreibe.

betrachten, ehe wir zur eigentlichen Abhandlung ſchreiten. Zur Aufführung eines ſo groſſen und wichtigen Gebäudes, wie uns der Titel verſpricht, gehöret warlich ein ſtarker Vorrath von Sand, Steinen, Holz und anderm Zubehör. Sollten wir auch gleich den Kalk, oder die Verbindung der Stücke vergeſſen, ſo dürfen wir doch den Einfall nicht beſorgen, ſo lange wir noch beſſere Zeiten hoffen können.

Der Verfaſſer hat Lateiniſch geſchrieben. Alſo muſte er vor allen Dingen zeigen, was denn die Niederſächſiſche *Lingua* vor ein Ding ſey, welche er von der unbilligen Verachtung retten wollen. Es iſt nemlich nicht ein Kraut, welches die Kräuterverſtändigen ſo nennen; auch nicht ein Vorgebürge, welches wegen ſeiner ähnlichen Geſtalt mit einer Zunge, dieſen Nahmen empfangen; vielweniger das Zünglein in der Wage. Nein, keinesweges. Es iſt auch nicht der Theil des menſchlichen Leibes, vermittelſt deſſen wir reden, in welcher Bedeutung das Wort *Lingua* bey den Lateinern öfters gefunden wird. Was iſt es denn endlich? Es iſt dasjenige, was der Verfaſſer ſelbſt in einer reinen und ungezwungenen Überſetzung, dem Deutſchen Leſer zu gefallen, auf dem Titel, eine Sprache genennet hat.

So ſehr wir ſonſt zu unzeitigem Zweifel geneiget ſind, ſo wenig habē wir uns nun vor dieſer Schwachheit zu fürchten, nachdem wir von dem Verfaſſer gelehrt bewieſen finden, daß bereits Ovid und Horaz eine Sprache auf Lateiniſch, *Lingua*, genennet haben. Nur dieſes thut uns wehe, daß wir beſorgen, der ſcharfſinnige Verfaſſer, der uns durch ſeine ſchöne Entdeckungen ihm ſchon ſehr verpflichtet, werde wenig Beyfall in dre

Mey-

Mit Murmeln kriecht er in sein Loch:
Die Adler, spricht er, haben Klauen,
Und Schnäbel, in den Raub zu hauen,
Das räum ich ihnen ein: jedoch,
Hört man sie von dem Himmel sprechen,
Von Sonne, Licht, und Stralenbrechen,
Von Farben, und vergleichen mehr;
So dauert mich die Zeit zu sehr.

Des Abends, als es dunkel ward,
Wenn sich die Eulen munter weisen,
Gerieth er aus der holen Fahrt
Heraus zu ein Paar Fledermäusen.
Zwo Eulen gönnten auch das Ohr;
Da trug er seinen Zweifel vor:
Freundinnen, hieß es, sollte wohl
Das Sonnenlicht viel Ruhm verdienen?
Sogleich rief jede unter ihnen:
Wer dieß behauptet, der ist toll!
Und kurz, der Satz ward fest beschlossen:
Des Lichtes Freunde sind geschossen.

So sieht ein finstrer Kriticus,
Der nie der Wahrheit Glanz erblicket,
Die heitre Geister doch entzücket,
Den hellen Ausdruck mit Verdruß.
Was tausend andern reizend deucht,
Das nennt er schal, und matt, und seicht;
Ja, um es stärker zu verdammen,
Bannt er sein Häuflein auch zusammen:
Das, weil es nur im Finstern tobt,
Sein strenges Kritisiren lobt.

Ende des Maymonats.

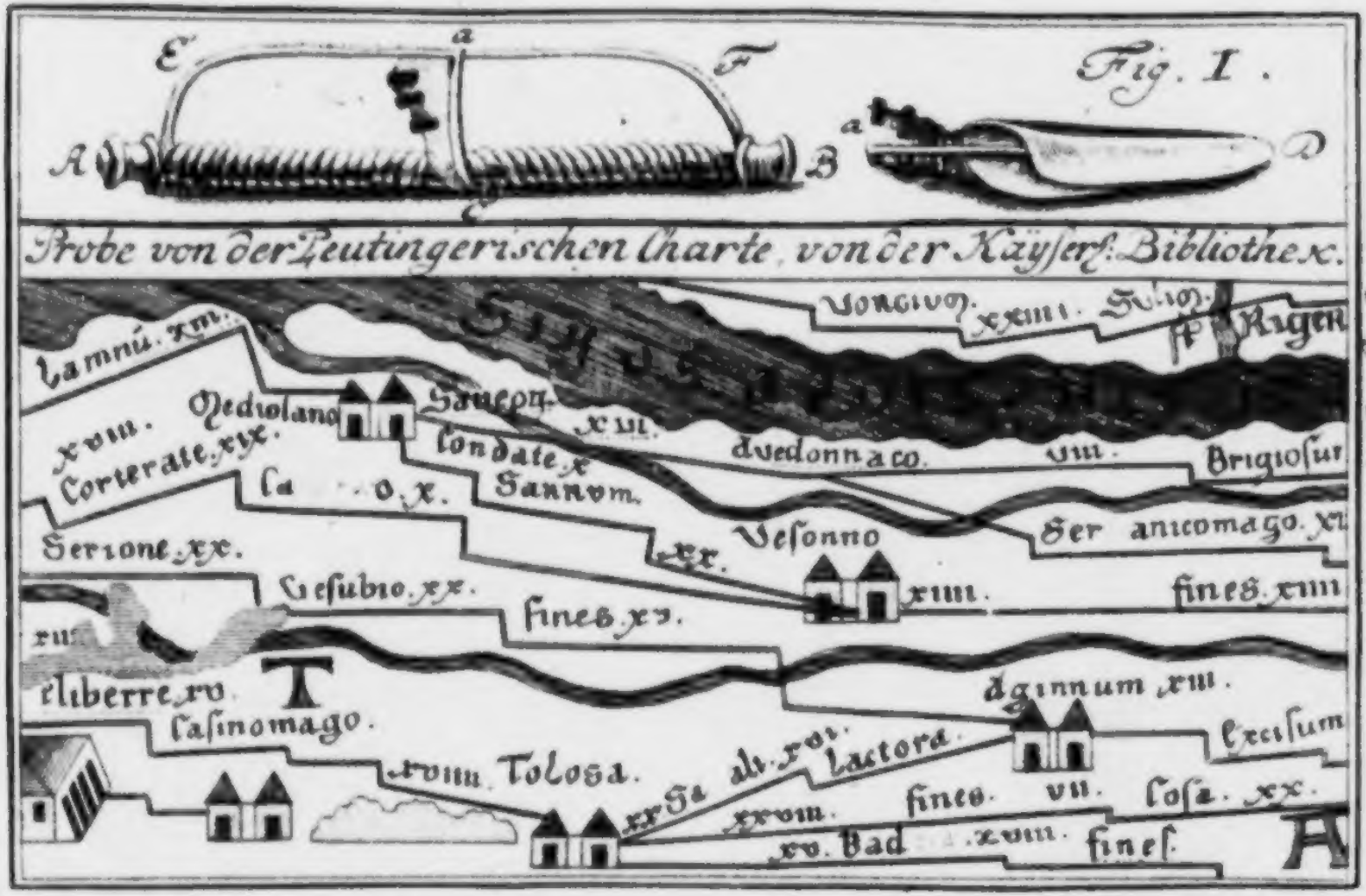
E
a
F
A
B
C
a
D
Fig. I.
Probe von der Peutingerischen Charte, von der Käyserl. Bibliothec.
Vorgium. xxiii.
Rigen
Lamnú. xii.
xviii. Mediolano
Corterate. xix.
Sanegon.
xvii.
londate. x
Sannom.
duedonnaco.
viii.
Brigiosur
Serione. xx.
xx.
Vesonno
Ser anicomago. xi
Cesubio. xx.
fines. xv.
xiii.
fines. xiii
xii
Cliberre. xv.
T
Casinomago.
xviii. Tolosa.
xxiii. ab. xvi.
Lactora.
xxviii.
fines. vii.
Cosa. xx.
xv. Bad
xviii.
fines.
Aginnum. xii.
Excisum
A

Das Neueſte

aus der

anmuthigen Gelehrſamkeit.

Brachmonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentiſſima quaeque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni ſunt, nec nihil optime, nec omnia præclariſſime, quisquam dicere (*ſcribere*) nobis videbatur.

I.

Akademische Vorlesung,

in hoher Gegenwart

Sr. Königl. Hoheit,

des durchlauchtigsten Churprinzen,

zu Sachsen,

und

der durchlauchtigsten Churprinzessinn

Königl. Hoheit,

über die Frage:

Ob man in theatralischen Gedichten allezeit die Tugend als belohnt, und das Laster als bestrafet vorstellen müsse?

1751, den 8 May, auf der Paulinerbibliothek gehalten.

Die theatralische, oder dramatische Poesie, ist allemal für eine von den edelsten Zweigen dieser göttlichen Kunst gehalten worden. Die klügsten Völker unter den Alten, die Griechen und Römer, haben sie über alles geliebet. Die größten Könige in Macedonien, Aegypten und Sicilien, haben sie hochgeschätzet, und die dramatischen Dichter für eine besondere Zierde ihrer Höfe angesehen,

sehen; sie mit vielen Unkosten aus Athen verschrieben, reichlich unterhalten, ja wohl gar nach ihrem Tode mit prächtigen Grabmälern beehret. Die Kriegshelden und Feldherren schämten sich selber nicht, in Friedenszeiten ihre Waffen und Palmzweige beyseite zu legen, um sie mit den Lorbern der theatralischen Musen zu verwechseln. Ein großer Sophokles blieb, bis in sein hohes Alter, ein Freund der tragischen Melpomene. Sein edler Geist war auf manchen Sieg, den er über seine Nebenbuhler auf der Schaubühne davon trug, weit stolzer, als auf die kriegerischen Lorbern, die er sonst erfochten hatte. Scipio aber, nachdem er Karthago gebändiget hatte, schämte sich so wenig, als sein Freund, der weise und beredte Lälius, auf der komischen Bühne mit der scherzhaften Thalia die Stunden zu kürzen. Beyde legten mit Hand an, wenn ein witziger Terenz die Fabeln der Griechen aufs römische Theater bringen wollte. Diesen großen Männern haben wir den feinen Schwung der Gedanken, und die zärtliche Art des Ausdruckes zu danken, der die Lustspiele dieses Africaners, so weit über die pöbelhaften plautinischen Possen erhoben hat.

Auch in Deutschland hat sich diese Liebe zu den Schauspielen schon in den ältesten Zeiten geregt. Man findet, daß Kaiser Karln dem Großen, diesem eifrigen Liebhaber der deutschen Sprache und Poesie, ein Lustspiel in friesischer, das ist, plattdeutscher, oder niedersächsischer Sprache vorgestellet worden. Im zehnten Jahrhunderte, als wohl

in

in allen europäiſchen Landen kein einziges Volk an die theatraliſche Dichtkunſt dachte, hat ſich, im Stifte zu Gandersheim, eine adeliche Jungfrau, Rhoswitha, bemühet, nach dem Muſter des Terentius, ſechs chriſtliche Luſtſpiele zu verfertigen, die wir noch wirklich in Händen haben. Es iſt nur Schade, daß ſie dieſelben lateiniſch, und nicht in ihrer Mutterſprache aufgeſetzet; wie alle kluge Völker gethan haben. Das älteſte, was mir in dieſer Art von deutſchen Schauſpielen in die Hände gefallen, iſt aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und nunmehr über dreyhundert Jahre alt. Ein nürnbergiſcher Dichter, Hans Roſenblüt mit Namen, der um das 1450ſte Jahr gelebet, hat, unter vielen andern Gedichten, auch ſechs Faſtnachtſpiele hinterlaſſen; die, um die Carnevalszeit, von 5, 6, bis 7 verkleideten Perſonen, in Privathäuſern hin und wieder aufgeführet worden.

So ſehr dieſe nach einer urſprünglich deutſchen Erfindung ſchmecken; ſo eifrig bekümmerten ſich unſere Landsleute auch um die Muſter der Alten. Terenz, der würdige Schüler des feinen Menanders, wußte ſich ſchon damals die Hochachtung unſerer Deutſchen zu erwerben. Wir haben theils einzelne Stücke von ihm, theils alle ſechs Luſtſpiele deſſelben, deutſch überſetzt in Händen, die noch vor dem Ablaufe dieſes Jahrhunderts herausgekommen; als man weder in Wälſchland, noch in Frankreich an ordentliche Luſtſpiele dachte; oder den mindeſten Begriff davon hatte. Ich ſage das nicht aus blinder Liebe gegen unſer Vaterland. Creſcim-

beni, **Muratori**, und **Riccoboni**, bezeugen solches selbst von den Italienern; **Desschamps** aber gesteht es von den Franzosen. Und so wuchs die Liebe zu den Schauspielen unter Kaiser **Maximilians** des I, und **Karls** des Vten Regierung immer mehr; wie eine große Menge gedruckter Stücke von diesen Zeiten zur Gnüge beweiset. Auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien, sind verschiedene geschriebene Stücke vorhanden, die den allerhöchsten kaiserlichen Herrschaften aufgeführet worden. Und wir haben auch im Drucke, mehr als ein Schauspiel aufzuweisen, das bey großen Festivitäten, am churfürstl. sächsischen Hofe des vorigen Jahrhunderts, mit vielem Gepränge vorgestellet worden. Nur die Sprache war damals noch etwas zu rauh, als daß wir diese Versuche itzo für Meisterstücke ausgeben könnten.

Wälschland und Frankreich haben also freylich ihre Schaubühne eher zur Vollkommenheit gebracht, als wir. Dort ist solches schon im XVIten Jahrhunderte geschehen; hier aber, nämlich in Frankreich, fast hundert Jahre später: als der große Cardinal **Richelieu**, durch seine Liebe zu dieser freyen Kunst bewogen, selbst Hand anlegte, und die witzigsten Köpfe zu dramatischen Gedichten aufmunterte. Ihm haben die Franzosen die Aufnahme ihrer Sprache, und die ganze Schönheit ihrer Schaubühne zu danken. Zu seiner Zeit hat **Corneille** die ersten Meisterstücke auf die Bühne gebracht, die nachmals allen übrigen Dichtern zum Sporne und Muster gedienet haben. Ein witziger

Moliere

Moliere that das auf der komischen Bühne, was jener auf der tragischen that; und bekam nachmals den **Destouches** zum glücklichen Nachfolger: so wie jener den **Racine** zum Nebenbuhler bekommen hatte.

Bey uns aber haben, um eben die Zeit, **Opitz**, **Gryph**, **Lohenstein**, **Hallmann** und **Bressand** die Trauerspiele, wiewohl mit ungleichem Erfolge, empor zu bringen gesuchet. Ohne Zweifel würden sie viel glücklicher gewesen seyn, oder doch glücklichere Nachfolger gehabt haben; wenn es in Deutschland nicht an einem **Richelieu** gefehlet hätte. Wenn man den einzigen braunschweigischen Hof des durchl. **Anton Ulrichs** ausnimmt; so haben fast alle deutsche Höfe die ausländischen Schauspiele der Wälschen und Franzosen viel zu sehr geliebet, als daß die deutsche Schaubühne dabey hätte zu Kräften kommen können. Gleichwohl ist nicht nur die Zahl unsrer gedruckten Schauspiele von ältern Zeiten, auf die XV. bis XVI. hundert Stücke angewachsen; die ich fast alle in Händen habe und besitze: fürwahr, eine Menge, die auch von der Anzahl der in Italien und Frankreich gedruckten Schauspiele nicht übertroffen wird: sondern es haben auch seit der letzten Verbesserung der deutschen Bühne, das ist seit zwanzig Jahren, unsre theatralische Dichter, auch ohne alle höhere Aufmunterung, über die funzig Trauerspiele in Versen geliefert; davon bey nahe die Hälfte Originalstücke sind. Die Zahl der Komödien, Schäferspiele und Nachspiele aber, ist, wie leicht zu erachten, ungleich höher angewachsen.

Meynung finden, daß es gewöhnlicher sey, eine Sprache als eine Zunge auf Lateinisch *Lingua* zu nennen. Denn wie uns ein guter Freund, der vor einen grossen Humanisten gehalten wird, berichtet, so hat man nur das einzige Wort *Lingua*, womit man eine Zunge benennet, und es ist ihm doch nimmermehr die Bosheit zuzutrauen, daß er uns hintergangen hätte. Dem sey indessen wie ihm wolle, so giebt unser gelehrter Vertheidiger der Platt-Deutschen Sprache dennoch Proben genug von seiner gründlichen Untersuchung des Wortes, Sprache; davon wir, zu unfehlbarem Nutzen unserer Leser, nur die zwo vornehmsten anführen wollen, da er nemlich aus der Rhetorik zeiget, daß es entweder eine Metonymie sey, nach welcher man die Wirkung vor die Ursache setzet, wenn die Sprache *Lingua* heisset, oder doch eine Metaphor bleiben müsse, weil wir durch Schriften mit abwesenden reden können.

So viel von dem Hauptwort, Sprache. Nun kommen wir zum Beywort, Platt-deutsch, worunter die Niedersächsische insgemein, und besonders die Lüneburgische, Pommerische, Meklenburgische, Holsteinische, Westphälische, und die übrigen verwandten, gemeynet werden. Dieser aller Feindin ist die Meißnische Sprache; worunter aber die andern Sprachen von Oberdeutschland, als die Schwäbische, Fränkische, Thüringische, Elsaßische, Schlesische, welche man wohl nach unserm wenigen Urtheile füglicher Mundarten nennen könnte, mit begriffen werden müssen. Doch behält diese, leider! die Ehre des Vorzuges, weil sie von den unbilligen Niedersachsen vor die schönste gehalten, und am stärksten eingeführet wird.

Hier-

Und so erwarten unsre guten Köpfe gleichsam nur einen Wink, der sie anfrischet weiter fortzufahren; nachdem sie ihre Fähigkeit zu allen Arten der Schauspiele, sattsam erwiesen haben.

Doch was bemühe ich mich, **E. E. K. K. H. H.** von dem itzigen Zustande unsrer theatralischen Dichtkunst einen kurzen Abriß zu machen? Dieselben kennen sie sonder Zweifel allbereit aus unzähligen Vorstellungen, denen Sie selbst beygewohnet, weit besser, als ich sie in so kurzer Zeit beschreiben kann: ich habe mir aber durch diese Einleitung, den Weg zu demjenigen bahnen müssen, was ich mir abzuhandeln vorgenommen habe. Denn mit **Eur. Kön. Hoheit.** gnädigen Erlaubniß, soll ich die Frage beantworten: **ob man in theatralischen Gedichten, die Tugend allezeit als belohnet, und das Laster allemal als bestrafet vorstellen müsse?**

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn die Meynung, so ich davon erwählen werde, der Einsicht **Eur. Kön. Hoheit.** gemäß seyn möchte!

Sonder Zweifel haben Dieselben diese Sache öfters überleget, und durch Dero weises Urtheil entschieden. Sonderlich hat Dero erhabener Muse, **Durchlauchtigste Königl. Churprinzessinn**, die sich in mehr als einer Art von Gedichten schon vortrefflich erwiesen, dieser poetische Gewissensscrupel nicht verborgen bleiben können. Alles dieses wird mir zu statten kommen, wenn ich behaupten werde: daß ein theatralischer Dichter nicht Ursache habe, allen Schauspielen die Tugend als glück-

glücklich, und belohnt; das Laster aber, als unglücklich und gestraft zu zeigen.

Gehöret die ganze Dichtkunst unter die Zahl derjenigen Künste, welche sich mit der Nachahmung, oder Abbildung der Natur beschäfftigen: so ist es kein Wunder, daß auch die dramatische oder theatralische Poesie eine Nachahmung menschlicher Handlungen und Leidenschaften ist. Seit dem die menschliche Gesellschaft in gute Ordnung gebracht worden, und einige Gestalt gewonnen hat, bemerket man dreyerley Lebensarten in derselben; den Hof, die Stadt und das Landleben. Alle drey ahmet die dramatische Dichtkunst nach: den Hof zwar im Trauerspiele; die Lebensart der Städte im Lustspiele, oder in der Komödie; und das Landleben in dem Schäferspiele. Ist das Mittel der Nachahmung nur eine harmonische und abgemessene Schreibart, oder gemeine Sprache; so behalten alle diese Arten ihre Namen, und kommen der Natur selbst sehr nahe. Bedient man sich aber zugleich der Musik, um alle Worte nach gewissen Tönen abzusingen: so werden sie freylich der Natur etwas unähnlicher. Denn wo ist in der Welt ein Volk zu finden, welches seinen Umgang, in Ernst und Scherz, durchgehends singend eingerichtet hätte? Selbst die Chineser, die sich doch, nach der Art ihrer Sprache, gewisser Veränderungen der Töne im Reden bedienen müssen, sind für kein geschicktes Vorbild, oder Muster dieser Nachahmung zu halten.

Die Handlungen der Menſchen ſind entweder wichtig, voller Unruhe und traurig; oder geringe ſchlau und luſtig; oder endlich ganz ruhig und tugendhaft. Die erſten gehören für die Großen der Welt, deren Unglücksfälle die Augen aller Menſchen auf ſich ziehen, und allenthalben Verwunderung, Schrecken und Mitleiden erwecken. Dieſe nun bemühet ſich **Melpomene** mit ihren tragiſchen Farben abzuſchildern. Sie ſtellet Könige und Fürſten vor, die entweder durch ihr Verſehen, oder durch die Verordnung des Himmels, Krone und Zepter, Reich und Leben verlieren. Aufruhr und Hinterliſt, Gift und Dolch, Stahl und Flammen ſind die Werkzeuge der göttlichen Rache; wenn entweder Tyrannen geſtürzet, oder ſonſt laſterhafte Prinzen beſtrafet werden ſollen. Die republikaniſchen Athenienſer ſahen ihre Luſt an dergleichen ſchrecklichen Vorſtellungen: weil ſie das königliche Regiment haſſeten, und es mit Vergnügen wahrnahmen, wie die Beherrſcher benachbarter Städte zu Grunde gegangen waren. Solche Stücke nun geriethen den damaligen tragiſchen Poeten, einem **Aeſchylus**, **Sophokles** und **Euripides** ſehr lehrreich und beweglich. Auch Tyrannen konnten ſie nicht anſehen, ohne Thränen zu vergießen: und dieſe Art von Schauſpielen, wenn ſie recht gemacht ſind, giebt eine rechte Schule der Fürſten ab. Was ihnen kein Miniſter bey Hofe, ſo redlich er auch ſeyn möchte, zu ſagen das Herz hat; das ſtellet ihnen ein tragiſcher Held auf der Bühne, in ſeinem unglücklichen Beyſpiele dar.

Da prediget ihnen ein alter König oder Fürst sehr nachdrücklich ihre Pflichten; da lehret sie eine unleugbare Begebenheit aus den Geschichten, wie schädlich das Laster, wie schändlich die Unterdrückung der Tugend, und wie verderblich die Beleidigung des Himmels sey.

Dieses war nun die edelste Art dramatischer Schauspiele: von ganz andrer Art ist die komische, die in dem Mittelstande der Menschen, unter dem Adel und den Bürgern ihre Originale suchet. Hier gehen keine so wichtige Dinge vor; aber List und Betrug, und allerley lächerliche Fehler, die aus den mindern Leidenschaften entspringen, geben dem Dichter Stoff genug an die Hand, seine Zuschauer zu erbauen und zu belustigen. Er spürt der Thorheit der Menschen in allen Schlupfwinkeln nach, darinn sie sich in dem bürgerlichen Leben zu verbergen trachtet; und stellet sie bisweilen auch demjenigen zum Gelächter dar, der ihr selbst von Herzen ergeben ist.

Endlich folget das unschuldige und glückselige Schäferleben der alten Zeiten, welches uns die Pastoralpoesie darstellet. Diese bildet uns die tugendhaften Sitten des güldenen Weltalters, oder der patriarchalischen Zeiten ab. Sie schildert uns die Welt ab, als Laster und Städte noch was Unerhörtes waren; als noch keine Tyrannen sich der Länder bemächtiget hatten, und noch kein Joch harter Herren den freyen Landmann um seine Glückseligkeit gebracht hatte. Hier hat ein Dichter die schönste Gelegenheit, die Vorzüge der Tugend und Unschuld abzu-

abzuschildern; und die ruhigern Neigungen der Sterblichen, die Liebe, die Freundschaft, die Hoffnung, die Reue die Eifersucht u. d. m. auf eine reizende und rührende Art zu entwerfen.

Wenn man nun bey der vorhabenden Frage den Beweis der Gegner anhöret: so hat derselbe keinen geringen Schein. Sie sagen: Sollten Schauspiele dem gemeinen Wesen nützlich seyn: so müßten sie nothwendig das Ihre zu Fortpflanzung der Tugend, und Verhinderung der Laster beytragen. Nun aber könne dieses nicht anders geschehen, als wenn man die rechtschaffenen und tugendhaften Leute, auf der Schaubühne als glücklich, die boshaften und gottlosen aber, als unglücklich vorstellete; oder wenigstens jene durch ihre Tugend glücklich, diese durch ihr Laster unglücklich werden ließe. Thäte man dieses nicht: so würde ein Schauspiel der Verderbniß der Sitten offenbar Vorschub thun. Nichts macht einen tiefern Eindruck, als was man sichtbarlich, mit allen Reizungen des Ausdruckes, der guten Aussprache, und der Kleidung begleitet, vorstellen sieht. Solche lebhafte Bilder sind in den Gemüthern sehr wirksam, und ziehen lauter sittliche Folgen nach sich. Wer kann sich wohl enthalten, dem Exempel derer zu folgen, die durch ihre Bosheit glücklich zu werden, oder doch, durch alle Freveltaten und Bubenstücke, von ihrer Glückseligkeit nichts zu verlieren scheinen? Wer wird hingegen Lust bekommen, eine Tugend auszuüben, die ihre Besitzer entweder im Elende läßt, oder sie wohl gar noch elender macht? Nichts ist also billiger, sagen

unsere

unsere Gegner, als daß der dramatische Dichter alle seine Fabeln und Vorstellungen so einrichte: daß dieser schädliche Eindruck durch die Schauspiele verhütet; hingegen eine bessere Wirkung, zum Vortheile der Tugend, und Schaden der Laster, erhalten werde.

Eure Königl. Hoheiten sehen hier den besten Grund, den meine Gegner zum Behufe ihrer Meynung nur anführen können. Ich habe ihm aufrichtig alle seine Stärke gelassen, und bin so gar bereit, meine Widersacher, um der guten Absichten halber, die sie bey theatralischen Vorstellungen haben und anpreisen, ungeheuchelt zu loben. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle, die sich jemals auf die theatralische Poesie geleget haben, es eben so gut mit der Tugend gemeynet hätten! Wie schläfrig sind nicht manchmal, ja, wenn ich es sagen darf, mehrentheils, die dramatischen Vorstellungen der Laster gerathen? Scheint es doch zuweilen, als ob die gemeinen Verfasser der Schauspiele ausdrücklich den Zweck gehabt hätten, die Tugend verhaßt, und die Laster liebenswürdig vorzustellen. Selbst Moliere ist vor diesem Vorwurfe nicht allemal sicher. Es ist also an unsern Gegnern sehr zu loben, daß sie diesem Misbrauche zu steuren suchen; und den dramatischen Dichtern die Ausübung und Beförderung einer guten Sittenlehre, als eine theure Pflicht, eifrigst empfehlen.

Dessen ungeachtet aber, kann ich nicht umhin, hier die Mittelstraße zu gehen, die aus der Natur und dem Wesen der wahren theatralischen Dichtkunst

kunſt fließt. Was aus derſelben hergeleitet wird, das muß ſonder Zweifel ſeine Richtigkeit haben, und allen theatraliſchen Dichtern zur Vorſchrift dienen.

Vor kurzem habe ich erinnert, daß die Dichtkunſt überhaupt in der Nachahmung beſtehe; und daß eben dieſe Nachahmung menſchlicher Handlungen und Leidenſchaften das Weſen der theatraliſchen Poeſie ausmache. Verfolgen wir dieſen Begriff ein wenig, ſo wirds ſichs zeigen, daß ein dramatiſcher Dichter ſich in allen ſeinen Nachahmungen, nach dem Muſter der Natur richten müſſe. Wie ein Maler ſich in ſeinen Abbildungen aller natürlichen Dinge verhält; wie er Rieſen groß, Zwerge klein, die Helena ſchön, eine Furie häßlich, die Sonne hell, und die Nacht dunkel vorſtellen muß: ſo muß es der Poet auch machen. Die Natur iſt ſein Muſter, und wie dieſe ihm Menſchen, Handlungen, Leidenſchaften, und Begebenheiten vor die Augen ſtellet, ſo, und nicht anders, muß er ſie in ſeinen theatraliſchen Vorſtellungen abſchildern. Dieß iſt die vortreffliche Grundregel, die nach dem römiſchen **Flaccus**, auch unſer deutſcher Horaz, der **Freyherr von Kanitz**, in ſeiner Satire von der Poeſie allen Dichtern eingeſchärfet hat. Er tadelt die Poeten ſeiner Zeit, daß ſie dieſelbe aus den Augen ſetzten. Es heißt:

Man denkt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket.
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht,
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht:

Da

Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn man es in Gestalt der Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneens Ebentheuer,
Warum? stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich dargestellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank sprechen,
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur:
Sie dünkt ihm viel zu schlecht, er sucht sich fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Nun sehe man sich einmal in der Welt um, und durchforsche die alten und neuern Zeiten; um die gemeinen Schicksale der Tugend und des Lasters etwas genauer kennen zu lernen. Was sehen wir aber, wenn wir den Lauf der Welt betrachten; der ja des Dichters einziges Augenmerk und Musterbild seyn soll? Ist denn die Tugend überall in Ehren? steht sie allezeit im Ansehen? lebt sie stets im Ueberflusse? und kurz, in vollkommenem Glücke? Kann die Unschuld allemal ihr Haupt aus dem Staube erheben? Wird die Vernunft und Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Sanftmuth, die Arbeitsamkeit, die Mäßigkeit, die Geduld, die Großmuth allezeit in gebührendem Werthe gehalten, reichlich belohnet, und nach Verdienste gekrönet? Sieht man es niemals, und nirgends, daß, wie Herâus sagt:

Die Tugend betteln geht, der Thor in Kutschen sitzt,
Viel stolzer, als sein Roß, das sie mit Koth bespritzt?

Ist auch hingegen das Laster allezeit verhaßt und verachtet? Schwimmet der Stolz, der Geiz, die Gewaltsamkeit, die Wollust und Schwelgerey niemals oben? Wird der reiche Thor nicht oft aller der Vorzüge theilhaftig, die billig der armen Unschuld zugehöret hätten? und erhält der Ungerechte nicht oft die Belohnungen dessen, der einem jeden allezeit das Seine giebt?

Es ist wahr, dieses geschieht nicht allezeit. Die göttliche Vorsehung hat, in den Begebenheiten der Menschen, noch immer die Hand mit im Spiele. Das Glück der Lasterhaften ist insgemein nur von kurzer Dauer; und wenn es auch zuweilen lange genug währet, so kömmt doch die Strafe endlich nach. Auch die Tugend hebt sich noch zuweilen aus dem Staube empor, und erlanget endlich die Ehre, und das Ansehen vor der Welt, was sie verdienet. Adel und Reichthum werden ihr, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, zu Theile: und selbst die Großen dieser Welt unterscheiden sie manchmal nach Gebühr; indem sie selbige vielen andern vorziehen, die bloß durch das blinde Glück über den Pöbel erhoben waren. Ja gesetzt, daß ein Tugendhafter auch eine Zeitlang zu Boden gedrückt, und unter die Füße getreten würde: so kömmt doch endlich die Zeit der Belohnung, die ihn mit desto größern Ehren hervorzieht, und wohl gar selbst über seine Verfolger triumphiren läßt.

Allein stellet uns die Welt ein so vermischtes Schauspiel von Glück und Unglück vor die Augen: wie will man es denn von einem Dichter fodern,

daß

daß er davon abweichen soll? Muß er nicht seinem großen Vorbilde folgen, und seine Abschilderungen demselben ähnlich machen? Er muß also die Tugend, weder allezeit glücklich, noch allemal unglücklich bilden. Er muß das Laster weder immer triumphiren, noch allezeit ins Elend stürzen lassen. Seine Vorstellungen müssen eben so abwechseln, wie die Begebenheiten in der großen Welt zu wechseln pflegen. Dadurch wird nun die Schaubühne ein wahres Bild des menschlichen Lebens werden. Man wird alle die Veränderungen darinnen wahrnehmen, denen jenes täglich unterworfen ist. Bald wird ein armer **Abdolonymus** seinen Krautgarten mit dem Throne verwechseln; bald ein grausamer **Dionysius** aus einem Könige ein Schulmeister werden. Bald wird ein patriotischer **Pompejus**, oder ein gerechter **Papinian** den Kopf verlieren; bald ein verzweifelnder **Nero** sich selbst den Dolch in die Brust stoßen. Kurz, wer eine theatralische Vorstellung sieht, der wird darinnen eben diese unsre; nicht aber eine andre idealische Welt, oder gar eine platonische Republik abgebildet sehen.

Der Beschluß folget nächstens.

II. Hrn. Hofrath Güthers, öffentl. Lehr. zu Königsb. Nachricht, von einer vor weniger Zeit unweit Königsberg gefundenen großen Urne, oder Todtentopfe, und einem darinnen befindlich gewesenen silbernen Hefte.

In dem wargischen Kirchspiele, zwo und eine halbe Meile von Königsberg, liegt das

Hierauf kan ſich der Verfaſſer nicht länger enthalten, abermal eine bittere Klage über die **Verachtung** ſeiner lieben **Platt-deutſchen Sprache** zu erheben, als welche aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeit- und Leichen-Gedichten verbannet wäre, und ihren Aufenthalt in elenden Bauerhütten ſuchen müſte. Die Schriften, ſagt er, ſo darin verfertiget worden, lieſſe man von den Mäuſen freſſen, oder machte Pfefferdüten daraus; ja man müſte nicht ohne Grund in Aengſten ſtehen, daß ſie mit der Zeit in gleichem Werth mit der **Hottentottiſchen Sprache** würde gehalten werden. Hingegen hätte man überall, ich weis nicht was, an der **Meißniſchen Sprache** gefreſſen. Selbige würde ſo gemein, daß, wenn ein Pflug-Knecht höflich thun wollte, und ein Bauer ſich den Schnabel begoſſen hätte, ſo müßte er **Meißniſch** reden. Dieſes alles wird mit ſo ſchönen Gleichniſſen, Exempeln, Ausrufungen, Anreden und Fragen ausgeſpicket, daß man wohl ſehen kan, in wie hohen Ehren der Verfaſſer ſeine Schulcollectaneen halte, und wie glücklich er Natur und Kunſt verbinden könne. Das beſte dabey iſt eine Stelle aus dem Albrecht Cranz, darin er ſich ſchon zu ſeiner Zeit über die einreiſſende Nachahmung der **Oberdeutſchen Mundart** beklaget, dem Chyträus, Micrál, und Meller gefolget ſind.

Jedoch unſer wohlmeynender Vertheidiger weiß ſich wiederum in etwas zu faſſen, da er in einer weitläuftigen Ausſchweifung gar gelehrt darthut, daß alle Sprachen der Veränderung unterworfen wären. Jedes Ding hat ſeine Zeit, und ſeinen Wechſel, und man kan an der Griechiſchen, Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Sprache lernen, daß ſie auch ſolchergeſtalt

adeliche Gut Rogehnen, so in das Hauptamt Schaaken gehöret, und dessen itziger Besitzer der königliche preußische Krieges- und Domainen-Rath, auch städtische Policeydirector, Herr Casseburg ist.

Unweit eines in neuern Zeiten angelegten Sees und Karpenteiches zeigete sich, an der Ecke der Gränze dieses Gutes, ein Hügel, der ehemals mit ziemlich großem Hasel und Büchenstrauch bewachsen war: welches aber nach und nach abgehauen, und das Land zum Säen gebrauchet worden. Bey der Umackerung der Erde stießen die Pflugschaaren öfters an, und daraus konnte man schließen, daß in derselben viele Steine anzutreffen seyn müßten, zumalen auch wirklich einige von mittelmäßiger Größe, unter dem Pflügen in die Höhe geworfen würden. Da es sich nun im 1746 Jahre fügete, daß ein Nachbar des Herrn Kriegsraths Bruchsteine brauchte, so wurde jenem von diesem erlaubet, solche aus dem Hügel zu nehmen, und das Land desto geschickter zum besäen zu machen. Nach einiger Tage Arbeit, fand man zwischen den tieferliegenden Steinen, Töpfe oder Urnen, welche die unwissenden Arbeiter, in Meynung, etwa Geld darinnen zu finden, zerschlugen, doch nichts mehr, als von Rost zerfressene unbrauchbare Stückchen Eisen darinnen antrafen, welche von ihnen weggeworfen wurden. Als diese Begebenheiten dem Eigenthümer des Gutes, Herrn Kriegsrath Casseburg gemeldet worden, hat er den Arbeitern anbefohlen, künftig keine Töpfe, die sich finden ließen, zu zerschlagen

oder

oder auszuleeren, weil in keinem derselben Geld anzutreffen sey, sondern sie unversehret herauszuheben, und für ein Trinkgeld in den Hof zu bringen. Allein so sehr man sich hierum bemühete, so fand man doch, daß die Urnen, weil sie lange in der nassen Erde gestanden, gar zu mürbe geworden, und unter dem Herausheben von sich selbst aus einander fielen. Hierauf ward befohlen, die Töpfe nur von der Erden, so an den Seiten lag, los zu machen, und solche auf ihre Stelle stehen zu lassen, damit sie von der Luft bewehet und getrocknet werden könnten. Da nun des Herrn Kriegsrath Hochedelgebohrnen im Monate November desselben Jahres, nach diesem ihrem Gute sich verfügeten, um zu sehen, wie es mit der Wirthschaft stünde, meldete der Verwalter eines Tages gegen Abend: daß sich unter zusammengelegten großen Steinen, die doch leicht zu heben gewesen, ein sehr großer Topf sehen ließe: daher denn so gleich befohlen ward, denselben von der um sich habenden Erde zu lösen, mit etwas Stroh bedecket, die Nacht über stehen zu lassen, und ihn folgendes Tages mit aller Vorsicht in den Hof zu bringen; weil der kranke Zustand, auch das nasse und kalte Wetter nicht erlaubeten, solchen an Ort und Stelle zu betrachten: welches denn auch gegen Mittag vollzogen, und die Urne den übrigen Theil des Tages zum Austrocknen in freye Luft gestellet ward.

Was die Gestalt und Größe dieser Urne anlanget, so war sie nach genauer Untersuchung, fast zween Schuh hoch, von oben bis gegen die Mitte

geraum und weit, von da aber nach unten zu, immer enger und ganz unten zu ziemlich zugespitzt. Von oben war bis zur Mitte nichts, denn dumpfigte und lockre Erde in derselben. Bey fernerer Nachsuchung aber fanden sich einige Stücke Knochen und verrostetes Eisen, unter welchem letztern ein Stück einem Kreuze mit einem Bügel ähnlich zu seyn schien, welches doch so vom Roste verzehret war, daß es unter der Besichtigung, so wenig es auch von den Händen berühret wurde, zerbrach. Zuletzt entdeckte man ohngefähr einer Hand hoch vom Boden, unter der Erde, ein fast schwarz und grünschimmlichtes Stück, daran doch etwas glänzendes hervorschien, so daß man nach genauer Prüfung befand, daß es von Silber wäre. Weil nun beydes die Urne wegen ihrer Größe, das darinnen befindliche Stück des Alterthums, aber wegen seiner Würde selten gefunden werden: so hat sie der Besitzer dieses adlichen Gutes auf die öffentliche wallenrodische Bibliothek, nachdem er das in der Urne gefundene Alterthum, zuvor zur Ausbesserung und Reinigung, dem hiesigen Gold- und Silberarbeiter Schorter gegeben, zur sichern Aufbewahrung gütigst überliefert.

Dieses Alterthum näher kennen zu lernen, so wisse man, daß die Materie desselben fein 14 löthiges Silber sey, denn dieses hat die damit vorgenommene Probe ausgewiesen. Es stellet solches, wie die Abbildung desselben im Kupfer ausweiset, ein Heft vor, so ungefähr 3 Zoll lang und eben so breit ist. Es besteht aber solches eigentlich aus

dreyen

dreyen beſondern Stücken, die zuſammenhängen. Erſtlich iſt der beynahe 3 Rheinländiſche Zoll lange eiſerne Drath A B, an deſſen beyden Ecken zierlich gearbeitete mit einer Hohlkehle verſehene und mit gereiften Ringelchen bedeckte ſilberne Knöpfchen feſt ſitzen. Zweytens aus einem ſilbernen, theils rundbreiten, theils kantig ausgefeilten, mit 5 zierlich gereiften zuſammengebognen und in gehöriger Weite von einander geſetzten Ringen bedeckten Dreyecke C D, ſo einen ſtumpfen Winkel vorſtellet, daran ein plattes vornzu etwas ſtumpfſpitzig gehendes ſilbernes Blech iſt, ſo ſich nachher umgebogen, und ein hohlrundes an einer Seite offnes Futteral, zur Bedeckung einer darinnen liegenden langen ſpitzigen Zunge abgiebt; und welches durch ein am Ende befindliches dünnes Drath, ſo um vorherbeſchriebenes Dreyeck bis zum erſtern gereiften Ringe gewunden iſt, befeſtiget wird. Dieſes Dreyeck hat an ſeinem Anfange ein durchbohrtes rundes Loch, durch welches der unter N. 1. beſchriebene eiſerne Drath gehet, auf deſſen Mitte es ſich bewegen läßt, daß die im Futteral liegende Pinne zum Gebrauche auf und nieder gebogen werden kann. Drittens iſt ein ziemlich ſtarker ſilberner Drath, ſo an einer Seite, des in der Mitte auf dem eiſernen Drathe befeſtigten Dreyecks ſeinen Anfang nimmt, längſt um den eiſernen Drath bis zu deſſen Ende feſtgewunden: welcher ſo denn einen gedruckten Bogen bildet, und auf der andern Seite, nahe an denen am Ende des eiſernen Draths befeſtigten 2 Knöpfchen den eiſernen Drath wieder ergreift

und um ſolchen ebenfalls feſt gewunden, bis an das in der Mitte ſtehende bewegliche Dreyeck geht, und eine etwas über 2¼ Rheinländiſche Zoll lange ſpitzige Zunge formiret, welche unter dem oben beſchriebenen hohlrunden ſilbernen Bleche eingeſchoben wird. E F.

Mein Zweck iſt hiebey nicht dieſer, die Materie von den Grabhügeln und den darinnen gefundenen Todtentöpfen näher abzuhandlen: denn da das andere bereits vor mir in gelehrten Schriften gethan haben *, ſo würde ich nur das wiederhohlen müſſen, was bey ihnen anzutreffen iſt. Meine Abſicht iſt nur nach der hiſtoriſchen Erzählung, wie das Alterthum gefunden worden, und wie daſſelbe ausſieht, noch zwo Sachen zu erklären. Erſtlich, welches der Unterſchied dieſer Urne vor den ſonſt gewöhnlichen Urnen, und warum dieſelbe ſo unterſchieden ſey? und dann zweytens, zu was für einem Gebrauche das ſilberne Heft beſtimmet geweſen?

Der

* Dieſe Materie von den Grabhügeln, und den darinn gefundenen Urnen, haben Thomas Brown, in ſeinen Werken, 3 Th. I Abhandlung; Chriſtian Stief, in der Abhandlung von denen in Schleſien bey Liegnitz gefundenen Todtentöpfen; D. Volkmann in Schleſien mit ſeinen unterirdiſchen Antiquitäten, 85 ſqq. S. M. David Büttner, in der Beſchreibung des Leichenbrandes und der Todtenkrüge, ſo A. 1694 zu Lutterſtadt, ohnweit Querfurt, gefunden worden; Herr Chriſtoph Betterrhode, in ſeinen cimbriſchholſteiniſchen Antiquitäten-Remarques; die lateiniſche Geſchichte der Gelehrten vom Jahre 1704, 224 ſqq. S. die Nova litteraria Maris Balthici vom Jahre 1699, 229 ſqq. S. am vollſtändigſten Johann Georg Keysberg, in Antiquitatibus ſelectis ſeptentrionalibus et celticis,

Der Unterſchied dieſer Urne vor andern, läſst ſich deutlich genug, theils in ihrer Gröſse, theils in ihrer Figur ſpüren. Die gewöhnlichen Todtentöpfe, deren auch einige auf der wallenrodiſchen Bibliothek zu finden ſind, ſind gemeiniglich flach und ziemlich geraum, nur unten und oben etwas gewölbt; allein dieſe Urne iſt nach unten zu, immer ſpitzer, und nach oben zu räumlicher. Die andern Urnen ſind in der Höhe von 6, 8, aufs höchſte bis 20 Zoll. Dieſe ſteiget faſt bis 2 Schuh an, und es wird eine ſolche Urne von Figur und Gröſse nicht leicht in Preuſsen angetroffen ſeyn **. Was von ausländiſchen groſsen Urnen angemerket worden, daſs ſie über 4 Schuhe geweſen, ja ihre Höhe gar 8 Schuhen gleich gekommen, will nicht bey allen Glauben finden, wenigſtens erwecket es eine Verwunderung ***.

Warum aber dieſe Urne von ſeltener Höhe ſey, und was für ein Gebrauch dieſelbe ſo groſs erfordert habe,

celticis, 119 ſqq. S. und Herr M. Chriſtian Friedrich Reuſch, in ſeiner ſchönen Abhandlung de tumulis et urnis ſepulcralibus in Pruſſia, welche in des erläuterten Preuſſens 3 Band, 539 ſqq. S. imgl. 4 Band, 79, 191 und 309 ſqq. S. deutſch überſetzt zu finden iſt, gründlich abgehandelt.

** Obengenannter Herr M. Reuſch meldet ausdrücklich in dem berührten Orte, daſs der gröſste Aſchentopf aus Preuſsen der ſey, ſo zu Sorquitten gefunden worden, der aber nur 14 Zoll hoch iſt. Erläutertes Preuſsen, 4 Band, 107 S.; beſiehe auch deſſelben Buch, 3 Band, 543. S.

*** Man leſe davon Tenzels monatliche Unterredungen vom 1698 Jahre, S. 613, auch Herrn Magiſter Reuſch, im angeführten Orte, und des erläuterten Preuſsens IV Theil, S. 109, in der darunter geſetzten Note.

wird sich eher fragen, als beantworten lassen. Daß keine Ursache hierunter verborgen gewesen, sondern es von ungefähr geschehen seyn solle, daß zur Behältniß der Asche von den verbrannten Körpern bald ein größeres, bald kleineres Gefäß genommen worden, scheint gar nicht wahrscheinlich zu seyn. Vielmehr steht das Gegentheil auf einem weit sicheren Grunde, nach welchem ein größerer Körper, der verbrannt worden, einen größern Haufen Asche gegeben, und dieser ein größeres Behältniß zu seiner Aufbewahrung erfodert haben muß. Nimmt man hiezu noch dieses, daß öfters nicht nur ein Körper, sondern mit demselben andere zugleich, verbrannt worden, und solches entweder aus Liebe, Hochachtung, Schuldigkeit, oder was sonst für Bewegungsgründe hinzugekommen: so folget hieraus der Schluß, daß, je häufiger die Asche von den verbrannten Körpern geworden, je größere Behältnisse habe man zur Aufbewahrung derselben nehmen müssen: zu geschweigen, daß zu der Asche auch anderes Geräthe des Verstorbenen gefüget worden, welches alles einen größeren Platz erfodert hat, je größer jene, und je zahlreicher dieses gewesen.

Die Meynung dererjenigen ist daher nicht zu verwerfen, die von der Größe einer Urne auf ein darinn

* Von griechischen Urnen hat dieses Hechtius in Miscellaneis Lipsiensibus, T. VII, 241 S. von römischen Guthérius de jure manium, 2 Buch, 26 Hauptstück, und von andern Jacob von Mellen in historia urnæ sarmaticæ, so zu Jena 1674 herausgekommen, bewiesen.

** Beslehe die in der vorigen Note angef. Schriftsteller.

darinn befindliches gemeinſchaftliches Behältniß der Aſche einer ganzen Familie ſchlieſsen. Denn bey den Griechen und Römern finden wir genugſame Spuren der Vermiſchung der Aſche und Knochen von verſchiedenen Menſchen, und bey genauer Unterſuchung der Urnen hat man in denſelben einerley Knochen, doch von verſchiedener Gröſse, imgleichen Stücke von gröſsern und kleinern Hirnſchädeln, gefunden. Iſt nicht hieraus ein Schluß zu machen, daß in einem Todtentopfe Aſche und Knochen von Menſchen verſchiedener Gröſse, Alters, auch wohl Geſchlechts, aufbehalten, mithin Familienurnen unter den Alten gebräuchlich, und dieſe nothwendig gröſser geweſen ſeyn müſſen *?

Ich weis auch nicht, ob der Satz richtig ſey: Man findet in den preuſsiſchen und anderer Völker Geſchichten keine Nachrichten von Grabhügeln ganzer Familien. Denn von den Griechen, Römern, und Sarmatiern iſt dieſes ſchon bereits falſch **; und iſt es bey denenſelben gebräuchlich geweſen: warum ſollten dieſes die alten Preuſsen nicht auch von jenen Völkern angenommen haben? da ſie denſelben vieles andere zu danken haben; zumal Hartknoch ausdrücklich ſolcher Familienbegräbniſſe gedenkt ***. Es iſt auch nicht nöthig, daß man alsdann den Grabhügel ſo oft eröffnen müſſen, ſo oft

*** In ſeiner Abhandlung de funeribus veterum Pruſſorum, § 5, wo er alſo ſchreibt: habuerunt ſingulæ familiæ ſingula eaque propria Monumenta. Die in des Erläuterten Preuſsens III Th. S. 412, nota (x) dawider gemachten Einwürfe heben die Sache auch nicht.

oft jemand von dem Geschlechte des bereits Verbrannten verstorben, um die Asche seines verbrannten Körpers zu jener Asche zu bringen. Denn entweder hat man solche Urnen mit der Asche des Stammvaters an einem besondern, doch nicht fest vermachten Orte so lange aufbehalten, bis die übrigen seines Geschlechtes gestorben, und die Asche ihrer verbrannten Körper zu der Asche ihres Stammvaters gesammlet werden können: alsdann habe man erst den Grabhügel auf die gewöhnliche Art verwahret. Oder wenn das wahr ist, daß viele aus Liebe, Hochachtung und Schuldigkeit gegen das Haupt der Familie, sich mit verbrennen lassen: so haben ihre Asche und Knochen zu gleicher Zeit mit jenes seinen können vereiniget werden.

Jedoch, es kann auch die Meynung dererjenigen hier statt haben, daß man nach dem Unterschiede des Standes einer Person, einen größern oder kleinern Todtentopf zu Bewahrung der Asche seines verbrannten Körpers genommen habe. Denn verbrannte man bey dem Absterben eines Edlen in Preußen alles das, so ihm im Leben lieb gewesen, als Kleider, Pferde, Hunde, ja auch dessen Frau, und getreue Bediente: so weis man, warum einige, und darunter auch unser Todtentopf, in der Größe sich unterscheiden; weil nämlich Asche von mehrern verbrannten Körpern und Sachen darinnen aufbehalten werden mußte. Wollte man einwenden: daß alsdann der Unterschied zwischen den Personen gänzlich gehoben, ja auch das Vieh selbst den Menschen gleich gemachet worden; so könnte dieser

Zweifel

Zweifel dadurch gehoben werden, daß, da die Verbrennung anderer Personen und Sachen aus Liebe geschehen, die Liebe aber und der Tod allen Unterschied zwischen den Personen aufheben, man aus eben dem Grunde die Vermischung der Asche und der Knochen habe statt finden lassen. Und wie oft geschieht es noch heutiges Tages, daß bey großen Feldschlachten Körper von Menschen verschiedenes Standes, ja auch Menschen und Pferde zusammen in eine Grube geworfen werden, und mit einander verfaulen müssen?

Und daß dieses insonderheit von der Urne gelten müsse, von der wir hier handeln, beweiset das darinnen befindliche Heft, davon ich noch kürzlich meine Gedanken entdecken will. Einmal ist aus der oben mitgetheilten Beschreibung desselben leicht abzunehmen, daß dieses Heft zu keinem Gebrauche eines Frauenzimmers gewidmet gewesen: da solches zu groß, und demselben nur Beschwerde verursachen müssen; auch alle in den Grabhügeln gefundene Zierrathen des Frauenzimmers * mit diesem Hefte keine Gleichheit und Aehnlichkeit haben. Fällt dieses weg, so kann man es für nichts anders, als für eine Art von Schnallen, halten, womit man einen Gurt, oder ein Gehenk um den Leib fest gemacht hat. Denn der Theil dieses Heftes, daran der Drath, und über demselben die silbernen Ringe sind, ist vermuthlich an dem Gurte, oder dem Gehenke

* Man besehe den verschiedenen in den Grabhügeln gefundenen Schmuck des Frauenzimmers in des Erläuterten Preußens III Theil, 420 S. im Kupfer nach.

geſtalt unter die Dinge gehören, mit denen man vorzeiten nicht auf einerley Art umgegangen, auch noch jezo nicht umgehet. Ja, wie hat ſich nicht unſer Deutſches geändert? Gewiß wenn einer von den berühmten Siebenſchläfern heute noch aufwachen ſollte, ſo würde er denken, Deutſchland wäre mit ganz andern Einwohnern beſetzet. Wie ſieht es mit deſſen zwoen Töchtern, dem **Hoch- und Niederdeutſchen** aus? So rauhe und barbariſch jenes vorzeiten, ſelbſt in den Ohren der Deutſchen geklungen, ſo ſchön und angenehm iſt es worden, nachdem Opitz, Schottel, Harsdörfer, Riſt, Morhof, Bödiker, Weiſe, und andere, der Fruchtbringenden Geſellſchaft nicht zu gedenken, ſich deſſelben angenommen haben; ob es gleich nachher durch die abgeſchmackte Vermiſchung mit fremden Worten wiederum verderbet worden. Das **Platt-Deutſche** hat eben ſolche Veränderungen ausſtehen müſſen. Ehemals war es die Hofſprache: man brauchte es bey geiſtlichen, weltlichen und privat Handlungen, und die Überbleibſel von Schriften und Überſetzungen der Bibel, die wir der Beſcheidenheit der Motten und Mäuſe zu danken haben, zeigen den Werth an, worinn es ehedeſſen geſtanden. Allein jetzo iſt es ganz herunter gekomen, und liegt in den letzten Zügen. Hiebey verfällt der Verfaſſer wieder in ſeine gewöhnliche Schwermuth, und kan ſich des Weinens faſt nicht enthalten, wenn er bedenket, daß das gute **Platt-Deutſche** bloß von ſchwachen Weibsbildern, denen doch auch ſchon zuweilen davor ekelt, oder gar von groben Bauren in Schutz genommen werde; und alſo, wie ſeine Worte lauten, vom Pferde auf den Eſel gekommen ſey. Iſt es nicht bejammerns-würdig, daß

durch

henke feſt geweſen. Die Zunge aber hat den andern Theil des Gurts durchſtochen, und ſelbige, nachdem er den Leib umſchloſſen, an den erſten Theil feſt gemacht: ſo wie heutiges Tages ein Gehenk um den Leib geſpannet wird. Hievon überzeuget einen nicht allein der Augenſchein, ſondern es iſt auch ehemals bey dem zu Breitenſtein entdeckten Grabhügel in den darinn gefundenen Urnen ein dieſem faſt ähnliches Stück angetroffen worden, das man auch für eine Schnalle gehalten hat *. Es beſtärket dieſe Meynung des Metalls, daraus dieſes Heft iſt, nämlich feines vierzehnlöthiges Silber: welches zu der Zeit nicht häufig und gemein war, mithin nur von Vornehmen gebrauchet ward. Da nun der Topf unfehlbar die Aſche und Gebeine eines Vornehmen in ſich faſſet, wie das ſeine Größe anzuzeigen ſcheint: ſo wird derſelbe ja auch koſtbareres Geräthe, als andere, gebrauchet haben. Da nun alles, auch das Köſtlichſte, einem Vornehmen zu Liebe, in die Urne geleget worden: ſo iſt auch deſſen Gurtſchnalle dazu genommen worden.

Doch ich will mich gern eines andern belehren laſſen, wenn man eine Meynung vorzubringen wüßte, die mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit verknüpfet wäre: maßen ich die meinige nur für eine bloße Muthmaßung ausgebe.

III. Ei.

* Es iſt dieſes Stück in des Erläuterten Preußens 3 Theil, p. 416 in Kupfer geſtochen, und kann leicht mit unſerm Hefte zuſammengehalten werden.

* *

III.

Einige Betrachtungen vom Mutterwitze und Schulwitze, entworfen von C. B. S. V. B.

Es ist eine bereits unter Gelehrten und Ungelehrten mehr als zu bekannte Frage: ob der Mutterwitz vor dem Schulwitze den Vorzug habe? Der mehreste Theil von Menschen ist in Beantwortung dieser Frage entweder so verblendet, oder so eigensinnig, daß sie diesem gar keine, und jenem bloß allein die Oberstelle einräumen wollen. Sie sind hierbey noch gar nicht zufrieden, daß ihnen das Zeugniß eines Horazes einigermaßen zu desto mehrerer Beschönigung der Wahrheit ihres Satzes, dienlich zu seyn scheint; welcher lehret: daß man nicht aus jeglichem Holze das Bild eines Merkurs schnitzen könne. Sie meynen vielmehr sogar aus den Geschichten, durch Beyspiele erweisen zu können, daß theils der Mutterwitz bloß allein am stärksten geholfen; theils auch der Schulwitz und eine noch so gute Auferziehung dennoch nicht immer die glücklichsten Früchte gezeiget habe. Wenzeln, dem bekannten Könige von Böhmen, fehlte es gar nicht an guter Auferziehung; er blieb aber doch bey einer so schändlichen Niederträchtigkeit des Gemüths, daß er auch daher billig von den Geschichtschreibern den Namen eines Faulen erhalten hat. Der weltberühmte Antonin, welchem wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und hohen Geistes der

wohl-

wohlverdiente Namen eines Philosophen beygeleget worden ist, erlebte doch an seinem eigenen Sohne die empfindlichste Schande: ob man gleich nicht zweifeln darf, daß ein so glorreicher Vater zu rühmlicher Auferziehung seines Sohnes alles werde angewendet haben. Und was hatte Pabst Sixtus der V. nebst dem bekannten Herzoge von Marlborough für außerordentliche Auferziehung? Ihre Geburt war eben nicht allzuerhaben, und die übrigen Glücksumstände zu ihrer guten Auferziehung nicht eben allzusehr beförderlich: aber ihr eigner Mutterwitz erhob sie hauptsächlich zu denen in der Welt erlangten hohen Ehrenstellen. Eben dieser vereinigte sich mit den Wissenschaften, und machte den Sixtus zu einem gelehrten Oberhaupte der römischen Kirche, und den Marlborough zu einem tapfern Anführer großer Kriegsheere.

Sollten nicht also diejenigen etwas zu weit vom rechten Ziele abgehen, die dem Schulwitze entweder alle Kraft benehmen, oder doch dessen Wirkung in sehr wenigen Fällen zugeben? Die Sache scheint mir von solcher Art zu seyn, daß ich es keine unbillige Freyheit zu seyn erachte, wenn ich dießfalls meine Gedanken etwas deutlicher erkläre. Denn ich halte fast gänzlich dafür, daß Mutterwitz und Schulwitz einander eben so wenig entgegen stehen und zuwider seyn können, als Licht und Schatten bey den Gemälden. Um aber die Nothwendigkeit des Schulwitzes, oder einer durch geschickte Lehrer geschehenen Unterweisung desto gründlicher darzuthun; so will ich zuförderst einigermaßen die

Natur

Natur des Mutterwitzes entwerfen und die übeln Folgen dabey kürzlich anzeigen, die daraus entspringen müssen, wo er die Oberhand allein hat. Je deutlicher ich beydes abschildern werde: um desto sicherer glaube ich meine Leser von der lebhaften Kraft des Schulwitzes überzeugen zu können.

Ein Mensch, der nur immer nach seinem freyen Willen handeln darf, und dem weder Gesetze noch Vermahnungen Einhalt thun; wird endlich in so betrübte Umstände verfallen, darinnen er sich selbst fast nicht ähnlich sieht. Er wird wie ein zügelloses Pferd, und ohne Ueberlegung, mit einer verachtungswürdigen Verwegenheit recht blindlings in sein Verderben rennen. Er wird als menschenscheu oft seinen eigenen Schatten fliehen, und davor erschrecken. Das, was ihnen zu seinem Nutzen gereichet, sieht et alsdenn für schädlich an; und dahingegen meynt er einen Ueberfluß von Ergetzungen anzutreffen, woraus doch Verdruß und Kummer entspringt. Die starken Vorurtheile und Leidenschaften, die dabey sein Gemüth umnebeln und verblenden, setzen ihn in eine eben so große Ungewißheit, als Herkules auf dem Scheidewege der Tugenden und Laster war. Auf der einen Seite ruset ihm die Sirenenstimme einer wollüstigen Kaiserinn entgegen: was dir gefällt, ist auch erlaubt. Er wird daher nicht scheuen, auch bey dem Altare sein Nachschwert zu entblößen. Seine Grausamkeit treibt ihn bey der Geilheit seiner Lüste so weit, daß er auch seiner Blutsverwandten und seines eigenen Vaters nicht schonen wird.

Sein mit lauter Bosheit untermengter Witz giebt ihm bloß zum Verderben abzielende Rathschläge ein. Hierdurch wird er endlich vollkommen denen Freygeistern ähnlich, die der berühmte Cardinal Polignac mit so vieler Lebhaftigkeit beschrieben und mit so vieler Gründlichkeit widerlegt hat. Sollten aber nicht hierbey die eisernen Zeiten wieder erscheinen, worüber Ovid gleich zu Anfange seiner Verwandlungen mit so beweglicher Stimme klagt?

Und gesetzt auch, daß er nicht ein solcher Barbar wäre; gesetzt daß er nicht ganz und gar der Wollust ergeben wäre; gesetzt daß er nicht ein Menschenfeind wäre; so wird er doch ohne Unterrichtung nimmermehr ein guter Weltbürger werden, der dem gemeinen Wesen auf einige Art nutzen könnte. Die Menschen sind nicht für sich selbst nur, sondern hauptsächlich darum geschaffen, daß sie ihren Mitbürgern Dienste leisten, und das gemeine Wesen durch ihren Beystand auf das kräftigste unterstützen sollen. Der Mangel aber einer durch gute Unterrichtung erlangten Geschicklichkeit hierzu, machet ihn beständig unglücklich, oder daß er wenigstens sein Unglück nicht erkennet. O verhaßte Frucht eines bloßen Mutterwitzes! O verkehrtes Leben eines selbst aufgewachsenen Menschen!

Die Geschichte selbst geben hiervon die vortrefflichsten Beyspiele. Wer weis nicht die Grausamkeit der Neroner und Dominianer? An Witze fehlte es ihnen wohl schwerlich; nur suchten sie denselben immerfort zum Bosen anzuwenden, und nahmen

men den Unterricht nicht an, um solchen recht zu gebrauchen. Wem ist nicht Tummelich, ein Prinz des großen Hermans bekannt? Tacitus selbst bekennt von diesem Vater eines so übel gerathenen Sohnes, daß er auch im Kriege unüberwindlich gewesen sey. Und es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Prinz von seiner klugen Mutter, Thußnelda, ebenfalls vielen natürlichen Witz werde ererbet haben. Allein alles war umsonst. Die schlechte Auferziehung, die er unter römischem Schutze und Aufsicht, ob zwar freylich aus politischen Absichten und Eigennutze, oder vielmehr aus Bosheit dieses herrschsüchtigen Volkes, schon in der zartesten Kindheit gehabt hatte, machte ihn zum Schandflecke des väterlichen Ruhms und Namens. Gewiß die alten Deutschen, die in so vielen harten Kriegen ihre Tapferkeit genug bewiesen haben, würden bey einer guten Auferziehung gar nicht von so wilder Lebensart gewesen seyn. Ja selbst Czaar Peter der Große hat durch die so ansehnlichen Veränderungen der Lebensart und Gemüthsverfassung seiner Unterthanen, deutlich genug den Unterschied zwischen dem ererbten und erlernten Witze gewiesen; und die herrlichen Vortheile dargethan, welche aus einem durch vernünftigen Unterricht gehörig unterstützten Mutterwitze erst entspringen.

Wen die gütige Vorsicht so glücklich gemacht hat, daß er unter guter Anführung Künste und Wissenschaften erlernet; der kann sich gewiß hieraus den wichtigsten Nutzen versprechen. Da, wo entweder die Kräfte zu schwach sind, durch dicke Ne-

cke Nebel der Irrthümer und anderer Hinderniſſe den Glanz der Wahrheit einzuſehen; da wird die Scharfſinnigkeit eines Lehrers die düſtern Wolken aufklären, damit das Licht der Wahrheit in deſto ſtärkern Stralen durchdringen könne. Da, wo junge Leute bey der Menge von Steinen des Anſtoßes verzagt und träge werden wollen; da wird der verdoppelte Fleiß eines Anführers nicht nur alle Hinderniſſe hinwegräumen, ſondern auch ſelbſt das Eis brechen, da, wo jungen Leuten die Geduld auszureißen ſcheint; da wird ſie die Treue eines Aufſehers mit neuer Kraft beleben. Das Schwere wird er erleichtern, das rauhe und höckrige wird er gleich und eben machen. Die Zeit, welche bey Mühe und Schweiße oft zu lang und ſchwer zur Laſt werden will, wird er durch die ſüßen Vorſtellungen der nach vollbrachter Arbeit gewiß zu hoffenden Ehre und des daraus zu ſchöpfenden Vergnügens verkürzen und angenehm machen. Ueberhaupt, ein vernünftiger Lehrer kann die Sitten junger Leute verbeſſern, ihnen ſelbſt zum Muſter werden, ſie zu würdigen Gliedern einzelner Geſellſchaften und ganzer Staaten zubereiten.

Inzwiſchen darf man ſich nicht etwa fälſchlich überreden laſſen, daß der Mutterwitz zu Erlernung einer gründlichen Gelehrſamkeit und zu Erlangung des daraus entſpringenden Glückes gar nichts beytrage. Schulwitz und Mutterwitz müſſen ſich unumgänglich mit einander verbinden und einander die Hand reichen; wenn wir in der Welt das Ziel vernünftiger Abſichten erlangen wollen. Es iſt

gar

gar kein Zweifel, daß das menschliche Geschlecht aus Erlernung der Wissenschaften seit dem Anfange der Welt fast unbeschreibliche Vortheile erhalten hat. Wir würden ohne dieselben allerdings die elendesten Creaturen seyn: wir würden durch den bloßen Mutterwitz eben so wenig das Heil unserer Seelen einsehen lernen, als es möglich wäre, bloß nach desselben Richtschnur den Bedrängten in allen Stücken Recht zu sprechen. Müßten wir nicht auf dem Krankenbette vergeblich einen vernünftigen Arzt suchen, der uns von den Schmerzen der Krankheit heilete? Niemals kann der Mutterwitz die gehörige Unterstützung eines gründlichen und redlichen Unterrichtes, heilsame Wirkung zeigen. Wenn man also dem Mutterwitze bloß allein die Oberhand geben will: so kömmt es mir eben so vor, als wenn man denjenigen für einen Menschen halten wollte, der zwar eine Seele, aber keinen Körper hätte. Die natürliche Geschicklichkeit wird ohne die gute Anweisung eben so wenig wirken, als wenig es möglich ist, aus dem kostbarsten Holze, oder Steine ein vortreffliches Bild, ohne die dazu gekommene geschickte Hand des Künstlers zu machen. Schulwitz und Mutterwitz müssen also wie bereits erwähnet worden ist, mit einander in genauer Verwandtschaft, und in einem Gleichgewichte stehen. Alsdann aber sind die glücklichsten und rühmlichsten Folgen zu hoffen.

Kaum kann ich mir hierbey vorstellen, daß es annoch Menschen geben sollte, die mit Ernste an der Wahrheit eines so ausgemachten Satzes zweifelten.

Die vielen Beyſpiele, welche uns die Geſchichte erzählet, ſind von ſolcher Wichtigkeit, daß ein Zweifler hier faſt eben ſo zu verfahren ſchiene, als derjenige, welcher ſich am hellen Mittage der Laterne des Diogenes bedienen wollte. Gewiß weder Moſes noch Joſeph würden ohne glückliche Auferziehung ſchwerlich einen ſo hohen Grad ihrer Geſchicklichkeit erlanget haben. Pythagoras und Plato ſelbſt hatten ihre Weisheit hauptſächlich dem guten Unterrichte zu danken. Cyrus, dieſer große Prinz, unter deſſen Zepter die Staaten glücklich, und die Länder im Flore waren, würde nimmermehr die glorreichen Eigenſchaften und herrlichen Verdienſte erlanget haben; wenn er am perſiſchen Hofe wäre erzogen worden. Und wem hätten die Spartaner ſonſt Ehre und Glück zuzuſchreiben; als der klugen Sorgfalt eines Lykurgus, für die Auferziehung der Kinder?

Geſetzt alſo, daß man bald die Kinder Eli, und bald den umgeſchlagenen Dion aus dem Geſchlechte der Hippanier erwähnet; geſetzt daß man mir eine, oft unter dem Deckmantel der Auferziehung, verborgene Tyranney vorwirft; geſetzt daß man endlich noch hinzufügt, daß die böſen Beyſpiele der Anführer oft mehr Schaden als Nutzen bringen; alles dieß wird die Wahrheit meines Satzes gar nicht umſtoßen. Zu einer glücklichen Auferziehung junger Leute iſt freylich die größte Klugheit erforderlich, die zugleich der göttliche Beyſtand aufs kräftigſte unterſtützen muß. Junge Leute ſind dem Wachſe ähnlich, worinn man alles abdrücken kann: und daher iſt es leicht, Gutes und

Böſes

Böses in ihnen abzuschildern. Es ist gewiß, daß, je schärfer man ihnen unartige und schädliche Bilder einprägt, dieselben hernach um desto unauslöschlicher werden. Ja gesetzt auch, daß man alsdann mit ihnen eben so verfahren wollte, wie die alten Römer mit ihren wächsernen Schreibetafeln; so wird auch kein eiserner Griffel das einmal eingeprägte Böse wieder auslöschen. Wofern man aber die Jugend den gefährlichen und schädlichen Gesellschaften entreißt, ehe noch das Gift zu seiner Kraft kommen, und das Böse Wurzel fassen kann; wenn man schon in den ersten Jahren das Gemüth dahin vermag, daß es nicht nur die irrigen Abwege erkennt, sondern auch mit aller Klugheit auszuweichen weis; so wird unter Beglückung des Himmels, der Erfolg treuen Lehrern zu eben so vieler Ehre gereichen, als dem Aristoteles die Auferziehung Alexanders des Großen.

Jedoch mit dem Tode dieses mächtigen Weltbezwingers ist nicht etwa die Erkenntlichkeit der Verdienste gegen treue Lehrer aus der Mode gekommen. O nein! Es giebt auch noch jetzo vernünftige und redliche Gemüther, die für ihre glücklich gerathene Auferziehung, treue Lehrer ohne Schmäucheley preisen und denselben ein unauslöschlich lobvolles Andenken wiedmen. Und je mehrere Beyspiele uns davon die Geschichtkunde ja selbst die tägliche Erfahrung weiset: um desto lebhafter werde ich dabey überzeuget, daß Mutterwitz und Schulwitz in genauer Vereinigung mit einander, berühmt und glücklich machen.

durch die eingeriſſene Seuche der Meißniſchen Sprache, die einförmige Niederſächſiſche Mundart verdorben, und viele nachdrückliche Worte ſelten worden ſind? Wiewohl die ganze Niederſächſiſche Sprache wird durch Veranlaſſung der Meißniſchen eheſtens gar den Laufzettel davon tragen.

Eine ſo groſſe Veränderung, dergleichen man bey den Sprachen wahrnimmt, muß ja wohl ihre Urſachen haben. Wenn alſo Walton aus dem Bodins überhaupt drey anführet, und zwar erſtlich den Verlauf der Zeit; ſodann die Vermiſchung mit fremden Völkern; und endlich die Natur und Beſchaffenheit des Landes; ſo ſcheinet die letztere dem Verfaſſer nicht hinlänglich zu ſeyn, warum man das Meißniſche dem Niederſächſiſchen vorziehe. Denn da Niederſachſen gegen Norden lieget, ſo ſollte man eher meynen, daß die Einwohner von Natur zu einer ernſthaften und männlichen, oder, wie ſie die Verächter nennen, rauhen und harten Sprache geneigt wären, als zu der faſt weibiſchen und ziſchenden Meißner Mundart. Alſo muß die Zeit alle Schuld tragen; und der Verfaſſer ſuchet daher, aus Beyſorge, man möchte den dunkeln Satz: alles ändert ſich mit der Zeit, nicht recht einſehen, oder in Zweifel ziehen, ihn durch Fragen, Sinnbilder, und Uberſchriften deutlich und gewiß zu machen. Jedoch, da er nun anfängt zu verſtehen, daß die Zeit und Verflieſſung der Jahre eigentlich die Dinge nicht ändern, ſo gereuet es ihn, ſie deſſen zur Ungebühr beſchuldiget zu haben. Weil er nun damit eher auszukommen denket, daß der Menſch, ob er gleich die edelſte Creatur iſt, dennoch ein ſo veränderliches Thier ſey; ſo wiederkäuet er dieſe ſchmackhafte

* *

IV.

Allerley Neuigkeiten, so sich in Frankreich, die schönen Wissenschaften betreffend, zugetragen.

Der Cardinal von Rohan hat in der französischen Akademie, durch seinen Tod, eine leere Stelle gelassen. Die alten Mitglieder dieser Akademie haben allezeit nach dem festgesetzten und heilsamen Grundsatze gehandelt, in solche verledigte Plätze, lauter solche neue Mitglieder zu wählen, die dieser Gesellschaft, durch die vorzüglichen Gaben ihres Verstandes, ihrer persönlichen Verdienste, und insonderheit durch ihre gelehrten Arbeiten, Ehre machen könnten. Wie aber keine gute Anstalt in der Welt, nicht der Verderbniß unterworfen ist; so hat sich auch nach und nach, statt dieser ehemaligen heilsamen Absicht, die zum Flore dieses berühmten Ordens nicht wenig beygetragen, der Eigennutz bey den mehresten Mitgliedern eingeschlichen: so, daß man vielmehr auf diejenigen stimmet, die das meiste geben, als die diesem gelehrten Körper die meiste Ehre zuziehen können. Dieser Triebfeder hat man so viele Bischöfe, so viele Mitglieder des Parlamentes, so viele Herren des Hofrs, Prinzen vom Geblüte, und andere Personen, in dieser Akademie zu danken; deren häufige Geschäffte und gar beständige Aemter in den Provinzen, sie abhalten, in Paris

gegen-

gegenwärtig zu seyn, und folglich eines der wesentlichsten Grundgesetze dieser Akademie zu erfüllen. Man weis nicht, ob man diesem so unlöblichen Bewegungsgrunde, auch die Wahl des Herrn von Vaureal, Bischofes von Rennes, an obige Stelle des Cardinals von Rohan, beymessen soll. Er war ehemals Abgesandter des französischen Hofes, an dem Hofe zu Madrid; und es steht dahin, ob seine Wissenschaft ihm bey dieser Akademie, eben so viel Ehre zuziehen wird, als seine Einsicht in die Politik, ihm in seinem Gesandschaftsposten zugezogen. Sein starker Mitwerber um diese Stelle, ist der Abt le Blanc gewesen, der, zwar nicht durch besondere Vorzüge, sondern durch den Schutz, dessen die Marquisinn von Pompadour ihn gewürdiget, ein so starker Gegner geworden ist. Er würde die Stelle auch, durch diesen Beystand, unfehlbar erhalten haben: wenn nicht diese Dame von allen Seiten her, die eifrigsten Vorstellungen bekommen hätte, daß ein solcher Mensch nicht werth wäre, unter den witzigsten Köpfen Frankreichs Platz zu nehmen; daß, außer seiner elenden Geburt, da er eines Kerkermeisters von Dijon Sohn ist, er noch außerdem, wegen seiner lüderlichen Lebensart, von aller Welt gehasset, und verabscheuet würde. Als die Marquisinn von Pompadour hiervon genugsame Nachricht eingezogen, hat sie ihm ihren Schutz entzogen, und der Akademie diesen Schandfleck erspart. Dieses gelehrte Unglück nun hat, wie gewöhnlich, dem Abte le Blanc vielerley satirische Sinnschriften zu-

gezogen, die aber so gar sinnreich eben nicht sind, daß sie dem gereinigten Geschmacke unserer Leser eben so gut gefallen möchten, als sie vermuthlich ihren Verfassern gefallen haben mögen. Nur ein Paar Stücke wollen wir noch berühren, die diesen Hohnsprecher des englandischen Volkes * betreffen, und dann, wo möglich, niemals wieder an ihn denken. Das erste ist dieses. Herr **Piron**, ein nicht unbekannter französischer Dichter, gieng einsmals des Abends mit einem Freunde, vor dem Hause des Abts **le Blanc** vorbey, welches einem Hufschmiede gehörete. Als nun der Freund dem Herrn **Piron** bemerkete, daß dieses die Wohnung des Abtes sey, erwiederte derselbe: **Er hat sehr wohl gethan, daß er sich bey seinem Schuster eingemiethet hat.** Das andere machet seinem Urheber mehr Ehre, und ist gewiß eine so edle That, daß sich der größte Held ihrer nicht schämen dörfte. Nachdem die **Marquisinn von Pompadour** es für billig befand, dem Herrn **le Blanc** ihren fernern Schutz zu entziehen, sagte sie zu dem Herrn Abte **Berni**, welcher eben bey ihr war: **Was soll ich denn nun mit dem le Blanc machen? ich möchte ihn gleichwohl nicht ganz und gar fallen lassen.** Hierauf erwiederte der großmüthige Abt **Berni**: „Gn. Frau, ich habe eine kleine Pfründe, die ich „eben so gar nöthig nicht habe, und er hat gar „keine; ich will sie ihm abtreten.„ Dieses hat er auch

* Man sehe im neuen Büchersaale der freyen Künste und schönen Wissenschaften den VII Band a. d. 406 u. f. S.

auch wirklich den folgenden Tag gethan. Ein Beyspiel welches die Franzosen noch mehr Wunder genommen hat: da sie sich eines andern französischen Dichters besinnen, dessen Einkommen sich jährlich auf 25 bis 30000 livres erstreckt; und der unlängst einen seiner besten Freunde, auch aus der äußersten Noth, mit viel wenigerm, nicht retten mögen! Die reichen Dichter sind in **Paris** so häufig nicht, daß man lange auf seinen Namen sinnen dörfte. Viele unserer Leser könnten auch wohl auf die Gedanken kommen, warum die Frau **von Pompadour**, dem Herrn **le Blanc** nicht selbst zu einer kleinen Pfründe verhelfen können, und selbige erst seinem großmüthigen Freunde abnehmen müssen: allein es muß ihr vermuthlich nicht eingefallen seyn, daß man solche argwöhnische Einwürfe gegen ihre Billigkeit machen könnte.

Der König hat der **Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften** andeuten lassen, daß sie an seiner **Geschichte in Münzen**, nach Art derjenigen, die von **Ludwig** dem XIV. heraus ist, nunmehr mit allem Ernste arbeiten soll: und es sind die geschicktesten Mitglieder zu dieser Arbeit bereits ernennet worden. Es ist kein Zweifel, daß bey diesem Werke, die Erfindung der Münzen, der Stich, und die Schreibart so vollkommen seyn werden, als man es von Männern, die so viel Geschmack und Gelehrsamkeit besitzen, vermuthen kann. Nur ist zu wünschen, daß die Schmäucheley nicht mehr Theil daran habe, als die nackende Wahrheit, die so schwer vor den Thron der Großen kommen kann.

Un-

Unterdessen, daß dieses Werk fertig wird, und um den Parisern, die nicht lesen können, einen Begriff von der Größe ihres Königes zu geben, ist man gesonnen, ihm, und seinen Siegen, eine vortreffliche Bildsäule aufzurichten; dazu man aber in dieser großen weiten Stadt noch keinen Platz ausfündig machen können. Man hat alle Viertheile von Paris durchsuchet, durchforschet, durchmessen; aber in achtzehn Monaten noch gar nichts heraus gebracht. Herr **Gresset**, ein ehmaliger **Jesuit**, den der Rath zu **Paris** im Solde hat, daß er die öffentlichen Denkmäler, durch Aufschriften zieren und erklären soll, hat den alten und weitläuftigen Palast von **Soissons** in Vorschlag gebracht, von welchem man, nach seinem Anschlage, nichts als die hohe Säule sollte stehen lassen, die ehemals **Catharinen von Medicis** zu ihren nekromantischen Versuchen gedienet hat, auf welche man, nach seinem Anschlage, die Bildsäule **Ludwigs** des XV. setzen sollte. Dieser Einfall aber hat dem Herrn Abte **Piron** so wenig gefallen; daß er ihn in folgendem Sinngedichte auslacht, weil er aus **Ludwig** dem XV. einen **Simeon Stylites** machen wollen:

La Colomne de Medicis
Eſt odieuſe à nôtre Hiſtoire;
Pour en effacer la Memoire
On ne doit point être indécis.
Il faut être un Héteroclite,
Pour vouloir y placer le Roi;
C'eſt du Vainqueur de Fontenoi
Faire un Saint Simeon Stylite.

Nach-

Nachdem denn endlich alle Winkel von Paris durchsuchet worden, ist man bey dem Kreuzwege Büssy, in der Vorstadt St. Germain, nahe bey der französischen Komödie, stehen geblieben, wohin nunmehr diese königliche Bildsäule kommen soll.

Als die zwo neuen Tragödien des Hrn. Voltaire, Catilina und Orestes, dergleichen auch vom Herrn Crebillon verfertiget worden, angekündiget waren, daß sie von den Schauspielern aufgeführet werden sollten, hat sich in dem Caffeehause des Comödienhauses folgende Begebenheit zugetragen; die unter den lächerlichen merkwürdig ist, und bezeugen kann, wie weit der Parteyeifer für die theatralischen Poeten, in Paris geht. Es waren auf diesem Caffeehause, unter vielen witzigen Köpfen, die über das zukünftige Schicksal dieser zwey angekündigten Trauerspiele, ihre Weißagungen äußerten, unter andern auch ein Paar, davon der eine dem Herrn Voltaire, der andere dem Hrn. Crebillon, ihr ganzes Herz geweihet hatten. Diese nun, die sich auf das Faustrecht mehr, als auf die logische Art zu disputiren verstehen mochten, fanden es für gut, den Vorzug ihrer zween Helden, durch die Sessel im Zimmer auszumachen, die sie sich wechselsweise an die Köpfe warfen. Die Gläser auf den Tischen werden in tausend Stücke geschmissen, die Tische umgeworfen; und da diese Zerstörung ihnen in dem Zimmer kein freyes Wahlfeld mehr übrig läßt: so suchen sie vor der Thüre freyern Platz, liegen einander aber so grimmig in den Haaren, daß sie die un-

unglücklicher Weise die hinter ihnen liegende Kellertreppe mit einander herunter fallen, und daselbst, zum großen Schaden der über einander liegenden Weinbouteillen, den Vorzug ihrer Dichter, in dem häufig fließenden Champagner, Burgunder, Muscat, und spanischen Weinen, in Richtigkeit zu bringen suchen. Der Wirth und alle Gäste, die bisher vor lautem Lachen über diesem lustigen Vorspiele, wohl hatten müssen neutral bleiben, eilen ihnen nach: und der erste, welcher mit Entsetzen, sein Weinlager in einen kleinen See verwandelt sieht, und der Meynung ist, daß seine Weine, Gläser, und Mobilien, mit der theatralischen Ehre des Hrn. **Voltaire** und **Crebillons** gar nichts gemein hätten, schickt nach der Wache, die diese beyden Herren ins Chatelet-Gefängniß führet und sie also des Vergnügens beraubet, selbst Augenzeugen von dem Erfolge dieser Trauerspiele zu seyn.

Als die **Marquisinn du Chatelet**, zu **Lüneville** in einem Zimmer des Schlosses gestorben war, in welchem ihr der König **Stanislaus** ihre Wohnung angewiesen hatte, mußte man, um die Leiche nicht durch die königlichen Zimmer zu tragen eine Wand im Sterbezimmer öffnen, welches an denjenigen Saal stieß, wo die Komödien gespielet werden. Man trug also den erblichenen Körper, mit vor- und nebengehenden Fackeln, und aller Feyerlichkeit und Wehmuth eines rechten Begräbnisses über das Theater weg. Es ist ein sonderbarer Umstand, daß eine Frau, die auf dem Schauplatze ihres Lebens eine so merkwürdige Rolle gespielet hat,

den allerletzten Auftritt in der Welt auf einem wahren Theater hat halten müssen. Allein es ist, als wenn die Schaubühne, von welcher der gereinigte Geschmack der neuern Zeiten, die Gespenster verwiesen hat, sich wegen dieser Erscheinung hat rächen wollen; und diese Rache hat zum Unglücke einen armen Soldaten getroffen, welcher in der Stunde dieser Erscheinung, die Wache in diesem Theatersale gehabt, und der ganzen Leichenprocession sehr aufmerksam zugesehen hatte. Es trifft ihn nämlich einige Tage darauf, abermal die Ordnung, hieselbst des Abends spät Wache zu halten. Er blickt die Scenen an, erinnert sich jener Procession, und hängt seinen verwirrten Begriffen davon so lange nach, bis er endlich bey dem falben Scheine einer Lampe, die zwischen die Scenen fällt, etwas zu sehen glaubt, das einem Gespenste, und wie er endlich fest glaubet, der verstorbenen Marquisinn ähnlich sieht. Er zittert, er wischt sich den Angstschweiß, er bethet, er fluchet auch vielleicht: als aber alles nicht helfen will, so nimmt er die Zuflucht zu seiner Flinte, und giebt Feuer auf den Geist. Dieß war aber auch seine letzte Kraft: denn zugleich mit dem Schusse, fällt er dahin, wie ein Stück Holz. Der Officier und die ganze Wache eilet hierüber hinzu, und alle halten den Soldaten anfangs für erschossen; endlich, als man ihn mühsam zu sich selbst gebracht, erzählet er die Ursache seines Schusses und Falles, mit so vielen Eidschwüren und Flüchen: daß der Officier und seine Untergebenen, lieber allesammt geglaubt haben, er habe die Marquisinn gesehen; als daß

sie hätten glauben wollen, ein Soldat sey vor eingebildetem Schrecken umgefallen. Vieleicht findet sich irgend ein müßiger Dichter, der, um die Ehre der Sieger von Fontenoy zu retten, aus dieser Begebenheit Gelegenheit nimmt, eine Apotheosin der Frau du Chatelet, zu verfertigen. Wenn es gewiß ist, daß Soldaten weder leichtgläubig, noch feige Memmen sind: so hat seine Arbeit an der sämmtlichen Wache, bessere und glaubwürdigere Gewährsmänner zu hoffen, als Romuls und Cäsars Vergötterungen gehabt haben.

Vor kurzem hat sich unter zween witzigen Hrn. eine Begebenheit eräuget, die unter dergleichen Personen selten genug vorfällt, und vieleicht in Deutschland eben so viel zu lachen machen wird, als sie in Paris gethan hat. Diese zween Helden sind, Herr Freron, ein Mitbruder des verstorbenen Abtes des Fontaines, und so wie er, eine Zuchtruthe der Schriftsteller seiner Zeit. Er ist erst ein Jesuit, nachmals ein Abt, und letztlich Gehülfe des des Fontaines, in den Observations sur les Ouvrages des Modernes, einer Monatschrift, gewesen. Nach dem Tode des Abtes, hat der letzte den geistlichen Stand verlassen, sich einen Chevalier Freron genannt, und dieses Werk nicht sowohl mit gleicher Gelehrsamkeit, als mit gleicher Bitterkeit gegen alle Schriftsteller fortgesetzet, die das Unglück haben, ihm zu misfallen. Der andere Held dieser Geschichte ist ein gewisser Marmontel, der sich durch ein Trauerspiel, Dionysius der Tyrann, einen gewissen Namen er-

worb-

worden gehabt, den er durch einige nachfolgende Werke ganz wieder zu Schanden gemacht hat. Mehr brauchte es nicht, den Herrn **Freron** über ihn in den Harnisch zu bringen, der diesen armen Menschen, bey aller Gelegenheit als einen Schüler herum nahm. Herr **Marmontel**, der noch etwas mehr, als die poetische Hitze fühlete, nahm sich vor, sich am **Freron**, auf eine den Herren Witzlingen eben nicht gewöhnliche Weise zu rächen. Er fällt ihn nämlich in Gegenwart von mehr als 2000 Zuschauern, das heißt, in dem Komödienhause selbst, mit dem Degen in der Faust an *, von wannen er ihn heraus, auf den Kreuzweg der Straße **Bussy**, treibt. Fast die ganze Versammlung, aus der Komödie folgt ihnen nach: und in diesem ansehnlichen Kreise, der sich um sie herum zog, hat man sie einige Tropfen ihres dichterischen und satirischen Blutes vergießen gesehen. Zween Schriftsteller nun mit dem Degen in der Hand, sind in **Paris** eine so ungewöhnliche, eine so unglaubliche Sache gewesen: daß einige Tage lang, diese Begebenheit nur von den allerehrwürdigsten und glaubwürdigsten Personen hat dörfen erzählet werden, um nicht für eine Fabel gehalten zu werden. Es hat auch an Sinngedichten über diese Begebenheit nicht gefehlet. Hier sind einige von den besten.

1. *Epi-*

* Die Nachricht führet mit sich, daß er ihn nicht zuvor herausfodern mögen, aus Furcht, er möchte sich (wir wissen nicht ob, als ein Franzos, oder als ein Dichter?) aus dem Staube machen.

Wahrheit, und erweiſet die Unbeſtändigkeit und Neugierigkeit der Menſchen theils mit den Kopfzeugen des Frauenzimmers, theils mit den mancherley Kleiderſchnitten der Männer; woraus er zuletzt folgert, den Sachſen habe auch ihre Sprache nicht länger gefallen können, nachdem ſie Gelegenheit bekommen eine andere zu lernen. Hiebey merkt er aus dem Walton an; daß die Veränderung der Religion auch in den Sprachen eine Aenderung mache, und man allemal des Landes Sprache anzunehmen pflege, aus welchem die neue Religion herſtamme. Nachdem alſo die Lutheriſche Religion in Niederſachſen wäre eingeführet worden, und man die meiſten Lutheriſchen Prediger aus Wittenberg bekommen, welche ſich das Platt-Deutſche nicht ſo bald hätten angewöhnen können, ſo hätten, meynt er, die Zuhörer, um ihre Prediger beſſer zu verſtehen, ſich mehr und mehr im Hochdeutſchen geübet. Dabey wäre auch die Hochdeutſche Uberſetzung der Bibel aufgekommen. Nun hätte man zwar glauben ſollen, der allgemeine Tyrann, die Unbeſtändigkeit würde auch hier ihre Macht bewieſen, und die Hochdeutſche Sprache zum Lande hinaus gejaget haben. Allein die Niederſachſen ſchwächten dieſe Macht ſelbſt, durch Briefwechſel und Handlung mit den Oberſachſen. Ja, weil ſo viele ſtudirende auf Oberſächſiſche Univerſitäten geſchickt würden, ſo verlernten ſie ihre Mutterſprache gar, und wollten ganze Meißner werden. Dannenhero war es kein Wunder, wenn etliche nicht mehr wuſten, daß ein Rechen eine Harke, Hieſſe, und ſie eine Katze, damit ſie ja nicht ſchienen wohl zu reden, lieber einen Maushund nennten. Zu dem allen kam das Vorurtheil; als ob die Meißniſche

1. *Epigramme ſur le terrible Combat entre les Sieurs* MARMONTEL *&* FRERON.

MARMONTEL attaque FRERON,
Se croyant les Armes d'Achille:
Mais celui ci d'un Air tranquille,
Ne voit en lui qu'un Fanfaron.

Ne craignez rien de leur Aproche,
Dit un Gaſcon plein de Bonté,
Ils ont tous les deux dans leur Poche
Un Brevet d'Immortalité.

2. *Epigramme du Sr.* FRERON *contre le Sr.* MARMONTEL.

Du Parnaſſe odieux Aſpic,
Si, pour eviter tes Outrages,
Il faut aprouver tes Ouvrages,
Envoye un Cartel au Public!

3. *Autre ſur le même Sujet.*

A quoi, ſatirique FRERON,
Ta Bravoure eſt-elle occupée?
Contre MARMONTEL une Epée!
C'étoit bien aſſez d'un Bâton.

Der Tod der Frau von Tencin, einer Schweſter des Cardinals dieſes Namens, hat vielen Gelehrten in Paris ſehr ſchmerzhaft fallen müſſen. Sie hatte die erſten Jahre ihres Lebens in der Dunkelheit des Kloſters zugebracht; ſie fand aber bey ſich ſelbſt, daß ſie dazu nicht beruffen ſey: ſie ſuchte alſo von ihrem Gelübde frey zu werden, und war ſo glücklich, daß es ihr gelung. Sie trat alſo in die Welt, und zwar mit drey Vortheilen zugleich, davon einer allein ſchon eine Perſon glücklich machen kann. Dieſe waren die Schönheit, der Verſtand,

und

und die Gunst eines groſsen Herrn, welcher damals ganz Frankreich regierete. Eine einzige Unterredung mit dem Herzoge von Orleans, und des Finanzenraths Law Abschwörung seiner Religion, in die Hände des Cardinals Tencin, dem man aufgetragen hatte, ihn zu bekehren, eröffneten dieser Dame die Schätze des Gottes der Reichthümer: deren sich gleichwohl nicht leicht eine Person mit so vieler Mäßigung bedienet hat, als sie gethan. Ihr Haus stund sogleich allen Gelehrten offen: und sie hat bis an ihren Tod, diejenigen die sich durch Witz und Wissenschaften, vor andern hervorgethan, im Nothfalle, mit ihrem Rathe, mit ihrem Ansehen bey Hofe, und auch mit ihrem Vermögen unterstützet. Man erwartet also mit Recht, daß die Erkenntlichkeit der Musen ihren Namen ehestens, in Prosa und Versen verewigen werden. Verdienet sie dieses nicht, als eine Wohlthäterinn der Gelehrten: so hat sie es doch als ein Mitglied der gelehrten Republik zu fodern; denn sie hat die Welt mit verschiedenen Werken bereichert, die alle sehr wohl aufgenommen worden sind. Das erste heißt: Memoires de Cominges; das zweyte, les Malheurs de l'Amour; und das dritte, le Siege de Calais. Die Bosheit indessen ist allezeit rüstiger in ihrer Arbeit, als die Dankbarkeit: und daher kömmt es auch, daß wir, ehe noch die Musen mit dem billigen Lobe der Verstorbenen fertig sind, bereits folgendes satirische Sinngedicht lesen. Die Gelegenheit dazu ist diese. Die Frau von Tencin soll alle Jahre, allen denen Gelehrten, die bey ihr aus- und eingegangen,

zum heil. Chriſte, ein Paar ſammtene Beinkleider geſchenkt haben. Vermuthlich hat der Verfaſſer folgender vier Zeilen keine gekriegt.

Regrets de Madame de TENCIN *en mourant.*

J'ai donné tant que j'ai vecu,
Une Culotte à chacun des *Quarante* *.
Reſpectable Senat! dont j'étois Prétidente,
Vous allez donc montrer le C.!

Die zwo Tragödien des Herrn von V***, Catilina, und Elektra, haben dem Herrn von Piron, welcher es nicht gut findet, daß dieſer Schriftſteller nicht aufhören kann, die Materien anderer Scribenten umzuſchmelzen, und anders auszuarbeiten, zu folgendem Sinngedichte Anlaß gegeben.

Cet Ecrivain ſec & vorace
Veut, pour remplir ſeul le Parnaſſe,
Anéantir tous les Auteurs,
Et Poëtes & Proſateurs;
Sur la Troupe entiere Main baſſe,
Pour aucun d'eux Pardon ni Grace.
Tel le plus Fou des Empereurs **
Décapitoit avec Audace
Tous les Hercules des Sculpteurs,
Pour mettre ſa Tête en leur Place.

* Die 40 Mitglieder der franzöſiſchen Akademie.

** Der Kaiſer Cajus, mit dem Zunamen Caligula.

V. Parodie,

den Marschall von Sachsen betreffend,

auf ein Paar Auftritte, aus des sel. Prof. Schlegels Trauerspiele, Hermann, in der deutschen Schaubühne.

Nach dem Tode Kaiser Karls des VII. gemacht.

Friedrich August I. Gr. S : : :.

Vernimm, Gr. S : : :, und höre mit Bedacht,
Warum der Deutschen Schimpf mich aus der Gruft gebracht.
Graf, wo dich Hitz u. Muth zu edlen Thaten tragen;
So laß dir deine Pflicht von deinem Freunde sagen.
Sey groß, und hebe dich in Deutschlands Heldenzahl!
Es pranget noch ihr Bild in manchem Ehrenmaal.
In ihnen ist zuerst der deutsche Muth entglommen,
Durch sie sind Großmuth, Treu u. Ruhm auf uns gekommen.
Der Trieb, der Falschheit flieht, nicht weiche Sitten liebt,
Nichts von Gesetzen weis, und doch die Tugend übt;
Der Ehrgeiz, frey zu seyn, und nie verkauft zu leben,
Ist uns, von ihnen her, in unsre Brust gegeben.
Zu diesen Helden hat dich Deutschland auch gezählt,
Das deine Kriegskunst ehrt, und dich zum Führer wählt.
Nun kämpft man unter dir erfreut an deiner Seite:
Du siehst, das ganze Heer liebt deinen Muth im Streite.
Erfülle dann die Pflicht, die man dir aufgelegt;
Vergnüge das Vertraun, das jeder zu dir hegt.
Zwey Dinge nimm in Acht, die deinem Volke nützen,
Du mußt es vor Paris, und vor den Lastern schützen.
Ich habe diese Welt noch deutschgesinnt gesehn:
Der Himmel weis allein, was künftig wird geschehn!
Paris, das herrschen will, erkauft sich unsre Fürsten,
Lehrt sie nach Wollust sehn, und nach dem Golde dürsten.
Die Unschuld wird verjagt, die Einfalt wird verlacht;
Die unsre Väter doch beglückt und groß gemacht.

Du mußt den Vätern nicht durch Häucheln untreu werden!
Auch nach dir, tritt ein Volk in diesen Strich der Erden,
Das, wenn es dienen muß, vielleicht nur dich verklagt,
Und deinen Waffen flucht, wenn es die Knechtschaft plagt,
Drum zeig, o S . . . den Kindern deine Thaten:
Du mußt ihr Beyspiel seyn, anstatt sie zu verrathen.

Gr. S . . .

Dieß Herz, o August, weis, wie manchmal bey der Nacht,
Mich längst der Ruhm Eugens um Schlaf u. Ruh gebracht;
Wie oft er mir das Blut ins Angesicht gejagt!
Hat meine Röthe dir nicht meine Scham gesaget,
So oft der Dichter Mund von seinem Ruhm erklang;
Der mich zu schelten schien, wenn er sein Lob besang?
Mein Herz ist viel zu schwach, an seinen Ruhm zu reichen:
Doch schamt sichs nachzustehn, und ihm nicht ganz zu gleichen.

Friedrich August I.

Graf, willst du ehrenvoll und Helden ähnlich seyn;
So bilde ihn dir stets, als gegenwärtig, ein.
Mit dieser festen Brust, die keine Furcht bestritten,
Mit dieser Redlichkeit der unbefleckten Sitten,
Dem Herzen voller Treu, das für das Reich gewacht,
Und dann sich glücklich schätzt, wanns Deutschland glücklich macht.
Laß solche Helden jetzt an deine Stelle treten:
Und wähle dann die That, die tapfre Seelen thäten.

Gr. S . . .

Wohlan! ich weis genug. Die Wahl ist schon verricht!
Mein König, ich erwach, und denk an meine Pflicht.
Ists möglich, daß mein Herz, das doch nach Ehre brennet,
Dennoch die wahre Bahn zu seinem Ruhm verkennet?
Dem Volke, das uns drückt, hab ich so stark als kühn,
Und froh, wenn ich nur stritt, den deutschen Arm geliehn?
Für dieser Glück und Wohl hab ich das Schwert gewetzet,
Das besser meine Faust mit ihrem Blut benetzet.
Denn ach! was würden jetzt die großen Helden thun!
Wurd' eines **Marlboroughs** und Eugens Stärke ruhn?

Und

Und Frankreichs frechen Stolz, den wir im Herzen hassen,
So unbedachtsam uns Gesetze geben lassen?
Verzehrte nur die Gruft kein tapferes Gebein,
Und könnten, wie ihr Ruhm, sie selbst, unsterblich seyn!
Ich aber warte noch, bis sich ein Todter rege?
Bin für Paris beherzt? und für die Deutschen träge?
Da dieser kühne Feind, als hätt er uns besiegt,
In unbesorgter Ruh, auf deutschem Boden liegt?
Uns, gleich der andern Welt, für unterworfen schätzet;
So oft ein Streit entsteht, sich uns zum Richter setzet;
Durch List und durch Verrath uns Länder abgepreßt,
Und, aus Verachtung nur, die Waffen ruhen läßt?

Friedrich August I.

Noch mehr: da er, den Trieb zur Freyheit zu verdringen,
In seiner Laster Joch denkt unsern Hals zu zwingen:
Damit er beym Gebrauch der Tücke, sorgenfrey,
Und unser Muth nicht mehr sein stetes Schrecken sey.
Erwacht! steht auf und lebt, ihr Helden alter Zeiten!
Steht eurem Volke bey!

Gr. S . . .

Lebt, oder lehrt uns streiten!
Mein König, auch in mir wallt noch ein deutscher Muth,
Aus diesem Augenpaar, blitzt auch noch eine Glut,
Die Feinde schrecken kann, und die der Franzmann scheuet.
Auch hier ist noch ein Arm, der Hieb und Wunden dräuet.
Was rufen wir umsonst der Todten Beystand an,
Da, wann wir Deutsche sind, das Schwert uns schützen kann?

Friedrich August I.

Jetzt hör ich erst in dir den Muth der Väter sprechen.
Kein Graf, du bist es werth, der Deutschen Schimpf zu rächen!
Mein Freund, umarme mich. Gieb meiner Freude Statt:
Mein Herz genießt der Huld, die dich erhoben hat;
Und sieht mit Lust an dir, was weises Wählen nütze.
Sey deiner Heere Lust, sey keines Deutschlands Stütze!
Das Alter trocknet dir noch nicht der Glieder Saft:
Es läßt dir deinen Muth, und raubt dir keine Kraft.

Als Jüngling warst du frey, willst du im Alter dienen?
Wie? dieser freche Feind darf sich anjetzt erkühnen, ⁂
Die deutsche Kaiserwahl, dazu man uns berufft,
Nunmehr zum zweytenmal ⁂

Gr. S ⁂.

Mein, darum hat die Gruft
Mein Alter nicht verschont; damit die Nachwelt sage:
Gr. S ⁂ ward Knecht am Ende seiner Tage.
Dem Himmel sey gedankt! ich bin es nicht allein,
Der sich zu edel schätzt, ihm unterthan zu seyn!

Friedrich August I.

Ich selber sah den Zorn aus aller Augen lodern,
Als jüngst Bellisle kam, die Deutschen aufzufodern.
Das Volk, das Frankreich selbst am Rhein zusammen bath,
Sah unmuthsvoll den Stolz, mit dem er zu euch trat;
Und wie er, Freundlichkeit und bittendes Verlangen,
Gar bald in ein Geboth zu kehren angefangen.
Der Schimpf, der euch betraf, gieng allen Deutschen nah,
Die man aus edlem Stolz in Scham und Eifer sah.
Graf Moritz kommt daher. O! glüht auf allen Stirnen,
Doch dieser kühne Muth und dieses edle Zürnen,
Das mich an dir ergetzt!

Graf Moriz, zum Gr. S ⁂.

Mein Feldherr, es wird spät:
Wie kömmts, daß Bäyern nicht in Frankreichs Lager geht?

Friedrich August.

Bist du ein Deutscher?

Graf Moritz.

Wie? mein König, kannst du fragen?
Bin ich denn nicht dein Blut? was kann ich weiters sagen?

Friedrich August.

Die Antwort ist dir leicht: sprich, was dein Herze spricht.

Graf Moritz.

Mein König, ich bin deutsch: doch haß ich Frankreich nicht.

Frie-

Friedrich August.

Wer noch Paris nicht haßt, der kann nicht Deutschland lieben.
Was theilest du dein Herz? Sey treu mit ganzen Trieben!
Sey gallisch, oder deutsch. Jetzt wähle deinen Freund:
Sey deinem Volke gram; wo nicht, der Franzen Feind!

Graf Moritz.

So kann dann beyder Wohl nicht mehr vereint bestehen?
Und wird man nicht dahin, wo Frankreich bittet, gehen?

Friedrich August.

Nein! einen Prinz Eugen hat nie sein Drohn gebeugt,
Daß er vor Ludwigs Macht und Schmäucheln sich geneigt.
Soll itzo sich das Reich nicht des Gehorchens schämen?
Und schimpflich ein Gesetz von fremden Richtern nehmen?

Graf Moritz.

Wir bleiben democh frey, spricht Frankreich uns gleich Recht.

Friedrich August.

Wem Frankreich Regeln giebt, der ist auch Frankreichs Knecht.

Graf Moritz.

Paris lehrt Kunst und Witz, und zähmt die rohen Sitten.

Friedrich August.

Und jagt die Unschuld weg aus den beglückten Hütten!

Graf Moritz.

Paris ist mir bekannt; ich trau ihm gutes zu.

Friedrich August.

Ich hab es auch gesehn, und kenn es mehr, als du.

Graf Moritz.

Verwirfst du Kunst und Witz, die doch den Völkern nützen?

Friedrich August.

Verflucht sey Kunst und Witz, wo sie die Laster stützen!
Mein Sohn, der Himmel schenkt den Menschen Witz u. Kunst,
Als Mittel unsers Wohls, und Zeichen seiner Gunst.
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret,
Was seinem Glücke dient, hat seine Noth vermehret.

Kaum hat der Künſte Glanz die Rauhigkeit verdrängt,
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wolluſt ſinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und ſich von andrer Wohl auf eignen Vortheil richtet.
Bis endlich Eigennutz die Treu furs Vaterland,
Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit und Kraft und Muth darnieder,
Und was durch Künſte ſtieg, das fällt durch Künſte wieder.
Sohn, ſieh einmal Paris mit dieſen Augen an,
Ein Blick von ſolcher Art iſt was dir nützen kann.

Graf Moritz.

So ſoll der Deutſche ſtets in ſchlechten Hütten wohnen?

Friedrich Auguſt.

Hier frey ſeyn, gilt mir mehr, als in Paläſten frohnen.

Graf Moritz.

Mich kränkets, daß Paris mich einen Barbar heißt.

Friedrich Auguſt.

Du biſt geſittet gnug, wenn du zu kriegen weiſt.

Graf Moritz.

Auch wie ich kriegen ſoll, wird Franckreich beſſer lehren.

Friedrich Auguſt.

Du irreſt! Zwar ſein Witz wird deine Liſt vermehren:
Doch ſeine Wolluſt ſchwächt den Arm, der ſie gebraucht.
Was nutzt die Kriegeskunſt, wo Kraft und Muth verraucht?

Graf Moritz.

Von Tapferkeit und Muth ſoll es mich nicht entfernen.
Sein Laſter will ich fliehn, und ſeine Künſte lernen.

Friedrich Auguſt.

Du traueſt dir zu viel, nimm deiner Wohlfahrt wahr!
Wer böſen Meiſtern folgt, begiebt ſich in Gefahr.
Paris, dem du gedient, wird dich verächtlich nennen;
Komm, jag es ſelbſt in Furcht, ſoll es dich näher kennen.
Verlangſt du Ehr und Lob, ſie ſind dein Eigenthum;
Thu Recht, und laß der Welt die Sorg um deinen Ruhm!

VI.

Nachricht,

von des Herrn Doct. Albertinus Chronologischen Tabellen, worauf die merkwürdigsten Gelehrten aller Stände und Völker, männ- und weiblichen Geschlechtes, die vom Anfange der Welt bis auf gegenwärtige Zeit geblühet, nach ihren Leben, Schriften ꝛc. ganz kurz dargestellet werden.

Wer nur ein wenig Einsicht in die Natur der Wissenschaften hat, wird leicht finden, wie bequem Tabellen sind, der Jugend eine Sache deutlich zu machen: absonderlich wenn sie mit gehörigem Fleiße eingerichtet worden. Da nun der Herr D. Albertinus ehedem vorgehabt, ein ganz kleines Compendium von der Historie der Gelahrheit zu schreiben; solchen Vorsatz aber dahin geändert, daß er statt dessen eine kurzgefaßte Historie zu liefern gedenket: so ist er Willens, die Leben der Gelehrten, die er zu erwähntem Compendio schon völlig ausgearbeitet, auf Tabellen zu bringen. Denn diese Leben schicken sich gar nicht zu der kurzgefaßten Historie; weil solche, wie aus demjenigen erhellet, was bereits davon ans Licht getreten, wohl zehnmal so groß seyn müssen.

Es werden also die merkwürdigsten Gelehrten aller Stände und Völker, die vom Anfange der Welt bis auf heutige Zeit gelebt, auf 50 Tabellen vorgestellet; und zwar nach Usserii Zeitrechnung. Die ersten drey tausend Jahre erscheinen auf drey Tabel-

ſche Mundart durchgehends ſchöner, und zur Poeſie geſchickter ſey? Da man nun ſo viele Meißniſche Bücher in gebundener und ungebundener Rede in Niederſachſen einführte, danebſt die Oberſachſen ihre Sprache auf alle Weiſe in öffentlichen Schriften heraus ſtrichen, hingegen im Plattdeutſchen faſt niemand etwas taugliches ſchriebe, und dichtete, oder auch nur die Sprache dazu geſchickt achtete; ſo war es nach Herrn Aepins Gedancken kein Wunder, daß ſie in Verfall gerathen.

So haben wir denn endlich das alles treulich vorgetragen, was unſer Verfaſſer vorher abzuhandeln beliebet, ehe er zur Sache ſelbſt geſchritten, und wovon ohne Zweifel der gröſte Theil ſeiner geduldigen Leſer das wenigſte hat wiſſen wollen. Wir haben es etwas umſtändlich vorgeſtellet, theils, damit des guten Mannes Arbeit nicht gar vergeblich ſcheinen möchte; theils, damit einige Anfänger in Ausfertigung kleiner Academiſcher Schriften an dieſem Exempel deutlich ſehen könnten, wie ekelhaft es ſey, wenn man wenige Bogen mit vielem unzeitigen Geſchwätze anfüllet. Es fehlet noch jetzo nicht an Leuten, welche denken, das hieſſe eine Sache recht aus dem Grunde herholen, wenn man alles ſaget, was ſich bey der Gelegenheit zwar ſagen läſſet, aber zur Sache ſelbſt ſich nicht ſchicket. Allein der Vortheil vor ſolche Schriftſteller iſt ſehr ſchlecht. Man wird ſie nothwendig entweder vor unordentliche, oder doch vor ſchwache Gelehrte halten, die gern viel ſagen wollten u. doch wenig wüßten; oder vor ruhmſüchtige, welche die Grade ihrer Gelehrſamkeit nach der Menge der Bogen abzehlen wollen, die ſie angefüllet: Oder man geräth endlich auf die Vermuthung, ſie müßten

bellen. Hiernächst werden auf die vierte vierhundert Jahre aufgetragen. Von dieser Zeit an, bis auf die Herstellung der Wissenschaften im Occident, kömmt jedes Seculum auf eine Tabelle. Das funfzehnte wird getheilt, und auf zwey Tabellen vorgestellet. Im sechszehnten werden von den ersten vierzig Jahren auch zwey Tabellen gemacht, so, daß jede zwanzig Jahre begreift. Hernach folgen allemal zehn Jahre auf einer Tabelle. Die letzte aber bleibt leer, damit der Besitzer dieses Werkes es selbst, nach seinem Gutbefinden, fortsetzen könne.

Eine jede Tabelle hat sechs große Columnen in der Mitte, überall gleich breit, worauf die Gelehrten nach ihren Facultäten erscheinen. An beyden Seiten ist eine kleine Columne. Auf der vordersten steht die Jahrzahl; und die Sterne bedeuten auf den vier ersten Tabellen hundert, auf den übrigen aber zehn Jahre. Auf der hintersten Columne werden die vornehmsten Regenten, die hohen Schulen, und andre Merkwürdigkeiten, die mit den Gelehrten in Verbindung gestanden, aufgetragen.

Ueberhaupt ist die Einrichtung so gemacht, daß alles chronologisch werde; und daher sind die Schriftsteller wenigstens zehn Jahr höher gesetzt, als die Zeit ist, da sie gestorben sind. Auf die Art nun findet man durch das ganze Werk zwey tausend und etliche hundert Lebensbeschreibungen. Zwar kommen auf den ersten Tabellen gar keine vor, auch zeigen sich hernach viele leere Plätze; es ist aber solches, wie ein Verständiger leicht sieht, der Chronologie wegen geschehen. Ja es bedeuten die Lücken

in

in der That etwas: nämlich sie zeigen, daß keine Gelehrten damals geblühet haben. Was die Lebensbeschreibungen selbst anbetrift: so wird eine jede kurz, nervös und deutlich, und so viel thunlich, besonders in den ältern Zeiten, die Größe mit dem Ruhme des Schriftstellers proportionirlich seyn. Also werden, wenn es geschehen kann, folgende Stücke bemerkt: 1) die Namen der Gelehrten, 2) ihr Geburtsort, 3) ihre Aemter, 4) das Jahr ihres Todes, 5) ihre merkwürdigsten Schriften, 6) das Urtheil darüber, 7) die besten Auflagen. Dabey wird unter den Griechen und Römern beständig erinnert, wenn die Werke eines Schriftstellers verlohren gegangen.

Solchergestalt hat man auf einmal die Leben der Gelehrten eines ganzen Jahrhunderts vor sich. Man sieht gleich, zu welcher Classe ein jeder eigentlich gehöret. Und obzwar, z. Ex. die Kritici, Redner und Poeten in einer Columne stehen; so wird man doch aus der kurzen Lebensbeschreibung den Unterschied bald finden. Man sieht ferner, welche Gelehrte zu einer Zeit gelebt, unter was für Regenten sie geblühet, und so weiter. Ja, es läßt sich einigermaßen daraus urtheilen, was die Wissenschaften überhaupt für ein Schicksal gehabt. Es können folglich diese Tabellen, nebst dem schönen Conspectu des Herrn Doct. Heumanns gebraucht werden; oder sie können auch als ein compendieuses Gelehrten-Lexicon dienen, weil hinten noch ein Register zum Nachschlagen beygefügt wird.

Hier-

Hieraus nun kann der geneigte Leser die Einrichtung des ganzen Werkes leicht ersehen. Und, da man bisher dergleichen Tabellen noch nicht gehabt; so hoffet man billig, es werde gegenwärtiges Vorhaben Beyfall finden. Sollte aber jemand unter den Herren Gelehrten sich die Mühe nehmen, und aus gehörigen Gründen zeigen, wo etwan noch eine Besserung zu treffen ist, würde es dem Hrn. Verfasser überaus angenehm seyn. Denn sein einziger Zweck ist, der Jugend zu dienen, und dieß Werk auf einmal zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen.

Weil besagte Tabellen schon ganz fertig sind; so ist nur eine kleine Wiederholung nöthig, damit alle Veränderungen, die in Ansehung der Editionen in einigen Jahren geschehen, gehörig bemerkt werden. Eben dieses gilt auch von der Probetabelle, wobey, wegen Mangel der Zeit, eine schärfere Nachsicht unterbleiben müssen.

Inzwischen setzt der Herr Doctor seine angefangene Historie der Gelahrheit eifrigst fort; ꝛc. ꝛc.

Die Herausgabe dieser Tabellen anbelangend; so wird dieselbe folgendergestalt eingerichtet werden:

1. Wird darzu eben solch Regalpapier genommen, als das, worauf der Probebogen gedruckt ist.
2. Sollen die Schriften neu, und von der Gattung seyn, wie es die Tabelle des Probebogens zeigt.
3. Geht der Druck in einem fort, dergestalt, daß wenn man umschlägt, sich gleich eine neue Tabelle darstellet.
4. Damit die Herren Liebhaber der Gelehrtenhistorie sich dieses Werk um so viel leichter anschaffen können, ist der Verleger entschlossen, ge-

gegen Ausstellung einer gedruckten Quittung, Vorschuß anzunehmen, und zwar auf jedes Exemplar 1 Reichsthl., und bey der Lieferung 20 Ggr. Nachschuß.

5. Die Zeit, binnen welcher die Pränumeration angenommen wird, dauert von nun an bis Michael dieses Jahres. Hernach ist der gesetzte Preis 3 Rthl., wovon man auf keinerley Weise abzugehen die Versicherung giebt.

6. Wer 12 Exemplare sammlet, oder zusammen nimmt, bekömmt das dreyzehnte, und auf 6 Stücke die Hälfte des siebenten umsonst.

7. Die Herren, so keine Gelegenheit an den Verleger selbst haben, werden ersucht, sich an einen der Herren Commißionairs auf eben die Art zu wenden. Doch schickt ein jeder die Gelder frey ein, und trägt auch das wenige Porto bey der Lieferung.

8. Die Lieferung wird ganz gewiß auf Ostern 1752. geschehen, so wenig Pränumeranten sich auch finden möchten. Es werden also die Herren Liebhaber gehorsamst ersuchet, sich ehestens zu melden, weil man gleich nach Johann zum Drucke schreiten will. Denn es soll einigermaßen mit auf die Anzahl der Pränumeranten gesehen, und nur wenige Exemplare übergedruckt werden.

9. Wird man keinen Fleiß, noch Unkosten sparen, die Herren so gut als möglich zu vergnügen.

Bremen, den 28 April, 1751.

Hermann Jäger, Buchh.
und Verleger dieses Werkes.

* *

VII.

L'Heraclite moderne,

Satire, de Mr. d'Arnaud, Membre de l'Academie Royale de Berlin.

Wir haben in den beyden vorigen Stücken, die voltairischen Vorschläge von Verbesserung der Stadt Paris mitgetheilet. Ohne Zweifel werden sich viele unserer Leser gewundert haben, daß Paris, das so weltberühmte, das so oft gepriesene, und bewunderte Paris, ein so altväterisches, finsteres, gothisches Ansehen haben soll; daß es so viel enge und stinkende Gassen, solche schmale und unsaubere Marktplätze, und endlich so schlechte Brunnen und andre Gebäude hat; daß die Komödien- und Opernhäuser so elend gebauet sind, und solche schlechte und unbequeme Eingänge haben. Denn wer sollte sich wohl, von allen, die Paris niemals gesehen, irgend einbilden, daß diese vorgebliche Königinn aller heutigen Städte, ein so unansehnlicher und auf alle Weise verächtlicher Ort seyn sollte? wenn es nicht ein gebohrner Pariser, ein Mann, der es mit seiner Vaterstadt sehr gut meynet, und sie gern in der schönsten Figur von der Welt sehen möchte, selbst gesaget und geschrieben hätte.

Allein wir können vorhersehen, daß die Bewunderer von Frankreich uns nun sagen werden: Paris, die so gepriesene Stadt, bestünde nicht in Stein

und

und Holz, in Häuſern und Gaſſen: ſondern die klugen, die witzigen, die gelehrten, die artigen, die wohlgeſitteten Einwohner machten dasjenige aus, was ſo viele Liebe und Hochachtung verdienete, weswegen alle Auswärtige hinreiſeten, und hinreiſen müßten; wenn ſie ſelbſt die Rolle artiger Weltleute und witziger Köpfe in der Welt ſpielen wollten. Wir haben es ſelbſt bisher nicht anders geglaubet; und können uns dieſe Stunde noch nicht völlig eines andern bereden. Allein hier kömmt Herr von Arnauld, ein gebohrner Franzoſe, ein witziger Kopf, ein Dichter, der dem Herrn Voltaire dereinſt nicht viel nachgeben wird, und ſucht uns auch in dieſem Stücke eines andern zu belehren. Er hat ſehr viele Jahre in Paris ſtudiret und gelebet, hernach eine Zeitlang in Berlin zugebracht; und befindet ſich itzo in Dresden. Dieſer aufrichtige Franzos nun ſchildert uns die Sitten, den Witz, die Gelehrſamkeit, den Umgang, kurz den ganzen Charakter ſeiner Landsleute folgender Geſtalt ab. Wir haben von ihm ſelbſt die Erlaubniß erhalten, dieſes bisher ungedruckte Stück unter ſeinem Namen bekannt zu machen.

L'Heraclite moderne.

C'eſt donc en vain, qu'*Athlète* témeraire,
A peine entré dans le Champ litteraire,
J'ai prétendu, pour mes premiers Exploits,
Vengeur du Gout & de ſes juſtes Loix,
Lui ramèner une Secte infidele,
Que la Raiſon voit s'égarer loin d'elle,
Jouet honteux de la Legereté,
Et du Caprice, & de la Nouveauté!

Las Spectateur de mêmes Perſonages,
Le même Cercle, & les memes Images,
A mes Regards viendront ſe repéter,
Me fatiguer, m'exceder, m'irriter?
Je reverrai la Mode enchantereſſe
Nous transporter d'une éternelle Yvreſſe,
Toujours ſourire à la Stupidité,
Le Faux regner, & d'un Rouge effronté,
L'Art impoſteur barbouiller la Nature?
Je reverrai ce Gout d'Enluminure
Tant admiré de Meſſieurs nos Badauts,
Enjollver * jusques à nos Tombeaux!
Je reverrai la Fadeur hypocrite,
La Flatterie, au Défaut du Merite,
Mettre · · & · · en Credit;
Tout Ecrivain n'être que bel Eſprit,
Le plat Rimeur trancher du grand Poëte.
Le ſot Lecteur épris d'une Vignette,
L'inepte Acteur, privé de Sentiment,
Nous aſſourdir de ſon vain Beuglement;
Le Spectateur, encor plus automate,
Battre des Mains au Clinquant qui le flatte;
Un Peuple entier de Barbons Calotins
Prendre l'Eſprit & les Gouts enfantins?

Pour nôtre Bien le Ciel fit-il renaitre
Ce *Juvenal*, qui m'a ſervi de Maitre?
Ou ce Railleur dont la Sagacité
De la Cenſure adoucit l'Acreté?
Le Fiel de l'un, & ſon chagrin Délire,
Le Sel de l'autre, & ſon malin Sourire,

Les

* Il ſemble qu'on s'efforce dans ce Siecle de s'écarter de la Regle de *Quintilien: intueri naturam & ſequi.* Nos *Catafalques* ont toute la Galanterie de nos Salles de Bal. On veut du Joli partout: il n'y-a qu'ne Couleur dominante, comme un ſeul Ton, de reçeu.

Les Traits mortels d'*Hipponax* * en Fureur
Tous les Carreaux de *Lycambe* vengeur;
Rien en pourroit extirper la Semence
De ces Travers, qui désolent la France,
Le Ridicule à son Sein attaché,
Ferment rongeur, n'en peut être arraché;
C'est de Clesius la Robbe devorante;
C'est une Lépre à son Sang adherente.
Je ne vois plus qu'un Corps tout gangrèné,
Des Medecins Cadavre abandonné,
Qui, n'étalant que de la Pouriture,
Bientôt aux Vers va servir de Pâture.

Et ma Critique étoufferoit sa Voix?
Au Nom de Dieu! pour la derniere Fois,
Mes bons Amis! mes chers Compatriotes!
Dignes Pantins, & Tetes à Calottes,
Ecoutez-moi, de Grace! qu'un seul Mot!
Et je me tais. Je puis n'être qu'un Sot,
Un Ecolier soumis à la Ferule,
Un *Mirmidon*, qui veut faire l'*Hercule*;
Soit. J'ai mal fait, Atôme audacieux,
Jusques à Vous d'oser lèver les Yeux.
Je rentre enfin dans ma Sphère préscrite;
Mais supposons, qu'un moderne *Heraclite*,
Sur Vos Erreurs trop prompt à s'affliger,
En les frondant voulut se soulager?
Quel pensez-Vous que seroit son Langage?

Quoi! s'écrïeroit avec Douleur le Sage,
Est-ce donc là ce Peuple si vanté,
L'Honneur des Arts & de l'Humanité,

* *Hipponax*, pour se venger des deux Sculpteurs *Bubalus* & *Anthermes*, qui avoient faits sa Statue, & l'avoient répresenté avec toute sa Laideur, fit contre eux des Vers si mordans, qu'ils se pendirent de Déseſpoir. *Archiloque* sut tirer la même Vengeance de *Lycambe*.

Qui dans la Paix ainſi que dans la Guerre
Servoit d'Exemple & de Regle à la Terre!
Avec ſes Loix, à ſes Voiſins vaincus
Donnoit ſes Gouts, ſon Eſprit, ſes Vertus,
Ses Défauts même? & le Flambeau du Monde
Le rempliſſoit de ſa Chaleur ſéconde?
Ce Roi fameux, qui vit tous les beaux Arts,
Pour l'illuſtrer, voler de toutes Parts,
Qui leur prêta l'Eclat de ſa Couronne,
Le grand *Louis*, *Louis* eſt ſur le Trône!
Il regne encor; mais où ſont les François?
Vous, ſuperflus, inutiles Regrets!
O Hónte! o Siecle! o ma triſte Patrie!
Tu n'entends point la Gloire qui te crie!
Tous les Talents, ſont-ils éteints pour nous?
Je ne vois plus qu'un vain Peuple de Fous,
Qu'un vil Troupeau d'Enfans pleins de Caprices,
Qui ſe repait de Contes de Nourices,
Rit ſottement aux Boules de Savon!
Que fait enfin, que fait ma Nation?
La Mere, helas! des *Bayles*, des *Corneilles*,
Qui dans ſon Sein careſſa leurs Merveilles,
Les mit au Rang des Titres glorieux,
Dont paroiſſoient la diſtinguer les Dieux?

Ce qu'elle fait? je rougis de le dire!
Elle ne lit, ne compoſe, n'admire,

Que

* Je veux parler de ces Romans obſcènes, auſſi propres à gâter le Gout, qu'à corrompre les Mœurs. Voilà pourtant depuis quelques Années les Ouvrages dominans de nôtre Litterature. Croira-t-on, que le Siecle des *Rouſſeaux*, des *Montesquieux*, des *Buffons*, ait produit de pareils Ecrits!

* On aura Peine à croire, que les mêmes Gens, qui alloient admirer les Chefs d'Oeuvres de *Corneille* & de *Ra-*

Que des Romans, que d'indignes Ecrits *;
Dont le Nom ſeul excité le Mépris;
Qui, le Scorbut de la Litterature,
Du Gout aux Mœurs portent leur Lèpre impure;
Signe certain d'une prochaine Mort:
Beaux Arts, Vertus, tremblez pour Vôtre Sort!

Eh quoi! mes Yeux avec Indifference
Pourroient bien voir, Paris, toute la France,
Des Hommes faits, que l'Age a dû mûrir,
Des Conquerans, au Théatre acourir,
Pour admirer, quoi? ces Pieçes ſublimes,
Ou ſont depeints ces Heros magnanimes,
Ces grands Romains, qu'ils devroient imiter?
Non! ces Portraits ne peuvent les flatter.
Quelque Pédant de groſſiere Nature
Peut, s'il lui plait, gouter cette Peinture!
Eh! quel Spectacle utile, ingenieux,
Attache-donc & leurs Cœurs & leurs Yeux?
Des Feux! * des Feux de leur Eſprit frivole,
Du nouveau Gout, l'Image & le Symbole;
Amuſemens dignes de leur Grandeur!
On oſe ainſi diffamer ſans Pudeur
Déshonorer, proſtituer la Scene!
Ces mêmes Lieux, ces Lieux, d'où *Melpomene*
Sceut tant de Fois tonner au Fond des Cœurs,
Les déchirer, nous arracher des Pleurs,

Racine, priſſent Plaiſir à voir des Feux. Qu'on faſſe après l'Eloge de la Raiſon humaine! C'eſt pourtant une Nation entiere, qui tombe dans ces Ridicules. On a vû tout *Paris* courir aux *Italiens*, pour ces Feux d'Artifice; & les Comediens françois, par Complaiſance pour ce Gout pitoïable, ont ſuivis l'Exemple de leurs Confreres. S'ils ſont blamables aux Yeux des Gens ſenſés, que ſera donc le Public?

eine so trockene Materie vorgenommen haben, davon sich weniger sagen lässet, als sie wünschten. Wir wollen nicht beurtheilen, was unsern Verfasser veranlasset habe, sich so lange vor der Abhandlung aufzuhalten. Vielleicht wird man eines oder das andere aus dem Abrisse schliessen können, welchen wir jetzo davon geben wollen.

Herr Aepin hat freylich den besten Weg erwehlet, daß, da er seinen Landesleuten zeigen will, wie **unbillig** es sey, die **plattdeutsche Sprache zu verachten**, und die **Meißnische** einzuführen, er die **Vorzüge des Plattdeutschen** vor dem Meißnischen sorgfältig erörtert. Wir wollen sehen, wie er denn dieselbe vorstellig mache.

Der **erste** Vorzug ist dieser, daß das **Plattdeutsche**, wie die darin verfertigten Schriften ausweisen, allemal **einförmig**, **übereinstimmend**, und **sich ähnlich** gewesen, dahingegen das Meißnische fast alle zehn Jahre anders worden sey, und noch immer anders werde.

Der andere wichtige Vorzug ist das **Alterthum**, dessen sich die **Plattdeutsche Sprache** vor der Meißnischen rühmen könne. Der Verfasser will hier nicht ausfechten, wie fern es Jo. Gorop. Becanus und Ant. Ricciardus Brixianus im vorigen Jahrhunderte getroffen, wenn sie die **Cimbrische**, **Sächsische** und **Niederländische** Sprache, vor die Mutter der übrigen ausgeben wollen. Er ist vergnügt damit, daß er aus dem Morhof zwey Kennzeichen des Alters einer Sprache beybringet. Er hat sich beredet: Je einfältiger und gröber eine Sprache ist, und je mehr einsylbigte, und von mitlautenden Buchstaben gleichsam zu-

Sont au Niveau de cette ignoble Place
Où des Badauts la vile Populace
Avidement court chercher des Objets,
Qui, * quel qu'ils ſoïent les tiennent ſtupefaits.
Ah! Couple auguſte, o *Corneille*, o *Racine!*
Illuſtres Morts! dont la Plume divine
Dont les Ecrits ſublimes, raviſsants,
Sur le Theatre ont reçû nôtre Encens!
Combien, helas! ſur les Rivages ſombres
Doivent fremir & s'indigner Vos Ombres!
Si jusqu'à Vous parviennent les Excès,
Le Dèshonneur, l'Opprobre des François;
Si Vous ſavez, qu'au Lieu de Vos Miracles,
Des Jeux groſſiers, des Feux, ſont nos Spectacles!
Manes, ſortez, ſortez de Vos Tombeaux!
Venez nous rendre un Peuple de Heros,
Lui reprocher enfin en plein Theatre,
Ces Nouveautés, dont il eſt Idolâtre.

Ce n'eſt pas tout **. Cette Main, qui combat,
Qui, le Soutien du Trône & de l'Etat,
Au Poids d'un Fer doit être acoutumée,
Par le Plaiſir à Peine désarmée,
Toute Fumante encor du Sang anglois,
La même main, démentant ſes hauts Faits,
Loin de cueillir le Laurier de la Gloire,
La même Main, Vous ne le pourriez croire,

S'ab-

* Le Peuple goute le même Plaiſir à voir, *à la Grève*, des Feux, ou des Executions. Tout Spectacle repait également la ſtupide Curioſité; il lui faut des Objets pour le remuer, il eſt indifferent ſur le Choix.

** On veut parler de cette Fureur qui a ſaiſi la Nation & l'a fait rétomber en Enfance. La plus Part même de nos jeunes Officiers n'ont pas eu Honte de faire Parade de leurs *Pantins*. C'eſt à ces Sortes d'Extravagances, qu'il eſt permis de s'écrier: *O tempora! o mores!*

S'abbaiſſe plus, qu'à s'enchainer de Fleurs,
Qu'à manier des Fuſeaux corrupteurs;
Nous la voïons, cette autre Main d'*Achil'e*,
Se rendre, o Dieux! aſſez lache, imbecille,
Pour arracher à d'enfantines Mains,
Pour careſſer ces grotesques *Pantins*,
Le Comble, helas! de nôtre Extravagance!

Où Vous emporte une folle Inconſtance!
Ah! rougiſſez, François, de ces Travers!
Vous ſavez vaincre & dompter l'Univers;
Sachez encor l'éclairer & l'inſtruire!
Qu'un Gout menteur ceſſe de Vous ſéduire.
Rentrès, rentrès dans ces premiers Chemins,
Où Vous ſuiviés les Grecs & les Romains.
Deja Vainqueurs, & pleins de leurs Lumiere
Vous atteignés au Bout de la Cariere.
Revenès donc ſur Vos Pas triomphans,
Abándounés ces Spectacles d'Enfans,
Ces Quolibets, ces Jeux de *Pantomimes*,
Où le Naïf *, privé de ce Sublime,
Attaché même à la Simplicité,
N'étale aux Yeux que la Groſsiereté.
Foulés aux Pieds ces Images difformes,
Portraits honteux, à Vos Mœurs ſi conformes,
Ces laids Magots ** de Vos Egaremens
De la Folie infames Monumens;

* On ne ſauroit trop s'élever contre ce miſerable Gout de Pantomime, qui nous eſt venu d'Italie, & qui s'eſt repandu ſur tous les Theatres de l'Europe. Peut-on confondre le bas avec le naturel? Cette Sorte de Danſe, eſt presque toujours déplacée, & n'eſt point variée, elle eſt ſans Grace, ſans Nobleſſe, elle n'a Beſoin que de Force. Ne diſtinguera-t-on point les Sauts d'avec les Pas? il y a cependant une grande Difference.

** Eſt-il dans la Nature, de prendre plaiſir à voir des Fi-

Du Singulier fuïez le Caractère
Le Beau, l'Honnête, ont ſeul Droit de Vous plaire.
Quitez ce Ton, ce Jargon minaudier,
Ce Pretieux, cet Eſprit fauſſonier,
Qu'on reconnoit à ſa vaine Parure.
Que la Raiſon, le Vrai, que la Nature,
Seules Beautés qui ne vieilliſſent pas,
Sur Vos Ecrits repandent leurs Appas.
C'eſt par le Vrai, le Naturel aimable,
Qu'un Ecrivain peut ſe rendre eſtimable.
Tout Ecrivain qui n'eſt point eſtimé,
Ceſſe bientôt de plaire & d'être aimé.
De Vos Voiſins & l'Exemple & les Maitres,
Relèvés-Vous au Rang de Vos Ancêtres.
Que l'Univers enfin retrouve en Vous
Ces grands François, dont il étoit jaloux.

Dieux Protecteurs, qui veillés ſur la France!
Chaſſés, ô Dieux! cette Nuit d'Ignorance.
Ramenés nous, ſous un autre Louïs,
Ces Jours ſi beaux, trop tôt evanouïs.
Ces Jours heureux, où dans le Sein des Armes,
Libres de Soins, de Craintes, & d'Allarmes,
Les Arts comblés d'Honneurs & de Bienfaits,
Goutoient les Fruits d'une tranquile Paix.

Préſents des Cieux, ſuperbe Architecture!
Noble Deſſein, ſéduiſante Peinture,

Et

Figures contrefaites, qui doivent plûtot exciter de l'Horreur! Peut-on ſe mettre trop ſous les Yeux des Images de la Beauté? Il eſt vrai, qu'on peut donner une Raiſon de cette Bizarrerie: on s'acoutume avec le Naturel; & le Nouveau, quelque ſingulier qu'il ſoit, eſt toujours ſur, de plaire davantage. Mais quiconque a des Principes du Vrai, ne s'en écarte jamais, même dans ſes Plaiſirs. Je dirai plus; il eſt impoſſible, qu'une Ame bien

Et toi l'Eſprit, l'Ame du Sentiment,
Art des beaux Vers, Art divin & charmant!
Venés trouver au Champ de la Victoire
Ce Roi, qui ſeul peut ſoutenir ſa Gloire.
De ſes hauts Faits déploïés le Tiſſu,
Que l'Avenir heureuſement déçu,
Jettant les Yeux ſur les Ages du Monde,
Par Vos Travaux reuniſſe & confonde,
Comme ils le ſont deja par leurs Exploits,
Les Regnes d'Or de nos deux plus grands Rois.

De ce Discours d'une Raiſon chagrine,
Concluons donc, que l'Aigreur y domine,
Me dites-Vous. Vous le trouvés ainſi?
Soit: j'en conviens. Mais, convenés auſſi,
Qu'il eſt ſenſé, par conſequent utile.
Sans y, reprendre & la Forme & le Stile,
Daignes n'en voir, que le But & la Fin:
De Vos Travers gueriſsez Vous enfin.
Doit-on chercher dans une Medecine
D'un fade Miel la Douceur anodine?
Toute Liqueur, qui nous rend la Santé,
Eſt le Nectar de la Divinité.

Wir zweifeln nicht, daß ein Stück von ſolcher Stärke in Gedanken und im Ausdrucke, und welches die Ueberzeugung bey ſich führet, nicht viel Eindruck

bien organiſée, n'aime pas les Peintures du beau, parceque le Beau ſemble conduire à la Perfection, & que l'Imperfection eſt le Caractère du Laid-N'y a-t il pas dans le Monde aſſez d'Objets désagréables? pourquoi en augmenter le Nombre? L'Imagination devroit bien plûtot mettre tous ſes Efforts, à corriger, s'il ſe peut, la Nature, à l'embellir encore, que s'épuiſer à créer de nouveaux Monſtres.

bey unsern Lesern machen sollte. Die Kraft der Wahrheit leuchtet überall daraus hervor; und was der Verfasser tadelt, das tadelt er mit Grunde. Hat man es nun einem deutschen Dichter, der ein Schreiben an sein Vaterland (Westphalen) mit besonderer Galle gewürzet, abgelassen, nicht übel genommen: warum sollte man es einem Franzosen übel nehmen, daß er so redlich ist, die Wahrheit, der Liebe des Vaterlandes vorzuziehen?

Wenn wir spüren, daß dieses Stück den Beyfall unsrer Leser findet: so wollen wir künftig noch mit einigen andern Stücken von derselben Feder aufwarten, die wir schon in Händen haben.

VIII.

Allgemeines Gelehrten-Lexicon,

darinn die Gelehrten aller Stände, sowohl männ- als weiblichen Geschlechtes, welche vom Anfange der Welt, bis auf jetzige Zeit gelebt, und sich der gelehrten Welt bekannt gemacht, nach ihrer Geburt, Leben, merkwürdigen Geschichten, Absterben und Schriften, aus den glaubwürdigsten Scribenten in alphabethischer Ordnung beschrieben werden. Dritter Theil, M bis R, herausgegeben von Christian Gottlieb Jöchern, der h. Schrift D. und der Gesch. öffentl. Lehrer, Leipz. in Joh. Friedr. Gleditschens Handl. 1751.

Der große Werth und Vorzug dieser neuen Auflage des Gelehrten-Lexici, ist aus den beyden ersten Bänden, zwar dem gelehrten Deutschlande

lande schon zur Gnüge bekannt. Man hat in verschiedenen Monathschriften mit großem Lobe davon gehandelt, und es der Billigkeit nach angepriesen. Wir können aber nicht umhin, auch dieses dritten Bandes hier zu gedenken, der die ganzen Buchstaben M, N, O, P, Q und R, in sich fasset, und im siebenten Alphabethe bis in den Buchstab I läuft. Was nun, bey dem großen Formate, und ziemlich engen Drucke für ein großer Schatz von gelehrten Nachrichten hierinn enthalten sey, kann sich ein jeder zur Gnüge vorstellen. Man wird schwerlich einen verstorbenen Gelehrten darinnen suchen können, ohne ihn zu finden; ja man wird mehrentheils vollständige Nachrichten von ihnen und ihren Schriften antreffen. Diese letztern sind fast durchgehends ausführlich, und zwar so richtig, als es selbige zu liefern möglich gewesen.

Wie nun ein solches Werk wenige Gelehrte, oder die nur einiger maßen Liebhaber von Wissenschaften sind, entbehren können: also wünschen wir, daß auch der vierte Band glücklich ans Licht treten, und dieses treffliche Buch vollkommen machen möge. Wenigstens kann sich Deutschland rühmen, daß es vor allen seinen gelehrten Nachbarn, mit einem solchen Schatze der gelehrten Geschichte prange, dergleichen weder Wälschland, noch Frankreich noch England aufzuweisen haben.

IX.

* *

IX.

Der Freymüthige,

eine moralische Wochenschrift, Breßlau 1751, in groß 8.

Seit 25 und mehr Jahren, ist eine große Anzahl von moralischen Wochenblättern in Deutschland ans Licht getreten. Es ist fast keine ansehnliche Residenz, Universität, oder Handelsstadt zurück geblieben, die nicht die ihrigen geliefert hätte: wenigstens in denen Landschaften, wo die Wissenschaften reichlicher wohnen, und besser blühen. Es wäre daher allerdings ein schöner Theil der gelehrten Geschichte; wenn ein geschickter Mann uns eine Historie der sittlichen Wochenschriften zusammentragen wollte; ehe sich das Andenken von einigen vollends verlieret, die etwa nicht sehr bekannt geworden, oder bald aufgehöret, und sich also verlohren haben.

Auch Schlesien hat seinen Antheil an diesem moralischen Segen gehabt: denn wem sind die sorgfältigen Väter, und die sorgfältigen Mütter unbekannt? Nur die Hauptstadt dieses schönen Landes hat sich durch dergleichen Art erbaulicher Schriften bisher noch nicht gewiesen. Mit dem Anfange dieses Jahres aber ist **der Freymüthige** hervorgetreten, der die Ehre dieser ansehnlichen Stadt auch in diesem Stücke rettet. Alle die Blätter, die uns von demselben zu Gesichte gekommen, sind so beschaffen, daß eine gesunde Sittenlehre, ein feiner Geschmack,

eine

eine untadelhafte Schreibart darinn herrſchet. Die Erfindungen darinn ſind nicht gemein, die Materien nicht abgedroſchen, und die eingerückten Poeſien geiſtreich und ungezwungen. Ueberdem iſt der Charakter eines Freymüthigen darinn, wiewohl allemal mit einer gewiſſen Beſcheidenheit, beobachtet.

Leute, die in moraliſchen Blättern lauter neue Wahrheiten begehren, die noch von keinem der vormaligen Moraliſten wären abgehandelt worden; müſſen auch fodern, daß die geiſtlichen Lehrer niemals mehr die alten zehn Gebothe und das alte Evangelium erklären ſollen. Bleiben denn die Menſchen nicht immer einerley Fehlern unterworfen? und ſollen ihnen dieſe nicht eben ſowohl, als vormals, verleidet werden?

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Der Hofmeiſter,

ein ſittliches Wochenblatt. Leipzig in groß 8, bey Pouillarden.

Leipzig hat bereits viele Schriften von dieſer Art geliefert, die theils wohl, theils übel aufgenommen worden; theils länger, theils kürzer gedauret haben. Wir wollen hier eben keine Kritik davon machen, ſondern dieſelbe demjenigen überlaſſen, der uns einmal die Geſchichte aller deutſchen Wochenblätter liefern wird. Soviel aber können wir ohne Häucheley ſagen, daß dieſer Hofmeiſter unter

ter die Zahl der guten gehöre. Wir haben uns mit diesem Urtheile nicht übereilet; sondern etliche Monathe sehen wollen, ob sich der Verfasser auf der guten Bahn erhalten würde, darauf er angefangen. Noch zur Zeit finden wir eine vernünftige Sittenlehre, auf eine anständige Art vorgetragen. Die Erfindungen sind weder hochtrabend und ausschweifend, noch gemein und pöbelhaft. Und ist ja bey der Wahrscheinlichkeit gewisser moralischen Erdichtungen etwas auszusetzen: so ist doch Absicht und Lehre, so darinn verborgen liegt, allemal ohne Tadel. Die Schreibart ist überhaupt fast durchgehends zu loben, wenn man einige Nachläßigkeiten in der Sprachkunst und Rechtschreibung, die aber vieleicht dem Verfasser nicht beyzumessen sind, ausnimmt.

Der Urheber wird wohl thun, wenn er nach dem Muster des englischen Zuschauers, und Aufsehers, bisweilen auch auf die freyen Künste, und die Beförderung des guten Geschmackes bedacht seyn, und vor gewissen einreißenden Verderbnissen desselben warnen wird. Selbst die Stadt Leipzig kann sowohl mit dem vielen Guten, so sie darstellet, als mit dem mangelhaften, so man darinnen an Menschen und Sachen bemerket, noch viele Gelegenheit zu nützlichen Betrachtungen geben. Eine behutsame Art jenes zu loben, und dieses zu tadeln, wird beydes zu lesen angenehm machen.

-⁂-

XI. Nach-

* *

XI.

Nachricht,

von der Peutingeriſchen Charte.

Wir haben im Jänner dieſer Monathſchrift unſern Leſern die Hoffnung gemachet, einen ſehr richtigen und genauen Kupferſtich von der ſogenannten Tabula Peutingeriana eheſtens zu bekommen. Dieſe Hoffnung hat uns nicht betrogen; denn wir haben ſchon wirklich die erſte Charte davon in Händen. Sie iſt von beſonderer Schönheit, und ſo ausnehmend aufrichtig, daß ſie auch ſo gar alle Ränder, die durch das große Alterthum ſchadhaft geworden, aufrichtig darſtellet. Sie hält übrigens ganz Gallien von den pyräneiſchen Gebirgen, bis an die Quellen des Rheines, unten Galliam comatam, das Mittelmeer und Africa zum Theile, oben zur Linken ein Stück von Brittannien, ſoweit es die Römer gekannt, und zur Linken dießeits des deutſchen Meeres, die alten Sitze der Franken, oder einen Strich von Deutſchland in ſich. Alles iſt voller ſolcher Namen von Oertern, Städten, römiſchen Colonien u. d. gl. die der alten Geſchichte, und den lateiniſchen Schriftſtellern das größte Licht anzünden.

Zu einiger Probe haben wir an das Titelblatt dieſes Brachmonats, denen, die noch keinen Begriff von der Sache haben, einen kleinen Vorſchmack davon geben wollen. Es ſind auch auf dieſem kleinen

zuſammengepreſte Wörter in einer Sprache ſind, deſto älter ſey ſie. Wozu der Verfaſſer noch dieſes ſetzet: Daß die Sprache, worin viele einfache Vocalen ſind, vor älter zu halten ſey, als die, welche viele Doppellaute hätte. Nach dieſen unterſuchet er nun das Alter ſeines werthen **Plattdeutſchen**, und gibt viel einſylbigte Wörter an, welche die **Meiſſner** nicht beſäßen, und daraus ihre vielſylbigten Wörter gezimmert hätten. So kommt von **Hüll**, verhüllen, von **Gyr**, begierig, von **Rähr**, erfahren, von **Löfft**, geleben, von **Seck**, Seuche, von **Heel**, heilen, von **Schott** vor **Pyl**, ſchieſſen, u. ſ. w. Die Meißner, ſagt er, hätten die Einfalt der Sprache ungemein verdorben, daß ſie wenigſtens eine Sylbe, die ganz überflüßig ſey, ihren Worten angeflicket; worunter der Verfaſſer beſonders das **ge**, **be**, und **ver** zehlet. Wir glauben aber nicht, daß er hierinn heute zu Tage Beyfall erlangen werde; da wir gar deutlich erwieſen finden, daß das **ge**, **be**, **ver**, und unzehliche andere praefixa und ſuffixa bey den Deutſchen Wörtern gar nicht vergebens, ſondern vielmehr ſehr viel bedeutend ſind; wie dieſes der grundgelehrte Herr **Wachter** in einer ausführlichen Abhandlung vor ſeinem Gloſſario Germanico, und zwar zu allererſt, ſo ordentlich und vollſtändig dargethan hat. Zugeſchweigen, daß in den angeführten Worten, z. E. vor **Danken**, Gedanken; **Schlecht**, Geſchlecht, das **Ge**, zu Vermeidung des Misverſtandes allerdings nöthig iſt. Doch das könnte alles noch hingehen, wenn der Verfaſſer ſich nur nicht an die nomina propria gemachet, und den Vorzug des **Plattdeutſchen** daraus hätte erweiſen wollen, daß man dieſelben meiſtens zu ein- oder zweyſylbigten Worten ge-

nen Stücke auf acht Fehler, die Vergier begangen, verbessert worden, und wir haben die Wörter, darinn solches geschehen, mit Fleiß unterpunctiren lassen. Man kann leicht denken, wie oft solches auf dem ganzen Bogen geschehen. Wir hoffen auf nächste Michaelmesse im Stande zu seyn, noch mehrere Proben den Liebhabern zu zeigen: und wir wünschen dem berühmten Herrn von Scheyb, der die Erklärung und Beschreibung davon unter der Feder hat, völlige Gesundheit, zur Ausführung eines so sonderbaren Ueberrests des gelehrten Alterthumes.

* *

XII.

Theatralische Nachrichten.

In Wien hat die deutsche Schaubühne gleich nach Ostern wieder zu spielen die Erlaubniß bekommen, und mit dem Cid aus der deutschen Schaubühne, den Anfang gemachet, auch noch verschiedene Trauerspiele nachfolgen lassen.

Zu Breslau hat der Hr. Rector Stief wiederum ein nach den Regeln der Schauspielkunst eingerichtetes neues Trauerspiel, Germanicus genannt, von seinen Untergebenen vorstellen lassen.

In Schweidnitz hat der Hr. Rector Langhans, nach dem Gestifte eines verstorbenen Geistlichen, gleichfalls ein neues Trauerspiel, Telemach in Aegypten betitelt, aufgeführet, und die Preise sind nach dem Urtheile gewisser Richter an die spielenden Personen vertheilet worden.

Ende des Brachmonats.

NOVVM DECVS AVGVSTAE DOMVS.
D.G.AVGVSTVS III. REX POLON. ELECT. SAX.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Heumonat, 1751.

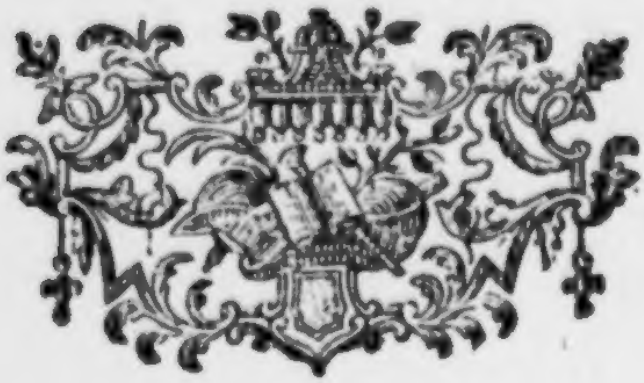

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentiſſima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni ſunt, nec nihil optime, nec omnia præclariſſime, quisquam dicere (*ſcribere*) nobis videbatur.

I.

Diſcours, qui a remporté le Prix,

a l'Academie de Dijon, en l'Année 1750. ſur cette Queſtion, propoſée par la même Academie: *Si le Retabliſſement des Sciences & des Arts a contribué à epurer les Mœurs?* Par un Citoyen de Geneve. A Geneve, chez Barillot & Fils. in 8.

d. i.

Abhandlung über die Frage:

Ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte, etwas zur Läuterung der Sitten beygetragen hat?

Dieſe Frage, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Dijon zu einem Wettſtreite vorgeſchlagen hat, iſt freylich, wie man in der Vorrede anmerket, eine von denen, die keine metaphyſiſchen Spinneweben zum Gegenſtande hat; ſondern eine Wahrheit betrifft, die mit der menſchlichen Glückſeligkeit in Verbindung ſteht. Aber eben deswegen erfodert ſie auch eine deſto gründli-

chere Abhandlung: und ein Irrthum bey Ausführung derselben wird viel gefährlicher seyn, als in einer Speculation über die Monaden, u. d. m. Der Verfasser dieser Schrift hat eine solche Partey erwählet, weswegen er in der Vorrede um Vergebung bittet. Er will nämlich behaupten: die Gelehrsamkeit der neuern Zeiten habe die Sitten nur verderbet. Dieses ist ein Satz, der billig allen seinen Lesern fremde vorkommen muß; und wir besorgen sehr, daß seine Gründe nicht Stich halten werden: so scheinbar sie auch seyn mochten. Indessen hoffet er doch auf den Beyfall einiger Weisen; bekümmert sich aber nicht darum, daß er den witzigen Köpfen, oder der artigen Welt misfallen werde. Für solche Leser, glaubt er, müsse man nicht schreiben, wenn man sein Jahrhundert überleben wolle. Er hat indessen seine Abhandlung so drucken lassen, wie sie den Preis erhalten, wenige Anmerkungen, und ein Paar kleine Zusätze ausgenommen.

Ist es wahr, daß der Verfasser, (wie er selbst im Anfange gesteht), ein ehrlicher Mann ist, der nichts versteht; und doch deswegen nicht weniger von sich hält; so ist es sehr leicht zu begreifen, warum er diese Schmähschrift auf Künste und Wissenschaften gemacht habe. Er handelte dem alten Sprüchworte gemäß: **Niemand hasse die Künste, als ein Unwissender**; Ars non habet osorem, nisi ignorantem. Dergestalt aber würde er sich den Beyfall aller Unwissenden, dessen er sich oben zu begeben schien, unfehlbar zu versprechen haben. Der große Hause des menschlichen Geschlechtes würde ge-

gewiß auf seiner Seite seyn, und nur einige wenige wahrhaftig Gelehrte und Weise würden ihm widersprechen; die es nämlich besser einsehen, was die Wissenschaften dem Menschen für eine Glückseligkeit verschaffet haben. Allein der Verfasser scheint sich für so unwissend nicht zu halten, als er vorgiebt. Wie würde er sich sonst unterstanden haben, wie ein Blinder von der Farbe zu urtheilen?

Er schmauchelt sich ferner, daß er nicht sowohl die Wissenschaft lästern, als vielmehr die Tugend vertheidigen werde. Die Redlichkeit sey rechtschaffenen Leuten noch lieber, als die Gelehrsamkeit den Studirten. Selbst bey der Akademie, die von ihm urtheilen würde, habe er nur in Ansehung des Vortrages; nicht aber in Ansehung der erwählten Meynung etwas zu besorgen. Billige Prinzen hätten in zweifelhaften Sachen gemeiniglich sich selbst verdammet. Endlich glaubt er, wenn er die Wahrheit, nach seiner Einsicht vertheidiget haben würde, so möchte es damit ausfallen, wie es wollte. Es gäbe einen Preis, der ihm nicht entgehen könnte: nämlich der, welchen er in seinem eigenen Herzen finden würde.

Mit einer so schmäuchelhaften Zuversicht greift der Verfasser das Werk an. „Es ist ein groſses „und schönes Schauspiel, heißt es, wenn man den „Menschen gewissermaßen durch seine eigene Kräf„te aus dem Nichts hervortreten, und durch das „Licht seiner Vernunft, die Finsternisse zerstreuen „sieht, in welche die Natur ihn verhüllet hatte; „wenn man sieht, wie er sich über sich selbst erhebt,

„ſich durch den Verſtand bis in die Himmelsgegen-
„den ſchwinget; gleich der Sonne, den weiten Raum
„des Weltbaues mit Rieſenſchritten durchläuft;
„und, was noch größer und ſchwerer iſt, ſodann
„wieder in ſich ſelbſt geht, um den Menſchen zu er-
„gründen, und ſeine Natur, ſeine Pflichten und Ab-
„ſichten zu erkennen. Alle dieſe Wunder haben ſich
„ſeit wenigen Menſchenaltern erneuet.

„Europa war in die Barbarey der erſten Zei-
„ten zurückgefallen. Die Völker dieſes itzt ſo er-
„leuchteten Welttheiles, lebten vor einigen Jahr-
„hunderten in einem ſchlimmern Zuſtande, als in
„der Unwiſſenheit. * Ich weis nicht, was für ein
„künſtliches Geplauder, welches noch verächtlicher
„war, als die Unwiſſenheit, hatte ſich den Namen
„der Gelehrſamkeit angemaßet; und legte derſelben
„Wiederkunft ein faſt unüberwindliches Hinderniß
„in den Weg. Es mußte eine gänzliche Um-
„ſchmelzung vorgehen, um die Menſchen zur geſun-
„den Vernunft zu bringen: und dieß geſchah von
„einer Seite her, wo man es am wenigſten vermu-
„thet hatte. Der dumme Muſelmann, die ewige
„Geißel der Gelehrſamkeit, erweckte dieſelbe unter
„uns. Der Umſturz des Conſtantiniſchen Thrones
„warf die Drümmer des alten Griechenlandes nach
„Italien. Frankreich bereicherte ſich auch mit die-
„ſem

* Wir wiſſen nicht, ob der Verfaſſer recht hat. Der Zuſtand der mittlern Zeiten, da man doch etwas von Geſchichten, von Sprachen, von Dichtkunſt, von Wiſſenſchaften wußte, iſt gleichwohl weit erträglicher, als die gänzliche Barbarey, darinn man die Amerikaner gefunden, und in

„sem schätzbaren Raube. Bald darauf folgten die „Wissenschaften den freyen Künsten; die Kunst zu „schreiben fügte sich bald die Kunst zu denken bey; „eine Ordnung, die sehr seltsam scheint, und doch „vielleicht sehr natürlich ist: und man fing an zu „merken, der gröſste Vortheil des Umganges mit den „Musen sey, daß er die Menschen geselliger machet; „indem er ihnen die Begierde einflöſset, einander „durch beyfallswürdige Werke zu gefallen. „

So weit geht noch alles gut; und man muß sich wundern, wie der Verfasser dieses alles einsehen, und doch ein Feind der Wissenschaften seyn kann? Aber nunmehr fängt er an, seiner Meynung nach, die schlimme Seite der Gelehrsamkeit zu zeigen. Er meynt nämlich, die Künste und Wissenschaften dienten nur, die Menschen in die Sklaverey der Groſsen zu stürzen.

„Der Geist hat eben sowohl seine Bedürfnisse, sagt er, „ als der Leib. Diese legen den Grund zur „Gesellschaft, jene machen sie angenehm. Indessen „daß die Regierung für die Sicherheit und das „Wohlseyn der vereinigten Menschen sorget, so „winden Künste und Wissenschaften, die nicht so „herrschsüchtig, aber vielleicht viel gewaltiger sind, „Blumenkränze um die eisernen Ketten, womit jene „beschweret sind; sie ersticken in ihnen die Empfin-

in welcher viele Völker in Asien und Africa noch itzo leben. Wenigstens war die Kunst zu schreiben, eine Kunst, welche von neuem zu erfinden, vielleicht etliche tausend Jahre gehöret haben würden. Auf so zweifelhafte Sätze gründet sich der Hauptsatz unsers Redners.

machet hätte. Denn wenn Tys, Tews, Drews, Mews, Matthias, Mattheus, Andreas, Bartholomeus; Casten, Cord, Harm, Dyrk, Christian, Conrad, Hermann, Diederich bedeuten soll, so wird jeder vernünftiger Mensch diese Abkürzung vor undeutlich und unrecht halten, welche von der schlechten Wissenschaft und strafbaren Bequemlichkeit der Urheber zeuget; und die Sprache hingegen wird gewiß nicht verwerflich seyn, in der man die Nahmen so redet, wie sie in der Sprache, daraus sie genommen sind, klingen, und wie es oft ihre Zusammensetzung erfordert. Endlich müssen die armen Meißner wieder herhalten, daß sie so viel Doppellaute hätten, wo die Niedersachsen nur einfache Vocalen aussprächen. Z. E. vor Up, Hus, auf, Haus, vor Lopen, Roken, laufen, rauchen, vor Kleengłövig, kleingläubig, vor Fuer, Ny, Feuer, neu, vor Fyn, Schweet, Pipen, Fry, Gizig, fein, Schweiß, Pfeifen, frey, geizig, u. s. w.

Aus dieser Einfalt der Sächsischen Sprache, wovon die Meißner so stark abgefallen, schließet der Verfasser auf die Verderbung der Sitten. „Man sollte glauben, spricht er, daß die Aufrichtigkeit, eine grose Liebhaberin der Einfalt, sich zugleich mit dieser müse verlohren haben. Wer sich der Schönheit der Sprache befleissiget, der muß nothwendig schmeicheln. Nun kan Aufrichtigkeit und Schmeicheley nicht beysammen bestehen, also müssen diejenigen, welche eine vermeyntlich schöne Sprache haben, keine Aufrichtigkeit besitzen.“ Herrlicher Schluß, der dem besten Schulknaben vielleicht entwendet ist! Mit dem sich der Verfasser doch so viel weis, daß er noch deutlicher schreibt: „Was hindert es, daß wir nicht

die

„dung der ursprünglichen Freyheit, zu der sie ge„bohren zu seyn schienen; machen sie in ihre Scla„verey verliebt; und kurz, sie bilden das, was man „ein gesittetes Volk nennet. Die Nothdurft bauete „Thronen, die Gelehrsamkeit befestigte sie. Ihr „Fürsten der Erden! liebet doch die Gaben des „Verstandes, und schützet diejenigen, so sie bearbei„ten. Ihr gesitteten Völker, bearbeitet sie nur! „Glückliche Sclaven! ihr seyd ihnen den feinen Ge„schmack schuldig, mit dem ihr euch schmäuchelt; „die sanfte Gemüthsart und die Artigkeit der Sit„ten, die den Umgang bey euch so reizend und leicht „machen; kurz, diesen Schein aller Tugenden, da„von ihr doch keine einzige besitzet. „

Hier sehen wir nun die rechte Grundfeste von dem Beweise unsers Redners. Er glaubt, die freyen Künste wären nur eine Vergüldung der Fessel, die der Mensch unter dem Joche der Tyrannen tragen müßte. Er macht eine Anmerkung dabey: daß große Herren es gern sähen, wenn ihre Unterthanen an allerley angenehmen Künsten und überflüßigen Dingen ein Belieben fänden, dadurch nur das Geld nicht aus dem Lande gienge: denn dieses erhielte sie in derjenigen Niederträchtigkeit des Gemüthes, die zur Knechtschaft so bequem wäre. Sie wüßten wohl, daß alle diese neue Bedürfnisse des Volkes so viel neue Ketten wären, die sich solches selbst schmiedete. Als Alexander die Fischesser (Ichtyophagos) hätte zum Gehorsame bringen wollen, so hätte er ihnen den Fischfang verbothen, und befohlen, solche Speisen zu genießen, als andre Leute brauchten. Ja die-

diejenigen Americaner, die nackend giengen, und von der Jagd lebten, hätten noch niemals überwunden werden können. Denn wie könnte man ein Volck zwingen, das nichts nöthig hat.

Sehen wir nun recht, so läuft die Meynung unsers Redners von der Glückseligkeit, dahinaus: Daß man ohne Republik oder bürgerliche Gesellschaft, ohne Fürsten und Herren, ohne Städte und Häuser, ohne Kleider und Bette, ohne Ackerbau und Handwerker; bloß in einem wilden Walde, vom Jagen und Fischen leben solle. Dieses wird nach seiner Meynung das edle Leben seyn, da man sich ohne Künste und Wissenschaften wird behelfen können: wo nicht vieleicht das Jagen und Fischen auch bald eine Kunst werden wird; so daß man von Wurzeln und Kräutern und wilden Früchten wird leben müssen. Hier wird man in einer völligen Freyheit leben, nichts nöthig haben, nichts hoffen und fürchten; aber stark von Leibe, und dumm an Geiste, kurz, mehr ein wildes Thier, als ein Mensch seyn. Gott lob! daß wir in diesem elenden Zustande der ersten Welt, oder ooch der alten Zeiten, nicht mehr leben.

Nun kömmt er auf Exempel. Durch diese Artigkeit der Sitten, die desto liebenswürdiger ist, je weniger sie sich breit machet, hätten sich vormals Athen und Rom, in den so gepriesenen Tagen ihrer Pracht und Herrlichkeit hervorgethan. Wir sehen nicht, warum er nicht auch die Sitten der Babylonier und Perser, der Carier und Lydier, der Aegyptier und Karthaginenser, ja der Samier und Syracu-

racuſaner nennet: wo es ja eben ſowohl eine artige und höfliche Lebensart gegeben hat. Allein man muß die Liſt des Verfaſſers merken. Alle dieſe Reiche, Länder und Höfe übergeht er mit Fleiß, als ob ſie übel geſittet geweſen: bloß weil ſie wegen der Künſte und Wiſſenſchaften in keinem Ruhme geſtanden: damit er ja die Schuld der geſitteten Lebensart, und wie wir hernach hören werden, aller Schande und Laſter, auf die Gelehrſamkeit ſchieben könne. Vom alten Athen und Rom, wie es einem Franzoſen, und wenn er gleich aus Genf wäre, natürlich iſt, hüpft er gleich auf ſeine Zeit und ſeine Nation; denen er den Vorzug über alle Zeiten und Völker einräumet. „Ein philoſophiſcher Ausdruck „ohne Pedanterey, ein ungezwungenes und einnehmendes Bezeigen, welches von dem bäuriſchen „Weſen der Deutſchen (Ruſticité Tudesque) „und der Wälſchen Harlekinerey (Pantomime „ultramontaine) gleich weit entfernet wäre, das „wären die Früchte des durch die Studien erlangten „und durch den Umgang der Welt vollkommen gemachten ſeinen Geſchmackes.

Wir müſſen wider unſern Willen, abermal die Eitelkeit unſers halb deutſchen halb franzöſiſchen Schweizers, (denn was iſt ein Genfer anders?) anmerken. Der gute Menſch ſieht ſich für einen vollkommenen Pariſer an; denn er redet ganz aus pariſiſchem Tone, und zwar aus dem Tone eines wahrhaften Petit-maitres, der niemals weiter, als von Paris nach Verſailles gekommen iſt; und folglich außer Frankreich keine Sitten, keine Artigkeit, keine Höflichkeit,

keine

keine Lebensart statuiret. Alle Deutschen nämlich erkläret er für Bauren, und alle Wälschen für Harlekine, Scapine, oder was noch ärger ist, Pantomimen. An England und Spanien gedenkt er gar nicht: und wie sollte er auf Pohlen, Dännemark und Schweden kommen? die vielleicht nach seiner Geographie, hinter Grönland unter der nordlichen Himmelsachse in ewigem Schnee und Eise begraben liegen? Nirgends als in Frankreich giebt es Sitten, und folglich auch nur Künste und Wissenschaften. In ganz Wälschland und Deutschland ist keine Lebensart, kein angenehmer Umgang: warum? ohne Zweifel, weil keine Gelehrsamkeit, keine freyen Künste daselbst im Schwange gehen.

Unsere Leser sehen es von sich selbst ein, wie verwegen es ist, von Völkern und Ländern zu urtheilen, die man niemals gesehen, und auf ihrer guten Seite, das ist bey Höfen und an den vornehmsten Einwohnern großer Städte kennen gelernet. Hätte doch der Verfasser den turinischen und sicilianischen, ja nur den parmesanischen und modenesischen Hof kennen gelernet; hätte er doch nur den römischen und toscanischen, den meyländischen, venetianischen und genuesischen Adel gesehen: hätte er doch in Deutschland den kaiserlichen, dresdnischen, berlinischen und hannöverischen Hof; hätte er doch so viel chur- und fürstliche Höfe, nebst so vielen großen Städten kennen gelernet: was gilts, er würde von der Rusticité Tudesque nicht nach seinen schweizerischen Landesleuten, darunter es doch gewiß auch sehr artige Berner und Baseler giebt, geurtheilet haben.

Nun

Nun fängt er an zu moraliſiren: Ach wie ſchön wäre es unter uns zu leben! ruft er: wenn das äuſſerliche Bezeigen allemal das Bild der innern Gemüthsart wäre; wenn der Wohlſtand Tugend wäre, wenn unſre Lehrſprüche uns zu Regeln dienten; wenn die wahre Weltweisheit vom Namen eines Philoſophen unzertrennlich wäre. Allein ſo viel Eigenſchaften wohnen ſelten beyſammen; und die Tugend zieht nicht oft in ſo groſſem Gepränge einher. Der Pracht im Putze kann einen reichen Mann, und ſeine Zierlichkeit einen Menſchen von gutem Geſchmacke anzeigen: der geſunde und ſtarke Menſch aber erhellet aus andern Merkmaalen. Unter dem bäuriſchen Habite eines Ackermannes, nicht unter den Goldſtücken eines Höflinges, findet man die Kraft und Dauerhaftigkeit des Leibes. Der Tugend, welche die Stärke der Seelen iſt, iſt der Putz eben ſo fremde. Der rechtſchaffene Mann iſt ein Kämpfer, der am liebſten nackend ſtreitet. Er verachtet alle die ſchlechten Zierrathe, welche den Gebrauch ſeiner Kräfte hindern würden; und die nur meiſtentheils erfunden worden, eine Misgeſtalt zu verbergen.

Hier ſehen wir einen Fechterſtreich der falſchen Beredſamkeit; die rechts und links ausſchweifet, um den Leſern ein Blendwerk vorzumachen. Denn geſetzt, das alles wäre wahr: was folget daraus wider die Wiſſenſchaften? Sind vielleicht da, wo keine Wiſſenſchaften geblühet, auch keine falſche Tugenden, keine verſteckte Laſter geweſen? Hat man in Ninive und Ekbatana, in Babylon und Perſepolis, keinen

keinen Pracht getrieben, und keine Laster gesehen? Oder sind etwan in den Zeiten, da Griechenland selbst noch roh und wilde war, keine Räuber und Mörder gewesen? Warum hätten denn Herkules und Theseus sie ausrotten müssen? Warum hätten Orpheus und Amphion die Menschen von dieser Wildigkeit abzulenken gesucht? Doch vieleicht haben diese sehr übel gethan, daß sie die alten Räuber und Mörder durch die schädliche Poesie, Musik und andere Künste um ihre natürliche Freyheit gebracht; darinn doch die einzige Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts besteht? Wer kann sich hier des Lachens enthalten?

„ Ehe die Kunst unser Bezeigen gebessert, und „unsre Leidenschaften eine zierliche Sprache gelehret „hatte, waren unsre Sitten bäurisch, aber natür„lich; und die Verschiedenheit des Verfahrens mel„dete sogleich den Unterschied der Gemüthsarten an. „Im Grunde war zwar die menschliche Natur nichts „besser; allein man fand doch seine Sicherheit bes„ser, weil es so leicht war, einander auszuforschen: „und dieser Vortheil, dessen Werth wir nicht mehr „kennen, ersparete uns viele Laster.

Ob das wahr ist, was der Verfasser hier sagt, muß man aus den Geschichten sehen. Es muß sich gleich zeigen, ob zu der Zeit, als noch keine Wissenschaften und freye Künste waren, alle Leute unverstellt und ehrlich gewesen. Nun gehe man doch z. E. dreyhundert Jahre zurück, ins XVte Jahrhundert, da gewiß alle unsre heutige Gelehrsamkeit noch nicht einmal in der Wiege lag. Man lese

z. E.

z. E. den Reinike Fuchs, der um diese Zeiten gemachet worden. Wie viel List und Betrug übet dieser Schalk nicht aus; die uns auch der Poet so geschickt beschreibt, als ob er itzo bey dem hellen Lichte der Wissenschaften lebte. Man gehe noch ein paar Jahrhunderte weiter in Deutschland zurück, in die Zeiten da Freydank gelebet, und der Renner geschrieben worden. Was für Bosheiten finden wir nicht von den damaligen Menschen beschrieben, die doch noch ohne alle Künste und Wissenschaften lebten? Ja ich gehe selbst in die Zeiten des trojanischen Krieges; wo schon ein Ulysses, ohn alle Hülfe der Musen, ein schlauer Gast war; oder gar in die Zeit der Argonauten, wo schon eine gottlose Medea ihren eigenen Vater betrügen und bestehlen half. Was sind nun die rohen Menschen besser, als die gesitteten? Und wie wenig ist der Verfasser im Stande, seinen Satz gründlich zu behaupten.

Es ist freylich wahr, daß wir darum noch nicht behaupten können, daß die Wissenschaften die Menschen tugendhafter gemachet hätten. Man muß billig seyn, und weder eins, noch das andere behaupten. Aber auch die verstellte Tugend, auch die höfliche Lebensart, und ungezwungene Artigkeit der Sitten machet den Umgang angenehm, und die Welt zu einem beliebtern Aufenthalte; als die vormalige Grobheit, Rauhigkeit und Ungezogenheit. Ist es nicht weit erträglicher, in einer Stadt zu leben, wo zwar mancher mein Freund nicht ist; aber mir doch nicht gleich Grobheiten ins Gesicht saget, viel weniger mir zwischen die Ohren schlägt; als in einem lan-

lande, wo man mich gleich bey den Haaren ergreift, und wo an statt der Complimenten das Faustrecht im Schwange geht? Irren wir uns in diesem Stücke, so wünschen wir dem Verfasser einmal selbst die Erfahrung davon zu haben.

Es ist also umsonst, wenn sich derselbe bemühet zu zeigen, daß vormals Aegypten, die älteste Schule der Welt, aus welcher **Sesostris** gezogen war, die Welt zu erobern, nach Erfindung der Wissenschaften und Künste, eine Beute der Perser, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken geworden. Es ist umsonst, wenn er anführet, daß Griechenland, welches vormals von Helden bewohnet worden, die zweymal Asien, einmal vor Troja, und einmal auf ihrem eigenen Boden, bezwungen; sogleich nach Erfindung der Wissenschaften unter das macedonische Joch, hernach unter das römische, und endlich unter das türkische gerathen. Es ist umsonst, daß er sagt, Rom, welches von Hirten gebauet, und von Ackersleuten berühmt gemachet worden, sey um die Zeiten des **Ennius** und Terenz umgeschlagen; nach den Catullen, Oviden, Martialen und andern unflätigen Schriftstellern aber, eine Schaubühne der Laster, ein Schandfleck aller Völker, und ein Raub der Barbarn geworden. Denn was beweist alles dieses?

Besteht irgend die menschliche Glückseligkeit im Erobern; das ist, im Rauben und Morden, im Würgen und Brennen? Oder ist das die wahre Tugend, die ein Weltbezwinger ausübt, welcher der ruhigen Unschuld das ihrige nimmt, und sie in

seine Fessel schlägt? Und wäre Aegypten vielleicht unter einheimischen Königen, die das arme Volk zum Bauen unnützer Pyramiden zwangen, glückseliger gewesen; als unter persischen, griechischen und römischen Beherrschern? die ihnen doch gewiß weder ihre Künste und Wissenschaften, noch die andern Güter raubten, dadurch das menschliche Leben angenehm und glücklich ist? War denn Athen in seinen vielen bürgerlichen Zwistigkeiten glücklicher, als es unter den Macedoniern und Römern war, die ihm gar seine Freyheit wieder gaben? Denn auf den äußerlichen Schein wollen wir nicht sehen, den es etwa in den Geschichten haben würde, wenn es etwan hieße: Athen hat ganz Griechenland unter sich gebracht, Asien und Aegypten, Sicilien und Italien besieget! Dieses würde gewiß mehr Herrschsucht, Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit und Wuth, das ist mehr Laster, als Tugenden bey den Athenienser voraussetzen; ja nach bezwungenen Ländern würde es wiederum mehr Unterdrückungen und Plünderungen der Besiegten, mehr Geiz und Wollust, mehr Schwelgerey und Ueppigkeit in der siegenden Hauptstadt nach sich ziehen.

Die Scheintugend also, die der Redner an dem alten bäurischen Rom rühmet, welches sich ganz Wälschland, Sicilien, Sardinien und Africa, ja Spanien, Gallien und Griechenland unterwarf, war eben nichts anders, als ein Schwarm von Lastern; der nichts als eine neue Brut von andern Lastern nach sich zog, welche endlich Rom zu Grunde richteten. Weit gefehlt also, daß die Künste eines

Terenz und Ennius Rom gestürzet; oder die Philosophie eines Cicerons, Seneca und Antonins es verderbet hätten: so gieng Rom durch die Schwelgerey unter, die auch vormals das persische Reich schon gefället hatte; welches doch von keinen Künsten und Wissenschaften etwas wußte. Der Verfasser macht also seinen Lesern ein beständiges Blendwerk; und wir müssen uns in der That wundern, wie die Akademie der schönen Wissenschaften zu Dijon einen so sophistischen Redner, immermehr durch die Ertheilung eines Preises, hat krönen mögen.

Von Constantinopel und China gilt eben das. Es ist wahr, die griechischen Kaiser und alten Chineser waren wollüstig und lasterhaft geworden. Vielleicht hat auch das ganze Volk allmählich weichlicher und verderbter zu leben angefangen. Die Türken und Tartern eroberten also beydes. Aber hatten denn die Künste und Wissenschaften Schuld an der Verderbniß? Oder waren die Türken und Tartern durch ihre Unwissenheit tugendhaftere Leute geworden? Nein, die wenige Gelehrsamkeit des griechischen Hofes war ja längst vor Ankunft der Türken verfallen: denn die Wollüste der Höfe vertragen sich insgemein sehr schlecht damit. Und die Eroberer bestraften nur eine Art der Laster, mit einer andern Art derselben: die Wollust durch Ungerechtigkeit, die Weichlichkeit durch Tyranney. Was beweiset nun dieses alles? Nichts mehr, als daß die Wissenschaften sich wider ein Heer von etlichen 100000 Mann gewaffneter Barbaren nicht schützen können. Aber ist denn davon die Frage gewesen?

„die Veränderung einer rauhen und einfältigen Spra-
„che, in eine angenehme, zierliche und wohlklingende,
„vor die Urſache der Schmeicheley, und verwieſenen
„Redlichkeit halten ſollen?„ Worte ſind ohne Zwei-
fel Zeichen der Sache. Dieſe müſſen alſo eher da ſeyn,
als jene. Und alſo folget zwar, daß, da die guten ein-
fältigen Sitten verdorben, und die Leute falſch und
Schmeichler geworden ſind, ſie auch zierliche und ſchö-
ne Worte haben brauchen müſſen, ſich zu erklären.
Aber es läßet ſich nicht wohl umkehren, wo man nicht
den Vorſatz hat, ſich lächerlich zu machen. Denn um
der ſchön, rein, angenehm, weichlich klingenden Worte
willen wird niemand arges oder falſches denken. Der
Verfaſſer giebt zwar den Rath, man ſolle nur einer Ge-
ſellſchaft Nieder-Sächſiſcher Bauren beywohnen,
und einmal acht geben, wie aufrichtig und ungefälſcht
ſie mit einander umgiengen; woran die edle Einfalt der
Plattdeutſchen Sprache Urſache wäre. Wir laſ-
ſen einem jeden gern dieſen erbaulichen Umgang, glau-
ben aber, daß man Dummheit und Einfalt, wobey
doch zuweilen Tücke und Bosheit ſeyn können, von der
Aufrichtigkeit und Höflichkeit abſondern müſſe. Jene
fällt in einer Bauer-Schenke ſehr in die Augen; von
dieſer iſt oft wenig zu ſehen. Indeſſen wäre es ſehr gut,
daß niemand, der plattdeutſch redet, falſch wäre.

Der dritte Vortheil der Plattdeutſchen Sprache iſt die Reinigkeit, welche Herr Aepin derſelben um ſo viel weniger beyzulegen Bedenken träget, weil die Meißner davon ſo ſtark abgewichen ſind, daß man glauben ſollte, es wären nicht Nachkommen der tapfern Deutſchen, ſondern vielmehr ſchwache Weibsbilder; ſonderlich wenn jemand von Natur

Diesen Geschichten nun setzet der Verfasser die kleine Zahl derjenigen Völker entgegen, die bey ihrer Unwissenheit, sich selbst durch Tugenden glücklich gemachet, und andern zum Exempel gedienet haben. Hier erwählet er die alten Perser, die Scythen, die alten Deutschen, davon ein Xenophon, ein Herodot, ein Tacitus, uns solche reizende Beschreibungen gemachet. Rom selbst sieht er, in den Zeiten seiner ersten Grobheit, für ein so tugendhaftes Volk an; da es doch nur aus Räubern entstanden, und durch lauter Gewalt und Unterdrücken seiner Nachbarn groß wurde. Endlich kömmt er auf die Schweizer selbst, doch ohne sie zu nennen; wenn er sie eine bäurische Nation nennet, die wegen ihrer Herzhaftigkeit so berühmt ist, die kein Unglück niederschlagen, und deren Treue kein böses Exempel hätte verderben können.

Nun wissen wir doch, was der Verfasser für glückliche Völker hält. Wir wollen uns an die letztern halten, welche wir besser kennen, als die alten Perser. Es ist wahr, die ersten Schweizer waren tapfer, als sie sich gegen die Tyranney harter Landvögte auflehneten, und sich von einem schweren Joche frey machten. Heut zu Tage behaupten sie diesen Ruhm nur durch die Söldner, die sie für baar Geld in fremde Dienste geben, weil sie sie zu Hause nicht ernähren können. Wie glücklich es sich aber in ihrem Lande lebe, woraus so viele tausende jährlich ausgehen, um americanische Colonien abzugeben, bey Kummer und Krankheiten über eine weite See nach Pensilvanien zu schwimmen, und daselbst

noch

noch vor Jammer und Noth zu sterben: das lassen wir einen jeden beurtheilen. Diese Wirkung der so gepriesenen Freyheit und Unschuld der Sitten, machet uns gewiß einen schlechten Begriff von der großen Glückseligkeit, die zwischen den Alpen wohnet.

Er beruft sich auch auf Sparta, welches durch seine Unwissenheit eben so berühmt, als durch seine Tugend geworden; aber auch gewiß nicht durch die Gelehrsamkeit, sondern durch die Einführung des Goldes und Silbers zu Grunde gegangen. Aber er vergißt, daß der Stifter dieser Republik, Lykurgus, die Werke Homers dahin gebracht, und zu lesen befohlen, ja zugleich ein Paar lebendige Dichter und Tonkünstler gebrauchet, die Sitten der Spartaner etwas milder zu machen. So falsch ist es, wenn er vorgiebt, sie hätten alle Wissenschaften und Gelehrten aus ihren Mauren verjaget.

Das Exempel des Sokrates, der sich nur seiner Unwissenheit rühmte, und doch weiser und tugendhafter lebte, als andere, beweist auch nichts. Wir wissen es besser, daß er vom Anaxagoras und Archelaus die Weltweisheit, ja auch von andern die Meß- Dicht- Rede- und Singekunst gelernet; und alles gewußt, was andere zu seiner Zeit wußten. Ja Sokrates selbst behauptete, die Tugend sey eine Wissenschaft des Guten und Bösen. Wie hätte er denn die Wissenschaften und Künste mit den pralerhaften Sophisten in eine Classe werfen können?

Cato in Rom widerrieth die blendende Schwatzhaftigkeit eines Karneades; aber er selbst war gelehrt. Fabricius war ein Held; aber kein Gelehrter;

ter; doch zu seiner Zeit wußte Rom noch von keinen Ueppigkeiten der Griechen und Asiater. Allein wer brachte diese nach Italien? Waren es die Gelehrten, oder die unersättlichen Sieger, die alle Schätze des Erdbodens in Rom zusammenschleppten? Die Tapferkeit hat also Rom reich, wollüstig und weibisch gemacht; nicht aber die Wissenschaft. Mit den neuern Zeiten geht es eben so. Die Schätze aus America haben die europäischen Sitten verderbet; nicht aber die Wissenschaften. Nächstens kommen wir auf den II Theil der Rede.

* *

II.

Fortsetzung und Beschluß

der im Anfange des vorigen Stückes befindlichen akademischen Vorlesung.

Durchl. Königlicher Churprinz,
gnädigster Herr,

Durchl. Königliche Churprinzessinn,
gnädigste Frau,

Ich muß noch eine Betrachtung hinzusetzen, diesen meinen Lehrsatz zu bestätigen. Ich nehme dieselbe von den Absichten der theatralischen Vorstellungen her. Das Trauerspiel sonderlich, soll, nach der Lehre des tiefsinnigen Weltweisen, der uns die Regeln desselben vorgeschrieben hat, dazu dienen, daß es die Leidenschaften der Menschen rei-

reinige; das iſt beſſere, und zu einem guten Zwecke lenke. Deswegen müſſen eben Schrecken und Mitleiden in der Tragödie herrſchen; das erſte zwar, bey den Unglücksfällen der Großen, die ſehr weit über das gemeine Schickſal der Menſchen erhaben zu ſeyn ſcheinen; das letzte aber, bey dem Leiden der Unſchuldigen, und dem Elende der unterdrückten Tugend. Wie reiniget aber ſolches die Leidenſchaften? Das erſte dämpfet den Stolz und die Ehrbegierde der Zuſchauer; indem ſie ſehen, daß auch der höchſte Stand der Menſchen vor dem Unglücke nicht verſichert; daß auch Krone und Zepter noch den Zufällen des menſchlichen Lebens unterworfen bleiben. Das andre hergegen heilet die Ungeduld und die Verzweifelung: wenn man ſieht, daß ſchon andre vormals, bey aller ihrer Tugend, dennoch viel Ungemaches haben erdulden müſſen; daß die Unſchuld ſchon ehemals gedrücket worden, aber dennoch ſtandhaft geblieben: obgleich ihre Hülfe nicht ſogar augenſcheinlich vorhanden geweſen. So wird nun die Seele der Zuſchauer, auch durch die leidende Tugend erbauet, und theils in gegenwärtigen Uebeln kräftig geſtärket, theils zu Erduldung der künftigen gewaffnet.

Im bürgerlichen Leben, welches die Komödie zu ihrem Gegenſtande hat, geht es eben ſo. Wenn hier manchmal ein Hinterliſtiger einen Vorzug vor der Redlichkeit erhält; wenn bisweilen ein ſchlauer Betrüger eine Zeit lang über die Unſchuld triumphiret: ſo dienet dieſes den Zuſchauern zu einer heilſamen Warnung. Ja wird auch die Tugend ſelbſt,

wegen gewiſſer Schwachheiten und kleiner Thorheiten, die ſie an ſich hat, manchmal lächerlich: ſo lernen andre ſich vor ſolchen Fehlern hüten, und dem gerechten Tadel ihrer Mitbürger entgehen. Da nun ſolche menſchliche Schwachheiten und kleine Gebrechen, auch ſelbſt in der unſchuldigen Lebensart der Schäfer, ſtatt haben: ſo kann es zwar auch in Paſtorellen oder Schäferſtücken geſchehen, daß dieſe bisweilen beſtrafet werden. Zuweilen aber können ſie auch wohl ungeſtrafet durchkommen; gerade ſo wie es in der Welt zu gehen pflegt: und beydes kann den Zuſchauern, zu Reinigung ihrer Leidenſchaften dienen.

Mit dieſer meiner Theorie, ſtimmen die großen Meiſter in der Kunſt, die das griechiſche und römiſche Alterthum hervorgebracht hat, in ihren theatraliſchen Stücken, vollkommen überein. Wir finden freylich Schauſpiele von ihnen, wo wirklich die Laſter beſtrafet, und die Tugenden belohnet werden. Ein ſtolzer **Oedipus** wird wegen der begangenen Schandthaten unglücklich, ſticht ſich ſelbſt die Augen aus, und verbannet ſich vom thebaniſchen Throne. Eine untreue und meuchelmörderiſche **Klytemneſtra** wird wegen des am **Agamemnon** begangenen Mordes, nebſt ihrem Ehebrecher **Aegiſthus**, von der Rächerhand des **Oreſtes** hingerichtet; die gequälte **Elektra** hingegen, aus ihrer langen Sclaverey glücklich befreyet. Aber auch eine unſchuldige **Antigone** beym Sophokles, auch ein junger **Aſtyanax** beym Seneca, müſſen, um ihrer Väter Schulden halber, umkommen.

men. Auch die armſelige Hekuba muß, um ihres unartigen Sohnes Paris willen, Gefangenſchaft und Elend leiden.

Die neuern Tragödienſchreiber, die ſich vor andern hervorgethan haben, ſind eben dieſen Muſtern gefolget. In des Marquefen Maffei Merope wird freylich der Tyrann Poliphont beſtrafet: die Königinn mit ihrem Prinzen aber, ihrer Unſchuld wegen, belohnet und glücklich gemacht. Auch im Demetrius des Abts Metaſtaſio, wird ſowohl Cleonice als Demetrius glücklich; ſo wie beyde es verdienen: ihr Gegentheil aber, der herrſchbegierige Olinth, um ſeines Neides halber, theils durch die mislungenen Wünſche ſelbſt, theils durch die empfundene Reue, gezüchtiget. Allein hingegen leidet auch Pompejus beym Corneille den ſchmählichen Tod, den er durch ſeine patriotiſche Liebe zur Freyheit gar nicht verſchuldet hatte. Ein ſiegender Horaz begeht ſeinen Schweſtermord ungeſtraft: und ſogar der Tod vom Vater der Chimene, bleibt am Roderich ungerächet. Im Racine müſſen Titus und Berenice das zärteſte Liebesband brechen; und mit ihrer Leidenſchaft ein Opfer des römiſchen Staates werden, der den Königsnamen auf ſeinem Throne nicht leiden kann. Ja, wird gleich die neidiſche Eriphyle in der Iphigenia beſtrafet; dieſe unſchuldige Prinzeſſinn aber vom Tode befreyet, ſo erhält doch weder ſie, noch ihr gequältes Aeltern-paar einigen Lohn für die ausgeſtandene Angſt und Quaal. Und was könnte man endlich nicht

von einem christlichen Märtyrer **Polyeukt**, von einer im sterbenden **Cato**, unbelohnt bleibenden **Portia**, u. a. m. sagen? Kurz, es giebt bey den tragischen Dichtern, eben so viele Beyspiele von einem als vom andern Falle, da Tugend und Laster bald belohnet werden, bald unvergolten bleiben.

Ich könnte noch weiter gehen, und selbst aus der einen Hauptregel der theatralischen Dichtkunst, eben dieses erhärten, oder doch wenigstens bestätigen. Es gebeuth dieselbe, daß man in dramatischen Gedichten keine langwierige Geschichte, vielweniger ganze Lebensläufe der Menschen; sondern nur einzelne Handlungen derselben vorstellen soll. Ist nun dieses, so kann es sich unmöglich treffen, daß alle böse, und alle gute Handlungen, gleich auf frischer That, Lohn und Strafe erhalten. Diese erfodern oft viele Wochen, Monden und Jahre, ehe sie zu ihrer Zeitigung gelangen können. Tugenden und Laster sind freylich der Samen des Glücks und Unglücks der Menschen; die aber erst, nach Verlauf einiger Zeit, davon eingeärntet werden. Wie unbillig wäre doch der Ackersmann oder Gärtner, der gleich an dem Tage der Aussaat die Früchte derselben fodern wollte! Noch weit unbilliger würde es seyn, die Belohnungen und Strafen der Handlungen, augenblicklich, nach kaum vollbrachter That, zu begehren. Ein gutes Schauspiel nämlich erlaubet höchstens nur eine Geschichte von 12, oder 15 Stunden, im kurzen vorzustellen: die göttliche Gerechtigkeit aber geht, in Handhabung ihrer Gerichte, den Weg der Natur.

Die-

Diese brauchet zu allen ihren Werken eine gewisse Zeit: und was ist also klärer, als daß auch der Dichter sie, so, wie sie wirket, nachahmen; das heißt, Tugenden und Laster nicht gleich auf frischer That, als vergolten vorstellen müsse?

Käme es endlich auch darauf an, daß ich meine Gründe durch die Zeugnisse großer Männer behaupten sollte: so würde es mir leicht seyn, sie damit zu verstärken. Ich würde mich auf den größten Lehrer aller Poeten, den Aristoteles; ich würde mich auf seine Ausleger, und andre eben so ernsthafte Scribenten berufen. Doch Zeit, Ort und Gelegenheit verbiethen mir solches. Ich berufe mich also nur auf die scharfsinnigen Verfasser des Zuschauers: die vollkommen meiner Meynung zugethan gewesen. Es würde unbillig seyn, wenn ich ihre Gründe mir zueignen wollte: da ihre Schriften in aller Händen sind; und meinen Diebstahl an tausend Orten verrathen würden.

Ich lasse also einem jeden was ihm gehöret, und merke nur an, daß sie im XL. Stücke des I. Bandes der englischen, oder auch deutschen Ausgabe, ausführlich von dieser vermeynten **poetischen Gerechtigkeit** gehandelt haben. Sie nennen aber die Regel: daß man die Tugend durchgehends als belohnt, und das Laster als bestrafet vorstellen müsse, **einen lächerlichen Lehrsatz der heutigen Kritik.** Sie wissen es nicht, wer diese Regel zuerst festgesetzet; bezeigen aber, daß sie weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in den Mustern der Alten einigen Grund habe. Sie führen

ren aus dem **Ariſtoteles** an: daß diejenigen Trauerſpiele, welche unglücklich ablaufen, in den tragiſchen Wettſtreiten der Dichter, allemal den Preis davon getragen, weil ſie dem Volke am beſten gefallen; und ſetzen mit vieler Einſicht hinzu: **Schrecken und Mitleiden laſſen eine ſo anmuthige Beängſtigung im Gemüthe zurück, und ſtürzen die Zuhörer in ſolch ein ernſthaftes Nachdenken, welches weit dauerhafter und vergnügender iſt, als ein kleines und flüchtiges Auffahren einer Freude oder Beluſtigung.** Sie führen auch endlich eine gute Anzahl der beſten engliſchen Schauſpiele, als den **Verweyſeten**, das erhaltene **Venedig**, **Alexandern den Großen**, den **Theodoſius**, alles aus Liebe, den **Oedipus**, den **Oroonoko**, den **Othello**, und den König **Lear** an; welche alle bloß darum den größten Beyfall erhalten haben: weil die Dichter von der obgedachten eingebildeten **poetiſchen Gerechtigkeit** entweder nichts gewußt; oder ſie doch mit gutem Bedachte nicht beobachtet haben.

Im 548ſten St. des VII. Bandes kommen noch einige Zuſätze zu dieſer Lehre vor. Man bemerket: daß kein Menſch ganz ohne Fehler ſey, und daß auch der vollkommenſte noch Laſter genug an ſich habe, ſich Strafen auf den Hals zu ziehen; und die Vorſehung, bey allem Elende, was ihn betreffen kann, außer aller Schuld zu ſetzen. Dieſes lehre nun die Zuſchauer, die Tugend der Menſchen niemals nach ihrem Glücke abzumeſſen.

Im

Im ganzen Alterthume sey kein Held so hoch über alle menschliche Schwachheiten erhaben, den man nicht in einem Trauerspiele, mit sehr guter Wahrscheinlichkeit, könnte in Unglück und Elend fallen lassen. Der Dichter würde noch allemal einige herrschende Leidenschaften oder Unbesonnenheiten in seinem Charakter entdecken; und sie auf solche Art zeigen können, daß die Götter bey allen seinen Widerwärtigkeiten dennoch unsträflich bleiben könnten. Denn, wie Horaz schon angemerket, es sey kein Mensch ohne Fehler und Gebrechen; und der sey der beste, der die kleinsten an sich habe.

Endlich beruft man sich auch auf das Beyspiel der epischen Dichter. Homer und Virgil haben gewiß diese poetische Gerechtigkeit nicht beobachtet. Achill ist lasterhaft, und doch gelingt ihm seine Rache an Hektor. Die Aeneis ist voll unschuldiger und doch unglücklicher Personen. Nisus und Eurialus, Lausus und Pallas erleben lauter Unglück. Ja der Dichter bemerket so gar, daß vor Troja auch Ripheus, der Gerechteste von allen Trojanern, gefallen sey; und daß Pantheus, weder durch seine Gottesfurcht, noch durch die heiligen Kränze des Apollo, dessen Priester er war, erhalten werden können:

Cadit et Ripheus, justissimus unus,
Qui fuit in terris, et servantissimus æqui:
Dis aliter visum est! Nec te tua plurima, Pantheu!
Labentem pietas, nec Apollinis infula texit.

Aen. L. II.

oder Gewohnheit eine zarte und schwache Aussprache hat. Will man nach dem Beweise fragen, so ist es dieser, daß man fast in allen Worten ein gar nicht männliches Gezisch nach Art der Franzosen hören lasse, und also das männliche Wesen der deutschen Sprache gantz unterdrücke, nachdem man sich so stark auf das Französische geleget, dahingegen in dem Platideutschen wenig s, z, ß, und tz, zu hören sey. Also klünge es z. E. weit herzhafter und reiner, wenn Syrach spricht: **Jet as ein Mynsk, wat dy vörset is, un fret nich tho seer**; als wenn es heißet: **Iß als ein Mensch, was dir fürgesetzt ist, und friß nicht zu sehr**; und **wenn se twölf schwarte Katten int Water schmeten**, so gienge es viel reiner zu, als **wenn sie zwölf schwarze Katzen ins Wasser schmissen.** Unsere Gedanken gehen kürzlich dahin, daß wir glauben, der Verfasser habe in seinen Collectaneen ein Blatt übergeschlagen; denn wir gar nicht sehen können, was der Gebrauch der sausenden und zischenden Buchstaben mit der Reinigkeit, (denn so wird man doch das lateinische Wort, puritas, wohl verdeutschen müssen) zu thun habe? Was ist in s und z weibisches? und was in **Tügen** reines, in **Zeugen** unreines? Oder reden die Nieder-Sächsischen Weiber männlich, wenn sie so sprechen? Wenn hier die Frage vom Wohlklange wäre, so wollten wir noch eher seinen Ohren zutrauen, daß sie denselben in dem S nicht fändē; wiewohl auch davon sich noch vieles sagen liesse: Aber die Reinigkeit wird dadurch nicht Noth leiden. Eben so wenig, als durch das **Pf**, welches die Meißner an statt des Nieder-Sächsischen P gebrauchen, in **Apfel, Pfeifen, Pful**, vor **Appel, Pypen, Pohl**, u. s. w.

Den

Was also diesen großen Dichtern nicht zum Fehler gemachet worden, das könne ja unmöglich den dramatischen Dichtern, als ein Laster angerechnet werden: und es sey also gar nicht nothwendig, in Schauspielen allemal Lohn und Strafen nach Verdienste auszutheilen.

Man darf auch nicht denken, daß dergestalt Tugend und Laster mit einander vermischet werden würden. Nein, jene behält noch allemal unzählige Vorzüge vor dieser. Die natürliche Empfindung der Billigkeit und Unbilligkeit redet in der Brust der Zuschauer allemal der Tugend das Wort. Auch die verdammte, auch die gemarterte Unschuld behält in unparteyischen Augen allemal unendliche Vorzüge. Auch das triumphirende Laster wird jedem Zuschauer verhaßt, und zum Gräuel. Es wohnt Gott Lob! in den Herzen aller Menschen ein billiger Richter, der auch an fremdem Leiden, wenn es nur unverschuldet ist, ungehäuchelt Antheil nimmt. Man lasse nur einem weisen **Seneca**, auf **Nerons** Befehl, die Adern öffnen! Keine Seele, und wenn sie gleich in der Brust eines Mörders und Seeräubers wohnete, ist so barbarisch, die Partey der Gerechtigkeit zu verlassen, und einem Tyrannen Recht zu geben. Man lasse nur einen tugendhaften **Sokrates** den Giftbächer trinken, den athenienſischen Rath aber ungestraft bleiben! Seine Unschuld verliert gar nichts dabey: denn es ist niemand vorhanden, der nicht lieber mit ihm unschuldig und großmüthig sterben; als mit seinen ungerechten Richtern in Schimpf und

Schan-

Schande leben wollte. So groß, so unüberwindlich ist die Macht der Tugend! Auch im Unglücke, auch im Elende und Tode, erwirbt sie sich Beyfall und Hochachtung. Ich sage noch zu wenig! Sehr oft hat das Unglück selbst, ihr weit mehr Anhänger erworben, als das Glück: so wie auch gegentheils das Laster, in den Augen der Menschen oft nur desto abscheulicher wird, je mehr ein blindes Glück solches mit allen zeitlichen Vortheilen überhäufet.

Eure Königl. Hoheiten sind viel zu tief in die Geheimnisse der Musen eingedrungen, als daß ich Ursache hätte, mich noch länger bey dieser Materie aufzuhalten. Dero Einsicht in die Kunstregeln der theatralischen Werke, und Dero Kenntniß der besten Muster derselben, ersetzen die Mängel meiner Ausführung aufs allervollkommenste. Habe ich also, theils aus dem Wesen der Dichtkunst, theils aus den Absichten und Regeln der theatralischen Poesie, theils aus den Meisterstücken der größten Dichter alter und neuer Zeiten, noch nicht sattsam erwiesen, was ich beweisen wollen: so darf ich mich nur auf Dero eindringende Scharfsinnigkeit verlassen. Diese sieht bey jedem Gegenstande weit mehr, als man ihr sagen kann; und ist gewohnt, den Schein von der Wahrheit aufs glücklichste zu unterscheiden: ja, was noch mehr ist, sie vermag durch ihren Beyfall, auch mäßigen Gründen ein größeres Gewicht zu geben.

Dieser so huldreichen und gnädigen Gesinnung, der unsre ganze hohe Schule, und ich insonderheit, schon so viel zu danken haben, überlasse ich diese

geringe Abhandlung zur unparteyischen Beurtheilung; und dieses zwar um desto mehr, je vortheilhaftere Schicksale sich die deutsche **Thalia**, von der gnädigsten Aufmerksamkeit eines so erhabenen und erleuchteten Paares, als **Eure Königliche Hoheiten** sind, versprechen kann. Wird sie sich in dieser Zuversicht nicht irren: so werden künftig unsre Landesleute, wie in andern schönen Wissenschaften, also auch in dieser Art der freyen Künste den Ausländern gar nicht mehr weichen dörfen. Und wie groß wird alsdann nicht der Ruhm seyn, den alle künftige Zeiten, den großmüthigen Beschirmern, der bisher so verachteten, der von den meisten hohen Häuptern so verlassenen deutschen Bühne, dermaleinst dankbarlichst widmen werden!

III.

Beschluß nach gehaltener Vorlesung.

ODE.

Darf ich, wie mir die Pflicht befohlen,
Die treusten Wünsche wiederholen;
Wozu **Dein erstes Segenspfand,**
Durchlauchtes Paar! mich jüngst verband:
So laß der schwachen Muse Singen,
Die Ehrfurcht, Dank und Freude regt,
Zu hulderfüllten Ohren dringen,
Die sonst ein Lied zu locken pflegt

Mit

Mit unaussprechlichem Vergnügen,
Vernahm man jüngst des Himmels Fügen;
Als Sachsen, schon ins dritte Jahr,
In heißen Seufzern brünstig war.
O weise Vorsicht! laß dich rühren!
So drang sein Flehn vor Gottes Thron:
Ach! laß dich endlich gnädig spüren,
Und gib dem Churprinz einen Sohn!

Der Himmel hört das treue Meißen:
Er hört auch mich, den längst aus Preußen,
Die Schickung, so die Welt regiert,
Ins edle Sachsenland geführt.
Es tönt die Post in aller Ohren:
Und was empfand man da für Lust!
Dir, Sachsen, ist ein Prinz gebohren,
Ein kleiner Friederich August.

O! daß ich Dich doch selber schaute,
Du junger Zweig von Sachsens Raute,
Davon der Stamm, zum Heil der Welt,
Noch stets die alte Kraft behält.
O! sollt ich nah die Lust ermessen,
Womit die Mutter dich umfängt:
Und wie des Vaters Aug indessen,
Mit sanften Blicken an dir hängt.

Gesegnet sey die süße Stunde!
Da er mit lächelndholdem Munde,
Dich, der Du ja sein Labsal bist,
Erbethner Prinz! zuerst geküßt.

Schreibt, Musen! dieß in Marmorblätter:
Jedoch die Zeit frißt Stal und Stein;
Nur Bücher trotzen Zeit und Wetter;
In Büchern laßt es ewig seyn!

Wachs, zarter Prinz! an Geist und Gaben,
So wie wir jüngst gewünschet haben:
Wachs in der Vorsicht Gnadenschooß,
Und werd an Glück und Ehren groß.
Werd auch an sanfter Musenliebe,
Wie unser theurer Churprinz, reich:
Und an erhabnem Weisheitstriebe
Der sächsischen Minerva gleich.

Ich seh, ich sehe schon von weiten,
Die seligen, die güldnen Zeiten,
Da Dich, was uns bisher entzückt,
Ihr hohes Beyspiel, zu uns schickt.
Des alten Musentempels Mauren
Verjüngen sich durch Deine Kraft;
So wird er, trotz dem Erdball, dauren!
Das wirkt Dein Trieb zur Wissenschaft.

Ihr Tage! die ihr dieß erblicket,
Seyd stolz auf Den, der euch beglücket;
Und preiset mit vergnügter Brust,
Den Dritten Friederich August.
Zwar mich wird man viel ehr begraben:
Doch denkt, wenn solches nun geschehn;
Daß heute, mit Prophetengaben,
Ein Dichter dieß voraus gesehn.

IV.

Hiſtoire des Celtes & particulierement des Gaules & des Germains, depuis le Tems fabuleux, jusqu'à la Priſe de Rome par les Gaulois, par Mr. Simon Pelloutier, T. II. à la Haye, chez Beauregard. 1750. 8.

Die gute Aufnahme des I. Bandes von dieſem gelehrten und gründlichen Werke, hat den Herrn Verfaſſer bewogen, wiewohl erſt nach Verlauf voller zehn Jahre, auch den II. Band davon zu liefern. Dieſer betrifft nun hauptſächlich die Religion der Celten; ſonderlich den dogmatiſchen Puncten derſelben. Hiervon hat er nun alles geſammlet, was bey den Alten tüchtiges anzutreffen iſt; ſich aber auch enthalten, Muthmaßungen ohne Grund zu machen. Er hat übrigens in dieſem Bande hin und wieder etwas verbeſſert, das im I. Bande nicht richtig genung abgehandelt worden: wie denn auch hier ein Verzeichniß verſchiedener Druckfehler deſſelben vorkömmt.

Dieſer II. Band hält erſtlich das III. Buch der Hiſtorie der Celten, ſodann aber eine Abhandlung von den Galatern in ſich. Das erſte liefert im I. Hauptſtücke eine Einleitung zu dem übrigen. So wichtig es iſt, die Religion der Celten recht zu kennen, ſo ſchwer iſt ſolches, theils wegen der gar alten Zeiten darinn ſie geblühet; theils weil die Druiden ſie ſo geheim gehalten. Indeſſen betraf dieſe

Heimlichhaltung nur die Phyſiologie und Magik. Die Druiden aber hatten auch eine öffentliche Lehre. Wenn nur gleich unter den Neuern, theils **Stephanus Forcatulus**, theils **Philip Cluver**, theils **Elias Schedius**, theils der P. **Leſcalopier**, theils noch ein Ungenannter, von dieſer Materie geſchrieben: ſo hat doch keiner von ihnen die wahre celtiſche Religion gekannt. Einige Proben machen die Sache klar.

Der erſte z. E. dichtet in ſeinem Buche de imperio & Philoſophia Gallorum, das 1562 herausgekommen, einen galliſchen König **Saron**, der um Iſaaks Zeiten gelebet haben ſoll, und macht einen ganzen Roman von ihm, troz dem Amadis. Er findet Toulouſe im Homer, und zwar im Worte Ἰοώσας, currens. u. d. m. Uebrigene bauet er ganz auf den falſchen Beroſus, des Annius von Viterbo. **Cluver**, in ſeiner Germania antiqua, die 1631 erſchienen, iſt ſchon viel geſcheider. Allein eine ſeltene Sucht einiger Gelehrten, das Chriſtenthum überall zu finden, hatte auch ihn angeſteckt. Nicht nur den wahren Gott und die Schöpfung der Welt; nein, auch die Dreyeinigkeit müſſen die Celten, lange vor ihrer Offenbarung gewußt haben. Und welches war denn dieſe Dreyeinigkeit? Die Sonne, der Mond, und das Feuer: und das hält er für ſo klar, daß er es für überflüßig hält, viel Beweiſe davon zu geben *. **Schedius** iſt ihm indeſſen in dieſem Vorurtheile gefol-

* Priſcos Germanos unum verum Deum in Trinitate coluiſſe, ſub Solis, Lunæ & Ignis nominibus - - - ſed plu-

ra

folget, und hat ſo gar den Hayn Mamre in Deutſchland angetroffen. Sein Buch de Diis Germanis das 1648 zu Amſt. herausgekommen, enthält übrigens viel Beleſenheit in ſich: doch da ers als ein junger Menſch, vor ſeinem 27ſten Jahre geſchrieben; ſo fehlt es ihm oft an der Urtheilskraft. Zudem iſt es auch nach ſeinem Tode erſt ans Licht geſtellet, und alſo hat er die letzte Hand nicht daran legen können. P. Leſcalopiers Abh. de Natura Deorum iſt vollends ſehr kurz, und enthält nichts neues: außer, daß er nach dem Exempel ſeiner Vorgänger, auch die Jungfrau, die da gebähren ſollte, bey den Galliern, und zwar über hundert Jahre vor Chriſti Geburt, bey Chartres gefunden haben will. Endlich iſt auch die Religion des Gaulois, die 1727. zu Paris herausgekommen, nicht durchgehends auf dem rechten Wege, wie Hr. Pelloutier in der Bibliotheque Germanique gewieſen hat.

In dieſem Werke liefert der Herr Verfaſſer 1) die Hauptlehrſätze der Celtiſchen Religion, von Gott, ſeinen Vollkommenheiten, dem Urſprunge der Welt, den Pflichten des Menſchen, und ſeinem Zuſtande nach dieſem Leben; 2) ſtellet er den äuſſerlichen Gottesdienſt der Celten vor, und handelt alſo von den Druiden, den heiligen Zeiten und Oertern, den Opfern, Ceremonien u. d. m. 3) Geht er zu ihrem Aberglauben, Zaubereyen und Wahrſagereyen: in welchen ſie durch den Zweykampf,

ra argumenta conſectari in re tam manifeſta, tam lucida & clara, moleſtum fuerit lectoribus; proinde finem facio. Germ. anti. p. 202.

das Loos, den Vogelflug, die Eingeweide der Opfer, den Blitz, und durch die Feuer- und Waſſerprobe das Künftige zu erforſchen glaubten. Endlich 4) giebt er eine kurzgefaßte Geſchichte der Berühmteſten ſcythiſchen und celtiſchen Philoſophen: des **Orpheus**, **Zamolxis**, **Abaris**, **Toxaris**, **Anacharſis**, und **Dicenäus**: worauf er durch eine Anmerkung über die Art und Weiſe, wie die Celten das Chriſtenthum angenommen, den Schluß machet.

Das II. Hauptſtück zeiget, daß alle celtiſche Völker das Daſeyn eines Gottes erkannt. Dieſes Zeugniß haben allen Scythen und Celten die Griechen gegeben, ob ſie ſelbige gleich Barbarn nannten. **Maximus** der Tyrier, und **Aelian**, ſprechen ſie von dem Schandflecke der Gottesleugnung frey: obgleich **Strabo** die Einwohner Galliciens, derſelben beſchuldigen will. Doch er thut es nur auf andrer Zeugniß; ſtößt es auch dadurch wieder um, daß er an einem andern Orte den Luſitaniern, dazu auch Gallicien gehörte, viel Erfahrung im Wahrſagen beylegt. **Juſtin** aber ſagt ausdrücklich, ein gewiſſer Berg in Gallicien, ſey nicht geackert worden, weil er einer Gottheit heilig geweſen. Mit eben ſo wenigem Grunde beſchuldiget **Cicero** die Gallier, daß ſie keine Religion hätten. Der Verfaſſer unterſuchet ſeine Gründe in der Rede für den Fontejus, ſehr ausführlich, und beantwortet ſie gründlich.

Er zeiget ferner aus dem **Cäſar**, **Livius**, **Plinius** und **Solinus**, daß ſie dem Dienſte ihrer Göt-

ter

ter sehr ergeben gewesen. **Dionysius von Halikarnas** aber sagt auch, daß sie von der alten Art desselben niemals abzubringen gewesen. Da aber ihre Meynungen von Gott und seinem Dienste ganz anders, als der übrigen Völker ihre waren: so sagt **Lucan**:

Solis nosse Deos & cœli numina vobis,
Aut solis nescire datum.

In den ältesten Zeiten aber hatten die Griechen ihre vornehmsten Ceremonien von den Thraciern gelernet, z. E. die Eleusinischen, die **Eumolp**, ein Thracier, nach **Lucians** Zeugnisse nach Athen gebracht. Daher hieß auf griechisch Θρησκευειν, Gott dienen, d. i. gleichsam thracisch handeln. Wie **Plutarch** bezeuget, so hat **Orpheus** der Thracier die Griechen die Geheimnisse zuerst gelehret, und den Gottesdienst Θρησκευειν genennet: quia Thracium inventum erat. T. II. p. 205. Indessen geschah es freylich, wenn die Scythen und Celten andre Völker bezwangen, daß sie alle andere Religionen ausrotteten. Einem scythischen Könige **Skyles** kostete es das Leben, als er an der Verehrung des **Bachus** Theil genommen hatte: und **Anacharsis** ward hart gestrafet, als er griechische Ceremonien unter den Scythen hatte einführen wollen.

Im III. Hauptstücke wird gezeiget, daß die Celten einen richtigen Begriff von Gott und seinen Vollkommenheiten gehabt. Ob sie die Vielgötterey geglaubet, wird weiter unten vorkommen: aber sie glaubten Götter, die reine Geister, ewig und unveränderlich, unkörperlich und unsichtbar waren.

Den vierdten Vorzug der Sächſiſchen Sprache machet die klare, deutliche und angenehme Ausſprache, worüber man ſich bey Anhörung der Oberdeutſchen mit gröſſerm Rechte beſchweret. Zum Zeugniß führet er einige Verſe aus des Laurenbergs Scherzgedichten, und eine Stelle aus einem unpartheyiſchen Poeten, nemlich dem Hugo von Trimberg, einem Franken, an, welche beym Morhof im Unterricht von der Deutſchen Sprache zu leſen ſind. Dieſer letztere ſagt nemlich: die Schwaben ſpalteten ihre Wörter; die Franken falteten ſie; von den Bayern würden ſie zuzerret; von den Döringern aufgeſperret; von den Sachſen unterzücket; von den Rheinländern unterdrücket; von den Wetterauern gewürget; von den Meißnern wohl ausgeſchürget; Egerland, Steyermark, Oſterland und Kärnthen, ſchwenkte, lenkte, ſchrenkte und ſenkte die Worte. Scherpius, fährt er fort, hätte die ſchlechte Ausſprache der Meißner wohl angemerkt, da ſie an ſtatt Haupt, Zauberer, Gott, Jahr, ſprächen: Heebt, Zeeberer, Jodt, Gahr. Der Verfaſſer ſetzet hinzu, niemand könne in Meißen B und P. D und T. in der Ausſprache unterſcheiden. Dieſes könnten auch die neuern, ſo gar wenn ſie Lateiniſch ſchrieben, nicht aus einander ſetzen. Allein es ſind ganz unterſchiedene Fragen, ob dieſer Fehler nur einigen, oder auch vielen Redenden anklebe; eine andere, ob die Sprache an ſich ihn nothwendig mache? Die letztere wird dem Verfaſſer mit Grunde zu bejahen, ſchwer werden.

Endlich beſtehet der fünfte Vorzug der Platt-Deutſchen Sprache vor der Meißniſchen in der Ernſthaftigkeit, Männlichkeit, Zierlichkeit

Sie eigneten ihnen eine Allwiſſenheit, Allmacht, und eine unwandelbare Gerechtigkeit zu: zogen aber auch aus dieſen Lehrſätzen die gehörigen Folgen: I. Man müſſe die Götter nicht unter ſichtbarer Geſtalt vorſtellen. Dieß bezeuget Tacitus von den Deutſchen. II. Es ſey gotteslästerlich, ſich männliche und weibliche Götter einzubilden; oder ihre Geburts- und Hochzeittage zu feyern. III. Daß man fälſchlich vorgegeben, ſie hätten den Jupiter, Mars, Apollo, und andre Götter der Griechen und Römer angebethet; wie Herodot thut, wenn er von den Scythen redet, und vorgiebt, ſie hätten die Veſta, den Apollo und Neptun angebethet. Allein ihre Veſta war das Feuer, ihr Apollo die Sonne, und ihr Neptun das Waſſer. Dieſe ſichtbaren Theile der Natur verehrten ſie freylich, nicht als Gottheiten, ſondern als den Siß gewiſſer geiſtlicher Weſen. So dachten die Griechen nicht. Cäſar ſagt: die Gallier hätten den Mercur, Apollo, Mars, Jupiter, und die Minerva angebethet: da doch Cicero, wenige Jahre zuvor, von ihnen geſagt hatte; ſie wären den Göttern und Religionen aller andern Völker zuwider. Wie hätte auch Lucan, nach ihm, die obigen Worte ſagen können? Cäſar hat alſo hierinn, wie in vielen andern Stücken geirret. Sein fere muß ihm alſo aushelfen; und vieleicht haben einige überwundne, um den Römern zu ſchmäucheln, ihm ſolches weiß gemachet. Wie ſtimmt auch das überein, daß die Gallier den vermeynten Mercur zum Urheber des menſchlichen Geſchlechtes gemachet, und Jupiter nur über den Himmel herrſchen ſollen?

Im

Im IV. Hauptſtücke wird gezeiget, daß die Celten die Elemente, und alle ſichtbare Theile der Welt verehret. Dieſer Dienſt iſt nun unter Scythen, Perſern, Türken, Galliern, Britten, Deutſchen, alten Griechen und Sarmatern im Schwange geweſen. Indeſſen ſahen ſie dieſe Dinge nicht für Götter, ſondern nur für Bilder der Gottheit an; und glaubten, dieſes wären die natürlichen Sitze und Tempel der Gottheit, welche ſie anbetheten. Daraus zogen ſie nun die Folgen: 1.) Man müſſe der Gottheit keine Tempel bauen. 2.) Der Menſch könne von ſeinem Schickſale zum voraus belehret werden. 3.) Man könne durch Hülfe derjenigen Gottheit, die in den körperlichen Dingen wohnete, außerordentliche Dinge wirken. 4.) Alles was durch die Geſetze der Natur geſchähe, ſey das Werk Gottes zu nennen.

Im V. Hauptſtücke wird erwieſen, daß die Celten einen oberſten Gott erkannt. Dieſen nannten ſie den einzigen Gott, betheten aber zugleich eine Menge geringerer Götter an. Doch hat man die Zahl ihrer Gottheiten ohne Noth vermehret, wenn man geglaubt, daß an jedem Orte, wo ein Gottesdienſt geſchah, ein beſonderer Gott angebethet worden. Z. E. Wer in einen Wald gieng, der dem Theut geweihet war, der ſagte er gienge zum Theut. Der Gott Penius, auf den Alpen, hatte den Namen von Pinne, oder Spitze, davon das apenninische Gebirge ſo heißt. Der Apollo Gryneus, dem die Möſier opferten, war nur die grüne Sonne, die nämlich in einem immer grünen Walde ver-

verehret ward. u. ſ. w. wie Servius bey der Virgiliſchen Stelle Eccl. VI. v. 72:

Hic tibi Grynæi nemoris dicatur origo
Nequis ſit lucus quo ſe plus jactet Apollo.

Endlich haben die Celten auch nicht zwo entgegen geſetzte Gottheiten, eine gute und böſe geglaubet; wie Hackenberg in Germ. med. ſich eingebildet, wenn er den Gott Alcis aus dem Tacitus unrecht verſtanden.

Im VI. Hauptſt. wird gezeiget, daß die Celten ihren höchſten Gott Theut, oder Tis, genennet, wovon der Griechen Ζευς, Διος, Ζευς, Θεος, und der Lateiner Deus, der Spanier und Gallier Teutates, u. ſ. w. hergekommen. Alles dieſes beweiſet der Verfaſſer ſehr gut. Er zeiget ferner, warum die meiſten Alten dieſen Theut für den Mercur gehalten; andre ihn für den Saturn angeſehen; andre ihn für den Jupiter genommen. Dieſer Theut iſt nun für den höchſten Gott, den Schöpfer der Welt, der Götter und der Menſchen gehalten worden. Einige haben gar geglaubt, daß man die Erde dadurch verſtanden. Man hielt ihn für die Seele der Welt, oder für den Donnergott: wiewohl einige dieſes Amt einem untern Gotte zueigneten. In dieſem Capitel herrſchet eine groſſe Beleſenheit.

Im VII. wird aus der Einſtimmung aller Alten gezeiget, daß die celtiſchen Völker den Mars angebethet; daß aber dieſer mit dem Mercur der Celten einerley Gott geweſen; und woher es gekommen, daß man zwo verſchiedene Gottheiten daraus

ge-

gemachet. Eigentlich haben sie den Odin, oder Wodan, durch diesen Krigsgott verstanden; dem sie die Kriegsgefangenen geopfert. So sagte Regner Lodbrock, König der Dänen, seine Soldaten zur Schlacht anzufrischen: Bald werden wir in des großen Odins Pallast gehen, um daselbst aus den Hirnschalen unsrer Feinde Bier zu trinken. Auch die Edda sagt, daß alle die im Kriege blieben, zum Odin nach Valhalla kämen. Aber dieser Wodan, und Gott, oder Theut, war im Grunde einerley.

Im VIII. handelt der Hr. Verfasser von den Gottheiten, welche die Celten in die Elemente gesetzet. Die Erde war, nächst dem höchsten Gotte, die wichtigste. Daher feyerten sie ihr Fest, sowohl in Scythien, als klein Asien. Die scythische Diana zu Ephesus, war die Erde. Die Thracier dienten der Göttinn Opis, das ist gleichfals der Erde. Die taurische Diana war auch nichts anders; imgleichen hatte die scythische einen Tempel nahe bey Rom; man diente ihr auch zu Lacedämon. Endlich folgen die Spuren vom Dienste der Erden unter den Galliern.

Im IX. Hauptst. kömmt der Dienst der Brunnen, Seen, Flüsse und des Meeres, nebst dem Grunde desselben, und seiner Beschaffenheit unter den Galliern und Franken. Ferner folget im X. die Verehrung des Feuers und der Erde unter den Celten: nebst seiner Beschaffenheit und seinen Gründen.

Im

Im XI. handelt er von der Verehrung der Celten gegen die Luft und Winde, und giebt den Grund davon an. Im XII. von der Verehrung der Sonne; im XIII. von der Verehrung des Mondes; im XIV. von der Verehrung der Seelen der Helden, ſonderlich des Herkules. Hier will der Herr Verfaſſer durch den Herkules Ogmius der Gallier, auch den höchſten Gott verſtehen. Im XV. wird vom Celtiſchen Bachus, vom thraciſchen Sabacius, und vom Dienſte des Cotis (Gott Tis) gehandelt.

Im XVI. kommen die ausländiſchen Götter der Celten vor; als Priapus, Caſtor, und Pollux, Minerva, Iſis, Venus Urania, und die Indigeten der Celten. Im XVII. folgen die andern Lehrſätze der celtiſchen Religion. Sie glaubten eine Art der Schöpfung und die Unvergänglichkeit der Welt, doch ſo, daß Feuer und Waſſer einmal überhand nehmen würden. Sie glaubten eine Vorſehung, und ſetzten die Pflichten des Menſchen in folgende drey Stücke: 1) Man muß den Göttern dienen, 2) nichts Böſes thun, 3) ſich der Tapferkeit befleißigen. Sie hatten auch den Begriff von einem durch die Sünde beleidigten Gott, den man aber durch Menſchenopfer verſöhnen könne. Im XVIII. endlich kömmt ihre Lehre von der Seelen Unſterblichkeit. Dieſe war bey ihnen viel älter als bey den Griechen. Sie haben die Seelenwanderung nicht geglaubet; ſondern Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben angenommen, ja auch die Auferſtehung geglaubet: welches ſie denn tap-

ser gemachet. Ihren Himmel und ihre Hölle setzten sie in die Insel Britannien. Niemand kam ins Paradies, als wer eines gewaltthätigen Todes starb. Wer vor Alter und Krankheit starb, kam in die Hölle. Im ewigen Leben sollte man sich schlagen können, ohne verwundet zu werden, Bier trinken, und Speck von einem wilden Schweine essen, welches immer ganz blieb.

Soweit geht das gelehrte Buch des Herrn Pelloutier; nun folgt der Anhang, oder die Abhandlung des, von der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris 1742 aufgegebenen Satzes von den Galatern, der den Preis derselben erhalten hat. Darinn wird gefraget, wer die Völker gewesen, so sich unter dem Namen der Galater in klein Asien gesetzet? wann sie dahin gezogen? Wie groß das Land gewesen, so sie bewohnet? Ihre Sitten, Sprache, Regierungsart, und wann sie aufgehöret eigene Fürsten zu haben, und einen ununterwürfigen Staat auszumachen. Alle diese Stücke sind trefflich ausgeführet. Diese Galater sind Deutsche gewesen, die gegen Mittag der Donau, und also in dem heutigen Oesterreich und Bayern gewohnet hatten. Aber wir können uns dabey nicht aufhalten. Die Franzosen schmäucheln sich also umsonst, daß sie aus ihrem Lande gekommen wären. Ihre Sprache hat gleichfalls mit der heutigen Deutschen die größte Verwandschaft gehabt, welches mit einem großen Register von Wörtern erwiesen wird.

Wir wünschen nichts mehr, als daß unsre Zeit, die so fruchtbar an Uebersetzungen ist, uns doch auch eine gute Verdeutschung dieses Werkes ehestens liefern möge. V.

V.

Die beschwerliche Ueberwindung der Vorurtheile.

Ein Gedicht eines vornehmen preußischen Kriegesbedienten,

H. E. Frh. v. S.

und Ehrengliedes der Kön. deutschen Gesellsch. zu Königsberg.

Von Einfaltseifer voll, macht dort der Ammen Mund,
Kobold u. Hinselmann, dem armen Säugling kund;
Wie der Gespenster Heer des Nachts am Kirchhof schwirret,
Und der Verdammten Geist in leeren Häusern irret.
Wie, wann ein Kater mauzt, und dort ein Uhu heult,
Gewiß der Parzen Schnitt den Lebensfaden theilt;
Wie durch die Traurigkeit, bey Pferden und bey Hunden,
Man schon den Todesspruch des kranken Herrn gefunden;
Fällt eine Ratze nur auf dieses Schlafgemach,
So seufzt ein alter Knecht sein thränend nasses Ach.
Warum? die Vorsicht hat den Thieren aufgetragen,
Das letzte pereat den Menschen anzusagen.
Scharfsichtig ist ihr Aug, durchdringend ihr Geruch,
Kein blinder Jüngling merkt den giftigen Betrug,
Und läßt bey reifer Zeit und bey erwachsnen Jahren,
Kaum das erzählte Bild vom grauen Popanz fahren.
Er fährt im Winter auch durch manchen starren Wald,
Sieht im gefrornen Ast des Belials Gestalt,
Der rasselnd trotzig lärmt, meraftge Dünste zündet,
Worinn er Geister sucht, vergrabne Freunde findet,
Der Schatten, den geschwärzt, beym hellen Mondenschein,
Dort eine Eiche wirft, muß ein Gespenste seyn.
Und wird er in der Nacht unachtsam kläglich pfeifen,
So muß der Teufel gleich ihm in die Haare greifen.

Das

Das dunkle Lustrevier der schwarzen Mitternacht,
Hat zwischen zwölf und eins schon manchem Furcht gebracht,
Warum? des Satans Macht ist nur in diesen Stunden
Zum Affenspiel geschickt, von Ketten losgebunden.
Werft auf die Hexerey ein aufgeklärt Gesicht,
Ich glaub es ohne Schwur, nach Endor reis ich nicht!
Ein Wunder ist genug, wir sehen allenthalben
Von Eseln Schweine ziehn, und eine Stute kalben;
Daß, wann der Bienen Bruth ein scheinscher Imser lockt,
Sie ihrem Herrn entflieht, bey fremden Körben stockt.
Sollt nicht ein Lästermaul bey der Erzählung schweigen?
Sphinx macht die Pferde lahm, kann jede Kuh versiegen.
Ist euch die Brust beschwert, fragt jene Kräuterfrau,
Sie kennt der Wurzeln Kraft, und jedes Gift genau,
Kein Doctor sollt dir so der Pillen Wirkung zählen,
Als dich ein Zauberring, Alp und Beschwörung quälen.
Ein Alp, dem jede Nacht verneute Kräfte giebt,
Der dich recht sehnlich drückt, der dich recht pressend liebt,
Dieß alles sehen wir, mit abergläubschen Augen,
Wer weis der Fehler Zahl, die wir von Müttern saugen?
Es ist um Mitternacht, drum schaudert mir die Haut;
Was Wunder, daß mir auch vor bösen Geistern graut?
Doch nein, kein läppisch Bild hat je mein Herz erschrecket,
Weil schon des Vaters Witz mir Fackeln angesteckt;
Der durch der Schatten Flor mich öfters hingeschickt,
Wo sonst der Katzen Blick den armen Schöps berückt;
Die immer Teufel sehn, und auf Erscheinung halten,
Die mögen immerhin mit Angst die Hände falten.
Ich fürchte einen Herrn, der dieses Rund erschuff,
Doch keines Belzebubs und Leviathans Ruff.
Wie glücklich wär die Welt, wär bey den Vorurtheilen,
Von Teufeln und Gespenst, kein Mangel mehr zu heilen.
Allein, kein Schulregent spricht griechisch und latein,
Es kann kein Baur, kein Rath, kein Stand, kein Orden seyn,
Der nicht im wilden Meer unnebelter Begriffe,
Durchs Ruder des Gebrauchs, voll Vorurtheile schiffe.
Was in der Jugend uns die Einbildung vertraut,
Zwingt sich in das Gehirn, in zarter Nerven Haut,

Der

Der Eindruck preſſet ſich in ewige Geſtalten:
Das, was der Jüngling denkt, wird auch der Greis behalten.
Im Tode bethet er noch jene Götter an,
Die ihm des Lehrers Bild am erſten kund gethan.

Wie ſchwerlich läßt ein Türk den eingepfropften Glauben,
Des Alkorans Geſetz, ſich aus dem Buſen rauben!
Ein falſcher Iſaſchar aus der beſchnittnen Welt,
Hat noch ſein Urim ſich am Kreuze vorgeſtellt:
Und jeden Glaubenspunct, ſo läppiſch er auch ſcheinet,
Hat oft die Todesnacht mit der Vernunft vereinet.
Vom ſtolzen China her, bis dort zum Tagusſtrand,
Regiert ein Vorurtheil, das uns die Augen band.
Die Römer werden ſtets auf den Calvinus fluchen,
Und jeder muß ſein Heil in ſeiner Lehre ſuchen.
Ein Muſelmann ſtirbt ſtolz, weil ihn die Houris reizt,
Und frech ein Epikur, weil er nach Wolluſt geizt.
Ein Mennoniſt wird kühn ſich durch die Schatten ſchwingen;
Ins tauſendjährge Reich ein armer Schwärmer dringen:
Weil er mit dem Begriff, den ſeine Jugend nährt,
Auch wieder in das Land der ewgen Welten fährt.

Ein Denkmaal, das die Zeit vermooßter Tugend ſehet,
Wenn ſie der Aeltern Werth in ihren Kindern ſchätzet,
Des grauen Adels VON, der ſechzehn Ahnen Schild,
Hat oft ein blödes Aug mit Vorurtheil erfüllt;
Der Anherrn Tapferkeit den Enkeln zuzuſchreiben,
Die Bauren ähnlich ſind, und gerne Bauren bleiben.
Fiel der vermorſchte Bau der Ehrentempel ein,
So würde manches Von auch nicht mehr edel ſeyn.
Die auf der Helme Roſt, und auf erfochtne Fahnen,
Auf Vorrecht und Geburt, und ungezählte Ahnen,
Und nicht auf eigne Kraft, am meiſten trotzig ſind,
Die macht der Titel groß: den Reſt verweht ein Wind.

Die ihr durch Schweiß und Blut, wenn ihr den Feind bezwungen,
Ein blutig Siegspanier, voll edler Glut errungen;
Die ihr den Leuen gleich den ſtolzen Feind bekämpft,
Der ſeines Gegners lacht, und lachend Rieſen dämpft;

Ihr

Ihr Götter alter Zeit, wie könnt ihrs wohl verlangen,
Daß eure Kinder noch mit eurem Vorzug prangen;
Der Erbe, den der Ruf erhabner Thaten kränkt,
Der euch im Grabe schimpft, und wie ein Schneider denkt.
Auf, deutsche Helden, auf! du unverletzter Adel!
Zeig selber deinen Werth, so bist du frey vom Tadel.
Es übersteigt dein Lob beschnitzter Ahnen Pracht,
Du seyst der Nachwelt groß, nur durch dich selbst gemacht.
Erspare dir den Trieb, ins Heiligthum zu dringen,
Das Fama Helden baut; du hast ja selber Schwingen:
Die schöne Wissenschaft verbind dem Heldenmuth,
Daß einst ein Segensruf auf deinen Gräbern ruht.
Es wohlt der Mütter Stand gar oft in den Geschlechtern,
Und draus entsteht der Reiz von rein vermählten Töchtern;
Ein Wohlstand, der allein auf Deutschlands Fluren ist,
Weil Frankreich seinen Glanz nicht durch die Mütter mißt.
Damit ein Herzogthum sich nicht zu Grunde richte,
Vermählet sich sein Herr mit eines Pachters Nichte.
Und England hätt gewiß mehr Bettler hergezählt,
Hätt sich ein Mylord nie fein bürgerlich vermählt.
Nur Deutschland will allein in seinen magern Triften,
Den Göttern ähnlich seyn, Geschlechtsregister stiften.
Da, wo die Clerisey noch reiche Klöster hat,
Und wo sie fürstlich wird, ein Bischof als Prälat;
Da kann der Adel noch, durch seine sechzehn Ahnen,
Der Hungersnoth entgehn, den Weg zum Reichthum bahnen.
Doch wo ein Protestant erst secularisirt,
Da wird durch diesen Stolz die Gurgel zugeschnürt.
Ist Caspar mehr als Rath, wann er gleich tausend Thaler
Für diese Würde giebt, durchs Vorurtheil der Praler?
Der Herr von Bernegroß kauft Ahnen aufs Papier,
Sich Titel, Band und Stern, und bleibt ein dummes Thier.
So will der Mode Zwang durch Nebel oft berücken.
Wir sehn der Alten Tracht mit furchterlichen Blicken;
Wann sich ein Enkel gleich der heutgen Kleider schämt;
Wann er sich anders schmückt, und anders sich verbrämt.
So scheint Musik und Tanz, das Vorurtheil der Zeiten,
In einer Folgezeit, mit Wechsel zu begleiten.

und Schönheit. Wenn nun der Verfaſſer hiebey urtheilet, es ſey unrecht dieſe Eigenſchaften gar zu leugnen, weil ſie nicht vermehret und verbeſſert würden, und es ſey alſo genug, wenn ſie nur bey einem und dem andern, der ſchön Plattdeutſch redet, anzutreffen wären: ſo kan ihm dieſes auf gewiſſe Weiſe zur Antwort dienen, auf dasjenige, ſo er bey dem vorhergehenden Vorzuge erwehnet hat. Dieſem ſetzet er noch zum Uberfluß, als eine Vortrefflichkeit bey, daß ein Oberſachſe, wenn er auch 20 Jahre Plattdeutſch lernte, doch weder im Reden noch Schreiben ganz ohne Tadel ſeyn würde. Wenn dem ſo iſt, ſo zeiget dieſes wohl die Schwierigkeiten der Mundart an, allein die Schönheit wird niemand daraus wahrnehmen. Dieſe Gedanken ſchlieſſet endlich der Verfaſſer mit einem herzinnigen Seufzer über die **Verachtung der Nieder-Sächſiſchen Sprache**, die doch auch eine Gabe Gottes wäre.

Wenn nun aber auch die Niederſächſiſche Sprache alle dieſe Vorzüge nicht hätte, die ſie doch wirklich hat, ſo wären ſeiner Meynung nach annoch genug Urſachen vorhanden, welche die **Plattdeutſchen** von der Einführung der **Meißniſchen Sprache** abhalten ſollten. Denn, ſagt er, die einfältigen und gemeinen Leute verſtünden ſie nicht recht; was ſollten ſich alſo dieſe wohl vor Troſt, Hülfe, und Beyſtand aus den Unterredungen, in Angſt, Betrübniß und Gefahr verſprechen können? Gewiß, es ſey zu beſorgen, daß die Kranken in ſchlechten Umſtänden dahin ſterben würde, wenn man ſich des Meißniſchen ferner ſtark bedienete. Ja auch die geſunden Leute wären ihres Seelen-Heils nicht gänzlich verſichert. Denn da der gemeine Mann des Platt-Deutſchen gewohnet wäre, und die

Meiß-

Der Pöbel, der bisher noch immer hölzern denkt,
Und dem der Sinne Fluz ein schweres Wurfblei senkt,
Der borgte keinen Schmuck von einem Pernaner,
Und setzt die Affenwelt ins Reich der Indianer.
Sieht Salzburg einen Mann, an welchem Hals und Kopf
Nach hiesgem Schnitte sind, doch ohne Schwulst und Kropf:
So macht er sich ein Kreuz, dankt für gesunde Glieder;
Und wir verlachen hier die armen Kröpfe wieder.
Wann dort die finstre Nacht den armen Hans verschlägt,
Und sich sein müder Leib auf einen Karren legt,
Der ein verstorbnes Pferd zu seiner Ruhe führet,
Wie wird die Nachbarschaft durch diesen Schimpf gerühret?
Hans kann nicht ehrlich seyn! Bey dieser klugen Zeit
Nimmt uns ein Zufall oft, Brod, Glück und Ehrlichkeit.
Wie wird ein Büttel nicht, wann er Geschöpfe schlachtet,
Von aller Redlichkeit verbannet und verachtet;
Wann gleich der Fleischer Zunft, und eines Gerbers Faust,
Weit ärger mit der Haut und mit den Knochen haust.
Rom sah, wie Engelland, durch ruhige Gesichter,
Die Hand des Henkers an, für ein Gefolg der Richter.
Minerva, wann du noch dem Adel günstig bist,
Der dich oft zärtlich liebt, und oft inbrünstig küßt;
Zerstreue doch den Wahn, als wann auf Wissenschaften
Dampf, Schwefel, Pest und Gift getäuschter Dünste haften.
Ein Edelmann, Latein? Nein der, wer griechisch denkt,
Hat schon der Ahnen Kraft ins tiefe Meer versenkt.
Wer mathematisch liest, muß den Magisterkragen,
Für Degen, Helm und Sporn, und große Wapen tragen.
So bringt die Unvernunft den Adel in die Hoh,
Und manches Junkers Kopf lernt kaum das A B C:
Nichts wissen dienet oft zu jener Größe Zeichen,
Wohin kein Cicero und kein Eugen kann reichen.
Wer einen Spanjer sieht, der stellt sich Brillen vor,
Den Franzen schildert uns ein medscher Larven Thor,
Und wer in England wohnt, der muß wohl Bischof trinken,
So wie die Gallier sich stets die Wangen schminken.
Wen Neapolis ernährt, muß falsch und tückisch seyn,
Wie die Kosakenwelt borstbärig wie ein Schwein.

So

So sieht ein Vorurtheil, auch in den Nationen,
Den eingesognen Duft der jüngern Jahre frohnen:
Als wann ein jeder Theil der ausgeputzten Welt,
Nicht Leute vieler Art und Neigung aufgestellt.
Nein! die Garonne lügt, und Corsen sind Rebellen;
Ein Wälscher muß mit Witz den dummen Deutschen prellen.
Der, wem ein rothes Haar den Kopf mit Funken flammt,
Ist durch der Weiber Spruch, falsch, tückisch und verdammt:
Sein Auge tödtet schon, er kömmt ins Reich der Füchse,
Wie in der Pferdewelt der gelbe Brand der Füchse.
Argwöhnisch muß man seyn, wenn Zufall, Zeit und Schluß,
Uns gar der heutgen Welt recht modisch färben muß.
Hat irgendwo ein Gaul kein Zeichen an der Stirne,
Nicht einen weißen Fuß, kein platt und lang Gehirne:
O! so verschwindet er, eh noch ein Jahr vergeht;
Weil kein einfarbig Thier in unserm Stalle steht.
Wie? wann der magre Feind an unsre Thüren pochet,
Und schon das letzte Blut in Brust und Adern kochet,
Der Wundarzt selbst verzagt, den Abschied prophezeiht,
Wie graut dem Kranken nicht vor jener Ewigkeit?
Ein Todesurtheil wirkt bey jedem Furcht und Zittern,
Wie bey dem Wetterstral der Bauren Herzen schüttern.
Ein Zufall, den wir ja von Jugend auf gewußt.
Ein Weiser stirbt bereit, mit Zuversicht, mit Lust;
Ein Christ weis ohnedas, was ihm das Glück beschieden,
Er sieht sein Paradies, und fährt hinab im Frieden.
Nur Jugend, die den Tod den schwarzen Alten heißt,
Erfüllt mit Todesangst auch den gesetzten Geist.
Ein Vourtheil, das wir vielleicht nicht ehr begraben,
Bis wir verwesel sind, nicht mehr zu sterben haben.
Ein Britte, der da stolz durch Wasserwogen fährt,
Und Millionen schifft, so oft er sie begehrt,
Reißt uns voll Eifersucht ins Reich der heißen Zonen,
Nach Mecha, Tranquebar, und wo die Moren wohnen.
Durch Schätze hebt er sich, auf Reichthum thut er groß,
Sein Mylords-Titel ist von keinem Nachdruck bloß.
Frey ist er: denn kein Fürst kann ihn als Knecht verkaufen:
Gold giebt ihm Indostan, wornach selbst Fursten laufen.

Von edlem Geiz gerührt, schwingt er mit Wunderkraft,
Sich großen Herren gleich, durch seine Kaufmannschaft.
Wir Deutschen aber sind von adlicherm Geblüte,
Wo wenig Thaler sind beym redlichen Gemüthe,
Wo nur der Juden Schaar die Dürftigen versorgt,
Ein Bürger Krämer ist, und handelt, wuchert, borgt.
Großsprechend prahlen wir, mit Ahnen und mit Schildern,
Wer sieht nicht Vorurtheil in den verstockten Bildern?
Die Künste gehn nach Brod, so bald sie Fürsten fliehn:
Aus klugen Köpfen sollt man billig Künstler ziehn,
Des Vaters Handwerk muß der arme Sohn ergreifen,
Und spielte der den Bock, so muß das Knäbchen pfeifen:
Wann gleich die Brust beklemmt, oft Ton und Hauch versagt,
Und selbst die kluge Welt die dumme Wahl beklagt.
Die, mehr als bürgerlich, zu Waffen auserzogen,
Sind kaum den Künstlern hold, dem Schwerte nur gewogen.
Wenn gleich das Herze zagt, spricht doch des Vaters Zorn:
Geh! schlag dich zum Eugen, hier hast du Helm und Sporn!
Ein solcher Junker wär zum Handwerk ehr gebohren,
Als dort im Martiskampf zum Helden auserkohren:
Und würde, statt er nun des Adels Schandfleck ist,
Vielleicht ein Jubilier und guter Organist.
Ich sehe noch das Haupt, das ein Geweih bekränzet,
Das trotzig in dem Reich gedrungner Hörner glänzet,
Das zwar ein schönes Weib, doch auch viel Schwäger hat,
Und aus Akteons Gunst ein groß Certificat.
Schnell scheint es jedes Kind verächtlich auszupfeifen,
Mistrauisch muß es sich an seine Stirne greifen.
Als läge Ruhm und Ehr an einer Frauen Blick,
An ihrer Gegengunst des armen Mannes Glück:
Doch muß er sich ein Feld, das sie verspielt, erkaufen,
Und sich, aus Vorurtheil, mit ihrem Liebling raufen.
Ein Fremdling, den das Glück aus seinem Lande hetzt,
Ein armer Schweizer seufzt, in fremde Luft versetzt:
Er wünscht, die Seinigen im Vaterland zu sehen,
Die oft aus Dürftigkeit, aus Hunger nackend gehen;
Grabt, ruft er, mein Gebein in meiner Väter Gruft!
Wie giftig scheint ihm nicht die ungewohnte Luft!

Ein Vorurtheil vergräbt auch in der Bruſt der Muſen,
Den Trieb zum Vaterland, ein Heimweh in den Buſen.
Jrato, hat er gleich noch nie den Feind erblickt,
Und nie ſein ſtarkes Schwert mit ſchwachem Arm gezückt,
Will doch den matten Schimpf am witzgen Feinde rächen,
Und läßt ſich ſeinen Hals recht heldenmäßig brechen;
Und zwingt bey kleiner Schmach, dem tapfern Gegenſtand,
Bey ungleich klügrer Fauſt, die Waffen in die Hand.
Ein lahmer Renommiſt, der oft recht dunkel ſiehet,
Des Sieges ungewiß, voll Rach und Eifer glühet,
Gebiert, indem er nur geübtern Feinden droht,
Sich ſtatt der Gnugthuung, nur Schmerzen, Schimpf u. Tod.
Straft Frankreich den Duell gleich täglich mit dem Galgen,
So ſieht man doch das Mark der edlen Franzen balgen:
Als hielt ein Vorurtheil auch hier der Kämpfer Blick
Von edler Nachſicht ab, und vom Verzeihn zurück.
Von Klugheit, die man ſtets am ſchwächern Feinde lobet,
Indem ein Löwe nur mit Fug bey Haſen tobet,
Hingegen mäßig lärmt, wohl gar dem Gegner weicht,
Sobald der Haſ' einmal des Löwen Kraft erreicht.
Unähnlich iſt das Schwert, das ein Verſchmitzter führet,
Zu biegſam, das die Hand von einem Joſeph rühret.
Hydaſpis, weil die Welt ihn zum Panſophen macht,
Hat längſt, nach klugem Schluß, auf Spieß u. Schild gedacht,
Dann wer begräbet wohl die Weisheit in dem Magen?
Und ſollt er Schwert und Helm nicht zur Vergeltung tragen?
Und wer iſt, den der Ruf nur zum Studenten ſchlägt,
Der nicht des Degens Stahl zum Freyheitszeichen trägt?
Zweyſchneidig iſt ſein Schnitt, beweiſend ſeine Stärke:
Wer Griff und Degen ſieht, der ſieht auch edle Werke.
Ein Eſel, hätt er nur, zum Zeichen hoher Kraft,
Helm, Küraß, Schild, Panier, ſich um ſein Bild geſchafft:
Man würd ihn ja im Reich der Neuen und der Alten,
Zwar für ein Eſelsbild, doch hochgebohren halten.
Sobald nur Atropos den letzten Schnitt gemacht,
So ſieht man auch das Haus in einer Trauertracht,
Ein reicher Vätter ſtirbt, ſein Erbe muß voll Lachen,
Bey Boy und Flor, zum Gott den armen Alten machen.

So ſtrömt das Vorurtheil in ein geſchwärztes Kleid
Den Ehrfurchtsmangel hin, und Schmerzen, Gram und Leid.
Wer ſchöne Bücher hat, muß ſchöne Bände ſehen,
Die oft incognito im Büchervorrath ſtehen;
Die nie der Eigner lieſt, und kaum den Herren nennt,
Und die kaum von Perſon der Eigenthümer kennt.
Als ſollt ihn Band und Buch zu jenen Höhen tragen,
Wozu ihm Witz und Kraft den Zutritt ſonſt verſagen.
Ein Bauer grüßt den Rock, weil, der auf Silber pocht,
Auch, ſeiner Einſicht nach, in lauter Rheinwein kocht.
Wer ſchöne Kleider trägt, ſich in Parücken blähet,
Dem hat der Schneider ſchon die Würden angenähet.
Wer ſich nicht modiſch ſchmückt, muß nach dem Probeſtein
Ein Menſch von armer Zucht, wohl gar ein Schuſter ſeyn.
So läßt ſich jeder Herr in Helm und Küraß malen,
Wann die Geſchichte gleich von keinen Thaten pralen:
Und mancher Edelmann, der nie ſein Dorf verließ,
Prait mit dem eiſern Rock, wie mit dem goldnen Vlies;
Und glaubt, er hätte ſchon der Ahnen Kraft verlohren,
Wann er ſich malen ließ ohn Küras, Helm und Sporen.
Obgleich der dumme Kauz, nur wann er hetzen ritt,
Mit feigen Haſen kriegt, ſein feurig Roß beſchritt;
So will er doch der Welt von ſeinem Heldenleben,
Ein Bild der Tapferkeit durch ſeine Rüſtung geben.
Erhabne Geiſter! auf, dringt durch der Dünſte Nacht,
Die nur dem Pöbel Angſt, und Schöpſen Vorwurf macht;
Räumt eure Scheiteln auf, erhöht den Zug der Nerven,
Die ſtärkſte Einbildung nach der Vernunft zu ſchärfen;
Die, wenn ihr ſo den Zug von den Gedanken lenkt,
Die Sätze ſicher faßt, und richtig, gründlich denckt.
Sucht euch der Wahrheit Bild vom Schatten abzutrennen;
Der jenem Körper folgt, und die beyſammen rennen,
Und ſeht im hellen Licht, zu der Verſtockten Quaal,
Ins helle Firmament und in der Weisheit Saal;
Wo euch Natur und Fleiß, in nützlich gleichen Bildern,
Die Weſen, wie ſie ſind, mit wahren Farben ſchildern.

VI.

Falschheit der neuen Propheten.

I. und II. Stück. Altenburg bey Paul Em. Richter. 1751. 8.

Gegenwärtige Schrift ist so gründlich und mit so schöner Belesenheit abgefasset, daß wir kein Bedenken tragen, den gelehrten Verfasser derselben öffentlich zu nennen: wiewohl er seinen Namen selbst bescheidentlich verschwiegen, und als ein blöder Apelles nur gleichsam hinter seiner Tafel die Urtheile der Vorübergehenden hat erfahren wollen. Es ist selbiger der hochfürstl. gothaische Secretär und Unterbibliothekar, Herr von Freyesleben, der sich bereits durch einige französische Gedichte der Welt bekannt gemachet hat, die auch von Kennern und Liebhabern der französischen Dichtkunst ganz wohl aufgenommen worden.

Itzo erscheint er zum erstenmale als ein Weltweiser, und suchet unsern aufgeklärten Zeiten den Schandfleck der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens abzuwischen, der sie gewiß recht häßlich verstellet. Er wundert sich, wie gewiß alle Vernünftige bisher gethan, mit Rechte in der Vorrede, daß auch bey der Ausbreitung des Christenthums, die alten heidnischen Künste, das Künftige zu erforschen, nicht ausgerottet worden. In den finstern Jahrhunderten bestund alle Gelehrsamkeit in der Kunst, düstere Begriffe in noch dunklere Worte einzuhüllen. Dazumal nun konnte die astrologische, nekromantische,

geomantische, chiromantische und physiognomische Art zu prophezeihen ziemlich Wurzel schlagen. Die betrüglichen Meister dieser Künste misbrauchten also ungestraft die Laien, deren Vernunft noch in lauter Nebeln der Vorurtheile vergraben lag: und selbst die Großen der Welt mußten für ihre Einfalt weidlich büßen.

„Aber muß es, (so schreibt der Herr Verfasser) „nicht einen jeglichen aufrichtigen Liebhaber, der „zu unsern Zeiten so hell aufgeklärten Wissenschaften, in der Seele verdrießen, wenn er sieht, daß es „noch dergleichen niederträchtige Gemüther giebt; „welche den Kern der ächten Gelehrsamkeit verachten, und an den leeren Schalen solcher nichtswürdigen Künste, nicht nur für sich ihre Belustigung „finden, sondern auch andern ihre nichtigen und ungereimten Fratzen, als so viel gewisse Wahrheiten „vorzulegen kein Bedenken tragen; in der That aber „weiter nichts ausrichten, als daß sie sichs in der „Kunst zu lügen einander zuvor zu thun bemühen, „und wenn es hoch kömmt, nichts als artige Kinderpossen zu Markte zu bringen wissen? „

Der Herr Verfasser handelt also einem der löblichsten Triebe gemäß, daß er seine Mitbürger aus der thörichten Prophetensucht zu reißen, ihnen die Augen zu öffnen, und die Einfalt und Falschheit solcher neuen Weisagungen handgreiflich zu zeigen suchet. Er geht sie also nach der Reihe durch, und hebt billig bey der Astrologie oder Sterndeutkunst an; als welche den Grund zu den meisten übrigen Prophezeihungsarten gelegt hat. Bey dieser Gele-

gen-

genheit kömmt er auf die cometiſchen Weisſagungen des ſel. Paſtors zu Netzen, Joh. Heyns, der uns im 1748ſten Jahre die deutlichſten Vorſpiele des jüngſten Gerichts verkündigte; aber zu allem Glücke ſeine Beſchämung nicht ſelbſt erlebte. Hierauf folgt noch ein weit herzhafterer Wahrſager, Hr. Kindermann, mit allen ſeinen lächerlichen Träumen, von zerplatzenden Welten, vom Cometen Hetor, ja vom Untergange der Terra, Luna und Venus. Dieſem zeigt er ſeine Ungereimtheiten, womit er den Pöbel bisher geäffet; da der Erfolg ſelbſt nun ſchon den Ungrund derſelben gelehret hat.

Hierauf kömmt eines gewiſſen Bionens Weisſagung von den Kirchenveränderungen vor, die vorm 1747ſten Jahre hätten vorgehen ſollen; ferner Hrn. Jakob Kochs, Paſtors zu Lemgo, und Hrn. Probſt Bengels Muthmaßungen bey Auslegung der Offenbarung Johannis: welche aber alle mislungen ſind. Die Geomantie folgt nun, ſodann die Phyſiognomie, Chiromantie, die Onomomantie, oder Kunſt, aus den Taufnamen der Leute zu weisſagen. Hier wird Herr Jaſp. Helmund zu Wißbaden mit einer tröſtlichen Deutung einer Misgeburt ſehr luſtig eingeſchaltet, der an dem Halſe eines zweyköpfichten Kalbes ſehr deutlich die Haarlocken des heutigen Frauenzimmers abgebildet geſehen; ja aus den zweyen Köpfen des Kalbes, ſehr artig dem zweyköpfigten Adler in Deutſchland eine blutige Verwandlung in ein Kalb, oder Schlachtopfer angedrohet; endlich auch den weiten Fiſchbeinröcken ihren Text recht derb geleſen, und Soldatenzelter daraus gemachet hat.

Der Herr Verfasser fährt fort zu den Träumen, und zu der Kabbala, wobey eine artige Geschicht von dem sogenannten Fürsten und Hohenpriester der Juden **Chaim-Schmul-Falk**, der ein Abkömmling des Königs David seyn wollen, vorkömmt; die aus denen 1741 zu Amsterdam gedruckten Memoires des Grafen Ranzov gezogen ist; und zu Geilberg, einem Schlosse des Reichshofraths von Donop, geschehen seyn soll. Er bedauret dabey, daß es noch hübsche Gelehrte giebt, die dem Aberglauben so kräftigen Vorschub thun, wie der Verfasser **der Anleitung zu den curieusen Wissenschaften** gethan. Denn daß dieses Buch viel Schaden gestiftet, erhellet aus den vielen Auflagen desselben. Denn da es schon 1711 ohne Namen des Ortes und Verlegers vermehret und verbessert zum drittenmale gedruckt worden, so ist es gleich darauf 1718 zu Frankf. und Leipzig, 1737 abermal in Verlag Christoph Gottl. Nicolai; und 1747 wiederum bey demselben Verleger mit einer Vorrede erschienen, darinn der Verfasser Joh. Georg Job genennet wird. Solche böse Bücher verderben mehr, als zehn Universitäten und hundert Kanzeln wieder gut machen können.

Nun kömmt die nagelneue Prophezeihungsart aus dem Caffeschälchen, die in England entstanden, aber sich auch, wie Miltons übler Geschmack und viel mehr Böses, nach Deutschland ausgebreitet hat. Auch die kabbalistischen Tabellen, wo man eine Antwort in deutschen, lateinischen und französischen Versen erhalten kann, und die vermuthlich 1745 hier in Leipzig ans Licht getreten, sind nicht vergessen. Der

engländische Prophet, der zu Eisleben im Drucke herausgekommen, ist ein bloßer Spaß: aber der Hr. Verfasser schreitet nun mit dem Schlusse dieses ersten Stückes näher zu seinem Vorhaben, und verspricht hauptsächlich die politischen Wahrsagungen durchzugehen, die in dem letzten Kriege seit 1740 so viel Aufsehens gemachet. Die vollständigste Sammlung ist unter dem Titel des europäischen Staats-Wahrsagers herausgekommen. Diese will er durchgehen, und stückweis ihren Ungrund zeigen: wobey er vorläufig die fehlgeschlagene Weissagung vom Untergange Frankreichs mitnimmt, die nach einem alten Verse:

Anno Milleno, bis ter centeno, ter quadrageno
Ter quater bis nono, Finem tibi, Gallia pono.

Hans Sachs gar fein ins Deutsche übersetzt haben soll.

Wenn man schreibt tausend an der Zahl,
Fortan dreyhundert zu zweymal,
Und wieder vierzig zu dreymal,
Dann dreymal vier und zweymal neun,
So wird es aus mit Frankreich seyn.

Ob sie aber in seinen Gedichten vorhanden sey, wollen wir nicht die Gewähr leisten. Uns scheint das *bis ter* in der ersten Zeile überflüßig, und das in der andern Zeile für & eingeflicket zu seyn; auf welches Jahr der Verfertiger zuerst gedacht haben mag. Da es aber 1741 nicht eingetroffen, daß Frankreich untergegangen, so hat man es mit dem bis, neun Jahre später versuchen wollen. Dieses hat nun auch fehl geschlagen, und wem es auf einen Schnitzer in der Poesie einmal nicht angekommen, dem rathen wir, es künftig mit ter nono zu versuchen; ob vieleicht

Meißniſch-gewohnten Geiſtlichen doch faſt nichts als Oberdeutſch redeten, ſo würden die guten Layen wenig oder gar keine Erbauung aus dem unverſtändlichen Vortrage ihrer Lehrer ſchöpfen, welches der Verfaſſer ſehr erwecklich vorſtellet. Eben dergleichen Nachtheil würde man mit recht ferner zu beſorgen haben, da die **Hochdeutſche Uberſetzung der Bibel**, (deren Einführung er ſo gar den Verfall des Chriſtenthums in Niederſachſen zuſchreibet) an dieſen Orten gebrauchet würde, davon doch der gemeine Mann das wenigſte verſtünde, ja ſich vielmehr verkehrte Begriffe machte, welches um ſo viel betrübter ſey, je nachdrücklicher die **Platt-Deutſche Uberſetzung**, beſonders diejenige, welche An. 1565. zu Wittenberg mit des ſeel. **Bugenhagens** Anmerkungen heraus gekommen, den Sinn des Heil. Geiſtes, in vielen Stellen, ja wohl beſſer als die Meißniſche, ausdrückete, welches der Verfaſſer mit etlichen Exempeln darzuthun ſich bemühet. Was die übrigen Schriften, ſo zur Ubung der Gottſeligkeit dienen, beſonders Geſangbücher anbetrifft, ſo ſey von ihnen eben das zu urtheilen: daß nemlich von den Oberſächſiſchen die Gemeine wenig Nutzen hätte, weil ſie das wenigſte davon verſtünde. Ja auch dieſes wäre zum Aufnehmen der Niederſächſiſchen Sprache zu merken, daß viele Lieder, ſo von Luthern, und andern alten rechtſchaffenen Liederdichtern, verfertiget wären, den eigentlichen Verſtand ihres Reimwortes nur aus dem Platt-Deutſchen bekommen müſten. Wenn man endlich **Nic. Ruſſens**, der bereits vor Luthern gelehret, ſodann Aepini, Nic. Gryſenii und anderer theologiſche Schriften leſen, oder auch gemeiner machen wollte, ſo würde man ſich nach den Oberdeutſchen nicht viel

1759 der vermeynte Fall Frankreichs erfolgen dörfte. Denn endlich wird es doch einmal treffen müssen! Scilicet.

Im II. Stücke hat der Herr Verfasser wirklich mit der Weissagung des Armaghanischen Bischofes **Malachias**, die im Staatswahrsager den ersten Platz einnimmt, den ersten Gang gewaget. Er hat aber diesem abgeschmackten, dunkeln und räthselhaften Dinge, das sich wie eine wächserne Nase biegen und wenden läßt, wohin man will, so gelehrt und gründlich alles Ansehen und allen Glauben benommen, daß man sehr einfältig seyn müßte, wenn man ihm weiter noch den geringsten Werth beylegen wollte. Wir sehen den Fortsetzungen dieser nützlichen Arbeit mit Vergnügen entgegen: zumal da der Herr Verleger auch an seiner Seite nichts hat ermangeln lassen, was das Werkchen angenehm zu machen dienen kann.

* *

VII.

Fortsetzung von allerley Neuigkeiten, so sich in Frankreich, die schönen Wissenschaften betreffend, zugetragen.

Die neue Oper **Zoroaster**, hat in **Paris** ein entsetzliches Aufsehen gemacht, und erstaunlichen Beyfall erhalten. Dieses wäre nun eben nicht zu bewundern, wenn nicht die Pariser selber gestünden, daß die Verse, so vom Herrn **Cahusac** sind, nichts taugen; und die Musik, welche

che ein gewisser Ranceau gemacht hat, vollends so elend gerathen ist, daß man sie kaum anhören kann. Allein dieser Mangel ist durch andre Nebendinge ersetzet worden, wodurch sich die so klugen Pariser sammt und sonders haben blenden lassen. Die Verzierungen, die Maschinen, die Erleuchtung und Kleidung, ist ausnehmend prächtig gewesen: und da der Dichter es an Zaubereyen, Donner und Blitzen, Feuerregen und Erdbeben, ja an Einstürzung von Gebäuden, an Gefechten zwischen bösen Geistern der Luft und Erde, an Tänzen von Furien, u. s. w. nicht hat fehlen lassen: so haben diese theatralischen Bachanalien die Pariser so oft und in so großer Menge hingelocket, daß man auch bey der zwanzigsten Vorstellung dieses Stückes keinen Platz mehr bekommen können; wenn man nicht zwey Stunden vor der gesetzten Zeit hingekommen ist.

Ein junger vornehmer Engländer, hat bey dieser Gelegenheit einen Ausspruch gethan, der dem gesetzten Character seiner Nation gemäß ist. Er sucht nämlich gleich andern, einen Eingang in dieses bezauberte Pandämonium. Da er aber alle Galerien, Logen, das Amphitheater, Parterre, ja gar das Theater selbst, vollgepfropfet findet: so spricht er: **das ist ja wohl eine seltsame Sache! Ich komme in kein einziges Haus in Paris, wo ich nicht von dieser Oper die abscheulichsten Urtheile hören muß: und jetzt ist es schon das sechste mal, daß ich Platz darinnen suche, und doch keinen finden kann. Wahrhaftig!**

nur

nur die Franzoſen ſind zu ſolchen Widerſprüchen fähig! Und in der That, wie ſtimmt der Character eines verliebten Opernſängers, mit einem Zoroaſter zuſammen. Kann man nicht hoffen, daß dieſes Unternehmen weiter gehen, und daß man eheſtens einen Solon ſich in die geſchminkten Wangen der Operiſtinn Lionnois wird vergaffen ſehen; oder daß man einen Plato, einer Anis ſeine Liebe wird vortrillern hören?

Indeſſen, wenn dieſer engländiſche Herr ſich auf den Zuſchauer beſonnen hätte, ſo würde er die Pariſer nicht für das einzige Volk gehalten haben, was zu ſolchen Widerſprüchen geneigt iſt. Wie eifert nicht dieſer brittiſche Sittenrichter, über den groſſen Beyfall, den die Geſpenſter, die Löwenkämpfe, die Donner und Blitze, die Erbſenregen und papiernen Schneeſchauer, ja ſo gar die lebendigen Sperlinge, und dergleichen ſchöne Raritäten mehr, bey ſeinen Landsleuten auf der Opernbühne erhalten! Man ſehe davon das 36. 42. 44. Stück im erſten Bande, und in den übrigen hin und wieder nach.

Ja mit welch einer entſetzlichen Begierde hat man nicht in Hamburg vor jenen 20 Jahren ein Vorſpiel auf der Opernbühne vorſtellen geſehen, darinn das ganze ſächſiſche Luſtlager bey Zeithayn vorgeſtellet wurde; obgleich die Verſe deſſelben ſchlecht und elend genug waren? Das menſchliche Geſchlecht hat ſich zu allen Zeiten ähnlich geſehen, und Horaz klagt ſchon über dieſer unerſättlichen Augenluſt; die den römiſchen Adel ſowohl als den Pöbel zu ſeiner Zeit anfocht:

Szpe

Sæpe etiam audacem fugat hoc terretque poetam,
Quod numero plures, virtute & honore minores,
Indocti, ſtolidique, & depugnare parati,
Si diſcordet eques, *media inter carmina, poſcunt*
Aut nrſum, aut pugiles: his nam plebecula gaudet!
Verum *Equitis* quoque jam *migravit ab aure voluptas*
Omnis, ad incertos oculos & gaudia vana.
Quattuor, aut plures aulæa premuntur in horas:
Dum fugiunt equitum turmæ, peditumque catervæ;
Mox trahitur manibus regum fortuna retortis;
Eſſeda feſtinant, pilenta, petorrita, naves;
Captivum portatur ebur, captiva Corinthus.
Si foret in terris, rideret Democritus; ſeu
Diverſum confuſa genus panthera camelo,
Sive elephas albus vulgi converteret ora:
Spectaret populum ludis attentius ipſis,
Ut ſibi præbentem mimo ſpectacula plura.

Epiſt. 2. Lib. II.

II. Das neue Trauerſpiel des Herrn **Marmontels**, **Ariſtomenes** genannt, hat einen beneidenswerthen Beyfall erhalten; ſogar, daß auch die klügſten Kenner das Urtheil davon gefället: daß man ſeit langer Zeit auf der franzöſiſchen Schaubühne kein Stück geſehen, welches ſo ſehr und mit ſo großem Rechte, erhoben worden wäre. Man hat bey dieſer Gelegenheit angemerket, daß, ſo wie der große und erhabne **Corneille**, dem zärtlichen und angenehmen **Racine** weichen müſſen; und dieſer hinwiederum durch den blutdürſtigen **Crebillon** verdunkelt worden; welcher wiederum durch den prächtigen **Voltaire**, um den Beſitz des Beyfalles gekommen: alſo auch dieſer letztere, bey dem Ruhme des Herrn **Marmontels**, ſeine alten Lorbern werde verwelken ſehen. Wir werden vielleicht

ein andermal unſern Leſern einen Auszug aus dieſem Trauerſpiele mittheilen, damit ſie ſelbſt in den Stand kommen, von der Wahrheit dieſer fürchterlichen Weiſſagungen zu urtheilen. Vorjetzt aber wollen wir ihnen ein luſtiges Hiſtörchen nicht verhalten, ſo dem Herrn Marmontel bey der erſten Vorſtellung dieſes ſeines theatraliſchen Meiſterſtücks begegnet iſt, und vermuthlich keinem von ſeinen oberwähnten Vorgängern begegnet ſeyn würde. Eine der vornehmſten Damen des franzöſiſchen Hofes, welche in dieſer Vorſtellung zugegen, und von den ſchönen Stellen des Stückes überaus gerühret war, ſagte zu jemanden, der neben ihr ſaß: ſie wäre mit der Arbeit des Verfaſſers ſo zufrieden, daß ſie ihn küſſen möchte, wenn ſie ihn kennte.

Ein leſer Vogel, der in der Nähe ſtund, und dieſes gehört hatte, lief augenblicklich zum Herrn Marmontel, und erzählte ihm die glücklichen Wirkungen ſeines Trauerſpieles. Dieſer junge Dichter, welcher von der Freude über den allgemeinen Beyfall, den ſeine Arbeit erhielt, ganz trunken war, beſann ſich zu allem Unglücke, daß er in dem Leben des Alain Chartiers oder vieleicht nur in Fontenellens Geſprächen der Todten, geleſen: wie demſelben von der Königinn Margaretha von Schottland, gleiche Ehre widerfahren wäre. Aber darauf beſann er ſich nicht, daß unter den Sitten eines Jahrhunderts und des andern, und vieleicht auch unter einem ſolchen Gelehrten wie jener war, und ihm ſelbſt, ein großer Unterſchied ſeyn möchte. Was er nicht überleget hatte, das erfuhr er, als er

in vollen Sprüngen auf die Loge, zu bemeldter Dame kam, sich für den Versertiger des Stückes erklärete, und mit einer wahren poetischen Licenz sie herausforderte, ihr Wort zu halten. Sie sah gar bald, was sie zu thun hatte, und brauchte nur einen von den niederschlagenden Zornblicken, wodurch die Hohen der Erden sich gar bald die Ehrfurcht auch dererjenigen verschaffen können, so dieselbe aus den Augen setzen. Hierauf folgte ein lautes Gelächter, der sämmtlichen Logen, Gallerien, und des Parterre: welches sodann den Herrn Marmontel eben so sehr demüthigte, als ihn der vorige Beyfall trotzig gemacht hatte.

VIII.

Die alte und neue Kriegskunst,

in dem Bilde

des Durchl. Grafen von Sachsen,

als eine problematische Trauer- und Gedächtnißrede entworfen von Heinrich Eberhard Freyherrn von Spilker, Königl. Pr. Oberstlieutenant und Flügeladjutanten, und der Kön. deutschen Gesellschaft in Königsberg Ehrenglied. Leipzig bey Bernh. Chr. Breitkopf, 1751. 4.

So viel Stücke wir auch bisher auf den Marschall von Sachsen bekannt gemacht haben: so können wir doch dieses nicht mit Stillschweigen übergehen. Derjenige, der einen Helden und Kriegsmann recht loben will, muß billig selbst

dem Soldatenleben zugethan seyn, und mit einer rechten Einsicht davon reden können. Denn hat hat gleich Cicero recht, wenn er sagt, ein vollkommener Redner würde von allen Sachen besser, als die Meister ihrer Künste zu reden wissen: so hat doch auch Plinius nicht unrecht, wenn er in seinen Briefen irgendwo schreibt: Wie von einem Maler und Bildhauer niemand besser, als eben ein solcher Künstler zu urtheilen wisse; so würde es auch mit andern Dingen gehen. Es ist wahr, hätte ein Redner, wie Tullius, auch Feldzüge gethan, ja wohl selbst einen Befehlshaber großer Schaaren abgegeben: so würde er einen Feldherrn besser loben, als ein Soldat, der kein Redner wäre. Aber wie mager wird auch hingegen die Lobrede eines Gelehrten klingen, der die Helden nur aus Zeitungsblättern, oder höchstens aus mündlichen Erzählungen kennet? Hannibal hat vieleicht so unrecht nicht gehabt, als er einen griechischen Sophisten ein langes und breites von der Kriegskunst reden gehöret hatte; und auf Befragen, wie er ihm gefallen hätte? zur Antwort gab: Ich habe mein Tage viel närrische Greise gesehen; aber einen thörichtern als dieser ist, habe ich noch nirgends gefunden. Nur ein Fleschier ist uns bekannt, der den Marschall von Turenne trefflich zu loben gewußt; ohne dabey seine Schwäche zu verrathen. Aber was würde auch Fleschier nicht noch haben sagen können, wenn er selbst die Kriegeskunst verstanden hätte, und viele Jahre der aufmerksame Begleiter seiner Feldzüge gewesen wäre?

Haben

Haben wir es also nicht mit Vergnügen anzusehen, daß sich unter den Kriegsbedienten selbst heute zu Tage Redner finden, die das, was sie einsehen, mit einer geschickten Feder zu entwerfen wissen? Denn wie selten findet man doch diese beyde Eigenschaften vereiniget? Kann ja dieser oder der, einen guten Brief, oder eine sogenannte Relation, oder Nachricht von seinem Regimente, oder einem Marsche oder Treffen aufsetzen, was ist doch das gegen eine Lobrede, oder ganze Abhandlung, von der Kriegskunst überhaupt? Hierzu kömmt aber, daß unser Freyherr von Spilker, nicht nur dieses kann, sondern auch den ganzen letzten Krieg hindurch unter den Hannöverischen Völkern in den Niederlanden gestanden. Da ist er nun ein beständiger Zuschauer aller Bewegungen des feindlichen Heeres, aller Klugheit seines Feldherrn, aller seiner Anschläge, Kriegslist und Tapferkeit gewesen. Er hat es in dem verbundnen Kriegsheere fast täglich gesehen, gehöret, und mit empfunden, wenn ihnen der Marschall von Sachsen alle ihre Anschläge zu Schanden gemacht, sie durch Geschwindigkeit, Verstellung, und hundert Kunstgriffe hingelocket, oder getrieben, wohin er gewollt; und sie so zu reden eben so zum besten gehabt, wie vormals Philippus die Athenienser; welches diesen letztern Demosthenes in einer Rede sehr bitter vorrücket.

Alles dieses nun hat der Herr Oberstleutenant nicht nur gesehen, (und wie viel tausende haben es nicht neben ihm sehen müssen?) sondern auch als ein begieriger und aufmerksamer Schüler in der

Kriegskunst sich anzumerken gewußt; es mit der Belesenheit, in alten und neuen Kriegsgeschichten zusammen gehalten; seine Betrachtungen darüber angestellet, und endlich in einen geschickten Zusammenhang gebracht, den wir hier lesen können. Wir wollen damit nicht sagen, daß er alle Pflichten eines vollkommenen Lobredners aufs genaueste erfüllet, und alle seine Vorgänger weit hinter sich gelassen hätte. Nein, wenn man höret, oder sieht es seiner Wohlredenheit an, daß sie mehr unter den Gezelten als in Studierstuben erwachsen ist. Er redet, oder schreibt, wie ein Soldat, nicht wie ein Schulredner.

Aber auch diese etwas wildere und ungeputztere Suada hat ihre Annehmlichkeiten. Ihr Helm und Harnisch rauschet zwar hin und wieder mitten durch den Klang ihrer Worte: aber desto tiefer drücken sich ihre Worte ins Herz. Oft scheint es gar, als wenn sie selbst noch ganz athemlos und frisch aus dem Treffen käme: oft aber braucht, sie auch sanftere Waffen, die nicht schrecken, sondern reizen; nicht verletzen, sondern einnehmen. Kurz, wie Alexander den Achilles bey seinem Grabe glücklich gepriesen, daß er einen solchen Herold seiner Thaten gefunden, als Homer war: so müssen wir den Grafen von Sachsen glücklich schätzen, daß er selbst unter dem feindlichen Heere, das er so oft in die Enge getrieben, einen so geschickten Lobredner gefunden, als den Herrn Baron von Spilker. Denn wir müssen es aufrichtig gestehen, daß wir zwar allezeit viele Hochachtung gegen den Grafen von Sachsen

sen gehabt; aber ihn doch allererst aus dieser Rede recht kennen und hochschätzen gelernet.

Wir theilen unsern Lesern keine Probe aus derselben mit. Denn wo sollten wir sie wählen? da alle Seiten voller Schönheiten sind? Viele würden auch dadurch sehr viel verlieren, wenn man sie aus ihrer Verbindung reißen wollte. Außer diesem ist dieselbe nur 4 Bogen stark; und welcher Liebhaber der deutschen Beredsamkeit, wird sich ein so merkwürdiges Stück nicht anschaffen? Wir wünschen nichts mehr, als daß der Herr Baron uns nach dieser trefflichen Probe seiner Geschicklichkeit in der Feder, ein Deutscher Folard werden möge. Denn wo Er es nicht wird, wer wird uns denselben sonst stellen können?

IX.

L'Art du Theatre,

par Mr. Francesco Riccoboni. Paris 1751.

d. i.

Die Schauspielkunst,

durch Herrn Franz Riccoboni.

Wer kann wohl besser im Stande seyn, von dieser Kunst zu handeln, als Herr Riccoboni, der sich allezeit durch seinen Verstand, und durch seine Einsicht in seine Rollen, einen so gegründeten Beyfall auf der italienischen Schaubühne erworben hat? In diesem Tractate setzt er einen tragischen, oder auch komischen

ſehnen dürfen. Wollte man auf weltliche Dinge ſehen, ſo würde der Reinicke Voß, und des Laurenbergs Gedichte, deutlich anzeigen, wie ſchön und nützlich man im Platt-Deutſchen ſchreiben könne.

Die Einwürfe, die ſich endlich Herr Aepinus wieder ſeine Vertheidigung der Platt-Deutſchen Sprache ſelbſt machet, und derſelben Beantwortung, wollen wir ganz kurz berühren, weil er ſie nach ſeiner nunmehr ſchon bekannten Art vorgetragen hat. Man könnte einwenden, der Unterſchied, zwiſchen dem Hoch- und Niederdeutſchen wäre ſo erhebich nicht, daß man jenes nicht mit gutem Recht einführen könnte. Aber der Verfaſſer giebt dagegen ein langes Verzeichniß von Wörtern und Redensarten, welche vom Hochdeutſchen ganz abgehen, deſſen Proben wir zu Vermeidung einer eckelhaften Weitläuftigkeit nicht anführen mögen. Diejenigen, welche etwas Bäuriſches im Platt-Deutſchen zu finden gedenken, verweiſet er, nach einigen ſcharfſinnigen Erinnerungen von ſeiner Art, auf das Urtheil ſeiner eignen Ohren, in denen unmaßgeblich das tiefſte Platt-Deutſch ſo zierlich klänge, als das ſchönſte Meißniſche. Daß es ferner ſich zu Gedichten wohl ſchicke, erweiſet er mit Platt-Deutſchen Reimen des 76. Pſalms aus einem alten Geſangbuche. Endlich antwortet er auch auf den Einwurf, daß es verächtlich ſey, ſich einer andern, als der Meißniſchen Sprache zu gebrauchen, welche vornehme und artige Leute ſprächen, ſo leicht, als leicht und ungegründet die Ausflucht an ſich ſelbſten iſt, und beſchlieſſet zuletzt ſeine ganze Abhandlung mit einer kräftigen und ſaftreichen Ermunterung an ſeine werthen Landsleute, ſich eines beſſern zu beſinnen, darinn er ihnen Himmel und Höl-

le

Schauspieler, in alle Gelegenheiten, die ihm nur vorkommen können, und zeigt ihm, wie er sich in jedem Falle helfen kann. Er bildet ihm die Stellung, die Stimme, den Vortrag; und lehret ihn, Anmuth, Anstand, und Hoheit mit einander verbinden. Er zeigt ihm den Ton der Leidenschaften, der Empfindungen, und des Scherzes.

Die Kunst des Schauspielers, sagt er, besteht darinnen, daß er alle Augenblicke einsehe, was die Worte, die er sagt, mit dem Charactere seiner Rolle, mit der Verfassung, darein ihn der Auftritt setzt, und mit der Wirkung, die dieß alles durch die theatralische Action thun soll, für eine Verbindung haben. Z. E. Man soll in einer Scene, guten Morgen sagen. Zwey schlechte Worte! und die alle Welt versteht. Allein es giebt tausend Arten sie zu sagen, nachdem der gegenwärtige Zustand und Character es erfodern. Ein Liebhaber z. E. wird sie zu seiner Geliebten, mit solcher Zärtlichkeit sagen, die seine Hochachtung gegen sie ausdrücket. Ganz anders wird sie ein Vater gegen einen Sohn, mit dem er zufrieden ist, und ganz anders gegen einen, der ihn beleidigt hat, aussprechen. Ein Geizhals wird bey dem guten Morgen schon seine Unruhe verrathen; der Eifersüchtige aber, einen Groll äußern, an dessen Ausbruche ihn nur der Wohlstand verhindert. Kurz ein Kammermägdchen, ein Stutzer, ein Betrübter, u. s. f. alle sagen den guten Morgen anders, und zwar ein jeder nach seinem Charactere.

Wenn Herr Riccoboni auf den Ausdruck kömt, so sagt er folgendes, welches, ungeachtet es einigen als seltsam scheinen möchte, dennoch seinen guten Grund hat. „Man glaubt gemeiniglich, heißt „es, daß ein Schauspieler, um diejenigen Em„pfindungen, so in seiner Rolle stehen, gehörig „vorzutragen, nur selbst davon gerühret seyn dörfe. „Ich hergegen glaube, daß, wenn man so unglück„lich ist, dasjenige selbst zu empfinden, was man „ausdrücken soll, man ganz außer Stand gesetzt „sey, zu spielen. Die Empfindungen folgen in ei„nem theatralischen Auftritte, so schnell und plötzlich „auf einander, als in der Natur niemals geschieht. „Die kurze Dauer eines Stückes verursachet diese „Schnelligkeit, welche, da sie die Gegenstände zu„sammen dringt, der theatralischen Handlung alle „ihr nothwendiges Feuer ertheilet. Läßt man „nun z. E. in irgend einer zärtlichen Stelle, sich „von den Empfindungen seiner Rolle dahin reißen; „so wird einem Schauspieler auf einmal das Herz „beklommen, und die Stimme erstickt fast gar. „Soll er nun von hier wiederum in einen plötzlichen „und heftigen Zorn gerathen, wie das gar oft ge„schieht, so wird es ihm ganz unmöglich fallen, sol„ches zu bewerkstelligen. „

Auf einer andern Stelle heißt es: „Der Cha„racter hat einen so starken Einfluß auf die ganze „Person, daß er demjenigen, der sich von ihm be„herrschen läßt, eine besondere Gesichtsbildung, eine „ihm ganz eigene Gebärde, und Stellungen ertheilet, die seine Art zu denken ihm zur Gewohnheit

„gemacht hat. Insonderheit äußert sich solches an „der Stimme, deren Ton sich für keinen andern „Character schicken würde. Die Zagheit hat eine „schwache unterbrochene Stimme. Der Stolze „spricht gebiethend und mit einer beleidigenden Drei„stigkeit. Der Grobe redet mit vollem Maule und „schwerer Sprache; und ein Geizhals, der die Nacht „mit Geldzählen zubringt, muß eine rauhe Stim„me haben.„ u. s. w.

Ungeachtet dieses Buch eigentlich mehr ein Versuch, als ein ausführliches Werk von dieser Materie zu nennen ist, und man mehr die Ausübung, als die Theorie darinnen findet; so kann es doch allen Schauspielern sehr nützlich seyn: und es enthält Lehren, deren die meisten unserer Komödianten sehr nöthig haben. Da die Schauspiele zu aller Zeit eine Zeitkürzung der Könige, Fürsten und klügsten Personen gewesen sind; so thut man unfehlbar ihnen allen einen Dienst, wenn man sie je mehr und mehr auszufeilen sucht. Was sieht man nicht zuweilen für hölzerne Stellungen, für kalte Geberden, und was höret man nicht für eine schülermäßige Aussprache, oder gar ganz falsche Erhebungen der Stimme, auf unsern Schaubühnen. Viele Schauspieler scheinen kein Deutsch zu verstehen, wenn sie ihre Rolle herbethen; andere aber kein Gefühl und keine Empfindung von demjenigen Character zu haben, den sie vorstellen sollen. Andere hergegen treiben ihr Feuer auf eine unvernünftige Höhe, die sich zu gewissen Gelegenheiten, nach den Umständen der Zeit und des Ortes gar nicht schicket. Und so werden zuweilen die schön-

sten

sten Stücke verderbet; die ernsthaften Rollen lächerlich, und umgekehrt. Dieses trieb vor etwa zwey Jahren den Herrn Remond de St. Albin an, von dieser Materie einen Tractat zu schreiben, welcher sehr vielen Beyfall fand. Es ist zu vermuthen, daß dieses Werk vom Herrn Riccoboni eben so wohl wird aufgenommen werden; und sehr zu wünschen, daß man beyde zum Unterrichte unsrer Komödianten, anstatt so vieler schlechten Schauspiele, deutsch übersetzen möge.

* *

X.

Clitus mourant à Alexandre le Grand,

par Mr. d'Arnaud, de l'Acad. Rpy. de Berlin.

Dieses ist das zweyte Stück, welches wir jüngst versprochener maßen von der poetischen Feder des Herrn Arnaud, ans Licht stellen können. Es enthält die Abschiedsrede, die der von Alexandern dem Großen bey voller Tafel und in trunkenem Muthe, ermordete Klitus, an diesen Weltbezwinger, kurz ehe er den Geist aufgab, hätte halten können. Man kann dieses Stück als einen Auftritt eines Trauerspieles ansehen, das sich von dieser tragischen Begebenheit machen ließe. Und wie der Herr Verfasser hierinn eine schöne Probe seiner tragischen Schreibart abgeleget, also wünschen wir, daß er sich auch an die Ausführung des ganzen Stückes machen möge. Wir zweifeln nicht, daß es

ihm ein leichtes ſeyn würde, den großen Tragödienſchreibern ſeiner Nation mit glücklichem Erfolge nachzueifern.

Clitus mourant à Alexandre.

En eſt-ce aſſez? Tyran! Le Fils de Jupiter
A-t-il de nouveaux Coups encore à me porter?
Et le Sang d'un Ami, ſuffit il à ta Rage?
A ces Fureurs d'un Dieu l'on reconnoit l'Image,
Eſt-ce là ton Encens? Il eſt digné de toi!
Non! tu n'as rien d'humain; ton Bras en fait trop Foi.
Grace à ta Cruauté, mon Erreur ſe diſſipe;
Non, tu n'es point le Fils d'un Homme, de Philippe;
De ſon Ami ſon Fils eût reſpecté les Jours.
Choiſis, ſi tu le veux, des Lions, ou des Ours
Des Rochers les plus durs, qu'ait produit l'Hircanie,
Voila, voila la Source ou tu puiſas la Vie!
Ou, ſi tu l'aimes-mieux, les Enfers t'ont vomis,
Pour donner à la Terre un Demon ennemi.
Qui foule aux Pieds l'Honneur, les Cendres de ſes Peres,
Ne ſauroit ſe borner à des Crimes vulgaires.
Et de *Parmenion* le coupable Bourreau
Devoit frapper *Clitus* du meurtrier Couteau.
Je ne crains plus tes Coups, ni ta vaine Puiſſance;
De nos Rangs le Trepas rapproche la Diſtance,
Il me fait Ton Egal, me permet de T'offrir
L'auſtere Verité, que Tu ne peux ſouffrir:
Et mon dernier Soupir va s'exhaler pour elle.
Barbare! quelle eſt donc cette Gloire nouvelle,
Qui faſcine aujourd'hui Tes Eſprits egarés?
Monte-t-on aux Autels par des ſanglants Dégrés?
Eſt-ce par des Forfaits, qu'on uſurpe une Place
Entre ces juſtes Dieux, qu'indique Ton Audace?
Toi! Fils de Jupiter! Mepriſable Mortel!
Demande le Supplice & non pas un Autel.
Tout degoutant du Sang d'une Famille entiere,
Oſes-Tu bien des Cieux ſoutenir la Lumiere!

Ezé-

Exiger que les Grecs Te ſervent à Genoux,
Quand l'Idole devroit ſe briſer ſous leur Coups?
Quel Crime ai-je commis? je T'ai vû dans l'Yvreſſe
D'un ſot Egarement qui nourrit Ta Foibleſſe.
J'ai voulu T'éclairer, enhardi par mon Cœur,
Par Tes feintes Bontés, qui flattoient mon Erreur;
J'ai crû, que l'Amitié pouvoit ſe faire entendre,
Que tout autre Language offenſoit Alexandre,
Qu'enfin la Verité ne pouvoit Te bleſſer.
Inſenſé que j'étois! Avois-je pû penſer,
Que la tendre Amitié dont la Bouche eſt ſincère,
A Ta ſuperbe Oreille eut le Bonheur de plaire?
Qu'étant Vainqueur & Roi, Tu fuſſes ſans Orgueil?
Clitus a donc voulu Te ſauver d'un Ecueil,
Où bientot echouera cette Gloire importune,
Qui bleſſe les Dieux même, & laſſe la Fortune.
Te rendre un Homme enfin, digne de ſes Grandeurs,
Et non le vil Jouet d'un Peuple de Flateurs,
Qui, l'Encens à la Main couronnent tes Images,
Tandis qu'au Fond du Cœur ils T'accablent d'Outrages.
Bagoas, ſes Pareils, Reſtes de ces Fleaux,
Qui ſur un triſte Empire ont verſés tous les Maux,
Sont faits pour T'adorer, pour T'élèver des Temples!
J'étois fait pour donner des plus nobles Exemples.
Je t'eſtimois aſſez, pour croire, qu'un Soldat,
Qui ſervoit dignement & ſon Prince & l'Etat,
Pouvoit hauſer ſa Voix, quand un Maitre, qu'il aime,
Dégradoit ſans Pudeur la Majeſté ſuprême.
Voilà tous mes Forfaits. Je ne m'en repens pas!
Et le Prix de mon Zèle eſt un affreux Trepas.
Et la Main la plus chere eſt de mon Sang rougie.
Alexandre! . . . c'eſt Vous qui m'arrachez la Vie?
Vous Ingrat? que deux fois j'ai ſauvé de la Mort?
Vous? que Clitus aimoit, ſervoit avec Transport?
Vous? qu'enfin je cheris en cet Inſtant funeſte?
A qui j'adreſſe encor le Soupir qui me reſte?
Devois-Tu de mon Sang, du Sang de Ton Ami,
Païer le Lait, helas! dont ma Sœur T'a nourri? . . .

Cli-

Clitus, ſans être un Dieu Te plaint & Te pardonne! . .
Mais quel Froid me ſaiſit? . . mon Ame m'abandonne . .
Il faut donc renoncer à ce Jour qui nous luit!
Puiſſes-Tu de ma mort recueillir quelque Fruit!
Puiſſes-Tu voir toujours un Sujet plein de Zele,
De ſon Maitre, en un Mot, l'Ami le plus fidèle,
Victime des Fureurs d'un Orgueil inhumain,
Expirant ſous les Coups de Ta barbare Main!
Adieu! je meurs content, ſi ſur ma triſte Cendre
L'Amitié voit couler les Larmes d'Alexandre.

* *

XI.

Nachricht,

was Se. Kaiſerl. Majeſtät für koſtbare Verſuche mit allerhand Arten von Edelſteinen gemachet.

Dieſes preiswürdigſte Beſtreben des allerhöchſten Monarchen von Europa, die Aufnahme der Naturwiſſenſchaft zu befördern, wird am deutlichſten erhellen, wenn wir die Auszüge aus zween Briefen mittheilen, die wir im vorigen Maymonathe aus Wien erhalten haben. Der Verfaſſer iſt ein vertrauter Freund des Kaiſerl. Hofmathematici, Herrn Abts Marci, und hat alſo aus der erſten Quelle geſchöpfet.

Auszug des erſten Briefes.

Wien den 12 May 1751.

Se. Kaiſerl. Majeſtät geben von Tage zu Tage mehr zu erkennen, was Sie für ein Liebhaber der Wiſſenſchaften ſind. Nur eine einzige Wahrheit zu fin-

finden, verwandten Sie dieser Tage bis 6000 fl. Der Herr Abt Marci, Kaiserl. Mathematicus, mußte sich auf die Spiegelfabric verfügen, welche zur Zeit in Europa wohl die besten Spiegel hervorbringt, um allda dasjenige ins Werk zu setzen, was Se. Maj. der Kaiser so sehr zu wissen begierig war. Er nahm um mehr als 6000 fl. Diamanten und Rubinen mit sich; diese schloß er in wohlverwahrte irdene pyramidalische Gefäße oder Tiegel, legte sie allesamme in einen erhitzten Feuerofen, und ließ dieselben alle 24 Stunden darinnen feuren. Nach der Zeit zog er die Diamanten und Rubinen heraus, eröffnete in Gesellschaft des jungen Hrn. Marquis von Baillou die Tiegel, und fand die Rubinen unverletzt, als wenn sie nie im Feuer gewesen wären. Die Diamanten aber waren so verschwunden, daß kein Kennzeichen weder von Dunst, Staub noch Dampf übrig war. Den Rubin ließ er noch dreymal 24 Stunden schwitzen; fand aber nicht die geringste Veränderung daran. Er probierte auch einen Ducaten, der 48 Stunden schwitzen mußte: doch wies sich nicht der geringste Abgang. Kurz alle Aufmerksamkeit der Wage, der vorhergegangenen Beschreibung, und der Abdruckung, war Zeuge dessen, was ich hier angemerket habe. Nun wird man dieser Tage 12 Diamanten in 12 besondere Tiegel schließen, sie darinnen im Feuer schwitzen lassen, und alle 3 Stunden einen heraus nehmen, um die Grade der Zernichtung zu beobachten. Ich werde nicht ermangeln, den Fortgang der Diamantengeschichte ferner zu berichten. NB. Der Rubin veränderte sich weder an Farbe, Gewicht, noch an den geschliffenen Ecken und Flächen.

Aus-

Auszug des zweyten Briefes.

Wien, den 29ſten May.

Das zweyte Experiment des Herrn Abts Marci und Hrn. Baillon auf Kaiſerl. Koſten, geſchah jüngſt mit mehr als 20 Gattungen von Kleinodien, deren ſie alle 2 Stunden eines aus dem Feuer nahmen, und den Abgang des Diamanten beobachteten, welcher nach und nach rauh, garſtig, blättrig, und endlich zu nichts geworden; wo der Schmaragd ſich in 24 Stunden geſchmolzen, und Anlaß geben darf, aus kleinen große zu machen. Andre waren calcinirt, andre unverletzt ꝛc. Der Kaiſer hatte ſelbſt die Freude, alles zu eröffnen. Herr Baillou, (welcher dem Kaiſer das Naturalienkabinet vor 90000 fl. oder 45000 Scudi verkauft, und ſchon zwey Zimmer eingerichtet hat) wird hierüber eine Diſſertation verfaſſen, und nach Bologna ſchicken. Es ward alles vor und nach dem Feuer abgewogen, abgedruckt, und regiſtrirt; nun werden ſie die Härte auch verſuchen. Der Rubin iſt unverletzt, der Diamant aber ohne Spur zu nichts geworden.

XII.

Fortſetzung

der neulich abgebrochenen theatraliſchen Nachrichten.

In Annaberg hat Herr M. Adam Dan. Richter, Rector daſelbſt, den 17ten und 18ten May von ſeinen Untergebenen etliche Schauſpiele vorſtellen laſſen,

lassen. Den ersten Tag hat man aus Chr. Weisen **Nabothe Weinberg**, den andern aber aus eben demselben den **bäurischen Machiavell** vorgestellet. Man wundert sich billig, wie der Herr Rector, der doch die Unordnung der weisischen Stücke gar wohl einsieht, sich dennoch entschließen können, sie wieder in Annaberg aufzuführen; da sie doch selbst in der Lausitz, ja sogar in Zittau nicht mehr vorgestellet werden. Vermuthlich hat er aber seinen Zuschauern den Unterschied des Alten und Neuen, des Bösen und Guten, begreiflich machen wollen; da er den ersten Tag auch das Trauerspiel **Cornelia**, von der Fr. Prof. Gottschedinn im I. B. der deutschen Schaubühne übersetzt; den zweyten aber ein Nachspiel, die **Ungeduld** genannt, aufführen lassen. Von seiner Einladungsschrift reden wir künftig.

In Leipzig hat man die Messe durch, den **Demetrius**, den **Mithridates**, den **Mahomet**, und von komischen Stücken, außer verschiedenen molierischen, den Menschenfeind **Timon**, und die **Cenie**, oder die Tugend im Unglücke, vorgestellet. Dieses moralische Stück der Frau von **Grafigny**, ist nur im vorigen Winter zu Paris mit großem Beyfalle aufgeführet, und auf hohes Begehren alhier von der Frau Prof. Gottschedinn übersetzet worden. Als selbiges auf Befehl Ihrer Königl. Hoheiten, des Durchl. Churprinzen und der Königl. Churprinzessinn, an dem hohen Geburtsfeste der Kaiserinn Königinn Majestät, so bey Hofe in großer Galla gefeyert worden, aufgeführet ward; hatte die Ueberse-

tze-

le vorſtellet. Wir wollen indeſſen zwiſchen Furcht und Hoffnung, wie wenig oder viel des Verfaſſers wohlgemeynte Strafen und Ermahnungen gefruchtet haben, mit ihm ſtille ſtehen, und unſern Leſern von allerley Art, anheim ſtellen, vor ſich ſelbſt zu bedenken, wie weit ihr Herz nunmehro gerühret ſey, von den Vorzügen der Sprachen, und einzelnen Mundarten unter einander hinführo zu halten, wie es ſich gebühret.

XI.

Verzeichniß der vornehmſten Scribenten von den Druiden.

Nicht alle Dinge in der Welt ſind durchgehends einer gleichen Aufmerkſamkeit bey den gegenwärtigen, und eines gleichen Andenkens bey den Nachkommen würdig. Die meiſten derſelben kan man ohne ſeinen geringſten Schaden gar bald und gar leichte vergeſſen; die übrigen hingegen werden von vernünftigen Leuten billig angemerket, und, ſo viel möglich, auf die Nachwelt gebracht. Dieſes letztere haben bey geſitteten Völkern, und die der Schreibekunſt erfahren geweſen, jederzeit einige der beſten Köpfe unter ihnen, bewerkſtelliget; indem ſie ſo wohl was in und vor ihren Zeiten werkwürdiges vorgegangen, als auch durch was für einer Art Leute Vermittelung und Einfluß ſelbiges geſchehen, auf das ſorgfältigſte zum Unterricht, Nutzen und Ergötzen der Nachlebenden aufgezeichnet haben.

Die

seßerinn die Gnade, zu beyderseits Königl. Hoheiten in Dero Loge gerufen zu werden; da sie denn Dero gnädigen Beyfalls versichert, und mit andern huldreichen Unterredungen begnadiget wurde.

Außer diesem Stücke hatten Ihre Königl. Hoheiten auch vorher den Mithridates und den Timon vorstellen gesehen.

Am 1zten Junius, als an der hohen Namensfeyer Ihrer Königl. Hoheit, der Durchl. Königl. Churprinzeßinn, und dem Gedächtnißfeste der hohen Vermählung unsers Durchl. Königl. Churprinzen Königl. Hoheit, sind auf der hiesigen Schaubühne, in einem Vorspiele die getreuesten Wünsche abgeleget worden. Die Personen darinnen waren: die Schauspielkunst, der Frühling, die Tugend, der Verstand und die Liebe. Es ist in Versen abgefasset, und gedruckt zu haben.

NB.

In dem vorigen Monathe ist bey der theatralischen Nachricht aus Breßlau das Wort Germanicus ein Versehen. Es sollte Belisarius heißen.

Ende des Heumonats.

EFFIGIEM
ANTISTITIS SUI
MUNIFICENTISSIMI
MARMORE PRIUS CALPTAM
TAM IN FRONTE
NOVÆ ÆDIS CATHEDR.
QUAM IN VESTIBULO
PUBLICÆ BIBLIOTHECÆ
LOCARI
DEINDE NUMO ISTO
COELARI
BRIXIANA CIVITAS
GRATA DECREVIT.
ANNO IUBIL.
MDCCL.

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

Augustmonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia præclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Geschichte des osmanischen Reiches,

nach seinem Anwachse und Abnehmen beschrieben von Demetrie Kantemir, ehmaligen Fürsten in der Moldau. Nebst den Bildern der türkischen Kaiser, die ursprünglich von den Gemälden in dem Seral, durch des Sultans Hofmaler abgenommen worden. Aus dem Englischen übersetzt. Hamb. bey Christ. Herold 1748; itzo bey Korn in Breslau. Med. 4.

Dieses treffliche Werk scheint zwar der Jahrzahl nach nicht mehr neu zu seyn, ist aber erst in voriger Ostermesse in den Buchläden erschienen, und in eines andern Verlegers Handlung übergegangen. Es ist in einer wohlgesetzten Vorrede, der Kaiserinn Königinn Majestät gewidmet. Der ungenannte Deutsche Uebersetzer, der aber viel Ruhm verdienet, bemerket in seiner Vorrede, daß man in den Geschichten hin und wieder noch viel unangenehme Lücken antrifft. Die Reihe der assyrischen Monarchen, die ägyptische und chinesische Zeitrechnung, und die dunkeln Begebenheiten mitter-

nächtiger Völker, bestätigen dieses. Doch selbst in neuern Geschichten sind wir nicht besser daran. Von Europa zwar drücket uns eine Last historischer Kleinigkeiten, von unberühmten Personen und Oertern; die man sehr wohl entbehren könnte. Allein wo bleiben die andern Welttheile? Entweder wir wissen nichts von ihren Begebenheiten, oder man belästiget uns mit Fabeln. Der Handel, der dahin getrieben wird, giebt uns kaum Nachricht, was für Waaren, Kleidungen und Sitten, an den Küsten derselben herrschen. Um das Innere bekümmert sich der Schiffer und Kaufmann nicht.

Der Christenheit nächster Nachbar, das türkische Reich ist uns so gar unbekannt. Wir haben seit zweyhundert Jahren schon mehr als einmal vor seiner Macht gezittert: aber wir haben es noch nicht einmal kennen gelernet. Das machet, die Griechen, die es am besten kennen sollten, haben aus Feindschaft dasselbe keiner Aufmerksamkeit und genauen Beschreibung werth gehalten: die Lateiner aber haben sich auf sie verlassen, und ihre Fehler fortgepflanzet. Die unbekannte Sprache der Türken, die Schwierigkeit ihrer Bücher habhaft zu werden, das Mistrauen derselben gegen Fremde u. s. w. haben bisher unüberwindliche Hindernisse abgegeben, hinter die rechte Wahrheit zu kommen. Endlich hat sich ein moldauischer Prinz gefunden, der alle diese Schwierigkeiten glücklich überstiegen hat. Er konnte alle nöthige Sprachen, lebte nicht nur in der Nachbarschaft der Türken, sondern hielt sich auch zehn Jahre in Constantinopel auf. Sein

Stand

Stand erlaubte ihm den Zutritt zu allen Großen und Gelehrten des Hofes. So erfuhr er manches, das andern ewig verborgen bleibt. Dabey war er keinen solchen Vorurtheilen der Auferziehung ergeben, die einen Geschichtschreiber oft parteyisch machen. War er gleich ein Christ, und verabscheuete die Tyranney der Türken: so sah er doch auch unparteyisch die Tugenden dieses Volkes, und rühmet sie bey Gelegenheit. Ja im ersten Theile läßt er ihre eigene Geschichtschreiber reden: ungeachtet er viel Verfolgung von ihnen erlitten hatte. Des IIten Theiles Geschichte aber hat er selbst belebet, und sie aus den Quellen geschöpfet. Seine Anmerkungen sind von besondern Werthe. Unbekannte Nachrichten von Krieges- und Hofbedienungen, Sitten und Gewohnheiten der Türken, Lebensbeschreibungen großer Männer, und andre solche Stücke kommen darinnen vor. Seine Schreibart ist ernsthaft und deutlich: und obgleich noch einige Spuren des Aberglaubens bey ihm vorkommen; so kann man daraus nur sehen, wie stark Vorurtheile bey uns sind, die uns von Kindheit an mit der Religion eingepflanzet werden.

Ein so wichtiges Werk verdiente verdeutschet zu werden. Des Verfassers eigener Sohn brachte die lateinische Urschrift mit sich nach London: und Magister Tindal, gab 1737 eine englische Uebersetzung heraus. Er scheint sich genau an seine Urschrift gehalten zu haben; hat auch verschiedene historische und geographische Anmerkungen beygefüget. Im 1743sten Jahre gab Herr Joncquieres zu

Paris eine französische Uebersetzung in 4 Octavbänden heraus, setzte aber die Anmerkungen nicht unter den Text, sondern ans Ende. Die Bilder der Kaiser und den Grundriß von Constantinopel ließ er auch weg: und seine Dolmetschung ist so zierlich und witzig gerathen, daß der ernsthafte Kantemir so wohl, als der Sinn und Nachdruck seiner Worte, nicht mehr darinn zu erkennen sind. Viele Stellen sind gar ausgelassen; sonderlich wo vom Pabste und dem Könige in Frankreich was vorkömmt, da verdrehet er die Sachen unverantwortlich. Kurz, er ist ein vollkommener Franzos. Der Herr Verfasser der Vorrede sagt: **Es wäre um alle historische Wahrheit geschehen, wenn wir lauter solche Geschichtschreiber hätten.**

Derselbe hat sich nun ganz anders dabey aufgeführet, und ist genau bey dem englischen Texte geblieben; hat aber auch der deutschen Sprache und Wohlredenheit keine Gewalt angethan, sondern alle ihre Zierde und Richtigkeit zu beobachten gewußt. Wir geben ihm dieses Zeugniß mit Vergnügen, und wünscheten, daß er vielen Uebersetzern zum Muster dienen möchte. Nur über eins entschuldiget er sich. Prinz Kantemir hat die Bedienungen des türkischen Reiches, und viel andere morgenländische Redensarten, Antworten, Aufschriften und Verse, in ihrer türkischen, persischen und arabischen Sprache beybehalten. Dieses klingt nun freylich im Deutschen sehr fremd; ist aber Liebhabern ausländischer Sachen nicht unangenehm. Man sieht daraus, daß wir Europäer diese türkischen Sachen fast durch-

durchgehends falsch aussprechen. Der englische Dolmetscher hatte nach Art der englischen Sprache viele davon sehr unrichtig ausgedrücket: noch ärger hatte sie der Franzos verstümmelt. Der Herr Uebersetzer aber hat sich die Mühe gegeben, sie aus den Grundsprachen wieder herzustellen.

So groß nun aber die Mühe auch gewesen ist, die ihm solches gemachet; so zweifelhaft wird es manchem Leser noch dünken, ob er ihm vielen Dank dafür schuldig sey. Wir kennen einige, denen dieß Buch wie die wertheimische Bibel vorkömmt, wo man lernet, daß Eva **Chava**, Moses **Mosche**, Isaak **Jitzchack**, und die Aegypter **Mitzren** heißen sollen. Denn hier hören wir, daß die Hegira, die alle Welt versteht, **Hidschret**, Solyman, **Suleyman**, ein Bassa, **Bascha**, ein Vezier, **Wessir**, und die Janitscharen, **Jengsitscheri** heißen müssen. Ob aber dadurch die Lesung eines solchen Buches nicht den meisten Lesern verdrüßlich gemachet worden, das wollen wir andere beurtheilen lassen. Selbst die Namen Mahomed, Bajazet, Achmet, Tamerlan, Gingischan u. d. m. sind hier in **Mühämmed**, **Bajessid**, **Aehmed**, **Dschingjis Chan** u. s. w. verwandelt worden. Wir leugnen es indessen nicht, daß die Wahrheit in allen Stücken ihren Verdrehungen vorzuziehen ist. Uebrigens hat der Herr Uebersetzer auch die Münzen der Türcken auf die unsrigen zu bringen gesuchet; wiewohl er in der Vorrede ein darinn vorgefallenes Versehen verbessert. Er hat auch nützliche Register beygefüget,

Die wenigen Nachrichten, welche uns von dem Zuſtande und den Begebenheiten unſerer **älteſten Deutſchen Vorfahren**, und zwar alle die durch den Fleiß der Ausländer, übrig geblieben, ſind demnach um deſto höher zu achten; je unwiſſender wir ſonſt auſſer dem in dergleichen Stücken ſeyn würden, wenn es allein auf jene darinnen angekommen wäre.

Alſo lieſet man zum Exempel bey dieſen, eine obwohl unvollkommene und nicht durchgehends zuverläßige, jedoch meiſtentheils einſtimmige Erzehlung von einer gewiſſen Gattung Menſchen, welche unter ihnen das gröſte Aufſehen erwecket, den höchſten Grad der Ehrerbietung genoſſen, und daher allerdings ihre Stelle in den Zeitbüchern gefunden, auch veranlaſſet haben, daß man ſich ſo viele Jahrhunderte hernach alle Mühe gegeben, von ihren ehemaligen Umſtänden etwas genauer unterrichtet zu werden.

Dieſe Leute waren den Ihrigen, unter dem Nahmen der **Druiden** bekannt; welcher ihnen auch bis auf dieſe Stunde geblieben iſt, nachdem ſie ihn aus **Britannien**, als dem Ort ihres erſten **Urſprunges**, nach **Gallien**, und von dar nach **Deutſchland**, gebracht hatten. Sie waren die Häupter ihres Volkes; ihre Prieſter und Richter; die Vorſteher ſowohl der Religion, als der nach ihrem damaligen Begriffe eingerichteten Wiſſenſchaften. Und ſollten demnach allein dieſe bey der übrigen Nachforſchung unſerer Alterthümer dahinten geblieben ſeyn?

Solches haben bey nahe ſeit der glücklichen Wiederherſtellung der Gelahrheit in Europa die Gelehrten nicht geſtattet. Man war von derſelben Zeit an nicht bloß zufrieden, gefunden und geleſen zu haben, was die

Rö-

und ſonſt alles geleiſtet, was in ſeinem Vermögen* geſtanden.

Der Verfaſſer ſelbſt ſucht in ſeiner Vorrede 1) das eigentliche Jahr der Flucht Mahomets, davon die Türken ihre Zeitrechnung anheben, feſtzuſetzen, und zu zeigen, wie man dieſelbe in die chriſtliche Jahrzahl verwandeln müſſe. 2) Erklärt er den Namen und Urſprung des Volkes der Türken. 3) Den Urſprung des osmaniſchen Geſchlechtes, das itzo den türkiſchen Thron beſitzet. Alles dieſes iſt ſehr angenehm zu leſen, und vollkommen gründlich abgefaſſet. Hierauf folget eine Tafel, darinn alle Jahre der Hidſchret, die in dieſem Buche vorkommen, mit der chriſtlichen Zeitrechnung verglichen werden. Hieraus erhellet denn, daß wir eine Geſchichte vom 1214ten, bis zum 1711.en Jahre, und alſo eine faſt fünfhundertjährige Zeit hier antreffen. Die Zahl der Sultane, deren Leben und Thaten hier vorkommen, und deren Bildniſſe in feinen Kupferſtichen anzutreffen ſind, beläuft ſich bis auf den itzigen Achmet den III, auf die drey und zwanzig. Der Grundriß von Conſtantinopel, und die Abbildung des Palaſtes des moldauiſchen Fürſten, Prinz Kantemirs, geben auch dieſem Werke eine beſondere Zierde. Druck und Papier aber können in der That ein Meiſterſtück von der deutſchen Buchdruckerey heißen; welches wir dem geſchickten fleißigen Künſtler in Hamburg, Piſcatorn, zu billigem Ruhme nachſagen müſſen. Zum

* Eine Kleinigkeit nur zu erinnern, ſo hätten wir gewünſchet, daß er die unabänderlichen orientaliſchen Namen, in den Caſibus obliquis, nicht allemal ohne das Se, ſchlechts,

Zum Beschlusse müssen wir auch von der Person und dem Leben des Fürsten **Demetrie Kantemirs**, des H. Russischen Reichs und in der Moldau Fürsten, beym Kaiser Petern dem Großen, des hohen Senats Mitglieds und Geheimten Raths, als des Urhebers dieses Werkes, etwas anführen: so wie davon im Anhange des Buches Nachricht gegeben wird. Derselbe war 1673 den 26 Octob. gebohren. Sein Vater **Constantin Kantemir**, war damals ein Statthalter und Feldherr dreyer Landschaften in der Moldau. Im 1684. Jahre ward er zum Fürsten in der Moldau gesetzet; und da der Sultan Geisel von ihm verlangte, sandte dieser seinen ältesten Sohn Antiochus, mit sechs andern jungen Edelleuten nach Constantinopel. Drey Jahre hernach mußte unser **Demetrie** ihn daselbst ablösen. **Brankowan**, des kantemirischen Hauses Todfeind, war damals Fürst in der Walachey; und dieser brachte es dem Großvezier bey, **Demetrie** sey nicht Kantemirs Sohn, sondern nur hingeschickt, den Antiochus dem Sultan aus den Händen zu spielen. Kaum aber hatte der Großvezier ihn zu sich kommen lassen, so sah er dem jungen Menschen seines Vaters Aehnlichkeit, und die Verläumdungen Brankowans an. So blieb er bis 1691 zu Constantinopel, wo er die türkische Sprache lernte, und die musicalischen Noten zuerst bey den Türken einführte.

schlechtes wort, welches die Stelle der Endung vertritt, gesetzet hätte. Dieses macht oft eine große Undeutlichkeit und Verwirrung.

Im 1693ſten Jahre ſtarb ſein Vater, der aber auf ſeinem Todbette noch die Freude hatte, daß ſein Sohn und alle Edelleute, dieſen Demetrie zu ſeinem Nachfolger erwählten. Allein das Geld wirkte in Conſtantinopel mehr, und der Sultan ſchickte einen andern Fürſten; Demetrie aber mußte nach Conſtantinopel kommen. Er folgte dem Großvezier in den Krieg, und war bey der Schlacht bey Centa. Nachmals befliß er ſich der perſiſchen und arabiſchen Sprache, und ſetzte ſich bey Hofe in gutes Anſehen: welches aber den Brankowan deſto mehr erbitterte; der auch nicht eher ruhete, bis er ſeine Verweiſung auswirkte. Allein Demetrie fand Freunde, die ihn wieder erhielten: da er ſich denn um das Fürſtenthum Wallachey bemühete, und die Moldau, die ihm angebothen ward, ſeinem Bruder Antiochus überließ.

Im 17ooten Jahre heirathete er eine Tochter des Fürſten der Wallachey Kantacuzenus, die Kaſſandra. Sein Bruder ward wieder abgeſetzt, und ſie mußten beyde wieder nach Conſtantinopel. Hier blieb er bis 1710, als Czaar Peter den Türken den Krieg ankündigte. Hier ſetzte der Sultan den Maurocordato ab, und machte den **Demetrius Kantemir** zum Fürſten in der Moldau. Allein der Großvezier muthete ihm ſolche unbillige Dinge zu, daß er ſchlüßig ward, ſich an ihm zu rächen. Als nun der Czaar Peter jemanden an ihn ſchickte, und ihm Vorſchläge thun ließ, begab er ſich unter ruſſiſchen Schutz, und ſchwor ihm den Eid der Treue 1711 mit allen ſeinen Ständen. Allein der Friede am Pruth brachte die Moldau wie-

wieder unter die Türken; nur Kantemirn wollte Czaar Peter nicht ausliefern, sondern erklärte ihn zum russischen Fürsten, mit dem Titel durchlaucht: also zog er 1713 nach Moskau, wo er mit reichlichem Unterhalte und vielen Ländereyen versehen ward. Eben damals starb seine Gemahlinn; er heirathete 1718 die dritte Tochter des Fürsten Trubezkoi, legte auch vor der Hochzeit die moldauische Tracht und und seinen Bart ab, um sich nach deutscher Art zu kleiden. Der Czaar selbst führte ihn zur Trauung; und machte ihn zu seinem geheimten Rathe.

Im 1720sten Jahre folgte er dem Czaar nach Persien, wo er, Apraxin und Tolstoy, den Geheimten Rath desselben ausmachten; und kam 1721 den 15 Jul. krank zu Astrachan an. Gleichwohl richtete er eine türkische Buchdruckerey ein, um die russische Kriegserklärung in Persien bekannt zu machen. Er gieng in einer Fregatte von 20 Stücken über das kaspische Meer dem Czaar nach, und von der Festung zum heil. Kreuze bis Derbent, zu Lande mit dem Czaar. Die Fregatte aber mit allem was darauf war, die Menschen ausgenommen, gieng im Sturme zu Grunde, und alle seine Papiere, darunter eine Geschichte der Türken, vom Mahomet bis auf den ersten Sultan Osman war, giengen verlohren. Er besah, so unpäßlich er war, die berühmte Mauer auf dem Gebirge Kaukasus, davon Professor Bäyer in den Act. Petropol. T. I. eine umständliche Nachricht gegeben hat.

Auf seiner Rückreise fand sichs, daß seine Krankheit ein Harnfluß war, der ihn sehr schwächte: und da

da er ſelbſt ſeinen Tod vor Augen ſah, übergab er ſeinen letzten Willen dem Czaar, den er zum Vormunde ſeiner Kinder ſetzte; davon er die drey älteſten Söhne bey ſich hatte. Im December befand er ſich zu Aſtrachan ſo ſchwach, daß er das Abendmahl empfing, und alles von ihm Abſchied nahm: da er ſie denn mit vieler Standhaftigkeit aufrichtete. Allein hier fand ſich noch ein Arzt bey dem Heere, Englert mit Namen, den man zu Rathe zog. Dieſer ſchwächte die Krankheit noch ſo weit, daß er am Weihnachtfeſte wieder in die Kirche gehen, und 1723 wieder in ſeine Länder kehren konnte. Er bauete noch eine Kirche; aber im Auguſt kamen ſeine Zufälle wieder, und den 1 September ſtarb er in einem Alter von 49 Jahren 7 Monathen und 5 Tagen.

Er war ein Herr von mittelmäßiger Länge, mehr ſchlank als fett, von angenehmer Bildung, freundlich, gelinde und vorſichtig in Worten. Früh um 5 ſtund er auf, und rauchte eine Pfeife Taback beym Kaffee, auf türkiſche Weiſe. Darauf ſtudirete er bis 12 Uhr, da er ſeine Tafel hielt. Ordentlich aß er nur ein Gericht, und miſchte den Wein allemal mit Waſſer. Sein Todfeind war die Trunkenheit. Nach Tiſche ſchlief er ein wenig, hernach ſtudirte er wieder bis 7 Uhr. Sodann begab er ſich zu den Seinigen, ſpeiſete um 10 Uhr, und gieng um 12 Uhr ſchlafen. Doch als er bey dem Czaar war, und eine junge Gemahlinn genommen hatte, mußte er von dieſer Ordnung öfters abweichen. Weil er ſeinen Vater zeitig verlohren, und ſo lange ohne Bedienung zu Conſtantinopel bleiben müſſen,

ſein

sein Land aber nur kurze Zeit besessen; so hat er nicht viel Zeit gehabt, seine Geschicklichkeit in Staats und Kriegsgeschäften zu zeigen. Seine Schriften aber zeigen, daß er sein Gemüth gebessert gehabt. Diese sind folgende:

1. Geschichte vom Anwachse und Abnehmen des osmanischen Reiches, in lateinischer Sprache.
2. Die muhammedische Religion in einer ordentlichen Lehrverfassung, russisch geschrieben, und auf Befehl Peters des Großen gedruckt.
3. Die Welt und die Seele, griechisch und moldauisch, in moralischen Gesprächen.
4. Alte und neue Geschichte von Dacien, moldauisch geschrieben, und noch nicht gedruckt, in Folio. Das lateinische Manuscript davon ist in der kaspischen See verlohren gegangen.
5. Der gegenwärtige Staat von Moldau, lateinisch, nebst einer großen Landkarte, wird itzo in Holland gedruckt.
6. Geschichte der Schöpfung, mit Anmerkungen aus der Naturlehre, lateinisch geschrieben, mit der Aufschrift: Theologo-Physica.
7. Geschichte der Häuser Brankowan und Kantacuzenus; moldauisch.
8. Geschichte der Muhammedischen, von der Zeit Muhammeds, bis auf den ersten türkischen Kaiser; ist in der kaspischen See verlohren.
9. Ein Buch voll türkischer musikalischer Gesänge.
10. Einleitung zur türkischen Musik, moldauisch; anderer unvollkommen hinterlassener Schriften zu geschweigen.

Er

Er hat das Türkische, Persische, Arabische, das neue Griechische, Lateinische, Wälsche, Rußische und Moldauische gesprochen; auch das alte Griechische, Slavonische und Französische verstanden. Die Geschichte hatten sich seine vornehmste Liebe zugezogen, ungeachtet er auch die Weltweisheit und Mathematik, sonderlich die Baukunst verstund und liebete: wie er denn auf seinen Dörfern drey Kirchen erbauet hat, dazu er selbst die Risse gemachet hat. Die berlinische Akademie hatte ihn zu ihrem Mitgliede erkläret; und eben als die Nachricht von seinem Tode zu Petersburg einlief, erhielt der römischkaiserliche Resident daselbst den offenen Brief, darinn ihn der Kaiser zum Fürsten des römischen Reiches erklärete. Von dem einen seiner hinterlassenen Söhne, haben wir unlängst, seine ins Französische übersetzten Satiren, bekannt gemacht.

* *

II.

Bibliotheque curieuse Historique & Critique, ou Catalogue raisonné, de Livres difficiles à trouver, par David Clement, Tom. II. à Göttingue chez Schmid 1751. in groß 4.

d. i.

Verzeichniß seltener Bücher.

Zweyter Band.

Was der gelehrte Herr Verfasser in dem I. Bande dieses Werkes angefangen hatte, das setzet er im zweyten nunmehr mit eben dem Fleiße fort.

fort. Die gute Aufnahme womit jener von den Verfassern der Monatschriften beehret worden, hat den gel. Hrn. Clement angespornet, fortzufahren; und er verspricht übers Jahr wieder mit einem Theile fertig zu seyn. So lange soll es den Liebhabern auch noch frey stehen, durch einen Vorschuß sich das Vorrecht eines wohlfeilern Einkaufes dieses Werkes zu erwerben. Dieses ist bey einem Buche, das aus so vielen Bänden bestehen wird, nicht für eine Kleinigkeit zu achten. Wer diese ersten beyden kaufet, und auf den dritten vorausbezahlet, der wird jeden Band für 1 Thaler und 16 Ggr. oder drittehalb Kaisergulden haben können: dagegen es denen, die solche Zeit versäumen, viel höher wird zu stehen kommen.

Indessen will der Herr Verfasser auch den Druck künftig beschleunigen lassen. Es sollen jährlich zween Bände ans Licht treten: so weit solches seine Gesundheit und Geschäffte erlauben werden. Das ganze Werk soll, wie er glaubt, bis auf 16 oder 18 Bände hinansteigen. Dünkt es indessen die Kenner, daß er die Gränzen seiner Arbeit zu weit gestecket hat, und folglich das Werk zu weitläuftig werde, so erbiethet er sich, künftig diejenigen Bücher, die nur selten gefunden werden, alle wegzulassen; und nur die sehr seltenen, überaus seltenen, und allerseltensten; oder gar nur diejenigen, die er selbst in Händen haben wird, zu melden und zu beschreiben.

Sollen wir unsre Meynung davon sagen, die doch niemanden etwas vorschreiben soll: so wünschen wir zwar, daß der Herr Verfasser auf eben den Schlag fortfahren möge, wie er angefangen hat.

Denn man findet sobald nicht wieder einen Gelehrten, der im Stande ist, dergleichen Vorhaben, mit eben solcher Geschicklichkeit auszuführen. Einem andern, der die Geschicklichkeit auch wohl hätte, fehlet es an dem gehörigen Vorrathe von Büchern und Nachrichten dazu; und einem Dritten an Zeit, Muße und Geduld, ein so großes Werk zu unternehmen. Endlich ist es besser, daß man in einem einzigen Werke alles beysammen finden kann, was man sonst in verschiedenen Büchern zerstreuet suchen müßte.

Allein dem ungeachtet können wir nicht leugnen, daß der Herr Verleger bey einem solchen Werke etwas mehr für die Gelehrten hätte sorgen können, wenn er gleich anfangs, durch eine kleinere Schrift, und breiteres Format, die Anzahl der Bände, und folglich des Preises und der Unkosten, etwas zu vermindern gesuchet hätte. So wäre es z. E. leicht angegangen, den Buchstab A, der hier noch den größten Theil des II Bandes füllet, in dem ersten Bande ganz zu liefern; und mit den folgenden würde gleichfalls alles besser zusammen gerücket seyn. Bücher von dieser Art werden ohne dieß nicht zum Staate gedruckt: und selbst das hochgräfliche Bünauische Bücherverzeichniß giebt ein Muster hierinn ab, wie man für die Gelehrten sorgen kann. Doch unsere Anschläge kommen zu spät; und itzo wird wohl alles auf angefangene Art fortgehen müssen.

Der Herr Verfasser antwortet in der Vorrede noch auf einige Urtheile, die man von seinem Werke gefället hat. Z. E. wenn er etliche Bücher für selten erkläret hat, so hat es einigen bedünket, daß sie

eben

eben nicht sehr selten wären. Aber dieß sind nach des Herrn Verfassers erster Vorerinnerung zwo Classen, selten, und sehr selten zu seyn. Hernach kann ein Buch irgend hier oder da, gar wohl anzutreffen seyn, das doch in Hannover oder Niedersachsen schwer zu finden ist. Man muß also billig seyn, und ehe man ihn verdammet, allemal seine erste Vorerinnerung vor Augen haben.

Dieser Band hebet also an, mit den Buchstaben **Ar**, von der **Tullia d'Aragona**, einer Neapolitanerinn, die 1560 zu Venedig ein Gedicht, il Meschino, oder il Guerino genannt, herausgegeben hat: welches selbst **Crescimbeni**, in seiner Historia della volgar Poesia, u. a. m. für selten ausgegeben. Sie bemerkt zwar, daß sie es aus dem Spanischen übersetzet. Allein **Crescimbeni** zeiget, daß das spanische nur eine Uebersetzung eines italienischen Originals gewesen, das 1480 zu Venedig herausgekommen. Herr **Clement** aber zeiget, daß es schon 1473 und 1477 in Folio gedrucket gewesen.

Darauf folgen Juan de Aranda, Aras Frode, oder Multiscius, ein Isländer, Aratus Solensis, Joannes de Arce, Archimedes, Arconatus, de Arcos, Arcuarius, Arcudi, Aremberg, de Arena etc. Wir wollen doch die Titel seltener Bücher, welche ganz in makaronischer Schreibart geschrieben sind, zum Vergnügen der Leser hersetzen; die in Wälschland von eben dem Schlage ist, als in Deutschland die Schreibart der Epistolarum Obscurorum Virorum. Das erste heißt: Meygra entrepriſſa Catoliqui Imperatoris, quando de anno Domini 1536. veniebat

Römer und Griechen, Julius Cäſar, Tacitus, Diodorus Siculus, Strabo, Laertius, der ältere Plinius, Mela, Lucanus, und etwa noch einige wenige andere, nebſt dem Ammiano Marcellino von den **Druiden** vorgegeben. Sondern man gieng noch weiter. Man hielte die Stellen dieſer Scribenten zuſammen, man prüfete ihre Glaubwürdigkeit, man beſtrebte ſich ſie auf alle Weiſe zu erläutern, und durch mehrere Zeugniſſe zu bewähren. Mit einem Worte, man ſetzte dieſe **Materie** zum Grunde **beſonderer Schriften** aus, und glaubte dadurch den Dank vieler Kenner und Liebhaber des Alterthums zu erwerben, und ſich als ein Gelehrter um die Ehre ſeines Vaterlandes verdient zu machen.

Engelland, Frankreich und **Deutſchland** waren zu den uralteſten Zeiten, wegen des gemeinen, oder wenigſtens nahe verwandten, Urſprunges ihrer Einwohner etwas genauer, als in denen neuern Zeiten, untereinander verbunden: Und dieſes letztere nahm von den beyden erſtern, gleichwie viele Sitten und Gebräuche, alſo ins beſondere die **Druiden** an. Dahero haben ſich denn auch die **Gelehrten** aller dieſer drey **Nationen**, in nur gemeldeter Abſicht, mit Ernſt um dieſelbe bekümmert.

Wir haben vermeynet nichts zu begehen, ſo mit den Endzwecken und der Einrichtung dieſer unſerer **Beyträge** ſtritte, oder wenigſtens dem gröſten Theil unſerer Leſer gänzlich misfallen würde, wenn wir hier ein

Verzeichniß der vornehmſten Scribenten von dieſen Druiden

mit einrückten, welche entweder in **eigenen Werken**, oder doch ſonſten bey **Abhandlung** einer damit verknüpf-

per Provinciam bene corroſatus in poſſam prendere Franſam cum Villis de Provenſa. Avenione 1537. und am Ende heißt es: Scribatum eſtando cum gaillardis payſanis, per boſcas, montagnos, foreſtos de Provenſa, de anno 1536. in 12mo. Das zweyte heißt ſo: Antonius de Arena, Provencalis, de bragardiſſima Villa de Soleriis, ad ſuos Compagnones Studiantes, qui ſunt de perſona friantes, baſſas danſas & branlos practicantes, nouvellos quamplurimos mandat, his poſterioribus diebus graſſis augmentatus, & a Mandato Conardorum Abbatis Yo, de Rothomago in lucem envoyatus, Stampatus in Stampatura Stampatorum in 8vo. Dieſes Buch iſt 1529. 1533. 1572. 1575. 1612. 1614. 1670. und wer weis noch, wie oft, wieder gedrucket worden.

Die Ausgaben der Aretiniſchen Schriften ſind hier ſo vollſtändig angeführet, als man ſie ſchwerlich ſonſt wo finden wird. Eben das kann man auch von Arioſts ſeinen ſagen. Nur unter den 13 Ausgaben des Orlando furioſo fehlet noch eine, nämlich die venetianiſche von 1577, die appreſſo Domenico & Giov. Battiſta Guersa fratelli in 4 gedrucket worden. Wir haben ſie ſelbſt in Händen. Sie hat bey jedem Geſange Figuren in Holzſchnitten, darüber oben der Inhalt Argomento von Lod. Dolce in Verſen: drunter aber die Allegorie, oder der verborgene Verſtand des Geſanges, in ungebundener Rede ſteht. Am Ende jedes Geſanges ſind die Anmerkungen des Tomaſo Porcacchi befindlich, der auch die Allegorien gemachet hat.

Bey

Bey Aristotels Arte Poetica, die **Goulston** in England herausgegeben, ist auch die neue Auflage derselben in 8, die 1696 zu Cambridge herausgekommen, nicht leicht in Deutschland zu haben. Es sind Frid. Sylburgii, & Dan. Heinsii nec non selectæ aliorum Notæ hinzugekommen.

Bey der deutschen Uebersetzung von **Aristotels** Problematibus, a. d. 105 S. müssen wir anmerken, daß wir noch eine ältere Ausgabe davon, die 1551 zu Frankf. am Mayn bey Cyriaco Jacobi zum Bock gedruckt worden, in Händen haben. Auf dem Titel steht auch der Namen des Uebersetzers **M. Eowald Otto Sylvius**, der in der neuern ausgelassen worden: wofern der philosophische Büchersaal nicht irgend den Herrn Verfasser durch einen Druckfehler in der Jahrzahl 63 für 51, und mit Auslassung des Namens betrogen hat.

Von dieses Weltweisen Rhetorik finden wir auch die **Riccobonische** Uebersetzung, mit desselben Paraphrasi nicht angemerkt, die zu Hanau mit Wechelianischen Schriften 1630 in 8. bey Schleichen und Zettern herausgekommen.

Bey dem Titel Astronomia, hätte noch eine alte deutsche Abhandlung davon eingerückt werden können, die den Titel führet: **Astronomia, teutsch Astronomei**, von Art eygenschaften und Wirckung der XII Zeychen des Himels, der VII Planeten, der XXXVI himelischen Bildern, von den Spheren des Himels, Bedeutung der finsterniß, Sonn vnd Mon Gestalt vnd bedeutung der Cometen, Verenderung des Lufts, nach Art der Planeten vnd Zeychen, Aspect

vnd Anblick der VII Planeten, Exaltation vnd erhöhung eynes Planeten vber den andern ꝛc. Aus den alten Hochgelehrten der Kunst Astronomei gezogen, vnd in ein kurze summ gestelt, yetzt neu in truck verfertigt. Item C. Ptolomei von Vfgang vnd Nidergang bedeutung vnd wirckung der himelischer Bilder vnd ihrer sternen verteutscht. Ohne Ort, Zeit und Namen des Druckers. In Folio, 12 Duernen, ohne Zahlen der Blätter und Seiten. In der Vorrede sagt der ungenannte Verfasser, daß ihm sein besonderer guter Freund, Hans Orth von Bacherach, der Astronomei Liebhaber, iñ eynem seer alten geschrieben buch, selbiges zugestellet hat. Sonst sind sehr viel Figuren in Holzschnitten darinn.

Bey dem Titel **Augustinus** hätte noch eingeschaltet werden können: Augustinus de Civitate Dei in Folio. Am Ende steht:

Hoc opus exactum divina arte Ioannis
Amerbacensis: lector vbique legas.
Invenis in textu glossis seu margine mirum,
Quo merito gaudet, vrbs Basilea decus.

Anno salutiferi virginalis partus octogesimo nono supra millesimum quaterque centesimum, Idibus februariis. Imgleichen Augustinus de Trinitate, am Ende steht: Aurelii Augustini de Trinitate liber explicitus est, Anno Domini M. CCCC. LXXXIX. in Folio, mit alter Mönchschrift, ohne Zahlen der Blätter und Seiten. Wir besitzen diese zwey Stücke selbst, sind aber bereit dieselben gegen ein Paar deutsche Folianten, von gleichem oder grösserm Alter zu vertauschen. Beyde sind wohl erhalten, und ohne den geringsten Fleck, Riß oder Man-

gel

ge irgend eines Blattes, mit eingeschriebenen rothen Anfangsbuchstaben.

Bey Aviens Fabeln hätte wohl eine alte deutsche Uebersetzung derselben verdienet erwähnet zu werden, die 1461 in klein Folio zu Bamberg, mit sehr grober und alter Münchschrift gedrucket worden. Sie haben nach alter Art keinen Titel, sondern heben gleich an: und sind, ob es wohl lauter Verse sind, doch wie Prose gedruckt. Am Ende steht:

Zu Bamberg dieß Püchlein geendet ist.
Nach der Gepurt unsers Herrn Jesu crist.
Do man zalt tausend vnde vierhundert ihar.
Vnd ym ein vnd sechzigsten das ist war.
An sant Valenteins tag.
Gott behüt vns vor seiner plag. Amen.

Das hohe Alter dieses deutschen Druckes macht, daß diese Ausgabe äußerst selten ist. Sie befindet sich auf der herzogl. wolfenbüttelischen Bibliothek.

Auf der 321 S. dieses Bandes gehen erst die Bücher an, deren Verfasser mit B anheben, und das bloße Ba gehet bis auf die 505te Seite. Man kann leicht denken, wie reich der Vorrath des Hrn. Verfassers seyn muß; indem gewiß dieser Buchstab noch einen ganzen Band füllen wird.

Bey Caspar Barths Pornoboscodidascalus hätte wohl die ungleich ältere Uebersetzung dieses spanischen Schauspiels, einen Platz verdienet, die schon in dem Bücherverzeichnisse der hiesigen deutschen Gesellschaft erwähnet worden. Der Titel heißt: „Ain hipsche Tragedia von zwaien „liebhabenden menschen, ainem Ritter Calix„tus vnd einer edlen Junckfrawen Melibia genannt,

„deren anfang müesam was, das mittel ſieß, mit „dem allerbitterſten jr bayder ſterben beſchloſſen.„ Am Ende ſteht: „Gedruckt vnd vollendt in der „Kayſerl. ſtat Augſpurg durch Sigismund Grym „Doctor, vnnd Marx Wirſung, nach der Geb. „Chriſti M. D. ℔℔. am ℔℔. Tag Dec. „

Unſer Raum läßt es nicht zu, uns länger dabey aufzuhalten; ſonſt würden wir theils einige merkwürdige Stücke daraus anführen, theils aus unſerm kleinen Büchervorrathe einige kleine Zuſätze und Anmerkungen beyfügen. So viel iſt gewiß, daß hier ein rechter Schatz litterariſcher Nachrichten zuſammengetragen iſt, der die Liebhaber der Bücherhiſtorie ungemein vergnügen, und ſie ungeduldig machen muß, die Fortſetzung dieſes trefflichen Werkes eheſtens zu ſehen. Was ſtecken aber nicht auf unſrer Paulinerbibliothek für höchſtſeltene Stücke, ſonderlich von alten Druckereyen verborgen, die es wohl werth wären, einmal bekannter zu werden?

III.

Herrn M. Wellers,

Archid. in Zwickau,

Kurze Anmerkung über den erſten griechiſchen Druck, ſonderlich in Deutſchland.

§. 1.

Die Geſchichte der Buchdruckerkunſt iſt in dieſem Jahrhunderte beſonders unterſuchet wor-

worden. Man hat die gelehrtesten Betrachtungen angestellet über das Jahr der Erfindung dieser vortrefflichen Kunst, über den Ort, da sie ihren Anfang genommen hat, und über die glücklichen Erfinder derselben. Man hat auch die ältesten Schriften der ersten Meister aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen, und ganze Verzeichnisse davon verfertiget. Weil ich Gelegenheit gehabt habe, eine ziemliche Menge Bücher in die Hände zu bekommen, die kurz, nach der Erfindung der Druckerey ans Licht gekommen sind: so gedenke ich einen kleinen Beytrag zur Buchdrucker-Historie zu thun. Ich habe aus den ältesten Büchern einige Anmerkungen von dem ersten griechischen Drucke gesammlet, welche ich hier mittheilen will.

2 §. Es würde eine unnöthige Arbeit seyn, ein Verzeichniß der ältesten griechischen Bücher zu liefern, welche ganz griechisch gedruckt sind. Der mühsame und fleißige Herr **Fabricius** hat mit größter Mühe und Sorgfalt solches schon geleistet, und eine solche Sammlung der griechischen Bücher schon zu Stande gebracht; so daß wenig wird können hinzu gesetzet werden. Das älteste griechische Buch, so man in der griechischen Bibliothek des Fabricius antrifft, ist die griechische Sprachkunst, welche **Constantinus Lascaris** geschrieben hat, und die im 1476 Jahre zu Mayland gedruckt worden. Man hat auch bishero kein griechisches Buch entdecken können, welches eher aus der Presse gekommen ist, als dieses. Ist also die Frage von ganzen gedruckten griechischen Büchern: so muß man wohl den Italienern

die Ehre zugestehen, daß sie die ersten gewesen sind, welche griechische Bücher gedruckt haben. Ist es auch wohl anders zu vermuthen, da die griechische Sprache, welche in den abendländischen Reichen ganz verlohren war, zuerst in Italien wieder hergestellet worden? Jetzund aber geht die Absicht dieser Abhandlung nicht so wohl auf die ganzen griechischen Bücher, als vielmehr auf einzelne Stücke, so in lateinischen Büchern angetroffen werden. Diese findet man weit eher, als ganze Bücher, die in griechischer Sprache sind abgedrucket worden.

3 §. Die älteste Ausgabe des **Lactantius** zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an sich. Vielleicht ist dieses auch das älteste gedruckte Buch, in welchem griechische Buchstaben und Wörter vorkommen. Keinen Titul darf man in diesem, wie in allen alten gedruckten Büchern, suchen; am Ende aber lieset man diese Worte: Lactantii Firmiani de divinis institutionibus, adversus gentes libri VII. nec non ad Donatum de ira Dei liber I. una cum libro de opificio hominis ad Demetrianum finiunt sub anno Domini MCCCCLXV. Pontificatus Pauli IV. Anno ejus secundo, indictione XIII. Die vero antepenultima mensis Octobris, in venerabili Monasterio Sublacensi. Deo gratias.

Diese Nachricht entdecket uns das Alterthum dieser Schrift; aber auch den Ort, wo sie gedruckt worden. Sublacum ist ein Kloster nahe bey Rom gewesen. Man trifft in diesem italienischen Drucke sehr viel vorzügliche Schönheiten an. Ein starkes und sehr weißes Papier, saubere Buchstaben, brei-

breite Ränder, und eine durchgängige Reinlichkeit machen dem Buche ein prächtiges Anſehen. Man findet auch in ſolchen viel weniger Abkürzungen der Wörter, als ſonſt in dem Drucke dieſer Zeit gewöhnlich ſind. Es iſt unnöthig, von dieſem Werke mehr zu ſagen: Maittaire hat ſchon in ſeinen Annalen ausführlich davon geredet. Sincerus hat es in dem andern Theile ſeiner Nachrichten von alten Büchern beſchrieben: auch Herr Vogt hat es in ſeinem Verzeichniſſe ſeltner Bücher angeführet. Meine Abſicht geht jetzund nur auf die griechiſchen Stellen, ſo man darinnen antrifft.

4 §. Jedermann, der die Werke des Lactantius in Händen gehabt hat, weis, daß ſehr viel Griechiſches in ſolchen vorkömmt. Alle dieſe Stellen ſind in der alten Ausgabe, die wir vor uns haben, auf das ſorgfältigſte, und zwar mit den gewöhnlichen griechiſchen Buchſtaben abgedrucket. Die Geſtalt der Buchſtaben iſt denen faſt gänzlich gleich, die wir jetzund gebrauchen, und der Unterſcheid, den man bemerket, iſt geringe. Abkürzungen der Wörter, oder ſo genannte Abbreviaturen trifft man hier gar nicht an. Nur die Wörter hängen zuſammen, und iſt kein Raum zwiſchen ſolchen gelaſſen worden. Accente über den Wörtern wird man gar nicht gewahr, über den ι und υ ſiehet man jedesmal zweene Punkte. Dieſes ſind die vornehmſten Merkwürdigkeiten, die man bey dieſem griechiſchen Drucke antrifft.

5 §. Von dieſem kommen wir auf die berühmte Ausgabe der Bücher Ciceros, von Officiis und

Para-

Paradoxis: so in Maynz von Joh. Fausten, einem von den ersten Erfindern der Buchdruckerkunst, abgedrucket worden. Die, so uns Nachrichten von alten Büchern gegeben haben, führen zwo alte Ausgaben dieser Bücher an, welche aus Fausts Druckerey gekommen sind: die eine ist von dem 1465sten Jahre; die andere vom 1466sten. Die erste habe ich aus Maittaires Annalen, und Götzens Merkwürdigkeiten der dreßdner Bibliothek kennen gelernet: die andere aber habe ich selbst in Händen, wie sie sehr sauber auf Pergament gedruckt ist. Sehr viele Gelehrte haben von diesem höchst seltenen Buche geredet, der erste aber, der solches gethan hat, möchte wohl Pancirollus seyn, welcher in seinem Buche: de rebus noviter inventis meldet, daß solches in dem augspurgischen Büchersaale anzutreffen sey. Es besitzen solches auch als einen Schatz die königlichen Büchersäle in Dresden und Hannover, die Pförtner Schulbibliothek, und Herr Semmler, ein Gelehrter in Schlesien; siehe Freytags Analecta litteraria p. 250, Götzens Merkwürdigkeiten der Königlichen Bibliothek in Dresden parte I. p. 6. hamburgische Berichte von gelehrten Sachen, vom 1748 J. p. 607, den neuen Büchersaal im 5 Stücke des 8ten Bandes. Adami, in dem Leben des Petrus Ramus zeiget an, daß es in dem Büchervorathe dieses Gelehrten sey anzutreffen gewesen. Die gleich angeführten Berichte melden auch, es sey diese Ausgabe in Schweden im 1748 Jahre für 8 Thaler Silbergeld verkauft worden.

Daß

Daß in dieſem Buche die griechiſchen Wörter wirklich mit griechiſchen Buchſtaben ſind abgedrucket worden; daß aber auch dieſe Buchſtaben eine ganz andere Forme, als jetzund gewöhnlich iſt, haben, wird von vielen angemerket. Zwiſchen den Wörtern iſt kein Raum gelaſſen, und die Accente fehlen in allen Stellen, ſo in den Paradoxis vorkommen. Es finden ſich auch ſehr viele Unrichtigkeiten bey dieſem Drucke. Wir wollen nur einige zur Probe anführen: In dem erſten Paradoxo ſtehet καλος, in dieſem Worte iſt an ſtatt des λ ein α anzutreffen. Das 3te fängt ſich an οἱ ισα ἁ αμαξήματα: der griechiſche Druck in Fauſtens Ausgabe hat hier zweyerley Fehler, οἱ und ισα haben nur ein ι, und in αμαξήματα ſtehet ein α zu viel. In dem Buche de Officiis ſelbſt, kommt das Wort σοφία vor: dieß iſt zwar griechiſch gedruckt, aber mit ω anſtatt des ο und im φ gehet der Strich quer durch, der die Länge herunter gezogen ſeyn ſollte. Bey dieſem Worte iſt noch zu melden, daß über dem ι ein Strich wie ein Accent ſteht, da man doch bey den übrigen Wörtern, durch das ganze Buch durch, nichts weiter dergleichen antrifft. Es kömmt mir faſt vor, als ob man die griechiſchen Wörter nach einer alten unrichtigen Handſchrift in Holz geſchnitten, und ſolche nach der Art, die Küſter in Harlem bey ſeinen erſten Büchern gebrauchet, abgedrucket habe.

6 §. Man hat dieſe alte Ausgabe der Officiorum und Paradoxorum gebrauchet; daraus denn zu ſchlieſſen iſt, unſerm Deutſchlande komme die Ehre zu, daß in ſolchem die erſten griechiſchen Buchſtaben

knüpften Materie, etwas ausführlich und mit Vorsatze die Geschichte und Umstände derselben erkläret haben. Die meisten Gelehrten halten davor, daß die sogenannten Barden, als die ältesten Poeten der Deutschen, eine besondere Classe der Druiden gewesen; und, wie die übrigen mit Anordnung des Gottesdienstes, dem Regiment, den Krieg- und Friedens-Schlüssen, der Weltweisheit u. s. f. sich hauptsächlich beschäftiget, also diese erstern vornemlich die Heldenlieder und die Verfertigung anderer Gesänge ihrer Art beforget. Nun haben wir uns aber anheischig gemachet, auch zu einer Critischen Historie der Deutschen Poesie, von welchem Alter dieselbe nun seyn mag, das unsere nach Vermögen beyzutragen. Diesemnach gehöret also auch eine kurzgefaßte Nachricht von den Druiden hieher, welche wir denn zu seiner Zeit zu geben nicht unterlassen werden. Inzwischen mag man gegenwärtige Anmerkung statt einer Vorbereitung dazu ansehen.

Ubrigens haben wir, gleichwie schon sonsten bey einem Verzeichniße gleicher Art im ersten Stücke geschehen, die Trockenheit der blossen Erzehlung, der Titel einzelner Schriften, mit beygefügten kurzen Anmerkungen, so viel als geschehen können, zu mäßigen gesuchet. Diese begreifen theils die uns zur Zeit bekannt gewordenen besondern historischen Umstände einer jeden, nebst einigen Erinnerungen; theils aber die verschiedenen Ableitungen des Nahmens der Druiden; welche uns überall in den Schriftstellern, die wir selbst besitzen, vorgekommen. Zum Beschluße müssen wir noch erwehnen, daß wir vor bequem gefunden, diese Autoren nach der Chronologi-

schen

ben von Metall gegossen, und bey der Druckerey gebraucht worden. Ich bin für die Ehre meines Vaterlandes so sehr besorget, als nur jemand seyn kann, und wollte daher Deutschland diesen Ruhm gerne gönnen: allein ich muß doch wohl mehr den Gründen der Wahrheit, als meiner Neigung Platz lassen. Denn erstlich ist es noch nicht ausgemacht, ob die griechischen Wörter und die ganzen Stellen in den Officiis Cic. mit einzeln gegossenen Buchstaben, oder mit geschnittenen Formen gedruckt sind. Ich wollte lieber das letzte behaupten, weil es scheint, als ob man in dem Drucke selbsten einige Spuren davon fände. Hernach ist doch auch die alte italienische Ausgabe des Lactantius da, in welcher so viele griechische Stellen vorkommen.

Wir wollen damit zuerst die Ausgabe der Officiorum Cic. die 1466 gedruckt ist, vergleichen: weil in solcher wegen der Paradoxorum das meiste Griechische stehen muß. Darinnen sind die griechischen Buchstaben gänzlich von denen, die wir itzund brauchen, unterschieden; aber in der Ausgabe des Lactantius trifft man sie in solcher Gestalt an, daß sie von den itzigen fast gar nicht abweichen. Daher wird doch wohl Italien die Ehre müssen gelassen werden, daß es zuerst solche griechische Buchstaben, als wir jetzund haben, gedrucket habe. Es ist auch die Ausgabe des Lactantius um ein Jahr älter, als das Buch des Cicero von Officiis von 1466: und so wird doch auch deswegen jenem Drucke vor diesem der Vorzug zukommen müssen. Wir wollen die Ausgabe der Officiorum, die noch um ein Jahr älter

ist,

iſt, nicht vorbey gehen. Sie iſt in eben dem Jahre als des Lactantius Bücher, nämlich 1465 von eben dem Buchdrucker, Johann Fauſt in Maynz gedruckt worden. Maittaire hat gemeldet: daß die Paradoxa in ſolchen nicht anzutreffen, doch aber die griechiſchen Wörter, ſo in denen Officiis vorkommen, auch griechiſch gedruckt wären. Es iſt Kennern der ciceronianiſchen Bücher bekannt genug, daß einige griechiſche Wörter in den Officiis vorkommen. Z. E. σοφια, φρονησις, ευλαξια, ευκαιρια. Dieſe Wörter ſind in der Ausgabe des 1466 Jahres wirklich griechiſch anzutreffen. Wir wollen auch glauben, daß ſie in dem Abdrucke, der ein Jahr älter iſt, ebenfalls mit griechiſchen Buchſtaben zu leſen ſind. So werden wir alſo zwey Bücher haben, die an unterſchiedenen Orten, zu einer Zeit ſind gedruckt worden, in welchen griechiſche Buchſtaben vorkommen: und man wird wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß man in Italien und Deutſchland zugleich angefangen habe, mit griechiſchen Buchſtaben zu drucken. Allein der Vorzug wird doch dem italieniſchen Drucke müſſen gelaſſen werden, wegen der größern Menge griechiſcher Stellen, und wegen der Richtigkeit der Buchſtaben, die man in der italieniſchen Ausgabe des Lactantius wahrnimmt.

7 §. Wir gedenken ferner eines Buches, ſo nur zwey Jahr älter iſt, als die Ausgabe der Officiorum des Cicero, von welcher wir in dem vorhergehenden geredet haben. Es iſt eine Anweiſung zu lateiniſchen Verſen. Im Anfange dieſes Buches lieſt man dieſe roth gedruckten Worte: Franciſci

Ma-

Mataratii Peruſini, viri utraque lingua eruditiſſimi, ad Petrum Paulum Cornelium, eruditum, ingenuum adoleſcentem, de componendis verſibus, Hexametro, Pentametro, opuſculum: am Ende aber ſtehet: Erhardus Ratdolt Auguſtenſis, probatiſſimus librariæ artis exactor, ſumma conſecit diligentia. Anno Chriſti MCCCCLXVIII. VII. Calen. Decembris. Venetiis. Es iſt 27 Blätter in 4to ſtark, und Iacobus Sentinus hat die Ausgabe beſorget, der auch einen Anhang von lyriſchen Gedichten darzu gemacht hat. Es iſt dieſes Stück unter den gelehrten Kennern alter Bücher bekannt genug: von einer Ausgabe aber des Mataratius Anweiſung zur Poeſie, die im 1468 Jahre heraus gekommen iſt, hat niemand etwas gedacht.

Ich bin auf die Gedancken gekommen, ob nicht irgend dieſe Ausgabe eben diejenige ſey, die 1478 ebenfalls in Venedig, von eben dieſem Ratdolten iſt beſorget worden. Aus der Beſchreibung, die ich davon geleſen habe, iſt mir bekannt worden, daß in meiner nicht mehr, als in jener ſtehe. Ich wollte, daß ich ſelbſt Gelegenheit gehabt hätte, beyde Ausgaben mit einander zu vergleichen, und zu ſehen, ob man aus dem Drucke und den Buchſtaben den Unterſcheid beweiſen könne. So viel kann ich auf das gewiſſeſte verſichern, daß bey der Jahrzahl, die in meinem Buche befindlich iſt, nicht der geringſte Fehler könne bemerket werden. Es iſt gar nicht möglich, daß ein C oder ein X entweder ausgelaſſen oder nicht recht ausgedruckt ſey. Denn die Zahlbuchſtaben ſtehen alle dicht beyſammen; ſie ſind nicht ein-

einmal mit Puncten, auſſer dem M. unterſchieden, und in der ganzen Reihe iſt kein Platz, in welchen noch ein Zahlbuchſtab hätte ſtehen können. Es ſcheint auch nicht unmöglich zu ſeyn, daß Mataratius dieſes Buch ſchon im 1468 Jahre habe geſchrieben gehabt. Die Vorrede zeiget, er habe es noch in ſeinen jüngern Jahren verfertiget, als er noch einen jungen Patritium in ſeiner Vaterſtadt Perusium, den **Paulus Cornelius** unterrichtete. Sein Geburtsjahr weis man nicht, ſeinen Tod aber ſetzen die meiſten ins 1512 Jahr. Wir wollen ihm 75 Jahre zuſchreiben, und ſo wird er in dem 1468 Jahre ſchon 31 Jahre alt geweſen ſeyn. Ein ſolches Alter aber, als wir ihm beygeleget, kann er ſehr wohl erreichet haben. Wie ſollte er im Stande geweſen ſeyn, eine ſolche Menge Schriften, als er geſchrieben hat, auszufertigen, wenn er jung weggeſtorben wäre? In dem 31ſten Jahre konnte er ſchon ſein Buch von den lateiniſchen Verſen geſchrieben haben, und es ſcheint auch, als wenn es eins von ſeinen erſten Werken geweſen ſey.

8 §. Wir kommen aber zu unſerm Hauptwerke. In dieſem Buche kommen nicht allein einzelne griechiſche Wörter, ſondern auch ganze griechiſche Zeilen vor. Er hat ſehr geſchickt die Kunſtwörter, die in der lateiniſchen Dichtkunſt vorkommen, aus der griechiſchen Sprache erkläret, ganze Verſe aus den griechiſchen Poeten, **Homer**, **Theokrit**, und **Heſiodus** angeführet, auch aus der griechiſchen die lateiniſche Dichtkunſt mit vieler Gelehrſamkeit erläutert. Er beweiſet alſo, er habe die

griechische Sprache sehr wohl verstanden: und Maraccatius wird mit Rechte das Lob verdienen, daß er einer von den ersten gewesen sey, welche in Italien die griechische Sprache getrieben haben.

Es ist jetzo unsere Absicht nicht, diesem gelehrten Italiener eine Lobrede zu halten: wir wollen nur den griechischen Druck in seinem Buche betrachten. Dieser kömmt mit dem, was in dem oben gedachten Lactantius griechisch steht, ziemlich überein. Die Wörter sind wohl jezuweilen, aber nicht allemal, von einander abgesetzt; man wird hier ganz und gar keine Abbreviaturen der griechischen Wörter gewahr, und die Buchstaben sind nur sehr wenig von den jetzigen unterschieden: und dieß scheint dabey das merkwürdigste zu seyn, daß fast über jedem griechischen Buchstaben ein besonderes Zeichen steht: ein, oder auch wohl zweene Puncte, ein Häkchen, ein Querstrich, oder ein schräger Strich. Wir wollen einige Wörter zur Probe anführen: ἄνδρα ist also gezeichnet, wie es hier vorgestellet ist. Bey dem Worte μουσα hat μ einen Querstrich; ο einen Punct; υ einen circumflex; σ ein Häkchen, in der Gestalt wie ein Spiritus lenis; α aber stehet bloß. Bey δυναμενη stehet über υ und μ ein Querstrich, über α und η ein Punct, und über ε ein Spiritus asper. Ferner μαλεια, bey welchem man antrifft über dem μ und α einen Querstrich, über ε zweene Puncte, über ι ein Zeichen wie ein Acut, über α einen Querstrich. Endlich φωνησις, hier siehet man über φ einen Spir. len. über ω einen Querstrich, über η einen Punkt, und auch zugleich einen ~. Wir

bemerken bey dieser griechischen Schrift noch ferner, daß der Doppellaut, der aus ο und υ bestehet, niemals ϖ, sondern allemal mit besondern Buchstaben ο und υ gefunden werde; und daß über den Diphthongen allemal zwey Zeichen stehen, zweene Puncte, zweene Striche, oder ein Punct und ein Strich, über jedem Vocal eines. Dieß wollen wir auch nicht vergessen, daß über einerley Wörtern auch nicht einerley Zeichen zu sehen sind. Z. E. man liest an einem Orte solches Buches diese Worte: πορφες και ορφες. πο ist ohne Zweifel durch einen Druckfehler für ηο gesetzt. ορφες hat das erstemal diese Zeichen: ο einen Sp. len. und zugleich einen Punct, ρ und φ und ε einen Sp. len. ´ einen Strich, wie ein Acut. Das anderemal steht über ο zwey Puncte, über φ ein Sp. len. und über ´ ein Acut. Ich will noch anführen, daß mitten in dem Werke einige Blätter vorkommen, in welchen die griechischen Wörter fehlen, zu welchen aber Platz gelassen ist. Sollte man daher nicht fast auf die Gedanken kommen, als ob alle die griechischen Stellen und Wörter besonders auf Holz geschnitten und eingedruckt wären?

9 §. Diese Kleinigkeiten haben uns vieleicht allzulang aufgehalten. Die übrigen Anmerkungen sollen desto kürzer gefasset werden. Wir wollen nur noch einige Ausgaben von den Briefen, den Officiis und Paradoxis des Cicero anführen. Zuerst gedenken wir eines sehr alten Druckes dieser Briefe in groß 4, am Ende lieset man die Zahl MCCCCLXXII. Cal. April. Von dem Orte aber

des Druckes und dem Drucker ſelbſt wird nichts gedacht. Zu unſerm Zwecke gehöret vornehmlich die Anmerkung, daß die griechiſchen Stellen, die häufig in den Briefen des Cicero vorkommen, ausgelaſſen ſind, und da, wo ſolche ſtehen ſollen, ein leerer Platz zu ſehen iſt. Dieſer Ausgabe der Briefe des Cicero ſetzen wir eine andere an die Seite, die im 1476 Jahre in klein Folio iſt gedruckt worden. Der Geburtsort wird nicht gemeldet: man kann aber aus den Buchſtaben leicht errathen, daß dieſe Auflage in Italien ſey fertig worden. Die griechiſchen Stellen ſind hier mit griechiſchen Buchſtaben ſehr ordentlich ausgedruckt zu ſehen.

Wir wollen noch eines Werkes gedenken, in welchem einige Bücher des Cicero anzutreffen ſind. An deſſen Ende lieſt man die Worte: Finis libri M. T. Ciceronis de Officiis: de ſenectute: de amicitia: Paradoxa: de ſomnio Scipionis: nec non de eſſentia mundi: qui peroptime emendatus: impreſſus extat Venetiis ductu & expenſis Joh. de Colonia Agrippinenſi ac Joh. Matthen de Gherretzhen Anno MCCCCLXXIV. Das Griechiſche, ſo in denen Officiis und Paradoxis vorkömt, trifft man auch in dieſer Ausgabe, und zwar ſehr ſauber an: die griechiſchen Buchſtaben ſind faſt gänzlich denen gleich, die wir jetzund brauchen. Ueberhaupt fallen alle die Schriften, die wir in dieſem § angeführet haben, ſehr prächtig in die Augen.

* Wer die erſten Fauſtiſchen und Schöferiſchen Ausgaben geſehen hat, der wird finden, daß ſie auch in dieſen Stücken keinem ausländiſchen etwas nachgeben. Das Ru-

gen, wegen ihres weißen und starken Papiers, der schönen Buchstaben, und der Ordnung, die in den Zeilen und der Abtheilung der Wörter sehr genau ist beobachtet worden. Und diesen Ruhm muß man in den alten Zeiten Italien lassen, daß sie am reinlichsten die Bücher gedruckt haben. Wie Deutschland die Ehre hat, daß es die Buchdruckerkunst erfunden; so muß man Italien eingestehen, daß von ihnen diese Kunst sey verbessert worden *.

10 §. Es ist uns ein Buch von ansehnlichem Alter in die Hände kommen, bey welchem man, sobald als es nur genennet ist, griechischen Druck vermuthen wird. Es ist die Kaisergeschichte des Suetonius. Zu bedauern ist es, daß bey dieser Ausgabe weder das Jahr des Druckes, noch der Ort, da es aus der Presse gekommen ist, noch der Buchdrucker gemeldet wird. So viel können wir aber urtheilen, daß dieses Buch ein ansehnliches Alter haben müsse, weil alle Kennzeichen des Alterthums bey ihm anzutreffen sind. Es fehlet der Titel, es mangeln die Anfangsbuchstaben, die Blätter sind nicht mit Zahlen gezeichnet, und man trifft auch auf keinem Blatte, am Ende, Wörter an, so man Custoden nennet. Doch ist der Druck ungemein sauber, und ohne alle Abbreviaturen. Die griechischen Stellen, die hier vorkommen, sind alle ausgedruckt, bey welchen wir dieses anmerken wollen: die griechischen Wörter hängen oft zusammen, und sind nicht von

* Rationale divinorum officiorum auf der hiesigen Paulinerbibliothek, kann nebst verschiedenen andern, solches zur Gnüge zeigen.

einander abgeſetzt; doch die Buchſtaben kommen mit den jetzo gewöhnlichen ziemlich überein, und ſind nicht von einander abgeſetzt. Was aber die Accente anbetrifft, ſo fehlen ſolche bey etlichen Wörtern, bey denen meiſten aber trifft man ſie an; doch das wenigſtemal in der Stellung, in welcher ſie unſere jetzigen griechiſchen Bücher zeigen. Wir wollen etwas zur Probe anführen. In dem Leben des Caligula lieſt man dieſe Worte: ἐστ γᾶϱαν Δαναῶν πεϱάσε; das erſte Wort ἐστ fehlet ganz und gar, γᾶϱαν hat gar keinen Accent. Bey Δαναων ſteht ein ordentlicher ~ über dem α. Die zwey letzten Worte ſind zuſammen gezogen, nämlich alſo: πεϱασε, und über dem ε ſtehet ein Sp. aſp. und zugleich ein Acut. Sollte ſich wohl die Mühe verlohnen, noch eine, und zwar etwas weitläuftigere griechiſche Stelle anzuführen? Wir wollen die darzu erwählen, ſo in dem 21 Cap. des Lebens vom Tiberius vorkömmt, und alſo heißt: Τελε δ' ἐσπεμενειο καϱ ex πυϱος αθεμενειο αμφω νοσησαιμεν επει πεϱι οιδε νοησαϱ. Hierbey merken wir folgendes an: aus τελε ſind zwey Wörter gemacht, jedes ſteht einzeln, und über jedem τε ſtehet ein Circumflex. δε hänget mit den folgenden zuſammen, beyde aber heißen alſo δευσγεμενειν; über dem ε ſtehet ein Sp. aſp. und ein Acut, über dem ι aber ein ſpitzwinklichter Haken (ʿ). ex πυϱος iſt zuſammen gezogen, über dem υ ſtehet ein Querſtrich (-), und über dem ϱ ein Acut. Die übrigen Wörter ſind ſehr verderbet, und heißen alſo: μενειϲ αμφονος, Ιησαιμεν επει οι δαϱ μνησαϱ. Die Stellung der Accente iſt eben ſo ſeltſam, als

die

die Worte ſelbſt. Z. E. bey δαι ſtehen über dem α zwey Striche, über dem ι aber ein Sp. len. und ein Acut. Wir haben nicht nöthig, mehr von dieſem ſeltſamen griechiſchen Drucke zu ſagen, das angeführte kann ſchon zur Probe genug ſeyn; das Urtheil von ſolchem überlaſſen wir dem Leſer: wir können aber faſt im voraus urtheilen, daß es nicht zum vortheilhaftigſten ausſchlagen werde.

11 §. Endlich ſoll bey dieſer Abhandlung ein Buch den Schluß machen, ſo in Frankreich herausgekommen iſt. Deſſen Titel heißt: M. T. Cicero de Offic. cum libris eiusd. de amicitia, Senectute & paradoxis, cum Petri Marſi Franciſci Maturancii & perquam familiari Jodoci baucii Aſcenſii explanatione. Venduntur Lugduni in vico mercuriali a Petro Balet. Am Ende ſtehet: Ao. Dni. MCCCCCXVIII. die vero XII April. Es iſt Petrus Balet bey denen Gelehrten mit ſeinen Büchern gar ſehr bekannt: aber ſeine Art griechiſch zu drucken verdienet ſchlechten Ruhm. Denn weil die griechiſchen Buchſtaben bey ihm unter die unbekannten Dinge gehören mochten, ſo hat er die griechiſchen Ueberſchriften in den Paradoxis mit lateiniſchen Buchſtaben und zugleich auch ſehr verkehrt vorgeſtellet. Wir wollen zwo Proben davon herſetzen. Das andere Paradoxon heißt in dieſer Ausgabe alſo: oti autarkes hae aretipios eudemonia. In den Anmerkungen iſt es geändert, und alſo geleſen: hoti autarkes ea demonia ſtilos arte. Das vierte Paradoxon iſt alſo ausgedruckt: oti pantes hoi mori apinisſondai. Wenn man die griechiſchen Paradoxa ſonſt nicht

ſchen Ordnung zu ſetzen; nemlich, nachdem ein jeder ſein Buch geſchrieben, oder aber wenigſtens hat drucken laſſen. Nunmehr legen wir das Verzeichniß ſelbſt vor.

1556.

IOANNIS PICARDI, Toutreriani, de priſca Celtopaedia, ſive de admiranda priſcorum Gallorum doctrina lib. V. Pariſ. 1556. 4.

Schon die Aufſchrift dieſes uns noch nicht zur Hand gekommenen Buches, giebt zuverſtehen, daß darinnen die Materie von den Druiden unter andern mit abgehandelt worden ſeyn müſſe. Der Verfaſſer wird auch daher insgemein unter die Claſſe dieſer Scribenten geſetzet. Wir haben aber noch nirgend eine gründliche Beurtheilung von dem wahren Werthe deſſelben gefunden; auſſer daß man ſich einſtimmig darüber beſchweret, daß er ohne ſattſamen Beweis vorgeben wollen, der Urſprung aller Wiſſenſchaften, ja ſelbſt die Erfindung der Buchſtaben ſeye aus Gallien herzuleiten. *) Vielleicht hat der Autor die Vergeſſenheit wohl verdienet.

1559.

PETRI RAMI de moribus veterum Gallorum liber. Pariſ. 1559. 8.

Wir können uns nicht entſinnen, dieſe Schrift unter dieſer Claſſe von Scribenten irgendwo angemerket

*) Man ſehe zum Exempel Morhofen in Polyhiſt. und Stollen in Hiſt litt. loc citand. Füge aber nunmehr Herrn Schurzfleiſchens Urtheil bey, welches er in ſeiner weiter unten anzuführenden Diſſertation von den Druiden §. 5. gefället. *Liber futilis eſt*, ſpricht er, *& nullo, ſi ingenue pronunciare velim, numero habendus.*

weis, oder den griechischen Text in einer andern Ausgabe nachschlägt; so wird man schwerlich errathen können, was einige von diesen Wörtern sagen wollen. Ein artiges Zeugniß von der Geschicklichkeit der Franzosen der damaligen Zeit! In der berühmtesten Druckerey dieses Landes war man nicht im Stande, nur einige griechische Wörter ordentlich und deutlich zu drucken. Diese wenige Anmerkungen mögen für dießmal genug seyn: sollten sie scheinen von einiger Wichtigkeit zu seyn, so könnten solche fortgesetzt und vermehret werden.

* *

IV.

Oratio de ea Germaniæ dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur, cum munus Prof. Ord. Philos. susciperet D. XII. Sept. 1750 habita a Io. Dav. Michaelis. Göttingæ sumt. Io. Wilh. Schmidt. 4. 5 Bogen.

d. i.

Rede von derjenigen deutschen Mundart, die wir in Kirchensachen und im Bücherschreiben brauchen ꝛc.

Der Herr Professor Michaelis, ein würdiger Sohn des berühmten hällischen Gelehrten, hat bey seiner Antrittsrede in Göttingen, es einem Lehrer der Weltweisheit nicht für unanständig gehalten, seinen Hauptsatz von unserer Muttersprache herzunehmen. Es ist dieselbe in sehr schönem

nem Lateine und mit vieler Munterkeit des Witzes geschrieben: so daß man wohl sieht, daß er mit den alten römischen Rednern wohl bekannt ist, und eine Zierde der Göttingischen hohen Schule seyn werde. Dieses sagen wir sonder Schmäucheley; machen uns aber die sichere Hoffnung, daß er es uns nicht übel nehmen werde, wenn wir in der Hauptsache nicht seiner Meynung sind. Wir schätzen ihn aber dennoch hoch, und glauben, daß man in philologischen Dingen, der Freundschaft unbeschadet, widrigen Meynungen zugethan seyn könne.

Der Eingang des Herrn Professors ist schön, und durchgehends zu loben. Sein Satz nur, nebst den Beweisgründen desselben ist dasjenige, dabey wir einige Anmerkungen machen wollen. Der Herr Verfasser ist wohl der erste, und vielleicht gar der einzige Obersachs, der sich in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Niedersachsen, so gar in die plattdeutsche Sprache verliebet hat, daß er auch seiner hochdeutschen Muttersprache den Krieg ankündiget. Er will mit seinen Zuhörern von derjenigen Mundart rathschlagen, der wir uns im Gottesdienste bedienen: vermuthlich, ob man sie nicht abschaffen solle? Denn er meynt, es sey mehr durch einen Zufall, als durch Ueberlegung geschehen, daß NB. der meißnischen Mundart diese Ehre wiederfahren. Wäre sie nun dieser Ehre werth gewesen, so sollte man diesen Zufall für eine Weisheit ansehen, und alle übrige Mundarten verbannen: wofern aber nur ein blinder Zufall Schuld daran gehabt, so sollte man zwar bey der Gewohnheit bleiben; aber doch

ja wohl zusehen, daß nicht die deutsche Sprache mehr Schaden davon habe, als nöthig ist.

Die Sache klingt sehr ernsthaft; aber es wird uns erlaubt seyn, nur zwo Anmerkungen dabey zu machen. I. Setzet der Herr Verfasser etwas zum voraus, was nicht erwiesen ist, und nicht bewiesen werden kann: daß nämlich diejenige Mundart, der wir uns in Kirchen und Schriften bedienen, die Meißnische sey. Eigentlich zu reden ist die wahre hochdeutsche Sprache keine Mundart einer Landschaft, sondern der Kern und Auszug aller Oberdeutschen Mundarten; die unter vornehmen Leuten und Gelehrten im Schwange geht, wenn diese mit jenen fleißig umgehen, und jene viel gute deutsche Bücher gelesen haben. Diese allgemeine hochdeutsche Sprache nun, muß von den Mundarten aller Landschaften frey seyn, und von allen Provinzialwörtern wie der Weizen von der Spreu geschieden werden. Die meißnischen Wörter also, wenn sie nicht auch in einem Paare anderer Landschaften üblich sind, wo man gut spricht, z. E. in Thüringen und Lausitz, oder in Franken und Schlesien, finden vor den Augen eines Sprachrichters eben so wenig Gnade, als die bäyerischen oder schwäbischen. Wenigstens finden wir dieses in den Schriften alter und neuer Sprachlehrer allemal eingeschärfet.

Indessen setzet der Herr Verfasser diesem seinem Meißnerlande die gehörigen Gränzen, und verstehet das Land dadurch, was zwischen der Elbe und der Saale liegt. Wir wollen dem Herrn Verfasser keinen unnützen Krieg dabey machen, daß der größte Theil des eigentlich so genannten meißnischen Krei-

Kreises jenseit der Elbe bis an die Lausitz reichet: indem er selbst auch eine kleine Erweiterung über diese Flüsse zugesteht. Wir wollen es nur ohngefähr überschlagen, wie viel Residenzen, Universitäten und andere ansehnliche Städte, dieser, auf der deutschen Charte sehr kleine Theil, in sich halte. Wir finden aber von der ersten Art Dresden, Altenburg, Weißenfels, Merseburg, Zeiz, Weimar, Salfeld, Rudelstadt, Dessau, Köthen, Zerbst, Bernburg, und Gera; von der zweyten Art, Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle: von der dritten endlich, Meißen, Naumburg, Zwickau, Chemnitz, Annaberg, Schneeberg, Freyberg, Torgau, Oschatz, Rochlitz, Querfurt, Plauen, und Hof, vieler andern, die vieleicht eben so merkwürdig sind, itzo zu geschweigen. Das sind nun so ein halbes Schock hübsche ansehnliche Städte, die kleinern, und unzählige Flecken ungerechnet.

Wenn wir nun ja II dem Herrn Verfasser einräumen könnten und wollten, daß wirklich die meißnische Mundart diejenige wäre, die man im Gottesdienste und in Büchern brauchet: so dächten wir gleichwohl so übel dabey nicht auszukommen. Denn ob wir gleich selbst keine Mesopotamier sind (NB. der Herr Verf. nennt Meißen Mesopotamien, weil es zwischen zwoen Flüssen liegt: aber welches Stück von Deutschland liegt nicht so?) so getrauten wir uns doch gegen Ihn, der einer ist, zu behaupten, daß man so schlecht dabey nicht fahren könne. Denn man zeige uns doch einen andern gleich großen Theil von Deutschland, da auch ein

Du-

Dutzend Residenzen, vier Universitäten, vieler ansehnlichen Gymnasien, großen Fürstenschulen, und unzählicher wohl bestellter Stadtschulen nicht zu gedenken; und mehr als ein Dutzend andere hübsche Städte zu finden wären; darinn, Sitten, Gelehrsamkeit und Handel in eben so großem Flore wären; darinn eben so viel Buchdruckereyen und Buchläden wären; darinn eben so viel gute Bücher, Reden und Gedichte zum Vorscheine gekommen wären; ja darinnen endlich auch die so genannten unstudirten Leute solche Liebhaber vom Bücherlesen wären, daß sich selbiges auch so gar bis unter Handwerks- und Landleute ausgebreitet hätte; des weiblichen Geschlechts nicht einmal zu gedenken.

Daß aber alle diese Stücke zu Verbesserung der Mundart und Sprache sehr viel beytragen, ist unschwer zu ermessen. Landschaften und Städte, wo man wenig Gelehrte und Bücher hat, wenig liest, ja wohl gar nicht einmal lesen kann; wie in so vielen katholischen Landen unter dem Pöbel bekannt ist, können unmöglich eine feine Sprache, eine gute Mundart haben. Man lernet daselbst die Wörter nur nach der sehr nachläßigen Aussprache solcher Aeltern und Wärterinnen, die selbst nicht lesen konnten, oder doch ihr Tage nicht viel gelesen haben. Folglich verstümmeln, verkürzen, und verlängern sich dieselben durch einen blinden Zufall, verändern Selbstlauter und Mitlauter auf eine kauderwälsche Art, und werden endlich ihren Stammwörtern, ja sich selbst ganz unähnlich. Bey solchen Völkern ist daher so zu reden, alle 200 Jahre eine neue Sprache.

che. Allein wo die Aussprache durch die Schrift befestiget, durch unzählige Schulen auf allen Dörfern den Kindern eingepräget, in unendlich vielen NB. deutschen Büchern, bis in die Hände des Pöbels gebracht wird, der sie fleißig liest, und selbst in dem Umgange mit einer Menge von Gelehrten aller Arten in der guten Aussprache bestätiget wird; die man endlich auch auf unzählbaren Kanzeln fast täglich höret, u. s. w. da muß sonder Zweifel eine bessere Mundart und Sprache regieren, als in solchen Landschaften, wo alles dieses nicht geschieht.

Es braucht es nicht, dieses auf unser mesopotamisches Meißnerland zu deuten; indem es von sich selbst in die Augen fällt: ja es ist unsre Meynung nicht einmal, solches zu behaupten. Wir wollen nur die Gründe unsers Gegners anhören, und kürzlich beantworten. Der Herr Professor Michaelis sagt, 1.) Meißen wäre kein ursprünglich deutsches Land, sondern ein Sitz der Slaven, Sorben und Wenden gewesen; wie noch die Namen so vieler Städte, Dörfer und Geschlechter sattsam zeigeten. Wir leugnen dieses nicht, und selbst Leipzig, Zeiz, Zerbst, Zörbig u. a. m. lehren es zur Gnüge.

2) Der meißnische Dialekt wäre aus der Vermischung dieser wendischen Sprache mit der Sprache der deutschen Sieger entstanden, die sich die slavischen Einwohner unterwürfig gemacht. Aus einer solchen Vermengung aber, könne keine schöne Mundart entstehen. Dieses leugnen wir schlechterdings.

3) Die meißnische Sprache sey sehr arm; und es fehlten ihr z. E. alle die Wörter, die zur Schiffahrt

fahrt und zum Seewesen gehöreten. Hergegen die Plattdeutsche, oder die eigentlich so genannte sächsische Sprache, hätte dieselben im Ueberflusse. Gut.

4) Die meißnische Sprache wäre härter in der Aussprache, als die Plattdeutsche; sie unterschiede die Buchstaben nicht recht, und hätte eine Menge fremder Wörter in sich aufgenommen, die man im niedersächsischen nicht hätte.

Auf alle diese Gründe zu antworten wird gar nicht schwer seyn. Was die beyden ersten betrifft; so sind sie von der Kraft, daß wir uns getrauen, damit zu beweisen: daß weder Rom jemals gut Latein, noch Florenz gut wälsch, noch Paris gut französisch, noch Athen gut griechisch habe sprechen können. Denn was das erste anlanget, so ist es ja bekannt, daß Rom, als es erbauet worden, lange nicht dieselbe Sprache gehabt, die nachmals darinn entstanden. Der Namen selbst ist griechisch, welche Sprache damals der untere Theil von Italien redete. In der Nachbarschaft waren die Sabiner, Oscer, Volscer, Hetrurier, Gallier, und wo blieben die Aborigines, u. a. m.? Aus allen diesen Völkern sammlete Romulus die Einwohner seiner neuen Stadt. Die Sabiner bekamen alle das Bürgerrecht; alles was man besiegte, ward in die Stadt genommen; die heiligen Gebräuche und den Gottesdienst gaben ihnen die Hetrurier. Kurz, die römische Sprache entstund aus einer Verwirrung und Vermischung aller möglichen Mundarten Italiens, wie alle Gelehrte wissen; auch sogar das Gallische, oder alte Deutsche nicht ausgenommen.

Gleich-

Gleichwohl iſt aus dieſem Chaos das ſo ſchöne latein entſprungen, das in dem Munde der Kenner und Meiſter ſo unglaubliche Süßigkeiten hat.

Von der attiſchen Mundart des Griechiſchen iſt dieſes eben ſo gewiß. Die Athenienſer waren ein Miſchmaſch von Pelasgern, Phöniziern und Aegyptern; die dahin gedrungen waren, und ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten. Andere Städte in Griechenland waren viel freyer davon geblieben. Wie nun? wenn die Thebaner ſich mit ihrer groben Bauerſprache ein Vorrecht vor der attiſchen hätten anmaßen wollen?

Allein es iſt nicht einmal richtig, daß das Wendiſche oder Slaviſche ſich mit dem Deutſchen in Meißen vermenget habe. Die deutſchen Sieger, die unter den ſächſiſchen Kaiſern dieſe Barbarn vertrieben, thaten ihnen die Ehre nicht an, ihre Sprache anzunehmen. Die neuen Einwohner waren aus Thüringen und Franken, und brachten alſo ihre Sprache mit hieher. Das einzige Wort **Burſch**, welches der Herr Verfaſſer zum Beweiſe der Vermiſchung anführet, beweiſet gar nichts; obgleich Herr **Wachter** es aus dem pohlniſchen towarſch herleiten wollen. Es iſt nicht pohlniſch, ſondern franzöſiſch; wie wir neulich aus dem neuen franzöſiſchen Tractate, Les Muſes en France erwieſen haben *. Schon im 12ten Jahrhunderte trug der Rector der Univerſität zu Paris einen ſeidenen Beutel am Gürtel: anzuzeigen, daß er das Haupt aller Bourſiers, d. i. der Stipendiaten, die aus dem königl-

* Siehe die 114 S. des Hornungs dieſes Neunſten.

niglichen Beutel erhalten würden, wäre. Da haben wir den Ursprung der Bursarum, die wir auch in **Ulrichs von Hutten** Epistolis obscur. virorum finden, der doch kein Meißner, sondern ein Frank war. Und selbst die Namen unserer ältesten akademischen Gebräuche in Leipzig zeigen solches, die in Bursas Polonicam, Misenensem, Saxonicam & Bavaricam eingetheilet werden, in welchen sonst Magistri und Studenten von diesen Nationen unterhalten worden: indem diese hohe Schule, bekannter maßen, auf parisischen Fuß eingerichtet worden; woselbst noch diese Stunde le College des quatre Nations steht.

Die Namen unsers Adels zeigen auch im geringsten nicht, daß derselbe noch aus slavischem oder wendischem Geblüte abstamme. Die deutschen Kaiser gaben die eroberten Dörfer ihren deutschen Rittern zu Lehne: und folglich nennten sich dieselben nachmals Erbherren der wendisch benannten Oerter, ohne selbst von wendischem Ursprunge zu seyn. Denn es ist bekannt, daß fast alle alte Geschlechter ihre Namen von den Dörfern führen, davon ihre Vorfahren Besitzer gewesen. So verschwindet denn der ganze Vorwurf von der Sprachenvermischung. Man sieht es auch aus den ältesten deutschen Schriften, die im XII. XIII. XIV Jahrhunderte in Thüringen, Franken, Oesterreich, Bayern und Schwaben verfertiget worden, daß sie keine andere Sprache geredet, als die heut zu Tage ein Meißner eben so gut, als einer von obgedachten Landschaften verstehen kann; wenn man wenige Wörter

ter ausnimmt, die überall ins Vergeſſen gekommen ſind. Eben das kann man von der Lauſitz und Schleſien ſagen. Denn auch hier iſt keine Vermengung zwoer Sprachen geſchehen, ſondern das Deutſche hat ſich, als die Sprache der Sieger, rein erhalten, ja bis über die deutſchen Gränzen, viele Meilen weit in Pohlen, Preußen und Liefland ausgebreitet; wo wirklich alle Städte ganz Deutſch ſprechen.

Wir kommen auf den 3ten Grund, von der Armuth der meißniſchen Sprache im Seeweſen. Weil keine See in Meißen iſt, ſo iſt nichts natürlicher, als dieſes. Aber eben dieſer Mangel iſt in der pariſiſchen Sprache auch: ihrer Vorzüge vor der gaſconiſchen, bretanniſchen und normänniſchen Sprache unbeſchadet. Allein das Franzöſiſche bedienet ſich bey der Schiffahrt, der Wörter der am Meere liegenden Provinzen: und ſo macht man es im Deutſchen auch. Müſſen ſich doch die niederſächſiſchen Länder in Bergwerksſachen der hochdeutſchen Kunſtwörter bedienen, weil ſie die Kunſt Metalle zu graben von den Hochdeutſchen gelernet haben. Doch dieſer Vorwurf geht nicht nur wider die meißniſche Mundart, wider welche man vorhin, alle Oberländer, Franken, Bayern und Schwaben in Harniſch zu bringen ſuchte. Er geht gerade wider alle dieſe Landſchaften, in welchen gleichfalls die Salzwaſſerſprache was unbekanntes iſt, weil ſie an keine See ſtoßen. So tauget denn, nach dem Herrn Verfaſſer, die ganze oberdeutſche Sprache, von den Alpen bis an den Harz nichts; und es werden alle Oberländer bey den Frieſen, Oldenburgern, Holſteinern,

gefunden zu haben, bey denen ſie doch allerdings ihren Platz verdienet, weil der Verfaſſer darinnen alle Zeugniſſe angebracht und erläutert hat, welche man bey den Alten von den **Druiden** der **Britten, Gallier** und **Deutſchen** findet. *Iacobus le Long* *) führet auſſer der jetzt erwehnten noch eine Pariſer von An. 1564. und eine Frankfurter von An. 1684. an; gedenket aber der Baſeliſchen von 1574. nicht, welche der getreue Schüler Nami **Johann Thomas Freigius** beſorget, und die wir gegenwärtig in der Hand haben. Doch meldet er von einer Franzöſiſchen Uberſetzung, die zugleich mit dem Lateniſchen Original, unter der Aufſchrift: Des Moeurs des Gaulois, traduit du Latin du *P. de la Ramée*, par *Michel de Caſtelnau*, Pariſ. 1559. in 8. gedruckt worden. Wir finden auch *Wolfgangi Prisbachii*, Germani, librum de moribus veterum Gallorum, Pariſ. 1584. 8. angeführet.

1579.

STEPHANI FORCATVLI, Bitterenſis, JCti, de Gallorum Imperio & Philoſophia libri VIII. Pariſ. 1579. 4.

In dieſem Buche ſollen auch Nachrichten von den **Druiden** ſtehen. *Iacobus le Long* **) führet auſſer dieſer noch eine andere Auflage von Genev 1595. 8. an; giebt ihm aber das Lob, daß es darinne von Fabeln wimmle. Deſſen ungeachtet zieht ihn Hr. **Schurtzfleiſch** ***) dem **Picardo** vor.

1640.

*) *Le Long* Bibliotheque Hiſtorique de France, fol. 26. b.

**) *Le Long* Bibliotheque Hiſtorique de France p. 28. b. *ce livre de* Forcadel *eſt plein de Fables.*

***) In ſeiner Diſſert. von **Druiden** §. 5.

Meklenburgern und Pommern in die Schule gehen müſſen, um recht Deutſch reden zu lernen. Sind es aber die hundert oder zweyhundert Seewörter wohl werth, daß ihrenthalben der größte und beſte Theil eines ſo weitläuftigen Landes ſeine Sprache abſchaffe? Und wie? wenn die Franken mit allen Oberländern, wo der Weinbau getrieben wird, ſagten, das Plattdeutſche hätte zur Winzerſprache keine Wörter: folglich müßten dieſe Hochdeutſch reden, und ihre niederſächſiſche Mundart fahren laſſen; oder doch beyde Mängel gegen einander aufheben?

Was 4tens die Härte der meißniſchen Ausſprache betrifft, da ſie d und t, b und p, ja vielleicht noch g u. k, ſ und v, b und w, nicht genug unterſcheidet; ſo iſt dieß abermal ein Vorwurf, der alle Oberdeutſche Mundarten trifft. Die Meißner dörfen alſo nur ſagen: das hätten ſie von ihren Vorfahren und Lehrmeiſtern, den Thüringern und Franken nicht beſſer gelernet! Dieſe, nebſt allen Oeſterreichern, Bayern und Schwaben ſprechen auch dieſe Stunde noch nichts beſſer, ja wohl noch härter als ſie: und ſo beweiſt denn dieſer Grund abermal mehr, als er beweiſen ſollte. Der Herr Verfaſſer wollte anfänglich nur wider die Meißner zu Felde ziehen: und ſiehe! er ſchlägt itzo auf ganz Oberdeutſchland zu. Wo zielet das anders hin, als, daß er uns alle zu Plattdeutſchen machen will? Aber geſetzt nun, er wollte dieß; welche plattdeutſche Mundart ſollten wir annehmen? Sollen wir Weſtphalen, Oſtfrieſen, Oldenburger, Bremer, Hannoveraner, Braunſchweiger, Magdeburger, Brandenburger, Holſteiner,

Schles-

Schleswiger, Meklenburger oder Pommern werden? Alle dieſe Mundarten gehen ſehr weit von einander ab, ja noch viel weiter, als die Oberländiſchen. Wir beſorgen alſo ſehr, wenn ein Reichsſchluß davon abgefaſſet werden ſollte: ſo würden die Holländer den Preis davon tragen, und alle niederdeutſche Provinzen würden erſt den Amſterdamer Snak lernen müſſen; eine Mundart, die ſchon durch ungleich beſſere Schriften, Gedichte und Reden geputzet worden, als alle niederſächſiſche ſich rühmen können.

Der Herr Verfaſſer führet zwar eine gute Anzahl plattdeutſcher Bücher an, die im Anfange der Glaubensreinigung gedrucket worden. Wir könnten dieſelben aus unſerm Vorrathe noch um ein gutes vermehren: allein wozu würde es dienen? Alles Plattdeutſche langet doch bey weitem nicht an das Alterthum des Hochdeutſchen. Denn wer wollte z. E. behaupten, Ottfried, Willeram, Notker, Winsbeck, Striker, Veldeke, Wolfram von Eſchenbach u. a. m. hätten plattdeutſch geſchrieben? Selbſt Meiſter Albrecht von Halberſtadt, der doch ein Sachſe von Geburt war, hat am Hofe Landgraf Hermanns im XIII Jahrh. thüringiſch deutſch geſchrieben. Ja Ecko von Repkow, der Urheber des Sachſenſpiegels, ein Magdeburger, hat ſein Buch hochdeutſch abgefaſſet: wie alle Handſchriften und Ausgaben davon zeigen.

Wir haben noch zweyerley Stücke zu beantworten. 1) Daß die hochdeutſche Sprache in Sachſen durch keines Landesherrn Geſetz eingeführet worden, ſondern im vorigen Jahrhunderte, nach und nach,

ohne Zwang, und gleichsam aus eigenem Triebe der plattdeutschen Prediger aufgekommen. Aber, was beweiset wohl die Vortrefflichkeit dieser Mundart besser, als dieses: daß sie keinen Zwang, keinen mächtigen Arm, keinen fürstlichen Befehl; sondern bloß ihre eigene Schönheit nöthig gehabt, sich allenthalben beliebt zu machen. Das ist ja der schönste Triumph für sie! Alles, was für gelehrt, für artig, für wohlgesittet in Niedersachsen angesehen seyn will, das redet hochdeutsch: das Plattdeutsche läßt man den Bauren, und dem niedrigsten Pöbel in Städten. Dieser aber versteht das Hochdeutsche überall. Er bethet und singet hochdeutsch; er liest die hochdeutsche Bibel, höret hochdeutsche Predigten, und sogar sein Katechismus ist auch hochdeutsch.

Das 2) ist, daß die plattdeutsche Sprache freyer von der Vermischung fremder Wörter ist, als die hochdeutsche. Zuförderst merken wir es in den heutigen und wohlgeschriebenen Büchern nicht, daß das Hochdeutsche dieser Wörter sich bediente, oder sie nöthig hätte. Alles ist rein Deutsch, und wir möchten wohl gern plattdeutsche Bücher lesen, die reiner wären. Das älteste, so man aufweisen kann, **Reinike der Voß**, ist es gewiß nicht. Hier findet man viele französische Brocken: zu einem deutlichen Beweise, daß es keine deutsche Urschrift, sondern aus dem Französischen gezogen sey. Dahin gehört **creyeren**, für schreyen, ausrufen, von crier; dahin gehört, der böse **Ketif**, von chetif, ein Boshafter, ein Schalk, u. a. m. Ja selbst **Laurenberg**, der Rostocker, hat sich ja in seinen alten Scherzgedichten,

über

über die neumodische Sprache seiner Landsleute, die das Französische ins Plattdeutsche mengeten, mit einer ganzen Satire sehr weitläuftig beschweret. Würde er das gethan haben, wenn jenes nicht geschehen wäre? Und wo hört man doch das liebe Monsör und Madam häufiger, als in Niedersachsen? Wo ist das Adieu und Serviteur, das Laurier, Compliment und unzählige andre gemeiner, die selbst in Laurenbergs, Caspar Abels, Brocksens und andern plattdeutschen Gedichten dieses Jahrhunderts vorkommen, welche in der Poesie der Niedersachsen anzutreffen sind.

Endlich ist noch das übrig, daß bloß D. Luther der einzige Urheber des itzigen meißnischen Unwesens durch ganz Deutschland gewesen seyn soll: wie der Herr Verfasser meynet. Wir leugnen es nicht, daß die hochdeutsche Sprache durch seine Bibel, Schriften, Predigten und Lehren, ungemein viel gewonnen: und der Herr Professor hat dieses sehr wohl erwiesen. Allein wie kann man diesem großen Manne es immermehr Schuld geben, daß er für die Ehre der meißnischen Mundart gearbeitet habe? War er denn nicht ein Eisleber, und folglich ein Thüringer von Geburt? Hat er nicht in Erfurt, und folglich mitten in Thüringen studirt? Ja ist er nicht in Wittenberg, das ist außer Meißen, jenseit der Elbe, in Sachsen, wo man damals noch plattdeutsch redete, Professor gewesen, und bis an sein Ende geblieben? Er hat also mit der meißnischen Sprache gar nichts zu thun gehabt, sondern die thüringische von Jugend auf geredet und geschrieben.

ben. Ja die Wahrheit zu sagen, vor Luthers Zeiten hatten sich die Meißner noch gar durch keine Gelehrsamkeit oder Schriften im Deutschen gewiesen. Die Schwaben und Franken aber waren schon aufgewachet, und hatten uns viele deutsche Bücher, auch sogar Uebersetzungen von Bibeln, vor ihm geliefert. Wir haben unter andern alten Schriften auch eine katholische Postille in Händen, die 1514 zu Basel gedrucket worden, und darinn die evangelischen und epistolischen Texte nicht viel schlechter lauten, als in Luthers ersten Bibeln. Ja wir haben in Wien alte geschriebene deutsche Bibeln gesehen, die wohl hundert Jahre älter als Luther sind, und doch mit Luthers Uebersetzung an vielen Stellen fast von Wort zu Wort übereinkommen. Ist das nun eine meißnische Bibel zu nennen, die er gemachet hat? Noch mehr. Kaum hatte Luther sein neues Testament 1522 drucken lassen, als man es in Basel nachdruckete, und ihm am Ende ein Verzeichniß der besondern Wörter, die in Basel fremde waren, mit ihrer Erklärung anhängete. Man kann dasselbe nebst mehrerer Nachricht in der kritischen Beyträge VI B. a. d. 373 u. f. S. nachsehen. Sie belaufen sich aber noch nicht einmal auf 200 an der Zahl; halten auch über die Hälfte solcher Wörter in sich, die gewiß heute zu Tage selbst in der Schweiz und in ganz Deutschland verständlich sind; indessen daß die andere Hälfte itzo in D. Luthers Testamente nicht mehr zu finden ist.

Dieses sind nun die wenigen Anmerkungen, womit wir des Hrn. Prof. Michaelis seine schöne und

gelehrte Rede haben begleiten wollen. Man kann von ihm billig sagen, was vormals von des Grotius Mari libero gesagt worden: Rem pessimam optime defendit. Denn wir sind gewiß versichert, diejenige Sache, die derselbe zu führen unternommen, habe nicht gründlicher und mit mehrerer Beredsamkeit ausgeführet werden können, als von ihm geschehen ist. Wenn also die plattdeutsche Sprache künftig nichts gewinnen, und die hochdeutsche, oder, wie es ihm zu reden beliebt, die meißnische nichts verlieren sollte: so wird es gewiß nicht an der Geschicklichkeit des Redners, sondern an der bösen Sache selbst liegen, die er zu vertheidigen gehabt. Die Wahrheit nämlich hat zuweilen so viel Kraft, daß sie auch ohne beredte Sachwalter, durch ihr eigenes Licht sieget.

Wir sind zwar selbst keine gebohrne Meißner, kennen aber verschiedene ansehnliche auch sprachgelehrte Männer von dieser Nation, die es gar nicht dafür halten, daß ihre angebohrne Mundart der allein seligmachende Dialekt der deutschen Sprache sey. Sie bestreben sich eben sowohl, ihre meißnischen Provinzialwörter im Reden und Schreiben zu vermeiden, als ein jeder andrer Landsmann mit den Seinigen thun muß, wenn er gut deutsch schreiben will. Man könnte von denselben gewiß eine eben solche Sammlung machen, als Herr Prof. Richey, die Zierde von Hamburg, in seinem idiotico Hamburgensi gesammlet hat. Man gesteht es auch hier, in gelehrten Gesellschaften, daß man dann allererst gutes Deutsch rede und schreibe, wenn man in ganz

Deutſchland verſtanden wird. Entwiſchet aber ja einem Meißner zuweilen etwas von ſeiner Erbſünde; ſo bittet er ſich deswegen ſtillſchweigend bey andern Landſchaften eine Nachſicht aus:

Scimus, & hanc veniam petimusque damusque viciſſim.

Für das wahre Hochdeutſche müſſen wir nur eifern, und hierinn wird uns verhoffentlich Herr Prof. Michaelis ſelbſt nicht zuwider ſeyn.

V.

Enarrationes hiſtoricæ de ISLANDIAE Natura & Conſtitutione formatæ & transformatæ per eruptiones ignis, ex antiquiſſimis Islandorum MStis Hiſtoriis, Annalibus, Relationibus, nec non obſervationibus conſcriptæ. P. I. de Islandia antequam habitari cœpta, &c. auct. Egerhardo Olavio, Islando. Hafniæ 1749. 8.

Der erſte Theil des gegenwärtigen Buchs, Eckhart Olafſohns hiſtoriſche Erzählung, von dem durch unterirdiſches Feuer entſtandenen und veränderten Island, handelt von den phyſiſchen Umſtänden, und Begebenheiten dieſes Landes, wie es ſchon vor ſeiner Anbauung ausgeſehen hat.

Erſt zeiget er, in einer kleinen Vorbereitung, wie es möglich ſey, daß ein Land durch unterirdiſches Feuer entſtehen könne; und machet den Schluß: daß, weil Island alle die Spuren an ſich hat, die ein ſolches Feuer zu hinterlaſſen pfleget, ſo müſſe daſſelbe durch eben dieſes Mittel hervorgekommen ſeyn.

ſeyn. Den Grundſatz ſuchet er im folgenden, aus alten und neuen Erfahrungen zu beweiſen.

Darnach ſcheidet er wieder dieſen erſten Theil in zwo Abtheilungen, davon die erſte von der äußerlichen (apertiori) Natur u. Beſchaffenheit Islands handelt.

Im erſten Hauptſtücke zeiget er theils die Lage und äußerliche Bildung des Landes, theils die daran befindlichen offenbaren Merkmaale einer vormaligen Feuersbrunſt überhaupt.

Im zweyten Hauptſt. erzählet er von denen auf dem ſüdlichen Viertheile des Landes befindlichen Bergen, verbrannten und zerborſtenen Felſengründen, ungeheuren Erdriſſen oder Oeffnungen, und heißen Quellen, Bächen und Bädern.

In dem folgenden dritten Hauptſtücke geht er das öſtliche Vierthel, im Vierten das Nordliche, und im Fünften das Weſtliche, bald eben ſo, wie das Erſte durch; führet ihre Merkwürdigkeiten, ſo viel als zu ſeinem Zwecke dienet, an; und ſucht dieſelben, durch miteingeſtreute phyſikaliſche Anmerkungen zu erklären.

Die 2te Abtheilung zeiget die innerliche oder verborgene Beſchaffenheit des isländiſchen Erdbodens.

Das erſte Hauptſtück entdecket die Beſchaffenheit der daſigen Berge, Thäler und Ebenen, in ſo weit als dieſes durch unterirdiſche Höhlen und Ausgrabungen geſchehen kann.

Das zweyte Hauptſt. handelt von den Gewäſſern, und zwar von denen, die Fiſche und Seeungeheuer hervorbringen; von warmen Bädern und ſiedenden Quellen, die theils Waſſer auswerfen,

theils Ungewitter zum voraus anzeigen; von denen, die selber das Eis aufbrechen, und den Einwohnern Regen ankündigen; von den stillstehenden Wassern, welche entweder Flüsse ohne merklichen Anwachs einnehmen, oder solche ohne Abnahme ausgießen; und endlich von denen stillen Wässern und Flüssen, welche niemals zum Vorscheine kommen.

Das dritte Hauptst. handelt von denen in Island befindlichen Erdsalzen, Schwefeln, Erdpechen und andern ölichten Sachen; imgleichen von verschiedenen Metallen.

Das Vierte, von den dichtern Erdmaterien, und den versteinerten Säften oder Feuchtigkeiten; von den versteinerten Körpern, und dem harten schwarzen Holze, so man allda aus der Erde gräbt; von den Klippen, die sich von einander scheiden lassen; von den vergläserten Muscheln, und von den weißen milchfarbenen Flüssen.

Das fünfte Hauptstück ist ein Anhang von dem isländischen Meere, von dem Seeufer, von den umliegenden Inseln, und von dem Meergrunde, welcher überall eben so höckericht, bergicht und verbrannt aussieht, als das Land selbst.

Zum Beschlusse dieses ersten Theils, giebt er einige historische Nachrichten, von den ersten Einwohnern Islands, die aus Norwegen dahin gezogen, und sich in 60 Jahren so gemehret, daß die Insel völlig bevölkert, und nach der Zeit nicht mehr zugenommen. Wie ferner diese gleich anfangs (874 nach Chr. Geb.) alles in Ordnung gesetzt, ihre Familien gezählet, Gesetze eingeführt, und den christlichen

lichen Glauben angenommen haben: so daß man daraus zur Gnüge sieht, daß weder diese, noch ihre Nachkommen so barbarisch gewesen sind, als es **Bleſken**, **Anderſohn**, und andere, theils stolze, theils Unwissende vorgeben.

Uebrigens ist es merkwürdig und dem Verfasser rühmlich, daß er, um den Ursprung seines Vaterlandes zu erklären, eben eine Lehrmeynung erwählet und so geschickt ausgeführet hat, von welcher ihm nicht bewußt zu seyn scheint, daß sie jemals von einem andern Gelehrten für gewiß wäre angenommen worden. Daß er des Herrn Abtes **Moro** Untersuchung des Erdbodens nicht gelesen habe, erhellet nicht nur aus seinem gegenwärtigen Buche selbst; sondern auch daraus, daß der Verfasser, zu der Zeit, als dieses Buch geschrieben, 1749, noch kein Italiänisch gelernet hatte, wie dieses mir selbsten wohl bewußt ist: und die deutsche Uebersetzung davon ist erst in diesem Jahre herausgekommen. Es kann ihm also nichts, als die Meynung einiger gelehrten Isländer, welche er bey der Nachforschung des Landes selbst und seiner Alterthümer, wahrbefunden, zu diesem Werke den ersten Anlaß gegeben haben.

Dieses sein Zeugniß aber, bestätiget des Abtes Moro Lehrbegriff vom Ursprunge aller festen Länder des Erdbodens, durch das Exempel einer weit größern Insel, als dasjenige entstandene kleine Eyland war, so ihm dazu Gelegenheit gegeben. Denn Island ist auf die 120 deutsche Meilen lang, und auf die 30, 60, bis 80 Meilen breit: folglich nächst England und Schottland die größte Europäische

Insel.

1640.

IANI CAECILII FREY Philoſophia *Druidum.* Pariſ. 1640. 8.

Unter dieſem Jahre führt Herr **Reimmann** *) dieſe etwas ſeltene Schrift an. **Morhof** **) hat das Jahr 1646. geſetzet; ſo vielleicht ein Druckfehler iſt. In Herrn **Bruckers** ***) Philoſophiſcher Hiſtorie leſen wir *Ioan.* (ſollte *Ian.* heiſſen,) *Caecil. Frey Opuſc. I.* womit vielleicht angedeutet wird, daß ſie unter dieſes berühmten Pariſiſchen Medici zu Paris An. 1646. in 8. zuſammengedruckten, und ebenfalls ſehr raren, auch darum vergeblich bisher von uns aufgeſuchten *Operibus latinis*, die erſte Stelle einnehme. **Morhof** und **Stolle** ****) geſtehen frey, daß ſie dieſes Werk niemals geſehen. Es dürfte daher den Liebhabern gelehrter Geſchichte ein beſonderer Gefallen geſchehen, wenn ein geſchickter Beſitzer dieſes Buches davon eine hinlängliche Nachricht aufſetzen und gemein machen möchte. Inzwiſchen haben von deſſen Seltenheit auch Herr **Wendler** und Herr **Vogt** *****) gezeuget.

*) Reimmann Hiſt. litt. Vol. 2. p. 101.

**) Morhof Polyhiſt. Tom. I. lib. 1. c. 13. p. m. 119.

***) Jacob Bruckers kurze Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie Tom. 1. lib. 1. c. 10. p. 199.

****) Stolle Introduct. in hiſt. litt. Tom. 2. c. 1. §. 27. p. 434. edit. lat.

*****) Joh. Chriſtoph Wendler diſſert. de variis raritatis librorum impreſſorum cauſis (Ien. 1711.) §. 23. Joh. Vogt Catalogus Hiſtorico-Criticus librorum raſorum p. 86.

Insel. Und gleichwohl ist es, allem Ansehen nach, noch nicht viel über 1000 Jahre aus der See gestiegen. Denn daß das Thule der Alten, Island gewesen seyn sollte, will ohnedieß wegen der gar zu nordlichen Lage, und des rauhen Ansehens desselben, nicht wohl glaublich seyn: da so gar die alten isländischen Historien (Saga) bezeugen, die ersten Bevölkerer derselben, hätten sie noch ohne Gras und Bäume gefunden. Ist nun ein so großes Land noch so neu: was soll man von dem russischen Lapplande denken, welches eben so fürchterlich aussehen soll? Dieses ist aber schon mit ein festes Land geworden, und hat vieleicht nur dazu gedienet, daß die alte Insel Scandinavia, mit dem übrigen Europa zusammengehenket, und die Ostsee von dem weißen Meere getrennet worden.

* *

VI.

Relation du Monde de Mercure.

Paris 1750. 2 Vol.

d. i.

Nachricht aus der Welt im Merkur.

Man sieht aus dem Titel wohl, daß der Verfasser das Lehrgebäu der neuen Weltweisen annimmt, nach welchem alle Planeten bewohnte Welten sind: und man wird sich nicht wundern, wenn er unter diesem Titel ganz andere Absichten verbirgt, als derselbe anzuzeigen scheint.

ſcheint. Dieß Werkchen enthält die Sitten, Gebräuche, Ergetzungen, Wiſſenſchaften, Thiere, Gewächſe, und Regimentsforme des Planeten **Merkurs**. Unter dieſer Decke, will der Verfaſſer, bald unſere Welt, bald eine neue ſchildern. Allein im erſten Falle iſt er nicht philoſophiſch genug, ſeinen Zweck allemal zu erreichen; und im andern, langet ſeine Einbildungskraft nicht allezeit zu. Wir wollen zur Probe dasjenige Stück nehmen, wo er den oberſten Staatsbedienten des Kaiſers in **Merkur** ſchildert.

„ Sobald, heißt es, dieſer Monarch einen ober„ſten Staatsbedienten ernennet hat, wird dieſer „letzte plötzlich von einer Krankheit überfallen, wel„cher andere Leute ſonſt nicht unterworfen ſind. Ei„nige ſind daran geſtorben; andere werden ſie nie„mals los. Dieſes übel heißt die **Aufgeblaſen„heit** Es fängt mit der Freude an, und endiget „ſich mit der Traurigkeit. Dieſe Krankheit fängt „mit heftigen Dünſten an, die in den Kopf ſteigen, „und ſelbigen ganz und gar verwirren. Sogleich „nimmt den Kranken eine Art von Entzücken ein. „Es zeigt ſich in ſeinen Augen eine Freude, die er „nicht bergen kann, und die ihn faſt erſticket: weil „ſeine neue Ehrenſtelle ihn zu einer gewiſſen Ernſt„haftigkeit verbindet. Gleichwohl arbeitet ſie in„nerlich in ihm; ſo, daß ein neuer Staatsmann „in vier und zwanzig Stunden, wenigſtens vier „ſtarke Finger breit größer wird: allein zu gleicher „Zeit verheeret ein wildes Weſen ſeine ganze Ge„ſichtsbildung. Er nimmt eine gebietheriſche Stim-

„me

„me an, davor die Kinder erſchrecken, und dabey „ſich andere Leute kaum des Lachens enthalten kön„nen. Wenn das Uebel nun erſt ſo weit gekommen „iſt, ſo nimmt es zuſehens zu. Der Kranke ver„lieret auf einmal das Gedächtniß; er vergißt ſeine „beſten Freunde, die er nicht mehr kennet, und der „Namen ſeiner älteſten Bedienten ſogar fällt ihm „nicht mehr bey. Eine beſtändige Unruhe hält ihn „gefangen; er höret nicht, was man ihm ſaget; er „weis ſelbſt nicht, was er antwortet; er geht mitten „unter den neuen Verehrern ſeines Glückes, aus „einem Zimmer ins andere, er reichet ſeine Hand „dar, er drücket ſie denen, die ſie ihm darbiethen, „und hierauf verlieret er ſich, und verriegelt ſich in „ſeinem Zimmer „.

„ Allhier ſteigt die **Aufgeblaſenheit** zum höch„ſten Gipfel, und verändert durch ihre Gewalt, den „ganzen Character des Miniſters. Aus einem ge„ſchmeidigen, freundlichen, aufgeweckten Manne, „wird er verdrießlich, rauh, und ſtörrig. Er „flieht die Menſchen, er befiehlt eiſerne Riegel „zu machen, dabey ſogleich ein ſeltſam gekleideter „Menſch Wache halten muß. Dieſen **Cerber** ſteckt „das Uebel ſeines Herrn ebenfalls an, und er wird „ſo wild, als jener. Er vertheidiget die Thüre wie „eine Gränzfeſtung, und fertiget mit den Worten „**man wird nicht eingelaſſen**, mehr als fünf„hundert Perſonen ab. In dieſer Zeit nun dreht „ſich der ſo geheimnißvoll verſchloſſene Staats„mann, auf den Abſätzen herum, ſchneidet ſich die „Nägel ab, murmelt ein Trinkliedchen her, oder

„ſchreibt

„schreibt an seine Geliebte. Wenn nun dieß alles „geschehen ist, so empfängt er aus der Hand seines „Secretärs, den Zustand der Staatsgeschäffte, die „ihm aufgetragen sind. Wenn nun diese wichtigen „Verrichtungen alle vorüber sind: so fodert er sein „Kleid, seine Tabacksdose, und nimmt vor dem „Spiegel eine Staatsmine an. Die Thüren wer„den geöffnet; ein jeder dringt sich seiner Erschei„nung entgegen; die Größten treten zu ihm; einige „reden ihn gar an. Er lächelt sie alle an, oh„ne einen einzigen zu hören, und nimmts über „sich, Sachen zum Ende zu bringen, die vieleicht „in vierzig Jahren nicht geendiget seyn werden. „Eine Viertelstunde ist ihm zu diesem allen genug: „alsdann wartet der Staatsrath auf ihn. Er kann „nicht länger warten; er verschwindet mitten in dem „Schwarme, welcher den ganzen Tag auf ihn ge„lauret hat, und morgen zu eben der Stunde, mit „eben so gutem Erfolge, wieder auf ihn warten „wird.

„Doch die Krankheit bleibt hierbey nicht ste„hen, sie macht den Kranken in kurzer Zeit ganz „unerträglich. Er wird stolz gegen seine Obern, „unverschämt gegen seines gleichen, unerträglich „gegen seine Freunde, und für alle andere Men„schen unsichtbar. Hieraus entstehen Eifersucht, „Verläumdungen und endlich ein öffentliches Mur„ren. Der Monarch höret solches eine Weile, „doch mit Verdruß, an. Endlich wollen die Klagen „nicht nachlassen, und er muß ein Einsehen darein „haben. Der Staatsmann fällt, und sein Fall zieht

„alle

„alle diejenigen mit sich, die seine Krankheit ange-
„steckt hatte. Jetzt grüßt der Liebling wieder einen je-
„den, dem er vorhin für seinen Fußfall kaum gedankt
„hatte. Er flehet die Gunst und den Schutz solcher
„Leute an, die er noch gestern kaum der seinigen wür-
„digte, u. s. w.

Soviel ist für diesesmal hinlänglich. Der Verfasser hat es nicht für gut befunden, sich zu nennen; eine große Menge medicinischer Abhandlungen aber, so in dem Werke vorkommen, lassen den Leser muthmaßen, daß er ein Arzt seyn mag.

VII.

Anecdotes litteraires. Par Mr. R**.
Paris. 2 Vol.

D. i. Gelehrte Heimlichkeiten.
Durch den Herrn R**.

In diesem Werkchen findet man allerley kurze Nachrichten von demjenigen, was den französischen Schriftstellern, seit zwey hundert Jahren, angenehmes oder widriges begegnet ist. Einige wenige Absätze werden unsern Lesern einen Begriff von dem ganzen Werke machen.

Voitüre hatte einen gewissen Herrn vom Hofe durch einen beißigen Scherz beleidiget. Dieser wollte sich rächen und den **Voitüre** herausfodern; allein **Voitüre** antwortete: „Wir sind einander „nicht gleich, mein Herr; sie sind groß, ich bin „klein;

„klein; sie haben viel Herz, ich bin verzagt; sie „wollen mich erstechen: meinetwegen! ich will mich „für todt halten. „ Dieser Scherz besänftigte seinen Feind.

Peter Corneille war gewohnt sehr wenig zu sprechen, auch sogar von denen Sachen, die er doch überaus wohl verstund. Wenn man ihm nun zuweilen vorrückte, daß er sich selbst in Gesellschaften keine Genüge thäte, so antwortete er: **deswegen bleibe ich doch wohl Peter Corneille.**

La Mothe le Vayer redete einsmals von einem sehr gewissenhaften Schriftsteller, den er kennete, und sagte: derselbe habe vier und zwanzig Stunden überlegt, wie er doch den Ausdruck, Ce Senat, vermeiden möchte, weil die zwo ersten Sylben einander so ähnlich wären.

Varillas hatte einen Neffen, welcher ihm einsmals einen Brief schrieb, und die Unterschrift so buchstabiert hatte: Votre très hobeilsant Serviteur. Diese falsche Rechtschreibung verdroß den **Varillas** so sehr, daß er diesen unwissenden jungen Menschen enterbete, und von seinem Vermögen eine Schule in seiner Vaterstadt stiftete.

Als der Pater **Massillon**, welcher nachmals Bischof von **Clermont** in **Auvergne** geworden, den ersten Advent zu Versailles vor **Ludewig** dem XIV geprediget hatte, sagte dieser König zu ihm: „mein Pa„ter, ich habe in meiner Kapelle verschiedene große „Redner gehöret, mit denen ich sehr wohl zufrieden „gewesen bin: so oft ich aber euch gehöret habe, bin „ich mit mir selbst sehr übel zufrieden gewesen. „

So viel mag zur Probe dieser Sammlung genug seyn, welche die Welt der gelehrten Muße des Herrn Abtes **Rainal** zu danken hat, von dem sie bereits die **Geschichte des engländischen Parlamentes**, und die **Geschichte des Stadthouderrates**; zwey Werke erhalten, welche in Frankreich mit so vielem Beyfalle aufgenommen worden, als übel man sie in England und Holland angesehen hat, wo man Widerlegungen dagegen herausgegeben. Gleichwohl ist man in Frankreich bald überdrüßig geworden, dieses Werk zu lesen: nicht, weil es nicht belustigend ist; sondern weil der menschliche Verstand die Abwechselung liebt, und eine beständige Reihe von sinnreichen Einfällen, ihn endlich eben so sehr ermüdet, als ein Zusammenhang abgeschmackter Einfälle. Uns Deutsche setzen **Zinkgräfs** Apophthegmata **der Deutschen** in den Stand, dieses Werk gar wohl zu entbehren.

* *

VIII.

Fortsetzung von allerley Neuigkeiten,

so sich in Frankreich, die schönen Wissenschaften betreffend, zugetragen.

Auf der italienischen Schaubühne zu Paris ist vor kurzem, mit vielem Beyfalle und unter großem Zulaufe, ein Lustspiel in drey Aufzügen und in Versen vorgestellet worden, das falsche **Vorurtheil** betitelt. Den Verfasser dieser Arbeit kennt man nicht, und er hat sehr weislich ge-

gethan, das er im Dunkeln geblieben ist: denn das beste, was man aus seinem Stücke von ihm schließen kann, ist, daß er eine große Gabe zu Sinngedichten besitzt; deren über ein paar Dutzend, und zwar recht spitzige, darinn sind. Der Hauptinhalt dieses Lustspieles, ist eine Frau, die sich nicht einbilden kann, daß ihr Liebhaber sie allein liebe; sondern über eine eingebildete Nebenbuhlerinn eifersüchtig ist. Weiter äußert sich in diesem Stücke keine Verwirrung, kein Knoten, keine Auflösung, keine Ordnung, keine Verbindung, kurz! kaum ein Schatten der gesunden Vernunft. Gleichwohl läuft ganz **Paris** in alle Vorstellungen desselben, und hat den Italienern bereits mehr Geld hingetragen, als das beste Stück aus dem **Moliere** der französischen Bühne einbringen kann. Die Ursache dieses Zulaufes ist ein Ballet, so von den vortrefflichsten Tänzern und Tänzerinnen gehalten wird, und darinn ein paar Kinder von 8 bis 9 Jahren mittanzen, die hauptsächlich diesen großen Haufen an sich ziehen. So sind die **Pariser** beschaffen! Eine lange Zeit sind sie um der kleinen Feuerwerke willen, in die Komödie gelaufen; jetzt dringen sie sich den Kindern nach. Jedoch, was kann man wohl einer Stadt übel nehmen, die sich mit Erfindung der edlen **Pantins** bey der ganzen gescheidten Welt in gehöriges Ansehen gesetzt hat? Und ist nicht Deutschland auch den nicolinischen Kindern genug nachgelaufen?

II.

Schon vor einigen Jahren hatte der Abt des **Fontaines** eine Oper aus dem Abte **Metastasio**

überſetzet, die gar keinen Beyfall erhalten wollte. Die Schuld muß an der Ueberſetzung gelegen haben: den vergangenen Sommer hat der Abt **Bonnet** ein ganzes Bändchen von den ſchönen Arbeiten dieſes Mannes, im Franzöſiſchen bekannt gemacht, welches überaus vielen Beyfall erhalten hat. Endlich ſuchet nunmehr Herr **Richelet** die Pariſer auf die Liebe zum ungekünſtelten guten Geſchmacke wieder zurück zu leiten; indem er ihnen eine ausnehmend ſchöne Ueberſetzung von vier Opern des Herrn Abtes **Metaſtaſio** in die Hände gegeben hat. Sie heißen **Hadrian**, die Gnade des **Titus**, **Cyrus** und **Zenobia**. Man rücket zwar in Frankreich dem italieniſchen Verfaſſer vor, daß er ſich auf eine ein wenig gar zu dreiſte Weiſe alles anmaßet, was er in den franzöſiſchen Dichtern gutes findet. Allein, wenn ſie alle davon ſo denken, wie Herr **Voltaire**; ſo wird es dem Herrn Abte mehr zur Ehre, als zur Schande gereichen. Man hatte demſelben nämlich geſagt, daß dieſer Operndichter ihn zu verſchiedenen malen ſehr geplündert hätte. **Ach der liebſte Räuber!** hat er geantwortet, **er hat mich um ein groſſes verſchönert.**

IX.

Der deutſche Pariſer.

Eine Fabel.

Es reiſt' einmal ein Schaf mit einem großen Farren,
Sie trabten nach Paris, von da nach Montpellier:
Und was gewannen denn die beyden Modenarren?
Der erſte ward zum Schöps; der andre blieb ein Stier.

Schreiben eines Sohnes,
an ſeine Mama.

Mama!
ich, ihr geliebter Sohn,
Des Stammes Kern und Stütz und Kron,
Das Ebenbild von Ihrem Weſen,
Bin endlich wiederum geneſen;
Mama! und weis Sie wohl, durch was?
Durchs Lavement und Aderlaß.
Jarnicotton! was ich erlitten,
Als Küch und Clima mit mir ſtritten.
Das grobe dicke deutſche Blut,
Benahm mir alle Kraft und Muth.
Mein größtes Glück war die Lancette;
Sonſt läg ich wahrlich noch im Bette.
Le Chirurgien du Cardinal,
Chaſſa ce fardeau trop fatal.
Itzt fühl ich mich ſo leicht und munter,
Ich ſpränge vom Pont-neuf herunter.
Kein deutſcher Michel bin ich mehr,
Ich geh à la Françoiſe einher.
Morbleu! ma Foi! Diable m'emporte,
Je ſuis de la plus fine ſorte.

1644.

THOMAE SMITH Syntagma de *Druidum* moribus & inſtitutis. Londin. 1644. 8.

Unter dieſer Jahrzahl haben wir dieſe von uns zur Zeit noch nicht geſehene Schrift vor dem irgendwo als gedruckt angegeben gefunden. Herr **Moller** *) gibt das Jahr 1664. und Herr **Stolle** **) 1668. an. Wir glauben ſchwehrlich, daß dieſes drey unterſchiedene Auflagen von einem Buche ſind. Vielleicht haben nur die in den Numern faſt unvermeidliche Druckfehler ihre Anzahl ohne Grund vermehret.

1650.

ESAIAE PVFENDORFII diſſertatio *de Druidibus*. Lipſ 1650. 4.

Der berühmte, und nachmalige Königliche Schwediſche und Dänſche Rath und Geſandte, Herr **Eſaias Pufendorf**, hat ſich zu ermeldeter Zeit mit dieſer wohlgerathenen Schrift auf hieſiger Academie als ein junger Magiſter habilitiret. Herr **Johann Peter Ludovici**, der zu Halle 1699. in 8. deſſen ſämtliche Diſputationes unter der Aufſchrift: Pufendorfii *Opuſcula a iuuene lucubrata, cum elogio auctoris* zuſammen herausgegeben, darinnen auſſer dieſer eine andere *de Legibus Salicis*, und noch eine *de Theologia Platonica* enthalten iſt; die *de igne natiuo* aber gar fehlet, ***) hat der Chronologiſchen Ordnung nicht gefolget, indem er ihr den andern Platz vor den erſten eingeräu-

*) **Moller** in Praef. ad Tomos duos poſter. Polyhiſt. Morhof §. 7. p. 12.

**) Stolle Hiſt lit. Tom. 2. c. 1. §. 27 p. 434. edit. lat.

***) Siehe Herrn **Heumanns** Acta Philoſophorum Part. III. p. 955.

Ich trag ein ſpitz gewölbt Touppé,
Vier Daumen breit gehts in die Höh,
Die moutonirten Puderlocken
Bewegen ſich, als Silberglocken.
Kein Engelskopf wird ſo geſchnitzt,
Als mir mein nettes Härchen ſitzt.
Ein großer Beutel mit zween Dutzen
Muß wohlgeſchürzt am Halſe ſtutzen,
Das Hemd ſteht nach Pariſer Tracht,
Mit einem Blitzer zugemacht.
Des offnen Buſens Leckerbiſſen
Schattirt ein ponceau-ſeidnes Küſſen.
Battiſtne Blätter um die Hand,
Gleich Sonnenſchirmen ausgeſpannt.
An perlenfarbig ſeidnen Strümpfen
Darf ſich gar keine Falte rümpfen.
Der blanken Kniee ſchwarzer Sammt
Steht durch zween Wickel aufgedammt.
Die Weſte ſtrotzt von beyden Seiten,
Der Rock kann mit dem Reifrock ſtreiten.
Des Unterfutters Himmelblau
Werf ich im Gehn galant zur Schau.
Des Aermels wohlgeſchnittnen Flügel
Bedecket ein brocadner Spiegel.
Ring, Tabatier, Etui und Uhr,
Berühr ich, als was ſchlechtes nur.
O ventre bleu! die ſchönſte Doſe
Verlohr ich neulich à la Roſe,
Pour attraper la belle Main
De Madame de Pontchartrain.
Mein Tanzen, Fechten, Reiten, Singen
Läßt ſich in keinen Abriß bringen;
Oeillades, Grace, Tour und Port,
Darinn beſteht mein größtes Fort.
Diantre! das Deutſche will nicht fließen,
Drum muß ich den Artikel ſchließen.
Mama! wie gehts doch meiner Braut,
Sie wäre wohl gern bald getraut?

Das gute Närrchen wird ſich kränken,
Ich kanns dem Mädel nicht verdenken.
Still! ſtill! à propos entre nous,
Ey, frage Sie doch öfters zu:
Ob Lieschen auch die Ratten plagen?
Wir pflegen hier Vapeurs zu ſagen.
In Frankreich ſind ſie gar gemein,
Und wird faſt keine Jungfer ſeyn,
Die, weilen ſie dergleichen ſpüret,
Nicht Eau de Carmes bey ſich führet.
Zum Nothfall ſend ich hier was Guts,
Wenns keine nimmt, mein Lieſel thuts.
Mama! Sie ſollt es wohl kaum meynen,
Wie ſehr ich um dieß Kind muß weinen.
Drum mache Sie die Anſtalt nur,
Zu unſrer baldgen Hochzeitskur.
Der Stoff zum Brautkleid iſt ſchon fertig,
Ich bin ihn von Lion gewärtig.
Allein, mir fehlt noch einerley,
Was denn? daß ich Baron auch ſey.
Sie weis, ich habe große Mittel,
Drum kaufe ſie mir gleich den Titel
Von einem hochgebohrnen Rath:
Es klingt doch beſſer in der That,
Als wenn ich ſchlechtweg Junker hieße;
Zumal, da ich ſchon niemand grüße,
Er ſey denn von erhabnem Rang,
Und gleiche mir an meinem Gang.
Daß ich muß excellentiſch werden,
Das ſteckt mir ſchon in den Gebärden.
Damit auch die gelehrte Welt
Noch fernerhin was auf mich hält;
So will ich ihr von meinen Reiſen
Im Druck etwas zur Probe weiſen.
Das Werkchen heißt: die große Welt;
Paris wird drunter vorgeſtellt,
Mama! ach! ſchick Sies gleich zur Preſſe,
Damit es auf die Oſtermeſſe

Gedruckt und auch gebunden sey:
Mein ganzer Titel geht hiebey.
Ein Exemplar mit rothem Sammet,
Worauf mein Herz mit Stralen flammet,
Das werde sien mit Gold gestickt
Und meiner Liesel zugeschickt:
So kann sie sich an meinen Gaben
Zuweilen in Gedanken laben.
Ich komme nach dem Carnaval
Auf unser Landgut Freudenthal,
Und bin bis zu der letzten Grube

Ihr

treuster Sohn
Fritz von Schönbube.

NB. Dieß Stück ist von einem berühmten Dichter, dessen deutsche Muse bisher noch unbekannt gewesen.

X.

Sejour de Paris,

Oder getreue Anleitung, welchergestalt Reisende von Condition sich zu verhalten haben, wenn sie ihre Zeit und Geld, nützlich zu Paris anwenden wollen ꝛc. von Joachim Nemeiz.

Vierte Auflage, vermehrt und verbessert.
Straßb. Verlegts Stochdorph
1750. 8.

Es wundert uns nicht, daß von diesem Werke bereits die vierte Auflage erscheint. Es enthält so viel nützliche und artige Nachrichten, daß jemand, der nach Frankreich reiset, es nicht

nicht wohl entbehren kann. Es ist in so vernünftigen Absichten, und so lehrreich geschrieben, daß es einem Reisenden zu einem stummen Hofmeister dienen kann; ja ihn vieleicht besser leiten kann, als unter zehn Hofmeistern kaum einer es leisten wird. Der Herr Verfasser sucht seinen Untergebenen auf alles merkwürdige aufmerksam, klug, vorsichtig, und nach einem wahren Vortheile seiner Reisen begierig zu machen; Eigenschaften, so den meisten Reisenden gefehlet, die doch ein unsägliches Geld nach Frankreich geschleppet, und dafür nichts als leere Köpfe und Beutel, ein verderbtes Herz, und abgezehrte Leiber mit nach Hause gebracht. Er giebt eine zulängliche Nachricht von dem französischen Hofe, dem Parlamente, der Universität, den Akademien der Wissenschaften, Sprachen und Künsten, den Bibliotheken, Gelehrten, und Künstlern u. s. w. daraus sich auch solche Leute, die niemals im Sinne haben, nach Frankreich zu reisen, Lust und Nutzen ziehen können. Ja er verbessert viele Fehler, die in andern Büchern, die uns solche Nachrichten von Paris haben geben wollen, häufig begangen worden.

Man wird sich den besten Begriff von dem ganzen Buche machen können, wenn wir die Hauptstücke nach der Reihe namhaft machen werden. I. Vom Nutzen des Reisens insgemein, sonderlich für die, so einmal dem Staate dienen wollen. II. Was zum Reisen erfodert werde. III. In was für einem Alter man reisen müsse. IV. Was man wissen muß, ehe man reiset. V. Man solle Eng-

land und Holland (NB. warum nicht auch ganz Deutschland?) vorher besehen, ehe man nach Frankreich geht. VI. Was man anfänglich thun soll, wenn man nach Paris kömmt. VII. Von Erwählung eines Zimmers. VIII. Wo man speisen soll. IX. Von Wissenschaften und Leibesübungen. X. Wie man sich zu kleiden hat. XI. Ob man sich einen französischen Bedienten annehmen soll? XII. Wie man sich der Schauspiele bedienen solle? XIII. Von Besuchung der Casse- und Ballhäuser, wie auch der Billards. XIV. Wie man sich bey Tage und Nacht auf den Gassen vorzusehen habe? XV. Ob es rathsam sey, Bekanntschaften zu machen? XVI. Vom Umgange mit Frauenzimmer. XVII. Vom Umgange mit Aebten und jungen Franzosen. XVIII. Von den Spaziergängen. XIX. Von Besuchung der Jahrmärkte, und ob man daselbst Seiltänzer und Puppenspiele sehen solle? Von Besuchung der Bälle zur Carnevalszeit. XX. Vom Spiele. XXI. Ob es besser sey den Sommer, oder den Winter in Paris zuzubringen. XXII. Man soll keine Solennitäten zu sehen| versäumen. Wobey alles nahmhaft gemacht wird, was das Jahr über zu Paris sehenswürdig ist. XXIV. Von Besuchung der öffentlichen und privat Büchersäle und Buchläden. Hier werden die erstern ziemlich genau und ausführlich beschrieben. XXV. Von Bekanntschaften mit Vornehmen und Gelehrten, die man zu suchen hat: wobey ein Verzeichniß der berühmtesten Männer zu Paris und ihren Schriften vorkömmt; auch von der Universität, den königlichen

Aka-

Akademien, dem Parlemente und dem Magistrate der Stadt Paris zulängliche Nachricht gegeben wird. XXVI. Von den Kunstkammern, Manufacturen, öffentlichen Gebäuden, und Alterthümern der Stadt Paris. XXVII. Von Miethkutschen und wie man sich ihrer bedienen soll. XXVIII. Von den Pariser-Spitzbuben. XXIX. Von der Menge und Unverschämtheit der Bettler daselbst. XXX. Was man für Aufwand zu machen Ursache habe. XXXI. Ob man sich ein eigen Fuhrwerk halten solle? XXXII. Von Besuchung des evangelischen Gottesdienstes, bey fremden Ministern. XXXIII. Von der Sorgfalt für seine Gesundheit zu Paris. XXXIV. Von den Reisen nach Versailles. XXXV. Von der königlichen Familie, den Prinzen von Geblüte, Cardinälen, Dücs und Pairs, Marschällen, Rittern, Grands von Spanien, Feldherren, Statthaltern der Provinzen und Befehlhabern der königlichen Schlösser, Staats- und Hofbedienten, Gesandten, wie auch der Hofstatt der Königinn und Dauphine. XXXVI. Wann und wie die königlichen Lustschlösser besehen werden sollen? XXXVII. Wie lange man zu Paris bleiben soll? XXXVIII. Ob es rathsam sey, viel einzukaufen, wenn man zurück reiset? XXXIX. Wie man sich im Handel vorzusehen habe. XXXX. Was für einen Weg man nehmen soll, wenn man nach Hause reiset: wobey ein Verzeichniß der gebräuchlichen Straßen durch die französischen Provinzen ist. Hierauf macht ein ausführliches Register den Schluß.

Wie

Wie wir nun die von dem Herrn Verfaſſer beobachtete Lehrart und Grundſätze; imgleichen ſeine Aufrichtigkeit und genaue Aufmerkſamkeit auf die wichtigſten u. beſten Sachen überhaupt billigen müſſen: alſo wollten wir nur wünſchen, daß wir auch ſeine Schreibart loben könnten. Allein man ſieht es faſt in allen Zeilen, daß er lange in Paris geweſen; und ſein Ausdruck hat, ſo zu reden, noch die Franzoſen; ob gleich dieſe Sucht ſeit geraumer Zeit in deutſchen Büchern, für ehrlos erkläret, und aus den beſten Schriften verbannet worden. Sollte noch künftig eine neue Auflage gemachet werden, ſo wünſchen, und hoffen wir, daß man auch die Schreibart noch, nach der heutigen Reinigkeit und Richtigkeit verbeſſern werde. Wie lange wird man aber noch nach Paris reiſen?

XI.

Oden und andre Gedichte.

Frankf. und Mainz bey Varrentappen 1750. in groß 8. 4 Bogen auf Schreibpapier.

Dieſe Sammlung von Gedichten iſt klein, aber ſchön. Hier iſt kein gezwungener Witz, keine ſchwärmende Einbildungskraft, kein Neſt voller Sprachſchnitzer, die man uns für Gedanken verkauft, mit einem Worte, kein Zürchergeſchmack: ſondern eine geſunde Dichtkunſt, in einer aufgeweckten doch vernünftigen und reinen Schreibart.

art. Die erste Ode ist an die Gottheit gerichtet; und so edel, als voll gründlicher Gedanken. Das zweyte enthält philosophische Betrachtungen. Sie heben an:

Den ungeheuren Riß von Welten ohne Gränzen,
Hast du, Allweisester! von Ewigkeit gemacht,
Der Meere schwülstig Blähn, der Sonnen prächtigs Glänzen
Hat deiner Allmacht Wort, aus Nichts, hervorgebracht.
Du Schöpfer der Natur, des Weltbaus großer Meister,
O! dulde bey dem Lob der Chöre höhrer Geister,
Daß Ost und West mein Lied von deiner Gnade sing.
O! dulde, daß ich mich aus dankbarstem Gemüthe,
Gerührt, Unendlicher! von deiner Vatergüte,
Entzücket, Stimm und Flug zu deiner Gottheit schwing.

Hierauf folget eine Ode, **der Tod**; auch diese ist schön. **Die Unschuld**, ist ein kurzes Stück, an die durchlauchtigste Climene gerichtet. Ein Schreiben an einen vornehmen Grafen, zeigt, daß Dichter auch Excellenzen zu Freunden haben können. Das **Lob Damons**, enthält zwar auch schöne Empfindungen; aber in der Schreibart finden sich auch einige Verwegenheiten, die es eben nicht zieren. Z. E. Das

Vom Trieb, der gleiche paart, entsteckt: für angesteckt;

und die seltsamen Mittelwörter im Reime:

An seines Meisters Lippen hangend,
Des Geistes Kost verlangend, u. d. m.

können wir nicht billigen.

Die **Frühlingsgedanken** hegen auch viel schönes, und eine unverstellte Verehrung des Schöpfers

pfers in ſich. In der Ode, die Gelaſſenheit, ſtehen folgende ſchöne Strophen:

In ſtiller Nacht hör ich des Weiſen Lehren,
Der mit der Götter Zunge ſpricht.
Tyrannen mögen ſich mit Blut und Ehre nähren;
Mich aber quält der Ehrgeiz nicht.

Mir gilt es gleich, was auch der Pöbel ſchreyet,
Der ſtets das Thun der Weiſen ſchilt.
Und heut vermeid ich das, was andre morgen reuet,
Die Luſt, die uns mit Ekel füllt.

Mich ſtöret nicht der Feinde höhniſch Lachen,
Wenn mich ein Unfall überfällt:
Der Schöpfer wird um mich nicht Thoren weiſe machen,
Auch ſie ſind Bürger dieſer Welt.

In der erſten Strophe aber iſt wohl fleucht in der gebiethenden Art, ein Druckfehler; es ſollte flieht heißen. Die übrigen Stücke ſind nicht ſchlechter gerathen; und handeln mehrentheils von moraliſchen Materien; ſo daß der Verfaſſer, unter der kleinen Anzahl philoſophiſcher Dichter einen hübſchen Platz verdienet.

XII.

Die Krankheit.

Eine Ode, durch den A. O. in Wien.

Leipzig, gedruckt bey Joh. Gottl Imm. Breitkopf. 1751. in groß 8.

Dieſe ſchöne Ode iſt von dem Arkader, Oreſtrio, einem Wiener Dichter, aus Dankbarkeit, an den kaiſerlichen Leibarzt, Herrn Baron

ron von Swieten, gerichtet worden; nachdem derselbe ihn, von einer schweren und schmerzlichen Gliederkrankheit befreyet hatte. Es war selbiger vorher einem unwissenden Schlendrianisten in die Hände gefallen, der ihn bloß mit der Magnesia schmieren ließ, und innerlich mit gepülverten Krebssteinen zurecht bringen wollte. Als aber das Uebel dadurch nur ärger ward: so nahm der Patient seine Zuflucht zu dem hochberühmten kaiserlichen Leibarzte; der ihn auch in kurzer Zeit völlig wieder herstellete. Dieses alles beschreibt nun der Dichter auf eine sehr lebhafte Art, in einer Ode von 39 zehnzeiligten Strophen. Sie hebt also an:

Liebste Musen! dankt mit mir
Gott und den Arzneygelehrten,
Die dem Tod, an meiner Thür,
Zugang, Weg und Steg verwehrten ꝛc.

Seinen ersten Arzt redet er einmal so an:

Arzt! die Hölle dank dir das!
Deine Mittel sind verteufelt:
Du verfehlst Gewicht und Maaß!
Sagt ich ihm schon halb verzweifelt.

Der Schluß entschuldigt die gebrauchte Schärfe folgender gestalt:

Ist dieß Lob zu hoch gespannt,
Und der Tadelkiel zu hitzig?
Denket, keiner ist genannt
Dem die Stachelschrift zu spitzig.
Ja verdenkt es mir nur nicht,
Wenn ich, von dem Schmerz getrieben,
Meine Klag hier aufgeschrieben:
Denn wer ists, der für mich spricht?
Aerzte haben keinen Richter,
Als zuweilen einen Dichter.

Am

geräumet. Der Verfaſſer bringt bald zu Anfange von der Ableitung des Nahmens der Druiden kürzlich folgendes an. Er ſagt: Aventin und Picard hätten ſie von ihrem erſten Stifter *Druyde* oder *Dryis*, deſſen Berosus gedenke, benennet wiſſen wollen; *) Schede von dem Ebräiſchen Worte דרש *(Daraſch)* quæſivit, conſuluit, ſcrutatus eſt; **) einige andere Gelehrte beym Cluverio und Voſſio ***) von dem alten Deutſchen Worte: *Druthin, Dhruthin, Drughtin, Truchtin* und *Trughtin*, welches einen Herrn bedeutet, wie aus dem Otfrido zu erſehen iſt; Flacius von *Trutar*, göttlich ****); noch andere von *Druwen* oder *trau*, getreu; Pontanus *****) endlich von den alten Brittiſchen Wörtern *Try*, ein Baum, und *Wis*, Weiſe, q. d. Waldweiſen. Dieſe letzte Meynung hält Herr Pufendorf vor die wahrſcheinlichſte und vernünftigſte.

* * *

M. IOH. FRIDERICI SCHARFII, Wittenbergenſis Academiae P. P. Meletema hiſtoricum de Gallorum *Druidis*.

Obgleich dieſer kleinen Academiſchen Schrift keine eigentliche Jahrzahl beygedrucket iſt, ſo fordert ſie doch billig unmittelbar nach der Pufendorfiſchen

*) *Aventinus* Annal. Boior. lib. 1. *Picardus* de Celtopaed. l. 2. c. 38.

**) *Schedius* de DIs Germanorum, Syngrammat. 2. c. 3.

***) *Cluverius* Germ. Ant. l. 1. c. 74. *Voſſius* de Idololatr. l. 1. c 35.

****) *Flacius*, praefat. in Evangelia *Otfridi*.

*****) *Pontanus*, in Gloſſario priſco Gall. p. 292.

Am Ende stehen aus dem Boileau folgende Zeilen, an Herrn von Swieten.

Si tu savois un peu moins plaire
Tu ne leur deplairois pas tant.

* *

XIII.

Sinngedicht.

Auf einen Bischof,
der den Gläubigern durchs Fenster entsprang.

Aus dem Französischen.

Der Jüden Raserey vorzeiten zu entweichen,
Ließ Paulus sich einmal durchs Fenster aus der Stadt.
Der Mahner bösem Schwarm, der dich belagert hat,
Behutsam zu entgehn, thust du, Prälat! desgleichen.
Welch Wunder! welche Seltenheit!
Daß sich ein Glied von unsrer Geistlichkeit
Auch itzo noch die Müh genommen,
In irgend einem Stück Apostein gleich zu kommen.

Ende des Augustmonats.

NB. In dem Gedichte des Heumonats von Vorurtheilen a. d. 513 S. 13 Z. ließ für wühlt, buhlt. Und a. d. 514 S. 28 Z. ließ anstatt: liest, schließt.

Nachricht.

Beym Verleger dieser Monatschrift ist der bekannte dresdnische Anzeiger wöchentlich à 1 Ggr., quartaliter aber voraus pro 9 Ggr. zu bekommen.

1.
2.
4.
7.
10.
13
14
16.
17
COLONIA
TICNA
Schaute fc

3.
SCA
COLO
AG

6.

9.

12.

15.
DIVRG
DIVS

18.
TIGNA
E
N

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

Herbstmonat, 1751.

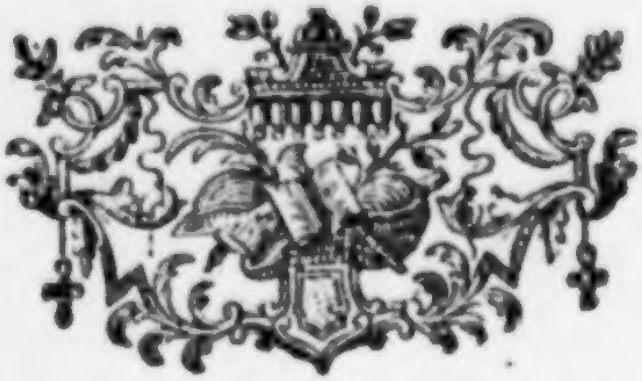

Leipzig,

Bey Bernhard Christoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia præclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Hrn. M. Mich. Christoph Hanovs,

Prof. der Weltw. zu Danzig und Biblioth.

Beantwortung derer Erinnerungen, die ein berühmter Münzkenner, wider die von ihm beschriebenen Münzen der mittlern Zeit, schriftlich abgefasset. *

Unter denen 34 Abhandlungen, die ich vom Junius 1749, bis zum August 1750, in Begleitung verschiedener meiner Zuhörer, auf die Katheder gebracht, und die im vorigen Jahre unter der Aufschrift: Disquisitiones argumenti potissimum metaphysici, zusammen ans Licht getreten, befinden sich zwo, worinn ich einige silberne Münzen der mittlern Zeit erkläret habe. Ein berühmter Kenner der Münzwissenschaft in Dresden hatte sie nicht sobald erblicket, als ihm darüber einige Erinnerungen beygefallen; wodurch er die meisten derer angezeigten Münzen anders lesen zu können glaubte. Ich habe mir daher die Freyheit genommen, die Anmerkungen desselben kürzlich zu erörtern, und meine Gedanken dagegen zu eröffnen.

* S. d. 326 u. f. S. des Maymonats dieses Neuesten.

Vielleicht wird solches mehrern Gelegenheit darbiethen, durch dergleichen Denkmäler des Alterthums die Geschichte zu erläutern, auch wohl zur Gewißheit unserer Sache, eines oder das andere hinzuzufügen.

Die erste Anmerkung betrifft die Münze des Königs Samuel in Ungarn, die man vor dem Ostermonate gegenwärtiger Monatschrift erblicket. Der „gedachte Gelehrte zweifelt sehr an dem Könige „Samuel, der auf dieser Münze steht, und zwar „weil derselbe nirgends unter den ungarischen Kö„nigen zu finden ist; auch der bulgarische König „Samuel nicht den Titel eines Königes von Pan„nonien, welches dazumal seine besondern Könige „gehabt, angenommen zu haben scheint. Er glaubt „vielleicht etwas anders herauszubringen, wenn er „die Münze selbst in Augenschein nehmen könnte.

Ich muß aber hiebey melden, daß man nicht allein für die richtige Abbildung der Münzen die gehörige Sorge getragen; sondern daß auch diese gegenwärtige Münze vor allen aufs beste war erhalten worden. Man konnte sogar die kleinsten Züge daran erblicken, und die Worte SAMVHEL REX + PANONEIA waren überaus wohl zu sehen, und sind von vielen hiesigen Gelehrten gelesen worden. Daß sich unter den ungarischen Königen kein Samuel gefunden, ist mir gar wohl bewußt. Allein eben deßwegen hat mir die Münze einiger Aufmerksamkeit werth geschienen, und die damals verfertigte Abhandlung, de Samuele Rege Pannoniæ e nummo argenteo, speciminis dialectici Loco, exhibita, veranlasset. Ich war sogar

gar um dieſer Urſache willen bedacht, ſie für die hieſige Rathsbibliothek zu erſtehen, wenn ſie ſonſt der Beſitzer hätte veräußern wollen.

„Zweytens ſoll es von den vier erſten Münzen der „zweyten Kupfertafel, darauf der Namen HEIN„RICVS zu leſen iſt, ungewiß ſeyn, welchem „unter den Kaiſern dieſes Namens ſie eigentlich „zuzuſchreiben ſind. Man ſpricht, die Muthma„ßungen, die ich in der erſten und vierten vom Kai„ſer Heinrichen dem erſten, aus der Aehnlichkeit der „Geſichtsbildung und der übrigen Beſchaffenheit, „wie er beym Golz, Gevart und Strada auf „Münzen ſteht, beygebracht, wären deswegen für „ungültig zu erkennen, weil die Geſichtszüge oder „die Aehnlichkeit derſelben nirgends eher, als auf „Münzen trüget. Alle dieſe Gepräge ſollen bloß „nach dem Gutbefinden des Künſtlers gemacht wor„den ſeyn, und die Muthmaßung werde nicht eher „wahrſcheinlich, bis ſie ſich auf andere eben dergleichen Münzen, oder auf alte Siegel gründet.

Ich will leicht zugeben, daß die Münzen einem andern unter den Kaiſern Heinrichen zugeſchrieben werden müßten: wenn man nur ſtärkere Gründe dafür angebracht hätte. Bisher kann ich mich noch nicht überreden, daß man bey dem Mangel anderer Kennzeichen, nicht aus der Aehnlichkeit der Geſichtszüge etwas wahrnehmen ſollte. Die Münzenkenner werden dieſes kaum jemals einräumen: und wir würden auch ganz ungerecht gegen unſere Vorfahren handeln, wenn wir die ſo verſchiedenen, ſo klaren und ſo geſchickt ausgedrückten Kennzeichen

Arbeit ihren Maß. Denn Herr Reimmann, *) der dieſelbe beſitzet und geleſen, hat angemerket, daß dieſe beyden Scribenten, einige wenige Kleinigkeiten in der Wahl und Anordnung beſonderer Materien ausgenommen, einander ſo gar nahe kämen, daß alle und jedwede Leſer nothwendig ſchlieſſen müſten, ſie hätten mit einerley Feder, das iſt, einer den andern getreſt, und bey nahe von Wort zu Wort, abgeſchrieben. Der letzte Abſatz, den dieſer gelehrte Mann zu einer Probe und Beweiſe dieſer Sache nach der Länge anführet, iſt allerdings ſo beſchaffen, daß man ſich nicht genug verwundern kan, wie junge Schreiber ſo kühn, und hingegen aller Schamhaftigkeit und ſich ſelbſt feind ſeyn können, daß ſie ſich wagen mögen, in ſolcher Art Schriften einander faſt von Sylbe zu Sylbe nachzumahlen. Dieſes liederliche Bezeugen hat die gerechte Ahndung des Herrn Reimanns gar wohl verdienet, und man iſt ihm vor dieſe Entdeckung und Anzeigung vielen Dank ſchuldig. Wir wiſſen aber nicht zu errathen, wie es gekommen, daß Herr Reimmann ein unter Gelehrten ſo ſchimpfliches Laſter, als eine ſolche Art von Diebſtahl iſt, lieber Pufendorfen als Scharfen aufbürden wollen; da er doch nicht die geringſte Urſache dieſes Argwohns angeben können, und ſelbſt geſtehen müſſen, daß er nicht im Stande ſey, die Zeit anzugeben, wenn dieſe Schrift eigentlich herausgegeben worden; indem der Verfaſſer vielleicht nicht ohne erheb-

*) Reimann Idea Syſtematis Antiquit. litterar. §. 4. pag. 7.

auf ihren Münzen, für ein bloßes unnützes Spiel müßiger Hände halten wollten. Ja wenn man andere eben dergleichen Münzen, oder wohl gar alte Siegel dagegen halten kann: so bleibt die Sache alsdann nicht sowohl eine bloße Muthmaßung; als daß sie vielmehr dem letzten Grade einer Gewißheit näher kömmt.

Drittens sagt man, „auf der Hinterseite der ersten Münze kann man unmöglich ein Merkmaal „der Jahrzahl vermuthen; denn auf den Münzen „der mittlern Zeit ist niemals das Jahr zu finden, „und das Wort ANNO nebst den vorhergehenden „unkenntlichen Zeichen, müsse vielleicht umgekehrt „ONNAMTVRT zu lesen seyn, welches so viel „heiße, als civitate Trutmanni, oder Tremonia, „Dortmund. Gleichergestalt soll es auf dem Avers „der 1zten Münze anstatt Theutmanni, *Thertmanni* „heißen.

Allein ich bemerke: es ist erstlich nicht ausgemacht, daß auf allen Münzen der mittlern Zeit keine Jahrzahl sollte zu finden seyn; und in gegenwärtiger Münze kann das Trutmanno um folgender Ursachen willen wohl nicht statt haben. 1) Würde das vorhergehende I gänzlich weggelassen; 2) ist das erste sowohl als das zweyte T gar nicht zu sehen; sondern es sind anstatt dessen ganz andere sehr wohl ausgedruckte Charakteres vorhanden; 3) kommen die Züge des Buchstabes M mit denen auf der Münze ganz deutlich, und ohne die geringste Beschädigung der vorhandenen Zeichen, gar nicht überein; 4) ist auch kein A oder T, sondern ein P daselbst be-

befindlich; 5) ſind die Buchſtaben ANN keinesweges rückwärts zu leſen: ſondern ſie ſtehen wie gewöhnlich, ANNO; daher man denn, weil auf der Münze auch ſogar die kleinen Spitzen der Buchſtaben noch gut zu kennen ſind, gar wohl auf die Jahrzahl ſeine Gedanken richten kann. Und wem würde endlich die ſeltene Lesart in *Trutmanno* gefallen? Wenn man auf der 13ten Münze Thertmanni vor Theutmanni lieſt, und darunter Dortmund (Tremoniam) verſteht, ſo iſt mir zwar ſolches nie vorgekommen: wenn aber vor Tremonia auf andern Münzen ſollte Thertmannia ſtehen, oder auch alte Bücher ſolches deutlich erweiſen, will ich ſolcher Lesart ſehr gern beypflichten. Uebrigens habe ich ſelbſt nur gemuthmaßet, daß hieſelbſt eine Jahrzahl zu finden ſey; aber die Sache nicht als gewiß ausgegeben, wie aus den §§. 6. 7. gedachter Diſſertation erhellet.

„Auf dem Averſe der 2ten Münze will man „ganz deutlich leſen: AVGVSTA CIV - - -; „und die 4te mit der Ueberſchrift: HEIMRICVS „DVX und REGINA CIVITAS ſoll einen „Herzog in Bayern, und zwar Heinrichen den dritten angehen. In der dritten Münze ſoll die Ue„berſchrift der erſten Seite heißen: *Sancta Colonia*, „ohne den Zuſatz: Agrippina. Denn die Figur G „bedeute nicht ein G, ſondern ſey zur Zierde nur hin„zugeſetzet worden. „

Daß auf der 2ten Münze AVGVSTA CIV-- ausdrücklich zu finden ſey, iſt nicht ſo zuverläßig zu behaupten. Es hat zwar das Anſehen, aber 1)

iſt das G nicht genugſam außer Zweifel; 2) fehlet der Buchſtabe V in der Sylbe GVS faſt gänzlich; und 3) will ich die Figur C auf der Münze nicht für das V in der Sylbe CIV-- halten. Ich habe es auch ſelbſt in dem 10ten Typo Auguſta Civitas geleſen. Soll die Ueberſchrift auf der 4ten Münze den Herzog Heinrich III in Bayern angehen; ſo iſt ſolches ebenfalls eine bloße Muthmaßung. Wenn aber auf der dritten Münze die Buchſtaben AG nicht Agrippina bedeuten ſollen, ſondern das G als ein bloßes zur Zierde hingeſetztes Zeichen anzuſehen iſt: ſo glaube ich nicht, daß ſich viele dadurch werden befriedigen laſſen.

„In der 5ten und 6ten Münze ſollen die zween „Buchſtaben Z und A, deren der erſtere über, der „andere aber unter dem Worte CoLoHIA „ſteht, nur ſchlechthin Sancta bedeuten, daß man „folglich Sancta Colonia, nicht aber Sancta Colo„nia Agrippina leſen müſſe.

Es mag aber dieſes glauben wer es will. Denn wäre es gewiß, daß der untere Buchſtab A nicht Agrippina anzeigte: ſo könnte man in der 6ten Münze das untere A gar wohl zu dem Worte Colonia rechnen; dieweil die mittlere Zeile nur die Buchſtaben COLONI in ſich begreift, und das A unter dieſer Zeile erſt einen Platz bekommen hat.

„Die zwölfte Münze ſoll den Kaiſer Otto den „Großen angehen, und auf dem Averſe der Namen „ſeiner Gemahlinn Adelheid zu ſehen ſeyn, welcher „auf folgende Art ATEAHAIT ausgedruckt iſt. „Daher denn die a. d. 136 Seite der angef. Diſſ. „ge-

„gegebene Erklärung, Sancta Eccleſia Anhaltina „nicht ſtatt finden könne.

Wenn ſich der Namen Adelheid, auf andern Münzen, ſo wie hier findet, ſo will ich nicht in Abrede ſeyn, daß man hier auch dergeſtalt leſen müſſe, und daß das I anſtatt des Buchſtaben D, und das A in der Münze ſehr ſchlecht gepräget ſey; indem es ein L anzeigen ſoll. Auf dieſe Weiſe aber würde die Münze nicht vor dem Jahre 951 und nicht nach 962 geſchlagen ſeyn; ja es bliebe noch die Frage übrig, warum eben dieſer Namen um die auf dem Gepräge vorhandene Kirche, oder um die Kapelle ſtünde?

„Die 14te und 15te Münzen gehören Kaiſer „Konraden an, und auf dem Averſe lieſt man: „DVISSBVRGI, welches den Namen der Stadt „anzeiget, wo ſie geſchlagen ſind.

Ich möchte gern ſehen, wie man dieſes Wort auf der Münze ſchützen wollte; wann ich fragte: wozu alsdann der Buchſtab L, den man gar deutlich ſieht, dienen ſolle? Zudem fehlt auf der 14ten Münze der Buchſtab S, den man in dieſem Falle hinzuſetzen müßte. Ich weis aber nicht, was man ſich bey andern durch das Hinzuthun und durch die Weglaſſung einiger Buchſtaben, für Glauben zuwegebringen würde? Wer ſich mit wunderlichen Leſearten beſchäfftigen wollte, könnte vielleicht auf der 14ten Münze: VIRGo DIVa; und auf der 15ten: VIRGo Liberatrix ✠ annorum DIVa Sancta, und ich weis nicht was für andere Erklärungen herausbringen.

„Die

„Die Münzen des Königs und Kaisers Hein„richs, so No. 16 und 17 vorkommen, haben auf „dem Averse zur Ueberschrift: ARGENTINA, „an welchem Orte sie nämlich geschlagen wor„den, und den wir heut zu Tage Argentoratum „nennen.

Ich bin mit dieser Lesart zufrieden. Sie ist mir auch nicht unbekannt gewesen, sintemal vor langer Zeit ein gelehrter Mann, dem ich diese Münze zeigte, es eben so wollte gelesen wissen. Ich gab ihm auch zur Antwort, daß ich dawider nichts einzuwenden hätte: wenn es nur anderswoher zu erweisen stünde, daß die Benennung Argentina zu damaliger Zeit gebräuchlich gewesen. Und eben diese Art von oben bis unten, und alsdann wiederum übers Kreuz zu lesen, die alsdann das Wort Argentina giebt, scheint zu beweisen; daß man in der kurz vorher berührten 14ten und 15ten Münze ebenfalls so lesen könne, und alsdann die bemeldten Worte: VIRGo DIVa herausbringt.

„Die 18te Münze ist wahrscheinlich des Her„zogs in Bayern, Konrads, welches außer andern „Umständen auch der auf dem Averse befindliche „Namen *Radaspon* beweiset, welches damals die „Hauptstadt in Bayern, und der Sitz der Her„zoge war.

Ich will dieser Anmerkung nur entgegen setzen, daß 1) auf den Münzen ganz deutlich zu lesen ist, RADASDOH, welches man mit RADASPON nicht leicht für einerley halten kann; 2) ich in

in dem 31 § erinnert habe, daß hier von dem Kupferstecher das C ausgelassen sey, welches sich auf der Münze überaus schwer, und noch dazu nur durchs Vergrößerungsglas erkennen ließ, daß man also zu lesen habe: RACDASDOH, und daher meine daselbst gegebene Erklärung dergestalt Bestand haben könnte.

Endlich erinnere ich überhaupt, daß unter allen hier beygebrachten Lesearten dieses besonders verdienten Münzverständigen, nur drey vorhanden sind, die der Wahrscheinlichkeit gemäß sind; als nämlich die in Adelheid, Argentina, und in Duisburg. Auf der Kupferplatte sind auch nur achtzehn Münzen abgestochen, da ich hergegen über dreyßig Stück bey mir gehabt, und auf einer oder der andern, manchen Buchstab besser gewahr werden können, die auf den abgebildeten nicht so gut zu sehen sind. Ich habe sie deswegen nicht abstechen lassen, weil viele Buchstaben verlöschet waren, die hier wiederum gut zu sehen sind.

Uebrigens ist mir nicht unbekannt, daß das Reich der Meynungen sehr weitläuftig sey; und daß diejenigen in demselben gar leicht herrschen, die schon darinn zu Dictatoren sind gemacht worden.

II.

ERUDITAE ANTIQUITATIS

CULTORIBUS

ANTONIUS JOSEPH BARBAZZA,

Romanus, ſalutem plurimam dicit.

Tandem aliquando, *Eruditae Antiquitatis Amatores*, coronidem poſui Chalcographicae inciſioni Primi, & Secundi Saeculi *Demonſtrationis Hiſtoriae Eccleſiaſticae Quadripartitae, comprobatae monumentis pertinentibus ad fidem Temporum, & Geſtorum.* Nondum vidit Chriſtiana Reſpublica ex ſolis nummis, inſcriptionibus, aliisque publicis monumentis Imperatoriae Majeſtatis, ex fictilibus lucernis, & vitreis vaſculis Sanctorum Martyrum ſanguine conſecratis, ex fragmentis marmorum & metallorum, quae a Chriſtiana pietate inſignita, Fidei Catholicae ſymbolis, ac figuris quotidie proferuntur in lucem, ex Cimeliis denique pie perluſtratis in Muſeis Principum Europaeorum, Hiſtoriae Eccleſiaſticae Demonſtrationem, ut ex ea Literati viri perciperent uberrimum fructum ſolidae eruditionis. Celeberrimus Praeſul Franciſcus Blanchinus, Veronenſis, tantae molis opus primus omnium aggreſſus eſt, ac duo priora Chriſti Saecula media fere ex parte confecit; quibus ſupremam manum nuper impoſuit ejus ex Fratre Doctiſſimus Nepos, P. Joſephus Blanchi-

chinus Presbyter Congregationis Oratorii Romani. Hujus Hiſtoricae Demonſtrationis utilitas tam aperta eſt omnibus rerum Sacrarum Studio vel leviter inſtitutis, quam illuſtris eſt fama Scriptorum, claris Voluminibus proſequentium ejusmodi Cimelia, nummos, gemmas, anaglypha, ſigna, inſcriptiones, muſiva, reliquam denique ſupellectilem Sacrae, ac Prophanae Antiquitatis. Quas itaque grates non perſolvent omnes eruditi viri Sapientiſſimo Praeſuli, ejuſque ex Fratre Nepoti, qui hujusmodi Collectionem praecipuorum monumentorum pertinentium ad Eccleſiae Catholicae geſta, dogmata, ritus mores, ac diſciplinam, ex celebrioribus Cimeliarchiis Italiae, Galliae, Germaniae, Angliae, &c. decerptam, & juxta Seriem Chronologicam ad Hiſtoriae fidem & ornamentum productam, heic ex ordine collocarunt; ut omnium oculis reſtitueretur, quidquid aetatum Superiorum incuria, aut barbaries delere tentavit. Geminorum Blanchinorum ſtudia, ac vigiliae interceſſerunt; egeruntque, ut tam uberi monumentorum ſupellectili Literarius iſte Theſaurus locupletaretur. Certe quantum Hiſtoricis narrationibus praeſtent monumenta ipſa, quae, ut in voluminibus adumbrata, ita in Muſeo noſtro ſolida perſtant, & incorrupta, ſatis noverunt ii, qui veritatem ab imitatione, & prototypi fidem, ab exemplorum ſuſpicione ſecernunt. Confluunt quotidie in hanc Urbem (olim Terrarum Dominam) a remotiſſimis partibus Eruditae Antiquitatis Cultores, qui non ſatis fidentes dictis

Hiſtoricorum, ipſa prototypa videre percupiunt, quae ſuismet oculis cum luſtraverint, tum demum adiiſſe Romam, & cum Veteribus conſueviſſe ſibi videntur. Facultas Chalcographica, cognatione quadam, ac neceſſitudine priſcis monumentis obſtricta, in illis hodie deſudat; ut vagae, aut alibi exules, venerandae Antiquitatis reliquiae huc poſtliminio revertantur: cum non alio fere indicio, quam pictarum, aut aere inciſarum tabularum, res nummaria, antiquaria, lapidaria, & caeterae Hiſtoriae adminiſtrae facultates poſſint addiſci, atque oculis contemplari. Sine chalcographicis exemplis, nec Romae Subterraneae topographiam a Boſio, Severano, & Aringhio haberemus, nec veterum Baſilicarum, aliorumque Romani Orbis Aedificiorum deſcriptiones, nec ipſos denique Annales Eccleſiae tot monumentis originalibus locupletatos. Providenter itaque Sapientiſſimus Praeſul Franciſcus Blanchinus, ejuſque ex Fratre Nepos, Joſephus conſuluerunt, cum Superiorum aetatum memoriae, tum ſubſequentium eruditioni, cum veritatis hiſtoricae teſtimonia impreſſa nummis, marmoribus, publicis monumentis, Codicibus, & metallis in unum quaſi corpus compingi, connecti, ſolidari excogitarunt.

Quanto autem bono Chriſtianae Reipublicae, ac literarum ceſſurum hoc ſentiant ii, qui eruditionis Eccleſiaſticae ſtudio tenentur, neceſſe non fuerit argumentis oſtendere aliunde conquiſitis; cum ipſa mea Chalcographica Editio demon-

monſtret, quam utile, imo & neceſſarium Hiſtoriae futurum ſit hoc Cimeliarchicum auctoramentum. Cum enim aetatis noſtrae frequenti experimento conſtet, eo ſubtilitatis provectam Criticen, ut Codicum vetuſtorum, imo & ipſorum Diplomatum fidem ſaepe in diſcrimen adducat, niſi genuinis numiſmatum, marmorum, ac metallorum notis, & conſenſu ſe tueatur: tam neceſſaria redditur Scriptoribus Eccleſiaſticis acceſſio veterum Inſcriptionum, nummorum, toreumatum, quam haec *Demonſtratio Hiſtoriae Quadripartitae*. Ductus literarum, detruncatio dictionum, elegantia, aut barbaries Signorum, numeri annorum Imperii, Tribunitiae poteſtatis, Conſulatuum, & Indictionum in Codicibus perperam deſcripti, aut corrupti fraude, vel inſcitia amanuenſium, cenſuram ſubeunt caſtigatae hujus Hiſtoricae Collectionis monumentorum, lapidum, & numiſmatum, quibus dictatorias, ut ita dicam, leges incidiſſe Antiquitas viſa eſt ad praeſidium veritatis. Haec enim omnia ſatis abunde ſuggerit Codicibus, & Archivis praeſens Hiſtoria, a me nunc primum in aereis maximi moduli Tabulis publici juris fieri coepta, non ſine ingenti auri vi. Duo priora Chriſti Saecula jam inciſa, atque omnino perfecta ſunt; in quibus licet Collegia Conſulum enumerare, Caeſarum Imperia metiri, & Chronologiae fontes inſpicere, unde ad Hiſtoriam Eccleſiae, in ſacris novi Teſtamenti paginis, in libris Patrum primitivorum, & in Actis Sanctorum Martyrum

hebliche Urſache, vielleicht auch nur aus Verſehen die Jahrzahl darauf zu ſetzen unterlaſſen. Es fehlet uns vorjetzt an Muſſe dieſes genauer zu unterſuchen; ja, es möchte auch vielleicht dieſe ganze Sache nicht wohl allzuviel Mühe und Zeitaufwendung verdienen. Indeſſen haben wir es doch, gleichſam im Vorbeygehen, mit anmerken wollen, um zu zeigen, wie leichte ſich auch ſelbſt die allwiſſenden Reüer und Richter anderer Schriften in ſolchen Fällen vergehen können. Wenigſtens halten wir dermalen davor, daß, da noch niemand aufgeſtanden, welcher dem ehrlichen **Puſendorfen** bey ſeinen andern Academiſchen und am Tage liegenden Schriften einen gleichmäßigen Fehler vorgerücket; dieſes theuren **Schwarzens** übrige Schriften aber als Zeugen der ihm beywohnenden gelehrten Erkenntniß faſt überall vergebens aufgeſuchet werden; bey vernünftigen, und an die Uberlegung gewöhnten Leuten, das gute Vertrauen jederzeit walten dürfte, daß jener vor dieſem fähig geweſen, eine Diſputation **von den Druiden** aus eigenen Kräften zu ſchreiben.

1653.

EDMVNDVS DIKINSON de Origine *Druidum*.

Um dieſe Zeit hat dieſer gelehrte Engelländer bey noch gar jungen Jahren die bekannte Schrift Delphi Phoeniciſſantes herausgegeben, welcher am Ende eine Diatriba de Noae in Italiam adventu, eiusque nominibus Ethnicis; nec non *de Origine Druidum*, angehänget iſt. Wir haben die zu Frankfurt An. 1670.

ſinceris conſignatam per quatuor priora Saecula Aerae Chriſtianae proceditur, non incertis, ut antea, veſtigiis Codicum diſcrepantium, ſed plana Conſularique via, veterum Romanorum lapidibus complanata. Perſecutiones Eccleſiae illatas ibidem addiſcimus, & ejus Martyres invictiſſimos, tum ex frequentibus Cimeliis e Cryptis Martyrum erutis, tum ex ichnographia praecipuorum monumentorum Chriſtianae religionis ibidem inſculpta, tum ex Kalendariorum originibus, & Actibus Martyrum primitivis, ad perennitatem Catholicae veritatis relatis in Cimeliarchii Blanchiniani Columnas; ut Faſtos triumphales, Hiſtoriae Eccleſiaſticae in hiſce Barbatianis Tabulis dedicatos, exhibeant ſerae poſteritati. Sub unum oculi conſpectum revocant diſperſa per Orbem marmora, quae propriis e ſedibus removere quidem non licet, admovere tamen praeſtat per vicarias imagines hoc in Muſeo collectas; ut, cum ſemel ipſarum uſum ad ſeriem Eccleſiaſticae Hiſtoriae comprobandam heic perceperimus, (qui finis eſt utrique Blanchino conſtitutus), univerſum Romani Imperii Chriſtianum Orbem eſſe Cimeliarchium, atque Epitomen ejuſdem Hiſtoriae intelligamus. Ejusmodi vero ſunt nummi, qui Chriſti Natalem annum, & marmora, quae actum de Judaeis triumphum, poſt Hieroſolymorum excidium a Chriſto Domino praenunciatum, ex Arcu Titi Blanchinus refert; tum quae exprimenda curavit ex Columna Marci Antonini, pertinentia ad Chriſtia-

ſtianos milites pluviis coeleſtibus recreatos. Indicat etiam cum Tertulliano in anaglyphis Circum Romanum exhibentibus omnium inanium Deorum ſuperſtitiones; ut oſtendat cum Leone Magno heic omnium Sacrilegiorum impietatem fuiſſe deſtructam, ubi diligentiſſima ſuperſtitione habebatur collectum, quidquid uſpiam fuerat variis erroribus inſtitutum. In Hippolyti Martyris baſi, prima Chriſtianorum ſtudia Antiquae Eruditionis Cultores agnoſcent, Apoſtolicas ſcilicet traditiones, ordinem & Leges Paſchalis computi, Annales veteris Teſtamenti, de Chriſto Prophetica teſtimonia. In haec eadem Auctor intendit digitum cum Lactantio, & Arnobio, quoties oſtendit illa ipſa Prophetarum oracula, quarto Chriſti Saeculo inciſa in Sarcophagis Chriſtianorum, in quibus Majores noſtri fuerunt tumulati poſt obitum, clari fidei laudibus, & virtutum oſtenſione. Haec nempe ſtudia percepit ſapientiſſimus Doctor Hieronymus, qui ſingulis diebus Dominicis Martyrum Cryptas Romae frequentare aſſueverat; ut per naſcentis Eccleſiae veſtigia, per haec, inquam, veſtigia Geſtorum, a Blanchino ex Cimeliis prolata, ad Chriſti cunabula graderetur. Haec marmora, Sanctorum Myſteriis, praeſentia, conſuetudine dedicata, Damaſus Pontifex proſequi verſibus non eſt dedignatus: ac, dum illuſtres annos ſui Sacerdotii adeo magnificenter expendit, ut alios addicat Oecumenicis Conciliis undique convocandis, ad nefarias Eunomii, ac Macedo-

nii Haereſes extinguendas, alios deputet reſtitutioni Sacrorum Codicum, ac praeſertim novo Teſtamento Graecae fidei ubique reddendo, etiam illius temporis pretium conſtare cenſuit, quod in exornanda ſuis carminibus Apoſtolorum platonia impendiſſet. His advolvi marmoribus, Sanctorum ſanguine ac ſudore conſperſis, haec oculis, fronti, labiis admovere inſtrumenta martyriorum, gladios, catenas, clavos ardebat Chryſoſtomus; qui Romae veteris majeſtatem, non ex hymettiis Columnis, aut porphyreticis, vel ex pretio Signorum, auro, argentoque ſulgentium, ſed germanis ex titulis, ac monumentis, diſcipulorum Chriſti memoria, uſu, contactu, depoſitione ſacratis, metiri conſueverat. Haec demum cura Franciſcum Blanchinum Praeſulem, ejuſque ex fratre Nepotem Joſephum exercuit, aſſervandorum ſcilicet, opera Barbatianae Chalcographiae, veterum fragmentorum, quae genuinos characteres exhibeant Temporum, & Geſtorum Eccleſiae; ut intueamur iſtas admirabiles reliquias Antiquitatis, non tam Chriſtianae pietatis oculos oblectaturas, quam veluti pretioſiſſimas thecas, reconditas in theſauris antiquae Chriſtianae originis, ac veritatis.

Haec omnia, vos omnes *Antiquitatis Cultores*, cum abunde perſpexeritis in primis duobus Saeculis, quae jam inciſa ſunt, excitabuntur & aliorum animi obſequentes eruditioni; ut ego reliquis Saeculis incidendis quantocius, & alacrius manus imponam; ipſi vero eum profectum

ctum inde percipiant, qui probare aliquando poſſit, deſidiae noſtrae culpa irritum haudquaquam fuiſſe conſilium geminorum Blanchinorum, tantae in literas propenſionis. Itaque conatus ſum in Tabulis ex aere inciſis adeo magnificum Opus, & hactenus intentatum, ac nondum viſum, publica luce donare, ut in Eruditae Antiquitatis Cultoribus illico literarii fructus erumpant. Specimen autem Hiſtoriae Blanchinianae rudi hac Epiſtola exhibui; ex qua, mi Lector, velim accipias, quod, ſi ejusdem argumento vires non comparavi, antequam ſcriberem, malui tamen conatus meos chalcographicos, etiam impares, in reliquis Tabulis a Te dirigi, quam ignorari. Duo priora Chriſti Saecula veneunt Scutis Romanis decem, ſuntque inſtar Muſei Hiſtorici ordine Dorico expreſſa. Primum Saeculum conſtat tribus Tabulis maximi moduli, quarum duae ſunt longitudinis palmorum Romanorum architectonicae artis numero ſex, & unciarum decem cum ſemiſſe; tertia vero, quae tamen eſt ordine prima, palmorum trium, & unciarum ſeptem. Altitudo ſingularum Tabularum ad palmos tres, & totidem uncias protenditur. In reliquis Saeculis, idem Tabularum numerus, & magnitudo. En ſpecimen trientis palmi; quem damus, ut ex eo commode fiat totius Operis exacta dimenſio. Compactor librorum, ſi volet, in volumen rediget Tabulas hujus *Demonſtrationis Hiſtoriae Eccleſiaſticae Quadripartitae*, una cum earumdem perbrevi expoſitione. Vale.

Scribebam Romae ex Chalcographia Barbatiana in Circo Flaminio, *vulgo a Santa Lucia de' Ginnasi*, VII. Kalendas Aprilis Anno Domini MDCCLI.

III.

Olai Wormii et ad eum Doctorum Virorum Epistolæ, Medici, Anatomici, Botanici, Physici, et Historici argumenti; rem vero litterariam, Linguasque et Antiquitates boreales potissimum illustrantes, in duos Tom. divisæ, Havniæ 1751. in groß 8.

b. i.

Des Olaus Wormius vermischter Briefwechsel mit gelehrten Männern, sonderlich, was die nordische Litteratur und Alterthümer betrifft.

Nachdem es längst eine ausgemachte Wahrheit ist, daß es eine höchstnützliche Sache sey, die Briefe gelehrter Männer zu sammlen: so haben uns auch die Herren Dänen verschiedene solche Sammlungen von ihren berühmten Landesleuten geliefert. Wer kennet nicht die Briefe des **Tycho Brahe**, des großen dänischen Sternkundigen? Wer kennet nicht ferner die Ranzauischen, Camutischen, Bartholinischen, Gudischen, und andere

dere Briefe mehr, die nicht in ganzen Sammlungen erſchienen? Es iſt alſo kein Wunder, daß auch dieſe Wormiſchen endlich ans Licht treten, die gewiß allen obigen an Wichtigkeit nichts nachgeben.

Es ſind dieſelben zwar theils von mediciniſchem, anatomiſchem, botaniſchem, phyſikaliſchem und hiſtoriſchem Inhalte, aber auch ſonderlich zur nordiſchen Sprachgelehrſamkeit gehörig: ſo daß alle Liebhaber der mitternächtigen, das iſt, altdeutſchen Litteratur, ſie mit Vergnügen leſen werden. Man findet darinn nicht nur **Worms** Briefe an die gelehrteſten Leute ſeiner Zeit in Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Wälſchland; ſondern auch die Antworten eben dieſer gelehrten Männer. Man findet endlich darinnen nicht nur den damaligen Zuſtand der Gelehrſamkeit faſt in ganz Europa, neue Erfindungen, Bücher, natürliche Seltenheiten u.d.gl. ſondern auch politiſche Geſchichte, nordiſche Alterthümer, Etymologien und Erklärungen dunkler Wörter, die man gewiß ſonſt nirgends antreffen würde.

Als **Olaus Wormius** geſtorben war, iſt dieſer Schatz in die Hände ſeines Sohnes **Wilhelms** gekommen: und nachdem hat ſein Enkel Chriſtian ſie in ſeiner Bibliothek aufgehoben. Von dieſem erhielt ſie durch einen Tauſch, Herr **Friedrich Roſtgaard**, und verſprach zugleich ſie ans Licht zu ſtellen. Die unglücklichen Schickſale deſſelben aber nöthigten ihn, 1726 Dännemark zu verlaſſen: weswegen er dieſen gelehrten Schatz, dem unlängſt erblichenen Kön. Bibliothekar, **Joh. Gramm**, anvertrauete, und ihm die Ausgabe deſſelben beſtens empfahl.

Sogleich ließ dieser sie ins reine schreiben, gegen die Urschrift halten, und zum Drucke schreiten; nachdem schon Rostgaard die Schriften aus Holland hatte kommen lassen. Kaum waren sie abgedrucket, so daß nur noch die Register und Vorreden fehleten: so betraf Kopenhaven der unglückliche Brand 1728; der mit der ganzen Stadt und den meisten öffentlichen und Privatbüchersälen, auch fast die Hälfte von diesen Briefen verzehrte. So lag denn die überbliebene Hälfte gleichsam begraben; und da von dem ganzen Buche kaum acht Abdrücke übrig waren: so sind zween davon, in der Grammischen Büchersteigerung (Auction) jedes auf 20 Reichsthaler getrieben worden.

Die von dem Feuer verschonten Bogen, wurden von einigen Gliedern der Königl. Societät, die sich auf die dänische Sprache und Geschichte leget, aus eben seiner Bibliothek gekaufet: und diesen haben wir es zu danken, daß sie uns auch die verbrannten Theile von neuem wieder haben ausfertigen wollen. Man darf sich also nicht wundern, daß diese zween Bände von Briefen etwas theuer verkaufet werden. Ihre betrübten Schicksale haben ihren Preis erhöhet: übrigens ist auch eine so kleine Schrift darinnen gebrauchet, daß man eben so viel Materie darinnen zu lesen findet, als wohl in vier Bänden mit einer mittelmäßigen Schrift, z. E. der Leibnitzischen Briefe, nicht zu finden sind. Außerdem findet man hier 1) das akademische Programma, das bey dem Wormischen Begräbnisse zu Ko-

pen-

penhaven ausgetheilet, und vom **Thomas Bartholinus** gefertiget worden. 2) Eben dieſes berühmten Mannes Lobrede auf denſelben, darinn das Leben, die großen Verdienſte und Erfindungen des Wormius, auf eine ſolche Art beſchrieben worden, daß ſie allen Lobrednern gelehrter Leute zum Muſter dienen kann. 3) Einige Anmerkungen, die der ſel. **Gramm** bey einigen Stellen hinzugefüget, ſelbige zu erläutern. 4) Ein Regiſter aller Gelehrten, an die, und von denen hier die Briefe vorkommen. 5) Ein ziemlich vollſtändiges Regiſter aller merkwürdigen Sachen und Namen.

Die Lebensumſtände eines ſo berühmten Mannes verdienen wohl, daß wir uns ein wenig dabey aufhalten. **Olaus Worm**, ward 1588 den 13ten May zu **Arhus** in Dännemark gebohren, wo ſein Vater, Wilhelm Worm, Bürgermeiſter war; der eigentlich aus Geldern herſtammete. Nachdem er ſechs Jahre daſelbſt die Schule beſuchet hatte, ward er nach Lüneburg auf die Schule geſchicket, und nach Verlauf eines Jahres nach Emmerich ins Cleviſche, wo ſeine Familie war. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte daſelbſt, gieng er zurück nach Hauſe, und ſein Vater beſchloß, ihn nach Marburg auf die hohe Schule zu ſenden. Dieß geſchah 1605, um eben die Zeit, als die Evangeliſchen Lehrer vertrieben wurden, und nach Gießen flüchten mußten. Hier blieb er zwey Jahre, und ob er wohl die Theologie ſchon ziemlich gefaſſet hatte, wandte er ſich doch zur Arzneykunſt, reiſete über Frankfurt, Worms, Speyer, Heydelberg, und Baden, nach Straßburg,

wo er unter Haſſenreutern, Saltzmannen u. a. m. ſtudirete. Nachdem er hier einen guten Grund geleget hatte, verfügte er ſich nach Baſel zu Platern, Bauhinen und Zwingern; gieng auch 1608 durch die Schweiz nach Italien, ſah Mayland, Cremona, Mantua, Verona, Vicenza, und blieb ein halb Jahr zu Padua, um die Praxin und Chirurgie zu treiben. Die deutſche Nation daſelbſt erwählte ihn zum Procurator und anatomiſchen Rathe. Von hier gieng er auch bisweilen nach Venedig, und ferner durch Ferrara, Bononien, Florenz und Rom, bis nach Neapolis: ſodann von hier über See zurück nach Rom, und von hier durch Siena, Lucca, Piſa, nach Livorno, um zu Schiffe nach Genua und Frankreich zu gehen. Dieß geſchah über Marſeille; von da er nach Monpellier, Bourdeaux, Rochelle, Orleans und Paris kam. Hier blieb er zween Monate, und lernte den Caſaubonus und Riolanus ſonderlich kennen. Zu dieſer Zeit geſchah der entſetzliche Königsmord an Heinrichen dem IV, welches eine ſolche Unruhe erregte, daß alle Fremden wegflüchteten, und er gleichfalls über Rouan nach Holland gieng. Nachdem er ſich hier ſattſam umgeſehen, kehrte er nach Dännemark zurück, und kam nach Kopenhaven. Doch gieng er, um der Chymie wegen, von da nochmals auf Marpurg, und von hier nach Baſel, wo er auch 1611 die Doctorwürde annahm. Von hier gieng er den Rhein herab, nochmals nach Holland, und ſodann nach England, von da er 1613 erſt nach Hauſe kam. Kaum war er drey Wochen zurück, als man ihm die Profeßion

der

der ſchönen Wiſſenſchaften auftrug; die er nach zweyen Jahren mit der griechiſchen Sprache vertauſchete. Darauf ward er öffentlicher Lehrer der Naturkunde, bis 1624, da er Bartholins Nachfolger in dem mediciniſchen Lehramte ward; und 1636 ein Canonicat zu Lunden erhielt. Er iſt fünfmal Rector der Univerſität geworden, und hat ſowohl in der philoſophiſchen als mediciniſchen Facultät das Decanat verwaltet. Außer vielen königl. und fürſtl. Gnadenbezeugungen, die er genoſſen, hat ihm auch der Kardinal Mazarini 1648 treffliche Geſchenke geſchicket.

Außer unzählichen Diſſertationen hat er Commentaria in Lib. Ariſt. de Mundo, Faſtos Danicos in folio, Hiſtoriam Norvagicam, Litteraturam runicam, Monumenta runica Daniæ & Norvegiæ, Monumenta Danica aucta, Aureum Principis cornu, Hiſtoriam Muſei Worminni, Catalogum Muſei, Murem Norvegicum, Epitomen phyſicam, Commentaria in Aphoriſmos Hippocratis, Inſtitutiones & Controverſias medicas &c. geſchrieben. Er ſtarb 1654 den 29 Auguſt.

Nun ſollten wir wohl ein Verzeichniß der gelehrten Männer mittheilen, deren Briefe in dieſer Sammlung enthalten ſind. Allein ihre Zahl iſt viel zu groß, und wir begnügen uns, einige von den berühmteſten zu melden. Sie ſind: Johann Andreä, Jonas Arngrim, Arniſäus, Lucas Backmeiſter, Bangius; vier Bartholinen, zween Baubine, Borrich, zween Brochmänner, Aug. Buchner, Hermann Conring, Henrich Küſter, Franz

in 8. beſorgte Auflage dieſes Werkes in Händen, allwo man von dem 32. bis zum 40. Blatte von den Druiden leſet. Dickinſon verwirft die Ableitung von *Dru*, getreu; die ſich doch neben andern Spelmannus und M. Antonius de Dominis*) haben gefallen laſſen. Das alte Sächſiſche Wort *Dry*, welches nach Alfrici**) Anzeige groß bedeutet, kömmt bey ihm hier auch in keine Betrachtung; gleichwie nicht weniger das Griechiſche Wort Δρυς, eine Eiche; weil Strabo an einem Orte gar wohl erinnert hätte, man müſte den Urſprung der bey den Ausländern und Barbarn üblichen Nahmen, nicht aus Griechenland hohlen. Er hält vielmehr davor, daß, da dieſe Leute nichts anders als die Prieſter und Weltweiſen der alten Celten geweſen, man auch allerdings allein die alte Celtiſche Sprache, darunter die Brittiſche und Galliſche gehöret, in dieſem Falle zu Rathe ziehen müſſe. Dieſemnach tritt er auf Davilii und Boxhornii***) Seite, welche das Wort *Deru* oder *Derw*, wie es noch heute zu Tage in dem Herzogthum Wallis ausgeſprochen und gebrauchet wird, und eine Eiche bedeutet, zur Stammwurzel angeben; davon ſie *Derwyddon* genennet worden wären. Ja, er füget hinzu, daß die Griechen, deren ſich vordem eine groſſe Menge in Gallien aufgehalten, erſt das Wort Δρυς von den Celten in ihre Sprache übergetragen, da ſie ſonſten, wie aus einem

fla-

*) *Spelmannus* in Gloſſar. *de Dominis* diſſ. de Treuga & Pace.

**) *Alfricus* in Gloſſario Saxonico-Latino.

***) *Davisius* Dictionar. Britann. *Boxhornius* in orig. Gallicis cap. 3.

Franz. von Fleuri, Petr. Gaſſendus, Joh. Meurſius, Gabr. Naude, Paſchaſius, Iſaac Peyrerius, Henr. und Joh. Spelmann, Weſſling, Weſthofen, Vintimiglia, und noch mehr als hundert und zwanzig andere.

Die Ordnung der Briefe iſt zwar chronologiſch gemachet; doch ſo, daß alle, die mit einem Correſpondenten vorgefallen, beyſammen ſtehen; darauf denn ein neuerer Correſpondent folget, und ſo weiter. Den Anfang machet alſo D. Bording, deſſen älteſter Brief 1610 geſchrieben iſt. Hierauf folgt Andreas Topot, deſſen älteſter von 1614. Jakob Fink, 1616, u. ſ. w. Hier ſieht man ſo zu reden einen gelehrten Lebenslauf eines berühmten Mannes. Wer die Geſchichte der damaligen Zeiten, ſonderlich die Gelehrten wiſſen will; der wird hier ſein beſonderes Vergnügen finden. Ein Arzeneyverſtändiger wird viel botaniſche und chymiſche, ein Naturkündiger viel Seltenheiten aus dem Reiche der Natur, ein Liebhaber der Alterthümer viel Nachrichten von nordiſchen und andern Seltenheiten, ein Sprachenforſcher viel von runiſchen und isländiſchen, norwegiſchen und däniſchen Sachen hier antreffen. Um einige Proben zu geben, wollen wir von dieſen letztern einige Stellen wählen, und zuweilen unſre Gedanken beyfügen.

Auf der 50ſten Seite ſchicket ihm Canut eine Münze zu erklären, die auf dem Acker ausgepflüget worden, in Meynung, daß runiſche Schriften darauf ſtehen würden. Allein Wormius antwortet, es wäre eine arabiſche Münze; und er hätte noch

in

in seinem ganzen Vorrathe keine einzige mit runischen Schriften. Fraget man, wie immermehr arabische Münzen nach Dännemark kommen können? so erwiedert Wormius; in den Kreuzzügen, da auch viele Dänen in den Orient gezogen, hätten sie dergleichen Münzen mit zurücke gebracht, sorgfältig aufgehoben, ja wohl gar in die Erde vergraben, um sie als einen Schatz zu verbergen.

Auf der 65 S. ist eine Nachricht von des Königs der Gothen, Theodoricus, der Dietrichs von Bern seinem Aschengeschirre, welches noch zu Ravenna aufgehoben wird, und aus Porphyr gemacht ist: woselbst man auch auf einem schönen Marmor eine griechische Aufschrift antrifft, die aber auch fremde Wörter eingemenget hat, von welchen man nicht weis, ob sie gothisch oder longobardisch seyn mögen. Imgleichen hat eine eherne Chimäre, eine Unterschrift in sehr verderbten griechischen Charakteren, die man nicht lesen kann. Dieß war ein Brief vom Joh. Rhodius, mit dem er wegen der alten gothischen Ueberbleibsel in Italien sehr fleißig Briefe gewechselt.

Auf der 85 S. findet man eine Beschreibung von den Brütöfen, die auf Weslings Angeben, der fünf Jahre zu Cairo gewesen, zu Friedrichsburg angeleget worden, junge Hühner auszubrüten.

Auf der 95sten Seite gehen die Briefe mit dem **Thorlak Sculonius**, einem isländischen Bischofe an, dem er sehr um die Sprache und Alterthümer dieser Insel anliegt. Arngrimms Islandia, und die isländische Grammatik, die den Titel Scalda führet,

ret, ſind ſehr ſeltene Stücke: und auf der 98 Seite ſchicket man Wormen zwey runiſche Alphabete; imgleichen die lateiniſche Edda, a. d. 97. S. Auf der 102 S. heißt es, daß damals (1632) vor 82 Jahren in Island noch keine Schule geweſen: ſo daß alle, die etwas Latein gekonnt, es außer Landes, entweder in Dännemark, oder in Deutſchland, oder in Paris gelernet haben müßten. Wenn alſo die alten Isländer ja etwas geſchrieben hätten: ſo wäre es durch die Barbarey der folgenden Zeiten verlohren gegangen: ſonderlich da es an der Buchdruckerkunſt gefehlet, die erſt 1573 von Gudbranden dahin gebracht worden. Auf der folgenden Seite lieſt man, daß ein etymologiſches Tractätchen von der isländiſchen Sprache, welches **Biorno** geſchrieben, in einem Päckchen verlohren gegangen; welches deſtomehr zu bedauren iſt, da es ein Mſpt. von des Verfaſſers eigener Hand geweſen. Das Löffelkraut heißt in Island **Erikegräs**. Im 1644 Jahre iſt in Island eine isländiſche Bibel gedruckt worden. p. 110. Im Winter 1646 hat die See an der nordlichen Küſte, vermuthlich aus Grönland, einen künſtlichen Schuh, aus Birkenrinde ſehr künſtlich geflochten, ans Land geworfen; und 1748 iſt ein großer Fiſch, 15 isländiſche Ellen, an Land getrieben worden, welcher einen drey Ellen langen Zahn gehabt, obgleich die Spitze wohl eine Vierthelelle lang abgebrochen geweſen.

Auf der 137 u. f. S. giebt Stephanus Johannis, zu Leiden, ein Stück, aus Pontans zu Harderwyck Briefe, darinn die Urſache gegeben wird, war-

um die Dänen das Weihnachtfeſt **Jul** nennen, die aber von Worms Meynung abgeht, der es vom Julius Cäſar herleiten wollen. Eratoſthenes hat in einem Lobgeſange Merkurs das Wort **Julus** für ein Lied der Wollſpinnerinnen gebrauchet. **Didymus** ſagt, es ſey ein Loblied der Ceres geweſen. Theodoret ſchreibt:

Ne cantes Julum Cereri, Baccho dithyrambum.

Hier macht er eine Ausſchweifung, ob es wohl wahrſcheinlich ſey, daß die Dänen etwas, ſo mit den Griechen einſtimmet, in ihrer Sprache haben könnten? und beantwortet es mit andern Exempeln. So will er das däniſche föd, ein gebohrner, von φύω, naſcor; **Reerling**, ein alt Weib, von χηρα; **Sinnep**, Senf, von σινηπι; **Smör**, Butter, von μυρον, mit vorgeſetztem σ, wie man auch aus μίκρον in σμικρον verwandelt hat. Das Wort Senf wird auch plattdeutſch **Semp** geſprochen, und kann freylich mit der Pflanze ſelbſt, aus den mittäglichen Ländern, durch Deutſchland bis in Norden gekommen ſeyn. Allein was das Wort Föd anlanget, ſo gefällt uns Stiernhielms Erklärung in der Vorrede zum gothiſchen Evangelio beſſer. **Wormius** hatte den **Tingſtag**, oder Dingſtag der Dänen, nicht von dem altdeutſchen Worte **Ding**, ein Gericht, herleiten wollen: weil es nicht wahrſcheinlich ſey, daß die Dänen etwas von den Deutſchen hergenommen haben ſollten. Dieſe Urſache dünkt uns wunderlich zu ſeyn. Sind denn die Dänen nicht deutſches Urſprunges, ſowohl als die Schweden und Norweger? Oder ſind ſie nicht verſchwiſterte Völker, die vor-

mals von einerley Vorfahren entſprungen, und ihre Mundarten, durch die Trennungen und Entfernung der Wohnungen auch allmählich in verwandte Sprachen verwandelt haben? Dieſes zeugen ja faſt alle Wörter beyder Sprachen: und das bemerket auch **Pontanus**, daß nämlich in Dännemark auch die Stadt- und Dorfgerichte **Ting** hießen. Und ſind nicht alle deutſche Mundarten, ſowohl als die älteſte pelasgiſche, galliſche, oſciſche, volſciſche, thuſciſche, aboriginiſche Sprache, nur Töchter der celtiſchen, die ganz Europa bevölkert hat?

Auf der 144-146 S. kömmt eine viel beſſere Erklärung warum der December in Dännemark *Julemanedt*, in Schweden Jylamonat, in England Guilemaaned heiße: nämlich, wie **Beda** ſaget, a ſolis converſione. Denn Guili oder Wiel ſoll, NB. auch bey den Deutſchen, ein Rad, oder einen Kreiſel bedeuten, *Wieling* aber einen Wirbel heißen. Unſers Erachtens irret man, wenn man es von den Deutſchen ſaget. *Wheel* heißt engliſch zwar ein Rad; aber im Deutſchen muß ein r in das Wort Wirl, Quirl, Wirbel, davon das alte Wort **Werlt** herkömmt: weil die Weltkugel, oder der Himmel immer zu wirbeln, oder ſich um zu drehen ſcheint. Dieſes antwortet auch Wormius auf der 151 S. und fodert vom **Pontan**, was das für Buchſtaben geweſen, die Chilprich, der Franken König, zum Alphabethe geſetzet; weil diejenigen, die Goldaſt, im I T. der Collect. Conſtit. Imperial. angeführet, ihm ſehr verdächtig ſcheinen.

Auf

Auf der 159 S. kömmt ein altes isländiſches Stück eines Gedichtes, ohne Reime vor, welches wir mittheilen wollen.

Vake å og rake — Vina hoffudt
Allir enu ådſtu — ådil Sueinar
Vek jeg ydur at vine — ne ad Viſſ rum
Helldur vek jeg ydur — ad bordum hilldar leike.

Dieſes hat Saxo Grammaticus ſo überſetzet:

Non ego virgineos jubeo cognoſcere ludos,
Nec teneras tractare genas, aut dulcia nuptis
Oſcula conferre et tenues adſtringere mammas;
Non liquidum captare merum, tenerumve fricare
Foemen, et in niveos oculum jactare lacertos:
Evoco vos ad amara magis certamina Martis.

Auf der 162 S. wird das Wort Runen und Alrunen aus dem Broverus erkläret. Adrian Junius ſaget Aliruna habe mulierem fatidicam geheißen. Denn nach des Jornandes Zeugniſſe heiße auf Gothiſch hali oder ali, heilig: rune aber ſey heimlich ins Ohr ſagen, ziſcheln, oder raunen. Dergeſtalt heiße eine Rune ein Brief von geheimen Inhalte, den man nicht ausſchwatzen ſolle. Dieſe Etymologie dünket uns ſehr gründlich, obgleich das all, nicht eben von ali, oder heilig herkommen darf; als welches im gothiſchen Teſtamente nicht vorkömmt. Es wird auch das erſte im folgenden beſtätiget. Auf der 1042 S. kömmt das runiſche Alphabeth vor, welches eigentlich nur zwölf Buchſtaben hat; doch ſo, das etliche zwey auch dreyfach ſind, und endlich doch 24 Characteres herauskommen. Auf der 1088 S. kommen ein paar Zeilen einer ganz unbekannten Schrift vor,

die Wilhelm Lange von einem pyramidaliſchen Steine abgeſchrieben, als er zu Padua, nach gothiſchen Alterthümern geforſchet. Er weis nicht, ob er ſie hetruriſche, lydiſche, phrygiſche oder alte Lateiniſche nennen ſoll, welches letztere man daſelbſt mit Kirchern glauben ſoll. Allein uns dünket es, daß etliche Runen, und etliche griechiſche Buchſtaben mit einander vermiſchet ſind. Wenigſtens findet man das E. das I. das K. das N. das II. das X. das A. und das M. ganz deutlich. Vieleicht iſt es eine Schrift, die um die Zeit des gothiſchen Reiches, von einem, der das griechiſche nicht recht gekannt, und es mit etlichen gothiſchen Characteren vermiſchet, gegraben worden. Indeſſen ſind wir Worms Meynung nicht, daß die gothiſchen Buchſtaben und die runiſchen einerley ſind, wie er auf der 431 S. ſchreibt. Denn die Zeile, die ihm Spelmann p. 426. aus einem in Nordſchottland befindlichen Grabmaale abſchreibt, iſt zwar runiſch, hat aber nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem Codice Argenteo, den Franz Junius ans Licht geſtellet hat, und davon in der Crit. Beyträge I B. das Alphabeth ſteht. Allein Wormius ſchrieb dieſes 1629, ehe dieſer Codex argenteus ans Licht trat, und des Bonaventura Vulcanius ſein kleines Werkchen de Litteris Gothorum kannte er vermuthlich auch noch nicht. Die runiſche Zeile aus England lieſt Worm alſo:

Rino ſatu Runa ſtina. o. d. i.
Rino lapides hos Runicos poſuit; oder deutſch;
Rino ſetzte runiſche Steine.

woraus zugleich erhellet, daß dieſe Sprache nichts

anders als plattdeutſch, oder doch ſehr nahe mit ihr verwandt iſt. Dieſer Henrich Spelmann hält nicht dafür, daß die Runen von den Rinnen, denen die in Stäbe geſchnittenen Buchſtaben ähnlich ſehen; ſondern vom raunen, welches plattdeutſch runen heißt, einem etwas ins Ohr ſagen, den Urſprung habe: weil das Evangelium, als was heiliges und myſtiſches, darinn zu leſen geweſen; oder weil man die Zauberkünſte, die im Norden ſehr geherrſchet, damit geſchrieben habe. Wir ſetzen noch hinzu, weil vieleicht die ganze Schreibkunſt den Unwiſſenden eine Art von Heimlichkeit geſchienen, dadurch man andern ſtillſchweigend was zuraunen können; daher auch Tacitus von den alten Deutſchen ſagt: Litterarum ſecreta ignorant. Welches ſich auch Worm deſto mehr gefallen läßt, da man im Angelſächſiſchen auch Gerûne, oder Geryne, für eine heimliche Wiſſenſchaft findet.

Noch eins können wir nicht unangemerket laſſen. Auf der 451 Seite antwortet **Wormius** auf des Ritters Osburne Fragen: was doch die Namen Alf, Doral, Lother, Olafr, Orm, Osbiurn, Rolf, Rudl, Skibern, Svein, Tucke, Tume, Ulf, die es im Engliſchen giebt, im Däniſchen bedeuten? Denn da die Dänen eine Zeitlang in England geherrſchet: ſo vermuthet er, daß dieſelben däniſches Urſprunges ſeyn müſſen. Von etlichen kann **Worm** einiges Licht aus dem Däniſchen geben: von den andern aber weis er nur, daß ſie bey den alten Dänen vorkommen, ohne etwas zu bedeuten. Allein da es längſt ausgemacht iſt, daß alle Nomina propria

anfänglich appellativa gewesen: so ist es nicht wahrscheinlich, wie er sagt, daß die Aeltern ihren Kindern, pro lubitu, aus einem Eigensinne, einen solchen Namen gegeben hätten. Diejenigen, die er nicht erklären kann, sind folgende:

Alf; so haben Könige und Prinzen im Saxone Grammatico geheißen. Wie? wenn das **Alp** hieße, den man im Plattdeutschen **Alf** spricht? Dieß ist ein Geist, ein Nachtgespenst, das eine grosse Macht hat; dergleicheu Benennung sich also für einen König oder Fürsten wohl schicket.

Lother, dieß ist unstreitig der deutsche Namen Luther, Lotharius, von **lauter**, rein, welches plattdeutsch **luter** gesprochen wird. Davon haben wir noch Lodersleben; und Lothringen kömt auch davon. Regnum Lotharii.

Olafr. Hievon weis er nichts. Uns dünkt, es sey nichts als Helfer dadurch zu verstehen. Daß die Hülfe auch Hölfe, Hölf, heißen könne, sieht man aus **Ludolf**, **Radolf**, die **Leuthülf**, **Rathülf** bedeuten. Da bleibt nun auch das **h** weg; und also ist **Olfer**, **Olafr**, ein Helfer.

Orm. Ist dänisch ein Wurm, wie Wormius selbst gesteht. Aber da er es vermem nennet, welches nur einen kleinen Wurm bedeutet; so scheint dieß kein Name für einen Helden zu seyn. Bey den alten Deutschen hieß aber Wurm ein Drache, eine ungeheure Schlange: wie des Ritters George Lindwurm zeiget; und im Heldenbuche alle Drachen, die geharnischte Ritter verschlingen, Würmer heißen. So schickt sich der Namen besser für einen Helden.

Rolf.

Rolf. Das verſteht Wormius wieder nicht. Allein nichts iſt klärer, als daß es **Rudolf** ſey, welches die Engländer auch **Ralph** zu ſchreiben und zu ſprechen pflegen. Rudolf aber kömmt von **Rüde**, ein Hund und **Hülfe**; oder von **Rath** und **Hülfe**, Rathulfus.

Rudl. Verſteht ein Däne auch nicht. Dieß iſt aber das Verkleinerungswort von Rude, ein Schafhund, **Rudel**, oder **Rüdel**, welches die Neuern aus Unachtſamkeit auch wohl in Riedel verwandelt haben. Ein Namen, der noch ſehr gemein iſt: und den ſchon Gottfried **Rudel**, der erſte Provenzalpoet im XI Jahrhunderte in Frankreich geführet hat, von dem alle Dichter in Frankreich und Walſchland die Kunſt zu reimen gelernet haben.

Skibern, will er von Skib ein Schiff, und von **Biorno** ein Bär zuſammenſetzen. Allein was hat ein Schiff mit einem Bären zu thun? Es iſt das bloße Wort ein **Schiffer**, den der Plattdeutſche ein **Skepper** oder **Skipper** ausſpricht.

Svein, iſt freylich **Sveno**: aber was er heißt, weis Worm nicht. Wir haben ſo viel **Schweinize** in Deutſchland, und nichts iſt natürlicher, als dieſen Namen von einem wilden **Schweine**, das etwa der Stammvater ſolcher Geſchlechter erleget, herzuleiten. Denn von was für Thieren hat man nicht die Namen den Menſchen gegeben?

Tucke, erklärt er durch craſſum, welches die neuern Dänen Tycho ſchreiben. Wir ſagen **Dicke**; wie Carolus Craſſus dieſen Zunamen gehabt.

klaren Zeugniſſe Plinii *) erhellete, den Eichbaum Σαρων oder Σαρωνις genennet hätten. Und daher glaubt er, daß die Druiden bey dem Diodoro Siculo **) auch Σαρωνιδες genennet worden.

1665.

CAESARIS EGASSII DE BOVLAY Hiſtoria veterum Academiarum Galliae *Druidicarum.*

Dieſe Abhandlung des berühmten *Boulaci* von den Schulen der alten Druiden in Gallien, ſtehet vor deſſen raren und zu Paris An. 1665. in ſechs Folianten gedruckten Hiſtoria Academiae Pariſienſis, gleich zu Anfange des erſten Theils. ***)

1676.

VLRICI OBRECHTI Exercitatio de Philoſophia Celtica, reſpondente *Ioanne Caſparo Kuhnio.* Argentorati 1676. 4.

Wir müſſen, da wir dieſe Schrift nicht bey Handen haben, unſere Leſer ſo lange auf das Urtheil des Herrn Gundlings ****) verweiſen.

*) *Plinius* Hiſt. nat. lib. 4. cap. 5. *Sinus Saronicus* (ait) *olim querno nemore redimitus, unde nomen; ita Graecia antiqua adpellante* quercum.

**) *Diodorus Sicul.* Biblioth. l. 5. Φιλοσοφοι τε τινες εισι και Θεολογοι περιττως τιμωμενοι ους Σαρωνιδας ονομαζουσι. id eſt: *Philoſophi apud illos* (Gallos) *ſunt, & Theologi eximio honore culti, quos* Saronidas *adpellant.*

***) Man ſehe indeſſen die Summariſchen Nachrichten aus der Thomaſiſchen Bibliothek, im erſten Theil n. 11. pag. 23.

****) Gundlings Hiſtor. Philoſ. moral. cap. 6. §. 5. pag. 58.

Tumme. Hievon weis er gar nichts, als daß ihn Männer und Weiber geführet haben. Allein es heißt der **Tumme**, oder **Dumme**; wie wir noch einen Einfältigen Hans Dumm zu nennen pflegen.

Ulf ist unstreitig ein Wolf, den die Plattdeutschen Wulf aussprechen. Das **W** verliert sich in den nordischen Mundarten. So hieß der Gothen Bischof **Ulfila**, das ist Wölflein, nach eben der Bildung, wie **Attila**, von dem gothischen Worte **Atta**, (Otto) ein Vater, ein Väterlein geheißen.

So sieht man denn nur gar zu deutlich, daß sowohl die Engländer als die Dänen, die wahren Ursprünge ihrer Sprache in Deutschland suchen müssen, von dessen Völkern ihre Länder zuerst besetzet worden. Es ist nur zu verwundern, daß sie sich so sehr davor ziehen, und diese Abkunft recht muthwillig zu vermeiden suchen: gerade, als ob es rühmlicher wäre, von den lappländischen weißen Bären, als von den alten Bewohnern eines weit edlern und fruchtbarern Landes, als das ihrige ist, herzustammen *.

Ein mehreres daraus anzuführen leidet unser Raum nicht. Allein es ist gewiß, daß unzählige Gelehrte, zumal Liebhaber der natürlichen Historie und gelehrten Geschichte hier ihr Vergnügen finden werden. IV.

* Ich kann nicht umhin, dieses hier zu sagen, wenn ich gleich sehe, daß a. d. 795 S. Bartolus Bartolinus, bey Gelegenheit, daß ein Deutscher die Wormische Erklärung des goldenen Hornes angefochten, und dasselbe der Insel Rügen zuschreiben wollen; sich von uns Deutschen so hart ausdrücket: Mirari satis non quivi, Germani Hominis nuper vecordiam, cui quum maledicendi materia deesset, de doctissima tua de Cornu dissertatione, nescio quid nu-

IV.

Hrn. Samuel Wilhelm Oetters,

der Kön. D. G. zu Gött. Ehrenglieds,

Verſuch einer Geſchichte der durchl. Hrn. Burggraven zu Nürnberg, und nachmaligen Markgraven zu Brandenburg in Franken, durch Münzen, Siegel und Urkunden beſtätiget.

Erſter Verſuch. Frankf. und Leipz. 1751. in gr. 8.

Seit dem man angefangen hat, die hiſtoriſchen Denkmäler in Deutſchland, beſſer als vormals zu Rathe zu ziehen, iſt unſtreitig ſchon manche Wahrheit ans Licht gebracht worden. Seit Goldaſts, und Frehers Zeiten hat man ſchon einen reichen Vorrath neuer Entdeckungen gemachet, die in den alten Geſchichten von dem größten Nutzen ſind. Wenn man nun vollends eines Leibnitz, Eckards, Beſſels, Menkens, Weſtphalens, Petzens und Herrgotts Fleiß und Bemühungen gegen einander hält; wenn man auch eines Köhlers, Schwarzens, Dreyhaupts, Lenzens, Schöttgens und Joachims gelehrte Bemühungen um die

nugarum diſſeminavit. - - - Germanorum faſtum novi, qui ut ſuæ gloriæ plus accedat, aliorum detrahere ſtudent. - - - Nos eos fovemus, alimus, æſtimamus, ne deſint, qui nobis ſint moleſti. - - - Es iſt uns leid, daß es vor hundert und mehr Jahren ſolche unbeſcheidene Deutſche gegeben, die dieſe Klagen wider ſich in Dännemark verurſachet: die wir itzo ſelbſt über unſre weſtlichen Nachbarn, vielleicht zur Strafe! führen müſſen.

alten Münzen, Siegel und Urkunden in Betrachtung zieht: ſo wird man gewiß nicht klagen können, als ob die Deutſchen in Erforſchung ihrer Alterthümer ſaumſeelig wären.

Herr Paſtor Oetter geſellet ſich nun auch zu dieſen wackern und patriotiſchen Männern, die ſich die Aufklärung alter Zeiten angelegen ſeyn laſſen. Da er im Fränkiſchen nahe bey Nürnberg im Amte ſteht, ſo hat er ſich das nürnbergiſche Burggrafthum zu ſeinem Augenmerke erſehen. Dieſes brauchte allerdings noch einer genauern Unterſuchung; ſonderlich aus ſolchen unleugbaren Ueberbleibſeln voriger Jahrhunderte, die dasjenige, was man daraus herleitet, mit einem hellen Lichte beſtralen, und alles außer Zweifel ſetzen. Er liefert uns davon den I. Verſuch, der von Konraden, dem erſten Burggrafen des zolleriſchen Stammes, bis auf Friedrichen den III. geht. Dieſes iſt einer der merkwürdigſten Perioden des allerdurchl. Preußiſch-brandenburgiſchen Stammes; weswegen auch der Hr. Verfaſſer dieſe ſeine Arbeit des preiswürdigſt regierenden Königes von Preußen Majeſtät, die er in einem, in Kupfer geſtochenen Schaupfennige, auf den Stufen des geſchloſſenen Janustempels, als denſelben aufſchließend abbildet, und in der Aufſchrift Arbitrum Europæ nennet, gewidmet und zugeeignet hat.

In der Vorrede eröffnet der Hr. Verf. nicht nur ſein Vorhaben; ſondern erſuchet auch ſeine Leſer, die irgend einige alte brandenburgiſche Münzen beſitzen, um deren Mittheilung. Er verſichert,

chert, daß ein jeder das seine, nachdem man sie gebrauchet, wiederbekommen soll; will aber auch mit Abdrücken in Bley, Gyps, oder auch mit genauen Zeichnungen zufrieden seyn. Diejenigen Münzen, so in diesem Theile in Kupfer gestochen, aber noch nicht zureichend erläutert worden, sollen künftig hinlänglich erkläret werden. Er unterlässet auch nicht, den gnädigen Beystand hoher fürstlicher Häupter, sonderlich des regierenden brandenb. Bayreuthischen Herrn Markgrafen Durchl. wegen des ihm geleisteten hohen Beystandes zu rühmen; die ihm nicht nur dero Münzcabinet geöffnet, sondern auch zu dero Archiven einen Zutritt verstattet haben. Eben das wird von des regierenden Herrn Herzogs zu Sachsen Gotha Durchl. u. a. m. gerühmet. Wen aber der Herr Verfasser durch den kleinstädtischen Lotharius versteht, können und wollen wir nicht errathen. Muß denn auch der patriotische Fleiß, den mehr gelehrte Männer einer Wissenschaft widmen, zu Eifersucht und Feindschaften Anlaß geben?

Das I. Hauptstück untersuchet erstlich, wenn das Burggrafthum zu Nürnberg entstanden, nämlich im XII. Jahrhunderte, und ob die Burggrafen von Zollern diese Würde allein bekleidet haben? Dieses leugnet der Herr Verfasser, und hält es für ausgemacht, daß schon vor dem zollerischen Hause verschiedene andere Herren dieses wichtige Amt verwaltet. Er untersuchet sodann, ob es mit denen von andern Schriftstellern angegebenen Burggrafen seine Richtigkeit habe? Z. E. denen von Käz und

Voh-

Vohburg, denen von Vohrenbach oder Florenbach; und ob es einen Burggraf Heinrich gegeben habe; imgleichen ob die Grafen von Hohenlohe jemals die Burggräfl. Würde besessen? welches er weitläuftig gegen den Herrn Hofprediger Wibel untersuchet. Sodann bestimmet er das Jahr, wann die Grafen von Zollern zu dieser Würde gelanget, nämlich, da 1164 Konrad der I. sie auf sein Stammhaus gebracht. Er zeiget ferner, was diese Herren vor der Zeit für Länder, und Reichslehne besessen, ehe sie zum Burggrafthume gelanget; nämlich die Grafschaft Zollern, den Taubergau, und viele ansehnl. Güter am Schweinfurt u. a. m. Er behaptet auch, daß dieses Burggrafthum eine fürstliche Würde gehabt, oder eine gefürstete Grafschaft gewesen, und rettet es gegen einen Einwurf.

Das II. Hauptst. untersuchet, welche Familien in ältern Zeiten mit den Erbämtern des Burggrafthums, z. E. dem Erbmarschallamte, dem Erbtruchsessen, Erbkammer, und Erbschenkenamte des Burggrafthums Nürnberg, belehnet gewesen; imgleichen welche in folgenden Zeiten dazu gelanget; in was für einem Zustande diese Erbämter bey und nach der Theilung gewesen; und was ihre heutige Beschaffenheit sey; wobey allerley Urkunden angebracht werden.

Das III. Hauptst. handelt vom Wappen der Burggrafen zu Nürnberg und der Grafen von Zollern. Hier kömmt ein Kaufbrief vor, den die Burggrafen 1317 über einen Brackenkopf, das ist Hunde-

kopf

kopf im Wappen, mit Lutolden von Regensberg, dem letzten Freyherrn seines Stammes im Bisthume Costnitz, geschlossen. Sie gaben 432. Reichsthl. oder nach damaliger Art zu reden 36 Mark guten Silbers dafür: wie eine geschriebene Nürnberger Chronik in Reimen davon schreibt.

An. 1317.

Kauftenn dj Purgraffenn vonn fern
ein Wappenn vonn einem Freyherrn
welcher Lamprecht von Fronsperg hieß
das Wappenn Inn gern zu sebenn ließ
doch nach seinem Dott erst zu uerliren
diß Wappenn noch dj margraff führen
denn er der letzt des nambens wahr
die Kaufftumma zelden sie Phar
Sechs und dreyßig mark silber wist.
ein Prackenkopf dis Wappenn ist.

Was nun an diesem Hundekopfe sonderliches gewesen, daß die Grafen von Oettingen ihn auch durchaus führen wollen, ist schwer zu begreifen. Der Kaufbrief von dem obbenannten Jahre steht nach der Länge in sehr altem Deutsch hier: und sonst ist nicht der geringste Vortheil mit Führung dieses Wappens verknüpft zu bemerken.

Des II. Buches 1 Hauptstück handelt von dem kaiserlichen Landgerichte zu Nürnberg, dessen Ursprung und erste Beschaffenheit zuförderst erkläret wird. Ferner wird der ehmalige Ort des kaiserl. Landgerichts untersuchet, und das Siegel desselben vorgestellet und beschrieben. Die sämmtlichen Landrichter werden auch namhaft gemachet, und endlich wird der itzige nebst seinen Beysitzern gemeldet.

Im

Im II. Hauptſt. iſt die Ordnung des Kampfgerichtes des Burggrafthums Nürnberg enthalten. Dieſes iſt eine merkwürdige Schrift, die uns einen Begriff von dem Fauſtrechte der alten Deutſchen giebt; wo man die Gerechtigkeit ſeiner Sache im Harniſche, mit Schwert, Kolben und Prügeln behaupten konnte. Es waren aber, auf gut alt Deutſch, viel beſondre Regeln und Formalitäten dabey zu beobachten. In dieſer Schrift kommen viel alte gerichtliche Wörter vor, die wohl werth wären von einem Kenner der alten Deutſchen Rechte erkläret zu werden. Zu einer Probe des Putzes damaliger Zeiten, wollen wir die Kleidung eines ſolchen Kämpfers herſetzen, wie ſie durch Geſetze beſtimmet iſt.

„ Item er ſoll bekleidt vnd gewapnet ſeyn, mit „einem groben wüllen Gewand, nemlich Rock, „Hut, vnd Hoſen an einander, alles mit Riemen „genähet, vnd ein Creutz von Leder darauf geneet, „on alle Leinwad, vnd ſoll haben in ſeiner Hand „einen Schild on Eiſen, ſondern allein von Holz, „Adern vnd Leim gemacht, mit einem weißen lei„nen Tuche überzogen, vnd darein ein rothes lei„nenes Creutz geneet ſeyn, vnd in der andern Hand „ſoll er haben ein hülzern Kolben, gedörret oder ge„brennet. „

Nach dieſer Art die Streitigkeiten abzuthun, muthmaßen wir, würden die heutigen Gerichte wenig zu thun bekommen.

Im III. Hauptſt. wird von den Hauptmännern des Burggrafthums Nürnberg unterſuchet, wenn die

die auf dem Gebirge aufgekommen, und was sie zu sagen gehabt; wie sie geheißen, und in welchen Jahren sie zu diesem Amte gekommen. Am Ende ist eine Urkunde von 1244 zu finden, die Otto Herzog zu Meran, Pfalzgraf zu Burgund ausgestellet. Allein die Schreibart sieht uns diesen Zeiten nicht gleich aus: wie es denn überhaupt noch ungewiß ist, ob man um diese Zeit schon deutsche Urkunden gemachet.

Im III. Buche wird von dem Münzwesen der Burggrafen gehandelt; dabey vorläufig vom Ursprunge des deutschen Münzwesens und dessen Fortgange; sodann von der heutigen Freyheit zu münzen; wenn die Burggrafen angefangen zu münzen; von ihren goldenen, silbernen und andern Münzen, u. d. m. geredet wird. Es folget der Zustand des Münzwesens der Burg- und Markgrafen im XV. Jahrhunderte, desgleichen im XVI. und XVII. Jahrhunderte. Hier kommen viel merkwürdige alte Verfassungen, und Münzverträge und Verordnungen vor, die in dem heutigen Unwesen der Reichsmünzen ein Licht geben können.

Im IV. Buche geht nunmehr die rechte Geschichte der Burggrafen, mit **Konraden** dem I. an, der von 1164 bis 1200 regieret hat. Auf denselben folgte **Friedrich** I. von 1180 bis 1218, wobey auch ein lateinisch Diploma und viele Münzen in Kupfer gestochen sind; sodann kommen **Konrad** II. und **Friedrich** II. bis 1260; ferner Konrad der Fromme bis 1314, der keinen Sohn zum Nachfolger gelassen, weil seine Söhne den geistlichen Stand erwäh-

wählet; so daß seine Linie mit ihm erloschen. In allen diesen Stücken werden die meisten Sachen mit alten theils deutschen, theils lateinischen Urkunden bewiesen, die der Länge nach eingerücket sind.

Unter andern merket der Herr Verfasser an, daß Burggraf Konrad seinem ältesten Sohne Friedrich, der in den deutschen Orden getreten, die Herrschaft Viernsberg, zu desto besserm Auskommen, zu nutzen gegeben: und damit er sie als ein Ritter, der nichts eigenes besitzen dorfte, das nicht dem Orden gehörte, auch genießen könnte, zu einer Commende gemachet, sich aber die Oberlandesherrlichkeit vorbehalten. Nach Friedrichen hat der zweyte Sohn, auch als deutscher Ritter sie genossen; und nach diesem hat sie der Orden behalten. Dieses aber dünket dem Herrn Verfasser unrecht zu seyn, da das Eigenthum davon, niemals dem Orden geschenket worden. Wir lassen dieses die Herren Markgrafen von Brandenburg in Franken untersuchen; und wünschen, daß der Herr Verfasser fleißig auf angefangene Art fortfahren möge: hoffen auch, daß er als ein Mitglied der berühmten göttingischen Gesellschaft, auf seine deutsche Schreibart einigen mehrern Fleiß wenden werde.

V.

V.

Schreiben eines Ungenamten,

an die Verfasser des Neuesten,

die Rechtschreibung des Wortes edel betreffend.

Hochgeehrteste Herren.

Sie haben mir Gelegenheit gegeben, über die eigentliche Rechtschreibung des Wortes edel nachzudenken: und ich bin so frey, im gegenwärtigem Schreiben meine etwanige Gedanken hierüber Deroselben einsichtvollem, reiferm Urtheile zu unterwerfen.

Ehe wir etwas gewisses festsetzen, müssen wir zuvor zweyerley untersuchen.

Erstlich ob **edel** und **Adel** ursprünglich deutsche Wörter sind? Ich bejahe dieses, und ich rechtfertige meine Meynung durch eben die Gründe, die Sie selbst im Lenzmon. S. 190. Anm. n, angeführet haben: nehmlich durch die Schreibart Ottfrieds und aller folgenden Zeiten. Und ich bestärke selbige nur mehr durch die alten Wörter **edelleiche** Gesteine; **Edling** oder **Eddelinge** oder **Ediling**; **Edelheit** und **Edli**, die Herr Frisch in seinem Wörterbuche beybringt.

Zweytens kömmt es hauptsächlich darauf an, wie Sie ebenfalls am andern Orte anmerken, welches von beyden das Stammwort sey? Und ich getraue

1689.

PETRI LAGERLOEFFII Diſputatio de *Druidibus*. Vpſaliae 1689. 8.

Wir haben dieſe Abhandlung ſo wenig als Herr Moller und Stolle geſehen.

1697.

CONRADO SAMVELE SCHVRZFLEISCHIO, Praeſide Veterum Inſtituta *Druidum* excutiet *M. Elias Martinus Eyringius*, Viteberg. d. Iul. An. 1697. 4.

Es iſt dieſes eine Academiſche Diſputation, und daher auch nachgehends andern Schriften gleicher Art, ſo unter des berühmten Schurzfleiſches Anführung ehedem öffentlich vertheidiget, und zu Leipzig A. 1699. in 4. in eine eigene Sammlung gebracht worden, mit einverleibet, da ſie die 54. Stelle einnimmt. Herr Gundling *) und Reimann **) geben ihr das verdiente Lob. Was der Verfaſſer im zweyten Abſatze von der Ableitung ihres Nahmens anbringt, iſt kürzlich dieſes: Die Worte Iulii Caeſaris von den Druiden: ***) *Ii certo anni tempore in finibus Carnutum, quae regio totius Galliae media habetur, conſidunt in* loco *conſecrato*; müſſen alſo geändert werden, daß man luco anſtatt loco leſet. Dieſe Aenderung erheiſchet eine ähnliche Stelle Plinii, ****) da er ausdrücklich ſchreibet: Roborum *eligunt* lucos, *nec vlla Sacra ſine ea fronde conficiunt, vt inde* adpellati *quoque* interpretatione Graeca *poſſint* Druidae *vide-*

*) Gundling Hiſt. Philoſ. Moral. c. 6. §. 5. p. 59.

**) Reimann Idea Syſtematis Antiq. litt. §. 5. p. 10.

***) *Iulius Caeſ.* de Bell. Gall. lib. VI. c. 14.

****) *Plinius* Hiſt. nat. lib. XVI. cap. ult.

mich, erweisen zu können, daß **edel** das wahre Stammwort sey.

Unter dem Worte **Adel** denken wir uns einen allgemeinen Begriff. Ich will setzen, daß die Erfinder unsrer Muttersprache auch wirklich so logisch verfahren haben, als wir bey der Beurtheilung ihrer Erfindungen jetzo verfahren. Ich kann also ohne Ungereimtheit annehmen, daß sie durch die Absonderung zu diesem allgemeinen Begriffe gelangt sind. Sie bemerkten unter ihren Mitbürgern die erhabensten Neigungen, göttliche, große, fürtreffliche Thaten, nachamungswürdige, ruhmvolle Eigenschaften. Diese Neigungen, Eigenschaften und Thaten, wenn sie sie einzeln, und unter einem besonden Begriffe dachten, nannten sie **edle Neigungen, edle Eigenschaften, edle Thaten.** Sie ließen weg, daß sich dieß **Edle** in den Neigungen, Eigenschaften, und Handlungen ihrer Mitbürger äußerte; sie behielten nur das Allgemeine, daß sie unter diesen verschiedenen Vorzügen überall wahrnahmen, das sie bewunderten und belohnten; und verehrten den **Adel** z. E. der Seele, wo sie jenes Große, Erhabene, Nachahmungswürdige, verehrten. Es ist also nach den Grundsätzen der Vernunftlehre aus der Natur der Absonderung erwiesen, daß der besondre Begriff des **edlen** eher, als der allgemeine Begriff des Adels müsse gedacht werden. Ich schließe daraus, daß auch das Wort **edel**, so diesen besondern Begriff ausdrücket, eher, als das Wort **Adel**, müsse erfunden seyn. Und ich glaube

nicht

nicht zu irren, wenn ich hieraus folgere, daß edel unstreitig unter beyden das Stammwort sey.

Nunmehr, deucht mich, bedarf es weiter gar keines Beweises, daß edel, schlechtweg mit einem e, die einzige wahre und richtigste Schreibart sey. Es ist leicht, obige Bedingung, unter welcher ich edel für das eigentliche Stammwort von Adel angegeben habe, auch auf die Anmerkung t, S. 193. und c, S. 195. die mit der Anmerkung n, S. 190 in genauer Verbindung steht, anzuwenden, um die darinn vorkommenden Fragen richtig entscheiden zu können. Vermöge der besondern Begriffe, so damit verknüpft sind, denke ich folgende Wörter: nehen, setzen, mesten, fliehen, gießen, fließen, ziehen, fliegen, legen, wenden, u. a. m. als die allgemeinern Zeichen für folgende, von jenen abgesonderte Begriffe: Nath, Satz, Mast, Flucht, Guß, Fluß, Zug, Flug, Lage, Wand, u. a. m. Diese von erstern abgeleitete Wörter, nehme ich ohne Bedenken, wiederum als neue Stammwörter an, von denen andre abgeleitet und zusammengesetzt worden sind, als Näherinn, Satzung, Gesetz, Mastung, Mastordnung, Mastrecht, flüchtig, flüssig, anzüglich ꝛc. imgleichen von Adel das alte Adeldoem, Adelkeit, Adelstal, Adelschalk, Arhalrik ꝛc.

Ich bin recht sehr begierig, in einem der nächsten Stücke ihrer gar beliebten Monatschrift eine gründliche Beurtheilung und strenge Prüfung dieser meiner geringen Gedanken zu lesen. Bin ich

so glücklich, Ihnen nicht gänzlich zu misfallen; so werde ich mir die Freyheit nehmen, je zuweilen denenselben eine ähnliche Abhandlung, ein kleines Gedicht und dergleichen zu übersenden. Jetzo erlauben Sie, daß ich mich Dero schätzbarer Geneigtheit bestens empfehle, wenn ich Sie vorher aufrichtigst versichert habe, daß ich unverrückt verharre

Hochgeehrteste Herren,

Dero

Hamburg 1751.
den 9 Jul.

ergebenster
H**.

NB. Wir sind mit dieser Ausführung überaus wohl zufrieden, und des Hrn. Verfassers Aufsätze werden uns allezeit angenehm seyn.

VI.

Ode auf das Gold.

Halb vergötterndes Metall!
Dessen Glanz die Welt bezwungen,
Gold! hat deiner Feinde Fall
Keine Muse noch besungen?
Kann denn Caffee, Thee und Wein
Dichter nur in Flammen bringen?
Lehrt uns Wasser feurig singen?
Und du sollst nicht fähig seyn?
Gold! begeistre meine Leyer;
Soufften muß sie noch ins Feuer.

Träumt

Träumt nicht immer von Chimären!
Träumt einmal, wie mirs gefällt!
Dichter! wollt ihr Völker lehren:
Lehrt, wie findt man Gold und Geld!
Dann soll Caffee, Thee und Wein,
Nectar selbst, in Gläsern springen;
Dann könnt ihr den Mogol zwingen,
Und sein Bette selbst entweihn.
Helft mir nur das Gold erfinden,
Oder aus der Erde winden.

Setzet euch in Griechenland,
Mitten unter Wein und Fässern!
Setzt euch an der Donau Strand,
Den Caffeesack zu vergrössern.
Thust dus nicht, du güldnes Geld!
O! so mögen sie wohl sitzen,
Und in Kummerwinkeln schwitzen,
Eh ein Bohnchen auf sie fällt.
Kein Caffeebaum wird sich rühren,
Und kein Most das Herz entführen.

Wem scheint die Natur zu schlecht?
Wer bezähmt des Schicksals Wüthen?
Wer entweihet Schwert und Recht?
Wer kann selbst der See gebiethen?
Nur du, Gott der ganzen Welt,
Gold! dem ganze Völker dienen;
Völker, die je klug geschienen,
Opfern dir nur, Gold und Geld!
Eher mag ein Blutmeer strömen,
Eh sie sich des Gottes schämen.

In den wilden Fluthen sucht
Dich der Kaufmann, trotz den Wellen;
Wenn er Sturm und Wettern flucht,
Und die Klippen ihn zerschellen.
Dächte man doch, wann es blitzt,

Und der Götter Mördereisen
Ihm die kalten Grüfte weisen,
Daß ihn nur dein Geist beschützt;
Daß nur deine Macht dem Wuthen
Wilder Meere kann gebiethen.

Seht! dort schwimmt er voller Blut,
Zwischen daumendicken Brettern.
Nur du, Gold! du machst ihm Muth;
Selbst das Holz kannst du vergottern.
Muthig trägt er seinen Fuß
An so wild' als fremde Kusten,
Und wird Volk und Land verwüsten,
Nur daß er dich haben muß
Peru! du hasts wohl empfunden,
Und beklagsts mit Blut und Wunden.

Klage nicht! du träumtest noch!
Itzund kennst du doch die Christen,
Und das leicht' und sanfte Joch,
Womit sie sich bey uns brüsten.
Joch! das in Amerika
Recht im vollen Glanze glänzet,
Und den Schaden schon ergänzet,
Der durch Mord und Geiz geschah.
Wartet! wartet! braune Süden!
Euch ist noch dieß Glück beschieden.

Wer sind jene, die so stolz
Zwischen blanken Schwertern lachen?
Wer sind die, die Feld und Holz
Recht mit Blute fruchtbar machen?
Helden sind es! die das Gold,
Statt der Lebensgeister, brauchen;
Und doch nichts, als Lorbern, hauchen,
Nur, daß ihrs nicht merken sollt.
Gold und Schätze sind die Götter;
Und hernach die Lorberblätter!

Wer sind jene, die so fein,
In verwirrten Büschen, passen?
Solltens nicht auch Helden seyn?
Nur daß sie das Glück verlassen?
Gold und Güter sind ihr Blut;
Sie verachten Schwert und Richter,
Und sind oft, als Böſewichter,
Voller Klugheit, voller Wuth.
Könnten sie das Schicksal zwingen:
Dichter würden sie besingen.

Wer ist der, der, voller Schweiß,
In den tiefen Furchen wühlet;
Der in Schnee, und Wind und Eis,
Mit dem Wetter gleichsam spielet?
Ists nicht der? der Korn und Heu
In gediegnes Gold verwandelt;
Und sich selbst den Gott erhandelt,
Der ihm einst zur Hülfe sey:
Daß er sein bestäubtes Leben
Könne von dem Staub erheben.

Ach! und stünd es mir doch frey,
In der Doris Brust zu blicken!
O! vielleicht säh' ich die Treu,
Durch ein goldnes Netz, bestricken.
Doch sie zürnt! ich darfs nicht sehn!
Nur zurück! und laß die Männer,
Die verwegnen Schönenkenner,
Mit verbundnen Augen gehn.
Ungebethen uns erretten,
Heißt den Schlangen Laget betten.

Wo die Andacht Gott verehrt,
Wo der Donner heiliger Worte
Von erhabnen Stühlen fährt:
Schickt sich Gold zu diesem Orte?
Dennoch findt des Priesters Brust

Neben Gott nicht beſſre Götter;
Als dich, Gold! du biſt ſein Retter!
Dir, nur dir dient er mit Luſt;
Und die fetteſten Präbenden
Müſſen ihm die Wahrheit ſenden.

Der in Dampf und Feuer ſitzt,
Trotzig lacht bey Bomb und Flammen;
Der aus dicken Mauern blitzt:
Gold! den wirft dein Blitz zuſammen.
Zeige dich in ſeiner Wuth,
Wann vor den entflammten Mauren
Selbſt dem Mars die Glieder ſchauren.
Zeige dich in einer Fluth!
Ehre, Treue mögen dämmen:
Nichts wird deinen Einbruch hemmen.

Iſt es doch, wenn deine Pracht
Auf den ſtolzen Roſſen pranget,
Daß ſie nur, durch deine Macht,
Gang und Tritt und Muth erlanget.
Machſt du Menſchen, Thiere groß;
Deckſt du uns vor Sturm und Wettern;
Kannſt du uns ſo bald vergöttern:
O! ſo nimm mich in den Schooß!
Laßt die Schlangenneſter ziſchen;
Sey nur du mein Schild dazwiſchen!

O! vermöchte doch mein Blut
Einſtens fließend Gold zu werden!
Wühlte meiner Thränen Fluth
Güldne Fluthen in der Erden!
O! wie oftmals, glaubt mirs doch!
Würd' ich mir zur Ader laſſen,
Und das Blut in Wannen faſſen:
Gelt! ihr weintet heute noch?
Sollt' ich einſt den Lauf beſchließen:
Möcht' ich doch in Gold zerfließen!

Kalte Dichter! deren Sinn
Wasser, Wein und Thee erhitzen;
Kommet doch zur Leiche hin:
Wollt ihr noch bey Wasser schwitzen?
Eilet! laufet! sammlet euch!
Macht aus Flöten, Rohr und Leyer,
Meinem Gott ein Ehrenfeuer!
Werdt mit mir nur groß und reich!
Mögen doch die Wasserschaalen
Selber Lob und Kranz bezahlen! Frh. v. S.

VII.

Politische Betrachtungen

über die verschiedenen Arten der Steuern, entworfen von Joh. Wilhelm von der Lith, Hochfl. Brandenb. Onolzb. wirkl. Hof- und Regier. auch Justizrathe. Breslau bey Korn, 1751. gr. 8.

Unsere Zeiten sind so glücklich, daß auch Dinge in Schriften abgehandelt werden, die man sonst nur auf eine empirische Art, auf ein Gerathewohl, und aus der bloßen Nachahmung anderer lernete. Der Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd, die Handwerker, die Künste, die Gärtnerey, der Seidenbau, u. a. m. sind schon durch geschickte Federn sehr ins Licht gesetzet worden, und erlangen noch täglich ein mehreres Wachsthum. Eben das kann man von der Cameral- oder Finanzwissenschaft der grossen Herren sagen. Diese ist bisher als eine Staatsheimlichkeit angesehen worden, die niemand einsehen

könnte und ſollte, als der mit am Ruder ſitzet, oder doch als Werkzeug der Großen bey den Einnahmen gebrauchet wird. Ein altes Herkommen vertrat dabey die Stelle aller Gründe; und das Intereſſe des Landesherrn war das ſcharfe Schwert, womit ein allmächtiger Finanzier alle gordiſche Knoten der ihm gemachten Einwürfe glücklich zertheilete.

Allein wie weit man es auch mit dieſer Einſicht gebracht habe, die oft ohne alle Grundſätze einer wahren Politik, mit den Gütern der Unterthanen ſchaltet und waltet: das liegt in ſo vielen bedrückten Ländern am Tage. Es war endlich einmal Zeit, daß ſich auch Männer von größerer Einſicht daran machten, und den wahren Grund aller ſolchen Auflagen darlegten, ihre Billigkeit unterſuchten, und das rechte Maaß derſelben nach dem Vermögen der Unterthanen beſtimmten. Und wir zweifeln ſehr, ob dieſe Arbeit in geſchicktere Hände hätte kommen können, als in des Herrn Hofraths **von der Lith**. Wir wünſchen nichts mehr, als daß ſelbige in die Hände ſolcher Miniſter kommen möge, denen die Aufſicht über ſolche Landesſteuren obliegt, und die als gute Patrioten, die Laſten ihrer bedrängten Mitbürger beherzigen; auch in reifere Erwegung ziehen wollen, wie denenſelben, ohne Abbruch der nöthigen Einkünfte eines Staates, abgeholfen werden könne.

In der Vorrede meldet der Herr Verfaſſer, daß er in dieſer Materie wenige Vorgänger gehabt habe. Was **Tenzel** vormals, von der in der Acciſe entdeckten Goldgrube, geſchrieben hat, geht nur auf drey-

dreyerley Steuern, nämlich die Accise, die Steuer von liegenden Gründen, und die Vermögensteuer. Alle übrige Haupt- und Nebensteuern übergeht er gar, und zieht bloß die Accise allen andern vor. Was aber unser Herr Verfasser davon sagt, geht von Tenzels Accise so sehr ab, daß es ihr in manchem Stücke ganz zuwider ist. Jener will nur wenige, sonderlich solche Dinge besteuern, die kein Mensch entbehren kann; dieser aber will fast von allen Waaren, und auch von einigen, die niemand entbehren kann, etwas erheben: doch so, daß der Armuth geschonet werde, u. s. w. Ein andrer Tractat, der als ein Anhang zu Schröders fürstl. Schatz- und Rentkammer erschienen, hat einen gewissen **Pesserin** zum Urheber. Sie ist überaus kurz, in magern Sätzen abgefasset, und mehrentheils aus des Marschalls von **Vauban** Werkchen vom königlichen Zehnten erborget. In den Büchern von der Staatskunst, werden zwar die Steuern erzählet; allein welche die rathsamste sey, wird gar nicht entschieden *.

Ueberhaupt bedauret der Herr Verfasser, daß seit der Abnahme der römischen Monarchie, sowohl die Staats- als Kriegeskunst das Unglück gehabt, daß man sich ihrenthalben nicht die geringste Mühe gegeben. Man hat sie nicht werth gehalten, sie in ein ordentliches Lehrgebäud zu bringen. Gleichwohl hängt der Menschen Wohl davon ab: und sowohl Griechenland als Rom haben bey-

* Gleichwohl dünket uns, daß in Johann Adolph Hofmanns Staatskunst auch hievon ein hübscher Unterricht zu finden sey.

videri; mit welchem Diodorus Siculus *) übereinſtimmet, der ſie auch deswegen Σαρωνιδας nennet. Der Verfaſſer will bey dieſer Gelegenheit hier zugleich die Stelle des letztern verbeſſern, und da im Text Σαρωνιδας, am Rande aber Σαρωνιδας und Σαρωνιδας ſtehet, dagegen das Wort Δρυιδας einſchieben, deſſen ſich auch der Griechiſche Überſetzer des Iulii Caeſaris bedienet. Er würde aber, nach unſerm Erachten, dermalen dieſe Critiſche Bemühung auf ein andermal verſpahret haben, wenn ihm die oben von uns angeführte ſchöne Erklärung des gelehrten Dickinſon bekannt geweſen, oder beygefallen wäre. Inzwiſchen haben aus gleichem Grunde des Plinii, Strabo, Laertius und Suidas dieſe Leute Δρυιδας genennet. **) Der gründliche Kenner der Brittiſchen und Irriſchen Alterthümer Rodericus Flahertus ***) hat bemerket, daß in der Irrländiſchen Sprache eine Eiche *Draoi* heiſſe; daher demnach ſo wohl einige ſeiner Landsleute, als viele auswärtige Gelehrte den Urſprung des Nahmens der Druiden leiten wollen. Mit dieſen aber iſt Herr Schurzfleiſch eben ſo wenig zufrieden, als mit denenjenigen, die in dieſem Stücke Aegidio Bucherio ****) folgen, und das alte Deutſche Wort *Drud*, oder *Trud*, getreu, vor das Stammwort angeben. Endlich erkläret er ſich dahin: der Nahme wäre allein in der Cambriſchen Sprache zu ſuchen, die ihn aus der Griechiſchen, gleichwie un-

zeh-

*) *Diodor. Siculus* Biblioth. lib. V.

**) *Strabo* Geogr. lib. IV. *Laertius* in vitis Philoſ. *Suidas* in hac voce.

***) *Flahertus* Ogyg. domeſtic. part. III. cap. 22.

****) *Bucherius* in Belgio Romano lib. V. c. 4.

beyde aufs höchste gebracht gehabt. Allein mit dem Falle der freyen Künste, fielen auch diese beyde: Die Vernunft selbst mußte den Thron verlassen, als die Wissenschaften die Flucht nahmen. Die sogenannte Erfahrung bestieg denselben, und stützte sich auf die Unwissenheit. Die Dummheit nahm überhand, und kaum behielten die Klöster noch das Lesen und Schreiben bey. Das seltsame Geschöpf der scholastischen Philosophie war mehr ein Gespenst, als eine wahre Weisheit. Diesem erlaubten die Päbste noch, sich auf den hohen Schulen zu zeigen, weil es ihrem Reiche beförderlich, und der wahren Wissenschaft hinderlich war. Sonderlich war die wahre Politik den römischen Bischöfen verhaßt, als daraus die Fürsten ihre Rechte gegen den heiligen Stuhl und geistlichen Stand hätten lernen können.

Diese und dergleichen Betrachtungen findet man in der gelehrten Vorrede mit vollkommen richtiger Einsicht vorgetragen. Sonderlich beschwert man sich über die empyrischen Finanzbedienten, die mit ihrem eingebildeten Erfahrungsgötzen aller vernünftigen Einsicht Hohn sprechen, und ihre Kunst recht Handwerksmäßig treiben. Die arme Erfahrung hat große Ursache zu klagen, daß ihre Schüler sie in Schriften gar nicht; in ihren Handlungen aber so blutschlecht vertheidigen. Aber der Herr Verfasser verspricht sich nicht viel Dank für seine Belehrungen. Weil er kein Kunstverwandter, oder Handwerksgenoß, das ist kein Finanzrath ist: so versieht er sich keines andern Lohnes,

nes, als den, womit Thoren und Unwissende allezeit diejenigen belegen, welche mit der Weltweisheit einige Gemeinschaft haben. Allein vernünftige Staatsmänner, dergleichen es gleichwohl auch hin und wieder giebt, werden ihm schon für seine Bemühungen zu danken wissen.

Das Werk selbst ist von dem Hrn. Verfasser in keine Hauptstücke, sondern nur in kleinere Abschnitte eingetheilet: daher fällt es schwer einen kurzen Begriff davon zu machen. Der Inhalt aller Absätze steht zwar voran, und ein weitläuftiges Register folget am Ende. Allein beydes kann uns von der gebrauchten Lehrart nicht wohl unterrichten. Soviel können wir melden, daß alles aus den unumstößlichen Grundsätzen der wahren Staatskunst hergeleitet wird; und in einer natürlichen Ordnung auf einander folget.

Die Pflicht der Regenten ist, ihre Unterthanen glücklich zu machen. Die Glückseligkeit des Regenten aber besteht in dem Vermögen, viele glücklich zu machen; und diese ihre Macht jährlich ja täglich zu vergrößern. Denn je glücklicher sie ihre Unterthanen machen, desto mehr vergrößert sich deren Anzahl, und folglich ihre Macht, und Einkünfte. Für den Schuz nun, den die Bürger genießen, müssen sie auch etwas erlegen, und durch ihren Beytrag, die Unkosten hergeben, wodurch alles öffentliche veranstaltet wird. Nur müssen diese Regenten darauf sehen, daß die Beysteuer nach dem Vermögen ihrer Bürger eingerichtet, und ihnen so wenig als möglich ist, empfindlich

wer-

werde. Dazu ist nun freylich die Accise sehr gut, wenn sie recht eingerichtet wird. Sie trifft zum Theil auch fremde Unterthanen, machet die Einheimischen nicht arm, richtet sich auch nach ihrem Vermögen und Aufwande, trifft auch sogar die Kinder, zum gemeinen Nutzen. Nur müssen, da, wo Accisen eingeführet werden, auch den Bedienten die Besoldungen erhöhet werden. Die Einwürfe wider die Accise werden beantwortet.

Die Accise erhält vieles Geld im Lande, und mehret den Reichthum eines Staates; sie zieht auch mehr Volk ins Land, welches sehr vortheilhaft ist; und befördert die Handlung, weil sie die Capitalisten schonet. Sie macht ferner die inländischen Waaren wohlfeiler; und indem sie eine Theurung, und also eine allgemeine Sparsamkeit, zuwege bringet, so dienet sie der Handlung; welches weiter ausgeführet, und mit dem Exempel von Holland bestätiget wird. Die von der Accise herrührende Theurung ist nicht schädlich; aber wohl die, so von der Kostbarkeit der Waaren herrühret.

Hier werden nun die Arten der Handlung unterschieden. 1) mit den Früchten des Landes. 2) mit fremden Waaren, 3) mit inländischen Manufacturen. Diese letztere ist die vortheilhafteste für ein Land, daher sie denn in die Höhe zu bringen ist. Hier wird gewiesen, wie die Accise dazu beytragen kann, und die Einwürfe werden gehoben.

Der Herr Verfasser geht nun auf die besondern Arten der Accisen, und verwirft 1) die Mehl- und Malzaccisen. 2) die Holzaccise 3) die Salzaccise:

acciſe: weil dieſe 1) die Armuth treffen, 2) das Brodt und Bier doppelt theuerer machen, als dazu man Malz, Mehl und Holz nicht entbehren kann. 3) weil das Brod und Bier ſonſt ſchon mit Auflagen beſchweret ſind. Hingegen Brandwein, Wein und Bier, Fleiſch, Kleider und Kramwaaren ſollen beleget werden u. ſ. w.

Wir können dem Herrn Verfaſſer nicht weiter folgen, zumal wir nur kurze und magere Sätze anführen müßten, die doch die Stärke ſeiner Ausführung und Bündigkeit ſeiner Schlüſſe nicht zeigen würden. Durchgehends zeiget er ſich als einen billigen Patrioten, der den Bürger und gemeinen Mann ſo viel an ihm iſt, ſchonet: und ſeine Schreibart iſt ſo ſchön, ſo deutlich, und regelmäßig, daß wir ſie mit großem Vergnügen geleſen und andern zum Muſter anpreiſen.

VIII.

Le Bel-Esprit, à Mademoiſelle **,

par Mr. d' Arnaud,

Conſ. de Legation du Roi de Pol. Membre de l'Acad. Royale de Berlin.

Rien n'eſt beau que le Vrai; le Vrai ſeul eſt aimable. *Boileau.*

Qu' exigès Vous d'une volage Muſe?
Qui ſeulement & s'eſsaye & s'amuſe,
Qui s'égarant de Projets en Projets,
Tout à la fois ſourit à vingt Objets,

Et

Et ſans ſortir du Sein de la Pareſſe
En Songes vains exhale ſon Yvreſſe ?
Quoi ! Vous Voulez que du mortel Burin
Dont j'ai fletri l'Hiſtrion, *Sanhedrin*,
Du bel Esprit je Vous trace l'Image ?
Vous recevés jeune *Æglé* mon Hommage ;
Vos Volontés pour moi ſont des Arrets.
Mais penſés Vous qu'à de ſemblables Traits,
Les beaux Esprits, unis d'Intelligence,
Laiſſent dormir leur maligne Vengeance !
Car en ce Point aux Bigots reſſemblants,
A ſe venger ils ſont peu nonchalants ;
Et qui prétend montrer leur faux Merite,
Les dépouiller de leur Maſque hipocrite,
Désabuſer de leurs preſtiges vains,
Un Sot public, Dupe des Ecrivains,
Doit bien s'attendre à ſe voir la victime,
D'une Fureur, ſelon eux, légitime.
Jusqu'aux Enfers les Manes pourſuivis.
A leurs Courroux ne ſeront point ravis ;
Dans les Tombeaux ils oſeront déſcendre
Y déſoler, la triſte & froide Cendre.

Interrogés ce *Rouſſeau* malheureux ;
Il Vous dira combien il eſt affreux,
De s'attirer l'implacable Colère
De ces Meſsieurs, & quel fut ſon Salaire.
Vous les verrès aigris & furieux
M'aſſaſsiner d'Ecrits injurieux ;
Criant partout qu'il faut qu'on me puniſſe,
Qu'à leur Troupeau l'Etat ſe reuniſe,
Pour m'extirper comme un Monſtre odieux,
Le vrai Fleau des Hommes & des Dieux.
Ainſi *Cotin* dont le nouvel *Horace*
Bernoit les Vers, ſans Chaleur, & ſans Grace,
Traitoit l'Affront fait à ſa Vanité
D'un Attentat de *lèze Majeſté*.

M

Il eſt bien vrai, que ma Raiſon paiſible
A ces Eclats offre une Ame inſenſible.
Le doux plaiſir que ma Sincerité
Goute à tracer la ſimple Verité
Me rendra ſourd à ces Cris de Cabale
Qu'éleveront quelques Rimeurs de Balle.
La vieille *Flore* à qui Vous rétirés
Ce Fard menteur, ſous lequel ſont plâtrés,
Tous ſes Sillons, des Ans cruel Outrage!
Vomit ſur Vous tout ſon Fiel & ſa Rage.
Elle a Raiſon: c'eſt lui percer le Sein,
Que lui montrer par un Coup aſſaſſin,
Ce qui toujours fut l'Objet de ſa Crainte
Toute l'Horreur ſur ſon Viſage empreinte.

Vous connoiſsès, *Æglé*, chez nos Françoiſ
Cet Etre vil qui leur doit ſes Succès.
Qui, Je Mepris & le Rebut du Sage,
Se voit pourtant careſſé par l'Uſage.
De Vótre Sexe aimé, conſideré:
Ce qu'en un Mot on nomme un *Fat titré*.

Eh bien *Æglé!* d'un ſi rare Modèle
Un *bel Eſprit* eſt l'Image fidèle.

Chez lui tout ſent la Grimace & le faux.
En vain le Fard déguiſe ſes Defauts,
L'Oeil les ſaiſit; telle une Onde bourbeuſe
Perce à travers ſa Surface trompeuſe.
Vous parle-t-il? ſon Jargon impoſteur
N'a point ce Ton, ce Charme ſeducteur,
Qu'a ſon Langage attache la Nature.

Dans ſes Ecrits, c'eſt la méme Impoſture,
Ce Naturel, cette Simplicité,
Du bon Eſprit heureuſe Qualité,
Ne s'unit point dans ſes fades Ouvrages
A ce vrai Beau, qui ravit nos Suffrages.
Partout y brille un Eclat menſonger,
Qui n'a pour ſoi qu'un Vernis paſſager;

Bien different du Coloris durable,
Qu'à nos Latins la raiſon favorable
Fait à jamais revivre en leurs Travaux,
Il veut marcher par des chemins nouveaux.
Dans ſes Portraits l'Antithèſe enchaſsée
Par le bon Gout en eſt en vain chaſsée,
Elle revient toujours les décorer,
De ce Clinquant, que l'on doit abhorrer.
Jamais le Cœur n'y repand cette Vie,
Cette Chaleur, par qui l'Ame ravie,
En s'attachant à lire un bon Ecrit,
D'un Feu ſacré s'échauffe & ſe nourrit.
Malgré cela; quoique le Gout renie
Ses froids Tableaux morts aux Yeux du Genie,
De maints Tripots il ſe voit accueilli,
Le moindre Mot qu'il lache eſt recueilli.
La Mode aveugle; et ſa Sœur, l'Ignorance,
Bientôt lui font leur humble Reverence.
Petits Grimauds, Ecoliers innocens
De l'enfumer de leur debile Encens.
Digne - - , & petite Maitreſse
A ſon ſeul Nom de pleurer de Tendreſſe.
Epais Midas ſurtout gros Financiers
D'être enchantés de ſes Traits romanciers,
Dont mon Ignare aſsaiſonne ſes Oeuvres,
De le taxer, de leurs ſourdes Manœuvres.
Tant qu'à la Fin intrus dans le Vallon
Voilà mon Homme un nouvel *Apollon*;
Regles àlors du bon Sens rejettées
Et de mes Sots à Coup ſur adoptées.
Monſtres d'*Horace*, Ecrits extravagants,
Où mon Docteur prend des Airs arrogants,
D'extaſier ce Public qui l'adore.
C'eſt en un Mot la Boëte de *Pandore*,
Dont à la Fois tous les Maux échappés,
Sur l'Univers furent développés.

Il eſt bien vrai que ce Renom frivole,
Lot uſurpé n'eſt qu'un Nom qui s'envole

Sur

Sur ſon Erreur le moderne *Ixion*
Eſt détrompé par ſa Punition.
Il reconnoit qu'épris d'un vain Menſonge
Il n'embraſſa, qu'un Nuage, qu'un Songe;
Et le Public, tôt ou tard éclairé,
Siffle l'Auteur, qu'il avoit admiré.

Quant à ſes Mœurs, vingt fois plus fletriſſables
Que ſes Ecrits deja trop mépriſables;
Vous le verrez d'abord ſouple, rampant,
S'inſinuant à Replis de Serpent,
Vous enyvrant de ſon doucereux Stile;
Le fade Miel de ſa Bouche diſtille.
La Verité paroit même y s'aſſeoir,
Et dans ſa Main eſt le traitre Raſoir. *
Mon Fourbe heureux, contre toute Eſperance,
D'un vain Succès a-t-il quelque Apparence:
Le Maſque tombe, et ſans Déguiſement
Le Scelerat ſe montre impudement.
Ainſi nourri dans l'Ombre & le Silence,
Le vil Serpent alors ſiffle & s'élance,
Et de ſon Don cruel & déſtructeur,
Pique le Sein de ſon cher Bienfaiteur.

Auprés des Grands toujours dans la Pouſſiere
Toujours trainant la Louange groſſiere.
Dans ſes doux Vers ſur le Ton de Cotin,
Chantant le Chien, le Chat, ou la *Catin*

* Voïez le *Taſſo* II. Scene Acte I. de l'*Aminthe*.

Tirs. *Di qual Mopſo tu dici! di quel Mopſo*
Ch'd nella lingua mellite parole
E nelle labre un amichevol ghigno
E la fraude nel ſeno, et il raſoio
Tien ſotto il manto?

De Monſeigneur, ſelon ſa Fantaiſie.
Au demeurant rempli de Courtoiſie,
Pour tous ces Sots de ſes Vers appatés,
Vrais Animaux, par lui ſanglés bâtés,
Sourtout l'Ami de l'Eſpèce bouffone
Très digne Echo des Brouillons qu'il griffone.
A tout cela joignés tous ces Poiſons
Dont l'Envieux nourrit ſes Trahiſons:
Car que quelque autre entre dans la Carriere,
Mon bel Eſprit lui ferme la Barriere;
On lui ſourit pour le mieux étouffer.
Son fier Rival vient-il à triompher?
De Déſeſpoir ſon Ame eſt déchirée
C'eſt une Femme à la Rage livrée,
Qui s'irritant de ſa Sterilité,
D'une autre enfin voit la Fecondité.

Tel eſt, *Æglé* ce que l'Abus déſigne,
Un bel Eſprit, il n'en a qu'un faux Signe:
Le bel Eſprit en lui même n'étant
Qu'un bon Eſprit d'un vrai Inſtre éclatant.
Or daignès voir une exacte Peinture
De cet Eſprit, cheri de la Nature.

Simple & bril'ant ſans un Fard emprunté
De la Coquette il fuit l'Air affecté,
Ces Ornemens ſurchargé de Dorure,
Ne ſe fait voir qu'avec cette Parure,
Que la Beauté doit à ſes Seuls Appas.
La Verité toujours guide ſes Pas.
Il Vous inſtruit d'une Voix qui ſait plaire,
Son Feu conſtant brille moins qu'il n'éclaire.
C'eſt un beau Jour, qui ſans nous éblouïr,
Rit à nôtre Oeil, avide d'en jouïr,
Dont la Lumiere eſt pure & conſolante.
Ou dans nos Champs, telle une heureuſe Plante,
Sous l'Appareil de la Simplicité,
Cache ſes Fruits & ſon Utilité.

Dans ſes Diſcours il exhale ſon Ame,
L'Amour du Vrai, qui l'emporte & l'enflame,
Ce Naturel dont il eſt penetré;
Il parle enfin, non pour être adoré,
Mais pour toucher. Le même Objet l'inſpire
Dans ſes Ecrits; ſon Cœur même y reſpire.
C'eſt à ſon Cœur qu'il doit ce Feu divin,
Qui fait, lui ſeul, le celèbre Ecrivain.
Tout ce qu'il touche, en ſes Mains prend la Vie,
Il tient nôtre Ame à ſes Loix aſſervie;
En eſt le Roi: c'eſt un Dieu createur
Qui frappe, étonne, enlève ſon Lecteur.

De cet Eſprit, quelle eſt la Nourriture?
Des bons Auteurs la profonde Culture.
Des Anciens le zèlé Sectateur,
De leur Genie il eſt Imitateur.
Perſuadé que leur Merite eſt ſtable,
Qu'ils ont ſuivi la Route veritable
Et que jamais la folle Nouveauté,
N'égalera la ſage Antiquité.

S'il reuſſit, Les Manœuvres, les Brigues,
Tout ces Reſorts de honteuſes Intrigues,
Manège bas des beaux Eſprits du Tems,
N'aſſurent point ſes Succès éclatants.
Il ne les doit qu'à ſon propre Merite
Qu'à ce Public, qui ſe laſſe, & s'irrite,
D'entendre lire, & prôner dans *Paris*,
Un vil Ramas d'impertinens Ecrits.
Etouffent-ils de leur ſterile yvraie
Le pur froment? A la Nature vraie
L'art impoſteur, ſe voit-il préferé?
Le ſage Eſprit n'en eſt point alteré.
Comment du Faux extirper la Racine?
Avec Moliere * ainſi qu'avec Racine,

* Quiconque à lû un peu l'Hiſtoire de nôtre Theatre, doit

zehlich viele andere, entlehnet hätte, in denen beyden die **Bedeutung einer Eiche** gemein ſey.

1726.

A Specimen of the Critical Hiſtory of the Celtic Religion and Learning: Containing *an account of the Druids*, or the Prieſts and Judges; of the *Vaids*, or the Diviners and Phyſicians; and of the *Bards*, or the Poets and Heralds of the antient Gauls, Britons, Iriſh and Scots.

Der bekannte **Johann Toland** hatte bey ſeinen Lebzeiten unter andern gelehrten Beſchäftigungen auch dieſe viele Jahre lang eine ſeiner vornehmſten ſeyn laſſen, daß er mit groſſem Fleiß die Alterthümer ſeines Vaterlandes genauer unterſuchte, und ſich die überbliebenen Reſte der alten Celtiſchen, Irriſchen, Schottiſchen und anderer damit verwandten Nordiſchen Sprachen und Mundarten, mehr als von andern Gelehrten insgemein geſchiehet, bekannt machte. Dieſes brachte ihn einſt auf die Gedanken, unter andern eine **Hiſtorie der Druiden** abzufaſſen, darinn zugleich eine hinlängliche und gründliche Nachricht von dem Zuſtande der Religion und Gelahrtheit bey den alten Celten enthalten wäre. Unter dem allgemeinen Nahmen der **Celten** aber ſind ſo wohl **die Einwohner des alten Galliens**, (welches heute zu Tage Frankreich, Flandern, die Gegend um die Alpen, und die Lombardey ausmachet) als auch **aller Brittiſchen Inſuln**, begriffen. Die Weitläuftigkeit dieſer Materie, und die damit verbundene Schwierigkeit der Ausführung waren Urſache, daß er ſelbſt nicht ſo bald dieſe Arbeit vollendet zu ſehen hoffen konnte. Er entſchloſſe ſich demnach indeſſen wenigſtens eine **Probe** da-

Il ſe conſole, attendant le Moment
Qui vient enfin, quoique trop lentement.
L'Inſtant heureux, où la Raiſon vengée
Revient briller au plus haut Apogée.

Dailleurs il vit en un Coin rétiré,
Loin du Vulgaire, & des Grands ſeparé.
Se dérobant à l'Attache importune,
Qui ſuit toujours les Rois en leur Fortune.
Eſtimant peu les Rangs, la Dignité,
Ne faiſant Cas, que de la Probité.
De la Vertu, Mere du vrai Genie,
Il n'entend point l'abſurde Calomnie.
Tous les Talens prés de lui ſont admis,
Dans ſes Rivaux il voit autant d'Amis.
Dans les humains, une Troupe égarée,
D'Aveugles, nés à l'Erreur conſacrée;
Et ne connoit rien au deſſus de lui,
Que Dieu, de tout le Moteur & l'Appui.

Un tel Eſprit, *Æglé*, doit Vous conduire;
Ne craignez point qu'il cherche à Vous ſéduire.
L'autre eſt de l'Art; & de Vótre Beauté
L'Art à jamais doit être réjetté.

doit ſavoir, que *Moliere* & *Racine* ont eſuyé beaucoup de Désagrémens. La pluſpart des meilleures Picçes du premier ſont tombées; & *Racine*, avec ſon *Athalie*, ne reüſsit pas mieux. Il n'y eut que le ſeul *Boileau* qui s'obſtinat à lui dire que cette Tragedie étoit une des ſes plus belles, & que la Poſterité lui rendroit la Juſtice qui lui étoit duë. Tant le vrai Beau a de la Peine à plaire du premier Coup d'Oeil. Il eſt vrai, que ſa Reputation, une Fois établie, eſt ânebranlable: il faut tót ou tard que l'Homme reconnoiſse la Verité. Les Bizarreries de la Mode, & de la Nouveauté, ſont des Espèces de Maladiès epidemiques, qui n'ont qu'un Tems.

IX.

IX.

Neuer Erweis des Daseyns eines Einigen Gottes und Schöpfers aller Dinge, der vernünftigen Welt zur Prüfung vorgeleget von A. G. C. und in den Druck gegeben von D. Eberh. David Haubern. Copenhagen bey Rothens Wittwe 1751. 8. 2½ Bogen.

Herr D. Hauber, der uns diesen Erweis des Daseyns Gottes zum Drucke befördert hat, ist mit nichten deswegen zu tadeln; sondern vielmehr höchlich zu loben, daß er auch die vernünftige Erkenntniß Gottes und die natürliche Theologie zu befördern suchet. Es ist auch von dem Herrn Verfasser, der uns, seiner gemeldeten Anfangsbuchstaben ungeachtet, dennoch völlig unbekannt ist, kein Fehler zu nennen, daß er uns eine gute Sache, unter dieser veränderten Gestalt vortragen wollen. Es kann nicht schaden, daß man die Wahrheit auf allerhand vorträgt, ja auch dasjenige, was bereits bekannt ist, nochmals wiederholet, und gleichsam mit einer neuen Würze den Lesern aufträgt.

Denn wir sind gar nicht der Meynung zugethan, die einige strenge Gebiethiger der gelehrten Republik bisweilen geäußert: daß man nämlich nichts schreiben solle, als was ganz span-funkelnagelneu ist, und noch nie von einem einzigen Menschen gedacht und geschrieben worden. Dieses Gesetz dünket uns so hart und unbillig, daß es

bald auch um die alten Wahrheiten gethan seyn würde, wenn sie niemals wieder aufgewärmet, oder erneuert werden sollten. Jedes Jahrhundert, jedes Menschenalter, ja jedes Land, und beynahe jede Feder hat ihre eigene Art etwas vorzutragen. Alte Bücher kommen also aus der Mode, wie die alten Zeuge und Kleidertrachten. Man will eben das, was die Alten nach ihrer Art gelehret haben, auch nach einer neuen Art abgehandelt lesen. Und warum sollte man nützlichen Wahrheiten den Eingang in verschiedenen Gemüthern misgönnen, wenn er durch ein so leichtes Mittel zu gewinnen ist?

Allein so groß unsre Nachsicht hierinn ist: so unbillig scheint es uns, wenn sich Schriftsteller neuer Erfindungen rühmen, die doch lange zuvor in der Welt gewesen. Wir müßten uns sehr irren, wenn dieses nicht von diesem Erweise des Daseyns Gottes statt haben sollte. Alle Erklärung und Beweise, die der Herr Verfasser in dieser Schrift gebrauchet hat, sind längst in des Herrn Kanzlers von **Wolf** und seiner Nachfolger Schriften, z. E. in des Herrn Professor Gottscheds ersten Gründen der Weltweisheit vorgetragen; und folglich mehr als zehntausendmal abgedruckt, ja in dieser letztern auch ins Dänische übersetzt zu lesen. Wenn dem nun also ist, kann man denn wohl sagen, daß dieß ein **neuer Erweis** sey?

Es ist wahr, daß nicht alles, was der Herr Verfasser hier auf drittehalb Bogen zusammen getragen, dort auch in ununterbrochener Reihe zu lesen sey. Nein, er hat etwas aus der Grundlehre,

lehre, etwas aus der Geisterlehre, und etwas aus der Weltbetrachtung zusammen nehmen müssen, um diese Grundwahrheit der natürlichen Gottesgelahrheit zu erweisen. Allein alle diese Stücke stunden doch auch dort schon, ob wohl zerstreuet an verschiedenen Orten. Die angeführten Schriftsteller, als **Spinosa**, **Clarke**, und andere machen es auch nicht aus. Denn solche Erläuterungen machen den Beweis nicht neu: wiewohl diese und andere Anführungen dort, zumal in Herrn Baron Wolfs lateinischer Gottesgelahrheit auch überall vorkommen. Es bleibt also nichts, als die Einkleidung und der Vortrag des Beweises, welches dem Herrn Verfasser eigen ist, und neu heißen kann. Ob das aber zureiche, seinen Titel zu rechtfertigen, mögen andre urtheilen.

Doch wir sehen vorher, daß der Herr Verfasser auf das II. Capitel dringen wird, darinn er die Einheit des selbständigen Wesens vorgetragen. Hier wollen wir es nicht ganz in Abrede seyn, daß etwas neues hierinn zu stecken scheint, welches wir weder im Herrn Kanzler von **Wolf**, noch in einem seiner Nachfolger, auf eben die Art angetroffen. Allein so neu es also seyn möchte, so sehr besorgen wir auch, daß es bey genauerer Prüfung nicht Stich halten möchte. Unsre Zeit und Gelegenheit läßt es voritzo nicht zu, selbiges zu prüfen: vieleicht können wir unsern Lesern ehestens einige Zweifel dagegen vorlegen, die das, was wir schlechtweg anzeigen, ins Licht setzen werden.

Uebrigens billigen wir es ſehr, daß man bey dieſen freygeiſteriſchen Zeiten, die Beweiſe des Daſeyns Gottes auf allerley Art und Weiſe vorzutragen, und ſonderlich in kleinen Schriften der Welt vor Augen zu legen ſuchet. Die ſo genannten oder vielmehr fälſchlich eingebildeten groſſen Geiſter haben eine ſo kleine Geduld, eine ſo kleine Aufmerkſamkeit, und eine ſo kleine Einſicht in den Zuſammenhang vieler Wahrheiten, daß man ihnen, ſo zu reden, auch die Ilias in einer Nuß; wie man ſonſt zu reden pflegte; wir meynen die natürliche Theologie, ſo zu ſagen, in ein Hirſekorn wird eindrängen müſſen; wofern ſie ſelbige noch einmal faſſen, oder einnehmen ſollen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Nella Naſcita del Ser^mo Principe FREDERICO AVGVSTO, di Saſſonia, Canto offerto all'Altezza Reale di ANTONIA WALBVRGA, Principeſſa Reale di Polonia &c. per Commando dell'Altezza Ser^ma di Giuſeppe Landgravio d'Haſſia Principe e Veſcovo d'Auguſta da *Angelo Michele Rota*, Conſ. e primo Medico di S. A. S.

M. DCC. LI.

Gegenwärtiges ſtarkes Gedicht iſt ein Geſang von 38 Seiten in 4 von 72 achtzeiligen Strophen, in der ſogenannten ottava rima, darinn Taſſo das befreyte Jeruſalem beſungen hat. Se. Hochfürſtl. Durchläuchten, der Biſchof von Augſpurg, haben ihrem Rathe und erſten

ſten Leibarzte, Herrn **Rota**, als einem geſchickten Dichter, es anbefohlen, die hohe Geburt, des durchlauchtigſten Churſächſiſchen Erbprinzen, durch ein wohl ausgearbeitetes Gedicht zu beſingen, und dadurch, auch Dero eigene Freude darüber zu bezeigen. Dieſes thut er, indem er ſo anhebt:

Eccelſa Donna, e glorioſa Prole,
Nata a gli Scettri, e a le Corone io canto.
Senſi communi, e ſemplici parole
Giugner non pon de la bell' opra al vanto:
Ma il mio Signor coſi commanda, e vuole,
E ſua legge m'e ſprone a poggiar tanto;
Che la poſſa e l'valor negato a l'arte
Il gran Soggetto, e il gran Commando imparte.

Hierauf rufet er die Muſen an, ihm beyzuſtehen: und ſodann redet er die hohe Wöchnerinn ſo an:

Donna, che di Virtude intendi, e godi,
Piu che di Sorte l'immortal Splendore,
Donna Real, che cô tuoi rari modi
Alta ſei del tuo ſeſſo invidia, e onore;
Se fregio i verſi miei de le tue lodi,
Deh non armarti d'importun roſſore:
Nulla veranne a tua modeſtia impaccio,
Che pel men, ch'io ne parlo, il più ne taccio.

Er preiſet ferner den Tag glücklich, da dieſer ſchöne Prinz gebohren worden, als man kurz zuvor die Kriegespforten geſchloſſen. Er beſchreibt die Freude des Landes, und der Elbe, deren Tritonen er als begierig vorſtellet, dieſe Zeitung NB. dem baltiſchen Neptun zu bringen. Er vergißt auch das königliche Schloß zu Cracau und den Iſerſtrom nicht dabey. Darauf ruft er die Klio, auf eine

ſehr

ſehr poetiſche Art an, dem jungen Prinzen die großen Bilder ſeiner Vorfahren abzuſchildern: wobey er die großen ſächſiſchen Kaiſer, die Heinriche und Ottonen, ja auch Friedriche, Moritze, Auguſte erwähnet, und ihre vornehmſte Thaten erzählet. Auch das öſterreichiſche Haus und das bayriſche werden nicht vergeſſen. Von Sr. Kön. Hoheit dem Durchl. Kön. Churprinzen, beſchreibt er, wie er ihn in ſeiner Jugend in Wälſchland geſehen:

Quando ſul primo fior di giovinezza
Sedente il vidi infra i Felſinei Savi,
Che di natura a non ſvelarſi avezza
Tutte al ſaggio Garzon porgean le chiavi.
Mirava attendo, e con ugual prontezza
Parlar s'udia d'arcane coſe, e gravi,
Onde appariva à manifeſto ſegno
L'indol preclara del focoſo ingegno.

Wir müſſen aber abbrechen, weil wir ſonſt das halbe Gedicht mittheilen müßten, wenn wir alles ſchöne daraus anführen wollten: welches aber unſer Raum nicht zulaſſen würde.

* *

XI.

De Optima, qua Scholarum famæ conſulitur ratione Oratio, in ſolemni Inaugurationis Panegyri dicta a M. Imman. Frider. Gregorio, Lycei Laubanenſis Conrectore, itemque regiæ Societatis Teutonicæ, apud Regiomontanos Collega. Laubæ Prelo Nicolai Schillii 1751. 4.

Der Herr M. Gregorius hat das in Lauban erhaltene öffentliche Lehramt, welches durch den

den Ruf, den Herr M. Taubner nach Görlitz erhalten, erlediget worden, mit dieser so gelehrten als wohlgefaßten Rede angetreten. Denn nachdem derselbe von seinen nunmehrigen Untergebenen mit allerley Freudenbezeugungen empfangen; auch der Hörsaal des dasigen Lycei erneuert worden; lud der berühmte Rector daselbst, Herr M. Seidel, durch eine artige Einladungsschrift den Magistrat und andre Gönner des Schulwesens ein, diese Anzugsrede, nebst denen dabey aufgeführten Musiken anzuhören. Der neue Herr Conrector aber bestieg den Lehrstuhl mit dieser wohl ausgearbeiteten Rede, und verließ selbigen mit dem größten Beyfalle aller Anwesenden. Er beweist darinn nicht nur, daß Schulen einen gewissen Ruf und Ruhm haben müssen, sondern zeiget auch, wodurch derselbe befördert und erhalten werden könne. Er weiset darinn eine seine Belesenheit in alten und neuen Schriftstellern; zumal in den gelehrten Anmerkungen, die im Drucke dazugekommen sind. Seine lateinische Schreibart ist so rein und schön, als sichs für einen tüchtigen Schulmann schicket.

Eben dieser Herr M. **Gregorius**, hat auch bey der jährlichen Gedächtnißfeyer des laubanischen Brandfestes eine Einladungsschrift von dem Wunder der donnernden Legion der Christen, ans Licht gestellet; und dadurch zu einer Schulhandlung eingeladen, darinn sich viele geschickte Schulknaben öffentlich haben hören lassen. Er rettet darinn diese alte Geschichte aus Kaisers Antonins des Weltweisen Zeiten, gegen die Einwürfe der Gegner,

ner, die theils an der Wahrheit des Wunders zweifeln, theils daſſelbe ſchlechterdings leugnen. Zu den erſten gehören Herr Kanzler von Mosheim, Herr Kanzler Pfaff, Stolle, Weißmann, Maſcov, Walch, Funk, und Wolle: zu den letztern aber Meyle, von Seelen, Baumgarten, Larroquan und Bierling. Die Geſchichte deſſelben iſt vom **Dio Caſſius, Julius Capitolinus, Claudian**, und **Ael. Lampridius** unter den Heyden: unter Chriſten aber vom **Tertullianus** und **Euſebius** erzählet werden. Die Vertheidiger deſſelben ſind **Witſius, Obrecht, Whiſton, Zimmermann, Wotton, Richardſon, Köberg. Boyſen, Frick, Spitzel, Kortholt, Huetius, Haverkamp, Montfaucon, Onuphrius, Heinſius**, u. a. m. geweſen. Der Herr M. zeiget hier, daß er in der reinen deutſchen Schreibart eben ſo ſtark und geſchickt iſt, als in der lateiniſchen; weswegen ihn auch, wegen anderer darinn abgelegter Proben, die Königl. deutſche Geſellſchaft in Königsberg zu ihrem Mitgliede erkläret hat.

* *

XII.

Die erſten fünf Capitel aus Ariſtotels Dichtkunſt, ins Deutſche überſetzet, womit zugleich die Aufſeher und Gönner zum Gregoriusfeſte der Stadtſchule zu Annaberg ꝛc. einladet,

Adam Daniel Richter, Rector.

Der Schauſpiele, wozu der Herr M. Richter, durch dieſe Schrift eingeladen, haben wir neu-

neulich schon erwähnet. Voritzo müssen wir unser Wort halten, und auch von seiner verdeutschten aristotelischen Dichtkunst etwas sagen. Es ist dieselbe dem Herrn Rector nicht übel gerathen; so viel als aus einem flüchtigen Gegeneinanderhalten erhellet. Es ist wahr, daß man in der deutschen Schreibart noch eine größere grammatische Sprachrichtigkeit begehren könnte: allein dessen ungeachtet würde man wünschen, daß der Herr M. Richter fortfahren möchte, diesen ganzen Tractat ins Deutsche zu bringen; wenn nicht bereits eine andre Uebersetzung unter der Presse wäre. Wir können es nämlich sowohl dem Herrn Rector, als der gelehrten Welt zum Voraus anmelden, daß Herr Curtius, itziger Hofmeister in dem Hause des Kön. Großbrittann. und Churhannov. Staatsministers, Herrn von Schwichelt, seine Verdeutschung und Erklärung dieses trefflichen Buches bereits unter die Presse gegeben; die auch in wenigen Wochen fertig seyn, und auf nächste Michaelmesse in den Buchläden erscheinen wird. Wir wünschten also wohl, daß Herr M. Richter, wofern er nicht mit der ganzen Arbeit bereits fertig ist, seinen Fleiß auf die Redekunst Aristotels wenden möchte: weil wir doch bey der weitläuftigen Arbeit, die Herr Hofrath von Steinwehr unter Händen hat, wenig Hoffnung übrig haben, daß er sein ehemaliges Versprechen in dieser Absicht halten werde. Wie schön wäre es aber nicht, wenn wir diese beyde Werke kurz auf einander im Deutschen zu lesen bekämen.

Uebri-

davon aufzuſetzen; welche die hier gedachte Schrift iſt, und drey Briefe ausmachet, die der Verfaſſer an ſeinen Patron, den Lord *Viscount Molesworth*, den 25. Jun. und 1. Jul. An. 1718. und den 18. April. An. 1719. geſchrieben. Nachdem aber Toland den 11. Mart. An. 1721. geſtorben, und einer ſeiner Freunde dieſelbige neben etlichen andern, bisher ungedruckten Aufſätzen unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren gefunden, hat er ſie zu London An. 1726. in zwey Octav-Bänden unter der Aufſchrift: A Collection of ſeveral Pieces of Mr. *John Toland*, now firſt publiſhd from his Original Manuſcripts; with Some *memoirs* of his *Life* and *Writings* zuſammen herausgegeben, und ſtehen dieſe Briefe in dem erſten Bande oben an, und machen 183. Seiten aus. Toland hatte ſeinen Briefen eine Abſchrift eines Aufſatzes beygefüget, welcher einige **Fragen des Herrn Tate von den Druiden und andern Brittiſchen Alterthümern**, und die darauf gegebene **Antwort des Herrn Jones** in ſich faſſete, und unter den MSten der Cottoniſchen Bibliothek gefunden ward; nebſt einem **Verzeichniſſe einiger Wörter** und anderer **Uberbleibſel** aus der **alten Armoriſchen Sprache**, deren **Übereinſtimmung mit der Irrländiſchen** er zugleich gewieſen: welches alles der **ungenannte Herausgeber** als einen Anhang beygefüget. Es wäre überflüßig, einen Entwurf des vornehmſten Inhalts dieſer ſehr curieuſen und gelehrten Schrift allhier vorzuſtellen, nachdem dieſes bereits in denen Actis Eruditorum *) hinlänglich und mit vielem Fleiſſe

*) vid. *Acta Erudit.* 1729. p. 356. ſeq.

Uebrigens wundern wir uns billig, daß Herr M. Richter gegen das Ende seiner Einladungsschrift, einen andern gelehrten und fleißigen Schulmann in den Verdacht gezogen, als ob er ungleiche Nachrichten von ihm in eine gewisse gelehrte Zeitung einrücken lassen. Wir kennen gedachten wackern Mann besser, und wissen, daß es seiner Gemüthsart gar nicht gemäß ist, nach Art neidischer Leute, ihres gleichen auf eine hämische Art bey der gelehrten Welt anzuschwärzen. Der Herr M. Richter ist vielleicht durch boshafte Nachrichten hintergangen worden, einen Unschuldigen in Argwohn zu ziehen; und kann leicht denken, wie weh es demselben thun muß, unverdienter Weise angetastet zu werden. Wie sehr verkleinerlich aber ist es nicht für den Schulstand, wenn seine Häupter und Lehrer einander so anfeinden; die doch alle für einen Mann stehen sollten, sich im Ansehen zu erhalten. Wir können wenigstens nicht sehen, daß es demjenigen hiesigen Gelehrten, auf den sich Herr M. Richter berufen hat, angenehm seyn könne, daß er neben seinem Lobe, die Beschimpfung eines seiner ältesten Freunde in Sachsen lesen muß.

Ende des Herbstmonats.

Im Brachmonate a. d. 452 S. Z. 27 lies *sage Gaieté* für Sagacité. Pag. 453 Z. 2 lies *l'Jambe*, für Lycambe. Ebendaselbst Z. 7 lies *Nessus* für Clellus.

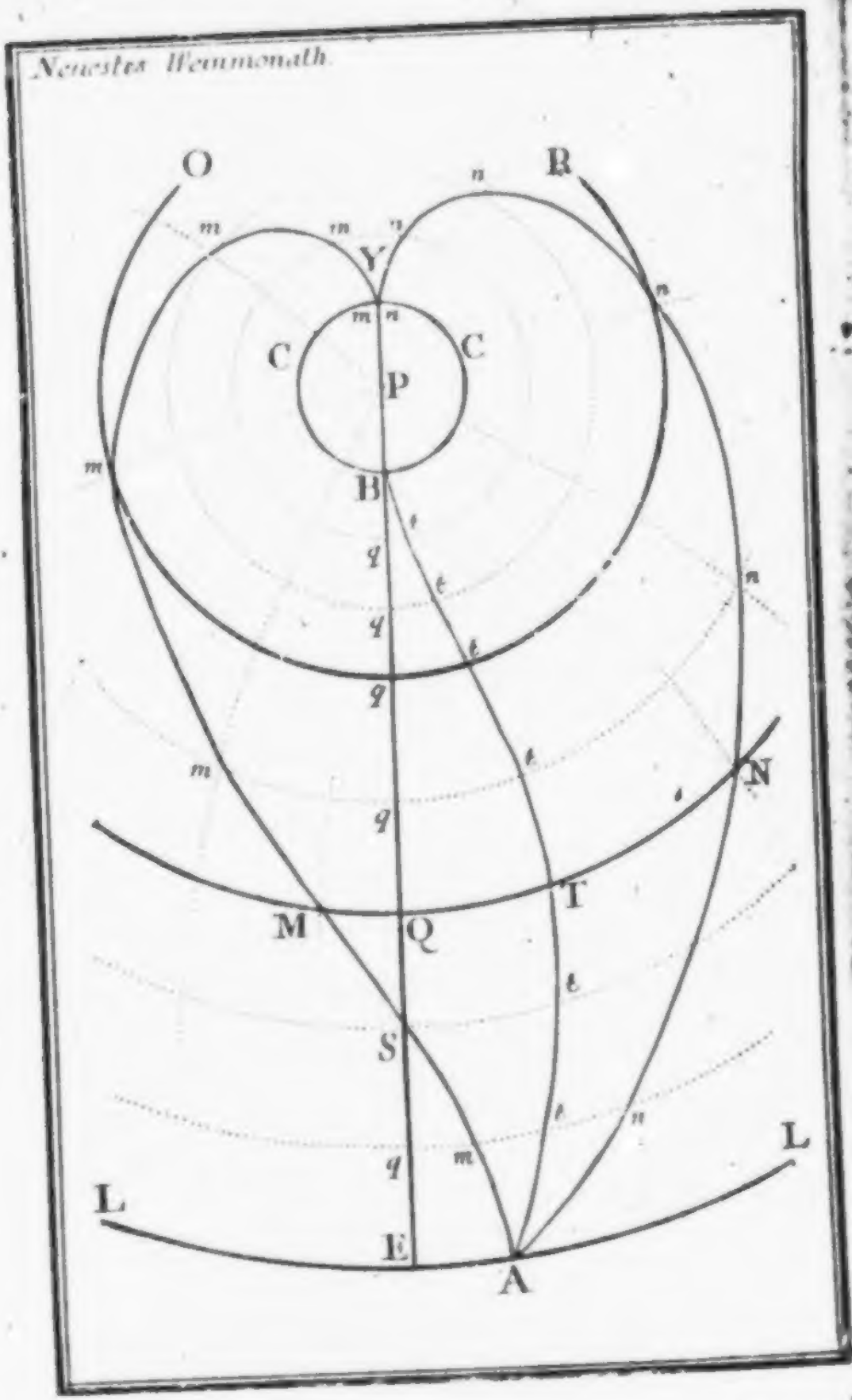
Neuestes Wennmonath
O
B
n
m
m
n
Y
m
n
C
C
P
m
B
q
t
n
q
t
q
m
t
N
q
t
M
Q
T
S
t
n
L
q
m
L
E
A

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Weinmonat, 1751.

Leipzig,

Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentiſſima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni ſunt, nec nihil optime, nec omnia præclariſſime, quisquam dicere (*ſcribere*) nobis videbatur.

I.

Dissertation sur la glace,

Ou explication physique de la formation de la glace, & de ses divers Phénoménes, par Mr. Dortous de Mairan, l'un des Quarante de l'Academie Françoise, de l'Academie Royale des Sciences &c. à Paris 1749.

In 12. 5 Kupf.

Wir zeigen itzo unsern Lesern eine Schrift an, welche unstreitig zu den vornehmsten gehöret, die wir, was die Naturkunde betrifft, seit einiger Zeit aus Frankreich erhalten haben. Herr Mairan, ihr Verfasser, ist in dieser Art der Wissenschaften so bekannt, daß wir bloß seinen Namen als den Beweis hievon angeben dürfen. Niemand wird uns hierinn entgegen seyn, der seine Aufsätze in den Abhandlungen der königl. Gesellschaft, und seinen Tractat vom Nordscheine gelesen. Würde aber jemand durch dieses alles noch nicht überzeugt: so wollen wir aus dem Inhalte gegenwärtiger Untersuchung unsere Gedanken zu rechtfertigen suchen. Herr Mairan hat uns, wider die Gewohnheit seiner Landesleute, keine Menge Quartanten von der Naturlehre geliefert. Es hat ihm auch nicht gefal-

len eine neue Physik zu schreiben, sondern er ist bloß denen zu dienen bedacht gewesen, die die einzelnen Begebenheiten der Natur vollständiger und gründlicher kennen wollen, als vielleicht die, welche überhaupt von der Natur reden und schreiben, und sich mit dem Besondern darinn wenig bekannt gemacht haben. Der Herr Verfasser hat sich, wie aus dem Titel zu sehen ist, mit dem Eise beschäfftiget. Man wundere sich nicht vor der Zeit, wie ein so vortrefflicher Naturkenner auf einen so bekannten und bey vielen vielleicht geringen Gegenstand gerathen können. Eben diese Dinge sind es, wovon wir oft das wenigste wissen. Man befrage Physikverständige um die innersten Ursachen des Frostes und des Eises, um die Art seiner Bildung und seines Vergehens, um desselben verschiedene Arten, um die Durchsichtigkeit, Farbe, Geschmack, Stärke, und um die Refraction desselben. Man lasse sich unterrichten, welche flüßige Körper vor andern geschwinder gefrieren, und warum solches geschieht; ferner was die Länder, die Luft, und viele andere Beschaffenheiten des Bodens hiezu beytragen. Man lasse sich alles mit den trefflichsten Versuchen und unzähligen Nachrichten aus vielen Weltgegenden bestätigen; so wird man gar bald inne werden, wie wenig diejenigen davon verstehen, so davon das meiste wissen sollten. Der Herr Vers. hat die Schwierigkeiten hiervon am besten eingesehen. Er gesteht in der Vorrede, daß er sich zu diesem Werke nimmermehr verstehen würde, wenn er es noch einmal von neuem anfangen sollte. Jedoch hat er diesem

sem Mangel vollkommen abgeholfen. Man darf nichts schöners, nichts ausführlichers und gründlichers vom Eise verlangen. Weis man aber das, was uns hier vom Eise vorgetragen wird, so weis man zugleich von vielen andern Begebenheiten in der Natur Grund anzugeben, die mit dem Eise eine Gemeinschaft haben. Man kann von der Kälte und Wärme, von dem Schnee und von der Natur der flüßigen Körper überhaupt reden, und ist allenthalben mit Ursachen und Beweisen versehen. Denn in allen hat sich Herr Mairan dergestalt bewiesen, daß man in dieser Sache, bey niemanden größern Fleiß, Kenntniß der Physik, und vernünftige Beurtheilung weder antreffen noch verlangen wird. Wir wollen aber dem Inhalte selbst etwas näher kommen.

In dem Vorberichte werden diejenigen Systeme vertheidigt, die eine besondere Erscheinung in der Natur abhandeln, dergleichen Neuton von den Farben aufgesetzet. Es wird überhaupt erwiesen, daß der Misbrauch in Verfertigung der Systeme nichts zu ihrer Geringfügigkeit beytrage. Man kann ihnen deswegen einen Werth beymessen, weil ihre Verfasser oft frey gedacht, und wenigstens überall zu neuen Entdeckungen den Weg gebahnet. Viele verwerfen sie darum, weil sie nichts als einen Haufen wahrscheinlicher und ungewisser Dinge enthalten. Allein waren die keplerischen Gesetze, der Umlauf des Geblütes und des copernikanische System, damals, als ihre Urheber darauf kamen, schon so ungezweifelt, als sie nachher geworden? Hier-

nächst bringt der Herr Verfasser etwas von der seinen Materie bey, der er sich in dieser vierten Ausgabe gegenwärtiger Schrift besonders bedienet. Er behauptet dieselbe mit vielen Erfahrungen. Die elektrische Materie, die Wirkungen der Schwere, der Zusammenhang der körperlichen Theilchen untereinander, der Druck der Luft u. s. w. kommen ihm hierbey wohl zu statten, und man kann hieraus die Wirbel des Cartesius und Malebranche herleiten.

Das Werk besteht aus zween Theilen, deren jeder seine besondere Abschnitte und Capitel hat. In dem ersten redet Herr M. von der Bildung des Eises überhaupt: und in dem zweyten werden diejenigen abgehandelt, die sich mit demselben nach seiner Entstehung zutragen. Wir wollen nur der Tabelle nachgehen, die wir vor dem Buche antreffen. Man wird daraus den Inhalt jeglicher Capitel leicht übersehen. Das erste Capitel des ersten Theils giebt nöthige Begriffe, Grundsätze und Anmerkungen über die Natur der flüßigen und feuchten Körper. Diese beyde Arten sind wohl von einander zu unterscheiden. Ein feuchter Körper (liquide) läßt sich zwar mit unter die flüßigen (fluides) zählen, aber sie sind doch nicht beyde einerley; denn die Theile an der Oberfläche des letztern trennen sich bloß vermöge ihres Gewichts, und richten sich nicht genau nach dem Wasserpasse, da hergegen die Theile des ersten sowohl durch ihr Gewicht, als durch ihre Schnellkraft von einander gehen, und eine horizontale Oberfläche zuwege bringen. Diese

nun

nun haben eine innerliche Bewegung ihrer Theile, davon im 2ten Cap. geredet wird. Die Ausdünstung beweiset solches. Herr Mairan hat bemerket, die Ausdünstung des Weingeistes verhalte sich zu der Ausdünstung des Wassers in einerley Luft, wie 8 zu 1. Er hat drey beständige Ursachen der Ausdünstung angegeben, nämlich die Schwere der Theilchen, die Flüßigkeit eines feuchten Körpers, und die innere Bewegung desselben. Hieraus fließt die allgemeine Regel vor der Ausdünstung: daß sie bey den feuchten Körpern in einem zusammengesetzten verkehrten Verhältnisse der eigenthümlichen Schwere ist, und in einem geraden der Flüßigkeit und der innerlichen Bewegung. Im 3ten Cap. verfolgt der Herr Verfasser das, wovon er im ersten gehandelt. Er zeigt, wie ein feuchter Körper flüßig, und dieser wiederum zu einem feuchten werden könne, und giebt die übrigen Begriffe, die im Werke selbst vorkommen. Das 4te untersucht, woher es kömmt, daß die feuchten Körper nicht in einem Augenblicke verfliegen, und warum ihre Theile der Trennung etwas widerstehen; wie das Gleichgewicht zwischen diesen Theilen und der feinen Materie, die in ihnen ist, und der feinen äußerlichen Materie, zu erhalten sey. Das 5te zeigt, was die Bildung des Eises sey. Das 6te enthält allgemeine Begriffe der Wärme und Kälte, des Sommers und Winters, sofern sie nämlich auf die Bildung des Eises angewendet werden. Das 7te Cap. ist besonders wichtig. Es wird darinn untersuchet, nach welchen Graden die Wirkung der feinen Ma-

Fleiſſe geſchehen iſt. Wo übrigens **Toland** jemals von der Beſchuldigung einer eckelhaften Rühmräthigkeit frey geſprochen werden kan, iſt es gewiß da, wenn er davor hält und ſagt, ſeine Kenntniß der älteren Sprachen hätte ihn vor andern, zumal Franzöſiſchen Scribenten, von dieſer Materie etwas tüchtiges und gründliches zu ſchreiben geſchickt gemachet. Denn daß dieſes wahr ſey, lehret der Augenſchein; und es iſt daher zubedauren, daß er die hier verſprochene Diſſertation: *de veterum Lingua Gallorum, cum primum Romanorum arma experti ſunt*, durch den Tod auszuarbeiten gehindert worden. Inzwiſchen werden die Liebhaber ſolcher Art von Studien unſerm Herrn **Friedrich Otto Menken** vor die **Lateiniſche Überſetzung dieſer Briefe**, welche gegenwärtig unter der Preſſe iſt, vielen Dank ſchuldig ſeyn.

1727.

La Religion des Gaulois tirée des plus pures ſources de l'antiquité. Par le R. P. Dom. *** Religieux Benedictin de la Congregation de S. Maur. a Paris 1727. 2. Vol. in groß 4.

Der gelehrte Verfaſſer dieſes ſchönen Werkes, deſſen Nahme *Jacques Martin* iſt, hat alle und jede ſeine Vorgänger in dieſer Materie an Gründlichkeit und Nettigkeit der Ausführung weit übertroffen. Was daraus zu unſerm gegenwärtigen Abſehen gehöret, nemlich die Abhandlung **von den Druiden**, dieſelbe kömmt im erſten Buche am Ende vor, und nimmt 12. ganze Capitel vom 21. bis 32. ein. Herr **Martin** beſitzet neben einer guten Urtheilungs-Kraft und weitläuftigen Beleſenheit auch ins beſondere eine genaue **Kenntniß der Armoriſchen Sprache**, welche.

terie in dem feuchten Körper abnehme, wenn er gefrieret. Die Sache verdient mit kurzen Worten angemerkt zu werden. Ueberhaupt richtet sich die Bewegung und die Schnellkraft der feinen inwendigen Materie nach der feinen äußerlichen Materie, und der veränderlichen Bewegung derselben. Der Herr Verfasser giebt aus der Erfahrung folgenden Satz an: Die Vergringerung der Geschwindigkeit der feinen innerlichen Materie, ist mit der Verminderung der Geschwindigkeit der feinen äußerlichen Materie in einem zusammengesetzten Verhältnisse 1) der verminderten Geschwindigkeit dieser letzten; 2) der Vielheit der Flächen, womit sich die integranten Theilchen des feuchten Körpers berühren; 3) der zunehmenden Dichtigkeit, die aus der geschwächten Geschwindigkeit und Federkraft der kleinen Theilchen der feinen innerlichen Materie herkömmt, da nämlich die größern Theile (les parties integrantes) des feuchten Körpers immer näher an einander kommen und sich berühren. Dieses Verhältniß wird mit einigen Exempeln erläutert, und der Herr Verf. findet, daß wenn die Geschwindigkeit der feinen äußerlichen Materie nach folgender Progression abnimmt: 1, 2, 3, 4 alsdann die Geschwindigkeit, folglich auch die Federkraft, der feinen innerlichen Materie folgender Gestalt vergringert werde: 6, 12, 24, 48. Das heißt so viel, die feine äußere Materie um den feuchten Körper wird die größern Theile desselben um so viel geschwinder und stärker zusammendrücken, jemehr sie die feine innerliche Materie an Geschwindigkeit übertrifft. Und

hier-

hieraus leitet der Herr Verfasser unten die Ursachen her, warum viele feuchte Körper weit schneller zu Eise werden, als sie aufzuthauen pflegen. In dem 9ten bis 10ten Cap. treffen wir die Ursachen des Gefrierens an. Es wird von dem Salpeter und andern in der Erde oder auch in der Luft enthaltenen Salzen, die zum Gefrieren beytragen, von dem Winde und von dem verhinderten Aufsteigen der in der Erde befindlichen warmen Dünste geredet. Herr Mairan machet seine Betrachtungen sogleich nutzbar. Seine große Belesenheit kömmt ihm hierinn trefflich zu statten, und man wird bald gewahr werden, wie sehr diejenigen, die in den Reisebeschreibungen ihr Vergnügen finden, solche Schriften, wie die gegenwärtige ist, zu lesen nöthig haben. Z. E. durch die ersten Ursachen erkläret Herr M. wie es zugehe, daß man in Leaotum, einer chinesischen Provinz, die dem Gürtelstriche sehr nahe liegt, in einer Tiefe von 3 bis 4 Schuhen große Eisstücken antrifft; warum in einigen Ländern, bisweilen mitten im Sommer, die Flüsse und Landseen zufrieren; warum Herr Tournefort in Erzerum, der Hauptstadt von Armenien, fast im längsten Tage so große Kälte angetroffen, daß alles zu Eise gefroren. Er erkläret eben hiedurch die Erscheinungen, so von der Eisgrube im Burgundischen bekannt sind. u. s. w.

Weil Herr Mairan vorher der warmen Dünste gedacht, die aus der Erde empor steigen, so kömmt er nunmehr auf die Ursache derselben. Er findet solche in dem centralischen Feuer der Erde,

von welchem er in den 4 folgenden Capiteln handelt. Er beweiset durch sehr viele Erscheinungen, und durch gute Gründe, daß man, ohne etwas ungereimtes zu sagen, ein solches Feuer annehmen könne. * Zuerst geht er die Wirkungen desselben in der Erde durch, und kömmt sodann zu den Wirkungen so es im Meere anrichtet. Herr Micheli du Crest, der Herr Graf Marsigli und Herr von Gensane, Aufseher der Bergwerke in der Grafs. Burgund und Elsaß haben ihm die schönsten Versuche und Erfahrungen mitgetheilet, und die Herren Amontons, Dadart, Boerhave, Scheuchzer, Bouguer, Gmelin, u. s. w. sind diejenigen, deren Schriften er hier für seine Meynung entweder anführet, oder doch daraus neue Beweisthümer herleitet, wie denn auch Boyle widerleget wird.

Endlich schließt der Herr Verfasser diesen ersten Theil, nachdem er noch vorher in den drey übrigen Capiteln die Lehre von den Centraldünsten auf die Gefrierung angewendet, und gezeiget, wie dasselbe in Ansehung verschiedener feuchter Körper nicht von einerley Art sey, sintemal einige gar nicht, andere nicht anders, als schwer gefrieren. Hier wird

* Viele Naturforscher verwerfen das Centralfeuer, sowohl als jegliche andere Quelle der unterirdischen Wärme. Noch jüngst wollte der Verfasser einer auswärtigen gelehrten Zeitung diese Meynung mit der Erfahrung des Herrn Krafts, so er in der Höhle bey Reutlingen, Nebelloch genannt, gemacht hatte, wiederlegen. Siehe Nov. Comment. acad. Petrop. T. I. p. 144; allein es steht zu bedenken, daß 1) Herrn Krafts Versuch im Sommer gemacht worden, da

wird vom Waſſer, vom Weine, Aquavite, von den Oelen, vom Salpetergeiſt und dem Merkurius geredet; worauf noch etwas von der Gerinnung der flüßigen Körper (coagulation) folget.

Der andere Theil iſt in fünf Abſchnitte abgetheilet, und man kann darinn das Eis von ſeinem erſten Anfange bis zum Ende kennen lernen. Herr Mairan betrachtet es zuerſt in ſeiner Bildung, in ſeiner Vollkommenheit, und indem es wiederum zu ſchmelzen anfängt. Das erſte Capitel des erſten Abſchnitts ſtellt uns die Eisfaden vor, wodurch das Waſſer zu frieren anfängt. Man kann zuverläßig behaupten, daß vom Herrn Mairan leicht kein einziger Naturforſcher auf dieſes Phänomenon ſo genau Acht gehabt. Denn wer hat bemerkt, daß dieſe Faden der allergeradeſten Linie nichts nachgeben? daß ſie wie kleine Klingen zu betrachten ſind, die nach der Oberfläche des Waſſers, dichter; unten aber ſchmäler, faſt ſo wie eine kleine Meſſerklinge ausſehen? Wer hat die Urſachen angegeben, warum ſie jederzeit auf der Oberfläche des Waſſers horizontal liegen; warum und in welchen Fällen ſie ſich an den Ecken des Gefäßes, zu anderer Zeit aber

da freylich die obere Luft wärmer ſeyn muß, als die ſo ſich in nicht gar tiefen Höhlen befindet. 2) Giebt Herr Kraft auch ſelbſt den Salpeter und andere Arten der Salze zur Urſache dieſer Kälte an: daß alſo durch einen beſondern Fall, der eine Ausnahme leidet, keine ſo wahrſcheinliche Hypotheſe umgeſtoßen werden kann. Wer die vielen Verſuche und Nachrichten des Herrn Mairan lieſt, wird gar leicht anderer Meynung werden.

aber in der Mitte der Oberfläche der Feuchtigkeit ansetzen. Die hierüber gemachten Anmerkungen sind gar besonders: denn in jeglichem mit Wasser gefüllten Gefäße werden die Eisfäden sich an den Seiten desselben anlegen, außer wenn diese inwendig mit Oele, Fett oder anderer dergleichen Materie überzogen ist, die sich mit dem Wasser nicht leicht vereinbart. Denn in diesem Falle werden die Eisfaden alle nach der Mitte zugehen: da sie sonst, wenn sie gleich in dem Mittelpunkte der Oberfläche anfingen, dennoch sich nach den Seiten des Gefäßes zuziehen; nicht anders als wie ein auf dem Wasser schwimmender Körper, der das Wasser annimmt, allemal nach einiger Zeit an die Seiten des Gefäßes schwimmt, wenn er zuvor gleich mitten in dasselbe auf das Wasser war geleget worden.

Im zweyten Capitel wird gezeiget, welche Neigung diese Eisfaden mit den Seiten des Gefäßes, oder auch unter einander selbst haben. Denn niemals setzen sie sich unter einem geraden Winkel an. Sie lieben vielmehr den von 60 Graden: doch findet man sie bisweilen auch, wiewohl sehr selten, unter einem etwas kleinern Winkel mit einander vereinbaret. Kurz, das Maaß ihres Winkels, den sie machen, ist in den Schranken von 60 bis 30 Graden enthalten, doch dergestalt, daß die andern Winkel außer dem von 60 Graden, nur als Ausnahmen anzusehen sind. Diese Beobachtung ist gewiß neu, und die übrigen Anmerkungen sind es ebenfalls, die Herr Mairan hier über die Figur hat, die diese Eisflächen in ihrer Zusammenfügung machen.

Das

Das nächstfolgende Cap. beschäfftiget sich mit den Luftbläschen, die im Wasser hervorkommen, wenn es gefrieret, und von den verschiedenen Wirkungen, die daher entstehen. Die 7 nachstehenden Capitel handeln den vermehrten körperlichen Inhalt des Wassers ab, wenn es zu Eise geworden, und geben auch zugleich die Ursachen davon an. Die erste ist die Menge der entstehenden Luftbläschen, die zweyte ist die Verwirrung, worinn die größern Theilchen des feuchten Körpers, durch die zwischen ihnen vorbeyfahrende Luft gerathen, und die dritte ist die Verwirrung eben dieser Theile, die das Bemühen unter einem Winkel von 60 Graden an einander zu kommen, unter ihnen anrichtet. Bey dieser Gelegenheit hat der Herr Verfasser drey ganze Capitel angewandt, den Winkel von 60 Graden, den die Eisfäden machen, zu bestärken. Er hat die größten geometrischen gebraucht, sich davon zu versichern, und sogar sein kleines Instrument angezeigt, womit er diesen Winkel gemessen. Diese Capitel sind lang gerathen, und verdienen besonders gelesen zu werden. Im 11ten Cap. wird von der Kraft des Wassers gehandelt, womit es die Gefäße zerbricht, worinn es zu Eise wird; und das 12te zeigt, wie diese dehnende Kraft auch in andern Fällen, die mit dem Gefrieren etwas ähnliches haben, statt finde.

Im Anfange des zweyten Abschnittes werden verschiedene Fragen entschieden, als z. E. ob gesottenes Wasser eher, als anderes gefrieret? Ob die großen Flüsse an der Oberfläche oder unten in dem

Fluß-

Flußbette zu frieren anfangen? Hier wird weitläuftig von dem Grundeise gehandelt, und dessen wahre Natur erkläret. Im 3ten bis 6ten Capitel redet Herr M. von dem Wasser, das nicht zu Eise wird; ob es gleich eine viel größere Kälte angenommen, als zum gewöhnlichen Froste nöthig ist. Er führt hieselbst eine große Menge eigener Versuche an, und beurtheilet solche. Die 4 folgenden Cap. betrachten den Ursprung des Eises wieder auf einer andern Seite. Es wird nämlich darinn ausgemacht, ob das Wasser in einem ganzen Lande gefrieren könne, wenn die Luft noch nicht den Grad der Frostkälte hat, und ob dasselbe durch eine heftige Bewegung seiner ganzen Masse, oder den öftern Stoß der neuen Luft gefrieren kann: wobey der Herr Verfasser überall mit den schönsten Nachrichten und Erfahrungen, die in fremden Ländern angestellet worden, versehen ist.

Der dritte Abschnitt handelt in seinen eilf Capiteln von den Erscheinungen des Eises, wenn es ganz gebildet ist. Wir finden daher in demselben einen zulänglichen Unterricht von dem körperlichen Inhalte des Eises, von den Ursachen, wie sich das Eis noch beständig ausdehnt, und auf der Oberfläche bisweilen kleine Hügel wirft; ferner von der Kraft des Eises, womit es seiner Trennung widersteht, und, indem es selbst vom Wasser getragen wird, große Lasten erhält; von der wahren Kälte desselben; von seinem Geschmacke, Durchsichtigkeit und Farben; von der Refraction, den verschiedenen Gestalten, und der Ausdünstung desselben. Das

eilf-

eilfte Capitel unterſucht den Schnee, und beſchließt dieſe Abtheilung.

Nunmehr zeigt der Herr Verfaſſer in dem vierten Abſchnitte, wie das Eis wiederum vergeht. Dieſes geſchieht, wenn es ſchmilzt. Daher wird hieſelbſt, nach den allgemeinen Betrachtungen vom Schmelzen, unterſuchet, warum das Eis weit langſamer ſchmilzt, als es ſich bildet, und in welcher Ordnung ſich ſeine Theilchen von neuem auflöſen. Hierauf folgt im 4ten Cap. etwas vom Thauwetter, und im 5ten giebt Herr M. Nachricht, wie man ſich einen Plan von Obſervationen, über das jährlich abwechſelnde Thauwetter und über den Froſt, imgleichen über ihre Dauer in jeglicher Himmelsgegend machen könne. Das merkwürdigſte hiebey iſt, daß der Herr Verfaſſer Anleitung giebt, wie man ſich die beſtändigen Abwechſelungen des Froſtes und Thauwetters, für jegliche Weltgegend auf einer Fläche abreißen könne. Wenn man nämlich die Schranken dieſer beyden Witterungen auf einer Erdkugel nebſt den Meridianen und Parallelzirkeln ziehen wollte, ſo müßte man von dem Zirkel der Solſtitien anfangen, der in dieſer Abſicht den erſten Meridian ausmachen würde, u. der ſonſt in Betrachtung der Längen durch die Inſel Ferro gezogen wird. Wir wollen, dieſes deutlich zu machen, die ganze Anmerkung überſetzt mittheilen, die Herr Mairan zu Erläuterung des vor dieſem Monate ſtehenden Kupfers beygefüget.

Es ſey P der Pol, um welchen die Parallelzirkel CBC, MQN, mqn ꝛc. gezogen ſind, und von

dem die Mittagszirkel PQ, MP, PN, Pm, Pn ihren Anfang nehmen. Es sey PQE der Zirkel derer Solstitien, oder der Theil des Meridians, der zwischen dem Pole P und dem Parallelzirkel LEL lieget; über welchen es, gegen den Aequator hinaus, niemals anders, als zufälliger Weise frieret. Eben so können wir uns um den Pol einen Parallelzirkel CBC einbilden, innerhalb dem das Wasser niemals anders, als nur zufällig aufthauet. Dieses vorausgesetzt, so wird BE der Diameter oder die Achse der beyden krummen linien seyn, deren eine AMY die Schranken des Frostes, die andere ANY die des Thauwetters vorstellet. Jeglicher von diesen Parallelzirkeln, der zwischen B und E liegt, sey in so viel Theile getheilet, als Tage im Jahre sind, oder man nehme aus den Graden und Minuten von Q oder q gegen M oder m, so viel Grade und Minuten an, als die Anzahl der Tage beträgt, da der Frost, vermöge der allgemeinen und beständigen Ursache der Jahreszeiten, über dem gegebenen Parallelzirkel, vor der Ankunft der Sonnen ins Wintersolstitium, vorhergehen muß; und eben so mache man es von Q oder q gegen N oder n für die Anzahl der Tage, die von dem Solstitio an bis aufs Thauwetter, das von eben dieser Ursache herkömmt, verfließen. Es ist klar, 1) daß der durch alle Puncte M, m, gezogene Strich, die krumme Linie für den Frost AMmY, und der durch die Punkte N, n, die krumme Linie für das Thauwetter ANnY geben wird. 2) Daß der Theil des Parallelzirkels MN, mn, der zwischen die beyden krummen Linien

fällt,

fällt, die Dauer des Froſtes über jeglichem dieſer Parallelzirkel anzeigen wird, ſo wie die krumme Linie BTtA, welche ſie in zwey gleiche Stücke theilet, das Mittel davon abgeben wird. 3) Daß über dem Parallelzirkel CBC die zwey äußerſten Ende m, n in Y zuſammenlaufen, wo ſich die beyden krummen Linien, die die Schranken anzeigen, endigen. 4) Daß, wenn man alles dieſes, was an dem Froſtpuncte und darunter auf dem Thermometer iſt, kalt, dieſes hergegen, da die Feuchtigkeit über denſelben ſteiget, warm nennen will: ſo werden der Raum AMm YnNA, zwiſchen den beyden krummen Linien, und die übrige ganze Fläche der nordlichen Halbkugel mit einander verglichen, ein ganzes gemeines Jahr, oder die mittlern Summen der Kälte und der Wärme geben, die auf dieſer ganzen Halbkugel, ja auf dem ganzen Erdboden herrſchen; denn der Unterſchied, der ſich in Abſicht der nordlichen Halbkugel auf der ſüdlichen finden muß, kann leichtlich mit darein gebracht werden. Endlich iſt auch klar, daß ein Theil der krummen Linie AMmY ſich jenſeit der Achſe PE, nach ihrem Anfange A zu, befinden, und einen Interſections- auch vielleicht Inflexionspunct S über ihrer Achſe haben muß. Denn weil auf einem ſolchen Parallelzirkel, wie der zu Paris, der Froſt gemeiniglich nur einen Monat, gleich nach dem Solſtitio, dauret, ſo wird es nothwendig auf dieſem Parallelzirkel, oder auf einem andern oberhalb nach dem Pole, oder unterhalb nach dem Gürtelſtriche zu, einen ſolchen Punct wie S für den Anfang des Froſtes geben, nach welchem

che ein wahrer Reſt von der alten Celtiſchen iſt, vermittelſt deren er ſich denn auch in den Stand geſetzet, viele neue Entdeckungen in dieſer Materie zu machen, und dieſelbe, mehr als irgend einem andern möglich geweſen, zu erſchöpfen. Bey dieſen Umſtänden konnte es ihm ſo dann auch an einem allgemeinen Lobe und Beyfalle nicht fehlen, welcher ihm faſt in allen um dieſe Zeit üblichen Monatſchriften mitgetheilet worden.

1731.

IOANNIS GEORGII FRICKII Philoſ. Mag. & Prof. Poeſeos publici diſſertatio de *Druidis*, Occidentalium populorum Philoſophis. Vlmae, 1731. 4.

Wir enthalten uns vor dießmahl um ſo eher von dieſer wohlgerathenen Schrift einige nähere Anzeige zu thun, je mehr wir willens ſind davon nächſtens einen beſondern Auszug zu geben. Denn da der Herr Verfaſſer alle dasjenige, was ein jeder der bisher erzehlten Scribenten, und ins beſondere Herr **Martin**, von dieſer Materie gutes und gründliches geſaget, hier in eine angenehme Kürze gebracht, und mit ſeinen Urtheilen hier und da begleitet; ſo können wir dabey mit einmal unſern Leſern nach ſeiner Anleitung alles vorſtellen, was zu einem rechten und deutlichen Begriffe **von den alten Druiden** erforderlich iſt.

Kur-

chem derselbe nicht eher, als jenseit gegen den Ursprung der krummen Linie zu, und folglich bey dem Puncte A anheben wird, wo er in scharfem Verstande, und nach der Hypothese, nur einen Augenblick anhalten wird.

Dieses ist zur Erklärung des Kupfers genug, und erweiset die künstliche Erfindung des Herrn Verfassers sattsam. Im 6ten und 7ten Kap. redet er von dem Eise oder den Schneearten, die sich nach langem Froste beym Thauwetter an die Wände ansetzen, und oft die Fensterscheiben belegen. Darauf folgt die fünfte Abtheilung, die dem künstlichen Eise gewidmet ist, das vermittelst des Salzes erhalten wird. Man trift in den Capiteln folgende Untersuchungen an: daß die Salze das Wasser nicht anders zum Gefrieren bringen, als indem sie das Eis, welches man umherlegt, schmelzen; worinn das künstliche Eis von dem natürlichen unterschieden sey; von dem künstlichen Aufthauen der gefrornen Früchte; von der Wirkung verschiedener Salze, in Ansehung des künstlichen Gefrierens; ob die Salze das nicht anders, als durch ihre Auflösung, zum Schmelzen bringen; von der Eigenschaft der Salze, das Wasser, worinn sie aufgelöset sind, zwar kälter, aber nicht zu Eise zu machen; von der künstlichen Gefrierung vermittelst der Salze, ohne Eis; und endlich von der künstlichen Gefrierung ohne Eis und ohne Salz.

Hieraus nun erhellet der Werth dieses Buches vollkommen. Nicht allein die, so sich mit den Wissenschaften beschäfftigen, sondern auch diese, so

von

von Natur mit mittelmäßigem Verſtande verſehen ſind, können daſſelbe ohne Anſtoß leſen. Ueberall leuchtet der große Fleiß und der durchdringende Verſtand des Herrn Verfaſſers hervor, der eben hiedurch die Naturlehre um einen großen Theil befördert hat.

II.

Leben des ſeligen Herrn Rectors, Chriſtian Stiefs, in Breslau.

Mit was für einer großen Zufriedenheit, und mit wie vielen zum ſteten Denkmaale dienenden Ruhme, ein Gelehrter, der allen Eifer zur Beförderung derer Wiſſenſchaften angewendet, und der ſo viele zu guten Bürgern, zu gelehrten Männern, und zu berühmten Stützen des gemeinen Weſens hat erziehen helfen, ſein Amt und Würde im Tode niederlegen, und den Geiſt in die Hände des Erlöſers übergeben kann; beſtätiget mit ſeinem Beyſpiele der Hochedelgebohrne Hochachtbare und Hochgelahrte Hr. M. Chriſtian Stief Hochanſehnl. Inſpector derer evangeliſchen Schulen in Breslau, hochverdienter Rector des Eliſabeth-Gymnaſii, berühmter Lehrer der exegetiſchen Gottesgelahrheit, der Geſchichtkunde und der Naturlehre, wie auch würdiges Mitglied der königlichen Preußiſchen Akademie derer Wiſſenſchaften in Berlin.

Dieser ehrwürdige Greis, dessen Tod die breslauischen Schulen, ungeachtet der von ihm 45 Jahre lang rühmlichst verwalteten Aemter, noch zufrüh bedauren, und dessen würdige Verdienste bey so vielen seiner ehemaligen Zuhörer, von verschiedenen Religionen, hohen und niedrigen Standes, im Vaterlande und auswärts unverlöschlich sind, wurde zu Liegnitz in Schlesien 1675. am Tage Felix den 14 des Jänn. von Hrn. George Stief, und Frau Magdalenen, gebohrnen Scharschmiedinn, zur Welt gebracht. Die ersten Gründe der Wissenschaften legte er zu Liegnitz, unter Anführung Herrn Maynelds, Ephraims, Hermanns, Hertnigs, und Kahles; dem er die Liebe zur Dichtkunst gedanket. Seine Lehrer erkannten seine die andern übertreffende Fähigkeit, und ein innerlicher Trieb bewog ihn, sich den Wissenschaften zu widmen, ob ihn gleich die durch Brand und Religionsverfolgung ihres Vermögens beraubten Aeltern zu einem Handwerke zwingen wollten. Er reisete im Jahre 1691 nach Breslau, in dem Elisabeth-Musensitze, allwo seine Begierde zur Gottesgelahrheit, Weltweisheit, Geschichtkunde, Beredsamkeit und Sprachen, durch den nützlichen Unterricht Herrn D. Acoluths, Hermanns, Viccens, Hankens, und Krantzes, glücklich unterstützet wurde. Weil ihm seine Aeltern nichts schicken konnten: so erwarb er seinen Unterhalt mit Informiren, und machte für einige Mitschüler die wöchentlichen Exercitien, die ihn gerne davor bezahlten. Im Jahr 1692 nahm ihn ein breslauischer Kaufmann, Gische,

zu sich, in dessen Familie er viele Freundschaft genossen. Am Tage Leopolds mußte er auf Begehren ein Probestück seiner Poesie an den großen Mäcenat, Herrn Graf **Leopold von Schafgotsch**, kaiserl. Ober-Cammer-Präsidenten in Schlesien, übergeben, und auf dessen verstorb. Gemahl. Frau **Agnes** 1693. eine öffentliche Lobrede im Gymnasio halten, welche zwo Arbeiten ihm sehr gnädig belohnt wurden. In eben dem Jahre übergab ihm, mit Widerwillen des Herrn Rectors **Hanke**, der ihn nicht gern wegließ, Herr **Gryphius** die Oeconomie des Magdalenen-Gymnasii, in welchem er nebst diesem vortrefflichen Manne, die Herrn **Küpfender**, **Titius** und **Pohlen** zu Lehrern bekam. Dieß Amt verwaltete er sehr kurz, denn **Gryphius**, der ihn sehr liebte und zu seinen gelehrten Arbeiten wohl zu brauchen wußte, nahm ihn auf sein Zimmer und an seinen Tisch; vergönnte ihm aber dabey den Sohn seines alten Freundes, des fürstl. holsteinischen Raths **Tux** zu unterrichten, welcher sein erster Schüler, als fürstlicher Oelsnisch-Bernstädtischer Rath, nur einige Wochen vor dem wohlseligen Herrn Rector in Breslau gestorben ist. Durch einen so vertrauten Umgang mit dem großen **Gryphius** erlangte Herr Stief in Sprachen, der Geschichtkunde, Poesie, und Kentniß der Bücher eine ungemeine Einsicht, weil ihm die öffentliche magdalenische, die gryphische und logauische Bibliotheken zum Gebrauche frey stunden. Ja selbst der wahre Mäcenat, der Freyherr von Logau, vergönnte ihm den freyesten Zutritt, las gerne seine Gedichte, und unterstützte

seinen Fleiß mit Schenkung schöner Bücher und mit andern Gunstbezeugungen. In den Jahren 1694. 95. schrieb er mit Beyfall die damals in Breslau gedruckten lat. Zeitungen, und sein in jambischen tragischen Versen bey dem öffentlichen Examen verfertigtes lateinisches Gedicht, von dem rasenden Salmoneus brachte ihm viel Ehre, weil die Herren Schulpräsides und Herr Hanke, ein Kenner der lateinischen Dichtkunst, die Stärke desselben bewunderten: zu geschweigen anderer Proben seiner Fähigkeit, die er in öffentlichen Kanzelreden, in griechischen und lateinischen Schulreden, und in Gedichten bey den gymnasischen Schauspielen ablegte; wodurch er sich große Gönner erwarb, und wider alle damalige Gewohnheit, als ein Fremder, 5 Jahr lang ein Raths-Stipendium erhielt. Was ihm also seine Aeltern nicht geben konnten, ersetzte ihm Gott durch hohe Patrone; und besonders durch Vorschub seines angenommenen Vaters, des Hern Gryphius: der ihn, als er im Jahre 1697 auf die Akademie nach Leipzig reisete, durch Empfehlungsschreiben bey den weltberühmten Herren, Frid. Bened. Carpzoven, Gabr. Groddecken und Otto Menken so wohl bekannt machte, daß sie ihm aus besonderer Gewogenheit ihre Bibliotheken erlaubten, und meistens an ihren Tisch luden. Außer diesen drey Männern setzte er unter Anführung der Herren Joh. Bened. Carpzovs, Rechenbergs, Olearius, Ittigs, Seligmanns, Schmidts, Cyprians, Güntbers, Joh. Burch. Menkens, Frankensteins und Pippings, seine Studien mit glücklichem

Er-

Erfolge fort, wobey er zugleich die französische und wälsche Sprache gründlich erlernte. Der Umgang mit so ansehnlichen Männern, und ein unermüdeter Fleiß, vermehrte seine schönen Wissenschaften, die ihm in Leipzig Ansehen, und auswärts Bekanntschaften mit berühmten Leuten erwarben. Nach dem Tode seines so vertrauten Freundes, Herrn Fried. Bened. Carpzovs, trug man ihm im Jahre 1700 auf, über dessen in der größten Unordnung hinterlassene vortreffliche Bibliothek, gegen 16000 Bände, ein ordentliches Verzeichniß zu machen, welches fast drey Alphabet kleinen Drucks betrug, und seine Bücherkenntniß noch vergrößerte. Im 1701 Jahre ließ Herr Gryphius unsern wohlsel. Herrn Rector nach Breslau kommen, um sich mit diesem angenommenen Herrn Sohne noch einmal vertraut zu besprechen. Unter andern Gelehrten, die er sich auf dieser Reise zu Freunden machte, war besonders der um die Geschichte Schlesiens so verdiente hochwürdige Herr Prälat Fiebiger in Breslau, der die Besorgung des Druckes seiner Silesiographiae Henelianæ Renovatæ dem Herrn Stief in Leipzig übergab, und es sehr gern sah, daß solcher das Manuscript mit gelehrten Zusätzen, Vorrede und Register vermehrte, welches die Briefe des Herrn Prälaten bezeugen. Auf der Rückreise untersuchte er mit den Herren Schindler und D. Volkmann in Liegniß, die dasigen Begräbnißalterthümer derer ehemaligen Bewohner Schlesiens. Wo nur Spuren von Urnen anzutreffen waren, ließen sie nachgraben: Herr D. Volkmann zeichnete alles ab, und dieß gab Gele-

genheit, zu der vom Herrn Stief so gründlich ausgearbeiteten Schrift, de Urnis in Silesia Lignicensibus & Pilgrammsdorfiensibus, die 1704 in 4t mit allgemeinem Beyfalle herauskam.

Kaum war er nach Leipzig wiederkommen, so ersuchte man ihn, die wegen vieler Handschriften, besonders von Casp. Barthen, berühmte Daumische Bibliothek in Zwickau, in Ordnung zu bringen: auf welcher Reise er zugleich in einige sächsische Bergwerke einfuhr, und das Karlsbad nebst dem Egerischen Brunnen besuchte. Sobald er wieder in Leipzig war, trug ihm Herr Menke auf, in den lateinischen Actis Eruditor. an dem Abschnitte der Geschichtkunde und Antiquitäten zu arbeiten. Im 1703 Jahre am 8 des Hornungs, erhielt er in Leipzig die höchste Würde in der Weltweisheit, und wurde, nachdem er sich öfters auf den Kanzeln hören lassen, ein Mitglied der großen Predigergesellschaft. Im 1704 Jahre den 28 des Wintermonats, vertheidigte er mit Ruhme die von ihm geschriebene Diss. de Oratione Dominica, unter dem Vorsitze Herrn D. Olearius. Die Herren von Kühlewein vertrauten sich seinem besondern Unterrichte, von welchen einer nach vorher zum Vergnügen seines Monarchen ausgerichteten Gesandschaften nunmehr durch seine große Geschicklichkeit dem Staate, als Regierungspräsident in Halberstadt, die vortrefflichsten Dienste leistet; der andere aber Kön. Pohln. und Churfächs. Geh. Kr. R. geworden. Die Gründlichkeit der Schreibart des Herrn Stiefs und der Beyfall der Gelehrten, reizte die Buchhändler, ihn

um

um seine Arbeiten zu bitten. Fritsch verlegte das von ihm verfertigte Leben der Königinn Christina in Schweden in 8v. Gleditsch übergab ihm die zwote Auflage des Staats- und Zeitungs-Lexicons, das er verbesserte, und mit mehr als 1800 Artikeln vermehrte. Er schrieb auch den mit Blut vermischten Donaustrom, das geharnischte Großbrittannien, eine Relation vom gegenwärtigen Zustande des moscowitischen Reiches, das Leben des Marlboroughs, und übersetzte verschiedene gelehrte Schriften aus dem Französischen und Wälschen, setzte aber bey diesen Büchern aus Bescheidenheit nirgends seinen Namen hinzu. Sein Herzensfreund, Herr Casp. Gottl. **Schindler** in Liegnitz, übersendete ihm das Manuscript von Cunradi Silesia togata, um solches durchzusehen und herauszugeben: welches aber erst, weil Herr Schindler kurz darauf starb, im 1706 J. von Herrn Stiefen geschah, der noch ein Sendschreiben de morte Schindleri, und eine Lebensbeschreibung des Cunradi beyfügte. In eben dem Jahre starb auch Herr **Gryphius**, und Herr Stief beklagte diesen Verlust in einem lateinischen Sendschreiben an den Herrn **D. Baron** in Breslau, de obitu Viri incomparabilis Christ. Gryphii, 2 Bogen. Seit 5 Jahren vorher hat er mit allem Eifer an den zween Tractaten, de infelicibus litteratis, und de poetis purpuratis, mit arbeiten helfen, die Herr Gryphius herausgeben wollte. Der Verlust eines so gelehrten Schulmannes bewog das hochansehnl. Bresl. Rathscollegium, bey der Ersetzung auf einen Lehrer zu denken, der dem vorigen ähnlich wäre.

re. Sie beriefen also den Herrn Stief zum dritten Lehrer des Magdalenen-Gymnasii in der Geschichtkunde und Beredsamkeit, und trugen dem Herrn D. Schmid in Leipzig auf, demselben ihre Meynung zu eröffnen. Ob er nun gleich eben zu dieser Zeit sich entschließen sollte, entweder mit einem Paare vornehmer Herren in die Länder zu reisen, oder bey einem nachmals verunglückten großen Staatsminister das Secretariat zu erhalten: so betrachtete er doch diesen unvermutheten Beruf nach Breslau, als ein besonderes Merkmaal der wunderbaren Führungen Gottes, und nahm solchen an. Er verließ also Leipzig, und zog nach Breslau, wo er sein erhaltenes Lehramt, wie gewöhnlich, mit einer lateinischen Rede, am 30sten des Herbstmonats 1706 glücklich antrat. Ueberall erhielt seine Lehrart Beyfall, daher auch viele vornehme Familien seinen besondern Unterricht in der Geschichtkunde und Beredsamkeit, für ihre Söhne verlangten; nämlich der Herr Graf von Schlegenberg, die Freyherren von Kanneberg, von Haugwitz, von Grutschreiber, von Mattenkloit, imgleichen die Herren von Riemberg, von Roth, von Mudrach, von Breßler, von Wolf, von Schreyvogel, von Frankenberg, von Salisch, von Unruhe, und andere mehr. Die Proben seiner feurigen Poesie wurden so beliebt, daß in Breßlau selten ein Leichbegängniß war, wobey man ihn nicht ersuchte, dem Verstorbenen zu Ehren ein Gedicht zu schreiben: so daß, wenn man die unter andern Namen gemachten dazu rechnet, die Anzahl dieser Art Gedichte über 800 beträgt. Eben

so

so beliebt waren seine Singgedichte: und in Schlesien ist er einer derer ersten gewesen, die in diesem Abschnitte der Dichtkunst einen reinen Geschmack einführten; daher das von dem hohen Adel in Breslau damals eingerichtete Musikcollegium am zahlreichsten besucht wurde, wann man seine Arbeiten aufführte; gleichwie er auch, auf Ersuchen des hohen Adels, die meisten derer vor etlich und 20 Jahren daselbst vorgestellten wälschen Opern in deutsche Verse übersetzen mußte. Und um das Vorurtheil eines Vorzuges der wälschen Sprache vor der deutschen in Singgedichten öffentlich zu benehmen, überredete er die Operisten, ob sie gleich nicht deutsch reden konnten, daß sie zuweilen deutsche Arien in wälschen Opern eingemischt, mit außerordentlichem Beyfalle singen mußten, das vorher noch niemals geschehen war. Viele schlesische Dichter holten von ihm seine Beurtheilungen über ihre Gedichte ein, worunter wir den Herrn von **Breßler**, den Freyherrn von **Lichnovsky**, und den Herrn von **Tschammer** nennen, mit denen er dießfalls den vertrautesten Umgang gepflogen. Unsere Blätter sind zu enge, seine Verdienste in der Dichtkunst zu erzählen, und wir fügen nur noch bey, daß er allen Eifer angewendet, in seinen aufgeführten Schauspielen das breslauische Schultheater ungemein zu verbessern; und besonders in den letztern rühmlich zu zeigen, daß es auch auf einer Schulschaubühne die Regeln des Theaters nach dem heutigen Geschmacke einzuführen möglich sey. Seine etliche und 40 an der Zahl verfertigten Schauspiele sind meist alle in deutschen Versen, und

der

XII.

Kurze Abhandlung,

von dem

rechten Gebrauche der Wörter Den und Denen, Der und Derer.

Die kleinesten Wörterchen in den Sprachen machen oft Schwierigkeiten. Man erkennet die Wahrheit dieses Satzes sowohl in den sogenannten todten als noch gebräuchlichen oder lebendigen Mundarten: Und die häufigen Schriften, die man fast in allen Sprachen von dem Gebrauche solcher Wörter in Händen hat, setzen den angeführten Satz ausser allen Streit. Unsre Deutsche Mundart ist so wenig von dergleichen Wörtern frey als andere: Ja, wenn wir die Deutschen Schriften ansehen, so werden wir eine grosse Mannigfaltigkeit im Gebrauche derselben wahrnehmen. Da nun die Regel-mäßige Untersuchung unserer Sprache nicht unmöglich ist, und dergleichen Wörterchen doch zur Sprache gehören, so ist es um so viel nützlicher, dieselben zu untersuchen, je nöthiger es ist, daß man nach und nach den verschiedenen und oft unrechten Gebrauch so wohl in Ansehung der Zusammensetzung als der Rechtschreibung aufhebe, und endlich eine Gleichheit im Ausdrucke zuwege bringe. Ich bin nicht gesonnen, von allen oder von den meisten, sondern nur von zweyen Wörtern zu handeln, deren Gebrauch ich streitig nenne, weil sie fast bey einem jeden Bücherschreiber auf verschiedene Weise geschrieben und gebrauchet werden. Meine geringe Gedanken

über

der Zufluß von vornehmern Zuhörern war dabey allezeit ungemein stark.

Seine Beredsamkeit, die er seine Zuhörer aus den reinsten Quellen lehrte, war nicht weniger angenehm, als seine Poesie. Sein Freund, der Herr Prof. Hocheisen, bath ihn auf dem Todbette, ihm eine Trauerrede zu halten, und da er, nach vorher 1709 erhaltenem Prorectorate, im 1707 Jahre das Rectorat des Magdalenen-Gymnasii mit einer Rede über die Worte: Felix sub Jove Cæsar, sub Cæsare Bresla, angetreten, so erforderte sein Amt, alle halbe Jahre nach verrichteter Schulcommunion, bey dem Altare an die Studirenden eine deutsche geistliche Rede zu halten, in welcher er die Gemüther derer aus allen Ständen versammleten Zuhörer, rednermäßig zu rühren wußte. Im 1709ter Jahre gab er die zweyte Auflage der geist- und weltlichen Ritterorden des Herrn Gryphius, um die Hälfte mit eigenen Zusätzen vermehrt, heraus. 1710 beschrieb er das Haunoldische Rathsjubiläum in 4, und die Einweihung des neuen Magdalenen-Schulgebäudes, in fol. imgleichen 1716 auf Befehl derer Obern die Illumination und Solennitäten, die bey der Geburt des Prinzen von Asturien in Breslau vorgenommen worden. 1712 gab er unter dem Namen Alethophilus ein Sendschreiben an M. R. O. von unterschiedenen etliche Jahre vorgegebenen neuen Propheten und Prophezeihungen, und eine Einleitung zur Historie des Churfürstenthums Sachsen, beyde in 8v heraus, die unter den Gelehrten wohl aufgenommen worden. An dem 1701 gedruckten Zieglerischen

rischen Labyrinthe der Zeit hat er vieles bessern und vermehren helfen: gleichwie er auch in der 1718 in fol. gedruckten ersten Fortsetzung dieses Werkes, die gröstentheils aus seiner Feder geflossen, starke Proben seiner Belesenheit und Erfahrung in der Geschichtkunde der Welt vor Augen legte. Herr Gleditsch übergab ihm die europäische Fama zu schreiben, woran er eine starke Menge von Theilen verfertiget, und würde sie auch noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht der in Schlesien einreißende Religionseifer die Wahrheit zu schreiben verhindert hätte. Zur Verfertigung solcher Schriften wurde ein starker Briefwechsel erfodert, den er auch mit den gelehrtesten und berühmtesten Männern in und außerhalb Deutschland bis kurz vor seinem Tode sorgfältig unterhalten. 1717 vertraute man ihm die Aufsicht über die berühmte magdal. Bibliothek, die damals schon aus mehr als 15000 Bänden, aus einigen Schränken mit alten und neuern Münzen von Gold, Silber und Erzt, aus vielen Bänden seltener Kupferstiche, aus schönen Gemälden, Bildauerarbeit und sehenswürdigen Kunststücken anderer Art, imgleichen aus einem schönen Muschel- und Naturaliencabinete bestand. Die alten Verzeichnisse waren ganz unbrauchbar worden, daher trug man ihm auf, alle diesen schönen Vorrath in eine neue Ordnung zu bringen, welche so mühsame Arbeit er auch, ohne den öffentlichen und besondern Lehrstunden, oder andern häufigen Verrichtungen Abbruch zu thun, in einigen Jahren rühmlich zu Stande brachte: wovon seine eigene Handschrif-

schriften zeugen, und wobey ihm seine beyde ältesten Herren Söhne und Herr Rector Keller in gewissen Abschnitten fleißig geholfen. Ueberdieß vergrößern die, Zeit seines Bibliothekariats, durch sein Veranstalten so beträchtlichen Vermehrungen, die um diese Bibliothek erreichten Verdienste. Er mußte auch die gräfl. schafgotschische vortreffliche Bibliothek zu Hermsdorf bey Hirschberg, in eine neue Ordnung verfassen, und sie mit ansehnlichen besonders von Schlesien handelnden Werken vermehren helfen: zu geschweigen anderer herrlicher Bibliotheken, bey welchen man sich seiner Geschicklichkeit zu bedienen für nöthig befand. Zum Zeichniß des auch auswärts erschollenen Ruhmes und Fähigkeit ernennte ihn 1719 die hochpreisliche königliche Akademie derer Wissenschaften in Berlin, ohne sein Vorwissen zu ihrem Mitgliede. 1734 verließ er das magdalenische Gymnasium, um welches er sich auch durch verschiedene demselben zugewendete Stiftungen verdient gemacht hatte, und erhielt das elisabethische Rectorat, nebst der Inspection der übrigen evangel. Schulen, wovon die schlesischen gelehrten Neuigkeiten mehrere Nachricht ertheilen. Im 1736 Jahre hatte er das Vergnügen eine gymnasische Feyer zu veranstalten, und seinem ehemaligen Lehrer, dem elisab. Prorector Pohl, zum Amtsjubeljahre in einer Rede, de fortunata Senectute, Glück zu wünschen: welches Gelegenheit gab, nachgehends 1737, die aus alten Nachrichten mühsam gesammlte Historiam Iubilæorum Scholasticor. Wratislaviensium in 8vo zu verfertigen. Da die königsbergische

Aka-

Akademie 1744 ihren Jubelstiftungs Tag feyerte, ersuchte ihn dieselbe im Namen des elisabeth. Gymnasii ihr Glück zu wünschen; welches er auch in einer lateinischen Schrift auf 2 Bogen that: worinnen er von den Verdiensten des berühmten Breslauers, Johann Aurifabers, gegen die Königsberger Akademie handelte.

Vielen vornehmen Geschlechtern in und außerhalb Schlesien, verfertigte er geschichtsmäßig ausgearbeitete Genealogien; oder half ihre Geschlechtsregister durch beträchtliche Supplemente verbessern: z. E. den Herrn Grafen von **Berg**, von **Wurmbrand**, von **Würben**, von **Sedlnitzky**, von **Roßbot**, und von **Colonna**, den Freyherrn von **Libra**, von **Lichnovsky**, den Herrn von **Frankenberg** und andern berühmten Häusern mehr. Imgleichen bedienten sich auch der französische Graf von **Coligny**, und andere auswärtige vornehme Häuser, seiner Stärke in der Geschichtkunde, zur Verbesserung ihrer Geschlechtsregister: davon seine nachgelassenen lateinischen und deutschen Handschriften zeigen. Mit dem so gelehrten Herrn **Ferd. Ludwig von Bresler** und **Aschenburg** hat, er sowohl vor dem allerhöchsten kaiserlichen Hofe, als auch in Lünigs Reichsarchive und in Baylens Dictionaire critique viele wichtige historische Ausführungen gemacht: gleichwie auch Bayle und Raim. Duellius von verschiedenen Genealogien mit ihm Briefe wechselten. Der unter den Gelehrten so bekannte Herr Graf Spork, lud ihn zweymal besonderer Unterredungen wegen, zu sich in das Kuckusbad,

und beſuchte ihn auch in Breslau. Der wohlſel. Herr Rector war ein großer Liebhaber der Phyſik, und erwarb ſich darinnen eine ſtarke Einſicht. Die Oerter Schleſiens, wo es Merkwürdigkeiten der Natur giebt, beſah er mit großer Aufmerkſamkeit und machte gute Beobachtungen. Mit dem Herrn von Giſche reiſete er auch einmal in die ſchleſiſ. Gallmeywerke und in die ſo bewundernswürdigen Wieliczker Salzgruben, wo er in 3 Stockwerke einfuhr. Er ſammelte natürliche Seltenheiten, und ermunterte dadurch ſeinen Herrn Sohn, den Herrn D. Stief, da er noch auf der Schule ſtudirte, ſich dergleichen genau bekannt zu machen, wozu er ihm den erſten Unterricht gab, u. durch ſeinen Fleiß dieſe Sammlungen zu vermehren und in Ordnung zu bringen. Er machte allerhand phyſiſche Verſuche, und wenn ihm Zeit und Gelegenheit hierzu fehlten, ſo reizte er andere Freunde dieſe nach ſeinen Vorſchlägen vorzunehmen: wie wir ſolches von dem ihm aus der Schweiz zugeſchickten, und in Schleſien damals unbekannten Eſparcette-Saamen, von dem Amianth-Papier, u. der Leinwand wiſſen, wovon die breslauiſche Naturgeſchichte nachzuſchlagen ſind. Mit ſeinem vertrauten und um die Naturgeſchichte Schleſiens verdienten Herrn Sen. Herrmann, zu Maſſel, entdeckte er in den dortigen Gegenden viele Merkwürdigkeiten. Er munterte ihn zu mehrerm Nachſuchen auf, und unterſtützte ſeine löbliche Begierde mit Büchern, Nachrichten und was ſonſt dazu nöthig. Sie fanden auch allda viel Urnen und theilten ihre Beute, wovon die herrmanniſche Maslographie

nach-

nachzulesen ist: und da Herr Stief noch in vielen andern Orten nachgraben ließ, so sammlete er etliche 100 Stück Urnen nebst vielen Begräbnißalterthümern. Seine aus allen Theilen der Gelehrsamkeit in einigen tausend Büchern bestehende schöne Bibliothek, bleibt meistentheils bey der Familie. Es befinden sich darunter sehr viele, vornehmlich zur Geschichtkunde, und besonders zur schlesischen, gehörige seltne Stücke, die er als ein guter Kenner fleißig sammlete. Man überlege also bey so vielen verfertigten Schriften, Programmaten, Amtsreden, Gedichten und Schauspielen; bey so vielen Amtsverrichtungen, öffentlichen Collegien und besonderen Lehrstunden; bey der Arbeit mit Bibliotheken; bey der Versäumniß mit Briefschreiben und häufigem Besuche, und bey so mancherley andern Verrichtungen; wie klug und nützlich der selige Herr Rector seine Lebenszeit angewendet, zur Ausbreitung derer Wissenschaften, und zum Unterrichte der Jugend: da er in und außer den Gymnasien gegen 3000 Zuhörer gelehret, und in beyden Schulen über 2000 Gymnasiasten, worunter eine beträchtliche Anzahl Ausländer, in die Matricul eingeschrieben: so daß zu seiner Zeit die breslauischen Schulen in großem Aufnehmen gewesen.

Er verehligte sich im 1708 Jahre am 5 des Herbstmonats mit Titel Jungf. Johanna Regina geb. Puterinn, und erzeugte in diesem fast 44 jährigen vergnügten Ehestande 5 Söhne u. 5 Töchter, wovon 7 bey frühen Jahren wieder starben. Die des vortrefflichen Namens und Ruhmes würdigen annoch leben-

den Söhne sind, Herr Ferdinand Christian Stief, königl. Preuß. schlesischer Landes- und breslauischer Oberamtsregierungsadvocat, Hr. Joh. Ernst Stief, der Weltweisheit u. Arzney Gelahrheit Doctor und Practicus, wie auch Mitglied der kais. Leopold. Reichs-Akademie derer Naturkündiger, und Hr. Karl Benjamin Stief, Lehrer der zweyten Ordnung des Elisabeth-Gymnasii und Mitglied der königsbergischen deutschen Gesellschaft; deren rühmlichst zum Nutzen des gemeinen Wesens, und zum Vergnügen der gelehrten Welt abzielende Bemühungen in rechtlichen Angelegenheiten, in Heilung derer Kranken und Erforschung der Natur, und in Unterrichtung der Jugend, dem hochverdienten Herrn Vater viel Freude und Ehre machten.

Mit einer besondern Munterkeit des Geistes, die er von Jugend auf hatte, verwaltete er bis an sein hohes Alter, zu vieler Verwunderung seine mühsamen Aemter. Vor 4 Jahren lag er an einem bösartigen Durchbruche, und vor 3 Jahren an einem Lungenfieber höchstgefährlich krank, wornach ihn die Vorsicht beydemal durch Erfahrung und Fleiß seines Herrn Sohnes wieder zur vorigen Gesundheit gelangen ließ, so daß er seitdem über keine wichtige Zufälle klagte. In diesem Jahre aber am 24 des Mayes, eben da er über einer zum Vergnügen eines würdigen Freundes in Leipzig bestimmten gelehrten Schrift arbeitete, überfiel ihn zu Mittage unvermuthet ein außerordentlicher Frost, worauf eine dem Schlage ähnliche Schwäche folgte. Die sich hernach zeigenden Symptomata offenbarten ein ver-

vorhandnes Lungengeschwüre, welche Krankheit Gelehrten die stark reden müssen, gar gewöhnlich ist. Die durch die Sorgfalt seines Herrn Sohnes ihm geordnete Arzney that die erwünschte Wirkung, und es ließ sich merklich zur Besserung an. Allein kaum war die Heilung dieses Geschwüres vollbracht, so zeigten sich mehrere dergleichen: zu deren Heilung die noch übrigen Lebenskräfte nicht mehr hinlänglich waren. Am 6 des Brachmonats war er wieder sehr munter, und empfing den häufigen Besuch mit erstaunlichen Kräften; gegen Abend aber deuteten die auf einmal sich verschlimmernden Zufälle sein Lebensende an, wozu er sich auch auf eine nachahmungswürdige Art bereitete. Den Tag darauf besuchten ihn wieder 3 derer vornehmsten dasigen Herren Gottesgelehrten, die ihn einsegneten und von welchen er sehr beweglich Abschied nahm. Die Stärke seiner Sinnen behielt er vollkommen bis an sein Ende, und redete noch kurz zuvor öfters Latein. Gegen Abend verlohr er die Kraft auszuwerfen und der Steckfluß trat ein, der ihn aber nach 4 Stunden verließ; worauf er wieder frey Athem holen konnte. Unterdessen wurde er immer schwächer, bis er endlich nach 12 Stunden am 8 des Brachmonats früh ¼ auf 10 Uhr unter dem Segen und Gebethe der Seinigen, durch ein recht sanftes Einschlafen sein mühsames und preiswürdiges Leben mit 76 Jahren 4 Monaten 3 Wochen und 4 Tagen seligst beschloß. Ueberhaupt muß man aus Liebe zur Wahrheit dem hochseligen Herrn Rector nachrühmen. Er war ein grundge-

lehrter Mann, in seinem Amte eifrig und fleißig, im Umgange aufrichtig, dienstfertig und beliebt, in seinen gelehrten Arbeiten sehr geschickt, im Unterrichte deutlich, und gründlich. Bey Hohen und Niedrigen erwarb er sich ein großes Ansehen, bey Lehrenden und Lernenden aber alle Liebe und eine besondere Hochachtung. Er hat daraus allezeit ein sonderbar Vergnügen geschöpft, daß er viele nothdürftige studirende, durch seine eigenen, und durch die für sie bey andern ausgebethenen Mildthätigkeiten, zu rechtschaffenen Männern hat machen helfen ꝛc.

* *

III.

Auszug aus einer Schrift:

Erste Gründe der wahren Weisheit; oder: Kurzer Entwurf eines neuen Lehrgebäudes der Weltweisheit, aus dem Lehrbegriffe der reinen Liebe hergeleitet.

Vorerinnerung.

1 §

Ich erachte nöthig hier zu erinnern, daß die Buchstaben K. E. eine kleine Schrift bemerken, welche den Titel führen wird: **Erste Gründe der wahren Weisheit.** Oder: **Kurzer Entwurf der ersten Gründe eines neuen Lehrgebäudes der Weltweisheit, vornehmlich und insbesondere der natürlichen Got-**

Gottesgelahrtheit und der Moralweltweisheit ꝛc. Sie beweiſet die Gründe des Lehrbegriffs der reinen Liebe, und iſt ein Auszug meines Vorhabens: von welchem wiederum dieſe Bogen ein Auszug einiger darinnen behaupteten Hauptlehren ſind. Ich habe daher auch unterſchiedene Stellen daraus hieher geſetzet, weil ich ſolche nicht wohl kürzer faſſen können, auch die Eilfertigkeit mir nicht anders erlaubet.

Es möchte vieleicht der 3 und 4 § nicht allzuwohl, wegen der Kürze können eingeſehen werden. Ich habe aber nur darinnen hauptſächlich geſuchet zu zeigen, wie ich die Lehre der reinen Liebe aus ihrem Grunde herleite, und wie genau ich in ihrer Behauptung gehe: ſonſt würde mir gegenwärtiges allzuweitläuftig geworden ſeyn; da ich auch deswegen die Hauptbegriffe und Lehren von der Freyheit überhaupt, von der wahren und vollkommenen Freyheit, von der wahren, falſchen und vollkommenen Weisheit, der Tugend, Thorheit ꝛc. aus dem K. E. hinweggelaſſen. Die Buchſtaben R. L. bedeuten reine Liebe: U. L. unreine Liebe: R E L reine Eigenliebe ꝛc. O d D. Ordnung der Dinge: Allg. Vollk. allgemeine Vollkommenheit. Mit dem Worte Vorſtand bedeute ich Subjectum, und mit Selbſtſtand Subſtantiam.

Imgleichen achte ich mich verpflichtet, zum Voraus zu bezeugen, daß, obgleich meine Lehren den Lehren des Herrn Barons von Wolf etwas entgegen ſind, ich dennoch die größte Hochachtung gegen dieſen bey allen Vernünftigen hochachtungswürdigen

über dieſe Sache gebe ich weder vor vollſtändig noch unumſtößlich aus, ſondern ich habe meine unmaßgebliche Meynung ſagen wollen, damit andere, welche eine tiefere Einſicht haben, dieſe Sache auf noch gewiſſere Regeln ſetzen können. Ich liebe meine Mutter-Sprache viel zu ſehr, als daß ich eine gründlichere Unterſuchung nicht willig annehmen ſollte, dadurch die Sprache ſelbſt eine groſſe Zierde erhalten kan.

Der, Derer; Den, Denen.

Bey uns Deutſchen iſt der ordentlich ein Wort, welches man einem Nennworte oder einem Nahmen (nomen) vorſetzet, ſein Geſchlecht zu bezeichnen. Nicht ſelten aber pflegt es auch anſtatt eines Vorworts gebraucht zu werden. Zuweilen ſoll es ſo viel heiſſen als derjenige. Zuweilen aber nimmt es die Stelle des Vorworts welcher ein.

Ich weis nicht, ob ich ſagen ſoll, daß in Anſehung des letztern unſere Sprache der Griechiſchen einigermaſſen gleiche, welche einen gedoppelten Artickel hat, davon der eine auf die Art gebraucht wird, wie bey uns der, wenn es vor welcher geſetzet wird. Zum wenigſten haben einige auf ſich genommen, zu behaupten, daß unſre Sprache der Griechiſchen in etlichen Stücken gleiche; ob man wohl nimmer beweiſen wird, daß man ihren Urſprung in der Griechiſchen ſuchen müßte. Was aber ferner die andere Art vom Gebrauche dieſes Wortes betrifft, da es vor derjenige ſtehet, ſo ſind hievon meine Gedanken dieſe. Ich halte einmal davor, daß derjenige, derſelbige u. ſ. f. ehemals als zwey unterſchiedene Wörter genommen worden, da jenige und ſelbige als ſubſtantiva betrachtet worden, und der den Ort eines Artickels eingenom-

Mann in Wahrheit hege; wie ich solches sowohl im K. E, als im Werke selbst weitläuftiger, als hier geschehen kann, ja bey aller Gelegenheit an den Tag legen werde. Ich würde widrigenfalls meinen Lehren ganz entgegen handeln, und würde dadurch beweisen, daß ich weder Wissenschaft noch Wahrheit liebte und hochachtete: weswegen ich doch dieselben wahrhaftig zu lieben, hochzuachten und zu ehren verbunden bin. Wozu noch kömmt, daß ich Dieselben als den Lehrer meiner Lehrer anzusehen, auch Deroselben Lehren an sich das mehreste in meiner Erkenntniß zu danken habe. Ich bin hingegen wiederum von Denenselben vollkommen überredet, daß Deroselben Liebe zu der Wahrheit Sie werden unparteyisch von meinen Lehren urtheilen lassen, ob sie gleich von den ihrigen etwas abgehen.

Abhandlung.

2 § a) Ich nenne ein Ding alles, was einen zureichenden Grund hat. Das Mögliche ist das, was einen zureichenden Grund hat, warum es leiden oder thätig seyn kann; und das Wirkliche ist das, was einen zureichenden Grund hat, warum es wirket oder leidet. Unmöglich ist aber das, was keinen zureichenden Grund hat, warum es thätig oder leidend seyn könne; oder auch, das einen zureichenden Grund hat, warum es nicht thätig seyn, oder leiden kann.

b) Weil das Mögliche und das Wirkliche alles in sich fasset, was etwas ist; und jenes möglich, dieses aber wirklich, wegen seines zureichenden Grundes, ist a): so hat alles seinen zureichenden Grund, oder

oder nichts iſt ohne zureichenden Grund. Nach dem gegebenen letztern Begriffe des Unmöglichen kann man ſolches auch, wenn man will, hierunter rechnen.

c) Man nehme an zwey Dinge A und B, die einerley ſind. Wenn etwas ſeyn kann, das weder in der Sache, noch außer ihr ſeinen zureichenden Grund hat, warum es iſt: ſo kann in A eine Veränderung ſich eräugen, die in B nicht erfolget, wenn man B für A in ſeine Stelle ſetzet. Solcher Geſtalt iſt B nicht einerley mit A. Da nun aber daraus, daß angenommen wird, A ſey einerley mit B, folget: es ſey nicht einerley mit B, wenn man den Satz des zureichenden Grundes nicht gelten läßt, und dergeſtalt etwas zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann; aber unmöglich iſt, daß etwas ohne zureichenden Grund ſeyn könne b): ſo iſt es auch unmöglich, daß etwas zugleich ſeyn und nicht ſeyn könne.

d) Weil A und B einerley ſind, vermöge ihres Weſens, Eigenſchaften, oder warum ſie als einerley angenommen werden; ſo ſind ſie einerley, wegen eines zureichenden Grundes: dergeſtalt muß eins in die Stelle des andern geſetzet werden können, in ſo weit ſie einerley ſind. Da nun alles unmöglich iſt, wo kein zureichender Grund vorhanden, (oder warum A und B verſchieden ſeyn können), oder wo ein zureichender Grund vorhanden iſt, warum etwas nicht leidend oder thätig ſeyn kann, (oder warum A und B nicht verſchieden ſeyn können in dem, wo ſie als einerley angenommen werden): ſo iſt wiederum wegen des zureichenden Grundes unmöglich, daß A und B ver-

schieden seyn können; oder nicht eins in die Stelle des andern gesetzet werden könnte; oder daß etwas zugleich seyn oder nicht seyn könne.

e) Ja wir wollen annehmen, A und B könnten nicht verschieden seyn, wegen des Grundes des Widerspruches, obgleich etwas ohne zureichenden Grund seyn könnte; so wäre A und B einerley ohne zureichenden Grund, ob sie gleich wegen des Grundes des Widerspruches nicht verschieden seyn könnten: welches aber doch abgeschmackt wäre, weil die Einerleyheit nothwendig einen Grund voraussetzet. Oder ein Ding ist, und kann deswegen nicht zugleich nicht seyn: aber folget daraus, daß es seinen zureichenden Grund habe? Denn es könnte ohne zureichenden Grund seyn, gleichwie die Atheisten und schlaraffenländer Weltweisen, die nämlich die Allgemeinheit des Satzes des zureichenden Grundes leugnen, oder in Zweifel ziehen, schließen.

f) Daraus ist sattsam klar, daß der Satz des zureichenden Grundes der erste Grund aller Erkenntniß sey, und daß der Grund des Widerspruches, den man bisher für den ersten Grund angenommen hat, aus demselben seine Gewißheit habe. Er beruhet auf einer unmittelbaren Gewißheit, nämlich auf dem Begriffe von etwas, oder des Dinges b) a). Seine Gewißheit ist daher einen Grad begreiflicher, als die, des Grundes des Widerspruches: weil selbiger unmittelbar ist, diesem aber ein Grad der Mittelbarkeit zugeeignet werden muß, da er aus jenem seine Gewißheit hat. Ich habe mit Fleiß aus dem Beweise des Hrn. Barons von Wolf § 31 Mat.

in c) gezeigt, wie der Grund des Widerſpruches ſeine Gewißheit aus dem Satze des zureichenden Grundes habe, und woraus zu erſehen iſt, daß der Hr. Baron die Gewißheit dieſes letztern auf deſſen Gewißheit ſelbſt bauet.

g) Ich nenne daher auch wahr, was ſeinen zureichenden Grund hat. Der Herr Baron von Wolf ſaget § 144 G. W. ausdrücklich: daß ohne den Satz des zureichenden Grundes keine Wahrheit ſtatt haben könnte, (und folglich auch nicht die des Grundes des Widerſpruches). Mich wundert daher, daß Dieſelben dieſen Satz nicht von dem erſten Grunde der Dinge und aller Erkenntniß eingeſehen, da Sie deſſen Allgemeinheit zuerſt behauptet.

h) Ich will hiebey erinnern, daß ich hier die Wörter, welche ich nicht erkläre, dergeſtalt verſtehe, wie ſie der Hr. Baron von Wolf erkläret, imgleichen auch Sätze ohne Beweis hier annehme, die ich als gewiß erkannt hier vorausſetzen kann: ich würde widrigenfalls, meiner Abſicht entgegen, zu weitläuftig fallen.

i) Ich zeige daher auch im erſten Verſuche meines Vorhabens § 4, wie ſehr man in Erklärung eines Dinges, des Möglichen und Wirklichen, geiret: indem ich wiederum mit Grunde ſelbige verwerfe, ohne auf den Grund zu ſehen, wodurch ich ſie hier gebe und erkläre.

3 § a) Ein denkend Ding nenne ich, dem ein Bewußtſeyn zukömmt: ein verſtändig Ding aber, das ein Vermögen deutlich zu erkennen hat.

b) Ich nenne eine Neigung, ein Beſtreben eines den-

denkenden Dinges, ſich in einen nähern oder gröſsern Zuſammenhang mit einem gewiſſen Gegenſtande ſeiner Vorſtellung zu ſetzen. Unter einer Abneigung, verſtehe ich ein Beſtreben eines denkenden Dinges, den Zuſammenhang mit einem gewiſſen Gegenſtande ſeiner Vorſtellung zu meiden.

c) Ein jedes denkendes Ding hat ein Beſtreben, ſich in einen nähern oder gröſsern Zuſammenhang mit andern zu ſetzen: weil es ein wirkliches Ding, und daher allezeit im Beſtreben iſt, thätig zu ſeyn.

d) Die Vollkommenheit beſteht in einer Uebereinſtimmung, und alſo in einem Zuſammenhange des Mannichfaltigen, welches ſelbige ausmachet: da nun ein jedes denkendes Ding ein Beſtreben hat, ſich in einen gröſsern Zuſammenhang mit andern einzulaſſen c): ſo iſt ſein Beſtreben eine gröſsere Vollkommenheit hervorzubringen, da ſelbige durch einen gröſsern Zuſammenhang hervorgebracht wird; daher muſs ein denkendes Ding nothwendig eine Neigung zu der Vollkommenheit und ſelbige zu befördern haben.

e) Hingegen, da die Unvollkommenheit der Vollkommenheit entgegengeſetzet, und alſo auch dem Zuſammenhange des Mannichfaltigen widerſpricht; ſo kann unmöglich ein denkend Ding eine Neigung zur Unvollkommenheit haben, weil es auch dergeſtalt ein Beſtreben haben müſste, den gröſsern Zuſammenhang zu fliehen, und daher als ein wirkliches Ding unthätig zu ſeyn; folglich hat ein jedes denkendes Ding eine Abneigung von der Unvollkommenheit. Ich bin überredet, daſs man mir hiergegen

gen nicht einwenden werde, was man ſonſt gegen den Willen einwenden wollen; nämlich, daß er auch öfter gegen das Böſe geneigt, und vom Guten abgeneigt ſey: weil dieſen ſchon durch die neuere Weltweisheit genugſam begegnet worden.

f) Es iſt alſo ohne Widerrede, die Vollkommenheit der wahre Grund der Neigung, und die Unvollkommenheit der wahre Grund der Abneigung d) e); ſonſt müßte es ohne zureichenden Grund geſchehen, wenn ein denkendes Ding eine Abneigung von der erſten, und eine Neigung zu der andern haben ſollte.

g) Die reine Neigung nenne ich diejenige, welche auf dem wahren Grunde, oder der Vollkommenheit des Gegenſtandes beruhet: und die unreine Neigung diejenige, welche auf einem falſchen Grunde beruhet, z. E. auf dem Vergnügen, oder der Vollkommenheit des Verſtandes; welches aus dem Begriffe der R. L. und U. L. deutlicher werden wird.

h) Da die Vollkommenheit der Grund der Neigung iſt f); ſo muß die Größe der Vollkommenheit, nämlich in ſo weit ſie erkannt wird, die Größe der Neigung beſtimmen: und dergeſtalt muß die reine Neigung gegen die größte Vollkommenheit am größeſten ſeyn. Da nun die Allg. Vollk. oder die Vollkommenheit der O. d. D. welche auch alle wirkliche Vollkommenheit in ſich begreift, die größeſte iſt; weil ſie die Summe aller andern iſt: ſo muß die reine Neigung gegen ſelbige auch am größeſten ſeyn. Man kann daher auch urtheilen, was von der unreinen Neigung und Abneigung, und von der reinen Abneigung kann geſaget werden.

i) Es

i) Es iſt nothwendig, daß eine Vollkommenheit, welche der Unvollkommenheit entgegen geſetzet iſt, eine andere Empfindung im Gemüthe hervorbringet, als eine Unvollkommenheit: ſonſt würden einander entgegen geſetzte Urſachen einerley Wirkung hervorbringen. Dergeſtalt muß die Vorſtellung der Vollkommenheit eine andere Empfindung im Gemüthe hervorbringen, als eine Unvollkommenheit. Es iſt demnach unmöglich, daß das Gemüth aus der Erkenntniß einer Vollkommenheit: ein Misvergnügen empfinden ſollte; weil in den Gedanken eine Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, wie in dem Gegenſtande ſelbſt, iſt, die an ſich angenehm und erfreulich iſt. Und dergeſtalt muß auch die angenehme Beſchaffenheit des Gegenſtandes, durch und in der Vorſtellung im Gemüthe, angenehm ſeyn, und ein Vergnügen in demſelben erwecken: welches auch im Gegentheile von dem Urſprunge des Misvergnügens, durch eine verſtellte Unvollkommenheit, zu ſagen iſt.

k) Dergeſtalt iſt die Voll- und Unvollkommenheit des Gegenſtandes der Hauptgrund des Vergnügens und Misvergnügens: und der mittelbare oder Folgegrund davon iſt die Vorſtellung, oder die Erkenntniß des Verſtandes. Dergeſtalt kann das Vergnügen nicht der erſte Grund der Neigung, und das Misvergnügen nicht der erſte Grund der Abneigung ſeyn.

4 § a) Ich nenne die Liebe eine Neigung zu des Gegenſtandes Vollkommenheit, und eine Abneigung von des Gegenſtandes Unvollkommenheit.

Ich

Ich gehe von der gemeinen Erklärung ab, weil das eigennützige Wort Vergnügen die R. L. und die U. L. vermischet.

b) Weil die Erkenntniß einer Vollkommenheit nothwendig eine Neigung erzeuget § 3 d) f); so entsteht daher eine Nothwendigkeit zu lieben.

c) Ich nenne einen Gegenstand liebenswürdig, in sofern er vollkommen ist; hingegen hassenswürdig, in sofern er einer Vollkommenheit widerspricht, oder ein Bestreben hat, solche zu verderben und zu Grunde zu richten.

d) Ich nenne eine R. L, welche sich auf die Liebenswürdigkeit des Gegenstandes gründet, und dergestalt in einer reinen Neigung bestehet: aber eine U. L. welche auf einem falschen Grunde, oder nicht auf der Liebenswürdigkeit des Gegenstandes beruhet; nämlich auf dem Vergnügen, oder der eigenen Vollkommenheit des Verstandes: dergestalt ist die U. L. gegen fremde Vollkommenheiten allezeit eine Liebe gegen den Vorstand, oder gegen sich selbst. Also liebet ein rechtschaffener Mann Tugend, Wissenschaft und Verdienste, vermöge einer R. L, wo er sie findet, ohne auf einen Eigennutz zu sehen. Der aber unrein liebet, liebet solche nur wegen des Vortheils, so er daher erwartet, oder giebt vor, selbigen zu lieben; damit er sich kein widrig Urtheil von rechtschaffenen Leuten zuziehen, und seinen Character verrathen möge.

e) Weil also die R. L. auf der Liebenswürdigkeit der Gegenstände beruhet; so muß die R. L. größer seyn gegen eine größere Liebenswürdigkeit, als gegen

gen eine kleinere: und das Maaß der Liebenswürdigkeit ist das Maaß der R. L. Dergestalt sollte einer unendlichen Liebenswürdigkeit eine unendliche R. L. zu Theile werden. Ein rechtschaffener Bürger befördert auch durch seinen Tod das gemeine Beste seines Staates, und rettet dadurch das Leben seines Herrn und derjenigen, von denen mehr die gemeine Glückseligkeit, als durch ihn, befördert wird. Wer aber seiner U. E. L. folget, der wird dergleichen Handlungen niemals freywillig thun.

f) Weil alle Selbstistände eine wesentliche Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit haben; so muß auch solchen allen eine R. L. gebühren.

g) Ich beweise ganz deutlich im K. E. aber noch mehr im Werke, daß der Haß eine Folge der Liebe sey; daß seine Größe aus der Größe des Widerspruches des geliebten und des gehasseten Gegenstandes zu bestimmen ist. Ich behaupte ferner, daß nichts hassenswürdiges in der Welt ist, als die Thorheit, sofern man sie nicht als ein Mangelding (nihilum privativum) betrachtet: und endlich auch nebst andern, daß der reine Haß eine Folge der R. L, und also eine Tugend sey.

Die Fortsetzung folget nächstens.

IV.

Der Edelmann.

Froschmäuseler.

Und der allein sey ehren werd,
Der alt ist, und fremd gut verzehrt,
Und sonst nichts mehr zu rhümen hat,
Denn seiner Vorfarn Edle that.
Wie der Maulesl treibt viel parlaren,
Daß sein Großeltern Pferde waren.

Von allem, was den Wurm in dem Gehirne hegt;
Was seinen Lastern fröhnt, und Küssen unterlegt:
Von allen Narren kömmt mir keiner nackter vor,
Als Freund! ein Edelmann, ein stolzer Ahnenthor.

Laßt jenen sich berauscht, mit eitlen Schlüssen, blähen;
Laßt K:nd:rm:nn die Welt mit kühnen Händen drehen;
Er klettre zum Saturn; er bilde jeden Stern;
Durchbohre ganz bethört des Mondes dunkeln Kern;
Er gebe Gang und Schwung den feurigsten Planeten;
Er folge voller Wuth den schrecklichsten Kometen;
Er sehe gar die Welt, für eine Leiter, an,
Auf der man ganz getrost zun Sternen klimmen kann:
Er ist gewiß ein Thor; doch kann der Thor uns lehren,
Und seine Thorheit wird der andern Klugheit mehren.

Wenn aber Pfeffersack in fauler Wollust sitzt;
Und sich nur auf die Pracht der bunten Schilder stützt;
Wenn er sich darum groß, erhaben, edel dünket:
Weil seines Wapens Glanz an allen Kutschen blinket;
Weil ihm ein holder Fürst ein leeres Von ertheilt;
Ein Von, das nur sein Gold vons Fürsten Hand ereilt:
So lach' ich, wenn er so mit feilen Helmen pranget,
Die oft ein reicher Thor am leichtesten erlanget.
Denn sollte das Verdienst allzeit im Wapen stehn:
Wir würden gar zu oft die Krämerelle sehn.

men hat. Auf dieſe Gedanken bin ich gerathen, da ich in einigen alten Uberſetzungen wahrgenommen, daß derjenige und derſelbe nicht als ein Wort geſchrieben worden. Hieraus habe ich geſchloſſen, daß es bloß aus einer beliebten Kürze im Reden und Schreiben entſtanden ſeyn müſſe, daß man faſt allezeit der geſetzet hat, und noch ſetzet, wo doch derjenige ſtehen könnte. Ich werde hierinne beſtärket, weil der ofte gebraucht wird, da doch derjenige, diejenige u. ſ. f. beſſer anzuhören wäre. Zu dergleichen Stellen kan man diejenigen zehlen, worinne ein ander Wörtchen folgt, welches auf gleiche Art klinget. Z. E. wenn der Artickel der, die, das, anſtatt des Vorworts welcher, unmittelbar folget. Er kan die, die prahlen, nicht leiden. Ob ich nun wohl glaube, daß man beſſer ſage: Er kan die nicht leiden, die prahlen; ſo rede ich doch theils von Leuten, welche das Hauptwort ſo gerne von dem erſten Theile eines logiſchen Satzes theilen, theils auch von ſolchen Stellen, da eine Theilung keinen groſſen Ubelklang verurſachet, weil die eingeſchobene Erklärung des vorhergehenden Subjects nicht weitläuftig iſt. Und in dieſem Falle halte ich es vor nöthig, daß man lieber derjenige oder diejenige ſpreche, oder doch im andern Satze welcher brauche, davor man ſonſt der ſagt, damit es leichter auszuſprechen, und beſſer anzuhören ſey. Auf ſolche Weiſe könnte man die eingeführte Gewohnheit dulden, wenn man dem Wohlklange zu Hülfe käme.

Dieſes iſt das wenigſte, was von dieſen Wörterchen geſagt werden kan. Der ſogenannte Nominativus nebſt den übrigen Caſibus oder Veränderungs-Arten der Endungen eines Worts, man mag von einem oder

von

Zwar Herr von Ahnenſtolz iſt aus ganz anderm Fache:
Sein Stammbaum gränzet ſchon faſt mit dem Himmelsdache;
So hoch geht er hinaus! Doch ſetz, er wäre ſchon
Seit Heinrich Voglers Zeit des größten Anherrn Sohn;
Hätt' ihn auch Wittekind zum Pathen ſich erlesen;
Und wär' er, als ein Heyd', ein Edelmann geweſen:
Ja, hätt' er Karlens Fauſt einmal das Schwert entwandt,*
Und dann die Irmenſeul, aus Gottesfurcht, verbrannt;
Und wüßt' er mir ſogar ein Stück davon zu zeigen:
So würd' ich niemals doch von ſeiner Thorheit ſchweigen.

Gebt ihm ein Ordensband! gebt ihm des Mogols Gold!
Gebt ihm ein Dichterheer in ſeinen reichen Sold!
Entlaubet den Parnaß von allen Lorberblättern;
Entvölkert den Olymp von Helden und von Göttern!
Ruft alle Tugenden in ſeine Bruſt herbey;
Sagt: daß es ein Achill, ein Tamerlan gar ſey!
Ich werde ſeinen Sammt, des Schloſſes Baukunſt ehren,
Und doch den eiteln Geck in ſeinem Purpur ſtören.
Sein ſtolzer Garten mag ein andres Marly ſeyn;
Die Zimmer zeigen nichts, als Gold und Marmorſtein;
Ich ſehe ſelbſt die Pracht der türkiſchen Tapeten;
Vor ſeinem Porzellan mag Meißens Schatz erröthen;
Hier hab ein Angelo der Farben Pracht verſchwendt;
Sylveſter dort den Riß, den er entwarf, geendt.
Ein Harper habe ſich am Saale todt gemalet;
Und endlich, ſey es drum, daß ers bereits bezahlet!
Was China, Perſien, der Japoneſer Land,
Gezeugt, gemacht, verkauft; erſann und grub und fand;
Was Thamas, Jenghiz Kan, und Cortez je geplündert:
Das iſts, was meinen Fuß auf jedem Tritte hindert.
Die Augen werden blind vor ſolches Goldes Glut,
Und der Gemälde Pracht verräth das Heldenblut.
Ich freue mich nunmehr, den Helden bald zu ſehen:
Ach! und ſeh einen Geck im Hermeline ſtehen!

Als

* In den Familien pflegen gemeiniglich alte Waffen gezeigt zu werden, die einer aus dem Geſchlechte großen Helden ſoll abgenommen haben. In = = = z. E. wird Her-

Als noch des Deutſchen Wort mehr als Cautelen galt;
Als man den Junker noch nicht Hochgebohren ſchalt;
Als noch die Redlichkeit Vertrag und Schlüſſe machte;
Als man ſo dacht, als ſprach, und wie man ſprach, auch dachte:
Da mußte, wollte man ein wahrer Ritter ſeyn,
Der faule Junker ſich ganz andern Künſten weihn.
Er lernte Lanz' und Schwert auf wilde Feinde führen,
Und ſelbſt umſtählt, ſein Roß mit kluger Fauſt regieren:
Man war zu Schimpf und Ernſt, ja gar zur Luſt ein Held;
Und unſrer Deutſchen Schwert drang durch die ganze Welt.
Die Jagd verdünnete die Säfte dickes Blutes;
Verdienſt vertrat die Statt des Sternes, Bands und Hutes.
Ein Prinz bemühte ſich, ſo wie ſein Rittersmann,
Und griff ſich eben ſo, als wie ſein Junker, an.
Die Damen wanden nur den Tapfern Ehrenkränze,
Und überſchritten noch nicht ihrer Tugend Gränze.
Man war zur Tugend klug, zum Laſter aber dumm;
Man kehrte nicht die Welt, um uns zu ſchmücken, um.
Die Berge ſchonete der Knappen geizig Eiſen;
Man ſchämte ſich, der Welt den ſtolzen Geiz zu weiſen.
Das Meer durchſchnitt noch nicht des Schiffes ſcharfer Kiel;
Auch Peru war noch nicht der wilden Habſucht Spiel.
Man maß noch nicht das Meer nach Breiten u. nach Längen;
Und würgete noch nicht, mit Gold uns zu behängen.

Doch, als America uns ſeine Schätze wies;
Als man, um reich zu ſeyn, ſich Wellen überließ:
So kamen mit dem Gold auch ſchwarzer Laſter Heere;
Als wenn man nicht beglückt in armer Unſchuld wäre.
Man ſchämte ſich, nicht reich, nicht von Geburt zu ſeyn;
Das Laſter hüllte ſich in goldne Larven ein.
Die Wälder mußten fort! nichts konnte ſie mehr ſchützen;
Oft muß ein Eichenſtamm auf einem Aermel blitzen.
Wer wüßt es ſonſt, wer da ſo ſtolz und prächtig zieht:
Macht eine Treſſe nicht den ganzen Unterſchied?

Herzog Bernhards von Weimar Schwert gezeiget, das ein gewiſſer Fabian von * *, des güldenen Vließes Ritter, ihm abgenommen haben ſoll.

Die Schönen fingen sich nach Steffen an zu sehnen:
Der Handelsmann darf nicht mehr an der Thüre stöhnen:
Und ist er überdieß noch jung und wohlgebildt:
Wer weis, ob er nicht mehr, als ein Adonis gilt?
Ja ists sein Handelsbuch und Rechentisch zufrieden:
So überbiethet er gar den beglückten Jüden.

Der Junker ward nun faul; die Sänfte nahm ihn auf:
Und was er annoch lernt, das lernt er nur im Lauf.
Ach! und was sollt er doch so krause Sachen lernen?
Da ihn sein Kreuz und Von vom Pöbel schon entfernen.
Nun leckt er sich zum Schimpf, auch der Verschnittnen Staub;
Nun wird er, ganz entzückt, des Kammerdieners Raub.
Lacht der, so lacht mein Held! weint der: so wird er weinen;
Und wird sich selbst zu klein bey andrer Größe scheinen.
Der Degen ist zu rauh; ein Buch, das ist zu matt:
Der Hof nur ists allein, was ihn bezaubert hat.
Nun waget er sein Gold in solches Goldes Menge!
Und machet ihm der Schwarm den Zutritt gar zu enge;
Der Schwarm, der falsche Schwarm, der um die Fürsten schwärmt;
Und streichelt, beißt und sticht, und gaukelt, spielt und lärmt:
So wird mein Junker stolz. Minister ist zu wenig!
Er wird der Hasen Fürst, und seiner Bauern König.
Nun ist des Dorfes Glanz sein allerliebster Trieb;
Und was ihm etwa noch vom Schiffbruch übrig blieb,
Das nimmt; das brauchet er; läßt bauen und vergülden,
Und sucht das Ding, was er nicht wurde, vorzubilden.
Hier legt er ein Versaill', und dort ein Marly an,
Daß man ihn oftmals kaum vor Zimmern finden kann.
Sein Hof wird ihm ein Hof; die Kinder Edelknaben:
Was würde sonst die Hand gebückt mit Küssen laben?

Der Held besinnet sich; der alte Muth erwacht,
Und mancher Hase wird ums Lebenslicht gebracht.
Da ras't mein Cäsar nun in den zerstörten Wäldern,
Und jaget voller Wuth in den zerrittnen Feldern:
Wo sonst des Junkers Voigt ein fetter Amtmann ward;
Da wird dem Junker itzt nur Spreu und Stroh verspart.

Die

Die Augen werden schwach; das Haupt beginnt zu grauen;
Doch hört er noch nicht auf zu graben und zu bauen.
Oft übereilet ihn der allerspätste Tod;
Dann wird sein Testament nur Jammer, Pein und Noth.

Der Sohn schmiedt, um das Gut aus Schulden zu erretten,
Sich selber einst zur Pein, die itzt vergüldten Ketten:
Er nimmt sich eine Frau, und zahlt die Schulden ab,
Und baut dem kalten Greis ein marmorn Ehrengrab.
Doch, kaum fängt er sein Gut und Leben an zu schmecken:
So muß er sich erblaßt zu Mortens Füßen strecken;
Der hinterbliebne Sohn verkauft nunmehr sein Von,
Und spricht schon in der Noth dem stolzen Anherrn Hohn.
Die Krämerschürze muß den morschen Helm bedecken,
Ein bürgerliches Blut den edlen Stamm beflecken.
Der Tagelöhner wird um ihn ein Edelmann,
Auch in dem Grabe selbst, das doch noch adeln kann.

So deckt ein stolzes Von oft Häuser voller Jammer;
So weint der edle Held in seiner dunkeln Kammer;
So dringet, trotz dem Von, die Armuth doch hervor:
Und dennoch pochet noch ein stolzer Ahnenthor!
Er pochet noch, bey Salz, auf seines Helmes Kronen;
Er lachet, voller Stolz, der Grafen und Baronen.
„Ich bin so eitel nicht! Nein! Graf mag ich nicht seyn:
„Zween Helme wünsch ich mir, zum Unterschied, allein.
So sagt er, doch den Wurm wird nie ein Helm verdecken,
Und sollt er auch darum ein Hunnenheer erwecken.

Den, den erklär ich erst für einen Edelmann;
Den seiner Ahnen Blut nicht edler machen kann;
Der seines Adels Werth in seinem Busen heget;
Dem seiner Ahnen Ruhm den schönsten Neid erreget;
Der so, wie du, o Freund! der Dinge Werth erkennt,
Und nicht nach leerem Schein und bunten Farben rennt.

O! möchten der und die, und jene dieß erkennen!
O! möchten sie nicht so nach dünnen Schatten rennen!
Und würden sie doch klug; und sähen dieses ein:
So würden sie nicht stolz auf fremde Tugend seyn!

Fr. v. S

V.

Historie der Gelahrheit vom Anfange der Welt, bis auf die sieben Weisen in Griechenland, nach der Zeitordnung kurz abgefaßt, und dem Drucke übergeben, von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beyder R. und der Weltw. Doctor.

I. Theil Bremen, bey Jägern 1751, in 8. 2 ½ Alphab.

Seitdem in Deutschland von Struven, Reimannen, Stollen, und was die Weltweisheit anbetrifft, von Hrn. Pastor Bruckern, die gelehrte Historie mit dem größten Fleiße getrieben worden, sollte man denken, daß es uns nun an Büchern in dieser Art nicht fehlete. Allein es finden sich doch noch bisweilen Gelehrte, die das, was nach ihrer Einsicht zu mangeln scheint, zu ersetzen, die Feder ergreifen. Dem einen schreiben seine Vorgänger zu weitläuftig, dem andern zu kurz. Dieser trägt das, was ein andrer lateinisch geschrieben, Deutsch vor; der macht aus zween andern Büchern das dritte, und jener sondert das mit Fleiß ab, was ein andrer zusammengenommen hatte. Und wer will alle die Veränderungen erzählen, womit gelehrte Köche ihre Speisen den Lesern auftragen? Alle suchen ihren Geschmack zu treffen; und insgemein sieht man auch, daß sie alle ihren Beyfall und ihre Liebhaber finden. Den Wissenschaften selbst aber kann es nicht schaden, daß sie auf allerley Art vorgetragen werden.

Herr

Herr D. Albertinus ist mit einer von denen, die der gelehrten Welt auf diese Art zu dienen suchen. Er nimmt sich vor, die Historie der Gelahrheit, die Hr. Stolle in einem einzigen Quartbande, mit einem Paar Anhängen kurz beschrieben hatte, viel weitläuftiger abzuhandeln. Was dort in kurzen Sätzen abgefasset, und mit vielen Anmerkungen erläutert, oder bestärket war, will er nach Art der Franzosen, in einer aneinanderhangenden Rede vortragen. Dieses zeiget uns der Augenschein. Man darf nur etwas von der Geschichte der Gelehrsamkeit wissen, so wird man leicht begreifen, daß das ein sehr weitläuftiges Werk davon werden wird, wo die erste Abtheilung, die doch nur bis auf die sieben Weisen geht, schon dritthalb Alphabethe füllet. Geht das so fort, so getrauen wir uns, von der ganzen Historie der Gelahrheit, gewiß ein paar Dutzend solche Bände den Lesern zu versprechen. Wir tadeln hiermit den Herrn Verfasser nicht. Das Feld ist weitläuftig, was er vor sich sieht: und da er nichts übergehen will, wie der Anfang zeiget; da er geistliches und weltliches, ausländisches und einheimisches, kurz, alles was nur einigermaßen Gelahrheit heißen kann, mitnimmt: so sieht man leicht, daß man ihm nur Leben, Gesundheit und Muße, dem Verleger aber Kräfte und Käufer zu wünschen habe.

Dieser Band ist der erleuchteten königlichen Preußischen Societät der Wissenschaften, die sich itzo eine Akademie nennet, zugeeignet. In der Vorrede erkläret sich der Herr Verfasser über sein

Vorhaben. Er will nicht ein ausführliches Werk, dem, wie er ſagt, kaum zehen gelehrte Männer gewachſen ſeyn würden, ſondern einen kurzen Begriff ſchreiben. Er hält auch dieſes für kühn; entſchuldigt ſich aber mit ſeiner Arbeitſamkeit, die ihn keine Stunde müßig ſeyn läßt. Sein liebſter Zeitvertreib iſt zwar die Rechtsgelahrheit, Theologie und Philoſophie; doch liebt er auch viel andre Dinge, ſonderlich die gel. Hiſtorie. Hier ſah er nun, daß ein chronologiſches Compendium derſelben noch fehle; und entſchloß ſich ſelbiges auszuarbeiten. Der Herr Doctor hätte keine Entſchuldigung gebrauchet, ſeinen Vorſatz bey der Welt zu rechtfertigen.

In der Vorbereitung, die aus 10 Capiteln beſteht, und alſo etwas weitläuftig iſt, handelt der Herr Verfaſſer 1) von den Wiſſenſchaften, wie ſie im Verſtande des Menſchen ſind. 2) Wie man ſie andern vorträgt, und zwar von der Materie überhaupt. 3) Woher die Wiſſenſchaften abgetheilet worden? 4) Wie die Wiſſenſchaften objective abgetheilet werden. 5) Von der innerlichen Forme der Wiſſenſchaften, 6) von ihrer äußerlichen Forme. 7) und 8) von beyden in Abſicht auf die Diſciplinen und Hiſtorien. 9) Einige allgemeine Anmerkungen, und 10) ein völliger Abriß dieſes kurzen Begriffes einer Hiſtorie der Gelahrheit. Dieſe Vorbereitung nun füllet allein ſchon 149 Seiten und man kann leicht denken, daß der Herr Verfaſſer nichts vorbey gelaſſen, das ihm davon beygefallen iſt. Ob das nun nicht etwas mehr, als einen kurzen Begriff anzeige, den wir zu gewarten haben, das laſſen wir andre beurtheilen.

Aber

Aber wir ſind darum noch nicht bey der Hiſtorie ſelbſt. Die erſte Periode derſelben, von dem Falle Adams bis auf die Sündfluth, hat auch noch eine Einleitung, die aus ſehr vielen Abſchnitten beſteht, und abermal 114 Seiten einnimmt. Hier ſieht man, daß der Herr Verfaſſer ein Liebhaber der Theologie iſt, wie er oben ſagte: Denn die Schöpfung und der Fall des Menſchen könnte wohl kaum von einem Gelehrten ſorgfältiger beſchrieben worden ſeyn, der das erſte Buch Moſis hätte erklären wollen. Seine Abſchnitte werden es zeigen. 1) Zuſtand eines Menſchen an und für ſich. 2) Wie Gott den Adam gebildet, und wie er vor dem Falle beſchaffen geweſen. 3) Erkenntniß des Adams vor dem Falle, und was er muthmaßlich für eine Wiſſenſchaft gehabt hätte, wenn er im Stande der Unſchuld geblieben. 4) Fall Adams und Zuſtand ſo darauf erfolget iſt. 5) Zu was für Wiſſenſchaften der Fall Anlaß gegeben. Wir würden ſehr weitläuftig werden, wenn wir alle die ſonderbaren Fragen berühren wollten, die in allen dieſen Abſchnitten aufgeworfen und beantwortet werden. Allein dieſes Vergnügen wollen wir den Leſern derſelben vorbehalten.

Nun folget die I. Periode ſelbſt; und dieſe theilet ſich in folgende Capitel ab. 1) Warum die Gelahrheit entweder geſtiegen oder gefallen. 2) Das Schickſal der Wiſſenſchaften überhaupt und ins beſondere. Hier geht der Herr Verfaſſer alle nach der Reihe durch, und zeiget ſehr weitläuftig, daß ſie noch gar nicht vorhanden geweſen; bis auf die 340ſte

Die II. Periode geht von der Sündfluth bis auf die Zeit der sieben Weisen in Griechenland. Das 1. Cap. lehrt abermal die Ursachen, warum die Gelehrsamkeit entweder gestiegen, oder gefallen. Unsrer unmaßgeblichen Meynung nach, kann etwas, das noch nicht vorhanden ist, weder steigen noch fallen: aber es kann wohl nach und nach erfunden werden. Allein hier findet man wieder muthmaßliche Erzählungen, von den Nachkommen des Noah nach der Sündfluth, dem Nimrod, dem Thurmbaue, der Erobrung des gelobten Landes u. d. m. dabey er denn alle Länder durchgeht, um ihrer Gelehrsamkeit nachzuspüren; an deren Stelle er aber auch die politischen Stiftungen und Einrichtungen der Staaten mitnimmt. Kurz, Gottesdienst, Abgötterey, die Erbauung der Städte, des Tempels zu Jerusalem, der ägyptischen Pyramiden, der babylonischen Mauren; der Zug der Argonauten, der trojanische Krieg, Zoroaster, Mercurius, kurz, eine unglaubliche Menge von Sachen steht hier in etlichen 50 §§. aber gar nicht in chronologischer Ordnung; und geht bis auf die 496 S.

Das zweyte Capitel redet abermal von dem Schicksale der Wissenschaften überhaupt, und insonderheit. Auch hier kommen überaus viel gelehrte Sachen, von Fabeln, Historien, Künsten und Wissenschaften, von Mose und den Propheten, von Heiden und Juden vor. Die Magier, Hierophanten, Priester, Gesetzgeber, Dichter, Betrüger, Windmacher, alles wird hier erzählet. Ob Salomon ein Polyhistor, und Homer die Quelle aller Wissenschaften zu nennen sey, wird endlich

zum

zum Beschlusse dieses Hauptstückes auch noch gefraget, und verneinet: und das geht in etlichen 70 Abschnitten, bis auf die 730ste Seite.

Das dritte Capitel endlich stellet uns die merkwürdigsten Gelehrten dieser Zeiten kürzlich vor Augen. Der Herr Verfasser hebt von dem Lockmann an, dessen Großmutter Hiobs Schwester gewesen seyn soll. Darauf folgen Prometheus, Linus, Orpheus, Musäus, Amphion, Thamyris, Homerus, Hesiodus, Simmias, Archilochus, Tyrtäus, Alkman, Terpander, Arion, Sanchoniaton, Diktys, Dares, Hiob, (wir wissen nicht, ob dieser hier chronologisch steht, da Lockmans Großmutter seine Schwester gewesen) Moses, dessen Leben sehr weitläuftig hier steht, Josua, Samuel, David, (NB. alle diese sind älter als Homer, ja, nach Neutons Chronologie, älter als Orpheus und Musäus,) David, Nathan, Salomo, Elias, Elisa, Jona, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jesaias, Micha, Nahum, Habakuck, Zephanjas, Jeremias, Lykurgus, Numa Pompilius, Draco, (NB. diese nennt der Herr Verfasser Rechtsgelehrte: unsers Wissens ist ein Rechtsgelehrter kein Gesetzgeber, sondern ein Ausleger der bereits vorhandenen Gesetze. Jener aber ist ein weiser Mann, ein Staatskundiger, oder Weltweiser,) endlich Chiron, Aesculap und Melampus, als Arzneygelehrte.

Hierauf folget nun eine chronologische Tafel, zu mehrerer Deutlichkeit des bisher abgehandelten. In der ersten Spalte stehen Weltweise und Mathematici, in der andern Philologi, sodann Geschicht-

von vielen reden, hat nicht die Schwierigkeit, welche man bey dem Gebrauch des Genitivi und Dativi in der Zahl der Vielheit antrifft. Einige sprechen: Der Sachen, die ich sonst gewust habe, kan ich mich nicht erinnern, u. s. f. Beydes findet man auf beyde Art, auch zuweilen bey einem einzigen Scribenten.

Wann ich meine Meynung sagen soll, so glaube ich, daß die letztern, welche im angeführten Falle derer brauchen, mehr Grund als die erstern haben; welches ich auch auf den Dativum: Den und denen ziehe.

Einmal ist es eine ausgemachte Sache, daß der in solchen Fällen vor derjenige gesetzt wird. Hieraus folgt das andere, daß man nemlich dahin sehen müsse, daß man auch im Ausdrucke den Unterschied zugleich anzeige, welchen der Artickel vor dem Vorworte hat. Zudem wird durch der von derer und den vor denen, wenn sie statt des Vorworts gesetzt werden, der Nachdruck der Rede gehindert, der gröſſer wird, wenn man derer und deren braucht. Es pflegen auch die besten Deutschen Scribenten sorgfältig den und der, als den Artickel, und denen und deren als das Vorwort zu unterscheiden.

Endlich giebt auch die Aehnligkeit anderer Wörter in unserer Sprache einen Grund dieser Meynung. Man hängt bey allen andern in der Zahl der Vielheit das er und en an. Z. E. Sing. sein. Plur. seinen, seiner. Sing unser. Plur. unserer. Sing. andern. Plur. anderen. u. s. f. Man siehet also nicht, warum man bey der und dem in Plurali nicht eben dergleichen thun sollte. Dieses schickt sich vielleicht auch auf dasjenige, was ich unten vom Artickel sagen werde. Ehe ich zur Betrachtung des Artickels schreite, so will ich noch

schichtschreiber, Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, Aerzte und Patriarchen zuletzt. Man kann leicht denken, daß vor der Sündfluth alle übrige Classen, außer der letzten leer stehen. Unter den Gottesgelehrten sind Hiob, Moses und Josua, die ältesten; sodann folgen die Dichter Lockman, Linus, Orpheus, hierauf die Geschichtschreiber Sanchoniaton, Diktys und Dares, um Gideons und Samuels Zeiten u.s.w. jedes in seiner Classe.

Der Herr D. Albertinus hat allenthalben eine schöne Belesenheit, und eine große Kenntniß des Alterthumes bewiesen. Seine Schreibart ist zwar überhaupt ganz gut, aber doch noch nicht von allen fremden Wörtern und andern Flecken frey. Er führt auch hin und wieder die Schriftsteller an. Nur dünket es uns, daß er für einen kurzen Begriff viel zu weitläuftig angefangen habe.

VI.

Vier Bücher äsopischer Fabeln,

in gebundener Schreibart. Leipz. bey W. Deer. 1748, 11 Bogen in 8vo.

So spät es auch ist, daß diese Bogen uns zu Gesichte gekommen sind, so unmöglich ist es uns doch, unsern Lesern die Anzeige davon vorzuenthalten. Da wir nämlich in dieser Monatschrift allemal entweder ihr Vergnügen, oder ihren Unterricht vor Augen haben, so können wir ihnen

nen die reine Lust nicht verschweigen, die wir bey Durchlesung dieser Fabeln empfunden haben. Man kann mit allem Rechte von ihnen das sagen, was man von vielen andern aus gar zu großer Höflichkeit gesagt hat: daß sie zu den schönsten zu zählen sind, die unser Deutschland aufzuweisen hat. Dieß Urtheil ist ganz unparteyisch, da wir den Herrn Verfasser gar nicht kennen, und es ihm gewissermaßen übel nehmen, daß er seinen Namen einer Arbeit nicht vorgesetzet hat; die ihm nur bey Neidischen oder Unverständigen, die gehörige Ehre nicht bringen wird. Er ist in der That zu dieser Art von Gedichten gebohren, und erhält sich durchgängig auf derjenigen Mittelstraße, zwischen dem zu hohen und zu niedrigen, zwischen dem gar zu gekünstelten und gar zu einfältigen Ausdrucke, die insonderheit von Fabeldichtern, niemals überschritten werden darf. Er hat die eigentlichen Regeln der äsopischen Schreibart eingesehen, wovon er sich im Eingange des III Buches so erkläret:

Wer klüglich Fabeln schreibt, der folgt Aesopens Spur,
Er bessert durch ein Bild, und lehrt durch die Natur,
Singt von unglaublichen und nie geschehnen Dingen,
Um, was wir täglich sehn, im Gleichniß vorzubringen.
Er greift das Laster an, und schont der Thorheit nicht,
Macht diese lächerlich, straft jene ins Gesicht.
Er geht von Stand zu Stand, warnt beyderley Geschlechte,
Steigt zu dem Fürsten auf, und nieder zu dem Knechte;
Er lehret Kind und Greis, den Bürger und den Held,
Schätzt Klugheit Kronen gleich, die Tugend über Geld:
Und manche Wahrheit wird von ihm ans Licht gezogen,
Die alle längst gewußt, und keiner recht erwogen.

Die Muſe, die ihn führt, haßt Stolz und Niedrigkeit,
Strotzt nicht von Flittergold, und trägt kein Lumpenkleid.
Sie flieht der Fürſten Pracht, und meidet Froſt und Blöße,
Tritt nicht mit Schall und Klang in wilder Rieſen Größe;
Jedoch als Göttinn auf, und haſſet alle die,
So ſich als Dichter blähn, doch ohne Poeſie;
Will nicht von kindiſchen und eitlen Mährchen träumen,
Noch Meiſterſängern gleich, nur eine Rede reimen.

Dieſe Regeln hat unſer Dichter nicht nur gewußt, ſondern auch die Geſchicklichkeit beſeſſen, ſie in Uebung zu bringen. Dieſes und alles was wir bisher von ſeiner Arbeit geſaget haben zu rechtfertigen, wird eine Probe aus jedem Buche hinlänglich ſeyn. Die Wahl würde uns unter ſo vielem Guten, ſchwerer geworden ſeyn, wenn uns nicht der Raum geböthe, mehr auf die kurzen, als auf diejenigen Stücke zu fallen, die uns ſonderbar ſchön vorgekommen ſind. Folgende iſt aus dem I Buche.

Es trug Damöt vor wenig Wochen,
Zur Phyllis, ſeiner Schäferinn,
Ein Thier, das er ihr längſt verſprochen,
Ein abgerichtet Vöglein hin.
Ach! ſagte Phyllis, mein Damöt!
Es iſt recht ſchön: kann es auch ſingen?
Ja, Kind! es ſingt wie ein Poet;
Ich werde dir nichts ſchlechtes bringen.

Wie freundlich dankte ſie Damöten!
Wer wünſchte nicht, Damöt zu ſeyn?
Sie ſchloß den fliegenden Poeten
In ein vergittert Häuschen ein.
Sie knackt ihm Hanf, ſie gab ihm Brod,
Das ſie zuvor in Milch erweichte.
Es hieß: der Vogel leidet Noth,
So oft ſie ihm das Futter reichte.

Der

Der Vogel, dem dergleichen Fülle
Nie vor den Schnabel kommen war,
Genoß sein Futter in der Stille,
Und unterließ das Singen gar.
Ey, sagte Phyllis, sing auch nun!
Sieh, was ich dir für Guts erzeiget!
Der Vogel hatte mehr zu thun,
Sie häuft sein Futter: Nichts! er schweiget.

Damör! das will ich nicht vergessen,
Rief Phyllis, daß ich dir geglaubt:
Der Vogel hat so viel zu fressen,
Und singt doch nicht: ist das erlaubt?
Es blieb dabey. Hört was geschah:
Die Schäferinn gieng einst zum Schmause,
Und blieb bis an den Abend da:
Der Vogel hungerte zu Hause.

Ergetzt er gleich nicht Phyllis Ohren,
So war ihr doch der Vogel lieb.
Sie schätzt ihn dießmal für verloren.
Ach! sagte sie, du armer Dieb!
Indem ich hier getanzt, wirst du
Vielleicht schon mit dem Tode ringen.
Sie eilt nach ihrer Wohnung zu,
Da höret sie den Vogel singen.

So? rief die Phyllis, kam dein Schweigen
Von allzu vielem Futter her?
So wird der Hanf im Preise steigen.
Sie hält ihn knapp: nun singet er!
Des Schicksals Weisheit zeiget sich
Vom kleinsten Wesen bis zum größten;
Sie nährt die Dichter kümmerlich:
Warum? da singen sie am besten.

Diese ist aus dem II Buche.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Aeltern Neste trug;

Hub

Hub an die Wälder zu beſchauen,
Und kriegte Luſt, ſich anzubauen.
Ein edler Trieb! denn eigner Heerd
Iſt, ſagt das Sprüchwort, Goldes werth.

Die ſtolze Glut der jungen Bruſt
Macht ihm zu einem Eichbaum Luſt.
Hier wohn ich, ſprach er, wie ein König:
Dergleichen Neſter giebt es wenig.
Kaum ſtund das Neſt, ſo wards verheert,
Und durch den Donnerſtral verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unſer Hänfling auswärts war:
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zerſplittert.
Da ſah er mit Beſtürzung ein,
Er könne hier nicht ſicher ſeyn.

Mit umgekehrtem Eigenſinn
Begab er ſich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Geſträuche:
So ſcheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern male wegzuziehn.

Da baut er ſich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büſchchen aus,
Wo er den Wolken nicht ſo nahe,
Doch nicht die Erde vor ſich ſahe.
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man ſie finden kann,
Nicht bey dem Thron, und nicht in Hütten:
Kannſt du vom Himmel es erbitten,
So ſey dein eigner Herr und Knecht!
Das bleibt des Mittelſtandes Recht.

Dieſe

Dieſe ſteht im III Buche:

In China war ein Mann, den ſeine Neigung trieb,
Durch eine Menge neuer Schriften
Ein Denkmaal ſeines Ruhms zu ſtiften.
Unſterblichkeit iſt jedem lieb.
Es führte dieſer Mann in allen ſeinen Werken
Ein Hauſen Schriften an: der Vortheil war dabey,
Wie groß ſein Büchervorrath ſey,
Gelegentlich mit anzumerken.
Des Mannes Ruff erſcholl gar bald.
Ein alter Mandarin, der viel bey Hofe galt,
Ließ ſich ausdrücklich einſt verlauten,
Daß ſeine Bücher ihn, vor andern, ſehr erbauten.
So wie ein Schulfuchs jauchzt, wenn etwa ſeine Schrift
Ein gnädiger Beſcheid der Zeitungſchreiber trifft;
Ein Zug, darinn er ſich mit ſchwindelndem Gehirne
Den Ewigkeiten naht, verſetzt ihn ins Geſtirne;
Er ſieht in ſeinem Traum, mit ganz gelaßnem Blick,
Noch auf das Schulendach zurück;
Er ſieht der Schüler Chor jetzt unter ſeinen Füßen,
Die ihn als einen Schwanzſtern grüßen:
So jauchzt auch der Chineſer hier,
Als er ſein Lob erfährt: er geht und dankt dafür,
Und ſchwört mit knechtiſcher Geberde,
Daß er für ſolches Lob ſein Sclave ſterben werde.
Nachdem er ſich genug bedankt,
So fragt er endlich im Vertrauen:
Wodurch er denn das Glück erlangt,
So große Herren zu erbauen?
Herr, ſprach der Mandarin, das muß ich euch erklären:
Wenn ich die Schriften ſeh, die ihr in großer Zahl
An Rand geſetzet habt; ſo denk ich allemal:
Wie manches Buch kann ich entbehren!
Man zweifelt, ob der Schluß dem Autor bündig ſchien:
Doch, könnte dieſer Mandarin
Gewiſſer Deutſchen Schriften ſchauen:
Wie würde ſich der Mann erbauen!

Dieſe ſteht im IV Buche:

Es ſprach ohnlängſt im Rath der Mäuſe
Ein junger Rathboth von der Reiſe,
Die er gethan, und was dabey
Ihm ſelber zugeſtoßen ſey.
Was unter finſtrer Dächer Hölen
Er hörte, ſchmeckte, ſah und roch,
Berührte, ſpeiſte, fand, bekroch,
Das wußt er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden,
Sind Thiere, die wie Mäuſe reden:
Sie ſehn uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie ſind geöhrt, wie wir, und rauch:
Doch hört, ich ſage keine Lügen!
Sie hüllen ſich, ſo groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen ſie wie Vögel fliegen.

Da rieſen zwo erfahrne Greiſe:
Du Narr! das waren Fledermäuſe,
Die man hier täglich ſehen kann.
Um dieſer willen durfte man
Dich nicht in fremde Länder ſenden.
Und ſo verreiſen viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu ſehn,
Das ſie umſonſt zu Hauſe fänden.

Wir wollen noch dieſe kurze aus eben dem IV Buche herſetzen:

Als vor kurzem Jungfer Eule,
Vor Verdruß und langer Weile,
Unter andre Vögel kam,
Wurde ſie als ungeſchliffen,
Von den andern ausgepfiffen,
Daß ſie endlich ihren Rückweg wiederum nach Hauſe nahm.

Ey da ſchimpft ſie auf die Zeit!
Lobt und rühmt die Einſamkeit.

Liebe zur Geſelligkeit iſt uns von Natur gegeben,
Viel, ſo ſtets im Neſte ſind,
Machen von der Stille Wind.
Sagt es doch nur deutſch heraus: Herrn! ihr wiſſet nicht zu leben.

Sonderlich hat uns an dieſen Fabeln gefallen, daß der Herr Verf. ſich weder mit langen Eingängen, noch mit vielen Umſchweifen von Nebenumſtänden in der Erzählung, noch weitläuftigen Sittenlehren aufgehalten hat. In dieſen Stücken ſind Fontaine und de la Motte, nebſt vielen andern tadelhaft, die in ihre verführende Fußtapfen getreten, und von der alten äſopiſchen Einfalt abgewichen ſind. Horaz hat die Regel davon, in Anſehung der Sittenſprüche ausdrücklich ſo gegeben, daß er den Dichtern die Kürze eingeſchärfet hat.

Quidquid præcipies, eſto brevis, ut cito dicta
Percipiant animi dociles teneantque fideles.
Omne ſupervacuum pleno de pectore manat.

Was uns übrigens von dem Herrn Verfaſſer bekannt geworden, iſt dieſes, daß er, als ein Doctor, wir wiſſen nicht, in welcher Facultät, in Wittenberg leben ſoll: welches wir unſern Leſern auch nicht haben verhalten wollen.

VII.

S. Lenzens Diplomatiſche Fortſetzung, und zum Theile Ausbeſſerung von Friederichs Lucä Grafen-Saal, ꝛc. Halle, bey Bauern 1751. 4.

Herr Hofrath Lenz, einer von den fleißigſten Geſchichtſchreibern unſrer Zeit, hat uns ſeit einigen Jahren, ſchon verſchiedene und ſchäzbare Proben von ſeinem Eifer, die Hiſtorie ſeines Vaterlandes beſſer ins Licht zu ſetzen, abgeleget. Nur der neueſten Stücke davon zu gedenken, ſo gab er im vorigen Jahre noch eine **diplomatiſche Stiftshiſtorie von Brandenburg** heraus, worinnen die an dieſer hohen Stiftskirche geſtandenen Biſchöfe, von Anfang bis zu Ende, aus brieflichen Urkunden und zuverläßigen Scribenten, beſchrieben; auch die Dompröbſte, Dechanten und Domherren, ſoviel derſelben ſich hervorgethan, bekannt gemachet, und verſchiedene bis dahin ungedruckte Diplomata beygefüget wurden. Das war nicht genug. Denn in demſelben Jahre gab derſelbe eben dergleichen **diplomatiſche Stiftshiſtorie von Havelberg** heraus, worinn gleichfalls die an dieſer hohen Stiftskirche geſtandenen Biſchöfe, von Anfang bis zu Ende, aus brieflichen Urkunden und zuverläßigen Scribenten beſchrieben, und die Dompröbſte, Dechanten und Domherren, ſo viele ſich derſelben hervorgethan, bekannt gemachet, auch mit verſchiedenen unbekannten Urkunden erläutert wurden. So

So ſehr er ſich nun damals die Liebhaber einer auf ſichere Gründe erbauten Geſchichte der brandenburgiſchen Lande, verbindlich gemachet, und denen gar zu flüchtigen Federn vorgebauet, die aus bloßem Witze hiſtoriſche Schriften davon aufſetzen möchten: eben ſo ſehr macht er ſich itzo um einen andern Theil der alten Geſchichte verdient. Die gräflichen Häuſer der mittlern Zeiten brauchten einer Erläuterung. Die damaligen Grafen waren nicht eigenthümliche Beſitzer ihrer Grafſchaften, ſondern kaiſerliche Richter ihrer Gauen, denen ſie auf Lebzeiten vorgeſetzet waren. Daher ſchrieben ſie ſich nicht von denen Ländern, darüber ſie zu gebiethen hatten; ſondern ſetzten zu ihren Taufnamen bloß das Wort **Comes**, oder Graf. Was für eine Verwirrung daraus in den vielen ähnlichen Namen ſolcher Grafen entſtehen müſſen, kann ein jeder leicht einſehen. Denn wie viel Arnolde, Arnulfe, Balderame, Bernharde, Burkarde, Dieteriche, Friederiche, Gerharde, Gerolde, Ludolfe, Reinalde, Reinharde, Rudolfe, Waldemare u. ſ. w. findet man nicht; von denen es oft ſchwer fällt, zu errathen, wo ſie zu Hauſe gehöret? Und wie oft ſind dieſe nicht mit einander verwechſelt worden? Ja wie oft ſind nicht die Namen der Schlöſſer und Städte jämmerlich verſtümmelt und verwandelt worden, daß man nicht wiſſen kann, ob es eins und daſſelbe, oder viele geweſen ſeyn? u. ſ. w.

Nun hat zwar **Hamelmann**, de Familiis emortuis, und **Lucas**, einen Grafenſaal geſchrieben. Allein wie mager und mangelhaft ſieht es

zwey kurze Anmerkungen machen, die sich hieher schicken. Man könnte erstlich fragen: ob man derjenigen oder dererjenigen; denjenigen oder denenjenigen sagen solle, da man beydes finde? Das letztere halte ich meiner geringen Einsicht nach vor besser. Einmal kan der Dativus und Ablativus in der Zahl der Vielheit so gleich von dem Accusativo unterschieden werden, der von einem redet. Hiernechst bestärke ich mich hierinne, weil man andere Wörter auf gleiche Weise verändert. Z. E. Man sagt im Dativo des Pluralis denenselben, wenn man nemlich eine gewisse Gattung von Personen und Sachen bezeichnen will, von welchen man etwa kurz vorher geredet hat, oder die man doch in unmittelbar darauf folgenden Worten beschreibet. Daher kan man es bey dem Dererjenigen mit eben so gutem Grunde behalten.

Die andere Anmerkung betrifft die Rechtschreibung des Wortes derer, wenn es der Genitivus in der Zahl der Vielheit ist. Einige schreiben davor deren, z. E. zweene Fürsten, deren einer ꝛc. Ich will die Untersuchung dieser Sache lieber andern überlassen. Ich will nur so viel sagen, daß meines Erachtens der Wohlklang bey dieser Sache die beste Entscheidung geben könne.

Was ich bisher von der und den, wenn sie anstatt der Vorwörter stehen, gesaget habe, wird vielleicht den wenigsten fremde vorkommen. Zum wenigsten weis ich gewiß, daß die sämmtlichen Mitglieder unserer Gesellschaft in diesem Stücke mit mir einig sind, als denen es beliebet hat, in der neulichen Sammlung ihrer Schriften derer und denen; dererjenigen und denenjenigen zuschreiben. Ich würde auch diese Erinnerungen weggelassen haben, wenn es nicht theils

um

bey beyden aus? Wieviel fremdes haben sie nicht mit eingemenget? Diesen Mängeln nun abzuhelfen, hat der Herr Hofrath **Lenz** sich an sechs der berühmtesten ausgestorbenen Häuser gemachet, um ihnen aus Urkunden, und andern sichern Nachrichten ein besseres Licht anzuzünden. Er hebt von den Grafen zu **Arnstein** an, geht zu denen von Barby und Mülingen fort, als die von ihnen abstammen; kömmt sodann auf die Grafen von Lindow und Ruppin; geht ferner auf die Häuser von Dornburg, von Arneburg, und von Osterburg, und machet mit den Grafen von Altenhausen den Schluß. Was er nun in allen diesen alten Geschlechtern für neue und merkwürdige Entdeckungen gemachet, wieviel sonderbare Urkunden er ans Licht gezogen, und vorm Untergange bewahret, das leidet unser Raum hier nicht, ausführlich anzuzeigen. Wir merken nur an, daß man hier vieles antrifft, was zu Erläuterung der Grafen von Mansfeld, der Aebtissinnen von Quedlinburg, ja selbst zur sächsischen Historie dienen kann. Imgleichen bekömmt das Erzstift Magdeburg, das Haus Anhalt, das Churhaus Brandenburg, ja Pommern und Meklenburg zuweilen kein geringes Licht.

Der Herr Verfasser machet uns indessen die Hoffnung, endlich auch mit seiner magdeburgischen Stifts- und Landeshistorie hervor zu treten, und auch seine Sammlung von den Harz- und andern niedersächsischen Grafen heraus zu geben. Zu den ersten rechnet man die Blankenburgischen, Falkensteinischen, Reinsteinischen, Friedeburgischen, Wernige-

nigerodiſchen, Hohnſteiniſchen, Klettenbergiſchen, Lutterbergiſchen, ꝛc. ꝛc. Zu den letztern aber die Bomeneburgiſchen, Northeimiſchen, Homburgiſchen, Dannebergiſchen, Daſſeliſchen, Diepholdiſchen, Ebersteiniſchen, Hallermundiſchen, Hoyiſchen, Winzenburgiſchen, Waldenburgiſchen ꝛc. Wer ſieht aus dem allen nicht, daß man große Urſache habe, dem Hrn. Hofrathe viel Muße, Geſundheit, und andere vortheilhafte Umſtände, zu ſeinem rühmlichſten Fleiße, eifrigſt anzuwünſchen?

VIII.

Der Wurmſamen, ein Heldengedicht.

I Geſang, welchem bald noch XXIX andre folgen ſollen. Nach der allerneueſten maleriſchen, ſchöpferiſchen, heroiſchen und männlichen Dichtkunſt, ohne Regeln, regelmäßig eingerichtet.

Horaz.

Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque Poetam,
Qui ſapiunt: agitant Pueri incautique ſequuntur.

Ohne Benennung des Verfaſſers, Verlegers und Ortes 1751, in groß 8.

Dieſe Erſcheinung in der deutſchen poetiſchen Welt, iſt ſo ſonderbar, daß wir ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen können. Sie hebt ſo an:

Von dem Wurmſamen, der itzo ſo reichliche Früchte ſchon träget,
Daß nun die Dichtkunſt der Deutſchen ein anderes Weſen beginnet,
Sing ich miltoniſch, ja übermiltoniſch, begeiſtert.

Helft mir, ihr Muſen, ihr neuen, gehirneten, beſſern!
Dieſes Vorhaben rühmlich vollbringen, und jaget
Alles Natürliche, Kriechende ferne von dannen.
Sylbenmaaß, Reime, Abſchnitt, und andere Zierden entweichen,
Daß ich nichts menſchliches, oder gewöhnliches ſinge:
Sondern die Leſer erſtaunend, den Schwindel darüber bekommen,
Daß ſie vor Freuden die Köpfe an Wänden zerſtoßen.

Nun erzählet der Dichter, wie der alte Phöbus, der Opitzen, Flemmingen, Kanitzen und Günthern getrieben, nunmehr in Verachtung gerathen, weil man ſeine Lieder verſtehen können:

Häßliche Fehler! welche gewißlich nicht länger zu dulden,
Verſe die muß nicht ein jeder ſo leichtlich verſtehen,
Sondern die Meynung derſelben mit Angſtſchweiß errathen.
Welten, Begriffe, Ideen und Abracadabra,
Dieß ſind alleine die Zeichen von einer erhabenen Dichtkunſt.

Ein Seraff, aller Seraffen Oberhaupt, erſcheint. In den ſcythiſchen einſiedleriſchen Wüſten iſt er bey den Sihim und Ohim gebohren, wo Kobolde und Rohrdommeln hauſen und niſten, und mit Wind, Rauch, Nebel und Eiſe ernähret worden.

Wo ſonſt die Füße ſind, da iſt ſein Haupt angewachſen,
Und wo das Haupt ſtund, da ſind hingegen die Füße.
Ihm iſt die Zunge unbiegſam, erſtarret und ohne Gelenke,
Daß ſie nicht ſchmecket, ſchwer redet, und ſchwer zu verſtehen.

Dieſer Seraff ſäet nun Wurmſamen in die Welt, und davon wachſen epiſche Gedichte, die von

Maleriſch, ſchöpferiſch, Chaos und Galimatias,
Entwickelung, Urbild, verſchraubten Mäandern u. Urnen,

überall ſtrotzen. Die Namen derſelben, und recht herrliche Proben daraus, werden im Texte und in

den

den Noten angeführet. Endlich schließt der Dichter den ersten Gesang so:

Gönnt mir indessen, ihr Musen, nun wiederum Athem zu holen,
Kühlt mir die Hitze, welche mich heftig getrieben,
Also nach neuester Art, übernatürlich zu dichten.
Schaft einen Herold, der mich posaunend würdig erhebet,
Und in Journalen und Zeitungen meinen Wurmsamen lobpreiset,
Als ob ich Deutschlands Homerus und Milton zu nennen;
Daß ich, von neuem begeistert, in die Entzückung gerathe,
Und meine dreyßig Gesänge endlich noch rühmlichst vollende:
Damit die Nachwelt mit Seufzen unsre Zeiten bewundre,
Weil wir die Dichtkunst weit höher noch prächtig getrieben,
Als die Vernunft je die sterblichen Menschen geführet.
Denn was ist größers und herrlichers irgend zu finden,
Als ganz vernunftlos, dennoch vernünftig zu schreiben?

Wir bedauren, daß der Herr Verfasser seine großen Meister weder im Schwunge ihrer unbildsamen Gedanken, noch in den Mäandern ihrer Ausdrücke, noch in dem heroischen sechsfüßigen Sylbenmaße, erreichen können. Denn er hat leider! (vielleicht im Zorne) fast lauter fünffüßige Hexameter gemacht.

* *

IX.

Eingesandte Nachricht.

Von Quedlinburg erhalten wir die Nachricht, daß daselbst Se. Hochw. der Herr Oberhofprediger Cramer an einer eignen Fortsetzung der Einleitung des Bischofes Boßuet, in die Geschichte der Welt und der Religion, arbeite. Man kennt die vorzügliche Einrichtung dieser Ein-

leitung. Nachdem der Bischof in einem chronologischen Entwurfe die wichtigsten Begebenheiten in der schönsten Ordnung, Deutlichkeit und Schreibart kurz vorgetragen hatte, so breitet er sich mit einer erstaunenswerthen Kunst und Beredsamkeit über die Schicksale der Religion, bis auf die Zeiten Jesu Christi aus. Ungeachtet die weltliche Geschichte bis auf das 9te Jahrhundert fortgesetzet ist: so hat doch Boßuet, aus Furcht, daß er wider seine Kirche würde reden müssen, nichts von den Schicksalen der Religion in diesen 8 Jahrhunderten gesagt. Diese Einleitung wurde im Französischen von einem andern, aber auf eine dem Plane des Bischofes ganz unähnliche und schlechte Art, fortgesetzt; gleichwohl wurden von dieser Fortsetzung mit der Arbeit des Bischofes vier Auflagen verkauft. Als nun der Herr Oberhofprediger die Arbeit des Bischofes übersetzte: so versprach er eine eigne Fortsetzung, die dem Plane des Bischofes gemäßer wäre. Von dieser Fortsetzung nun, wird gleich nach der Michaelismesse, der erste Band unter dem Titel: **Johann Andreas Cramers** fortgesetzte Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt und der Religion des Bischofes zu Meaux, Jacob Benignus Boßuets, im breitkopfischen Verlage unter die Presse genommen werden. Da dem Herrn Oberhofprediger von dem Bischofe so viel nachzuholen übrig gelassen ist: so werden in diesem zweyten Bande der boßuetischen Einleitung die weltlichen Begebenheiten nur bis auf das 11te Jahrhundert fortgeführet, und dieser Abschnitt mit der Geschichte der fränkischen Kaiser beschlossen. Desto

ſto weitläuftiger wird der zweyte Abſchnitt ſeyn, in welchem die abwechſelnden Schickſale der Religion in den erſten 9 Jahrhunderten beſchrieben werden. Man wird darinnen ſehen, was der Glaube der Chriſten ſowohl von ſeinen Feinden, denen, die ſie beſtritten, und denen, die ſie verfälſchet, als von ſeinen Vertheidigern, für Veränderungen erlitten habe. Und da die äußerliche Verfaſſung der Kirche, in die Lehren der Kirche ſelbſt, allezeit einen großen Einfluß gehabt hat: ſo wird er auch dieſe mit allen ihren ſonderbarſten Veränderungen in allen dieſen Jahrhunderten beſchreiben. Man wird alſo in dieſem Abſchnitte eine kurze Geſchichte von den berüchtigtſten Ketzereyen, ihrem Urſprunge, Fortgange und Ende, den berühmteſten Streitigkeiten in der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche, dem Urſprunge und der Vermehrung der Ceremonien, des Aberglaubens, des geiſtlichen Deſpotiſmus der Biſchöfe, beſonders des Biſchofes zu Rom, der Ausbreitung des Chriſtenthumes und den dazu gebrauchten, oft rechtmäßigen, oft unerlaubten Mitteln, nebſt andern merkwürdigen Materien finden. In dem letzten Abſchnitte wird vom Mahomet, und der Ausbreitung ſeiner Religion gehandelt werden, welche Abhandlung Boſſuet verſprochen, aber nicht geleiſtet hat. Auch wird über die Urſachen des Verfalles der abendländiſchen Monarchie unter den Carolingern, eine Betrachtung angeſtellt werden. Auf dieſe Weiſe ſoll, nach der uns ertheilten Nachricht, die von dem Hrn. Oberhofprediger fortgeſetzte boſſuetiſche Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion beſchaffen ſeyn.

X.

* *

X.

Sendschreiben über das sokratische Urtheil: Daß menschliche Ehen nicht allein von der menschlichen Klugheit, sondern vornehmlich von der göttlichen Vorsehung abhangen ꝛc. von M. Salomon Kanisch, des fürstl. sächs. Gymnasii zu Altenb. Conrectorn. Altenb. bey Richtern in kl. Fol. 4 Bogen.

Diese Abhandlung des Hrn. M. Kanisch ist eine schöne Probe von seiner Einsicht und Beredsamkeit. Seine Gedanken sind an sich wahr und bündig, seine Schreibart ist rein, fließend und wohlklingend, und die dabey hin und wieder angebrachte Belesenheit nicht gemein, sondern auserlesen. Da er sein Schreiben an einen Geistlichen richtet, so bedient er sich gegen das Ende auch biblischer Gründe; und verbindet also das Licht der Offenbarung mit der Vernunft. Kurz man sieht an ihm einen vernünftigen und gelehrten Schulmann, der eine Stärke in seiner Muttersprache mit einem feinen Geschmacke verbindet, und den schönen Wissenschaften, die er lehret, mit seinem Exempel Ehre machet. Wenn doch alle Gymnasien, so beredte, so angenehme Lehrer hätten! Wie reizend würden den Untergebenen nicht die freyen Künste vorkommen; die itzo an so vielen Orten, durch eine finstere und verworrene Pedanterey ihrer Lehrer, von den Musen abgeschrecket werden. Wir würden auch von der Uebersetzung der Predigten des Herrn Bessonets hier

mit

mit Ruhme reden, die wir dem Hrn. Conrector Raniſch zu danken haben. Allein ihr theologiſcher Inhalt erinnert uns, daß ſie nicht für uns gehören. Indeſſen iſt ſeine Schreibart darinn eben ſo ſchön; und ſonderlich dünkt uns das Leben dieſes geiſtlichen Redners, wegen ſeiner beſondern Umſtände, ſehr merkwürdig.

XI.

Theatraliſche Nachrichten.

In Wien, hat auch bey der neuen Einrichtung der Schaubühne, die an vorigen Oſtern den Anfang genommen, der Geſchmack an tragiſchen Vorſtellungen nichts verlohren. Man hat nicht nur dieſen Sommer durch, von alten bereits ſonſt aufgeführten Stücken, den Demetrius, die Iphigenia, die Zaire, und den Polyeuktes, wiederholet; ſondern auch den Cid, die Panthea, und die Marianne, neu aufgeführet: ſo wie den erſten, der ſel. Geh. Kr. R. Lange überſetzt, das zweyte die Fr. Prof. Gottſchedinn verfertiget, und das dritte Hr. M. Scharfenſtein aus Hrn. Voltairen verdeutſchet hat. Ja man hat auch als proſaiſche Trauerſpiele, die meiſtens aus wälſchen Opern verdolmetſchet ſind, das errettete Venedig, den Aeſopus bey Hofe, und den Regulus wiederholet; und am höchſten Geburtsfeſte der Kaiſerinn Königinn Majeſtät, die Arſinoe aufgeführet. Von regelmäßigen komiſchen Vorſtellungen hat man auch ſchon des ältern Corneille Lügner, des Brüeys Grondeur,

des

des Hrn. Destouches unvermuthete Verhinderung, und des le Sage Tourcoult, mit gutem Beyfalle auf die Bühne gebracht. So wie man nun aus den meisten derselben den wachsenden guten Geschmack, der kaiserl. Residenz deutlich ersieht: also ist es kein Zweifel, daß man noch mehrere Proben davon auf nächsten Winter vermuthen kann.

Aus Regenspurg ist uns ein gedruckter Entwurf zu handen gekommen, welcher von den Jesuiten in Ingolstadt gemacht, und zu Regenspurg nachgespielet worden; der uns einen ganz andern Geschmack in theatralischen Sachen verräth. Wegen der Seltenheit, wollen wir unsern Lesern denselben ganz mittheilen. Es heißt:

„**Ein Mann ohne Sinn.** Vorgestellet in ei„nem Sing-Spihl zur Faßnachts-Zeit, von dem „Seminario S. Pauli in Regenspurg 1751. Mit Er„laubnuß der Oberen. Stadt am Hof, gedruckt bey „Johann Bernhard Riepel.

Innhalt, und Austheilung.

Erster Auftritt. Da die schädliche Freyheit den Menschen suchet in ihre Fall-Strick zu stürzen, bemühet sich die Vernunft selben, als gleichsam ein irrendes Schäflein, auf den rechten Weg widerum zu leiten.

Zweyter Auftritt. Der Mensch entzwischen lasset seinen fünf Sinnen völligen Zügel, und Zaum.

Dritter Auftritt. Seiner Sterblichkeit ganz vergessen, ja des Tods nur spottend,

Vier-

Vierter Auftritt. Weilen er von der Liebe zur Freyheit ſchon ganz bethöret,

Fünfter Auftritt. Und von denen verſtellten Geſellen der Freyheit eines ſehr langen Lebens unfehlbar verſicheret,

Sechſter Auftritt. Schon alle Vernunft aufgegeben, und in das ſinnlich-wollüſtige Leben bis über die Ohren verſenket,

Sibender Auftritt. Zu allen ſowohl Ermahnung, als Drohungen auch Felſen-hart ſich erzeiget,

Achter Auftritt. Bis er endlich von der Freyheit meineydig verlaſſen,

Neunter Auftritt. Und von ſeinen fünf Sinnen ſchändlich hinterliſtet,

Zehender Auftritt. In der Zeit noch ſeinen Fähler erkennet,

Eylfter Auftritt. Und ſamt ſeinen aus der Flucht eingehollten Sinnen

Zwölfter Auftritt. Zur gebührender Straf ſeines Unverſtands, und Muthwillens gezogen wird, auch mit ſeinem Schaden zwar ſpat, doch nit zu ſpat lehrnet, ſo wohl die ſo edle Zeit des Lebens beſſer zu ſchätzen, als der Vernunft ſich nit mehr zu widerſetzen.

Der Schau-Platz eröffnet ſich in der Stadt Utopien bey dem ſchwarzen Raaben.

Singende Perſohnen.

Archimimus, der in ſeine fünf Sinn ganz verliebt, und vernarrte Menſch. Præſnob. & Doctiſſ. D. Joannes Carol. Marquard, J. U. Cand. ad D. Pauli, Baſſiſta.

Tem-

um anderer willen, denen dieſe Art zu ſchreiben fremd dünket, theils um der Ordnung bey dieſer Abhandlung hätte geſchehen müſſen. Ich komme wieder zur Betrachtung des Artickels. Kurz zuvor habe ich geſagt, daß es nebſt anderen Urſachen nöthig ſey, derer und denen zu ſchreiben, wenn ſie Vorwörter bedeuten, weil man auf ſolche Art den Artickel und das Vorwort (pronomen) füglich unterſcheiden könnte. Ich will aber jetzo von dem Artickel eben dasjenige zu beweiſen ſuchen, was ich von dem Vorworte erwieſen habe. Nach meiner Einſicht iſt es auſſer Streit, daß denen und derer, wenn man ſie vor derjenige, oder dieſer und welcher brauchet, von dem Artickel hergenommen ſind, man mag die Urſachen dieſes Gebrauches ſuchen, worinne man will. Man könnte alſo gänzlich auſſer Zweifel ſetzen, daß man derer und denen ſchreiben müſte, ſo oft dieſe Wörterchen als Vorwörter gebraucht werden, wenn man bewieſe, daß man auch bey dem Artickel in der Zahl der Vielheit, und zwar im Genitivo und Dativo derer und denen ſagen und ſchreiben müſſe. Denn wenn es ausgemacht iſt, daß der Artickel auf die angegebene Art verändert werden muß, ſo iſt klar, daß dieſes deſto eher bey dem Vorworte geſchehen muß, weil das letztere von jenem genommen iſt, wie ich oben angeführet habe.

Ich kan nicht leugnen, daß ich bishero wegen des Artickels nicht ſo groſſe Gewißheit bey mir gefunden habe, als wegen des Vorworts; daher habe ich auch allezeit den und der geſchrieben, ſo ofte ich den Artickel gebraucht habe; weil doch eine einzelne Perſon mit einer Rechtſchreibung, die von aller Gewohnheit abgehet, nicht fortkommen würde. Doch will ich die

Tempus, die Zeit. Vitus Sebaſtianus Kellner, Poëta.
Libertas, die Freyheit. Joſ. Em. Piman, Synt. min.
Ratio, die Vernunft. Henricus Feuchtmayr, Rud.

Die vermummte fünf Sinn des Menſchen.

Mydas, das Gehör. Felix Brentner, Synt. min.
Cupido, das Berühren. Paulus Muzbaur, Synt. min.
Narciſſus, der Geruch. Georgius Aiba, Rud.
Ganymedes, der Guſt. Georg. Joſ. Popp, Rud.
Actaon, das Sehen. Joan. Michaël Piman. Rud.

Die drey Parcen, oder Lebens-Göttinnen.

Clotho, Chriſtophorus Beſſerl, Synt. min.
Atropos, Ludovicus Langman, Synt. min.
Lacheſis, Martinus Fleiſchman, Synt. min.

Die vier Temperament des Menſchen, als verſtellte Geſellen der Freyheit.

Melancholicus, Vitus Sebaſt. Kellner, Poëta.
Cholericus, Michaël Wishover, Synt. maj.
Phlegmaticus, Guilielmus Meichſner, Synt. min.
Sanguineus, Franc. Joſ. Eiſenhuet, Rud.

O. A. M. D. G.

* *

XII.

Des Freyherrn von Schönaich, der Kön. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg Ehrengliedes, **Hermann**, ein Heldengedicht, mit einer Vorrede ans Licht geſtellt von Joh. Chriſt. Gottſcheden. Leipzig, verlegts Bernh. Chr. Breitkopf, in kl. 4.

Ehestens wollen wir von dieſem Stücke ausführlich reden.

Ende des Weinmonats.

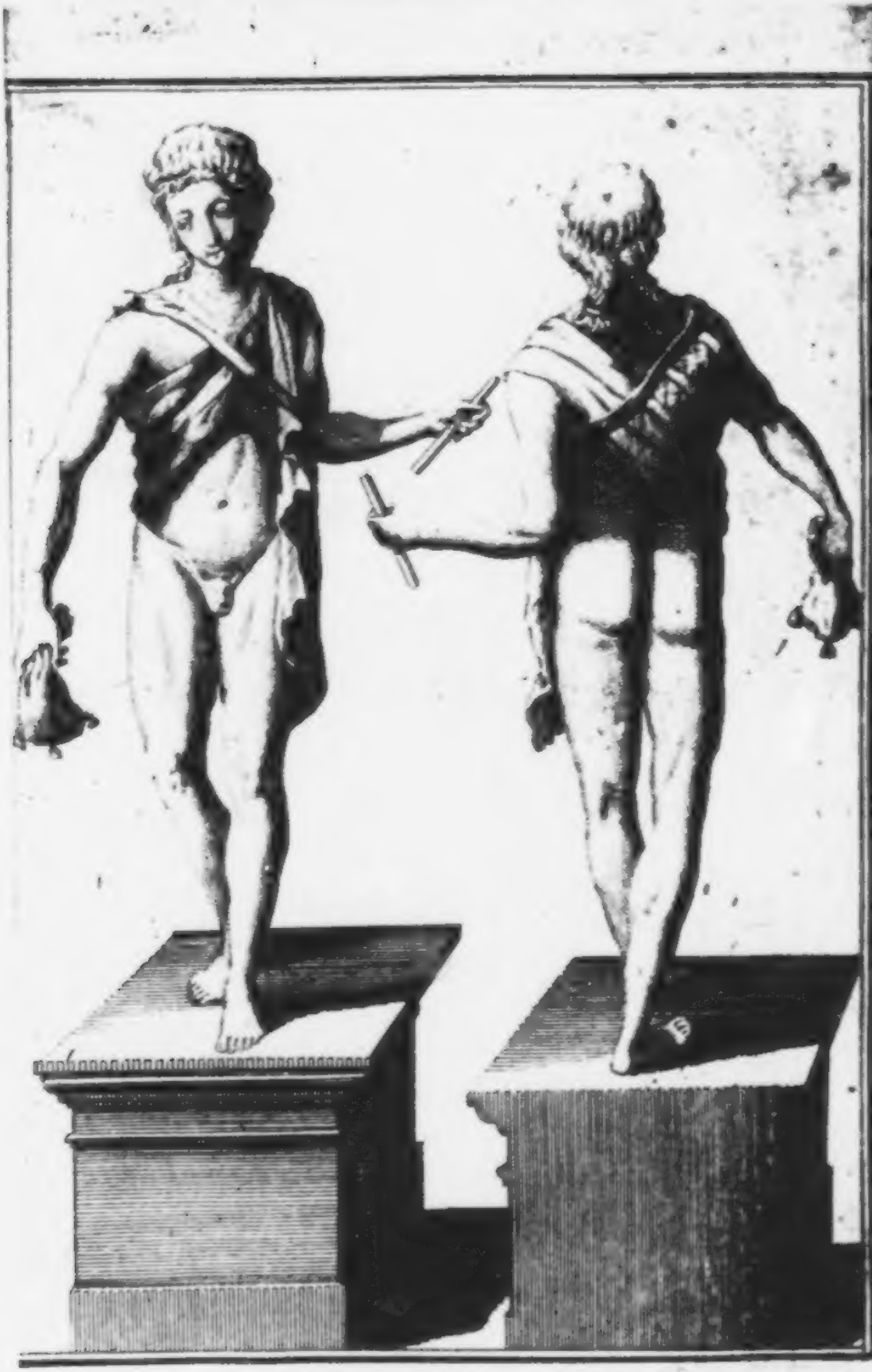

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Wintermonat, 1751.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia præclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Herrn Christoph Ottens, Freyherrn von Schönaich, der königl. deutsch. Ges. zu Königsb. Ehrengliedes, Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht, mit einer Vorrede ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden.

Virg. Aen.

Fortia facta Patrum series longissima rerum!

Leipzig, verlegts Bernh. Christoph Breitkopf 1751, in 4to. 28 Bogen.

Da Deutschland bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmet wird, so ist es gleichsam ein Wunder, ja ein rechtes Glück zu nennen, daß ein so starker Dichter, als der Herr Baron von Schönaich, seinem Vaterlande auch ein ordentliches und kunstrichtiges ans Licht stellen wollen. Dieser junge Freyherr ist aus der Niederlausitz, aus einem mit dem fürstl. Carolathischen Hause nahe verwandten Geschlechte entsprossen: und die Musen scheinen ihn der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, bloß darum entrissen zu haben, daß er

ihnen in Deutschland einen so wichtigen Dienst thun, und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigern Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben; der sich auch zuerst mit seiner Henriade bekannt machte, ehe er sich mit Trauerspielen und andern Schriften hervorthat. Denn wir sehen aus der Vorrede des Herrn Herausgebers, daß auch der Herr Baron bereits einige Trauerspiele und andere Gedichte verfertiget habe, die er aber noch nicht bekannt machen will.

Die Zueignungsschrift ist an Se. Hochfürstl. Durchl. den regierenden Hrn. Landgrafen zu Hessen-Cassel gerichtet: weil die alten Catten an Hermanns Siege über die Römer vielen Antheil gehabt; Thusnelde eine hessische Prinzessinn gewesen, und die Schlacht selbst an den Gränzen von Hessen und Westphalen vorgefallen: Se. Hochfürstl. Durchl. aber, als ein Herr, dessen jugendliche Uebungen lauter Kriegs- und Heldenthaten gewesen, am besten von dem wichtigen Siege eines alten deutschen Helden zu urtheilen, im Stande seyn würden. Sowohl hier, als in der Vorrede handelt der Herr Herausgeber von der Wichtigkeit dieser Heldenthat: die er selbst aus dem Geständnisse heutiger ausländischer Geschichtschreiber, des Muratori, und Kanzlers Barre zu Paris erweiset. Weil aber nach des gelehrten Bischofes Huetius Ausspruche sehr wenige Leser der Heldengedichte im Stande sind, von der Güte, und Schönheit derselben

zu urtheilen: so erkläret der Herr Prof. aus den Regeln und Exempeln der Alten, doch nur überhaupt, die vornehmsten Stücke, darauf man bey einer guten **Epopee** zu sehen hat, und zeiget gründlich: daß der Herr Baron von **Schönaich** dieselben sehr glücklich beobachtet habe.

Was nun das Gedicht selbst anlanget, so besteht es aus lauter langen trochäischen Versen, deren sich schon die Frau Uebersetzerinn des popischen Lockenraubes mit so gutem Erfolge bedienet hat. Und in der That scheinen sie, theils wegen des anmuthigen Wohlklanges, den sie bey sich führen; theils wegen der abwechselnden männlichen und weiblichen Abschnitte in der Mitte; theils wegen der Länge der Zeilen selbst, recht zu einer deutschen Epopee gemachet zu seyn. Wir wollen den Anfang des Dichters hören:

Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde für sein Vaterland geblitzt,
Der allein vermögend war, des Augustus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.
Hermann, dich will ich erheben! und dem sey mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht zerstreut.
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget.

Hierauf ruft er eine Göttinn an, die, wie man nachmals sieht, eine Muse ist, ihm die Helden aus

der finstern Nacht zu ziehen, darein die Zeit sie gestürzet, und ihn zu lehren, wie tugendhaft Deutschland damals gewesen, als die Vorsicht es dazu ersehen, dem auf den höchsten Gipfel gestiegenen Rom den harten Nacken zu beugen. Um aber von dem ganzen Gedichte unsern Lesern einigen Begriff zu geben, wollen wir einen kurzen Auszug daraus abfassen, und hin und wieder etwas zur Probe einrücken, daraus man die Stärke seiner poetischen Schreibart erkennen wird.

Im I B. ermahnet **Siegmar**, der Cherusker Fürst, seinen Sohn **Hermann**, die Römer zu verlassen, und der Deutschen Freyheit zu retten. Er schicket ihn darauf zum Könige der Markomannen, **Marbod**, ihn zum Bündnisse einzuladen. Unterweges trifft er im Walde einen alten gallischen Druiden an, der vormals der Schlacht zwischen dem **Cäsar** und **Arioviſt** beygewohnet hatte; und ihm itzo zu diesem rühmlichen Vorhaben mehrern Muth machet: weil Rom in Wollüsten ersoffen, und in Sicherheit gerathen wäre. Eine Stelle von den Reden dieses Alten, mag zur Probe dienen; wiewohl alles schön ist.

Hermann, sagt er, jenes Wesen, das mein Mund nicht nennen kann,
Denn um es recht auszudrücken, treff ich keinen Namen an.
Jenes Wesen, das mein Geist zitternd und mit Ehrfurcht denket,
Jenes Wesen hat auch Rom, uns zu züchtigen, gelenket.
Schon in meiner zarten Jugend nahm ich Deutschlands Schlummer wahr ꝛc.

Wo ſich nun mein mattes Auge in der Zukunft nicht betrügt.
Prinz, ſo iſt auch Rom anjetzo, ſich zum Unglück eingewiegt.
Ja es nähert ſich ſein Fall. Prinz, es nähern ſich die Jahre,
Daß es, andern Reichen gleich, ſeines Glückes Ziel erfahre.
Reiche fallen, Arme ſteigen; alles hat einmal ſein Ziel:
Selber mit den größten Helden treibt der Himmel nur ſein Spiel.
Auch der Sperling, der dort fleucht und den unſer Pfeil erleget,
Rührt den Himmel eben ſo, als das Schwert, das Helden ſchläget,
Vögel, Thiere, Wild und Helden, alles kömmt aus einer Hand,
Und er hat um ſie zu bilden, gleiche Kunſt auch angewandt.
Jener Habicht, den das Blut von verhaßten Vögeln ſtillet,
Jener Wüthrich, deſſen Thron von der Bürger Blute quillet,
Beyde ſind in ſeinen Augen gleich verächtlich, und gleich klein,
Beyde werden mit einander einſt in finſtrer Erde ſeyn.

Im II und III Buche folget die Beſchreibung des prächtigen Hofes der Marcomannen; wo Gismund, als oberſter Staatsrath, des Königes Herz in Händen hatte; aber ein Söldner der Römer war, und alſo Hermanns Abſichten hintertrieb. Hier muß Hermann erzählen, in was für einem Zuſtande er Rom kennen lernen, als er unter dem Druſus gedienet; und Druſus ſelbſt wird auf eine ſehr vortheilhafte Art beſchrieben. Im IV Buche kömmt ein ſchönes Epiſodium, von Gismunds Tochter, Mathildis, die ſich in den Hermann bereits verliebet hatte, und durch deren Schönheit ihr Vater dieſen Helden zu fangen denkt. Er ſpricht unter andern zu ihr:

Gründe ſagen, die ich auf beyden Seiten finde, und die mich noch zweifelnd gemacht haben. Auf der einen Seite finde ich bey unſern beſten Scribenten, daß ſie den Artickel, und das Vorwort in der Zahl der Vielheit unterſcheiden, und bey jenen **den** und **der**; bey dieſen **denen** und **derer** ſchreiben; hierzu kommt noch, daß es ſcheinet, als ob man in der That den Unterſcheid nicht in Acht nehmen müſte, weil der Artickel überhaupt von Perſonen und Sachen; das Vorwort aber von gewiſſen und beſtimmten Sachen und Perſonen redet. Doch fehlet es auf der andern Seite nicht an Gegengründen, die mich bewegen könnten, ſowohl bey dem Artickel, als bey dem Vorworte **derer** und **denen** zu ſchreiben. Sie ſind ſtärker als die andern, damit die gemeine Art vertheidiget wird. Dem ohngeachtet habe der angeführten Urſache wegen niemals zeigen wollen, daß ich ſie vor wichtig halte. Sie ſind dieſe. Einmal fehlet es ebenfalls nicht an Scribenten, die allezeit **denen** und **derer** ſetzen, ſie mögen den Artickel oder das Vorwort haben. Was den nöthigen Unterſchied zwiſchen dem Artickel und dem Vorworte betrifft, daſſelbige iſt vielleicht deswegen nicht allzu wichtig, weil man ja aus der Stelle dieſer Wörterchen gar leicht ſchlieſſen kan, ob man das Vorwort oder den Artickel verſtehen müſſe. Hiernechſt iſt das vornehmſte, daß man den Artickel nach der Sprachkunſt allerdings nach denen caſibus verändern oder decliniren könne und müſſe. Da man nun nothwendig einen Unterſcheid unter der Zahl halten muß, die von einem handelt, und unter derjenigen, die von vielen redet; wenn man nicht den Accuſativum im Singulari mit dem Dativo in der Zahl der Vielheit vermiſchen oder ver-

Zwar sind dieß ganz andre Lehren, als du noch bisher gehört,
Und ich habe dich bis itzund nur gehorsam seyn gelehrt.
Deine Jugend ließ nicht zu, dir was größers zu entwerfen:
Aber itzt muß ich den Witz, Kind, zu deinem Nutzen schärfen.
Schönheit, Geist, Verstand und Gaben sind dir nicht umsonst ertheilt:
Glücklich ist, wer sie zum Glücke zu gebrauchen nicht verweilt.
Anders ist es, liebstes Kind, in der Laster Abgrund rennen,
Anders sich, und den Verstand mit Vernunft gebrauchen können.

Indessen gelinget, theils wegen Hermanns Unempfindlichkeit, theils wegen der Tugend der Tochter, dieß Vorhaben nicht: und diese wird von ihrem eigenen Vater jämmerlich ermordet. Im V. Buche wird die Zwietracht als eine Göttinn beschrieben, die den **Segesthes**, einen kattischen Fürsten aufmuntert, sich zum Varus ins Lager zu begeben, den Römern zu schmäucheln, und sich dadurch groß zu machen. Dieses thut er, wird wohl empfangen und bekömmt seine Tochter **Thusnelde**, nebst seinem Sohne **Sigmund**, die Varus als römische Geißel bey sich hatte, im Namen Augusts, wieder; mit dem Bedinge, daß er auch die übrigen deutschen Fürsten, sonderlich den **Siegmar** gewinnen, und den Römern treu machen solle: welches er verspricht. Hermann aber fraget, auf seines Gefährten **Brenno** Anrathen, die Deutsche Prophetinn **Velleda**, im Lande der Bruckterer um den Ausgang seines Vorhabens. Die Antwort fällt ganz vortheilhaft für ihn aus:

Fürst!

Fürſt! ach Fürſt, es fällt ein Heer von der Deutſchen tapfern Händen,
Dieſe werden manchen Geiſt zu den blaſſen Schatten ſenden.
O! ihr Götter! welch ein Sieger läßt ſich in dem Finſtern ſehn?
Scheint er nicht von Blute truncken auf den ſtolzen Feind zu gehn?
Scheint nicht ſein geſättigt Schwert, ſich ganz träg in Blut zu tauchen?
Scheint es nicht von Blute naß, wie ein Opferſtaal zu rauchen?
Reicht der Römer nicht beſtürzet die zerbrochnen Adler hin?
O wie ſehr ſind ſie gebeuget! wie fällt nicht der ſtolze Sinn!
Seh ich die Cherusker nicht in die blaſſen Römer dringen,
Und die breiten Schwerter froh in der Stolzen Lager ſchwingen?
Und wie heißt denn dieſer Sieger? ſollt es nicht mein Hermann ſeyn?
Wird nicht Deutſchland ihm noch ſpäte Weihrauch, Wunſch, und Opfer weihn?
Ja, er iſts! er wird es thun; er wird unſer Joch zerbrechen ꝛc.

Im VI Buche wird der geweihte Hayn beſchrieben, wo der alte Siegmar die deutſchen Schaaren verſammlete, und ſie ermunterte das Joch der Römer abzuwerfen. Der Anfang davon iſt ſo ſchön, daß wir ihn mitnehmen wollen:

An der Weſer Silberfluthen ſtund ein gottgeweihter Hayn:
Hier verehrten weiſe Barden ehrfurchtvoll das erſte Seyn,
Das ein unſchuldvoller Wahn unter tauſend Bildern ſuchet.
Solch ein Wahn, dem man allein aus verkehrtem Herzen fluchet.

Menschen können nicht ergründen, wer dieß All und uns
erschuff,
Aber auch der Wilden Ohren hören jedes Grases Ruff:
Es sey etwas in der Zeit einmal vor uns da gewesen,
Das den ganzen Stoff der Welt, und uns selbst zum Seyn
erlesen.

Hier kömmt nun Segesthes an, mit schmäuchelhaften Reden den Siegmar zur Ergebung an die Römer zu bereden: wird aber muthig und verächtlich abgewiesen; und, seiner Verrätherey zu steuren, beym Abschiede, auf Siegmars Befehl, von Edmund gefänglich eingezogen. Darüber kömmt Hermann im Lager an, billiget alles was Siegmar gethan, und übernimmt die völlige Befehlshaberschaft über das deutsche Heer. Im VII Buche tritt die Zwietracht mit ihrer Schwester der Rache, die ihren unterirdischen Thron verlassen, weil jene so stark auf den Boden getreten, daß die Hölle gekrachet, und der Grund ihres Reiches erschüttert worden, auf die Alpen; sieht mit Verdruß, daß ihr liebstes Werkzeug, Segesth gefangen ist, und ermuntert diese, ihr beyzustehen. Diese gehorchet, und wirft ihre Fackel in den Wald zwischen den beyden Heeren; trifft einen Hirsch, der schüchtern bey dem römischen Heere vorbey in den geweihten Hayn flieht. Ein Schwarm von Römern verfolgten ihn, und darüber entsteht mit den Deutschen, die solches nicht leiden wollen, ein blutiges Scharmützel; darinnen viele Römer auf dem Platze bleiben. Hermann stillet die unzeitige Wuth seiner Völker, und bezeiget sich gegen die verwundeten Römer sehr mitleidig. Als aber Varus durch ein Paar Abgeordnete

den

den Hermann darüber zur Rede ſetzen läßt, ſpricht unter andern **Tarpejus**, ein ſehr verwägner Mann, ſo zu ihm:

Was? brüllt jener, Hütt und Bäume biegen ſich, und rufen Was?
Was? brüllt er, ein nacktes Volk giebt den Siegern nun Geſetze?
Und befürchtet nicht, daß Rom ſeinen Sand mit Blute netze?
Seinen Sand, der nichts als Eicheln, und die dürrſte Nahrung zeugt? ꝛc.
Komm! und kannſt du unſern Schwertern ohne Furcht entgegen gehn,
Komm, und willſt du unſern Kriegern einſt das Blau' im Auge ſehn:
Gib nur Platz, beſtimm den Tag, und verſuche dir durch Waffen,
Aber nicht durch Trug und Liſt, über uns den Sieg zu ſchaffen.
Sonſt verlangen wir nichts weiter: Hermann ſey einmal ein Held.
Komm, verſuch uns zu beſiegen, uns, die Herrn der ganzen Welt ꝛc.
Höll und Himmel werden ſich wider deinen Trotz vereinen,
Und die ungebohrne Welt wird noch deinen Stolz beweinen.

Hermann, der dieſe ohnmachtvolle Wuth nur mit Lächeln anhöret, antwortet ihm folgender Geſtalt:

Freund, ſagt er, dein Zorn vermag nicht den Hermann aufzubringen,
Und ein nackter Deutſcher kann ſich, ſo wie ein Römer, zwingen.
Wiſſe dann! man muß nicht drohen, ehe man ſich rächen kann,
Und zufrüh entdeckte Rachgier locket nur die Rächer an.

Mit den Waffen in der Faust muß man seine Feinde schlagen:
Und bevor man strafen kann, nur den Zorn im Busen tragen.
Aber, weil du noch vom Bunde, und vom Friedensbruche sprichst,
Und durch dein entflammtes Drohen doch den Bund am ersten brichst,
So empfang hier Ring und Schmuck, die mich nur an Rom gebunden:
Ich zerreiße nun das Band, das man mir zur Schmach gewunden.
Geht! und bringt es eurem Varus, eurem Feldherrn treulich hin,
Sagt ihm, daß ich jetzt kein Römer, nein! ein freyer Deutscher bin.
Sagt ihm, daß ich keinen Trieb, als der Deutschen Freyheit kenne,
Und daß Hermann keinen Herr! als der ihn besieget, nenne.

Hierauf kommen im Lager der Deutschen die Schaaren der Catten und Chauzen, unter Rastolphs Anführung an. Im VIII Buche hält Varus Kriegsrath; und beschließt, daß Tarpejus bey Nacht durch eine auserlesene Mannschaft die Deutschen überfallen soll. Allein durch Hermanns Wachsamkeit mislingt ihnen dieser Anschlag; und Tarpejus selbst kömmt in einem hitzigen Gefechte, von Hermanns Händen um. Varus mustert hierauf sein Heer, und als er merket, daß durch seine vorige Gelindigkeit und Nachsicht die Kriegszucht sehr verfallen sey: so giebt er strengere Gesetze, und schafft alle Weichlichkeit und Wollust aus dem Lager. Dieses verursachet aber einen Aufstand; den er nur durch den Aufbruch, und Beziehung eines andern Lagers, wie ihm Marcus gerathen hat, zu däm-

dämpfen vermag. Eben dieſer Marcus wird zum Hermann abgeordnet, ihm friedliche Vorſchläge zu thun, die er aber herzhaft verwirft:

Marcus, ſagt er, eure Tugend kömmt vieleicht nunmehr zu ſpät,
Denn man ſpricht zu ſpät vom Frieden, wenn der Feind im Felde ſteht.
Dennoch lockt des Friedens Reiz, ja er lockt auch uns Barbaren,
Laßt nur euer redlich Herz ohne Hinterhalt erfahren.
Varus räumt Segeſthens Länder wieder ihrem Herren ein?
Sollt ein andrer, als Segeſthes, Herr von dieſen Ländern ſeyn? ꝛc.
Römer! nein, die nackten Deutſchen ſind nicht, wie vor dieſem, blind,
Und der Römer Räubereyen haben ihren Muth entzündt ꝛc.
Geh! und bringe dieſe Nachricht deinem Varus nun zurück,
Hermann wartet auf nichts weiter, als auf ſeiner Waffen Glück.
Will er aber dennoch uns Proben ſeiner Tugend geben:
Unſer Rhein, das iſt das Ziel! Dann wird Deutſchland ihn erheben.

Im IX Buche faßt Hermann den Vorſatz, die Römer mit voller Macht anzugreifen, und hier kömmt die ganze Schlachtordnung, die er machet, und das Verzeichniß ſeiner Völker, nebſt ihrer Art zu ſtreiten vor. Als Raſtolph die Anfrage thut, wer von beyden, er oder Hermann der Hauptanführer ſeyn ſoll? entſcheidet des Heeres Zuruf für den letztern. Dieſer ſtellet den Fürſten des Heeres Segeſthens Untreue vor, bittet aber ſeiner, um Thusneldens wegen, zu ſchonen. Dieſes wird bewilliget. Bey der Muſterung geht die leichte Reiterey voran: ſodann kommen Marſen und Frieſen von

der

der Nordsee her. Hierauf folgen Sachsen; die da wohnen

Wo das Meer der Elbe Fluthen in sein blaues Naß verschlingt,
Wo der rauchbedeckte Deutsche ein gesalznes Wasser trinkt ꝛc.

Ferner führet Siegmund tausend geharnischte Reiter; bey welchen sich auch Thusnelde befand.

Diese ritt: Auf ihren Waffen blitzt das allerreinste Gold,
Auf den Schultern hängt ein Köcher, den ihr Rom zur Pracht gezollt.
In dem Köcher klingt der Pfeil, und von ihrem goldnen Bogen,
Ist noch nie ein Pfeil umsonst, stets zum Tödten abgeflogen.
Ihre weichen Hände spielen mit den grimmen Waffen nur,
Und ihr Roß fleucht wie ein Vogel, kaum entdeckt man seine Spur.
Wölfe, Hauer, Bären hat ihr gewisser Spieß erleget,
Den sie itzt zur Pracht und Schlacht in den weißen Händen träget.
An den Waffen war kein Silber, Gold und seltnes Erzt gespart,
Nur zum Waffen hat Thusnelde Schmuck und Prangen aufbewahrt.
Uebrigens hat sie das Geld, als der Deutschen Gift, betrachtet,
Und noch nie nach Schmuck und Stein, unsrer Schönen Gott, geschmachtet.

Allein die Nacht vorher, entdecket ein entsetzliches Ungewitter dem Hermann den Anzug der Römer, die ihn überfallen wollen. Bey den lichten Blitzen sieht er sie kommen, und macht so gute Anstalten, daß er sie mit blutigen Köpfen zurück treibt.

Dieß

Dieß geschieht im X Buche; aber Segesthes, der seiner Gefangenschaft entkommen, und nun unter den Römern kämpfet, trachtet den Siegmar zu tödten, der neben Thusnelden, den Wall des deutschen Lagers schützet. Es gelingt ihm endlich; Siegmar fällt, aber Thusnelde verletzet, unwissend, daß es ihr eigner Vater ist, den Segesth selbst; welches sie aber herzlich bedauret, als sie ihn an seiner Stimme erkennet. Kurz, die Römer müssen sich mit großem Verluste zurück ziehen. Hermann stellt seinem Vater ein bewegliches Leichenbegängniß an. Die Barden besingen ihn in Liedern; alles ist voll Trauren, nur Segesth nicht, den man gefangen hat, und welchem Hermann um Thusneldens wegen das Leben schenckt. Die Deutschen aber brechen den nächsten Tag auf, die Römer in ihrem Lager anzugreifen. Dieß geschieht im XI Buche, aber mit großem Verluste, weil die Römer hinter ihren Verschanzungen unbezwinglich waren. Varus wird selbst von Thusneldens Pfeile ein wenig verletzet. Rastolph stund schon auf dem römischen Walle, und verwundet den trotzigen Quintus. Doch dieser raffet sich auf, und geräth an Thusnelden; die ihm aber herzhaft begegnet, und ihn in die Flucht bringt. Endlich führet Hermann seine Völker vom Feinde zurück, um sie folgendes Tages ins freye Feld zu locken. Im XII Buche erscheint der todte Siegmar seinem Sohne im Traume: er ermuntert ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, und verkündigt ihm den völligen Sieg. Mit Anbruche des Morgens rücket Varus aus sei-

nem Lager, in Meynung die den vorigen Tag geſchwächten Deutſchen völlig zu ſchlagen. Er macht ſeine Schlachtordnung, noch vor der Sonnen Aufgange. Aber die Deutſchen ſind ſchon munter, und ihr gräßliches Geſchrey bezeuget ihren Muth. Hermann und Raſtolph führen ſie an, Thusneldens Gegenwart aber ermuntert jenen noch mehr. Er danket dem Himmel, als er die römiſchen Adler im freyen Felde gewahr wird. Beyde Heere rücken zuſammen: und Varus erſchrickt, daß er die Deutſchen in ſolcher Ordnung erblicket: doch redet er ſeine Römer an, ihnen Muth zu machen. Hermann thut desgleichen, und die Schlacht geht an. Wuth und Morden ſtürzet viele zu Boden. Arons, der Römer Wahrſager, menget ſich ins Treffen; fällt aber von Thusneldens Händen. Quintus will den Hermann fällen, ſtirbt aber von ſeiner Hand. Varus verſetzt Thusnelden einen Streich, daß ihr Roß zu Boden ſinkt. Hermann ſpringt ihr zu Hülfe; und Varus weicht. Beyde Feldherren kämpfen, da indeſſen die Heere inne halten. Des Varus Schwert zerſpringt von einem Streiche Hermanns; und er fällt zu Boden. Hier ſtürzen die Römer wüthend auf die Deutſchen los. Varus ergreift verzweiflungsvoll die zerbrochene Klinge, und ſtößt ſie ſich in die Bruſt. Nun fliehen die Römer, und die Deutſchen metzeln hinter ihnen her. Ein deutſcher Soldat haut dem Varus den Kopf vom Rumpfe, und wirft ihn dem Hermann zu Füßen. Dieſer beſchenkt ihn mit dem vergüldten Helme: und ſchickt den Edmund mit dem

dem Kopfe zum Könige der Marcomannen, Marbod. Hier endet sich das ganze Gedicht mit den Zeilen:

Ach wo lebt nun wohl ein Hermann! holder Himmel, schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o so laß, meinen heißen Wunsch gelingen,
Und du Muse sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen.

Dieß ist nur ein magerer historischer Auszug; der alle die Schönheiten unmöglich fasset, die der Hr. Verfasser, als ein Dichter, der munter und edel denket, in der Ausführung angebracht. Wo bleiben alle die schönen Charaktere und Bilder, die er gemachet? Wo die edelmüthigen Gesinnungen seiner Helden? Wo die muthigen und feurigen Reden derselben? Wo ferner die schönen Betrachtungen und Gedanken, die der Dichter selbst hin und wieder einschaltet? Und wo endlich die angenehmen und nachdrücklichen Verse, womit er alles beschreibt? Alles dieses muß man bey ihm selbst nachlesen: so wird man dadurch völlig überführet werden, daß er den epischen Geist von der Natur erhalten, und von eben der Muse gereget werde, welche einen Homer und Virgil vormals beseelet hat: wie alle diejenigen gelehrten Leser gestehen werden, die mit diesem alten Dichter in genauerer Bekanntschaft stehen. Ueberall herrschet ein patriotischer Geist, der auf Deutschlands Ehre und Freyheit geht, den Aberglauben hasset, die wahre natürliche Religion hoch schätzet, die Keuschheit und Gerechtigkeit, Großmuth und Menschenliebe einschärfet: und kurz die Herzen seiner Leser mit den

wechseln will: So scheinet dieses kein geringer Beweis zu seyn, daß man auch im Plurali des Artickels derer und denen setzen, kurz, daß man allezeit derer und denen schreiben müsse, man möge den Artickel oder das Vorwort verstehen. Ich kan nicht wissen, wie viel Kraft die Gründe von der letztern Art bey andern haben werden. Doch wünsche ich, daß diese geringe Gedanken die Ehre haben mögen, geprüfet zu werden, denn ich hoffe dadurch zu erfahren, daß auch in diesem Stücke nur eine Art der Rechtschreibung die beste sey.

Antwort auf die vorhergehende Critik von den Wörtern Der Derer, Den Denen,

im Nahmen der Deutschen Gesellschaft abgefasset.

DEr gelehrte Hr. Verfasser setzt mit vielem Grunde bey seiner Critischen Arbeit zum voraus, daß eine Regel-mäßige Untersuchung unserer Landes-Sprache nicht unmöglich sey. Und es wäre zu wünschen, daß sich viele durch sein Exempel zu einer rühmlichen Nachfolge ermuntern liessen, und wie derselbe, die Wahrheit dieses Satzes durch ihre Bemühung bestätigen wollten. Man bekommt dadurch Gelegenheit einer Sache reifer nachzudenken, die Gründe jeder Meynung zu untersuchen, die vernünftigste zu wählen und dadurch nach und nach die Sprache der Deutschen zur Vollkommenheit zu bringen. Seine geschickte Ausführung hat zu nachfolgender Untersuchung Anlaß gegeben, ohne welche man schwerlich daran würde gedacht haben. Ob sie aber so gut, als die seinige gerathen ist, überlässet man dem Urtheil derer, welche davon zu urtheilen fähig sind.

richtigsten Empfindungen der Wahrheit und Tugend erfüllet. Dichter von solcher Art, sind einem Staate nützlicher, als viele denken; indem sie durch ihre Fabeln, die nützlichsten Lehrsätze ausbreiten; und die Dichtkunst wieder zu dem alten Grade ihrer Würde erheben, darum sie durch soviel üppige, schlüpfrige und niederträchtige Federn größtentheils, doch nur in den Augen derer gebracht worden, die den Misbrauch vom rechten Gebrauche der Poesie nicht zu unterscheiden wissen.

Druck und Kupferstiche sind übrigens so beschaffen, wie man sie aus der Werkstäte des Herrn Verlegers gewohnt ist, und wie sie einem so würdigen Werke Ehre machen können. Den Augenblick vernehmen wir, daß der Durchl. Landgraf den Herrn Verf. der Zueignungsschrift mit einem goldnen Schaupfennige, gegen die 50 Ducaten schwer, gnädigst beschenket habe.

* *

II.

Fortsetzung des Entwurfs eines neuen Lehrgebäudes der reinen Liebe.

5 § a)

Ich nehme hier als ungezweifelt die Wirklichkeit und die unendliche Vollkommenheit Gottes an, weil nach dem bisherigen Zustande der Wissenschaften und der menschlichen Erkenntniß kein Vernünftiger zu finden seyn wird, der solche ungewiß erkennen sollte. Es kömmt demnach demselben eine unumschränkte Erkenntniß seiner unend-

unendlichen Vollkoñenheit zu, und folglich auch eine Neigung die unendlich iſt § 3 h); er muß demnach eine unendliche Liebe gegen ſich empfinden § 4 d) e).

b) Weil die göttliche Vollkommenheit unendlich iſt, und dergeſtalt ſeiner göttlichen Liebe völlig gemäß iſt; ſo hat ſeine unendliche Liebe nicht nöthig, andere Liebenswürdigkeiten zu ſuchen: ſondern die göttliche Liebe und Liebenswürdigkeit ſind einander hinreichend, und iſt daher keine Unhinlänglichkeit in Anſehung derſelben bey Gott.

c) Die göttliche Liebe gegen ſich ſelbſt iſt keine U. L., ſondern ſie iſt unendlich rein: denn er liebet ſich nur wegen ſeiner Liebenswürdigkeit, und gar nicht wegen des Vergnügens, ſo mit und durch die Liebe erzeuget wird § 4 d) § 3 i) k).

d) Weil die Liebenswürdigkeit Gottes ſeiner Liebe hinlänglich iſt b), ſo iſt kein Grund vorhanden, warum er noch andere Gegenſtände ſuchen ſollte; folglich hatte daher die Liebe Gottes nicht nöthig, die Welt hervor zu bringen, damit deren Liebenswürdigkeit ihr hinlänglicher gemäß wäre, oder vermöge eines andern Grundes der U. E. L. wie h), wodurch die unendliche R. L. Gottes beflecket und unrein geworden wäre § 4 d).

e) Weil aber alle mögliche Dinge, in ſo fern ſie möglich ſind, eine mögliche Vollkommenheit in ſich faſſen müſſen; gleichwie auch alle wirkliche eine weſentliche haben: ſo mußten ſelbige bey Gott nothwendig eine Liebe erwecken § 4 b), nach der Größe ihrer Liebenswürdigkeit § 4 c): und dieſe konnte jenen nicht anders gemäß ſeyn, als daß ſie die erſte

wirklich machte, und die andern in ihrer Vollkommenheit, der sie fähig waren, erhielte. Dergestalt ist die R. L. Gottes die Ursache der Hervorbringung der Dinge und ihrer Erhaltung, die Liebenswürdigkeit derselben aber der göttliche Bewegungsgrund hierzu.

f) Eine Absicht nenne ich eine mögliche Vollkommenheit, welche ein verständig Ding vermöge seiner Freyheit wirklich zu machen suchet. Da nun bloß die mögliche Vollkommenheit der Dinge der göttliche Bewegungsgrund in ihrer Hervorbringung war, und er solchen nur der Vollkommenheit, vermöge seiner R. L. zu geben suchte, die sie als wirkliche haben konnten, so war die Absicht Gottes in Hervorbringung der Dinge ihre Vollkommenheit, die sie als wirkliche Dinge haben konnten; oder die Wirklichmachung der Dinge war nur allein die Absicht Gottes in Hervorbringung derselben c) d). Weil nun diese Absicht alle andere Absichten in sich fasset, welche Gott bey Hervorbringung eines jeden ins besondere gehabt, und man dergleichen Absicht den Endzweck nennet; so ist auch selbige der Endzweck Gottes in Hervorbringung der Dinge gewesen.

g) Man hat bisher die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, als dessen Endzweck, die Welt hervorzubringen, angenommen, und solches unumstößlich bewiesen geglaubet: Allein mich deucht, dieser Endzweck möchte der Herrlichkeit Gottes sehr nachtheilig seyn; und man hat vielmehr Ursache und Gründe, wie aus dem vorhergehenden erhellet, selbige auf die R. L. Gottes zu bauen. Dieser

Grund

Grund erhebet unendlich mehr; bey allen verständigen Geschöpfen, die Liebe, die Ehre, den Ruhm und Preis Gottes, mit einem Wort, die ganze Religion. Wir wollen annehmen, daß die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes dessen letzte Absicht in Hervorbringung der Welt gewesen; so hat sie Gott nicht hervorgebracht wegen ihrer Vollkommenheit; sondern daß durch sie, als in einem Spiegel, seine Herrlichkeit möchte offenbar werden, und also durch ein Verhältniß zu ihm selbst. Ist aber dieses nicht die U. E. L., welche allen rechtschaffenen Leuten verhaßt ist? Gott zeiget dadurch in der That eine Unzulänglichkeit bey sich selbst: gleichsam, als wenn seine Vollkommenheiten nicht hinreichend und vermögend genug gewesen wären, ihn zu vergnügen; (woferne er auch hätte darauf sehen können) und daß der Ruhm, der niemals durch seine Geschöpfe unendlich oder vollkommen werden, und also auch seinen Vollkommenheiten niemals genugsam werden kann, eine solche Sache in Ansehung seiner sey, die ihn in einen viel erhabnern Stand setzte, als er ohne solchen nicht seyn könnte.

Wenn Alexander der Große von einem einfältigen Bürger oder Soldaten, wegen seiner großen und wichtigen Unternehmungen wäre gelobet worden; und derselbe dabey geglaubet hätte, daß vernünftige Anwesende ihn deswegen empfindlich geurtheilet, oder sich überredet, daß ihm solches Lob angenehm sey: so würde er sich nicht wenig dieses Lobes geschämet haben, weil er ein sehr ehrgeiziger Herr war: denn er würde ein solches Lob sich sehr un-

anständig und unvollkommen erkannt haben; indem solcher Redner Unfähigkeit die Größe seiner Vollkommenheiten bey weitem nicht erreichen konnte, und die Empfindlichkeit hierüber eine Schwäche und Niederträchtigkeit seines Gemüths würde verrathen haben, wenn er sich über ein so unvollkommen Lob vergnügen können. Aber ich glaube dennoch, der einfältige Bauer oder Soldat hätte Alexander den Großen mehr und würdiger loben und ehren können, als auch das alleredelste Geschöpf Gott verehren kann: Weil zwischen der Vollkommenheit Gottes und des Geschöpfes kein Verhältniß, aber zwischen der Vollkommenheit Alexanders und des einfältigen Soldaten nur ein menschlicher Unterschied ist. Es würde daher dem Allerhöchsten eine Unvollkommenheit zuwachsen, indem man ihm zueignen wollte: er wäre so begierig nach einer so unvollkommenen und ihm ganz unwürdigen und unanständigen Ehre, der sich ein erhabner Mensch schämet.

Der Herr B. v. Wolf wollen das Gegentheil behaupten § 1045 G. W. Man sieht aber, daß solches auf die E. L. gebauet ist, als wenn der Grund der Absicht nothwendig in Gott, und nicht außer ihm könnte gesuchet werden; oder fremde Vollkommenheiten nicht zu einer Absicht geschickt wären, wovon nur hier das Gegentheil einigermaßen aus § 3. 4. kann geurtheilet werden. Ich will mich hier mit Widerlegung dieses Beweises nicht aufhalten, welches aber im 2ten Theil geschehen wird.

b) Ueber-

h) Ueberhaupt ist die Liebe der Grund aller Handlungen, die auf einer Selbstbestimmung oder einer Freyheit beruhen, wie solches nur hier §. 10 n, erhellen wird. Es ist also bey Gott die U. E. L. der Grund seiner Handlungen, oder es ist solches die R. L. desselben. Im ersten Falle würde Gott dergestalt wider die Natur der Dinge handeln, in soferne er nicht bis zu der Quelle derselben gienge, sondern die Wirkungen für die Ursache hielte. Die Vollkommenheit der Dinge wäre also nicht der göttliche Bewegungsgrund, und auch nicht einmal das Vergnügen, welches er darüber empfinden würde: welches doch die Eigenschaft der U. E. L. ist, sondern es wäre eine Begierde, seine unendliche Größe und Herrlichkeit zu zeigen, wo sie doch nicht gehörig und vollkommen erkannt werden könnte: dieses würde seiner U. E. L. noch mehr Unreinigkeit zueignen, als wenn der Bewegungsgrund das Vergnügen wäre, und zwar durch einen höhern Grad eines unvollkommenen Eigennutzes. Man würde sagen können, Gott suchte sein Vergnügen an dem Dunste, und nicht an der Sache selbst; indem der Ruhm den ersten und vortrefflichen Handlungen der andern gliche. Auf solche Weise würde ein wahrhaftig ehrbarer Mann sehr weit über das höchste Wesen in seinen Neigungen und in seinen Absichten erhaben seyn. Weil nun Gott unmöglich eine U. E. L. zugeeignet werden kann, weil sie wider die Natur der verständigen Dinge § 3. 4, auch der göttlichen Natur ganz entgegen ist b) c) d); so muß folglich nothwendig der Grund der Schöpfung in der R. L. Gottes zu suchen seyn.

Wenn ein Regent seinen Staats- und Kriegsbedienten bey ihrer Bestallung ausdrücklich sagte: wir geben euch diese Aemter, Ehre und diesen ansehnlichen Unterhalt, damit ihr uns ehren, unser und unsers Staats Bestes auf das fleißigste befördern möget. Wir haben euch besonders dazu ausersehen, weil wir euch dazu am geschicktesten befunden ꝛc. Ein moralischer Edelmann § 12 e) würde gewiß ein schlecht Urtheil von einem solchen Herrn fällen. Wenn aber ein Regent allezeit seinen Staats- und Kriegsbedienten bey ihrer Bestallung sagte: Eure Verdienste, eure Tugend und Tapferkeit ꝛc. bewegen uns, euch diese ansehnliche Oerter anzuvertrauen, und wir finden in nichts ein Vergnügen, als gegen solche Personen, welche sich selbige zugeeignet, unsere Hochachtung und Liebe öffentlich an Tag zu legen, und den Fähigkeiten derselben unsere königliche Gnade ꝛc. bey aller Gelegenheit sehen zu lassen. Ich sage diese Rede, welche aus einem viel höhern und einem Könige anständigern Tone klinget, würde auch viel schönere und größere Wirkungen als jene thun. Ein moralischer Edelmann würde daraus sehen, daß er einen Herrn habe, der wahre Ehre liebe, und ihn aus dieser Absicht zu diesem Amte berufe. Er wird dadurch aufgemuntert werden, nach mehrern Verdiensten zu streben. Die Ehre, welche der Herr von seinem Bedienten haben würde, würde eine wahre Ehre seyn, und unvergleichlich vollkommener, als des ersten, welcher sich solche ausdrücklich vorbehalten ꝛc.

Da man nun in der ehrbaren Welt ein schlechtes Urtheil von einem nach Ehre und Ruhm begierigen und in sich selbst verliebten Könige fället: so kann es nicht anders, als noch viel schlechter für den allerhöchsten König ausfallen, und würde daher selbige ihrer noch unendlich unwürdiger seyn, als seine Hoheit über die Hoheit eines Menschenkönniges erhaben ist.

Man darf nicht meynen, weil Gott allmächtig ist, und alles von ihm herrühret, daß er auch thun und lassen könnte, recht und unrecht machen, was er wollte. Dieses würde ein sehr unvernünftiges Urtheil seyn, und könnte sicherlich in keiner Welt, als in Schlaraffenland, oder nur in dem Gehirne eines Schlaraffenländers, wo etwas ohne Grund geschehen kann, statt finden. Seine unendliche Weisheit erkennet nothwendig ihre Gesetze, und alle andere Weisheit muß sich solchem unterwerfen. Was uns die wahre Vernunft lehret, das muß nothwendig der göttlichen höchsten Vernunft nicht widersprechen, sondern ebenfalls so übereinstimmend mit selbiger seyn. Was also bey den elenden Menschen verwerflich ist, das muß auch bey der allerhöchsten Vernunft um so viel mehr verwerflich seyn.

Die Eitelkeit der für wahr gehaltenen Ehr- und Ruhmbegierde wird deutlich genug im Werke, als auch dessen K. E. dargethan werden. Ich beweise daselbst, daß die wahre Ehr- und Ruhmbegierde bey einem verständigen Geschöpfe in einem äußersten Bestreben, andere in der Liebe Gottes und des

Näch-

Nächsten zu übertreffen, bestehen müsse: daß also die Gerechtigkeit der Grund der wahren Ehre, die R. L. oder die wahre Weisheit, die reinen Quellen der Gerechtigkeit sind, und ohne diese dergestalt keine wahre Ehre erhalten, oder gesuchet werden könnte. Dergestalt ist auch die göttliche unendliche Gerechtigkeit der wahre Grund der göttlichen Ehre, und diese muß daher auch nothwendig aus einer unendlich R. L. quellen. Es besteht also die wahre Ehre Gottes darinnen, daß er sich selbst über alles, und alles übrige nach seiner Ordnung liebet; daher hat er alles mögliche Lieben, und das Bestreben der Liebe, die Gegenstände zu ihrer möglichen Vollkommenheit zu bringen, hat ihn auch bestimmen müssen, solche zu schaffen und hervorzubringen.

i) Wenn Gott zuweilen, ja oft dem jüdischen Volke durch Mosen und die Propheten zu verstehen geben läßt, daß er einen so großen Eifer und Geneigtheit über und zu seiner Verehrung habe: so hat er hier keinen Weltweisen abgeben wollen. Er hat nur durch seine Offenbarung das zeitliche und ewige Wohl dieses Volkes gesuchet. Da sich Gott so eifrig über und zu seiner Verehrung bezeigte: so prägte er diesem Volke mehr seinen Dienst ein, als wenn er ihnen von der R. L. welche ganz gleichgültig in Ansehung jener ist, geredet haben würde. Dieses Volk, das noch so unwissend war, würde diese schöne Lehre für Gehirndinge und leere Einbildungen, und Mosen und die Propheten für Wahnsinnige gehalten haben.

Der

Der Unterschied der Quacker unter dem Liebes- und Zwangs-Regimente ist ganz vernünftig. Ein guter Regent, wenn er nur rechtschaffene Bürger zu beherrschen hätte, würde sich aus dem letztern eine wahre, ja die gröste Schande machen: aber weil der mehreste Theil der Unterthanen Schelmen und Bärnhäuter sind § 12 c), so muß er sich desselben nothwendig bedienen. Wenn ein solcher Regent, so groß und mächtig er auch seyn möchte, seinem Volke von nichts anders, als von seiner Liebe vorredete: was für Ehrfurcht und Gehorsam, ohne welchen doch das gemeine Wesen nicht kann regieret und das gemeine Beste desselben erhalten werden, würde er sich von solchen zu versprechen haben? Sein Staat würde nicht einen Tag dauren. Aber wenn er sehen läßt, daß er eifersüchtig wegen seines Respects, und daß er allen Ungehorsam auf das schärfste zu strafen geneigt sey: so erhält er das gemeine Beste, und dieses ist derjenige Bewegungsgrund bey demselben, daß er seinem Volk dergestalt ihn zu ehren und ihm zu gehorsamen einpräget.

Der Bischof von Meaux, M. Bossuet, ein Mann den ganz Frankreich und das ganze Pabstthum für einen der grösten und gelehrtesten hielt, nebst noch vielen andern Erz- und Bischöfen, war nicht fähig, die reinen und göttlichen Lehren der R. L. des Erzbischofs von Cambray, Hrn. Fenelons, ob sie wohl nicht aus der Vernunft, sondern nur durch die Urtheile heiliger und anderer großen Männer der Kirche behauptet wurden, auch bey weitem nicht so weit giengen,

Es hat der Herr Verfasser seine Untersuchung gleichsam in zwey Abschnitte eingetheilet. Der erste handelt von dem Vorworte; der andre von dem Artickel: In beyden aber suchet derselbe zu behaupten, daß man derer, denen, und nicht der, den schreiben müsse. In dem ersten Puncte ist man vollkommen mit ihm einig; und unsere Gesellschaft erkennet sich ihm verbunden, daß derselbe durch seine angeführten Gründe sie in ihrer Meynung hat bestärken wollen. Bey dem andern aber finden sich einige Zweifel, warum man desselben Meynung noch nicht beytreten kan. Der Herr Verfasser beruffet sich erstlich auf den Gebrauch: Alsdann wird zum Grunde gesetzt, daß man den Artickel durch die Fälle verändern könne und müsse. Den ersten Grund hat es ihm selbst zu wiederlegen beliebet; indem er zugestehet, daß die besten Scribenten den Artickel von dem Vorworte unterscheiden, und bey jenem in der Zahl der Vielheit der, den, bey diesem derer, denen schreiben. Man gestehet zu, daß es auch Deutsche Scribenten giebt, welche wegen der Reinigkeit des Ausdrucks Hochachtung verdienen, und doch durch ihr Beyspiel das Gegentheil lehren. Meistens aber werden es Poeten seyn, bey denen man öfters was entschuldigen und ein kleines Versehen dem gebundenen Sylben-Masse zuschreiben muß, ob es gleich in der Prosaischen Schreibart unangenehm klingen möchte. Sonsten scheinet es, als ob diese Meynung mehr als jene von der Gewohnheit unterstützet würde. Lutherus hat in der verdeutschten Bibel den Unterscheid zwischen dem Vorworte und dem Artickel allezeit beobachtet. Man hat diese Rechtschreibung bisher in allen Nachdrucken sorgfältig beybehalten, und dadurch diesen

giengen, als mein Vorhaben geht; indem daselbst nur die R. L. der Geschöpfe gegen Gott erfodert wird, zu begreifen. Sie hielten selbige für eine Geburt einer erhabenen Einbildungskraft: aber was würden nun diese Lehren, wie ich sie behaupten werde, nicht für Gedanken in dem Gehirne eines so niederträchtigen und einfältigen Volkes, nach den damaligen Zeiten, erreget haben? Man kann auch dergestalt diese Lehren nicht verwerfen, weil sie scheinen dem götttlichen Worte entgegen zu seyn. Man kann z. E. nehmen, da Josua der Sonne stille zu stehen geboth. Würde aber jetzo ein Vernünftiger deswegen die Bewegung der Sonne um die Erde glauben? Er glaubet vielmehr, daß Josua kein Naturverständiger gewesen, und daß er durch dieses Wunderwerk nichts gesucht habe, als den Feind verfolgen zu können.

§ 6 a) Die R. L. richtet sich nach der Grösse der Liebenswürdigkeit des Gegenstandes § 4 a): Da nun Gott eine unendliche Liebenswürdigkeit besitzet § 5 a) b); so folget, daß derselbe auch bey den verständigen Geschöpfen, wenn es möglich, eine unendliche R. L. erhalten sollte: Weil aber dieses wegen ihrer Endlichkeit nicht möglich ist; so sind ihn selbige über alles, oder über alle Dinge reinlich zu lieben verpflichtet.

b) In der göttlichen Liebenswürdigkeit ist vor andern Vollkommenheiten die R. L. Gottes erhaben: als die einige Ursache, welche ihn die Liebenswürdigkeit aller Dinge als wirklich hat hervorbringen lassen. Diese göttliche Güte, so rein als sie ist,

muß

muß um desto mehr die N. L. der Geschöpfe gegen ihren Schöpfer entzünden und erregen, je mehr die göttliche Güte rein, und je weniger selbige von einigem Eigennutze verunreiniget ist. Wenn wir also Gott um der Wohlthaten, die wir bereits von ihm empfangen haben, oder in Zukunft noch von ihm erwarten, wahrhaftig und reinlich lieben wollen: so dürfen solche gar keine Bewegungsgründe unserer Liebe seyn, sondern wir müssen sie bloß betrachten als Werke und Wirkungen seiner Vollkommenheit; gleichwie, wenn wir sehen, daß ein vortrefflicher Mann einem Bedürftigen nach seinen Verdiensten Wohlthaten erzeiget, bey uns eine Liebe und Hochachtung gegen denselben entsteht, indem wir die Größe seines Gemüths durch seine Handlungen erkennen, ob sie gleich kein Verhältniß zu uns selbst haben. Lieben wir aber Gott wegen der Wohlthaten, indem wir solche in Verhältniß zu uns selbst betrachten: so lieben wir nicht Gott, sondern wir lieben uns selbst, weil wir ihn um unserthalben lieben, und dergestalt fallen wir in die U. L.

Wenn Gott die Welt hervorgebracht hätte, in Absicht seine Herrlichkeit zu offenbaren: so würde sich die Liebe und die Erkenntlichkeit der Geschöpfe nicht weiter erstrecken können, als die Wohlthaten, die ihnen durch die Hervorbringung erwiesen worden, ꝛc. erfoderten. Da nun aber die Geschöpfe derselben nur in gewissen Graden fähig sind: so würde die Liebe zu Gott, wenn sie ihr rechtes Maaß haben sollte, nicht größer seyn und

gefodert werden können: und durch die Verehrung, welche man Gott erzeigte, würde man ihm seine Güte bezahlen; dergestalt würde keine Pflicht, die wir Gott schuldig sind, unendlich seyn.

Man mag gedachte Absicht, welche Gott unrecht zugeeignet worden, betrachten von welcher Seite man will: so wird man sie einer vollkommenen Moral und den göttlichen Vollkommenheiten selbst widersprechend befinden. Würde nicht ein jeder Vernünftiger glauben, daß er die Wohlthaten eines Menschen genugsam bezahlet habe, durch Loben und Rühmen derselben, der sie ihm nur aus einer eiteln Ruhmbegierde erwiesen? Zu nichts mehr würde man sich verbindlich erachten.

Die Fortsetzung folget künftig.

* *

III.

Geschichte der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinn zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten sind, mit vielen Kupfern. Aus dem Französischen übersetzt von Louisen Adelg. Victor. Gottschedinn. VI Theil. Leipzig verlegts Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien 1751, gr. 8vo 30 Bogen.

Wir haben hiermit das Vergnügen den VI und letzten Band dieser Geschichte anzukündigen, den

den die berühmte Frau Professor Gottschedinn diese Messe fertig geliefert hat: und auf welchen nunmehr die so genannten Memoires, oder eigenen und ausführlichen Abhandlungen, der Mitglieder der pariſiſchen Akademie der schönen Wissenschaften, folgen werden. Sind die vorigen Bände derselben beträchtlich, voll auserlesener Gelehrsamkeit, und angenehm gewesen: so wird sich gewiß dieser Band in eben dem Ansehen zu erhalten wissen. Es liefert uns derselbe abermal XXX anmuthige Auszüge aus den Schriften der gelehrtesten Mitglieder gedachter Akademie, eines Abtes **Varry, Montfaucons, Blanchards**, Abts **Souchay, Mahudels**, de la **Barre, Lancelots**, Abts du **Resnel, Gedoyns, Racinens**, Marquis **Maffei**, Abtes **Fontenü**, Abtes **Baniers**, Präsidenten **Bouhiers**, Freyh. de la **Bastie**, Marquis von **Caumont**, Präsid. **Bons**, von **Boze**, von **Valois**, Abtes **Geinoz**, u. a. m. Und wir bemerken abermal, daß die Frau Uebersetzerinn, alle diese Schriften nach der Zeitordnung, darinn sie in der Akademie vorgelesen worden, gestellet: welches nicht nur der Historie gemäß ist, sondern zugleich eine angenehme Abwechselung in die Materien bringt.

Den Anfang machet, auch hier, wie in den vorigen Theilen, die fortgesetzte Geschichte der in der Akademie vorgefallenen Veränderungen. Man liest hier, wer in den Jahren 1734. 35. 36. und 1737 die Preise davon getragen, die der Herr von Noinville gestiftet hatte, und was für Aufgaben sie betroffen haben. Die erste war der Zustand der

Wissenschaften in der ganzen französischen Monarchie unter der Regierung Karls des Großen: der zweyte, wie weit die Alten ihre geographische Kenntniß zur Zeit Alexanders des Großen getrieben; die dritte: welches die gemeinschaftlichen Gesetze des hellenistischen Staates gewesen; und endlich die vierte betraf den Zustand der Wissenschaften in Frankreich, vom Tode Karls des Großen, bis auf den Tod König Roberts. Weil nun diese Aufgaben sehr gute Schriften zuwege gebracht, so hat die Akademie beschlossen sie zusammen herauszugeben; und als eine Zugabe ihrer ausführlichen Schriften ansehen zu lassen. Bis 1736 hat der Herzog von Antin die Oberaufsicht über die Akademie gehabt: nach dessen Tode bekam sie der Graf von Maurepas; um welchen sie den König selbst anflehete. Und dieser setzte ihnen gleich anstatt eines bloßen Zeichners den berühmten Künstler von Boullongne.

An neuen Mitgliedern hat die Akademie 1734 den Marquis Maffei bekommen. Im 1735sten bekam des Abts Vertots Stelle Herr Fourmont, und dessen seine, Abt Geinoz. Im 1736sten und 1737 giengen eben solche Veränderungen vor, und der Bischof von Castres, und Herr D. Iselin zu Basel starben. ꝛc. ꝛc.

Gleich anfangs liest man eine gelehrte Zwistigkeit zwischen dem Herrn Abte **Vatry**, und dem Abte **Gedoyn**, wegen der Uebersetzungen. Der erste, behauptet, daß die Uebersetzungen der Aufnahme der Wissenschaften geschadet, weit gefehlet, daß sie dieselbe befördert hätten. Diese

Meynung sah der Abt Gedoyn für eine gefährliche Neuerung an, und zeigte daher in einer Abhandlung den großen Nutzen der Uebersetzungen. Huetius in seinem Buche de claris Interpretibus hatte sich beynahe für den erstern erkläret: und dieser läugnet zwar nicht, daß man schöne Uebersetzungen der Alten fast mit eben dem Vergnügen läse, als die Originale selbst: allein, er meynet doch, diese Uebersetzungen hätten Schuld, daß man die Originale vernachläßiget hätte. Die Gründe werden von dem Gegentheile erwogen und gründlich beantwortet: wozu denn die Frau Uebersetzerinn durch ihre beygefügten Anmerkungen das Ihrige auch beyträgt. Dieser ganze Streit ist sehr angenehm zu lesen, weil viel schöne Betrachtungen über die Alten und Neuern, die Sprachen, Dichtkunst, u. a. m. darinnen angestellet werden.

Hierauf folgt eine Streitigkeit **Montfaucons** mit dem **Gronov**, über eine Stelle im **Herodot**, wo er von Libyen redet, und das Wort ἀκατα-ψηφία brauchet.

Des Abts **Blanchards** Abhandlung von den Seeräubern, oder Piraten bey den Alten, ist nicht minder lesenswürdig; als:

Des Abtes **Souchay** Untersuchung einer Stelle im Cicero, wo das bekannte abiit, excessit, evasit, erupit! vorkömmt. Dieses hatte der Abt Gedoyn für eine kalte Tautologie ausgegeben. Es wird aber hier ausführlich gerettet, und als eine nachdrückliche Steigerung (gradatio) angepriesen.

Herrn **Mabudels** Abhandlung von den vermeynten Donnerkeilen, widerleget das Vorurtheil,

wegen dieser Steine, das schon bey den Griechen geherrschet, als ob sie im Donner herunter fielen. Sie sind dreyerley; hier aber wird nur von denen gehandelt, die von Menschenhänden gebildet worden, und im fernesten Alterthume, als man noch keine Metalle hatte, statt der Beile, Aexte und Streitkolben gedienet haben: wie ihre Figur im Kupfer sattsam zeiget. Hier kommen viel artige Dinge von dem Gebrauche der Steine bey den Alten vor.

Auf des Hrn. de la Barre Verbesserung dreyer Stellen im Herodot folget des Herrn Lancelots Nachricht von dem Leben und den Werken des Präsidenten Boissieu; der schon vor mehr als 100 Jahren gelebet hat, und von einem gewissen Chorier 1680 sehr schlecht beschrieben worden.

Herr de la Barre erkläret abermal ein paar Stellen im Festus, die den Werth und Unterschied der Talente bey den Euböern und Athenienſern betreffen, und in den Verstand vieler andern Schriftsteller einen großen Einfluß haben: und

Herr Abt du Resnel, handelt von den Verrichtungen und Vorrechten der Bothschafter bey den Alten. Hier sieht man, wie heilig bey den ältesten Völkern, die Personen der Gesandten, auch in Kriegszeiten gehalten worden: und Homer, Thucydides, Polybius und Livius, bestätigen solches zur Gnüge.

Nun folgen des Abts Gedoyn Gedanken vom Horaz. Dieser Dichter hat an demselben einen vollkommenen Bewundrer und Lobredner gefunden. Es fehlt nicht viel, daß er ihn nicht gar zum Heili-

gen

gen machet, so rein und vortrefflich kömmt ihm desselben Sittenlehre vor. Denn er will ihn weder als ein Dichter, noch als ein Sprachlehrer; sondern bloß als ein Mensch, den wahre Schönheiten rühren, betrachten. Diejenige Eigenschaft also, womit sich Horaz am meisten breit machte, daß er nämlich der erste lyrische Dichter bey den Römern wäre, macht gerade den kleinsten Vorzug bey ihm aus. Die lyrische Dichtkunst der Alten macht sehr wenig Eindruck bey uns; das macht, wir lernen in der Jugend kaum die Hexameter und Pentameter recht lesen; die Oden aber können wir, wegen des unbekannten Sylbenmaaßes, gar nicht liebgewinnen. Er bewundert aber am Horaz, und das zwar mit gutem Grunde, die mannigfaltigen Charactere seiner Schreibart. Denn weitgefehlet, daß er allezeit in seinen Oden mit dem **Pindar** über die Wolken geflogen seyn sollte; so sehen wir zwar, sagt er, „daß jene sehr edel und erhaben, „andre sehr lustig und scherzhaft, noch andre mo„ralisch und ernsthaft, und einige sogar ungekün„stelt sind, daß diejenigen Schriftsteller, die nur das „glänzende lieben, dieselben eben so verachten wür„den, wie sie ein Stück vom **Pelisson** verachten, „so schätzbar und gut geschrieben es auch ist.„ Und bald darnach heißt es: „Da also **Horaz** nur in „seinen Oden ein Dichter ist, und nach seinem eige„nen Geständnisse, seine andre Schriften, bis auf „das Sylbenmaaß, fast ganz prosaisch sind: so sol„get daraus, daß wir sie heute zu Tage bloß der „Gedanken, und des Ausdruckes wegen lesen „.

Man findet in ihm alle Arten des Witzes, und der Charactere; bald genau, und gedrungen, wenn er viel mit wenig Worten sagt, und NB. nichts minder deutlich bleibt:

Damnosa quid non imminuit dies?
Aetas parentum, pejor Avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Bald reich und überflüssig. Da belustiget er sich mit lachenden und zierlichen Beschreibungen, wie in der Ode Beatus ille, qui procul negotiis. Bald erhebet er die niedrigsten Gegenstände, durch solche treffliche und richtige Ausdrücke, wie in der Fabel von der Stadt- und Feldmaus ꝛc. Ist aber die Rede von zärtlichern Gegenständen, so weis er ihnen alle Anmuth zu ertheilen, und malet sie mit feinen Zügen z. E.

Quem si puellarum insereres choro etc.

Aus dieser Vermischung der Charactere nun entsteht die ungemeine Lebhaftigkeit, die seine Gedichte so reizend machet ꝛc. So urtheilet Abt **Gedoyn**, und das mögen sich diejenigen Kritikaster merken, die allenthalben einerley gedrungene, strotzende und stolpernde Verse von einem Dichter fodern: hergegen alles anmuthige und leichtfließende für Gedankenleer erklären: welches oft mehr Mühe gekostet, als die ungehobelten und knasternden Gedichte ihrer vermeynten poetischen Halbgötter.

Als nun Herr Abt **Gedoyn** seinen **Horaz** dergestalt herausgestrichen, und den Schluß damit gemachet hatte: **Welch ein angenehmer Dich-**

ter

ter ist nicht Horaz, und wie Schade ist es, daß man ihn nicht mehr liest! kam in wenig Tagen Hr. Maureau von Maurour, und behauptete gerade das Gegentheil: daß nämlich Horaz weit mehr, als alle andre Dichter, gedruckt, aufgelegt, erkläret und gelesen würde. Er zeiget ferner, daß Horaz eher ein guter Schmausbruder, und Weiberknecht, als ein strenger Weltweiser gewesen: wie seine Liebe zum Weine, und so vielen Leuconoen, Lydien, Glyceren, Chloen, Neären, Pyrrhen, Galateen, Phyllissen, Lycen u. a. m. sattsam beweisen. Ja zuweilen ist er in seinen Ausdrücken so frey, daß er auch ins cynische fällt; daher selbst Dacier, der ihn sonst so erhebt, bey der II Satire gestehen muß: er kenne den Horaz nicht mehr, und er müsse trunken gewesen seyn, als er sie geschrieben.

Alles dieses ist nun sowohl gegründet, daß wir uns nicht sattsam wundern können, wenn manche gelehrte Leute mit dem Horaz einen solchen Aberglauben treiben, daß sie ihn allen jungen Leuten anpreisen, ihn auswendig lernen lassen, und kurz, einen rechten Mode- und Taschenpoeten aus ihm machen wollen, den man bey allen Gelegenheiten, auf eine recht schulfüchsische Art ins Spiel mischen müsse.

Hierauf folget Blanchards Abhandlung von magischen Beschwerungen, Racinens Abhandlung von Lehrgedichten, die sehr schön ist; Blanchard von der Seele der Welt, nach den Meynungen der Alten; des Marquis Maffei, Erklärung der

ſen Gebrauch bey nahe allgemein gemacht. Es iſt unnöthig, deswegen viele Stellen anzuführen; da uns alle Blätter davon überzeugen. Im 6. Cap. Joh. v. 11. heiſt es: JEſus gab die Brodte den Jüngern; die Jünger aber denen, die ſich gelagert hatten: Und im 9. v. des 22. Cap. der Offenbahrung ſtehet: Ich bin dein Mitknecht und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die da halten die Worte dieſes Buchs. Man hält die Deutſche Bibel mit Grunde vor einen Autorem Claſſicum. Und weil dieſer Unterſcheid in ſo viel Auflagen bemerket wird, ſo trägt man Bedenken, ohne ſattſame Gründe dieſen allgemeinen Gebrauch zu verlaſſen. Und hieraus wird man auch ſonder Zweifel die Veränderung des Artickels durch die Fälle beurtheilen müſſen. Die Deutſchen Declinationen ſind überhaupt noch nicht durch richtige Regeln ſo beſtimmet, daß man ſicher darauf bauen könnte. Man muß der Gewohnheit folgen, wo es an allgemeinen Regeln mangelt. Diejenigen aber haben dieſen Grund vor ſich, welche in der Zahl der Vielheit den Artickel der und den verändern. Es wäre beſſer, wenn auch der Artickel alle Fälle deutlich anzeigte: Allein, was der Gebrauch einmal eingeführet hat, das iſt ſchwer zu ändern. Uberdieſes würde eine Zweydeutigkeit unter dem Artickel und Vorworte entſtehen, wenn man auf dieſe Art, wie der Herr Verfaſſer behauptet, die Fälle in der Zahl der Einheit von denen, in der Zahl der Vielheit unterſcheiden wollte. Es iſt wahr, daß man aus der Wortfügung leicht ſchlieſſen kan, ob man das Vorwort, oder den Artickel verſtehen müſſe. Doch wird man noch mit weit weniger Mühe aus dem Nahmen oder Nennworte, bey welchem der Artickel allezeit ſtehet, urtheilen können, ob von vielen

Wörter, Nama Sebesio, auf einen alten geschnittenen Marmor; des Abts Gedoyn Abhandlung, ob die Alten gelehrter gewesen, als die Neuern, und wie man beyder Verdienste auf den wahren Werth setzen könne. Alles, was von dieser Materie vor jenen vierzig Jahren in Frankreich für und wider die Alten gesaget worden, wird hier mit so vieler Deutlichkeit auseinander gesetzet, und so gründlich entschieden, daß man nichts weiter davon verlangen kann. Den Alten und Neuern wird ihr gehöriger Werth bestimmet; sie bleiben beyde in gewissen Stücken schätzbar, und dörfen einander nicht verachten. Doch hat der Herr Verfasser gewisse besondre Meynungen. Z. E. wenn er behauptet, die Franzosen könnten in ihrer Sprache weder Heldengedichte, noch Trauer- und Lustspiele machen: weil sie das Sylbenmaaß der Alten nicht hätten, und ihre Reime solchen Abgang gar nicht ersetzeten, ja vielmehr alles verderbten. Die Frau Uebersetzerinn hat daher Gelegenheit genommen, in einigen Anmerkungen verschiedenes dagegen zu erinnern; und das Gegentheil zu zeigen. Aber von der Oper ist der Herr Abt Gedoyn, aller vernünftigen Leute Meynung, daß sie nämlich ein sehr widersinnisches, und für die Sitten eines Staates schädliches Schauspiel sey; wie er auch seinen Landsleuten darinn widerspricht; daß sie behaupten wollen: Carresius habe die Welt erst recht denken gelehret.

Der Abt Fontenü machet ferner eine historische Beschreibung von dem Flusse Loiret, im Orleanischen:

ſchen: der Abt **Vatry** erkläret eine Stelle in des **Iſokrates** äginetiſcher Rede: der Abt **Banier** ſtellet Betrachtungen über die Mythologie an, die gewiß ſehr vernünftig ſind; indem er nicht alles über einen Leiſten ſchlägt, oder alle Götter der Heyden aus einerley Quelle, ſondern aus verſchiedenen herleitet. Der Präſident **Bouhier** eröffnet ſeine Gedanken über zwo griechiſche Münzen; darüber ihm Herr von **Boze** Einwürfe machet. Der Freyherr **de la Baſtie** beſchreibt die Ueberbleibſel des Amphitheaters zu Bourdeaux; der Marquis von **Caumont** aber ein altes Denkmaal, auf einer Brücke in der Provence; und eben derſelbe handelt von der Art, wie die Aegypter die Jahre der regierenden römiſchen Kaiſer gezählet.

Der Präſident **Bon** eröffnet ſeine Gedanken über eine Figur des Gottes Mercur, vier Zolle hoch, die mit einem Köcher auf der Achſel vorgeſtellet iſt; und die wir dem Titel dieſes Monathes vorgeſetzet haben. Er meynet, daß ſie eine Art eines Pantheons ſeyn ſollen; dergleichen man bey den Alten mehrere findet: aber Herr von **Boze** zeiget, daß ſie eine Erklärung der folgenden Stelle im Horaz ſey, darinn Mercur gelobet wird, weil er einmal dem Apollo nicht nur die Rinder des Admetus, die er weiden müſſen, ſondern auch ſogar ſeinen Köcher geſtohlen gehabt:

Te boves olim niſi reddidiſſes
Per dolum amotas, puerum minaci
Voce dum terret, viduus PHARETRA
Riſit Apollo.

Herr **Blanchard** machet Anmerkungen über diejenigen Geſetze, die zu Athen, die Annehmung an Kindes ſtatt erlaubet haben: und Herr von **Valois** thut dergleichen über einige Stellen des Buches, das Graf von **Mezzabarba** von Münzen geſchrieben hat. Der Abt **Vatry** erweiſet, daß der alte Redner Iſokrates der wirkliche Verfaſſer der Rede an den Demonikus ſey; woran einige Kunſtrichter haben zweifeln wollen: und Herr Abt **Geinoz** machet verſchiedene Beobachtungen über die alten Münzen. Hier findet man einen vernünftigen Beurtheiler dieſer Ueberbleibſel des Alterthumes, der ſehr weit von dem Aberglauben derer entfernet iſt, die dergleichen Stücke durchgehends anbethen. Daraus entſtehen nun entſetzliche Misbräuche in dieſer Wiſſenſchaft, die doch gelehrte Männer zu Urheberr haben.

Auf das Wort dieſer berühmten Schriftſteller führet man täglich Münzen an, die vieleicht niemals in der Welt geweſen ſind. Ihr Zeugniß eben verhindert einen, gewiſſe Münzen zu verwerfen, die doch in den Geſchichten nichts beweiſen. Auf ihr Anſehen gründen ſich alle die hirnſpinſtigen Auslegungen, dadurch die ehrwürdigſten Denkmäler würden abgeſetzet werden; indem ſie zum Spiele der Einbildungskraft jedes Privatmannes gemachet werden. Endlich muß man ihnen alle die Irrthümer und Fehler beymeſſen, in welche die Liebhaber der Münzen täglich gerathen; ſonderlich diejenigen, die aus Neigung zum Einſcharren, alles zuſammen raffen. Kurz, hier bekömmt **Golzius** endlich einen entſetzlichen Verweis, weil er unzähliche Münzen beſchrie-

beschrieben und in Kupfer stechen lassen, die niemals vorhanden gewesen sind.

Herr **Chambort** erkläret ferner viele schwierige Stellen in den Alten, z. E. 1) den ersten Vers in der Ilias, darüber Homer einer dreyfachen Unrichtigkeit im Sylbenmaaße beschuldiget worden, wenn er schreibt: Μηνιν ἀειδε Θεα, Πηληϊαδεω Αχιλῆος; wobey er ihn aber vollkommen rechtfertiget, auch zugleich zeiget, was für eine Göttinn sowohl Homer, als Virgil angerufen; nämlich jener die Minerva, dieser aber die Erato: wovon er auch die Ursachen angiebt. 2) Eine Stelle der Briefe Ciceros, an den Atticus, die sehr dunkel ist, aber hier aus den Geschichten aufgeheitert wird.

Der Abt **Fontenü** handelt von dem Dienste der Wassergötter bey den Alten: wobey wir doch gestehen, daß er von den Celten sehr wenig beygebracht; worinn hergegen Herr **Pelloutier** neulich in seiner Histoire des Celtes viel Licht angezündet hat: und endlich machen zum XXXsten einige Betrachtungen über eine sonderbare Münze vom Kaiser Titus, Vespasians Sohne, den Beschluß.

Nun folgen zuletzt noch einige Sinnbilder, Aufschriften und Münzen, die von der Akademie erfunden und angegeben worden; und ein paar Leben derer zwischen 1734 und 1738 gestorbenen Mitglieder der Akademie; nämlich des Bischofes von **Castres**, und des sel. Prof. **Iselins** zu Basel, das gewiß recht merkwürdig ist.

Alle solche Stücke nun verdienen gewiß die Aufmerksamkeit aller Liebhaber und Kenner der schönen

Wissenschaften: werden aber, ohne Zweifel von den eigenen und ausführlichen Schriften der Mitglieder, noch um ein vieles übertroffen werden, dazu diesen Winter der Anfang gemachet, und davon nächste Ostern der erste Band, auf eben die angefangene Art, mit Kupfern erscheinen wird. Haben nämlich in den bisherigen Bänden bloße Auszüge, aus größern Aufsätzen schon Beyfall gefunden: wie sollte es den eigenen und völligen Abhandlungen der gelehrtesten Männer selbst, nicht eben so gut gelingen?

* *

IV.

Ode
auf die Geburt
des
Herzogs von Burgund
Königl. Hoheit.

1751.

Ihr Musen! habt ihr mich erhört,
Als unser Pleißathen mit lusterfüllten Herzen
Die angeflammten Hochzeitkerzen,
Von Galliens Dauphin und Sachsens Schmuck verehrt:
Warf damals eure Götterhand
Geweihte Körner in den Brand,
Davon in Meißens Flur noch itzt die Herzen lodern;
Warum soll ich, bey neuer Lust,
Nicht auch mit starkgerührter Brust,
Ein günstig Lorberreis aus eurem Hayne fodern?

Ja!

Ja! krönt mir freudig Stirn und Haar,
Und helft mit holder Hand die matte Leyer stimmen:
Ihr seht den Weihrauch aufwärts klimmen;
Der Völker Andacht dringt zu Tempel und Altar.
Besingt, wo ihr empfindlich seyd,
Die höchsterwünschte Fruchtbarkeit
Des Erben von **Bourbon**, und unsrer **Josephine**;
Zwey Völker sind zugleich entzückt,
Ein kleiner Erbprinz wird erblickt,
Des gallischen **Dauphins**, der sächsischen **Dauphine**.

Die Seyne jauchzt, die Elbe lacht.
Es freuet sich **August**, wie **Ludwig** der Geliebte.
Versailles, das sich fast betrübte,
Steht nun in froher Glut, und brennt in schönster Pracht.
Zehrt nur, ihr Flammen, Holz und Stein:
Die Glut, so unsre Herzen weihn,
Ersetzet den Verlust mit unverstellten Freuden.
So ruft Paris, so ruft das Land,
Und Fama machts der Welt bekannt,
In was für Wollust sich die treuen Völker weiden.

Wie dort, nach ängstender Gefahr,
Columbus, auf der Fahrt, in unbekannten Meeren,
Den Freudenthränen nicht kann wehren;
Denn seinen Blicken stellt die neue Welt sich dar.
Viel Monden hatt' er schon geschifft.
Luft, Brod und Wasser ward zum Gift:
Des heißen Weltstrichs Brand hat alles angestecket:
Fast jede Stunde mehrt die Noth,
Der Aufruhr droht ihm schon den Tod:
Dafern der dritte Tag kein neues Land entdecket.

Der Schiffmann zagt, Columbus kann
Den kranken Steuermann nun länger nicht vertrösten.
Die Furcht nimmt zu, und wird am größten:
Denn selbst das dritte Licht bricht voll Verzweiflung an.

Ich

Ich sehe Land! so ruft mit Macht,
Der auf dem höchsten Maste wacht,
Der langen Schiffahrt Zweck begierigst auszuspähen.
Getrost! das neue Land ist da!
Das Ende der Gefahr ist nah!
Und jeder klimmt hinauf, die Wahrheit selbst zu sehen.

Sie sehn es starrend und entzückt:
Und wer vermag alhier mit angemeßnen Bildern,
Des Seemanns Regungen zu schildern;
Als er, nach so viel Angst, der Reise Schluß erblickt?
Ein neues Leben füllt die Brust:
Der Sieche selbst wird stark vor Lust,
Der Sterbende sogar fängt wieder an zu leben.
Ein Lobgesang steigt himmelan,
Dem Gott, der Wunder schaffen kann,
Für das geschenkte Heil den treusten Dank zu geben.

O Frankreich! schau alhier dein Bild,
Dein Königsstamm beruht auf Ludwigs einzgem Erben;
Und der sieht die Gemahlinn sterben,
Bevor ihr Fruchtbarseyn des Reiches Wunsch erfüllt.
Du zagst und trauerst hier mit Recht:
Doch Sachsens königlich Geschlecht
Aus Wittekindens Blut, ersetzt, was du verloren.
Josepha, unsrer Schönen Preis,
Des Rautenstammes schönstes Reis,
Wird Ihm zur Linderung, und Dir zum Trost erkohren.

Nun hoffest Du, an Sehnsucht reich.
Es fliehen algemach viel Tage, Monden, Jahre.
Die Kleinmuth liegt schon am Altare,
Und fleht um eine Frucht, und weint und zagt zugleich
O, ruft sie: bist du Ludwigs Stamm,
Erzürnter Himmel! denn so gram;
Daß unser Lilgenbeet soll welkend untergehen?
Erhöre Frankreichs Wunsch und Flehn!
Laß endlich dein Erbarmen sehn,
Und aus der Kummernacht ein Freudenlicht entstehen.

Die

Die Vorsicht hört der Andacht Ruf:
Sie hört und winkt zugleich mit holden Gnadenblicken.
Man sieht den Segen abwärts rücken,
Der Frankreichs halbe Lust vor einem Jahre schuff.
Die schönste Hoffnung zeiget sich:
Josepha! Frankreich träget Dich,
Wenn ihm sein Wunsch gelingt, zeitlebens auf den Händen.
Die Zeit ist da: Lucina winkt!
Doch Muth und Lust und Hoffnung sinkt,
Des Himmels Hand will ihm noch keinen Erbprinz senden.

Wie die Natur halb lacht, halb weint,
Indem im Frühling sich die Witterungen mengen;
Wann Dünste sich in Tropfen drängen,
Wiewohl zu gleicher Zeit die warme Sonne scheint:
So füllte hier der Fränzen Brust
Theils banger Schmerz, theils süße Lust:
Ein zweifelhafter Laut erhob sich zu dem Himmel.
Halb klingt er froh, halb misvergnügt;
Den Dank, der in den Lüften fliegt,
Besiegt an Stärke fast ein seufzendes Gestümmel.

Kein Wunder! der im Himmel sitzt,
Und aller Thronen Heil nach seiner Wage lenket;
Den einen, fremden Herrschern schenket,
Den andern gar zerschlägt, den dritten gnädig stützt:
Der oberste Monarch der Welt,
Hatt' einen Rathschluß fest gestellt,
Davon Europens Blick den Ausgang jüngst vernommen.
Er hieß: O Frankreich! tröste dich!
Dein Erbprinz folgt; wann Friederich,
Der Sachsen Charprinz, erst ein Segenspfand bekommen.

Sey, höchste Weisheit! tausendmal
Für den erfüllten Schluß von Sachsenland gepriesen.
Wie gnädig du dich ihm gewiesen,
Das zeigte, nächstes Jahr, die Wirkung deiner Wahl.

Ein

Ein kleiner Friederich August
Erfüllte jedes Herz mit Luſt,
Das um den Elbeſtrand, am Muld- und Saalſtrom wohnet,
Vor andern hat der Pleiße Rand,
Und unſre Philuris erkannt,
Wie hold die Vorſicht ſey, die auf den Wolken thronet.

Nun, mattes Frankreich! hoffe du:
Der Schickung Rathſchluß wird hinfort auch dich vergnügen.
In kurzem wird ſich alles fügen:
Der Himmel ſinnt bereits auf deiner Völker Ruh.
Wie lang hat Burgunds Herzogthum,
Der vorigen Beherrſcher Ruhm,
In keines Prinzen Glück und Namen blühen ſehen!
Mit nächſtem bringt ein günſtig Glück
Sein altes Verrecht neu zurück;
Was ſeinen Glanz erhoht, das wird nun bald geſchehen.

Der Tag iſt da, die Nacht bricht ein,
Die Ludwigs Stam̃ beſtärkt, u. Frankreich glücklich machet.
Lucina iſt bereits erwachet;
Und eh man ſichs verſieht, wird ſie geſchäfftig ſeyn.
Beglückter Vater! deſſen Blick
Zuerſt des Himmels Meiſterſtück
Auf Joſephinens Schooß entzückt bewundern können!
Glück zu! erfreute Königinn!
Wer bringt die Poſt dem König hin?
Kein Hofmann wird ſo leicht dieß Glück dem andern gönnen.

Man eilt, man fliegt nach Trianon;
Die finſtre Nacht kann hier die Nachricht nicht verweilen.
Des Königs Freude heißt ihn eilen:
Sein Wagen kömmt zu ſpät, er geht zu Fuß davon.
Wie mancher Prinz und Graf eilt nach,
Das Wort, ſo Wunſch und Ahndung ſprach,
Sobald es möglich iſt, gewiß erfüllt zu ſchauen.
Verſailles ruft durch einen Mund:
Es leb' der Herzog von Burgund!
Joſepha lebe lang, das Muſter großer Frauen.

O könnte

O könnte doch mein Augenstral,
Durchlauchte Wöchnerinn, in Deine Zimmer blicken;
Und da mit Jauchzen und Entzücken
Den kleinen Herzog sehn, der Frankreichs Herzen stahl.
Die Amouretten tanzen schon
Nunmehr um deinen ersten Sohn,
Wie neulich, da Du schiedst, um Deinen Reisewagen:
Wie wollt ich durch ein Wiegenlied,
Das Schicksal, so ihm künftig blüht,
Aus froher Ahndung ihm in kühnen Bildern sagen!

Er herrscht einmal, er herrscht gewiß!
Und baut, als König, einst das Heil beglückter Staaten:
Und, wird der Ahndung Wink gerathen,
So hemmt sein starker Arm der Völker Kümmerniß.
Geliebt, als Ludwig und August,
Wird er der Unterthanen Lust,
Der Nachbarn treuer Freund, der Feinde Furcht u. Schrecken;
Der Wissenschaft und Künste Schutz,
Und weis, der Barbarey zu Trutz,
Den Frevel abzuthun, die Tugend zu bedecken.

Monarch! so siehst Du dein Geschlecht,
Durch Gottes Segenshand, zum Heil des Thrones wachsen.
Dieß Wohl entspringt zum Theil aus Sachsen:
Ihr Franzen! drum verehrt desselben Zweige recht.
Paris erhebt der Fügung Ruhm,
Es dringt mit Macht ins Heiligthum,
Wo Ludwig und sein Hof dem Himmel Opfer bringen:
Auch Dresden hört der Stücke Knall,
Und will bey donnerndem Metall,
Für seines Hauptes Lust dem Höchsten Lieder singen.

O König! dessen Stammbaum schon
In halb Europa sich zum Wunder ausgebreitet;
Und künftig sich noch weiter spreitet:
Wie herrlich wird dadurch dein segensreicher Thron!

oder nur von einem die Rede ſey. Der Unterſcheid der Fälle in der Zahl der Einheit oder Vielheit iſt leichter zu bemerken, als ob in einem Falle, in einer Zahl von Perſonen und Sachen überhaupt, oder von gewiſſen und beſtimten gehandelt werde. Hat man nun Grund, die geringere Zweydeutigkeit eher, als die gröſſere zu dulden; ſo wird man nicht ohne Urſache handeln, wenn man lieber den bisherigen Unterſcheid des Vorworts und des Artickels beybehält, als dieſen verwirft, und die Fälle in beyden Zahlen beſonders bezeichnet. Im Biedermanne p. 180. iſt ein Brief eingerücket, welcher von dem Unterſcheide des Vorworts und des Artickels handelt, wo man vielleicht mehrere Gründe finden wird. Ferner ſcheinet es der Ausſprache und Natur des Artickels zu wiederſprechen, daferne man ihn ſo lange dehnen wollte. Der Artickel iſt nichts, als ein Zeichen der Geſchlechter, weswegen ihn Bödicker in den Grund-Sätzen der Deutſchen Sprache ſehr wohl ein Geſchlechts-Wort nennet. Er bedeutet vor ſich nichts; er ſtehet niemals alleine; und ich weis nicht, ob man ihn mit Recht einen eigentlichen Theil der Rede nennen könne. Nach meiner Meynung iſt das Wort nur ein eigentlicher oder weſentlicher Theil der Rede, welches eine Sache, oder vielmehr einen Gedanken vor ſich anzeigt. (v. Wolfs Deutſche Logic p. 59.) Und wenn ich die Natur der Sprache überhaupt betrachte, ſo deuchtet mich, man könne keinen andern Begriff von einem Theile der Rede geben. Es iſt zu weitläuftig, hier eine lange Betrachtung anzuſtellen. Ich beruffe mich nur auf die letztere Sammlung unſerer Geſellſchaft, und beſonders auf die Abhandlung Hrn. M. Winklers von der Schönheit der Sprachen überhaupt. Denn im

fünf-

Dort, wo Veſuv und Aetna glüht,
Der Iſerſtrom zur Donau flieht,
Und ſich der Seineſtrand mit weißen Lilgen ſchmücket;
Da blüht ja Sachſens Raute ſchon;
Und hier am Elbſtrom wird dein Sohn
In gleicher Fruchtbarkeit und Segenskraft erblicket.

Wie manches Reich wird nicht dereinſt
Die Zweige deines Stamms, als ſeine Herrſcher, ehren;
Bis, wenn ſich ſtets die Reiſer mehren,
Du Herr, der Segensquell von ganz Europa ſcheinſt.
Ihr Muſen! ſtärket meinen Blick,
Und zeiget mir dieß ſeltne Glück,
In Jahren, die erſt ſpät nach unſern Zeiten kommen:
Ich ſeh das Land, wo Tagus fleußt,
Und was der Ocean umſchleußt,
Von Sachſens Rautenſtock in Eid und Pflicht genommen.

Ihr Quellen! wo der Elbe Fluth
Aus mancher feuchten Kluft mit vollen Röhren dringt;
Ihr Hügel, die ihr Erzte bringet,
Wo Carpaths kalte Stirn in feuchten Wolken ruht;
Auch dir, o großes Römerreich,
Iſt zwar kein Reich auf Erden gleich,
Doch wird dich einſt, wie ſie, Auguſts Geſchlecht regieren.
So wird der halbe Kreis der Welt
Jedoch der Zukunft Vorhang fällt,
Und läßt mich alles dieß, nur als im Nebel, ſpüren.

* *

V.

Gramatica per aprendere con facilità e ſondamento il puro e netto Tedeſco.

Edizione prima. In Roma 1749 per Giuſeppe Collini. Con Licenza de' Superiori.

D. l.

D. i.

Sprachkunſt, lauter und rein Teutſch leicht und gründlich zu lernen. ERSTE AVFLAG ZV ROM durch Joſeph Collini. Mit Bewilligung der Obrigkeit.

Soweit haben es wir doch nun mit der deutſchen Sprache gebracht, daß es in allen Hauptſtädten benachbarter Königreiche und Lande Liebhaber der deutſchen Sprache giebt, die ſelbige lernen wollen; und Lehrer, die ſelbige nicht nur andern beybringen können, ſondern auch zu dem Ende eigene Sprachkünſte abfaſſen und ans Licht ſtellen. Wir haben nicht nur pohlniſche, ſchwediſche, däniſche, ſondern auch engliſche, franzöſiſche, toſcaniſche Sprachlehren in Händen, die ſelbſt in London, Paris, und Florenz gedrucket worden. Nur Rom ſelbſt, das ehmalige Haupt der Welt, und dem Deutſchland, das von ihm niemals beſiegte Deutſchland, den Zepter der höchſten Monarchie aus den Händen gewunden; Rom allein hatte uns in dieſem Stücke noch gefehlet. Und ſiehe! vor drey Jahren erſchien auch daſelbſt eine deutſche Grammatik, und überführet uns auf eine angenehme Art, daß man es auch daſelbſt ſchon der Mühe werth hält, Deutſch zu lernen; und daß es ihm an geſchickten Lehrern derſelben auch nicht fehlet.

Der Verfaſſer dieſer Sprachkunſt iſt Herr Leonard Speſſotti, der deutſchen Kirche zu Rom Prieſter; wie aus der Billigung des Buches (approbatio) erhellet, die gleich nach der Vorrede beyge-

drucket iſt. Dieſer gelehrte Mann hat vor etlichen Monaten ſein Buch an den Herrn Profeſſor Gottſched allhier, mit einem höflichen lateiniſchen Schreiben geſchicket: darinnen er ſich deſſen Urtheil von ſeiner Arbeit ausbittet, und nur bedauret, daß er deſſelben deutſche Sprachkunſt, die ein Jahr vor ſeiner ans Licht getreten, nicht eher aus Wien geſchickt bekommen, als bis ſeine ſchon fertig geweſen. Er erfreuet ſich doch aber, daß er in vielen Stücken mit demſelben einerley Meynungen getroffen, in andern Stücken aber ſelbſt das Eis brechen müſſen, weil ihm keine andre Deutſche Grammatik jemals zu Geſichte gekommen: ob er ſich gleich eine lange Zeit in den öſterreichiſchen Erblanden, ja auch etliche Jahre in Weſtphalen aufgehalten.

Wir ſehen hieraus, wie ſchlecht es in den katholiſchen Landſchaften von Deutſchland mit den Buchläden, und überhaupt mit den ſchönen Wiſſenſchaften ausſehen muß: daß bey einer ſolchen Menge deutſcher Sprachlehren, die wir haben, auch ein ſo guter Kopf, als der Herr Speſſotti iſt, ohne alle Hülfe ſeiner Vorgänger bleiben müſſen; da er den Zweck gehabt, Deutſchland in einem ſo wichtigen Orte, als Rom iſt, einen anſehnlichen Dienſt zu leiſten. Wie ihm nun dieſe Arbeit, ohne Zweifel ſehr ſchwer geworden ſeyn muß, alſo muß es uns nicht Wunder nehmen, wenn er es aus eigenen Kräften nicht überall getroffen hat: zumal, da ihm weder die öſterreichiſchen Erblande, noch Weſtphalen, mit der beſten Mundart zu ſtatten gekommen. Wir werden dieſes gleich aus dem Schwunge ſei-

ner Gedanken, der aus der Vorrede erhellet, abnehmen können. Sie hebt so an:

Geneigter Teutscher Leser

„Danks-unwürdig seynd jene, die da einem Frem„den den Weg seine auf ihre Sprach zu impfen, bah„nen, oder auf die Welsche, Lateinische, auch gar „auf die Griechische, Caldeische schon gepfropfte „Worte für echte, rechte, schöne, teutsche Kunst„wörter ausstreuen. Eines solchen unermässenen Mis„brauchs Klag über Klag ist in ganzem teutschen „Boden von allen Gelehrten zu vernehmen; wel„ches einzig und allein aus Mangel reiner Sprach„kunsten herrühret: Darumen sind auch de„nen Welschen zu lieb lauter teutsche Kunstwörter „die am besten mit denen Lateinischen eine leident„liche Verwandnuß führen, hierinnen angewendet: „damit sowol der Schulen-Kundige, dermalen in „gegenwärtigem Werklein, als die Jüngere, wel„che erstlich diesen Kunstwörtern angewohnet, näch„stens in denen lateinischen Schulen leichter, und „ersprießlicher sich finden mögen. „

So fremd und unverständlich nun diese deutsche Schreibart unsern Lesern bedünken wird: so sieht man doch soviel daraus, daß er sich vorgesetzet, die Erlernung der deutschen Sprachkunst den Wälschen dadurch zu erleichtern; daß er die deutschen grammatischen Kunstwörter soviel möglich ist, nach den Lateinischen eingerichtet: damit sie desto leichter gefasset werden möchten. Z. E. er nennet, diesem Grundsatze zu folge, die Vocales, stimmige Buchstaben,

ſtaben, weil Vox die Stimme heißt; nicht aber lautende, oder Selbſtlauter; die Conſonantes aber lieber **mitlautende**, als mitſtimmige, weil Sonus ein Laut heißt. Eben aus der Urſache nennet er das Nomen lieber **Nam**, Pronomen **Fürnam**, Præpoſitio **Vorſetzung**, Conjunctio **Mitfügung**, Interjecto **Zwiſchenſetzung** u. a. m. als Nennwort, Fürwort, Vorwort, Bindewort, Zwiſchenwort. Denn er meynet das Wort, Wort, müßte ja endlich einen Ekel erwecken.

Seine Abſicht iſt gut, und wir wollen ihm darinn lieber ſeinen Sinn laſſen, als auf eine pedantiſche Art wider ihn zu Felde ziehen. Allein eine ſolche wörtliche Verdeutſchung fremder Kunſtwörter klingt gleichwohl im Deutſchen ſehr fremd und barbariſch. Ein Namen und Vornamen heißen bereits im Deutſchen ganz was anders, als Nomen und Pronomen u. ſ. w. Doch wir müſſen weiter gehen, und auch der Gutheißungen gedenken; deren wir drey, und zwar in dreyen Sprachen, lateiniſch, deutſch und italieniſch finden.

Die erſte hat F. Ludovicus Neoſtadienſis, Capucinus, Concionator, S. S. Theol. Ex. Lector, ac ejusd. Ord. Procuræ gen. Secret. pro Nat. Germ. geſtellet: und dieſer bezeuget, hoc ipſum Opus, cum nihil Fidei Orthodoxæ adverſans, bonisque contrarium moribus contineat, potius inde plurimum commendabile, quod nova Terminorum nonniſi Germanicorum propria Methodo, per ſolidas ac captu facillimas regulas, terſe loquendi Teutonice artem edoceat, der ſtudirenden Jugend ſehr nützlich

ſeyn

seyn werde. Und dieses zwar thut er auf Befehl Reverendiss. Pat. Sac. Palatii Apostoliei Magistri. Die zweyte hat den Herrn Leonard Mayr, derer Neubekehrten Catechismuslehrer, zum Verfasser; und lautet so: „Ich hab diese neue Sprachkunst „des wolehrw. Hoch- gelehrten Hrn. Leonhard Spes- „sotti, der kaiserl. königl. Kirch zu Rom wirklichen „Priesters, mit gröster Lust gelesen, und mit Ver- „wunderung gefunden, daß gleichsam ein andrer „Columbus, nicht allein denen Welschen zu ler- „nen, sondern zum Vortheil denen Teutschen selb- „sten, das Eis der Beschwernussen unserer edlisten „Sprach gebrochen, und das breite Meer, der „rein-wahr-teutschen Red-art, mit lauter teutschen „Worten auf sehr gute, auch neuerfundene grund- „und erleuchtungs Lehr-sețe, durch die auserlesenste „und denen Welschen ersprieslichste Beyspiele, mehr, „als von allen teutschen Sprachmeistern jemal ge- „schehen', rühmlich übergangen; hingegen nicht „im mindesten dem wahren Catholischen Glauben, „oder den guten Sitten zuwider getreten. Mag „also dieses recht sonderbare Werklein nüzlich der „Welt, durch den öffentlichen Druck kund werden. „Gegeben zu Rom den 30 Heumonats 1749. „

Die italienische lautet fast eben so: und ein paar Imprimatur kommen auch noch dazu, eins vom F. M. de Rubeis, Erzbischofe von Tarsen, und das andre vom Socio des Rmi Patris Magistri Sacri Palatii Apostolici Socio, Fr. Vincentio Elena.

Es würde zu weitläuftig fallen, wenn wir nun die ganze Sprachlehre durchgehen, und alles, was

in derſelben gutes und beſonders vorkömmt, anmerken wollten. Soviel ſehen wir bey der Abhandlung von dem Klange der Buchſtaben, daß die öſterreichiſche, oder vielmehr ſteyermärkiſche, tyroliſche Ausſprache, dem Herrn Verfaſſer geläufig ſeyn muß. Er ſchreibt z. E. Forcht, Liecht, Schlair, ja er lehret ausdrücklich, daß das e, in Wörtern vor dem l, n, r, t, in der Ausſprache verlohren gehe; als in Löſt, Gabl, ſchneidt, gebratn; für Löffel, Gabel, ſchneidet, gebraten. Imgleichen meynt er daß man eigentlich ſagen müſſe, vier Burgere, fünfe, und nur durch eine Auslaſſung das letzte e wegbliebe.

Von den Doppellauten lehret er, daß es neune gebe; nämlich ai, au, aw, ay, ei, eu, ew, ey, oe. Er giebt aber keine Wörter zu Beyſpielen, wo dieſe zweyſtimmigen, wie er ſie nennet, vorkämen; und merket endlich ſelbſt an, daß aw, und ew, faſt nicht mehr üblich wären.

Er lehret ferner, daß b im Anfange der Sylbe wie ein wälſches p ausgeſprochen werde, z. E. Sünden-beicht, Lorberblatt ſolle man ſprechen, wie Sinden-paicht, Lorberplatt. Er ſchreibt auch Lugner, Gefängnus, Zeugnus. Er ſagt w klinge in Wein, Wurſt, Waſſer, wie vb: welches wir gewiß nicht hören: vielmehr klinget es nicht anders, als das wälſche v, in vino, vaſe. u. d. m.

Auf der 14 S. werden wir gewahr, daß er gleichwohl Schotteln, einen gewiſſen Freyberger, (vermuthlich iſt es Clajus), einen Cloren, und einen Richter von deutſchen Sprachlehrern anführet.

Die

Die Sylben nennt er Wortglieder; einsylbige, eingliedig, vielsylbige, gliedmäßig. Die neun Redetheilchen nennet er das Zeichen, der Nam, der Fürnam, das Wort, das Mittelwort, das Zuwort, die Vorsetzung, die Mitfügung, die Zwischensetzung. Uns dünket aber, daß er bey dem Artikel, von seiner oben vorausgesetzten Regel abweichet, wenn er ihn ein Zeichen nennet; da er ihn eigentlich ein Gelenk nennen müßte. Man sieht also, wie unmöglich, und unnützlich es ist, so buchstäblich alles zu geben. Er beruset sich auf einen Wälschen Buon-Mattei, der schon Zeichen, dafür gebrauchet; und fraget: Warum dann solten die Teutsche, desgleichen nicht thun, um ihre edele Sprach mit anderen Worten nicht zu verhellen und verpfuschen? Uns dünkt, das geschehe schon nicht mehr, seitdem man den Artikel, das Geschlechtswort zu nennen angefangen.

Die verschiedenen Endungen der Nennwörter, nennet er, den Nenn- Zeug- Geb- Klag- Ruf- und Nehmfall. Das dritte Geschlecht nennt er das Dingliche. Bey den Regeln der Geschlechter meynt er, daß man der und das Monat, der, und die Luft sagen könne. u. d. m.

Dieses mag gleich aus dem Anfange bis auf die 30ste S. zur Probe dienen, nach was für einer harten, wenigstens unsichern Mundart des Deutschen, diese Sprachkunst eingerichtet ist. In den folgenden Theilen finden sich noch weit mehrere Abweichungen von der reinen hochdeutschen Sprache; sonderlich in den Zeitwörtern, und zumal in Bildung

der unrichtigen, in der faſt vergangenen Zeit. Denn theils will er darinn noch immer das e b alten haben, z. E. kame, gabe, nahme, bliese, bucke, soge, togte, (ſollte heißen taugete) erſcholle, u. d. gl. wo man ſie in der guten Mundart alle wegläßt: theils giebt er ihnen falſche Bildungen z. E. beginne, beſinne, binde, dringe, finde, rinne, ſchwimme, u. d. m. ſollen nach ihm haben beſunne, bunde, funde, runne, ſchwumme u. ſ. w. ſinne aber ſoll ſinnete haben: welches alles wider den Gebrauch der beſten Schriftſteller iſt. So ſieht man denn, wie ſchwer es Ausländern fällt, die wahre Schönheit unſrer Sprache kennen zu lernen: wenn ſie, wie meiſtens geſchieht, Lehrer aus den ſchlechteſten Provinzen bekommen.

VI.

Le Bramine inſpiré. Traduit de l'Anglois, par Mr. L'eſcalier.

D. i.

Der begeiſterte Brachman.

Aus dem Engländiſchen vom Herrn Leſcalier überſetzet. Berlin, bey Stephan Bourdeaux, 1751, 7 Bogen in 8vo.

In der Vorrede des Herausgebers wird vorgegeben, daß dieſes ſehr alte Werk wirklich von einem Brachmanen herrühre: welcher nach der gewöhnlichen Beſcheidenheit dieſer morgenländiſchen Weltweiſen, ſeinen Namen nur dem-

demſelben nicht vorſetzen wollen; ſondern es, nach daſiger Gewohnheit, in eine Pagode beygeleget. Als nun der Kaiſer von China, deſſen Namen man hier nicht nennet, auf dergleichen Denkmäler des Alterthums neugierig geweſen; habe er eine Geſandſchaft an den großen Lama geſchicket, damit dieſe Archive in deſſen Tempel durchſuchet werden dörften. Unter andern wichtigen Sachen, ſo man hier abgeſchrieben, ſey auch gegenwärtiges moraliſches Syſtem befindlich geweſen: welches von einem damals in China lebenden Engländer ſogleich überſetzet, und nach England gebracht; aus dieſer Sprache aber ins Franzöſiſche überſetzet worden.

Wer nun dieſes Werk nur einigermaßen durchblättert, der wird auf allen Seiten Zeugniſſe wider obige Erdichtung finden, und ſehen: daß es bey weitem in dem, den Morgenländern eigenen, allegoriſchen Geſchmacke nicht geſchrieben ſey; den die großen Verfaſſer des engländiſchen Zuſchauers, Aufſehers, und Schwätzers, ſo trefflich nachzuahmen gewußt haben. Das Capitel vom Regenten und ſeinen Unterthanen, hätte gar wegbleiben müſſen; wenn man nicht handgreiflich merken ſollen, daß dieſer Brachman nirgend anders, als in Berlin, zu ſuchen ſey. Indeſſen thut dieſes der Güte des Werkes keinen Eintrag. Die darinn vorgetragenen Lehren ſind ſo beſchaffen, daß ſie Berlin, und denen drey großen Prinzeſſinnen Ehre machen, welche dem Verfertiger dafür ſolche anſehnliche Merkmaale ihrer Gnade angedeihen laſſen. Zur Probe wollen wir die vier Abſchnitte des IV Theiles mittheilen.

I. Ab-

fünften Capitel gedachter Abhandlung, und auf der 59. Seite des Buches ſind aus der Natur der Gedanken die achterley mögſichen Arten von Wörtern vorgetragen worden, worunter aber ſich der Artickel nicht finden kan. Denn was der Rede eigenthümlich und weſentlich iſt, das muß in allen Sprachen ſtatt finden. Viele aber haben keinen Artickel. Und daher behaupte ich, daß der Artickel kein weſentlicher Theil unſerer Sprache ſey. Dieſe Betrachtung verleitet mich, daß ich den Artickel der Ehre unwürdig ſchätze, wenn man ihm einen Ton beyleget, wo es nicht die Gewohnheit u. der Wohlklang unumgänglich erfodern.

In der Sprache der Deutſchen fällt dieſe Bedingung bey unſerm ſtreitigen Artickel weg. Man wird in der ungebundenen Rede oder vielmehr Ausſprache niemals bemerken, daß man einen Thon mit demſelben vereinige, wenn ich unſere ſtreitigen Wörter ausnehme. Poeten muß man dieſe Freyheit verſtatten. Denn es würde ein unerträgliches Geſetz ſeyn, wenn man aus Jambiſchen Verſen entweder alle Nahmen, welche die erſte Sylbe kurz haben, verbannen, oder ihnen doch niemals einen Artickel vorſetzen ſollte. Demnach ſcheinet es mir, der Natur des Artickels gemäſſer zu ſeyn, wenn man der, den ſchreibet, als wenn man ſtatt derſelben derer, denen wählet.

So kurz wird der Artickel ausgeſprochen, daß man ihn nun auch in dem ſchriftlichen Ausdruck mit den Particken in eine Sylbe zuſammen ziehet; welche man Vorwörter der Nahmen nennet. Man ſagt: z. E. itzt ſo natürlich, ins Feuer werfen, als in das Feuer werfen, und noch angenehmer; zur Zeit der Noth, als zu der Zeit der Noth. Iſt nun der Artickel in allen übrigen Fällen ſo kurz; ſo müßte man beſondere Urſachen haben, wenn man den Zeuge-Gebe- und Nehme-Fall in der Zahl der Vielheit ausnehmen ſollte. Und wenn es gewiß iſt, was oben angeführet worden, daß nemlich der Artickel nur die Geſchlechter anzeigen ſoll; ſo fällt der Grund des Herrn Verfaſſers von neuem weg, wenn er behauptet, daß man dadurch die Fälle unterſcheiden ſolle.

Dieſen Unterſcheid müſſen die Endungen der Nahmen zeigen. Und was wäre es nöthig, durch die Fälle die Endſylben zu ändern, wenn der Artickel alle Fälle beſtimmte, wiewohl man gerne zugeſtehet, daß dieſes ein nützlicher Uberfluß wäre, wie ſchon oben gemeldet worden. Ferner ſagt man: Ubern Büchern liegen; hintern Tapeten ſtecken; fürn Leuten tugendhaft ſcheinen;

I. Abſchnitt. Der Ehgatte.

„Gehorche der Stimme des Herrn; nimm ein „Weib; ſey der menſchlichen Geſellſchaft getreu, „und werde zu einem nützlichen Gliede derſelben. „Uebereile dich aber nicht in deiner Wahl; laß die „Vorſichtigkeit deinen Entſchluß verzögern: das „ganze Glück deiner Tage hängt an der Wahl, die „du hier thuſt.

„Verſchwendet ein Weib einen Theil ihrer Stun„den auf den Putz; iſt ſie in ihre Schönheit ver„gaſſet, und wird nur von dem Lobe gerühret, was „man ihr darüber ertheilet; weis ſie ſich weder in „ihrem Vornehmen, noch in ihrer Freude zu mäßi„gen; läßt ſie ſich durch gar zu viel Verwirrun„gen, wie durch einen Wirbelwind, in die große „Welt dahinreißen; wirft ihr Auge einen frechen „Blick auf die Männer: ſo fleuch weit von ihren „Blicken; und wenn ſie ſchöner wäre, als die Sterne „des Himmels, ſo vermeide ihre Wege, und laß deine „Sinnen, dein Herz, ſo in keine Fallgrube verleiten.

„Findeſt du aber bey einem Weibe ein empfin„dungsvolles Herz und ſanftmüthige Sitten, einen „aufgeklärten bearbeiteten Witz, und eine Bildung, „die dir gefällt: ſo vereinige dein Geſchick mit dem „ihrigen, und mache ſie zu deiner Freundinn, Geſpie„linn und Gattinn. Schaue ſie als ein Geſchenk „des Himmels an, und ihre Liebe zu dir fließe aus „deiner Gefälligkeit gegen ſie.

„Sie iſt die Gebietherinn in deinem Hauſe. Wirſt „du ſie nicht in Ehren halten: ſo wird man ihr den „Gehorſam verſagen.

„Wi-

„Widersetze dich nicht leichtsinniger Weise ihrem „Geschmacke. Sie nimmt Theil an deinen Sor„gen; so laß sie auch Theil an deinem Vergnügen „haben.

„Ermahne sie mit Glimpfe; bitte, aber heische „nichts. Vertraue ihrer Treue deine Geheimnisse; „so wirst du nicht betrogen werden.

„Sey ihrem Ehebette getreu: denn sie ist die „Mutter deiner Kinder.

„Wenn die Krankheiten sie mit harten Anfällen „ergreifen, so erbarme dich ihrer Schmerzen. Ein „liebreicher Blick wird ihre Pein lindern, ihre Be„trübniß erleichtern, und ihr den Glanz der Gesund„heit wieder schaffen.

„Habe Mitleiden mit ihrem Geschlechte. Ueber„sieh ihre Fehler: die deinen sind ohne Zahl.

II. Abschnitt. Der Vater.

„Du bist ein Vater: dein Kind ist ein Pfand, so „der Himmel dir anvertrauet hat: du mußt also „dafür Sorge tragen.

„Von seiner guten oder übeln Erziehung, wird „das Glück oder Unglück deines Lebens abhängen.

„Bereite ihn zeitig vor, die Eindrücke der Wahr„heit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; zer„nichte alle böse Gewohnheiten, die mit ihm auf„wachsen könnten; und weil es noch biegsam ist, „so lenke es zum Guten. Auf diese Weise wird es „sich, gleich einer Ceder, über alle andere Bäume „des Waldes, erheben.

„Reißt es das Laster dahin; so wird es eine Last „der menschlichen Gesellschaft, und dein Schandfleck „seyn.

„ſeyn. Wird es aber tugendhaft, ſo wird das Va„terland Nutzen von ihm haben, und es wird die Ehre „deines Alters ſeyn.

„Bearbeite, als ein ſorgfältiger Ackersmann, die„ſes dir gehörige Erdreich; ſo wird es dir die „Aernte bringen.

„Lehre es gehorſam ſeyn: der Gehorſam iſt eine „Glückſeligkeit. Lehre es beſcheiden ſeyn; ſo wird „man ſich ſcheuen, dein Kind ſchamroth zu machen.

„Lehre es dankbar ſeyn: denn die Dankbarkeit „zieht ſich Wohlthaten zu. Lehre es die Menſchen„liebe: ſo wird es von jedermann geliebet werden. „Lehre es gerecht ſeyn, ſo wird man es hochſchätzen; „und aufrichtig, ſo wird man ihm glauben. Lehre „es mäßig ſeyn; denn die Mäßigkeit entfernet die „Krankheiten: und verſtändig, ſo wird es glücklich „werden. Iſt es geſchäfftig, ſo wird es zu Reich„thum gelangen; und wohlthätig, ſo wird man es „in Ehren halten.

„Erweitere ſeine Kenntniſſe, ſo wird ſein Leben „nutzbar ſeyn: und wenn es gottesfürchtig iſt, ſo „wird ſein Ende beglückt ſeyn.

III. Abſchnitt. Der Sohn.

„Der Menſch folge in ſeiner Aufführung dem „natürlichen Triebe der Thiere; er richte ſich nach „ihnen, und nehme kein ander Geſetz an.

„Eile zum Walde, mein Sohn; ſchaue den „Storch an, und laß ihn dein Herz unterrichten. „Er trägt ſeinen alten Vater auf ſeinen Flügeln, er „ſuchet ihm eine Freyſtatt aus, er ſorget für deſſen „Bedürfniß.

„Die

„Die Liebe eines Kindes zu ſeinem Vater, iſt „lieblicher als das Rauchwerk, ſo der Perſer der „Sonnen bringt; und erquickender als der Duft, „den ein heißer Südenwind von den aromatiſchen „Feldern Arabiens herwehet.

„Dein Vater hat dir das Leben gegeben; deine „Mutter dich in ihrem Schooße getragen: wie viel „Urſachen giebt dir dieſes nicht zur Dankbarkeit!

„Merke auf ſeine Rede; denn er redet zu deinem „Beſten: neige dein Ohr zu ſeinen Lehren; denn die „Liebe zu dir giebt ſie ihm ein.

„Du warſt der einzige Gegenſtand ſeiner Sor„gen. Er hat ſich unter den Laſten der Arbeit nur „darum gebücket, dir den Weg des Lebens zu berei„ten. Verehre daher ſein Alter, und bringe ſeine „grauen Haare zu Ehren.

„Bedenke, wie vieles Beyſtandes deine Kindheit „benöthiget geweſen iſt; in wie viele Irrwege dich „das Feuer der Jugend verleitet hat: ſo wirſt du „auch mit ſeinen Gebrechen Geduld haben, und ihm „bey ſeinem abnehmenden Leben die Hand dar„biethen.

„Auf ſolche Weiſe wird dereinſt auch dein kah„ler Kopf im Frieden in die Grube fahren; und „deine Kinder werden hinwiederum, in Anſehung „deiner, auf deinen Wegen gehen.

IV. Abſchnitt. Die Brüder.

„Ihr ſeyd Kinder eines Vaters; er hat euch er„zogen, und einerley Sorgfalt hat euch er„nähret.

„Haltet

„Haltet daher einer am andern; so wird der „Friede und das Glück in dem Hause eures Va„ters herbergen.

„Scheidet euch euer besonderer Vortheil in der „Welt von einander; so erinnert euch allezeit des zärt„lichen Bandes, das euch vereiniget: und keiner von „euch ziehe einen Fremden seinem eigenen Blute vor.

„Ist dein Bruder in Unglück gerathen, so komm „ihm zu Hülfe. Seufzet deine Schwester un„ter den Drangsalen; so verlaß sie ja nicht.

„Auf solche Weise wird das Glück deines Va„ters vermehret, und eine nimmer versiegende Quelle „werden; woraus das ganze Haus schöpfet. Auf „solche Art wird seine Sorgfalt immer wieder belebet, „wenn ihr einer am andern hanget.„

Allein wie kömmt Horazens Bild auf den Titel dieses Braminen?

* *

VII.

D. Christian Friedrich Hempels allgemeines europäisches Staatsrechts-Lexicon, oder Repertorium, aller, sonderlich in den V. letzten Jahrhunderten ꝛc. geschlossenen Friedens- Allianz- Freundschafts- Commercien- u. a. Haupttractaten, auch der Fundamentalgesetze jedes Staates. I. II. und III. Theil. Frankf. und Leipzig, bey Springs Erben und Joh. Gottl. Garben, in 4to.

Herr D. Hempel, der sich schon durch so viele nützliche historische Schriften, der gelehrten Welt

Welt bekannt und beliebt gemacht, hat seit einiger Zeit ein Werk unternommen, dem er, so groß es auch ist, dennoch vor unzählichen andern gewachsen ist. Das Staatsrecht dieses oder jenes Reiches zu schreiben, ist an sich schon keine leichte Sache: zumal wenn man nicht nur die itzigen, sondern auch die alten Zeiten in Betrachtung ziehen, und alles das mitnehmen will, was seit V. Jahrhunderten, in einem Reiche für Veränderungen obgewaltet. Was für eine Kenntniß der Geschichte, was für eine Bibliothek, und was für eine Behutsamkeit gehöret nun nicht dazu, von allen europäischen Staaten ein allgemeines Staatsrecht abzufassen, und doch einem jeden sein Recht wiederfahren zu lassen; alles unparteyisch aus den besten Schriftstellern zusammen zu tragen; keinem Lande oder Regimente zu Liebe und zu Leide zu schreiben; und gleichsam einen allgemeinen Weltbürger abzugeben?

Zu einem so großen Vorhaben nun hatte sich Herr D. Hempel durch viele andre gelehrte Bemühungen geschickt gemacht: so daß es niemanden Wunder nehmen wird, daß er sich dazu entschlossen hat. Allein er hat sich auch, bey einer solchen Menge von Materien, zu einer Lehrart entschließen müssen, die seinen Lesern bequem seyn möchte, alles leicht zu finden, und alle unnütze Wiederholungen zu vermeiden. Hätte er nämlich nach Ordnung der europäischen Länder gehen wollen, so würde er z. E. vom pyrancischen Frieden, sowohl bey Spanien, als bey Frankreich; und so vom westphälischen, niemägischen, u. d. a. Frieden mehr, wiederum bey allen den Völ-

kern haben erwähnen müssen, die daran mit Theil gehabt. Und was hätte das für unnütze Weitläuftigkeiten gegeben?

Der Herr Verf. hat also unstreitig die beste Lehrart erwählet, da er sich entschlossen, ein Lexicon vom Staatsrechte zu verfertigen. Denn da man bereits von allen gründlichen und schönen Wissenschaften Wörterbücher in alphabetischer Ordnung abgefasset: so hatte es doch dem Staatsrechte noch daran gefehlet. Der Herr D. hat nunmehr keinen kleinen Anfang dazu gemachet, da er bereits drey starke Quartanten davon geliefert. Nun liefern aber dieselben noch nicht einmal die völligen zween ersten Buchstaben des Alphabeths, indem der letzte Artikel des III. B. erst Berchtoldsgaden ist; und gewiß der Buchstab B. noch einen ganzen Quartanten füllen wird. Man kann daraus die Vollständigkeit des Werkes abnehmen. Und da der Herr Verf. auch am Ende einige Verbesserungen und Zusätze liefert: so sieht man, wie redlich und ernstlich er seinem Leser zu dienen suchet. Alles was man dabey ferner wünschen kann, ist, daß er seine Arbeit von Messe zu Messe ununterbrochen fortsetzen möge: damit, theils er selbst, theils seine Leser das völlige Ende eines so gemeinnützlichen Werkes erleben mögen.

Von seinem andern Wörterbuche, welches er in Fol. heraus zu geben angefangen, zu reden, verstatten die Gränzen unserer Monatschrift nicht.

VIII.

VIII.

C. Criſpi Salluſtii quæ exſtant, accedunt Julius Exſuperantius, Porcius Latro et Hiſtoricorum Veterum fragmenta, curante Jo. Petro Millero. Berolini 1751. Sumtib. A. Haude et J. C. Speneri, in 8vo.

Die ungemein ſaubern Auflagen der claſſiſchen Schriftſteller der Lateiner, die man in Berlin, unter der Aufſicht des berühmten Herrn Rectors Miller zu Ulm, ans Licht zu ſtellen angefangen, wachſen, zum beſondern Vergnügen der Liebhaber dieſer Schriften, jährlich, ja halbjährig an. Itzo erhalten wir einen von den römiſchen Geſchichtſchreibern, den Salluſt, der gewiß, nächſt dem Livius, einer der wichtigſten iſt: nachdem wir nämlich den Cäſar und Curtius bereits erhalten haben. Er iſt mit eben der unvergleichlichen Sauberkeit des Druckes und Papieres verſehen, als die bisherigen, und kann mit Rechte die Zierde einer klaſſiſchen Handbibliothek abgeben.

In der Vorrede giebt der Herr Herausgeber Rechenſchaft von ſeiner Arbeit. Salluſt iſt bey den Lateinern eben ſo ſchätzbar, als Thucidydes bey den Griechen. Seine Schreibart iſt prächtig, körnigt, und ſpruchreich; ſo daß nicht nur Jünglinge, ſondern auch Männer ihn mit Vergnügen leſen. Es haben daher ſowohl hier in Leipzig Corte, als in Holland Haverkamp ſchon viel Fleiß auf ihn gewandt: beyde aber ſolche große Bände daraus gemacht,

macht, daß ſie nicht zu Handbüchern gebrauchet werden könnten. Außerdem aber hat Haverkamp ſich aus der Cortiſchen Ausgabe nichts zu Nutze machen wollen, welches er doch gar wohl hätte thun können: da dieſer aus den beſten Handſchriften ſo manche ſchwere und dunkle Stelle überaus glücklich hergeſtellet hatte. Hergegen hatte Corte freylich auch bisweilen den Salluſt Dinge ſagen laſſen, die in keiner alten Handſchrift zu finden waren. Zwiſchen beyden hat Herr M. Miller die Mittelſtraße gehen wollen; außerdem aber die Ueberbleibſel der alten Geſchichtſchreiber mit angehenket: und zwar nach den beſten Lesarten. Nur den Peſſanum Vibonenſem hat er ganz ausgemärzet; weil es ein Geſchöpf des Irrthums voriger Zeiten war; die zween Meerbuſen, deren Cicero (ad Att. XVI, 6.) gedenket, in einen Menſchen verwandelt hatten: wie Gronov in ſ. Macrobius längſt erinnert hatte.

Nur eines hätten wir, unmaaßgeblich noch wünſchen mögen; daß nämlich die untergeſchobene Invectiva Salluſtii in Ciceronem, als eine garſtige Schmähſchrift, wider einen großen Mann, nicht wieder wäre aufgeleget worden. Wozu dienet es doch, die Pasquille boshafter Läſterer der Nachwelt ſo treulich aufzubewahren? Und was würde die Nachkommenſchaft verlieren, wenn dieſes lügenhafte Stück gar ins Vergeſſen geriethe? Salluſt ſelbſt erzählet im bello Catilinario, ganz andre und rühmlichere Dinge vom Cicero, als ihm in dieſer Schandrede Schuld gegeben werden; folglich kann er ſie ſelbſt unmöglich gemachet haben.

IX. Er-

IX.

Erörterte Urſachen der meiſten Verſuche mit den gläſernen Springkölbchen, auf Begehren 1751 beſonders ausgegeben von Mich. Chriſtoph Hanoven, Prof. Philoſ. et Biblioth. Danzig bey Schreibern in 4to.

Herr Profeſſor Hanov, deſſen phyſikaliſche Wiſſenſchaft bereits aus den Danziger Erfahrungen, imgleichen aus den Schriften der Naturforſchenden Geſellſchaft daſelbſt, ſattſam bekannt iſt, liefert hier abermal eine ſchöne Probe davon. Es iſt bekannt, was die hohlen gläſernen Tropfen und ſogenannten Springkölbchen, etwa ſeit zehn Jahren für eine Verwunderung erwecket, indem ſie von dem geringſten Stoße eines hineingeworfenen harten Körperchens, in unzählige Stücke zerſprungen. In Florenz, Padua, und Bologna hat man ſeit 1740 dieſe Erfahrung wieder hervorgeſuchet, und ſie zu Erweckung der Verwunderung angewandt. Das Zerſpringen des Glaſes von ſich ſelbſt iſt eine ſehr alte und bekannte Sache. Rob. Boyle hat davon, in ſeinen Gdanken von der gänzlichen Ruhe in den Körpern, im 13ten Abſchn. von den venetianiſchen Glashändlern allerley Erfahrungen angeführet. Kann nun dieſes in dicken Gläſern von ſich ſelbſt geſchehen; was iſt es denn Wunder, daß in den Springkölbchen eben dergleichen geſchieht, wenn ſie von harten Körpern mit ſcharfen Ecken geſtoßen werden? Der Herr Pro-

unſern Gelehrten ſitzen. Dergleichen Zuſammenziehungen klingen freylich oftmals hart: Indeſſen iſt es doch gewiß, daß man ſie hier und da auch bey den beſten Scribenten findet.

Opitz braucht die Redensart: Zum Göttern ruffen: Und der Ausdruck kommt mir bekannt vor; beym Franzoſen Hülfe ſuchen. Rachelius ſagt: Zum Steenen, welches auſſer Streit beſſer, als zum iſt. Indeſſen iſt aus allen dieſen Redensarten klar, daß auch im Gebe- und Nehme-Fall in der Zahl der Vielheit der Artickel mit den Nahmens Vorwörtern zuſammen flieſſe. Dieſes deucht mich, beſtätige vollkommen, daß man in beſagten Fällen den und nicht denen ſagen müſſe. Denn in der ganzen Deutſchen Sprache wird man kein Exempel finden, daß drey Sylben in eine zuſammen gezogen werden, welches doch hier geſchehen müßte, wenn man nach des Herrn Verfaſſers Meynung denen ſprechen ſollte. Und iſt die Sache mit dieſen richtig, ſo wird wenig Vortheil mehr vor das Wort derer übrig ſeyn; weil der Hr. Verfaſſer ſolche Gründe angeführet, daß wenn man eines wiederleget hat, das andere ohne Stützen iſt. Hiezu kommt noch das Zeugniß unſerer Deutſchen Grammaticorum, welche zugleich Critici geweſen ſind. Schottelius von der Deutſchen Hauptſprache p. 229. geſtehet es zu, ob er gleich ſelbſt zweifelhaft iſt; Johann Bödicker aber verändert nicht allein den Artickel vollkommen auf dieſe Art, wie ich bisher ausgeführet habe; ſondern ſetzet auch ausdrücklich die Anmerkung hinzu: Das Vorwort muß gänzlich von dem Artickel unterſchieden werden: Und dieſer hat nicht im Zeuge- und Gebe Fall derer, denen, ſondern der, den. (Bödicker in Grundſätzen der Deutſchen Sprache vom Artickel.) Hätte ich Harsdörfern, Tſchernungen, Morhofen und andere dergleichen Schriften bey der Hand, ſo wollte ich auch ihr Urtheil anführen. Es iſt aber überflüſſig, eine Sache mit Zeugniſſen zu beſtätigen, welche ohnedem ſattſam von Gründen unterſtützet iſt. Zum wenigſten ſind nach der Meynung unſerer Geſellſchaft dieſe Gründe zureichend, die Rechtſchreibung der, den, auſſer Zweifel zu ſetzen; und der Herr Verfaſſer verlanget ſonſt nichts, als nur ihr Urtheil zu vernehmen. Man hat die Gründe mit beygeſetzt, damit der gelehrte Herr Verfaſſer der Critik urtheilen könne, ob man ohne ſattſame Urſachen deſſelben Meynung verlaſſe, und ohne Prüfung das Gegentheil annehme.

feſſor Hanov aber iſt damit nicht zufrieden, daß er dieſes erſte von den alcaliſchen Salztheilchen, die in dem Glaſe verſchloſſen ſind, herleitet, ſondern erkläret es von den Springkölbchen auf eine weit gründlichere Art: und dazu legt er den Grund durch allerley ſorgfältige Verſuche. Z. E. Gold in das Kölbchen geworfen zerdrücket es nicht. Queckſilber hinein gegoſſen auch nicht. Einen ſtumpfen eiſernen Drat hineingeſetzt, und oben mit 1. 2. 5. 8. 10. 12 Pfunden beſchweret, thut ihm auch nichts. Aber ein ſpitzer Drat, auch nur mit acht Pfunden beſchweret, hat es in 2 Stunden zerſprenget, ohne dieſe aufzuheben und hineinfallen zu laſſen, u. d. m. Schriften von dieſer Art machen dem Herrn Profeſſor, Danzig, und unſern Zeiten Ehre. Und wir wünſchen, daß die Naturforſchende Geſellſchaft fortfahren möge, mehr dergleichen Unterſuchungen in ihren Werken zu ſammlen.

X.

Les Fables de Phedre nouvellement traduites en François. Le Texte vis à vis la Traduction avec des Remarques et les Fables que Mr. de la Fontaine à compoſes à l'imitation de Phedre. A Breslau, chez Jean Jaques Korn 1751. in 8.

Dieſe neue Ausgabe des Phädrus iſt Sr. kön. Hoheit, dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zugeſchrieben. In der Vorrede geſteht der Herr Ueberſetzer (der einer von

von denen in der kathol. Akademie zu Breslau ſtehenden franzöſiſchen Jeſuiten ſeyn ſoll), daß Phädrus unvergleichliche Schönheiten beſitze, die er ſich mit ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung erreichet zu haben gar nicht ſchmäuchele. Die Verbeſſerungen des lateiniſchen Textes die man darinn wahrnimmt, habe er dem Burmann abgeborget; den Inhalt ſeiner Anmerkungen aber andern Schriftſtellern zu danken, die er zu Rathe gezogen. Alles gute aber, was man in ſeiner Ueberſetzung finden wird, Geſchmack, natürliche Lebhaftigkeit, Nachdruck, Gedanken und Redensarten, alles ſchreibt er dem Phädrus ſelbſt zu. Gewiſſe Fragmente aber, an welchen man, die Lücken auszufüllen, etliche Verſe angeflicket hatte, die nicht recht paſſeten und ſchlecht klappeten, hat er gar weggelaſſen. Auch Burmanns Anhang iſt weggeblieben, weil er ſelbſt die Verſchiedenheit der Schreibart ſchon bemerket hatte.

Des Fontaine Fabeln hat er nicht den Phädrus zu verdunkeln, ſondern bloß dagegen zu halten, beygefüget. Einer wird des andern Schönheiten und Fehler deſto ſichtbarer machen: die Vergleichung aber wird junger Leute Geſchmack und Urtheilskraft ſchärfen. Endlich die Schönheit des Druckes machet unſrer Breitkopfiſchen Preſſe Ehre: und wir freuen uns, denjenigen Wunſch itzo erfüllet zu ſehen, den wir in dem Neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, bey Gelegenheit neuerer Fabeln gethan, die in der Abſicht, den Phädrus zu beſchämen und zu verdunkeln, ans Licht geſtellet wurden. Phädrus ſcheint uns itzo aus der

XVIII. Fabel des I. Buchs ſeinem Gegner zuzurufen:

- - Si mihi et turbæ meæ
Par, inquit, eſſe potueris: cedam loco.

* *

XI.

Miſcellanea Lipſienſia Nova, ad incrementum Scientiarum ab his, qui ſunt in colligendis Eruditorum novis Actis occupati, per partes publicata. Vol. VIII. pars ſecunda. Lipſ. apud Lankiſii hæredes 1751, in 8.

Unſer Herr Hofrath Menke, fährt nach ſeinem rühmlichen Eifer, den Flor philologiſcher Wiſſenſchaften zu befördern, auch mit ſeinen Miſcellaneen fleißig fort. Er hat uns ſchon vor abgewichener Meſſe den 2ten Theil des VIII. Bandes geliefert, der nicht weniger nützliche und angenehme Stücke in ſich hält, als die vorigen Theile. Wir wollen ſie den Liebhabern zu gut, alle namhaft machen.

Das I. iſt von dem Herrn D. Joh. Chriſtoph Harenberg, und liefert eine ganze Auslegung des XXII Pſalmes. Dabey erkläret er nicht nur das muſikaliſche Inſtrument אַיֶּלֶת הַשַּׁחַר ſondern auch die vier Perſonen, die ſelbigen Pſalm geſungen; imgleichen die Worte Mein Gott, mein Gott ꝛc. Er unterſuchet wann dieſer Pſalm gemachet worden, und was für Thiere die רְאֵמִים geweſen. Endlich giebt er eine neue Ueberſetzung davon, und erklä-

erkläret einige dunckle Verſe deſſelben. Das II. Stück iſt von Herrn M. Guden in Lauben, und handelt von dem Werthe, den die alten Kirchenväter den ſchönen Wiſſenſchaften beygeleget haben: und ſuchet dadurch des Herrn D. Heumanns Worte im Anfange ſeines Conſpect. Reip. Litterariæ zu erläutern, darinn er die Väter für Beförderer derſelben ausgegeben. Das III. St. kömmt von dem jüngern Herrn Profeſſor Walch aus Jena, und zeiget, daß Julius Cäſar vormals durch die Tapferkeit der Deutſchen ſich zum Herrn von Rom gemachet: wie Florus, Cäſar ſelbſt, Lucan und Dio Caſſius, bezeugen. Das IV. St. iſt vom Herrn Profeſſor König aus Franecker; und handelt von der Natur des Eigenthums welches dem Manne über die Morgengabe ſeiner Frauen zukömmt. Hier rühmet Herr König die großen Vortheile der Wolfiſchen Vernunftlehre, in Entſcheidung langer Streitigkeiten der Gelehrten; wie er ſolches ausdrücklich bekennet. Und wir freuen uns ſolches auch in dieſen Miſcellaneen zu leſen. Das V. St. iſt von dem Herrn Prorector Leuſchner zu Hirſchberg, und unterſucht, die wahre Bedeutung des Wortes ἐκβαλλειν in der Schrift, und in weltlichen Schriftſtellern. Das VI. iſt abermal ein Stück von unſers Hrn. Profeſſor Reiskens Muthmaßungen über den Herodot; und wir wünſchen nochmals, daß dieſer gelehrte Mann uns nach ſeiner Einſicht, eine deutſche Ueberſetzung Herodots liefern möge. Das VII. St. liefert eines Ungenannten kritiſche Anmerkungen über Johann Friedrich

Reitzens Antrittsrede zur poetiſchen und rhetoriſchen Profeſſion zu Utrecht. Dieſe iſt ziemlich bitter gerathen; und man ſieht leicht, daß auch eine Leidenſchaft ihre Galle in das Dintenfaß gegoſſen habe. Sie hebt gleich an: Vt retundatur faſtus pædagogicus ſcholaſtici illius Profeſſoris &c. Indeſſen iſt es allerdings eine Schande, daß ein 20jähriger Schulrector kein beſſer Latein kann, und ſoviel erbärmliche Schnitzer machet; die auch einem Secundaner nicht zu verzeihen wären. Das Thema der Rede iſt noch ſeltſamer: Er will beweiſen: Criticum, Artium ſcientia carentem, eſſe Hominem Platonicum. Indeſſen iſt es wahr genug, daß es von ſolchen Hominibus Platonicis, unter den ſogenannten Buchſtaben- und Wort-Criticis, überall wimmelt. Den Schluß machen VIII. Caſpar Barths Briefe an Daumen, die Herr Hofrath Menke itzo erſt ans Licht ſtellet, und die viel ſchönes in ſich halten.

* *

XII.

Hiſtoriſche Sammlungen zur Erläuterung der Deutſchen Staats- Kirchen- und Gelehrten-Geſchichte. I. Stück Halle bey Kümmeln 1751, in 8vo.

Dieſes iſt eine neue Hiſtoriſche Monathſchrift, die von verſchiedenen Gelehrten in Halle, die der Welt ſonſt ſchon, durch ihre Schriften bekannt ſind, gemeinſchaftlich unternommen

wor-

worden. Da fast alle Wissenschaften seit einiger Zeit ihre besondern Monathschreiber haben, so war nichts billiger, als daß auch die Geschichte dergleichen bekäme: und wir freuen uns, daß sie hier in so gute Hände gerathen. Der Umfang, den sich die Herrn Verfasser gesetzet haben, ist so weitläuftig, daß es ihnen weder an Materien, noch an angenehmer Mannigfaltigkeit wird fehlen können. Sie wollen aber auch fremde Beyträge nicht ausschließen; wenn man sie ihnen unter der Aufschrift: **An die Verfasser der historischen Sammlungen**, einschicken wird. Dieses I. Stück liefert I. eine Nachricht, vom Bischofe **Evermod** zu Ratzeburg, vormaligen Probste im Kloster zu Gottes Gnaden, hernach zu U. L. F. in Magdeburg. II. Untersuchung, Ob das hochfürstliche Haus Anhalt, und welcher Fürst aus demselben, im XIV Jahrhunderte, bey der Kaiserwahl in Vorschlag gekommen. III. Churfürsts Albertus Achilles zu Brandenburg Schreiben an seinen Sohn, Markgraf Johann, dessen Vermählung mit der sächsischen Prinzessinn Katharina betreffend; nebst vorläufigen Anmerkungen über den ehemaligen großen Aufwand bey fürstlichen Vermählungen. Dieß ist sehr lustig zu lesen, und man sieht zu großem Troste unsrer Zeiten, daß die großen Fressereyen vormals auch schon Sitte gewesen. Das Schreiben selbst, wollen wir, weil es der Raum zuläßt, zur **Freude der Welt**, mittheilen.

Vätterliche Liebe und Freundrſchafft zuvor.

Hochgebohrner Fürſt, lieber Sohne, undt Ehrwürdiger beſonder Freunde. Unſer Schweher Herzog Wilhelm zu Sachſen hat Abmuſſen von Eberſtein bey Unß gehabt uf ein Credentz, der viel freundlicher Erbietung gegen Unß unnd Euch Unſerm Sohne, im Anfang auch am Abſchiede gethan hat. Das Wier danckbarlich undt mit Unvergleichung, als viel als Wier kont haben vergolten, und Unß dergleichen freundlich erboten; dozwiſchen iſt unter andern ſein Werbung geweſen. Als er nach laut der Verſchreibung, auch Abrede durcher Jürgen von Waldenfelß in Kegenwertigkeit ſeiner Vettern, am Jüngſten, auch ehemaln mit den geſchickten Räthen, ewr Unſers Sohns, zu Weymar verlaſſen hat uf die Vaßnacht ſein Tochter euch unſerm Sohne beyzulegen, nach laut der Verſchreibung, das wäre er willig zu thuen; Aber im ſey zugefallen, deshalben er das uf die Zeit nicht gethan könn, undt unter andern entdecket, daß ſie das Geldt ſol mitbringen, das habe er uf die Zeit nit, undt könne auch ſolches vor Pfingſten nit zu wegen bringen, aber wann ihr Unſer Sohne wolt nach Pfingſten, ſollt Ihr ihm zuſchreiben vor Lichtmeß, denn wolle er alſo vollthun, nach laut der Verſchreibung, undt könn in jtzund nicht anders thun, Uns gebeten ſolchs euch unſern Sohne zu verkunden, undt dabey zu ſchreiben das in keinem argen oder anders zu vermercken, dann der vorbeſtimmten

Urſach

Urſach halber, das wöll ſein Lieb gar freundlich umb ewre Lieb verdienen. Hat Uns auch dabey erſuchet, daß er uf Sontag Invocavit ſein Räthe gern ſchicken will gegen Berlin, der Verweiſung halber, uf das uf der Hochzeit kein Eintrag in die Bezahlung fall, ſondern eins mit dem andern zugehe; Haben Wier Uns verſangen die Ding auch euch unſerm Sohne gelangen zu laſſen, und befleiſſigen ſolches zu erlangen, undt ſeiner Lieb ſoll des beydes von euch Antwort werden. Iſt Unſſer Rath undt guet Bedüncken, daß man aus einer Notturft ein Tugend mach, und das Beyliegen laß geſchehen uf Sonntag nach Johannis Bapt. ſie, uf das das Geldt nicht gefalle, undt man nicht aus der Verſchreibung bedurf gehen. Er hat des Gelts jtzo nicht, dann die Lande müſſen das geben, und haben das newer halb bezahlet, das andere werden ſie uf Paſchen bezahlen. Den ſollt ihr euch zulegen ohn gantze Bezahlung, das hinterſtellig Geldt möcht bezahlet werden, als Hertzog Hannß von der Lawenburg von Unſerm Bruder ſehl. bezahlt iſt worden, auch iſt ümb die Zeit eine liebliche Zeit, daß man die Dinge bas gehandeln kan, undt den traun die Zeit wegſamer dann jtzund. Wir mercken, daß Unſer Schweer undt ſein Vettern ſtarck kommen werden; wolten Wier auch nicht anders, den das es redlich zuging und die ewre ſtattlich bei euch hett, und inſonderheit daß man je daran ſey, das ſich die Herrn und Ritterſchaft in der Marck zurichten, damit viel Leut ümb ein Danckung uf der Hochzeidt in den Geſellenſtechen,

chen, undt das man das rennen verziehe bis das Geſellenſtechen fürkom, ſonſt verhindert das rennen das ſtechen als, undt will jeglicher rennen, daß er nit ſtechen bedörff. Doch das ein vier der Prewt uf den felde rennen, undt zween des morgens ſo man von der Kirchen gehet, und ſich ſunſt niemans die von ewren wegen do findt, keines rennens oder ſtechens mit andern vereinet ſey, dan das Geſellenſtechen vorfür, ſo wirdt das Geſellenſtechen gros undt brechtlichen, dan man doch drey Tage Hochzeit haben muß. Am Sonntag nach St. Johannis Tage zeugt man ein und legt die Braut zu, am Montag fürt mans gen Kirchen und ſticht darnach das Geſellenſtechen, am Dinſtag rennt man undt ſticht umb Kleinodt, am Mitwoch reit jederman hinwegk. Es were gutt, das ewre unſers Sohns freundt dort ſeyn, undt die ewren am Sontagk zu frü eſſen kommen, uf das ſie mit gegen die Prewtt ritten, auch wan ihr Unſer Sohn von den Fremden ſchreibt ſollt ihr allwegen die maß mitſchicken und bitten, das ſie ihr geſellen richten zum ſtechen und ſolt ſeck und ſettel genug laſſen beſtellen, auch ſo ihr den Geſchlechten ſchreibt in ewren Landt ſolt ihr die Maß auch mit ſchicken, ſie bitten, zu richten. Es ſind über zwantzigck Geſchlecht drinnen, der keins ſo gering iſt, das es richt ein under in wol aus, das er ſticht: Kauft man doch ein gantzen Stechzewg umb 20 oder 30 Gulden. Ihr Unſer Sohn ſollt auch haben am Hofe eine Anzahl Geſellen, die euch helffen ſtechen, die ihr mit ewren Zewgen verſehen ſollt.

wollt. Ist Unser Rath, undt daß das guet starck Gesellen wehren, die sich vor versuchten in kleinen Gesellenstechen Viermal, Fünfmal, Sechsmal, und die Jungen lehrneten, daß sie Pan müchten aushalten, den es wehre den Prewtgamb und den gantzen Landt ein schandt, soltens die Geste von der Pan stechen und sie nicht ein Danckung da behalten, nachdem man uf solchen Höfen allwegen vier Danckung giebt. Vm die Verweisung ist Unser Meynung, ihr müst verweisen 3 tausend Gulden Nutzs und Geltz von 40 Tausend Gulden zu Heimgabgifft, so must ihr, ihr 20 tausend Gulden zu Wiederlegung dargeben, do verweiset die Helfte auf den 20 Tausend Gulden Mitgabe und sagt, so bald solch Geldt gefall, wolt ihr ihr solches fürderlich anlegen nach ihren Gefallen, dan der Marck zu Brandenburgck von 15 einen als mans verweisen soll genug zu lässen. Will man alsdenn das Geldt behalten und anlegen, undt sie uf andern guetern verweisen, mag man auch thuen, der andere 1500 Gulden verweiset sie zu Arenburg und Lentzen, nachdem die Ritterschafft Lentzen lässet, von der Herrschafft wegen, so hat ihr vor den halben Theil des alten Zols do, undt nu den newen, meinen Wir das alles, so man gen Arenburgck zuschlagt, magk man sie gar fürderlichen 1500 Gulden Nutzung verweisen. Um die Morgengab stehet in ewren Unsers Sohns willen, was ihr ihr geben wolt, mögt ihr ihr geben, wo es euch ebnet, und was ihr wolt uf der Hochzeit zu Leibzucht, das mit ihr abstirbt, do hatt

er

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,
herausgegeben
von
Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

ExBibli
Universit
Frider. Guil.
Berolin. A897 .42

Drittes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1732.

er nichts wieder zu reden, ſie ſoll damit zu thun haben, bey ihrem Leben, undt nach ihrem Todt was ſie wil das kan ſie doch nicht anders gebrauchen, dan wie ihr ihr das verweißt nachdem es in ewren Willen ſtehet. Datum Cadaltzburg am Donnerſtag nach dem heyligen Chriſtagk, 1474.

Albrecht von GOttes Gnaden Marggraf zu Brandenburg des heyligen Römiſchen Reichs ErzCämmerer und Churfürſte, zu Stettin, Pommern, Herzoge ꝛc. ꝛc.

IV. Leben und Thaten und Ehrenrettung Herrn Heinrichs von Plauen Hochmeiſters des Deutſchen Ordens in Preußen. Dieß iſt ein treffliches Stück.
V. Neue Schriften. VI. Hiſtoriſche Neuigkeiten.
Wir wünſchen ſehr die Fortſetzung einer ſo nützlichen Monatſchrift bald zu ſehen.

Ende des Wintermonats.

Nordlicht am 19. Oct. 1726. wie es an der ganzen obern halbkugel des Himmels um 8. uhr abends gesehen worden.

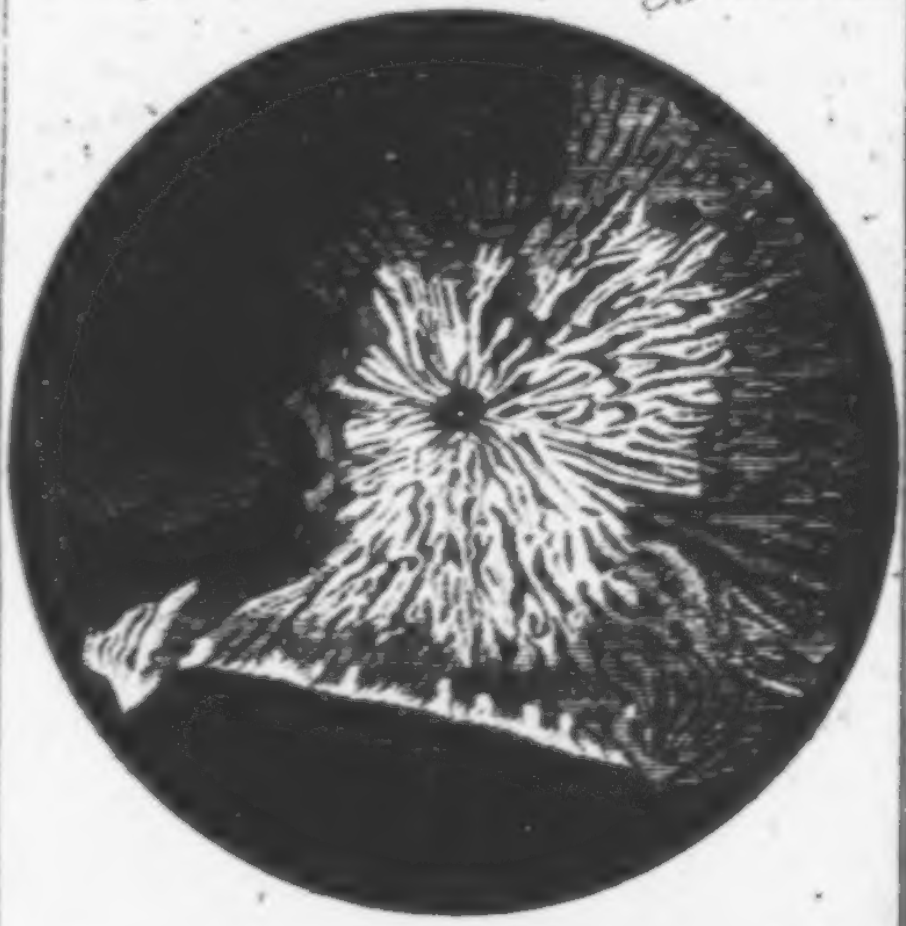

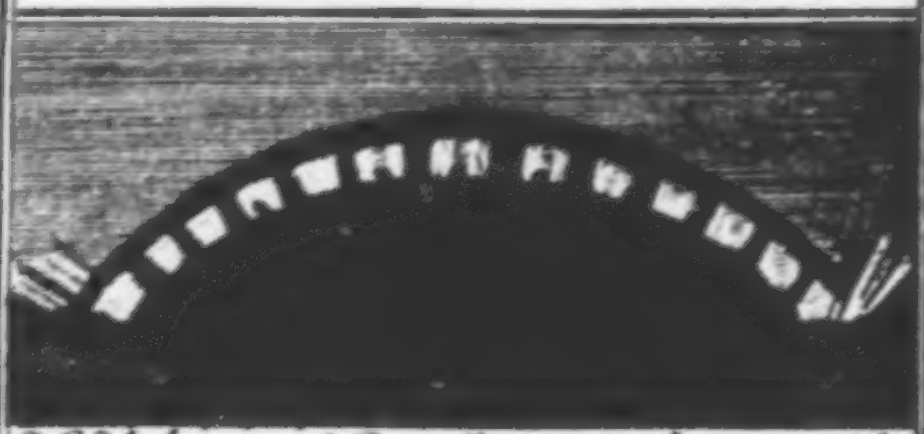

Nordlicht wie es zu Brevillpont am 19 Oct. 1726. gesehen worden.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Chriſtmonat, 1751.

Nebſt einem Regiſter zum I. Bande.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

CICERO

De Invent. Lib. II.

Ex variis ingeniis excellentissima quæque libavimus: ex iis enim, qui nomine et memoria digni sunt, nec nihil optime, nec omnia præclarissime, quisquam dicere (*scribere*) nobis videbatur.

I.

Mars ſuper arma jacens, a Germanis, Moſcis, Turcisque excitatus, per Hungariæ, aliasque orbis eoi plagas graſſatus, i. e. Bellum ex Sancto Fœdere Auguſtiſſ. potentiſſ. ac invictiſſ. CAROLI VI. Rom. Imp. Germaniæ, Hiſpaniarum, Hungariæ, Bohemiæ Regis, Archiducis Auſtriæ etc. glor. memor. et Sereniſſ. ac potentiſſ. Annæ Ioannæ, totius Ruſſiæ Autocratricis, contra præfulgidam Portam Ottomannicam geſtum. Carmine heroico decantatum, per *Antonium Kœnig*, Nobilem de Cronnburg.

Impenſ. Jo. Pauli Kraus.

Vindob. 1751.

Aus dieſem weitläuftigen poetiſchen Titel, eines lateiniſchen heroiſchen Gedichtes, werden viele unſrer Leſer ſchon zur Gnüge abnehmen können, von was für einem Parnaß der Herr Verfaſſer ſich herſchreibe, und von was für Lehrern er ſeine Dichtkunſt gelernet habe. Die kurze Einfalt der alten lateiniſchen Dichter, die in ſeinen Ohren ſo edel klinget, ſcheint ihm niemals bekannt geworden zu ſeyn; vielweniger ſcheint er zu glauben, daß ein guter

Wein eben keines beſonders prächtigen ausgehangenen Kranzes bedörfe. Am allerwenigſten ſcheint demſelben die bittere Frage, eines verdrießlichen alten Kunſtrichters bekannt geworden zu ſeyn:

Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes etc.

Wir ſchenken ihm die andre Hälfte dieſer Antwort mit Bedacht, um ihn auf den Urheber deſſelben nicht noch böſer zu machen: da wir aus der Vorrede ſehen, daß er ſchon vorhin ſehr zornig auf ihn geweſen. Es iſt nämlich ſelbiger, eben der ausſchweifende, wahnſinnige und ganz verblendete Quidam, auf den der Herr König in folgenden Worten ſo entſetzlich loszieht:*

„Ich weis wahrhaftig nicht, durch welchen „Sporn eines ausſchweifenden Witzes derjenige „müſſe getrieben worden ſeyn, der durch einen ganz „verkehrten Wahn, und durch eine aberwitzige Ur„theilskraft verblendet, ſich unterſtanden zu be„haupten:

„Bey Malern und Poeten,
„Darf auch der kühnſte Witz im Dichten nicht erröthen.

„Was

* (Neſcio profecto, quo exorbitantis ingenii ſtimulo eum agitatum fuiſſe, mihi perſuadere debeam, qui ſiniſtra prorſus opinione, et animi alienati judicio excæcatus, aſſerere non dubitabat:

Pictoribus atque Poëtis
Quælibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas.

Quam infenſum hic Apollini, quam alienum a Muſis animum habuerit, vel exinde intelligi poſſe videtur etc.)

„Was dieser nun für ein dem Apollo gehässiges, „und von allen Musen abgewandtes Gemüth ge„habt haben müsse, das ist auch daraus schon satt„sam abzunehmen ꝛc. „

Wer würde sich wohl von allen unsern Lesern haben träumen lassen, daß der ehrliche alte Horaz, unter diesem so abscheulichen Bilde verborgen läge: wenn ihn nicht die angeführten Verse einem jeden unter uns kenntlich genug machten. Vieleicht wird der Herr Verfasser selbst erschrecken, wenn er, wie wir besorgen, etwa von uns zum ersten male höret: daß der ihm so unbekaante Quidam, der wahnsinnige, aberwitzige, verblendete Mensch, der so was schlechtes gesaget hat, niemand anders, als des großen Kaisers Augusts Hofpoet, und seines obersten Staatsraths und Freundes Liebling, Quintus Horatius Flaccus, gewesen sey: dem es gewiß seit 1800 Jahren, außer dem Herrn König, Edlen von Kronburg, noch keine Seele Schuld gegeben, daß er einen animum Apollini infensum, und a Musis alienum, gehabt habe.

Wir wissen in der That nicht, was wir von diesem Eifer denken sollen; können es aber einem gewissen andern lateinischen und deutschen Dichter zu Wien nicht verargen, der bey dieser Gelegenheit folgende Zeilen aufgesetzet, und uns zur Bekanntmachung zugesandt hat.

HORATIVS.

Multa renaſcentur, quæ jam cecidere, cadentque
Quæ nunc ſunt in honore. . . . .

Hochmüthiger Horaz! der du ſo trocken ſingſt,
Daß du die Dichterkunſt faſt in Verzweiflung bringſt,
Ja ſelbſt Apollons Chor erzwungne Gränzen ſetzeſt;
Und ſeiner Seyten Thon nach deinen Regeln ſchätzeſt:
Der du nur an Homers bethörten Helden klebſt;
In deinem Tivoli nur für Mecänen lebſt;
Auf Strafgedichte ſinnſt; der muntern Heldendichter
Beherztes Steigen lenkſt, und als ein ſcharfer Richter
So Luſt- als Trauerſpiel zu tadeln dich bemühſt,
Wenn du ein Pferdgenick auf Weiberachſeln ſiehſt:
Der du neun Jahre faſt an einem Liedchen dichteſt,
Und jedes Dichters Muth zu dieſer Zeit verpflichteſt:
Verwirft dein tollgeſinnt, vorurtheilsvoller Kiel
Nicht Plautens luſtig Salz, das Römern ſtets gefiel?
Nur ein geübter Thon ſoll unſerm Ohr gefallen;
Sonſt hört man deine Stimm auf jedes Wort erſchallen.
Dieß, ſagſt du, ſey der Welt zum Nutzen und zur Luſt,
Und was dir ſonſt für Zeug von ſolcher Art bewußt.
Warum verbeutſt du doch den hohen Geiſt zu loben,
Den ſeine Niedrigkeit bis an den Mond erhoben?
Dein Eigendünkel murrt, wenn Bav was hohes trifft.
Weswegen tadelſt du des weiſen Mäven Schrift?
Der du doch jedem Geiſt der Dichter frey gelaſſen,
Was immer ihren Trieb erwecket, zu verfaſſen;
Bald auch der Freyheit dich, nach deiner Art, bedienſt,
Wenn vom Auguſt du ſelbſt zu ſingen dich erkühnſt;
Bald aber den verſchmähſt, der einen Bund der Schlangen
Mit Adlern ausgeheckt, zu dichten angefangen.
Dort giebſt du alles frey, und machſt es ſelber ſo;
Hier aber polterſt du auf Feuer und auf Stroh;
In dieſem biſt du toll, in jenem aber klüger.
Warum erzürnet dich ein Lämmchen bey dem Tyger?

So

So gar die Fabel ſoll der Wahrheit ähnlich ſeyn:
Und wir, Verblendte! gehn dergleichen Vorſchrift ein?
Warum bringt Chörilus mit ſeinen Siebenſachen,
Er ſang ſo frey, wie du, zuweilen dich zum Lachen?
Der Mittelmäßigkeit im Dichten ſchämſt du dich?
Kurz: alles, was du ſprichſt, iſt Dichtern hinderlich.

Tyrann! wie lange wird dir deine Macht gelingen?
Vermeynſt du uns vielleicht ins Regeljoch zu zwingen?
Nein! alles ändert ſich. Nun endlich kömmt die Zeit,
Die trotzet deiner Lehr und Oberherrlichkeit.
Itzt brüſte deinen Stolz! den deine Schande dämpfet,
Seitdem ein Mars, der dich nicht kennt, lateiniſch kämpfet,
Und deine Regeln ſchilt: Ausſchweifend toller Sinn!
Wie ſehr vergiengſt du dich? Der Dichter Lehrerinn'
Iſt wie die Malerey? Schweig, Erzfeind unſrer Muſen!
So ſchimpft er dich, Horaz! durchforſche deinen Buſen!
Warum erlaubteſt du, verworrner Dichterfeind!
Dem weder der Parnaß, noch Hyppokren befreundt;
Warum erlaubteſt du den Malern und Poeten,
Dem Pinſel, wie dem Kiel, den Farben, wie den Flöten,
Den Lauf des Eigenſinns? Was lehret uns der Spruch?
Wie? oder iſt es nur ein tückiſcher Verſuch,
Der uns verblenden ſoll? So glaubſt du, daß man dichte,
Und nur das Schmäuchelamt auf dem Parnaß verrichte?
So iſt der Dichterſchluß den Malern auch gemein?
Soll Farbe, Kiel und Vers und Larven eines ſeyn?
Verwegner Regelſchmid! lies Alexanders Leben,
Was er zu Pindars Schutz für ein Geboth gegeben?
Wie hoch er den Homer um Ilion geſchätzt,
Da er mit ihm ſo gern, als ſingend, ſich ergötzt.
Lies, was Poeten ſind! und wiſſe, wenn die ſchweigen,
Daß keine Ritter mehr den Heldenruhm erſteigen.

So ſpricht er. Aber ſieh, dein Gegner kömmt daher.
Vernimm, was er mir ſagt! Er ruft erzürnt und ſchwer:
Was murmelſt du von mir? was dichteſt du von Ratzen?
Hältſt du es auch vielleicht mit bunten Malerfratzen?

Inhalt.

I. Godofredi Guilielmi Leibnitii Collectanea Etymologica illuſtrationi Linguarum, veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inſeruientia.

II. Georgii Friderici Heupelii Diſſertat. de Vlphila, ſeu Verſione IV. Euangeliſtarum Gothica.

III. Fortſetzung des Verzeichniſſes von deutſchen Uberſetzungen der meiſten alten Lateiniſchen Scribenten.

IV. Critiſche Anmerkungen über Daniel Caſpar von Lohenſteins Lobrede bey dem Leichbegängniſſe des Herrn von Hoffmannswaldau.

V. Samuelis Rudolphi Gerſtäckers Diſſertat. de blanda Gallorum compellatione Papa, vſu hodie inter noſtros recepta.

VI. Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften.

Von Ratzen? . . . ich? . . ich ſprach von dem Horatius,
Der jetzo, Dichter, dir beſchimpfet weichen muß;
Der jenen dummen Schluß der Dichtkunſt Freyheit fällte,
Und ihr die Malerey ſo frech zur Seite ſtellte. . . .
Wie? was? Horatius? Den Narren kenn ich nicht!
Iſts dieſer, der ſo toll von unſern Verſen ſpricht?
O Einfalt! Läſ' er nur, wie Mars in meinen Reimen,
Nach einem ſüßen Schlaf, nach angenehmen Träumen,
Den Untergang der Welt mit ſchlaffen Lippen ſchwor;
Weil er zur Friedenszeit der Waffen Recht verlohr.
Sprich, daß er leſen ſoll, wie meine Muſe wettert,
Die Welt mit Leichen deckt, die Feſtungen zerſchmettert,
Blutdürſtig, voller Grimm, mit Höllenlarven ſpielt.
In Körpern, Rauch und Dampf, als Bluhmenbeeten wühlt.
Nichts von Annehmlichkeit, und Heldenruhm will wiſſen;
Nichts ſingt, als Mord und Brand, als Schaum- und Blutvergießen.
Da mag der Kerl, Horaz, mit ſeinem Blinzeln ſehn,
Was durch der Deutſchen Fauſt im Türkenblut geſchehn.
Verſtehet denn Horaz die Verſekunſt? . . . Ein wenig!
Wer iſt er denn, der Thor? . . . Der Dichter Fürſt und König ꝛc.

Doch wir wollen dem Herrn Verfaſſer dieſe Beſchimpfung des Horaz, der obige Stelle nicht nach eigener Meynung, ſondern als einen Einwurf vorträgt, und gehörig einſchränkt, nunmehr vergeben; und zum Gedichte ſelbſt ſchreiten. Es ſoll ſelbiges den letzten ungariſchen Krieg, der zwiſchen Kaiſer Karln dem VI. und den Ruſſen auf einer, den Türken aber auf der andern Seite geführet worden, beſingen. Er ſtellet zu dem Ende den Mars ganz ergrimmt, und auf einem Waffenhaufen liegend vor, wie er die Bande zerreißt, die ihn bis dahin gebunden, und das Kriegesfeuer anſtecket, wie es damals bis ans Ende der Feldzüge gebrannt

gebrannt hat. Wir ſehen hier, daß der Poet eben das thut, worüber er oben des Horaz Ausſpruch verdammete. Denn er wird uns doch wohl nicht zumuthen, ihm buchſtäblich das als eine geſchehene, und von ihm ſelbſt geſehene Sache zu glauben, wie er in der Vorrede trotzet; zu glauben, daß nicht die Ruſſen, oder Türken, ſondern **Mars**, auf einem Haufen liegend, ꝛc. den Krieg angefangen habe. Heißt das nun nicht:

. . . . Pictoribus atque Poëtis? etc.

Wir tadeln ihn aber deshalben nicht, ſondern wollen nunmehr auch den Ton ſeiner Feldtrompete ſelbſt ſchallen hören: Sie hebt alſo an:

Læta *canant* alii modulo reſonante poëtæ
Tempora, *decantent* laudes, regumque potentum
Facta *canant* præclara metro, titulisque ſub aſtra
Extollunt: mea ſanguineas *cantare* Camœna
Incipiet pugnas, acerrima prælia, lites,
Et triſtata virum duro ſub Marte cadentum
Funera: ſemineceſque artus, diviſaque membris
Membra: manus humeris, caput et cervice reſectum.

So prächtig einem anfänglich dieſe Zeilen zu klingen ſcheinen, ſo wenig wollen ſie einem, an die ſaftigen Leckerbiſſen eines Virgils gewöhnten Gaume, ſchmecken. Das in den vier erſten Zeilen wiederholte canant, decantent, canant, cantare, ſcheint eine große Armuth im Ausdrucke zu verrathen, und erwecket einen Ekel. Der Modulus reſonans, iſt auch keine Redensart von dem rechten römiſchen Gepräge; titulis ſub aſtra extollere, iſt gar kein Latein; mea Camœna incipiet cantare, iſt gar ein Germanismus. Pugnas, acerrima prælia, lites,

iſt eine Figur aus Dr. Swifts Tractate, περὶ βαθους, oder Kunſt in der Poeſie zu kriechen: denn es iſt ein Anticlimax; da man nicht von unten nach oben zu, ſondern von oben herunter ſteigt: weswegen ſie von den Alten niemals gebrauchet worden. Die triſtata funera virum cadentum, wollen uns noch weniger gefallen. Denn wer ſagt wohl daß eine Leiche betrübt ſey? oder daß fallende Streiter, die zwar verwundet, aber noch nicht eben mauſetodt ſind, ſchon Leichen heißen können? Die ſemineces artus ſollten wohl das *ne* in neces nicht kurz haben; und nach dem: diviſaque membris membra, (welches doch nach dem vorigen Niedermeßeln ſchon zu ſchwach iſt) folgen noch weit ſchwächer, die manus humeris, et Caput cervice relectum.

Dieſes mag zu einer kleinen Probe dienen, wie genau wir Gedichte, und zwar heroiſche, lateiniſche Gedichte zu prüfen pflegen; und wie ſchwer es alſo ſey, auf den Fußtapfen des römiſchen Alterthumes einherzugehen, wenn man es ſich nicht von Jugend auf bekannt gemacht hat. Doch wir wollen weiter hören:

Præſes Apollo meis, qui Vatum Carmina curas,
Qui juga docta tenes Pindi, doctasque Sorores
Æternis regis imperiis, facientia Vates
Flumina qui pandis; concordia carmina metris
Jungere quique potes, clemens precor annue cœptis!

Wir wollen bey dieſer Anrufung die weitläuftige Beſchreibung des Apollo, die jeder Schüler ſchon weis, überſehen. Nur dieſes dünket uns, daß er nichts rechtes von dieſem Muſengotte gebethen hat.

hat. Annue cœptis! heißt es; und oben hat er ſich noch nichts vorgenommen, als von Krieg und Zank, von Leichen, abgehauenen Armen und Köpfen zu ſingen. Wenn? wo? und von wem? und mit was für Rechte ſolches geſchehen, das hat er gar nicht ſingen wollen. Apollo bekömmt von ihm alſo weiter nichts zu thun, als daß er ihm ſoll helfen Verſe machen: concordia carmina metris jungere, wie er ihm nachrühmet. Hiebey ſteigt uns nun ein gewaltiger Scrupel auf. Entweder Apollo kann keine ſolche concordia metra mehr machen; oder er hat den Herrn Verfaſſer in ſeiner Anrufung nicht erhören wollen; oder der Dichter hat ihn nicht recht angerufen, indem er ihm Dinge zugemuthet, die ſich für den Muſengott gar nicht ſchicken. Wir wollen uns näher erklären.

Das erſte iſt gar nicht zu glauben. Denn daß der Muſengott nicht gute Verſe machen, oder eingeben könnte, kann man ohne eine Läſterung wider ihn nicht einmal denken. Vielmehr haben die Gelehrten aus den Schnitzern wider die Proſodie und das Sylbenmaaß, in den Antworten der delphiſchen Pythia, in neuern Zeiten, richtig geſchloſſen: daß Apollo ihr ſelbige nicht eingegeben habe. Was ſollen wir nun von dem Herrn König denken, der uns eine Menge falſcher Quantitäten, ja fünf, ſechſtehalb, und ſiebenfüßiger Hexameter in ſeinem Gedichte geliefert hat. Dieſes muß bewieſen werden. Auf der 8 S. ſteht folgender fünffüßige Hexameter:

Ad Perecop Moſcum dum duxerat agmen.

A. d. 24 S. ſteht dieſer von ſechſtehalb Füßen:

Hæc Dea læta favet, quamvis germana pubes etc.

A. d. 28. 30. 31. 32. 34. und 35 S. ſind folgende ſiebenfüßige:

Odryſias vincent gentes, ſi non virtute domari etc.
Cui ſunt pugnandi vires, qui non tam fervidus armis etc.
Nuncius auditu horrendus, percellens cuncta timore etc.
Muros Oczacova tuos, quos vaſto gurgite cingit etc.
Ingreſſi Moſci, ſpirant minitanti lumine cædem etc.
Ædes victores Moſci, gens neſcia parcere Turcis.

Wo bleiben nun eine Menge falſcher Quantitäten, Barbariſmi, und Solœciſmi? z. E. Dux Seckendorſie; ein ſchöner Vocativus! inſit eſſari Bellona, für incipit etc. propinquis, mit pro lang. Aſia als ein Dactylus; copias als ein Anapäſt; jubilis, die erſte Sylbe kurz; immugiit, mit mu kurz; in hoſtilis impetus, und rurſus hæc, das is und us lang; mu in munitos kurz; Glandis im Nennfalle für Glans; liberare, li kurz; incluſa præconia, das ſa lang; elluſit, ſtatt eluſit; momenti, mo kurz. In Turcisque ſub Tartara, ſub kurz, u. d. m.

Kurz, wir ſchließen, daß der Herr Verfaſſer entweder von dem rechten Apollo nicht erhöret worden ſey; weil er es übel genommen, daß man ihn bloß für einen Versmacher angeſehen: oder daß er an den ſwiſtiſchen Antiphöbus gerathen ſey, den unſre deutſchen Heldendichter, in ihren Hexametern bisher zum Beyſtande gehabt, wenn ſie eben ſo viel falſche Sylbenquantitäten, fünf, ſechſtehalb- und

ſiebenfüßige Hexameter, nebſt andern Barbariſmis und Solöciſmis, in Menge gemachet haben.

Der geneigte Leſer wird uns verhoffentlich der Mühe überheben, daß wir ihm von einem Gedichte von 115 Seiten in 4t. nichts mehr ſagen: welches in den erſten Grundregeln ſo gewaltig verſtoßen, und welches die großen Namen, die es beſinget, mehr verletzet, als beehret hat.

* *

II.

Erſte Anfangsgründe der philoſophiſchen Geſchichte, als ein Auszug ſeiner gröſſern Werke. Herausgegben von Jacob Bruckern. Zweyte Ausgabe. Ulm 1751, bey Barthol. in 8v.

Die philoſophiſche Hiſtorie aller Zeiten und Länder hat wohl keinem einzigen Gelehrten mehr zu danken, als dem ſo grundgelehrten, als billig berühmten Herrn Paſtor Brucker zu Augſpurg. Alles was **Diogenes Laertius, Stanley, Olearius, Jonſius, Struv, Heumann**, und ſoviele andre davon geſchrieben hatten, verliehrt gegen ſeine vielfältigen, weitläuftigen, und wiederholten Arbeiten beynahe alle ſein Anſehen: und wiewohl man keinem von denen allen ſeinen Werth abſpricht; ſo haben doch die bruckeriſchen Schriften, alle dieſe vorläufigen Verſuche bey weitem übertroffen. Er war nicht zufrieden, daß er anfänglich,

lich, nach der damals beliebten hübneriſchen Lehrart, ſeine kurzen Fragen aus der philoſophiſchen Hiſtorie in 12. und in deutſcher Sprache ans Licht ſtellete; und einen Auszug daraus 1736 als den letzten Band davon hinzuſetzete. Er nahm ſich 1740 noch einmal die Mühe dieſes weitläuftige Feld mit größerer Aufmerkſamkeit und reiferer Einſicht zu durchlaufen; und gab in lateiniſcher Sprache die Hiſtoriam criticam philoſophiæ in V Quartbänden heraus. Dieſes treffliche, und ſehr vollſtändige Werk, ward nun von allen Gelehrten in und außer Deutſchland, in ganz Europa, mit dem größeſten Beyfalle aufgenommen: und wird vieleicht jederzeit, das gründlichſte und gelehrteſte Buch in dieſer Art ſeyn und bleiben, auch unſern Zeiten bey der ſpäten Nachwelt Ehre machen.

Da er nun ein ſo großes Stück Arbeit zurückgeleget hatte, ſollte man gedacht haben, daß er nun die Feder, wenigſtens in dieſer Art der Gelehrſamkeit würde ruhen laſſen. Allein er ſah wohl ein, daß noch etwas zu thun übrig wäre: und ehe wollte er nicht aufhören, bis alles, was man von ihm wünſchen könnte, vollendet wäre. So geſchickt jenes große Werk war, gelehrten Männern zum Nutzen und Vergnügen zu dienen: ſo wenig ſchickte es ſich für die ſtudirende Jugend, auf hohen Schulen; zumal, wenn ſie akademiſche Vorleſungen über dieſen Theil der Geſchichte verlanget. Herr Paſtor Brucker ließ ſich alſo die Mühe nicht dauern; auch ein lateiniſches Handbuch von der philoſophiſchen Hiſtorie aufzuſetzen, welches ein richtiger,

tiger, und ziemlich vollständiger Auszug aus dem größern Werke war, und in groß 8v. gleichfalls in breitkopfischem Verlage erschien. Auch dieses ist bisher mit Beystimmung der Gelehrten häufig gebrauchet worden; und man kann Studirenden kein geschickteres Buch dgven vorschlagen und anpreisen.

Wer hätte nun nicht denken sollen, der gelehrte und belesene Herr Pastor hätte dadurch alles, was man nur in diesem Stücke begehren könnte, überflüßig erfüllet? Allein er selbst, dachte ganz anders. Der kurze Auszug, aus seinen deutschen Fragen von der philosophischen Historie war gänzlich abgegangen; und der Verleger begehrte eine neue Ausfertigung desselben. Hier war es der unermüdeten Feder desselben unmöglich, länger zu ruhen. Er sah, daß seine Einsicht in diese Dinge, seit der ersten Auflage von 1736, und also in 15 Jahren, sehr zugenommen hatte. Er bemerkete also allerley Mängel in seiner damaligen Einrichtung und Abhandlung. Seine damalige Lehrart und Eintheilung des Werkes, stimmte auch mit derjenigen Methode nicht überein, der er sich in dem lateinischen größern Werke bedienet hatte. Endlich war auch die damalige deutsche Schreibart nicht so gerathen, daß der Herr Verfasser sie, in Ansehung der heutigen Art, rein und richtig Deutsch zu schreiben, billigen konnte. Alles dieses bewog ihn also, auch diesen deutschen Auszug, zum Gebrauche der Gymnasien und anderer größerer Schulen, ganz und gar umzuschmelzen.

Er hat alſo darinnen 1) hin und her vieles geändert, verbeſſert und ergänzet, was an einer vollſtändigen Geſchichte der Philoſophie noch gefehlet. Er hat 2) dieſen Auszug ganz nach der Lehrart des größern Werkes eingerichtet, damit diejenigen, die daraus auf niedern Schulen die Hiſtorie der Philoſophie gefaſſet, auf hohen Schulen, nach den Inſtitutionibus, oder der Hiſtoria critica, ohne Verwirrung weiter gehen könnten. Dieſes erfoderte 3) viele ganz neue Capitel, z. E. von der orientaliſchen Philoſophie, von den Schickſalen der griechiſchen Philoſophie außer Griechenland. ꝛc. Zum 4) mußte die Vorſtellung der Lehrſätze bey den Weltweiſen, und ſonderlich ihr Zuſammenhang untereinander, deutlicher vor Augen gelegt werden. Und endlich 5) hat auch die Schreibart, die ſich ſeit 15 bis 20 Jahren in Deutſchland merklich gebeſſert hat, in dieſer neuen Ausgabe, eine merkliche Verbeſſerung erhalten.

Es iſt alſo gar kein Zweifel, daß dieſes ſo nützliche, als angenehme Werkchen, ſich künftig, ſowohl Lehrern als Lernenden, ſehr beliebt machen, und dieſe Art der hiſtoriſchen Erkenntniß ſehr ausbreiten und befördern werde. Die Lehrart durch Frage und Antwort hat er billig beybehalten: weil ſelbige jungen Leuten, zu Erweckung der Aufmerkſamkeit, ſehr zuträglich iſt. Die Anführungen der alten und neuern Schriftſteller ſuchet man hier vergebens. Für Anfänger war ſie auch nicht nöthig: und man kann ſie in den andern Werken des Herrn Paſtors zum Ueberfluſſe finden.

Kurz,

Kurz, wir wünschen, daß auch diese Arbeit, den bisher schon so großen Ruhm des Herrn Verfassers, noch mehr ausbreiten, ja allgemein machen möge.

* *

III.

Der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, physische Abhandlungen, VI. und VII. Theil, von den Jahren 1719 bis 1722, und von 1723 bis 1726, aus dem Französischen übersetzet, von Wolf Balth. Adolf von Steinwehr, der kön. Akad. der Wissensch. in Berl. Mitgl. Breßlau, bey Korn, 1751.

Wir sehen es, nicht ohne ein besonderes Vergnügen, daß dieses treffliche Werk so richtig von Messe zu Messe fortgesetzet wird: so daß wir es nun in weniger Zeit ganz völlig im Deutschen aufzuweisen haben werden. Der VI. Band davon ist nämlich schon an der Ostermesse erschienen; der VII. aber in abgewichener Michaelmesse ans Licht getreten: und beyde scheinen an Wichtigkeit des Inhaltes, und Schönheit des Druckes und der Kupfer, mit einander zu streiten.

Wir finden abermal die Namen der berühmtesten Männer, unter den Verfassern derer in beyden gelieferten Schriften. Ein Mairan, Jüssieu, Reaumür, de la Hire, Maraldi, Cassini, Delisle, Louville, und Geoffroy haben an dem

I.

Ill. V. Godofr. Guilielmi Leibnitii Collectanea Etymologica, illuſtrationi Linguarum, veteris Celticae, Germanicae, Gallicae, aliarumque inſervientia, cum praefatione Jo. Georgii Eccardi, Hanov. 1717. in 8vo.

DEr Nahme des Herrn von Leibnitz iſt in ſo vielen Arten der Gelehrſamkeit, durch ganz Europa bekannt und berühmt geworden, daß man denſelben nur auf dem Titel einer Schrift ſehen darf, um von derſelben eine gute Meinung zu ſchöpfen; es mag auch dieſelbe handeln wovon ſie immermehr wolle. Es iſt alſo bey dieſer Gelegenheit um ſo viel weniger nöthig, von den vielfältigen Verdienſten dieſes groſſen Mannes um die Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders aber auch um die Deutſchen Alterthümer und Sprachkunde zu reden: Je bekanter dieſelben jedem Kenner ſeiner Schriften vorlängſt geweſen. Wir würden aber den Vorwurf einer groſſen Nachläßigkeit ſchwerlich von uns haben abwenden können, wenn wir in dieſen unſern Beyträgen nicht auch von ſeinen zu unſrer Ab-

erſten Bande den meiſten Antheil. An dem letzten aber, haben außer den benannten, auch noch Herr **Du Fay**, Herr **Petit**, Herr von **Maupertuis**, Herr **Godin**, und Herr **Molieres** mit gearbeitet. Der Inhalt ihrer Beobachtungen und Anmerkungen aber iſt beynahe ſo vielfältig, als die Gegenſtände in der Natur ſelber ſind. Hier findet man Finſterniſſe ſowohl an der Sonne und dem Monde, als an andern Planeten und Fixſternen; beobachtete Flecken, theils in der Sonne, theils in andern Planeten; Erſcheinungen von Cometen, beobachtete Höhen der Sterne, und Größen der Sonnendurchmeſſer zu verſchiedenen Zeiten; Nordlichter*, und meteorologiſche Beobachtungen; Ebben und Fluthen, Abhandlungen von Wärme und Kälte, und von der Größe und Entfernung der Fixſterne; geographiſche Beſtimmungen der Lage und Größe verſchiedener Theile der Erde; Beobachtungen der Menge des jährlich fallenden Regenwaſſers; Unterſuchungen von Bergwerken, und über die ausgegrabenen Muſcheln an einigen Orten; ferner Verſteinerungen verſchiedener Körper, Perpendikeluhren, Sonnentafeln, beobachtete Luſterſcheinungen und Sonnenhöhen; Abhandlungen von der ſcheinbaren Libration, oder Schwingung des Mondes, und ſeiner Umdrehung um ſeine Axe, und von den Feldzügen des jüngern Cyrus in Aſien; Anmerkungen über die Charte des kaſpiſchen Meeres, die Kaiſer Peter der Große nach Paris geſchicket, und andre ſolche unzählige Dinge mehr. Will

* Wir theilen ein Paar Abbildungen derſelben an dem Titel dieſes Monates mit.

Will man noch Betrachtungen andrer Art haben, so findet man hier dergleichen über die Natur des Gipses, über die Wespen, über die Art, wie man in Spanien das Queckſilber aus der Erde hervorbringet; von der Stralenbrechung im leeren Raume, von Einrichtung der Sonnen- und Perpendikeluhren, von einem astronomischen Instrumente, von der Figur der Erde, von dem Falle schwerer Körper, von Pulverproben, von einer Kunst Feuersbrünste zu löschen, vom Ursprunge der Kieselsteine, vom Zustande des Holzes, und der Wälder in Frankreich, von der Kraft bewegter, und vom Stoße elastischer Körper, von Ammonshörnern, von den Längen zur See, von der geographischen Bestimmung der Insel Corsica, und von der Zurückprallung der Körper.

Nun urtheile man, von der großen Mannigfaltigkeit der in diesem Werke vorkommenden Materien und Sachen; die gewiß allen Liebhabern natürlicher Dinge, das größeste Vergnügen geben muß. Hierzu kömmt die Vermischung aller solcher Dinge, die einen Leser, bald auf der Erde beschäfftiget, vom Lande auf die See, von den Wäldern zu den Bergwerken und Steinbrüchen, von der Luft zum Lichte, vom Regen zu der Kälte; vom Nordlichte zu dem Monde, von den Planeten zum Cometen; von der Sonne zu den Fixsternen, und in die entferntesten Räume des Weltgebäudes führet. Alle diese Dinge müssen ja einen lehrhaften und wissensbegierigen Geist, mit der empfindlichsten Belustigung erfüllen: zumal wenn er dabey

merklich gewahr wird, wie sich die Schranken seiner Erkenntniß zusehens erweitern. Er kann gleichsam in einem Augenblicke, in seinem Zimmer, ohne alle Mühe, die süßesten Früchte derjenigen Arbeiten einärnten, die soviel große Geister, mit langwierigen Bemühungen, großen Unkosten, und beschwerlichen Nachtwachen, gleichsam ihm und der ganzen vernünftigen Welt zu gut, unternommen haben.

Außer diesen physischen Betrachtungen ist auch bereits der III. Theil der anatomischen, chymischen und botanischen Abhandlungen von eben der Feder, und in eben dem Verlage ans Licht getreten. Dieser liefert den Arzneykündigen ebenfalls eine Menge der allerlesenswürdigsten Beobachtungen eines **Winslov, Littre, Bouldûc, Lemeri, Homberg, Geoffroy, Marchant, Reaumûr, Missolle, Mery, la Peyronnie, de la Hire, Dodart, Astrûc, Reneaume** u. a. m. Was nun darinn für ein Schatz medicinischer Gelehrsamkeit stecken müsse, das können nur diejenigen einsehen, denen die gründliche Wissenschaft aller dieser gelehrten Männer, sonst schon aus ihren Schriften, und allgemeinem Ruhme bekannt ist. Wir wünschen also herzlich, daß der Herr Hofrath von Steinwehr bis zur Vollendung dieser so gemeinnützigen Werke nicht ermüden möge.

IV.

Mars ein vergnügter Zuschauer

bey der, von

Sr. königl. Majestät von Preußen

im Jahr 1751 am 2ten des Herbstmonats gehaltenen Musterung Dero schlesischen Kriegesheeres.

Ihr Helden auf! Ergreift die blanken Waffen!
Nur Blitz und Knall kann mir Vergnügen schaffen:
Nur wo der Stücke Donner brüllt,
Und Rauch und Dampf die Luft erfüllt:
Nur unter krachendem Getöne
Ehrt mich das Räuchwerk tapfrer Söhne.

Die halbe Welt liegt schon in süßem Schlummer:
Ihr Söhn' erwacht! Stillt meinen Herzenskummer!
Europa schleußt in stolzer Ruh
Den mir geweihten Tempel zu;
Und alles will mit ganzen Chören
Mein schönes Heiligthum zerstören.

Dieß ist mein Schmerz, dieß sind Bellonens Klagen,
Die ich jüngsthin den Göttern vorgetragen.
Sieh Jupiter! sieh meinen Harm:
Ach! hätt' ich deinen Blitz und Arm;
So schlüg ich bey Irenens Glücke
Die halbe Welt in tausend Stücke.

So klagte Mars, und lief durch alle Gränzen,
Im Grimm zu sehn, wo Spieß und Schwerter glänzen:
Bis er auf Olaus Fluren kam,
Und voll Verwunderung vernahm:
Daß ein gewünschtes Wetter krachte,
Und Erd und Himmel bebend machte.

Ein heller Glanz von tausend Seltenheiten
Bezauberte die Augen schon von weiten;
Hier schoß aus jedem blanken Stahl
Ein blinkend feuerreicher Stral,
Und fiel so blendend ins Gesichte,
Wie Stral und Glanz von Titans Lichte.

Der Trommeln Klang und wirbelvolles Schnarren,
Der Pauken Schall, der Wagenräder Knarren,
Der Pfeifer und Trompeter Chor
Erfüllten schleunigst Herz und Ohr:
Ein Dampf, ein schwirrendes Getümmel
Durchdrang die Luft, und stieg gen Himmel.

Alsbald gebahr dieß reizende Vergnügen
In ihm den Trieb, sich näher zu verfügen.
Vor Lust entbrannt, vergaß sein Herz
Den ausgeschäumten Groll und Schmerz;
Als Schlag auf Schlag entsetzlich knallte,
Und heulend durch die Thäler schallte.

O süßer Ton! rief Mars, o schönes Knallen!
Gewiß, es brennt ein Held, den man vor allen
Den größten Helden nennen kann,
Dieß Opfer mir zu Ehren an.
Doch welch ein Held ist hier vorhanden,
Ist etwa Cäsar aufgestanden?

Hat Hannibal das Schattenreich verlassen,
Des Schwertes Heft noch einmal anzufassen?
Doch wie? jetzt eben fällt mirs ein:
Es werden jene Deutschen seyn,
Die durch Britannien gedrungen,
Und Rom und Gallien bezwungen.

Ja ja, es ist ein Rest von deutschen Helden,
Von deren Faust die Schriften Wunder melden.
Der morschen Väter Geist erwacht,
Und stärkt der Kinder Herz und Macht:
Hier rückt der Saamen grauer Streiter
Das Ziel des alten Ruhmes weiter.

Pruteno bricht durch Moder, Staub und Riegel,
Sein Schatten giebt den Preußen Kraft und Flügel;
Hier wallt der alten Deutschen Blut,
Und macht den jungen Brennen Muth.
Seht hier! seht, Völker, wie erhitzet
Der lorberreiche Friedrich blitzet!

Dort seh ich Ihn mit einem Kranz umflochten,
Den Ihm sein Arm in Schlesien erfochten.
Dort stralt der unbezwungne Held,
Der längst Pannonien erschellt:
Er steht von einer Schaar umgeben,
Vor der die Catacomben beben.

Jetzt eilt Er fort, jagt flüchtig auf und nieder,
Jetzt bricht Er los, so rennen alle Glieder:
So schnell geht kein Bucephalus;
Nein, nein, es ist der Pegasus,
Den dieser Götter Sohn bestiegen,
Vor seinem Heer voran zu fliegen.

Hier ficht mit Lust der Arm geharnschter Schaaren,
Dort fliegt ein Heer Dragoner und Husaren;
Kein Wall, kein Graben ist zu breit,
Nichts hemmt der Rosse Munterkeit.
Das Fußvolk schließt sich aneinander:
Fürwahr das trennt kein Alexander!

Schau mein Gemahl, rief Mavors zu Bellonen:
So prächtig sind der Preußen Legionen!
Dieß, was ich hier gehört, gesehn,
Ist bey den Römern nie geschehn:
Nur Preußens muthige Soldaten
Verrichten unerhörte Thaten.

Allein hier sah man weder Blut noch Leichen:
Wie kommts, sprach Mars, daß vor den Streichen,
Die meiner Söhne Faust ertheilt,
Kein Feind erblaßt, kein Gegner eilt?
Er stutzt, bis ihn der Götter Wissen
Aus der Verwunderung gerissen.

Alsdann erfuhr der rauhe Gott der Kriege,
Dieß sollte nur auf so viel schöne Siege
Ein Lustspiel seiner Söhne seyn.
Gar recht, fing Mars bald an zu schreyn:
Der Preußen nie besiegte Klinge
Thut spielend lauter Wunderdinge.

Wohlan! ich bin mit diesem Dienst zufrieden,
Der Oelzweig sey der ganzen Welt beschieden.
Hat ihn des großen Friedrichs Hand
Europens Völkern zugewandt;
Kann Friedrich doch in Friedenszeiten
Mir Tempel und Altar bereiten.

So blühe dann! Dich wird, o Preis der Brennen,
Die Ewigkeit der Zeiten Wunder nennen.
Zwar hat mir Deiner Siege Pracht
Den Lorberhayn fast leer gemacht;
Doch jeder Zweig, der noch gedeihet,
Sey Dir und Deinem Heer geweihet.

C. G. L. in Schlesien.

V. Epi-

* *

V.

Epiſtola ad illuſtrem et excell. Virum Godofred. Guilielm. LEIBNITIVM,

qua Characterem Plantarum naturalem, nec a radicibus, nec ab aliis plantarum partibus minus eſſentialibus etc. peti poſſe oſtendit, ſimulque in comparationem plantarum, quam partes earum genitales ſuppeditant, paucis inquirit, *Jo. Henr. Burckhard*, Med. Doct. Helmſt. ex offic. Weigandiana 1750, 8vo.

Der berühmte Herr D. **Burckhard** hat ſchon 1702 in einer botaniſchen Streitigkeit, den Freyherrn von **Leibnitz**, nach dem Exempel anderer Arten von Gelehrten, zum Schiedsrichter erwählet. Dieſer groſſe Mann war gleichſam das Orakel der Gelehrten ſeiner Zeiten: und hier ſehen wir einen neuen Beweis davon. Herr Hofrath **Heiſter** ſtellet uns denſelben mit einer gelehrten Vorrede ans Licht, darinnen er von dem Urſprunge der Methoden in der Pflanzenkunde, und ihren erſten Urhebern handelt. Er zeiget ferner, daß der Verfaſſer dieſes Schreibens der Erfinder derjenigen Methode ſey, die ſich auf die Geſchlechter gründet, und erkläret beyläufig die Verdienſte dreyer vortrefflichen deutſchen Kräuterkenner; dieſes D. **Burckhards**, des Joach. **Camerarius**, und des Joach. **Jungius**, um die Botanik; ſonderlich um die nachher vernachläſſigte Geſchlechtsmethode. Er ſetzet noch andere zur Kräuterkunde gehörige Anmer-

merkungen hinzu, und beſchreibt ein paar neue Gattungen von Pflanzen, die man ihren Erfindern zu Ehren die **Jungiſche**, und die **Burkardiſche** nennet.

Wir können hiebey unſer beſondres Vergnügen nicht bergen, da wir ſehen, mit was für einem patriotiſchen Eifer, der Herr **Hofrath Heiſter** hier die Verdienſte der deutſchen Kräuterkundigen um die Botanik, aus dem Staube hervorzieht, und die Diebſtähle der Ausländer, ſonderlich der Franzoſen, Engländer und Schweden entdecket: die ſich auf eine unverſchämte Art der deutſchen Erfindungen bemeiſtert, ſich ſelber zugeeignet, und die wahren Urheber verſchwiegen haben. **Tournefort**, **Moriſonus**, **Vaillant**, und **Linneus**, ſind diejenigen, die hier ſonderlich in Betrachtung kommen, weil ſie das, was **Gesner**, **Camerarius**, **Rivinus**, **Jungius**, und **Burkhard** erfunden und gelehret, ſich herzhaft angemaßet, und die wahren Erfinder noch wohl dazu geläſtert, oder doch mit Stillſchweigen übergangen haben.

Dieſes letztere bemerket der Herr Hofrath ſo gar am Herrn Hofrath **von Haller**, der in ſeiner Vorrede zu dem Weinmanniſchen Kräuterbuche, ſich zwar ausdrücklich vorgeſetzet, alle diejenigen zu erzählen, die Kräuterbücher mit Figuren ans Licht geſtellet: gleichwohl des großen **Camerarius**, deſſen treffliches Werk doch fünfmal aufgeleget worden, nur obenhin erwähnet. Allein dieſes nimmt uns gar nicht Wunder, da ohnedem dieſes halleriſche Verzeichniß ſehr unvollſtändig iſt. Wir

ſelbſt,

ſelbſt, deren Werk doch die Kräuterkunde eben nicht iſt, beſitzen verſchiedenes, davon in demſelben kein Buchſtab zu finden iſt. Z. E. es fehlet darinn die neue Ausgabe von Eucharius Röſlins Kräuterbuche, die 1569 von D. Lonicern zu Frf. am M. mit dem vollkommenen Regiſter in ſechſerley Sprachen, und ſehr vermehrt und verbeſſert herausgegeben worden. Es fehlet die deutſche Ueberſetzung des Dioſcorides, die Johann Danzius von Aſt gemachet, Peter Uffenbach, Med. D. zu Frankf. aber überſehen, verbeſſert, und mit 583 Figuren NB. in ſaubern Kupferſtichen, gezieret, 1610 ans Licht geſtellet; auch Hironymi Braunſchweigs Diſtillierkunſt dazu drucken laſſen. Dadurch wird nun zugleich dasjenige widerlegt, das Herr von Haller ſagt, die erſten deutſchen Kupferſtiche von Pflanzen wären die, ſo Joh. Theodor de Bry 1611 unter dem Namen Florilegium herausgegeben. Ferner fehlt Joh. Joachim Bechers Parnaſſus medicinalis illuſtratus, oder Thier-Kräuter- und Bergbuch, ſo 1663 zu Ulm in Folio mit unzähligen ſchönen Holzſchnitten von Kräutern ans Licht getreten, auch Blumen und Früchte ſehr deutlich vorſtellet. Endlich weis man nicht, was D. Joh. Gottſched, weil. Prof. zu Königsberg, gefündiget hat, daß ſeiner, bey Erwähnung des Löſeliſchen Catalogi Plantarum, nicht mit einer Sylbe gedacht worden. Gleichwohl hat derſelbe, nicht nur den bloßen Catalogum, den Löſel 1654 ſchon herausgegeben, drucken laſſen; ſondern auch theils das Verdienſt, daß er die im verborgnen lie-

ſicht gehörigen Schriften eine Nachricht gegeben hätten. Wir enthalten uns alſo aller weitgeſuchten Lobſprüche dieſes ſo weitläuftig und überall gründlich gelehrten Mannes. Ein kurzer Auszug aus dem obgedachten Werke, wird dem Meiſter deſſelben am beſten loben können.

Wir haben die Ausgabe deſſelben dem berühmten Herrn von Eckard zu danken. Dieſer wackere Mann berichtet uns in der Vorrede, daß er nach veranſtaltetem Leichbegängniſſe, auch um die hinterlaſſenen Schriften des Herrn von Leibnitz bekümmert geweſen: Um demſelben zum wenigſten dadurch ein Denkmal aufzurichten; bis etwa der Erbe ſeiner Verlaſſenſchaft auch durch ein andres Grabmal, ſeine Dankbarkeit gegen dieſen ſo hochverdienten Helden in der Gelehrſamkeit an den Tag legen würde. Noch zur Zeit iſt dieſes, unſers Wiſſens, weder von ihm, noch ſonſt von jemanden geſchehen, welches allerdings unſerm Vaterlande keine geringe Schande iſt. Auswärtige Völker haben uns, wie in vielen andern Stücken, alſo auch in Verehrung ihrer Gelehrten nach dem Tode, vielfältig beſchämet. Denn daß ich eines Fracaſtorius und Eraſmus itzo nicht gedenke, denen in ihrer Vaterſtadt prächtige Gedächtniß-Seulen oder Ehrenbilder aufgerichtet worden: So iſt ja bekannt, was dem Neuton noch neulich in Engelland vor Ehre wiederfahren, als man denſelben begraben. Zugeſchweigen, was itzo demſelben, nebſt dreyen andren Weltweiſen ſeines Vaterlandes dem Locke, Clarke und Wollaſton vor ein herrliches Ehrenmal in einer dazu beſtimmten ſteinernen Grotte von einer groſſen Königin wiederfahren. Denn geſetzt, daß

Deutſch-

den und halb zerrissenen Handschriften desselben nebst den Kupfertafeln vom Untergange gerettet; indem er durch sein unterthäniges Anhalten vom Könige Friedrich dem I. das Geld, dieselben zu erhandeln, ausgewirket; die vielen Lücken ausgefüllet, und aus seinen eigenen Sammlungen, sonderlich mit den Synonimien der alten Kräuterkundigen bereichert, und in einer saubern Gestalt unter dem Titel Flora Paulica ans Licht gestellet hat. Solche Verdienste um dieß Buch verdienten ja wohl die Ehre, die man auch bloßen Herausgebern nicht zu versagen pflegt.

Das Schreiben selbst anlangend, so ist dessen Historie diese. Herr Burkard hatte im Anfange dieses Jahrhunderts zum akademischen Leben Lust; wie aus seiner Lebensbeschreibung, die seine Herren Brüder ans Licht gestellet, zu ersehen ist. Als er nun zuerst nach Wolfenbüttel kam, war zu Helmstädt durch den Tod Joh. Andr. Scissers, ein Platz in der medicinischen Facultät ledig, der nicht nur eine Botanicam curiosam 1697, sondern auch Catalogum Plantarum horti sui 1700 ans Licht gestellet hatte. Zu dieser Stelle war nun Hrn. Burkarden einige Hoffnung gemacht worden: allein ein andrer, D. Gackenholz, führte die Braut heim. Sobald dieser sein neues Amt angetreten hatte, gab er eine Epistolam ad Virum perillustrem Godofr. Guil. *Leibnitium*, de emendanda ac rite instituenda medicina heraus: worinn er auch de emendanda re herbaria, et ejus methodo handelte. Allein dem sel. Burkard missiel manches in dieser Schrift, daher er

sich

ſich entſchloß, den Liebhabern der Kräuterkunde zu gut, allerley Anmerkungen aufzuſetzen, und durch die Bekanntmachung derſelben zu zeigen, daß er der mediciniſchen Katheder zu Helmſtädt ebenfalls gewachſen geweſen wäre.

Kenner und Liebhaber dieſer ſo nützlichen als angenehmen Wiſſenſchaft werden auch in der That ſehen, daß Herr Burkard dieſe Fähigkeit allerdings gehabt, und ſonſt in dieſem Schreiben ſowohl, als in der gelehrten Vorrede, kein geringes Vergnügen finden.

* *

VI.

Verſuche in der Beredſamkeit, und Wohlredenheit, ans Licht geſtellet von A. G. F. Koltitz. Chemnitz 1750, 8v. bey den Stößeln.

Dieſe kleine Sammlung von Reden iſt der Durchl. Fürſtinn und Regentinn von Anhalt-Zerbſt zugeſchrieben; und hieraus ſehen wir, daß der Herr Verfaſſer ein gebohrner Anhälter und Unterthan dieſes hohen Hauſes iſt. Er hat auch vor ein Paar Jahren das Glück gehabt, daß ſeine Lobrede auf den hochſel. Fürſten von Anhalt-Zerbſt, auf Ihrer Durchl. hohen Befehl, in die prächtige Sammlung, aller zu deſſen Ehren gedruckten Schriften, eingerücket worden: wofür er hier Dank abſtattet. Er hat ſich dereinſt der Kanzel gewidmet, und es alſo billig für ſeine Pflicht gehalten,

halten, die wahre Beredſamkeit fleißig zu treiben; aber auch deswegen ſchon von gewiſſen finſtern Köpfen, Vorwürfe und Läſterungen ausſtehen müſſen. Er will uns zwar in der Vorrede die Uebungsgeſellſchafft nicht bekannt machen, wo er dieſelben gehalten hat: allein die erwählte ſonderbare Rechtſchreibung, läßt uns ſelbige ſattſam errathen. Der Herr Verfaſſer gehört nämlich auch zu den Feinden des h, y, ff, ck, und tz, die ſich durch böſe Exempel, allen grammatiſchen Gründen zuwider, dahinreißen laſſen.

Indeſſen hält uns dieſer widrige Anblick ſeiner Buchſtabierkunſt nicht ab, ihm übrigens Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wir finden eine richtige und angenehme Art zu denken, einen geläuterten Geſchmack, eine lebhafte und ſchöne Art des Ausdruckes, und viel Liebe der Wahrheit bey demſelben. Alles dieſes verdienet viel Lob; und wir hoffen, daß der Herr Verfaſſer auch dasjenige, was ſeine Reden vielen ekeln Leſern widrig macht, bey künftigen mehrern Proben, aus dem Wege räumen und weglaſſen werde. Von dem Inhalte ſeiner Reden kann man aus den Hauptſätzen derſelben am beſten urtheilen.

Die I. handelt von den ſchönen Wiſſenſchaften als dem Grunde aller wahren Gelehrſamkeit, und füllet 73 S. Die II. handelt von den Eigenſchaften eines geiſtlichen Redners, ſofern ſie den Verſtand angehen, und geht bis zur 151 S. Die III. iſt eine Lobrede auf den Herrn von Kanitz, die bis zur 262ſten S. geht. Endlich die IV. und letzte handelt

von

von den Vortheilen, die ein Liebhaber der Beredſamkeit und Wohlredenheit aus der Uebung des Ueberſetzens ſchöpfen kann. Wir ſind in allen dieſen Materien vollkommen ſeiner Meynung zugethan, und zweifeln nicht, daß ſeine Ausarbeitungen auch die meiſten ſeiner Leſer auf ſeine Seite bringen werden: dafern ſie es nicht vorher ſchon geweſen ſeyn ſollten. Warum hat uns aber der Herr Verf. nicht auch die oberwähnte Lobrede auf den Fürſten von Anhalt mit dazu drucken laſſen?

* *

VII.

Ernſt Friedrich Vaters Gedichte,

welche derſelbe bey verſchiedenen Gelegenheiten verfertiget hat. Hildburgh. und Meiningen, bey Hanischen 1750, in 8v.

Dieſe Vaterloſen Weyſen, wie ſie der Herr Herausgeber in der Vorrede nennet, ſind nachgelaſſene Kinder, eines bereits verſtorbenen Dichters; von dem er uns aber nicht die geringſte Nachricht giebt. Uns dünkt, es ſey die Pflicht eines guten Vormundes hierinn ſchlecht beobachtet worden: denn nichts wäre natürlicher, und den Leſern ſolcher Gedichte angenehmer, auch in der gelehrten Hiſtorie nützlicher geweſen; als einige Nachrichten von dem Verfaſſer derſelben hier anzutreffen, daran es ihm ſonder Zweifel nicht gemangelt hat. Doch wir müſſen uns ſchon mit dem bloßen Vaternamen befriedigen laſſen, wel-

ches gerade ſoviel iſt, als ob wir nichts von ihm erfahren hätten.

Die darinn enthaltnen Gedichte ſind übrigens nicht ohne Feuer und Reinigkeit geſchrieben. Gleich das erſte, ſo auf die Erbhuldigung Sr. Königl. Maj. Herrn Friedrich Auguſts, im Namen der Univerſität Wittenberg verfertiget worden, zeiget eine feine Stärke des Dichters. Es hebt ſo an:

Ja! wenn auch Stral und Keil zugleich
Erhitzt durch unſre Gränzen fähret,
Und Thal und Berg und Land und Reich
Des Ungewitters Brauſen höret:
Wenn gleich das Unglück droht und lacht,
Und uns ein Schlag zu Weyſen macht,
Bleibt Sachſen doch der Völker Freude,
Der Wohlfahrt Bild, des Segens Haus,
Und ſchmückt, und klärt ſich wieder aus,
Und jauchzet mitten in dem Leide.

Es ſind zwar auch in dieſem, wie in andern Stücken, ſtarke, und ziemlich merkliche Nachahmungen der Gedichte der ehmaligen hieſigen deutſchen Geſellſchaft anzutreffen: allein es iſt ſo wenig jemals eine Sünde geweſen, was gutes nachzuahmen; ſo gewiß es heute zu Tage lächerlich iſt, was ſchlimmes und fehlerhaftes nachzuäffen. Ferner ſind hier Gedichte auf die ruſſiſche Kaiſerinn Anna Ivanovna, den Herzog Ernſt Friedrich zu Sachſen-Hildb. den Herzog Ernſt Auguſt zu Sachſen Weimar, Herzog Friedrich Wilhelmen zu Sachſen-Meyningen, die Herzoginn Caroline zu Sachſen Hildb. u. d. m. anzutreffen. Meiſtentheils ſind es poetiſche Sendſchreiben, und Ehrengedichte, doch kommen auch Cantaten,

taten, Hochzeit- und Trauergedichte, Oden u. d. m. vor. Es iſt ſchade, daß man nicht die Stücke auf hohe fürſtliche Perſonen alle voran geſtellet, ſondern ſie mit denen auf bürgerliche und adeliche vermiſchet hat. Imgleichen iſt die altväteriſche Abtheilung in Glückwünſchungs- Hochzeit- und Leichengedichte hier auch noch anzutreffen.

VIII.

Eſſai d'un Traité du Stile des Cours,

ou Reflexions ſur la maniere d'ecrire dans les Affaires d'Etat. Contenant des Maximes à ce ſujet, tirées des Lettres, Memoires & Actes publics de notre Siecle, & éclaircies par des Exemples: par *J. S. Sneedorf.* A Gottingue, chez Schmid 1751, 8vo.

Seitdem Ludwig der XIV. das Joch ſeiner Sprache allen Höfen in Europa aufgedrungen; ſo daß ſie nunmehr bey einem Menſchen, der ſich als Secretair, bey Geſandſchaften und Tractaten will brauchen laſſen, für ein nothwendiges Uebel anzuſehen iſt: ſo iſt es freylich für ſolche Leute eine nöthige Sache, ſich um die Schreibart der Höfe zu bekümmern. Denn eben ſowohl, als Jäger und Bergleute, und Kaufleute, und Soldaten ihre eigene Sprachen haben: eben ſowohl haben auch die Höfe, oder vielmehr die Herren Publiciſten, die ſich insgemein an die Stelle der

erſtern ſetzen, ihre eigene Mundart. Hierinn ſuchen ſie nun beſondere Geheimniſſe; und verfertigen wohl gar eigene ſogenannte Staatsgrammatiken davon: obwohl gemeiniglich ihre größten Schönheiten in der Verwirrung, und Undeutlichkeit deſſen beſtehen, was man anders viel ſchöner und deutlicher hätte ſagen können.

Weil denn nun, gedachter maßen, die Höfe einmal ihre eigene Schreibart haben wollen und ſollen: ſo hat der geſchickte Herr Verfaſſer dieſes Buches jungen angehenden Hofſcribenten einen angenehmen Dienſt erwieſen, daß er ſie davon belehren will: was nach dem Ceremoniel unter den Großen für Titel, Redensarten, Complimenten, Unterſchriften, und andere Gewohnheiten eingeführet worden. Denn aus dem Finger kann man freylich ſolche willkühreliche, und oft ganz gleichgültige Dinge nicht ſaugen: und es würde einem neuen Secretär und Concipienten ſolcher Sachen, viel Zeit und Geduld koſten, ehe er ſo viele Muſter in die Hände bekäme, daraus er ſich alle Schönheiten der Hofſchreibart bekannt machen könnte. Hier findet er alſo Regeln und Exempel, wie große Herren, oder vielmehr ihre Miniſter und Gevollmächtigte, mit einander reden und umgehen müſſen, damit kein Krieg über ein Wort, oder eine Redensart entſtehe: welches man ſonſt, unter uns armen Gelehrten, eine Pedanterey, oder ein Wortgezänk, zu nennen pflegt.

Die franzöſiſche Schreibart dieſes Buches iſt indeſſen eine von den beſten, die wir ſeit einiger Zeit von deutſchen Federn in öffentlichem Drucke geſe-

hen

hen haben. Denn mehrentheils wagen ſich ſolche Leute in das franzöſiſche Feld, die weit beſſer thäten, wenn ſie davon blieben; ihre Schwäche nicht verriethen; und den Franzoſen nichts zu lachen gäben: wie neulich in einer überſetzten philoſophiſchen Schrift von den Seelen der Thiere, u. a. m. geſchehen. Der Herr Verfaſſer verdienet alſo ein beſondres Lob, daß er hier eine ſolche Stärke in einer fremden Sprache erwieſen, die ihn ohne Zweifel zu wichtigen Staatsbedienungen verhelfen, und alſo dereinſt ſein Glück machen wird.

* *

IX.

Jo. Car. Conr. Oelrichs, I. V. D.

Commentationes Hiſtorico-Litterariæ, quarum prior Conſilium Friderici Gülielmi M. Elect. Brand. condendi novam Vniverſitatem omnium Gentium, Scientiarum et Artium, exponit, poſterior Hiſtoriographos Brandenburgicos recenſet. Berol. apud Haudium et Speneruin, 1751, 8.

Herr D. Oelrich, der ſchon durch verſchiedene gelehrte Schriften berühmt geworden, liefert hier eine Probe von ſeinem Fleiße auch in den neuern Geſchichten. Außer dem ſeligen Seiler in Elbing hat noch niemand derjenigen Univerſität gedacht, die Friedrich Wilhelm der Große, Churfürſt zu Brandenburg, zu ſtiften vorgehabt, und dazu der Stiftungsbrief bereits entworfen ge-

weſen; welchen er hier auf der 12. 13. 14. 15. 16. 17. und 18 S. mittheilet, ſo wie er ihn bey Seilern gefunden hat. Er unterſuchet hiebey, auf weſſen Angeben der groſſe Friedrich Wilhelm auf dieſes edele Vorhaben gelenket worden, wer dieſe Fundation entworfen, und wodurch hernach ein ſo groſſes Unternehmen ins Stecken gerathen.

So rühmlich es alſo dieſem Helden iſt, daß er bey ſovielen Kriegsunruhen, denen er Zeit ſeiner Regierung unterworfen geweſen, dennoch auch auf die Beförderung der Wiſſenſchaften bedacht geweſen: ſo natürlich iſt es auch, daß er bey ungemeinen Ausgaben und ſo ſchlechten Einkünften, als er damals von der ſo oft verwüſteten Mark gehabt, einen ſo groſſen Vorſatz nicht ausführen können. Uebrigens zweifeln wir ſehr, ob der damals dazu beſtimmte ſchlechte Ort, einer ſolchen neuen Univerſität ſo vortheilhaft geweſen ſeyn würde; als der nachmals von König Friedrichen dem I. dazu erſehen worden. Denn wir ſtellen uns unter dieſem vorgehabten Namen einer Univerſität aller Völker, Wiſſenſchaften und Künſte, doch nicht viel was anders vor, als was nachmals auch in Halle wirklich ausgeführet worden.

Was die Churbrandenburgiſchen Hiſtoriographos betrifft; ſo iſt es allerdings rühmlich und mühſam geweſen, dieſe zuverläßigen Nachrichten von ihnen zu ſammeln: allein wir ſehen daraus auch zur Gnüge, wie wenig ſolche wirkliche, oder Titular-Hiſtoriographi insgemein, in Schreibung der Geſchichte ihrer Länder, zu thun pflegen. Der einzige

Puffen-

Puffendorf hat die genoſſene reichliche Beſoldung, durch ſeinen Fleiß auch reichlich verdienet. Die Nachricht von der Richtigkeit beyder Ausgaben von deſſen Werken, deren eine man insgemein für verfälſcht ausgiebt, iſt auf der 52 S. ſehr merkwürdig: indem der Herr Verfaſſer verſichert, ſie beyde, auch in den verdächtigen Stellen, vollkommen einſtimmig befunden zu haben. Dieſes wird den jüdiſchen Wucher vieler Buchhändler ziemlich ſtören. Die ſchöne Schreibart des Hrn. D. Oelrichs, machet, daß wir mehrere Schriften von ihm zu leſen wünſchen.

X.

Merkwürdige Nachricht von der Gnade, die der hälliſchen Univerſität Kanzler, der geheimte Rath Freyherr von Wolf, unlängſt in Merſeburg zu genießen das Glück gehabt.

Als beyderſeits königl. Hoheiten der Durchl. Churprinz, und die Durchl. Churprinzeſſinn von Sachſen, ſich im neulichen September zu Merſeburg befanden, haben dieſelben eine neue Probe von ihrer ausnehmenden Gnade gegen wahre Gelehrten, und beſondern Liebe zu den Wiſſenſchaften abgeleget. Es geruhten nämlich dieſelben gnädigſt, durch dero Leibarzt, den berühmten Herrn Hofrath Bianconi, dem Herrn geheimten Rath und Kanzler zu Halle, Baron

Deutſchland keine Fürſten hätte, die ſo viel Geſchmack und Liebe zur Gelehrſamkeit beſäſſen, als dieſes Durchlauchte Haupt von Großbrittannien; wiewohl uns daſſelbe ſowohl, und vielleicht noch mehr als ihm zugehöret: So ſollten doch von rechtswegen unſre Städte hierinnen auf die Ehre eiferſüchtig ſeyn, die ihnen von ihren Kindern erworben worden. Und unſer Leipzig ſollte billig allen übrigen im Abſehen auf den unſterblichen Leibniz, der in ſeinen Mauren gebohren und erzogen worden, mit gutem Exempel vorgehen. Die Ehrenſeule eines ſolchen Miltiadis würde manchen Themiſtocles unter unſern Jünglingen nicht ſchlafen laſſen, und die wenigen Koſten, ſo dazu gehören, würden mit hundert geſchickten Männern dem gemeinen Weſen reichlich erſetzet werden.

Unter vielen andern hinterbliebenen Leibnitziſchen Schriften hat Herr Eccard dieſe Etymologiſche Sammlung als ein zu ſeiner Reiſe gediehenes Werk zuerſt ans Licht geſtellet; davon der Herr von Leibniz ſchon bey ſeinem Leben im Leipziger Meßverzeichniſſe den Titel bekannt gemacht hatte. Hierbey erzehlet er uns die Gelegenheit, die den Herrn Verfaſſer dazu veranlaſſet. Es hatte derſelbe ſchon im Jahr 1698. den Herrn Eccard ſich in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten zum Gehülfen erwehlet, und wahrgenommen, daß ſelbiger eine groſſe Liebe zu deutſchen Alterthümern, und der alten Sprache unſrer Vorfahren an ſich blicken ließ. Hierzu munterte er denſelben noch mehr auf, und als ſich dieſer vornahm eine Hiſtorie von ſeinem bisherigen Etymologiſchen Fleiſſe in der deutſchen Sprache ans Licht zu ſtellen, ſo hat Herr von Leibniz der erſte ſeyn wollen, der ihm dazu ſeinen Bey-

von Wolf zu wissen zu fügen: daß es ihnen nicht unangenehm seyn würde, denselben von Person kennen zu lernen. Wie viel Ehre war es nicht für den größten Weltweisen unsrer Zeit, eine solche Versicherung von einem so erleuchteten Fürstenpaare zu erhalten, welches die wahren Verdienste der Gelehrten so richtig zu beurtheilen, als gnädig zu unterscheiden weis! Der Herr geheimte Rath ergriff also, wie leicht zu gedenken ist, diese erhaltene hohe Erlaubniß mit allem ersinnlichen Vergnügen, und fand sich bald hernach, eines Morgens bey guter Zeit, in Merseburg bey Hofe ein.

Sobald Ihre Königl. Hoheiten gekleidet waren, ließen dieselben diesen berühmten Philosophen, mit Eröffnung beyder Flügelthüren, und Präsentirung des Gewehrs derer vor ihren Zimmern stehenden Trabanten, einführen, und unterredeten sich mit demselben aufs huldreicheste, und gnädigste; so daß dieses Gespräch sich auf die zwo Stunden verzog. Der Freyherr von Wolf wollte sich sodann, weil es gegen die Tafelzeit war, voller Vergnügen über die genossene hohe Gnade, entfernen: allein Se. Königl. Hoheit der Churprinz nöthigten ihn, durch eine gnädige Einladung, mit bey der Tafel zu bleiben. Auch diese Gnade ergriff der Hr. geheimte Rath mit schuldiger Ehrerbiethung; und so vergiengen noch ein Paar Stunden, in den vertraulichsten und aufgewecktesten Gesprächen: darinn theils der Weltweise die große Einsicht und recht fürstlichen Gesinnungen beyder königlichen Hoheiten zu bewundern; theils aber diese, den weisen und gesetzten Character

des

des Weltweiſen, mit vielem Vergnügen, kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Das durchlauchte hohe Paar, hat nachmals ſeine Zufriedenheit über dieſen großen Philoſophen nicht undeutlich blicken laſſen. Man hat auch ſichere Nachricht von dem letztern, daß derſelbe mit einer höchſt zufriedenen Gemüthsruhe über die genoſſene Gnade und Ehre wieder nach Hauſe gekehret, und diejenigen Lande glücklich geprieſen, die dereinſt von einer ſo erleuchteten Herrſchaft beherrſchet werden ſollen. Welch ein ausnehmendes Beyſpiel aber giebt dieſe Begebenheit nicht, allen Großen itziger und künftiger Zeiten!

* *

XI.

Nachricht von einer anſehnlichen Sammlung von Reichsacten, aus dem 1569. Jahre, welche der Herr Rath Arkenholz, landgräfl. Heſſiſcher Bibliothekar in Caſſel ans Licht zu ſtellen willens iſt.

Der gelehrte Herr Rath Arkenholz, der ſich durch die Hiſtorie der Königinn Chriſtina von Schweden unlängſt bekannt gemachet, iſt bereit, noch mit einem andern Werke der gelehrten Welt zu dienen. In den Kriegen des vorigen Jahrhunderts iſt eine Sammlung von merkwürdigen Schriften, die zum deutſchen Staatsrechte gehören, in die Hände ſchwediſcher Soldaten gekommen; die ſelbige mit ſich nach Schweden genommen. Es iſt

aber dieſelbe nachmals, zu allem Glücke, in die Hände des Herrn Raths Arkenholz gerathen, der ſie nach ihrem Werthe zu beurtheilen im Stande war, und vor dem Untergange zu bewahren wußte. Da nun ſelbiger ſeit geraumer Zeit in Deutſchland ſein Glück gefunden: ſo iſt er entſchloſſen, dieſen vormals dem Reiche entzogenen Schatz, ihm großmüthig wieder zu ſchenken. Er machet alſo hiermit das Verzeichniß aller in ſeiner Sammlung befindlichen Urkunden und Staatsſchriften bekannt, und hoffet, durch Aufmunterung der berühmteſten Publiciſten, bald einen guten Verleger dazu zu bekommen, der das, was er bisher allein beſitzet, und was noch nirgends gedruckt vorhanden iſt, zu gemeinem Nutze des Reiches, und der Staatsverſtändigen, in öffentlichem Drucke bekannt mache. Wir können hiebey nicht anders, als ſein Vorhaben rühmen, und bey Einrückung dieſes Verzeichniſſes, ſo wie er uns ſelbiges zugefertiget hat, wünſchen, daß er eheſtens ſeines Wunſches theilhaftig werden möge.

Kurzes Verzeichniß der vornehmſten Original-Manuſcript-Acten des Reichstages zu Speyer an. 1570, welche in zwey ſtarken Folianten enthalten ſind.

Tomus I. Anno 1569.

Pag. 3. ꝛc. Kaiſerl. Inſtruction für den Graf von Helfenſtein an die Churfürſten, wegen des einſtehenden Reichstags.

Pag. 25. ꝛc. Dito an die Commiſſarien, wegen des Religionsartikels.

Pag.

Pag. 30. Ausschreiben den Reichstag belangend.

Pag. 34. Gr. Helfensteins Relation an Maintz.

Pag. 38. ꝛc. Commissariorum relatio von Sachsen, Cöln, Trier, Brandenburg ꝛc.

Pag. 71. Erzherzog Ferdinands Entschuldigung, daß Er aufm Reichstage nicht persönlich erscheinen kann.

Pag. 80. An Graf Helfenstein, und Gr. Truchses von Walpurg weitere Instruction vom Kaiser.

Pag. 85. Secunda instructio ad Electores p. Erler. und persönl. Erscheinung zum Reichstag.

Pag. 98. ꝛc. Dr. Jung beschwert sich über das langsame Abfertigen, und bittet Erlaubniß ꝛc.

Pag. 115. ꝛc. Sachsens Antwort und Erklärung über die insinuirten Punkten.

Pag. 130. 138. ꝛc. Dito von Brandenburg.

Pag. 160. ꝛc. Noch andere Instructiones an denselben wegen Besuchung des Reichstags.

Pag. 167. Commiss. Brandenburg. Resolution.

Pag. 178. Commiss. Relation von Trier, von der Pfaltz ꝛc.

Pag. 190. ꝛc. Reichstagsausschreiben und Verzeichniß, welchergestalt dieselbigen in die Kreise ausgetheilt und überschickt worden: samt Herrn Ilsungs Erinnerung und Bedenken etlicher unrichtigen und eximirter Stände halben.

Pag. 224. ꝛc. Des Hauses Oesterreichs Verordnung zum Reichstage: item des Herrn Schwendi und Ilsungs Bedenken ꝛc.

Pag. 250. Erforderung etlicher sonderbaren Personen zu Reichshofräthen: item Entschuldigung etlicher

cher Stände und Credenzen einiger Chur- und Fürsten zum Reichstag.

Pag. 335. Kaiserl. Schreiben an benachbarten Churfürsten und Städte p. Proviant und andere Bereitschaft zu Speyer: item Ordnung wegen des herrnlosen Gesindes und Bettler: item wie es der Proviant, Herbergen, Zehrung, Kaufens und Verkaufs halb gehalten werden soll. Item des Reichsmarschalls und Hofquartiermeisters Einfürigung.

Pag. 399. ad fin. p. 614. Protocol und kurzes Verzeichnis aller Handlungen, so auf dem Reichstag zu Speyr An. 1570 gehalten bey der Kaiserl. Maj. und in den Reichsräthen mündlich tractirt und vorgangen, durch mich Joh. Achilles Ilsung, höchstgedachter Kaiserl. Maj. Rath, allain pro memoriæ aufs kürzeste aufgezeichnet worden.

Tomvs II. der Actorum des Reichstags zu Speyer enthält die Proposition von 8 Artikeln. Anno 1570.

Pag. 2-42. I. Vom Landfrieden. II. p. 16. Von dem Türken, ubi von Baugeld, Friedshandlung, Verwahrung der Ungarischen Grenzen. III. Herzog Hans Wilhelms von Gotha Execution. IV. Justitia et custodia Actorum Cameræ. V. Recuperatio amissorum imperii. VI. Matrikel. VII. Münze. VIII. Sessiones.

Pag. 43-63. Antwort der Stände auf den I. articulum propositionis Pacis publicæ 1570.

Pag. 67-75. Replica Cæs. in art. Pacis.

Pag. 77-81. Der Stände Duplica.

Pag.

Pag. 83. Triplica Cæſ. Majeſtatis in puncto pacis.

Pag. 89. Quadruplic der Stände.

Pag. 91. Quintuplic des Kaiſers.

Pag. 95. Sextuplic der Stände.

Pag. 97. Concluſio Imperii in art. Pacis.

Pag. 99. Kaiſerl. Maj. Replic, Reuterbeſtallung belangend.

Pag. 104. Concluſio der Stände in den erſten drey art. Pacis Turcæ et Gothæ.

Pag. 110-164. Herrn Schwendi et Ilſungs Bedenken von dem itzigen Stande des Reichs, und über die Propoſition des Baugelds, der beharrlichen Türkenhülf, Ergänzung des Reichsmatriculs ꝛc.

Pag. 165. Der Cammerräthe Bedenken von wegen Propoſition des Türkenartickuls.

Pag. 186-213. Wegen der Erbauung der Hungariſchen Gränzen und dero Kayſerl. Maj. monatliche Ausgaben über dero ordinaire Beſatzung daſelbſt.

Pag. 212-232. Von der feilenden Türkenhülfe de anno 1566.

Pag. 236. 273. Von der beharrl. Türkenhülf de anno 1567.

Pag. 276-280. Relation und Antwort der Stände auf den andern Artickel der Kaiſerl. Propoſition von Türkenhilf ꝛc.

Pag. 283-294. Replica Cæſ. Majeſt. in articulo Baugeld.

Pag. 295. Chur- und Fürſten Duplica in eodem argumento.

Pag.

Pag. 301. Triplica Cæſ. Majeſtatis, Quadruplica der Stände, und Quintuplica des Kaiſers, ſamt der Concluſio der Stände in eodem puncto.

Pag. 319-363. Wegen Execution der Gothaiſchen Sache: worinn der Statuum Antwort, des Kaiſers Replic, der Statuum Duplic, des Kaiſers Triplic, der Statuum Quadruplic, des Kaiſers Quintuplic, und endlich der Stände Decretum und Concluſio in dieſer Sache. Art. III.

Pag. 365-506. Den Artikel der Juſtiz belangend, worüber verſchiedene Bedenken der Stände mit dem Concluſo. Art. IV.

Pag. 509-520. Der Stände Antwort, und des Kaiſers Duplic wegen der Recuperation. Art. V.

Pag. 523-545. Des Kaiſers Vorſtellung und der Stände Duplic wegen der Matrikel ꝛc. Art. VI.

Pag. 548-590. Verſchiedentliche des Chur- und Fürſtenraths, gemeiner Stände und der Abgeſandten Bedenken der Reichsmünzen halben, mit ſamt dem Münzedict, als der Art. VII.

Pag. 592-603. Der VIII. Art. wegen der Seſſion: der Stände Bedenken, und des Kayſers Replica und Decreta dieſerhalben.

Pag. 605-704. Der Abſchied der Röm. Kayſerl. Maj. und gemeiner Stände auf dem Reichstage zu Speyer an. 1570. Gedruckt daſelbſt an. 1571.

NB. Alle dieſe Paginæ ſind ganze Blätter in Folio, und werden 6 bis 7 Alphabet, mit dem Caracter, worinn Mullers Reichstags-Theatrum, Jenæ 1718 in Fol. erſchienen, gedruckt ausmachen.

Wie

Wie keine von dieſen Acten, außer das Münzedict und den Speyeriſchen Reichstagsabſchied, bis dato wird publicirt ſeyn; ſo hält man dafür, daß das ganze Werk den Publiciſten ſehr angenehm ſeyn wird, und iſt derowegen Willens, es durch den Druck bekannt zu machen, ſo bald man einen Verleger dazu gefunden, und wegen des Honorarii einig worden. Alle Acten ſollen ſauber abgeſchrieben, und mit Notariat-Atteſt bekräftiget werden.

XII.

Auszug eines Schreibens aus Berlin, von einer zerbrochenen daſigen Maſchine.

Die beruffene franzöſche Maſchine, (L'Homme Machine) welche ſich eine Zeitlang allhier, unter dem Namen la Metrie ſehen laſſen, und allerley menſchliche Handlungen nachzuahmen geſchienen, das richtige Denken ausgenommen; iſt endlich, unverhofft in Stücken gegangen, und elendiglich zerdrümmert worden. Nunmehr wird das lächerliche Aufſehen, das dieſes fühlbare Kraut, (L'Homme plante) eine Zeitlang gemachet, indem es auch das Bücherſchreiben der Gelehrten nachäffen wollte, ein Ende haben, und keinem rechtſchaffenen Manne in und außer unſrer Stadt mehr beſchwerlich fallen. Die letzten Auswürfe ſeines gedankenloſen Gehirns, oder vielmehr nur ſeiner Schreibfeder, waren ſo abgeſchmackt, daß man ſchon vorher ſah, daß es mit dem Getriebe ſeines Uhrwerkes bald zum Ende gehen würde: indem

indem es so entsetzlich schnarrete, wie eine abgenutzte Kette zu thun pflegt: und keinen vernehmlichen, oder nur scheinbar witzigen Ton mehr hervorbrachte.

Scherz beyseite. Dieser unselige Religions- und Vernunftfeind der sich durch soviel ungereimte Schriften bekannt gemacht, ist nun auch, in den besten Jahren des Lebens hingefahren: und hat es durch ein neues Exempel bestätiget, wie weit das höchste Gut, und die so gepriesene Art de jouir, solche Freygeister und Ohngötter kommen lasse. Die Vorsehung reißt solche Feinde der Wahrheit und Tugend, andern Spöttern der geoffenbarten und natürlichen Religion zum Exempel, von der Erden: weil sie auch des Sonnenlichtes, das sie genossen, und der Luft, so sie geathmet, nicht einmal werth waren. Nunmehr dörfen sich die gelehrtesten Männer, die er durch seinen unverschämten Geiser noch zuletzt, schriftlich, und im Drucke besudeln wollen, nicht mehr vor dem Bellen eines so rasenden Hundes scheuen. Möchten doch alle, die ihm an Meynungen und Lebensart gleich oder nahe kommen, ein Exempel an ihm nehmen, wie schlecht ein solcher ungezähmter Freygeist, auch für seine einziggeglaubte irrdische Glückseligkeit sorget, wenn er alle Empfindungen der Vernunft- und Sittenlehre, alle Ehrfurcht gegen ein höchstes Wesen, in sich dämpfet, und sich muthwillig in die Classe der unvernünftigen Bestien, ja so gar der Nesseln und Pilzen erniedrigen will; die ganz in denjenigen Koth wieder zerfallen, aus dem sie hervorgewachsen waren.

XIII.

* *

XIII.

Nähere Nachricht von dem, in den beyden vorigen Monathen bekanntgemachten neuen Lehrgebäude der reinen Liebe.

Wir haben im Wein- und Wintermonathe ein Paar Stücke einer Abhandlung, von einem neuen philosophischen Lehrgebäude, bekannt gemachet, welches die reine Liebe Gottes, und aller Dinge überhaupt, zum Grunde seiner übrigen Lehren legen, und sonderlich alle sittliche Pflichten daraus herleiten soll. Der Herr Verfasser desselben nennet sich **Carl Ludewig Langguth**, und hat in den letzten Kriegen, als ein Kriegsbedienter, in Holländischen Diensten gestanden. Als nun drey holländische Regimenter zu Kriegsgefangenen gemacht, und auf etliche Jahre nach Frankreich geführet wurden, hatte auch der Herr Langguth Gelegenheit, dieses Land und Volk näher kennen zu lernen.

Weil er aber die Gelehrsamkeit liebete, so diente ihm bey der daselbst gefundenen Muße, das Bücherlesen zum Zeitvertreibe: und es fielen ihm unter andern auch die Streitigkeiten des großen Erzbischofes von Cambray, Fenelons, in die Hände, die er wegen seiner Meynung von der reinen Liebe Gottes, mit dem Bischofe Bossuet, und andern mehrern damals gehabt. Dieses veranlaßte ihn nun der Sache weiter nachzudenken; und er sah endlich,

trag thäte. Er gabe deswegen diese Etymologische Sammlung im Förſteriſchem Verlage unter die Preſſe gegeben, sey aber theils durch seine Wieneriſche Reise, theils durch andre Geschäfte, hauptsächlich aber durch seinen unverhofften Tod an der völligen Ausführung seines Vorhabens gehindert worden. Das ganze Werck besteht indessen aus zweyen Theilen davon wir vor dießmal den ersten durchgehen und seinen Inhalt kürzlich erzehlen wollen.

I. Enthält selbiger Annotationes ad Franco-Galliam Jo. Henrici Ottii. Dieses Werck ist 1670 zu Basel ans Licht getreten und der Verfasser hat darinn nicht übel gewiesen, daß die meisten Französischen Wörter aus der Fränkisch-Deutschen Mundart ihren Ursprung hätten, worinn er schon Wolfgang Hungern zum Vergänger gehabt. Die Anmerkungen des Herrn von Leibnitz zu diesem Werke tragen zwey und dreyßig Seiten aus, und halten fast lauter scharfsinnige Herleitungen der Französischen Wörter von Deutschen und Lateinischen Ursprüngen in sich. Man bewundert hier billig, wie sonst überall, den besondern Witz dieses grossen Mannes, der die Aehnligkeiten, der dem ersten Ansehen nach sehr weit unterschiedenen Wörter, mehrentheils so glücklich wahrgenommen, daß man ihm seinen Beyfall nicht versagen kan, so bald man sie lieset. Herr Eckard ist aber nicht allenthalben seiner Meynung, und hat in der Vorrede bey den Wörtern Alodium, Ambre, Fée, und Gibiecière seine eigene Muthmassungen angeführet; die nicht eben gänzlich zu verwerfen sind. Das erste will Herr von Leibnitz von dem a priuatiuo, und lode, so daß es non leudum hiesse, herleiten. Herr Eckard aber

will

daß weder Feneloñ seine Meynung aus den rechten Gründen zu behaupten gewußt; noch Boſſuet Urſache gehabt, ſelbige ſo ſehr zu verwerfen. Endlich verfiel er auf die Gedanken, daß man den Lehrſatz von der reinen Liebe, gar wohl zum Grunde eines neuen philoſophiſchen Lehrgebäudes legen könne: und dieſes hat er zum Theil ſchon ausgearbeitet, will es auch einem billigen Verleger zum Drucke überlaſſen.

Wie wir nun aus dem uns zugefertigten Entwurfe ſehen, daß ſelbiges nichts unrechtes, ſowohl gegen die vernünftigen, als geoffenbarten Wahrheiten, enthält; vielmehr aber den menſchlichen Pflichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben geſchickt iſt: wie denn ſchon längſt der Herr von Leibnitz, an verſchiednen Orten ſeiner Schriften, dieſe allgemeine Liebe des Guten überhaupt, nach dem Maaße ſeiner Liebenswürdigkeit, theils bey Gott, in Erwählung des beſten Weltgebäudes zum vorausgeſetzet; theils als eine menſchliche Pflicht angeſehen: worinn ihm auch von einigen neuern Weltweiſen, nicht undeutlich gefolget worden: alſo tragen wir kein Bedenken, dieſes neue Lehrgebäud, für ein ſolches zu erklären, welches die Aufmerkſamkeit der Gelehrten, ſonderlich der Weltweiſen und Schriftgelehrten allerdings verdienet.

Um aber unſre Leſer in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſolches beſſer in ſeinem Umfange einſehen können, wollen wir aus der uns mitgetheilten Schrift erſtlich eine Fortſetzung, hernach aber folgenden eignen Entwurf des Herrn Verfaſſers bekannt machen.

Zweyte

Zweyte Fortſetzung des Entwurfes, eines neuen philoſophiſchen Lehrgebäudes.

§ 7 a) Weil alle Dinge in einer gewiſſen Ordnung und Range Vollkommenheiten beſitzen, vermöge des Grundes des nicht zu unterſcheidenden; ſo erkennet auch ihre Liebenswürdigkeit dieſelbe Ordnung und Rang § 4 o). Da nun die Größe der Liebenswürdigkeit des Gegenſtandes, die Größe der R. L. beſtimmet, und derſelben in R. L. gemäß ſeyn ſoll § 4, d. a) ſo ſind die verſtändigen Dinge verpflichtet, einander allerdings, nach der Größe ihrer Liebenswürdigkeit zu lieben; und die Liebe muß alſo größer ſeyn gegen eine größere, als eine kleinere Liebenswürdigkeit. Daraus iſt auch begreiflich, was ich die Liebe der Ordnung nenne, welche die R. L. ſelbſt iſt.

b) Allein der wichtigſte Bewegungsgrund der endlichen verſtändigen Dinge, ſich untereinander zu lieben, iſt die R. L. Gottes, durch welche die Welt hervorgebracht worden. Sie finden nicht allein darinnen eine Pflicht, derſelben nachzuahmen; ſondern dieſes iſt noch viel wichtiger, daß ſie ihre Vollkommenheit untereinander, in die ganze Welt mit der Ehre und dem Preiſe Gottes und dergeſtalt mit der Religion verknüpfet ſehen. Es beſteht auch in der R. L. gegen Gott, die wahre Glückſeligkeit aller verſtändigen Geſchöpfe (wie im Werke behauptet werden wird, und im K. L. bereits kürzlich geſchehen) die die R. L. zu den andern Geſchöpfen in ſich faſſete. Dergeſtalt iſt die R. L. der

verſtändigen Geſchöpfe gegen einander untrennbar von der R. L. gegen Gott; folglich müſſen ſich die verſtändigen Geſchöpfe untereinander, durch die R. L. gegen Gott lieben.

§ 8 a) Es iſt aus dem vorhergehenden auch zu urtheilen, daß eine R. E. L. ſtatt finde: denn weil alle Gegenſtände zu lieben ſind, in ſoweit ſie liebenswürdig ſind § 4; ſo ſind wir auch verpflichtet, uns ſelbſt reinlich zu lieben, nämlich ſoweit wir liebenswürdig ſind.

Wir müſſen einen vollkommnern und liebenswürdigern Mann, als wir ſind, auch mehr als uns ſelbſt lieben; und wir müſſen uns mehr lieben als einen andern, wenn wir liebenswürdiger ſind, als derſelbe. Wir müſſen uns ſelbſt anſehen, als wenn wir von unſerer eigenen Vollkommenheit ganz verſchieden wären, und als wenn uns dieſelbe nichts mehr, als eine fremde angienge, wenn wir uns reinlich und wahrhaftig lieben wollen § 3 p). Wenn wir uns mehr lieben, als wir liebenswürdig ſind, ſo fallen wir in die U. E. L., wovon im folgenden. Wenn wir uns weniger lieben, als wir liebenswürdig ſind; ſo machen wir uns unſer ſelbſt und unſerer Vollkommenheit unwürdig: in beyden Fällen handeln wir thöricht, und alſo ungerecht; und wir müſſen uns unſrer Liebe ſchämen. Es iſt dergeſtalt ein untrügliches Merkmaal, daß die Menſchen, die ſo ſehr von der U. E. L. eingenommen ſind, ſich weder ſelbſt, noch Gott, noch andere recht kennen.

b) Aber die vornehmſte Quelle der R. E. L. iſt die R. L. gegen Gott: denn, indem wir erkennen,

daß

daß Gott uns liebe, ſoweit wir liebenswürdig ſind, ſo haben wir eine wichtige Verbindung, uns ſelbſt zu lieben; aber auch nicht mehr, als wir liebenswürdig ſind. Wir müſſen uns daher aus dieſem Grunde ſelbſt lieben; aber nicht wegen unſerer ſelbſt, ſondern wegen Gottes allein, und alſo auch wegen der R. L. gegen andere § 7 b). Wir müſſen demnach hierinnen dieſelbigen Gränzen beobachten, wie a) die R. E. L, welche alſo auf das genaueſte mit der R. L. gegen Gott vereiniget iſt. Dieſe verpflichtet uns nothwendig, uns vollkommener zu machen, um der Liebe Gottes würdiger und fähiger zu werden, und unſern Nächſten vollkommener lieben und ſeine Glückſeligkeit deſtomehr befördern zu können §. 7 b).

§ 9 a) Damit ich nun bey dem Beweisthume der Hauptlehren und Gründe der R. L. nicht ſtehen bleibe, ſondern zu deren mehrern Bekräftigung, den Ungrund der ihnen entgegengeſetzten und nachtheiligen Lehre auch kürzlich zeigen möge: ſo iſt nöthig, daß ich in gegenwärtigem § den Urſprung und die Abſichten der U. E. L. zeige.

b) Die Leidenſchaften des Gemüthes, alſo die Begierden, der Abſcheu, natürliche Triebe, die Affecten, welche alle ihren Grund in der Erkänntniß und den Verſtellungen, die die Sinne und die Einbildungskraft geben, haben, ſind das bequemſte Mittel, die Seele in Bewegung, oder in einer Thätigkeit zu erhalten und darein zu ſetzen; und ſie alſo aus der Finſterniß zum Licht, oder von dunkeln Vorſtellungen zu einer klaren, und endlich deutlichen Erkenntniß zu bringen, dergeſtalt auch die-

ſelbe von ihrem Schlafe aufzuwecken. Sie zielen daher zu der Vollkommenheit der Seele ab.

c) Es ſind ſelbige ohne Widerrede, aus der Art der Zuſammenſetzung des thieriſchen Körpers herzuleiten. Man kann keinen Grund aus der Natur der Seele angeben, warum ein Menſch einen beſondern Geſchmack an gewiſſen Speiſen findet, die ein andrer ſo viel verabſcheuet, ja davon ohnmächtig wird: warum die Katzen das Mäuſefleiſch beſonders lieben ꝛc. Die Seele muß nach ihrer Natur ganz gleichgiltig gegen dergleichen Gegenſtände ſeyn, und nicht mehr Neigung gegen ſelbige haben, als ſie Vollkommenheit darinnen findet: ſonſt müßte der Menſch mehr Neigung Mäuſe zu fangen als die Katze haben, oder die Katze müßte in Anſehung deſſen vernünftiger, als der Menſch ſeyn.

d) Ein jeder Gegenſtand, in jeder beſondern Stellung bringet eine beſondere Veränderung und Bewegung in dem Thierkörper hervor, welche mit der Art ſeiner Zuſammenſetzung übereinſtimmet. Die Vorſtellung von dem, was in dem Körper vorgeht, entſteht in der Seele durch einen gemeinen Willen Gottes. Es muß demnach das Thier einen Ekel oder Abſcheu vor denjenigen Gegenſtänden haben, welche in ihm verderbliche und widrige Bewegungen, auch durch ihre Ausdünſtung, hervorbringen, und im Gegentheile muß es eine Begierde zu denjenigen Gegenſtänden haben, welche ſolche Veränderungen und Bewegungen in ſeinem Körper hervorbringen, die demſelben vortheilhaft ſind, auch durch ihre Ausdünſtung mit ſolchen übereinſtimmen. Auf der

Ver-

Verſchiedenheit der Art der Zuſammenſetzung des Körpers beruhet nothwendig die Verſchiedenheit der Bewegungen in dem Flüßigen der Nerven, und alſo ihrer Uebereinſtimmung und Widerſpruch mit den Gegenſtänden, und folglich auch die Verſchiedenheit der natürlichen Triebe, der Begierden und des Abſcheues. Man liebet eine Perſon und haſſet eine andere, bey der erſten Begegnung, ohne zu wiſſen warum: dieſe natürliche Freund- und Feindſchaft muß auf gleiche Weiſe erkläret werden. ꝛc. ꝛc.

§ 13 a) Es lieget durch das wenige, ſo ich hier von den erſten Gründen der Lehren der N. L. beygebracht, einem Vernünftigen deutlich genug vor Augen, daß hierdurch nicht allein die ganze Moralweltweisheit und natürliche Gottesgelehrtheit vornehmlich, ſondern auch die ſämmtliche Weltweisheit höhere und unveränderlichere Gründe (weil ſie ohne Widerrede wahr ſind) als ſie bisher gehabt, erhalten: aus welcher die vortrefflichſten Wahrheiten, die zu der Ehre Gottes, der gemeinen Glückſeligkeit der Menſchen, wie auch zu eines jeden ins beſondere, abzielen; und die mit den Urtheilen aller rechtſchaffenen Leute übereinſtimmen, ganz deutlich und natürlich fließen.

Ich faſſete daher den Entſchluß, ſelbige, ſo viel mir möglich, in einen Lehrbegriff gehörig zu bringen, und ſolche zu dem Wachsthume der Wiſſenſchaften und der wahren Tugend unter dem Titel: Nützliche und gründliche Verſuche, den Weg zur wahren Weisheit zu bahnen, gemein zu machen: indem ich nur die Geſetze der wahren Weisheit, wel-

welche in der Wissenschaft wahrhaftig zu lieben besteht, zu erklären gesonnen, und der Begriff vieler Gesetze, die aus einer gemeinen Quelle hergeleitet werden, ein Recht genennet wird: so habe ich solche auch das Recht der wahren Weisheit zu nennen für gut geachtet. Man kann leicht urtheilen, besonders wenn man von dem Worte, wahre Weisheit, den Begriff hat, den ich im Werke und dessen K. E. gebe; daß ich bey weitem nicht geschickt bin, die wahre Weisheit vollkommen erklären zu können: dennoch hoffe ich, wie diese wenige Lehren in gegenwärtigen Bogen schon zum voraus anmerken lassen, in meinem Vorhaben weiter zu kommen, als bisher geschehen.

Weil mein Grundmoralgesetz ist: liebe Gott über alles, und alles übrige nach seiner Ordnung: so kann man leicht urtheilen, daß alle selbstständige Vollkommenheiten Gegenstände des Rechts der wahren Weisheit sind. Da aber unsre menschliche Fähigkeit, solche zu erkennen, bey weitem nicht so weit geht; so müssen wir als Menschen zufrieden seyn, nur das Vornehmste, und was unsre schwache Erkenntniß nicht flieht, in Betrachtung ziehen zu können.

Ich theile mein Vorhaben in sechs Theile.

b) Der erste Theil erkläret das Recht, oder die Gesetze der wahren Weisheit überhaupt. Meine Absicht darinnen ist, wie auch aus dem Titel erhellet, die allgemeinen Begriffe der wahren Weisheit und der Thorheit zu geben, die ersten Gesetze der ersten zu behaupten, und dergestalt den Grund zu den übrigen Theilen zu legen. Ob man nun gleich dar-

darinnen bereits neue Wahrheiten, Meynungen, Wörter und Begriffe antreffen wird, die eben aus dem Lehrbegriffe der R. L. nicht folgen, oder die hauptſächlich darinn erfordert würden; ſo halte ichs für zu weitläuftig, ſie hier anzuführen: Ich glaube, daß es der Vernunft hinlänglich ſeyn möchte, deſſen Haupteintheilung hier zu ſehen, aus welcher ſchon von der übrigen Voll- oder Unvollkommenheit des Werkes zum Voraus zu urtheilen iſt. Ich will hierbey erinnern, daß ich mit dieſem erſten Theile zu Ende bin, auch längſtens mit dem zweyten zu Ende geweſen ſeyn würde, wenn mein Zuſtand mehr philoſophiſch geweſen wäre. Der erſte Theil wird einen mäßigen Octavband geben, die folgenden aber mehrentheils ſtärker werden.

Erſte Abtheilung.

Von den Geſetzen der Erkenntniß.

Erſter Verſuch. Von den erſten Gründen und den Gegenſtänden der Erkenntniß.

Zweyter Verſuch. Vom Lichte und Auge der Natur.

Dritter Verſuch. Von der Vernunft und ihren Wirkungen.

Vierter Verſuch. Von den Mitteln, die Erkenntniß zu erweitern.

Fünfter Verſuch. Von den verſchiedenen Graden der Erkenntniß, in Anſehung der Gewißheit und Ungewißheit.

Sechſter Verſuch. Von ſeinen eigenen und anderer Gemüthskräften richtig zu urtheilen.

Siebenter Verſuch. Von der Art zu überführen, zu widerlegen, und Mundſtreit zu halten.

Achter Verſuch. Von der voll- und unvollkommenen Erkenntniß, wie auch von den Schranken der menſchlichen.

Zweyte Abtheilung.

Von den Geſetzen der Freyheit und des Willens.

Erſter Verſuch. Vom Urſprunge der Neigungen, der Freyheit, und der Abſicht eines verſtändigen Dinges.

Zweyter Verſuch. Vom Urſprunge der Güter und Uebel, wie auch vom Willen.

Dritter Verſuch. Von den Leidenſchaften des Gemüths.

Vierter Verſuch. Von der wahren und der vollkommenen Freyheit, wie auch vom vollkommenen Willen.

Fünfter Verſuch. Von der moraliſchen Verbindung.

Sechſter Verſuch. Von den Moralgeſetzen und Naturpflichten überhaupt, wie auch von der moraliſchen Zurechnung.

Dritte Abtheilung.

Von den Geſetzen der wahren Weisheit überhaupt.

Erſter Verſuch. Von der Weisheit und Thorheit, ihren Urſachen und Folgen.

Zweyter Verſuch. Von der Wiſſenſchaft wahrhaftig zu lieben.

Dritter Verſuch. Von der wahren Größe und dem Adel des Gemüthes.

Vierter Verſuch. Von dem Urſprunge der Wiſſenſchaften, den Vorzügen einer vor der andern, vom Unterſchiede der Weltweisheit und wahren Weisheit, nebſt einem Anhange von wahren Gelehrten und Pedanten, u. ſ. w.

* *

XIV.

Nachricht von des Herrn von Mairan Tractate von dem Eiſe und der Kälte.

Der Herr von Mairan, vormaliger Secretär der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, und würdiger Nachfolger des Herrn von Fontenelle, der aber ſowohl als dieſer, noch am Leben iſt, ob er gleich erwähnte Bedienung niedergeleget hat, hat außer ſehr vielen kleinen Abhandlungen, die in den Geſchichten obgedachter Akademie vorkommen, auch einige beſondre Bücher ans Licht geſtellet, z. E. das von dem Nordlichte, das vom Eiſe, u. ſ. w. Dieſes letzte hat er in einer neuen Ausgabe ſo ſtark vermehret, und mit ſovielen ſchönen Entdeckungen bereichert, daß es in den Augen der Naturkündiger ſowohl, als in der bloßen Liebhaber ihren, ſehr merkwürdig geworden. Es hat ſich daher eine geſchickte Feder

ge-

will es von al oder alt, und ode ot, ein Eigenthum, Beſitz, herleiten; wie es noch in dem Worte Kleinod vorkommt: So daß ein Alodium einen alten Beſitz eines eigenthümlichen Erbgutes bedeuten würde. Das andre Ambre, will Herr von Leibnitz aus einem Arabiſchen Worte herleiten: Herr Eckard aber meynt, man dörfe es ſo weit nicht ſuchen. Denn Ambeten ſey eben ſo viel als anbernen, oder anbrennen: Weil nemlich das Ambra leicht Feuer faſſe. Herr von Leibnitz ſelbſt geſteht, daß der Bernſtein vom Brennen ſeinen Nahmen habe, weil er ſich anzünden läßt: Welches auch ſehr wahrſcheinlich iſt, da der Engelländer auch burn anſtatt brennen ſagt; Und die Loderaſche wird auf Holländiſch Amer, Amber, Sächſiſch emmer und Engliſch ember genennet. Das Wort Bouc, ſo Herr von Leibnitz von Bücken, oder Bogen, herleitet; will Herr Eckard lieber ſchlecht weg von dem deutſchen Bock hernehmen. Doch dieſes läuft auf eins hinaus, indem doch dieſes alsdann nach obiger Art zu erklären iſt. Das Wort Fée, eine Here, leitet Herr von Leibnitz von Fata, Fatata, als bedeutete es eine Frau, die um die Schickſale Wiſſenſchaft hätte. Herr Eckard aber will es lieber von Vates, welches ohne dem Celtiſcher Abkunft ſey, herführen. Denn die Druiden, Barden und Vates wären die drey Gattungen der Gelehrten bey ihnen geweſen, und die letzten, die Strabo Lib. IV. Ουατεις nennet, hätten künftige Dinge prophezeyhet. Das Wort capere, ſo bey den Auſpiciis allezeit vorkomme, heiſſe Niederdeutſch faten, oder faſſen auf hochdeutſch, und alſo ſey Vates gleichſam ein Fater oder Faſſer künftiger

gefunden, die ſelbiges ins Deutſche überſetzet hat, und es eheſtens ans Licht ſtellen will.

Weil aber Herr Profeſſor Gottſched allhier mit dem Herrn von Mairan im Briefwechſel ſteht: ſo hat er demſelben von dieſer Ueberſetzung Nachricht gegeben; und darauf die Verſicherung erhalten, verſchiedene neue Zuſätze nebſt ganz neugeſtochenen Kupfern dazu von demſelben zu bekommen. Dieſes wird nun der deutſchen Ausgabe ſonder Zweifel einen großen Vorzug vor der Franzöſiſchen geben: und man kann alſo die deutſchen Liebhaber und Leſer verſichern, daß dieſelbe, wie ſie mit des Herrn Profeſſor Gottſcheds Vorrede ans Licht treten wird, allerdings ihrer Aufmerkſamkeit würdig ſeyn dörfte. Man ſehe übrigens von dem Inhalte dieſes trefflichen Buches, den Auszug, den wir in dieſem Neueſten bereits davon gegeben haben.

Erſtes

Erstes Register

derer in diesem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Nachricht von einer Ausgabe der peutingerischen Tafel 69. f.

— von den Werken, die der Herr Prof. Hauptmann zu Gera ans Licht stellen will 73. f.

— von den Schriften, so zu Königsberg 1750 herausgekommen 76. ff. 148. f.

Beweis, daß man in der deutschen Rechtschreibung die griechische Sprache mit zu Hülfe nehmen müsse 139. f. 182

Eine Fabel aus dem Französischen 151

Nachricht von den Schauspielen, die auf der hiesigen Schaubühne im Hornung aufgeführet werden 153

— von der neuen Einrichtung der pariſiſchen Opernbühne 200. f.

— von den Schriften, womit das Gedächtniß des großen Helden, Graf Moriz von Sachsen, in Strasburg und in Dresden verehret werden 205

Versuch, die unterschiedenen Bedeutungen des Wörtgens bis auszufinden und zu bestimmen 217

Verzeichniß allerley neuer Bücher des vorigen Jahres, die in Paris und Holland herausgekommen 227

Eine Fabel in Versen 230

Nachricht von der Leipziger Schaubühne 231

Epigrammes sur la mort du Marechal Comte de Saxe 282

von Voltairens Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris, aus dem Französischen übersetzt 200. f. 353

Nachricht von dem frühzeitigen Tode des berühmten Benedictiners P. Magn. Ziegelbauers 298

Theatralische Nachricht 378

Ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 1913&063

Erstes Register.

Verzeichniß deutscher Originaltrauerspiele, die seit 1730 ans Licht getreten 382

—— der übersetzten Trauerspiele 384

Eine Fabel aus dem Französischen 385

Akademische Vorlesung in hoher Gegenwart Sr. königl. Hoheit des Durchl. Churprinzen zu Sachsen und der Durchl. Churprinzessinn, über die Frage: Ob man in theatralischen Gedichten, allezeit die Tugend als belohnt, und das Laster als bestraft vorstellen müsse? 391. 486

Güthers Nachricht von einer unweit Königsberg gefundenen großen Urne, und einem darinn befindlich gewesenen silbernen Hefte 405. f.

Einige Betrachtungen vom Mutter- und Schulwitze, entworfen von C. B. S. V. B. 471. ff.

Allerley Neuigkeiten, so sich in Frankreich, die schönen Wissenschaften betreffend, zugetragen haben 440. 608

Parodie, den Marschall von Sachsen betreffend, auf ein paar Auftritte aus des sel. Prof. Schlegels Trauerspiele, Hermann 439

Nachricht von des Hrn. Doct. Albertinus chronologischen Tabellen, worauf die merkwürdigsten Gelehrten aller Stände, Völker ꝛc. kurz dargestellet werden 445

l'Heraclite moderne, Satire de Mr. d'Arnaud, membre de l'Academie Royale de Berlin 450. ff.

Nachricht von der peutingerischen Charte 465

Theatralische Nachrichten 466. 542. f. 773. f.

Die beschwerliche Ueberwindung der Vorurtheile. Ein Gedicht eines vornehmen Preuß. Kriegsbedienten H. E. Frh. v. S. 510 f.

Clitus mourant à Alexandre par Mr. d'Arnaud 537. f.

Nachricht, was Se. Kaiserl. Majestät für kostbare Versuche mit allerhand Arten von Edelgesteinen gemachet 540. ff.

Herrn M. Wellers kurze Anmerkung über den ersten griechischen Druck, sonderlich in Deutschland 566

Der deutsche Pariser. Eine Fabel 611. ff.

Sinn-

Sinngedicht auf einen Biſchof, der den Gläubigern durchs Fenſter entſprang 622
M. Mich. Chriſtoph Hanovs Beantwortung der Erinnerungen, die ein berühmter Münzkenner wider die von ihm beſchriebenen Münzen mittlerer Zeit ſchriftlich verfaſſet 625. ff.
Eruditæ antiquitatis cultoribus Antonius Joſephus Barbazza ſalutem plurimam dicit 634. f.
Schreiben eines Ungenannten an die Verfaſſer des Neueſten, über die Rechtſchreibung des Wortes edel 467
Ode auf das Gold 670. ff.
Le Bel-Eſprit, à Mademoiſelle ** par Mr. d' Arnaud 681. ff.
Leben des ſeligen Herrn Rectors Chriſtian Stiefs in Breslau 717
Auszug aus einer Schrift: Erſte Gründe der wahren Weisheit ꝛc. 734. 794. 901
Der Edelmann ein Gedicht 745 f.
Nachricht von Joh. Andr. Cramers Fortſetzung der Boßuetiſchen Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion 769. f.
Ode auf die Geburt des Herzogs von Burgund königl. Hoheit 818
Mars ein vergnügter Zuſchauer, bey der von Sr. königl. Majeſtät von Preußen gehaltenen Muſterung in Schleſien 875
Nachricht von der Gnade, die der hälliſchen Univerſität Kanzler und geheimter Rath, Freyherr von Wolf, unlängſt in Merſeburg zu genießen das Glück gehabt 891
Nachricht von einer anſehnlichen Sammlung von Reichsacten aus dem 1569 Jahre, die Herr Arkenholz ans Licht zu ſtellen willens iſt 893
Auszug eines Schreibens aus Berlin, von einer zerbrochenen daſigen Maſchine 899
Nachricht von des Herrn von Mairan Tractate von der Kälte und dem Eiſe 911

Zweytes Register
der Schriften, deren Auszüge man hier geliefert.

A.

Abhandlung von der Hände-Sprache, in so weit deren Merkmahle bey den alten Schriftstellern sich äussern p. 48 *

Aesopische Fabeln, vier Bücher in gebundener Schreibart 756 *

Albertinus, Joh. Georg Jac. Historie der Gelahrheit vom Anfange der Welt bis auf die sieben Weisen Griechenlandes 750

Allgemeine Historie der Natur, nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt 21

B.

Bär, Fr. Carl, letztes Denk- und Ehrenmahl, in einer Leichenrede auf den hochgeb. Hrn. Graf v. Sachsen 344

Bibliotheca antiqua vindobonensis civica, s. Catalogus librorum antiquiorum, cum MSCtorum tum ab inventa Typographia ad annum 1560 typis exscriptorum. Pars I. 215 *

Bœrneri, Geo. Theoph. super privilegiis pictorum liber singularis 376

le Bramine inspiré. Traduit de l'anglois par Mr. l'Escalier 832

Bruckers Jac. erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte, als ein Auszug seiner größern Werke 867

Burchardi J. H. Epistola ad Leibnitium, de charactere plantarum naturali 879

C.

C. A. G. neuer Erweis eines ewigen Wesens u. Schöpfers aller Dinge, herausgegeben von J. D. Hauber 689

Cantemir (du Prince) Satyres, precedées de l'histoire de sa vie II. Vol. 259

Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ Tom. I. Vol. II. 359

Cle-

Clement, D. Bibliotheque curieuſe hiſtorique, & critique, ou Catalogue raiſonnée des Livres difficiles à trouver, Tom. II. 558
Conſeils à une amie 133

D.

Diſcours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon ſur cette queſtion: ſi le Retabliſſement des Sciences & des Arts à contribué à epurer les Moeurs 469

F.

Falſchheit der neuen Propheten, erſtes und zweytes Stück 519 *
le Fevre, les Muſes en France ou Hiſtoire chronologique de l'Origine, du Progres & de l'Etabliſſement des belles Lettres, des Sciences & des beaux Arts dans la France 107
von Fontenelles auserleſene Schriften, vormals einzeln herausgegeben, nun aber mit verſchiedenen Zugaben und ſchönen Kupfern vermehrter ans Licht geſtellet, von Joh. Chriſtoph Gottſched 307
der Freymüthige, eine Wochenſchrift 462

G.

Gottſched, Joh. Chriſtoph, ſiehe Fontenelle, ingleichen von Schönaich.
Gottſchedinn, L. A. V. Ueberſetzung der Geſchichte der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, vierter Theil, 157. fünfter Theil, 335. ſechſter Theil 806
— Ueberſetzung des Schauſpiels Ceni 543
Grammatica per aprendre con facilità e fondamento il puro e netto Tedeſco, ital. und deutſch 824 *
de Graphigni, Ceni, Comedie en Proſe 126

H.

Hanovii, Mich. Chriſtoph. Diſquiſitiones argumenti potiſſimum metaphyſici 326
— Erörterte Urſachen der meiſten Verſuche mit den gläſernen Springkölbchen, auf Begehren beſonders herausgegeben 848
Hempels, Chr. Fr. allgemeines Europäiſches Staats-Lexicon 832

Zweytes Register.

Hieroclis Ἀγαθ gr. et lat. ad editionem cantabrigienſem edidit Joh. Ad. Schier 373

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres, année 1748. 314

Hiſtoriſche Sammlungen zur Erläuterung der deutſchen Staats- Kirchen- und Gelehrtengeſchichte, I. St. 848

J.

Jöchers, Chr. Gottl. algemeines Gelehrten-Lexicon, 3ter Theil 460

Juſti, J. H. G. vermiſchte Anmerkungen, oder der deutſchen Memoires dritter Theil 33

K.

Kantemirs, Dem. Geſchichte des Osmanniſchen Reichs, nach ſeinem Anwachs und Abnehmen beſchrieben, aus dem Engliſchen überſetzt, 547. ſiehe auch Cantemir.

König, A. Mars ſuper arma jacens. Carmen heroicum 857

Koltitz, A. G. F. Verſuche in der Beredſamkeit 883

Kosmographiſche Nachrichten und Sammlungen auf das 1748 Jahr, von den Mitgliedern der kosmographiſchen Geſellſchaft zuſammengetragen 266

L.

Langens diplomatiſche Fortſetzung von Friedr. Lucä Grafenſaal 764

Lettre d'un Eſprit eclairè aux aveugles de ce Siecle 62*

Lettres on the Spirit of Patriotism, on the idea of a patriot King; and of the ſtate of parties at the acceſſion of King Georg the firſt 98

v. Litbs, J. B. politiſche Betrachtung über die verſchiedenen Arten von Steuern 675

Lycurgi, Oratoris Attici, quæ una extat contra Leocratem oratio, edita a Jo. Gotth. Hauptmanno 196

M.

Mayers, Tob. Nachricht von den Mondkugeln, die die kosmographiſche Geſellſchaft ſtechen läßt 41

de Mairan, Dortous, diſſertation ſur la glace, ou explication phyſique de la formation de la glace, & de ſes divers phénomenes 701

Mec-

Meenens, Joh. Heinr. vertheidigter Charakter eines pedantischen Gottesgelehrten 369
Michaëlis, Jo. Dav. Oratio, de ea Germaniæ dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur 581
Miscellanea Lipsiensia nova etc. Vol. VIII. Pars I. 504. Pars II. 846
Moro, Ant. Laz. neue Untersuchung der Veränderung des Erdbodens, nach Anleitung der Spuren von Meerthieren, die auf den Bergen zu finden sind 81

N.

Nanine, oder das besiegte Vorurtheil, ein Lustspiel, aus dem Französischen übersetzt von Str** 67

O.

O. A. die Krankheit, eine Ode 620
Oden und andere Gedichte 618
Oelrichs, J. C. O. Commentationes historico-literariæ 889
Oetters, S. W. Versuch einer Geschichte der durchl. Burggrafen zu Nürnberg, und nachmaligen Markgrafen zu Brandenburg 659
Olavii, E. enarrationes historicæ de Islandiæ natura et constitutione, formatæ et transformatæ per eruptiones ignium etc. 598

P.

Pauli, C. Fr. Einleitung einer Staatshistorie zu den königl. preußischen Staaten 7
les Fables de Phedre nouvellement traduites en Francois, avec des Remarques, & les Fables que Mr. de la Fontaine à compolées à l'imitation de Phedre 844*
Preußische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen. Zweyter Band 247*

R.

R** Anecdotes literaires, Vol. I. II. 606*
Ranisch, Sal. Sendschreiben über das sokratische Urtheil, daß die Ehen nicht allein von menschl. Klugheit, sondern von der göttlichen Vorsehung abhangen 772

Reinhards, J. P. Entwurf einer Historie des Chur- und Fürstenhauses Sachsen 120
Relation du monde de Mercure 602
le Rhinoceros, Poëme Epique en Prose 365
Riccoboni, Fr. l'art du Theatre 533
Richter, A. D. erste fünf Kapitel aus des Aristoteles Dichtkunst ins Deutsche übersetzt 696
Rota, A. M. nella nascita del Ser. Principe Frederico Augusto, di Sassonia, Canto offerto al Altezza Reale di Antonia Walburga Principessa Reale di Polonia 692

S.

Sallustii, C. Cr. quæ exstant, accedunt Julius Exsuperantius, Porcius Latro etc. curante J. P. Millero 841
von Schönaich, Otto Freyh. Herrmann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht, mit einer Vorrede ans Licht gestellet von Joh. Christ. Gottsched 779
Schwarzens, A. G. altdeutsches Oesterreich, aus den Heerzügen der pommerisch-rügischen Völker 170
Sejour à Paris, oder getreue Anleitung, wie Reisende sich daselbst zu verhalten haben 614
Sneedorf, J. S. Essai d'un Traité du Stile des Cours 887
de Solignac Histoire generale de la Pologne 274
v. Spilker, H. E. die alte und neue Kriegskunst in dem Bilde des Grafen von Sachsen. Eine Trauer- und Gedächtnißrede 519
von Steinwehr. Uebersetzungen der Schriften von der Akademie der Wissenschaften zu Paris, VI. und VII. Theil 871

T.

des Touches, N. la Force du Naturel. Comedie 56

V.

Vaters, E. F. Gedichte, die er bey verschiedenen Gelegenheiten verfertiget hat 885

W.

Wormii, Ol. et ad eundem doctorum virorum epistolæ 642
der Wurmsamen, ein Heldengedicht 767

Dinge. Doch genug hiervon. Nun folgen die

II. Notae ad Gloſſarii Chaucici Specimen. Herr Eckard meldet, daß dieſes von Kelpen, einem Ramesloviſchen Domherrn, und groſſen Liebhaber der Alterthümer verfertiget worden; und daß er ſelbiges ganz beſitze. Die Chaucen ſind die alten Einwohner der Fürſtenthümer Bremen und Verden geweſen. Dieſe Probe geht von der 33ſten bis zur 56ſten Seite, und hält nicht weniger merkwürdige Wörter in ſich, davon wir das Wort Adel zur Probe geben wollen. Der Herr Verfaſſer geſteht, daß ers noch nicht wiſſe: Denn obgleich Adal bey den Isländern das, was vornehm iſt, bedeuten ſoll, ſo ſey es doch deßwegen im Deutſchen noch nicht ſo viel. Wenn Adal bey den Isländern ein Erbgut heiſſen ſolle, ſo könne ſolches von ôd, ein Beſitz. Er will auch das Wort Adalmann vor einen Ehmann nicht ein Scythiſches Wort nennen laſſen: Weil nicht die Deutſchen, wohl aber die Sarmatiſchen, Hunniſchen und Ungariſchen Wörter vor Scythiſch zu halten wären. Endlich muthmaſſet er, daß, wie Gentilhomme von Gens ſeinen Urſprung hat, alſo vielleicht Adel, Edelmann, von Atta dem Vater oder den Vorfahren herkomme. Herr Eckard findet auch hier bey ein Paar Wörtern was anzumercken, als afwriehet und Augenbrade, die ſich nicht übel hören laſſen; zumal wenn man des Platteutſchen kundig iſt. Hierauf kommt

III. Ein Schreiben des Herrn von Leibnitz an Jobum Ludolfum, darinn er ihm einen Franzöſiſchen Brief des Abts von Charmoye, Pezronii, mittheilet, und ſeine Anmerkungen darüber machet. Er verlanget von demſelben des Herrn Ludolfs Urtheil,

und

Drittes Register der vornehmsten Sachen.

A.

Aborigines, was dadurch zu verstehen 174
Absicht Gottes bey Hervorbringung der Geschöpfe, was sie gewesen 796
Accisen, wie sie nutzbar sind, und einem Staate aufhelfen 680
Adel, ob es wirklich ein deutsches Wort sey, 662. was darunter zu verstehen 668
Albertus Achilles, Churf. zu Brandenburg, Schreiben an seinen Sohn, über dessen Vermählung mit der Sächsischen Prinzessinn Katharina 850 f.
Albrecht, der Bär, bekömt das wendische Königreich 14. 15
Aldrovands Historie der Natur, zeigt große Belesenheit ihres Verfassers 83
Alf, ist vormals die Benennung eines Königes oder Fürsten gewesen 656
Alrunen, wo das Wort herkömmt 653
Alten, ob sie gelehrter, als die neuern gewesen 814
Amsterdam, artige Beschreibung ihrer Einwohner 366
Apollo, wie er falsch angerufen wird 865
Apollo Grynæus, hieß bey den Mösiern die grüne Sonne 505
Aristoteles, Nachricht von verschiedenen alten Uebersetzungen seiner Schriften 563
Attische Mundart des Griechischen, wie sie aufgekommen 589
Aufgeblasenheit unter einem erdichteten Charakter gebildet 603
Ausdruck, was er bey einem Schauspiele zu sagen habe 535
Ausdünstung, was selbige für Ursachen habe 705

B.

Baron, kömmt vieleicht von Barren her 191
Bibel ist 1644 in isländisch. Sprache in Island gedruckt 650

Bildsäule Ludwigs des XV hat zuerst keinen rechten Platz in Paris bekommen können 430
Bis, Untersuchung von den vielen Bedeutungen dieses Wörtchens 217
le Blanc, ist von geringer Herkunft, und bemüht sich vergebens, in die französische Akademie aufgenommen zu werden, 426. erhält eine kleine Pfründe 428
Bruckers, Jac. Bemühungen um die philosoph. Historie 867
Brüder, Pflichten derselben gegen einander 838
Buchdrucker, erster in Paris 116
Buchdruckerey soll, nach eines Franzosen lächerlicher Meynung, in China erfunden seyn, 115. wird zu Constantinopel angelegt 159
Buchstaben, griechische, wie sie in den alten gedruckten Büchern aussehen 569
Buffon, giebt der Welt eine schlechtere Bildung als Cartesius 26
Burgarafen zu Nürnberg sind im XII Jahrhunderte entstanden, 661. Nachricht von ihrem Wappen 662
Burnets Theorie der Erde widerlegt 687
Bursch, Ursprung des Worts, und ob es für einen Studenten kann gebraucht werden 110. 589

C.

Cantemirs, eines russischen Prinzen, Leben u. Satyren 259
Celten, wo sie vorzeiten ausgebreitet gewesen, 187. haben nach Cluvers Meynung auch schon von der Dreyeinigkeit gewußt, 500. Nachricht von ihrer Religion, 501. haben einen Gott geglaubt 502
Centralfeuer kann in der Erde mit gutem Grunde angenommen werden 708
Charakter, was er für einen Einfluß auf die Person eines Schauspielers hat 535
du Chatelet, Nachricht von ihrer Erscheinung, die in dem Schlesse zu Luneville auf dem Theater einem Soldaten geschehen seyn soll 433
Ciceronis Officia und Paradoxa, Nachricht von einigen alten Ausgaben derselben 570. 577

D.

Dänen, ob sie in ihrer Sprache etwas mit den Griechen gemein haben 651
December, warum er in Schweden, Engeland und Dänemark besondere Namen hat 652
Denkendes Wesen muß nothwendig eine Neigung zur Vollkommenheit besitzen 740
Deutsche, beehrten ihre Könige mit Händeklopfen, 53. wie sie mit den Römern Krieg geführt, 180. haben schon in den ältesten Zeiten die theatralische Poesie geliebt, 393. haben zuerst die griechischen Buchstaben in den alten Büchern angewendet 571
Deutschland, Nachricht von der Bevölkerung desselben 178
Diderots Lebensumstände und Schriften 63
Donnerkeile fallen nicht vom Donner herunter 809

E.

Edel, Untersuchung von der Rechtschreibung dieses Wortes 667
Edelsteine, Nachricht von einigen Versuchen, die Se. igt. regir. Kaiserl. Maj. damit anstellen lassen 541
Ehre, worinn sie bey einem vernünftigen Wesen besteht 796
Eifer der Franzosen für ihre theatralischen Poeten, in einer lustigen Historie 431
Einweihung bey den Römern ist ein Beweis der Händesprache 52
Eisfäden, wie sie entstehen, ehe selbst das Eis zum Vorscheine kömmt, 709. legen sich alle zuerst an den Seiten eines Gefäßes unter einem Winkel von 60 Graden an 710
Elemente werden von den Celten für Gottheiten angesehen 507
Emser hat Luthers Version des neuen Testaments abgestohlen 144
Engländer mögen noch gerne alle wunderliche Dinge in der Oper leiden 526

Erdboden, Beschaffenheit desselben, 28. was er für Veränderungen erlitten, 29. wie er nach der Sündfluth wieder bevölkert worden 173

F.

Feuchte Körper sind von den flüssigen unterschieden 704
Feuer, griechisches, worinn es bestanden 329
Flüsse, wie sie in verschiedenen Welttheilen beschaffen, 28. wie sie sollen entstanden seyn 86
Französische Dichter, wie sie nach und nach einer dem andern seinen Ruhm verdunkelt , 527
Franzosen haben von der polnischen Nation einen gar übeln Begriff. 275. besitzen noch einen wunderlichen Geschmack in der Oper 525
Freygebigkeit, Charakter derselben 135
Freron und Marmontel, zwey heutige Schriftsteller in Paris, fallen sich einander in der Komödie an 435
Frost und Thauwetter, wie man die Abwechselungen desselben sich auf einer Fläche für jegliche Weltgegend abreißen könne 713
Für und vor sind in der deutschen Sprache oft schwer zu unterscheiden 182
Fürstinnen-Säule, die bey Danzig gefunden worden, Nachricht von derselben 248

G.

Galater ihr Ursprung 187
Gedichte, ob man in den Theatralischen die Tugend allezeit als belohnt, und das Laster als bestraft vorstellen müsse 396. f. 103. 486
Gefrieren, was die Ursache desselben ist 707
Gelehrten, ihr Leben will Herr Albertin auf wenig Tabellen vorstellen 445
Geographische Wissenschaft, ist unter Alexander dem Grossen sehr gestiegen 268. ist schwer zur Vollkommenheit zu bringen 268. 269
Gesellschaft, fruchtbringende, hat nie zu Dessau sondern zu Köthen ihren Sitz gehabt 324
Glasgalle, was sie ist 314

Glieder des Menſchen haben alle ihre beſonders bedeutende Bewegungen 49
Gottſched Joh. hat die Kräuterlehre ſehr befördert 881
Grabhügel, ſind bey den alten Völkern zuweilen für ganze Familien geweſen 413
Gräfliche Häuſer der mittlern Zeit ſehen ſehr verwirrt aus 765
Griechen haben ihre vornehmſten Ceremonien von den Thraciern gelernt 503
Griechiſche Bücher ſind zuerſt bey den Italienern gedruckt worden 567. 572

H.

Händeſprache, was ſie ſey, 51. wie vielerley ſie geweſen 51 f.
Hallers Verzeichniß von Kräuterbüchern iſt ſehr mangelhaft 880
Hannibals Schild wird im königl. franzöſiſchen Kabinet aufgehoben 340
Heft, ſilbernes, wird in einem Grabhügel bey Königsberg gefunden 408. 415
Heinrich IV König in Frankreich hat vierzig Millionen in ſeinem Schatze geſammlet gehabt 354
Helden können am beſten von einem Redner gelobet werden, der ſich auch im Kriege umgeſehen 530
Hermann, der Befreyer Deutſchlandes, wird in einem Heldengedichte vorgeſtellt 781
Hertha ſoll beym Tacitus ſo viel als Erdamme ſeyn 321
Hevel hat die richtigſten Obſervationen vom Monde hinterlaſſen 43
Hochdeutſche Mundart iſt in Niederſachſen durch eigene Triebe der Deutſchen, nicht aber durch das Geſetz eines Landesherrn aufgekommen 593
Horaz bekömmt an Herrn Gedoyn einen unvergleichlichen Lobredner 810. wie ſeine Gedichte beſchaffen 811. wird vom Herrn von Mautour getadelt 813
Hormizdas, ein Perſiſcher König, Nachricht von ſeiner Regierung 164

Drittes Regiſter

J.

Jahrzahl nach Chriſti Geburt, wird von der ganzen Chriſtenheit falſch gerechnet 338
Jeroſchins gereimte Preußiſche Chronik, Nachricht von derſelben 252
Inhalt, körperlicher, des gefrornen Waſſers, warum er allemal den Inhalt des ungefrornen Waſſers übertrifft 712
Jonquiers überſetzt Kantemirs Geſchichte des oſmaniſchen Reiches ſehr übel 549. 550
Island iſt durchs Feuer entſtanden, 598. Nachrichten von der Beſchaffenheit deſſelben 599. Wormius giebt ſich um die Sprache dieſes Landes große Mühe 649. hat vor 82 Jahren noch keine Schulen gehabt 650
Italieniſche Schaubühne in Paris. Nachricht von ihrem Zuſtande in Paris 608

K.

Kampfgericht zu Nürnberg, was es geweſen, und was es mit dem Fauſtrechte gemein gehabt 664
Kantemirs Leben und Schriften 558
Klitomachus, Nachricht von ihm 321
König, was die Pflicht eines Patriotiſchen iſt 104
Kirchenväter ſind nach Luthers Zeiten ſehr verſtümmelt ans Licht getreten 238
Kräuterkunde iſt beſonders von den Deutſchen ſehr ins Aufnehmen gebracht worden 879. 880
Künſte und Wiſſenſchaften ſollen nur dienen, die Menſchen in die Sklaverey der Großen zu bringen, 473. haben nicht die Ehrlichkeit unter den Menſchen vertrieben, 471. wenn ſie in Frankreich empor gekommen 109

L.

Lactantius ſoll an einem gewiſſen Orte durch Fabricium Chemnicenſem verſtümmelt worden ſeyn, 239. es wird aber widerlegt 240. das Gedicht de paſſione Chriſti kömmt wahrſcheinlicher Weiſe nicht von ihm 240. alte Ausgaben ſeiner Schriften 568
Landcharten, Nachricht von ihrer Erfindung 267

Liebe,

Liebe, reine, worinn sie besteht 743. aus dem Begriffe von derselben soll ein neues philosophisches Lehrgebäude entstehen 724. göttliche ist unendlich rein 805
Linnæi Kräuter-Eintheilung wird von Buffon verworfen 21. 24 hat Herrn Burchard zum Urheber 880
Luther hat zur Aufnahme des hochdeutschen Dialekts viel beygetragen 595
Lykurgs des attischen Redners Schriften sind bis auf eine Rede verlohren gegangen 197. Nachricht von seinem Leben 198

M.

Malerkunst ist schon zur Zeit des trojanischen Kriegs erfunden gewesen 377
Mark, ihre Einwohner in alten Zeiten 11. 15
Marmontel, hat mit Herrn Freron wegen ihrer Trauerspiele einen Zweykampf 44. Lustige Historie die sich bey seinem Trauerspiele Aristomenes zugetragen 528
Mataratii Liber de versibus comparandis wird unter die alten Bücher gerechnet 574. hat viel griechisches in sich 575
Meißen, Nachricht von seinen alten Einwohnern 122
Meißnische Mundart ist nicht diejenige, deren wir uns in Predigten und in Schriften bedienen 584. ist nicht eine Vermischung von vielen andern 588. ist auch nicht arm 591
Menschen, warum sie auf der Welt sind und wie sie zuweilen ihre Zeit zubringen 1-1
Merkur, Nachricht von einer besondern Figur desselben, da er einen Köcher auf den Rücken hat 815
Messen, oder große Jahrmärkte, sind nur ein scheinbarer Vortheil der Städte 37
Mittelstand, Fabel von demselben 759
Mond, wie er verschiedentlich von den Menschen betrachtet wird. 41. wird von der kosmographischen Gesellschaft auf einer Kugel vorgestellet 45. seine Atmosphäre wird bestätigt 217

Moriz Graf von Sachſen, Nachricht von den Schriften die auf ſeinen Tod verfertigt worden 205
Münze, arabiſche, wird in Dännemark gefunden 648. Nachricht von einigen der mittlern Zeit 627 ob man auf denen von der mittlern Zeit allemal die Jahrzahl zu treffen pflegt 628
Mundart der Sprache, wie ſie kann verbeſſert werden 586
Mutterwitz iſt ohne den Schulwitz für gering zu achten 419 muß nothwendig mit demſelben verbunden ſeyn 422

N.

Noinville ſtiftet bey der Akademie Françoiſe des belles lettres einen Preis 377
Noriker, woher ſie ihren Namen bekommen 178

O.

Odin, was es bey den Alten für ein Gott geweſen 507
Oeſterreich, wie weit deſſen alte Gränzen gegangen 178. was es für Einwohner gehabt 179
Olafr, was es in dem Däniſchen bedeutet 656
Opernbühne in Paris, Nachricht von der neuen Einrichtung derſelben 201
Orm, heißt auf Däniſch ein Wurm 656
Oſteocolla, woher ſie ihren Urſprung hat 315
Otto mit dem Pfeile, gehört unter die alten Dichter, 17. Probe ſeiner Poeſie 18

P.

Paris, wenn die dortige Univerſität geſtiftet worden 110. ihre Eintheilung 111. Nachricht von den Verſchönerungen der Stadt 290
Penius eine alte celtiſche Gottheit, woher ſie den Namen gehabt 505
Perſiſche Empörung im ſechſten Jahrhunderte, Nachricht davon 163
Peutingeriſche Tafel, Nachricht von Ausgabe derſelben 69
Planeten ſollen durch den Stoß eines Cometen an die Sonne entſtanden ſeyn 31. wird gemißbilligt 92

Plattdeutsche Mundart, ob sie der Hochdeutschen vorzuziehen 592. ist von der Vermischung nichts freyer, als die Hochdeutsche 594. ist nicht der rechte alte Stamm der deutschen Sprache 183
Poesie, ihr Ursprung in Frankreich 117
— Dramatische, ist bey den alten Griechen und Römern besonders hoch geschätzt worden. 391. ist eine Nachahmung menschlicher Handlungen und Leidenschaften, 397. wie sie verschieden ist 398
Polen, wie weit seine alte Gränzen gegangen seyn mögen, 276. was es ehemals für Einwohner gehabt, 277. Nachricht von seinen alten Königen 278
Pommern, was es in alten Zeiten für Einwohner gehabt 179
Popiel, II König in Pohlen, wie er umgekommen 280
Preußen verbrannten bey dem Ableben alles, was ihnen im Leben lieb gewesen 414
Preußen, Nachricht von der bürgerlichen Eintheilung des Landes 333
Prometheus, Untersuchung wer er gewesen 330

R.

Raum, leerer, ob er aus der Welt zu verbannen 381
Regen, ob dadurch die Sündfluth natürlicher Weise entstehen können 85
Römische Sprache, wie sie aufgekommen 588
Rolf, heist so viel als Rudolf 757
Rosenblüt, Hans, hat deutsche Fastnachtsspiele hinterlassen 393
Rubinen verändern sich im größten Feuer nicht im geringsten 541
Rudl, dieß Wort versteht Wormius nicht, heißt aber ein kleiner Schafhund 657
Runen, wo der Ursprung des Worts herzuleiten 635

S.

Sachsen, historischer Entwurf dieses Hauses 120
Sallustii Schmähbrede wider den Cicero ist ein untergeschobenes Stück 842

Samuel, König in Pannonien, findet sich nicht in den Geschichten, aber doch auf einer Münze 626
Santorini Nachricht von der daselbst entstandnen neuen Insel 91
Schämen kommt vom Schelten her 194
Schamhaftigkeit ist eine der vornehmsten Tugenden eines Frauenzimmers 138
Schaubühne, die zu Leipzig, hat eine neue Einrichtung nach dem Muster der alten Griechen und Römer bekommen, 179. ist bey den Walschen und Franzosen eher zur Vollkommenheit gelanget, als bey den Deutschen 394
Schauspieler, worinn seine Kunst bestehe, 524. sind schon zu Karls des Großen Zeiten in Deutschland bekannt gewesen 342
Schmaragd schmelzt im Feuer innerhalb 24 Stunden 542
Schweizer, was von ihrer Treue zu halten 484
Seeboden ist eben so ungleich, als die Erde 27
Seethiere, wie sie auf die Berge und in die Erde gekommen 83
Stibern, heißt ein Schiffer 657
Sokrates, ob er wirklich ungelehrt gewesen, dieweil er sich seiner Unwissenheit rühmte 485
Sohn, wie er sich gegen seinen Vater zu verhalten 836
Sorber haben in alten Zeiten Meißen bewohnet 122
Sprache der Hände, ihre vielerley Arten 52
— deutsche ist nicht schwerer, als andere, 140. ihre Rechtschreibung ist nicht allenthalben einerley, 143. 144. warum sie viel Gemeinschaft mit der Persischen hat. 187. ist ein Ueberbleibsel der alten celtischen Sprache 188. ihre Rechtschreibung läßt sich zuweilen aus der griechischen herleiten, 188. findet auch in Rom ihre Liebhaber 827
Sprüchwörter, deutsche, Erklärung einiger von ihnen 52 f.
Springkölbchen, gläserne, haben besondre Eigenschaften 844

und lobet den Fleiß dererjenigen, die aus den Fabeln der Alten die Wahrheit herauszubringen bemüht ſind. Er ſieht z. E. den Krieg der Rieſen mit dem Jupiter und den Göttern, vor einen Einfall der Scythen in Aſien und Griechenland an, die damals von Königen beherrſcht worden, ſo man nachmals unter die Götter gezehlet. Daß Prometheus, der mit unter den Titanen geweſen, ein Scythe geweſen ſey, hält er daraus vor klar, weil er an den Caucaſus geſchmiedet worden. Ein Celte aber könne er deswegen nicht geweſen ſeyn, weil ſelbige ſchon damals weit von dieſem Gebirge gewohnet hätten. Diejenigen hergegen, ſo in Theſſalien mit dem Jupiter Kriege geführet, wären wirklich Celten, das iſt, Deutſche oder Halbdeutſche, die von der Donau her aus Pannonien und Illyrien gekommen. Die Alten hätten nehmlich unter den Celten die Deutſchen und Gallier begriffen, die ſie auch Galater oder **Kelter** geheiſſen, wie man jenes Wort recht ausſprechen muß. Denn die Donau hätte ihren Urſprung nach der damaligen Art in dem Lande der Celten gehabt. Hierauf kommt er auf Rudbecken, dem er ſeine Fabeln verrückt, aber auch den **Pezron** ſelbſt in Verdacht zieht, daß er rudbeckiſire oder ihm nachahme, doch verwirft er auch die ungewiſſen Muthmaſſungen ſolcher Scribenten nicht, weil ſie ſonſt ihren Nutzen haben könnten. Nach einigen Gedanken von der erſten Bevölkerung der meiſten Europäiſchen Länder aus Deutſchland, als von woraus die Völker, ſowohl in die Nordiſchen als Südlichen Gegenden ihre Züge gethan; hält er davor, man müſſe ſich nicht den Kopf zerbrechen, wie die Völker von den Moſaiſchen Geſchlecht-

Steuer, Nachricht von den Schriftſtellern die davon geſchrieben, 676. Urſprung und Nothwendigkeit derſelben 680
Stiefs, Chriſt. Lebensbeſchreibung 717
Stutzer, Abbildung derſelben 367
Svetonius, eine alte Ausgabe von ſeinen Schriften 579
Sveven, Nachricht von ihnen II. 176. 179
Syſteme ſind nicht zu verwerfen 703

T.

Tencin, Mad. Nachricht von ihrem Leben und Schriften 437
Terenz iſt ſchon in alten Zeiten ins Deutſche überſetzt 393
Teſtament eines alten perſiſchen Königes Nuſchirvan 165
Theodoriks Aſchengefäs wird noch zu Ravenna aufgehoben 649
Theut, eine alte deutſche Gottheit 506
Thule der Alten, will ſich nicht auf das heutige Island ſchicken 602
Toulouſe, wenn die dortige Akademie geſtiftet worden 114
Ticke, iſt ſoviel als Dicke 657
Türkiſche Geſchichte iſt noch vor kurzem ſehr mangelhaft geweſen 548
Tugend, darf in einem Trauerſpiele nicht allemal als belohnt vorgeſtellt werden 396
Tume, heißt ſoviel als Dumme 658

U. V.

Vater, wie er ſich gegen ſeine Kinder verhalten ſoll 835
Varus wird von den Deutſchen geſchlagen 791
Ueberſetzungen, ob ſie der Aufnahme der Wiſſenſchaften geſchadet 808
Verſchönerungen der Stadt Paris, kommen den dortigen Bürgern, nicht dem Könige zu 355
Veſuv, Entzündungen deſſelben 93
Ulf, heißt ſo viel als Wolf 658
Völker, alte haben ſich Geſchlechtsweiſe zuſammen gehalten 174

Vollkommenheit iſt der Grund aller Neigungen 741
Vorleſungen, hiſtoriſche, ihre heutige Beſchaffenheit auf Akademien 8

W.

Wenda, Königinn in Polen, ſtürzt ſich in die Weichſel 279
Wenden haben aus vielen beſondern Völkern beſtanden, 12. ihre Eroberungen unter Otto M. 13
von Wolf, Chriſtian Freyh. wird von Sr. königl. Hoheit dem Churprinz zu Sachſen nach Merſeburg gebolet, und genießet die Gnade, von Deroſelben zur Tafel gezogen zu werden 891
Woodwards Lehre von der Erde wird verworfen 88
Worm, Olaus, Nachricht, wie es mit ſeiner hinterlaſſenen Briefſammlung zugegangen, 643. ſeine Lebensumſtände 645
Woywoden in Polen, Urſprung derſelben 279

Z.

Ziegelbauer, Nachricht von ſeinem Leben, 298. ſeine Schriften 301
Grafen von Zollern, wenn ſie die Burggrafſchaft zu Nürnberg erlangt 562
Zoroaſter, eine neue Oper, Nachricht von ihrem Beyfall, den ſie in Frankreich erhalten 524
Zureichenden Grundes Allgemeinheit iſt nicht zu läugnen 738

Ende des erſten Bandes.

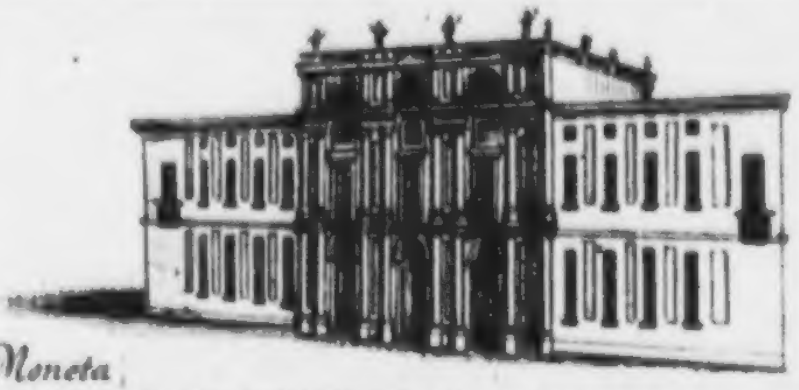

ex Moneta

BIBLIOTHECÆ A SE ERECTÆ DOTATÆ QVE COMMODO
URB. BRIX. PRIMARIO HUIUS MAGISTRATUI POSSES-
SIONEM CONTRADIDIT. ANNO IVBIL. MDCCL.

ex Moneta

MUNIFICENTIAM ANTISTITIS SUI QUA EX INSPERATO
CATHEDRALIS ÆDES CULTUI DIVINO APTA REDDITA
EST PIVRIBVS IAM MONUMENTIS CELEBRAVIT LÆTIUSQVE
CONCELEBRAT BRIXIA GRATA. ANNO IUBIL. MDCCL.

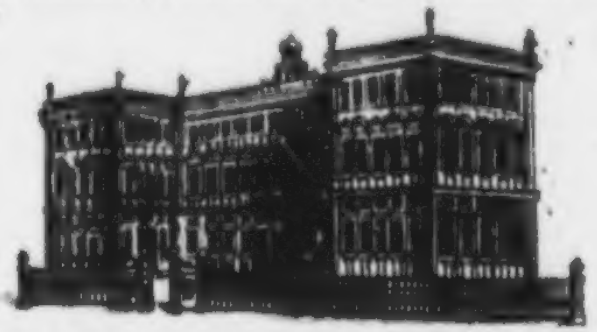

ex Moneta

PRO DIGNOSCENDA VOCATIONE ORDINANDORUM BRIXIÆ EREC
TUM A FUNDAMENTIS COLLEGIUM PLAUDENTE CLERO ET
POPULO UNIVERSO. ANNO IUBIL. MDCCL.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Wintermonat, 1752.

Leipzig,

Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

N. I.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquandò, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

Vorrede.

Wir sind so glücklich gewesen, mit unsern Neuigkeiten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, an den meisten Orten den erwünschten Beyfall zu finden. Die meisten unserer Leser haben geglaubet, dasjenige darinn anzutreffen, was gute Monathschriften beliebt zu machen pflegt. Wir sind nicht gesonnen, ein Verzeichniß der guten Eigenschaften zu machen, die man daran wahrgenommen, oder doch daran wahrzunehmen sich eingebildet. Wir wollen lieber auch bekennen, daß wir nicht allen unsern Lesern in allen Stücken gefallen haben. Manchen hat die Wahl einiger Artikel; andern die Freymüthigkeit nicht angestanden, womit wir von gewissen Schriften gehandelt haben. Dieß sind die beyden Urtheile, die uns zu Ohren gekommen: auf beyde wollen wir kürzlich dienen.

Was die ersten betrifft, so haben wir uns niemals geschmäuchelt, daß wir die ersten in der Welt seyn würden, die aller Leute Geschmack, und zwar zugleich, errathen könnten. Wer sich also diese Hoffnung von uns gemachet hat, der schreibe seinen Irrthum sich selber, nicht aber uns zu. Wir wissen es lange, daß die Leser der Bücher und Monathschriften, von sehr verschiedenem Geschmacke sind. So gern wir ihnen allen lauter schmack-

hafte Speisen vorsetzen wollten: so unmöglich ist es uns und allen Wirthen, die viele an einer Tafel bedienen wollen, lauter gefällige Leibessen aufzutragen. Das wußte schon Horaz, wenn er schrieb: II. Ep. 2.

Tres mihi convivæ prope dissentire videntur,
Poscentes vario, multum diversa, palato.
Quid dem? quid non dem? Renuis tu, quod jubet alter:
Quod petis, id sane est invisum acidumque duobus.

Will man uns nun die Unmöglichkeit des Begehrens zu einigem Schutze angedeihen lassen: so beliebe man zu erwegen, daß derjenige Artikel, der dem einen Leser misfällt, vielen andern gefällt; für die wir eben sowohl schreiben, als für ihn. Und ist es nicht einigermaßen unbillig, zu begehren, daß ein Schriftsteller ganz allein für mich schreiben solle? Wer so denkt, der muß sich einen Journalisten auf seinen eigenen Leib halten, ihm selbst alle seine Neigungen im Bücherwesen entdecken; aber ihn auch so gut besolden, daß er nach dem Beyfalle der übrigen Welt nichts fragen darf. Wer nun diese Anstalten entweder nicht machen kann, oder auch nicht will; der wird auch die Billigkeit haben, zu glauben, daß man nicht für ihn allein arbeite; und für die kleine monathliche Ausgabe, zufrieden seyn, wenn gleich nur die Hälfte der Artikel jedes Monathes nach seinem Sinne gewählet wäre.

Das zweyte Urtheil klingt noch schlimmer für uns, wenn man es in den bittern Worten vortragen höret, darinn es uns beygebracht worden. Allein da wir nicht gewohnt sind, auf bittere Reden bitter zu antworten: so wollen wir auch hier den sanftesten

ſten Weg erwählen: das heißt, wir wollen ſelbſt gar nichts antworten; ſondern einen Unparteyiſchen für uns reden laſſen, der nicht nur ein geziemender Richter; ſondern, was noch mehr iſt, gar ein Franzos, und zwar von altem Schrote und Korne iſt. Es iſt ſolches der berühmte Baillet, der die Freyheiten, Pflichten und Vorrechte der Kunſtrichter und Monathſchreiber vollkommen verſtund. Dieſer nun warnet uns unter andern, im II. Th. des I. B. ſeiner Jugemens des Sav. ſur les Principaux Ouvrages des Auteurs, im 3 Cap. Des Prejugez de la Dignité & de la Qualité des Auteurs: welches wir aber, weil unſre Richter beſſer Franzöſiſch als Deutſch verſtehen, ihnen nur in ſeiner Grundſprache nachzuleſen überlaſſen wollen. Es hebt p. 160 an: Quoique la Republique des Lettres, und geht bis p. 163 *tres ſuſpects*. Man kann auch noch das folgende Cap. von den Vorurtheilen gegen den Ruhm und das Anſehen der Schriftſteller, nachleſen: welches wir gleichfalls allezeit auszuüben geſuchet haben; und womit wir uns an dem Orte ſelbſt, wo man uns ſolche Vorwürfe machet, ſchon mehr als einen Dank zugezogen haben.

Dieſe, und viele andere Betrachtungen nun bewegen uns, daß wir in unſrer Unparteylichkeit, die neuherauskommenden Schriften zu beurtheilen, unverrückt fortfahren werden. Zu Schmäuchlern und geſchwornen Lobrednern hat uns niemand gedungen; und vieleicht wären wir für kein Geld zu dingen geweſen. Außer dem werden wir uns vor allen Dingen der Mannigfaltigkeit befleißigen, und zu dem Ende auch kurzen poetiſchen Stücken, die man

uns einschicken wird, ferner den Platz nicht versagen. Doch müssen wir bey dieser Gelegenheit eine kleine Erinnerung einrücken, die unsre Freunde benachrichtigen kann, warum sie ihre uns zugefertigte Aufsätze, zum Theile nicht darinn gefunden haben.

Einige von denselben haben uns Hochzeit- und Leichengedichte auf ihre gute Freunde eingeschicket. Allein sie werden es, bey reifer Ueberlegung, wohl selbst begreifen, daß unsern Lesern nicht viel damit gedienet seyn würde: Es muß viel was allgemeiners seyn, was die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich ziehen soll; und wenigstens muß ein solches Gedicht hohe Häupter, an deren Ehre ganze Länder Theil nehmen, betreffen. Solchen Stücken haben wir in dem vorigen Jahre den Platz willig eingeräumet, werden es auch künftig thun, wenn ihre Ausarbeitung glücklich gerathen seyn sollte.

Andre haben uns gar zu tiefsinnige, metaphysische, oder wohl gar theologische und juristische Abhandlungen einzurücken geschicket: und diese Gönner scheinen sich gewiß auf den Titel unsrer Monathschrift nicht besonnen zu haben. Sind denn diese Wissenschaften auch in dem Umfange der anmuthigen Gelehrsamkeit mit begriffen? Unsre Schranken haben uns also verbothen, ihnen zu willfahren, und wir hoffen, daß sie uns solches desto eher übersehen werden: da es ja an theologischen und juristischen Monathschriften nicht fehlet; an welche wir auch einige uns zugestellte Artikel selbst befördert haben.

registern der Kinder Noah herzuleiten wären. Zuletzt erinnert er, in einem Anhange, den er viele Jahre hernach dem Schreiben hinzugesetzet, Pezronii Origines Celticae wären bereits herausgekommen, und schienen nur ein Stück eines grössern Werkes zu seyn, welches durch seinen Tod unterbrochen worden. Hierauf folgt denn der Brief Pezronii selbst, an den Abt Nicaise, darinne der Entwurf seines ganzen Werkes enthalten ist. Es ist derselbe vier bis fünf Blätter lang, und dann folgen des Herrn von Leibniß Betrachtungen darüber, ingleichen eine Probe eines Celtischen Wörterbuches. Er hat sich darinn des Vorhornii kleinen Wörterbuches von der Brittischen Sprache bedienet, welches selbiger aus des Davisii Lexico Cambrico, seinen Originibus Gallicis angehänget. Der Kürze halber können wir weiter nichts davon sagen, und gehen zum

IVten Stücke, welches Excerpta miscellanea ad rem etymologicam facientia in sich enthält. Erstlich ist ein Brief des berühmten Breßlauischen Geistl. und Professoris Acoluths an den Abt Molanum, der mit vieler etymologischen Wissenschaft, sonderlich aus den orientalischen Sprachen angefüllet ist. Hierauf folgt noch einer von eben der Feder, an eben den gelehrten Abt, und von gleichem Inhalte. Sodann kommt ein Schreiben des gedachten Acoluthi an Herrn von Leibniß, vom 27 Aug. 1695, darinn gleichfalls eine grosse orientalische Litteratur hervorleuchtet, und schöne Proben von der Verwandschaft und Verschiedenheit der morgenländischen Sprachen verhanden sind. Darauf folget des Herrn von Leibniß Antwort an denselben, darinn er ihm eine gute

Probe

I.

Diſcours ſur les Bibliotheques publiques, prononcé dans l'Academie Royale de la Rochelle par le R. P. *Valois* de la Comp. de Jeſ. Profeſſeur de l'Hydrographie & Directeur de la même Acad. adreſſé par l'Auteur à Son Eminence Monſeign. le Cardinal QVIRINI, Bibliothecaire de la S. E. R. & Eveque de Breſce. A Breſce 1751, chez Rizzardi.

Dieſes Stück iſt aus vielen Urſachen merkwürdig. Denn anfänglich hat die Freygebigkeit des Herrn Cardinals Quirini Eminenz, durch Stiftung einer neuen Bibliothek zu Breſcia; die er nicht nur auf eigene Koſten aus dem Grunde erbauet, ſondern auch mit ſeinem eigenen Büchervorrathe angefüllet, wie aus dem, dieſem Monate vorgeſetzten Kupfer erhellet: ihm nicht nur in Wälſchland viel Dank, ſondern auch auswärts viel Ruhm, und unter andern auch dieſe Zuſchrift zugezogen.

Die Stadt Rochelle in Frankreich hat geglaubt, daß es ihr an einer groſſen Zierde fehlete, wenn ſie keinen öffentlichen Büchersaal aufzuweiſen hätte. Sie legte alſo den Grund dazu, und begehrte von

dem Jesuiten, P. Valois, daß er dieselbe mit einer öffentlichen Rede eröffnen, und gleichsam als eine gelehrte Zuflucht für alle diejenigen, die sich um Unterricht bewerben, einweihen sollte. Dieses geschah den 28 Apr. des 1751sten Jahres. Der Herr Cardinal Quirini vernahm solches, und ersuchte den Verfasser um seine Rede. Dieser ließ sie nicht nur drucken, sondern eignete sie auch einem so großen Beschirmer der Gelehrsamkeit zu. Er rühmet in der Zuschrift, des Herrn Cardinals Freygebigkeit gegen die Stadt Brescia; und seine Aufsicht über die vornehmste Bibliothek der Welt, die vaticanische zu Rom. Er vergleicht ihn mit Pius dem IV, und Sixtus dem V, deren jener die vaticanische Buchdruckerey angeleget, dieser aber das Vatican selbst gebauet; da hergegen der Herr Cardinal sie jährlich mit seinen eigenen gelehrten Schriften bereichert, u. s. w.

Aus der Rede selbst erhellet, daß sich in Rochelle eine gelehrte Gesellschaft, oder wie es in Frankreich heißt, eine Akademie zusammen gethan; und ein Glied derselben seine Liebe zu den Wissenschaften dadurch an den Tag geleget, daß es seine eigene Bibliothek der Stadt geschenket. Nachdem der Redner dieses gleich anfangs sehr kurz erwähnet, saget er: „Das Reich der schönen Wissenschaften, „hat sich, wie sie wissen, Meine Herren, durch die „Eroberungen des Witzes! gegründet: da es aber „mit unendlicher Mühe und Arbeit zu Stande ge„bracht worden; so würde es ohne die Beyhülfe „öffentlicher Büchersäle schwerlich bestehen können.

„Diese

„Dieſe Schätze der Wiſſenſchaften biethen dem „Geiſte und den Gaben eine ſichere Zuflucht dar, „wenn man ſich der verſchiedenen Mittel recht zu „bedienen weis, die ſolche gelehrte Vorrathskam„mern nützlich machen. Dieſes iſt es, meine Her„ren, was ich ihnen begreiflich machen will.„

In dem I. Th. will der Verfaſſer nicht den Urſprung der Bibliotheken unterſuchen; welcher eben ſo fabelhaft, als der alten Monarchien ihrer ſeyn ſoll. Er will nicht forſchen, ob er von Hebräern, Chaldäern, oder Aegyptern herzuhalen ſey; und ob es wahr ſey, daß bey Perſern und Römern, vor **Paul Aemils** Zeiten, keine andre Sammlungen von Schriften, als Archive geweſen. Er will nicht unterſuchen, ob die erſte öffentliche Bibliothek vom Könige **Oſymandias** in Aegypten, oder vom **Piſiſtratus** zu Athen geſtiftet worden; und ob dieſe den Vorzug vor **Ariſtotels** ſeiner gehabt habe? u. ſ. w. Er will auch nicht die großen Entwürfe allgemeiner Bibliotheken beurtheilen, die von einigen gemachet worden; oder die Schickſale verſchiedener Bücherſäle bedauren, die uns durch die Zeiten, Kriege, und Feuersbrünſte entriſſen worden.

Er will ſeine Augen nur auf die gelehrten Schätze ſelbſt richten, ihren Nutzen betrachten, und die verſchiedenen Hülfsmittel erwegen, die ſie allen Gelehrten darbiethen. Um eine Art der Gelehrſamkeit hoch zu treiben, kann man nicht mit lauter eigenen Kräften fortkommen: und dieſe liefert eine öffentliche Bibliothek. Eine Handbibliothek kann zwar Privatleuten auch Dienſte thun. Aber wem?

ihrem Beſitzer allein, oder doch wenigen Freunden deſſelben, die einerley Geſchmack mit ihm haben. Oeffentliche Bücherſäle aber kommen auch denen zu ſtatten, die an Mitteln Mangel leiden. Dieſe verſammlen ſich an geſetzten Tagen in dieſen Heiligthümern der Muſen; und der Nacheifer wird in ihnen angeflammet, ihre natürlichen Gaben höher zu treiben.

Hier beſchreibt der Redner, wie ein junger Gelehrter im Durchleſen alter und neuer Schriftſteller entzündet werde, ſich auf eben die Bahn zu wagen, ſelber etwas zu ſchreiben, und der Welt vor Augen zu legen. Dieſes beweiſt er mit Beyſpielen großer Männer; die in Privatbibliotheken, niemals auf gewiſſe Entdeckungen gekommen wären; weil es auf gewiſſe Begebenheiten ankam, deren Gewißheit ſie nicht einſahen. Allein in öffentlichen wohlverſehenen Bücherſchätzen, finden ſie alles: ſie vergleichen und ſchätzen es endlich nach ſeinem Werthe, und gelangen zu der gewünſchten Einſicht aus den gehörigen Quellen. Handbibliotheken ſind oft nur bloße Zierrathen, wie Seneca ſaget, womit man Zimmer putzen, ſeinen Stand anzeigen, oder ſeine Eitelkeit vergnügen will. Kein fremder Fuß darf ihre Schwellen betreten. Hergegen öffentliche Bücherſäle ſind Freyſtäten der ſchönen Wiſſenſchaften, aus welchen ſich die hellſten Stralen der Erkenntniß ausbreiten. Jene betreffen insgemein nur eine einzige Wiſſenſchaft, oder dienen nur die gröbſte Unwiſſenheit zu beſtreiten; dieſe hergegen ſind allgemeine Rüſt- und Zeughäuſer, alle Wiſſenſchaften der gelehrten Republik zu verfechten. Dieß

Dieß mag zu einer Probe des ersten Theiles dienen: denn es fällt schwer, einen genauen Auszug zu geben, da es dem Verfasser nicht beliebet hat, einem deutlichen Grundrisse zu folgen; sondern nur den Einfällen folget, wie sie ihm einkommen. Nur dieses erinnern wir noch, daß er gegen das Ende desselben, auch die Verwüster der Bibliotheken, Nebukadnezarn, den Antiochus, Diocletian, Julian, Leo Isauricus, und den Kalifen Omar, nicht vorübergeht; welche theils die jüdischen, theils die christlichen, theils die alexandrinischen Büchersammlungen verheeret und verbrannt haben. Er lobet aber auch diejenigen, so entweder diesen Verlust abzuwenden, oder wieder herzustellen gesuchet; deren er aber in neuern Zeiten, keine andre, als in Rom, Florenz und in Paris zu finden weis. Auch Rochelle soll vormals eine gehabt, und Bücher gedrucket haben, die den elzevirischen, stephanischen und manutzischen getrotzet.

Im II. Theile will er die Mittel zeigen, wie man sich die öffentlichen Büchersäle überhaupt zu Nutze machen kann. Hier redet er die Vorsteher und Aufseher der Bibliotheken an, die jungen Gelehrten mit ihrer Wissenschaft an die Hand gehen; indem sie selbige entweder begierig machen, allerley zu wissen, oder ihnen Mittel vorschlagen, ihre Erkenntniß zu erweitern.

Nicht alle Neubegierde, die auf Bibliotheken treibt, ist eine gelehrte Begierde. Es giebt auch eine eitele, und seichte; die an der Schale kleben bleibt, und entweder bey der Pracht des Gebäu-

des,

des, oder bey den Zierrathen desselben, oder bey der Anzahl und Schönheit der Bände, stehen bleibt. Höchstens sieht sie Druck und Papier, Bände und Kupferstiche, an; und ist nicht vermögend, bis auf die Richtigkeit, das Alter der Ausgaben, und die Ordnung zu dringen, die man gewissen Büchern zu geben gewußt. Oeffnen sie ein Buch, so bewundern sie nur dasjenige, was am wenigsten schätzbar ist. Das bloße Titelblatt sättiget sie schon, und nach vieler Stunden Arbeit, können sie kaum die Namen der Verfasser und Verleger, Jahr und Ort der Ausgaben herstammlen: womit sie den Ohren derer sehr beschwerlich fallen, die das Unglück haben, ihrem Ungestüme in den Weg zu fallen. Kurz, sie sind in öffentlichen Büchersälen das, was nach des Seneca Berichte, Domitian in der Seinigen war.

Hierauf zeiget er, wie ein vernünftiger Bibliothekar solchen eiteln Witzlingen, die bey ihrer Unwissenheit, gern für gelehrt angesehen seyn wollten, eine nützlichere Neubegierde erwecken, und die Lust zum vernünftigen Bücherlesen in ihnen erwecken könne. Heute schlägt er ihnen ein Buch, und morgen ein anders auf, und locket sie recht, sich den Inhalt ein wenig bekannt zu machen. Er machet ihnen den Geschmack rege, und reizet sie durch die Nacheiferung, und die Begierde zum Zeitvertreibe. Allein damit ihre entstehende Neugier, nicht schädlich werde, so giebt er ihnen nicht alle Bücher ohne Unterscheid in die Hände. Solche unerfahrne Gemüther würden vieleicht, anstatt geoffenbarter, geometri-

metrischer, physischer und historischer Quellen eines wahren Lichtes; anstatt der Rechtslehrer, geschcider Dichter, berühmter Redner, gesunder Sittenlehrer, u. d. gl. vieleicht mit schnellen Schritten nach den Irrlichtern laufen; die mit einem betrüglichen Glanze blenden. Er würde vieleicht boshaften Stacheldichtern, thörichten Romanschreibern, verführenden Lustspielen, zänkischen Kunstrichtern, verhungerten Cynikern, die, um Brod zu verdienen, andere tödtlich lästern; Verwegnen, die weder ihr Vaterland, noch ihre Religion kennen; und unwissenden Baumeistern nachlaufen, die, da sie nichts bauen können, doch alles niederreißen wollen. Hiervon muß ein verständiger Bibliothekar junge Gelehrte abwenden, und die Unerfahrnen auf den rechten Weg weisen u. s. w.

Es würde uns zu weitläuftig werden, wenn wir ihm ferner so folgen sollten. Man sieht aber aus dem bisherigen schon, daß der Redner nicht ungeschickt ist, und keine unrechten Begriffe von dem wahren Nutzen der Büchersäle hat: wiewohl **Struv** bey uns im V. Cap. seiner Introd. in Not. rei Litterariæ viel mehr geleistet hat. Wir müssen nunmehr weiter gehen, und auch von den andern Stücken reden, die bey dieser neuen Auflage, welche der Herr Cardinal zu Brescia veranstaltet hat, hinzugefüget worden.

Das I. ist ein Schreiben des Herrn Cardinals selbst, darinn er dem P. **Valois** für die Zuschrift seiner Rede gedanket hat. Er bittet ihn um Vergebung, daß er zu derselben auch etwas von seiner

Arbeit

Arbeit beygefüget. Es iſt eine lateiniſche Ueberſetzung in Verſen, von einer franzöſiſchen Idylle, die ein neuer franzöſiſcher Dichter, de la Forge Maillard, gemachet hat; und die ſchon in das Muſeum Helveticum mit eingerücket worden. Dieſe Arbeit hat er auf ſeinem Rückwege von Rom nach Breſcia, zum Zeitvertreibe gemacht. Der Eingang dazu lautet ſo:

Jamque relicturus ſublimis Mœnia Romæ,
Sarcinulis intentus eram, de more legendis,
Quum mihi ab Arctoo ſors proſpera detulit axe
Carmen, vatis opus divini: tale profecto,
Vt verſare ipſum cœpi, reputavi ego; tale
Viſum et Romanis doctis, quot ſcilicet illud
Luſtrarunt oculis, aut me audivere canentem.
Ergo viæ comitem *Maillardum* adhibere Poetam
Lætus conſtitui, hocque ita ſum uſus, ut ejus ab ore
Totus pendere unus amor mihi et una voluptas;
Tramite tam longo, dum *Brenni* ſcilicet oras
Appeterem &c.

Dieſes kann zu einer Probe von der lateiniſchen Muſe des Herrn Cardinals dienen: die gewiß in ſeinen hohen Jahren, ihm noch nicht undienſtfertig geworden iſt. Hierauf folgt nun noch eine Anrede in Verſen, an den P. Berthier, den Director der Memoires de Trevoux, darinn er von der hydrographiſchen Akademie zu Roſchelle aufs rühmlichſte ſchreibt. Sodann giebt er dem P. Valois Nachricht, daß er ſeit einiger Zeit mit dem Herrn von Perard in Stetin, im Briefwechſel ſtehe: an welchen der obige Poet ſeine Idylle gerichtet hatte; und die ſonder Zweifel Herr von Perard dem Hrn.

Car-

Cardinal zugeſchicket Der Anfang, der für die preußiſchen Lande ſehr rühmlich iſt, lautet im Franzöſiſchen ſo:

Sous un Regne fameux, ou l'on voit le Dieu Mars,
Proteger dans le Nord les Talens et les Arts,
Perard, dont le charmant genie
Sur le Bord de l'Oder attira les neuf Sœurs &c.

Der Herr Cardinal aber giebt es ſo lateiniſch.

In celebri ad Boream Regno, qua cernitur ipſe
Mars Deus ingenia atque artes ornare, *Perarde*,
Ob genium cujus ſuavem, doctumque Sorores
Conceſſere novem Viadri ad fluminis oras &c.

Wer ſollte hier denken, daß die Oder, die ſeit 259 Jahren eine Univerſität, und ſeit mehr als 100 Jahren ein akademiſches Gymnaſium zu Stetin gehabt; und gleichwohl itzo erſt die Muſen kennen gelernet? Darauf folget nun noch eine Nachricht, die für den Herrn von Perard ſehr rühmlich iſt: wenn ſie anders der Herr Cardinal ſo verſtanden, als die Worte lauten; oder richtige Nachrichten davon bekommen hat. Er ſagt, der Herr von Perard habe Sorge getragen, daß die Akademie zu Greifswald, welche ſich itzo rühmet, eine neue Sappho unter ihren Gliedern zu haben, erneuert würde; oder vielmehr ſie ſelbſt zu erneuern: Celui-ci prit ſoin depuis peu de tems, de renouveller dans la Pomeranie Suedoiſe l'Academie de Greifswald; laquelle ſe glorifie aujourdhui, d'avoir, parmi ſes membres, une nouvelle Sappho &c. In deutſchen Ohren klinget dieſes nicht anders, als ob Herr von Perard die ganze Univerſität Greifswald erneuert hätte: davon man doch in Deutſchland nichts erfahren hat, vielweniger die Möglichkeit einſehen

kann. Allein der Irrthum ist wohl daher gekommen, daß die Herren Franzosen gleich eine jede kleine Gesellschaft mit dem Namen einer Akademie beehren. Es ist also vermuthlich von der deutschen Gesellschaft in Greifswald die Rede gewesen, in welche, wie wir wissen, der Herr von Perard zum Gliede aufgenommen worden: wiewohl wir dennoch zweifeln, ob er selbige erneuert habe; da sie, unsers Wissens, nicht veraltet gewesen. So sieht man aus diesem Exempel, wie unzulängliche Nachrichten, die man in auswärtigen Landen von deutschen Sachen erhält, erstlich zu Misverständnissen, und hernach zu historischen Irrthümern Anlaß geben können. Denn wie leicht kann es einmal kommen, daß ein italienischer Geschichtschreiber, auf des Herrn Cardinals Glauben, der mit dem Herrn Perard selbst correspondiret, und also aus der Quelle geschöpfet hat, die Nachricht einfließen läßt: Im 1750 Jahre hat Herr von Perard, aus Stetin, der andre Peirescius, die Akademie zu Greifswald, im schwedischen Pommern, erneuert.

Indessen ist des Herrn Cardinals Galanterie so weit gegangen, daß er auch an die greifswaldische Sappho ein sehr schönes poetisches Compliment mit einfließen lassen. Es heißt so:

At votorum summa meorum,
Annam Christinam gemmanti cernere ibidem
Subnixam solio, nervis sociare canoras,
Voces effundat quales vix Phœbus Apollo.
Sexus Ista sui ornatu inclyta, stemmate clara
Insigni, Virgo florens ætate. Virorum
Censeri laude haudquaquam contenta, Minervam
Multijugam jam animo complectitur, ipsa Minerva

Quin

Probe aus einem Georgiſchen Wörterbuche mittheilet, ſo 1629 zu Rom herausgekommen; davon einiges mit dem Griechiſchen, andres mit dem morgenländiſchen übereinkommt. Indeſſen iſt des berühmten Acoluths Diſſertation, von der Übereinſtimmung der Armeniſchen und alten Egyptiſchen Sprache durch den Tod deſſelben ins Stecken gerathen. Und Herr von Leibnitz urtheilet aus einem Geſpräche, ſo er mit demſelben zu Berlin davon gehalten, daß er nicht viel ſonderliches davon anzugeben gewuſt. Nunmehro folgt Guilielmi Bonjour, Schreiben an Ludolphen, und ein Auszug aus des Herrn von Leibnitz Annalibus zum Jahr 842. darinn eine Deutſche Eydesformel vorkommt, die König Carl ſeinem Bruder Ludewig, wieder Lotharium geſchworen. Es iſt werth, daß wir dieſelbe hieher ſetzen. In godes minna ind thes chriſtianes ſolches ind unſer beedhero gealtniſi, fon theſemo dage frammordes ſo fram ſo mir got gewizzei indi madh furgibit ſo halt ih theſan minan bruodher - - - - ſo ſo man mit rehtu ſinan bruodher ſcal in thin thaz er mig ſo ſo maduo indi mit Ludheren in notheimui Thing nege gango zhe minan willan imo - - - ce ſcaden werhen. d. i. Zu GOttes Liebe und des Chriſtlichen Volkes und unſer beyder Erhaltung von dieſem Tage ferner fort, ſo fern als mir GOtt das Wiſſen und die Macht giebt, ſo leiſte ich dieſem meinem Bruder Carl Hülfe in jeder Sache, wie man mit Recht ſeinem Bruder ſoll, indem er mirs eben ſo machet, und will mit Lothario in keinen Bund niemals gehen, welcher dieſem meinem Bruder Carl zu ſchaden wäre. Eben dieſe Eydesformel iſt auch in der damaligen franzö-

Quin inter vos apparet. - - - -
Phænomenum Auroræ, veſtri quod in ætheris axe
Docta Europa recens eſt admirata, reſurgat
Si rurſus, quisquis mirari deſinet. *Annam*
Obſervans Gryphici Sidusque decusque Heliconis;
Fulgebit ſax iſta magis, quo plenius ipſam
Cecropiæ et Latiæ doctrinæ luce *Peiarde*
Irradies, *Gallæ gentis* PEIRESCIVS ALTER.

Wenn man dergeſtalt die Italiener und Franzoſen von einer deutſchen Univerſität reden höret: ſo ſollte man denken, ſie läge in Lappland, oder in Grönland und Spitzbergen: ſo nah unter dem Polſterne dünkt ihnen Greifswald oder Stetin zu liegen! Allein unſern Leſern müſſen wir auch nicht vorenthalten, daß dieſes gelehrte Frauenzimmer in Greifswald, deſſen Glanz künftig der Herr Cardinal für ein Nordlicht anſehen wird, das Fräulein von Balthaſar ſey. Von derſelben berichtet er ſeinem P. Valois: daß ſie kaum 15 oder 16 Jahre alt, eine öffentliche Rede gehalten, und daß man ihr die vornehmſte feyerliche Handlung bey der Einweihung des neuen Collegii und der Bibliothek, anvertrauet gehabt.

Nun folgen noch einige Briefe theils von dem itzigen Pabſte Benedict dem XIV, theils von andern Vornehmen. Der erſte davon billiget die Stiftung der neuen Bibliothek zu Breſcia; die wir zu dem Ende, dieſem Monate zum Zierathe gewählet haben. Wir ſehen auch daraus, daß ſie gegen über der biſchöflichen Kathedralkirche, die der Herr Cardinal gleichfalls erneuert, und auf eigene Koſten verzieret hat, auf einem wüſtliegenden Theile des

bischöfl. Gartens an der Straße aufgeführet worden. In Wahrheit, solche öffentliche Werke erheben den Herrn Cardinal sehr weit über unzählige Cardinäle und Bischöfe seiner Kirchen, die ihre Einkünfte auf keine so rühmliche Weise anwenden: zugeschweigen, daß er auch Stiftungen für angehende Prediger, die da erst vorbereitet werden, gemacht; eine eigene Buchdruckerey angeleget, und viel andre rühmliche Anstalten gemachet. Es nimmt uns also gar nicht Wunder, daß der Rath und die Stadt Brescia, ihrem so großen Wohlthäter zu Ehren, nicht nur allerley Münzen prägen, sondern auch in der Bibliothek selbst ein paar rühmliche Aufschriften, nebst dem in Marmor gehauenen Brustbilde des Herrn Cardinals, haben aufrichten lassen. Wen solches verdreußt, der gehe hin, und thue desgleichen!

II.

Schreiben Herrn Philipp Jakob Lambachers, Secretärs und Bibliothekars der Wienerischen Stadtbibliothek, an die Verfasser des Neuesten.

P. P.

Daß dieselben in ihrer Monatschrift: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit betitelt, meinem Catalogo der Wienerischen alten Stadtbibliothek eine Stelle vergönnen wollen, und zwar mit solchen Ausdrücken, die

die ſowohl ermeldter Bibliothek, als auch meiner wenigen Perſon zu vieler Ehre gereichen; dafür erſtatte denenſelben ſchuldigſten Dank. Nachdem ſie aber gleichwohl in dieſem meinem Catalogo einige anſtößige Stellen angetroffen, und ſelbige, wie gar löblich iſt, angemerket: ſo werden ſie mir erlauben, ihnen hierüber einige Erläuterungen zu geben. (a)

Erſtens glauben ſie, meine Herren, ich hätte mit Anführung der, in der Collectione Poëtarum veterum Eccleſiaſticorum Fabricii Chemnicenſis, verſtümmelten Stelle Lactantii, von Anbethung des Kreuzes, den evangeliſchen Ausgebern überhaupt den Schandfleck der verſtümmelten Kirchenväter anhängen wollen. Allein ich kann ſie verſichern, daß meine Abſicht mit nichten dahin gegangen; ſondern nur dasjenige zu bekräftigen, was ich von den Ausgaben der Kirchenväter überhaupt angemerket: daß nämlich diejenigen beſonders hochgehalten zu werden pflegen, welche vor Luthers Zeiten an das Licht getreten, weil ſie außer allem Argwohne einer Verfälſchung ſtehen; da hingegen es offenbare Exempel gebe, daß einige, ſo nach Lutheri Zeiten herausgekommen, gefliſſentlich verfälſchet worden. (b)

(a) Nichts iſt uns angenehmer, als wenn gelehrte Männer uns dergleichen Erläuterungen mitzutheilen belieben; zumal, wenn ſie ſolches auf eine ſo beſcheidene und ſanftmüthige Art thun, die den Wiſſenſchaften ſo viel Ehre machet, als ihnen ſelbſt. Wir tragen daher kein Bedenken, auch ihre Verantwortung unſern Leſern mit einigen Anmerkungen begleitet vorzulegen.

(b) Außer dem; daß die Worte des Herrn L. in dem Catalogo ſelbſt, ſowohl als hier, ſehr allgemein klingen, und

zu

Wäre mir ein wichtigeres, und das noch mehr zur Sache getauget hätte, bekannt gewesen, wann auch gleich die Verfälschung von einem Katholiken hergekommen wäre: so würde ich solches anzuführen, eben so wenig Anstand genommen haben, als ich ja in meiner Dissertation von Gennadio Scholario kein Bedenken gehabt, die in den verschiedenen Ausgaben der Bibliothecæ P. P. (die doch bekanntermaßen von uns Katholiken besorget worden): sich befindende verfälschte Stelle nur ermeldten Auctoris unverholen anzuzeigen. (c)

Es ist zwar wahr, daß ich nach der Zeit gefunden, daß auch diese Verfälschung einem Protestanten, nämlich Basilio Joanni Heroldo zuzuschreiben, als in dessen Collectione vet. Script. Græc. so er im Jahre 1556 zu Basel unter dem Titel Hæreseologia herausgegeben, selbe zum erstenmal vorkömmt, und nach

zu verstehen geben, als ob die evangelischen Ausgeber der Kirchenväter ein rechtes Handwerk aus Verstümmelung der Kirchenväter gemachet hätten; geben wir es dem Hrn. Secretär gern zu, daß die Ausgaben, die nach der Glaubensreinigung herausgekommen, zuweilen unsicher sind: weil man von katholischer Seite manches aus Haß gegen die Evangelischen castriret; oder etwas eingeschaltet, welches vorhin darinn nicht befindlich gewesen.

(c) So gesteht denn der Herr Verf. selbst, daß man auch von ihrer Seite Verfälschungen gemachet; aber mit dem Unterschiede, daß die bey uns vorgefallenen fabricischen von keinem unsrer Gottesgelehrten gebilliget, oder fortgepflanzet worden; welches er von katholischer Seite nicht läugnen kann. Wieviel Lactanze sind nicht in protestantischen Landen gedrucket worden, ohne daß man die verstümmelte Stelle darinn vermissen wird?

nach der Zeit erſt in die Bibliothecam P. P. eingeſchlichen iſt. Allein da ich ermeldte meine Diſſertation geſchrieben, war mir dieſes noch nicht bekannt, und wie man aus derſelben Inhalt leicht abnehmen kann, war ich vielmehr der Vermuthung, daß die Verfälſchung aus unzeitigem Eifer von einem Katholiken müſſe gemacht worden ſeyn. (d)

Hieraus werden meine Herren, wie ich glaube, überzeuget ſeyn, daß ich nichts minderes gedacht, als die Herren Proteſtanten mit Anführung der von Fabricio aus Chemnitz verſtümmelten Stelle Lactantii zu beſchimpfen. Denn ſonſten müßten ſie auch glauben, daß ich ein gleiches meinen Glaubensgenoſſen, den Katholiken, mit Anzeigung der verfälſchten Stelle Gennadii Scholarii hätte thun wollen: welches doch nicht zu vermuthen iſt. (e)

(d) Der Herr Secret. wird uns erlauben, daß wir an der Wahrheit dieſer von einem Proteſtanten geſchehen ſeyn ſollenden Verfälſchung, ſo lange zweifeln, bis wir beſſere Beweiſe davon ſehen: daß der Sammler der Bibliothecæ Patrum wirklich die baſeliſche Ausgabe von 1556 gebrauchet; und daß dieſe weder nach einer ältern katholiſchen, noch nach einem an ſich mangelhaften Manuſcripte abgedrucket worden.

(e) Eine ſolche Unparteylichkeit iſt ſehr rühmlich; und zur Erkenntlichkeit wollen wir eheſtens eine gleiche Aufrichtigkeit erweiſen; indem wir in einer öffentlichen Schrift darthun wollen, daß der berühmte D. Seb. Brandt zu Baſel, um die Zeit der Reformation, den alten deutſchen Dichter, Freydank, den er zu Worms 1538 in Fol. aus Licht geſtellet, mit allerley wider die Ehrlichkeit eines Ausgebers alter Schriften laufenden Einſchaltungen wider die römiſche Kirche, verbrämet habe.

Um aber auch auf dasjenige zu kommen, was ſie, meine Herren, zu Entſchuldigung des Fabricii Chemnicenſis beybringen wollen: ſo glaube ich vorläufig, daß, wenn dieſer auf einigerley Weiſe entſchuldiget werden könnte, ſolches gewißlich Joannes Albertus Fabricius, der ſo gelehrte als berühmte proteſtantiſche Theologus und Profeſſor zu Hamburg, gethan haben würde. Allein ſo führet derſelbe in ſeiner Bibliotheca latina eben dieſelbe Stelle des Lactantii, als eine gefliſſentliche Verſtümmlung des Fabricii Chemnicenſis, an, und ſetzet noch hinzu, daß eben derſelbe in noch andere mehrere fremde Werke, die er herausgegeben, da und dort derley Kunſtgriffe eingemenget habe. (f)

Daß ſodann Fabricius Chemnicenſis, wie ſie glauben, wohl ein ſo fehlerhaftes Manuſcript in Händen gehabt haben möge, welches er aufs ehrlichſte

(f) Es kann ſeyn, daß Joh. Alb. Fabricius recht hat: und deswegen kann man doch eben nicht getadelt werden, wenn man von einem Gelehrten das Beſte hoffet; zumal wenn es aus mehrern Urſachen hat herrühren können, daß die bekannten Verſe ausgeblieben. Wer Joh. le Clercs Artem Criticam nachleſen will, der wird viel mögliche Fälle finden, warum Schreiber und Buchdrucker zuweilen aus einer Schrift, die ſie abſchreiben und drucken ſollen, etwas auslaſſen; ohne den geringſten böſen Vorſatz zu haben. Man kömmt aus bloßem Verſehen aus einer Zeile in die andre; und das iſt hier deſto leichter geſchehen, da der Vers, auch nach Auslaſſung der Zwiſchenzeilen, dennoch voll bleibt. Wer kann es nun wiſſen, ob Fabriz von Chemnitz, wo er Schulrector war, nicht etwa das in den Druck kommende Exemplar von einem Schüler abſchreiben laſſen, der dieſe Unachtſamkeit begangen? Wenigſtens heißt es: Quilibet præſumitur bonus, donec probetur contrarium.

lichſte abdrucken laſſen, und alſo an dieſer Verſtümmlung keine Schuld gehabt, ſcheint mir ſo beſchaffen zu ſeyn, daß man damit alle und jede Falſarios, die uns jemalen anderer Schriften verfälſchter geliefert, eben ſo leicht entſchuldigen könnte. (g) Ich finde aber auch, daß dieſe Entſchuldigung am allerwenigſten Fabricio aus Chemniß in gegenwärtigem Falle zu ſtatten kommen könne; indem das von ihm verfälſchte Carmen Lactantii de Paſſione Domini vor deſſelben Ausgabe ſchon vielfältig, und allezeit ohne die mindeſte Verſtümmelung gedrucket worden; folglich Fabricius nicht die mindeſte Urſache gehabt, daſſelbe nach einem mangelhaften Manuſcripte: (wenn er auch wirklich einer, wie vermuthet werden will, in Händen gehabt hätte): abdrucken zu laſſen. Ja wenn er es auch allenfalls hätte thun wollen, ſo hätte er den dießfälligen Un-

 terſcheid

(g) Daß unſre Vermuthung kein bloßes Hirngeſpinſt ſey, und wirklich gelehrten Männern zu ſtatten kommen müſſe, wollen wir nur mit einem berühmten Beyſpiele erläutern. Jedermann weis, daß Eraſmus in die erſten Ausgaben ſeines N. Teſt. den Spruch 1 Joh. 5. **Drey ſind die da zeugen im Himmel** ꝛc. aus keiner andern Urſache ausgelaſſen, als weil das Manuſcript, daraus er es ans Licht geſtellet, ſelbige Worte nicht gehabt; in die neuern aber, die er kurz vor ſeinem Tode ans Licht geſtellet, ſie eingerücket; weil er in England ein anders gefunden hatte, worinn ſie ſtunden. Man kann auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien die Wahrheit des erſtern mit Augen ſehen, indem das Eraſmiſche Exemplar, mit ſeiner eigenhändigen Einſchrift, daſelbſt noch verhanden iſt. Es iſt vieleicht ein Unglück, daß des Fabrix alte Handſchrift nicht mehr vorhanden iſt; und daß er deswegen ein Falſarius heißen muß.

terscheid seines Manuscripts von den vorherigen so vielfältigen Ausgaben anmerken müssen: zumalen da er gleich das folgende Jahr einen eigenen Commentarium über den Inhalt seiner herausgegebenen Sammlung nachdrucken lassen, auch in selbem des Lactantii ausdrückliche Meldung thut; allwo aber weder von der verstümmelten Stelle desselben, noch daß er ihn nach einem Manuscript hätte abdrucken lassen, das mindeste zu lesen ist. (h)

Wann dieselben ferner schreiben, daß Lactanz eben der große Kirchenvater nicht sey, dessen Ansehen so stark wäre, daß man aus seinen Worten etwas in Glaubenssachen beweisen könnte; so dünket mir solches weiter zu gehen, als die Sphæra unserer auf-

(h) Wir läugnen nicht, daß er es hätte thun können, und vielleicht auch gut daran gethan hätte. Aber wieviel könnte man bisweilen in dergleichen Dingen nicht thun, wenn man darauf käme, oder vorher sähe, daß es wozu gut seyn würde! Vielleicht hat Fabriz die Sache für so wichtig nicht gehalten; da er wohl wußte, daß eines Lactanz Ausspruch (wenn es ja von ihm käme) von der Erheblichkeit nicht ist, einen Glaubenspunct zu beweisen. Vielleicht aber ist er, nach unserer obigen Muthmaßung, diese Auslassung nicht gewahr worden.

(i) Unsers Wissens ist es noch nicht dargethan; da wir zween sehr mögliche Fälle haben, die ihn aus dem Verdachte bringen. Diese unsre Anmerkung, von dem geringen Ansehen des Lactanz aber, hängt so damit zusammen. Wer einen alten Schriftsteller vorsetzlich verstümmeln soll, der muß Ursachen dazu haben; die man aus den ausgelassenen Worten selbst entdecken muß. Nun handelt die ausgelassene Zeile des Gedichtes

Flecte genu, lignumque Crucis venerabile adora,

von der Anbethung des Holzes, vom Kreuze Christi. Fabriz müßte folglich ungefähr so gedacht haben: „Lactanz ist ein wich-

aufgeworfenen Frage ſich erſtreckt, als welche nur darinn beſteht: ob Lactantius an dem angeführten Orte von Fabricio aus Chemnitz gefliſſentlich verfälſchet worden ſey, oder nicht? Welches erſtere, meines Erachtens, bereits augenſcheinlich dargethan worden. (i) Das übrige zu erörtern, leidet hier der Ort um ſo weniger, als ich mich in meinem Catalogo auf derley theologiſche Streitigkeiten nirgend eingelaſſen; ſondern nur dasjenige, was zur Litteratur, und der gelehrten Hiſtorie gehöret, angeführet habe. Dieſes iſt aber eben aus der gelehrten Hiſtorie bekannt, daß Lactantius einer der älteſten, und erſten Kirchenlehrer iſt: für die man ſonſt auch proteſtantiſcher Seits alle Hochachtung zu haben pfleget. (k)

Daß

wichtiger Kirchenlehrer, auf deſſen Zeugniß unter den Glaubenslehrern viel ankömmt. Nun ſagt er hier, man ſolle das Kreuzholz anbethen. Laſſe ich das im Drucke ſtehen, ſo werden unſre Gegner, die Römiſchgeſinneten, ihren Vortheil daraus ziehen; und es wird den Unſrigen zum Anſtoße und Aergerniſſe gereichen. Es iſt alſo beſſer, daß ich es auslaſſe.„ Der Herr Secret. Lamb. wird unſchwer ſehen, daß alles dieſes ſich auf das große Anſehen des Lactanz gründet: welches aber Fabriz deſtoweniger glauben können; da D. Luther das Anſehen aller Väter gänzlich verwarf, und ſich bloß auf die Schrift gründete. Was ſollte er aber ſonſt für einen Grund gehabt haben, dieſe Stelle vorſetzlich auszulaſſen?

(k) Lactanz iſt weder ein Biſchof, noch ein geiſtlicher Lehrer geweſen, gehöret auch nicht einmal zu den Kirchenſcribenten der erſten drey Jahrhunderte, die bey uns noch einigermaßen in Hochachtung ſtehen, wiewohl ſie ihre großen Fehler alle haben; wie Clericus, in ſeinen Leben derſelben ſehr deutlich gewieſen hat. Hernach iſt es auch heute zu Tage ganz ausgemachet, daß dieß Gedicht vom Lactanz gar nicht iſt.

Daß endlich, wie ſie anzuführen belieben, nicht einmal wahr, und ausgemacht ſeyn ſollte, daß das angezogene Carmen de Paſſione Domini wirklich vom Lactanz ſey, da ſehe ich nicht genugſam ein, was ſie eigentlich darmit vermeynen: ob nämlich gar nicht wahr, daß ermeldtes Carmen vom Lactantio ſey; oder ob es nur noch ungewiß und unausgemacht ſey? Denn beydes, wie ſie es zuſammenſetzen, kann meinem Begriffe nach nicht beyſammen ſtehen. Es ſey aber dem, wie ihm wolle, ſo thut dieſes wiederum zu unſerer Frage, und Entſchuldigung des Fabricii aus Chemnitz wenig oder gar nichts. Denn genug iſt, daß derſelbe es wirklich für Lactantii gehalten, auch unter dieſem Namen in ſeine Collectionem Poetarum veterum Eccleſiaſticorum es mit eindrucken laſſen. Ja wenn er es auch für die Geburt eines andern alten Kirchendichters angeſehen, und dafür ausgegeben hätte; ſo bliebe doch gleichwohl wahr, und erwieſen, was

mein

(l) Wenn das Gedicht von einem neuern Dichter, und folglich aus einem finſterern und verderbtern Jahrhunderte iſt; wie alle Merkmaale geben, und vieler Kunſtrichter Meynung iſt: ſo ſieht der Herr Secret. L. auch ohne unſer Erinnern, daß dieſer Vers noch weniger wider uns gelten, und ein Ausgeber noch weniger Urſache haben würde, ihn auszumerzen. Es iſt aber einerley, ob ich ſage, es ſey keine ausgemachte Sache, oder ob ich es läugne, daß das Gedicht vom Lactanz ſey. Jene Redensart iſt nur etwas beſcheidener, als wenn man kategoriſch widerſpricht. Indeſſen hilft dieſe Anmerkung dem Fabriz freylich nichts. Er hielt das Gedicht für Lactanziſch: nur iſt er der vorſetzlichen Verſtümmelung noch nicht überwieſen. Unſre Zeit läßt es nicht zu, die Verſtümmelungen aufzuſuchen, die von katholiſcher Seite in den Ausgaben alter Schriftſteller begangen worden. Uebrigens hat ſchon auſſer Joh. Alb. Fabricen, auch Herr D. Hen-

ſiſchen Sprache daſelbſt anzutreffen, welches das älteſte Uberbleibſel der alten franzöſiſchen Sprache iſt, ſo man heute zu Tage aufweiſen kan. Nunmehro folgt zum

Vten Johann Claubergs Ars Etymologica Teutonum ex Philoſophiae fontibus deriuata, id eſt via germanicarum Vocum & originem & praeſtantiam detegendi, cum plaurium, tum harum **Vernunft, Suchen, Ausſpruch**, exemplis, atque exinde enatis regulis praemonſtrata. **Deutſch von Deutſchen.** Primum edita. Duisburgi ad Rhenum 1663. Dieſe kleine Schrift iſt hier ganz eingerücket. In der Vorrede ſagt der Verfaſſer, daß dieſes nur zur Probe ſeiner Anmerkungen über die Deutſche Sprache dienen ſolle: und daß er willens ſey auch ein Werk de Cauſis germanicae Linguae heraus zu geben, wenn ſich nur ein Verleger dazu finden ſollte. Es iſt allerdings zu beklagen, daß ſolches nicht geſchehen, und folglich eine ſo nützliche Schrift niemals das Licht erblicket. Hierauf folgt aus einem Briefe Biſterfelds an einen Freund, eine Stelle, darinn der Deutſchen Sprache das Lob gegeben wird, daß ſie nechſt der Hebräiſchen am glücklichſten die Natur der Dinge ausdrücke. Er tadelt auch diejenigen, die ſelbige aus der Lateiniſchen herleiten wollen; welches gleichwohl dem berühmten Mat. Martinio wiederfahren: Da ſie doch vielmehr vor eine Großmutter, als vor eine Schweſter der Lateiniſchen anzuſehen ſey. Hierauf fängt der Autor das Werkchen ſelbſt an, und ſagt, daß er entſchloſſen ſey, eine gewiſſe Etymologiſche Wiſſenſchaft, ſonderlich der deutſchen Sprache, aus philoſophiſchen Gründen herzuleiten. Die Mög-

lich-

mein einziges Abſehen war, daß nämlich nach Luthers Zeiten es Exempel gebe, daß die alten Kirchenſcribenten in Glaubensſachen gefliſſentlich verfälſchet worden. Daß es alle evangeliſche Editores, ſo, wie Fabricius Chemnicenſis, gemacht haben ſollten, habe mir niemalen beyfallen laſſen, und wird man auch ſolches aus keinem einzigen Worte meines ganzen Catalogi erzwingen können. Daß es aber gleichwohl unter ſelben noch andere mehr gegeben, die nicht weniger, als Fabricius Chemnicenſis die alten Kirchenſcribenten verſtümmelt oder verfälſchet haben; ſolches würde mir ebenfalls zu beweiſen nicht ſchwer fallen: und kann hier Orts das oben berührte Exempel des Baſilii Joannis Heroldi, an der verfälſchten Stelle Gennadii Scholarii ſchon genug ſeyn; wiewohl die Verfälſchung dieſes Orts nicht zu Abtrag der wahren Religion, ſondern nur zu Verbeſſerung des griechiſchen Irrthums von Ausgehung des heiligen Geiſtes geſchehen iſt. (l)

Heumann in ſeiner Poecile T. III. p. 232. eben das angemerket, was Herr Secret. Lamb. von neuem Ge. Fabrizen Schuld gegeben; ja es wird angeführet, daß ſchon Daumius und Barthius, ein Paar gelehrte Proteſtanten, ſich über die Verfälſchung des alten Gedichtes geärgert hätten. Eben der Herr D. Heumann hat deutlich erwieſen, daß das ſtreitige Gedicht eine untergeſchobene Frucht ſey. S. l. c. p. 215. ſeq. Endlich iſt auch des guten Schulrectors Fabricii Ausgabe der alten Kirchendichter, von den Evangeliſchen niemals pro authentica gehalten worden; daß man es Urſache gehabt hätte, uns deſſen Verſtümmelung, ſie ſey nun mit Fleiß, oder aus Unachtſamkeit geſchehen, auf eine ſo bittere Art vorzurücken: da ſie ja längſt von unſern eigenen Glaubensgenoſſen angemerket und verworfen worden.

Das übrige folget nächſtens.

III. Ferd.

* *

III.

Ferd. Wilh. Beers Abhandlungen zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geschichte; nebst einigen Zeittafeln. Leipzig, verlegts Bernh. Christoph Breitkopf 1752, in gr. 8v.

Der gelehrte Herr **Beer**, dessen ersten chronologischen Versuch, von der Vereinigung der bibl ischen Chronologie der Könige Israel und Juda, die bisher ein Stein des Anstoßes aller Zeitforscher gewesen, wir unlängst schon angezeiget, ha sich durch die gute Aufnahme seiner Bemühunge aufmuntern lassen, ferner an Verbesserung der alten Zeitkunde zu arbeiten. Er liefert uns also hier abermal sieben neue Abhandlungen, die alle diesen Zweck haben. Wir wollen sie alle nach einander durchgehen, wenn wir erst aus seiner Vorrede etwas mitgenommen haben.

Von den ältesten Zeiten besitzen wir nicht mehr, als zweene wichtige Zeitrechnungen: 1) die hebräische oder jüdische, in der h. Schrift; 2) die ägyptische, in **Manethons** Dynastien. Denn wie bekannt ist, so haben die sonst so witzigen, ja ihrer Einbildung nach, allein klugen Griechen, eine sehr schlechte Einsicht in die Zeitrechnung ihrer eigenen ältesten Begebenheiten gewiesen. Da man nun denken sollte, es würde nichts leichter seyn, als die beyden vorhandenen alten Zeitrechnungen in eine Har-

Harmonie zu bringen: so ist doch bisher nichts so schwer gewesen, als eben das. Die Schuld soll nach dem Herrn Verfasser, nicht an der geringen Geschicklichkeit derer, die daran gearbeitet haben, auch nicht an der Falschheit der beyden Zeitregister; sondern an ihrer besondern Einrichtung liegen. Der Morgenländer Gebräuche, Lebensart und Regierungsform sind von den unsern himmelweit unterschieden gewesen: und selbst ihre Lehrart in den Wissenschaften war ganz anders beschaffen. Er glaubt also, wenn seine Vorgänger hierauf gesehen hätten, so würden sie längst auf seine Entdeckungen gefallen seyn.

Was die hebräische Zeitrechnung betrifft, so theilet sich selbige in etliche Abschnitte, darinn Abrahams Ruf, die ägyptische Dienstbarkeit, die Beziehung des gelobten Landes, und der salomonische Tempelbau, die Zeitpuncte sind. Dieser letzte hat die meiste Schwierigkeit gemachet; und diese hat der Herr Verfasser in seiner neulichen Schrift unsers Erachtens glücklich gehoben. Er hat gezeiget, daß **Salomon** bey Einweihung des Tempels, anstatt des, vom Moses eingeführten Mondenjahres, das Sonnenjahr eingeführet, und also den ganzen Kalender der Jüden, mit allen ihren Festen verändert habe; und daß nachmals **Jerobeam** diese Neuerungen zum Vorwande gebrauchet, das gegen den **Rehabeam** ohnedem schwierige Volk, von ihm abzuziehen, und das alte mosaische Mondenjahr, wieder einzuführen; auch nach demselben alle jüdische Feste, nach alter Art, in ganz andern Zeiten

zu Samaria zu feyern, als dieſelben in Jeruſalem gefeyret wurden. Man kann ſich kaum einbilden, was aus dieſem Grundſatze, der gleichwohl bey dem Herrn Verfaſſer keine bloße Hypotheſis, ſondern eine ſo wahrſcheinlich erwieſene Meynung iſt, als man es in dergleichen Dingen nur fodern kann, in die ganze jüdiſche Zeitkunde für ein Licht bringet.

Da aber durch dieſe Rechnungsart der jüdiſchen und iſraelitiſchen Könige, die ganze Dauer ihres Reiches viel kürzer wird; ſo darf man doch nicht beſorgen, als ob auch die übrigen Abſchnitte ihrer Zeitrechnungen dadurch etwas leiden würden. Vielmehr dienet der einmal feſtgeſetzte Grundſatz, auch durchgehends, die ganze übrige alte Zeitkunde beſſer ins Licht zu ſetzen: ſo daß man in allen Stücken bey den Zeitregiſtern der heil. Schrift bleiben kann. Dieſes zeiget der Herr Verfaſſer erſtlich in Anſehung der Meynung des berühmten **Des-Vignoles**, davon wir alſo nunmehr, als von der erſten Abhandlung des Herrn **Beers** etwas melden wollen.

Vom Ausgange aus Aegypten bis zum Tempel Salomonis rechnet das Buch der Könige 479 Jahre 1 Monath, 1 Tag. Hier iſt es nun ſchwer, die Zeiten der Richter, **Samuels**, **Sauls** und **Davids**, hinein zu bringen. Des-Vignoles hat ein Mittel dazu erſonnen, welches ärger iſt, als die Schwierigkeit ſelbſt. Er behauptet, die Zahl im B. der Könige ſey verfälſchet. Das iſt nun leicht geſaget; und wenn das ſo frey ſteht: ſo können alle Schwierigkeiten der Schrift leicht gehoben werden. Indeſſen

deſſen hat **Des-Vignoles** ein ſehr künſtliches Lehrgebäud erdacht, ſeine Meynung zu rechtfertigen: von welchem es nur ſchade iſt, daß es zu nichts hilft, wie **Herr Beer** ſaget. Denn er hat dadurch einen neuen ſehr großen Stein des Anſtoßes in die Zeitkunde gebracht: zu geſchweigen, daß die heilige Schrift einer Verfälſchung beſchuldiget wird. Hier nimmt ſich nun der Herr Verfaſſer die Mühe, die **Desvignoliſchen** Gründe zu unterſuchen, und ihre Fehler deutlich zu zeigen. Er entkräftet drey der hauptſächlichſten. Hier kommen nun vortreffliche gelehrte Unterſuchungen von den alten Jahrkreiſen der Aegypter, und denen Stellen der Alten vor, darinn deſſelben gedacht wird. Hierauf kömmt viel an, weil die Jüden in Aegypten das gemeine Jahr des herrſchenden Volkes mit rechneten. Er zeiget ferner den Monath ihres Ausganges, beſſer, als **Des-Vignoles**; wobey alles, was **Plinius, Theon, Leo Africanus, Fürſt Radzivil, Coppin**, und **Granger**, von Aegypten gemeldet, in Betrachtung gezogen wird. **Des-Vignoles** läßt die Iſraeliten gerade am Gleichtage im Frühlinge ausziehen; zu welcher Zeit in Aegypten noch nicht einmal der Heuſchlag, geſchweige denn die Aernte geſchieht, die erſt vier Wochen hernach einfällt. Moſes aber ſaget, der Auszug ſey nach der Zeit der Roggen- und Weizenärnte geſchehen; als welche Arten der Hagel vor dem Auszuge in ganz Aegypten niederſchlug.

Ferner, da **Joſephus** ſaget, die Sonne hätte im Widder geſtanden, als die Iſraeliten ausgezo-

gen: so zeiget der Herr Verfasser aus dem **Ptolomäus**, der Widder sey vormals in Aegypten nicht das erste, sondern das zwölfte Zeichen des Thierkreises gewesen. Dieses wird aus astronomischen Gründen weiter bestätiget, und aus dem allen endlich der Schluß gezogen: daß Herr **Des-Vignoles** ohne Noth aus dem **Censorinus** angenommen, daß die Aegypter nur 360 Tage zum Jahre gezählet; und daß es unmöglich sey, daß alle Patriarchen seit der Sündfluth, diese Unrichtigkeit, gegen die Zeiten vor der Sündfluth, nicht gemerket haben sollten. Endlich schließt der Herr Verfasser nach der ganzen Abhandlung: der Auszug der Israeliten sey um die Zeit der Sonnenwende, im Sommer geschehen; man habe schon zu des **Osiris** Zeiten 365 Tage in Aegypten zum Jahre gerechnet, und schon vor des **Osymandias** Zeiten die Sonnenwenden beobachtet; und folglich bleibe auch die Zahl der Schrift unumstößlich.

Wir finden übrigens in dieser Abhandlung auf der 41 S. eine gelehrte Anmerkung des Herrn Verfassers, die wir mit seinen eigenen Worten hieher setzen; damit unsre Leser zugleich eine Probe von seiner Schreibart sehen mögen. Es heißt: im 56sten § so: „Unterdessen kann die Stelle des **Censorinus** „zu einem lehrreichen Beyspiele für diejenigen die„nen, welche so hurtig sind, dasjenige, was die heil. „Schrift bezeuget, es seyn nun Jahrzahlen oder Be„gebenheiten, oder andere Sachen, nach Belieben „auszulegen, oder gar zu ändern, wenn sie vermey„nen hinlängliche Gründe dazu zu haben; das ist

„Gründe,

„Gründe, davon ſie die Unrichtigkeit nicht einſehen.
„Ich rede hier von Männern, die weder aus Man-
„gel der Ehrerbiethung, noch aus boshafter Ab-
„ſicht dergleichen unternehmen, ſondern deswegen,
„weil ſie vermeynen überzeugende Beweisgründe
„zu haben, welche übrigens der Hauptſache nicht
„das geringſte benehmen. Nur dieſe, ſage ich, ſind
„von mir gemeynet. Denn was die halbgelehr-
„ten Phantaſten betrifft, bey denen die Unwiſſen-
„heit, und eine unbändige Einbildung die Stelle
„der Gründe betrifft, und welche verlangen, man
„ſolle ſie für tief einſehend halten, weil ihre
„Gönner und Beförderer, die ſelbſt nicht wiſſen,
„was Wahrheit iſt, ihre ungereimte Poſſen höch-
„lich bewundern: ſo hat die heilige Schrift gegen
„Sie, weder Vertheidigung noch Beweiſe nöthig:
„weil dasjenige, was die Weisheit redet, nur für
„vernünftige Geſchöpfe gehöret. Es giebt un-
„zählige Sätze, davon man die Wahrheit und
„Falſchheit nicht anders, als mit vieler Bemühung
„einſehen kann: darum, weil ſich die Uebereinſtim-
„mung, oder der Widerſpruch mit andern ausge-
„machten Wahrheiten, nicht anders, als nach Ue-
„berlegung einer langen Reihe dazwiſchen befindli-
„cher Sätze begreifen läßt. Dieſe Mittelſätze aber
„können öfters aus vielen Wiſſenſchaften hergenom-
„men ſeyn, ja es trägt ſich öfters zu, daß dieſelbi-
„gen noch zur Zeit unbekannt, oder nicht deutlich
„genug aus einander geſetzet ſind; daher kann eine
„Sache bedenklich, zweifelhaftig, ja gar falſch
„ſcheinen, ob ſie gleich wirklich wahr iſt. Ja es

„kann geſchehen, daß groſſe und berühmte Leute der„ſelbigen Meynung ſind; weil der menſchliche Ver„ſtand Schranken hat, und die Erkenntniß von „dem Geber alles Guten voritzo nur ſtückweis mit„getheilet wird ꝛc. „

Dieſes muß ja unſern heutigen Freygeiſtern um deſto entſcheidender bedünken; da der Herr Verfaſſer eben kein Mann iſt, der amtshalber das Anſehen der heiligen Schrift zu ſchützen verbunden wäre.

Die II. Abhandlung handelt von der jüdiſchen Gedenkzeit; oder dem Jubelcyklo. Von dieſem Zeitlaufe hat der Herr Verfaſſer ſchon anderwärts gewieſen, daß er eine Zeit von 48 Sonnenjahren geweſen. Hier will er denſelben ausführlicher erläutern, indem er ihn, aus den wahren Abſichten herleitet, in welchen Moſes ihn eingeführet. Dieſe waren die Erinnerung aller Umſtände ihrer wunderbaren Ausführung aus Aegypten. Dieſe geſchah bey der Einſetzung des Paſchahfeſtes, und der Neumond, der kurz vorhergieng, ward zum erſten Monathe des nun eingeführten Mondenjahres geſetzet. Weil nun zwölf Mondenläufe noch kein Sonnenjahr machen: ſo rückte der Anfang des jüdiſchen Jahres jährlich etliche Tage zurück, bis er innerhalb 48 Jahren ganz herum kam, wieder in denſelben Tag des Sonnenjahres fiel, wo es angefangen hatte, und alſo den Iſraeliten zu einer groſſen Gedenkzeit ihres Auszuges aus Aegypten dienen konnte.

Dieſes führet der Herr Verfaſſer auf eine ſehr ſchöne und deutliche Art aus; und ein geiſtlicher

Aus-

Ausleger der Schrift oder geſchickter Kanzelredner, wird hier einen trefflichen Stoff finden, die weiſe Verfaſſung der moſaiſchen Geſetze von dieſem Jubelcyklo, anzumerken, und ſie als einen Beweis ſeines göttlichen Urſprunges zu brauchen. Er merket darauf an, daß es unter den Jüden ohne Zweifel auch Sternverſtändige gegeben haben müſſe, die ſich auf den Mondeslauf verſtanden; da es ja einen **Bezaleel** und **Ahaliab** unter ihnen gegeben, die ſich auf allerley andre Kunſtwerke verſtunden, die zum menſchlichen Leben weit entbehrlicher waren, als die Eintheilung der Zeit. Und da es bey dem goldenen Zirkel des **Oſymandias**, unter den ägyptiſchen Prieſtern an Sternkundigen nicht gefehlet hatte: ſo hat es ja **Joſephs** Nachkommen wenigſtens an gutem Unterrichte darinn nicht fehlen können.

Der Herr Verfaſſer machet hier eine Anmerkung, die nicht übel angebracht iſt; daß nämlich den ägyptiſchen Gelehrten, auch bey den gröſten Landplagen und Drangſalen, ihre Einkünfte richtig, und ohne die geringſte Beſchwerde geblieben: ob ſich gleich Pharao zu Joſephs Zeit, das ganze übrige Land leibeigen gemachet. Und vieleicht hat **Moſes** ſelbſt, theils in ſeiner Jugend die Sternkunde gefaſſet, theils die 40 Jahre hindurch, die er bey dem **Jethro** ſeinem Schwäher zugebracht, viele Beobachtungen angeſtellet. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er nur als ein müßiger Hirt, der Schafe gehütet habe; oder daß Gott, der ihn zum Geſetzgeber ſeines Volkes beſtimmet hatte,

ihm nicht auch diesen, zu seinen Absichten so nöthigen Trieb, eingegeben haben sollte. Hier kommen noch verschiedene schöne Anmerkungen, von den Braminen, aus dem la Croze und Tavernier vor, womit auch das übereinstimmet, was Diodor vom Sasychus saget. Da aber der Herr Verfasser hier auf der 85 S. vorgiebt, Sesostris habe noch vor dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten gelebet; den doch Neuton, in seiner Chronologie zum Sesak machet, dessen Tochter oder Schwester Salomon gehelrathet: so wäre es uns sehr lieb gewesen, wenn Herr Beer uns die Gründe dieses großen englischen Zeitforschers auf die Probe gestellet; und, wenn es anders möglich ist, den Vorzug seiner Meynung vor der neutonischen dargethan hätte.

Der Herr Verfasser zeiget im folgenden noch, daß Salomon die Einweihung des neuen Tempels im 480sten Jahre nach dem Ausgange aus Aegypten; und also im zehnten Jubelfeste nach demselben vorgenommen habe. Des Vignoles hat solches gewünschet thun zu können; gesteht aber, daß es ihm bey seiner Hypothesis nicht möglich gewesen: da es hingegen, nach Herrn Beers Meynung vollkommen zutrifft. Endlich wird noch bemerkt, daß der Jubelcyklus nur bis an die babylonische Gefangenschaft gefeyert worden: indem nach ihrer Rückkunft aus Babel die bürgerliche Einrichtung des Volkes ganz geändert erschienen; weil sie nicht mehr ein freyes Volk, sondern Unterthanen der asiatischen Monarchen gewesen; dabey sie

denn

lichkeit dieſes Vorhabens zu zeigen, habe er drey Wörter erwehlet, an welchen er ſolches darthun könne. Das erſte iſt die **Vernunft**. Deſſen Endigung bringt ihn auf andre ähnliche Wörter, als Kraft, ſanft, Nothdurft, Zunft, Ankunft. Die beyden letztern ſind die ähnlichſten, wegen des Buchſtaben u u. Daher unterſucht er ihren Urſprung. **Kunſt** iſt von **kommen** entſtanden, daher ſchlieſſt er, daß auch **Vernumſt** von **vernommen**, oder vernehmen hergeleitet werden müſſe. Dieſes erläutert er aus den alten Schriften **Willerams**, wo es heißt, **thiu vermunſt ſinero wordo**. Die Vernehmung ſeiner Worte, und zeiget, wie es nicht ungewöhnlich ſey, daß ein ſt in ein ſt verwandelt worden. Er führt dieſes alles ſehr gelehrt und weitläuftig aus, aber es iſt nicht möglich ſolches ſo kurz zu faſſen, als unſere Abſicht es hier erfodert: Daher gehen wir zum andern Worte ſuchen. Hier fängt er abermal von der Endigung des Wortes an. Die ähnlichen Wörter ſind z. E. **ſcheuchen, gehorchen, zechen, fluchen**, ꝛc. Doch **fluchen** hat hier den Vorzug. Wie nun von **ſcheuen, ſcheuchen**, von **hören horchen**, von **ziehen zechen**, von **flehen fluchen** ꝛc. entſtanden iſt: alſo iſt **ſuchen** von **ſehen** herzuleiten, wenn nur der lautende Buchſtabe geändert wird: von deſſen Möglichkeit er ausführlich handelt. Drittens kommt das Wort **Ausſpruch**, welches er eben ſo unterſuchet, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Vielleicht nimmt ſich einmal jemand die Mühe, dieſe ganze Schrift des gelehrten Claubergs zu überſetzen, und den Liebhabern unſerer Mutterſprache mitzutheilen. Endlich und zum

denn bloß die Sabbathsjahre geſeyret: von welchen die ſogenannten prophetiſchen Jahrwochen ihren Urſprung haben.

Sonſt hat uns in dieſer Abhandlung der 102 § ſehr wohlgefallen, darinn die Urſachen angegeben werden, warum **Ptolomäus** keine einzige Beobachtung des Himmels von den alten ägyptiſchen Sternſehern anzuführen gewußt. Sie läuft kürzlich darauf hinaus. Die Griechen waren die Franzoſen ehmaliger Zeiten. Sie waren viel zu ſehr in ſich ſelbſt und ihre eigenen Künſte verliebet, als daß ſie eine fremde Sprache, die ihnen barbariſch vorkam, hätten lernen wollen; oder geglaubet hätten, daß darinnen was kluges geſchrieben ſeyn ſollte, daraus ſie was lernen könnten. Wir wollen ihn ſelbſt reden laſſen: „Die ägyptiſchen Könige, von griechiſcher Abkunft, „ſaßen zu Alexandrien, welche Stadt ganz mit Grie„chen angefüllet ward; ja es gieng ſowohl in ſelbi„ger, als bey Hofe ganz griechiſch zu. Man be„kümmerte ſich wenig, weder um die ehmaligen Lan„desgeſetze, und Gewohnheiten, noch um die Spra„che; ja machte, (iſt das nicht recht galliſch?) aus „den Landeseingebohrnen überhaupt nicht viel We„ſens. Eigentlich zu reden, waren die Aegypter in „der Griechen Augen nur Barbaren; ob ſie gleich „NB. ihre Lehrmeiſter in den Wiſſenſchaften gewe„ſen; ja die Griechen noch damals, wenigſtens in „der Sternkunſt, nur bloße Anfänger gegen ſie wa„ren. Allein, die Aegypter ſchrieben weder „Komödien noch Tragödien; ſie machten keine „Schäfergedichte, anakreontiſche Oden, noch galante

„Briefe; keine Weltweisheiten für das Frauen„zimmer, oder Romane. Ja es war in ganz Ae„gypten kein Theater, das ist, nach unsrer Art zu re„den, kein Opern- oder Komödienhaus: woran hin„gegen die Griechen, wie Trajan an den Plinius „schreibt, ihr einiges Vergnügen fanden (quibus Græ„culi maxime delectantur). Daher hatte man „denn bey Hofe einen schlechten Begriff von ihren „Künsten; und als die Akademie zu Alexandrien „gestiftet wurde, berief man Griechen dazu. Ferner „so lernten die Griechen nicht leicht eine fremde Spra„che: denn sie waren äußerst in die ihrige verliebt; „und besorgten sich immer, die zarte Aussprache zu „verderben, oder den reinen Accent zu verlieren: „von welcher lächerlichen Zärtlichkeit es herrühret, „daß wir ihre Nachrichten von Orten und Personen „nicht brauchen können. Denn damit der liebliche „Klang ihrer abgemessenen Perioden nicht durch „ein hartes Wort, das dem Geschmacke des Lesers „etwan unangenehm fiele, verunzieret werden möch„te; so verhunzeten und verstümmelten sie die eigenen „Namen so lange, bis sie einigermaßen griechisch „klangen, oder übersetzten sie gar in ihre Sprache. „Am allerwenigsten hielten sie es für nöthig, die „ägyptische Sprache in Alexandrien zu lernen: in„dem man bey Hofe und in der Stadt griechisch re„dete. Folglich blieben ihnen auch die Beobach„tungen und Schriften der alten griechischen Ge„lehrten auf alle Weise unnütz, und sie stellten da„für erst selber welche an. ꝛc. „

Die

Die III. Abhandlung betrifft die ägyptiſche Dienſtbarkeit der Iſraeliten: allein ob wohl dieſelbe nicht weniger merkwürdig iſt; ſo können wir uns doch dabey nicht aufhalten; zumal, da uns die folgenden noch zu ſich rufen.

Die IV. handelt von den Perioden, worein **Lukas** ſeine evangeliſche Geſchichte getheilet, um die Geburts- und Lebenszeit unſers Heilandes zu beſtimmen. Auch hiebey können wir uns nicht aufhalten; ſo gern wir dieſe Abhandlung geleſen haben. Wir würden alſo

zur V. Abhandlung ſchreiten, die von der größten Wichtigkeit iſt. Der Herr Verfaſſer will darinnn den Schlüſſel zu **Manethons** ägyptiſchen Dynaſtien geben, die bisher bey den Gelehrten faſt durchgehends für fabelhaft gehalten worden: und er thut es auf eine ſo ſinnreiche Art, daß ſeine Ausführung die größte Aufmerkſamkeit verdienet. Allein eben deswegen müſſen wir den Auszug davon in den nächſten Hornung verſparen; um unſern Leſern etwas mehr, als eine gar zu ſeichte Nachricht davon zu geben. Wir brechen alſo hier ab, und bezeugen nur überhaupt, daß wir auch außer der Gelehrſamkeit des Herrn Verfaſſers, ſeine deutſche Schreibart ſehr billigen. Wenn unſre Gelehrten künftig in den gründlichſten Wiſſenſchaften ſich ſein Muſter vorſtellen: ſo werden die Auswärtigen, und ſelbſt unſere eingebohrnen Bewundrer alles Fremden, nicht mehr Urſache haben zu ſagen: **daß es den gelehrten Büchern in unſrer Mutterſprache an Anmuth und Schönheit fehle.**

Nach einem so rühmlichen Zeugnisse, glauben wir auch eine kleine Kritik wagen zu können, die nicht übel gemeynet ist. Die lieben **Ueberlieferungen** sind es, woran wir, nebst vielen Liebhabern einer guten Schreibart, uns stoßen; wenn selbige soviel als **Traditionen** bedeuten sollen. Wir wissen wohl, daß tradere liefern heißt; glauben aber auch mit Grunde, daß solche buchstäbliche Verdeutschungen nicht die besten sind. Objicere heißt vorwerfen; aber darum tauget doch der **Vorwurf** für Objectum gar nichts; weil schon Objectio, oder noch besser, eine Beschuldigung, so zu heißen pflegt; wir auch einen **Gegenstand**, und **Augenmerk** haben, den wir statt Objectum brauchen können.

Eben so hat Traditio im juristischen Verstande, da man einem das Eigenthum einer Sache übergiebt, sich das Wort Ueberlieferung, oder Auslieferung schon so zu eigen gemachet, daß man dabey auf einen so metaphysischen Begriff einer **mündlichen Nachricht**, schwerlich, und doch mit Widerwillen denken kann. Warum bleibt man also nicht lieber bey der eingeführten Sage; oder mündlichen Nachricht, die seit langer Zeit im Besitze gewesen; und itzo einem so unbequemen Neulinge weichen soll? Das Ansehen eines einzigen Gelehrten, der sich etwa desselben bedienen mag, ist eine Schwalbe, die keinen Sommer machet; zumal da die angeführte Ursache diese Neuerung völlig verwirft.

* *

IV.

Lettres a un Ameriquain, ſur l'hiſtoire naturelle generale & particuliere de Mr. de *Buffon*. I. Partie. A Hambourg 1751, 12.

Das Buch des Herrn von Büffon, das er als eine Einleitung zur natürlichen Hiſtorie, oder Beſchreibung des königl. Naturalien-Cabinets, herausgegeben, hat in Paris viel Aufſehens gemachet. Die ſämtlichen Doctoren der theologiſchen Facultät daſelbſt, haben es, als ein Werk, welches den Materialismus, und Epicureismus lehret, verdammet: und Herr Büffon hat dieſes Verdammungsurtheil nicht nur unterſchreiben, ſondern auch verſprechen müſſen, ſelbiges dem erſten Bande, den er davon ferner liefern wird, vordrucken zu laſſen. Dieſes iſt noch nicht alles. Dieſe Briefe an einen Americaner, davon nun ſchon drey Theilchen heraus ſind, haben ihm einen noch größern Stoß gegeben *. Man hat aber dieſe Briefe boshafter Weiſe auf die Rechnung von Hamburg geſetzet; und dieſes in Frankreich glaublich zu machen, den

* Unſre Nachricht davon aus Paris lautet ſo: Le Livre de Mr. de *Buffon* a perdu beaucoup de ſon credit, apres la publication de ces Lettres. Ce, qui, joint à une Condamnation de nos Docteurs de la Faculté de Theologie, qu'il a été obligé de ſouſcrire, & de promettre de rendre pulique à la tête du premier Volume, qu'il mettra au jour, a beaucoup mortifié l'Auteur.

den Titel auf eine so gothische und barbarische Art, als nur möglich gewesen, den Druck aber auch ziemlich schlecht eingerichtet. Hier sieht man abermal eine Probe der französischen Unwissenheit in deutschen Sachen. Denn wer weis es bey uns nicht; daß man gewiß in ganz Deutschland, ja selbst in Leipzig, nicht schöner drucket, als eben in Hamburg?

Was indessen den Inhalt derselben anlanget, so können wir nicht läugnen, daß derselbe nicht übel gerathen ist. Unsre Leser werden davon am besten urtheilen können, wenn wir ihnen aus dem ersten Briefe, ein Stück übersetzet liefern; aus den andern aber nur kurze Anzeige thun, wovon sie handeln. Vielleicht findet sich jemand, der sie uns bald ganz übersetzet, welches gewiß zu desto besserm Abgange des Büffonischen Werkes sehr viel beytragen würde. Denn so wenig wir glauben, daß die wahre Religion viel Schaden von demselben haben wird: so gut ist es, daß die Freyheit zu philosophiren auf beyden Theilen blühe; und durch die Untersuchungen der Gegner dasjenige auf die Probe gestellet werde, was eine gar zu kühne Einbildungskraft, in den Wissenschaften, für seltsame Erdichtungen waget. Der erste Brief hebt so an:

Sie erwarten, mein Herr, die Historie des königl. Kabinets, mit Ungeduld; und vermuthen darinn ein mit Vernunftschlüssen durchwebtes Verzeichniß aller der Reichthümer zu finden, welche die Natur in allen Theilen des Weltgebäudes so verschwenderisch darleget. Und in der That ist dieses Kabinet eine natürliche Geschichte, nach ihrem

Ge-

Geſchmacke. Indeſſen kann ich ihnen die Beſchreibung davon noch nicht liefern; weil ſie noch nicht ans Licht getreten iſt. Man hat nur erſt die Vorrede deſſelben, in dreyen Quartbänden: und dieſe Vorrede enthält die philoſophiſchen Träume des Herrn von **Büffon**; zu welchen der Herr von **Aubenton** etliche anatomiſche Stücke hinzugeſetzet hat, um den dritten Band voll zu machen.

Herr von **Büffon** machet es nicht, wie diejenigen Schriftſteller, von denen Sie mir in dero letzterm Briefe ſchrieben: „Dieſe Leute, hieß es, ſehen „wohl, daß die Vernunft zur chriſtlichen Religion „führet: daher bemühen ſie ſich, alle Gründe der „Kraft zu ſchließen zu erſchüttern; in Hoffnung, „daß der Menſch, ſobald er nur die Vernunft nicht „mehr brauchet, auch keine Bahne zum Chriſten„thume mehr finden werde.„ Dieſe Abſichten kann man gewiß dem Herrn von **Büffon** nicht Schuld geben: weil er überlaut geſteht, daß er die Göttlichkeit der moſaiſchen Bücher erkennet. Man kann aber gar nicht läugnen, daß er nicht offenbar daran arbeitet, alle Grundlehren der Wiſſenſchaften, nebſt den Schriftſtellen ſelbſt, deren ſie gedachten, zu vernichten; denn man ſieht an ihm eben die Verachtung gegen die berühmteſten Neuern, eben den Eifer für die Wiederherſtellung der alten Philoſophie, eben den Geſchmack an ſeltſamen Lehrſätzen, und an der Dunkelheit. Er hat unfehlbar nicht alle Folgerungen eingeſehen, welche die Ungläubigen, oder wie ſie ſich nennen, die Unüberführten, aus ſeinem Werke ziehen können. Wie ſelbige

äußer-

äußerlich das Christenthum bekennen: so reden die Klügsten unter ihnen von der Offenbarung mit Bescheidenheit; und geben vor, sie hätten einen Köhlerglauben. Unter diesem Scheine breiten sie ihre Zweifel, wie sie es nennen, mit aller möglichen Herzhaftigkeit aus, und glauben, daß sie der Offenbarung ungestraft widersprechen können. Und wie es nur gar zu oft geschieht, daß Herr von **Büffon** derselben auch ziemlich handgreiflich widerspricht: so werden sie von ihm, nach ihren heimlichen Empfindungen, urtheilen, und ihn wider unsern Dank zu ihrer Anzahl rechnen. Wir mögen sagen, wie wir wollen: Man müsse einem ehrlichen Manne auf sein Wort glauben, wenn er seine Meynungen erkläret; und daß kein Vertrauen mehr in der Welt bleiben würde, wenn man ein Herzenskündiger seyn müßte, um andere Gesinnungen darinnen zu erforschen, als welche die Zunge ausdrücket: **Alles dieses wird nichts helfen.**

Und wie? würde Herr von B. von ihren Vorurtheilen in diesem Stücke nicht eben so gerühret werden, als wir? Es würde ihn noch wohl mehr verdrießen, wenn er wüßte, daß die Materialisten seine entsetzliche Vorrede für einen **Antipolignac**, und für die **Wiederherstellung der epikurischen Lehrsätze** ansehen. Sie haben in der That unrecht. Herr **von Büffon** giebt sehr gute Beweise von dem Unterschiede der Seele und des Leibes; und dieses thut den Ausspruch wider ihren Argwohn. Allein, sagen sie, ohne diesen Schein des Christenthums, hätte man die Erlaubniß zum Dru-

cke

cke nicht erhalten können. Dieſer Grund iſt nicht ſehr gültig; und Herr v. B. iſt der Mann nicht, der ſo behutſam gehen müßte. Er geht gerade zu: und man hat wohl geſehen, daß er geglaubet, über alle Cenſur erhaben zu ſeyn. Hätte er auf dieſer Seite was beſorget, ſo hätte er gewiß manches ausgelaſſen. Man kann indeſſen nicht in Abrede ſeyn, daß die Herren **Unüberführten** nicht ziemliche Gründe hätten, ihn für ihren Zunftgenoſſen auszugeben. In ſeinem Werke geſchieht alles **ungefähr**: ſelbſt die Thiere ſetzen ſich aus gewiſſen Elementen, die er lebendig nennet, und eben ſo geſchickt ſeyn ſollen, Thiere, als Pflanzen zu bilden, von ſelbſt zuſammen. Es iſt wahr, daß er die anziehende Kraft an die Stelle des epikuriſchen Zufalles ſetzet: allein die **Materialiſten** nehmen es nicht übel, daß er dieſe kleine Aenderung in dem Lehrgebäude ihres Meiſters gemacht. Das Wunder der Natur in ſeinem Lehrgebäude iſt bloß dieſes: daß man keine große Thiere aus einem Erdenkloße entſpringen, oder aus dem Knoſpen eines fruchtbaren Baumes keimen ſieht. Was die Ungeziefer betrifft, ſo iſt bey ihm nichts ſo gewöhnlich, als die ungefähre Bildung derſelben. Und was das übrige Weltgebäude betrifft: ſo iſt der Bau deſſelben ſo leicht und einfältig; daß man beynahe ſagen möchte: es ſey nicht einmal nöthig geweſen, daß Gott Hand dabey anlegte. Ein Comet ſtößt wider die Sonne, und reißt den 650ſten Theil davon ab: ſo iſt alles fertig, ſogar bis auf die Sterne. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine Abſchnellung (Eclabouſſure) von dieſer Art, die

Späne,

Spåne, oder Sprühtropfen der Sonnenmaterie, die nach dem Verf. in der gröſten Schmelzung, oder im Fluſſe iſt, nicht nach allen Seiten geſpritzet haben ſollte. Und ich weis nicht warum, oder durch was für eine beſcheidene Enthaltung er nicht die Bildung der Sterne eben ſo wohl, als der Planeten ihre, auf eben den Stoß ſeines Cometen hat ſchieben wollen. Kurz, indeſſen, daß andre Schriftſteller uns zum Schöpfer zu erheben ſuchen, wenn ſie uns mit der Beſchreibung eines Wurmes beluſtigen: ſo läßt uns Herr von B. denſelben kaum wahrnehmen, wenn er uns die Baukunſt des ganzen Weltgebäudes erkläret.

Man kann es nicht läugnen, daß man nicht dieſe traurigen Eindrücke ſelbſt empfindet, wenn man des Herrn **Büffons** Buch lieſt: ſo wenig man ſich auch von der geſchickten und kühnen Art hinreißen läßt, womit der Verfaſſer, ſeine ziemlich oft widerſprechenden Seltſamkeiten, vorträgt. Denn man muß geſtehen, daß er ſehr gut ſchreibt, und allem, was er ſagt, einen ſo ſcheinbaren Schwung giebt; ja wenn es nöthig iſt, in eine Art von Begeiſterung geräth, die alles, was er vorträgt, ſo unglaublich es auch immer iſt, dennoch in eine Ehrfurcht zu ſetzen weis. Dieſes iſt auch keine Pedanterey bey ihm; es iſt ein wahrhafter Meiſterton, der weder das Prüfen, noch daran zu denken erlaubet, daß man Beweiſe deſſen, was er behauptet, von ihm fodere.

Es iſt ferner zu beſorgen, daß nicht die Materialiſten ſogar aus der wenigen Sittenlehre, die

Herr

VI. folgen des Herrn von Leibniß **Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der Deutſchen Sprache.** Dieſes iſt eine unſerm Gutachten nach ſo wichtige Schrift, daß wir uns nicht enthalten können, dieſelbe unſern Leſern von Wort zu Wort mitzutheilen. Sie hält ohnedem ſolche Vorſchläge und Anmerkungen in ſich, die man ſich bey unſerer Geſellſchaft längſt zur Regel dienen laſſen. Es iſt zu verwundern, daß dieſer groſſe Mann, in allen Arten der Dinge, daran er ſich gewaget, ſolche Meiſterſtücke verfertiget, als ob er ſich ſein Lebenlang auf nichts anders geleget hätte. Zum wenigſten wird man hierinn einen recht patriotiſchgeſinnten Kenner und Verfechter ſeiner Mutterſprache finden. Er eifert recht vor die Ehre ſeines Vaterlandes, und wir bedienen uns ſeines Beyſpieles um ſo viel lieber unſre Bemühungen zu rechtfertigen, je beſſer wir dadurch gewiſſen eingebildeten groſſen Geiſtern zeigen können, daß es einem gelehrten Manne nicht unanſtändig ſey, die Kenntniß der Sprachen und die Unterſuchung der Wörter mit der Wiſſenſchaft der Sachen zu verbinden. Es verräth nemlich eine groſſe Unwiſſenheit, wenn man nicht erkennet, daß vielmals die Sachen nicht ohne die Worte, und umgekehrt auch die Worte nicht ohne die Sachen recht verſtanden werden können. Doch davon wird uns der Herr von Leibniß ſelbſt vollkommen überführen.

Herr von Büffon einſtreuet, einigen Vortheil ziehen möchten, ſonderlich aus den Kennzeichen, die er den ſittlichen Wahrheiten beylegt. „Nach ſeiner „Meynung, ſind ſie eines Theils **wirklich**, zum „Theile willkührlich; ja ſie haben nichts anders, als „gewiſſe Verhältniſſe und Wahrſcheinlichkeiten zum „Zwecke. Die mathematiſche Deutlichkeit, ſetzet „er hinzu, und die phyſiſche Gewißheit, ſind alſo „die beyden einzigen Puncte, aus welchen wir die „Wahrheit betrachten müſſen. Sobald man ſich „von einem, oder dem andern entfernet, ſo bleibt „weiter nichts, als Wahrſcheinlichkeit und ein bloſſer „Dünkel übrig.„ Hat man nun von dergleichen Grundſätzen nichts zu fürchten?

Dieſes Stück aus dem erſten Briefe mag genug ſeyn, einen Vorſchmack, von der Art zu denken des Verfaſſers zu geben. Unſere Leſer werden daraus ſehen, daß der gelehrte Verfaſſer der Anmerkungen, die bey der deutſchen Ueberſetzung des **Büffoniſchen** Werkes erſchienen, ſo unrecht nicht gehabt, wenn er ſeinem Schriftſteller hin und wieder Erinnerungen gemachet; und daß auch wir in unſerm Auszuge davon, nicht ohne Grund manches erinnert haben. Dieſes aber erhellet aus dem Verfolge noch beſſer. Er nimmt nämlich noch in eben dem erſten Briefe den Zuſtand vor, darinn Herr Büffon ſich den erſten Menſchen, nach ſeiner Hervorbringung, vorſtellet; nämlich furchtſam, vor allem was er ſieht. Dieſes ſtimmet nun ſehr ſchlecht mit dem, was die Schrift von ihm lehret, und was andre vernünftige Gründe ſagen, überein.

Denn warum sollte er sich fürchten, da er noch keine Erfahrung von irgend einem Uebel hat, das ihm begegnen kann? Sehen wirs nicht an Kindern? So lange sie noch keine schmerzliche Empfindung von etwas gehabt, scheuen sie nichts. Herrn Büffons Adam schläft auch ein, vielleicht aus Müdigkeit. Er wachet auf, und da erschrickt er noch ärger, als er seines gleichen sieht. Wer kann sich das einbilden? Sollte Eva so abscheulich ausgesehen haben? Doch hierauf folgt ein Roman. Wer sollte aber nicht denken: Wenn Adam vor der Eva zittert und bebet, so wird sie noch mehr vor ihm zittern; da er vermuthlich größer und stärker, und folglich fürchterlicher ausgesehen hat. So müssen sie denn beyde vor einander gelaufen seyn, so viel sie immer gekonnt: und Gott weis, wer sie endlich wieder zusammen gebracht hat!

Das II. Schreiben handelt von der Bildung der Planeten, und von der Ursache ihrer einträchtigen Bewegung um die Sonne, nach dem Herrn von Büffon. Die Erfahrung lehret, daß sich alle Planeten von Abend gegen Morgen, und also in einerley Richtung um die Sonne rollen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? fraget Herr Büffon. Eine so einträchtige Sache muß von einerley, ja von eben derselbigen Ursache herrühren. Hier fällt ihm ein Comet ein, der sich mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit nach der Sonne herunter gesenket, von einer Seite an ihren geschmolzenen und im Flusse wallenden Körper gestoßen, und etliche große Klümpe dieser brennenden Materie von

ihr

ihr abgeriſſen; die ſich dann, als flüſſige Körper, in der Luft gleich in Kugeln verwandelt, und in einerley Richtung, ſo wie der Stoß gegangen, um dieſelbe zu bewegen angefangen. So klingt alles ſehr ſchön. Aber der Verf. des Briefes zeiget, daß ein kugelförmiger Comet, der ſich auf eine geſchmolzene Fläche eintauchet, der flüſſigen Materie derſelben nach und nach etliche Stöße, und zwar in ſehr ungleichen Richtungen, geben wird, die faſt nach allen Seiten um ſich ſprühen werden; als wenn man eine hölzerne Kugel ſchräge auf einen Teich wirft. Wo bleiben nun da die Geſetze der Bewegung, und die ſchöne Einförmigkeit in den Richtungen der Planeten? Dieſes alles wird ſehr gründlich ausgeführet.

Die Bildung der Planeten iſt der zweyte Punct dieſes Schreibens. Herr B. ſagt: die Materien von verſchiedener Dichtigkeit fliegen ſchneller, oder langſamer; und ſo werden ſie in verſchiedene Claſſen, oder Klümpe, getheilet. Alle kleine Tropfen von gleicher Dichtigkeit ziehen einander an: und alſo haben wir einen Saturn, Jupiter, und Mars, eine Erde, Venus und den Merkur. Iſt das nicht leicht und einfach? Der Verfaſſer geſteht, wenn er den Kupferſtich des Herrn Büffons anſieht, daß die Sache ſehr wahrſcheinlich iſt: ausgenommen, daß der Kupferſtecher geglaubt haben muß, er könne ſich doch ohne Gott nicht behelfen. Der himmliſche Vater wird mit ausgeſtrecktem Arme vorgeſtellet, wie er die verſchiedenen Theile des flüſſigen Stromes, mit ſeiner Wirkung richtet, um

verschiedene Planeten zu bilden. So geht nun alles an. Aber Herr Büffon hat von dem Kupferstecher nichts lernen wollen: indem seine Naturlehre es nicht leidet, daß man bey Bildung der Welt einen Schöpfer mit einführe.

Das bloße Zauberwort, die **Anziehung** allein, reicht zu, alles zu machen, was nöthig ist: welches hier deutlich auseinander gesetzet und widerleget wird. Wir wollen nur eins noch bemerken, was auf der 123sten S. vorkömmt, wo von der Materie, daraus die Planeten entstanden seyn sollen, gehandelt wird: und die Worte des Herrn **Büffons** lauten so: „Die Planeten waren brennend, und ganz und gar geschmolzen: aber dieser Zustand dauerte nur, so lange die Heftigkeit der Hitze währete, die sie hervorgebracht hatte. Allmählich wurden die Planeten kalt: und in dem flüssigen Zustande eben, haben sie ihre Figuren bekommen, wie das Umdrehen um ihre Aren ihnen die sphäroidische Figur gegeben, indem sich der Mittelgurt erhoben, die Polarkreise aber vertiefet haben. Diese Figur, die den Gesetzen der Hydrostatik so gemäß ist, setzet nothwendig voraus: daß die Planeten in einem Stande der Flüssigkeit gewesen seyn müssen. Und ich bin hier der Meynung des Herrn von **Leibnitz**. Diese Flüssigkeit war durch die Gewalt der Hitze zuwegegebracht. Das innere der Erden muß eine vergläserte oder glasartige Materie seyn, davon der Sand, der Kieß, die Felsen, die Graniten, und vieleicht auch der Thon, nichts als Stücke, und Schlacken sind.„

Man

Man irre ſich nicht, wenn hier Leibnitzens gedacht wird, als ob derſelbe Herrn Büffons Meynung gehabt hätte. Leibnitz glaubt zwar, wie ſeine Protogäa und ſelbſt die Theodicee zeiget, daß die Erdkugel ſchon einmal im Brande geſtanden habe: aber daß ſelbige als ein geſchmolzener Glaeklump ihre itzige Figur bekommen habe, ja daß ſie als ein Stück von der Sonne durch einen Cometen abgeriſſen worden, hat er nirgends gelehret. Aber Herr von Büffon iſt liſtig; er will ſich des Anſehens eines ſo großen Mannes bedienen, ſeinen Franzoſen, die deſſen Schriften nicht geleſen haben, weis zu machen: er habe große Männer auf ſeiner Seite. Allein wie weit war Leibnitz nicht von ſolchen willkührlichen und verwegenen Hypotheſen entfernet?

Der III. Brief liefert den Begriff, den ſich Herr von Büffon von der Bildung der äußern Erdfläche gemachet. Nachdem er mit den himmliſchen Sphären ein vor allemal fertig iſt, beſchäfftiget er ſich mit der Erde, um ſie bewohnbar zu machen. Seine Erdkugel ward, nachdem ſie kalt geworden, mit einer Lage von Waſſer, ungefähr 5 bis 600 Schuhe hoch, umfloſſen; die aus der Verdichtung der Dünſte entſtanden, als ſie ſich ſattſam abgekühlet hatte. Dieſes Waſſer ließ eine Lage von Schlamm zu Boden ſinken, der aus allen den Materien vermiſchet war, die ſich durch das Feuer in Rauch und Dampf verwandeln laſſen. Die Luft aber ward von den feinſten Dünſten gebildet, die ſich vom Waſſer erhoben, weil ſie leichter waren, und darüber ſchwebten. Hier ſieht man beynahe das

ganze Burnetische Lehrgebäude von der Theorie der Erdkugel: welches doch der Verf. anfänglich so höhnisch und spöttisch verworfen hatte. Allein der Urheber der Briefe schenket ihm nichts. Er erinnert ihn, daß seine Sonne nur aus geschmolzenem Glase besteht: er fraget, woher denn die Nahrung ihres Feuers komme, welches gewiß vom bloßen Glase nicht brennet? Nun fraget er, woher denn die Menge Wassers auf einmal komme, die unsre Erdkugel umgiebt? War es vorher im geschmolzenen Glase vermenget? wie reimten sich diese verschiedenen Körper zusammen, in dem ungeheuren Schmelzofen der Sonne? Woher kömmt endlich die wegen ihrer Schnellkraft so wunderbare Luft? und wie kann sie bloß der feinere Theil eines schlammigten Wassers seyn, dessen Stäubchen, allem Ansehen nach, nichts, als die feinsten Schlacken des Glases seyn konnten?

Ein jeder Kenner natürlicher Wahrheiten wird zur Gnüge sehen, daß dieser Gegner den Herrn Büffon mit Verstande und Einsicht angreift, und ihm nichts zu schenken gesonnen ist, was er ohne zureichenden Grund, auf die bloßen Einfälle einer lebhaften Einbildungskraft, als ein andrer Carteſius, seinen Lesern hat weis machen wollen.

Nächstens folget der II. Theil.

V.

Prolusio de novo genere Poëseos Teutonicæ Rhythmis destitutæ etc. item Animadversiones in Consilium nonneminis de Idiomate inser. Saxoniæ paullatim abrogando etc. 1751. D. XVI Aug. Auct. *Jo. Henrico Stuss*, Gymnas. Goth. Rect. et Reg. Russ. Scient. Acad. Collega. 3. Bog. in 4to.

Der gelehrte Herr Rector Stuß am hochf. Gymnasio zu Gotha, ist uns längst als ein guter Patriot bekannt gewesen, welcher sich nebst der griechischen und lateinischen Schulgelehrsamkeit, auch um die Ehre unsers Vaterlandes, und dessen Muttersprache bekümmert hat. Wir erinnern uns mit Vergnügen, wie er vor vielen Jahren schon, zu einem neuen Schatze deutscher Alterthümer Hoffnung gemachet; der lauter solche Denkmäler des alten Deutschlandes in sich halten würde, die im schilterischen Thesauro nicht enthalten sind: und bedauren nur, daß er ein so rühmliches Vorhaben nachmals hat fahren lassen. Itzo aber hat sich seine Liebe zur deutschen Dichtkunst und Sprache auf eine doppelte Art blicken lassen; da er in beyden oberwähnten Einladungsschriften, dahin gehörige Materien abgehandelt hat. So wenig sonst dergleichen Schulschriften für uns gehören; so können wir itzo, wegen des Inhaltes derselben, doch nicht umhin, hier eine Ausnahme von unsrer Regel zu machen.

In der erſten nimmt der Herr Verfaſſer Gelegenheit, von dem ſo bekannten **klopſſtockiſchen Meſſias**, ſeine Gedanken zu entdecken; welcher ihm, theils wegen ſeines geiſtlichen Inhaltes, theils wegen der neuen Versart ohne Reime, als merkwürdig vorkömmt. Bey dem erſten billiget er, daß der Poet anſtatt der heydniſchen Mythologie, lieber chriſtliche Erdichtungen von Engeln und Teufeln gebrauchet; und geht wohl gar ſo weit, daß er dieß vermeynte Heldengedicht nicht nur mit **Virgils** unſterblicher **Aeneis** vergleichet; ſondern es ihr wohl gar vorzieht: ein Urtheil, welches gewiß von einem gelehrten und erfahrnen Schulmanne am wenigſten zu vermuthen geweſen; und daher billig alle Kenner der wahren Dichtkunſt äußerſt befremden muß.

Wir ſind zwar freylich der Meynung nicht, daß es ſchön ſey, die unreinen Schlacken des heydniſchen abgöttiſchen Fabelwerks in die Geheimniſſe der wahren Religion zu mengen. Es iſt uns an einem **Marino** und **Milton** allemal als lächerlich und verwerflich vorgekommen, wenn ſie mythologiſche Grillen ins Judenthum oder Chriſtenthum gemenget; ja wohl ganze Fabeln daher entlehnet haben, ihre geiſtlichen Gedichte damit auszupußen. Wir ſind alſo völlig der Meynung, die **Jac. Thomaſius** 1669 hiervon in einer Diſſ. de Stili Ethniciſmo vertheidiget hat. Wir verdammen alſo ſowohl den **Sannazar**, der in ſeinem 3 Buche de partu virginis; als den **Caſp. Barläus**, der in ſeinem Hymno de Chriſto, dergleichen Fehler begangen hat. Allein wer

dieſen

diesen Fehler verwirft, der darf darum den andern noch nicht billigen: daß man sich nämlich selbst eine neue christliche Mythologie erdichtet, und die Bibel mit Fabeln erweitert. Muß man denn darum die Wahrheit mit Lügen verbrämen, und die Geheimnisse des Glaubens zu Legenden machen: die soviel unreinen Menschenwitz in sich halten, daß die ungeheuren Phantasien der Dichter, das Licht der göttlichen Wahrheit wo nicht gar ersticken, doch gewiß umnebeln und verdunkeln müssen?

Wir wollen uns hier, auf diejenige Beschönigung dieser seiner Meynung, so wenig, als auf die gedungenen Lobredner des Messias einlassen. Wir wollen auch unsrer Verwunderung den völligen Ausbruch dießmal nicht verstatten, daß der Herr Rector Stuß, sich die Mühe nicht dauren lassen, ein Stück dieser neuen Legenden in lateinische Verse einzukleiden, und sie öffentlich herzusagen, oder vorzulesen. Indessen können wir es freylich mit dem Begriffe von einem gelehrten Schulmanne, der nicht nur die Exempel, sondern auch die Regeln der alten Dichtkunst, aus dem Aristoteles und Horaz kennen soll, nicht zusammen reimen; wie man ein so unregelmäßiges Gedicht, und solche numeros innumeros, seiner Schuljugend anpreisen, und nachzuahmen rathen könne. Wir wollen uns endlich auch auf die Bestreitung der ungereimten, oder reimlosen Verse nicht einlassen; die der Hr. R. St. zu vertheidigen, sich angelegen seyn läßt. Es sey nun einmal so; daß man auch Verse ohne Reime machen könne: so ist doch dadurch der Messias und seine Nachfolger noch nichts gebessert.

Wenn diesen neumodischen Gedichten sonst nichts mehr fehlete, als die bloßen Reime: so könnten wir sie gar wohl leiden, ja wir würden ihnen selbst eine gute Aufnahme zu verschaffen suchen. Allein da sie eine unstreitige Schönheit deutscher Gedichte fahren lassen, ohne dieselbe mit einer andern zu ersetzen: da ihnen auch ein flüssiges und richtiges Sylbenmaaß fehlet, welches den Gedichten der Alten eine so unaussprechliche Schönheit gegeben; ja da weder ihre Verfasser endlich ein Gehör haben, die Länge und Kürze deutscher Sylben recht zu beurtheilen, noch ihre Verse anders, als auf podagrischen Füßen einher stolpern: so ist es ja damit gar nicht ausgerichtet, daß sich Verse auch ohne Reime machen lassen. Was er also aus dem Isaacus Vossius, de Viribus Rhythmi anführet, die ὁμοιοτελευτα, oder die Reime zu verwerfen; das geben wir herzlich gern zu: ob wir gleich fest glauben, daß der ciceronische Vers,

O fortunatam, natam me Consule, Romam!

vom Juvenal nicht wegen des Reimes in der Mitte und am Ende; sondern bloß wegen des wiederholten kindischen Geklingels in der Mitte, (fortunatam natam,) verworfen worden. Vielleicht hat ihm auch die Pralerey des Cicero gar zu sehr misfallen; so daß der ganze Vers deswegen herhalten müssen. Finden wir doch viel andere gereimte Verse bey den Alten; die weder dem Juvenal, noch dem Vossius in seinem Zorne beygefallen; wohin gewiß das virgilische,

* * *

Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache.

1.

Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beyspiele zeigen.

2. Die Deutsche Nation hat unter allen Christlichen den Vorzug, wegen des Heiligen Römischen Reichs, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchen die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche, und die Beforderung des Besten, der ganzen Christenheit obliget, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter ohnzweifentlich gebühret und gelassen worden.

3. Derowegen haben die Deutschen sich desto mehr anzugreiffen, daß sie sich dieser ihrer Würde würdig zeigen, und es andern nicht weniger am Verstande und Tapferkeit zuvorthun mögen, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhaupts vorgehen. Dergestalt können sie ihre Mißgünstigen beschämen, und ihnen wieder ihren Dank eine innerliche Uberzeugung und wo nicht äuserliche Bekäntnis der Deutschen Vortreflichkeit abdringen.

Ut qui confessos animo quoque subjugat hostes.

4. Nachdem die Wissenschaft zur Stärke kommen, und die Kriegeszucht in Deutschland aufgerichtet

wor-

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores.
Sic vos non vobis, vellera fertis oves,
Sic vos non vobis, fertis aratra boves,
Sic vos non vobis nidificatis aves,
Sic vos non vobis mellificatis apes.

auch hinzurechnen ist, unzählicher andern zu geschweigen.

Doch der Herr Verfasser will die Reime nicht ganz abschaffen, sondern den Mittelweg erwählen. Er beruset sich zu dem Ende auf des Herrn Professor Gottscheds kritischer Dichtkunst XII. Hauptstück: wo sich derselbe für eine Duldung beyder Versarten erkläret; die reimlosen Verse aber sonderlich bey Uebersetzungen der Alten, und in Schauspielen zu brauchen gerathen hat. In Ansehung der ersten, hat er auch an einem andern Orte des Herrn von Seckendorf deutschen Lucan gebilliget, und vertheidiget: wiewohl er in der Dichtkunst gesteht, daß die harte Versart, und rauhen Wortfügungen seinem Gedichte mehr geschadet, als der Mangel der Reime. Weil er aber eben des Herrn Professor Gottscheds Worte, aus den Reden u. Ged. der D. G. in L. p. 54 von 1732 anführet, darinn derselbe gleichsam prophezeihet: „vieleicht „findet sich einmal ein glücklicher Kopf, dem es „weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an „Stärke in seiner Muttersprache fehlet, und auf die „Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten „zu schreiben, und sie mit allen den Schönheiten „auszuschmücken, deren eine poetische Schrift au„ßer den Reimen fähig ist„; und glaubet, daß diese Ahndung, durch den klopfstockischen Mes-

sias erfüllet worden: so hat sich der Herr Professor genöthiget gesehen, sein bisheriges Stillschweigen von diesem Gedichte zu brechen. Er besorget nämlich nicht ohne Grund, es möchte das, was hier ein gelehrter Mann von ihm muthmaßet und öffentlich schreibt, auch andern einfallen, und wahrscheinlich vorkommen; wenn er sein Urtheil davon länger zurück hielte. Er hat sich also bey dieser Gelegenheit, durch folgenden eigenen Aufsatz, gegen den gelehrten Herrn Rector Stuß, und alle, die mit ihm in dergleichen Irrthume schweben möchten, öffentlich erklären wollen.

Es ist also so weit gefehlt, daß in diesem Stücke, nämlich von dem großen Werthe der klopstockischen Muse, das sonst so uneinige Leipzig, Halle und Zürch, vollkommen einig seyn sollten: wie der Herr Rector gegen den Schluß seiner Einl. Schr. glaubt; daß vielmehr in Leipzig kein einziger Gelehrter ist, der einigen Namen in der gelehrten oder kritischen Welt hätte, der sich nur zwingen könnte, einen einzigen Gesang des Messias zu lesen: die Nachahmer desselben aber auch nur eines Anblickes würdigen möchte. Soweit ist der Geschmack ernannter Städte noch von einander unterschieden! Zuletzt bemerkt der Herr Rector selber noch, daß in den deutschen Hexametern des Frühlinges, (eines Gedichts in eben diesem seltsamen Geschmacke) die Zahl der Sylben sehr unrichtig abgemessen ist. Wie ist es aber möglich, daß er solche Unrichtigkeiten nicht auch in den übrigen, in ungeheurer Menge sollte gefunden haben? Wo bleiben noch unzählige

falsche

falsche Quantitäten der Sylben; da oft die kürzesten Sylben lang, die längsten und wichtigsten Hauptwörter sehr oft als kurz; andre aber, die gewiß eins von beyden seyn müssen, kurz auf einander, bald kurz, bald lang gebrauchet werden? So ist denn kein Mensch im Stande das Sylbenmaaß dieser Hexameter zu treffen, oder ihren Wohlklang zu empfinden.

Mit wenigem müssen wir noch der II Einladungsschrift gedenken. Der Herr Rector Stuß saget darinn, es sey nichts so wunderlich, das nicht seine Vertheidiger finden sollte. Und so gehe es auch mit der Meynung: **daß es nützlich und möglich sey, die niedersächsische Sprache allmählich abzuschaffen.** Diese Abhandlung steht in der hiesigen Deutsch. Gesellsch. ehemaligen Nachrichten und Anmerkungen, die Spr. Beredf. und Dichtkunst der Deutschen betreffend: III St. a. d. 383 S. Sie ist, soviel man urtheilen kann, von einem Oldenburger, und also von einem Niedersachsen abgefasset: wobey man sich wundern muß, daß so, wie dieser seine Muttersprache verworfen, und zu verbannen gesuchet, also neulich ein gebohrner Obersachs, die hochdeutsche Sprache zu bestreiten gesuchet *. Unsern Gedanken nach, wird wohl eins das andre richtig aufheben; und beyde Mundarten werden in Statu quo bleiben, ohne daß man beyde Schriftsteller sehr mühsam widerlegen darf. Indessen hat der Herr **Rector Stuß**, mit sehr guten Gründen dargethan, daß es weder nützlich noch möglich sey, die

* S. d. I. Band des Neuesten a. d. 532 u. f. S.

die plattdeutsche Sprache aus so vielen groſsen Ländern, darinn sie herrschet, abzuschaffen. Unser Raum leidet es nicht, uns dabey aufzuhalten: indessen dünket uns doch, daß die hochdeutsche Sprache, wenigstens in ansehnlichen Städten plattdeutscher Provinzen, täglich etwas mehr gewinnet; und vieleicht künftig noch mehr gewinnen dörfte.

* *

VI.

Herrn Prof. Joh. Chr. Gottscheds bescheidenes Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopeen der Deutschen zu halten sey?

Da viele meine unmaſsgebliche Gedanken, von der neumodischen Art epischer Gedichte, zu wissen verlanget; andre aber wohl gar mich, und meine Schriften zum Vortheile derselben anzuführen beginnen: so sehe ich mich genöthiget, mein bisheriges Stillschweigen davon zu brechen. Ich werde mich aber nicht auf die Beurtheilung oder Kritik dieses oder jenes Gedichtes ins besondere einlassen. Diese Arbeit würde zu weitläuftig fallen, und mehr Zeit erfodern, als ich übrig habe. Zudem ist es mein Werk niemals gewesen, ganze Bücher, in der Absicht, fremden Fehlern nachzuspähen, zu schreiben: welches ohnedem eine niederträchtige Arbeit ist, die nur aus Neid, oder persönlicher Feindschaft ihren Ursprung zu haben pflegt. Von beyden Leidenschaften bin ich gegen die Herren Verfasser

fasser der itzt so häufig aufschießenden christlichen Epopeen frey. Ich werde also keinen insbesondre meynen, sondern von dieser ganzen Art epischer Gedichte meine Gedanken sagen, die aus der christlichen Religion und ihren Geheimnissen entlehnet ist, welche sie mit neuen Fabeln zu verstärken, und zu verschönern suchen. Sodann werde ich auch von der heroischen Versart meine Gedanken sagen, der sich diese neue Dichter bey uns bedienet haben; und endlich von ihrer gebrauchten Schreibart etwas beyfügen.

Der erste Punct.

Was von den geistlichen Epopeen zu halten sey?

Man versteht aus der obigen Beschreibung schon, was ich durch geistliche Epopeen verstehe. Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine göttliche Offenbarung, folglich, als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehret wird; dem aber die Dichter, aus ihrem eigenen Witze, viel seltsame Erdichtungen beyfügen, ihre Erzählungen desto wunderbarer und beliebter zu machen. So sind die Gedichte, **Tassons** befreytes Jerusalem, **Miltons** verlohrnes Paradies, des **St. Amand** geretteter Moses, und **Desmarets** in seinem **Clovis**, beschaffen gewesen: und so sind die heutigen deutschen Epopeen (den einzigen **Hermann** ausgenommen) vom **Messias** bis auf den **Nimrod**, beschaffen. Und von diesen fraget es sich, ob solche Gedichte zu billigen sind?

Wenn

Wenn diese Art von Gedichten itzo erst in Deutschland erfunden wäre, so würde ich vieleicht der erste seyn, der sein Urtheil davon fällen müßte. Allein da dieselben schon vor hundert Jahren in Wälschland, England und Frankreich gesehen worden, itzo aber allererst von unsern Landesleuten nachgeahmet werden: so müßte es ja ein Wunder seyn, wenn noch kein verständiger Kunstrichter seine Gedanken darauf gerichtet hätte. Wie ich mir selbst nun keine ausnehmende Einsicht zutraue, und gern den Meynungen meiner vernünftigsten Vorgänger beypflichte: so will ich auch hier mehr dasjenige anführen, was andre große Männer davon geurtheilet haben; als was ich selbst davon halte.

Zwar was den **Milton** betrifft: so möchte jemand denken, es wäre nur gar zu bekannt, daß **Addison** und einige andre Engländer von ihm geurtheilet hätten; und daß, diesem zu Folge, Milton nicht sattsam gelobet werden könne. Allein mit Erlaubniß dieser eifrigen Verfechter des verlohrnen Paradieses, muß ich sagen: daß **Addison** diese vorläufige Hauptfrage: **Ob es nämlich gut und rathsam sey, biblische Epopeen zu machen?** nirgends beantwortet oder abgehandelt habe. Diese Frage, darauf doch in gegenwärtiger Sache alles ankömmt, ist, ich weis nicht wie? ganz von ihm vergessen worden: wo er sie nicht verschlagener Weise, mit Fleiß unerörtert gelassen, um seine Leser desto leichter, mit einer bloßen Anpreisung einiger schöner Stellen im **Milton**, zu überraschen. **Addison** hat es, meines Erachtens, sich nicht getrauet, diese

Frage

Frage recht, mit Ja zu beantworten: darum hat er sie stillschweigend übergangen. Und sein Schweigen selbst, ist als eine Anzeige einer schlimmen Sache anzusehen.

Wir müssen uns also zu den französischen Kunstrichtern wenden: die sich wegen ihres **Moses**, und **Clodovåus** erkläret haben. Diesen aber ist gedachte Hauptfrage nicht entwischet: sondern sie haben sich vielmehr ausführlich darüber erkläret. Ich will nur zweene derselben anführen, deren einer selbst ein Dichter ist, dessen Ausspruche von kritischen Dingen, für Regeln der gesunden Vernunft und des guten Geschmackes gehalten werden; der andre aber ein prosaischer Kunstrichter, von sehr weitläuftiger Belesenheit und Gelehrsamkeit ist. Ein jeder wird bey der ersten Beschreibung an niemanden anders, als an den berühmten **Boileau Despreaux** denken können. Dieser schreibt nun in dem III. Gesange seiner Art poetique, im 193 u. f. Versen, folgender gestalt davon:

C'est donc bien vainement, que nos Auteurs deçus,
Banniſſant de leurs Vers ces ornemens reçûs,
Penſent faire agir Dieu, ſes Saints & ſes Prophetes,
Comme ces Dieux eclos du Cerveau des Poëtes;
Mettent à chaque pas le Lecteur en Enfer;
N'offrent rien qu'Aſtharoth, Belzebub, Lucifer.
De la Foi des Chretiens les myſteres terribles,
D'ornemens égayez ne ſont pas ſuſceptibles.
L'Evangile à l'Eſprit n'offre de tous Cotéz,
Que Penitence à faire, & tourmens meritéz:
Et de vos fictions le melange coupable
Même à Ses Verites donne l'air de la Fable.

Et quel Objet enfin à preſenter aux Yeux;
Que le Diable toujours heurlant contre les Cieux,
Qui de Votre Heros veut rabaiſſer la gloire,
Et ſouvent avec Dieu balance la victoire? &c.
— — — — — —
Ce n'eſt pas que j'approuve en un ſujet Chretien
Un Auteur ſollement idolatre & payen. &c.
— — — — — —
Mais pour nous, banniſſons une vaine Terreur,
Et fabuleux Chretiens, n'allons point dans nos Songes
Du Dieu de Verité faire un Dieu des Menſonges.

D. i. auf Deutſch:

Umſonſt iſts, wenn alſo, betrogner Dichter Hand
Gewohnter Fabeln Putz aus ihrem Vers verbannt.
Umſonſt entwirft ſie Gott, und Engel und Propheten,
Wie jenen Götzenſchwarm, die Hirnbrut der Poeten:
Wenn ſie bey jedem Schritt uns in die Hölle ſchickt;
Wo man den Aſtharoth und Luciſer erblickt,
Beelzebubs Gezücht, und Satans Schlund hört brüllen,
Und was das finſtre Reich ſonſt für Geſpenſter füllen.
Der Chriſten Heiligthum iſt gar zu ſchreckenvoll,
Als daß ein Dichter es durch Fabeln putzen ſoll:
Der Offenbarung Geiſt ſcherzt nie mit Chriſti Schafen,
Nur Buße predigt er, und wohlverdiente Strafen:
Und ſpart ein frecher Witz hier ſeine Fratzen nicht:
So kriegt die Wahrheit ſelbſt das Anſehn vom Gedicht.

Und welch ein Gegenſtand ſoll hier den Blick vergnügen?
Soll Satan jederzeit des Himmels Schloß bekriegen?
Der eures Helden Ruhm vernichtet und verlacht,
Ja oft dem Höchſten ſelbſt die Siege ſtreitig macht?
— — — — — —
Zwar freylich darf man nie von ſchriftgemäßen Dingen,
Nach blinder Heyden Art, gleich Götzendienern ſingen.
— — — — — —
Nein, nein, ein Chriſt muß nie durch fabelhafte Sachen,
Den Gott der Wahrheit ſelbſt zum Lügengeiſte machen.

Mein

Mein andrer Wehrmann ist der gelehrte **Baillet**, der sich durch seine Jugemens des Savants &c. als ein recht einsichtvoller, auch unparteyischer Richter in der gelehrten Welt hervorgethan. Im 2 Cap. des II. Th. a. d. 158. 159. und 160sten Seite der amsterd. Ausg. von 1725. schreibt er so:

„Nicht günstiger ist das Vorurtheil für diejenigen „unsrer Schriftsteller, die sich zur widrigen Partey „geschlagen haben. Denn wenn sie eines Theiles „recht haben, daß ganz christliche Stücke und Ma„terien, durch Einmengung heydnischer Fabeln, und „durch abgöttische alte Gebräuche nothwendig ver„unehret werden müssen: so haben sie andern Theils „sehr unrecht, wenn sie sich einbilden, daß Glau„benssachen durch neue Erdichtungen verschönert „werden können; indem man die Lügen und die Fa„bel in Sachen menget, worinn die Wahrheit ganz „bloß erscheinen muß.

„Aus dieser neuen Frechheit sind so viel schlimme „Stücke heiliger Poesien, dieser **geistlichen Ro„mane**, aller der zur Lust ausgeheckten Histörchen „entsprungen; entweder den Sünder zu erschrecken, „oder die Einfältigen mit Wundern und Zeichen, „und erstaunlichen Abentheuern zu ergetzen, ja sie „in einer dummen Gottseligkeit zu unterhalten. . . .

„Diese Art von Schriftstellern, sonderlich die „Schmiede andächtiger Mährchen, und falscher Ge„schichte, haben der Kirche vielleicht mehr Schaden „gethan, als man sichs dazumal eingebildet; als „man dafür hielt, daß man ihre Verwägenheit „dulden könnte. Denn außer dem, daß sie der

„Einfalt und Leichtgläubigkeit des Pöbels, den sie „in Irrthum stürzen, misbrauchen; geben sie den „Freygeistern Anlaß, an den wichtigsten Wahr„heiten zu zweifeln, und sie boshafter Weise mit „dieser Art von Erdichtungen zu vermengen.„

Könnte nun wohl die vorhabende Frage, auf eine deutlichere und bessere Art entschieden worden seyn; wenn gleich **Boileau** und **Bailler** zu unsern Zeiten gelebet hätten? Ich glaube es kaum: will aber zur Erläuterung ihrer Gründe, nur zwey Stücke hinzufügen; und hernach zum zweyten Puncte schreiten. Das erste ist das vernünftige Urtheil, daß unsre Schriftgelehrten allemal von den Fabeln und Mährchen der Rabbinen zu fällen pflegen, womit sie die Schriften des A. T. auszuputzen pflegen. Ihr Thalmud hält eine Menge kindischer Erzählungen in sich, die ihre witzigen Köpfe vom Adam im Paradiese, vom Noah im Kasten, von den Patriarchen, vom Moses auf dem Berge Sinai u. d. m. erdichtet haben. Sie suchen dadurch gleichsam die Lücken auszufüllen, die von den heiligen Scribenten in ihren Geschichten gelassen worden; und meynen damit die Neugier der Einfältigen zu vergnügen: wenn sie ihnen ihre Hirngeburten, anstatt der Wahrheit erzählen. Was thun aber unsre geistlichen Epopeendichter anders, als, daß sie diesen an den Rabbinen verlachten, und billig verdammten Kunstgriff, wiewohl auf eine neue Art brauchen; die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen, und die Wahrheit mit Lügen verbrämen? Gewiß, wenn es der ewigen Weisheit gefallen hätte, uns mehr

Nach-

worden, hat sich die Deutsche Tapferkeit zu unsern Zeiten gegen Morgen- und Abendländische Feinde, durch grosse von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meistentheils die gute Parthey durch Deutsche gefochten. Nun ist zu wünschen, daß auch der Deutschen Verstand nicht weniger obsiegen, und den Preiß behalten möge; welches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleissige Ubung geschehen muß. Man will von allen dem, so daran hanget, anitzo nicht handeln; sondern allein bemerken, daß die rechte Verstandes-Ubung sich finde, nicht nur zwischen Lehr- und Lernenden, sondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der grossen Lehrmeisterin, nemlich der Welt oder Gesellschaft, vermittelst der Sprache, so die menschlichen Gemüther zusammenfüget.

5. Es ist aber bey dem Gebrauch der Sprache, auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seyn, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meynung andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in grossen Handels-Städten, auch im Spiel und sonsten nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen statt der Zeddel oder Marken, biß zur lezten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumahl wenn er viel zu denken hat, daß er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache iedesmal, so oft sie vorkommt, von Neuen zu bedenken. Daher wenn er sie einmal wohl gefasset, begnügt er sich hernach oft, nicht nur in äusserlichen Re-

den,

Nachrichten von diesen alten Zeiten zukommen zu lassen, sie würde uns nicht bis auf diese poetischen Rabbinen haben warten lassen.

Das zweyte, was ich sagen will, ist das, worauf Baillet zielet. Es fanden sich in der alten Kirche fromme Betrüger, die auf die Rechnung der Patriarchen, Apostel und andrer ersten Christen allerley falsche Schriften aufsetzten. Daher kamen die Bücher Adams und Seths, die Prophezeihungen eines Henochs, und des Noah; das Evangelium Nikodemi, Josephs, und Mariä, das Evangelium von der Kindheit Christi u. d. m. Was diese heiligen Dichter nun, nach ihrer Einfalt und Thorheit für Mährchen ausheckten, das bürdeten sie dem gemeinen Manne ihrer Zeiten, als heilige Wahrheiten auf; die auch eine lange Zeit für wahr gehalten wurden. Ja sie machten sogar sybillinische Bücher, und Orakel der delphischen Pythia, die Wahrheiten des Christenthums, ihrer Meynung nach, zu bestärken. Ihre Absicht mochte nun so gut seyn, als sie wollte: so entstunden doch der christlichen Religion große Vorwürfe, viel Irrthümer, und allerley Verwirrungen daraus: die in neuern Zeiten mit vieler Mühe der Gelehrten kaum haben zurecht gebracht werden können.

Wie gieng es in folgenden Zeiten? Die finstern Jahrhunderte der Kirche waren noch fruchtbarer an solchen fabelhaften Legenden, als die vorigen. Man schmiedete Gedichte von einem großen Christoph, vom Ritter St. George, vom heiligen Antonius, Makarius, und andern solchen Altvätern

mehr, die man in Glüsings erstem Tempel Gottes nachlesen kann. Von dieser Art war dasjenige auch, welches D. Luther 1537, unter dem Titel: Die Lügend von S. Johanne Chrysostomo, an die heiligen Veter jnn dem vermeinten Concilio zu Mantua, durch D. Martin Luther gesand, und zwar mit einer Zuschrift an Pabst Paul den III. alle Cardinäle, Erzbischöfe und Prälaten des gedachten Concilii, drucken lassen. Wer keinen Begriff von solchen Lügenden hat, der kann sich aus dieser, in Luthers Schriften, Raths erholen. Aber auch die alten deutschen Dichter haben solch Zeug in Reime gebracht, wie z. E. Meister Conrad von Wirzburg in seiner güldenen Schmiede, u. d. m. davon ich, in der Histor. der D. Spr. und Poes. dereinst Auszüge geben werde.

Was nun theils an allen diesen Stücken den Zeiten der Finsterniß und Unwissenheit, der Einfalt und dem Aberglauben zu gute gehalten und übersehen; theils an dem Tasso und Milton in neuern Zeiten von den gescheidtesten Kunstrichtern getadelt worden: das will man uns itzo, als besondre Schönheiten aufdringen; das erkühnt sich ein zürcherischer Kunstrichter als Vorbothen des goldenen Alters der deutschen Poesie anzupreisen *; das soll alle

* S. den 55 der crit. Briefe; wo es lautet:
„Indem ihr heilger Gesang der Seelen inners durchwehet,
„Kömmt sanft geschlichen mein Abend herbey.
„Ein Blick in die Schriften dieser Männer, ist mir wie ein „Blick in das goldne Alter, welches sie mir nicht mehr „allzu entfernet vorstellen„. Ein loser Freund stellet sich hier

alle Homere und Virgile übertreffen. In Wahrheit, man muß sich gegentheils wundern, wie unsre Gottesgelehrten so still sitzen, und es nicht wahrnehmen, wie viel solche neue geistliche Lügenden, in diesen zur Freygeisterey und Religionsspötterey so geneigten Zeiten, dem wahren Christenthume schaden werden. Sie verfolgen mit einem löblichen Eifer die zinzendorfischen Schwärmereyen, zumal in dem schwindlichten Gesangbuche desselben; und sehen nicht, daß in diesen neuen Epopeen eben der Geist der Schwärmerey, nur auf eine schlauere und nicht so plumpe Art herrschet; aber eben deswegen noch desto schädlicher und ansteckender ist. Zudem kann den Pöbel und gemeinen Schlag der Leser nichts mehr blenden, als was man unter dem Scheine der Andacht und Gottseligkeit, hinter seltsamen Worten und versteckten dunkeln Redensarten verbirgt: wie wir an des schwärmerischen Schusters, Jacob Böhmens Schriften, Pordätschens göttlicher Metaphysica, u. d. m. sehen können:

Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
Inversis quæ sub verbis latitantia cernunt.

Lucret.

hier diesen entzückten Zürcher in der Münsterkirche daselbst stehend, mit aufgehabenen Händen, wie den alten Simeon im Tempel zu Jerusalem vor, und hört ihn fröhlich ausruffen: „Herr! nun lässest du deinen Diener im Friede fah„ren: denn meine Augen haben den Messias gesehen; wel„chen Klopstock bereitet hat, zu erleuchten die Schweizer; „und zum Preis des Volkes zu Zürich.„

Was auch die vorgeblichen, und von gewissen Kunstrichtern so sehr angepriesenen Nachahmungen, der Wesen aus höhern Sphären, geistiger Substanzen, und Einwohner aus ätherischen Welten betrifft: so dünkt mich nicht anders, als ob ich den blinden Milton, der keine Augen mehr hat, das, was zunächst um ihn ist, Menschen und Thiere zu sehen, sich wie einen andern Ikarus empor schwingen sehe, den Himmel und seine Bürger, ja die Hölle mit ihren scheußlichen Einwohnern zu schildern. Ist es hier wohl ein Wunder, daß es ihm, und allen seinen Nachfolgern mislingen muß? Und, da jener Sternseher ausgelachet ward, der über seinen himmlischen Betrachtungen in eine Grube fiel, die er vor seinen Füßen nicht wahrnahm: wie sollte man diejenigen schwülstigen Dichter nicht auslachen, die sich mit ihren wächsernen Schwingen bis an die himmlischen Sphären schwingen wollen, und Dinge malen, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und die in keines Menschen Herz gekommen sind; darüber aber in bloß menschlichen Nachahmungen die gröbsten Fehler machen. Viel eher würden sie uns gewiß die Einwohner des Mondes und Jupiters, mit leidlichen Farben haben schildern können; welche uns Menschen gewiß viel ähnlicher denken und wirken müssen, als die Engel und Teufel; welche gar zu sehr von unsern Naturen unterschieden sind. Folgende Fabel mag den Schluß machen.

VII. Fabel.

Die ungleichen Dichter.

In der verborgnen Welt, die stets im Dunkeln schleicht,
Das Tageslicht nicht kennt, in dunkeln Gängen kreucht,
An Füßen breit und platt, und stumpf von Angesichtern,
Gab es vorzeiten auch ein ganzes Heer von Dichtern.
Ich rede, wie man sieht, nur von der Maulwurfszunft.
Die meisten sungen hier mit ziemlicher Vernunft:
Sie folgten der Natur in ganz bekannten Dingen;
Und wollten sie einmal was Wundergroßes singen:
So blieben sie doch stets bey Helden ihrer Art.
Der eine hatte sich entsetzlich tief verscharrt;
Der andre war sogar ins Reich der Luft gestiegen.
Das alles hörten nun die andern mit Vergnügen,
Und mancher richtete nach solchem seine Fahrt.

Allein die Moden ändern sich.
Es fand sich ein Geschlecht von schwülstigern Poeten,
Das schwang sich in die Zahl erleuchteter Propheten,
Und wieß viel größern Witz; Vernunft, so kummerlich.
Vergebens! riefen die: Wir Dichter sollten nur
Von dem gemeinen Stoff der Maulwurfsthaten singen?
Das giebt nur mattes Zeug! Wir müssen höher dringen:
Ein schaler Sänger bleibt auf dieser alten Spur.
Sogleich hub einer an: Des Liedes Gegenstand
War ein erhabner Storch. Hier nahm er nun zusammen,
Was unser Maulwurf nur voll dichterischer Flammen,
Vom ganzen Vogelheer bewundernswürdigs fand.

Mein Held ist wunderwürdig groß!
So rief er: Denn er kann wohl ganze Rinder tragen;
Er stürmt zum Zeitvertreib auf Schlang und Drachen los;
Ja Stahl und Eisen sind die Kost für seinen Kragen.
Sein Schweif ist wunderschön, an Farben tausendfach:
Er singet den Discant, schlägt Nachtigallen nach;
Er lebet tausend Jahr, und wenn er die gewonnen,
Entzündet er sein Nest durch einen Strahl der Sonnen.

Kurz, was vom Greife gilt, vom Ibis und dem Pfau,
Vom Strauß und Phönix selbst theils wahr ist, theils erlogen,
Das alles ward mit Fleiß auf seinen Storch gezogen,
Das stellte der Poet an ihm allein zur Schau.
Nun wies er auch die Dichtungskraft,
Die mehr als die Natur, den Dichtern Stoff verschafft,
Und durch den kühnsten Witz der Sänger Flug erhebet,
Den blöde Wahrheit nur mit schwächer Kraft belebet.
Mein blinder Milton log nun große Plätze her:
Mein Held, der große Storch, geht durch das tiefe Meer,
Er schnappt den Wallfisch auf, und drücket Schiffe nieder,
Und schwingt er sich ins Reich ätherscher Kreise wieder;
So bauet er sein Haus, darinn er prächtig wohnt,
Bald auf den Abendstern, bald auf den hellen Mond.
Dieß war nun wunderbar zu hören!
Der Maulwurfspöbel stund, und sperrte Naf' und Maul,
Kein Dummkopf war im Lob und im Bewundern faul;
Man rief: Der Dichter stammt gewiß aus höhern Sphären!
Dergleichen hat fürwahr noch kein Poet gereimt;
Ja solch erhabnes Zeug, hat mich noch nie geträumt.
Ein alter Maulwurf hörte das.
Er sah was finster aus, und zog die Stirn voll Falten,
Ja konnte sich vor Zorn unmöglich länger halten:
So daß er auch den Haß des Pöbels ganz vergaß.
Er sprach also getrost, mit höhnischem Gesichte,
Zum Sänger solcher Mordgeschichte:
Freund! sprich, wie sieht der Storch wohl aus?
Wie groß ist deines Helden Lanze?
Sahst du die Farben in dem Schwanze?
Und kennest du sein Mondenhaus?
Nein, war des Dichters Wort: ich bin so blind als du;
Allein ich habe mirs, als ein Poet, erdichtet.
Denn dichten muß man ja, sonst wird die Kunst vernichtet!
Gut! sprach der Alte: nur, wie kömmt die Welt dazu,
Die dein Geschwätz so grob betrogen?
So plump erdichtet, heißt gelogen.
Das übrige folget nächstens.

* *

VIII.

The Student, or the Oxford-and Cambridge-Miſcellany. Oxford, Printed for Newbery &c. 1750, in gr. 8.

Dieſe periodiſche Schrift kann man weder eine Quatember- noch Monath- noch Wochenſchrift nennen: denn es kommen in einem Jahre nicht mehr als neun Stücke heraus, deren jedes auf fünf halben Bogen in groß 8v. erſcheint. Wir ſehen dieſes aus dem erſten Jahrgange, der mit dem neunten Stücke geſchloſſen worden. Vermuthlich hat man anfänglich jeden Monath eins zu liefern gedacht, hernach aber ſich verſpätet, ſo daß das Jahr zum Ende gelaufen, als erſt neun Stücke fertig geweſen. Um alſo aus der Noth eine Tugend zu machen, hat man dem zweyten Jahrgange auch kein weiteres Ziel geſtecket, und daher den Titel etwas geändert. Jedes Stück hat den Namen einer Muſe bekommen, und wir haben bereits die **Klio**, **Kalliope**, **Thalia**, **Erato**, **Melpomene** und **Euterpe** in Händen.

Von dem Inhalte dieſer Blätter können wir ſoviel ſagen, daß ſie eben das in ihrer Art ſind, was bey uns vor zehn Jahren die ſo beliebten Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes geweſen ſind. Man findet hier nämlich anfänglich eine Anzahl proſaiſcher Abhandlungen von allerley ernſthaften und luſtigen Sachen; hernach auch eine Anzahl von allerley Gedichten, auf verſchiedene Gelegenheiten. Man wird ſich den beſten Begriff davon machen können, wenn wir eins von dieſen Stücken vor uns nehmen, und den

Inhalt

Inhalt ſtückweis erzählen. Wir wählen dazu die Kalliope, als das II. St. des II. Bandes, das folgende 16 Stücke vor Augen leget:

2) Ein neuer Lehrbegriff vom Bauen der Luftſchlöſſer in VI. Cap. 2) von der Wirklichkeit der Religion, der II. Brief. 3) Annen L . . Schreiben an den Studenten: worinn ſich ein gelehrtes Frauenzimmer erbeut, ihm zu helfen. 4) Ein Originalſchreiben des Kanzlers Bacons an die Univ. Oxford von 1617. 5) Nachrichten von einer Cambridger-Schönheit, in einem Briefe an den Studenten. 6) Kritiſche Anmerkungen über den Lobgeſang der Debora, ſeine Schönheiten zu zeigen. 7) Ein Orig. Schreiben des Poeten Cleaveland an Cromwellen. 8) Freye Anmerkungen über das Trauerſp. Romeo vom Schackeſpear, welches unlängſt von jemanden verbeſſert aufgeführet worden. 9) An Jungfer . . . eine von den Chicheſter-Gratien, vom Herrn Lun. 10) Geſpräch zwiſchen dem Dichter und ſeinem Diener, als eine Nachahmung Horaz II. Sat. 9. 11) Ein Verſuch von Chaucers Geiſt. 12) Brief an einen Freund bey Ueberſendung eines podagriſchen Schuhes. 13) Ode auf ein patriotiſches Weſen (public Spirit). 14) Die Rede St. Pauls auf dem athenienſiſchen Markte in Verſen. 15) Auf eines alten Frauenzimmers Erzählung, daß Delia in der Kälte blaß ſieht. Eine Fabel von einer Nelke. 16) Eine Ode, an Chloen.

Der Geſchmack, der in allen dieſen Stücken herrſchet, iſt untadelich; und man ſieht daraus, daß ein geübterer Meiſter und Kenner der freyen Künſte die Aufſicht über dieſe Sammlung hat, als wohl der Titel zu verſprechen ſcheint.

IX. Des

* *

IX.

Des Durchlauchtigſt. Fürſten und Herrn, Herrn Auguſti, Erbprinzen und Herzogs zu Sachſen ꝛc. höchſtbeglückt und erfreuliches Erſtes Geburtsfeſt, ward von der königl. Ritter- und Militärakademie der adel. Cadets mit tiefſter Ehrerbiethung gefeyert, und von den Vorzügen des Soldatenſtandes in einer öffentlichen Rede gehandelt. Dresden, den 23ſten Dec. 1751, in Fol. 4 Bogen.

Da wir im vorigen Jahre von verſchiedenen gelehrten Kriegsbedienten öffentliche wohlgerathne Schriften zu rühmen Anlaß gefunden; ſo giebt uns auch der Anfang dieſes Jahres ein vornehmer ſächſiſcher Befehlshaber eine erwünſchte Gelegenheit dazu. Man hält es billig für ein zwiefaches Lob, wenn ein wackerer Kriegsmann ex utroque Cæſar, d. i. durch Kiel und Schwert anſehnlich iſt. Dieſes iſt der Vorzug der größten Helden, ſowohl im Alterthume, als in neuern Zeiten geweſen; wie die Beyſpiele eines Thucydides, Xenophons, Scipions, Lukulls, und Cäſars bey jenen; eines Eugens, Flemmings und Seckendorfs aber in neuern Zeiten zeigen.

Daß es uns auch jtzo bey den ſächſ. Kriegsvölkern nicht an ſolchen geſchickten Männern fehle, zeiget hier der wackere Aufſeher der königlichen und churf. anſehnlichen Ritterakademie; Herr Oberſter von Pahlen: dem wir, dem öffentlichen Rufe nach, gegenwärtige ſchöne Rede zu danken haben. Er hat ſie ſonder Zweifel durch einen ſeiner geſchickteſten Untergebenen öffentlich herſagen laſſen, um die Freude der ſämmtlichen adelichen Jugend, die daſelbſt zu Kriegsdienſten vorbereitet wird, an den Tag zu legen. Sie iſt aber an ſich ſelbſt ſo wohl gerathen, daß ſie unſers Lobes nicht brauchen wird, wenn wir nur den Anfang derſelben unſern Leſern bekannt machen.

„Wenn jemals, hebt ſie an, eine außerordentliche Freude eine ganz ungewöhnliche Wirkung hervorzubringen vermögend geweſen, ſo geſchieht ſolches unſtreitig an dem heutigen Tage.

Sachſen

Sachsen feyert heute ein Fest, welches dem ganzen Lande eine Quelle des Vergnügens, und unsern Nachkommen den Ursprung einer unaussprechlichen Glückseligkeit verspricht. Der Höchste, dessen unumschränkte Vorsicht über das Wohl der Länder wachet; und dessen Weisheit den Völkern ihre Beherrscher austheilet, hat unserm allerdurchl. Könige und dessen königl. Churprinzen an diesem Tage einen neuen Beweis gegeben, daß die Wünsche tugendhafter Fürsten vor dem göttlichen Throne allemal erhöret werden.

Die höchstbeglückte Geburt des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Augusti, Erbprinzen und Herzogs zu Sachsen, setzte heute vor einem Jahre, Hof, Stadt und Land in ein so entzückendes Vergnügen, daß es schien, als ob jeder Unterthan, seines größten Wunsches unverhofft gewähret worden. Tempel und Altäre erschalleten ꝛc. Die Paläste der Großen, sowohl als die Häuser der Bürger ꝛc.

Wir werden durch die Enge unsers Raumes gehindert, ein mehrers davon mitzutheilen. Wer sieht aber nicht aus der edlen Art der Gedanken, darinnen Wahrheit und Richtigkeit herrschen, aus der glücklichen Wahl der Ausdrückungen, und aus dem vollstimmigen Wohlklange aller Sätze, daß hier ein Redner die Feder führet. Eben das sieht man aus dem ganzen Inhalte. Gründlichkeit der Beweise, und eine unpedantische Belesenheit streiten um den Vorzug, in der Abhandlung des Satzes, von der Würde und Nothwendigkeit des Soldatenstandes. Die Veranlaßung dazu hat die von Sr. Kön. Hoheit, dem Durchl. Churprinzen, als hohem Haupte dieser Ritterakademie, derselben erwiesene Ehre gegeben; daß sie dero neugebohrnen Erbprinzen bald darauf, unter die Zahl der sämmtlichen Cadets, oben an zu setzen befohlen. Bey einer solchen Achtung des Militärwesens, mußte ja die Militärakademie höchst vergnügt werden; und wer hätte ihre Gesinnungen besser ausdrücken können, als ein so tapferer und beredter Aufseher derselben?

den, ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſtgeſpräch das Wort an die Stelle der Sache zuſetzen.

6. Und gleichwie ein Rechenmeiſter, der keine Zahl ſchreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichſam an den Fingern abzehlete, wie man die Uhr zehlet; nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: Alſo wenn man im Reden und auch ſelbſt im Gedenken kein Wort ſprechen wolte, ohne ſich ein eigentliches Bildniß von deſſen Bedeutung zu machen, würde man überaus langſam ſprechen, oder vielmehr verſtummen müſſen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und alſo im Reden und Denken nicht weit kommen.

7. Daher braucht man offt die Worte als Ziffern, oder als Rechen-Pfennige, an ſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man Stufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beym Vernunftſchluß zur Sache ſelbſt gelanget. Woraus erſcheinet, wie ein Groſſes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichſam als Wechſel-Zeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häuffig, leichtflieſſend und angenehm ſeyn.

8. Es haben die Wiß-Künſtler (wie man die ſo mit der Mathematik beſchäfftiget, nach der Holländer Beyſpiel gar füglich nennen kan) eine Erfindung der Zeichen-Kunſt, davon die ſo genannte Algebra nur ein Theil iſt. Damit findet man heute zu Tage Dinge aus, ſo die Alten nicht erreichen können, und dennoch beſtehet die ganze Kunſt in nichts, als im Gebrauch wohlangebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Weſens gemacht, und Geheim-

niſſe

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

La Naiſſance de Monſeigneur le Duc de Bourgogne, Ode &c. par Mr. D'Arnaud, Conſ. de Leg. de Sa Maj. & Membre de l'Acad. royale des Sciences & de Pruſſe. A Berl. chez Etienne de Bourdeaux. 8.

Von dieſem ſchönen Gedichte haben wir unſern Leſern noch keine Nachricht gegeben, als es zuerſt ans Licht getreten war. Dieſer neuen Auflage erwähnen wir, alſo um der Zuſätze halber, womit ſie bereichert iſt. Man lieſt dabey erſt eine Nachricht, daß dieſe Ode ſehr wohl aufgenommen worden, und ſehr angenehme Folgen für den Hrn. Verf. gehabt. Sie wird außerdem allen andern Gedichten, die bey der Gelegenheit zum Vorſcheine gekommen, vorgezogen; und zwar, weil deren Verfaſſer nichts anders zu thun gewußt, als daß ſie ihren Held in der Wiege, auf Unkoſten aller vormaligen und künftigen Helden, erhoben. Dieſes muß auf die franzöſiſchen Dichter gehen: denn in der deutſchen Ode, die wir neulich in dieſem Reuſten bekannt gemacht, wird man dieſen Kunſtariff nicht gebrauchet finden.

Ferner lieſt man, daß dem Verfaſſer aus Paris geſchrieben worden: Die Durchl. Dauphine ſey von dem Gedichte des Hrn. D'Arnaud bezaubert. Sie danke ihm unendlich; ſie erinnere ſich ſeiner mit Vergnügen ꝛc. Sie wolle, wenn ihr Sohn groß ſeyn würde, ihm dieſe Ode ſelbſt verleſen. Hierauf folgen noch franzöſiſche Verſe eines deutſchen Edelmanns zum Lobe des Hrn. D'Arnaud; und eines Pariſers Gedanken darüber in vier Zeilen.

Allein der vornehmſte Zuſatz, womit dieſe Ausgabe prangt, iſt eine Strophe von des Hrn. Verf. eigener Arbeit. Es hatte derſelbe gegen das Ende des Gedichtes den Schutz-Geiſt Frankreichs redend eingeführet, und ihn unter andern ſagen laſſen:

Mais conſervez l'Ayeul, votre image fidele!
Qu'il vive, s'il ſe peut, autant que ſes bienfaits.
Que l'Heritier des Lis ait toujours un modele;
Digne du trone enfin - - qu'il n'y monte jamais!

Dieſe

Diese letzte Zeile nun hatte verschiedenen Lesern zu allerhand Gedanken und Urtheilen Anlaß gegeben; weil man mit dürren deutlichen Worten darinnen liest, daß der neugebohrne Herzog von Burgund zwar

Des Thrones würdig seyn, doch niemals herrschen soll.

Dieses schien nun desto anstößiger, da solches nicht etwa nur der Wunsch des Dichters, sondern gar des Schutzgeistes von ganz Frankreich war; der als ein höheres Wesen sich so leicht nicht irren kann, als ein bloßer Mensch. Diesen und dergleichen Verwürfen nun vorzubeugen, hat der Herr Verf. es gut befunden, selbigem Schutzgeiste noch eine Rechfertigung seiner Worte in den Mund zu legen, welche so lautet:

Pourroit il s'offenser de ce voeux legitime,
Que l'amour m'arrache aujourd'hui?
S'il pense en vrai heros, qu'il ait l'ame sublime!
Il voudra qu'à jamais Louis regne sur lui.
Malheur aux fils des Rois, qui de leurs Sceptre avides,
Au prix des jours d'un Pere aspirent à regner!
Periſſent les Flatteurs, de qui les mains perfides
Sans ceſſe vers le Trone osent les entrainer!

D. i. Könnte er sich über diesen rechtmäßigen Wunsch wohl erzürnen, welchen mir die Liebe heute abdringet? Denket er als ein wahrer Held, und hat er eine erhabene Seele; so wird er wünschen, daß Ludwig ewig über ihn herrsche. Weh allen Erbprinzen, die aus Begierde nach den Zeptern, ihrer Väter Leben nichts achten, und nur nach der Regierung streben. Verdammt seyn die Schmäuchler, deren treulose Hände sich erkühnen, selbige unaufhörlich nach dem Throne zu ziehen.

Wir überlassen unsern Lesern selbst den Ausspruch, ob der Herr Verfasser hiermit allen Einwürfen sattsam begegnet habe, oder nicht?

XI.

Homers Ilias in deutsche Verse übersetzet, und mit Anmerkungen begleitet, von Joh Adolph Peter Gries, kön. Dänischen wirkl. Kanzelleyrathe und Syndico der Stadt Altona. Erstes und Zweytes Buch. Altona, gedruckt und verl. von den Gebr. Burmester, kön. priv. und Gymnasien-Buchdrucker. 8 Bogen in gr. 8v.

Von dieser glücklichen Uebersetzung des Vaters aller Dichter reden wir ehestens ausführlich. Diese Probe ist bey dem Verleger dieses Neuesten zu haben.

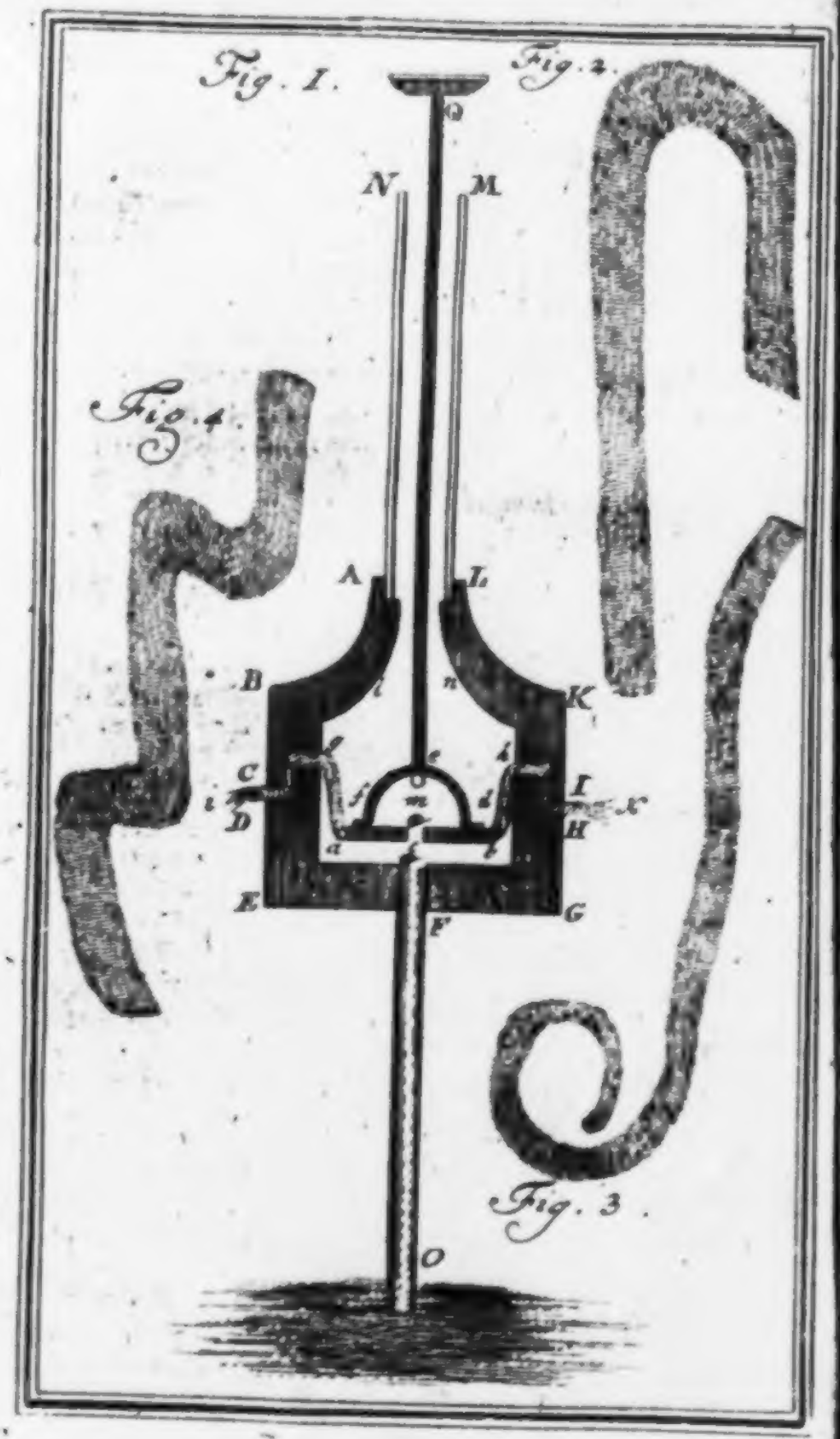
Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
O
N
M
A
L
B
K
C
I
D
H
E
G
F
O

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Hornung, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. II. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Philoſophia Britannica.

Or a new and comprehenſive Syſtem of the Newtonian Philoſophy, Aſtronomy and Geography in a Courſe of twelve Lectures, with notes containing the phyſical, mechanical, geometrical and experimental Proofs and illuſtrations of all the Principal Propoſitions in every Branch of Natural Science; by *B. Martin*, Vol. I. 8v. London, 1747. nebſt 27 Kupfertafeln.

Wo jemals ein Schriftſteller das Verſprochene geleiſtet, ſo iſt es gewiß Herr Martin. Er hat der gelehrten Welt einen kurzen Entwurf von allem demjenigen vorlegen wollen, was die gelehrten Naturforſcher, insbeſondere aber die Engländer, in der erfahrenden Naturlehre bisher entdecket, beſtätiget und auseinander geſetzet haben. Zu dem Ende hat er alle hieher gehörigen Schriften, vornehmlich aber die großen und vortrefflichen Werke, die außerhalb England über die erfahrende Naturlehre ans Licht getreten, fleißig durchgeleſen, und aus ihnen das dienlichſte ins kurze zuſammengezo

gen. In der That, wer das hier vorangedruckte Verzeichniß der physischen und mathematischen Bücher, die der Herr Verfasser zu seinem Nutzen verwendet hat, durchliest, der wird leicht sehen, was für große Werke man allenfalls entbehren kann, wenn man gegenwärtiges Buch mit Bedachte durchgeht.

Um so viel mehr nimmt es uns Wunder, daß die heutigen Engländer das Herz haben, nicht allein diese ganze Sammlung aus aller europäischen Naturforscher Schriften, eine Philosophiam Brittannicam, eine engländische Philosophie zu nennen; sondern sie auch so gar ein comprehensive System of the Newtonian Philosophy, einen Inbegriff, oder Lehrgebäud der Neutonischen Weltweisheit zu taufen. Denn was das erste betrifft, so ist es ja wunderlich, die Weltweisheit an gewisse Länder zu binden; gerade als wenn es eine andre Philosophie in Italien, eine andre in Frankreich, eine andre in Deutschland, eine andre in England geben könnte. Müssen denn Wahrheiten nicht überall Wahrheit seyn? Und verdienen Irrthümer und willkührliche Sätze wohl den Namen der Philosophie?

Gesetzt aber, man wollte in jedem Lande eine besondre Art der Philosophie zugeben: was würde wohl in derselben Platz finden können, als das, was von den Weltweisen dieses Landes allein erfunden worden; ohne dasjenige, was von Ausländern herkömmt, mit einzumengen? Nichts ist dem wahren Begriffe dieses Wortes gemäßer, als eben dieses: denn was für ein Recht kann sich ein andres

Volk

Volk wohl, z. E. über die Erfindungen der Deutſchen anmaßen? Was würden die Engländer doch ſagen, wenn jemand eine Philoſophiam Germanicam ſchriebe, und alle neutoniſche Erfindungen hinein brächte? Was aber ihnen Recht iſt, das muß auch uns erlaubt ſeyn: und wie kahl würde es nicht mit dieſer Philoſophia Britannica ausſehen, wenn wir ihr, wie jener Dole in der Fabel, alle deutſche Federn, womit ſie ſich geputzet hat, ausrupfen wollten? Denn was hat man nicht aus unſern Naturkündigern gebrauchet? Und wie würde überhaupt die heutige Phyſik ausſehen, wenn man ihr alles raubte, was ein **Peurbach**, **Regiomontanus**, **Copernicus**, **Keppler**, Simon **Marius** und **Scheiner**; ein **Gerike**, **Sturm**, **Tſchirnhaus**, **Leibnitz**, **Wolf**, **Hermann**, **Hugen**, **Bernoulli**, **Muſchenbrock**, **Graveſand**, **Euler**, u. a. m. erfunden und gelehret haben? Iſt es alſo nicht verwägen, ja unverſchämt, dieſes alles, gleichſam andern zu ſtehlen, und für ſein eigen auszugeben?

Zweytens iſt es auch ein wunderliches Vorgeben, wenn man dem, obwohl großen und gelehrten Naturkündiger, **Neuton**, ein ganzes philoſophiſches Syſtem beylegen will. So redet aber der Verfaſſer dieſes Buches davon. In Wahrheit, man muß nicht wiſſen, wie groß der Umfang der philoſophiſchen Wahrheiten iſt, wenn man das behaupten will. Selbſt **Carteſius**, der ſich doch um viel mehrere Theile der Weltweisheit bekümmert hat, iſt lange nicht für einen Mann zu halten, der gleich einem **Ariſtoteles**, alle Theile der Welt-

weisheit durchgearbeitet hätte. **Neuton** aber, kann sich dieses um soviel weniger rühmen, da er bloß bey der Naturlehre stehen geblieben: davon die Optik und Sternkunde nur ein Paar Zweige zu nennen sind. Denn was hat er wohl in der Logik, Metaphysik, Pnevmatik, dem Rechte der Natur, der Sittenlehre und Politik geschrieben? Alle diese Theile hat er nicht berühret, und also hat er in dem größten und nützlichsten Theile der Weltweisheit nichts, gar nichts geleistet; davon man ihm doch lächerlicher Weise ein Systema zuschreiben will. Dieser große Mann hat sichs auch gewiß niemals gerühmet, eine eigene Philosophie gestiftet zu haben; vielmehr hat er allezeit seinen Werken bescheidene Titel gegeben; als Principia Naturæ, d. i. Anfangsgründe der Naturkunde, u. d. m. darinn gewiß kein **Systema** stecket. Er wußte es auch nur gar zu wohl, daß er, ohne einen **Keppler** und **Galilei** zum Vorgänger gehabt zu haben, gewiß alle seine Erfindungen nicht geleistet haben würde: wie der Herr Kanzler, Baron von **Wolf**, in der Anmerkung zum 86 §. seiner unlängst ans Licht gestellten Philos. Moralis, s. Ethicæ P. III. auf der 160 u. f. Seite bemerket hat. Er zeiget nämlich, daß **Neuton** die Attraction aus **Gilberts** Philosophia magnetica, und aus **Kepplers** Epitome Astron. Copernicanæ; ferner daß er die Anwendung der Geometrie in natürlichen Dingen, vom **Archimedes** und **Galilei** gelernet; imgleichen die Lehre von Bewegung der Planeten aus **Kepplern** angenommen: daher **Whiston** selbst, diesen, Parentem Philosophiæ

nisse in den Worten gesuchet, und die würden sie in der That in einer wohlgefasseten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wiß-Kunst, sondern für alle Wissenschafften, Künste und Geschäffte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichen-Kunst nicht nur in denen Hebräischen Sprach-Geheimnissen, sondern auch bey einer ieden Sprache nicht zwar in gewissen buchstäblichen Deuteleyen, sondern im rechten Verstand und Gebrauch der Worte zu suchen.

9. Ich finde, daß die Deutschen ihre Sprache bereits hochbracht, in allen dem, so mit den fünf Sinnen zu begreiffen, und absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftiget gewesen, und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauf überlassen, welche nichts destoweniger auch von den so genannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl geschrieben worden. Und halt ich dafür, daß keine Sprache in der Welt sey, die (zum Exempel) von Erz und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede, als die Deutsche. Dergleichen kan man von allen andern gemeinen Lebens-Arten und Professionen sagen, als von Jagt- und Wäid-Werck, von der Schiffahrt und dergleichen. Wie dann alle die Europäer, so aufm grossem Welt-Meer fahren, die Nahmen der Winde und viel andere Seeworte von den Deutschen, nehmlich von den Sachsen, Normannen, Osterlingen und Niederländern entlehnet.

10. Es ereignet sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen

noch

loſophiæ Neutonianæ genennet. Wir wollen unten einige Worte dieſes groſſen Weltweiſen von Neutons Verdienſten mittheilen*; die den rechten Mittelweg gehen, und ihm weder zu viel, noch zu wenig beylegen.

Dieſer erſte Band enthält nun die fünf erſten Vorleſungen. Der Raum verſtattet nicht, daß wir, wegen Menge der Materien, einen ganz vollkommenen Auszug davon liefern könnten. Wir laſſen uns alſo begnügen, wenn wir nur wenigſtens die Materien benennen dürfen.

In der erſten Vorleſung ſtehen zum erſten die Regeln zu philoſophiren, und die Art, deren ſich **Neuton** in ſeiner Naturlehre bedienet. Hierauf wird von dem Weſen der Materie, und den Elementen der Körper gehandelt. Man muß aber hier nicht die metaphyſiſchen Elemente, ſondern bloß die phyſiſchen verſtehen. Dieſe ſind, nach **Neutons** Meynung, Waſſer, Luft, Oel, Salz und Erde. Bey der Materie wird gewieſen, worinn

* Neutono debetur mathematica Naturæ cognitio, longe ultra terminos Archimedis et Galilæi promota: quam, ſi *Philoſophiam Neutonianam*, cum *Pembertono*, et aliis dicere volueris, per me hoc licet; ut ut ego cognitionem mathematicam a philoſophica diſtinguam (§. 17. Diſc. prælim.) ac ipſe *Neutonus* (in Princ. L. I. Sch. Prop. 69.) fateatur, ſe quantitates et proportiones mathematicas ſaltem expendere, non vero cauſas et rationes phyſicas explicare velle. - - Philoſophiæ autem iſtius, ad quam nonnulli nomen Neutoni perperam trahunt (ſcil. des Lockiſchen Scepticiſmi, und Epicureiſmi, imgleichen der Attraction und Kepleriſchen Lehrſätze) et quam modo dixi, Neutonus autor dici minime poteſt.

ihre Ausdehnung, ihre Festigkeit, oder sogenannte Undurchdringlichkeit, ihre Größe, Bewegungs-Fähigkeit und Theilbarkeit besteht. Von dieser letztern behauptet der Herr Verfasser, daß sie ins Unendliche fortgehe. Wir müssen uns aber wundern, daß die großen Mathematiker sich noch nicht entwöhnen können, das physisch Theilbare mit dem mathematischen Theilbaren zu vermengen*. Eben so geht es dem Herrn **Martin** auch. Die Anziehung, welche hiernächst folget, wird in vier Arten abgetheilet: erstlich ist die Anziehung, die sich in der Anhenkung der Körper äußert; zweytens die Anziehung durch die elektrische Kraft; drittens die Anziehung durch die magnetische Kraft, und endlich die Anziehung, welche vermittelst des Druckes der Körper geschieht. Bey der ersten werden aus **Muschenbroeks** großer Naturlehre, die verschiedenen Kräfte der Körper in der Cohäsion angezeiget, wobey die Erscheinungen, die man mit den Haarröhrchen anstellet, nebst vielen Versuchen von der Bewegung des flüssigen Wesens in dem thierischen Körper, von der Härte, Stetigkeit, Flüssigkeit, Schnellkraft, und Ausdünstung beygebracht werden. Bey der Elektricität wird zuförderst das Wesen und die Natur derselben erkläret, sodann redet man von der Elektricität des Glases und des Harzes. Dieses ist freylich kurz gerathen, und wer von der Elektri-

* Herr Hanov hat den Ungrund der unendlichen Theilbarkeit in einer besondern Abhandlung: Examen divisibilitatis in infinitum gegen die Engländer gezeiget. Siehe dessen Disquisitiones arg. potiss. metaph. S. 407.

Elektricität und denen darüber häufig angeſtellten Verſuchen mehr zu wiſſen verlanget, kann ſich in der ſchönen Geſchichte der Elektricität, die Herr **Gralath** aufgeſetzet *, ſattſam Raths erholen. Die Kenntniß der magnetiſchen Anziehung beruhet auf der Unterſuchung des Magnetſteins. Herr **Martin** ſtellet dieſelbe an, und zeiget, worinn die vornehmſten Eigenſchaften des Magneten beſtehen. Was aber das Weſen der magnetiſchen Kraft ſelbſt betrifft, ſo machet er zwar einen Verſuch, worinn man die magnetiſchen Ausflüſſe ziemlich gut erkennen kann: jedoch behalten hier wiederum die Gründe den Preis, die Herr **Euler** ** unlängſt zu Erläuterung der magnetiſchen Kräfte, der Welt vor Augen geleget hat.

Die Anziehung des körperlichen Druckes wird in der zweyten Vorleſung abgehandelt. Die Mechanik hat dem Herrn Verfaſſer hier Gelegenheit zu vielen Unterſuchungen und Berechnungen dargebothen. Er redet von der Bewegung und Ruhe; von dem Raume, der Zeit, und der Geſchwindigkeit in der Bewegung; von dem Zuſammenſtoße der elaſtiſchen und nicht elaſtiſchen Körper; von der Kraft der aufeinanderſtoßenden Körper; von den Geſetzen der Bewegung nebſt der Zuſammenſetzung und Auflöſung derſelben; von der Wirkung und Gegenwirkung; von den Kreiſen der himmliſchen

* Verſuche der Abh. der Naturf. Geſellſch. in Danzig, Th. I. a. d. 175 u. folgg. S.

** In der Abhandlung Nova magnetis Theoria. S. Opuſc. Tom. III.

Körper und der schiefliegenden Fläche. Ferner wird die Lehre von den Penduln mitgenommen, imgleichen die, welche damit verknüpfet zu seyn pflegen: als z. E. von den Eigenschaften der Cycloide und ihrem Gebrauche, von dem Schwanken hängender Kugeln, (oscillation) u. s. w. Sodann folget ein neu verfertigtes Pyrometer; nebst einer Untersuchung von der Ausdehnung der metallischen Körper, und von dem Gange der abgeschossenen Körper; imgleichen von den Centralkräften und ihren Gesetzen, von der Bewegung der Planeten und der Figur der Erde.

In der dritten Vorlesung betrachtet man die Mittelpuncte der Größe, der Bewegung, und der Schwere; imgleichen die Art den Schwerpunct in allen Körpern zu finden. Hieraus bestimmet Herr Martin den gemeinschaftlichen Schwerpunct der Erde und des Mondes, welcher 1854 Meilen von der Oberfläche der Erden absteht. Hierauf folgen die mechanischen Kräfte, der Hebel, die Rolle, das Rad an der Achse, der Kell, die schiefliegende Fläche und die Schraube. Hiebey kömmt nun der Herr Verfasser auf viele Maschinen, die aus diesen Kräften zusammengesetzet sind. Z. E. auf die Wagen, imgleichen auf die Uhr- und Räderwerke, auf die Wind- und Wassermühlen, auf die Steuerruder auf den Schiffen u. s. w.

Die vierte Vorlesung ist hydrostatisch. Es wird in derselben zuförderst die Natur der flüssigen Körper überhaupt, ihr Druck, ihre Schwere, die Figur ihrer Oberfläche, und das Schwimmen ande-

rer

rer Körper auf denſelben erkläret. Alsdann folget der Gebrauch des Hydrometers, oder Waſſermeſſers, und der hydroſtatiſchen Wage des Herrn **Graveſands**. Dieſe letzte iſt ausführlich beſchrieben, und ihre Richtigkeit ſehr ſchön gezeiget worden. Man erblicket ferner einen weitläuftigen Aufſatz von der eigenthümlichen Schwere der Körper, die ſie im Waſſer gegen einander haben; ingleichen verſchiedene andre hydroſtatiſche Aufgaben, worunter ſich auch die befindet, die **Archimedes** dem Könige **Hiero** aufgelöſet. Endlich wird dieſe Vorleſung durch eine Betrachtung des Nutzens der Hydroſtatik beſchloſſen, welcher noch die Theorie von der Bewegung der Körper im widerſtehenden Flüſſigen, als in der Luft, im Waſſer u. ſ. w. wie ſie **Neuton** vorgetragen hat, beygefüget iſt.

Die fünfte Vorleſung hat die Hydraulik zum Gegenſtande. Das Gleichgewicht und die Bewegung der flüſſigen Körper ſind das erſte, was der Herr Verfaſſer abhandelt. Dieſem folget die Beſchaffenheit der Waſſerbehälter und der Leitröhren, der Lauf der Flüſſe, der Urſprung der Quellen und des Brunnenwaſſers, welcher nach Halleys Verſuchen beſonders gut abgehandelt iſt. Es iſt bekannt, daß Herr D. **Kühn** **Halleys** Berechnung nicht annimmt *, weil ihm dasjenige was **Halley** herausbringt, zu Erhaltung der Flüſſe nicht zureichend ſcheint. Allein Herr **Martin**, der es mit dem Herrn **Halley** hält, bringt andere Verſuche dieſes großen Engländers, deren Herr D. **Kühn** nicht gedacht hat, und woraus

* Vom Urſprunge der Quellen. ſ. 105. 108. S.

aus erhellet, daß Halleys und andrer Naturforscher Meynung nicht so ganz unwahrscheinlich ist. Denn erstlich giebt Herr Halley nicht bloß das Regen- oder geschmolzene Schneewasser zur Ursache der Erhaltung der Flüsse an. Er zieht hauptsächlich dasjenige dahin, welches unmerklicher Weise wie ein Thau niederfällt, und an sich eine ziemliche Menge beträgt. Dieses zu glauben, gab ihm die Erfahrung Anlaß, die er auf einem der höchsten Berge in der St. Heleneninsel hatte. Die Dünste fielen daselbst in Gestalt eines Thaues bey heiterm Himmel so häufig nieder, daß er seine Beobachtungen nicht recht vollführen konnte, indem er seine Gläser fast alle Augenblicke abwischen mußte. Er war neugierig zu wissen, um wie viel wohl die See durch die bloße Hitze der Sonne, ohne die andern Ursachen, als die Winde und die ordentliche Wärme der Luft, (die oft in Ansehung der Ausdünstung noch mehr als die Sonnenhitze betragen), ausdünstete. Er versuchte es mit der mittelländischen See. Wenn, sagt er, jeder von den neun Hauptflüssen, die ins mittelländische Meer fallen, demselben täglich so viel Wasser, als die Themse dem Meere, zuführen, welches nach seiner Rechnung 20,300,000 Fässer sind: so muß die See täglich etwas mehr als ein Drittel von dem wiederbekommen, was sie alle Tage ausdünstet. Denn das ausgedünstete Wasser beträgt 5280 Millionen Fässer, dieses hergegen, was die 9 Hauptflüsse ihm zuführen, machet nur 1827 Millionen solcher Tonnen. Die übrigen $\frac{2}{3}$ dieser erstaunenden Menge Wasser schreibt

Herr

Herr Halley dem Regen zu, der in die See unmittelbar fällt, und dem Regen der vom flachen Lande eingezogen wird, und überhaupt zum Wachsthume der Pflanzen das ſeinige beyträgt. Eben dieſe Meynung, die ſich auf die Menge des Regenwaſſers gründet, wodurch die Flüſſe und die See erhalten werden, haben auch Voſſius, Valisnieri, und Sedileau * ſchon behauptet, obgleich de la Hire nachgehends den unterirdiſchen Waſſerbehältern mehr Wahrſcheinlichkeit beygemeſſen.

Nach dieſem handelt Herr Martin noch vom Springwaſſer und von den Waſſerfällen. Hierauf kömmt er zu den Pumpen. Er beſchreibt davon erſtlich die gemeinen, nachgehends eine große Menge anderer, die uns hier nicht eben bekannt ſind. Zum Beyſpiele wollen wir die Beſchreibung der Pumpe mittheilen, darinn ſonſt keine gewöhnliche Reibung des Stämpels vorgeht. Man erblicket den Abriß davon auf dem Titelkupfer. Herr Martin beſchreibt ſie alſo:

Eine andere vortreffliche Pumpe, wodurch man das Waſſer in die Höhe hebt, iſt diejenige, welche wir den Herren Goſſet und de la Deuille zu danken haben, und die in dem königlichen Garten zu Paris aufgerichtet worden. Sie hat dieſes beſondere, daß ihr Stämpel ohne Reibung wirket. Die Geſtalt und die Einrichtung derſelben iſt folgende: A B C D E F G H I K L ſtellet eine Art von einem Kaſten vor, worinn der Stämpel eingeſchloſſen iſt. Dieſer Kaſten beſteht aus zween Theilen, dem obern

* Memoires de l'acad. des ſciences l'année 1695.

obern ABCIKL und dem untern DEFGH, die über einander zusammengefüget sind. Der in denselben befindliche Stämpel ist ab, und besteht aus einem runden Stücke Holz, um welches ein runder lederner Schlauch rings umher angenagelt worden, der so weit ist, daß, wenn der Stämpel auf den Boden des Kastens gekommen, das Leder rund umher an den Seiten desselben bey DH anliegt. Wenn nun der Stämpel und der obere Theil des Leders dergestalt herunter auf den andern Theil des Leders gedrücket wird, so kommen beyde Theile fast dicht an einander. Die Art wie dieses geschieht, ist leicht aus der Figur zu ersehen, wo igfdhk das Leder bedeutet, das von dem Stämpel durch die Oeffnung des Kastens geht. An den obern Theil des Stämpels befestiget man ein rundes oder anders gestaltetes Stück Eisen oder Holz, def. Oben auf denselben bey e ist die Stange des Stämpels QC fest gemachet, wodurch der Stämpel aufwärts nach dem obern Theile der Höhlung lm gezogen, und wodurch er im Pumpen auch wieder unterwärts gestoßen wird. Weil nun der Durchmesser des Stämpels nicht so groß, als der Durchmesser der Höhlung ist, so ist klar, daß in seiner Bewegung nach oben und unten zu, keine Reibung statt haben kann; sintemal nichts vorhanden ist, woran er sich reiben könnte. Und dieses wird durch die Erfindung verursachet, da man den Stämpel an dem Leder gleichsam hängend gemacht.

In den Boden ist eine Röhre FO gemachet, um dadurch das Wasser aus der Grube oder dem Brun-

nen

nen durch die Klappe bey c heraufzuleiten. In der Mitte des Stämpels befindet sich gleichfalls eine Klappe m, die nach oben zu offen ist. A L M N ist eine Röhre oder ein Cylinder, der das Wasser nach einer Cisterne leitet, wo es ablaufen kann. Man sieht leicht, daß, wenn der Stämpel heraufgezogen wird, das Wasser von unten durch die Klappe c heraufdringen wird, den leeren Raum auszufüllen; imgleichen daß, wenn der Stämpel heruntergestoßen wird, das Wasser in dem untern Theile des Kastens durch die Klappe des Stämpels m heraufsteigen muß; und wenn man den Stämpel nähmals in die Höhe zieht, das Wasser oberhalb demselben, in der Röhre A M, nach der Cisterne herauf gebracht wird.

Noch etwas besonders ist bey dieser Pumpe, daß der Stämpel nur durch einen kurzen Raum kann beweget werden. Allein dieses wird durch seine breite Grundfläche und durch die große Anzahl Stöße ersetzet, die in kurzer Zeit können vollführet werden. Der einzige Vorwurf, den man dieser Pumpe machen könnte, besteht darinnen, daß sie jederzeit mit so vielem Wasser beschweret ist, als die Wassersäule wiegt, deren Boden der Grundfläche des Stämpels, und die Höhe, der Höhe des Behälters oberhalb dem Stämpel gleich ist: wie aus demjenigen erhellet, das wir oben beygebracht, da wir das hydrostatische Paradoxon erklärten. Daher man denn nichts gewinnet, wenn man die Röhre A L M N enge machet, es sey denn, daß es ein besonderer Umstand erfoderte.

Herr Martin nimmt hierauf Gelegenheit, von den Feuer- und Wasserspritzen zu reden, unter denen hauptsächlich die Erfindungen der Herren Newcomens, John Cawley, des Capitains Savery, und Herrn Paynens zu merken sind. Am Ende steht noch eine Untersuchung von den Ursachen der Ebbe und Fluth, die ebenfalls viel schönes in sich hat. Dieses mag von dem gegenwärtigen Theile genug seyn. Wir fügen nur noch dieses hinzu, daß der Herr Verfasser an allen Orten die Berechnungen der vorgetragenen Sachen mitgenommen, und dadurch denenjenigen dieses Werk desto unentbehrlicher gemachet, die die algebraischen Rechnungen, auf die praktischen Theile der Meßkunst anzuwenden suchen.

* *

II.

La Mecanique des Langues, & l'art de les enseigner. Par Mr. *Pluche*.

A Paris, 1751, in 12.

Die Franzosen fangen seit einiger Zeit an, in den Titeln ihrer Schriften so sinnreich zu werden, daß sie unzählige Einfältige, die das Unverständliche blendet, ganz bezaubern; vernünftige Leser aber in Verwunderung und Mitleiden setzen. Kaum hat ein Esprit des Loix, mit seinem in allen Sprachen unübersetzlichen Titel, die Welt aufmerksam gemacht: so kömmt ein L'Homme Machine, eine Art de jouir, und hier auch

eine

fühlen; ſondern allein durch die Betrachtung erreichen kan; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sittenlehre und Regierungs-Kunſt gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgeſeimte Erkäntniſſen, ſo die Liebhaber der Weißheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter den Nahmen der Logick und Metaphyſick auf die Bahne bringen; welches alles dem gemeinen Deutſchen Mann etwas entlegen, nicht ſo üblich iſt; da hingegen der Gelehrte und Hoffmann ſich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in dergleichen faſt allein- und in ſo weit zu viel befliſſen; alſo daß es denen Deutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles was der gemeine Mann treibet, wohl in Deutſch gegeben, ſo iſt kein Zweiffel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von dieſen, wenn ſie gewollt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer in reinem Teutſch gegeben werden können.

11. Nun wäre zwar dieſer Mangel bey denen Logiſchen und Metaphyſiſchen Kunſt-Wörtern noch in etwas zu verſchmerzen, ja ich habe es zu Zeiten unſer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, das ſie, nichts als rechtſchaffenes ſage, und ungegründete Grillen nicht einmahl nenne (ignorat inepta.) Daher ich bey denen Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: Wir Deutſchen hätten einen ſonderbahren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekannt; und wann ſie denn begierig geweſen etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, das es

eine Mecanique des Langues heraus, die alle deutſche Bewundrer der Franzoſen in Entzückung; alle billige Kenner aber in Verwirrung ſetzet. Denn was heißt immermehr die **Mechanik der Sprachen**? Das erſte Wort iſt uns Deutſchen eben ſo bekannt, als unſern witzigen Nachbarn, den Gallern. Wir haben eine mathematiſche Wiſſenſchaft, die ſo heißt; wir kennen alle mechaniſche Hebezeuge, als Vortheile und Kunſtgriffe derſelben; wir kennen auch die mechaniſchen Künſte, oder beſſer Handwerker; die durch den Fleiß geſchickter Hände in materialiſchen Sachen ausgeübet werden. Kurz, wir haben den Begriff von **Mechanik**, daß dadurch nach den Geſetzen der Bewegung gewiſſe Wirkungen hervorgebracht werden. Was aber die **Mechanik der Sprachen** ſey, das iſt ein Räthſel: oder es ſind nach des **Boileau** Redensart, zwey Wörter, die ſich ſehr verwundern, wie ſie zuſammengekommen ſind:

- - deux Mots, l'un de l'autre étonnez.

Doch wir wollen bey der Aufſchrift nicht ſtehen bleiben. Anſtatt daß uns die Vorrede dieſen dunkeln Titel irgend erklären, oder etwa durch den Gegenſatz eines Eſprit des Langues, wie wir vermutheten, noch mehr verdunkeln würde; vergleicht dieſelbe unſre heutige Art, die gelehrten Sprachen zu lernen, mit der Art, wie die Römer die athenienſiſche Sprache gelernet. Hierinn bemerket er gleich anfangs, daß, ſo alt auch die Art zu ſtudiren in Frankreich ſeyn möchte, ſelbige doch vieleicht fehlerhaft ſeyn könnte. Nun will er zwar deswegen die

alte Art eben noch nicht abschaffen; weil vieleicht bey einer neuen, auch etwas zu besorgen seyn möchte. Gleichwohl meynet er, daß es nicht übel seyn würde, wenn man unvermerkt eine Aenderung einführen könnte.

Deutlich von der Sache zu reden, so besteht das Uebel, welches der Herr Plüsche in der gemeinen Art zu studiren in Frankreich wahrnimmt, darinn: daß bey allem Fleiße, den man auf die Erlernung der lateinischen Sprache in Schulen anwendet, dennoch so wenige aus den Schulen kommen, die rein Latein sprechen, oder es nur auf eine erträgliche Art verstehen können. „Wieweit bringen es „doch die meisten jungen Leute? fraget er hier: „Das Griechische ist ihnen ein unbekanntes Land; „und wenn sie sich ohne einen Beystand an einen „guten lateinischen Schriftsteller wagen, so finden „sie lauter Schwierigkeiten, lauter Mühe, lauter „Dunkelheit. Und so werfen sie ihn beyseit! „

Dieß ist das Bild, welches uns Herr Pl. von den französischen Studenten machet: und er versichert uns, daß es in Spanien und Italien eben so sey. Wir wollen es ihm also glauben, daß diese Völker, so wie er von sich gesteht, von den Schuljahren an, sobald sie in die Freyheit kommen, dem Lateine und Griechischen gute Nacht sagen, und sich an ihre Muttersprachen halten; woraus er schließt, daß sie wenig Geschmack an diesen alten Sprachen gefunden haben.

Wenn nun dem gleich so wäre: so sehe ich noch nicht, was denn nun für ein großes Unheil für die

Welt

Welt entſteht? Soll denn die ganze Welt noch heute zu Tage Griechiſch und Latein reden? Wie machten es denn vormals die Griechen? Dieſe konnten gar nichts anders, als ihre Mutterſprache, und waren doch das gelehrteſte und witzigſte Volk der Welt. Die Römer lernten zwar in neuern Zeiten Griechiſch; allein bloß um griechiſche Bücher zu verſtehen, und wenn ſie allenfalls Geſchäffte in Griechenland hatten, mit den Leuten reden zu können. Wie ſchön ſie aber geſprochen haben mögen, das mag der Himmel wiſſen! Sehr wenige Römer brachten es ſo weit, daß ſie griechiſche Briefe ſchreiben konnten; Bücher aber ſchrieben ſie alle (ein paar ausgenommen) in ihrer Mutterſprache. Iſt es nun nicht genug, wenn wir es heute zu Tage mit ihren Sprachen eben ſo machen; ſonderlich da ſie nunmehr todte Sprachen zu nennen ſind?

Aber nun kömmt der Verfaſſer auf **den Norden**; und da kann man denken, daß wir Deutſchen unſer Urtheil auch kriegen werden. Hier mögen nun unſre großen Griechen und Lateiner hören, was er ihnen für Lobſprüche giebt. „Im Norden „von Europa, heißt es, brauchet man das Latein „viel mehr; und man ſollte denken, die Reden und „Schriften würden folglich nach der römiſchen An„muth und Zärtlichkeit ſchmecken. **Allein nichts „weniger, als das!** Allenthalben höret man den „Klang des Lateins; aber **Latein ſpricht man „nirgends.** Anſtatt des edlen und leichtfließenden „Schwunges der lateiniſchen Sprache, findet man „NB. **überall** ein abgeſchmacktes und plumpes

„Geschwätz (un jargon insipide & grossier). Hat „man ja einige Fertigkeit, so ist es im Uebelreden. „Solche Gaben erwecken keinen Neid; es ist viel „besser, sie gar nicht zu besitzen.„

So weit haben es nun unsre deutschen Lateiner, unsre Buchner, Schurzfleische, Daume, Heinsier, Perizonier, Franzen, Grävier, Gronovier, Cellarier, Berger, Schwarze, Burmänner, so vieler noch lebenden beredten Männer zugeschweigen, gebracht, daß sie mit ihrem Lateine, von einem pariſischen Dictator, alle für Barbaren ausgerufen werden: und zwar von einem, der ohne Zweifel keinen einzigen von ihnen allen Latein reden gehöret, ja vielleicht nichts von ihren Schriften gelesen hat. So weit bringt man es mit allem seinem Fleiße in den alten Sprachen, bey einem Volke, welches dazu gebohren ist, ganz Europa Hohn zu sprechen; und sich allein zum Richter über alles was gelehrt seyn will, aufzuwerfen; zu einem Richter, der ohne Untersuchung der Sachen, wie der Blinde von der Farbe urtheilet, aber dennoch lauter Machtsprüche hören läßt.

Nun kömmt er auf die Römer, und meynt, daß diese von ihrer Erlernung der griechischen Sprache diejenige Ausputzung ihres Geistes und Witzes wirklich gefunden, die wir durch die unsrige vergeblich suchen. Dieses schiebt er auf die Art, der man sich bey dem Unterrichte der Jugend damals bedienet. Man hätte sich nicht begnüget, die Kinder das Latein verstehen zu lehren; sie hätten es auch schön und hurtig müssen reden lernen. Dadurch wäre die Artigkeit und der Witz der Griechen

chen zu den Römern übergegangen. Hievon unterſuchet er nun die Urſache. Es hat den Römern viel ſchwerer werden müſſen, Griechiſch, als den Franzoſen, Wälſchen und Spaniern Latein zu lernen. Denn dieſe neuen Sprachen kommen alle aus dem Lateine; dagegen dieſes ſehr wenig mit dem Griechiſchen gemein hatte. Deſto mehr Schande iſt es für dieſe drey heutigen Völker, wenn ſie das Latein nicht einmal ſo gut lernen, als wir Deutſchen, von deren Sprache jenes himmelweit entfernet iſt; und die wir noch dazu italieniſch, franzöſiſch und engliſch lernen.

Kurz von der Sache zu reden, er bemerkt, aus der Erziehung des **Cicero** und **Atticus**, und aus dem **Quinctilian**, daß man jungen Kindern gleich von Jugend auf griechiſche Sclaven zugegeben, die von guten Sitten und gelehrt geweſen. Da lernte nun die römiſche Jugend das Griechiſche aus der Uebung, wie itzo unſre deutſchen Kinder in vornehmen Häuſern das franzöſiſche lernen: das iſt, aus bloßer Uebung; wie man ſeine Mutterſprache lernet. Dieß iſt das große Geheimniß, welches der Herr **Pluſche**, bey Erlernung der Sprachen in Vorſchlag bringen will. Ja wie die Römer bisweilen ihre Kinder eher griechiſch als lateiniſch reden lernen ließen *: ſo will er, daß man heute zu Tage es auch machen ſolle.

* **Quintilian**, der dieſes im I. B. von einigen Römern, ohne es zu billigen, anführet, bemerket, daß es ſehr üble Folgen gehabt; indem ſolche ſo frühverwöhnte Kinder, hernach ihre eigene Mutterſprache übel ausgeſprochen und lebens-

Die Sache ist leicht gesaget: aber, es ist noch ein großer Sprung, bis auf die Ausführung. Zu der Römer Zeiten war das Griechische eine lebendige Sprache. Man konnte also eine Menge gebohrner Griechen und Athenienser haben, die man den Kindern zu Bedienten und Sprachmeistern gab: so wie es itzo an französischen Lackeyen, Schuster- und Schneidermädchen in Deutschland nicht fehlt, die sich zu sogenannten Mamsellen brauchen lassen: ob sie gleich weder gute Sitten, noch die geringste Art der Wissenschaft besitzen, ja ihren Namen nicht recht schreiben können. Aber wo soll man heute zu Tage, die lateinischen servos, libertos, und libertinos hernehmen, die unsern heutigen Kindern von der Wiege an, Latein vorplaudern; und sie in allem, was zum täglichen Leben dienet, schwatzhaft machen?

Es ist bekannt, daß man in den katholischen Schulen, in Deutschland, Böhmen, Pohlen und Ungarn, diesem Mangel dadurch abzuhelfen suchet, daß die Schullehrer daselbst mit ihren Knaben lauter Latein plaudern. Allein wie groß auch die Fertigkeit im Lateine ist, die solche Jesuiterschüler dadurch im Schwatzen bekommen: so ist es ja auch bekannt genug, welch ein barbarisches Geschwätz dieses zu seyn pflegt: sogar, daß das Jesuiterlatein darüber

lebenslang einen fremden Accent darinn behalten. Sehen wir dieses nicht auch täglich bey unsern vornehmen jungen Leuten? Ja, was noch ärger ist, hassen nicht solche frühzeitige Jeans de France hernach ihre Muttersprache, bloß weil sie selbige nicht können?

darüber zum Sprüchworte geworden iſt. Und von dieſem katholiſchen Lateine der nordiſchen Länder, muß wohl Herr Plüſche oben geredet haben; als er dem nordiſchen Lateine überhaupt den Urtheilsſtab brach. Wir werden alſo, als Proteſtanten, nur wider die Allgemeinheit ſeines Ausſpruches eine Appellation eingeben müſſen.

Nun ſchmählet der Herr Verfaſſer, daß man bey uns die Jugend gar zu zeitig zum Ueberſetzen aus der Mutterſprache ins Latein anführet; welches man Argumente, oder Exercitien machen, nennet. Das iſt nun für eine junge flüchtige Creatur eine rechte Marter. Da ſitzt ein armer Knabe im Winkel, und zerbricht ſich den Kopf, theils Wörter zu ſuchen, die er noch nicht weis; theils ſie nach gewiſſen Regeln von Wort zu Wort zuſammen zu flicken, ehe er die lateiniſche Art zu denken und zu reden kennet. Was kann daraus anders, als ein elendes Latein, voller Idiotismen ſeiner Mutterſprache entſtehen: dergleichen wir in den Epiſtolis obſcurorum virorum, wie in den meiſten Schulexercitien, finden; und insgemein Küchenlatein nennen?

In Wahrheit, wenn unſer Verfaſſer in allem unrecht hätte, ſo könnten wir ihm doch in dieſem Stücke unſern Beyfall nicht verſagen. Nichts iſt thörichter, als Kinder ſo zeitig zu Ueberſetzern in eine fremde Sprache zu machen, die ſie noch gar nicht können. Und ſo gemein dieſe Art der Uebungen auch in unſern Schulen iſt, ſo beſchwerlich und ſchädlich iſt ſie der Jugend. Man lehre die Kinder doch, auf den untern Claſſen, erſt leichte,

dann schwerere lateinische Schriftsteller recht verstehen; so daß sie selbige leicht im Deutschen erklären, oder exponiren können. Man lasse sie hernach fleißig schriftliche Uebersetzungen aus dem Lateine in ihre Muttersprache machen: bis ihnen alle lateinische Wortfügungen, eigene Redensarten, und ursprüngliche Zierlichkeiten so geläufig sind, als ob es ihre Muttersprache wäre. Alsdann lasse man sie allererst auf den obern Classen, und vieleicht gar nur auf der obersten, nicht aus deutschen Texten, sondern aus dem Kopfe, das, was sie schon mit lateinischen Worten gedacht haben, zu Papiere bringen: so wird man ein besseres Latein von ihnen bekommen; als durch die langweiligen Argumente und Exercitien, dadurch sie doch nur ein mühseliges Küchenlatein zusammen stoppeln lernen.

Doch wir müssen unsern Lesern, außer dem Kerne des ganzen Buches, den wir ihnen hier, mit unsern Gedanken, mitgetheilet haben, auch die Ordnung der Capitel und Abhandlungen mittheilen. Dieses aber ist sehr schwer, denn der Verfasser hat sein Werk nur in II Bücher, und in gar keine Capitel eingetheilet. Die Bücher selbst sind auch sehr ungleich. Das I handelt die **Mechanik aller Sprachen** ab. Unsre Leser werden es nicht fodern, daß wir dieses Räthsel erklären sollen: denn der Verfasser thut es selbst nicht. Soviel wir errathen können: meynet er dadurch das, was man aus der bloßen Uebung in Sprachen lernet. Hier fängt er an, den Ursprung aller Sprachen, aus der Natur des Menschen, seiner Begriffe und Gedanken, der Bedürf-

nisse,

niſſe, des Mundes, der Lunge u. ſ. w. zu erklären. Er geht alle Theile der Rede durch, und zeiget ihren Grund in der Verſchiedenheit der Gedanken und ihrer Verbindungen; wie ſchon bey uns Herr Baron Wolf in ſeiner Metaphyſik, und unlängſt die gottſchediſche Sprachkunſt im Anfange der Wortforſchung gethan hat. So erkläret er auch viele andere grammatiſche Dinge, die allen Sprachen gemein ſind, die theils Herr Canz, in ſeiner Grammatica univerſali; theils unſer Herr Prof. Winkler im I. B. von den eigenen Schriften der hieſ. D. G. in der Abhandlung von der Schönheit der deutſchen Sprache, ſchon erkläret hat. Doch weil dieſes nur deutſche Schriftſteller ſind, ſo wird es ohne Zweifel manchen verwöhnten Leſern, im Franzöſiſchen viel tiefſinniger, und ſchöner vorkommen.

Was in dieſem erſten Buche noch merkwürdig iſt, das iſt die Veränderung der Sprache eines ganzen Volkes, deren Urſachen er unterſuchet, und mit dem Exempel der franzöſiſchen erläutert. Allein er fängt doch nur von der verfallenen lateiniſchen Bauerſprache, oder der damals ſogenannten Romaniſchen an; die, wie er ſaget, das Grab der lateiniſchen, und die Wiege der heutigen franzöſiſchen geweſen. Hier hätte er billig bis auf die alten Gallier zurückgehen, und ihre Sprache als eine Schweſter der alten Deutſchen erklären ſollen. Allein er fängt gleich an, ſeine Vorfahren für römiſche Bürger anzuſehen; und bemerket, daß ſie zwar lateiniſche Wörter, aber ohne die gehörigen Endungen zu beobachten, angenommen. Er geſteht,

ſteht, daß ſie verſchiedene Wörter und Redensarten von allerley Völkern, die ſich unter ſie gemenget, angenommen; hütet ſich aber ſehr zu ſagen, daß ſie ſich nicht nur unter ſie genienget, ſondern ihre Herren geworden.

Allein wer weis es nicht aus den Geſchichten, daß im mittäglichen Theile von Frankreich die deutſchen Weſtgothen; in der Mitte deſſelben die Burgunder und Franken; im nordlichen Theile aber die Normänner und Britten, der Gallier ihre Sieger und Beherrſcher geworden. Von allen dieſen deutſchen Ueberwindern nun haben die halb lateiniſchen Gallier ihre Sprache noch mehr verderben gelernet: wie er endlich ſelbſt geſteht, daß ſie unter dem Pipin Heriſtal, Karl Martel, Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen, noch mehr Wörter aus dem Deutſchen angenommen. Denn freylich war unter dieſen Regenten und allen folgenden karolingiſchen Königen, das Fränkiſchdeutſche noch die Hofſprache der Weſtfranken, oder Franzoſen; und das verderbte latein die Bauerſprache (Lingua romana ruſtica), bis dieſe endlich unter Hugo Schapplern, den Thron beſtiegen. Indeſſen iſt Herr Plüſche mit Rollins obenerwähntem Ausſpruche nicht eins: wenn er glaubt daß die Hülfswörter (Verba auxiliaria,) die man aus den nordiſchen Spra-

* Seine Worte ſind dieſe a. d. 21 S. La Langue latine deja fort maltraitée ſe ſurcharges encore des *Verbes auxiliaires*, uſités parmi les Septentrionaux. Cet inſipide allongement la rendi languiſſante, au point de n'être plus reconnoiſſable.

unſere Sprache ſelbſt ſey, denn was ſich darinn ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeye würklich was rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine Deutſche Sprache nicht an.

12. Alleine, es iſt gleichwohl an dem, daß in der Denk-Kunſt und in der Weſen-Lehre auch nicht wenig Gutes enthalten, ſo ſich durch alle andere Wiſſenſchafften und Lehren ergieſſet, als wenn man daſelbſt handelt von Begrenzung, Eintheilung, Schluß-Form, Ordnung, Grund-Regeln, und ihnen entgegengeſezten falſchen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterſcheid, Vollkommenheit und Mangel, Urſach und Würkung, Zeit, Ort, und Umſtänden, und ſonderlich von der groſſen Munſter-Rolle aller Dinge unter gewiſſen Haupt-Stücken, o man Prädicamenten nennet. Unter welchen allen viel Gutes iſt, damit die Deutſche Sprache allmählig anzureichern.

13. Sonderlich aber ſtecket die gröſte natürliche Weißheit in der Erkäntniß GOttes, der Seelen, und Geiſter aus dem Lichte der Natur; ſo nicht allein ſich hernach in die offenbahrte Gottes-Gelehrheit mit einverleibet, ſondern auch einen unbeweglichen Grund leget, darauf die Rechts-Lehre ſo wohl vom Rechte der Natur als der Völker insgemein und inſonderheit, auch die Regierungs-Kunſt ſamt den Geſetzen aller Lande zu bauen. Ich finde aber hierinn die Deutſche Sprache noch etwas mangelhaft, und zu verbeſſern.

14. Zwar iſt nicht wenig Gutes auch an dieſem

Zweck

Sprachen, d. i. aus dem Deutſchen in das Bauerlatein, oder franzöſiſche, aufgenommen, die Sprache nur matt gemachet *. Rollin hergegen glaubt, daß ſie demſelben einen großen Vortheil verſchaffet haben **. Es ſey nun eins, oder das andere, oder vieleicht beydes zugleich gegründet: ſo iſt doch auch dasjenige wahr, was Grotius in ſeinem Gedichte bey Mylii Wörterbuche von der deutſchen Sprache geſchrieben:

O patria ſalve Lingua! . .
Cujus retenta parte, tot triumphatæ
Adhuc fatentur Teutonum arma gentes.
Franci potentis præda ditior Gallus,
Et Longobardo victus Inſuber mollis &c.

Wenn aber der Verfaſſer im folgenden, den Artikel in der Sprache, von den Saracenen herleitet; ſo giebt er offenbar zu verſtehen, daß er das Deutſche nicht kennet: welches den Artikel ſchon mit den Gothen, Franken und Burgundern nach Gallien gebracht, ehe noch die Saracenen nach Spanien, geſchweige denn nach Frankreich gekommen. Die Wälſchen haben ihn ja auch in der Lombardey, und überall, wohin die Saracenen niemals gedrungen ſind, oder doch nicht lange genug gehauſet haben, von Gothen und Longobarden bekommen. Was brauchet es alſo den Artikel von den Arabern zu entlehnen, da ihn ganz Europa von Deutſchen hat lernen können? die ſich ohne dieß alle mittägliche Länder des

occiden-

** In ſ. Maniere d' enſeigner & d' appr. les Bell. L. T. I. p. 324 heißt es: La plupart de nos Mots nous viennent de la Langue latine: mais la Conſtruction, & les *Verbes auxiliaires*; qui *ſont d'un tres grand uſage*, nous viennent de la Langue Germanique.

occidentalischen Kaiserthums unterwürfig gemachet? Wenn er aber ein Exempel giebt, daß der Artikel nicht zureiche, den Sinn recht zu bestimmen: Le jeune Hebreu, tua le Geant, und le Geant tua le jeune Hebreu; wo einerley Artikel einen ganz widrigen Sinn geben: so können wir nichts davor, daß die Franzosen, sowohl als die Wälschen und Spanier, ihre Artikel nicht in allen Fällen verändern. Bey uns thun wir das, und da leistet uns der Artikel gute Dienste: z. E. der junge Hebräer erschlug den Riesen; und den Riesen erschlug der junge Hebräer: dabey sich der Sinn gar nicht so ändert, wie im Französischen.

Noch einen neuen Schnitzer begeht Herr Plüche, wenn er glaubt, daß eben diese Saracenen, als sie aus Spanien, und dem mittäglichen Frankreich gewichen, den Gebrauch der Reime zurückgelassen hätten. Ist es nicht seltsam, die Ehre dieser Erfindung lieber den Saracenen, als den Deutschen zu gönnen; die doch lange vor der Saracenen Einfällen, in Frankreich gereimet haben? z. E. Otfried, der doch bald nach Karls des Großen Tode sein Evangelium in deutschen Reimen geschrieben; als die Saracenen in Spanien kaum warm geworden, in Frankreich aber noch gar nicht gedrungen waren. Das Loblied auf den Sieg über die Normannen in der Hälfte des IX Jahrhunderts im Schilter, ist auch an einen König Ludewig in Frankreich, vom Carolingischen Hause, in deutschen Reimen gerichtet, 200 Jahre vorher, ehe die Provenzaldichter Mode wurden. Und selbst der erste von diesen hat Gottfried

fried Rudel geheißen, und iſt folglich, ſeinem Namen nach, ein Deutſcher geweſen; der den guten Provinzialpoeten den erſten Geſchmack an den Reimen beygebracht hat, wie anderwärts deutlich gewieſen worden *. Und was braucht es mehr? Der vernünftige Rollin hat es längſt erkannt und geſtanden, daß die Reime der Franzoſen von den Deutſchen herkommen: Nos Langues modernes, ſchreibt er, - - viennent certainement du debris de la Langue latine, par le Melange de la Langue Tudeſque ou Germanique. - - Et c'eſt peutêtre de cette Langue là, que nous ſont venuës les Rimes. *loco citato.*

Solche Brocken nun findet man bey unſerm gelehrten Herrn Plüſche eben ſowohl, als bey vielen ſeiner Landsleute, die in ihren eigenen Urſprüngen im finſtern tappen, bloß weil ſie ſich um ihre deutſche Nachbarn nicht bekümmern; die indeſſen, über ihre Unwiſſenheit lachen müſſen.

Was er hernach von den Urſprüngen des Griechiſchen und Lateiniſchen ſaget, würde zu ſehr vielen Anmerkungen Gelegenheit geben, wenn wir uns dabey aufhalten wollten. Allein Herr Plüſche würde alle begangene Fehler haben vermeiden können, wenn er des gelehrten Herrn Pelloutiers, eines unparteyiſchen Franzoſen, der beyde Sprachen verſteht, vortreffliche Hiſtoire des Celtes geleſen hätte. Da würde er wohl geſehen haben, daß beyde Sprachen, ihren celtiſchen, d. i. deutſchen Urſprung nicht

* S. die gottſchediſche Sprachkunſt, IV Theil im IV Hauptſtücke.

nicht verläugnen können; nicht aber von Seeräubern und Banditen herrühren, wie er vorgiebt.

Das I Buch schließt mit der 38 S. und wir haben darinn noch nichts von der Mechanik der Sprachen gefunden. Das II B. füllet den übrigen, achtmal größern Theil des Buches an: und darinn lehret er, wie man in allerley Alters, alle Sprachen von sich selbst lernen kann. Es hält derselbe viel gutes in sich; das aber gleichwohl viele Abfälle leidet. Unser Raum leidet es nicht, ihm zu folgen: da er gar keine Capitel, Abschnitte, oder Eintheilungen darinn gemachet hat; sondern aus dem Kopfe, auf ein Gerathewohl, alles was ihm eingefallen, nach einander hingeschrieben. Wie ist es möglich, aus solchen Büchern Auszüge zu geben? Unsre Leser mögen, wenn Sie es der Mühe werth achten, ihn selbst zu lesen, mit diesem Vorschmacke zufrieden seyn.

III.

Fortsetzung der Lambacherischen Verantwortung, wegen des Catal. Bibliothecæ Civicæ Vindobonensis, mit Anmerkungen.

Zweytens vermeynen Sie, meine Herren, daß ich mich in meinem Catalogo nicht gnugsam an die chronologische Ordnung gehalten, ja von selber gar ohne alle begreifliche Ursache abge-

abgewichen wäre. Ich aber glaube denenſelben zu beweiſen, daß ich ſolche, ſowohl in Anſehung des Alters der Scribenten, als auch der Editionen, überall auf das genaueſte beobachtet; in ſo weit nämlich ein Catalogus materiarum ſcientificus, gleichwie der meinige iſt, es zuläßt; als in welchem zuförderſt die Materien nach ihrer Ordnung eingetheilet, ſodann die Bücher von gleichem Inhalte, und einerley Gattung zuſammengeſetzet; und dieſe endlich erſt nach der chronologiſchen Ordnung in ihre Reihe gebracht werden mögen, und zwar alſo, daß das Alter der Scribenten dem Alter der Ausgaben allemal vorzuziehen iſt. Eben diejenigen Exempel, welche Sie, meine Herren, zu ihrem vermeyntlichen Beweiſe angeführet, können mir zu dem meinigen dienen.

Denn da ſehen Sie in der Claſſe von den **Bibeln in hebräiſch- und andern orientaliſchen Sprachen** vorne an ſtehen die Biblia Polyglotta, weil dieſelbe nicht allein in hebräiſcher, ſondern mehr andern Sprachen beſtehen, und eben darum in allen wohleingerichteten Bibliotheken den erſten Platz unter den Bibeln einzunehmen pflegen a). Hiernächſt

a) Eine Gewohnheit, die auf ſo ſchlechten Gründen beruhet, hätte billig die Ehre nicht haben ſollen, von einem Manne, wie der Herr Secr. Lambacher iſt, beybehalten zu werden. Man weis den Werth alter Handſchriften, zumal wenn ſie ächt und ſchön ſind; und daß ihnen kein gedrucktes Buch gleich zu ſchätzen iſt. Hätten alſo nicht die älteſten Manuſcripte hebräiſcher Bibeln und einzelner Bücher des A. T. billig vorgeſetzet werden ſollen? Daß eine Poly-

nächst folget die allerälteste hebräische von An. 1483, und auf diese die rabbinische von 1517, welche letztere eben eine hebräische Bibel ist, und nur um deswillen Rabbinica pfleget genennet zu werden, weil sie mit den rabbinischen Auslegungen versehen ist. Weil nun diese zwo Bibeln, dem Texte nach, von einerley Gattung sind; so hat bey denselben die chronologische Ordnung Platz finden können, und ist also, die ältere der jüngern vorzusetzen, nicht ausser Acht gelassen worden. Hierauf kommen die einzelen biblischen Bücher, und zwar in der Ordnung, wie sie in der Bibel gelesen werden: anfangs nämlich der Pentateuchus, sodann das Psalterium, und weiter die übrigen Bücher. Wobey die Chronologie nur an einem einzigen Orte, nämlich bey dem Sprüchen Salomonis, als die in zwoen Ausgaben von einerley Gattung vorhanden sind, hat beobachtet werden können, und auch wirklich beobachtet worden ist.

Bey der Classe der lateinischen Bibeln gestehen sie selbst, daß die Codices manuscripti, wie billig, voranstehen, auch der Anfang der gedruckten ziemlich gut von 1482, 1498, 1508, 1512, 1527, 1530, auf 1532 steigt. Warum aber herrschet hier die richtige chronologische Ordnung? Weil dieses lauter

Bibeln

glotte in vielen Sprachen zugleich ist, thut nichts zur Sache: denn eben dadurch gehöret sie noch zu einer tiefern Classe, nämlich der Uebersetzungen. Daß man sie aber in gemeinen Bücherverzeichnissen vorsetzet, kömmt bloß daher, weil sie theuer sind; und die Besitzer gern mit den kostbarsten Büchern gleich anfangs pralen. Aber kosten denn gute Handschriften nicht auch viel?

Bibeln von einerley Gattung sind, nämlich Vulgatæ Editionis, welcher Version sowohl ihrer Würdigkeit, als Alters halber, vor allen andern lateinischen Versionen der Rang gebühret. Warum aber kömmt gleich hierauf wiederum eine lateinische Bibel von 1528, dann weiter eine andere von 1526? Weil diese zwo von einer andern Gattung sind, als die erstern; nämlich die von An. 1528 ist nach der Vulgata die erste Version aus dem hebräischen Grundtexte; dann die von 1526 ist die Version aus der griechischen Verdollmetschung der Septuaginta, die der Version aus dem hebräischen Grundtexte billig nachzusetzen ist. Warum endlich folget darnach das alte Testament von 1522, das Psalterium quintuplex von 1509, das Psalterium latinum cum vulgari Versione von 1494, ja sogar pag. 15 ein Codex manuscriptus membranaceus Psalterii aus dem zwölften Jahrhunderte? Weil dieses lauter einzelne Theile der Bibel sind, die denen ganzen Bibeln nicht haben vorgesetzet werden können, auch unter sich selbst so stehen müssen, wie es die Ordnung der biblischen Bücher erheischet. Und aus dieser Ursache war der Codex MSt. Membr. Psalterii, wegen seines Alters mit nichten, wie Sie glauben, ganz vorne an den Bibeln, noch zu Anfang derselben Theilen, sondern nur vor den gedruckten Psaltern zu setzen b).

b) Daß man ganze Bibeln vor Stücke derselben, oder einzelne biblische Bücher setzet, ist zwar eine Regel, der man folgen kann, wenn man will: aber sie ist auch sehr willkührlich, so daß man sie eben sowohl aus den Augen setzen, und

Meine Herren belieben nur etwas näher zu erwägen, was es für einen schlechten Zusammenhang der Materien gegeben hätte, wann ich der Chronologie zu liebe, die Bücher dergestalt untereinander werfen wollen: daß gleich anfangs das ermeldte Psalterium, sodann eine ganze Bibel, weiter das neue Testament, darnach wider etliche ganze Bibeln, hierauf das Evangelium Lucä, und Matthäi, sodann wiederum eine ganze Bibel gesetzet, und auf solche Art auch mit den gedruckten fortgefahren hätte? Ja es würde die so beobachtete chronologische Ordnung verursachet haben, daß öfters ein Buch wegen Unterscheid der vorhandenen Editionen gleich anfangs einer Classe, und wiederum auch ganz unten wäre zu stehen gekommen. Welches Ihnen gewißlich noch weniger gefallen haben, und dem Absehen eines Catalogi Materiarum schnurgrade zuwider gewesen seyn würde c).

Ich begreife nun aber schon, meine Herren, woran es fehle, daß Sie mein Systema nicht eingesehen haben,

und mit einer bessern vertauschen kann. Ein Codex membranaceus der Psalmen verdienet gewiß viel höher geschätzet zu werden, als unzählige ganze gedruckte Bibeln in neuern Sprachen; ja selbst in hebräischer Sprache, die man bisweilen mit einem, oder ein paar Thalern kaufen kann. Wenn also der Herr Secret. Lamb. allerdings einer Regel gefolget ist, wie wir gern zugeben; so fraget sichs doch, ob er der besten gefolget sey? Die Meynungen sind unterschieden. Eben so ist es mit der Ordnung der biblischen Bücher. Auch diese hat keinen rechten Grund. Nach ihrem Alter sollten sie ganz anders stehen. Denn so käme Hiob ganz

von

haben, und vielleicht auch noch andere es nicht also gleich einsehen werden. Ich hätte nämlich einer jeden äußersten Gattung der Bücher eine besondere Rubrik vorsetzen sollen; denn damit wäre einem jeden die beobachtete Ordnung gleich beym ersten Anblicke in die Augen gefallen. Ich habe aber dieses bey meinem Catalogo, wo nur die alten Bücher vorkommen, nicht thunlich zu seyn befunden: weil dadurch fast eben so viel Rubriken, als Bücher herausgekommen wären; indem unter einer Rubrik zum öftern nur ein einziges Buch gestanden hätte. Wie dann unter der Rubrik: Biblia Polyglotta; nur allein die Complutensia Platz gefunden hätten, und bey den Partibus dererselben es eben also ergangen seyn würde. Ich dachte also besser zu thun, die Ordnung der Materien zwar auf das genaueste zu beobachten; dabey aber den Catalogum mit so vielen Rubriken (die als ein eitler Pracht hätten ausgeleget werden können) nicht zu beschweren; sondern was öfters 10, 20, und mehr Rubriken hätte ausmachen können, in eine zusammenzuzie-

von vorne; und wie mancher Prophet würde nicht vor dem Esaias und Jeremias zu stehen kommen? Die Juden haben auch eine ganz andre Abtheilung der biblischen Bücher. Doch solche Regeln sind willkührlich.

c) Diese Ordnung würde gewiß uns, und allen denen gefallen haben, die da wissen, daß der Werth der Handschriften nach ihrem Alter geschätzet wird; und alte geschriebene biblische Werke allen gedruckten vorzuziehen sind. Es giebt allerdings Ordnungen, die Unwissenden ein Chaos zu seyn scheinen; und Verwirrungen, die dem Scheine nach sehr gut ins Auge fallen.

hen, um dadurch einer jeden Rubrik eine gemessene Zahl der Bücher zuzutheilen d).

d) Es ist wahr, daß durch solche Ueberschriften der Abtheilungen, die von dem Herrn Verfasser beobachtete Regel besser ins Auge gefallen seyn würde: ob aber dadurch die Ordnung selbst in der That besser, und Kennern von Büchern gefälliger geworden seyn würde, das stellen wir dahin. Indessen sind wir solche Splitterrichter nicht, daß wir aus einer solchen willkührlichen Sache ein großes Wesen machen wollten. Einem jeden steht es ja frey, seine Verzeichnisse einzurichten, wie er will.

NB. Die III. Abtheilung dieser Antwort des Herrn Secret. Lambachers betrifft die Frage, ob Emser, der dresdenische Widersacher D. Luthers, wirklich diesem seine Uebersetzung des N. Testaments, so zu reden gestohlen, und nur mit kleinen Aenderungen und beygefügten Glossen, nebst einer neuen Vorrede, für seine Arbeit ausgegeben habe? wie D. Luther ihn beschuldiget hat, Herr Lambacher aber läugnet. Allein diese Untersuchung würde uns zu tief in das theologische Fach, und folglich von dem Zwecke unsrer Monathschrift zu weit abführen. Wir haben also diesen Artikel den Herren Verfassern einer hiesigen theologischen Monathschrift überantwortet, die ihm eine völlige Gnüge thun werden. Wir empfehlen ihnen zugleich, dasjenige zu beleuchten, was Herr Lambacher in seinem Verzeichnisse auf der 241. u. f. S. von der augspurgischen Confession geschrieben: da er sich wider seine aysdrückliche Versicherung, wirklich in theologische Streitigkeiten eingelassen; und was das schlimmste ist, auch offenbar falsche Beschuldigungen, ja recht unziemliche Ausdrückungen mit einfließen lassen.

Der Schluß folget nächstens.

IV. Die

Zweck in denen geiſtreichen Schriften einiger tiefſinnigen Gottes-Gelehrten anzutreffen; ja ſelbſt diejenigen, die ſich etwas zu denen Träumen der Schwermer geneiget, brauchen gewiſſe ſchöne Worte und Reden, die man als güldene Gefäße der Egypter ihnen abnehmen, von der Beſchmitzung reinigen, und zu dem rechten Gebrauch wiedmen könte. Welchergeſtalt wir den Griechen und Lateinern hierinn ſelbſt würden Troz bieten können.

15. Am allermeiſten aber iſt unſer Mangel, wie gedacht, bey denen Worten zu ſpühren, die ſich auf das Sitten-Weſen, Leidenſchaften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungs-Sachen, und allerhand bürgerliche Lebens- und Staats-Geſchäfte ziehen: Wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unſrige überſetzen will. Und weilen ſolche Worte und Reden am meiſten fürfallen, und zum täglichen Umgang wackerer Leute ſo wohl als Brief-Wechſelung zwiſchen denſelben erfordert werden; ſo hätte man fürnehmlich auf deren Erſetzung, oder weil ſie ſchon vorhanden, aber vergeſſen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo ſich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verſtatten.

16. Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort, als eine Todt-Sünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzu groſſe Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu

* *

IV.

Die Wünsche.

Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an:
Wer ist in aller Welt, der solches ändern kann?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirsenpfriemer heißt, mag Hirsenpfriemer sterben.
Rachel.

Du, dessen ruhig Herz nicht eitle Wünsche thut,
Mit Gott, und sich vergnügt in sanften Armen ruht:
O! sage! darf ich heut die Narren überzählen,
Die sich, und uns so oft mit tollen Wünschen quälen?
Der Tag, der holde Tag, der dein Geburtsfest ist,
An dem das, was uns liebt, mit keuscher Inbrunst küßt:
Wie wird der nicht beschimpft! wie wird der nicht entehret!
Wenn man den Himmel selbst mit kecken Wünschen störet.
Der, dessen schönes Gut viel tausend Wünsche lockt;
Dem seines Goldes Glanz das geile Herz verstockt:
Der sieht nicht, was er hat; er sieht, was andre haben,
Und kann sich nur allein an fremdem Gute laben.
Umsonst, daß sein Pallast von Gold und Marmor glänzt!
Umsonst, daß seinen Hof ein stolzer Bau umkränzt!
Umsonst! er wünschet doch, und hört nicht auf zu geilen,
Bis Erd und Grabmaal ihm der Wünsche Ziel ertheilen.
„Ein Ordensband, mein Kind! ein Schlüssel! und ein Stern!„
Sechs Mohrenköpfe ziehn den neuen Kammerherrn!
Doch kaum ziert seinen Rock ein zierlich goldner Schlüssel;
Kaum blitzt auf seiner Brust ein Stern, gleich einer Schüssel:
So steht ihm alles dieß, wie sein Servis, nicht an:
Man sehe, wie ein Wunsch den andern locken kann!
Gießt um! gießt um! schreyt er, daß es parisisch werde!
Indessen speiset er auf seiner Meißnererde.

So, und noch thörichter wünscht man auf dieser Welt,
Die, wo man nur hinblickt, auch Thoren in sich hält.
Greif um dich, liebster Freund! greif um dich! nichts, als
Narren!
Und Narren, die noch stolz von Gold und Silber starren.

Freund! denk nicht, daß der Wurm allein bey Reichen ist:
Oft ists ein strohern Dach, was tausend in sich schließt.
Der, dem ein Pferd, ein Rock, ein Degen übrig blieben,
Und der sein ganzes Gut, für fremdes Geld, verschrieben:
Auch dessen Herz wird oft von Wünschen angeflammt,
Wenn er des Nachbars Gold, weil er es darbt, verdammt.
Die Armuth wird gelobt, und sehr herausgestrichen;
Der theuern Unschuld ist das seltne Gold entwichen:
Und Frau Gerechtigkeit wird voller Gift verhöhnt;
Weil sie dem Haderecht das Zanken abgewöhnt.
Man schimpfet, und verflucht die besten Advocaten;
Sie sind, so lärmet man, das Gift von unsern Staaten!
Du Narr! sind sie das Gift: wer Henker! zwingt dich wohl,
Daß, wenn du es nicht liebst, es dich bezaubern soll?
Der Degen hat nicht Schuld; nein! der, der ihn führet,
Der ist es, der die Rach auf seinem Nacken spüret!

Siehst du den blanken Geck? die Weste strotzt von Gold;
Auf seinen Näthen sitzt wohl eines Feldherrn Sold.
Der weißen Strümpfe Wulst ist schwarz von Staub u. Erde;
Er bittet auf den Knieen, daß er gefoltert werde.
Geduld! gebt ihm das Kind! denn kaum, daß er es hat
So, wett ich, ist er schon von ihren Reizen satt.
Die Haut ist gar zu sanft; das Auge hat nicht Flammen:
O! wer wird nicht den Blick, den todten Blick, verdammen?
Es soll ein ander Kind, das so, wie deins ist, seyn:
Und dennoch wird der Geck noch über Ekel schreyn.
Er wird noch misvergnügt nach fremden Weibern blicken;
Und die, die er besitzt, die darf ihn nicht entzücken.

Sacht! ich vergesse mich! schau, was die Thorheit kann:
Ich greife sie so gar vor deinen Augen an.
Ich schone keinen Stand, nicht Titel, und nicht Tempel;
Und, wo ein Narr nur ist, so hab ich auch Exempel.

Sieh,

Sieh, dorten drückt die Hand den gifterfüllten Mund;
Man thut, und ganz gebückt, die falsche Seele kund.
Ein schwarzer Rock bedeckt noch eine schwärzre Seele:
Die Feder selbst wird roth, da ich die Wuth erzähle.
Die Kanzel auch erzählts! Er täuschet Welt und Gott;
Und treibt voll Eifer noch mit unsrer Gute Spott.
Er wünschet, doch für Geld, uns segensvolle Tage:
Man dächte gar, daß er die Kanzel selbst zerschlage.
Er rufet, doch für Geld, für uns den Himmel an:
Man sehe, wie der Schein uns nicht betrügen kann.
Doch kaum hat er den Stand, den theuern Stand, verlassen:
So wird er voller Geiz die Drittelstucken fassen.
Es nimmt ihn auch einmal ein starker Eifer ein;
Er wird, wenn ihr ihm glaubt, ein neuer Luther seyn.
Er schmählet, schimpft und flucht auf Kloster und Prälaten:
Sie plündern, eifert er, den Kern von allen Staaten.
Doch komm! werd' ein Prälat! hier ist der Bischofsstab!
O Freund! du schwöreſt schon den schnöden Irrthum ab?
Er würde wohl so gern die Vorhaut selber lassen:
Könnt er, als Mufti, nur in Stambol einst erblassen.

Als noch der Priester arm, die Kirche hölzern war:
So lief das Laster doch noch irgendwo Gefahr.
Es schien, und that doch so, als wenns vor Priestern bebte;
Es wich, und zitterte, wenn ihn der Geist belebte.

Doch als des Priesters Faust den größten Thron zerschlug;
Die Kutte selber stolz die Königsbinde trug;
Als Rom, das große Rom, zu frecher Priester Füßen
Begann für seine Wuth, und eitle Pracht zu büßen;
Als seiner Helden Raub ein Spott der Mönche ward,
Als Hätte Gott die Welt für Pfaffen aufgespart:
So setzte sich sogar das Laster auf Altäre;
Als wenns nicht scheußlich anug in Kron und Purpur wäre.
Man raset alles fort! die Wünsche selbst sind toll,
Und liefern Tag für Tag den schnödsten Lüsten Zoll.
Man lebt von Wünschen fast; der Heilige, der Sünder,
Ja, Weise selber sind im Wünschen, wie die Kinder.

Von Peru bis nach Rom, vom Ganges bis zum Rhein,
Wird Thron und Hütt, und See voll toller Wunschler seyn.

„Ach! ruft ein kalter Greis, könnt ich so lange leben,
„Um meines Sohnes Sohn noch auf die Schooß zu heben!„
Der Himmel hört den Wunsch! Er sieht den Enkel groß;
Es lächelt gar ein Paar auf ihres Anherrn Schooß:
„Ach! könnt ich doch ein Haus für diesen Enkel bauen,
„Und jenen noch versorgt in meinem Aemtchen schauen!„
Er schaut ihn! Aber wie? hält hier der Wünschler still?
Und denkst du, daß er nicht noch etwas wünschen will?
Er will sein düsters Haus, sein steinern Grab erst sehen,
Und noch von Wünschen voll in Stein und Marmor stehen.
O! alter Geck! hör auf! sonst fällt es dir gar ein,
Wohl dreyßig Jahre noch dein Alter zu bereun.
Fort mit dir, alter Narr! der du in allen Stunden,
Theils einen neuen Gram, theils neuen Wunsch erfunden.

„Ach! ruft von Lockerfeld, ein wohlgerathner Sohn:
„Dir, Vater! wünsch ich nun die Seligkeit zum Lohn.
„O! faßte doch ein Sarg die wohlgestreckten Glieder;
„Und gäbe dir doch Gott den frommen Wucher wieder!„
Dieß wünscht das liebe Kind, aus lauter Frömmigkeit,
Dem Vater, der ihn itzt zum neuen Jahre kleidt;
Der über funfzig Jahr sein sieches Leben quälte,
Damit nur einst der Sohn das todte Gold beseelte.

Ein harter Winter reißt den alten Vater weg:
Und Herr von Lockerfeld betritt den alten Steg.
Umsonst, daß der Papa das theure Von verstecket;
Der Sohn hat es gar bald im Hexel-Sack entdecket.
Der Hexel hat sich noch ans Wappen angehängt,
Den sonst der Herr Papa aus List ins Korn gemengt.
Das Gold muß ihm sofort den reichsten Stammbaum zeugen;
Ein Graf und Ritter muß aus jedem Aste steigen.
Wer kennt wohl so, wie er, der Edelsteine Werth?
Und wer bezahlet wohl, wie er, ein englisch Pferd?
Er setzet Werth und Preis der Gunst der Opernschönen;
Sein Genueser-Sammt blitzt zwischen allen Scenen.

Er

Er weis mit guter Art ein Paroli zu ziehn;
Vor keinem Trent-leva wird unſer Stutzer fliehn.
Doch hat er ausgeſpielt: ſo ſcheut man keinen Titel;
Die Hand der Gläubiger reicht ihm die Lebensmittel.

Wie glücklich wär er nicht, wenn er nun, wie vorher,
Doch, wie der Vater, klein, und Haberhändler wär!
Wenn er des Abends könnt itzunder überſchlagen,
Was ihm der Habersack des Tages eingetragen.
Ein Menſch, iſt er nur reich, hat immer ſeinen Werth;
Geſetzt, daß noch ſein Freund mit Mäuſefallen fährt.
Und, wüßt' er nicht einmal den Groſspapa zu nennen:
So wird der Schmäuchler ſchon die großen Ahnen kennen.

Dieß iſt der Lauf der Welt! dieß iſt die Art der Zeit!
O! daß mich doch noch nicht die wilde Tugend reut!
Es könnte ja mein Wunſch nach manchen Dingen geilen,
Die vielen kurze Luſt, und langes Leid ertheilen.
Ich könnte ſtolz und toll verwägne Seufzer thun,
Und wachend auf der Schooß des ſüßen Schlummers ruhn.
Doch dann betrög ich mich! Ich würd' im Finſtern tappen,
Und wie Aeſopens Hund nach Fleiſch im Waſſer ſchnappen.

Drum käme jemals mir die eitle Thorheit ein,
Und wollt ich andern gleich ein ſchimmernd Sternchen ſeyn:
So wünſcht ich darum nur mich höher zu erheben,
Den Laſtern ihren Lohn und letzten Reſt zu geben.

Chriſtoph Otto Freyherr von Schönaich.

V.

Arte magica diſtrutta, Riſpoſta di Don Antonio Fiorio Veroneſe, Arciprete di Tignale et Valveſtino, Vicario Foraneo. In Trento, per G. A. Brunati 1750. Con Lizenza de' Super.

D. i.

Die vernichtete Zauberkunſt, des Herrn Anton Florio, Erzprieſters zu Tignale ꝛc. Trident ꝛc. 6 B. in 4.

Zu einer Zeit, da ſich unter uns Evangeliſchen wieder wunderliche Philoſophen finden, welche uns mit den alten chaldäiſchen Geiſtern und Geſpenſtern, die ſeit geraumer Zeit von uns verbannet geweſen, alle Winkel anfüllen; und die Köpfe junger unwiſſender Leute wieder mit Furcht und Aberglauben verwirren: werden die italieniſchen, folglich katholiſchen Geiſtlichen, ſo klug, daß ſie offenbar wider das Hexenweſen der vormaligen finſtern Jahrhunderte ſchreiben. Sie thun ſolches, welches noch mehr zu bewundern iſt, ſo gar mit Erlaubniß ihrer Obern: wie gegenwärtige Schrift zeiget, die in einem erzkatholiſchen Orte ans Licht getreten iſt. Ja ſie ſetzen gar den Ausſpruch aus Cauſ. 26. Qu. 5. Cap. 12 auf die andere Seite des Titelblattes: Omnibus publice annunciandum eſt, quod qui talia et his ſimilia credit, fidem perdit, d. i. Man muß jedermann öffentlich kund thun: daß,

daß, wer dieſes, und dergleichen glaubet, allen Glauben verliere. In Wahrheit! Gelehrte, die ſolches in dem gehörigen Lichte betrachten, ſehen darinn deutliche Vorbothen, von einer bevorſtehenden gröſſern Erleuchtung Italiens, als man vor weniger Zeit jemals hoffen zu dörfen geſchienen.

Wie Wälſchland überhaupt in vielen Stücken der Gelehrſamkeit, dem berühmten und großen **Marcheſe Maffei**, viel zu danken hat; der gleichſam alle im vorigen Jahrhunderte verſchwundene Wiſſenſchaften wieder hervorgeſuchet, und in Schwang gebracht hat: alſo hat man ihm auch in dieſem Stücke die neue Verbannung des Aberglaubens zuzuſchreiben. Schon im 1749ſten Jahre gab er zu **Verona**, ein Tractätchen ans Licht: Arte Magica dileguata, die **verbannte Zauberkunſt**, betitelt.

Unſer Erzprieſter bezeuget, daß ihm das Herz gerühret worden, als er geſehen: daß hierinn ſo viele Gelegenheiten zum Aergerniſſe gehoben würden, die aus Meynungen entſtünden, welche ſo viel andere Leute lächerlich machten; und Aberglauben, welche ſie, die Pfarrer, auf keine Weiſe hindern könnten, und ſo im Schwange giengen, daß das Volk, ſonderlich das weibliche Geſchlecht, ſie glauben würde, man möchte nun predigen, was man wollte. Denn dieſe glaubten feſt, daß es mit der Zauberey richtig wäre, als deren Kraft, man möchte ſagen was man wollte, den Teufel zum Gehorſam zwingen könnte: wie man ſehen würde, wenn man ihn mit gewiſſen Figuren und Charaktern, durch den Misbrauch heiliger Dinge, durch Blut, und andre Alfanzereyen

reyen beschweren und rufen wollte. Diesem allen aber würde vorgebeuget, wenn man mit einem sattsamen Grunde und Ansehen darthun könnte, daß alles dieses lauter Falschheit und Eitelkeit ist, welches nichts wirket, und nichts zuwegebringt; daher alle Versuche damit vergebens wären: zumal es außerdem noch eine schwere Sünde sey, die Gottes Strafe nach sich zöge.

Allein diese vernünftige Freude ward unserm Erzpriester bald gestöret, als ihm ein guter Freund einen andern Tractat brachte, der alle Mühe anwendet, die Macht der Zauberkunst zu vertheidigen; und zwar, so wie man davon reden höret, und wie sie in Komödien vorgestellet wird. Dieser Freund erzählte ihm, daß zu Verona ein bekannter und gelehrter Geistlicher öffentlich gestanden: daß er, ob er gleich das Maffeische Tractätchen mit großen Vorurtheilen zu lesen angefangen; dennoch nach Endung desselben vollkommen überredet worden, daß es gar keine Hexerey gäbe. Ob nun dieses gleich unzählichen andern eben so begegnen würde: so wolle er, der Erzpriester, doch seinem Gewissen eine Gnüge thun, und auf die vermeynte Widerlegung antworten; und zwar um desto mehr, da der Verf. derselben sie aus gar keiner Neigung gegen die Zauberkunst, sondern bloß um dem Herrn **Maffei** zu widersprechen, geschrieben. Hätte nur Herr **Muratori**, oder sonst jemand dasselbe geschrieben, so würde es niemanden eingefallen seyn, dawider zu schreiben: aber dem Herrn **Maffei** muß man doch widersprechen, und alles tadeln, was er thut! Das

ist

ist das Schicksal großer Männer, die ganzen Ländern die Augen öffnen, wie es bey uns, einem Thomasius, Leibnitz, Wolf, u. a. bis auf diese Stunde geht. Kleine Geister können entweder das größere Licht nicht leiden, das solche Wohlthäter ihres Vaterlandes anzünden; oder sie suchen aus Neid die Verdienste solcher Verbesserer der Wissenschaften zu verdunkeln: deren Glanz ihren blöden Augen so beschwerlich fällt, daß sie ihn allen übrigen gern unsichtbar machen wollten. Das beste dabey ist, daß dieser alles ihres erregten Staubes ungeachtet, dennoch jedermann in die Augen fällt; ja sich wohl gar edle Gemüther finden, die es sich für eine Ehre schätzen, die gelästerten Verdienste zu vertheidigen.

Dieß thut unser vernünftiger Erzpriester in gegenwärtiger Schrift. Er unternimmt es, auf eine großmüthige Art, den Gegner des Herrn Maffei zu züchtigen, und diesen zu rächen. Diese Rache soll in der Quaal bestehen, die er ihm anthut, indem er zeiget: daß des Herrn Maffei Ehre und Ruhm, allen seinen Neidern zu trotze täglich steiget; daß Deutsche, Engländer, Franzosen, von allen Enden kommen, um ihn persönlich kennen zu lernen. Da hilft es nun nichts, daß eine armselige venetianische Zeitung (denn auch in Italien lassen sich die Zeitungsschreiber zu Werkzeugen der Lästerung brauchen) alles was man ihr zuschicket, bekannt machet: so lange sie oft die elendesten Scarteken ausposaunet, und die wichtigsten Werke heruntermachet; und nur gewissen Parteylichkeiten, nicht ohne Sold, zur Posanne dienet.

Hier

Hier hebt nun der Verfaſſer an, eine kleine Sammlung derjenigen Lobſprüche und Zeugniſſe zu machen, die dem Herrn **Maffei** von den berühmteſten Männern öffentlich gegeben worden. Er führet den Domherrn **Gagliardi**, unſre beyden Hofräthe **Menken**, die Bibliotheque Italique, die zu Genf ans Licht tritt; den P. **Bianchini**, den Grafen **Montanari**, die Novellen von Florenz, den P. **Lagomarſini** u. d. m. an. Er ſaget aber: wo die Neider nicht aufhöreten zu läſtern; ſo wolle er nach Verona oder Breſcia reiſen, wo es mehr Bibliotheken gebe, als er bey der Hand hätte, und durch mehr aufgeſuchte Lobſprüche des Herrn Maffei, den Neid noch zu Tode quälen. Er meldet aber noch, daß ſelbſt die Dominicaner in Wälſchland ſeine große Verdienſte um das Alterthum der Kirche, ſogar auf Kanzeln rühmen; und der große **Muratori**, der, weil er ſelbſt groß war, von allem Neide frey blieb, den Herrn Maffei, noch 1748 in ſeiner Raccolta di Scritture, die zu **Lucca** herausgekommen, ihn eine der größten Zierden von Wälſchland genennet, und ſein Urtheil hundert, ja tauſend andern gleich geſchätzet. Eben das ſage ſelbſt Se. päbſtl. Heil. in eigenen Handbriefen an denſelben: und es ſey bekannt, welch ein gelehrter Herr dieſer ſey. Dieſen Zeugniſſen möchten nun die Gegner etwas von gleichem Gewichte entgegen ſetzen, wenn ſie könnten ꝛc. So ſieht man, wie es in Italien nicht anders zugeht, als bey uns: welches denen, die gleiche Anfälle erdulden müſſen, zu beſonderer Aufrichtung gereichen muß. Wer wollte ſich wohl ſchämen, einem großen Maffei gleich zu werden? Nach-

vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, biß er ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchicht die an der Perfecktie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen.

17. Ich erinnere mich, gehöret zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Rein-Dünkler aufkommen, welche in der That, wie Verſtändige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da ſolle die gelehrte Jungfrau von Iournay, des berühmten Montagne Pflegetochter geſaget haben; was dieſe Leute ſchreiben, wäre eine Suppe von klarem Waſſer (un bouillon, d' eau claire) nehmlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.

18. So hat man auch die Italiäniſche Geſellſchaft der Cruska oder des Beuteltuchs, welche die böſe Worte von den guten, wie die Kleyen vom feinem Mehl ſcheiden wollen, durch allzu ekelhaftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlet, und ſind daher die itzigen Glieder gezwungen worden, bey der letzten Ausgebung ihres Wörterbuchs, viel Worte zur Hinterthür einzulaſſen, die man vorhero ausgeſchloſſen; weil die Geſellſchaft anfangs ganz Italien an die Florentiniſche Geſetze binden, und den Gelehrten ſelbſt allzu enge Schranken ſetzen wollen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derſelbigen ſo ſelbſt ein Florentiner, gehöret, daß er in ſeiner Jugend auch mit ſolchem Toſcaniſchen Aberglauben behaftet geweſen, nunmehr aber ſich deſſen entſchüttet habe.

19. Alſo iſt auch gewiß, daß einige der Herren Fruchtbringenden, und Glieder der andern Deutſchen Geſellſchaften hierinn zu weit gangen, und dadurch

Nachdem er nun noch angeführet, daß auch die Akademien oder Wissenschaften, zu Paris, London und Berlin, alle aus eigener Bewegung ihn zu ihrem Mitgliede erkläret: so zeiget er, welch ein Licht Herr Maffei in die Kirchengeschichte von Italien gebracht. Vor 50 Jahren sey fast keine Kirche daselbst gewesen, die sich nicht zur Zeit der Apostel erbauet zu seyn; und einer Reihe von zwanzig erdichteten Bischöfen gerühmet hätte. Dieses beweiset er mit Exempeln; führet auch einige seiner neuesten Schriften an. Da ließ sich nun ein Jüngling, doch ohne Meldung seines Namens, in den Zeitungen ausposaunen, daß er wider einen solchen Mann geschrieben habe! Er gab vor, er sey ein Priester des Oratorii; welche Congregation doch solches läugnete, und einen Abscheu davor bezeugete u. s. w.

Doch, auch von dem Buche etwas zu sagen. Der Gegner hält es, nach der Lehre der Theologen, secundum formas essentiales, vel accidentales, bey der Zauberkunst, für untrüglich: daß man zaubern könne, auch noch wirklich zaubere; daß es dem Teufel erlaubet sey, denen Gehör zu geben, die ihn beschweren; und daß folglich die Beschwerungen wirklich geschehen können. Ist das nun nicht ein gründlicher Widersacher, der dasjenige schon voraussetzet, wovon noch der Streit ist? Er schreibt also gewissen Figuren, Charaktern, Wörtern die Kraft zu, Geister zu zwingen: gesteht aber doch, daß durch die Ankunft Christi ins Fleisch, das Reich des Teufels sehr gefallen sey. Welch ein Wider-

ſpruch? Hernach geſteht er a. d. 11. S. die Zauberkunſt gehe nur mit Betrug um, und verſichert oft, was vom Teufel komme, ſey lauter Verblendung, Betrug und Gaukeley. Wie kann man nun ſagen, daß der Teufel von den Zauberern genöthiget werde, zu wirken, was ſie wollen? z. E. Felder fruchtbar zu machen, Menſchen zu verderben und zu erzeugen u. d. gl. Sind das nicht Blendwerke?

Ferner ſaget er, wenn des Hrn. Maffei Gründe gut wären; ſo müßten ſie auch von den alten Zeiten vor Chriſto gelten. Hierauf verſetzet der Verf. ſolches ſey falſch: denn Herr Maffei habe die Zeugniſſe der Väter angeführet; die ausdrücklich ſagen: Chriſtus habe dem Teufel die Macht genommen. Gleichwohl findet man von 3000 Jahren, davon die Schrift die Geſchichte enthält, kaum drey oder vier Exempel von Hexerey. Was iſt nun das gegen unſre unzähliche Menge von Poltergeiſtern und Hexereyen? Und gleichwohl hatten ſich jene Geſchichte nicht in Griechenland und Italien, ſondern an ſolchen Orten zugetragen, wo Gott ſeine beſondre Urſachen hatte, ſie geſchehen zu laſſen. Wie viel Wunder that Gott bey den Juden, die er anderwärts nicht thun wollen? Von der Magie hat **Nero**, wie **Plinius** L. 30. c. 2. berichtet, alles falſch befunden: omnia Princeps Nero, vana falſaque comperit: und **Spartian** erzählet vom Kaiſer Julian: Fuit præterea in Juliano hæc amentia ut per Magos pleraque faceret. Würde er das eine Thorheit nennen, wenn ſie in der That was gewirket hätten?

Er

Er führet ferner an, daß die Weltweisen und Gelehrten unter den Alten immer nichts davon gehalten, und nur der dumme Pöbel sie geglaubet. Plinius nennet sie fraudulentissimam artium, und Magicas vanitates. Und Nero, der unglaubliche Summen darauf wandte, um nur eine Wirkung davon zu sehen, konnte niemals was davon zu sehen bekommen. Darauf antwortete der Gegner: das wäre kein Wunder, weil er die Götter selbst hätte zwingen wollen. Und was für Götter? Hölzerne oder steinerne Götzenbilder? Sollten die wohl den Satan gehindert haben? Auf solche lächerliche Antworten verfallen Leute, die selbst nicht wissen was sie wollen.

Dieses kann zu einer Probe aus einem Werkchen dienen, welches überaus viel Gutes in sich hält. Ueberhaupt wäre sowohl die maffeische Hauptschrift wider die Zauberkunst, als diese Vertheidigung derselben schon werth, daß man sie auch ganz im Deutschen zu lesen bekäme.

* *

VI.

Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzet, und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adolph Peter Gries, kön. Dän. wirkl. Kanzleyrath und Syndico zu Altona. Erstes und Zweytes Buch. Altona, bey den Burmeistern, 1752.

Nachdem wir von einer neuen Uebersetzung der Aeneis solche glückliche Proben gesehen haben, und der Vollführung derselben mit Verlangen entgegen sehen; geschieht es wider alles Vermuthen, daß uns eben dergleichen gute Hoffnung von der unsterblichen Ilias zu Theile wird. Der Herr Kanzleyrath **Gries**, der sonst hier in Leipzig den schönen Wissenschaften obgelegen, liefert uns einen so schönen Vorschmack, von dem vornehmsten Werke des Vaters aller Dichter, daß wir unsre Zeiten und unser Vaterland deswegen billig glücklich preisen können. Es scheint eine rechte Vorsehung zu seyn, daß gedachte beyde vortreffliche Uebersetzungen der schönsten Heldengedichte des Alterthums, unserm deutschen **Hermann** zu Hülfe kommen, um den übeln Geschmack so vieler verführten Heldendichter zu bestreiten, die neulich ein satirischer Dichter von dem Wurmsamen hergeleitet hat, den ein Seraff aller Seraffen über Deutschland ausgesäet. Weil eine dreyfache Schnur nicht reißt; und vereinigte Kräfte stärker wirken: so leben wir der ungezweifelten Zuversicht, es werde diese **Ilias**, nebst der obgedachten neuen **Aeneis**, unserm **Hermann** siegen helfen. In allen dreyen herrschet einerley gesunder Geschmack, einerley edle und heroische Art zu denken, einerley Schönheit und Reinigkeit der Sprache, einerley ungezwungenes Sylbenmaaß, und Anmuth im Wohlklange. Kurz, wenn die Verfasser derselben nicht Brüder, ja nicht einmal Landsleute sind: so sieht man doch, daß sie von eben demselben wahrhaften Apollo begeistert

geistert werden, der vormals den Homer und Virgil so kräftig beseelet hat.

In der Vorrede giebt der Herr Kanzleyrath von seiner Uebersetzung einige Rechenschaft. Er erwähnet zuförderst des Vorurtheiles wider alle Uebersetzungen, welches er bey seinen Lesern nicht vermuthen will. Er hat auch Recht: der gröſste und beste Theil patriotischer Deutschen liest gute Uebersetzungen mit groſsem Vergnügen; nachdem sie von so vielen Gelehrten längst als ein Mittel angesehen und gebrauchet worden, den alten griechischen und lateinischen Witz unter die Deutschen zu bringen, freye Künste und Wissenschaften fortzupflanzen; und das, was sonst nur zunftmäſsigen Handwerksgenossen bekannt geblieben wäre, auch unter die artige Welt auszubreiten *. Wir kennen aber selbst hergleichen neidische Geizhälse unter den griechischen und lateinischen Sprachmeistern, die hier gewiſs mit den Zähnen knirschen werden, daſs man ihre Heiligthümer, die sie so gern als einen verschlossenen Tempel, oder als ein versiegeltes Buch, nur für sich behalten wollten, allen Liebhabern der schönen Wissenschaften eröffnet, und gemein machet. Aber wir wollen sie knirschen lassen; und indessen unserm Herrn Uebersetzer vielen Dank wissen, daſs er sich die Mühe nicht dauren läſst, seinen Landsleuten denselben Gefallen zu thun, den die Frau Dacier und

* S. die Vorrede zu den auserlesenen Lucianischen Schriften, die vor wenig Jahren Herr Prof. Gottsched bey dem Verleger dieſes Neuesten ans Licht gestellet hat.

Pope mit so glücklichem Erfolge den Ihrigen gethan haben.

Der Herr Verfasser will sich eben so wenig an die Erzählung des Lebens und des Schicksals der homerischen Schriften machen. Er saget, er sey dieser Mühe überhoben, nachdem der vortreffliche popische Versuch über Homers Leben und Schriften, der das vornehmste davon in sich hält, „vor nicht „langer Zeit, durch die angenehme Uebersetzung der „gelehrten Gottschedinn, einem deutschen Leser ver„ständlich geworden, und von ihr noch verschiedene „Erläuterungen und Zusätze erhalten hat **.„ Homer hat das Schicksal der Sonne gehabt, die von einigen angebethet, von andern gelästert wird. Viele bringen, wie Zoilus, ihr Leben mehr in Entdeckung seiner Flecken, als Schönheiten zu: die vernünftigsten aber haben ihn allemal als das vornehmste Gestirn am Dichterhimmel betrachtet, von dem auch die größten seiner Nachfolger manchmal ihren Glanz entlehnet.

Von den Pflichten eines Uebersetzers hat unser Herr Kanzleyrath sehr gesunde und vernünftige Begriffe. Er geht weder soweit, als vormals ein wertheimischer Bibelübersetzer, und einige Franzosen, die Freyheiten desselben ausdehnen wollen; noch schränket er denselben so enge ein, daß er alle Buchstaben sclavisch nachbethen müßte. Sonderlich lehret er, daß ein poetischer Dollmetscher, auch den

** S. die neue Sammlung auserlesener Stücke aus Popens, Neutons, Lachards, und andrer Engl. Schriften, Leipzig, bey Breitkopf 1749.

den Geſchmack ſeiner Zeit, und die Art ſeiner Sprache beſtändig vor Augen haben müſſe. Kurz, wir finden daran nichts zu erinnern. Er liefert uns den ganzen Nachdruck des homeriſchen Gedichtes, und läßt ihn auch die Spuren des Alterthumes, die für Gelehrte ſo reizend ſind, beybehalten. Die überflüßigen homeriſchen Beywörter, hat er nur da beybehalten, wo ſie eigentlich dem Sinne nach, hingehörten; und den Kunſtgriff des Dichters, ſowohl ſeine Schreibart, als den Klang der Syllben nach den Sachen, die er beſchrieb, zu richten, aufs möglichſte nachgeahmet.

Endlich hat er auch durchgehends, und wie wir hinzuſetzen, ſehr glücklich, allen Zwang, und die unangenehme Härte des Ausdruckes vermieden. Man wird es gar nicht gewahr, daß man eine Ueberſetzung lieſt: ſo natürlich und fließend laufen alle Verſe. Die Hoffnung, ſo uns der Herr Verfaſſer machet, die Fortſetzung bald zu liefern, das iſt es alles, was wir bald erfüllet zu ſehen wünſchen.

Vor jedem Buche hat der Herr Ueberſetzer einen kurzen Inhalt geſetzet, und die bedenklichen, oder ſchwierigen Stellen mit gelehrten Anmerkungen erläutert. Alles, was die Fr. Dacier, und Herr Pope, vortreffliches und gründliches, zum Verſtande ihres Dichters beygebracht, iſt hier mit vielen Zuſätzen zu leſen. Man ſieht auch daraus, daß oft dieſe Vorgänger unſers Herrn Kanzleyraths von ihm an Richtigkeit des Ausdruckes übertroffen werden: ſo daß wir itzo ſowohl den Franzoſen, als

Engländern, mit unserm deutschen Homer werden trotzen können, wenn wir ihn erst ganz werden aufzuweisen haben. Doch wir müssen unsern Lesern auch Proben von der Poesie desselben mittheilen; und sie selbst urtheilen lassen, wie weit unser neuer Dolmetscher unsern alten M. Spreng zurückgelassen hat. Das I. Buch hebt so an:

Achillens Zorn, woraus so manches Weh entsprang,
Und auf die Griechen kam, sey, Muse, dein Gesang.
Der Zorn, durch welchen einst die tapfersten der Griechen
In Plutons Reich gestürzt, der Welt zu früh entwichen:
Wann oft, vom Grabe fern, auf einem nackten Strand,
Ihr Leib den letzten Feind an Hund und Geyer fand.
So mußte dieser Streit Atridens mit Achillen,
Den unumschränkten Schluß des Jupiters erfüllen.
Zeig erst, o Muse! mir der Gottheit Namen an,
Durch deren Rache sich der bittre Zwist entspann.
Apollo war erzürnt, und fürchterliche Seuchen
Bedeckten schnell das Land mit Hügeln blasser Leichen,
Warum? sein Priester war vom König hart betrübt:
Und für des Königs Fehl ward Rach am Volk geübt.
Denn Chryses kam zum Heer, um aus des Siegers Ketten,
Durch Gaben mancher Art, die Tochter zu erretten.
In seiner Rechten blitzt des Zepters goldner Glanz,
Und seine Linke trägt den heilgen Lorberkranz
Des Gottes, dem er dient. Er bückt sich drauf zur Erde,
Und wünscht, daß überall sein Wort vernommen werde:
Wiewohl insonderheit dem großen Bruderpaar
Aus Atreus Königsstamm, sein Flehn gewidmet war.

So natürlich und edel erzählet unser Dichter, aber nun müssen wir auch eine Probe sehen, wie geschickt er andre redend einführet. Der Priester Chryses redet hier die griechischen Fürsten so an:

Ihr

Ihr Helden, fieng er an, ihr Fürſten dieſer Schaaren!
Es müſſe ſich das Glück mit euren Wünſchen paaren;
Es ſtürze Trojens Wall durch euren ſchnellen Sieg,
Und euch ergetze bald, nach überſtandnem Krieg,
Ein frohes Vaterland. Doch lindert auch die Schmerzen,
Von einem zärtlichen betrübten Vaterherzen.
Gebt die Chryſeis mir in meinen Arm zurück,
Und rührt euch nicht mein Weh, ſo lenkt doch euren Blick
Auf des Geſchenkes Werth, das ich für ſie beſtimme;
Und ſcheut euch, vor Apolls, vor meines Gottes Grimme.
Ein lautes Murmeln macht den ſchnellen Beyfall kund,
Womit der Griechen Heer die Bitte zugeſtund. ꝛc.

So geht die Erzählung weiter fort. Aber weit feuriger und ſchrecklicher drückt unſer Ueberſetzer den Zorn Agamemnons gegen den Prieſter Kalchas auf der 14 S. aus, der im Namen der Götter die Zurückgebung der Chryſeis gebothen hatte:

Er ſchweigt: mit finſtrer Stirn, und in ergrimmter Hitze,
Springt ſchnaubend der Monarch von ſeinem goldnen Sitze.
In ſeinen Adern kocht der Zorn ein ſchnelles Blut,
Und aus den Augen blitzt ein Feuer wilder Wuth.
Verdammter Plauderer! daß dich der Himmel tödte!
Du Angſtverkündiger! du ſteter Schreckprophete!
Muß denn dein freches Maul nur Unglück prophezeihn,
Dein prieſterlicher Stolz mir ſtets zuwider ſeyn?
Entdeckſt du darum nur Apolls geheime Schlüſſe,
Daß wider ſeinen Herrn der Grieche murren müſſe?
Und wie? befleck ich denn durch Falſchheit meinen Ruhm?
Bin ich dem Himmel feind? kränk ich das Prieſterthum?
Deswegen, weil der Preis, den einſt mein Arm erſieget,
Das angenehme Kind mich mehr als Gold vergnüget?
Das Kind, dem an Geſtalt und Weſen keine gleich;
In jeder Kunſt geübt, an jeder Anmuth reich.
Sie übertrifft den Reiz, der Klytemneſtren ſchmückte,
Als jene Brautnacht mich an ihrer Bruſt entzückte.

Doch wenns der Gott befiehlt, so seale sie hinweg,
Nur das gemeine Wohl ist meiner Sorgen Zweck.
Man mag mir immerhin die Schuld von allem geben.
Ich leide gern, damit nur meine Völker leben. ꝛc.

Noch viel hitziger redet Achilles auf der 18. und 19. Seite den Agamemnon an. Will man noch ein Gleichniß hören; so sey es das erste, welches Homer im II. Buche der Ilias auf der 61. Seite angebracht hat.

Mit wühlendem Gedränge
Versammlet sich das Volk. Wie, wann die Frühlingsluft
Der Bienen rege Schaar aus Ritz und Felsen ruft,
Ein Schwarm dem andern folgt, mit hohlem Summen lärmet,
Und auf die Stauden fällt, und um die Blüthen schwärmet;
In dickem Haufen jetzt, bald hie bald dorthin fliegt,
Und honigschwanger dann ins Thal hinunter zieht:
So wimmelt auch der Strand von dem gehäuften Volke,
Das Zeit und Wort verläßt. In mancher dicken Wolke
Hebt sich der Staub empor, und mit erhöhtem Flug
Führt Jovis Heroldinn, die Fama selbst, den Zug,
Und schimmert vor ihm her.

Dieses mag genug seyn, unsre Leser, nach unzählichen andern Schönheiten dieser trefflichen Uebersetzung, lüstern und begierig zu machen.

durch andere gegen ſich ohne Noth erreget; zumahlen ſie den Stein auf einmahl heben wollen, und alles Krumme ſchlecht zu machen gemeynet, welches wie bey ausgewachſenen Gliedern (adultis vitiis) ohnmöglich.

20. Anitzo ſcheinet es, daß bey uns übel ärger worden, und hat der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß die Prediger auf der Cantzel, der Sachwalter auf der Canzeley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Franzöſiſchen ſein Deutſches verderbet; Muthin es faſt das Anſehen gewinnen will, wenn man ſo fortfähret. und nichts dargegen thut, es werde Deutſch in Deutſchland ſelbſt nicht weniger verlohren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland.

21. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſere Haupt- und Heldenſprache dergeſtalt durch unſere Fahrläßigkeit zu Grunde gehen ſolte; ſo faſt nichts Gutes ſchwanen-machen dürfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freyheit und ein fremdes Joch mit ſich geführet.

22. Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bey ſolchem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahr über dauren, biß alles aufgerührte ſich wieder geſetzet, und wie ein Getränke ſo gegohren, endlich aufklähret. Da inzwiſchen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die Deutſchen Gemüther nicht wenig Verdunkelung empfinden müſſen. Weilen die meiſten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht faſſen, alſo elend ſchreiben, und

VII.

Herrn Michael Christoph Hanovs,

öffentlichen Lehrers der Weltw. und Biblioth. am Gymn. zu Danzig, philosophische Gedanken von der Wahl, welche durchs Loos geschiehet, aus dem lateinischen übersetzt von Geo. Christian Trausolden, Phil. M. Hamburg 1751, 8.

Gegenwärtige Schrift ist von ihrem Herrn Verfasser 1743 zuerst ans Licht gestellet und auf öffentlichen Katheder in Begleitung Herrn Benj. Ephr. Krügers vertheidiget worden. Sie enthält so viel schönes und gründliches, daß man es billig dem Hrn. M. Trausold Dank wissen muß, solche auch denen bekannt gemacht zu haben, die die Grundschrift entweder nicht selbst besitzen; oder andern Theils der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Die Abhandlung ist in zwey Abschnitte getheilet. Im ersten handelt der Herr Professor von den vornehmsten Gründen des Loosens. Dabey wird erstlich von der Wahl insgemein, nachgehends von der Wahl insbesondere geredet. Hierauf folgen die Gründe der Wahl, ihre Eintheilung und Nothwendigkeit. Der nächste Grund zur Wahl findet sich bey dem wählenden Theile selbst; und besteht in der deutlich erkannten nähern Uebereinstimmung des Dinges mit den Vollkommenheiten des wählenden Theils, welche sich bey der Wahl zeigen sollen. Bey jeder Wahl müssen so wohl die

wesentlichen Gründe, die in dem Dinge selbst liegen, als die nächstangränzenden bemerket werden: ja diese verdienen auch eher, als die entfernten in Betrachtung gezogen zu werden, die man dennoch nicht ganz bey Seite setzet. Der Unterschied der Gründe und der wählbaren Dinge wird hier ausführlich gewiesen, und jeglichem Grunde sein gehöriger Werth und Ort bestimmet. Herr Prof. Hanov geht darauf zum Loose über. Er zeigt, was es sey, und wie mancherley die Arten desselben sind. Die Griechen und Römer brauchten im Loosen die Finger, oder vier- und sechseckigten Würfel. Andere bedienten sich kleiner Hölzer, der Täfelchen, Ruthen, Pfeile, oder auch wohl der Papier- und Pergamenzeichen.

Der Gebrauch des Looses besteht darinn: entweder verborgene Dinge zu erfahren, oder solche die keinen Eigenthumsherrn haben, dadurch zu vertheilen. Daher kommen die Wahrsagungsloose und Zutheilungsloose. Wie der Gebrauch von beyden richtig anzustellen sey, lehret der Herr Professor sehr deutlich, und erläutert alles sowohl mit den Zeugnissen der Profanscribenten, als mit den Stellen der Schrift. Der Erfolg des Looses ist auf Seiten Gottes gar nichts Ungefähres; wohl aber auf Seiten der Menschen. Daher hat Gott den Erfolg aller Loose von Ewigkeit vorher gesehen, daß sie so fallen würden. Es folgt aber nicht, daß es deswegen eben so fallen müsse. Der Gebrauch des Looses gehöret zu den entfernten Gründen einer Wahl: weil das Zeichen womit das Loos verknüpfet ist, außerhalb der Sache liegt.

Der

Der zweyte Abschnitt beschäfftiget sich mit dem vernünftigen Gebrauche des Looses bey einer Wahl. Hier untersucht Herr Professor Hanow erstlich, was eine Wahl durchs Loos heiße, und wie sie füglich in eine dingliche, und persönliche eingetheilet werden könne. Sodann giebt er die Fälle an, wann und wie fern das Loos bey einer Wahl, imgleichen wie es bey Sachen sowohl als Personen, rechtmäßig oder unrechtmäßig angewandt werde. Er schlägt viele Vortheile vor, deren man sich im Loosen bey einer persönlichen Wahl bedienen könne. Ferner entwickelt er die Verbindlichkeit, wenn man genommener Abrede nach gelooset hat; und füget darauf den Fall hinzu, da das Loos auch bey bevorstehender Strafe statt hat.

Endlich kommen die Vorsicht beym Gebrauche des Looses, die Pflichten, wodurch man Betrug und Verdacht darinnen vermeiden soll, und eine erlaubte List, die man beym loosen anbringen kann. Fast jedem Absatze hat der Herr Professor historische und kritische Anmerkungen beygefüget, und dadurch die Anmuth dieser Schrift um destomehr befördert. Die Uebersetzung des Herrn Magisters ist übrigens so gerathen, daß sie den Lesern und der Grundschrift ein völliges Gnügen thut, und es wäre zu wünschen, daß unter den häufigen lateinischen Schriften des Herrn Professors, diejenige insbesondere einmal in deutscher Tracht erscheinen möchte, die er 1741 von dem Rechte der Verfasser auf ihre Schriften, herausgegeben.

VIII.

Der wahre Zustand und die Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, worinnen sowohl diese Lande überhaupt, als die Sitten und Religionen der Einwohner beschrieben werden ꝛc. aus dem Holländischen übersetzt. Leipzig, bey Wolfg. Deer 1751, 8.

Die Republik der vereinigten Niederlande hat seit etlichen Jahren soviel Aufsehens in Europa gemachet, daß billig die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn, die eine Zeitlang in Absicht auf dieselbe ganz erkaltet, oder eingeschläfert war, von neuem wiederum rege geworden. Der letzte Krieg in den Niederlanden, der zwar anfangs nur an den Gränzen, bald darauf aber, auf dem eigenen Boden der vereinigten Provinzen geführet worden, hat eine glückliche Veränderung hervorgebracht: daß dieser Staat, so durch die so einmüthige als plötzliche Wahl eines Durchlauchten Statthalters, gleichsam ein neues Ansehen bekommen hat. Dieses hat nun auch die Deutschen begierig gemachet, die ganze politische Verfassung eines sie so nahe angehenden Landes, etwas genauer zu kennen. Und der Herr Uebersetzer dieses Buches hat nicht unbillig geglaubet, daß selbiges vor unzählichen andern dazu geschickt seyn würde.

In seiner niederländischen Muttersprache ist es unter folgendem Titel ans Licht getreten: Hedendaagsche Historie

Historie of tegenwordige Staat, van alle Volkern ꝛc. und von den Holländern mit vielem Beyfalle aufgenommen worden. Diese Beschreibung nun hält einen kurzen Begriff der Niederländischen Geschichte, bis auf das 1740ste Jahr, das ist, bis an den Anfang des letzten Krieges in sich. Sie liefert besondre Nachrichten, von allen im Lande befindlichen Collegien, von der Ost und Westindischen Compagnie, Handlung, Schiffahrt, Fischerey, Handwerken, und andern Einrichtungen gedachter Provinzen. Von allen diesen Dingen hat man zwar vorhin auch schon in allerley Büchern einzelne und zerstreute Nachrichten gehabt, aber in einem kurzen Begriffe ist noch keine so ausführliche Abhandlung zum Vorscheine gekommen. Dieses hat nun den Herrn Uebersetzer bewogen sich daran zu machen.

Der holländische Verfasser rücket in der Vorrede seinen Landesleuten, in Ansehung ihrer eigenen Staatsverfassungen, eine große Unwissenheit vor. Er sagt dieses sowohl von Hohen als von Niedern, die man vergebens um die Regierungsforme ihres Vaterlandes befragen würde; und die doch mit derselben überaus zufrieden wären. Ob dieses letztere sogar gegründet gewesen, hat unsers Erachtens der Erfolg gewiesen. Wäre man mit der innern Einrichtung der Landesregierung so vollkommen zufrieden gewesen, so würden nicht alle Provinzen so schleunig eine Veränderung gewünschet, und einen Statthalter erwählet haben. Indessen ist seine Absicht sehr gut gewesen, durch die Erneuerung

der

der alten Beschaffenheit der Niederlande, die guten Patrioten zu einer heftigen Liebe ihres Vaterlandes zu ermuntern; und sie desto einmüthiger, zu Beförderung des gemeinen Bestens, zu machen.

Er erzählet kürzlich die vornehmsten Schriftsteller, die von den Niederlanden geschrieben haben. Guicciardini gab 1566, ehe noch die Republik zu Stande gekommen war, ein Buch davon heraus. Im 1587 Jahre gaben die Herren Staaten von Holland und Westfrießland selbst einen Abriß von ihrer Regierungsform heraus; welche in einer Deduction vom 1654. und 1657sten Jahre noch besser erkläret ward. Johann Franz le Petit, Secr. zu Bethune, gab 1615 zuerst eine ausführliche Beschreibung der Niederlande heraus. Im 1630sten Jahre stellte Johann de Laat sein Buch; Belgii confœderati Respublica, ans Licht. Darauf kam 1648 des Jonkers Matthias von der Hoeve handvest. Kronyk zum andern male heraus: und um eben die Zeit lieferte Marx Zuir van Boxhorn sein politisches Handbüchlein, dessen dritte Ausgabe von 1650 ist. Darauf sind Merula, Martin Schook, William Temple, Roman van Hooge, Jakob Basnage, u. a. m. gefolget.

Doch wir müssen unsern Lesern auch den Inhalt des Werkes, nebst der Ordnung der Materien bekannt machen. Das I. Hauptst. handelt von der Lage, Größe, und Art des Landes. II. Von der Hauptreligion des Landes. III. Von den andern geduldeten Glaubensgenossen. IV. Von der bürgerl. Freyheit, Justiz, und Kriegsmacht. V. Von

den

den Einkünften, Schulden, Maximen, und Bündnissen. VI. Kurzer Begriff der niederländischen Geschichte bis auf den brabandischen Frieden 1667. VII. Verfolg derselben bis auf den Tod Kaiser Karls des VI. VIII. Von der General-Staaten Versammlung. IX. Vom Staatsrathe und dessen vornehmsten Gliedern. X. Vom Generalitäts-Rechnungs-Collegio. XI. Von der Admiralität. XII. Vom Amte des Statthalters, Feldherrn, und Admirals. XIII. Von der Ostindischen Compagnie. XIV. Von der Westindischen. XV. Von der Surinamischen. XVI. Von der Colonie zu Berbice. XVII. Vom Handel, den Handwerkern und der Fischerey. XVIII. Vom Heringsfange. XIX. Vom Wallfischfange. XX. Vom levantischen Handel. XXI. Vom Handel nach der Nord- und Ostsee, und XXII. vom Handel nach Deutschland, der Schweiz, und den österreichischen Niederlanden.

Die Uebersetzung ist, wie der Herr Uebersetzer selbst in der Vorrede saget, zwar nicht schön Deutsch, aber doch ganz leserlich für einen, der mehr auf die Sachen, als auf die Schreibart Acht giebt: daher es niemanden reuen wird, dieses Werk gelesen zu haben.

* *

IX.

Lexica quædam germanica, poſt inventam Typographiam prima, recenſet et ad audiendam Orationem in Gymnaſ. Isleb. auditorio max. hab. invitat. M. *Gotth. Jo. Lud. Dienemann.* Berol. Gymnaſ. Ill. Isleb. Rector, 1750, in 4.

Wir ſehen es allemal mit dem größten Vergnügen, wenn gelehrte Schulmänner zugleich Liebhaber ihrer Mutterſprache ſind. Dieſe Liebe verräth ſich nun auf mancherley Weiſe; ſonderlich durch die Aufmerkſamkeit auf den Fleiß unſerer Vorfahren, dieſelbe reich, ſchön, und zu allen Arten der Wiſſenſchaften geſchickt und brauchbar zu machen. Die alten Wörterbücher aber ſind gewiß für kein geringes Stück dieſer patriotiſchen Bemühungen der Alten geweſen. Da nun die meiſten Liebhaber unſerer Sprache, außer einem Heniſch, Schottel, und Friſch, von keinem deutſchen Wörterbuche was wiſſen, oder gehöret haben: wofern ſie nicht etwa von den ſchilteriſchen und wachteriſchen Gloſſarien der älteſten Sprache der Deutſchen was geleſen haben: ſo zeiget unſer Herr Rector Dienemann, in dieſer Einladungsſchrift, daß er eine weit größere Kenntniß davon beſitze.

Wir geſtehen es ſelbſt, ſo viele Mühe wir uns auch um die Kenntniß der deutſchen Alterthümer gegeben haben, daß wir hier manches gefunden,

was

was uns sonst noch nicht vorgekommen. Er erwähnet gleich anfangs etwas von der Nothwendigkeit sich die alten Wörterbücher bekannt zu machen; und rühmet uns dadurch den Fleiß, den **Goldast**, **Schilter**, **Borborn**, **Lipsius**, **Leibnitz** und **Eckard**, auf die Sammlung derselben verwandt haben. Er bestrafet auch billig diejenigen, die in Angebung der wahren Bedeutung und des Ursprunges der Wörter, sich ihrem Witze allein überlassen, und sich doch wohl für große Sprachenrichter ausgeben wollen. Er gesteht auch, daß es hin und her auf königlichen und fürstlichen Büchersälen geschriebene Glossaria gebe, die als Edelsteine derselben bewahret würden. Indessen sind doch auch die seit Erfindung der Buchdruckerkunst ans Licht gestellten Stücke sehr selten geworden. Von diesen nun will der Herr Rector einige erzählen, die weder **Morhof**, noch **Eckard**, noch **Frisch**, noch Herr **Wachter** gekannt haben. Er erzählet sie nach chronologischer Ordnung, und wir wollen sie gleichfalls namhaft machen.

I. Teutonista. Cöln 1477. Der Verfasser desselben ist **Gerard von Schuren**; wie am Ende steht: Explicit præsens vocabulorum materia, a perdocto eloquentissimoque viro, Dn. Gerhardo de Schuren, Concellario illustriss. Ducis Clivensis, ex diversorum Terministarum Voluminibus contexta. In der Vorrede steht: Huguiconem, vetustissimum et amplissimum Terministam, huic operi pene totum inserui, aliosque etiam totos immiscui. Der Herr Verfasser machet hiebey eine

gelehrte Anmerkung wider **Morhofen**, die wir der Kürze halber übergehen.

II. Vocabularius incipiens Teutonicum ante latinum. Von diesem Buche besitzet der Hr. Verfasser zwo Ausgaben; beyde ohne Zeit, Ort und Namen des Verlegers. Er zweifelt also, ob dieß Buch nicht vielleicht älter sey, als das vorige. Es ist aber von den beyden Wörterbüchern, die Herr Schwarz, in Altdorf, nach Frischens Anzeige, besessen, sehr unterschieden; indem eins davon 1480, das andere 1482 zu Nürnberg bey Conr. Zeningern gedrucket worden. Der Verfasser des Seinigen triumphiret, daß er der erste sey, der die Ordnung erfunden, in einem Wörterbuche das Deutsche vor dem lateinischen zu setzen. Auch hier kommen noch schöne Anmerkungen des Herrn **Dienemanns** vor.

III. Vocabularius Rerum. Hievon besitzet er drey Ausgaben, eine von 1487, die zweyte von 1495, zu Augsp. bey Schönspergern, die dritte von 1512, bey Mart. Flachen zu Straßburg. Der Verfasser desselben ist Wenzel Brack gewesen, der sich in der Vorrede Artium Professor, et Examinator in Constantia, nennet. Er erkläret aber die lateinischen Worte deutsch, und thut sehr gelehrt, sonderlich in Herleitungen der Wörter aus dem Griechischen und Hebräischen, die aber sehr lächerlich heraus kommen. Auch dieses ist von **Frischens** Vocabulario so unterschieden, daß dieses nur ein Auszug aus jenem ist. Denn es hat nur 54 Blätter, da dieses 73, mit dem Anhange aber 162 hat.

IV. Vo-

übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders als bey einer einfallenden Barbarey oder fremder Gewalt sich merklich verändern.

23. Gleichwie nun gewissen gewaltsamen Wasserschüssen und Einbrüchen der Ströhme nicht so wohl durch einen steiffen Damm und Widerstand, als durch etwas so Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählig sich setzet, und fest wird, zu steuren; also wäre es auch hierinn vorzunehmen gewesen. Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Ubels hemmen, und alle fremde auch so gar eingebürgerte Worte ausbannen wollen: Dawider sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gestreubet, und das sonsten zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre.

24. Wie es mit der Deutschen Sprach hergangen, kan man aus den Reichsabschieden und andern Deutschen Handlungen sehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Deutsch; ausser weniger Italiänischer zum Theil auch Spanischer Worte, so vermittelst des Käyserlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeschlichen, dergleichen auch die Franzosen bey sich Zeit der Catharina vom Hause Medices gespühret, und damahls mit eignen Schriften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geschrieben worden. Solches aber, wann es mässiglich geschicht, ist weder zu ändern, noch eben zu sehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumahl wenn neue und gute Sachen, zusamt ihren Nahmen aus der Fremde zu uns kommen.

25. Al-

IV. Vocabularius, Gemma Gemmarum; iſt eines zwar bekannten aber ſehr ſeltenen Wörterbuches Titel. Der Verfaſſer hat Johann Werdena geheißen, wie Morhof im Polyh. T. I. L. IV. c. IX. ihn nennet. Altenſtaig aber nennet ihn de Werdea *. Eine Ausgabe dieſes Buches iſt auf der berliniſchen Bibliothek von 1508. Des Herrn Rectors ſeine aber iſt von 1514. Am Ende ſteht, daß Wilhelm Schaffner ſie verbeſſert und überſehen habe: daher ſie auch richtiger und beſſer Deutſch iſt, als man in damaligen Büchern findet.

V. Vocabularius Iohannis Altenſtaig. Jacob Henrichmann nennet ihn der heil. Schr. Baccalaureus. Sein Latein iſt viel beſſer, als ſeiner Vorgänger ihres: aber ſein Deutſches iſt ſparſamer und härter. Friſch hat eine Ausgabe von 1515 gehabt. Am Ende ſteht, daß dieſe beyden Adam Peter von Langendorf, zu Baſel 1514 im December gedrucket; daher auf dem Titel 1515 ſteht.

Außer dieſen beſitzet der Herr Verfaſſer noch verſchiedene andere Bücher aus dieſen Zeiten z. E. das den Titel führet: Es tu Scholaris? und weil es mit Ex quo, anfängt, auch ſo angeführet zu werden pflegt. Es hält luſtige Sachen in ſich, die Knaben zum Latein reden zu gewöhnen z. E. Es tu ſcamniſex? Biſt du ein Banckart? Es tu ſtratilata? Biſt du ein Straßrauber? Es tu ſollus? biſt

* Daß er wirklich ſo geheißen, ſehen wir aus den Proverbiis metricis et vulgariter rytmiſatis Magiſtri Johannis Fabri de Werdea; utriusque Jur. Baccalarii, Coll. princ. alm. Univ. famoſiſſimi ſtudii Lipczenſis Collegiati etc.

du ein Narr? Es tu scandalaris, ein Schendeler? Scurlaris, ein Umläufer?

Dieses schöne Werk ist durch Melchior Lottern, hier in Leipzig 1486 gedrucket. Es ist zu wünschen, daß Herr Rector Dienemann fortfahren möge, uns seine Reichthümer ferner bekannt zu machen.

* *

X.

Der Hofmeister. Erster Theil.

Leipzig, bey Georg Wilhelm Pouillard, 1751, in gr. 8.

Dieses ist nunmehr ein voller Band derjenigen wöchentlichen Sittenschrift, die im vorigen Jahre, mit sehr gutem Erfolge herausgekommen, und sehr wohl aufgenommen worden. Wir haben derselben bereits mit verdientem Lobe gedacht, und wiederholen itzo das Gute, das wir davon gesaget haben, desto williger, da sie sich bis ans Ende des Jahres, auf der erwählten guten Bahn erhalten hat. Der Herr Verfasser ist uns zwar der Person und dem Namen nach, noch zur Zeit unbekannt: um desto unpartheyischer aber können wir ihm ein gutes Zeugniß geben, daß er seinen Pflichten, als ein Hofmeister, sehr treulich nachgekommen; dabey sich einer guten Schreibart bedienet, und zuweilen was spaßhaftes, das nicht aus dem niedrigen Fache hergeflossen, mit eingestreuet habe. Er ist auch unserm damaligen Wunsche, in so weit nachgekommen, daß er zuweilen, nach dem Exempel seiner großen Vorgänger, des Zuschauers

und

und Aufsehers, etwas von den freyen Künsten mit eingemischet. Wir haben gefunden, daß seine Urtheile von solchen Dingen nicht unrecht abgefasset gewesen, und eine feine Einsicht in die schönen Wissenschaften gezeiget: obwohl nicht alle poetische Stücke, die er eingerücket, von gleicher Güte gewesen.

Um eine Probe von dieser Art zu zeigen, wollen wir den Anfang von einem der besten hier hersetzen, welches er auf der 386sten u. f. S. mitgetheilet hat. Es ist als ein Schreiben an einen hiesigen Gelehrten, von dem Herrn Baron von Schönaich gerichtet worden, dem wir das treffliche Heldengedicht, Hermann, zu danken haben.

Mein G - d, sage doch! wie kann das immer seyn,
Daß unsre Deutschen so den Helikon entweihn?
Und, da sie deine Kunst, und sanfte Töne hören,
Doch manches wilde Rohr, und rauhe Seyten ehren.
Wo hält wohl je ein Volk das Rauchfaß in der Hand,
Und ist, so toll als wir, den Schnitzern nachgerannt?
— — — — —
Wir toben, wenn ein Kiel, uns lächelnd Schnitzer zeiget,
Vor denen sich die Welt, als Götzen, fast gebenget.
Wir rasen, wenn der Flor von unsern Augen fällt,
Und man den Spiegel uns vor unsre Fehler hält:
Wir sehn die Wahrheit wohl, wir sehen sie und lachen;
Doch träumen wir stets fort, und wollen nicht erwachen.
O Himmel! daß der Geist, der scharfe Geist mir fehlt,
Der dich, Lucil, Horaz, und Juvenal beseelt;
Daß ich nicht schelten kann, wie Persius gescholten,
Wenn Rom und Nero selbst, ihm Stoff zum Spotten zollten ꝛc.

Man sieht wohl, daß hier ein recht güntherisches Feuer herrschet, welches sich mit einer schönern Ein-

ſicht und ſeinern Sitten verbindet, als dieſer Dichter ſonſt gehabt hat: daher es werth iſt, von Liebhabern ganz geleſen zu werden.

Unſer Hofmeiſter aber, hat ſich auf den Wunſch ſeiner Leſer entſchloſſen, noch ferner mit ſeinen Betrachtungen fortzufahren: welches wir nicht minder mit Vergnügen wahrnehmen.

* *

XI.

L'Anniverſaire de la Naiſſance de Son Alteſſe, Monſeigneur le Prince FREDERIC AVGVSTE, Ode &c. par Monſ. *d'Arnaud*, Conſ. de Leg. de S. M. Membre de l'Acad. Roy. des Sci. de Pruſſe.

A Dresde, in 4.

Auf eben die Feyerlichkeit, der wir im vorigen Monathe dieſes Neueſten ſchon gedacht, hat ſich auch die Muſe des Herrn d'Arnaud wieder mit einer ſchönen Ode hören laſſen. Der Dichter beſchreibt den wider die Natur des Winters, im December ſich ſchon zeigenden Frühling, auf eine ſehr poetiſche Art, und findet den Grund dieſes Wunders in der Geburt unſers Durchl. Erbprinzen.

Pour qui donc, Nature immuable,
Changes tu l'ordre de tes Loix?
Qui te force, Hiver indomtable,
A te relacher de tes droits?
Quel Spectacle pompeux s'apprête?
Nous reſſentons nous d'une Fête,

Dont

Dont joüit la céleſte Cour?
Ou des Dieux la bonté féconde
Va-t'-elle encore offrir au Monde,
Les charmes d'un nouvel Amour?

Indem er ſo fraget, zerbricht der Elbſtrom mit einem lauten Knalle das Eis, ſo ihn decket. Sein Haupt iſt mit Schilfe bekränzet, das Waſſer ſpielt um ſeinen Wagen; und die Nymphen begleiten ihn mit den Scherzen. Er ſelbſt giebt mit dem Zepter ein Zeichen, und entdecket die Urſache ſeiner Freude. Er ſchildert darauf die Freude der Nymphen, des Liebesgottes, und der Scherze, um die Wiege des kleinen Prinzen, die er von der Natur noch ſchöner gezieret erblicket, als Milton Adams Sommerlaube geſehen. Er ruft die Muſen an, die vormals den Homer, Achilleus Schild beſchreiben gelehret, daß ſie ihm dieſe Wiege ſollen beſchreiben helfen. Darauf beſchreibt er das Alterthum und die Größe des allerdurchl. ſächſiſchen Hauſes. Wittekind, die Irmenſäyle, die, den Franzoſen zu Liebe, von den Sachſen geſchlagenen Normannen, die ſächſiſchen Kaiſer, Lotharius, Friedrich der Streitbare, Rudolph, und Friedrich Auguſt der I. auf dem pohlniſchen Throne, und beyde itztregierende königl. Majeſtäten werden auch mit gebührendem Lobe erhöhet; und endlich wird der kleine Prinz mit dem neugebohrnen Herkules verglichen.

Hier kömmt eine Nymphe voller Thränen, die demſelben voll mütterlicher Zärtlichkeit, einen Kuß giebt. Dieß iſt Sachſen.

O Nimphe, des Dieux ſi chérie,
O Toi, ma ſeconde Patrie,
Des Arts, des Vertus le Séjour,
Saxe! ai-je pu te méconnaître?
Pour l'Auguſte Sang de ton Maitre,
Qui' reſſentirait plus d'Amour!

Nach einigen Wünſchen, an den Durchl. Erbprinzen müſſen wir auch im Schluſſe hören, theils, was der Dichter von ſich ſelbſt denket und ſaget; theils, was er von der Durchlauchtigſten Churprinzeßin königl. Hoheit wünſchet und begehret.

Par la, du Bienfaiſant AUGUSTE,
J'ai ſcu mériter la Bonté,
Oppoſer une Ame robuſte
Aux Aſſauts de l'Adverſité;
Par là, loin des Fanges Impures,
Ou meurent ces Muſes obſcures,
Qu'à peine on entend coaçer:
Tel qu'un Aigle fier, & rapide,
Près des Dieux, d'un vol intrépide,
Mon Génie ira ſe placer.

VOUS, à qui cet Heureux Empire
Doit cet Enfant ſi préçieux,
PRINCESSE, encouragés ma Lire
Dans ſes Accords audaçieux;
La Muſe que j'ai célébrée,
Sous vos Traits au Pinde adorée,
Seule aujourd'hui ſcût m'inſpirer.
Si je puis, pour ce faible Ouvrage
Obtenir ſon divin Suffrage,
Je n'ai plus rien a déſirer.

Wo nun die ſchlammigten Pfützen zu ſuchen ſeyn mögen, darinnen die dunkeln Muſen ſterben, die

die man kaum quacksen höret; das lassen wir unsre und seine Leser errathen. Allem Ansehen nach kann er die parisischen Dichter dadurch nicht verstanden haben.

* *

XII.

Auszug einiger Briefe gelehrter Männer aus Wien und Augspurg, die neuen deutschen Epopeen in ungereimten Hexametern betreffend.

I. Eines Schreibens aus Augspurg, von Herrn P. J. J. Br.

Allein die so eifrig nachgeahmte Wort- und Versfügung der sechsfüßigen spondäischen und daktylischen Verse will mir durchaus nicht ein: und kömmt mir vor, daß sie sich zu der Art unsrer Sprache nicht schicken, wenn auch noch einmal eine Kl - - Muse sie brauchet. Mir hat daher das in dero Monathschrift angeführte satyrische Gedicht, (der Wurmsamen,) auf diese poetische Neuigkeit, sehr wohl gefallen. Mir fällt bey dieserley Versuchen unsrer Landsleute immer ein, was ein ägyptischer Priester zum Plato gesprochen: Vos Græci semper ellis pueri, (d. i. Ihr Griechen bleibt immer.)

Für die herrliche Schönaichische Epopee danke ich verbindlich, und wünsche ich unserm Vaterlande Glück, daß seine Söhne, dessen Ehre auch in den schönen Wissenschaften immer glorreicher behaupten.

II. Eines

II. Eines Schreibens aus Wien. Herrn Fr. Chr. von Sch.

Die erste ist der Wurmdoctor, den ich gestern gelesen. Ich sehe, daß der Verfasser mehr aus Rache, als aus einem Triebe des Witzes geschrieben, und nicht fähig ist, viel witziges auf die Welt zu bringen. Sein Charlatan, dessen Leben er mich will bereden, ist so abgeschildert, wie die Lehrbuben der Malerey durch gerade Striche Hände, Füße und Finger gleicher Länge zu machen pflegen. Es mag wohl ein und anderes Geheimniß darinn stecken; allein er will nicht, daß man es wisse. Kurz, es ist weder zum Lachen, noch zum Weinen, vielweniger zum Bewundern geschrieben: mithin mag das Portrait auch unter denen verbleiben, denen daran gelegen ist, und die es kennen. Der Meister dieser Schilderey mag wohl von Michelangelo etwas abgelernet haben: denn dieser wettete mit 24 Malern um einen Schmaus, daß, welcher die schlechteste und abscheulichste Figur eines Menschen zeichnen würde, zechfrey seyn sollte ꝛc. Man zeichnete Krumme, Blinde, Geradgebrochne, Lahme, Bucklichte, Einäugigte, Einhändige, Stelzenhafte, Preßhafte, Lange, Dicke, Dünne, Zwerge, Stangenmagere, Aufgeblasne, Höckerichte, Wassersüchtige, Großnäsigte, Stumpfe, Großgeschichte, Verwünschte, Abscheuliche, und Mühselige ꝛc. Kurz um, Michelangelo, der größte Meister, gewann die Wette; und sieh die Figur! sie hat alle menschliche Theile, und sieht so aus.

Michelangelo konnte was beſſers machen, und war im Guten ſo unnachahmlich, wie im ſchlechten. Ob der Verfaſſer dieſer Schilderey auch ſo viel beſitze, das kann ich nicht erkennen, und ſo lange er mich nicht durch ein Meiſterſtück überweiſt, ſo glaube ichs nicht.

Vom Hermann habe ich erſt 3 Bücher geleſen, und deswegen habe ich ihn ſchon zweymal vom Buchbinder zurück genommen, ihn ungebunden zu leſen. Izt warte ich ſchon wieder 14 Tage darauf. Ich finde darinn alles Vergnügen. Er ſchreibt unverbeſſerlich, denkt vernünftig, und drückt alles wohl aus. Die Erfindung iſt natürlich, mithin wahrſcheinlich. Bald werde ich mich deutlicher erklären, wenn ich ihn werde mit Andacht ganz geleſen haben. Aber ach! ich ſehe einen Nimrod, Meſſias und Noach; und höre, daß dieſes wahrhafte ſächſiſche Geburten ſeyn. Ach! wo iſt unſer Wohlklang? wo ſind Horazens Regeln von Erfindung der neuen Wörter? Wo ſind alle Regeln? Vom Lohenſtein gieng man weg, nun ſteigen wir in die Wolken, und folgen Irrwiſchen. So werden wir fallen, und endlich in Wüſteneyen voll leerer Wörter herumtappen.

Auf den Meſſias zu kommen. Wer hätte mehr Wörter ſchmieden können, als Virgilius? Und den-

dennoch sieht man kein einziges in seiner Aeneis. Horatius hat diese Freyheit sehr eingeschränkt.

Ich höre, daß die Leipziger über die Wiener sehr ungehalten seyn, weil ihnen der Messias nicht schmecken will.

Meines Orts mögen sie sagen, was sie wollen, so kann ich versichern, daß ich ihn nicht lesen kann. Die Verse machen mir die Colik. Viele Ursachen wollte ich davon finden, 1) weil viele Sylben zweifelhaft sind, mithin ich nicht wissen kann, ob ein Vers 5, 6, oder 7 Füße habe. Also kann man die fünffüßigen Verse des Wurmsamens zu sechsfüßigen machen, wenn man die ersten Anapæstos zu Spondæis macht. Et sic de reliquis, folglich muß ich jeden Vers zweymal lesen. 2) Ist das ganze Werk auf nichts anders, als auf eine Wörterschmiederey angesehen, die aus dem Ernsthaften ins Lächerliche verfallen. Mit einem Worte, die Herren Poeten machen die ganze Sprache zu einem Charlatan, und die Poesie zum Bernardon, von welchem man noch nicht weis, was er ist. Derjenige Dichter hat recht, welcher den Wurmsamen gemacht, und der Verfasser des Wurmdoctors thut ihm nicht weh. Denn die Antwort ist so gut, als wenn ein Schusterbube zum Gesellen sagt: Du! der! die! das! ꝛc. ... Wenn das witzig schreiben heißt, und es den Herren Sachsen gefällt, so mögen sie ihren Witz einpacken, und dem Herrn Montesquiou zu seinem Esprit des Loix überschicken.

XIII.

25. Allein wie der dreyßigjährige Krieg eingeriſſen und überhand genommen, da iſt Deutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern, wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmet worden, und nicht weniger unſere Sprache als unſer Gut in die Kappuſe gangen; und ſiehet man wie die Reichsacta ſolcher Zeit mit Worten angefüllet ſeyn, deren ſich freylich unſere Vorfahren geſchämet haben würden.

26. Biß dahin nun war Deutſchland zwiſchen den Italiänern, ſo Käyſerl. und den Franzoſen, als Schwediſcher Parthey, gleichſam in der Wage geſtanden. Aber nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden hat ſo wohl die Franzöſiſche Macht als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deßwegen alles bey den Franzoſen bewundert; haben ihr Vaterland nicht nur bey den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helffen, und einen Ekel der Deutſchen Sprache und Sitten aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachſenden Jahren und Verſtand behengen blieben; Und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bey einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben ſolche Franzgeſinnete viele Jahre über Deutſchland regieret, und ſolches faſt, wo nicht der Franzöſiſchen Herrſchaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der

* *

XIII.

Richtig angeſtellte und aufrichtig mitgetheilte Obſervationes, vom Nordlichte: worinn deſſen Hiſtorie, Bewegungen, Vorſtellungsarten, Zeiten, Orte und Hinderniſſe ꝛc. Nebſt einer beygefügten Hypotheſi, von deſſen Urſprunge und Urſache ꝛc. Dargelegt und herausgegeben von **Barbow**, Paſt. auf Oereland, unweit Drontheim in Norwegen. Frf. und Leipzig, bey Mummen, 1751.

Der Norden iſt das Vaterland, und folglich auch die beſte Schaubühne des Nordlichtes. Es iſt auch daſelbſt viel eher gewöhnlich und bekannt geweſen, als es 1716 zuerſt in unſern Landen die Aufmerkſamkeit der Gelehrten erweckte. Nun haben zwar der Herr Bar. von **Wolf**, Herr D. **Kulmus** in Danzig, Herr Prof. **Frobes** in Helmſtädt, Herr Prof. **Celſius** in Upſal, und Herr von **Mairan** überaus ſchöne Beobachtungen, Sammlungen, und Muthmaßungen von dieſer merkwürdigen Lufterſcheinung ans Licht geſtellet: allein darum iſt doch die Materie noch nicht erſchöpfet. Unſer Herr **Barbow** wenigſtens verdienet mit ſeiner Abhandlung, jenen berühmten Männern auch noch an die Seite geſetzet zu werden.

Da er als Prediger in Norwegen, unter einer Polhöhe von 66 Gr. lebet; ſo hat er die ſchönſte Gelegenheit gehabt, daſſelbe ſehr oft, und in unzähligen Geſtalten zu beobachten. Zwar wenn der Herr Verf. glaubet,

glaubet, daß die Natur an dem Nordlichte was neues ausgebrütet habe; ſo hat Herr Frobeſius längſtens das Gegentheil erwieſen: und wir ſelbſt haben eine deutſche Schrift in Händen, die beynahe 200 Jahre alt iſt, und eben dergleichen Figur im Holzſchnitte zeiget, als wir in neuern Zeiten beym Nordlichte ſehr oft geſehen haben. Aber ſeine Anmerkungen ſind darum nicht weniger betrachtungswürdig: zumal da er eine neue Hypotheſin beyzufügen gewaget hat.

Von den Erſcheinungen ſeltener Geſtalten im Nordlichte, haben wir unſern Leſern ein Paar, auf dem Kupfer dieſes Monaths, in der 2ten, 3ten und 4ten Figur mittheilen wollen. Es handelt aber der Herr Verf. 1) von dem Alterthume des beobachteten Nordlichts, welches ſich in Grönland ſchon vor 700 Jahren ſehen laſſen; 2) von den Bewegungen des Nordlichts, 3) von ſeiner dreyfachen Geſtalt, 4) von der Jahreszeit, da es am meiſten geſehen wird; 5) von der Nachtſtunde, da es ſich zeiget, 6) an welchem Orte des Himmels, 7) bey welcher Witterung es erſcheinet; 8) es habe ſeinen Ort in unſrer Dunſtkugel, nicht drüber, und zwar 9) im höchſten Theile derſelben; 10) es ſey keine ſelbſtbrennende Materie, 11) keine phosphoriſche oder elektriſche Materie, ſondern beſtehe 12) aus wäſſerichten Dünſten, die ihr Licht anders woher bekommen; aber 13) nicht von der Sonne, auch 14) nicht vom Monde, auch 15) nicht von Sternen, ſondern 16) vom Norden, und von der Erde her. Und nun folget die neue Meynung des Hrn. Verfaſſers: daß nämlich das viele Eis unter dem Nordpol ein Licht verurſachen könne. Doch unſer Raum leidet es nicht, uns dabey länger aufzuhalten.

Abbildung einer neu erfundenen englischen Luft-Pumpe.

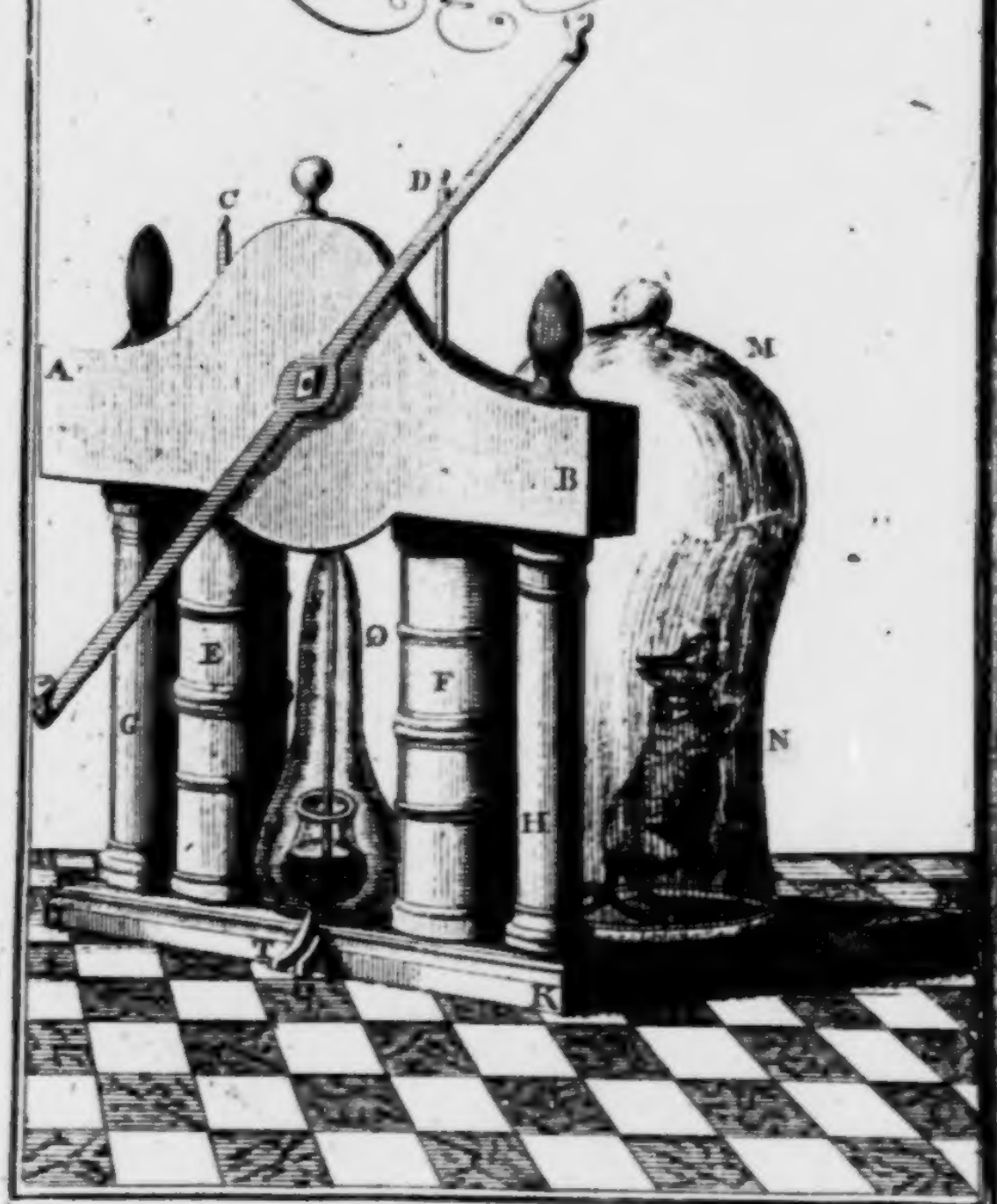

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit

Lenzmonat, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. III. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Fortsetzung des Auszuges, aus Hrn. Ferd. Wilh. Beers Abhandlungen zu Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geschichte. Leipzig, verlegts Bernh. Christoph Breitkopf, 1752.

Wir sind neulich in dem Auszuge aus diesen merkwürdigen Abhandlungen bis zur V. Abh. gekommen, darinnen der Herr Verfasser eine allgemeine Regel giebt, wornach Manethon seine Dynastien eingerichtet hat, und die Uebereinstimmung dieser Dynastien mit der biblischen Zeitrechnung zeiget. Dieses Stück ist in den Augen derer, die das Alterthum kennen, von der größten Wichtigkeit. Manethon war nicht nur ein gebohrner Aegypter, sondern ein Gelehrter vom ersten Range, ja sogar ein Hoherpriester, und Ausleger der heiligen und ältesten Schriften des ganzen Landes: als nach Alexanders des großen Tode, die Griechen Herren desselben geblieben waren. Ptolomäus Philadelphus verlangte ausdrücklich von ihm, daß er eine zuverläßige Nachricht vom Alterthume seines Reiches aufsetzen sollte. Man kann leicht denken, daß es

hier nicht Zeit gewesen, den König mit Fabeln abzuspeisen. Vielmehr lag Manethons, und aller seiner untergebenen Priester Ehre daran, sich vor den Augen der griechischen Gelehrten, die Ptolomäus um sich hatte, als redliche, verständige, und gelehrte Leute zu erweisen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die ganze Geschichte von Aegypten, nach ihrem besten Wissen und Gewissen, ordentlich, deutlich, und der Ehre, eines seiner Geschicklichkeit wegen berühmten Volkes, gemäß, werden abgefasset haben. Da es ihnen nun an alten Büchern und Nachrichten damals noch nicht fehlen konnte; wiewohl sie nachmals verlohren gegangen: so kann man leicht denken, daß dieses Werk Manethons ein rechter Schatz der allerältesten Begebenheiten der Welt gewesen seyn muß.

Allein, das Schicksal hat es gewollt, daß dieses treffliche Werk verlohren gegangen. Der Stolz der Griechen, der alles, was nicht griechisch war, verachtete; der große Brand, der zu der Römer Zeiten die Bibliothek zu Alexandrien vernichtete; und die übrige Andacht der ersten Christen, die alles, was heydnisch hieß, für ärgerlich und schädlich hielt, haben uns von diesem Werke nichts zukommen lassen: da sie uns hergegen eine Menge nichtswürdiger Fabeln und Legenden fleißig abgeschrieben hinterlassen. Doch es sind mehr wichtige Werke verlohren gegangen: und man sieht daraus, daß das menschliche Geschlecht sich allemal ähnlich sieht. Kurz, Manethons Geschichte sind nicht mehr vorhanden: nur bloß seine Dynastien sind dem Zahne

der

der Zeit entwischet; ein kurzes Zeitregister der ältesten Könige von Aegypten, welches kaum etliche Blätter füllet. Sieht man nun dieses Verzeichniß obenhin an, so kömmt es einem freylich eben so verwirrt vor, als einem, der nichts von der Mathematik versteht, des Euklides Bücher vorkommen. Und weil bisher die Gelehrten die Regel nicht gewußt, darnach Manethon seine Dynastien eingerichtet hat; so haben sie die Ordnung und Wahrheit derselben in Zweifel gezogen, ja wohl gar geläugnet. Herr Beer aber scheint recht dazu gebohren zu seyn, daß er die Ehre dieses ägyptischen Hohenpriesters 2000 Jahre nach dessen Tode retten sollen: indem er die wahre Regel erfunden hat, nach welcher die von ihm beobachtete Ordnung und Wahrheit wieder sichtbar wird, und sich in ihrem vollen Glanze zeiget.

Zuförderst machet er es sehr wahrscheinlich, daß die Aegyptier, den klügsten Männern Griechenlandes, die nach Aegypten, als auf ihre hohe Schule gereiset, einem Solon, Hekatäus, Herodotus, Diodorus, Plato, u. a. m. so leicht keinen Wind haben vormachen können. Berichten uns nun gleich Herodot und Diodor, eine erstaunliche Menge von Jahren, darinn Aegypten Könige gehabt haben soll; und die mit der christlichen Zeitrechnung zu streiten scheinen: so muß man davor nicht gleich erschrecken. Füget man alle Dynastien Manethons, vom Könige Menes, bis nach Alexanders Zeiten, d. i. 300 Jahre vor Christi Geburt an einander: so kommen nicht mehr als 5500 Jahre heraus. Hat es aber nicht auch christliche Zeitrechner gege-

ben, die vom Adam bis auf Christum, 6000, ja fast 7000 Jahre gezählet; ohne zu glauben, daß sie von der Bibel abweichen dörften?

Als Hekatäus in Aegypten war, erzählte er den Priestern sein Geschlechtregister, darinn er, nach etlichen zwanzig Gliedern, vom Jupiter abstammen wollte. Statt der Antwort führten ihn die Priester in einen Saal, darinn weit über 300 ägyptischer Könige Bildnisse stunden; und sprachen: Diese alle hätten nacheinander regieret; aber keiner von ihnen wäre von einem Gotte entsprossen gewesen. Hier rechnet nun Herodotus eins ins andre, auf jedes Glied dieser Könige 30 Jahre; und bringet also über 9000 Jahre heraus. Allein Herodot irrte sich durch seine Voraussetzung, nicht durch die ägyptischen Dynastien. Denn oft haben in sehr kurzer Zeit viele Könige nacheinander regieret, wie Manethon deutlich zeiget.

Diodor erzählet: anfänglich hätten die Götter und Helden in Aegypten nicht völlige 18000 Jahre regieret; von Menschen aber seyes, bis auf die 180ste Olympiade, da er in Aegypten gewesen, ungefähr 15000 Jahre regieret worden. Einheimische Könige wären 470 gewesen, ohne vier äthiopische, etliche persische und griechische. So wären denn ungefähr in allem 500 Könige gewesen. An einer andern Stelle meldet er, die Aegypter sagten, sie hätten 4700 (Jahre) eigene Könige gehabt. Hier haben einige sich eingebildet, die Zahl bedeute die Anzahl der Könige: weil das Wort Jahre im Texte fehlet. Allein wer sieht nicht die Ungereimtheit dessen?

Aus

Franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürffig gemacht: ob ſie gleich ſonſt dem Staat nach gute Patrioten geblieben, und zuletzt Deutſchland vom Franzöſiſchen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen.

27. Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun, und alſo nicht in Abrede ſeyn, daß mit dieſem, Franz- und Fremd-enzen auch viel Gutes bey uns eingeführet worden. Man hat gleichwie von den Italiänern die gute Vorſorge gegen anſteckende Krankheiten, alſo von den Franzoſen eine beſſere Kriegsanſtalt erlernet, darinn ein freyherrſchender groſſer König andern am beſten vorgehen können. Man hat mit einiger Munterkeit im Weſen die Deutſche Ernſthaftigkeit gemäßiget, und ſonderlich ein und anders in der Lebensart etwas beſſer zur Zierde und Wohlſtand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet, und, ſo viel die Sprache ſelbſt betrifft, einige gute Redensarten als fremde Pflanzen in unſere Sprache ſelbſt verſetzet.

28. Derowegen wann wir nun etwas mehr als bißher Deutſch geſinnet werden wolten, und den Ruhm unſerer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreyßig Jahr her in dieſem gleichſam Franzöſiſchen Zeitwechſel (periodo) geſchehen; ſo können wir das Böſe zum Guten kehren, und ſelbſt aus unſerm Unglück Nutzen ſchöpfen, und ſo wohl unſern innern Kern des alten ehrlichen Deutſchen wieder herfür ſuchen, als ſolchen mit dem neuen äuſſerlichen, von den Franzoſen und andern gleichſam erbeuteten Schmuck ausſtaffiren.

29. Es finden ſich hin und wieder brave Leute, die

Aus diesen beyden Zahlen nun, schließt der Herr Verfasser etwas, das noch niemanden in den Sinn gekommen. Oben waren 15000 Jahre, und hier sieht man 4700 Jahre, das ist, noch nicht volle 5000 Jahre, auf die Regierung aller menschlichen Könige gerechnet. Beyde sind aus den heil. Büchern der Aegypter, beyde aus dem Munde ihrer Priester geflossen. Sollten nun diese wohl mit sich selbst so uneins gewesen seyn, daß sie bald dreymal mehr, bald dreymal weniger Jahre zu einerley Sache gezählet hätten? Das kann nicht seyn! Folglich, schließt der Herr Verfasser, müssen zweyerley Jahre in Aegypten gewöhnlich gewesen seyn, deren eines dreymal so lang, als das andre gewesen. Daher können die Aegypter von einerley Zeitlaufe reden, wenn sie gleich einmal, etwas mehr als 4700, und das andremal, etwas weniger, als 15000 gezählet haben.

Dieses bestätiget der Herr Verfasser aus mehrern Stellen Diodors. Er saget im 26 Cap., die ägyptischen Priester rechneten von der Regierung der Sonne bis auf Alexanders Einfall in Asien, 23000 Jahre. Davon ziehe man die 18000 Jahre der Götter ab: so bleiben 5000 für die Menschen; die oben mit 15000 angegeben waren; das ist, 3 zu einem Sonnenjahre gerechnet, 5000. Im 63 Cap. heißt es von der größesten Pyramide, die König Chemmis erbauete: Sie hätte vier gleiche Seiten ꝛc. Die ganze Pyramide sey aus einer Art von Steinen erbauet, die schwer zu arbeiten ist, aber dem Werke eine ewige Dauer gäbe. Denn ob sie gleich schon 1000 Jahre, oder wie andre sagen,

3400 gestanden: so habe sich doch noch kein Stein losgegeben ꝛc. Hier sieht man wiederum zwo Jahrzahlen, deren eine dreymal gröſſer ist, als die andre. So grob fehlt man aber in der Zeitrechnung nicht; und folglich muß es zweyerley Jahre gegeben haben.

Das kleinere Jahr nun, hat in Aegypten Hora geheißen: und hat sich auf die Natur ihres Landes gegründet. Im Brachmonde tritt der Nil daselbst aus, und am Ende des Herbstmondes kömmt er wieder in seine Schranken. So theilet sich nun das Sonnenjahr in drey Theile: 1) die Zeit der Ueberschwemmung, 2) die Zeit vor, 3) die Zeit nach derselben: und jede davon heißt eine Hora. So ist nun die Regel für die Dynastien erfunden. Die ungeheure lange Zeitrechnung der Aegypter verkürzet sich auf eine mäßige Länge: und der Herr Verfasser schließt gleichsam frohlockend; daß diejenigen, welche die mosaische Zeitrechnung aus Manethons Dynastien anzufechten geglaubet, sich um andre Beweise würden bemühen müssen, weil hier kein Trost für sie anzutreffen wäre.

Wo bleiben nun aber die 18000 Jahre der Götterregierungen? Der Herr Verfasser giebt auch hierauf eine Antwort, die sich sehr wohl hören läßt. Gleichwohl verlanget er nicht einmal dieselben abzukürzen, oder in Horen, geschweige denn in Monathe, oder Tage zu verwandeln. Man kann sie so lang lassen, und verlieret doch nichts dabey: denn sie fallen nicht in die Zeit nach der Erschaffung Adams; sondern vor dieselbe, in einen ältern Zustand der Erdkugel. Dieses stimmet mit den alten

Sagen

Sagen und Nachrichten der ehmaligen Phönizier und Chaldäer vollkommen überein: ja selbst die heutigen Araber, Persianer, Sineser und Japoneser geben vor, unsre Erdkugel sey weit älter, als das darauf wohnende menschliche Geschlecht. Sie habe aber vormals andre Bewohner gehabt, und sey vielen Veränderungen unterworfen gewesen. Bey Dappern, und in den Berichten der dänischen Missionarien ist nachzulesen, wie alt die Indianer unsre Erde machen, wie oft sie dieselbe verwüsten, und wieder bevölkern, ehe der gegenwärtige Zeitlauf endlich erschienen ist.

Auch Herbelot berichtet, daß die Araber vor dem ersten Menschen gewisse Wesen auf die Erde setzen, die sie Dschin nennen, wir aber, in Ermangelung eines andern Wortes, Geister heißen müssen. Aber das sind keine unkörperliche Geister, sondern morgenländische, die zwar lange leben, aber doch endlich sterben; Könige haben, Kriege führen, Weiber nehmen, Kinder zeugen, u. d. gl. Die Persianer sagen, diese Geister wären nach Adams Erschaffung vor ihm gewichen, um ihm nicht beschwerlich zu fallen, und hätten sich in unbewohnte Gegenden begeben*. Dempster bringt eben dergleichen aus dem Strabo bey; und Capella hält die Nymphen und Faunen für dergleichen alte Erdeinwoh-

* Vielleicht sind das die Cherubs und Seraffen, die im Messias in die nordlichen Eisländer von Grönland und Spitzbergen einquartiret werden, wo sie auf den ewigen Schneegefilden und Eisklippen herumtanzen, und durch Klimms Oeffnung in den Mittelpunkt der Erde fahren.

ner: wie auch Kämpfer und Du Halde dergleichen von Sina und Japan erzählen.

Aus dem allen folget nun, daß man nach dem einhälligen Glauben der Morgenländer die ägyptischen Götterregierungen vor die Zeiten Adams setzen müsse. Dahin gehören auch die babylonischen Nachrichten von 150000jährigen Naturgeschichten, die Syncellus daselbst gefunden haben will; und was Plinius von 720000 Jahren meldet. Die Griechen fanden zwar, unter Alexandern, nur Beobachtungen von 1900 Jahren: Epigenes aber saget doch, sie hätten Nachrichten von 720000 Jahren gehabt; vermuthlich nur von den merkwürdigsten Veränderungen der Erdkugel.

Um nun näher auf den Manethon zu kommen, so war er Hoherpriester, und Ausleger der heiligen Schriften in Aegypten. Diese wurden nicht jedermann vorgeleget, und enthielten Weißagungen. Philadelphus hatte Thots Prophezeihungen zu wissen verlanget; diese schickte ihm Manetho, und zugleich einen Inbegriff alter Geschichte. Aber man findet nicht, daß die griechischen Schriftsteller dieser Zeiten etwas davon gedacht hätten: vermuthlich weil nichts schmäuchelhaftes für sie, und den König Ptolomäus darinn gestanden. Ptolomäus mag also nicht viel Wesens davon gemachet, und sie wohl gar in sein Archiv verschlossen haben. Nur den Auszug, oder die trockenen Dynastien hat er, als ein bloßes Gerippe, bekannt werden lassen, daher sie denn bis auf uns gekommen.

Wir

Wir übergehen hier, was der Herr Verfaſſer von der Glaubwürdigkeit der Weisſagungen **Thots** eingeſchaltet: wiewohl es leſenswürdig iſt. Der Herr Verf. machet erſtlich die Schwierigkeit begreiflich, die Manethon gehabt, aus den alten Geſchichtbüchern einen Auszug zu machen. Aegypten war verſchiedene mal von Auswärtigen erobert worden. Wie es aber geht, daß ſo ein Reich nicht gleich ganz und gar überwältiget wird: ſo finden ſich dann auch verſchiedene Nachrichten; nachdem es die Schriftſteller, mit den alten Landesherren, oder den neuern Eroberern halten. Alles dieß wollte Manethon begreiflich machen; und daher kommen die Verwirrungen in ſeinen Dynaſtien. Dieſe bedeuten alſo weder die Geburt, noch die Oerter und Hauptſtädte. Er hat die Chroniken von **This**, **Memphis** und **Diospolis** gebrauchet. Wo eine von der andern abwich, da ſetzte er den Auszug bey, um ihn mit dem andern Zeitlaufe zu vergleichen. Aus dem Reiche der Hirten und Aethiopier machte er beſondre Dynaſtien. Von den neueſten Königen dorfte er dem Ptolemäus nicht viel ſagen: denn das wußten die Griechen ſeit des Pſametichus Zeiten ſchon.

Um nun dieſes einigermaßen begreiflich zu machen, nimmt der Herr Verfaſſer den Zeitlauf vor, der mit der bibliſchen Geſchichte des Volkes Gottes übereinſtimmet. Er hebt alſo mit dem Einfalle der Hirten in Aegypten an, und geht bis auf den Cambyſes. Hier vergleicht er erſtlich in der 18ten Dynaſtie, die dreyfache Abſchrift die **Syncellus** davon aufbehalten, mit der Nachricht die aus des

Erato-

Eratosthenes ägyptischer Geschichte genommen ist, und mit der Stelle, die Josephus im I B. wider den Apion, aus dem Manethon aufbehalten hat. In den ersten dreyen sind die Namen von 16 Königen, die zwischen 300 und 400 Jahren regieret haben sollen: Josephus und Eratosthenes stimmen ziemlich damit überein, und dieser letztere legt 14 bis 15 Königen 369 Jahre bey. Hierauf folget die Stelle Manethons aus dem Josephus, die vom Einfalle der Hirten handelt: die aber dieser ganz unrecht, auf seine Vorfahren, die Israeliten deutet; und herausbringen will, die Juden hätten das gelobte Land 393 Jahre besessen, ehe Danaus, des Sethosis Bruder, aus Aegypten vertrieben worden, und nach Griechenland geschiffet.

Um nun seine Regel recht anzubringen, nimmt er die XIII. XIV. XV. XVI. XVII. und XVIII. Dynastien vor sich, die in den oberwähnten Zeitpunct fallen, vergleicht darnach des Africanus und Eusebius Erzählungen davon, verbessert eine aus der andern, und machet allerley nöthige Anmerkungen, zum bessern Verstande derselben. Alsdann folget nun die Summe dieses ganzen Zeitlaufes:

Vom Einfalle der Hirten bis zum Ende des Thuoris	750 J.
Von da, bis zum Ende des Sethos	219 J.
Von da, bis zum Ende des Reiches	146 J.
Es sind also bis auf den Cambyses	1115½ J.

Nun

Nun müssen wir anmerken, daß Moses unter der Regierung des Hirtenkönig[e]s Apophis gebohren worden. Seines Großvaters Kahaths Tod, als des letzten, der mit dem Jakob nach Aegypten gekommen, fällt noch vor die Ankunft der Hirten. Daher spricht die Schrift: Es sey ein anderer König aufgekommen, der nichts vom Joseph, und seinen Verdiensten um das Reich gewußt. Bey einem gebohrnen Aegypter wäre solches nicht möglich gewesen. Denn von Josephs Tode bis auf den Einfall waren etwa 110 Jahre verflossen: seine Kinder und Nachkommen waren aller Welt vor Augen, und erhielten das Andenken ihres Ahnherrn. Ein ausländischer Sieger aber, konnte um alle diese Dinge nichts wissen. Manetho hat dessen Vaterland nicht einmal zu nennen gewußt: ja er selbst hat sich um die Verdienste der Aegypter wenig bekümmern können, da er in beständigem Kriege mit ihnen gelebet. Daher kam auch die Unterdrückung der Juden, um die Zeit der Geburt Mosis. Dieses zeiget der Verfasser sehr wahrscheinlich: sonderlich, aus der schnellen Verfolgung der Israeliten, die einem recht einheimischen Könige der Aegypter in dreyen Tagen zu vollstrecken unmöglich gewesen wäre. Allein da die Hirtenkönige an dem östlichen Arme des Nilflusses beständig in einem verschanzten Lager lebeten; und in unaufhörlicher Kriegsübung blieben: so gieng es an, daß man die Juden mit 600 Wagen und allem seinen Kriegsheere auf frischer That verfolgen konnte: zumal da ihr Auszug im hohen Sommer geschah, zu welcher Zeit

eben

eben die Hirten ihre Waffenübungen hielten, wie Manethon lehret.

Nachdem nun der Herr Verfasser den obigen Irrthum des Josephus wegen des Danaus gewiesen, den **Sethosis** mit dem **Sesak** zu Jerobeams Zeiten zusammengereimet; und gezeiget, daß es zweene Sethosis gegeben: so bringt er verschiedene griechische Geschichte mit dem Manethon in Uebereinstimmung; sonderlich die vielen Colonien, die unter dem **Cecrops**, **Danaus**, **Cadmus** u. a. m. aus Aegypten nach Griechenland gezogen. Denn alle diese waren Flüchtlinge, die unter der Macht der Hirtenkönige geseufzet hatten. Und hierauf machet derselbe den Beschluß, indem er uns auf die Tafel verweiset, die er am Ende des ganzen Buches angehenket, und die wir auch mittheilen wollen.

Die VI Abhandlung betrifft die Hirten selbst, die in Aegypten eine so lange Zeit als fremde Tyrannen regieret haben. Leute, die wie gewisse Neuere* von alten Geschichten urtheilen, werden diese Begebenheit ganz kühn unter die Fabeln und Herenmährchen setzen. Allein, die jeder Sache ihren Werth setzen können, werden ganz anders von einem so wichtigen Theile alter Geschichte urtheilen; zumal da Herr Beer die bisherigen Dunkelheiten darinnen sehr aufkläret. Jedoch, da unser Raum es nicht zuläßt, uns lange dabey aufzuhalten: so müssen wir uns sehr ins Enge ziehen. Josephus hat das Reich der Hirten in Aegypten für die Geschichte

* Z. E. Hr. von Voltaire, in s. Ged. von der Historie.

Geschichte seines eigenen Volkes, der Israeliten gehalten. Allein man muß sich wundern, daß er einen so Himmelweiten Unterscheid nicht wahrgenommen. Die Hirten kamen mit einem unzählbaren Schwarme von Kriegsleuten nach Aegypten, Jakob nur mit einem friedlichen Geschlechte von 72 Seelen. Die Hirten zerstörten alle Tempel und Städte, und suchten das Volck auszurotten. Joseph heirathete eines Priesters Tochter, und ernährete das Volk als ein Vater des Vaterlandes. Die Hirten baueten Festungen zu ihrer Sicherheit; die Juden aber waren Viehhirten, die in freyen Feldern lebten. Die Hirten herrscheten, als Tyrannen; die Israeliten mußten wie Sclaven dienen. Kurz, es ist nicht möglich, beyde zu vermengen.

Hernach saget Manethon ausdrücklich, die Hirten wären aus einer unbekannten morgenländischen Gegend gekommen. Die Juden aber kamen aus dem angränzenden Lande Canaan. Sesostris hatte vorher einen großen Theil Asiens bezwungen, und viel fremde Leute mit nach Aegypten gebracht. Gleichwohl kannte man den Ursprung der Hirten nicht. Sie müssen also weiter gegen Morgen, oder Nordosten hergekommen seyn, als Sesostris jemals gedrungen gewesen. Aber wo kamen sie her? und wer waren sie?

Hier besinnet sich der Herr Verfasser auf dasjenige, was er in einem tatarischen Geschichtschreiber, **Abulgasi Chan**, vom Heerzuge des großen Oguz Chan gelesen. Unter des **Oguz Chan** Vorfahren, heißt es, war überall der Götzendienst

eingerissen; und alles mußte Bilder anbethen. Oguz Chan aber nahm sich vor, den Bilderdienst auszurotten; und die Verehrung des wahren Gottes überall einzuführen. Dieses vollführte er nun in 72 Jahren, bey allen mongalischen Stämmen, theils in der Güte, theils mit Gewalt. Nun drang er in alle benachbarte Länder, und hieb alle Götzendiener nieder. Dazu brauchte er 18 bis 20 Jahre. Hierauf theilte er sein Heer, unter sich und seinen Sohn, gieng selbst nach Indien, und schickte jenen gegen Abend, und eroberten alles. Er schickte auch Feldherren aus, die Länder zu erobern, wohin er nicht selbst kommen konnte. So regierte er nun 116 Jahre, bis er starb. Sein Sohn Kiun Chan theilte das Reich mit seinen Brüdern und ihren Kindern.

Diese Erzählung, die wir sehr ins Kurze gezogen, schicket sich sehr wohl den Einfall der Hirten in Aegypten zu erklären. Herr Beer machet es aus allen Umständen überaus wahrscheinlich: daß einer von den Feldherren des Oguz Chan bis nach Aegypten gedrungen, und daselbst nach den Lehrsätzen seines Herrn, alle Götzendienste und Tempel zerstöret habe; daß er daselbst ein kleines Reich aufgerichtet, welches vieleicht anfänglich von dem asiatischen Monarchen abgehangen; hernach aber allmählich frey geworden. Da sind nun die Aegypter sehr gedränget worden, und aus dem Lande häufig fortgezogen: wie alle die Colonien zeigen, die nach Griechenland gekommen; welches damals noch ein sehr barbarisches Land gewesen. Selbst

die

die ſonderbahre Luſt und Liebe zeigen, zur Verbeſſerung und Unterſuchung des Deutſchen. So ſind auch deren nicht wenig, die ſehr gut Deutſch ſchreiben, und ſo wohl rein als nachdrücklich zu geben wiſſen, was ſonſt ſchwer und in unſerer Sprach wenig getrieben. Neulich hat ein gelehrter wohlmeinender Mann ein Regiſter von Büchern gemacht, darin allerhand Wiſſenſchafften gar wohl in Deutſch verhandelt worden, ich finde auch, daß offt in Staatsſchriften jetziger Deutſchen zu Regenſpurg und anderswo etwas beſonders und nachdenkliches herfür blicket, welches da es vom Uberflüßigen Fremden, als von angeſpritzten Flecken, nach Nothdurft und Thunlichkeit geſäubert würde, unſerer Sprache einen herrlichen Glanz geben ſolte.

30. Weilen aber die Sache von einem groſſen Begriff, ſo ſcheinet ſelbige zu beſtreiten etwas gröſſers als Privatanſtalt nöthig, würde demnach dem ganzen Werck nicht beſſer noch nachdrüklicher, als mittelſt einer gewiſſen Verſammlung oder Vereinigung aus Anregung eines hocherleuchteten vornehmen Haupts mit gemeinem Rath, und gutem Verſtändniß zu helfen ſeyn.

31. Das Hauptabſehen wäre zwar der Flor des geliebten Vaterlandes Deutſcher Nation, ſein beſonderer Zweck aber und das Vornehmen (oder object) dieſer Anſtalt wäre auf die Deutſche Sprache zu richten; wie nehmlichen ſolche zu verbeſſern, auszuzieren und zu unterſuchen.

32. Der Grund und Boden einer Sprache, ſo zu reden, ſind die Worte, darauf die Redensarten gleichſam als Früchte herfür wachſen. Woher dann

die Israeliten sind von diesen fremden Königen so gedrücket worden, als die Schrift lehret, und durch Mosen in Freyheit gesetzet. Ja Abulgasi meldet auch, daß diese Tartarn gewisse Zauberer unter sich gehabt, die da hätten Wetter machen können: dergleichen sich die ägyptischen Priester nie gerühmet. Das Reich dieser Hirten hat aber noch viele Jahre nach ihrem Auszuge gewähret.

Kurz, die ganze Abhandlung des Herrn Verfassers hat uns sehr wohl gefallen, und ist unstreitig das beste, was bisher von den Gelehrten, zu Erklärung dieser Hirtengeschichte, auf die Bahn gebracht worden. Man muß sie aber bey ihm selbst nachlesen, ehe man davon urtheilen will.

Die VII Abhandlung betrifft Mosis Geschicklichkeit in Künsten und Wissenschaften, und erläutert eine Nachricht **Apions**. Auch dieses ist überaus merkwürdig, läßt sich aber so kurz von uns nicht fassen, als wir wohl wünscheten.

Hierauf kommen drey Zeittafeln I. von den zehn ersten Jubelcyklis; II. von Abrahams Geburt bis auf den Eingang des Volks Israel ins gelobte Land, von 660 Jahren. III. Die Zeittafel von 1116 Jahren, vom Einfalle der Hirten bis zu Ende des ägyptischen Reiches. Diese wollen wir unsern Lesern ins Kurze gezogen, mittheilen. Wir wünschen nichts mehr, als daß der Herr Verfasser ferner fortfahren möge, die alte Zeitkunde durch dergleichen gelehrte Untersuchungen noch mehr und mehr aufzuklären.

Zeittafel vom Einfalle der Hirten, bis zu Ende des ägyptischen Reiches.

1	Einfall der Hirten.
25	Saites, erster Hirtenkönig.
44	Byon.
46	Cekrops erbauet Athen.
88	Aphobis.
100	Deukalionische Ueberschwemmung.
102	Aaron gebohren.
105	Moses gebohren.
109	Cadmi Ankunft zu Theben.
113	Amram stirbt.
117	Danaus kömmt nach Rhodis.
143	Mosis Flucht.
149	Apachnas.
185	Ausgang. Janias.
199	Ceres kömt nach Athen.
200	Lehret Getrayd bauen.
224	Mosis Tod.
225	Eingang ins gel. Land.
233	I. Jubelcyclus vollendet.
234	Des II. Anfang.
236	Assis, König.
285	Amesis.
312	Abzug der Hirten.
338	Chebros.
351	Amenophis.
372	Amensis.
394	Misaphris.
407	Amesis II.
409	Anfang des trojanischen Krieges.
418	Troja erobert.
433	Thetmosis.
442	Amenophis, so Memnon seyn soll.
473	Horus.
510	Acherres I.
542	Rathos.
548	Chebres.
560	Acherres II.
572	Armesses.
577	Ramesses.
578	Harmesses Miammi.
621	David.
638	Amenophis.
657	Sesostris II. auch Sesosis.
661	Salomo.
664	Der Tempel gegründet.
701	Rehabeam.
705	Sesaks Einfall in Judäa.
708	Ammenophis oder Ammenemes.
718	Am. flieht.
719	Assa, König in Judäa.
731	Kömmt aus Aethyopien zurück, bekriegt die Rebellen.
733	Thuoris scheint der Mehr Serah zu seyn.
750	Smedes.
760	Des Assa Tod.
776	Psusennes.
822	Nepherchéres.
826	Amenophtis.

835	Oſochor.
841	Pinaches.
850	Suſennes.
880	Petubaſtes.
914	Bochoris.
916	Einfall des Saboco, So, oder Oſorcho Herkules.
919	Samaria zerſtöret.
920	Bochoris verbrañt von Saboco Stephin.
927	Nerepſos.
928	Pſammus oder Sevechus.
929	Sanheribs Tod.
933	Nechao I.
938	Sethos, Statthalter 31 Jahr nebſt dem Interregno.
940	Nechao von den Aethiopiern getödtet.
942	Taracus.
959	Ende der äthiopiſchen Herrſchaft 44 Jahr.
965	Ende nach Herodoto 50 Jahr.
969	Pſammitichus.
1023	Nechao.
1031	Bezwingt Judäa.
1035	Bey Karchemis geſchlagen.
1037	Verliert Syrien.
1040	Pſammis.
1046	Apries.
1048	Bezwingt Sidon.
1049	Bekrieget Tyrus.
1052	Zieht in Syrien zurück.
1053	Jeruſalem zerſtöret, Gefangenſchaft.
1069	Nebucadnezar erobert Tyrus, zieht gen Aegypten, bezwingt es.
1071	Amaſis.
1080	Nebucadnezar abgeſetzet.
1081	Cyrus erobert Meden.
1086	Erobert Lydien.
1107	Erobert Babylon.
1111	Cambyſes.
1115	Pſammitichus.
1116	Cambyſens Einfall.
	Ende des Reiches.

* *

II.

Le Theatre ouvert au Public, ou Traité de la Tragedie & de la Comedie: Dans lequel, après avoir rapporté l'origine de ces deux Poëmes, on donne des regles exactes, pour en juger &c. En deux Parties, traduit de l'Anglois, à Paris 1750.

D. i.

Die eröffnete Schaubühne, oder Abhandlung vom Trauer- und Luſtſpiele. In welcher, nachdem man den Urſprung dieſer zwey Gedichte angeführet, genaue Regeln angegeben werden, dieſelben zu beurtheilen. In zween Theilen aus dem Engländiſchen überſetzt, in 8v.

Dieſes Werk, welches im Grundtexte den Titel führet, The Stage opened to the Publick, iſt eben nicht in jedermanns Händen; und eben daher glaubet der Ueberſetzer ſeinen Landesleuten einen deſto wichtigern Dienſt mit ſeiner Dollmetſchung geleiſtet zu haben. Vor allem hat ihn zu dieſer Arbeit die Begierde veranlaſſet, denen Perſonen die in die Schauſpiele gehen, und mehrentheils ohne alle Grundſätze von denſelben urtheilen, Regeln an die Hand zu geben, wie ſie ſich bey ihrem Richteramte verhalten ſollen. Man höret täglich von Empfindungen, Leidenſchaften, Auflöſung des Knotens, Kunſtgriffen

des

des Dichters, u. ſ. w. reden; allein wenige Perſonen wiſſen, was ſie mit dieſen Worten ſagen wollen. Es iſt zu bewundern, wie bey ſo großer Unwiſſenheit der Regeln des Theaters, die Schauſpiele noch einen ſo groſſen Zulauf haben können. Was kann man wohl für ein Vergnügen haben, die Vorſtellung eines Trauerſpieles, oder eines Luſtſpieles anzuſehen, von deſſen Einrichtung und kunſtvoller Verbindung man nicht das mindeſte verſteht? Wahrlich, die liebe lange Weile, iſt hier der einzige Schutzgeiſt, welchem die Schauſpieler noch den Zulauf zu danken haben. Bey ſo geſtalten Sachen nun, verſpricht ſich unſer Ueberſetzer nichts als Dankbarkeit, ſowohl von Seiten der Unwiſſenden, denen er zu einem höhern Grade des Vergnügens, durch die Kenntniß deſſen was ſie ſehen, verhelfen will; als auch von Seiten der Kenner, die mit Vergnügen einen der witzigſten Engländer, mit ihnen einerley Sinnes befinden werden; der alles was er vorbringt, auf die Natur ſelbſt, und auf das Beyſpiel der größten Dichter gründet.

Das erſte Capitel handelt **von dem Urſprunge der Poeſie, inſonderheit des Trauerſpieles, und allem, was mit ihm eine Gemeinſchaft hat.** Alle Menſchen ſind der Arbeit unterworfen; daher hat Gott, aus Mitleiden, ihnen Feſttage geordnet, damit ſie ſich von ihren Beſchwerden erholen, und ihm für die erhaltenen Wohlthaten, Opfer bringen möchten. So ſahen die Feſttage der erſten Menſchen aus. Sie verſammleten ſich, ſonderlich im Herbſte, nach eingeärnteten Früch-

ten, um sich zu erlustigen, und den Göttern zu opfern. Und dieß gab den ersten Anlaß zur Poesie: denn da die Menschen von Natur zur Nachahmung und Musik geneiget sind, so wendeten sie diese Geschicklichkeit zum lobe derer Götter an, die sie anbetheten. Unter diese anfangs frommen und unschuldigen Ergetzungen, mengete sich nach und nach, durch eine den Menschen nur gar zu gewöhnliche Verderbniß, allerley Misbrauch ein. Man vermischete das Lob der Götter, mit dem Lobe der Menschen: ja die bitterste Satire fand Mittel sich einzuschleichen. Als nun dieses die Dichter sahen, welche die eigentlichen Weltweisen und Gottesgelehrten der damaligen Zeiten waren; so ergriffen sie ein ander Mittel, die eingeschlichenen Gräuel dieser Feste abzuschaffen. Die Neigung der Leute war ihnen bekannt, daher erfanden sie die Fabel, die fast allemal fähiger ist, die Sitten zu bessern, als der weitläuftigste moralische Tractat. Man sieht hieraus, und aus Strabons Zeugnisse, im I Buche, daß die Poesie die erste Art der Philosophie gewesen ist. Homer fand diesen Gebrauch der Fabeln, gänge und gebe, und bedienete sich desselben mit gutem Erfolge zu seinen zweyen Gedichten, welches nichts anders, als weitläuftigere Fabeln sind. Diejenigen Dichter nun, vor und nach seiner Zeit, die von erhabener Gemüthsart waren, besangen die Thaten großer Männer; andere die der Muthwillen trieb, besungen die Begebenheiten der nichtswürdigsten Leute, mit untermengeten beissenden Satiren: und dieses gab unfehlbar den ersten

den Anlaß zur Tragödie und zum Lustspiele. Diese beyden Arten der Dichtkunst sind zwar nicht von je her gewesen; allein ein Beweis, daß die Natur selbst, und ein ungefährer Zufall, die ersten Urheber davon gewesen, ist dieß: daß man bey allen Völkern, von undenklichen Zeiten her, Spuren theatralischer Werke findet, die gewiß einander diesen Geschmack nicht haben beybringen können. Die Chineser z. E. die nichts von den Griechen entlehnet, haben, wie Acosta saget, große und angenehme Schauplätze, kostbare Kleider für die Schauspieler und Lustspiele, deren Vorstellung zehn bis zwölf Tage währet, da sogar die Nächte mit zu Hülfe genommen werden; bis endlich die Zuschauer und Schauspieler ermüden, immer einer auf den andern zu folgen, indem sie essen, trinken, und schlafen gehen, zuletzt gleichsam einmüthig davon wandern. Die Materien dieser Schauspiele sind ganz moralisch, und insonderheit mit Beyspielen der berühmtesten Weltweisen, und der Helden des chinesischen Alterthumes gezieret. Eben dergleichen ordentliche Schauspiele hatte man auch bey den Incas in Peru, wenn man dem Garcilasso de la Vega glauben will.

In Griechenland gaben ein ungefährer Zufall und der Wein, den ersten Anlaß zur Tragödie, davon die Geschichte des Ikarius mit dem Bocke, der ihm seinen Weinberg verwüstet hatte, bekannt genug ist; und davon selbst der Namen Tragödie, d. i. Gesang des Bockes, seinen Ursprung hat. Denn die Tragödien waren anfänglich nichts an-

ders, als andächtige Gesänge zu Ehren des Bacchus, mit den Annehmlichkeiten der Musik und des Tanzens vermenget. Dieses war eine Gelegenheit für die Dichter, um einen Bock, oder einen Schlauch mit Wein zu streiten; welches auf den Namen des **Bacchusgesanges** zielete. Endlich wurden die Dichter dieser Bacchusgesänge überdrüssig, die mehr zum Nutzen der Priester, als zum Vergnügen der Zuschauer gereicheten. **Thespis** also, einer von diesen Poeten, kam zum ersten darauf, in den Chor eine Person mit einzumengen, die, um denselben sich erholen zu lassen, die Ebentheuer irgend eines berühmten Helden erzählete. Dieß saget **Horaz**:

Ignotum Tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
Dicitur et plauſtris vexiſſe Poëmata *Theſpis*,
Quæ canerent, agerentque peruncti fœcibus ora.

Dieß war nun der Ursprung der satirischen Tragödie; in den ernsthaften aber war noch etwas mehr, davon er nur gleichsam den ersten Schatten erfand. Es ist erstaunlich, daß diejenigen, die von der Tragödie geschrieben, uns nicht ihre verschiedenen Veränderungen, seit ihrer Erfindung bis zu ihrer Vollkommenheit in Griechenland, berichtet haben. Noch seltsamer ist es, daß sie uns nicht deutlich eine Sache heraussagen, die man aus ihren Schriften gleichwohl schließen muß; nämlich daß **Aeschylus** der wahre Erfinder der rechten eigentlichen Tragödie gewesen. In der That sah er ein, daß die Erzählungen der einzelnen Person jenes **Thespis**, eine große Schönheit erlangen würden, wenn noch

eine

eine hinzu käme; und das gelung ihm vortrefflich. Er verminderte auch den Gesang der Chöre: denn da vorhin, des **Thespis** Erzähler, nur zum Ausruhen des Chores da war; so dienet anitzt der Chor, nur zum Ablösen der redenden Personen. Hierauf kams ihm in den Sinn, eine Hauptperson zu machen. Und in der That, da schon zwo da waren, mußte nothwendig die eine wichtiger, und die andere nur ihrentwegen da seyn. Denn bey zween gleich wichtigen und vollkommen ähnlichen Helden, wäre die Einigkeit der Handlung nicht bestanden; diese aber suchete **Aeschylus**. Auch mit der Schaubühne selbst nahm er Veränderungen vor. **Thespis** führete seine Schauspieler auf einer wandelnden Schaubühne herum, die nichts anders, als ein Wagen und ein Schauspiel war, womit die Italiener und deutschen **Jesuiten**, sich noch jetzt zuweilen zeigen. Er gab seinen Schauspielern Larven vors Gesicht, zog ihnen die hohen **Cothurnen** an, und kleidete sie in lange schleppende Gewänder, damit sie majestätischer aussähen. **Athenäus** saget, daß er seinen Chören eigene Tänze vorgeschrieben, und **Philostratus** versichert, daß er zuerst das Morden, als was Unanständiges, von der Schaubühne geschaffet habe.

Sophokles fügete des **Aeschylus** zwo unterredenden Personen noch die dritte bey; und bey diesen dreyen ließen es alle griechischen Tragödienschreiber bewenden, wenigstens nahmen sie sehr selten viere:

Nec quarta loqui persona laboret. *Horat.*

Auch

Auch die Verzierungen trieb **Sophokles** höher: denn anstatt daß **Aeschylus** nur Hölen, Hütten und Wälder darauf vorgestellet hatte; so putzete er sie mit Städten, Palästen, Altären, Grabmälern, und Maschinen aus. Er vermehrete die Chöre bis auf 15 Personen, und erfand eine weiße Unterkleidung für die Tänzer; damit ihre Bewegungen besser ins Auge fielen.

Die Schaubühne zu **Athen**, bestund anfangs sowohl als die Amphitheater, bloß aus Holzwerk. Als aber einsmal ein gewisser **Pratinas** dem Volke ein solches öffentliches Schauspiel gab; brach das zu sehr beschwerete Gerüst ein, und zwang die für die Schaubühne so sehr eingenommenen **Athenienser**, diejenigen herrlichen Theater aufzuführen, welche nachmals von den **Römern** mit so vieler Pracht nachgeahmet wurden. Wie denn **M. Aemilius Scaurus**, unter seinem Bauherrnamte, eines dergleichen aufführen ließ, so 80000 Menschen fassete. Es war mit 360 Säulen gezieret, davon die in der ersten Schichte von Marmor, die in der andern von Crystalle, und die in der dritten von vergoldetem Erze waren. Die ersten waren 38 Schuhe hoch, und es stunden in den Zwischenräumen 3000 Bildsäulen. Ja was das erstaunlichste ist, so war dieses Theater, wie **Vitruv** saget, nur auf sieben Wochen gebauet. Bey den Griechen war die Lebensart der Comödianten, lange Zeit in Ehren. Die Dichter selbst stellten die Hauptrollen vor, und **Sophokles**, der sich zuerst davon ausschloß, that es nur aus Mangel der Stimme und

Geschick-

folget, daß eine der Hauptarbeiten, deren die Deutsche Hauptsprache bedarf, seyn würde, eine Musterung und Untersuchung aller Deutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jedermann brauchet, sondern auch auf die, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen; und nicht nur auf die so man Hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anitzo allein herrschen, sondern auch auf Plat-Deutsch, Märkisch, Ober-Sächsisch, Fränkisch, Bayrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; Auch nicht nur was in Deutschland in Ubung, sondern auch was von Deutscher Herkunft im Holl- und Engelländischen: worzu auch fürnehmlich die Worte der Nord-Deutschen, das ist, der Dänen, Norwegen, Schweden und Jßländer (bey welchen letztern sonderlich viel von unser uralten Sprach geblieben,) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränkische, wie sichs in uralten Schriften und Reimen findet, daran der treffliche Opiz selbst zu arbeiten gut befunden. Denn anders zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen, und sagt man, es habe den Käyser Maximilian dem I. einsmahls sonderlich wohl gefallen, als er aus der Aussprache der Schweizer vernommen, daß Habsburg nichts anders als Habichtsburg sagen wolle.

33. Nun wäre zwar freylich hierunter ein grosser Unter-

Geſchicklichkeit. **Aeſchines** und **Ariſtodemus**, zween große atheniensiſche Redner, davon der letzte, Geſandter an den König **Philippus** geweſen war, ſchämeten ſich nicht, auf die Schaubühne zu treten, wie ſchon **Aeſchylus** vor ihnen gethan hatte.

Im zweyten Capitel, wird **von der Tragödie ſelbſt, und von ihren beſondern Theilen** gehandelt. Es fängt ſo an: „Das Trauerſpiel iſt eine „Nachahmung, einer ernſthaften, ganzen Handlung, „die eine gehörige Größe hat. Die Schreibart „muß angenehm, aber in allen ihren Theilen ver„ſchieden gewürzet ſeyn; und muß ohne die Bey„hülfe der Erzählung, bloß durch Mitleiden und „Schrecken, in uns dieſe und dergleichen Leiden„ſchaften vollends reinigen.„ Dieſer erſte Abſatz wird in allen folgenden ſtückweiſe erwieſen. Wir halten uns nicht weiter dabey auf, da unſern Deutſchen die Regeln des Theaters überhaupt, aus vielen Schriften, und ſonderlich aus des Herrn Prof. **Gottſcheds kritiſchen Dichtkunſt**, bekannt ſind.

Das **dritte** Capitel führet dieſe Ueberſchrift: Von der Einrichtung des Inhaltes. Genaue Erklärung der drey Theile eines vollkommen Ganzen. Worinn die Schönheit aller Weſen beſtehe, die Theile haben. Wie weit der Umfang des Inhaltes eines dramatiſchen Stückes, und die Dauer der Vorſtellung, ſich erſtrecken ſoll. Das **vierte** Capitel handelt von der Einheit des Stückes, worinnen ſie beſtehe. Das **fünfte** Capitel zeiget, ob ein Dichter der Wahrheit, oder der Wahrſcheinlichkeit folgen ſoll. Den Unterſchied eines Dichters und

Geſchicht-

Geschichtschreibers. Den Vorzug der Dichtkunst vor der Geschichte. Ob die Tragödie alle Namen ihrer Personen erdichten dörfe. Ob man allemal den eingeführten Fabeln folgen müsse. Auf was Weise der Dichter über seine Materie Herr sey. Ob eine wahre Geschichte, der Inhalt eines Trauerspieles seyn könne. Von den episodischen Fabeln. Was für gute Dichter zuweilen in diesen Fehler gefallen sind! und warum? Daß das Unerwartete bey dem Trauerspiele nothwendig sey. Wie die Fabel dieses Unerwartete zuwege bringen müsse. Das sechste Capitel theilet die einfachen und zusammengesetzten Fabeln ein. Das siebente zeiget insonderheit, was in den Fabeln eigentlich die Leidenschaft sey. Das achte handelt von der Eintheilung des Trauerspieles, und zeiget die häufigen Fehler der engländischen Poeten in diesem Stücke. Das neunte Capitel handelt von dem Character, welchen eine Tragödie erwählen muß, wenn sie gut seyn soll. Ob sie einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang haben soll. Daß eine Tragödie, die recht gut ist, den Beyfall der Kenner und Unwissenden nach sich ziehen müsse. Ferner von den doppelten Tragödien, die mehr komisch als tragisch sind, und woher sie entsprungen sind. Das zehnte Capitel zeiget, woher das Schrecken und Mitleiden entspringen müsse; und zugleich den Irrthum derer, die selbiges durch die Auszierung, oder durch ungeheure Zwischenfälle, haben erzwingen wollen. Das eilfte zeiget, was für Zufälle schrecklich oder mitleidenswürdig sind. Wie der Dichter sich zu ver-

verhalten habe, um nicht die eingeführten Fabeln zu ändern. Dreyerley Arten abscheulicher Handlungen, und welche sich am besten zur Tragödie schicket. Der Fehler solcher abscheulichen Handlungen, die mit Vorsatz angefangen, und nicht ausgeführet werden. Die Seltenheit der Materien zum Trauerspiele, und woher sie komme. Das zwölfte Capitel lehret, was die Sitten im Trauerspiele sind, und die viererley Bedingungen, die sie haben müssen. Wie die Güte der Sitten verstanden werden solle. Man muß in den Sitten, wie in dem Inhalte, der Nothwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit der Maschinen folgen, und wenn diese zu gebrauchen sind. Wie die Zwischenfälle ohne Noth in dem Trauerspiele zu dulden sind. Wie ein Dichter auch bey der Verschönerung, die Aehnlichkeit beybehalten soll und kann. Wann und wie die Wahrscheinlichkeit der Wahrheit vorzuziehen sey. Pflicht der Dichter, denen zwo Empfindungen eine Gnüge zu thun, die die einzigen Richter der Poesie sind. Das dreyzehnte Capitel zeiget, was ein Dichter zu thun habe, wenn er seine Materie gut ausführen will. Was er thun muß um die Charactere und Sitten gut zu bilden. Man muß die Fabel entwerfen, und den Schauspielern ihre Namen beylegen, bevor man an die Episoden denkt. Eine ausdrückliche Bedingung bey den Episoden. Das vierzehnte Capitel endlich handelt von den Empfindungen, und worinnen sie bestehen. Von den Quellen, aus welchen die Dichter sowohl als die Redner schöpfen müssen. Von der

Action

Action, die die Aussprache und Geberden in sich begreift. Wer von denselben handeln müsse.

Der andere Theil handelt im ersten Capitel, von dem Lustspiele, und denen Veränderungen die dasselbe erlitten. Der Ursprung des Lustspieles ist so dunkel, als der Tragödie ihrer; doch ist es wahrscheinlich, daß sie beyde einerley Wiege gehabt haben, nämlich die Weinlesen, und beyde nur durch bald traurige, bald lächerliche Chöre, von einander unterschieden gewesen. Nimmt man aber ihre Namen in genauerem Verstande, und derjenigen Gestalt gemäß, die sie nach diesem erhalten; so ist das Lustspiel jünger als die Tragödie. So wie nun **Aeschylus** der Vater dieser letzten ist, so ist jene eine bloße Nachahmung derselben, in vielerley Verstande. Bloß ihr Endzweck ist unterschieden, und geht lediglich auf das Lächerliche. Horaz, der hier weitläuftig angeführet wird, ist der Gewehrsmann dieser Sätze. Ob aber das Lustspiel auch nur einen einzigen Erfinder gehabt, wie die Tragödie, das ist unausgemachet. Horaz, und niemand vor ihm, saget etwas davon. Er nennet nur drey, den **Eupolis**, **Cratinus** und **Aristophanes**, die in dieser Schreibart vortrefflich gewesen, unter welchen der letztere, wohl der berühmteste war. Anfänglich hatte das Lustspiel noch etwas an sich, welches seinem ersten Ursprunge ähnlich sah; da nämlich die Schauspieler auf des **Thespis** Karren, den Vorübergehenden alle Zoten und Schimpfworte zuriefen. Als es nun gleich seiner Einrichtung nach, geordneter, und einer größern Schaubühne,

in

in einem mit viel tausend Zuschauern erfülleten Circus, anständiger ward, so war es doch hierinn nichts gebundener. Es stellete wirklich geschehene Sachen vor; es nannte sogar die Namen, und legete die Kleider, ja es nahm die Minen und Gebärden derer Personen an, die es der Lust des Volkes aufopfern wollte. Nichts ward verschonet: man griff sogar die Obrigkeiten, ja die Götter selber an. Diesem Unfuge nun ward mit der Zeit Einhalt gethan: man befahl durch ein Gesetz, daß niemand auf der Schaubühne genennet werden sollte; allein man fand gar bald einen Schlupfwinkel wider dieses Gesetz. Das Lustspiel fieng an, wahrhafte und kennbare Charactere zu schildern; und so gewannen denn die Dichter eine neue Ehre, wenn sie diese Charactere gut trafen; die Zuschauer aber ein neues Vergnügen, dieselben richtig zu errathen. Wenn ein Gemäld erst so viel Aehnlichkeit hat, so brauchet man keinen Namen darunter zu setzen. Und so war die sogenannte **mittlere** Comödie beschaffen.

Die neue darauf folgende erhielt einen neuen Vortheil, welchen man abermal der Obrigkeit zu danken hatte. Denn, so wie man vorhin nur die Namen zu nennen verbothen hatte; so untersagete man anjetzt alle wahrhafte Geschichte, und die gar zu lästerhaften Chöre. Nunmehr mußten die Dichter sowohl die Begebenheiten, als Namen ersinnen, welches denn die komische Bühne nicht nur reinigte, sondern auch bereicherte: denn dadurch ward sie zu einem angenehmen Spiegel des menschlichen Le-

bens. Und dieſes iſt eigentlich die ſchöne Komödie. Das Luſtſpiel eines Menanders und Terenz.

Die Komödie gieng, wie alle andere Wiſſenſchaften, von den Griechen zu den Römern über. Allein die Römer ſind allezeit nur bey dieſer neuen ſtehen geblieben; und haben weder die alte, noch mittlere ehrenrühſrige, nachgeahmet. Die Römer nun unterſchieden ihre Luſtſpiele nach den Kleidungen der Schauſpieler. Wenn dieſe in Röcken mit breiten Purpurſtreifen giengen; ſo hieß das Stück Prætexta; und das waren die edelſten Luſtſpiele. Auch die Trabeata gehöret noch hieher, eine Zierde der Obrigkeit im Frieden, und der Feldherren im Siegsgepränge. Die zweyte Art führte Bürger, nicht zwar in großen Aemtern, ſondern im Privatleben ein, und hieß von der Kleidung Togata. Die dritte und ſchlechteſte Art hießen Tabernaria.

Das zweyte Capitel dieſes II. Theiles handelt von dem merklichen Unterſchiede des Geſchmackes im Luſtſpiele, und in andern Werken des Witzes, was die Dauer derſelben betrifft. Allein wir ſcheuen die Weitläuftigkeit, und verweiſen unſere Leſer an das Werkchen ſelbſt, darinnen ſie viel angenehmes und nützliches finden werden.

* *

III.

Philoſophia Britannica.

Or a new and comprehenſive Syſtem of the Newtonian Philoſophy, Aſtronomy, and Geography, in a Courſe of twelve Lectures etc. by B. *Martin*, Vol. II. 8. London, 1747, nebſt 48 Kupfert. Da

Da wir im vorigen Monathe den erſten Theil dieſes Werkes angezeiget, ſo iſt es billig, daß wir auch nun vom zweyten reden. Es enthält derſelbe die noch übrigen ſieben Vorleſungen, womit das ganze Werk beſchloſſen wird. In der erſten treffen wir die Lehre von der Luft, oder von der Athmoſphäre überhaupt an. Obwohl die Luft mit zu den flüſſigen Körpern gehöret, ſo iſt ſie doch dadurch von denenſelben unterſchieden, daß ſie ſich zuſammendrücken läßt; nicht, wie andre flüſſige Körper thun, gerinnet oder gefrieret; und endlich in den verſchiedenen Höhen über der Erde, nicht einerley Dichtigkeit behält. Viele Gelehrte haben verſuchet, eine künſtliche Luft zuwege zu bringen. Herr Boyle iſt vielleicht der vornehmſte unter ihnen, und nach ihm hat Herr Hales * wohl das meiſte hierinn verſuchet. Man hat drey Wege gefunden, neue Luft herbey zu ſchaffen, nämlich vermittelſt der Fäulniß und Gährung, vermittelſt der chymiſchen Auflöſung, und endlich durch Hülfe des angezündeten Schießpulvers. Die Verſuche, die unſer Herr Verfaſſer hier aus andern erzählet, ſind zahlreich und angenehm.

Hierauf kömmt er auf die Abmeſſung der Schwere der Luft, und folglich auf die Barometer; die torricelliſche Röhre nimmt den erſten Platz ein, hernach kömmt das morlandiſche, das bernoulliſche, das amontonſiſche, das hockiſche, und ſodann

* Auch in den berlin. Memoires trifft man verſchiedene Verſuche davon an, die noch neuer ſind.

noch drey andre, die vom Herrn **Rowning** und Herrn **Caswell** herrühren *. Dieſen wird der Gebrauch der Barometer in Abmeſſung der Höhen beygefüget. Ferner erblicket man hier Betrachtungen und Verſuche über die Dichtigkeit und Schnellkraft der Luft, über die Höhe der Athmoſphäre und ihre verſchiedentliche Beſtimmungen. Hiebey wird gleichfalls das Inſtrument der Herren **Hales** und **Deſaguliers**, die Tiefen der See zu finden, und die ſogenannte Campana urinatoria, nach den **halleyſchen** und **triewaldſchen** Verbeſſerungen beſchrieben. Dann kommen die Thermometer, die **neutoniſchen**, das **fahrenheitiſche** und **haleſiſche**, nebſt der Theorie, wie ſowohl die merkuriaſiſchen, als auch die, von Oel oder Weingeiſt, zu verfertigen ſind. Auch von Hygrometern und den Luftbüchſen findet man hier Nachricht. Unter den Luftpumpen, deren der Herr Verfaſſer verſchiedene Arten angiebt, iſt auch ſeine Erfindung anzutreffen. Man erblicket dieſe **martiniſche** Luftpumpe auf dem Titelkupfer dieſes Monaths, und ſie iſt deswegen beſonders bequem, weil man ſie allenthalben mit

* Wir wiſſen nicht, warum Herr **Martin** der hugeniſchen Verbeſſerungen des Barometers mit keinem Worte gedenket, da er ſich doch angelegen ſeyn läßt, die Bemühungen anderer anzuführen. **Amontons**, den der Herr Verfaſſer nennet, iſt erſt auf ſeine Erfindung durch die hugeniſchen Verſuche gerathen. Selbſt de la **Hire** hat das hugeniſche Barometer verbeſſert, und hätte deswegen hier noch wohl einen Platz verdienet. Wie aber hätte Herr **Martin** nicht die Acta Petropolitana Tom. I. p. 317 nachſehen, und das vor-

mit ſich führen kann. Man hat ſie nicht allein häufig nach Deutſchland gebracht, ſondern die Deutſchen haben auch ſogar einige nach dieſem Muſter nachgemachet. In dieſer Luftpumpe iſt AB der Kopf, oder der Theil, worinn das Rad iſt, der wechſelsweiſe die Stämpel CD in die Cylinder EF herunter ſtößt, und wieder hinauf zieht. Gedachter Theil AB, den die zwo Pfeiler GH, welche in dem Boden der Maſchine IKL. befeſtiget ſind, erhalten, drücket die Cylinder ſtark nach unten zu. Auf dem Boden ſteht der Recipient MN. auf einer breiten polirten Kupferplatte, die in der Mitten mit einem Loche verſehen iſt. Durch dieſes Loch geht die Luft aus dem Recipienten in eine dünne Röhre, an dem untern Theile der Platte, und fährt nach dem Theile O zu. Dieſer hat mit der durchbohrten Kupferplatte, worauf die Cylinder ſtehen, und woher ſie die auszuſchöpfende Luft bekommen, eine Gemeinſchaft. Recht in der Mitten der Kupferplatte iſt eine Oeffnung, über der ein kleiner Recipient PQ, unter dieſem aber ein Becken mit Queckſilber R ſtehet. In das Becken hat man eine enge Röhre RS verkehrt

vortreffliche, ja faſt vollkommene Barometer des Herrn Bülfingers anführen ſollen? Allein unter denen Büchern, die er geleſen zu haben ſich rühmet, ſtehen dieſe Acta nicht. Sonſten iſt unter den neuern Barometern noch das Barometre double raccourci à quatre boules, der königl. Akad. zu Paris bekannt: und noch jüngſt hat Herr Prof. Maaß zu Stettin eine Schrift herausgegeben, worinn er ein neues Barometer beſchrieben, dem er die gröſßte Vollkommenheit ertheilet, die man an den bekannten Barometern hat erlangen können.

gesetzet, die an einem Ende zugeschmolzen und mit Queckſilber gefüllt ist. Wenn daher der enge Recipient PQ von Luft ausgepumpet wird, (da solches zugleich mit dem weiten MN geschieht,) so wird sich der zunehmende leere Raum durch das Fallen des Queckſilbers in der Röhre RS äußern. Die Luft wird durch einen Hahn T in den Recipienten gelaſſen.

Die siebente Vorlesung handelt von den Winden und dem Schalle. Zuerſt wird erkläret, was der Wind ist, und wie er entsteht. Darauf folget Halleys Theorie von den Winden, die man auch in den philoſophiſchen Transactionen findet, als woraus sie Herr Martin genommen hat. Ferner sieht man Betrachtungen über die Winde, in ſofern sie beſtändig oder wandelbar ſind; über die Geſchwindigkeit und Stärke des Windes. Die letzte wird beſonders berechnet, und auf die Flügel der Windmühlen angewendet. Hievon hänget folglich die Stellung der Flügel ab, wenn man weis, wie ſtark die ſtoßende Kraft des Windes ist. Auch die Blasbälge geht Herr M. durch, unter denen der triewaldiſche der merkwürdigſte ist, und der ſich ſehr bequem in großen Schmieden und Schmelzhütten brauchen läßt. Wenn Herr Martin die alembertiſchen Reflexions ſur la cauſe générale des vents damals hätte zu Rathe ziehen können; ſo würde er ſeiner Vorleſung noch einen und den andern Zuſatz ertheilet haben.

In der Lehre vom Schalle, kömmt erſtlich eine allgemeine Theorie vom Gehöre vor. Nachgehends handelt

Unterſcheid zu machen, mithin was durchgehends in Schriften und Reden wakerer Leute üblich, von den Kunſt- und Landworten, auch fremden und veralteten zu unterſcheiden. Anderer Mannichfaltigkeiten des gebräuchlichen ſelbſt anitzo zu geſchweigen, wären derowegen beſondere Wercke nöthig, nehmlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunſtworte, und letzlich eines vor alte und Landworte, und ſolche Dinge, ſo zu Unterſuchung des Urſprungs und Grundes dienen, deren erſtes man **Sprachbrauch**, auf Lateiniſch Lexicon; das andere **Sprachſchatz**, oder cornu copiæ; das dritte Gloſſarium, oder **Sprachquell** nennen möchte.

34. Es iſt zwar auch an dem, und verſtehet ſich von ſelbſten, daß die wenigſten derer ſo an Verbeſſerung der Sprache arbeiten wolten, ſich des Altfränkiſchen und des auſſer Deutſchland in Norden und Weſten gleichſam walfahrenden Deutſchen Sprachreſtes, ſo wenig als der Waydſprüche der Künſtler und Handwercker, und der Landworte des gemeinen Mannes, anzunehmen haben würden. Weil ſolches vor eine gewiſſe Art der Gelehrten und Liebhaber allein gehöret.

35. Alleine es gehöret doch gleichwol dieſes alles zur vollkommenen Ausarbeitung der Sprache, und muß man bekennen, daß die Franzoſen hierinn glücklich, indem ſie mit allen drey oberwehnten Werken, ſo ziemlich in ihrer Sprache nunmehr verſehen, indem die ſo genannte Franzöſiſche Academie nicht allein ein lang verſprochenes Hauptbuch der läuffigen Worte herausgegeben, ſondern auch was vor die

Kün-

handelt der Herr Verfaſſer von den neutoniſchen Schwingungen, die in der Luft vorgehen, oder von den Wellen, die, gleichwie im Waſſer, eine Schneckenlinie machen; ferner von der Weite, in welcher der Schall fortgeht; von der Geſchwindigkeit der aufeinander folgenden Schläge, und ihrer Art, ſie zu berechnen; von dem Wiederhalle, von den Hör- und Sprachröhren. Ja zuletzt hat er noch die Gründe der Muſik unterſucht, und ſie mathematiſch betrachtet.

Die achte Vorleſung hat das Licht und die Farben zum Gegenſtande. Das Licht beſteht aus kleinen Theilchen, die von verſchiedener Größe ſind, ſie haben eine unglaubliche Geſchwindigkeit in ihrer Bewegung; Römer * (nicht aber Reaumür) und Bradley haben ſie zu beſtimmen geſucht. Neuton hat auch eine beſondere Theorie von der Hitze und dem Feuer gehabt, die Herr Martin durchgeht, und dabey die Phosphoren und Brenngläſer zugleich mit betrachtet. Dieſes leitet ihn auf die Dunkelheit und Durchſichtigkeit der Körper; auf

* Es iſt ein gewaltiger Fehler, den der Herr Verfaſſer in S. 134 u. f. begeht, da er dasjenige dem Herrn Reaumür zuſchreibt, was wirklich Römern zukömmt. Denn dieſer war es, der zuerſt, vermittelſt der Jupitersmonden, merkte, das Licht brauchte eine gewiſſe Zeit, ehe es zu unſrer Erde herunter habe kommen können. Seiner Meynung nach bedurfte es 22 Minuten, ehe es von der Sonne zu uns kömmt; wie Hugen in ſeinem Traité de la lumiere ch. 1. p. 7. bezeuget. Allein Neuton ſetzte dieſe Zeit auf 8 Minuten, und es haben ſich noch andre gefunden, die eine noch kürzere Zeit heraus zu bringen bemühet geweſen.

die Zurückprallung und Brechung der Lichtſtralen, wie ſie in verſchiedenen Mitteln geſchieht. Er giebt die Urſache an, warum ſich das Licht brechen muß, und wie dieſe Brechung zu berechnen ſey. Ein artiges Inſtrument, das er beſchreibt, zeiget das beſtändige Verhältniß zwiſchen dem Einfalls- und Brechungswinkel.

In der Lehre von den Farben geht der Herr Verfaſſer ebenfalls ſehr geſchickt zu Werke. Zuerſt prüft er ſie durchs Prisma, nachgehends beſtimmt er den Einfalls- und Brechungswinkel von jeglicher Art der Farben; betrachtet die Farben-Spiele, und die Unvollkommenheit der brechenden Ferngläſer; die verſchiedenen Urſachen der Zurückprallung des Lichts; die Farbenringe; die Farben der natürlichen Körper und ihre Urſachen; und endlich die Lehre von dem Regenbogen, den Nebenſonnen, Nebenmonden, nebſt den lichten Kreiſen, die man zuweilen um die Sonne oder den Mond erblicket.

Die neunte und zehnte Vorleſung ſind zuſammengezogen, und enthalten das ganze Syſtem von den Spiegeln und gläſernen Linſen. Hierin kommen viele Rechnungen vor. Z. E. Herr M. berechnet die elliptiſchen, ſphäriſchen, paraboliſchen, hyperboliſchen u. ſ. w. Spiegel und Linſen: Imgleichen bringt er heraus, wie die Bilder von den Objecten in den Spiegeln und Linſen entſtehen, und wie man verſchiedene algebraiſche Lehrſätze dahin ziehen könne. Das zweyte Stück dieſer Vorleſung geht mit dem Auge und der Art wie man die Sachen ſieht, um. Daher ſteht die Theorie des Se-

hens

hens voran, worinn das Auge und alle dahin gehörigen Theile beſchrieben werden. Er ſpüret auch den Mängeln nach, denen kurzſichtige Augen, oder auch alte und triefende Augen unterworfen ſind. Dann geht er unter den optiſchen Inſtrumenten über, unter denen er die Vergrößerungsgläſer, und ihre verſchiedene Arten, als z. E. die einfachen, zuſammengeſetzten u. ſ. w. vor ſich nimmt, und ihre Kraft unterſuchet. Unter den Vergrößerungsgläſern thut er eines katadioptriſchen, imgleichen eines reflectirenden, und des **ſchmithiſchen** Vergrößerungsglaſes Erwähnung. Ihnen wird ein anderes beygefüget, das der Verfaſſer ſelbſt erfunden. Er hat an daſſelbe ein Mikrometer gebracht, und nennet es wegen ſeiner Bequemlichkeit, die es hat, ein **Taſchen-Mikroſcopium** *. Nach dieſem redet er von den Ferngläſern; **Neutons** reflectirendes Sehrohr ſteht darunter oben an. Ihm folgen die verſchiedenen Arten der Sehröhre, die **Gregorius**, **Caſſegrain**, **Hoadley** und andere erdacht haben. Auf das Hiſtoriſche dieſer Sache folgen einige Betrachtungen und Vorſchläge zur Verbeſſerung der Unvollkommenheiten, die die Sternröhre noch an ſich haben. Die Camera obſcura und das Sonnen-Microſcopium gehören gleichfalls hieher, und Herr M. redet ſowohl von

* Solche Taſchen-Mikroſcopia werden die Deutſchen auch noch wohl aufzuweiſen haben. Das muſchenbroekſche Vergrößerungsglas iſt gewiß nicht groß und weitläuftig, und Herr Lieberkühn hat bisher ſo vortreffliche und dabey bequeme Vergrößerungsgläſer verfertigt, die dem martiniſchen nichts nachgeben werden.

ihrem Gebrauche, als von ihren verschiedenen Gattungen. Endlich erblicket man noch die Heliostatam des s'Gravesands: die aber Herr Kratzenstein in dem ersten Tomo der Nov. Comment. Acad. Petropol. verbessert hat.

Die eilfte Vorlesung ist astronomisch. Es werden darinn erstlich die verschiedenen Systemata erzählet, als z. E. das Ptolomäische, das Tychonische, und das Copernicanische. Hernach redet der Herr Verfasser von den periodischen Zeiten der Planeten, und ihren mancherley Entfernungen; von ihren Knoten, Eccentricitäten, ihren wahren und scheinbaren Durchmessern; von den Entfernungen sowohl der Sonne als der andern Planeten; von dem Monde, seinem Dustkreise, seinen Flecken und denen in ihm befindlichen Bergen; von seiner Schwanckung; von den Jupitersmonden, ihrer Bewegung, Weite und Verfinsterungen, von den Saturnsmonden, wer sie entdecket; von dem Ringe um den Saturn; von dem großen Gesetze in dem Planetensystem, daß nämlich die Quadrate der periodischen Zeiten sich wie die Würfel der Weiten verhalten. Hienächst erweiset er, wie vernünftig das Sonnensystem vor andern sey, und redet sodann von den Laufbahnen der Planeten, insbesondere aber der Erde. Er zeiget, warum das Sommer halbe Jahr länger, als das Winter halbe Jahr sey; und worinn Neutons Lehre von der Bewegung der Planeten bestanden, und wie sie durch die Berechnungen bestätiget worden. Die Planeten, Maschinen und Ringkugeln geben dem Herrn Verf.

ser-

fernere Gelegenheit zu neuen Betrachtungen. Er schreitet alsdann zu den Taggleichen und ihrem Rückgange, giebt davon die Ursachen an, und bestrebet sich die wahren Ursachen von den Abwechselungen der Jahreszeiten, von der Wärme im Frühling, Sommer und Winter u. s. w. zu entdecken. Auch läßt er die Finsternisse, sowohl der Sonne als des Mondes nicht vorbey. Die Cometen finden hier auch ihren Platz. Man trifft die Ursachen ihrer Natur, ihres Ganges, ihrer Weite, ihres Schweifes und ihrer Verschwindung an, welches alles mit den schärfsten astronomischen Rechnungen versehen ist.

Hiezu kömmt noch ein Anhang von der Zeitrechnung. Es wird in derselben alles nöthige kürzlich mitgenommen, und von den natürlichen und künstlichen Tagen, von der Vergleichung verschiedener Jahre mit einander, und der mancherley Arten der Zeitrechnungen und der Calender geredet.

Die zwölfte und letzte Vorlesung enthält den Gebrauch der Erd- und Himmelskugeln. Man findet darinn zuförderst eine Beschreibung der Zirkel, die um die Kugel gezogen werden. Die wahre Stellung der Sphären, und verschiedene Regeln wie man die Aufgaben mit den Himmelskugeln auflösen soll. Bey der Erdkugel, sind die verschiedenen Gestirne sowohl in dem nördlichen als südlichen Theile zu merken, von denen der Herr Verfasser das flamsteedische Verzeichniß hat abdrucken lassen. Eben dieses ist der Ort, wo von der Zahl der Sterne, ihrer Weite von der Erde, ihrem

rem ſcheinbaren Gange und von den neblichten Sternen gehandelt wird. Hierauf folgen verſchiedene Arten die Mittagslinie zu ziehen, unterſchiedliche Aufgaben, die mit der Erdkugel aufzulöſen ſind. Gleichergeſtalt zieht Herr **Martin** die Geſchwindigkeit der jährlichen und täglichen Umwälzung der Erde in Betrachtung, und giebt eine Methode an, die Grade auf der Oberfläche der Erde auszumeſſen. Bey dieſer Gelegenheit ſieht man eine umſtändliche Beſchreibung der Reiſen, die einige franzöſiſche Meßkünſtler nach dem Nordpol gethan. Zuletzt wird noch von den orthographiſchen und ſtereographiſchen Projectionen einer Kugel gehandelt, und **Merkators** Projection erkläret, worauf eine Tabelle für die mittägigen Theile einer Kugel und einer Sphäroide dieſe Vorleſung beſchließt. Der Anhang, der dieſelbe begleitet, ſtellet eine allgemeine Lehre von den Bewegungen des Mondes dar. In denſelben erblicken wir zuerſt eine Theorie von der Anziehung und ihrer Stärke überhaupt. Dann werden verſchiedene in der Länge und Breite angezeiget; die elliptiſche Figur der Laufbahn, die Bewegung der Linea Apſidum, die veränderliche Excentricität der Bahn, und noch andre Unordnungen in ſeiner Bewegung machen den Inhalt der folgenden Betrachtungen. Am Ende ſteht noch eine Erklärung von der Bewegung der Erdachſe und eine Art die Menge der Materie in der Sonne, Erde, dem Jupiter und dem Saturn zu berechnen.

Aus dem bisher angeführten, wird ein jeder leicht ſehen, was er in dieſem Buche ſuchen ſoll. Es

iſt

iſt unmöglich geweſen, bey der Vielheit der Sachen in einem oder dem andern Stücke ausführlicher zu ſeyn. Wir haben uns begnügen müſſen, wenigſtens die Materien genannt zu haben, von denen Herr Martin gehandelt. Und wir müſſen geſtehen, daß auch dieſes nicht ſo vollkommen geſchehen können, als wir wohl gewünſchet. Der Raum hat uns ſolches unterſaget. Wir wiederholen nur noch, was bey dem erſten erinnert worden, daß der gröſßte Theil der Anmerkungen mit algebraiſchen Rechnungen angefüllet iſt.

* *

IV.

Hn. Joh. Chr. Gottſcheds Gutachten, von der heroiſchen Versart unſrer neuen bibliſchen Epopeen.

Wenn ich hier, verſprochener maßen, von der heroiſchen Versart der neuen bibliſchen Epopeen handeln will: ſo muß ich zuförderſt meine Leſer von dreyen Stücken verſichern; damit ſie mich für keinen parteyiſchen, oder durch Vorurtheile eingenommenen Richter anſehen mögen.

1. Fürs erſte ſehe ich die Schönheit und Vortrefflichkeit des griechiſchen und lateiniſchen Hexameters ſo völlig ein, als vielleicht wenige ſie einſehen. Ich habe den ungemeinen Wohlklang der virgilianiſchen und ovidiſchen Verſe ſchon in meiner frühen Kindheit empfinden gelernet. Mein ſel. Vater, als mein einziger Lehrer in den gewöhnlichen

lichen Schulstudien, bediente sich eines Kunstgriffes, mir die lateinischen Dichter angenehm zu machen, dessen sich wenige Schulmänner in öffentlichen Schulen bedienen müssen: wie ich nach der Zeit, an unzählichen Studirenden bemerket habe. Er ist so leicht, und dabey der Natur der Poesie, auch dem Alterthume so gemäß: daß man sich wundern muß, wie soviele große Humanisten, die in den berühmtesten Schulen lehren, dessen haben verfehlen können. Ich will ihn herausſagen; selbst auf die Gefahr, daß ihn einige, mit Vorurtheilen eingenommene, verspotten möchten.

Er lehrete mich nämlich die Herameter und Pentameter recht nach Art der Alten lesen, und singend aussprechen; das ist, wie man in Schulen redet, scandiren. Indem ich dergestalt, einer jeden Sylbe ihr gehöriges Zeitmaaß in der Aussprache geben lernete, und mich also von der heutigen verderbten Art, viel kurze Sylben lang, und lange kurz auszusprechen, entfernete; lernete ich den wahren Wohlklang einigermaßen kennen, der in dem Munde Virgils alle Zuhörer seiner Gedichte so bezaubert hat. Dieses hatte nun die gewünschte Wirkung bey mir, daß mir das lateinische Sylbenmaaß eines Hexameters überaus gefiel; daß ich, wo ich stund und gieng, einige Verse der Alten im Sinne und im Munde hatte; und sie allemal in dem prächtigen und reizenden Wohlklange wiederholete, der ihnen vor allen andern Versarten der Alten, einen so großen Vorzug giebt.

Weit

Weit gefehlt, daß mir in reifern Jahren, dieſe in der Kindheit angenommene Gewohnheit, verhaßt geworden ſeyn ſollte; ſo hat mich vielmehr alles darinn noch mehr beſtärket. Zwar auf der hohen Schule, erweckte mir oftmals die nachläßige, und, daß ich ſo ſagen mag, proſaiſche Ausſprache, die ich von vielen Studirenden, und Gelehrten bey Verſen hörete, einen Argwohn: ob ich auch auf dem rechten Wege wäre? Dieſe hatten ſämmtlich ihre Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften in öffentlichen Schulen geleget; und wohl gar die wunderliche Regel gefaſſet: man müſſe die Verſe der Alten durchaus nicht ſcandiren! Ich ward alſo mistrauiſch, gegen meinen treuen Lehrer, und ſuchte mich durch das Anſehen anderer Schriftſteller, die ich nachſchlug, zu belehren, welches beſſer wäre? Allein weder die Gießenſche Poetik, noch Scaliger, noch Iſaak Voſſius in ſ. ſchönen Werke de Poëmatum cantu et viribus Rhythmi, haben mir meine alte Gewohnheit getadelt; ſondern mich vielmehr immer feſter darinn beſtärket: daß mein wohlmeynender Anführer mir die wahrhafte Art der alten Ausſprache beygebracht hätte.

Ich will dieſes nicht durch mehrere Gründe beſtätigen; weil itzo davon nicht die Frage iſt. Ich habe nur zeigen wollen, daß ich gar kein Feind der Hexameter, ſondern vielmehr ein, von ihrem beſondern Wohlklange ganz bezauberter Liebhaber ſey. Aber leider! dieſes iſt eben die Urſache, warum die neuen Hexameter unſrer neuen deutſchen Dichter mir durchaus nicht ſchmecken wollen: weil ich

nämlich

nämlich den reizenden Wohlklang, und die bezaubernde Harmonie der griechischen und lateinischen Hexameter darinn gar nicht finden kann.

Gleichwohl kömmt dieses Unglück auch nicht irgend aus der vorgefaßten Meynung her, als ob die deutsche Sprache sich zu diesem majestätischen Sylbenmaaße der Griechen und Lateiner gar nicht schickete: und dieses ist das II.) wovon ich meine Leser erst versichern muß. Ich weis, daß es gelehrte Männer giebt, die solcher Meynung zugethan sind. Sie halten dafür, die deutsche Sprache schicke sich zu einem heroischen Verse nicht: daher sey es vergeblich, solchen darinn zu versuchen; und noch vergeblicher, zu hoffen; daß es jemals einem Dichter darinn gelingen werde, etwas taugliches zuwege zu bringen. Die neuen epischen Gedichte nebst allen andern, die in einerley Versart neulich geschrieben worden, haben sie nicht wenig darinn bestärket. Man kann dieses aus den unlängst mitgetheilten Auszügen zweyer Schreiben von gelehrten Männern, die beyde, zugleich lateinische und deutsche Dichter sind, deutlich abnehmen. Wäre ich nun gleicher Meynung zugethan, so dörfte ich mich gewiß solcher ansehnlichen Gesellschaft nicht schämen; die auch allem Ansehen nach, unter den Gelehrten in Deutschland, größer ist, als man vielleicht denket.

Allein ich gestehe es frey, daß ich dieser Meynung niemals zugethan gewesen; vielmehr das Gegentheil davon, in meiner kritischen Dichtkunst längst gelehret habe. Ich würde es auch itzo destoweni-

ger

Künſte gehöret, vom Furetiere angefangen, und von einem andern Glied der Academie fortgeſetzet worden. Und ob ſchon darinn aus dermaſſen viel Fehler und Mängel, ſo iſt doch auch ſehr viel Gutes darunter enthalten. Dieſem iſt das herrliche Werk des hochgelehrten Menage, wie es nun vermehret, beyzufügen, welcher den Uhrſprung der Worte unterſucht, und alſo auch das Veraltete, auch zu Zeiten das Bäuriſche, herbey gezogen.

36. Es iſt bekannt, daß die Italiäniſche Sprachgeſellſchaft, die ſich von der Cruſca genennet, bald Anfangs auf ein Wörterbuch bedacht geweſen. Und als der Cardinal Richelieu, die Franzöſiſche Academie aufgerichtet, hat er ihr auch ſofort ein ſolches zur Arbeit aufgegeben. Sie waren aber beyderſeits nur auf läuffige Worte bedacht, und vermeynten die Kunſtwörter an die Seite zu ſetzen, wie auch die Cruſca würklich gethan; ich habe aber in Frankreich ſelbſt etlichen vornehmen Gliedern meine wenige Meynung geſagt, daß ſolches nicht wohl gethan, und zwar den Italiänern als Vorgängern zu gut zu halten, es werde aber von einer Verſammlung ſo vieler trefflicher Leute in einem blühenden Königreiche unter einem ſo mächtigen Könige ein mehrers erwartet; inmaſſen durch Erklärung der Kunſtworte die Wiſſenſchaften ſelbſt erläutert und befördert würden; welches auch einige wol begreiffen.

37. Weilen ſie aber inzwiſchen bey der angefangenen Arbeit geblieben, hat einer unter ihnen, Furetiere genannt, ſich aus eigener Luſt über die Kunſt-Worte zugleich mit gemachet, welches die Academie übel genommen, und ſein Werk verhindert, und da

es

ger läugnen können, da ich auch im vorigen Jahre, in der vierten sehr vermehrten Ausgabe derselben, sie noch mit mehrern Gründen bestätiget, und ins Licht gesetzet habe. Man muß sie daselbst im XII Hauptstücke des I. Th. nachlesen. Ich habe mich aber derselben destoweniger zu schämen, da ich weder der einzige, noch der erste bin, der selbige behauptet hat. Seit 200 und mehr Jahren haben Conrad Gesner, Harsdörfer, Omeis, Heräus, u. a. m. lauter berühmte Männer, solches theils geglaubet, theils mit Regeln und Exempeln zu bestätigen gesuchet. Ja ich selbst habe vieleicht Schuld an dem itzigen Unwesen in dieser epischen Versart; indem ich in meiner Dichtkunst längst solche Proben davon gegeben, die vieleicht durch ihren mäßigen Wohlklang, unsere epische Dichter veranlaßet, dieses heroische Sylbenmaaß in ihren Epopeen zu erwählen.

So sehr mir solches itzo leid ist: so wenig habe ich es vorher sehen können, daß mein wohlgemeynter Vorschlag, der deutschen Dichtkunst die völlige Pracht und Anmuth der alten griechischen und römischen zu ertheilen, so üble Wirkungen nach sich ziehen würde. Wer hätte es auch denken sollen, daß uns eine rechte Sündfluth schlechter Hexameter auf einmal überschwemmen, und in unserer Sprache und Dichtkunst eine solche Verwüstung anrichten würde? Ich rede nicht zu hart: denn die Begierde, Hexameter zu machen, ist nicht einmal bey den epischen Dichtern allein geblieben: auch die sanftern Materien, z. E. der Frühling, die

Liebe, u. d. gl. sind schon in dieser fürchterlichen Versart erschienen; die man doch lieber in Elegien, d. i. mit untermischten Pentametern hätte schreiben mögen: wie ein Catull, Tibull, Properz, und Ovid gethan haben würden. Vielleicht würde auch die darinn herrschende Abwechselung, den Ekel über soviel übelklingende Hexameter, ein wenig gemindert haben: wofern man nämlich die Regeln der Pentameter etwas besser, als der erstern ihre, zu beobachten gewußt hätte.

Ich würde noch die dritte Vorerinnerung beyfügen, wenn sich dieselbe nicht auch stillschweigend erklärete. Man darf mich nämlich auch für keinen geschwornen Feind der reimlosen Verse halten, und irgend glauben: daß ich den neumodischen Gedichten irgend nur darum gram wäre, weil sie sich nicht reimen. Nein, aus meiner kritischen Dichtkunst, davon seit 22 Jahren, zum wenigsten ein 4000 Stücke in die Hände der Leute gekommen, ist dieses sattsam bekannt: ja ich bin vielleicht mit einer von den ersten gewesen, welche die reimlosen Verse zu gewissen Arten von Gedichten eifrig angepriesen haben. Allein freylich bin ich auch kein Feind von den Reimen. Ich halte sie billig für einen schönen Zierath der deutschen, wie aller neuern Gedichte; und weis es aus der Erfahrung: daß sie einem guten Dichter mehr helfen, als schaden; eine Poesie viel angenehmer, und die Verse viel künstlicher machen, als sie ohne Reim seyn würden. Nur bey Uebersetzungen aus alten und fremden Sprachen, wo man nicht gern weit vom Grundtexte aus-

ausschweifen will; und bey theatralischen Sachen, sonderlich in Lustspielen, würden reimlose Verse gute Vortheile bringen: wie ich solches gleichfalls im XII. Hauptst. meiner kritischen Dichtkunst längst erkläret, und bewiesen habe.

Und also fällt auch dieses Vorurtheil wider mich weg, welches mancher vielleicht, für die geheime Ursache meines Misvergnügens, über die neue Versart ansehen möchte. Und kurz, ich bin in meinem Urtheile darüber vollkommen unparteyisch; zumal ich auch die Herrn Verfasser aller dieser reimlosen und heroischen Gedichte, von Person nicht einmal kenne, geschweige denn sonst etwas wider sie zu sagen habe.

Gleichwohl kann ich nicht umhin, mit Vorbehalt aller schuldigen Achtung, gegen Unbekannte, denen man eine Art von Verdiensten nicht absprechen kann, zu bekennen: daß mir ihre Verse, in soweit sie Verse, oder Hexameter sind, durchaus nicht behagen, oder gefallen wollen. Ich bescheide mich zwar gar gern, daß sie nach meinem Beyfalle nicht viel fragen, und frey heraussagen werden: daß sie mir, mit ihren Gedichten gar nicht gefallen wollen. Es kann auch seyn, daß sie selbst diejenigen nicht sind;

— — quibus hæc, sint qualiacunque,
Arridere velim.

und ich gönne ihnen gar gern das Vergnügen, daß sie anderwärts Beyfall und Nachahmer gefunden haben. Allein da in der gelehrten Republik ein jeder seine freye Stimme hat; und von meinen Gedich-

ten sonst, wohl schlechtere Kenner ihre Gedanken eröffnet haben: so wird es auch mir frey stehen, meine Meynung, nicht von einem, oder dem andern, sondern von dieser deutschen Versart überhaupt, zu entdecken. Man hat mich nun einmal ins Spiel gemenget; und ich muß also, mich aus dem Verdachte zu bringen, daß ich selbige billigte, mit meinem lange zurückgehaltenen Urtheile herausrücken. Hierzu kömmt, daß ich von verschiedenen ansehnlichen und gelehrten Männern, allhier und auswärts, getrieben werde, solches zu thun: weil sie sich die, vielleicht irrige Hoffnung machen, es würde noch Zeit seyn, einen Strom zu hemmen, der mit so vieler Macht auszubrechen geschienen. Es geschehe indessen, was da wolle: dixi, et salvavi animam!

Da ich mir aber kein solches Ansehen in der kritischen Welt anzumaßen begehre, daß ich mit bloßen Machtsprüchen um mich werfen könnte: so muß ich wohl mein Gutachten mit Gründen unterstützen. Und weil sonderlich drey Stücke einen lateinischen Hexameter angenehm und prächtig machen; 1) das reine Sylbenmaaß aller Spondäen und Daktylen, daraus er besteht; 2) der ungezwungene und wohl klappende Ausgang jedes Hexameters; 3) die wohl angebrachten Cäsuren: so will ich zeigen, daß unsern neuen heroischen Gedichten in allen diesen drey Stücken gar zu viel abgeht, als daß sie Leser von zartem und geübtem Gehöre vergnügen könnten.

Was das erste betrifft, so gestehe ich zwar, daß solches eine allgemeine Eigenschaft lateinischer Gedichte

dichte ſey; als welche durchgehends eine richtige Scanſion fodern. Doch wird wohl niemand in Abrede ſeyn, der die alten Gedichte eines **Plautus**, **Terenz**, **Phädrus**, **Seneka**, und andrer jambiſchen Dichter kennet, daß in allen dieſen eine weitgrößere Freyheit herrſche. Hier iſt es nämlich erlaubet, zuweilen, an der Stelle eines Jambus, einen Trochäus, einen Tribrachys, auch wohl einen Anapäſt zu brauchen, und andere ſolche Freyheiten mehr ſich zu nehmen. Allein im Hexameter ſteht es durchaus nicht frey, etwas anders, als Spondäen und Daktylen, und zwar an den gehörigen Orten zu brauchen. Wollte man nun bisweilen lange Sylben kurz, und kurze als lang anwenden: ſo würde dieſes den Hexameter durchaus verderben. Z. E. Wenn Virgil ſeinen erſten Vers

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris etc.

ſo gemachet hätte,

Arma cano et Heroem, Trojæ qui primus ab oris etc.

ſo würde er einen doppelten Fehler begangen haben. Denn erſtlich hätte er das *et* lang gebrauchet, welches doch wegen des folgenden *H* kurz iſt; und das *He* hergegen kurz, welches doch ſeiner natürlichen Ausſprache nach, bey den Römern lang war. Hätte nun **Virgil** die poetiſche Religion vieler neuern Dichter gehabt, die ſich einbilden; um eines ſchönen Gedankens wegen, dörfe man es mit den Quantitäten der Sylben nicht ſo genau nehmen: ſo würde er dem ſtärkern Worte, Heroem, zu Liebe, dieſen doppelten Schnitzer ohne Bedenken gemachet; und die Reinigkeit des Verſes, nebſt dem Vergnü-

gen des Ohres, dem Namen eines Helden aufgeopfert haben; den er, anstatt der matten Benennung eines Mannes, (Virum) seinem Aeneas hätte geben können. Allein ein zärtliches römisches Ohr konnte keine Schnitzer in der Scansion, oder Prosodie vertragen. Ja da er diesen doppelten Fehler, auch in einen einfachen hätte verwandeln können:

Arma heroemque cano, &c.

so hat er auch dieses nicht einmal thun wollen: weil sein Vers dadurch in der Anmuth und Lieblichkeit gar zu viel verlohren haben würde.

Wer hier noch genauer, von der Gewissenhaftigkeit der Alten, in Beobachtung des Wohlklanges, überführet seyn will; der schlage die Streitigkeiten der Ausleger, über die erste Zeile der Ilias im Homer, nach; und sehe, wie sorgfältig man sich bemühet hat, diesen Vater der Dichtkunst, wegen eines doppelten Schnitzers zu retten, den er begangen haben sollte, als er geschrieben:

Μηνιν αειδε θεα, Πηληϊαδεω Αχιλῆος

Plutarch, der der größte Humanist nicht war, gesteht in einer moralischen Abhandlung, (wie man wissen kann, ob man es in der Tugend weit gebracht habe) daß dieß der fehlerhafteste Vers im ganzen Homer sey, und nennt ihn στιχον ἀμετρον. Allein, da es gar nicht wahrscheinlich war, daß ein Dichter, der XXIV. ja XLVIII. Bücher voll Verse ohne Fehler machen können, seine erste Zeile mit Schnitzern angefüllet haben sollte: so haben gelehrte

Kunst-

Kunſtrichter ihn zu retten geſuchet, und ihn glücklich gerechtfertiget. S. den VI. B. der Geſchichte der königlichen pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften N. XXVIII. auf der 375ſten u. f. S. der deutſchen Ueberſetzung.

Ich erwähne dieſer groſſen Zärtlichkeit der Alten mit Bedachte, damit man ſehen könne, welch eine genaue Beobachtung des Sylbenmaaßes ein guter Hexameter erfodere. Sehen wir aber auf unſre bibliſchen Epopeen, ſo finden wir dieſelbe nicht im geringſten beobachtet. Wie oft findet man hier nicht, nach Belieben oder Bedürfniß des Poeten, die kürzeſten Sylben lang, und die längſten kurz gebrauchet? Wie oft ſieht man nicht eine und dieſelbe, in bald auf einander folgenden Zeilen, auf beyderley Art; ohne daß ein beſonderer Nachdruck es erfodert hätte? Z. E. die Sylbe en am Ende eines zweyſylbigen Wortes, iſt unſtreitig kurz. Geben, legen, ſind unſtreitige Trochäen, nach allen deutſchen Mundarten. Der eine Dichter, den ich nicht nennen will, um niemanden zu beleidigen, erkennet es auch ſelbſt, wenn er einen Vers ſo anfängt:

– ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Gegen die Feuergebirge die ſonſt mit Strömen und
– –
Flammen.

Und kurz darauf folgen noch unzählige ſolche Stellen. Bald hernach aber folget:

– – – – – ⏑ ⏑ – –
Da ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, den neuen Donner erfunden.

Hier ist sowohl das den, als das en lang gebrauchet. Eben das findet man von der, des, die, er, u. dgl. kurzen Wörtern mehr. Z. E. vom letzten sieht man in einer Zeile beydes:

– ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – –
Hat er darauf schon gedacht, wie er sich zur Herrschaft erhübe.

wo zum erstenmale er kurz, zum zweyten aber lang ist. Hergegen durch, zwar, fern, nicht, und andre solche lange Sylben, kommen sehr oft als kurz vor. Wir haben bey der Zusammensetzung verschiedener Wörter theils solche Sylben, die kurz, theils solche, die lang sind und bleiben. Z. E. das ge in gebohrner ist ungezweifelt kurz. Aber hier finde ichs in, Erstgebohrner, lang gebraucht. Ein andrer singt so:

– – – ⏑ ⏑ – – –
Gott verhieß ihm, er sollt in seines Sohnes Umarmung.

Hier ist die Sylbe es einmal kurz, einmal lang. Um hat in der Verbindung sowohl, als das bey, vor, mit, und zu, eine lange Dauer. Gleichwohl findet man unzählige Stellen, wo sie in umgränzen, beytreten, vorgehen, mitkommen, und zusagen, kurz seyn müssen. Und wann würde ich fertig werden, solche Fehler wider das rechte Tonmaaß der Sylben, in diesen und andern Fällen anzuzeigen? Daher kömmt es aber, daß viele Gelehrte fast keinen Vers hintereinander fortlesen können, ohne anzustoßen; ja oft in Zweifel gerathen, ob sie fünf, sechs, oder sieben Füße haben?

Man sage hier nicht, das Tonmaaß deutscher Sylben sey noch nicht sattsam bestimmet. Wer nur

ein

ein Gehör, und eine gute Mundart hat, der muß es eben ſo gut im Deutſchen, als vormals **Virgil** im Lateine hören können, was lang oder kurz iſt. Dabey iſt es gewiß, daß Hauptwörter, Zeitwörter, und die aus vielen Mitlautern oder Doppellauten beſtehenden einſylbigen Wörter, allemal lang ſeyn müſſen. Wie oft von unſern neuern Dichtern dawider verſtoßen werde, liegt einem jeden am Tage.

Ich komme alſo auf den zweyten Punct, nämlich, auf die ſchlechtklingenden Ausgänge. Ein wohlklingender Ausgang iſt eine große Schönheit eines Hexameters im Lateine: und darinn haben **Virgil**, **Ovid** u. a. eine große Kunſt bewieſen; **Horaz** hergegen hat oft ſehr nachläßig gefehlet. Einige unſrer neuen Dichter treffens auch bisweilen ziemlich glücklich: allein andre fehlen auch wieder ſehr, wenn ſie z. E. mit einſylbigen Wörtern ſchließen. Wo findet man z. E. auf einer Seite **Virgils**, ſo viel harte Ausgänge der Hexameter, als ich in einem unſrer Dichter auf einer Seite finde?

— von ihm geſucht ward.
— das in ihm ſo wüſt lag.
— ein irdiſches Werk ſeyn.
— mit aufgerichtetem Haupt gleich
— dem lebloſen Stoff kömmt.
— das eine geſtillete Luſt bringt.

Ein andrer macht ſolche:

— von ambroſialiſchem Duft zu ꝛc.
— Bewohner der glänzendern Welten! o ſagt mir ꝛc.

Ein andrer ſingt ſo:

— Aus ſeinem Buſen ergoß ſich.
— die zackigte Egde bewälzt ſie.

— horcht eine Weile, denn lehnt er.
— und würdigt die Welt nicht.
— harmonischen Farben gewebt ist.
— Wärme und bildendes Licht zu.
— schläfrigem Murmeln dahin zieht.
— in seine sanft schwellende Schooß ein.
— womit sich das sehnende Herz täuscht.

Und wo bleiben in einem der vornehmsten: das geweint ward, - geschenkt war, - schlummerte; Todt lag ꝛc. -- Doch kennt sie, - gekrönt ist, - und kann ihr, - Lazarus Herz traf. u. s. w.

Ich weis wohl, daß auch im Virgil einmal ein procumbit humi bos, und beym Horaz, ein ridiculus mus, vorkömmt: aber wie selten diese Brocken darinn vorkommen, das sehen auch Anfänger; und wie man sie entschuldigen könne, wissen die Gelehrten. Alles dieses aber hat bey unsern neuen Dichtern gar nicht statt: und ich sehe also nicht, wie man ihre Art, Hexameter zu machen, entschuldigen könne: zumal, da sie auch noch sehr oft mit zweyen Spondäen schließen. Das hat zwar auch bisweilen Virgil, aber so selten, und mit so guter Beurtheilung gethan; als es hier oft, und ohn alle Ursache geschehen ist. Doch ich kann mich nicht länger dabey aufhalten.

Ich eile zum dritten Puncte, nämlich den Abschnitten, oder Cäsuren der heroischen Hexameter im Lateinischen. Diese sind eins von den allervornehmsten Kunststücken der alten Dichter zu nennen; und sowohl Virgil und Ovid, als Lucan und Claudian sind große Meister darinn gewesen. Die Gelehrten

es in Holland heraus kommen, einem andern aus ihrem Mittel dergleichen aufgetragen; also daß die Leidenschaften zuwege gebracht, was die Vernunft nicht erhalten mögen.

38. Als mir nun auch vor einigen Jahren Nachricht geben worden, daß die Engeländer ebenmäßig mit einem grossen Werk umgiengen, so dem Französischen damahls noch nicht erschienenen Wörterbuch nichts weichen solte, habe ich so fort angehalten, daß sie auch auf Kunstworte denken möchten, mit dem Bedeuten, was massen ich Nachricht erhalten hätte, daß die Franzosen sich auch in diesem Stük eines bessern bedacht, vernehme auch nunmehr, daß die Engländer würklich mit dergleichen anietzo begriffen.

39. Ich hoffe auch daß die Welschen, um andern nicht nachzugeben, endlich nicht weniger diesen ihren Abgang ersetzen dürften, zumahlen ich selbst bey guten Freunden deswegen Anregung zu thun, die Freyheit genommen. Und wenn man dergestalt die Technica oder Kunstworte vieler Nationen beysammen hätte, ist kein Zweifel, daß durch deren Gegeneinanderhaltung den Künsten selbst ein grosses Licht angezündet werden dürffte, weiln in einem Land diese, in dem andern die andern Künste besser getrieben werden, und jede Kunst an ihrem Ort und Sitz mehr mit besondern Nahmen und Redensarten versehen.

40. Und weiln wie oberwehnet, die Deutschen sich über alle andere Nationen in den Würklichkeiten der Natur und Kunst so vortreflich erwiesen, so würde ein Deutsches Werk der Kunstworte einen rechten Schatz guter Nachrichtungen in sich begreiffen, und sinnreichen Personen, denen es bißher an

sol-

lehrten wiſſen auch, daß Horaz dieſelben ſehr ſchlecht beobachtet: daher eben ſeine Hexameter in Satiren und Briefen ſo lahm klingen. Unſre neuen epiſchen Dichter aber, ſcheinen mir mehr dieſen, als jene nachgeahmet zu haben.

In den Regeln der latein. Dichtkunſt wird gewieſen, daß ſolche Abſchnitte niemals mit einem vollen Fuße; ſondern immer in der Hälfte, entweder des dritten, oder des vierten, auch wohl des zweyten und vierten Fußes zugleich, vorkommen müſſen. Da muß nun ein Wort ſtehen, dabey man gewiſſermaßen innehalten kann, und das eine Art eines Sinnes hat. Es würde überflüßig ſeyn, wenn ich dieſes mit Stellen aus den Alten erläutern wollte. Doch eine kann nicht ſchaden. *Æn. II. v. 712. ſeq.*

Vos famuli, | quæ dicam animis, | advertite veſtris!
Eſt urbe egreſſis tumulus, | templumque vetuſtum
Deſertæ Cereris, | juxtaque antiqua Cupreſſus etc.
Hanc, ex diverſo | ſedem veniamus in unam.
Tu genitor, | cape ſacra manu, | patriosque Penates etc.

Was nun aus der harmoniſchen Abwechſelung ſolcher wohlbeobachteten Abſchnitte für ein bezaubernder Wohlklang in den heroiſchen Hexameter gebracht werde, das können Leute, die ein Gehör haben, ohne mein Erinnern ſehen. Allein wie ſieht es mit unſern deutſchen Hexametern aus? Man findet darinnen ſelten eine Spur dieſes Kunſtſtückes. Es ſcheint, daß die Herren Verfaſſer derſelben ſolches entweder in den alten Dichtern niemals angemerket, oder ſich doch gar nicht befliſſen haben, daſſelbe im Deutſchen anzubringen. Daher kom-

kommen nun so eine Menge langweiliger, unaufhörlich in einem fortlaufender Zeilen, darinn der Leser keine Ruhe findet; sondern immer fortlesen muß. Dieses aber fällt beschwerlich, und mindert die Anmuth überaus sehr, die man sonst im Lesen empfinden würde. Stellen anzuführen, würde vergeblich seyn. Leser, die mich verstehen, werden sie überall, in dem ersten dem besten der bewußten Gedichte, zum Ueberflusse antreffen.

Ich mache also den Schluß, daß unsre bisherigen Hexameter, noch sehr weit von derjenigen Vollkommenheit entfernet sind, die wir an den lateinischen bewundern; und also in meinen Augen nicht anders aussehen, als folgende lateinischen eines alten Mönches, die uns der Kanzler Ludewig T. II. Script. Rer. Germ. p. 8. aufbehalten.

Alme pater venerande, culmen summi honoris,
Mi Domine Benedicte, quæso indulge et audi:
Teutgarius quamvis ineptus non Christi sacerdos,
Languore fessus nimio detentus hic animo,
En opus a vobis commissum explere nequivi,
Nunc quoque quas potui vires, fero licet recepi
Placeat ut Tibi volumen rogo, Pater, istud,
Et ne reputes mea opera edita procul;
Suscipe comptum opus clemens animoque benigno,
Fruere quod ternis in xvo gaudeas oro.

* *

V.

Sophonisbe, oder der überwundne Hannibal, ein Trauerspiel, aus dem Englischen des Nathanael Lee, in teutsche Reimen übersetzet von J. G. B. Nürnberg, bey Jon. Felßeckers Erben, in 8.

Die Trauerspiele füllen ein so merkliches Fach der erhabenen Dichtkunst aus, daß wir alle Gelegenheiten ergreifen, dieselben im Deutschen bekannt zu machen, und dahin gehörige dienliche Erinnerungen zu geben. Seit dem unsre Landsleute, theils einige glückliche Uebersetzungen aus dem Französischen, theils einige schöne Originalstücke unsrer deutschen Dichter zu sehen bekommen, hat sich die tragische Dichtkunst auch beliebter gemacht, als sie vor dem Cato und der Iphigenia gewesen. Die schöne Uebersetzung des englischen Cato aber, der unter allen Trauerspielen der Engländer, noch das ordentlichste Stück ist, hat viele auf die Gedanken gebracht, noch mehr englische Lust- und Trauerspiele zu verdeutschen. Ob dieses überhaupt rathsam sey, haben wir aus einem englischen Schriftsteller und guten Kunstrichter, bey andrer Gelegenheit * erörtert. Die ungebundene Freyheit des englischen Witzes, der sich in seinen Fabeln und Sitten so wenig an die Regeln der Dichtkunst, als der Tugend kehret, machet es, daß man die englische Schau-

* S. des N. Bücherſ. VII. B. a. d. 209. u. f. S.

Schaubühne mit Recht, nächst der wälschen, für eine der verderbtesten hält. Es ist also nicht eben rathsam, unsre deutsche Bühne mit ihren regellosen, üppigen und gar zu wilden Stücken zu überschwemmen. Denn ungeachtet ihre Poeten zuweilen in Schilderungen, und Charactern sehr stark, und glücklich sind: so schildern sie doch insgemein solche boshafte und ärgerliche Vorbilder, daß sie ohne Abscheu aller Klugen, und ohne merklichen Schaden der Leser und Zuschauer, nicht aufgeführet werden können.

Scheint nun dieses gleich in Trauerspielen ein wenig anders zu seyn; indem hier mehr tugendhafte Bilder vorkommen können: so ist es doch in Ansehung der Regeln der theatralischen Dichtkunst, nichts besser. Wer nur die ersten Grundsätze derselben, von der dreyfachen Einheit einer dramatischen Fabel, nämlich der Handlung, der Zeit und des Ortes kennet; die von den Alten, und besten Franzosen so heilig beobachtet worden: der wird es selbst am **Cato**, am **Agamemnon**, und dieser **Sophonisbe** gleich wahrnehmen, wie fehlerhaft sie sind. Wo bleiben nun noch die übrigen Regeln, die wegen der Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges, der Einwickelung und Auflösung des Knotens, u. d. m. theils in **Aristotels Poetik**, theils in der **gottschedischen** kritischen Dichtkunst, theils in des Abts von **Aubignac** Werke davon, nachzulesen sind? Versteht gleich der gemeine Zuschauer dieselben nicht allemal: so ist es doch die Pflicht der Dichter und Uebersetzer, sie zu wissen, und zu beobachten;

achten; und ihren Landsleuten dadurch den Geschmack zu bilden.

In der Vorrede dieser Sophonisbe vom Nath. Lee, erzählet der Herr Uebersetzer, wie er auf diese Arbeit gekommen; und wie er dazu aufgemuntert worden. Indessen ist er so bescheiden, daß er kein Meisterstück gemachet zu haben vorgeben will. Er sieht es auch ein, daß die Ausdrückungen der englischen Dichter, zuweilen auf gar zu hohe Stelzen steigen. Die Schwierigkeiten guter Uebersetzungen sieht er auch gar wohl ein; entschuldiget sich auch wegen einiger Auslassungen, die ihm untadelich geschienen; z. E. eines Menschenopfers, und sonst einiger Zeilen: weil sich Hannibal bey dem ersten sehr gottloser Ausdrückungen bedienet, hat. u. s. w. Er gesteht endlich auch, daß dieß Stück gar nicht, nach den Regeln einer richtigen Schaubühne, gemachet worden: beschweret sich aber doch über Herrn Voltairen, der kein englisches Trauerspiel für regelmäßig gelten läßt. Aus dem obigen wird man sehen, daß dieser untadelich seyn würde, wenn er allemal so recht hätte, als hierinn. Wir wollen aber diesen so wenig vertheidigen, als des Herrn Uebersetzers Gründe wider ihn, widerlegen. Die Sache redet selbst, und sogar gescheide Engländer, wie der Verfasser des obigen Buches The Stage opened to the Public, verdammet durch die Festsetzung der wahren Regeln der Bühne, alle englische Trauerspiele. Die hin und wieder vorkommenden schönen Gedanken, machen ein theatralisches Stück, das unregelmäßig ist, so wenig schön;

als ein altes gothiſches Gebäud, durch einige darauf gegypſete Zierrathen, oder vergoldete Leiſten ſchön wird. Lee aber hat, ſelbſt nach ſeinem Geſtändniſſe, alle Grundregeln der theatraliſchen Dichtkunſt überſchritten.

Wenn man hier den Herrn Verf. fragen ſollte, warum er denn dieß Stück überſetzet habe? Ob es nicht jungen deutſchen Dichtern zum Anſtoße dienen, und den guten Lauf einer regelmäßigen Bühne, die man bisher in Schwang zu bringen geſuchet, nicht hemmen werde? ſo wiſſen wir nicht, was er zureichend antworten könne. Es klingt allerdings artig, wenn man ſpricht: „das Stück iſt ſchlecht; „es hat alle mögliche Fehler; und ich weis es gar „wohl: aber ich habe es doch überſetzet!„ Diejenigen Rathgeber müſſen alſo wenigſtens keine Kenner der theatraliſchen Poeſie geweſen ſeyn, die ihn zu Fortſetzung dieſer Arbeit aufgemuntert haben. Wollte er eine Sophonisbe verdeutſchen, warum nahm er nicht lieber Corneillens ſeine? Eine ſchlechte hatten wir ſchon im Lohenſtein: mußten wir auch noch eine ausländiſche bekommen? Wir wußtens ja aus Schackeſpars Cäſar ſchon, wie verwirrt es in engl. Trauerſpielen zugeht: und hätte ſelbiger damals nicht, durch das Anſehen ſeines Ueberſetzers, den Kunſtrichtern das Maul geſtopfet: ſo würde man damals eben dergleichen Fragen an ihn haben ergehen laſſen. Allein der Herr Verfaſſer beruft ſich auf la Motten, der wider die Regel der drey Einheiten geſchrieben; weil er ſelbſt dawider geſündiget hatte. Hat aber dieſer darinn recht; warum verwirft

wirft denn der Herr Verf. seine Meynung von prosaischen Trauerspielen? Diese vertheidiget er auch; und wir glauben, mit eben so vielem Grunde: denn er hat auch eine solche gemacht. Daß die meisten Zuschauer die Regeln nicht wissen, haben wir theils oben zugegeben: allein die Natur lehret oft dieselben mehr, als man denket. Wir erinnern uns wenigstens bey Aufführung des Cids, von ungelehrten Leuten das Urtheil gehöret zu haben, das Aristoteles nicht besser hätte fällen können. Sancio ist in einem ganzen Aufzuge abwesend gewesen. Als er nun im letzten wiederkömmt, und erzählet wird, daß er in der Nacht, die man sich in einer halben Stunde als verflossen vorstellen soll, die Flotte der Mohren im Hafen von Sevilien geschlagen und zu Grunde gerichtet: rief dieser gescheide Zuschauer vor der Bühne überlaut: Nun, das ist sehr geschwinde zugegangen! Das war die Stimme der Natur; dagegen alle künstliche Ausflüchte nichts helfen. Hier kömmt es also auf keinen flüchtigen Geschmack an, davon man keine Regeln geben kann; sondern auf den Grund aller Nachahmung, der auf der Aehnlichkeit der Natur, d. i. auf der Wahrscheinlichkeit, beruhet.

Indessen sind wir zufrieden, daß der Herr Verf. gegen das Ende seiner Vorrede, den regelmäßigen Stücken wieder eine Ehrenerklärung thut; und aufrichtig gesteht: er sey bey der Sophonisbe parteyisch gewesen, und habe, an seinem Kinde, wie Aeltern zu thun pflegen, auch alle Flecken, Warzen und Höcker für Schönheiten gehalten. Daß er

aber Hrn. Voltairen für den einzigen Gesetzgeber der Schaubühne ansieht, das zeiget, daß er weder den Aristoteles, noch den Heinsius, Rappolt, Hedelin, Dacier; ja endlich nicht einmal die kritische Dichtkunst, gelesen habe; darinn schon vor jenen 22 Jahre die Regeln derselben in Deutschland bekannt gemachet worden; ehe noch Voltärens Schriften unter uns bekannt waren, oder das geringste davon in sich hielten. Seinen Eifer aber wider unanständige Zoten und Possen, aus den gemeinen, auch wohl einigen neuen und schön seyn wollenden Bühnen, billigen wir vollkommen, und wünschen, daß alle Obrigkeiten seine Erinnerung zu Herzen nehmen möchten. Doch nun ist es Zeit, auch eine Probe von des Herrn Verfassers Dolmetschung zu geben.

Der erste Aufzug hebt mit einem Auftritte Hannibals, Hamilkars, und Asdrubals an. Der erste spricht fast so, wie Pietschens Cäsar, in lauter hochtrabenden Pralereyen; und gegen wen? Gegen Leute, die es alles schon wußten, und selbst glauben konnten, keinen geringen Antheil daran zu haben. Wir wollen es hören.

Hannibal.

Wann unsre Waffen Ehr und Lorberkränze krönen,
Weint Rom bey unserm Zorn und Siegen blutge Thränen.
Gleich Göttern stiegen sie, bis auf der Alpen Haupt.
Wir schmelzten unsern Weg, es war der Macht erlaubt,
Die Bägen durchs Gewölk ganz rauschend durchzuführen.
Der Steinbrüch Eingeweid, mußt unsern Durchgang spüren.
Weil scharfer Essig biß, und schrecklichs Feuer fraß,
Daß selbst der Kieselstein mehr hart zu seyn vergaß.

Es war ſelbſt der Natur erſtaunlich anzuſehen,
Weil demantharter Fels mußt auseinander gehen.
Die Riegel des Gebirgs, gehärtet Schnee und Eis,
Weicht, wann er Hannibalu an ſeinen Höhen weis.
An Arnus wäßrigten und ſumpfigttiefen Gründen,
Mußt ich, bey harter Müh, an einem Aug erblinden.
Da unſer Elephant, der nur noch übrig war,
Durch ſeinen ſanften Schritt mir etwas Schlaf gebahr.
Nur um Karthagens Wohl, das mir den Muth erhitzet,
Hab ich ſo Blut als Geiſt, im Kriege faſt verſprützet.
Mein ſonſt geſunder Leib, den mir die Mutter gab,
Ich meyne die Natur, liegt gleichſam ſchon im Grab.

So ſchneidet Hannibal auf; den doch die Geſchichte zu keinem Marktſchreyer machet; und den Livius viel beſcheidener redend einführet. Doch das iſt die Sache des Urhebers, nicht aber des Herrn Ueberſetzers: deſſen reine und ſtarke Poeſie wir bedauren, daß ſie auf den Lee verſchwendet worden. Wie ſchön wäre es, wenn ſich dieſelbe muntre und geſchickte Feder über des Corneille Sophoniebe machte! Dieſes ſehen wir für die einzige Buße an, womit der Herr Ueberſetzer den Fehler ſeiner ſchlimmen Wahl, wiederum gut machen kann.

VI. Eine Fabel.

Der Springer.

Von Magnus Gottfried Lichtwer *.

Dem Angesicht der muntern Britten
Stellt sich mit flügelschnellen Schritten
Ein unbekannter Springer dar:
Es überrascht, o wie verwegen!
Sein Umschwung über bloße Degen,
Die vor Verwundrung stumme Schaar.

Gewiß, der Sprung ist wohl gerathen,
Schrien Edle, Bürger und Prälaten!
Der Mensch springt in der That recht gut!
Es scheint, als ob er Flügel hätte.
Hört, rief ein Lord, was gilt die Wette,
Daß er noch beßre Sprünge thut.

Jetzt wirft er sich schnell in die Höhe.
Hilf Gott! mir schwindelt, wenn ich sehe,
Wie kühn er durch die Lüfte fährt.
Jetzt senkt er sich mit leichten Gliedern,
Der Sprung ist, hieß es, unter Brüdern
Sechshundert Stück Guineen werth.

Er

* Dieses ist der Namen des Hrn. Verfassers der vortrefflichen äsopischen Fabeln, deren wir im vorigen Jahre gedacht haben. Er steht als kön. preuß. Req. Referendar und Canonicus zu Halberstadt. Da wir diesen geschickten Dichter um die Mittheilung von irgend einem Paare aufgesetzter neuer Fabeln ersuchet: so scheint er uns hierdurch seine Gesinnung in Ansehung der Dichtkunst entdecket zu haben. Allein ist es nicht zu früh, aufzuhören?

ſolcher Kunde gemangelt, oft Gelegenheit zu ſchönen Gedanken und Erfindungen geben. Denn weil, wie oberwehnet, die Worte den Sachen antworten, kan es nicht fehlen, es muß die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkäntniß unbekannter Sachen mit ſich bringen.

41. Was auch ein wohlausgearbeitetes Gloſſarium Etymologicum, oder Sprachquell, vor ſchöne Dinge in ſich halten würde, wo nicht zum menſchlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unſerer Nation und Erklährung des Alterthums und der Hiſtorien, iſt nicht zu ſagen; Wenn nehmlich Leute, wie Schottel, Braſch oder Morhoff bey uns, oder wie Menage bey den Franzoſen; und eben dieſer mit dem Ferrari bey den Welſchen, Spelmann in England, Worm oder Verhel bey den Nordländern ſich darüber machten.

42. Es iſt handgreifflich und geſtanden, daß die Franzoſen, Welſchen und Spanier (der Engländer, ſo halb Deutſch, zu geſchweigen,) ſehr viel Worte von den Deutſchen haben, und alſo den Urſprung ihrer Sprachen guten Theils bey uns ſuchen müſſen. Giebt alſo die Unterſuchung der Deutſchen Sprache nicht nur ein Licht vor uns, ſondern auch vor ganz Europa, welches unſerer Sprach zu nicht geringem Lob gereichet.

43. Ja was noch mehr, ſo findet es ſich, daß die alten Gallier, Celten, und auch Scythen, mit den Deutſchen eine groſſe Gemeinſchaft gehabt, und weiln Welſchland ſeine älteſten Einwohner nicht zur See, ſondern zu Lande, nemlich von den Deutſchen und Celtiſchen Völkern über die Alpen her

Er überſchlug in einem Kreiſe
Sich ſechsmal wunderbarer Weiſe,
Und überſprang gar oft das Ziel.
Das Volk, nicht müd' ihn hochzuſchätzen,
Folgt taumelnd den verwegnen Sätzen,
Und jauchzet, weil er niemals fiel.

Hart an der Bühne Vordertheile,
Erhob, durch Kraft der Zimmerbeile,
Ein ſtolzer Bau ſich in die Luft.
Der Springer ſteigt auf das Gerüſte,
Man wünſcht, als ob er ſpringen müßte,
Ihm Glück zu der gewiſſen Gruft!

Jetzt zeigt der Jüngling ſich von oben;
Man hört nicht auf, die That zu loben,
Durch die er ſich verewgen wird.
Doch horcht! er hat was vorzubringen:
Ich? ruft er, ſoll herunter ſpringen?
Das denkt ihr Britten; doch ihr irrt.

Nicht wahr! dann thät ich euch Genüge,
Wenn ich mir Arm und Bein zerſchlüge?
Doch, das ſoll heute nicht geſchehn.
Ich bin auf dieſen Ort geſtiegen,
Um recht in Ruh und mit Vergnügen
Der andern Kämpfer Kunſt zu ſehn.

Mit Murren hört man ſeine Rede;
Dem ſchien er klug, und jenem blöde:
Das iſt der Welt bekannter Lauf.
Singt ſchön, ſingt feurig, muntre Dichter!
Erzwingt das Lob der ſtrengſten Richter;
Doch hört auch, wenn es Zeit iſt, auf.

* *

VII.

Gedächtnißrede, auf den weil. allerd. großm. Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich,

der Schweden, Gothen und Wenden König, Landgrafen zu Hessen ꝛc. In der königl. schwedischen Gesandtschaftscapelle zu Wien, Abends den 14 Nov. im 1751sten Jahre, in Gegenwart aller hohen protestantischen Gesandtschaften und andrer Standespersonen gehalten, von Christoph Gerhard Suke, kön. Ges. Pred. Leipzig, bey Joh: Gottl. Imman. Breitkopf, in groß 4t.

Mit so vielem Vergnügen wir vor einem Jahre des kön. schwed. Gesandtschaftspredigers zu Paris, Trauerrede auf den Marschall von Sachsen bekannt machten: mit eben demselben, ja noch größerm Vergnügen, melden wir itzo auch die gegenwärtige Lob- und Gedächtnißrede, auf des in Gott ruhenden Königs in Schweden Majestät. Der Herr Gesandtschaftsprediger Suke ist einer von den geistlichen Rednern, die sowohl ihrem Vaterlande, als dem Amte, darinn sie stehen, Ehre machen: ja wir könnten hinzusetzen, daß er auch unserm Leipzig Ehre machet, wo er vor zehn und mehr Jahren den Wissenschaften obgelegen, bis er zu dieser Bedienung berufen worden. Es gelingt nicht allen großen Herren, daß sie Lobredner nachlassen, die anständige Herolde ihrer Thaten abgeben können: und die guten Meister in dieser Kunst, sind fast eben so einzeln in der Welt, als die glücklichen Lobdichter.

Unser

Unſer Redner hat alles gewieſen, was ein vernünftiger und geſetzter, was ein kluger und bedachtſamer, und endlich, was ein geſchickter und lebhafter Redner beſitzen ſoll. Den letztverſtorbenen König in Schweden zu loben, das war ſo leicht nicht, als mancher wohl denken möchte. So preiswürdig das Haus iſt, dem dieſer Monarch das Leben zu danken hatte; ſo groß auch die Thaten waren, dadurch er ſich vor der Gelangung zum Throne hervorgethan: in ſo ſchwere Zeiten des ſchwediſchen Königreichs fiel ſeine Vermählung mit der einzigen Prinzeſſin Schweſter des unglückl. zwölften Karls; mit ſo harten Umſtänden war deſſen Gelangung zum Throne verbunden; und ſo bedenklich ſind auch übrigens die Schickſale ſeiner Regierung geweſen. Aber alle dieſe Schwierigkeiten hat die behutſame Suada unſers Herrn Suke ſo glücklich überwunden: daß weder der Statiſt, noch der Geſchichtſchreiber, noch der Sittenlehrer, noch endlich der Redner, das geringſte an ſeiner Arbeit zu meiſtern findet.

Er hat, als ein Kanzelredner, die Gewohnheit ſeines Ordens beybehalten, und nach Fleſchiers Art, einen bibl. Text zum Grunde ſeiner Rede legen müſſen. Es iſt der Spruch des 82 Pſ. **Ich habe wohl geſagt: Ihr ſeyd Götter, und allzumal Kinder des Höchſten; aber ihr werdet ſterben wie Menſchen.** Allein vergebens wird man hier die gewöhnlichen exegetiſchen Kunſtgriffe, vergebens das wortreiche Kinderſpiel aus der Concordanz, vergeblich den übrigen homiletiſchen Schlendrian ſuchen.

Der Redner ist reich genug an eigenen Gedanken, die seine Einsicht in die wahre Staatskunst und Sittenlehre, eine reife Kenntniß der Welt und seines Helden, und ein patriotisches Herz ihm eingegeben. Was hatte ers denn nöthig, durch jene verächtliche Künste die Lücken nöthiger Wissenschaft auszufüllen?

Unser Raum läßt es nicht zu, schöne Stellen daraus, zur Probe anzuführen: und die Wahl würde uns desto schwerer werden; wo alle Seiten davon voll sind. Doch, wir müssen schon etwas thun. Es sey von der 11 S. die Stelle, wo er von der Gelangung des Königes zur Krone redet. „Ganz „Schweden, heißt es, ist über seine neue Königinn „erfreuet, und hält sich unter ihrem Zepter für glück„lich. **Ulrica** allein, glaubet dieses nicht. Sie „giebt ihren treuen Ständen zu erkennen, daß sie „ihren Gemahl zum Gehülfen der Regierungslast „haben möchte; und entdecket dadurch eine Groß„muth, eine Liebe, die beynahe ohne Exempel ist. „Denn wem ist es unbekannt, wie eifersüchtig die „Großen auf ihre Herrschaft sind? Weis man Für„sten, die sich ihrer Regierung begeben: so weis „man auch, daß sie insgemein dieses Opfer bedau„ret haben. **Ulrica** ist weit großmüthiger! Sie „ist regierende Königinn; und sie verlanget, daß ihr „Gemahl an ihrer Statt König seyn möge. Sie „führet das Ruder; und sie wünschet nichts mehr, „als solches ihrem Gemahle in die Hände zu geben. „Die Liebe ihres Volkes hat eben so viel Theil an „diesen Wünschen, als die Liebe ihres Gemahls. Sie „ist überzeuget, es könne dasselbe unter seinem Re„gimente

„gimente nicht anders, als glücklich werden: und „aus gleicher Ueberzeugung willigen auch die Stände „des Reiches in die Wünsche ihrer Königinn.„

Folgende Stelle ist eine von denen, die ins pathetische und erhabene Fach gehören; und steht auf der 12 S. „Die Erhöhung ist groß: Ihr seyd „Götter! Dieß Wort saget alles, was man sich „Großes vorstellen kann. Ja, ja, wir erkennen „Eure Vorzüge, ihr Großen dieser Welt! Wir er„blicken an euch, ein Bild der Majestät Gottes. „Ihr seyd es, durch welche Gott uns strafet und „belohnet. Ihr seyd es, durch welche er in mehr „als einer Absicht, das Glück und Unglück dieses Le„bens austheilet. Ihr lasset euch nur sehen; und „alles beuget sich vor eurer Majestät. Ihr redet; „und uns gebühret es, mit Ehrerbiethung zu hören. „Ihr gebiethet, und wir sind schuldig, mit aller „Treue zu gehorsamen. Durch euch sind wir in „Unruhe, oder leben im Frieden; durch euch breitet „sich Mangel und Fülle, Elend und Glückseligkeit, „Heil und Verderben über den Erdboden aus. Ihr „seyd demnach Götter! ihr seyd Kinder des Höchsten: „und die Ausübung seiner Gewalt, ist allerdings „eine Zeitlang in euren Händen.

„Jedoch, es sey uns erlaubt, mit aller der Ehr„furcht, die wir euren geheiligten Personen schuldig „sind, auch dabey zu sagen ꝛc. „ Kurz, unsre Leser werden, wenn sie diese Rede selbst lesen, weit mehr antreffen, als wir davon gerühmet haben.

VIII.

Rime per la Naſcita del Ser. Prenc. FRIDERICO AVGVSTO, di Saſſonia.

In Dresda, 1751. 4t. 10 Bogen.

Das hohe Geburtsfeſt des Durchl Erbprinzen von Sachſen, Herrn **Friedrich Auguſte**, hat nicht nur den deutſchen und franzöſiſchen Parnaß rege gemachet, wie wir in den beyden erſten Monathen dieſes Jahres angekündiget haben, ſondern auch den italieniſchen: wie wir itzo anzumelden das Vergnügen genießen. Der Herr Rath und Leibarzt Sr. Königl. Hoheit des Durchl. Churprinzen, hat dieſe ziemlich ſtarke Sammlung von wälſchen Glückwünſchungen bey demſelben geſammlet, und ſie in einer wohlgeſetzten Zuſchrift, beyderſeits **Königl. Hoheiten** zugeeignet. Da dieſes erhabene Paar unter den Namen Luſatio, und Armelinda, der berühmten arkadiſchen Akademie zu Rom einverleibet iſt: ſo haben ſich die arkadiſchen Schäfer um die Wette bemühet, Ihres jungen Prinzen erſtes Jahrfeſt zu beſingen. Weil es nicht möglich iſt, aus einer ſo großen Anzahl von Sinngedichten, kleinen Oden u. d. gl. Auszüge zu machen, ſo wollen wir wenigſtens die Namen ihrer Verfaſſer bekannt zu machen bedacht ſeyn. Sie ſtehen in folgender Ordnung:

1) Ein ungenannter arkadiſcher Schäfer. 2) Giuſeppe Bartoli, P. P. nell. Univerſità di Torino. 3) Paolo Battiſta Balbi, P. P. di Bologna. 4) Achillea Gere-

Geremia Balzani. 5) Federigo Caſali, Bologneſe. 6) Don Domenico Fabri, P.P. di Bologna. 7) Il Conte Fabio Carandini, Bologneſe. 8) Abate Lodovico Preti, Bologneſe. 9) Dottore Fernand. Antonio Guedini, Bologn 10) Franc. Mar. Zanotti, Segr. dell. Ac. dell. Sci. Bologna. 11) Il Conte Giulio Bajardi, Parmiggiano. 12) Il Marcheſe Don Azzolino Malaſpina, Min. plenip. di S. M. Sicil. alla Corte di Pol. 13) Signora Livia Accarigi, Saneſe. Dieß iſt eine lange Ode. 14) Il Conte Bruto Marcello Porta, Gentilh. di Cam. di S. M. 15) Ab. Giuſ. Broggi, Procuſtode generale d'Arcadia. 16) Ab. Giacomo Cemmi, Arc. 17) Ab. Giuſ. Petroſelini, Arc. 18) Ab. Scip. Giuſ. Caſale, Arc. 19) Ab. Gaetano Golt, Arc. 20) March. Fabrizio Paolucci, Arc. 21) Pad. Lorenzo Fuſconi, Arc. 22) Ab. D. Carlo de Sanctis. 23) Ab. Proſpero Betti, Arc. 24) Ab. Vinc. Cavazzi Romano, Arc. 25) Eugilbo Collideo, Arc. 26) Theodora Eugenia, Baroneſſa di Lœwendal, nata di Schmettau, fra gli Arcadi Euridice Coriteſia. 27) P. Iſidorus Oliverius, Eloqu. Prof. Piar. Schol. Arc. Dieß iſt eine lateiniſche Elegie. 28) Il Signor Gallo Maſſimiliano, Barone di Racknitz, Paſt. d'Arcadia, Ciamb. d. S. M. et Mareſciallo di S. A. E. il Prine. Ered. Dieß iſt ein ſchönes Sonnet; welches wir unſern Leſern mittheilen wollen:

Dal patrio ſuol, cui bagna l'Elba intorno,
Vivo penſier mi traſſe al ſacro monte:
Ivi mirai l'amabile Soggiorno,
Del dotto coro, e d'Ippocrene il fonte.

E ancor

E amor mirai di real manto adorno,
Colla doppia corona sulla fronte,
Starsi il Bambin, che di letizia un giorno
Ricolmerà mille alme illustri, e conte.

Egli i suoi passi al gran camin volgea,
Della gloria e fedel compagna ognora,
Pallade il di lui corso sostenea;

E Fama innanzi a lui lieta, e sonora
Spiegando il vol, questi è l'Eroe, dicea
Che di Sassonia la gran stirpe onora.

Den Schluß machet Herr Rath Bianconi selber, in einem ziemlich langen Gedichte, daraus seine bekannte Gelehrsamkeit, in so vielen Wissenschaften, hervorleuchtet. Er beschreibt darinn die Pracht von Dreßden, in allen Sehenswürdigkeiten, in und außer der Stadt: und zuletzt kömmt er auf die größte Merkwürdigkeit des frohen Tages, den er mit lebhaften Wünschen beschließt. Alles ist sehr sauber gedruckt, und auf dem Titel durch einen schönen Abdruck einer alten, in einen Edelstein geschnittenen, Figur, geziert.

* *

IX.

Der Bayerische Reimschmied, mit einem Schubsacke voll funkelneuer Singedichte, in die Fremde geschicket von Myriandern.

Frf. und Leipz. 1750, in 4.

Unter diesem spaßhaften Titel, der sein Vaterland nicht verläugnen kann, und nach einer noch lustigern Vorrede, folgen gleichwohl ganz artige

tige- und leſenswürdige Gedichte, eines wirklichen Bayers. Derſelbe meldet nun, daß er es erſt ſeit ſechs bis ſieben Jahren erfahren habe, daß es auch über die deutſche Dichterey Regeln gebe. Welch ein Zuſtand der Wiſſenſchaften! in einem Lande, das doch eben nicht am Ende der Welt liegt, wenn ein munterer Kopf, ein Studirender, ein Gelehrter, es gar nicht erfahren kann, daß man Regeln der Poeſie hat; da es doch in dieſen Gegenden, 36 Meilen von der bayeriſchen Gränze, ganze Fuder von Anleitungen zur Dichtkunſt giebt! Doch wir wollen dieſes den bayeriſchen Univerſitäten und Buchhändlern anheimſtellen.

Der Herr Verf. geſteht, daß er einen Trieb bekommen, die Aeneis Virgils in deutſche Verſe zu bringen. Er theilet ein Stück davon mit, davon der Anfang ſo lautet:

Ich, aus deſſen dünnem Rohr ehmals Hirtenlieder klungen,
Der ich nun den Wald ergetzt, und das nahe Feld gezwungen,
Daß es nach des Ackermannes Willen und Begierde thut,
Das ein Werk iſt, ſo er liebet: ſing ich von der Kriegeswuth,
Von dem Helden, der zuerſt, durch Geſchick aus Troja weichen,
Und nach Latien fliehen mußt. Unter vielen Unglücksſtreichen,
Hat er Land u. Meer durchſtrichen; denn die Götter wollten dieß,
Weil der ſtrengen Juno Rache kein Verſöhnen gelten ließ.
Viel ertrug er auch im Krieg, eh er eine Stadt erbaute,
Und dem Lande Latien ſeine Götter anvertraute;
Aus dem Alba, der Lateiner, und das große Rom entſtand.
Melde, Muſe! welche Gottheit ſich von ihm beleidigt fand.
Was die Juno angeflammt, mit ſo vielen Unglücksfällen
Und ſo großem Ungemach, einen ſolchen Mann zu quälen,
Der ſo tugendhaft geweſen. Zürnt ein göttlich Herz ſo ſehr!

Wir ſehen es mit Vergnügen, daß der Herr Verf. dieſes trochäiſche Sylbenmaaß zu ſeiner virgilianiſchen Ueberſetzung erwählet hat, welches unlängſt der Herr

Bar. von Schönaich mit so glücklichem Erfolge in seinem Hermann gebrauchet. Wir ermahnen und ermuntern ihn auch ernstlich, in seiner Arbeit fortzufahren, und sich keine aufstoßende Schwierigkeit davon abschrecken zu lassen. Er wird gewiß seinem Vaterlande Bayern so viel Ehre machen, als schon ein andrer Landsmann, Hr. Secretär Grimm, aus Regensburg demselben, durch seine geschickte Feder gemachet hat.

Die Sinngedichte des Hrn. Verfassers sind gleichfalls nicht von der schlechten Art. Er ahmet den Martial und Oven, nicht unglücklich nach: und seine Einfälle sind weder alt, noch niederträchtig. Z. E. das dritte an den Leser:

Wenn dich vielleicht ein Spieß von meinen Reimen sticht,
So rath ich, thue nichts, als dieses: schreye nicht!

Eben so gut ist das VI. auf das fliegende Corpo:

Das Heer, so vom Achat ins Feld geführet wird,
Hat gegen seinen Feind noch keinen Fuß gerührt,
Und sucht sich immerdar dem Schlagen zu entreißen:
Wer wird es nicht mit Recht ein fliegend Corpo heißen?

Noch eins, auf die verlarvte Rugida:

Als neulich Rugida verlarvt zum Tanz gekommen,
Und ihre Leibsgestalt dort einen eingenommen:
Ward dieser, ihr Gesicht zu sehen, aufgebracht.
Doch Rugida verwies ihm ernstlich seine Triebe,
Und widerstund ihm scharf. Wie so? Sie hat gedacht:
Bricht mein Gesicht hervor, so flieht auch seine Liebe.

Zum Beschluß, eins auf den Phöbus unsrer Zeiten:

Bartoldus, heißt es, ist der Phöbus dieser Zeiten!
Ich meines Orts verlang es ihm nicht abzustreiten.
In seinen Reimen steckt so viele Finsterniß,
Als in Orakeln war, die Phöbus hören ließ.

X. Nach-

bekommen, ſo folget daß die Lateiniſche Sprache den uhralten Deutſchen ein Groſſes ſchuldig, wie ſichs auch in der That befindet.

44. Und ob zwar die Lateiner das Ubrige von den Griechiſchen Colonien bekommen haben mögen, ſo haben doch ſehr gelehrte Leute auch auſſer Deutſchland wohl erwogen, daß es vorher mit Griechenland eben wie mit Italien zugegangen; mithin die erſten Bewohner deſſelbigen von der Donau und angränzenden Landen hergekommen, mit denen ſich hernach Colonien über Meer aus Tenin, Aſien, Aegypten und Phönicien vermiſchet, und weil die Deutſchen vor Alters unter dem Nahmen der Gothen, oder auch nach etlicher Meinung der Geten, und wenigſtens der Baſtarnen, gegen dem Ausfluß der Donau und ferner am ſchwarzen Meer gewohnet, und zu gewiſſer Zeit die leht genannte kleine Tartarey inngehabt, und ſich faſt biß an die Wolga erſtrecket: ſo iſt kein Wunder, daß Deutſche Worte nicht nur im Griechiſchen ſo häuffig erſcheinen, ſondern biß in die Perſianiſche Sprache gedrungen, wie von vielen Gelehrten bemerket worden. Wiewohl ich noch nicht finden kan, daß ſo viel Deutſches in Perſien ſey, als nach Elichmanns Meynung vorgegeben wird.

45. Alles auch was die Schweden, Norwegen und Isländer von ihren Gothen und Runen rühmen, iſt unſer, und arbeiten ſie mit aller ihrer zwar löblichen Mühe vor uns; maſſen ſie ja vor nichts anders, als Nord-Deutſche gehalten werden können, auch von dem wohlberichteten Tacito und allen alten und mittel-Autoren unter die Deutſche gezehlet

X.

Nachricht von der glücklichen Beförderung des berühmten Hrn. Prof. Franz. Rothfischers, evangel. Proselyten aus Regenspurg.

Seitdem der Herr Rothfischer im halben Jänner, mit guten Empfehlungsschreiben aus Leipzig abgegangen, in der Absicht, nach Göttingen sich zu begeben, allwo ihm die besten Hoffnungen zu seiner Versorgung gemachet worden; hat er sich einige Tage in Braunschweig aufhalten müssen, um die hohe Rückkunft der Durchl. Herrschaft aus Berlin zu erwarten. Kaum waren Se. Hochfürstl. Durchl. in dero Hoflager angekommen, als denenselben auf hohes Begehren Herr Rothfischer vorgestellet ward. Da hatte nun dieser gelehrte und wackere Mann nicht nur das Glück, von dem Durchlauchtigsten Herzoge sehr gnädig angesehen zu werden; sondern Se. Hochfürstl. Durchl. geruhten auch sogleich denselben zum Professor auf dero Universität Helmstädt, mit einer jährlichen Besoldung von 300 Reichsthl. zu ernennen; ja ihm auch noch zu einer Verbesserung dieses Gehalts Hoffnung zu machen. Ferner stellten Se. Hochfürstl. Durchl. es demselben frey, ob er sich sofort nach Helmstädt begeben wolle, sein Lehramt daselbst anzutreten; oder ob er lieber bis zu völliger Ausfertigung des II. und III. Theiles seines bekannten Buches vom päbstischen Ablasse und römischen Jubelfeste, in Braunschweig bleiben wolle. Tages zuvor hatte der nunmehrige neue Herr Professer Rothfischer die Gnade, von der ersten verwittw. Herzoginn Durchl. zur Tafel gezogen, und nach Aufhebung derselben, mit einem sehr ansehnlichen Geschenke an Gelde begnadiget zu werden; dergleichen ihm daselbst auch noch verschiedene andre zu theil geworden.

So sieht man denn, daß rechtschaffene Proselyten bey uns Evangelischen eben nicht verderben: wenn es nur keine Fratres ignorantiæ sind, die gemeiniglich um unlauterer Absichten willen, ihre Partey zu verlassen pflegen.

XI.

Nachricht wegen der im Christmonathe des vorigen Jahres erwähnten Sammlung von Reichsurkunden.

Auf geschehene Erinnerung hat man die in einem der vorhergehenden Stücke dieser Monathsschrift gegebene Nachricht p. 893. f. von einer ansehnlichen Sammlung von Reichs-Acten, den zu Speyer im 1570 Jahre gehaltenen Reichstag betreffend, folgendermaßen rectificiren wollen: daß die in den beyden Bänden angezeigten Handschriften nicht dem Hrn. Rath Arkenholz selbst, sondern der prächtigen hochgräfl. Bielkischen Familienbibliothek, auf ihrem schönen Gute Sahlstad, unweit Upsal, zugehören: allwo selbige Manuscripte unter vielen andern, seit dem dreyßigjährigen deutschen Kriege aufbehalten, und vermuthlich bey der Belagerung von Prag, in die Hände der Schweden gerathen sind.

Herr Arkenholz, der sich nicht besinnen konnte, diese Schriften noch jemals in den großen Sammlungen des deutschen Reichs Staats-Acten gedruckt gesehen zu haben, ersuchte der noch jetztlebenden Herren Grafen, des Reichs-Raths und des kön. Herrn Staats-Cammer-Präsidenten, Carl Gustavs und Thuro Bielkes Excellenzen, um geneigte Mittheilung dieser beyden Bände: welche auch in sofern ihm gütigst zugestanden worden, daß alle Original-Acten der gräfl. Bibliothek wieder zurückgeschickt werden müßten. Und wie Herr Arkenholz völlig entschlossen ist, seiner Zusage ein Genügen zu thun; so läßt er jetzo alle diese Handschriften sauber abschreiben, und dieselben nach genauer Collacionirung durch Notar. publ. die richtige Abschrift bezeugen; und gedenkt indessen alle Acta so lange aufzubehalten, bis ein Verleger zur Ausgabe dieses Werkes ausgemacht werden kann.

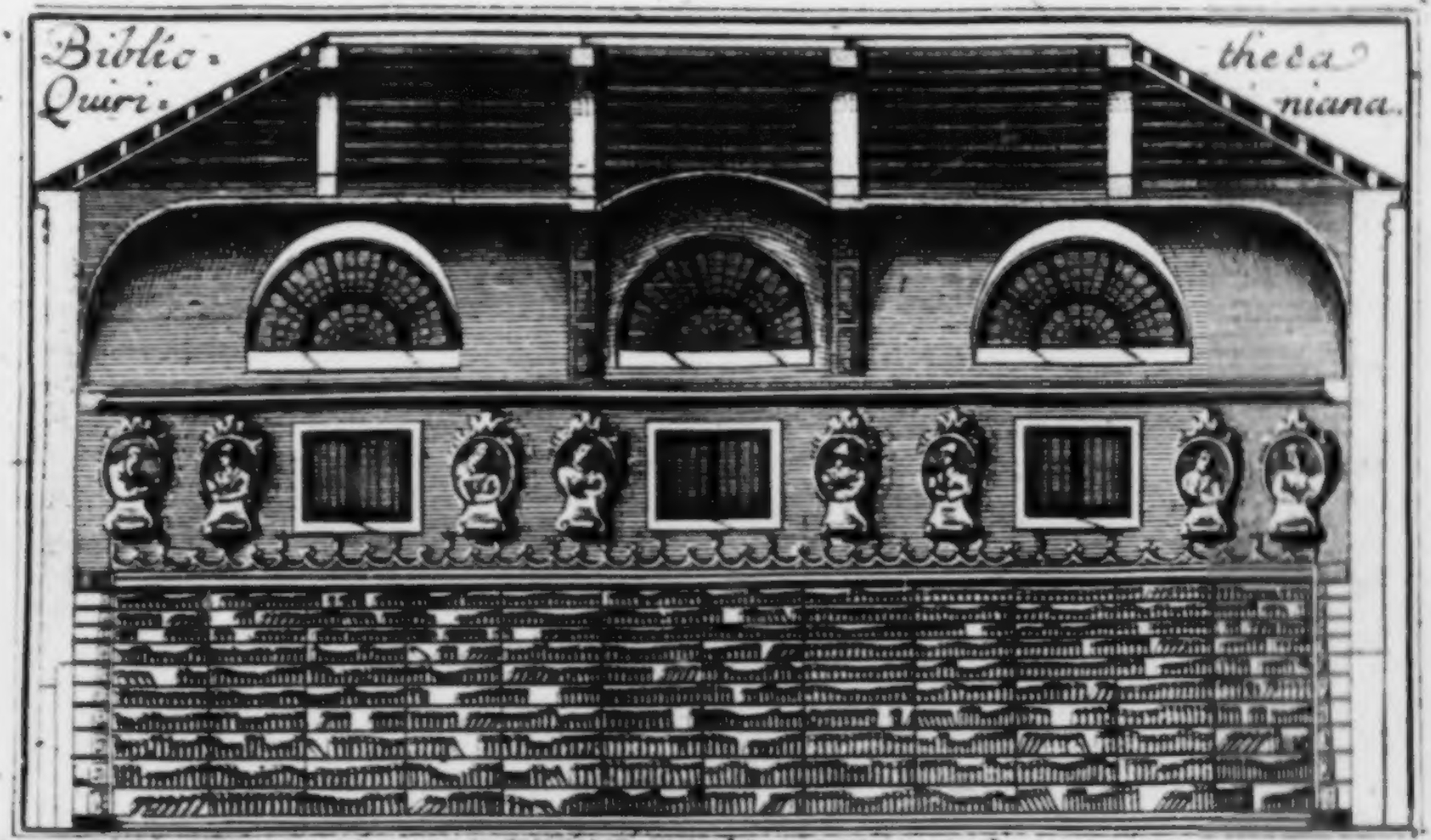
Biblio-
Quiri-
theca
niana.

Das Neueste

aus der

anmuthigen Gelehrsamkeit

Ostermond, 1752.

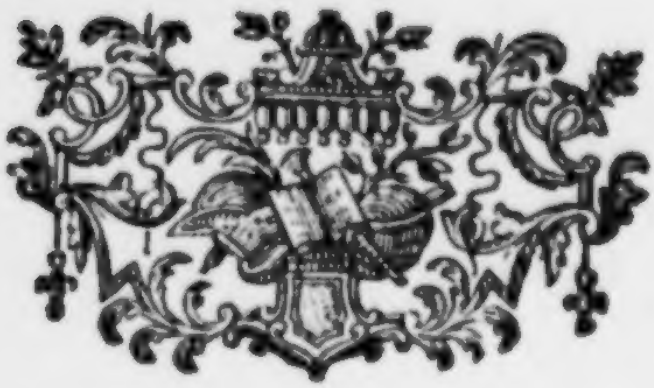

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf.
N. IV. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: accidetque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Allgemeine Geſchichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künſte, des Finanz- und Cameralweſens zu allen Zeiten und bey allen Völkern. I. Theil. Breslau, bey Johann Jacob Korn 1751, in groß 4.

Mit ſo vielem Vergnügen wir im vorigen Jahre, die ſo ſchön als gründlich geſchriebene Abhandlung von Steuren, des Herrn von der Lith, unſern Leſern angeprieſen: mit eben der Zufriedenheit nehmen wir dieſes Werk vor die Hand, das uns in einer andern Art der nützlichſten Erkenntniß, eine recht wohlgerathene Urſchrift liefert. Wir freuen uns herzlich, daß immer mehr geſchickte Landsleute unter uns aufſtehen, die ſich durch eigene Werke von guter Art, hervorthun, und unſere Nation aus dem ſchimpflichen Vorwurfe retten; als ob ſie nichts, als überſetzen könne. So ungegründet dieſer Argwehn an ſich ſelber iſt; indem wir endlich urſprünglich deutſche Werke genug haben, die wir den überſetzten Schriften der Ausländer entgegen ſetzen können: ſo wenig ſind

sie den halb deutschen Zwittern insgemein bekannt, die sich nur um alles fremde bekümmern.

Wenn sie also z. E. im historischen Fache von einer Geschichte von Italien des **Muratori**; von einer Geschichte von Deutschland des Kanzlers **Barre**; von der englischen allgemeinen Welthistorie, oder den Reisebeschreibungen reden hören: so vergessen sie, daß wir eine vortreffliche hochgräflich **Bünauische** Geschichte des Reiches; eine **Mascovische** Reichshistorie, ferner eine **Struvische**, **Gladovische**, **Glafeyische**, und **Hahnische** Reichshistorie; ferner eine **Gütherische** Geschichte von Friedrich dem I. eine Geschichte aller preußischen Staaten vom Herrn D. **Pauli**, und so viele andere schöne Werke dieser Art haben, die sowohl geschrieben sind, daß sie den Ausländern nichts nachgeben, ja ihnen oft an Gründlichkeit weit vorgehen. Eben das würde sich von allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit, von der Naturkunde *, Mathematik, Sittenlehre, Dichtkunst, Beredsamkeit, Gottesgelahrtheit, Rechts- und Arzneykunde sagen lassen: wenn nur alle gute Bücher dieser letzten Art, von unsern Landsleuten in deutscher Sprache wären geschrieben worden.

Doch wir setzen diesen unzeitigen Verehrern der Ausländer, dießmal nur gegenwärtiges Werk entgegen,

* Wenn man uns also hier die Uebersetzungen der pariſischen und schwedischen Akademien der Wissensch. vorleget: so können wir ihm die Originalschriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, der kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg, die Kühnischen, Krügerischen, und Hanovischen Sachen entgegen stellen u. s. w.

gegen, welches seinem Verfasser und dessen Vaterlande gewiß Ehre machet. Wie wir vernehmen, so ist selbiger der königliche preußische Secretär **Schmidt**, dessen seligem Herrn Vätter wir die Geschichte des **osmannischen Reiches** zu danken haben. Er zeiget darinn eine gleiche Kenntniß des Handels, und Belesenheit in den alten Schriftstellern: verbindet aber damit, die noch seltnere Geschicklichkeit, sich auch in seiner Muttersprache richtig, deutlich, und mit besondrer Anmuth auszudrücken. Ein Werk von so mannigfaltigem Inhalte, und das sich so angenehm liest, ist doppelt hoch zu schätzen, und kann billig vielen künftigen Schriftstellern unsers Vaterlandes als ein Muster angepriesen werden. Ueberhaupt aber freuen wir uns, daß es in Berlin Männer giebt, welche die Geschicklichkeit besitzen, ein so reines und schönes Deutsch zu schreiben; und nicht genöthiget worden, ihre Sachen erst französisch übersetzen zu lassen, ehe sie selbige der Welt mittheilen können.

Den Anfang machet eine Einleitung in die Geschichte der Handlung und Schiffahrt. Diese hebt die Erzählung aus den ältesten Zeiten der Welt an, und zeiget aus der Bedürftniß der Menschen, die sie zu Erfindung allerley nützlicher Dinge angetrieben, daß man auch auf eine Vertauschung, oder einen Umsatz solcher nöthigen und nützlichen Sachen, werde bedacht gewesen seyn. Dieses ist nun allem Ansehen nach, schon vor der Sündfluth eine Quelle des Handels geworden; wenn der Ackermann z. E. sein Getrayd, gegen die Milch,

Käse, Butter, Wolle, oder Felle des Viehhirten oder Schäfers; oder der Meister in Erz und Eisenwerk, seine Werkzeuge zum Ackerbaue, und andre Kunstwerke, gegen die benöthigten Lebensmittel vertauschet haben wird.

Hierauf erwähnet er der ersten Ursprünge der Schiffahrt. Er glaubet nicht, daß die Arche des Noah das erste Schiff gewesen; sondern daß es vorher schon kleinere Schiffe gegeben habe; die aber der Gewalt der Sündfluth nicht zu widerstehen vermocht. **Sanchoniathon** meldet ausdrücklich unter den zehn ersten Geschlechtern **Kains**, den **Usous** und **Chrysor**, die sich zuerst auf die Seen gewaget: indem jener einen von seinen Aesten entblößten Baum zum Kahne gemachet, dieser aber mit einem leichten Boote, dazu er auch die Segel gefüget, darauf gefahren. Die völlige Erfindung eines Schiffes eignet er dem zwölften Geschlechte **Kains**, und namentlich den **Dioscuris**, oder **Cabiris** zu. Wird nun gleich diesem Schriftsteller manchmal der Glauben versaget: so ist es doch wunderlich, wann neuere Schriftsteller es besser wissen wollen, als er; wie es im Anfange der Welt und vor der Sündfluth ausgesehen.

Er zeiget darauf den großen Nutzen der Handlung in der bürgerlichen Gesellschaft, in Ausbreitung der Religion und Künste, in Absicht auf den Staat, und auf Deutschland insonderheit; wo er beyläufig des vormaligen großen **Hansabundes**, deutscher Handelsstädte erwähnet, davon Lübek das Haupt gewesen. Er bemerket, daß die preußischen

zehlet worden; mit ihrer Sprache auch selbst nicht anders zu Tage legen, sie mögen sich kümmern und wenden wie sie wollen. Daß auch die Dähnen zu Zeiten der Römer bey dem abnehmenden Reich unter dem Nahmen der Sachsen begriffen gewesen, kan ich aus vielen Umständen schliessen.

46. Stecket also im Deutschen Alterthum und sonderlich in der Deutschen uhralten Sprache, so über das Alter aller Griechischen und Lateinischen Bücher hinauf steiget, der Ursprung der Europäischen Völker und Sprachen auch zum Theil des uhralten GOttesdienstes, der Sitten, Rechte und Adels, auch oft der alten Nahmen der Sachen, Oerter und Leute, wie solches von andern dargethan, und theils mit mehrern auszuführen.

47. Welches wir uns so viel mehr erinnern müssen, damit desto deutlicher erscheine, wie ein grosses an einem Deutschen Glossario Etymologico gelegen; immassen mir bewust und aus Briefen an mich selbst kund worden, daß hochgelehrte Leute anderer Nationen sehr darnach wünschen, und wohl erkennen, was ihnen selbst zu Erleuchtung ihrer Alterthümer daran gelegen; und daß nicht wohl andere, als der Deutschen Sprache im Grund Erfahrne, also weder Engländer noch Franzosen, wie gelehrt sie auch seyn, damit zu rechte kommen mögen.

48. Bey uns Deutschen aber solte die Begierde darnach so viel grösser seyn, weil uns nicht allein am meisten damit geholffen wird, sondern auch ein solches zu unserm Ruhm gereichet; ie mehr daraus erscheinet, daß der Ursprung und Brunquell des Europäischen Wesens grossen Theils bey uns zu su-

chen

ßischen und österreichischen Lande noch eben die bequeme und glückliche Lage zum Seehandel haben, als vormals. Ferner hat der Handel auch in Ansehung der Land- und Seemacht eines Staates große Vortheile; wie solches die Beyspiele der Perser, Griechen, Karthaginenser, und Römer, schon in alten Zeiten sattsam gezeiget haben.

Nun zeiget der Herr Verfasser die Absichten und Einrichtungen seines Werkes. Es ist ein Wunder, daß seit etlichen hundert Jahren, da der Handel die Aufmerksamkeit der vornehmsten Staaten von Europa auf sich gezogen, noch niemand ein ausführliches Werk davon geliefert hat. Er kennet zwar den **Savary** und **Riccard** unter den Franzosen; den **Wheeler, Child, Davenant** und **De Fox** unter den Engländern; **Bechern, Marperger** und **Bohnen**, nebst sovielen andern von Deutschen. Er weis, daß die größten Staatsleute, ein **Fully, Lisola, Temple, Estrades, Colbert, de Witt, Pufendorf, Schröder**, u. a. m. in ihren Staatsschriften den Handel nicht übergangen. Allein dieses alles ist, nicht sowohl auf die allgemeine Geschichte der Handlung, als auf die besondern Vortheile dieses oder jenes Staates gegangen; oder sie haben nur eine kaufmännische Kenntniß der Handlungssachen wie **Savary, Marperger**, u. a. m. zum Zwecke gehabt.

Der große **Colbert** in Frankreich hatte dem gelehrten Bischofe **Huetius** aufgetragen, eine Historie der Handlung und Schiffahrt zu schreiben. Dieser that es in einem kleinen Werke von 25 Bo-

gen; welches, auch seines gelehrten Inhalts wegen ins engländische und holländische übersetzet worden. Dieses hat sich nun zwar der Herr Verfasser hin und wieder zu Nutze gemachet: allein es ist viel zu kurz und unvollständig gerathen; wie er denn selbst versichert, daß er es bey vielen andern Geschäfften aus dem bloßen Gedächtnisse aufgesetzet habe. Der Herr Verfasser gesteht nun zwar, daß er der griechischen Sprache nicht mächtig sey, daraus sehr viel alte Nachrichten vom ältesten Handel gezogen werden müssen. Allein die lateinischen, französischen und deutschen Uebersetzungen derselben haben ihm die Stelle der Urschriften vertreten: welches gewiß zu der Absicht, die er gehabt, vollkommen zureichend ist.

Die Alten, denen er das meiste zu danken hat, sind **Herodot**, **Xenophon**, **Diodor** aus Sicilien, **Pausanias**, **Arrian**, **Ptolemäus**, **Plutarch**, **Strabo**, **Polyb**, **Plinius**, **Livius**, **Tacitus** und **Pomp. Mela**: unter den Neuern aber hat er sich der historischen Schriften **Rollins**, des Abts **Guyon**, der englischen allgemeinen Weltgeschichte, und des Hrn. von **Loen** Sammlung der Reisen; in der Geographie aber, **Cluvers**, **Bocharts** und des **Cellarius**, nebst dem **Martiniere** bedienet. So ehrlich ist der Herr Verfasser, uns die Quellen, daraus er geschöpfet, anzuzeigen; welche gewiß ein Franzos alle verschwiegen haben, und uns alle seine Erzählungen auf sein eigenes Ansehen, als untrügliche Orakel aufgebürdet haben würde.

Wir

Wir können uns bey der Einleitung nicht länger aufhalten, ob sie gleich einen ziemlich ausführlichen Vorschmack von dem ganzen Werke giebt; und eilen also zu dem Werke selbst. Nur den Plan müssen wir noch melden, den sich der Herr Verfasser in Ausarbeitung dieses Werkes vorgeschrieben hat. Dem Handlungs- und Seewesen jedes Volkes, hat er ein besondres Hauptstück gewidmet; und von den Aegyptern den Anfang gemachet, weil sie die meisten Künste erfunden, und ihr Land eine lange Zeit der allgemeine Stapel aller morgen- und abendländischen Waaren gewesen. Bey jedem Capitel aber findet man erst den Ursprung des Volkes, die Lage des Landes, dessen natürliche Beschaffenheit, die Landesgewächse, oder Waaren, die es zur Handlung geliefert, die Handlung selbst, die Schiffahrt, die auswärtigen Pflanzstäte, das Finanzwesen, die Handlungsgesetze, Verordnungen, und Handlungstractate, Münze, Maaß, und Gewicht; den Character des Volkes nebst seiner Neigung zur Handlung, Schiffahrt, und den Handarbeiten. Man kann leicht denken, daß ein so reicher Stoff überaus viel angenehme und nützliche Sachen, für Leser von allerley Arten, an die Hand geben wird.

Dieser erste Band liefert uns also die allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Handarbeiten (Manufacturen) und Künste in den alten Zeiten: und die folgenden Bände, werden theils die mittlern Zeiten, theils die neuern auf eben die Art ausführen. Es besteht aber jener aus V. Abschnit-

schnitten. Der erste davon hebet, obgedachter maßen, im

I. Capitel von Aegypten an. Der Herr Verfasser folget hier den ältesten Nachrichten, welche uns die Schrift von der zweyten Bevölkerung des Erdbodens nach der Sündfluth giebt. Er bemerket dabey, daß zwar die Nachkommen **Japhets** die ersten Seefahrer gewesen, weil sie die Inseln zwischen Asien und Europa besetzeten: wobey sie sich die Wissenschaft, die ihr Vater bey Erbauung der Arche erworben, zu Nutze gemachet. Doch die Aegypter und Phönizier haben die noch unvollkommene Schiffahrt sehr verbessert. Sie haben die wichtigsten Reisen zu Wasser zuerst gethan; den Weinstock aus Indien zuerst in ihr Vaterland, und hernach weiter fortgepflanzet; viele Völker den Ackerbau gelehret, die Kunst zu Schreiben erfunden, die Leutseligkeit und gute Sitten ausgebreitet, die Sternkunde, Meß- und Rechenkunst u. d. m. gelehret. Kurz, dieß kluge Volk verdienet es auf alle Weise, an der Spitze der übrigen Völker zu stehen.

Aegypten ward in das Obere, Mittlere, und Niederägypten getheilet. Das erstere hieß auch **Thebais**, von der großen Stadt **Theben**, die wegen ihrer 100. Thore **Hekatompylos** genennet ward. Sie ist so groß und volkreich gewesen, daß sie aus jedem derselben 2000. Streitwagen und 10000 Kriegsleute zugleich aussenden können: welches weder jetzo eine Stadt in der Welt, noch das vormalige blühende Rom hätte thun können. Das

mittlere

mittlere Aegypten hieß auch Heptanomis, von seinen sieben Landschaften: und Memphis war die Hauptstadt, in deren Nähe die Pyramiden und prächtigsten Tempel stunden; auch der See Möris und der Labyrinth waren hier anzutreffen. Niederägypten endlich hieß auch Delta, weil es wie ein Dreyeck, zwischen den größten Armen des Nilstroms, als eine Insel lag. Heliopel war die vornehmste Stadt darinn; und in diesem Theile, bey Tanis, nahe an dem Mittelmeere haben die Israeliten auch gewohnet. Alexander bauete hier den schönsten Hafen Alexandria, am mittelländischen Meere; am rothen Meere aber hatte es Suez, Arsinoe, und Portusalbus, als drey berühmte Anfurten und Handelsstädte u. s. w.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir nur die merkwürdigsten Dinge aus der Beschreibung dieses Landes mitnehmen wollten. Sonderlich wird der Nilstrom mit seinen Ueberschwemmungen sehr genau beschrieben, der auch den Handel sehr beförderte, und das Mittelmeer mit dem rothen zu verbinden dienete. Man hat nämlich vormals einen Canal gehabt, der aus ihm ins rothe Meer gegangen, und zur Schiffahrt bequem gewesen. Sesostris hat ihn angefangen zu graben; Nechao aber, des Psammetichus Sohn, hätte ihn vollendet, wenn er nicht durch Unglücksfälle, und durch ein Orakel wäre erschrecket worden. Darius wollte fortfahren, ließ sich aber weis machen, das rothe Meer stünde höher, als Aegypten, und würde das ganze Land überschwemmen. Die Ptolomäer

aber

aber brachten ihn doch endlich zu Stande. Er war 25 deutsche Meilen lang, und gieng von **Bubast**, nahe bey dem **Delta** an. Er war hundert Ellen breit, und so tief, daß er die größten Schiffe tragen konnte. **Huetius** glaubet, daß schon zu Salomons Zeiten ein solcher Canal schiffbar gewesen, um seine Schiffahrt nach Ophir möglich zu machen: welches der Herr Verfasser weitläuftiger untersuchet, aber unwahrscheinlich befindet; auch sonst einige Versehen der Schriftsteller anmerket.

Aegypten war eins der fruchtbarsten Länder von der Welt. Alle Gartenfrüchte, Fleisch und Fische waren da im Ueberflusse. Außer dem Getrände hatte es noch die nahrhafte Pflanze **Lotos**, aus deren Körnern man Brod buch. Aegypten hat nach dem **Herodot** das Bier erfunden; bis es hernach auch den Wein im Ueberflusse hervorbrachte. Die Papierpflanze war auch ein Vorzug Aegyptens; viel Flachs und Wolle brachte es auch hervor. Steingruben, Marmorbrüche, Schmaragden, Salpeter, Metalle, Holz und Theer lieferten sowohl, als die schönen Pferde, die es zog, einen großen Vorrath zum Handel.

Die Aegypter waren witzig zum Erfinden. Ihre Merkuren trieben die Künste sehr hoch: sonderlich ward die Stern- und Meßkunst, die Arzneykunde, die Schreibekunst, nebst der Schiffahrt daselbst zuerst hochgetrieben. Die älteste Bilderschrift soll unter dem II. **Thot** Könige zu **Memphis**, seyn erfunden worden; den die **Griechen Hermes**, die **Lateiner** aber **Mercur** genennet. Der II. **Thot** übersetzte die Bilderschriften in andre Buchstaben.

Indes-

Indessen war sie hundert Jahre vorher, zu Mosis Zeiten nicht mehr neu; denn die Phönizier hatten sie schon vorher gehabt. Die ältesten Bibliotheken sind auch in Aegypten angeleget worden. Die Baukunst hat daselbst die ältesten Meisterstücke hervorgebracht, die nach 3000 Jahren zum Theile noch stehen. Die vornehmsten Handarbeiten (Manufacturen) aber, womit man handeln konnte, waren das Papier, die Leinwand und das Glas. Dieses führet der Herr Verfasser weitläuftig aus. Nun folget

Das Alterthum des ägyptischen Handels. Huet behauptet wider Marshamen, daß derselbe sehr alt gewesen; daß Aegypten das rothe Meer beherrschet, ehe sich noch Esau, oder Erythras davon zum Herrn gemacht. Hernach bemächtigte sich David der Haven in Edom, Ezeongeber und Elot, von da die Schiffe, das Gold aus Ophir zu holen, ausliefen. Salomon that desgleichen, vermuthlich mit des ägyptischen Königes, als seines Schwiegervaters, Erlaubniß. Doch die Schiffahrt war noch älter.

Um Mosis Zeiten führte Cekrops seine Colonie schon auf großen Schiffen nach Griechenland: dieses zeiget schon viel Geschicklichkeit in der Schiffahrt. Die alten Griechen trieben an den ägyptischen Küsten Seeräubereyn daher verstattete man ihnen den freyen Handel in Aegypten nicht, bis sie gesitteter wurden. Nach dem Psammetichus hat ihnen Amasis, wiewohl mit vieler Einschränkung, erlaubet, in den Nil zu kommen, und durch die kanopi-

sche

sche Mündung bis Naukratis zu segeln, wo ihr Waarenlager war. In keinen andern Arm des Flusses dorften sie kommen, wo sie nicht schweren konnten, daß der Sturm sie dahin getrieben hätte.

Wir müssen abbrechen, von Aegypten zu reden: wiewohl die Zahl der Merkwürdigkeiten, noch lange nicht erschöpfet ist. Auf gleiche Art fährt der Hr. Verfasser fort, im

II. Cap. von der Handlung des Landes Canaan; im

III. Cap. von der Schiffahrt und Handlung der Syrer; im

IV. Cap. von der Handlung und Schiffahrt der Phönizier zu handeln; wo sonderlich von Tyrus und Sidon viel beträchtliches vorkömmt. Nun folget im

V. Cap. die Handlung und Schiffahrt der Juden; und im

VI. Cap. der Babylonier ihre; womit sich der I. Abschnitt beschließt. Hierauf hebt sich der

II. Abschnitt mit dem VII. Cap. von der Handlung der Meder und Perser, an. Die Hauptstadt des ersten Reiches war Ekbatana, eine eben so prächtige Stadt, als Ninive und Babylon gewesen: welches denn ihren blühenden Handel sattsam zu verstehen giebt. Es ist überaus angenehm zu lesen, was der Herr Verfasser von dieser alten Völker Pracht, Reichthum, und Untergange, durch die räuberischen und geizigen Fäuste der Griechen unter Alexandern, dem Seleucus Nicator und andern, beybringet. Vor dem Cyrus waren die

Meder

Meder ein kriegerisches Volk gewesen, hernach wurden sie wollüstig und weibisch, und übertrafen zuletzt an Schwälgerey alle Asiater. Bey Persien können wir uns nicht aufhalten. Das

VII. Cap. handelt von der arabischen Handlung; das

IX. Cap. von der Handlung und Schiffahrt der Aethioper, das

X. Cap. von der Indianer Handlung; und im

XI. Cap. kömmt der Hr. Verf. auf die Celten und Scythen. Diese werden auch bisweilen Celtoscythen, Sarmatier, Massageten genennet; jene aber Cimmerier, Galater, Gallier, Titanen, Sacier, Celtiberier geheißen. Aus dem höhern Asien haben sich diese Völker zuerst nach Phrygien, Armenien und Kappadocien, in klein Asien gezogen; von da sie allmählich in Europa, Thracien, Pohlen, Ungarn und Deutschland gezogen, ja alle westliche Länder angebauet und erfüllet haben. So angenehm der älteste Zustand unserer Vorfahren auch hier zu lesen ist; so wenig können wir uns dabey aufhalten. Den Beschluß dieses Abschnittes machet im

XII. Cap. die Handlung der Phryger, Trojaner, Mysier, Lydier, Lykier und Cilicier.

Der III. Abschnitt hebt im

XIII. Cap. mit der Handlung der Karthaginenser an. Wie wichtig dieselbe gewesen seyn müsse, kann man daraus sehen, daß diese Republik so mächtig dadurch geworden, daß Rom keinen gefährlichern Feind gehabt, als eben Karthago.

Die vortheilhafte Lage an der Mitte des mittelländischen Meeres, machte ihm Osten und Westen zinsbar; ja es erstreckte seine Schiffahrt auch gegen Süden, rings um Africa, ja in den Norden bis auf die brittannischen Küsten, und vielleicht noch weiter. Der Herr Verfasser beschreibt aber auch die benachbarten Völker in Africa, von Aegypten an, bis an Herkuls Säulen. Aber wir müssen weiter gehen. Das

XIV. Cap. redet von der Handlung und Schiffahrt der alten griechischen Königreiche, Sicyon, Argos, Messenien, Korinth, Achaja, Arkadien, und Laconien, Attika, Megara, Böotien, Lokris, Phocis, Aetolien, Epirus, und Thessalien, mit allen den kleinen Königreichen, die in diesen beyden letztern gewesen. Wie reich aber die Materialien hier fallen müssen, erhellet daraus, daß fast alle diese Länder an der See lagen, und bequeme Anfurten hatten, auch von einer Menge Inseln umgeben waren, mit denen sie handeln konnten; ja daß auch Phönicien, Aegypten und Karthago, sammt Italien, so weit nicht von ihnen entlegen waren. Das

XV. Cap. handelt von dem athenienſischen Handel insonderheit; das

XVI. Cap. vom Handel der Spartaner, der sehr klein war; das

XVII. Cap. vom Handel der Korinther. Das

XVIII. Cap. vom Handel der asiatischen Griechen. Das

XIX. Cap. vom Handel der griechischen Inseln, Sicilien, Rhodus, Kreta, Samos, u. s. w. Das

XX.

chen. Es finden ſich aber auch täglich bey uns ſelbſt in der Sprache allerhand Erläuterungswürdige Dinge und Anmerkungen, ſo Gelegenheit zu ſonderlichem Nachdenken geben.

49. Zum Exempel, wenn man fraget, was **Welt** im Deutſchen ſagen wolle, ſo muß man betrachten, daß die Vorfahren geſaget **Werelt**, wie ſich noch in alten Büchern und Ländern findet, daraus erſcheinet, daß es nicht anders ſey, als Umkreis der Erden oder Orbis terrarum. Denn **Wirren, Werre, Wire** bey den Engländern, **Gyrus** bey den Griechen, bedeutet was in die Runde herum ſich ziehet. Und ſcheinet die Wurzel ſteke im Buchſtaben **W**, der eine Bewegung mit ſich bringet, ſo ab- und zugehet, auch wohl umgehet, als bey wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, **Weel**, oder Rad. Daher auch nicht nur **Wirbel, Gewirrel**, oder **Querl**, (ſo im Altdeutſchen eine Mühle bedeutet, wie an Quernhammeln abzunehmen) ſondern auch **bewegen, winden, wenden**, das Franzöſiſche vis (als vis ſans fin) auch **Welle, Walze**, das lateiniſche volvo und verto, vortex, ja der Nahme der Walen **Wallonen** oder Herumwallenden, das iſt der Gallier oder Fremden; **Wild** (das iſt frembd, davon wildfrembde Wildfangsrechtes) von dieſem aber **Wald** und anderes mehr entſtanden. Doch will man mit denen nicht ſtreiten, die das Wort **Wereld, von währen** oder dauren herführen, und darunter Seculum (vor alters ew) verſtehen. Weil dieſe Dinge ohne gnugſame Unterſuchung, zu keiner völ-

XX. Cap. von der Handlung der übrigen kleinern Inseln der Griechen, und damit schließt sich der III. Abschnitt.

Der IV. Abschnitt betrachtet im

XXI. Cap. die Schiffahrt und Handlung der Macedonier. Das

XXII. Cap. die Handlung der neuern Aegypter, unter den griechischen Ptolomäern. Das

XXIII. Cap. die Handlung der Syrer, unter den griechischen Seleukern. Das

XXIV. Cap. die Handlung der übrigen asiatischen Königreiche, als des armenischen, pontischen, kappadocischen, bythinischen, kolchischen, worunter man auch Thracien findet. Bey diesen merket der Herr Verfasser mit vielem Grunde an, daß die Griechen demselben mit schändlichem Undanke den Namen der Barbarn gegeben: da sie demselben den ersten Unterricht in den schönen Wissenschaften zu danken gehabt. Denn **Orpheus, Linus, Musäus, Thamyris** und **Eumolpus** waren lauter Thracier, und die ältesten Dichter der Griechen. Nun waren aber sowohl die alten Thracier, als ihre Nachbarn die Geten oder Gothen, und die Galater, alte deutsche Völker. Das

XXV. Cap. handelt von der Schiffahrt und Handlung des alten Italiens; als der Tyrrhenier, der Tarentiner, Spinetter, und Liburnier, und damit schließt dieser Abschnitt.

Der V. Abschnitt betrachtet im

XXVI. Cap. die Handlung der Römer sehr ausführlich. Das

XXVII. Cap. handelt von der Handlung des alten Germaniens, ebenfalls recht ausführlich. Das

XXVIII. Cap. von der Handlung und Schiffahrt der alten Gallier. Das

XXIX. Cap. von der Handlung der alten Iberier und Luſitanier. Das

XXX. Cap. von der Handlung der alten Britten; das

XXXI. Cap. von der Schiffahrt und Handlung der nordiſchen Völker; das

XXXII. Cap. von der Handlung der alten europäiſchen Sarmater; endlich das

XXXIII. Cap. von der Handlung der europäiſchen Scythen, am ſchwarzen Meere. Und ſo beſchließt der Herr Verf. dieſen erſten Band ſeines trefflichen Werkes. Wir ſehen gewiß mit allen Liebhabern der Kaufmannſchaft, auch dem II. Theile von der Handlung der mittlern Zeiten mit Ungeduld entgegen: zweifeln aber nicht, daß wackere Handelsleute auch in dieſem Theile, ſo Luſt als Vortheil zu ihren Speculationen finden werden.

II.

An Eſſay on Miltons Uſe and Imitation of the Moderns in his Paradiſe loſt.

Things unattempted yet in Proſe or Rhime.

MILTON.

London, print. for Payne and Bouquet, 1750. in gr. 8.

D. i.

Ein Verſuch von Miltons Gebrauche und Nachahmung der neuern Dichter, in ſeinem verlohrnen Paradieſe ꝛc.

So groß auch das Verzeichniß der gelehrten Diebe und Räuber bereits iſt, welches von verſchiedenen Gelehrten in beſondern ſtarken Büchern der Welt geliefert worden: ſo hat man doch vielleicht keinen ſo groben, keinen ſo allgemeinen Dieb darunter gefunden, als derjenige iſt, den uns der Verfaſſer dieſes Buches entdecket. Der berüffene Engländer, **Johann Milton**, den eine gewiſſe Rotte von Gelehrten in England, dem ungelehrten Theile des Volkes, als einen der gröſten Geiſter, ſo je der Erdboden getragen hat, angeprieſen, und aufgedrungen; den ſie allein einem **Homer** und **Virgil**, und allen übrigen Dichtern aller Völker entgegen geſetzet, und vorgezogen; ja der mit ſeiner vermeynten Größe, alle andre treffliche Geiſter ſeiner Landesleute eine Zeitlang verdunkelt und unterdrücket hat: der wird itzo in ſeiner ihm eigenen natürlichen Kleinigkeit dargeſtellet; der wird alles geſtohlenen fremden Putzes gänzlich beraubet; kurz der wird, wie die Aelſter in der Fabel, nach ausgerupften Federn der ſchönſten Vögel, jedermann zum Gelächter dargeſtellet. Und das luſtigſte bey dem allen iſt, daß **Milton** ſelbſt ſo unverſchämet geweſen, ſich bald im Eingange des Gedichtes zu rühmen: daß er Dinge beſingen wolle, die weder in Verſen,

noch in ungebundener Rede jemals von einem andern beſchrieben worden:

Things unattempted yet in Proſe or Rhime,

oder wie es der deutſche Ueberſetzer des verluſtigten Paradieſes im vorigen Jahrh. 1682 gegeben:

Da auf ganz neu, und ungebähnte Art
Parnaß ich überſteig und Ding fürbring.
Die keinem Dichter je den Sinn berühret.

Der Verfaſſer dieſer Kritik iſt ſelbſt ein Landsmann **Miltons**, und alſo ein Mann, dem an der Ehre ſeiner Nation eben ſo viel gelegen iſt, als einem andern: der es aber ohne Beſchämung nicht anſehen können, daß ſein Vaterland bisher aus Unwiſſenheit mit einem Dichter ſtolziren wollen, der nicht einmal den mittelmäßigen Geiſtern beyzuzählen iſt. Er glaubet, und zwar mit Rechte, England hätte andre groſſe Geiſter, auf die es ſich mit größerm Rechte etwas einbilden könnte; und hätte es alſo nicht nöthig, mit einem gelehrten Diebe zu pralen, der, wenn Niederländer, Deutſche, Franzoſen und Schottländer, alles, was er ihnen auf die unverſchämteſte Art geſtohlen, wiederfodern ſollten, ganz faſennacket ſtehen bleiben würde. Dieſes hat ihm denn den Muth gemachet, dem großen Beyſpiele vieler ſeiner gelehrten Landsleute, eines **Bentleys**, u. a. m. zu folgen, die ſich zu der Partey der Wahrheit und Vernunft gehalten, und die großen Mängel und Fehler dieſes Gedichtes in Schriften entdecket haben; ob ſie wohl durch das Geſchrey des großen Haufens in England bisher übertäubet worden.

Ein

Ein groſſes Zeichen ſeiner guten Sache iſt es, daß er dieſe ſeine Schrift den beyden hohen Schulen Oxford und Cambridge zugeeignet hat. Dieſe ſind gewiß die ſicherſten Sitze aller engländiſchen Gelehrſamkeit, und vor dieſen Richtern waget man ſich ſchwerlich zu erſcheinen, wenn man ein böſes Gewiſſen hat. In der Vorrede ſaget er, es ſey nun über ein halbes Jahrhundert, daß das verlohrne Paradies, durch die Wolken gebrochen, in welche es des Verfaſſers widrige Geſinnung gegen die Freyheiten des Volkes in England, verhüllet gehabt. Seit dem hätte es ſich die allgemeine Bewunderung des menſchlichen Geſchlechtes zugezogen, welches ſich bemühet hätte, das Verſehen ſeiner vorigen Unachtſamkeit, durch niederträchtige Lobſprüche, und eine gränzenloſe Verehrung zu erſetzen. Es ſey ein rechter Wettſtreit unter den witzigen und gelehrten Leuten entſtanden, wer ſeine Ehre am höchſten treiben, und ſeine Schönheiten am beſten entdecken könne.

Von allen Unterſuchungen, wozu dieſe kritiſche Sucht Gelegenheit gegeben, wäre bisher keine dunkler an ſich ſelbſt, und einer vernünftigen Neubegier anſtändiger geweſen, als ein Blick auf die Art und Weiſe, wie dieſer groſſe Geiſt, in der Verfertigung ſeines Gedichtes zu Werke gegangen; wie ſeine Arbeit nach und nach, vielleicht von einem ſehr kleinen Anfange gewachſen, bis endlich ſeine Grundlegung in der Erden Mittelpunct, und ſeine Thurmſpitze in die Wolken gedrungen: den nackten Grundriß des Baues herauszuſuchen, und zu fin-

den, wie er ausgepuzet worden, durch was für Hülfe und Beyſtand er ausgeführet, was für Zeug und Stoff dazu geſammlet worden; und ob endlich der Baumeiſter denſelben aus den Schäzen der Natur ſelbſt gezogen, oder vielmehr andere Gebäude niedergeriſſen, ſein eigenes damit zu verſchönern?

Dieſe Unterſuchungen nun, ſind bisher nicht mit gehörigem Fleiße angeſtellet worden. Herr **Voltaire** ſaget ohne Beweis, (wie ſehr viel andre Dinge) daß der erſte Entwurf des verlohrnen Paradieſes aus einem wälſchen Poſſenſpiele Adamo, das ein Komödiant gemachet, hergenommen worden. D. **Pearce** ſaget, es ſey aus einem wälſchen Trauerſpiele, Il Paradiſo perſo entlehnet; und Herr **Peck** meynet, es ſey aus einem wilden Roman gezogen. Vieleicht ſind einige von dieſen Muthmaßungen wahr: allein ſo lange ſie, ohne ſattſamen Beweis da ſtehen, ſo könnten ſie auch wohl falſch ſeyn. So viel iſt durch eine beſtändige Sage ausgemachet, daß das verlohrne Paradies, anfänglich ein Trauerſpiel geweſen. Man muß alſo den erſten Entwurf dazu unter den Tragödien ſuchen. In einer eigenhändigen Schrift Miltons findet man unter vielen andern Materien zu Trauerſpielen, auch Adam unparadiſed; d. i. der ausparadieſete, oder vertriebene **Adam**: und dieß mag wohl der Embryo des großen Gedichtes geweſen ſeyn. Wie ſie aber ausſieht, ſo iſt dieß nur ein bloßes Verzeichniß fremder Schauſpiele geweſen, die er ſich anmerken wollen. Könnte man alſo den obigen vertriebenen Adam auftreiben; ſo würde man unfehlbar

die

die wahre Quelle des verlohrnen Paradieſes entdecken. Und dieſe Bemühung iſt dem Verfaſſer gelungen. Denn da er des berühmten Hugo Grotius Trauerſpiel vom Adamus Exſul in den Niederlanden ausgeſtöbert: ſo hat er wirklich den erſten Entwurf dieſes Wundergedichtes entdecket.

Dieſes machte ihm nun Muth, auch die Seiten-Canäle zu ergründen, die dem Milton in währender Arbeit einige Hülfe zugeführet haben möchten: und da er nicht vergebens geſuchet, ſondern unzähliches davon entdecket: ſo leget er es hiermit der Welt vor Augen, um ſie dadurch aus ihrem bisherigen Irrthume zu reißen. Er lobet hiebey den Verfaſſer der londonſchen Monathſchrift: The Gentlemans Magazine, der die Proben von ſeinen Entdeckungen willig eingerücket. Er rücket hier auch einige Artikel davon ein, dabey wir uns nicht aufhalten wollen. Dagegen wollen wir unſern Leſern das Hauptverzeichniß aller neuern Dichter mittheilen, denen Milton die Ehre angethan, ſie zu beſtehlen; und zwar nach der Zeitordnung, wie ſie herausgekommen: damit man deſto beſſer ſehen könne, daß das verlohrne Paradies gewiß viel neuer ſey, als ſie alle; und folglich unmöglich von ihnen beſtohlen ſeyn könne. Es ſind aber folgende:

I. F. Quintiani Chriſtiana opera, in quibus *Theocriſis*, Tragœdia. Pariſ. 1514.

Io. Fox Chriſtus triumphans, Comœdia apocalyptica. Baſil. 1556.

Io. Bapt. Mantuani Eclogæ, translat. by Turberville. Lond. 1567.

Theod. Bezæ Abrahamus ſacrificans. Amſtel. 1599.

Hugonis Grotii Adamus exſul, Tragœdia. Hagæ Com. 1601.

Frider. Taubmanni epulum Muſæum, in quo bellum Angelicum. Lipſ. 1604.

Du Bartas, la ſemaine, translat. by Ioſ. Sylveſter. Lond. 1604.

Andreæ Ramſæi Poëmata ſacra. Edinb. 1633.

Caroli Malapertii Poëmata, in quibus Sedekias Tragœdia. 1634.

Heywoods Hierarchy of the bleſſed Angels, their Names, Ordres and Offices; the Fall of Lucifer, with his Angels. Lond. 1635.

Dan. Heinſii Poëmata, in quibus Herodes infanticida, Tragœd. Amſt. 1636.

Alex. Roſſæi Virgilius Evangelizans. Lond. 1638.

Petri Molinæi in Symbolum Apoſtol. Hymni tredecim. Lond. 1640.

Phinæi Fletſcheri Locuſtæ, vel Pietas Ieſuitica circa 1640.

Io. Buchanani Baptiſtes, translated by Milton, Lond. 1641.

Caſparis Barlæi Poëmata, in 4to. Dordr. 1643.

Iacobi Maſenii Palæſtra ligatæ eloquentiæ, in qua Sarcotidos Libri V. Colon. 1654.

Caſp. Staphorſtii Triumphus pacis, ſive Carmen epinicium et protrepticum, de Bello Batavos inter et Anglos feliciter confecto. A. 1655.

Milton aber iſt, nach Herrn Richardſons Muthmaßungen, auf ſein Gedicht 1654 zuerſt verfallen;

fallen; fertig aber iſt es erſt 1665 geworden, und 1667 hat er den Vergleich mit dem Buchhändler **Simmons** den 27 April geſchloſſen: der es dann in demſelben Jahre noch ans Licht geſtellet.

Dieß iſt es nun, was uns der Verf. im folgenden ausführlicher darthut; worinn wir ihm Fuß vor Fuß folgen wollen.

Vor etlichen Jahren ſchon, hat ein Gelehrter in Edenburg eine Abhandlung von **Miltons** Nachahmung der Alten herausgegeben. Eben das will unſer Verf. von den lateiniſchen Gedichten der Neuern beweiſen. So beſcheiden kündiget er ſeine Arbeit an. Aber wir werden ihn bald deutſch reden, und gegen das Ende den **Milton** als den ärgſten Dieb, den es jemals unter Gelehrten gegeben, abmalen hören. Er machet den Anfang vom **Maſenius**, einem deutſchen Jeſuiten, und Lehrer der Poeſie und Redekunſt zu Cöln, der ein Gedicht unter dem Titel: Sarcotidos Libri V. ungefähr von 2500 Verſen 1650 ans Licht geſtellet hat. Er entſchuldiget ſich in der Vorrede, daß er nicht ſowohl ein vollkommenes Muſter eines epiſchen Gedichtes, als einen groben Schattenriß davon geben wollen, den irgend ein andrer ausführen könnte. Dieſes hat nun **Milton** gethan, und man würde ihn deswegen ſehr loben; wenn es nicht hieße: Inventis facile eſt addere. **Milton** folget ſeinen Fußſtapfen in den ganzen zwey erſten Büchern aufs genaueſte: nur im Anfange des dritten Buches verliert er ihn aus den Augen; wo nämlich **Maſenius** ſelbſt von ſeinem erſten Vorhaben abweicht. Indeſſen

deſſen hat er ſolche ausführliche Auszüge vor ſeine fünf Bücher geſetzet, daß daraus allein ein völliger Entwurf zu einem epiſchen Gedichte abzunehmen wäre. Hier theilet der Verf. nun erſt die Ueberſetzung von des Jeſuiten Vorrede, nebſt dem lateiniſchen Texte; ſodann ſeinen Inhalt der erſten drey Bücher, nebſt den Randgloſſen derſelben mit. Und hieraus kann ein jeder, der das verlohrne Paradies geleſen, oder bey der Hand hat, ſehen, daß Milton ſich alles und jedes zugeeignet, ja ein vieles faſt nur überſetzet hat.

Sonderlich aber iſt das **Pandämonium**, oder das hölliſche Rathhaus der Teufel, darüber Milton ſo oft getadelt worden, nicht ſein eigenes, ſondern des **Maſenius** Geſchöpf. Lucifers Kleidung und Wagen, die Schlacht der Engel, und die Ausſchweifungen der gefallenen Geiſter aus der Hölle, ſind ſo deutlich daher genommen, daß es handgreiflich iſt. Doch wir wollen einzelne Stellen zum Beweiſe anführen. **Maſenius** hebt ſein Gedicht ſo an:

Principium culpæ, Stygiæque tyrannidis ortum,
Et quæ ſera premant miſerandos fata nepotes,
Servitio turpi ſcelerum pœnaque malorum,
Pandimus.

Und **Ramſay**, von dem hernach mehr folget, ſetzet hinzu:

Unde dei ſoboles cœli radiantia templa
Liquit, ut ætheria reduces nos ſiſteret aræ.
Argumentum ingens.

ligen Gewißheit zu bringen, und die alten Deutſchen Bücher den Ausſchlag geben müſſen.

50. Dergleichen Exempel ſind nicht wenig vorhanden, ſo nicht allein der Dinge Urſprung entdeken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben ſo willkührlich oder von ohngefehr herfürkommen, als einige vermeynen, wie dann nichts ohngefehr in der Welt iſt als nach unſerer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verborgen. Und weiln die Deutſche Sprache vor vielen andern dem Urſprunge ſich zu nähern ſcheinet, ſo ſind auch die Grundwurzeln in derſelben deſto beſſer zu erkennen, davon auch bereits der tiefſinnige Claubergius ſeine eigene Gedanken gehabt, und davon etwas in einem kleinen Büchlein angezeiget.

51. Ich habe auch bereits vor vielen Jahren einen ſehr gelehrten Mann dahin vermocht, daß er auf die Arbeit eines Sächſiſchen Gloſſarii die Gedanken gerichtet, und etwas davon hinterlaſſen, und ſind mir noch einige andere treffliche Leute bekannt, ſo mit dergleichen umgehen, theils auch von mir dazu bracht worden, alſo daß wenn ſie und andere durch kräftige Hülfe und nahe Zuſammenſetzung aufgemuntert würden, etwas ſchönes herfürkommen dürfte.

52. So viel aber einen Deutſchen Wörterſchatz betreffen würde, gehöreten Leute dazu, ſo in der Natur der Dinge, ſonderlich der Kräuter und Thiere, Feuerkunſt (oder Chymie) Wißkunſt oder Mathematic und daran hangenden Baukünſten und andern Kunſtwerken, Weberey und ſo genannten Manufacturen, Handel, Schiffahrt, Berg- und Saltz-

werks

Miltons Anfang aber lautet ſo, wie ihn der alte Ueberſetzer am getreulichſten, und der Urſchrift am ähnlichſten, gegeben hat:

Des Menſchen Fall an dem verbothnen Baum
Und deſſen ſchöner Frucht, daß ihr Verſuch
All's Unheil und den Tod auf dieſe Welt
Und uns aus Eden bracht, bis Schilo komm
Voll Heyl und Sieg und alles wiederbring
Herſingend ꝛc.

Maſenius fährt fort, die Anrufung ſo zu machen:

Tu cœptis o Diva! fave, noſtroſque labores
Dirige, inoffenſo per ſecula priſtina curſu:
Quo me cumque rapis ſequar impiger, omnia namque
Te doctrice patent, rerum, quæ occulta tueris
Prima opifex! noſtræ ſpectatrix prima ruinæ!

Milton aber ſingt ſo:

O reiner weiſer Geiſt, dem des Himmels
Aufrichtigkeit für aller Tempel Dienſt
Behaget, leit mich du: dann bey dir ſteht's
Dir iſt es kund; ſeit deiner Fittig Kraft
Das erſt Unweſen Taubgleich überſchwebt
Und durch und durch befrucht.

Noch deutlicher wird die Aehnlichkeit aus folgendem erhellen. Unſer Landsmann Maſenius fährt ſo fort:

Tu mihi tantarum interpres, Sapientia rerum
Tam duros hominum caſus, tot in orbe laborum
Principium memora, cauſſasque evolve malorum.

Umbrarum princeps et opaci rector Averni,
Antitheus, quondam æternas damnatus ad umbras,
Proſcriptusque polo, cum cæco marte Tonantem
Infelix peteret, ſuperosque lacesſeret audax,

Aerea

Aerea concuſſis laxavit vincula clauſtris,
Carceribusque pedem rurſum extulit, ore minaci,
Armataque manu, naſcenti triſtia mundo
Bella movens latamque ferens toto orbe ruinam.
Invida livoris rabies, mentisque venenum,
Ambitio tantos potuit concire furores
Antitheo, tantos bellorum extollere fluctus.

Das umſchreibt nun **Milton** folgender Geſtalt:

Erſt weil dir ja der Himmel nichts verhählt
Die Höll nichts bergen kann, ſag an, was hat
Unſr' erſte Eltern doch bewegt, daß bey
So ſelig edlem Stand, ſie nur das Ein
Verboth, des trewen Schöpfers frech zu brechen
Sich nicht geſcheut, und alles mit verſcherzt?
Wer hat doch ſo zu irren ſie verführt?

Das that die Schlang: der Satan, deſſen Liſt
Aus Rach und Neid die erſte Menſchenmutter
Dahin beredt: nachdem vorher ſein Stolz
Des Himmels ihn und all ſein Engelheer
Zumal entſetzt: dieweil durch deren Meng
Er ſich vermaß, und endlich unterſtund
Nicht etwa nur all andre Seinesgleiche
An Macht und Ehr allein zu überherrſchen,
Sondern auch ſelbſt dem Höchſten gleich zu ſeyn.
Dazu der Ehrgeiz ihn ſo angeſtrengt,
Daß ungeacht ſo großen Frevels er
Sich thätig wieder ſelbſt, den Thron aufwarf.

Wer nun aus der gröſten Aehnlichkeit, Ordnung und der Art der Gedanken es nicht gewahr werden will, daß **Milton** den **Maſenius** vor Augen gehabt, als er dieß geſchrieben, ja, wie im Engliſchen es noch viel deutlicher zu ſehen iſt, nur auf eine freyere Art überſetzet habe: der muß gewiß wenig Scharfſinnigkeit beſitzen.

Doch

Doch wir wollen noch mehr Beweiſe anführen. Im IV. B. drücket **Maſenius** die Gedanken Satans, als er die erſten Aeltern im Paradieſe erblickte, mit folgendem reichen Ueberfluſſe aus:

Viderat Antitheus niveam per gramina Nympham
Errantem, et facilis captantem gaudia ruris,
Poſcentemque animum jucundæ munera vitæ.
Vidit, et indoluit tantorum hærede bonorum,
Tam cultæ telluris opes, tantasque teneri
Vivendi illecebras, quin et palatia divum
Clauſa ſibi, quæque infamis bona perdidit exſul,
Exhæresque poli felici accreſcere nymphæ.
Ergo, ait, immeriti patriis proſcribimur aſtris,
Cœlitum proceres! magni decora alta Tonantis!
Primigenique Deum! Noſtrisne indignior hæres
Sedibus exſultet, lutea pars ultima terræ,
Brutorumque nepos! etc.

Hier ſingt unſer deutſcher **Milton** ſo, daß er alles ins Kurze zieht.

O Höll! wem muß ich hier an unſre Stell
So hoch begnadigt ſehen? Ungleich zwar
Uns an Geſtalt, nur Erdgeſchöpf vieleicht
Nicht Geiſter, doch auch nicht viel minder
Als Himmelskinder; ihrer kann ich mich
Nicht gnug verwundern.

Maſenius fährt hernach fort ein völliges Verzeichniß von des Satans geheimen Räthen und Bedienten, von Tod, Alter, Sorge, Arbeit, Gram, Armuth, Hunger, Peſt u. d. gl. zu geben: welches dem **Milton** ein hölliſches Parlament eingegeben hat, wo alle Teufel nach der Ordnung ihre Meynung ſagen. Nun läßt der Jeſuit den Satan die Anrede ſo machen:

Tænarii

Tænarii proceres! quorum ignorata poteſtas,
Haſtenus umbrarum tenebroſo includitur antro.
Vivimus opprobrium ſuperumque hominumque, nec ullis
Obſequiis colimur; pœnarum ingentia tantum
Pondera fatorumque minæ, flammæque voraces
Aeterna nos morte premunt. Quid inulta manemus
Turba? Quid ignavo dudum torpemus Averno?

u. ſ. w. Wer hier die Anrede Satans an die Teufel in Miltons erſtem Buche nachleſen will, die uns hier einzurücken zu lang iſt; der wird bald ſehen, daß Milton ein großes Vorbild nur ſchwach nachgeahmet habe.

Nachdem im X. Buche des verlohrnen Paradieſes die Uebertretung Adams geſchehen war, ſtellet Milton die Hölle vor, wie ſie ihren Rachen öffnet, und alle ihre ſchrecklichen Dinge ausſpeyet; die ganze Natur in Verwirrung; die Sonne, wie ſie ihr Antlitz verbirgt, oder rückwärts geht, wie zu des Thyeſtes Zeiten; u. ſ. w.

Der Sonnen ward gebothen,
Zu laufen, ſcheinen ſo, daß ſie der Erd,
Mit Froſt und Hitze kaum erträglich fall,
Von Mitternacht ſteinalten Winters Kält,
Von Mittag heiß betagten Sonnenſchein
Z'erborgen.

Man will wohl ſagen
Ob hab den Engeln er Befehl gethan,
Die Weltachs mehr als zweymal zehen Grad,
Vom Sonnenwirbelpunct übr zwerch zu kehren.
Drauf ſie die runde Kugel mit Gewalt
Seit abwärts ſtießen — — —
Sobald die Frucht gekoſt verkehrt die Sonn,
Als bey Atreus Mahlzeit ſie gethan
Soll haben, ihren vorgeſetzten Lauf.

Der

Der gelehrte Jeſuit aber redet nicht viel anders:

Mora nulla, ſolutus Avernus
Exſpuit infandas acies, fractumque remugit
Diviſa compage ſolum. — — —
Stupefacta Lycaonis urſa
Conſtitit, et pavido riguit glacialis in axe.
Angeli hoc efficiunt, cæleſtia juſſa ſecuti,
Ipſo etiam refugo Sol expalleſcere curru,
Viſus et abſtractis cœlum turbare quadrigis.
Hinc iter adſuetum flectens, modo devius errat
Phœbus adhuc, propiorque ſolo, vel frigore lento,
Vel fervore nocet. Primis tunc Aſtra tenebris
Amiſere diem, primis ferus ignibus æther
Exarſit. etc.

Wir übergehen eine Stelle, wo Maſenius die Gerechtigkeit redend einführet, die ſich gegen Gott über den gefallenen Menſchen beklaget; welche Milton, weit unanſtändiger Gott ſelber in den Mund geleget. Wir wollen lieber eine Stelle von dem Streite der Thiere nach dem Falle vergleichen. Maſenius ſaget:

Quadrupedi pugnat quadrupes, volucrique volucris,
Et piſcis cum piſce ferox hoſtilibus armis,
Prælia ſæva gerit: jam priſtina rabula ſpernunt.
Priſca nec in gentem humanam reverentia durat
Sed fugiunt, vel ſi ſteterant, fera bella minantur
Fronte truci, torvosque oculos jaculantur in illam.

Milton giebt dieß ſo:

Beaſt now with beaſt gan war, and fowl with fowl,
And fiſh with fiſh: to graze the herb all leaving
Devour'd each other: nor ſtood much in awe
Of man, but fled him; or with countnance grim
Glar'd on him paſſing.

Welches der deutſche Dollmetſcher ſo gegeben:

Vieh Vogel Fiſch, verfolgt, beſtritten, fraßen,
Vieh Vogel Fiſch, ihr'r Weide überdrüſſig.
Dem Menſchen hatten ſie die Ghorſamkeit
Schon aufgeſagt, und zeigten trotzig ihm
Ihr grimmge Zähn.

Dünkt dieß alles aber jemanden noch nicht klar genug, zu zeigen, daß Milton den Maſenius geritten: ſo ſehe man folgende Zeilen an. Dieſer ſchreibt von blinden Poeten:

Vatibus antiquis numerantur lumine caſſis,
Tireſias, *Phineus*, *Thamyrisque*, et magnus *Homerus*.

Milton aber im III. B. v. 35. ſo:

Blind *Thamyris*, and blind *Meonides*
And *Tireſias*, and *Phineus*, prophets old.

Davon der deutſche Ueberſetzer ein paar ausgelaſſen hat. Wäre es aber nicht genug geweſen, wenn Milton ſich auf den Homer allein beruffen hätte? Mußte er denn eben alle die vier zuſammennehmen? Gewiß ſie würden ihm nicht alle eingefallen ſeyn, wenn er nicht den Maſenius vor Augen gehabt hätte. Doch wir wollen noch eins hören. Er borget von dieſem die Gleichniſſe, von der Pandora, dem Xerxes, Karl dem Großen, den Limbus der Eitelkeit, das Paradies der Narren u. d. m. Bey dem allen aber greift er die Jeſuiten mit ihrer Religion ſehr ſatiriſch an: wiewohl er ſich kein Gewiſſen machet, mehr als 2000 Zeilen aus einem dieſes Ordens zu ſtehlen, und ſie in eben das Werk zu rücken, worinn er ſie lächerlich machet. Vielleicht konnte er es ihm nicht vergeben, daß er die Engländer für Diebe geſcholten:

Bruttius, Argolicusque latro; Fur Anglus habetur.

Aber

Aber hat er denn ſo gar unrecht gehabt, wenn man auf Miltons Verhalten acht hat?

Maſenius beſchreibt den Satan ſo:

Reliquis hic altior unus
Eminet — — —
Perſimilis turri præcelſæ, aut montibus altis
Antiquæ cedro nudatæ frondis honore.

Milton aber giebt es ſo vom Lucifer:

— — He above the reſt
In ſhape and geſture proudly eminent,
Stood like à towr. — —

und an einer andern Stelle, ſetzt er hinzu

As when Heavens fire
Hath ſcatch'd the foreſt oaks or mountains pines.

Was kann man immermehr ähnlichers begehren?

Aber freylich übertrifft dieß alles noch, der Inhalt aller Bücher des Maſenius, und die Randſchriften derſelben, deren wir oben erwähnet haben, die wir aber wegen der Weitläuftigkeit auszulaſſen genöthiget waren. Darinn lag das ganze verlohrne Paradies im kleinen Abriſſe ſchon verborgen. Dieſes mag alſo vom Maſenius genug ſeyn. Nächſtens wollen wir von dieſem Deutſchen, welchen Milton beſtohlen, zu einem Niederländer, dem Hugo Grotius, fortſchreiten. Denn wir ſind entſchloſſen, alle ſeine Räubereyen und Diebſtähle zu verfolgen, und in Ermangelung einer völligen Ueberſetzung dieſes Werkchens, es ſeinem Inhalte nach ſo bekannt zu machen, daß man keine Verdeutſchung brauchen, und doch deutlich einſehen wird, wie wahr es ſey, daß Milton nichts anders geſchrieben, als

Things unattempted yet in Proſe or Rhyme.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Almanac hiſtorique & chronologique de tous les Spectacles. A Paris, chez Duchesne, au Temple de Gout. 1752. in 16.

Da man in Paris wohl eher einen Almanac du Diable erlebet hat: ſo wird es einem um ſoviel weniger Wunder nehmen, daß man itzo auch einen Almanac du Theatre, oder einen Theaterkalender erblicket. Wir ſehen zwar aus demſelben, daß ſchon im vorigen Jahre eben dergleichen ans Licht getreten; allein weil er uns damals nicht zu Handen gekommen: ſo wollen wir wenigſtens von dieſem einige Nachricht geben. Man wird daraus von dem itzigen Zuſtande der öffentlichen Schaubühnen in Paris einige angenehme Nachrichten erſehen können. Die Zuſchrift iſt in Verſen an die Herren Komödianten in Paris gerichtet. Sie hebt an:

Celebres enfans de Thalie,
Daignez agréer les honneurs,
D'un Almanac que vous dedie
Un de vos grands Admirateurs.

In der Vorrede ſieht man, daß künftig alle Jahre ein ſolcher Kalender herauskommen, und immer etwas anders darinnen ſtehen ſoll. In dieſem iſt, gegen das vorige Jahr zu rechnen, ſchon die Aenderung zu bemerken, das anſtatt der gewöhnlichen Namen der Heiligen und andrer ehrlichen

chen Leute durchs ganze Jahr, hier auf jeden Tag der Namen des Schauspieles steht, welches an demselben das ganze vorige Jahr über gespielet worden. Weil es vielen Liebhabern angenehm seyn kann, eine Probe davon zu sehen, so wollen wir den Jänner, oder Wintermonath * davon hier mittheilen:

Januar. 1751.

Freyt. 1. Phädra und Hippolytus. Nachsp. la Famille extravagante.

Sonnab. 2. L'homme à bonne Fortune. — Der Franzos zu London.

Sonnt. 3. Die Andrianerinn. — Das Ständchen.

Mont. 4. L'homme à bonne Fortune. Der Franzos zu London.

* Wir ergreifen diese Gelegenheit, hier die Ursache zu eröffnen, warum wir neulich diesen Monath so genennet haben. Es geschieht darum, weil der große Kaiser Karl, der den Winden und Monathen die deutschen Namen gegeben hat, ihn so genennet wissen wollen. Es heißen also künftig die Monathe so: Wintermond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Wonnemond, Brachmond, Heumond, Aehrenmond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Christmond. Ein jeder wird unschwer sehen, daß die meisten dieser Namen im Schwange und bekannt geblieben; nur der November ist aus einem Windmond, welches seine Natur überaus gut ausdrücket, ohne sein Verschulden, zum Wintermonde geworden: dadurch aber der Jänner seinen deutschen Namen verlohren hat. Der May hat auch seinen einheimischen Namen eine Weile eingebüßet; den wir ihm aber nunmehr wiedergeben wollen, weil er ihn so wohl verdienet.

Dienſt. 5. Ruhetag.
Mittw. 6. Melanide. Nachſp. Zeneide.
Donn. 7. Ruhetag.
Freyt. 8. Die Weiberſchule; die gezwungene Heirath.
Sonnab. 9. Melanide, Zeneide.

Sonnt. 10. Die Andrianerinn, l'Uſurier gentilhomme.
Mont. 11. Melanide, Zeneide.
Dienſt. 12. Ruhetag.
Mittw. 13. Les dehors trompeurs — Die beyderſeitige Probe.
Donn. 14. Ruhetag.
Freyt. 15. Der Zerſtreute, das Ständchen.
Sonnab. 16. Les dehors trompeurs — la Famille extravagante.

Sonnt. 17. Die Andrianerinn, La Nouveauté.
Mont. 18. Les dehors trompeurs, die beyderſeitige Probe.
Dienſt. 19. Ruhetag.
Mittw. 20. Die Andrianerinn, der Schwätzer.
Donn. 21. Ruhetag.
Freyt. 22. Ruhetag.
Sonnab. 23. Die Andrianerinn, Le Fat puni.

Sonnt. 24. Der Mann ohne Frau, l'Uſurier gentilhomme.
Mont. 25. Der Graf Eſſex, le Magnifique.
Dienſt. 26. Ruhetag.
Mitt. 27. Der Graf Eſſex, le Magnifique.
Donn. 28. Ruhetag.

Freyt.

werksſachen und was dergleichen mehr erfahren. Welche Perſonen dann, weil einer allen nicht gewachſen, die deutliche Nachrichtungen durch gewiſſes Verſtändniß unter einander zuſammen bringen könten, und da zumahl in groſſen Städten die beſte Gelegenheit dazu finden würden. So auch wohl vor ſich gehen dürfte, wenn einige Beförderung von hoher Hand nicht ermangeln ſolte.

53. Man hat bereits abſonderliche Deutſche Werke verſchiedener Profeſſionen, ſo hierinn zu ſtatten kämen, und zu ergänzen wären, ſo würde auch was von den Franzoſen und Engländern geſchehen, einige Hülfe und Anlaß zur Nachfrage geben; das meiſte aber müſte von den Leuten jeder Profeſſion ſelbſt erfraget werden, wie mich dann erinnere, daß zu Zeiten berühmte Prediger in die Krammwinkel oder Läden und Werkſtätte gangen, um die rechten Nahmen und Bedeutungen zu erfahren, und ſo wohl richtig als verſtändig von allen Dingen zu reden.

54. Es iſt auch bekannt, daß viel Worte in gemeinen Gebrauch kommen ſeyn, die von den Künſten entlehnet, oder doch eine gewiſſe Bedeutung von ihnen bekommen, deren Urſach diejenigen nicht verſtehen, ſo von ſolcher Kunſt oder Profeſſion nichts wiſſen, als zum Exempel: Man ſagt **Ort und Ende**, man ſagt **erörtern**, die Urſache wiſſen wenig: allein man verſtehet es aus der Sprache der Bergleute, bey denen iſt Ort ſo viel als Ende, ſo weit nemlich der Stollen, der Schacht oder die Strecke getrieben, man ſagt zum Exempel: Dieſer Bergmann arbeitet vor dem Ort, das iſt, wo es

Freyt. 29. Der Tartüffe; der gezwungene Arzt.
Sonnab. 30. Die Andrianerinn, le l'ort de Mer.

Sonnt. 31. Der verheirathete Philoſoph. Les Caroſſes d'Orleans.

Wir ſehen hieraus, daß die alten Corneilliſchen, Molieriſchen, und Raciniſchen Stücke noch immer im Gange bleiben, und aus den folgenden Monathen ſieht man auch verſchiedene vom Voltaire, und Destouches, darunter denn auch einige vom la Motte, Crebillon, und andre vorkommen. Die Cenie der Frau von Grafigni iſt im Chriſtmonathe, innerhalb zehn Tagen fünfmal wiederholet worden, welches den großen Beyfall dieſes Stückes anzeiget.

Ueberhaupt wird angemerket, daß die drey vornehmſten Tage der pariſer Schaubühne, der Montag, die Mittwoche und der Sonnabend ſind, auf welche man die beſten, oder auch die neuen Stücke verſparet. In den übrigen Tagen iſt es etwas leer, ausgenommen Sonntags, da es allemal ſehr voll iſt.

Die italieniſche Komödie hat Montags und Donnerſtags ihre beſten Stücke. Die Oper wird dreymal die Woche geſpielet, Sonntags, Dienſtags und Freytags. Manchmal ſpielt man auch Donnerſtags. Im Carneval hat man auch Bälle in der Opernbühne; die um 12 Uhr in der Nacht anheben, und bis an den Morgen um 7 Uhr währen. In den Pariſer Meſſen von St. Germain, und St. Laurentius, das iſt im Hornung, Lenz-

mond, Ostermond, Heumond, Aerntemond, und Herbstmond ist auf dem Meßtheater, (Theatre de la Foire) auch täglich Komödie. Man sieht da Pantomimen, Seiltänzer, Luftspringer, und Puppenspieler. Das geistliche Concert, ist nur an großen Festen, und in der Fasten zu hören, wenn die andern Bühnen geschlossen sind.

Im 1751. Jahre sind auf den pariſischen Bühnen folgende Stücke aufgeführt worden. Das eigentlich sogenannte französische Theater hat 26 Trauerspiele, 32 Lustspiele von 5 Aufzügen, 12 in drey Aufzügen, ein einziges von 2 Aufzügen und 44 Nachspiele vorgestellet: darunter sind nur zwo neue Trauerspiele, eine Komödie von fünf Aufzügen, eine von dreyen, und ein Nachspiel neu gewesen. Hundert und fünf Tage ist kein Schauspiel gewesen.

Die italienische Bühne hat drey neue Parodien: ein französisches Stück von 3 Aufzügen; drey italienische Komödien, und fünf neue Singtänze geliefert. Die Opernbühne hat fünf neue Opern aufgeführet.

Es folgen nunmehr einige Anmerkungen über die dramatischen Werke bey allen Völkern in der Welt. Man hebt bey der griechischen Tragödie an, und erzählet kürzlich ihren Ursprung, und Fortgang bis an den Tod des Euripides und Sophokles: worauf die Bühne derselben, unter einem finstern Lykophron und dem Sositheus, gefallen. Von den Römern wird auch kürzlich gehandelt; sodann folgen die Wälschen, vom Trissino bis auf den Maffei, und Metastasio. Von den

Spa-

Spaniern ist nicht viel, und nichts Gutes zu sagen. Von Engländern sind **Johnson, Fletscher, Beaumont**, und **Shakespear** berühmt, welcher aber kritisiret wird. **Addison** mit seinem Cato macht den Schluß. Das holländische Theater wird schlecht angepriesen, weil seine Sprache zu einem so edlen Gedichte, als das Trauerspiel ist, zu grob seyn soll. Doch hätte Herr **Haverkamp** den Brutus von Voltairen übersetzet. Allem Ansehen nach weis man in Paris nicht, daß fast alle Stücke eines Corneille, Racine und Moliere holländisch gespielet werden.

Nun folgen die Chineser, von deren Bühne der P. du Halde ein Stück übersetzet hat, welches **Die Weyse** heißt. Aber man weis in China noch nichts von den drey Einheiten der Schauspiele; und ein Stück hält bisweilen zwanzig Jahre in sich. Aus China kömmt man zurück nach Deutschland; und hier haben wir die Ehre, einmal in Paris eine ziemliche Figur zu machen. Es heißt: die deutsche Bühne sey zum wenigsten eben so alt, und bis auf Corneillens und Molierens Zeit, noch reicher an Stücken, als das französische gewesen. Man habe seit 1480 bis 1700 mehr als 2000 gedruckte Stücke in deutscher Sprache. Gryph und Weise, der eine in Trauerspielen, und der andere in Lustspielen, wären zwar Corneillens und Molierens Zeitgenossen gewesen, hätten aber dieser ihre Meisterstücke nicht erreichet.

Hierauf wird gesaget, daß seit zwanzig Jahren sich die deutsche Bühne gänzlich verändert und gebessert habe: weil sich ein gewisser Gelehrter gefun-

den, der theils selber daran gearbeitet, theils andre Dichter aufgemuntert habe, hülfliche Hand zu leisten. Cato von Utika hätte, so zu reden, das Signal gegeben: und itzo spielte man die Stücke des Corneille, Racine, Voltaire, Moliere, Destouches, u. s. w. Man hätte drey Uebersetzungen der Alzire, zwo vom Oedipus, zwo vom Mahomet ꝛc. Hierauf folget ein Verzeichniß der deutschen Originaltrauerspiele, die seit zwanzig Jahren im Drucke erschienen. Diese hießen Cato, Adelgar, Telemach, Darius, Timoleon, Alcestes, Hermann, Aurelius, Banise, Panthea, Dido, Mahomet der IV, Heinrich der IV, oder die Bluthochzeit, Agis, die allemannischen Brüder, Pylades und Orestes, Canut, die Trojanerinnen, Octavia, Arminius, Placidus, und Diocletian: wobey allemal die Verfasser dieser Stücke genennet werden. Die Zahl deutscher Lustspiele wäre noch größer, und die Frau Prof. Gottschedinn hätte drey bis viere davon gemachet, welche das größte Lob verdienten. Die deutsche Oper, die sonst zu Hamburg, Braunschweig, Weißenfels und Leipzig, so sehr im Schwange gegangen, hätte aufgehöret, und ihren Platz der Wälschen eingeräumet. Darauf wird von der Neuberischen, Kochischen, und Schuchischen Bühne noch viel gutes gesaget.

Nun folgen noch einige Gedanken von der Komödie, bey Griechen, Römern, Wälschen, und Spaniern: die übrigen sollen nächstes Jahr folgen. Die Ausschweifungen der englischen Bühne werden

nicht vergessen. Die Namen der pariſiſchen Schauſpielerinnen, mit den Jahren, wenn ſie zu ſpielen angefangen, belaufen ſich auf 10, der Schauſpieler ihre auf 15. Die Bedienten, das Orcheſter, die Einwohner, die Wache, alles kömmt hier namentlich vor.

Hierauf giebt man ein Verzeichniß der Schauſpiele voriger Zeiten, die ſich noch bis itzo auf der pariſiſchen Bühne erhalten haben: nach alphabethiſcher Ordnung. Es ſind 89 Trauerſpiele, 73 Komödien von V Aufzügen, 34 in III Aufzügen, und 81 Nachſpiele. Man theilet auch die Namen der Dichter nach dem Abc mit, deren Stücke noch geſpielet werden, an der Zahl 50, nebſt den Jahrzahlen ihres Todes. Hierauf folgen die Dichterinnen, die für die Bühne gearbeitet haben, an der Zahl XVIII. Die erſte darunter iſt die Prinzeſſinn Margaretha von Valois, Königs Franz. I. Schweſter, u. König Heinrichs Albrechts, Königs von Navarra Gemahlinn, die 1549 geſtorben: die andern heißen Louiſe Labe, zwo des Roches, Mutter und Tochter, von Partenay, Cosnard, St. Balmont, Paſcal, von Villedieu, Deshoulieres, Bernard von Saintong, Barbier, de la Condraye, Monicau, Flaminia des Italieners Riccoboni Ehegattinn, von Gomez, die Frau von Bocage und die Frau von Grafigni.

Es folgen hierauf einige Urtheile, die von den Molieriſchen Stücken vormals gefället worden, nebſt einigen artigen Umſtänden derſelben, die wir einmal ganz überſetzet mittheilen können. Die neuen Stücke des vorigen Jahres belaufen ſich nur auf drey. I. Le Fat, ein Luſtſpiel in Verſen, von L. T. G.

in V Aufzügen, noch nicht gedruckt. II. Zares ein Trauerspiel vom Herrn Palisseaux, gedruckt. III. Le Muet par Amour, ein Nachspiel in Versen vom Hrn. Aliot, ungedruckt. Neue Schauspielerinnen sind in dem verflossenen Jahre vier auf die Bühne gekommen; aber kein einziger neuer Schauspieler. Hier wollen wir dießmal abbrechen; aber vieleicht ein andermal das übrige nachholen.

IV. Des Hrn. Bar. v. Schönaich Ode.

Die Lupst.

O! wollte mir ein Lied gelingen!
Wie prächtig wollt ich dich besingen,
O **Lupst**! du unberühmter Fluß!
Wie feurig wollt ich dich nun ehren;
Da man, nach vieler Weisen Lehren,
Sein Vaterland verehren muß!
Dein Strom hat mich zuerst gesehen
An seinem Ufer wankend gehen:
Wie oft bekroch ich hier den Sand,
Und deinen veilchenvollen Rand?

O! daß die götterarmen Zeiten
Dir doch nicht einen Gott bereiten,
Der meinen Wunsch erhören kann!
Ich wollte dort bey jenen Linden
Schon einen Platz zum Opfer finden;
Mein Weihrauch stiege himmelan.
Der Krug, der dich so mild ergösse,
Aus dem dein Naß auf Wiesen flösse,
Umkränzte blauer Veilchen Pracht,
Und eines Götterarmes Macht.

Die

Die blauen Nymphen und Najaden,
Die sich in kühlen Fluthen baden,
Beseeleten der Seyten Klang.
Wo sieht man nun sie untertauchen,
Das Ufer, sich zu trocknen, brauchen,
Seit dem die Wahrheit zu uns drang?
Der Bäume Schutz, und Seel und Schwestern,
Euch, Dryaden! hört man nun lästern:
Und mancher frechen Dichter Mund
Macht eurer Herrschaft Alter kund.

Beglückte Völker! die hier wohnten;
Als Muth und Einfalt bey uns thronten:
Als Rom das Haupt der Erde war.
Wo sind nun die verehrten Eichen?
Der Wahrheit Wink hieß sie entweichen:
Ein Beil zerschmiß sie ganz und gar.
Ein Haufen rein gewaschner Steine,
Und schön gelegter Opferbeine,
Besänftigten des Gottes Wuth,
Der auf dem Wasserkruge ruht.

Hier wohnten auch einmal wohl Helden,
Von denen zwar nicht Bücher melden;
Doch alles sagen diese nicht.
Man hat davon vor wenig Jahren
Ein triftig Zeugniß hier erfahren:
Wovon man sonst mit Ehrfurcht spricht.
Man konnt es auf Lyäens Höhen,
Zwey Spaten tief, im Graben sehen:
Zerbrochner Urnen Asch' und Mehl;
Ein Silberstück vom Marc-Aurel.

O! daß nicht hier gelehrte Männer,
Der grauen Zeiten Kupferkenner,
Mit ihren scharfen Nasen sind!
Sie würden es gar deutlich schmecken,
Ja riechen, fühlen, und entdecken,
Warum man hier die Münze findt?
Doch alles dieß sey mir verbothen!
Ich suche nichts bey Urn und Todten,
Und greife nicht die Gräber an:
Da ich dich, Lupst! sonst loben kann.

Was wird doch nun mein Lied erheben?
Du, Lupst! sollst es allein beleben:
Ich singe nur von dir allein.
Ihr Länder! prangt mit euern Strömen;
Die Lausitz darf sich noch nicht schämen:
Für ihren Ruhm ist sie zu klein.
Man kann auch hier nach beyden Inden
Den Weg auf unsern Flüssen finden.
Die Lupst, die Neiße, wie die Spree,
Die führen auch zur weiten See.

Wir wollen hier auch Flotten bauen;
In unsern Wäldern Masten hauen:
Doch halt, mein Sinn! es geht nicht an!
Wir haben freylich Pech und Hölzer;
Der Eisenstein macht uns noch stölzer:
Nur eines fehlt, was hindern kann.
Es mangelt oft schon, wenn wir angeln:
Das Wasser ists! das würde mangeln.
Die Flotte käm, einst auf den Sand;
Und Drümmer deckten Fluß und Rand.

Drum,

Drum wollen wir bey glatten Weiden
Beglückter Flüſſe Hochmuth leiden;
Da Stolz zumal den Herren ſchlägt.
Ich wollte wohl, um dich zu loben,
Auf andre ſtolzre Flüſſe toben,
Die Deutſchlands Waſſerſchooß erträgt.
Doch würd ich mit verwägnen Tönen
Nur deinen eignen Werth verhöhnen,
Der, iſt ein Tadler noch ſo ſcharf,
Nicht fremder Flüſſe Schmach bedarf.

O! Nein! du darfſt noch nicht erblaſſen;
Kann gleich dein Strom nicht Schiffe faſſen:
Du biſt an andern Schätzen reich.
An deinen Ufern rauſchen Mühlen,
Die brauſend mit dem Waſſer ſpielen:
Du wimmelſt, wie ein Karpenteich.
Der Hecht, das Schröcken aller Fiſche;
Der Bley, die Zierde mancher Tiſche;
Der Aal, der Karpen, und der Schley,
Spricht dich von allem Schimpfe frey.

O! könnt ich doch die Zahl ermeſſen,
Die man aus dir, o **Lupft**! gegeſſen!
Auch Xerxes ſpeiſte mein Gericht.
O! könnt ich doch nur die errathen,
Die wir dereinſt aus dir noch braten:
Doch, liebe **Lupft**! das kann ich nicht!
Könnt ich nur die noch überzählen,
Die deine Fluthen uns verhöhlen,
Ich bäthe dich, o Sachſenland!
Auf unſern blumenreichen Strand.

Man kann auf deinem schmalen Rücken
Zwar keiner Bogen Pracht erblicken,
Diß stolzer Brücken Bau erträgt.
Wir sind mit denen schon zufrieden,
Die uns des Dorfes Rath beschieden,
Die man von rohen Balken legt.
Man sieht oft hoch beladne Wagen
Den Vorrath in die Scheunen tragen;
Und kein erhöhter Brückenzoll
Macht hier den armen Fuhrmann toll.

An deinen Ufern prangen Schlösser,
Die wird der Herr dadurch nicht größer,
Jedennoch dir zur Zierde sind.
Auch hier erheben sich noch Mauern,
Die mancher Ahnen Alter dauern;
Wo Kunst und Dummheit sich verbindt.
Hier herrschen noch die wilden Gothen,
Die allen Künsten einst gebothen.
Von hinten glänzt der Baukunst Brauch;
Und vorn bedeckts ein düstrer Rauch.

So wie die Eitelkeit den Weibern,
Bey längstens eingeschrumpften Leibern,
Von hinten noch ganz artig läßt.
Von hinten läßt sie sich noch lieben;
Von vorne wird der Reiz vertrieben,
Den rother Augen Naß durchnäßt:
So pralet, wie bey Mondenscheine,
Der Haufen ausgeflickter Steine;
So stellet sich der Gothen Bau
Der Spötter Augen oft zur Schau.

aufhöret, daher erörtern nichts anders iſt, als endigen (definire.)

55. Ich habe bey den Franzoſen etwas löbliches darinn gefunden, daß auch vornehme Herren ſich befleiſſigen von allerhand Sachen mit den eigenen Kunſtwörtern zu reden, uns zu zeigen, daß ſie nicht gar der Sachen unwiſſend ſeyn; und hat man mir erzehlet, daß das Exempel des vorigen Herzogs von Orleans, **Ludwigs des XIII. Bruders**, ſo darin Beliebung gehabt, nicht wenig dazu geholfen. Ein gleichmäßiges, da dergleichen Arbeit in unſerer Sprache herfürkommen ſollte, würde bey den Deutſchen mehr denn bisher erfolgen, und zu einer allgemeinen Wiſſensluſt (oder Curioſität) und zu fernerer Oefnung der Gemüther in allen Dingen nicht wenig dienen.

56. Allein ich komme nunmehro zu dem, ſo bey der Sprache in dero durchgehenden Gebrauch erfordert wird, darauf die Herren Fruchtbringenden, die Cruſca, und die Franzöſiſche Academie zuerſt allein geſehen, und auch anfangs am meiſten zu ſehen iſt, in ſo weit keine Frage iſt von dem Urſprung und Alterthum, oder von verborgenen Nachrichtungen, Künſten und Wiſſenſchaften, ſondern allein vom gemeinen Umgang und gewöhnlichen Schriften, allwo der Deutſchen Sprache Reichthum, Reinigkeit und Glanz ſich zeigen ſoll, welche drey gute Beſchaffenheiten bey einer Sprache verlanget werden.

57. Reichthum iſt das erſte und nöthigſte bey einer Sprache und beſtehet darin, daß kein Mangel, ſondern vielmehr ein Uberfluß erſcheine an be-

que-

Vier Meilen weit kömmst du geflossen,
Und hast so manches Dorf begossen;
Als dich dein Bett zu enge dünkt.
Du stürzest dich dann in die Neiße,
Die dich, wie jene Perlenqueiße,
In ihr verzehrend Naß verschlingt.
Dann sieht man euch die Ufer drängen,
Beschäumt sich in die Oder mengen:
Wo dann von euch der kalte Bele
Vielleicht ein Tröpfchen Naß erhält.

O! daß die Wahrheit es vergönnte,
Daß ich dich immer loben könnte,
Dich, Lupst! du tückerfüllter Fluß!
Kaum schwillest du durch Regengüsse:
So rasest du, wie große Flüsse,
Den seichten Ufern zum Verdruß.
Ich wollt es gern, aus Gunst, verschweigen:
Doch Hof und Garten werdens zeugen;
Der Garten, der so manches Jahr
Der wilden Fluthen Opfer war.

Da helfen keine Menschenhände;
Da findet Kunst und Müh ein Ende:
Du strömst dahin, gleich einer See.
Man sieht von unsers Thurmes Löwen,
Den Gegenstand von Schwalb und Möven!
Des ganzen Landes nasses Weh.
Da könnte man auf deinen Fluthen,
Durch Gipfel schlanker Weidenruthen,
Mit aufgespannten Segeln gehn,
Und eine neue Sündfluth sehn.

Ihr Spötter! die ihr das belachet,
Was ganze Völker zittern machet!
Verächter jener Waſſerfluth!
Die erſte Welt iſt doch verſunken;
Sie iſt dereinſt im Naß ertrunken,
Das uns noch itzund Schaden thut.
Beſchaut der **Lupft** entſetzlich Raſen,
Das ihr kein Gott doch eingeblaſen!
Was gilt es, wett ich, ihr geſteht:
Daß es auch ſo im großen geht.

Wir wollen mit verhaßten Bildern
Dich, theure **Lupft**! doch nicht mehr ſchildern:
Man glaubt ſchon mehr, als was geſchieht.
Ich will in deinen dunkeln Büſchen
Nur in die ſchwachen Töne miſchen,
Was Ruhm und Ehre nach ſich zieht.
Ich will von lorberreichen Träumen
In deinen ſchlanken Weiden reimen;
Und muß ich einſtens von der Welt:
Genug! wenn mich dein Strand behält!

Eins wünſch ich nur, du hörſt es, Himmel!
Zwar nicht ein großes Weltgetümmel;
Nicht etwa Titel, Stern und Band.
Ein holdes Kind mag mich zur Seiten
Mit ſüßen Minen ſtets begleiten;
Es folge mir an deinen Strand!
Dieß ſage, **Lupft**! den nahen Flüſſen,
Daß, bin ich = = Arm' entriſſen,
Der ſchnellen Fluthen naſſe Wuth
Vor = = morſchen Beinen ruht.

* *

V.

Lettre de Mr. J. J. Rouſſeau de Geneve, à Mr. Grimm, ſur la Refutation de ſon Diſcours, par Mr. Gautier, Profeſſeur de Mathem. & d'Hiſtoire, & Membre de l'Acad. Roy. des Bell. Lettr. à Nançy.

Unſre Leſer werden ſich erinnern, daß wir im Auguſt des vorigen Jahres, von einer Schrift einen Auszug gegeben, darinnen behauptet ward: daß bloß die Gelehrſamkeit und die ſchönen Wiſſenſchaften die Verderbniß der Sitten veranlaſſet und befördert hätten. Wir konnten nicht umhin, gegen einen ſo wunderlichen Lehrſatz unſre Befremdung zu bezeigen, und verſchiedene erhebliche Einwürfe dagegen zu machen. Eben das hat in dem pariſiſchen Mercure galant, und zwar im October deſſelben Jahres, der Herr Profeſſor Gautier gethan. Ohne ſeine Widerlegung geleſen zu haben, zweifeln wir keines Weges, daß ſelbiger ſich dabey, wie es denn in dieſer Materie ſehr leicht iſt, der ſtärkſten Waffen bedienet haben wird. Und wie ſollte es einem öffentlichen Lehrer der Geſchichte, der noch dazu ein Mathematicus iſt, daran haben fehlen können?

Allein der Herr Rouſſeau, als Verfaſſer der obigen Schrift, die noch dazu in der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Dijon den Preis davon getragen, hat dieſe Widerlegung nicht verſchmerzen können. Er hat alſo eine kleine Schrift zu ſeiner

Vertheidigung aufgesetzet, und selbige an den Hrn. Grimm gerichtet, der bisher als Secretär bey dem Hrn. Grafen von Friesen, königl. Franz. Marechal de Camp, gestanden; und dem ganz Deutschland, für ein paar schöne Aufsätze von der deutschen Litteratur, die in dem pariſiſchen Mercur eingerücket worden, verbunden ist. In diesen beyden gelehrten Stücken öffnet selbiger den Herrn Franzosen ein wenig das Verständniß, und zeiget ihnen: daß man in Deutschland seit drittehalb hundert Jahren, wohl mit eben so vielem Eifer und Fleiße die schönen Wissenschaften geliebet habe, als die Franzosen selbst. Wir hoffen dieses auch noch in mehrern Stücken, von seiner geschickten Feder, die selbst von den Parisern im Französiſchen bewundert wird, ausgeführet zu sehen. Wir erfreuen uns herzlich, daß unter so vielen hundert deutschen, die jährlich nach Frankreich reisen, und bisweilen viele Jahre daselbst bleiben, sich endlich ein guter Patriot gefunden, der etwas mehr zur Ehre seines Vaterlandes daselbst thun kann, als daß er die deutschen Thaler mit vollen Händen unter Leute ausstreuet, die ihn hernach zur Dankbarkeit, un Ours mal leché, einen übelgebildeten oder ungeleckten Bären, nennen.

Was indessen Herr Rousseau für Ursachen gehabt, dem Hrn. Grimm diese seine Vertheidigung zuzuschreiben, das sehen wir nicht. Er saget es auch in der ganzen Schrift nicht, und wir sind gewiß versichert, daß dieser seiner Meynung nicht zugethan ist. Alles was wir muthmaßen können, ist, daß selbiger dem Herrn Rousseau den October

des

des Mercurs zugeschicket: denn er saget gleich anfangs, daß er ihm denselben zurücksendet. Er setzet hinzu, daß er des Herrn **Gautiers** Widerlegung seiner Schrift mit Vergnügen gelesen habe; aber gar nicht glaube, daß er demselben antworten müsse, und zwar aus folgenden Gründen. 1) Weil es eben nicht nöthig ist, das letzte Wort zu haben, wenn man Recht behalten will. 2) Weil er dem Herrn G. nichts anders, als eben die Schrift, die er widerlegen wollen, entgegen setzen dörfe. 3) Weil er in allen Stücken so sehr verschiedener Meynung sey, als sein Gegner; daß er ihn sogar in solchen Dingen widerlegen müßte, die er selbst, eben sowohl als dieser gesaget hätte.

Herr **Gautier** soll unter andern, zu Vertheidigung der heutigen Höflichkeit, gesaget haben: es sey gut sich zu verstellen, und die Verstellungskunst sey ein sicherer Weg zur Tugend. Die mit Höflichkeit gezierten Laster, wären nicht so ansteckend, als die plumpen und bäurischen. Die Kunst die Menschen zu erkennen, nähme eben sowohl zu, als die Verstellungskunst. Man wisse auch schon, daß man sich auf die meisten Menschen nicht verlassen könne, wo man ihnen nicht entweder gefällt, oder ihnen nützlich ist. Daß man auch die allerhöflichsten Gunstversicherungen schon zu erklären wisse; und bey den verbindlichsten Schmäucheleyen sicher dächte; der eine sage in seinem Herzen: **Ich halte euch für einen Narren; oder ich habe euch zum besten!** Der andere aber gleichfalls: ich

weis, daß ihr recht unverschämt lüget: allein ich bezahle euch mit gleicher Münze.

Außer dem giebt er dem Herrn Gautier Schuld, daß er die Schrift, so er widerleget, nicht verstehe, oder nicht verstehen wolle. Z. E. Herr Rousseau hat fast alle Tugend in der verwüstenden und erobernden Tapferkeit der wildesten Völker gefunden. Hierauf hat ihm Herr Gautier geantwortet, daß, wenn gleich die Wissenschaften an sich schlechte Kriegsgurgeln machten, doch niemals, auch das gelehrteste Volk, aus lauter Fontenellen und Reaumürs bestehen würde. Folglich würde es noch immer an tapfern Soldaten nicht fehlen können, Eroberungen zu machen. Aber Herr Rousseau meynt, daß auch der gemeine Soldat, der ein Bauerknecht oder Schuh- und Schmiedeknecht, Maurer oder Zimmerbursch ist, durch die Wissenschaften, welche sie verachten, und durch die schönen Künste, die sie nicht verstehen, entkräftet sey. So groß sey das Uebel, das die Gelehrsamkeit nach sich zöge! Wenn sie gleich nur wenige erleuchtete: so verderbte sie doch ein ganzes Volk.

Aus dieser kleinen Probe wird man leicht sehen, wieviel gründliches in der ganzen Vertheidigung befindlich seyn müsse. Wenn uns jemand von unsern Uebersetzern die erste Schrift des Herrn Rousseau deutsch liefern sollte, so wäre es sehr gut, auch des Herrn Professor Gautiers Widerlegung, nebst dieser Vertheidigung beyzufügen, um von allem desto besser zu urtheilen. Müssen denn aber die Musen in ihrem eigenen Schooße

solche Feinde aller freyen Künste und schönen Wissenschaften erziehen; daß sie auch die wildeste Barbarey dem Menschen für zuträglicher halten, als ein gesselliges, gesittetes, und artiges Leben?

* *

VI.

Unpartheyische Untersuchung, was von der Schrift, der Wurmdoctor ꝛc. zu halten sey. Frankf. und Leipz. 1752, 8.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß vorige Messe, wider den sinnreichen Verfasser des sogenannten **Wurmsamens**, eines Heldengedichts ꝛc. eine Art von Widerlegung oder Stachelschrift, unter dem Titel, **der Wurmdoctor** herausgekommen. Hier findet sich nun jemand, der selbige auf die Probe stellet; und wir können nicht läugnen, daß uns diese Schrift fast durchgehends sehr wohl gefallen hat. Der Verf. saget gleich anfänglich, daß man den **Wurmdoctor** dem hitzigen Kriege zu danken habe, den die Liebhaber der Dichtkunst itzo gegen einander führen. Eine Partey vertheidige das Natürliche und Fließende der Gedanken, die Reinigkeit der Sprache, und die Deutlichkeit des Vortrages; sie behaupte: der Reim erhöhe den Werth eines deutschen Gedichtes u. s. w. Die andere Parten hingegen halte dieses alles für einen unbilligen Zwang, welcher der Vollkommenheit eines Gedichtes schade; und wolle ihrem poetischen Gaule diese Zügel nicht an-

legen lassen, ja sie behaupte: ein erhabener Dichter herrsche mit einer unumschränkten Gewalt über die Gesetze der Sprachen. Endlich wolle sie den Reim zu einem häßlichen Fehler eines Gedichtes machen.

Zwischen diese Streiter nun will sich der Verfasser zwar nicht mengen. Er will nur den Wurmdoctor nach den Regeln einer Satire prüfen, und dasjenige aufdecken, was darinn kalt, matt, und ungesalzen ist; wobey niemand lachen kann, sondern vielmehr Mitleiden mit dem Urheber haben muß. Dabey vertheidiget er gegen das Ende, einen berühmten Gelehrten in Halle, dem das Gerüchte, diese Schrift aufbürden wollen: und uns dünket, diese Vertheidigung wohl gerathen zu seyn. Zur Probe von der Schreibart des Verfassers wollen wir nur den kurzen Entwurf der neuen Wurmianischen Poesie von der 40sten u. f. S. anführen, den derselbe recht nach dem Leben entworfen hat: so wie Swift in seinem Antilongin, ein Recept zum Heldengedichte gegeben hatte.

„Verse zu machen, meynet ein solcher neumodischer „Poet, dazu gehöre nichts mehr, als Feder, Tinte, Pa„pier und eine edle Dreistigkeit, alles ohne Vernunft „und Ordnung hinzuschmieren, was einer schwärmen„den Einbildungskraft träumet, welche er die poeti„sche Wuth nennet. Es müßte einer gar nichts „schreiben können, wenn er auf diese Art den Bogen „nicht anfüllen sollte. Nichts wäre leichter, als „diesem gesammleten Vorrathe eine poetische Gestalt „zu geben. Er dürfte zu dem Ende nur unver„ständ-

„ständlich machen, was wider Vermuthen deut-
„lich gerathen wäre, die Artickel hie und da weg-
„lassen, die Wortfügung zerreißen, neue Worte
„schmieden, bekannte mit unbekannten Redensarten
„verwechseln, z. E. einsiedlerisch für einsam,
„seraphisch für englisch, mizraimische Finster-
„niß für ägyptische Finsterniß setzen: so wäre alles
„vollkommen ins feine gebracht. Dieses Chaos
„könne er nun mit leichter Mühe in alle mögliche
„Formen von Versen gießen. Es müßten Hexame-
„tri, Pentametri, alkaische, cherijambische, sapphi-
„sche, anakreontische ꝛc. Verse zum Vorscheine kom-
„men, wenn er nur die Zeilen nach dem verschiede-
„nen Sylbenmaße abbräche und anfienge, aus- oder
„einrückte. Ja es wäre dieses eine so leichte Arbeit,
„daß er sie dem Drucker überlassen könnte. Man
„könnte ja in der deutschen Sprache alle Sylben
„nach Gutbefinden so gut für lange, als kurze an-
„rechnen, und deswegen müßte sich ein jeder Satz,
„ohne große Schwierigkeit, in ein jedes Sylben-
„maaß passen. Denn da man in den meisten Fäl-
„len berechtiget wäre, zwo kurze Sylben statt einer
„langen, und umgekehrt, zu gebrauchen: so könnte
„man sich dadurch, wenn ein Wort zu lang oder zu
„kurz fiele, leicht rathen. Und wollte der Vers
„doch nicht klappen, so wäre es ein Unglück, wenn
„man ihn durch eine Veränderung, Versetzung oder
„Weglassung eines Wortes (wohl erworbene poeti-
„sche Freyheiten!) nicht zwingen sollte. Die be-
„schwerliche Regel, daß mit dem Abschnitte eines
„Verses auch ein Satz müßte zu Ende seyn,

„gelte nicht mehr, und es könne ihm kein Mensch „wehren, wenn er eine ganze Strophe mit den Ver„bindungsworten, **und, denn, dieweil, jezt, aber, „kaum, obschon**, u. s. f. beschließen wollte. Nur „allein am Ende des Gedichtes wäre eine Schwie„rigkeit möglich, und es könnte sich treffen, daß ein „Stück überbliebe, oder fehlete. Es müßte aber „schlecht seyn, wenn ein Dichter nicht so viel Ge„schicklichkeit hätte, als der schlechteste Schneider, „und entweder etwas anstücken oder abschneiden „könnte. So leicht es ihm fallen soll, nach diesem „System ein Dichter zu werden, so gewiß hoffet „er, wo nicht den Ruhm der gegenwärtigen Zeiten, „doch wenigstens die **Ehrensäulen der Nach„welt**. Er meynet, die Leser sollen aus Hochach„tung gegen die reimlosen Verse, auch in seinem „Geschmiere die höchsten poetischen Schönheiten su„chen, und als **einen kühnen Schwung**, als eine „**angenehme Verwirrung und mannigfaltige „Abwechselung der Gedanken** bewundern, wenn „er das Hundertste ins Tausendste geworfen, und „Zeug geschrieben, welches er selbst so wenig, als „andre versteht.

Es wird keinen unsrer Leser gereuen, dieses wohlgeschriebene Stück gelesen zu haben.

Man hat auch unter dem Titel: Des Wurmsamens zweyter Gesang, ein Gedicht in ordentlichen jambischen Versen erhalten; welches aber nichts weniger ist, als die Fortsetzung des Wurmsamens. Aber der andre Titel: Der Parnaß auf dem Gletscher, (ein Eisberg in der Schweiz) schicket sich

besser

quemen und nachdrücklichen Worten, ſo zu allen Vorfälligkeiten dienlich, damit man alles kräftig und eigentlich vorſtellen und gleichſam mit lebenden Farben abmahlen könne.

58. Man ſagt von den Sineſern, daß ſie reich im Schreiben, vermittelſt ihrer vielfältigen Zeichen hingegen arm im Reden und an Worten, weiln (wie, bekannt) die Schrift bey ihnen der Sprache nicht antwortet; und ſcheinet, daß der Uberfluß der Zeichen, darauf ſie ſich geleget, verurſachet, daß die Sprache deſto weniger angebauet worden, alſo daß wegen geringer Anzahl und Zweydeutigkeit der Worte ſie bißweilen, um ſich zu erklären, und den Zweifel zu benehmen, mitten im Reden gezwungen werden ſollen, die Zeichen mit den Fingern in der Luft zu mahlen.

59. Es kan zwar endlich eine jede Sprache, ſie ſey ſo arm als ſie wolle, alles geben; ob man ſchon ſaget, es wären barbariſche Völker, denen man nicht bedeuten kan, was GOtt ſagen wolle. Allein, ob ſchon alles endlich durch Umſchweife und Beſchreibung bedeutet werden kan, ſo verliehret ſich doch bey ſolcher Weitſchweifigkeit alle Luſt, aller Nachdruck, in dem der redet, und in dem der höret; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird und es herauskommt, als wenn man einen, der viel ſchöne Palläſte beſehen will, bey einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herumſchleppen wolte, oder wenn man rechnen wolte, wie die Völker, die (nach der Weigelianiſchen Tetracty) nicht über drey zehlen könten, und keine Wort oder Bezeichnung hätten, vor 4. 5. 6. 7. 8. 9. ꝛc. wo-

beſſer dazu. Es verdienet ſchon geleſen zu werden; ob es gleich dem Wurmſamen ſelbſt, an Spaßhaftigkeit nicht gleich kömmt. Wir wünſchten alſo, lieber eine wirkliche Fortſetzung des Wurmſamens, der ja gewiß an Materie reich genug iſt, erhalten zu haben.

* *

VII.

Les huit Philoſophes Avanturiers

de ce Siecle, or Rencontre imprevue de Meſſieurs V - - d'A - - M - -, Marivaux, Prevot, Crebillon, Mouhi & de Mainvillers, dans l'Auberge de Mad. Tripaudiere, à l'enſeigne de l'Uranie. Comedie de nos jours. A la Haye, chez Sauret, 1752, 12.

Dieß iſt ein luſtiges Schauſpiel, auf die heutigen franzöſiſchen Schriftſteller, die außer ihrem Vaterlande ihr Glück geſuchet, und zum Theil gefunden haben. Sie werden alle Philoſophen genannt, ob ſie es gleich nicht zur Hälfte ſind; indem die meiſten davon nur Dichter, Romanſchreiber, oder ſonſt witzige Köpfe bedeuten können. Indeſſen wird ſich der geneigte Leſer erinnern, daß vor etlichen Jahren eine franzöſiſche Komödie ans Licht trat, die unter dem Titel, Les Philoſophes, durch etliche ungeſalzene Spöttereyen den größten deutſchen Weltweiſen unſrer Zeiten verächtlich zu machen ſuchte. In dieſem Stücke wird nun den Herren Franzoſen das par pari geſpielet;

und was das beſte iſt, von einem ihrer eigenen Landesleute. So ſieht man nun, daß denen, die ſich an andern verſündigen, doch endlich mit eben dem Maaße gemeſſen wird, womit ſie andern gemeſſen haben.

Die Scene dieſes Luſtſpieles iſt in einer Stadt auf den franzöſiſchen Gränzen, vermuthlich in den Niederlanden; wo der Verfaſſer dichtet, daß ſeine Avanturiers ungefähr zuſammen kommen, und zwar in einem Wirthshauſe, welches die, durch ein gewiſſes freygeiſteriſches Gedicht, ſo berühmt gewordene **Urania**, in ſeinem Schilde führet. Dieſes Zeichen hat eine ſo magnetiſche Kraft, alle unſre Philoſophen, Poeten und Romanſchreiber zuſammen zu locken, ohne daß ſie von einander etwas wiſſen. Der Poet machet den Anfang, und kehrt mit ſeinem Diener **Enthuſiaſt**, der ein Engländer iſt, zuerſt daſelbſt ein. Er redet in ſeiner ſchwülſtigen Schreibart ſehr hart mit dem Diener, miſchet auch gar Verſe mit ein, die nicht ſehr erbaulich klingen. Der Diener antwortet mit lauter engländiſchen Flüchen, und beklaget endlich ſein Unglück, daß er als ein freyer Engländer genöthiget ſey, bey einem franzöſiſchen Poeten zu dienen. Dieſe Grobheit ſetzet den Poeten in Verwunderung, und anſtatt ihn darüber zu züchtigen, fodert er von der Wirthinn Feder und Tinte, um ein Lobgedicht auf ihn zu machen.

Indeſſen, daß er hineingeht, langet ein Sternſeher mit ſeinem Diener **Symmetrie** an, den gleichfalls das Zeichen der **Urania** anlocket, da einzukehren. Er ruſet alſo vor der Thüre: Sta Sol!

Sol! Sta Sol! welches ſein Diener überſetzet: **Sonne ſtehe ſtill.** Er redet verſchiedenes von der Figur der Erden, die er für cylindriſch ausgiebt, und vom Nordpole; welches die Wirthin nicht verſteht. Als er aber von ihr höret, daß ſchon ein Poet bey ihr abgetreten, der auf ſeines Kerls Grobheit ein Lobgedicht machet: ruſet er aus: **Ich wette, das iſt V - - - u. ſ. w.** Hierauf erſcheint **Harlekin**, der Diener des Petitmaitre Philoſophe, d. i. **Mainvilliers**, und fluchet bey Abwerfung ſeines Felleiſens, auf ſeinen elenden Dienſt. Bald erſcheinet ſein Herr mit dem **Prevot** d'Exiles, dem Urheber vieler Romane, dem **Moubi**, der den Schaumlöffel (l'Ecumoir) geſchrieben hat, nebſt dem **Scaramutz**, und **Pierrot**, als ihren Bedienten. Alle dieſe fangen an eine verwirrte Romanenſprache zu reden; rücken einander ihre Landesverweiſungen aus Frankreich, die Gefängniſſe, darinn etliche geſtecket, u. d. gl. Dinge mehr vor. Als ſie nun endlich von Mord und Todtſchlag reden, erſchrickt die Wirthin ſehr, und ſchreyet au Meurtre! aux Voleurs! weil ſie glaubet, unter eine Räuber- und Mörderbande gerathen zu ſeyn. Darüber kommen die vorigen herzugelaufen; und kennen einander. Der eine aber ſtecket, die Wirthin zu befriedigen, ihr ſeinen letzten Louisd'or in die Hand, um die Mahlzeit zu bezahlen, die ſie unterdeſſen anrichten laſſen. Sie gehen alſo hinein, um zu ſpeiſen: und ſo hat dieſer erſte Aufzug ein Ende; der Verfaſſer aber verſpricht ihre Geſpräche bey Tiſche, als den zweyten Aufzug, auch zu liefern; wenn dieß Beyfall finden ſollte.

Da

Da unſre deutſchen Ueberſetzer die obgedachte Komödie les Philoſophes, zur Schande ihres Vaterlandes, ins Deutſche gebracht: ſo zweifeln wir nicht, daß ſie auch dieſes luſtige Stück, als das Paroli dazu, bald verdollmetſchen werden. Wir wünſchen nur, daß ſie auch die Schreibart eines jeden von dieſen eingeführten Schriftſtellern, glücklich ausdrücken mögen.

* *

VIII.

Beweis, daß die alten Deutſchen, und Nordiſchen Völker weit vernünftigere Grundſätze, in der Religion gehabt haben, als die Griechen und Römer, eine Schutzſchrift für die alten Deutſchen, und zugleich eine Einladungsſchrift ꝛc. von M. Gottfried Schützen, königl. dän. Conſ. Aſſ. Rectorn des Pädagog. zu Altona, der königl. preuß. Akad. und der königl. dän. Soc. der Wiſſenſch. Mitglied. Altona, bey Burmeſtern, in 4t. 2 Bogen.

Der Herr Conſiſt. Aſſeſſor Schütz iſt uns bereits aus ſovielen andern ſchönen Schutzſchriften für die alten Deutſchen bekannt, daß wir nicht umhin können, auch dieſe unſern Leſern anzupreiſen. Sie iſt zwar ſchon ein Jahr alt, allein darum hat ſie von ihrem Werthe nicht das geringſte verlohren. Ihr Inhalt machet ſie vor vielem andern beträchtlich, und es iſt keine geringe Ehre für unſre Vorfahren, daß ſie den Ausſprüchen

chen der gesunden Vernunft, in Ansehung der natürlichen Religion mehr Gehör gegeben, und bessere Folge geleistet, als die sonst so aufgeklärten Griechen und Römer.

Nachdem der Herr Verfasser überhaupt den Vorzug der Deutschen in einer vernünftigen Religion, vor jenen beyden klugen Völkern angegeben, schreitet er zu den Beweisen dieser Wahrheit, und zwar 1) aus der geringen Anzahl der vermeynten deutschen Gottheiten, gegen die unzählbare Menge der griechischen und römischen: worinn ihm der gelehrte Domherr Barre, völlig beypflichtet. Prudentius singet mit Rechte:

Quidquid humus, pelagus, cœlum mirabile gignunt
Id duxere deos, colles, freta, flumina, flammas.

Juvenal selbst spottet darüber, wenn er saget: vorzeiten wäre der Himmel mit wenigen Göttern zufrieden gewesen, und hätte den armen Atlas mit einer kleinern Last gedrücket.

Non turba deorum
Talis, ut est hodie, contentaque sidera paucis
Numinibus, miserum urgebant Atlanta minori
Pondere.

Die Deutschen hergegen glaubten dazumal nur ein höchstes Wesen. In der Edda lauten die Worte von ihm so: „Der älteste unter allen Göttern wird ein all„gemeiner Vater genennet. Dieser Gott lebet in „Ewigkeit, und regieret sein Reich. Er beherr„schet alles, sowohl das Größeste, als das Nie„drigste. Er hat Himmel, Luft, Erde und alles „was darinnen ist, erschaffen: und was das wich-

„tigste

„tigſte iſt, ſo hat er auch den Menſchen gemachet, „welchem er eine Seele verliehen, die immer leben, „und niemals ſterben wird.„

Ferner haben die alten Deutſchen ihren Göttern niemals ſolche Schandthaten nachgeſaget und angedichtet, als Griechen und Römer. Endlich haben ſie auch ihren Gottesdienſt niemals mit ſolchen ſchändlichen Gebräuchen beflecket, als dieſe. Das iſt der kurze Inhalt, dieſer überauswohlgeſchriebenen Abhandlung. Wir wünſchen noch mehr ſolche Ehrenrettungen unſerer ehrwürdigen Vorfahren von der geſchickten Feder des Herrn Conſiſt. Aſſeſſors zu ſehen; die vielen unartigen Söhnen der alten Deutſchen die Augen öffnen, und ihnen zeigen werden, daß ſie ſich ihrer Anherrn gar nicht zu ſchämen haben.

* *

IX.

Miſcellanea Lipſienſia nova ad incrementum Scientiarum ab iis, qui ſunt in colligendis Eruditorum novis Actis occupati, per Partes publicata. Vol. VIII. Pars III. Lipſ. 1752.

Unſer berühmter Herr Hofr. **Menke** fähret noch immer fleißig fort, ſeine vermiſchten Abhandlungen zur philologiſchen Gelehrſamkeit gehörig, ans Licht zu ſtellen; wobey ihm ſeine Gehülfen, bey den lateiniſchen Geſchichten der Gelehrten, hülfliche Hand leiſten. Dießmal liefert er uns in dieſem

dieſem III. Abſchnitte des VIII. Bandes folgende ſechs Artikel:

I. Des Herrn Probſts, **Joh. Chriſtoph Harenbergs**, Erklärung einer chronologiſchen Schwierigkeit, des 20 und 21 V. aus dem XIII. Cap. der Apoſtelgeſchichte. Darnach gab er ihnen Richter bey 450 Jahr lang, bis auf den Proph. Samuel, und von da an bathen ſie um einen König; und Gott gab ihnen Saul, den Sohn Kiß ꝛc. Die Ueberſetzung, die der Herr Verf. von den griechiſchen Worten des Lucas giebt, ſtimmet mit der deutſchen Bibel, wie wir ſie itzo leſen, völlig überein: und er rettet dieſelbe gegen verſchiedene andre Rechnungen, eines **Beda, Lyranus, Calovs, Voets, Mills, Fabricius, Perizons.** Ja es wird auch von der Verſchiedenheit der Jahrzahlen in den lutheriſchen Bibeln vor 1541 und nach der Zeit gehandelt. Wir wünſchten, daß der gelehrte Herr Verfaſſer ſeine Meynung gegen des Herrn **Beers** chronologiſche Schriften halten möchte: dadurch nämlich würde beyden mehr Licht und Gewißheit entſtehen.

II. Herrn **Paul Ernſts Jablonski** Nachleſe von Beobachtungen über das Wunderwerk der donnernden Legion, unter dem weiſen Kaiſer Marcus Aurelius Antonius. So viel auch von dieſer ſtreitigen Sache, oder Geſchichte ſchon geſchrieben worden, ſo viel bleibt noch immer davon zu ſagen übrig. Auch dieſe Nachleſe verdienet alſo in reife Betrachtung gezogen zu werden; ob wir gleich unſre Meynung von der Sache ſelbſt für uns behalten.

III. Hrn. D. Christ. Aug. Heumanns Beobachtungen über den Minutius Felix. V. und letzter Abschnitt. Wer die vorigen Abtheilungen dieser Anmerkungen mit Vergnügen gelesen hat: und welcher Liebhaber der Kirchenhistorie und Philologie hätte sie anders lesen können? der wird sich freuen, daß er nunmehr alles beysammen hat, was die in diesen Stücken starke Feder des Herrn D. davon liefern können.

IV. Hrn. D. Joh. Jak. Reiskens Muthmaßungen über den Herodot. IV. Theil. Herodot ist der älteste weltliche Geschichtschreiber, nächst den biblischen Büchern. Er verdienet also wohl, daß er durch die Hülfe einer gesunden Kritik noch von allen den Flecken gesaubert werde, die er aus so vielen barbarischen Jahrhunderten mitgebracht; und davon ihn so viele große Meister im Griechischen noch nicht haben reinigen können. Der Herr D. Reiske ist glücklich in seinen Anmerkungen; und da er nunmehr schon mit dem VIII. Buche fertig ist, so hoffen wir bald das Ende davon zu sehen: wünschen aber auch, mit einer neuen deutschen Dollmetschung Herodots von ihm beschenket zu werden.

V. Hrn. Joh. Chr. Strodtmanns, Rect. zu Harburg, Sylloge II. differentiarum græcarum.

VI. Hrn. Friedr. Otto Menkens, VI. Zehend alter gedruckter Bücher, deren Maittaire nicht gedacht hat. Der I. Abschnitt hält in sich I. Tractatum amoris carnalis, Rota Veneris nuncupatus, per Buoncompagnum etc. sine anni et loci indiciis. II. Tractatus amoris, et de amoris remedio.

Andrea,

Andreæ, Capellani Papæ Innoc. IV. ohne Zeit und Ort. Von dieſen beyden ſeltenen Stücken findet man hier ſehr gelehrte Unterſuchungen; wie man dieſelbe von dem Herrn Hofrath längſt gewohnt iſt, und noch ferner zu leſen wünſchet.

* *

X.

Schwäbiſche Gedichte. Erſtes Stück.

Ulm und Leipzig, bey Bartholomäi und Sohn, 1751, in 8.

Seit dem ſich die tiefſten und höchſten deutſchen Landſchaften, einen eigenen Parnaß auf ihren Leib zu bauen das Herz gehabt; indem ſie theils Poeſien der Niederſachſen, theils ſchweizeriſche Gedichte ans Licht geſtellet: ſo ſind ihnen auch andre Provinzen allmählich nachgefolget. Man hat vor einigen Jahren fränkiſche Gedichte geſehen, die aber keinen großen Beyfall gefunden. Voriges Jahr aber hat uns nicht nur einen Schubſack voll nagelneuer bayeriſcher Gedichte, ſondern auch gegenwärtige ſchwäbiſche Gedichte geliefert: und wo wir anders recht gehöret, oder behalten haben, ſo ſind auch ſchon weſtphäliſche Poeſien zum Vorſcheine gekommen. Was aus dieſen Spaltungen der Dichtkunſt und Sprache der Deutſchen endlich werden wird, iſt leicht abzuſehen. Denn wenn es ſo fortgeht, und wir in kurzem auch noch oberpfälziſche, böhmiſche, mähriſche, ſalzburgiſche,

ſteuermärkiſche, tyroliſche, St. galliſche, zugiſche, unterwaldiſche, glariſche, ſchafhauſiſche, elſaßiſche, wetterauiſche, mäyntziſche, trieriſche, kölniſche, pfälziſche, oſtfrieſiſche, oldenburgiſche und bremiſche Gedichte bekommen ſollten: ſo werden wir endlich gar keine deutſche Gedichte mehr haben; und das lächerliche wird endlich wahr werden, was in Holbergs Bramarbas,* dem Gratulanten in den Mund geleget worden; indem er den Diener dieſes Großſprechers fraget: was er für Verſe haben wolle? Ob es deutſche, öſterreichiſche, meſopotamiſche, ſchweizeriſche, hamburgiſche, hälliſche, wittenbergiſche oder Leipziger Verſe ſeyn ſollten?

In der Vorrede ſieht der Herausgeber etwas von den Urtheilen der Leſer vorher. Er ſaget auf ſeine Landesſprache, „daß zerſchiedene Leute, auch „zerſchiedentlich davon urtheilen würden.„ Er hat recht, wenn er die Freyheit zu denken in Schwaben für eben ſo erlaubt hält, als anderwärts: wenn ſie nur in die Schranken des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit eingeſchränket bliebe; und ſich weder in eine tolle Frechheit, noch in Freygeiſterey verwandele. Dem Leſer aber ſtünde eben dergleichen auch zu. Wir erklären uns auch öffentlich zu der Zahl derjenigen, die von ihren Gedichten gut urtheilen, und ſie zu einer fernern Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften aufmuntern wollen. Wir rathen ihnen nur an, ſich künftig herzhaft für deutſche Dichter auszugeben, indem ja noch kein Reichsſchluß, Schwa-

* S. der deutſchen Schaub. III. B. auf der 181 S. der 2 Ausgabe.

durch die Rechnung nothwendig sehr langsam und beschwerlich fallen müste.

60. Der rechte Probier-Stein des Uberflusses oder Mangel einer Sprache findet sich beym Uberseʒen guter Bücher aus anderen Sprachen. Dann da zeiget sich, was fehlet, oder was vorhanden: daher haben die Herren Fruchtbringenden und ihre Nachfolgere wohlgethan, daß sie einige Uberseʒungen vorgenommen, wiewohl nicht allemahl das Beste ausgewehlet worden.

61. Nun glaube ich zwar nicht, daß eine Sprache in der Welt sey, die andrer Sprachen Worte iedesmal mit gleichem Nachdruck, und auch mit einem Worte geben könne. Cicero hat denen Griechen vorgeworfen, sie hätten kein Wort, das dem Lateinischen ineptus antworte: Er selbst aber bekennet zum öftern der Lateiner Armuth; Und ich habe den Franzosen zu Zeiten gezeiget, daß wir auch keinen Mangel an solchen Wörtern haben, die ohne Umschweif von ihnen nicht überseʒt werden können. Und können sie nicht einmal heute zu Tag mit einem Worte sagen, was wir Reiten, oder die Lateiner Equitare nennen. Und fehlet es weit, daß ihre Uberseʒungen des Tacitus, oder anderer vortreflicher lateinischer Schriften, die bündige Krafft des Vorbildes erreichen solten.

62. Inzwischen ist gleichwohl dieienige Sprache die reichste und bequemste, welche am besten mit wörtlicher Uberseʒung zurechte kommen kan, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag, und weil wie ob erwehnet, bey der Deutschen Sprache kein geringer Abgang hierinn zu spüren, zumahl in gewissen Materien, absonderlich da der Wille und willkührliches

Schwaben aus der Zahl deutscher Landschaften ausgeschlossen hat; es auch unmöglich eine Schande seyn kann, ein Mitbürger des H. R. R. NB. deutscher Nation zu seyn.

Wir sehen aus der Vorrede ferner, daß die Herren Tübinger einen Krieg mit jemanden haben, der Lieder, Oden und Erzählungen herausgegeben, und sich in der Vorrede für einen aus allen Facultäten zusammengesetzten Dichter soll ausgegeben haben. Sie sind bescheidener, und geben ihre Gedichte nur für jugendliche Arbeiten aus. Dieselben sind theils gereimt, theils reimlos; sie wollen doch aber die Reime nicht eher verbannen, bis sie bessere Beweise dagegen gesehen, als die bisherigen, die sie für schlecht zusammenhangend, und für unüberzeugend erklären. Hierinn haben sie nun eben so recht; als wunderlich der Ausspruch dessen ist, der es den Herren Schwaben angedichtet, als ob sie die Reime für ein wesentliches Stück eines Gedichtes hielten. Das wunderlichste ist, daß selbst gebohrne Landsleute derselben so geurtheilet. Dieses zielet auf den Verf. der oberwähnten Lieder, der so singet:

Ein Dichter seyn, und göttlich singen,
Wenn nur die Reime lauter klingen,
Ist keine Kunst.
Allein daß Lieder bey den Schwaben
Beyfall und keine Reime haben,
Das ist umsonst.

Hierauf setzet der Herr Verf. der Vorrede folgenden Trumpf:

Ein Dichter seyn, und göttlich singen,
Wenn nur die Lieder reimlos klingen;
Ist keine Kunst!

Doch daß den Beyfall derer Schwaben,
Reimlose Lieder niemals haben,
Sagt man umsonst.

Man sieht wohl, aus dem männlichen Reime, und etlichen harten Stellen, daß eine gewisse Aussprache dazu gehöret, wenn man diese Verse schön finden soll. Indessen vertheidiget der Herr Verf. seiner Landsleute Fähigkeit zum Dichten sehr gut: und da er diesen Widerspruch bey uns nicht finden wird, so räumen wir ihm alles ein, was er in dieser Absicht geschrieben; wundern uns aber, daß er sich nicht auf einen **Drollinger** und **Spreng** berufen hat, die, unsers Wissens, mehr für Schwaben, als Schweizer zu halten sind: des Herrn **Pregitzers** und eines vormaligen Hofpoeten zu geschweigen, der sich seines Namens wegen, wohl gar für den König aller Poeten gehalten hat.

Wir übergehen das übrige polemische Stück der Vorrede, und überlassen den Feind der Neckarmusen ihrem Zorne, den er sich muthwillig zugezogen zu haben scheint. Die Vertheidiger der Reime gegen einige Neulinge, die doch selbst nichts taugliches machen, hat uns sehr wohl gefallen; und wir wünschen nächstens, auch ihre übrigen Gedanken von dieser Materie zu lesen. „Gute Gedanken, „heißt es, werden durch die Reime bey niemand„den, als bey hagern Dichtern verhindert, welche „in der Sprache und an Einfällen arm sind, und „sich nicht zu helfen wissen. Aber andern Dichtern, „welche die Sprache in ihrer Gewalt haben, und „eine lebendige Quelle guter Gedanken in sich selbst

„besi-

„beſitzen, geben ſie noch dazu einen reichen Anlaß „zu manchem ſinnreichen und unerwarteten Ein„falle. Endlich würde auch, durch Verbannung „der Reime, das poetiſche Ungeziefer ſogar nicht „ſtumm gemachet werden, daß ihm vielmehr hie„durch ein neues Leben eingeflößet, und ſeine Brut „viel zahlreicher werden würde. Mancher ſchlechte „Sänger verſtummet noch, wenn er die Laſt der „Reime empfindet: er würde aber bald wieder aufs „neue zu quaken anfangen, wenn er nur ein bloßes „(und Gott weis was für ein elendes!) Sylben„maaß, und dazu mit großer Freyheit, nachmachen, „und ohne Reime ſchreyen dörfte.„ . . Einer „Vorrede die Aufſchrift, von dem Werthe der Rei„me, geben, und den Unwerth der Reime nur aus „willkührlichen Meynungen darthun wollen, ma„chet die Sache noch nicht aus. Man machet ſich „dadurch einem parteyiſchen Richter ähnlich, „welcher verurtheilet und losſpricht, nachdem er „günſtig, oder ungünſtig iſt, nicht aber nachdem „er die Sache findet.„

Doch wir müſſen auch einige Proben von unſern tübingiſchen Muſen hören. Gleich das erſte auf die beſte Welt iſt ſchön:

Freund, was ich nie geglaubt, das ſeh ich endlich ein:
In Wahrheit! dieſe Welt kann nicht die beſte ſeyn.
Der Weiſe hat das Glück, nach ſelbſt erdachten Gründen,
Im Fehlerhaften ſelbſt, der Güte Spur zu finden.
Ich aber finde nichts, und der Erfahrung treu,
Glaub ich, daß dieſe Welt der Bosheit Wohnplatz ſey.
Der Stoff, daraus uns Gott und die Natur gebildet,
War anfangs fein genug, jetzt iſt er ganz verwildet.

So biegſam als das Wachs in eines Künſtlers Hand,
War ſchon der Ahnen Bruſt dem Argen zugewandt;
Die Aeltern folgten nach, und ſahen mit Vergnügen,
Den väterlichen Trieb in ſchlimmern Söhnen liegen;
Und wie die künftge Zucht, durch anererbtes Gift,
An ſchwarzer Bosheit ſtets den Vater übertrifft.
Ja Freund, erſcheint nicht bald der letzte Tag auf Erden,
So dörfte ſie vielleicht noch gar zur Hölle werden.
Verſuch es! mache dich von Vorurtheilen los ꝛc.

So klingt unſers jungen **Juvenals** poetiſcher und moraliſcher Zorn! Feuer, Einſicht und Wohlklang verbinden ſich; und zeigen, daß er nicht nur Witz, ſondern auch Urtheilskraft: und nicht nur dieſe beyde, ſondern auch Geſchmack und ein paar Ohren am Kopfe habe, die vom Wohlklange eines Gedichtes zu urtheilen wiſſen. Ganz anders, als uns die Zeit her, ſoviel ungeſalzene Dichter mit ihren ſo ungereimten als reimloſen Gedichten plagen:

Ut gratas inter Menſas Symphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, et Sardo cum Melle papaver
Offendunt: poterat duci quia cœna ſine iſtis. *Hor.*

Eben ſo glücklich ſingen ſie in Liedern und Oden. Wir finden ſowohl jambiſche, als trochäiſche von einem trefflichen Wohlklange, und daraus wir leicht die Muſter errathen, die ſie ſich nachzuahmen vorgeſetzet; und welche ſie vielleicht nicht läugnen würden, wenn wir ſie ihnen nennen ſollten. Z. E. a. d. 31. S.

Flamme von dem höchſten Licht!
Höre niemals auf zu brennen;
Sollteſt du verlöſchen können,
Lieber, lieber lebt ich nicht!

Könnte

Könnte dich mein Herz verlieren,
Und der Menſchheit ſich entziehn;
Lieber wollt ich zu den Thieren,
In die fernſte Wüſte fliehn:
Um kein Scheuſal dieſer Erden,
Und des Himmels Fluch zu werden.

Noch ein ungereimtes ſoll den Beſchluß machen:

An den Freydenker.

Burgundervoll und raſend,
Sich nächtlich bey den Gräbern,
So vieler hundert Todten,
Ungöttlich zu bezeugen;
Heißt dieß die Denkensfreyheit?
In ſolchen Raſereyen,
Berauſcht, vom Allerhöchſten,
Ein unvernünftig Zeichen,
Zum Sieg der Tollheit, fodern;
Heißt dieß die Denkensfreyheit?
Die Todten toll beſchweren,
Sie ſollen auferſtehen,
Damit ihr Auferſtehen
Ungötter glauben müſſen;
Heißt dieß die Denkensfreyheit?
Der Frechheit höchſte Stuffe,
Den Schaum der Gotteslügner,
Mit Fudern auszuſpeyen;
Freydenker, nennſt du Freyheit?

Wer ſieht aber nicht, daß die obigen gereimten den Preis davon tragen?

XI.

Zares. Tragedie de Mr. Paliſſot.

Repréſentée le 5. Juin à Paris, 1751.

D. i.

Zares. Ein Trauerſpiel vom Herrn Paliſſot. Zu Paris den 5 Junius 1751 vorgeſtellet.

Die Einrichtung dieſes Stückes iſt folgende: **Calciope**, eine Prinzeſſinn aus dem königlichen Geblüte von **Sparta**, war von den Seeräubern entführet, und in **Sardanapals** Serail gebracht worden, von welchem wollüſtigen Prinzen ſie einen Sohn gebohren hatte. Dieſer Sohn ward **Zares** genannt, und ſein Vater befahl ſogleich nach ſeiner Geburt, ihn umzubringen.

Paramis, welchem dieſer barbariſche Befehl aufgetragen war, richtete ihn nicht aus, und errettete den **Zares** mit Vorwiſſen der **Calciope**. Er war ihm an Vaters ſtatt, und **Zares** that ſich unter ſeiner Anführung in Schlachten ſehr hervor.

Sardanapal hatte, mit Hindanſetzung der **Calciope** geſchwornen Treue, kürzlich die **Artazire**, eine Tochter des **Arbazes**, Statthalters von **Medien**, entführen laſſen, in die er äußerſt verliebet war; und hatte eine Verweiſung ins Elend für die Mutter des **Zares** ausfertigen laſſen, deren beſtändige Vorwürfe und Klagen ihm beſchwerlich fielen.

Arba-

Arbazes hatte ehemals dem Zares, ſeine Tochter Artazire zur Gemahlinn verſprochen. Um ſich nun an dem Tyrannen, der ſie ihm entführet, zu rächen, ſo zieht er eine Kriegsmacht in der Gegend von Ninive zuſammen; als ein tugendhafter Unterthan aber, will er erſt den Weg der Güte verſuchen, um ſeine Tochter aus Sardanapals Händen zu ziehen.

Zares, der von ſeiner Geburt nichts weis, erfährt von der Calciope, daß er ihr Sohn ſey; das aber verſchweigt ſie ihm, daß der Tyrann ſein Vater ſey, um ihn deſſen Wuth nicht auszuſetzen.

Artazire erfährt von ihrem Liebhaber, was er ſelbſt von ſeiner Mutter gehöret hat, und ſaget ihm ihres theils wieder, daß Arbazes bey Hofe angekommen ſey; daß ſie aber fürchte, er werde in Sardanapals Wünſche willigen, aus Furcht, dieſer Barbar möchte eine abſchlägige Antwort, durch eine grauſame That zu rächen ſuchen.

Arbazes kömmt dazu, und wundert ſich, daß er den Zares mit ſeiner Tochter wieder vereiniget ſieht. Die Tugend dieſer letztern rühret ihn, und er meldet ihr, daß er komme ſie frey zu machen. Zares erbiethet ſich unter ihm zu fechten, und ſeine Liebe zu rächen. Arbazes iſt froh einen ſolchen Helden zum Gehülfen zu kriegen.

Damit nun Paramis dem Zares zum Throne verhelfe, ſo unterhält er den Arbazes, deſſen Freund er iſt, in ſeiner Geſinnung. Er führet

ihm

ihm Verſchworene zu, auf deren Treue und Tapferkeit er ſich verlaſſen kann. Er verſichert ihn, daß er und Zares ſo lange im Palaſte fechten wollen, bis Arbazes ſein Heer vor die Thore von Ninive geführet hätte; und Zares muß ihm geloben, nichts ohne ſeinen Befehl vorzunehmen.

Sardanapal wendet indeſſen gegen die Artazire, theils Zärtlichkeit, theils Drohungen an; die ihn aber nur troßet. Sie entdecket alles dem Zares ihrem Geliebten; und erhält von ihm die Verſicherung, daß Arbazes ſie bald erloſen werde.

Calciope kömmt vom Zares Abſchied zu nehmen, welcher ſich von neuem bemühet, ſeinen Vater von ihr zu erfahren. Sie verbirgt es ihm lange mit Schmerzen; endlich aber entfährt ihr das Geheimniß.

Zares iſt in dem äußerſten Schmerze. Er ſieht ſeine Geliebte kommen, und will vor ihr fliehen: ſie hält ihn zurück und erfährt, daß der Tyrann, den ſie verabſcheuet, ſein Vater ſey. Er ſaget ihr, daß er geſonnen ſey, dem Sardanapal alles zu entdecken. Artazire will ihn daran verhindern; der Tyrann aber weis ſchon alles.

Artazire ſuchet den Sardanapal zu erweichen, daß er ſie ihrem Vater wiedergebe. Sardanapal bleibt unerbittlich, und thut der Artazire keinen andern Vorſchlag, als daß ſie ihm augenblicklich zum Altare folge: Bloß mit dieſer Bedingung will er vergeben. Artazire erwiedert ganz erbittert:

ſie

ſie ſey in ſeiner Gewalt, und erwarte nichts, als den Tod. Hierauf läßt er ſie gefangen nehmen.

Zares kömmt herein und wirft ſich ſeinem Vater zu Füßen, den er um Gnade für die Verſchworenen anflehet. Der Tyrann erſieht aus den Reden des Zares, daß er ihn für ſeinen Vater erkennet. Er ſtellet ſich, als werde er gerühret, und ſo wird Zares hintergangen.

Calciope eröffnet den fünften Aufzug. Sie iſt voller Unruhe über die ſcheinbare Zärtlichkeit des Tyrannen. Sie fürchtet alles von den Verſchworenen. Zares iſt gegangen, ſeinen Vater zu ſchützen; und Paramis ſäumet, ihr die Nachricht von der Schlacht zu bringen. Endlich kömmt dieſer und meldet, daß Arbazes geſieget, und Sardanapal, der von allen Seiten in die Enge getrieben worden, ſich in ſein Schloß gezogen, allwo er ſich mit Artaziren verbrannt habe. Zares wird für den Thronerben erkannt; da aber ſeine Braut todt iſt, will er ſie anfangs nicht überleben. Er iſt im Begriffe ſich umzubringen, wird aber überraſchet, davon abgehalten, und entſchließt ſich endlich, zu leben und zu regieren.

XII.

Abbildung und Beschreibung des innern Anblickes der Card. Quiriniſchen öffentlichen Bibliothek zu Brescia. S. das Titelkupfer dieſes Monaths.

Außer den auserleſenen Büchern, womit dieſelbe reichlich verſehen iſt, ſieht man ſie mit verſchiedenen Bruſtbildern gezieret. Nämlich auf der Mittagsſeite erſcheinen vier alte Biſchöfe der Kirche zu Breſcia, Philaſtrius, Gaudentius, Rampert und Adelmann. In den Händen halten ſie die von ihnen geſchriebenen Bücher: der erſte, das von den Ketzereyen; der zweyte, Predigten; der dritte von der Verſetzung des Philaſtrius, und der letzte vom Abendmahle wider den Berengar. Zwiſchen ihnen in der Mitte ſieht man den h. Fauſtin, und den h. Jovita, mit goldnen Schildern gewaffnet: wegen einer wunderbaren Erſcheinung, zur Vertheidigung von Breſcia, mit etlichen lateiniſchen Zeilen zu Ueberſchriften.

Auf der Morgenſeite ſieht man 1) den Franz Barbarus mit ſeinen Briefen in der Hand, die der Herr Cardinal herausgegeben. 2) Den Niklas Albergatus, in deſſen Hand das I. Zehend der Briefe des Herrn Cardinals. 3) Den Dominicus de Dominicis. 4) Den Petrus de Monte. 5) Eugenius den IV. und 6) Niklas den V, welche alle die übrigen

Zehnten

ches Thun der Menſchen einläufft, ſo hätte man Fleiß daran zu ſtrecken, daß man dießfalls andern zu weichen nicht mehr nöthig haben möge.

63. Solches könte geſchehen durch Aufſuchung guter Wörter, die ſchon vorhanden, aber ietzo faſt verlaſſen, mithin zu rechter Zeit nicht beyfallen, wie auch ferner durch Wiederbringung alter verlegener Worte, ſo von beſonderer Güte; auch durch Einbürgerung (oder Naturaliſirung) fremder Benennungen, wo ſie ſolches ſonderlich verdienen, und leßtens (wo kein ander Mittel) durch wohlbedächtliche Erfindung oder Zuſammenſezung neuer Worte, ſo vermittelſt des Urtheils und Anſehens wackerer Leute in Schwang gebracht werden müſten.

64. Es ſind nemlich viel gute Worte in den Deutſchen Schriften, ſo wohl der Fruchtbringenden, als anderer, die mit Nutzen zu gebrauchen, aber darauf man im Nothfall ſich nicht beſinnet. Ich erinnere mich ehmahlen bey einigen gemerket zu haben, daß ſie das Franzoſiſche Tendre, wann es vom Gemüth verſtanden wird, durch innig oder hertzinnig bey gewiſſen Gelegenheiten nicht übel gegeben. Die alten Deutſchen haben Innigkeit vor Andacht gebrauchet. Nun will ich zwar nicht ſagen, daß dieſes deutſche Wort bey allen Gelegenheiten für das Franzöſiſche treten könne; nichts deſto minder iſt es doch werth, angemerkt zu werden, damit es ſich bey guter Gelegenheit angäbe.

65. Solches zu erreichen wäre gewiſſen gelehrten Leuten aufzutragen, daß ſie eine Beſichtigung, Munſterung und Ausſchuß anſtellen, und deßfalls in guten deutſchen Schrifften, ſich erſehen möchten, als ſonder-

Zehnten ſeiner Briefe in Händen haben. 7) Das Bild des Alterthumes, mit dem Diptycho des Herrn Cardinals. 8) Das Bild von Breſcia, mit dem Werke de Brixenſ. Literatura. Ueber der Thüre gegen Mittag, den Dio Caſſius mit den Anmerkungen über den vaticaniſchen Codex.

Auf der Nordſeite hängen vier Cardinäle, Reginald Polus, Caſpar Contarenus, Petrus Bembus, und Jakob Sadoletus; deren jeder einen Band von des Card. Polus Briefen in der Hand hält. Zwiſchen ihnen ſieht man den Pabſt Paul den III. mit einem Buche Imago optimi, Sapientiſſimique Pontificis, mit einer lateiniſchen Unterſchrift, auf alle fünf, aus dem Lazarus Bonamicus, an den Cardinal Sadolet.

Auf der Weſtſeite iſt 1) Moſes zu ſehen, mit einem Buche de Moſaicæ hiſtoriæ præſtantia. 2) Origenes, in der Hand Hexapla ex Cod. Chigiano. 3) Ephrem der Syrer, in der Hand ſeine Werke, ſyriſch, griechiſch und lateiniſch. 4) Theodorus Studita, in der Hand die alten griechiſchen Officia. 5) Der heil. Benedictus, mit dem Leben deſſelben in der Hand. 6) Pabſt Paul II. und deſſen Geſta vindicata in der Hand. 7) Euklides, mit der Demonſtration ſeiner 21. Prop. des VII. B. Endlich 8) das Bild der Inſel Corfu, mit dem Buche Primordia Corcyræ. Ueber der Thüre hängt Plato, und in ſeiner Hand die Schrift, de binis Epiſtol. Vaticanis.

XIII.

Fabel.

Ein kleines Senfkorn fiel einmal
Von ungefähr, und sonder Wahl,
Zu einer bunten Tulpenzwiebel.
Es kam der Stolzen gar zu nah;
Drum als sie es kaum keimen sah,
Empfand sie es erschrecklich übel.

Wie? unterstehst du, Frecher, dich,
So unverschämt und freventlich,
Mir, sprach sie, auf den Hals zu treten!
Was kann, versetzt dieß, ich dafür?
Ich fiel ganz ungefähr zu dir,
Und denke dich nicht auszujäthen.

Erlaube, fuhr das Senfkorn fort,
Mir nur den Platz an diesem Ort;
Ich will mich schon erkenntlich zeigen.
In wenig Wochen schütz ich noch
Dich, oder deine Kinder doch,
Mit meinen ausgestreckten Zweigen.

So pflegt sich Stolz und Adel gern,
Bey manchem großgebohrnen Herrn,
Dem dürftigen Verdienst sehr trotzig zu bezeugen:
Dieß duldet öfters Spott und Hohn,
Und sieht doch oft von weitem schon,
Daß jener einst vor ihm sein stolzes Knie wird beugen.

Genus.	Figura	Potest.
Vocal.		A.E.I. O.V.
Guttur.		K C CH. Q.G.H.
Lingval.		L
Lingval.		D. T.
Lingval.		R.

Genus.	Figura.	Potest.
Dental.		S.
Labial.		B. P.
Labial.		M.
Labial.		F. PH.V. W.
Nasal.		N.

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit

Wonnemond, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. V. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* . . . . SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Naturæ et Scripturæ Concordia.

Commentatio de Litteris et Numeris primævis aliisque rebus memorabilibus cum ortu Litterarum conjunctis illuſtrata, et Tabulis æneis depicta. Lipſiæ et Hafniæ, apud Vid. Gabr. Chriſt. Rothe, 1752. in 4.

D. i.

Uebereinſtimmung der Natur und Schrift. u. ſ. w.

Es iſt etwas ſeltenes, daß ein Buch ohne alle Zuſchrift und Vorrede ans Licht tritt, und ſogar den Namen ſeines Verfaſſers nicht nennet. Gegenwärtiges Werk nun iſt von dieſer Art. Es zeiget aber eben dadurch einen Urheber an, der kein Fremdling in der gelehrten Welt iſt, der ſeiner Sache, aus einem öftern Beyfalle der Kenner, ſchon gewiß ſeyn kann; und es übrigens nicht nöthig hat, die Leſer, wenn ſie anders vernünftig ſind, viel um ein geneigtes Urtheil zu bitten.

Der Inhalt des Buches iſt auch allerdings ſo merkwürdig, daß er die Aufmerkſamkeit der Ge-

lehrten, auch ohne alle Anpreisung erwecken kann. Die verschiedenen Alphabethe, womit so viele Völker in der Welt ihre Sprachen schreiben, sind eine Sache, die längst zu vielem Nachsinnen Anlaß gegeben. So sehr sie von einander abgehen, oder mit einander übereinstimmen: so gewiß muß eine Art davon die älteste gewesen seyn. Und da ist es der Neugierde eines muntern Kopfes allerdings nicht zu verargen, wenn er zu wissen verlanget: 1) welches denn nun das allererste, oder älteste Alphabeth gewesen? 2) Wie der erste Erfinder auf diese Sache gerathen, und woher er die ersten Züge seiner Buchstaben genommen habe?

Diese beyde Fragen nun sind zwar sonst schon von verschiedenen Gelehrten aufgeworfen und beantwortet worden. **Helmontius** hat sein sogenanntes Alphabethum Naturæ in der hebräischen Schrift zu finden geglaubet; worinn ihm **Caspar Neumann**, und **Val. Ernst Löscher** beygepflichtet haben. Allein diese gelehrten Männer haben nicht in Betrachtung gezogen, daß die heutige sogenannte hebräische Schrift im geringsten nicht diejenige ist, womit **Moses** und die Propheten des alten Testaments ihre Sachen geschrieben. Tiefeinsehende Männer nämlich haben längst gewiesen, daß das samaritanische Alphabeth dasjenige gewesen, dessen sich die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft bedienet; welches sie in derselben, mit der chaldäischen Schrift vertauschet, die sie denn nachmals aus Haß gegen die Samariter, bis auf diese Stunde beybehalten haben.

Wenn

Wenn man also behauptet, die heutige hebräische Schrift sey das wahre Alphabeth der Natur: so räumet man die Ehre der Erfindung den Chaldäern ein; und wird behaupten müssen, daß diese dieselbe schon vor Mosis Zeiten gehabt haben: welches aber, so viel uns wissend ist, Helmonts Absicht nicht gewesen. Noch andre gelehrte Männer, als **Olaus Wormius**, und **Rudbeck**, jener ein Dän, dieser ein Schwed, haben die Welt bereden wollen, daß die runische Schrift das allerälteste und wahre Alphabeth der Natur in sich enthielte, aus welchem das griechische, lateinische u. s. w. zuerst entstanden wären. Wir haben des erstern seine Litteraturam Danicam in Händen, und könnten seine Meynung und Gründe ausführlicher beybringen, wenn wir uns den Platz zum gegenwärtigen Werke rauben wollten.

Da es indessen in der gelehrten Welt billig und gut ist, alle verschiedene Meynungen zu hören, zu überlegen und zu prüfen: so wollen wir auch dem Herrn Verfasser vom vorhabenden Buche dieses Recht wiederfahren lassen. Wir thun dieses um desto lieber, da seine Meynung, zum wenigsten eben so wahrscheinlich ist, als seiner Vorgänger ihre, ja vielleicht noch einige Vorzüge vor derselben hat. Indessen hat er beyder obigen Meynungen in seinem Werke gar nicht erwähnet: welches uns destomehr Wunder nimmt, da er verschiedene Vortheile für die Seinige daraus hätte ziehen können.

Der I. Abschnitt handelt von den ältesten Arten zu schreiben, ehe noch die Buchstaben erfunden

worden; und zwar im I. Hauptst. von der ersten cyriologischen, oder Bilderschrift. Durch diese versteht man die Abbildungen nicht der Wörter, womit man redet; sondern der Dinge selbst, davon man redet. Denn wie das Schreiben keine angebohrne Gabe der Natur ist; so hat es erst allmählich müssen erfunden werden: und hiebey geht das einfacheste und leichteste allemal vor dem schwerern und künstlichern her. Nun war es aber unstreitig viel leichter, z. E. die Sonne durch einen runden Zug ☉. den Mond aber durch einen halben ☾, einen Bock oder Stier durch eines verschiedentlich gehörnten Kopfs Figur ♈ oder ♉, und das Wasser durch Abbildung der Wellen ≈ zu verstehen zu geben; als solche Wörter mit Buchstaben zu schreiben. Dieses thaten nun die ältesten Schreiber, und daher haben wir diese Zeichen noch itzo im Thierkreise, als Ueberbleibsel der allerältesten Bilderschrift.

Von dieser unterscheidet der Herr Verfasser im II. Hauptstück die symbolische und hieroglyphische Schrift. Hätten sich alle Gedanken der Menschen mit Figuren ähnlich abbilden lassen: so würde die erste Schrift allein zureichend gewesen seyn; und man würde sie in allen Sprachen verstanden haben. Allein alle Sachen sind nicht sichtbar, und können also auch nicht mit Linien abgebildet werden. Man mußte also, um jenen mangelhaften Bildern zu Hülfe zu kommen, auf allegorische Zeichen bedacht seyn; die zwar nicht sogleich ins Auge fielen, doch durch einiges Nachsinnen erreichet werden könnten.

Z. E.

lich in des Opitzens Werken, welche nicht nur in Versen herauskommen, sondern auch in freyer Rede, dergleichen seine Hercynia, seine Uebersetzung der Argenis und Arcadia. Es wäre auch hauptsächlich zu gebrauchen, eines durchlauchtigsten Autoren Aramena und Octavia, die Uebersetzungen des Herrn von Stubenberg und mehr dergleichen, wie dann auch Zesens Ibrahim Bassa, Sophonisbe, und andere seine Schriften mit Nutzen dazu gezogen werden könten, ob schon dieser sinnreiche Mann etwas zu weit gangen. Man kan auch in weit schlechtern Büchern viel dienliches finden; also zwar von den Besten anfangen, hernach aber auch andere von geringerm Schlag zu Hülfe nehmen könte.

66. Ferner wäre auf die Wiederbringung vergeßner und verlegener, aber an sich selbst guter Worte und Redensarten zu gedenken, zu welchem Ende die Schriften des vorigen Seculi, die Werke Lutheri und anderer Theologen, die alten Reichshandlungen, die Landes-Ordnungen und Willkühre der Städte, die alten Notariat-Bücher, und allerhand geistliche und weltliche Schriften, so gar des Reinecke Voß, des Froschmäuselers, des Deutschen Rabelais, des übersetzten Amadis, des Oesterreichischen Theuerdanks, des Bayerschen Aventins, des Schweitzerischen Stumpfs und Paracelsi, des Nürnbergischen Hans Sachsen und ander Landesleute nützlich zu gebrauchen.

67. Und erinnere ich mich bey Gelegenheit der Schweitzer, ehmals eine gute alte deutsche Redensart dieses Volks, bemerket zu haben, die unsern besten Sprachs-Verbesserern nicht leicht beyfallen solte. Ich

frage

Z. E. da der Zirkel anfänglich bloß die Sonne bedeutet hatte, so mußte er nunmehr auch den Himmel, das Jahr, die Ewigkeit, ja Gott selbst anzeigen. Diese Schrift könnte also eine Bilderphilosophie heißen: und die Aegypter sind nicht nur große Liebhaber, sondern gar die Erfinder derselben gewesen.

Ammian Marcellin meldet (L. XVII. c. 4.) dieselben hätten, die Natur zu bezeichnen, einen Habicht gemalet, weil unter diesen Vögeln keine Männlein wären; und also die Fruchtbarkeit der Natur, die alles erzeuget, durch sie ausgedrücket werden könnte. Eine Biene hätte einen König bedeutet, weil dieser sowohl eine süße Nahrung, als einen Stachel in seiner Gewalt hätte. Clemens von Alex. meldet, ein Rind bedeute das Feld und den Ackerbau. Zu Diospolis ist in einer hieroglyphischen Figur ein Knabe, ein Greis, ein Habicht, ein Fisch und ein Crocodill zu sehen gewesen. Weil nun ein Knabe die Geburt, ein Greis die Sterblichkeit, ein Habicht Gott, ein Fisch den Haß, und ein Crocodill die Unverschämtheit bedeutet: so scheint obiges zusammengesetzte Bild zu bedeuten: **Ihr, die ihr gebohren seyd, und sterben werdet, Gott hasset die Unverschämtheit.** Diese symbolische Schrift ist nun so alt, daß es unmöglich ist, die Zeit ihrer Erfindung fest zu setzen.

Im III. Hauptst. theilet uns der Herr Verfasser seine Muthmaßungen von dem Zeitpuncte der ältesten Stralseulen (Obeliscorum) mit. Ohne Zweifel ist Aegypten zuerst darauf gekommen: allein da

die Steinbrüche daſelbſt ziemlich ſpät, nämlich vom Kadmus beym ägyptiſchen Theben, erfunden worden; ſo will man wiſſen, zu welcher Zeit man die erſten aufgerichtet habe. Plinius (H. N. L. 36. c. 8. 9.) erzählet es am beſten. Bey der Stadt Syene, in der Thebais, hätte man ſie der Sonne zu Ehren aufgerichtet, deren Stral ſie vorſtellen ſollten; welches ihr ägyptiſcher Namen auch hieße. Mitres, der in der Sonnenſtadt herrſchende König, hätte ſolches zu thun im Traume Befehl erhalten, und dieſes darauf ſchreiben laſſen. Denn alle Bilder, die darauf ſtünden, wären ägyptiſche Buchſtaben. Hernach hätte König Sothis noch viere, 48 Ellen hoch; Ramiſes aber, um die Zeit der Eroberung von Troja, eine 40 Schuhe hoch, und hernach noch eine 99 Fuß hoch geſetzet, u. ſ. w. Dieſes unterſucht nun der Herr Verfaſſer weiter auf eine gelehrte Art: und bringet heraus, daß dieſe Stralſeulen, deren erſte Seſoſtris der große geſetzet, wenigſtens 200 Jahre neuer geweſen, als Kadmus, der die erſten Buchſtaben nach Griechenland gebracht.

Doch wir eilen zum IV. Hauptſtücke, welches von den Zeichen des Thierkreiſes handelt. Dieſer iſt eins der älteſten Ueberbleibſel der alten ſymboliſchen oder hieroglyphiſchen Schrift. Was der Krebs bedeute, lehret Cicero in einer Zeile der arateiſchen Ueberbleibſel:

> In quo conſiſtens, convertit curriculum Sol,
> Aeſtivus.

Weil

Weil nämlich der Krebs rückwärts geht, so bedeutet er, daß die Sonne, wenn sie den höchsten Punct des Himmels erstiegen, wieder zurück gegen Süden herunter zu gehen anfängt. Was die Wage im Anfange des Herbstes bedeute, lehret **Manilius** in seiner Astronomie:

Aequato tum libra die cum tempore noctis.

Denn wie die Wage alles gleich abwäget, so ist zu der Zeit Tag und Nacht gleich. Und was der Steinbock, oder die Gemse im Anfange des Winters zu sagen habe, entdecket uns **Makrobius**. Denn wie dieß Thier im Weiden an den Bergen immer in die Höhe zu steigen gewohnt ist: also steigt auch die Sonne, die den Herbst hindurch immer tiefer gesunken, nach erreichtem kürzesten Tage, allmählich wieder täglich höher. Ein ander Bild ist der Sphynx, der aus einem Jungfernkopfe und Leuenkörper zusammengesetzet ist. Er bedeutet also, daß die Ueberschwemmung des Nilstroms in Aegypten zu der Zeit am höchsten ist, wenn die Sonne im Löwen und in der Jungfrau, das ist, in den beyden Sommerzeichen ist, wie **Plinius** solches L. V. c. 9. angemerket. Die übrigen Zeichen des Thierkreises hat der Abt **Plüsche** in seiner Historie des Himmels erkläret: doch so, daß er deutlich zeiget, der Thierkreis sey nicht unter der ägyptischen, sondern in einer nordlichern Himmelsgegend, irgend in Chaldäa, zuerst mit Bildern besetzet worden.

Hier zeiget der Herr Verfasser beyläufig, die eitle Prallerey der Griechen, die sich dafür ausgegeben,

als hätten sie den Thierkreis, nebst der ganzen Himmelskunde zuerst erfunden: worinn sich auch **Petavius** geirret, wenn er glaubet, daß solche Bilder neuer wären, als die olympischen Spiele, und daß die alten Chaldäer und Aegypter ganz andre Zeichen im Thierkreise gehabt. Denn **Achilles Tatius**, auf den er sich beruset, saget keines von beyden, wie der Herr Verfasser deutlich zeiget. Es ist auch falsch, daß **Anaximander**, des **Thales** Schüler, zuerst die Schiefigkeit des Thierkreises entdecket: denn wie hätte **Thales** die Sonnenfinsterniß vorhersagen können, wenn er dieselbe nicht schon gekannt hätte: wie Herr **Brucker** in seiner Histor. Crit. Philos. T. I. p. 480. schon bemerket hat.

Doch wir können uns dabey nicht länger aufhalten, und eilen zum V. Hauptstücke von der dritten Art der Schrift, durch willkührlich angenommene Züge und Figuren. Denn so bequem auch diese symbolische Art zu schreiben vor der ältesten Bilderschrift scheinen mochte; und so lange sie auch im Schwange blieb: so hatte sie doch ihre großen Beschwerlichkeiten. Denn wie zweydeutig war sie nicht? z. E. Als Darius die Scythen bekriegen wollte, und schon über die Donau gegangen war; sandte ihm **Idanthur**, ihr König, anstatt eines Briefes eine Maus, einen Frosch, einen Vogel, einen Pfeil und einen Pflug. **Darius** war zweifelhaft, wie diese Zeichen zu verstehen wären. Einer seiner Obersten vermuthete; durch Mäuse würden ihre Wohnungen, durch Frösche das Wasser, durch Vögel die Luft, durch den Pfeil alle Waffen, und

durch

durch den Pflug das Land der Scythen zu verſtehen ſeyn: und alſo bedeute ſolches, daß die Scythen ihm alles dieſes übergeben wollten. Ein anderer aber ſagte: Mit nichten! Sondern es hieße ſo viel: „Daferne die Perſer nicht entweder als „Mäuſe unter die Erde kriechen, oder als Vögel da„von fliegen, oder als Fröſche ſich im Waſſer verbergen „könnten; ſo würden ſie ihren Pfeilen nicht entge„hen, und ihres Landes Beſitzer niemals werden.„

Wer hatte nun recht? Dieſe Zweydeutigkeit alſo zu vermeiden, erfanden einige morgenländiſche Völker ſich willkührliche mühſame Züge von krummen und geraden Strichen, die einzelnen Wörter ihrer Sprachen auszudrücken. Die Zahl derſelben war ſehr groß, und ihre Schrift ward alſo überaus ſchwer: allein was war zu thun? Es war allemal beſſer, auch eine ſchwere, als gar keine deutliche Schrift zu haben. Und dieſe Art haben die Chineſer und Japoneſer noch heutiges Tages. So künſtlich aber auch ihre Figuren ausſehen, und ſo unzählich ihre Menge iſt, ſo beſtehen ſie doch alle aus folgenden wenigen Grundſtrichen:

Allein die andern aſiatiſchen Völker fanden die Erlernung einer ſo mühſamen Schrift, die aus mehr als 80000 oder gar 100000 Charaktern beſteht,

und

und die kein Mensch sein Lebenlang auslernen kann, so beschwerlich, daß sie nichts damit zu thun haben wollten, sondern auf die Erfindung einer bessern bedacht waren.

Wir schreiten also zum II. Abschnitte dieses Werkes, darinn der Herr Verfasser von der Erfindung der rechten Buchstabenschrift, oder der mit zureichendem Grunde angenommenen Zeichen, handelt. Gegen den Erfinder dieser, in den Augen eines Weltweisen höchstwunderbaren Sache, bezeiget der Herr Verfasser gleich anfangs die größte Hochachtung: und er schließt ganz richtig aus der Beschaffenheit der Sache selbst, daß selbiger die menschliche Sprache und Stimme überaus genau betrachtet haben müsse, bevor er sichs unterfangen können, alle mögliche Töne des Mundes in so wenige Zeichen einzuschließen. Denn vor der Erfindung der Buchstaben hat man sich durchgehends eingebildet, die Wörter menschlicher Lippen wären so einfach, als die musikalischen Töne; an Menge aber unendlich. Nachdem aber gedachter scharfsinnige Mann genauer auf das Geschäfft des Mundes im Reden acht gegeben: so hat sichs gefunden, daß Gaum, Zunge, Lippen, Zähne, Kehle und Nase dabey beschäfftiget wären; und nur diejenigen Töne einfach heißen könnten, die bey offenem Munde, und bey ruhigen Werkzeugen aus der Kehle führen. Alle übrige aber würden durch die übrigen Gliedmaßen des Mundes auf mancherley Art bestimmet: und da deren Zahl sehr klein wäre, so könnte auch die Zahl der Buchstaben,

oder Figuren, womit man ſie ausdrücken könnte, nicht unendlich ſeyn.*

Hierauf gründet nun unſer Herr Verfaſſer ſeine ganze Muthmäßung. Der erſte Erfinder, hat ſeiner Meynung nach bemerket, daß etliche Buchſtaben mit dieſem oder jenem Theile des Mundes gebildet würden; und daß er alſo nur, für jedes von dieſen Gliedmaßen, einen Zug erſinnen dörfte, um die einfachen Töne dadurch zu verändern. Weil nun hiezu allerdings viel Scharfſinnigkeit gehöret hat, und die Erfindung alſo was göttliches in ſich zu halten ſcheint: ſo meynt er, der franzöſiſche Dichter habe allerdings recht gehabt zu ſagen:

C'eſt de Dieu, que nous vient cet art ingenieux,
De peindre la parole & de parler aux yeux.

Ob wir nun wohl demſelben das Lob nicht misgönnen, daß dieſer Vers dem Homer ſelbſt nicht unanſtändig geweſen wäre: ſo müſſen wir doch anmerken, daß der Herr Verfaſſer ihn nicht ſo anführet, wie er wirklich im Brebeuf, der die lucaniſche Pharſale überſetzet hat, geleſen wird. Denn die lateiniſchen Zeilen heißen ſo:

Phœnices primi, famæ ſi creditur, auſi,
Manſuram ſtabili vocem ſignare figura etc.

Und das giebt der Ueberſetzer, nach einem Verſe, darinn namentlich vom Phönicier geredet wird:

C'eſt de lui, que nous vient etc.
Von ihm kömmt, wie man glaubt, die witzerfüllte Kunſt,
Womit man Wörter malt, und für die Augen ſpricht.

In

* *Cicero* Qu. Tuſc. L. I. Quis ſonos vocis, qui infiniti videbantur, paucis Litterarum notis terminavit?

In welchen Zeilen unsre Sprache, die getrennten Schönheiten des lateinischen und französischen Textes, zugleich ausdrücken kann.

Wir übergehen hier, was der Herr Verfasser vom Ursprunge des lateinischen Wortes Litera, beybringt. Wenn gleich **Lith**, oder besser **Lied** im Deutschen ein **Glied** bedeutet, (wovon allerdings auch ein Gesang von verschiedenen Strophen, bey uns den Namen **Lied** hat,) wie man bey **Augenlied** wahrnimmt: so ist es doch darum nicht wahrscheinlich, daß das lateinische Wort Littera aus dem celtischen gekommen sey. Linere, linea, litura sind ja so nah verwandte Wörter, daß **Harsdörfer** unstreitig zu weit gegangen, wenn er seine Lettern zu einem deutschen Worte machen wollen.

Im II. Hauptstücke zeiget der Herr Verfasser deutlicher, daß die ersten Figuren der Buchstaben, von den Werkzeugen der Sprache hergenommen worden. Man hat sie bisher insgemein für willkührlich gehalten; wie es denn in der That gleichgültig ist, ob ein A so, oder Λ, oder ℵ, oder α. oder noch anders geschrieben wird. Allein unser Herr Verfasser hat eine viel zu vortheilhafte Meynung von dem Erfinder der ersten Buchstaben, als daß er ihn nicht zu einem eifrigen Nachahmer der Natur machen, und das gescheideste Alphabeth von ihm vermuthen sollte, das durch menschlichen Witz nur ersonnen werden kann. Und man kann nicht läugnen, daß es nicht bey vielen einen großen Schein der Wahrheit haben würde: wann wir nur versichert wären, daß einige von seinen ersten Buchstabenzügen

benzügen in den neuern Alphabeten beybehalten worden, und bis auf unsere Zeiten gekommen wären. Der Herr Verfasser glaubt dieses zwar von den heutigen griechischen und ägyptischen, oder koptischen Buchstaben: allein, da andre solches schwerlich zugeben werden, die theils das kleine griechische Alphabeth für sehr neu, die koptische Schrift aber, als welche daraus augenscheinlich entstanden ist, für noch neuer halten: so getrauen wir uns eben keinen gewissen Ausspruch für ihn zu thun; so gern wir übrigens, wegen der Schönheit seiner Meynung, wünschen wollten, daß sie gegründet und wahr wäre.

Doch wir wollen sie kürzlich vortragen. Von den Selbstlautern glaubet der Herr Verfasser, daß der erste Erfinder ihrer Zeichen, anfänglich nur auf die Figur eines offenen Mundes, oder Halses gesehen, womit sie ausgesprochen werden. Und da dieser eine Rundung zeigete, so sey auch die erste und einzige Figur, sie alle zugleich anzuzeigen, das O gewesen. Daher saget er, sey diese Figur in allen alten Alphabethen, wo sie nur anzutreffen ist, allemal das Zeichen eines Selbstlauts; bey den Aethiopiern das A, bey den Koptern und Lateinern das O, und bey den Griechen das O und U.* Hieraus sey nun hernach bey den Kopten und Griechen das A entstanden, indem man dem O ein paar Füße angese-

* Bey den Gothen nur, deren Buchstaben Wormius zu den Runen rechnet, und wohl gar für die ältesten hält, ist das Zeichen ⊙ ein Q, und also ein Mitlauter geworden. S. den *Bonav. Vulcanius* de Litt. Geth. und den Worm de Litt. Dan. p. 49.

angeſetzet Ⱥ; oder man hätte durch das O ein Kreuz durchgezogen ⊕, daraus bey den Kopten, Griechen und Lateinern das C I und V entſtanden wären.

Wir überlaſſen unſern Leſern ihr Gutachten, in Anſehung der Wahrſcheinlichkeit dieſer Abſtammung, und eilen zu den Mitlautern. Davon nimmt der Herr Verfaſſer die **Gutturalen**, oder Kehlbuchſtaben zuerſt vor. Dieſe ſind H, Ch, K, C, Q, G, die nur ſtufenweis von einander unterſchieden ſind. Da ſie nun alle aus der hinterſten Kehle hervorgeſtoßen werden, die, wie wir oben geſehen, eine runde Oeffnung hat: ſo könnte ja keine bequemere Figur dazu erfunden worden ſeyn, als eben ein O mit einem Strichlein Ϙ. Nun hat zwar die Sigeiſche Tafel, nebſt andern alten Marmorſteinen, dieſe Figur nicht aufzuweiſen; welches der Herr Verfaſſer auf die Schwierigkeit ſchiebt, die eine runde Figur den Steinmetzen verurſachet: * ſo meynet er doch, daß man es anders woher wiſſe, daß ſie ſich, ſonderlich im Peloponneſus, ſehr lange auf öffentlichen Denkmälern erhalten habe. So zeiget er durch eine Münze der Korinthier, durch noch eine andre der Krotoniaten, imgleichen eine ſyrakuſaniſche, daß eben dieſe

* Eben dieſe Urſache aber hätte auch die alten griechiſchen und römiſchen Steinmetzen abhalten müſſen, ein C, D, S, G, und O zu graben, welches man doch nirgends bemerket, auch heutiges Tages bey deutſchen Anfangsbuchſtaben nicht gewahr wird, die faſt alle runde Züge haben, und doch auf allen Grabſteinen häufig vorkommen. Von den Runen aber, die auf hölzerne Stäbe geſchnitten worden, war es ein anders.

frage zum Exempel, wie man Fœdus defensivum & offensivum kurz und gut deutsch geben solle; zweifele nicht, daß unsere heutigen wackere Verfasser, guter deutscher Werke keinen Mangel an richtiger und netter Uebersetzung, dieser zum Völker-Recht gehörigen Worte spüren lassen würden; ich zweifle aber, ob einige der neuen Uebersetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werde, als die Schweitzerische, Schutz- und Trutz-Verbündniß.

68. Was die Einbürgerung betrift, ist solche bey guter Gelegenheit nicht auszuschlagen, und den Sprachen so nützlich als den Völkern. Rom ist durch Aufnehmung der Fremden groß und mächtig worden; Holland ist durch Zulauf der Leute, wie durch den Zufluß seiner Ströhme aufgeschwollen; die Englische Sprache hat alles angenommen, und wenn iederman das Seinige abfodern wolte, würde es den Engländern gehen, wie der Esopischen Krähe, da andere Vögel ihre Federn wieder gehohlet. Wir Deutschen haben es weniger vonnöthen als andere, müssen uns aber dieses nützlichen Rechts nicht gäntzlich begeben.

69. Es sind aber in der Einbürgerung gewisse Stuffen zu beobachten, denn gleichwie diejenigen Menschen leichter aufzunehmen, deren Glauben und Sitten den unsern näher kommen, also hätte man ehe in Zulassung derjenigen fremden Worte zu willigen, so aus den Sprachen deutschen Ursprungs, und sonderlich aus dem Holländischen übernommen werden könten, als deren so aus der Lateinischen Sprache und ihren Töchtern hergehohlet.

70. Und ob zwar das Englische und Nordische etwas mehr von uns entfernet, als das Holländische, und

dieſe Figur Ϙ ein K bedeutet habe. Von dieſer aber wären nun ſowohl die alten hetruriſchen, ↀI IC, als die heutigen K, Q, C, G, ϙ entſtanden, als welche ſehr leicht zu jenem Urſprunge gebracht werden könnten. Wir wünſchten hiebey nichts mehr, als daß ſolches auch bey den hebräiſchen, ſamaritaniſchen und runiſchen Alphabethen eben ſo leicht angehen möchte.

Wir kommen auf die Zungenbuchſtaben, die dem Herrn Verfaſſer ein deutliches Bild der krummgebogenen Zunge abzugeben ſcheinen. Das ſamaritaniſche ⊾, das ſyriſche ⊾, das koptiſche ⲗ, griechiſche Λ und lateiniſche L ſcheinen nur in der verſchiedenen Lage von einander abzugehen. Wann die Zunge die obern Zähne berühret, und ein D oder T machet, dünket dem Herrn Verfaſſer dieſe Figur zu entſtehen ⊿, und daraus ſey das ägyptiſche und ſamaritaniſche Tau ⊤, das koptiſche ⲇ, griechiſche Δ und lateiniſche D entſtanden. Rühret die Zunge aber die obern Zähne mit zitternden Schlägen an, ſo entſtehe das R; und deſſen natürlichſte Figur ſey ⇀. Richte man dieſe auf, ſo hätte man das hebräiſche ר. Das ſamaritaniſche geſchloſſene ϙ, welches Scaliger angeführet. Umgekehrt würde der Griechen offenes Γ und geſchloſſenes Ρ daraus, welches auch die Kopten hätten.

Auf gleiche Weiſe geht der Herr Verfaſſer die Zahn- und Lippenbuchſtaben durch, wie auch den einzigen Naſenbuchſtab N, wie das vor dem Titel dieſes Monats befindliche Kupfer zeiget; dabey

denn viel ſchönes und wahrſcheinliches vorkömmt; welches wir aber bey ihm ſelbſt nachzuleſen anrathen müſſen.

Doch dieſes alles iſt das wenigſte, was ſein Buch gelehrtes und gründliches in ſich hält. Denn nunmehr kömmt erſt ein Hauptſtück, von dem Nutzen dieſer Erfindung; und ſodann folget in dem III. Abſchnitte die völlige Abhandlung von dem erſten Alter der Buchſtaben, wobey 1) ihr Erfinder **Thot**, oder **Taut**, 2) ihre erſten Bildungen, 3) der Gebrauch derſelben, 4) dieſes **Tauts** Philoſophia lapidaria, oder auf Seulen eingehauene Lehren, 5) die Abſchrift derſelben in Büchern, 6) die dem **Taut** zugeſchriebenen Bücher, 7) die übrigen Erfindungen deſſelben, 8) ſein Leben, 9) ſeine Vergötterung, 10) eine Ausſchweifung von den Gottmenſchen, oder Menſchgöttern bey den Alten, in ſo vielen Capiteln, mit beſonderer Gelehrſamkeit, ausgeführet worden.

In dem IV. Abſchnitte von dem II. Alter der Buchſtaben kommen 1) die Urſprünge der koptiſchen Buchſtaben vor, 2) die Fortpflanzung derſelben durch ägyptiſche Colonien, 3) die Colonien in Chaldäa, 4) wie aus dieſen alle orientaliſche Schriften entſtanden, 5) von Moſis Buchſtaben, die der Herr Verfaſſer für die heutigen hebräiſchen hält, 6) die ägyptiſche Colonie in Griechenland, 7) die in Syrien, 8) die phöniciſche in Griechenland, 9) die Unterſuchung des griechiſchen Alphabeths, 10) die griechiſche Colonie in Italien, 11) die tyriſche in Africa, und Spanien. Alles dieſes iſt mit einer

weit-

weitläuftigen Beleſenheit und vieler Beurtheilungskraft ausgeführet.

Der V. Abſchnitt handelt nunmehr auf eben die Art von den Zahlen: und ein Regiſter machet den Beſchluß, nebſt einigen nöthigen Kupferſtichen, die dem Werke ſowohl, als viele Münzen, eine beſondere Zierde geben. Wir wollen unſern Leſern nur ſchließlich noch ins Ohr ſagen, daß ſonder Zweifel der durch ſein großes Gloſſarium german. berühmte Herr **Wachter**, der nunmehr in ſein 80ſtes Jahr geht, der gelehrte Urheber dieſes ſchönen Werkes ſey.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Fortſetzung des Auszuges, von Miltons Gebrauche neuerer Dichter, in ſeinem verlohrnen Paradieſe.

Wir halten unſer Verſprechen, und da wir neulich, in Erzählung der Entdeckungen des Herrn **Wilhelm Lauders**, von **Miltons** Diebereyen, bey dem **Maſenius** ſtehen geblieben: ſo wollen wir itzo zum **Hugo Grotius** fortſchreiten, dem er ebenfalls die Ehre gethan hat, ſich ſeiner Erfindungen auf eine unverſchämte Art zu bedienen. Herr **Lauder** erzählet ſeine Entdeckung folgendergeſtalt.

Ein eigenhändiges geſchriebenes Blatt vom **Milton**; welches zu Cambridge im Dreyfaltigkeitscollegio gefunden worden, hat die ganze Sache verrathen. Es enthält ein Verzeichniß von mehr als

sechzig Titeln biblischer Tragödien; welches einige für Entwürfe solcher Trauerspiele gehalten, die Milton hätte ausarbeiten wollen; in der That aber nur die Ueberschriften schon wirklich verhandener Tragödien sind. Z. E. so sind darinn des Theod. Beza Abrahamus sacrificans, des Hor. Tursellinus Dinæ raptus et conflagratio Sodomæ, des Rochus Honerts Thamaræ raptus per Fratrem, und eben desselben Moses Nomoclastes; Carl Malaperts Sedechias, Niklas Caußins, Solymæ Halosis; des Hugo Grotius Christus patiens; Johann Franz Quintians Christus moriens et resurgens; des Daniel Heinsius Herodes Infanticida; Hieronymus Zieglers Samson Agonistes, Eliadæ, und Protoplastus, oder der Fall Adams; Nikod. Frischlins, Ruth, Comœdia Pastoralis; Georg Buchanans Baptistes, die auch Milton wirklich in englische Verse gebracht, und auf Befehl des Hauses der Gemeinen 1641 in 4. als eine Stachelschrift wider König Carl I. und seine Gemahlinn drucken lassen; welche auch 1740 mit Buchanans lat. Texte wieder aufgeleget worden. Milton selbst hat allen diesen Titeln selbst den Namen, Tragedies gegeben; wie Peck in seinem Leben a. d. 217. S. beybringt.

Die Ueberschrift des grotischen Trauerspiels heißt: Adam unparadised; or Adam in Banishment, d. i. der entparadiesete oder verbannte Adam. Ist nun dieser Titel wohl etwas anders, als Adamus exsul? Dieses Trauerspiel aber hat Grotius in seinem 15ten Jahre geschrieben: und

ob

ob es gleich viermal gedrucket worden; so ist es doch niemals mit seinen andern Werken zugleich herausgekommen; und daher so selten geworden, daß weder in England noch in Holland ein Abdruck davon zu bekommen gewesen: bis Herr **Abraham Gronov**, Bibliothekar zu Leiden, nach vielem Nachforschen, eins zu sehen bekommen, durch seinen Sohn abschreiben lassen, und dem Herrn **Lauder** nach England geschicket.

Nun gestehen sowohl Herr **Fenton**, als Herr **Phylipps**, Miltens Neffe, daß das verlohrne Paradies anfänglich ein Trauerspiel gewesen, oder eins werden sollen: darinn Satan den Vorredner gemacht haben würde: so wird ein gescheider Leser leicht sehen, wenn er zumal den Inhalt aller Auftritte durchläuft, und die Aehnlichkeit der griechischen und lateinischen Benennungen im **Milton** damit vergleicht; daß selbiger aus diesem grosen Schatze sich bereichert; ihn aber desto geheimer gehalten, damit niemand dahinter kommen möchte. Dieses grotische Trauerspiel wird vom **Vossius**, **Heinsius**, **Douza**, **Pottejus**, **Meursius** und andern, in den vorgesetzten Lobschriften, für sein Meisterstück ausgegeben: und **Milton** selber hat es dafür erkläret, indem er dessen völligen Inhalt in sein verlohrnes Paradies gebracht. Die Wahrheit dieses Vorgebens wird leicht erhellen, wenn man sich die Mühe nehmen wird, beyde mit einander zu vergleichen.

Der erste Aufzug führet den Satan allein redend ein, da er denn seinen Vorsatz, die Menschen zu verderben, entdecket, und den Anschlag dazu machet,

daß er sich in eine Schlange verwandeln will. Der zweyte liefert eine lange Unterredung zwischen dem Adam und einem Engel, von der Schöpfung der Welt; welchen **Milton** in seinem siebenten Buche des verlohrnen Paradieses durchaus abgeschrieben hat; woselbst er, als in einem Episodio, Nachricht giebt, wenn und wie die Welt geschaffen worden. Es ist aber wahr, daß er dann und wann den **Grotius** erweitert, auch hin und her einige Stücke aus dem **Ramsey**, **Du Bartas**, und D. **Rossens** Virgilius Evangelizans mit einschaltet: wie wir hernach sehen werden.

Der dritte Aufzug enthält ein Gespräch zwischen dem Satan und Adam: wo sich der Teufel bemühet, unter dem Scheine der Freundschaft, den ersten Menschen zum Ungehorsame zu reizen; aber durch dessen stärkre Gründe überwunden, weichen muß. Der junge Dichter hat dieses, ohne einigen Grund in der Schrift zu finden, ja wider dieselbe, ersonnen: worinn ihm **Milton** zwar nicht nachgeahmet hat; seine ausschweifenden Bewundrer aber Ursache hätten zu wünschen, daß er immer so behutsam gewesen wäre *. Der vierte stellet die Eva mit der Schlange in einem Wortwechsel vor, zeiget die Eva überwunden, den Adam verführet, den Satan als Sieger, und den Fall des Menschen vollkommen. Der fünfte endlich zeiget den Ausgang

von

* Man sieht hier, daß Herr **Lauder** ebenfalls der Meynung ist: Ein Dichter habe die Freyheit nicht, neue Fabeln in die biblische Geschichte zu mengen. Aber wie oft hat **Milton** nicht darwider gesündiget?

von allem, d. i. den Fluch über Adam und Eva, und ihre Vertreibung aus dem Paradiese. Dieses zeiget nun vollkommen den Entwurf des entparadieseten Adams, oder seiner Verbannung, in Miltons Handschrift.

Indessen will der Herr Verfasser die Wahrheit seines Vorgebens noch deutlicher, durch eigentliche Stücke aus dem Grotius und Milton darthun: welche zeigen werden, daß dieser jenes Trauerspiel wirklich vor Augen gehabt, als er sein verlohrnes Paradies gemachet, und es ziemlich grob gebrauchet habe.

Hier setzet nun derselbe den Titel und Inhalt des Grotischen Schauspieles, imgleichen Satans Prologus erst lateinisch, hernach auch übersetzet hin: und da Grotius u. a. schreibt: Satan προλογιζει; so bemerket er, daß Milton sich dieses Wortes, in seinem Entwurfe des Adam unparadised, ausdrücklich bedienet hat. Wir müssen hier der Kürze wegen beydes übergehen, und wollen lieber die Vergleichung der ähnlichen Stellen mittheilen. Wir werden uns aber nicht mehr der deutschen Uebersetzung des von Bergen dabey bedienen: als der oft dem Lateine der gestohlenen Stellen lange so ähnlich nicht bleibt, als Miltons Original. Die Stellen mögen folgende seyn.

Grotius. *Orcus et pedibus tremit.*
Milton. Hell trembled as he strode, V. Par. II. B. 676. V.

Grotius. — — *Nam me judice*
Regnare dignum est ambitu, etsi in Tartaro:

Alto præsse Tartaro siquidem juvat,
Talis quam in ipsis servi obire mimia.

Milton. — — and in my choice
To reign is worth ambition, tho' in hell:
Better to reign in hell, than serve in heav'n.
I. B. 261.

Durch die Kühnheit dieses Gedankens sind viele überaus gerühret worden, die sich fest eingebildet: so könne nur ein Engländer denken. Und siehe, es hat ein junger Niederdeutscher ihn zuerst gehabt: Milton aber hat ihn gestohlen; ohne sichs merken zu lassen, daß er ihm nicht gehöre. O! wieviel unverdienter Weihrauch ist auf seinen Altar gestreuet, und wieviel sclavische Lobsprüche sind hier verschwendet worden! so klaget hier der Verfasser. Miltons Vertheidiger gesteht hier, daß dieser es aus dem Grotius genommen; bemerket aber, daß Grotius es aus dem Aeschylus her habe: doch ohne allen Grund. Euripides soll auch etwas ähnliches gesaget haben; aber der Herr Verfasser hat es nirgends finden können. Genug aber, Milton hats vom Grotius. Grotius läßt den Adam zum Engel sagen:

Age! si vacabit (scire nam perfectius
Quæ facta fuerint, ante me factum, potes)
Narra petenti, quomodo, quoque ordine
Tam magna numeris Machina impleta est suis.

Milton.

Daign to descend now lower and relate
How first began this heav'n wich we behold
Distant so high, with morning fires adorn'd
Innumerable; and this, wich yields or fills
All space that ambient air wide interfus'd

Wer hier nicht eine handgreifliche Uebersetzung sehen will, der muß gewiß recht unverschämt seyn. Gleichwohl hat der englische Vertheidiger das Herz gehabt zu sagen: diese Stelle wäre aus dem virgilischen Verse, wo Dido zum Aeneas sagt:

Immo age, et a prima, dic hospes, origine nobis etc.

nachgeahmet. Kann man die Verblendung wohl höher treiben?

Grotius läßt den Adam sagen:

Innominata quæque nominibus suis,
Libet vocare propriis vocabulis.

Milton.

Things by their names I call, tho' yet unnam'd.
XII. B. 140.

Auch hier will der Verfechter lieber die Spuren von Virgils Verse

Hæc tum nomina erunt, nunc sunt sine nomine terræ,

finden. Aber wer wird so muthwillig blind seyn wollen, dieses zu glauben?

Grotius läßt den Adam so anreden:

Terrestris orbis rector! et princeps freti!
Cœli solique soboles!

Milton nimmt nur das beste draus.

Offspring of heav'n and earth! and all earth's lord!
Herr aller Welt, Sohn Himmels und der Erden.

Grotius läßt den Satan, der sich Even nähert, also von ihr beschreiben:

Quod illud animal, tramite obliquo means,
Ad me volutum flexili serpit via?
Sibila retorquet ora setosum caput
Trifidamque linguam vibrat: oculi ardent duo

Car-

Carbunculorum luce certantes rubra;
Arrecta cervix ſurgit, et maculis niſet
Pectus ſuperbis; cœrulis picti notis
Sinuantur orbes: tortiles ſpiræ micant,
Auri colore: *lubricum longos ſinus*
Tendit volumen: terga ſe in gyros plicant.

Milton brauchet dieß nach ſeiner Art ſo:

So ſpake th'ennemy of mankind, inclos'd
In ſerpent, inmate bad! and towards Eve
Addreſs'd his way: not with intendet wave
Prone on the ground, as ſince; but on his rear
Circular baſe of riſing folds, that tower'd
Fold above fold, a ſurging maze! His head
Creſted aloft, *and carbuncles his eyes.*
With burniſh'd neck of verdant gold, exact
Amidſt his circling ſpires, that on the gras
Floted redundant.

Sein Vertheidiger will hier abermal, mit gewohnter Kühnheit, verſichern, dieſe Beſchreibung der Schlange gehöre dem **Milton** zu. Allein verſtändigen Leſern brauchet man es nicht lange zu zeigen, daß ſie vom **Grotius** ſey; ob ſie gleich ein wenig verſetzet und verändert iſt. Die Carfunkeln, und dergleichen Ausdrücke mehr, kommen zween Dichtern nicht von ungefähr ein.

Grotius läßt die Eva ſo anreden:

Nata Deo! atque homine fata!
Regina Mundi, eademque interitus inſcia!
Cunctis colenda!

Milton drückt ſich im IX. B. 291, 568, und 621 B. 4 ſo aus:

Daughter of God and man! immortal Eve!
Empreſs of this fair world! reſplendent Eve!
Sov'reign of creatures! univerſal dame.

Sein

mehr zur Untersuchung des Ursprungs, als zur Anreicherung der Sprache dienen möchte, so wäre doch gleichwol sich auch deren zu diesem Zweck in ein und andern nützlich zu bedienen, ohnverboten.

71. Was aber das Holländische betrifft, würden unsere Deutschen zumal guten Fug und Macht haben, durch gewisse Abgeordnete, das Recht der Mutterstadt von dieser deutschen Pflantze (oder Colonie) einzusammlen, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländische Sprache und Schriften untersuchen, und gleichsam wardiren zu lassen, damit man sehe, was davon zu fodern, und was bequem dem Hochdeutschen einverleibet zu werden. Dergleichen auch von dem Plattdeutschen und andern Mundarten zu verstehen. Wie dann zum Exempel, der Plattdeutsche Schlump; da man sagt, es ist nur ein Schlump, oder was die Franzosen Nazard nennen, oft nicht übel anzubringen.

72. Es ist sonst bekannt, daß die Holländer ihre Sprache sehr ausgeputzet, daß Opitz sich den Heinß, Catz und Grot, und andere vortrefliche Holländer wol zu Nutz gemacht, daß Vondel und andere es noch höher gebracht, und daß anietzo viel unter ihnen mit grosser Sorgfalt sich der Reinigkeit befleissen, und doch ihre Meynung ziemlich auszudrücken wissen, also uns mit ihren Schriften wohl an Hand gehen werden.

73. Die Lateinische, Französische, Italiänische und Spanische Worte belangend (dann vor den Griechischen haben wir uns nicht zu fürchten) so gehöret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathsam, zu dem Punct von Reinigkeit der Sprache, dann darinn suchet man eben zum Theil die Reinigkeit

Sein Vertheidiger will uns lehren, dieß ſey aus dem Ramſay; und der Verfaſſer hat es ſelbſt anfänglich geglaubet, aber hernach viel was nähers gefunden.

Grotius läßt die Schlange ſo reden:

Rationis etenim omnino paritas exigit,
Ego, bruta quando bestia evasi loquens,
Ex homine, qualis ante, te fieri deam.

Milton giebt dieß ſo im IX. B. v. 710.

That ye ſhall be as Gods, ſince I as man,
Internel man, is but proportion meet:
I of brute, human; ye of human, Gods.

Iſt das nicht ein und derſelbe Vernunftſchluß?

Grotius führt Even ſo zum Adam redend ein:

Per ſancta thalami ſacra, per jus nominis
Quodcunque noſtri: ſive me natam vocas
Ex te creatam, ſive me communi patre
Ortam ſororem, ſive potius conjugem.
Caſſam, oro, dulci luminis jubare tui,
Ne me relinquas; nunc tuo auxilio eſt opus.
Cum verſa ſors eſt. Unicum lapſæ mihi
Firmamen, unam ſpem gravi adflictæ malo.
Te mihi reſerva, dum licet: Mortalium
Ne tota ſuboles pereat unius nece:
Tibi nam relicta, quo petam? aut ævum exigam?

Hat aber Milton viel anders gedacht, wenn er im X. B. 914 v. ſo ſchreibt:

Forſake me not thus Adam! Witneſs heav'n!
What love ſincere and rev'rence in my heart,
I bear thee, and unweeting have offended,
Unhappily deceived. Thy ſuppliant
I beg and claſp thy Knees: bereave me not
(Whereon I live) thy gentle looks, thy aid,
Thy counſel in this uttermoſt diſtreſs,

My only ſtrength and ſtay! forlorn of thee
Whither ſhall I betake me? where ſubſiſt?

Iſt das noch nicht klar genug, ſo leſe man die Fortſetzung:

Tu namque ſoli numini contrarius,
Minus et nocivus; at ego nocentior
(Adeoque miſera magis, quippe miſeriæ comes
Origoque ſcelus eſt, lurida mater mali).
Deumque læſi ſcelere, teque Vir! ſimul.

Milton trift es ſo genau im X. B. v. 927.

On m'exercise not
Thy hatred, for this misery befallen
On me already loſt! me! than thy ſelf,
More miſerable! both have ſinn'd but thou,
Againſt God only; I againſt God, and thee.

Noch ein deutlicheres Bißchen kann nicht ſchaden:

Grotius läßt ſie ſagen:

Quod comedo, poto, gigno, diris ſubjacet.

Milton läßt kein Wort davon aus, im 728 v.

All that I eat, or drink, or ſhall beget,
Is propagated curſe!

Könnte man wohl genauer überſetzen? So neu nun dieſe Entdeckung ſcheinen, und ſo ſehr ſie viele befremden wird: ſo richtig und gegründet iſt ſie doch. Nur noch eine Stelle will der Verfaſſer aus dieſem Dichter hinzuſetzen; ehe er zu andern fortſchreitet: Adam wird vom Grotius bey ihrem Abſchiede aus dem Paradieſe, ſo redend eingeführet:

O magne Rector! o gubernator poli!
Non jam reſiſto, volo, volo diſcedere,
Subſulta pigris membra ſed genubus labant,
Retroque, quoties gradior; abreptus feror
Quo miſer abibo? Quem locum profugus petam!
Ubi morabor! Quamque tellurem excolam!

Mon-

Monſtra latebram, quæſo, longinquam, abditam,
Ubi nulla ſigna priſtini reſtent boni;
Ubi nil in animum perditam Hedenem mihi
Pomoſque revocet, quum mens mergar malis.
Nemus beatum! verque perpetuum loci!
Felixque regio, cujus, heu frustra mihi
Conceſſit uſus tempore interiit brevi,
Arborque vitæ, cujus effectu tui,
Vetat altera arbor, luridæ pellis parens.

Und wie ſchwach hat dieſes nicht Milton im XI. B. nachgeahmet?

O inexpected ſtroke, worſe than of death
Muſt I thus leave thee, Paradiſe? thus leave
Thee, native ſoil! theſe happy walks and ſhades,
Fit haunt of Gods! wher I had hope to ſpend
Quiet, tho' ſad, the reſpite of that day
That muſt be mortal to us both! O flowrs,
That never wil in other climate grow,
My early viſitation, and my leaſt,
At ev'n, wich I bred up with tender hand
From the firſt op'ning bud, and gave ye names!
Who now ſhall rear ye to the ſun, or rank
Your tribes, and water from th'ambroſial fount?
Thee laſtly nuptial bow'r! by me adorn'd
With whal to ſight or ſmell was ſweet! from thee
How ſhall I part, and whither wander down
Into a lower World; to this obſcure
And wild? How ſhall we breathe in other air
Leſs pure, accuſtom'd to immortal fruits?

Das Trauerſpiel, vom Stande der Unſchuld, oder Falle des Menſchen, welches Dryden aus dem miltoniſchen verlohrnen Paradieſe gezogen, giebt endlich den vollkommenſten Beweis ab: indem es zeiget, daß dasjenige, was aus einer Tragödie entſtanden, auch ſehr leicht wieder in eine Tragödie verwandelt werden können. Nur dieſer merkliche Un-

ter-

terschied befindet sich unter den zween Verfassern, daß Dryden, der doch eben nicht für den strengsten Moralisten bekannt ist, frey gestanden, wem er seine Erfindung schuldig wäre; indessen daß Milton, ungeachtet seiner hohen Ansprüche auf die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, seine Muster und Quellen aufs sorgfältigste verhölet hat.

Schlüßlich merket der Verfasser an, daß der große Addison, ungeachtet seiner großen Partheylichkeit für den Milton, und der gelehrte D. Bentley, beyde einhällig diesen Dichter tadeln, daß er sein Gedicht auf eine so melancholische und traurige Art beschlossen hat. Eben diesen Schluß nun hat er mit dem Grotius gemein; der zwar für ein Trauerspiel sich sehr wohl schickte; für ein episches Gedicht aber ganz ungereimt war. Daraus kann nun jeder Unparteyischer leicht sehen, daß der Engländer bloß dadurch auf den Irrweg gerathen, daß er gar zu genau den Fußstapfen des jungen lateinischen Tragödienschreibers gefolget ist. Hätte nun dieser nicht eben sowohl, als vormals der größte lateinische Dichter, Ursache, über das Unrecht, so ihm Bathyllus zugefüget hatte, auszurufen:

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores.

Hätte aber Milton sich nicht auch jenes Ausspruches eines weisen Heyden erinnern sollen: Ingenui est hominis, profiteri, per quem profeceris! Ein Satz, den heute zu Tage so viele zu vergessen pflegen, wenn sie sich mit Dingen breit machen, die aus ihrem Gehirne nicht entsprungen sind. Man hat uns schon auf die Spur gebracht, wo der Messias seine Quellen hat?

Nächstens ein mehrers.

III. Ant-

* *

III.

Antwort eines berühmten Gelehrten auf die Frage: Was von des Hrn. Secr. Lambachers Beschuldigung Georg Fabrizens von Chemnitz zu halten sey?

Eure Hochedelgeb. verlangen von mir meine Gedanken, über des Herrn Secret. Lambachers Schreiben, an die Verfasser des Neuesten 1752 im Jenner, p. 20. Ich glaube zwar, sie sey nicht nöthig, da die Verfasser in ihren kurzen Anmerkungen die Sache in ein deutliches Licht gesetzet haben. Es ist auch die Materie von der Verfälschung der Kirchenscribenten, sowohl was die gelehrte Geschichte, als was deren sittliche und gesetzmäßige Umstände betrifft, so viel, so ausführlich, so deutlich abgehandelt und erwogen worden; daß man sie nun für ausgemacht anzusehen hat, und nicht nöthig ist, ein Wort hinzuzuthun. Indessen, da mir Eur. Hochedelgeb. Verlangen jederzeit soviel als hochschätzbare Befehle sind: so will ich Denselben meine ganz unparteyischen Gedanken gern eröffnen. Es liegt nichts daran, ob sie werden erheblich seyn, oder nicht: denn die Sache, welche als eine ausgemachte, eingestandne, und durch die eigene Aenderung des Verfahrens, bey katholischen Criticis abgethane Sache anzusehen ist, verliert dadurch nichts. Ich will aber meine Gedanken in einige Sätze einschließen, die mir wenigstens dazu

dienen werden, Eur. Hochedelgeb. meine Hochachtung gegen Dero Willen zu erkennen zu geben.

I. Herr **Lambacher** scheint einer von denjenigen neuern Scribenten der R. Kirche zu seyn, welchen die schönen Wissenschaften die Augen geöffnet haben: daß es abscheulich sey, von dem, was den Namen von der Schönheit des Verstandes hat, garstig und schmutzig zu schreiben. Er ist ohne Zweifel nicht von der Classe des berufenen Weißlingers, von dem wir ebenfalls ein Bücherverzeichniß einer alten Bibliothek zu Straßburg unter dem lustigen Titel eines **Zeughauses** erhalten: in welchem Zeughause man aber, anstatt der Bomben und Kugeln, mit Koth und Unflath schießt, und es so stinkend, als eine s. v. Cloake macht. Solche Wiedhopfen muß man in ihrem Neste sitzen lassen, ohne sie zu stören. Denn man mag die darinnen enthaltenen Dinge rühren, wie man will, so stinken sie in die Nase. Herr **Lambacher** hingegen scheint von derjenigen Classe zu seyn, von der **Ovidius** sagt:

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Er nimmt auch eine große Gleichgültigkeit in Ansehung der Religionsparteyen an, und will nicht für denjenigen angesehen seyn, welcher den evangelischen Ausgebern überhaupt, den Schandfleck der verstümmelten Kirchenväter anhängen wollen: da er ein gleiches von einer Stelle Gennadii Scholarii aus der B. bl. P. P. angemerket, und also beyde Religionstheile hierinnen gleich gemachet. Man

könnte

könnte mit dieſer Antwort zufrieden ſeyn, weil damit die bisher beſtrittene Frage aus einem ſittlichen Verſtande: ob man zu Behauptung ſeiner Lehrſätze von Seiten der römiſchen Kirche, und deren Oberhaupts, gefliſſentlich die Schriften der Kirchenlehrer verfälſchen laſſen? und: ob dieſes die evangeliſche Kirche, nach ihren Grundſätzen, auf gleiche Weiſe veranſtaltet? ꝛc. nun in eine hiſteriſche Frage verwandelt: ob es nicht Kirchenſcribenten gebe, deren Ausgaben von Proteſtanten eben ſowohl, als von Katholiken verſtümmelt worden wären? Der erſten Frage Bejahung, oder Verneinung verliert an ihrem Gewichte keinen Scrupel, wenn man gleich der zweyten einen ganzen Centner zuleget. Ich will dem geſchickten Herrn **Lambacher** nach meiner Gewohnheit, und der billigen Regel: Quilibet præſumitur bonus etc. gern zugeſtehen, daß er keine Abſicht gehabt, den Schandfleck der gefliſſenen Schriftverfälſchung, der proteſtantiſchen Kirche aufzubürden. Ich halte ihn für viel zu klug, als daß er etwas ſollte einfließen laſſen, welches er nicht beweiſen könnte. Doch kann ich auch nicht umhin, anzumerken, daß er bey dem allen, argwöhniſchen Gemüthern einen heimlichen Tück anbringen zu wollen, ſcheinen möchte. Ich will den Grund davon entdecken. Der Herr **Lambacher** hat dieſe Anmerkung von Ge. Fabricii Veränderung der Worte des verkappten oder verwechſelten Lactantii, ohne Zweifel von dem ſo gelehrten als heftigen, und gegen die Proteſtanten giftigen Jeſuiten, **Greſſer** bekommen, welcher in ſeinem mit Schmähungen

angefülltem Buche, vom Kreuze T. I. l. II. c. q. p. 326. sich mit dieser breit machet, und den ihm, an Verdiensten um die Wissenschaften, weit überlegenen Fabricium jungenmäßig herunter machet, daß er diese Veränderung einfließen lassen.

Aus diesem Zeughause hat Herr **Lambacher** dießmal seine Rüstung geholet: und wem sollte nicht einfallen, sie sey mit eben dem Geschesse geladen, womit **Gretser** den Protestanten eine so gefährliche Wunde versetzen; und seinen unsinnigen Sätzen, welche er in seinem Buche de jure et more prohibendi libros behauptet, ein Färblein anstreichen wollen? Doch ich meines Theils möchte den Herrn Secretär damit nicht anfechten. Vor anderthalb hundert Jahren gieng es an, nach **Gretserischer** Manier zu fechten. Heutiges Tages ist dieselbe sehr geändert, und Herr **Lambacher** scheint viel zu galant, als daß er mit einer alten Armrust und breitem Schlachtschwerte aufgezogen kommen, und einen **Bergschotten** in seiner Rüstung vorstellen wollte. Vielmehr kann man aus dieses wackern und gelehrten Mannes Geständniß einen Beweis hernehmen, daß man der protestantischen Kirche, keine Verfälschung der Kirchenscribenten, zum Dienste ihrer Sache, Schuld geben könne: eine einzele protestantische Person mag gethan haben, was sie will! Man hat eben das dem Flacius, wegen des von ihm herausgegebenen Canonis missæ schuld gegeben: und der Cardinal **Bona** hat sich gefallen lassen, in seinem Buche de rebus liturg. l. I. c. 12. p. 222 Opp. vorzugeben: die Lutheraner hätten noch dazu alle

Exem-

Exemplare verbrannt, daß man sie nicht wider sie brauchen könnte. Und es haben Se. Heiligkeit, Pabst Benedict XIV. oder vielmehr der gelehrte Herr Cardinal Lambertini sich gefallen lassen, in deren vortreffliches Werk von den Heiligen, diese ganze Stelle Bonä unverändert einzuverleiben. Es ist aber dennoch, als eine unerwiesene, und nunmehr aus dem Gegentheile vieler gefundenen Exemplare dieser Ausgabe Illyrici, ausgemachte Sache, auf ihm sitzen geblieben.

II. Es nimmt mich sehr Wunder, daß ein in der gelehrten Geschichte nicht unbewanderter Mann einfließen läßt, er habe kein richtigers Exempel eines verfälschten Kirchenlehres gewußt (p. 22), um zu beweisen, daß die Ausgaben der Kirchenlehrer vor der Reformation sicherer und richtiger seyn, als die neuern. Denn, daß ich dieses, was alle diejenigen, welche von der Critica sacra, von den Kirchenscribenten, und deren Ausgaben geschrieben, angemerket haben, nicht erwähne; so haben ja dem Herrn Bibliothekar die Indices expurgatorii nicht unbekannt seyn können. Diese müssen doch nothwendig in Wien seyn. Hätte er nur den Madritischen aufgeschlagen, so würde er gleich Classe II. nur im Buchstaben A. Exempel genug gefunden haben, wie man nicht nur mit berühmten katholischen Scribenten jüngerer Zeiten, z. E. Alphonso Toslato, Andrea Masio, Aug. Steucho u. a. umzugehen befohlen; sondern auch was bey der heil. Kirchenväter Ausgaben geschehen. Man nehme nur z. E. den Artikel Augustinus, dem zwar die Congregatio indicis gar listig den Titel

vorgesetzet: S. Augustini Opera a Sectariis vitiata; aber gleich darauf solche Ausgaben hieher gerechnet, welche noch vor dem Ursprunge der vorgeblichen Sectariorum entstanden, z. E. Paris 1502, Nürnberg 1516, 1517, oder welche an unverdächtigen katholischen Orten gedruckt worden, z. E. Paris, 1531, 1541, 1543, u. s. w. Von solchen Exempeln wimmelt dieser Index. Das hätte dem wienerischen Herrn Polyhistori, der eine so feine und schöne Belesenheit gezeiget, nicht unbekannt seyn, und ihn nöthigen sollen, seine Zuflucht zu einem Exempel zu nehmen, das aus einem ausgemacht-unterschobenen Werke, nur von einem etwas verwägnen, aber doch mit Gründen versehenen Critico hergenommen ist. Es muß um die Protestanten in diesem Stücke, wegen ihrer Ehrlichkeit, wohl stehen, weil ein so gelehrter Mann nichts wichtigers austreiben können.

II. Der Herr Lambacher hat auch nicht Ursache, weder der Bibl. P. P. noch Herolden die Verfälschung einer Stelle aus Gennadio Scholario verzuwerfen. Wann er dasjenige eingesehen, was über Scholarii Person, und heilige Reden, von den meisten, welche die Kirchengeschichte des XV. Jahrh. berühret, zumal vom Leo Allatius, J. Frid. Spanheim und Eusebius Renaudot, disputiret worden, welches hier anzuführen der Raum nicht leidet: so wird es ihm nicht verdächtig vorkommen, wenn man diese oder jene Stelle in einer Rede ausgelassen, da man nicht gewußt, ob einer oder zween Gennadii sind? welche Reden von dem Patriarchen herkommen, oder nicht? welche Stellen darinnen verfälschet

nigkeit des Deutschen, daß es von dem überflüßigen fremden Mischmasch gesaubert werde.

74. Erdenkungen neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte, wäre das letzte Mittel zu Bereicherung der Sprache. Es bestehen nun die neuen Worte gemeiniglich in einer Gleichheit mit den alten, welche man Analogie, das ist, Ebenmaß nennet, und so wol in der Zusammensetzung als Abführung (Compositione & Derivatione) in Obacht zu nehmen hat.

75. Jemehr nun die Gleichheit beobachtet wird, und ie weniger man sich von dem so bereits in Ubung entfernet, ie mehr auch der Wolklang, und eine gewisse Leichtigkeit der Aussprache dabey statt findet, und iemehr ist das Schmieden neuer Wörter nicht nur zu entschuldigen, sondern auch zu loben.

76. Weil aber viel gute und wohlgemachte Worte auf die Erde fallen, und verlohren gehen, indem sie niemand bemerket oder beybehält, also daß es bisher auf das blinde Glück deßfalls ankommen, so würde man auch darin Nutzen schaffen, wenn durch Grundgelehrter Kenner Urtheil, Ansehen und Beyspiel dergleichen wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten, und in Ubung bracht würde.

77. Ehe ich den Punct des Reichthums der Sprache beschliesse, so will erwehnen, daß die Worte oder die Benennung aller Dinge und Verrichtungen auf zweyerley Weise in ein Register zu bringen; nach dem Alphabet und nach der Natur. Die erste Weise ist der Lexicorum oder Deutungs-Bücher, und am meisten gebräuchlich. Die andere Weise ist der Nomenclatoren, oder Nahm-Bücher, und geht nach den Classen, Sorten der Dinge. Ist von Stephano Dolete,

Hadria-

ſchet oder richtig ſeyn? Hier hat die Kritik einen freyen Platz; andere Umſtände, welche dieſe Stelle ganz kraftlos machen, gehe ich vorbey, weil die ganze Sache eigentlich nicht hieher gehöret.

III. Was den ehrlichen **Georg Fabriz** anbetrifft, ſo handelt Herr **Lambacher** (p. 24) in der That mit ihm zu ungütig, und bürdet ihm mehr auf, als er verdienet. Es iſt wahr, er hat das Carmen, quo de beneficiis ſuis Chriſtus loquitur, das ſonſt den Titul hat, de paſſione Domini, in ſeinen *Operibus veterum Poëtarum eccleſiaſtic. n.* 22. Lactantio zugeſchrieben, dem es heutiges Tages die ganze gelehrte kritiſche Welt abſpricht. Es iſt wahr, den Vers:

Flecte genu, lignumque crucis venerabile adora,
Flebilis

hat er alſo ausgedrücket:

Flecte genu, innocuo terramque cruore madentem
Ore petem humili.

Es iſt wahr, Herr Joh. Alb. Fabricius hat B. L. T. I. p. 209 gewünſchet, Fabricius hätte dieſe Stelle unverändert gelaſſen. Man kann hinzuthun, **Gretſer** habe ihm l. c. deswegen einen kräftigen **Jeſuiter-Schilling** gegeben. Allein alles dieſes, dünkt mich, beweiſt noch lange nicht das, was der Herr Secretär beweiſen wollen, und ſollen: man habe nach **Luthers** Zeit, von Seiten der Proteſtanten, die alten Schriftſteller gefliſſentlich verfälſchet. Ich will die an ſich wohl wahrſcheinlichen Muthmaßungen, welche die Herrn Verfaſſer des **Neueſten** unten am Rande, zur Entſchuldigung Fabricii angeführet, nicht höher treiben, ſo billig ſie auch ſind: weil

ſie nur den unterſten Grad der Wahrſcheinlichkeit, nämlich die Möglichkeit haben. Die Sache muß aus den hiſtoriſchen Gründen und Umſtänden Fabricii nach der Billigkeit beurtheilet werden. Fabricius war ein ſtarker und in den Schriften der Alten ſehr beleſener Kriticus; er hatte einen feinen Geſchmack, und wußte aus den Umſtänden der Zeit eines Schriftſtellers, und ſeiner Geſchichte ſcharfſinnig zu urtheilen. Er war ein Schulmann, der in Meißen, wo er ſtund, die Gelegenheit nicht hatte, die alten Handſchriften einzuſehen; er verließ ſich demnach auf ſein Urtheil und ſeinen kritiſchen Geſchmack, und was er demſelben entgegen fand, das warf er, als verdächtig, weg. Die Wahrheit dieſer Anmerkung wird denjenigen bald in die Augen leuchten, welche ſeine Anmerkungen über den **Terenz**, **Virgil**, **Horaz**, **Seneca**, u. ſ. w. durchgehen mögen. Das war nun freylich etwas zu verwägen, und Lipſius hat ihm deswegen in ſeinen **Anmerkungen** über *Senecæ Agamemnon* ganz deutlich den Text geleſen: profecto non laudatiſſima opera tua, in hoc quidem poëta, quem ſæpius cura tibi *innovandi* fuit, quam in veteri nitore conſervandi. Das will des Herrn Fabricii Anmerkung auch ſagen: Sane præſtitiſſet, G. Fabricium virum alioqui de univerſa, ſacra præſertim, antiquitate non male meritum, paſſim tum hic, *tum alibi* non ita fuiſſe in alienis operibus, quæ edebat, *ingenioſum*. Was dieſe beyden großen Männer an Fabricio tadeln, iſt billig zu tadeln, daß er ſeinen Muthmaßungen zuviel getrauet,

und

und was er für unrichtig gehalten, nach seiner Einsicht und Einbildung geändert habe. Allein das wird dem Herrn **Lambacher** bey dieser Frage nichts helfen. Denn es ist hier die Frage nicht: ob die alten Scribenten nach der Reformation von den Criticis, durch ihre Muthmaßungen und verwägenen Aenderungen so mishandelt worden, daß man sicherer die alten Ausgaben vor der Reformation gebrauchen könne? Denn da hätte er nicht nöthig gehabt, diesen guten Schulmann in seiner Asche zu beunruhigen; sondern er hätte in allen Kirchengemeinen eine Menge solcher Herausgeber finden können. Sondern die Frage ist, von einer geflissenen Verfälschung, zum Dienste der Religionspartey, der man zugethan ist. Diese wird der Herr **Lambacher** dem Fabricio nimmermehr erweisen und ihn aus einem Critico temerario et audaci, nimisque ingenioso, zu einem Falsario machen, (auf welche Weise selbst des Herrn **Joh. Alb. Fabricii** Worte verfälschet würden.) Denn **Fabricius** that nichts anders, als was er thun zu können glaubte. Er schrieb dieses Carmen Lactantio zu, worinnen er andere zu Vorgängern hatte. Er fand darinnen die Anbethung des Holzes des Kreuzes; er wußte, daß diese zur Zeit Lactantii, der im Anfange des IV. Jahrh. gelebt, da die Erfindung des Kreuzes Christi durch die **Helena**, Constantins des großen Mutter, (wenn man sie auch für richtig annimmt,) noch nicht geschehen war, nicht bekannt gewesen. Konnte er nun anders urtheilen, als: diese Verse wären Lactantio untergeschoben? und kann man

es ihm weniger für gut halten, als Caven, der *Hist. liter. Sec. IV. p.* 103. dieſes als einen ausgemachten Beweis angenommen, daß dieſe Verſe den Lactanz nicht zum Verfaſſer haben können; weil darinnen von der Anbethung des Kreuzes gedacht werde? Es iſt wahr, Fabricius hat einen andern Vers hingeſetzet. Hätte er nur ein Zeichen dazu gemacht, ſo wäre alles gut geweſen, und man würde ihm nichts vorwerfen können. Er hat es aber unterlaſſen: denn in damaliger Kindheit, oder doch Jugend der Kritik, war es nicht Mode: und er hat es bey heydniſchen Scribenten auch nicht gethan, wo doch keine Religionsparteylichkeit obwalten konnte. Da man ihm nun aus angeführten Urſachen, dieſe nicht zur Laſt legen kann: ſo fällt die Schandthat eines Verfälſchers von ihm hinweg, und alles, was an ihm getadelt werden kann, iſt nach des ſel. Herrn J. A. Fabricii Worten: daß er allzu ſinnreich und gar zu keck geweſen ſey. Und damit fällt das ganze Gebäu des Herrn **Lambacher** dahin, und man hat nicht nöthig, ſich mit ungewiſſen Vermuthungen aufzuhalten; ob er eine mangelhafte Handſchrift gehabt, u. d. gl.

Ich will anjetzo nicht gedenken, daß des Herrn Secretärs p. 25 angeführtes Argument: **ſo könnte man jede** Falſarios **entſchuldigen!** gar keine Kraft habe; ſondern vielmehr umgekehrt werden müſſe, alſo: **ſo müßten alle, welche etwas in vielen vorhergegangnen Ausgaben geſtandenes, ausſtreichen, und was anders hineinſetzen, auch aus bloßen Muthmaßungen,** Falſarii ſeyn:

seyn: welches zu behaupten, der Herr Bibliothekar viel zu vernünftig und zu ehrlich ist. Denn ein wissentlicher Verfälscher und ein verwegner Kritikus sind zwey ganz verschiedene Dinge; das erste ist eine Schandthat; das andere heutiges Tages die Probe eines starken Geistes in der Kritik!

III. p. 27. Was übrigens der Herr **Lambacher** für Lactanzen anführet, ist dieses Orts nicht zu beleuchten. Es scheint, er sey mehr in der gelehrten, als Kirchengeschichte geübet, sonst würde er denselben für einen der ersten und größten Kirchenlehrer nicht gehalten haben; da er dem Alter, Verstande und Credit nach, in der Kirche weit herunter zu setzen ist.

IV. Indessen finde ich doch nöthig, zur Erläuterung des angeführten noch beyzusetzen, daß dieser sonst artige und bescheidene Aufsatz des Herrn **Lambachers** diesen Mangel habe, daß er die eigentliche Frage: warum die Ausgaben vor der Reformation viel schätzbarer sind, als die neuern? nicht in ihrer genugsamen Bestimmung ganz vorausgesetzet. Diejenigen, welche diese Regel gegeben, haben solches nicht in Ansehung der veränderten Ausgaben an sich gethan; sondern weil man geflissentlich und zur Unterhaltung der römischen Kirche und ihrer Lehrsätze, die Schriften der Kirchenväter verfälschet, verhunzet und verstümmelt hat.

Cave hat in den Proleg. H. L. Scr. eccl f. 16. schon diese Regel angeführet: Editiones P.P. quo sunt vetustiores, eo sunt fideliores. Seine Beweise sind eben diejenigen, welche der Herr **Lam-**

bacher

bacher gebrauchet. Sie kommen darauf an; daß die ersten Ausgaben nach den besten Handschriften verfertiget, und von gelehrten Correctorn auf das sorgfältigste besorget worden sind: so, daß zu wünschen wäre, daß man diese alten Ausgaben, die sich so selten gemacht haben, in den öffentlichen Büchersälen aufheben möchte. Sonderlich aber sey die Ursache dieser Vorsicht, weil das heilige Officium inquisitionis, diejenigen Stellen, welche den neu angenommenen Meynungen der römischen Kirche entgegen zu stehen scheinen, zu verändern und auszumerzen anbefohlen. Es ist diese Klage schon lange geführet, und dieses als ein in seine Sache gesetztes Mistrauen den Verfechtern dieser Kirchengemeine mit den deutlichsten Exempeln bewiesen und vorgeworfen worden. Ja es ist diese Materie so bekannt, und so ausgemachet, daß ich etwas überflüßiges thun würde, wenn ich mich dabey aufhalten wollte. Wer Lust hat, die ganze Sache auf das klärste ausgeführet zu lesen, kann diejenigen Scribenten zu Rathe ziehen, welche die zween großen Gottesgelehrten, der sel. D. **V. E. Löscher**, in der diss. de latrociniis quæ in scriptores publicos, patres præcipue, solent committere hæretici, und der Herr D. **Buddeus** in der Intr. in Hist. Theol. l. II. c. 3. p. 589. genennet haben. Ich finde unter meinem eigenen geringen Vorrathe in der selten gewordenen Disq. *Dan. Franci* de papistarum indicibus librorum prohibitorum et expurgandorum, c. 7. p. 97. seqq. in *Cavei* H. L. S. E. l. c. in *Wendleri* dissert. de libris a pontificiis aliisque

que hæreticis, in præjudicium doctrinæ putioris, noſtra et ſuperiori ætate ſuppreſſis et corruptis, am meiſten aber in dem gegenwärtig vorhandenen Indice libr. prohib. et expurg. Hiſpanico, Tridentino, Romano, ſo viele Exempel, daß ich viele Blätter damit anfüllen könnte. Und es kann die berufene Epiſt. Chryſoſtomi ad Cæſarium ein Beyſpiel davon ſeyn, wovon ich mich auf Herrn Prof. Kappens Diſſ. berufe.

Da hätte nun Herr **Lambacher** eigentlich beſtimmen, und ſagen ſollen, warum er den Proteſtanten eine gleiche Verſtümmlung vorwerfe? und ob er gleiches mit gleichem zu vergelten gedenke? Daß es ihm möchte darum zu thun geweſen ſeyn, machen theils ſeine eigne Worte, theils die Gewohnheit ſeiner Glaubensgenoſſen wahrſcheinlich; welche dergleichen Vorwurf der evangeliſchen Kirche zu machen, ſich unterſtanden haben: wovon der Herr **Wendler** l. c. verſchiedene Beyſpiele angeführet hat. Iſt das aber ſeine Abſicht nicht, ſo geht ſeine ganze Anmerkung zu Grunde: denn um der kritiſchen Veränderungen willen, die alten Ausgaben, als unverſtümmelt anzupreiſen, iſt noch ſo richtig nicht. Der P. **Simon** hat dieſes ſchon in ſeiner bibl. crit. T. I. p. 256. 259. 264 angemerket, und wer die alten Ausgaben z. E. **Auguſtins**, vor der Reformation, mit der Benedictiner Ausgabe, wie ſie der Herr **Clericus** wider auflegen laſſen, und welche alſo von beyderley Kirchengemeinden gebilliget iſt, vergleichen mag, der wird das Gegentheil bald finden,

und

und sehen, daß die ersten Ausgeber nicht allezeit die besten Handschriften gehabt, und ihre Ausgaben viel fehlerhafter sind, als die neuern. Indessen, da hier eigentlich nicht von einem neu angenommenen Satze eines Jesuiten **Germon** oder **Hardouin**; die Verderbung und Verstümmelung der alten Schriftsteller betreffend; sondern von der geflissentlichen Verfälschung und Ausmerzung der Kirchenscribenten, zum Dienste einer Religionspartey, die Rede ist, und zwar, nicht wie sie etwa von einer, oder der andern Privatperson unternommen worden, welches man einer ganzen Gemeinde nicht zur Last legen kann; sondern wie sie von einer Kirchengemeine durch gemeine Schlüsse festgesetzt und ausgeübet worden: so sehe ich nicht, was Herr Secretär **Lambacher** wider die gemachten Anmerkungen des Neuesten, groß einwenden, und wie er sich entschuldigen kann. Und ich glaube, da er ehrlich und aufrichtig darein gehen will, er thue besser zu bekennen: man habe es zwar ehedem, aus Absichten, die dem Lehrgebäude der katholischen Kirche gemäß sind, gethan; man erkenne aber nun, daß es nicht klug gehandelt sey: und nun werde man bey den neuern katholischen Kriticis so wenig, als bey den Protestanten dergleichen Exempel finden, sondern alle Aenderungen hätten kritische Gründe für sich. Dieses wollen wir ihm gern eingestehen, auch zu diesem Ende den guten Gebrauch der alten Ausgaben zugeben; wiewohl weniger Staat darauf zu machen ist, als man glaubet: wann nur

die

die kritiſchen Aenderungen niemanden als eine boshafte Verfälſchung zur Laſt geleget werden; womit Georgius Fabricius auf einmal aus dem Handel gewickelt wird. Ich bin ꝛc.

* *

IV.

Gottfried Ephraim Müllers, A. M. hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller. Vier Theil. Dresden, bey Walthern.

Da wir uns ſchon einige mal, im N. Bücherſaale, öffentlich für Freunde und Verehrer dieſes ſo nützlichen als angenehmen Werkes erkläret haben; ſo haben wir nicht anders, als mit Verlangen, ſeiner Fortſetzung entgegen ſehen können. Wir nehmen daher keinen Anſtand, nachdem daſſelbe erfüllet iſt, unſern Leſern auch von dieſem fünften Theile einige Nachricht zu geben.

Der erſte alte Schriftſteller, welchen der Herr Verfaſſer vor die Hand nimmt, iſt Phädrus, und die Eingangsworte des Herrn M. Müllers lauten ſo: „Gleich zu Anfange dieſes Capitels, müſſen wir „unſere Leſer erinnern, daß wir etwas politiſch und „verſchlagen thun, und uns ſtellen werden: als ob „wir nicht wüßten, was in unſern Tagen mit dem „guten Phädrus vorgegangen. Denn wir glau„ben zuverſichtlich, daß geſetzte und beſcheidene Ge„lehrte, wenig Geſchmack an jenen kritiſchen Aus-

„ſöhnen

„schweifungen und Heftigkeiten finden, und lieber „mit Vernunft bey einem alten Phädrus bleiben; „als sich aus Vorwitz, nach einem neuern Phädrus „werden gelüsten lassen: welcher der Gefahr nicht „ausgesetzet ist, daß man ihn einmal für alt und „römisch halten möchte, wie es dem Perott soll ge„gangen seyn. Ich will also in diesem Abschnitte „voraussetzen, es sey keine neue gefährliche Har„duinische Meynung vom Phädrus, (den alten „Zweifel eines Vossius, und eines Scriverius „wollen wir im 2ten beleuchten) unter uns zum „Vorscheine gekommen; und nach dem Glauben „unserer Väter, den Phädrus immer als einen „willkührlichen und ächten Schriftsteller, des wo „nicht goldnen, doch wirklich silbernen Sprachal„ters, betrachten, und seinen Lebensumständen, „meinen Lesern zum Besten, nachforschen...

Phädrus wird in einigen alten Handschriften mit dem Vornamen Titus, in andern hergegen mit dem Namen Cajus, gefunden; und der Herr Verfasser ist mehr für den letzten als ersten geneiget; ungeachtet er ihn, aus Furcht einer Neuerung, mit dem größern Haufen, Titus nennet. Fraget man aber nach des Phädrus Geschlechtsnamen: so müßte wohl derselbe, nach römischen Sitten, entweder Octavius, oder Julius gewesen seyn, weil er ein Freygelassener des Augustus gewesen. Doch er hat sich dieses Geschlechtsnamens, entweder aus Ehrerbiethung selbst begeben, oder die Abschreiber haben ihn aus Neid unterdrücket. Die Alten haben ihn schlechtweg nur Phädrus geheißen,

wir-

Hadriano Junio, Nicodemo Frischlino, Johanne Jonstono, und andern nicht übel getrieben worden: Und zeiget sonderlich der Sprache Reichthum und Armuth, oder die so genannte Copiam Verborum; daher auch ein Italiäner (Alunno) sein dergestalt eingerichtetes Buch, Ricchezza della Lingua volgare benennet. Die Deutungsbücher dienen eigentlich, wenn man wissen will, was ein vorgegebenes Wort bedeute; und die Nahmbücher, wie eine vorgegebene Sache zu nennen. Jene gehen von dem Wort zur Sache, diese von der Sache zum Wort.

78. Und solte ich dafür halten, es würde zwar das Glossarium Etymologicum, oder der Sprachquell nach den Buchstaben zu ordnen seyn, es könte aber auch solches auf zweyerley Weise geschehen, nach der ietzigen Aussprache, und nach dem Ursprung, wenn man nemlich nach seinen Grundwurtzeln gehen, und iedes Wurtzel, oder iedem Stamm seine Sprossen anfügen wolte; welches auf gewisse masse sehr dienlich, auch eine Ordnung mit der andern zu vereinigen nützlich wäre. Der Sprachschatz aber, darinn alle Kunstworte begriffen, wäre besser und nützlicher nach den Arten der Dinge, als nach den Buchstaben der Worte abzufassen, weil alda die verwandten Dinge einander erklären helfen, ob schon letztens ein Alphabetisches Register beyzufügen. Aber die Wort und Reden des durchgehenden Gebrauchs könten nützlich auf beyde Weise, vermittelst eines Deutungsbuchs, (Lexici) nach dem Alphabeth, und vermittelst eines Nahmbuchs nach den Sorten der Dinge dargestellet werden; beydes könte den Nahmen eines Dictionarii oder Wörterbuchs verdienen, und beydes würde seinen beson-

wiewohl einige, die überhaupt nur das abentheuerliche in der Latinität suchen, lieber einen Phädor daraus machen wollen. Was das Vaterland desselben betrifft, so weis man es aus dem Phädrus selbst, daß er ein Thracier gewesen:

Cur somno inerti deseram patriæ decus,
Threïssa cum gens numeret auctores suos,
Linoque Apollo sit parens, Musa Orpheo?

Der berühmte Pierische Berg, auf welchem die Musen selbst gebohren worden seyn sollen, war auch der eigentliche Geburtsort dieses ihres Lieblinges, wie er selbst in der Vorrede zum III. B. saget. Es wäre nur zu wünschen, daß er von seinen Aeltern auch einige Nachricht hinterlassen hätte. Allein man weis davon so wenig, als von dem Jahre und Tage seiner Geburt. Indessen bringt Herr Müller, durch eine so sinnreiche als wahrscheinliche Muthmaßung heraus, daß er als ein Knabe nach Rom gekommen, und daß ihn sein Herr in den Wissenschaften unterrichten lassen, wie damals die Römer zu thun pflegten; indem ein solcher ausgelerneter Leibeigener, nachmals wieder ihre Kinder unterrichten mußte. Er bekennet nämlich selbst, er habe sehr jung den Ennius gelesen. Ennius war aber damals noch der classische Dichter in den römischen Schulen; dahingegen es nicht wahrscheinlich ist, daß er es auch in den thracischen gewesen seyn sollte, allwo vermuthlich Homer diese Ehre wird genossen haben. Daß Phädrus aber auch in der griechischen Gelehrsamkeit wohl gesetzt gewesen seyn müsse, wird sehr begreiflich, wenn man be-

denkt, daß er nicht nur in der Nachbarschaft des gelehrten Griechenlandes gebohren worden, sondern auch fähig gewesen, Aesops griechische Fabeln, in lateinische Verse zu bringen. Er sey nun aber nach Rom gekommen, wenn er gewollt, so ist es genug, daß er ganz gewiß in Rom gewesen, und Owen vielleicht mit mehrerem Grunde sagen können:

An Petrus fuerit Romæ sub judice lis est:

als neuere Zweifler sagen könnten:

An Phædrus fuerit Romæ, sub judice lis est.

Was hat er aber da gemacht? und was hat er für eine Bedienung gehabt? Fürs erste die eben nicht vornehme Stelle eines römischen Sclaven. Denn wäre er dieses nicht gewesen; so hätte er nicht des Augustus Freygelassener seyn können. Er heißt nämlich Libertus Augusti, und wenn diejenigen Recht hätten, die ihn schon für einen Sohn eines Freygelassenen halten wollen, so müßte er Libertinus Augusti heißen. So lange nun Augustus lebete, der sich auf Verdienste wohl verstand, und dieselben schützete und liebete, gieng es auch unserm Phädrus an seinem Hofe gar wohl. Allein sein schlimmer Nachfolger, Tiber, setzte ihn in schlimme Umstände; zumal da sein unwürdiger Liebling, Sejan, unsers Dichters Feind war. Scheffer muthmaßet vielleicht nicht so gar unrecht, daß er gar eine Schule in Rom aufrichten, und die Jugend in der Sprachlehre und Redekunst werde haben unterrichten müssen. Um sein Vermögen mag es nicht sonderlich ausgesehen haben; indessen

indessen ist ihm dieses keine Schande, da nicht seine Verschwendung, sondern seine Uneigennützigkeit die Ursache davon gewesen. Er saget selbst von sich:

Periculosum semper vitavi lucrum.

Hingegen war er der Tugend und Ehrlichkeit ergeben, und besaß einen untadelhaften Ehrgeiz:

Ergo hinc abesto, livor, ne frustra gemas;
Quoniam mihi solennis debetur gloria.

Eben diese gute Gemüthsgaben, zusammt seiner Geschicklichkeit, erwarben ihm mancherley Freunde und Gönner. Allein man findet auch zugleich in seinen Sittengedichten viele Spuren, daß es ihm an des Tyberius Hofe, auch an gefährlichen Feinden nicht gefehlet habe. Einige Kunstrichter glauben, daß er unter der gefräßigen Wasserschlange, die den dummen Uebermuth der Frösche züchtigte, den Cajus Caligula verstanden. Noch gewisser aber ist es, daß Phädrus den unwürdigen Staatsminister Sejan zu seinem großen Feinde gehabt habe, den er auch in seinen Fabeln nennet. Man kann, wie Herr M. Müller sich ausdrücket, nicht sagen, was die Ursache gewesen sey, daß dieser vornehme Böswicht, der Feind eines so rechtschaffenen Mannes geworden. Vielleicht hat er ihn darum gehasset, weil er ein treuer Anhänger des Augustischen Hauses, des Agrippa und Germanicus war, die alle vom Sejan so sehr verfolget wurden, daß auch der boshafte Tiber, dessen Ermordung mit diesem Hasse entschuldigte. Ein mehreres kann der Herr Verfasser von des Phädrus Leben nicht melden, und auch sogar von sei-

nem Tode, hat man nichts als Muthmaßungen. Man weis weder das Jahr noch den Tag seines Todes; nur läßt es sich aus einigen Stellen seiner Gedichte schließen, daß er ein hohes Alter erreichet habe. Wenigstens kann man muthmaßen, daß er den **Sejan** überlebet haben müsse, welcher in **Tibers** 18tem Jahre seinen verdienten Lohn empfing; indem es heut zu Tage nicht glaublich scheint, daß er dreist genug gewesen seyn sollte, bey dem Leben eines Staatsministers, sich so hart über ihn zu beschweren. Um eben diese Zeit nun, mag er wohl die **meisten** von seinen Fabeln gemachet haben; aber nicht **alle**, weil man den **Phädrus** noch gewissermaßen, unter die Schriftsteller des goldenen Sprachalters rechnen kann. Er gehöret vielleicht zu denselbigen, weil er doch ganz gewiß bereits unter dem **Augustus** ein Schriftsteller gewesen, und einige seiner Fabeln verfertiget hat, und weil sich auch seine Schreibart noch nicht merklich vom **Augustischen** Golde entfernet, ob sie gleich bis ins **Tiberische** Silber hinüber reichet. Nimmt man nun an, was der Herr Verfasser im Anfange ziemlich deutlich bewiesen, daß **Phädrus** vom Vater des **Augustus**, als ein Kind nach **Rom** gebracht worden, und daß er über das achtzehnte Jahr der Regierung des **Tiberius** hinaus, gelebet habe; so kann man sagen, er müsse über siebenzig Jahre seyn alt geworden.

Nunmehr schreitet der Herr Verfasser nach seiner Gewohnheit, zu den Schriften des **Phädrus** und ihrem Inhalte, wobey er hauptsächlich bey den

übrig

übrig gebliebenen stehen bleibt. Einige Fabeln mögen wohl unstreitig **verlohren** gegangen, so wie einige Zeilen ausgefallen seyn. Vielleicht sind auch einige **untergeschoben** gewesen, wie z. E. diejenige, die sich anfangt:

Ranæ paludis incolæ, ambiguum genus.

die aber den Jesuiten **Johann Commir** zum Urheber gehabt, und eine hochmüthige eitele Stachelschrift auf die Holländer gewesen, als **Ludwig** der XIV. sie bekriegete. Hierauf setzet der Herr Magister die Fabeln des **Phädrus** nach der Reihe so hin, daß er die redenden Personen nennet, und die Sittenlehre der Fabel, kürzlich anzeiget. Alsdann folget eine ausführliche, und mit der dem Hrn. Verfasser eigenen Scharfsinnigkeit verfertigte Widerlegung derer seltsamen Zweifler, welche in unsern Tagen so heftig wider die Wirklichkeit eines **Phädrus** streiten. Er zeiget ihnen, daß sie sich nicht rühmen dörfen etwas neues erfunden zu haben, indem dieser abentheuerliche Zweifelsitzel schon die Schriftsteller der Zeiten unserer Väter eingenommen. Er spricht sich also, ganz billig, selbst frey, mit den neuern **Harduinisten** anzubinden, und begnüget sich nur, die Wirklichkeit eines **Phädrus** zu Zeiten des **Augustus**, wider die alten Zweifler, darzuthun.

Hierauf schreitet der Herr Verfasser, zu den Betrachtungen der Schreibart des **Phädrus**. Man kann unmöglich an diesen Dichter gedenken, ohne auch an die Fabel zu denken; und dieses veranlasset den Herrn M. zu zwoen kurzen vorläufigen Abhand-

lungen, 1) von der Geschichte der moralischen Fabel unter den alten Völkern; 2) von der Natur und Einrichtung der Lehrfabel. In der ersten werden unsere Leser, hoffentlich mit so vielem Vergnügen, als wir empfunden, des Herrn Verfassers poetische Einkleidung der allerältesten Fabel lesen, die uns in Schriften übrig geblieben ist, und welche im IX. Cap. des Buches der Richter steht. Jothan nämlich, dieser biblische Fabeldichter, lebte 2700. Jahre nach Erschaffung der Welt; Aesop aber, der älteste heydnische Fabeldichter, ist ungefähr um das 3400te Jahr nach Erschaffung der Welt berühmet gewesen. Sie lautet so:

Als Abimelechs Mörderstal
Den Saamen Gideons, die eignen Brüder, schlachte,
Und, durch der Sichemiter Wahl,
In Israel sich zum Tyrannen machte,
Trat Jothan, voller Witz und Muth,
Der überbliebne Theil von Gideonis Blut,
Auf eines Berges, Grisim, Höhen,
Damit man ihn da möchte wohl verstehen,
Und rief: Ich trag euch jetzt der Weisheit Lehren vor!
Gönnt, Sichemiter, gönnt der Fabel euer Ohr!

Die Bäume: (wie man glaubt): die täglich sich vermehrten,
Und die nun über sich ein Königshaupt begehrten,
Weil Zwist, und Neid und Zank stets mehr die Obhand nahm,
Wenn eines Baumes Wuchs dem andern näher kam;
Die hatten sich vereint, Gesandten abzusenden,
Um ihre Königskron dem Oelbaum zuzuwenden.
Allein der Oelbaum war für diesesmal nicht stolz.
Wie? sprach er, haßt ich so mein fruchtbar-fettes Holz,

Den

Dem Menschen nicht allein, auch Götter, Ehre geben.
Daß ich den Saft verlohr, um über euch zu schweben!

Die Bäume gienngen nun zum süßen Feigenbaum.
Ihr Antrag fand auch hier: (welch Wunder) keinen Raum.
Was, brauch ich über euch, zum Schutz, mich auszubreiten?
Sprach er, ich bin vergnügt mit meinen Süßigkeiten.

Kommt, sprach der Bäume Schaar, laßt uns zum Weinstock gehn,
Ein so erniedrigt Holz wird Hoheit nicht verschmähn.
Komm, sey du unser Herr! Ich! Weinstock! euer König?
Mein Most ist mir zu werth, die Krone viel zu wenig!

Ein Baum lief voller Wuth zur Dornenhecke hin,
Und sprach: so schlimm du bist, sey unsre Königinn.
Die Dornenhecke ließ sich dieß nicht zweymal sagen.
Soll ich, so fuhr sie auf, die Königskrone' tragen?
Die nehm ich freudig an: ich bin zum Schutz bereit,
So gut ich schützen m[illegible] doch, wo ihr untreu seyd,
Und wollt ihr nicht, mit Furcht und Schrecken, mich verehren,
So soll die Cedern bald mein Feuerbrand versehren.

* * *

Merkt, Völker, was dieß sagen soll:
Der Taugenicht läßt sich gar leicht zum Herrn ernennen.
So wird der Taugenicht auch wohl
Zwar wüthen, doch nicht herrschend, schützen können.
Ihr sprecht: Nenn uns den Ort, wo dieses je geschah?
Zu Sichem, und in Corsica.

Es folget in unserm Werke, auf oberwähnte zwo Abhandlungen, die Prüfung der Schreibart des Phädrus. Zum innern Wesen einer guten Fabel gehören, nach dem Herrn Verfasser, 1) die

Erzählung in der Fabel, 2) die Wahrheit in der Fabel, 3) die Bilder in der Fabel, 4) die handelnden Personen in der Fabel. Mit der Erzählung des Phädrus nun, kann man zufrieden seyn; man müßte denn, saget der Herr Verfasser statt kritisch zu seyn, bis zum lächerlichen, eigensinnig und seltsam seyn wollen. Perrault zwar, der allzueifrige Demüthiger der Alten, hat ihn weit unter den Fontaine gesetzet, bloß weil dieser possenhafter, und also ritterlicher schreibt; und Phädrus zwar munter, aber nicht wie ein Pickelhering denkt. Perrault drohet auch mit 15. bis 16 schlechten phädrischen Fabeln hervorzurücken; allein er findt für gut es bey dreyen bewenden „zu lassen. Die erste, welche auch Knaben von 10 „bis 12 Jahren nicht haben ertragen können; (wie „zeitlich muß sich die französische Unerträglichkeit „nicht regen?) soll diese seyn, da der Fuchs eine Larve „findet, deren sich die Personen des alten Lustspie„les bedieneten, und ausruft: Schöner Kopf; „nur daß er kein Gehirne hat!„ Hier findet Perrault den Aesop viel natürlicher, der den Affen einen ganz geschnitzten Menschenkopf finden läßt. Er hat aber nicht bedacht, daß die alten Theaterlarven, von einer Carnevalsmaske sehr unterschieden waren, die man nur allein vor das Gesicht nimmt. Solche Kritiken kann man wohl einem flatterhaften französischen Schulknaben zu gute halten; aber keinem alten Kunstrichter. Den Schmutz welchen Perrault ferner in der Fabel von den Abgesandten der Hunde an den Jupiter finden will,

und auch wohl gefunden haben kann, mag er, nebst noch einigen andern, gegen ein ganzes Buch abscheulicher und garstiger Erzählungen seines Fontaine, auf gute Rechnung, abschreiben.

Der Herr Verfasser beweist ferner, daß Phädrus auch ein sehr guter Erzähler gewesen, und daß er zwar sinnreich-kurz, aber doch nachdrücklich-deutlich, und dabey überraschend-anmuthig ist. Und soviel von der innern Einrichtung der Fabeln des Phädrus. Nunmehr kömmt er auf dessen Schreibart, und wir wollen uns hier der eigenen Worte des Herren Verfassers bedienen: „Die „Schreibart des Phädrus, so rund, körnicht, „zierlich und lateinisch sie ist, hat doch immer vielen „Tadel kritischer Klüglinge erdulden müssen... Es „ist eine schlimme Vorbedeutung für diese so sträfli„chen Tadler, daß sie sich keines bessern Anherren, „als des grammatikalischen Hundes, des mehr un„gesitteten und frechen, als gelehrten und recht„schaffenen Scioppius, rühmen können. Denn „wie etwa ein Asinius Pollio ganz lächerlich ein „Unding, eine Patavinität, an dem zierlichen „Livius ausetzte; so ist Scioppius so verschlagen „gewesen, ich weis nicht welchen Thracisinum, in „der Schreibart des Phädrus zu riechen. Allein „der gute Mann, dessen Kritik so zweydeutig ist, „als sein vorgeblicher Adel, hat nach löblich herge„brachter Gewohnheit grober und ungezogener Lä„sterer, sich mit seinem großen Werke selbst begnü„gen lassen, ohne uns beweisende Exempel von die„ser Barbarey des Phädrus zu geben. Und da-

„her wird er keine beſcheidene Gelehrte bereden, ein „thraciſches Latein, (eine Sache die vieleicht nie „geweſen) in den ſo ſchönen Fabeln des Phädrus „zu finden. . . . Und iſts nicht etwas luſtig, wenn „neue Schriftſteller lehren wollen, wie die alten „hätten ſchreiben ſollen? Iſts denn ein gewiſſes „Kennzeichen, daß ein Autor untergeſchoben und „nicht eines ächten Alterth mes ſey, wenn er nicht „lauter verlegene, alte und unverſtändliche archei„ſche Worte, aus dem Ennius, Varro und Cato, „zu Auszierung ſeiner Schreibart brauchet? Oder „iſt Phädrus deswegen neu und unächt, weil er „deutlich und verſtändlich iſt, und nicht durch tiefge„lehrte Dunkelheit, dem Leſer zum unaufhörlichen „Räthſel wird? Daß doch der arme Phädrus „das hochgelehrte und heilſame σκοτεινον: ſey fein „finſter und dunkel! nicht beobachtet hat.

So ſchrie Orbil: Das! das klingt ſchön!
Der T . . l ſelbſt kanns nicht verſtehn.

„So würde Phädrus ſteinbeinalt, ſo würde er „überclaſſiſch ſeyn, wie einige Neuere durch eine „gelehrte Unverſtändlichkeit claſſiſch werden.„

Wir brechen hier wegen der Enge des Raums ab. Wer die übrigen Vertheidigungen des Phädrus, imgleichen die Abſchnitte, von dem Nutzen und gutem Gebrauche ſeiner Schriften, von den verſchiedenen Ausgaben, und von den verſchiedenen Ueberſetzungen und Nachahmungen der Schriften des Phädrus, mehrere und gewiß leſenswürdige Umſtände wiſſen will, den verweiſen wir an das Werk ſelbſt.

Die

ſondern, die letzte Art aber meines Erachtens, den gröſten Nutzen haben.

79. Es ſind auch gewiſſe Neben-Dictionaria ſo zu ſagen, ſo die Lateiner und Griechen brauchen, und bey den Deutſchen dermaleins nicht allerdings auſſer Augen zu ſetzen, als Particularum, Epithetorum, Phraſium, ꝛc. der Proſodien und Reimregiſter zu geſchweigen; welches alles aber, wann das Hauptwerk gehoben, ſich mit der Zeit von ſelbſten finden wird. Bis hieher vom Reichthum der Sprache.

80. Die Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift beſtehet darin, daß ſo wol die Worte und Redarten gut deutſch lauten, als daß die Grammatik oder Sprachkunſt gebührend beobachtet, mithin auch der deutſche Priſcianus verſchonet werde.

81. Was die Worte und Weiſen zu reden betrifft, ſo muß man ſich hüten vor Unanſtändigen, Unvernehmlichen und Fremden oder Undeutſchen.

82. Unanſtändige Worte ſind die niederträchtige, oft etwas gröbliches andeutende Worte, die der Pöbel braucht, plebeia & ruſtica verba, wo ſie nicht eine ſonderliche Artigkeit haben, und gar wol zu paſſe koñen, oder zum Scherz mit guter Manier anbracht werden. Es giebt auch gewiſſe niedrige Worte, ſo man im Schreiben ſo wol, als ernſthaften förmlichen Reden gern vermeidet, dergleichen zu bezeichnen wären, damit man desfalls ſich beſſer in acht nehmen könte. Daher das Wort ſo aus dem Griechiſchen Κόρη kommt, billig ausgeſetzet werden ſolte. Es ſind auch einige von unangenehmen Klange, oder lauten lächerlich, oder geben ſonſt einen Ubelſtand und widrige Deutung, dafür man ſich billig hütet.

Die übrigen Schriftsteller, deren Leben und Werke in diesem V. Bande beleuchtet werden, sind im II. Cap. die lateinischen Schriftsteller von der Fabellehre, C. Jul. Hyginus. Fab. Planzias des Fulgentius. Lactanz Placidus. Albricus der weise. Im dritte Cap. C. Vellejus Paterculus. Im vierten Valerius Maximus, und im fünften Pomponius Mela.

* *

V.

Das Kriegsglück.

Sylvander.

So reißt der Ehrgeiz dich zur Ehrenbahn dahin?
Ach! weißt du wohl, wie ich von ihm betrogen bin?
Er hat mich auch gelockt: er hat mich auch betrogen:
Und o! wie manchen nicht noch ärger angezogen!
Wie mancher ritt von uns so tapfer, als ein Held,
Dem von der Scheitel nun der Schnee in Flocken fällt:
Der unter Stal und Glut in deinem Cäsarorden
Mit ganz zerfetzter Brust noch kaum ein Hauptmann worden.
Itzt geh, und frag ihn nur, was er erworben hat!
Sein Lorber macht ihn nicht bey leeren Schüsseln satt.
Er seufzet, daß man ihn nicht würdiger belohnet,
Da er sein Blut so schlecht, als seinen Scheid, geschonet.
Vielleicht hat seinen Muth die Menge nur verdeckt;
Vielleicht hat er ihn nur aus Noth und Muß erweckt:
Itzt kann er nichts, als nur der Schlachten Meng' erzählen,
Und Kind, und Knecht und Magd mit seinen Wunden quälen.

Wohl dreyßig Jahre graut er in der Legion:
Und Armuth ist der Preis, und Landmilitz sein Lohn!
Dem Feldherrn unbekannt, sich selber auch verborgen:
Wie konnte wohl der Fürst für seine Tugend sorgen?

Schan

Schau um dich, liebster Graf! lauf durch das ganze Heer:
Dem Fähnrich macht das Herz der Stab des Marschalls schwer.
Kein Leutnant ist so jung: er will noch Heere führen:
Und endlich jenes Haus der tapfern Krüpel zieren.
O! wohl, o klug bedacht! nicht jedes Kriegers Arm
Macht eines Cäsars Blut, und Alexanders warm.
Wie viele Feldherrn sind nicht unter den Gemeinen?
Wie viel Gemeine nicht, wo Scherp und Sterne scheinen?
Oft würden Cäsarn gleich die an der Spitze stehn,
Die itzt die Vorsicht heißt in Reih und Gliedern gehn.

Hab ich des Stales Wuth gleich hin und her empfunden:
Prangt doch die Stirne nicht von gar zu tiefen Wunden.
Mein Arm ist noch nicht lahm; mein Bein wankt auch noch nicht;
Den unentdeckten Muth verräth nicht mein Gesicht:
Doch hab ich es gesehn; ich hab es selbst erfahren,
Wie ungleich Lohn und Kranz bey unsern Thaten waren.

Ein Kerl, wie Milch und Blut, ein tapfers Hasenherz,
Trieb erst mit meinem Bart und meiner Jugend Scherz.
Er ließ sich gar ein Schwert aus Hunnenzeiten geben:
Dieß sollte manchen Kopf aus seinen Schultern heben.
Kaum pfiff dem Ehrenmann ein heiß und zischend Bley
Bey seiner glatten Stirn und Lockenpracht vorbey:
So wollt er, welch ein Narr! die Kugel selbst parriren,
Und seine Streiche nur auf Wind und Kugel führen.
Es war dahin, das Bley, so, wie sein ganzer Muth;
Sein Roß empfand allein der wilden Sporen Wuth.
Er brach, und mit Gewalt, ach! aber nur durch Freunde,
Und floh auch nichts so sehr, als Fessel, Bley und Feinde.
Was? ward der nicht bestraft? Nein, Freund! es geht ihm wohl:
Wer weis, ob er nicht einst Schwadronen führen soll.
Glück zu, beglückte Schaar! die so ein Cäsar führet,
Der solch ein Hasenherz in seinem Busen spüret.
Ja, theilte gleich sein Stab wahrhafte Helden ein:
Wie lorberreich wird nicht ein solches Treffen seyn!

Im

Im Lande tapfer seyn, Gewehr und Antlitz putzen;
Im Riemenwerke klug, fast alle Strippen nutzen;
Beschlag, und Roß und Kauf, und jeden Preis verstehn;
Mit finsterem Gesicht in Reih und Gliedern gehn;
Den Teufel in dem Mund, den Stock in Händen haben:
Dieß alles kann ein Herz mit stolzen Lüsten laben.
Ist dieß die ganze Kunst? o Held! du täuschest dich!
Es ist das A, B, C: und nur so kümmerlich!
Ins Todes Rachen auch sich selber stets besitzen;
An Gegenwart des Geists, so, wie bey Tafeln, blitzen;
Die Augen überall; nur auf sich selber nicht:
So ists, und anders nicht, wie man sich Lorbern flicht.
Auch auf die kleine Schaar, die uns umringet, sehen,
Und machen, daß sie selbst, so freudig, wie wir, stehen;
Ja, drohte jedes Stück uns ein gewisses Grab,
Und stürzte selbst der Tod auf unser Haupt herab:
So müssen wir auch nicht die Augen einmal schließen,
Und ihn mit Heiterkeit und froher Stirne grüßen.
Dann athme nach dem Tod, und wälz dich auf dem Schnee;
Dann höre rings um dich Verzweiflung, Ach und Weh;
Zeig das zerknirschte Bein dem Feldherrn, der da sieget,
Und warte, was er dir zur Linderung verfüget.
Ihr habt die Pflicht gethan! Ach Gott! doch nur die Pflicht?
Nicht Sold, nicht Oehl, nicht Wein, auch Kranz und Lorber nicht!
Dieß war der Alten Brauch! Kaum sterben wir für Länder,
Und dennoch deckt das Blut die oft benäßten Länder.

„Was? fragt ein feiger Geist, was ist die Heldensucht?
„Ein Schimpf der Menschlichkeit, der grausen Hölle Frucht,
„Ein Durst nach Raubereyn, der Völker schwere Ruthe:
„Sie dünget ja die Welt mit nichts, als Menschenblute.
„Prangt nicht der Barbarn Volk mit Helden gleicher Art?
„Hat nicht der Kaukasus uns Helden vorgespart?
Ich, dem dieß alles fehlt, ich will im Lande bleiben,
Und, wenn es dir gelingt, von deinen Thaten schreiben.

Damon.

Damon.

Nein! spare deinen Kiel, und süßes Weihrauchs Zoll!
Und sage mir vielmehr, was ich denn werden soll?
Soll ich als Silberjung mich vor dem Junker bücken,
Und, durch der Schranzen Schwarm, zu Titelheiden rücken?
Soll ich, wie an der Wand ein Kronenleuchter seyn,
Und meiner Haare Schnee vergüldten Schlüsseln weihn?
Da komm ich, als ein Fürst aus Agra, hergetreten;
Da prangt mein Potosi auf den gestückten Näthen;
Da schmückt den blanken Schuh oft eines Dorfes Werth:
Und endlich wird das Gut mit Strumpf und Stiel verzehrt.
Es bleibt kein Eichenhayn in seinen düstern Gründen;
Er muß den glatten Weg durch meine Kehle finden:
Wo mancher Karpfenteich, wie Wein, hinunter fleußt,
Und kein bejährter Hecht den zarten Schlund zerreißt;
Wo weder Ast, noch Stamm, verletzend hangen blieben,
Wenn sie ein schäumend Glas in meinen Hals getrieben.
Ich bin dem Mistgestank, und geilen Kühen feind:
Wohlan! so mästen sich mein Amtmann, und mein Freund!
Ich kann den Ungestüm der Gläubiger nicht leiden:
Und muß mein prächtig Schloß, u. Weib und Kinder meiden.
O! glücklich! ist die Hand von festen Banden frey:
So weis ich, was das Brett in diesem Scheitern sey!
Komm, alte Venus! komm! die dreyßig Jahre wählte,
Damit sie mich dereinst zu ihren Buhlern zählte.
Nun stirb, verliebtes Fleisch! stirb an der welken Brust!
Und habe ferner noch an Hof und Lärmen Lust!
Nimm eine Buhlerinn! mit den erbuhlten Schätzen
Wird sie dein Haus und Hof zu dem Erworbnen setzen.
Geh! küsse nun die Hand, die dich vielleicht nur haßt;
Denn ein erkaufter Mann wird ihrer Glut zur Last:
Und wenigen gelingts vom Koth und Schaum der Erden
Der Fürsten rechter Arm, der Völker Angst zu werden.
Ja sitzt ein Biron auch der Fügung selbst im Schooß;
Und macht ein Welttheil ihn mit Lust und Eifer groß:
So wag ichs dennoch nicht der Fürsten Arm zu heißen;
Siberien kann uns noch Stern und Macht entreißen.

Wohlan!

Wohlan! es sey gewagt! Ich breche nicht dieß Eis!
Des Landes Wohlfahrt weih ich langer Nächte Schweiß.
Ich will mich als ein Schuz von Wittw' und Waysen heben,
Gesetzen Tag und Nacht, so manche Deutung geben.
Die Unschuld jauchze nur! sie ist in meiner Hand:
Und ach! o seltnes Glück! ich werd ein Erspectant!
Als Auscultator will ich zwanzig Jahre hören,
Um mich im funfzigsten zehn Jahre noch zu nähren.
Es schlachte Mortens Faust der andern Räthe Schaar:
So hats um mein Verdienst und Nahrung nicht Gefahr.
Ich kann ein Fräulein ja auf die Bedienung nehmen:
Und Greis und Bettel, darf sich nicht einander schämen,
Dann höre Haus und Hof den misvergnügten Mund;
Dann thu er meinen Werth, des Fürstens Undank kund,
Der nicht die Tugenden in mir bezahlen wollte:
Weil ich sie fern von ihm bestäubten Aemtern zollte;
Weil ich so weit von ihm, und seinen Händen stand,
Daß mich sein Auge kaum in dem Gedränge fand.

Nein! ich will kein Accurs; auch kein Cocceji werden:
Es mästen meinen Wanst wohl fromm und fettre Heerden.
Die Hälfte Geld ist schon erbettelt und erscharrt,
Dadurch so mancher Klotz ein dicker Domherr ward;
O! wer hilft nun mein Gut, der Kirche Gut, verschlemmen?
Wer hilft durch Prunk und Pracht der Kirche Misbrauch hemmen?
Denn Schreiber mag ich doch nicht bey Gesandten seyn,
Und meine heiße Stirn verhaßten Pillen weihn;
Die mancher arme Tropf gebückt und froh verbeißet,
Weil er der Excellenz bezahlter Diener heißet:
Die oft mit Stern und Band bey Hof und Stadt stolziert,
Wann jener ihr die Hand beym Buchstabiren führet;
Und oft dem Himmel dankt: darf er in Residenzen
Dereinst als Resident, und Homme d'Affaires glänzen.

Frisch! also; nur sogleich die Sporen umgethan!
Was fängt ein Edelmann sonst auf der Erden an?
Belohnt man nicht Verdienst; belohnt man doch die Jahre,
Und das ist schon genug, daß man den Krieg erfahre.

Mein

Mein Arm wird eben fest; und Muth und Sinn sind treu,
Und Damons Nacken ist für Gecken gar zu steif.
Ich soll doch nicht, wie du, von Schlacht und Helden singen;
Und meiner Dünste Frucht in Reim und Füße bringen:
Daß mich etwan, wie dich, ein blinder Maulwurfsheld
In seinem Dünkel einst noch untern Nimrod stellt.

Sylvander.

Nur nicht gespottet, Freund! du könntest mich bewegen,
Des Zoils Rüstung auch greißgrimmig anzulegen.
Zurück, o Held! zurück! besteige nur dein Pferd;
Denn meines wird durch mich allein genug entehrt.
Lauf! schlag dich durch die Welt, und lerne nur vertragen,
Wann andre sich durch Gunst u. Gold zu Helden schlagen;
Wann manche Trödelweft an deiner Seite prangt,
Und eher, als wie du, den Marschallsstab erlangt.
Du weißt: das Ding geht an! und Mavors ließ sich fangen,
Als man ein gülden Netz um ihn herumgehangen.
Bezähme deinen Zorn, wann mancher Seynenheld
Den oft sein Land nicht mag, dir in den Zügel fällt;
Der, wann er sieben Jahr der Deutschen Brod gespeiset,
Noch einen Leutnant braucht, der ihn zu rechte weiset*.
Dann kämpfe dreyßig Jahr; und schlachte dich recht krum!
Und bleibt des Führers Mund bey deiner Tugend stumm:
So denke, daß um ihn noch Freund und Vättern leben,
Die ohne dein Verdienst sich in die Höhe heben.
Sie haben keinen Kampf in Scherz und Ernst gesehn;
Wann sah man ihren Gaul beschäumt ins Treffen gehn?
Der Schweiß beträufte nicht die nie zerfetzten Backen:
Zu Limonaden nur sah man sie Früchte hacken.
Die Weiber sind ihr Mars; die Charten Krieg u. Schlacht;
Und manche schöne Hand hat Generals gemacht.
Was Wunder? hört die Welt von Feldherrn ohn Armeen:
Man kann ja Helden wohl gar ohne Schlachten sehen.
Ja manchem wird der Stab in Krieg und Schlacht zu schwer;
Er läßt so Ruhm, als Kranz, und sein besiegtes Heer:

Er

* Das Ding ist richtig: aber Exempel sind verhaßt!

Er läßt den morschen Helm von Scherz und Luſt entführen,
Und wird der Schranzen Heer, als Majordomus, zieren.
Das thut ein Leu doch nicht, wenn Stärk und Kraft entweicht,
Daß er ein Haſenfell auf ſeine Lenden zeucht:
Ein Löw wird ſtets ein Löw, ein Adler Adler bleiben;
Und weh dem, der ſich wagt, mit ihnen Spott zu treiben!
Doch ſo denkt nicht der Menſch: denn oft wird der ein Lamm,
Der in des Lenzens Zeit in Blut und Wellen ſchwamm.
Du, ſpiegle dich alſo! und ſoll mein Satir ſchweigen:
So mußt du dich des Bluts und Stammes werth bezeigen.

Nein! nicht alſo, mein Freund! auch nackten Tartarherden
Iſt oft ein großer Geiſt von Gott beſchieden worden.
Der iſt ein Philoſoph, der Holz und Stein verlacht;
Aus Sonne, Mond und Stern ſich beßre Götter macht:
Und der iſt auch ein Held, der ohne Pomp und Fahnen,
Sich weis den nächſten Weg zu Glück und Sieg zu bahnen.
Der durch den Occident die wilde Fackel trug,
War tapferer, als der, den er bezwang und ſchlug.
Der Wahnwitz hat doch nicht das alte Rom zerſtöret,
Das ſo viel Helden ſelbſt in ſeinem Schoeß ernähret.

Nun, Graf! nun weis ich es; ich weis nun, was dich reizt;
Ich weis, warum dein Herz nach naſſen Lorbern geizt.
O! ein Feldmarſchall willſt du gleich dem Vätter werden:
Und darum trotzeſt du den blutigen Beſchwerden.
Dein Wapen ſoll doch nicht umſonſt ſo kriegriſch ſeyn:
Und traun! die Feder würd ein ſolches Schild entweihn.
Ein nordiſch Belgrad will dein feſter Muth beſchützen:
Und kältern Corſen ſoll die weiſe Vorſicht nützen.
Viel Glück! geliebter Graf! nur eins fehlet dir;
Es fehlt noch mehrern zwar; es fehlt auch ſelber mir.
Ein Friedrich muß noch ſeyn, der deine Gaben merket,
Und deinen jungen Muth durch Huld und Vorzug ſtärket.
Ein Schmettau gehe dir mit ſeinem Muſter vor;
Dann ſchwingſt du dich nur, Graf! und ſonſten nicht, empor.
Ich, dem dieß alles fehlt, ich will im Lande bleiben,
Und, wenn es dir gelingt, von deinen Thaten ſchreiben.

Chriſtoph Otto Freyh. v. Schönaich.

* *

VI.

Auszug eines Schreibens eines gelehrten Mannes, und Mitgliedes zweyer kön. deutschen Gesellschaften in Cassel, den Messias betreffend, vom 30sten des Wintern. 1752.

Nun komme ich auf die schuldige Antworten. Eur. Hochedelgeb. verlangen zu wissen, was ich vom Meßias ꝛc und andern Gedichten halte. Ob ich mich nun nicht gleich erkühne, von dergleichen großen Stücken der Dichtkunst ein richtiges Urtheil zu fällen; so bin ich doch schuldig, Eur. Hochedelgeb. meine bey Durchlesung derselben gehabten Empfindungen zu entdecken. Meßias war das erste, so mir davon in die Hände gerieth. Der Titel nahm mich ein: weil ich nicht glaubte, daß sich jemals ein Dichter mit seinen Einbildungen über die wahren Wunder, die das Leben des Erlösers verherrlichet, schwingen könne [a]). Ich freuete mich

a) Wenn sich der Dichter höher schwingen will, als die uns geoffenbarten Wunder im Werke der Erlösung selbst schon gehen: so scheint dieses nicht nur ein verwägenes, sondern auch ein strafbares Unterfangen zu seyn. Was will der elende menschliche Witz doch einem Geheimnisse hinzusetzen, das ohnedieß alle Vernunft übersteiget? Und wenn er ja etwas waget: was kann es anders, als Thorheiten und Kindereyen abgeben? Die Schrift braucht keiner fabelhaften Zusätze bey ihren Erzählungen. Der Mund der Wahrheit hat uns schon alles offenbaret, was uns davon zu wissen nö-

thig

mich zur Ehre der Deutſchen, über die vorzügliche Wahl des Helden, und ſah in Gedanken die Iliaden, Odyſſeen, Heuriaden ꝛc. wenigſtens ihrem Inhalte nach, für Spreu gegen unſern Meßias an [b]).

thig iſt. Was brauchet es alſo der erdichteten Anſtalten zu einem ordentlichen Gerichtstage; der Herabfahrt Gottes auf den Berg Horeb; der Neugierde der Väter des A. T. das Leiden Chriſti mit anzuſehen; ihrer unüberlegten Abfahrt auf die Sonne, von der ſie gerade das Leiden der erſten Nacht nicht ſehen können; und ſolche Ungereimtheiten mehr? Solche Zuſätze kommen vernünftigen Leuten nicht anders vor, als die Fabel eines alten Dichters, der die ganze Bibel in Reime gebracht, vom Könige Salomon; dem nach erhaltener Weisheit von Gott, der Kopf ſo groß geworden, daß er zum Thore der Stadt Jeruſalem nicht mehr hinein gekonnt, daher man ſelbiges abbrechen müſſen. S. des Hrn. Schellhorns Auszug davon in der crit. Beytr. 1. B. a. d. 604 S.

b) Der Herr Verfaſſer hat ſich über etwas gefreuet, davor ſich bisher alle Dichter aus Ehrfurcht geſcheuet: weil diejenigen, die ſchon aus dem Leiden Chriſti Trauerſpiele gemachet, ſchlecht dabey gefahren waren. Die alten franzöſiſchen Meiſterſänger hatten ſich in ihren ſogenannten Miſteres ſchon müde daran geſchrieben; und ſo viel lächerliches Zeug hinein gedichtet, daß es der chriſtlichen Religion zum Schimpfe gedichen. Du Bartas in ſeiner erſten Woche hatte ſich auch geiſtliche bibliſche Materien zu beſingen vorgenommen, und anfangs viel Beyfall gefunden. Teiſſier berichtet uns, daß man kurz nach einander wohl 30 Auflagen davon zu machen genöthiget geweſen. Sie iſt von verſchiedenen gelehrten Federn ins Latein, ins Wälſche, Spaniſche, Deutſche, Engländiſche und Däniſche überſetzet worden. Ronſard, der ſelbſt ein berühmter Dichter war, beſchenkte den Verfaſſer zum Zeichen ſeiner Hochachtung, mit einer goldenen Schreibfeder. Gelehrte Männer ſchrieben Auslegungen

Ich hatte weder des Herrn Meiers, noch die schweizerischen Lobsprüche über denselben gelesen, und wußte also weder Gutes, noch Böses von ihm. Ich fieng es also, voller Zuversicht auf die Ehre meiner Deutschen, selbst zu lesen an. Auf einigen der ersten Seiten stieß ich fast bey jeder Zeile wider einige Participien; und von diesen fiel ich zwischen andere undeutsche Klippen: so daß ich nicht wußte, ob ich mich meines gar zu günstigen Vorurtheils, oder meiner Urtheilsschwäche zu schämen hätte? Ich faßte aber ein Herz, und las weiter. Allmählich wurden meine Ohren gleichsam gehärtet: ich hörte nicht mehr die rauhen und verstimmten deutschen Töne *); befand mich öfters unter prächtigen Bildern, deren Schön-

gungen drüber. Könige und Fürsten luden den Verfasser ein, an ihre Höfe zu kommen. Der König in Fr. schickte ihn als einen Gesandten zum Könige Jakob in Schottland. Dieser konnte sich kaum überwinden, ihn wieder von sich zu lassen, und übersetzte selbst verschiedene Stellen daraus ins Schottische. Kurz, nach dem Homer, hat sich wohl kein Dichter in der Welt eines größern Glückes zu rühmen gehabt, als du Bartas. Allein wo ist sein Ruhm geblieben? Wer denket itzo an ihn? Wer liest seine Schriften? So sehr kann ein Gedicht, durch einen scheinbar andächtigen Inhalt, im Anfange die Leser blenden. Thut aber die Vernunft hernach die Augen auf: so verschwindet das Blendwerk. St. Amand in Paris hat mit seinem Moïse sauvé auch eine Probe davon gemachet. Und selbst des Grotius leidender Christus hat kein großes Glück gemachet: ob ihn gleich Prof. Rappolt hier im vorigen Jahrh. als ein Muster eines schönen Trauerspiels, aller seiner Fehler ungeachtet, an seine Poëticam aristotelicam andrucken lassen. Aber wer liest ihn itzo? So wird es in kurzem allen unsern biblischen

83. Es sind auch unvernehmliche Worte und unter andern die veraltet, verba casca, osca, obsoleta, dergleichen zwar etliche noch Lutherus in seiner Bibel behalten, so aber nach ihme vollends verblichen, als **Schächer**, das ist Mörder, **Raunen**, so mit den **Runen** der Nordischen Völker verwandt, **Kogel**, das ist eine gewisse Bedeckung des Haupts.

84. Dahin gehören die unzeitig angebrachte Verba Provincialia, oder Landworte gewisser Provinzen Deutschlandes, als das **Schmecken** an statt **Riechen**, wie es bey einigen Deutschen gebraucht wird, von denen man deßwegen sagt, sie haben nur vier Sinne; item der **Kretschmar** in Schlesien, der so viel als **Krug** in Niedersachsen; von welcher Art auch die Meißner selbst nicht wenig haben, und sich deren zumal im Schreiben enthalten müssen, als wenn sie sagen, der Zeiger schlägt, oder wenn sie den Rock einen Pelz nennen, welches ihm nicht zukommt, als wenn er gefüttert, und was dergleichen mehr.

85. Was aber die fremden oder undeutschen Worte anbetrifft, so entstehet darin der gröste Zweifel, ob nehmlichen, und wie weit sie zu dulden, nachdem sie vielen annoch unverständlich. Nun will ich solches der künftigen deutschgesinnten Verfassung zu entscheiden zwar überlassen, doch anitzo ein und anders, ob schon vorgängig, doch unvorgreiflich zu erwegen geben.

86. Und solte ich demnach zuforderst dafür halten, daß man des Fremden ehe zu wenig als zu viel haben solle, es wäre dann, daß man mit Fleiß etwas machen wolte auf den Schlag des Liedes:

Schönheit mir, durch die übrige Dunkelheit, desto heller hervor zu leuchten schien. Bald glaubte ich etwas erhabenes und prächtiges zu fühlen, so daß ich mit Verwunderung stehen blieb, dem Dichter in Gedanken weiter nachstieg; und wenn ich wieder zu mir selbst kam, nicht geringe Lust empfand, der Armuth der Reime zu spotten [d]): als welche, meiner damaligen Entzückung nach, einer solchen Stärke der Gedanken nicht fähig schienen; und dann zwar wie die sanften Bäche, lieblicher fortrauschen, allein uns auch dagegen nicht so reich beladene Schiffe, (obgleich zuweilen auf erzürnten und tobenden Fluthen) zu führen [e]). Mit einem Worte, ich wurde sehr oft genöthiget, meine gesunde Vernunft gefan-

lischen Epopeen auch gehen, wie es einer Davideis, einer Josephias, einer Christeis einiger englischen und lateinischdeutschen Poeten gegangen.

c) Das ist viel! Der Herr Verf. kömmt mir vor, wie diejenigen Gelehrten, die viele Jahre in der Nachbarschaft eines Grobschmiedes, Schlössers, oder Kupferschmiedes gewohnet haben, und also ihres Gehämmers so gewohnt geworden, daß sie es nicht mehr hören, sondern ungestöret fortstudiren können.

d) Was können doch, unsers unmaßgeblichen Erachtens, die guten Reime davor? Ein schwülstiger Dichter, wird gewiß auch in Reimen schwülstig schreiben; und sowohl Lohenstein, als Neidhart, haben Exempel genug davon gegeben.

e) Dieß widerspricht, wie uns dünket, der Erfahrung und dem Sprüchworte: daß stille Wasser tief sind, und nur die seichten Bäche, zumal, wo sie durch Mühlen gehen, das größte Geräusch machen; aber gar keine Schiffe tragen können.

gen zu nehmen: und da mir vieles gefiel, und auch misfiel, so habe ich mich beständig mit der vermutheten Beurtheilung großer Kunstrichter getröstet; um mich sodann von dem eigentlichen Werthe oder Unwerthe desselben belehren zu lassen f). Ich freue mich aber schon zum Voraus, auf deroselben im Neuesten versprochene Prüfung. Von den meierischen und schweizerischen Beurtheilungen weis ich nur so viel, als in den Erlangischen und Göttinger Zeitungen vorgekommen. Den Noah, Jakob und Joseph habe ich nicht gelesen. Vom Nimrod habe ich einige Seiten gelesen, die ich nicht allein reimlos, sondern auch ungereimt gefunden. Den Beyfall der Cavaliere und des Frauenzimmers dörften auch die besten unter diesen reimlosen Stücken, worunter mir das Gedicht, der Frühling, mit zu gehören scheint, noch wohl in hundert Jahren nicht erhalten. Ich weis daß einigen davon übel geworden g).

R.

f) Diese Bescheidenheit des Herrn Verf. ist fast zu groß für einen solchen Meister in der Dichtkunst, als er ist, wie wir nur gar zu wohl wissen. Es kömmt nur alles auf deutliche Begriffe, von den wahren Schönheiten eines epischen, und dann eines jeden Gedichtes an. Nach diesen, und nicht nach einem betrüglichen Gefühle, urtheilen wahre Kenner.

g) Hier höret man die Stimme der Natur, wenn sie ohne Vorurtheile ist: so wie der Toback allen, die ihn zuerst versuchen, übel schmeckt, und übel bekömmt; und nur verwöhnten Zungen angenehm zu seyn bedünket.

VII.

Ludovico XV. Regi invicto, Europæ Pacatori, Optimo Parenti, Auguſtum Nepotem, Imperii Propaginem, Galliarum felicitati natum gratulatur, Regium Ludovici M. Collegium Soc. Jeſu. Paris, 14 Bogen in greß 4.

Die Herren Jeſuiter des königl. Collegii Ludewigs des Großen, haben ſich bey der Geburt des Herzogs von Burgund, mit einer großen Anzahl von Glückwünſchen, und zwar in allerley Sprachen, hervorthun wollen. Man findet darinnen nicht nur franzöſiſche und lateiniſche, ſondern auch griechiſche und hebräiſche; ja was noch wohl ärger iſt, auch ſogar deutſche Gedichte. Ohne allen Zweifel werden ſie wohl zu jeder Art die geſchickteſten ihres Ordens erwählet haben: und wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß der deutſche Poet unter ihnen, ein Dichter der erſten Größe auf dem deutſchen Parnaß geweſen ſeyn möchte! Ohne Zweifel wird auch Paris, ja ganz Frankreich von einem Orden dieſes vermuthen, von dem man ſonſt die beſten Meynungen hat, und der ſich nicht gern auf einer ſchlimmen Seite, in Anſehung der Wiſſenſchaften, zu zeigen pflegt. Allein wie ſehr wird ſich auch der Hof, die Reſidenz und das ganze Land betrügen, wenn ſie ſich aus dieſer deutſchen Jeſuitenpoeſie, einen Begriff von unſrer Dichtkunſt überhaupt machen werden! Der gute Pater Stopfel

nämlich, denn so heißt dieser ehrwürdige Pritschmeister, hat folgender gestalt gesungen:

Die Freud des Sachsens.

Warum, liebe Deutschen, soll man uns stumm heißen?
Soll dann Paris allein seine Freud erweißen?
Was will dann das sagen?
Warum sich verzagen?
Ist dann nicht aus Sazen
Der Glücks Sproß erwachsen?
Aber man thut lachen,
Und allhier Scherz machen,
Daß ein Deutscher,
Als ein Meister, NB.
Sich erhebe,
Und angebe
Die Ehr eines Reimers.
Ich sehe zwar
Meine Gefahr.
Beyn Franzosen
Sich verstosen
In * Wissenheit. ꝛc.

Der geneigte Leser wird uns verhoffentlich das übrige nicht abfodern; und mit dieser neuen Probe des Jesuiterwißes vorlieb nehmen: welche zur Gnüge beweist, daß seit Pater **Baldens** und Pater **Spees** Zeiten, lächerlichen Andenkens, die deutsche Muse dieses Ordens noch nichts gescheider geworden; und daß des gelehrten **Lützels** vormals gesammlete **Jesuiterpoesie**, noch einen ziemlichen Anhang von neuern Meisterstücken bekommen könnte,

* Hier ist vermuthlich ein Druckfehler mit eingeschlichen, indem allem Ansehen nach die Sylbe **Un**, ausgelassen worden.

te, wenn unſer lieber Landsmann, Pater Stopfel, ſeine artigen Werkchen dazu hergeben wollte. Was wird nicht der Durchl. Dauphine Kön. Hoheit, über die Geſchicklichkeit ihres Landesmannes, für eine Freude gehabt haben? Wie ſinnreich wird ihr die deutſche Nation vorkommen, wenn ein ſolcher Herold in ihrem Namen auftritt, ihr die Freud des Sachſens zu erklären? Und was werden die witzigen Köpfe in Paris vom deutſchen Witze für Gedanken faſſen, wenn ſie irgend die Neugier treiben ſollte, ſich von einem Sprachmeiſter dieſen Unſinn ins Franzöſiſche überſetzen zu laſſen?

Unſern Leſern ein Vergnügen zu machen, wollen wir bey dieſer Gelegenheit noch ſo ein Leckerbißlein mittheilen, das in der oberwähnten Jeſuiterpoeſie, auf der letzten Seite, auf den Groſſen Chriſtoph, fabelhafter Gedächtniß, von jemanden verfertiget worden. Es heißt ſo:

Hochheiliger Chriſtoph!
Du haſt einen langen Schopff,
Biſt von friſcher Jugend,
Wie auch zugleich Tugend,
Wer dich früh anſchauet,
Abends auff dich bauet,
Ein Ries von Glieder-mas,
Ein ſtarcker Held, kein Has,
Du herſcht in dem Himmel,
Unter Stern-Getümmel,
Lebſt unter Schaar der Engel,
Auf Eſel gehört Bengel,
Auf Achſel du trageſt,
(Waſſer du fortjageſt)
Den König der Himmel,
Zu Fuß gehſt, ohn Schimmel.

Gott der Götterinnen,
Licht der Taſtallinen,
Ein HErr aller Herren,
Ewig thuſt ihn ehren,
Von Zeit zu Zeit
In Ewigkeit.

* *

VIII.

Nachricht von einer neuen und ſchönen Ausgabe, des berühmten alten Buches, Reineke der Fuchs, mit trefflichen Kupfern eines großen Künſtlers.

Was das alte plattdeutſche Gedicht, Reineke der Fuchs, genannt, ſeit mehr als drittehalb hundert Jahren, für einen großen Ruhm und Beyfall unter den Gelehrten erhalten habe; wie hoch es überdem von allen Liebhabern einer geſunden Sittenlehre und Staatskunſt geſchätzet worden, das liegt auch ohne unſer Erinnern am Tage. Da der wahre Verfaſſer deſſelben lange vor der Reformation Lutheri gelebet, und gleichwohl die großen Misbräuche ſeiner Zeit, an der römiſchen Geiſtlichkeit, und am päbſtlichen Hofe ſelbſt, mit aufrichtiger und freymüthiger Feder beſchrieben: ſo können Gottesgelehrte daſſelbe als einen Zeugen der Wahrheit, aus den finſtern Zeiten des Pabſtthums, anſehen. Da es die Sitten der Höfe, und alle Ränke und Practiken, womit Fürſten und Herren, oft zum Schaden der Unſchuld und Tugend, hintergangen und berücket werden, nebſt allen

allen Fehlern der Hofleute so deutlich abschildert: so kann es ein Weltmann, der sich bey Hofe klüglich aufführen, und vor allem Schaden will in acht nehmen lernen, mit großem Nutzen lesen und gebrauchen. Da es aber auch die Lebensarten aller übrigen Stände der Welt; als des Adels, der Rechtsgelehrten, der Aerzte, der Soldaten, der Kaufleute, der Bürger und Bauren, aufs lebhafteste vor die Augen malet: so haben alle Menschen überhaupt hier ein höchstnützliches Lehrbuch, dessen sie sich in allen Zufällen des Lebens, als eines treuen Rathgebers bedienen können.

Es ist daher kein Wunder gewesen, daß dieses alte vortreffliche Gedicht, theils in seiner plattdeutschen, oder sächsischen Grundsprache, sehr oft gedrucket; theils auch mehr als einmal ins Hochdeutsche, Lateinische, Holländische, Dänische und in andere Sprachen übersetzet, und überall mit dem größten Vergnügen und Nutzen gelesen worden. Man hat ihm mit allem Rechte, im Lateinischen den Titel Speculum Mundi, **Ein Spiegel der Welt**, beygeleget: weil allerdings ein jeder Mensch, wes Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, die wahre Gestalt, nebst den Tugenden und Lastern seines Standes, darinn antreffen kann. Am wenigsten aber ist es zu bewundern, daß die berühmten Männer, Erasmus Alberus, in der Vorrede zu seinen Fabeln, **Rollenhagen**, der Verfasser des Froschmäuselers, **Laurenberg**, der Urheber der plattdeutschen Scherzgedichte, ja der große **Morhof**, der berühmte

Eckard,

Eckard, und noch vor wenig Jahren, der gelehrte geheime Rath Heineccius in Halle, mit so großen Lobsprüchen von diesem Werke geredet; und es als einen Schatz, ja als eine Quelle vieler Weisheit und Klugheit angepriesen. Ja selbst die Liebhaber der deutschen Sprache und Alterthümer, sonderlich in gerichtlichen Händeln und Hofceremonien, haben darinn die artigsten Nachrichten gefunden, und es für ein schätzbares Ueberbleibsel vormaliger Zeiten angesehen.

Nun hat sich aber im vorigen Jahrhunderte, in Holland, ein überaus geschickter Künstler, mit Namen **Everding** gefunden, der sonderlich in Landschaften, in Prospecten und Thieren eine besondere Fähigkeit und Uebung gehabt. Dieser war aus **Alkmar** gebürtig, woher auch der erste Verfasser **Reinekens des Fuchses** entsprossen gewesen, der sich deswegen ausdrücklich, nach der Gewohnheit seines Jahrhunderts, **Hinrik von Alkmar** genennet hat. Ohne Zweifel hat eben diese Landsmannschaft unsern **Everding** bewogen, sich an das poetische Meisterstück seines geschickten vormaligen Mitbürgers, zu machen, und es mit den Meisterstücken seiner Kunst auszuzieren. Er hat auch dasselbe wirklich mit etlichen 50 bis 60 schönen Kupferstichen vollführet, darinn er die vornehmsten Erzählungen des Dichters auf eine so lebhafte, natürliche und glückliche Art vorstellet, daß alle Kenner schöner Kupferstiche sie bisher bewundert, und bey den Sammlungen der größten Meisterstücke sorgfältig aufgehoben haben.

Diesen

Diesen schönen Figuren aber, die als ein schöner Leib, gut und angenehm in die Augen fielen, hat gleichwohl bisher die Seele und das rechte Leben noch gefehlet; indem der Urheber die Freude nicht erlebet, eine wirkliche Ausgabe des **Reineke Fuchs**, mit seinen Kupfern gezieret zu sehen. Nach seinem Tode sind diese schönen Stücke eine lange Zeit im Verborgenen liegen geblieben, bis Herr **Peter Schenk**, berühmter Handelsmann in Amsterdam, ihrer habhaft worden. Dieser sah sogleich ihren besondern Werth ein, ließ auch zwar einige Abdrücke davon für die Kenner und Liebhaber machen; dachte doch aber allezeit auf eine wirkliche Ausgabe des ganzen Gedichtes: damit die Erzählung des Poeten den Kupfern zur nöthigen Erklärung, diese aber dem Gedichte selbst zu besonderer Zierde dienen möchten. Dieser aber seit vielen Jahren seinen Handel, sonderlich auf den Leipziger Messen getrieben: so hat er auch vorzüglich deutschen Lesern dieses Vergnügen zugedacht; und sich deswegen nach einem gelehrten Manne umgesehen, dem er die Anordnung der neuen Ausgabe anvertrauen könnte.

An vergangener Michaelmesse des 1751sten Jahres trug er also die Veranstaltung derselben, dem durch andere Schriften, die zu den schönen Wissenschaften seines Vaterlandes gehören, sattsam bekannten Herrn **Prof. Gottsched** allhier auf. Dieser freuete sich, daß er Gelegenheit bekam, ein so treffliches altes Gedicht, von neuem ans Licht zu stellen, welches er schon oft, und noch den vori-

gen

gen Sommer, zu seinem Vergnügen bey der Gartenlust, in der plattdeutschen Grundsprache gelesen hatte. Er machte also den Entwurf seiner Ausgabe: und als derselbe von dem Herrn Verleger genehm gehalten ward; wurde wirklich der Anfang der Arbeit und des Druckes gemachet: der auch bereits bis auf die Hälfte, und drüber, geschehen ist, und den Liebhabern, in Herrn Peter Schenkens Laden, im hohmannischen Hofe, gezeiget werden kann.

Man hat es für gut befunden, den hochdeutschen Lesern auch eine hochdeutsche Uebersetzung dieses Werkes zu liefern; weil doch der plattdeutsche Grundtext den wenigsten Oberdeutschen verständlich seyn würde. Um aber alle Schönheiten des Originals desto genauer beyzubehalten, und zu keinen neuen Zusätzen genöthiget zu werden, die etwan eine poetische Uebersetzung mit sich bringen möchte, hat man für gut befunden, dieselbe in ungebundner Rede zu machen; den wahren Grundtext aber dennoch, den Liebhabern und Kennern des Plattdeutschen, am Ende des Werkes, nach der ältesten Ausgabe desselben von 1497, und der Wolfenbüttelischen von 1711, unverfälscht anzuhängen beschlossen. Da aber ein solches Werk ohne moralische Anmerkungen, gleichsam wie todt und mangelhaft gewesen seyn würde: so hat man nicht nur die kurzen Lehren, die Heinrich von Alkmar selbst, schon bey seiner ersten Ausgabe gemachet; sondern auch diejenigen, die Prof. Baumann 1522 in der Lübekischen Ausgabe hinzugethan, und

die

Da die Engel ſingen Nova Cantica,
Und die Schellen klingen in regis Curia.

87. Hernach vermeyne, daß ein Unterſcheid zu machen unter den Arten der Zuhörer oder Leſer; denn was für männiglich geredet oder geſchrieben wird, als zum Exempel, was man prediget, ſoll billig von iederman verſtanden werden, was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staatsleute geſchrieben, da kan man ſich mehr Freyheit nehmen.

88. Es kan zwar auch zu Zeiten ein Lateiniſches, oder aus dem Lateiniſchen gezogenes Wort, dabey ein ſonderlicher Nachdruck von einem Prediger gebrauchet werden; ein Lateiniſches ſage ich, denn das Franzöſiſche ſchicket ſich meines Ermeſſens gar nicht auf unſere Canzel: es iſt aber alsdann rathſam, daß die Erklärung alsbald dabey ſey, damit beyder Art Zuhörern ein Genügen geſchehe.

89. Sonſt iſt von alten Zeiten her bräuchlich geweſen, in Rechtshandlungen Libellen und Producten, lateiniſche Worte zu brauchen, es thun es auch die Fremden ſo wol als die Deutſchen, ob ſchon einige Gerichte, Facultäten und Schöppenſtühle, zumal in Abfaſſung der Urtheile und Sprüche von geraumer Zeit her, die nicht unlöbliche Gewohnheit angenommen, viel in Deutſch zu geben ſo anderswo nicht anders als lateiniſch genennet worden; als Krieg rechtens beveſtigen, litem conteſtari, Gerichtszwang, Inſtantia, End-Urtheil, Definitiua und dergleichen viel.

90. In Staatsſchriften, ſo die Angelegenheiten und Rechte hoher Häupter und Potenzen betreffen, iſt es nun dahin gediehen, daß man nicht nur des Lateiniſchen, ſondern auch des Franzöſiſchen und Welſchen

ſich

die nachmals faſt bey allen neuern geblieben, aufs allergetreulichſte ins Hochdeutſche gebracht. In der Schreibart hat man ſich zwar die Regel gemachet, alle heutige Richtigkeit und Schönheit des deutſchen Ausdruckes zu beobachten; aber auch ſoviel als möglich, bey der alten Einfalt und Art des Dichters und ſeiner Ausleger zu bleiben; und ſich alles Firniſſes, aller unzeitigen Schminke der Schreibart zu enthalten: als die ſich in die Zeiten und Art zu denken dieſer alten Schriftſteller, gar nicht ſchicken würde. Hin und wieder nur hat der Ueberſetzer es für nothwendig gehalten, einige kleine Erläuterungen gewiſſer Stellen, aus ſeiner eigenen Einſicht hinzuzuthun; in moraliſchen Sachen aber, als ein gewiſſenhafter Herausgeber, alles ſo gelaſſen, wie es die alten Verfaſſer uns hinterlaſſen haben.

Die Kupferſtiche ſind allemal im Anfange der Capitel, und ſonſt an die gehörigen Stellen mitten darinnen, eingedrucket: ſo viele ihrer der verſtorbene **Everding** mit eigner Hand dazu verfertiget hat. Außerdem wird der Herr Prof. **Gottſched** noch dem ganzen Werke eine hiſtoriſche Einleitung, von dem wahren Urheber, nützlichen Inhalte, großen Werthe, und übrigen Schickſale dieſes **Reineke Fuchs**, imgleichen von ſeinen vielen Ausgaben und Ueberſetzungen, vorſetzen; und dadurch ſelbigem ein neues Anſehen zu geben, oder vielmehr, ihm ſeinen alten gebührenden Ruhm nur zu erneuern ſuchen.

Weil nun zu dieſen Anſtalten ohne Zweifel ein ſtarker Vorſchuß nöthig iſt, der Herr Verleger

auch

auch den Liebhabern die Anschaffung desſelben in etwas zu erleichtern geſonnen iſt: ſo hat er ſich entſchloſſen, einigen Vorſchuß darauf anzunehmen. Und da daſſelbe durchaus auf lauter ſogenanntem Cavallier und Schreibpapiere; der Text aber mit eben der neuen Schrift, und in eben dem Formate, wie die unlängſt davon bekannt gemachte Nachricht zeiget, erſcheinen wird: ſo wird es wohl niemanden unbillig dünken, daß er ſich, in Anſehung deſſen, und bey ſo ſchönen und vielen Kupfern, in dieſer Oſtermeſſe und bis an Michael 1 Rthl. 8 Gr. bey der wirklichen Lieferung aber, auf nächſte Michaelmeſſe, noch 1 Rthl. 8 Gr. Nachſchuß zahlen läßt: dagegen es künftig niemanden unter 3 Rthlr. 12 Gr. wird gegeben werden können. Buchhändler aber, die auf 5 oder 10 Exemplare zugleich Vorſchuß zu thun belieben möchten, ſollen noch einen beſondern Vortheil zu genießen haben. In ſeiner Abweſenheit von hier, wird der Verleger dieſer Monatſchrift den Vorſchuß dazu annehmen, und die Nachrichten davon austheilen. Leipzig, den 20 April, 1752.

Bey eben demſelben wird auch auf deſſen prächtige Ausgabe der Verwandelungen Ovids, in deutſche Proſa überſetzet, auf Regalpapier, mit vielen eingedruckten Kupfern, 1 Ducaten Vorſchuß angenommen, und beym Empfange des 1ſten Theils 2 Ducaten, des 2ten aber nur noch 1 Ducaten nachbezahlet.

Desgleichen iſt auch bey demſelben der Novus Atlas Saxonicus, beſtehend aus 42 Charten und Proſpecten, nebſt der geographiſchen Beſchreibung, vor 2 Rthl. 6 Gr. zu bekommen.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Brachmond, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VI. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Specimen Catalogi Codicum manuſcriptorum Bibliothecæ Zaluſcianæ, a *Jo. Daniele Andrea Janozki*, Canonico Scarbimirienſi, ejusdemque Bibliothecæ Præfecto exhibitum. Juſſu et ſumtu opt. et munif. Principis, Epiſc. Cracov. Ducis Severiæ, Tribun. Radomir. Præſidis. A. R. S. 1752. in 4. max.

Die ungemein zahlreiche Zaluskiſche Bibliothek, der ſich nunmehr, durch die beſondere Freygebigkeit ihrer hohen Stifter, Warſchau und das ganze Königreich Polen, als eines öffentlichen und gemeinen Schatzes zu erfreuen hat, iſt in aller Welt ſo berühmt, daß ſie unſers Ruhmes vorizo gar nicht bedarf. Ein ganzes Verzeichniß von derſelben zu liefern, würde vieleicht eine ſo mühſame als höchſtkoſtbare Sache ſeyn; und dennoch, in Anſehung der meiſten Bücher, die in Deutſchland ohnedieß bekannt, und häufig anzutreffen ſind, keinen ſonderlichen Nutzen haben. Ganz anders iſt es mit den Handſchriften, und andern Seltenheiten der Gelehrſamkeit bewandt. Dieſe ſind allemal in der gelehrten Welt für dasjenige gehalten worden, was in

den Kunſt- und Naturalien- auch Schatzkammern der Großen, die Edelgeſteine und Perlen zu ſeyn pflegen. Von ſolchen Kleinodien nun, machen die Kenner und Liebhaber der Wiſſenſchaften am meiſten, und auf ihre Anzahl und Beſchaffenheit kömmt der Werth großer Bücherſäle hauptſächlich an. Man weis, was die Wieneriſche, Vaticaniſche, Pariſiſche, königl. Dresdeniſche, Berliniſche, Gothaiſche und Wolfenbütteliſche Bibliotheken für Schätze der Gelehrſamkeit in dieſem Stücke aufzuweiſen haben: aber man hat noch nicht gewußt, was die neugeſtiftete Zaluskiſche in Warſchau, für Reichthümer von dieſer Art beſäße. Und die Gelehrten haben es alſo mit allem Danke zu erkennen, daß die erlauchten Stifter derſelben, ſonderlich der Durchl. Biſchof von Cracau und Fürſt von Severien, Herr **Andreas**, geb. **Graf Zaluski**, ihnen mit einer ſolchen Nachricht an die Hand gehen wollen.

Der Herr Canonicus Janozki ſchreibt dieſes Werk ſeinem Wohlthäter, dem Herrn Biſchofe ſelber zu, und rühmet denſelben unter andern, daß er durch deſſen Gnade das Canonicat zu Scarbimir erhalten habe. Das Verzeichniß ſelbſt iſt nach den verſchiedenen Formaten der Handſchriften abgetheilet. Die I. Abtheilung nehmen die Folianten ein, die dann unter ſich wiederum, nach den Sprachen abgetheilet worden. Die lateiniſchen ſtehen oben an, ohne Zweifel, weil ihre Anzahl die gröſteſte iſt. Es ſind viele perzamentne darunter, deren Werth, theils wegen ihres Alters, theils wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Koſtbarkeit, allen übrigen vorgeht.

Hier

Hier ſieht man allein ſchon auf die 30 pergamentne Codices, theils Bibeln, theils juſtinianiſche Inſtitutionen, theils Kirchenväter und Ausleger der Schrift, theils weltliche Scribenten, ſowohl hiſtoriſche, als philoſophiſche, und poetiſche. Unter andern befindet ſich eine Aeneis Virgils, ein Polyhiſtor Solins, ein Makrobius, ſowohl der Saturnalien, als des Traumes Scipions, ein Petrarcha, eine Hiſtorie des trojaniſchen Krieges, u. a. m. Ein prächtiger Coder hält Pontificalis Ordinis Librum in ſich, woraus der Herr Herausgeber einen ſtarken Auszug giebt, worinn die bey königl. Krönungen zu beobachtende Ordnung erhellet. Unter den papiernen lateiniſchen, ſind wiederum bibliſche Bücher, etliche Stücke vom Auguſtin, Ambroſius, Hieronymus, Gregorius, Lactantius, Bernardus, Thomas Aquinas, Hugo, Anſelmus, u. d. g. Kirchenſcribenten mehr. Von alten römiſchen Schriftſtellern ſieht man Virgils Bukolika, und das IV Buch der Aeneis, den Horaz, Juvenal, Cicero von den Pflichten, Plinius, Valerius Maximus, Xenophon, Seneca, u. ſ. w. Von einem gewiſſen Matheolus ſind auch Lamentationes contra matrimonium vorhanden, deren erſte ſich ſo anhebt:

Parve, nec invideo, morum liber ibis in urbem,
Sed mire timeo ne viſo carmine turbem
Heu mundi ſocios totius nobiliores,
Quando ſcient mutuos, quibus ipſe laboro dolores,
Ut ſibi provideant hunc ipſis ſcribo libellum,
Ne mecum ſubeant grave connubiale duellum.

Die Zahl aller lateiniſchen Folianten beläuft ſich auf 116 Stücke.

Nun folgen 21 franzöſiſche, mehrentheils hiſtoriſche und genealogiſche Werke, vieler berühmter Häuſer in Frankreich; ſodann irgend ein Dutzend waiſche, z. E. eins vom tridentiniſchen Kirchenrathe, eins vom Taſſoni ꝛc. eben ſo viele ſpaniſche, ſiebzehn deutſche, vier und dreyßig pohlniſche, und vier ruſſiſche. Unter den deutſchen findet man: Dy Groſſe Legenda der hailigſten Frawen Sandt Hedwigis, eine geb. Fürſtyn von Meran, vnd eine gewaldige Hertzogynne in Polan, vnd Schleſyen; eine kurze Beſchreibung etlicher denkw. Geſchichte, von dem 24ſten Hochmeiſter an, Heinrich Reuſz, Herrn van Plawen, die im Lande Preußen ſich zugetragen haben ꝛc. imgleichen viele andere die Städte Danzig und Thorn, und andre zu Pohlniſchpreußen gehörige Sachen.

Eben dergleichen kann man von der andern Abtheilung der Handſchriften in Quart ſagen. Hier ſind viel pergamentne Stücke, und darunter verſchiedne ganze Bibeln, bibliſche Bücher, und Kirchenväter, aus dem XI. XII. XIII. und XIV. Jahrhunderte befindlich, der neuern aus dem XVten nicht zu gedenken. Unter andern iſt des Durandi Rationale divinorum officiorum auf lauter Pergament geſchrieben, mit ſchönen grünen oder rothen Ueberſchriften der Capitel. Am Ende deſſelben ſtehen folgende Verſe von einer etwas neuern Hand:

Sis Monachus, ſis Canonicus, vel ſis heremita
Nil proderit, ſed proh! oberit, niſi ſit bona vita
Non faciunt veſtes monachum, non ampla cuculla,
Sed pia mens, ſincera fides, cordisque medulla.

Ferner

ſich ſchwerlich allerdings entbrechen kan, dabey doch eine ungezwungene und ungeſuchte Mäßigung wol anſtändig ſeyn dürfte, wenigſtens ſolte man ſich befleiſſigen, das Franzöſiſche nicht an des Deutſchen Stelle zu ſetzen, wenn das Deutſche eben ſo gut, wo nicht beſſer, welches ich gleichwol gar oft bemerket habe.

91. So könne man ſich auch zum öftern dieſer Vermittelung mit Nutzen bedienen, daß man das deutſche Wort mit dem fremden verſetzte, und eines zu des andern Erklärung brauchte, da denn auch eines des andern Abgang ſo wol an Verſtändlichkeit, als an Nachdruck, erſetzen könte.

92. Und dieſer Vortheil würde auch ſonderlich dienen, gute und wolgemachte, aber noch nicht ſo gar gemeine, noch durchgehends angenommene deutſche Werte in Schwang zu bringen, wenn ſie Anfangs mit den Fremden, oder mit Einheimiſchen zwar mehr gebräuchlichen, aber nicht zulänglichen zuſammen gefügt, oder auch ſonſt mit einer Erklärung begleitet würden, bis man deren endlich mit der Zeit gewohnet worden, da ſolche Vorſorge nicht weiter nöthig.

93. Uber dergleichen gute Anſtalten zu Beybehaltung der deutſchen Sprache Reinigkeit, ſo viel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten, und damit dem einbrechenden Sturm der fremden Worte ſich nicht zwar gänzlich, ſo vergebens, doch gleichſam lavirend zu widerſetzen, bis ſolcher Sturm vorüber und überwunden.

94. So ſolte ich auch dafür halten, daß in gewiſſen Schriften, ſo nicht wegen Geſchäfte und zur Nothdurft, auch nicht zur Lehre der Künſte und

Wiſſen-

Ferner folgen eines Mathei Warmienſis Tractat de divina gratia, des Bruder Jacobs de Voragine Legenden der Heiligen; ein Leben der ſeligen Kunigunde, dergleichen der heiligen Salome, und der Petronella Hergods, eine Cyrurgia eines gewiſſen Rogers, eine Botanik in Verſen; Wilhelms de Alamania Abſchrift von Franciſci Petrarchæ invectiva in pape Medicum etc. Von alten claſſiſchen Schriftſtellern findet man den Cicero de diverſis generibus Oratorum, des Plautus Aululariæ, den Terenz, den Claudian de Raptu Proſerpinæ, den Heſiodus lateiniſch, den Priſcian, den Aulus Gellius, den Joſephus, ꝛc. Der Alcoran hat hier folgenden Titel: Liber Legis diabolice Sarracenorum, qui arabice dicitur alchoran. Ferner findet man von neuern Sachen, die la Croziſche Ueberſetzung eines portugieſiſchen Buches, unter folgendem Titel: Liber blaſphemus, contra ſanctiſſimam religionem noſtram, ſcriptus Amſtelodami a Iudæo Luſitano. Die Ars punctandi egregii oratoris Franciſci Petrarchæ, paduani, poetæ laureati iſt in andern Abſichten merkwürdig: ſo vieler chymiſchen, mediciniſchen, aſtrologiſchen, muſicaliſchen Sachen zu geſchweigen. Auch findet man des Martini Poloni Buch de Pontificibus et Imperatoribus, darinn die bekannte Fabel von der Päbſtinn Johanna nicht ſteht: wiewohl auch eine andere Handſchrift davon vorhanden iſt, darinn ſie befindlich iſt. ꝛc.

Darauf folgen nun wieder kleinere Abſchnitte, von franzöſiſchen, wälſchen, ſpaniſchen, engländiſchen,

schen, deutschen, pohlnischen, böhmischen, russischen, griechischen, hebräischen, und arabischen, Handschriften. Unter den Deutschen sind Statuten der Städte Hildesheim, Hamburg, Breslau, Magdeburg, Culm in Preußen, oder das sogenannte Culmische Recht: welches sich so anhebt: **Da man die Stadt Culmen zum ersten mit wissen und willen der Herrschaft besatzte** ꝛc. imgleichen von einer königlichen pohlnischen Commission nach Danzig, im 1570sten Jahre; eine Klage gegen Elbing und Danzig, aus eben dem Jahre; und Christoph Kotters, Weißgerbers zu Sprottau, Offenbarungen. Ueber die pohlnischen Handschriften hat der erlauchte Herr Krongroßreferendarius, Herr Graf **Zaluski** selbst die lateinischen Ueberschriften gemachet. Unter den Griechischen ist unter andern eine griechische Dollmetschung des ciceronischen Werkes von den Pflichten, die ein cracauischer Philosoph 1620 gemachet hat ꝛc.

Es folgen endlich die noch kleinern Codices, die man mit unsern Octavbüchern vergleichen kann, gleichfals großentheils auf Pergament geschrieben. Auch darunter sind viele Bibeln und biblische Bücher; unter andern ein latein. N. T. darinn der Spruch: Drey sind, die da zeugen, fehlet. Von alten Lateinern ist hier Makrobius, etwas vom Prudentius, Horaz, Persius, Ovidius und Cicero; des Phalaris Briefe vom Franz Aretin übersetzt ꝛc. Ferner findet man hier die Claviculam Salomonis; die sich so anhebt:

In

In nomine Adonay, Tetragrammaton, Apyruch, Ekbranor, incipit clavicula Salomonis, quam olim compoſuit ipſe ſapientiſſimus Salomon, filius Davidis, ut filios ſuos inſtitueret in arte Rabidmæclar. Den Schluß der lateiniſchen Handſchriften machet: Fortium Aquarum Libellus, per me Ioannem Franciſci Gorski de Gorki.

Hierauf folgen noch franzöſiſche, italieniſche, deutſche, polniſche, böhmiſche, ruſſiſche, griechiſche, arabiſche, armeniſche, und türkiſche, in dieſem kleinern Formate. Unter den Deutſchen iſt eine koſtbare Ueberſetzung von des heiligen Auguſtins Handbuche: imgleichen Canticum Salomonis mit der uszlegunghe; etliche legenden von den heiligen Vätern; Hiſtoria vom Leiden Chriſti; eins unter dem Titel: Herrlicher Mayeſtat Throen der heyligen Dreyvaltigheit; eins ſo: Ayn andechtige ſuberliche gloſz über daz haylige Pater noſter: Ein ſchon Buchelin von den Leben und mangerley Wunderzeichen unſer lieben Frówe. Ein anders enthält: Omnia Scripturæ germanicæ Genera, geſchrieben durch Melchior Goldammer, Rechenmeiſter zu Görlitz, 1551. Viele Gebethbücher, ein verdeutſchtes Pſalmbuch von 1514, welches M. Caſpar Borner, Rector Studii Lypzenſis, einem Canonico Caminenſi, Iacobo Weyer, als ſeinem Schüler, 1540 geſchenket hat. u. d. m.

Die ganze Anzahl dieſer geſchriebenen Werke beläuft ſich auf die 500 Stücke: und verſtändige Kenner werden daraus zur Gnüge den Ueberſchlag

machen können, welch ein Schatz gelehrter Alterthümer darinn enthalten ist. Gott erhalte solche große Beförderer der Wissenschaften, bis auf die spätesten Jahre!

II.

Lettres à un Americain sur l'Histoire naturelle generale & particuliere de Mr. *de Buffon*. II. Partie, à Hamburg, 1751, in 12.

Der IV. Brief an einen Amerikaner erkläret die Ursachen, warum Herr Büffon, die ausgegrabenen Muscheln, der Sündfluth nicht zuschreiben will. Die Geschicht Mosis lehre, das Wasser sey zu selbiger Zeit über alle Berge gestiegen; und die überall auf und in denselben befindlichen Muscheln bestätigen es zur Gnüge. Allein des Herrn Büffons Lehrgebäude kann sich mit keinem von beyden vertragen. Er glaubt, die See habe diese Länder, so itzo bewohnet sind, wohl tausend Jahrhunderte lang bedecket. Eine einzige Schwierigkeit aber bleibt gegen beyde Meynungen übrig: wo nämlich die unglaubliche Menge Wassers, in beyden Fällen hergekommen, und wo sie sich nachmals verlohren habe? Nur den Vortheil hat Moses auf seiner Seite, daß er den kräftigen Willen eines allmächtigen Wesens bey der Hand hat: da hingegen Herr von Büffon sich auf nichts berufen kann.

Im-

Indeſſen hat er gewiſſe Urſachen gehabt, die Sündfluth nicht zu glauben: ob er gleich ſaget, er glaube ſie, in ſoweit ſie die Menſchen erſäufet hat. Er glaubt aus eigenen und **Woodwards** Erfahrungen, überführet zu ſeyn, daß die Felſen, darinnen man Muſcheln findet, durch ein Waſſer gebildet worden, welches über 1000 Klaftern höher als die itzige Meeresfläche geſtanden haben muß. Dieſe Muſcheln alſo, die in den Felſen der Berge ſtecken, geben den rechten Zeitpunct von Bildung dieſer Berge an; und müſſen gleich alt mit ihnen ſeyn. Nun will Herr Büffon, daß die Berge ſchon vor der Sündfluth geweſen, weil es, ſeiner Meynung nach, die Schrift ſaget. So müſſen denn, ſchließt er, auch die Muſcheln ſchon darinnen geſtecket haben. Ja da es Flüſſe vor der Sündfluth gegeben, ſo müſſe es auch an erhabenen Oertern Waſſerhälter gegeben haben, daraus das Waſſer ablaufen können, die Länder zu befeuchten*. Allein was braucht es dieſe Waſſerhälter, da ſich die übrigen Feuchtigkeiten

* Dieß iſt eben der falſche Schluß eines neuen Schriftſtellers in ſeiner Hiſtorie vom Meere. Beyde ſetzen: wo es nicht hohe Berge gebe, da können auch keine Flüſſe ſeyn. Allein das iſt falſch. Ein Fluß brauchet zu ſeinem Laufe, zwar abhängende Flächen, aber eben keine ſo hohe und ſteile Berge oder Felſen, die bis in die Wolken klimmen. Wie alle Müller wiſſen, ſo brauchet das Waſſer zum laufen ſehr wenigen Fall: und es kann alſo Länder geben, die ganz flach ausſehen, und ohne alle Berge ſind, darinnen doch hier und da Bäche entſtehen, die, wenn ſie ſich zwiſchen Feldern und Wieſen vereinigen, größere Flüſſe zu wege bringen, die aber nur einen ſanften Lauf haben.

keiten von Regen, Schnee und Thau auf der Erde an gewissen Orten zusammen ziehen, und kleine Bäche, oder doch Pfützen bilden, daraus hernach die Bäche entspringen? Hier läßt sich sein Gegner sehr tief in die Untersuchung ein, um ihm zu zeigen: wie die Berge sich haben bilden können, als die Felsen noch nicht hart, sondern ein weicher Thon, oder Kalk gewesen. Vor der Sündfluth aber, habe es noch keine harte Steine oder Felsen gegeben; weil die Schrift gar keinen Anlaß giebt, solches zu glauben.

Indessen läugnet der Verf. nicht, daß es nicht auch vor der Sündfluth Berge ja auch Felsen gegeben habe. Für solche antediluvianische Höhen sieht er diejenigen hohen und nackten Klippen an, die ganz bloß hervorragen, und kein Muschelwerk in sich halten. Diese nennet er, so zu reden, die Kerne der Berge, und muthmaßet, daß sie durch feurige Schlünde aus dem Erdboden hervorgetrieben worden. Er führet noch andre Arten von Steinen an, die er für älter, als die Sündfluth hält. Doch wir eilen zum 2ten Einwurfe.

Hatte denn, fraget Herr **Büffon**, das Wasser der Sündfluth Bewegung genug, die Schnecken, und Muscheln vom Boden der See auf die Berge zu bringen? Nein, es war ganz stille; denn die Arche schwamm ganz ruhig darauf. Woher weis nun Herr Büffon dieses? Der Verfasser widerlegt ihn durch das Buch der Weisheit und dessen Ausleger; die ausdrücklich Gott selbst zum Steuermanne machen, und also eine Gefahr voraussetzen.

Dieß

Dieß laſſen wir nun zwar ſoviel gelten, als es kann: allein aus dem Stillſchweigen der Schrift; von dem, was in 150 Tagen auf der Erdfläche vorgegangen, kann man noch keine völlige Stille ſchließen. Moſes ſagt auch: Gott habe einen Wind wehen laſſen auf Erden, daß ſich die Waſſer verlaufen ſollten. Machte denn dieß keine Bewegung? Petrus im 2ten Cap. 2. und 3. Vers redet auch von einer großen Zerſtörung die das Waſſer der Sündfluth angerichtet: woraus **Woodward** große Schlüſſe gezogen hat, und billig hat ziehen können.

Allein Herr **Büffon** hat ſich auf die Ebbe und Fluth nicht beſonnen, die gewiß in der Sündfluth noch gewaltiger geweſen ſeyn muß, als itzo, da des Meerwaſſers weniger iſt; und der er gleichwohl ſelbſt die größten Wirkungen zuſchreibt. Warum ſollte aber die Kraft des Mondes in der Erhöhung der Waſſerfläche ſchwächer geweſen ſeyn; da die Erfahrung ja lehret, daß die Fluthen allezeit ſtärker ſind, wenn der Mond erdnahe, als wann er erdfern iſt? Hat nun die Erde auch damals ſchon Berge und Thäler gehabt, ſo hat die Fluth zwiſchen den Bergen, in dem bewegten aufſteigenden und ſinkenden Waſſer, Ströme gebildet, die gewaltig genug haben wirken können, Muſcheln weg zu treiben. Bringt er nicht durch eben dieſe Mittel die vielen Ammonshörner auf die libyſchen Küſten in Afrika? Kurz, der Verfaſſer hätte hier den Herrn Büffon mit ſeinen eigenen Waffen ſchlagen, und ihn völlig in die Enge treiben können.

Der

Der 3te Einwurf ist, daß die Schrift nicht saget: die Erde habe eine gänzliche Auflösung erlitten; daß also der Naturlehrer Vorgeben falsch und fabelhaft sey. Hier beruft sich der Verfasser auf **Woodwards** Gutachten, der dafür hält, die Felsen wären eben sowohl, als die Metalle, durch ein Wunderwerk, ganz aufgelöset gewesen. Nun läßt sich dieses zwar nicht behaupten: allein es ist auch gegen den Herrn Büffon nicht nöthig, der vor der Sündfluth keine Felsen einräumet. Sie sollen sich allmählich aus dem Bodensatze der See gebildet haben. Aber wieviel Zeit hätte dazu gehöret? Hundert tausend Jahre reichten nicht zu: ja vieleicht hundert tausend Jahrhunderte nicht. Wo nimmt man aber diese Zeit her, wenn Moses anders nicht soll gelogen haben?.

Der 4te Einwurf ist nur gegen den **Woodward** gerichtet, und bezieht sich hauptsächlich auf die Schwierigkeit, wie die Fische in der ganz aufgelöseten Erde, als in einem dicken Schlamme haben bestehen und leben können? und wie die indianischen Muscheln, in die europäischen Felsen gekommen seyn? Auf beyde antwortet der Verfasser zureichend. Denn da die trockene Erdfläche, gegen alle Seen so klein ist, so blieb für die Fische, auch nach Auflösung des Erdreichs, noch Wassers genug übrig: und die große Bewegung der Wasser in der Sündfluth, dabey vieleicht Stürme gewehet, haben ja die Muscheln und Schnecken aus einer Weltgegend in die andere treiben können.

Nun

Nun giebt der Verfaſſer einen kurzen Entwurf der ganzen Büffoniſchen Meynung aus dem Schluſſe ſeines I. Bandes. Er glaubt, die ganze Erdfläche ſey vormals unter Waſſer geweſen. Die Ebbe und Fluth und andere Bewegungen der See reißen beſtändig von den Küſten, und vom Boden, allerhand Materien und Muſcheln ab; die irgend-wohin getrieben werden, und niederſinken. Daraus entſtehen die gleichlaufenden wagerechten Lagen, oder Schichten des Erdreichs, die man überall findet. (Ob dieſes ſich auch von den großen Ammonshörnern, von drey bis vier Schuhen im Durchmeſſer ſagen laſſe, die man in Libyen findet; laſſen wir einen jeden beurtheilen?) Die Unebenheiten der Erdkugel will er von den Bewegungen der See herleiten; und die Berge ſollen nach und nach von den wiederholten neuen Schichten des Bodenſatzes entſtanden ſeyn. Da auch die Erdſtäubchen im Waſſer aufgelöſet geweſen, ſo haben ſie in die Hölen der Muſcheln und Schnecken dringen können, ſie auszufüllen. Allmählich ſind dieſe Schichten nun hart geworden, nachdem ſie getrocknet ſind, und haben ſenkrechte Spalten bekommen, welche die wagerechten Lagen, in rechten Winkeln durchſchneiden.

So lehret Herr Büffon: und man müßte ſich wundern, wie alles ſo leicht zugienge; wenn man nicht bemerkte, daß er in dem allen den logiſchen Fehler, der **Wiederkehr** (circulus vitiosus) im Schließen begienge. Man weis, daß er uns in ſeinem Lehrgebäude den Urſprung der Muſcheln in

den Bergen, und der Berge selbst, erklären soll: und zwar von der Zeit her, als diese noch nicht waren, und die Erde ganz unter Wasser stund. Nun soll aber die Ebbe und Fluth von den Küsten Sand und Staub, und Muscheln wegführen, um durch den daraus entstehenden Schlamm und Bodensatz die hohen Erdflächen und Berge zu bilden. Es muß ja also schon Ufer und Länder und Berge gegeben haben, ehe es noch welche gab: und Herr Büffon erkläret uns offenbar idem per idem. Ist das aber philosophisch?

Und wie sind doch endlich die groben Felsen entstanden, die nicht aus einem sogar feinen Staube, sondern aus großen und sehr plumpen Kieseln, mit vielen andern gröbern Sandkörnern und Bergarten vermischet, bestehen? Wie hat die See diese so leicht wegführen, übereinander häufen, und halbe Meilen hoch in die Luft heben können, wie wir sie wirklich erhoben sehen? Lösete sie aber die Kiesel auch erst in Stäubchen auf, warum sind denn die Muscheln und Schnecken ganz geblieben? Hier führt der Gegner den Herrn Büffon nach Doue im Anjou; woselbst ein ganzes Amphitheater in lauter Felsen gehauen ist. Alle Bänke der Zuschauer sind ein lebendiger Stein, alles aus einem Stücke. Dieser Stein aber ist mit hundert Arten von Muscheln und Schnecken durchwachsen und durchspicket. Gleichwohl ist dieser Ort mehr als 30 französische Meilen von der See, und liegt viel höher, als die Fläche der Loire. Wie will Herr Büffon das erklären?

Auf

Wiſſenſchaften, ſondern zur Zierde heraus kommen, ein mehrerer Ernſt zu brauchen, und wenige fremde Worte einzulaſſen ſeyn.

95. Dann gleichwie in einem ſonſt ſchönen deutſchen Gedichte, ein Franzöſiſches Wort gemeiniglich ein Schandfleck ſeyn würde, alſo ſolte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreibarten, ſo der Poeſie am nächſten, als Romanen, Lobſchriften und öffentlichen Reden, auch gewiſſer Art Hiſtorien, und auch bey Uberſetzungen aller ſolcher Werke aus fremden Sprachen, und ſumma, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit als Nothdurft und Nutzbarkeit ſiehet, man ſich der ausländiſchen Worte, ſo viel immer möglich, enthalten ſolle.

96. Damit aber ſolches beſſer zu Werk zu richten, müſte man gewiſſe, noch gleichſam zwiſchen Deutſch und Fremd hin und her fladdernde Worte einmal vor alle mal Deutſch erklären, und künftig nicht mehr zum Unterſcheid mit andern Buchſtaben, ſondern eben wie die Deutſchen ſchreiben, alſo damit den Gewiſſens-Scrupel der wohlgemeynten ehrlichen Deutſchen und Eifferer vor das Vaterland, und noch überbliebenen Herren Fruchtbringenden, verhoffentlich mit ihrem guten Willen, gänzlich aufheben.

97. Es hat ja der trefliche Opitz, ſo bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erſte und letzte ſeines Schrots und Korns geweſen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun, als zum Exempel, wenn er zum Heinſio ſaget:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey;

Damit hat er meines Erachtens, diß Wort Poeſie aus habender ſeiner Macht einmal vor alle mal vor

Auf eben den Schlag fährt der Verfaſſer fort, ſeinen Gegner einzutreiben: und man ſage, was man will; ſo wird es ihm ſchwer werden etwas gründliches darauf zu antworten. Wir können uns aber nicht lange dabey aufhalten; und müſſen hier abbrechen, indem wir noch kürzlich melden, daß der V. Brief dieſe Materie nur fortſetzet; der VI. aber von des Herrn Büffons Bildung der Thiere handelt: die vollends einer völligen Ungereimtheit überführet wird. Denn was kann wohl ungereimter ſeyn, als zu ſagen, daß alle groſſe Thiere aus lauter unendlich kleinern Thierchen, von eben der Gattung und Art beſtehen, als das groſſe? Z. E. Ein groſſes Pferd, beſteht in allen ſeinen Haaren, Beinen, Mäuslein, Adern, Faſern und Nerven, aus lauter kleinen unſichtbaren Pferdchen; ein Vogel, aus unendlich viel kleinen Vögelchen; eine Mücke aus unendlich viel kleinen Mückchen, u. ſ. w. die ſich von ſelbſt ſo artig zuſammen zufügen gewußt, daß ein groſſes Thier derſelben Art daraus geworden. Und das dünket dem Verfaſſer die allerleichteſte, natürlichſte und einfacheſte Art, die Thiere zu bilden. Wie? wenn ein Uhrmacher dieſen Weg erwählen, und eine groſſe Uhr zu bilden, unzählige Taſchenuhren machen, und dieſelben zuſammenſetzen wollte: ſo daß Glocke, Hammer, Räder, Unruhe, Gewichter oder Federn, ja noch das Gehäuſe dazu, nichts anders, als eine unglaubliche Menge kleiner Taſchenuhren wären? Würde das auch der leichteſte und natürlichſte Weg ſeyn, die groſſen Uhren zu machen?

Noch eins. Wenn irgend ein aus dem Monde herabgefallener Philosoph, der unsre Art Häuser oder Mühlen zu bauen nicht kennete, zuerst dergleichen Gebäude sähe, und nach dieser Art zu philosophiren, uns sagete: Ich weis schon, ihr guten Leute, wie ihr diese großen Klümpe von Palästen, und Gebäuden gemachet habet. Ihr habt eine Menge solcher kleinen Häuserchen, Windmühlchen, Schneidemühlchen u. d. gl. in Wäldern und Steinbrüchen ganz fir und fertig gefunden. Diese habt ihr nur aufgelesen und zusammengetragen: sogleich haben sie sich von sich selbst zusammengesetzet, um solche große Schlösser, Lusthäuser, und Maschinen zu bilden. Das ist die ganze Kunst! Was würde sich über diesen lunarischen Büffon nicht für ein Gelächter erheben?

Gleichwohl brauchen wir keinen so lustigen Weltweisen aus dem Monde herabfallen zu lassen. Paris hat uns die Mühe ersparet; und uns noch einen weit lächerlichern Erfinder geliefert, der nicht Häuser und Windmühlen, nicht Uhren und Taschenuhren; sondern gar Thiere, d. i. weit künstlichere, unendlich zärtere Maschinen, ja was noch mehr als alles ist, auch lebendige beseelte Maschinen, auf solche Art hervorbringen will.

* *

III.

LA CONVALESCENCE DE SON ALTESSE ROYALE MONSEIGNEUR LE PRINCE CHARLES

ODE

PAR

Mr. D'ARNAUD.

Pourquoi ſur ton urne panchè,
Dieu de ce fortuné rivage,
Vois-tu, ſans en être touché,
Le printems l'offrir ſon hommage?
Ton front rejette ces roſeaux,
De tes filles tributs nouveaux,
Que t'apporte leur main cherie,
Et tes flots mêmes pareſſeux
Semblent entrainer avec eux,
La triſte & ſombre reverie.

Vous, qui deja vous couronniéz
De la timide violette,
Graces! qui desja repreniéz
Les Guirlandes & la Houlette:
Qui vous arrache ces ſoupirs?
Vous repouſſéz les doux Zephirs
Vers vous revenus plus fideles,
Vous dedaignés de vous revoir
Dans ce Ruiſſeau, dont le miroir
Vous repreſenteroit plus belles.

Terre, tu vois mourir les fleurs,
Ciel, tu te couvres d'un nuage;
O Saxe! crains tous les malheurs,
Sur ta tête accourt un orage.
Deja de ſes flancs entrouverts
Il pouſſe de pâles eclairs,
Vomit une noire Furie;
Le Roi, o l'homme eſt le ſujet,
Ce n'eſt plus qu'un pere inquiet,
Qui pour un fils tremble & s'ecrie.

Amour paternel, dans ton cœur,
As tu bien recueilli ces larmes;
Qui, loin d'avilir la grandeur,
L'ui pretent de ſolides charmes?
Ah! que ſur le Trone gravéz
Ces pleurs à jamais conſervéz
Du ſentiment peignent l'yvreſſe!
L'eterneſle leçon des Rois,
Qu'ils leur faſſent ſentir les droits,
Tout le charme de la tendreſſe.

Sous les yeux de Flore un beau lis
S'enrichit d'un argent modeſte,
Toujours ſes appas embellis
Exhalent un parfum celeſte:
Soudain par l'envie excité,
Du midy le ſouffle empeſté,
Corrompt cette fraicheur ſi tendre.
Il voit ſa tige ſe fletrir,
Il panche, il tombe, il va perir,
L'amour même accourt le defendre.

CHARLES! un demon trop jaloux
Ainſi menace ton aurore,
Tu ſuccomberois ſous ſes coups!
Son ſouffle ennemi te devore!
Ton Pere te preſſe en ſes bras,
Il veut repouſſer le trepas
Que pour toi ſeul ſon cœur peut craindre.
Flambeau de ces jours precieux!
Tu te conſumes a nos yeux:
Ciel! il expire, il va s'éteindre.

Il ſe rallume! un Dieu vainqueur,
L'Amour, en deployant ſes ailes,
Vient de ſon flambeau Createur
Y ſecoüer des Etincelles.
Il ſourit, en le ranimant,
Lui rend un eclat plus brillant,
Qui couvre & fait enfuir l'envie.
Terre! ainſi du ciel étonné,
Tu vis a l'homme fortuné
Promethée apporter la vie.

Vis o Rival! que je cheris,
Dit l'amour en dardant ſa flame:
Vis, reprens d'immortels eſprits,
Puiſſai-je te donner mon ame!
Renais encore plus charmant,
Plus penetré de ſentiment,
Plus aimé d'un Pere adorable!
Sur toi ſes pleurs ont pu couler,
Ah! qu'ils doivent te conſoler,
D'un éclat vain, appui durable.

Prens en echange ces vertus,
Qui ſont aimer, benir ton Pere,
Soutien du trone de Titus,
Des heros fois le digne frere.
Partage une ſi noble ardeur,
D'une main tiens un fer vengeur,
Toujours pret a punir le crime:
Et de l'autre ſur les talents
Verſe les dons les plus brillants,
Et que ta grandeur les anime.

Grand Roi! tu me pardonneras,
Quand un beau jour a chaſſé l'ombre,
De rappeller encor tes pas
Dans une route ingrate & ſombre.
Du ſein des plaiſirs & du port
Il eſt bien doux de voir la mort,
Sur les flots promener ſa rage.
Le calme & ſa tranquilité
Doit toujours, pour être gouté,
Revoir le tableau du naufrage.

* *

IV.

Das hohe Lied Salomons, aus zwoen alten deutſchen Handſchriften, deren eine in Reimen, die andre in gebundner Ueberſetzung beſteht, ꝛc. Von D. G. S. Augsburg, bey Klaffſchenkels Wittib 1752, in 8.

Seit dem man auf die alten Ueberbleibſel der deutſchen Sprache aufmerkſamer geworden iſt,

iſt, als unſre Vorfahren geweſen ſind; finden geſchickte Männer hin und wieder mehrere Proben, von dem Fleiße und Witze der längſt verfloſſenen Jahrhunderte. Sie ziehen dieſelben billig aus dem Staube und Schimmel hervor, darein die Unwiſſenheit und Unachtſamkeit alter Mönche ſie begraben hatte: und zwar theils um der Sachen halber, die darinn enthalten ſind, theils auch um der Sprache willen. Zu dieſen wackern Männern gehöret auch Herr **David Gottfried Schöber**, ein wackerer Handelsmann in Gera; der bey ſeinen Kaufmannsgeſchäfften auch noch einige Zeit erübert, ſich mit Büchern, ſonderlich aber deutſchen Alterthümern in Bibeln, Chroniken, u. d. m. zu beluſtigen. Er beſitzet von dieſer Art viele Seltenheiten, die man auch in den größten Bücherſälen vergeblich ſuchen ſollte; und würde nicht übel thun, wenn er ſich entſchlöſſe, den Gelehrten ein etwas ausführliches Verzeichniß ſeiner Sammlung in öffentlichem Drucke mitzutheilen.

Gegenwärtige zwey Stücke des ſalomoniſchen hohen Liedes ſcheinen uns die Hoffnung dazu zu machen: indem uns Herr Schöber dadurch eine Fähigkeit zeiget, die ihn mit Recht unter die kleine Anzahl gelehrter Kaufleute zu ſetzen im Stande iſt. Sein Vorbericht geht hauptſächlich dahin, daß er die Glückſeligkeit unſerer Zeiten preiſet, da wir die heil. Schrift in einer ſo ſchönen Ueberſetzung leſen können, als die lutheriſche iſt: dahingegen zur Zeit der päbſtiſchen Finſterniß, entweder gar keine, oder doch ſehr ſchlechte Bibeln vorhanden waren. Es iſt zwar

nicht zu läugnen, daß die deutsche Nation von Anbeginn, auf Uebersetzungen der Schrift eifrigst bedacht gewesen. Das erweisen ja des **Ulfilas** gothisches, und **Ottfrieds** fränkisches Evangelium; **Tatians** Harmonie, **Notkers** Psalmen, **Willerams** hohes Lied, in fränkischer, und der Heptateuchus in angelsächsischer Sprache, den uns **Eduard Thwaites** zu Orford 1698 ans Licht gestellet hat. Und wieviel theils geschriebene, theils gedruckte deutsche Bibeln findet man nicht auf großen öffentlichen Büchersälen, die lange vor Luthers Zeiten verfertiget worden?

Allein freylich hat Herr **Schöber** recht; wenn er behauptet: alle dieselben, wären mit der lutherischen Dollmetschung keinesweges zu vergleichen: daher sich auch **Emser** und andre Katholische, wie auch **Zwingel**, und die andern Calviner, hauptsächlich seiner Arbeit bedienet, und so zu reden mit Luthers Kalbe gepflüget haben. Zum Beweise, daß die ältern biblischen Dollmetschungen sehr schlecht gewesen, führet er die beyden Stücke, in gebundener und ungebundener Rede an, die ihm, von dem hohen Liede Salomonis in die Hände gerathen sind.

Das Alter des ersten davon setzet er nicht ohne Grund in das XIV. Jahrhundert, ob er gleich gesteht, daß die Abschrift desselben aus dem XVten seyn möchte. Das zweyte aber, welches nach der Vulgata gemachet worden, setzet er gar ins XIIte oder XIIIte Jahrhundert. Das erste ist aber nur ein Stück aus einer historischen Bibel des A. T. von den Zeiten der Schöpfung bis auf die Maccabäer. Man kann leicht denken, daß die Psalmen und Propheten

pheten dabey nicht seyn werden; und der ganze Band ist in Fol. drey Querfinger dick. Der Herr Verf. glaubt, der Urheber sey ein Bayer, oder Frank gewesen; und habe seine Verse nicht aus der Vulgata, sondern aus einer ältern deutschen Uebersetzung gemachet. Wenn aber der Herr Verf. saget, daß unter der Regierung Ottens des I. oder Großen, in Deutschland und Frankreich viele Dichter und Meistersänger geblühet: so besorgen wir, daß er den Sagen der ehrlichen Meistersänger zu viel getrauet, die insgemein die Befreyungen ihrer Kunst von dieser Zeit herschreiben; ob sie es gleich gar nicht beweisen können. In Frankreich aber waren um diese Zeit gewiß noch keine NB. französische Poeten. Die ältesten Lieder in dieser Sprache, sind nach dem Geständnisse ihrer eigenen Geschichtschreiber, aus dem XII. Jahrhunderte: und gleichwohl waren dieß nur Provenzaldichter, und normännische Poeten; d. i. aus den zwoen entlegensten Provinzen von Frankreich, die nicht einmal dem französ. Zepter unterworfen waren. Mitten in Frankreich schrieb und dichtete noch alles lateinisch: um des großen Otto Zeit aber, war noch das Fränkischdeutsche die Hofsprache.

Der Anfang seines Werkes lautet so: **Hie hebt sich die Wibel an. Die funf Buchhern Moyse. Daz erst puch genesis, daz erst Capitel.** Und am Ende heißt es:

Hier hot die wibel ein ende.
Got uns sein gnade sende.

Der Verf. aber, hat es bey dem bloßen biblischen Texte nicht gelassen, sondern seinen poetischen Witz

in

in allerley fabelhaften Zusätzen weisen wollen, die er aus dem Josephus, dem Talmud, und andern solchen unreinen Quellen erborget hat. Der ganze Unterscheid zwischen dieser, und dem vom Herrn Past. **Schellhorn** in der krit. Beytr. I. B. a. d. 593 u. f. S. beschriebenen Bibel, ist der, daß diese in Versen, jene aber in ungebundener Rede abgefasset ist. Zur Probe dieser talmudischen Legenden, führet der Herr Verfasser verschiedene solche Träume an, womit er den biblischen Text ausstaffiret hat: gerade wie unsere heutigen biblischen Epopeendichter es machen. Die erste betrifft den Adam im Paradiese, und was er für ein Gesicht im Traume gehabt. Die andere den Tod Adams, dem ein Huff gefaulet, und wie Seth von einem Engel aus dem Paradiese ein Reis von dem verbothenen Baume bekommen, ihn zu heilen. Als er aber bey der Rückkunft ihn schon todt gefunden, und er ihm das Reis in den Mund gestecket, sey es kreuzweis in einen Baum erwachsen; an welchem nach viertausend Jahren Christus gekreuziget worden. Die dritte handelt von der Sündfluth; die vierte vom Isaac und seiner Entwöhnung; die fünfte vom Moses, wie er als ein Kind dem Könige Pharao die Krone vom Kopfe gerissen, und auf der Erde zerschmissen, u. s. w. Die sechste von den Abgöttern, die man in den Bärten derer sah, die von einem gewissen Tranke getrunken hatten; die siebente von Salomons Tempelbaue; und dem Vogel Phönix, der in das Opfer geflogen, sich verbrannt, verjünget, und neunzig Jahre minder eins gele-

Deutſch erkläret, ſo gut und unwiederruflich, als ob ein Act of parliament über eine Engliſche Naturaliſirung ergangen.

98. Und ſehe ich nicht, warum man den auswärtigen Potenzen ſo wohl als Potentaten, der Galanterie, ſo wohl als ſchönſter Gala, und hundert andern, nicht ebenmäßig dergleichen Recht der deutſchen Bürgerſchaft wiederfahren laſſen könne, mit etwas beſſerer Art, als etliche neuliche Gelehrte Souverainitäten zum lateiniſchen Wort machen wollen, um den Suprematum zu meiden, den ein anderer gebrauchet.

99. Es haben unſere Vorfahren kein Bedenken gehabt, ſolch Bürgerrecht zu geben. Wer ſiehet nicht, daß Fenſter vom lateiniſchen Feneſtra; und wer Franzöſiſch verſtehet, kan nicht zweiffeln, daß Ebentheuer, ſo bey uns ſchon ſehr alt, von Avanture herkomme, dergleichen Exempel ſehr viel anzutreffen, ſo dieſes Vorhaben rechtfertigen können.

100. Was ich von Aufhebung des Unterſcheids der Schrift gedacht, daß im Schreiben oder Drucken dergleichen Wort von den Deutſchgebohrnen nicht mehr zu unterſcheiden, deſſen Beobachtung, ob ſie ſchon gering ſcheinet, würde doch nicht ohne Nachdruck und Wirkung ſeyn. Es haben auch ſonſten viele dafür gehalten, man ſolte zu einem guten Theil deutſcher Bücher beym Druck keine andere als lateiniſche Buchſtaben brauchen, und den unnöthigen Unterſcheid abſchaffen, gleich wie die Franzoſen auch ihre alte Buchſtaben, ſo ſie Lettres de finance nennen, und die in gewiſſen Fällen noch gebräuchlich, im gemeinen Gebrauch, und ſonderlich im Druck faſt nunmehr aufgehoben.

gelebet; und endlich aus dem Daniel, die Prophezeihung vom Antichriſt, u. d. gl. m. Außer dieſen ſind auch ſchöne Stücke vom groſſen Alexander, ſeiner Reiſe ins Paradies, in die Tiefe des Meeres, und vor den Thron Gottes darinnen zu leſen: woraus man ſieht, wie verwägen ſchon damals ein thörichter Witz mit der göttlichen Offenbarung umgegangen ſey.

Wir begnügen uns dießmal mit einer Probe von unſers bibliſchen Dichters Verſen, die ſämmtlich nach der Poeſie der Faulen riechen. Ueber die Worte des hohen Liedes: Oſculetur me Oſculo etc. hat er folgende Gedanken. Cap. I.

Mich kuſt ir minneclicher kuſ.
ein mündel der ubergulde ein überfluz.
der werden creatur ein ere.
zu der ich kere.
Wann ir prüſtlein
ſein violein.
vor allen Wein.
ſein ir ſalben ſtark.
zu dem wil ich mich keren
Mein ſeld * mag ſich meren
Wann ir nam iſt eins obſes trauff
vnd iſt aller wird ein wirdig kauf

aus

* Hier machet Herr Schöber bey dem Worte Seld die Auslegung, daß es Glückſeligkeit heiße. Allein aus unzähligen Stellen getrauen wir uns zu zeigen, daß es Ehre heißen müſſe. Seldenbar heißt rühmlich, wie aus dem Heldenbuche u. a. m erhellet. S. Goldaſts Paræneſes, von Winsbeken, und der Winsbekinn.

auz keyſerlicher art.
rein vnd zart.
ein adamas der herte art.
dorvn ſein.
jr die jungen maidlein.
noch ir fart,
derſelben vntertenig ſein.
vnd folgen ir uert
von aaron plúnde gert*. u. ſ. w.

Solcher Stücke ſind nun in allem vier und vierzig; dabey überall Herr Schöber, und mehrentheils ganz glücklich, die alten Wörter in den Anmerkungen erkläret. Das letzte davon lautet ſo, über Soror mea, Cap. 8.

Vnſer ſweſter di iſt clein.
vn hot auch prúſtel klein.
Jch pit ew nu ſagt mir.
vnſer ſweſter was tu wir.
do noch an demſelben tag.
wann von mir geſchiht ein frag.
ob de leicht ein maur ſei.
ſeht ſo ſuz wir do pei.
Die perfrid von ſilber gar.
Sei aber do ein túr clar.
do ſoll wir zu zeder holcz.
fugen daz ſi werde ſtolcz.

Nun folget des Dichters Gloſſe in ungebundener Rede, das ſich anhebt: Salamon macht der minn Buch dez erſten von unſer frawe ꝛc. d. i. Salomon machet das Buch der Liebe erſtlich von der Jungfrau Maria ꝛc. Eben

* blühende Ruthe: Davon iſt das engl. Yard, eine Elle.

Eben dergleichen Gedanken hat der zweyte profaische Ueberſetzer vom hohen Liede Salomonis gehabt: denn ſeine Ueberſchrift lautet ſo:

Hie vohet an der minne buch vnd das buch des geſanges das man do heiſſet Cantica Canticorum Wie die mynnende ſele ſprichet, er wurt mich küſſen mit dem kuſſe ſins mundes zühe mich nach dir das wir louffend in dem geſmacke diner ſalben.

Das erſte Capitel.

Er will oder ſol mich küſſen mit dem kuſſe ſins mundes Wanne beſſer ſint din brüſte danne win baß ſmackende danne die beſten ſalben Ein vßgegoſſen oley iſt din name davon hant die jungen döhtern dich lieb gehebt zühe mich nach dich wir ſöllent louffen in geſmacke diner ſalben Der künig hett mich in gefüret in ſinen winkeler wir ſollent vns ſpringende frömen vnd erfrömet werden in dir Wir hant gehügniſſe diner brüſten über win Die flehten hant dich lieb Ich bin ſwartze doch bin ich wol gefermet ir döhtern von Jheruſalem als die gezelt als die velle Salomonis nit nemment min war das ich brune ſye Wan die ſunne hett mich entverwet. Miner mutter ſüne hant geſtritten wider mich ſü ſattent mich zu banwarten oder zu einem hüter in den wingarten oder Rebeackern habe ich nit gehütet Zoige mir den min ſele minnet wo weinteſt du wo ruweſtu oder ſlaffeſtu in mittemtage das ich iht begynne irregon noch den ſweigen diner geſellen Enweiſtu dich nit o du lütſeligeſte vnder allen wiben ſo gange vß vnd

gange

gange hinweg nach den süßstapffen diner sweigen vnd weide din kitzen bey den gezelten der hirten minem nachzoge vff den wegenen pharaonis habe ich dich glichet min fründin Din hüffel sint lütselig oder schöne als einer turteltuben Din halß ist als fürspannen Wir söllent dir machen güldin kettelin mit silber vnderscheiden oder entzwüschent gezieret Do der künig was in sinem ligende vff sinem elenbogen ob tysche Do gab min krut Nardus sinen gesmacke Ein myrren ist min geminnter mir gewüschent minen brüsten sol er wonen Min geminnter ist mir ein Cyper trübel in den Rebeackern Engadi Sihe du bist schöne oder lütselig min fründin sihe du bist lütselig din ougen sint als tuben ougen Sihe du bist lütselig min geminnter vnd ziere vnser bette ist geblümet vnsern Hüsern dach ist Zederbömen vnser gewelbe oder vnser first böme sint Cypressen.

Am Ende des ganzen Hohenliedes, hat Herr Schöber, zu seiner eigenen Aufmunterung, eine andächtige Umschreibung des I. Capitels dieses geistlichen Gedichtes, beygefüget: dadurch es auch vielleicht andern Lesern, die eben an den Alterthümern kein Vergnügen finden, nützlich und angenehm werden kann. Wir wiederholen unsern Wunsch, daß dieser gelehrte Handelsmann, bald von seinem ganzen Vorrathe seltener Stücke, ein Verzeichniß, mit kurzen Auszügen und Anmerkungen ans Licht stellen möge.

* *

V.

Die Furcht vor Gott, das größte Grundgeſetz aller Thronen, an dem zum Denkmaale der preuß. Krönung, vom Rector, Canzler, Director, auch dem akademiſchen Senate feyerlich beſtimmten Tage betrachtet von Johann George Bocken, der Akademie zu Königsberg Prof. Ord. 1752. den 18 Januar.

Vergeßt die ſtolzen Lobgeſänge,
Monarchen! die der Schmäuchler Menge
Faſt gränzenlos Euch vorgezeigt.
Entſaget den gekrönten Höhen,
Ihr ſollt vor dem erniedrigt ſtehen,
Vor dem die Veſte ſelbſt ſich beugt.
Was ſonſt die Thronen prächtig decket,
Verdecke dießmal Eure Pracht
Vor dem, der Erdengötter wecket,
Und ſie zur Erde wieder macht.

Wo waret Ihr, als in den Tiefen
Viel Millionen Weſen ſchliefen,
Als außer Gott kein Geiſt gedacht?
Da der Planeten Reich verborgen,
Eh der noch ungebohrne Morgen
Der Welt ſein erſtes Gold gebracht;
Eh ihre Bahn die Wolken hatten,
Eh noch das Meer ſein Wohnhaus fand,
Und in den ungeſtalten Schatten
Der öde Raum verhüllet ſtand?

Sagt, wer an Fürſten damals dachte,
Als noch der Erden Kindheit lachte,
Wer ſammlete das Volk zu euch?
Aus Menſchen, die zerſtreuet zogen,
Und an der Freyheit Brüſten ſogen,
Ward auf des Herren Wink, ein Reich.
Wie Lämmer, die in Kräutern ſpringen,
Und einzeln an den Bächen gehn;
Kaum läßt der Hirt die Stimme klingen,
So ſchaut man ſie beyſammen ſtehn.

Wer warf die in Gehorſamsbanden,
Die doch von gleichem Blut entſtanden,
Wer hat die obre Macht erhöht?
Nur der hat dieß für gut geſchätzet,
Der auch die Sterne ſo geſetzet,
Daß dieſer hoch, der niedrig ſteht;
Durch den die Berge ſich erheben,
Der niedre Thäler beygeführt,
Der hat es weislich zugegeben,
Daß der gehorcht, und der regiert.

Er war es, der es ſo beſchloſſen,
Daß Euch das Salböl zugefloſſen,
Der Euch zum Herrſchen auserſehn;
Ihn ſelbſt müßt Ihr zum Leitſtern wählen,
Soll Euch des Ruders Lauf nicht fehlen,
Kann dieß ohn ſeine Furcht geſchehn?
Das Band der Staaten muß zerſpringen,
Wird er ihm ſeine Kraft entziehn:
Wer könnte doch die Bosheit zwingen,
Thät dieſes nicht die Furcht für ihn?

Auch mit dem tiefſten eurer Knechte
Steht ihr vor Gott in gleichem Rechte:
Er fodert mehr von Eurer Hand;
Er ſtellet Euch zum Augenmerke,
Das Volk blickt auf der Fürſten Werke,
Noch ſchärfer als auf ihren Stand;
Wird er von Euch verlaſſen werden,
Zieht ihr nicht deſſen Lichtfluß ein,
So könnt ihr der beherrſchten Erden
Nur ein verdunkelt Vorbild ſeyn.

Stellt euren Arm mit dem zuſammen,
Der die beſeelungsvollen Flammen
Dem abgekühlten Feld ertheilt;
Mögt ihr dem Nord entgegen ringen,
Wenn er mit ausgeſpannten Schwingen
Durch die gepreßten Fichten beult?
Könnt ihr durch eure Macht verhüten,
Daß nicht die Luft ein Gift verſchickt,
Und dem geringſten Halm gebiethen,
Daß er ſein Haupt mit Aehren ſchmückt?

Seyd ihr aus feſterm Stoff gewebet,
Als der, ſo in den Hütten lebet?
So viel ihr Wachten um euch ſtellt;
So können ſie doch nicht verwehren,
Daß nicht der Krankheit folternd Zehren
Euch mitten in der Luſt befällt.
Ihr ſelbſt verbleichet mit den Tagen,
Der Scheitel, der hier Stralen trägt,
Wird nicht die freche Brut verjagen,
Die in der Gruft ſich angelegt.

Seyd groß! laßt zu der Völker Schrecken
Die Fahnen Meilen überdecken,
Seyd stolz auf ein umlorbert Schwert,
Auf Röhre mit gemeßnen Schlägen;
Umsonst rückt ihr dem Feind entgegen,
Wenn Gott sein Antlitz abgekehrt.
Der Sieg liegt vor des Herren Throne
Mit eingezognen Flügeln still;
Gott ruft; schnell bringet er die Krone,
Dem sie sein Rathschluß schenken will.

Durch ihn entflammen hohe Werke,
Und die wahrhafte Heldenstärke;
Die Furcht vor ihm entkräftet nicht.
Was kann die Kämpfer heißer rühren,
Als Spieß und Schwert mit dem zu führen,
Der auch der Riesen Sehnen bricht?
Hört den gesalbten Hirten singen,
Den nur ein niedrig Blut erzeugt:
Er will auch über Mauren springen
Mit dem, vor dem sich alles neigt.

Das Meer ruft selbst zu seinen Ehren;
Denn aus des Abgrunds lauten Chören
Dringt mit der Fluth des Höchsten Preis:
Die Wellen scheinen im Bewegen
Zu seinem Fuß sich hinzulegen,
Und färben sich aus Ehrfurcht weiß:
Sie deuten in zerschlagnen Wogen
Den Mächten dieser Erden an,
Wie bald die Last umpalmter Bogen
Den Wellen gleich zerbersten kann.

Monarchen! lernt den früh entdecken,
Den in des kleinsten Sandkorns Ecken
Euch die Natur vor Augen streut:
Wie könnt ihr an die Weisheit denken,
Und nicht auf den das Forschen lenken,
Von dem ihr selbst der Abriß seyd?
Flieht des verstellten Irrthums Höhen,
Laßt Dagons Bild zerschmettert seyn;
Die Wahrheit bleibt doch ewig stehen,
Gebt ihr zum Thron die Seelen ein!

Verstoßt von Euch die starken Geister,
Die man zwar sonst der Künste Meister,
Doch mehr der Laster Knechte nennt;
Wie können sie ihr Lob verbreiten?
Ein Thier wird ihnen solches streiten,
Das seines Herren Krippe kennt.
Sie mögen trübe Geister bleiben,
Zu Fall und Schmach und Rauch verbannt;
Man mag sie immer stark beschreiben,
Sie sind es; doch an Unverstand.

Der Herr ist Gott! Ihr Häupter bebet,
Die ihr dem Volk Gesetze gebet,
Nehmt sein Gesetz mit Schrecken an;
Legt Eure Krone dem zu Füßen,
Der diese Welt dem Nichts entrissen,
Und in ein Nichts versenken kann.
Wie klein ist dieses Stück der Erden,
Das ihr auf sein Geheiß regiert?
Alsdann könnt ihr am größten werden,
Wenn ihr Euch in ihm selbst verliert.

* *

VI.

Fortsetzung des Auszuges aus Hrn. Lauders Abhandlung von Miltons Gebrauche der neuern Dichter im verlohrnen Paradiese.

So deutlich es aus den bisherigen Stücken dieses Auszuges schon in die Augen gefallen seyn muß, wie unwürdig der fast vergötterte Milton aller der Ausgaben, Uebersetzungen, Auslegungen, Lebensbeschreibungen, Lobschriften, Marmorbilder, Gemälde, goldenen und silbernen Schaupfennige; und kurz derjenigen Vergötterungen gewesen, die ihm seit vierzig, oder mehr Jahren ungefähr zu Theile geworden: so deutlich wird solches aus folgendem bestätiget werden.

Die Ordnung trifft, nach einem Oberdeutschen und Niederdeutschen, einen Schottländer, **Andreas Ramsay**, öffentlichen Lehrer der Theologie zu Edenburg, der 1633 ein episches Gedicht, von der Schöpfung, dem Stande der Unschuld, dem Falle, und der Erlösung menschlichen Geschlechts herausgegeben, und dem Könige Carl dem I. zugeschrieben. Dieses Werk hat einem berühmten Kunstrichter, **Olaus Borrich**, großer Lobsprüche werth geschienen: ob es gleich nachmals, wie es insgemein das Schicksal neuerer lateinischer Dichter mit sich bringt, ungelesen geblieben, und gar vergessen worden. Vielleicht würde es auch ohne den Milton völlig dem

Staube

101. Ich will zwar solches an meinem Orte dahin gestellet seyn lassen, habe aber doch gleichwol befunden, daß den Holl- und Nieder-Ländern die Hochdeutsche Schrift bey unsern Büchern beschwerlich fürkommt, und solche Bücher weniger lesen macht, daher sie auch selbst guten theils das Holländische mit Lateinischen Schriften drucken lassen, diese Verhinderung zu verhüten. Und erinnere ich mich, daß, als ich etwas vor Niederländer einsmals Deutsch schreiben lassen sollen, man mich sonderlich gebeten, Lateinische Buchstaben brauchen zu lassen.

102. Das andere Theil der Sprach-Reinigkeit besteht in der Sprach-Richtigkeit nach den Reguln der Sprachkunst; Von welchem auch nur ein Weniges allhie gedenken will. Denn ob wohl darinn ziemlicher Mangel befunden wird, so ist doch nicht ohnschwer solchen mit der Zeit zu ersetzen, und sonderlich vermittelst guter Uberlegung zusammengesetzter tüchtiger Personen ein und andern Zweifelsknoten aufzulösen.

103. Es ist bekannt, daß schon Kayser Carl der Grosse an einer deutschen Grammatic arbeiten lassen, und nichts desto minder haben wir vielleicht keine bis dato, die zulänglich; und ob zwar einige Franzosen sich darüber gemacht, weilen viele ihrer Nation sich von weniger Zeit her aufs Deutsche zu legen begonnen, so kan man doch leicht erachten, daß diese Leute dem Werk nicht gewachsen gewesen.

104. Man weiß, daß in der Französischen Sprache selbst noch unlängst viele Zweifel vorgefallen, wie solches die Anmerkungen des Vaugelas und des Menage, auch die Zweiffel des Bouhours zeigen, an-

Staube und den Motten zum Raube geworden seyn: und in dieser Absicht ist Ramsay seinem Diebe und Räuber noch einigen Dank schuldig geworden.

Indessen hat **Borrich** auch den Fehler des gar zu schwülstigen Ausdruckes, und der Vermischung der heydnischen Mythologie mit der christlichen Theologie, an diesem Dichter angemerket: zwo Klippen, an welchen Milton eben so stark gescheitert ist, als seine Vorgänger; da er sich vielmehr aus dieser Vorgänger Vergehen hätte bessern sollen *. Indessen sieht man an diesem Exempel, wie ansteckend böse Exempel allemal bleiben; gesetzt, daß die Kunstrichter sie tadeln und verwerfen: und wie es dem **Milton** in Ansehung **Ramsays** gegangen; so geht es itzo wieder unsern biblischen Dichtern, die durch ihn angesteckt worden; und abermal andern kleinern Geistern zu Irrwischen dienen, durch welche sie auf lauter Abwege geführet werden: wie aus dem folgenden Artikel erhellen wird. Wir übergehen ein andres Zeugniß, welches **Arthur Johnston** dem Ramsay gegeben hat.

Wie hoch aber Milton seine Arbeit geschätzet hat, wird aus dem starken Gebrauche seiner Erfindun-

* In seiner Diss. de Poetis schreibt er so: *Andreæ Romsæi*, Scoti, Epica, de Creatione rerum; de felicitate hominis in primigenia integritate; de lapsu Protoplastæ, et omnium in eo posterorum; de generis humani per Christum reparatione; sacro calore igneſcunt, nec succo destituuntur poetico, immo plus satis nonnumquam eo exuberant, dum in repræsentatione rerum plus subinde hauriunt ex gentilium fabulis, quam conveniat tam religioso argumento.

gen sich zeigen, der in seinem verlohrnen Paradiese augenscheinlich ist. Es ist wahr, Ramsay ist ein Cento virgilianus, ein virgilisches Flick- und Lappenwerk genennet worden. Allein mit wieviel größerm Rechte verdienet nicht Miltons Gedicht dergleichen Namen; da er nicht nur den Virgil, sondern anderthalb Dutzend neuere Dichter geplündert, ja sein ganzes Gedicht aus ihren Brocken zusammen geflicket, und doch kein Wort davon gesaget hat.

Ramsays Werk besteht aus vier Büchern, und enthält etwan funfzehn oder 1600 Verse. Das I. Buch liefert eine poetische Umschreibung von der Schöpfung der Welt; davon Milton in seinem VII. Buche ein Episodium gemachet. Das II. Buch giebt eine Beschreibung von des Menschen glücklichem Zustande im Stande der Unschuld; nebst einem erhabnen Lobspruche des Ehestandes, als des einzigen erlaubten Mittels zu Erhaltung des menschlichen Geschlechtes; worauf Milton sehr oft zielet. Das III. stellet den Fall Adams; und das IV. die Erlösung durch Christum vor. Kurz, das ganze Werk kann ein Embryo des verlohrnen Paradieses heißen; weil es vorm Milton geschrieben worden; so wie man es einen Auszug daraus genennet haben würde; wenn es nach ihm ans Licht getreten wäre. Es steht in den Deliciis Poetarum Scotorum eingedruckt, die 1637 zu Amsterdam herausgekommen. Da es also weit leichter zu finden ist, als des Masenius und Grotius obige Gedichte: so wird man hier nur wenige Stellen daraus zur Probe anführen. So hebt es an.

Quæ maſſæ dedit orſa rudi vis diva creatrix
Diſtribuitque locis, diſcludens Nerea terris
Visque opifex eadem ut ſinuatis orbibus orbes.
Arcuit, et cæli camerat faſtigia ſumma:
Utque hominis libata polo mens numinis hauſtu
Semina mortiferæ labis concepit Edene;
Unde dei ſoboles cæli radiantia templa
Liquit, ut ætherea reduces nos ſiſteret aræ,
Argumentum ingens! celſæ dignum alite mentis!
Pandere fert animus. Mihi tu qui moenia mundi
Struxiſti, glomerans flammato fornice cælum
Adſis ſancte Parens! facilisque in vota vocanti
Adſis, Nate Patris! Mundi melioris origo;
Qui Patre, qui Nato manas, communis utrique
Spiritus, adſpira! atque animis adlabere noſtris!
Non mihi Pegaſides curæ, non præſes Apollo
Pegaſidum; nil Cirrha juvat, nil numina vana.
Una Trias! Deus unus agat præcordia motu!
Ut ſacrare ævo, numerisque extendere poſſim
Facta Dei et rerum tantas erigere moles.

Alle dieſe Gedanken, und faſt in derſelben Ordnung, hat Milton getreulich überſetzet, und für ſein eigen ausgegeben: wie man deutlich ſehen wird, wenn man den Anfang von ſeinem verlohrnen Paradieſe ohne Vorurtheil dagegen halten will. Aber wie gewiß muß er nicht, als er dieſen ſo groben Diebſtahl begangen, verſichert geweſen ſeyn, daß kein Menſch Ramſays lateiniſches Original leſen würde! Und wie glücklich iſt ihm ſolches, länger als ſiebenzig, oder achtzig Jahre nach einander, gelungen! Will man gleich ſagen: Milton habe gleichwohl eins und das andere von dem Seinen hinzugeſetzet; ſo kann man es einräumen. Aber was war leichter zu thun? Auch ein Zwerg ſieht weiter, wenn er

auf eines Rieſen Schultern ſteht. Genug aus dem I. Buche.

Im III. Buche beſchreibt **Ramſay** den Fall des Menſchen, auf eben die Art, wie **Milton**. Dieſer leitet Satans Neid gegen den Adam und ſeine Glückſeligkeit daher, daß er doch nur aus Staub und Erde entſprungen war, weswegen er ihn einen **Kothmann** nennet. Seine Worte lauten ſo:

— — This new favorite
Of heav'n, this Man of clay, Son of deſpite,
Whom, us the more to ſpite, his Maker raiſ'd
From duſt — — im IX. B. 175. V.

und anderwärts.

— — Or to ſpite us more
Determind to advance into our room
A creature form'd of earth, and him endow,
Exalted from ſo baſe original!
With heaven'ly ſpoils; our ſpoils. V. 147.

Außer dem, **Maſenius** aber, hatte **Ramſay** ſchon eben ſo geſchrieben.

Nos genii æterni! cælo quibus ortus ab alto
Sedibus expulſi ætheriis, loca lucis egena
Incolimus, ſine fine damus, pro vindice pœnas
Numine! et hic Adam qui terræ filius! oras
Telluris tenet et cæli ſpe devorat arces!
Siccine nos genii vuimus? ſtat pulvere cretus!

Ramſay läßt den Satan der **Eva** mit ſüßen Worten ſchmäucheln:

O terræ pelagique potens! rerumque ſub æthra
O Regina! poli quæ ſceptra capeſſere digna!
Et Iovæ trifidum moliri fulmen Olympo!
Quid terras habitas humiles? Aut ſi Dea terram
Sub ditione tenes, cur terræ excludere fructu?
Qui victum tenuem pomumque parabile vobis
Invidet, an Superum dabit ille adcumbere menſis? etc.

Mil-

Milton hat dieß ſo gebrauchet, im IX B.

Empreſs of this fair world, reſplendent Eve. v. 568.
Sov'reign of Creatures! univerſal dame! - - 612.
Queen of this Univerſe! do not believe
Thoſe rigid threats of death - - - 684.
Why then was this forbid? Why, but to awe
Why but to keep you low, and ignorant, - 703.
Goddeſs humane! reach then, and freely taſte etc. 730.

Als Eva von der Frucht gegeſſen hat, ſtellet Ramſay die ganze Natur als in Verwirrung vor.

Tum cœlum inlabi et circum tremere viſa
Styx, Acheron, Phlegeton, Chaos et regna invia luci
Ditis, et horriſono ſtridentes cardine portæ
Panduntur, flammasque vomunt, ſubitoque tumultu,
Tota coit ſignis infeſtis machina mundi.

und bald hernach:

Ecquid ad hoc cœlum! non ſudas? terra tremiſcis;
Ora, uti Theſſalicis Titan contacte venenis
Non palles? Mundi non machina tota laboras?

Milton hat eben dieſen Gedanken ſo ausgedrückt:

Earth feelt the wound, and Nature, from her ſeat,
Sighing thro' all her works, geve ſigns of woe,
That all was loſt — — —

Und als Adam auch gefallen war, heißt es:

Earth trembled from her entrails, as again
In pangs, and Nature gave a ſecond groan.
Sky lour'd, and mutt'ring thunder, ſome ſad drops
Wept, and completing of the mortal ſin
Original. — — —

Das ſind nun die vom Addiſon und andern Kunſtrichtern ſo ſehr bewunderten Stellen; deren Schönheit man den Leſern ſo vortheilhaft vor Augen geſtellet und angeprieſen: da doch Milton die Stärke ſeines Originals nur ſehr ſchwach erreichet hat: weit

ge-

gefehlt, daß er ſelbſt ein Erfinder davon geweſen. Sein Vertheidiger will zwar den Ramſay einer Dieberey aus dem Virgil beſchuldigen; führet aber unglücklicher Weiſe eine Stelle an, darinn eine Freudenbezeugung der Natur, über des Aeneas und der Dido Hochzeit enthalten iſt. Aen. IV.

— — Prima et tellus et pronuba Iuno
Dant ſignum; fulſere ignes, et conſcius æther
Connubiis, ſummoque ululârant vertice nymphæ.

Ululârunt nämlich, wird auch in gutem Verſtande gebrauchet: wie Lucan ſaget

Lætis ululare triumphis,

Der Verfaſſer fährt fort aus Miltons X. B. die Verzweiflung Adams, mit Ramſays Stelle in Vergleich zu ſtellen. Hier heißt es u. a.

O ſi mihi abrumpere vitam
Et detur poenam quovis evadere letho!

Jener aber ſaget:

Why comes not death
Said he, with one thrice-acceptable ſtroke,
To end me? u. d. m.

Im IX. B. endlich bedienet ſich Milton eines ſo ungewöhnlichen Gleichniſſes, um die Annäherung der Schlange zur Eva abzuſchildern, daß man gewiß denken ſollte, es wäre von ihm ſelbſt.

With tract oblique
At firſt, (as one who ſought acceſs, but feard
To interrupt) ſide-long he works his way:
As when a ſhip, by ſkilful ſteers-man wrought
High river's mouth, or foreland, were the Wind
Weers oft', as oft' ſo ſteers, and ſhifts her ſail;
So varied he; and of his tortuous train
Curl'd many a wanton wreath, in ſign of Eve.
To lure her Eye — — — B. 510.

Allein

Allein zum Unglücke iſt auch dieſes geſtohlen. Denn Ramſay iſt der wahre Erfinder deſſelben, wie folgende Stelle zeigen wird:

Ut vento portuni qui forte reflante
Non potis eſt capere, is malos et lintea vela
Carbaſeosque linus obliquat, tendere recta
Qua nequit, incurvo vadit rada cœrula curſu:
Sic gnarus verſare dolos, et imagine falſa
Ludere Tartareus Coluber, contingere metam
Se non poſſe videns, primo molimine curſum
Mutat, et ad palmam converſo tramite tendit.

So ähnlich kann nun wohl kein Ey dem andern ſeyn, als dieſe beyde Stellen ſind: und bey dieſer ſo handgreiflichen Probe der miltoniſchen Diebſtähle wollen wir es für dießmal bewenden laſſen; ungeachtet der Verf. noch verſchiedene eben ſo deutliche Beweiſe davon anführet. Und hat gleich Miltons Vertheidiger ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, zu zeigen, daß Milton dieß Gleichniß aus dem Virgil, Ovid, oder ſonſt woher erborget: ſo haben doch Hr. Birch, Dr. Neuton, und Sam. Johnſon, einhällig erkannt, daß es bloß aus dem Ramſay genommen ſey. Er führet dabey eine artige Stelle aus dem D. Wallis an, wo von einem Diebſtahle des Carteſius, aus Harriots Algebra die Rede iſt; die ein Engländer einem Franzoſen vorrückte. Als nun dieſer es läugnete, jener ihm aber Harriots Buch zuſchickte, welches eher, als des Cartes ſeines gedrucket war, und eben die Erfindung in ſich hielt; konnte ſich der Franzos bey der nächſten Zuſammenkunft mit dem Engländer, unmöglich enthalten, voller Beſchämung auszurufen: Il l'a vu! Il l'a vu! **Er hats geſehen! Er hats gewiß geſehen!** Nächſtens mehr.

VII.

VII.

Schreiben eines Ungenannten aus Rostock, an den Aufseher dieser Monathschrift.

P. P.

Ein unbekannter Freund und aufrichtiger Verehrer von Ihnen, nimmt sich die Freyheit, beygehende Gelegenheitsgedichte an Sie zu übersenden. Sie werden daraus ersehen, was für eine Art zu dichten man nun in Rostock eingeführet, und wie die Liebe zur Neuerung und zum klopstockischen Geschmacke die jungen Leute verleitet, daß sie ins Unnatürliche, Dunkle und Lächerliche verfallen. Eure Hochedelgeb. können selbige nach dero Gefallen gebrauchen. Sie haben neulich in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, ihr Gutachten von den biblischen Epopeen, und den deutschen Hexametern und Pentametern von sich gestellet, und dadurch bey den Liebhabern des alten vernünftigen Geschmackes vielen Dank verdienet. Vielleicht giebt es bald Gelegenheit, diese Materie in gedachter beliebten Monathschrift wieder zu berühren, und so könnten Sie die Wahrheit ihres Gutachtens durch diese neuen Muster bestärken. Uebrigens wollen Eure Hochedelgeb. es nicht ungleich ausdeuten, daß der Verfasser dieses Briefes sich nicht kund giebt. Er will nicht gern den Zorn dieser heftigen, und in diesem Stücke unversöhnlichen Leute auf sich laden,

noch

noch mit ihnen Händel anfangen, weil er dazu gar keinen Beruf hat. Sollten aber Eure Hochedelgeb. den Namen deſſelben ausforſchen, bittet er inſtändig, ihn nicht bekannt zu machen. Seine Abſicht iſt lediglich, Ihnen einen kleinen Dienſt zu erweiſen, und Anlaß zu geben, daß Sie die Wahrheit ferner, nach Ihrer großen Einſicht und gründlichen Gelehrſamkeit, wider dieſe **poetiſchen Herrnhuther** vertheidigen: und er verſichert nochmals, daß er ein aufrichtiger Freund und Diener von Ihnen ſey.

I.

Du, die das volle Jauchzen in das Herze
Des Jünglings gießet, wenn es heiter aufwallt, (a)
Und ihm die ſtille Sprache vom ſanften Aug (b)
Und jedes Buſens tiefe Seufzer lehrſt;

Lieb, o Geſpielinn ſeiner Ruh im Thale, (c)
Erſchein uns heut in deinem heilgen Glanze,

Lehr

(a) **heiter aufwallt.** Heißt das nicht: Deux mots, l'un de l'autre étonnez, wie *Boileau* ſaget; & qui ne ſe ſont jamais rencontrez. Denn was hat doch immermehr das Aufwallen mit der Heiterkeit gemein? Was trübes kann aus einem verderbten poetiſchen Magen viel eher aufwallen: wie dieſe ganze Ode zeuget.

(b) **vom ſanften Aug.** Auch dieſe Wörter gehören eigentlich nicht zuſammen. Doch die Sprache vom ſanften Aug, iſt gar undeutſch. Ein Deutſcher ſpricht: des ſanften Auges.

(c) **Thal.** Warum iſt denn der Bräutigam nur im Thale ruhig? Oder ſpielt etwa die Liebe nicht auf den Bergen mit ihm? Oder iſt es nur ein Flickwort? Propter Rhythmum kann es in ungereimten Verſen nicht ſeyn: Was zwingt denn immermehr die reimloſen gedankenreichen Dichter, ſolchen Non-Senſe zu ſchreiben?

Lehr dich uns singen für dem hörenden Ohr (d)
Der Freud, und unser Lied sei schön, wie du?

Enthülle uns dein feierlich Geheimniß, (e)
Und füll uns ganz mit deinem mächtgen Feuer;
Dann schallt dein Lob erhoben aus den Griffen, (f)
Und du und — sind unser ganzes Lied.

Wir singen dich, wie Fluren um dich lächeln,
Der Bach ans dunkelgrüne Ufer rieselt, (g)

Und

(d) hörenden Ohr. Das ist eine sonderbare Entdeckung, daß ein Ohr höret. Und was heißt: Lehr dich uns singen? nämlich wenn man die Liebe anredet. Soll die Liebe sich selbst, uns singen oder besingen lehren? Wer kann das begreifen, wofern man nicht ein Geist aus höhern Sphären ist. Jener Orbil möchte wohl ausruffen:

Ihr Kinder, merkts euch, das ist schön!
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn.

(e) dein feierlich Geheimniß. Dieses soll die Liebe dem Dichter enthüllen. Das ist ein artiges Begehren. Der Bräutigam wird gewiß mit der Braut vor den Augen der Hochzeitgäste zu Bette gehen sollen: wie die Herrenhuter ihr Ehegeheimniß, oder die feyerliche Einrichtung vor den Augen ihres Ordinarii und der Aeltesten der Gemeine vollziehen. So sinnlich und ästhetisch macht die neue Dichtkunst die Leute.

(f) Griffen. Von was für Griffen mag hier wohl die Rede seyn? Pro materia subiirata kann man beym Ehegeheimnisse nichts anders als Zoten dabey gedenken. Ist das aber der Klugheit gemäß, sich unbequemer Worte zu bedienen? Und wie wild ist nicht die Metaphore? Das Lob schallt eigentlich aus dem Munde. Die alten vernünftigen Poeten sagten, es schallte aus den Tönen, oder von den Seyten. Nu: aber ist man weit kühner; denn heute zu Tage schallet es aus den Griffen!

(g) rieselt. Was gehen den Bräutigam alle diese Fluren, Bäche, und Ufer an? Ihr lächeln, ihr dunkelgrün und

rieseln

derer zu geſchweigen; ohngeachtet die Frantzöſiſche Sprache aus der Lateiniſchen entſproſſen, (welche bereits ſo wohl mit Regeln eingefaſſet) und ſonſten von mehrer Zeit her als die Unſere von gelehrten Leuten bearbeitet worden, auch nur einen Hof als den Mittelpunct hat, nach dem ſich alles richtet; welches uns mit Wien auch um des willen noch nicht wohl angehen wollen, weil Oeſterreich am Ende Deutſchlandes, und alſo die Wieneriſche Mundart nicht wohl zum Grunde geſetzet werden kan, da ſonſt, wenn ein Kayſer mitten im Reiche ſeinen Sitz hätte, die Regel der Sprache beſſer daher genommen werden könte.

105. So geht auch den Italiänern noch bis dato ein und anders annoch hierinn ab, ohngeachtet alles Fleiſſes, den die Cruſca angewendet, gegen welche der ſcharfſinnige Taſſoni und andere geſchrieben, und ihr Urtheil nicht allemahl ohne Schein in Zweifel gezogen. Und alſo ob ſchon die Italiäniſche Sprache unter allen Europäiſchen, die erſte geweſen, ſo zu dem Stande kommen, darinn ſie ſich ietzo im Hauptwerk noch befindet, immaſſen Petrarca und Dante noch jetzo gut ſeyn, welches von keinem Deutſchen und Frantzöſiſchen Spaniſchen oder Engliſchen Buch ſelbiger Zeit geſaget werden kan; ſo ſind doch annoch viele Grammatiſche Knoten und Scrupel auch bey ihr übrig blieben.

106. Ob nun ſchon wir Deutſche uns alſo deſto weniger zu verwundern, oder auch zu ſchämen haben, daß unſere Grammatik noch nicht in vollkommenem Stande, ſo dünket mich doch gleichwohl, ſie ſey noch allzuviel davon entfernet, und habe dahero einer groſſen Verbeſſerung nöthig, ſey alſo auch dermaleins von

Deutſch-

Und wie der Westwind durch den Baumwald säuft,
Wenn du verklärt auf seinen Wipfeln gehst. (h) ꝛc.

II.

Entreiß mich, einsame Stille, von dunklen Schatten bewohnet,
Entreiß mich dem Anblick der Freude, wo in dem Gesichte des Jünglings
Die Ruh und Zufriedenheit aufblüht, dem ungeselligern Grame
Weih ich itzt die pochende Brust, und meine Seele, ganz Kummer,
Denkt hier in den stillen Gemächern sich wie sich ein Sterbender denket.
Hier trink ich ein tödtendes Leid in langen ermattenden Zügen
In meinen durchzitterten Busen, von beissenden Sorgen vergiftet,
Und

rieseln ist in dem Ehegeheimnisse nichts wesentliches, was ein Poet besingen müßte. Das Glück der Heirath besteht in ganz andern Dingen. Eben so ist es mit dem Westwinde und dem Baumwalde. Doch NB. das ist ein besondrer neuer Ausdruck: Ein Baumwald. So reden göttliche Dichter. Wer hat jemals von einem Pilzen- oder Rübenwalde was gehöret?

(h) auf den Wipfeln gehst. Wer kann das begreifen? Daß die Verliebten irgend unter den Bäumen spazieren gehen, ist altväterisch. Itzo gehen sie, wie die Eichhörnchen, oder Krähen, auf den Wipfeln derselben herum. Dazu gehöret noch mehr als eine klimmische Welt; mehr als eines Gullivers Reisebeschreibung! Doch wir besinnen uns. In Cacklogallinien gehen die Hüner auch auf den Bäumen. Dieses wenige mag zu einer Probe von Gedanken dienen: weil doch die klopstockische Secte sich, nach dem Muster ihres Meisters, rühmet, solche Gedichte zu machen, zu welchen man viel hinzudenken kann. Unsre Leser mögen fortfahren, und sich auch zum Denken gewöhnen.

Und fühle mich selber oft kaum, und wenn ich mich fühle, so seufz ich.
Und wenn ich mich fühle, so ruf ich, wo bist du mein Vater? umarm mich.
Dann rauscht seine Todesgestalt und sein lang schwebender Schatten
Mit kaltem Hauch vor mir über, ein Schauder durchfährt meine Seele,
Und Mark und Seele erschüttert, gedankenlos sink ich dann nieder,
Wie vor dem zerschmetternden Donner der Wanderer sinnenlos hinsinkt.
Und wenn ich dann wieder erwache, so preßt mir die Klage das Herze,
Und dehnt sich von zitternden Lippen in bangen geseufzeten Worten. (i) ꝛc.

III.

Mit sänftern Blick und aufgeklärtern Antlitz
Geht heut die Muse hervor vom heilgen Haine,
Schon hängt der goldne Köcher von den Schultern
Voll reiner Accorden.

Das Sylbenmaaß rauscht laut von ihren Lippen,
Wie Bäche übern klaren Kiesel rollen,
Dir, — führt sie uns heut im Pomp entgegen,
Und lehrt uns die Lieder.

Sie

(i) Was dieses für Verse seyn sollen, das ist schwer zu sagen. Sie haben alle siebentehalb Füße. Solche Ungeheuer hat die ganze Natur noch nicht hervorgebracht. Denn zum Hexameter ist vorne allemal eine Sylbe zu viel. So viel kann man schließen, daß der Verfasser ein Sonntagskind ist, und Gespenster sehen kann; aber darum nicht mehr Herz hat, als jemand anders: weil er gedankenlos niedersinkt, nachdem der Schauder seine Seele durchfahren, und Nb. Mark und Seele erschüttert hat.

Sie ſingt nicht mehr die kummervollen Nächte,
Von Dir im leeren Bette öd durchwachet,
Nicht mehr die finſtern ungeſegnten Stunden,
Den traurigen Tag nicht.

Als die mit kalten ungeküßten Händen
Der rauhe Tod die Gattin wild dahinriß,
Den letzten Kuß nicht mehr von ihren Lippen,
Dem ſterbenden Munde. (k) ꝛc.

IV.

Kein blinder Gott regieret die Tage,
Die mit ſeraphiſcher Luſt gekrönet,
Oder in mizraimſcher Finſterniß
Zu uns kommen.

Eh noch vor dem befruchtendem Worte
Die Welt in unſchuldger Jugend glänzte;
Sah vol huldreichen Blicken der Schöpfer
Auf uns herab.

Ungeboren ſah er uns, ſein Bildniß
Sichtbar in uns, nun durch Sünde befleckt:
Da ſprach monarchiſch aus ihm die Liebe,
Und wir wurden.

Stirb in uns du ſchwarzer Gedanke:
Als ſchuf der Menſchen ewiger Vater
Uns, ſein Geſchöpf, zu Sklaven des Elends,
Würdig der Pein.

(k) Auch dieß iſt eine ganz nagelneue Versart. Man irre ſich nicht, es für eine ſapphiſche Ode zu halten. Der Adoniſche Vers iſt auch, wie vorhin der Hexameter, eine Spanne zu lang gerathen. Er hinket auf drittehalb Füßen einher. Dieſe ſchöpferiſchen Geiſter haben ſichs doch gewiß vorgeſetzt, die Welt mit lauter neuen Misgeburten zu bevölkern. Und dann nehmen ſie es übel, wenn man dieſes Gezüchte für Wurmſamen anſieht. Doch nein! kein Wurm hat noch ſiebentehalb oder drittehalb Füße gehabt.

Mit diamantnen Griffeln gezeichnet,
Stehen Minuten werdender Tage
Künftiger Menſchen auf Tafeln Gottes,
Zur Luſt beſtimmt. (1) ꝛc.

VIII.

Oſſervazioni ſopra l'Opuſcolo, che ha per titolo: Arte magica dileguata, di un Prete dell Oratorio. In Venezia, preſſo Simone Occhi 1750, in 4. p. 100.

Wir haben vor einiger Zeit der Vertheidigung des berühmten Maffei gedacht, die unter dem Titel der verbannten Zauberkunſt herausgekommen war. Allein wie kein tiefgewurzelter Baum auf einen Hieb fällt: ſo kann auch

(1) Das letzte das beſte. Hier haben wir alle Schönheiten der neuern Dichtkunſt; ſeraphiſch, mitzraimiſch, ungebohrne Bildniſſe, monarchiſch, ſchwarze Gedanken, diamantne Griffel, und andre ſolche Meteora orationis mehr, davor uns längſt ein weit gelehrterer Schweizer, als alle heutige Kunſtrichter in Zürch, der große Werenfels zu Baſel, aufs gründlichſte gewarnet hat. Beſiehe ſeine überſetzte Diſſertation im II. B. der eigenen Schriften der hieſ. deutſchen Geſellſchaft; oder auch D. Swifts Tractat vom Bathos in der Poeſie, welchen Herr M. Schwabe unter dem Titel des Antilongins vor etwan 18 Jahren verdeutſchet hat. Uebrigens iſt dieß ein neues Ungeheuer in Anſehung des kurzen Tappfußes am Ende. Denn wie ſtimmet zu uns kommen im erſten Verſe, mit auf uns herab im andern zuſammen? Leute, die kein Gehör haben, und keine Regeln wiſſen, ſollen ſich ins Erfinden neuer Versarten gar nicht miſchen.

auch kein tiefgewurzeltes Vorurtheil auf einmal ausgerottet werden. Es finden sich noch immer Halbgelehrte, die durch allerley Scheingründe dasjenige zu bestreiten suchen, was sie nicht verstehen. Zu dieser Classe gehöret der Verfasser der gegenwärtigen Schrift, **P. Andreas Luziato**, zu Verona. Er will dasjenige behaupten, was der Abt **Girol. Tartarotti**, für das Daseyn der Hexen, auch nach der Zukunft Christi ins Fleisch, geschrieben hat; und zwar in einem Antwortschreiben, welches am Ende seines Tractats, darinn er die nächtlichen Zusammenkünfte der Hexen läugnet, angedrucket ist. Er bemühet sich aber zugleich alle Beweise des Marchesen **Maffei**, zu Verbannung der Zaubereyen, zu widerlegen.

Es scheint dem P. **Luziato**, daß noch heutiges Tages teufelische Gaukelspiele und zaubernde Beschwörungen geschehen können, wenn man sich gewisser Worte, Zeichen, Figuren, Charaktere, oder andrer abergläubischen Dinge bedienet; womit der Satan von den Hexen entweder stillschweigend, oder ausdrücklich genöthiget wird, das zu wirken, was sie haben wollen; und, wenn es ihnen Gott verstatten will, wirklich zu Stande bringen. Das ist nun die alte Leyer, die von so vielen schwachen Geistern, die in der Natur- und Geisterlehre vollkommene Fremdlinge sind, schon so lange gespielet worden. Wir wollen doch sehen, wie sie der P. **Luziato** zu schlagen weis.

Nach einigen vorausgesetzten Begriffen will er die Gründe des Herrn **Maffei** entkräften; der da

behauptet, seit Christi Zeiten sey alle Zauberey, ein bloßer Betrug. Um dieses zu behaupten, bedienet er sich dieses gehörnten Schlusses: Giebt es eine solche Kunst, ungewöhnliche und wunderbare Dinge zu wirken: so entsteht sie entweder aus der gelehrten Einsicht und Wissenschaft; oder aus der Bosheit dessen, der Gott verläugnet, und den Teufel verehret. Nun geschieht es aber durch keins von beyden; also giebt es dergleichen Kunst gar nicht. Weil nun die Beweise des Marchesen, wie es den P. Luziato dünket, dahin abzielen, daß man nicht glauben könne: Gottes unaussprechliche Weisheit und höchste Barmherzigkeit gebe dergleichen Teufelskünste zu: so glaubet selbiger, daß man aus eben dem Grunde schließen könne, daß es mit den Hexereyen des alten und neuen Testamentes, eben so beschaffen gewesen seyn müßte. Allein das Gegentheil zeigte die evangelische Geschichte. Wer sieht aber nicht die Ungleichheit der Fälle? Dort mußte der Heiland seine Kirche durch Zeichen und Wunder erst pflanzen; itzo ist sie aber längst gepflanzet. Wozu also Gott damals Ursachen hatte; dazu hat er itzo keine mehr.

Im III. §. beziehet sich der P. Luziato auf die Väter der Kirchen; und führet andre Zeugen an, als der Herr Maffei angezogen hatte: z. E. Den Augustin, den er nicht gebrauchet hatte. Zum IV. kömmt er zu Beyspielen, und holet die Zeugnisse von Zauberern, die im N. T. vorkommen, herbey, worüber er einige gelehrte Anmerkungen machet. Im V. bringet er neuere Geschichte davon vor. Im VI. folgen viel

viel kaiſerliche Geſetze wider die Zauberey und die Hexenmeiſter. Im VII. ſieht man eine Menge Kirchenſatzungen, wodurch die Zauberey und Gaukeleyen verbothen, und bey den ſchwerſten canoniſchen Strafen verbannet worden. Im VIII. redet er von den ausdrücklichen, oder ſtillſchweigenden Bündniſſen, welche die Heren mit dem Teufel machen; und ſchmäuchelt ſich, beweiſen zu können: dieſe müßten nothwendig vorhanden ſeyn, als ob es gewiß Hexereyen gäbe. Denn zwiſchen dem Satan und einem Zauberer könne es keine andre Verbindung, als durch Verträge geben. Im IX. handelt er von männlichen und weiblichen Geiſtern (incubis et ſuccubis). Im X. und letzten endlich redet er von den Gebräuchen der katholiſchen Kirche, beym Beſchweren und Teufelaustreiben: welches ihm zu beweiſen ſcheint, der Satan könne, wenn es ihm Gott zuläßt, viele Geſchöpfe leiblich beſitzen. Zuletzt führet er auch noch einige Vorſchriften des römiſchen Pönitenzials an, wo allen denen, die durch Hülfe eines Hexenmeiſters jemanden umgebracht, Liebestränke gegeben, Wetter gemachet, jemanden den Verſtand verrücket u. d. gl. m. gethan haben, eine canoniſche Buße auferleget wird. Alles dieſes, würde, ſeiner Meynung nach, überflüſſig ſeyn, wenn es keine Zauberey gäbe, und der Teufel über die Geſchöpfe keine Gewalt hätte.

So gründlich und vortrefflich ſtreitet nun der gute P. **Luziato** für das allgemeine Daſeyn der Hexereyen und Teufeleyen: will ſich aber der Un-

terſuchung einzelner Begebenheiten, ſo verdächtig und betrüglich ſie auch ſeyn möchten, gar nicht unterziehen. Dieſes iſt auch wirklich der ſicherſte Weg, ſich blindlings bey dem alten Aberglauben zu erhalten; und viele verdrüßliche Fragen und Vernunftſchlüſſe der Philoſophen los zu werden: die indeſſen niemals geläugnet haben, daß es was ſtrafbares ſey, Leute zu vergiften, Liebestränke, und andre ſolche Suppen zu kochen, dadurch man Leute närriſch machen kann. Kann aber dieſes alles nicht ohne des Teufels Hülfe geſchehen?

Bey dieſer Gelegenheit können wir nicht unerinnert laſſen, was wegen des würzburgiſchen Hexenproceſſes, der vor ein Paar Jahren, zur Erſtaunung von ganz Deutſchland, vollzogen worden, in Italien geſchehen iſt. Im 1749ſten Jahre kam zu Verona in 4. folgendes heraus: Ragionamento del Padre Giorgio Gaar, della Comp. di Gieſu, fatto avanti il rogo di Maria Renata, Strega abruciata in Erbipoli, a 21 di Giugno del corrente Anno 1749. tradotto del Tedeſco nell Italiano dal Dottor. F. A. T. con alcune annotatione critiche. d. i. eine Ueberſetzung von der Rede des Jeſuiten P. Gaar, die er bey dem Scheiterhaufen der vermeynten Hexe Maria Renate gehalten; und zwar mit kritiſchen Anmerkungen. In Florenz erzählet man erſt die Geſchichte dieſer Hexe in den gelehrten Zeitungen mit des Jeſuiten eigenen Worten, ſetzet aber hinzu: „Dieſer Auszug wird machen, daß „man ſich nicht wundern wird, warum dieſe Rede „ſo vielmal aufgeleget worden; indem ſie dreymal

„im

„im Deutſchen, und zweymal italieniſch herausge„kommen. Und in Wahrheit, es iſt die neueſte „und ſeltſamſte Sache von der Welt, die man ſich „immer einbilden kann. Daher hat ein ſchöner und „gelehrter Kopf hier in der veroniſchen Ausgabe kri„tiſche Anmerkungen gemachet, die dem leichtgläubi„gen Pfaffen nicht ſehr gefallen werden. Indeſſen „hat er doch antworten wollen, und folgendes her„ausgegeben.„

Reſponſa ad Annotationes Criticas D. F. A. T. in ſermonem de Maria Renata, Saga ſupplicio addicta die 21 Iun. An. 1749. Herbipoli habitum etc. ab Autore ejusdem Sermonis P. Georgio Gaar S. I. S. S. Theol. D. et in Eccleſ. Cath. Concionatore feſtivali. Man ſetzet in eben der flor. gelehrt. Zeit. hinzu: der P. Gaar habe die kritiſchen Anmerkungen, ins Latein überſetzet, und ſo gut er immer gewußt und gekonnt, beantwortet. Indeſſen ſey man verſichert, der Verf. der Anmerkungen habe Recht, wenn er die Wirkungen der Hexerey der Maria Renata nicht für wirklich und wahr gehalten. Dieß gute Menſch ſey ohne Zweifel aus Einfalt, oder aus eitlem Stolze zur Hexe gemachet worden; daß ſie alſo genöthiget worden, Dinge zu geſtehen, die ſie niemals gethan, und an ihr nur der Vorſatz und Willen geſtrafet worden. Hierauf ſpottet man über die Erſcheinung des Teufels, der die Renata als ein ſiebenjähriges Kind ſoll hexen gelehret haben: (Bella coſa! di veder il Diavolo in abito d'Uffiziale, ſenza però moſtrarne alcun ſegnale!) Imgleichen lachet man

den einfältigen P. Gaar aus, daß er die italienische Uebersetzung seiner Rede, nebst den kritischen Anmerkungen, noch an seine Antwort beydrucken lassen.

Da sieht man, wie das Licht auch in Wälschland aufgeht, und wie gescheide Leute daselbst nicht nur denken, sondern auch öffentlich schreiben dörfen. Das sind lauter Früchte einer gereinigten Weltweisheit, die daselbst täglich mehr Anhänger bekömmt, und in die Religion selbst einen allmählichen Einfluß bekommen wird.

* *

IX.

Jacob Benignus Bossuets, Bischofes von Meaux, Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion, fortgesetzet von Johann Andreas Cramern, hochfürstl. Oberhofprediger in Quedlinburg. Leipzig, verlegts B. Christoph Breitkopf, 1752. in 8.

Der geneigte Leser wird sich leicht erinnern, wie vor wenigen Jahren der Herr Hofprediger Cramer, als er noch an einer andern Gemeine stund, Bossuets eigene Einleitung in die Geschichte der Welt deutsch übersetzet, und mit einigen gelehrten Zusätzen bereichert, ans Licht gestellet. Die Arbeit eines so großen und beredten Kirchenscribenten, die in Frankreich allemal für ein Meisterstück gehalten worden, mußte nothwendig auch in Deutschland Beyfall finden: zumal da sie von einer

so

Deutſchgeſinneten Gelehrten ſolche mit Nachdruck verzunehmen.

107. Und zwar nicht allein um uns ſelbſt aus einigen Zweifeln zu helfen, weilen endlich ſolche nicht ſo gar wichtig ſeyn, ſondern auch ſo wohl unſere Leute zu unterrichten, zumahl die kein Lateiniſch ſtudiret haben, welche gar oft ſehr ſchlecht Deutſch ſchreiben, als auch den Fremden die Deutſche Sprache leichter und begreiflicher zu machen; welches zu unſerm Ruhm gereichen, andern zu den Deutſchen Büchern Luſt bringen, und den von etlichen gefaßten Wahn benehmen würde, als ob unſere Sprache der Regeln unfähig, und aus dem Gebrauch faſt allein erlernet werden müſte.

108. Sonſt ſind wohl einige Zweifel bey uns vorhanden, darüber ganze Länder von einander unterſchieden, und Canzeleyen ſelbſt gegen Canzeleyen ſtreiten, als zum Exempel, was für Geſchlechts das Wort Urtheil ſey. Im Reiche beym Reichs-Hof-Rath, beym Reichs-Cammer-Gerichte und ſonſt iſt Urtheil weiblichen Geſchlechts, und ſaget man die Urtheil; Hingegen in denen Ober-Sächſiſchen Gerichten ſpricht man das Urtheil.

109. Die Urtheil hat nicht allein die höchſten Gerichte, ſondern auch die gröſte Zahl vor ſich. Das Urtheil aber beruft ſich auf den Sprachgrund oder Analogie. Dann weil Theil nicht weiblichen Geſchlechts, und ehe geſaget wird das Theil als die Theil, (in ſingulari) ſo ſolte man meynen, es müſte auch ehe das Urtheil, als die Urtheil heiſſen; Doch der Gebrauch iſt der Meiſter.

Non noſtrum inter vos tantas componere lites.

so guten Feder verdeutschet worden; und noch überdem dem evangelischen Leser, die betrüglichen Kunstgriffe entdeckete, deren sich der Bischof zu Ueberkleisterung des Verfalles der römischen Kirche bedienet hatte.

Wie aber der Herr Uebersetzer damals schon die Hoffnung machte, daß er die von dem Bossuet mit Fleiß abgebrochene Geschichte, durch die folgenden finstern Jahrhunderte der römischen Kirche fortsetzen, und bis auf unsre Zeiten fortführen würde: also hält er hier sein Versprechen, und liefert uns wirklich einen Theil davon. Man muß sich freuen, wenn man sieht, daß diese Fortsetzung in eines Mannes Hände gefallen, der solcher Arbeit vor vielen andern gewachsen war; und der es nicht nur an historischer Einsicht und redlicher Wahrheitliebe dem Bischofe zuvor, sondern auch an Beredsamkeit und Schönheit des Vortrages fast gleich thut. Freylich suchet sich seine Bescheidenheit in der Vorrede, wegen der Kühnheit seines Unterfangens zu entschuldigen. Allein man müßte sehr ungerecht seyn, wenn man ihm dieses Zeugniß versagen wollte. Ja man kann und muß noch hinzusetzen, daß selbst der Abgang mancher überflüßigen Blumen der Beredsamkeit, unserm deutschen Fortsetzer und seiner Schrift zum Vortheile gereichet. Der historische Vortrag erfodert keine überflüßige Schminke: und selbst die Wahrheit hat in Bossuets declamatorischem Ausdrucke, in den Augen der Kenner, durch solchen Firniß mehr verlohren, als gewonnen.

Ueber-

Ueberhaupt muß man von der Vorrede des Herrn Hofpredigers ſagen, daß ſie mit vieler Geſchicklichkeit und Klugheit geſchrieben iſt. Sie ſchildert den Character ihres Urhebers auf einer vortheilhaften Seite; ja man gewinnt ein gewiſſes Vertrauen zu demjenigen, der auf eine ſo anſtändige Art von ſich und ſeinem Vorgänger, von der Beſchaffenheit des vorhabenden Werkes, und der dabey beobachteten Lehrart, reden kann. Und man freuet ſich in dem Verfolge des Durchleſens, wenn man ſich in der geſchöpften Hoffnung nirgends betrogen findet.

Das Werk ſelbſt iſt in drey, an Größe ſehr ungleiche Abſchnitte eingetheilet. Der erſte liefert die eigentliche Einleitung des Herrn Verfaſſers in die allgemeine Geſchichte der Welt und der Religion, von dem 800ſten Jahre nach Chriſti Geburt, als wo Boſſuet aufgehöret, bis aufs 1024ſte Jahr. Dieſes iſt eigentlich die Zeit der rechten Finſterniß des Pabſthums, da dieſelbe täglich wuchs, mit großen Schritten zunahm, und endlich im XIten Jahrhunderte auf den höchſten Gipfel gelangete. Man kann leicht denken, daß der hochehrw. Herr Verfaſſer die zunehmenden Stufen dieſes Unweſens in allen ſeinen Schlupfwinkeln verfolgen wird: wie er denn auch die weltlichen Geſchichte, als den Leitfaden der geiſtlichen, nicht aus den Augen verliert; weil eins dem andern ein Licht giebt, und insgemein ohne das andre nicht verſtanden werden kann.

Karl der Große war im Anfange des VIIIten Jahrhunderts, mit allgemeinem Frohlocken der Römer und ganz Italiens, zum römiſchen Kaiſer gekrönet

krönet worden. Jene hatten sich längst der Herrschaft der orientalischen Kaiser entzogen, als welche sie gegen ihre Feinde nicht schützen konnten. Die römischen Bischöfe hatten sie in diesem Ungehorsame bestärket, um ihre eigene Macht zu vergrößern. Itzo aber erkannte Rom den König der Franken, nicht nur für seinen Beschützer, sondern auch für seinen Oberherrn. Karl gewann zwar dadurch in der That nichts mehr, als einen neuen Titel: aber der Pabst rächete sich dadurch an der oriental. Kaiserinn Irene, daß er ihn krönete. Die Kirche hingegen empfand die Freygebigkeit des neuen Kaisers, auf mancherley Art: und die Verbesserung der longobardischen Gesetze in Italien, machte ihn in ganz Wälschland als einen weisen Regenten und würdigen Kaiser bekannt.

Nun erzählet der Herr Verfasser die Streitigkeiten wegen des Bilderdienstes, den die Kaiserinn Irene durchaus einführen wollte; und der unter verschiedenen Umständen bald eingeführet, bald wiederum abgeschaffet ward. Irene hatte gar den Anschlag, den obwohl schon sehr bejahrten Kaiser Karl zu heirathen; und dadurch das ganze römische Reich wieder zu vereinigen. Karl selbst hatte nicht schlimme Lust dazu. Allein das stund den constantinopolitanischen Großen nicht an: daher setzten sie die Kaiserinn ab, und verwiesen sie auf die Insel Lesbos ins Elend. Da sie selbst, aus bloßer Herrschsucht, eine Mörderinn ihres Sohnes geworden war: so war auch dieses Schicksal so gar ungerecht nicht. Nicephorus ward ihr Nachfolger, und Karl

bekam

bekam wenigstens einen ruhigen Nachbar an einem Prinzen, der auf seine eigene Erhaltung bedacht seyn mußte.

Um eben die Zeit ward auch eine brittische Königinn, **Edburgis**, ihrer unmenschlichen Grausamkeit wegen, ihres Thrones entsetzet: und **Egbert**, ein königlicher Prinz, der an Karls des Großen Hofe Zuflucht gefunden, und die Kunst zu herrschen gelernet hatte, bestieg denselben. Karl hielt eine Reichsversammlung zu Aachen, und also auf deutschem Boden; und die ganze Geistlichkeit seiner Monarchie mußte ihm huldigen. Er gab hier heilsame Gesetze, und lehrte sonderlich seine Bischöfe, daß es ihr Amt nicht sey, Kriegsheere anzuführen. Er beruhigte die bezwungenen Sachsen wieder; strafte die Slaven und Böhmen durch seinen Sohn Karl, der den Hunnen, als seinen Schutzverwandten, zu Hülfe zog: und Lechus, ihr Herzog, büßete selbst das Leben ein. Zu **Diedenhofen**, auf einem neuen Reichstage, machte endlich Karl die künftige Theilung seiner Länder bekannt: und ungeachtet alle seine drey Söhne der ihnen zugefallenen Würden und Staaten werth waren: so begieng doch der Kaiser dadurch eben den Staatsfehler, den Theodosius vor ihm begangen hatte; und der nach der Zeit, zu öfterer Entkräftung der Reiche und Fürstenthümer in Deutschland, so oft wiederholet worden.

Der einzige dänische König Gottfried, den das Glück Karls des großen neidisch und eifersüchtig gemachet hatte; faßte das Herz, sein Nebenbuhler

zu

zu werden. Er hatte viel Geist und große Absichten; und würde ihm vieleicht viel zu schaffen gemachet haben: wenn nicht eine ungetreue Leibwache die Hand an ihn geleget, und ihn erschlagen hätte. Sein Sohn Hemming war friedfertiger, und schloß einen Frieden, der so lange Karl lebte, beständig blieb. Allein der Tod seiner besten Söhne Karls und Pipins, seiner Schwester Giseld, und seiner ältesten Tochter Rothrudis, betrübte ihn nach diesem Vergnügen weit empfindlicher. Pipin hinterließ nur einen unächten Sohn, Bernhard; und auch diesen ließ Karl, aus großer Liebe zu seinem Vater, zum Könige von Italien krönen. Sein Alter und seine Schwachheiten aber mehrten sich, unter verschiedenen Reichsgeschäfften, und Kirchenversammlungen, wodurch er die Misbräuche der Cleresey zu hemmen suchte, dergestalt, daß er seinen Sohn zum Mitregenten annahm.

Hier schaltet der Herr Verfasser die Begebenheiten des orientalischen Reiches und das Wachsthum der Saracenen, die bey der Barbarey in Europa, sich auch in Wissenschaften hervorthaten, ein: und darauf folget die Krönung des jungen Kaisers Ludwigs, im 813ten Jahre, nebst dem Tode Karls des Großen im 814ten Jahre. Dieses mag auch zu einer Probe für uns dießmal genug seyn: indem wir nochmals versichern, daß man alles folgende bis ins XIte Jahrhundert mit einer beliebten Kürze, doch zulänglich und angenehm beschrieben finden wird. Wie nützlich es sonderlich Candidaten des Predigtamts und künftigen Geistlichen seyn wird, dergleichen

chen Nachrichten von Zeiten zu lesen, die insgemein gar vernachläßiget werden, sehen wir deutlich vorher: wiewohl es auch Rechtsgelehrten überaus erbaulich seyn kann, die oft von dem Pabstthume gelinder, als billig ist, zu urtheilen pflegen, weil sie es in seiner wahren Gestalt nicht kennen.

Der II. Abschnitt aber ist nicht nur historisch, sondern auch voll dogmatischer Betrachtungen. Der Herr Verfasser hat es für nöthig gefunden, über alle vorige Zeiten der ersten VIII. Jahrhunderte der christl. Religion allerhand lehrreiche Abhandlungen aufzusetzen, und diese sind nicht nur wohl gewählet, sondern auch gelehrt und gründlich ausgeführet. Sie sind an der Zahl 22; und hier können wir nicht besser thun, als wenn wir die Ueberschriften derselben mittheilen; daraus ein jeder von ihrer Wichtigkeit wird urtheilen können. Sie sind folgende:

1. Vorläufige Betrachtung über die Schicksale der Religion unter den Menschen.
2. Von den Irrthümern in der Religion unter den ersten Christen, zu den Zeiten der Apostel.
3. Von der Religion der morgenländischen Weisen.
4. Von den Irrthümern der Essäer, Therapeuten und Dositheaner, unter den Jüden, in der wahren Religion.
5. Von den Irrthümern der Nazaräer und Ebioniten in der Religion.
6. Von den gnostischen Secten der beyden ersten Jahrhunderte, welche die christliche Religion entweder bestritten, oder verfälschet haben.

7. Von

7. Von den Widersachern der Gottheit Jesu Christi und der Dreyeinigkeit, im zweyten Jahrhunderte.
8. Von den Irrthümern der Montanisten.
9. Von dem Einflusse der irrgläubigen Secten des ersten und zweyten christlichen Jahrhunderts, in die Schicksale und Lehren der Religion.
10. Von dem Einflusse der alexandrinischen Philosophie in die Schicksale und Lehren der christlichen Religion.
11. Von den irrgläubigen Secten des dritten christlichen Jahrhunderts, und dem Einflusse ihrer Irrthümer in die Religion.
12. Von den Irrthümern, welche die Zwistigkeiten der Rechtgläubigen in dem zweyten und dritten christlichen Jahrhunderte entweder einführeten oder befestigten.
13. Von dem Glauben der ersten Kirche in den ersten drey Jahrhunderten, an die Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion.
14. Ueber das Ansehen und die Schicksale der göttlichen Schriften des neuen Testaments, vom Anfange des Christenthums an, bis auf das vierte Jahrhundert.
15. Von den Wundergaben und Wundern in den apostolischen Zeiten, und ihrer Fortdauer in den ersten drey Jahrhunderten der Kirche.
16. Von dem Nutzen der heydnischen Verfolgungen wider die Christen, für die Religion.
17. Von der Ehrfurcht der ersten Kirche gegen

die Märtyrer, die Heiligen, ihre Gebeine, Reliquien und Bildnisse.

18. Von einigen zweifelhaften und erdichteten Märtyrern der drey ersten christlichen Jahrhunderte.
19. Von demöffentlichen Gottesdienste der ersten Christen, und ihren gottesdienstl. Gebräuchen.
20. Von der Kirchenzucht der drey ersten christlichen Jahrhunderte.
21. Von den Kirchenämtern, besonders von der bischöfl. Würde, dem Ursprunge und Wachsthume ihrer Hoheit unter den ersten Christen.
22. Von dem Ansehen der römischen Bischöfe in der Kirche der ersten drey Jahrhunderte.

Und so viel gehöret eigentlich noch zum I. Theile des Bossuets, als Zusätze und Erläuterungen.

Der III. Abschnitt hält eben dergleichen Abhandlungen über die beyden letzten Jahrhunderte, nämlich das IXte und Xte in sich, deren nicht mehr als viere sind. Sie handeln

1. Von den Veränderungen der fränkischen Monarchie, bis zur Aufrichtung eines neuen Kaiserthums durch Karln den großen, ihren Beherrscher.
2. Von Karln, dem großen.
3. Von dem Verfalle und Untergange der fränkischen Monarchie und des karolinischen Stammes.
4. Von den Deutschen, ihrer Religion, ihren Sitten, ihren Gesetzen, ihren Gebräuchen und den Veränderungen, die sie erlitten haben.

Alle

Alle diese Materien werden sonder Zweifel Leser von guter Urtheilskraft begierig machen, ein Werk von so nützlicher und gründlicher Art sich bekannt zu machen. Und was kann sonderlich zu unsern Zeiten nützlicher seyn, als dieses? Man wünschet also billig, daß der Herr Verfasser bald mit der Fortsetzung einer so schönen Arbeit zu Stande kommen möge.

* *

X.

Zu Königsberg in Preußen herausgekommene Schriften von dem Jahre 1751.

Im Januar.

Den 18. Johann George Bocks, ord. Prof. Gedicht auf das Krönungsfest.

Den 20. G Schreiben an die Jungfer Marianne Florentina Kiesewetterinn, bey ihrer glücklichen Vermählung.

Den 24. Ebendesselben Ode auf Friedrichs des zweyten, Königs von Preußen Jahresfest, von der beförderten Rechts- und Gerichtsverbesserung, als einem königlichen Geschäffte der Beherrscher.

Im Februar.

Den 5. Cölestin Kowalewski, beyder Rechten Doctors, der Beredsamkeit und Geschichte ordentlichen Lehrers, des Samländischen Consistorii Vicepräsidenten, und Vicefficialis Trauerrede, von dem in die Höhe sehenden Weltweisen, am Tage der

Beerdigung des Hochedelgeb. Hrn. Martin Knutzens, der Weltweisheit öffentlichen Lehrers, königl. Bibliothecarii, und des akademischen Collegii Oberinspectoris adjuncti gehalten.

Rectoris Magnifici, Directoris et Cancellarii, et Professorum carmina funeri Mart. Knutzen dicata.

Johann Jacob Roscius, Med. Doct. Gedicht auf dieses Absterben.

Den 8. Christian Henrich Güthers Rede bey der güldenen Hochzeitfeyer Herrn Christoph Casseburgs, Bürgermeisters der hiesigen königl. Hauptstadt, der Kirchen, Schulen, Wittwen und Waysen, auch anderer milden Stiftungen Obervorstehers, und des Magistrats Aeltesten, mit Frau Dorothea, geb. Wernerinn, von der Krone einer vergnügten, funfzigjährigen Ehe, als dem Lohne der Gottseligkeit, gehalten.

Jacob Henrich Liederts, königl. preuß. Commercien- und Stadtraths, Gedicht bey eben dieser Hochzeit.

Johann Wilhelm Werners, D. der Arzneywissenschaft öffentlichen Lehrers, Glückwünschungsgedicht bey eben demselben Hochzeitfeste.

W. Schreiben, bey eben dieser Jubelhochzeit abgelassen.

C. F. Reuschens Glückwünschungsschreiben bey der Feyer derselben Hochzeit.

C. D. Reuschens, G. B. Reuschens, und H. T. Reuschens Gedichte bey dieser Jubelhochzeit.

Friedrich Wilhelm Werners Gedicht bey diesem Hochzeitsjubiläo.

Ich überlasse es künftiger Anstalt mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auf die lange Bank geschoben werden können.

110. Nun wäre noch übrig vom Glanz und Zierde der Deutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anitzo nicht aufhalten. Denn wenn es weder an bequemen Worten noch tüchtigen Redensarten fehlet, kommt es auf den Geist und Verstand des Verfassers an, um die Worte wohl zu wehlen und füglich zu setzen.

111. Und weil dazu viel helfen die Exempel derer, so bereits wohlgeschrieben, und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eiß gebrochen, so würde nicht allein nöthig seyn ihre Schriften hervor zu ziehen, und zur Nachfolge vorzustellen, sondern auch zu vermehren, die Bücher der alten, und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Deutsch zu bringen, und allerhand schöne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten.

112. Bey welcher Gelegenheit ich erinnern sollen, daß einige sinnreiche deutsche Scribenten, und unter ihnen der sonst lobwürdige Herr Weise selbst, gleichwohl diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschaffet, (den auch etliche Italiäner behalten,) daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Franzosen höchlich loben muß, daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden, und daher auch in den Lust- und Possen-Spielen selbst nicht leicht etwas zweydeutiges leiden, so man anders als sich gebühret, gemennet zu seyn vermerken könte. Welchem löblichen Exempel

billig

M. Andreä Halters, Predigers im St. George-Hoſpital, Gedicht auf eben dieſelbe Hochzeit.

Der Wayſen im kneiphöfiſchen Pauperhauſe Lieder bey dieſer Jubelfeyer.

C. Gedicht auf dieſe Jubelhochzeit von dem von Gott mit Alter, Glück und Ehre belohnten Tugendwandel.

Den 17. Johann Ludwig Mohrs, aus Königsberg in Preußen, Gedicht auf das Lilienthal- und Poſernſche Hochzeitfeſt.

Im März.

Den 24. *Frid. Johannis Buck*, Phil. et Jur. Doct. Reip. Reg. adſiſt. Biblioth. et Soc. Teut. Viadrinæ Membri, Diſſertatio de indole et utilitate Geometriæ experimentalis. Reſp. Wilhelm. Crichton, Phil. Stud. Opp. Johanne Benjamin Grunau, Mar. Inſ. Bor. S. S. T. C. Johanne Hingelberg, Elb. Bor. T. S.

Den 27. *Ejusdem* Diſſertatio mathematica, exhibens reſolutiones problematum quorundam trigonometricorum. Reſp. Johanne Auguſto Dommiſch, S. S. Theol. et Philoſ. Cultore. Opp. Joh. Alberto Leo, L. C. et Wilhelmo Crichton, L. C.

Im April.

Den 3. *Johannis Gotthelf Lindneri*, Philoſ. et Art. liberal. Magiſt. Commentatio philoſophica de ſomno et de ſomniis. Reſp. Johanne Georgio Hamann, Art. lib. Cultore. Opp. Joanne Chriſtophoro Wolſon, Reg. Bor. A. L. C. et Ehregott Friderico Lindner, Pom. Med. Cultore et Præſidis Fratre. Adnexa eſt ſalutatio Reſp. ad Præſidem.

Den 18. Friedrich Erhards, Ernſt Siegmunds, Heinrich Carls, und Reinhold Theodors Jeſter, Sendſchreiben an den Hochedelgeb. Herrn Reinhold Friedrich von Sahme, erſten Rechtsgelehrten, wie auch Directorn und Canzlern der königsbergiſchen Akademie, königl. preuß. Oberappellationsgerichtsrath, und des Samländiſchen Conſiſtorii Präſidenten, als ihm der akademiſche Purpur zum fünftenmal anvertrauet wurde.

Im May.

Den 11. *Jo. Godofredi Teske*, Phyſices experiment. ac Theoret. Prof. Ordinarii, et Conſiſtorii Sambienſis Conſiliarii, Diſſertatio de phiolis vitreis ab illabente minimo ſilice diſſilientibus. Reſp. Auguſto Henrico Cœler, Gœrskul. Boruſſ. Philoſ. et L. I.. Cult. Opp. Chriſtiano Ernesto Neumann, Napiwod. Boruſſ. L. L. Cult. et Henrico Eggardo de Woldtke, Equite Pomerano. Cum adnexa epiſtola gratulatoria *Cœleſtini Kowalewski*, J. U. D. Eloqu. et Hiſt. P. O. Senatus eccleſ. Samb. Vice-Præſ. et carminibus teutonicis *D. H. Chriſt*, Acad. Secretar. Adj. et *J. A. Thiel*, ad Reſpondentem.

Im Junio.

Den 8. *M. Ioh. Bernhard Hahn*, eloqu. et hiſtor. Prof. extr. Regior. Alumnor, et convictorii inſpector. ſecundar. Diſſertatio philoſophica modo mathematico ſiſtens vocem oratorum. Reſp. Iohann Martino Lindenau, Gilauia Natangic. Boruſſo, Philoſ. et Iurium Cultore. Opp. Elia Henrico Lindenau, Regiom. Boruſ. S. Theolog. Cult. Reſpon-

ſpondentis Fratre et Georg. Wilhelm Willudovio, Ragnit. Boruſſ. Phil. et L. L. Cult.

Den 17. *Io. Henr. Dan. Moldenhaueri*, concilii, quod res eccleſiaſticas reſpicit, conſiliarii, S. Theol. D. et P. P. verbique divini Miniſtri Diſſertationum exegeticarum, quæ ſiſtunt obligationem ad ſanctitatem, ex communione mortis Ieſu Chriſti profluentem, ad ductum Pauli Rom. VI, 1-10 prima. Reſp. Erneſto Kluvetaſch, Starg. Pom. S. Theol. Stud. Opp. Samuele Friderico Nalentz et Antonio Daniele Weber, Boruſſ. et S. Theol. Cult.

Im Julio.

Den 14. *Ioh. Adami Gregorovii* Phil. et Iur. Vtr. Doct. ac Profeſſoris Publici, nec non Log. et Metaphyſ. Profeſſor extraord. deſignati, Iudicii Aulici Criminal. Aſſeſſoris, Diſſertatio Iuridica de neceſſitate jurisprudentiæ. Reſp. Frid. Chriſtoph. Iahn, Reg. Pruſſ. Phil. et. Legum Cultore. Opp. Ioanne Chriſtoph. Langhanſen, Reg. Boruſſo Phil. et Iur. Vtr. Cult. et Ioanne Chriſtian. Albæk, Regiom. Pruſſ. Phil. et I. V. C.

Den 15. *Io. Henr. Dan. Moldenhaueri* Diſſertatio exegetica in dictum Rom. VI, 1-10. ſecunda. Reſp. Samuele Friderico Nalentz, Soldavia Boruſſo, S. S. Theol. Stud. Opp. Ioanne Carolo Grohnert, Regiomonte Boruſſo et Erneſtõ Kluvetaſch, Stargard. Pom. S. Theol. Cult.

Franz Leonhards, und Friedrich Chriſtophs Weyſer, Gedicht auf die glückliche Ankunft Sr. Excellenz, Herrn Samuels, Freyherrn von Cocceji,

S. K. M. in Preußen zur Regierung des Königreichs Preußen und der übrigen Provinzen hochbetrauten Großkanzlers, wirklich geheimten Staats- und Kriegsministers, des schwarzen Adlerordens Ritters, Erbherrn auf Wurseken, Repkau, Kleist, Laas ꝛc. ꝛc.

Den 20. **Johann Samuel Künzelo**, I. V. Candid. und Referendarii bey dem Hofgerichte zu Königsberg in Preußen, Glückwünschungsgedicht an Ihro Excellenz Herrn Wilhelm Ludwig von der Gröben, S. K. M. in Preußen zu dero preußisch. Hofgerichte hochbetrauten Präsidenten und Hofrichtern, Erbherrn der Tharau- und Karschauschen Güter, zu der erlangten Würde eines wirklich geheimten Staats- und Kriegsministers.

Christiani Henrici Werneri, Lib. Soc. Sod. Inscriptio gratulatoria, Christiano Friderico Wernike liberæ Societatis nomine dicata, quum in numerum Iudicii aulici, quod Regiomonti est, Referendariorum referretur.

Im September.

Den 10. *Sigismundi Christophori Iester*, V. I. D. et P. P. Serenissimo Borussiæ Regi a Consiliis aulicis, collegii criminalis aulici adsessoris, et supremarum Regni Prussiæ curiarum advocati, Disputatio, in qua defenditur, feudum vetus alienatione non semper fieri novum. Resp. Christiano Wilhelmo Manitio, Wargensi Prusso. Opp. Christiano Dieterico de Sahme Equ. Prussiæ.

Den 22. **Eines Ungenannten Schreiben an das Fräulein von Rohr bey dero Hochzeitfeyer.**

Im

Im November.

Den 19. *Iohannis Guilielmi Werner*, D. Med. Prof. Publ. exercitatio academica ad rationem variolarum ill. D. Joh. Godofr. de Hahn, qua fundamenti loco ſuppoſitæ quædam doctrinæ modeſte examinantur. Reſp. Johanne Henrico Zænker, Reg. Bor. Med. C. Opp. Alberto Henrico Chariſio, Reg. Bor. Med. C. et Johanne Chriſtophoro Brodhagen, Reg. B. M. C.

Im December.

Den 20. **Sam. Friedrichs Bernhardi**, Feldpredigers bey dem Lehwaldſchen Regimente, Gedanken von der vortheilhafteſten Art, die Feinde der chriſtlichen Religion zu widerlegen, in einem Dankſagungsſchreiben an die königliche deutſche Geſellſchaft.

* * *

Johann Friedrich Lauſons Ode, die Laute, an ſeinen Freund, 1751.

Chriſtoph Gottfried Eckards, der Weltweisheit Befliſſenen, Schäfergedicht bey der Eheverbindung Herrn Johann Jacob Roſcius, der Arzneygelahrtheit Doctors, wie auch Medici des Königl. großen Hoſpitals und hieſigen Weyſenhauſes mit der Jungfer Sophia Eliſabeth Eckardtinn, den 19. Jenner, 1751.

C. G. K. und **J. L. W.** Gedicht bey Gelegenheit eben dieſer Vermählung.

Der dankbaren Hoſpitaliten Glückwünſchungsgedicht bey dieſem Vermählungsfeſte.

Friedrich Wilhelm Matthes, Schol. Cathedr. Colleg. Trauerrede von dem vollkommenen Lohne vollendeter Gerechten, an dem Begräbnißtage Herrn Daniel Laurentii Salthenius, der h. Schrift Doct. und Prof. Ord. wie auch Rectors der kneiphöfischen Cathedralschule den 5 Febr. 1750 gehalten.

Magnifici Rectoris et *Professorum Ordinariorum et Publicorum* Acad. Regiom. Poëmata in exsequias Dn. Salthenii.

Consistorii Pomeraniensis adsessorum Theologorum carmina in ejusdem cineres.

M. Gottfried Schusterus, Gedicht auf diesen Todesfall.

Cathedralis Lycei docentium carmen, piis manibus Dni. Salthenii dicatum.

Primi ordinis ejusdem Lycei alumnorum Poëma in funus ejusdem.

Der im Kneiphöfischen Pauperhause befindlichen Jugend, Klaggedicht auf den Hintritt ebendesselben.

Cölestin Christian Flottwells, ord. Prof. und der königlichen deutschen Gesellschaft Directors, Standrede von der durch Gebeth und Geduld gekrönten Hoffnung eines jungen Gelehrten, bey der Leichengruft Herrn Theodor Reinhold Schweders, beyder Rechte Candidaten 1750. den 13 März gehalten.

Friedrich Johann Bucks, Jur. Utr. et Phil. Doctoris Gedicht auf diesen Todesfall.

George Reinhold Steinhagens, D. R. B. und B. H. Höpfners, B. R. B. Gedicht bey dem Absterben ebendesselben.

Johann Friedrich Lausons, D. R. B. Klaggedicht bey dem Sarge des Herrn Schweders, von dem ähnlichen, was ein Rechtsgelehrter mit einem Arzte hat.

Johann Christoph Wolfons poetische Gedanken auf die Asche eben desselben.

M. E. Dorns Gedicht auf die Beerdigung desselben.

Johann Heinrich Zänkers, M. C. Klagode bey dem Hintritte Herrn Schweders.

M. Gottfried Heinrich Goltz, Diaconi an der Thumkirche, Leichpredigt von einem rechtschaffenen Lehrer Davids, Ps. 71. v. 15-17. Bey dem Leichenbegängnisse Herrn M. Zachariæ Regii, Archidiaconi bey der Thumkirche im Kneiphof, den 22. October 1750 gehalten; nebst dem Lebenslaufe.

Rectoris, Directoris, Cancellarii et Professorum carmina in memoriam M. Regii.

Des Kneiphöfischen Ministerii, Gedicht von der rechten Sterbekunst auf den Todesfall des Herrn M. Regius.

Jacob Heinrich Liederts, Königl. Preußisch. Commercien- und Stadtraths, Leichengedicht auf desselben Absterben, von der nöthigen Priestertugend der Redlichkeit.

Christiani Ditmar, der Arzneywissenschaft Doctors, Trostgedicht bey eben dieser Gelegenheit.

B.,

B., Christian Bernhards von Sanden, *D. Joh. Christoph. Wulff*, Med. Doct. Michael Breitenfeldts, geheimten Canzelleyverwandten, und L. Klaggedichte auf den Hintritt desselben.

Cölestin Christian Flottwells Grabschrift auf denselben.

M. Christian Gottlieb Kongehls, Pfarrers auf dem Tragheim Lob- und Trauerode bey dieser Begebenheit.

Christian Heinrich Liederts, Accise Secretarii, poetische Gedanken über die letzte Anrede des Herrn M. Regii.

Der fünf Collegen bey der Kneiphöfischen Cathedralschule, Danksagungsgedicht für das von dem Herrn M. Regius ihnen aufgerichtete Stipendium, von der Freudigkeit des Glaubens in dem Tode der Gerechten.

George Friedrich Lammharts, der Gottesgelahrtheit Beflissenen, Theodor Heinrich Webers, J. U. C. Anton Daniel Webers, S. S. Th. Cult. Johann Christoph Meyers, S. S. Th. C. Christ. Gottl. Horns, S. S. Th. Cult. J. G. Hoffmanns, S. S. Th. Cult, Jacob Friedrichs Regii, Gedichte auf die Gruft des Herrn M. Regii.

* *

XI.

Theatralische Neuigkeiten aus Madrit und Wien.

Wer hätte es vor kurzem wohl gedacht, daß unsre deutsche Schaubühne auch mitten in Spanien, in der königlichen Residenz zu Madrit, und vor den Augen des ganzen Hofes, ein Aufsehen machen sollte? Und gleichwohl ist solches gegen das Ende des vorigen Jahres geschehen. Se. Hochgräfliche Excellenz, der Kaiserliche Königliche Bothschafter daselbst, Herr Graf **Nicolas Esterhazi**, ist von seinem Gefolge bey der Gesandschaft, den 6ten des Christmonaths verwichenen Jahres, als an seinem Geburtstage, mit einer überaus lebhaften und geschickten Vorstellung der voltairischen Alzire, nach der Uebersetzung der Frau Professor Gottschedinn, in der deutschen Schaubühne, beehret worden; und zwar mit so vieler äußerlicher Pracht, daß der königliche spanische theatralische Hof-Ingenieur selbst versichert hat: man habe für das königliche Opertheater noch niemals was schöners gemachet, als die Scenen und Kleidungen gewesen, die der kais. Gesandschaftssecretär, Herr **von Löschenkohl**, dazu angeschaffet.

Diese deutsche Alzire nun, ist dreymal hintereinander aufgeführet worden. I. In Gegenwart aller fremden Bothschafter und Gesandten am königlichen spanischen Hofe; II. in Anwesenheit der vornehm-

nehmsten spanischen Grandes, und III. auf Bitte der spanischen Damen: da dann sonderlich der Saal so voll geworden, daß kein Apfel zur Erden gekonnt.

Gleich nach dem neuen Jahre, hat eben dieses Gesandschaftsgefolge des Herrn Grafen **Esterhazi**, die Herren Spanier auch mit der deutschen Zaire, aus der deutschen Schaubühne, die von Herrn M. **Schwaben** alhier verdeutschet worden, zu vergnügen gesuchet; und, wie bey der ersten, den vollkommensten Beyfall des ganzen Hofes davongetragen. O! wenn doch alle Gesandten deutscher Herren nebst ihrem Gefolge, in fremden Landen so patriotisch seyn möchten; so würden sie, anstatt übertriebene Bewundrer alles Ausländischen zu werden, die Ehre der deutschen Sprache bis ans Ende von Europa ausbreiten, und das alte Vorurtheil bald ausrotten: daß man in Deutschland weder Witz noch Geschmack habe, und daß sich in deutscher Sprache gar nichts artiges denken, oder sagen lasse.

In Wien ist des Herrn **Marchesen Maffei**, berühmtes Trauerspiel **Merope**, von Herrn **Moltern**, Secretär des Herrn Reichshofraths von **Senkenberg**, deutsch übersetzt gedrucket worden; der sich aber itzo als Hofmeister eines jungen Herrn, mit demselben in Göttingen befindet. Die Uebersetzung ist stark und wohlgerathen. Wegen Mangels einer Schauspielerinn aber, die der Hauptrolle gewachsen wäre, hat sie noch nicht aufgeführet werden können. Die **Horazier** aus der deut-

billig mehr, als bisher geschehen, zu folgen, und zumal heßliche Worte, ohne sonderbare Nothdurft, nicht zu dulden. Es ist freylich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es ist doch aber auch solche kein geringes.

113. Die Deutsche Poesie gehöret hauptsächlich zum Glanz der Sprache; ich will mich aber anitzo damit nicht aufhalten, sondern nur annoch erinnern, was gestalt meines Bedünkens einige vornehme Poeten zu Zeiten etwas hart schreiben, und von des **Opitzens** angenehmer Leichtsüßigkeit allzuviel abweichen, dem auch vorzubauen wäre, damit die deutschen Verse nicht fallen, sondern steigen mögen.

114. Endlich die rechten Anstalten sind billig zu künftiger Zusammensetzung vortreflicher Leute auszusetzen, doch hoffet man, es werde diese kleine Vorstellung, so in der Eyl binnen ein paar Tagen entworffen worden, nicht übel aufgenommen werden, welche als ein kleiner Schattenriß dienen kan, gelehrter und wohl deutschgesinneter Personen Bedenken einzuhohlen, und vermittelst einiger Hohen Anreizung dermahleinst dem Werk selbst näher zu kommen.

deutſchen Schaubühne, imgleichen die **Panthea**, und der **Cid** aus derſelben, endlich die **Marianne** ſind glücklicher geweſen, und nicht nur vielfältig mit Beyfalle aufgeführet, ſondern auch einzeln wieder gedrucket worden, die Liebhaber zu vergnügen. Das Trauerſpiel **Ulyſſes** aber, welches hier in Leipzig vor vielen Jahren von einem berühmten Arzneygelehrten verfertiget und geſpielet worden, iſt auch in krauſiſchem Verlage gedruckt erſchienen. Von den Luſtſpielen, und der neuen franzöſiſchen Bühne daſelbſt ſoll nächſtens etwas mehr folgen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XII.

Beſondre Grabſchrift, auf den Marſchall von Sachſen, Graf Moritzen.

Da wir neulich eine Probe gegeben, was ein deutſcher Jeſuit in Paris, ſeinem Vaterlande für eine ſchlechte Ehre mit ſeiner Poeſie gemachet: ſo iſt zu beſorgen, die Herren Franzoſen möchten ſtolz darüber werden, daß ſie bey dieſer Gelegenheit allein als klug und witzig erſchienen. Wir wollen alſo dieſe Herren, durch Anführung eines Meiſterſtückes ihrer eigenen Landsleute, wiederum ein wenig demüthigen: damit ſie ſich ihrer hohen Gaben nicht überheben. Es iſt eine rechte poetiſche Seltſamkeit, die es wohl verdienet, der Nachwelt, von unſern Zeiten aufgehoben zu werden. Wie ſie heiße, können wir nicht recht ſagen: aber

ein

ein jeder mag dieß Findelkind taufen wie er will; da ſein eigner Vater es nicht hat benennen wollen. Es ſieht ſo aus:

EPITAPHE
DU
MARECHAL DE SAXE.

	A.
Son Courage l'a fait admirer d'un chac	1
Il avoit des Rivaux, mais il triompha	2 *d'eux*
Les Combats, qu'il gagna, ſont au nombre de	3
Pour Louis, ſon grand Cœur ſe ſeroit mit en	4
En amour, c'étoit pour lui d'aller jusqu'à	5 *
Nous l'aurions, s'il n'eut fait comme le berger Tir	6
Pour avoir voulu trop jouer a la fauſſe	7
Il a ceſſé de vivre en decembre le	8
Logeoit entre le pont royal, & le pont	9
Pour tant de *Te Deum* pas un de profun	10

Il a vecu totalement 55 ans.

* *Il avoit 5 maitreſſes.*

NB. Die Meiſter in orientaliſchen Sprachen werden von Wien aus erſuchet, die vor dem Titel dieſes Monaths ſtehenden Münzen zu erklären, und ihre Gedanken an die Verfaſſer dieſes Neueſten unbeſchwert einzuſchicken: da man dann dieſelben mit gebührendem Ruhme ihres Namens bekannt machen wird.

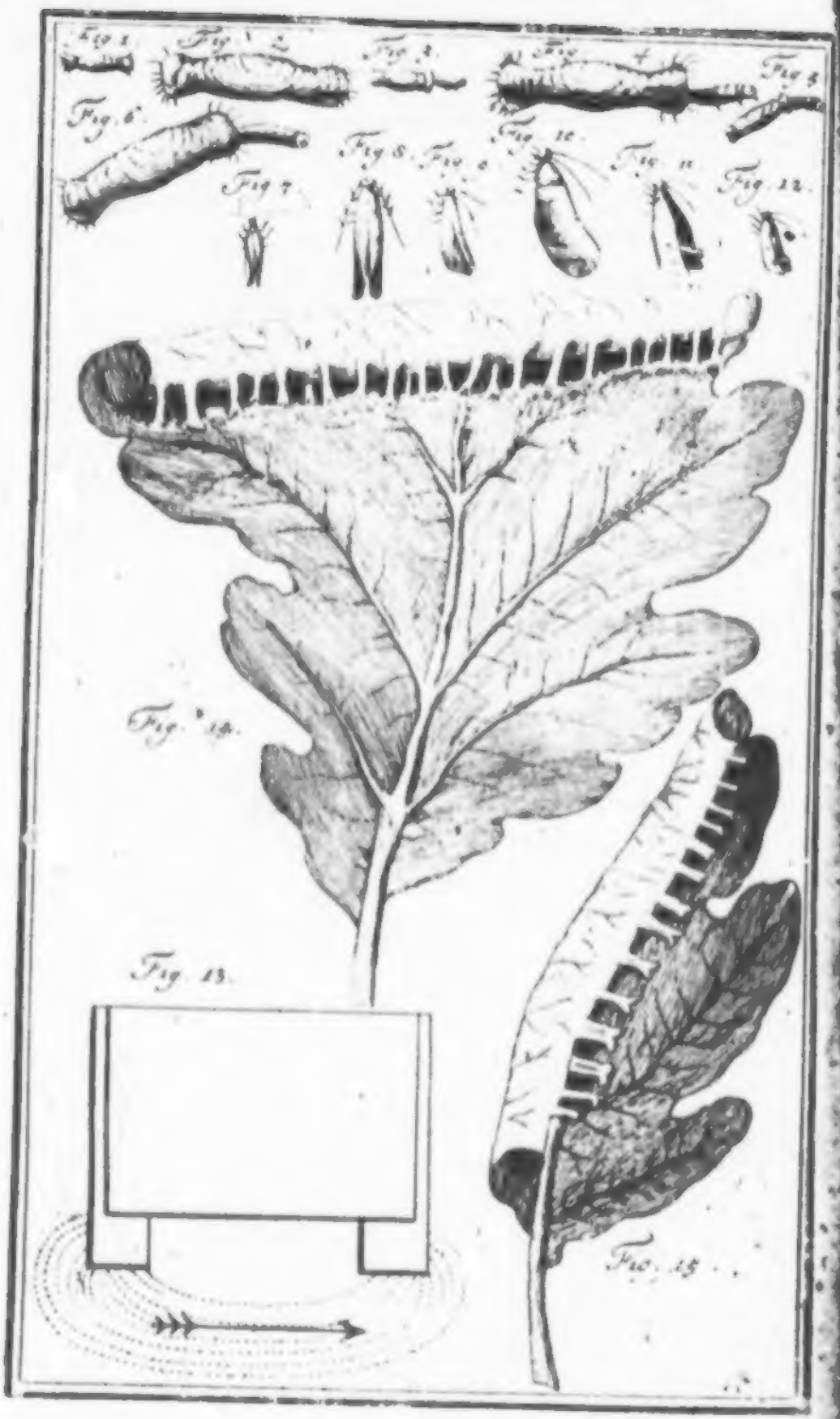
Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.
Fig. 14.
Fig. 13.
Fig. 15.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Heumond, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VII. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Codex Traditionum Corbeienſium, notis criticis atque hiſtoricis, ac tabulis geographicis et genealogicis illuſtratus, quibus antiquiſſimus Germaniæ, inprimis autem Saxoniæ ſtatus a Carolo M. usque ad Conradum II. Imperatorem, nec non origines multarum familiarum illuſtrium exhibentur, accedunt præterea diplomata adhuc inedita hiſtoriæ Imperatorum, Archiepiſcoporum, Ducum, Epiſcoporum, Abbatum, Principum, Comitum et Dynaſtarum Germaniæ inſervientium, nec non Regiſtrum Abbatis Sarachonis, de bonis et proventibus Abbatiæ Corbeienſis, omnia ad manuſcriptorum fidem e latebris in lucem protraxit, et adnotationes varias, ac figuras æri inciſas addidit *Johannes Fridericus Falke*. Guelpherbyti, apud Jo. Chr. Meisnerum, 1752, in fol. 1144 Seit. und 32 Kupferblatten.

Der Herr Verfaſſer, welcher bereits aus verſchiedenen hiſtoriſchen Abhandlungen, die theils beſonders, theils in den hannöverſchen und braunſchweigiſchen gelehrten Anzeigen und andern Schriften gedruckt ſind, bekannt iſt, liefert hiermit den erſten Theil der Hiſtorie der berühmten und gefür-

ſteten Reichs-Abtey Corvey, und es muß uns alſobald eine gute Meynung für dieſes Werk erwecken, wenn wir bedenken, daß er nicht allein 25 Jahre daran mit vielem Fleiße gearbeitet, ſondern ihm auch das vortreffliche Archiv zu Corvey offen geſtanden, dem Mabillon, Papebroch, Martene und andere berühmte Gelehrte, nicht genug Lobſprüche beylegen können. So ſchreibt unter andern der Herr Heineccius von demſelben Archiv: Hem! quantam hic vetuſtiſſimorum diplomatum, quantam ſigillorum elegantiſſimorum, quantam rerum aliarum præſtantiſſimarum copiam vidi! Non erraverim ſane, ſi locupletiſſimum hoc antiquitatum germanicarum ſacrarium dixero. Die Zueignungsſchrift iſt an Se. Hochfürſtl. Gnaden von Corvey gerichtet: woraus wir dieſes anmerken, daß Sie dem Verfaſſer dieſes alß ein Geſetz vorgeſchrieben, daß er ſich in allen Stücken der Wahrheit aufrichtig und unparteyiſch befleißigen, und jederzeit eine ſolche Geſinnung an den Tag legen ſollte, daß er von Haß und Liebe gänzlich leer wäre: ſicuti ab omni fuco et oſtentatione, ſic ab odio et gratia omni.

In gegenwärtigem Theile leget der Herr Verfaſſer einen alten im 9. 10 und 11ten Jahrh. geſchriebenen Codicem zum Grunde, worinn nach und nach aufgezeichnet worden, was für Herren die Abtey Corvey in dieſen Jahrhunderten bereichert. Die erſten Aebte des Stifts Corvey waren insgeſamt aus kaiſerl. fürſtl. und gräflichem Geblüte entſproſſen. Die erſten Stiftsherren, welche nicht minder von dergleichen vornehmen Aeltern gebohren waren, befliſſen

ſich

ſich auch in der daſelbſt aufgerichteten hohen Schule, ihre Brüder, Vättern und Anverwandten, in den freyen Künſten und Wiſſenſchaften fleißig zu unterrichten. Sie erwieſen ſich über dem ganz eifrig in Bekehrung der Slaven, Dänen, Schweden und anderer nordiſchen Völker. Ihre Gebethsart, indem Tag und Nacht ohne Unterlaß in der Stiftskirche daſelbſt durch abwechſelnde Chöre für die Wohlthäter des Stifts gebethet ward, machte ſie nicht minder ſehr berühmt. Da nun Kaiſer, Könige, Herzoge, Grafen und Herren, durch reiche Stiftungen, ſich ihrem Gebethe befohlen: ſo iſt leicht zu begreifen, was die erſten Vorſteher des Stifts für ſchöne Gelegenheit gehabt, große und anſehnliche Güter zu erwerben: welche, wie der Herr Verfaſſer mit Recht ſchreibt, hinlänglich geweſen wären, ein groſſes Erzbiſchofthum oder Patiarchat daraus zu ſtiften. Von dieſen Gütern findet man in gegenwärtigem Werke Nachricht: und wir finden dieſelben vermittelſt der beygebrachten Urkunden, in Brabant, Holland, durch ganz Weſtphalen, in Heſſen und in der Wetterau, durch Ober- und Niederſachſen, Brandenburg, in Pommern und andern Ländern. Und ob zwar vieles davon durch die Reformation und den weſtphäliſchen Friedensſchluß ſeculariſiret worden, auch durch andere Zufälle in fremde Hände gerathen: ſo iſt doch noch ein vieles, und inſonderheit ein anſehnlicher Lehnhof, davon übrig geblieben. Von dieſem hat der Herr Verfaſſer ein eigenes Werk zu liefern verſprochen, worinn er ein altes und weitläuftiges von dem Abte Erkenberto, im 1126ſten

Jahre aufgesetztes und vortreffliches Verzeichniß zum Grunde geleget, wodurch die Lehnrechte nicht wenig werden erläutert werden.

In diesem ersten Theile folget der Herr Verfasser dem Codici Traditionum Corbeiensium auf dem Fuße nach. Er hebt sich an mit dem 822 Jahre, und endiget sich unter der Regierung des Abtes Truthmari mit dem 1037 Jahre. Weil nun bereits vor Truthmaro 15 Aebte dem Stifte vorgestanden; so theilet sich das Werk von selbst in 16 Theile, unter welchen der 2te der stärkste ist: weil zu den Zeiten des Abtes Warini, der des sächsischen Herzogs Luidolfs leiblicher Bruder, und ein naher Anverwandter des Kaisers Ludovici Pii war, das Stift den größesten Zuwachs an zeitlichen Gütern erhalten; indem seine Brüder und Vättern, welche aus dem Brunonischen und Widekindischen Hause waren, öfters ganz freygebig ihre milden Hände aufthaten.

Die Hülfsmittel, deren sich der Herr Verfasser in Erklärung der Traditionen bedienet, sind theils das mit abgedruckte herrliche Regiſtrum des Abtes Sarachonis aus dem XIten Seculo; woraus das vortreffliche Chronicon Gottwicense wenigstens tausendmal verbessert und ergänzet werden kann; theils das noch ungedruckte Chronicon Corbeiense und die davon unterschiedenen Fasti Corbeienses; theils das gleichfalls noch ungedruckte Necrologium Corbeiense, welche drey Stücke wir bald zu sehen wünschen; theils viele andere im Werke selbst zum Vorscheine gebrachte Diplomata; theils andere in den

großen

II.

Diſſertatio Hiſtorico-Philologica de VLPHILA, ſeu Verſione IV. Euangeliſtarum Gothica, Praeſide M. Georgio Friderico Heupelio, Argentoratenſi, Reſpondente, Georgio Guil. Kirchmaiero, Wittebergenſi.

d. i.

Abhandlung von dem Ulphilas, oder der Gothiſchen Uberſetzung der vier Evangeliſten.

Wittenberg, 1693. in 4to 3. Bogen.

Es iſt zwar bereits in dem erſten ſowohl als auch in dem andern Stücke dieſer Beyträge *) einige Erwehnung von der alten Gothiſchen Uberſetzung der vier Evangeliſten geſchehen; an keinem Orte von beyden aber dieſe Materie alſo abgehandelt worden, daß ſich unſere Leſer einen vollſtändigen Begriff daraus machen könten von alle dem, was zu einer hinlänglichen und Critiſchen Hiſtorie derſelben etwa gehöret; weil wir beyde mal bloß den Abſichten der vor der Hand gehabten Schriften beyder gelehrter Herren Verfaſſer nachgegangen, und deren Inhalt ſo genau als kurtz vorzutragen bemühet gewesen ſind, um das übrige aber uns damals noch gar nicht bekümmert haben. Man wird uns dahero keiner

*) Siehe das I. Stück p. 150. und das II. p. 4. oder vielmehr 188.

großen Sammlungen von deutſchen Geſchichtſchreibern befindliche Schriften: welche letztere der Herr Verfaſſer zum öftern verbeſſert, und darinn verſchiedenes anders ausgeleget, als bisher geſchehen können. Bey Betrachtung derer im Codice Tradit. Corb. vorkommenden Gauen oder Pagorum, hat er die eigentlichen Lagen derſelben zu beſtimmen ſich befliſſen: und damit er einen jeden Gau deſto deutlicher vorſtellen möchte, ſo hat er, ſo viel das alte Sachſenland betrifft, fünf große Landcharten hinzu gefüget; wovon die erſte ganz Holland nebſt einem Theile von Brabant, die andere ganz Weſtphalen zwiſchen der Weſer und Emſe gelegen, die dritte einen Theil von Angaria, in occidentali regione befindlich, die vierte das alte Sachſenland zwiſchen der Weſer und Ocker eingeſchloſſen, und die fünfte eben daſſelbe Sachſen, ſo ſich zwiſchen der Ocker und Elbe befindet, vorſtellet. Dieſe Landcharten ſind bisher unter die Deſiderata in der alten Geographie gerechnet worden: und wir zweifeln nicht, daß dieſelben ihrem Verfaſſer große Arbeit und Mühe werden gekoſtet haben; weil er darinn wenig Vorgänger gehabt hat.

Es hat aber auch der Herr Verfaſſer nicht vergeſſen, die Wohlthäter des Stifts Corvey und ihre Geſchlechter zu betrachten. Hier treffen wir viele neue genealogiſche Wahrheiten an, an welche zuvor niemand gedacht hat, oder wegen Mangel der Nachrichten nicht gedenken können. Es iſt aber dabey der Verfaſſer in der Vorrede und auf der 123 S. ſo beſcheiden, daß er das Wahre, welches er auf

glaubwürdige Urkunden und gleichzeitige Geschichtschreiber gründet, von dem Wahrscheinlichen unterscheidet, auch niemanden dasjenige zu glauben aufbürdet, was er muthmaßlich bey den Nebenlinien nur zu dem Endzwecke hinzugesetzet hat, damit er andern Genealogisten Gelegenheit geben möchte, der Sache weiter nachzudenken, um solchergestalt, wenn künftig mehrere Urkunden ans Licht treten sollten, endlich zu einer historischen Wahrheit zu gelangen.

Unter die genealogischen Wahrheiten rechnet er erstlich den Ursprung der alten Herzoge von Brabant und Lothringen, der jetzigen Landgrafen zu Hessen, der Grafen von Swalenberg, Pyrmont und der Fürsten von Waldeck, der Grafen von Oldenburg, Herzoge von Holstein, und Könige von Dännemark; von dem großen Widekind, welcher zugleich wahrscheinlich der Stammpflanzer der Grafen von Holland, Cleve, Hoya, Ravensberg und Arensberg gewesen. Ferner den Ursprung der ersten sächsischen Herzoge und Kaiser, wie auch der Grafen von Braunschweig, von Everstein und der edlen Herrn von Sconenberg in Hessen; vom Bruno, dem Herzoge der Angarier, der auch wahrscheinlich der Stammpflanzer der ersten östlichen Markgrafen, des Grafen von der Lippe, Padberg, Hoinboken, Wartberg und der edlen Herren von Caanstein gewesen. Weiter den Ursprung der Herzoge in Sachsen aus dem Billingischen Hause, von dem Grafen Amalung, der eine Schwester des Abtes Warins und eine Tochter des sächsischen Herzogs Ecberts zur Gemahlinn gehabt, welcher Amalung auch

sehr

ſehr wahrſcheinlich der Stammpflanzer einiger Pfalzgrafen in Sachſen, der Grafen von Sludem, und der edlen Herrn von Meinersheim und Burgtorp geweſen. Wiederum den Urſprung der ſächſiſchen Pfalzgrafen auf der Sommerſchenburg, der Markgrafen zu Brandenburg, und Herzogen zu Sachſen-Lauenburg, der Fürſten von Anhalt, der Grafen von Walbeck, Supplinburg, Schaumburg, Contadesburg und Plötzke; vom Abbo, einem ſächſiſchen Fürſten, der ſich im Kriege mit Karln dem Gr. ſehr berühmt gemacht, und zugleich der Stammpflanzer der Grafen von Werben in der Altenmark geweſen zu ſeyn ſcheinet. Abermal den Urſprung des Markgrafen **Gerolds** und ſeines Bruders **Sifrids** von dem Grafen **Gerold**, deſſen in der Kirche zu Corvey befindliches Grabmaal der Herr Verfaſſer angeführet hat: noch weiter den Urſprung der alten Grafen in Heſſen und Herzoge in Franken, von dem zu Karls des großen Zeiten berühmt geweſenen Herzoge Gerno, welcher ſehr wahrſcheinlich auch von ſich abſtammen laſſen die Grafen von Henneberg, Reichenbach, Ziegenhain, Naſſau und Weimar, wie auch die alten Landgrafen in Thüringen und Herzoge in Oeſterreich, und die Markgrafen des limitis ſorabici in Oberſachſen; wobey die jetzigen Herzogen in Oberſachſen mit in Betrachtung kommen. Und endlich den Urſprung der Grafen von Northeim und Daſſel, wie auch der edlen Herrn von Homburg von **Wicharden**, der A. 834 ein vornehmer Adeling in Sachſen war, weil er ſowohl in den Tradit. als Chronico Corbeienſ. unter den Erben

des ostsächsischen Herzogs Asigs oder Hesli, namentlich mit specificiret steht. Und weil er Nepos Asigi genannt wird, so muß sein Vater eine Prinzessinn Tochter gedachten Herzogs zur Gemahlinn gehabt haben. Wir können hieselbst unmöglich von allen diesen und noch andern im Werke hin und wieder vorkommenden neuen Genealogien die Beweisthümer des Herrn Verfassers anführen: wir weisen vielmehr die Liebhaber der Geschichte in das Werk selbst, worinn wir zuweilen die Materien, doch ohne daß dabey eine Undeutlichkeit zu verspüren ist, so in die Kürze gebracht, antreffen, daß ein andrer damit ganze Alphabethe würde angefüllet haben, was der Herr Verfasser auf vier Seiten gesaget hat. Bey den angeführten Urkunden hat der Herr Verfasser jederzeit angemerket, ob dieselben aus den Originalen oder Copialbüchern genommen, und wo dieselben anzutreffen sind. Die jederzeit beygefügten Monogrammata der Kaiser hat er aus den Originalen nach der Breite und Länge ihrer Züge sehr genau abgezeichnet. Einige Urkunden hat er nach den Originalen in Kupfer stechen lassen, als Karls des Gr., Ottens des Gr., Heinrichs des H., Conrads des III, davon das Original mit goldenen Buchstaben geschrieben ist, Ottens des IV, zwo päbstliche Bullen, als Pii II, und Honorii III, einen Bannbrief des Officials zu Halberstadt, ein Diploma Henrici nobilis Domini de Homburg, wie auch drey Urkunden der corveyischen Aebte Hugolds, Heinrichs und Roberts; damit diejenigen, welche Lust haben alte Urkunden lesen zu lernen, sich darinn üben kön-

können. So kann das Werk, wenn der Verfaſſer, wie er bey verſchiedenen wichtigen Urkunden verſprochen, hiemit künftig fortfähret, zugleich an ſtatt einer Einleitung in rem diplomaticam dienen.

Die in dieſem Bande beygebrachten kaiſerlichen und andere Siegel ſind nicht weniger merkwürdig. Er hat dieſelben durch den Kupferſtecher Schmidt aus Braunſchweig, im Archiv zu Corvey abzeichnen laſſen, und nachher ſelbſt davon Abgüſſe in Wachs gemacht, welche er für eine öffentliche Bibliothek beſtimmet, damit ſie ein Denkmaal ſeyn, daß die Kupferſtiche mit den Originalen aufs genaueſte übereinſtimmen. In dieſem Theile treffen wir nachſtehender Kaiſer Siegel an, nämlich 1 von Carolo M., 2 von Ludovico Pio, 1 von Lothario I, 1 von Ludovico Germanico, 1 von Carolo Craſſo, 2 von Arnolfo, 1 von Ludovico Infante, 1 von Conrado I, 1 von Henrico Aucupe, 4 von Ottone M., 2 von Henrico II, 1 von Henrico III, 1 von Lothario Saxone, 1 von Conrado III, 1 von Ottone IV, und 1 von Carolo IV; vieler anderer als der Biſchöfe zu Halberſtadt, Magdeburg, Merſeburg, Paderborn, Minden, Hildesheim, Münſter, wie auch Herzoglichbraunſchweigiſcher, Landgräflichheſſiſcher, und anderer fürſtl. gräflicher, abteylicher, dompröbſtlicher, und alt adelicher Siegel vorizo zu geſchweigen: wobey uns der Verfaſſer verſichert hat, daß dieſe noch lange nicht der 20ſte Theil ſeyn ſollen, von denjenigen alten Siegeln, welche künftig in dem ganzen Werke vorkommen würden. Eines einzigen Siegels müſſen wir inſonderheit gedenken. Es gehört daſſelbe zu der 463

Ur-

Urkunde, und findet sich auf der XI Kupferplatte No. 12. Es haben sich dessen A. 1291 die Judices pacis Saxoniæ generalis gemeinschaftlich bedienet, welche waren Erich und Sifried, Erz- und Bischöfe zu Magdeburg und Hildesheim, Otto, Markgraf zu Brandenburg, Albert und Wilhelm, Herzoge von Braunschweig, und Otto, Fürst von Anhalt. Es sitzet auf demselben der höchste Richter auf einem Throne, und gegen seinem Haupte sieht man zwey Schwerter, deren Spitzen zu dessen Haupte gekehret sind, und zur Seite trifft man noch einige Characteres an, darüber wir die Gedanken der Liebhaber deutscher Alterthümer wünschen. Die Urkunde selbst ist merkwürdig, und kann durch einige andere noch weiter erläutert werden.

Dem Hrn. Verleger müssen wir hierbey überhaupt das billige und gerechte Lob beylegen, daß er keine Kosten gesparet, das Werk ansehnlich, nützlich und brauchbar zu liefern. Endlich sind auch 3 vollkommene accurate Register beygefüget worden, davon das erste den Personen in zween Abschnitten gewidmet ist. In dem ersten Abschnitte kommen diejenigen Herren und Frauen vor, deren Namen in den Traditionen zu finden sind. Hier sieht man ein besondres Verzeichniß der Namen unsrer alten Deutschen, dergleichen man noch in keinem Werke antrifft, und welches zu vielen nützlichen Betrachtungen Anlaß geben wird. Der zweyte Abschnitt führet diejenigen vornehmen Herren an; welche in den Urkunden vorkommen, als erstlich die Päbste, Kardinäle, Erzkanzlere und Archicappellanos, Erzbischöfe,

biſchöfe, Biſchöfe, gefürſtete Aebte, Deutſchmeiſter, Aebte, Pröbſte, Prälaten und Aebtiſſinnen: ferner die Kaiſer, Könige, Churfürſten, Pfalzgrafen, Herzogen, Landgrafen, Markgrafen, und Fürſten, dann die Grafen und edlen Herren, und endlich die Edelleute. Das zweyte Regiſter ſtellet vor alle Pagos, Dörfer, Schlöſſer, Städte, Klöſter, Wälder, Berge, Flüſſe, Bäche und Felder, die in dem ganzen Werke vorkommen, und endlich iſt das dritte Regiſter für die übrigen merkwürdigen Sachen beſtimmet. Weil nun dieſe Regiſter ein ganzes Alphabeth und 2 Bogen ausmachen, ſo kann man daraus gar leicht den Schluß machen, wie viel Materien in dieſem Werke vorkommen müſſen. Wir wünſchen dabey, daß die ganze Hiſtorie erſt möge die Preſſe verlaſſen haben: weil der Herr Verfaſſer in der Vorrede anzeiget, daß dieſelbe mehr als 6000 ungedruckte Urkunden in ſich faſſe; wodurch nothwendig in den Geſchichten Deutſchlandes ein großes Licht muß angeſtecket werden.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Catalogi Bibliothecæ Bünavianæ Tomi I. Vol. III. Cum Supplementis et Indicibus, ad hunc Tomum neceſſariis. Lipſiæ, apud vid. Caſp. Fritſchii, 1751. in 4 maj.

Mit wie allgemeinem Beyfalle die erſten beyden Bände des Verzeichniſſes der hochgräflichen Bünauiſchen Bibliothek aufgenem-

genommen worden, ist den Gelehrten sattsam bekannt. Ein so ansehnlicher Vorrath von den seltensten und besten Büchern, der in einer so lehrreichen und angenehmen Ordnung mitgetheilet wird, mußte nothwendig die Aufmerksamkeit und Billigung aller Kenner des Bücherwesens nach sich ziehen. Denn was nützet wohl auch das größte Bücherregister, darinn auch die seltensten und besten Werke häufig vorkommen; wenn selbiges ohne Verstand und Einsicht abgefasset ist, und oft nicht anders aussieht, als ob man alle Bücherschränke auf einmal umgestürzet, alle Bücher untereinander geworfen, und sie hernach, so wie der blinde Zufall sie einem in die Hände geliefert, nacheinander aufgezeichnet hätte? Einer solchen Büchersammlung Schönheit und Werth kann man gar nicht übersehen; und da Vollkommenheiten, die nicht bemerket werden können, nichts mehr wirken, als ob sie nicht vorhanden wären: so verlieren durch dergleichen rhapsodische Verzeichnisse, die größten und schönsten Bibliotheken ihren ganzen Werth.

Dem gegenwärtigen gräfl. Bünauischen Verzeichnisse wird solchen Fehler niemand vorrücken können: und dieses muß aus diesem III. Bande noch deutlicher, als aus den beyden vorigen erhellen. Es dienet aber auch nicht bloß dazu, daß man sehe, was der erlauchte Besitzer, einer so ansehnlichen Büchersammlung für gelehrte Schätze besitze; sondern es liefert den Gelehrten gleichsam eine ziemlich vollständige gelehrte Geschichte, der meisten und besten Bücher in jeder Art und Abtheilung. Wer

also von gewissen Materien etwas nachzulesen, oder zu schreiben im Sinne hat, der findet hier eine ausführliche und zuverläßige Nachricht, wer davon bereits geschrieben habe. Und wie nützlich ist dieses nicht denen, die auch große Büchersäle, die an ihren Orten vorhanden sind, sich nicht zu Nutze zu machen wissen; weil sie nicht wissen, nach was für Büchern sie fragen sollen? oder auch angehenden Schriftstellern, die sich oft einbilden, es hätte noch niemand vor ihnen diese Sachen abgehandelt, da doch alle Bibliotheken von dergleichen Sachen voll sind.

Doch es ist nicht nöthig, mit solchen allgemeinen Betrachtungen ein Werk zu empfehlen, das nunmehr bereits bekannt genug ist. Vielmehr schreiten wir zu einer Nachricht von dem Inhalte dieses III. Bandes insonderheit. Er liefert uns überhaupt diejenigen Scribenten, die von der Sprachgelehrsamkeit handeln. Das I. Buch begreift insonderheit die philologischen und kritischen Bücher, das II. die Briefsteller und Briefschreiber, das III. die Redekünste und Reden, das IV. die Gedichte und andre witzige Schriften in sich. Von jeder Art wollen wir die besondern Classen etwas näher betrachten.

Unter den philologischen stehen im 1. Cap. die zur hebräischen Sprache gehörigen, oben an. Der erste Abschnitt liefert die Sprachkünste, der zweyte aber die Wörterbücher: und hier führet, wie billig, Reuchlin mit seiner hebräischen Grammatik, und seinem Wörterbuche dieser Sprache, von 1506 den Reihen. Im dritten Abschnitte stehen die beson-

dern Schriftſtellet, die zur hebräiſchen Philologie gehören. Das 2. Cap. begreift die übrigen orientaliſchen Sprachen in ſich; und zwar a) diejenigen, die von mehrern zugleich, b) die von der chaldäiſchen, c) der ſyriſchen, d) der arabiſchen, e) koptiſchen und äthiopiſchen, f) der armeniſchen, g) der türkiſchen, h) der perſiſchen, i) chineſiſchen, k) den übrigen aſiatiſchen, ſonderlich indiſchen Sprachen, inſonderheit geſchrieben haben.

Das 3. Capitel faſſet die griechiſche Philologie in ſich, und zwar im I. Abſchnitte die Sprachlehrer, da dann erſtlich die alten, ſodann auch die neuern in beſondern Abtheilungen erſcheinen; im II. aber die beſondern grammatiſchen Abhandlungen vorkommen, z. E. von der griechiſchen Ausſprache und Rechtſchreibung, von den Accenten, Dialekten, der helleniſtiſchen Sprache, der Proſodie, der Syntaxe, u. ſ. w. Der III. Abſchnitt liefert die griechiſchen Wörterbücher, Etymologien, Nomenclaturen, und Gloſſarien. Der IV. die griechiſchen Sprüchwörter, und der V. die neugriechiſche Sprache, ſowohl in Sprachlehren, als Wörterbüchern.

Das 4. Capitel enthält die lateiniſche Philologie, und zwar wiederum in dem I. Abſchnitte, die Sprachlehrer, a) die alten, b) die neuen. Unter beyden Claſſen kommen die ſeltenſten Stücke vor, die gewiß wenigen unter den Gelehrten zu Geſichte gekommen ſeyn mögen. Im II. Abſchnitte ſtehen die beſondern grammatiſchen Schriften, z. E. a) von der Ausſprache, b) der Rechtſchreibung, c) der Proſodie, d) der Syntaxe; im III. Abſchnitte,

ner unnöthigen und eckelhaften Wiederhohlung von einerley Sache übereilt beſchuldigen; ſondern vielmehr deren vollkommene und zuſammenhängende, auch vordem verſprochene Ausführung allhier deſto vergnügter leſen, nachdem man durch das oben gedachte gleichſam dazu einigermaſſen vorbereitet worden.

Gegenwärtige Academiſche Schrift des Herrn Heupels befördert dieſes unſer Vorhaben ungemein. Nachdem er in ſeiner Vaterſtadt Straßburg, darauf ferner zu Altorff, und dann endlich zu Wittenberg eine Weile denen Studien obgelegen, hat er eine gelehrte Reiſe nach Schweden, Dänemark und Engeland vorgenommen, um in dieſen Nordlichen Theilen von Europa ſich einen Schatz ſeltener Gelehrſamkeit zu ſammlen, den ſonſt unſere meiſte Deutſche eher in dem Südlichen Italien und Weſtlichen Frankreich aufzuſuchen pflegen. Die Philoſophiſche Facultät zu Wittenberg räumte ihm darauf bey ſeiner Zurückkunft eine Stelle unter ihren Adiunctis ein, die er denn mit dieſer wohlgeſchriebenen Diſputation öffentlich behauptete, und mit allem Fleiß dieſe Materie zur Ausarbeitung erwählete, weil ſie wegen ihrer Seltenheit anmuthig zu leſen wäre, und zugleich ein Zeugniß von ſeinem in der Fremde angewendeten Fleiſſe abgeben könte. Er hat ſelbſt zu Upſal auf der Academiſchen Bibliotheck den ſo genannten *Codicem argenteum* zu mehrmalen in Händen gehabt, auch hiernächſt bey Nebenſtunden ſorgfältig zuſammen geleſen, was ſo wohl alte als neue Scribenten von demſelben gemeldet haben. Dieſes alles trägt er hier auf eine feine und geſchickte Art vor, und bringt dabey hin

schnitte aber die Wörterbücher, Etymologien, Nomenclaturen, Glossarien, und antibarbarischen Wortregister, in sechs Abtheilungen. Im IV. Abschnitte folgen die Sammlungen schöner lateinischer Redensarten, im V. die Scribenten von den Partikeln, im VI. die von Sprüchwörtern geschrieben; im VII. die besondern Kritiken, im VIII. die andern zur lateinischen Sprache gehörigen Schriften, und im IX. die von der lateinischen Schreibart insonderheit gehandelt haben.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir bey allen übrigen Sprachen eben so umständliche Nachrichten geben wollten. Es wird also genug seyn, wenn wir überhaupt melden, daß bey der wälschen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache, die als Töchter der lateinischen hier billig folgen mußten, fast eben dergleichen Vorrathe und in ähnlichen Abtheilungen vorkömmt.

Im 8ten Capitel folget die deutsche Sprache, die als eine andre Haupt- und Muttersprache ihre übrigen Töchter, die englische, holländische, isländische, dänische, schwedische u. s. w. bey der Hand aufführet. Hier müssen wir gestehen, daß der Vorrath von der ersten unstreitig in diesem Bücherverzeichnisse so vollkommen ist, als wir ihn noch in keinem andern gefunden haben. Denn nicht nur 1) die Sammlungen die zur altdeutschen Philologie gehören, 2) die Ueberbleibsel der alten deutschen Mundarten, 3) die Anleitungen und Wörterbücher derselben; sondern auch 4) die neuern Sprachlehren, 5) die besondern grammatischen Abhandlungen,

lungen die zum Theil in gröſsern philologiſchen Sammlungen enthalten ſind, 6) die deutſchen Wörterbücher, 7) die etymologiſchen Schriften, und beſondern Erklärungen einzelner Wörter und Redensarten; und 8) die Sprüchwörter der Deutſchen Sprache, haben hier ihre beſondern Abſchnitte bekommen, und ſind mit dem auserleſenſten Vorrathe verſehen. Auf eben die Art folgen auch die Töchter des deutſchen, und hernach die ſlaviſche Mutterſprache mit den ihrigen, als der ſorbiſchen, böhmiſchen, polniſchen, lettiſchen * und ruſſiſchen.

Das 13te Capitel hält die kritiſchen Beobachtungen und Verbeſſerungen alter griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller in ſich; deren Abſchnitte wir der Kürze wegen übergehen; das 14te allerley vermiſchte Schriften, die zur Philologie gehören, das 15te die Artem criticam; das 16te die Artem diplomaticam, überhaupt und ins beſondere, von der deutſchen Diplomatik, und dem diplomatiſchen Kriege, imgleichen von den alten Alphabethen, und und Siegeln der mittlern Zeiten. Das 17te Capitel handelt von der allgemeinen Schrift, das 18te von der verborgenen und geſchwinden Schreibekunſt, und das 19te von der Schönſchreiberey itziger Zeiten. So reich iſt nun das erſte Buch, an Abtheilungen und vortrefflichſten Büchern dieſer Art.

Das

* Die lettiſche, oder altpreuſsiſche und heutige curiſche Sprache, ſind gar mit der ſlaviſchen oder pohlniſchen in keiner Verbindung; auch nicht als Mundarten derſelben anzuſehen. Sie hätte alſo wohl eine beſondere Abtheilung nach allen ſlaviſchen Mundarten bekommen ſollen.

Das II. Buch liefert die Briefe; und da kommen erſt die Sammlungen von Briefen, und diejenigen Schriften vor, die von ihrem Nutzen geſchrieben worden. 2) Die Briefſteller, 3) die alten griechiſchen und römiſchen Briefe; 4) die neuern und zwar a) die lateiniſchen, deren eine unglaubliche Menge iſt; b) die wälſchen, c) franzöſiſchen, d) engländiſchen, e) deutſchen, (die noch um ein großes vermehret werden könnten.) und f) griechiſchen von neuern Schriftſtellern.

Das III. Buch liefert die Redekünſtler und Redner, und zwar im 1ſten Capitel die Scribenten, ſo von der Redekunſt überhaupt handeln, a) von der Beredſamkeit, b) vom Redner, c) die Anleitungen. Das 2te Cap. enthält die beſondern rhetoriſchen Schriftſteller, die a) von der oratoriſchen Schreibart, b) von der Nachahmung, c) von den Uebungen und dem redneriſchen Vortrage, und d) von vermiſchten Materien gehandelt haben. Nun folgen im 3ten Cap. die alten Redner, und zwar theils griechiſche, theils lateiniſche; im 4ten die neuern a) in lateiniſcher, b) wälſcher und ſpaniſcher, c) franzöſiſcher, und d) deutſcher Sprache. Im 5ten Cap. findet man die Scribenten, die von den ſinnreichen Aufſchriften, und im 6ten die von Sinnbildern geſchrieben haben.

Noch ſtärker iſt an einem trefflichen Vorrathe das IV. Buch, welches die Poeten liefert. Hier begreift das 1. Cap. die Dichtkunſt ſelbſt, und zwar im a) Abſchnitte, von derſelben überhaupt, was zu ihrem Lobe und wider ſie, von den Poeten und ihrem

ſogenannten Furore geſchrieben worden. Im b) Abſchnitte kommen die allgemeinen Anweiſungen zur Dichtkunſt, in allen Sprachen, c) vom epiſchen Gedichte, d) von der dramatiſchen, e) von der lyriſchen, f) von der Schäferpoeſie, g) von der Elegie, h) von der Fabel, i) von der Satire, k) von den Sinngedichten, und andern kleinern Versarten, l) von der poſſirlichen oder ſpaßhaften Poeſie; m) von den Reimen, den leoniniſchen Verſen, und der poetiſchen Licenz; und endlich n) vom Geſchmacke vor.

Im II. Capitel kommen die Gedichte ſelbſt vor, und zwar in griechiſcher, lateiniſcher, wälſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher, franzöſiſcher, deutſcher, engliſcher, holländiſcher, pohlniſcher, arabiſcher Sprache. Anſtatt der alphabetiſchen Ordnung aller dieſer Dichter, würde gewiß eine chronologiſche bey jeder Claſſe viel beſſere Dienſte gethan haben. Das 12te Cap. liefert noch allerley witzige Schriften in gebundener und ungebundener Rede, in allerley Sprachen, proſaiſche Fabeln, luſtige Scherzreden und ſpaßhafte Erzählungen, macaroniſche Schriften, und Burlesquen; Lobreden auf böſe und ſchlechte Sachen; erdichtete Reiſebeſchreibungen. Im 13ten Cap. folgen endlich die Romanenſchreiber, und zwar theils die alten griechiſchen und lateiniſchen, theils die neuern, lateiniſchen, wälſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, deutſchen (die doch in geringer Anzahl und nur die älteſten ſind) und engliſchen. Im 14ten kommen die Scribenten von allerhand Spielen vor, und machen den Schluß.

Die

Die Supplemente zu allen obigen Abtheilungen enthalten dasjenige, was der erlauchte Besitzer, seit der Ausgabe seines Verzeichnisses aller drey Bände, neu angeschaffet: darunter sehr merkwürdige Stücke fast bey allen Capiteln vorkommen, und allein vier dichte Bogen füllen. Zuletzt folget ein ausführliches Register über alle III Bände, welches über die anderthalb Alphabeth beträgt, und also überaus zureichend und vollständig ist.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Heinrich Eberhards Freyherrn von Spilker, Königl. Preuß. Flügeladjutant. und Oberstlieutnants, der königlichen deutschen Gesellsch. zu Königsberg Ehrengliedes, versuchte freye Uebersetzung der Satiren des Prinzen Kantemir. nebst einigen andern poetischen Uebersetzungen und eigenen Gedichten ꝛc. herausgegeben, und mit einer Vorrede von C. Mylius. Berlin, bey Haude und Spener 1752, in 8v.

Unsre Leser werden sich erinnern, was wir ungefähr vor einem Jahre, von des Prinzen Kantemirs Satiren für Nachricht und Proben gegeben haben*. Itzo haben wir das Vergnügen zu melden, daß unser damaliger Wunsch eingetroffen ist. Es hat sich nämlich ein wackerer Freyherr gefunden, der die Feder so geschickt, als den Degen zu führen weis, und uns alle Stücke

* S. den ersten Band dieses Neuesten a. d. 260 u. f. S.

des ruſſiſchen Prinzen verdeutſchet hat. Unſre Leſer ſind mit deſſen ungebundener Schreibart auch ſchon, aus der Lobrede auf den Marſchall von Sachſen * bekannt geworden, die an voriger Michaelsmeſſe ans Licht trat: und ſelbſt ſeine poetiſche Stärke iſt ihnen ſchon in unſerm Neueſten ** in ſchönen Proben vor die Augen geleget worden. Wie viel Gutes wird man ſich alſo nicht von dieſer Ueberſetzung verſprechen können?

Der Herr Herausgeber, der gleichfalls der gelehrten Welt bereits durch verſchiedene wohlgerathene Schriften bekannt geworden, handelt in ſeiner Vorrede den Satz ab, daß der Erdſtrich, oder das ſogenannte Clima, eben nicht die Geiſter der Menſchen bilde. Außer unzählichen ältern Franzoſen hat ſolches Vorurtheil noch unlängſt der Präſident **Montesquiou** zu erneuern geſuchet. So lächerlich ſelbiges im Grunde iſt, ſo begierig wird ſolches von ſeichten Köpfen, die ſich im philoſophiren eben nicht übernommen haben, die Seelen aber gewiß am wenigſten kennen, als eine ewige Wahrheit ergriffen: mehrentheils, weil ihnen dieſer Weg, durch das bloße Glück der Geburt zu witzigen Köpfen geworden zu ſeyn, als der leichteſte, oder wohl gar als der einzige in das Auge fällt, den ſie gegangen ſeyn könnten, um dasjenige zu werden, was ſie gern ſeyn wollten. Das Beyſpiel des Prinzen **Kantemir**, eines gebohrnen Moldauers, beſtätiget die Richtigkeit deſſelben auf eine handgreifliche Art: aber

* S. den erſten Band dieſes Neueſten a. d. 529ſten S.
** S. ebendaſelbſt a. d. 510. u. f. S.

aber der Herr Vorredner vergißt auch sonst nichts, was dergleichen Wahn aufs kräftigste ausrotten kann. Uns wenigstens hat diese Vorrede sowohl gefallen, daß wir sie für viel würdiger halten, französisch übersetzet zu werden, als manche andere, der diese Ehre wiederfahren ist.

Der freyherrliche Herr Uebersetzer hat statt einer Einleitung, eine kurze Abhandlung vom Ursprunge, Nutzen und Fortgange der Satiren vorgesetzet. Er leitet denselben von den alten vermeynten Waldgöttern her, führet aber auch gleich den **Festus** an, der sie als eine unordentliche Vermischung beschreibt. Allein **Casaubonus** de Satyrica græcorum Poësi, hat den Unterschied der griechischen Satyren, von den lateinischen Satiren viel deutlicher ins Licht gesetzet. Jene waren theatralische Gedichte, darinn Wald- und Feldgötter vorkommen, wie in des Euripides **Cyklops**; diese aber waren gleichsam eine Lanx satura, d. i. eine mit allerley Obst angefüllte Fruchtschüssel: d. i. ein Gedicht, welches eine Vermischung vieler süßen, sauren und scharfen Gedanken enthielt. Es kömmt hier eine feine Belesenheit und gute Kenntniß der besten satirischen Schriftsteller vor: nur das Urtheil von unsern Deutschen klingt uns ein wenig zu hart, wenn der Herr Verfasser schreibt: **Deutschland ist gar zu sklavisch, um seine hölzerne Einbildung bis auf die Verbesserung der Sitten zu schwingen.** Wie? haben denn nicht schon im vorigen Jahrhunderte **Rachel**, **Laurenberg** und **Canitz**, im gegenwärtigen aber **Neukirch**, **Günther** und **Böh-**

lau, ſolches mit gutem Glücke und Erfolge gethan? Man muß ſie gewiß nicht geleſen haben, wenn man ihnen eine hölzerne Einbildung beylegen will. Und wo bleiben ſo viele noch lebende, gewiß feurige Dichter, die eben dergleichen gethan haben? Wir ſehen alſo nicht, warum nur die Türkey und Rußland (die gewiß noch weit ſclaviſcher, als das freye Deutſchland beherrſchet werden) die Thorheiten Europens belachen könnten. Und gewiß der einzige Verfaſſer der Epitres diverſes hat zur Gnüge gewieſen, wie frey und beißend eine deutſche, weſtphäliſche Seele denken könne. Doch der Herr Verfaſſer führet einige von dieſen hernach ſelber rühmlich an, und ſcheint ſich alſo beſſer beſonnen zu haben. Und wie? hat der Freyherr von Spilker nicht ſelbſt in unſerm Neueſten * gewieſen, daß er keine hölzerne Einbildung beſitze?

Das Leben des Prinzen Kantemir iſt hier ſehr wohl beſchrieben. Er ward zu Conſtantinopel 1709 den 10ten September a. St. gebohren. Sein Vater, der von dem großen Tamerlan herſtammete, war Prinz Demetrius Kantemir, dem wir die Geſchichte des oſmaniſchen Reiches zu danken haben. Als dieſer in des großen Käiſers Peters des I. von Rußland Dienſte gieng, kam er mit dahin, und ward erſt nach Moskau, ſodann nach Petersburg gebracht. Sein Vater gab ihm die beſten Lehrer, ja ließ ſich ſeinen Unterricht ſelbſt, als ein gelehrter Herr angelegen ſeyn. Er nahm ihn alſo 1721 auf den Feldzug nach Derbent mit, um ihn immer vor Augen

* auf der 510 u. f. S. des I. Bandes.

zu haben. Alle Zeit, die andre junge Prinzen zum Spielen, Jagen, und Müssiggehen anwenden, brachte dieser mit dem Bücherlesen zu: So führte ihn sein Vater zum Nachsinnen über alles was vorkam: und selbst Astracan mußte ihm zwey Jahre lang eine Schule der Weltweisheit und freyen Künste werden. Die neugestiftete Akademie zu Petersburg aber machte ihn vollends in allen Wissenschaften geschickt, wo er den Bernoulli, Bülfingern, Bayern, und Großen hörete, welcher letzte ihm sonderlich die große Liebe zu der Gelehrsamkeit eingeflößet, die er sein Lebenlang behalten hat. Er war noch jung, als ihn die Akademie zu Petersburg schon zu ihrem Mitgliede erwählte, welche Würde er auch auf alle Weise zu verdienen gesuchet.

Außer dem gieng er unter die russisch-kaiserliche Cavalliergarde, deren Haupt, Kaiser Peter der II. als damaliger Großfürst, ihn so lieb gewann, daß er ihm einen Lieutnantsplatz, der an Würde einem Obersten gleich steht, anvertrauete. Seines Vaters Verlassenschaft nöthigte ihn, bald mit seiner gewesenen Stiefmutter, einer gebohrnen Fürstinn Trubetzkoi, und anderweit vermählten Prinzessin von Hessen-Homburg, bald mit seinem ältern Bruder, zu Rechtshändeln: und er hatte das Unglück, alles zu verlieren, bis Anna zur Regierung kam. Hier gab er das vornehmste Werkzeug ab, die Dolgoruckische Partey zu stürzen; indem auf seine bündige Vorstellung die Kaiserinn die unumschränkte Herrschaft wiederum übernahm, die ihr von jener, beym Antritte der Regierung, war entzogen

gen worden. Nun galt Prinz Kantemir ſehr viel bey ihr, und war Meiſter ſeines Glückes: allein ſeine Beſcheidenheit lehrte ihn, die Gnade der Monarchinn nicht misbrauchen, ſondern ſeine vornehmſten Beſchäfftigungen blieben, außer den Staatsgeſchäfften, die Wiſſenſchaften.

Seine erſte Satire ſchrieb er noch vor dem erfüllten 20ſten Jahre. Sie betrifft das Misvergnügen des ruſſiſchen Pöbels gegen die Einführung der Künſte und Wiſſenſchaften, die der große Peter vorgenommen hatte. Dieſe Klagen ſuchet er lächerlich zu machen. Man kannte ihren Urheber nicht: aber alle Verſtändige breiteten ſie aus; die Unwiſſenden ſahen ihr Bildniß, und ſchämten ſich: der Erzbiſchof von Novogrod aber, der damals gewiß der gelehrteſte Ruſſe war, wünſchte auch dem unbekannten Verfaſſer in Verſen Glück dazu. Zur Dankbarkeit hat er demſelben ſeine dritte Satire zugeeignet. Die Kaiſerinn aber erwies ihre erſte Erkenntlichkeit gegen ihn dadurch, daß ſie ihm ein Geſchenk von 1000 Bauerhäuſern machte. Bald darauf aber ward er in ſeinem 23ſten Jahre als Geſandter an einen fremden Hof geſchicket: und zwar zuerſt an den engliſchen, um ſeine unterbrochene Freundſchaft wieder herzuſtellen. Er gieng als ein aufmerkſamer Zuſchauer durch Preußen, Deutſchland und Holland, und ſchaffte ſich einen ſchönen Büchervorrath an. Seine Geſchicklichkeit brachte ihm bald den Charakter eines gevollmächtigten Miniſters zuwege. Sein Haus war ein Sammelplaß der größten Geiſter; und die engliſche Art zu den-

ken

und wieder verschiedenes an, so man anderwärts gewiß umsonst suchen würde.

Der Verfasser hat seine Arbeit in sechs besondere und kurze Abschnitte eingetheilet; deren jeden er mit eigenen darunter gesetzten ausführlichen Anmerkungen erläutert. In dem ersten wird von dem **Ulphilas**, als dem **Urheber der Gothischen Uebersetzung**, gehandelt. Der andere trägt seine Meynung von der **Sprache**, darinnen dieselbe abgefasset ist, vor. Des dritten Inhalt redet von den **Biblischen Büchern**, welche von dem **Ulphilas** sollen seyn übersetzet worden. In dem vierten wird der wahre **Werth** und das **Ansehen dieser Uebersetzung**, gleichwie in dem fünften derselben **Nutzbarkeit**, angezeiget. Und der letzte Abschnitt begreift endlich eine Vorstellung des **Gothischen Alphabeths** nebst einer **Vergleichung** desselben **mit den alten Runischen Buchstaben**; welcher das **Vater Unser** und das gewöhnliche **Evangelium am heiligen Christtage**, mit Herrn Heupels eigener **Lateinischer Uebersetzung** am Ende beygefüget werden. Alle diese Hauptstücke wollen wir ietzo mit Bedacht durchgehen.

Ulphilas oder **Ulfilas**, welche beyde Schreibarten gleich recht und gewöhnlich sind, ist nach dem einstimmigen Zeugniß der bewährtesten Scribenten ohnstreitig der wahre **Urheber der Gothischen Bibel-Uebersetzung** gewesen. Philostergius *) hat ihn Ουλφιλας, Jornandes **) *Vulfilas*, Isidorus, Bischoff

*) *Philostorg.* Hist. Eccles. lib. II. §. 5.

**) *Iornandes* de rebus Geticis cap. LI.

ken gefiel ihm so sehr, als der Edelmuth dieses Volkes. Er lernete auch Italienisch, und überſetzte theils in daſſelbe, theils aus demſelben: dabey ſchaffte er ſich nicht nur ſolche Bücher an, ſondern gewann auch die Muſik und Malerey dieſes Volkes lieb. Der ganze Hof zu London, und ſonderlich die Königinn Carolina, gewann ihn ſehr lieb, und überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen.

Aber ehe er noch 1732 nach England gieng, hatte er 1731 die vierte Satire an ſeinen Geiſt, als eine Nachahmung des Boileau verfertiget, der die eine ſo anhebt:

C'eſt à vous mon Eſprit, à qui je veux parler. etc.

Ueberhaupt haben wir nur acht Satiren von ihm, und über der neunten iſt er geſtorben. Man hatte in Rußland lange vorher gereimte Lieder und Verſe gehabt: aber vor ihm iſt ſonſt kein Poet bekannt geworden, als der Secret. der Akademie der Wiſſenſch. zu Petersburg, **Trediakovski**, der einige Oden und Sinngedichte zum Lobe des Hofes gemachet hatte. Aber dieſe Poeſie war ſehr fehlerhaft, und die Sprache mit vielen ausländiſchen Wörtern vermiſchet. Prinz Kantemir verbannte ſie herzhaft aus ſeiner Sprache, und wies, daß dieſe reich genug ſey. Er fand auch Nachfolger an andern Prinzen und Vornehmen. Er wagte es auch zuerſt, in einer Ueberſetzung Anakreons und horaziſcher Briefe, ungereimte Verſe zu machen; die auch Beyfall gefunden: und ſo wird er mit der Zeit der ruſſiſche Orpheus und Apollo werden.

Eine Augenkrankheit zog ihn 1736 nach Paris; wo ihnt Gendron das Uebel erleichterte; und nachmals, da er als Geſandter beſtändig da bleiben konnte, völlig hob. Wir übergehen die Staatsſachen, die er daſelbſt auszurichten gehabt, worunter der Friedensſchluß mit dem Türken von 1739 das hauptſächlichſte war, was ſeine Hände in Frankreich geſchmiedet. Unſre Leſer werden ſonder Zweifel dieſes alles, mit eben ſo vielem Vergnügen, von der Feder des Herrn Bar. von Spilker leſen, als wir es geleſen haben. Wir ſchweigen auch, wie er ſich zu Paris mit dem Abte Nollet auf die Naturlehre, und ſonſt auf die Algebra geleget, von der er auch einen ruſſiſchen Tractat geſchrieben. Sonſt war er nicht nur ein Weltweiſer, ſondern auch ein Chriſt. Seine Grundſätze in der Staatskunſt, waren nicht machiavelliſch, ſondern untadelich.

Im 1742ſten Jahre, als die jetzige ruſſiſche Kaiſerinn den Thron beſtieg, gab er in Paris ein prächtiges Feſt. Im Sommer des folgenden Jahres gieng er nach den Waſſern von Plombieres, kam aber kränker zurück. Er nahm viel Aerzte an, aber umſonſt. Ein Magenübel, ein Nierenſchmerz, ein Fieber und Huſten, matteten ihn ſehr ab. Man rieth ihm, die Luft zu ändern, und nach Italien zu gehen. Er erhielt Erlaubniß dazu, allein zu ſpät. Seine Schwachheit und die Kälte ließens nicht zu. Man fieng an ſeine Bruſt für ſchadhaft zu halten; und die Ziegenmilch ſchien ihm gute Dienſte zu thun. Das dauerte ſechs Monathe; und in der Zeit ſtudirte der Prinz immer. Er überſetzte kurz vor ſeinem

nem Ende noch den Epiktet ins russische. Nur vier Tage vor demselben verlohr sich die Lust zu den Wissenschaften. Ein Freund las ihm Ciceros Buch von der Freundschaft vor, und erinnerte ihn bey dieser Gelegenheit der Pflichten gegen seine Haushaltung und seines Gewissens. Dieses nahm er großmüthig auf, und hieß ihn fortfahren zu lesen und aufzumuntern. Doch wollte er in seinen letzten Tagen nur von den Grundlehren der Religion unterhalten werden.

Im 1744sten Jahre schickte er noch einen Staatsbothen nach Petersburg, um die französische Kriegserklärung wider England zu melden. Den ersten Ostertag beichtete er noch, und genoß das Abendmahl. In seinem Testamente gab er seiner gleichgesinnten Schwester Proben seiner Zärtlichkeit, bekannte sich zur russischen Religion, und befahl seinen Körper balsamiret nach Rußland zu führen. So starb er den 11ten April gegen 6 Uhr abends, 34 Jahre und 6 Monathe alt. Zu einer Probe von des Herrn Barons Uebersetzung wollen wir lieber eine ganze, als etliche Stücke dieser Satiren anführen. Es sey die achte, weil sie die kürzeste ist, und von der Poesie handelt, ob sie gleich nicht die stärkste seyn dörfte.

IV.

Des Prinzen Kantemirs achte Satire.

Wie glücklich bringet nicht ein frecher Dichterheld,
Am Wind und Worten reich, die Reime auf die Welt!
Der, wie ein schwangres Land, den Samen oft vermehret,
Und der sich göttlich deucht, wenn er sich singen höret.
Er steht auf einem Fuß und reimet hundertmal,
Er dringet unbemüht in jenen Ehrensaal,
Den sonst die Musen baun aus alter Dichter Trümmern,
Wo Geister seltner Art in reinem Glanze schimmern.
Des Tags beschmiert er sich ein dickes Buch Papier;
Gedanken spürt man nicht, doch sieht man Worte hier,
Die, wie ein Wirbelwind, ganz unvernehmlich tönen;
Dadurch erwirbt er sich den Ruff von Musensöhnen.
Maschinisch denket oft der hölzerne Poet,
Von magren Sorgen frey, woher der Wind entsteht:
Ich aber pflege stets mit Angst und Furcht zu dichten,
Und laß den Hobel erst mit Fleiß sein Amt verrichten.

So bald ein kühner Zug nach meiner Feder greift,
Die mit Behutsamkeit ein edles Mistraun schleift,
So untersuch ich erst, ohn schwülstiges Vertrauen,
Wie weit ich kann auf mich und meine Kräfte bauen.
Nachdenkend merk ich mir die Neigung, die mich treibt,
Die mich zum Sänger macht, warum mein Griffel schreibt:
Ob mir der Hochmuthswut nicht, der nach dem Werth nicht fraget,
Den Geiz zur Ewigkeit in meinen Busen jaget?
Ob auch vielleicht ein Wort, das dort die Nachwelt giebt,
Mein unverdienter Kiel aus blindem Eifer liebt?
Ob nicht die Eifersucht, den Nächsten durchzuziehen,
Der Schreiblust Ursprung ist, ein hechelndes Bemühen?
Mir scheinet keine That erhaben, lobenswerth,
Die nicht wohl überdacht aus gutem Herzen fährt;

Zweck,

Zweck, Abſicht, Mittel ſinds, die unſern Nachruf tragen,
Kein liſtger Diebesgriff darf ſich zur Nachwelt wagen:
Denn, wenn Criſpinus ſtiehlt, die Schuh den Armen ſchenkt,
Wird in Vergeſſenheit der Arbeit Lohn verſenkt.
Die Gründe, die uns kühn zu edlen Thaten treiben,
Die können wir allein mit Diamanten ſchreiben,
Und ewgem Erzt vertraun, womit ein Sieger pralt,
Da nur ein böſer Trieb den Ruſſ im Waſſer malt.
Ein edler Geiſt wird ſtets zur Hoheit Staffel reichen,
Wenn niedre Seelen blind, und matt und kriechend ſchleichen.

Trifft mich kein eingger Wahn, der blöde Thoren lenkt,
So wird auch mein Bemühn, von Großmuth eingeſchränkt,
Die Menſchen, wie ſie ſind, in ungeſchminkten Bildern,
Die oft die Rache borgt, natürlich eigen ſchildern.
Die Sitten mal ich mir lebhaft wahrhaftig vor,
Ein Weiſer ſcheint mir klug, ein Narre heißt ein Thor;
Blind, wie der Themis Aug, werd ich die Tugend wägen,
Und nie mein Vorurtheil zu dem Gewichte legen.
So viel mir möglich iſt, ſtell ich das Gute mir,
Vom Böſen abgetrennt, in ſeiner Größe für;
Das Böſe, wird eh nicht des Guten Werth verſtecken,
Werd ich mit allem Glimpf der Richter Blick entdecken.
Mit Lobserhebung will ich nicht verſchwendriſch ſeyn,
Kein neidſcher Geifer ſoll in meine Schriften ſpeyn:
Ich will, was lächerlich, im Lächerlichen zeigen,
Nur Bosheit ſoll mich nie zu Bitterkeiten neigen.

Wenn ich den Vorwurf mir nach Maaß der Kräfte wähl,
Verdorbner Zeiten Lauf mit freyer Fauſt erzähl.
So will ich mir den Zweck doch ewig aufbehalten,
Nach wiederholter Wahl was klügers einzuſchalten.
Gemäßigt ſey mein Feu'r, das noch auf Jugend pocht,
Und das des Ausdrucks Strom mit frechen Flammen kocht.
Ich ſtriegle eifersvoll der Bürger harte Stirne,
Und eines Masquenkopfs nichtsdenkendes Gehirne.
Zehnmal muß die Geburt von mir gewaſchen ſeyn,
Und dennoch ſcheint ſie mir noch nicht geprüft und rein;

Was im geringſten nur von der Vernunſt gewichen,
Hat die bemühte Hand wohl zehnmal ausgeſtrichen.
Es iſt mir einerley, ob eine Zauberkraft
Im Dichten fruchtbar iſt, und viele Verſe ſchafft;
Ob der Poetenzweig ſich reich an Lorbern blühet,
Und ob mein Muſenheer den Helikon beziehet.
Hochtrabend zwing ich nie die Wahrheit in den' Reim,
Ich ſtelle der Vernunſt das Urtheil ſelbſt anheim;
Viel lieber will ich nie mich zum Parnaſſus wagen,
Als ein armſelig Nichts in vielen Worten ſagen.

Vorſichtig will ich ſeyn; ich nehme mich in acht,
Daß jede Redensart an ihren Platz gebracht.
Die Kleidung muß ſich ſtets auf ihre Leiber ſchicken;
Ein Hofmann weis ſich nie, wie Schäfer, auszudrücken.
Stark denkt des Weiſen Geiſt, ein armer Schneider matt:
Ich ſchaffe ſtark und ſchwach, ſo, wie mans nöthig hat.
Wie kann des Helden Bruſt der Rüſtung Laſt verſagen,
Und doch mit ſtarkem Arm den ſchwachen Jüngling ſchlagen?
Hoch ſchwingt mein Ausdruck ſich, weñ er von Cäſarn ſchreibt,
Da er beym Fabelwerk in niedern Sphären bleibt.
Ein leer gelaßner Raum, wie ſehr ein Irrlicht funkelt,
Wird durch die Hungersnoth der Worte oft verdunkelt.
Ein Nichts, ſo bald es nur mit ſchwülſtgem Dampf erfüllt,
Hat oft der Wahrheit Schein mit Finſterniß umhüllt.
Groß denkt Euklides ſtets in abgemeßnen Schranken;
Die Wahrheit wird ſich nie mit falſchen Bildern zanken.

Vor allem wünſch ich nicht, daß je mein Vers verletzt,
Der niemand ſchimpfen ſoll, und niemals Haſen hetzt:
Ich fürchte ſtets, mein Kiel mag ſich zu ſehr erhitzen,
Und oft zu ſtachlicht ſeyn, und Schöpſe lehren ſchwitzen.
Wenn ich das Laſter ſeh, ſtreich ich das Laſter an,
Nicht den, der laſterhaft, und nicht den armen Mann,
Der leicht aus Blindheit fehlt, u. gieng mit klügern Schritten,
Wenn Aerzte weiſer Kunſt den Stahr der Augen ſchnitten.

Seht, wie der Wundarzt ſtets den Bauern Ader läßt;
Er ſtreicht die Arme oft, und hält die Binde feſt;

Er

Er greift den Pulsſchlag an, und ſuchet unter beyden
Die rechte Ader von der falſchen zu entſcheiden.
Nachdenkend hält er oft den glatten Stahl zurück,
Es ſchneidet nie zu tief ſein kunſterfahrner Blick;
Die Oeffnung wird geraumt, nicht ſperricht, nicht zu enge,
Er zieht ſein kleines Schwert in mittelmäßger Länge:
So wünſch ich, daß mein Witz in jeder Stachelſchrift
Allein die Heilungskunſt nach wahren Mitteln trifft.

In meinen Bücherſchrank vergrab ich meine Zeilen,
Der aufgeklärten Welt nichts ſeichtes mitzutheilen.
Ich ändre Sinn und Wort, und ſchmelz den Zierrath um,
Und dennoch macht mich Scham und Furcht und Bloße ſtumm;
Weil ſtets bey einer Schrift der Witz die Naſe rücket,
Die nur dem Hering dient, der Krämer Laden drücket.

Mich trieb ſchon die Natur und meines Vaters Rath
Zu einem Schwindel an, der ſtets mit Zittern trat.
Die Jugend, ſieht man ſie gleich oft mit Blindheit rennen,
Die lehrte mich bereits der Kräfte Schwäche kennen;
Und wie ein David oft den Goliath erlegt,
Wie oft ein ſchwacher Feind den frechen Gegner ſchlägt.
Der, den der Hochmuth wiegt, auf eignes Vorrecht trauet,
Thürmt Schlöſſer in die Luft, wie der auf Sand gebauet.

Von dieſen Zeiten an droh ich mir tauſendmal
Mit Sorgen und Verdruß, mit überhäufter Qual,
Wenn ich mich unterſteh, mit federloſen Schwingen
Ins Reich der Ewigkeit voll kühnen Stolz zu dringen.
Schön iſt ein Angeſicht mit Röthe überfärbt,
Wenn es die Sittſamkeit voll edler Tugend erbt,
Und doppelt will ich ſtets die aufrichtigen Proben
Des Herzens ohne Falſch in rothen Wangen loben.

Ein Menſch, der windig ſpricht, hat ſich gar leicht verirrt,
Wenn er der Wahrheit Glanz mit Lügendampf verwirrt;
Die Dreiſtigkeit iſt nur, wenn wir die Herzen beſſern,
Gerechtes Lobes werth, die Abſicht zu vergrößern.

Kühn winden wir den Kranz, den Witz und Einsicht band,
Durch die Gerechtigkeit Verläumdern aus der Hand.
Laßt den verdienten Ruff in Ehrentempeln blitzen,
Der Unterdrückten Werth mit kräftger Faust zu schützen.
Wer sich am Ruder glaubt, muß oft das Ruder ziehn,
Und wer sich witzig dünkt, kann der der Wuth entfliehn,
Die giftgen Drachen gleich, die sich zu Sphinxen rotten,
Die dumme Welt verlacht, und kahler Thoren spotten?
Je mehr die Schöpse sich auf ihre Kräfte blähn,
Je leichter wird den Tand die kluge Welt verschmähn.
Mir gab zwar die Natur vieleicht zu blöde Sinnen:
Doch, wie unmöglich ists, den Schöpfer zu gewinnen,
Der uns die Neigung stets bald so, bald anders, dreht.
Ich unternehme nichts; es ist mir gar zu spät.

Auf Kunst und Einfall dreist, müßt ich mich selber schämen,
Ein schmeichelhaftes Lob von eigner Hand zu nehmen;
Wie meines gleichen thun: da meine Blödigkeit
Mir so den kühnen Sprung ins witzge Reich verbeut.
Wie mancher dünkt sich groß, und macht sich selber gelten,
Wenn auf die Zuversicht gleich kluge Tadler schelten!
Und überschreyet mich ein aufgeblasner Mann,
So schwitz ich aus Verdruß, mir kömmt das Gähnen an;
Ich zieh die Schultern hoch, und lern vom Cluscha schweigen,
Vom Vogel, den uns stumm der Russen Schriften zeigen:
Ich zittre fast voll Angst, und wanke, wie ein Rohr,
Und dennoch ruff ich nicht: Freund! schone mir mein Ohr!

Der, wem der Götter Huld ein eisern Herz gegeben,
Und eine Stirn von Stahl, der kann geruhig leben;
Gelassen steckt er Spott, und Schimpf und Flüche ein,
Und glaubt doch angenehm bey jedermann zu seyn.
Er klopft an jedes Haus, und läßt die Ohren hängen,
Und beugt den Rücken tief, versuchts auf tausend Gängen,
Wie oft ihn auch mit Schmach des Hauses Pförtner jagt,
Dieweil er nichts nach Hohn von den Bedienten fragt.
Es mag ihm Herr und Knecht die Thüre zehnmal weisen:
Erst gebt ihm, was er wünscht, dann wird er drohend reisen.

Fünf

Fünf Jahre beth ich schon zwey schöne Augen an,
Wodurch man sonst die Gunst der Großen fesseln kann;
Ihn kann ein einzger Tag zum höchsten Glück erheben,
Und er erlangt sein Ziel ohn ängstliches Bestreben.
Nun streicht er sich mit Ernst, Witz und Verstand heraus,
Sein heldenmäßigs Blut, der alten Ahnen Haus,
Wie er das Schicksal beugt, wie er dem Staat gedienet,
Wie Götter neidisch sind, wenn ihm der Lorber grünet.
Die andern scheinen ihm an Macht und Vorzug klein;
Was ihm nicht ähnlich ist, muß abgehechelt seyn:
Hochmüthig und verstockt wird er den Nächsten tadeln,
Und seiner Zungen Stich, gleich giftig spitzgen Nadeln.
Wenn er ein Urtheil fällt, ist es Apollens Spruch,
Es blendet nie sein Aug ein scheinender Betrug;
Er spricht, und zwingt die Welt, ihn ängstlich anzuhören,
Zu schweigen, seinen Geist, als einen Gott, zu ehren.

Ihr Kenner, die ihr sonst den Rednern Schranken setzt,
Und ihre Größe wägt, und sie nach Würden schätzt;
Wie wenig sind von euch, die bündge Regeln finden,
Warum die Schwätzer nicht der Worte Fügung binden!
Die meisten glauben sonst, wenn nur der Fortgang fließt,
Daß jedes Plaudermaul ein Kern der Redner ist.
Der wenig spricht, heißt stumpf, sein Witz wird abgewogen
Nach kahler Worte Zahl, die aus dem Munde flogen.

Aristes ist mir oft voll Ehren abgemalt,
Der nie den Freund betrügt, von Dünsten schwanger pralt;
Fein, zärtlich und geschickt, kein frecher Menschenwürger,
Gesellig, zugethan, der besten Welten Bürger:
Allein in Tagesfrist entwischet ihm kein Wort,
Das ohne Weisheit hinkt, der Wahrheit Herz durchbohrt;
Stillschweigend will er eh'r den Gott der Klugheit ehren,
Als plappernd ohne Witz der Musen Ruhe stören.
Und öffnet sich sein Mund, wird alles kurz gefaßt:
In jeder Sylbe rauscht des Ausdrucks schwere Last.
Verschlöß das Schicksal mich mit ihm in enge Mauren,
Ein einzger Augenblick müßt mir wie Jahre dauren,

Ob gleich ihm den Verstand nicht die Natur versagt,
Dieweil er sich zu spät an jede Sylbe wagt.

Die Tugend finden wir wohl immer in der Mitten;
Die sucht die beste Bahn mit vorgesehnen Schritten.
Das Laster läßt vielmehr der Neigung ihren Lauf,
Und hält sich auch darum an beyden Seiten auf.
Doch hat die heutge Welt der Dinge Reih verdrehet,
Die oft der Laster Brut auf guten Acker säet.

Am magern Tisch vergnügt mit wohlgerathner Kost,
Kennt man kein Fricassee, und keines Juleps Most;
Da, wo kein Ueberfluß des Geizgen Wunsch beschweret,
Wird ein Viergroschenstück als Crosus Schatz verehret:
Doch wo ein Harpar jagt, und blanke Thaler fischt,
Wird als ein fauler Wirth Herr Bias ausgezischt.
Drum leg ich meinen Spruch mit Weisen in die Wage,
Damit kein ekles Ohr bey meiner Schwatzsucht klage:
So stellt man mich der Welt, als kein gesellig Thier,
Als einen Menschenscheu, als dumm und albern für;
Und wer sich kluger Welt voll edles Mistrauns zeiget,
Der scheint uns lächerlich, und ist zum Geiz geneiget.

Wo nie die Ehre lief, da folgt man ihrer Spur,
Doch jauchzt voll Uebermuth die närrsche Creatur,
Als könnt sie die Vernunft, die ihr doch stets entgangen,
An Oertern, die sie flieht, als einen Blindschleich fangen.

Vielleicht verschwindet noch der dicken Wolken Dust,
Und zeigt der Wahrheit Schein sich in verklärter Lust:
Doch soll in Ewigkeit uns ein Vertraun verführen,
Das täglich Beyspiel giebt, das Gegentheil zu spüren.
Schon sieht zwar mehrentheils der Laster Wohnung aus,
Doch wird sie stachlicht seyn, so, wie ein Nesselstrauß;
Verachtung gehet ihr ohn Unterlaß zur Seiten,
So, wie die Dornen stets den Rosenbusch begleiten.

Der Vortheil, den wir so aus schwarzen Thaten ziehn,
Muß bald in Nichts vergehn, und mit dem Schnee entfliehn;

Biſchoff zu Hiſpalis,*) *Gilphilas*, der unbekannte Autor der Hiſtoriae Miſcellae, den einige zur Ungebühr mit dem Paullo Diacono vermengen,**) *Ulfias*, erſtgedachter Iſidorus in dem Chronico Gothorum,***) und aus demſelben Herr Conring,*) *Gulfilas*, und endlich Hugo Grotius *Wulfhilas*, alle mit einer kleinen Veränderung genennet und geſchrieben. Die Meynung Sixti Senenſis, Iacobi Gothofredi, Olai Verelii,*) und anderer, als ob er ein Gothe von Geburth geweſen, kan deßwegen nicht beſtehen, weil Philoſtorgius am angezogenen Orte ausdrücklich meldet, die Vor-Eltern des Ulphilas ſeyen aus dem kleinen Flecken *Sadagoltbina*, in Cappadocien ohnweit der Stadt Parnaſſus, hergeſtammet. Denn obgleich dieſer Scribent, ſo ſelbſt auch ein Cappadocier von Hauſe iſt, ſonſten in ſeinen Erzehlungen nicht allemal der Wahrheit allzugenau zu folgen pfleget; ſo ſiehet man doch in dieſem Stücke keine genug wichtige Urſache vor ſich an dieſer Nachricht zu zweiffeln. Nicht zu gedenken, daß Ulphilas in ſeiner Uberſetzung eine gar zu gründliche Erkäntniß der Griechiſchen Sprache gewieſen; dergleichen von einem Ausländer nicht leichte zu vermuthen iſt.

Deſſen ungeachtet hat er ſich unter den Gothen bis zu der höchſten geiſtlichen Würde eines Biſchoffes

*) *Iſidorus* Hiſpalenſis Orig. lib. IX.

**) Autor *Hiſtor. Miſcell.* l. XII. c. 12.

***) *Iſidorus* Chron. Gothor. aera CCCCXV.

*) *Conring* de Orig. Iur. Germanici cap. V.

*) *Sixtus Senenſis* Biblioth. Sancta lib. IV. p. 390. *Iac. Gothofredus* Prolegom. in Philoſtorg. p. 35. *Verelius* Runegraph. Scandica p. 12.

Ein Zweifel wird ſich ſtets in unſrer Bruſt erwecken,
Der ſtets die Laſter ſcheut, weil Laſter ſie bedecken:
Der Reiz, den Böſes zeugt, daurt eine kurze Zeit,
Hingegen der Verdruß der währt in Ewigkeit.

Wie ſollten wir uns dann Verwunderung erwerben,
Die in Minutenfriſt und gleich im Anfang ſterben?
Was heute rühmlich ſcheint, wird morgen ſchon veracht,
Wer heute Göttern gleicht, wird bald zum Schelm gemacht.
Die Tugend kann allein durch ihren Werth erhöhen;
Kein Spatz wird, Adlern gleich, den Glanz der Sonne ſehen.
Ein wohlgezognes Herz ſchaut ſtets die Laſterbahn
Mit Ekel und Verdruß und mit Verachtung an.

Ihr, die euch ein Monarch voll weiſer Tugend ſchützet,
Erzittert, wenn ſein Zorn auf eure Laſter blitzet;
Wenn ihr in ihm den Lauf der ſchönſten Tugend ſeht,
So küſſet ſeinen Thron, verehrt die Majeſtät.

* *

V.

Commentatio de Epopoeia Chriſtiana etc. Kal. Maji 1752. in ill. Gymnaſ. Gothano Recitationi Rectoris poëticæ præmiſſa a *Jo. Henr. Stuſs*, Gymn. Rect. et Reg. Pruſſ. Sci. Acad. Collega.

Dieſe Einladungsſchrift müſſen wir unſern Leſern bekannt machen: denn ſie iſt wider unſern Wintermonath oder Jänner dieſes Jahres gerichtet. Es hat dem Herrn Rector nicht gefallen, was Herr Profeſſor Gottſched daſelbſt, mehr zu ſeiner Rechtfertigung, als aus andern Urſachen, von den chriſtlichen Epopeen der Neuern geſaget

saget hat. Der Herr Rector Stuß ist selbst Schuld daran gewesen, daß gedachter hiesige Gelehrte in dieser Sache die Feder ergriffen. Er hatte dem wilden epischen Unwesen einiger neuern Dichter lange stillschweigend zugesehen; und mit ruhigem Verlangen gewartet, wie weit die Ausschweifungen derselben, auf der miltonischen Bahn, noch endlich gehen würden. Er war aber gar nicht gesonnen, demselben mit gewaffneter Hand entgegen zu gehen: in fester Zuversicht, die eigene Unart solcher seltsamen Erdichtungen, und der so schwülstige als regellose Ausdruck derselben, würde ohnedem in dem aufgeklärten Deutschlande kein großes Glück machen. Allein Herr R. Seuß hat ihn mit Gewalt hinein gezogen, und da er still schwieg, ihn gar zu einem Gönner und Beschirmer dieser seltsamen Dichtungsart machen wollen. Da war es nun wohl kein Wunder, daß er aufwachen, und diesen Argwohn von sich ablehnen mußte. Doch es ist Zeit, des Hrn. Rect. Schrift selbst vor die Hand zu nehmen.

Er sagt gleich anfangs, er wolle die Frage abhandeln, ob ein Dichter, in einer christlichen Epopee, poetische Erdichtungen brauchen dörfe, und wie dieselben beschaffen seyn müßten? beruset sich auch dabey, auf des Herrn Professor Gottscheds neuliches Gutachten von biblischen Epopöen, in diesem Neuesten. Mit des Herrn Rectors Erlaubniß, müssen wir hier gleich zum Voraus erinnern: daß derselbe wider eine Hauptregel guter Disputanten verstößt; indem er die Streitfrage ändert, die wahre verläßt, und eine

eine neue an die Stelle ſetzet. Herr Prof. Gottſched hat unterſuchet, **was von bibliſchen Epopöen zu halten ſey?** welches eben ſo viel iſt, **als ob es gut und rathſam ſey, welche zu machen?** Dieſes läugnet er nun, aus gewiſſen Urſachen. Wollte der Herr Rector ihm alſo widerſprechen, ſo mußte er behaupten: **Ja, es ſey gut und rathſam, bibliſche Epopöen zu machen.** Aber er machet es, wie die ſchlimmen Fechter, die nicht bey der Klinge bleiben, ſondern Luftſtreiche machen. Er fraget nämlich: **ob man in bibliſchen Epopöen, Erdichtungen machen dörfe?** Davon hatte nun Herr Prof. **Gottſched** keinen Streit mit ihm. Es iſt ganz natürlich, daß man in Epopöen dichten müſſe: und wenn es einmal bibliſche Epopöen geben ſoll und muß, ſo wird man auch in ihnen dichten müſſen. Allein die vorläufige Hauptfrage iſt noch nicht ausgemachet; die doch der Herr Rector **Stuß** als ganz entſchieden voraus ſetzet: ein abermaliger künſtlicher Fechterſtreich der alten ſcholaſtiſchen Dialectik, ſonſt petitio principii genannt. Wie hat er doch immermehr, einem faſt 20jährigen Lehrer der Vernunftkunſt, damit aufgezogen kommen können; womit ſich auch junge Studenten nicht einmal mehr fangen laſſen, wenn ſie gleich zum erſtenmale die Katheder betreten?

Indeſſen iſt es wahr, der Herr Prof. G. hat es geläugnet, daß die willkührlichen Erdichtungen von Gott, Seraphen, Cheruben, und Teufeln, deren ſich die neuern Dichter in ihren Werken bis zum

Ekel beblenen, ſich mit dem heiligen Ernſte der chriſtlichen Geheimniſſe nicht zuſammen reimen. Er hat in ſeiner Jugend, wie vielleicht nicht jedermann bekannt iſt, zehn Jahre lang die Theologie ſtudiret; und dadurch einen ſo hohen Begriff von den verehrungswürdigen Lehren der Offenbarung gefaſſet, daß er glaubt: alles, was ein menſchlicher Witz zu dieſen erhabenen Wahrheiten hinzudichte, das müſſe dieſelben nothwendig mit Lügen beſudeln. Er glaubt feſt: wo der Geiſt der ewigen Weisheit redet, da müßte ſich kein ſterblicher Menſch erkühnen, Fabeln anzuflicken; oder vermeyntliche Lücken des göttlichen Vortrages, mit ſeinen Hirngeſpinſten auszufüllen. Das iſt eben der Grund, warum er glaubt, daß es nicht rathſam und erlaubt ſey, bibliſche Epopöen zu machen: weil nämlich dieſe ohne Erdichtungen nicht beſtehen können; die göttlichen Wahrheiten aber, zumal in Geheimniſſen, weder Fabeln bedörfen, noch ohne Verletzung ihrer hohen Würde dergleichen neben ſich leiden können.

Aber was hält Herr R. Stuß von dieſer Erklärung? Er nennet ſie (valde mirabilem et paradoxam ſententiam,) eine ſehr wunderbare und ſeltſame Meynung, die er von einem Dichter und Verfaſſer einer Dichtkunſt, und zwar einer kritiſchen, gar nicht vermuthet hätte, auch nicht von ihm begreifen könne. Ob er hierinn recht habe, das müſſen die Herren Gottesgelehrten beurtheilen. Unſers Erachtens iſt es eine ganz orthodoxe Meynung, die der Herr Prof. heget: daß man die Wahrheit der Schrift nicht mit Fabeln verbrämen müſſe;

müſſe; und hier wird er gewiß viel eher alle theologiſche Facultäten und Conſiſtoria auf ſeiner Seite haben, als Herr R. Stuß, wenn er lehret: Man müſſe den bibliſchen Geheimniſſen mit Erdichtungen unter die Arme greifen, damit ſie hübſch anſehnlich würden.

Doch die Wahrheit zu ſagen, ſo nennet der Hr. Rector, nach dem einmal angefangenen Fechterſtreiche, nur denjenigen Satz Sententiam mirabilem et paradoxam, den er ſich auf gut epiſch erdichtet hat; daß nämlich eine Epopöe keine Erdichtungen leiden könne. Aber wer hat denſelben jemals behauptet? Gewiß Herr P. G. nicht. Man leſe ſein angeführtes Gutachten von einem Ende zum andern; ſo wird man es vergeblich ſuchen. Er will, daß man gar keine bibliſche Epopöen machen ſoll; und zwar darum, weil ſich keine Fabeln in die chriſtliche Religion ſchicken: als welche dadurch der heydniſchen Mythologie, den thalmudiſchen Mährchen, und den Legenden der Papiſten gleich kommen würde. Heißt das der Epopöe das Recht zur Fabel benehmen, ſo wiſſen wir nicht mehr wo wir ſind. Freylich hat Herr Prof. Gottſch. vor 22 Jahren in ſeiner krit. Dichtkunſt längſt gelehret, wie man Heldengedichte machen ſolle. Er wußte es alſo damals ſchon, aus einem Homer und Virgil, Ariſtoteles und Boſſu: daß ein Heldengedicht, nicht nur Fabeln leiden könne, ſondern ganz und gar eine Fabel ſeyn müſſe. Wenn Herr R. St. das bedacht hätte, ſo würde er ſich viel eher geſcheuet haben, chriſtliche Epopöen zu geſtatten;

als daß er ihn beſchuldiget hätte, ſich ſo offenbar zu widerſprechen, als auch die unfähigſten Köpfe ſchwerlich zu thun pflegen.

Wir müſſen aber weiter hören, was er einzuwenden hat. Er ſtellet ſich abermal auf gut ſophiſtiſch an, als ob Herr Prof. Gottſch. zu ſeiner Vertheidigung nichts weiter, als die Zeugniſſe eines **Boileau** und **Baillet** angeführet hätte: da er doch dieſe nur in der Abſicht beygebracht, daß man ſehen ſollte; er ſey weder der einzige, noch der erſte, der dieſe Gedanken geheget. Und ſelbſt die Urſachen dieſer beyden großen Kunſtrichter geben ihren Worten ein Gewicht, das ihre bloßen Ausſprüche nicht haben würden. Man iſt nämlich in kritiſchen Sachen ſo leichtgläubig nicht. Carus Socrates, carus Plato etc. Carior omnibus veritas. Wenn **Boileau** und **Baillet** in ihren Urtheilen keine Gründe beygebracht hätten, ſo würde er ſie nicht einmal angeführet haben. Aber der Herr R. St. findet es gut, die Sache auf dieſer Seite anzuſehen. Er meynet alſo, ein Anſehen, könne durch das andre über einen Haufen geſtoßen werden. Und wen führet er doch an? Den Abt **Goujet**, der in ſeiner Biblioth. Françoiſe dem **Boileau** ſein Anſehen ſoll abgeſprochen haben. Allein aus dem, was er anführet, ſieht man ſolches im mindeſten nicht. **Rapin, Boſſu, Voltaire** haben vom epiſchen Gedichte gehandelt; das iſt gut, und Hr. Pr. G. hat ſie vor 25 Jahren geleſen gehabt. Aber haben ſie auch die Frage abgehandelt: **ob chriſtliche Epopöen rathſam ſind?** Der Herr R. mag es erweiſen,

wenn

wenn er kann. Oder haben ſie des Boileau Gründe entkräftet? Das ſieht man hier auch nicht. Es iſt wahr, Boileau tadelt einen andern Dichter, Desmarets, der im Clovis alles durch Teufel und Engel geſchehen läßt: hat aber ſelbſt den Gott des Rheinſtroms ſich dem Könige Ludewig widerſetzen laſſen. Aber was thut das bey dieſer Frage? Beyde machen ja keine chriſtliche, aus der Bibel genommene, von Geheimniſſen des Glaubens handelnde Epopöe. Sie konnten alſo dichten, wie ſie wollten; und es konnte einem jeden freyſtehen, entweder Engel und Teufel, oder einen Flußgott zu brauchen. Betrifft die Sache die Bekehrung eines Volkes zur chriſtlichen Religion, wie beym Clodovåus: ſo ſieht man nicht, warum nicht der Dienſt der Engel, oder die Widerſetzung der Teufel wahrſcheinlich ſeyn ſollte. Und dieſes hat der Herr Prof. G. nicht geläugnet; wenn es gleich des Boileau Meynung nicht geweſen wäre. Aber wer ſieht auch nicht, daß dieſer von dem Clovis des Desmarets nur Gelegenheit genommen, eine weit allgemeinere Regel der Dichtkunſt einzuſchärfen, die ganz gegründet iſt? Er ſetzt ja gleich den Schluß hinzu:

De la foi d'un Chretien, les myſteres terribles.
D'ornemens egayez ne ſont point ſuſceptibles.

D. i. Die ſchrecklichen NB. Geheimniſſe des Chriſtenthums ſind der aufgeweckten Zierrathe ſolcher Erdichtungen nicht fähig. Das ſchicket ſich nun auf den Clovis ganz und gar nicht. Desmarets hatte durchaus keine bibliſche Epopöe, ſondern den Clodovåus unter Händen. Da war nun von

ſei-

keinem Geheimniſſe, des Falles Adams, der Menſchwerdung oder des Leidens Chriſti, die Rede: und der Poet konnte dichten was er wollte. In dieſe Geheimniſſe aber, die ſo ſchrecklich ſind, daß die Vernunft dabey erſchrickt und verſtummet, ſchicken ſich keine witzige Erfindungen der Einbildungskraft. Das will Boileau überhaupt vorſchreiben; und damit verdammet er alle St. Amands, alle Miltone, u. alle Meſſianer.

Was Baillet ſelbſt, wider das Anſehen der Kunſtrichter überhaupt, ſaget, das betrifft nicht nur den Boileau, ſondern auch diejenigen, die von der widrigen Partey ſind. Auch die Verfechter des Meſſias ſind (des hommes plus ou moins environnez de tenebres, de foibleſſes, de paſſions; dont les jugemens ſont par conſequant ſujets à l'erreur, & dont les ſentences peuvent rarement paſſer pour des arrêts irrevocables.) D. i. „Menſchen, die mehr oder weniger mit Finſterniß, Schwachheiten und Leidenſchaften erfüllet ſind; deren Urtheile folglich dem Irrthume unterworfen ſind, und deren Ausſprüche nicht für untrügliche Urtheile gelten können.„ Wenn wir mit ſolchen ſchönen Sentenzen ſtreiten wollen, ſo werden ſich noch viel ſolche artige Brocken anführen laſſen; ohne daß die Welt im geringſten ſehen wird, wer in dieſem Streite Recht hat.

In dem folgenden führet der Herr R. St. aus dem Journ. des Scav. gewiſſe Melanges de Litterature an, darinn die Frage von den Maſchinen in Heldengedichten abgehandelt, und bejahet wird, daß man ſie brauchen müſſe; und wo Boileau ſelbſt gelobet wird, daß er ſie in ſeinem Pulte gebrau-

brauchet habe. Ein neuer Luftſtreich des Herrn Rectors! Denn davon iſt ja, obgedachtermaßen, hier gar keine Frage. Schrieb denn **Boileau** in ſeinem Pulte eine bibliſche Epopöe? War es nicht ein komiſches Stück zum lachen? Und wer wollte es ihm da verbiethen, ſich Maſchinen zu wählen, wie er ſie brauchen konnte. **Pope** hat es in ſeinem Lockenraube auch gethan. Sylphen und Gnomen, Nymphen und Salamander ſtunden ihm zu Dienſten, ſein Gedicht zu zieren. Und was hat er nicht in ſeiner **Duncias** gedichtet? Alle ſolche Dinge anzuführen iſt in dieſer Sache überflüßig: aber der Herr R. St. machet es hier, wie die böſen Sachwalter, die, anſtatt über die Genugthuung zu ſtreiten, die der eine Nachbar von dem andern, für eine durch ſein Vieh abgefreſſene Wieſe verlanget, die Nebenfrage rege macht: ob es Rinder oder Pferde geweſen? oder ob die Kühe roth oder ſchwarz geweſen? Oder wie jener beym **Martial**, der bey der Frage von drey geſtohlnen Ziegen, vom **Hannibal**, **Marius**, und **Mucius**, ein großes Geſchrey machte, die Ziegen aber ganz vergaß; daher ihm denn ſein Client billig zurief:

Iam die, Poſtume, de tribus Capellis!

Nun folget noch das Anſehen des Herrn **Voltaire**. Der hat es auch geſaget, ein Dichter müſſe dichten! Eine neue Wahrheit, die traun! dem Herrn Prof. Gottſched ganz unerhört ſeyn muß; und die wir der glücklichen Entdeckung des Herrn R. St. zu danken haben werden! Solche Zeugniſſe kann er gewiß noch hundert finden, und wir wollen

ihm

len sie ihm selbst in Hrn. Prof. G. kritischer Dichtkunst, fast aus allen Capiteln anführen. Aber alles umsonst, so lange dieß niemand läugnet! Wenn sich aber Herr R. St. schmäuchelt, Herr Voltaire würde zu dem Namen eines Homers, Virgils, Tasso, Miltons, auch Hrn. Klopstock gesetzet haben, wenn er den Messias lesen möchte: so irret er sich ein klein wenig. Wir wissen besser, was derselbe von dem ganzen Inhalte des Messias geurtheilet hat, als ihm ein Liebhaber desselben einen Begriff davon machen wollen. Aber die Antwort klingt viel zu spöttisch, und würde christlichen Ohren viel zu ärgerlich fallen, wenn wir die Unbedachtsamkeit begiengen, sie hier bekannt zu machen.

Endlich beweist Herr R. St. daß er Ciceros Rede pro Ligario in der Schule erkläret habe: denn er machet eine Parodie darauf; indem ihm Hr. Prof. Gottsched aus dem Boileau die Verse vorlegt:

Et fabuleux Chretiens, n'allons point dans nos Songes
Du Dieu de verité faire un Dieu de Mensonges.

Er meynt nämlich, hier würde ein ganz neues, und bis auf diesen Tag unerhörtes Laster den Dichtern vorgerücket: daß sie Lügner wären, und Gott zum Gotte der Lügen machten; wenn sie in geistliche Gedichte Fabeln mengten, und nach Art der Rabbinen und Schwärmer ihre Träume und Thorheiten in die göttlichen Wahrheiten einflickten. Wir wissen fast nicht, was wir dazu sagen sollen, daß dieses Laster dem Herrn R. St. so neu vorkömmt. Er unterscheidet erst, Fabeln von Lügen; und darinn wissen wir so gut, als er, einen Unterschied zu finden.

ſes in Möſien, welche Landſchafft Jornandes *Scythiam minorem*, wir aber heute zu Tage die Wallachey nennen, *) geſchwungen. Ja, Theodoretus **) und Sozomenus ***) ſagen ausdrücklich: er habe ſich bey ihnen in ſo groſſes Anſehen geſetzet, daß ſie ſeine Worte nicht anderſt als unveränderliche Geſetze verehret, und daß ſie ihm in allen Dingen freywillig gehorchet hätten, weil ſie feſte davor gehalten, es könte nichts ſchlimmes ſeyn was er ſagte oder vornähme.

Dieſe zwey Kirchen-Scribenten ſetzen ſeine Lebens-Zeit nebſt dem Socrate Scholaſtico *) unter die Regierung des Kayſers Valentis, das iſt, um das Jahr Chriſti CCCLXV. Philoſtorgius rücket ſie aber etwas weiter hinauf in die Zeiten Conſtantini des Groſſen, und füget noch hinzu, Ulphilas ſeye von dem Biſchoffe zu Nicomedien, Euſebio, in Gegenwart vieler anderer Biſchöffe mit gehörigen Gebräuchen eingeweyhet, auch von gedachtem Conſtantino in groſſen

*) Man vergleiche damit die gründliche Gedanken des Herrn Wachters, in dem I. Stücke dieſer Beyträge. p. 152.

**) *Theodoretus* Hiſt. Eccleſ. lib. IV. §. 37. τας ἐκεινα λογας ἀκηπτως ὑπελαμβανον νομους.

***) *Sozomenus* Hiſt. Eccl. lib. VI. c. 37. παντα ραδιως αὐτω ἐπειθοντο, πεπεισμενοι μηδενεναι φαυλον των παρ' αὐτω λεγομενων ἢ πραττομενων. *Iornandes* de reb. Geticis c. LI. nennt ihn ausdrücklich Gothorum *Pontificem et Primatem.*

*) *Socrates* Schol. Hiſt. Eccl. lib. IIII. cap. 33.

finden. **Aeſopus** hat nicht gelogen, wenn er Fabeln dichtet. Aber er giebt ſie auch für nichts anders aus, als für Fabeln; und wenn ers gleich thäte, ſo würde es dennoch keine Gefahr haben.

Vom **Homer** ſagen aber ſowohl **Ariſtoteles** als **Horaz** ausdrücklich:

Atque ita *mentitur*, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Denn da er ſeine Fabeln ſo künſtlich in die Wahrheit flicht, ſo wird eine der andern ſo ähnlich, als ein Ey dem andern; ſo daß die Griechen mit der Zeit nicht mehr wußten, was ſie vom trojaniſchen Kriege glauben ſollten, oder nicht. Was folget nun daraus? daß künſtliche Fabeln, die in Wahrheiten gemenget werden, endlich viel gefährlicher ſind, als bloße Fabeln; und entweder endlich ſelbſt für Wahrheiten gelten, oder auch die Wahrheit ſelbſt verdächtig machen. So iſt es auch mit dem **Virgil** gegangen. Seine Erdichtungen vom **Aeneas** und der **Dido**, vom Könige **Latinus** und **Turnus**, haben alle Gelehrte verwirret; indem einige ihm zu viel, andre zu wenig geglaubet, und einige wohl gar gezweifelt, ob **Aeneas** jemals nach Italien gekommen?

Das iſt es nun eben, was bey den bibliſchen Epopoen zu beſorgen iſt. Erſt fabuliret ein müſſiger Rabbi was vom Paradieſe, Kaſten des Noah, oder Moſes auf dem Berge. Er füllet damit eine Lücke in der Bibel aus, die davon geſchwiegen hat. Allmählich wird es eine Tradition, ein ungefähr ehrwürdiges Wort Gottes; es kömmt in den Talmud;

und endlich iſt es wahr. Z. E. R. Menaſſe Ben. Iſrael, einer der gelehrteſten Juden des vorigen Jahrhunderts, verwirft gleichwohl nicht, was die alten Rabbinen vom Adam erzählen. Dieſer wäre nämlich aus einem Staube von vier Farben erſchaffen worden, der auf dem Berge Moriah, wo nachmals der Tempel Salomons geſtanden, geſchaffen worden: aus rothem, zum Blute, aus ſchwarzem, zum Eingeweide, aus weißem, zu den Knochen und Spannadern, und aus grünem, zum ganzen Leibe.

Als Eva dem Adam zugeführet worden, hätten die Engel das Feſt mit Trompetenblaſen gefeyret; Gott ſelbſt aber hätte der Braut die Haare gekräuſelt, um ſie deſto ſchöner zu putzen. Ihre Kleider hätte er aus einem Edelgeſteine geſchnitten, und eine lichte Wolke um ihre Scheitel gehüllet. Sammael der Fürſt der Engel, hätte ſich mit einigen andern ſehr gewundert, daß Gott ſich mit den erſten Menſchen ſoviel Mühe gegeben, und ihn gefraget, wozu das alles nutz wäre? Darauf hätte Gott geſaget: Adams Vortrefflichkeit, wäre gröſſer, als die Ihrige, und hätte ſogleich etliche Thiere und Vögel kommen laſſen, und ſie gefraget: ob ſie dieſelben zu nennen wüßten? Als ſie nun ihre Unwiſſenheit geſtanden, hätte Adam, auf Befragen, ſogleich geſagt: das iſt ein Ochs, das ein Eſel, ein Leu, ein Kamel, ein Hirſch, ꝛc. ein Rab, eine Nachtigall, eine Taube, u. ſ. w.

Hierauf wäre der Fürſt der Engel mit ſeiner Rotte eiferſüchtig geworden, und hätte ſogleich auf Rache gedacht. Weil nun Sammael wohl gewußt,

wußt, daß die Schlange, die noch wie ein Kamel geſtaltet war, das ſchlaueſte und zu ſeiner Abſicht das geſchickteſte Thier war: ſo hätte er ſich darauf geſetzet, um ihr alles einzugeben, was ſie ſagen ſollte. Er ſah bald, daß er ſich nicht an den, nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffenen Mann, ſondern an die Frau machen müſſe, die nur aus Adams Ribbe gebildet war, und bloß zur Fortpflanzung dienen ſollte. Darauf geht die Verſuchung an, wie die Schrift ſaget. Als ſie nun gegeſſen hatten, verſchwand der Edelſtein, der ſie vorher bedecket hatte, und ſie ſahen, daß ſie nackend waren. Darauf ward Sammäel mit ſeinen Geſellen in den Abgrund geſtürzet. Der Schlange wurden die Füße abgehauen, ſo daß ſie auf dem Bauche kriechen mußte, u. ſ. w.

Da ſehen wir nun eine ſchöne Probe rabbiniſcher Mährchen; die ja ſo geſcheid, ja noch geſcheider heraus kommt, als was Milton vom Falle gedichtet: und es fehlt ihr nur, daß ſie jemand in hochtrabende Verſe bringt, um eine ſchwülſtige Phantaſie zu rühren. Was könnte man nicht aus dem Evangelio von der Kindheit Chriſti, für ähnliche Brocken anführen, womit man im erſten Chriſtenthume die Lücken der evangeliſchen Geſchichte auszufüllen geſuchet. Allein welches Concilium, oder Conſiſtorium hat dieſelben jemals gebilliget? ſo wie itzund thörichte Prediger hin und wieder anfangen, den göttlichen Klopſtock auf den Kanzeln anzuführen: da ſich doch Paulus, der gleichwohl in den dritten Himmel entzücket geweſen, wenn es hoch kömmt, mit dem Beyworte eines Heiligen begnü-

gen muß. Iſt nun bey bibliſchen Epopöen von dem lügenhaften Dichten eines Poeten dieſes zu beſorgen: ſo ſieht man ja deutlich, daß das, was bey weltlichen Dingen dem Poeten erlaubet, ja ſeine Pflicht und ſein eigentliches Handwerk iſt, bey göttlichen Wahrheiten und Geheimniſſen ſchlechterdings wegbleiben, und verbannet werden müſſe.

Es hilft auch nichts, wenn Herr R. St. verſchiedene Dichter anführet, die ſolches ungeſcheut gethan haben. Weis er es denn nicht lange: Quod multitudo errantium, non pariat errori patrocinium? Große Leute fehlen auch; und ihr Beyſpiel kann ſo wenig unſre Nachahmung rechtfertigen, als des Noah Trunkenheit, Loths Blutſchande, Davids Ehebruch, und Petri Verläugnung. Es mögen alſo Friſchlin, Taubmann, Maſenius, Grotius, und unzählige andre ihre bibliſchen Gedichte mit Fabeln beſchmutzet haben, wie ſie wollen. Wer eine Ehrerbiethung gegen die Offenbarung hat, wird ſolches nicht einmal da billigen, wo es bloß weltliche Geſchichte betrifft; geſchweige denn, wenn von wirklichen Geheimniſſen die Rede iſt.

Wir übergehen die Franzoſen, einen Rapin und Boileau, die Herr R. St. anführet. Denn was ſagen ſie? Man müſſe in der Epopöe dichten. Und wer läugnet das? Es iſt ein Ekel, immer einerley zu antworten; wenn der Gegner ganz vom Zwecke abweicht, und lauter Luftſtreiche machet, die er alle hätte erſparen können, weil ſie ſeinen Widerſacher gar nicht treffen. Allein man wollte doch den Schein haben, daß man was geantwortet hätte, um

um Einfältigen ein Blendwerk zu machen. Was hätte man aber ſonſt gründliches ſagen wollen?

Endlich kömmt nun der rechte tödtliche Streich, den der Herr R. St. dem Herrn Prof. G. verſetzen will. Er will ihm ſein eigenes Schwert an die Gurgel ſetzen. Er ſelbſt hat in ſeiner Dichtkunſt die Nothwendigkeit der Fabel in der epiſchen Dichtkunſt geſtanden! Er ſaget ja ausdrücklich im IV. Cap. §. 6. Die Fabel iſt hauptſächlich dasjenige, was der Urſprung und die Seele der ganzen Dichtkunſt iſt. Mein Gott! wie kann man ſich ſo vergeſſen, als dieſer ſonſt nicht ungelehrte Mann, Herr Prof. G. hier gethan hat! Riſum teneatis amici! Es hat keine Gefahr! Er hat Gott Lob ſo ein gutes Gedächtniß, daß er es dieſe Stunde noch weis; und es iſt ihm nicht im Traume eingekommen, es jemals zu läugnen. Aber wer kann wider die Verblendung der Klopſtockianer? Sie ſehen ja wohl Seraphen und Teufel, wo die Schrift keine zeiget: warum ſollten ſie nicht andre Hirngeſpinſte ſehen?

Eben ſo wunderlich iſt es, wenn Herr R. St. die Stelle aus der krit. Dichtkunſt anführet, wo der Herr Prof. G. in bibliſchen Schauſpielen, z. E. vom Abraham mit den drey Männern, vom Tobias, oder den drey Männern im Feuerofen, die Engel erlaubet. Wer ſieht denn nicht die Urſache? Wo ſie die Schrift ſelbſt hat, und als wahr erzählet, da darf man ſie gar nicht dichten; aber auch nicht weglaſſen. Es iſt beynahe ſchimpflich, einem

ſo ſcharfſinnigen und gelehrten Manne, als Herr R. St. iſt, noch ein Wort mehr zu ſagen.

Dieſes kann indeſſen auch demjenigen gelehrten Zeitungsſchreiber zur Abfertigung dienen, der über des Herrn R. St. Programma ſchon triumphiret hat. Wie lächerlich iſt es nicht, des Herrn Prof. G. Gutachten ein unverlangtes zu nennen? Es war ihm ja ſelbſt von dem Herrn R. St. recht abgedrungen worden! Wer hat aber von ihm, dem Zeitungsſchreiber, ſein unreifes Urtheil verlanget?

* *

VI.

Der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris phyſiſche Abhandlungen, Achter Theil, welcher die Jahre 1727, 1728, 1729, und 1730 in ſich hält. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, der königl. Akad. der Wiſſenſchaften in Berl. Mitgl. Breslau, verlegts Joh. Jac. Korn, 1752, in groß 8v.

Wie eifrig und glücklich es mit der deutſchen Ueberſetzung einer der wichtigſten franzöſiſchen Sammlungen bey uns von ſtatten gehe, kann gegenwärtiger VIII. Band der phyſiſchen Abhandlungen zeigen: wenn man ihm die drey anatomiſchen, botaniſchen und chymiſchen an die Seite ſetzet. Sowohl der Herr Ueberſetzer, als der Verleger, thun alles mögliche, dieſes treffliche Werk mit aller Geſchwindigkeit deutſch zu liefern: und

es

es ist nur zu wünschen, daß auch die Käufer und Liebhaber von ihrer Seite das Ihrige thun, und das angefangene Werk in ihren Bibliotheken, nicht mangelhaft stehen lassen. Sein innerer Werth könnte gewiß, an einer solchen Saumseligkeit nicht Schuld haben. Anstatt allgemach abzunehmen, scheint er mit den Jahren zu wachsen. Der Fleiß und die Geschicklichkeit alter Mitglieder, wird immer von dem Eifer neuer Gehülfen abgelöset. Die alten Beobachtungen und Entdeckungen aber bleiben neuern und genauern sehr oft die Hand: ja selbst die Versehen und Fehler einiger Vorgänger veranlaßen merkliche Verbesserungen. Die Feder des Herrn Uebersetzers aber scheint sich durch die längere Fortsetzung einer solchen Arbeit immer zu stärken: und selbst unsere Sprache gewinnt durch seine Einsicht und Geschicklichkeit jährlich einen größern Reichthum.

Um nun unsern Lesern von diesem Bande einigen Begriff zu machen: so wollen wir nach unsrer Art ihn erst überhaupt, nach seinen Urhebern und dem Inhalte seiner Abhandlungen, bekannt machen, hernach aber auch eins und das andre zur Probe anführen. Was das erste betrifft, so werden die hier vorkommenden Namen gelehrter Naturkündiger keinem vorigen Bande etwas nachgeben. Der berühmte Ritter **Sloane**, ein **Marali**, ein **Mairan**, ein **Delisle**, **Cassini**, **Dufay**, **Reaumür**, **Molieres**, **Godin**, **Louville**, und **Pitot**, das sind die Verfasser von mehr als vierzig besondern Abhandlungen; derer von dem Secretär

der Akademie eingeſchalteten vielfältigen Auszüge, oder Hiſtorien nicht zu gedenken. Männer von ſo bekannten Verdienſten, und die zu Beobachtung der Natur nicht nur geſchickt ſind, ſondern auch deswegen beſoldet werden, müſſen unfehlbar viel treffliche Beobachtungen und Entdeckungen mittheilen.

Es betreffen aber dieſelben nicht nur die himmliſchen Erſcheinungen der Sonn- und Mondfinſterniſſen, der Trabanten Jupiters, der eigenen Bewegung der Fixſterne, der Cometen, die Bewegung Saturns, die tägliche Bewegung der Erdkugel, und die himmliſchen Wirbel überhaupt; ſondern ſie laſſen ſich auch in unſern Dunſtkreis herab. Da findet man nun Beſchreibungen von Nordlichtern, meteorologiſche Beobachtungen, neue Zubereitungen der Thermometer, magnetiſche Verſuche, u. d. gl. Man ſteiget ſodann auf die Erde ſelbſt herunter, und betrachet bald die Schätzung und das Maaß der bewegenden Kräfte der Körper, bald die Bewegungen im Wirbel, und ihre Geſetze, bald den ſchrägen Trieb flüſſiger Körper, bald werden auch Beobachungen aus der allgemeinen Phyſik angeſtellet. Aus dem Reiche der Thiere findet man die entſetzlich großen Zähne und Knochen der Elephanten in der Erde, theils die unglaubliche Weberkunſt der Motten, theils auch die Mechanik der Raupen und anders Gewürmes, in Zuſammenrollung der Baumblätter ſehr genau abgeſchildert. Die Erde ſelbſt, wird nach ihrer Natur, und ihren verſchiedenen Arten mit hinlänglichen

Kenn-

Kennzeichen beschrieben; und die Bewegung des Wassers auf eine neue Art in Betrachtung gezogen. Endlich werden auch die Städte Paris und London, ihrer Größe nach, etwas genauer verglichen, als man vorhin gethan hatte.

Auch die Vermischung aller dieser Materien ist etwas, so den Werth und die Anmuth solcher Abhandlungen vermehret und befördert: daher wir ein wenig der Ordnung derselben nachgehen, und hin und wieder etwas artiges mitnehmen wollen. An der Abhandlung von denen unter der Erde gefundenen Elephantenbeinen aus des Ritters Sloane Naturaliencabinette, ist es merkwürdig: daß dieselben in allen Theilen der Welt, wohin auch wohl niemals lebendige Elephanten gekommen sind, z. E. in Siberien und Island, gefunden werden. Denn daß sie in Deutschland *, Flandern, und England auch von dem Grafen Marsigli, auf dem Grunde gewisser Landseen in Ungarn gefunden worden, dörfte manchem nicht so wunderbar vorkommen; weil, wenigstens in neuern Zeiten, bisweilen lebendige Elephanten in diese Länder gebracht werden: ob es gleich in den Augen eines Weltweisen, in Ansehung der tief ausgegrabenen Knochen einerley bleibt; und ohne eine allgemeine Ueberschwemmung des Erdbodens nicht zu begreifen ist.

Auf des Maraldi meteorologische Beobachtungen vom 1727sten Jahre folgen die Tafeln des ersten

* Daß auch in Preußen, nahe bey Danzig, dergleichen Zähne gefunden worden, siehe in den Sammlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, I. B.

Jupitermondes vom Herrn Caſſini, und darauf kömmt die beſondere Frage: ob der Mond ſich um die Erdkugel, oder dieſe ſich um den Mond bewege? Ein gewiſſer Benedictiner gab 1726 zu Bourdeaux einen Tractat von der Ebbe und Fluth heraus, darinn er dieſes letztere annahm; wie es ſchon vor hundert Jahren ein gelehrter Edelmann Baliani zu Genua geglaubet hatte. S. des Ricciol. Almageſt II. Th. 9 B. 4. 6. 15. Abſchnitt. Es iſt wunderlich, daß man ſeit des Copernicus Zeiten ſo gar mistrauiſch gegen unſre Sinne geworden; daß man ihnen auch in einer, dem Anſehen nach, ſo augenſcheinlichen Sache, nicht mehr trauen will. Um aber zu einer völligen Gewißheit hierinn zu gelangen, iſt es nicht genug, daß uns die Analogie aller bekannten Weltkörper lehret: Nichts ſey natürlicher, als daß die kleinern um die größern laufen: wie ſolches die Bewegungen der ſämmtlichen Planeten um die Sonne, der Saturnsmonden um ihn, und der Trabanten Jupiters um denſelben beſtätigen. Die heutigen Weltweiſen ſind zu mistrauiſch. Denn wie? fragen ſie: wenn irgend die Natur hier eine Abweichung von der Regel gemachet, und eine Veränderung bey der Erde beliebet hätte? Sollte es ihr unmöglich geweſen ſeyn, auch eine größere Weltkugel, wie die Erde, um eine 50 bis 60 mal kleinere laufen zu laſſen? Hr. von Mairan hat alſo alle Scharfſinnigkeit eines Sternkundigen angewandt, unſre Erde in dem Beſitze ihrer alten Vorrechte zu ſchützen, und den Mond zu ſeiner Unterwürfigkeit ferner anzuweiſen. Nachdem nun

Herr

groſſen Ehren gehalten worden, ſo daß er ihn öfters, wenn er von ihm zu reden gekommen, öffentlich den Moſes ſeiner Zeiten *) genennet hätte. Mit dieſem Lobſpruche iſt Photius **) gar übel zufrieden, u. meynet, der Kayſer habe dieſen Biſchoff allzuſehr vergöttert und erhoben, aber auch zugleich deutlich genug verrathen, wes Geiſtes Kinder, er und ſeine Bediente, das iſt, leibhaftige Arianer, geweſen. Ubrigens ſuchet Herr Heupel dieſe zwey widrige Nachrichten von dem Alter des Ulphilas alſo zu vereinigen, daß er davor hält, er habe vielleicht viele Jahre vor ſich gebracht, und alſo ſo wohl unter Conſtantino geblühet, als noch unter Valente gelebet; dagegen er aber denen Gelehrten, welche den Ulphilas in das Jahr Chriſti CCCCXV. haben ſetzen wollen, ſeinen Beyfall vollkommen verſaget.

Was nun ferner die von ihm unternommene Uberſetzung der Bibel in das Gothiſche anbelanget, ſo liegen davon die unlaugbaren Zeugniſſe mehrgedachter Schriftſteller, Socratis, Sozomeni, Philoſtorgii, Iſidori, des Urhebers der Hiſtoriae Miſcellae, Jornandis, und anderer in den bereits angeführten Orten am Tage. Alle, da ſie dieſer Sache erwehnen, verknüpfen damit auch zugleich unmittelbar eine andere, nicht weniger merkwürdige, Nachricht; nemlich,

*) τον ἐφ' ἡμων Μωσην.

**) *Photius* in Bibliotheca Codice XL. λιαν δε ἀυτος τον ἀνδρα θειαζει, και της αἱρετικης ἀυτου δοξης ἱερεα την ἀυτον τε, και τους ὑπ' ἀυτον, ἀναγραφει.

Herr Delisle die eigene Bewegung der Fixsterne untersuchet, und die picardische Beobachtung verbessert hat, so folget des Herrn Cassini Theorie der Cometen. Diese löset eine 1727 beobachtete Mondfinsterniß von eben demselben ab, und der schräge Trieb flüssiger Körper beschließt dieses Jahr.

Das folgende 1728ste hebt mit magnetischen Versuchen an, z. E. daß eiserne Stangen, wenn sie eine Zeitlang aufrecht stehen, wie die Spindeln auf den Thurmspitzen, oder auch eiserne Stäbe in den Gegittern der Fenster, von sich selbst magnetisch werden; und wie das zugehe? ist vom Herrn du Fay. Nun folget etwas artiges, nämlich die Beobachtung der Motten, die sich in Zeugen und Kleidungen einspinnen. Nichts ist angenehmer, als die Beobachtung der Kunst und Lebensart, dieses an sich schädlichen Ungeziefers. Die Natur bringet es aus seinem Eychen, fasennackend zur Welt; sie hat aber dem neugebohrnen Thierchen gleich den Trieb, die Geschicklichkeit und die Werkzeuge mitgegeben, sich selbst ein Kleid zu weben. Seine Mutter hat schon die Sorgfalt gehabt, das Ey an einen Ort zu legen, wo es dem jungen Thiere an Wolle nicht fehlen konnte. Diese schneidet es nun, mit einer an seinem Kopfe befindlichen Zange, oder Scheere recht artig, bey einzelnen Haaren ab, und webet sich ein Röckchen daraus, das wie ein Müffchen gestalt ist, d. i. hohl, länglichrund, und vorn und hinten offen. Wächst nun das Thierchen allmählich, so webt es sich seinen Muff an beyden Enden immer länger, zu welchem Ende es sich inwendig umkehren, und den Kopf

ans Schwanzende bringen kann, um auch dort zu arbeiten. So wächſt nun der Muff in die Länge, wie das Thier, und es iſt artig zu ſehen, wie ſich auch die Farbe der neuen Zuſätze oder Ringe deſſelben ändert, wenn das Thier z. E. von einem blauen Tuche auf ein rothes, grünes, oder ſchwarzes Tuch geſetzet wird. Aber noch viel künſtlicher iſt die Erweiterung dieſes Kleides, wenn das Thier dicker wird. Denn das bloße recken und ausdehnen, eines ſo dicken Filzes würde nicht zulangen, ſelbiges brauchbar zu erhalten. Hier zeiget alſo unſer kleiner Kürſchner, oder Schneider eine neue Kunſt. Er ſchlitzet ſeinen Muff an einem Ende auf die Hälfte auf, und flicket ſich in den Ritz eine neue Streife ein. Sobald dieſe fertig iſt, thut er eben das auf dem andern Ende; und dieſe Arbeit wird ſo lange wiederholet, als es zum Wachsthume der Motte nöthig iſt. Hat ſie nun zu dieſen eingeflickten Streifen anders gefärbte Wolle bekommen: ſo hat ſie nunmehr einen ordentlichen geſtreifelten Muff zu ihrer Wohnung bekommen. Wer muß die Weisheit des Urhebers der Natur, nicht auch hier, in einem, dem Anſehen nach, ſo verächtlichen Ungeziefer, bewundern? Es kommen noch viel andre Stücke dabey vor, die man beym Herrn Reaumür ſelbſt nachleſen muß. Das Kupfer dieſes Monaths ſtellet die ordentlichen Verwandlungen deſſelben vor, wie ſie theils natürlich, theils durchs Vergrößerungsglas zu ſehen iſt. Hier findet man auch Mittel wider die Motten.

Auf die meteorologiſchen Beobachtungen des Herrn Maraldi von der Menge des Regens 1728 u. ſ. w.

u. ſ. w. folget des Herrn Caſſini Ausrechnung der Bewegung des Saturns. Die Chaldäer haben 228 Jahre vor Chriſti Geburt dieſen Planeten auf einer gewiſſen Stelle des Himmels geſehen. Seit der Zeit waren 1943 Jahre, 119 Tage 6 Stunden verfloſſen, als man den Saturn wieder auf derſelben Stelle beobachtete. Daraus erhellet, daß Saturn in der Zeit, erſt 66 ſeiner eigenen Jahre gezählet, deren jedes 29 Erdjahre, 162 Tage, 4 Stunden und 28 Minuten beträgt. Und dieſes ſollte beſtimmet werden. Der Herr von Mairan unterſuchet hierauf die Kraft bewegter Körper: ſo wie der Abt Molieres die Bewegungen im Wirbel, und ſo ſchließt das 1728ſte Jahr.

Das 1729ſte hebt mit dem Nordlichte von 1729 an, welches Caſſini beobachtet hat. Es fähret fort zu meteorologiſchen Beobachtungen, und einer Mondfinſterniß vom Maraldi, die auch Caſſini, Godin, und der Ritter Louville an verſchiedenen Orten bemerket haben. Eben dergleichen vom 8ten Aug. iſt auch von zwenen beobachtet worden. Hierauf folgen americaniſche Beobachtungen mit pariſiſchen verglichen; eine Abhandlung von der täglichen Bewegung der Erdkugel um ihre Achſe, von Abend gegen Morgen, vom Herrn Mairan; der eine ſehr ſinnreiche Urſache davon angiebt. Darauf giebt Maraldi vom Laufe des zweyten Trabanten Jupiters, Caſſini vom Cometen des 1729ſten Jahres Nachricht, der ſeinen Kreis um die Sonne, zwiſchen den Laufbahnen Jupiters und des Mars gehabt. Der Abt Molieres bemühet ſich darauf

die

die Wirbel des Carteſius zu behaupten; und Herr **Louville** machet mit ſeiner Theorie der veränderten Bewegungen den Beſchluß dieſes Jahres.

Das 1730ſte Jahr hebt mit magnetiſchen Verſuchen an, die Herr **du Fay** angeſtellet hat, die obigen zu beſtätigen, und zu zeigen, daß um einen Magnet nicht ein doppelter, ſondern einfacher Wirbel gehe, wie die 13 Figur zeiget. Es folget ein Nordlicht, das Herr **Mairan** geſehen, imgleichen eine neue Zubereitung des Thermometers, vom Herrn **Reaumür**. Eben dieſer betrachtet darauf die Erde in ihren vornehmſten Arten; Herr von **Montvalon** zu Aix hat meteorologiſche Beobachtungen gemachet, und Herr **Maraldi** auch. **Reaumür** hat die Raupen und andres Gewürme beobachtet, welche Blätter zuſammenrollen, ſich darinn einzuſpinnen. S. die 14 u. 15te Figur. Der Comet des 1729ſten und 1730ſten Jahres iſt vom Herrn **Caſſini** beobachtet, und hat gewieſen, daß die Wirbel des Himmels noch nicht ganz widerleget ſind. Eine Mondfinſterniß aus Amerika, eine Auflöſung vom **Godin**, die Knoten der Planeten zu beſtimmen, und eine Sonnenfinſterniß folgen. Die Stadt Paris hatte **Deliſle** für $\frac{1}{72}$ kleiner als London befunden, Herr **Mairan** aber will das Gegentheil zeigen. **Pitot** von der Bewegung des Waſſers machet den Schluß.

VII. Lettre

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Lettre de Mr. Grimm ſur Omphale

Tragedie Lyrique, repriſe par l'Academie Royale de Muſique le 14 Janv. 1752, in 8v.

Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Herr Secretär Grimm, deſſen wir ſonſt mit Ruhme gedacht haben, fähret fort den Frenzoſen zu zeigen, daß man dieſſeits des Rheines auch Witz, Geſchmack, Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften, und was noch mehr iſt, auch kritiſche Einſicht in die Regeln der freyen Künſte beſitze. Gegenwärtige Schrift hat ganz Paris aufmerkſam gemacht; da ſie es gewaget, die franzöſiſche Muſik, ſonderlich an ihren Sängern, zu tadeln, und mit den ſtärkſten Gründen, der Ungeſchicklichkeit zu überführen. Die Sache verhält ſich ſo.

Bey dem einreißenden Mangel guter Poeten, die mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten können, ſieht man ſich genöthiget, zuweilen alte Opern hervorzuſuchen, die vor 30, 40 und 50 Jahren zuerſt geſpielet worden. So wie man nun vor einiger Zeit des Herrn von **Fontenelle Thetis und Peleus**, nach 50 Jahren wieder hervor geſuchet; ſo iſt dieſe Ehre auch der **Omphale** ſeines guten Freundes, **de la Motte**, wiederfahren. Dieſes

Stück

Stück an ſich ſelber nun kritiſiret Herr Secr. Grimm nicht: er betrachtet nur den Componiſten Destouches, der ſolche Oper damals in Noten geſetzet: und bey dieſer Gelegenheit redet er auch von der franzöſiſchen Art zu ſingen. Er hatte anfänglich öfters ſeine Gedanken mündlich in Geſellſchaften vorgetragen; als ganz Paris einig war, dieß Schauſpiel zu bewundern. Weil er nun ganz andrer Meynung war, ſo veranlaſſete man ihn, ſeine Gedanken davon ſchriftlich aufzuſetzen.

Er richtet ſein Schreiben an ein vornehmes Frauenzimmer, dem Omphale überaus gefallen hatte; und welches ihm befohlen, ſeine Verdammung derſelben öffentlich zu rechtfertigen. Er will keine Vergleichung der franzöſiſchen Muſik mit der übrigen Europäer ihrer anſtellen. Denn wie jeder Richter hier zugleich zu einer Partey gehöret: ſo wird dieſer Streit niemals entſchieden werden. Er will nur überhaupt ſeine Begriffe davon ſagen, um der Frage vorzubeugen, warum er ſich erkühnet habe, davon zu urtheilen? Er weis es wohl, daß die Franzoſen, ſo oft von ihrer Muſik die Rede iſt, allen Auswärtigen kurz und rund die Fähigkeit abſprechen, davon zu urtheilen. Allein wenn eben dieſe Franzoſen den Ausſpruch thun, daß die chineſiſche Muſik abſcheulich ſey: ſo haben ſie wohl die Chineſer nicht um dieſes Urtheil befraget. Warum ſollten wir nun das Recht nicht auch gegen ſie haben, welches ſie ſich gegen andre Völker, in mehr als einem Stücke, anmaßen?

Die

Die wälſche Muſik ergetzet alles was Ohren hat, und man bedarf keiner Vorbereitungen dazu, um ſie für ſchön zu halten: daher hat ganz Europa ſie angenommen. Nun kömmt zwar auf die Sprachen auch etwas an; und in Anſehung deſſen geſteht er der franzöſ. Muſik auch einige Schönheiten zu, aber allezeit viel geringere, als der italieniſchen.

Hier erzählt der Herr Verfaſſer, wie es ihm gegangen, als er nach Paris gekommen. „Ich kom„me nach Paris, heißt es, und bin eben ſo, wie alle „Fremden, wider die franzöſ. Opern eingenommen. „Ich laufe alſo hinein, in feſter Meynung, ſie noch „ärger zu finden, als ich mir ſie eingebildet hatte. „Zu meiner großen Erſtaunung aber, finde ich zwey „Stücke, die ich mir niemals vermuthet hätte, nämlich Muſik, und eine ſingende Stimme. Es war „die Platee, ein erhabenes Werk, von einer Gat„tung, welche Rameau in Frankreich erſchaffen „hat. . . Und die Jungfer Fel, verſtund die Kunſt, „mit der glücklichſten Kehle von der Welt, mit ei„ner immer gleichen, freyen, muntern und unge„zwungenen Stimme, dasjenige zu thun, was man „in einer heiligen Sprache, eigentlich ſingen nennet. „Dieſes Wort wird in Frankreich ſchändlich ent„weihet, wenn man es auf ein Geblöke zieht, da „man mit Gewalt Töne aus der Gurgel ſtößt, und „ſie mit den krampfartigen Verzuckungen des Kin„nes zwiſchen den Zähnen käuet. Das nennet man „bey uns Deutſchen ſchreyen, oder plärren; und auf „unſern Bühnen wird es nirgends gehöret, aber „wohl auf öffentlichen Märkten. Dieſe Begeben-

„heit hat mich nun auf ewig von einer Uebereilung „befreyet, da man nach einem bloßen Gerüchte ur„theilet. Indeſſen hätte ich nur zween Tage eher „kommen, und die Medea hören dörfen, ſo wäre „ich in allen meinen Vorurtheilen beſtärket „worden.„

So fein weis unſer Herr Grimm die Pillen zu vergulden, wenn er den Herren Franzoſen die Wahrheit ſagen will. Nunmehr geht er denn auf die genauere Prüfung der Omphale los: doch wie oben gedacht worden, nicht auf die Poeſie, ſondern nur auf die Muſik derſelben. Allein da wir in Deutſchland dieſelbe nicht gehöret haben, auch die Noten dazu nicht beſitzen, ſie uns vorſingen und ſpielen zu laſſen; ſo können wir uns aus dieſer Beurtheilung nicht viel nehmen. So viel ſieht man überall, daß der Herr Verf. als ein vernünftiger und billiger Kenner davon urtheilet; der den Affect der redenden oder ſingenden Perſon, nach den Umſtänden, darinn ſie ſich befindet, ſanft oder ſtark, zärtlich oder heftig, traurig oder aufgebracht, ſchmäuchelnd oder verdrüßlich, bebend oder herzhaft, u. ſ. w. durch den Geſang ausgedrücket haben will. Dieſes nun hat er in der Muſik des Componiſten Destouches (den man mit dem Poeten nicht vermengen muß,) gar nicht gefunden: und dieſes erweiſet er den Herren Pariſern, mit einer, einem wahren Deutſchen recht anſtändigen Freymüthigkeit. Er redet von ihren Arien, und von den Recitativen, und bemerket alle ihre Fehler. Er vergleicht ſie mit den wälſchen Arien und Recitativen, und

zeigt

zeiget überall dieſer unendliche Vorzüge. Er tadelt ſonderlich an beyden die Duette, als ſehr unnatürlich. Allenthalben aber menget er die deutlichſten Proben einer vollkommenen Kenntniß und kritiſchen Einſicht der Schaubühne überhaupt, und der galliſchen inſonderheit, imgleichen einer Theorie der Muſik ein; die unter Gelehrten, ja ſelbſt unter den Tonkünſtlern nicht gemein iſt.

Indeſſen bleibt er doch allemal billig gegen die franzöſ. Nation. Er erkennet die Verdienſte vieler von ihren großen Componiſten, Sängern, Tänzern, Malern u. ſ. w. Er verkündigt aber, daß ihre Oper ſich in kurzem viel eingebildete Schätze ihres Vorraths alter Stücke vom Halſe ſchaffen wird; wenn nur die Philoſophen erſt den Geſchmack des Volkes auf dem, was wirklich gut iſt, befeſtigen werden. Er meynt, das Anſehen der Gelehrten werde dieſen für Frankreich ſo rühmlichen Zeitpunkt beſchleunigen. Sie, als Lehrer der Nation, und der ganzen Welt, (das klingt ein wenig zu ſchmäuchelhaft, da ein Deutſcher hinkommen müſſen, ihnen die Augen aufzuthun,) müßten den Pöbel erleuchten, und ihn durch ihre Regeln leiten. Im Geſchmacke gäbe der Hof dem Volke die Moden, die Weltweiſen aber Geſetze. Sie brauchten nur Herz, woran es ihnen aber zuweilen fehlte, die allergemeinſten und oft abgeſchmackteſten Meynungen zu verwerfen, ſie mit aller Stärke der Vernunft anzugreifen, und ſie allenthalben, wo ſie ſelbige fänden, auszurotten.

So herzhaft ſchreibt unſer würdiger Landsmann: aber wir müſſen noch eine bittere Wahrheit mitneh-

men, die er ihnen auf der 43sten Seite saget. „Darf „ichs wagen, zu sagen, daß überhaupt die Franzo„sen sich vielleicht von der schönen und glücklichen „Einfalt der Natur zu weit entfernet haben? Die „schönsten Auftritte eines Metastasio würden, we„gen dieser äußersten Einfalt, in Paris nicht Bey„fall finden. Diese Entfernung nun von der Na„tur und schönen Einfalt ist hier allgemein. Man „sehe nur, wie unsre Schäfer in der Oper, und un„sre Kammermädchen in der Komödie gekleidet sind. „Brutus in einem mit Golde beschlagenen Kleide, „einer großen Perrüke, und einer Feder auf dem „Hute, saget mitten in einem eben so reich geputzten „Senate, diese schönen Verse:

Ces peres des Romains, vengeurs de l'équité,
Ont blanchi dans la pourpre & dans la pauvreté.
Au dessus des Tresors, que sans peine ils vous cedent,
Leur gloire est de dompter les Rois, qui les possedent.
Prenez cet Or, Aruns, il est vil à nos yeux &c.

Ja auf der 22sten Seite räth er seiner Dame, an die er schreibt, wenn sie einmal nach Deutschland käme, auf der Leipziger Messe, vor dem Petersthore einen blinden Bänkelsänger anzuhören, der das Gemählde, worauf er zeiget, selbst nicht sieht: so würde sie die wahrhafte Melodie, wornach man in der Oper Omphale die Worte gesungen:

Mais je saurai percer, la nuit obscure &c.

und das zwar in deutschen, aber dem Charactere der Arie weit gemäßern, Worten singen hören.

Endlich beschließt der Herr Verfasser gegen das Ende mit einem Entwurfe eines Tempels des Geschma-

lich, daß eben dieser Ulphilas die Gothische Buchstaben zu allererst erfunden habe. *)

Unser Verfasser nimmt daher Gelegenheit eine kleine Ausschweiffung von dem Ursprunge und Alter der so genannten Runischen, und bey denen Nordländern ehedessen üblichen, Buchstaben zu machen; davon wir beyläufstig nur mit ein paar Worten Erwehnung thun wollen. Der vortrefliche Conring **) hat aus denen iezt ermeldeten Zeugnissen geschlossen, man habe im Norden vor dem Ulphilas keine Buchstaben, oder Runen, gehabt, weil sie dieser erst erfinden müssen; und wären sie also vermuthlich durch einige nach Scandia, oder nach heutiger Benennung, Schonen, nach der Zeit zurück gekehrte Gothen, ob wohl mit einer ziemlichen Veränderung, in diese Gegenden gebracht worden und daselbst allmählich in Ubung gekommen. Diesem Ausspruch haben sich alsofort verschiedene berühmte Männer unter den Schwedischen Gelehrten,

*) *Socrates*, l. c. γραμματα ἑφευε γοτθικα. *Sozomenus*, l. c. πρωτος γραμματων ευρετης. *Philostorgius* l. c. γραμματων ἀυτοις (Gothis) οικειων ευρετης. *Isidorus*, l. c. *Gulfilas -- Gothicas litteras condidit.* Autor Hist. Miscell. l. c. *Ulfilas Episcopus -- qui etiam litteras Gothicas primus adinuenit. Iornandes* de rebus Geticis c. LI. *Nicephorus* Hist. Eccles. lib. XI. cap. XLVIII.

**) *Conring* de Orig. Iur. Germanici cap. V.

ſchmackes, den er allen außerordentlichen Sterblichen, die in den freyen Künſten vortrefflich ſind, aufrichtet. Er ſtellet den Altar des Gottes der Tänze, neben den Altar des Grafen Moritz von Sachſen; den Eroberer von Schleſien, zum Heldendichter Heinrichs des IV; den Orpheus der Franzoſen neben den Pergoleſe; und zur Jungfer Fel, die Frankreich zuerſt gelehret hat, daß ſich franzöſiſche Texte ſingen laſſen, die Aſtroa und den Salimbeni, den Bouchardon, einen Bildhauer, und Carlen Vanloo einen Maler; etliche Schauſpielerinnen von der pariſiſchen Bühne, den Präſid. Montesquiou, einen Violiniſten, Pagin; den Freyherrn von Cocceji, und den Capellmeiſter Graun: worauf noch ein rühmlicher Schluß, auf einen großen Monarchen unſrer Zeiten folget, „der „bey dem Unglücke, daß er regieren muß, auch das „herrliche Vorrecht hat, ſeine Wohlthaten über Ta„lente auszuſtreuen, die er zu bewundern das „Glück hat.„

Nächſtens reden wir von einem Paar Antworten, die Herr Grimm zu Paris bekommen hat.

* *

VIII.

Johann Karl Konrad Oelrichs, der R. D. und der königl. Geſ. zu Königsberg, Greifswald und Göttingen ꝛc. Mitgliedes, Entwurf einer Geſchichte der königl. Bibl. zu Berlin.

Berlin, bey Hauden und Spenern, 1752, in gr. 8.

Herr D. Oelrichs, dem wir ſchon verſchiedene gelehrte Schriften zu danken haben, hat uns in voriger Meſſe wiederum mit einem neuen Werke beſchenket. Es enthält ſolches die Geſchichte eines der merkwürdigſten kön. Bücherſäle in Deutſchland, davon wir bisher nur ſehr wenige und ſehr zerſtreute Nachrichten gehabt haben. Es zeiget von einer beſondern Arbeitſamkeit und großen Liebe zu der gelehrten Geſchichte überhaupt, und der berlinſchen Bibliothek ins beſondre, daß er uns ſo eine mühſame Arbeit liefern können, da er doch weder Bibliothekar derſelben iſt, noch ſonſt eine Bedienung dabey hat; ſondern nur den gewöhnlichen Zutritt aller Fremden bey derſelben haben können. Allein hier heißt es recht: Luſt und Liebe zum Dinge, macht alle Schwierigkeiten leicht.

Die Zueignungsſchrift iſt an den geh. Staats- und Kriegsminiſter, Herrn von Dankelmann, gerichtet. In ſeiner gel. Vorrede zeiget er die Quellen an, daraus er geſchöpfet. Hendreichs, Bergers, La-Crozens, Beckmanns, Tolls, Hemmins, Schmidts, Brückmanns kleine Stücke davon, beſtehen meiſt in lauter Briefen; und können alſo nichts rechtes davon in ſich halten. Bey ſolchem Mangel nun, und dem gänzlichen Abgange geſchriebener Nachrichten, beſorget der Herr Verf. die Vorwürfe: dieſe Arbeit ſey nicht ſeines Berufes; ſie ſey unvollſtändig, u. d. m. Allein er begegnet denenſelben gründlich. Denn ein Gelehrter hat freylich zu allem einen Beruf, was er zu leiſten vermag: und ſeine Geſchichte iſt wenigſtens zehnmal ausführlicher, als alles,

les, was man bisher davon gehabt hat. Er unterrichtet uns indessen von allen seinen Bemühungen, und dabey angetroffenen Schwierigkeiten. Wie viele würden sich nicht dadurch von einer so undankbaren Arbeit völlig haben abschrecken lassen?

Das I. Cap. handelt von der Stiftung, dem Fortgange, Wachsthume, der Größe und Einrichtung der königl. Bibliothek. Der große **Friedrich Wilhelm** hat, wie in andern Stücken, also auch in dieser Absicht, sich unsterblich gemacht. Ihm gebühret der Ursprung derselben, als eine Wohlthat gegen seine churfürstl. Residenz, zugeschrieben zu werden: ob es gleich schwer ist zu sagen, wie sie in so kurzer Zeit habe anwachsen können, daß schon **Peter Bayle** sie in seinen Lettres choisies, eine der schönsten in ganz Europa, nennen können. Sie hat schon in der Hälfte des vorigen Jahrh. 1650 einen Bibliothekar gehabt, und 1661 ist sie zu einer öffentlichen Bibliothek erkläret worden. Die allmählichen Stufen ihres Wachsthums erzählet der Herr Verf. unter diesem großen Churfürsten, seinem Sohne, Könige **Friedrich** dem I. und Könige **Friedrich Wilhelmen**, mit aller Sorgfalt. Es kommen aber, außer der Großmuth dieser regierenden Herren, auch Geschenke und Vermächtnisse von Privatpersonen dazu, welche recht ansehnlich gewesen.

Die ganze Bibliothek ist in 47 Classen getheilet: davon die theologischen 14, die juristischen 13, die medicinischen 2, die philosophischen 2, die bürgerl. Historie auch 2, die mathematischen, architectonischen, geographischen, chronologischen, genealogischen, politischen, antiquarischen, lexicographischen, litterari-

ſchen, gelehrte Geſchichte, Dichter, und fabelhafte Scribenten, jede eine Claſſe ausmachen. Ein geſchriebenes dreyfaches Verzeichniß iſt davon vorhanden, deren erſtes aus 11 alphabetiſch eingerichteten Bänden, das zweyte, da die Bücher nach ihren Claſſen abgetheilet ſind, aus 24 Bänden in Fol. beſteht.

Die Spanheimiſche Bibliothek, die unter König Friedrich dem I. der königl. einverleibet worden, und ganz beſonders ſtehen geblieben, beſteht aus VIII. Claſſen, darüber ein beſondres doppeltes Verzeichniß vorhanden iſt. Das erſte alphabetiſche beſteht aus 4 Folianten, das andre nach den Claſſen aus IX. Bänden in Fol. und ſoll allein auf 9000 Bände enthalten; darunter auch über 100 Handſchriften ſind. Die Bände in der königl. Bibliothek ſind durchgehends von rothem Saffian, oder andrem rothen Leder, verguldet auf dem Rücken; die Spanheimiſchen aber lauter Franzbände.

Das II. Cap. handelt von den ſeltenen und groſſen Werken in der königl. Bibliothek. Zuförderſt fällt die Claſſe der Bibeln in allen Sprachen, 500 an der Zahl, in die Augen. Die allerälteſte latein. von 1450 zu Maynz gedruckt, iſt ſehr ſelten. Die von 1462 zu Maynz, und die coburgiſche deutſche von 1478, ſind auch anderwärts befindlich, u. ſ. w. Die hebräiſche Bibel vom 1494ſten Jahre, die D. Luther bey ſeiner Dollmetſchung gebrauchet hat, iſt auch hier; und es werden ein Paar Briefe von ſeines Sohns, Paul Luthers, beyden Söhnen, mit eingerücket, worinn ſie ſelbige dem Markgrafen, Joach. Friedrichen, Adminiſtratorn zu Magdeburg, aus

Noth

Noth verkaufet. Auch die plattd. lübeckiſche Dollmetſchung von 1494 iſt hier, darinn nach den Worten 1 B. Moſ. im 3 Cap. 16 V. **Vnder der Macht des Mannes werſtu weſende, vnd he ſchall aver dy herſchopen**; auch der Zuſatz vorkömmt: **Dy vaken to pynigende, vnd to ſlande.** u. d. m.

Das III. Cap. handelt von den Handſchriften überhaupt, inſonderheit den theologiſchen, in vielerley Sprachen. Hier kommen viel vortreffliche Stücke vor, bey denen wir uns aber nicht aufhalten können.

Das IV. Cap. liefert die juriſtiſchen Handſchriften, darunter einige koſtbare Sachſenſpiegel befindlich ſind. Z. E. ein plattdeutſcher pergamentner, darauf ſteht am Ende, daß er 1269 geſchrieben ſey: welches wohl gegen diejenigen zu merken iſt, die da glauben, das Original ſey hochdeutſch geſchrieben worden. Die Verſe des Schreibers klingen ſchön:

In nece baptiſte libellus explicit iſte
Poſt X̄ti natus milicuxciit eſt numeratus,
Qui ſcripſit librum Deus hunc det crimine librum
Hic Nicolaus omen varium paciens ſibi nomen
Auceps et natus de britzen ſepe vagatus
Propter lucra ſitimque famem frigus tulit olim.

Das V. Cap. handelt von den mediciniſchen Handſchriften. Auch hier kommen allerley chymiſche, botaniſche, auch arabiſche Codices von großem Werthe vor. Das ſonderbarſte ſcheinet Menzels Flora Japanica zu ſeyn: ſie beſteht aus zween Folianten, und enthält 1360 in Japan ſelbſt gemahlte Figuren von Blumen und Kräutern. Dahin gehöret auch der braſilianiſche Schauplatz des Reiches der Natur, darinn auch die vierfüßigen Thiere, Vögel

und Fische dieses Landes, nebst den Pflanzen in 1460 Figuren abgeschildert sind. Ein Kräuterbuch von 16 Bänden, eins aus 8 B. u. d. m. sind gewiß nicht weniger merkwürdig, und werden ausführlich beschrieben.

Das VI. Cap. handelt von historischen Handschriften. Eine im XIIIten Jahrhunderte geschriebene Chronik Martini Poloni, die der Kanzler Ludewig von Halle, dem hochseligen Könige geschenket hat, enthält die Geschichte von der Päbstinn Johanna ordentlich im Texte. Hundert und achtzehn Bände sogenannte Mazarinische Handschriften, in roth Corduan vergoldet, sind bey Verbannung desselben in Paris gekaufet worden; und halten viel besondres in sich. Vier und vierzig Bände aus der Kön. Christina Bibliothek, welche selbige aus des Cardinals Mazarini Bibliothek erkaufet hatte, sind auch noch hier. Des M. Matth. Prätorius von Memel, Preußische Schaubühne, ist gleichfalls hier zu suchen. Eine große Sammlung zur Clevischen, Jülichschen, Bergischen Geschichte gehöriger Schriften, ist aus des frankf. Prof. Ditmars Bibliothek hieher gekommen. u. s. w.

Im VII. Cap. findet man die Handschriften der Autorum classicorum, darunter denn ein Lucan, Eutrop, Terenz, Claudian, und Horaz: imgleichen alte Glossen aus dem VIIIten Jahrhunderte auf Pergament, über den Lucan, Virgil, und Statius; ferner noch ein Lucan, ein Seneca, und Valer. Maximus, noch zween Terenze, ein Sueton, ein Livius, Aristotels Metaphysik, ein Martial und ein Flo-

Florus, ein Saluſt, Fabeln Aeſops, Ovids Metamorphoſen, und Lucans Variæ lectiones befindlich ſind.

Im VIII. Cap. kommen die eigenhändigen Briefe gelehrter Männer vor. Z. E. Luthers, Reuchlins, des Erasmus, Melanchthons, Joſ. Scaligers, u. d. m. Unter andern iſt ein beſondrer Brief von D. Luthern daſelbſt an einen Mann, der Hirsfelder geheißen, und nur darum an ihn geſchrieben, um eine Zeile von ſeiner Händ zu haben. Dieſer lautet ſo:

Manum meam petiiſti, ecce manum habes.

Martinus Lutherus.

Nun folgen im IX. Cap. chineſiſche Handſchriften, und im X. einige andre Merkwürdigkeiten in der Manuſcriptenkammer. Hier iſt ſonderlich des berühmten magdeburgiſchen Bürgermeiſters, Otto Guerike, neuerfundene allererſte Luftpumpe, mit den beyden ſehr großen küpfernen Halbkugeln zu finden, die er ausgepumpet; imgleichen ſein Barometer. Ein ſo künſtlich gebundenes Buch, daß es auf ſechſerley Art aufgemachet werden kann; ſo daß allemal die Schrift recht ſteht, und zu leſen iſt; imgleichen ein zu Dresden gedrucktes Abcbuch, darinn das VI. Gebot fehlet, u. d. m.

Im XI. Cap. wird von den Oberaufſehern der kön. Bibliothek gehandelt. Auf den Freyh. von Spanheim iſt 1697 Graf Schwerin, Graf Wartenberg, 1707 Freyh. von Dankelmann, 1709 Freyh. von Prinzen, 1730 der Großkanzler, Freyh. von Cocceji, nach ihm Herr von Brand, und 1749 der itzige Staatsminiſter, Freyh. von Dankelmann, gekomen.

Im XII. Cap. werden die Bibliothekare bis auf dieſe Zeit erzählet. Es iſt ihrer eine ziemliche Anzahl:

von

von vielen aber weis man nichts mehr zu melden, als von jenem pommeriſchen Edelmanne auf den Leichenſtein geſetzet ward:

Hier liegt Hans Biſenreth;
Hans lebte, Hans iſt todt.

Sie haben geheißen Joach. Hübner, 1650. Joh. Rau, 1659. Joh. Vorſt, 1662. Chriſtian von Heymbach, 1663. Chriſtian Hendreich, 1668. Guſt. Heinr. von Schwalenberg, 1671. Lampert Eller, 1681. Joh. Gerl. Wilhelmi, 1683. Andr. Wolfg. von Runkel, 1685. Lorenz Beger, 1686. Ernſt Sigm. Crell, 1689. Pet. Lud. Hendreich, 1695. Seb. Gottfr. Starke, 1695. Joh. Caſ. Philippi, 1698. Matur. Veißier la Croze, 1702. Ludolph Küſter, 1705. Joh. Carl Schott, 1705. Paul Volkmann, 1707. Friderico Candio von Großkair in Aegypten, 1708. Nicol. Weſtermann, 1710. Friedr. Heinr. von Bär, 1710. Phil. Ant. Brunſenius, 1713. Fr. Aug. von Hackemann, 1718. H. Conrad Chriſtoph Neuburg, 1723. H. Jaqu. Gualtier de la Croze, 1739, welche beyde noch leben. Da nun in einem Jahrh. dergeſtalt 24 Bibliothekare geweſen: ſo iſt es kein Wunder, daß bisweilen vier, fünf, ja ſechs, wie 1711 geſchehen, auf einmal dabey geſtanden.

Der Anhang holet noch einige vergeſſene Nachrichten nach; und man muß geſtehen, daß der Herr D. Oelrichs alles mögliche gethan, der kön. berliniſchen Bibliothek Ehre zu machen. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß ſich auch zu Königsberg ein gelehrter Patriot fände, der uns die Geſchichte der daſigen kön. Schloßbibliothek, außer ihr aber, auch der gräfl. Wallenrodiſchen, der Univerſitäts- und der Rathsbiblio-

bibliotheken Merkwürdigkeiten beſchreiben wollte. Wir kennen die allerſeitigen gelehrten Männer, die denenſelben vorſtehen, ſehr wohl, Hrn. D. Behmen bey der erſtern, Hrn. Hofr. Güthern bey der andern, Hrn. D. Langhanſen bey der dritten, und Hrn. D. Lilienthalen bey der vierten. Allein wie ſind wir vermögend, ſie dazu aufzumuntern, wenn ſolches die eigene Liebe zu ihrem Vaterlande nicht thun kann? Gleichwohl laſſen wir dieſe gute Hoffnung nicht ſinken; und ſind bereit, ihren Ruhm begierig auszubreiten.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt,

durchgehends mit den Exempeln unſrer beſten Dichter erläutert ꝛc. Bey dieſer IV. Auflage mit vielen neuen Hauptſtücken vermehret, von Joh. Chriſt. Gottſcheden. Leipzig 1751, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf. II Alphab. 8 Bogen, in groß 8.

Dieſes Buch erhält ſich noch immer, aller ſchweizeriſchen Anfechtungen ungeachtet, in ſeinem alten Werthe. Ohne von demſelben zu urtheilen, kann man dieſe vierte Auflage deſſelben für einen ſichern Beweis davon anſehen. Denn in der That, ein Werk, das ſoviel ſtürmiſche, wiederholte und lange fortgeſetzte Angriffe ſeiner Gegner aushält, und, ungeachtet es ſein Urheber, ohne alle Vertheidigung, den Pfeilen aller Widerſacher bloßgeſtellet ſeyn läßt, glücklich überſteht,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J. C.

3-598-50952-9
FN. 1913/064

ten, z. E. Olaus Verelius, *) Ol. Rudbeckius, **) Carolus Lundius, ***) und andere in öffentlichen Schriften widersetzet, und einmüthig behauptet: die Gothen hätten lange vor Christi Geburt ihre Runen und Buchstaben gehabt, deren XVI. an der Zahl gewesen; welche nach der Hand der Ulphilas, bis auf XXV. oder, wie Verelius will, gar XXVI. *) nach dem Exempel der Griechischen und Lateinischen Sprache, vermehret, auch ihre erste Züge einigermassen geändert hätte, damit sie etwas bequemer zum Schreiben geworden wären; und daraus sey dem Ulphilas der nicht gänzlich verdiente Ruhm der Erfindung der Gothischen Buchstaben erwachsen. Herr Heupel billiget dieses; und gestehet aufrichtig zu glauben, daß wenn die Nordische Runen erst aus den Buchstaben des Ulphilas entstanden oder entlehnet seyn solten, ausser Zweiffel das Runische Alphabeth nicht so unvollkommen seyn würde als man es würklich gefunden. Denn es wäre nicht zu vermuthen, daß die alten Einwohner von Scandia, oder Scandinavia, ihr ganzes und vollkommenes, mit einen halben und unvolkommenen Alphabete vertauschet haben würden. ꝛc. ꝛc.

Zum Beschluß des ersten Hauptstückes gedenket der Herr Autor mit wenigen von dem Alter des *Codicis*

*) *Verelius* Runographia Scandica cap. III. & IV.

**) *Rudbeckius* Atlanticae Tom. I. cap. XXXVIII.

***) *Lundius* Diss. de Zamolxi, primo Getarum Legislatore, cap. III.

*) Vielleicht wie in den neuen Zeiten der bekannte Johann Ballhorn das deutsche Alphabet.

muß doch allerdings eine geprüfte Güte besitzen, die in allen Anfällen bewährt erfunden wird.

In der neuen Vorrede bemerket der Herr Verf. selbst, daß viele seiner Freunde sich etliche Jahre her sehr gewundert, wie er eins seiner ersten und liebsten Bücher, seinen Feinden sogar Preis gegeben, und ihm auch nicht mit der geringsten Vertheidigung zu Hülfe gekommen. Allein er antwortet darauf mit einer schon bey andern Gelegenheiten (z. E. in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner deutschen Schaubühne) erwiesenen Gelassenheit: daß er sein Werk mit gutem Bedachte seinem Schicksale überlassen wollen. Er sey sich bewußt gewesen, daß er keine neue Regeln der Dichtkunst vorgetragen; sondern nur diejenigen erneuert und fortgepflanzet hätte, die seit Homers Zeiten, bey allen gescheiden Völkern gegolten, und im Schwange geblieben. Aus völligem Vertrauen nun, auf die 3000 Jahre her bewährte Güte und Wahrheit derselben, habe er es nicht nöthig gehabt, verzagt zu werden: weil sich eine gute Sache selbst in den Gemüthern der Verständigen Platz und Eingang zu verschaffen pflegt. Die Lehren der Alten wären in den freyen Künsten mit jener Feile im Phädrus zu vergleichen, und riefen allen Kritikastern, die sie umzustoßen dächten, wie diese der Natter zu:

Quid me, inquit, stulta! dente captas lædere?
Omne adsuevi ferrum quæ corrodere.

Oder wie Fontaine die Sittenlehre dieser Fabel ausgedrücket:

Ceci s'adreſſe à vous, eſprits du dernier ordre!
Qui n'etans bons à rien, cherchez ſur tout à mordre,
Vous vous tourmentez vainement!
Croyez vous, que vos dents impriment leurs outrages,
Sur tant de beaux Ouvrages?
Ils ſont pour vous d'acier, d'airain, de diamant!

Außer dem hätte er ſo bey ſich geſprochen: „Iſt „dein Buch ſchlecht, und kann es ein jeder, der „ſich drüber machet, umſtoßen: ſo mag es doch im„mer fallen; denn es iſt gar nicht werth, daß es „daure, und daß du ihm beyſtehеſt. Iſt es aber „gut und gründlich geſchrieben, ſo fürchteſt du um„ſonſt ſeinen Untergang. Deutſchland iſt ſchon ſo „aufgeklärt, daß man ihm ſo leicht keinen blauen „Dunſt vor die Augen machen kann. Es wird „bald ſehen, ob die Gründe deines Gegners Stich „halten; oder ob deine Lehrſätze gegründet ſind. „Ueberlaß es alſo der Zeit, den Ausſchlag zu geben. „Dieſe wird dich in Kurzem lehren, wer recht ge„habt hat, oder nicht.„

Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, daß eine ſolche Gemüthsart durch den wirklichen Erfolg ihrer guten Sache gekrönet worden. Indeſſen hat der Herr Prof. deswegen keine blinde Affenliebe gegen ſein Buch bekommen, daß er es irgend nunmehr für ganz vollkommen und unverbeſſerlich gehalten hätte. Nein, er hat es mit genauer Aufmerkſamkeit nochmals geprüfet; und da er von dem, was er vormals geſchrieben, nichts auszuſtreichen gefunden: ſo hat er doch hin und wieder was zu verbeſſern und zu vermehren angetroffen. Als er die letzte Ausgabe von 1742 beſorgte, war er mit dem bäyliſchen Wörterbuche,

terbuche, und beschwerlichen akademischen Aemtern beschäfftiget. Vorigen Sommer aber hat er mehr Zeit gehabt wichtige Zusätze zu seinem Buche zu machen. Sonderlich hat er im II. Theile viele ganz neue Hauptstücke ausgearbeitet, und viele Arten der Gedichte darinn abgehandelt, die er vorhin übergangen hatte. Er theilet aber nunmehr diesen Theil in 11 Abschnitte. Der I. enthält alle Arten der Gedichte, die von den Alten schon erfunden und gebrauchet worden. 1) Oden, 2) äsopische und sybaritische Fabeln, 3) scherzhafte Epopöen, 4) das Heldengedicht, 5) milesische Fabeln, Ritterbücher und Romane. 6) heroische Lobgedichte, 7) Satiren, 8) Lehrgedichte, 9) Idyllen und Schäfergedichte, 10) Tragödien, 11) Komödien, 12) Elegien, 13) Sendschreiben, 14) Sinngedichte. Der II. Abschnitt handelt 1) die kleinen Lieder, Madrigale, Rondeaux, und Sonnete auf eine neue Art ab, die man in allen Anleitungen zur Poesie vergebens suchen wird. 2) Größere Lieder, als Ringeloden, Sechstinnen und Gesänge. 3) Von Cantaten, Serenaten und Oratorien. 4) Von Singspielen, Operetten und Zwischenspielen. 5) Von Wirthschaften, Mummereyen und Balleten. 6) Von Schäferspielen, Vorspielen und Nachspielen. 7) Von politischen Fabeln und Erdichtungen. 8) Von Scherzgedichten, 9) von Wahlsprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberschriften. Man kann leicht gedenken, wie sehr dadurch der Werth, dieses an sich nützlichen Werkes vermehret worden.

ΘΕΟΛΟΓΟΣ
ΠΑΥΛΟΣ

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Aerntemond, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VIII. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Explication Hiſtorique d'un Tableau en Relief. 1752.

D. i.

Hiſtoriſche Erklärung einer Figur von halberhabener Arbeit. 1752. Ohne Ort des Druckes, in med. quart. 30 Seiten.

Dieſes ſo anmuthigen als gelehrten Werkchens erwähnen wir, theils, wegen ſeines innern Werthes, dadurch es allen den artigen Abhandlungen gleich geht, die in der weitläuftigen Geſchichte der kön. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, die beſten Zierrathe abgeben; theils auch ſeines vornehmen Verfaſſers; theils endlich der durchlauchtigſten Beſchirmerinn der Wiſſenſchaften wegen, der es zugeeignet iſt. Wir machen billig von dieſer letztern den Anfang, und melden, daß es der, durch Ihren Geiſt und Verſtand noch mehr, als durch Ihre Geburt erhabenen **ſächſiſchen Churprinzeßinn Königl. Hoheit** zugeſchrieben worden. Dieſer wird mit allem Rechte ein beſonderer Geſchmack an allen Alter-

thümern überhaupt, ſonderlich den geiſtlichen, nachgerühmet. Der Herr Verfaſſer glaubet, daß, wenn gleich die Materie dieſes beſondern Denkmaals nicht koſtbar wäre, ſo würde doch die Abbildung der großen Männer, die es darſtellete, ſelbiges betrachtenswürdig machen. Er entdeckt zugleich ſeine Abſichten in dieſer Schrift. Dieſe ſind 1) die Dunkelheiten derſelben zu erklären; 2) die Gelegenheit zu entdecken, bey welcher ſie gemachet worden; 3) den Zeitpunct zu beſtimmen, wenn ſie verfertiget worden. Hierauf ſchließt der Herr Verfaſſer, und unterſchreibt ſich ſchlecht hin, ohne Nennung ſeines Namens, L'Eveque de Varmie, **der Biſchof von Ermland.** Es iſt nicht nöthig, gelehrten Leſern zu ſagen, daß derſelbe das vornehmſte Biſchofthum im pohlniſchen Preußen, **Ermland**, mit Ruhm verwalte, und alſo des H. R. R. Fürſt ſey; aber vielleicht wird nicht ein jeder wiſſen, daß er aus dem vornehmen pohlniſchen Hauſe der **Grabovskier** ſey.

Das Bildniß ſelbſt wird dem geehrten Leſer, in dem vorſtehenden Kupfer dieſes Monaths, verkleinert vor Augen geleget. Es iſt ſelbiges der ſchönen Arbeit des Künſtlers halben, weit beträchtlicher, als wegen der Materie: denn da dieſe nur Helfenbein iſt; ſo ſollte man nach jener, dieſes Kunſtſtück leicht in weit ältere Zeiten des ſchönen Griechenlandes ſetzen, als es der Herr Verfaſſer mit guten Gründen ſetzen muß. Doch hat das Helfenbein, durch die Länge der Zeit, viel von ſeiner Weiße verlohren. Es iſt ungefähr dreyviertel Schuh in der Höhe, und nicht einmal halb ſo breit. Auf dieſer Fläche erhe-

ben

ben ſich die beyden Perſonen ſehr ſchön. Der Umriß ihrer Geſichter, Haare und Bärte, die Falten ihrer Kleider, die Finger und Nägel an Händen und Füßen, ſind mit einer ſehr leichten und geſchickten Hand gebildet. Ihre Häupter ſind abſonderlich mit einem Scheine ohne Stralen umgeben; und ihre Geſichter ſind gegen einander gekehret. Ihre Füße ſtehen in einer ſehr natürlichen Stellung auf dem Bodenſtücke; welches ein Stück des Umlaufes einer Kirche vorzuſtellen ſcheint, und voll kleiner Fächer iſt. Endlich iſt über den Köpfen eine griechiſche Aufſchrift in zween Zeilen, deren Buchſtaben deutlich, und wohlgeordnet, aber augenſcheinlich alt ſind. Und an beyden Seiten beyder Köpfe lieſt man die Länge herunter, die Namen der abgebildeten Perſonen. Den erſten Kupferſtich davon, der ſehr wohl gerathen iſt, hat Herr **Hampe** in Elbing gemacht; der aus einem Goldſchmiede zum Künſtler in dieſer Art geworden, und ſich itzo bey dem Herrn **Enders**, berühmten Mathematico und Mechanico daſelbſt aufhält.

Da der Künſtler mit Recht gezweifelt, ob man ſeine Perſonen an der bloßen Geſichtsbildung kennen würde, ſo hat er es mit gutem Bedachte unterlaſſen,

Aux Montfaucons futurs preparer des Tortures,
Den künftgen Montfaucons viel Martern zu bereiten:

ſondern lieber ihre Namen dazu geſetzet. Die Beyſchrift des erſten heißt alſo: (Α) (Αγιος) ΙΩΑΝΝΗΣ ΘΕΟΛΟΓ. **D. i. Der heilige Johannes, der Theologus.** Dieſer Apoſtel hält die Rechte in die Höhe, mit ausgeſtrecktem Daumen und beyden

cis Argentei. Der berühmte Rudbeck *) hat ihn zu ſeiner Zeit ſchon vor dreyzehn hundert Jahr alt gehalten. In dem an. 1672. zu Stockholm abgedruckten Schenkungs-Brief des Schwediſchen Canzlers, Grafens *Magnus Gabriel de la Gardie*, krafft deſſen er der Academie zu Upſal, und dem daſelbſt errichteten Collegio Antiquitatis neben einer ſchönen Menge geſchriebener und anderer gedruckter rarer Werke und Schriften auch dieſe Gothiſche Uberſetzung verehret, ſtehet ausdrücklich: Alle Gelehrte, die dieſes Codicis erwehnet, hätten ihn vor gleich alt mit dem Ulphila ſelbſt gehalten. Arnoldus Mercator beym Grutero *) hat ihn bereits vor mehr als hundert Jahren vor tauſend alt geſchätzet; und der gelehrte Joh. Loccenius ***) legt ihm wenigſtens ſieben bis acht hundert bey. Daß endlich das noch vorhandene Exemplar ſelbſt des Ulphilas ſeines ſeye, wie Petrus Salanus in einer gewiſſen Academiſchen Schrift *) ſich und andere bereden wollen, iſt eine ganz vergebene Sache.

Die in dem andern Abſchnitte vorgetragene Gedanken des Verfaſſers von der eigentlichen Sprache dieſer Uberſetzung kommen kürzlich darauf an. Er hält zu förderſt vor ausgemacht, daß es diejenige Sprache ſeye, welche die in Möſien damals wohnhafte

*) *Rudbeck* Atlantic. Tom. I. cap. VII. §. 5.

**) *Gruteri* Inſcript. Antiq. fol. 146.

***) *Loccenius* Antiquit. Sueo-Goth. lib. II. cap. XV. pag. 101.

*) *Salanus* in Diſſert. de veris et antiquis gentis Gothicae ſedibus, Praeſ. *Petro Lagerloeffio* Vpſal. 1691. habita p. 22.

Förderſingern, als ob er der andern Perſon ein Zeichen gäbe. Es iſt was beſonders, daß der Künſtler dem Apoſtel **Johannes**, der bekannter maßen ſehr alt geworden, und wohl gar das hundertſte Jahr erreichet hat, eine vollhaarigte Stirne gemachet hat; da hingegen den Apoſtel **Paulus** darneben, faſt kahl an der Stirne gebildet hat. Es könnte wohl ſeyn, daß dieſes mit zu den Fehlern der Maler und Bildhauer zu zählen wäre; dergleichen man viele weis. Allein der Durchl. Prälat, will ihm mit einer ſinnreichen Entſchuldigung aushelfen; geſteht aber ſelbſt, daß ſie den Künſtler ein wenig gar zu gelehrt vorausſetzet. Er glaubt, derſelbe habe die Ader im Elfenbeine, die man auf der Stirne **Johannis** bemerket, ausdrücklich dazu brauchen wollen, um ein Stirnblatt abzubilden, welches er als ein Biſchof getragen: wovon **Euſebius** redet, indem er das große Licht beſchreibet, welches durch ſeinen Dienſt ganz klein Aſien erleuchtet hat*. Da aber der ſo beſcheidene als gelehrte Prälat, dieſes niemanden aufdringen will: ſo geſtehen wir aufrichtig, es bedünke uns, daß dieſe beyde Adern eher wirkliche Adern, die manchen Leuten vor der Stirne ſehr dick zu liegen pflegen; als ein viereckigtes, oder rundes Stirnblatt von Golde haben ausdrücken ſollen.

Wie

* *Ἔτι δὲ καὶ Ἰωάννην, ὃν ἐπὶ τὸ στῆθος τὸ Κυρίου ἀναπεσεῖν, ὅτι ἱερεὺς τὸ πέταλον πεφορήκως. Euſeb.* Hiſt. Eccl. L. V. c. 24. Valeſius überſetzet *πέταλον*, Blatt, durch Lamina, Blech. Und Polykrates hat von dem goldenen Stirnblatte bemerket, daß die erſten chriſtlichen Biſchöfe es als ein Ehrenzeichen getragen. Epiphanius bezeugt es auch vom Apoſtel Jacobus Hær. LXXVIII.

Wie aber? wenn man zu Entschuldigung des Künstlers sagete: Er hätte beyde Apostel so bilden wollen, wie sie beyde zugleich gelebet und einander sprechen können. Da war nun unstreitig **Paulus** viel älter als **Johannes**, der jüngste von allen Aposteln; ungeachtet dieser, nach dem Tode des erstern, auch sehr alt geworden. Mußte man denn eben diesen Schooßjünger Christi in den letzten Tagen seines Lebens bilden? Das thun wenigstens die Maler niemals. Man findet ihn immer jünger gemalet, als die übrigen Apostel: ja wohl gar ohne Bart.

Die zweyte Person heißt Ο ΑΓΙΟΣ ΠΑΥΛΟΣ, **der heil. Paulus.** Dieser Apostel hält sowohl, als sein Nachbar, ein mit Clausuren geschlossenes Buch; vermuthlich das neue Testament, daran beyde einen so großen Antheil haben. Die vier kleinen Vierecke auf dem Bande desselben scheinen dem hochw. Verfasser die vier Evangelien anzuzeigen: und er bemerket, daß die Alten dieselben in einem besondern Bande zu führen gewohnt gewesen. Er zeigt auch aus dem du Cange, daß man im Oriente die Apostel und Kaiser mit dem Evangelienbuche in der Hand gebildet. Ferner glaubt derselbe, **Paulus** greife mit der Rechten nach seinem Rocke, um ihn etwas aufzuheben, und desto freyer gehen zu können: gleichsam als redete er den Apostel **Johannes** an: er solle mit ihm kommen, und den Ort verlassen, wo er wäre. **Johannes** aber, mache ihm dagegen mit den Fingern ein Zeichen: er solle sich nicht übereilen! Doch er will uns hernach noch deutlicher davon belehren. Sonst sind diese beyden Apostel vom

Gregorius von Nyſſa Orat. VI. die Säulen des Glaubens genennet worden.

Ueber den Häuptern dieſer beyden Perſonen ſtehen die zwo Zeilen, welche der Herr Verfaſſer als zween ſechsfüßige Jamben anſieht, die er ſo lieſt:

ΣΚΕΤΟΣ ΘΕΟΤΡΓΟΝ ΣΤΑΛΑΛΕΙ ΤΩ ΠΑΡΘΕΝΩΙ
ΒΑΑΒΗΣ ΣΚΕΠΕΣΘΑΙ ΔΕΣΠΟΤΗΝ ΚΩΝΣΤΑΝ-
TINON.

Vas divinum colloquitur cum Cœlibe, de tuendo ab omni calamitate Deſpote Conſtantino. Das göttliche Gefäß redet mit dem Ehloſen, wie ſie den Deſpoten Conſtantin vor allem Unheil beſchützen wollen. Durch das göttliche Gefäß iſt zweifelsfrey Paulus zu verſtehen, der in der Schrift Vas electionis, oder das erwählte Rüſtzeug genennet wird. Θεσργος heißt eigentlich von Gott gemacht, oder gebildet: in welchem Verſtande auch einige Väter, das N. T. Theurgiam genennet haben.

Des Apoſtels Johannes Beynamen, da er ein Jungfräulicher genennet wird, wird im Griechiſchen beyden Geſchlechtern beygelegt, wenn ſie im ehloſen Stande geblieben. So ſagt Suidas im Worte Abel, er ſey Jungfrau geblieben. Und Cyrill von Alexandrien ſagt vom Johannes, er ſey die Ehre der Jungfrauſchaft. Die erſte Zeile der Ueberſchrift ſaget alſo, daß beyde Apoſtel ſich unterreden, wie der Herr Verfaſſer oben gemuthmaßet. Aber wovon reden ſie? Von den Mitteln, das Unglück des Deſpoten Conſtantins abzuwenden. Allein welcher Conſtantin iſt dieß, unter ſo

vielen

vielen dieſes Namens? Und wer will das ſogleich errathen, da man ſonſt kein Merkmaal von der Zeit, oder dem Namen des Künſtlers findet?

Der Herr Verfaſſer hat nach ſorgfältiger Prüfung aller **Conſtantine** ſich für den letzten erkläret, mit welchem das orientaliſche Kaiſerthum aufgehöret; meynet aber, es ſey noch vor der Zeit gemachet worden, als er ſeinem Bruder **Johann Paläologus** nachgefolget. Er ſchließt ſolches erſtlich aus der Kleidung der beyden Perſonen, als welche dem letzten Zeitalter des griechiſchen Reiches ähnlich ſieht. Man darf nur im Du Cange die Kupfer damit vergleichen; ſonderlich wo Jeſus dem Kaiſer **Conſtantin Ducas** und ſeiner Gemahlinn **Eudoxia** die Hände auflegt; weil die Kleidungen des Herrn Jeſu und des Kaiſers ſehr wenig davon unterſchieden ſind: Er wäre alſo faſt darauf gefallen, daß es eben dieſer **Conſtantin** geweſen; allein weil derſelbe Βασιλευς, und nicht Δεσποτης zu heißen pflegt: ſo mußte er dieſe Meynung fahren laſſen. Dieß Wort giebt eigentlich den Schlüſſel zur ganzen Erklärung.

Es iſt zwar unſtreitig, daß die griechiſchen Kaiſer ſelbſt eine Zeitlang dieſen Titel gebrauchet, und **Michael der V.** der 1062 gekrönet worden, ſoll ihn eingeführet haben. Allein die nachfolgenden Kaiſer haben ihn auch den vornehmſten des Hofes, ſonderlich ihren Blutsfreunden gegeben. Unter den Paläologen endlich haben die Söhne und Brüder der Kaiſer ihn geführet: wie **Codin**, in ſ. Tr. von den Hofämtern der Kaiſer zu Conſtantinopel u. a. m. ſchon

angemerket. Siehe das Corpus Byzantinum. Ferner hat der Titel **Deſpotes** mit der Zeit auch eine gewiſſe Macht über eine Landſchaft bedeutet, ſonderlich über den **Peloponneſius**: welchen des Kaiſers Bruder beherrſchte, oder auch zweene derſelben unter ſich theilten; hernach über **Aetolien**, **Akarnanien** nebſt den anliegenden Inſeln; endlich auch noch über **Servien**; welches der Herr Verfaſſer mit den beſten Zeugen beweiſet. Beyde Umſtände nun ſchicken ſich ungemein, auf den letzten **Conſtantin**.

Er war des **Manuel Paläologus** Sohn, und **Johannes des** VII. Bruder. Ehe er zur Regierung kam, hieß er der **Deſpote** von **Peloponneſus**, welchen er beherrſchte, als **Amurath** dieſe Halbinſel angriff; wie **Chalkondylas** erzählet, der ihn ausdrücklich, o Deſpotes! anreden läßt. Dergeſtalt ſchickt ſich dieſer Titel für ihn. Hierzu kam noch, daß er der einzige war, den man für den vermuthlichen Thronfolger anſehen konnte, und von welchem man hoffete, daß er das ſinkende Chriſtenthum unterſtützen würde. Er war tapfer und gottesfürchtig; das Volk ſchätzete ihn hoch, und er ward wirklich ſeinem Bruder **Demetrius** vorgezogen, als **Johannes** einen Nachfolger bekam. **Maimburg** hat ihn ſehr vortheilhaft abgeſchildert.

Nun ſieht man auch, warum eben **Johannes** und **Paulus** hier zuſammen geordnet worden. **Paulus** hatte zu **Korinth im Peloponneſus** eine Kirche geſtiftet; **Johannes** aber hatte ſehr lange zu

Ephe-

Ephesus gelebet, und ist daselbst gestorben; ja wird als der erste Bischof dieser Stadt angesehen. Beyde sind in diesen Gegenden sehr verehret worden. Nichts war also natürlicher, als diesen beyden die Sorgfalt für die christliche Kirche zuzutrauen, die damals in grosser Gefahr, wegen der Türken war; sonderlich, da **Korinth** mit einer Belagerung bedrohet ward. So will denn das Bild kürzlich soviel sagen: **Paulus** stellet dem **Johannes** vor: Wofern man dem **Despoten Constantin**, der noch der einzige war, auf den man hoffen konnte, nicht einen besondern Schutz leisten würde, die christliche Religion in Asien zu erhalten: so wäre es aus damit, und die Christen würden sich von da sonst wohin wenden müssen. **Johannes** scheint ihm noch einige bessere Hoffnung zu machen; ja selbst mit aufgehobenen Fingern seinen Segen dazu zu geben.

Nunmehr ist es auch leicht den Zeitpunct dieses Stückes fest zu setzen. Es muß zum wenigsten 300 Jahre alt seyn; und ist vielleicht durch die damals flüchtenden Griechen nach Europa gebracht worden; als 1453 Constantinopel an die Türken übergieng.

Der Druck dieses Stückes ist überaus sauber, und mit schönen Kupferstichen gezieret. Ist es alles in Preußen veranstaltet, so machet es dasigen Künstlern viel Ehre.

* *

II.

Lettre d'un Academicien à M....
ſur le Catalogue de la Bibliotheque du Roi. in 12. Pag. 60.

D. I.

Schreiben eines Gliedes der Akademie zu Montpellier, über das Verzeichniß der Königl. Bibliothek zu Paris.

Dieſes Stück iſt ohne Namen des Buchdruckers und Ortes im Drucke erſchienen, aber ſeinem Inhalte nach allerdings wichtig. Nichts hat unter den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſonderlich der Bücherkenntniß, mehr Aufſehens gemacht, als das prächtige Verzeichniß der noch prächtigern königlichen Bibliothek zu Paris. Format, Druck, Papier, die Menge der geſchriebenen und gedruckten Bücher, die Anzahl derer Bände, die man ſchon hat, und derer, die man noch hoffet, alles ſtimmet überein, uns einen recht großen Begriff von der Wichtigkeit dieſes Werkes zu machen.

Gleichwohl iſt auch dieſes große, dieſes wichtige Buch, bey aller Koſtbarkeit, womit es ans Licht geſtellet wird, bey allem Fleiße der gelehrten Männer, die ſo viel Jahre daran gearbeitet haben, nichts anders, als ein neuer Beweis, von der Unvollkommenheit aller menſchlichen Werke. Herr Saas, ein Glied der Akademie zu Rouan, vormaliger Bibliothekar zu U. L. Fr. itziger Pfarrer zu Dernetal,

hat in der obigen Schrift die Beweise davon angegeben. Wäre er ein wenig eigennütziger gewesen, als er ist, so würden wir selbige niemals haben zu lesen bekommen. Man hat ihm von Seiten derer, die Theil an dem großen Bücherverzeichnisse haben, große Vortheile versprochen, wenn er sein Schreiben unterdrücken wollte. Allein, die Ehre seiner Nation, und die Beförderung der schönen Wissenschaften ist ihm lieber gewesen, als ein schändlicher Gewinst. Und diese so gründliche Kritik wird auch in unsern Landen bey allen denen große Vortheile haben, die sich mit einer großen Bücherkenntniß breit machen wollen, ohne genugsame Stärke darinn zu haben. Dieses Feld der Gelehrsamkeit ist zu unsern Zeiten so groß, daß sich kein Polyhistor rühmen kann, es ganz übersehen zu haben. Und wie wird es nicht gehen, wenn bisweilen junge Anfänger in den Wissenschaften sich daran wagen? Er hebt sein Schreiben folgender Gestalt an.

Mein Herr,

„Ich sende ihnen ganz zuversichtlich meine Anmerkungen über ihr Bücherverzeichniß. Die Nachricht, so sie 1746 in das Tagebuch zu Trevoux einrücken lassen, erkläret ihre Gesinnung sehr deutlich. Sie lassen darinn so viel Liebe zur Wahrheit, als Eifer für das gemeine Beste blicken. Sie gestehen, daß es Fehler in ihrem Werke giebt, ja wünschen auch, daß man ihnen ausführliche Anmerkungen deswegen mittheile, das, was unrecht ist, zu verbessern.

Nichts steht gelehrten Männern besser an, und nichts macht ihnen mehr Ehre, als ihre Verse-

hen

hen zu erkennen. Wie wäre es möglich, daß ihnen in einem so unendlich großen Werke nichts entwischen sollte? Es mußten ihnen also in ihrem Verzeichnisse auch nothwendig einige entfahren; welches gleichwohl ein Classisches Buch, und das Verzeichniß aller künftigen Bücherverzeichnisse werden wird. Er ist es also werth, daß man ihn verbessere. Man richtet täglich neue Akademien auf, wo man sich bemühet neue Bücher zu schreiben: Man sollte aber auch eine stiften, wo man die alten nützlichen und nothwendigen Bücher verbesserte. Die Franzosen haben in dem Orforter Bücherverzeichnisse Fehler bemerket. Die Engländer werden ohne Zweifel in dem parisischen auch dereinst welche finden und anmerken. Dieses beweget mich ihnen diejenigen zu entdecken, so ich bemerket habe. Den Ausländern darinn zuvor kommen, das heißt, unserer Litteratur Ehre machen.„

So artig weis er diejenige Schande zu bemänteln, die er den Verfassern dieses großen Bücherverzeichnisses aufdecket. Er theilet hierauf seine Anmerkungen in gewisse Classen. Diese sind: 1) falsche Namen der Schriftsteller; 2) unnöthig vervielfältigte Schriftsteller; 3) vervielfältigte Bücher; 4) verwechselte Schriftsteller; 5) Ungenannte; 6) verkappte Schriftsteller; 7) Stand und Würden derselben; 8) Werke die unrechten Verfassern zugeschrieben worden; 9) übelangegebene Büchertitel; 10) übelgeordnete Bücher; 11) Fehler der Zeitrechnung; 12) Fehler der Erdbeschreibung; 13) Wiederholungen. Von allen diesen Arten wollen wir etwas mittheilen.

1) Die

1) Die unrechtgesetzten Namen der Schriftsteller haben oft eine große Irrung im alphabethischen Register verursachet. Dieses ist gleichsam der Schlüssel des ganzen Werkes: es würde also so nützlich seyn, als das Werk selbst, wenn es nach alphabethischer Ordnung die Namen der Schriftsteller lieferte, wie das oxfortische Verzeichniß. Der Verf. aber hat ein Register der Materien gemachet: und das war noch das klügste; denn nach dem Alphabethe wäre das Uebel unwiederbringlich geworden. Aus einem Schriftsteller hat man im Register viele, und aus vielen nur einen gemachet. Im Verzeichnisse selbst ist dieses versteckt, und nur im alphabethischen Register wird mans gewahr. Man hat Tauf- und Geschlechtsnamen verfehlet; und einerley Geschlechtsnamen verschiedentlich geschrieben; entweder in verschiedenen Mundarten, oder Fallendungen. Bisweilen sind gewisse Namen ganz anders gesetzet, als sie im Munde der Gelehrten zu seyn pflegen. Z. E. **Melanchtons** Namen, unter **Schwarzerde.**

Aus einem Gelehrten hat man bisweilen zween auch wohl drey gemachet: denn man setzet verschiedene Werke unter verschiedene Namen, um die Personen zu unterscheiden. Man machet einen Bischof zum Rabbinen, R. Moses Bar-Kepha, dem Syrer: und setzet den **Barkephas** zweymal unter die jüdischen Ausleger der Schrift. Es scheint, man habe das Buch Jesus Sirach, und den Ecclesiasticus für zwey verschiedene Werke gehalten. Man unterscheidet den David Kensant vom Jakob

haſte Gothen im Gebrauch gehabt, ob man gleich von ihrer beſondern Beſchaffenheit nicht gar zu viel zuverläßiges wiſſen oder ſagen könne. Herr Heupel meynt, es ſey eine aus ihrer angebohrnen Sprache, welche ihre Vorfahren, nach dem gemeinen *) Wahn der meiſten Schwediſchen Gelehrten, aus dem Norden nach Möſien gebracht, und der alten Deutſchen zuſammen geſetzte und vermiſchte Mundart; welche letztere ſie in dieſen Gegenden bey ihrer Ankunft bereits angetroffen hätten; wie es denn gar nichts ungewöhnliches oder unnatürliches ſey, daß aus der Vermiſchung von zweyerley verſchiedenen Völkern auch eine Vermiſchung von zweyerley verſchiedenen Sprachen entſtünde. Zu einigem Beweiſe dieſes Satzes bringt er an, wie ihn einſt der gelehrte Rudbeck mündlich verſichert hätte: Die Sprache, welche bis auf den heutigen Tag die Einwohner der Schwediſchen Provinz Dalecarlien redeten, käme bey nahe ganz und gar mit der in der Gothiſchen Uberſetzung befindlichen überein.**) Die Gothiſche

*) Aber nicht unbillig von Herrn Wachtern verworfenen Wahn; S. das I. Stück dieſer Beyträge p. 157. ſeq.

**) Wir laſſen dieſes Vorgeben des Herrn Rudbecks in ſeinem Werth, und die Erzehlung des Herrn Heupels bey ihrem Glauben. Doch werden ſich aufmerkſame Leſer noch erinnern, was an dem erſt angeführten Orte dieſer Beyträge p. 155. von der nichtig vermeynten Verwandtſchaft der Gothiſchen und Schwediſchen Sprache gemeldet, und auch mit dem Beyfall ſelbſt eines gelehrten Schweden beſtätiget worden.

lenfant: denn man ſetzet die Ueberſetzung des N. T. im Regiſter und Verzeichniſſe unter dem Namen **David**, da es doch vom **Jakob** iſt; jener aber ein Jakobiner war, und nichts hier zu thun hatte. **Martin**, ein Prediger der Walloniſchen Gemeine zu Utrecht, und **David Martin** ſind wieder ohne Noth unterſchieden. Es iſt eben derſelbe; nur beym erſten hat man den Taufnamen nicht gewußt. **Nonnius** der Mönch, und **Nonnus** der Biſchof, ſind auch einerley: denn Bentley ſage was er will, ſo hat es keinen Biſchof gegeben. Die drey Rabbiner **Ben Tob** ſind höchſtens nur zweene. Jaques le Gros, und Jacobus Groſſius, Jedaias Happeninus und **Jedidas Peninus**, ſind eben ſowohl einerley, als Joannes de Woweren, Johannes a Wower, und Joannes Wouverius; welche den einzigen **Johann Wower** von Hamburg ausmachen.

Eben ſo hat man auch die Werke vervielfältiget; wenn man die Namen der Schriftſteller verkennet hat. Z. E. Die Commentarien über den Eccleſiaſticum vom **Albinus**, findet man auch unterm **Alcuinus**, die doch einerley ſind. Opera Auguſtini ſtehen unter **Noriſius**, und unter Jo. Clericus, unter **Sirmond**, und unter **Vives**; als ob alle dieſe Männer vollſtändige Werke Auguſtins herausgegeben hätten. Oft kömmt daſſelbe Werk unter verſchiedenen Titeln vor. Manchem Schriftſteller giebt man zu viel, andern zu wenig. **Bocharts** Phaleg ſetzet man unter **Leusden** und **Villemandy**: man hätte aber entweder alle ſeine Werke, oder gar nichts hieher ſetzen ſollen. Manchmal ſetzet man im

Regi-

Register unter dem Namen gewisser Schriftsteller Opuscula varia, darinnen sie oft nur eine kleine Abhandlung gemachet haben.

An andern Stellen machet das Register aus vielen Gelehrten nur einen. Diesen Fehler haben schon Vossius und Thuan begangen. Dem R. **Bechai** schreibt man Officia animorum zu: aber dieß Buch ist von einem Bechai, der mehr als 100 Jahre vor dem Verfasser der andern angeführten Werke gelebet. **Buxtorf** saget: Bechai habe arabisch Officium Cordium gemachet, und **Juda Aben Tibbon** habe es hebräisch übersetzet. Hier saget man, ein Kirchenvater habe es arabisch geschrieben, und R. **Bechai** habe es hebräisch übersetzet. Zwey Werke schreibt man dem **Petrus Diaconus** zu: da doch des ersten Verfasser im Vten; des andern Urheber aber im XIIten Jahrh. gelebet. Man giebt dem **Philo Judäus** das Märterthum des heil. Ignatius; als ob jener ein Christ gewesen wäre, und nach ihm gelebet hätte. Man vermenget ihn also mit dem Philo von Tarsen, der Diaconus gewesen. Johannes Picus von Mirandula ist mit dem **Joh. Picot** vermenget, der pariſischer Parlamentsrath gewesen, und sich bey seinen Uebersetzungen **Joannes Picus** genennet. Dem **Ezechiel Spanheim** hätte man auch einen Artikel geben sollen; denn das Schreiben über Richard Simons kritische Historie des A. T., das man **Friedrich Spanheimen** beylegt, ist von jenem.

Wenn die Namen vieler Verfasser nicht vor ihren Werken stehen, so hätte man eine gröſsere Zahl

derselben entdecken können; und würde dadurch den Liebhabern sehr gedienet haben. Das Buch Liber Psalmor. ist von Herrn **Bellanger**, Doctorn der Sorbonne. Die Consultation des M. A. L. A. E. P. über die Aufnahme des tridentinischen Concilii, ist vom **Anton. Loisel**, Parlamentsadvocaten. Das Tagebuch des Concilii zu **Embrun**, durch M**, Baccalaureus der Sorbonne, ist von dem Jesuiten **Franz Montouzan**.

So hat man auch in dem Bücherverzeichnisse verschiedene verdeckte Namen der Schriftsteller stehen lassen, ohne ihnen die Larve abzuziehen. Bey andern Werken aber hat man sie unter ihrem wahren Namen angezeiget, welches denn die Schriftsteller verdoppelt. Vieler Pseudonymen wahrer Namen steht auch nicht einmal im Register; und also hätten sie bey dem verdeckten Namen entlarvet werden sollen. Z. E. **Franciscus Carbo**, ist **Ignetus Contardus**. **Philoremus Paläologus**, ist **Martinus Lardenoy**. **Charitonymus**, ist **Georg Hermonymus**.

Ferner giebt es Schriftsteller, die vor andern verdienen, daß man sie kenne, und deren Würden hätte man anzeigen sollen. Es ist seltsam, daß man unter dem Namen **Johann von Medicis**, ohne alle andere Titel, 5 Tractate anführet, die das Lateranensische Concilium betreffen. **Joh. von Medicis**, war damals Pabst **Leo** der X, und unter diesem Namen führen ihn Cave und andere Protestanten an. Es ist unrecht, daß man **Sixtus** des V. und **Clemens** des VIII. Bibeln, unter die Namen **Felix Peret-**

Peretius und Hippolytus Aldobrandinus geſetzet hat. Die wahren Namen der Herausgeber, ſind unſtreitig, Sixtus V. und Clemens VIII. Felix Peretti und Hippolytus Aldobrandini ſind ſo wenig die Herausgeber der Sixtiniſchen und Clementiniſchen Bibeln, als Aeneas Sylvius Verfaſſer der Werke Pius des II. iſt, welcher ſagte: werft den Aeneas Sylvius weg, und nehmet den Pius auf. Man hätte alſo viel klüger gethan, dieſe Bibeln unter die Namen dieſer Päbſte zu ſetzen; als daß man unter Leo des III. Namen und allen ſeinen Würden, das Enchiridion ſive Preces anführet, welches eine ruchloſe und alberne Rapſodie iſt.

In andern theologiſchen Verzeichniſſen findet man zwo Claſſen, von rechtgläubigen und irrgläubigen Theologen. Hier ſind ſie alle unter einander geworfen. Auf der 99ſten Seite ſtehen drey Lutheraner, und drey, die man Calviner nennet. No. A. 2437. ſteht Gilbert Cognati, (Calviniſta): es iſt aber gewiß, daß Couſin ſich auf ſeinen Werken nie ſo genannt hat; woher kömmt man denn hier darauf. Er war ein Prieſter, und zwar verdächtig; aber er hat ſich niemals dazu bekannt.

Dem Philoſophen Sandeber eignet man die Lebensgeſchichte des Moſes, und das Buch Tobiä zu: und noch viele andere Werke ſtehen unter ſeinem Namen; da doch das Buch Tobiä allein von ihm iſt. Dem Cotelier legt man die Analecta græca bey, welche doch von dreyen Benedictinern herrühren. Dem Robert Stephan eignet man zwey-

mal im Regiſter, und noch einmal im Verzeichniſſe, ein lateiniſches Gedicht, Hiob, zu; welches doch unſtreitig vom Präſidenten Jakob Auguſt Thuan herrühret. Nicolas Fontaine ſoll Verfaſſer von den Ueberſetzungen der Werke des Clemens von Alexandrien, der Predigten des h. Aſterius, der Predigten und Briefe des Gregorius von Nazianz, der Homilien des Chryſoſtomus in Genes. und Act. ſeiner auserleſenen Predigten, kleinen Werke, und der Predigten des h. Leo ſeyn; da doch dieſe alle vom Abte Bellegarde überſetzet ſind. u. ſ. w.

Der Titel eines Buches ſcheint übel gegeben zu ſeyn, wenn er in ein Verzeichniß etwas menget, das auf dem Titel des Buches nicht zu finden iſt. No. A. 450. iſt die Rede von einem griechiſchen N. T. des Collines von 1534, dieſem giebt man folgenden Titel: Griechiſches N. T. durch einen gelehrten Mann, ohne Beyhülfe der Handſchriften verbeſſerte Ausgabe. Alle Wörter, von N. T. an, ſtehen gewiß nichs auf dem Titel des Buches, ſondern ſind ein Urtheil von der Ausgabe, ſo man dem Titel einverleibet hat.

Oftmals hat man die Werke eines Schriftſtellers zerriſſen, wenn ſie gleich von einerley Materie handeln, und diejenigen, welche voran hätten ſtehen ſollen, ſtehen hinten. So wird auch ein katholiſcher Schriftſteller, oft von zween Proteſtanten zertrennet, oder in dieſelben eingeſchaltet. So ſteht z. E. Mariana über die Bibel; darauf kömmt Piſcator, ein Proteſtant, und dann wieder Mariana.

An

An einem andern Orte steht der Pater **Sanchius** zwischen zween Lutheranern, und hierauf zwischen zween Calviniſten. In der Claſſe der h. Schrift ſtehen viele Werke, die gar nicht dahin gehören. Denn was hat wohl eine Rede wider den Großtürken mit der Bibel zu thun? Unter die jüdiſchen Ausleger der heil. Schrift a. d. 84 S. ſetzet man den **Caſpar Macer** von Regenſpurg: Concio precatoria contra Turcam. **Macer**, welcher hier unter lauter Juden ſteht, war kein Jud, und wenn ſeine Rede die heil. Schrift betrifft, ſo iſt es nur von ferne. Man hätte ihn und ſeine Rede unter diejenigen Tractate ſetzen ſollen, die die Judenbekehrung betreffen.

Die griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter hat man zwar in eine chronologiſche Ordnung gebracht; aber es ſind dabey eine Menge Zeitfehler vorgefallen. **St. Anton** ſteht im V. Jahrhunderte, und iſt doch ſchon 356 geſtorben. **Athanaſius**, den man ins IV. Jahrh. ſetzet, hat ja des **Antonius** Leben beſchrieben; **Theodoret** aber, den man vor ihn geſetzet hat, iſt mehr als hundert Jahre nach ihm geſtorben. **Den Gennadius Scholarius** ſetzet man ins V. Jahrhundert, und er iſt erſt im XV. geſtorben. Dieß iſt nun ein kleines Verſehen von 1000 Jahren. Den falſchen **Dionyſius Areopagita** ſetzet man ins I. Jahrhundert; **Anaſtaſius** den **Sinaiten** aber, welcher im 599ſten Jahre ſtarb, ins VII. Jahrh. Eben ſo geht es mit den lateiniſchen Kirchenvätern. Den **Petrus Diakonus**, Mönchen und Bibliothekar, ſetzet man ins VI. Jahrhundert, und dieſer Zeitrechnungsfehler beträgt 600

Jahre: denn dieser Schriftsteller lebete im XII. Jahrhunderte. Das machet aber, man hat ihn mit einem andern **Peter Diakonus** aus einer vorherstehenden Numer vertauschet. **Salonius**, der Sohn des h. **Euchors**, steht vor seinem Vater; ob er gleich nach ihm gestorben ist. No. A. 991 heißt es: **R. Eliezer Major** lebte zu Zeiten **Gamaliels**; es giebt aber sehr geschickte Kunstrichter, die ihn in das 600te Jahr hernach setzen.

In der Classe von den Kirchenversammlungen, sind die lateinischen Namen gewisser französischen Städte, ins Französische übersetzet worden. Auf der 307 Seite wird achtmal erinnert, daß Parisiensis, **Paris** bedeute. Allein es giebt noch andere bischöfl. Städte, in andern Königreichen, deren franzöf. Namen schwerer zu errathen sind; und deren Erklärung wäre nöthiger gewesen, als die von den französischen Städten. Chalons sur Marne, wird mit Chalons sur Saone vermenget. Unter die Zahl der **Vicentinischen** Kirchenversammlungen, rechnet man Constitutiones Vicenses a Petro de Magarola 1628. Hier ist nicht vom italienischen **Vicenza**, sondern von **Vich** in **Catalonien**, die Rede. **Monstiers** im **Tarantesischen**, vermenget man mit **Tarento**.

Endlich wiederholet man eine beträchtliche Menge Artikel, die man mit einem bloßen Siehe pag. hätte abfertigen können. Auf der 112 S. wird in 50 Zeilen dasjenige wiederholet, was schon a. d. 108 S. steht; nämlich Auslegungen über gewisse Psalmen, die nicht mehr als einmal hätten erwähnet werden dörfen. **Davids Psalmen**, nach **Sternholds**

und

und Hopkins engländischer Uebersetzung, stehen sechsmal in 40 Zeilen, a. d. 28 S. und sind an fünf andern Orten wieder zu lesen. Des Chrysostomus Namen ist über 70 mal, und Augustins seiner mehr als 100 mal wiederholet. Dieses ist nun zärtlichen Augen sehr anstößig, und wird ekelhaft.

So weit der Verfasser dieser Kritik, welcher seinen Brief damit beschließt, daß er den Verfertiger des Bücherverzeichnisses versichert: wie er sein Werk für sehr nützlich und nothwendig halte, ungeachtet er diese kleinen Flecken daran ausgesetzet. Er füget hinzu, er schreibe das Register durchaus nicht auf seine Rechnung; als welches ungemein viel schlechter wäre, als was er würde geleistet haben. Er glaube auch nicht einmal, daß alle seine Aussetzungen gegründet wären; er bäthe ihn daher, diejenigen anzumerken, die es nicht wären.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Gedanken über Marschalls ersten Wandalischen König Anthur, oder Anthyrius, und den von ihm handelnden altdeutschen Gesang *.

* Gegenwärtige schöne Abhandlung ist uns von dem Herrn Conrector zu Werden, Samuel Buchholzen, zugefertiget worden; von dem wir bald ein mehrers zu erwähnen Gelegenheit haben werden.

Anthyrius iſt der erſte König der Wandalen, nach Marſchalls* Bericht in ſeinen Annalibus Herulorum et Vandalorum. Ich gebe ihm aber lieber den Namen **Anthur**, **Anthyr**, oder **Anthor**; weil ich dafür halte, daß es beſſer ſey, ihn mit einem deutſchen Wortklange zu benennen, als ihm einen griechiſchen oder lateiniſchen Ton zu geben. Man kann dem **Marſchall** dieſen letztern zu gute halten: weil er in einer Zeit lebte, da kein Gelehrter für zunftmäßig gehalten wurde, wenn er nicht ſich ſelbſt und die Perſonen, davon er ſchrieb, mit griechiſch und lateiniſch klingenden Namen benennete.

Heutiges Tages iſt dieſe Zunftſtraße bey den Gelehrten abgeſchaffet; daher kann man ſich ſchon erkühnen, deutſche Helden deutſch zu nennen: **Anthyrius** ſoll mir deswegen von nun an **Anthur** heißen. Will etwa jemand **Anthyr**, oder **Anthor** ſprechen, ſo hat er dazu gleichfalls Macht und Recht: denn die Grundwörter haben bey den Deutſchen von je her ſehr oft andere Lautbuchſtaben gehabt, wie bey den Hebräern; und da kömmts gemeiniglich nur auf einer jeden Gegend Mundart an. Es iſt aber **Anthur** oder **Anthor**, meines Erachtens, ein zuſammengeſetztes Wort, von **An** und **Thor** oder **Thur**. Das Wort **An** deucht mir einerley

mit

* Dieß iſt der berühmte Mareſcalcus Thurius, der ein Thüringer von Geburt war, und im Meklenburgiſchen zur Zeit der angehenden Glaubensreinigung, gelebet und geſchrieben hat. Man ſehe ſein Gedicht von Meklenburg in der Weſtphaliſchen Sammlung von Geſchichtſchreibern.

mit Han oder Gan zu ſeyn, welche faſt einerley Bedeutung gehabt haben mögen. Denn von Han macht man Hanſa, das iſt ein Bund, daher die Hanſaſtädte den Namen gehabt haben: und von Gan werden noch heutiges Tages die Ganerben, das iſt gemeinſchaftliche Erben genennet. Thur oder Thor iſt der Namen eines bekannten Svevi-ſchen- oder Wandaliſchen Götzen *. Anthur iſt alſo, wie mir wenigſtens deucht, ſoviel als Hanthur, d. i. ein Bundsgenoſſe des Thurs, oder als Ganthur, d. i. einer der mit dem Thur Gemeinſchaft hat. Kann jemand eine andere und natürlichere Bedeutung des Namens Anthur zuwege bringen, ſo werde ich für die Mittheilung derſelben ſehr verbunden ſeyn.

Doch ich merke, daß man über den Namen leicht einig werden möchte, wenn man nur den Streit über das wirkliche Daſeyn dieſes Helden eben ſo leicht endigen könnte. Einige halten ihn für ein bloßes Gedicht Marſchalls, andre aber behaupten, daß er wirklich in der Welt geweſen, und alſo nicht vom Marſchall erdacht worden. Inſonderheit iſt Joh. Jak. Döbels und Caſpar Voigts freundſchaftlicher Streit über den Anthur merkwürdig. Man findet die darüber gewechſelten Briefe beyder gelehrten Männer in des Herrn von Weſtphal Tom. I. Monum. German. unter dem Namen

* Vielleicht iſt es eben der nordiſche Abgott Thor, von dem die Engländer den Donnerſtag Thursday, und wir Donnerſtag nennen; weil etwan der alte Götze, wie Jupiter, einen Donnergott bedeuten ſollen.

Sprache aber, fährt er fort, sey ohnedem mit der alten Deutschen ziemlich nahe verwandt, und nur ein besonderer Dialect derselben gewesen; die beyde die Scythische zu ihrer Mutter gehabt hätten. Walafridus Strabo, (oder Strabus) ein geschickter deutscher Scribent des IX. Christlichen Jahrhunderts, sagt an einem Orte *) ausdrücklich: Die Gothen, welche in Griechischen Landschaften gewohnet, hätten zu der Zeit, da sie zum Christlichen Glauben gebracht worden, deutsch geredet. Dieses würde Walafridus **) wie unser Verfasser glaubet, nicht gesagt haben, noch auch haben sagen können, wenn man nicht voraus setzte, daß die Gothen eine ganz andere, und von der Deutschen, die Strabus nennet, völlig unterschiedene Sprache, gehabt hätten, und auch gehabt haben müsten, ehe sie nach Griechenland gekommen; bey welcher Gelegenheit er eine Stelle aus dem Verelio zur Erläuterung anbringet, die wir vor werth achten am Ende dieses Blattes hergesetzet zu werden. ***) Ubrigens

*) Den wir bereits oben im ersten Stücke p. 152. nach der Länge hergesetzet: *Gothi*, eo tempore, quo ad fidem Christi - - perducti sunt, in Graecorum prouinciis commorantes, *nostrum*, hoc est, *Theotiscum sermonem* habuerunt, rel.

**) Der wohl selbst eben diesen Codicem sehen und lesen hat können, wie Herr Wachter meynet, in der *Praef. ad Germanos*, zu seinem Glossario Germanico §. XLVII.

***) *Verelius* Runographia Scandica, p. 14. *Illud Gothicae genti ab antiquo insitum fuit, vt aliena sua praeferrent, non tam rerum domesticarum fastidio, quam vt eos deuincirent, quos imperio premebant. Vnde*

Namen eines Otii Meklenburgici. **Döbel** hat den **Anthur** vertheidigt; **Voigt** hingegen ihn bestritten, und als **Marschalls** Gedicht verworfen. Endlich überläßt **Döbel** seinem Gegner den Sieg, und erklärt sich, nur zum Scheine gestritten zu haben. Keiner Partey fehlet es an Gründen, ihre Meynung zu bekräftigen, und ich halte mich für zu gering, den rechten Ausschlag zu geben. Doch bin ich geneigt, ungeachtet des scheinbaren vogtischen Sieges, der döbelischen Partey in der Hauptsache beyzutreten, ob ich gleich nicht alle Nebendinge zu vertheidigen gedenke.

Die den **Anthur** zu einem bloßen Gedichte Marschalls, wie der Herr **Voigt**, machen, gründen sich hauptsächlich auf das Stillschweigen des **Curtius**, und anderer alten Schriftsteller, die von **Alexandern** dem großen gehandelt haben, und also auf die offenbare Unwahrheit der Lebensumstände **Anthurs**, die **Marschall** mit **Alexanders** seinen zu verbinden beliebet hat; und ferner auf **Kranzens**, und seines Gewährsmannes, des **Saxo Grammaticus** Stillschweigen: daraus folgen müsse, daß zu **Kranzens** Zeit niemand den **Anthur** für einen Wandalischen König, und Vorfahren der meklenburgischen Herren gehalten. Gründe genug, das Daseyn unsers Helden zu bestreiten, und den guten **Marschall** einer schändlichen Erdichtung zu beschuldigen; ob sie aber Stich halten, weis ich nicht.

Denn was den ersten Grund anlanget, so gebe ich den ganzen Schluß der daraus folgen kann, zu: **Curtius** und andere Geschichtschreiber **Alexanders** haben

haben unter Alexanders Kriegesoberſten keines Anthyrius gedacht; es iſt alſo gewiß, daß er nicht mit Alexandern wider die Perſer zu Felde gezogen. Mehr kann man gewiß nicht aus dieſem Grunde herausbringen; man müßte denn mit Wiſſen und Willen zu viel beweiſen wollen. Denn es folgt wenigſtens daraus nicht, daß er gar nicht in der Welt geweſen. Salluſtius denket mit keinem Worte Arioviſts, oder eines andern deutſchen Helden: ſind ſie deswegen zu läugnen? Arioviſt war kein Bundesgenoſſe des Jugurtha, er gieng alſo den Salluſtius nichts an. Ich glaube eben das vom Anthur: was hat denn Curtius mit ihm zu thun gehabt? Sollte er aber deswegen nicht in der Welt geweſen ſeyn?

Es kömmt alſo hier hauptſächlich auf Kranzen an, der ſich bloß auf den Saxo hat verlaſſen müſſen. Allein mich dünket: der Schluß, den man aus dieſer beyden Stillſchweigen machet, beweiſe ebenfalls zu viel. Denn einmal iſt es gewiß, daß die Dänen oder Cimbern ſo wenig, als die Teutonen, oder Wandalen und Sueven, nur einen Fürſten gehabt; ſondern in viel kleine Stämme zertheilt geweſen, die ſich nur zuweilen in ein gemeinſchaftliches Bündniß begeben haben: darüber ſie bald dieſen, bald jenen kleinen Fürſten zum Haupte, oder Könige erwählet; und das vielleicht ſonſt niemals, als wenn es zum Kriege gegangen. Es iſt auch gewiß, daß Kranz in ſeiner Vandalia, wie Saxo, nur von ſolchen Fürſten der Wandalen ſchreibt, die in dem Wagerlande regieret haben

ſollen:

ſollen: und ich halte dafür, daß dieß **Wagerland** in den Zeiten, davon **Kranz** den Anfang machet, nicht von **Wandalen**, ſondern von **Sachſen** bewohnet geweſen. Denn ich weis ſonſt nicht, wo ich das Land der **Sachſen** finden ſoll, das **Karl** der **Groſſe** den **Wenden**, oder **Obotriten** zur Belohnung ihrer Hülfe gegen die **Sachſen** eingegeben; und ich finde, daß der Hr. Gr. von **Bünau** im 3ten Th. der **Deutſchen** K. und R. **Hiſtor.** und Hr. von **Beer** in Reb. Mecklenburgicis L. I. mit mir faſt gleich denken: daher dann **Kranzens Wandaliſche Fürſten** in der That keine **Wandalen**, ſondern gute **Sachſen** ſeyn würden.

Zudem iſt **Kranz** im Irrthume mit **Marſchallen** einig: denn beyde halten die **Wandalen** und **Wenden**, oder **Obotriten** für einerley Nation: da doch die **Wandaln** unvermiſchte **Deutſche**; die **Wenden** aber, oder **Obotriten**, eine von **Slaven** und **Wandaln** vermiſchte Völkerſchaft geweſen. Beyde machen auch aus Herren, die nur in einer Gegend regieret, Herren des ganzen Volkes: und bey alle dem ſind **Kranzens Wandaliſche** Helden eben ſo romanhaft, als **Marſchalls Anthur**. Sie haben alſo beyde nichts vor einander voraus, als daß **Kranz** das Zeugniß des **Saxo** anführen kann; der aber noch gar nicht hinreicht, das wirkliche Daſeyn des **Sturnicko**, **Skalko**, u. d. g. zu beweiſen, wenn man ihrentwegen den **Anthur** läugnen will; welchen **Marſchall** vielleicht bloß durch mündliche alte Nachrichten bekommen hat. Doch wenn man auch die Wirklichkeit der **Däniſchen** und

Wan-

Wandaliſchen Helden des Saxo und Kranz zugeben will; ſo folgt doch nicht mehr, aus ihren Erzählungen, als daß ein Stamm der Dänen mit einem Stamme der Wandalen zu thun gehabt; und daß kein Anthur im Wagerlande regieret habe. Folgte aber denn auch daraus ſo fort, daß er nicht an einem andern Orte der Wandaliſchen Lande geherrſchet? daß ihn Marſchall zuerſt zur Welt gebracht? keinesweges. Es müßte denn in der That gleiche Beſchuldigung auf den Saxo fallen; denn Saxo lebte zur Zeit des Ernſts von Kirchberg, unter der Königinn Margaretha, und H. Albrecht II. Könige in Schweden. Hätte Kirchberg Saxons Wandaliſche und Däniſche Helden für erweislich gehalten; ſo würde er gewiß in ſeiner Meklenburgiſchen Chronik in Reimen, höher hinauf gegangen ſeyn, als er wirklich thut, wenigſtens ihrer zu Anfange gedacht haben. Man ſehe ſie nur in Weſtphals Tom. 4. Monum. German.

Wenn ich eine Seelenwanderung glaubte, ſo wollte ich immer ſagen: daß die Geiſter des Kteſias und des Herodotus in den Marſchall und Kranz gefahren wären. Sie lebten zu einer Zeit, waren eine Zeitlang an einem Orte, zu Roſtock, Profeſſoren, beſchäfftigten ſich mit einerley Arbeit in der Meklenburgiſchen, oder Wandaliſchen Geſchichte, mochten aber in ſchlechter Einigkeit mit einander ſtehen. Als daher Kranzens Vandalia ans licht trat, ſchrieb Marſchall ſeine Annales; aber in einer ganz entgegengeſetzten Geſtalt. Man hat zu den ernſthaften Erzählungen des Herodotus mehr

Ver-

Vertrauen, als zu dem romanhaften Alterthume des Kteſias, und zwar billig. Eben ſo verhalte ich mich gegen den Kranz und Marſchall. Aber wie man des Kteſias Hauptperſonen, wie ſie uns vom Diodor, Dio, Juſtin, u. a. m. geliefert worden, deswegen keinesweges läugnen kann, weil ſie vom Herodot nicht allemal und eben ſo vorgeſtellet werden: ſo dünkt mich, daß man in Anſehung Marſchalls und Kranzens auf gleiche Weiſe verfahren müſſe.

Und alſo muß ich nun ſuchen, Marſchalls Anthur wo nicht ganz wahrſcheinlich, wenigſtens weniger unwahrſcheinlich zu machen, und zu beweiſen: daß er nicht von Marſchallen erſonnen worden. Ich berufe mich auf die Glaubwürdigkeit Marſchalls, und das Alterthum einiger meklenburgiſchen Städte, und auf das alte ſogenannte gothiſche Lied vom Anthur oder Anthyr, das noch aus den mittlern Zeiten übrig geblieben.

Die Glaubwürdigkeit Marſchalls wird zwar manchem als ein Paradoxon vorkommen, und ich will ſie auch für nicht viel mehr gehalten wiſſen; denn ſie iſt eine unwahrſcheinliche Wahrheit. Die überflüßig reiche Erfindungskraft dieſes meklenburgiſchen Kanzlers hat dem Anthur ſo viel unerweisliche Ebentheuer zugeſchrieben, daß der Held dadurch Gefahr läuft, gar in Nichts verwandelt zu werden. Indeſſen muß doch ſoviel zum Vortheile Marſchalls wahr ſeyn, daß er die Wendiſche, oder Wandaliſchheruliſche Geſchichte, eben ſo gut

inne

inne gehabt, als Kranz; daß er als Kanzler H. Heinrichs des Friedfertigen, Gelegenheit gehabt, ſie aus den Urkunden des Hochfürſtlichen Hauſes noch beſſer auszuſchleifen, als ſein Gegner; und daher weder zu, noch nach ſeiner Zeit, in Anſehung der Perſon Anthurs, ſonderlich viel Widerſpruch gefunden. Sollten ſo viel treffliche Männer, welche die Meklenburgiſche Geſchichte zu ſeiner Zeit trieben, und Gelegenheit genug hatten, ihn zu widerlegen, auch ohne Zweifel, vor dem dreyßigjährigen Kriege in den Archiven der Fürſten und Klöſter, dazu mehr Hülfsmittel hatten, als jetzt, ſollten dieſe, ſage ich, nicht Marſchall zu widerlegen geſucht haben, wenn ihnen ſein Zeugniß nicht glaubwürdig vorgekommen, und damals Anthur noch bekannt genug geweſen wäre? Ohne Zweifel hatten ſie den Namen Anthur langſt gewußt; denn einen ganz neuen Namen nimmt die Welt niemals mit ſo allgemeinem Beyfalle auf, als einen alten. Ohne Zweifel muß alſo vor Marſchallen in den Meklenburgiſchen Geſchichten eine Perſon geweſen ſeyn, die alſo geheißen. Ohne Zweifel iſt ſchließlich, Anthur kein vom Marſchall ganz erdichteter Held.

Der Beweis vom Alterthume einiger Meklenburgiſchen Städte iſt zwar nicht ſonderlich ſtark: indeſſen dünket mich doch, daß er etwas weniges zu Anthurs Vertheidigung beytrage. Ich verſtehe unter dieſen Städten mit dem Herrn von Beer in rebus Mecleb. L. I. C. 1. nichts anders, als gewiſſe umwallete, oder befeſtigte Plätze; darinn die Deutſchen zwar nicht bey einander gewohnet, wie

heutiges Tages, aber doch ihren Raub und andre Habseligkeiten verwahret, und daher zu gewissen Zeiten zusammen gekommen. Und so denke ich den **Tacitus** de morib. German. C. 16. und **Ptolomäus** in Geogr. L. 2. zu vereinigen, daß beyde recht behalten; wenn jener den **Deutschen**, und also auch den **Wandalen**, die Städte abspricht, solche nämlich, als die **Römer** hatten; dieser aber einige Städte an den baltischen Küsten nennet. Ich lasse mich in den Streit nicht ein, ob **Laciburgum** Rostock, **Trova** Lübeck, **Marionis** Wismar oder Schwerin sey; es ist mir genug, daß **Ptolomäus** solchen Oertern mit Recht Namen beyleget; denn die **Deutschen** gaben ihren Wohn- und Waffenplätzen allerdings Namen, sie von einander zu unterscheiden: ob sie wohl sie nicht **lateinisch** oder **griechisch** benenneten, sondern **deutsch**; eben wie itzt die **Ungarn** ihre Städte auf **ungarisch** aussprechen, denen wir **Deutsche** doch **deutsche** Namen beylegen. Wußte nun **Ptolomäus** die Plätze an der Ostsee zu nennen, so müssen sie doch eine Zeit lang vor ihm schon da gewesen seyn; so mußte auch die beständige Sage in Meklenburg, von dem entferntesten Alterthume der dasigen Städte, ihren gewissen Grund haben. War aber das, so hatten die Städte ihr Daseyn der Anordnung einer Obrigkeit, eines Grafen, Herzogs, oder Königes zu danken: denn es ist gewiß, daß gemeinschaftliche Dinge, wie diese Städte nothwendig waren, nicht von Privatleuten, sondern von Obrigkeiten kommen, und daß die **Deutschen** lange vor den Zeiten **Augusts** erwählte

Gra-

Grafen, Herzoge oder Fürsten hatten, die einem ganzen Stamme vorstunden, der ihnen in Dingen, die nützlich oder billig waren, ganz willig gehorchte. Ists nun nicht gleich viel, ob ich denjenigen Fürsten, der die erste Anordnung befestigter Plätze gemacht, **Anthur** oder **Skalko**, oder wer weis, wie sonst, nenne? Habe ich nicht noch mehr Ursache, ihre Anlegung einem **Anthur** zuzuschreiben, der nach **Marschalls** Berichte, in den Gegenden **Meklenburgs** regieret haben soll; als einem andern, der nach dem **Kranz**, allein im **Wagerlande** gelebet, und sonst vielleicht gar nicht bekannt wäre; wenn es nicht einem **Dänen** beliebt hätte, seinen Helden an ihm zum Ritter zu machen? Sollte in ganz **Meklenburg** niemand gewesen seyn, der **Marschallen** Lügen gestraft hätte, wenn nicht eine lange Sage unter den Leuten gewesen wäre: daß ein **Anthur** Meklenburg, Werle, Stargard, Kostin, Bützow, u. d. g. erbauet hätte? Doch dieser Beweis ist freylich für den **Anthur** noch sehr schwach. Ich habe ohnedem nur zu beweisen, daß **Anthur** nicht ganz ein Gedicht **Marschalls** sey.

Der Schluß folget nächstens.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Schreiben eines Engländers an ein französisches vornehmes Frauenzimmer, zur Vertheidigung ihrer Nation.

Gnädige Frau,

Ich stehe mit einer Menge meiner Landesleute im Briefwechsel, welche von der Neugierde, dem Müßiggange, dem Vorurtheile, oder auch der Mode, nach Frankreich gezogen werden. Die ersten Monathe hindurch, berauben sie mich mit denen Lobsprüchen, die sie dero Landesleuten ertheilen; hernach aber belästigen sie mich, mit den unaufhörlichen Beschwerden über dieselben. Im ersten Falle loben sie die französische Höflichkeit, Leutseligkeit und natürliche Gutherzigkeit. Im andern Falle ziehen sie deren Redlichkeit in Verdacht, und schelten den Wankelmuth der Franzosen. Ich finde, daß sie beyde male unrecht haben, und sich in ihrem Urtheile übereilen: ja, wenn man bis auf die Quelle dieses Uebels zurück geht, so finde ich: daß es seinen Grund, in der Unvollkommenheit derer Lehrarten habe, nach welchen man uns die französische Sprache beybringt. Wir kennen die Menschen nur auf zweyerley Art: aus ihren Worten, und aus ihren Thaten. Wir erwarten allemal, daß ihre Handlungen mit ihren Worten übereinstimmen sollen; und wir werden aufsätzig gegen einen Menschen, welcher in seinen Reden eine größere Tugend verspricht, als er in seinen Werken zeiget. Sind wir aber auch wohl berechtiget, diesen Fehler den Franzosen beyzumessen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher zu glauben, daß wir nur im Absehen auf eine große Menge französischer Wörter im Irrthume stehen, die von den Franzosen in einem ganz andern Verstande genom-

nommen werden, als von uns? Dieſes wird aus folgender Erzählung erhellen.

Ich war noch ganz jung, als ich meine erſte Reiſe nach Frankreich that. Meine Geſtalt gieng ſchon mit, und ich hatte Vermögen genug, mich in denen Geſellſchaften ſehen zu laſſen, die man in Frankreich honnete Leute nennet: ein Umſtand, der nicht vergeſſen werden muß, wenn man an allen Orten wohl angeſehen ſeyn will. Ich war ganz entzücket, über der erſten Aufnahme, die ich in Paris antraf. Es ſchien, als wäre jeder Einwohner befliſſen, einen Wirth gegen mich abzugeben. Kaum hatte man mich in einem Hauſe einmal dargeſtellet, ſo bath mich der Hausherr, ihn unter meine Freunde zu zählen; ich ſollte mit ſeinem Gelde, mit ſeiner Zeit, und mit allem, was in ſeinem Vermögen ſtünde, nach Belieben ſchalten und walten. Wenn man die geringſte kleine Unpäßlichkeit an mir zu ſpüren vermeynte, ſo war man in Verzweifelung: und ich war genöthiget, meine nagelneuen Freunde zu tröſten; weil ich etliche mal beſorgete, ſie möchten ſich ſo ſehr über mich betrüben, daß ſie ſelbſt Ungelegenheit davon haben könnten. Wie oft dachte ich nicht bey mir: O du glückſeliges Volk! hier ſind ja alle Menſchen Brüder. Hier kennet man den verhaßten Unterſchied nicht, den ich ſo oft unter den Nationen habe machen ſehen. Der Türk, der Deutſche, der Spanier, der Engländer, alle werden in dieſem glückſeligen Lande zu den Menſchen gezählet; ſie mögen gebohren ſeyn, wo ſie wollen.

gens will Heupel mit Franciſco Iunio und Thoma Mareſchallo, *) und die ihnen in dizſem Stücke folgen, nicht ſtreiten, wenn ſie behaupten: die in mehrgedachter Uberſetzung des Ulphilas vorhandene Sprache ſey ganz Gothiſch. Nur, ſagt er, müſte man dieſes alſo erklären, daß ſie von ausländiſchen und fremden Wörtern, **) nicht aber von deutſchen, gänzlich frey und unvermiſchet ſey; welche letztere ſich allerdings häufig darinn befänden. Es habe dieſes auch nicht wohl anders ſeyn können, da, wie er bereits erinnert, die Gothiſche Sprache nur als ein Dialect von der Deutſchen unterſchieden wäre.

Welche Bücher aber nun der Heil. Schrift, und

de deuictis a ſe populis, nec leges ſuas, nec linguam aut litteras obtrudebant, ſed ipſi linguas et litteras eorum addiſcebant, *vt obſequii ſui non poeniteret victos, cum nulla victorum ſuperbia ad id exuendum admonerentur.*

*) *Mareſchallus* in obſeruat. de verſione Gothica p. 388. Der gelehrte Engelländer, *George Hickes*, hat in ſeinen Inſtitutionib. Grammat. Anglo-Saxonicis & Moeſo-Gothicis, wie Herr Heupel ſagt, dieſe Sprache des Ulphilas mit Recht *Linguam Moeſo-Gothicam* genennet.

**) Das Gegentheil dieſes Satzes hat der oft belobte Herr Wachter in den Miſcellan. Berolinenſ. Contin. I. p. 44. ſeq. augenſcheinlich bewieſen, indem er ein ganzes Verzeichniß Griechiſcher, Sarmatiſcher, Scythiſcher, Burgundiſcher, Daciſcher ꝛc. Wörter angeführet, die bey dem Ulphilas vorkommen. Übrigens haben wir ein Verlangen die Diſſertation des alten Herrn Prof. Kirchmaiers, de Lingua Vetuſtiſſima Europae Scytho-Celtica et Gothica, die uns der Verfaſſer anpreiſet, zu ſehen.

Indem ich mit diesen Gedanken beschäfftiget war, begegnete ich einem von meinen Landesleuten, einem sehr vernünftigen Manne, und der in der Welt viel erfahren hatte. Ich wußte ihm nichts eilfertigers zu sagen, als die Lobeserhebungen von Frankreich. Ich war ganz fest entschlossen, mich darinn niederzulassen. Ich erzählete ihm mit Entzücken, die schmäuchlerischen Complimente, und die Diensterbiethungen, die ich von allen Ecken hören mußte. Mein Landsmann hörete mich, mit einer mir unerträglichen Gelassenheit an, und diese nahm nach demselben Maaße zu, wornach mein Bestreben zunahm, ihn meiner Entzückung theilhaftig zu machen. Endlich verlor ich gar die Geduld. Ich schmälete über den Kaltsinn meiner Nation, und über den seinen ins besondere. Seyd ihr nicht einfältig! sagete er zu mir, daß ihr von den Franzosen aus ihren Reden urtheilen wollet; und zwar anjetzt, da ihr ihre Sprache noch nicht einmal verstehet? Ich glaubete, mein Freund träumete gar, als er mir dieses sagete. Ich erinnerte ihn, daß wir ja jetzt beyde Französisch mit einander redeten, und daß er mir doch nicht im Ernste würde nachsagen wollen, ich verstünde eine Sprache nicht, die mir so geläufig wäre, als meine Muttersprache. Ha! erwiederte mein Freund: Französisch reden, das heißt noch nicht Französisch verstehen! Im Französischen bedeuten die allermehresten Wörter nichts minders, als was sie anzuzeigen scheinen. Zweifelt ihr hieran, so kommet mit mir. Euch zu gefallen, will ich einmal einen Jakob Rostbeef vorstel-

vorstellen; dadurch werde ich zum wenigsten das gewinnen, daß ihr bald widerrufen werdet.

Ich folgete also meinem Freunde in ein Haus, dahin er zuweilen zu gehen pflegte, und wo ich selbst den Tag zuvor eingeführet worden war. Man bewillkommete ihn mit lauten Zurufen. Wie sehr bin ich Ihnen nicht verbunden, sagete der Herr vom Hause, daß Sie mich andern vorziehen! Ein Mann wie Sie sind, ist in den allerbesten Gesellschaften angenehm; und man hat es für einen rechten Glücksfall zu halten, wenn man Sie zween Tage nach einander haben kann. In diesem Augenblicke ergriff er meinen Freund bey der Hand, und stellete ihn zween Herren dar, die ihn noch nicht kannten. Dieses ist, sagete er, einer der gelehrtesten Männer die ich kenne; er thut mir die Ehre an, mein Freund zu seyn, und ich mache mir diese Ehre sehr zu nutze, da ich aus seiner Erkenntniß vieles Licht schöpfe. Ich hatte auch meinen Theil an den Complimenten, und konnte noch gar nicht begreifen, wohin doch meines Freundes Absicht gehen möchte. Da ich indessen seine starke Vernunft gar wohl kannte; so zweifelte ich auch nicht, er würde schon ein Mittel finden, mir sein Wort zu halten. Wir setzten uns nieder, und mein Landsmann nahm sich in der Hitze des Gespräches die Freyheit, dem Franzosen gar oft zu widersprechen. Ungeachtet er solches nun auf die höflichste Art that, und sein Widerspruch niemals ungegründet war: so gerieth unser Wirth gleichwohl in Verwirrung, so daß die Röthe seines Gesichtes den Zustand seines Gemüthes verrieth.

Als nun mein Freund glaubete, er habe ihn genugsam aufgebracht, lenkete er das Gespräch auf eine andere Seite, und beschwerete sich über die Unredlichkeit eines seiner Bekannten: welcher, nachdem er ihn einige Monathe hindurch mit den Versicherungen seiner Ergebenheit betäubet, ihm jetzund ein Darlehn an Gelde versagete; weil er, wie er vorwendete, es ohne seine eigene Beschwerlichkeit nicht thun könnte. Der Franzos, welcher diese Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freuden ergriff, fiel ihm hitzig in die Rede: Erlauben sie mir, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß ich nicht begreife, wie Sie das Betragen dieses Mannes so seltsam finden können, und wie Sie ihn daraus einer Unredlichkeit beschuldigen wollen. Sie gestehen selbst, daß Sie weder sein Blutsverwandter, noch Schwager sind: wie sollte er sich denn in enge Schuhe stecken, um Ihnen einen Dienst zu thun? Ist er aber nicht mein **Freund**! erwiederte mein Engländer. Ja ja, sagte der Franzos, er ist ihr Freund, wie tausend anderer Leute ihrer, denen er eben das gesaget hat, und die darauf keine Brücke bauen: weil sie wohl begreifen, daß dieses Wort nichts mehr, als eine bloße Höflichkeit, und eine gewisse Redensart ist. Hat denn, ich bitte Sie darum, dieses Wort bey Ihnen einen zwiefachen Verstand, deren einer dem andern schnurstracks entgegen läuft? **Du bist mein Freund**: heißt das bey Ihnen, sowohl: **ich liebe dich von Herzen**, als, **ich frage soviel nach dir, als nach tausend andern**? Der Franzos, welchem es an Vernunft nicht fehlete, ward den Labyrinth gar wohl gewahr,

in

in welchen er gerieth; und nachdem er sich vergeblich zermartert hatte, um sich loszuwickeln, mußte er zuletzt doch gestehen: daß die Franzosen sich vieler Ausdrücke bedienen, deren Stärke sie selbst nicht kennen. Daß sie selbst unter einander wohl wüßten, wie viel ein jedes Wort sagen wollte; daß aber die Fremdlinge, die von diesem geheimen Verständnisse nichts wüßten, gar oft durch dergleichen Redensarten, hinters Licht geführet würden. Einer aus der Gesellschaft sagete hier mit lachen: es wäre nicht unrecht, wenn jemand ein Wörterbuch verfertigte, darinnen alle in Frankreich übliche Hyperbolen auf ihren wahren Werth gesetzet würden. Dieser Anschlag kam uns possierlich vor: und da der Herr vom Hause diesem allen ungeachtet, ein sehr artiger Mann war, so half er mit lachen und scherzen, und erlaubete sogar, daß wir dasjenige Compliment, womit er meinen Freund empfangen hatte, zergliedern dorften. Zuletzt gestund er offenherzig, daß es nichts mehr bedeute, als folgendes: Ich gebe Sie für einen gelehrten Mann aus, weil ich hoffe, Sie werden mich wieder ein wenig loben, und meinen Reden Beyfall geben; weil meiner Eigenliebe daran gelegen ist, daß man meinen Bewunderer für einen Kenner halte. Ich bekenne öffentlich, daß ich Ihrer Einsicht den Rang lasse, ich bitte Sie, mir davon etwas mitzutheilen; doch wohl zu verstehen, daß Sie ihre Einsicht nach mir bequemen, mit meiner verstellten Demuth fürlieb nehmen, und sichs nicht in den Sinn kommen lassen werden, dieselbe zu misbrauchen.

Wir schieden hierauf als die besten Freunde von einander, und ich gestund meinem Freunde, daß man sich allerdings wohl betrügen könnte, wenn man die französische Nation nach dem Inhalte ihrer Ausdrücke schätzete. In zweyen Jahren, die ich nachmals in Paris zubrachte, hatte ich Gelegenheit, mich hierinnen noch mehr zu bestärken, und zu Ende derselben, verstand ich alle damals übliche Hyperbolen auf ein Haar.

Und dieses ist diejenige Wissenschaft, die ich gern allen denen beybringen möchte, welche nach Frankreich reisen. London wimmelt zwar von französischen Sprachmeistern, die uns plaudern lehren: aber man nenne mir einen einzigen, der es verstehen lehret. Diejenigen also, die meine Schüler werden wollen, dörfen sich nur an Sie wenden, Madame: Sie aber werden mich in den nächsten Monathen die Zahl meiner Lehrlinge und ihre Bedingungen belehren. Bey dieser Unterweisung meiner Mitbürger habe ich zweyerley im Sinne: 1) Meine Mitbürger zu unterrichten: 2) Den Franzosen einen Dienst zu thun, indem ich demonstrativisch beweisen werde: daß sie gar nicht gesonnen sind, den Ausländern, durch ihre Ausdrücke einen blauen Dunst vorzumachen; und daß man ihnen also zu viel thue, wenn man sie für höflicher, leutseliger, und mitleidiger hält, als andere Völker; eben so wohl, als wenn man glaubet, sie wären leichtsinnig, wankelmüthig, windigt und betrügerisch. Ich bin ꝛc. ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Lettres ſur *Mr. de Fontenelle*,

Doïen des trois Academies de Paris, de la Societé roïale de Londres, & de l'Acad. des Sciences & belles Lettres de Berlin.

D. i.

Briefe über den Hrn. von Fontenelle,

ältestes Mitglied der drey pariſ. Akademien, wie auch der königl. londonſchen, und der Akademie der Wiſſenſch. zu Berlin Mitglied.

Dieſer Briefe ſind ſechſe an der Zahl, und der Verfaſſer hat ſichs vorgenommen, den Herrn von Fontenelle darinnen zu loben. Er begnüget ſich nicht, daß er mit einer gewiſſen Wahl einige Blumen auf dieſen großen Mann ſtreuen ſollte; er ſtürzet den ganzen Korb über ihn aus. Seine Schäfergedichte ſind bewunderns werth. Herr von Fontenelle iſt ſo munter, ſo galant, als ein witziger Jüngling. Das Frauenzimmer in Paris reißt ſich um ihn, und eine jede iſt bezaubert, wenn ſie ihn erobern kann. Die Briefe des Chevalier d'Her . . . werden nicht vergeſſen. Was mich betrifft, heißt es, ſo bin ich eigenſinnig genug, die mehreſten dieſer Briefe für ſinnreich zu halten: ſie ſind fließend und in derjenigen Schreibart aufgeſetzet, wozu Herr von Fontenelle ganz allein das Recept hat. Die Todtengeſpräche verdunkeln Lucians ſeine. Herr von Fontenelle hat den Wiſſenſchaften

ſchaften ihr unverſtändliches Gewäſch abgeplündert. Er hat dieſes todte Erbreich wieder aufgefriſchet, und es durch ſeine wachſamen Bemühungen genöthiget, die herrlichſten Blumen, und die ſaftigſten Früchte hervor zu treiben. Auch die Lobſchriften auf die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften ſind nicht vergeſſen. Der Verfaſſer führet eine große Menge Stellen daraus an, und zwar deswegen: weil ich die Gelehrten liebe, den Lobredner bewundere, und mir nur die Wahl Mühe machet; weil ich fürchte, daß euch die Zeit lang werden möchte. Der Verfaſſer beſinnt ſich nicht! Darf man auch die lange Weile fürchten, wenn man die Schriften des Hrn. von Fontenelle anführet? Gar oft kommen in dieſem Werkchen auch noch andere Schriftſteller vor. Es heißt unter andern: Es gab einmal eine Zeit, da dem Herrn Voltaire nichts gut vorkam, als was bey den Engländern gemachet und erfunden war. Er hat ſich ſeitdem anders beſonnen. Man bleibt nicht immer in London.

Nun kommen des Herrn von Fontenelle theatraliſche Stücke an die Reihe. Inſonderheit wird ein proſaiſches Trauerſpiel erwähnet, in welchem eine Prinzeſſinn ſchlüſſig wird, einen Wüthrich zu ehelichen, den ſie verabſcheuet, um einem Prinzen den ſie liebet, das Leben zu retten. Der Verfaſſer nennet dieſen Zuſtand, ohne gleichen. Allein, ſaget er, es iſt auch Herr von Fontenelle, der ihn erfunden hat! Herr von Fontenelle redet niemals zum Vortheile ſeiner Perſon, oder ſeiner Schriften; allein,

allein, heißt es wieder, es ist auch Herr v. Fontenelle! Es werden Verse angeführet, die Herr Voltaire zu seinem Lobe gemachet hat. Diese Verse scheinen dem Verfasser die artigsten von der Welt zu seyn: allein Herr Voltaire ist auch Verfasser davon!

Im letzten Briefe kömmt noch folgende Begebenheit vor: „Ein Fremder, der in Paris einfährt, „fraget im äußersten Thore nach der Wohnung des „Herrn von Fontenelle: weil er überaus begierig „war, diesen berühmten Mann zu sehen. Die Thor„wärter sind ganz verwirrt, und sagen gerade her„aus, sie wüßtens nicht. Was? schrie der Fremd„ling voller Wuth, ihr wißt es nicht? Wollet „ihr mich zum Narren haben? Ach nein, erwie„derten die Thorwärter, ganz demüthig. Was? „rief der Fremde aus, das soll mir nicht gesche„hen, daß ihr mir die Wohnung dieses großen „Mannes verschweigt. Er war schon im Begriffe, „diese armen Kerle zu prügeln, denn er konnte sich „nicht länger halten. - Allein man kam ihnen zu „Hülfe, und die Sache blieb dabey. Der wü„thende Fremdling indessen fuhr seinen Weg fort, „und wiederholete ohne Unterlaß: Was! am „äußersten Thore die Wohnung des Herrn „von Fontenelle nicht zu wissen! Welch eine „Unwissenheit! Das ist ein Mann den die „ganze Welt kennet.

Dieses wird genug seyn, einen Begriff von dem Werthe und der Schreibart dieser Briefe zu machen. Wie zierlich, wie fließend sind sie nicht! Es ist aber auch Hr. Daquin, Medic. Stud. Verfasser davon!

Bey

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir ein kurzes Sinngedicht mittheilen, welches dieſer mehr als 90jährige Greis vor kurzem aufgeſetzet hat:

* * *

Il falloit n'être vieux qu'a Sparte,
Diſent les anciens Ecrits.
O Dieux! combien je m'en écarte!
Moi qui ſuis vieux à Paris.
O Sparte, Sparte! helas! qu'êtes vous devenüe?
Vous ſaviez tout le Prix d'une Tête chenüe:
Plus dans la Canicule on étoit bien fourré,
Plus l'oreille étoit dure & l'oeil mal éclairé,
Plus on deraiſonnoit, dans ſa triſte famille,
Plus on epiloguoit ſur les moindres vetilles,
Plus on crachoit de flegme à grand peine attiré,
Plus on avoit de Goute & d'autres beatilles,
Plus on avoit perdu de dens de leur bon gré,
Plus on marchoit courbé ſur ſa groſſe bequille,
Plus on étoit enfin digne d'être enterré;
Et plus dans vos remparts on étoit honoré.
O Sparte! o Sparte! helas! qu'êtes vous devenüe?
Vous ſaviez tout le Prix d'une Tête chenüe!

D. i.

Zu Sparta nur wars rathſam alt zu werden!
So lehret uns manch altes Buch:
O Gott! und ich, voll älternder Beſchwerden,
Wag in Paris den kläglichen Verſuch?
O Sparta! Sparta! ſprich, wo biſt du doch geblieben?
Du konnteſt nur die Kunſt, ein graues Haupt zu lieben.
Je mehr man ſich in Pelz zur Hundstagszeit verſteckte,
Je ſchwerer Schall und Licht das Aug und Ohr erweckte,
Je mehr man voll Verdruß auf die Bedienten ſchmälte,
Je minder es an Stoff zu langem Schelten fehlte,
Je mehr man huſtend ſpie, und mühſam von ſich ſtieß,
Je mehr das Zipperlein und Podagra ſich wies,

Je

Je mehr man Zähne ſchon gutwillig eingebüßet,
Je krümmer man ſchon gieng, bey Krücken und Gefahr,
Und kurz, je reifer man zur kühlen Grube war:
Je mehr ward einem auch das Licht bey dir verſüßet.
O Sparta! Sparta! ſprich, wo biſt du doch geblieben?
Du konnteſt nur die Kunſt, ein graues Haupt zu lieben!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Die obere Neuſtadt zu Caſſel.

HORAT.

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat; ut ſpecioſa dehinc miracula promat.

Beſinge, matter Geiſt, wie ſchläfrig du auch biſt,
Die Schönheit der Natur, ſo viel es möglich iſt.
Laß dich die Tadelſucht der Spötter nicht erſchrecken,
Sie werden ſtets der Welt was fehlerhafts entdecken.
Das Gute, das ein Ding in ſeiner Würde hegt,
Erwägt der Tadler nicht. Sein Unverſtand der pflegt
Nach Leidenſchaften bloß, zu loben und zu ſchelten:
Was kann ſein Urtheil nun bey klügern Leuten gelten?
Drum lache, wenn dieß Blatt in Momus Hände fällt,
Du kennſt die freche Schaar! Es wird ja in der Welt
Gewiß viel ſchlechter Zeug, gedruckt und hingeſchrieben;
Komm, überlaß dich nur den edlen Dichtertrieben.
Schreib, was dein Auge ſieht, wenn dein entzückter Geiſt
Sich innigſich ergetzt, faſt aus den Schranken reißt;
In welchen Tauſende bis an ihr Ende wallen,
Die, wenn ſie auch was ſehn, viel eher drüber fallen,
Als daß der Gegenſtand bewundernswürdig wär.
Ja! käm aus Gallien ein buntes Bändchen her,

Das

wie viel derſelben, ſind ehemals in das Gothiſche überſetzet worden? Davon werden wir in dem dritten Hauptſtücke belehret. Die meiſten der oben mehrmals berührten alten Griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreiber, die von dem Ulphilas gehandelt, ſagen mit einem Munde: Er habe die ganze Bibel in die Gothiſche Sprache überſetzet. Und vielleicht haben ſie auch gar keine Unwahrheit berichtet. Der einige Philoſtorgius *) ſchlieſſet die Bücher der Könige und Chronica von dieſer Zahl aus, mit dem Beyfügen: der Biſchoff habe dieſe mit gutem Vorbedacht, und zwar deßwegen vorbey gelaſſen, weil ſie lauter Kriegs-Geſchichte enthielten, die ſich vor eine zum Kriege ohnedem mehr als zuſehr geneigte Nation, und die in dieſem Falle eher einen Zaum als Sporn nöthig hätte, nicht gar zu wohl

ſchick-

*) *Philoſtorgius* l. c. Μετεφρασεν εις την Φωνην (των Γοτθων ὁ Ουλφιλας) τας γραφας ἁπασας, πλην γε δη των Βασιλειων, ἁτε των μεν πολεμων ἱστοριαν ἐχοντων, τοις ἐθνεσι ὀντος Φιλοπολεμου, καὶ δεομενοις μαλλον χαλινου της επι τας μαχας ὁρμης, ἀλλ' ὁ τι προς ταυτα παροξυνοντος. Es iſt aber dieſer angegebene Grund des Philoſtorgii ziemlich ſeichte; weil Ulphilas ſonſten auch die Bücher Joſuä u. der Richter, auch viele andere einzelne Stellen, unüberſetzt gelaſſen haben müſte, als in denen eben ſo viel Kriegsbändel vorkommen, als man in den Büchern der Könige und Chronica antrifft; wie dieſes der berühmte Herr Prof. Frick zu Ulm in der Praefatione generali ad Tomum I. des Schilteriſchen Theſauri fol. VIII. gar wohl erinnert.

Das würde man genau betrachten und verehren:
Allein in unsrer Stadt! wer wird uns hier was lehren,
Was unsrer Achtung werth, des Anblicks würdig sey?
Geblendete Vernunft! Ich kann nicht länger schweigen:
Nein! Cassel, ich muß dir was viel erhabners zeigen.

Da, wo vor kurzer Zeit des Gärtners saurer Fleiß
Den Boden umgewühlt; wo er manch junges Reis
In Stamm und Ast gepfropft; wo wüste Stäten waren;
Wo, wenn es lange heißt, vor etwan vierzig Jahren,
Der jungen Vögel Brut, noch Nester angeschaut;
Wo keine Hütte war', steht eine Stadt gebaut!
Sie steht nicht nur sie blüht, und wächset mit den Jahren,
Und läßt Pallaste sehn, wo sonsten Büsche waren.

Sie streichet an den Wall, des großen Wilhelms Sitz,
Die seines Vaters Huld, ja Karls des weisen Witz,
Der Zeit gegründet hat; wo sich die breiten Gassen,
In abgemeßner Schnur, stets sauber sehen lassen;
Wo sich ein ebner Platz gepflanzter Linden zeigt,
In Reihen mancher Art; der alles übersteigt,
Was viele Städte sonst von schönen Gängen pralen;
Wo sich der bunte Klee des Rasens nicht läßt malen;
Wo nach Nordwesten zu Prinz Marens Garten liegt,
Und nach Südosten sich die neue Reizung fügt,
Daß uns der breitste Gang durch Prinz Georgens führet,
Durch dessen Durchschnitt sich das Auge ganz verlieret.
Wo bey halb dunkler Nacht, manch schönes Kind sich kühlt,
Wenn es bey Tage hat die schwüle Luft gefühlt;
Wo bey gebrochnem Licht, von leuchtenden Laternen,
Sich hier u. dort ein Paar vom Schwarm des Volks entfernen;
Wo jeder Hessenfürst den schönsten Pallast hegt;
Der Adel selber sich in Bürgerhäuser legt;
Wo Morpheus schlaflos ist, wenn sich in großen Chören
Gerührter Seyten Klang, voll Anmuth lässet hören;
Wo Wilhelms kleines Schloß der großte Zierrath preist,
Und seine Gallerie, Rom! deine Muster weist.

Wo

Wo Schildereyen auch die Kunst der Meister leben;
Wo das gebrochne Licht des Tages, bloß von oben
Auf die Gemälde fällt; des großen Saales Putz
Von feinem Golde glänzt; wo Kennern recht zum Nutz
Die Künstler ihren Fleiß in Gipsfiguren treiben:
Soll alles dieses denn der Welt verborgen bleiben?

Nein! schreibe, wer nur kann! Das Alterthum der Zeit
Lehrt, was sonst prächtig war: und wenn uns das erfreut,
Was schon verstöret ist, wie die Geschichte zeigen;
Sagt! warum soll man denn von neuen Wundern schweigen?
O! wär ich Aermster nur an Worten auch so reich,
Als unsre Vorwelt war; die Nachwelt sollte gleich
Ein Denkmaal dieser Zeit so heiliglich verehren,
Als wir es jetzo thun, ja ihre Kinder lehren.
Mein Kiel ist viel zu schwach, mein Ausdruck viel zu leicht,
Der Grundriß liegt nur hier, der unsrer Neustadt gleicht;
Doch ich thu was ich kann, und will in Schattenbildern
Noch Friedrichs seltnes Haus und seinen Garten schildern.

Es stößt dieß Lustrevier bis an das hohe Thor,
Der Mauren Felsenstein ragt seitenwärts empor;
So stark, und dicht und fest, als dort Neptun die Mauren
In Priams Stadt gebaut, die ewig sollten dauren.
Der Eingang lockt uns an, des fernen Tempels Zier
Genauer anzusehn, und man erblickt allhier,
Der Venus Ebenbild von Steinen ausgehauen.
Zur Rechten läßet sich der Gartenpallast schauen,
An dem der goldne Gang die Augen also blendt,
Daß man beym Wegsehn kaum den nächsten Vorstand kennt.
Ein grünes Rasenbeet, gleich Sammt dahin gebreitet,
Erquicket das Gesicht. Zu dessen Seiten leitet
Ein angenehmer Pfad uns in den Labyrinth,
Wo man der Flora Schmuck im Lustgehölze findt.
Es schlinget sich ein Gang durch lebendsdichte Hecken,
Von Bäumen aller Art: die Lauberhütten decken
Im schönsten Ruheplatz, uns vor der Sonnen Brand;
Der Boden zeigt den Schmelz; zur rechte- und linken Hand,

Wo Roſen, Tulipen, Narciſſen, Nelken blühen,
Aus denen im Geſträuch die Bienen Honig ziehen;
Wenn Philomela ſelbſt die reinſten Triller ſchlägt,
Und ihren Wohnplatz gern bey dem Geräuſche hegt.

Hier ſteht ein Apfelſtamm, dort Birnen, Kirſchen, Eichen,
Hier Linden, Büchen, Schlee: geſchnittne Tannen gleichen
Faſt dem Cypreſſenbaum; Wachholdern, Haſelſtrauch,
Die Hindbeer, Dornen gar enthält der Umfang auch.
Denkt alles, was ihr könnt, und gerne wolltet nennen,
Unfehlbar werdet ihr das Wachsthum hier erkennen,
Und findet ohne Müh die allererſte Spur,
Von dem, was möglich iſt, hier wirkſam von Natur,
Auf einen ſchmalen Strich von wenig hundert Schritten,
Durch Kunſt dahin gepflanzt. Nun geht mit ſanften Tritten
Beym Venustempel her, den Muſenberg hinan.
Dort ſteht ein Obelisk! desgleichen jeder kann
In Padua noch ſehn. Hier wird der Geiſt beweget,
Wenn ſich der weite Kreis dem Blick entgegen leget:
Ein Hügel voller Wald umgiebt das grüne Feld;
Ihr ſehet Berg und Thal, auch eine ebne Welt.
Der Dörfer Menge liegt in den beblümten Fluren;
Ihr ſeht des Ackrers Fleiß, davon die reichen Spuren
Die fette Heerde rühmt, wenn ſie vor Wolluſt brüllt,
Wenn Ziegen, Schaf und Rind das Feld mit Schall erfüllt.
Der Fulda ſchlanker Strom fließt, als in Spiegelflächen,
Vom heißen Mittag her; die Sonnenſtralen brechen
Sich mitten in dem Fluß, und ſchicken ihren Glanz
Gedoppelt ſtark zurück; die Wirkung blendet ganz
Bey ſtill- und heitrer Luft. Entſchlaget euch des Schimmers
Von Titans Gegenbild, des großen Augenwimmers:
Blickt nach dem Fürſtenſitz, er liegt dort an der Stadt;
Schaut die Orangerie, die Karl geſtiftet hat.
Ihr ſpürt Italien am Dufte jener Bäume.
Bin ich zu Napolis, zu Rom, Florenz? Ich träume!
Ich bin zu Caſſel hier. Ihr ſeht den Lindenwald,
Den ausgegrabnen See, der Schwanen Aufenthalt;

Der

Der Aue Lustrevier; den Inbegriff von Dingen,
Die Londen, nicht Paris, nicht Wien hervor kann bringen;
Ein Elisenstück! das uns allein gehört,
Das Cassel lange nicht nach seinem Werth verehrt:
Was Fremde bloß allein in ein Erstaunen setzet;
Wenn der Gereiste sich an der Natur ergetzet,
Die Wunder sehen läßt. Nun ziehet euren Blick
Aus jenem Labyrinth, an diesen Berg zurück;
Folgt seiner Strecke nach: seht, wie an seinen Höhen,
Wie dort in Genua, die Gärten steigend stehen;
Was hier Georgens Geist für Mühe angewandt,
Wenn er durch Gärtnerfleiß die erste Kunst erfand,
Des Berges jähen Fall zum Eden zu erzwingen,
Um felsigten Gewuchs den Flächen gleich zu bringen.
Dort unten, wo mehr Schlamm, als guter Boden war,
Sind Dämme hingelegt, man trotzet der Gefahr,
Der Fluthen Ueberguß. Hier, wo Karossen stehen,
Da kommt ein Wandrer kaum auf schmalen Stegen gehen.

O angenehmer Ort! o stünd es doch bey mir,
Wie gerne lebt ich stets, wie gerne stürb ich hier!
Ihr Augen, eilt zurück in unsers Friedrichs Garten,
Seht den Behälter an: wie mannigfalt die Arten
Des schwimmenden Geschlechts hier anzutreffen sind;
Daß man in dem Gehäck die schönsten Jungen findt.
Wie man die wilde Brut kann durch die Atzung zähmen,
Und Vögel in den Schutz erbauter Häuser nehmen.
Ein Kampfplatz alter Art, der noch Verona ziert,
Ist hier von weichem Gras, im Kleinen aufgeführt.
Ein Thronen-gleicher Sitz von aufgethürmten Rasen,
Um den, wer Kühlung sucht, die Zephirwinde blasen,
Erfreut den Schmachtenden. Der Grotten Kostbarkeit,
Das Wasser, das ein Maul aus vollem Rachen speyt;
Die ungezählte Zahl der irdnen Treppenstuffen,
Des Weinstocks Fruchtbarkeit, der Vögel lockend Ruffen,
In dem gebüschten Strauch, und wenn man aufwärts steigt,
Daß uns des Berges Schnitt nicht unersteiglich deucht,
Sind in getheiltem Mooß für Müde Ruhestätten.

O Friedrich! wer ſollt nicht für deine Wohlfarth bethen?
Du gönnſt der ganzen Stadt den Anblick dieſer Luſt;
Du ladſt ſie ſelber ein, und willſt, daß jede Bruſt
Erquickung ſchöpfen ſoll, wenn ihn ſein Fleiß ermattet,
Das Herz beklommen iſt. Dir, groſſer Fürſt, erſtattet
Wohl mancher kaum den Dank, den er Dir ſchuldig iſt.
Doch Du biſt dennoch groß! gnug, daß du gnädig biſt.
Ihr Völker, eilt herbey, ihr ſollt der Welt bekennen:
Wollt ihr ein Paradies, ſo müßt ihr Caſſel nennen.

Caſſel, den 1 Jun. 1752. J. H. G.

* *

VII.

Jugement de l'Academie Royale des Sciences & belles Lettres, ſur une Lettre prétenduë de Mr. *de Leibnitz.* A Berlin, 1752. in 12.

D. i.

Urtheil der kön. Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin, über einen vorgeblichen Leibnitziſchen Brief.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts entſtund unter den Gelehrten, ſonderlich den Weltweiſen und Meßkünſtlern, der Streit: ob Herr von Leibnitz, oder Neuton den Calculum differentialem erfunden habe? Ganz Deutſchland, Wälſchland und Frankreich glaubte das erſte: nur die Engländer waren für ihren Landsmann eingenom-

nommen. Der Streit ward hitzig, und Herr von Leibnitz beschwerte sich selbst bey der Societät zu London durch Briefe, über das Unrecht, das ihm von einigen in Schriften widerfahren war. Allein die londoner Societät that keinen Ausspruch; sondern ließ nur ein Commercium Epistolicum drucken, daraus die verständigen Leser sehen sollten, wer recht habe, oder nicht. So unparteyisch verfuhr sie in einem Streite, darinn man sie allem Ansehen nach, für parteyisch halten konnte.

In unsern Tagen hat sich ein ähnlicher Streit erhoben. Der berühmte und ansehnliche Nachfolger des großen Leibnitz, hat einen Beweisgrund für das Daseyn Gottes, aus der kleinsten Kraft, wodurch alle Veränderungen in der Natur gewirket werden, für neu, und für seine Erfindung ausgegeben. Es steht derselbe in den berlinischen Memoires, und sonst an verschiedenen Orten. Indem wir sagen, er habe denselben für neu, und sein eigen ausgegeben, wollen wir ihm selbigen noch gar nicht absprechen. Wir lassen die Sache völlig unentschieden, und erzählen sie nur. Herr Professor König in den vereinigten Niederlanden, ließ im März 1751 den leipziger Actis Eruditorum eine kleine Schrift einverleiben, darinn er der gelehrten Welt entdeckte, daß bereits Herr von Leibnitz dergleichen Gedanken gehabt, und das Principium minimæ actionis, schon vor dem Herrn von Maupertuis eingesehen habe. Aber weit gefehlt, daß er selbiges für wahr, und gegründet gehalten hätte; so suchte er es vielmehr zu widerlegen.

Dieſes ſah nun der Herr Präſident für einen ſtarken Angriff ſeiner Ehre an. Wir miſchen uns hier abermal nicht in die Erwägung der beyderſeitigen Gründe, für und wider dieſen Lehrſatz. Man muß die Schriften ſelbſt leſen, wenn man davon urtheilen will; aber auch vorher in mechaniſchen, phyſikaliſchen und metaphyſiſchen Wahrheiten kein Fremdling ſeyn. Es würde aber gut geweſen ſeyn, wenn man Herrn **Königs** Abhandlung ſowohl, als des Herrn **von Maupertuis** erſte Schrift, von dieſer Erfindung, bey dieſem Urtheile vorhergedrucket hätte, um alle Leſer deſſelben, die jene größern Werke nicht bey der Hand haben, in beſſern Stand zu ſetzen, davon zu urtheilen. Indeſſen ſieht man doch ſo viel daraus, daß Herr Prof. **König**, eben nicht aus Neid, dem Herrn Präſ. **von Maupertuis** dieſe Erfindung abſpricht. Er hält die Sache ſelbſt für ungegründet, wenn er gleich vorausſetzet, daß **Leibnitz** ſie ſchon gewußt habe. Falſche Dinge aber beneidet man niemanden.

Der Leibnitziſche Brief ſelbſt, als der Zankapfel dieſes Streites, iſt an Hermannen gerichtet geweſen, und lautet ſo: L'action n'eſt point ce que Vous penſez; la conſideration du Tems y entre. Elle eſt comme le produit de la Maſſe par le Tems, ou du Tems par la force vive. J'ay remarqué, que dans les modifications des mouvemens elle devient ordinairement un *maximum* ou un *minimum*. On en peut deduire pluſieurs propoſitions de grande conſequence: elle pourroit ſervir à déterminer les courbes, que decrivent des corps attirés

attirés à un ou plusieurs centres. Je voulois traiter de ces choſes entre autres dans la ſeconde partie de ma dynamique, que j'ai ſupprimée: le mauvais accueil, que le prejugé a fait à la prémiere m'ayant degouté. D. i.

Die Wirkung iſt nicht das, was Sie denken: Die Betrachtung der Zeit ſteckt auch darinnen. Sie iſt wie das Product aus der Maſſe in die Zeit, oder der Zeit in die lebendige Kraft. Ich habe bemerket, daß ſie in der Veränderung der Bewegungen insgemein ein *maximum* oder *minimum* wird. Man kann daraus viel wichtige Lehrſätze herleiten: ſie könnte dienen, die krummen Linien zu beſtimmen, darinnen Körper laufen, die von einem oder mehrern Mittelpuncten angezogen werden. Ich war willens, davon unter andern im II. Theile meiner Dynamik zu handeln, den ich unterdrücket habe. Die üble Aufnahme, die dem erſten vom Vorurtheile begegnet iſt, hat mich dazu bewogen.

Bey dieſem Briefe geſteht man nun, auf der 22ſten Seite, daß dem Herrn **von Leibnitz** wirklich der erhabene Grundſatz von der kleinſten Wirkung bekannt geweſen ſeyn müßte, wenn derſelbe wirklich von ihm wäre. Allein es kömmt dem Hrn. Verfaſſer nur verdächtig vor, daß dieſer Brief noch nirgends gedruckt vorhanden ſey*. Hernach meynt man, es hätte der Ort angezeiget werden müſſen, wo das Original davon aufbehalten würde. Daher

* Sind aber nicht noch dieſe Stunde unzählliche Leibnitziſche Briefe ungedruckt? Selbſt hier in Leipzig hat ein gelehrter Mann noch viele in Händen.

hat man es denn für nöthig gehalten, die Glaubwürdigkeit deſſelben zu unterſuchen. So erlaubt wir dieſes an ſich ſelbſt achten; ſo wenig glauben wir, daß, im Falle dieſer Brief wirklich von **Leibnitzen** wäre, deswegen Herr **von Maupertuis** eines Plagii zu beſchuldigen ſeyn würde. Eben darum, weil dieſer Brief noch niemals gedrucket worden, wird man es niemals beweiſen können, daß ihn Herr v. M. geleſen habe. Und da man Gelehrten, die ſo viele Proben ihrer großen Fähigkeit und Einſicht gegeben haben, als Herr v. M. ſolche Vorwürfe mit keiner Wahrſcheinlichkeit machen kann: ſo würde höchſtens nur ſo viel folgen, daß ſowohl Herr **von Leibnitz**, als Herr **von Maupertuis**, der eine zuerſt, der andre aber hernach denſelben erfunden hätte: eben ſo, wie von dem Calculo differentiali, zwiſchen **Leibnitzen** und **Neutonen** von Unparteyiſchen geurtheilet worden; daß beyde große Männer von ſich ſelbſt darauf gekommen wären.

Indeſſen ſchrieb der Herr Präſident 1751 den 28 May an Herrn Prof. **König**, und bath ihn um die Leibnitziſche Urſchrift des Briefes. Den 26 Jun. antwortete dieſer: er hätte die Abſchrift deſſelben von dem berufenen **Henz** bekommen, der wegen erregter Unruhen, zu Bern, vor dreyen Jahren den Kopf verlohren. Dieſer hätte, als ein gelehrter Mann, viele noch ungedruckte Leibnitziſche Briefe geſammlet, die er hätte ans Licht ſtellen wollen. Uebrigens ſchickte er dem Herrn v. M. die völlige Abſchrift des Briefes, davon obiges nur ein Stück

war;

war; darunter die Jahrzahl 1707 den 16 October, geschrieben stund. Doch stunden hier, anstatt der obigen Worte, von Elle - - bis force vive, die einen Widerspruch enthalten, folgende weit bessere: Elle est, comme le produit de la masse par celui de l'Espace & de la viteſſe, ou du Tems par la force vive. Diesen Unterschied hält man für zu groß, als daß er auf einen Druckfehler geschoben werden könne, und er vermehre den Argwohn*; daß, wenn ja der ganze Brief nicht erdichtet, doch wenigstens einige Sätze in denselben geschoben worden.

Allein der Herr von M. war damit nicht zufrieden. Er ließ durch den französischen Residenten zu Bern Untersuchungen anstellen, ob nicht unter des Enthaupteten verlassenen Schriften, etwas gefunden worden, das Leibnitzischen Briefen ähnlich wäre. Allein man fand nichts. Hierauf trug Herr v. M. die ganze Sache der kön. Akademie zu Berlin vor. Diese ließ durch ihren Secretär, den berühmten Herrn Formey, den Herrn Prof. König ermahnen, die Glaubwürdigkeit seines Fragments zu bestätigen, und die Urschrift ans Licht zu bringen. Man ließ aus Argwohn, daß selbiger den Empfang dieses Schreibens verläugnen möchte, (ist das nicht schon hart!) dasselbe, durch den kön. preuß. Minister in Holland übergeben. Nach

* Ist es kein Druckfehler, so kann es wohl ein Schreibfehler seyn, der Hrn. Prof. Königen selbst, oder seinem Schreiber damals, als er das Stück in die Acta Erud. geschicket, entwischet ist. So lehret die Billigkeit urtheilen.

ſchickten. Jedoch, dem ſey wie ihm wolle; wir haben heute zu Tage mehr nicht als die vier Evangeliſten aus dem Neu. Teſtamente annoch davon übrig; welche aber auch ſelbſt bedaurenswürdige Lücken haben. Es hat zwar Joſeph Scaliger *) als gewiß vorgegeben; es wohnten annoch in den neuern Zeiten um den Mäotiſchen See herum einige Gothiſche Nachkömmlinge unter der Gewalt des Chans der Precopenſer-Tatarn, welche die ganze Bibel in ihre angebohrne Sprache überſetzt, und mit den Buchſtaben geſchrieben, läſen, die vor dem von dem Ulphilas erdacht worden; und ſey dieſe Sprache eben die, welche ihre Vorfahren ehedem geredet, als der Poet Ovidius unter ihnen das Elend bauen müſſen. Allein, gleichwie dieſer gelehrte Mañ dießfalls keine tüchtige Zeugen anzugeben weis; alſo läſt man auch den Wehrt dieſer Erzehlung billig an ſeinen Ort geſtellet. Ein gleiches muß man zur Zeit auch noch mit des gelehrten Edelmanns, Philipps von Marnix, Zeugniſſe thun, welcher ehedeſſen in dem Bücher-Saal des vortreflichen Grafens Hermanns von Nuenar, **) das ganze Neue Teſtament in die Gothiſche Sprache überſetzet, und auf Papier, theils mit goldenen, theils mit ſilbernen Buchſtaben abgeſchrieben, mit

*) *Scaliger* in Canone Iſagog. lib. III. p. 347.

**) Herr Johann Friedrich Chriſt, der in ſeiner anmuthigen kleinen Schrift, die er Noctes Academicas zu nennen beliebet, in einer beſondern Anmerkung num. XVIIII. p. 248. -- 250. von dem Leben und Schriften dieſes Grafens von Nuenar gehandelt, hat davon gar nichts gedacht.

Monatsfrist wiederholte man diese Ermahnung, und ließ ihm selbige auf eben die Weise zustellen.

Se. Kön. Maj. von Preußen schrieben selbst an den Magistrat zu Bern, und begehrten die Aufsuchung des Originals, unter Henzens Schriften. Doch ehe noch Herr **König** das andre Schreiben bekam, hatte er schon aufs erste an den Herrn v. M. geantwortet, der auch selbige Antwort den 13 Dec. der kön. Akademie vorlegte. Sie war sehr höflich; allein das Leibnitzische Originalschreiben ward weder geliefert, noch angezeiget, wo es befindlich sey, (ohne Zweifel weil beydes unmöglich war.) Er beklagte sich dabey über dieses Verfahren gegen ihn, welches der Freyheit unter Gelehrten ganz zuwider wäre.

Eben denselben Tag las der Herr v. M. der Akademie eine Antwort vor, darinn er erwies: dieselbe hätte in solchen Fragen das Recht, die Glaubwürdigkeit solcher Schriften zu beurtheilen, darauf sich die Entscheidung gründete. Es käme hier sonst auf keinen andern Streit an, außer daß Herr **König** die Wahrhaftigkeit seines Briefes darthäte. Er gab auch demselben Nachricht, daß in Bern keine Leibnitzische Briefe zu entdecken gewesen. Als die ganze Akademie ihren Beyfall dazu gab, ward diese Antwort den 6 Jan. dieses Jahres nach Holland bestellet.

Den 15 Febr. bekam man eine Antwort voll neuer Klagen, über dieses Verfahren, da man das Ansehen einer Akademie zum Schiedsrichter in einer gelehrten Streitigkeit setzen wolle. Es gesteht Herr

Prof.

Prof. König, es entgienge dem Herrn v. M. durch dieſes Schreiben nichts von der Ehre ſeiner Erfindung, (wie es uns gleichfalls oben ſchon geſchienen) weil dieſer Brief völlig unbekannt geweſen; erkläret auch Leibnitzens Worte von einem ganz andern Grundſatze. Endlich bezeuget er, er habe an einen Freund geſchrieben, der ſich bemühen ſolle, das Leibnitziſche Original zu finden; habe aber noch keine Antwort bekommen: wie er denn auch, zum Beweiſe, daß dieſe Erfindung ihm ſchon längſt bekannt geweſen, ſich auf ſeine Antrittsrede beruſet, darinn er ſchon deutlich darauf gezielet hätte.

Indeſſen hat man auch zu Baſel, in Hermanns Verlaſſenſchaft, nach Leibnitziſchen Briefen forſchen laſſen, aber umſonſt: denn man giebt vor, dieſelben wären längſt dem Herrn Prof. König anvertrauet worden. In drey ſolchen Briefen, die Herr Prof. Bernoulli noch gefunden, ſteht nichts davon: wie denn auch Herr König geſtanden, daß er nichts daſelbſt auftreiben können, und alſo nunmehr allen Fleiß deswegen angewandt habe.

Hierauf ſoll nun die kön. Akademie den Ausſpruch thun, daß das obgedachte Fragment des Leibnitziſchen Briefes nur mit Fleiß geſchmiedet worden, den Herrn v. M. zu beſchimpfen, und Leibnitzen ohne Noth zu erheben. Die hohen Namen zweener Herren Curatoren, zweener Ehrenglieder, dreyer Directorn, und des Secretärs, 13 Mitglieder, eines auswärtigen Beyſitzers, und zweener Fremden, ſtehen beygedruckt. Herr v. M. aber erſuchete durch ein Schreiben die Akademie, auf keine Genugthuung

für

für ihn bedacht zu seyn, sondern bloß von der Glaubwürdigkeit des Briefes zu urtheilen. Herr **Euler** las eine Schrift ab, darinn er mit vielen Gründen die Verdächtigkeit des Fragments erwies, und hierauf sammlete man die Stimmen. Wie dieselben ausgefallen sind, das wird unser Leser leicht denken. Herr Prof. **König** ist einstimmig verdammet worden. Ob er sich diesem Urtheile unterwerfen, oder an die ganze gelehrte Welt appelliren werde, das wird die Zeit in kurzem lehren.

* *

VIII.

Fortsetzung von Miltons Gebrauche neuerer Dichter in seinem verlornen Paradiese.

So sehr es gewisse Leute verdrossen hat, daß wir die Diebstähle ihres Abgottes und Vorbildes in Verderbung des deutschen Geschmackes bisher so deutlich bekannt gemachet haben: so laut hat uns die gesunde Vernunft ins Ohr geruffen:

Tu contra audentior ito!
D. i. Du! greif ihn kühner an!

Wir haben nämlich, auch auf der guten Partey, überaus viele angetroffen, die uns zur Fortsetzung des angefangenen, kräftigst aufgemuntert haben. Es thut auch nichts, wenn die Gegner sagen: die Nachahmung hätte Dichtern allezeit freygestanden. Es ist wahr: allein es giebt dreyerley Nachah-

mungen, die nicht alle gleich erlaubt und rühmlich sind. Die 1) ist, wenn man seine Nachahmung redlich gesteht: z. E. Terenz in seinen Lustspielen. Die 2) wenn man sie zwar nicht gesteht, aber auch nicht läugnet; z. E. wie Virgil den Homer nachgeahmet. Die 3) aber, wo man sich rühmt, alles selbst erfunden zu haben, was noch nie von einer Seele gedacht, oder gesaget worden; und doch alles, was man schreibt, aus andern zusammen stoppelt, und fast gar nichts eigenes behält. Dieß ist nun Miltons Fall: und ein jeder urtheile, ob das ein erlaubtes Nachahmen heiße?

Herr Lauder geht nun zum Virgilius Evangelizans des Dr. Alexander Roß, eines vornehmen schottischen Schriftgelehrten, und trefflichen Dichters. Unter vielen andern Schriften hat er auch die Geschichte des A. und N. Test. in lauter virgilischen Versen beschrieben; und Ol. Borrich hat ihn des höchsten Lobes werth gehalten. Wir wollen uns begnügen, nur ein paar Stellen daraus anzuführen, und dann zu einem andern schreiten.

Es ist dem Addison als ein Meisterstück vorgekommen, wenn Milton im IV. B. 720 V. des verl. Par. so plötzlich von einer Wortfügung zur andern übergeht:

Thus at their shady lodge arriv'd, both stood
Both turn'd, and under open sky ador'd
The God, that made both sky, air, earth and heav'n,
Which they beheld, the moon's resplendent globe
And starry pole: *Thou also mad'st the night,*
Maker omnipotent, and thou the day.

Allein

Allein dieſe ſchöne Erfindung eines erhabenen Ausdruckes, iſt in keinem engliſchen Gehirne entſprungen. Virgil hat ſie ſchon im VIII. B. der Aeneis im 276ſten V. wenn er ſchreibt:

Ut bello egregias idem disjecerit urbes,
Trojamque, Oechaliamque; ut duros mille labores,
Rege ſub Euriſtheo, fatis Junonis iniquæ,
Pertulerit. *Tu nubigenas, Invicte! bimembres*
Hylæumque, Pholumque manu, Tu Creſia mactas
Prodigia, et vaſtum Nemea ſub rupe leonem etc.

Doch der chriſtliche Virgil vom D. Roß hat dem Milton noch näher in die Augen geleuchtet, als welcher eben dieſe Schönheit, ſeinem Muſter nach gebildet hatte:

Ut toties ſanctam ſervarit ab hoſte Sionem,
Utque idem Babylon verbo disjecerit urbem,
Fecerit ut cœlum ac terram, camposque liquentes,
Lucentemque globum Lunæ, Titaniaque Aſtra:
Tu feciſti almum mundo liqueſcere Solem,
Altius utque cadant ſubmotis nubibus imbres
Juſſiſti ut nullo ſurgant de ſemine ſilvæ etc.

Bald darauf heißt es bey dieſem Dichter:

Talia carminibus celebrabant facta Tonantis
Dumque canunt, pulſi reſonant laquearia templi.

Das giebt Milton ſo:

So ſung they, and the Empyrean rung
With Hallelujahs.

D. Roß ſchreibt an einer andern Stelle ſo:

Pandite cœlicolæ! portas bipatentis Olympi,
Ut meas hic dominus, jam luce coruſcus et auro,
Intret, et in ſolio patris conſidat Eoo!

Utque

Utque triumphato cœli ad capitolia mundo.
Victor agat roſcum ſuper ardua nubila curruum.

Milton hat dieſes folgender geſtalt im VII. B. V. 565 ausgedrücket:

Open, ye everlaſting gates! they ſung,
Open ye heavens! your living doors; let in
The great Creator, from his Work return'd
Magnificent! his ſix days work, a world!

Das mag aus Roſſen genug ſeyn. Nun folget Staphorſt, ein holländiſcher Gottesgelehrter und Dichter, in ſeinem Triumpho Pacis, über den 1655 zwiſchen England und Holland geſchloſſenen Frieden. Das hätte ſich nun wohl der gute Niederländer nicht eingebildet, daß der Fürſt der brittiſchen Dichter, ſich mit ſeinem Raube, auch nach geſchloſſenem Frieden, würde bereichern wollen. Milton ſchreibt im Eingange des verl. Par. ſo:

What in me is dark
Illumine! what is low, raiſe and ſupport!

Staphorſt aber hatte ſo geſungen:

O Charitis lux alma tuæ nebuloſa medullæ
Antra mex, ſtygiis in ſeſe obducta tenebris,
Illuſtret, primoque micet radioſa nitore!

Wer dieſes Dichters Lobrede auf den Eheſtand lieſt, und ſie gegen Miltons Ausdruck hält, wird eben das wahrnehmen. Z. E.

Auſpice te, fugiens alieni ſubcuba lecti,
Dira libido hominum tota de gente repulſa eſt;
Ac tantum gregibus pecudum ratione carentum
Imperat, et ſine lege tori furibunda vagatur,

Auſpice

Auſpice te, quam jura probant, rectumque piumque
Filius atque pater, fraterque innotuit etc.

Das giebt der brittiſche Nachahmer ſo:

By thee adultrous luſt was driv'n from men,
Among the beſtial herds to range; by thee
(Founded in reaſon, loyal, juſt, and pure,)
Relations dear, and all the charities
Of father, ſon, and brother, firſt were known.

D. Bentley iſt der erſte geweſen, der ſich bemühet hat, der engliſchen Nation in dieſem Stücke, die Augen zu öffnen. Er hat alle Stellen dieſes Gedichtes, die tadelhaft ſind, zuerſt angemerket: denn er glaubte, daß ſelbiges mit häßlichen Einſchaltungen verunſtaltet wäre, und wollte ſechs bis ſieben hundert Zeilen davon ausſtreichen, die der Natur und Art eines epiſchen Gedichtes ganz zuwider lieſen. O! hätte man doch dieſem Ariſtarch Gehör gegeben, ſo würde das verlohrne Paradies gewiß zehnmal erträglicher geworden ſeyn! Allein ſeine Kritik war darinn zu beſcheiden, daß er alles, was ungereimt, und abgeſchmackt war, dem wahren Verfaſſer nicht zur Laſt legen wollte. So ſagt er z. E. es ſey ein Schreibfehler in der miltoniſchen Lobrede auf den Eheſtand:

Hail wedded love! Myſterious law!

Myſterious law, geheimnißvolles Geſetz, ſcheint ihm ein Widerſpruch zu ſeyn: daher vermuthet er, Milton habe dictiret, myſterious league, geheimnißvoller Bund! Wenn Bentley noch lebte, würde er ſeine Muthmaßungen ſehr beſtätiget finden.

den. Denn in Staphorsts lateinischer Stelle steht ausdrücklich fœdus:

Fœdus in humanis, fragili quod sanctius ævo!

Daher hätte nicht Law, sondern League stehen sollen! Es kann also wohl seyn, daß hier im Texte eine Veränderung geschehen, und ein Wort an die Stelle des andern gesetzet worden. So sieht man, daß Bentleys Muthmaßungen auch oft eintreffen!

Ein großes Stück des Lobgesanges, den Adam und Eva im Stande der Unschuld, Gott zu Ehren singen, und das nur eine Umschreibung des 148 Psalmes ist, darunter er etwas aus dem Gesange der drey Männer im Feuerofen gewebet; ist gleichwohl der Staphorstischen Uebersetzung dieses Psalmes so ähnlich, daß er sie muß vor Augen gehabt haben. Ein großer Theil von dieser aber, ist aus der Hessischen Dollmetschung der Psalmen genommen. So gemein ist es, daß ein Dichter den andern ausschreibt; wiewohl Staphorst sich durch sein Geständniß gegen den Vorwurf der Dieberey gesichert hat. Milton aber hat nichts gestanden, darum bleibt ihm der ganze Schimpf. Staphorst singt so:

Cœlestes animæ! sublimia templa tenentes,
Laudibus adcumulate Deum super omnia magnum,
Dicamus pariter! vox una per æthera tranet!
Aeterno cœli regi, vitæque parenti
Gloria, laus, et honor! majestas summa! tibique
Magna Dei soboles! agne inculpate Jehovæ!
Omnia in illustri lucentia sidera cœlo
Laudibus innumeris summi sint plena Tonantis

Omnes et montes, et proxima culmina cœlo,
Nobiscum magni ſubſultent laude Jehovæ!

Wir ſetzen nur ein Stück zur Probe her, überlaſſen es auch unſern Leſern, die miltoniſche Stelle dieſes Lobgeſanges ſelbſt nachzuſchlagen: weil unſer Raum es nicht verſtattet, ſeine weitläuftige Erweiterung davon hier einzurücken. Der gute Staphorſt iſt ein vergeſſener Holländer, mit deſſen geſtohlnen Federn die brittiſche Aelſter ſtolziret. Aber warum iſt jener vergeſſen? Weil er lateiniſch geſchrieben hat! Iſt es nicht eine undankbare Arbeit, die ſo viel große Männer auf die lateiniſche Dichtkunſt gewandt haben! Da ſie hätten groß und berühmet werden können, wenn ſie in ihren Mutterſprachen geſchrieben hätten: ſo haben ſie ſich lieber im Lateine begraben, und im Staube den Motten zu Theil werden wollen. Horaz wollte auch einmal griechiſche Verſe machen. Allein was geſchah? Romulus zupfte ihn beym Ohre, und gab ihm die Warnung: Es wäre eben ſo thöricht, Verſe in einer fremden Sprache zu machen, die deren ſchon eine große Menge hat, als Holz in den Wald zu tragen.

Atque ego, cum Græcos facerem, natus mare citra,
Verſiculos, vetuit me tali voce Quirinus,
Poſt mediam noctem viſus, quum ſomnia vera:
In ſylvam non ligna feras inſanius, ac ſi
Magnas Græcorum malis implere catervas.

L. I. Sat. X.

Nächſtens werden wir auf den Barläus, und einige andre Dichter kommen.

IX. Zu-

* *

IX.

Zuverläßige Nachricht von der den 18ten des Heumonaths geschehenen ersten poetischen Krönung in Leipzig.

Nachdem eine löbliche philosophische Facultät allhier 1741 in dem ersten Reichsvicariate Sr. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. unsers allergnädigsten Königes und Herrn, mit der Vollmacht begnadiget worden, auch poetische Lorberkränze an vortreffliche Dichter zu ertheilen: so ist dieselbe diesen Sommer zuerst schlüssig worden, dieses neuerhaltene Recht an Sr. Hochwohlgeb. dem **Freyherrn von Schönaich**, Königl. und Churfürstl. Lieutenant, und der königlichen deutschen Gesellschaften zu Königsberg und Göttingen Ehrenliede, in die Uebung zu bringen. Als nun der Herr Baron, der sich in der Niederlausitz bey Guben, auf den Gütern seines Herrn Vaters hoch- und wohlgeb. Gnaden, aufhält, bezeugete, daß er sich solches für eine besondre Ehre schätzen würde: ward der jüngstverwichene 18te Jul. zu der feyerlichen Ceremonie dazu angesetzet. Dieser war nicht nur deswegen merkwürdig, weil der erste gekrönte Dichter neuerer Zeiten, **Petrarcha**, an demselben gestorben; sondern auch hauptsächlich, wegen des hohen Geburtsfestes, unsrer theuresten **königlichen Churprinzessinn** Königl. Hoheit, ganz Sachsen, und sonderlich den leipziger Musen heilig.

ſeinen eigenen Augen geſehen haben will; *) weil gar keine Spur noch Anzeige bis daher ausfündig zu machen geweſen, wo derſelbe Codex nach dem Tode dieſes unvergleichlichen Mannes hingekommen.

Unterdeſſen müſſen wir uns an dem begnügen, was das Schickſal von dieſem edlen Reſte des Alterthums übrig laſſen wollen; nemlich, an den vier **Evangelien**. Doch ſind auch nicht einmal dieſe **unverſtümmelt** geblieben. Denn, zu geſchweigen, daß in denſelben hier und dar **einzelne Worte** und **Stellen ausgelaſſen**, **verderbt**, oder wenigſtens ganz **unleſerlich** und unverſtändlich ſind; ſo müſſen wir auch dabey den vollkommenen **Verluſt ganzer Capitel** beklagen. Alſo fehlen:

In dem **Matthäo**, daß I. bis zum IV; das XII. bis zum XXV. und das XXVIII. Capitel.

In dem **Luca**, das XI. -- XIII. und das XXI. -- XXIV. Capitel.

In dem **Johanne**, das I -- IV., allemal die letzte Zahl mit eingeſchloſſen, und das XX. und XXI.

Der **Marcus** alleine iſt ganz.

Wie dieſes theure Überbleibſel des Alterthums in den vorigen Zeiten nach Deutſchland gekommen, findet man, unſers Wiſſens, nicht die geringſte Nachricht. Inzwiſchen iſt dieſes deſto unſtreitiger, daß bey den dreyßigjährigen Unruhen des verwichenen Jahrhunderts derſelbe ſogenannte *Codex Argenteus*, weil er,

*) Man ſehe *Sibrandum Lubbertum* de principio Chriſtianorum dogmatum lib. III. cap. 7. p. 224. aus welchen der ſelige D. Kortholt des von Marnix Erzehlung in ſeinem Tract. de Variis Scripturae S. editionibus cap. XXIX. §. 10. p. 366. angeführet hat.

Sonntags vorher lud also der itzige Decanus gedachter philosophischen Facultät, zu dieser feyerlichen Handlung ein, und handelte von den poetischen Krönungen älterer, mittlerer und neuerer Zeiten; zeigete auch, daß selbige in großen Ehren gewesen, so lange sie von hohen und kaiserlichen Händen selbst geschehen; wie dem **Petrarcha, Antonius Panormita, Aeneas Sylvius, Conrad Celtes,** und **Martin Opitzen** diese Ehre widerfahren; nachmals aber sehr unansehnlich geworden, als sie von so vielen Comitibus Palatinis gemisbrauchet und verschwendet worden: weswegen in diesem Jahrhunderte, große Herren, dieses Recht ganzen Universitäten und Facultäten ertheilet hätten, um selbiges wiederum in einiges Ansehen zu setzen.

Am Dienstage früh, versammlete sich eine unglaubliche Menge von Gelehrten und Studirenden in und neben dem philosophischen Hörsaale in dem Zimmer der vier Nationen, und um zehn Uhr erschienen auch verschiedene vornehme Gäste, von Königl. Bedienten allhier; darunter des Herrn Commendanten der Festung Pleißenburg, des Herrn Generalmajors von Belleville Hochgeb. Gnaden, sich auch befanden. Aus dem Saale der vier Nationen dieser Universität, wo man sich versammlet hatte, gieng unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, der ordentliche Zug der Vornehmen, darunter 6 bis 8 der allhier studirenden Herren Grafen befindlich waren, in den überall mit rothem Tuche bekleideten philosophischen Lehrsaal, und der Lorberkranz ward auf einer silbernen Schüssel durch den

Famul.

Famul. Academiæ neben dem Decano getragen, und auf die linke Seite der Katheder geſetzet. Der Decanus beſtieg dieſelbe, und nachdem er im Eingange die Gelegenheit dieſer in Leipzig noch unerhörten Handlung erkläret, und ihrer Neuigkeit wegen gerechtfertiget hatte, bewies er: daß die itzige deutſche Sprache unter die Zahl der gelehrten Sprachen zu rechnen ſey, und alſo auch ein vortrefflicher deutſcher Dichter den Lorberkranz verdiene. Dieſes ward dann auf den Freyherrn von Schönaich, als den Verfaſſer des Heldengedichtes Hermann, gedeutet, und zur Krönung ſelbſt geſchritten.

Die Stelle des abweſenden Herrn Barons, vertrat der allhier ſtudirende Herr **Baron von Seckendorf**, ein Großneffe des Kaiſerl. Feldmarſchalls **Grafen von Seckendorf** Hochgeb. Excell. welchem es der zu krönende Dichter aufgetragen hatte, in ſeinem Namen den Kranz zu empfangen. Dieſer ward alſo auf die obere Katheder geruffen, und der Lorberkranz ihm unter dem Klange der Trompeten und Pauken übergeben. Hierauf folgete auch der Ring; und darauf überließ der Promotor die Katheder dem **Freyherrn von Seckendorf**, um des neugekrönten Dichters Dankſagungsode abzuleſen. Auch hier ließen ſich obige Inſtrumente, vorher und hernach hören: der Herr Baron aber machete darauf, durch ein eigenes Glückwünſchungsgedichte, an den Herrn **Baron von Schönaich**, welches er auswendig mit ſehr ſchöner Munterkeit und Unerſchrockenheit herſagete, den Schluß; indem

er auch Ihrer Königl. Hoheit glücklichem Jahrfeste zu Ehren, einige Strophen anhängete; wie ihm der Herr Decanus zu thun aufgetragen hatte. Und sodann verfügten sich die sämmtlichen Vornehmen und gelehrten Zuschauer, unter dem Klange der Trompeten und Pauken nach Hause.

Die ganze feyerliche Ceremonie ist mit der schönsten Ordnung, bey ungemeiner Stille und Aufmerksamkeit einer unzählbaren Menge von Zuhörern, darunter einige vor großer Hitze fast in Ohnmacht gesunken, vollzogen worden, und hat beynahe zwo Stunden gewähret. In kurzem werden die sämmtlichen dabey vorgefallenen Reden und Gedichte, lateinisch und deutsch übersetzet, besonders im Drucke erscheinen, und im Breitkopfischen Verlage zu haben seyn.

* *

X.

Oratio de Eloquentia latina veterum Germanorum, quam in solemni societatis consessu ut Ephori Provinciam rite susciperet d. 22 Apr. 1752 recitavit, *Christianus Guil. Francise. Walchius.*, Phil. Prof. Publ, Jenæ, sumtib. Schillianis. 4to.

So rühmlich es ist, sich mit den Alterthümern und den Geschichten unserer alten Vorfahren bekannt zu machen, eben so sehr ist es zu billigen, daß noch beständig einige Patrioten bemühet sind, die, der alten deutschen Nation gemach-

ten

ten Vorwürfe abzulehnen, und die Hohnsprecher derſelben eines beſſern zu belehren. Herr Profeſſor **Walch** thut dieſes in Anſehung der lateiniſchen Beredſamkeit. Er zeiget, daß die alten Deutſchen von den guten Künſten nicht ganz entfernet geweſen, auch keinen Haß gegen dieſelben geheget. Denn ſie haben nicht allein ſelbſt gern Gedichte geſammelt, ſondern ihre Druiden haben ſich darinn ungemein verdient gemachet, und von ihrer Beredſamkeit zeugen **Tacitus** und **Pomponius Mela**. Was aber ihre Kenntniß in der lateiniſchen Sprache anlanget, ſo machet der Herr **Profeſſor** erweislich, daß die römiſche Sprache zugleich mit den römiſchen Waffen nach Deutſchland gekommen ſey; und daß bey den Einwohnern dieſſeits des Rheins, die Barbarey und Unwiſſenheit einen ziemlichen Stoß bekommen habe, nachdem die Römer daſelbſt hin und wieder einige Pflanzſtädte angeleget hatten. Die Deutſchen nahmen bisweilen unter den Römern Kriegsdienſte, und ließen ſich, als Ueberwundene von denſelben Geſetze vorſchreiben, die, nach der römiſchen Gewohnheit, alle in Latein abgefaſſet waren. Die jungen Leute in Deutſchland begaben ſich häufig nach Rom, um daſelbſt gute Künſte und Sitten zu lernen, ja ſelbſt die Handlung, welche die Deutſchen mit den Römern trieben, erfoderte, daß ſie das Latein erlerneten. **Tacitus** berichtet auch; **Arminius** habe bey einer Unterredung mit ſeinem Bruder vieles lateiniſch vorgetragen, und in der Armee wären viele geweſen, die ebenfalls gut Latein gekonnt. Anderer Exempel, der Kürze halber zu geſchweigen.

Wegen Nachläßigkeit der Geſchichtſchreiber muß der Herr Profeſſor die vier erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt übergehen. Jedoch nach dieſer Zeit finden ſich die trefflichſten Beyſpiele der römiſchen Beredſamkeit in Deutſchland. Rom war nunmehr nicht ferner in Rom zu finden. Man mußte es in Gallien ſuchen. Denn hier hielten ſich nicht allein die Præfecti Galliæ, ſondern auch gewöhnlichermaßen die Kaiſer auf, und durch dieſer ihre Liebe zu den Künſten geſchah es, daß ſich auch die lateiniſchen Muſen allda gar bald in die Höhe ſchwungen. Der berühmte Mamertinus, Eumenius, Maximinus, Urſulus, Harmonius, Tetradius und andre, waren daſelbſt in ungemein großem Anſehen. Die größten Leute der damaligen Zeit, Lactantius und Auſonius waren daſelbſt Lehrer der lateiniſchen Sprache: und verſchiedene Kirchenväter begaben ſich dahin, und ſucheten mit den dortigen Gelehrten bekannt zu werden. Alles dieſes hat der berühmte Herr Verfaſſer ſo angenehm als patriotiſch vorgetragen, und ſeine Gedanken überall in den Anmerkungen mit hiſtoriſchen Beweiſen beleget.

* *

XI.

Hrn. Chriſtians, Freyherrn v. Wolf, der hälliſchen Friedrichsuniverſität Kanzlers ꝛc. ꝛc. Erklärung, wegen einer ihm neulich aufgebürdeten Sache.

Es

Es ist mir dieser Tage eine Schrift in die Hände gekommen, welche den Titel, Katholisches Kriegsrecht, über den P. Rothfischer, führet. In derselben wird pag. 23. eines Sendschreibens gedacht, welches ich an den Herrn von Jckstatt geschrieben, und zugleich eines andern, welches Herr Rothfischer an mich soll geschrieben haben; wie es ein gelehrter Freund in einem Schreiben aus Jena untern 28 Jan. versichert. Was das erste betrifft, so ist es an dem, daß, als der Herr von Jckstatt von mir zu wissen verlanget, was er für Ursachen angegeben, warum er aus dem Kloster gegangen; und man dortiger Orten glaubete, es wäre der Schulden halber geschehen, die er gemachet, ich ihm geantwortet: mir wäre weiter nichts bekannt, als daß er die Transsubstantiation für irrig erkannt. Was aber das rothfischerische Schreiben angeht, davon ist mir im geringsten nichts bewußt, maßen ich keines von ihm erhalten, darinnen er seine Einwürfe, wider die Transsubstantiation, mir bekannt gemachet hätte. Ich habe auch in Jena mit niemanden einen Briefwechsel, am allerwenigsten würde ich mir die Zeit nehmen, die gnugsam bekannten Argumente der Reformirten, womit sie ihre Erklärung der Einsetzung des Abendmahls behaupten wollen, weitläuftig in einem Briefe zu überschreiben, wie vom Autore des Kriegsrechtes angeführet worden: wie ich denn auch nicht glauben kann, daß Herr Rothfischer die Meynung der Reformirten angenommen, und Herr D. Stemler ihm auf diesen Glauben

ben das Abendmahl würde gereichet haben. Ich weis also nicht, ob ich den Brief für erdichtet halten soll, oder ob in Jena jemand ist, der den Herrn **Rothfischer** dadurch anschwärzen wollen. Weil nun E. H. vieleicht in ihrer Monathschrift dieses Kriegsrechts Erwähnung thun möchten; so würden Sie nicht allein mir, sondern auch dem Herrn **Rothfischer** einen noch größern Gefallen thun; wenn Sie das Publicum informirten, daß dergleichen an mich niemals wäre geschrieben worden; vielweniger ich es jemanden in Jena communiciret hätte.

* *

XII.

Nähere Eröffnung von der neuen Ausgabe der peutingerischen Reisecharte.

Wir haben unsern Lesern schon zu verschiedenen malen von dieser Sache einige Nachricht ertheilet: itzo aber können wir etwas näheres melden. Es sind nunmehr schon IX Blätter davon in Landkarten-Größe aufs Kupfer gebracht; und wir haben die Abdrücke davon selbst in Händen. Wir können für eine große, ja für die größeste Richtigkeit, die bey solchen Werken nur zu hoffen steht, desto eher die Gewähre leisten; da drey der gelehrtesten Männer, auch außer dem Herrn Herausgeber, **Franz Christoph von Scheyb**, der Niederöstterr. Landschaft Secretär, und der Akademien zu Cortona und Olmütz, wie auch der königl. deutsch. Ges. zu Königsb. Mitgliede, selbige nachsehen. Die genaueste

naueſte Beſchreibung davon iſt auch ſchon fertig, und wirklich im Drucke, und der Titel davon, wird ſo lauten: Peutingerianæ Tabulæ itinerariæ, quæ in auguſta Bibliotheca Vindobonenſi nunc ſervatur, Deſcriptio recens et exacta. Numini Majeſtatique *Mariæ Thereſiæ*, Auguſtæ dicata, a Franciſco Chriſtophoro de Scheyb, in Gaubickolheim, Patricio Conſtantienſi. Den Titel ſowohl, als die Zuſchrift, werden ſehr wohl erfundene Kupferſtiche zieren; und das ganze Werk wird als die erſte Probe aus der neuangelegten kaiſerl. Buchdruckerey anzuſehen ſeyn; als an welcher keine Koſten geſparet werden. Die vornehmſten Gelehrten, auswärtiger Lande, z. E. der Herr Card. **Paſſionei** zu Rom, und andre mehr, ſowohl daſelbſt, als zu Paris, ſind ſchon ſehr begierig, dieſes ſonderbare Stück bald fertig zu ſehen: werden es auch ohne Zweifel ganz anders befinden, als den bisherigen ſehr fehlerhaften Bergieriſchen Abdruck.

XIII.

Schreiben aus Hamburg, an die Verfaſſer dieſes Neueſten.

Hochgeehrteſte Herren,

Ich will itzo, anſtatt einer beſondern Abhandlung, denenſelben einige Anmerkungen von grammatikaliſchen Sachen mittheilen, die, ſo wichtig, oder ſo wenig wichtig ſie auch ſind, dennoch verdienen, von geſchickten Sprachlehrern unterſuchet, oder doch angeführet zu werden.

1) Das

1) Das Wort **Muth** ist unstreitig männlichen Geschlechts: die von diesem Stammworte abgeleiteten und damit zusammengesetzten Wörter hingegen, sind theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts. Z. E.

Der Heldenmuth,	Die Großmuth,
der Edelmuth,	die Langmuth,
der Hochmuth,	die Sanftmuth.
der Wankelmuth,	die Demuth,
der Uebermuth,	die Schwermuth,
der Unmuth.	die Wehmuth.

Wir verfahren in der That unverantwortlich, und wider unsre Ueberzeugung, wenn wir annehmen, daß die erstern nur männliche Tugenden und Untugenden, und die letztern weibliche Gemüthseigenschaften andeuten sollen *.

2) Man saget: die **Beere**, und die **Birn**, ohne zu untersuchen, ob etwa die ersten Erfinder unsrer Muttersprache durch diese verschiedenen Wörter zween verschiedene Begriffe haben anzeigen wollen? Es ist nicht zureichend, wenn ich sage, daß die **Birn** die Frucht eines Baumes, die **Beere** hingegen, z. E. die **Him**- oder **Hindebeere**, **Heidelbeere**, **Johannisbeere**, **Stachelbeere**, u. a. ein Staudengewächs bezeichne. Die **Maulbeere**, **Weinbeere**, **Kirschbeere**, oder, wie die Niedersachsen sprechen, **Kasbeere**, verlangen ausdrücklich, daß wir eine genauere Bestimmung angeben, um den Unterschied beyder Wörter zu bezeichnen.

3) Wir schreiben **Vertheidigung**, **Verthaidigung**, **Verthädigung**. Ich irre nicht, wenn ich die erstere Schreibart, thei, gänzlich verwerfe, indem ich keine

* Es ist uns gar nicht wissend, wer solches gethan habe?

keine nähere Ableitung dieſes Worts anführen kann, als die von **Tagteding**, **Taiding**, (wovon wir noch itzo das Wort **Narrentaiding** beybehalten,) **Täding**. **Tädigung**, **Verthädigung**.

4) Zugleich muß ich hier noch hinzuſetzen, daß **plötzlich** eigentlich von **platz**, **platzen**, welches die Geſchwindigkeit eines Schalles ausdrücket, herſtamme, und daher richtiger **plätzlich** mit einem ä geſchrieben werden müſſe *.

5) Aus eben dem Grunde ſchreibe ich nicht **hehlen**, **verhehlen**, der **Hehler**; ſondern **hölen**, **verhölen**, der **Höler**: denn es iſt gar natürlich, etwas verborgen oder verſtecket zu nennen, was wir ins **hole** geleget, oder in einer **Höle** aufbewahret haben. Und was weigern wir uns, das Natürliche in der Erfindung auszuſpüren, und einer ſinnreichen Dichtung, oder auch einer bloßen Gewohnheit allemal vorzuziehen?

6) Zum Beſchluſſe will ich noch, zur etwanigen Vermehrung des V. Hauptſtücks in der Gottſchedi-ſchen deutſchen Sprachkunſt, von gewiſſen zweifelhaften Wörtern, einige wenige Erinnerungen hinzufügen. Der vortreffliche Charakter dieſes großen Sprachkundigen iſt ſo edel, daß ihm eine auch unvollkommene Bemühung zur Verbeſſerung unſrer Mutterſprache und zur Reinigung der Rechtſchreibung, von jedwedem patriotiſchen Liebhaber der deutſchen Sprache nicht im mindeſten unangenehm iſt. Und ich fürchte daher keinesweges, ihm durch folgende kleine Zuſätze misfällig zu werden. Zum

* Man ſaget aber hier in Meißen auf den Plotz. Z. E. Ich kann das nicht gleich auf den Plotz ausrichten, oder vornehmen.

er, wie wir bereits vordem *) gemeldet, auf Violetfarbenes Pergament durchaus mit ſilbernen, auch hin und wieder bey dem Anfange neuer Erzehlungen und denkwürdiger Sprüche, mit goldenen Buchſtaben beſchrieben iſt, in dem Bergiſchen Kloſter Werden von denen Schweden aufgehoben, und unter andern Kriegsbeuten, nach der gehaltenen glücklichen Schlacht bey Prage, **) in ihr Vaterland mitgeführet worden. Sie haben ihn auch eine geraume Zeit verwahrlich aufbehalten, bis er ihnen unter der Königin Chriſtina, unvermerkt durch ein beſonderes Schickſal wiederum entgangen ***) iſt, nachdem ihn

*) Siehe das II. Stück dieſer Beyträge p. 6. oder vielmehr 190. Herr Wachter geräth dabey auf die nicht gänzlich unwahrſcheinliche Vermuthung: es ſey etwa dieſer Codex vor einen vornehmen Gothiſchen Fürſten oder König abgeſchrieben worden; welches auſſer der Koſtbarkeit der ſilbernen Buchſtaben, auch die übrige Pracht dieſer Abſchrift zeigte. Ja er kömmt gar auf die Gedanken: er habe ſelbſt dem letzten König der Gothen, *Alarico*, zu erſt angehöret, deſſen Reich und Reſidenz, Toulouſe, der Fränkiſche König *Chlodoueus* im Jahr DVII. geplündert und zernichtet. Doch hat er die eigentlichen Gründe dieſer Muthmaſſung näher zu eröfnen auf eine andere und bequemere Zeit verſchoben. Man ſehe ſeine ſchöne *Praefationem ad Germanos* vor dem Gloſſario Germanico §. XLVII; allwo auch gemeldet wird, es hätten bereits die Fränkiſchen Könige, wo nicht gar *Chlodoueus* ſelber, ihn nach gedachtem Kloſter Werden bringen, und daſelbſt verwahrlich aufbehalten laſſen.

**) *Inter alia ſpolia Pragenſia*, ſagt Herr Peypel.

***) Man ſolte vermeynen, daß der Herr Verfaſſer, da

Zum 7 §. gemalen, gemalt: gemalen Getraid; ein gemaltes Kornfeld.

- 8 §. es hallt, die Halte, halte du!
- " harren, der Harn, die Herren.
- " heel, ganz; mit samt dem Heel: Hehl, ich habe es keinen Hehl.
- 11. §. laß, träge, woven läßig.
- 18. §. schier dich fort.
- 21. §. ein Weiser, der etwas weiset, als Wegweiser, Sonnenweiser ꝛc. Der Weißer, Tüncher; die Weisel, apum ductor, f. regina etc.

Hier muß ich aufhören, um die Gränzen eines Briefes nicht zu überschreiten. Nachstens habe ich die Ehre, eine ähnliche Abhandlung an Dieselben zu überschicken. Itzo setze ich nichts weiter hinzu, als daß ich mit tiefster Hochachtung unverrückt verharre

M. H. Herren,

Hamburg, den 8. Jul. 1752.

Dero ergebenster, H.

XIV.

Nachricht von der neuen französischen Schaubühne zu Wien, aus einem Schreiben vom 20sten May.

Gedachte Herren Franzosen sind am 14 dieses Monaths zum ersten male im Hoftheater aufgetreten, und haben den Anfang mit dem Esser und dem Orakel gemachet. Tages darauf

auf folgte der Demokrit, nebst dem Franzosen zu London, und den 16ten der Spieler, nebst der Serenade. Ihr erster Schauspieler **Ribon**, welcher mit großen Kosten aus Paris verschrieben worden, ist unter den Männern der einzige wackere Mann: Ihre Weibsbilder aber heißen nichts, und sind sonderlich in der Tragödie, wegen ihres Geheules, und der außerordentlich gezwungenen und bis zum lächerlichen getriebenen Gebärden, den Wienern unerträglich. Den ersten Tag war ein solcher Zulauf, daß die Leute einander erdrücken wollten. Den zweyten aber hatte er bis zur Hälfte abgenommen, und das dritte mal war kaum der vierte Theil von den ersten Zuschauern zugegen. Wir wollen sehen, wie lange sie sich erhalten werden. Es fehlet ihnen an keinem Vorschube, und es mag nun ihr Schicksal gut oder schlecht seyn: so findet der gute Geschmack wenig Vortheil dabey ꝛc.

Ein anders vom 24sten May.

Ich sehe gewiß, daß unsre deutsche Komödie triumphiret. Z. E. stellen Sie sichs vor: Die Liebhaberinn machet im Weggehen ihrem Liebhaber einen orientalischen, christlichen, französischen Reverenz, beyde Hände kreuzweis auf der Brust; den Leib tief vorwärts gebogen, mit dem rechten Knie auch vorwärts, und das linke zurück. Von jedem Schritte, den sie machet, muß die Bühne zittern. Der Liebhaber umarmet sie voller Zärtlichkeit, mit dem Haupte auf ihrer Brust, den linken Fuß über den ganzen Bauch: wer sollte nicht speyen? Ich habe

den

den Demokrit gesehen; aber kein ander Wort verstanden, als La Philosophie! welches fast am Ende eines jeden Verses steht, und mit Seufzen erhoben wird; nachdem die andern alle in der Stille hergebethet worden. Der ganze Hof läßt unserm W... Gerechtigkeit wiederfahren, daß er nun auch den Franzosen, NB. auch den besten, es zuvorthue. Der Ruf der Franzosen gründet sich bloß darinn, daß alle junge Laffen dieselben immer erheben, ohne zu wissen warum? Außer daß sie sich zu Paris, in diese oder jene Theaterprinzessinn verliebet gehabt, ohne auf die Rolle, Stellung oder Worte zu merken, die sie vorgetragen. Ich muß beyfügen, daß alle Schauspielerinnen lauter Katzenbuckel machen, sehr geil sich stellen, seufzen und heulen, das sogenannte affectirte verviclfachen, und das bewegliche bis zum Kützel treiben. Die Hände fliegen oft bis über die Scheitel; die Stimme verliert sich in lauter Seufzen. Der linke Fuß bleibt angenagelt, und der rechte thut zuweilen einen Schritt, mit Erschütterung des Leibes, der Bühne und des Zuschauers, welcher erschrickt, und glaubet, der Donner habe ihr auf den Buckel geschlagen. Dann beugt sie sich vorwärts, und zeiget ihre Fleischbank.

Ich glaube, daß zu Paris, wo die Wollust seit so viel Jahren ihren Sitz hat, alle diese Schönheiten ungemein gefallen. Jedoch ich spüre, daß ein deutsches Gemüth weit mehr Menschlichkeit, und folglich mehr Ernst besitzet, als alle Französinnen, wenn man sie in eine Quintessenze zusammen destilliret.

CAROLVS GUS TAVUS REX
A DEO ET CHRISTINA
REGINA CHRISTINA
SEDES HÆC SOLIO POTIOR
ALEXAN·VII· PONT·MAX·AN·III
PETRVS Q·INGRES

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Herbſtmond, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. IX. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - - VMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, die Königinn Chriſtina von Schweden betreffend, zur Erläuterung der Geſchichte ihrer Regierung, und inſonderheit ihres Privatlebens, wie auch der Civil- und Gelehrten-Hiſtorie ihrer Zeit ꝛc. ꝛc.

I. Theil. Leipzig und Amſterdam, verlegts Pierre Mortier, Buchhändler zu Amſterdam, 1751. groß 4.

Unter allen hiſtoriſchen Büchern von einzelnen gekrönten Häuptern, womit uns dieſes Jahrhundert ſo reichlich verſehen hat, iſt kaum eins für merkwürdiger zu ſchätzen, als dieſe Geſchichte der Königinn Chriſtina. Selbſt Karls des XIIten Leben, ſo reich es an merkwürdigen und wunderbaren Umſtanden und Begebenheiten iſt, ſcheint uns gleichwohl vor derſelben wenig, oder nichts voraus zu haben. Zwar giebt die Beſcheidenheit des Herrn Verfaſſers, welcher der hochfürſtl. Heſſencaſſelſche Rath und Bibliothekar Arkenholz iſt, ſelbiges für keine eigentliche Geſchichte; ſondern nur für Nachrichten oder

geſammlete Merkwürdigkeiten aus, deren ſich hernach jemand bedienen könnte, der eine vollſtändige Geſchichte dieſer großen Königinn ſchreiben wollte. Allein er hat dieſelben mit ſolchem Fleiße geſammlet, und mit ſo vieler Urtheilskraft, zur Feſtſetzung und Beſtimmung aller Begebenheiten, genutzet, daß wir ihnen eben das Schickſal zutrauen, welches Cäſars ſogenannte **Commentarien** oder **Nachrichten**, vom galliſchen Kriege gehabt haben. Auch dieſe hätten nur einem künftigen Geſchichtſchreiber zu Abfaſſung einer völligen Hiſtorie dienen ſollen. Allein, anſtatt einen dazu aufzumuntern, haben ſie vielmehr, durch ihre Vollkommenheit, jedermann davon abgeſchrecket. Denn was hätte man, von eben den Sachen, beſſers ſagen wollen, als was Cäſar ſelbſt ſchon geſaget hatte?

Diejenigen Quellen, daraus der Herr Rath **Arkenholz** dieſe ſeine mühſame Sammlung geſchöpfet hat, ſtehen auch noch auf dem Titel des Werkes angezeiget. Es ſind ſelbige die ſicherſten, die man nur haben kann, um die wahren Umſtände einer alten Begebenheit zu entdecken. Eigenhändige Briefe der Königinn, die er in großer Menge gefunden, und geſammlet, auch hier durch das ganze Werk dem Leſer mitgetheilet, verdienen den vollkommenſten Glauben. Was überdem glaubwürdige Schriftſteller, theils ſchon bey dem Leben der Königinn, theils bald nach ihrem Tode, von ihr geſchrieben haben, das iſt mit einem ſo erſtaunlichen Fleiße hier geſammlet, verglichen und beurtheilet worden; daß man nichts mehr wünſchen kann. Drittens ſind

eine

eine fast unzählbare Menge von Schaupfennigen und Gedächtnißmünzen nicht nur beschrieben, sondern auch in Kupfer gestochen, und eingeschaltet. Diese sind nun bekannter maßen nicht nur Zierrathe, sondern gute Beweise der meisten Begebenheiten, die sie darstellen. Alles dieses aber ist mit einer Menge Original-Handschriften, ungedruckten und gedruckten Urkunden, aus Archiven, Cabinettern und Bibliotheken der größten Staatsmänner in Schweden, reichlich bestätiget, auch von dem Herrn Verfasser mit historischen, politischen, kritischen, und gelehrten Anmerkungen überall versehen.

Diese deutsche Uebersetzung haben wir dem Herrn Joh. Friedrich Reifstein, wohlbestallten Hofmeister der landgräflichen Hessencasselischen Edelknaben, zu danken; der selbige vor den Augen, und mit Genehmhaltung des Herrn Verfassers, verfertiget hat: so daß sie gleichsam selbst für eine Grundschrift zu halten ist. Der Herr Uebersetzer eignet selbige zwoen kön. deutschen Gesellschaften zu, der zu Königsberg, und der zu Göttingen, von welchen beyden er ein Mitglied ist. Und seine deutsche Schreibart ist allerdings vieles Beyfalles werth, wenn sie gleich hin und wieder, mit einigen neugebackenen, auch niedrigen meißnischen Wörtern verunzieret ist: die aber, wie wir glaubwürdig bezeugen, nicht von dem Herrn Uebersetzer, sondern von einer andern Hand, die bey dem Drucke die Verbesserung übernommen, herrühren. Bey dem II. Bande wird man dergleichen gar nicht antreffen. Doch wir müssen nun

ihn ein gewiſſer ausländiſcher Gelehrter, welchen die Chriſtina nicht, wie er verhoffet, belohnet hatte, mit ſich nach Holland genommen. Der fürtrefliche und ſchon oben von uns gelobte Schwediſche Reichs-Kanzler, Graf *Magnus Gabriel de la Gardie* brachte ihn aber nach einiger Friſt käuflich an ſich, oder löſete ihn vielmehr wiederum, vor ſechs, oder, wie andere ſagen, vor fünfhundert Reichsthaler *) ein, ließ ihn in Maſ-

ſiv.

---

er kurz vorher aus Schweden zurück gekehret, ſeinen Leſern von dieſer Sache (die er nur bloß mit den zwey Worten, *ſingulari fato*, berühret) einige nähere Umſtände würde haben mittheilen können, die vielleicht ſchon noch einige Aufmerkſamkeit verdienet hätten; allein er hat es gänzlich unterlaſſen. Etwas davon muß er nothwendig gewuſt haben; ſo er aber vielleicht nicht vor dienlich gehalten gemein zu machen. Wir haben auch einmal einige Nachrichten dießfalls gehört, oder wohl gar in öffentlichen Schriften geleſen; welches wir uns nicht mehr ſo eigentlich erinnern: tragen aber gleichfalls ein billiges Bedenken, in Ermangelung einer gründlichen Gewißheit, von einer ſo kützlichen Materie in die Welt hinein zu ſchreiben. Hier gilt das bekannte Sprüchwort: Man redt nicht gern davon.

*) Das erſte iſt Herrn Heupeln ſelbſt in Schweden berichtet worden; das letzte aber verſichert auſſer vielen andern Herr D. *Kortholt* de Variis Scripturae S. editionibus cap. XXIX. §. II. p. 367. Es iſt alſo der Wahrheit nicht gemäß, wenn Herr Eccard in ſeiner Hiſtoria Studii Etymol. Germanici cap. VI. pag. 77. meldet: König *Carl XI.* habe ſelbſt auf Anrathen des Grafen de la Gardie dieſen Codicem vor etliche tauſend Thaler gekauft, und ihn in die Königliche Bibliothek ſetzen laſſen.

auch zum Inhalte ſelbſt kommen, und unſern Leſern einigen Vorſchmack davon geben.

In der ausführlichen Vorrede giebt der Herr Verfaſſer von allem Nachricht, was ihn theils zu ſeiner Arbeit bewogen, theils was er ſich für Regeln dabey vorgeſchrieben; theils welcher Hülfsmittel er ſich dabey bedienet; theils was er ſonſt dabey geleiſtet habe. Wir bezeugen dabey aufrichtig, daß er alles gethan habe, was man von dem fleißigſten und unermüdetſten Geſchichtſchreiber nur immer fodern kann. Es herrſchet eine ganz ungemeine Beleſenheit in dem ganzen Werke, und auf jeder Seite fällt eine Arbeitſamkeit in die Augen, die kaum ihres gleichen hat. Ein patriotiſches Weſen, theils für die Ehre der ſchwediſchen Nation, theils für die evangeliſche Religion, führet ihm überall die Feder: und doch kann man nicht ſagen, daß er parteyiſch iſt. Denn er erzählet Gutes und Böſes, ſowohl von der Koniginn, als von ihren Freunden und Feinden, ſo frey und ungekünſtelt, als ob ſie ihm alle gleich lieb wären. Kurz, er hat alle Pflichten eines guten Hiſtorienſchreibers vollkommen erfüllet.

Chriſtina war 1626 den 8ten des **Chriſtmonats** gebohren. **Guſtav Adolph**, der große nordiſche Held, aus dem Hauſe **Waſa**, war ihr Vater: und nach ihm ward ſie auch mit Verſetzung der Buchſtaben des Namens Guſtav, **Auguſta** geheißen. Dieſer war 1594 gebohren, 1613 zu Upſal gekrönet, hatte ſich 1620 zu Berlin mit der brandenburgiſchen Prinzeſſinn **Maria Eleonora** verlobet, und vollzog die Vermählung gegen das Ende dieſes Jahres

zu

zu Stockholm. Weil nun um diese Zeit eben der 30jährige deutsche Krieg angieng: so ward zwar der tapfere Gustav Adolph auch in denselben verwickelt; doch man liest hier von seinen Thaten darinnen, bis an seinen preiswürdigen Tod 1632 in der Schlacht bey Leipzig, oder Lützen, wenig oder nichts. Vielleicht will uns der Herr Verfasser dereinst auch den Vater so liefern, wie er uns die Tochter hier geliefert hat. Von Christinen aber, findet man aus der zarten Jugend, darinn sie ihren Herrn Vater verlohren, doch aus einem ungewissen Jahre, ein paar deutsche Briefe an Denselben, welche wir beyde mittheilen wollen; weil es nicht unangenehm ist zu sehen, daß sie schon als ein Kind deutsch gelernet, und schreiben können.

Gnädigster herzvielgeliebter
Herr Vater,

„Eurer Königl. Majestäten sey mein gehorsamer „kindlicher Dienst mit wünschen von Gott dem all„mächtigen vieler Gesundheit, mir, als eure getreue „Dochter zum Trost. Bitte E. M. wollen bald „wiederkommen, und mir auch was hübsches schi„cken. Ich bin Gott lob gesundt, und besleiße „mich im bethen. Viel (will) allzeit wacker lehrnen, „und verbleib

E. K. M.

gehorsame Dochter
Christina. P. S.

Gnädigster herzlieber Herr Vater,

„Weil ich das Glück nicht hab, ietz bey E. K. M. „zu seyn, so schick E. M. ich mein demüthige Con„tresay. Bitte E. M. wolle meiner dabey geden„cken, und bald zu mir wieder kommen, mich unter„weil was hübsch schicken. Ich wil alzeit from seyn, „und fleißig beten lehrnen. Gott Lob ich bin gesund. „Gott gebe uns gute Zeitung von E. M. Demsel„ben befele E. M. allezeit und ich werde verbleiben

E. K. M.

gehorsame Dochter
Christina, P. S.

So klingen die ersten Briefe einer Prinzessinn, die dereinst fast in allen europäischen Sprachen so stark werden sollte.

Von dem Tode König **Gustav Adolphs** liest man hier sehr schöne und merkwürdige Sachen: doch wir können uns dabey nicht aufhalten. Weil seine Gemahlinn sich um Regierungsgeschäffte niemals hatte bekümmern dörfen: so ward ihr auch nach seinem Tode die Regentschaft, in der Minderjährigkeit ihrer jungen Prinzessinn, nicht aufgetragen. So bestürzt auch die Schweden über den frühzeitigen Tod ihres Königes waren: so bald setzten sie doch auf ihrer Reichsversammlung die Nachfolge in der weiblichen Linie fest, und riefen **Christinen** für ihre Königinn aus. Zwar ein Mitglied des Baurenstandes, **Larßon**, oder **Lorenz**, fiel dem Reichstagsmarschall ins Wort, und fragte: **Wer ist diese Tochter Gustavs? Wir kennen**

sie

sie nicht, und haben sie nicht gesehen. Die ganze Versammlung ward laut, und unruhig darüber: allein der Marschall antwortete: **Ich will sie euch zeigen, wenn ihrs verlanget.** Dieses that er wirklich, und stellete sie sonderlich dem Bauernstande, und diesem **Larßon** vor. Nach einer kurzen Betrachtung ihres Gesichtes in der Nähe, rief dieser aus: **Sie ist es! Seht da Gustavs Nase, Augen und Stirne! Sie soll unsre Königinn seyn!** Den Augenblick ward sie von allen Ständen zur Königinn ausgeruffen, und auf den Thron gesetzet.

Auf des Kanzlers Oxenstierns Vorschlag, wurden die fünf Präsidenten der höchsten Reichscollegien, von dem Reichsrathe zu Regenten und Vormündern der jungen Königinn gesetzet. Diese waren der Reichsdrost, oder Oberrichter, Freyherr **Gabr. Oxenstiern Gustavson**, der Feldmarschall Graf *de la Gardie*, der Großadmiral, Freyh. von **Gyldenhielm**; der Großkanzler, Freyh. **Axel Oxenstiern**, und der Großschatzmeister, Freyh. **Gabr. Oxenstiern.**

Die Auferziehung der Königinn ward nicht ihrer Frau Mutter, sondern ihrer Base, der Prinzessinn **Katharina**, Gustav Adolphs leiblicher Schwester, anvertrauet. Ihre große Fähigkeit zeigte sich gleich in den zärtesten Jahren, in leichter Erlernung der lateinischen Sprache: daher versäumte man nichts, sie auch zu den schönen Wissenschaften anzuführen, und ihr viel andre Sprachen beizubringen. Der Hofprediger, D. **Johann Matthiä**, war ihr schon

im vierten Jahre, von ihrem Herrn Vater zum Lehrer beſtimmet worden. Im 1633ſten trat er dieſe Stelle wirklich an, als ſie 7 Jahre alt war. Bis ins 18te lernte ſie ſo viel, daß ſie den Thucidides und Polybius in der Grundſprache leſen und verſtehen, auch von vielen andern griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern urtheilen konnte. Er ward hernach Biſchof zu Strengnäs in Südermannland, und ſtarb 1670. **Guſtav Adolph** hatte ihm befohlen, ihr ein altes ſchwediſches Buch, **Unterricht der Könige und Regenten** betitelt, fleißig zu erklären: und die Stände ließen noch 1635 eine Anweiſung, wie **Chriſtina** erzogen werden ſollte, aufſetzen, die hier mit eingerücket iſt.

Sonſt ward die junge Königinn fleißig zum Briefſchreiben angehalten. Man findet nämlich einige von ihrem 8ten und 14ten Jahre allhier. Sie ward darinn bald ſehr geſchickt, wie die Menge lateiniſcher Briefe zeigen, die ſie in ihrem 10ten, 11ten, 12ten und folgenden Jahren an ihre hohen Anverwandten abließ; darinn artige Proben ihres Geiſtes vorkommen: z. E. wenn ſie ihrem Vätter, dem Pfalzgrafen, ſchreibt, daß **Bryſach** damals viele Freyer gehabt. Hier zeiget der Herr Verfaſſer, wie treulos ſchon damals Frankreich an Schweden gehandelt habe.

In ihrem 16ten Jahre erhielt ſie vom Senate die Freyheit, in demſelben zu erſcheinen, um ſich ſelbſt die Staatsangelegenheiten geläufig zu machen. Vom 1640 und 1641ſten Jahre findet man ein paar deutſche Briefe von ihr, darinn ſie ſich ſchon

bey

bey Gelegenheit des Feldmarschalls Bauers, ein wenig mehr in Staatssachen einläßt. Z. E. Ich höre, schreibt sie, der Franzos will uns die Armee debauchiren. Es wäre leichtlich zu thun. Und wirklich hatten dieselben schon vorher die Sachsenweimarische des Herzogs Bernhards, an sich gezogen. In eben dem Jahre verließ ihre Frau Mutter, die verwittibte Königinn, Schweden; woraus zwischen Schweden und Dännemark ein Krieg entstund; der aber bald beygelegt ward.

Im 1645sten Jahre findet man schon wichtigere Briefe von ihr; daraus auch vor ihrem erfüllten 19ten Jahre schon eine große Fähigkeit, selbst zu regieren, erhellet. Sie erhob auch den Kanzler, Oxenstiern, damals in den Grafenstand, und hielt bey der Gelegenheit im Reichsrathe eine treffliche Rede. Grotius kam damals von seiner Gesandtschaft aus Frankreich nach Schweden, bey welcher Veranlassung der Herr Verfasser viel besondre Umstände von diesem großen Manne beybringt. Gustav Adolph hatte ihn schon in seine Dienste genommen, als er die Besoldung in Frankreich verlohren hatte, und nach Hamburg flüchten müssen. So kam er nun, gleichsam dem Richelieu zu Trotze, als Gesandter nach Paris zurück; und behielt, aller Einwendungen ungeachtet, seine Würde. Als er 1645 auf einem Kriegsschiffe, von Wismar nach Colmar überbracht werden, empfing ihn Christina sehr gnädig. Er bath um seinen Abschied: erhielt aber eine zweydeutige Antwort. Er gieng indessen, wie einige glauben, ohne ihre Einwilligung, zu

Schiffe,

Schiffe, um nach Holland zu gehen, ward aber vom Sturme an die preußiſche Küſte verſchlagen; von da er zu Lande nach Roſtock gieng, wo er den 17 Aug. krank ankam, und unter der Vorbereitung D. Quiſtorps, als ein guter evangeliſcher Chriſt ſtarb. Die Königinn ſchrieb einen ſchönen Brief an ſeine Wittwe.

Graf **Torſtenſohn** bekam nach **Bayern** den deutſchen Krieg zu führen, und gewann die Schlacht bey Leipzig, auf eben dem Felde, wo **Guſtav Adolph** geſieget hatte. **Karl Guſtav**, nachmaliger König von Schweden, und der Marſchall von **Türenne**, lernten unter ihm das Kriegshandwerk. In dieſem Jahre ſchickte die Königinn den Grafen **Magnus de la Gardie** nach Frankreich, und gab ihm ein Schreiben an den Prinzen von **Conde** mit, den ſie als den größten Helden bewunderte. Sie ſchrieb auch viel Staatsbriefe an den Hofkanzler **Salvius**, der beym oßnabrüggiſchen Friedenscongreß ihr Miniſter war, die ebenfalls ihre große Einſicht zeigen. Hier kommen ſchöne Nachrichten von damaligen Welthändeln vor, darinn Frankreich allemal eine böſe Rolle ſpielete: weswegen ihm **Oxenſtiern** immer zuwider war.

Indeſſen hatte **Chriſtina** eine große Neigung gegen daſſelbe, und ihr Liebling, Graf **de la Gardie**, der aus franzöſ. Blute entſproſſen war, beſtärkte ſie darinn. Es entſtund alſo auch eine Mishälligkeit mit dem Senate darüber, davon **Mazarin** ſeinen Vortheil zu ziehen ſuchete. Die Königinn wollte indeſſen in Deutſchland Frieden machen, und gab

ihren

ihren Ministern die strengsten Befehle deswegen: worinn ihr aber Oxenstiern, den Protestanten zu gut, zuwider war; die ihm deswegen den Churhut zu Maynz zudachten. Allein die Königinn vermochte schon alles im Senate, und der westphälische Frieden ward übereilet, ehe man sich die über die Katholischen befochtenen Vortheile zu Nutze machen konnte. Hier kommen viel Briefe von ihr vor, in deren einem sie den **Salvius** zum Reichsrathe in Schweden erkläret.

Wir übergehen hier die Zwistigkeiten mit Pohlen, bey Gelegenheit der Königswahl daselbst; der Franzosen Bemühung, vor andern Königen den Vorzug zu haben; ihren Vorsatz, die von Schweden abgedankten Volker in Dienste zu nehmen; und die Bulle des Pabsts Innocentius, wider den westphälischen Frieden, darinn er **Christinen** für keine Königinn erkannte, u. a. m. Hier kommen nun die Freyer vor, die alle auf **Christinen** ein Auge hatten: Zween dänische Prinzen, der Churfürst von der Pfalz, der Churfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm der große, Graf Erich Oxenstiern, König Johann von Portugall, König Philipp von Spanien, der König von Ungarn, Don Juan von Oesterreich, und Graf Ragotzi waren die vornehmsten, die sich solche Gedanken hatten einkommen lassen. Prinz Karl Gustav von der Pfalz aber, ihr Vätter, hatte die nächste Hoffnung dazu. Allein sie empfand eine gänzliche Abneigung vom Ehestande; und der Herr Verfasser untersuchet ihre Ursachen sehr geschickt.

End-

Endlich entschloß sich Christina, diesen letztern zu ihrem Thronfolger erklären zu lassen; trug es den Ständen vor, und fand viel Widerstand; bis sie es gleichwohl im 1649sten Jahre durchtrieb. Im folgenden 1650sten Jahre gieng ihre Krönung mit den prächtigsten Feyerlichkeiten vor sich; dergleichen Schweden noch nie gesehen hatte. Die großen Unkosten aber steckten das Reich in tiefe Schulden. Das Jahr darauf suchte sie, die in Frankreich entstandenen Unruhen zu dämpfen. In Schweden selbst aber brachen auch zwischen dem Adel und andern Ständen einige aus; dazu die Unordnungen ihrer Haushaltung nicht wenig beytrugen: weswegen sich Oxenstiern, und Prinz Karl Gustav vom Hofe entferneten; Graf Magnus de la Gardie aber ihr Liebling ward. Hier kam sie nun wegen einreißenden Mangels der Einkünfte, verschenkter Krongüter, und unermeßlichen Aufwandes, auf die Gedanken, die Krone niederzulegen. Sie entdeckete dieß Vorhaben dem Senate, der ihrs noch auf einige Zeit aus dem Sinne redete.

Hier untersuchet der Herr Verfasser die Ursachen ihres so seltsamen Entschlusses. Ehrgeiz, Begierde die Welt zu sehen, und vieleicht auch eine Art von Wollust, nebst den Verführungen einiger Franzosen und Spanier, die bey ihr wohl gelitten waren, haben wohl gemeinschaftlich das ihre dazu beygetragen. **Bourdelot**, ein französ. Arzt, oder vielmehr Quacksalber, aber sonst ein schlechter lasterhafter Kerl, und **Pimentel**, ein spanischer Gesandter, haben wohl die meiste Schuld daran gehabt. Ihr vertrauter Umgang

gang hat sogar den Entschluß, die evangelische Religion zu verlassen, bey ihr gewirket; der das allerseltsamste war, was des großen Gustavs Adolphs Tochter vornehmen konnte. Indessen führte sie ihre Absichten dennoch aus. Wir wollen künftig weitläuftiger davon handeln, weil uns itzo der Raum zu enge fällt: wir theilen aber indessen bey diesem Monathe drey der merkwürdigsten Münzen mit, die bey ihrer Niederlegung der Krone, und bey ihrem Einzuge zu Rom geprāget worden. Das übrige folget nächstens.

* *

II.

Herrn M. Johann Ge. Wellers, Pred. in Zwickau, Zusätze zu der Geschichte der deutschen Wörterbücher.

Ein gelehrter und sehr geschickter Schulmann, der Herr Dinemann in Eisleben, hat vor etlichen Jahren in einer Einladungsschrift von einigen alten deutschen Wörterbüchern Nachricht gegeben, welche Arbeit bey Kennern Beyfall gefunden hat. Der völlige Titel derselben heißt: Lexica quædam germanica post inventam typographiam prima recenset, et ad audiendam orationem in Gymn. Isleb. auditorio maximo invitat M. *Gotth. Jo. Lud. Dinemann*, Berol. Gymn. illustr. Isleb. Rector, 1750. Das Neueste aus den angenehmen Wissenschaften, liefert uns in dem Monathe Hornung dieses Jahres einen vollständigen Auszug

ſiv-Silber einbinden, *) auswendig aber mit künſtlichen geſtochenen Figuren zieren, und verehrte denſelben in dieſer Geſtalt, nebſt vielen andern gelehrten Seltenheiten, zu ſeiner ewigen Erinnerung an die Academiſche Bibliothek zu Upſal. Ehe er aber noch dahin zurücke gebracht worden, muſte es ſich zu gutem Glücke fügen, daß der unvergleichliche Antiquarius, Franciſcus Junius ſich eben damals in Holland aufhielte, und ihn ganz ohngefehr zu Geſichte und in die Hände bekam. **)

Junius

*) Dieſes bezeugen neben dem Augenſchein *Ioannes Loccenius* Antiquitat. Suco-Gothic. cap. XV. und Rudbeck Atlantic. Tom. I. cap. VII. §. 5. p. 244. Es ſind aber diejenigen gar unrecht daran, welche vorgeben: es wäre aus dieſem ſilbernen Bande die Benennung des ſilbernen Buches erſt entſtanden; da ſie doch ſchon zuvor üblich geweſen, und der Codex bereits von Iunio *Argenteus* genennet worden, ehe ihn noch der Schwediſche Graf gekauft oder binden laſſen. So iſt es auch wohl an ſich natürlicher einem Buche von ſeiner eigenen und beſondern Schrift einen Nahmen zu geben, welche zu deſſen Weſen gehöret, als von der äuſſern zufälligen Schale; deren auch der Ulphilas vor dieſem lange genug entrathen müſſen. Man ſehe *Iunii* Zuſchrift an den Kanzler *de la Gardie*, aus der wir bald hernach das vornehmſte anführen werden.

**) Er war ein Sohn des nachmaligen berühmten Leidenſchen Gottesgelehrten gleiches Nahmens, und zu Heidelberg im Jahr 1589. gebohren; wuchs aber bey ſeinem Vater in Holland auf, und legte ſich anfangs ſtark auf die Mathematik und die Kriegsübungen, weil er Luſt hatte dereinſt unter dem Prinzen von Oranien im Felde zu dienen. Als aber hernach anno 1609. Friede ward, änderte er auch ſeinen Sinn, er-

aus demselben, worinnen sowohl die Arbeit selbst, als auch die Absicht gedachter Einladungsschrift ungemein gelobet wird. Auch andere gelehrte Männer halten es für nützlich, sich um die alten deutschen Wörterbücher zu bekümmern *. Dieses hat mich ermuntert, auf einen Beytrag zu der Geschichte der deutschen Wörterbücher zu denken. Ich habe nicht allein die allermeisten von den Wörterbüchern, die der Herr Rector Dinemann anführet, sondern auch noch viele andere auf dem öffentlichen Bücherſaale, der allhier in Zwickau eine große Menge alter Bücher verwahret, angetroffen: und hiermit will ich das liefern, was ich davon habe sammlen können. Sind auch diese Nachrichten nicht alle ganz neu, und vielleicht denen, die eine weitläuftige Erkenntniß alter Bücher besitzen, schon bekannt; und trifft man vielleicht auch anderweit von einigen Stücken Nachricht an: so denke ich doch, daß solche Abhandlung nicht ganz unnütz seyn soll.

Die Wörterbücher, so der Herr Rector in seiner Einladungsschrift anführet, sind: Teutonista, Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum, Vocabularius rerum, Vocabularius gemma gemmarum, Vocabularius Joh. Altensteig, und Vocabularius Exquo. Zu zweyen Stücken, die hier vorkommen, will ich einige Ausgaben hinzusetzen, so der gelehrte Herr Verfasser nicht angeführet hat. Es sind solche: Vocabularius rerum, und Vocabularius gemma gemmarum.

Von

* S. Hrn. Joh. A. Fabricius Abriß einer allgem. Hist. der Gel. §. 21 des I Th. von deutschen Wörterbüchern.

Von dem Vocabulario rerum führet der Herr Rector drey Ausgaben an, die eine von dem 1487ſten Jahre, die andere von 1495, und die dritte von 1512: Friſch aber von den erſten Wörterbüchern gedenket noch einer andern von dem 1489ſten Jahre. Ich habe auf dem hieſigen Büchersaale eine Ausgabe angetroffen, welche alle dieſe am Alter übertrifft, da ſie vom 1480ſten Jahre iſt. Der völlige Titel derſelben heißt: Hoc opus egregium ab illuminatiſſimo *Wenceslao Brack*, Profeſſore etc. Ex divinis humanisque Scripturis originaribus compilatum. Nedum Trivii ac quatrunii artium liberalium ſedet: Aliarum Theologie, Legum, Canonum, Medicorum: atque Poëtarum facultatum, ſimiliter aliorum quorumcunque tam temporalium quam ſpiritualium ſtatuum vocabula: differentialiter continens Vocabularium Archonium nuncupatum feliciter incipit. Wem dieſes Buch unbekannt iſt, der kann ſich ſchon aus dieſem Titel einen Begriff machen, was für ſchön Latein darinn anzutreffen ſeyn werde, und was es für ein vortreffliches Hülfsmittel zur lateiniſchen Schreibart abgegeben habe. Am Ende wird gemeldet, es ſey gedruckt 1480 in die ſancte crucis. Das ganze Werk beſteht aus 162 Blättern, und enthält erſtlich ein Wörterbuch, in welchem das Verzeichniß der Wörter nach den Sachen eingetheilet iſt, dieſes geht bis auf das acht und funfzigſte Blatt. Darauf folget: Ethimologie nominum quorundam, et eſt liber decimus Iſiodori in Ethymologiis ordine Alphabeti. Man darf aber nicht meynen, als ob

dieſes nur ein Abdruck des Iſiodorus wäre. Es iſt vieles weggelaſſen, vieles darzu geſetzet, und vieles geändert: über dieſes ſind auch die deutſchen Erklärungen der Wörter hinzu geſetzet, die man bey dem Iſiodorus nicht antrifft; die Herleitungen der Wörter ſind meiſtentheils aus dem Iſiodorus genommen, und ſehr ſeltſam. Z. E. Amicus, **freynd**, quaſi animi cuſtos, vel ab amicio is-ire, id eſt conjungere vel vincire, vel ab hamo caritatis. Caſtus, **reyn und keuſch**, a caſtratione dictus. Celſus, **hoch**, a cœlo et altus; facundus, **wolredender**, a for, id eſt loquor et ab unde; manſuetus, **zem und gietig**: quia manu aſſuetus; ſedulus, **ſtet und empſig**, quaſi ſine dolo; Venuſius, **ſchen**, a venis i. ſanguine dictus. Hernach ſteht ein alphabetiſches Verzeichniß der lateiniſchen Verborum mit deutſchen Erklärungen, alsdann eine Anweiſung Briefe zu ſchreiben, und endlich ſechs Bücher, von des Hugo didaſcalico. Zu dieſer Ausgabe von **Bracks** Vocabulario rerum ſetze ich noch eine andere hinzu, die ebenfalls in dem Verzeichniſſe des Herrn Rectors **Dinemanns** nicht angetroffen wird. Sie iſt zu Speyer gedruckt 1509, hat weiter keine Zuſätze, und beſteht außer dem Titelblatte und Capitelverzeichniſſe aus 46 Blättern. So ſind alſo kurz hintereinander fünf Auflagen von dieſem ſchlechten Buche gemacht worden, als 1480, 1487, 1495, 1509, 1512: und vielleicht ſind uns ſolche nicht einmal alle bekannt. Es wird dieſes jetzund zu weiter nichts nützen, als daß man die Beſchaffenheit der deutſchen Schreibart der damaligen Zeiten, und einige jetzund unbe-

unbekannte deutsche Wörter daraus kennen lernet. Darüber wundere ich mich, wie der Verfasser dieses Wörterbuches, das in dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts so bekannt war, also im Dunkeln hat bleiben können, daß man wenig weiter von ihm weis, als daß sein Namen auf einem Wörterbuche steht.

Das andere Stück aus dem dinemannischen Verzeichnisse, zu welchem wir etwas hinzusetzen wollen, ist Vocabularius gemma gemmarum, davon der Herr Rector zwoer Ausgaben gedenkt, eine vom 1508, die andere vom 1514 Jahre. Zu diesen will ich noch eine andere von 1518 hinzusetzen, so den Titel führet: Dictionarium, quod gemma gemmarum vocant, nuper castigatum, in quo nihil eorum, quæ in prioribus desiderata sunt, desiderantur. Am Ende wird gemeldet, es sey das Buch gedruckt, Hagenau, per industrium Heinricum Granin, ibi incolam, impensis et sumtibus circumspecti viri Archibibliopole Joannis Rynmann de Oringau anno 1518. Ich habe diese Ausgabe mit der vom 1508ten Jahre zusammengehalten, und gefunden, daß sie genau mit solcher übereinkömmt, und daß auch die Seiten einander gleich sind. Nur am Ende ist ein Anhang von vier Blättern, der in der Ausgabe vom 1508ten Jahre nicht zu finden ist. Dieser enthält Erklärungen einiger Wörter, so im Buche selbst nicht stehen, z. E. biheres, chasma, bubulcitare etc. Wegen des Verfassers dieses Wörterbuches merken wir an, daß ihn einige Johann Werdene, und andere de Werdea nennen.

Es sind aber zweene ganz unterschiedene Männer gewesen: **Johann Werdena**, und **Johann Faber de Werdea**. **Johann de Werdena** hatte seinen Namen von seinem Vaterlande, einem Orte im Cöllnischen, **Werdena**; und war ein Münch aus dem Orden der Fratrum minorum. **Johannes von Tritheim** führet ihn an in seinem Catalogo Scriptorum Eccles. aus diesem aber hat **Conrad Gesner** in seiner Bibliothek, die Nachricht von Wort zu Wort eingerücket. **Tritheim** giebt ihm ein großes Lob, und nennet ihn Virum in scriptis sanctis studiosum et eruditum, ac veterum lectione divitem, atque in naturali Philosophia sufficienter doctum, ingenio excellentem, sermone et scholastica simplicitate compositum, declamatorem sermonum popularium suo tempore celeberrimum. Es werden ihm von gedachtem Abte zugeeignet Sermones de tempore duplices, Sermones de Sanctis duplices Lib. II. Sermones pro quatragesimam Lib. I. Von dem andern **Johannes Faber de Werdea** giebt uns ein Ungenannter Nachricht in dem Buche, Scriptorum insignium, qui in celeberrimis præsertim Lipsiensi, Wittebergensi, Francofortana ad oderam Academiis floruerunt, Centuria, das *J. Maderus* 1660 herausgegeben hat. Er war ein

* Wir haben unter andern eine Schrift in Händen, die den Titel führet: Proverbia metrica et vulgariter rytmisata Magistri *Joannis Fabri de Werdea*. Darauf heißt sein Titel: Utriusque iuris baccalarii, Collegii principis alme vniuersitatis famosissimi studii Liptzensis Collegiati, nec non eiusdem insignis studii secretarii.

Der

ein Schwabe, aus der Stadt Werdea gebürtig, artium et utriusque Juris ſtudii Lipzenſis Doctor Collegiique ducalis. Auf einigen Titeln ſeiner Bücher wird er auch genennet inſignis ſtudii Lipſenſis Secretarius *. Es eignet ihm dieſer nurgenannte ein Carmen zu, de novem Muſis, davon ich eine leipziger Ausgabe in Quart in Händen habe, worzu eine alte Hand geſchrieben hat 1498, 3 Nonas Aprilis. De Philoſoph. L. 1. de conditionibus boni præceptoris ſive artificis, Proverbiorum metrice L. 1. davon mir zwo Ausgaben vorgekommen ſind, eine leipziger ohne Jahr, und eine die zu Reutlingen durch M. Johann Ottmar und Erhard Ocellum 1505 herausgekommen iſt. Es iſt ferner von ihm vorhanden: Super regulas juris Lib. I. Ich habe auch von ihm noch gefunden, breve ac utiliſſimum Carmen de eo, quis uſus tenendus et quis abuſus contemnendus ac penitus fugiendus ſit, inſtitutum, desgleichen de quarundam dictionum debita rectaque pronunciatione; und der ſel. Herr Profeſſor Leich hat in ſeinem Buche de origine et incrementis typograph. Lipſ. noch einige andere Stücke von ihm angeführet, z. E. Carmen de quarundam dictionum recta pronunciatione, carmen de litteratura Virgilii, de privilegiis pauperum, de tribus deabus fatalibus etc. Es iſt mir auch vorgekom-

* Bey dieſer Schrift aber iſt weder eine Jahrzahl, noch der Ort des Druckes. Sie iſt in quart, und zehn Bogen ſtark. Bey einer andern, Traditio Morum Venuſtatem complectens betitelt, die nur zween Bogen füllet, ſteht als ein Anhang: Carmen Nobilium Queſtionum Magiſtri Johannis Fabri de Werdea, ohne weitern Titel.

kommen *Johannis de Werdea* exercitata parvorum Logicalium secundum viam modernorum, welches zu Reutlingen durch M. Johann Ottmarn 1487 gedruckt ist: ich weis aber nicht, wem ich es zuschreiben soll, ob dem Johann Faber de Werdea, oder dem Johann de Werdena. Ich wollte es aber lieber dem ersten beylegen. Nun ist die Frage, welcher unter diesen beyden das Buch Gemma gemmarum gemachet hat. Morhof nennet den Verfasser in seinem Polyhistor T. I. Lib. IV. C. IX. §. 8. Johann Werdena; Johannes Altensteig aber in einem Briefe an den Heinrich Bebelius, der vor seinem Vocabulario steht, und 1508 geschrieben ist, Johann de Werdea, und setzet ihn unter das imperitum vulgus; sagt auch, er habe die lateinischen Wörter nicht wie dieser, oder wie Mammetrectus, Papias, Hugutio etc. erkläret. In der Gemma gemmarum selbst findet man keine Spur von dem Verfasser: ich bin aber sehr geneigt, es dem Johann Faber de Werdea zuzuschreiben, so lange man keine ältere Ausgabe als von 1505 antrifft, die Frisch von den ersten Wörterbüchern, die in Deutschland gedruckt sind, anführet. Johann von Werdena war älter, und es würde ohne Zweifel dieses Wörterbuch eher sein gedruckt worden, wenn es ihn zum Verfasser hatte. Aber Johann Faber von Werdea hat um das Jahr 1500 gelebet und gelehret. Es kömmt auch die Bemühung, ein Wörterbuch zu schreiben, mit seinen andern Arbeiten genauer überein, als mit der Arbeit des Johann von Werdena, der sich nur mit theologischen Sachen beschäfftiget hat.

hat. Es war aber dieſer Johann Faber de Werdea ein ſehr ſchlechter Mann im Lateiniſchen, ſeine Schriften geben mehr als ein Zeugniß davon. Ich will von ſeiner lateiniſchen Schreibart ein Beyſpiel anführen, und zwar aus dem Buche de quarundam dictionum debita rectaque pronunciatione. Dieſes iſt nach alphabetiſcher Ordnung eingerichtet, und der Buchſtabe V fängt ſich alſo an:

Indulgens genio ſacram veneratur vacunam
Longa valetudo corrumpit corporis artus
Vina diu ſervata nec ullo tecta voporant,
Carnibus humanis ſunt olim Vaſcones uſi
Plurima Vaticano legimur David ore locutum.

Man kann daraus urtheilen, was von einem ſolchen lateiniſchen Schriftſteller für ein lateiniſch-deutſches Wörterbuch zu erwarten ſey. Die Barbarismen und Solöcismen ſind in ſolchem gewiß nicht ſeltſam. Doch iſt dieſes Buch oft hinter einander gedruckt worden: man kann alſo daraus von dem Geſchmacke der damaligen Zeiten urtheilen. Das muß man aber doch auch eingeſtehen, daß bey dem Deutſchen mehr Mühe iſt angewendet worden. Man will daher dem Verfaſſer den Ruhm nicht gänzlich ſtreitig machen, den er ſich zu ſeiner Zeit mit einigem Rechte in der kurzen Vorrede beyleget: hæc ſane ita accurate et appropriate vocabula latina teutoniceque traducit et exponit, ut de tam parvo volumine dici poſſit nihil ſupra*.

* Wir wollen doch aus dem angeführten erſten Tractate auch eine Probe ſehen. Dieß iſt der Anfang.

Quisque ſenectuti donabit debile corpus,
Potibus atque cibis immoderatus homo.

Nunmehr will ich auch einige Wörterbücher anführen, welche in dem Dinemannischen Verzeichnisse nicht gefunden werden: und das erste soll seyn Vocabularius prædicantium. Dieses ist der ganze Titel des Buches, der solchem deswegen gegeben ist, weil es denen vornehmlich nutzen sollte, die Predigten hielten. Diese Absicht ist in etlichen Versen gleich auf dem Titel ausgedrucket, welche heißen:

Commissam celso turbam ex ambone docentes
Tradentes populo sacraque scripta rudi:
Pro reliquis studeant libris hunc qualibet hora
Intento manibus volvere corde suis.
Pleraque num libris incognita verba sacratis
Exponit vario Teutona lingua modo.

Weil der Verfasser dieses Wörterbuches so ein geschickter Poet war, so hat er auch den Ort, da dieses Buch gedruckt worden und den Buchdrucker durch seine Dichtkunst wollen bekannt machen. Am Ende liest man diese zweene Verse:

Hunc nuper librum Knoblochius rite premebat
Cujus apud Tribonos calchographia viget.

Er zeiget den Druck und die ganze Einrichtung dieses Wörterbuchs, daß es beym Anfange des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt worden. Zu dieser Zeit treffen wir einen Buchdrucker in Straßburg, Jo-

Sanus erit rectam, qui scit servare dietam,
Hanc non observans ocius eger erit.

Und das übersetzt er so ins Deutsche:

Der in essen vnd trincken maß kan halten
Der bleybet gesundt vnd wird alten
Wer aber in den zweyen vbertreten wil
Der wirt kranck vnd stirbet in kurczem czil
Wiltu deinem alter geben starcke glidmaß
Sso halt in essen vnd trincken rechte maß.

Johann Knoblocher, an, welcher ſich durch den Druck anderer Schriften bekannt gemacht hat. Und nichts anders als Straßburg wird durch die Tribonos in dem Verſe, ſo das Buch ſchließt, zu verſtehen ſeyn: und ſolcher iſt ihm ohne Zweifel beygeleget worden, weil in den älteſten Zeiten die Triboni oder Tribocci in Elſaß ſollen gewohnet haben. In **Maittaires** Annalen trifft man noch drey andere Ausgaben dieſes Buches an; eine die in Straßburg durch Johann Pruß 1488 gedruckt iſt, und den Titel hat: Variloquus; die andere ebenfalls in Straßburg von 1494, und die dritte hat den Titel: Vocabularium teutonico-latinum, vocabularium prædicantium: Hagenau, 4t. 1487. Der Verfaſſer dieſes Werks iſt **Johann Melberius**, welcher ſich in der kurzen Vorrede entdeckt, die alſo heißt: Vocabularius dictus Variloquus qui Verbum poliſemon ac æquivocum lingua germanica multifariam exponit, prædicantibus utiliſſimus per *Johannem Melberium* Geroltzhoſienſem ex ſermonibus auditis et ſcriptis ſub Judoco Eychmino de Kalb, egregio doctore famigeratiſſimo Heidelbergii. **Es iſt dieſer Melberius** in ſeiner Dunkelheit geblieben, und es iſt nichts weiter von ihm bekannt, als daß er ein Verfertiger eines Wörterbuches ſey: man wird ihm aber doch das Zeugniß geben müſſen, daß er es mit den Predigern ſeiner Zeit gut gemennet habe, die weder recht lateiniſch noch Deutſch verſtunden. Seine Abſicht war, ſie zu einem richtigen Deutſch anzuführen. Man ſieht auch, daß er dazu nicht ganz ungeſchickt geweſen iſt, und ſein Deutſch iſt ſo ſchlecht nicht, als bey

vielen

Junius war seiner kaum habhaft geworden, als er ihn

griff die Studia, vornemlich die Theologie, und gab auch einige hinterlassene Schriften seines Vaters an das Licht. Nach diesem that er eine Reise nach Frankreich, und von dar anno 1620. nach Engelland, in welchem letzteren Reiche er von dieser Zeit an volle dreyßig Jahre an einander verblieben, nachdem ihn der Graf von Arundell und Surrey in sein Haus und Familie aufgenommen. Hieselbst brachte er also die beste Zeit seines Lebens in gelehrter Stille zu, schrieb das schöne Werk (de Pictura Veterum,) von der Mahlerkunst der Alten, und unterhielte einen weitläuftigen Briefwechsel mit den fürnehmsten damals lebenden Gelehrten. Weil er dabey öfters Gelegenheit hatte über allerhand alte in Angel-Sächsischer Sprache verfertigte Werke und Schriften zu gerathen, gewann er so eine grosse Lust zu einer genauern Erkentniß derselben zu gelangen, daß er sich mit ganz besonderm Fleiße vor sich selbst, und ohne fremde Anweisung auf dieselbe legte, sie mit der Niederländischen, Friesischen, Isländischen, und andern Nordischen Mundarten zusammen hielte, und ihre Ursprünge und Abstammungen unter einander untersuchte. Nach dem Verlauf der ermeldeten 30. Jahre, verlangte ihn seine leibliche Schwester, des berühmten Gerhard Vossii Wittwe, wegen häußlicher Angelegenheiten bey sich zu haben; daher er auch zu ihr nach Holland übergieng, und sich eine geraume Zeit in ihrem Hause zu Amsterdam aufhielte. Alle Stunden, die er nur von andern Geschäften erübrigen konnte, verwendete er daselbst auf die Vermehrung seiner schon so lange zuvor angefangenen Angel-Sächsischen, Fränkischen und Cimbrischen Sprachbücher und Glossariorum, und auf die Erläuterung und Auslegung der in diesen Sprachen abgefaßten noch vorhandenen Bücher; davon er auch eine wohlgerathene Probe in dem um dieselbe Zeit zu

Amster-

vielen andern, die zu seiner Zeit gelebet haben. Er erkläret die lateinischen Wörter in alphabethischer Ordnung, und seine deutschen Erklärungen sind sehr oft ausführlich. Z. E. das Wort abhominatio erkläret er also: ein vnwil den einer gegen eym Ding hat, vel ein vnwil: also daß sich einer rimpft, als wolt er sich brechen, oder vor im werffen. Ein erschrekender Vnlust, vel vnlydenlicheit der Menschen, vnmenschlich verwerffung, ein vnwil das eim davor grüwet, ac si vellet eiicere, ein stinkens verworffen Ding.

Genug von diesen, wir kommen auf ein ander Wörterbuch mit dem Titel: *Joannis Murmellii* Ruremondensis libellus optatissimus, cui titulus Pappa. Am Ende wird gemeldet, daß es in Basel, durch Peter von Langendorf 1517 gedruckt sey. Es besteht dieses Buch aus fünf Theilen. Der erste enthält ein deutsches und lateinisches Wörterbuch, indem die Wörter nach den Sachen eingetheilet sind, hierauf folgen kurze Formeln deutsch und lateinisch zun Gesprächen auf fünf Blättern; alsdann einige moralische Regeln ebenfalls in beyden Sprachen; ferner einige deutsche und lateinische Sprüchwörter; und endlich eine kurze lateinische Sprachlehre, da gleichfalls das meiste deutsch erkläret ist. Der Namen Pappa ist aus der Gewohnheit der damaligen Zeiten herzuleiten: denn da pflegte man den Wörterbüchern solche wunderliche Titel beyzulegen. Man findet Catholicon, Grito, Hugitio, Praxiloquus, Breviloquus, Synthis, gemma gemmarum und andere. Das älteste lateinische Lexicon heißt Papias von dem

Ver-

Verfertiger deſſelben, der ums 1200 Jahr in der Lombardey gelebet hat. Ein anderer Dyonisius Neſtor hat dieſes in beſſere Ordnung bringen wollen. Von dem Papias aber iſt dieſes Pappa ganz unterſchieden, und es meldet in der Vorrede **Gervaſius Sopherus**, ein Schullehrer zu Freyburg in Briſgau: es habe der Verfaſſer ſolchen Namen ſeinem Buche deswegen gegeben, weil er in ſolchem das gute und reine Latein, als wie den Kindern die Milch einflößen wolle. Der Verfaſſer dieſes Werks **Murmellus** war ſchon todt, als dieſes Buch gedruckt wurde, und der ſchon gedachte **Gervaſius Sopherus** beſorgte deſſen Ausgabe. Er iſt in der gelehrten Geſchichte nicht unbekannt, und man darf von ſolchem nur die Ausgabe des Gelehrten-Lexici, oder Adami Leben der Gelehrten nachſchlagen. Er war Schulrector in Münſter, und iſt 1513 geſtorben. Das Buch hat inzwiſchen ſein Gutes, ſowohl was das Lateiniſche als auch das Deutſche anbelangt, und iſt in ſolchen beydes mit römiſchen Characteren abgedruckt.

In eben dem Jahre mit den vorhergehenden iſt auch das gedruckt, ſo wir gleich anführen wollen: Vocabulorum rerum promptuarium a Bälhaſſare Trocho Aſcanienſe presbytero ſtudioſe iuventuti fideliter congeſtum: ingenioſe diſpoſitum: et vernaculo interioris Germanie appoſito affabre concinnatum. In quo profecto nihil earum rerum: quarum apud noſtrates uſus eſt: ſuum vocabulum non habet. inſpice et credes. omnia ex claſſicis et ſine ſuperſtitione. Lipſiæ ex Officina Melchioris Lottheri A. D. 1517.

Die

Die Eintheilung des Werks ist nicht weniger seltsam als der Titel. Es sind die Wörter in drey Classen geordnet, und diese nennet der Verfasser Scrinia. Diese haben wieder ihre Abtheilung, welche nidi heißen. So kann man also das Werk als einen dreyfachen Speiseschrank ansehen, welcher nicht zwar mit indianischen, doch römischen und deutschen Vogelnestern versehen ist. Es werden in diesem Wörterbuche viel gleichgültige lateinische Wörter zusammengesetzt, und darnach stehen die deutschen Erklärungen zur Seite. Z. E. die lateinischen Wörter ineptus, ardelio, satagius, insulsus, ridiculus, inelegans, erkläret er mit dem einzigen deutschen Worte **eyn Wichler** d. i. vieleicht ein **Weichling**, desgleichen zu timidus, pavidus, cervinus vir, cervicosus, capitosus, morosus, incivilis, agelastus, misantropus etc. setzet er die deutschen Wörter **grunzler, ibeler, grempler, seltzen.** Er thut oft gelehrt, und will die Herleitung der Wörter angeben. Zum E. er meynet mulier komme her von mollitie, virgo von viridiori ætate, mandare, von manu dare, mensis majus von majestate Jovis, moneta von monendo. Man trifft übrigens viel lateinische Wörter an, so in der Barbarey aufgekommen sind; es kann aber doch noch einigen Nutzen bey der deutschen Sprache haben, wenn man die alten und jetzo nicht mehr gewöhnlichen Wörter untersuchen will, wovon man hier eine ziemliche Menge antrifft. Zum E. **Handzwobel** für Handquele, Sedile ein **Seddel**, wovon ohne Zweifel das auf den Dörfern bekannte Wort ein Siedel herkömmt, das gebraucht wird

für

für eine Bank die zugleich zu einem Kasten dienet*, ferner **Federwisch** für Fledermisch, **Reben** für Rieben, **hützschen** für ermahnen, **wippen** für schlagen, **allmachen**, für zu stande bringen, **waschebosel** für Waschblau, **schucken** für schlucken, **Mole** für Mühle, **Tzagel** für Schwanz, **dy Dunnige** für die Schläfe, eine **Nalde** für eine Nadel, **geloster Kalk** für gelöschter Kalk, **senffte** für sanfte, **werldt** für Welt, **Rätgeber** für Rathsherr, ein **drucke Sphenning** für Geiziger; **thorich** für thörig, **Sinker** für Bergmann, **Schoßherr** für Schösser, **Nackebuer** für Nachbar, **Pinke** für Pauke, und sehr viel andere mehr. Von dem Verfasser dieses Wörterbuches wissen wir weiter nichts, als was er uns selbst meldet: er sey von Aschersleben bürtig, ein Priester gewesen, und habe zu Aschersleben in der Schule gelehret. Diese Nachricht kann uns auch schon genug seyn.

Wir wollen auch eines Wörterbuchs gedenken, das italienisch und deutsch abgefasset ist. Es besteht aus 25 Blättern, und in solchen wird weder das Jahr noch der Ort gemeldet, da es gedruckt ist: ich halte aber dafür, daß es zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Basel die Presse verlassen habe. Es hat keinen Titel, sondern auf der ersten Seite steht der Inhalt des Buches italienisch und deutsch: wir wollen nur das deutsche hersetzen: **Disem aller erwirdigisten und nützlichisten** Vocabulario **zelernen durch**

* Imgleichen kömmt davon ein Sedelhof, den man itzo aus Unwissenheit, einen Sattelhof nennet; da es eine Art von Rittersitzen bedeuten soll.

durch das du betrachtest sünder zuschul zegan: als wie hantwerckstut. Und darin mag lernen ein teutscher welsch, vnd ein welscher teutsch: darumb sind in diesen buch alle Namen und allerlei Wort die mann mag sprechen in mancherlei weg. Kommt in diesen Worten jemanden etwas undeutlich und verwirrt vor, so kann ich nicht dafür, weil ich es liefere, wie ich es gefunden habe. Den Anfang machen einige wenige Regeln, das Italienische zu lesen, und alsdann folgt das Wörterbuch selbst, so nach den Sachen eingetheilet ist, deswegen steht auch ein Verzeichniß der Capitel voran. Wir wollen doch einige Stücke zur Probe aus solchem Wörterbuche anführen. Le idole heißt die **aptgoet**, Apostel **zwelffpot**, castigato, **gestraust**, mardidi, **ortag**, Jovedi, **pfinstag**, venerdi, **frttag**, sotta le lena, **vndern vochsen**, vesica, **blauter**, la finetta, **der boßel**, la madregna, **die steufmuter**, il bastardo, **der bankart**, speso, **vegeben**, el buruta, **der Butel**, arare, **puen**, incantare, **zubern**, desserve luto, **hirnschlich**, la avaricia, **die gitkeit**, el seren, **die hâitri**, la potentia, **die möchtikeit**.

Ich will nunmehr zwey Wörterbücher in Quart anführen, die in alphabethischer Ordnung abgefasset sind, aber weder Titel noch Vorrede haben; die mit dem ersten Worte sich anfangen und gerade auch mit dem letzten Worte sich schließen. Der Druck und die ganze Einrichtung zeiget ziemlich deutlich an, daß sie bey dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts fertig worden sind. Das eine fängt sich an:

A,

A, propoſit. id eſt, de, von. Die Deutſchen Erklärungen, ſo darinnen vorkommen, ſind manchmal eben ſo ſeltſam als die lateiniſchen Wörter. Z. E. Profaicus heißt ein groß ſchreyber, ſibillare, pfyffen, abligurire, verlecken, bona abſumere in delitiis, devaſtare, verſchlucken, propudium, ein Horenkor, deplicare entfalten, pubertas eſt ætas XIV. annorum, Jungkheit, plallerare, plaſtern, Conſpicator, ein vorſpeher, prefocatus i. ſtrangulatus, verſtruckt. Das andere iſt von eben dieſer Art, aber von den erſten doch unterſchieden, und wohl drey Alphabethe ſtark. Es iſt voll von Wörtern aus der mittleren Zeit. Ich habe bey ſolchen nichts zu thun, als daß ich einige Wörter und deutſche Erklärungen zur Probe anführe. Z. E. abdicator heißt ein vorſager, abominatio, die gröſslichkeit, abſurdus, nicht horend, accantare, zuſingen, viare, in den Weg gehen, abducere, wegfüren, entleyden, corda, eine feyde, oder ein Ryme.

Es verdienet auch folgendes Buch, daß wir es unter die alten Wörterbücher ſetzen: Hieronymi Cingularii Aurimontani terſiſſima latini eloquii Synonymorum collectanea. Es iſt dieſes Buch ſehr oft gedruckt worden, und auf hieſigem Bücherſaale alleine ſind folgende Ausgaben davon anzutreffen: drey Leipziger, von den Jahren 1515, 1516, 1518, und eine Wittenbergiſche, die durch Johannen Gronenberg im 1513ten Jahre bey den Auguſtinern gedruckt iſt, welche ich vor mir habe, und daraus ich dieſes Buch beſchreibe. Der Herr Profeſſer Leich gedenkt in ſeiner Abhandlung de origine et incre-

mentis typograph. Lipſ. noch einer Ausgabe, die in Leipzig durch **Wolfgang Monacrenſ.** 1514 gedruckt worden. Die Ausgabe vom 1513ten Jahre iſt wohl ohne Zweifel die erſte, weil der Verfaſſer ſelbſt ſeine Nachſchrift, die am Ende des Wörterbuchs ſteht, unterſchreibt IV Cal. Januar. 1513. Es iſt dieſes Wörterbuch nach alphabethiſcher Ordnung eingerichtet; das deutſche ſteht voran, und unter ſolchem viel lateiniſche Wörter von gleicher Bedeutung. Z. E. **abeſeyn** abeſſe, diſtare, remotum eſſe, alienatum eſſe. Man trifft einige ungewöhnliche deutſche Wörter an, z. E. **Amacht** für Ambt, **Amechtigkeyt**, für Ohnmacht, **befellen geſchefft**, für einen etwas auftragen, **behagt**, für gefallt, **buß nemen**, für ſtrafen, **Buff*** für Schalk, **Czyrheit**, für Ruhm und Leb, **glockreich**, für glücklich, **Hyrlichkeit**, für Herrlichkeit, **hobyſch**, für hübſch und gut, **oberflüſſig ſeyn**, für überflüßig ſeyn, **ſchone**, für ſchön, **Schnarben**, für ein Reiß, **Teuerheyt**, für Theuerung, **vorbürnen**, für verbrennen, ꝛc.

Der Verfaſſer dieſes Buchs iſt Schulrector zu Goldberg in Schleſien, und alſo ein Vorfahr des berühmten **Trotzendorfs** geweſen. Es iſt mir von ihm noch vorgekommen: Enarratiuncula in omnes Petri Hiſpani Tractatus, ſo 1513 in Leipzig gedruckt iſt; desgleichen: de componendis Epiſtolis opella: Lipſ. 1517. Nur eins muß ich hierbey noch anmerken, weil es mit dem hieſigen Orte eine Verbindung hat. **Wolfgang Cyclopens**, ein Zwickauer, hat ein

* Davon kömmt ſonder Zweifel **Bouffon**, ein Schalksnarr.

ein lateinisches kurzes Gedicht zu diesem Wörterbuche gemacht, welches gleich auf dem Titelblatte steht. Dieser war zu seiner Zeit ein geschickter Poet, und gelehrter Schulmann. Er war Rector allhier von 1508 bis 1510, er hat viel gelehrte Bücher geschrieben, ist Doctor in der Arzeneygelahrtheit geworden, und hat sich nach Magdeburg gewendet, da er 1526 noch gelebet hat.

Ich will ein Buch hinzusetzen, welches zwar nicht eigentlich ein vollständiges Wörterbuch ist, aber doch die lateinischen Wörter deutsch erkläret. Das Buch hat keinen Titel, aber am Ende wird es genennet: Composita verborum cum emendata et reformata expositione. Es ist mit Mönchsbuchstaben und vielen Abkürzungen der Wörter gedruckt zu Cöln, apud Sanctam Mariam Lisolsi per Ulricum Zeel de Hanaw, M CCCC LXXXVII. Dieser Zeel ist unter denen Buchdruckern ganz unbekannt, und ich habe ihn in Maitaire Annalen gar nicht antreffen können. Das Buch hat diese Einrichtung: es steht erstlich der Text, hernach dessen Erklärung. Vom Texte wollen wir nur eine Probe anführen. Gleich das erste Stück heißt:

Sipo opposita sunt opsipo dissipo dicta,
Opsipo spergo notat, dissipo dividere.
Ad pulli pastum quoque pertinet hoc sipo verbum,
Suboque porcorum pertinet ad coitum.

Darauf folget denn eine deutsche und lateinische Erklärung dieser Zeitwörter, und zwar ist das Deutsche in der niedersächsischen Mundart ausgedruckt. Weil unsere Absicht ist, daß wir uns um das Deutsche

vornehmlich bekümmern, so wollen wir nur von solchem einige Proben anführen: Dissipo wird erkläret durch **verbrocken**, vel dilatare; puto heißt **beschnyden**, oft beschneyen, semiputo, **half of schnyden**, amputo, **heyl af schnyden**, imputo, **verwieten**, supputo, **verdragen**, computo, **tellen**, calculare, recensere; prædico, **prediken**, adiudico, **toe wiesen**, patro, **vollmaken**, impetro, **verkriegen**, cubile, **een schlapkamer**, procumbo, **op de knee vallen**, crepro, **gheluyd gheuen**, **of berſten**, ꝛc. Es werden auch oft die zum Beweiſe angeführten Stellen deutſch erkläret, z. E. der lateiniſche Spruch: Subſtantiam quisque ſuam imprimis diſſipat: neceſſe eſt, ut mendicitati in egra ſenecta operam det. **Der in ſiner ioghet braſt: der gheit in ſinen alden daghen om broet.** Von dem Verfaſſer dieſes Buches trifft man nirgend eine Spur an.

Wir wollen den Schluß dieſer Abhandlung mit einem kleinen Wörterbuche machen, ſo den Titel hat: Curia palatium, weil ſich ſolches mit dieſen zweyen Wörtern anfängt. Es ſind in ſolchem die lateiniſchen Wörter in Zeilen geſetzt, die wie Verſe ausſehen, und über jedem Worte ſteht die deutſche Bedeutung. Wir wollen etliche Zeilen zur Probe herſetzen:

Curia, palatium, caſtrum, aula, domus,
Curialiſta, aulicus, palatinus, paterfamiliaris,
Camera, ſolarium, ciſta, penus, pena, promus,
Lectus, ſtramen, lectica, ſuppellex, thoral.

Zwi-

Zwischen jeder Zeile stehen die deutschen Wörter. Es ist dieses Werk gedruckt zu Nürnberg durch **Johann Stuchs**, 1514.

Zu diesem würde ich noch einige andere hinzusetzen können: als ein Wörterbuch für Kinder, so 1509 zu Leipzig gedruckt ist; desgleichen eine Nachricht von einem an Sulpitii Verulani lateinischen Gramatica angehängten Wörterbuche, so aus 82 Quartblättern besteht, das wegen des Deutschen nicht ganz zu verachten ist. Ich würde auch aus dem hiesigen Büchersaale ein Wörterbuch anführen können, so in vier Sprachen abgefasset ist, als: lateinisch, italienisch, französisch und deutsch, das 1521 zu Augspurg die Presse verlassen hat. Es ist aber diese Abhandlung ohnedem schon so weitläuftig geworden, daß ich Ursache habe abzubrechen. Wenn auch von andern Büchersälen die noch unbekannten Stücke bekannt gemacht würden, so würde vielleicht eine vollständige Geschichte von dieser Art der Wörterbücher können zusammen kommen.

* *

III.

Progres des Allemands dans les Sciences, les Belles Lettres, & les Arts particulierement dans la poëſie & l'eloquence.

Sua nomina cuique. Manil.

A Amſterdam, chez François Changuion, 1752. in 12.

ihn ſogleich vornahm eigenhändig ganz abzuſchreiben,

ja

Amſterdam anno 1655. herausgegebenen *Specimina Obſervationum* in Willerami *Abbatis* Francicam *Paraphraſin Cantici Canticorum*, welche vordem *Paullus Merula* hatte drucken laſſen, an das Licht ſtellete. Ja, ſeine Begierde zu dieſer Art von Wiſſenſchaften gieng ſo weit, daß, da er gehöret hatte, es wären in dem Weſtlichen Theile von Frießland annoch einige kleine Städte und Dörfer, als Worcum, Stavern, Molquern, und einige andere, übrig, deren Einwohner noch die unveränderte und unverfälſchte alte Frieſiſche Sprache redeten, welche mit der Angel-Sächſiſchen eine groſſe Verwandſchaft hätte, aber von den übrigen eingebohrnen Niederländern gar nicht verſtanden würde; er ſich bloß um deßwillen an dieſe Oerter begabe, und zwey ganze Jahre, mit Hindanſetzung ſeiner Anverwandſchaft, mitten in Frießland zubrachte. Er kehrte endlich wiederum nach Holland und Amſterdam zurücke; und eben damals war es, als er wider alles Vermuthen den *Codicem argenteum*, wie oben gemeldet, in die Hände bekommen. Es iſt werth daß wir davon ſeine eigene Worte aus der Zuſchrift an Grafen *Magnum* hieher ſetzen: *Ie his eram gaudiis*, ſpricht er, *quum impendio mihi magis gaudere coepit animus, ineffabili quadam proximaque maiore voluptate delibutus ex* repentino inexſpectatoque ARGENTEI CODICIS conſpectu. *Habeo ſane quod Coelo hic imputem; ſiquidem intelligo immortalis Dei nutu memoratum* Codicem *ad manus meas perlatum, atque eiusdem quoque Numinis conſilio prouiſum, vt Sacroſanctum depoſitum, Excellentia Veſtra authore,* in Sueciam reuocaretur, *interque potiſſima* Regiae bibliothecae *decora poneretur.* Wie er ihn aber beſchaffen geſunden, beſchreibet er bald darauf alſo: *Sed ſicuti primum gaudio mihi fuerat* Codex improuiſo oblatus, *ita mox gaudio iſti vix conſolabi-*

lis

Man arbeitet itzo mit Gewalt daran, den Franzosen in Ansehung der Deutschen die Augen zu öffnen. Es sind nun mehr als 70 Jahre verflossen, daß ganze Millionen von Flüchtlingen, sich als vertriebene Hugonotten unter uns niedergelassen, und im Schooße von Deutschland Schutz, Brod und Ueberfluß gefunden haben. Allein unter allen diesen Heerden von Pflegkindern hat sich kein einziger dankbarer Samariter gefunden, der seinen zurückgelassenen Landsleuten von seiner wohlthätigen Pflegemutter einen vortheilhaften Begriff gemachet; oder nur die Wahrheit von derselben auf eine erträgliche Art beschrieben hätte. Fast alle deutsche Höfe nähren eine Menge von Franzosen, in ansehnlichen Bedienungen: allein auch diese alle helfen vielmehr alles was Deutsch ist, unterdrücken, oder doch umschmelzen; als daß sie nur das geringste Gute in Deutschland gefunden zu haben, gestehen sollten: wie die von ihnen vorhandenen Schriften in jedermanns Händen sind.

Bey einer so unverantwortlichen Undankbarkeit nun, werden die Franzosen vollkommen den alten Griechen gleich, die auch in Asien und Aegypten, alle Verdienste der dasigen, weit ältern und zum Theile gelehrtern Völker, nur zu verdunkeln; und bloß ihren eignen Witz auf den Thron zu heben suchten. Soviel Schaden aber die Gelehrsamkeit durch den Verlust so vieler orientalischen und ägyptischen Werke und Erfindungen erlitten: eben soviel würde auch durch die gänzliche Unterdrückung deutscher Verdienste, verlohren gehen; wenn es dieser ungerechten Nation gelin-

gelingen sollte, unter uns völlig die Oberhand zu bekommen. Allein es hat keine Noth! Unsere eigene Landesleute fangen rühmlich an, Einfälle auf ihren Grund und Boden zu thun, und ihnen in ihrer eigenen Sprache; (weil sie doch keine fremde lernen oder begreifen können) die Vorzüge der Deutschen begreiflich zu machen. Vielleicht aber werden sie auch dabey, wie die Fledermäuse bey den Sonnenstralen, die Augen zumachen, und nichts billiger gegen Deutschland werden, als sie vorher gewesen: welches aber nach seiner niederträchtigen Neigung die Ausländer zu vergöttern, noch immer fortfahren wird, seine Unterdrücker anzubethen.

Daß der Herr Verfasser dieses artigen Werkchens in Berlin leben müsse, schließen wir aus der Zueignung desselben an die königliche Akademie der Wissenschaften und freyen Künste daselbst: und wir gestehen, daß wir uns so was patriotisches von daher nicht vermuthet hätten. Ueberhaupt scheint uns auch der Druck dieser Schrift selbst berlinisch zu seyn, ungeachtet der Titel Holland anzeiget. Der Herr Verfasser ist ein Mitglied der berlinischen Akademie, und will durch diese Probe seinen Eifer zeigen, derselben nützlich zu seyn. Das Schreiben ist sehr höflich, und zeiget, daß auch Deutsche wohl zu leben wissen.

Das 1. Hauptstück stellet erst einige allgemeine Betrachtungen an, sodann handelt es von Uebersetzungen, von der deutschen Sprache, von den deutschen Akademien, vom Pedantismus, und vom Geschmacke. Die Verbindung sovieler Dinge in einem Capitel zeiget auch einen ziemlich französischen Ge-

schmack an; und wird sonder Zweifel den Herren Franzosen zeigen, daß ein Deutscher auch ihre Fehler sehr glücklich nachahmen könne, wenn er Lust hat, für sie zu schreiben. Er hebt auf eine sinnreiche Art an zu bemerken, daß die Nachwelt einmal sagen wird: **Friedrich der Große, König in Preußen, war ein deutscher Prinz**: daher sey es billig, bey einer im Mittelpuncte von Deutschland gestifteten Akademie, auch vom Zustande der deutschen Gelehrsamkeit zu handeln. Hätte die Akademie zu Berlin dieses auch geglaubet, so würden wir diese Schrift zweifelsfrey in ihren Memoires gelesen haben: zumal da der Herr Verfasser dem Herrn Secretär daselbst die Mühe erspart hat, sie französisch zu übersetzen.

Indessen will er keinen Parteyeifer für seine Nation blicken lassen: ob wohl einige Ausländer, ohne die Deutschen zu kennen, alle unsre Werke zur ewigen Vergessenheit verdammen. Z. E. Der Abt von B. (vielleicht **Berni**) schreibt noch unlängst so:

Dans l'abime immense du tems
Tombent ces recueils importans,
D'Historiens, de politiques,
D'interpretes & de critiques,
Qui tous au mepris du bon sens,
Avec les Livres Germaniques,
Se perdent dans la nuit des ans.

Da sieht man, was die heutigen Franzosen noch für würdige Nachfolger eines **Perrons** und **Bouhours** haben! so sehr sie sich auch neulich in dem Mercure galant de Paris der Unparteylichkeit rühmen *. Der Herr Verfasser merket sehr wohl an, daß zum Unglücke

glücke dem guten Abte ein Reim auf iques gefehlet; da denn die armen Deutschen haben herhalten müssen. Er fraget ihn auch billig, woher ers denn wisse, daß die guten Geschichtschreiber, ob sie gleich viel Bände haben, in die Vergessenheit gerathen? Ohne Zweifel hat der Poet geglaubt, weil er sie nicht kennt, oder liest: so wären sie auch überall vergessen. Aber gewiß, seine armseligen Verse werden noch weit eher, als ein **Schleidan, Pufendorf, Burnet** oder **Mariana** verlohren gehen. Die guten Critiquen kommen auch viel sicherer auf die Nachwelt, als die kleinen Recueils von läppischen Versen; die insgemein gleich den Raupen und Schmetterlingen nur einen Sommer, ja nur ein paar Monate leben.

Der Herr Verfasser merket sehr wohl an, daß man solcher leichter Federfechter, als die französischen Poeten sind, ihre Waffen gegen uns leicht verachten könnte: wenn nur nicht andre ernsthaftere Ausländer eben so von uns dächten. Er führt den **Abt du Bose** in seinen Reflex. sur la Poëtie & la peinture an, der ausdrücklich den Deutschen alle Poesie und Malerkunst abspricht. **Die Malerkunst und Poesie, sagt er, haben sich dem Nordpole nicht mehr, als bis auf die Höhe von Holland genähert: ja selbst hier hat man nur eine verwirrte und traurige Art von Schildereyen gesehen.** Da hören wir nun, nach der fran-

* S. den Monat Februarius dieses Jahres a. d. 194. und 205. S. wo man es übel nimmt, daß Herr von Haller die Franzosen ein wenig angestochen hat.

zösischen Climaphilosophie, alle Rubens, Rembrands, Miris, von der Werff; und wir setzen noch hinzu, alle Denner, Copezky, Menze u. a. m. aus der Zahl der Künstler ausgeschlossen; die Fähigkeit zur Poesie aber, uns Deutschen ganz abgesprochen.

Der Herr Verfasser findet die Ursache davon darinn, daß die Franzosen unsre Sprache weder verstehen, noch lernen wollen; und daß wenig Deutsche soviel französisch können, unsre Schriften mit aller Schönheit und Richtigkeit zu übersetzen. Einigen engländischen Schriftstellern ist es hierinnen besser gelungen: aber sind deswegen diejenigen, die noch nicht übersetzt worden, darum nicht werth, übersetzet zu werden? oder verlieren sie sich darum alle in der Nacht der Zeiten? Hernach merket der Herr Verfasser sehr wohl an, daß man ernsthafte Lehrbücher von allen Arten gar leicht gut übersetzen kann: aber Poeten und alle sinnreiche Schriften verlieren im dollmetschen gar zu viel. Z. E. Horazens vierte Ode ist vom Dacier. P. Sanadon, und P. Tarteron übersetzet worden. Der Abt des Fontaines verwirft sie alle, und machet eine neue, die besser seyn soll. Hat er aber Recht? Vielleicht würde Horaz mit allen schlecht zufrieden seyn. Und Voltaire hat Recht, wenn er bey Gelegenheit eines aus dem Schakespear übersetzten Stückes saget: Erinnert euch allezeit bey dem Anblicke einer Dollmetschung, daß ihr nur einen schwachen Kupferstich von einem schönen Gemälde sehet. Ist es also wohl zu bewundern, daß man

von

von den witzigen Schriften der Deutschen noch keine tüchtige Uebersetzungen im Französischen hat? Und was gilt also der Einwurf, den man die Ausländer täglich machen höret: **Aber eure Bücher sind ja nicht übersetzet!** Ist das nämlich unsere, oder ihre eigene Schuld?

Ferner merket der Herr Verfasser eine wichtige Ursache an, warum die Verdienste der Deutschen unbekannter geblieben sind, als sie billig seyn sollten. Es ist diese, weil die meisten Gelehrten in Deutschland nur lateinische Bücher geschrieben haben. Dadurch sind sie nun, mit ihren besten Werken, nicht nur dem größten Theile ihrer Landsleute unverständlich und unnütz, sondern auch den Ausländern unbrauchbar geworden. Denn selbst von unsern deutschen lateinischen Werken, hat man oft Uebersetzungen machen müssen; sowohl als die Franzosen von ihrem **Thuan**, u. a. m. welche gemachet haben. Da nun das Latein bey den Ausländern noch mehr und mehr in Verfall kömmt; so wird man endlich die lateinischen Werke gar nicht mehr lesen können. Diese böse Sucht nun, lateinische Bücher zu schreiben, hat der deutschen Sprache überaus viel geschadet. Denn wie viele Zeit raubet die Erlernung des lieben Lateins nicht der Jugend? Wenn man aber noch die neuern Sprachen, englisch, französisch und wälsch lernen will: wieviel Jahre und Mühe kostet das? In der halben Zeit nun, die das brauchet, hätte man in seiner Muttersprache überaus geschickt werden, ja wohl gar Meisterstücke liefern können, ehe man in jenen ein erträglicher Lehrling wird. Und wie vollkom-

kommen hätte auf den Fall, das Deutsche nicht schon werden können?

Gleichwohl hat das Deutsche schon seit **Luthers** Zeiten, durch die Bibel, einen gewissen Grad der Vollkommenheit erhalten. Nach der Zeit, saget der Herr Verfasser, hat man zwar an Verbesserung der Sprache gearbeitet, aber sie mehr verderbet; weil man einen übeln Geschmack gehabt. Z. E. Die großen Romane vom **Herkules**, der **Octavia**, vom **Arminius** und der **Banise** waren zu schwülstig in ihrem Ausdrucke; und der Herr Verfasser saget, daß fast alle Schriften des vorigen Jahrhunderts mit dieser Pest angesteckt gewesen. Gleichwohl nahm auch zugleich die Mengesucht mit ausländischen Wörtern überhand; die aber in dem itzigen gänzlich abgeschaffet worden. Hier saget der Herr Verfasser, daß einige gelehrte Deutsche diese Misbräuche wahrgenommen, und sich bemühet hätten, der Sprache ihren alten Glanz wiederzugeben. Herr Professor Gottsched zu Leipzig, wäre einer der ersten gewesen, die mit glücklichem Erfolge daran gearbeitet hätten; und ohne sich auf die Untersuchung der von ihm abgehandelten Materien einzulassen, mache er sich ein Vergnügen, ihm die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß die deutsche Sprache ihm viel schuldig sey*. Seine Bemühungen wären die Morgenröthe eines

* Der Herr Verfasser wird es uns vergeben, daß wir ihm hier widersprechen müssen. Es kann unmöglich seyn, daß, nach dem Inhalte dieses Progres des Allemans, der Herr Professor Gottsched dieses geleistet hätte. Denn was hat

eines schönern Tages gewesen. Viele Gelehrte wären durch sein Beyspiel ermuntert worden: deutsche Gesellschaften oder vielmehr Akademien, wären entstanden, wie die zu Leipzig*, Jena, Göttingen, Greifswald und Königsberg bezeigten. Nun käme die reine und natürliche Schreibart überall in Schwang, und die finstern Ausdruckungen, fremden Wörter und weitschweifigen Sätze, wären in die Canzleyen verbannet, die darinn noch was nachdrückliches zu finden glaubten. Hier wünscht er nun, daß doch die deutschen

hat er immermehr gethan? Wer der Sprache helfen soll, der muß entweder ein Weltweiser, oder ein Redner, oder Dichter, oder Sprachlehrer seyn. Aber man lese die Capitel von allen diesen Stücken durch, so wird man den Herrn Professor Gottsched nirgends finden. Wir schließen also: Wer weder ein Weltweiser, noch ein Redner, noch ein Dichter, noch ein Sprachlehrer ist, dem kann die deutsche Sprache unmöglich viel schuldig seyn. Nun ist aber Herr Professor Gottsched keins von dem allen; wenigstens in dem Grade nicht, daß er dem Herrn Verfasser anführenswerth gewesen wäre. Ergo. Mit bloßen Wünschen und Gedanken nämlich bessert man die Sprache eines ganzen Volkes nicht: und wenn Boileau ein Verbesserer des Geschmackes in Frankreich, Steele und Addisson aber in England geworden: so haben sie solches gewiß durch viele und sehr gute Schriften erst bewerkstelligen können. Wie soll man also dergleichen von einem Manne glauben, der nichts, was sich nennen ließe, geliefert hat?

* Soviel wir wissen, ist dieselbe bloß von ihm 1728 gestiftet, und so lange er ihr Aufseher gewesen, d. i. bis 1738 im Gange erhalten worden, in und nach welcher Zeit noch ihrem Muster auch die übrigen sich gebildet haben. Man sehe davon die Nachricht von der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, und ihrer itzigen Verfassung von 1728, imgleichen von 1730.

schen Gesellschaften sich vereinigen wollten, eine Sprachkunst und ein Wörterbuch zu schreiben, daran es uns noch gefehlet. Wir wundern uns über diesen Wunsch billig, da auch die französische Akademie noch keine französische Grammatik geliefert hat; ja da es unmöglich ist, daß ein solches Werk, das systematisch seyn muß, aus vielen Köpfen entstehen kann. Gleichwohl dörfte der Herr Verf. nur Herrn Prof. **Richards** Hist. der Deutsch. Sprachkunst durchblättern, um zu sehen, daß es uns an deutschen Grammatiken nicht fehlet. Hat nicht selbst Berlin durch **Bödikern** eine Sprachlehre, so wie durch **Joh. Leonh. Frischen** ein Wörterbuch geliefert? Dieses ist gewiß so gut, als man eins im französischen hat; und wenn jene dem Herrn Verf. keine Gnüge thut, ist ihm denn keine neuere Sprachlehre bekannt geworden, die in drey Jahren dreymal gedruckt werden müssen, und davon wenigstens schon ein 4000 Stück in den Händen der Deutschen sind? Wenigstens ist der Verf. sowohl als **Frisch** und **Bödicker** auch ein preußisches Landeskind, und hätte ihm damit zum Beweise des sonst beliebten Satzes dienen können: daß die besten deutschen Schriftsteller preußische Unterthanen gewesen.

Hier hebt der Herr Verfasser an von der Pedanterey zu handeln, indem er auf eine sehr gründliche Art, den sogenannten Galantisten der Hofe, die nichts gründliches verstehen oder leiden können, die Wahrheit saget. Denn was sie insgemein einen Pedanten nennen, das ist ein Mann, der eine Sache aus dem Grunde versteht; da sie selbst hergegen nur

an der Schaale kleben bleiben; und in diesem Verstande wäre es zu wünschen, daß man nur sehr viele Pedanten hätte, die nämlich andre gründlich unterrichten könnten; so würde es nicht so viele halbgelehrte Witzlinge geben.

Der üble Geschmack, der, wie man saget, in deutschen Büchern herrschen soll; wird auch zulänglich abgelehnet! Dieser Ausdruck ist wenigstens sehr zweydeutig; und ein jeder glaubt, der seinige sey der beste. Hernach zeiget er, daß man den Geschmack vergebens in abstracten Wissenschaften, der Weltweisheit und Mathematik suche; die sich nicht ohne lächerlich zu werden, mit den Zierrathen und Tändeleyen des Witzes einiger Neuern, schreiben ließen. Der Ernst muß darinnen herrschen; Gleichnisse aber, spitzfündige Einfälle und anders Putzwerk verdunkelten die Wahrheiten mehr. Hier giebt der Herr Verfasser dem großen Weltweisen unserer Zeit, dem Herrn Kanzler von **Wolf** das gebührende Lob, der nämlich die mathematische Lehrart so glücklich in den philosophischen Wissenschaften angebracht hat. Wem diese ernsthafte Lehrart nicht gefiele, der solle billig verdammet werden, lauter Romane zu lesen. Indessen verwirft ers nicht, daß einige witzige Köpfe auch diese Wissenschaft dem schönen Geschlechte begreiflich und angenehm zu machen gesuchet haben.

Im II. Hauptstücke redet der Herr Verf. von den Schriftstellern der höhern Wissenschaften in Deutschland, von den Geschichtschreibern, Kunstrichtern und Künstlern. Wir haben in Deutschland 34 Universitäten, und vielleicht doppelt soviel Gymnasien und große

Schu-

ja was noch mehr iſt, durch eigenen *) anhaltenden Fleiß die zu ſeiner Zeit keinem einigen Menſchen verſtändliche Gothiſche Sprache dieſes Buches vor ſich ſelbſt zu erlernen. Es iſt ihm auch dieſe edle Bemühung ſo wohl gelungen, daß er dieſes Gothiſche

---

lis aegritudo interceſſit, cum nobile clariſſimae famae monumentum, nusquam totum *appareret; atque ipſe adeo Codex deſideraretur in Codice* vetuſtate multis in locis exeſo, madore vitiato, fruſtatim quondam diſcerpto, ac ſolutarum diſſipatarumque philyrarum imperita compaginatione indigeſto, mutilo, ſoedo. *Hanc incomparabilis monumenti iacturam me praeter multos non ſolum dolenter, ſed propemodum impatienter tuliſſe fateor* cet.

*) Weil Hr. Heupel die Erzehlung von denen drey verſchiedenen Auflagen dieſes Werks allzu kurz und troken, ja faſt nur mit ein paar Worten, fürgetragen, haben wir uns ſelbſt die Mühe gegeben, aus andern öffentlichen Nachrichten dieſelbe etwas vollſtändiger allhier anzuführen. Zu dieſen gehöret vornemlich das Leben des *Iunii*, welches der berühmte *I. G. Graeuius* der neuen Auflage deſſen treflichen Werkes de Pictura Veterum, gedruckt zu Rotterdam 1694 fol. vorgeſetzet. Darinn heißt es unter andern: *Harum Veterrimarum linguarum, et dialectorum quae ex illis ductae ſunt, cognitionem inuicto ſtudio et incredibili aſſiduitate non primus tantum aſſecutus eſt, ſed et ſolus, viam ſecutus nullius ante tritam veſtigiis.* -- Gothicam *ante hunc, vti et ceteras iunctim, adtigerat nemo; niſi quod* de litteris priſcis Gothorum *Commentariolum ediderat* Anonymi *ſcriptoris cum paucis quibusdam* verſibus Gothicis, *ex antiquo illo* Werdenſi codice, *qui* argenteus *vulgo audit*, Bonauentura Vulcanius. rel. Vor den biergemeldeten Anonymum haben einige den Antonium Schoonhof, andere den *Antonium Morillon*, beyde mit gleicher Ungewißheit, gehal-

Schulen zum Unterrichte der Jugend. Würde es nun nicht eine Schande seyn, wenn Deutschland, bey so vielen Hülfsmitteln keine große Gelehrten hätte? Die Freyheit zu denken, die durch die katholische Geistlichkeit vormals so sehr unterdrücket war, herrschet unter den Evangelischen seit mehr als 200 Jahren: und wieviel Dank sind also die Wissenschaften Luthern nicht schuldig? zumal die meisten hohen Schulen durch ihn, oder nach seinem Rathe, entweder umgeschmolzen, oder nach der Zeit erst gestiftet worden.

Die Verbesserung der Wissenschaften rechnet der Herr Verfasser erst aus dem Anfange des XVIten Jahrhunderts her; als König Heinrich der VIIIte in England 1509, Pabst Leo X. 1513, Franciscus der I. in Frankreich 1515, und Karl der V. 1519 zur Regierung gekommen waren. Hier meynt nun der Hr. Verfasser, die Deutschen hätten es den Ausländern nicht gleich gethan; nicht weil sie nicht viel geschrieben hätten, sondern weil es nichts guts gewesen. Uns dünkt, er thut unsern Gelehrten zuviel, denn er darf nur den Bruckerischen Ehrentempel nachsehen, um die deutschen Helden kennen zu lernen, und wird viel Mühe haben, ihnen von Ausländern eben soviel große Leute entgegen zu setzen. Das Unglück ist nur, daß sie lateinisch geschrieben haben. Indessen machet der Herr Verfasser einige große Männer namhaft, und zwar **Leibnitzen, Thomasiussen, Pufendorfen**, und den Freyherrn von **Wolf**. Er hat nicht unrecht gewählet; obgleich **Keppler, Kircher, Guerike, Hevel, Sturm** und **Tschirnhaus**, vieleicht auch neben ihnen zu stehen verdienet hätten.

Dieß

Dieß waren Philosophen. Unter den Gottesgelehrten nennet er von den Katholischen Johann Ecken, Tannern, Papebrochen, Browern, von Evangelischen aber Luthern, Arnolden, Spenern, Mosheimen, Reinbecken; von Reformirten, Coccejen, Mellen, Lampen und Sacken. In der Rechtsgelehrsamkeit rühmt er die Carpzove, Coccejer, Stryke, Heineccier, und Böhmer; im Staatsrechte die Hundlinge, Mascove, Pfeffinger, Ludewige, Schmause, u. a. m. Unter den Aerzten, die Stahle, Hofmänner, Haller, und Junker, imgleichen Boerhaven.

Von den Geschichtschreibern handelt der Hr. Verfasser auch, und nennet, Puffendorfen, Mascoven, Hahnen und den Herrn Reichsgrafen von Bünau. Unter den Litteratoren kömmt wieder Leibnitz, Ludewig, Fabricius, Heßner und Baumgarten. Unter den Mathematikern findet man den Copernicus, Keppler, Leibnitz, Tschirnhaus und Eulern; wo wir aber noch die Hermänner und Bernoulller vermissen. Unter den Naturkündigern, Reisebeschreibern u. a. m. werden auch einige berühmte Namen genennet, dabey vielleicht andre auch eins und das andere zusetzen oder ändern würden.

Er kömmt nun auf Uebersetzungen, und meldet, daß wir alle die großen Gedichte der Alten und Ausländer deutsch haben; und die engländische Universalhistorie gleichfalls. Allein warum verschweigt er des Kanzler Barre Historie von Deutschland, des Muratori Geschichte von Italien und die Sammlung

von Reiſebeſchreibungen? die gewiß von gleicher oder gröſſerer Wichtigkeit und Schönheit im Deutſchen ſind.

Von den Dichtern, Rednern und der Schaubühne, will er hernach ausführlicher handeln: und kömmt alſo auf die Künſtler. Hier nennet er von Malern **Albrecht Dürern, Hollbeinen, Kranachen,** und **Klöcknern**, der in Schweden geadelt, und **Ehrenſtral** genennet worden; imgleichen **Dennern** und **Knellern**, dem man in England bey den Gräbern der Könige eine Bildſäule aufgerichtet. Wenn aber die Malerkunſt in Deutſchland nicht höher getrieben worden, ſo ſchiebt ers auf den Mangel der Aufmunterungen, von Seiten der Fürſten: die lieber entſetzliche Summen für Schildereyen nach Walſchland ſchicken, als ſelbſt geſchickte Leute ziehen. Doch ſind die groſſen Meiſter auch dort ſeltſam: und der Herr Verfaſſer hat den erſten Director der Malerakademie, die Friedrich der I. König von Preuſſen zu Berlin angelegt, den berühmten **Werner** nebſt ſeiner geſchickten Schwiegertochter in Dresden vergeſſen, deren Meiſterſtücke in Miniatür und Zeichnungen, die Zierden der Cabinetter ſind.

Von der Baukunſt, verweiſet er uns auf Berlin, woſelbſt das Arſenal, das Opernhaus, u. d. m. in die Augen fallen, und wo **Goldmann, Bott, Schlüter** und **Sturm** ſich einen Namen erworben haben. Der Kriegsbaumeiſter wird auch nicht vergeſſen, und da ſind **Sturm, Rimpler** und **Scheiter** diejenigen Männer, von denen die Ausländer viel entlehnet haben. Die Muſik endlich, wird in Deutſch-

land

land auch mit dem beſten Erfolge getrieben. Wenn ein Land ſoviel Hendel, Haſſen, Graune, und Telemänner hervorbringt, ſo hat es ſeinen Nachbarn nichts zu beneiden. Die Inſtrumentalmuſik wird von Deutſchen ungemein glücklich ausgeübet, die Singeſtimmen läßt man aus Wälſchland kommen. Die deutſchen Fürſten lieben ihre Unterthanen viel zu ſehr, als daß ſie ſelbige eines der ſchönſten Vorrechte der Menſchlichkeit berauben ſollten. Allein warum ſuchen ſie nicht unter ihren Unterthanen die beſten Stimmen aus, und laſſen dieſelben von Jugend auf vorbereiten? Gute Tenor und Baßſtimmen würden ein Singſpiel bey Männerrollen weit beſſer zieren, als die weibiſchen Hammelſtimmen, einem Alexander, Cato, oder wer ſonſt die Operhelden ſeyn mögen, anſtehen. So würden ſie aber die vielen tauſende, die ſie auf die Ausländer verſchwenden, welche das Geld nur aus dem Lande ſchleppen, ihren Unterthanen zuwenden, und es im Lande behalten.

Hiermit ſchließt der Herr Verfaſſer ſeine allgemeinen Betrachtungen, über die Gelehrſamkeit der Deutſchen, und verweiſt diejenigen, die mehr Nachricht wiſſen wollen, auf die Acta Eruditorum, und andre Monathſchriften. Hieraus würde man nicht nur ſehen, daß die Wiſſenſchaften in Deutſchland nicht vernachläßiget werden, ſondern daß wir auch berechtiget ſind, uns andern Völkern an die Seite zu ſtellen; indem wir Werke von allen Arten haben, die der Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt würdig ſind.

Hier wollen wir dießmal abbrechen, und das übrige nächſtens nachholen.

* *

IV.

Der Mann nach der Mode.

Wer sich getroffen fühlt, der mag sich kundbar machen;
So kriegt die kluge Welt das Recht ihn auszulachen.
Gottsched.

Nein! glaub es nicht, mein Geist! die Welt ist nicht so toll,
Als es ein wilder Mensch wohl von ihr glauben soll;
Der aus der Wälder Wust in unsre Gegend käme,
Und des Begriffes Bild vom Aeußerlichen nähme.
Drum lebte nur dein Geist itzund und in — —
Mein Despreaux! könntest du dich Höll und Tod entziehn:
Du würdest hier gewiß so viele Kluge finden,
Als N . . in Paris, und in der Hölle Sünden.

Ist Ihnen, fragt ich jüngst, Alcippens Sohn bekannt?
„O ja! ich kenn ihn wohl! der Mensch hat viel Verstand!„
Alcippens Sohn, Verstand? Er hat sein Gut verspielet;
Er ist es, der sich stets in Wein und Charten stelet!
„Das thut nichts, war das Wort; denn alles läßt ihm gut!
„Er hat Geschmack und Geld, und Witz, u. Glück, u. Muth.
„O! könnt er nur einmal die großen Spiele lassen;
„Es könnt ihn gar kein Mensch, kein Feind u. Neider hassen.
„Er drückt sich ungemein in allen Sprachen aus;
„Wer ihn nicht kennet, denkt: er sey in Rom zu Haus.
„Auch Englisches fleußt ihm; er kennt die todten Sprachen;
„Er schwatzet, und zwar klug, auch von den kleinsten Sachen.„

Wahrhaftig! viel Verdienst! ich hätt' es kaum gedacht!
Die steife Weste hat doch nicht den Witz gemacht?
Vielleicht! vielleicht der Ring, an dem der Blitzer schimmert?
Vielleicht! vielleicht der Blick, der sich um nichts bekümmert,
Wann sich der Herr von Wind zum Sopha rauschend wendt,
Und oft durch einen Satz, den ganzen Witz verschwendt;
Wann er, wie Crebillon, des Herzens Fehler malet,
Und mit dem goldnen Knopf in weißen Händen prale.

Denn

Denn jeder Satz hat doch ein größeres Gewicht,
Wann ihn ein sammtner Herr mit Ring und Knopfe spricht.
Er schüttelt ja so keck die grauen Silberglocken,
Als wollt er Pag und Dam auf euren Nacken locken.
Wann er die Nase rümpft; wer kann ihm widerstehn?
Wann er die Weste wirft; wer mag der Wuth entgehn?
Wirft er das seidne Knie gar trotzig zu dem andern:
So ist es Zeit für dich, zu fliehen und zu wandern.
Denn, wo die tapfre Faust erst rauschend Dunka nimmt,
Wo seiner Finger Schlag auf seiner Dos' ergrimmt:
So glaub, er streuet dir noch Pulver in die Augen,
Da Schnall und Aermel dich nicht zu besiegen taugen.
Sechs Locken, Mörsern gleich; ein aufgeworfner Mund;
Ein Röschen unterm Hals; die Weste zeischenbunt:
Ein solcher kann nur dreist auch über Weise lachen;
So hört er ein Concert von Weiberstimmen machen.

Dieß ist des Stutzers Bild! Er ist ein Wetterhahn;
Denn diesen dreht der Wind; und jenen wendt der Wahn.
Ja, oftmals hat er sich schon links und rechts gewendet,
Bis ihm ein Wechselbrief den Hausarrest gesendet.
Pfuy! göttlicher Verstand! verdammt sey doch der Preis!
Um solch ein Lob mach ich mir nicht die Stirne heiß.
Wer will, mag Witz und Geist um so viel Reue kaufen,
Und sich vom Coffeehaus in das Gefängniß saufen.

Drum, liebster Damon! nimm die goldnen Lehren ein;
Ja, laß sie Tag und Nacht dir vor den Augen seyn:
Willst du in unsrer Welt beliebt und glücklich leben:
So mußt du Kutsch und Ball verbuhlten Schönen geben.
Sprich Frankreichs Sprache nur, wiewohl mehr schnell,
als rein;
Kannst du nur in Couplets und Tänzen artig seyn;
Ja kannst du ein Triset, va Banqu' und Pharo machen,
Und oftmals über nichts, nur weil sies saget, lachen:
So wird das spröde Kind, die Chloe, dich gern sehn,
Ja jeder Picknickswirth dir froh entgegen gehn.
O! rühre nur die Hand; sie sehn nicht den Brillanten;
Frag nur von ungefähr nach dem und dem Gesandten;

Sieh nur die Clelia ein wenig schalkhaft an:
So ist es, glaube nur, ums arme Kind gethan.
Sie werden dich gar bald als ihres gleichen lieben;
Alsdann kannst du getrost ein Bubenstück verüben.
Dann packe nur, mein Graf! die alten Lehren ein:
Dann lerne mit Verstand ein Missethäter seyn.
Tritt Tugend und Vernunft nur unverschämt mit Füßen!
Die Munze schafft dir nicht, wahrhaftig! einen Bissen.
Auf! auf! so ruft die Welt: das ist ein schlechter Mann,
Der seinen Unterhalt in sich nicht finden kann.
Denn könntest du kein Kleid, kein einzig Hemd bezahlen:
Mein Söhnchen! lerne nur verschiedne Hände malen.*
Drück andrer Wappen ab; such einen reichen Freund!
Mit dem meyn es so falsch, als er es redlich meynt.
Es ist gar wenig Kunst, die Tugend zu betrügen,
Und, wer dir blindlings glaubt, den kannst du leicht belügen.
Er denkt, er ist es nicht, auf den du Bolzen drehst;
Wenn du nur stets zuerst auf deine Laster schmähst.

Ist dein Latein nun aus; ja rasseln schon die Ketten;
Fänat man um deinen Tod und Leben an zu wetten:
So tröste, wenn er kann, dich nur der [illegible]hre Satz:
Man folgt dir thränenvoll auf dein[illegible] Sterbeplatz;
Man wird dich, wie den Sohn, den Eingebohrnen, klagen;
Ja, wann dein Blut nun sprützt, betrübt die Hände schlagen.
Wirf aber, willst du dieß, den Raub zum Fenster aus,
Und gib von andrer Blut uns einen Ehrenschmaus.
Laß den Champagnerwein in vollen Gläsern springen;
Versuch den innern Feind dir aus der Brust zu singen.
Zeig andern, wo du bist, nur ein gesetzt Gesicht;
Wenn gleich dein Pfennigswitz von leeren Schalen spricht.
Sey allzeit mit dir selbst am ersten nur zufrieden;
Der andern Stimmen sind dir dann gewiß beschieden.

Je

* Die Begebenheit eines Lieblinges von Fürsten und Damen gab Anlaß zu dieser Satire. Der Vorspruch eines Fürsten erhielt ihn, da er schon auf dem Sandhaufen war.

Je ſtolzer nur ein Gaul, je höher iſt ſein Werth;
Der Menſch, der tolle Menſch, iſt der nicht hier ein Pferd?
Das Gleichniß däucht dir ſtark! doch kann ich denn fürs Gleichen,
Wenn ſtolze Menſchen ſo, als ſtolze Pferde, ſtreichen?

So dacht ich, als ich jüngſt ein frohes Halt! gehört;
Als unverdiente Gunſt des Richters Lauf geſtört;
Ja, traun! es fehlte nichts: ich hätt es bald verſchworen,
Und mir ein ander Ziel, als Tugend, auserkohren.
Was? dacht ich ganz erzürnt, was hilft mein ganz Bemühn?
Wenn Leute voller Schlaf des Wachens Früchte ziehn;
Wenn Herzen voller Gift allein ſtets oben ſchwimmen:
In weſſen Bruſt wird wohl der Tugend Funken glimmen?
Doch ach! ich dachte nicht, ich wär in unſrer Welt,
Wo uns die Tugend zwar, doch nur gemalt, gefällt;
Wo ihr geſetzt Geſicht nie außer Kirch und Bühnen,
Der Spötter geilem Scherz als lächerlich geſchienen.
Denn Herr von Spitzig ſieht ſich perſpectiviſch an;
Wann er von dem und dem geläufig ſchwatzen kann,
Und reimt doch noch dazu: ſo iſt der Geck vollkommen!
Mit Löffeln hat er ſelbſt die Klugheit eingenommen.
Doch, Schwätzer! jenes Thier, das ſich vom Schwatzen nährt,
Ein altes Weib, verdient, daß mans, wie dich, verehrt.
Schau! deinen Lorberkranz, den ſonſt Hans Sachs geführet,
Hat wider die Natur ſchon Blitz und Stral gerühret.

Auch Thrax, der wilde Mann, trägt er den blauen Rock,
Sucht aller Weisheit Sitz in Degen, Hut und Stock.
Er wird bey jedem Satz ein Herr! zum Teufel! ſagen,
Und will ſich anders nicht, als auf Piſtolen, ſchlagen.
Doch Thrax! der Bauerkerl, der in der Schenke ſitzt,
Macht ſich noch, wahrlich! roth, wenn er mit Flüchen blitzt.
Du aber, willſt du dich nur auf Piſtolen raufen:
So wird dein Trotz noch einſt vor derben Knütteln laufen.
Denn, wenn ein ſchmetternd Bley uns lahm und fromm gemacht:
So wird der ſchwache Trotz nur höhniſch ausgelacht;

So wird der Ehre Satz, den wir so heftig lieben,
Oft von der höchsten Faust auf unsre Haut geschrieben.
Ja mancher ward ein Held, und hat es oft beweint;
Wenn Rach und Richter sich auf seinen Tod vereint.

Von diesen Bildern nun reizt keines mein Bestreben;
Wenn Hirsenpfriemer gleich so manchen Geck erheben.
Wer weis, auf was für Art sie wieder einer mißt,
Und ihnen, so wie mir, ein harter Zoil ist.
O! hätt ich klug gethan; ich hätte beßre Lehren,
Als meine sind, gefaßt; hätt ich bey Mägdchenchören
Mein allzukalt Geschwatz mit Mährchen nur gewürzt,
Und um ein spielend Wort den alten Freund gestürzt!
Kennt ich sechs Impromptüs auf Lottchens Schürze machen:
So macht ich noch der Welt, der schönen Welt, zu lachen.
Ein sinnreich Wort erweckt uns billig eine Lust:
Ist die Erfindung nur noch manchem unbewußt.
Doch kann man sonst mit nichts, als falschem Golde, pralen,
Uns nichts, als Prinzmetall, und leichte Münze zahlen:
So packe man nur gleich die alten Waaren ein,
Und lasse weiß, was weiß und schwarz, was schwarz ist, seyn.
Man zwinge sich niemals zu Spott, und Scherz und Lachen,
Aus Furcht, indem man lacht, sich lächerlich zu machen.
Denn jenen schätzt ich stets für einen klugen Mann;
Ich nahm stets seinen Rath mit tiefer Ehrfurcht an.
Nur neulich trat er erst zum frechen Spöttererden,
Und ist, sobald ers that, der Mädchen Spott geworden.
Hier theilet die Natur die Gaben sparsam aus;
Aus manchem Kauze kömmt ein geiler Geck heraus.
Oft um ein kahl Gespräch mit Schnörkeln auszuschmücken:
So sammelt man das Salz von den Berlinerbrücken.
Man borget es getrost von der Lakeyenzunft;
Man lachet voller Spott der richtenden Vernunft.
Den hat der Himmel ganz besonders vorgezogen;
Dem war er in der Wieg und von Geburt gewogen,
Der zwar zu lachen macht: doch so dabey gefällt,
Daß der, den er verlacht, sich nicht beleidigt hält.

So einer wird allzeit die Zimmer offen finden,
Ja, wo er nur erscheint, wird er die Luft entzünden.
Wohin er sich nur wendt, ziehn Luft und Lachen mit,
Ja alle Grazien begleiten jeden Tritt.
Der aber, dessen Zahn den besten Freund nicht schonet;
Der Hand, die ihn erhält, mit Gift und Stacheln lohnet;
Der seiner Väter Asch in ihren Grüften stört,
Und bey dem allen noch sich selbst gern lachen hört:
Den fliehet! seht ihr ihn nur auf der Gasse gehen:
Ja, flieht ihn, ohn einmal auch hinter euch zu sehen!

Ein Fechter zwar behält den Meisterstoß für sich;
Du aber, liebster Graf! du bist mein ander Ich!
Die kühne Mine ziert den Feldherrn und Soldaten:
Und, wenn du Fähnrich bist: so thu, wie Conde Thaten.
Man muß der Schlachten Zahl schon an den Minen sehn,
Und stets, wie ein Coloß, vor den Colossen stehn.
Du bist zum Unglück jung: o! läugne deine Jahre,
O! schimpf nur immer mit auf solche Zuckerwaare:
Als hätte, blinder Wahn! der Muth auch seine Zeit,
Und wüchse mit dem Bart auch unsre Tapferkeit;
Als wär es eine Kunst, ein Halt! Richt't euch! zu sagen,
Und, wenn wo einer muckt, mit Prügeln zuzuschlagen.
Drum folge mir, mein Kind! und thu, wie Temurlan;
Sieht man dir gleich am Kinn annoch die Stoppeln an:
Denn, weil noch Menschen sich nur werden Menschen nennen;
So lange wird ein Narr stets an den andern rennen.

Frh. von S.

ſche Evangelium mit ſeiner eigenen Lateiniſchen Uberſetzung, *) und einem beygefügten *Gloſſario Gothico*, welchen er zugleich die Angelſachſiſche Uberſetzung eben deſſelben, wie ſie der oben öfters belobte Thomas Mareſchallus **) mit verſchiedenen Abſchriften zuſammen gehalten und verbeſſert, beydrucken laſſen, zu Dordrecht im Jahr 1665. in Quarto an das Tageslicht ſtellen können; da er ſich denn dadurch die gelehrte Welt mit einer unſterblichen Wohlthat verbunden. ***)

Unter-

---

gehalten. Man ſehe Eccards Hiſtor. Studii Etymol. Germ. Cap. VI. p. 75.

*) Er hat dazu die Gothiſche Buchſtaben nach dem Original in Metall abgieſſen laſſen; das ganze Werk ſelbſt aber dem Grafen de la Gardie zugeſchrieben.

**) *Mareſchallus* hat über beyde Uberſetzungen beſondere ſehr ſchöne und gelehrte Anmerkungen beygefüget.

***) Dieſe würde ihm noch mehr zu danken haben, wenn dereinſt, wo nicht alle, doch die meiſten der von ihm hinterlaſſenen Schriften, welche die Academiſche Bibliothek zu Oxford verwahret, nach und nach an das Licht geſtellet werden ſollten. Denn an dieſe hat ſie Junius alle im Teſtamente vermacht; nachdem er drey Jahre vor ſeinem Ende wiederum nach Engelland übergegangen, und zwey davon zu gedachtem Oxford, das letzte aber in dem Hauſe ſeines Schweſter Sohnes Iſaac Voſſii zu Windſor, zugebracht, in welchem er auch anno 1678. geſtorben. Den Anfang davon hat man ſchon vor dem mit ſeinem *Gloſſario quinque linguarum* machen wollen, als welches der berühmte ehemahlige Oxfordiſche Biſchoff, Johann Fell, in neun Bänden auf das ſauberſte abſchreiben laſſen, damit es, und zwar auf Koſten

der

* *

V.

Plutarchs Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer, mit ihren Vergleichungen, aus dem Griechischen übersetzet, und mit Anmerkungen versehen, von M. Johann Christoph Rind. Sechster Theil. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. 8v. 27 Bogen.

In diesem Theile finden die Leser abermals die Leben zweener berühmten Griechen, und zweener berühmten Römer. Jene sind, **Agesilaus** und **Alexander** der Große. Diese sind **Cneus Pompejus** der Große, und **Julius Cäsar**. Wir wollen von dem ersten Helden etwas weniges sagen: weil theils die Geschichte der andern, allgemeiner bekannt; theils auch unser Raum zu enge ist, ein mehreres zu melden.

Agesilaus war der jüngere Prinz eines Königes von **Lacedämon**, da es nun also nicht wahrscheinlich war, daß er jemals zur Regierung kommen würde, so erzog man ihn auch gleich der übrigen spartanischen Jugend, das heißt, bey schlechter Kost, schwerer Arbeit, und in strengem Gehorsame. Diese Erziehung nun bildete einen vortrefflichen Character an dem **Agesilaus**. Er war liebreich und gefällig gegen alle Menschen; er hassete ein falsches Lob, und schätzete nur die Lobeserhebungen dererjenigen hoch, die ihm auch zuweilen seine Fehler sageten. Uebrigens aber war er sehr ehrgeizig, und wollte gern in allem

allem der erſte ſeyn. Nach dem Tode des **Agis**, hinterblieb ein Prinz, Namens **Leotychides**, welcher aber allem Anſehen nach, nicht des **Agis**, ſondern des **Alcibiades** Sohn war; daher das ganze Volk ihn von dem Throne ausſchloß, und den **Ageſilaus** auf ſelbigen erhob. Da ihm nun auch das ganze Vermögen des **Agis** anheim fiel, indem **Leotychides**, als ein Baſtard, davon ausgeſchloſſen ward; ſo theilete gleichwohl der großmüthige **Ageſilaus**, die Hälfte deſſelben unter die mütterlichen Verwandten des jungen Prinzen aus, als welche bey aller ihrer Tugend ſehr arm waren. **Ageſilaus** nun, erwarb ſich durch ſein Betragen überaus viel Liebe, inſonderheit auch dadurch, daß er mit dem Rathe, welcher gleichſam den Königen zum Widerparte, und um ihrer Gewalt Einhalt zu thun, war geſetzet worden, überaus friedlich und wohl lebete. Gegen ſeine Feinde war er ſehr großmüthig, er verzieh ihnen gern, lobete das Gute an ihnen, und half ihnen wo er nur konnte. Seiner Freunde aber nahm er ſich in allen Stücken an, auch dann, wann ſie Unrecht hatten, und glaubete, man könne in der Freundſchaft nie zu weit gehen. Man trägt ſich ſogar mit einem kleinen Briefe, welchen er an den **Hidrikus**, den **Karier**, geſchrieben haben ſoll; und der folgendes Inhalts geweſen iſt: **Wenn Nicias nichts Böſes gethan hat, ſo laß ihn los; hat er aber etwas Böſes gethan, ſo laß ihn mir zu Liebe los: überhaupt laß ihn los.**

Im Kriege führete er ein ſehr ſtrenges Leben. Er übernachtete bey ſeinen Reiſen ſtets allein in den allerhei-

heiligsten Tempeln. Unter soviel tausend Soldaten als unter ihm stunden, war nicht leicht ein einziger, der eine härtere Madratze gehabt hätte, als er. Frost und Hitze waren ihm so gleich, daß er der einzige zu seyn schien, der alle Jahreszeiten vertragen konnte. Das größte Beyspiel indessen, was man von seiner Mäßigung im Glücke geben kann, ist dieses, daß er, als ihm in seinem asiatischen Kriege alles nach Wunsche gieng, dennoch mitten im Laufe seiner Siege einhielt und nach Hause kam, als ihn die Spartaner, wegen eines Krieges, den sie mit den andern Griechen führen mußten, zurück riefen. Das Schreiben, welches er bey dieser Gelegenheit an dieselben abließ, verdienet hier einen Platz: **Agesilaus wünschet den Aufsehern Glück. Wir haben einen Theil von Asien bezwungen, die Barbaren verjaget, und in Jonien große Anstalten zum Kriege gemachet. Weil ihr mir aber befehlet, daß ich zurück kommen soll; so will ich eilends, und wenn es möglich ist, noch eher kommen, als mein Brief. Ich bin zum Feldherrn gemachet worden, nicht für mich, sondern für mein Vaterland und unsere Bundsgenossen, und ich weis, daß ein Feldherr diesen Namen nicht anders verdienet, und ihm nachkömmt, als wenn er sich durch die Gesetze und Aufseher leiten läßt, und den Obern gehorchet.**

Sein Verstand war sehr lebhaft und scharfsinnig, wie aus folgenden wenigen Proben erhellen kann. Ein geschickter Tragödienspieler **Kallipidas**, der in

ganz Griechenland bekannt und geehret war, grüßte einsmals den **Ageſilaus**, als er ihm begegnete, und drängete ſich ganz kühn durch das königliche Gefolg; in Meynung, der König würde mit ihm vor allen andern ſprechen. Als nun dieß nicht geſchah, fragte er den **Ageſilaus**: **König, kennest du mich denn nicht?** Der König ſah ihn darauf an, und ſagete: **Biſt du nicht Kallipidas, der Gaukler?** Zu einer andern Zeit ward er von einigen gebethen, einen Menſchen ſingen zu hören, der wie eine Nachtigal ſänge: **Ageſilaus** antwortete: **ich habe die Nachtigallen ſelber gehöret.** Ein gewiſſer Arzt **Menekrates**, welchem man, einiger glücklichen Curen wegen, den Namen **Jupiter** beygeleget, unterſtund ſich, einem Briefe an den **Ageſilaus**, dieſe Worte vorzuſetzen: **Menekrates Jupiter wünſchet dem Könige Ageſilaus Glück.** Dieſem ſchrieb er ſtatt aller Antwort folgendes: **Der König Ageſilaus wünſchet dem Menekrates Verſtand.** Er pflegete auch oft zu ſagen: die Gerechtigkeit verdiene unter allen Tugenden den oberſten Platz; die Tapferkeit, ohne die Gerechtigkeit, ſey ſchädlich, und wenn alle Menſchen gerecht wären, ſo hätte man der Tapferkeit gar nicht nöthig. Er antwortete einsmals denenjenigen die ihm ſageten, daß es der große König alſo haben wolle: **warum iſt er größer als ich, wenn er nicht auch gerechter iſt, als ich?** Er hielt die Gerechtigkeit für das rechte Maaß, wornach man abmeſſen müßte, wer unter allen Königen auf der Welt der größeſte wäre. Der König in Perſien ſchickte ihm einsmals einen Brief, in welchem er

ihn

ihn um seine Freundschaft ersuchete, und um das Gastrecht bath; Agesilaus aber schickete ihm denselben zurück, und ließ ihm melden: es wäre an der allgemeinen Freundschaft genug, und so lange diese währete, brauche es keiner neuen.

Lykurg hatte den Spartanern ein sehr weises Gesetz gegeben: sie sollten nämlich nicht gar zu oft Kriege führen; damit nicht ihre Feinde die Kriegskunst von ihnen lernen möchten. Diesem Rathe folgten sie mit der Zeit und insonderheit unter dem Agesilaus nicht mehr, welches ihr großer Schaden war. Denn es gieng wie Lykurgus gesaget hatte. Die Thebaner insonderheit wurden in den Waffen so geübet; daß sie einen Vortheil nach dem andern über die Spartaner erhielten. Hiezu kam noch des Agesilaus hohes Alter, wodurch sie einen fast immer glücklichen Feldherrn einbüßeten. Sein Eigensinn verleitete ihn, dem Epaminondas die Stadt Messene nicht mit Gutem zu überlassen; worüber er nicht nur Messene einbüßete, sondern auch fast Sparta selbst verlohren hätte. Ja, nachdem alle griechische Völker mit einander Frieden macheten, so hetzete er doch die Lacedämonier auf, die Messenier davon auszuschließen, und mit denselben den Krieg fortzusetzen. Daher gerieth er dann in den Ruff eines gewaltthätigen und im Kriege unersättlichen Mannes. Noch in üblere Nachrede kam er, da er, als ein 80jähriger und am ganzen Leibe über und über verwundeter Greis, dem Tachos, einem ägyptischen Feldherrn zu gefallen, einen neuen Feldzug übernahm. Er starb auch in diesem Feldzuge, nachdem

dem er 84 Jahre gelebet, und ein und vierzig Jahre über Sparta geherrschet hatte.

Wenn nun **Plutarch** diesen **Agesilaus** mit **Cneus Pompejus** dem Großen vergleicht, so zeiget sich folgendes: **Pompejus** gelangete auf die gerechteste Weise zu seiner Hoheit, indem er dem **Sylla**, welcher Italien von den Tyrannen befreyete, viele und wichtige Dienste leistete. **Agesilaus** hingegen schien die königliche Würde dem **Leotychides**, welcher doch zuletzt vom **Agis** war erkannt worden, gleichsam mit Unrecht entrissen. **Pompejus** hielt ferner den **Sylla** lebenslang in Ehren; **Agesilaus** hingegen beschimpfete den **Lysander**, um einer kahlen Ursache willen, und bloß aus Neid, auf eine gar zu bittere Weise. Ferner beugete **Pompejus** das Recht nur zuweilen seiner Anverwandten willen; nämlich dem **Cäsar** und **Scipio** zu gefallen, die beyde seine Schwiegerväter waren: **Agesilaus** hingegen beugete es viel öfter, und in Ansehung solcher Leute, die ihn oft gar nichts angiengen. Hingegen übertrat auch **Pompejus** vielmals solche Gesetze, die er selbst gegeben hatte. **Agesilaus** aber war genöthiget, den Gesetzen ihre Gültigkeit zu nehmen, um viel Bürger beym Leben zu erhalten; und erfand ein Mittel, sowohl die Gesetze bey ihrer Kraft, als die Bürger beym Leben zu schützen. **Agesilaus** bewies eine große Staatsklugheit, und übete eine unnachahmliche That aus, als er sich aus Asien nach Griechenland zurück zog: **Pompejus** hingegen dienete nur dem Staate, in soweit er sich selbst dabey groß machen konnte. u. s. f.

Dieſes mag zur Probe von dieſem Bändchen genug ſeyn, darinnen der Herr Ueberſetzer abermal eine glückliche Probe ſeiner großen Stärke im Grundtexte und in ſeiner Mutterſprache abgeleget hat.

* *

VI.

Zu der würdigſten Feyer der deutſchen Geſellſchaft in Jena, mit welcher ſie das höchſte Geburtsfeſt ihres huldreichſten Beſchützers, (p. t.) Herrn Ernſt Auguſt Conſtantins, Herzogs zu Sachſen, ꝛc. den 2ten Brachmonaths 1752 begehen wird, geſchieht hiedurch die geziemende Einladung von dem Prorector der Jenaiſchen Akademie Joh. Peter Reuſch, und dem akademiſchen Senate. Jena, bey Fickelſchern in 4t.

Die Jenaiſche deutſche Geſellſchaft, welche nun zwey und zwanzig Jahre geblühet, feyert hier zum zweytenmale das Geburtsfeſt ihres durchlauchtigſten Oberhaupts, und da es einer der erhabenſten Vorzüge einer Geſellſchaft iſt, welche die freyen Künſte zum Augenmerke hat, wenn die Beherrſcher des Landes auch ſie ihres Schutzes würdigen; ſo hat es ſich die Jenaiſche deutſche Geſellſchaft allerdings für ein beſonderes Glück zu ſchätzen, daß ſie unter einem ſo durchlauchtigen Beſchützer, das Wachsthum der freyen Künſte, und inbeſondere der deutſchen Sprache befördern kann. Eben dieſes hat die Geſellſchaft an dem erwähnten Feſte verrichten wollen. Sie hat ſolches mit einer öffentlichen

Rede

Rede feyren lassen, und zu Anhörung derselben durch gegenwärtige Schrift eingeladen. Es hat uns dieselbe aus zweyerley Gründen, einer Anzeige würdig geschienen. Denn einmal ist sie, weil die Jenaische Universität steht, wohl die erste und einzige Einladungsschrift, welche in deutscher Sprache verfertiget worden. Zweytens hat ihr Verfasser, welches Herr Karl Gotthelf Müller, der Beredsamkeit und Dichtkunst ordentlicher Professor daselbst ist, so viel schönes und bündiges in derselben, zum Ruhme der deutschen Sprache beygebracht, daß wir bey dieser Gelegenheit unsre natürliche Neigung gegen dieselbe unmöglich unterdrücken können, sondern seine Gedanken durch diesen unsern Auszug etwas bekannter zu machen suchen müssen.

Es wird nämlich in derselben zuerst abgehandelt, daß der Gebrauch der Landessprache, an dem Hofe eines Fürsten, selbst ein wesentliches Stück seiner Majestät sey. Die ältesten Reiche sowohl, als die neuern Beherrscher unüberwindlicher und mächtiger Staaten, können hiervon Beyspiele abgeben. Die größten Monarchen Europens denken darinn ganz majestätisch, daß ein König die Sprache seines Volkes, in dessen Lichte seine Majestät sich selbst erhebt, nicht nur selbst reden; sondern auch, daß er in derselben den Antrag anderer freundschaftlichen Völker annehmen müsse. Frankreich, das seiner Majestät alles, auch sogar die Freyheit seiner Unterthanen aufopfernde Frankreich, würde es für eine Art einer Entehrung seines Königes ansehen, wenn dieser von einem benachbarten Volke die Sprache abborgen,

und seinem Hofe und den übrigen gallischen Provinzen als ein Muster einer vernünftigen und schönen Mundart vorstellen wollte. Die griechische und lateinische Sprache hätte den witzigen Franzosen vielleicht einheimischer und natürlicher dünken müssen, als die ihrige, welche die beyden oberwähnten Sprachen verstümmelt, und um ihre Ehre gebracht hat: wenn nicht sowohl das Volk, als seine Könige gewußt hätten, daß die Sprache des Landes, sie möchte auch herkommen wo sie wolle, den Glanz ihrer Monarchie erhöhe, und der Majestät zur Seiten gienge. Rom machte es eben so. Die lateinische Sprache wurde in den Provinzen, gleichsam zum Beweise der erweiterten Majestät eingeführet. Man könnte viele andre europäische Fürsten aufführen, die in dem Gebrauche der Sprache ihres Landes, die prächtigsten Herolde ihrer Majestät erblicket haben. Man könnte von Prinzen reden, die Beherrscher fremder Königreiche geworden sind, und lieber ihre Muttersprache haben verläugnen, als der Hoheit ihres Reiches, durch Verachtung der Landsprache etwas vergeben wollen. England und Schweden würden davon treffliche Beyspiele abgeben.

Hierauf fährt der Herr Professor fort, es könnte wohl mehr eine Wirkung der landesväterlichen Liebe seyn, wenn Regenten sich zu der Sprache ihrer Unterthanen herunter ließen, als daß sie durch deren Annahme Beweisthümer ihrer Majestät aufstellen sollten. Jedoch er antwortet ganz recht, es ließe sich wohl vielmehr beydes behaupten, doch würde die Liebe gegen sein Volk den Beweis seiner unumschränkten Hoheit

heit überwiegen, wenn er darauf fiele, eine Sprache zu reden, die ein Mischmasch von vielen andern wäre, rauh und barbarisch klänge, und so zu reden, zur Schande des menschlichen Geschlechts den Rang einer Sprache behauptete. Doch von welcher Sprache ließe sich dieses sagen? Die deutsche hat diesen Vorwurf nicht zu befürchten? Sie ist vielmehr die Königinn der noch lebenden Sprachen.

Sollten zu unsern Zeiten noch etwa ein **Burmann** die Ehre der deutschen Sprache durch die lateinische verdunkeln wollen: so würde ihnen ein **Gundling**, ein **Stolle**, ein **Egenolf**, ein **Houk**, ein **Hallbauer*** nachdrücklich begegnen. Auch die Lästerungen eines **Bodinus**, **Barklajus**, **Polyäus** und **Bouhours** gelten hier nichts, und Herr **Weichmann** hat sie längst seiner Ahndung würdig geschätzet. Eine Sprache, so lauten die nachdrücklichen Worte des Herrn Professors, die keine Tochter einer andern genennet werden mag; eine Sprache, die in Ansehung des Alters mit der griechischen und römischen um den Vorzug streiten kann; die sich durch eine so zahlreiche Menge von Jahrhunderten in einer ihr eigenthümlichen Hoheit erhalten hat; die den klügsten Völkern der Vorwelt, den Griechen und Römern, verehrungswürdig, ja göttlich erschienen ist; eine Sprache, die den größesten Reichen, dem Englischen, dem Schwedischen, dem Dänischen, den

* Ja ein gleiches widerfährt ihnen in der Rede, die Herr Prof. Gottsched bey der neulichen Krönung des Hrn. Baron von Schönaichs öffentlich gehalten, und die nunmehr im Drucke zu haben ist.

Unterdessen mag unser Codex glücklich nach Schweden übergeführet, und an den ihm bestimmten Ort, nemlich auf die Bibliothek der Universität Upsal, gebracht worden seyn, als sich so gleich die gelehrten Einwohner dieses Königreichs angelegē seyn liessen, diesen, ihrer (obwohl unbilligen) Meynung nach, ihren ehemahligen Vorfahren eigenen Schatz zur besondern Ehre der Schwedischen Nation auf ein neues durch öffentlichen Druck in der Welt bekannt zu

---

der Universität, welche auch dem Iunio ein Grabmahl aufgerichtet, könnte gedruckt werden, so aber, unsers Wissens, noch nicht geschehen. Nach der oben gelobten Grävianischen Lebensbeschreibung stehet ein Verzeichniß dieser Schriften, daraus wir hier nur diejenigen nahmhaft machen wollen, mit deren künftigen Gemeinmachung unserm deutschen Vaterlande vornemlich könte gedienet werden; denn die übrigen gehen bloß die Angelsächsische und Friesische Sprache und Alterthümer an. Es sind aber folgende:

In *Willerami* Paraphrasin Cant. Canticorum notae longe auctiores.

Tatiani Monotessaron cum annotationibus amplissimis, in quibus comparatur cum *Francica*, *Gothica* et *Anglosaxonica*.

Auctarium notarum in *Tatianum*.

Vocabularius, qui inscribitur *Teutonista* editus 1475. fol. interspersis per totum notis *Iunii*.

Otfridi Euangeliorum liber, nitidissime scriptus, cum Indice Capitulorum a *Iunio* parante nouam editionem.

Annonis Archiepiscopi Coloniensis vita.

Glossarium Theotisco-Latinum cum notis; Littera A ---F.

Dictionaria duo *Francica*.

mächtigsten Republiken, der Holländischen und der Schweizerischen ihre Landessprache verliehen; eine Sprache, die vor vielen Jahrhunderten sich schon zu ihrem herrlichsten Ansehen würde geschwungen haben, wenn die Vorurtheile der Großen ihrem Wachsthume nicht Hindernisse in den Weg geleget hätten; eine Sprache, die anitzo über die meisten Provinzen des mächtigsten deutschen Reiches ihre Schönheiten recht merklich vermehret und ausbreitet, in welchen Rom und Griechenland die ihre bewunderten, als sie die trefflichsten Redner und Dichter hervorbrachten; eine solche Sprache braucht keine Vertheidiger, welche sie den klugen Beherrschern ihrer Provinzen erst glorreich und ansehnlich machen müssen. Die deutsche Sprache hat von den ältesten Zeiten her ihren Glanz und Würde behauptet. Sie nahm mit ihrem Reize große Kaiser ein. Karl der Große ward sogar ein Lehrer der deutschen Sprachkunst. Seinem Beyspiele folgten viele andre Kaiser, und schätzten dieselbe besonders. Ludwig, der Sohn Karls des Großen, Friedrich der erste und der andere, Rudolf der erste, Karl der vierte, Friedrich der dritte, Maximilian der erste und Karl der fünfte, kommen hier vor allen andern in Betrachtung. Endlich so hatte Karl der sechste sogar den Entschluß, eine allgemeine große Gesellschaft der Gelehrten, zur Ehre der deutschen Sprache zu stiften. Der scharfsinnige Leibnitz sollte den Grund zu ihrer Einrichtung legen. Allein der Tod verhinderte die Ausführung dieser Sache. Hier nun fügt Herr Professor Müller hinzu: wer weis was eine Theresia, die eben

so

so kaiserlich denkende Erbinn eines der lorberreichsten Kaiser, und allerhöchst deroselben gleichgesinnter Gemahl, **Franz der erste**, zur Majestät dero deutschen Kaiserthums, für noch herrlichere Schicksale dem deutschen Vaterlande vorbehalten haben: da das **Theresianische Collegium** zu Wien bereits einen öffentlichen Lehrer der deutschen Beredsamkeit aufstellet. Hierauf folgt endlich das Verdienst der sächsischen Fürsten um die deutsche Sprache, und die Einladung zu der damals vorhabenden Feyer. Dieses wäre kürzlich das Schöne, womit diese Schrift besonders pranget. Diejenigen, welche mehr davon zu wissen verlangen, mögen sich die angenehme Mühe nicht verdrießen lassen, sie selbst durchzulesen. Wir sagen ihnen zum Voraus, daß sie die Gedanken und den Vortrag des Herrn **Müllers** allenthalben erhaben, nachdrücklich und patriotisch finden werden.

Die Rede, welche an dem hohen Geburtsfeste selbst gehalten worden, hat den Herrn **Basilius Christian Bernhard Wiedeburg**, öffentlichen Professor der Weltweisheit, zum Verfasser, der zugleich der Gesellschaft als Secretär mit vielem Ruhme vorsteht. Er hat darinn **den Flor der Wissenschaften, aus der Gerechtigkeit und Gnade der Fürsten abgehandelt.** Er hat seinen Satz sowohl aus den historischen Beyspielen und Nachrichten, von den Regenten in den alten Zeiten, als auch besonders durch Vernunftgründe, so bündig, und dabey so angenehm und redneriſch erwiesen, daß wir uns nicht getrauen, einen so vollständigen Auszug davon zu liefern, daß dadurch Liebhaber der Durch-

leſung derſelben überhoben würden. In ſchönen Stücken das ſchönſte zu entdecken iſt eine Sache, die bey allen einerley Empfindung und einerley Regung zum vorausſetzet. Wir wiederholen alſo nur, was wir bey der Einladungsſchrift erinnert, daß es niemanden gereuen wird, dieſe Proben einer männlichen Beredſamkeit in unſerer Mutterſprache geleſen zu haben.

Schließlich bitten wir noch unſre Leſer in der im vorigen Monathe erſchienenen Anzeige der Walchiſchen Rede, S. 632. Linie 7. nach dem Worte Gallien, und zwar in Trier zu leſen, weil dieſes in den damaligen Zeiten mit Rechte ein Rom in Deutſchland heißen konnte.

* *

VII.

Mikromegas, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire überſetzet.

Hui!
Homunculi quanti eſtis! Plaut.

Dresden, bey George Conrad Walthern, kön. Hofbuchhändler, 1752.

Gegenwärtiges Werkchen iſt ſo ſchön gedrucket, als artig und angenehm überſetzet: und wir haben Nachricht, daß dieſes letztere, von der mit Ruhme bekannten Feder des Hrn. Secr. Freyeslebens zu Gotha geſchehen ſey, die ſich ſchon auf mehr als eine Art unter den Gelehrten gewieſen hat. Was wir aber von dem Mikromegas

megas selbst sagen sollen, wissen wir nicht recht. Es giebt Leute, die gewissen Schriftstellern ihren ganzen Witz und Verstand entweder so verpachtet, oder aufgeopfert haben; daß ihnen alles ohne Unterscheid gefällt, was derselbe auch immermehr schreibt. Wir können aber nicht läugnen, daß wir zu dieser Klasse von Lesern gar nicht gehören. Wir kennen des Herrn von **Voltaire** tragische Stärke; wir sehen ihn auch für einen guten epischen Dichter an. Allein es giebt viele andre Felder der Gelehrsamkeit, darein er sich gewaget, worinn er uns aber lange nicht so groß vorkömmt. So ist er uns z. E. in der Weltweisheit und Geschichte allemal sehr klein vorgekommen; und selbst wenn er scherzen und spaßen will, so dünket uns seine Schreibart sehr kalt, und seine Erfindungen sehr matt zu seyn. Seine Lustspiele kommen uns also sehr traurig, und seine kleinen Scherzschriften, viel zu ernsthaft vor, als daß wir sie loben könnten.

Man hat es dem Herrn von **Voltaire** längst in Paris vorgerücket, daß es seine Art sey, sich an lauter Sachen zu wagen, die schon von andern abgehandelt worden, bloß in der Absicht, sie zu verdunkeln. So hat er es mit vielen Trauerspielen, und noch vor Kurzem mit der **Merope** und dem **Catilina** gemachet. Der gegenwärtige **Mikromegas** ist ein neuer Beweis davon. Herr von **Fontenelle** hat Gespräche von mehr als einer Welt geschrieben, und darinn astronomische Sachen, auf eine sehr angenehme Art vorgetragen. D. **Swift** hat in seinem Gulliver, große brobdingnackische Riesen, und

liliputiſche Zwerge gedichtet. Beyder Ruhm ſtach dem Herrn von **Voltaire** in die Augen. Er wollte ſie alſo verdunkeln, und zwar indem er ſie nachahmet, ja ihre Erfindungen und Erdichtungen aufs höchſte treibt. Er nimmt beyder Einfälle zuſammen, und ſuchet dadurch die Einbildungskraft der Zuhörer ſo in Erſtaunen zu ſetzen, als man es ſonſt in den Hexenmährchen zu ſehen gewohnt iſt. Eins von beyden muß ihm dabey gelingen. Entweder er wird von einigen Leſern, die alles blendet, was ungeheuer und neu iſt, mehr als ſeine Vorgänger bewundert werden; oder er wird ſie doch in den Augen ernſthafterer Geiſter, durch ſeine Vergrößerungen lächerlich machen.

Wir wollen nur etwas weniges daraus zur Probe geben. Die Fixſterne ſind nach dem Herrn von **Fontenelle**, und der heutigen Sternkunde, Sonnen; und haben bewohnte Planeten um ſich laufend. Gut. Aber ſind ſie größer als unſre Sonne, und ihre Planeten? Das weis, und ſaget niemand. Herr von **Voltaire** aber behauptet, oder dichtet es, ohne Grund und Beweis. Hugen ſetzte viel, wenn er den Hundsſtern der Sonne gleich machte. Herr von **V.** macht ihn und ſeine Planeten Millionen mal größer. Herr von **Wolf** bewies, die Einwohner Jupiters wären ſo groß, als der König Og zu Baſan, oder Goliath etwa geweſen. Herr von **Voltaire** macht Saturns Einwohner 1000 Ruthen lang. Gleichwohl ſind dieſe nur Zwerge, gegen die Einwohner der Sirius- oder Hundsſternswelt. Denn dieſe ſind vom Kopfe zu den Füßen vier und zwanzig tauſend Schritte, oder 120000 pariſer

Schuhe

Schuhe lang; daher denn die Welt, die ſie erzeuget hatte, 21600000 größer ſeyn müßte, als unſre Erdkugel. Die Dicke dieſes Sirianers kam alſo auf 50000 pariſer Schuhe, und die Naſe deſſelben war 6333 Schuhe lang. Heißt das nicht alle mögliche Wahrſcheinlichkeit überſchreiten?

Und wozu dienet dieſem ungeheuren Rieſen ſeine Größe? Dazu, daß er ſich auf einem Sonnenſtrale von einer Weltkugel zur andern herablaſſen, oder mit einem Cometenſchweife hinter der Milchſtraße zwiſchen den Sternen herumſchwingen kann? Wäre es nicht beſſer geweſen, ihn in der Abſicht, zum Schmetterlinge, oder gar zur Mücke zu machen?

Doch noch eins, ſo groß und plump dieſer Sirianer iſt, ſo klug iſt er auch. Sein großer Körper hat alle Vorzüge des Geiſtes; ja es ſcheint, daß der ungeheure Klump ſeiner Materie das Maaß ſeines Witzes und Verſtandes geweſen ſey. Denn der ſaturniſche Zwerg, iſt, ſo klug als er auch war, nur ein Dummkopf gegen ihn. Er ſieht beſſer, mit ſeinen ungeheuren großen Augen; denn er kann Sterne der 15 und 20ſten Größe ſehen. Im Vorbeygehen müſſen wir melden, daß der Saturnit ein Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt iſt; und mit lauter Gleichniſſen zu reden anfängt, wenn er philoſophiren will: eine offenbare Verſpottung des Herrn von **Fontenelle**, in ſeinen Geſprächen von mehr als einer Welt: der aber mit einem Frauenzimmer durch Gleichniſſe redete; und alſo keinen Spott verdienete. Eben ſo, ſpöttiſch klingt auch der Schluß auf dieſen wackern Gelehrten; aber wiederum ohne ſein Ver-

dienst: da er aus Bescheidenheit manchmal seine Gedanken zurückgehalten hat; welches ihm unbillig zur Last gelegt wird.

Diese beyde Weltweisen kommen nun auf ihrer Luftreise auf unsere Erde; und können keine Einwohner darauf finden: (wo hat denn der Sirianer seine scharfen Augen gelassen?) Sie sehen aber endlich einen Wallfisch für eine Milbe, und ein Schiff für einen Wallfisch an. Welch ein Verhältniß? da oft ein Schiff etliche Wallfische fängt und ladet? Sie machen sich ein Vergrößerungsglas aus etlichen Cristallen, die dem Sirianer, in der Größe von Mühlsteinen, um den Hals hängen: und sehen Menschen auf dem Schiffe. NB. Sie heben das ganze Schiff, darauf Herr von Maupertuis mit seinen Gefährten aus Schweden zurück kommt, auf einen Daumennagel; und endlich machet sich der Sirianer aus einem abgeschnittenen Nagel ein Hörrohr, die Menschen reden zu hören! Quæ? Qualis? Quanta?

* *

VIII.

Ehrengedächtniß des großen Königs und Herrn Friedrichs des I. der Schweden, Gothen und Wenden Königs ꝛc. aus dem Schwedischen übersetzet; und mit Medaillen und Schaumünzen vermehret. Cassel, bey Cramern. 1752. in Fol.

Diese Sammlung ist den sämmtlichen getreuen Unterthanen in Hessencassel, zu einiger Beträstung veranstaltet worden. Sie enthält

1) ein

1) ein Leben des in Gott ruhenden Königes, welches wohl geschrieben; und vorn und am Ende mit schönen in Kupfer gestochenen Schaupfennigen gezieret ist. Darauf folget das Reglement, wie es mit der Beysetzung der königl. Leiche gehalten worden: die vom Grafen Eckeblad, als Reichsrathe und obersten Marschalle unterzeichnet ist. Sodann sieht man eine Beschreibung der Auszierungen der Ritterholmskirche zu Stockholm bey diesem hohen Leichenbegängnisse, nebst der Anordnung alles dessen, was dabey beobachtet worden.

Hierauf liest man eine Grabschrift, auf vier Folioseiten: und diese wird von einer Abschilderung des hochsel. Königes abgelöset, die aus dem Französischen übersetzet worden. Alles dieses ist nicht nur sauber, sondern auch prächtig gedrucket: und verdienet von Kennern der Hofgepränge, und Liebhabern merkwürdiger Lebensbeschreibungen großer Herren gelesen zu werden. Denn die Zeiten, die dieser erste Friedrich in Schweden belebet hat, und die Veränderungen, die zu seiner Zeit in diesem Reiche vorgegangen, sind so groß, daß die späteste Nachwelt sie niemals vergessen wird.

* *

IX.

Ermunterung an das Land Meklenburg, zum Lobe seiner eigenen Helden ꝛc.

von Samuel Buchholzen, Conr. zu Werben.

Berlin, bey Henningen, 3 Bogen in Fol.

Was

Was wir oft gewünschet, daß gute Patrioten, die Poesie zu dem fast vergessenen Gebrauche der alten Barden, wiederum anzuwenden belieben möchten; das hat der Herr Conr. Buchholz redlich erfüllet. Er besinget die alten Helden seines Vaterlandes, und zieht ihre Thaten aus der Nacht der Zeiten; um die künftigen Prinzen und Regenten desselben zu rühmlicher Nachfolge aufzumuntern. Wenn das jede Provinz von den ihrigen aufzuweisen hätte; so würde die Jugend auf eine angenehme Art in den Geschichten ihres Vaterlandes angeführet werden können; da sie es itzo in den trockenen Namenregistern eines Hübners nicht lernen mag, und also immer unwissend darinnen bleibt. Doch wir müssen eine Probe von der Dichtkunst unsers Barden hören; welcher so anhebt:

Verleugne nur nicht das Geblüte
Der Wandaln, das dich noch erhitzt;
Erneure deine alte Güte,
Du Volk, das dort am Belte sitzt.
Laß dich die Mischung nicht verändern,
Die dir der starke West anblies;
Als ihn die Lust zu fremden Ländern
Dein Vaterland bestürmen hieß.

Es kommen überaus viel starke Stellen darinnen vor, und in den Anmerkungen, wird alles aus historischen Quellen erläutert. Der Herr Verfasser hat eine Meklenburgische Geschichte zum Drucke fertig liegen; die nur auf einen guten Verleger wartet. Wir wünschen, daß sich selbiger bald finden möge.

X. Geo-

* *

X.

Geographiſche General-Tabellen

ſämtl. Churſächſiſcher Lande nach dem geiſtl. und weltl. Staate ꝛc. nach Anleitung der Zürneriſchen Charten, ꝛc. von D. C. F. H. Frankf. und Leipzig, 1752. in Fol.

Da man heute zu Tage viel ſorgfältiger auf die geographiſche Beſchreibung der Länder iſt: ſo ſuchet man auch von einzelnen Landſchaften die genaueſte Kenntniß zu verſchaffen, die zu erreichen nur möglich iſt. Dieſes iſt der rechte Weg, dereinſt im Großen mehr Gewißheit zu erhalten. Wie ſchwer es aber falle, auch nur kleine Provinzen nach allen Aemtern, Städten, Flecken, Dörfern, Ritterſitzen, Schlöſſern, Jagdhäuſern, Vorwerkern, Wüſtungen, Hämmern, Hütten, Papier-, Wind-Waſſer- und Schneidemühlen, in ein NB. ganz richtiges Verzeichniß zu bringen, das ſieht niemand ein, als wer etwas dergleichen verſuchet hat.

Der Herr Verfaſſer dieſer Tabellen, der uns ein vornehmer Superintendent hieſiger Lande zu ſeyn ſcheint, hat ſich ſolche Mühe von ſeinem Vaterlande nicht dauren laſſen. Er hat ſich um alle Kreiſe von der Chur Sachſen, und andern dazu gehörigen Landen aufs genaueſte bekümmert, alle darinn befindliche Conſiſtoria, Superintenduren, Inſpectionen, Stadt- und Land-Haupt- und Filialkirchen, nebſt denen dabey befindlichen Auſſehern, Pfarrern und Kirchendienern, in ein richtiges Verzeichniß gebracht.

Auch

zu machen. Eine ſolche Beſchäftigung ſchiene ſich vor niemand anders beſſer zu ſchicken, als vor das zu gedachtem Upſal nicht lange zuvor errichtete Königliche *Collegium antiquitatis*; deſſen damahliger Präſident, der Königliche Kriegsrath Herr George Stiernhielm, ſie denn auch wirklich übernahm. Es kam alſo durch ſeine Vorſorge, nur ſechs Jahre nach der erſten Junianiſchen Ausgabe, das Gothiſche Evangelium zum zweytenmahl zum Vorſchein; obſchon mit einer ziemlich merklichen Veränderung. Denn einmahl ſo iſt die Gothiſche Überſetzung daſelbſt nicht in ihren eigenen, wie bey Junio, ſondern ſchlechtweg mit Lateiniſchen Buchſtaben abgedrucket. Ferner ſo fehlet darinn die Angelſächſiſche Überſetzung nebſt den oben belobten Anmerkungen des Mareſchalli, als welche vielleicht, nach ihrer Vermuthung, die Schweden nichts angiengen. Dagegen aber hat Herr Stiernhielm *) die von ihm ſo genannte Sveo Gothiſche, die Iſländiſche Überſetzung, beyde mit deutſchen Buchſtaben, oder ſogenannter Mönchsſchrift, und dann endlich die *Vulgatam* mit beydrucken laſſen, alſo daß alle viere in ſo viel geſpaltenen Columnen einander gerade

*) Vielleicht würden manche Leſer die von Stiernhielmen vorangeſetzte Vorrede: *de Linguarum Origine*, die ohnedem mager genug iſt, mit uns gar gerne entbehren, wenn ſie der Herausgeber dagegen nur mit einer hinlänglichen und Hiſtoriſch-Critiſchen Nachricht von dieſen, oder wenigſtens den drey erſtern Überſetzungen unterhalten hätte; deren aber nicht einmal mit einer Sylbe gedacht wird, als daß ſie nur bloß daſtehen.

Auch alles, was wir vorhin von weltlichen Eintheilungen berühret, ist hier nicht vergessen worden; vielmehr alles in sehr deutlichen Tabellen vorgestellet.

Wir würden uns sehr ausbreiten müssen, wenn wir summarisch die Zahl der obgedachten Orte durchgehen wollten. Doch etwas davon anzuführen, so bestehen diese sämmtlichen Churlande, aus 15 Kreisen, 2 Oberconsistorien, 13 Consistorien, 58 Superintenduren, 17 Inspectionen, 252 Städten, 1832 Pfarrkirchen auf Dörfern, 760 Filialen, 2607 Predigern, 16 Fürstenthümern, 16 Standesherrschaften, 11 Herrschaften, 150 Aemtern, 274 Städte, 63 Flecken, 4160 Dörfern, 1991 Rittersitzen, 197 Schlössern, 14 Lust- und Jagdhäusern, 166 Hämmer und Hütten, der Menge mancherley Mühlen und anderer einzeln stehenden Häuser hier nicht zu gedenken. Man wird daraus sehen, daß ein so kleines Stück von Deutschland überaus bevölkert ist.

XI.

Geometrischer Maaßstab der wesentlichen Abtheilung und Verhältnisse der Säulenordnungen, aus dem Quadrate der Dorischen Säulenordnung, für alle übrige hergeleitet ꝛc. von Joh. Ge. Bergmüllern, hochf. Augsp. Cab. und Hofmalern, auch der Malerakad. daselbst Directorn.

Augspurg, bey dem Verf. 1752.

Dieses Werk ist in der Baukunst wichtiger, als jemand denken möchte. Es ist bisher sehr schwer und unsicher gewesen, eine hinlängliche

liche Regel von den Verhältnissen der Haupttheile zu geben, daraus die Säulenordnungen bestehen. Die berühmtesten Baumeister sind in diesem Stücke von einander abgegangen; weil es ihnen an einem innerlichen und wesentlichen Grunde gefehlet, darnach sie es bestimmen sollten. Der Herr Verfasser hält dafür, der Maaßstab dieser Verhältnisse, müsse aus der Geometrie hergenommen werden, wenn man den Ueberbleibseln der alten Baukunst beykommen will. Diesen zu erfinden, hat er alles nachgelesen, was **Vitruv**, **Alberti**, **Serlius**, **Cataneus**, **Palladius**, **Vignola**, **Scamozzi**, **Branca**, **Goldmann**, **Sturm** u. a. geschrieben. Allein alle giengen von einander ab, und ließen ihn im Zweifel, wer recht hätte. Daher kommen die heutigen großen Ausschweifungen des Geschmackes, und die unverantwortlichen Abweichungen von allen Regeln. in Werken, deren Ungereimtheit die Nachwelt kaum wird begreifen können: z. E. das närrische Muschel- und unnatürliche Schneckenwerk, welches alle reelle Architectur zu vertreiben scheint.

Da hat nun der Hr. Verf. die Dorische Ordnung, als die älteste, zum Grunde gelegt, und daraus, nach pythagorischer Lehrart, Regeln für alle übrige Ordnungen hergeleitet. Wir wünschen unserm Vaterlande, und Augspurg insonderheit, Glück zu dieser wichtigen Erfindung; und wünschen, daß alle Baumeister die Augen aufthun mögen, diese gründliche Anweisung recht einzusehen, und auszuüben.

XII. Mi-

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XII.

Miſcellanea Lipſienſia nova, ad incrementum Scientiarum etc. publicata a *Frid. Ottone Menkenio.* Vol. Noni Pars I. Lipſ. apud Hæred. Lankiſ. 1752.

Der unermüdete Herr Hofrath **Menke**, fährt mit dieſen gelehrten Miſcellaneis fleißig fort; und es finden ſich noch immer arbeitſame Gehülfen, die ihm an die Hand gehen. Dieſes I. Stück des IX. Bandes liefert ſechs Abhandlungen, die den Herrn Probſt **Harenberg**, Herrn D. **Kiesling**, Herrn M. **Weller** zu Zwickau, Herrn Prof. **Walch** zu Jena, Herrn D. **Reiske**, und ein paar gelehrte Ausländer, Herrn **Bourget**, und **Cuper**, deren Briefe der Herr Hofroth uns mittheilet, zu Verfaſſern haben. Die Materien derſelben ſind aus der geiſtlichen und weltlichen Philologie und Litteratur hergenommen, und werden den bisherigen Beyfall dieſer Sammlung wo nicht vermehren, doch gewiß erhalten können.

Geometrisches Quadrat.

Der Dorischen Säulen Ordnung.

Für alle übrige Ordnungen.

mittelst beygefügtem Nachbericht.

und derselben Tabella anweisung.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Weinmonat, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. X. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

M. J. G. Wellers, Pred. in Zwickau,

Nachricht von dem alten und sehr seltnen Buche, *Ars moriendi*, und insbesondere von einer deutschen Uebersetzung desselben, die ebenfalls wie die lateinische Ausgabe von hölzern Formen abgedrucket ist.

Schon das bloße Alterthum machet ein Buch seltsam, und verursachet, daß man es achtet und werth hält. Sonderlich pflegen die Liebhaber der Alterthümer denen Büchern, die entweder gleich bey Erfindung der Buchdruckerey, oder kurz darauf sind gedrucket worden, einen großen Werth beyzulegen. Kömmt noch darzu, daß ein solches Buch in den neuern Zeiten nicht wieder ist aufgeleget worden, oder daß sein Inhalt besonders muß angesehen werden, oder daß man an dem Drucke selbst etwas außerordentliches antrifft: so erlanget solches den größten Grad der Hochachtung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man das Buch für so wichtig und merkwürdig ansieht, so den Titel hat: *Ars moriendi:* da man nicht eine, sondern alle diese angeführten Eigenschaften der Seltenheit bey

solchem findet. Bey dem Drucke ist dieses ausserordentliche, daß es nicht mit zusammengesetzten Buchstaben gedrucket, sondern völlig in hölzerne Tafeln ist geschnitten, und von solchen gedrucket worden. Der Vortrag in diesem Buche ist weit gründlicher, erbaulicher und richtiger, als man an den Schriftstellern des funfzehnten Jahrhunderts gewohnt ist. Man weis auch von keiner Ausgabe, die in neuern Zeiten von diesem Buche zum Vorscheine gekommen; und das Alterthum wird man ihm gar nicht absprechen können. Es hat daher die Aufmerksamkeit der Gelehrten gar sehr auf sich gezogen; und ob es gleich klein ist, und dessen weitläuftiger Abdruck kaum etliche zwanzig Blätter beträgt: so haben doch die geschicktesten Männer in dieser Art von Alterthümern es für so wichtig gehalten, daß sie sich viel Mühe gegeben, es ausführlich zu beschreiben. Es giebt davon Nachricht **Maittaire** in seinen Annal. Typogr. * **Götze** in den Merkwürdigkeiten der dresdner Bibliothek hat weitläuftig davon gehandelt: ** und nur neulich hat Herr **Clement** in seiner Bibliotheque curieuse historique & critique dieses Buch mit vielem Fleiße beschrieben. *** Er nennet es ein kostbares Stück des Alterthums: und da ihm ein Exemplar in die Hände gekommen ist, so zwar in dem Hauptwerke mit dem dresdner übereinkömmt, in einigen Kleinigkeiten aber sich von solchem unterscheidet: so wiedmet er diesem eine ausführ-

* T. I. 1719. Bl. 13, 19 und 21.
** im I Theil. Bl. 11.
*** im II Theil, Bl. 143.

führliche Abhandlung, und vergißt auch nicht die geringste Kleinigkeit an solchem zu bemerken. Nach so vielen Bemühungen der Gelehrten, die sie sich um dieses Buch gegeben haben, könnte es als eine unnütze liche Arbeit angesehen werden, sich aufs neue mit dessen Beschreibung zu beschäfftigen: es soll aber diese Abhandlung selbst erweisen, daß von den gelehrten Männern, so dieses Buch beschrieben haben, noch vieles sey übrig gelassen worden, so man zu den Nachrichten von diesem Buche hinzusetzen kann, ohne daß man zum Verdrusse des Lesers dasjenige wiederholen darf, was jene davon gesaget haben: und ein solches merkwürdiges Buch verdienet doch wohl, daß man alles: dasjenige von solchem meldet, was man davon findet. Ich habe von diesem Stücke des Alterthums nicht allein die lateinische von hölzern Formen abgedruckte Ausgabe in Händen; sondern auch eine deutsche Uebersetzung von eben dieser Art, und gleichfalls in Holz geschnitten. Es wird am Ende desselben auch das Jahr gemeldet, da sie ausgefertiget worden: und dieses kann vielleicht auch dazu dienen, etwas genauer zu entdecken, wenn die lateinischen Ausgaben zum Vorscheine gekommen sind. Ueberdieß habe ich zwo andere alte Ausgaben, die auf gewöhnliche Weise gedrucket sind: eine ist deutsch, die andere ist lateinisch. Ich kann auch noch zwey Bücher anführen, in welchen die ars moriendi, nur mit eingedrucket ist. Dieses wird mich in den Stand setzen, eine starke Nachlese bey diesem seltnen Buche zu machen. Dabey muß ich sogleich melden, daß der ganze Vorrath von den Ausgaben dieses

rade gegen über stehen. Weil diese Auflage, so wohl als des Junii seine, etwas selten vorkommt, so wollen wir ihre ganze Aufschrift, imgleichen die Zuschrift an König Carl XI, die ohnedem nicht viel Raum einnimmt, hieher setzen. Sie ist diese:

D. N. Iesu Christi SS. Euangelia ab VLPHILA, Gothorum in Moesia Episcopo, circa annum a nato Christo CCCLX. ex Graeco *Gothice* translata; nunc cum Parallelis versionibus, *Sueo-Gothica*, *Norraena* seu *Islandica*, et *Vulgata Latina* edita. *Stockholmiae* typis Nicolai Wankif, Regii Typographi Anno Salutis MDCLXXI. in 4to.

Die Zuschrift lautet also:

Sereniss. et Potentissime Rex,
Dne Clementiss.

Augustiss. Maj. Tuae conspectui se sistere audet hic liber, ea maxime fiducia, quod antiquissimum et nobilissimum exhibeat *gentis nostrae* monumentum. *Visila* nempe est, illustrissimi Comitis, Dni Cancellarii regni prouidentia in *patriam reductus*, antiqua quidem sua insula venerabilis, sed et recentiori purpura nobiliss. *D. G. Stiernhielmi* manu exornatus. Qui, quia ex ista *officina* prodit, quam TVIS *auspiciis instituisti*, vt regia TVA autoritate, et commendationis TVAE splendore, et huic seculo et posteritati, antiquitatis vt incultae insereretur amor ac aestimatio, iure meritoque genibus Maiest. TVAE aduoluitur deuotionis profitendae plenissimus. Hunc si regiae

TVAE

Buches, die ich anführe und beschreibe, auf dem öffentlichen Büchersaale der Stadt, in welcher ich wohne, anzutreffen sey.

Die lateinische durch den Abdruck von hölzernen Tafeln gemachte Ausgabe, die ich in Händen habe, kömmt aufs genaueste mit der Dreßdner überein: sie besteht ebenfalls wie jene, aus 14 Blättern, von welchen nicht mehr als die erste und letzte Seite weiß gelassen ist, die übrigen aber alle auf beyden Seiten gedrucket sind. Man trifft auch in dem Papiere das Zeichen an, welches in jenem zu sehen ist; ein aufgerichtetes Kreuz auf drey Bergen. Von zusammengeleimten Blättern kann man durch und durch keine Spur finden, als wie in jenen auf dem achten Blatte sich zeigen soll. Ich habe mehr als einmal dieses merkwürdige Stück auf das genaueste betrachtet, und so viel deutliche Merkmaale an solchem gefunden, die beweisen, es sey in Holz geschnitten; daß meiner Meynung nach im geringsten nicht daran zu zweifeln ist. Einige von den großen gedruckten Anfangsbuchstaben haben solche lange Schwänze, daß sie durch die andern daranstoßenden Zeilen durchlaufen, und sind ein deutliches Zeugniß, daß dieses ganze Buch nicht mit zusammengesetzten Buchstaben kann gedrucket seyn. Der Größe nach ist es mehr klein Folio, als Quart zu nennen. Von Unterscheidungszeichen trifft man hierinnen gar nichts an; gar selten wird man einen Punkt gewahr; und zwar nur zwischen den Wörtern, so den Verstand noch auf das genaueste zusammen hängen.

Die-

Vielleicht aber habe ich von diesem Stücke schon mehr gesaget, als ich hätte sagen sollen, da es der Vorsteher des königlichen Büchersaals in Dreßden schon so ausführlich beschrieben hat. Nur dieses einzige habe ich dabey noch zu gedenken, daß am Ende meines Exemplars einige Bilder angetroffen werden, so von dem Dreßdner unterschieden sind, sie machen zwo einander gegenüberstehende Seiten voll, und auf der ersten sieht man oben einen Engel; der in der einen Hand eine Wage, und in der andern ein Schwert hält. In der linken Wagschale liegt ein Geldsack, ein Weinfaß und ein kleines Haus: an diesen hänget sich ein Teufel und oben auf den Balken sitzet auch einer, nach welchem der Engel mit dem Schwerte zu hauen scheint. In der rechten Wagschaale sitzet ein nackender Mensch mit aufgehabenen Händen, welches vielleicht eine Seele vorstellen soll, und diese überwiegt die linke Wagschaale, und zieht sie nieder. Um diesen Engel herum schweben andere, welche Bilder wie nackende Kinder angefasset halten, wodurch wohl ebenfalls von den Leibern getrennte Seelen abgebildet werden. Der untere Theil dieser Seite stellet die Hölle und ihre Martern vor. Die andere Seite hat vier Vorstellungen; die eine bildet eine Mahlzeit ab, die andere eine Trauung eines Bräutigams und einer Braut, und auf der dritten sieht man einen Geldkasten, zwo Personen, die Geld von einander empfangen, und dann wie einer nach dem andern mit einem Dolche sticht. In der vierten Vorstellung ist ein Todter abgebildet, auf dem

Schlangen und Kröten herum kriechen, über ihm schwebet ein Engel, der eine Seele hält, nach der auch ein Teufel greift.

Nunmehr nehme ich die deutsche Uebersetzung vor mich, und da Herr Götze und Herr Clement die Erlaubniß gehabt haben, den lateinischen Abdruck so ausführlich zu beschreiben, so wird man mir es auch nicht übel nehmen, diesen deutschen etwas ausführlich zu betrachten; zumal da solcher noch von niemanden ist angeführet worden, oder bisher jemanden bekannt gewesen ist. Die Bogen sind bey diesem Deutschen etwas kürzer als in dem lateinischen, doch muß man sie noch zu klein Folio rechnen. Daß auch dieses Stück in Holz geschnitten sey, sieht man am deutlichsten daraus, daß etlichemal Wörter, die der Formenschneider anfänglich aus Versehen ausgelassen hat, zwischen zwo Zeilen mit etwas kleinern Buchstaben sind gesetzet worden, welches gar nicht angegangen wäre, wenn bey dem Drucke des Buches die itzund gewöhnlichen Buchdruckerbuchstaben wären gebrauchet worden. Ueber dieses hängen auch die Buchstaben der obern und untern Zahlen oft aufs genauste zusammen, und zeigen an, daß sie nicht einzeln zusammengesetzet sind. Das Papier ist dünner und schlechter als in der lateinischen, daher haben die Blätter auch nur auf eine Seite können gedrucket werden, und die andere ist allemal leer. Die Zahl dieser Blätter ist 24. Sie betragen also 12 Bogen, die einen einzigen Heft ausmachen, und in einander liegen. Auch die Bilder sind besser in jenem, und haben mehr Schattirung als in diesem;

auch

auch iſt die Ueberſetzung ſelbſt ſo getreu nicht, und je zuweilen etwas ausgelaſſen. Die Buchſtaben ſind gothiſch, ſtark und ſehr ſchwarz. Ihre Geſtalt iſt denen gleich, ſo man in dem lateiniſchen Drucke antrifft: doch muß man zugeſtehen, wenn man beyde Stücke, das lateiniſche und Deutſche gegen einander hält, daß auf jenes mehr Fleiß ſey gewendet worden, als auf dieſes. Die Zeichnung der Buchſtaben iſt in der lateiniſchen richtiger, die Linien am Rande ſind viel gerader, und alles iſt ſauberer, als in der deutſchen. Den Anfang machet die Einleitung zu dieſem Buche, und dieſe nimmt zwo Seiten ein. Im lateiniſchen ſteht oben drüber: Ars moriendi: das Deutſche aber hat dieſe Worte nicht, und fängt ſich gleich an: „Wie wol nach der lere des natürlichen Maiſter an dem dritten Buch der gutten ſitten aller erſchrockckenlichen Dinge der tod des libes iſt das erſchrockkentlichſte, doch ſo iſt er den Tod der Seele in kainen Weg zugelichen, das bezugt Sanct Auguſtin ſprechende„. Jn verlieſen ainer ſele iſt merer ſchade wañ tuſend lichnam Och ſpricht Bernhardus dieſe gantze Welt mag zu dem werde ainer ſele nit geſetzet werden darum iſt der Tod der ſele viel gruſamlicher vnd mer zu behûten als viel die ſele koſtlicher iſt und edler won der lichnam. ꝛc.„

Auf die Vorrede folget die Abhandlung ſelbſt, welche fünf Verſuchungen des Teufels vorſtellet, und zu jeder den Troſt wider ſolche ſetzet, welcher die gute Lehre des Engels heißt. Die erſte iſt die Verſuchung des Teufels wegen des Glaubens. Das Bild,

ſo dazu gehöret, ſtellet einen Sterbenden auf einem Bette vor, um welches unterſchiedene Teufelslarven ſtehen, davon die eine die Worte hält: O es iſt keine Höll, ein anderer tote dich ſelber; und wiederum ein anderer dich an glöben recht, welches in der lateiniſchen Ausgabe ausgedrucket iſt: Fac ſicut pagani; darauf folget eine gutte lere des Engels von den geloben. In dem darzu gehörigen Bilde ſteht bey dem Krankenbette der Herr Chriſtus, viele heilige Männer und Weiber mit Scheinen auf dem Haupte, und ein Engel, welcher die Worte hält: bis veſt in den globen. Die Teufel ſind zu Boden geſtürzt, und man lieſt an verſchiedenen Orten dabey die Worte: wir ſollen fliehen, wir ſinds bewunden, wir arbeiten vergeben. Die andere Verſuchung handelt von der Verzweiflung. In dem dazu gehörigen Bilde hält eine Teufelslarve dem Kranken eine Tafel vor, und ſtehen darbey noch dieſe Worte: Sih die ſünde. Bey andern ungeheuern Bildern lieſet man die Worte, du biſt main aid, du biſt ain ehbrecher du biſt gytig geweſen; (im lateiniſchen Exemplare ſteht avare vixiſti: du biſt manſchlecht). Auch darwider wird der Sterbende getröſtet: und es wird abgebildet, wie um ſein Bette der Schächer am Kreuze, Maria Magdalena und Petrus ſtehen. Ein Engel hält ihm die Worte vor: du ſolt nit verzwifeln: der Teufel aber ſpricht: ich habe kainen ſyg. Fürs dritte wird der Sterbende zur Ungeduld verſuchet: bey einigen klagenden Freunden, die um ſein Bette ſtehen, lieſt man die Worte: O was erlidet er! und der Teufel ſpricht, ich han jn gelaicht. im

lateinischen steht quam bene decepi eum. In dem Bilde, das zum Troste wider diese Versuchung gehöret, wird dem Kranken, Christus nebst den Werkzeugen seines Leidens vorgestellet: die Teufel reißen aus mit den Worten: verlorn arbait, ich bin gefangen. In der vierten Versuchung suchet der Teufel den sterbenden Menschen zur Hoffarth, und insbesondere zum geistlichen Hochmuthe zu verleiten. In der Figur, die darbey steht, heißt es: du bist stät im globen, frôwe dich, im lateinischen gloriare: du hast kron verdinet, erhôhend Ja, du bist stät in Gedult. Darauf wird der Sterbende vor dem Hochmuthe gewarnet, und in dem Bilde weiset ein Engel auf die Worte: bis demüthig, ein anderer darauf: Hoffart wird gepinget: der Teufel aber ruft: Ich bin überwunden. Die fünfte und letzte Versuchung geht auf den Geiz. Es werden bey solchem Freunde abgebildet, die um das Krankenbette stehen, mit den Worten: versieh deine Freunde. Ein Teufelsbild weist auf allerhand Schätze mit den Worten: betracht dinen Schatz. Darauf erinnert auf einem andern Blatte ein Engel den Sterbenden: bis nit gytig; lateinisch non sis avarus: und ein andrer hält die Worte: veracht die Freund. Bey einer Teufelslarve liest man die Worte: ich kann nit mer. Endlich folget der Schluß des Buches, der ebenfalls eine ganze Seite einnimmt, wie die vorhergehenden kleinen Abhandlungen: in diesen ist noch eine kurze Anweisung für Sterbende enthalten, darinnen sie besonders zum Gebethe vermahnet worden. Es ist auch zu solchen eine besondere Abbildung gesetzet, die einen

selig-

seligverstorbenen vorstellet, die Engel nehmen seine Seele auf, und die Teufel fliehen mit den Worten: uns ist kain Trost, wir haben die sel verlorn, ich bin unsinnig, wir sind geschent: im Lateinischen Confusi sumus, ich wüte.

Dieses ist ein kurzer Abriß des Buches: was nun die Art des Vortrags selbst anbetrifft, so ist solcher fast eben so bedenklich, als der Druck. Es weicht fast gänzlich von der Gottesgelahrtheit der damaligen Zeiten ab, und lehret rein und aufrichtig. Es kann dieses Stück nicht unrecht als ein Zeugniß der Wahrheit in den Zeiten der dicksten Finsterniß angesehen werden. Denn es werden darinnen die Sterbenden nicht auf das eigene Verdienst der Werke, noch auf Ablaß und Aberglauben, noch auf die Heiligen, noch auf andere unlautere Mittel gewiesen, sondern allein auf Christum und sein Verdienst. Gleich in der Einleitung wird gelehret, man soll einen Sterbenden zu folgenden Stücken anweisen: er soll als ein guter Christ glauben, erkennen, daß er Gott mit seinen Sünden schwerlich erzürnet habe, und solche bereuen; den Vorsatz fassen sich zu bessern, wenn er länger leben sollte; sich mit dem Nächsten versöhnen, mit dem er in Feindschaft gelebet hat; alles unrechte Gut wiedergeben, und endlich zum sechsten: soll er bekennen (dieses wollen wir in der eigenen Schreibart des Buches vortragen) Christum für in gestorben sye und sust nit müge behalten werden, wann das verdinen des lidens Christi darumb er got danck soll sagen nach seinen Vermügen, und ob der siech vß gutten ertzen darzu antwort giebt, so ist er an Ze-

zellen

zellen vnder denen die behalten werden sollend„. Es gehöret auch noch hieher, daß in eben dieser Einleitung gelehret werde, durch Betrachtung des Leidens Christi, würden alle Anfechtungen des Teufels, und allermeist in dem Glauben überwunden. Von dem Glauben wird gleich in der ersten Versuchung behauptet: daß er eine Grundfeste des ganzen Heils sey, ohne den kein Mensch auf einige Weise Heil erlangen könne, und ein Anfang des menschlichen Heils, ohne den kein Mensch ein Kind Gottes seyn kann, und alle Arbeit unnütze ist. Der Lehrengel unterrichtet den Menschen: du solt och nit zweifeln in mancherley Weg in den geloben, ob du och den mit den sinnen oder verstentnüß nit begreiffen macht.

Es wird auch in der Lehre des Engels wider die vierte Versuchung gelehret, daß wir nichts gutes aus eigenen Kräften verrichten können, sondern alles von Gott bekommen. Wir wollen davon die Worte selbst anführen: O du armer warumb bist du hochvertig und wilt nit betrachten wie du die stätikait in dem geloben Hofnung und Gedult nit von dir selbs sondern von got hast als er spricht an mich müget ihr nichts vollbringen und man rum dich nichts, überheb dich nichts bey dir selbs nit zu aincherley guthait. An die Anrufung der Heiligen wird nicht gedacht, als nur auf dem letzten Blatte, doch ermahnet der Hr. Verf. zuerst Gott anzurufen. Es ist auch besonders, daß gleich auf dem Bilde, das zur ersten Versuchung gehöret, einer der sich selber geißelt, einer der sich die Kehle abschneidet, an der Seite vorgestellet wird. Von ungewöhnlichen deutschen

Wör-

Wörtern trifft man in diesem Buche unterschiedenes an, z. E. bichten, für bekennen der Wahrheit, gytikeit für Geiz, durchächter für Verfolger, wañ für denn, erbäit für Arbeit ꝛc. Die Schreibart selbst ist so ungeschickt nicht, und besser, als man in den damaligen Zeiten vermuthen sollte. Ich halte fast dafür, daß solches ein Muster einer feinen Schreibart aus den Zeiten der Dunkelheit seyn kann. Die Rechtschreibung ist zwar zuweilen sehr schlecht und abgeschmackt: ich glaube aber auch, daß daran die Ungeschicklichkeit des Formenschneiders schuld sey.

Nachdem wir den Inhalt dieses Buches erkläret, so kommen wir auf einen Umstand, welcher sehr merkwürdig ist, und wodurch sich unser deutsches Exemplar von dem lateinischen unterscheidet. Es ist das Jahr, in welchem dieses Buch ist verfertiget worden.

Alle die von diesem auf hölzerne Tafeln gegrabenen Buche geredet haben, meynen, daß es zu den ersten Versuchen der Buchdruckerkunst gehöre, und daher vor dem 1457sten Jahre sey gedrucket worden. Dieses behaupten Maittäre, Götze und Herr Clement. Sie schätzen es dem Buche gleich, welches Speculum humanæ salvationis heißt: man vergleicht es mit einem andern alten Stücke das auf der Leipziger Rathsbibliothek angetroffen wird, und die vornehmsten Geschichte Neues Testamentes in Bildern vorstellet. Der sel. Herr Professor Leich hat solches am angeführten Orte gedacht, und der Herr Schellhorn in seinen Amoen. litter. ausführlich beschrieben. Herr Clement will es dem Laurenz Coster nicht

nicht zuschreiben, weil die Züge der Buchstaben von seinen andern Werken unterschieden sind: er will aber doch fast aus dem Papiere vermuthen, daß es eine Arbeit Wilhelm Captons sey, der die Buchdruckerey zuerst nach England gebracht hat: doch will er nichts gewisses bestimmen. Bey unserm deutschen Stücke haben wir keine Untersuchung nöthig, wenn es ist ausgefertiget worden; da uns solche das Jahr selbst meldet. Denn am Ende desselben wird mit eben solchen Buchstaben, mit welchen das ganze Buch abgedruckt ist, hinzugesetzet: Hanns Sporrer hat dieß Buch 1473 pruff. moler. Diese Unterschrift wird ohne Zweifel den Werth dieses Buches um etwas vergeringern. Man würde ihm vieleicht ohne Bedenken einen Platz unter denen Büchern eingeräumet haben, die vor 1457 sind gedrucket worden, wie man der lateinischen Ausgabe gethan hat; wenn uns diese Unterschrift nicht eines andern unterrichtete: aber diese deutlichen Worte lassen es nicht zu, welche beweisen, daß es erst zu der Zeit verfertiget sey, da man schon 16 Jahre vorher angefangen hatte, mit zusammengesetzten metallenen Buchstaben zu drucken. Es haben aber auch Kenner der Alterthümer andere Bücher angeführet, die nach Erfindung der Buchdruckerkunst sind in Holz geschnitten worden. Es ist von dieser Art bekannt, die Offenbarung Johannis mit Bildern, welche Lambecius in dem ambrosianischen Schlosse bey Inspruck gefunden, und in den wienerischen Bücherssal gebracht hat. Es werden angeführet Fabulæ et Similitudines, die zu Bamberg 1461 sind

TVAE clementiae ſtricturis irradiabis, plures propediem comites ex eadem producet officina Maj. TVAE culmen adornaturos.

Sereniſſ. R^ae T^ae Maj^tis

Deuotiſſ.
Colleg. Antiquitat.

Man pflegt insgemein dieſem Wercke das *Gloſſarium Vlphila-Gothicum*, Linguis affinibus per *Fr. Iunium* nunc etiam *Suco-Gothica* auctum et illuſtratum per *Georg. Stiernhielm*, anzuhängen, ſo in gleichem Format bey eben dieſem Verleger Wänkif ein Jahr zuvor, nemlich 1670. gedruckt iſt, und aus 152 Seiten beſtehet. Dieſe Arbeit hat vor dem Gloſſario des Junii einigen Vorzug; indem der Verfaſſer darinn nicht allein etwas weiter, als jener, gegangen, ſondern auch die deutſche Sprache mit den andern verglichen hat, deren Junius nicht erfahren geweſen.

Dieſen zweyen von uns bisher beſchriebenen Ausgaben füget Hr. Heupel noch die 3te bey, welche eine wiederhohlte Auflage des Junianiſchen Exemplars, und zu Amſterdam im Jahr 1684. gedruckt, ſeyn ſoll. Wir finden ſie auch bey andern Scribenten*) mehrmalen angezogen, haben ſie aber ſelbſt mit eigenen Augen noch nie geſehen. Inzwiſchen erinnert er überhaupt, daß ſie alle mit einander noch eine ziemliche Anzahl von Fehlern hätten, welche theils von der Aehnlichkeit der Gothiſchen Buchſtaben, theils von der Unle-

*) S. das II. Stück dieſer Beyträge p. 4. oder 188.

ausgefertiget worden. Man hat auch ein Buch Hartlieb Boii, so auf hölzerne Tafeln geschnitten ist, und das bey dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts soll seyn fertig worden, das Johann Saubert, in der nürnbergischen Bibliothek beschrieben. Es giebt uns auch von diesen Stücken zusammen der selige Herr Professor Leich in orig. et Inc. Bibl. Lipſ. Nachricht. Zu diesem muß man auch das Buch, die Kunst zu sterben, hinzusetzen, das wir itzund beschrieben haben. Kann man nun gleich dieses Stück nicht in die Zeiten vor das Jahr 1457 bringen: so wird es dennoch merkwürdig bleiben, und man wird eben dieses von ihm behaupten können, was Lambecius von einem gleichen Drucke der Offenbarung Johannis sagt, daß es wegen seines Alters der Betrachtung höchst würdig sey. Man muß sich aber wundern, daß man sich zu dieser Zeit Mühe gegeben, Bücher in hölzerne Tafeln zu schneiden; da die Kunst, auf eine weit leichtere Art Bücher mit zusammengesetzten Buchstaben zu drucken, schon überall bekannt war; und man nicht allein an sehr vielen Orten Deutschlandes, sondern auch in Italien, Frankreich, England und Ungarn häufige Druckereyen angeleget hatte. Deswegen könnte es wohl nicht geschehen, daß der Abdruck möchte zierlicher werden. Denn die Bücher, so in dieser Zeit zum Vorscheine gekommen sind, übertreffen diesen in Holz geschnittenen an Schönheit und Sauberkeit weit, und man hat einige Bücher von dem 1473 und den folgenden Jahren, so dem saubersten Drucke der itzigen Zeit wenig oder gar nichts nachgeben.

Ich

Ich will eine Muthmaßung von der Ursache, Bücher in Holz zu schneiden, vortragen, die ich auch für ziemlich richtig halte. Die Figuren und Bilder, so zu solchen Büchern gehören, mögen wohl die Gelegenheit darzu gegeben haben. Diese waren bey dem Buche von der Kunst zu sterben, nothwendig. Die Absicht des Verfassers erfoderte solche, und der hat sie ohne Zweifel auch selbst entworfen. Er bezeuget dieses in der Einleitung zu seinem Buche mit den Worten: ich han diese leer nit allain in geschrift den geschriftgelerten gegeben, sunder och in Bildung gefiguriret dem layen und den gelerten, glichdinende fur die augen geworfen. Da nun solche Bilder einmal haben in Holz müssen geschnitten werden, so hat man mit dem Texte eben dieses vorgenommen, zumal da solcher so weitläuftig nicht war. Ich halte dafür, daß eben dieses die Ursache sey, warum man nach Erfindung der Druckerey noch einige andere Bücher in Holz geschnitten antrifft. Von der Offenbarung Johannis wissen wir, daß Bilder bey solchen stehen, desgleichen bey den bambergischen Fabeln und Gleichnissen: und vieleicht hat dieses auch bey dem dritten Stücke statt, so wir angeführet haben. Ich will mich nicht unterstehen weiter zu behaupten, daß auch die Arbeit bey dem Stücke so Schelhorn beschreibt, und das sich auf der Leipziger Rathsbibliothek befinden soll, eine gleiche Ursache veranlasset habe; und daß es nicht zum ersten Versuche der Buchdruckerkunst gehöre, sondern eben wie die Kunst zu sterben, in späterer Zeit wegen der Figuren, so sich darinnen finden, sey

in Holz geschnitten worden. Das gestehe ich aber, daß mir das Alterthum des lateinischen Exemplars wegen des Jahres, so ich bey seiner deutschen Uebersetzung gefunden, sehr verdächtig geworden ist. Die Gestalt der Buchstaben in dem deutschen Abdrucke kömmt mit den lateinischen ziemlich genau überein. Die Art der Verzierungen und das Laubwerk bey den großen Anfangsbuchstaben ist in beyden einerley: die Züge, Linien und Auszierungen sind in beyden weiß, da das andere schwarz ist. Dieses war die Art der Anfangsbuchstaben, die man bey Büchern bemerket, die um 1480 und 1490 sind gedrucket worden. Ich will aber doch nicht so verwägen seyn, zu behaupten, daß der deutsche und lateinische Abdruck von einem Meister herkomme: doch wird solches auch nicht ganz unmöglich seyn. Meine Meynung, daß der lateinische Abdruck des Buches, ars moriendi, zu denen Büchern gehöre, die nach der Erfindung der Buchdruckereykunst auf Holz sind gegraben worden, wird wenigstens eben so viel Wahrscheinlichkeit haben, als die, daß sie mit zu den ersten Versuchen der Buchdruckerkunst gehöret: ja es erlanget meine Meynung vor jener noch durch einige Umstände ein Uebergewichte; erst dadurch, daß Herr Clement bekennet, er habe gefunden, daß sie von der Schrift Speculum humanæ salvat. sehr weit unterschieden sey, und daß sie auch mit der Arbeit Laurenz Costers keine Gleichheit habe. Es hat ferner bey diesen lateinischen eben die Ursache statt, die wir überhaupt von den in Holz geschnittenen Büchern angeführet, und endlich

lich da wir gewiß wiſſen, daß die deutſche Ueberſetzung 1473 gedruckt ſey, ſo urtheilet man, daß dieſes lateiniſche vieleicht nicht viel älter ſeyn möchte.

Zu dieſem beſondern Drucke will ich noch einige Ausgaben hinzuſetzen, die mit ſeinen geſetzten Buchſtaben gedruckt ſind. Die eine iſt lateiniſch und ſchon von Herrn Götzen in den Merkwürdigkeiten der königlichen Bibliothek in Dreßden angeführet worden. Sie hat auf der erſten Seite die Aufſchrift: Ars moriendi ex variis ſcripturarum ſententiis collecta cum figuris ad reſiſtendum in mortis angone dyabolice ſugeſtioni valens cuilibet Chriſti fideli utilis ac multum neceſſaria. Sie iſt in Quart und beſteht aus 14 Blättern, weder Jahr noch Ort des Druckes wird bey ſolchen gemeldet. Die andere Ausgabe iſt eine deutſche Ueberſetzung, welche noch von niemanden iſt angeführet worden und hat den Titel: ein löblich und nutzbarlich büchelein von den ſterben wie ein itzlich Chriſten Menſch recht ym wahren Chriſten Glauben ſterben ſal und den anfechtungen des boßen geyſts widderſtehen durch manche nutzbarliche lere der leer der heyligen Schrieſt. Am Ende ſteht: hie endet ſich das Büchelyne genamt das Buchelyne des ſterbens, getruckt tzu Leyptzigk nach chriſti geburth Im XCIII. Jar. Dieſe beyden Ausgaben kommen völlig mit denen im Holz geſchnittenen überein; das lateiniſche mit jener lateiniſcher, und das deutſche mit jenem deutſchen; alſo daß ſie auch faſt nicht in einem einzigen Worte von einander abweichen. Die beyden angeführten Ausgaben ſelbſt ſind einander in ſehr

vielem, sonderlich in den Figuren gleich, die Wörter, die in jedem Bilde mit eingerückt sind, sowohl in der einen als auch in der andern lateinisch. Es ist in einer eine Linie und das kleinste Strichlein wie in der andern. Es kann daher nichts anders seyn, als daß die Bilder, die man in der lateinischen Ausgabe antrifft, von eben denen Formen müssen abgedrucket seyn, welche bey der Ausgabe der deutschen sind gebrauchet worden. Man muß sie als Geschwister ansehen, wo nicht gar als Zwillinge, die einen Vater haben. Darum da die deutsche Ausgabe in Leipzig 1473 ist ausgefertiget worden, so wird die lateinische eben dieser Stadt zuzuschreiben seyn, und entweder kurz zuvor oder darnach die Presse verlassen haben. Hierbey wollen wir auch noch anmerken, daß das ganze Buch, die Kunst zu sterben, in einem andern mit stecke, so den Titel hat: Speculum artis moriendi de temptationibus, penis infernalibus, interrogationibus agonisantium et variis orationibus pro illorum salute faciendis. Am Ende wird ihm eben der Namen gegeben, denn jenes auch schon führet in den Worten: artis bene moriendi cunctis perutilissime felix finis. Dieses Buch fängt die Abhandlung mit eben den Worten an, mit welchen das Buch Ars moriendi, den Anfang machet: Es handelt die fünf Versuchungen des Teufels in eben der Ordnung ab, gebrauchet auch die eigenen Worte des beschriebenen Buchs, Ars moriendi, hat aber viel Zusätze und öftere Veränderungen. Es sind über dieses darinnen noch viel andere Vermehrungen, desgleichen viel Gebethe, an Jesum, an die Heiligen und an die Engel enthalten. Ich habe von diesem

Bu-

Buche zwey Stücke in Händen, bey welchen weder Ort noch Jahr gemeldet wird, die einander vollkommen gleich ſind; bey denen man aber doch bey einigen Buchſtaben und Abkürzung einigen Unterſchied bemerket: daß man ſie alſo für zwo unterſchiedene Ausgaben zu halten hat; die aber in einer Druckerey kurz hinter einander ſind ausgefertiget worden.

Vieleicht möchte man nun auch den Verfaſſer dieſes Buches gern wiſſen: niemand aber, der von ſolchem Nachricht gegeben, hat ihn entdecken können. Herr Clement fällt darauf: ob es vieleicht nicht eben das Buch ſeyn möchte, ſo Tritheim in ſeinem Catal. Script. Eccl. Jacob Junterbuck beylegt, da in dem Verzeichniſſe ſeiner Bücher geſaget wird, Junterbuck habe geſchrieben: De arte moriendi Lib. I. Ich habe dieſes Buch gedrucket in Händen und es hat den Titel: Tractatus Doctoris Jacobi ordinis Carthuſienſis de arte bene moriendi und iſt in Leipzig ohne Jahrzahl gedrucket. Der Verfaſſer deſſelben iſt zu ſeiner Zeit ſehr berühmt geweſen, es wird weitläuftig von ihm Nachricht gegeben in dem neuen gelehrten Lexico unter dem Titel Jacob de Cluſa. Ich kann verſichern, daß es von dem Buche die Kunſt wohl zu ſterben, ſo wir in dieſer Abhandlung erkläret haben, in allen Stücken unterſchieden ſey. In der ganzen Einrichtung, in Richtigkeit und Gründlichkeit des Vortrages, hat dieſes vor jenem ſehr viel vorzügliches. Und es wird der Werth unſers Betrachtens deſto mehr erhöhet, wenn man das Buch des Cartheuſermönchs dargegen hält, und ſieht, wie ſchlecht andere in den damaligen Zeiten die Sterbenden getröſtet und auf was für unnütze

Dinge sie dieselben gewiesen haben; wie kräftig hingegen die Trostgründe in jenem sind. Es bleibt also dabey, daß der Verfasser dieser merkwürdigen Schrift annoch unbekannt ist, und vielleicht auch bleiben wird. Es kann auch genug seyn, daß wir aus dem Inhalte des Buches selbst, von dem Charakter des Verfassers so viel wissen: er sey ein Mann gewesen, der weit richtiger gedacht als seine andern Brüder, die heilige Schrift gelesen, sich von den meisten Irrthümern seiner Zeit abgesondert, und für das ewige Wohl der Menschen aufrichtig gesorget habe. Wüßten wir seinen Namen, so würden wir ihm einen ansehnlichen Platz unter den Zeugen der Wahrheit, bey der Herrschaft des Aberglaubens, und unter den geschicktesten Männern seiner Zeit einräumen.

II.

Die Schmäucheley.

„Im Grabe wird man mich ja einstens noch vergöttern!
„Und die nun meinen Ruhm mit frecher Faust entblättern,
„Die werden ganz verblendt von seinem Glanze seyn,
„Ja meinem Bilde noch Gedächtnißmäler weihn.„
So schmäucheit sich der Stolz; das sind die süßen Grillen,
Womit wir, Sterbliche, die leeren Scheitel füllen.
Der Weihrauch ist verschwendt, den man der Asche bringt,
Die ihn, wie Neid und Haß, in ihren Staub verschlingt.
Doch läugn' ichs nicht; ein Lob kann uns in unserm Leben,
Wirds artig angebracht, ein rein Vergnügen geben.
Die Schmäucheley bezwingt ja selbst ein schäumend Roß:
Ein sanftes Klopfen stillts; wenn sonst in Wuth zerfloß.

Die

Die Sporen reizens nur; es folgt dem tollen Willen:
Nur lindes Streichein kann den rohsten Wildfang stillen.
Seht! wie er feuervoll des Reiters Willen thut,
Und dieser stolz und keck auf seinem Rücken ruht.
Gestehts nur: der Mensch kann sich nicht selbst verschwören!
Lobt einen, der ihm gleicht, er wird es deutlich hören.
Wie dort die Dankbarkeit ihm aus den Augen bricht,
Wann einer, daß ers hört, zu seinem Ruhme spricht!
Bemühet euch nur klug, die Stimme zu erheben;
Seht! wie er sich bestrebt, um euch herum zu schweben.
Sobald er näher kömmt: so senket euren Ton,
Und glaubet: Freund! ihr tragt sein ganzes Herz davon.
Als noch der wilde Mensch sich in den Wäldern nährte,
Und sich mit vieler Müh der Thiere kaum erwehrte;
Als die Begierlichkeit das Band der Ehe war;
Die Mutter ganz erstaunt ihr erstes Kind gebahr:
Da war die Schmäucheley uns, wie Elyserfelder;
Wie ein vollkommner Freund; wie Lappen-Myrtizenwälder;
Da mordeten wir noch um dürres Eichenlaub;
Da war die Eichelmast der allerreichste Raub.
Als aber jener Reiz den Weg ins Ohr gefunden;
Als ein beredter Ton das freche Herz gebunden:
Da ward der Mensch ein Mensch; da ward die Kost zu schwer;
Da kam der ganze Werth des besten Menschen her.
Wir würden unsern Bauch, wie sonst, mit Eicheln mästen;
Mein Sopha wäre Laub; mein Dais bestünd aus Aesten.
Wo hinge Cleliens so reicher Unterrock?
Mein spanisch Rohr, wärs schön, so wärs ein eichner Stock.
Und ach! wer sänge doch Climenens süße Lieder?
Das Echo gäb uns ja nur rauhes Grunzen wieder.
Wie schmackhaft würd' ich doch bey meiner Phyllis thun,
Und auf der Schwanen Schoos mit Eberstatzen ruhn!
Baut immer, wie ihr wollt, bey rauchen Irokesen;
Ich habe mir den Platz zum wohnen hier erlesen.
Des Harons Nackigkeit reizt meine Wünsche nicht;
Weil seine Lebensart der Unschuld widerspricht.

Das Laster raſt nicht nur auf angebauten Feldern:
Nicht in der Gärten Flur, und durchgehaunen Wäldern:
Bey Lappen, in Paris, im braunen Africa,
Iſt es geſchmückt, und nackt, verſtellt und wüthend da.
Drum, ſoll es alſo ſeyn: ſo ſeys in Sammt und Seide;
So zier' es ſeine Wuth mit einem goldnen Kleide.
Die Keule häng' es weg! es nehm' ein ſilbern Schwert:
Ich ſchlafe noch getroſt, weil noch der Wohlſtand wehrt.
Es ſtellet ſich nur an, als wollt es Tugend werden:
So bleibt doch noch zur Flucht ein Plätzchen auf der Erden.
Wann aber, der mich haßt, mir gleich mit Fäuſten dräut;
Wann er mir zum ein Fell, ſogleich den Knüttel beuth;
Die Tatzen an mich legt, und um den Nacken ſchlinget,
Und, mich zu braten, gar an Spieß und Flammen bringet:
So ſagt: wo mag doch wohl der ſchlimmſte Höfling ſeyn?
Ich laſſe mich mit ihm gleich in ein Bündniß ein.
Fort, Muſe! folge mir! wir wollen in den Mauern
Die ſchnöde Freyheit nicht die kleinſte Zeit bedauern.

So raſeſt du, o Menſch! du wünſcheſt dieß und das!
Die Roſen drücken dich: ſo wirfſt du dich aufs Gras.
Und haſt du deinen Wahn vergöttert, und gekrönet,
Ja voller Raſerey, gar die Natur verhöhnet:
So glaubeſt du wohl gar: du habſt es recht gemacht,
Und ſtrafeſt den erzürnt, der deinen Wahn verlacht.
Komm alſo, Schmäucheley! ich bin mit dir zufrieden;
An allem kann man ſich, nur nicht an dir ermüden.
Die Farben ſind zu ſchön, die deine Hand verſetzt;
Ein unvermerkter Strich iſt das, was uns ergetzt.
Und dich, Germanicus! dich möcht' ich noch beneiden;
Auch ſelbſt ein halbes Jahr die tollſte Schmähſucht leiden:
Könnt' ich nur ſo, wie du, vor einem Zelte ſtehn;
Durch ſo ein lauters Lob vergnügt zu Bette gehn*.

Die

* Bey einer dringenden Gefahr wollte Germanicus gern die Gemüthsverfaſſung ſeiner Leute wiſſen; gieng derowegen unerkannt durch die Gaſſen ſeines Lagers. Er hörte ſich aber von allen preiſen, und genoß das reinſte Lob.

Das Lob hält unser Herz also gewiß in Ketten:
Es wäre denn, daß wir kein Herz im Busen hätten.
Und dennoch siehet man, versucht es nur, die Spur
Auch in der Phrynen Stolz und lehrenden Natur.
Seht ihren Atlas an; sie läßt den Wimpel wehen;
Seht Perl und Blitzer an; sie wird sich künstlich drehen.
Sie läßt den Pfauen gleich, die stolzen Spiegel glühn,
Und weis, so oft sie will, den Blick auf sich zu ziehn.
Denn oftmals kann uns auch ein stummer Beyfall fangen,
Und wohl, durch einen Blick, in unser Herz gelangen.
Hier hat der Menschen Kunst ein weites Feld vor sich;
Wer auch ein Stümper ist, bezaubert mich und dich.

Das Aufwartmägdchen führt Belindens Herz in Händen:
Das macht, sie weis die Kunst, beym Nachtisch anzuwenden.
Denn hätte die Natur sich nur bey ihr versehn:
Wir sähen sie vielleicht aus Sultans Seite gehn.
Der Knecht, der Dathons Herz im Kleinen weis zu führen:
Der würde Cäsarn gleich das freye Rom regieren.
Und jener, der den Witz, nur um zu leben, braucht:
Der hätte, wär er groß, von Dampf und Blut geraucht.
Des Königs Liebling braucht die Kunst, so, wie mein Schneider:
Nur jener um das Hoft, und der um Brod und Kleider.

Gepriesen sey der Geist, der diesen Kunstgriff kann;
Es sey ein goldner Rock; es sey ein Bettelmann.
Kein Wunder, daß ein Fürst den klugen Schmäuchler liebet,
Und durch des Lieblings Wahl des Hofes Rest betrübet.
Wir denken alle stark in dieser Kunst zu seyn;
Wir räumen nur aus Zwang allhier den Vortritt ein.
Es bleibt demnach gewiß: man muß den Weihrauch lieben;
Die Hand, die ihn uns streut, sucht keinen Mord zu üben.
Wer haßt den Menschen wohl, der uns recht brünstig liebt?
Wer fleucht den Gegenstand, der uns Vergnügen giebt?

Wann aber unser Leib, das öde Haus, zerfallen?
Die Trauerlieder um um unsre Gruft erschallen?

Wann

ſerlichkeit des Manuſcriptes an einigen Orten hergekommen; denen man, unſers Erachtens, die faſt unvermeidliche Verſehen des Schriftſetzers beyfügen könte. Hr. Rudbeck *) hat vordem angefangen einige anzumerken und auszumerzen; als z. E. Matth. IX, 24. da Junius *Slapit* und Stiernhielm *Slepith* ſetzet, welches aber *Saevit* heiſſen ſollte. Bey jenem lieſet man Joh. X, 23. *Ubizuai*, und bey dieſem *Ubizai*, an ſtatt dem rechten Wort: *Ubizali*. Er wünſcht, daß dieſer gelehrte Mann, oder ein anderer, dieſe Muſterung durch das ganze Werk fortſetzen, und uns eine Lateiniſche Uberſetzung deſſelben von Wort zu Wort dereinſt lieffern möge.

Sonſten bringt unſer Verfaſſer an dieſem Orte noch ein paar ſeine Erinnerungen von dem *Codice argenteo* ſelbſt an, die wir hier billig auch mit anmerken müſſen. Die eine iſt: daß auf einem jeden Blatte deſſelben unter dem Texte vier Bogenförmige Figuren oder halbe Rundungen ⌒ zu ſehen ſeyen, in deren jedweden der Nahme eines der Evangeliſten und eine gewiſſe Zahl (welche die Gothen mit ihren Buchſtaben ausdrücken) ſtehe, um dadurch die Harmonie und Uberein kunft dieſer heiligen Scribenten mit einander anzuzeigen. Und muß man allerdings ſich verwundern, daß beyde Herausgeber dieſes gänzlich aus der Acht gelaſſen haben. Die andere Anmerkung iſt: daß die Abtheilungen, oder Abſchnitte des Textes, wie man ſie hier bey dem Ulphilas antrift, nicht ſelten mit den ſo genannten *Canonibus Euſebiani* (vor die man ſich in den neuern Zeiten der Eintheilung in beſondere Capitel bedienet) über-

*) Rudbeck Atlantic. Tom. I. cap. VII. §. 5.

Wann selber Doris sich vor meinem Körper scheut:
Vor mir, dem Gegenstand' der alten Zärtlichkeit:
Wann eines Arztes Hand die zarten Häute dehnet,
Und, als ein Skelet, mich an den Schranken lehnet?
Wann man des Meisters Hand, nur mich nicht mehr, erhebt:
Wie weis ichs, wenn mein Geist gleich nach dem Tode lebt?
Wie riech ichs, wann man mir so süßen Weihrauch brennet?
Wer sagt mirs, daß man mich für einen Gott erkennet?
Ja, was hat endlich nicht die Welt canonisirt?
Was war Crispinus wohl, der iht den Himmel ziert?
Wär er nur nicht Crispin, und sollt er ihund leben:
Man würd' ihm einen Strang zum Halsgeschmeide geben.
Ich aber möchte nicht darum ein Halbgott seyn:
Man läßt im Götterſaal auch Dieb und Mörder ein.
Drum lebt uns, weil wir sind, und euch noch danken können;
Das todte Lob will ich den ärgsten Feinden gönnen.
Auf! füllt das Rauchfaß voll, und zündt das Opfer an:
Doch wißt; daß auch der Dampf nicht Weise täuschen kann.

Fr. v. Sch.

* *

III.

Telliamed, ou Entretiens d'un Philoſophe indien, avec un Miſſionaire François, ſur la Diminution de la Mer, la Formation de la Terre, l'Origine de l'Homme &c. Mis en Ordre ſur les Memoires de feu M. de Maillet, par J. A. G. à Basle chez les Libraires aſſociés 1749, 8.

Dieſes Buch iſt in Deutſchland nicht ſehr bekannt geworden; daher tragen wir kein Bedenken es nachzuholen, da ſein Inhalt wichtig genug iſt, die Aufmerkſamkeit der Liebhaber der Naturlehre, auf ſich zu ziehen. Ungeachtet es den Na-

Namen Baſel vor der Stirne führet: ſo hat es doch alle Merkmaale des Pariſer Druckes; und ſcheint uns wegen der Cenſur, dieſen Ort ſeiner Geburt zu verläugnen.' Der Inhalt iſt nämlich ziemlich parador; da er aber gar nicht verführend iſt: ſo tragen wir kein Bedenken ihn bekannt zu machen.

Es ſind noch lange keine dreytauſend Jahre verfloſſen, als ein recht großer philoſophiſcher Geiſt dazu gehörete, zu muthmaßen und zu glauben, daß die Erde eine Kugel ſey, und in freyer Luft ſchwebe. Einige noch verwägenere philoſophiſche Ketzer fingen nach der Zeit an, in der Schule des **Pythagoras**, einander ins Ohr zu ſagen; daß dieſelbe ſich wohl gar bewegen, und einen ordentlichen Umlauf um ihren Mittelpunkt, und um die Sonne halten möchte. Allein dieſe fanden bey der übrigen philoſophiſchen Welt kein Gehör: und eine ſo unſichere, wunderliche Meynung gerieth faſt völlig ins Vergeſſen; außer, daß in **Ciceros** Schriften und bey wenigen andern der Alten, eine Spur davon übrig blieb.

Vor etwa zweyhundert und zehn Jahren trat ein verwägener **Copernicus** ans Licht, der das Herz hatte, dieſe alte Ketzerey wieder aufzuwecken, und mit neuen Gründen zu beſtätigen. Er getrauete ſich aber nicht, das Geſchrey und Lärmen abzuwarten, welches ſein Buch in der Welt erregen mußte. Er legte ſich alſo gleich darauf hin, und ſtarb. Allein wie auch die ſeltſamſten Meynungen ſich bisweilen einen Anhang erwerben, ſo fand auch er Nachfolger und Anhänger. **Galiläus**, Keppler,

und

und Carteſius wagten es zuerſt, faſt hundert Jahre nach ſeinem Tode, ſich für ihn zu erklären: allein der erſte mußte ein hartes Gefängniß, deswegen erdulden, ja vor einer Congregation von Cardinälen dieſe Ketzerey abſchwören, und angeloben: ſie nicht ferner zu glauben, oder zu lehren. So ſcharf verfuhr man in Italien; wo die alte Orthodoxie in Anſehung der Erde, vor einigen Jahrhunderten auch ſchon die Gegenfüßler verdammet hatte; und alſo dieſelbe nicht einmal für eine Kugel gehalten wiſſen wollte. Das war auch in der That recht klug gehandelt: denn aus einem folget immer das andre: und hätte man ſie nur niemals ungeſtraft für eine Kugel ausgeben dörfen; ſo würde man auch an ihre Bewegung wohl nicht gedacht haben.

Allein in Deutſchland, Frankreich und Engelland glaubte man den heiligen Männern mit rothen Hüten zu Rom, nicht ſo willig: **Copernicus** bekam immer mehr Anhänger, und es ſchien, als ob ſich alles verſchworen hätte, Rom zum Poſſen, die Bewegung der Erdkugel zu glauben. Unter den Sternſehern ward es ſchon im vorigen Jahrhunderte die herrſchende Meynung, die Erde ſey ein Planet: ja, da ein **Fontenelle** dieſe geheime Lehre der Weltweiſen, die bis dahin nur in der zunftmäßigen Handwerksſprache war vorgetragen worden, auch in einer gemeinen Sprache ausſchwatzete: ſo breitete ſich dieſelbe auch unter den Ungelehrten aus; die doch von rechtswegen nichts davon hätten erfahren ſollen. Man überſetzte dieſes Werkchen, von

mehr

mehr als einer Welt, auch ins Deutſche und Engliſche; und da ward die obige Ketzerey noch gemeiner. Kurz heute zu Tage ertönen, wenigſtens bey Proteſtanten, auch ſchon die Kanzeln von einer Meynung, die ſonſt die Philoſophen einander ins Ohr ſagten.

Wie aber eines immer das andere nach ſich zieht: ſo ſind auch die Weltweiſen dabey nicht ſtehen geblieben. Ein Schritt war gemachet; die Erde beweget ſich unter den Planeten, und iſt gar ſelbſt ein Planet: nun fraget ſichs, wie iſt denn die Erde innerlich beſchaffen? und wie iſt ſie entſtanden? Hier kamen nun ein **Carteſius**, ein **Cluver**, ein **Burnet**, ein **Wiſthon**, ein **Woodward**, ein **Moro**, u. a. m. auf beſondere Gedanken. Ein jeder ſchlug eine Art vor, darnach unſer planetiſches Wohnhaus wohl hätte entſtanden, oder erſchaffen ſeyn können. Allein auch dieſe haben noch nicht alles erſchöpfet. Ein **Büffon** hat uns neulich noch neue Träume davon entdecket: und noch vor ihm hat dieſer **Telliamed**, ein indianiſcher Weltweiſer, wie es heißt, ein ganz beſondres Syſtem ausgedacht, welches wir itzo bekannt machen wollen.

Der Herausgeber eignet, aus einer beſondern Beſcheidenheit, oder Liſt, dieſes neue Lehrgebäude dem berufenen **Cyrano** de Bergerac zu, der ſeine Luftreiſe in die Sonne und den Mond beſchrieben hat. Er ſcheint dadurch den Leſer bereden zu wollen, dieſe Lehre eines Indianers ſey eben ſowohl ein Hirngeſpinſt eines luſtigen Kopfes: um irgend die ſcharfen Bücherrichter von einer ſtrengen Unterſu-

chung

chung dieſer Meynungen abzuſchrecken. Er hätte ſie auch dem Verfaſſer des **Mikromegas**, als einem neuen **Cyrano** zueignen können; wenn dieſer nur etwa ein paar Jahre eher ans Licht getreten wäre. Allein der Verfolg wird es lehren, daß der Urheber dieſes Buches nichts weniger, als zu ſpaßen geglaubet. Die Vorrede nämlich klingt ſchon viel ernſthafter. Der Verfaſſer will uns bereden, je älter eine Meynung ſey, deſto näher gränze ſie an das fabelhafte Weltalter; und deſto verdächtiger müſſe ſie eben deswegen ſeyn. Es giebt Gelehrte, die das Gegentheil glauben, und denen alles, was vor 3000 oder 4000 Jahren ſchon geglaubet worden, deſto ehrwürdiger und ungezweifelter vorkömmt.

Der in dieſem Werke redend eingeführte Philoſoph, iſt indeſſen von der erſten Sekte. Er iſt ſo kühn, alles, was man bisher für wahr gehalten hat, umzuſtoßen; ja er wird zuweilen faſt ausſchweifend. Daher hat man ihn vermuthlich **Telliamed** getaufet, und ihn zum Indianer gemachet: da er doch vieleicht, in Frankreich zu Hauſe gehöret, und ſich nur, wie ein **Apelles** hinter der Tafel, verſtecken wollen, um die Meynungen der Vorübergehenden zu vernehmen. **Telliamed** kömmt von Tellus und amat her; weil er die Erdkugel liebet: doch das iſt eine Muthmaßung. Dieſe Vorrede iſt indeſſen 70 Seiten lang: und es iſt kaum zu glauben, daß er ſich ſo viel Mühe gegeben haben würde, denſelben zu entſchuldigen, und auf der ſchönen Seite zu zeigen, wenn nicht ein wenig väterliche Liebe dabey mit untergelaufen wäre. Allein

der indianiſche Philoſoph iſt auch in Europa viel zu bekannt, und kennet die Seeküſten des Mittelländiſchen Meeres, der Nord- und Oſtſee, ja das Innere von Frankreich und Deutſchland viel zu gut; als daß man ihn ſo leichtgläubig für einen **Braminen** annehmen ſollte.

Das Werk iſt, nach dem Muſter des Fontenelliſchen Tractates, in ſechs Geſpräche getheilet, die in ſoviel auf einander folgenden Tagen gehalten worden. Bey den erſten werden wir uns nicht lange aufhalten dörfen. Sie halten Dinge in ſich, die man auch bey uns an den Seeküſten wahrgenommen hat: daß nämlich die See ſich von Jahr zu Jahr von den Küſten zurück zieht, und an Höhe abnimmt. Er erzählet anfänglich, daß ſein Vater in Indien ein Landgut an der See gehabt, wo derſelbige von Jugend auf ſchon zu den Wiſſenſchaften angeführet worden. Deſſen vornehmſte Abſicht ſey geweſen, die Bildung derjenigen Kugel zu erforſchen, die wir bewohnen. Er habe daher auch ihn, den **Telliamed**, als ſeinen Sohn, von Jugend auf zum Studiren gehalten, und auf eben die Neugier gelenket. Und zu dieſen Bemühungen hätte ſeinen Großvater ſchon eine gewiſſe Beobachtung geleitet, die er von dem Ufer des Meeres, an einem unter dem Waſſer befindlichen Felſen, gemachet. In ſeiner Jugend hätte er bemerket, daß die Spitze deſſelben bey ganz ſtiller Luft von dem Waſſer bedecket geblieben. Aber 22 Jahre vor ſeinem Tode bemerkte er, daß dieſelbe trocken ward, oder aus dem Waſſer hervorguckte.

Diese Beobachtung machte ihn aufmerksam, und erregte den Zweifel bey ihm, ob auch wohl das Meer abnehmen möchte? Wäre dieß, so möchte es wohl von je her abgenommen haben; und davon müßte gleichwohl das feste Land die Spuren zeigen. Daher untersuchte er nun das Erdreich, und fand, daß es in keinem Stücke von dem Boden des Meeres unterschieden war. Versteinerte Sachen, allerley Erdschichten, viele Steinarten, sonderlich Muscheln und Schnecken, u. d. m. das alles überredete ihn, daß die See auch vormals über dem trockenen Lande gestanden, und sogar die obersten Bergspitzen bedecket haben müßte. Wir übergehen die weitläuftigen Beweise davon: denn wie viele von unsern Gelehrten glauben nicht eben das? nur mit dem Unterschiede, daß sie alles dieses auf die Sündfluth und andre Ueberschwemmungen schieben, welche die Erdkugel nach und nach ganz, oder zum Theile überschwemmet haben.

Will man indessen seine Beweise von der Verminderung des Meerwassers im I. Gespräche übersehen: so nimmt er sie, nach der angeführten Beobachtung, und nach der Beschreibung einer besondern Wasserlaterne, womit er Taucher auf den Boden der See gesenket, um ihn genauer zu untersuchen, 1) von der Beschaffenheit unsrer Erdschichten; 2) von ihrer Zusammensetzung, 3) von den Seekörpern, womit sie durchsäet sind, 4) von ihrem äußerlichen Ansehen. Er setzet noch neue Beweise hinzu, die er 1) aus der Versteinerung der kleinen Kieselklümpe, 2) aus den bunten Steinen und Marmorn,

mern, 3) aus den Felſen und Tuffſteinen, 4) aus den wellenförmigen Marmern, 5) aus unſern groſſen Bergen hernimmt. Daraus zieht er nun den erſten Zuſtand der Erdkugel. Sie ſoll im erſten Anfange ihres itzigen Zuſtandes ganz mit Waſſer überdecket geweſen ſeyn; wie auch **Lazaro Moro**, ſolches ſchon angenommen hat. Da habe nun die Bewegung dieſer ungeheuren See den Boden hin und her ungleich gemachet und Hügel, ja Berge zuſammen geſpüret; die allmählich bey der erſten Abnahme des Waſſers, oben als kleine Inſeln hervorgegucket. Die Bewegung des Waſſers hätte immer weiter fort gearbeitet, und auf ſeinem Boden rings um die erſten Inſeln, immer neue Hügel gemachet, dazu auch wohl von den alten etwas abgeſpüret worden. Bey fernerm Sinken der Meeresfläche hätten auch dieſe aus derſelben hervorgeraget; und ſo wäre nach und nach der ganze itzt bewohnte Erdboden entſtanden.

Im II. und III. Geſpräche fährt er fort, eben das noch mehr zu beſtätigen. Er ſchätzet die Gröſſe und Geſchwindigkeit ſolcher Abnahme des Seewaſſers aus verſchiedenen Erfahrungen, von ausgegrabenen Körpern. Man findet weit von der See, Menſchenknochen, Thiergerippe, Kunſtwerke der Menſchen, ja Stücke von Schiffen in der Erde verſchwemmet, zum Zeichen, daß vormals Häfen daſelbſt geweſen, und die See zurück getreten. Er zeiget, daß die See nicht plötzlich, und auf einmal abnimmt, welches durch eine Veränderung des Ortes geſchehen müßte. Er lehret, daß es nicht in den Mittel-

punkt der Erden weicht; daß endlich auch keine Gährung oder kein Aufwallen die Ursache davon ist. Dabey merket er die Unvollständigkeit unserer Historien an; indem sie solche Dinge, als die Entdeckung neuer Inseln, oder die Entblößung neuer Seeufer, und die Zurücktretung der See von den Küsten, nicht angemerket haben. Er giebt eine Erfindung an, die Abnahme des Meeres genauer anzumerken und abzumessen: und prophezeihet, daß England sich allmählich mit Irrland, und mit Frankreich vereinigen wird; weil die Flüsse, die aus beyden immer mehr Sand und Schlamm in die See Canäle zwischen beyden führen, sie endlich ausfüllen; und die sinkende Meeresfläche die Küsten auf beyden Seiten mehr entblößen wird. Imgleichen, daß Amsterdam nicht lange mehr eine Seestadt seyn wird, weil der Süderse sich immer mehr anfüllet: so wie ganz Holland sich allmählich aus dem Meere erhoben hat. Die See wird diesem auch außer seinen Dämmen neue Dünen aufwerfen, und sich zurück ziehen: wie dergleichen schon in Ostfrießland, Oldenburg und Holstein bemerket wird. Der Texel wird nicht lange mehr ein Hafen seyn; da seine Einfahrt schon jährlich schwerer wird. Venedig wird bald am festen Lande sitzen, weil das adriatische Meer schon immer flächer wird, und die trockenen Ufer schon immer breiter werden. Die Küsten von Italien nach dieser Seite, haben sich seit etlichen Jahrhunderten; so wie auch auf der andern Seite, nach dem liguristischen Meere zu, sehr erweitert. Die Küsten von Deutschland und von Schwe-

den

den werden nach dem Belte zu auch immer breiter *. Die Sandbänke an vielen Ufern werden mit der Zeit fruchtbare Inſeln werden; ob ſie gleich itzo noch zu neu ſind, als daß ſie Pflanzen tragen könnten. Aber Staub, Regen und gewiſſe ſchlechte Pflanzen, die man zuerſt darauf ſäet, und verfaulen läßt, beſſern allmählich den Boden. Copenhagen und Cadix haben ſich ſchon weit von der See entfernet: ja Seeland wird endlich mit den übrigen Inſeln und Jütland zuſammen wachſen: ſo wie das niedere Aegypten ſich aus dem Meere erhoben hat. Damietta, wo der heilige Ludewig im 13ten Jahrhunderte bey den Kreuzzügen angelandet, liegt itzo ſchon 9 bis 10. italieniſche, das iſt 2½ deutſche Meilen von der See u. ſ. w. Endlich zeigen auch die alten Landkarten von den Ufern des Meeres, die Veränderung der Küſten. Denn ihre Abweichung von den neuern Karten, darf nicht auf ihre Unrichtigkeit geſchoben werden. Die Natur hat ſich ſelbſt geändert.

Will man nun wiſſen, wieviel dieſes Sinken des Meeres in einem Jahrhunderte beträgt: ſo machet der Verfaſſer einen Ueberſchlag, aus den Erfahrungen von Felſen, die nur ſeit 60 oder 70 Jahren angefangen aus der See hervorzuragen. Er geſteht zwar, daß ſolches ſchwer iſt: aber vielen An-

* Von den preußiſchen Küſten iſt dieſes eine ausgemachte Sache, nur ſeit dem der deutſche Orden dieſes Land erobert, welches erſt 500 Jahre ſind. Danzig iſt ſchon eine halbe Meile von der See, an der es vormals gebauet worden u. d. m.

übereinkommen; wovon auch einige Exempel aus dem Anfang des Evangelisten Lucä angebracht werden. Mareschallus hat sich also übereilt, wenn er gesagt: *) daß sie allemahl, und durchgehends mit einander überein träfen. Doch dieses hat gar leichte geschehen können, da er den Codicem bloß ein einigmahl, und auch dieses nur obenhin, angesehen, wie er eben daselbst von sich aufrichtig bekennet.

In dem vierten Abschnitte wird der wahre Wehrt dieser Uebersetzung von dem Verfasser bestimmet. Dieser ist allerdings nicht gering; doch keines weges so groß, als des Griechischen Grundtextes selbsten, als welchem durchgehends alle Uebersetzungen, sie haben Nahmen wie sie wollen, billig nachstehen müssen. Denn einmahl ist sie von einem ehrwürdigen Alter, nemlich aus dem IV. Jahrhundert, und also, die Syrische allein ausgenommen, die allerälteste die wir haben. Nun pflegt man aber insgemein diejenige Uebersetzungen, welche an Alter ihrem Original am nächsten sind, denen neuern und jüngern vorzuziehen; und dieses auch mit Recht. Vors andere, so ist diese Gothische Uebersetzung meistentheils gar genau nach dem Griechischen Texte angestellet, den sie auch unzählige mahl auf das glücklichste ausdrücket, und ihm doch dabey fast allenthalben von Wort zu Wort nachgehet; welche Sorgfalt und Geschicklichkeit des Ulphilas alles ersinnliche Lob verdienet, und auch von einem jeden erlangen wird, der beyde Texte mit einander zu vergleichen Belieben

*) *Mareschallus* Observat. p. 389. Ihm hat *Hickesius* dieses Vergehen getrost nachgeschrieben.

merkungen aus alten Geschichten von Seestädten, und die Vergleichung derselben mit ihren itzigen Ufern, bringen endlich soviel heraus: daß die See in 300 Jahren um einen Schuh sinke. Dieses zeiget die Lage der Ruinen von **Bozra**, der alten karthaginensischen Vestung, die nach 2000 J. sechs Schuhe höher liegt, als damals; weil die daselbst befindlichen Oeffnungen es zeigen, daß die Schiffe dabey haben einlaufen können. Hieraus erhellet nun, wie schwer, ja unmöglich es sey, daß ein Mensch in seinem kurzen Leben dergleichen Abnahme wahrnehmen könne.

Im IV. Gespräche untersuchet der Verfasser die verschiedenen Meynungen vom Ursprunge der Seekörper in unsern Bergen: wobey wir doch des **Lazaro Moro** seines nicht finden. Sonderlich hält er sich lange bey dem System eines gewissen Neapolitaners **Scylla**, eines Franzosen **Langy**, und eines Arabers **Omar** auf. Sodann wiederholet er alle seine Beweise, und machet den Schluß, daß sich unstreitig die Seefläche von Jahr zu Jahre niedersenke, und auch künftig immer mehr abnehmen werde.

Im V. Gespräche kömmt er nun auf die wahren Ursachen davon, und auf die Folgen, die selbiges in Ansehung des vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Zustandes der Erdkugel, haben wird. Hier läßt er sich in viele Fragen ein: Z. E. ob die Materie und die Bewegung ewig sind? wobey er ziemlich parador zu werden anfängt; aber leicht widerleget werden kann. Er kömmt auf die allgemeine

meine Bewegung der Weltkugeln, und die Veränderungen, denen ſie unterworfen ſind; die Ungleichheit der Tage, und Abwechſelung der Jahreszeiten; die Aenderungen, die man im Zuſtande des Himmels wahrgenommen hat, die Natur der Sonnenkugel, die Erſcheinung der Cometen u. d. gl. Hier hat er noch die alte carteſianiſche Meynung von dem Laufe der Cometen, daß ſie nämlich ſolche umſchweifende Weltkugeln ſind, die zu keinem gewiſſen Sternwirbel gehören, ſondern aus einem in den andern getrieben werden. Doch da die heutigen Sternſeher dieſes bereits weit beſſer wiſſen: ſo kann man ſagen, daß hier eben die Schwäche von ſeinem ganzen Syſtem zu ſuchen ſey. Denn darauf bauet er den erſten Grund ſeiner Veränderung der Erdkugel. Sie ſoll nämlich anfänglich, als ein ſolcher umſchwärmender Comet, in den Sonnenwirbel gerathen ſeyn; als ſie faſt über und über mit Waſſer umfloſſen und bedeckt geweſen. Hier habe die Gewalt der Sonnenſtralen ſie genöthiget in die Runde zu laufen, und ihr Planet zu werden. Wäre ſie dem Saturn, oder Jupiter, als ſehr großen Weltkörpern, zu nahe gekommen, ſo hätte ſie ein Trabant, oder Mond dieſer Körper werden müſſen. Da ſie aber dem Monde nahe gekommen, der viel kleiner war, als ſie; ſo hätte ſie ſich deſſelben bemächtiget, und ihn zu ihrem Trabanten gemachet. Wäre aber der Mond nach ihr, in den Sonnenwirbel gekommen, ſo muß er ihr unverſehens zu nahe gekommen, und von ihr ergriffen worden ſeyn; ſo wie ſie auch den Mars ergreifen und feſt halten würde, wenn er ihr zu na-

he käme. Aber der Verfaſſer glaubt das erſte, und gründet ſich auf eine alte Sage der Arkadier, die da vorgaben: Arkadien wäre bewohnet geweſen, ehe noch dieſe Sonne und dieſer Mond ihnen geſchienen: wobey ſich doch ſehr viel einwenden läßt. Die alte Sonne alſo, die vormals unſre Erde erwärmet, und regieret, ſey allmählich ſchwach geworden: die Erde habe ſich ihr alſo mehr genähert, und einen kleinern Kreis um ſie beſchrieben, den ſie irgend in ein paar Monathen durchlaufen können. Endlich wäre die Sonne gar ausgegangen: und daher wären entſetzliche Regen entſtanden, die jene Ueberſchwemmungen des **Ogyges** und **Deucalions** gewirket. Damals iſt alſo die Erde in den Wirbel einer neuen Sonne getreten, und ſeit der Zeit hat ſie erſt dieſen Mond bekommen. So wunderlich dieß alles klingt, ſo leicht iſt es zu widerlegen. Indeſſen will der Verfaſſer aus den kurzen Jahren der vorigen Zeit, da die Erdkugel noch ein Planet einer kleinern Sonne war, die Dauer des patriarchaliſchen Lebens vor der Sündfluth erklären: indem ein zwey monathliches Jahr ihm alle die Schwierigkeiten zu heben ſcheint, die durch andere Meynungen davon, noch nicht recht gehoben worden. Denn dadurch würde ſich ein Leben von 600 Jahren in eine Zeit von 100 Jahren, die zwölf Monathe haben, verwandeln: Methuſalem aber nicht älter als irgend 100 und etliche funfzig Jahre geworden ſeyn. Ob nun alles übrige auch mit den Heirathsjahren der damaligen Zeit übereinſtimme, iſt leicht der Ueberſchlag zu machen. Eben ſo ſuchet er auch die chineſiſche

ſiſche Zeitrechnung zu erklären, die von 40000 Jahren zu reden pflegt. Aber wie würde denn dieſelbe mit der moſaiſchen übereinſtimmen, die nur von 1656 ſolchen kurzen Jahren vor der Sündfluth Nachricht giebt? Dieſes würde die Zeit vor der Sündfluth auf 270 und etliche Jahre drüber ſetzen. Könnte ſich aber in ſo kurzer Zeit die Welt ſattſam bevölkert haben, und die Bosheit ſo hoch geſtiegen ſeyn, als die Schrift ſaget? Doch der Verfaſſer iſt ein Indianer, und glaubt alſo an des Moſes Schriften nicht.

Nach dieſen Lehrſätzen nun, wird unſere See endlich ganz und gar austrocknen. Erſtlich werden die kleinen Meere, als das mittelländiſche, und die Oſtſee, ſich in Flüſſe verwandeln; hernach wird auch die Nordſee, u. die atlantiſche immer kleiner und ſchmäler werden. Endlich wird man trockenes Fußes nach America kommen können. Zuletzt werden die Menſchen und Thiere gar keine Feuchtigkeiten mehr haben, und alſo nicht mehr leben können. Wo bleibt denn nun aber das Waſſer? Nach des Verfaſſers Meynung fliegt es nicht nur in Dünſten in dieſe untere Luft, daraus es durch Thau, Regen und Schnee wieder zu Boden fällt; ſondern es hebt ſich weit höher in die reine Himmelluft, und wird von den Sonnenſtralen bis an die Gränzen des Sonnenwirbels getrieben. Da ſammlen ſich dieſe Feuchtigkeiten, als ein zerſtreuter Nebel; bis Planeten, die ganz ausgetrocknet ſind, und in die Sonne fallen, von derſelben wieder ausgeſchleudert, und bis in jene Gegenden getrieben werden, wo ſie ſich abkühlen

len und wiederum anfeuchten können. Da fällt nun die Feuchtigkeit wieder auf solche Weltkugeln, bis sie über und über mit Wasser umfließen, davon schwerer werden, und wieder tiefer in den Wirbel irgend einer Sonne, oder eines Fixsterns sinken. Hier fängt nun, von der Wärme, das Wasser wieder an abzunehmen, bis Inseln und Länder entstehen. Und so wird es mit allen Planeten nach der Reihe gehen, daß sie sich bald der Sonne nähern, bald von ihr entfernen, und in andere Wirbel gerathen werden: bis endlich die Sonne selbst sich verzehret, abnimmt, auslöschet und irgend auch zum Planeten wird.

Im letzten Gespräche kömmt endl. das allerwunderlichste. Der indianische Philosoph will auch erklären, wie denn nun, auf einer so neugebildeten Erdkugel, deren Bergspitzen sich allmählich aus dem sinkenden Wasser zu erheben angefangen, die Land- und Lufthiere haben entstehen können? Das ist auch allerdings ein kützlicher Punkt! Er ist weit von der Thorheit derer entfernet, die einen blinden Zusammenlauf der Stäubchen, oder eine Fäulniß und Gährung einer schlammigten Materie, zur Erzeugung der Thiere, für geschickt und zulänglich halten. Dieses kömmt ihm billig als abgeschmackt und lächerlich vor. Allein er erwählet einen andern Weg. Er findet erstlich, daß alle Pflanzen der Länder, auch auf dem Boden der See wachsen. Er redet z. E. von schönen Weinstöcken und Trauben, die an der französischen Küste aus der See gefischet werden u. d. g. So sind denn die Bäume, Stau-

den

den und Kräuter auf dem Lande, alle aus der uralten See gebürtig, die vormals alles bedecket hat.

Und warum ſollten die Thiere einen andern Urſprung haben? Warum ſollte dieſe fruchtbare Mutter nicht auch Vögel, Thiere und Gewürme hervorgebracht haben? Haben doch faſt alle Landthiere und Ungezieſer in der See ihres gleichen: Seepferde, Meerkälber, Seehunde, u. d. gl. Aale ſtimmen mit den Schlangen, Krebſe mit den Scorpionen, u.ſ.w. überein: ja ſo gar Seemänner und Weiber ſoll es ja noch geben. Indem ſich alſo das Waſſer von den Gipfeln der Berge verloren, haben ſich dieſe Thiere irgend einmal verirret, und ſind aus dem Waſſer aufs Land geſprungen, oder gekrochen, oder geſchwommen. Daſelbſt ſind ſie entweder gutwillig geblieben, weil es ihnen gefallen: oder ſie haben nicht wieder den Weg zurück finden können; weil ſie irgend eine Welle zu weit aufs Land geworfen. So ſind ſie denn darauf ſitzen und wohnen geblieben, haben ſichs auch ſo gut gefallen laſſen, als ſie es gefunden. Z. E. ein fliegender Fiſch machet ſich etwa ein Vergnügen in der Luft. Ein Wind oder Sturm treibt ihn aufs Land. Seine Flügel werden trocken, und er fällt alſo etwa in ein Gebüſch. Was will er machen? Sein Maul wird vor Dürre zum Schnabel. Seine Schuppen werden zu Federn, ſeine Floßfedern zu Füßen, und Flügeln. Er hebt an Eyer zu legen und zu brüten. Kurz, er wird ein Vogel. Si fueris Romae, Romano viuito more.

Das iſt nun ein unvergleichliches Syſtem! So

was listiges hat wohl noch kein Deutscher ausgehecket. Fraget man aber ein wenig weiter: woher denn die Seethiere ihren Ursprung bekommen, nachdem die alten vormaligen Thiere alle vor Trockenheit und Hitze gestorben? so weis unser Indianer nichts davon zu sagen. Er läßt uns stecken: und was das klügste ist; so bringt er diese Frage nicht einmal vor. Denn wer viel fraget, der muß auch viel antworten. Heißt das aber nicht von Frankreich, wie vormals von Afrika: Semper aliquid novi ex Gallia.

* *

IV.

Fortsetzung der Abhandlung vom Könige Anthyr, im Marschalcus Thurius.

Und dieß dünkt mich, beweiset allein schon das sogenannte **gothische Lied**, das noch von **Anthuren** übrig ist. **Döbel** liefert es, als einen Beweis, daß **Anthur** vor dem **Marschall** da gewesen. **Voigt** verwirft es schlechterdings, als eine Fabel, die kaum 60 Jahre vor der Erfindung dieses Liedes zu **Doberan**, gebohren worden, und es scheint, als ob er den **Marschall** zum Urheber dieses **doberanischen** Denkmaals machen wolle. Ich kann aber unmöglich ganz beypflichten, weil sein Wort ohne Beweis mir nicht hinreicht; sondern glaube vielmehr, daß dieß Lied wenigstens hundert Jahre älter als **Marschall** sey. Ich will es hersetzen, wie ich es finde.

Dy Tugend hat ken Raſt, ſy ſchlafet nicht in betten,
Beſondern ſy trinck Blut.
Das kan man wagen ſeen, wy ſy vor Taten teten,
Der Reken hoher Macht.
Sy ſu gekommen in du Schlacht,
Und manchen wilden Bidermann
Mit ihrem Sturmgewand umbrachten.
Wy man noch hete ſehen kan.

Een edler König rike in dieſem Lande ware
Das Wendenland genannt,
Du mer behalten iſt ſo lange viele Jahre,
Gar manchem Drud bekannt.
Sen Name heiſet ſonſt Anthyre,
Er war gar en getreuer Mann,
Er führt mit Ruhm ſen Ritter ziere,
Als ihm ſollt wol anſtahn.

Sen Sinn war abgericht uf Bider Lob und Ehre,
Uf Mannheit und uf Stritt.
Das kan gar löblich thun, ihn ſegge noch mit Fleiß ſehre,
Gar dickes Land und Lút.
Er war ſogar en ſtarker Reke,
Daß keiner ihm für kam gewiß,
Der ihm ſein großes Sturmgedecke
Genmal zu mit Zorn entrus.

In Skimp und auch in Ernſt kunt er zin in du Schlachte,
Um ſeiner Freunden wegen. (Fründen)
Er thete den Freunden kein Leid, als wen ſu ihn hin-
brachte, (Fründen)
In Nóte ſo verwegen.
Mit ſüßen Worten war er lind,
War gar ein wilder Kampfgeheuer,
Zum Kriege war er ſo geſchwind,
Er floß aus ſeinem Munde Feuer. (ſkoß)

Er hat ein Degen ſkarſſe, und der war ſo genóte,
Wann er enen betroff,

So sprunge Blut heraus, und es kam gar zu spete
Errettung vor dem Schlässe.
Des Degens Klinge war so feste,
Daß sy nit sprang entzwey,
Sam su nur angerühret feste,
Dem kam kein Leben nit mehr bey.

Sen Sturmgewand war schwartz, gantz lauter feine Brüne,
Der gute Ritters Herr
Hat gar en starken Schild, so du ihm mit gewinne,
(besser, nit)
En tusend Ritter her;
Er trug by sich en Ringlein kleine, (Fingerlein)
Das gab ihm funfzig Menner Sterck,
Ihm halff gar dick dis Ringlein reine,
Daß er gewann gar manches Werck.

Sen Roß hüs Bukranes, gar schrecklich und geheure,
Und war so hart als Stein.
Mit seuen Hinter Füßē aus Steinen schlug es Feure, (auf)
Wy en Stier der Kopff sein.
Der Held war fest als ein Felsen,
Man konnt ihm gantz und gar nicht thun,
Weh dem, den er im Kampf kunt helfen,
Er schlug ihn als trefflich schon.

Seen Vater hat geleert den Ritter tugendlichen,
Im kämpfen wy en Held.
Sen Vater hiß Radagis, focht selber kräfftiglichen
Zu Fuß und auch zu Pferd.
Sen liebe Mutter ward genennet
Marpeis dy hochberühmte Wyb,
Du Ritter sy mit Spiesen rente,
Und wapnet ihren kühnen Lyb.

Man sah sy nimmermehr in Männerschurtze spielen,
Sy zog dem Streite nach,
Wie ene Metze kühne, und kunt gerade zielen
Im Schild mit Ungemach.

Ihr

Ihr Sohn war Anthyr hochgebohren,
Wen er hat einmal abgeseit,
Derselbe starb. Er war fest, wy ein Horn, (Horen)
Der brachte alle Feind in Leid*.

Hier ist also dieß Lied, so wie es in **Westphalen** Tom. I. p. 1526 gedruckt steht. Es ist im 30jährigen Kriege von etlichen kaiserlichen Soldaten zu **Doberan** in einem vermauerten Schranke entdecket worden, soll mit gothischen Buchstaben geschrieben, und zu **Döbels** Zeiten noch allda zu sehen gewesen seyn. **Döbel** hat auf diese **gothische** Schrift, die er für die **Runische** der alten **Dänen** und **Wenden** gehalten, gebauet; aber **Voigt** hat sie als etwas neueres verworfen, und zwar mit Rechte: denn das Lied kann von niemanden, als den Mönchen zu **Doberan** aufgeschrieben worden seyn: die sich mit der **runischen** Schrift zur Zeit des 14ten oder 15ten Jahrhunderts wohl nicht sonderlich bekannt machten. Doch mag **Döbel** soweit recht haben, wenn er unter **gothischen** Buchstaben, nichts als die sogenannte **Mönchsschrift** dieser Jahrhunderte versteht: denn diese wird, wie die damalige Baukunst, auch **gothisch** genennet.

Es sey damit wie ihm wolle, die Schreibart, die Mundart, und die Ausdrücke der Gedanken des Liedes

* In **Neumarks** neusprossendem Palmbaume steht dieß Lied vor mehr als 80 Jahren, nämlich 1668 auf der 120 u. f. S. abgedruckt. Aber außer den kleinen Abweichungen, die wir am Rande angemerket, und einigen kleinern in bloßen Buchstaben, stehen daselbst nicht nur diese neun Verse, sondern ganzer acht und zwanzig, von eben der Länge und Art, die man daselbst nachschlagen mag.

und Gelegenheit hat. Zwar sagen die Kirchenscribenten einmüthig: er wäre in die Arianische Ketzerey verfallen; woraus denn ein wahrscheinlicher Verdacht einiger Verfälschung und anderer Unrichtigkeiten dieser Uebersetzung bey manchem entstehen könte. Allein der Augenschein macht diese Besorgniß zu nichte. Denn alle die Stellen, deren sich die Kirchenväter sonst wider die Arianer zu bedienen gepflogen, sind auf das getreulichste verdolmetschet, und findet man überhaupt in dem ganzen Werke nicht die allergeringste Spur, daß dessen Urheber irrige Gedanken in der Lehre von Christo gehabt hätte. Mareschallus, *) der so emsig und sorgfältig angemerket, wo nur irgend etwas nicht recht übersetzet, oder ausgedrücket worden, gibt davon ein unwiedersprechliches Zeugniß; und vermuthet hiernächst daraus, Ulphilas habe diese wichtige Arbeit noch eher übernommen, als er ein Arianer geworden; welches der selige D. Walther vor eine gewisse Wahrheit ausgiebt. **) Sixtus Senensis sagt gar: ***) er habe zuvor öfters selbst wider die Arianer gestritten. Bey

*) *Mareschallus* Observat. in Evangel. Gothicum pag. 483. *Si quidquam in Gothicis observassem, quod manifesti Arianismi videretur arguendum*, (*nec enim de* suspicionibus incertis *volui contendere*) *ego sane vel primus non dubitassem illud carbone notare.* conf. p. 218. et 413.

**) *Walther* in Officina Biblica §. 300. p. 246.

***) *Sixtus Senensis* Biblioth. Sacr lib. IV. pag. 390. *Vlphilas primus Gothis omnes diuinas scripturas e Graeco in Gothicam Linguam a se conuersas tradidit, et* Catholice explicauit, diu multumque aduersus Arianos certans.

des selbst zeigen genugsam, daß es nicht erst zu Marschalls Zeiten, sondern wenigstens hundert Jahre vor ihm gemachet worden. Man sehe nur in Westphals Tom. I. Marschalls Reim Chronike, und Tom. IV. Ernsts von Kirchberg meklenburgische Chronike in Reimen: so wird sichs finden, daß es der marschallischen Mundart ganz ungleich, der kirchbergischen aber sehr ähnlich sey *. Ich will zur Probe etwas aus Kirchbergen und Marschallen hersetzen.

Kirchberg Chronik Kap. 5.

Nach der Zyd, als der Teyl geschach,
Hub sich Krig und Ungemach,
In dütscher Lande wyde,
Das Land beschwert mit Stryde,
Wart von der Thenen großer Schaar,
Sy zwungen unter sich fürwar
Erst Wendland, darnach Friesen ꝛc.

Marsch. Reimchron. B. I. K. 5.

Nach solchen Streiten fest und hart
Von ihnen geschehen zu mancher Fahrt,
Hercules der starcke und würdige Mann,
Welchen kaum Schrifft voll loben kan,
Dem ward gegeben unter andern Gebot,
Von Euristeo dem Könige sonder Spott,
Dieweil er so berühmt wollt seyn,
So sollt er hohlen mit Tugend fein
Der Amazon Königin Hippolyte genandt
Gürtel der was do wol bekandt. ꝛc.

Wer

* Wir besitzen einen ganzen Band solcher alten, aber weit längern Heldenlieder, deren jedes etliche 100 Strophen hat, darinn eben dergleichen Schreibart herrschet, in einer

Wer sieht nicht, daß sich **Marschall** schon weit mehr gehütet hat, hoch- und plattdeutsche Wörter unter einander zu mengen? Wer erkennt nicht, daß das **doberanische** Lied mit der Mundart des von **Kirchberg** fast alles gemein habe? Mir kömmts vor, daß **Döbels** Abschrift wohl eben nicht die genaueste gewesen, und er viel sonst plattdeutsch klingende Wörter aus Versehen im Hochdeutschen erscheinen lassen. Doch kanns auch wohl seyn, daß der Autor ein Hochdeutscher von Geburt gewesen*, und folglich reiner Hochdeutsch geschrieben, als **Kirchberg**. Doch dem ungeachtet sieht man, daß unter der Mundart dieses Liedes und des **Kirchbergs**, so eine große Aehnlichkeit ist, als beyde der **Marschallischen** unähnlich sind. Ja was noch mehr ist, ich finde in **Gellerts Vorrede** zu seinen **Fabeln** etliche alte deutsche Fabeln, die zur Zeit der **Schwäbischen** und **Habspurg-Lützelburgischen**

einer alten Handschrift in 4t. Sie ist von einem, der sich von der Roenburg nennet, um das Jahr 400 und etliche 60 geschrieben worden, und zwar für einen damaligen Herzog von Meklenburg. Denn auf der inwendigen Schale des Bandes steht der Büffelskopf, das gewöhnliche mechelnurgische Wappen, mit der Ueberschrift in alten Kanzleybuchstaben **Von Gots Gnaden Waltbasar, Hertzog zu Mechelwurg.** Der Schreiber ist ein Frank gewesen.

* Freylich war es auch im Thüringischen und Fränkischen vorzeiten gewöhnlich, eine so vermischte Aussprache und Schreibart zu brauchen, wie die ältesten Denkmäler dieser Gegenden zeigen. Indessen ist es auch gewiß, daß die alten Abschreiber sich fleißig die Freyheit nahmen, alles nach ihrer Mundart einzurichten.

schen Kaiser gemacht worden, und mit der kirchbergischen und dieser doberanischen Muse beynahe ganz einen Styl und Mundart haben*. Nochmehr, die Mundart einiger meklenburgischen Urkunden, die von Kaiser Karln IV. herrühren, ist auch einerley mit unsers Gesangs seiner: außer daß diese, wie leicht zu erachten, in der Prose der Kanzeley erscheinen. Nun deucht mich, daß man sicher schließen könne: Wer Kirchbergs, Karls IV, ja selbst eines Fabeldichters des 13ten Jahrhunderts Mundart hat, den hält man billig für eben so alt, als den Kirchberg, und Karl IV. die im 14ten, ja als den Fabeldichter, der im 13ten Jahrhundert gelebet hat. Dieß Lied aber hat diese Mundart; also gehört es in die Zeiten des 14ten, wo nicht gar des 13ten Jahrhunderts.

Es läßt sich hier, meines Erachtens nichts einwenden, als daß man sagte, Marschall oder sein Freund, ein Mönch zu Doberan, könnte das Lied doch wohl selbst ersonnen, und ihm, die Leute zu betrügen, mit Fleiß eine so alte Mundart gegeben haben. Allein weil von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ohne Beweis keine Folge angenommen wird; so fodert man denselben billig erst, ehe man es zugiebt: und überdem würde es gefährlich um die Geschichte aussehen, wenn man alle Schriftsteller der alten Urkunden, Monumente, u. d. gl. mit harduinis-

* Man darf auch nur Goldasts Paräneses, und das Heldenbuch; imgleichen den Renner und Freydank, gesehen haben: so werden einem alle diese Dinge alt genug vorkommen.

nischen Augen ansehen wollte. Gesetzt aber, **Marschall** wäre kein ehrlicher Mann gewesen, oder vielmehr in seiner Betrügerey soweit gegangen, daß er das gethan hätte: so würde er ja noch bey seinem Leben sich darauf, als auf ein altes Denkmal berufen haben. Er würde die Vorstellung just so gebildet haben, als er sie in seinen Annalibus und seiner Reimchronike geliefert hat; ja ich meyne, es würde gewiß noch bey seinem Leben, oder doch bald nach seinem Tode seyn ausgeschwatzt worden; weil ers doch nicht für sich allein thun können: man müßte denn den ganzen Convent zu **Doberan** zu Mitgenossen seiner Betrügerey machen. Es bleibt also wohl wahrscheinlich, ja gewiß genug: daß dieß Lied lange vor dem **Marschall** gemacht worden, und er also nicht der erste Schöpfer des **Anthurs** gewesen sey.

Sieht man weiter auf die Ausdrücke und Gedanken des Liedes selbst, so erhellet ganz klar, daß sie ganz mit der romanischen Art des **Amadis** und andrer Heldenschriften des 13ten und 14ten Jahrhunderts überein kommen. Damals wußte man nicht, wie zu **Marschalls** Zeit, sich der Gedanken alter Poeten zu bedienen: denn die kannte kein Deutscher *,

* Dieß ist ein wenig zu herzhaft, den alten deutschen Dichtern alle Kenntniß des Lateins, und seiner Dichter abgesprochen. Hat nicht **Rhoswitha** im 10ten Jahrhunderte den Terenz nachgeahmet? Hat nicht Heinrich von **Veldeke** im 12ten Jahrhunderte die Aeneis Virgils übersetzet? Haben nicht viele andre den **Ovidius**, **Statius**, **Seneca** u. a. m. genennet und angeführet? Selbst den **Homer** und **Hesiod** findet man bisweilen nebst andern

sondern die Tugend des Ritters mußte in lauter Zauberey, in einem beschwornen Rosse, einem von Hexen gehärteten Schwerte, einem zu Passau fest gemachten Leibe bestehen. Und das geschieht in diesem Liede, das also nothwendig seinen Ursprung im 13ten oder 14ten Jahrhunderte genommen, und folglich nicht vom **Marschall** geschmiedet worden. Es kann hier auch nichts eingewandt werden, als was oben der Mundart entgegen gesetzt werden kann; doch auch hier werde ich den Beweis solcher Einwendung fodern. Ich schließe also mit Rechte, daß **Anthur** kein vom **Marschall** erdichteter Held, sondern schon lange vor ihm bekannt gewesen.

Noch eins fällt mir dabey ein, daß im Liede dem Rosse des **Anthurs** der Name **Bukranos** gegeben wird. Der ist Griechisch, ich bekenne es, und sehe voraus, daß man fragen wird: wie dieser griechische Name zu **Doberan** bekannt geworden; da man doch im 13ten oder 14ten Jahrhunderte daselbst wohl nicht das geringste Griechische gehöret? Allein ich antworte, der Dichter hat Münchslatein verstanden, er hat etwa einmal in einem Schriftsteller den Namen **Bukranus** gelesen, und ihn für so gut **Latein** gehalten, als **Monachus**; obgleich beyde Wörter griechisch sind. Es ist ihm genug gewesen, daß **Bukranos** ein Ochsenkopf geheißen, und weil er, wie damals jedermann, meynte, **Alexander** habe ein Pferd mit einem Ochsenkopfe gehabt:

ungebundnen griechischen und römischen Schriftstellern genennet. Kurz, die Unwissenheit war so groß nicht, als man insgemein denket.

habe: so ist ihm der Gedanken bey dem meklenburgischen Wapen so fein vorgekommen, daß er seinem Helden auch ein solches Pferd angeschaffet hat. **Marschall** hat ohne Zweifel die Geschichte, davon dieß Lied entsprungen, und im meklenburgischen bekannt genug gewesen seyn mag, nach der Fruchtbarkeit seiner Gedanken, begreiflicher zu machen gesucht; hat aber nicht verhüten können, daß nicht seine gar zu fette Düngung ein so hohes Stroh getrieben, daß dadurch der wahre Saamen der Geschichte ganz unkänntlich geworden.

Wäre es also beynahe so gut als erwiesen, daß **Marschall** nicht der erste Erfinder des **Anthurs**, daß das Lied von diesem Helden schon im 13ten und 14ten Jahrhunderte gemacht worden: so folgte daraus, daß die Geschichte desselben eine alte Sache seyn müsse, womit man sich im Meklenburgischen schon von undenklichen Jahren her getragen habe. Nun wird wohl niemand läugnen können, daß die alten Histörchen, die in einem Lande herum gehen, allezeit etwas wahres zum Grunde haben; und sonderlich in **Deutschland** noch als ein Ueberbleibsel der alten Gesänge der **Barden** und **Druden** oder **Druiden** anzusehen seyn müßten; folglich zu den ältesten Zeiten des Heydenthums, gehöreten. Dieß Lied beruset sich ausdrücklich darauf, daß **Anthur so manchem Drud bekannt** gewesen sey. Die **Druden** oder **Druiden** waren im 13ten Jahrhunderte kaum seit etwan 100 Jahren aus **Meklenburg** verschwunden, ja es kann gar wohl seyn, daß damals, und auch im 14ten Jahrhunderte noch

heimlich ihrer genug vorhanden gewesen: denn es ist bekannt, daß die Ueberbleibsel der Wenden * erst lange nach ihrer Bezwingung unkenntbar geworden, und das armselige Volk heimlich noch immer seinen Götzen gedienet. Ist doch so gar in der Altenmark im Amte Dißdorf noch ein Dorf, Merkau mit Namen, wo erst der vorige Pfarrer zu Dißdorf, wie man mir berichtet hat, die Verehrung und Trankopfer, die man einem Pfahle mitten im Dorfe gebracht, durch Abhauung des Pfahls abgeschaffet hat. Wer weis also, was im Mecklenburgischen unter dem Landvolke noch für Abgöttereyen im Schwange gehen, dabey es an alten Geschichten, welche die Bauren besser wissen, als wir selbsten, nicht fehlet.

Unser Lied beruset sich auf das Zeugniß so mancher Druden. Ich lasse es dahin gestellet seyn, ob der Dichter selbst einen Druden deshalb gesprochen, oder ob er es nur von den Bauren des Klosters gehöret; es ist genung, daß er seinen Helden für sehr alt hält, und das ist gar billig: denn die Druden, eine ganze Reihe alter Meistersänger, sind selbst von sehr hohem Alterthume, und die Geschichte ist von Druden zu Druden gekommen. Mir bleibt also bey nahe kein Zweifel übrig, daß Anthur ein anderer Held sey, als August, und

folg-

* Wir sehen nicht, wie hier die Wenden zu den Druiden kommen, da sie kein deutsches, sondern ein slavenisches oder sarmatisches Volk gewesen. Der Herr Verfasser hat sie oben selbst von den Wandaliern, oder Wandelern und Sveren oder Schweisern unterschieden.

folglich gar wohl zu der Zeit gelebt haben könne, die Marschall annimmt; wenigstens schon vor dem **August**, in dem Munde der **Barden** vergöttert gewesen. Denn wäre er ein Zeitgenoß vom **August**, so würde er mit den **Römern** so bekannt geworden seyn, als andere **suevische** oder **wandalische** Fürsten, die damals die **Römer** so oft vor ihren Thoren, d. i. an der **Elbe** sahen*: und wäre er jünger, wie doch nicht seyn kann, so würden wir gleichfalls bessere Nachrichten von ihm haben.

Mich dünkt also, daß man dem **Marschall** zu viel thue, wenn man ihn einer frevelhaften Erdichtung seiner **wandalischen** Könige, und also des **Anthurs** beschuldiget: er ist gestrafet genug, wenn man der wandalischen Geschichte seine unwahre Verzierungen benimmt, und die abgeschiedenen Schatten seiner Helden, als solche, auch im Dunkeln verehret. Ich für mein Theil bin der Meynung, daß **Anthur** ein wirklicher **wandalischer** Fürst gewesen, daß man ihn, so lange uns in seinen Zeiten kein anderer mit Gewißheit geliefert wird, wohl als das Haupt seiner Nation betrachten könne; daß er auf obgemeldete Art gar wohl den Ruhm verdienet haben mag, in den Städten **Werle, Mecklenburg, Bützow, Stargard,** ** u. d. gl. noch bis itzo als

* Oder gar ihnen an die Donau, ja über dieselbe entgegen zogen, wie Hr. Prof. Schwarz in Greifswalde unlängst gewiesen hat.

** Diese Namen kommen wirklich in den letzten Strophen dieses Liedes noch vor, die aber in der obigen Abschrift weggelassen worden.

ein Stifter verehret zu werden; daß uns übrigens die Fräßigkeit der Zeit nichts ganz gewisses mehr als seinen Namen übrig gelassen habe. Dieß ist ein Unglück für die Geschichte von **Meklenburg**, und ich meynte sonst, die Schriftsteller sollten der Zeit in solcher Grausamkeit nicht nachahmen. Sie thun es aber doch, und sind noch grausamer: denn sie wollen so gar den Namen **Anthurs** von der Erden vertilgen.

* *

V.

Gereimte Umschreibung der Reimfreyen Kloppstockischen Ode an den König.

Copenhagen den 26sten Jan. 1752.

Man fängt nunmehr allmählich an, des Hrn. Klopstocks Gedichte ins Deutsche zu übersetzen. Diese Probe davon können wir unsern Lesern desto williger mittheilen, da sie von der Feder eines geschickten Frauenzimmers in der Mark Brandenburg herkömmt. Sie läßt sich so gut, als das Original davon, übel, lesen: gleichwohl da auch ein Frauenzimmer, die darinn versteckten Geheimnisse errathen und ergründen können: so müssen sie wohl so gar hexenmäßig nicht gewesen seyn, daß man die Clauiculam Salomonis dazu nöthig gehabt hätte. Indessen hat sie doch, vielleicht aus Mitleiden gegen so viel schwächere Leser, diese Mühe der Uebersetzung sich nicht dauren lassen: wofür ihr der Herr Verfasser gewiß einen besondern

Dank

Dank ſchuldig iſt, weil ſie ihn einer groſſen Anzahl von Leſern verſtändlich gemachet hat.

Bey dem allen iſt Herr Kloppſtock gewiß der erſte Dichter, dem das Schickſal wiederfährt, in ſeine eigene Mutterſprache überſetzet zu werden. So zweydeutig dieſe Ehre nun auch an ſich ſelbſt iſt: ſo merkwürdig iſt auch dieſes dabey, daß die Gedanken deſſelben, die man nun in dieſer Ueberſetzung erſt in ihrem rechten Lichte einſehen und beurtheilen kann; eben ſo was unerhörtes und ſeltſames nicht vor Augen legen, als uns ſeine Bewunderer weiß machen wollen. Es iſt und klinget alles eben ſo, wie alle vernünftige Dichter unſers Vaterlandes, ſeit Opitzens Zeiten gedacht und geſchrieben haben. Sollte alſo nicht bey dieſen Herrn eine Art der Verblendung ſtatt gehabt haben? Sollten ſie nicht etwa, fremde Wortfügungen, unerhörte Verſetzungen, Verkehrungen der Ausdrücke und halbverbiſſene Redensarten; mit einem Worte, ſollten ſie nicht bloß neue Sprachfehler für neue Gedanken angeſehen haben?

1.

Es trat die Würdigſte der Würdigen auf Erden,
Wiewohl ihr Name wird im Himmel nur genannt;
Von ihrem Götterſtuhl, um recht beglückt zu werden,
Zum höchſten Thron empor mit ihrem Siegsgewand:
Ihr holder Blick entwich durch einen Todesſchlummer,
Dem in der Sterblichkeit mit Glanz bedeckten Kummer.

2.

Und ſchnell ergoſſen ſich geſammter Augen Röhren:
Auch wer nicht Thränen kennt, weil ihn die Großmuth ſtärkt,
Ward blaß, erbebete, ließ lautes Weinen hören,
Und wer noch zärtlicher den herben Schmerz bemerkt:

Bey dem allen aber ſind auch keinesweges einige offenbare Fehler und Gebrechen dieſer Uberſetzung zu verſchweigen. Denn zuweilen gehet ſie von dem Griechiſchen Original ziemlich ab. Bald ſetzet ſie etwas hinzu, ſo weder in dieſem, noch der Lateiniſchen Vulgata, ſtehet; bald läſſet ſie aber auch hingegen ein und das andere aus, ſo man doch in der Quelle antrifft. Von allen dieſen drey Arten merklicher Abweichungen hat Mareſchallus in ſeinen trefflichen Anmerkungen Exempel genug aufgezeichnet, deren einige Herr Zeupel aus ihm allhier anführet; wir müſſen ſie aber zu Erſparung des Raums dem begierigen Leſer bey ihnen ſelbſt nachzuſehen und zu erwegen überlaſſen. Nur eines merken wir allhier an, daß nemlich unſer Verfaſſer aus eigener Einſicht des Codicis Argentei bezeuge, wie der Anfang des achten Capitels Johannis, darinn die Geſchichte von der Ehebrecherin erzehlet wird, bis auf den 12. Verſicul deſſelben, nebſt dem letzten oder 53. Verſicul des vorhergehenden ſiebenden Capitels ganz und gar fehle; auch niemals da geſtanden haben müſſe, indem zwiſchen dem Ende des VII. Capitels und deſſen 52. Vers, und dem Anfang des VIII. mit dem 12. Vers, durchaus kein Raum gelaſſen ſeye, ſondern die Schrift unmittelbar auf einander fortgehe. Es hat ſich alſo Franciſcus Junius im Gedächtniß geirret, wenn er dem Mareſchallo, auf Befragen, ob er dieſe *Pericopam* von der Ehebrecherin in dem Codice wahrgenommen? zur Antwort gegeben: Ja, ſie wäre darinn geſtanden, aber durch Unfälle der Zeit nebſt vielen andern Stellen untergegan-

Blieb unbeweglich stehn, und schwieg, bis Herz und Sinnen
Spät, durch den milden Fluß der Zähren Raum gewinnen.

3.

So blieb dein starrer Blick, o Friedrich, unbeweget,
Der Marmorsäule gleich, auch auf dem Grabe stehn;
So schautest du der nach, die Gott dir beygeleget,
Und weil Sie viel geliebt, itzt völlig mußt erhöhn.
Dein Weinen aber war schon längst vor Gott gepriesen,
Eh sich Dein Kummer uns auf diese Maaß erwiesen.

4.

O Schmerz! stark wie der Tod! der aller Kraft erschüttert! . . . .
Doch! ist es auch erlaubt, daß Deine Macht uns zwingt?
Da die, bey deren Tod, Land, Hof und König zittert,
So groß, so edel starb, und nun den Sieg besingt?
Ja wohl, gerecht geschiehts! Mit Ihr ist uns verschwunden
Ein Glück, das heilig war, und alle sich verbunden.

5.

Der König stand und sah, mit traurigstem Entzücken
Auf die Entschlafne hin; und auf den todten Sohn.
Ein Friedrich starb in Ihm; auch er sollt uns beglücken!
Auch Der war Ihm verliehn; so fodert Gott Ihn schon!
Doch, dessen Allmachtshand gerecht und heilig handelt,
Der weis, wie Er auch dieß in Trost und Heil verwandelt.

6.

Wird Gottes Schluß von uns mit Weinen gleich verehret,
So bethen wir ihn doch in stiller Demuth an;
Weil uns der Königinn Exempel nicht mehr lehret,
Erlangen wir den Zweck durch Ihre Todesbahn;
Beglückt ist, wer wie Sie, bewunders würdig stirbet,
Und sich um Glaubenskraft, und Freudigkeit bewirbet.

7.

O würdig großes Fest! du selge Todesstunde!
Der Enkel feyre dich um finstre Mitternacht!
Er denke heilig nach der tiefgeschlagnen Wunde,
Die schmerzlich uns gebeugt, die so viel Leid gebracht.
Die Ursach Deiner Feyr erheitre den, der weinet,
Wann ihn ein banger Schaur ganz zu bemeistern scheinet.

8.

Doch, nicht die Stunde nur: dann Sie ſtarb viele Tage,
Und jeder bleibt der Feyr von Ihrem Tode werth:
Es häufte jeglicher zwar unſre Sorg und Klage,
Doch ward an jedem auch der Unterricht gemehrt.
O ehrenvoller Tod! ruhmwürdigſtes Verſcheiden!
Wie ſanft iſt doch Dein Bild, Dein Beyſpiel in dem Leiden!

9.

Die ernſte Stunde kam, das Ende dieſes Lebens,
Sie trat auch hier herein in Nebel eingehüllt:
Doch war ihr ſchröcklich ſeyn, und das Gewand vergebens,
In welchem ſie von Duft bey Gräbern ſich gebildt:
Die Königinn wars nur, die deren Tritt vernommen,
Sie hört ihn ganz beherzt Sich immer näher kommen.

10.

Dann kaum bemerkte Sie das Rauſchen dunkler Mächte,
Des Todes trüben Ton, als der erhabne Geiſt,
Weil ſchon der Sündenſold die äußern Sinne ſchwächte,
Sein dort erblicktes Heil mit heldem Lächeln preiſt.
Sey ewig, mein Geſang, weil du es haſt beſungen,
Daß Sie mit Lächeln Sich gen Himmel aufgeſchwungen.

11.

Der eitlen Thronen Pracht, der Erde höchſte Würde
Und alles das, was nicht auf ewig bleiben kann,
Betrachtet Sie als Nichts; doch zeigt ſie noch die Bürde
Der reinſten Leidenſchaft durch zarte Regung an:
Zwo Thränen findet man, und zwar wie deren eine
Vor unſerm Könige, die, für die Kinder weine.

12.

Und die Sie liebende geliebte Mutter ſiehet
Durch dieſe Zähr, auch noch der Tugend letzte Pflicht.
Hiernächſt iſt weiter nichts, das ihren Geiſt bemühet,
Er liebt nun Gott allein und eilt zu deſſen Licht.
So ſchnell, daß dieſes Rund, die ganze Erdenbühne
Als wie der kleinſte Staub, Ihm zu entfliehen ſchiene.

13.

So liegt die Königinn nun todt und war verſchieden:
Ihr muntres Wangenroth, fällt, ſchwindet und erblaßt:

Die

Die Thränen trocknen auf; die Seele kömmt zum Frieden,
Und wird durch banges Leid nicht ferner angetast.
Schön war und bleibt Sie uns, selbst ihre Schönheit spürte
Der Seraph, welcher sie zum Unerschaffnen führte.

14.

Wie liebenswürdig sind, die Schmerzen und die Wunden,
Die man fürs Vaterland, und dessen Wohl erwirbt!
Noch liebenswürdiger wird solch ein Tod gefunden:
Und würdigst, wann dabey man als ein Christ erstirbt!
Ach! sanfte letzte Ruh, durch die wir Heil erblicken!
Gebrochner Augen Schlaf! wer wünscht nicht solch Erquicken?

15.

Zwar wenige verstehn, was den für Ehre schmücket,
Der nun im Grabe liegt, und gläubig überwand;
Da Gott uns durch sein Bild, mit solchem Trieb beglücket,
Der die Zufriedenheit im Ewigen nur fand:
Es kann der sünd'ge Mensch nicht völlig dieß erlangen,
Er auferstehe dann, verklärt bey Gott zu prangen.

16.

Fleuch, mein Gesang, den Fluch unsterblicher Gesänge,
Und singe nicht forthin vom Erdenstaube mehr;
Trägt dieser Aschenkrug im irdischen Gedränge
Gleich von der Heiligkeit, Benennung, Recht und Ehr:
Bleibt der doch heiliger, der Ihn zuvor bewohnet,
Und dessen reinen Glanz bereits der Höchste lohnet.

17.

Die hohe Seele war aufs herrlichste gezieret,
Vor Gott nun hingebracht; es stunden nicht allein
Die Engel neben Ihr, die Sie dahin geführet,
Und die der Sterblichen Beschützer müssen seyn:
Sie sah auch seitwärts noch, daß Stralen sich vermehrten,
Die Carolinens Licht und Gegenwart bewährten.

18.

Mich dünkt, ich kann im Geist die große Tochter sehen,
Wie Sie vom neuen Thron der Leiche Pracht bemerkt;
Sie findt bey Königen Ihr prächtigs Grabmal stehen,
Als vor'ge Zärtlichkeit noch Ihre Sehnsucht stärkt,

Daher,

Daher, ſo ſehr Sie ſelbſt im Himmelslicht beglücket,
Sie zu dem Seraph ſagt, auf den Sie freundlich blicket:

19.

Mein Führer! der du mich zu dieſer Wonne brachteſt,
Die fern vom Erdenraum, und ewig während iſt:
Kehrſt du dorthin zurück, wo du mich erſt bewachteſt,
Und wo du Gott zum Dienſt in deren Anzahl biſt,
Die ſtarke Helden ſind der Lebenden auf Erden,
Bis ſie durch ihren Tod auch einſt unſterblich werden?

20.

Kehrſt du dahin zurück, wo Gott nach weiſen Schlüſſen,
Des Landes Schickſal ſo, als meines Königs lenkt?
Wo du nach deſſen Wink das wirſt befördern müſſen,
Was Er nach Güt u. Macht zu Seinem Ruhm verhängt?
Könnt ich denn, als ein Geiſt, nicht mit dir, um dich ſchweben,
Und meinen König noch mit Schutz und Dienſt umgeben?

21.

Ich wollte, wann du dich der ſtillen Einſamkeiten
Wo Er um meinen Tod noch bittre Klage führt,
Unſichtbar nähern würdſt, auf das Ihn tröſtlich leiten,
Wovon das Herz ſich oft im Trauren ganz verliert.
Ich würde mich bemühn, ihn liſpelnd hin zu bringen
Auf der Gedanken Lauf, die bange Seufzer zwingen.

22.

Mein König! wann du fühlſt, daß ſich ein ſanfters Weſen,
Befriedigung und Ruh, in dem Gemüth erzeigt:
So war ihr auch vordem, die Dir zu dem Geneſen,
Das itzo fruchtbar wird, den Anlaß dargereicht;
Wie rühmt ich dir nicht oft der Himmel Friedensfülle!
Nur wahre Gottesfurcht bringt zu gelaßner Stille.

23.

O! möchten dieſe Händ, und dieſe goldnen Locken
Dir gleich itzt ſichtbar ſeyn! Du würdſt mich damit bald
Die Thränen trocknen ſehn, durch welche ganz erſchrocken
Dein Herz ſich Lindrung ſchafft in weinender Geſtalt!
Indeß, da mich nichts mehr aus dieſem Wohlſtand bringet,
So merke, wie für dich doch meine Treu noch ringet.

24.

O weine nicht! es wird in diesem höhern Leben,
Für sanfte Menschlichkeit, für hehre Tugend Zier,
Ein unbeschreiblicher, ein schöner Lohn gegeben,
Der größte Gnadenlohn; die Kronen sind allhier,
Die aller Götter Gott, vor seinem Thron vertheilet,
Beym Ziele, welches Ich so zeitig schon ereilet.

25.

Ich weis, Du eilest auch mit glaubensvollen Blicken,
Mein König, diesem Ziel auf längrer Laufbahn zu:
Du kennst, was fähig ist die Menschlichkeit zu schmücken,
Und dein erhabner Geist sucht hierinn nur die Ruh:
Drum wird dir auch das Glück, benebst dem größten Ruhme,
Den man auf Erden kennt, davon zum Eigenthume.

26.

Könnt ich doch jeden Tag in deinem ganzen Leben,
Den solcher Tugendschmuck dir unvergänglich macht,
Den Himmelsgeistern gleich, beständig um dich schweben,
Ich schätzt es für ein Theil von meines Lohnes Pracht,
Nach früh errungnem Ziel; wie würd ich mich vergnügen,
An deinem großen Fleiß, dereinst als Ich zu siegen.

27.

Ein solcher Tag ist mehr als viele lange Zeiten,
Die sonst ein Sterblicher in Herrlichkeit verlebt;
Sucht ein Regent den Zweck bey seinen Würdigkeiten,
Daß Er recht edel herrscht und dadurch Sich erhebt:
Der hat, stürb er auch früh, Jahrhunderte erfüllet,
Sein Lob, Sein Nachruhm wird durch keine Zeit gestillet.

28.

Ich schreibe jede That: (Hier ward das Antlitz helle
An der vollendeten, hier wuchs Ihr heitrer Schein,
Und Sie veränderte mit Lächeln ihre Stelle:)
Ich schreibe jede That ins Buch des Lebens ein,
Und nenne Sie vor Gott; bis nach der Welten Krachen,
Die Engel Gottes Spruch aus solchem kundbar machen.

VI.

Nachricht von der unlängst geschehenen Verbesserung der Wiener Universität.

Die Reformation der Universität zu Wien ist uns endlich in die Hände gerathen: weil sie aber bis 20 Bogen stark ist, so kann man hier davon nicht viel sagen. Dieses allein ist unsers Erachtens genug, daß die Verfassung des Werkes, wir meynen die Schreibart selbst, eines der stärkesten Beweisthümer ist; daß es eine Nothwendigkeit sey, die Universität und Lehrart auf einen bessern Fuß zu setzen. Denn es ist daraus abzunehmen, daß der Verfasser noch ein Lehrling der Jesuiten sey, oder wenigstens gewesen; weil er ein so wichtiges Werk nicht besser vorzutragen gewußt. Der Inhalt aber ist herrlich. Man beruft sich erst, der untern Schulen halber, auf eine Vorschrift, welche schon An. 1735 durch den Kaiser Karln an die Universität erlassen, und in keinem Stücke befolget worden. Zudem soll man ein Schulbuch verfassen, wie die Grammatica Marchica ist, und aus denen Classicis die reine lateinische Sprache lehren; In der Philosophie alle unnütze Fragen verbannen; nur 2 Jahre zubringen; nichts mehr dictiren ꝛc. In der Theologie die griechische und hebräische Sprache, auch die Dogmatik, Kirchenhistorie, Polemik ꝛc. aus gedruckten Büchern lehren, und nicht dicti-

dictiren ꝛc. Mit einem Worte, es iſt alles ſo ſchön, daß man zweifelt, ob die Univerſität Leute finden werde, alles zu lehren. Kurz, wenn alles geſchieht, ſo darf Wien ſich weder vor der Sorbonne, noch vor andern ſchämen. Die Handwerksgebräuche ſind abgeſchafft, als feſta Academica, feriæ Ariſtotelicæ &c. und die Doctores Philoſophiae et Theologiae werden umſonſt gemacht, doch nach ſtrengen Prüfungen. Ihro Majeſtät erkennen, was dem gemeinen Weſen daran gelegen ſey, daß die Studien wohl gelehret werden: daher ſind ſie darauf verfallen. Hauptſächlich wirds nun auf die juriſtiſche Facultät los gehen, da die mediciniſche ſchon in unvergleichlichem Gange iſt.

Den 1 November 1752. ſoll man ſchon anfangen: man höret aber, daß die P. P. ſchon auf Werbung gehen, in allen Klöſtern einen Anhang zu finden, mit dem ſie ſich widerſetzen, und die Sache hintertreiben können. Denn die Clauſel, welche am Schluſſe beygefüget iſt: daß Ihro Majeſtät weder Anfragen, noch Zweifel, weder Antworten noch Einwendungen ꝛc. darauf vernehmen; ſondern die Sache vollzogen wiſſen wollen ꝛc. rauchen denen P. P. ſehr in die Naſe.

Der Erzbiſchof Trautſon iſt Protector, und jede Facultät hat ihren Director nebſt 4 Examinatoren, welche theils Auguſtiner, theils Petriner und Jeſuiten ſind. So iſt es denn ſo weit gediehen, daß die Jeſuiten nicht mehr die ganze Macht und das Ruder in Händen haben, wie bisher. Kurz: die Sache ſieht ſo ſchwierig aus, daß es fürwahr noch

zur Zeit vernünftig gehandelt iſt, wenn man wartet, bis es geht, wie es die Kaiſerinn haben will. Es ſind den Theologen gar Bücher vorgeſchrieben, welche die Jeſuiter durchaus nicht leiden können. Das unlängſt neu herausgekommene Verzeichniß künftiger Lectionen theilen wir mit.

O. A. M. D. G.

PRAELECTIONES QVAE IN ANTIquiſſima et Celeberrima Vniverſitate Viennenſi a Doctoribus, et Profeſſoribus omnium Facultatum publice proponentur, a Novembri Menſe MDCCLII. currentis, in Autumnum usque Anni MDCCLIII.

In Facultate Theologica.

In Sacra Scriptura.

Pro omnibus Speculativis, et moralibus Theologis, Profeſſor primarius prælegit diebus Dominicis, et feſtis, Pentateuchum, mane ab hora 10ma ad 11am.

Pomeridianus iisdem diebus Libros Joſuæ, Iudicum, Ruth et Regum, ab hora 3tia ad 4tam.

In Theologia Scholaſtica.

Tractatus Speculativus de Incarnatione dictatur.

Tractatus practicus de Angelis, et Actibus Humanis typis, vulgandus, prælegitur.

Tempus harum prælectionum una cum circulis, ſcabellisve, eſt mane a media 9na, usque ad 10mam, et a prandiis a 3tia usque ad 4tam.

In jure Canonico.

Pro 3tii, et 4ti anni Theologis prælleguntur Inſtitutiones, primum Imperiales Perezii, tum Textus Decretalium, cum Compendio P. Viti Pichler, a media 8va usque ad mediam 9nam.

In Doctrina Patrum.

Sancti Patres explicantur, et prælleguntur Theologis moralibus, diebus Feſtis, ab hora 2da usque ad 3tiam.

In Theologia Morali.

Prælegitur Compendium Pauli Laymani, a media 9na usque ad mediam 10mam, et ab hora 3tia usque ad 4tam.

In Doctrina Rituum.

In Ritibus ſacris inſtituuntur ſemel per hebdomadam vicini Sacerdotio: 2di Anni Theologi morales, et 4ti Anni Theologi Speculativi, qui ad Doctoratum non adſpirant, ab hora 10ma ad 11mam.

In Controverſiis fidei.

Pro 1mi et 2di Anni Theologis ſpeculativis, et pro omnibus Theologis moralibus, prælegitur P. Vitus Pichler, mane ab hora media 8va, usque ad mediam 9nam.

In Facultate Iuridica.

Liber I et II. Decretalium Gregorii IX. explicabitur.

Cont. in Lib. VIII. et ſeq. Codic.

Cont. in Lib. I. et ſeqq. Digeſtorum.

Inchoantur Libri IV. Inſtitutionum.

In

In Facultate Medica.

De Viribus ſimplicium medicamentorum, de eorum præparatione, et Methodo concinnandi formulas.

Continuabitur curſus praxeos.

Abſolvetur curſus Anatomicus, et continuabuntur Inſtitutionum Medicarum Lib. III et IV.

In Facultate Philoſophica et Artium.

In Collegio Hiſtorico.

Mane pro Candidatis Theologiæ, a media 9na usque ad mediam decimam, Hiſtoria ſacra Univerſalis.

A meridie pro Candidatis Iuris ab hora 3tia usque ad 4tam Hiſtoria pr[illegible]a, cumprimis Imperialis, et Auſtriaca, cum regulis critices.

In ſecundo Anno Philoſophiæ.

Prolegomena Phyſicæ. Phyſica Generalis. Hiſtoria naturalis et Phyſica Experimentalis.

In Primo Anno Philoſophiæ.

Prolegomena et Hiſtoria literaria Philoſophiæ. Dialectica, ſeu vera Logica. Metaphyſica, quae Ontologiam, Doctrinam primarum Veritatum, Coſmologiam, Pſychologiam, et Theologiam naturalem complectetur.

Notandum.

Profeſſori veteris triennalis Philoſophici concéditur, ut reſiduas materias ſecundum ordinem ſuperioribus annis receptum dictando abſolvat.

gangen. *) Dabey merket Herr Zeupel noch an; es habe eine unbekante Hand auf das 97. Blat des Codicis, als an welchem gedachtes VIII. Cap. um die Mitte herum anfängt, folgende lateinische Worte an den Rand geschrieben: Cap. Ioh. 8. *Iterum ergo Iesus locutus est eis dicens: Ego sum lux mundi.* Quod hic praecedit initium capitis omissum est, vt et illud praecedentis; *Et profectus est vnusquisque in domum suam.* Daraus folgert der Verfasser: es hätte so wohl Junius als Stiernhielm in ihren Ausgaben des Gothischen Evangelii unrecht, und wider die klare Ausweisung des Codicis selbst gehandelt, da sie nach dem 52. Vers des VII. Capitels ein Zeichen einer Lücke (die doch nicht seye) gemachet, auch zu desto näherer Vermuthung derselben das Wörtgen *Jah*, und, am Ende dieses Versiculs, als einen Anfang des folgenden, angehänget und hingesetzet, welches doch im Manuscripte gar nicht stünde.

Der fünfte Abschnitt belehret uns kürzlich von dem Nutzen, den man aus rechtem Gebrauch dieser Uebersetzung wahrhaftig schöpfen kan; welcher nach unserm Autore gedoppelt ist. **) Denn vors erste, so kan

---

*) Wie solches *Mareschallus* selbst erzehlet in den Obs. ad Vers. Goth. p. 466.

**) Unser Verfasser hat allhier nur von dem Nutzen dieses Gothischen Uberbleibsels ins besondere geredet, in so ferne es bey einer Critischen Untersuchung des Textes und der daraus fliessenden gründlicheren Auslegung des N. Testam. einigermassen Dienste thun kan; damit aber andere Nutzbarkeiten desselben gar nicht ausgeschlossen. Denn so hat zum Exempel Franciscus Junius, in seinem dem Evangelio an-

In Ethica.

Ethica Generalis et Ius Naturæ, Politica, et Oeconomica.

In Mathematica.

Arithmetica, Calculus literalis, Geometria, Trigonometria utraque, ac utraque Architectura cum applicationibus ad uſum.

In Eloquentia.

Mane pro Candidatis Iuris, a media octava usque ad mediam nonam, explicantur præcepta Eloquentiæ ex Quintiliano, et præleguntur Ciceronis, aliorumque etiam Germanicorum Oratorum opera, cumprimis in genere judiciali, et deliberativo.

A meridie pro Candidatis Theologiæ, et Theologis Moralibus, ab hora ſecunda usque ad tertiam, eadem præcepta explicantur, et Sacrorum Oratorum tum latinorum, tum Germanicorum opera præleguntur.

In Sacra Lingua.

A meridie ab hora ſecunda usque ad Tertiam Grammatica P. Fr. Xaverii Haſelbauer, et Pentateuchus Hebraicus, omnibus Theologis ſpeculativis explicatur.

In Lingua Græca.

Primis quatuor menſibus explicatur Grammatica minor P. Gretſeri omnibus Theologiæ et Medicinæ Candidatis, a media decima usque ad mediam undecimam. Reliquis menſibus a media decima usque ad mediam undecimam præleguitur

Can-

Candidatis Theologiæ Sacra Scriptura Græca. A media undecima usque ad mediam duodecimam, prælegitur Candidatis Medicinæ Græcus Hippocrates.

Pro minoribus classibus a media secunda usque ad secundam eadem Grammatica P. Gretseri explicatur, et Stobæus, ac epistolæ Nazianzeni cum analysi Grammatica prælegunter.

In Rhetorica.

Cypriani Soarii de arte Rhetorica.
Ciceronis Orationes majores selectæ.
Virgilii Aeneis.
Catechismus Petri Canisii.

Altero Semestri.

Horatii selecta a P. Iuvencio expurgata.
Iuvenalis Satyræ ab eodem expurgatæ.
Plauti Captivei.

Ex Historia.

Compendium Historiæ Ecclesiasticæ.

In Poesi.

Emmanuelis Alvari Lib. 3tius.
Ovidii Elegiæ.
Cicero de Amicitia.
Catechismus Canisii.

Altero Semestri.

Cypriani Soarii Rhet. Lib. 3tius.
Cic. Orationes selectæ minores.
T. Livii selecta.
Virgilii Aeneis.

Ovidii Metamorphoſes a I. Iuvencio expurgatæ.

Ex Hiſtoria.

Imperatores a ſæculo nono usque ad annum 1732.

In Suprema Claſſe Grammaticæ.

Emmanuelis Alvari Lib. 2dus.
Ornata Syntaxis.
Ciceronis Epiſtolæ ad Atticum.
Eiusdem ſelecta de Officiis.
Catechiſmi Petri Caniſii Cap. I. II. III. IV.

Altero Semeſtri.

Emmanuelis Alvari Lib. 3tius.
Curtius.
Ovidii Elegiæ de Triſtibus.

Ex Hiſtoria.

Imperatores ab Auguſto usque ad Carolum Magnum.

In Media Claſſe Grammaticæ.

Emmanuelis Alvari Lib. 2dus.
Ornata Syntaxis de proprietate verborum.
Ciceronis Epiſtolæ familiares majores.
Ejusdem Cato major, et Somnium Scipionis.
Catechiſmi Petri Caniſii C. I. II. III.

Altero Semeſtri.

Iulii Cæſaris ſelecta.

Ex Hiſtoria.

Vetus Romana Hiſtoria.

In

In Prima Classe Grammaticæ.

Emmanuelis Alvari Lib. I. Pars posterior de generibus, et declinationibus nominum, verborum præteritis, et Supinis.

Ciceronis Epistolæ minores.

Catechismi Petri Canisii Cap. I et II.

Altero Semestri.

Emmanuelis Alvari Lib. II. sine appendicibus usque ad communem verborum omnium constructionem.

Cornelii Nepotis Vitae selectæ.

Pontani Progymnasmata.

Ex Historia.

Fabulosa et Græca.

In Infima Classe.

Emmanuelis Alvari Lib. primi pars prior, seu Rudimenta.

Fabulæ Phædri Selectæ.

Catechismi Petri Canisii. C. I.

Altero Semestri.

De generibus nominum.

Ex Historia.

Historia Biblica Veteris Testamenti.

NB. In his quatuor Classibus excoletur sedulo Orthographia Latina et Germanica, et themata domo in scholam Germanice et Latine scripta ferentur.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Schreiben aus Utrecht an die Verfasser dieser Monathschrift.

Monsieur,

Comme vous avés donné dans votre Journal litteraire un extrait *du Jugement de l'Academie des Sciences de Berlin*, au sujet du fragment de lettre, que Mr. Kœnig, Conseiller & Bibliothecaire de S. A. S. le Prince d'Orange, à inseré dans son Memoire & Actes de Leipsig; & que vous devés être curieux des suites que ce Jugement peut avoir, je crois vous surprendre beaucoup, en vous informant des demarches que j'aprens que Mr. de Maupertuis fait, pour empecher que Mr. Kœnig ne réponde, par raport au Jugement. On ne comprend pas les raisons, qui font agir Mr. de Maupertuis, mais voici ce qu'il à fait, qui est bien asseuré, quoique difficile à croire. C'est qu'apres s'être adressé à Berlin à Mr. de Groenveld, Ambassadeur de la Republique, pour le faire agir, avoit écrit & fait écrire à un Seigneur, qui possede un des premiers emplois dans nôtre Service, & qui refuse de se meler de ses afaires: Il s'est ensuite adressé à S. A. R. Madame la Princesse d'Orange Gouvernante de ce Pays, pour la prier directement, d'imposer silence à Mr. Kœnig, n'ayant de meilleures raisons à donner, si non, qu'il avoit agi fort doucement envers led. Mr. K. & qu'en consi-

deration de ce, quil avoit l'honneur d'être à ſon ſervice, rempli de reſpect pour la perſonne de S. A. R. il n'avoit pas exigé de luy toute la ſatisfaction, quil auroit été en droit de demander: pourquoi il eſperoit que S. A. R. le ſauveroit des injures de Mr. Kœnig, auquel il ſe trouvoit reſolu de ne point repondre. Cette Lettre a été ſuivie d'une ſeconde à S. A. R. où repetant les mêmes choſes, il inſiſte encore plus ſur la grace, qu'il demande a S. A. R. & la prie de la luy acorder ſans retardement. Il n'en eſt pas reſté là crainte de ne rien obtenir, il s'eſt encore adreſſé a S. A. S. le Prince regnant de Brunſwig Wolfenbutel, pour, en ſa qualité de tuteur du jeune Prince Statboudre (pour ſes Etats qui ſont en Allemagne) agir pour luy aupres de S. A. R. & lui obtenir ſa demande, qui eſt, qu'elle vueille particulierement deffendre par Autorité a Mr. Kœnig, d'ecrire contre luy d'aucune maniere. Enfin il n'a rien épargné du tout, & on aprend qu'il a reüſſi à engager le Prince de Brunſwig à ecrire à S. A. R. en luy envoyant ſa Lettre. Je ne ſcai ce que Mr. de Maupertuis fera encore, mais il paroit, qu'il a grand peine, quoique Mr. Kœnig ſoit incapable de lui dire aucune injure, & qu'il a peut être trop à ſe louer de ſa politeſſe & de ſón honeteté; que l'on connoit ſuffiſamment ici.

Si Mr. de Mauperttuis ſouhaite que Mr. Kœnig ſe taiſe, le Publie ne le ſauhaite point, il attend trop de Mr. Kœnig & il ſeroit faché qu'il dut ſe taire; Crainte cependant que cela n'arive, quoi-qu'on ne l'eſpere pas, vous ſerez bien Monſieur, d'inſtruire le

Publ. des demarches de Mr. deMaupertuis, & je vous en ſerai obligé, par l'interêt que je prens à la juſtice de la cauſe de Mr. Kœnig, & au ſujet qui y a donné lieu.

Ja'i l'honneur d'etre avec beaucoup de conſideration,

Monſieur

à Utrecht le 15 Aout 1752.

Votre tres humble & tres obeiſſant Serviteur.

De Junge.

* *

VIII.

Iani Thaddæi Vindobonenſis, de Germanorum veterum aviditate bibendi, ad C. Corn. Taciti de Germania Cap. IV. 22 et 23. Excurſus. Lipſ. apud Io. Frid. Iahn 1751. 8. 4 Bogen in 8.

Dieß kleine Werkchen iſt ſehr artig geſchrieben, und deſto merkwürdiger, da es von einem Waſſertrinker herrühret, der ſein Tage kein Spitzglas Wein getrunken hat. Zudem iſt es ein junger Menſch, von etwan 18 Jahren, der in ſeinen Nebenſtunden, da er von ernſthaftern Bemühungen frey iſt, dieſen Aufſatz gemachet hat. Auf der Rückſeite des Titelblattes hat er die anakreontiſche Ode

Ἡ γη μελαινα πινει, d. i. Die ſchwarze Erde trinket,
Πινουσι δε δενδρα νυατ, Es trinken ſie die Bäume,
Πινει θαλασσα δ' αυρας, Die See trinkt auch die Lüfte,

O

Ὁ δ' ἥλιον διψῶντα,	Wie ſie die Sonne trinket,
Τὸν δ' ἥλιον σελήνην.	Und gar der Mond die Soñe.
Τί μοι μαχεῖσθ' ἑταῖροι,	Was zankt ihr denn ihr Freunde!
Κἀγὼ διψῶντι πιεῖν;	Mit mir, daß ich auch trinke?

Nachdem er einiges erzählet, was die alten Römer und Griechen von den Deutſchen rühmliches geſchrieben, z. E. Seneca, Aelian, Tacitus Cäſar, Valerius Max. u. a. m. ſo merket er an, daß noch kein Ausleger des Tacitus Worte aus der Beſchreibung von Deutſchland, im 19 Capitel ſattſam erkläret habe. Er führet weiter an, daß die Römer ihrer Kinder Zahl ſelbſt nach Belieben beſtimmet, und die ihnen drüber gebohren wurden, entweder wilden Thieren, oder andern Mitleidigen, durchs Ausſetzen, Preis gegeben*. Agnati, heißen alſo hier, recens nati, oder, die ihnen über die beliebte Zahl, noch dazu gebohren worden. Die alten Kirchenſcribenten, Minutius, Felix, Lactanz u. a. m. rücken dieſe Grauſamkeit, ſowohl als Tacitus, den Römern vor; davon aber bey den Deutſchen nichts zu ſpüren war: und der Herr Verfaſſer bringt hiebey noch viel ſchöne Beleſenheit an.

Indeſſen waren die Deutſchen nicht von allen Laſtern frey. Sonderlich ward ihnen die Trunkenheit vorgerücket**. Schon Livius hat es den Galliern nach-

* Numerum liberorum finire, aut quemquam ex agnatis necare, flagitium habetur: plus ibi boni mores valent, quam alibi bonæ leges.

** Sitim eos æſtumque minime tolerare: diem noctemque continuare potando. Si indulſeris ebrietati, ſuggerendo quantum concupiſcunt, non minus facile vitiis, quam armis vinci.

nachgesaget, daß sie corpora minime patientia sitis, d. i. Körper hätten, die den Durst nicht wohl vertragen könnten. Nun wären die Gallier Abkömmlinge der Deutschen, wie Cluver (in Germania ant. l. 3) wider den **Bodin** erwiesen; und schienen also diese Art von ihren Vätern ererbet zu haben.

Allein der Herr Verfasser will diesen Schimpf von unsern Vorfahren abwenden. Wir wissen nicht, ob demselben des **Vincentii Obsopœi** Tractat de arte potandi, der auch vor ein paar hundert Jahren deutsch heraus gekommen; imgleichen des Ritters **Hanns von Schwarzenberg**, Schrift wider die Trunkenheit, die auch verschiedenemal gedrucket worden, zu Gesichte gekommen. Beyde bestätigen, auch von ihren Zeiten, das Laster der Trunkenheit: allein vielleicht ist es in den ältesten Jahrhunderten, davon der Herr Verfasser redet; noch weniger im Schwange gegangen, als nachmals. Wir merken nur an, daß man aus dem Titel dieses Werkchens nicht hätte schließen können, daß die Deutschen von dieser Beschuldigung gerettet werden sollten. Sein Vorhaben ist eigentlich zu zeigen, daß andere Völker, außer den Deutschen, es in diesem Stücke viel ärger getrieben: welches allerdings, unsers Wissens, niemand vor ihm gethan hat.

In dem II. Abschnitte handelt er also von den Scythen, Perser, und anderer Völker Trunkenheit. Er beweist sie gut: aber sind nicht diese Völker, der alten Deutschen Brüder gewesen?

Der

Der III. Abſchnitt handelt von der Griechen Liebe zum Weine. Philippus und ſein Sohn Alexander waren ſtarke Trinker; ja dieſer ſetzte Preiſe auf, wer am meiſten ſaufen könnte. Kleomenes, der Spartaner, ſoff ſich raſend. Alcibiades konnte die Kunſt auch: Proteus der Macedonier, ſoff noch einmal ſo viel, als ihm Alexander aufſetzen ließ, das doch viel war. Die Tarentiner fiengen früh morgens an, und giengen trunken auf den Markt. Die Athenienſer ſelbſt trunken am Feſte des Bacchus, um einen Preis, in die Wette. Lacydes der Cyrenäer, Stifter der neuen Akademie, hat ſich zu Tode geſoffen ꝛc. Ja ſelbſt die griechiſchen Weiber ſind Heldinnen im Trinken geweſen.

In IV. Abſchnitte kömmt die Trunkenheit der Römer. Dieſe ſind ſolche Meiſter im Saufen geweſen, daß ſie keine Urſache gehabt, unſern Voraltern dieſen Fehler vorzurücken. Der Herr Verfaſſer handelt erſt vom heruntrinken bey Leichenbegängniſſen, womit man ſich die Traurigkeit zu vertreiben geſuchet. Eben das geſchah nach dem Abendeſſen, bey dem Nachtiſche, wobey ſie große u. umkränzte Bächer herumgehen ließen. Die Bekränzung der Köpfe entſtund auch bloß, um die Kopfſchmerzen vom Rauſche zu dämpfen; und dann taumelten ſie ſo gekrönet, wohl gar durch die Gaſſen. Tiberius war ſo ein großer Säufer, daß man ihn auch Biberius genennet ꝛc. Er belohnte die ſtärkeſten Trinker mit Ehrenſtellen. Des Cicero ungerathener Sohn konnte tapfer ſaufen. Antonius und

Cleo-

kan man einige ſtreitige Stellen, oder dunkele Redens-Arten in dem Evangelio füglich daraus erläutern, und deren wahren Sinn mit dem uralten Beyfall des Gothiſchen Uberſetzers unterſtützen. Z. Ex. die Worte ἄρτος ἐπιούσιος, Matth. VI, 10. hat die Vulgata durch: *panem ſuperſubſtantialem* zwar nach den Sylben genau genug, aber auch zugleich vollkommen unverſtändlich, überſetzet. Der ſelige Lutherus hat es: täglich Brod gegeben. Und dieſer letzteren Dolmetſchung kömmt unſer Ulphilas erwünſcht zu ſtatten, bey dem es heißt: HLAIF SINTEINON, panis *perpetuus* oder *continuus*, das iſt, diejenige Nahrung, deren wir beſtändig und alle Tage bedürfen. *) Vors andere kan dieſe Uberſetzung in manchen Stücken ſtatt eines alten Griechiſchen Codicis, deren ohnedem wenig genug auf unſere Nachwelt gekommen, dienen; und aus derſelben nicht ſelten erwieſen werden, daß die alte Kirche dieſe oder jene Stelle würcklich alſo und nicht anderſt geleſen habe, ob ſie gleich in andern neuern Abſchriften verändert vorkommt, oder wohl gar fehlet. Doch verſichert dabey Herr Heupel feyerlich, daß er dieſes auf keine andere Wege alſo gemeinet wiſſen wolle, als wenn man ſchlechterdings den Grundtext aus dem Ulphilas ändern, was in demſelben ſtehet vor

lio angehängten Gloſſario Gothico, und nur ganz neulich Herr Wachter in ſeinem Gloſſario Germanico mehr als zu deutlich gewieſen, wie wohl ein geſchickter Mann ſich dieſes edlen Reſtes der Gothiſchen Alterthums gebrauchen könne, eines Theils die Ähnlichkeit der Deutſchen Sprache daraus zu erläutern.

*) *Mareſchallus* in Obſervat. p. 393. ſeq.

Cleopatra konnten die Kunst auch. Kaiser Claudius, ja Cato selbst, und Ennius haben sich oft betrunken finden lassen. Man trunk die Gesundheiten seiner Geliebten nach der Zahl der Buchstaben: wie Martial saget:

Nevia sex cyathis, septem *Iustina* bibatur,
Quinque *Lycas*, *Lyde* quattuor, *Ida* tribus. u. d. m.

In der V. Section kömmt er wieder auf die Deutschen, und zeiget, daß es kein Wunder gewesen, wenn diese es in der Trunkenheit so weit nicht gebracht. Sie hatten keine Falerner, Cyprer und Chier Weine, die sie zum Trinken reizeten. Ein leichter Gerstentrank vertrat die Stelle. Hier widerspricht zwar Athenäus, im IV. Buch nach Dalechamps Ausg. a. d. 114 S. indem er saget, daß sie auch reinen Wein getrunken. Hierauf antwortet der Herr Verfasser ganz gelehrt, und zeiget: daß nur die Reichen und Vornehmen sich den Wein aus Griechenland und Italien haben kommen lassen. Er machet den Schluß, daß noch heute zu Tage bey keinem Volke die Trunkenheit ganz aufgehöret habe.

Ueberhaupt ist dieß Werkchen sehr artig geschrieben: und wenn gleich noch verschiedene Zusätze gemachet werden könnten; so ist es doch nach Beschaffenheit der obigen Umstände, sehr wohl, auch in einer feinen lateinischen Schreibart abgefasset. Wir können dem Leser melden, daß der wahre Namen des Verfassers Herr von Kauz, sey.

IX.

IX.

Nachricht von den prächtigen Kupfern europäiſcher Monarchen, die in Augſpurg heraus kommen.

Die edle Kupferſtecherkunſt, die in Augſp. gewiß eben ſo fleißig und glücklich, als an irgend einem andern Orte von Europa, getrieben wird, hat ein neues Werk unternommen, das ihrer eifrigſten Bemühungen würdig iſt. Hr. Joh. Dan. Herz daſelbſt hat angefangen, alle europäiſche itzlebende Potentaten, mit Kaiſerl. und Königl. Befreyungen verſehen, ans Licht zu ſtellen. Er iſt dabey Willens, weder durch einen unfleißigen Stich, noch durch unſaubere Abdrücke, die Bildniſſe majeſtätiſcher Perſonen zu entehren; ſondern alles mögliche zu thun, ſo wohl ſeinen hohen Gegenſtänden, als der Kunſt ſelbſt Ehre zu machen. Er hat davon zur Probe bereits die beyden höchſten Häupter, nämlich beyde kaiſ. Majeſtäten geliefert: von welchen auch alle Kenner geſtehen, daß ſie ſowohl in der Aehnlichkeit, als Zeichnung und Ausarbeitung die ſchärfſte Prüfung aushalten. Sie ſind von außerordentlicher Größe und Schönheit: und gleichwohl fodert der Künſtler nicht mehr, als einen Ducaten Vorſchuß; und will alle zwey Monathe ein neues Bildniß von eben der Art und Größe liefern. Die beyden erſten Stücke werden den Pränumeranten ſogleich geliefert, am Ende des Jahres aber, wird ein Titelblatt dazu fertig ſeyn. Jedes neue Kupfer wird zu 45 Kreuzern, oder einem halben Thaler, den Pränumeranten angerechnet, da es wohl ein paar Gulden werth iſt; gleichwohl aber

auch

auch andern um 16 ggl. oder 1 Kaisergulden gegeben werden. Am Ende wird man ein Regisler von den Jahren der Geburt, angetretenen Regierung, Vermählungen u. d. gl. anhängen. Uebrigens wird alles nach den Schildereyen der besten Künstler ausgearbeitet werden.

* *

X. Nachricht zu der Erklärung des geometrischen Maaßstabes der Säulenordnungen.

Wir haben schon neulich von des Hrn. Georg Bergmüllers, Hochfl. Augsb. Cabinetsmalers, auch Directors der Kunst und Malerakademie, trefflicher Erfindung, des wahren geometrischen Maaßstabes, gedacht, wornach die Alten die verschiedenen Säulenordnungen aufgerissen. Izo liefert uns der Hr. Verf. die übrigen VII. Kupferplatten, nebst einem gedruckten Blatte unter obigem Titel: darin man alles, was einem Kunstverständige zur nöthigen Einsicht, und wahrem Gebrauche dieser Erfindung dienen kan, antreffen wird. Wir können hier wegen Mangels des Raumes nichts mehr davon sagen; als daß wir die, zur Erklärung seines Schlüssels zu der ganzen Erfindung, welchen wir auf den Titel dieses Monaths gesetzet haben, gehörigen Verse mittheilen; und den Baumeistern selbiges Werk bestens empfehlen.

Was einst Pythagoras hielt Hekatomben werth
Nachdem er es erfand; und was Euclid gelehrt,
Nach den Verhältnissen Quadrate aufzubauen:
Das dient dem muntern Fleiß, die Gründe einzuschauen,
Worauf der Griechen Witz die Baukunst hat gegründt,
Wie alle Theil in sich genau verbunden sind;
Nicht eignem Einfall nach, nein, nach Natur und Wesen.
Magst du die Blätter nur beseh'n erwägen, lesen;
So findest du leicht auf einmal
Der Säulen Theile, Maaß und Zahl.

REGINA CHRISTINA
MAKEAΩN
1665.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Windmonat, 1752.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. XI. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVCTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Bildersaal heutiges Tages lebender und durch Gelahrtheit berühmter Schriftsteller ꝛc. von Jakob Bruckern und Joh. Jakob Haiden. Neuntes Zehend. Augspurg. 1752 fol.

Der unermüdete Fleiß des berühmten Herrn Pastor **Bruckers**, bereichert hier die gelehrte Welt abermal mit den merkwürdigsten Umständen zehn gelehrter Männer, die sich alle um dieselbe besonders verdienet gemacht haben. Sie folgen in chronologischer Ordnung, so auf einander:

1. Herr **Samuel Lenz**, Sachsenweimarischer und Anhaltköthenscher Hof- und Regierungsrath, ward zu **Stendal** in der Mark 1686 gebohren. Er studirete die ersten Anfangsgründe in der Schule seiner Vaterstadt, worauf er auf das **braunschweigische** Gymnasium kam. Von hier gieng er 1705 nach **Helmstädt** und 1707 nach Jena. Eine Hofmeisterstelle, die er bey einem Freyherrn **von Zedlitz** bekam, zog ihn auf die damals neuangelegte Ritterakademie in **Liegnitz**; allwo er gesonnen

war, die Mathematik, in Ermangelung eines öffentlichen Lehrers, zu lesen. Allein die Pest nöthigte ihn Schlesien zu verlassen: worauf er als Hofmeister zu dem Grafen von Stollberg kam. 1712 ward er in diesem Hause Cabinets- und Regierungssecretär, welchen Aemtern er ein Jahr lang vorstund und dann nach Holland gehen wollte; in Berlin aber Bewegungsgründe fand, sich nach Halle zu begeben, und der adelichen Jugend ferner als Hofmeister nützlich zu seyn. Im 1721sten Jahre ward er königl. preußischer Secretär bey einer Domainencommission zu Minden. 1723 aber ward er hochfürstl. Sachwalter in Zerbst, welches mühselige Amt er 18 Jahre fortsetzete, wobey er doch auch der Jugend Privatvorlesungen hielt. 1739 ward er ein Erbe seines begüterten Herrn Bruders zu Halle, allwo er sich entschloß, sein Leben, ohne Bedienung, zuzubringen und sich bloß mit der Gelehrsamkeit, sonderlich aber mit der Historie zu beschäfftigen. Wovon dessen wichtige Werke ein rühmliches Zeugniß ablegen.

2. Herr Joh. Christian Hebenstreit, der H. Schrift Doctor und ordentlicher Lehrer zu Leipzig, ward 1686 im Neustädtischen gebohren. Nachdem er seine ersten Jahre in der Stadtschule zugebracht, gieng er nach Saalfeld, und dann auf die Schule nach Zeiz. Endlich trat er seine akademischen Studien in Leipzig an, allwo sich sein Eifer und seine Geschicklichkeit gar bald mächtige Gönner und Beförderer erwarben. 1721 ward er Sonnabendsprediger in Leipzig, und Beysitzer der philo-

sophi-

ſophiſchen Facultät. Endlich vertrauete ihm der Rath das Conrectoramt an der Thomasſchule an, von welchem Amte er 1731 zum öffentlichen Lehrer der hebräiſchen Sprache berufen ward. 1740 ward er außerordentlicher, und 1746 ordentlicher Lehrer der Theologie: welchem Amte er annoch, ſo wohl als andern akademiſchen Würden und Ehrenämtern, auf das ruhmwürdigſte vorſteht.

3. Herr **Abraham von Humbert**, königl. preuß. Major ꝛc. ward 1689 zu **Berlin**, aus einer urſprünglichen franzöſiſchen Familie gebohren. Er erlernete die Mathematik unter dem berliniſchen Lehrer derſelben, **Philipp Naude**. Weil er einen heftigen Zug zum Soldatenſtande hatte, ſo gieng er 1708 nach Flandern, unter die holländiſchen Cadets. Von hier gieng er in ſächſiſche Dienſte, that 1711 als Fähndrich den Zug nach Pommern, ward als Gefangener nach **Wismar** geführet, und verfertigte in dieſer Gefangenſchaft; für ſeinen General, den Prinzen von **Weißenfels**, eine genaue und richtige Charte von der Inſel **Uſedom**. 1719 gieng er als Hauptmann bey dem Ingenieurscorps, in preußiſche Dienſte, in welchem Stande er Gelegenheit hatte, ſeine große Luſt und Geſchicklichkeit in der Mathematik durch Schriften und Riſſe zu üben und zu zeigen. 1731 mußte er auf Befehl des Hofes die Feſtungswerke in **Memel** einrichten helfen; und ſeit dieſer Zeit iſt er immer fortgefahren, ſich als ein gelehrter Kriegsmann zu zeigen.

4. Herr **D. Georg Gottlieb Richter**, der Arzneykunſt erſter Lehrer zu **Göttingen** ꝛc. ward 1694

richtig, was aber darinn ausgelassen ist, vor unrichtig, halten, und mithin ändern oder verwerfen müste und dürfte. Ganz und gar nicht. Er will vielmehr das Gegentheil mit seinem eigenen Beyspiel weisen; und bezeuget demnach, daß, ohnerachtet, wie bereits oben gedacht worden, die ganze Geschichte von der Ehebrecherin bey dem Gothischen Uberseszer so wohl, als in vielen andern Griechischen Codicibus *) mangele, er dennoch dieselbe durchaus nicht aus diesem Grunde vor Apocryphisch und uncanonisch, wiewohl vor dem Theodorus Beza und Hugo Grotius gethan haben, achte und erkenne. Vielleicht wünschten mit uns einige Leser, daß sich der Herr Autor in diese schöne Materie etwas mehr eingelassen hätte.

Jedoch, er eilet zum Beschluß, nachdem er in der sechsten und lezten Abtheilung zuvorher noch das Gothische Alphabet nebst dem Runischen, beyde gegen einander über, in ihrer eigenen Gestalt hergesetzet; **) aus deren Gegeneinanderhaltung augenscheinlich erhellet, wie gar nichts diese Buchstaben mit einander gemein haben; und wie nahe im Gegentheil die Gothische in ihren Zügen denen Griechischen kommen. Wir wollen zu verhoffentlichem Vergnügen einiger Liebhaber beyde Alphabethe ebenfalls hier herseszen:

Gothi-

*) Ja auch selbst in der allerälteſten Syriſchen Uberſezung; wie denenjenigen zur Genüge bekannt iſt, die ſich um die Critiſche Geſchichte der Heil. Schrift etwas mehr, als nur obenhin, bekümmert haben.

**) Wie er es in Verelii Runographia Scandica gefunden.

zu Schneeberg in Meißen gebohren. Er studirete anfangs zu Plauen, unter den wackersten Männern; und war nach seiner Liebe zu den morgenländischen Sprachen, schon hier im Stande, Chaldäische und Syrische Reden und Gedichte zu verfertigen. 1712 kam er auf die hohe Schule nach Leipzig, wo er 1714 Magister ward. Er legte sich ferner auf die Erlernung der Arzneykunst, und gieng 1716 nach Wittenberg, von da wollte er 1717 nach Holland gehen, ward aber durch allerley Umstände nach Kiel geführet. Hieselbst disputirte er zweymal, und erwarb sich das Recht zu den Vorlesungen. 1718 gieng er nach Leiden. Nachdem er von hier mit Ehren bekrönet zurück gekommen war, nahm er 1728 den Ruf als fürstl. Eutinischer Leibarzt an. 1735 bekam er den Ruf nach Göttingen, woselbst er 1736 ankam, und bis jetzt eine wahre Zierde dieser hohen Schule, und sowohl in der Arzneykunst, als der deutschen Dichtkunst ist.

5. Herr Karl Franz Buddeus, hochfürstlicher Sächsisch Gothaischer Kanzler, ward 1695 zu Halle gebohren, und mit seinem Vater, dem berühmten Jenischen Theologo, 1705 auf diese hohe Schule versetzet. In der Jugend, und bis an das 16te Jahr, drohete ihm das Unglück, daß er um sein Gesicht kommen, und lebenslang ein unbrauchbarer Mensch bleiben würde. In diesem Zeitpuncte aber half ihm die Vorsehung durch geringe Mittel, worauf er seine Studien eifrig fortsetzte. Er erlernete die Sprachen, die Mathematik, Gottesgelahrtheit und Rechtsgelehrsamkeit. Im 1716ten

Jahre

Jahre fieng er ſelbſt an philoſophiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu halten, und der wirkſame **Buddeiſche** Geiſt zeigete ſich mächtig bey ihm. 1719 gieng er nach **Weimar**, und erhielt einen Zugang in daſiges Archiv. Er ward hier ordentlicher Hofadvocat, beſorgete nach dieſem eine Zeitlang einige fürſtliche Angelegenheiten in **Wien**, bis er endlich hochfürſtlicher **Rudolſtädtiſcher** Juſtizrath ward. Hier wurde er unter andern an das Reichskammergericht verſchicket, bis er im 1734ſten Jahre in die hochfürſtlichen **Sachſen-Gothaiſchen** Dienſte getreten iſt.

6. Herr **Johann Caſpar Barthel**, der heil. Schrift Doctor, und des Fürſten Biſchofs zu **Wirzburg** geheimer geiſtlicher Rath ꝛc. ward 1697 zu **Kitzingen** in Franken gebohren. Er ſtudirete Anfangs zu **Wirzburg**, allwo er 1715 in das berühmte Seminarium aufgenommen ward. In zweyen Jahren erlangete er die Magiſterwürde, worauf er ſich auf die höhern Wiſſenſchaften befliß; da er ſich denn der Gottesgelahrtheit und Rechtsgelehrſamkeit zugleich ergab. Im 1721ſten Jahre trug man ihm auf, an dem **wirzburgiſchen** Hofe, die juriſtiſchen Vorleſungen mit den Edelknaben zu wiederholen, ward aber auch zugleich Caplan bey daſigem **Julierhoſpitale**. Hierauf ließ ihn der damalige Fürſt Biſchof, aus dem Geſchlechte **von Hutten**, eine gelehrte Reiſe thun. Er hielt ſich zwey Jahre in **Rom** auf. Als er nun von hieraus, mit den rühmlichſten Zeugniſſen ſeines gelehrten Fleißes, zurück kam, ernannte ihn der Biſchof zum Regenten

des obigen Seminarii. Zwey und zwanzig Jahre haben auch bewiesen, wie vortheilhaft dieser Stiftung ein solcher Vorgesetzter gewesen. 1727 ward er öffentlicher Lehrer des geistlichen Rechtes, und 1729 erhielt er die Würde eines geistlichen Rathes. Seiner ungemeinen Sorgfalt und besondern Gelehrsamkeit haben die Clerisey und Universität ihre Aufnahme zu danken: und dieß hat den Fürsten Bischof **Friedrich Karl** bewogen, ihn zum Generalvicar im **Wirzburgischen** Kirchsprengel zu ernennen; da er denn immer zu mehreren Würden gestiegen ist.

7. Herr **Johann Anton Sergius**, Sachwalter zu **Napoli**, ist 1705 in der Provinz **Basilicata**, im **Neapolitanischen**, gebohren. Sein Vater, ein berühmter Sachwalter, nahm ihn im 9ten Jahre nach **Napoli**, wo er ihn in das große Jesuitercollegium schickte: allein seines **Vaters Bruder** sah diese Schule für einen so feurigen Geist, für zu mager an, und that ihn in die berühmte erzbischöfliche Pflanzschule. Hieselbst blühete damals die Beredsamkeit und **Dichtkunst**, nach den Regeln der Vernunft und den Beyspielen der Alten: welches für den jungen **Sergius** eine glückliche Gelegenheit war, sein vortreffliches Naturell in beyden zu üben. Doch setzte er dabey die ernstlichen Wissenschaften nicht aus den Augen. Er erlernte die Mathematik, und Rechtsgelehrsamkeit. Endlich wandte er sich zur hohen Schule, und erwarb sich unter dem berühmten Rechtsgelehrten **Nicolaus Capassi**, alle Fähigkeit, die ihn einmal zu einem

nüz-

nützlichen Rechtskundigen machen konnte. Sein Vater übergab ihm mit der Zeit die wichtigsten Rechtshändel, und er ward in so viel schwierigen Fällen um Rath gefraget, daß man wohl sah, wie das Vertrauen der Einwohner seiner großen Einsicht gemäß wäre. Der König von **Neapolis** suchete die Justiz in seinen Landen zu verbessern; und unter denen geschickten Männern, die er hierzu ausersah, war auch Herr **Sergius** befindlich; welchen er im 1736sten Jahre zum Auditor der Provinz di **Lavoro** ernennete. Mit so vielen Amtsgeschäfften ihn nun auch diese neue Bedienung überhäufte, so ward er doch deswegen den Musen nicht abtrünnig; sondern verfertigte einige sehr schöne Schriften des Witzes, wovon unter vielen andern, das Elogio di Gianvincenzio Gravina, und sein Tractat della Tragedia, particalarmente sacra, welcher den Trauerspielen des Duca Lorenzo Brunasli vorgesetzet ist, Zeugen sind.

8. Herr **Johannes Gesner**, der Arzneykunst Doctor und öffentlicher Lehrer der Naturlehre und Mathematik ꝛc. in **Zürch**, ward daselbst im März des 1709ten Jahres gebohren. Er stammet aus dem Geschlechte des hochverdienten **Konrad Gesners**, an den die gelehrte Welt nie sonder Hochachtung denken kann. Schon in seiner Jugend empfand unser Herr **Gesner** eine starke Neigung zu Erforschung der Werke der Natur. Er war noch ein Schüler, als ihn Herr D. **Scheuchzer** zum Kräutersuchen mit auf die Wiesen nahm, und ihn, so oft er im Spitale chirurgische Handlungen vornahm,

nahm, dabey seyn liess. Dieses flößete ihm denn sehr zeitig die Lust und Geschicklichkeit zur Arzneykunst ein, die er denn auch unter obigem Herrn D. **Scheuchzer** zu erlernen eifrig beflissen war. Eine große Beyhülfe hierinnen erwarben ihm die gelehrten Bergreisen, die er mit seinem Vätter und Bruder, einige Jahre nach einander unternahm, und wo ihm die seltensten Kräuter und Steine bekannt wurden. Im 1726sten Jahre zog ihn der Ruhm des großen **Boerhaven** nach **Leiden**. In diesem fand er nicht nur denjenigen Lehrer, den er gehoffet hatte, sondern auch einen großen Verehrer des **Gesnerischen** Namens, und also einen besondern Gönner und Wohlthäter. Nachdem nun Herr **Gesner** ein Jahr lang zu **Leiden** geblieben, gieng er nach **Paris**, und machte sich auch daselbst mit den berühmtesten Kräuterkundigen bekannt. Er gieng endlich wieder zurück in sein Vaterland, und nach noch einigen gelehrten Reisen durch die Gebirge; empfieng er 1729 den Doctorhut. 1733 erhielt er die mathematische Katheder, im 1738sten Jahre aber die ordentliche Profession der Naturlehre, und ward zugleich Chorherr in dem Stifte zum großen **Münster**. Die übrigen Zeugnisse seiner weltbekannten Einsicht in die Naturlehre, zeigen sich in der großen Anzahl seiner gelehrten Schriften.

9. Herr **Christ. Gottlieb Ludwig**, der Arzneykunst Doctor, und ordentlicher öffentlicher Lehrer zu **Leipzig**, ist zu **Brieg**, im April des 1709ten Jahres gebohren. Im 1715 Jahre kam er auf dasiges königl. Gymnasium, wobey ihm seine Aeltern

noch

noch einen besondern Hausunterricht geben ließen. Die eingeschränkten Mittel, die er zu Fortsetzung seiner Studien vor sich sah, machten ihn nur desto eifriger, seine Zeit wohl anzulegen, und übrigens der mächtigen Hand der Vorsehung zu trauen, die ihn auch so wunderbar als herrlich geführet hat. Im 1728sten Jahre gieng er auf die hohe Schule nach **Leipzig**, allwo er unter den geschicktesten Lehrern die Philosophie und schönen Wissenschaften, sonderlich aber sein Hauptwerk, die Arzneywissenschaft, eifrig fortsetzete. Indessen giengen 1731 seine Stipendien zum Ende, und sein ehrliebendes Gemüth fing schon an wegen des künftigen Unterhaltes, in große Unruhe zu gerathen: als der verstorbene König **August** auf die Gedanken kam, einige Gelehrte nach **Africa**, zu Untersuchung des Reiches der Natur, reisen zu lassen. Herr D. **Hebenstreit**, welchem die Aufsicht über diese Reise anvertrauet war, erwählete sich unter andern, auch den Hrn. **Ludwig** zum Reisegefährten. Sie verließen also den 23 August 1731 **Leipzig**, und giengen über **Frankfurt, Straßburg, Basel, Genf** und **Lyon**, nach **Marseille**. Im Jänner 1732 giengen sie unter Segel, und kamen im Febr. in **Algier** an, allwo bereits die Mandelbäume blüheten. Hier liest man nun mit Vergnügen die verschiedenen Reisen, so sie im algierischen und tunetischen Gebiethe gethan, und wie sich des Herrn D. **Ludwigs** Begierde und Geschicklichkeit zur Naturkunde, dieselben allenthalben zu Nutze gemachet. Allein unser enger Raum gebiethet uns die Leser, zu dem

Bil-

Bildersaale und diesem merkwürdigen Leben in demselben, selbst zu verweisen. Wir melden nur, daß der unvermuthete Tod des Königes **Augustus**, diese Gesellschaft nöthigte, an ihre Rückreise zu denken. Sie gieng also nach **Marseille** zurück, und kam im Herbste des 1733sten Jahres wieder in **Dresden** an. Indessen war doch bey dieser Gelegenheit den dresdnischen **Mecänaten**, Herrn **Ludwigs** Gelehrsamkeit und unermüdeter Eifer bekannt geworden. Er kehrete wieder nach **Leipzig**, erlangte 1736 die Magisterwürde, und ein jährliches Gnadengehalt von Hofe, wegen der africanischen Reise. Er ward ein Mitglied der Collegiatur **U. L. F.** erlangete die Doctorwürde, und im 1747sten Jahre den ordentlichen Lehrstuhl in der medicinischen Facultät, in welchem sein alter Eifer der studirenden Jugend nützlich zu seyn, und seinem leidenden Nächsten mit weisem Rathe beyzustehen, so wie der gelehrten Welt durch gründliche Schriften zu dienen, so wenig erkaltet; daß man ein Augenzeuge seyn muß, um sich von seinem unermüdeten Fleiße einen rechten Begriff zu machen.

10. Herr **J. H. Samuel Formey**, der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin beständiger Secretär ꝛc. ward daselbst 1711 gebohren. 1720 kam er in das französische Seminarium, allwo er einen großen Trieb zum Studieren blicken ließ. Mit der Zeit erlernete er unter dem berühmten Hrn. **la Croze**, die Philosophie, die Gottesgelahrtheit aber, unter den Hrn. **Elsner**, **Pellouter** und **Achard**. 1729 ward er unter die Candidaten des Predigtamtes auf-

aufgenommen und im 1731ſten Jahre trat er daſſelbe wirklich in der Stadt Brandenburg an. Er war aber kaum 14 Tage daſelbſt, als er nach Berlin berufen ward, um bey einer von daſigen franzöſiſchen Gemeinen, Paſtor zu ſeyn. Hiebey unterließ er aber nicht, auch der gelehrten Welt durch allerley Schriften nützlich zu werden, wie er denn auch im 1734 Jahre, an der Bibliotheque germanique zu arbeiten anfing, und nachmals an mehreren dergleichen Tagebüchern die Feder hat führen helfen. Als im 1737ſten Jahre Hr. la Croze ſtarb, ward dem Hrn. Formey noch das Lehramt der Beredſamkeit übergeben; im 1745ſten Jahre aber trug man ihm die Stelle eines beſtändigen Secretärs bey der königl. Akademie auf, die er auch mit ſo vieler Befliſſenheit als Gelehrſamkeit bekleidet.

So mager und abgekürzet wir die Leben dieſer zehn Gelehrten hier angezeiget haben, ſo ſehr wollen wir unſern Leſern anrathen, ſie in der Quelle ſelbſt nachzuleſen: um ſich ſo wohl in dem Vertrauen zu der wunderbaren Führung der Providenz zu beſtärken, von welcher die Leben der Menſchen auch hier die deutlichſten Proben ablegen; als auch die fruchtbare Feder des Herrn Herausgebers zu bewundern, die auch die trockenſten Materien mit angenehmen Blumen der Beredſamkeit zu überſtreuen weis.

II.

Appel au Public, du Jugement de l'Academie royale de Berlin, sur un fragment de Lettre de Mr. de Leibniz, cité par Mr. König. A Leide de l'imprim. d' Elie Luzac, Fils. 1752, 8v.

Man hat es leicht denken können, daß das neuliche Urtheil der königl. Akademie der Wissenschaften und freyen Künste zu Berlin, nicht ohne eine Antwort bleiben würde. Hr. Rath König hat nicht dafür gehalten, daß er es bey demselben so schlechterdings bewenden lassen müßte; auch zum Ueberflusse, damit er in Ausführung seiner Sache desto freyere Hände haben möchte, sich der ganzen Verbindung mit gedachter Akademie begeben, indem er ihr das von ihr erhaltene Diploma wieder geschicket. * Hierauf hat er geglaubet, daß er sich von seinem strengen Unterrichter auf einen höhern berufen müßte; welchen er in der ganzen gelehrten Welt zu finden gehoffet. In der That ist diese, in einem so republicanischen Staate, die höchste Macht, auf deren Entscheidung alle ge-

* Ein berühmter Gelehrter von einer niedersächsischen Universität, der sich eben damals in Berlin, und in der Versammlung der königl. Akademie befand, giebt uns folgende Nachricht davon: „Um auch von gelehrten auf meiner Reise vorgefallenen Neuigkeiten etwas zu erwähnen, „so vermelde nur, daß ich in Berlin in der Versammlung „der Akademie der Wissenschaften, eben gegenwärtig gewe-

„sen,

gelehrte Streitigkeiten beruhen. Diese aber mußte erst durch den verurtheilten Beklagten, von der Beschaffenheit seiner Sache, recht unterrichtet werden: weil doch ein billiger Richter niemanden unverhörter Sache verdammet. Und eben diesen Bericht von dem Verlaufe der ganzen Sache, nebst den Gründen seiner Vertheidigung, und den nöthigen Beylagen und Urkunden, liefert Herr **König** in dieser Schrift.

In der vorläufigen Nachricht, wird gezeiget: daß eine Untersuchung einer geschehenen Sache alsdann nicht unnütz sey, wann sie einen Einfluß in die Wahrheit eines Lehrsatzes hat. Diese aber insonderheit werde deswegen die Augen der Gelehrten auf sich ziehen; weil sie einen gewissen Satz als wahr und wichtig voraus setzet, der es gleichwohl nicht sey. Die Zeitpuncte großer Irrthümer wären in der Weltweisheit auch merkwürdig: und da sie andern zur Warnung dieneten, wie sich der menschliche Verstand vergehen könnte: so verdieneten auch diejenigen, die durch ihren unglücklichen Erfolg im Erfinden, andern genützet, in der Historie

„sen, als der Herr Secretär Formey erzählete, daß Herr „Professor König in Holland sein Diploma, das er als „Mitglied der Akademie ehedem erhalten, wieder zurück „geschicket habe, und kein Mitglied mehr seyn wolle: wor„über zwar debatten zu entstehen schienen; sie wurden „aber durch einen gar vornehmen Herrn von hohem Ran„ge, welcher auch gegenwärtig war, gestillet, daß keine Re„solution weiter gefasset wurde ꝛc.

Gothiſches Alphabeth.

1	𐌰 *a*	50	𐌽 *n*	60	𐍇 *gbi*
2	𐌱 *b*	60	𐍇 *gbi*	70	𐌷 *u*
3	𐌲 *g*	70	𐌷 *u*	80	𐌿 *p*
4	𐌳 *d*	80	𐌿 *p*	90	𐍀 *e long.*
5	𐌴 *ebreve*	90	𐍀 *e long.*	100	𐍁 *r*
6	𐌵 *qu*	100	𐍁 *r*	200	𐍃 *ſ*
7	𐌶 *z*	200	𐍃 *ſ*	300	𐍄 *t*
8	𐌷 *h*	300	𐍄 *t*	400	𐍅 *f*
9	𐌸 *tzh*	400	𐍅 *f*	500	𐍆 *v*
10	𐌹 *i*	500	𐍆 *v*	600	𐍈 *w ü y*
20	𐌺 *k*	600	𐍈 *w ü y*		𐍉 *hv vel qbv*
30	𐌻 *l*		𐍉 *hv vel qbv*		𐍊 *ch*
40	𐌼 *m*		𐍊 *ch*		

Runiſches.

1	ᚠ *f*	50	ᛚ *l*
2	ᚢ *u*	60	ᛦ *m*
3	ᚦ *tzh*	70	ᚺ *au*
4	ᚨ *o*	80	ᛇ
5	ᚱ *r*	90	ᛉ
6	ᚴ *k, g*	100	ᛜ
7	ᚼ *h*		
8	ᚾ *n*		
9	ᛁ *i*		
10	ᛅ *a, æ*		
20	ᛋ *ſ*		
30	ᛏ *t, d*		
40	ᛒ *b, p*		

Unſer Verfaſſer macht dabey drey Anmerkungen. Einmal; daß Junius denjenigen Buchſtaben, der zugleich die Zahl neunzig ausdrücket, (denn daß die Gothen die Buchſtaben auch an ſtatt der Zahlen, wie viele andere Völker gebrauchet, iſt ſchon eben erinnert worden) nicht in dieſes Alphabeth mit aufgenommen habe, weil er ihn in dem Codice argenteo nicht wahr genommen. Allein, ſagt er, Ve-

storie denkwürdiger Irrthümer, zu leben; damit die Nachwelt wisse, wessen Bemühungen sie die Erweiterung ihrer Erkenntniß zu danken habe. Zu dem Ende wolle man in dieser Streitsache 1) eine ungekünstelte Erzählung vom Ursprunge der ganzen Zwistigkeit; 2) einige Anmerkungen über das streitige Stück eines leibnitzischen Briefes; 3) eine Untersuchung der Rechte der Akademie, und ihrer anwesenden Mitglieder, die an dem Ausspruche Theil gehabt; 4) Endlich den Briefwechsel, zwischen dem Hrn. Präsidenten und Secretär der Gesellschaft an einem, und dem Hrn. König am andern Theile liefern.

Das erste Stück wollen wir so genau, als uns möglich ist, ins Kurze ziehen.

Vor etlichen Jahren gab Hr. von **Maupertuis**, Präs. der königl. Akademie der Wiss. zu Berlin, eine neue Theorie über die kleinste Wirkung heraus, welche die Natur, im Stande des Gleichgewichts der Körper, und in der Austheilung der Bewegungen, wenn man ihm Glauben giebt, allezeit beobachten soll. Dieser Satz, ist nach der Meynung seines Erfinders, eine der glücklichsten Entdeckungen der heutigen Philosophie, und das oberste Gesetz, dem der Urheber der Natur in der Bildung der Welt gefolget ist. Er kündigte also denselben der Welt, als einen Grundsatz an, der sehr fruchtbar an Folgerungen wäre, und darauf man eine neue natürliche Theologie, und eine Kosmologie bauen könnte, die alle bisherigen Kosmologien weit übertreffen würde.

Er

Er ließ diese Schrift in den II. B. der Historie der berlinischen Akademie eindrucken,* und Herr König bekam sie 1749 im Heumonathe zu lesen. Allein er fand nicht, was er gehoffet hatte, sondern glaubte paradoxe, ja handgreiflich falsche Sätze, darinn zu finden. Weil man in philosophischen Dingen sich an kein Ansehen berühmter Namen binden darf; so untersuchte er den gedachten Satz, als ein Meßkünstler, und schrieb seine Gedanken lateinisch auf: worinn er nicht nur erwies, daß der neue Lehrsatz sich nicht behaupten ließe, sondern sich auch bemühete, die wahre allgemeine Quelle der Bewegungen und Kräfte zu entdecken; davon Hr. v M. weder die Vortheile, noch den Umfang eingesehen, und an dessen Stelle er den Satz von der kleinsten Wirkung setzen wollen, der weder so allgemein wäre, noch auf den Zustand der gezwungenen Ruhe im Gleichgewichte, sich schickte.

Diesen Aufsatz hatte er, mit aller möglichen Bescheidenheit gegen den Herrn Gegner, abgefasset. Sein Namen war nicht genennet; seine Schriften nicht angezeiget, und es ist kein Ausdruck darinnen, der den empfindlichsten Schriftsteller beleidigen könnte. Hr. König schickte ihn also hieher, um in die lat. Acta Erud. gesetzet zu werden; gab aber zu gleicher Zeit dem Hrn. v. M. Nachricht davon; und bedankte sich für die Ehre, daß man ihn zum Mitgliede der berl. Akademie ernennet hätte. Weil er

* Wir gaben davon im 2 St. des 7 B. des N. Büchersals auf der 110 u. f. bis 116. 117 S. Nachricht.

indessen vernahm, daß Hr. v. M. sehr empfindlich darüber gewesen, daß einige Gelehrte zu Leipzig seinen Satz beurtheilet hatten, in den er so sehr verliebt war: so entschloß er sich seine Schrift lieber noch von hier zurück zu nehmen. Er bekam sie auch wieder; und würde sie niemals haben drucken lassen, wenn Hr. v. M. ihn nicht selbst dazu getrieben hätte.

Nach Verfließung eines Jahres, that Hr. König eine Reise ins Pyrmonterbad, und bis Berlin. Er kam im Sept. 1750 daselbst an, und sprach den Hrn. v. M. unter andern auch von dem neuen Lehrsatze, der kleinsten Wirkung. Dieser fragte ihn, warum seine Schrift nicht gedrucket worden? Hr. K. sagte ihm aufrichtig die Ursache: er habe nämlich, in der Ungewißheit, ob Hr. v. M. solches gern sehen würde, seinen Aufsatz lieber zurück halten wollen: ob er gleich bereit wäre, die Sache mündlich mit ihm auszumachen. Hr. v. M. aber lehnte dieses mit einem Complimente ab, hörte auch des Hrn. K. Antworten mit einigem Unwillen an: worauf dieser denn beschloß, daß er seine Schrift ganz unterdrücken wollte. Das wollte aber Hr. v. M. nicht haben.

Als Hr. König nach Hause kam, schickte er dem Hr. v. M. seinen Aufsatz zu, mit einem Briefe, darinn er ihm frey stellete, selbigen bey ruhigem Gemüthe zu lesen; auch versprach, alles, was ihm missiele, wegzulassen, oder auch die ganze Schrift zu unterdrücken; wenn er dieses begehrte. Allein folgendes Tages schickte ihm dieser seine Schrift zurück, und meldete ihm in einem Zettelchen: daß er nicht Zeit gehabt, sie zu lesen; ihn aber bäthe, sie dru-

drucken zu laſſen, mit der Verſicherung, daß dieſe Uneinigkeit in Meynungen, in ihrer Freundſchaft nichts ändern würde. So ſchickte denn Hr. K. ſeine Schrift nach Leipzig, wo ſie 1751 in den März der A. Erud. gedrucket ward.

Den 28ſten May ſchrieb ihm Herr von M. Er hätte ſeinen Aufſatz geleſen, und ſehr ſchöne Aufgaben darinn gefunden; nähme es auch gar nicht übel, daß er andrer Meynung wäre, würde ihm aber mit gleicher Freyheit antworten. Uebrigens wünſchte er ſehr, den ganzen Brief zu ſehen, daraus das Stück des leibnitziſchen Briefes genommen wäre; bäthe auch ſehr, ihm das Jahr deſſelben, und wo er anzutreffen wäre, zu berichten.

Den 28ſten Jun. antwortete Herr König ihm: daß er ſich auf die ihm verſprochene Antwort freue; das Original des leibnitziſchen Briefes aber beſäße er nicht; ſondern bloß eine Abſchrift, die er von dem ſeligen Henzy, nebſt andern Briefen berühmter Männer, die er herauszugeben Willens geweſen, bekommen hätte. Um auch allen Argwohn zu benehmen, ſandte er ihm die völlige Abſchrift des leibnitziſchen Briefes. Dieſe Willfährigkeit des Hrn. K. zeigte nun allerdings, daß er auf redlichen Wegen wandelte, und ſich nichts arges bewußt war. Allein kaum hatte Herr von M. erfahren, daß dieſer das Original nicht hätte; als er die Unterſuchung der Hauptfrage, **ob nämlich ſein neuerfundner Lehrſatz wahr ſey?** fahren ließ, und bloß auf das nicht vorhandene Original des leibnitziſchen Briefes zu dringen anfieng. Anfänglich redete er

als ein bescheidener Gelehrter, nur von Prüfung der Sache, um zu erfahren, auf welcher Seite sich die Wahrheit befände. Nach der Zeit aber, redete er aus dem Tone eines Siegers, der seinen Gegner auf einer Betrügerey ertappet, und ihn der Bosheit überführen will. Er ließ die ganze Frage von der Wahrheit seines Lehrsatzes fahren, gleich als ob darauf nichts ankäme; und hielt sich nur an das Fragment, oder Stück des leibnitzischen Briefes; als ob dieß die Hauptsache wäre. Dieses soll und muß nämlich die erhabene Entdeckung seines vermeynten Lehrsatzes in sich halten: und er meynt, die ganze Ehre dieser Erfindung würde Leibnitzen zu Theile werden; dem Abgotte des Hrn. Königs und aller Weltweisen von der deutschen Secte, wie Hr. v. M. redet: dieses aber sey eine Beschimpfung, die er nicht erdulden könne.

Hierauf brachte nun Hr. v. M. die berlinische Akademie auf, sich in diesen Streit zu mischen. Er beredete sie: ihre eigene Ehre litte dabey, wenn ihr Präsident dergestalt um eine Erfindung gebracht würde. Vergebens sagte Hr. König: man müßte erst untersuchen, ob die Sache auch gegründet, und der erfundene Lehrsatz wahr wäre? Man wollte ihn nicht hören, und foderte bloß das leibnitzische Original. Man verachtet Hrn. Königs Einwürfe, und will nicht darauf antworten: ob sie gleich dieser für geometrische Demonstrationen ausgiebt, dagegen sich nichts einwenden läßt. Kurz, die Akademie hat das Stück des leibnitzischen Briefes, als untergeschoben und erdichtet, verdammet.

Was

Was iſt alſo der rechte Hauptpunct dieſes heftigen Streites? Dieſer: man habe das Stück des leibnitziſchen Briefes, welches Hr. König angezogen hat, böslich erdichtet, um dem Hrn. v. M. Unrecht zu thun; oder das Lob des großen Leibnitz, durch eine piam fraudem, noch zu vergrößern. Dieſes ſetzet 1) zum voraus, die leibnitziſche Stelle halte wirklich den ſchönen Lehrſatz in ſich, den Hr. v. M. erfunden haben will: ſodann 2) daß man auch ſonſt ſtarke Einwürfe wider die Glaubwürdigkeit des Stückes zu machen habe: endlich auch 3) daß die Akademie ſelbſt ein unſtreitiges Recht habe, dieſe Art von Streitigkeiten zu erörtern, und durch einen Urtheilsſpruch zu entſcheiden. Wenn man alſo 1) zeigen würde, daß das gedachte Fragment des leibnitziſchen Briefes, des Hrn. v. M. Lehrſatz nicht in ſich hält, ſondern gerade das Widerſpiel ſaget; und daß man nur durch falſche Auslegungen ihm einen verkehrten Sinn gegeben hat; 2) daß die berliniſche Akademie kein gehöriger Richter ſey, die Glaubwürdigkeit des Fragments, vielweniger die darinn enthaltene Wahrheit zu beurtheilen; 3) daß der Lehrſatz, deſſen Erfindung, nebſt der damit verknüpften Ehre, die Hr. v. M. durch dieß Fragment zu verlieren beſorget, nichts als ein Gewebe von falſchen Schlüſſen ſey: wenn, heißt es, dieſe drey Sätze ins Licht geſetzet und dargethan würden: ſo würde die Aufrichtigkeit in dem ganzen Verfahren des Hrn. Königs ſattſam erhellen; und der ihm muthwillig an den Hals geworfene Proceß in ſeiner Blöße erſcheinen.

Wir nehmen hier, als Geschichtschreiber einer gelehrten Streitigkeit, keine Partey, sondern erzählen bloß den Inhalt dessen, was wir in dieser Appellation finden: so wie wir auch vorhin den Inhalt des berlinischen Urtheilsspruches erzählet haben. Wir überlassen den Lesern selbst das Urtheil: können doch aber so viel nicht bergen, daß allerdings, wenn Hr. König die angegebenen drey Puncte recht beweisen kann; der Sieg gewiß auf seiner Seite seyn müsse. Nun aber läßt er sich in dieser Schrift nur auf die beyden ersten ein: den letzten Punct will er nicht wiederholen, weil er ihn schon in seiner Schrift die in den Act. Erud. steht, ins Licht gesetzet; als darauf er sich beruset. Er gesteht freylich, und verspricht es noch künftig auszuführen, daß ein Theil dieses vorgeblichen neuen Lehrsatzes wahr sey; aber auch lange vor ihm von den Gelehrten eingesehen worden, behauptet aber auch, daß der andere Theil desselben der wirklich von des Hrn. v. M. Erfindung ist, durchaus falsch und ungegründet sey.

Der II. Abschnitt liefert also die Anmerkungen zum leibnitzischen Fragmente, und zeiget deutlich, daß selbiges die vorgebliche Erfindung des Hrn. v. M. nicht in sich halte. Um unsern Lesern etwas davon zu liefern, wollen wir Hrn. K. Worte, im Schlusse seines Aufsatzes, im März der A. E. von 1751. a. d. 176. S. übersetzt mittheilen: „Schließlich „setze ich nur ein Wort hinzu; daß es nämlich „scheint: Hr. von Leibnitz habe einen noch weit „allgemeinern Begriff von der wirkenden Kraft ge„habt, als man vielleicht itzo denket. Denn es ist

„ein

„ein Brief von ihm an Hrn. Hermann vorhanden, „darinn er so redet: „Die Wirkung ist nicht das, „was sie denken: die Zeit muß darinn auch in Be„trachtung gezogen werden. Sie ist also, wie das „Product der Masse durch die Zeit, oder der Zeit „durch die lebendige Kraft. Ich habe es bemerket, „daß sie in den Bestimmungen der Bewegungen „gemeiniglich ein *Maximum* oder *Minimum* „wird. Man kann sehr wichtige Folgerungen dar„aus ziehen. Sie könnte dienen, die krummen Li„nien zu bestimmen, die von Körpern beschrieben „werden, welche von einem oder mehrern Mittel„puncten an sich gezogen werden. Ich war Willens, „von diesen Dingen unter andern im II. Th. meiner „Dynamik zu handeln; die ich aber unterdrücket „habe: weil die üble Aufnahme, die das Vorurtheil „dem I. Th. erwiesen, mir die Lust dazu benom„men hat.„

Hier bemerket der Hr. K. zuförderst einen Fehler des Abschreibers, oder Druckverbesserers, der sehr sichtbar ist. Anstatt der Worte: **sie ist wie das Product der Masse durch die Zeit, oder der Zeit, durch die lebendige Kraft**; steht in der Abschrift des leibnitzischen Briefes: **Sie ist wie das Product der Masse durch den Raum und die Geschwindigkeit, oder der Zeit, durch die lebendige Kraft.** Die Verfasser des berlinischen Urtheils machen sich diesen Fehler, wider den Hrn. K. sehr zu Nutze, und wollen daraus durchaus erzwingen: daß dieß Stück des Briefes untergeschoben, oder erdichtet sey. Ob das aber folge,

laſſen wir andere urtheilen. Geſetzt aber, es fände ſich dieſer Fehler, ſelbſt in dem erſten Aufſatze den Herr König nach Leipzig geſchicket hat: ſo würde es nichts mehr beweiſen; als daß Hr. König ſich aus dem angezogenen leibnitziſchen Stücke ſo wenig gemachet, daß er nicht einmal recht acht darauf gegeben: weit gefehlet, daß er es mit Fleiß erdichtet haben ſollte, um dem Hrn. v. M. ſeine Ehre zu rauben. In dieſem Falle würde er gewiß beſſer Achtung gegeben haben: denn der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Producten konnte ihm unmöglich unbekannt ſeyn. Seine Schrift ſelbſt zeiget gleich im Anfange, daß er die Sache eingeſehen habe. Uebrigens kann das Wort Zeit, welches zweymal in der Stelle vorkömmt, den Abſchreiber des Hrn. Königs, betrogen haben; wie oft zu geſchehen pflegt, daß man von einem auf das andere hüpfet.

Aber das Hauptwerk iſt: ob auch die leibnitziſchen Worte, des Hrn. v. M. neuerfundenen Lehrſatz in ſich halten? Dieſer letztere glaubt es, und die berliniſche Akademie ſetzet es zum voraus: indem ſonſt ihr ganzes Urtheil eine vergebliche Sache ſeyn würde. Und gleichwohl wird hier ſehr deutlich erwieſen, daß Leibnitz ganz was anders ſaget, als was Hr. v. M. erfunden haben will. Wer kann das begreifen, oder zuſammen reimen? In der That aber können wirs nicht anders einſehen, als daß Hr. v. L. und Hr. v. M. zweyerley ſagen. Der erſte ſaget, daß die wirkende Kraft, (Action) entweder ein Maximum, oder ein Minimum, NB. gemeiniglich, d. i. öfters, zu ſeyn pflege. Hr. v. M. aber ſaget, daß ſie NB. allezeit ein Minimum ſey.

Iſt

Iſt das einerley? Ferner will Hr. von M. die Geſetze des Gleichgewichts, in der kleinſten Wirkung ſuchen: Hr. v. L. aber ſaget kein Wort davon. Was dieſer nun ſaget, ſetzet Hr. König dazu, iſt der richtigſten Wahrheit gemäß; was aber jener, als allgemein vorgiebt, iſt durchaus falſch. Wie hat er denn dieſes in dem leibnitziſchen Fragmente ſehen und finden können?

Wir übergehen die Unterſuchung des II. Puncts, der die berliniſche Akademie betrifft: ob ſie nämlich das Recht gehabt, dieſen Streit zu entſcheiden? oder ob ein Glied derſelben verbunden ſey, ſich ihren Ausſprüchen zu unterwerfen? Hr. K. beruſet ſich hier auf juriſtiſche Gründe der Gerichtsbarkeit, die nicht für uns gehören; und die wir aus Hochachtung gegen eine ſo anſehnliche Geſellſchaft, nicht prüfen wollen.

Die beygefügten Briefe geben der ganzen Sache ein völliges Licht. Man ſieht hier alles, was von beyden Theilen vorgegangen, ehe das Urtheil gefället worden. Hr. K. erſcheint allenthalben als ein ehrlicher und höflicher Mann, der aber auf ſeine gute Sache ſich verläßt, und auf ſeine Gründe trauet. Die angeführten leibnitziſchen Briefe, haben nicht nur uns, ſondern alle hieſige Gelehrten, die Leibnitzens Schreibart kennen, überzeuget, daß ſie wirklich von ſeiner Hand kommen; und man glaubet einhällig, daß niemand vermögend ſey, dieſelbe ſo natürlich nachzuahmen.

Wir haben dieſes mit hiſtoriſch. Gleichgültigkeit erzählet, um unſern Leſern von einem ſo merkwürdigen Streite itziger Zeit einen Begriff zu machen; nehmen aber übrigens an der ganzen Sache nicht den geringſten Antheil.

relius habe vor billig gehalten, ihme darinn einen Platz einzuräumen, weil er allerdings in dem Codice an dem Rande stünde, *) um die gedachte Zahl anzudeuten; zudem auch Bonaventura Vulcanius in seinem von ihm zu Leyden an. 1597. heraus gegebenen Commentariolo in Litteras Gothicas eines Ungenannten, ihn allerdings mit unter die Ulphilanische Buchstaben setzte; welcher Verfasser ebenermassen diesen Codicem in Händen gehabt hätte, der damals vielleicht noch nicht so schadhaft und verstümmlet gewesen. Zum andern: sey noch ungewiß, welcher von denen zwey allerletzten Buchstaben dem andern in der Ordnung vorgehe, und also die Zahl 700. anzeige. Und denn drittens: so gehörten die drey letzten Runischen Buchstaben gar nicht unter die so genannten Malrunen; sondern hätten nur beym Zehlen ihren Gebrauch.

Damit endlich die Leser auch einige Proben so wohl von der Sprache selbst, als von der eigentlichen Art der Gothischen Dolmetschung haben möchten, hat Herr Heupel das Vater Unser und das Evangelium am heiligen Christtage, Lucä II, 1--15. mit seiner eigenen Lateinischen Uebersetzung von Wort zu Wort annoch am Ende angehänget. Bey dem letzten merket er hiernächst noch an: Junius habe im 4ten Verse die Worte *ni baurg Nazaraith*, (aus der Stadt Nazareth) in seiner Ausgabe aus Versehen weggelassen, und daher Mareschallus unrecht erinnert, daß sie in dem Codice auch

*) Junius hat aber auf die Zeichen am Rande keine Acht gehabt.

III. Ode.

Die Freundschaft.

Dich, die der König nicht empfindet,
Der Blumen doch um Ketten windet,
Worein ein Wütherich die reine Tugend zwingt;
Dich, die der Mensch entzückend nennet,
Und doch davon sehr wenig kennet,
Wenn gleich sein süßer Mund von deinem Werth' erklingt;
Dich Freundschaft! wo soll ich dich finden!
Du wächsest, wie das Gold, wohl bey den fernen Inden!

Europens Schooß hegt manche Schätze;
Es pocht auf Ordnung und Gesetze;
Kein Land ist, dems an Witz und Sittlichkeit gebricht.
Wir dringen gar bis zu den Sternen;
Und wollen ihre Wege lernen:
Dich, liebste Freundschaft! nur, dich, theure! kennt man nicht.
Wir lernen in der Weisen Schulen
Nicht um der Tugend Kern, nur um die Schalen buhlen.

Zwar, dörfte man den Worten trauen:
So würden wir dich öfter schauen;
Doch, wer hat nicht den Klang, der ihn betrog, beweint?
In reuerfüllten Thränen schwimmen;
Auf sich, und das Vertraun ergrimmen,
Wodurch die Redlichkeit sich gar zu leicht vereint:
So geht es dem, der eher trauet,
Eh' er der Gleißnerey dreist in die Larve schauet.

Du prangest nur in den Geschichten:
Doch was wird man von uns berichten,
Wenn man der Tugenden von unsrer Zeit erwähnt?
Mit Aftertugend prächtig gleißen;
Sich auf das Schattenwerk befleißen:
Dieß ists, wornach die Welt aus unsrer Zeit sich sehnt!
Man nimmt den Schatten für das Wesen,
Und hat sich ein Gespenst zum Gegenstand erlesen.

So wie auf frechen Operbühnen
Der Einfalt mancher Held erſchienen,
Als wenn ſein falſcher Schmück von ächten Steinen wär.
Kein Indien kennt ſolche Steine;
Sie glanzen nur bey Lampenſcheine:
Und dennoch fällt ihr Glanz geſchwächten Augen ſchwer.
So ſieht man auch die Helden ſtrotzen,
Die auf das Lügenbild ſo mancher Tugend trotzen.

Die Tugend wird ja nun verlachet,
Die vormals Helden groß gemachet,
Und Weiſe ſanfter Art, und ſtiller Sittſamkeit.
Mit ſeines kleinen Witzes Schalen
Recht bis zum Ekel trotzig pralen;
Sich ausposaunen, iſt die Kunſt von unſrer Zeit.
Ihr bleibt in Ewigkeit verborgen:
Wollt ihr nicht ſelber keck euch auszubiethen ſorgen.

Von Tugend nach Kapiteln ſprechen;
Dem Laſter gar den Richtſtab brechen:
Dieß kann ein Kartentiſch oft wohl ſo gut, als ich.
Nur Schade! daß, was uns entflammet,
Was unſer Zorngericht verdammet,
Wohl ſelbſt mit Karten mengt; und nichts verſchont, als ſich.
Denn dieſes iſt dem Laſter eigen,
Sich ſelber allzeit klein, und andre groß zu zeigen.

Laßt uns der Fürſten Höfe ſehen!
Auf dieſem Eiſe feſt zu gehen,
Hier wohnet, ſtrenger Geiſt! dennoch die Freundſchaft wohl?
Man küßt ſich da voll Brunſt und Liebe;
Beſchwöret unbekannte Triebe;
Ein überlaufend Glas bringt treuer Freudſchaft Zoll.
Ach! fürchte, daß die ſüßen Tränke
Nicht ein verlarvter Schalk dir, dich zu täuſchen, ſchenke!

Der König wird doch Freunde haben?
Monarchen wird die Freundschaft laben;
Da ihnen doch die Welt, ganz zu Gebothe ſteht?
Die um der Länder Fürſten wohnen,
Sind Freunde nur von Millionen:
Der nackte Menſch wird auch im Könige verſchmäht.
Reißt ihm den Zepter aus den Händen;
So wird der Schwarm von ihm, der ihn verkauft, ſich wenden.

So will ich von den Städten laufen;
Ein Haus von Streh und Holz mir kaufen;
Vielleicht wohnt unter Streh die ſeltne Freundſchaft noch?
Ich ſelber will in meinem Garten
Der ſelbſt gepflanzten Bäume warten:
Die Armuth gönnet ja ſich ſelbſt die Armuth doch.
Ach! armer Menſch! des Neides Rachen
Wird hier weit grimmiger, weit ſcheußlicher erwachen.

Er blöckt! ach! was ſind das für Zähne!
Das Brod, wornach ich mich nur ſehne,
Wird durch den Höllenzahn ſchon wieder angenagt.
Man handelt ſich mit jedem Freunde
Nur allezeit gewiſſe Feinde;
Weil noch kein Morgenroth je ſonder Noth getagt:
Ja, um von ihr ſich zu erretten,
Erkauft die Armuth ſich mit Thränen lauter Ketten.

Zwar, mancher hat in ſchweren Nöthen
Euch oftermals mit Muth vertreten:
Ach! zittert! denn er tritt euch noch einſt auf den Hals.
Die euch zur Hülf' erhabne Rechte
Erſtreckt ſich über euch, als Knechte:
Euch reu' aus Ungeduld der Aufſchub eures Falls.
Entſchleuß dich nur, als Knecht zu dienen:
Sonſt fleuch nur vor der Rach und wutherfüllten Mienen.

O!

O! wärt ihr unsre Feinde lieber!
So gieng: doch die Furcht vorüber,
Durch unser eignes Herz verkauft und Knecht zu seyn.
Wer lebt doch wohl mit seinem Freunde,
Als künftigem und nahem Feinde?
Bey welcher Freundschaft fällt ein solches Mistraun ein?
Nicht da, wo unser Herz sich zeiget;
Nicht da, wo Gram und Noth auch Heldenseelen beuget.

Ich wollte nicht die Nacht erleben:
Könnt uns nicht etwas Hülfe geben.
Die Tugend hülle sich nur in sich selber ein!
Da mögt, ihr Schäumende! nur wüthen,
Ja Tod und Holl auf uns gebiethen;
Nur tollen Hunden gleich beißt ihr in einen Stein.
Die Zähne werden stumpfer werden:
Ihr mögt euch noch so toll, als ihr euch wollt, gebärden.

Und könntet ihr mich gar zernichten,
Wie Spreu in einem Siebe sichten:
Und würd ich gar ein Spiel der blutbefleckten Hand:
So würdet ihr ein Scheusal bleiben,
In Erz das eigne Laster schreiben:
So wird das falsche Herz dadurch zuerst bekannt.
Euch wird man mit den Buben nennen,
Die die Geschichte nur an ihren Lastern kennen.

O! Freundschaft! könnt ich dich doch treffen,
Wo dich die Menschen liebend äffen;
Wo Hymen deiner Hand so manches Opfer macht.
Ein Scheusal, ach! hat dich vertrieben;
Man darf nicht mehr aus Liebe lieben:
Und Freundschaft! du entfleuchst auch vor der ersten Nacht;
Die öfters selbst den Haß nicht bindet,
Wann man das Angesicht zur Wand gedrehet findet.

O! Schande! daß der Mensch es leidet,
Daß das, was ihn so unterscheidet,
Ein Spiel der geilen Lust, ein Ball des Geizes ist.
Ach! Liebe! Liebe! deine Flammen;
Sucht nun der Weise zu verdammen,
Wenn du nicht auch so schwer von Gold, als Harpax, bist.
Wir kennen nicht mehr das Vergnügen,
Mit tugendhafter Glut uns in dein Joch zu schmiegen.

Was willst du doch, o Freundschaft! klagen;
Wenn selber Triebe dich verjagen,
Die ein verknüpftes Blut in unsrer Brust gebiehrt?
Der Vater folgt des Stolzes Locken;
Die Mutter kann ihr Herz verstocken,
Wann sie ihr Eigensinn zu Putz und Bändern führt.
Die Tochter mag nach Buhlern blicken;
Der Sohn das geilste Weib in seinem Arm erquicken.

Warum? nur um sich zu ernähren;
Nur um der heißen Noth zu wehren,
In die des Vaters Geiz den armen Jüngling setzt.
Der Vater schlemmt; die Söhne borgen;
Der Liebling mag das Gut besorgen,
Den man schon fast so reich, als seinen Herren, schätzt.
Er ist der Freund! ach! laßt ihn wüthen:
Er wird noch, wo nicht euch, doch eurer Brut gebiethen.

So wird dein Götterwerth entweihet,
O Freundschaft! deren Trost erfreuet
Das Herz, was ganz von Pein und Noth zermalmet war!
Schaut' ich die Erde von den Sternen,
Und könnt' ich mich soweit entfernen,
Zu sehen, was der Raum der ganzen Welt gebahr;
Und könnt' ichs keinem Freund erzählen:
So würde mich mein Glück, so groß es wäre, quälen.

Doch in den dürren Wüſteneyen
Wird mich wohl nie ein Freund erfreuen:
Sollſt du es nicht, o Freund! geprieſener Gottſched! ſeyn.
Was gab dir wohl die Beyfallsproben,
Die meine Lieder ewig loben,
Den Trieb zu meinem Ruhm', als reine Freundſchaft, ein?
Wird einſt die Zeit die Kraft beleben:
Wie prächtig will ich dann den theuren Mann erheben!

Inzwiſchen dring' ich in dem Schwarme
Mit feſtem und erhobnem Arme,
Trotz manches Jrabs-Muth, ſo gut als möglich, fort.
Drückt einer mich: ſo will ich ſtehen,
Und dieſen Rieſen ſpringen ſehen:
Mein Schiffchen kömmt doch noch mit ſeinem in den Port.
Und wenn wir nur vor Anker liegen:
Was hilft es, Wolken gleich, mit vollem Rauſchen fliegen?

Wo ſind doch die verruchten Lehrer,
Der lautern Freundſchaftstriebe Stöhrer,
Die eine Kunſt aus dir, o Gleißnerey! gemacht?
Man nennt euch zwar: doch bey dem Nennen
Muß jedes edle Herz erbrennen,
Das noch die Menſchlichkeit nicht ganz voll Wuth verlacht.
Lern, wer da will, die böſen Lehren;
Ich will, o Freundſchaft! dich, und was dich ehrt, verehren.

Freyh. von Sch.

* *

IV.

Fortſetzung des Auszuges von Miltons Gebrauche neuerer Dichter in ſ. verl. Paradieſe.

Herr **Wilhelm Lowder** fährt auf der iii. Seite fort, Miltons Diebereyen aus dem Barläus nachzuſpüren. Viele gelehrte

Leute haben denselben für den besten lateinischen Dichter des vorigen Jahrhunderts gehalten; obgleich auch andere ganz anderer Meynung gewesen: wie denn die Herren Kunstrichter in den alten Sprachen selten mit einander eins sind. Dieser Barläus nun übersetzte verschiedene Stücke Jakob Cats, eines trefflichen holländischen Dichters, sehr schön ins Latein, die vom Ehestande handelten. Das beste und längste davon heißt Paradisus, oder ein Hochzeitgedicht auf Adams und Evens Vermählung. Es besteht aus acht bis 900 Versen; und daraus hat Milton den Kern in sein Gedichte gebracht. Der Verfasser will aus unzählichen Beweisen, die in einem so weitläuftigen Werke vorkommen, nur eine einzige Stelle anführen; zumal, da Barläus in aller Händen ist. So heißt sie.

Et jam descendere cœlo
Nubila qui rumpet curru, celeresque beatus
Flectet in astra rotas; sequitur sine patre sacerdos,
Et typicus sine matre senex; cui deinde subibunt
Justitiæ rectique tenax, trabibusque superstes
Et tumidis elapsus aquis! infractaque gestans,
Pectora Thariades; gradiensque per æquora vates
Legifer, et totas acies & castra ruenti
Subducens ductor pelago: nec stemmate tanto
Degener augustis despecta mapalia sceptris,
Mutabit Jessæ soboles, clarusque triumphis,
Regali victor juvenis spectabitur ostro.
Quin patri sese comitem felicior addet
Filius, & quo non regum sapientior alter,
Jura dabit populis & belli nesciet iras.
Ille piis nobis delubra ingentia cœptis
Templaque constituet cunctis celeberrima templis,
Et famæ devota meæ. Quin classibus ibit

Dives

Dives ubi aſſiduis torrebitur ignibus Afer,
Et timidum quæret cæcis in rupibus aurum.

Wie nun hier vom Henoch, Melchiſedech, Noah, Abraham, Moſes, David und Salomon, geweiſſaget wird, die nur durch ihre Thaten und Kennzeichen beſchrieben werden: eben ſo hat Milton alles dieß, in einerley Bildern und Ausdrückungen, aufs genaueſte nachgeſchrieben: wenn er ſo ſchreibt:

Ewn now I clearly ſee from thee deſcends
He (a) *who with chariot fierce pierc'd thro'the clouds*
And happy, drove his wheels above the ſtars.
The wondrous prieſt next follows, unbegot
Unborn Melchiſedec, great type of Chriſt!
Him next ſucceeds (b) *Noah, the good and juſt,*
The builder of the ark, who brav'd the Flood.
Next Thara's Son, (c) *the faithful Abraham*
Of ſoul unſhaken ſtill! and next appears
The Prophet and the law-giver, who drown'd
Proud Pharao (d) *and his hoſt in the red ſea.*
Thro' wich he firſt convey'd the choſen tribes.
The ſeed of Jeſſe (e), *high honour of his race!*
For regal ſeat his lowly cottage ſcorns;
And yet a ſtripling, from the bloody field,
With victory and laurels crown'd returns.
(f) *His ſon more happy, fills his fathers throne;*
And eminent in Wisdom, to the land
Gives wholſome laws, nor knows the rage of war.
He warn'd with pious zeal, to my great name
A conſecrated temple ſhall erect
For power and grandeur fam'd throughout the world.
A mighty fleet he alſo ſhall prepare.

(a) Verl. P. XI. V. 670 und 706. V. (b) — 719 V. (c) im XII. V. 152 V. (d) — 194-199. 212. und 215 V. (e) — 326. V. (f) 332 u. f. V.

And seek the fearful gold in cazerns hid
Where Afric rages with incessant heat.

Die Zeilen, die zwischen diesen Versen hin und wieder ausgelassen werden, hat Milton, aus dem oben angeführten du Bartas, und Alexander Rossen, eingeschaltet, um seinen Raub desto besser zu verbergen.

Doch noch ein weit-stärkerer Beweis, daß Milton die Quintessenz von des Barläus Paradiese in das seinige verpflanzet, wird hernach folgen. Hier will er nur noch eine Menge von Zeugen anführen, daß er sich selbst, gleich einem Menschen geputzet, der sich einen Kranz flechten will, und die Blumen dazu aus verschiedenen Gärten stiehlt; oder der sich eine Krone, mit Edelsteinen machet, die er aus verschiedenen Schatzkammern anderer Prinzen entwandt. Er glänzet freylich überall; aber mit einem geborgten Schimmer. Alle seine Gleichnisse, Beschreibungen, Reden, und dergleichen Zierrathe, haben ihren Ursprung aus diesen gelehrten Dichtern, deren Werke er, nach seinem eigenen Geständnisse, besessen hat.

Aus der Comœdia Apocalyptica des berühmten John Fox, die er Christus triumphans betitelt hat, borget er die eingebildeten Personen der Sünde und des Todes, und die lächerliche Vorstellung, daß er den Geist aufgiebt, wenn er mit des heil. Franciscus Kutte bedecket ist. Wahrhaftig ein läppischer Schmuck für ein Heldengedicht! weswegen auch Herr Bentley der Meynung ist, daß es nebst

40 oder 50 theils vorhergehenden theils folgenden Zeilen mit einer Miſsgabel (quaſi furca ejiciendum) hinaus zu werfen ſey.

Johann Fox ſchreibt:

Tu Phyche phone
Hypocriſis eſto! hoc ſub Franciſci pallio
Quo tuto tecti ſeſe credunt emori.

Milton aber:

And they who, to be ſure of Paradiſe,
Dying put on the weeds of Dominic,
Or in Franciſcan think to paſs disguiſ'd.

Eben ſo hat derſelbe am Ende des IV. B. aus einem Trauerſpiele des Joh. Franz Quintianus, das muntre Geſpräch Satans mit dem Engel Gabriel erborget; nachdem der erſtere aus der Hölle entwiſchet, um ſeiner Pein zu entgehen. Imgleichen den Anfang des VIII. B. wo Raphael den Adam fraget, wie er gebildet worden? welches dieſer nicht weis. Es iſt wahr, daſs im Quintian die Unterredenden Johannes und Petrus ſind, die vom Jüngſten Gerichte ſprechen. Aber die ganze Art des Geſpräches, und die Urſachen davon ſind in beyden einerley. Das erſte lautet ſo beym Quintian:

Mich. Cur huc procaci veneris curſu, refer.
Manere ſiquis in ſua poteſt domo,
Habitare numquam curet alienas domos.
Lucif. Quis non relicta Tartari nigri domo
Veniret! - - - - -
Mutare volupe eſt pondus immenſum levi.
Summos dolores maximisque gaudiis.

auch fehlen; da ſie doch allerdings darinne ſtünden. Im 7. Vers läſe man bey Iunio recht: *ni vas* im *rumis in ſtada* (ſie hatten nicht Raum in der Herberge;) dafür beym Stiernhielm ſtehet *ni vas in*. Zuletzt erhelle aus den Worten: *Jah ana airthai gavairthi in mannam* Godis viljins; daß **Ulphilas** in ſeiner Abſchrift auch *ἐυδοκιας* im Genitivo, und nicht *ἐυδοκια* im Nominativo geleſen haben müſſe; wie auch Origenes und Chryſoſtomus es erkläret, und der bekannte **Codex des Beza** gleichfalls ausweiſe.

III.

Fortſetzung des Verzeichniſſes von deutſchen Uberſetzungen der meiſten alten Lateiniſchen Scribenten.

Hiermit legen wir unſern Leſern eine Fortſetzung des Verzeichniſſes von deutſchen Uberſetzungen der meiſten alten Lateiniſchen Scribenten vor, nachdem wir mit Vergnügen vernommen, daß verſchiedene, und unter denſelben anſehnliche, Gelehrte unſere vormahlige Bemühung in Verfertigung des erſten Verſuches deſſelben geneigt gebilliget, einige auch uns darinn fortzufahren ausdrücklich ermuntert haben. Ja es iſt ſo gar das gezierende Bitten, den Vorrath unſerer Kenntniß in dieſer Art Schriften durch gegründete Erinnerungen und Zuſätze zu vermehren, keines weges gänzlich umſonſt geweſen; ſondern es haben zwey berühmte Männer aus Schwaben, nahmentlich Herr Inſpector

Ja-

Im Miltons IV. B. reden ſie ſo:

Gabr. Why haſt thou Satan broke the bounds preſcrib'd
To thy Tranſgreſſions? - - -
Satan. - - - Lives there who loves his pain!
Who would not, finding way, break looſe from hell,
Tho thither doom'd? Thou would'ſt thy ſelf, no doubt,
And boldly venture to whatever place
Fartheſt from pain; wher thou mightſt hope to change
Torment with eaſe and ſooneſt recompenſe
Dole with delight, which in this place I ſought.

Genug von dieſem. Es folget **Theodor Beza** mit ſeinem Abrahamus ſacrificans, den er urſprünglich franzöſiſch geſchrieben; der aber erſt vom Jacomotius, hernach vom **Jakob Brumo** ins Latein gebracht worden. Stephan Paſquier urtheilet davon, er habe es niemals, ohne die gröſßte Bewegung, ja nicht ohne Thränen leſen können. Hieraus hat Milton eins der ſchönſten und erſtaunlichſten Bilder im ganzen verlohrnen Paradieſe entlehnet; nämlich wie der Teufel in dem hölliſchen Vorhaben, die Menſchen zu verführen, matt wird, und ſich faſt anders beſinnet:

Theod. Beza.

Sat. Stygemque teſtor, et profunda Tartari,
Niſi impediret livor, et queis proſequor,
Odia ſupremum numen, atque hominum genus,
Pietate motus hinc patris, et hinc filii
Poſſem parenti condolere et filio;
Quaſi exuiſſem omnem malitiam ex pectore.

Mil-

Milton im IX. B. 463 V.

That ſpace the Devil one abſtracted ſtood
From his own evil, and for the time remain'd
Stupidly good; of enmity diſarm'd
Of guile, of hate, of envy, of revenge.

Aus des Zedechias **Malapertius** Carolus, einem Stücke, welches den Trauerſpielen des Seneca wenig nachgiebt; boraet **Milton**, die Vergleichung der Eva mit der Pandora:

Credili quondam vitio mariti
Fœminæ ad fraudes patuiſſe narrant,
Pyxidem ærumnis gravidam malisque:
Inde morborum incubuiſſe terris
Agmen, et totum temniſſe mundum.
Hæc ſide vates memorent Pelaſga,
Et coli ad lumen celebrent aniles:
Eva Pandoram facit innocentem,
Et capi blandæ facilis maritæ.
Uxorius Adam.

Milton im 71ſten V. des IV. B.

What day the genial angel to our ſire
Brought her, in naked beauty more adorn'd,
More lovely than Pandora, whom the Gods
Endowd with al their gifts (and O! too like
In ſad event!) when to th'unwiſer ſon
Of Japhet brought by Hermes, ſhe inſnar'd
Mankind with her fair looks, to be aveng'd
On him, who had ſtole Jov's authentic fire.

Aus des **Dan. Heinſius** Herodes Infanticida hat er einen guten Theil von der Erzählung der alten heydniſchen Götzen genommen. Doch die Stelle iſt zu lang für uns. Man ſehe Miltons I. B. den 510. u. f. V.; imgleichen den 392. 403. 406. 412. 421. 462. 468. und 476. V.

Aus Fletſchers lat. Satire wider die Jeſuiten, in Verbindung mit dem Maſenius, hat Milton den ganzen Schwung vom Geſpräche Satans vor, bey, u. nach dem Rathhalten im Pandämonium erborget. Hätte nun Fletſcher nicht vor dieſem geſchrieben: ſo würde man gewiß glauben, er hätte den Milton beſtohlen:

Nec tamen æternos obliti, (abſiſte timere)
Umquam animos, feſſique ingentes ponimus iras.
Nec fas! non ſic deficimus! — —
— — — — — —.
In promtu cauſa eſt: ſupereſt *invicta voluntas*,
Immortale odium, vindictæ et ſæva cupido.

Milton im 105ten V. des I. B.

. . . What? tho the field be loſt
All is not loſt: th'inconquerable will
And ſtudy of revenge, immortal hate,
And courage never to ſubmit or yield.

Aus Buchanans Baptiſtes, glaubt Herr Franz Peck auch, daß Milton viele Gedanken erborget habe; die ein jeder bemerken kann, wer ſich die Mühe geben will, ſie zu vergleichen. Gleichwohl hatte Hr. Peck die Abſicht nicht, Miltons Diebereyen auszuſpähen; und doch hat er faſt 100 Seiten damit angefüllet, daß er ſeine Nachahmungen alter und neuer Schriftſteller, ſonderlich der Kirchenväter, angemerket. Ein andrer Gelehrter nennet den Milten ausdrücklich Simiam Buchanani, und gleich im Anfange des I. Buches iſt ein Beweis davon;

O ſpirit, that doſt prefer
Befor all temples th'upright heart and pure.

Wovon Buchanan geſchrieben:

Non ſceptra ſpectat, . .
Polluta nullo corda ſed contagio
Hoc ille templo ſpiritus capitur facer.

Allein

Allein was braucht es vieler Beweiſe? Auf Miltons Zettel, davon oben gedacht worden, ſteht ausdrücklich der Baptilles auch. Hieraus kann man nun ſehen, wie ungegründet **Richardſons**, ja faſt der halben Welt Urtheil geweſen, wenn ſie geſaget: er hätte nirgends einige Hülfe bey Ausarbeitung des verl. Paradieſes finden können; weil weder ein alter, noch neuer Schriftſteller irgend etwas ähnliches geſchrieben habe. **Richardſon** zwar geſteht, daß er, als ein Maler, weder Latein noch Griechiſch gekonnt; und alſo die Originale der Alten nicht leſen können: er urtheilt alſo wie der Blinde von der Farbe; verläßt ſich aber auf ſeines Sohns Beleſenheit. Allein, wie vielen andern Bewunderern vom Milton iſt es nicht eben ſo gegangen; bloß weil ſie in den neuern lateiniſchen Poeten, die ohnedem niemand lieſt, nicht bewandert geweſen.

Hierbey wollen wir es itzo bewenden laſſen; und nächſtens mit **Taubmanns**, des du Bartas, **Heywoods**, u. a. geſtohlnen Federn, womit ſich dieſe brittiſche Krähe geputzet hat, den Beſchluß machen. Da wird man erſt ſeine Wunder ſehen!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Größe der Heiligkeit, That und Namen nach unermeßlich, das iſt, Lob- und Ehrenred von dem Liebs-Eyffrigen Patriarchen und heiligen Ordens-Vattern Johanne von Gott, Stüftern der Barmhertzigkeit, an deſſen hochen Feſt-Tag den 8

Martii 1752 in dem Lobwürdig- und Andächtigen Gottes-Hauß, deren Ordens-Geiſtlichen Fratrum Miſericordiæ ad S. Wolfgangum in Neuburg vorgetragen, von Chriſtiano Antonio Kreislmayer, SS. Theolog. Licentiato, & SS. Canon. Candidato, Pfarrern zu Weyhring und Liechtenau. Cum Licent. Super. Neuburg 6 Bog. in fol.

Wir wollen heute unſern Leſern einen oberpfälziſchen Cicero bekannt machen, der zwar nicht vollkommen ſo luſtig iſt, als ein Pater Dorn, oder P. Forſter; aber ihnen doch auch nicht gar zu viel voraus läßt, und ſattſame Proben ableget, daß er aus einerley Schule mit ihnen komme. Die Zueignungsſchrift iſt, bey Gelegenheit der letztern Anweſenheit der churfürſtl. Herrſchaft zu Neuburg, an der Churfürſtinn Durchl. gerichtet, und hebt ſo an:

Von jener Gold- und Ceder-Würdigen Glücks-Stund an, allwo durch die Höchſte Ankunft durchleuchtigiſter Lands-Herrſchafften, ein geſambtes Hertzogthum Neuburg von langjährig, ſeiner betrübtiſten Verlegenheit nicht nur ermuntert und erfreuet, ſonder als Neu beſeelet, und lebhaft gemacht worden, iſt forderſambſt ein getreu unterthänigiſte Haupt- und Reſidenz-Stadt eyffrigiſtens bemüßiget, die ſcheinbariſte Merckmal ihrer entzückteſten Lebhafftigkeit von allen Seiten erblicken zu laſſen. Er ſaget, das mündiſte Clöſterlein der Barmherzigkeit, müßte einem

nem lebloſen Todten-Geripp verglichen werden, wenn ihm nicht jene über-Mütterliche und Mild-Gnädigiſte Geberden in unauslöſchlichem Andenken bleiben ſollten, als ſie zur Bewillkommung ihrer durchl. Herrſchaften, mit tiefgebogniſter Reverentz, bey dem nächſt ihrer Cloſter-Porten, nach denen Kräften ihrer Armuth, ein- und aufgerichteten Ehrengerüſte aufwarteten, zu bezeugen gnädigiſt geruhet haben. Und hierauf fällt er immer tiefer in die poetiſche Oratorie hinein: „Wann die Purpur-glantzende Morgen-Roth auff „ihren Roth geflambten Prang-Wagen an dem „Himmels-Bezirck auffahret, und mit ihren Strah„len-reichen Antlitz die in der finſteren Nacht-Gruſft „gleichſamb vergrabene Erd-Geſchöpff zum Leben auff„erwecket, mag denenſelben kein ſolche Freud zuge„hen, desgleichen diejenige ware, als Höchſtdieſel„be uns ehehin vor Ehrforcht ertatterte, mit einem „Huldreichiſten Gruß zu begnädigen, und die viele „Jahre in dem Todt-Schatten ſitzende, durch gna„digiſte Freundſeeligkeit mit einen friſchen Lebens„Athem zu ermuntern beliebet.„

So viel mag von der Zueignungsſchrift genug ſeyn. Wir eilen zur Rede ſelbſt, und bemerken gleich zu Anfange darinn, eine große Aehnlichkeit des Verfaſſers mit dem ehrw. Vito Blauröckelio, da er ſein Tintenfäßl ſchreiben wollte. Es heißt: „Wie „geſchichet mir? da ich nachſinnete, wie auf was „Weis ich das gebührende Lob dem Groſſen Patri„archen, und Glorwürdigen Ordens-Stüfftern der „Barmherzigkeit, dem h. Janni von Gott auff heu-

tigen

„tigen Tag abstatten möchte, geduncke mich, als „würde mir mit deutlicher Stimm aus denen heim„lichen **Offenbarungen** zugeruffen: Surge et me„tire: **stehe auf und messe ab.** Mein erster Ge„danken ware gleich, ich sollte zu Folg dieses Ruffs „die Heiligkeit Joannis abmessen, und Dero Grösse, „in obhabender Lob-Red aussprechen: Solchemnach „wollte ich mich nicht versaumen, die Abmessung „vornehmen, und gleichwohl an diesen Heiligen den „Maß-Stab ansetzen. Alleinig wie geschichet mir? „bey meinem Unternehmen will es mir nicht anderst „ergehen, als wie jenen Zwergen, welche einen un„geheuern Risen-Mann abmessen wollten. Kaum „aber, da sie anfingen, und an dessen Daumen den „Maßstab anschlugen, kunnten sie disen nicht ein„mahl ausreichen, geschweigens, ausmessen; und „mußten sich also von dem Symbolisten mit jener „Hohn- und Spott-Schrifft abfertigen lassen: vo„lunt, non valent: **Sie wollen zwar, aber kön„nen nicht.** Gleichergestalten, da ich bey mei„nem Zuruff beharre, will ich zwar, **kann** aber nicht, „abmessen die unermeßliche Größe eines ungeheuren „Risen-Manns*, will sagen, Joannis **von Gott** ꝛc.

Bey solchen Umständen nun, möchte wohl dem Redner und den Zuhörern angst und bange werden. Allein das **Nichtkönnen** schrecket solche Redner nicht ab. Er entschließt sich auf gut **Blaurökelisch** also: „Diesem jedoch seye, **wie ihm seye,** „und geschehe mir, wie immer wolle; ob ich zwar„vor-

* Wan ich sagen durfft, wie mir itzunder z' Mueth ist: so mueßt ichs gstehn, wie einer der verstopfft ist: Ich wollt gern, vnd kan niet. Man sehe die Zuecignungschrift vnm Tintenfäßl. i. A.

„vorsiche, ich werde die Grösse Joannis **von Gott** „nicht ausmessen können, messe ich dannoch, und „setze mir selbsten schon vor der Abmessung, obige „Sinn-Schrifft: Volo, non valeo: **ich will „zwar, aber ich kann nicht**„. Da sehen wir, was wir zu gewarten haben! Indessen, meynet er, der Heilige mochte es sich selbst beymessen, wenn es garstig ablaufen würde: denn, hätte er in der **Fromkeit** keine so großen **Riesenschritt** gemachet, hätte er in der Heiligkeit keinen so **hochen Gipffel erstiget**, so würde alles besser gehen; nun aber wäre der Maßstab noch nicht gewachsen, der etwas, das ohne **Zahl, Zihl** und **Maß** wäre, ausmessen könnte.

Der Herr **Kreislmayer** schreitet denn zum ersten Theile seiner Lobrede, den er mit dem sinnreichen Spruche anfängt: **Groſſe Ding haben noch allezeit groſſe Weil gebrauchet; von darumben darf derjenige bey Zeiten anfangen, der etwas grosses zuwegen bringen will.** Es wird daher wohl unsere Leser nicht Wunder nehmen, daß auch der Himmel sich mit Großmachung des **Johannis von Gott**, schon lange Zeit zuvor beschäfftiget hat, ehe er noch empfangen, geschweige denn gebohren worden. Wer dem Redner dieses nicht so gleich glauben will, dem saget er: daß ein Waldbruder aus den ocanischen Einöden, lange Zeit zuvor die Geburt eines Heiligen verkündiget; und daß in währender Geburt sich **eine feurige Saulen** über dem väterlichen Hause, **wie bey dem Heerszuge Israels**, sehen lassen. So gar seine Geburtsstadt wäre nicht klein, **wenigist den Na-**

men

men nach gewesen, denn sie hätte Monte Major geheißen. Aber dieser Johannes wäre auf den Tugendstaffeln so hoch gestiegen, daß er den Namen seines Geburtsorts höher, als der hohe Libanus den niderern Hügel Hermon überstiegen.

Der Redner meynet, bey solchen Umständen würde es wohl eine überflüßige Frage gewesen seyn, wenn man hätte fragen wollen: Quis, putas, puer iste erit? denn es wäre bekannt, daß wenn Gott ein großes Tugendgebäu aufführen wolle, er die Grundvöste zum voraus mit Wundern lege. Jedoch wir wollen unserm heiligen Johann nachgehen, und sehen, wie sich seine Heiligkeit nach und nach entwickele. Das erste was wir finden, ist, daß er seinen Aeltern davon gelaufen. So würden wir die Sache nennen: Herr Kreislmayer aber saget: er habe kaum die Stärke zum Gehen erreichet gehabt, als er schon in seinem wachsweichen Herzlein jenen Trieb zur Vollkommenheit verspüret, der dem Abraham das Egredere in die Ohren gesaget. Joannes nun, als ein in himmlischer Redensart erfahrner Sprachmeister, habe diesen Befehl Gottes mit solcher Geschwindigkeit vollzogen; daß sie sein Wegseyn nicht eher gemerket, bis sie ihn nicht mehr erreichen können. Fragt man, wie er sich denn in der Fremde fortgebracht habe: so höret man hier, daß das göttliche Jesulein, mit diesem unschuldigen Hirtenknaben Joanne gekurzweilet. Aus diesem Hirtenknaben, machete denn der Krieg einen Soldaten: aber der Redner weis gewiß, daß er so ein tugendliebender

Sol-

Soldat, als tugendliebender Hirt, geweſen. Die Pflicht, die er dem nazaräiſchen Könige geſchworen, mußte derjenigen vorgehen, die er dem katholiſchen Könige gelobet: und diejenigen, welche meynen, ein chriſtlicher Tugendwandel könne ſich mit einem tapfern Soldatenleben nicht länger vertragen, als Jakob und Eſau, die nur neun Monate in Mutterleibe mit einander Frieden hielten, die ſehen hier das Gegentheil.

Nachdem er endlich die Kriegesdienſte verlaſſen, gieng er wider ſich ſelbſt zu Felde, da er ſeinen Leib mit Gaiſſlen jammerlich zerfleiſchet, oder vielmehr abgeſchunden. „Barbariſche Decii, heißt „es, Tyranniſche Diocletiani! ihr habt gewütet, „aber nur gegen fremden Fleiſch und Blut; Joan„nes iſt jener Tyrann, der gegen ſich ſelbſt barba„riſiret.„ Der gute Mann konnte ſich ſelbſt mit Prügeln keine Genüge thun; daher nahm er den Pöbel zu Hülfe. Er zog einen leinenen Kittel an, und ſtellete ſich auf der Gaſſe, wie jener göttliche Herzensmann vor der Bundsladen, damit er für einen Thoren angeſehen, beſchimpfet, mit Kott und Steinen mißhandlet würde. Ja er ließ ſich willig in das Spital der Zerrütteten einſperren. Hier bekommen diejenigen ihr Päckchen, die die Demuth als ein africaniſches Abentheuer verabſcheuen; und das iſt ihnen ſchon recht! Denn was dieſe Demuth des heil. Johannes von Gott gewirket habe, das wollen wir von ſeinem Lobredner ſelbſt hören: „Unſerm Joanni hat derjenige, der „Dominico und Franciſco die Mauren des einſin-

„cken-

Jacob Miller, und Herr Bibliothecarius Schelhorn zu Memmingen, welche beyde trefliche Kenner der Litteratur ſind, uns unlängſt eine ſchöne Samlung von hieher gehörigen Nachrichten zugeſendet. Wir ſtatten ihnen vor dieſe Gewogenheit hiermit öffentlichen Dank ab, und räumen ihren gelehrten Beyträgen den verdienten Platz in gegenwärtiger Fortſetzung alſo ein, daß wir am Ende eines jeden von ihnen eingeſchickten Artickels mit Beyſetzung des Buchſtabens M. oder S. zugleich aufrichtig anzeigen, weſſen Fleiß wir denſelben ſchuldig ſind.

BOETII
de Conſolatione Philoſophiae Libri V.

Der ganze Titel der erſten, von uns bereits ehedem angezeigten, Auflage der Deutſchen Uberſetzung Boetii, welcher bey der andern in etwas geändert worden, iſt folgender:

Des fürtreflichen Hochweiſen Herrn Seuer. BOETII, weil. Bürgermeiſters zu Rom, Chriſtlich-Vernunftgemeſſer Troſt und Unterricht, in Widerwertigkeit und Beſtürzung über dem vermeynten Wohl- oder Ubelſtand der Böſen und Frommen, in fünf Büchern, verdeutſcht und mit beygefügten kurzen Anmerkungen über etliche dunkele Ort deſſelben: ſamt eigentlicher Lebensbeſchreibung des ſeligen Boetii. Gedruckt in der Fürſtl. Pfalzgräfl. Reſid. Stadt Sulzbach, durch Abraham Lichtenthaler 1667. 12.

So wohl die Lebensbeſchreibung des *Boetii*, welche aus dem lateiniſchen Texte eines ungenann-

ten

„ckenden Laterans zu unterachslen, das Geschäfft „der auf Erden so unbekannten Barmhertzigkeit „übertragen; also zwar, daß nicht nur er Barm„hertzigkeit ausüben, sondern auch bey andern die„selbe in Schwang bringen, und sich zu dero Stüff„ter und Vatter machen sollte. Wie ausbündig „hierzu Joannes sich angeschicket, erstumme Wort„fliessende griechische und römische Beredsamkeit! „und auf was vor unumstößliche Gründ er sein An„bringen gesetzet, erstaune nachgriblerische Welt„und Hochsinnige Gottes-Gelehrtigkeit! Wann „schon Joannes die Wissenschaft und Künste nicht „gelehrnet von einen Demosthene, und Cicerone, „von einem Platone oder Aristotele, von einem Al„berto, oder dem Aquinatischen Schuel-Engel, „handlete er doch mit solchem Nachtruck von der „Barmhertzigkeit, daß er auch Felsen-Hertzen be„wögte. ꝛc.„ Wir wollen den Redner noch weiter hören: er machet es gar zu schön. „Ich widerspri„che nicht, daß hart geschnauffet ein Indianischer „Apostel Xaverius, biß er die Grundsätz des recht„glaubigen Christenthumbs in die dumme Köpff „abgötterischer Völckerschafften eingepräget, und das „sauer geschwitzet habe ein Seelen-eyffriger Philip„pus Nerius, damit er verstockte Sünder zur Be„kehrung bewögte, und aus ihren Augen, wie jene „Mosaische Wunder-Ruthen aus dem Felsen, Buß„Wasser herfürtreibete. Geschichet gählings das „ein reicher Croesus seine gesparrige Hand aufsper„ret, und einem armen Codro ein Allmoosen mit„theilet, ist nicht zu wunderen; er hat es und zwar

„im

„im Uberfluß; also kann er mittheilen. Viel mehrers ist zu bewundern, wann einer selbsten nichts „hat, sondern mit der Noth sich palget, selbsten „bettlet und sammlet; jedennoch den Armen, und „zwar nicht gesparsam, sonder freygebig, das erbettlete ausspendet.„ Das hat nun **Johannes** gethan: er hat gebettelt, Tagewerke verrichtet, einen Bilderkram mit zu Hülfe genommen, und alles den Armen gegeben. Den Kranken aber hat er insonderheit sehr gedienet, und Herr **Kreislmayer** getrauet sich, eher **Homers** Heldengedicht noch einmal in eine Nußschale zu verschließen, als **Johanns** Wohlthaten an Kranken, in eine Lobrede zu bringen. Er beklaget sich, daß es seiner Zunge an Worten und seiner Vernunft an Gleichnissen gebreche. Wir wissen nicht, in wie weit unsere Leser die bisherigen Gleichnisse, der Vernunft werden zur Last legen wollen; aber hier kömmt er gleich mit einem aufgezogen, daran sie gewiß sehr unschuldig ist. Die Worte heißen so: „Vergibe „mir, großer **Antiochenischer** Evangelist! wann „ich dich heisse, das Buch deines geheiligten Euan„gely zu verschliessen, damit der in selben abgeschil„derte Liebs-Meister von **Samaria** nicht herfür „und mit Joanne in Vergleich treten möge. Ob „wohlen er das Gesatz der Liebe genauist bemerket zu „haben gerühmet wird, hat selbes doch vollkommener „erfüllet Joannes, als welcher in den Schranken des „Gesatzes nicht verbliben, sondern weit über selbe „hinauf geschritten; weilen er seinem Nächsten „mehrers, als ihm selbst Guts gethan.„ Johan-

nes, saget er, verdienet die eingefleischte Barmhertzigkeit benamset zu werden; denn er hat die Kranken nicht etwa von ungefähr gefunden, sondern er hat sie aufgesuchet. Seinetwegen hätte die ganze Welt ein Spital seyn mögen: er würde sie alle abgewartet haben. Und hier geräth Herr Kreislmayr in eine oratorische Verwunderung, womit wir unsere Nachricht beschließen wollen: „Erstum„men meinetwegen die beredtiste Zungen! erstaunen „die gelehrtiste Hirn! entsetze sich sogar die gesamm„te Vernunfft! was hernach? mit jenen muß sie es „erdulten, daß bey der Cantzel himmlischer Weiß„heit ein ungelehrter Einfalt oben an sitzet, und in „der Liebs-Schuel des Nächsten ihnen einen Lehr„Meister abgiebt. Zerberste meinetwegen die auf„geblasene Ehrsucht! die nach der Gunst ihrer Mo„narchen heißgieriger, als ein hungriger Keicher „nach dem Fleischbrocken schnaupet, und von der „Ohnmacht so offt befallen, als oft ein anderer mit „gnädigen Augen gehuldiget wird. Was hernach? „ansehen muß sie es, wenn ein armer Bettler für „Könige und Fürsten beruffen, als ein Apostoli„scher Mann, als ein Vatter der Armen, als ein „Stüffter der Barmhertzigkeit offentlich gerühmet, „und um sein Gutachten befraget wird, auf was „Art und Manier die Barmhertzigkeit möchte beför„deret, und in ihren Länderen, auch mit Aufwand „großer Kösten ausgebreitet werden? Verkrieche „sich meinetwegen die heuchlerische Welt, welche als „eine liebkosende Syren, in hochen Ehren-Thon „ihren Lieblingen vorsinget, gar aus der Welt!

„Was

„Was hernach! geſchehen muß ſie es laſſen, wann „ſo viele, nicht nur ſchlechte und Arme, ſondern auch „anſehnliche und Begüterte von ihr entlauffen, und „dem ſchon bekannten neuen Ordens-Vatter der „Barmhertzigkeit zu eilen, in der Abſicht, zu der „Liebe des Nächſten, zum Dienſt der Krancken, zur „Allmoſen-Sammlung, und anderen Werken der „Barmhertzigkeit, als willige Kinder abgericht und „gebrauchet zu werden. Auch ein Mammon kratze „meinetwegen ſo lange er will hinter denen Ohren! „was hernach? mit keiner Silben darf er es wider„ſprechen, wenn auch gantze Geld-Säck, die er „nach und nach eingehauſet, und lange Zeit noch „kümmerlicher verwachtet, auff einmal aus denen „Küſten erhoben, und dem jenigen behändiget wer„den, deſſen Händ Silber und Gold weniger ver„wahren können, als der Mond ſein gleichſahm er„bettletes Liecht, welches, da er es kaum von der „Sonnen empfangen, er gleich wiederumb, ohne „Verhaltung eines Fünclein mit vollen Schein auff „die Erden hinab ſtrahlet. Was braucht es viel! „die Höll ſelbſten, welche ſo viel Auffſtänd ſchon „erreget, ſtehe mit allen ihren Furien und Geſpen„ſtern auff! was hernach? deſſen allen ungekrän„cket fahret Joannes fort Barmhertzigkeit auszu„ruffen, Barmhertzigkeit anzuflehen, Barmher„tzigkeit auszuüben. Mauhu! muß ich mit voller „Verwunderung auffſchreyen: was iſt dieſes! wäre „dann ein Redner zu verdenken, wann er die Chör „derer Heiligen auf: und von ſelben ein gleiches Mu„ſter der Lieb und Barmhertzigkeit abfordern thate?

Dieſes mag zur Probe aus dem erſten Theile genug ſeyn. Der zweyte iſt gewiß weder ſchlechter noch beſſer gerathen; außer daß kein Manhu mehr darinnen vorkömmt.

* *

VI.

Betrachtung über die Frage: wie ein Gelehrter durch Wiſſenſchaften andern gefällig und einem Staate nützlich werden könne? entworfen von C. B. S. v. B.

Alle diejenigen, welche das Weſen der Tugend recht kennen und davon wahre Begriffe haben, werden offenherzig zugeſtehen, daß faſt alle Tugenden ohne die Gefälligkeit, kaum beſtehen oder lobenswürdig werden können. Alle menſchliche Handlungen, und auch die Tugenden ſelbſt, bekommen durch ſie erſt recht ihren Reiz. Denn was hilft es, daß ein Scheinheiliger mit einem noch ſo ämſigen Geplerre ſeiner Lippen vor dem Altare kniet, wenn eine wahre Gefälligkeit, die hier unſtreitig in einer unverfälſchten Aufrichtigkeit des Herzens beſteht, von ſeiner Andacht entfernet iſt? Was hilft es bey einem reichen und vornehmen Manne, der alle Tage offene Tafel hält, und die gebethenen Gäſte auf das koſtbarſte bewirthet; wenn es hierbey an der Hauptzierde ſeines Gaſtmahls, nämlich der Gefälligkeit fehlt? Auch die gröſte Freygebigkeit verdienet ohne Gefälligkeit ein ſehr geringes Lob.

Man kann aber die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenschaft der menschlichen Seele betrachten, in welchem Falle sie eine Begierde ist, sich durch äußerliches Wohlverhalten andern Menschen angenehm zu machen; oder man kann sie für eine äußerliche Handlung ansehen, in welchem letzten Falle sie das äußerliche Bezeigen selbst ist, wodurch man andern angenehm wird. Jedoch muß ich hierbey erinnern, daß man wegen der Verschiedenheit der Arten, wodurch man angenehm werden kann, nicht im Stande ist, richtig zu bestimmen, worinnen dieß äußerliche Bezeigen bestehe. Eine vernünftige Ueberlegung, und langwierige Erfahrungen werden uns hiervon am besten belehren können. Ich möchte fast sagen, daß die Gefälligkeit in Ansehung des äußerlichen Bezeigens gegen andere, fast eben so vielerley Gestalten an sich nehme, als man in das Wachs zu drucken fähig ist. Bald muß ein Gefälliger einen Demokrit vorstellen, und mit den Fröhlichen sich ebenfalls fröhlich bezeigen. Bald aber muß er das Bild eines Heraklits annehmen, und mit den Weinenden weinen.

Wenn ich inzwischen hier von der Gefälligkeit rede; so verstehe ich darunter keine solche, welche die Tugend beleidiget und den Lastern liebkoset. Dergleichen niederträchtige Handlungen sind nur Schmäuchlern eigen. Nur ein Thraso wird dasjenige an seinem Marcena erheben, woran vernünftige Beurtheiler menschlicher Handlungen und wahrhaftig tugendhafte Gemüther billig einen Ekel haben. Eben eine so unglückliche Entfernung von

wahrer Tugend war mit derjenigen Gefälligkeit verknüpft, wodurch sich ein Alcibiades, nach den Erzählungen eines Plutarchs und Cornelius, überall diejenigen verbindlich machte, bey denen er sich aufhielt. Ein wahrhaftig gefälliger sucht sich zwar nach den verschiedenen Gattungen der Menschen zu bequemen, und sich ihnen angenehm zu machen; aber ohne dabey niederträchtig zu werden, und ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidige und verunehre. Er nimmt also in vergnügten und fröhlichen Gesellschaften, zwar freylich keine ernsthaften und finstern Mienen an, und richtet sich überall mit erlaubter Klugheit nach den Umständen der Zeit und des Ortes; er sucht aber allen Menschen nur in so weit ähnlich zu werden, in wieweit sie tugendhaft oder Menschen sind. Und bey seiner Klugheit überschreitet er weder die natürlichen Pflichten, noch auch die Gesetze der Religion. Eine Handlung also, davon ihn sein natürlicher Verstand und sein eigenes Gewissen überzeuget, daß sie lasterhaft und unverantwortlich sey, wird er niemals billigen; oder so zu reden, da mit den Wölfen heulen, wo das allgemeine Wohl, durch seinen Eigennutz Schaden und Abbruch leiden könnte. Ein wahrhaftig gefälliger wird also, da die wahre Gefälligkeit allemal aus einer ungehäuchelten Menschenliebe, und aus einem Triebe entspringt, alle Menschen so glücklich und vergnügt zu machen, als ein Mensch den andern nur immer machen kann, zugleich ein wahrer Menschenfreund seyn. Er wird mit Wahrheit und Nachdrucke aus Herz

drin-

dringen. Er gebraucht sich, wie der berühmte Voltaire sagt, jederzeit solcher Ausdrücke und äusserlicher Bezeigungen, die einer wahren Gefälligkeit anständig sind, und niemals in niedrige Seelen kommen. Er verbirgt zwar, wie eben dieser Dichter fortfährt, oft die Hoheit seiner Seele, ohne dieselbe dabey eben gar verstecken zu wollen; er kann aber doch die Stralen derselben nicht so sehr schwächen, daß sie nicht, auch oft wider seinen Willen, die Decke der Bescheidenheit durchdringen und selbst dadurch einen neuen Glanz bekommen sollten. So wie der scharfsinnige Verfasser des vortrefflichen Esprit des Loix meynt, daß die Schmäucheley von den Begriffen eines wahrhaftigen großen Geistes weit entfernet sey, und oft verursache, daß die Tugenden dasjenige nicht seyn, was sie doch seyn sollten: eben so urtheilet ein wahrhaftig gefälliger. Und er ist immer darauf bedacht, damit ja nicht, wie eben dieser Schriftsteller von der scheinbaren Ehre saget, seine Gefälligkeit in einer bloßen und schädlichen Einbildung bestehe. Niemals wird er Gefälligkeit und Höflichkeit, davon diese zwar wohl ohne jene, aber jene nicht ohne diese seyn kann; mit einander vermengen. Niemals wird er suchen, ein bloß liebenswürdiges Menschengesicht zu werden: wie es denenjenigen ergeht, die an ihrem Putztische, oder vor dem Spiegel, und bloß ihrer Schönheit wegen gefallen. O nein! liebenswürdig zu werden ohne große Verdienste, dieß rechnet er sich vielmehr für eine Schande. Ein tugendhaftes Herz und edle Thaten sind die einzigen und vornehmsten

Mittel, wodurch er ſich immer reizender und angenehmer zu machen ſuchet. Er verſteht die Kunſt zu leben; aber doch auf ſolche Art, daß er dabey weder ſich, noch andern ſchade.

Die Nutzbarkeit eines Gelehrten beſteht in gewiſſen Vortheilen, die entweder wir ſelbſt aus andern Sachen, oder andere durch uns erhalten. Dieſe Vortheile können entweder durch die Hülfe entſpringen, die dem Verſtande durch Lehre und Unterricht geleiſtet wird; oder ſie entſtehen durch gewiſſe Handlungen, die wir theils um anderer willen, und theils andere um unſert willen vornehmen. Aus genauer Ueberlegung dieſer vorher zum Grunde gelegten Sätze, erhellet zur Gnüge, daß die Handlungen der Menſchen, wenn ſie nützlich ſeyn ſollen, entweder ihnen ſelbſt, oder ihrem Nebenmenſchen Vortheile verſchaffen müſſen. Und ein Menſch, der ſich aus Eigenſinn, oder um anderer unerlaubter und ſtrafbarer Urſachen willen, einer unempfindlichen Trägheit und faulen Ruhe überläßt, gehöret billig unter diejenigen Laſten der Erden, mit welchen man eben ſo verfahren ſollte, wie ein Befehlshaber in einer hart belagerten Veſtung mit denen verfährt, die den Unterhalt ſeiner Soldaten nur ſchmählern, und die Vertheidigung um deſto beſchwerlicher machen.

Aus dem, was ich bisher erwähnet habe, iſt gar leicht zu erſehen, wie ein Gelehrter andern gefällig, und der Republik nützlich werden könne. Man pflegt überhaupt denjenigen einen Gelehrten zu heißen, der von Wiſſenſchaften eine Kenntniß beſitzet. Ein Menſch, der nach dem Ausdrucke eines gewiſſen

Schrift-

Schriftstellers aus seinen Collectaneenbüchern ganze Regimenter aufrichten und nach seinem Belieben eine gelehrte Musterung vornehmen kann; dieser, sage ich, verdienet keinesweges den Namen eines Gelehrten. Und wenn sie auch mit noch so ansehnlichen Titeln prangen; wenn sie auch soviele Nachtreter haben; wenn sie auch noch so große Siegel und Gnadenketten aufweisen: so gehören sie doch vielmehr in diejenige Gesellschaft, die billig der Windmacherey beschuldiget wird. Sie schwärmen zwar oft eine lange Weile in der Welt herum, verblenden durch ihren Dunst leichtgläubige Gemüther, endlich aber geht es mit ihnen eben so, wie mit den Kugeln, die man durch einen mit Wasser gefüllten Strohhalm bläst. Je mehr aber ein Mensch Wissenschaften besitzt, und je gründlicher seine Kenntniß ist: ein desto größerer Gelehrter verdient er genennet zu werden. Der Character wahrer Gelehrten beruhet daher nicht nur auf der Menge von Wissenschaften; sondern auch, und zwar vornehmlich, auf deren gründlicher Kenntniß. Hieraus erhellet zur Genüge der Unterschied zwischen einem großen und kleinen Geiste. Es ist noch lange nicht hinreichend zu einem wahren Gelehrten, daß er, nach dem oben gegebenen allgemeinen und gewöhnlichen Begriffe, viel wisse, und davon nur bloß eine historische oder eine solche Kenntniß habe, die ein sogenannter Gedächtnißgelehrter ebenfalls besitzt.

Wissen, und gründlich wissen, ist eben so sehr von einander unterschieden, als Tag und Nacht. Das-

ten, der vor den meiſten Ausgaben dieſes Scribenten ſtehet, überſetzet iſt, als auch die erbauliche Vorrede des Herrn Knorren von Roſenroth, hat man bey der andern Ausgabe weggelaſſen; welches ein rechter Schade iſt. Dieſe letztere hat er an ſeine liebe Kinder geſtellet, und ſich mit den Buchſtaben E G. V. d. i. Euer günſtiger (oder geliebter) Vater unterzeichnet. Gleich anfangs ſchreibt er alſo: Es iſt" diß Büchlein zwar vor dieſem ſchon verdeutſcht ans" Licht kommen, aber beydes in proſa und denen Ver-" ſen, alſo unverſtändlich, daß es geſchienen, ob habe" der Uberſetzer *) entweder wenig Mühe dran wen-" den wollen, oder etwa des Autoris tieffen Sinn nicht" gnugſamlich aſſequiren oder exprimiren können;" darum ich es aus gutem Willen eines verſtändigen" und wohlgeübten Mannes **) (welcher euch ſo" wohl, als der, dem die Verſe in ſaubere Art zu über-" ſetzen angelegen geweſen, ***) bekant) alſo trans-" poniren zu laſſen, ſorgfältig ſeyn wollen, damit ihr" und jeder, der es leſen wird mögen, es alſo begreiffen" könne, daß er ſelbſt auch darob Vergnügen und" nützlichen Unterricht zu empfinden habe."

Gleichwie der Herr von Helmont in der Uberſetzung

*) Vermuthlich zielet der Verfaſſer auf den deutſchen *Boetium*, der zu Nürnb. 1660. in 12. gedruckt ſeyn ſoll. S. das I. Stück dieſer Beyträge p. 10. Man würde uns zu vielem Dank verbinden, wenn man uns denſelben mit der Zeit näher zu kennen geben wolte; welches einem geneigten Leſer ein leichtes wäre der dieſe Auflage als eigen beſitzet.

**) Des jüngern Herrn von Helmont.

***) Herr Knorr ſelbſten.

jenige aber am mehresten wissen, was uns bey andern als wahre Gelehrte liebenswürdig machet; dieß ist es, wodurch ein Gelehrter zuförderst gefällig werden soll. Liebe und Furcht sind die zwo vornehmsten Stützen, wodurch wir in der Welt bey andern unser Ansehen befördern und aufrecht erhalten können. Beyde aber sind von solcher Art, daß sie die größte Klugheit und ein genaues Gleichgewicht erfodern. Eben dieß ist die Pflicht eines gefälligen Gelehrten. So wie es allemal seinem Character nachtheilig wäre, und er sich keinesweges bey andern gefällig machen würde, wenn er durch bloße Verachtung anderer ein despotischer Scribent und ein Alleinherrscher in dem Reiche der Gelehrten zu seyn oder zu werden, sich einbildete: eben so thöricht ist es, wenn ein Gelehrter sich selbst liebenswürdig achten will. Lachet man nicht, wenn ein in sich selbst verliebter Stutzer nimmer vom Spiegel hinweg kömmt, und sein ganzer Lebenslauf nichts in sich hält, als was jener Geschichtschreiber von einem Helden sagete: Er hat gelebet? Eben so lächerlich aber ist es für einen Gelehrten, wenn er sich selbst zuerst und am mehresten gefällig wird. Will er also bey andern auf eine gefällige Art liebenswürdig werden: so muß er sich hüten, daß er kein Menschengesicht vorstelle. Er muß sich selbst zu überwinden suchen, ehe er andere gegen ihn verbindlich machen will. Seine Freygebigkeit muß eine wahre Gefälligkeit seyn, die keine schändliche Reue nach sich zieht. Seine gelehrten Verschwendungen müssen die Regel einer tugendhaften und erlaubten Klug-

heit

heit niemals überschreiten. Kein Eigennutz muß sein Gemüth einnehmen und beherrschen. Seine äußerlichen Bemühungen müssen mit einem redlichen Herzen völlig übereinstimmen. Seine Vollkommenheiten, durch die er sich beliebt machet, müssen wahre, und keinesweges etwa nur scheinbare seyn, die der Spiegel der Vernunft zu seiner eigenen Schande als irrige entdeckt. Kurz: seine Gefälligkeit muß auf wahre Menschenliebe gegründet seyn.

Ein Gelehrter lebet nicht bloß sich selbst. Er ist ein Mitglied einer ganzen Gesellschaft. So wenig nun ein Goldklumpen werth zu schätzen ist, wenn er nur immer im Kasten verschlossen liegt: eben so wenig kann man auch einen Gelehrten hoch schätzen, wenn man ihn gleich einer Docke, zwar verwunderungsvoll anschauen, aber niemals recht gebrauchen kann. Ein Gelehrter muß nicht nur, wie Voltaire sagt, höflich, sondern auch seinen Freunden, und seinem Vaterlande, und sich selbst, nützlich seyn.

Schon bey den alten Griechen und Römern war es im Gebrauche, daß denen, die sich durch Wissenschaften hervor thaten, besondere Belohnungen und Ehrenzeichen zugestanden wurden. Die Pariserakademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften hat dießfalls in ihren Sammlungen, davon die so geschickte als gelehrte Fr. Prof. Gottschedinn in Leipzig eine sehr wohl gerathene Uebersetzung liefert, eine eigene gelehrte Abhandlung durch den Herrn Boze eingerücket. Aber eben hier kann ein Gelehrter sich besonders als ein nützliches Mitglied des Staates bezeigen. Ehrentitel, herrliche Belohnun-

nungen, und überhaupt die bloße äußerliche Ehre, hält man sehr oft auch unter den Gelehrten, für das vornehmste Mittel berühmt zu werden. Und wie sehr man sich durch fälschlich angenommene, oder ertheilte Lobeserhebungen auf unerlaubte Irrwege verführen lasse, ja wie viele Kunstgriffe man dabey oftmals gebrauche; solches zeigen die Stachelschriften der neuen Gelehrten zur Genüge. Will also ein Gelehrter nützlich werden: so muß er nicht nur um eitler Ehre willen allein arbeiten, und zugleich die Ehre seiner Mitbürger unterdrücken. Alsdann aber wird seine Ehre keine Ruhmräthigkeit, und seine Ehrbegierde kein unerlaubter Hochmuth seyn: wenn er nur darinnen die größte Ehre sucht, daß er in wahren und rühmlichen Vollkommenheiten immer ansehnlicher, und dadurch um andere immer verdienter werde.

Diese löbliche Ehrbegierde wird einen auf solche Art wahren Gelehrten antreiben, keinen Wissenschaften ämsiger und eher obzuliegen; als wodurch die allgemeine Wohlfahrt befördert wird, für deren Flor er am eifrigsten besorgt seyn muß. Die Aufklärung des Verstandes, eine vernünftige und mit keinen Leidenschaften oder Parteylichkeiten untermischte Entwickelung der Irrthümer, eine wohlangebrachte Erbauung unwissender Gemüther, eine freundschaftliche Zurechtweisung der Irrenden, eine nachdrückliche Erweckung verhärteter Seelen, eine gründliche Erlernung und ein vernünftig überlegter Gebrauch der Sprachen, ein überzeugender und natürlicher Vertrag, eine leutselige und keinesweges

despo-

despotische Ausbreitung der Wahrheit: alles dieß und andere dergleichen Dinge werden einen Gelehrten zu einem nützlichen und gefälligen Mitgliede des gemeinen Wesens machen. Wie viele herrliche Vortheile wird er dabey auch sich selbst versprechen können: wenn er nicht nur bloß dem Namen nach, sondern auch in der That und bis auf den letzten Augenblick seines Lebens ein wahrer Patriot ist!

* *

VII.

Schreiben an dem Verfasser dieses Neuesten.

In der Zusammenfügung mit den Verbis werden die beyden Particulæ **zu** und **zer** vielfältig vermischet, da sie doch an Eigenschaft, an Accent und an Bedeutung ganz unterschieden sind. **Zu** ist eine præpos. separabilis, zieht in compositione cum Verbis allemal den Accent an sich, und bedeutet, wie das lateinische ad oder con, eine Anfügung, Nähering, Vereinigung ꝛc. **Zer** hingegen ist eine præpositio inseparabilis, wirft in compositis allemal den Accent von sich, und bedeutet, wie das lateinische di oder dis, eine Trennung, Abweichung, Vertheilung ꝛc. Man nehme z. E. den Unterschied in den Verbis **zutheilen**, attribuere; **zulegen**, addere; **zufließen**, adfluere; und **zertheilen**, dividere; **zerlegen**, dissecare; **zerfließen**, diffluere. Jene haben den tonum auf der Particula in ante penultima; diese auf dem verbo

bo in penultima: jene ſepariren die Particulam; ich theile zu; du legeſt zu; es flieſſet zu ꝛc. dieſe ſepariren ſie nicht: ich zertheilte; du zerlegteſt; es zerfloß ꝛc. jene nehmen die ſyllabam ge in Præterito, zugetheilet, zugeleget, zugefloſſen: dieſe nehmen ſie nicht, zertheilet, zerleget, zerfloſſen.

Der Spaate, oder Herr Stieler hat in ſeinem deutſchen Sprachſchatze p. 2624 ſchon folgendergeſtalt hierüber ſich vernehmen laſſen: improvidi Germanorum zer & zu ſæpe pueriliter confundunt, dicuntque pro zerſchlagen, pertundere, conquaſſare, zuſchlagen, quod eſt confligere; pro zerſchneiden, diſcindere, diſſecare, zuſchneiden, quod eſt, formare ſecando. Sic aliud eſt zertreten, conculcare, proterere; aliud zutreten, accedere. Zu enim nunquam conſumtionem & ruinam rei, ſed potius auctionem, adplicationem & cuſtodjam ejusdem indicat. Dieſe ſtieleriſche Anmerkung würde ihre völlige Richtigkeit haben, wenn nur auch vom Accente erinnert wäre, daß derſelbe auf dem zu keinesweges kurz ſeyn könnte. Denn wo er dieſes nicht vorausſetzet; ſo gehören ſeine angeführten Exempel nicht hieher: weil keine confuſio vorgeht, wenn das zu den Accent hat, und ſolchergeſtalt gar nicht anſtatt des zer geſetzt wird.

Ich gebe demnach zu bedenken, ob man dieſen guten Gründen zuwider, die Vermengung der beyden beſagten Vorwörter mit den Exempeln, die etwa in unſrer deutſchen Bibel mehr als zu häufig ſind vertheidigen könne: wenn es z. E. Pſ. 2, 9. heißt, du

ſolle

ſollt ſie mit einem eiſernen Zepter zuſchlagen, wie Töpfe ſollt du ſie zuſchmeißen. Dan. 2, 40. denn gleich wie Eiſen alles zumalmet und zuſchlägt, ja wie Eiſen alles zubricht; alſo wird es auch alles zumalmen und zubrechen. Matth. 12, 20. das zuſtoßne Rohr wird er nicht zubrechen ꝛc.

Herr Bödicker in ſeinen Grundſätzen p. 257. hält dafür, daß in dergleichen Bibelſtellen allerdings zer anſtatt zu ſtehen ſollte, und daß aus dem zer; wegen des von den alten Deutſchen und Niederſachſen aus der Acht gelaſſenen Unterſchiedes das zu geworden ſey; ſo wie die Schweizer noch itzo ſagen zu für zer, zuſchlagen für zerſchlagen. Herr Wachter hingegen kehrt den Urſprung um und hält in ſeinem Gloſſar. p. 56 das Wort zer für ein neues præfixum, abuſu, wie er ſagt, in locum particularum vetuſtiorum za, zua, ze, zi intruſum, & littera canina auctum, ſ. quia germanis auribus talis dentium ſtridor pergratus eſt, ſ. quia aptior viſus, utpote aſper et terribilis, deſtructionibus rerum ſignificandis. His enim ſolis præfigi ſolet, ut ſenſum in illis intendat. Nun gebe ich zwar den Herrn Bödicker und Wachter darüber zuſammen, ob zu aus zer, oder zer aus zu vorzeiten geworden ſey? geſtehe auch gern, daß in monumentis Theotiſcis ſchwerlich ein ausdrückliches zer aufzufinden ſeyn wird. Jedennoch aber, weil ſich auch daſelbſt, in eben der Bedeutung kein ausdrückliches zu oder zua; ſondern ein halbverſchlucktes und kurzes ze oder zi antreffen läßt, wie z. E. beym Notkero Pſ. 34, 16. zeſtoupen, zerſtäuben, und beym Otfrido

l. 2.

l. 2. c. 2. ziſtias, zerſtieß ꝛc. ſo wird man mit Erlaubniß des Hrn. Wachters, noch für unausgemacht halten dürfen, ob in dem ze oder zi, wenn es ſignificationem diſſipandi hat, ein zu oder ein zer abgekürzet ſey. Denn ob gleich ſonſt gewiß genug iſt, daß in ſignificatione conjungendi zi für zu theotiſce geſprochen worden, z. E. beym Tatiano c. 183. da Chriſtus zum Juda ſagt: Friunt, zihiu quami? Freund, zu was (warum) biſt du kommen? zi themo Fater, zu dem Vater: ziſamane, zuſammen, und dergleichen: ſo erwähnt doch Paltenius ad Tatianum p. 301 bey Erklärung des Worts ziſpreita, zerſtreuete, gar keiner Verwandſchaft oder Verwechſelung des zi und zu in dieſer Bedeutung; ſondern ſagt, es ſey das zi eine particula, quæ verbis præfixa diviſionem atque imminutionem ejus, quod illa ſignificant, denotat; quemadmodum id hodie fit in verbis, quæ præfixum habent zer, z. E. zerlegen, zerbrechen, zerhauen, ꝛc. dieſe bisher angeführte Ungewißheit des uralten Unterſchiedes, und die eingeriſſene Vermengung der particulæ ſeparabilis und inſeparabilis, dient dem Gebrauche der Zeiten Lutheri zur genugſamen Entſchuldigung; um ſo viel mehr, da auch unſre Niederſachſen noch dieſe Stunde keine andere particulam, als ihr einziges *to* gebrauchen, welches ſie ſowohl ſeparabiliter als inſeparabiliter den verbis vorſetzen, z. E. tótreden, zutreten, accedere und totréden, zertreten, conculcare: tóſtôten, zuſtoßen, ictum facere und toſtoéten, zerſtoßen, contundere etc. Inzwiſchen aber, da doch

1. in der heutigen hochdeutſchen Sprache der von Herrn Wachter zugeſtandne uſus ſehr alt iſt, indem ſich ſchon vor vierthalbhundert Jahren in Jac. von Könighouen Elſaßiſcher Chronica unter andern das Wort zerdrâageln, d. i. zerſtreuen antreffen läßt, vid. Schilteri Gloſſar. p. 283, auch

2. kein Zweifel iſt, daß das verbum **zerren**, welches ſignificationem vellicandi, diſtrahendi & irritandi hat, nicht ſollte von der particula **zer** ſeinen Urſprung haben, mithin die Proprietät derſelben, und die differentiam von zu beſtärken helfen: nicht weniger

3. der ſelige Lutherus gar viele andre verba, die eine ſignificationem diſſipandi oder diminuendi haben, beſtändig mit dem **zer** componirt hat, z. E. Prov. 27, 22. wenn du den Narren in einem Mörſer **zerſtießeſt**. Matth. 12, 13. wer nicht mit mir ſammlet, der **zerſtreuet** ꝛc. Ueberdem

4. auch endlich der bemerkte Unterſchied der particularum zur Deutlichkeit und Leichtigkeit der Sprache einen gewiſſen Nutzen ſchaffet: ſo ſoll man ſich billig nicht entlegen, ihn zu ergreifen, und die unnöthige Vermiſchung abzuſtellen.

* *

VIII.

Nachricht von den Bewegungen,
welche die neuenzuführende Lehrart auf der Wiener Univerſität gemachet hat.

Alles, was man in unſern Gegenden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren hat, da **Chriſtian Thomaſius** die Freyheit zu philoſophiren zuerſt einführete, und viele nach ſeinem Exempel das alte ſcholaſtiſch-ariſtoteliſche Joch abſchüttelten; das erfährt man itzo in Wien auch. Die Gemüther ſind in voller Bewegung; und eine Partey iſt wider die andere aufgebracht. Dabey fehlt es nun nicht an ſatiriſchen und witzigen Schriften, von welcher Art uns folgendes Stück in die Hände gefallen iſt, und merkwürdig ſcheint. Denn weil die Gemüther, in Betrachtung der neu anbefohlnen Schulart, ſich ungemein zertheilen, und man wahrgenommen, daß die Alten das Alte, die Jungen das Neue wählen; jene aber vor Zorne berſten wollen, weil ſie die Jungen nicht verſtehen, da dieſe ſich ſchon neutoniſch hören laſſen: ſo hat eine poetiſche Feder dieſe Verſe entworfen, um beyde Theile zu tröſten, oder ſie vieleicht noch mehr zum Zanken zu veranlaſſen.

GEMITVS

Barbariei exterminatæ.

An patiere novas, Philalethe, quieſcere Muſas,
Quæ tibi, proh! facinus, Gyaris et carcere dignum!
Jus capitale adimunt diſcendi, atque illa docendi,
Queis homines ſapiunt? Nova gens peregrinaque ludis
Clam ſe ſe intruſit noſtris. Plus creditur illi,
Quam mihi, pragmatice quæ per duo ſæcla docebam.
Exulat antiquus, ſaluberrimus atque probus mos,
Subdiſtinguendi, diſtinguendique tenebras;
Qui tamen, ut noſcis, verusque vetusque docendi
Mosque ſacratus erat. Dediſcere cuncta docetur
Nunc puer Auſtriacus. Lacrymare Magiſteriorum
Interitum! vel Jo! potius rideto futuram

Re-

Rerum inſuetarum doctrinam! ride Magiſtros!
Quid poſthac fiet ſine me? Lætare, triumpha,
Dum fugio, et mecum jubeo migrare phalanges
Vocum ſacrarum, ne quid diſtinguere poſſint.
Quid ſine *ſimpliciter*, *directe*, *compoſitumque*,
Actu, *abſolute*, vel *adæquate*, atque *per Acci* . . .
Cumque *ſecundum quid*, *ratione*, *realiter*, *ut ſic*,
Explicite, *implicite?* Nec *principialiter*, *ut quod*,
Nec *ſubjectivum*, nec *materiale* relinquam,
Inque *ſecundo actu*; *Speciemque genusque* jubebo,
Ne maneant. Migrent mecum quoque verba *modale*,
Correſpectivum, *poſitivum*, *prædicamentum*,
Concretum, *abſtractum*; quoque *perſonale* cavebo
Ne Ludos intret. Fugientem Ars tota ſequatur!
Sarcina ſit levior, quo plures me comitantur
Præciſivorum objectivorumque cohortes.
Cumque viam aggredior, me verba hæc cuncta ſequantur,

Independenter cum *dependenter*, et *actus*,
Denominative, *infortative*, *Complete*,
Diſtributive, *Collective*, et *incomplete*,
Incomplexe, *Complexe*, *Determinative*,
Confuſe, *Dialectice*, *Compoſiteque*,
Diſtincte, *Diviſim*, *Demonſtative*,
His bini aut terni *cauſaliter*, *entitative*,
Participative, *integraliter*, rite ſequantur.
Cætera ſive equites peditesve ſine ordine ducant
Agmen quodque ſuum. *Eſſentialiter*, *accidentaliter*, *integraliter*, *extenſive*, *intenſive*,
Objective, *identice*, *eminenter*,
Concomitanter, *fundamentaliter*, *diſpoſitive*,
Tranſcendentaliter, *radicaliter*, *ſpecifice*,
Generice, *habitualiter*, *Intrinſece*,
Actualiter, *extrinſece*, *immediate*,
Moraliter, *Mediate*, *Phyſice*,
Naturaliter, *Mathematice*, *et libere*
violenter, *prædicabiliter*, *Inſtrumentaliter*,

ſezung des ungebundenen Textes einen groſſen Fleiß gewieſen; alſo iſt auch dem Herrn Knorren die auf den gebundenen verwendete Mühe über die maſſen wohl gelungen. Wir können nicht umhin zu verhoffentlichem Vergnügen vieler Leſer von des leztern Arbeit ein paar Muſter allhier anzufügen, aus denen man ſchon von dem übrigen zu urtheilen fähig ſeyn wird. Das erſte mag die nette Grabſchrifft, (denn die Geſtalt einer ſolchen hat dieſes Gedichte eher, als eines Klagliedes, wie es der von Roſenroth zu nennen beliebet, und damit die lateiniſchen Worte: amatamque maxime *vltimo carmine* proſequutus eſt, ausdrücken wollen) ſeyn, welche Boetius ſelbſt auf ſeine verſtorbene erſte Gemahlin, *Helpen*, verfertiget; davon der lateiniſche Text dieſer iſt:

Helpes dicta fui Siculae regionis alumna,
Quam procul a patria coniugis egit amor.
Quo ſine moeſta dies, nox anxia, flebilis hora,
Nec ſolum caro ſed ſpiritus vnus erat.
Lux mea non clauſa eſt tali remanente marito,
Maiorique animae parte ſuperſtes ero.
Porticibus ſacris iam nunc peregrina quieſco
Iudicis aeterni teſtificata thronum.
Ne qua manus buſtum violet, niſi ſorte iugalis
Haec iterum cupiat iungere membra ſuis;
Vt thalami tumulique comes nec morte reuellar,
Et ſocios vitae nectat vterque cinis.

Wir haben ihn aus der zuvorgedachten Lebensbeſchreibung Boetii um ſo viel lieber in ſeinen eigenen Worten voran geſetzet, damit ihn unſere Leſer mit Herrn Knorrens Uberſetzung deſto bequemer zuſam-

Terminative, Categorematice, ſincategorematice, ordine intentionis, et Executionis, neceſſitate conſequentis et conſequentiæ. etc. . . .

Heu! miſeram gentem! ſi ſic migrare jubebor
Muſa Viennenſis! Quis, quæſo, *genus ſpeciemque*
Panis diſtinguet? quis felix vivere *per ſe?*
Civis, vir prudens *diſtincte* ſive *reflexe*
Nullus erit. Ratio ipſa *realiter* abſit, oportet,
Entia ſi deſint *rationis*. *Materiale*
Nil ſciet Urbs poſthac: quia quis diſtingueret *actus?*
Dic, ubi Relligio, legum reverentia, mores?
Proh ſcelus! intereunt: ſi verba hæc ſacra vacabunt.
Celarent, Datiſi, Fapeſmo, Baroco, Darapti,
Res ignota manebunt. Ipſum *Friſeſomorum*
Nil aget in ludis. Rabies, furor, impetus, ira
Inſeſtant animum, ſi ſortem hanc mente revolvo.
Quid chara incipiet ſoror, *Ignorantia*, tandem,
Quæ luſu vocum delectabatur avito?
Heu mihi, quid fiet? quis me infelicior usquam?
Pariſiis quondam proſcripta, recepta, repulſa
Circumquaque erram, exul, ſolumque Viennæ
Hoſpitium inveni. Soror Ignorantia tectum
Conceſſit miſeræ, ſecumque habitare cupivit.
Utraque nunc expulſa ſimul, timul utraque ſpreta!
Proh! mihi fatales hominum iſthoc tempore mores!
Delirant omnes, vel deliravimus ante!
O quoties pueris decumana ſophiſmata feci,
Solertes nugas, queis mentem fallere poſſent!
Myriotechnites vel maximus obſtupuiſſet
Tam formidandas, ipſo ſane Hercule dignas
Cauſarum moles, quas impigra conglomeravi.
Quid poſthac de me! niſi quod ſim barbara, Anuſque
Exul, delirans, verboſa, retruſa, timenda,
Communis cui non inſit ſola Uncia ſenſus!
Multa loquar, nugasque crepem lutulenta febriles,
Luxurier ſtrepitu verborum, inſulſa reſumam,

Quid-

Quidquid in adverſum placeat proponere partem?
Hæc ego manſuete videam? me parcere flagris
Sorte datis? Si quis de me hæc ludibria ſpargit?
Euge! at ſume animos! demens agitetur Erinnys,
Et mihi bella paret, ſævos imitata Gigantes!
Sacrilegis tentet manibus diſcindere cœlum;
Juppiter at juſta in miſeros fera fulmina dextra,
Torquebit, jam jam et cœlum tonat omne fragore.
Neſcio, quid blateret, Talmudica, punica, græca,
Gens nova, quæ noſtros cancellos occupat. *Ego*
Mox mox ridebo, ſi mixta quadrata rotundis,
Et variis linguis confuſa videbo ſtudentum
Agmina. Tum ſpero, felicia ſæcla redibunt!
Diſcant nunc pueri, doctrinæ ſemina veræ,
Grammata ſcrutentur, cauſas rerumque; quid ad me?
Et cœlum, ſolisque vias, et ſidera diſcant:
Dic, quid erit, ſi non ſacrata vocabula nôrint,
Quæ mecum abripio? Bene qui diſtinguere neſcit,
Omnia dediſcit, ſcribitque in pulvere Cœli.
Sic Muſa ingemuit Ludis expulſa Viennæ.

Novæ Muſæ abeunti.

Muſa vetuſta, vale! Semper diſtingue: quid ad me?
Sed cave, ne panis tibi fiat lana caprina;
Quasque minas ſpargis, rapiat facundior Auſter.
Noſcis, ut Alcides naſo dum ſternuit unco,
Pygmæam ridens gentem, populosque bilibres.
Excutit, et vaſtas late diſpergit in oras?
Barbara, trita, rudis, geticis ex conſona ſæclis;
Quæ loqueris, ſannis nec cedunt Rhinocéroti.
I, perge Anticyram! forſan ſanabere, Muſa.
Helleborum cæcam, ſurdam, mutamque juvabit.

* *

IX.

Nachricht von denen Schriften, die Herr Rousseau durch seinen Angriff der Wissenschaften und freyen Künste veranlasset hat.

Gelehrte Ketzereyen verursachen eben so viel Streitens, als die theologischen: und Herr **Rousseau** bestätiget mit seinem Exempel die Wahrheit, daß man die Gelehrsamkeit nicht ungestrafter angreifen könne, als die Religion. Es ist fast ganz Frankreich aufgewachet, einem solchen Hohnsprecher zu widerstehen; und Deutschland ist nicht säumig gewesen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Wir wollen hier, so viel uns davon bekannt geworden, unsern Lesern auf einmal vorlegen.

Wir haben schon vorhin eines Angriffes gedacht, den Herr **Rousseau** in einer pariſischen Monathschrift erlitten; und wie er denselben abzulehnen gesuchet. Allein dabey ist es nicht geblieben. Schon im 1751sten Jahre hat sich eine erhabene und majestätische Feder, wider ihn aufgemachet. Der **König Stanislaus** selbst, der seine Muße den Wissenschaften widmet, hat es nicht verschmerzen können, daß ein so unschuldiger Zeitvertreib mit den Musen, auch ihm gleichsam zur Last geleget würde. Er hat daher selbst Hand angeleget, diese seine Liebhaberey zu vertheidigen. Sie erschien, unter dem Titel: Reponſe au Diſcours de Mr. Rouſſeau &c.

aber

aber dieſer beantwortete ſie bald in einer Schrift von 4 Bogen in 8v. Obſervations de Jean Jaques Rouſſeau, de Genève, ſur la Reponſe qui a été faite à ſon Diſcours. Da er ſeinen gekrönten Gegner kannte: ſo hat er ſich darinn auch aller nöthigen Beſcheidenheit bedienet; und ſich ſo gut vertheidiget, als eine ſchlechte Sache vertheidiget werden konnte.

Doch es trat bald ein neuer Gegner auf den Kampfplatz, und zwar ein Mitglied aus eben der gelehrten Akademie zu **Dijon**, welche dem Herrn **Rouſſeau** den Preis zuerkannt hatte. Mr. le Cat war es, der eine Refutation du Diſcours de Mr. Rouſſeau, par un Academicien de Dijon, ans Licht ſtellete. Herr **Rouſſeau** blieb ihm die Antwort nicht ſchuldig, ſondern ſtellte einen halben Bogen ans Licht, der den Titel führet: Lettre de Jean Jaques Rouſſeau de Genève, ſur une nouvelle Refutation de ſon Diſcours, par un Academicien de Dijon. Der Verfaſſer geſteht ſelbſt, daß er ſich über den erhaltenen Preis gewundert; aber gleichwohl gedacht habe: daß die Akademien nicht allemal der Meynung derjenigen Schriftſteller beypflichten, deren Ausarbeitung ſie krönen.

Noch nicht genug. Auch in **Lyon** iſt eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte: und auch in dieſer ward den 22 Jun. 1751 eine Schrift wider die neue Ketzerey abgeleſen. Sie kam unter folgendem Titel heraus: Diſcours ſur les Avantages des Sciences & des Arts, prononcé dans l'Aſſemblée publique de l'Academie des Sciences & Belles Lettres de Lyon. Hier werden

die Vorzüge der Gelehrsamkeit überaus schön gezeiget, und ins Licht gesetzet. Allein Herr **Rousseau**, der ihnen einmal den Untergang geschworen hat, ließ es an seiner Antwort nicht fehlen. Er gab seines Gegners, der Mr. Bordes heißen soll, Schrift von neuem heraus, avec la Reponse de Jean J. Rousseau, Citoyen de Genève: und zwar zu Genf 1752. Chez Barillot & fils. Hieraus lernen wir nun unter andern, daß auch zu Genf in dem Gymnasio, die Studirenden wider den Hrn. **Rousseau** Reden gehalten, und ihn zu widerlegen gesuchet.

Nun fehlte noch Paris selbst: und siehe, auch hier erklärete sich die ganze Academie Françoise wider diesen Gegner der schönen Wissenschaften. Sie gab auf das 1752ste Jahr einen Satz auf, welchen die Liebhaber der schönen Wissenschaften die um den Preis der Beredsamkeit zu kämpfen Willens wären, um die Wette ausarbeiten sollten. Und dieser Satz war ausdrücklich wider den Hrn **Rousseau** gerichtet. Man hat auch bereits aus den öffentlichen Zeitungen vernommen, daß der Preis einer sehr geschickten Ausarbeitung zuerkannt worden, die man bald gedrucket zu sehen hoffet. Und also ist die Vertheidigung der Wissenschaften, und freyen Künste, in der Hauptstadt von Frankreich eben sowohl gekrönet worden; als ihr Angriff vorher zu Dijon, einer öffentlichen Belohnung werth erachtet worden war.

Unser Deutschland anlangend; so hatte kaum in unserm Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit die Nachricht und der Auszug davon gestanden:

als schon Hr. M. Gottfried Schütz, der durch die Vertheidigungsreden unserer alten Vorfahren, und verschiedene andere Schriften, sich bekannt gemacht, eine Einladungsschrift dagegen ans Licht stellete. Sie führete folgenden Titel: **Beweis, daß der Grund von der Glückseligkeit der alten Celten, mitnichten in dem Mangel der Wissenschaften zu suchen sey.** Der Herr Consistorialassessor **Schütz**, der zugleich Professer Extraordinarius zu Copenhagen und Rector des altonaischen Pädagogii ist, liefert hier eine neue Schutzschrift für die alten nordischen und deutschen Völker, und saget ausdrücklich: daß er durch die Rousseauischen Schmähungen der Wissenschaften dazu aufgebracht worden. Er lud dadurch zu einer Redeübung seiner Untergebenen ein, die den 6ten März 1752 zu Altona gehalten worden; und darinn er acht junge Leute redend aufgeführet. Doch redeten diese alle von ganz andern, bloß Dännemark betreffenden Sachen.

Weit ausführlicher aber ward Herr **Rousseau** neulich in Leipzig widerleget. Herr Prof. **Gottsched** nämlich, als Decanus der löblichen-philosophischen Facultät vorigen Sommers, stellete an dem hohen Geburtstage Sr. Königl. Hoheit, des durchlauchtigsten königl. Churprinzen von Sachsen, im philosophischen Hörsaale die erste deutsche Rednerhandlung an, die auf hiesiger hohen Schule gehalten worden. Er lud dazu mit einer Einladungsschrift auf anderthalb Bogen in 4. ein, darinn er erstlich aus den Statuten erwies, daß ein Decanus

billig solche Reden halten, auch Gedichte öffentlich ablesen lassen sollte. Sodann nannte er die von ihm aufzustellenden Redner, und meldete, daß er selbigen die Widerlegung des Herrn **Rousseau** aufgegeben hätte; und daß alle zugleich Sr. königl. Hoheit, zu Dero hohem Jahrstage, einen feyerlichen Glückwunsch abstatten würden. Hierauf vertheidigte er den Gebrauch der deutschen Sprache auf hohen Schulen, aus guten Gründen; und zuletzt fügte er auch noch bey, daß auch ein junger Dichter, gleichfalls deutsch, eine Ode auf Se. kön. Hoheit ablesen würde.

Die Reden wurden also wirklich bey ausgeziertem Hörsaale, in zahlreicher Gegenwart von Gelehrten und Studirenden, mit großem Beyfalle der Zuhörer gehalten. Der erste, Herr M. **Johann Friedrich Burscher**, behauptete wider den Herrn **Rousseau**: daß barbarische und ungelehrte Völker, auch die Laster fast allemal in einem hohen Grade bey sich haben herrschen lassen. Der zweyte, Herr **Wilhelm Abraham Teller**, der freyen Künste Baccal. erwies, daß die Tugend mit den schönen Wissenschaften gar wohl bestehen könne. Der dritte Herr **Karl Friedrich Brucker**, aus Augspurg, that dar: daß die Wissenschaften nicht dienen, die Unterthanen ins Joch der Fürsten zu spannen. Der vierte endlich, Herr **Johann Traugott Schulz**, erhärtete: daß die heutige gesittete Lebensart der Völker, viel höher, als die vormalige Barbarey zu schätzen sey.

Den

Den Schluß dieſer feyerlichen Handlung, die ſich auf drey volle Stunden erſtreckte, machte der Dichter, Hr. **Georg Friedrich Großmann**, mit einer erhabenen Lobode, auf **Se. königl. Hoheit**, als einen höchſtpreiswürdigen Beſchirmer der Muſen. In allen Reden aber, ſowohl als in dieſem Gedichte, ward **Ihrer königl. Hoheit der durchl. Churprinzeſſinn**, und des **durchlauchtigen Erbprinzen** nicht vergeſſen. Alle dieſe Stücke nun erſchienen in voriger Meſſe in Breitkopfiſchem Verlage im Drucke, unter folgendem Titel: **Vertheidigung der Gelehrſamkeit, und ſonderlich der ſchönen Wiſſenſchaften, gegen den Herrn Rouſſeau aus Genf, am höchſten Geburtsfeſte Sr. kön. Hoheit des durchl. Churprinzen zu Sachſen, im philoſophiſchen Hörſaale zu Leipzig unternommen von Innenbenannten, in 8. 9 und einen halben Bogen.** Die lateiniſche Einladungsſchrift iſt hinten angehänget; das Gedicht aber, ſtatt einer Zueignungsſchrift an Se. kön. Hoheit vorangeſetzet.

Faſt zu gleicher Zeit war auch in der lankiſchiſchen Handlung die Schrift des Herrn **Rouſſeau** ſelbſt, ſehr geſchickt ins Deutſche überſetzet erſchienen. Der Verfaſſer davon, der ſich aber nicht genennet hat, iſt Herr **M. Titius**, allhier, der ſich auch bereits durch einige andere philoſophiſche Proben bekannt gemachet, die wir eheſtens melden wollen. So können nun die Liebhaber beydes, die Grundſchrift und die Widerlegung, in einerley Formate deutſch haben und zuſammen binden laſſen.

X. Ob-

* *

X.

Osservazioni Grammaticali &c.

D. i. Grammatikalische, allen denen Deutschen höchstnöthige Anmerkungen, die sich in der italienischen Sprache vollkommen zu machen suchen ꝛc. von Johann Jakob von Rota, einem gebohrnen Italiener. Lindau, bey Jakob Otto, 1752, in 8v.,

Gegenwärtige Anmerkungen sind von dem Verfasser mit besonderer grammatikalischer Einsicht geschrieben worden; und zwar, was das seltenste ist, nicht nur in die italienische, sondern auch in die deutsche Sprache. Man sieht das in der Vorrede, und im ganzen Werke: und muß sich wundern, wie ein gebohrner Italiener, der noch dazu im Graubündterlande seit zehn Jahren gelebet, eine so richtige und untadeliche Art das Deutsche zu schreiben, hat erlangen können.

Er richtet aber sein Absehen hauptsächlich auf diejenigen Fehler, die einem Deutschen, der das Wälsche lernen will, anzukleben pflegen; bemerket auch, daß die meisten italienischen Grammatiken, hierinn sehr mangelhaft sind. Ja er rücket ihnen auch sonst sehr viele Fehler wider ihre Mutterspra-che vor, und meynet, sie wären theils des Spot-tens, theils des Mitleidens würdig. Er nennet hier vor andern des **Veneroni** Sprachkunst, die doch bey den Deutschen in so großen Ruf gerathen; daß sie schon 18male wieder aufgeleget worden. Er

aber

aber giebt sie, mit allen Verbesserungen des Castelli (die er aber nicht gesehen) für die elendeste und bey aller Weitläuftigkeit, für die unvollständigste aus. Er wünschet also, daß noch jemand aus **Kramers**, und des **Cavalleris** 1699 zu Cöln gedruckter Grammatik, die er lobet, eine neue verfertigen möchte: welches er aber selbst am besten bewerkstelligen könnte. Er schlägt dabey vor, daß ein solcher neuer Sprachlehrer sich hauptsächlich von dem Unterrichte des Benedict **Buommattei**, della Lingua Toscana Libri due, der 1729 zu Verona nachgedrucket worden; und im Deutschen, von der gottschedischen Sprachkunst, nicht eines Haares breit entfernen müßte.

Nach einigen Lobsprüchen des Verfassers dieser letztern, wünschet er, daß derselbe ein deutsches Wörterbuch liefern möchte, als warum ihn alle Liebhaber der deutschen Sprache inständigst bäthen; weil man noch den größten Mangel daran hätte. Uns nimmt es zwar Wunder, daß man bey den Stielerischen, Steinbachischen, und Fritschischen Wörterbüchern, gleichwohl noch nach einem andern seufzet; ein deutliches Merkmaal, daß selbige den Kennern keine Gnüge thun müssen: allein noch mehr wundert es uns, daß der Verf. es dem Hrn. P. verrücket, als ob er sich mit so vielen Uebersetzungen beschäfftigte, die auch von andern verfertiget werden könnten; ein solches Hauptwerk aber liegen ließe. Denn unsers Wissens ist sein Handwerk das Uebersetzen niemals gewesen. Nach den fontenellischen Schriften nämlich, die sein erster Versuch

ſammenhalten und wahrnehmen können, wie genau er darinnen ſeiner Vorſchrift gefolget, und wie angenehm und flüſſend er zugleich dieſelbe in ſeiner Sprache alſo vorgeſtellet.

Ich, die ich Elpes hieß, war ein Sicilisch Kind,
Doch hat mein Ehgemahl mein Wohnhaus weit verſetzet,
Ohn den mich weder Tag, noch Nacht, noch Stund ergötzet;
Der war mein Geiſt und Fleiſch wie recht Verliebte ſind.
Dieweil denn er noch lebt, bin ich nicht ganz davon.
Mein gröſtes Seelentheil wird von mir übrig bleiben,
Mein Leichnam ruht, als fremd, in dieſen heil'gen Läuden.
Und harrt, zum Zeugniß feſt, auf Gottes Richterthron.
Niemand berühr mein Grab, es ſey denn daß dabey
Mein Liebſter ſeinen Leib zu meinem wolle fügen;
Daß wir zugleich allhier, wie vor im Bette, liegen,
Und unſer Staub verknüpft, wie unſer Leben, ſey.

Statt der zweyten Probe mag das XI. Metrum des III. Buches dienen:

Quisquis profunda mente veſtigat verum
Cupitque nullis ille deuiis falli,
In ſe reuoluat intimi lucem viſus,
Longosque in orbem cogat inflectens motus,
Animumque doceat quidquid extra molitur,
Suis retruſum poſſidere theſauris:
Dudum quod atra texit erroris nubes,
Lucebit ipſo perſpicacius Phoebo.
Non omne namque mente depulit lumen,
Obliuioſam Corpus inuehens molem.
Haeret profecto ſemen introrſum veri,

Quod

ſuch in der gelehrten Welt waren; hat er die vernünftigen Tadlerinnen, den Biedermann, ſeine Dichtkunſt, Weltweisheit, und Redekunſt geliefert, welches lauter eigene Originalwerke ſind. Seine Gedichte und Reden ſind nachmals dazu gekommen, und endlich auch ſeine Sprachlehre, die gleichfalls nichts weniger, als Ueberſetzungen ſind. Die Ueberſetzungen aber, wozu er Vorreden gemachet, oder Anmerkungen beygefüget, ſind ſeine eigene Arbeiten nicht geweſen, außer daß er ſie etwas verbeſſert hat: wie das bayliſche Wörterbuch, Heſſmanns Cicero, Bayle von Cometen und die Theodicee: bis er endlich den einzigen Reinecke Fuchs ſelbſt ins Hochdeutſche überſetzet hat. Wir haben dieſes zu ſeiner Rechtfertigung, bey einer ſo öffentlichen Beſchuldigung, beybringen; zugleich aber melden wollen, daß ſelbiger, dieſem, wie auch andrer Verlangen gemäß, bereits mit den Gedanken, ein deutſches Wörterbuch zu Stande zu bringen, umgehe: und in etlichen wenigen Jahren, wo Gott will, daſſelbe zu Stande bringen werde.

XI.

Remarques au ſujet de la Lettre de Mr. Grimm ſur Omphale, a Paris 1752, in 8v.

Wir haben vor einiger Zeit des Herrn Secr. Gr. Schreiben über das franzöſiſche Singſpiel Om-

Omphale das zu Paris von neuem aufgeführet worden, bekannt gemachet; und verſprochen, auch die Streitſchriften, die deswegen herausgekommen, nachzuholen. Wir halten itzo unſer Verſprechen. Die erſte bezeuget dem Verf. der Kritik über die Omphale, gleich anfangs: daß er dem Publico ein großes Vergnügen gemachet; indem er ihm die Schwäche ſeiner Begriffe von der Muſik gewieſen. Er rühmet es ihm nach, daß er bis auf ſehr zarte und kühne Wahrheiten eingedrungen; ſetzet aber hinzu, daß er auch noch einige Dunkelheiten darinnen gelaſſen habe. Und dieſe würde er nicht einmal gemerket haben, wenn er nicht dem Rathe des Pariſer Mercurs gefolget wäre: der allen, die Hrn. Grimms Schreiben nicht geleſen, gerathen, es zu leſen; denen aber, die es ſchon geleſen, ſelbiges noch einmal zu leſen.

Er will mit ihm hauptſächlich von dem, was auf eine vorzügliche Art, Muſik zu heißen verdienet, reden. Er meynet, Hr. Gr. habe ſeine Lobſprüche auf den Rameau gar zu ſehr verſchwendet. Platee aber könne kein Erfinder eines neuen Geſchmackes in der Muſik heißen; da die Wälſchen ſchon auf ihrer komiſchen Opernbühne, das Wiehern der Pferde, und das Mauen der Katzen ſo, wie er das Quäken der Fröſche ausgedrücket: ja, da ſie gar auch eines Arztes Recept * in Noten geſetzet. Daher ſey nun ſein Geſchmack nicht erhaben, ſondern poſſirlich; nicht original, ſondern nachgeäffet. Rameau ſoll den General-Baß erfunden haben: das wird auch getadelt. Das wälſche Recitativ würde nur in erhabenen Ausdrücken gelobet, aber nicht erkläret; bloßes Lob aber gelte in einem Lande nicht, wo es ſo gemein iſt. Daher bemühet man ſich, dieſen Mangel zu erſetzen, und ſeine Vorzüge begreiflich zu machen. Eben ſo machet ers mit dem Tadel des franzöſiſchen Recitativs: wobey auch zugleich

* Recipe triginta, viginta, quinquaginta, ſexaginta, lumacas amaras, et ravana rara, miſce con borgogna etc.

zugleich von der Melopee der Alten etwas beygefüget wird. Er beantwortet auch den Einwurf, daß man in Wälschland die Recitative nichts achtet, und nicht einmal höret u. s. w.

Darauf rücket er dem Herrn Secretär Gr. hauptsächlich vor, daß er viel Ausländer gelobet, seine eigenen Landsleute, unsern sächs. Capellmeister Hasse aber, und den berühmten Hendel zu loben vergessen. Adolphati aber, als ein sehr mittelmäßiger Geist, hätte gar nicht neben einem Rameau stehen sollen. Man tadelt den Herrn Grimm auch, daß er von einem großen Könige geschrieben: pour le dedommager du malheur, qu'il a de regner; d. i. um ihn wegen des Unglückes schadlos zu halten, daß er regieren muß. Nach einigen Anmerkungen über die Arietten, oder kleinen Liederchen der Wälschen, fraget er bey dem Satze, daß die Weltweisen den Geschmack der Pariser bilden müssen: ob denn der Geschmack der Pariser an den närrischen Chineserpuppen, der seit einiger Zeit daselbst eingerissen, von den Philosophen gebildet worden? Und da Herr Grimm saget, die Zeit sey nicht fern, da die Franzosen die Kunst zu hören lernen würden: so meynet er, kein Volk höre geduldiger und aufmerksamer die Schauspiele, als die Franzosen. Endlich, da er ihnen die wilden Verdrehungen der Opernsänger verrücket; meynet dieser: des Lulli Stücke müßten so vorgestellet werden; und man sehe es mit Verdruß, daß lauter Aufzüge, Verkleidungen und Tänze, die Vorstellungen unterbrächen. Hierauf folget ein verstecktes Lob des Königs in Frankreich, der den Pagin, einen Schüler des Tartini in die Dienste genommen: und so beschließt der Herr Verfasser damit, daß er in den Tempel des Geschmackes, einige andere Götter zu des Hrn. Grimm seinen gesetzet haben würde. Nächstens erwähnen wir auch der Antwort.

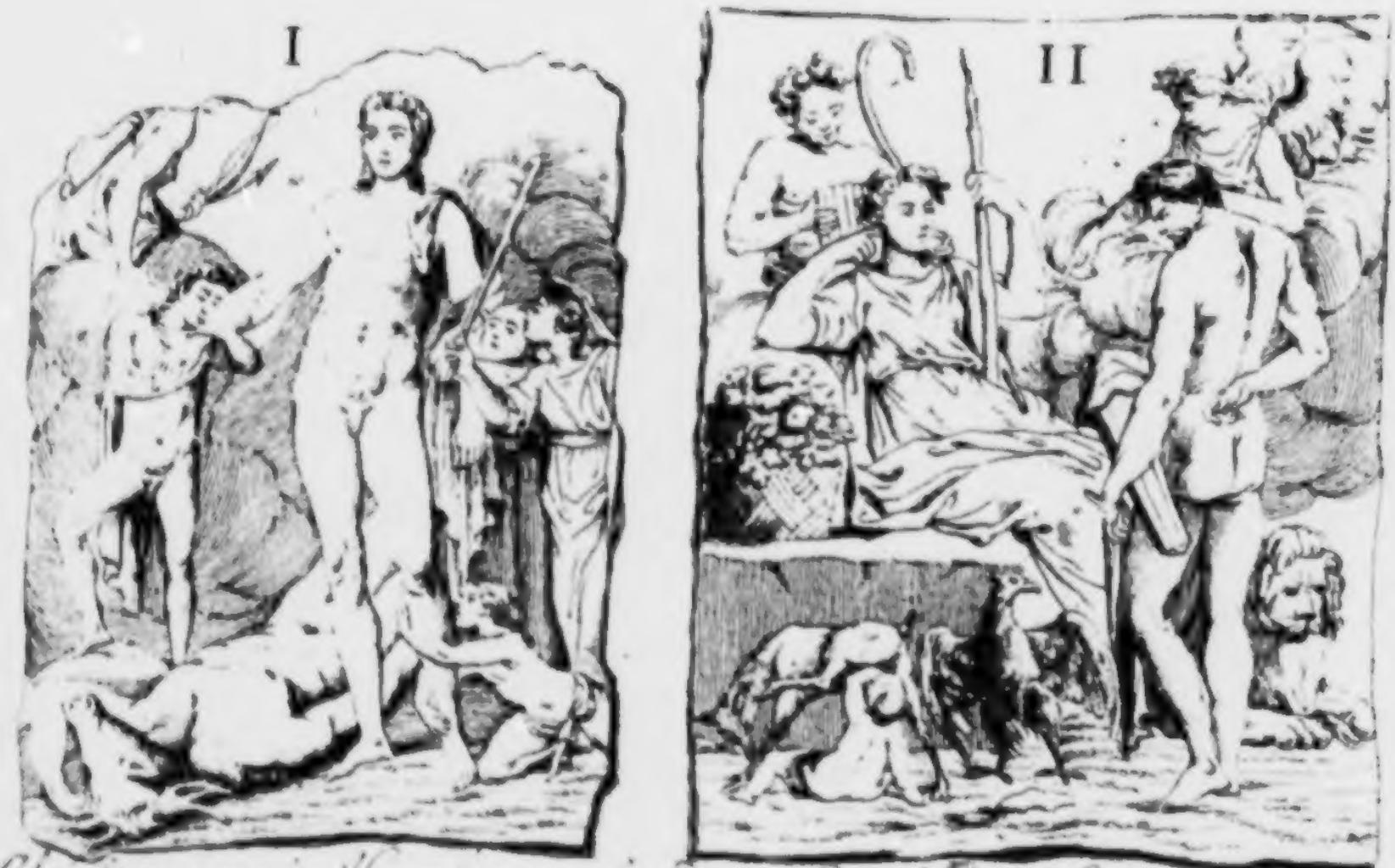

Abrusse zweyer im Herculano gefundenen Gemälde in Gyps gemalet.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Chriſtmonat, 1752.

Nebſt einem Regiſter zum II. Bande.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. XII. 1752.

QVINCT.

Inſt. Or. Lib. X. c. 1.

Neque legenti ſtatim perſuaſum ſit, omnia quæ MAGNI AVÇTORES dixerint, eſſe utique perfecta. Nam et labuntur aliquando, et oneri cedunt, et *indulgent ingeniorum ſuorum voluptati* - - - - SVMMI enim ſunt; HOMINES tamen: acciditque iis, qui, quidquid apud illos repererunt, dicendi legem putant, ut deteriora, quod facilius eſt, imitentur; ac ſe abunde ſimiles putent, ſi VITIA MAGNORVM conſequantur.

I.

Die Kunſt der vernünftigen Kinderzucht, in den nöthigſten Grundſätzen abgefaßt von Joh. Friedr. Mäyen, der Sitten- und Staatsk öffentl. Lehrer und des groſſen Fürſtencollegii Collegiaten. Helmſtädt bey Weygand 1753 in 8v.

Unſer berühmter Herr Prof. Mäy hat längſt ſein Hauptwerk aus der Sittenlehre gemachet: und ſeitdem es ihm geglücket, eben dieſen ordentlichen Lehrſtuhl allhier zu beſteigen, hat er ſich noch mehr verbunden gehalten, der Welt auf dieſe Art auch mit Schriften zu dienen. Dieſes Buch liefert einen neuen Beweis davon, in der Lehre von der Kinderzucht. Iſt dieſe nicht eine der allerwichtigſten zu nennen? Denn da unſtreitig die Glückſeligkeit und Wohlfahrt der Staaten, aus der Tugend ihrer Bürger und Einwohner entſpringen muß; dieſe aber groſſentheils laſterhaft ſind, und bey erwachſenen Jahren nicht leicht zu ändern ſtehen: ſo muß man die Verbeſſerung der künftigen Bürger eines gemeinen Weſens, unſtreitig von der Kinderzucht anfangen. „Wer alſo an dieſer arbeitet, oder gute Lehren und Anſchläge dazu giebt, der

machet sich um die Nachwelt sehr verdienet; ja selbst die itzigen Zeiten können, noch bey eines Menschen Alter, die größesten Vortheile davon erwarten.

In einer so löblichen Absicht nun, hat der Herr Verfasser dieses nützliche Werkchen geschrieben; und darinn so viel reifes Nachsinnen, als nützliche Belesenheit und Klugheit erwiesen. Nach einer Zuschrift an alle Leser seiner Schrift, und einigen Vorerinnerungen, hebt die 1. Abtheilung von denen an, welche erzogen werden sollen, In dem ersten Abschnitte betrachtet er die, welche erzogen werden sollen, überhaupt. Dieses thut er von der Geburt und Wiege an. Auf die Unfähigkeit neugebohrner Kinder gründet sich die Pflicht der Erwachsenen bey der Erziehung: so wohl in Ansehung des natürlichen, als bürgerlichen Standes der Menschen. Er setzet also einen Vertrag zum Voraus, der zwischen Aeltern und Kindern geschlossen worden, ungeachtet er von diesen nur vermuthungsweise bewilliget worden. Von Seiten der Aeltern trifft die Verbindlichkeit beyde: und daraus fließt die väterliche Gewalt, als ein Mittel die Erziehung desto besser zu bewerkstelligen; die auch so lange dauren muß, bis dieselbe vollendet ist.

Im 2ten Abschnitte handelt er von dem vielfachen Unterschiede derjenigen, welche erzogen werden sollen. Dieser ist entweder ein natürlicher, oder willkührlicher Zustand. Bey dem ersten ist auf das Naturell, Geschlecht, und Alter zu sehen, welche deutlich erkläret werden. Bey dem andern kömmt es auf den Stand, oder den äußerlichen Werth an, den ein Mensch in einem Staate haben

ben kann. Das Vermögen kömmt auch dabey in Betrachtung: da dann unter armen, mittelmäßigen und reichen, wie oben, zwischen Bauren, Bürgern und Edeln ein Unterschied entsteht.

Die II. Abtheilung handelt von der Erziehung selbst, und zwar im 1sten Abschnitte von der Erziehung überhaupt. Sie besteht in einer sorgfältigen Bemühung, einen noch nicht erwachsenen Menschen zu Erlangung der Glückseligkeit, in dieser Welt, fähig und geschickt zu machen. Vielleicht werden einige aber auch in Ansehung des Unterrichts in der Religion, der unstreitig mit zur Erziehung gehöret, auch die ewige Glückseligkeit mit zu den Absichten der Erziehung rechnen. Die Quellen zu den Regeln der Erziehung werden in der Natur, und ihrer sorgfältigen Betrachtung gewiesen. In soweit nun Kinder aus einem Körper und aus einer vernünftigen Seele bestehen: so theilen sie sich auch in zween Abschnitte; nämlich die Abrichtung des Körpers, und die Abrichtung der Seele. Von beyden wird hier ausführlich gehandelt, und bey dem letzten sowohl der Verstand a. d. 36 S. als der Willen, a. d. 60 S. erwogen; worauf noch auf der 72 S. von der Abrichtung eines Kindes, ein vernünftiger Mensch, und rechtschaffener Verehrer Gottes zu werden, gehandelt wird. Hier kommen nun die sittlichen Tugenden vor, z. E. die Mäßigung, Billigkeit, Gerechtigkeit und Gottesfurcht. A. d. 87 S. folget die Abrichtung eines Kindes ein gutes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden; und a. d. 93 S. wird von dem was bey der Erziehung selbst zu beobachten ist, bis zum Ende des Abschnittes gehandelt.

Quod excitatur ventilante doctrina.
Nam cur rogati ſponte recta cenſetis,
Ni merſus alto viueret ſomes corde?
Quod ſi Platonis Muſa perſonat verum,
Quod quisque diſcit, immemor recordatur.

Dieſes hat der Herr von Roſenroth auf folgende Weiſe nicht übel ausgedrucket:

Wer tief beginnet nachzuſpühren,
Und ſucht was reine Wahrheit ſey,
Damit ihn keine Trügerey
In falſchen Irrthum könne führen;
Der zieh ſein Licht mit allem Fleiß
Inwendig in genaue Schrancken,
Und beuge ſeines Sinns Gedanken
Zurück in ihren eignen Kreiß.

Erweiſe, daß die edle Seele,
Das, was ſie hier von auſſen ſchafft,
In einer tief verborgnen Krafft,
Wie einen Schatz, bey ſich verheele;
So wird durch dieſen Weg allein
Das was der Irrthum lang verſtecket,
Und ſchwarz mit Wolken überdecket,
Viel heller als die Sonne ſeyn.

Der Leib, der uns hier hält gefangen
Und mit Vergeſſenheit erfüllt,
Hat uns noch ſo nicht überhüllt
Daß alles Licht in uns vergangen.
Drum mangelts uns an Wahrheit nicht,
Ihr Saamen lieget noch verſtecket
In unſrer Seel, und wird erwecket
Durch gute Lehr und Unterricht.

Wer würde ſonſt ſo bald erkennen
(Wenn man ihn fragt) was billig ſey;
Wenn nicht im Hertzen allerley

Ver-

Der II. Abtheilung von der Erziehung, zweyter Abſchnitt; handelt von dem Beſondern in der Erziehung; und zwar 1) in Anſehung der Naturelle, da einige von hitziger, andere von langſamer, und noch andere von gelaſſener Art ſind. Sodann folget 2) das Beſondere der Erziehung bey großen, mittelmäßigen und kleinen Geiſtern. 3) Das Beſondere bey Gelehrigen und Ungelehrigen, ehrlichen und boshaften, oder unartigen Naturellen. 4) Das Beſondere in Anſehung des männlichen und weiblichen Geſchlechts. 5) Das Beſondere in Anſehung des verſchiedenen Alters. 6) Das Beſondere in Anſehung des verſchiedenen Standes. 7) Das Beſondere in Anſehung des Reichthums und der Armuth.

Die III. Abtheilung handelt von den Eigenſchaften dererjenigen, welche andere erziehen ſollen: und zwar das erſte Capitel von den Aeltern. Von dieſen handelt der Herr Profeſſor verſchiedene Sätze ab; die wir hier namhaft machen müſſen. Der 1. iſt: Sie müſſen ihre Pflicht wohl erkennen. 2) Sie müſſen ſich um die beſte Art bekümmern, ſolche zu erfüllen. 3) Sie müſſen in Ausführung derſelben einſtimmig ſeyn. 4) Ihre Liebe gegen die Kinder muß nicht parteyiſch ſeyn. 5) Die Ausführung muß nach einem guten Entwurfe geſchehen. 6) Sie müſſen gegen ihre Kinder eine gewiſſe Vertraulichkeit blicken laſſen. 7) Die Wahl derer, welchen man einen Theil der Auferziehung auftragen will, muß vorſichtig geſchehen. 8) Aeltern müſſen diejenigen, welche ihnen in der Erziehung beyſtehen ſollen, im Anſehen erhalten, und würdig belohnen.

Das zweyte Cap. handelt von denen, die einen

Theil

Theil der Erziehung über ſich nehmen: und dieſes führet folgende Sätze aus: 1) Wozu ſie ſich anheiſchig gemachet haben, das müſſen ſie ſorgfältig beobachten. 2) Sie müſſen den Kindern alles leicht zu machen ſuchen. 3) Es iſt nöthig, ihre Liebe zu gewinnen, ohne ſich etwas dabey zu vergeben. 4) Sie müſſen den Kindern ein gutes Exempel geben. Alle dieſe Sätze werden zulänglich ausgeführet.

Das 3te Hauptſtücke handelt von denen, welche entweder bey Lebzeiten der Aeltern die Kinder derſelben zu ſich nehmen, oder nach dem Tode von Rechtswegen für ihre Erziehung ſorgen ſollen. Dieſes betrifft nun theils Anverwandte, theils Vormünder, oder die ihre Stelle vertreten; und dieſes machet von der ganzen Abhandlung den Schluß, auf der 224 Seite.

Nun folget eine große Abtheilung des Werkes, welche Anmerkungen, zu Erläuterung gewiſſer Stellen, in der Kunſt einer vernünftigen Erziehung, enthält. Es iſt zwar gewiß, daß ſich dieſelben auch bey eben denen Stellen, dazu ſie gehören, ſehr wohl würden haben leſen laſſen: es ſey nun, daß ſie entweder mit kleinerer Schrift unter den Text geſetzet; oder ſonſt in den Text ſelbſt eingeſchloſſen wären. Doch, da in ſolchen Fällen die Lehrart willkührlich iſt, und leichtlich einer das für beſſer halten kann, was der andere für ſchlechter hält; ſo beſcheiden wir uns gern, daß man hierinn einem Schriftſteller nichts vorſchreiben könne. Vielleicht ſind auch dieſe Anmerkungen erſt aufgeſetzet worden, als der vorherſtehende Tractat ſchon gedrucket war, und alſo

als Zuſätze, und cogitationes poſteriores anzuſehen. Wenn wir aber nur die bloßen Ueberſchriften aller dieſer Anmerkungen, d. i. ihren Inhalt hier melden wollten, ſo würden wir viel zu weitläuftig werden. Es füllen nämlich ſelbige beynahe 100 Seiten: doch wollen wir den Leſern einen Vorſchmack davon geben. Sie handeln alſo von dem Nutzen einer umſtändlichen Nachricht, von der Art der Erziehung bey verſchiedenen Volkern. Wie weit man ſich in Schriften über die Erziehung eingelaſſen habe. Von verſchiedenen Naturellen. Von dem Einfluſſe der Verzärtelung der Kinder in ihre Art, zu denken. Von den Vortheilen, welche man Kindern in Anſehung ihrer Erkenntniß, durch Leſen und Schreiben verſchaffen kann. Von dem Nutzen der Auflöſung einer Rede in der deutſchen Sprache, nach ihren Grundregeln. Von der Art, wie man Kinder zu einer guten Einſicht bringen kann. Von der nothwendigen Sorgfalt, die Quellen des Ehrgeizes, der Wolluſt, und des Geizes, zu verſtopfen. Von dem gründlichen Unterrichte in der Religion. Von manierlicher Aufführung der Kinder. Von dem Plane der Erziehung, in Anſehung der Erkenntniß. Vom Schulweſen. Von Erziehung der Töchter. Von Erziehung der Kinder von edler Geburt. Von dem Beyſtande, welchen man armen Kindern im Unterrichte leiſten ſoll. Hierauf folget eine Ermunterung an die Aeltern, ihre Pflicht bey Erziehung der Kinder wohl in Acht zu nehmen; und ein wohlmeynender Rath, an alle diejenigen, welche den Aeltern bey Erziehung ihrer Kinder, durch Unterricht

und

und Zucht beystehen sollen, machet den Beschluß. Bey den meisten dieser Anmerkungen ist ein starces Verzeichniß von Büchern, Abhandlungen, und kleinen Schriften, die von dergleichen Materien geschrieben worden, angehenket: welche alle zusammen schon eine kleine Bibliothek ausmachen.

Den völligen Schluß machet ein Briefwechsel zwischen einem Lehrer junger Leute, und einem klugen Rathgeber desselben. Er ist lehrreich, und fast nach dem Muster der Briefe des Seneca an den Lucil abgefasset: nur mit dem Unterschiede, daß dort Seneca allein schreibt; hier aber auch Antworten eingehalten sind. Allein man sieht es gar zu deutlich, daß beyde aus einer Feder kommen, welches die Anmuth im Lesen merklich mindert. Ueberhaupt muß man sagen: daß der Herr Professor May dem gemeinen Wesen, und sonderlich unserm Vaterlande einen wirklichen Dienst durch dieß Buch geleistet habe: und wir wünschen, daß es oft und steißig in die Uebung gebracht werden möge.

* *

II.

Fortsetzung des Auszuges, aus dem Buche, Progres des Allemands, dans les Sciences, les belles Lettres &c.

Wir sind die Fortsetzung dieses Werkchens fast gar zu lange schuldig geblieben. Vom Brachmonathe her haben wir selbige versprochen: darum wollen wir sie auch noch vor dem

Ablaufe dieſes Jahres liefern. Es hält auch dieſer, dem Anſehen nach kleine Tractat, mehr Gutes in ſich, als man denken ſollte: daher wir unſern Leſern nicht beſchwerlich zu fallen hoffen, wenn wir ihnen ſeinen ganzen Inhalt bekannt machen.

Das III. Hauptſt. handelt von den Erfindungen und Entdeckungen der Deutſchen. Denn den erfinderiſchen Witz wollen zuweilen die Ausländer den Deutſchen durchaus abſprechen; wenn ſie ihnen ja die Gelehrſamkeit endlich noch zugeſtehen. Allein ſie ſollten ſich ſchämen, daß ſie ſo unwiſſend in der Geſchichte der nützlichſten Erfindungen ſind; daß ſie Deutſchland hier etwas abſprechen, was ſchon ſeit langer Zeit ſeinen vornehmſten Sieg über die Ausländer ausgemachet hat. * Denn wenigſtens kann man es den Deutſchen nicht vorrücken, wie man Einfältigen ſprüchwortsweiſe zu thun pflegt: daß ſie das Pulver nicht erfunden haben.

Doch wie keine Wahrheit ſo klar iſt, daß ſie nicht von jemanden angefochten würde: ſo hat man uns auch dieſe Erfindung abſprechen wollen. Die Mohren in Spanien ſollen es 1343 erfunden haben, als ſie vom Könige Alphonſius XI. von Caſtilien belagert wurden. Denn ſie hatten gewiſſe eiſerne Mörſer, die einen Donnerknall verurſacheten: ja eine

* Schon im vorigen Jahrhunderte gab daher ein guter Patriot den Tractat heraus: Verum inventum: d. i. von den hochnützlichen herrlichen Erfindungen und Künſten, welche von der löblichen teutſchen Nation erfunden worden ꝛc. erſtlich Lateiniſch beſchrieben durch D. Mich. Maiern ꝛc. nun verdeutſcht, durch M. Georg Beatum. Frankf. 1619. 8v.

eine ſpaniſche Chronik ſaget, daß in einer Seeſchlacht um 1340, die Tuniſer gewiſſe eiſerne Tonnen gehabt, womit ſie ein donnerndes Feuer auf die Feinde geworfen. Und du Cange ſaget gar, man hätte es ſchon ſeit 1338 eingeführet gehabt. Allein alles dieſes iſt lächerlich, wenn man einmal weis, daß Barthel Schwarz, ein deutſcher Mönch es erfunden. Und ob wohl Theveet vorgiebt, er habe Conſtantin Anklitz geheißen, und ſey ein Mönch zu Freyburg geweſen; Morери aber beyde für einen und denſelben ausgiebt: ſo erkläret doch Le Long den erſten für einen groben Lügner und unwiſſenden Schriftſteller. Schwarz verkaufte ſein Geheimniß den Venetianern, die ſich deſſen zuerſt 1380 wider die Genueſer bedieneten. Hätten nun die Franzoſen dieſes Kunſtſtück erfunden: wie wäre es möglich, daß ſie ſich deſſen niemals ſollten gerühmet haben? Schwarz rühmet ſich aber ſelbſt, in einer Schrift beym Albertus Magnus, daß ers im Gefängniſſe erfunden. Eben ſo hat ein deutſcher General der Artillerie, Weiler, in brandenburgiſchen Dienſten, die glüenden Feuerkugeln erfunden, die Wrangel zuerſt vor Bremen gebrauchet. Der dresdeniſche Artillerieoberſte Geisler aber, hat zuerſt die Carcaſſen erdacht, und 1675 zu Paris vor Ludewig dem XIV. die Probe damit gemachet.. Ueberhaupt iſt die ganze Feuerwerkskunſt, bis auf die Geſchwindſtücke, die bloße Ehre der Deutſchen.

Die II. Erfindung iſt die Buchdruckerkunſt. Dieſe Sache iſt ſo bekannt, daß wir, es nicht nö-

thig

thig achten, uns dabey aufzuhalten. Die III. ist das Kupferstechen. Insgemein glaubt man, Maso Finiguerra, ein Goldschmid zu Florenz habe sie im 15 Jahrh. erfunden. Allein weit ältere Kupferstiche von deutschen Meistern * widerlegen solches Vorgeben der Lebensbeschreiber von Malern, und der Wörterbuchschreiber, die einander immer getreulich abschreiben. Und weis nicht alle Welt, daß der Wälsche Marc. Antonio, den Albrecht Dürer nur nachgeahmet, und also für seinen Lehrmeister erkannt? Hier machet man uns Hoffnung, daß ein anders Glied der kön. Akademie zu Berlin ehestens eine Geschichte des Kupferstechens liefern werde.

Die IV. ist die Luftpumpe, und die V. das Fernglas, oder die Sehröhre. Die ganze Naturlehre hat ihre Gestalt seit der Zeit geändert. Die Optik hat dem Jesuiten Kircher ungemein viel zu danken: und die Lieberkühnischen Vergrößerungsgläser haben noch vor wenig Jahren eine neue Probe davon gewiesen. Hier hätte der Herr Verfasser billig zeigen sollen, daß vermittelst der Ferngläser auch Scheiner, als ein Deutscher, die Sonnenflecken, und Simon Marius die Trabanten Jupiters zuerst entdecket habe.

Er kömmt ferner auf die Chymie, und vermittelst derselben ist sowohl das sächsische Porcelan, als das berliner Blau erfunden worden. Wo bleibt der Phosphorus, den Kraft, aus Dresden, zuerst

* Man findet sie im königlichen Kupfercabinet zu Dresden in großer Zahl.

erſt nach Frankreich gebracht? Und wo endlich die Electricität, die unſtreitig Otto von Gericke, der Erfinder der Luftpumpe, zu Magdeburg erfunden hat? Man ſchweigt, was Hauſen, Ellert, Waitz, Winkler, Ludolf, Marggraf u.a.m. nach der Zeit darinn geleiſtet haben.

Das blaue Feuer in der Luftfeuerwerkerey iſt auch, ſowohl als das grüne, das wir uns einmal geſehen zu haben erinnern, eine Erfindung der Deutſchen.

Allein weit wichtiger iſt die Erfindung der neuen Welt: die Martin Behaim, ein Nürnberger, zuerſt erfunden hat. Der Herr Verfaſſer beruft ſich nicht nur auf Doppelmayers Nachricht davon; ſondern auf den Moreri, Wagenſeil, Riccioli und Frehern: ſo daß die Sache gar nicht in Zweifel zu ziehen iſt. Moreri aber ſetzet noch hinzu, daß Behaim auch der erſte geweſen, der den Compaß zur Schiffahrt gebrauchet; und dieß allein wäre genug, ihn auf ewig unſterblich zu machen.

Die Pariſer Himmelswarte giebt noch einen neuen Beweis, von der deutſchen Erfindungskraft, in dem tſchirnhauſiſchen Brennglaſe, welches auf beyden Seiten erhabenrund iſt, drey Rheinl. Schuhe im Durchmeſſer hat, und 160 Pfunde wiegt. Jede Fläche deſſelben iſt ein Abſchnitt einer Kugel, die 12 Fuß im Durchmeſſer haben würde; auch ſo vollkommen ſchön geſchliffen, daß ſein Brennpunct vollkommen rund wird. Aber die größeſten Kunſtverſtändigen können die Stunde nicht be-

begreifen, wie es gemachet; ob es geſchliffen, oder gegoſſen werden?

Daß Neuton zu ſeinen Fluxionen den erſten Grund in dem deutſchen Mathematiker Niklas Mercator gefunden, geſteht er ſelbſt im Commercio Epiſtolico. Und die Theorie des Lichtes, nebſt den elliptiſchen Planetenkreiſen, hat er gewiß vom Kepler: ob unſer Verfaſſer es gleich ſo wenig, als Leibnitzens Rechnungsarten, und Dörfels Cometenlauf anmerket. Wir übergehen, was er von der Kosmographie, und Mechanik der Deutſchen anführet. Paris pralete neulich mit dem Flötenſpieler Vaucanſons; und mit der Ente, die gleichſam verdauen kann. Allein was iſt das alles, gegen den künſtlichen Menſchen, den Erhard Weigel, Profeſſor in Jena, im vorigen Jahrhunderte erfunden hat? Die Beſchreibung ſteht im Journ. des Sav. Amſterd. Ausg. im Jänner und Dec. 1677. Man muß dieſes nebſt verſchiedenen andern Stücken ſelbſt, bey ihm nachleſen. Endlich ſind auch 1500 die erſten Taſchenuhren zu Nürnberg gemachet worden.

Hierauf beantwortet er die plumpe Läſterung des bekannten engliſchen Poſſenreißers D. Swifts: der ausdrücklich im Conte du Tonneau, ſaget: der Gebrauch des Compaſſes, das Schießpulver, und die Buchdruckerey, wären in den Zeiten der Finſterniß, von der allerdümmſten Nation, den Deutſchen, erfunden worden. Hier fraget unſer Verfaſſer: wenn alſo Bücher und Erfindungen nicht beweiſen, daß ein Volk witzig iſt: was denn im-

immermehr das Kennzeichen des Witzes und Verſtandes ſeyn würde? Heißt denn nur der Handel und das Manufacturenweſen Witz und Verſtand? Oder iſt das ein Beweis des engliſchen Witzes, daß Brittannien noch keinen einzigen mittelmäßigen Maler, oder Kupferſtecher aufzuweiſen gehabt? Kurz, Swifts grobe Poſſen, die er in Verſen und in Proſe geriſſen, werden vieleicht mehr Witz beweiſen ſollen!

Im IV. Hauptſtücke kömmt unſer Verfaſſer auf die deutſchen Dichter, die vor Opitzen geweſen ſind. Was Tacitus davon ſaget, machet den Anfang; und alſo iſt der Dichtergeiſt den älteſten Deutſchen ſchon eigen geweſen. So grob dieſe alte Dichtkunſt aber auch geweſen ſeyn mag, ſo wird ſie doch auch manches gute an ſich gehabt haben. Aventins Nachrichten von den Geſangdichtern, die König Thuiſcon, und König Laber eingeführet haben ſollen, folgen auch. Albrecht Kranz geſteht, daß er ſeine Geſchichte der Deutſchen und Vandalier, großentheils aus alten Verſen und Liedern der Deutſchen genommen. Tritheim bezeuget eben das. Karl der Große verdienet hier das größte Lob. Die Mindenſche Chronik ſaget ausdrücklich, er habe ſelbſt deutſche Verſe gemachet: und wenigſtens hat er die alten Lieder zu ſammeln befohlen. Sein Sohn Ludewig ließ die Bibel in deutſche Verſe bringen: wie die Chene berichtet. Otfried folgte unter dem Kaiſer Lothar, und verdeutſchete die Evangelien in Reimen. Unter den Ottonen lebte Roswitha, und beid darauf Willeram. Allein Kaiſer Fried-

Verborgner Zunder ſolte brennen?
Drum iſt das lernen anders nicht
Als ſich erinnern alles deſſen
Was man vor diſer Zeit vergeſſen;
Wenn anderſt wahr was Plato ſpricht.

Die am Ende auf ſechs wenigen Blättern angehängte ſo genannte kurze Beymerkungen, ſind nach dem Geſtändniß des Verfaſſers, gleich wie die Uberſetzung ſelbſt, nur für die angeſehen, welche der Lateiniſchen Sprache unerfahren ſind; und denen daher einige Stellen in dieſem Werke unklar vorkommen würden, weil ſie ſich des eigentlichen Verſtandes derſelben aus den Hiſtorien oder Philoſophiſchen Büchern nicht erhohlen können; weswegen wir uns auch dabey nicht aufhalten.

CATONIS
Diſticha moralia.

Catho zu duytſch. Gedruckt tzo Colln vor Sant Lupus im Jair MDXXX. in 4.

Die Denkſprüche des Cato ſind allhier in alte deutſche Reimen überſetzet; und hat der Herr von Uffenbach vordem dieſe Auflage beſeſſen. S. *Catalog. Bibl. Uffenbach.* Tom. II. Append. II. p. 111. In eben deſſelben Tom. III. p. 514. wird eines einzeln Pergamentblates gedacht, welches der Herr Beſitzer aus einem Codice des XIV. Jahrhunderts herausgeriſſen zu ſeyn glaubet, und auf dem verſchiedene Denkſprüche der Alten, beſonders *Catonis*, mit beygefügten deutſchen Erklärungen in Verſen geſchrieben ſtehen. S.

richs des I. Zeit war viel fruchtbarer an Dichtern: da hergegen die Franzosen ihren ältesten Dichter, Meister Eustachius, im 1155sten Jahre suchen; die Italiener aber ihren Dantes, Petrarch und Boccatius erst um 1300 und später setzen müssen. Winsbeck und seine Gemahlinn, ja der Kaiser selbst dichtete. König Wenzel von Böhmen, Marggraf Heinrich von Meißen, und Marggraf Otto von Brandenburg thaten ein gleiches: wie Goldast, Taubmann, Morhof und andre lehren*.

Hierauf geräth der Verfasser auf die Meistersänger: von denen er einen ziemlichen Sprung auf die neuern Pritschmeister machet. Indessen vergißt er Hugen von Trimberg und seinen Renner so wenig, als den Freydank, Conrad Celtes, Seb. Brands Narrenschiff, und Pfinzings Theuerdank, bey welchem er sich aufhält. Den Reineke Fuchs schreibt der Herr Verfasser noch mit Morhofen, aber irrig, dem Nic. Baumann zu, und setzt seine erste Ausgabe ins 1522 Jahr, da doch dieß die zweyte gewesen; wie längst aus der Wolfenbüttelschen Ausgabe von 1711 bekannt geworden; neulich aber in der hiesigen neuen Auflage noch deutlicher erwiesen worden. Es ist auch falsch, daß der Verfasser ein Niedersachs gewesen. Eulenspiegel, der Stocknarr, hätte wohl mit gutem Gewissen wegbleiben können. Hans Sachs aber mit seinen

6048

* Die Zahl alter Dichter aber, die von diesen auf 55 gesetzt wird, soll wills Gott, auf zehnmal mehr erhöhet werden, wenn die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie zu Stande kommen wird.

6048 Gedichten bekömmt ein schlechtes Urtheil, wegen seines übeln Geschmackes.

Hier übergeht der Herr Verfaſſer viele Dichter, die zugleich mit, und bald nach Luthern gelebet. Er giebt auch Luthern nicht einmal das gebührende Lob; und meynt, die Religionsſtreitigkeiten hätten den poetiſchen Geiſt ganz erſticket: da doch niemals mehr Dichter zugleich gelebet, als um ſeine Zeit; davon Schwarzenberg, Morsheim, Neidhard, Murner, Hutten, Alberus, Rebhuhn, Ringwald, Rinckart, Friſchlin, Holzmann, und Waldis die berühmteſten ſind. Es iſt aber freylich wahr, daß alle dieſe Dichter nicht unter die vortrefflichen zu zählen ſind: ſo wenig als Marot und Ronſard ſolches geweſen. Von den lateiniſchen Dichtern der Deutſchen aber hat er nicht reden wollen: weil er zu den glücklichern Zeiten des Opitz eilet, von welchem das V. Hauptſtück handelt.

Er erzählet ſein Geburts- und Sterbejahr: aber in dieſer Zahl iſt ein ſolcher Druckfehler, daß Opitz 96 Jahre alt geworden ſeyn müßte, wenn ſie richtig wäre: es muß alſo 1639, nicht aber 1693 heißen. Wir halten uns bey ſeinem Leben nicht auf; weil es uns Deutſchen bekannt genug iſt, und hier nur für die Franzoſen geſchrieben worden. Man erzählet den Inhalt der kleinen Ausgabe, die 1644 in drey Bändchen in 12, bey den Elzevieren gedrucket worden. Nachdem er nun kürzlich ſein Lob erzählet, ſo wird angemerket: daß er Malherbens Zeitgenoß geweſen, und eben das in Deutſchland gethan, was jener in Frankreich that; daß er näm-

lich eine bessere Art von Versen, und einen schönern Geist eingeführet hat. Darauf folget eine ungebundene Uebersetzung seiner Beschreibung des Vesuvius. Unsers Erachtens würde sein Gedicht von Ruhe des Gemüths, oder sein Trostgedicht von Widerwärtigkeit des Krieges, ihn noch weit stärker gewiesen haben. Einige kleinere Gedichte desselben machen den Schluß. Und hier bemerket der Verfasser, daß Opitzens Beyspiel eine Menge anderer Dichter aufgewecket. Er nennet aber nur den einzigen Flemming; ungeachtet auch Dach, Tscherning, Rist, Frank, Schoch, Sieber u. a. m. zu nennen gewesen wären, der Gryphier, Hoffmannswaldau und Lohenstein nicht zu gedenken. Doch für die Ausländer kann es auch genug seyn; daß sie nur etwas von uns wissen.

Im VI. Hauptstücke kömmt Canitz. Der Herr Verfasser merket an, daß der gute Geschmack in der Dichtkunst sich nach Opitzen und Flemmingen wieder verlohren habe: weil Hoffmannswaldau und Lohenstein auf Abwege gerathen. Indessen lobet er doch den Arminius, als ein sehr wohlgeschriebenes Buch. Wir besorgen sehr, daß dieses eben der Fehler schuldig sey, als seine andern Schriften, die er einer schwülstigen Schreibart beschuldiget: weswegen er ihn einen witzigen Pedanten (un Pedant spirituel) nennet. Denn gewiß, nirgends ist mehr Witz und Pedanterey, d. i. übelangebrachte Belesenheit verschwendet; als im Arminius. Der Charakter, den er uns von Canitzen machet, ist nach dem Leben gezeichnet. Seine Gedichte werden erzählet,

zählet, und zur Probe wird die Satire von der Poeſie, die Ode auf die Doris, und noch das Scherzgedicht an etliche Fräulein, die ſeine Braut geputzet, überſetzet. Wir wünſchten, daß es ſeine Satire vom Hofleben getroffen hätte.

Wir vermutheten, daß nach Canitzen, Beſſer, Neukirch, Anthor, Pietſch und Günther folgen würden. Allein ihrer wird nicht einmal gedacht: welches ſie gewiß nicht verdienet haben. Es folget alſo im VII. Capitel Herr von Haller: der, man weis nicht warum, zum Baron gemachet wird; da Canitz ſich mit einem ſchlechten von begnügen müſſen. Die Ueberſetzung der hallerischen Gedichte hätte der Herr Verfaſſer erſparen können; da ihr Urheber ſchon ſelbſt Sorge getragen, ſie vor ſeinen Augen, in Göttingen, franzöſiſch überſetzen und drucken zu laſſen.

Im VIII. Hauptſtücke kömmt Herr von Hagedorn. Die Verdienſte dieſes Dichters ſind bekannt: nur das Urtheil des Herrn Verfaſſers nimmt uns Wunder, da er ſaget, Hr. v. H. habe ſich vielmehr den la Motte, als den Fontaine zum Muſter ſeiner Fabeln genommen. Uns ſcheint gerade das Widerſpiel. Denn la Motte hat lauter neue Fabeln; la Fontaine lauter alte, und von andern entlehnte. Herr von Hagedorn aber giebt ſelbſt am Ende ſeines Fabelbuches die Anweiſung, woher er alle ſeine Fabeln genommen hat. Man iſt ihm alſo nicht die Erfindung, ſondern nur die Einkleidung ſchuldig. Zudem iſt ſeine Schreibart nicht ſo ſchwülſtig, als la Mottens ſeine.

Im IX. und X. Hauptſtücke folgen Herr Gellert und Herr Gleim, bey welchen wir uns, wegen der Enge unſers Raumes, nicht aufhalten können: zumal da ſie bekannt genug ſind.

Hier wird noch eine Ode vom Herrn von Derſchau auf die Friedberger Schlacht eingerücket; die in der That, in der heroiſchen Art, ſchön iſt. Indeſſen haben wir von einem andern Dichter, Oden von eben dieſer Stärke, in weit größerer Anzahl; deſſen doch auf der 268 S. mit keiner Sylbe gedacht wird: zu einem deutlichen Zeichen der Parteylichkeit; die doch einem Geſchichtſchreiber ſchlecht anſteht. Allein Herr von Derſchau hätte mit ſeinem Pylades und Oreſt, billig auch unter den tragiſchen Dichtern, eine hohe Stelle verdienet.

Das XI. Hauptſtück handelt von der deutſchen Schaubühne. Hier wird zu der älteſten Komödie ein Stück angegeben, welches Reuchlin gemachet, und 1497 dem Biſchofe zu Worms, Johann von Dalberg, zu Ehren aufführen laſſen. Allein wir haben ſchon deutſche Faſtnachtſpiele von 1450, die ein Nürnberger, Hans Roſenblüt, gemachet hat. Hätte der Herr Verfaſſer das Neueſte aus der anmuth. Gel. I. B. Maymonath geleſen, ſo hätte ers gewußt. Im 1486ſten Jahre hat man ſchon des Terenz Eunuchus überſetzet und gedrucket, und der ganze Terenz erſchien 1499 zu Ulm in Folio. Zu dem iſt Reuchlins Stück gewiß lateiniſch geweſen. Was er indeſſen von der Neuigkeit der franzöſiſchen Bühne anführet, iſt vollkommen gegründet: ob er gleich die Corneillen und Racinen gar zu ſehr über

den

den Sophokles und Euripides erhebt. Was er in ihnen ein Verbiage froid nennet, würde ihm nicht so vorkommen, wenn er so viel griechisch, als französisch könnte. Und Fenelon hat seinen Landsleuten eben das Schuld gegeben; ja die franz. Akademie sowohl, als Scudery, haben es dem Cio vorgerücket.

Auf der 284. S. wird dem Herrn Prof. Gottsched (denn nun finden wir ihn einmal genennet, da man ihn tadeln will) vorgerücket: er habe aus dem seiner Schaubühne vorgesetzten einen Verzeichnisse falschen Schluß ziehen wollen. Und welches ist denn dieser? Wir wollen ihn mit den französischen Worten des Herrn Verfassers hersetzen: Il dit: Nous pourrions alors le disputer à tous nos Voisins (les seuls Italiens exceptez) tant pour le Nombre des Auteurs dramatiques, que pour celui des pieces qu'ils ont composées. Was hat nun der Herr Professor Gottsched geschlossen? Dieses: wenn wir nur alle gedruckte deutsche theatralische Stücke wüßten, und in ein Verzeichniß zusammengetragen hätten: so würden wir NB. es sowohl in der Zahl dramatischer Dichter, als NB. in der Menge der von ihnen verfertigten Stücke, mit den Ausländern aufnehmen können.

Wir mögen hier unsre Gedanken anstrengen, wie wir wollen; so können wir gleichwohl noch den falschen Schluß nicht sehen. Es ist nämlich sonnenklar, daß hier von der bloßen Zahl der theatral. Dichter, und von der Menge dramatischer Stücke die Rede ist: und hievon ist es itzo noch viel ausgemach-

machter, als der Herr P. G. damals geglaubet, daß NB. die Anzahl von beyden, allen Ausländern, auch die Wälschen nicht ausgenommen, nichts voraus giebt. Die Verzeichniſſe nämlich, die der Herr Profeſſor damals vor ſeine Schaubühne drucken laſſen, ſind nur ein Schattenwerk, von der ganzen groſſen Menge derer, die er nach der Zeit entdecket hat. Er ſelbſt beſitzt einen Vorrath von 1500 bis 1600 Stücken: und außer dieſem ſind ihm noch etliche 100 dem Titel nach bekannt: ſo daß er es nunmehr auch mit den Wälſchen aufnehmen kann; deren ganze Zahl Riccoboni, in ſ. Hiſtoire du Theatre ital. auf 1600 rechnet. Kurz, wir begreifen gar nicht, wo hier der falſche Schluß ſtecke; da alles, dem Buchſtaben nach, wahr iſt.

Allein wir müſſen die fernern Worte des Herrn Verfaſſers hören: Or, ſaget er, les Titres même, de toutes les pieces rapportées dans ce Catalogue, forment la plus cruelle ſatire, qu'on puiſſe faire de notre ancien theatre: comment peut il oppoſer, comme il fait, la compilation de toutes ces miſeres là, à la liſte des pieces du Theatre françois, depuis l'année 1450 jusqu'en 1730; que Mr. Riccoboni a publiée, & qu'il a fait monter, jusqu'au nombre de 1655. tant Comedies, qu'autres pieces dramatiques? Nun laſſen wir unſre Leſer ſelbſt urtheilen, ob wohl irgend eine Unbilligkeit gröſſer ſeyn kann, als dieſe Verdrehung? Mit wem ſtreitet der Herr Verfaſſer? Mit einem Schatten, oder mit dem Geſpenſte ſeiner eigenen Einbildung? Gewiß mit dem Herrn Prof. G. nicht! denn der redete bloß

von der Zahl; nicht aber von dem Werthe der Stücke und Poeten. Wie? wenn jemand ſagte, ein türkiſches Kriegsheer wäre wohl ſo zahlreich, als das preußiſche: hätte der unrecht? Oder hätte er damit behauptet, daß jenes auch eben ſo geübt, und geſchickt im Kriegshandwerke ſey? Das wäre ja jenem nicht in den Sinn gekommen. Und eben ſo iſt es hier auch.

Muß man ſich alſo nicht ſelbſt muthwillig verblenden wollen, wenn man ſolche Kriege anfängt, und zwar vor den Augen der Ausländer: die, wenn ſie geſcheid ſind, ſelbſt die Verdrehung der gottſchediſchen Worte und Meynung wahrnehmen müſſen. Dieſer redet von Aepfeln, und unſer Verfaſſer von Birnen: will es aber jenem durchaus Schuld geben, er habe auch von Birnen geredet; die er doch ganz augenſcheinlich, nur in ſeinem Gehirne hat. Heißt das redlich diſputiret: wenn man nur ein Geſchrey machet, die Zuhörer zu übertäuben; aber ſelbſt nicht weis, wovon die Rede iſt. Das heißt nach der bekannten Jeſuiter Regel: Clamet! clamet dominatio veſtra! Nam clamor eſt ſignum intelligentiæ! Hätte ſich der Verf. alſo nicht ſchämen ſollen, ſeine Blöße dergeſtalt den Ausländern zu zeigen?

Um aber demſelben und unſern Leſern den ganzen Schlüſſel zu der Sache zu geben: ſo müſſen wir ihn erinnern, daß Herr Prof. G. durch nichts anders bewogen worden, deutſche theatraliſche Stücke zu ſammlen, und in ein Verzeichniß zu bringen; als durch die Läſterungen des Verf. der Lettres Germa-

niques; worinnen es allen Deuſchen abgeſprochen ward, daß ſie gar keine Schaubühne, keine Komödien, keine Tragödien hätten! Eine ſolche verwegene Schmähung eines unwiſſenden Ausländers zurecht zu weiſen, fieng er an, alles was dramatiſch war, zu ſammlen, und es nach und nach bekannt zu machen. Da war es nun ſchon genug, zu zeigen: daß die Deutſchen ſehr viel theatraliſche Stücke hätten, ja es in der Menge ſelbſt, mit den Ausländern aufnehmen könnten. Von der Güte war damals die Rede gar nicht. Und wie würden wohl die 1600 franzöſiſchen oder italieniſchen Stücke beſtehen, wenn wir ſie kritiſch unterſuchen ſollten? Haben denn dieſe Völker lauter Corneillen und Racinen gehabt? Giebt es nicht die Stunde noch, gegen einen Triſſin, Maffei, Crebillon und Voltaire ganze Schocke ſchlechter Poeten in Wälſchland und Paris? Die franzöſiſche Bibliotheque des Theatres hält eine große Menge von Stücken in ſich, deren Titel gleichfalls die ſtärkſte Satire ihres Inhalts abgeben. Des Charles Hardy Stücke ſind nicht ein Haar klüger geweſen, als Hans Sachſens ſeine. Und wie klingen die Myſteres de la Paſſion de notre Seignour? die gleichwohl in der Hiſtoire du Theatre françois ſo viel Platz füllen.

Die Stümper ſind in Wälſchland und Frankreich eben ſo wenig groß als in Deutſchland: und der Meiſter iſt überall eine geringere Zahl, als derſelben. Die hamburgiſchen Opern machen in unſerm theatraliſchen Verzeichniſſe gewiß eine beträchtliche

An-

Anzahl. Und wer kann davor, daß ſie nicht beſſer gerathen, als die meiſten darunter ſind? Z. E. eine vom Ochſenſchlachten im Herbſte; oder Störtebeker. Zudem ſo wollten wir wohl wetten, daß der Hr. V. nicht einmal weis, daß es auch im vorigen Jahrhunderte geſcheidere Trauerſpiele bey uns gegeben habe, als Gryphius und Lohenſtein gemachet. In Italien wußte man ſie auch nicht, bis Herr Muratori 12 Stücke davon in ſ. Teatro italiano ans Licht ſtellete. Eine gleiche Sammlung ſollte dem Herrn Prof. G. nicht ſchwer fallen, aufzubringen. Kurz, der Herr Verf. hat hier eine rechte Querelle d' Allemand angefangen: die er billig, zur Ehre ſeiner Nation, vor den Augen der Ausländer hätte unterlaſſen ſollen.

Die Erzählung der ſchlechtern deutſchen Schauſpiele hätte er bey dieſer Gelegenheit auch erſparen können, da er von dem Progres des Allemands in den Wiſſenſchaften handeln wollte. Was thut dieſes zur Sache? Haben etwa die Franzoſen kein elendes Zeug bey ſich gehabt? Sie habens ja wohl noch itzo; z. E. ihren Zoroaſter, der gleichwohl das ſo witzige Paris ganz bezaubert hat. Vom Adam und Eva haben wir eine ſchöne hamburgiſche Oper: warum legt ers denn dem Komödientheater zur Laſt, dergleichen gewieſen zu haben? Und was brauchet man eines verl. Paradieſes vom Milton, die Idee davon zu erregen? da ſelbſt Milton in Italien durch einen Paradiſo perſo, den er vorſtellen ſah, auf ſein Gedicht gebracht worden. Die Wälſchen ſpielen alſo auch Adam und Eva: Kurz: C'eſt

par

CATVLLI
Poemata.

Joachim Meyers von Perlenberg (gebürtig) Durchleuchtige Römerin Lesbia, worinnen *Catulli Carmina* erkläret, und die Römiſche Hiſtorie unter Julio Cäſare erläutert wird. Leipzig 1690. 8.

Man ſehe die Gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1732. p. 525. ſeq.

CICERONIS
de officiis libri III.

In der Bibliothek des Hochſel. Herzogs von Braunſchweig, Rudolph Auguſts, befande ſich eine Auflage von dieſem durch Johann Neubern *) überſetzten Werke des Cicero, die zu Augsburg anno 1531, fol. gedruckt iſt; wie aus Herrn Hermann von der Hardt *Autographis Lutheri aliorumque celebrium virorum* Tom. I. p. 274 zu erſehen. Daß die Jahrzahl 1531. recht geſetzet ſey, iſt um ſo weniger zu zweifeln, da der Herr von der Hardt dieſes mühſame Verzeichniß aus eigener Einſicht aller darinn angeführten Werke verfertiget. Er gedenket einer andern Auflage dieſer Schrift in dem Tomo II. p. 262. die gleichfalls zu Augſpurg anno 1545. fol. heraus gekommen. S.

De Senectute.

M. T. Ciceronis Büchlein vom Alter in Teutſche Reimen verfaſſet, und mit heiliger Schrift verglichen, durch Chilianum Piſcatorem, Augsburg 1565. 4.

Die-

*) S. das I. Stück dieſer Beyträge p. 13.

par tout, comme ici! Und wenn der Herr Verfaſſer ihn in Straßburg ſpielen geſehen: ſo fällt uns die Erzählung jener Maus, in Hrn. Lichtwers Fabeln ein. Dieſes gereiſete Thier erzählte Wunderdinge von ſeinen Reiſen:

Ihr Kinder glaubts! auf manchen Böden,
Giebts Thiere, die wie Mäuſe reden:
Sie ſind uns gleich, an Kopf und Bauch;
Sie ſind geöhrt, wie wir, und rauch.
Glaubt mirs, ich ſag es ohne Lügen:
Sie hüllen ſich, ſo groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen ſie wie Vögel fliegen.
Drauf ſprachen zween erfahrne Greiſe:
Du Narr! das waren Fledermäuſe,
Die man hier täglich ſehen kann.
Um dieſer wegen dorfte man
Dich nicht in fremde Länder ſenden!
Und ſo verreiſen viel' ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu ſehn,
Das ſie umſonſt zu Hauſe fänden.

Wir übergehen auch den herrlichen Commentarium über den Hanns Wurſt: abermal ein Brocken, deſſen die Ausländer ſehr wohl hätten entbehren können; zumal dieſe partie honteuſe der deutſchen Bühne, im größten und beſten Theile von Deutſchland ſo unbekannt, als zu Paris, iſt. Es iſt ſchwer zu ſehen, in was für Abſichten der Herr Verfaſſer dieſen Kehricht gemeiner Comödianten in öffentlichen Druck bringet. Hat er aber die wälſche Bühne nicht kennen lernen, wo eben dergleichen Abſchaum in Menge vorhanden iſt, der auch in Dresden ſeine Stärke ausmachet? Aber Riccoboni

war so klug, daß er solche Leckerbissen, ihren Liebhabern überließ, und die gelehrte Welt damit nicht belästigte. In was für Absichten kann immermehr der Herr Verfasser diesen Unrath aufgerühret haben?

Nun kommen wir auf die Lobrede einer vormals berufenen Komödiantinn, der man hier die Ehre thun will, sie für die Verbesserinn der deutschen Bühne auszugeben; da sie doch weder Grund noch Regel des Theaters verstanden; und weiter nichts, als eine gute Schauspielerinn gewesen. Sollte man ja ihrer vormaligen Gesellschaft noch einen Ruhm zugestehen: so war es der, daß ihr Mann, nicht aber sie, so viel Einsicht hatte, sich rathen zu lassen, Trauerspiele aufzuführen, die sonst was unerhörtes waren; und den Harlekin, den er sonst selbst machte, aus den Komödien abzuschaffen. Es kann seyn, daß jene in Hamburg den Leuten weiß gemacht, die Verbesserungen ihrer Bühne kämen von ihr her. Aber hier weis ein jeder, daß einige Glieder der deutschen Gesellschaft dieses gethan haben: so daß sie ein bloßes Werkzeug abgegeben. Man hat es auch aus dem Erfolge gesehen, daß sie durch ihre seltsamen Stücke, bald wieder in Verachtung gerathen, und zu Grunde gegangen, sobald jene von ihr die Hand abgezogen. Ihre übeln Schicksale hat sie also keinem Neide; sondern ihrer übeln Aufführung zuzuschreiben gehabt: wie es in Obersachsen, sonderlich in Dresden und Leipzig notorisch ist.

Das übersetzte Trauerspiel Timoleon ist wohl nicht darum, weil es das stärkste im Deutschen ist, son-

ſondern aus andern bekannten Urſachen überſetzet worden. Der obgedachte Pylades und Oreſtes des Herrn von Derſchau, und Schlegels Stücke ſind gewiß ungleich ſtärkere Originale; andrer zu geſchweigen.

Noch eins. Warum iſt denn von unſerm deutſchen Heldendichter, Hrn. Bar. von Schönaich, kein Wort hier zu leſen?

Das Hauptſtück von der Redekunſt hätte auch viel vollſtändiger werden, und noch beſſere Exempel, an Gundlings und Neukirchs Reden auf das königl. preußiſche Haus bekommen können: wenigſtens hätte dieſes mit den Abſichten des Hrn. Verfaſſers beſſer übereingeſtimmet, Preußen zum Sitze der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland zu machen.

* *

III.

Das Glück.

Ode.

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrendünſte,
Und die leichten Hofgünſte
Machen auf den Schein ſo ſchwer.

Flemming.

Euch, Götzen der verblendten Welt!
Euch, deren Glanz uns ſo betrüget,
Daß mancher vor euch nieder fällt,
Der kaum ſich vor dem Donner ſchmieget:
Euch, Glückeskinder! ſag ich heut;
Warum die Furcht ſich euch uns zu entblößen ſcheut.

Ver

Betünchter Sitten ferner Glanz
Kann freylich vieler Augen blenden:
Die Häßlichkeit verliert ſich ganz
An weit entlegnen Gegenſtänden.
Der rauhſte Fels iſt liebenswerth,
Wenn man den Blick auf ihn aus tiefen Thälern kehrt.

So pranget ihr, die ihr das Glück
Zum einzigen Verdienſte habet:
Wann ſich das eiſerne Geſchick
An ganzer Völker Thränen labet.
Ihr taumelt fort, und lacht in Ruh,
Und leget manches Ach! zu euren Schätzen zu.

Ein blödes Volk erhebt euch zwar;
Der Weihrauch dampfe vor den Altären.
Die Tugend liefe ſelbſt Gefahr,
Die ſich beſann, euch zu verehren.
Denn raſt die Welt: wem fällt es ein,
Als Unglückskindern nur, bey Narren klug zu ſeyn?

Doch küßt man euch auch gleich den Staub;
Vergöttert man gar die Gebärden:
Die Welt wird dennoch nicht ein Raub
Des gleißnertſchen Weſens werden.
Man dringt hindurch; und wäget euch:
Und wenn Vernunft euch wägt, wem werdet ihr wohl gleich?

Der Motte, die ein ſchwüler Tag
Aus farbichten Gehäuſen ziehet;
Die nur ſo lange flattern mag,
Bis Zephirs linder Hauch entfliehet.
Dann ſtirbt die Farb', und ſie wird Koth;
Dann iſt ſie, ſo wie ihr, wann ihr einſt ſinket, todt.

Sie flatterte sonst voller Stolz;
Und legte sich an Königshäuser;
Sie liebte sonst kein ander Holz,
Als Myrrthen nur und Lorbeerreiser.
Sie ist dahin, wofern die Hand
Des Weisen sie nicht noch an Farben reizend fand.

Und wäre sie auch noch so schön;
Der Raupen Schmuck; der Motten König:
So wird sie doch der Wind verwehn:
Ihr Seyn war nichts; ihr Wesen wenig;
Ihr Wesen, das am Finger klebt,
Wann eines Kindes Hand sie aus dem Schlamme hebt.

Behängt euch, Stolze! nur mit Sammt!
Sucht euch vom Pöbel zu entfernen.
Es ist was da, das euch verdammt:
Dieß frgaet nichts nach Band und Sternen.
Die Nachwelt ists, die euch entblößt,
Und ungescheut erforscht, warum sie euch verstößt.

Dann wird das Laster nackend stehn;
Die Tugend wird den Purpur schmücken;
Des Häuchlers wahre Thränen sehn;
Den Gleißner ohne Larv' erblicken.
Nur schade, daß ein weiser Mann
Auf diesen späten Trost nicht immer warten kann.

Doch öfters harrt der Himmel nicht,
Bis Enkel uns den Klotz entdecken.
Ein Glas, das in der Hand zerbricht,
Kann oft nicht schneller uns erschrecken.
Ein saures Wort; ein finstrer Blick:
So weicht des Höflings Glanz, der ihn umringt, zurück.

So raſt der Menſch: und küßt den früh,
Der ihn noch vor der Nacht verdammet.
Der Buhlerinn geringſte Müh
Hat eit les Gönners Zorn entflammet.
Die Larv entfällt; das Scheuſal bleibt,
An dem ſich jeder Klotz, den es verſchmähte, reibt.

Ihr, die ihr in des Glückes Schooß
Euch um das Volk wohl nicht bekümmert;
Wenn ihr, als wärt ihr wirklich groß,
Nur unter eures gleichen ſchimmert:
Genießt das Glück: ſonſt wärt ihr toll;
Doch denket, daß ein Tag euch noch entblößen ſoll.

Der Schröckenstag iſt noch nicht da!
Er wird vielleicht erſt morgen kommen.
Ihr irrt! er iſt ſchon heute nah:
Die Nach' iſt wirklich ſchon entglommen.
Denn droht euch gleich kein ſeidner Strick:
So ſchickt man euch vielleicht noch in den Staub zurück.

Euch gilt es nicht, die ihr durch Staal,
Durch Dampf und Glut zu Ehren ſteiget;
Und deren redend Ehrenmaal
Verſprützes Blut zum Schmucke zeiget.
Ein Sieger iſt gewiß ein Held;
Da wohl kein Ruhm ſo ſchwer, als der im Panzer, fällt.

Euch ſchon' ich auch, die ihr den Thron
Durch eurer Staatskunſt Lehren ſchützet;
Wo nur kein ſanfter Hauchlerton
Erhabner Seelen Werth beſchmützet;
Weil der, der ſeinen Herren liebt,
Auch leicht des Volkes Wohl verlohrne Blicke giebt.

Euch meyn ich nicht, die ihr das Land
Mit Tugend mancher Art erfüllet;
Die ihr des Lasters stillen Brand
In seinem ersten Wuthen stillet.
Euch gilt es, die die Gunst belebt,
Und oft dabey nicht weis, warum sie euch erhebt.

Ihr lebt; und lebet dem zur Schmach,
Der euch des Lebens Kraft ertheilet.
Holt das, was ihr vergessen, nach:
Wo euch der Fall nicht heut ereilet.
Ihr schwank't, wie jener Springer schwanke,
Der künstlich in der Luft auf seinem Seile wankt.

Der Pöbel sieht erstaunend zu;
Ach! denkt er, was sind das für Sprünge!
Wie dünken ihm in einem Nu
Die kühnsten Sätze nicht geringe!
Der Fuß glitscht aus; der Springer fällt:
Und eh ein Blitz vergeht, ist Kopf und Hirn zerschellt.

Drum laßt die stolzen Sprünge seyn!
Seyd menschlich bey dem größten Glücke!
Der Mensch sey, denk, auch noch so klein:
Daß er sich euch zu stürzen schicke:
Zög euch das Glück nicht so hervor:
Er schwänge sich vor euch, durch sein Verdienst, empor.

Im Sammte blitzt nicht immer Witz,
In Lumpen auch nicht immer Tugend.
Sie beyde sind der Laster Sitz:
So wie das Alter und die Jugend.
Doch seyd darum nicht stolz und grob,
Weil euch das blinde Glück von ungefähr erhob.

Den treffen, der nicht reden kann,
Und Ritter mit Gewehr beſtreiten,
Ist keine That für einen Mann,
Und wird kein Heldenlob erbeuten.
Wer Kinder peitscht und Weiber ſchlägt,
Hat ſeine Rieſenkraft ſehr übel angelegt.

Wie wirds um euch, ihr Kleinen! ſtehn,
Die ihr ſo keck auf Stelzen ſchreitet,
Die man kaum würde taumeln ſehn:
Hätt' euch kein Glück die Bahn bereitet?
Des kleinſten Herrchens kleiner Herr
Dünkt ſich in Zaun und Pfahl oft noch weit mächtiger.

Ihr kommt mir, wie die Fliegen, vor;
Man hört nur das verhaßte Summen.
Im Sommer bringet ſie empor;
Im Winter müſſen ſie verſtummen.
Ihr Stich iſt klein; die Rachgier groß:
Der allerkleinſte Hauch macht uns des Feindes los.

So mach ichs, wann die feige Welt
Ein blendend Irrlicht oft verführet;
Ja, wann man den für trefflich hält,
Den weder Witz, noch Dummheit rühret;
Der eher nicht die Zung' erhebt,
Bis ihn der dumme Kreis der Höflinge belebt.

Ja, wachſet fort, erhebet euch!
Bewegt euch in der Fürſten Sphären!
Seyd ihr alsdann dem Throne gleich:
So forſcht, warum wir euch verehren?
Man ehrt nicht euch, man ehrt die Macht:
Vergeht der Zauberreiz: ſo wird der Klotz verlacht.

Der euch entzückt die Hände küßt;
Der küßt euch nur um den die Hände,
Der eures Glanzes Urſprung iſt,
Daß ſich ein Stral auf ihn auch wende.
Ihr Stralen! fallt bey mir vorbey:
Wird nur des Morgens Gold mir ſonder Kummer neu.

Doch lockte mich ein Sonnenblick
Aus meines Standes Finſterniſſen:
So ſey mir doch, verführend Glück!
Auf ewig meiner Hand entriſſen:
Sollt' ich nicht ſo, wie jetzt, ſo rein
Von Stolz und Härtigkeit, und Menſchenfeindſchaft ſeyn.

Nichts bitt' ich, als der Freyheit Gold;
Nur wenig' und bezahlte Speiſen.
Nicht Häuchlerkoſt und Schmäuchlerſold:
Darf ich nur keinen Narren preiſen.
Doch was du giebſt, das gib geſchwind,
Weil noch die Federn ſcharf an Trieb und Rädern ſind.

Du zieheſt ſie allein doch auf;
Du machſt den Höfling und den Krieger.
Durch dich ſchwingt ſich ein Thor hinauf;
Durch dich wird er der Weisheit Sieger.
Was nützt Verſtand? was hilft Geſchick?
Ja! wär' ich ein Homer; wo du uns fehlſt, o Glück!

Vielleicht hätt' ich mich auch gedrängt,
O Glück! nach deinen feidnen Netzen.
Jedoch es war mir ſo verhängt:
Ich will mich auf die Schranken ſetzen.
Fragt einer mich: was machſt du nun?
Ich ſehe Gecken zu, und will im Schatten ruhn.'

Ach!

Kanitz.

Glückſelig iſt der Menſch, den ein begrüntes Feld
Vom Hochmuth und vom Geiz entfernt beſchloſſen hält
Und welcher in ſich ſelbſt kann ein Vergnügen finden,
Das er nicht nöthig hat an fremdes Glück zu binden,
Des Fürſten Gunſt zwar hoch, doch Freyheit höher ſchätzt,
Und nicht des Pöbels Wahn zu ſeinem Richter ſetzt.

* * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Beſchluß des Auszuges, von Miltons Gebrauche der Neuern in ſeinem verlornen Paradieſe.

Wir ſind beym Taubmann ſtehen geblieben. Dieſen nennet Herr Lowder, den berühmten Taubmann, Profeſſorn der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu Wittenberg. Dieſer hätte, ſagt er, in ſeiner Jugend verſuchet, ein Gedicht zu machen, Bellum Angelicum, oder den Engelkrieg betitelt. Es beſtünde ungefähr in 900 Zeilen, und ſchiene für einen ſo jungen Wagehals in der Poeſie, ein Meiſterſtück zu ſeyn. Es ſey Schade, daß er es nicht bey reiferer Urtheilskraft und Dichtkunſt zum Ende gebracht. Allein, wer weis, ob Taubmann ſich nicht bey männlichen Jahren des allen geſchämet, was er in der Jugend, bey gar zu wildem Witze gedichtet hatte; und welches dem Milton noch gut genug geweſen, daß er es an der beſten Stelle ſeines VI. Buches gleichſam ausgeſchrieben, oder überſetzet hat. Der erborgten, oder geſtohlnen Verſe aber iſt ſo eine große

Dieſer Auflage geſchiehet Meldung in einem allgemeinen Bücherverzeichniß, welches zu Frankfurt am Mayn in drey Theilen im Jahr 1592. unter der Aufſchrift: *Collectio in vnum corpus omnium librorum Hebraeorum, Graecorum, Latinorum, nec non Germanice, Italice, Gallice et Hiſpanice ſcriptorum, qui in Nundinis Francofurtenſibus ab anno 1564. vsque ad nundinas autumnales anni 1592. partim noui, partim noua forma et diuerſis in locis editi venales extiterunt: deſumta ex omnibus Catalogis* Willerianis *ſingularum nundinarum, et in tres tomos diſtincta &c.* heraus gekomen, Tom. II. p. 346. Es iſt bekant, daß George Willer, ein Buchhändler zu Augſpurg um dieſe Zeit zu allererſt angefangen Meß-Catalogos heraus zu geben, die bis auf dieſen Tag fortgeſetzet werden; aus welchen alſo dieſe Sammlung entſtanden, auf deren Titel am Ende ausdrücklich ſtehet: *Plerique in aedibus* Georgii Willeri, *ciuis et bibliopolae Auguſtani venales habentur.* S.

Johann von Schwarzenberg deutſcher Cicero de ſenectute, de metu mortis, de amicitia. Eiusdem wider das Zutrinken und andere deutſche Schriften, 1530. fol.

Siehe die Thomaſiſche Bibliothek, XVIII. Stück p. 548. M.

De finibus bonorum et malorum.

Der ganze Titul, der von uns bereits im erſten Verſuche *) erwehnten Auflage einer deutſchen Uberſetzung dieſes Werkes iſt nachſtehender:

Fines bonorum et malorum. *M. T. C.* von der

*) S. das I. Stück der Beyträge p. 15.

Menge, daß Herr Lowder nur einige der merklichſten anführen will.

Das erſte Stück iſt die Beſchreibung von Lucifers Perſon, die Milton im Anfange des VII. B. giebt: indem er verſichert: Er habe die andern an Schönheit ſo weit übertroffen, als der Morgenſtern die andern Sterne.

Milton im VII. B. v. 131.

Know then, that after Lucifer from heav'n,
(So call him, brighter once amidſt the hoſt
Of Angels, than that ſtar, the ſtars among)
Fell with his flaming legions through the deep.

Taubmann.

Lucifer ante alios Genius pulcerrimus omnes,
Tanto conſortes inter præſtantior omnes,
Quanto ſplendidior, quam ſidera cætera, fulget
Heſperus, & quanto, quam Heſperus, aurea Phœbe.

Im V. B. erzählt Milton, daß Gott ſeinem Sohne aufgetragen, das Haupt und der Anführer aller engliſchen Heerſchaaren zu ſeyn; welches denn die Empörung im Himmel verurſachet. Viele Kunſtrichter haben dieß getadelt. Allein er hat ſo wohl ſeine Fehler, als ſeine Tugenden von andern entlehnet: denn der junge Taubmann hatte ſo geſchrieben:

Scilicet hunc Natum dixiſti cuncta regentem
Cœlitibus regem cunctis, dominumque ſupremum!
Huic ego ſim ſupplex? ego? quo præſtantior alter
Non ægit in ſuperis. Mihi jus dabit ille, ſuum qui
Dat caput alterius ſub jus & vincula legum?
Semideus reget ille polos? reget avia terræ?
Me pretium leviore manu fortuna tenebit,

Es

Et coram æternum duplici ſervire Tyranno?
Haud ita!

Milton aber in der Hälfte des V. B.

Since by decree
Another now hath to himſelf engroſs'd
All pow'r and us eclips'd, *under the name*
Of king anointed; for whom all this haſte
Of Midnight March, and hurry'd meeting here
This only to conſult, how we may beſt,
With what may be devis'd with honours new
Receive him, coming to receive from us
Knee-tribute yet unpaid, proſtration vile!
To much to one! but double, how endur'd
To one, and to his image now proclaim'd.

Im VI. B. wird Satan ſehr oft redend eingeführet, wie er die gegenſeitigen Schaaren verächtlich hält. Z. E. im 283 v.

Nor think thou with wind
Of airy threats, to awe whom yet with deeds
Thou canſt not.

Taubmann hatte dieſes noch ſtärker gegeben:

An armis
Veniſti, an lingua mecum certare magiſtra?
Nequidquam increpitas! Auſer terrere minaci
Garrulitate meos.

Bald darauf ſchreibt dieſer:

Gymnaſiis alerit doctis exercita pubes,
Non caſtris; vix arma ferens; quibus otia cordi
Et citharæ & cantus: tantumque ſonare Jehovam
Laude ſuum docti. Tali cum milite res eſt!

Milton hat ſolches doppelt umſchrieben. Z. E. im IV. B. 941 v.

What thou and thy gay legions dare againſt,
Whoſe buſineſs where to ſerve their lord,

High up in heav'n, whith ſongs to hymn his throne
And practis'd diſtances to cringe, not fight.

Wir übergehen hier etliche andere Stellen: nur die Erfindung des Schießpulvers und der Feuerröhre können wir nicht verſchweigen, die unſer Landsmann ſchon dem Satan zugeſchrieben hat:

Spargitur innumerum diverſo miſſile voto,
Nec vacat hic ullum teli genus: hic ſude pugnax,
Hic pinu flagrante ciet, hic pondere pili
Ille pilis, quos flamma volans jacit ære cavato,
Flamma, ſalisque, nitrique & ſulphuris acta furore.

Man glaube nicht, daß wir dieſe Erfindung nun darum für ſchön halten, weil ſie einen Deutſchen zum Urheber hat. Nein, ſie bleibt allemal, wie die ganze Beſchreibung der Engelſchlacht, ein läppiſches Spiel der Phantaſie, das ſolchen Geiſtern, als die Engel ſind, gar nicht anſtändig iſt. Aber genug: Milton hat ſie geſtohlen, und ſo viel Beurtheilung nicht gehabt, daß er das Böſe vom Guten hätte unterſcheiden können. Nein! ihm war alles gut: auch das, deſſen ſich die Erfinder ſelbſt, bey reifern Jahren geſchämet hatten. Seine Stellen davon führen wir der Kürze wegen nicht an. Ein jeder kann ſie finden; denn wir eilen zum du Bartas.

Wir haben ſchon bey andrer Gelegenheit erwähnet, daß die erſte Woche dieſes alten Franzoſen, oder ſeine poetiſche Umſchreibung der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte, mit allgemeinem Beyfalle vom ganzen Europa aufgenommen worden.

Thuan bezeuget es, und man kann es auch daraus ſchließen, daß es innerhalb 5 bis 6 Jahren

wohl

wohl dreyßi mal wieder gedrucket worden. * Verschiedene Hände übersetzten es ins Latein **; andere machten italienische, spanische, deutsche, englische, ja so gar dänische Dollmetschungen, wie Borrich versichert. Der berufene Ronsard schickte dem Verfasser zum Zeichen seiner Hochachtung eine goldene Feder zum Geschenke ***; und gestund: du Bartas hätte mehr in einer Woche, als er selbst in seinem ganzen Leben gethan. Die Gelehrten schrieben auch Auslegungen drüber: ja Könige und Fürsten luden den Verfasser an ihre Höfe ein. Der König von Frankreich sandte ihn als seinen Bothschafter nach Schottland, zu König Jakob dem VI. und dieser konnte ihn kaum wieder von sich lassen; ja übersetzte selbst viele Stücke davon ins Schottische, das übrige ließ er durch andere verdolmetschen. Kurz, es hat, nach dem Homer, nicht leicht ein Dichter so viel Aufsehens gemachet, als du Bartas: und gleichwohl ist er mit aller seiner biblischen Poesie itzt vergessen.

Nur Milton bringet ihn dadurch wieder ins Gedächtniß der Menschen, daß er ihn bestohlen hat. Und war er gleich auch von vielen getadelt worden: so ist es gewiß dem Milton nicht besser ergangen. D. Bentley, D. Watts, D. Lamotte, Rol-

* Womit es vielleicht eben so natürlich zugegangen, als mit gewisser heutigen, französischen und deutschen Dichter häufigen neuen Auflagen.

** Wem wundert also dieses vom Messias?

*** Dieß hat gleichwohl bey uns noch kein berühmter Poet einem andern du Bartas gethan.

lin, Voltaire, Clarke, und Pope selbst sind nicht mit ihm zufrieden gewesen, und haben ihm die wichtigsten Vorwürfe gemachet.

Was nun Milton dem Bartas sonderlich abgelernet, das ist die niedrige Wortspielsucht, und der häufige Gebrauch der Kunstwörter, aus allerley Künsten und Wissenschaften. Zwar Bartas könnte in diesem letzten noch dadurch entschuldiget werden, daß er die Schöpfungsgeschichte beschrieb; wo er ausführlich, von der Natur, und Eigenschaft aller Dinge reden mußte. Beym Milton aber ist es eine bloße Praleren von Gelehrsamkeit, die unnöthiger Weise angebracht worden, um sich die Bewunderung der Ungelehrten zuzuziehen: obgleich sein Gedicht nichts dadurch gewinnet. Addison hat es selbst gestanden: „Milton, sagt er, scheint uns ehrgeizig zeigen zu wollen, wie gelehrt er in dem ganzen Umfange der Künste und Wissenschaften gewesen; indem er so viele Ausschweifungen von dem freyen Willen des Menschen, und der Prädestination machet; auch so oft Anspielungen auf die Historie, Sternkunde, Weltbeschreibung, und anders mehr, machet: der vielen besondern Wörter und Redensarten zu geschweigen.„ Gesetzt nun, daß alle diese wilden Reiser und Sprößlinge seines verl. Paradieses weggeschnitten würden: so würde selbiges dadurch nichts verlieren, sondern viel gewinnen.

Doch wir müssen auch einige Stellen besehen, die er dem Bartas abgeborget hat. Richardson hat folgende Stelle aus dem Eingange sehr bewundert:

And with mighty wings outſpread
Dove-like ſat'ſt brooding on the waſt abyſs,
And mad'ſt it pregnant.

Bartas beſchreibt dieß ſo im 297. V. des I. B.

Ou bien comme l'oiſeau, qui tache rendre vifs
Et ſes oeufs naturels, & ſes oeufs adoptifs,
Se tient couché ſur eux, & d'une chaleur vive
Fait qu'un rond jaune-blanc en un poulet s'avive.
D'une méme façon l'Eſprit de l'Eternel,
Sembloit couver ce goulfre, & d'un ſoin paternel,
Verſer en chaque part une vertu feconde,
Pour, d'un ſi lourd amas extraire un ſi beau monde.

Hier haben wir das Brüten einer Taube, ſowohl als in Peter du Moulins Lobgeſange der Schöpfung, welchen Milton wohl kannte:

Nam ſacer ingentes motabat Spiritus alas
Gurgitis in facie, foecundo pectore grandi
Incumbens maſſe, mundumque fovebat in ovo.
Qualiter ante alias Jovæ dilecta volucris,
Incubitu puro mollis fovet ova columba.

Eben da kömmt noch der Berg Horeb vor, wo Moſes die Schöpfungsgeſchichte gelernet haben ſoll.

Sing heav'nly Muſe! that on te ſecret top
Of Oreb or of Sinai didſt inſpire
That ſhepherd, who firſt taught the choſen ſeed
In the beginning, how the heav'ns and earth
Roſe out of Chaos.

Bartas ſagte eben das im 309ten V.

Or quand bien ce grand Duc, qui bien heureux apris
En l'Eſchole d'Oreb les loix du St. Eſprit,
Ne nous rendoit certains, que Dieu par ſa puiſſance
Fit en deux fois deux jours toute mortelle eſſence. etc.

Eben

Eben so ist bey der Kundmachung des Gesetzes auf dem Berge Sinai, die Spur von dieser Stelle zu sehen. Ferner ist das lange Gespräch Adams und Michaels, in den zwey letzten Büchern des verl. Par. vom Bartas erborget. Dieser läßt den Adam seinen Sohn Seth lehren, was in der Welt bis zum Ende aller Tage geschehen wird: und da hat Milton nichts anders gethan, als daß er des englischen Uebersetzers vom du Bartas, Sylvesters, alte Sprache ein wenig erneuert hat. Hier würde es uns zu weitläuftig fallen, die langen Stellen aus beyden anzuführen: aber es ist genug zu erwägen, daß Bartas die ganze Schöpfungsgeschichte in der ersten Woche beschrieben; die Milton in sein VII. B. gebracht. Die 2te Woche hat die Geschichte Adams, Noahs, Babels, Abrahams, Davids und seiner Nachfolger; bis auf die letzten drey Tage derselben, die da fehlen, weil der Verfasser gestorben. Des allen hat sich nun Milton in den beyden letzten Büchern bedienet, wovon hier noch unstreitige Beweise vorkommen. Z. E. wo er in der Versuchung der Eva die Schlange einen Scorpion, Aspis, Amphisbena, gehörnten Cerastes und Dipsas nennet; lauter Wörter, die im Bartas vorkommen: wiewohl ihn Bentley deswegen sehr tadelt, ja glaubt, daß solches Stück von einer unwissenden fremden Hand eingeschoben worden. Eben so ist die himmlische Muse Urania, die Milton anruset, aus demselben entlehnet. u. d. m.

Hey-

Heywoods engliſche Hierarchie hat Milton ſehr oft gebrauchet, wenn er die

Thrones, dominations, princedoms, virtues, powr's!

anreden läßt, die alle in derſelben Ordnung auf Heywoods Titel ſtehen: Throni, virtutes, poteſtates, dominationes, principatus. Man übergeht, was er aus Wallers Reiſen, wie Fenton ſchon bemerket, gezogen hat. Aus dem Baptiſta Mantuanus, den Turberville ins Engliſche gebracht, hat er entlehnet: daß Satan neun Tage gefallen, ehe er aus dem Himmel in die Hölle gekommen. Aus einem Romane Don Belianis, hat er das Donnern der helliſchen Thore genommen. Und Herr Peck behauptet gar, der ganze Entwurf des verl. Par. ſey aus dem Gusmann von Alfaraſche entlehnet: S. ſeine New Memoirs of Mr. John Milton p. 54-58. Dr. Zach. Pearce, Biſchof zu Bangor, behauptet: daß Milton die ganze Erfindung ſeines Gedichts, aus einer italieniſchen Tragödie genommen, Il Paradiſo perſo; die noch vorhanden iſt, und lange vor ſeiner Geburt gedrucket worden. Und wirklich iſt die Schlacht der Engel im VI. B. ganz daher genommen. Addiſſon geſteht auch, daß er oft aus dem Taſſo etwas erborget: wie andre es von des Dantes Hölle bemerken. Und ſo kann man beynahe behaupten: Es ſey Milton nicht eines einzigen Gedankens im verl. Paradieſe wahrer Urheber; ſondern habe nur die aus andern geſammleten Brocken, in Ordnung gebracht, und zuſammen geſetzet; ja nicht einmal immer eine gute Wahl getroffen, ſondern auch viel ſchlechtes Zeug zuſammen geraffet, und untereinander gemenget.

Hier

Hier ſchließt nun Herr Lowder, indem er noch anführet: daß 1675, das Jahr nach Miltons Tode, Edward Philipps, ſein Neffe, ein Buch, unter dem Titel Theatrum Poetarum herausgegeben: welche Sammlung alter und neuer Dichter vermuthlich nichts anders, als ein kurzes Verzeichniß aller derer Poeten geweſen, die der junge Menſch in ſeines Oheims Bibliothek gefunden; da er ihm bey der Ausfertigung ſeines verl. Paradieſes, als ein Handlanger gedienet. Daß aber dieſer des Geheimniſſes theilhaftig geweſen ſeyn müſſe, erhellet daraus: daß er alle die Poeten übergangen, oder ſehr flüchtig angeführet, die Milton am meiſten gebrauchet; den einzigen du Bartas ausgenommen. Selbſt bey Cats Gedichten, übergeht er mit Fleiß den Paradiſus, deſſen wir oben gedacht haben; da er alle übrige erzählet: welches gewiß nicht ungefähr geſchehen; ſondern, damit ja niemand begierig werden möchte hinein zu gucken, wenn er Miltons Paradies geleſen hätte. Aus eben dem Grunde iſt ſonder Zweifel auch das Trauerſpiel, Il Paradiſo perſo, imgleichen Johann Majors Paradiſus, ſive hortus Adami, ausgelaſſen worden. Von Taubmanns bello angelico ſaget er: kaltſinnig: es ſolle billig nicht ganz aus der Zahl der Dichter ausgeſchloſſen werden: da es doch, wenn er aufrichtig hätte reden wollen, vielen andern vorgezogen zu werden verdienet hätte. Den Ramſay nennet er einen lateiniſchen Versmacher aus Schottland, deſſen Gedichte in den Deliciis Poetarum Scotor. ſtünden; wiewohl ſie lange vorher gedruckt geweſen. u. ſ. w.

Nunmt

Nimmt man nun noch die Liſt dazu, der ſich Milton in ſeiner Blindheit, mit ſeiner Tochter bediener, daß ſie ihm alle lateiniſche Bücher oder Dichter verleſen müſten, ohne daß ſie ſelbige verſtanden; weil er ſie ſelbige wohl leſen, aber nicht verſtehen gelehret: ſo iſt es vollends unſtreitig, daß er ſeine gränzenloſe Dieberey dadurch nur zu verbergen geſuchet.

Hieraus läßt ſich nun die bewundernde Frage gar leicht beantworten, die Andreas Marvell, an den Verfaſſer des verl. Par. in den Verſen ergehen läßt, die davor gedrucket ſtehen:

Where could'ſt thou words, of ſuch a compaſs find?
Whence furniſh ſuch a vaſt expence of mind?

Wo kennteſt du Worte doch von ſolcher Stärke finden?
Woher ſo reichen Stoff von Witz und Geiſt ergründen?

Nämlich, aus allen Dichtern, die vor ihm von dergleichen Dingen geſchrieben hatten; aus dem Naſenius, Grotius, Ramſay, Johann Fox, Quintian, Barläus, Taubmann, Barras, Cats, Don Belianis, Guzmann von Alfarache, und unzählichen andern, die er mehr oder weniger geplündert hat. Da ſieht man nun, wie unbillig man ihn den brittiſchen Homer genennet; und wie unbedachtſam man ihn, auch in Deutſchland, zu vergöttern und nachzuahmen geſuchet hat.

alten Philoſophen Seligkeit. Paradoxa ſechs, ſamt ihrer Probierung und Schlußreden von der Seligkeit. Das iſt, worinn viel der alten Philoſophen und Heyden endlich die Seligkeit hingeſetzt haben, aber vergebens. Und was doch zuletzt die rechte Seligkeit ſey, ein kurzer Bericht. Item ein ſchöner Dialogus des ſpöttiſchen Luciani vom todten Schiflein, da wir all unſer Haab und Gut müſſen dahinden laſſen, ſol uns der Charon überführen zum Garten der Seligen. Alles luſtig und kurzweilig zu leſen. 1536. 4. S.

CORNELII NEPOTIS
de viris illuſtribus.

Cornelius Nepos vom Urſprung des Römiſchen Reichs der VII. Königen, wie die regieret, auch wie ſie zuletzt vertrieben ſind worden, und das Bürgermeiſterthum angefangen. Darnach folget das Leben und Thaten etlicher weltlicher und herrlicher Bürgermeiſter bis auf *Cneum Pompeium M.* Item *C. Criſpus Salluſtius*, von der Zuſammenrottung Catilinä, wie die Cicero erfahren und geſtraft; zuletzt der Krieg der Römer wider Jugurtham, der Numidier König, wie der von Mario und Sylla geführet, auch ein Ende hat genommen durch Verrätherey der Mohren König. Darum Jugurtha gefangen gen Rom geführt, und im Gefängniß mit dem Strick gerichtet worden. Alles von neuem verdeutſcht, und luſtig zu leſen. Straßburg, 1535. fol.

Man

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Lettre ſur les Peintures d'Herculanum, aujourd'hui Portici 1751, in 8.

a Bruxelles le 20 Janv. 1751.

Unter allem, was man in der neuentdeckten Gruft römiſcher Alterthümer bey Neapolis ausgegraben hat, iſt faſt nichts ſo wunderwürdig, als die Malereyen, die man daſelbſt gefunden. Man weis, daß die Kunſt mit Oelfarbe zu malen eine neue Erfindung iſt. Bilder aber, die mit Waſſerfarben gemalet werden, ſind bey weitem nicht ſo dauerhaft, und können ſehr leicht von einer feuchten Luft, oder ſonſt beſchädiget, abgewaſchen, oder doch verderbet werden. Daher ſieht es einem rechten Wunder ähnlich, wenn man höret, daß in den ſogenannten herkulaniſchen Grüften, auch Bilder und Gemälde entdecket werden, die über die XVI. Jahrhunderte unter der Erde verſchüttet geweſen; und gleichwohl in aller der Feuchtigkeit und duſtigen Luft nicht zu Grunde gegangen, ja nicht einmal unkenntlich geworden.

Gegenwärtiges Schreiben eines Unbekannten, ſtillet die Neubegierde der Liebhaber auf eine angenehme Art: zumal, da er auch die Bilder ſelbſt nachgezeichnet und in Kupfer geſtochen, liefert. Wir theilen auf dem Titel dieſes Monaths die erſten zwey mit; wollen auch den erſten Theil des folgenden Jahres mit den drey übrigen zieren. Man glaubt, der Graf Caylus habe die Kupfer gemachet;

und zwar nach denen Zeichnungen, die er aus dem bloßen Gedächtniſſe gemachet: weil die Neapolitaner ſo neidiſch ſind, daß ſie einen Fremden ihre Kupfer kaum recht genau anſehen, geſchweige denn abzeichnen laſſen.

Der Verfaſſer dieſes Briefes meldet ſeinem Freunde, daß man von den wälſchen Vergrößerungen (Superlativis) zwar allemal; hier aber ſonderlich ſehr viel abziehen müſſe, wenn Herr Venuti, in ſeiner Beſchreibung von Portici ſaget: „die daſelbſt „gefundenen Bilder bewieſen: daß die Alten vollkommen die Perſpectiv verſtanden; daß ſie den „Raphael in der Zeichnung, und den Titian in „Farben beſchämeten.„ Hätte man wohl einen Zeuxis und Apelles ſtärker loben können?

Der Verfaſſer geht unparteiiſcher zu Werke; und merket zuförderſt an: daß die Schilderenen zu Herkulanum niemals mit den Gemälden, die damals in Rom geweſen ſeyn müſſen, in Vergleich gekommen; als wo die ſchönen Künſte herrſcheten. Es iſt wahr, daß auch viel prächtiges dort entdecket wird, darüber man ſich wundern muß. Allein es blieb doch immer nur ein kleines Landſtädtchen. Wären indeſſen dieſe Bilder bewegliche Stücke: ſo könnten ſie gleichwohl von großen Meiſtern gemachet, und dahin gebracht worden ſeyn, wo niemals ein Zeuxis, oder Polygnotus gewohnet hat. Allein, alles was man hier findet, iſt auf friſchen Kalk, oder in Gyps d. i. auf Mauren gemalet. Zu welcher Art von Bildern, ſich wohl nicht die größten Künſtler haben brauchen laſſen.

Dieſemnach will uns der Verfaſſer eben nicht gar zu viel Zuverſicht auf das Werk, daran man zu Neapolis arbeitet, einflößen. Man geht mit dieſen Bildern im Abzeichnen nicht ehrlich um: man verbeſſert die Fehler der Perſpectiv, und hilft ihnen auch mit Licht und Schatten aus, dazu die Alten keinen Anlaß gegeben haben. Das wird nun viel Irrthümer veranlaſſen. Wann aber das Werk fertig ſeyn wird, ſo werden die gefundenen Alterthümer wohl nicht mehr ſo verſperret werden, als bisher. Alsdann wird es verſtändigen Alterthumsforſchern und reiſenden Künſtlern freyſtehen, was überall erlaubet iſt; nämlich, Beſchreibungen und Riſſe zu machen, und die begangenen Fehler zu entdecken.

Die Anzahl der herkulaniſchen Bilder iſt groß: und man hat ſie ſehr ſorgfältig erhalten. Die Zeit hat ihnen faſt nichts geſchadet, und der neue Firniß, womit man ſie überſtrichen, hat ihnen auch nichts benommen. Es giebt ſechs oder ſieben, deren Figuren in Lebensgröße ſind: die andern ſind von allerley Größe, bis auf 3 oder 4 Zoll hoch. Die größeſten verdienen die meiſte Achtung: weil insgemein viele Perſonen dabey vereiniget ſind, und ein ganzes ausmachen; in deſſen Verbindung eben die Vollkommenheit der Kunſt erſcheint. Dieſe liefert uns der Verfaſſer, aus dem Gedächtniſſe; aber mit allen den Fehlern, die er daran bemerket hat. Er giebt ihnen auch die Namen, die man ihnen zu Neapel giebt; ſteht aber nicht dafür, daß ſie auch richtig ſind. Vielleicht ändert man künftig noch die Erklärung.

Das

Das I. iſt der Minotaurus, der nur einen Ochſenkopf hat, und todt zu des Theſeus Füßen liegt, der ihn erleget hat. Viele Kinder küſſen dem Helden die Hände, und bezeugen ihre Dankbarkeit für ihre Errettung. Diana, die etwas entfernet auf Wolken ſitzet, ſcheint mit dieſer Begebenheit beſchäfftiget zu ſeyn. Doch iſt ihre Figur beſchädiget, und ſelbſt der Kopf fehlet.

Das II. zeiget ein ſitzendes und mit Blumen bekränztes Weibsbild, das ſich auf einen Korb voller Blumen, Aehren und Früchte ſtützet; vermuthlich die Fruchtbarkeit des Landes, das ſie vorſtellet, anzuzeigen. Herkules ſteht ſeitwerts vor ihr, und hat zur Rechten einen Leuen, und zur Linken einen Adler, neben ſeinen Füßen ſtehend; ſieht aber nach einem Kinde, welches von einer Ziege geſäuget wird; und welches vermuthlich Telephus, ſein Sohn iſt. Ein Faunus ſteht mit ſeinem Siebenrohre etwas weiter zurück hinter dem Weibe; ein andres geflügeltes Weibsbild aber ſchwebt hinter dem Herkules auf Wolken. Dieß Stück iſt röthlich gemalet, und die Farben ſind ſehr gebrochen.

Die übrigen nennen wir künftig.

Nun fängt der Verf. an, dieſe Stücke zu beurtheilen. Er hebt von der Perſpectiv an. Daß dieſe den Alten bekannt geweſen, ſieht man aus des Vitruvius Vorrede zu ſ. VII. B. Demokritus und Anaxagoras hatten von derſelben in ihren Tractaten von der griechiſchen Schaubühne geredet. Die herkulaniſchen Maler aber müſſen nicht die größten

Künſtler geweſen ſeyn. Dieß ſieht man ſonderlich aus den vielen Architecturmalereyen, die der König beyder Sicilien hat: daraus gar keine Perſpectiv erhellet, ja wo die Maler die ſchönſte Baukunſt verderbet haben. Eben dieſen Fehler werden Künſtler auch in den einfacheſten Stücken finden.

Die Zeichnung iſt das zweyte Stück. Daß es daran fehle, zeigen die beyden hinterſten Figuren des II. Stückes: die nicht anders, wie Schnitzbilder, oder wie halberhabene Arbeit ausſehen. Die Kleidungen haben ſonſt auf alten Schnitzbildern kleine Falten, wie von leichten Zeugen zu fallen pflegen; hier ſind ſie ziemlich groß, wie von ſtärkerm Zeuge. Geſetzt nun, daß nicht alle Zeichner einerley Art gehabt hätten: ſo zeiget es doch, daß die alte griechiſche Schule, auf dieſen Theil der Natur, und auf die Wahrheit ihrer Zeichnungen nicht acht gegeben.

Was die Haltung in den Farben und Schattirungen betrifft, ſo ſieht man davon wenig Spuren: weil es wenig Vertiefungen der Figuren giebt, daran man das Halbdunkle bemerken könnte. Jede Figur hat ihren eigenen Schatten, und ihr eigenes Licht. keine wirft den Schatten auf die andere; und dieſer iſt von oben bis unten überall gleich ſtark, ohne gebrochen zu werden; d. i. er iſt überall mit derſelben Farbe, als das Halbdunkle gemacht. Die Kunſt der Vertiefungen war alſo den herkulaniſchen Malern völlig unbekannt: außer daß ſie die förderſten Figuren ein wenig ſtärker hielten, als die hintern.

Uebrigens ſind dieſe Bilder flüchtig gemachet; der Strich iſt kühn, und der Pinſel frey geweſen:

ſo

so wie heute zu Tage die theatralischen Malereyen gemachet werden. Es scheint also, der Maler sey aus einer guten Schule, aber doch nur ein Anfänger gewesen: denn die Haut sonderlich hat er nicht gut auszudrücken gewußt, weil etwa sie sein Meister so unmerklich anzuzeigen pflegte, daß er es übersehen hat. Nur der junge Achilles, bey dem Chiron, ist etwas mehr ausgearbeitet. Die kleinern Stucke sollen auch fleißiger und geschickter gezeichnet und ausgeführet seyn. Die Früchte, Blumen, und gläsernen Gefäße sollen sich auch gut sehen lassen; nur sehr schwach an Farbe. Allein die Perspectiv dieser letztern ist schlecht; weil der obere Rand der Gefäße sich zum Horizonte des untern nicht reimet.

Indessen will der Verfasser nicht wider die ganze Malerey der Alten, sondern nur wider die herkulanischen Künstler, Schlüsse daraus ziehen. Nun sind gleichwohl die Baukunst und Schnitzkunst an diesem Orte im vollkommensten Grade zu sehen: wie kömmts denn, daß die Malereyen nicht besser hier sind? Der Verfasser giebt allerley Antworten darauf; die ihm aber selbst nicht recht stark bedünken. Allein konnte er nicht sagen: daß man die marmornen Bildsäulen von Rom dahin bringen und zu grossen Gebäuden Baumeister von daher kommen lassen: da hergegen, Mauren zu bemalen, kein fremder Meister sich brauchen lassen? Uns dünkt, dieses sey genug, unsern Lesern einen Vorschmack von diesen Alterthümern zu geben; bis die völlige Beschreibung erscheinen wird.

VI.

Methodus Studiorum tum Humaniorum cum Superiorum, prout ea deinceps in Gymnasiis & Universitatibus Catholicis per Germaniam, majori cum fructu tradenda, cum Superiorum nutu præscribuntur. 1752 in 8.

Die Hrn. Katholischen in Deutschland gehen itzo eifrig zu Werke, ihre bisherige finstere und fruchtlose scholastische Lehrart abzustellen: und eine nutzbarere einzuführen. Außer demjenigen was wir von der Wiener hohen Schule schon bekannt gemachet haben, ist uns auch vom andern Ende von Deutschland, von Cöln am Rheine, schon viel Gutes bekannt geworden. Hier legen selbst die Herren Jesuiten Hand an, die Verbesserung ihrer Lehrart zu bewirken: und wir wollen auch davon ehestens eine Nachricht geben. Allein itzo bleiben wir billig bey dieser Schrift stehen; die mitten in dem kathol. Deutschlande, das ist, in Bäyern, ans Licht getreten ist.

Ihr Verf. ist der berühmte Benedictiner, Hr. P. Legipont, Secretär der Olmützischen Gel. Gesellsch. der sich itzo zu Augspurg mit Ausfertigung der gel. Geschichte des Benedictinerordens, die sein Vorgänger, weyl. P. Ziegelbauer hinterlassen hat, beschäfftiget. Diesen Sommer hat sich dieser gelehrte Mann zu Regenspurg aufgehalten, und gegenwärtiges Werkchen zum Drucke befördert. Mehr Umstände von der Veranlassung dazu können wir nicht melden; da dieselbe in der Vorrede nicht erschienen sind. Uns kann es

genug

genug ſeyn, daß ein Mann von ſolcher Einſicht, als P. Legipont, der Urheber davon iſt; der gewiß ſeinem Orden eben ſoviel Ehre machet, als ein Abt, Herrgott, P. Pez, P. Ziegelbauer, u. P. Weiß. wahrhaftig lauter Männer, dergleichen kein andrer Orden in Deutſchland aufzuweiſen hat. Wir ſchweigen noch des Hrn. Prof. Rothfiſchers, der nunmehr unter uns ſo berühmt wird, als er vorher unter ihnen geweſen iſt. Vor der Vorrede iſt ein kurzes lateiniſches Gedicht vorgeſetzet, welches unter folgender Aufſchrift, ſo anhebt:

Philomuſis Florus Germanicus.

Doctrina prius eſſe nihil potiusque, parentes
Inculcant pueris: Hac aurum, hac cuncta parari,
Quæ bona non ſanis Mortalibus eſſe putantur.
Ergo juvat rigidum ſeptem tolerare per annos
Doctorem: neque enim cunctis *Coſſartius* alter
Obtigit; ut verbis vernacula verba latinis
Reddere, & auctores poſſit male vertere priſcos,
Et græce tandem balbutiat. Inde Magiſter
Mitior accedit, ferula virgisque remotis,
Qui pueros binis ſapientes exhibet annis,
Qui juſtos, ſortesque facit *dictando* etc.

So geſalzen fährt der Verf. bis zu Ende fort. In der Vorrede führet er ſelbſt die Klagen an, die man über die katholiſchen Schulen; wo die Jugend, auch nach erfundenem Getreyde, noch mit Eicheln und Kleyen geſpeiſet würde; und eine Menge unnützes Zeuges lernet, welches ſie nach geendigten Schuljahren, wieder vergeſſen muß. Weit gefehlt, daß der Verf. dieſen Vorwurf der Unwahrheit beſchuldigen ſollte; ſo ſaget er vielmehr: damit dieſes Uebel nicht ärger um ſich greife, hätten weiſe Männer neulich durch gute Ver-

anſtaltungen vorzubeugen geſuchet: und zu dem Ende hätte er, das, was er in Briefen von andern vernommen zu gemeinem Nutze bekannt machen wollen. Er ſchließt mit dem Ovid, de Ponto L. III. El. 9.

Da veniam Scripto, cujus non gloria nobis,
Cauſa; ſed militas, officiumque fuit.

Das I. Hauptſt. liefert Studiorum humaniorum normam. Hier zeiget er erſtl. aus Geſetzen der Kaiſer und Päbſte, daß man die Jugend ſorgfältig erziehen müſſe, und ſchlägt den Schullehrern allerhand gute Bücher vor, die ihnen Anweiſung dazu geben. Z. E. des Erasmus, Camerars, Chyträus, Neanders, Burens, des Maphäus, Vegius, Vitruvs, Roſcius, Vergers, Moſellans, Friſchlins, Bilſons, Schrevels, Alſteds, Richers, Mollnars, Heideggers, des Lud. Vives, Grotius, Naudäus, Clapmars, Voſſius, Cl. Fleurys, Rollins u. ſ. w. Hier ſieht man, wie unparteyiſch der Hr. Verf. auch evangeliſcher Gelehrten Bücher angeprieſen hat, welches man ſonſt von kathol. Seite nicht gewohnt iſt: da wir hingegen auch ihrer Glaubensgenoſſen gute Schriften, nachdrucken, überſetzen, und zu gebrauchen anrathen.

Darauf geht er nun die Claſſen nach kathol. Art durch, und ſchreibt vor, was man auf der Infima, media, und Suprema Grammatices für Sachen vornehmen, und für Bücher brauchen ſolle. Auch hier finden wir eine gute Wahl der lat. Schriftſteller, den Phädrus, Nepos, Terenz, Cicerons leichte Briefe, u. d. gl. Aber ſonderlich iſt zu verwundern, daß auch zur deutſchen Sprache ein Unterricht für nöthig erachtet wird. Da

denn

denn die Rechtſchreibung, imgleichen die Muſter der Abwandelungen, Hülfswörter, und richtigen und unrichtigen Zeitwörter aus der gottſched. Sprachkunſt zu nehmen, angerathen werden. Eben ſo werden Virgil, Cicero, Livius, und Curtius in der obern grammatiſchen Claſſe zu leſen und zu erklären angerathen; von deutſchen Dichtern aber werden Lohenſteins Beſchreibungen zwar durchzugehen vorgeſchlagen, doch ſo, daß die gar zu kühnen Metaphoren der Jugend verhaßt gemachet werden ſollen.

Es folget die Claſſe der ſchönen Wiſſenſch. (Schola Humanitatis.) Auch hier giebt er vortreffliche Vorſchriften. Z. E. Daß man der Jugend den Unterſchied der gebundnen und ungebundnen Schreibart erklären ſoll; daß man den Cäſar zum Livius und Curtius ſetzen, und Cicerons philoſophiſche und moraliſche Schriften vor die Hand nehmen ſoll: u. d. m. Hier wird auch die gottſch. Redekunſt, nebſt andern Büchern evangeliſcher Gelehrten angeprieſen; auch die Dichter und das Griechiſche werden nicht vergeſſen.

Der neue VII. Abſchnitt handelt von den Geſchichten, und lehret wie dieſelben in verſchiedenen Claſſen vorgetragen werden ſollen. Hier gefällt es uns, daß er für jede Landſchaft von Deutſchland einen beſondern kurzen Begriff der Geſchichte ſeines Vaterlandes vorſchlagt. Auch zur Geographie will er, daß man Landkarten in Schulen aufhenken, und dieſelbe neben der Geſchichte und Zeitkunde treiben ſoll.

Das II. Hauptſt. handelt von der Weltweisheit. Hier lehret er auf die Verbeſſerung des Verſtandes und Willens bedacht zu ſeyn; und in Anſehung des erſtern

Man ſehe Hardtens *Autographa Lutheri* Tom. III. p. 248. S. Es hat auch bereits Herr Fabricius *Biblioth. Lat.* Tom. I. p. 70 dieſer deutſchen Uberſetzung erwehnet, und zugleich angemerket, daß man dieſes Werk vordem unbillig dem Cornelio Nepoti, Plinio Secundo, Aemilio Probo, Suetonio, Tacito und Aſconio Pediano beygemeſſen, und unter ihrem Nahmen öffentlich gedruckt habe; vor deſſen Urheber er mit A. Schotto lieber den Aurelium Victorem halten will. Man vergleiche damit l. c. p 570. ſeq.

Vitae excellentium Imperatorum.

Von dem gar ſchlechten Werth der Uberſetzung des *Hartmannii* ſiehe ein zwar ſcharfes, doch gegründetes Urtheil in den deutſchen Actis Eruditorum parte XXXI. p. 576.

EVTROPII

Breuiarium Hiſtoriae Romanae libri X.

Römiſcher Hiſtorien Bekürzung aus L. Floro, Sexto Ruffino, Eutropio und Baptiſta Egnatio verteutſcht. Straßburg 1563. fol.

Man ſehe den Catalogum Willerianum Tom. II. p. 322. S.

Flauii Eutropii Röm. Hiſtorien und Chronick in 4.

. Eutropii Breuiarium Romanae Hiſtoriae, oder Eutropii kurzer Begriff der Römiſchen Hiſtorie in die Deutſche Sprache überſetzet, und mit Latein. Phraſibus &c. verſehen. Haile 1724. 12.

Der Uberſetzer unterſchreibt ſich bey der Vorrede L. C. R.

FLORI

Rerum Romanarum lib. IIII.

Siehe: unter EVTROPIVS.

die Logik, Ontologie und Psychologie, in Ansehung des zweyten, die Sittenlehre, sowohl für Mönche, als Herren, Hausväter und Regenten zu treiben. Er vergißt auch die natürliche Theologie und Naturlehre nicht, um Gott und die Welt kennen zu lernen. Alles dieses theilt er auf die zwey philosophischen Jahre ein, und will auch, daß Herrn Bruckers oder Büchers kurze philosophische Historie dabey gebrauchet werden soll. Hierauf schlägt er allerley evangelischer Schriftsteller Bücher vor, darunter wir auch des Grotius, Puffendorfs, Heineccius und Herrn Wolfs Schriften gerühmet finden. Ueberall aber widerräth ers, sich in die scholastischen Spinnewreben müßiger Fragen zu verwirren.

Wir können nicht alle Abschnitte stückweise durchgehen; bemerken aber, daß die Physik aufs zweyte philosophische Jahr gelassen wird; wobey denn auch der neuern Experimentalphysik nicht vergessen ist. Die theologischen Fragen aber, die man sonst in katholischen Schulen abzuhandeln pflegt, verweiset er in privat Stunden. Auch die Sittenlehre läßt er nebst der natürlichen Theologie bisher verschoben seyn. Doch lehret er auf der 56sten Seite auch, in der Abhandlung von der Religion, die Jugend vor den Grundsätzen der Protestanten (Acatholicorum) warnen; im Falle sie irgend auf unsere Universitäten kommen sollten. Allein es hat keine Noth damit; indem wir dieselbe niemals zu bekehren suchen. Endlich schlägt er den Lehrern philosophische Bücher vor, deren sie sich mit Nutzen bedienen können. Darunter wieder viel evangelische vorkommen. Am Ende meldet der Herr Verfasser seines Namens Anfangsbuchstaben

P. O. L. O. S. B. D. i. Pater Oliverius Legipont, Ordinis S. Bened.

Erstes

Erſtes Regiſter
derer in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Herr Philipp Jakob Lambachers, Secretärs und Bibliothekars der Wieneriſchen Stadtbibliothek, Schreiben an die Verfaſſer des Neueſten 20

Herrn Profeſſor Joh. Chriſtoph Gottſcheds, beſcheidenes Gutachten, was von den bisherigen chriſtlichen Epopeen der Deutſchen zu halten ſey 64

Die ungleichen Dichter. Eine Fabel 73

Fortſetzung der Lambacheriſchen Verantwortung, wegen des Catalogi Bibliothecæ civicæ Vindobonenſis mit Anmerkungen 112

Herrn Chriſtoph Otto, Freyhrn. von Schönaichs Gedicht. Die Wünſche 119

Herrn Joh. Chriſt. Gottſcheds Gutachten von der heroiſchen Versart unſrer neuen bibliſchen Epopeen 205

Auszug einiger Briefe gelehrter Männer aus Wien und Augſpurg, die neuen deutſchen Epopeen in ungereimten Heranetern betreffend 155

Der Springer. Eine Fabel, von Magnus Gottfried Lichtwer 218

Nachricht von der glücklichen Beförderung des berühmten Herrn Profeſſors, Franz. Rothfiſchers, evangeliſchen Proſelyten aus Regenſpurg 239

Nachricht, wegen der im Chriſtmonathe des vorigen Jahres erwähnten Sammlungen von Reichsurkunden 240

Die Kupfl. Ode, vom Hrn. Bar. von Schönaich 284

Abbildung und Beſchreibung des innern Anblicks der Quiriniſchen öffentlichen Bibliothek zu Breſcia. S. das Titelkupfer des Oſtermondes ꝛc. 318

Eine Fabel 320

Antwort eines berühmten Gelehrten auf die Frage:

Was

Was von des Hrn. Secret. Lambachers Beſchuldigung, Georg Fabrizens, von Chemnitz, zu halten ſey 353
Das Kriegsglück, ein Gedicht vom Herrn Baron von Schönaich 379
Auszug eines Schreibens eines gelehrten Mannes und Mitgliedes zweyer königl. deutſchen Geſellſchaften in Caſſel, den Meßias betreffend, vom 30ſten des Wintermonaths 1752 386
Nachricht von einer neuen und ſchönen Ausgabe des berühmten alten Buches, Reinecke der Fuchs, mit trefflichen Kupfern eines großen Künſtlers 394
La convaleſcence de ſon Alteſſe, Monſeigneur le Prince Charles. Ode par Mr. D'Arnaud 421
Denkmal der Preußiſchen Krönung. Ein Gedicht von Johann George Becken 433
Schreiben eines Ungenannten aus Roſtock, an den Aufſeher dieſer Monathſchrift 446
Nachricht, derer zu Königsberg in Preußen herausgekommenen Schriften von dem Jahre 1751 467
Theatraliſche Neuigkeiten aus Madrit und Wien 477
Beſondere Grabſchrift auf den Marſchall von Sachſen, Graf Meritzen 479
Des Prinzen Kantemirs achte Satyre 512
Gedanken, über Marſchalls erſten Wandaliſchen König Anthur oder Anthyrius, und den von ihm handelnden altdeutſchen Geſang 585 u. 764
Schreiben eines Engländers an ein franzöſiſches vornehmes Frauenzimmmer zur Vertheidigung ihrer Nation 595
Ein Sinngedicht von Herrn von Fontenelle 606
Die obere Neuſtadt zu Caſſel, ein Gedicht von J. H. G. 607
Zuverläßige Nachricht, von der den 19ten des Heumonaths geſchehenen erſten poetiſchen Krönung in Leipzig 627
Herrn Chriſtian, Freyherrn von Wolf, der hälliſchen Friedrichsuniverſität Kanzlers ꝛc. Erklärung wegen einer ihm neulich aufgebürdeten Sache 632

Nähere Eröffnung von der neuen Ausgabe der peutingeriſchen Reiſekarte 634
Schreiben aus Hamburg an die Verfaſſer dieſes Neueſten 635
Nachricht von der neuen franzöſiſch. Schaubühne zu Wien, aus einem Schreiben vom 20ſten May 638
Ein anders vom 24ſten May 639
Hrn. M. Joh. Ge. Wellers, Predigers in Zwickau, Zuſätze zu der Geſchichte der deutſchen Wörterbücher 657
Der Mann nach der Mode, ein Gedicht vom Freyh. von Schönaich 692
M. Joh. Ge. Wellers, Predigers in Zwickau, Nachricht von dem alten und ſehr ſeltenen Buche: Ars moriendi, und insbeſondere von einer deutſchen Ueberſetzung deſſelben, die ebenfalls wie die lateiniſche Ausgabe von hölzernen Formen abgedrucket iſt 725
Die Schmäucheley, ein Gedicht von Frh. v. Sch. 744
Nachricht von der unlängſt geſchehenen Verbeſſerung der Wiener Univerſität 783
Schreiben aus Utrecht, an die Verfaſſer dieſer Monathſchrift 792
Nachricht von den prächtigen Kupfern europäiſcher Monarchen, die in Augſpurg herauskommen 799
Nachricht zu der Erklärung des geometriſchen Maaßſtabes der Säulenordnungen 800
Freyh. von Schönaich, Ode. Die Freundſchaft 826
Betrachtung über die Frage: wie ein Gelehrter durch Wiſſenſchaften andern gefällig, und einem Staate nützlich werden könne? 850
Schreiben an den Verfaſſer dieſes Neueſten 859
Nachricht von denen Bewegungen, welche die neu einzuführende Lehrart auf der Wiener Univerſität gemacht hat 863
Nachricht von denen Schriften, die Herr Rouſſeau durch ſeinen Angriff der Wiſſenſchaften und freyen Künſte veranlaſſet hat 868
Das Glück. Eine Ode 906

Zwey-

Zweytes Register
derer Schriften, deren Auszüge man hier geliefert.

A.

Allgemeine Geſchichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künſte, des Finanz- und Cameralweſens zu allen Zeiten und bey allen Völkern. I. Theil 245

Almanac hiſtorique & chronologique de tous les Spectacles à Paris 276

d'Arnaud Ode ſur la naiſſance du Monſeigneur le Duc de Bourgogne 79

l'Anniverſaire de la naiſſance de ſon Alteſſe Monſeigneur le Prince Frideric Auguſte. Ode. 152

B.

Barbeys Richtig angeſtellte Obſervationes vom Nordlichte 159

Bäyeriſcher Reimſchmidt mit einem Schubſacke voll funkelneuer Sinngedichte in die Fremde geſchicket von Myriandern 236

Beers, Friedr. Wilh., Abhandlung zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geſchichte nebſt einigen Zeittafeln 30. 165

Bergmüllers, Joh. Geor. Geometriſcher Maaßſtab der weſentlichen Abtheilung und Verhältniß der Säulenordnungen aus dem Quadrate der doriſchen Ordnung für alle übrige hergeleitet 718

Beſſuets, Jak. Ben[illegible]n. Einleitung in die Geſchichte der Welt und Religion, fortgeſetzet von Johann Andr. Cramern 458

Bruckers Bildersaal heutiges Tages lebender Gelehrten 805

Brunati Arte magica diſtrutta, Riſpoſta di Don Antonio Fiorio Veroneſe &c. 124

Buch-

Zweytes Regiſter.

Buchholzens, Sam. Ermunterung an das Land Mecklenburg zum Lobe ſeiner eigenen Helden 715

C.

Catalogi Bibliothecæ Bunavianæ Tom. I. Vol. III. 495
Collegii regii Soc. Jeſ. in Ludovici XV. nepotem natum gratulatio 391

D.

Dienemanni Recenſio lexicorum quorundam germanicorum poſt inventam Typographiam primorum 146

E.

Ehrengedächtniß Friedrichs des I. Königs von Schweden ꝛc. 714
Eſſay on Miltons Uſe and Imitation of the moderns in his Paradiſe loſt 260. 341. 430. 620. 832
Explication d'un Tableau en Relief 565

F.

Falckii, Joh. Friedr. Codex Traditionum Corbeienſium etc. 485

G.

Geburtsfeſt, erſtes, des Durchl. Fürſten Auguſti, Erbprinzen und Herzogs zu Sachſen, von der königlichen Ritter- und Militärakademie der adelichen Cadets gefeyret 77
Geographiſche Generaltabellen ſämmtl. churſächſ. Lande nach dem geiſtl und weltl. Staate ꝛc. nach Anleitung der Zürneriſchen Charten, von D. C. F. H. 717
Gottſcheds, Joh. Chriſt. Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt, IV. Auflage 557
Grieb, Joh. Adol. Pet. Homers Ilias in deutſche Verſe überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet 131
Grimm Lettre ſur Omphale Tragedie lyrique &c. 543

H.

Hanews, Mich. Chriſt. philoſophiſche Gedanken von der Wahl, welche durchs Looß geſchiehet, überſetzet von M. Trauſelden 139
Der Hofmeiſter. Erſter Theil 150

Hopek-

Hohes Lied Salomonis aus zween alten deutſchen Handſchriften von D. G. S. 424

J.

Janozki, Joh. Dan. Andr. Specimen Catalogi Codicum manuſcriptorum Bibliothecæ Zaluſcianæ 405
Jugement de l'Academie Royale à Berlin ſur une lettre prétendue de Mr. de Leibnitz 618

K.

König Appel au Public du Jugement de l'Academie Royale de Berlin 814
Kreislmayers, Anton. Gedächtnißrede auf den heil. Johann von Gott 839

L.

Lettres à un Ameriquain ſur l'hiſtoire naturale génerale & particuliere de Mr. de Buffon. I. Partie 43
— — — — — II. Partie 412
Lettre d'un Academicien à M. ſur le Catalogue Bibliotheque du Roi 574
Lettres ſur Mr. de Fontenelle 603

M.

May, J. F. die Kunſt der vernünftigen Kinderzucht 832
Martin Philoſophia Britannica or a new and comprehenſive Syſtem of the Newtonien Philoſophy Aſtronomie and Geographie &c. Vol. I. 85
— — — — Vol. II. 194
Merkwürdigkeiten der Königinn Chriſtina von Schweden 646
Mikromegas, aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire überſetzet 710
Miſcellanea Lipſienſia ad Incrementum Scientiarum ab iis qui ſunt in colligendis Eruditorum actis occupati per partes publicata. Vol. VIII. P. III. 304
— — — — — Vol. IX. P. I. 720
Müllers, Gottfr. Ephr. hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateiniſchen Schriftſteller 367

Zweytes Regiſter.

N.

Naturæ et Scripturæ Concordia, Commentatio de litteris & numeris primævis aliisque rebus memorabilibus cum ortu litterarum adjunctis &c. 325

O.

Oelrichs, Joh. Karl Henr. Entwurf einer Geſchichte der königlichen Bibliothek zu Berlin 549

Oſſervazioni ſopra l'Opuſculo che ha per titolo: Arte magica dileguata d'un Prete dell Oratorio 432

P.

Lettres ſur les Peintures d'Herculanum 924

les huit Philoſophes Avanturiers de ce Siecle 299

Pluche, La Mechanique des Langues & l'art de les enſeigner 96

Plutarchs Lebensbeſchreibung der berühmteſten Griechen und Römer aus dem griechiſchen überſetzet, von Joh. Chriſt. Rind 618

Progres des Allemands dans les Sciences, les belles Lettres & les Arts 299. 678

R.

Remarques au ſujet de la Lettre de M. Gr. ſur Omphale 867

Reuſch, Joh. Pet. Einladung zur Feyer des Geburtsfeſtes Hrn. Aug. Conſtantin, Herzogs zu Sachſen ꝛc 704

Rime per la Naſcita del Ser. Principe Frieder. Auguſto di Saxonia 234

von Reta, Joh. Jac. Oſſervazioni grammaticali 874

Rouſſeau, J. J. Lettre à Mr. Grimm ſur la Refutation de ſon Diſcours par Mr. Gautier 298

S.

Schaubühne, die eröffnete, oder Abhandlung von Trauer- und Luſtſpielen 182

Schützen, M. Gottfr. Beweis, daß die alt. deutſchen und nordiſchen Völker weit vernünftigere Grundſätze in der Religion gehabt haben, als die Griech. u. Römer 302

Schwäbiſche Gedichte. Erſtes Stück 307

Scipionide, oder der überwundene Hannibal, ein Trauerſpiel aus dem Engliſchen in deutſche Verſe überſetzt von J. G. B. 218

Bar. v. Spilker, Heinr. Eberh. Verſuch einer freyen Ueberſetzung der Satiren des Prinzen Kantemirs, nebſt andern poetiſchen Ueberſetzungen und Gedichten 503
von Steinwehr, Balth. Adolph, überſetzte phyſiſche Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. 2ter Theil 534
the Student, or the Oxford and Cambridge Miſcellany 75
Stullii, Joh. Heinr. Proluſio de novo genere Poeſeos Teutonicæ rythmis deſtitutæ et Animadverſiones in Conſilium nonnemini, de idiomate inſer. Saxon. paullatim abrogando &c. 519
— Commentatio de Epopoeia Chriſtiana &c. 519
Sucken, Chriſt. Gerh. Gedächtnißrede auf den weyl. allerd. großm. Fürſten u. Hrn., Friedrich K. v. Schweden 230

T.

Thaddæi Jani. Excurſus ad Loc. Cornel. Taciti de Germ. mor. IV. 22. 23. de Germanorum veterum aviditate bibendi 794
Telliamed ou Entretiens d'un Philoſophe indien, avec un Miſſionaire François 748

U.

Valois Diſcours ſur les Bibliotheques publiques prononcé dans l'Academie Royale de la Rochelle 9
Umſchreibung, gereimte, der Reimfreyen Klopſtockiſchen Ode an den König 776
Unparteyiſche Unterſuchung, was von der Schrift der Wurmdoctor ꝛc. zu halten ſey 295

W.

Walchii, Chr. Guil. Franc. Oratio de Eloquentia latina veterum Germanorum 630
der Wurmſamen, ein Heldengedicht, erſter Geſang

Z.

Zares, ein Trauerſpiel vom Herrn Paliſſot. 314
Zauberkunſt, die vernichtete des Herrn Anton Florio, Erzprieſters zu Tignale &c. 124
Zuſtand, der wahre, und die Staatsverfaſſung der vereinigten Niederlande 142

Drit-

Drittes Register derer vornehmſten Sachen

A.

Abhandlungen der Akad. der Wiſſenſchaften zu Paris, Werth derſelben nimmt immer zu. Verfaſſer derſelben im achten Bande 535. Inhalt des 8ten Bandes 536

Abominatio, wie ſolches vom Melberio erkläret wird 668

Abſchnitte in lateiniſchen Verſen, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen, machen einen ſchönen Wohlklang 219. Abſchnitt, ob mit demſelben auch ein Satz müſſe zu Ende ſeyn. 297 f.

Adam, Fabel von demſelben 530

Adamus exſul, Tragödie des Grotius, Einrichtung derſelben 343. findet ſich unter den Schriften Miltens, 264 Adam u. Eva, Comödien u. Opern 903

Addiſon tadelt den Milton 352. warum er nicht geſagt, ob es gut ſey bibliſche Epopeen zu machen 64

Aegypten, wie es eingetheilet und benennet wird. 252. Hauptſtädte darinn 253. Beſchreibung Aegyptens 254 Wie lange es Könige gehabt 167

Aegypter haben die Schiffahrt verbeſſert; den Weinſtock aus Indien in ihr Land gepflanzet; wichtige Reiſen zu Waſſer gethan, die Kunſt zu ſchreiben erfunden, ꝛc. 252. wie ſie ihr Jahr gezählet 34. waren witzig im Erfinden, trieben die Künſte hoch 254. die älteſten Bibliotheken ſind bey ihnen angeleget worden, die Baukunſt wurde nebſt der Handlung bey ihnen ſehr getrieben, haben das rothe Meer noch vorm Eſau beherrſchet, 255. was dieſelben für Zeichen in ihrer Schrift gebrauchet 329

Aeſchilus, erfindet die Tragödie, 186. betritt ſelbſt die Schaubühne 189

Ageſilaus, Lebensbeſchreibung deſſelben 698

Akademie, was für eine man aufrichten ſollte 576

FRONTINI

Strategematicon lib. IIII.

Die vier Bücher Sexti Julii Frontini des Conſulariſchen Manns von den guten Räthen und ritterlichen Anſchlagen der guten Hauptleut. Onexander von den Kriegshandlungen und Räthen der hocherfarn guten Hauptleut ſamt ihren zugeordneten. Die lere, ſo Keyſer Maximilian inn ſeiner erſten jugent gemacht, und durch eyn trefflichen erfarn Mann ſeiner Kriegsräth im zugeſtellt iſt. Meyntz bey Ivo Schöffer. MDXXXII. fol.

In dieſem Werke ſind viele feine Holzſchnitte anzutreffen. Man findet aber in denſelben ſchon hin und wider Canonen gepflanzet, Kriegsrüſtungen neuerer Zeiten, u.d.g Das Werk hat keine Vorrede, und wird des Uberſetzers nirgend ausdrücklich und mit Nahmen gedacht. Die Lehren ſo dem Kayſer Maximilian in ſeiner Jugend gegeben werden, ſind in kurzen deutſchen Verſen abgefaſſet. S.

Der Verfaſſer der bereits oben *) angeführten andern Uberſetzung heißt eigentlich *Marcus Tatius*. Deſſen Nahmen alſo mit Fronſpergers ſeinem Herr *Fabricius* zur Ungebühr vermiſchet. Dieſer hat unter Kayſer Carln V. zu Felde gedienet, und ein eigen Kriegsbuch geſchrieben, welches etliche mal aufgelegt worden. M.

HORATII

Odarum libri.

Andreas Heinrich Buchholtzens erſtes verdeut-

*) S. 1ſtl. Stück dieſer Beyträge p. 20.

Akademie zu Berlin fodert vom Herrn Prof. König die Urſchrift des leibnitziſchen Briefes 617. verdammet einmüthig den Herrn König 619. ob ſie das Recht habe, den Streit mit dem Hrn. König zu entſcheiden 825
— zu Paris. Abhandlung derſelben, daß die Römer und Griechen die Wiſſenſchaften belohnet, überſetzt von der Frau Prof. Gottſchedinn 857. giebt auf das 1752ſte Jahr einen Satz wider den Herrn Rouſſeau auf 870
Alcibiades war ein ſtarker Trinker 797
Alexander war ein großer Säufer, u. ſetzte Preiſe darauf, wer am beſten ſaufen konnte 797
Alexandria, wo es gelegen 253
Alphabeth, welches das allerälteſte? ob es in der hebräiſchen Sprache 326. ob es in der runiſchen Schrift ſey? wer ſolches behauptet 327
Alten, wieviel dieſelben auf den Wohlklang und das Sylbenmaaß in Verſen gehalten 214
Altenſtaig, Joh. Vocabularius 149
Alterthum, ob es ein Buch ſeltſam machet 725
Alzire iſt dreymal am Spaniſchen Hofe aufgeführet worden 478
Anaximander, ob er die Schiefigkeit des Thierkreiſes entdecket 332
Anthur, ob er wirklich gelebet 586. Streit über denſelben, 587. wo er geherrſchet 591. iſt nicht vom Marſchall erdichtet 592. 595. 772. ob das ſogenannte Gothiſche Lied von ihm ſey 764. f. wo ſolches entdecket 767. f. 771. wie ſein Roß in dem gothiſchen Liede genennet worden 772. iſt ſchon den Druiden bekannt 773. iſt ein anderer Held als Auguſtus 774. iſt ein wandaliſcher Fürſt 775. Schriftſteller wollen den Namen deſſelben vertilgen 776
Arkadier, Meynung derſelben von der Sonne 760
Arche Noah, ob ſie das erſte Schiff geweſen 248
Arkenholz zeiget die Quellen an, woraus er ſeine Merkwürdigkeiten der Königinn Chriſtina genommen,

men, 646. was er mit den Handſchriften der Reichsacten vorhabe 240
Arminius hat in einer Unterredung mit ſeinem Bruder vieles Lateiniſch vorgetragen 631
Ars moriendi, warum es ein ſeltenes Buch 725. iſt in hölzerne Tafeln geſchnitten 726. Ausgaben davon 727. lateiniſche Ausgabe, Verhältniß derſelben mit der Dresdner 728. f. Ueberſetzung, ins deutſche u. Verhältniß derſelben mit der lateiniſchen 732 f. 734. ob es zu den Verſuchen der Buchdruckerkunſt gehöre 736. Alterthum der Ausgaben deſſelben, wird unterſuchet 737. f. 741. Verfaſſer davon iſt unbekannt 744
Art zu ſchreiben, älteſte, ehe die Buchſtaben erfunden worden 327 f.
Artikel in der Sprache, wo er herkömmt 109
Aſiatiſche Völker erfinden die ordentlichen Buchſtaben 334
Attraction, woher Neuton das Syſtem derſelben genommen 88
Ausgaben der Kirchenväter, welche hochgehalten zu werden pflegen 21. der Kirchenlehrer vor der Reformation, ob ſie ſicherer und richtiger als die neueren ſind? 357
— vor der Reformation, warum ſie viel ſchätzbarer ſind. als die neuern 363 f.
Ausgang der Iſraeliten aus Aegypten, wenn er geſchehen 33
Autor, was zu einem rechten erfodert wird 378

B.

von Baltbaſar, Fräulein, ein gelehrtes Frauenzimmer in Greifswalde 19
Barlaus, ob er der beſte lateiniſche Dichter des vorigen Jahrhunderts iſt, und was er geſchrieben 832
Barthel, D. Joh. Caſp. Leben deſſelben 807 f.
du Bartas hat bibliſche Materien beſungen 387 f. 916 f.
Baumeiſter berühmte deutſche 690

Bilderſchrift, was ſie ſey, und wie ſie ſonſt genennet wird 328
Boileau, ſeine Meynung von bibliſchen Epopeen, 65. ob er welche geſchrieben 527
Borrich, Ol. was er von Ramſays Gedichten gehalten 438 f.
du Boſc ſpricht den Deutſchen alle Poeſie und Malerkunſt ab 681
Bona, Cardinal was er von den Lutheranern behauptet. 356. ſeine Meynung wird von Benedict. XIV. in das Werk von den Heiligen geſetzet 367
Brack, Vocabularius rerum 148
Briefe, Benedict. XIV. 19
Buchholz, Sam. beſinget die Helden ſeines Vaterlandes 716
Bücher in Holz geſchnitten. Urſache davon 738
Bücherkänntniß iſt ein weites Feld der Gelehrſamkeit 575
Bücherſäle, öffentliche, was ſie ſind, 11. f. wie ſie zu nutzen, 13. derſelben Nothwendigkeit 10
— Quiriniſcher, was daſelbſt für Bruſtbilder zu ſehen 318 f.
Buchſtabenſchrift, wie ſolche erfunden worden 334 f.
— Figur derſelben, ob ſie willkührlich, 336. ob die alte in den neuen enthalten 337
— ſelbſtlautende, ihre Abſtammung, 337. 338. Mitlauter, 338 f. Zungen- Zahn- und Lippenbuchſtaben 339 f.
Bücherregiſter, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen 496
Büffon ſchreibt die ausgegrabenen Muſcheln nicht der Sündfluth zu, 412. Meynung deſſelben von der Sündfluth und Muſcheln und den Felſen, 413 f. 417. deſſelben Meynung von den Thieren, 419. Lehrgebäude deſſelben 47

C.

Cæſars Commentarien ſind vollkommene Geſchichte 646
Calculus differentialis, wer denſelben erfunden 612
Carmen de Paſſione Domini, ob es vom Lactantio ſey 28 f.

Carteſius Diebſtahl aus Harriotts Algebra 445
Cato das Trauerſpiel, iſt das beſte unter denen Engliſchen 221
Celten, wie ſie ſonſt genennet werden. Urſprung derſelben 257
Cekrops führet ſeine Colonie auf großen Schiffen nach Griechenland 255
Chineſer, was ſie für Schauſpiele haben, 185. wie ihre Schrift beſchaffen iſt 333
Chriſtina, Königinn von Schweden, Geſchichte derſelben, woher ſie genommen, 646. Verfaſſer, 648. Ueberſetzung derſelben 647
— Lebensbeſchreibung derſelben. 648
Churlande, ſächſiſche, woraus ſolche beſtehen 718
Churprinzeſſinn, ſächſiſche, hat einen beſonders feinen Geſchmack an Alterthümern 565
Cicero berichtet, Pythagoras habe geglaubet, daß die Erde gehe 749
Cimbern, ob ſie nur einen Fürſten gehabt 589
Cingularii Hier. terſiſſima latini eloquii ſynonymorum collectanea. Ausgaben und Eintheilung dieſes Buches 673. 674 f.
Clima, ob es die Geiſter der Menſchen bilde 504
Codex Tradit. Corbeienſ. wo er ſich anhebt und aufhöret, 488. Neue Ausgabe deſſelben 485. 492
Colbert träget dem Huetius auf, eine Hiſtorie der Handlung und Schiffarth zu ſchreiben 249
Comödianten ſind lange Zeit bey den Griechen in Ehren geweſen 189
Concert, geiſtliches in Paris, wie oft ſolches zu hören 280
Conſtantin, des Palaologus Sohn, wie er genennet wurde, ehe er zur Regierung kam 572
Corvey, Gefürſtete Reichsabtey, das Archiv daſelbſt wird gelobet, 486. Aebte und Stiftsherren daſelbſt 459
Cramer, Johann Andreas, ſetzet Boſſuets Geſchichte fort 459 f.

Copernicus Syſtema deſſelben, 749. Nachfolger und Schickſal derſelben, 750 bekam in Deutſchland, Frankreich und England Anhänger 750

D.

Dänen, ob ſie nur einen Fürſten gehabt 589
Delisle hält Paris für kleiner als London 542
Desmarets, ob er bibliſche Epopöen geſchrieben 525 f.
Despote, was der Titel bedeute 571 f.
Destouches, was von ſeiner Compoſition der Omphale zu halten 454
Deutſchen ſollen den Durſt nicht vertragen können, werden aber von dieſer Beſchuldigung gerettet, 796. was ſie für Getränke gehabt 798
— ob ſie zu Marſchalls Zeiten die Poeten gekannt, 771. wie ſie gedichtet 772
— alte, ſind Liebhaber der Künſte geweſen, haben ſolche von den Römern gelernet, 631. unter ihrer Armee ſind viele gute Lateiner geweſen, 631. ob ſie Satyren geſchrieben 505 f. ob ſie nur einen Fürſten gehabt, 589. Vorzug ihrer vernünftigen Religion vor den Griechen und Römern, 303. glauben ein höchſtes Weſen, 303. 304. ob ſie ſolche Städte gehabt, wie die Römer 594
— ſind beſtändig auf Ueberſetzung guter Schriften bedacht geweſen, 426. ob es wahr iſt daß ſie nichts thun als überſetzen, 245. haben viele eigene Werke geſchrieben, 246. warum die Verdienſte derſelben unbekannt geblieben, 683. wie ſie das Geld in Paris verſchwenden, und wie ſie von den Franzoſen genennet werden, 292. haben gewiſſe Fehler an ſich wenn ſie das Wälſche erlernen, 874. ob ſie es den Ausländern in den Wiſſenſchaften gleich gethan 688
Deutſche Sprache iſt von Luthern zur Vollkommenheit gebracht; nachhero nur verderbet worden, 684 von wem ſolche verbeſſert iſt 685
Deutſchland, Lateiniſche Sprache iſt mit den römiſchen Waffen dahin gekommen 631

Dichter, wer der Vater derſelben genennet wird, 132. was ſie in den älteſten Zeiten vorſtelleten, 154. ſtelleten ſelbſt Rollen in Schauſpielen vor, 188. ob ſie ſich der Fabeln bedienen 528
— lateiniſche, Mittel, einem dieſelben angenehm zu machen, 206. Deutſche, wie dieſelben in den Hexametern fehlen, 217. der engliſchen ihre Ausdrücke gehen auf Stelzen, 223. pariſiſche, wie ſie genennet werden 155
Dichterinnen, die für die franzöſiſche Bühne gearbeitet 283
Dichtkunſt, kritiſche des Herrn. Profeſſor Gottſcheds, iſt mit vielen Zuſätzen vermehret 560
Dichtkunſt, tragiſche, ſeit wenn ſie beliebter geworden, 221. der theatral. Aufnahme überhaupt 899 f.
— Liebhaber derſelben führen Krieg mit einander 295 f.
— was den erſten Anlaß dazu gegeben 184. 905
Dießdorf, Pfarrer daſelbſt, hat eine Abgötterey in ſeinem Dorfe Merkau abgeſchaffet 774
Diospolis, was daſelbſt für eine hieroglyphiſche Figur geweſen 329
Drollinger iſt ehr ein Schwabe, als ein Schweizer 310
Druiden, wenn ſie gelebt 773
Dynaſtien Manethons Regel der Ordnung derſelben 167

E.

Edburgis, brittiſche Königinn wird des Thrones entſetzet. Nachfolger derſelben 462
Einladungsſchrift iſt zum erſtenmal in Jena in deutſcher Sprache geſchrieben worden 705
Einweihung des neuen Tempels zu Jeruſalem, wenn ſie geſchehen 38
Elephantenbeine werden gefunden, wo niemals Elephanten hingekommen. Urſache davon 537
Ekbatana, Hauptſtadt der Meder, war eine prächtige Stadt 256
Elemente, phyſiſche, was ſie nach Neutons Meynung ſind 89

Emſer, woher er ſeine Ueberſetzung des N. Teſtamentes genommen 118
Engländer, was ſie für Tragödienſchreiber gehabt 281
Epitaphe du Marechal de Saxe 450
Epopöen, geiſtliche, was ſie ſind, und was von ihnen zu halten ſey, 63 f. ob ſich die Geheimniſſe des Chriſtenthums dazu ſchicken, 525. wie ſie dem Chriſtenthume ſchaden, 71. wie ſie das Sylbenmaaß beobachten, 215. ob es ſich ſchicke, darinnen wirkliche Erdichtungen zu machen, 520 f. 522. ob es eine wunderbare Meynung ſey, ſolches zu behaupten 522
Epopöendichter, chriſtl. brauchen den Kunſtgriff, welchen ſie an den Rabinen verlachen 68 f.
Erde, ob ſie vormals gänzlich aufgelöſet geweſen, 416. daß ſie eine Kugel ſey, wurde vor 3000 Jahren nicht ſo ſehr geglaubet, 749. was die Weltweiſen von ihrer Entſtehung für Meynungen gehabt 731
Erdfläche, äußere Bildung derſelben 417
Erdkugel, ob ſie ſich um den Mond bewege, 538. Alter derſelben, ob ſie vormals andere Bewohner, als die jetzigen gehabt, 171. Meynung der Indianer, der Araber, des Strabo, des Capella und anderer von derſelben, 171. Zuſtand derſelben, 755. ſoll vormals ein Planet einer kleinern Sonne geweſen ſeyn 760
Eſterhazi, Graf, wird mit ſeinem Gefolge in Madrit mit einer Vorſtellung der Alzire beehret 477
Everdingen, woher er gebürtig, hat den Reinke Fuchs in Kupfern herausgegeben 396 f.

F.

Fabel, was zu einer guten erfordert wird, 376. woher ſie ihren Urſprung genommen. Nutzen derſelben, 184. die zur Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer haben mit dem heberaniſchen Liede einerley Mundart 769 f.
Fabricius, ob er mit Recht getadelt wird 376
Facultät, philoſophiſche zu Leipzig erhält das Recht, gekrönte Dichter zu machen 627

Felſen, ob ſolche ſchon vor der Sündfluth geweſen, 414. wie ſie entſtanden 418
Feſttage der erſten Menſchen, wie dieſelben beſchaffen geweſen 183
Fiſche, wie ſie in der aufgelöſten Erde haben leben können 415
Flacius, was man ihm wegen des Canonis miſſæ Schuld gegeben 356
Fleſchiers Art bey ſeinen Reden 231
Fontaines verachtet alle Ueberſetzungen vom Horaz und machet eine neue 682
Fontenelle behauptet, daß die Fixſterne Sonnen ꝛc. 712. machet auch denen Ungelehrten die Theorie der Erden begreiflich, 750. Sinngedichte deſſelben, 606. Lob ſeiner Schriften, 603. Artige Begebenheit mit einem Fremden, der in einem Thore zu Paris nach ihm fragt 605
Frankreich, wenn daſelbſt die älteſten Dichter geweſen, 427. Art zu ſtudiren daſelbſt 100
Franzoſen haben in dem Oxforder Bücherregiſter Fehler bemerket, 576. ob ſie höflich und aufrichtig oder wankelmüthig ſind 596. nehmen die Worte anders, als was ſie zu bedeuten ſcheinen, 509. Ruf derſelben, auf was er ſich gründet 640. ob die Deutſchen von ihrer Muſik urtheilen können 454. ſind an deutſchen Höfen, und helfen die Deutſchen unterdrücken 678. hören mit großer Aufmerkſamkeit die Schauſpiele 878
Franzöſiſche Nation, Verdienſte derſelben 547. entfernt ſich zu weit von der Natur, 548. hält es für eine Entehrung des Königs am Hofe ſich einer andern, als der LandesSprache zu bedienen 706
— Poeten, ihre Schriften wider die Deutſchen ſind leichtlich zu verachten 681. warum ſie die Deutſchen verachten 682
Freund, was ſolches bey den Franzoſen bedeute. 601
Friedrich, König in Schweden, ſtammt aus einem groſſen

ſen Hauſe. Gelangung zum Throne und Regierung deſſelben 231
Formey, J. H. Sam. Leben deſſelben 812 f.

G.

Gaars Peter. Rede deſſelben beym Scheiterhaufen der Hexe Maria Renata 435
Gallien, daſelbſt blüheten ehemals die Künſte, was für Gelehrte daſelbſt in Anſehen waren 632
Galiläus mußte ſeine Meynung von Bewegung der Erde abſchwören 750
Gautier widerlegt den Rouſſeau 291
Gedenkzeit, jüdiſche, was ſie ſey 36
Gedichte, deutſche, worinn die Schönheiten derſelben heut zu Tage geſucht werden, 70. f. Misbrauch derſelben, 157. klopſtockiſche werden ins Deutſche überſetzt 776
— lateiniſche, erfodern eine richtige Scanſion. Die Alten brauchten darinn eine große Freyheit 213
Gefälligkeit, was man darunter verſtehen, und wie ſie beſchaffen ſeyn muß 851 f.
Gefälliger, wie er ſich verhalten muß 852 f.
Gelehrter, wahrhafter, wer ein ſolcher iſt 855. Nutzbarkeit deſſelben 854. f. 858. muß geſellſchaftlich ſeyn 857
Gelehrte mußten in alten Zeiten mit griechiſchen und lateiniſchen Namen beleget werden 586. halten es für nöthig, ſich um die alten deutſchen Wörterbücher zu bekümmern 658
Gelehrſamkeit, ob ſie Schaden bringe 294
Geſchichte von Aegypten, wie ſie beſchaffen ſind, 166. der Handlung und Schiffarth iſt noch von keinem ausführlich beſchrieben 249
Geſchichtſchreiber, berühmte deutſche 689
Geſchmack muß nicht in abſtracten Wiſſenſchaften geſuchet werden 687
Genf, in dem daſigen Gymnaſio widerlegen die Studirenden den Rouſſeau 870

deutſchtes Odenbuch des Poeten Q. Horatius, Kinteln 1639. 8.

Satirae.

Caſper Abels überſetzte Satyriſche Gedichte des Boileau, auch einige des *Horatii*, und andere verdeutſchte Gedichte. Geßlar 1729. 8.

Opera.

Q. Horatius Flaccus verdeutſcht, von Joachim Rulffen Leipzig 1698. 8.

Von des Herrn Aſſeſſor Reichhelms zu Halle annoch ungedruckten Uberſetzung S. die gel. Zeitungen anno 1732. n. LXXXI. p. 720.

IVSTINI

Hiſtoriarum Trogi Epitome libri XLIIII.

Wir haben ehedem die älteſte Uberſetzung dieſes Autoren nur nach der Anzeige anderer gekennet. Nunmehro aber können wir ihre ganze Aufſchrift herſetzen. Sie iſt folgende:

Des hochberühmpteſten Geſchichtſchreybers Juſtini wahrhaftige Hiſtorie die er aus Trogo Pompeio gezogen, und inn virzig vier Bücher ausgeteylt, darinn er von vil Künigreychen der welt, wie die Auff und Abgang genommen, beſchrieben. Die Hieronomus Boner, der zeyt Schultheys zu Colmar, aus dem Latein in diß volgend Teutſch vertolmetſcht hat welche nit allein zu leſen luſtig, ſonder einem yeden Menſchen zu wiſſen nützlich und not iſt. Augſpurg durch Heynrich Steiner. 1532. fol.

Voran ſtehet das Privilegium Kayſers Carl V. vom 20. October 1530. darauf folget die Zuſchrift

Geſner, Johann Leben deſſelben 209 f.
Gloſſaria geſchriebene, wie hoch ſie zu halten 147
Götterregierung, ob ſie einen Einfluß in die Zeitrechnung habe 170
Gottesgelehrte, berühmte deutſche 619
Gottfried, däniſcher König, iſt Karls des Großen Nebenbubler 462
Gottſched, Joh. Chriſt. ob er ein Feind der reimloſen Verſe, 210. Meynung deſſelben von Erdichtungen in den Epopöen 523. ob er die Nothwendigk. der Fabel zugeſtanden, 533. ſein Gutachten von Epopeen iſt kein unverlangtes zu nennen 534. hat faſt zum erſten die deutſche Sprache verbeſſert 684. f. warum er ſeine krit. Dichtk. nicht vertheidiget 560. hat ſeine deutſche Sprachkunſt vermehret 637. f. will ein deutſches Wörterbuch herausgeben 876. ſeine Vertheidigung wider die Ueberſetzungsſucht, die ihm angedichtet worden, 875. läßt den Rouſſeau in vier Reden widerlegen 871 f.
Gottſchedinn, hat neue Luſtſpiele verfertiget 282
Grammatiken, italieniſche, ſind mangelhaft 874. Veneroni iſt ſchlecht, 875. welches die beſte iſt 875. deutſche, was für welche heraus ſind 686
Griechen, bey denen wurden die wahren Gelehrten belohnet, 857. ob ſie den Thierkreis erfunden, 332. Liebe derſelben zum Weine 797
Griechiſche Weiber ſind Heldinnen im Saufen 797
Grabovski, Biſchof von Ermland iſt der Verfaſſer von der Explic. hiſt. d'un Tableau &c. 566
Greifswalde, Akademie, ob ſie vom Hrn. v. Perart verneuret worden 17
Griechen, alte, trieben an denen ägyptiſchen Küſten Seeräubereyen, ob ſie mit den Aegyptern handelten 255
Grimm, ob er mit Recht die franzöſiſche Muſik getadelt, 867. lobet die Ausländer, und ſoll ſeine Landsleute vergeſſen haben, 878. ſchreibet von der deutſchen Litteratur 292

Grenew ſchicket das Trauerſpiel des Grotius an Landern nach England 343
Grotius ſchreibt in ſeinem 18ten Jahre ein Trauerſpiel 342. 343. wo er es hergenommen, 346. Geſandſchaft deſſelben in Frankreich, kömmt in ſchwediſche Dienſte, und ſtirbt endlich zu Roſtock 653
Grundwörter haben bey den Deutſchen andere Lautbuchſtaben als bey den Hebräern 586
Guſtav Adolphs. Geburt, Krönung, Gemahlinn, Tod deſſelben, ward in den dreyßigjährigen Krieg verwickelt, 648. f. ſeiner Gemahlinn wird nicht die Regentſchaft nach ſeinem Tode aufgetragen, 650. nimmt den Grotius in ſeine Dienſte 653
Gymnaſia, wie viel ihrer in Deutſchland ſind 618

H.

Häfen, was für welcher ſich David und Salomo bemächtiget, um das Gold aus Ophir zu holen 255
Handbibliotheken, was ſie ſind, 12
Handelsſtädte am rothen Meere 253
Handlung, großer Nutzen derſelben, 248. Quellen davon 247
Handſchriften, was für welche in der berliniſchen Bibliothek zu finden 554. was ſie bey den Gelehrten vorſtellen 405
Hannibal, wie er in der Geſchichte und in der Sophonisbe beſchrieben wird 227
Hanſeebund, wer das Haupt davon geweſen 248
Harenbergs Joh. Chriſt. Erklärung einer chronologiſchen Schwierigkeit 305
Hebenſtreit, D. Joh. Chriſt. Lebensbeſchreibung deſſelben 804 f.
Heblen, Hebler, verhehlen, wie dieſe Wörter geſchrieben werden 637
Heldengedicht beſteht aus lauter Fabeln 524. welches die guten ſind 132
Hekatäus, wie er ſein Geſchlechtregiſter erzählet 168

Herodot iſt der älteſte weltliche Geſchichtſchreiber, 306. man hat mehr Vertrauen zu ihm, als zum Ktesias 592
Herz. Jöh. Dan. ſticht alle jetzt lebende europäiſche Monarchen in Kupfer 789
Herrenhuter, poetiſche, was ſie ſind 447
Heumanns. D Chriſt. Aug. Anmerkung über den Minutius Felix 306
Hexameter, deutſche, warum ſie nicht gefallen 207. wie ſie wider das Sylbenmaaß verſtoßen 215. wie ſie in dem Ausgange fehlen 217 beobachten nicht den Abſchnit 218. ob ſie ſo gut wie die lateiniſchen 220. was zu einem lateiniſchen erfordert wird, 212. Schönheit des Lateiniſchen 217
Hexenproceß, würzburgiſcher, was wegen deſſelben in Italien vorgegangen 456 f.
Hirten in Aegypten, ihr Reich 176 Urſprung derſelben, 178. wie lange derſelben Reich gewähret 179
Holländer, ihre Unwiſſenheit in der Staatsverfaſſung 143
Homer, wo ſein Leben und ſeine Schriften zu finden, 134. wie er ſich der Fabeln bedienet, 184. hat künſtliche Fabeln in ſeinen Gedichten, 529. ob er in der erſten Zeile der Ilias einen Fehler begangen 214
Horaz beobachtet nicht die Cäſur 219
Huetius, ſeine Hiſtorie der Handlung und Schiffarth, 249. Meynung deſſelben vom Canal des Nilſtroms 254
Hugenius machet den Hundsſtern der Sonnen gleich 712
Hugenotten, leben viele in Deutſchland. u. zeigen ihren Landesleuten den Vorzug Deutſchlandes nicht 678
von Humbert, Leben deſſelben 805

J.

Jahr in Aegypten, 159. kleines, wie es genennet werden 170
Jahrwochen, prophet. woher ſie ihren Urſprung haben 59
Japhets Nachkommen ſind die erſten Seefahrer geweſen 252

Japoneſer, was ſie für eine Schrift haben 333
Jenaiſche deutſche Geſellſchaft feyret zum 1tenmal das Geburtsfeſt ihres Oberhaupts 704 f.
Jeſuiterpoeſie in Paris, wie ſie beſchaffen 391
Incas, die in Peru, was ſie für Schauſpiele gehabt 165
Indianer glauben nicht an Moſes Schriften 761
Indices expurgatorii, was darinn enthalten 357
Johannes, was er für einen Beynamen hat 570
Johannes von Gott, Lob deſſelben 244 f.
Joſephus, Irrthum deſſelben, wegen des Danaus 176
Irene, Kaiſerinn, wollte den Bilderdienſt einführen, wollte Karl den Großen heirathen, war eine Mörderinn ihres Sohnes 451
Iſrael, ein gelehrter Jude bekräftiget die alte Tradition von Adam 532
Iſraeliten, wo dieſelben gewohnet 853
Italiener ſchreiben wider die Hexerey, 124. ahmen auf ihrer Opernbühne das Wiehern der Pferde nach 867
Italien, man glaubte daſelbſt vorzeiten nicht die Bewegung der Erde, 750. wem es in vielen Stücken die Gelehrſamkeit zu danken 125
Jubelcyclus der Juden, was er ſey, 36. wie lange er geſeyret worden 38
Juden, Unterdrückung derſelben, wenn ſie geſchehen 175

K.

von Kantemir, Prinz, Leben deſſelben 506 f.
Kanzelredner, Gewohnheit derſelben 231
Karl der Große wird ein Lehrer der deutſchen Sprachkunſt. 708. nimmt ſeinen Sohn zum Mitregenten an, 627. f. verbeſſert die longobardiſchen Geſetze, 461. ſeine Kriege, Macht und Eintheilung des Reichs 462
— der Sechſte will eine große gelehrte Geſellſchaft zur Ehre der deutſchen Sprache ſtiften, wird aber durch den Tod daran verhindert 708
Karthago, vortheilhafte Lage und Schiffarth deſſelben 258

Kaiſer, griechiſche, was ſie für Titel gebrauchet 571
— welche die deutſche Sprache beſonders geſchätzet? 708
Kirchberg, ob er das heberaniſche Lied gemacht, 770. f. Gedicht aus deſſelben Chronika 768
Kleomenes ſetzt ſich raſend 797
Kleyſtock heißt den einigen Predigern der göttliche, 531. iſt der erſte, deſſen Gedichte ins Deutſche überſetzet werden 777
König von Preußen ſchreibet an den Rath von Bern, wegen Aufſuchung des leibnitziſchen Briefes unter Henzens Schriften 615
König Prof. unterſuchet das Princ. minimæ actionis 613. f. ſchicket den Maupertuis die Abſchrift des leibnitziſchen Briefes, 616. antwortet auf deſſelben Schreiben, 618. wird einmüthig von der Akad. zu Berlin verdammt, 619. ſchicket der Akad. das Diploma zurücke, worinn ſie ihn zum Mitgliede ernennet, 814. Urſprung und Verlauf ſeiner Streitigkeiten 816 f.
Komödie gieng von den Griechen zu den Römern über 194
Kranz, von wandaliſchen Fürſten, 589. hält die Wandalen und Wenden für einerley Nation. 590. war *mit Marſchallen an einem Orte*, und ſchreibt ſeine Vandaliam 591
Krebs, was derſelbe bedeute 331
Krieg in den Niederlanden, was er für Nutzen geſchafft, 142. entſteht zwiſchen Dännemark und Schweden 653
Kriegsbaumeiſter, berühmte deutſche 690
Kupferſtecherkunſt wird in Augſpurg fleißig getrieben 799
Küſten des Meeres, Veränderungen derſelben 737
Krönung, poetiſche, des Herrn Baron von Schönaich wenn und mit was für Feyerlichkeiten ſolche vor ſich gegangen 627 f.

L.

Lactantius, wer er ſey, 27. ob vom Fabricius eine Stelle aus demſelben verſtümmelt ſey 24
Lambacher, was er für ein Scribent, 354. wo er die Anmerkung von der Verſtümmelung Fabrizens des Lactan-

Lactantii hergenommen, 355. ob ſeine Entſchuldigung
– gegen den Fabricius wahr ſey 359
Landesſprache, iſt an dem Hofe eines Fürſten ein weſentliches Stück ſeiner Majeſtät 705
Larſen widerſetzt ſich der Wahl der Königinn Chriſtina 651
Lauder, Wilhelm entdecket die Diebereyen Miltens 831. 262. 341. 438. 620
Latein, wie man es bey denen Römern erlernet, 102. bey denen Jeſuiten, wie es beſchaffen 104
– in Norden, was Herr Pluche für ein Urtheil davon fället, 101. ob die Erklärung deſſelben der Jugend ſchade 653
Legenden, wo man ſolche findet 70
Leibnitz beſchweret ſich bey der Societät zu London, 613. ob er ſchon vieles von der wirkenden Kraft gewußt, 822. Brief deſſelben vom Princ. min. aët. ob er erdichtet, 615. 822. f. 824. iſt nirgends zu finden, 619. ob er Büffens Meynung gehabt 53
Lenz, Sam. Leben deſſelben 804
Licht, woraus es beſtehe 199
Lied, doberaniſches, von wem es ſey 769
Littera, woher dieſes Wort komme 336
Looß, was und wie vielerley Art es ſey; wie ſich die Griechen beym Loſen verhalten; vernünftiger Gebrauch deſſelben bey einer Wahl 141
Ludwig, D. Chriſt. Gottl. Leben deſſelben 810 f.
Luft, wie ſie von den flüſſigen Körpern unterſchieden, Mittel eine künſtliche Luft zu machen 195
Luftpumpe, Beſchreibung der martiniſchen, die man mit ſich führen kann 196
Luſtſpiele, Urſprung derſelben. 185. 192. ſind jünger als die Tragödie. 192. Ob ſie einen Erfinder mit der Tragödie gehabt, 102. Veränderungen derſelben, 193. wie ſie bey den Engländern beſchaffen ſind 222
Luther hat viele verba diminuendi mit dem zer componirt 863

Luziato, was er von Hexen geglaubet 453
Lyon. in der daſigen Akad. der freyen Künſte wird eine Abhandlung wider den Rouſſeau abgeleſen 169

M.

Maffei Schickſal und Lob deſſelben, 128. ſeine Wiſſenſchaft in der Kirchengeſchichte von Italien 129
Malerey, wie die Anfänger in derſelben etwas abbilden, 156. was davon für Meiſter unter den Deutſchen ſind 690
Manethon, wer er geweſen, 172. was Ptolemäus Philad. von ihm verlanget, 166. Werke deſſelben. 166. ob Ptolomäus dieſelben bekannt gemacht, 172. warum ſeine Dynaſtien verwirrt ſind, 173. hat die Verdienſte der Aegypter nicht gekennt 175
Marſigli, Graf, findet in Ungarn Elephantenbeine 537
Marſchall, ob das heberaniſche Lied von ihm ſey, 769. wenn er gelebet. und was er geſchrieben, 586. war mit Kranzen an einem Orte, 591. Gedicht aus deſſelben Reimchronik, 768. hat die wendiſche und wandaliſche Geſchichte eben ſo gut inne als Kranz 592
Maſenius, was er geſchrieben, 267. ſchilt die Engländer für Diebe 274
Matthiä, D. Joh. Lehrer der Königinn Chriſtina, wird Biſchof zu Strengnäs 632
Maupertuis, ob er das Principium minimæ actionis erfunden, 613. 618. ſuchet dieſerhalb einen Brief von Leibnitzen, 616. f. bringet die Akademie zu Berlin in Streit, 820. Schreiben, franzöſiſches, wegen ſeiner Streitigkeiten mit Herrn Prof. König 792
Mechanik der Sprachen, was ſie ſey 99. 106
Meder, waren erſtlich ein kriegeriſches Volk, wurden aber hernach weibiſch 257
Meer ſoll gegenwärtig abgenommen haben, 754. wie viel es weniger geworden, 756. f. Folgen davon in Anſehung unſerer Erdkugel 758
Melberius, wer er geweſen 667
Memphis, wo ſolches gelegen 253
Menkens, Friedrich Otto 11. Zehend alter gedruckter Bücher,

Bücher, 306. Miſcellanea Lipſ. nova IX. Band, was darinn enthalten ſey 720
Menſchen, wie wir dieſelben erkennen können 595
Meſſias, kleyſtockiſcher, was davon zu halten 56. 158
Meßtheater in Paris. Beſchaffenheit deſſelben 280
Meklenburgiſche Städte, Alterthum derſelben 593
Merope Trauerſpiel, hat in Wien noch nicht aufgeführet werden können 478
Metaſtaſio, Auftritte deſſelben finden in Paris nicht Beyfall 548
Michelangelo, Maler, machet die abſcheulichſte Figur von einem Menſchen 156
Mikromegas, wer ſolchen überſetzt 710
Milton wird als ein gelehrter Dieb dargeſtellet, 261. wenn er ſein Gedicht angefangen und vollführet, 267. greift die Jeſuiten ſatyriſch an, 274. ſchreibt aus ihnen vieles aus, 274. beſtiehlt den Grotius, 442. den Ramſay 438. f. 445. den D. Roß, 621. den Stapberſt, 623. 626. den Barlaus, 832. den John Fox, 834. den Quintianus, 835. den Theod. Beza, 836. den Malapertius, 837. den Dan. Heinſius, 837 Fletſchers Satire wider die Jeſuiten, 838. den Buchanan, 838. den Taubmann 913. Du Bartas, 916. den Heywood, Mantuan, Dantes, Taſſo, Don Belianis und Guzmann von Alfaraſche 921
Monathe, warum man die Namen derſelben geändert, 277. wie ſie deutſch genennet werden daſ.
Mond, ob er ſich um die Erde bewege, 538. wenn die Erde den jetzigen bekommen 760
Monden Jahr. bey denen Jüden, wenn und von wem es abgeſchaffet worden 31
Monteſquion, erneuert den Satz, daß das Clima die Geiſter der Menſchen bilde 504
Moſes, ob er ein Sternkundiger geweſen, 37. wenn er gebohren worden, 175. ſeine Geſchicklichkeit in Künſten und Wiſſenſchaften 179
la Motte, warum er wider die Regel der drey Einheiten im Schauſpiele geſchrieben 224

Metten, Beobachtung derſelben, 539. f. Mittel wider dieſelben 540
Muth, ob ſolches Wort männlichen Geſchlechts 636
Murmellii, Pappa, was darinn enthalten, und wo es gedruckt 668 f.
Muſcheln, wie ſie in die Felſen gekommen, 413. indianiſche, auf was für Art ſie in die europäiſchen Felſen gekommen 416
Muſik wird in Deutſchland ſehr geachtet, was von der franzöſiſchen und der deutſchen zu halten ſey? 64. 554 f.

N.

Nachahmungen, wie vielerley dieſelben ſind, 621. was von Nachahmung der Geiſter zu halten ſey 72
Nachrichten, babyloniſche, von 150000 jährigen Naturgeſchichten ſind falſch 172
Nilſtrom, wozu er dienet, 253. von wem der Canal aus demſelben ins rothe Meer gemachet worden, 253. wie groß er geweſen 254
Nicephorus folget der Kaiſerinn Irene in der Regierung 461
Nordlicht, wo es am erſten bekannt, und oft geſehen worden, 159. neue Hypotheſis davon 160

O.

Objectio, was ſie bedeute 42
Obſopoei, Tractat, de arte potandi 796
Oeſterreich hat eine gute Lage zum Seehandel 249
Omphale, Trauerſpiel, was von der Muſik deſſelben zu halten ſey, 546. Abſchilderung derſelben 548
Oper, wie dieſelbe in Paris beſchaffen ſey 545
— deutſche, hat aufgehöret, und hat die wälſche angenommen 282
Opernbühne, wie oft darinn geſpielet wird, in Carnevalen, ſind Bälle darinn 279
Otto I, ob unter demſelben in Deutſchland und Frankreich ſchon Dichter geweſen 427
Oxenſtierna, wird in den Grafenſtand erhoben, hält dabey eine Rede, 653. hindert den Frieden zwiſchen Schweden

den und Deutſchland, weſür ihm der Churhut zu Maynz zugedacht wird 655

P.

Pabſtthum, Zeit der rechten Finſterniß deſſelben 460
Pandämonium, des Miltons, ob es ſein eigenes 268
Pappa, was ſolches bedeute 668
Paradieß, verlohrnes, Miltons. woher er den Grund dazu genommen 264.928
Paris, daſelbſt werden alte Opern geſpielet, 543. was daſelbſt für neue Stücke aufgeführet werden 283
Particulæ, Unterſchied derſelben träget zur Deutlichkeit der Sprache bey 863
Patriarchaliſches Leben, vor der Sündfluth 760
Paulus, wie er in der heiligen Schrift genennet wird 570
Pedant, was darunter zu verſtehen 685
Perrault ſetzet den Phädrus unter den Fontaine 376
Phönizier haben die Schiffarth verbeſſert 252
Philippus war ein ſtarker Trinker 797
Phädrus Vertheidigung deſſelben, 378. Leben deſſelben 358. einige von ſeinen Fabeln ſind verlohren gegangen, 372. wie ſeine Schreibart beſchaffen ſey 373. f. 376
Philoſophen, berühmte deutſche 688.
Plato, ob er den guten Geſchmack in der Muſik erfunden 877
Planeten, Bildung derſelben, Urſache ihrer einträchtigen Bewegung um die Sonne 50
Plötzlich, wo ſolches verſtammet. einige meynen es ſey richtiger, plärrlich, zu ſchreiben 637
Plutarch war kein großer Humaniſt', Urtheil deſſelben von der erſten Zeile der Ilias im Homer, 214. vergleichet den Ageſilaus und Pompejus 703
Poetiſche Wuth, was ſie ſey 296
Pönitenzial, römiſches, was es ſey 455
Preußen hat eine gute Lage zum Seehandel 249
Proteus der Macedonier, war ein ſtarker Säufer 797

an gedachten Kayſer, unterſchrieben den 30. Sept. ermeldeten Jahres. Bey dem Anfang jedes Buches iſt ein Holzſchnitt zu ſehen. Zur Probe wollen wir den Anfang des erſten Buches herſetzen:

„Im Anfang der Völker und Nationen iſt die Re„gyerung und herrſchung bey den künigen geſtanden, „welche dann zů der hohen Oberkait diſer maieſtet nit „durch den übermůt des gemainen volks, ſonder durch „die ſcheinliche mäßigkait, under den erbarn und from„men herfürgezogen ſeindt. Das gemain Volk was „noch der zeit mit keinen geſatzen noch ordnungen ge„bunden. An ſtatt des Geſatzes hat man den freyen „willen der künig und fürſten Sy waren auch mer „geneigt die Ort und Anſtöß irer künigreich zu beſchir„men, dann dieſelbigen zu weytern. Die künigreich „wurden yedes in ſeinem vaterland geendet; &c. S.

LIVII
Hiſtoriarum libri

Von dieſem Scribenten beſitzet oben belobter Herr Inſpector Miller eine ſchöne und ſeltene Uberſetzung, die zu Mentz *) in fol. gedruckt worden, und davon wir in unſerm erſten Verſuch des Verzeichniſſes nichts gedacht haben. Der Titul, ſo in eine Holtzfigur eingefaßt iſt, lautet alſo:

Romiſche Hiſtorien Titi liuii mit etlichen newē Tranſlation, ſo kurtzuerſchienen jaren im hohē thum Styfft Mentz im Latein. erfun-

*) In dem *Catalogo Uffenbachiano* Tom. II. Append. II. p. 110. ſeq. werden zwey neuere Auflagen dieſer Schoefferiſchen Ausgabe erwehnet, davon die erſte 1523. die andere 1533. gedruckt iſt. conf. ibid. pag. 80.

Ptolemäus, warum er nichts von den Beobachtungen der alten ägyptiſchen Sternſeher, gewußt 39 f.
Pumpe, deren Stampel ohne Reibung wirket, Beſchreibung davon 95
Pyramide, gröſeſte in Aegypten, wie ſie beſchaffen geweſen 169
Pythagoras, was man in ſeiner Schule behauptete 749

Q.

Quellen- und Brunnenwaſſer, Urſprung deſſelben 93
Quirini ſtiftet eine neue Bibliothek zu Breſcia, 9. 10. vermehret dieſelbe jährlich mit ſeinen Büchern, 10. deſſelben lateiniſche Ueberſetzung einer franzöſiſchen Idylle, 16. danket dem Valois für die Zuſchrift, 15. ſtehet mit Hrn. v. Perard in Stetin im Briefwechſel, 16. Lob deſſelben, 20. deſſelben poetiſches Compliment an die Greifswaldiſche Sappho 18

R.

Rameau, ob er den Generalbaß erfunden 867
Ramſay, Andr. Schriften deſſelben ſind vom Milton beſtohlen worden 438
Redner, Eigenſchaften deſſelben 232
Regierungsform, wie ſie bey den Holländern beſchaffen ſey 143
Reichsacten, Sammlung derſelben von 1570. wem die Handſchriften davon zugehören 240
Reime, wer ihren Gebrauch zuerſt erfunden hat 110
Reineke der Fuchs, hat jederzeit Beyfall gefunden, 394. f. iſt oft in verſchiedenen Sprachen gedruckt, 395. was für Gelehrte dieſes Werk gelobet 395
Reiſekarte, peutingeriſche, Nachricht davon 634 f.
Reiskens Muthmaßung über den Herodot 306
Richardſen ſchützet den Milton 839
Reß. D. Alex. wer er ſey? Seine Schriften 621
Richter, D. Georg Gottl. Leben deſſelben 805 f.

Rochelle, dieſe Stadt errichtet eine öffentliche Bibliothek, 9. gelehrte Geſellſchaft daſelbſt. 10. hat ſchon in alten Zeiten eine Bibliothek gehabt, und Bücher gedruckt 13

Rothfiſcher, P. reiſet von Leipzig ab, und wird vom Herzog in Braunſchweig zum Profeſſor in Helmſtädt ernennet 439

Römer beſtimmeten die Zahl ihrer Kinder, 795. Trunkenheit derſelben, 797. belohneten die Wiſſenſchaften 857

Rouſſeau erhält den Preis zu Dijon, und vertheidiget ſich gegen den Gautier, 291. warum er ſolches dem Herrn Grimm zuſchreibt, 292. Gründe deſſelben, 293. wider ihn haben viele geſchrieben, 868. antwortet allen ſeinen Gegnern, 868. f. Ueberſetzung ſeiner Schrift 873

S.

Saas. Mitglied der Akademie zu Rouen tadelt das Bücherverzeichniß der königl Bibliothek zu Paris 574 f.

Sachſenland. altes Landkarten davon 489

Saturn, die Chaldäer haben ihn vor Chriſti Geburt geſehen 541

Satyren, wie dieſelben entſtanden, 184. 505. Unterſchied der griechiſchen von den lateiniſchen 505

Sandbänke, Veränderungen derſelben 757

Säulenordnung, Verhältniß derſelben wird regelmäßig beſtimmt 719. 800

Saxo, zu welcher Zeit er gelebet 591

Schaubühne, pariſiſche, welche Stücke daſelbſt aufgeführet werden, 279. italieniſche, welches ihre vornehmſten Tage 279. wenn ſolche geſchloſſen ſind, 280. was A. 1751 auf beyden für Stücke aufgeführet werden 280

— franzöſiſche zu Wien, was ſie für Stücke aufführet, 619. Eigenſchaften der Frauenzimmer in der franzöſiſchen Komödie 639 f.

Schaubühne der Chineſer, wie ſie beſchaffen 281. der deutſchen wie alt ſie ſey 281. wie ſie verbeſſert worden 282. bey den Römern unter M. Aemilius Scaurus 188. der Engländer, iſt nächſt der Wälſchen die verderbteſte 221 f.
Scythen, Urſprung derſelben 257
Schauſpiele, wo die Regeln derſelben zu finden 222
— luſtiges auf die franzöſiſchen Schriftſteller, 299.
Einrichtung deſſelben 300
— alte pariſiſche 283
Schauſpieler und Schauſpielerinnen, wie viel im vorigen Jahre auf die Pariſer Bühne gekommen 284
Schiffe, wer ſie erfunden 248
Schiffarth iſt von den Aegyptern und Phöniciern ſehr verbeſſert worden, 252. Urſprung derſelben, 248
Schickſal großer Männer, Urſache davon 127 f.
Schmauchcley iſt von einem großen Manne weit entfernet 851
Schöber, Dav. Gottfr. hat viele gelehrte Seltenheiten 425
Bar. v. Schönaich wird zum Dichter gekrönet 627 f.
Schriften, heilige, in Aegypten, was ſie enthielten. 172. Wurden nicht jedermann gezeiget daſ.
Schrift, heilige, Ueberſetzungen derſelben ſind ſchon vor Luthers Zeiten geweſen, 426. Dollmetſcher derſelben ſind ſehr ſchlecht geweſen 426
Schrift cyrielogiſche, was ſie ſey, 328. ſymboliſche und hieroglyphiſche, 328 ſymboliſche hat viel Beſchwerlichkeiten und Zeichen 332
Schriftſteller, die von denen Niederlanden geſchrieben, 144. franzöſiſche, wie ſie genennet werden 299
Schus ſchreibet Schutzſchriften für die alten Deutſchen 302. 871
Schwaben ſagen anſtatt verſchieden, zerſchieden, 308. ſollen ſich von rechtswegen Deutſche nennen, daſ. unter denenſelben ſind ſchon verſchiedene Dichter geweſen 310
von Schuren. Gerh. Teutoniſta 847

von Schwarzenberg, Schrift wider die Trunkenheit 796
Schwediſche Stände laſſen eine Anweiſung, wie Chriſtina erzogen werden ſoll, aufſetzen 652
See, wer ſich zuerſt auf dieſelbige gewaget, 248. ob ſie abnimmt, 735. f. Folgen davon in Anſehung unſerer Erdkugel, 758. auf was für Art ſie ganz austrocknen wird, 762. wo das Waſſer aus derſelben bleibet 761 f.
Seefahrer, wer die erſten geweſen 252
Seekörper in denen Bergen 738 f.
von Seckendorfs Glückwünſchungsgedicht an den Bar. von Schönaich 629
Sela, altes deutſches Wort, was es bedeute 429
Seraius, Joh. Ant. Leben deſſelben 808 f.
Seſoſtris, wenn er gelebet 38
Singen, was ſolches bey denen Franzoſen bedeutet 545
Societät zu London läßt ein Commercium Epiſtolicum wegen der Differentialrechnung drucken 619
Sonne, ob vorher eine kleinere geweſen 760
Sonnenjahr, wer es bey den Juden eingeführet, 31. wie es eingetheilet wird 170
Sopherus, Gerv. wer er geweſen 669
Sophokles, wie er die Tragödie verbeſſert 188 f.
Sophoniſbe, Trauerſpiel, ob es regelmäßig, 223. ob es recht ſey, daſſelbe zu überſetzen 224
Sphynx, was es bedeute 321
Sprache der Gallier, wie ſie entſtanden 107
— deutſche, ob ſie ſich zu heroiſchen Verſen ſchicke, 208. f. iſt die Königinn der noch lebenden Sprachen, 707. f. lateiniſche, wenn ſie in den Provinzen eingeführet werden, 706. ob es gut wenn ſich ein Regent zur Sprache ſeiner Unterthanen herunter läßt. 706
Sprache, niederſächſiſche, ob es möglich ſey ſie allmählich abzuſchaffen 61
Sprache, in der heutigen hochdeutſchen iſt der Gebrauch der Part. zer. ſehr alt 869
Stanislaus ſchreibet wieder den Rouſſeau 859
Staphorſt, Holländiſcher Gottesgelehrter, ſeine Schriften 623

Steinbock, was derſelbe bedeute 331
Sternverſtändige, ob es unter den Juden einige gegeben 37
Streit zwiſchen Herrn Maupertuis, und Herrn König, Hauptpunct deſſelben 821
Stieler. Meynung deſſelben von Zuſammenfügung derer Verborum 860
Stralſäulen, (Obeliſci) ob Aegypten zuerſt darauf gefallen, Urſprung und Beſchreibung derſelben 330
Stuß, Joh. Heinr. behauptet die bibliſchen Epopöen 520. f. 521. ſuchet des Boileau Gründe zu entkräften 524 f.
Sveven, ob ſie nur einen Fürſten gehabt 589
Stutzer, lächerliches Bild deſſelben 856
Sündfluth, ob in derſelben das Waſſer ruhig geweſen 414. oder ob in derſelben Ebbe und Fluth geweſen 415
Sylben, ob man die Quantität derſelben, um eines guten Gedankens Willen an die Seite ſetzen darf 213

T.

Tacitus, was er von den Deutſchen ſaget 798
Talmud, Fabel aus demſelben vom Tode Adams 478
Tartern, was ſie für Zauberer gehabt 179
Tarentiner trunken auf dem Markte 797
Θεατρος, was ſolches bedeute 570
Theater, gemeine Unwiſſenheit davon 183. Regeln deſſelben 183. 189. holländiſches, was davon zu halten ſey 281
Thebe, Beſchreibung derſelben 252
Theilbarkeit der Materie, ob ſie ins unendliche fortgehet 90
Theſpis, wie er ſeine Schauſpiele verändert, 187. wie er die ſatyriſche Tragödie erfunden 186
Thiere, woraus ſie nach Büffons Meynung beſtehen 419. Land- und Luftthiere, wie dieſelben entſtanden 762

Thierkreis, wo man ihn zuerſt mit Bildern beſe-
ſet 331. 332
Thereſianiſches Collegium zu Wien hat einen öffentlichen
Lehrer der deutſchen Beredſamkeit 709
Thracier werden unbillig Barbaren genennet 259
Thot, König zu Memphis hat die älteſte Bilderſchrift
erfunden 254
Tiberius war ein ſtarker Trinker, und belohnte die ſtärk-
ſten Säufer mit Ehrenſtellen 797
Tonmaaß der Sylben, wie oft die Deutſchen darinn
fehlen, und wie daſſelbe beſtimmt iſt 216 f.
Torſtenſohn führet den deutſchen Krieg, und gewinnet
die Schlacht bey Leipzig 654
Traditio, was ſolches bedeute 42
Tragödie griechiſche, wenn ſie gefallen 280
– Urſprung derſelben, was in Griechenland dazu
Anlaß gegeben 185. was ſie zuerſt vorgeſtellet 186.
wer ſie erfunden, Urſprung der ſatyriſchen Tragö-
die 186. Veränderungen derſelben 187. wer ſie ver-
beſſert 188. was ſie ſey, und was dazu erfodert
wird 189
Trauerſpiele ſind ein Theil der erhabnen Dichtkunſt
221. engliſche, wie ſie beſchaffen 222. ob keines da-
von regelmäßig ſey 222. wie verwirrt dieſelben
ſind 324. die Natur lehret uns die Regeln derſel-
ben 225
Trinker, ſtarke, wer ſolche geweſen 797 f.
Tübinger haben gute Gedichte geſchrieben 318
Tugend, ob die wilden Völker ſie beſitzen 294. kann
ohne Gefälligkeit nicht beſtehen 850

U. V.

Valois hält eine Rede bey Stiftung der Stadtbiblio-
thek zu Rochelle 10. wem er ſeine Rede zueignet,
mit wem er den Cardinal Quirini vergleichet 10
Vatican, von wem es angelegt und gebauet worden 10
Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Latein, Meynung
davon

davon 105. Vorurtheil dawider 133. was die Deutſchen für welche haben 689
Verſe, ſechsfüßige, ſpondäiſche, und daktyliſche, ob ſie ſich zur deutſchen Sprache ſchicken 155. lateiniſche, ob ſie ſcandiret werden müſſen 207
Veneroni Grammatik iſt ſchlecht 875
Verba, in Zuſammenfügung derſelben werden die Partikeln zer und zu vielfaltig vermiſchet 809 f. 861 f.
Verſtellungskunſt, heutige, ob ſie gut ſey 293
Verwüſter der jüdiſchen, chriſtlichen, theils alexandriniſchen Bibliotheken 13
des Vignoles Meynung in Anſehung der alten Zeitrechnung 32
Virgilius, wie viel er auf die Scanſion gehalten 213
Ulyſſes, ein Trauerſpiel iſt gedruckt 479
Univerſität zu Wien wird verbeſſert, Protector derſelben 784. daſige Vorleſung 785 f.
Univerſitäten, wie viel in Deutſchland ſind 687. die mehreſten ſind nach Luthers Rath eingerichtet 688
Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum 148
Vocabularius rerum, wie viel Ausgaben deſſelben, Nachricht davon 659 f.
Vocabularius gemma gemmarum, eine ganz alte Ausgabe davon 661. Verfaſſer derſelben 664
— prædicantium was ſolches bedeute, wenn und wo es gedruckt 666. 667
Voltaire, was er von den chriſtlichen Epopöen und vom Meſſias hält 528. Urtheil deſſelben von Ueberſetzungen 682. ſeine Wiſſenſchaft 714. Urſache warum er den Mikromegas geſchrieben 712. ſein Syſtem von den Planeten und Hundsſtern ꝛc. ſpottet unbillig des Fontenelle 712. 713. f. hält ein engliſches Trauerſpiel für regelmäßig 223. ob er der einzige Geſetzgeber der Schaubühne 226
Urkunden mecklenburgiſche haben einerley Mundart mit dem doberaniſchen Liede 770

W.

Wahl, worinn dieſelbe beſtehe, und was dabey zu bemerken 139
Wagerland, von wem ſolches bewohnt geweſen 590
Wage, was dieſelbe bedeute 331
Wandalen, ob ſie nur einen Fürſten gehabt 589. was ſie für ein Volk geweſen 590
Waſſerhalter, ob ſie an den erhabnen Oertern ſchon vor der Sindfluth geweſen 413
Welt, gelehrte, iſt der oberſte Richter in Entſcheidung der gelehrten Streitigkeiten 815
Weltweisheit, ob ſie an gewiſſe Länder gebunden ſey 86. ob Neuten eine erfunden 87 f.
Wenden, was ſie für ein Volk geweſen 590
Wien, was daſelbſt für Trauerſpiele aufgeführet werden 479. daſelbſt kommen viele ſatyriſche Schriften zum Vorſcheine 864 f.
Wiſſen, wie ſolches bey einem Gelehrten beſchaffen ſeyn muß 855 f.
Wiſſenſchaften, wenn die Verbeſſerungen derſelben angefangen 688
Woodward, was er von den Felſen glaubet 413. 416
von Wolf wird beſchuldiget, als ob er wegen P. Rothſiſchern Briefe gewechſelt, und vertheidiget ſich deswegen 632. f. hat die mathematiſche Lehrart in die philoſophiſche eingeführet 587 deſſelben Beweis von den Einwohnern des Jupiters 712
Wörterbücher, wofür ſie zu halten 146
— deutſche, welches die bekannteſten 146. Nothwendigkeit ſich die alten bekannt zu machen 147. deutſche gedruckte, die rar geworden 147
Wörterbücher, alte deutſche, Nachricht von derſelben 671 - 677
Wurmdoctor, was von dieſer Schrift zu halten ſey 156. warum ſie geſchrieben worden 295

Z.

Zankerey, was das Volk in Italien davon glaubet 126. Lehre davon 129. f. ob ſie heute zu Tage noch

noch vorgehen kann 453. iſt ſeit Chriſti Zeiten ein bloßer Betrug 454
Zaire, Trauerſpiel iſt zu Madrit aufgeführet worden 478
Zares, Trauerſpiel, Einrichtung deſſelben 314
Zeitungen in Italien, wie ſie beſchaffen 127
Zeitrechnungen von alten Zeiten, was wir für welche haben 30. Vereinigung derſelben 30 f. einiger von Adam bis auf Chriſtum 168
— Herodotus und Diodors 168. chineſiſche, Erklärung derſelben 761
Zeitlauf, welcher mit der Geſchichte des Volkes Gottes übereinſtimmet? 173
Zeittafel, vom Einfalle der Hirten bis zu Ende des ägyptiſchen Reiches 180
Zerren, wo ſolches Wort herkommt 863

Ende des zweyten Bandes.

funden vnd vorhin nit mer geſehen. Dauon ſuch im endt des Regiſters.

Auf der andern Seite des Titulblates findet ſich ein lateiniſches Privilegium K. Maximiliani, gegeben, *in oppido noſtro Vuelis, die nona Menſis Decembris*, anno 1518. etc. und unterſchrieben: *Ja. Spigel.* Darinn ſtehet unter andern:

— — *Jo. Schoeffer*, Calcographo Moguntino, gratiam noſtram, etc. --- Cum ſicuti docti et moniti ſumus fide dignorum teſtimonio, ingenioſum Calcographiae, authore auo tuo, inuentum felicibus incrementis in univerſum orbem promanauerit, etc. ---- ne eorum irritus labor fiat, et ſibi jacturam officio ſuo pariant, ſicuti tibi *in publicatione Liuiana* *) contigiſſe accepimus, etc. -- -- inhibemus, ne *Titum Liuium* per decennium, quem ſub incude inpræſentiarum habes, et *Latinum* et *Germanicum*, ac etiam auctiorem quàm hactenus nunquam publicatus, edere proxime intendis. etc. — —

Die darauf folgende Zuſchrift, von zwey Seiten, hat weder Datum noch Unterſchrift, und deren erſte Seite iſt in eine Holtzfigur eingefaßt, und fängt ſich alſo an:

Wye löblich vnd vorſichtig, allerdurch-
lauchtigſter großmechtigſter konig, auch
mit was tugent ꝛc.

Sie enthält das Lob Liuii, und gegen das Ende ſtehet:

Solich wergk allermechtigſter Konig (dar
zu vor an ewr koniglichē maieſtat zu keren,

*) Man ſiehet daraus daß Schöffer den Liuium ſchon vorher ein mal heraus gegeben.

III. Die übrigen Herculanischen Bilder. IV.

V.

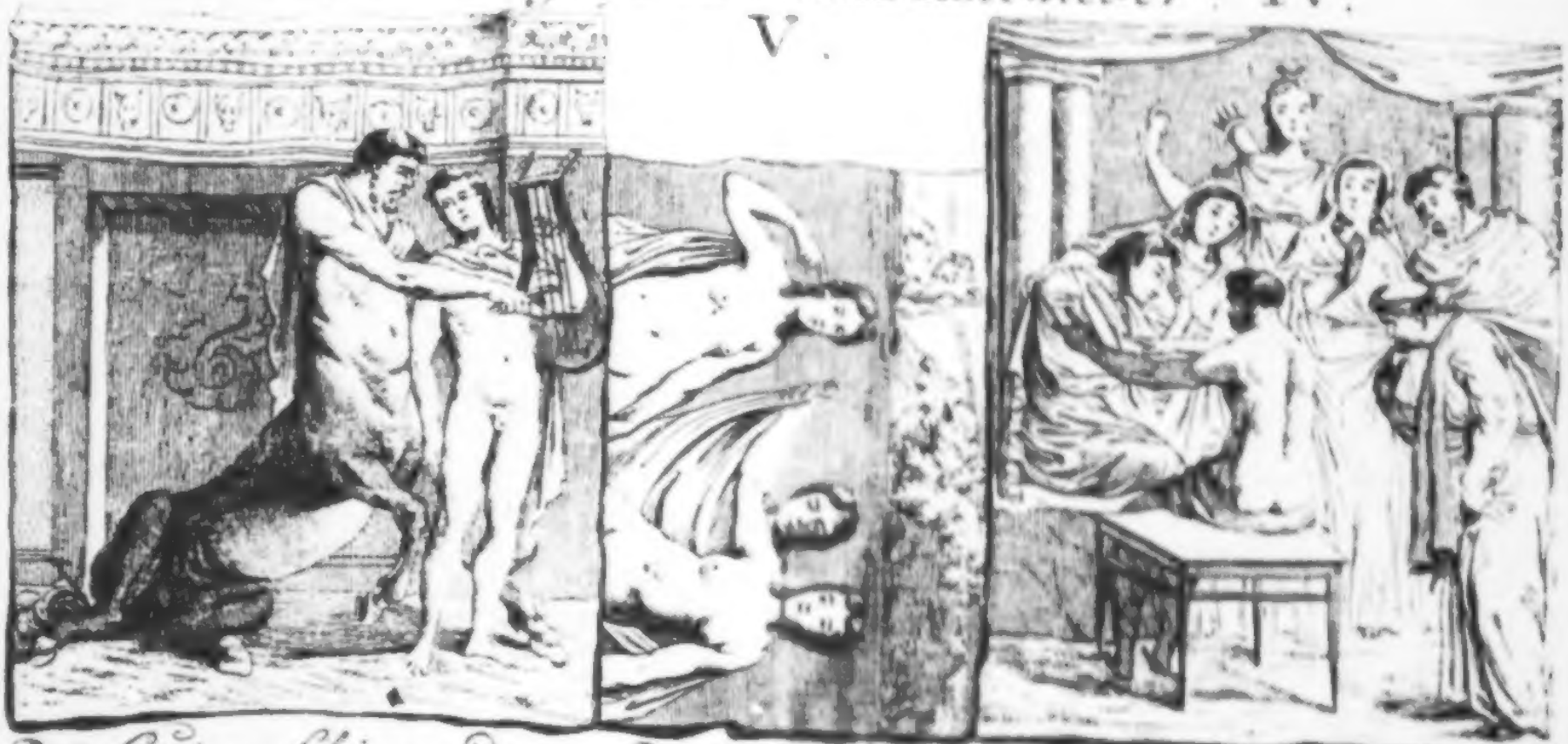

Der Centaur Chiron der den Achilles spielen lehrt. = Das Urtheil des Paris. = Das Urtheil des Appius.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Wintermonat, 1753.

BIBL
VNIVERS
LIPS.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. L. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Hiſtoriſcher Merkwürdigkeiten, die Königinn Chriſtina von Schweden betreffend ꝛc. nebſt zweyen noch nie gedruckten Werken dieſer gelehrten Prinzeſſinn ꝛc. Zweyter Theil. Leipz. und Amſterdam, bey Mortier, 1752. in 4t.

Wir ſind in dem I. Bande dieſes trefflichen Werkes neulich da ſtehen geblieben, wo wir von der Liebe zur Gelehrſamkeit dieſer großen Prinzeſſinn etwas ſagen ſollten. Sie hatte eine ſchöne Erziehung genoſſen, die ſie fähig machte alles einzuſehen, und zu beurtheilen. Sie verſtund die gelehrten und neuern Sprachen aus dem Grunde, und las allerley Bücher in denſelben. Sie liebte aber auch den perſönlichen Umgang mit den Gelehrten: und da es in Schweden damals noch ſehr daran mangelte, ſo ließ ſie deren faſt unzählliche aus Deutſchland, Holland und Frankreich, ja auch aus Wälſchland zu ſich nach Schweden kommen. Unter dieſer Zahl waren von den Franzoſen, Bochart, Salmaſius, Naudeus und Carteſius, der auch in Schweden ſtarb; von Holländern, Heinſius, Voſſius und Grotius, der auch auf der Rückreiſe aus

Schweden krank ward, und zu Roſtock ſtarb; von Deutſchen aber, Peter Kirſten, der auch in Schweden ſtarb, Böckler, Ludolf, Meybom, Ravius, Freinsheim, Comenius, Loccenius, Scheffer, und Conring.

Aber dieſe große Zahl langet noch bey weitem nicht an alle die, mit denen ſie Briefe wechſelte, und denen ſie es auftrug, ſeltene Bücher, Münzen, Alterthümer, und ſonderlich Handſchriften zu erkaufen. Dieſe zogen nun faſt alle, große Beſoldungen von ihr, oder bekamen doch zuweilen reichliche Geſchenke. Man zählet unter andern ſieben Gelehrte, denen ſie goldne Ketten von großem Werthe geſchenket hat. Darunter waren nun drey Deutſche, Böckler, Naudersheid und Müller, drey Franzoſen, Menage, Balzac, und Gaſſendi, und ein Wälſcher, Ferrario. Allein ſie kam freylich nicht bey allen gleich gut mit ihren Wohlthaten an. Einige ſuchten ſie zur Lüderlichkeit in Sitten, wie Salmaſius, und ſein Jünger Bourdelot; andere zur Ungötterey, wie Iſaak Voſſius, zu verführen; welches Conring ausdrücklich von ihm meldet. Und in der That waren die ſogenannten kritiſchen Lateiner und Humaniſten, oder beſſer Schulfüchſe, diejenigen, welche die Königinn von der evangeliſchen Religion zur päbſtiſchen gebracht; den einzigen Daniel Heinſius ausgenommen, der ihr ſchon 1644 die redliche Warnung ſchrieb: Dubito jam pridem, an Virtutes tuas Roma ſatis capiat. - - - Vale Domina, et ſi quid mihi credis,

omitte

omitte mirari, beatæ
Fumum et opes ſtrepitumque Romæ!

In der That brachten es die leichtfertigen Eingebungen eines Bourdelots und Pimentels dahin, daß die Königinn ſich bisweilen über einige gründlich gelehrte Männer aufhielt, und ſie am ganzen Hofe zum Gelächter machte. So gieng es Meibomen, der von der Muſik der Alten geſchrieben hatte, und den die Königinn, auf jener boshaftes Angeben, nöthigte, ſelbſt ein Stück nach Art der Alten zu ſetzen, und vor ihrem Hofe abzuſingen. Naude aber, ein Franzos, mußte auf griechiſch und römiſch dazu tanzen. Das gelung nun, wie man leicht denken kann, ziemlich ſchlecht: und es gab wacker zu lachen. Meibom aber, der wohl wußte, von wem dieſer Streich herrührete, bezahlte den Bourdelot dafür, kurz darauf, auf der Königl. Bibliothek, mit baaren Maulſchellen: worüber er aber in Ungnade kam, und das Land räumen mußte.

Mit einem Worte, man kann ohne Unwahrheit ſagen: der Königinn erſter und gröſter Fehler ſey geweſen, daß ſie ſich von den franzöſiſchen Windmachern und Freygeiſtern gänzlich einnehmen laſſen. Ehe ſich dieſe in ihre Vertraulichkeit eingeſchmäuchelt hatten, war ſie ein Wunder der Welt, und beſaß die Liebe und Hochachtung ihres ganzen Reiches. An ihrer Tafel ſaßen die gröſten Männer des Reiches, und man redete von den wichtigſten und gelehrteſten Sachen: wobey der Geiſt und die Einſicht der Königinn faſt allezeit vor allen hervorleuchtete. Sobald aber ein Salmaſius ſie in ſeine Schu-

le bekam; (ſie beſuchte ihn einmal in ſeiner Krankheit, und als ſie ihn in dem ſchändlichen Buche, Le Moyen de parvenir, leſend fand, welches er boshaft vor ihr verſteckte; ließ ſie ſich daſſelbe zeigen, konnte ſich aber unmöglich enthalten, in ein entſetzliches Gelächter auszubrechen; zwang auch das unſchuldige und ſchöne Fräulein Sparr, welches ſie begleitete, ihr eine häßliche Stelle vorzuleſen) ſobald ſie mit einem üppigen, marktſchreyeriſchen Bourdelot die Abendmahlzeiten allein einzunehmen anfieng; der ihr die ſchändlichſten Zotenlieder vorſang, und die garſtigſten Poſſen erzählte: ſo verlohr die Königinn mit ihrer Schamhaftigkeit, auch alle Ehrfurcht und Liebe ihrer Stände. Zugleich gerieth ſie, wegen ihrer entſetzlichen Verſchwendung, in prächtigen Aufzügen, Verkleidungen, Tänzen und andern Ueppigkeiten, in unſägliche Schulden: aus denen ſie ſich nicht anders, als mit Niederlegung der Krone, und Verlaſſung ihres Königreiches zu retten wußte. Kurz, Chriſtina ward in ihrer ganzen Sittenlehre ſo laulicht und verkehrt, daß ſelbſt Chevreau, der damals franzöſiſcher Geſandter bey ihr war, bezeuget, aus ihrem Munde gehöret zu haben; wie ſie den Brutus überaus gelobet, daß er in ſeinem letzten gerufen: O Virtus, Virtus! putabam te eſſe aliquid! Das waren die Früchte aus des Salmaſius, Voſſius und Bourdelots Schule! Das Ende des letztern war eines ſo gottloſen Lebens würdig. Er fraß unverſehens ein Stück Opium ein, welches ſein Diener in einen Topf mit Muſcatroſen gethan hatte. Er fiel in eine Schlafſucht

ſucht, und man ſuchte ihn durch einen Bettwärmer aufzuwärmen; verbrannte ihm aber die Ferſen dergeſtalt: daß, als er endlich erwachete, und den Schaden, wiewohl zu ſpät fühlete, der kalte Brand dazu ſchlug, und ihn 1688 zu Paris aus der Welt ſchaffete.

Es iſt uns ſchlechterdings unmöglich, alles Merkwürdige aus dieſer Lebensbeſchreibung unſern Leſern mitzutheilen. Wir müſſen alſo von dem I. Bande abbrechen, um auch noch von dem II. Bande etwas zu ſagen. Dieſer giebt dem erſten an wichtigem Inhalte, und angenehmen Sachen nicht im geringſten nach. Man ſieht einen erſtaunlichen Fleiß des Hrn. Verfaſſers daraus hervorleuchten; und wir können nicht umhin, denſelben eben ſowohl, als den erſten, unſern Leſern anzupreiſen. Er hebt mit einer kleinen Vorrede an, darinn der Herr Verfaſſer ſich von denen Leſern, denen noch etwas beyfallen möchte, das er übergangen hat, ihre gütigen Beyträge ausbittet. Leuten aber, die nur zu Zanken Luſt haben ſollten, will er bey dem III. Bande oder bey den Zuſätzen, die er hoffen läßt, antworten. Sodann meldet er, was für neue Anhänge dieſer Band bekommen hat. Dieſe ſind 1) Alexanders Guidi Endymion, ein Schäferſpiel, darinn viele Stellen vorkommen, die aus der Königinn eigenen Feder gefloſſen. 2) Freinsheims und Spanheims Lobreden auf dieſelbe. 3) Eines neuern Dichters Gedicht auf das Jubelfeſt des Vollziehungstractats des weſtphäliſchen Friedens, welches bisher noch nicht gedruckt geweſen; und welches wir hernach mittheilen wollen.

In dem Werke selbst nimmt die Fortsetzung der Merkwürdigkeiten der Königinn den vördersten und meisten Platz ein. Es heben selbige mit dem 1657sten Jahre an, als die Königinn zum zweytenmale Frankreich besuchte; um, wie sie vorgab, das Ballet mit anzusehen, welches König Ludwig der XIV. selbst tanzen wollte. Damals ließ sie nun in Fontainebleau, ihren Bedienten, Monaldeski ermorden: eine That, die ihr so ungleich ausgeleget worden; daß ganze starke Schriften, theils wider, theils für sie, herausgekommen. Man findet einige davon hier eingerücket: in der That aber kann man nichts anders sagen, als daß dieser wälsche Verräther, noch einen schmählichern Tod gar wohl verdienet gehabt hätte. Hat nun die Königinn irgend gegen die, dem Könige in Frankreich in seinem Gebiethe schuldige Achtung ein wenig verstoßen: so muß man denken, daß heroische Geister sich nicht allemal an die juriſt. Grübeleyen binden; sondern gerade zu gehen, wo jene erst einen langen Proceß abgewartet haben wollen. Zudem hat der große Leibnitz die Gerichtsbarkeit der Königinn über ihre eigene Bedienten, aus dem Grunde zur Gnüge gerechtfertiget; daß auch die Gesandten fremder Fürsten dieselbe, über die ihrigen, in jedem auswärtigen Lande, genießen, und ohne Widerspruch ausüben. Nun wird doch die Königinn nicht weniger Recht über ihr Haus haben, als ein Bothschafter. Zudem, so hat Kaiser Sigismund, vormals im parisischen Parlamente Sitz genommen, in währender Sitzung das höchste Gericht gehalten, ja einen Edelmann wirk-

wirklich zum Ritter geschlagen. Hat nun gleich der König in Frankreich etwas scheel dazu gesehen: so war doch Sigismund auch ein wirklich regierender Kaiser; Christina aber nur eine abgedankte Königinn. Wer auch Goldasts Begriffen vom römischdeutschen Reiche folgen will, die er in der Vorrede zum III. Bande der kaiserlichen Constitutionen, an König Jakoben von England, vorgetragen, den wird das erste noch weniger Wunder nehmen: weil Frankreich mit zum deutschen Reiche gehöret, welchem auch England, Dännemark, Schweden, Pohlen und Ungarn für einverleibt zu halten wären: indem sie alle vormals voll deutscher Völker gewesen, und von Deutschland zu Lehne gegangen.

Die Königinn besuchte damals auch die französische Akademie, aber unverhofft, und ohne daß dieselbe sich dazu hatte bereiten können. Damals versammlete sich selbige beym Kanzler Seguier. Beym Eintritte fragte die Königinn den Kanzler: ob die Akademie in ihrer Gegenwart sitzen würde? Sie hörte hier, daß Karl der IX. einmal, zu Ronsards Zeiten, in eine gelehrte Gesellschaft gekommen wäre; und doch jedermann gesessen hätte. Die Mitglieder aber setzten sich hier, ohne Befehl dazu zu erwarten; welches vielleicht höflichen Parisern besser angestanden hätte. Der Director, de la Chambre, stund auf, und bewillkommete die Königinn: und so lange er redete, stunden alle Mitglieder auf; den Kanzler Seguier ausgenommen. Man las hernach etliche Stücke vor, darauf man sich nicht vorbereitet hatte; unter andern aus dem damals unter

daczu Furſten und Heren auch Gemaindē und ſtettē teutzſcher Nacion, zu nutze in teutzſch bracht in der loblichen ſtadt Mentz gefertigt vnd getruckt iſt) wöll Ewr Ko. M. genedigtich vffnemē, In welicher ſtadt auch anfengklich die wunderbare Kunſt der Truckerey, uns im erſten von dem Kunſtreichen Johann Guttenbergk, do man zalt nach Chriſti vnſers Heren Geburth Tauſent vierhunderth vnd funffzig Jahre erfunden, vnnd darnach mit vleyſſi Koſt vnd Arbeit Johann Fauſten vnnd Peter Schöffers zu Mentz gebeſſerth, vnd beſtendig gemacht iſt worden, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hierauf folget fol. I. eine Vorrede des Uberſetzers von zwey Seiten; betitelt:

Ein kurtze Vorred der rechten waren Römiſchen Hyſtorien.

Sie handelt von dem Nutzen der Hiſtorie, und denn ſpricht der Uberſetzer, pag. vers:

So ich nun beſind, das in tütſcher zungen ſollicher waren vnd rechtbeſchriebner Hyſtorien groſſer Mangel iſt, (Hab ich Bernhardus ſchöferlin, doctor in kayſerlichen rechten) mir ſelber fürgenommen mit hilff des almechtigen Gotz (der myn vernunfft vnnd zungen leyten wöl) dem gemeinen Nutz zu gut, zu lob vnd eer tutſcher nation zu beſchreiben die rechte waren Römiſchen Hyſtorien ꝛc. ---

Schöferlin verſpricht auch gegen das Ende dieſer Vorrede: ſeiner Zeit der Teutſchen Mannheit und

Händen habenden Wörterbuche der Akademie den Artikel Jeu; der aber nicht allen gefiel. Als die Koniginn merkte, daß man nichts mehr zu leſen hätte, bedankte ſie ſich, und bezeigte ihr Vergnügen. Allein man war überlistet worden; und dieſes wiederfährt den Fra[illegible] allezeit: ſo ſchreibt Patrú, ein Glied der [illegible]ie, ſelbſt davon.

Als die Königinn wieder nach Rom gekommen war, hub ſie mit neuem Eifer an, die Wiſſenſchaften und Gelehrten zu lieben. Sie verſammlete alles was gelehrt und witzig war, in ihrem Pallaſte, gab Beſoldungen, ſammlete Bücher, Alterthümer, Bilder, Münzen und andre Seltenheiten, in erſtaunlicher Menge. Und wie ſchön wäre es da geweſen, daß ſie noch die Einkünfte eines ganzen Königreiches zu ihren Dienſten gehabt hätte! Allein ihre Finanzen langten nicht zu, ſoviele Ausgaben zu beſtreiten. Daher gab ihr der Pabſt einen jährlichen Zuſchuß von 12000 Thalern, und den Cardinal Azzolini zum Haushälter. Dieſer machte nun beſſere Anſtalten; ſchaffete die überflüſſigen Bedienten und Ausgaben ab, und brachte alles in gute Ordnung. Indeſſen fielen ihre ſchwediſchen Einkünfte nicht richtig, welches ihr vielen Verdruß, und viele Reiſen, bis Hamburg, und ſelbſt bis nach Schweden koſtete: wobey ſie aber wiederum allerley Misvergnügen zu erdulden hatte.

Doch um wieder auf die römiſchen Gelehrten zu kommen: ſo machte ſich die Königinn mit den daſigen Allwiſſern in den Alterthümern und Sprachen eben

eben ſowohl bisweilen eine Luſt, als ſie es in Schweden gethan hatte. Sie ließ eine Münze ſchlagen, die wir im Windmonathe des vorigen Jahres in Kupfer geliefert haben: welche außer ihrem Bruſtbilde und Namen, auch einen ſich verbrennenden Phönix, mit der griechiſchen Ueberſchrift MAKEΛΩΣ darſtellete. Dieſes Wort nun warf ſie, als ein Pomum Eridos, unter die antiquariſchen Polyhiſtoren, und verlangte deſſen Erklärung. Dieſe zerbrachen ſich nun nicht weniger die Köpfe darüber, als jener holländiſche Allwiſſer einmal, über die Puppe eines ſächſiſchen Bergmannes; oder Kircher, über einen muthwillig mit allerley willkührlichen Figuren beſchriebenen Stein, den man mit Fleiß da vergraben hatte, wo man ihn, wegen eines vorhabenden Baues, bald finden mußte. Eben dieſen Kircher ſoll ſie hauptſächlich damit haben auf die Probe ſtellen wollen; wiewohl andre meynen, es ſey auf die römiſchen Jeſuiten gemünzet geweſen. Es verſuchten auch unzählige ihr Heil daran; aber je mehr ſie ihren Witz anſtrengten, deſto lächerlichere Dinge brachten ſie heraus. Sie würdens auch wohl nimmermehr errathen haben, was es hieße: wenn ſich die Königinn nicht endlich erbarmet, und ihnen geſtanden hätte: es ſey ein ſchwediſches Wort, welches ſowohl unvergleichlich, als unverehlicht bedeute. Allein wer hätte unter den griechiſchen Buchſtaben, ein ſolch nordiſches Wort zu finden vermuthet?

Wir übergehen viele andre ſchöne Schaupfennige, welche Chriſtina auf verſchiedene Gelegenheiten ſchla-

gen

gen ließ. Doch dieſe müſſen wir nicht vergeſſen, weil ſie eine der ſchönſten iſt. Außer ihrem Bruſtbilde und Namen, zeigete ſelbige eine Erdkugel in freyer Luft ſchwebend, mit der wälſchen Ueberſchrift: NE. MI. BISOGNA. NE. MI. BASTA. D. i. Weder mir nöthig, noch zulänglich. Der Verſtand, und die Erfindung war für eine Königinn die ein Königreich verlaſſen hatte, allerdings ſchön; indem ſie hiermit ſagte: ſie brauche ſelbiges nicht, und hätte auch daran nicht genug gehabt. So ſchön dieſes alles lautete: ſo fühlte doch die gute Königinn nur gar zu oft, den Mangel ihrer vorigen Macht, und mag freylich, bey vielen ſchwachen Stunden, den Verluſt derſelben herzlich bereuet haben. Doch geſtund ſie ſolches niemals, und bezeugte ſich immer ſo großmüthig, als ob ſie ganz Europa beherrſchte. Sie miſchte ſich auch in Staatsgeſchäffte; merkte aber auch oft ſehr deutlich, daß die beſten Vorſtellungen und Vermittelungen keinen Eindruck machen: wenn man ihnen nicht mit einem ſieghaften Kriegsheere das Gewicht geben kann.

Wir leſen aus dieſem merkwürdigen Leben, nur ſo zu reden, die ſchönſten Blumen auf: und wollen hier den Beſchluß mit der neuen Geſellſchaft machen, welche die Königinn zuerſt in Rom geſtiftet, und die ſich bald hernach in ganz Wälſchland ausgebreitet hat. Dieſe That derſelben iſt um deſto preiswürdiger, da ſie dergeſtalt zu der gänzlichen Läuterung des italieniſchen Geſchmackes Gelegenheit gegeben, ja denſelben bewirket hat. Nichts ma-

chet dem Norden mehr Ehre, als dieses: und da die stolzen Wälschen diesen kalten Weltgegenden bisweilen kaum menschlichen Verstand zutrauen; so hat Christina dadurch gewiesen, daß ein nordischer Geist, auch die schwärmenden Italiener, die durch einen Marino und Loredano ganz in die Irre gerathen waren, wieder zur gesunden Vernunft zurück bringen könne. Aus der gelehrten Versammlung nämlich, die sie im 1672sten Jahre in ihrem Pallaste zusammen kommen ließ, und die in ihrer Gegenwart allerley gelehrte Ausarbeitungen vorlesen mußte, bildete sie allmählich die berühmte Academia degli Arcadi; die zwar erst nach ihrem Tode recht zu Stande kam, aber doch ihren Ursprung bloß der Königinn zu danken hatte. Es ist angenehm, dieses alles bey dem Herrn Rath Arkenholz zu lesen: aber die Enge des Raumes hindert uns, länger dabey stille zu stehen.

Die Anhänge dieses Theiles sind mannigfaltig. 1) liest man ein Verzeichniß der auf die Königinn geschlagenen Münzen. 2) acht und achtzig Beylagen, theils von Briefen, theils andern Schriften, die dieses Leben erläutern. 3) ein doppeltes Verzeichniß von allen Briefen der Königinn, die in beyden Theilen enthalten sind. 4) Nebenstunden, oder Sinnsprüche der Königinn, welche überaus viel schönes in sich enthalten. 5) Betrachtungen der Königinn über Alexanders des Großen Leben. 6) das Schäfergedicht Endymion, daran sie viel Theil gehabt. Es ist aber von dem Fontenelliſchen

Endymion sehr unterschieden; ob es gleich dazu Gelegenheit gegeben haben mag. 7) Freinsheims, und 8) Spanheims Lobreden auf die Königinn. 9) Ein neues Jubelgedicht auf den Nürnbergischen Executionsfrieden: und 10) vier ausführliche Register, 1) aller Reden und Lobschriften, 2) aller Handschriften der Königinn, 3) der gebrauchten Schriftsteller, und 4) aller hierinn enthaltenen Materien. Die Uebersetzung des Herrn Pagen-Hofmeisters Reifsteins ist so wohl gerathen, daß auch Kenner sie mit Vergnügen lesen werden.

* *

II.

ODE

auf das hundertjährige Andenken des zu Nürnberg vollzogenen Westphälischen Friedens. A. 1750.

Mit aufgesträubten wilden Haaren,
Die trübe Fackel in der Hand,
Die bis zum letzten Strumpf verbrannt,
Seh ich das Ungeheur in jenen Abgrund fahren.
Die Zwietracht ists! Der düstre Rauch,
Den sie erweckt, folgt ihr von weiten:
Das Mordkind kann nicht länger streiten,
Ihr Zunder ist verbraucht, und ihre Lanzen auch.
Voll Ohnmacht weicht sie nun: man hört sie gräßlich stöhnen,
Und ihr erboster Schlund knirscht scheußlich mit den Zähnen.

Da,

Da, wo sich in stockfinstern Gründen,
Ihr schwarzer Vater grämt und quält,
Daß er des schnöden Zwecks verfehlt,
Sucht auch der Tochter Harm Erleichterung zu finden.
Mit Grausen stürzt sie in das Thor,
Wo lauter Schreckgespenster schweben,
Die scheu vor ihrer Ankunft beben;
Und wirft das Windlicht hin, das kaum die Glut verlor:
Sie sinkt ganz athemlos und keichend in die Flammen,
Durch ihre Quaal auch ihn noch ärger zu verdammen.

Ha! schreyt sie, heißt das redlich kämpfen,
Wenn man dem Feinde flüchtig weicht?
Heißt das der Wünsche Ziel erreicht,
Wenn man sich so verzagt läßt Muth und Kräfte dämpfen?
Die schlaue Friedensgöttinn siegt:
Die Falsche triumphirt dort oben!
Was hilft nun unser langes Toben,
Da deines Armes Macht entkräftet unterliegt?
Willst Du, o Vater! Dich dem Streite selbst entbrechen,
Wie kann ich ganz allein den Schimpf der Hölle rächen?

Zwey Jahre hab ich ausgehalten,
Seit dem kein abgenutztes Schwert
Beschämt in seine Scheide fährt;
Zwey Jahre ließest du mich dort alleine schalten!
Wie mancher Zwist entspann sich da,
Durch meiner Fackel Funkensprühen!
Man hub von neuem an zu glühen,
Als man den Friedensschluß noch unerfüllet sah.
O! hätte deine Faust mir eifrig beygestanden,
So tobte Krieg und Wuth noch itzt in deutschen Landen.

Hier ſchleudert ſie der Haare Schlangen,
Und alle ſpeyen Funken aus.
Ihr Schwarm erhellt das Höllenhaus:
Doch eh man ſie recht ſieht, iſt auch ihr Glanz vergangen.
Sie wälzt ſich raſend in der Glut;
Der bittern Reue Brand und Stechen,
Durch nieempfundne Quaal zu ſchwächen:
Wie ſonſt verzweiflungsvoll ein Kranker öfters thut.
Man ſieht den gelben Jäſcht von ihrem Kinne fließen,
Und eitervolles Blut aus ihren Wunden ſchießen.

Die Schatten ſchaudern vor dem Grimme,
Den Stirn und Blick dabey verräth:
Und da ſie ihm den Rücken dreht,
Erhebt ſich Belials bisher verdrückte Stimme.
Wie dort im libyſchen Revier,
Wenn ihm kein Raub den Rachen füllet,
Ein ſtarker Löwe heult und brüllet:
So ſchallet, ſo ertönt auch Satans Schlund allhier.
Man fühlt bey jedem Laut Gewölb und Pfeiler ſchüttern
Der feſte Boden bebt, und die Verdammten zittern.

Wahr iſts, o Tochter! daß wir weichen!
Wir ſind verdrungen, das iſt wahr!
Allein, wie manches lange Jahr
Hat nicht mein Arm gekämpft, die Abſicht zu erreichen?
Wie kräftig blies mein ganzer Hauch,
Der Tyber aufgebrachte Fluthen,
Der Leidenſchaften tolle Gluthen,
Seit dreißig Jahren an, und deine Fackel auch!
Räumt Rom nun ſelbſt das Feld, ſo kern es hier gewonnen;
Kein Wunder, daß auch uns der Hoffnung Schnee zerronnen!

Sie sieget, leider! jene Fromme!
Die Schleicherinn gewinnt durch List:
Und da mein Feind ihr Beystand ist,
Wie willst du, daß mein Reich zu seinen Rechten komme?
Der dort in der gestirnten Luft
Den allzustrengen Zepter führet,
Machts einig, daß mein Heer verlieret:
Wie kann ich widerstehn, sobald er: Friede! ruft?
Sein Wort war mir zu stark! Vielleicht zu bessern Zeiten
Wird unsre List sein Volk weit glücklicher bestreiten.

Ja, schwarze Söhne! helft mich rächen,
Die ihr das Lateran beschützt!
Wir haben nun genug geblitzt,
Hinfort muß eure Kunst der Feinde Hochmuth brechen.
Hängt euren Hamen Köder an,
Braucht Schönheit, Reichthum, Macht und Thronen:
Der Pöbel folgt zuletzt den Kronen;
Allmählich thut der Knecht, wie sonst der Herr gethan.
Auch Vögel, die ein Mensch im Fluge nie gefangen,
Sind durch der Ruthen Leim und Schlingen zu erlangen.

Du hörst, o Vorsicht! was für Tücke
Die Hölle längst gebrütet hat:
Doch dein unendlich weiser Rath,
Vernichtet Belials verdammte Meisterstücke.
Auf deinen dampfenden Altar,
Wirst zu den reinen Cederbränden,
Das Vaterland, mit vollen Händen,
Des Dankes Weihrauch hin, nach weichender Gefahr.
Vernimm der Lippen Ernst, sieh grauer Häupter Blöße!
Erreichet gleich kein Mund der höchsten Wohlthat Größe.

Herr! der Du aus der Weisheit Gründen,
Bevor dein Wink die Welt gemacht,
Die Wahrheit auch hervorgebracht,
Und Geister lüstern schaffst, sie forschend auszufinden.
Gott! erster Quell des hohen Lichts,
Das kein erschaffner Sinn begreifet,
Worauf sich nur der Glaube steifet,
Deß Grundsatz dieser ist: Der Höchste selber sprichts!
Soll deiner Allmacht Arm das Häuflein nicht beschützen,
Das deines Geistes Trieb so kräftig konnt erhitzen?

Soll Babels Wuth in Juda siegen?
Soll Assur Israel zerstreun?
Soll Zion ganz verwüstet seyn,
Und ganz Jerusalem in Rauch und Dampf verfliegen?
Ach! soll dein Volk in Fesseln gehn?
Willst du dein Erbtheil, aus den Ketten
Der stolzen Gegner, nicht erretten;
Die sich, dafern du säumst, was ärgers unterstehn?
Soll dein und unser Feind den Weinberg ganz zertreten,
Ja denkst Du selbst vielleicht ihn zornig auszujäten?

So sah es aus, als Grimm und Morden,
Den Pleiß- und Muldenstrom gefärbt,
Als, was die Flamme nicht verderbt,
Das Opfer blinder Wuth, der Krieger Raub geworden.
Von Prag bis wo die Donau fleußt,
Wo Lech und Neckar Fluthen rollen,
Wo Mayn und Rhein den Ländern zollen,
Wo Elb- und Weserstrom sich in die Nordsee geußt;
Wo an der Oder noch ein Volk die Wahrheit ehrte,
Sah Deutschland, daß der Krieg so Stadt als Land verzehrte.

O Tilly!

O Tilly! Werkzeug der Tyrannen!
Und du, zu strenger Wallenstein!
Ihr beyde könnt nicht tapfrer seyn,
Ganz Deutschland in das Joch von Oesterreich zu spannen.
Ihr haßt, was Evangelisch glaubt,
Ihr wüthet auf die Protestanten,
Verfolgt die armen Bundsverwandten;
Die fromme Wahrheit wird gedrückt, verfolgt, beraubt.
Auch Fürsten müssen wohl von Land und Leuten fliehen,
Weil bloß durch euren Dienst des Kaisers Waffen blühen.

Du hasts gefühlt, o Niedersachsen!
Zwey Heere drungen in dein Mark;
So ward dir Ferdinand zu stark,
Und selber Dännemark war Oestreich nicht gewachsen.
Der Adler sieget überall!
In Böhmen, Bayern, Schwaben, Franken:
Nur endlich scheint das Glück zu wanken;
Es nähert sich die Zeit zu seiner Fahnen Fall.
Der Norden wachet auf! Durch Gustav Adolphs Waffen
Will Gott dem Glauben Schutz, der Kirche Rettung schaffen.

Er kömmt, er schlägt, er kann auch siegen!
Sein Heer ist klein, doch groß an Muth:
Es straft der stolzen Feinde Wuth,
Die alles Völkerrecht gewaltsam überstiegen.
Was Churfürst Moritz vor der Zeit
Dem fünften Karl recht abgedrungen;
Vom ersten Ferdinand erzwungen;
O Passau! dein Vertrag, ward offenbar entweiht:
Der zweyte Ferdinand macht alles das zu Schanden,
Was Reich und Kaiser sonst der Wahrheit zugestanden.

und Tugend nicht zu vergeſſen, ſondern ordentlich zu beſchreiben, was ihnen vor 1500. Jahren mit den Römern und andern Nationen begegnet; Er wolle aber nicht die alten Bücher und Hiſtorien von Wort zu Wort ins Deutſche bringen, weil ſie viel zu lang ſeyen, und viel Heydniſche Abgötterey in ſich halten; ſondern daraus nur nehmen, was ſich in Deutſcher Sprache am beſten fügen wolle; ſich auch nicht auf ein Buch begeben, ſondern aus allen bewährten Lateiniſchen und Griechiſchen Büchern ſammelen was ihme füglich ſeye, ꝛc.

Aus dieſen Worten ſollte man ſchlieſſen können, daß der Uberſetzer noch eine beſondere Geſchichte von den Thaten der Deutſchen aus allerley Autorn zuſammen zu tragen willens geweſen. Alleine ſie ſind von dem gegenwärtigen Werke zu verſtehen, welches keine eigentliche Uberſetzung *Liuii*, ſondern guten Theils eine aus mehr alten Scribenten gezogne Erzehlung der Römiſchen Geſchichten iſt; wie aus der Zuſammenhaltung des Lateiniſchen Livianiſchen und dieſes deutſchen Textes zu erſehen, und er in der dem andern Buche vorgeſetzten kurtzen Vorrede ſelbſt geſtehet, welche von Wort zu Wort alſo lautet:

So ich vß etwan manchem Buch die recht Römiſch Hyſtorien von der Zeit an, als Rom von erſt gebauwen ward, vil nach bis vff fünff hundert iar zuſamen getragen und beſchrieben hab, in der Zeit die Römer mit mancher not gantz Italien jnen vnterthenig gemacht vnd bezwungen haben, vnd nun

füro

Erretter jenes Pommerlandes!
Du, Mekelburgs erseufzter Schutz!
O Adolph! Dir entweicht der Trutz
Der ungeschlachten Schaar, der Geißeln dieses Landes.
Wie fliehn Torquat und Hannibal!
Und fällst Du gleich von Glut und Flammen,
Bestürmtes Magdeburg! zusammen,
Beschleunigt Tilly doch dadurch den eignen Fall.
Auf Leipzigs Feldern muß sein kühnes Heer erliegen,
Von Sachsens Macht verstärkt, kann Gustav herrlich siegen.

Er fliegt durch Franken bis zum Rheine,
Durch Schwaben bis ins Bayerland!
Umsonst ist Tillys Widerstand,
Am Lech zerschmettert ihm ein Kugelbley die Beine.
Er stirbt, und nun muß Wallenstein
Vor Schwedens Rächerfahnen weichen:
Bey Lützen steht ihr Siegeszeichen;
Doch leider, sinkt der Held! Sein Sieg soll blutig seyn.
Wie Decius für Rom den Lorberkranz erworben,
So ist der Glaubensheld fürs Lutherthum gestorben.

Wer kann hier alle Schlachten zählen?
Wer schildert alles Metzeln ab,
Dazu der Krieg den Anlaß gab?
Der Einfalt selbst wirds hier wohl nie an Farben fehlen.
Bald sieget Bernhard, Weimars Haupt,
Graf Horn und Lüneburgs George;
Bald trägt Graf Oxenstiern die Sorge,
Für unsers Glaubens Recht, dem man die Ruh geraubt.
Bald kömmt Graf Wallenstein mit schlechtem Ruhm ums Leben:
Des Kaisers Zorn läßt ihm den Lohn in Eger geben.

Du selber mußt zu früh erblassen,
Zu sehr erhitzter Ferdinand!
Bevor du noch des Krieges Brand,
Den deine Wuth erregt, durch Glimpf erstiken lassen.
Du fährst ins dunkle Todtenreich,
Von der entleibten Geister Menge
Wird Bahn und Abgrund dir zu enge.
Ihr ungeheurer Schwarm ist großen Heeren gleich.
Die alle fodern Recht, um ihr zu frühes Sterben,
Die alle schreyen: Gott! laß ewig ihn verderben.

Erzittert! bebet doch ihr Helden!
Ihr Fürsten, die ihr Volker würgt,
Bis sich der Schmäuchler Mund verbürgt:
Man werd' auch euren Ruhm der späten Nachwelt melden.
Wie? wenn ihr jede Leiche nur,
Die euer Stolz der Welt entrissen,
Durch so viel Jahre solltet büßen;
Als sie, zu früh entleibt, zu ihren Vätern fuhr?
Sagt, pocht nicht eure Brust, bey solchem Angedenken?
Und sprecht, wem könnt ihr wohl das Leben wieder schenken?

Wer lehrt mich Baners edle Thaten,
Und deinen Muth, o Torstenſohn!
Dem Schlesien und Mähren schon
Zum Lohn der Tapferkeit in tapfre Hand gerathen.
Bedrängtes Leipzig! Deine Flur
Wird abermal des Krieges Bühne.
Zwar ficht der Oesterreicher kühne:
Doch weist ihm Schweden bald des Rückzugs rothe Spur:
Bis Wrangel Böhmen schreckt, und Egers Wälle zwinget,
Und Königsmark auch Prag in Noth und Jammer bringet.

Chriſtina herrſcht im tapfern Norden,
Chriſtina, Guſtavs Götterkind;
An Geiſt, der Pallas gleich geſinnt,
An Muth, der Tomyris vollkommen gleich geworden.
Des großen Vaters Rächerſchwert
Blitzt nun in ihren muntern Händen:
Sie wunſcht das Metzeln zwar zu enden;
Es hat auch lang genug gewährt!
Allein der Feinde Wuth und ſtarren Hals zu dämpfen,
Muß Schwedens ſiegend Heer noch unermüdet kämpfen.

Du Krone großer Prinzeſſinnen!
Wo glich dir je ein weiblich Haupt?
Was man von dir mit Grunde glaubt,
Beſchämt Zenobien, den Preis der Königinnen.
O! hätteſt du der Wahrheit Recht,
Das dir ſo manchen Kranz geflechten,
Nur Lebenslang ſo ſchön verfochten:
So hätte ſich dein Glanz im Norden nicht geſchwächt.
Doch itzo fichtſt du noch, für die gerechte Sache;
Noch nimmt der Himmel bloß durch deine Waffen Rache.

Karl Guſtav kömmt mit friſchen Schaaren!
Gott Lob! nun legt man ſich zum Ziel:
Bellona ſchließt ihr langes Spiel,
Rom weicht, und alle die, ſo ſeine Kämpfer waren.
Man iſt des langen Mordens ſatt,
Und ſehnt ſich nach dem ſanften Frieden:
Der Himmel hat ihn uns beſchieden,
Nachdem der Krieg ſein Volk genug bewähret hat.
In dir, o Münabrück! Du Kern vom alten Sachſen,
Muß auf des Höchſten Wink ein ſüßer Oelzweig wachſen.

Zwar

Zwar ist das Vatican ergrimmet,
Daß seiner Streiter Arm nicht siegt,
Das Lutherthum nicht gar erliegt,
Halb Deutschland nicht bereits in eignem Blute schwimmet.
Es zürnt und drohet Fluch und Bann,
Den ganzen Frieden zu vernichten:
Doch du, o Gott! kannst Zwietracht schlichten,
In Nürnberg sieht die Welt, was Deine Vorsicht kann.
Der Protestanten Volk soll nun in deutschen Reichen,
An Freyheit, Recht und Glanz den stolzen Gegnern gleichen.

Triumph! Triumph! ihr Glaubensbrüder,
So ist die Wahrheit endlich frey!
Nun drückt uns keine Tyranney,
Kein unerträglich Joch des Aberglaubens nieder.
Wir ehren Gott, wie ers gebeuth;
Kein Aftergötze sieht uns knieen;
Kein falsches Opfer heißt uns fliehen;
Wie Heidentempel dort die erste Christenheit.
Ein Gott ist unser Herr, dem wir den Dienst versprochen:
Was soll der Gräuel denn vermorschter Todtenknochen?

Ihr Künste! die des Mavors Toben
Seit dreyßig Jahren fast erstickt,
Schätzt euch hinfort dreymal beglückt:
Nun sind Gefahr und Noth und Drangsal aufgehoben.
Der Wissenschaften Blumenfeld,
Lag so viel Zeiten ganz zertreten;
Man trieb die Musen aus den Städten.
Und ihrer Söhne Schaar ward Kriegern beygesellt;
Die Lanzen härteten zum Kiel gewöhnte Hände,
So litten Kirch und Staat, das Recht und alle Stände.

So gieng es, als der Nord die Gothen,
Der Heruler, der Sueven Schaar,
Und manchen streifenden Barbar,
Das Longobardenvolk, die Hunnen aufgebothen.
Wie da aus Rom und überall,
Der Musen Künste weichen mußten;
Davon die Barbarn gar nichts wußten:
So gieng es auch bey uns, mit aller Künste Fall.
Der Krieg verwüstete Apollons schönste Sitze:
Wo Staal und Faust regiert, was fragt man da nach Witze?

Gott Lob! die Zeit ist überstanden;
Ihr Musen! tretet frisch hervor.
Kaum zeigt sich euer muntres Chor,
So liebt und lockt man euch bereits nach allen Landen.
Seyd froh, ihr Holden! jedes Jahr
Wird euch fast neue Tempel weihen;
So wird sich euer Flor erneuen,
Und doppelt stärker blühn, als je geschehen war.
Wo eure Namen kaum vorhin bekannt geworden,
Da stiftet man für euch die schönsten Priesterorden.

Ergänzt nun die zerbrochnen Mauren,
Ihr Städte, die der Feind verheert!
Räumt weg den Schutt, der euch beschwert:
Nun wird der Straßen Schmuck, der Häuser Zierde dauren.
Erneut der Tempel Glanz und Pracht,
Verziert so Kanzeln als Altäre!
Es wüthen ferner keine Heere,
Davon die Räuberfaust sie öd und wüst gemacht.
Laßt euer Ohles Erzt, ihr Thürme wiederschallen!
Der wahre Glaube steht, und wird wohl niemals fallen.

Seht!

Geht! prophezeiht, so viel ihr wollet,
Ihr Feinde! seinen Untergang.
Itzt schallt sein zweyter Jubelklang,
Den ihr, so sehr ihrs wünscht, doch nicht verhindern sollet.
Der Protestanten Fürstenchor
Scheint freylich an der Zahl geschwächet:
Allein der Himmel hats gerächet,
An Macht und Ansehn ists weit stärker, als zuvor.
Und will dein Schwert für uns, o Schweden! nicht mehr blitzen,
So wird der Britten Haupt und Preußen uns beschützen.

Ich irre! . . Nein, des Himmels Fügen,
Ist seines Volkes bester Schutz!
Durch dieß beuth man den Feinden Trutz;
Durch seine Gnade bloß ist unsre Macht gestiegen.
Sie gab den Fürsten Muth und Herz,
Nur jüngst der Brüder Recht zu decken;
Die Gegner überfiel ein Schrecken,
Sie sehn, des Reiches Schluß ist fernerhin kein Scherz.
Die Engelsburg erschrickt, und sucht in ihren Kindern,
So sehr sie selber bebt, umsonst die Furcht zu mindern.

Umsonst! der Himmel wird uns stärken,
Er selbst hats über euch verhängt.
Er siehts, wie ihr die Wahrheit drängt,
Und will, ihr sollt dabey der Allmacht Finger merken.
Verfolgt man euch denn, so wie ihr?
Wer raubt euch Kirchen, Bilder, Bücher?
In unsern Mauern wohnt ihr sicher!
O! folgt dem Beyspiel nach, und macht es so, wie wir.
Wer zwingt euch unter uns, Roms Ansehn zu verdammen?
Wen wirft man, wie bey euch, tyrannisch in die Flammen?

Es herrſche künftig Treu und Glaube!
Das Reich bedarf die Einigkeit:
Damit ihm nicht, bey innerm Streit,
Sein Feind und Nachbar einſt das ſchönſte Kleinod raube.
Wie theuer kam der Friedensſchluß
Auf beyden Theilen uns zu ſtehen!
Soll Fried und Ruh nicht untergehen,
So duldet beyderſeits, was jeder dulden muß.
Die Zeiten ſind nun da, da Lämmer, Scorpionen,
In Eintracht friedlich ſind, und bey einander wohnen.

O Engel! der du mit den Ketten,
Vom Himmel in den Abgrund fährſt;
Und da des Drachen Hals beſchwerſt,
Die Oberwelt vor ihm auf tauſend Jahr zu retten,
Ach! ſchleuß des Pfuhles Rachen zu!
Befrey uns von der Wuth der Schlangen!
Es iſt ihr Giſts genug entgangen,
Halt ſie durch deine Kraft noch tauſend Jahr in Ruh:
Bis auf des Lammes Wink, beym ſel'gen Auferſtehen,
Sein hier geſchütztes Volk ihm wird entgegen gehen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Commentatio continuata de Epopœia chriſtiana etc. a Joh. Henr. Stuſs, Gymn. Rect. et Reg. Pr. Acad. Sci. Coll. Gothæ, Litt. Reyher. in 4.

Der Herr Rector Stuß hat kaum unſere neuliche Antwort auf ſeine Einladungsſchrift geleſen, ſo iſt er gleich mit einer neuen Commentation herausgerücket; und kaum war dieſe fertig, als er ſchon, ohne unſere Erwiederung zu erwarten,

warten, mit einer dritten ans Licht trat. Man ſieht alſo, daß kaum jener weiſe Mann im Hiob, der Rede ſo voll geweſen, als er; und daß es ihm geht, wie den Karthäuſern, die, weil ſie im ganzen Jahre nur einen Tag reden dörfen, an demſelben ganz allein reden wollen, und keinen Menſchen zum Worte kommen laſſen. So wenig wir nun demſelben ſeine Ungeduld und Fruchtbarkeit an Einwendungen und Scheingründen beneiden: eben ſo wenig hat uns bisher der Odem in unſerm Bauche geängſtet. Wir haben gedacht, wer langſam kömmt, der kömmt doch auch nach; und wir beſannen uns, daß Kaiſer Auguſt, mit ſeinem Feſtina lente, noch niemals einer Thorheit beſchuldiget worden. Vieleicht wird es alſo auch von unſerer Vertheidigung heißen: ſat cito, ſi ſat bene: und geſetzt, daß er in dem Urtheile gewiſſer Zeitungsſchreiber, mit ſeiner kriegeriſchen Hitze, einen großen Vorſprung vor uns erhalten hat: ſo wollen wir, mit einer mehrern Gelaſſenheit, dennoch den Muth nicht ſinken laſſen.

Gleich anfangs müſſen wir anmerken, daß der Herr Verfechter chriſtlicher Epopöen, in der Wahl ſeiner Wehrmänner, und vermeynten Bundsgenoſſen, etwas unglücklich iſt. Schon in der erſten Commentatione hat er ſich auf den Herrn Voltaire beruffen; und ſein Anſehen einem Boileau und Bailler entgegen geſetzet. So ſieghaft das in gewiſſer Leute Ohren klang, denen Voltaire, als ein itziger Modeſcribent, viel bekannter iſt, als jene beyde Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts: ſo ſehr iſt es ſchade, daß Herr von Voltaire ihm nicht

treu

treu geblieben; oder vielleicht niemals auf ſeiner Partey geweſen iſt. Wir ſollten beynahe das letztere denken: denn es ſcheint uns wenigſtens nicht, daß er irgend uns zu gefallen, ſeine Meynung geändert haben ſollte. So ſchreibt aber dieſer Dichter, der allerdings in dem Credit ſteht, daß er die Regeln der Dichtkunſt verſtehe und auszuüben wiſſe, in dem Siécle de Louis XIV. auf der 380 Seite des II. Bandes von den *Faſtes de l'Egliſe de Godeau*. En croyant, heißt es, égaler les Faſtes d'Ovide, ni ſon ſujet, ni ſon genie n'y pouvoient ſuffire. Nun gebe Herr Rector-Stuß fleißig Achtung! C'EST UNE GRANDE ERREUR, *de penſer, que les ſujets chretiens puiſſent convenir à la poeſie*, comme ceux du Paganiſme: dont la Mythologie, auſſi agreable, que fauſſe, animoit toute la Nature. D. i. „Indem ſich Godeau einbildete, die poetiſchen „Jahrbücher Ovids erreichen zu können: ſo war „weder ſein Stoff (d. i. die chriſtliche Religion) noch „ſeine Fähigkeit zureichend dazu. Es iſt ein groſſer Irrthum, wenn man denket, daß chriſtliche Materien ſich ſogut für die Poeſie ſchicken, als die heydniſchen: darinnen die Mythologie, welche ſo angenehm, als falſch iſt, die ganze Natur beſeelete.

Da haben wir nun den einen großen Triumph des Herrn Rectors Stuß auf einmal zunichte gemacht. Sein eingebildeter großer Vorfechter, oder Secundant, läßt ihn im Stiche, und ſteht auf unſrer Seite. Er beſchuldigt ihn eines groſſen Irrthums, wenn er glaubt, daß chriſtliche Materien ſich zur Poeſie ſchickten.

schicken. Und warum das? Weil das Dichten darinnen nicht so erlaubt ist, als im Heidenthume, dessen ganze Mythologie fabelhaft war. Was wollen wir mehr? Herr Voltaire geht gar noch weiter, als wir. Er spricht fast der ganzen Poesie das Christenthum ab; da wir solches nur von der Epopöe behauptet haben. Wenn also Herr Rector Scuß keine bessere Wehrmänner hat, als Herrn von Voltaire; so wird er wenig wider uns ausrichten.

Doch es ist leicht vorher zu sehen, daß unser Herr Gegner, nach seiner Gewohnheit, zu einem Misverstande seine Zuflucht nehmen wird. „Was? „wird er sagen? Kann denn Voltaire sich selbst verdammen? Hat er nicht in seiner Henriade, wie „in seiner Alzire und Zaire, selbst die christliche „Religion in der Poesie gebrauchet? Es ist freylich wahr, und man darf diese Gedichte nur halbigt kennen, so fällt solches in die Augen. Allein so leicht betrüget der Schein nur Leute, die nicht gewohnt sind, in gelehrten Streitigkeiten bey der Klinge zu fechten. Und hier sieht man, wie gut es ist, wenn Humanisten auch ein wenig die Philosophie, sonderlich die Logik, gelernet haben. Sie können desto gründlicher disputiren, und lassen sich nicht durch jedes Irrlicht eines Scheingrundes, von dem Wege der Wahrheit abführen.

Dieses unsern Lesern begreiflicher zu machen, müssen wir diesen scheinbaren Widerspruch der voltairischen Regel, und seiner Exempel heben. Dieses ist desto nöthiger, da es in der ganzen Streitigkeit ein

Licht

fúro greiffen vnnd beſchreiben wil, wie in den nachgenden zwei hundert iaren vil nach die gantzen welt in ir gehorſam komen mit ſtreit vnd manheit von in erobert ſey. So ſind ich groſſen mangel an latyniſchen Büchern, nit das der Römer mangel, that vnd geſchichten von den alten nit beſchrieben, ſundern das die beſten bücher durch farläſſigkeit der nachkomner verachtet vnd verlorn ſein, Hierumb ob dis buch von Luſt vnd Zierd der Hyſtorien ſich dem erſten nit vergleichen würd bit ich das man das nit allein meinem vnfleiß vnd gebrechenlichheit, ſunder dem mangel der bücher, in den ich die Hyſtorien nit baß beſchrieben ſind, zulegen wöl, wan ich mich der arbeit nit trauren ſunder als ich im anfang dis buchs verſprochen hab, allen fleiß ankeren, vnd vß allen büchern die ich erfaren mag die nachgenden geſchichten der Römer (gleicherweiß als die bynen honig vß manchen blumen verſamlen) alſo wil ich nach meinem beſten vermügen diß buch zuſamen bringen vnd vß vil hyſtorien erſetzen.

Zu einer Probe der Schöferliniſchen Uberſetzung, (wenn ſolche je eine zu nennen iſt,) wollen wir den Anfang des Textes herſetzen. fol. II. Wie die Römer ihren Urſprung von den Troianern haben.

„Alle die ye von der Römer hyſtorien geſchrieben
„haben, ſeind des eynmündig, das ir vrſprung von
„den Troianern her komen, die nach der zerſtörung
„Troie mit Eneas flüchtig in Italien komen ſein

zu

Licht anzünden wird. Wenn man von chriſtlichen Materien, in der Dichtkunſt redet, ſo kann man es anfänglich von allen Begebenheiten verſtehen, darinn Chriſten mit vorkommen; ſie mögen nun entweder allein, oder auch neben Türken, oder Heyden auf der poetiſchen Bühne erſcheinen. So iſt z. E. des Taſſo befreytes Jeruſalem ein chriſtliches Gedicht; ſo ſind die Pucelle von Orleans, die Henriade, der Polyeuktes, die Alzire und Zaire, für chriſtliche Gedichte zu halten. Ja, in ſoweit auch die jüdiſche Religion als der Grund der chriſtlichen anzuſehen iſt, ſo ſind auch Eſther und Athalia, ja des Herrn Voltaire Simſon dafür zu halten. Allein eine ganz andere Bedeutung hat das Wort chriſtliche Materien, (les ſujets chretiens) wenn man es bloß von geoffenbarten Wahrheiten, von Geheimniſſen der chriſtlichen Religion, davon die Vernunft nichts wiſſen würde, verſteht. Dahin gehören nun die Materien von der Schöpfungsgeſchichte, vom Falle Satans und ſeiner Engel, vom Falle Adams, und von der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts durch Chriſtum; von ſeiner Geburt, Wundern, Leiden, Höllen- und Himmelfahrt. Alle dieſe Sachen ſind im engern Verſtande chriſtlich; und betreffen das eigentliche Weſen der chriſtlichen Religion: in ſoweit ſie geoffenbaret iſt; und aller Menſchen Witz übertrifft. Das ſind die ſchrecklichen Geheimniſſe des Chriſtenglaubens, davon Boileau in der vormals angezogenen Stelle redete: und davon haben ſich du Bartas, St. Amant, Milton und

viele

viele andre lateiniſche Dichter; bey uns aber Herr Klopſtock, in ſeinem Meſſias, zu ſingen die Freyheit genommen.

Wenn man nun dieſe zwiefache Bedeutung, oder Art chriſtlicher Materien vor Augen hat: ſo iſt nichts deutlicher, als daß Herr von Voltaire ſich gar nicht widerſpricht. Seine Gedichte gehören zu der erſten Art; ſeine Regel aber redet von der zweyten. Er verwirft nur den Irrthum, daß man die eigentlich geoffenbarten Geheimniſſe der Schrift mit Fabeln vermengen, oder fabelhaft einkleiden ſoll: nicht aber, daß man in Erdichtung weltlicher Geſchichte, darinn Chriſten vorkommen, des Chriſtenthums nicht gedenken; oder keine Fabeln darein dichten ſolle, die der chriſtlichen Religion gemäß wären. Dieß hat er ſelbſt gethan; dieß hat auch Taſſo, wiewohl nicht auf die beſte und wahrſcheinlichſte Art, gewaget. Dieß haben andre Dichter mehr ungeſtraft thun können. Ganz ein anders aber iſt es, die Geheimniſſe der Schrift mit Fabeln beſudeln; die der Geiſt Gottes, ohne Zweifel, als frevelhafte Beflekkungen ſeiner Wahrheit anſieht, und die von den Apoſteln, an den Gnoſtikern der erſten Kirche, die alles mit ihren erdichteten Aeonen, und andern Alfanzereyen anfülleten, ſo nachdrücklich beſtrafeten.

Es iſt wahr, daß auch in den andern chriſtlichen Gedichten, unzählige Fehler im Fabuliren begangen werden können, und von vielen Dichtern begangen worden ſind. An ſeinen Italienern hat dieſes der Bologneſer D. Pier-Franceſco Bottazzoni,

in ſeinen Lettere diſcorſive, intorno ad alcuni Poetici abuſi, pregiudizievoli al decoro della Religion cattolica, die zu Neapolis 1733 in 4. herausgekommen, vielfältig getadelt und verworfen. Sonderlich hat er den Arioſt in dieſem Stücke ſehr beſtrafet, wenn er von Engeln und Teufeln recht widerſinniſches Zeug gedichtet. Er führet auch den Tannaquil Faber, de futilitate Poëtices, und den *Udeno Niſieli*, in ſeinen Proginnalmati an, die ſolches ſehr ſcharf getadelt haben. Und wenn gleich Herr Voltaire glaubet, die heydniſche Mythologie habe alles Dichten freygeſtellet, ſo iſt dieſes doch darum bey den Heyden ſelbſt, nicht ſo ausgemachet geweſen; daß man die Dichter nicht ihrer närriſchen Fabeln halber getadelt und verworfen hätte. Man darf nur leſen, was Lucian ihnen an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften für bittere Vorwürfe und Spöttereyen an den Hals geworfen. Und daraus ſchließt Niſieli, im 64ſten Proginn. Vol. 3. p. 163. wo er wider den Arioſt ſchreibt, ſo: Ma qual riprenſione e gaſtigo ſopraſtà meritamente ai noſtri ſcrittori, verſo la religione irreverenti, ſe i Gentili ſteſſo dicono: Pythagoram cum deſcendiſſet ad Inferos, Heſiodi animam vidiſſe æneæ columnæ alligatam, et ſtridentem; Homeri vero animam de arbore pendentem, et ſerpentibus circumdatam; propter ea, quae de Diis dixiſſent. Hieraus ſchließt er nun billig: War es unter den Heyden ſchändlich und ſtrafbar, die Religion zu beleidigen, und von Göttern unanſtändige Dinge zu dichten: wie vielmehr wird ſolches bey der chriſtlichen

chen wahren Religion verwerflich und tadelhaft ſeyn? S. die 108 und 109 Seite der obangezogenen Lettere diſcorſive.

Nach dieſer Einleitung, wollen wir dieſe neue Einladungsſchrift ſelbſt ein wenig beleuchten; woraus von neuem erhellen wird, wie ſchlecht Herr R. St. ſeine Vorfechter zu wählen wiſſe. Er beruft ſich auf den großen Leibnitz, und meynet uns mit dieſem anſehnlichen Namen ganz niederzuſchlagen. Die Stelle, die er aus dem Otio Hanoverano anführet, iſt uns längſt bekannt geweſen: weit gefehlet aber, daß ſie uns den geringſten Scrupel in dieſer Sache hätte machen ſollen; ſo haben wir ſie für eben ſo unterſchieden am Verſtande befunden, als diejenige iſt, darinn man zu Berlin das neue Grundgeſetz der Wirkungskraft finden will.

Es geht manchmal denen, die Beweiſe ihrer Meynungen in großen Männern ſuchen, wie dem berühmten Huetius. Dieſer fand in allen Schriften der Heyden, unter allerley Namen berühmter Leute, immer den Moſes. Man konnte es nicht begreifen, wie doch ſo viel andre Gelehrte ſolches nicht auch geſehen hätten: bis ein luſtiger Kopf die Urſache davon entdeckte. Auf des Huetius Brille, ſaget dieſer, ſtund durch die Leichtfertigkeit des Brillenmachers, der Namen Moſes, mit einem Diamant eingeſchnitten. Ueberall nun, wo Huetius damit in den alten Schriftſtellern hinſah, da erblickte er den Moſes. Eben ſo geht es dem Herrn R. St. Wir wollten wohl wetten, daß ihm ein leichtfertiger Vogel, vielleicht von ſeinen Freunden, oder

Schülern, auf ſeine Brille, Epopœia chriſtiana, eingeſchnitten hat. Daher findet der wackere Mann überall, wo er nachlieſt, was er wünſchet; lauter Beweiſe der chriſtlichen Epopöe!

Scherz beyſeite! wie wir denn hoffen, daß er eine Vergleichung mit einem ſo großen, und unſtreitig gelehrten Manne, nicht wird übel nehmen können: die Leibnitziſchen Worte lauten im Deutſchen ſo *: „Man weis, daß die Märtyrer die heftigſten „Schmerzen, nur bloß durch eine lebhafte Einbil„dung der künftigen Glückſeligkeit, ausgeſtanden. „Denn anders iſt es nicht möglich, dem Schmerze, „oder der Wolluſt zu widerſtehen, als durch entge„gengeſetzte Dinge. = = Dieſe Einbildung ſollte „man in einer vollkommenen Republik, von Kind„heit an, allen Menſchen, den Weiſen wie dem Pö„bel, einprägen. Es wird auch den Weiſen nicht „ſchaden, ſich der Gedichte, Allegorien, Fabeln „und allerley Schattenbilder zu bedienen: weil zu „einer an ſich guten Sache, alle Mittel recht ſind, „und niemand derſelben nöthiger hat, als die Wei„ſen; die ſonſt am wenigſten den Leidenſchaften un„terworfen ſind, und alſo keine ſtarke Einbildungs„kraft zu haben, folglich auch den Schmerzen „ſchwerlich zu widerſtehen pflegen. Ich glaube da„her, daß ein japaniſches Weibsbild, das durch „gewiſſe, wiewohl abgeſchmackte Begriffe, vom ewi„gen Leben eingenommen iſt, ſehr leicht den tiefge„lehrteſten Doctor der Theologie in Europa, an „Standhaftigkeit übertreffen würde. = = Es ent„ſteht

* P. II. Otii Hanov. Num. LXIX. p. 169. ſeq.

„ſteht aber eine ſtarke Einbildungskraft, entweder „durch Bilder, oder durch Töne. Denn durch die grö„bern Sinne werden die Sachen nicht ſo gut vorge„ſtellet. Bilder ſind deutlicher, Töne aber ſtär„ker; weil dort die Ruhe, hier die Bewegung herr„ſchet. Worte ſind Töne, welche hauptſächlich die „Bilder geſehener Dinge erwecken. Wenn alſo „Wörter in Verſe und Lieder gebracht werden, ſo „haben ſie eine unglaubliche Gewalt zu bewegen: „weil ſie zugleich Bilder, und Töne darſtellen.„

Hier berufen wir uns nun kühnlich auf unſre Leſer: ob ſie wohl das geringſte Wort, von der unter uns ſtreitigen Frage, antreffen? Leibnitz philoſophiret ſehr gründlich von der Kraft der Dichtkunſt in den Gemüthern der Menſchen. Er zeiget, daß Lieder die Einbildungskraft ſehr rühren. Aber haben wir das jemals geläugnet? Wir haben in unſrer evangeliſchen Kirche, gottlob! die ſchönſten Lieder von der Welt. Wider dieſe ſtreitet kein Menſch. Der Meſſias aber wird weder in Kirchen, noch zu Hauſe geſungen: wo ihn nicht irgend Herr Rector Struß, uns zum Poſſen, noch in Noten ſetzet; wie er ihn ſchon ins Lateiniſche zu bringen angefangen hat. Was ſoll alſo dieſe Stelle wider uns beweiſen?

Doch wir müſſen nichts verſchweigen. Er nimmt auch folgende Worte aus Leibnitzen dazu: „Nun „bin ich der Meynung, die Poeten könnten ſich um „das gemeine Weſen nicht verdienter machen, als „wenn ſie ſich mit allen Kräften bemüheten, die ewi„ge Seligkeit, mit den ſchönſten Farben abzumalen,

„und den Gemüthern einzuprägen. Denn die Laſter „werden ja, durch Lieder und Opern geprieſen: und „es iſt ein Vorurtheil des Pöbels, daß die Liebeslie„der am ſchönſten klingen. Wenn man nun die „Schönheit des ewigen Lebens, und die ſchrecklichen „Strafen der Laſter abzuſchildern, Komödien mache„te: ſo würde es beſſer um das gemeine Weſen „ſtehen.„

Das iſt es alles, was Herr R. St. in Leibnitzen gefunden hat: und nun wiederholen wir unſre Frage; ob unſre Leſer wohl ein Wort davon finden, wovon unter uns der Streit iſt? Wir ſelbſt ſehen keine einzige Sylbe, und können Leibnitzen völlig recht geben, ohne das geringſte dabey zu verlieren. Unſre Poeten haben ſchon längſt ſchöne Lieder vom ewigen Leben, und den Höllenſtrafen gemachet, die in allen Geſangbüchern ſtehen. Z. E. Alle Menſchen müſſen ſterben. Es iſt gewiß ein' große Gnad. Freu dich ſehr, o meine Seele. Laſſet Klag und Trauren fahren. Ermuntert euch, ihr Frommen. Iſts? oder iſt mein Geiſt entzückt? O! wie ſelig ſeyd ihr doch, ihr Frommen. Du o ſchönes Weltgebäude. Schöner Himmelsſaal. Seelge Ewigkeit. Ich bin ja Herr in deiner Macht. O Ewigkeit! du Donnerwort. u. d. m. Alle dieſe thun die ſchönſten Wirkungen in den Gemüthern; und geiſtreiche Dichter werden wohl thun, wenn ſie deren Zahl, nach den beweglichſten Melodien noch vermehren. Aber wenn ſie das nun thun: werden das Epopöen ſeyn? Werden dann wohl klopſtockiſche Meſſiaſſe daraus werden?

Doch,

Doch, Herr R. St. ſcheint auf den letzten Vorſchlag, von geiſtlichen Komödien von Himmel und Hölle zu bringen; und fraget: Ob derjenige, der die Poeſie mit ihren Zierrathen, ja wer Komödien verlanget, die der Religion und Frömmigkeit dienen; ob der poetiſche Erdichtungen in geiſtlichen Materien verwerfe, oder erfodere? Dieß iſt nun der ſtärkſte Streich, den der Herr R. St. dem Herrn Prof. G. verſetzet. Sollen wir aber die Wahrheit ſagen; ſo kömmt er uns gar nicht gefährlich, vielweniger tödtlich vor. Denn fürs erſte, ſind in Beſchreibungen des ewigen Lebens und der Höllenmarter, ſehr viele andre Zierrathe möglich; ohne die Erdichtungen zu brauchen, davon die heutigen Epopöen wimmeln. Man bedienet ſich darinn billig aller Bilder, die ſchriftmäßig ſind; und davon obgemeldete Lieder voll ſind. Z. E.

Da wird ſeyn das Freudenleben,
Da viel tauſend Seelen ſchon
Sind mit Himmelsglanz umgeben,
Dienen Gott vor ſeinem Thron;
Da die Seraphinen prangen,
Und das hohe Lied anfangen:
Heilig, heilig, heilig heißt,
Gott der Vater, Soßn und Geiſt.

Da die Patriarchen wohnen,
Die Propheten allzumal;
Wo auf ihren Ehrenthronen
Sitzet die gezwölfte Zahl;
Wo in ſo viel tauſend Jahren
Alle Frommen hingefahren;
Wo wir unſerm Gott zu Ehren
Ewig Halleluja hören.

O Jeruſalem, du ſchöne!
O wie helle glänzeſt du!
Ach welch lieblich Luſtgetöne
Hört man da in ſanfter Ruh!
O der großen Freud und Wonne!
Jetzund gehet auf die Sonne,
Jetzund gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag.

Ach! ich habe ſchon erblicket
Alle dieſe Herrlichkeit.
Jetzo werd ich ſchön geſchmücket
Mit dem weißen Himmelskleid;
Mit der göldnen Ehrenkrone
Steh ich da vor Gottes Throne;
Schaue ſolche Freude an,
Die kein Ende nehmen kann.

Was iſt rührender, als dieſe Beſchreibung? und was iſt fähiger, eine nur etwas lebhafte Einbildungskraft zu erheben und zu entzücken; zumal wenn es geſungen wird? Aber was iſt auch weiter von Erdichtungen entfernet? Und gleichwohl ſind dieſes die bibliſchen Bilder noch lange nicht alle. Simon Dach hat deren noch andre gefunden. Er ſinget unter andern ſo:

Gott von Angeſicht,
Wie er iſt, erkennen
Durch das große Licht
Seiner Liebe brennen;
Sprechen: Einig du
Gott! biſt meine Ruh:

Ueber alle Maaß
Einigſam ſein genießen;
Ihn ohn Unterlaß
In die Arme ſchließen;
Und ſich ſpiegeln ganz
Nur in ſeinem Glanz:

Aller Väter Schaar,
Und die lieben Seinen,
Sprechen immerdar;
Nirgends über weinen;
Ohn Gefahr und Pein,
Und ohn Krankheit ſeyn:

Seine

Seine Stimm empor
Mit den Engeln ſchwingen
Und in vollem Chor
Unſerm Schöpfer ſingen;
Heilig biſt du Gott!
O Herr Zebaoth!

Und dieß alles zwar
Nicht nur lange Zeiten,
Hundert tauſend Jahr,
Die zuletzt verſchreiten;
Nein, ohn End und Zeit,
Und in Ewigkeit:

Dieſes, und was mehr,
Ueber Menſchenzungen
Noch in kein Gehör,
In kein Herz gedrungen,
Wohnt, o Himmelszier!
Ewiglich in dir.

Solche Geſänge nun rühren freylich: und was können unſre Dichter noch mehr thun? Leibnitz meynt: ſie ſollen auch Komödien von Himmel und Hölle machen. Die Alten unter ihnen habens gethan. Ringwalt hat Himmel und Hölle beſchrieben. Wir haben Komödien vom reichen Manne und armen Lazarus, u. d. gl. m. Aber würden ſolche Vorſtellungen auf der Bühne nicht lächerlich werden, und alſo der Religion mehr ſchaden, als nützen? Herr v. Leibnitz ſcheint dieſes nicht genug überleget zu haben: wie er denn auch unſre geiſtlichen Lieder, zumal die neuern, nicht genug gekannt; weil er einen großen Theil ſeines Lebens, auf Reiſen in katholiſchen Landen, oder in England zugebracht, wo er ſie nicht hat hören können. So gültig uns alſo ſein Urtheil dünket, ſo ſehr ſehen wir uns genöthiget, in dieſem Stücke von ihm abzugehen: und ſelbſt Herr R. St. will nicht ſowohl Komödien, als Erdichtungen in epiſchen Gedichten daraus erzwingen. Was Leibnitz wirklich ſaget, das verläßt er; und was er nicht ſaget, das ſollen wir daraus nehmen. Heißt das nun einen richtigen Beweis führen?

zu den zytten, Als Latinus ein Künig in Jtalien“
geweſen iſt, des müter Carmẽtis genant Latiniſch“
buchſtaben vnd ſprach, von erſt erdicht vnd fun-“
den hat, der ſelb Künig Latinus hett ein ſchöne toch-“
ter genant Lauinia, die was Turno Dauni des“
Küngs ſon uon Tuſcia, Do ietzo Florentz Senis“
vnd ander ſtett gelegen ſeind vermehelt, Aber“
do Eneas in das land kam, wart ſie durch jren vat-“
ter Enee den Troianer auch vermehelt, Douon“
ein ſchwerer Krieg zwyſchen den genanten Turno“
vnd Eneas entſtund, dan yetlicher wolt Lauiniam“
des Kungſi tochter haben in dem ſelbigen Krieg E-“
neas zu letſt Turnum in einen Kampf zu tod ſchlug“
behielt Lauiniam, vnd buwet nach jrem namen“
ain ſtat Lauinia genannt, do er ſain Künglich we-“
ſen het, mit den Troianern, die mit jm in das land“
kommen waren, do mit er ſeinem ſchweher Latino“
kein überlaſt thet, vnnd die frömbden vnd heim-“
ſchen deſter baß in einikeit, blyben möchten, Alſo“
blieb der Künig Latinus in der ſtat Laurentum do“
er vormals ſein gewonlichen ſtat vnd weſen ge-“
halten hett, Nach dem lebt Eneas nit me dan“
drey jar, vnd verließ nach im einen ſon von Lauinia“
geborn, der wart genant Siluius, Nun hat er ei-“
nen ſon mit jm in Jtalien gebracht, Aſcanius ge-“
nant, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Doch findet man, daß an vielen Orthen der Liuianiſche Text noch ziemlich genau überſetzet iſt. Der letzte §. des *XXX.* Buches mag zum Muſter dienen:

Africanum cognomen militaris prius fauor, etc.

Fol. CXCI. v. Aber den Zunamen Affricani vff-“
bracht hat, der gut wil vnd die gunſt der Knecht“

oder

Die Folge gilt auch nicht einmal. Leibnitz billiget Komödien: alſo billiget er ſolche epiſche Erdichtungen; und NB. ſolche, die in die weſentlichen Geheimniſſe der Religion, ohne Veranlaſſung der Schrift, aus bloßem Witze des Dichters, gepfropfet werden. Peterſens Gedicht, das er verbeſſert haben ſoll, machet es nicht aus. Denn wer hat es geleſen? Wer weis, was Leibnitz darinn gefunden und ausgeſtrichen hat? Wer weis, ob er alles, was darinn geblieben, gebilliget? Man weis ja, und Herr R. St. geſteht es ſelbſt, daß er das letzte Buch davon verwirft. Ein bloßer Herausgeber beſſert zuweilen das gröbſte in ſeinem Schriftſteller; heißt aber deswegen nicht alles gut, was er ſtehen läßt. Wie? wenn wir Leibnitzen über ſo manche Erdichtungen lateiniſcher chriſtlicher Dichter befraget hätten: würde er dieſelben, zumal in ausdrücklichen Glaubenspuncten, gebilliget haben?

Z. E. die ſchöne Fabel vom großen Chriſtoph, muß dem Herrn R. St. wohl recht erbaulich vorkommen. Er kann ſie auch, wenn er will, mit Leibnitzens Worten entſchuldigen: Quia ad rem per ſe optimam, omnia media recta ſunt. Nimmt er dieſe in ihrem ganzen Umfange für wahr an; ſo ſind alle piæ fraudes der Katholiſchen gut und ſchön. Die erdichteten Wunder der Heiligen, die verſtellten Erſcheinungen der Seelen aus dem Fegefeuer, die heilige Katharina, der Ritter St. Georg, die eilf tauſend Jungfern, St. Antons Kämpfe mit den Teufeln, Nepomucks Zunge, und tauſend ſolche Alfanzereyen mehr, ſind als ſolche Mittel zu guten

Abſichten anzuſehen. Das wird aber gewiß Leibnitz ſchwerlich ſo verſtanden haben. Um ein neueres Beyſpiel anzuführen, wollen wir uns auf des Jeſuiten, P. Thomas Ceva epiſches Gedicht, Jeſus Puer, beziehen, welches 1694 zu Dillingen nachgedrucket worden, nachdem es vorher in Italien herausgekommen. Er hebt gleich im I. B. ſo an zu fabeln:

„Als Maria mit ihrem kleinen Sohne nach Aegypten geflohen war, war ganz Judäa über ihre „Abweſenheit betrübt. Bey einem Brunnen hatten die jüdiſchen Weiber eine Wäſche. Da kömmt „ein bunter nie geſehener Vogel aus Aegypten geflogen, der ſich zu den Weibern nahet, und ihnen „etwas erzählen zu wollen ſcheint. Er ſetzet ſich den „Mägdchen auf die Schultern, und auf die Seile, „als ob er ihnen ſagen wollte: Maria lebet noch, „und ich bringe euch gute Zeitungen von ihr. „Darauf kömmt, im dritten Jahre nach der Flucht, „ein gewiſſer Jonas aus Aegypten zurück, bringt „ſchöne Geſchenke von der Jungfrau Maria für die „Bekannten mit, und auf Befragen, erzählet er hundert ſchöne Sachen, die ſich zugetragen haben ſollen, als das Chriſtkindlein zuerſt nach Aegypten „gekommen. Das erſte iſt, wie ein ſchwarzer Vogel von einem Baume vertrieben worden, darauf „er lange Zeit gewohnet. Nahe bey Memphis „ſtünde derſelbe, und wäre beynah ſo alt, als die „Welt. Hierauf hatſete ein alter Schaubhut; den „die Bauren als einen Gott verehreten. Eines „Tages fragen ihn die Wahrſager um Rath. Al-

„lein

„lein umſonſt; er will nicht antworten. Sie ver-
„doppeln die Opfer. Und was geſchieht? Mit einer
„fürchterlichen Stimme ertönt die Antwort:

„Me puer hebræus, cui tellus aſtraque ſubſunt,
„Imperio huc veniens, migrare in Tartara cogit.

„Sie erſtaunen alle: aber ein ſchwarzer Dampf fährt
„auf, und der garſtige Vogel fliegt dreymal um ſei-
„ne Wohnung, und entweicht; darauf denn ein
„grauſamer Sturm, mit Schloſſen und Hagelſteinen
„erfolget.„ Klingt das nicht recht epiſch?

Noch nicht genug. Der Alte hält inne, und wird gefraget: wer doch der Knab, und was das für ein garſtiger Vogel geweſen? Allein Jonas trinkt erſt einmal auf ihre Geſundheit, lobet den Wein, und wiſchet ſich mit verwandter Hand den Bart; ſodann fährt er fort: Nach ſechs Tagen kömmt Maria, mit ihrem Knäblein in den Windeln, das auf ihrem Arme wie die Sonne leuchtete. Es war ein heißer Tag, und die Sonne ſtund am höchſten Himmel. Der alte Joſeph wünſchet ſich ſchon längſt auszuruhen; und ſieht ſich nach einer Hütte um. Da kömmt ein Bauermenſch vom Felde, und zeiget ihm nahe an einem Bache, einen dichten Baum; und das war eben der obige Baum! Hier laden ſie ab, ſchöpfen Waſſer in die Flaſche, und trinken. Doch indem ſie da ruhen, neigen ſich hinter dem Kinde die Aeſte und höchſten Gipfel des Baumes herab. Maria erſchrickt, als es ihr Haupt berühret, und drücket das Kind an ihre Bruſt: aber ſiehe! wie erſtaunet ſie nicht, als aus den Aeſten plötzlich die ſchönſten Aepfel hervorbrechen, und theils vor ihre Füße, theils ins

tiefe

ſiese Gras, theils in den Bach herunter fallen: ſo, daß ſich auch der Eſel über dieſen unverſehenen Platzregen wundert. Maria will die Windeln im Bache waſchen: ſogleich bekömmt das Waſſer deſſelben, eine ſo heilſame Kraft davon, daß die Raſenden, die davon trinken, klug, die kranken Kameele geſund, und die von Jägern verwundeten Hirſche geheilet werden.

Das ſind nun dergleichen epiſche Fabeln, als Hr. Rector Stuß haben will, u. die er billiget und lobet, auch wenn ſie Glaubenspuncte und Geheimniſſe der Religion betreffen. Was der heilige Geiſt uns in der Bibel nicht hat offenbaren wollen, das ſoll der Poet ſein Legendenmäßig dazu fabuliren; um (ſi Diis placet,) durch ſolche pias fraudes, durch ſolche andächtige Lügen, oder Unwahrheiten, die Erbauung zu befördern. Wir beſorgen gar ſehr, daß er eheſtens katholiſch werden wird: wenigſtens iſt er auf ſehr gutem Wege, alle nach Art der Hexenmährchen ausgedachte Lügenden, in chriſtliche Gedichte zu bringen, ja was noch ärger iſt, die Geſchichte des N. Teſt. in lauter ovidianiſche Verwandlungen zu verkehren.

Nächſtens folget der Beſchluß: damit nicht jemand glaube,

Hæc opprobria nobis
Et dici potuiſſe, & non potuiſſe refelli.

Zum neuen Jahre wünſchen wir dem Hrn. Rector, aus dem Hamb. Correſpondenten: N. 200. d. v. J.

Du, dem ein ſchwindlicht Lied der Schmuck der Dichtkunſt iſt,
Der die Hexameter auch unſcandiret lieſt;
Erlebe manches Jahr! Denn wie kannſt du verweſen!
Du mußt erſt den Beſchluß der Meſſiade leſen!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Der Lorberkranz, welchen der Hoch- und Wohlgeb. Herr Christoph Otto, des H. R. R. Freyherr von Schönaich, von einer löbl. philosoph. Facultät zu Leipzig erhalten hat.

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. *Horat.*

Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf, 1752. in kl. 4.

Gegenwärtige Schrift ist desto merkwürdiger, da sie von einer Feyerlichkeit Nachricht giebt, welche zu Leipzig die erste ist: so lange auch diese hohe Schule schon gestanden hat. Außerdem sind sowohl die Person des gekrönten Dichters, ihrer Geburt und Verdienste wegen, als der Tag und die Anstalten zur Krönung so merkwürdig, als noch vielleicht keine andre Ceremonie dieser Art gewesen. Von allem müssen wir, ob wohl etwas spät, einige Nachricht geben.

Zuerst erscheint hier die Einladungsschrift in lateinischer Sprache, womit der philosophische Decanus des vorigen Sommers, Herr Professor Gottsched, zu der ganzen Handlung eingeladen hat. Selbige handelt von dem Alterthume poetischer Krönungen; und führet zuvörderst ein römisches Exempel an, welches zu Rom, Luc. Val. Pudens, ein dreyzehnjähriger Jüngling, gegeben; als er mit einhälli-

hälligen Stimmen der Richter, im Luſtro des capitoliniſchen Jupiters, zum lateiniſchen Dichter gekrönt worden. Hierbey wird unterſuchet, was das für eine Geſellſchaft von Richtern, und was es für Ludi quinquenales geweſen? nämlich diejenigen, die nach Suetons Erzählung, Domitian geſtiftet, um in der Dichtkunſt und Beredſamkeit Wettſtreite zu halten.

Das zweyte Exempel geſchah, ſo zu reden, mitten in der Barbarey mittlerer Zeiten, nämlich im 1341ſten Jahre, wiederum zu Rom, im Capitol, an Franz Petrarchen, und zwar mit ganz beſondern Feyerlichkeiten: trug auch nicht wenig bey, die Herrſchaft der Unwiſſenheit zu brechen, und den freyen Künſten mehr Liebhaber zu verſchaffen. Hier wird nun angemerket, daß Petrarcha nicht bloß um der lateiniſchen, ſondern auch um der wälſchen Poeſie willen gekrönet worden; da man ihn nicht nur mit Lorbern, ſondern auch mit einem Myrtenkranze, als dem Zeichen verliebter Gedichte, beehret hat.

Der dritte gekrönte Dichter iſt Antonius Panormita geweſen, welchen Kaiſer Sigismund 1433 in Mayland gekrönet, auch mit einem anſehnlichen Gnadengehalte von 800 Ducaten begünſtiget hat. Der vierte war eben itzo vor 300 Jahren Aeneas Sylvius, nachmaliger Pabſt Pius, welchen Kaiſer Friedrich der III. 1452 zu Frankfurt am Mayne, gekrönet hat. Der fünfte war unter den gekrönten deutſchen Dichtern der erſte, nämlich Conrad Celtes, ein Frank; welchen eben dieſer Kaiſer 1487 zu Nürnberg auf dem kaiſerl. Schloſſe mit eigener Hand krönete.

Hier-

Hierauf ſuchet der Herr Profeſſor Gottſched nach, ob nicht auch Opitz dieſe Ehre genoſſen, als er vom Kaiſer Ferdinand in den Adelſtand erhoben worden? Coler ſaget nichts davon: Herr D. Lindner bejahet es zwar, aber ohne Beweis. Er ſelbſt aber findet eine Wahrſcheinlichkeit, in dem Beynamen des Gekrönten, und in dem Sinnbilde eines Lorberbaumes und Kranzes, die ihm von der fruchtbringenden Geſellſchaft 1629, bey ſeiner Aufnahme in dieſelbe, beygeleget worden: als welches allerdings auf eine geſchehene Krönung zu zielen ſcheint.

Nun kömmt der Herr Verfaſſer auf die Urſache, warum der Lorberkranz nach dieſen Zeiten ſo in Verachtung gerathen? Er findet ſelbige darinn, daß das Recht denſelben zu ertheilen, den kaiſerlichen Pfalzgrafen ertheilet worden; die oft nichts von den freyen Künſten verſtanden, und für ein geringes Geld, ihre Lorbern, ſo zu reden, weggeworfen. Dieſer Misbrauch hat die gekrönten Dichter ſo lange verächtlich gemachet, bis die Kaiſer und Reichsverweſer ſelbiges Recht ganzen Univerſitäten, und Facultäten auf denſelben ertheilet haben; dergleichen Wien, Altorf, Wittenberg, Göttingen, u. a. m. ſich rühmen können. Wir wollen doch unſern Leſern zu Gefallen, das, der erſten von dieſen hohen Schulen, hierüber, vom Kaiſer Maximilian dem I. ertheilte Privilegium, aus Goldaſts Conſtitut. Imp. T. III. a. d. 482. u. f. S. mittheilen. Man wird daraus mit Vergnügen ſehen, daß wirklich dieſer große Kaiſer, in Einſetzung eines poetiſchen Collegii, und Stiftung zwoer neuen Lehrſtühle

ſtühle der Dichtkunſt und Beredſamkeit; auch in Verleihung des Rechtes Poeten zu krönen, nichts anders als die Auferweckung, Erhaltung und Fortpflanzung der damals ſehr in Verfall gerathenen ſchönen Wiſſenſchaften, zur Abſicht gehabt habe.

Maximiliani I. Imperatoris Auguſti, CONSTITVTIO,

De honore et privilegiis Poetarum.

MAXIMILIANVS, divina favente clementia, Romanorum Rex ſemper Auguſtus, ac Hungariæ, Dalmatiæ, Croatiæ &c. Rex; Archidux Auſtriæ, Dux Burgundiæ, Lotharingiæ, Brabantiæ, Styriæ, Charinthiæ, Carniolæ, Limburgiæ, Lucemburgiæ, Gelriæ, Lantgravius Alſatiæ; Princeps Sueviæ, Palatinus in Habspurg & Hannoniæ; Princeps & Comes Burgundiæ, Flandriæ, Tyrolis, Goritiæ, Artois, Holandiæ, Selandiæ, Ferretis, in Kyburg, Namurci & Zutphaniæ, Marchio Sacri Romani Imperii ad Anaſum & Burgoviæ; Dominus Friſiæ, Marchiæ Sclavonicæ, Melchliniæ, Portus Maonis & Salinarum etc. ad perpetuam rei memoriam, notum facimus, tenore præſentium, univerſis.

1. Cum poſt ſuſceptum divino auſpicio Cæſareæ Majeſtatis titulum, officii noſtri imprimis duxerimus, ad ea ſingula animum intendere, quæ & Reipublicæ noſtræ decori & ornamento perpetuo fore arbitraremur, & Nationem noſtram Germa-

nicam, ac domum Auſtriæ, ex qua orti ſumus, quantis poſſemus honoribus, apud omnes gentes ad poſteritatem notas faceremus; id potiſſimum occurrit, PRO AETERNITATE LITTERARVM, neceſſarium in rebus humanis fore, ut populis & urbibus noſtris Romanarum litterarum Gymnaſia, laudato ordine et Romano more ſtatueremus; unde publicarum rerum moderatores ac rectores ut plurimum excellentes prodiere, qui veterum rerum geſtarum lectione, prudentiores facti, bene ac beate vivendi rationes, multa etiam experientia poſteris ſcripſere.

2. Directis itaque in noſtro Viennenſi Gymnaſio civilis Juris Lectionibus, *cum Poetica & Oratoria arte nihil ibi inſtituerimus:* DECREVIMVS, *pro ipſius Univerſitatis noſtræ augmento,* COLLEGIVM POETARVM *ibidem, priſcorum Imperatorum, anteceſſorum noſtrorum more,* ERIGERE, *abolitamque priſci ſæculi eloquentiam, reſtituere.* Itaque de hac re provehenda & imitanda, *duos in Poetica & Oratoria,* duos vero in Mathematicis diſciplinis eruditos, ad ipſum collegium deputamus, inter quos EVM, quem pro tempore *Lectorem ordinarium in poetica* conſtituimus, *volumus eidem collegio præeſſe;* QVEM etiam præſentibus noſtris *ipſius Collegii & Lectionum* SVPERINTENDENTEM *facimus & creamus.* Quo autem præfatum Collegium uberiori a nobis Gratia & privilegio decoretur, resque ipſa felici gradu debitum ſumat incrementum, PRO HONORE NOSTRO, & dignitate augendæ Viennenſis Univerſi-

verſitatis, *Cæſarea noſtra auctoritate ac motu proprio, præfatum collegium hoc* PRÆSENTI PRIVILEGIO AC PRÆROGATIVA *decoramus*, ut quicunque in præfata noſtra Univerſitate Viennenſi in *Oratoria & Poetica* ſtuduerit, LAVREAMque concupiverit, is in prænominato Poetarum Collegio diligenter examinatus, ſi idoneus ad id munus ſuſcipiendum habitus & inventus fuerit, per honorabilem fidelem nobis dilectum CONRADVM CELTEM, per Genitorem noſtrum FRIDERICVM III. divæ memoriæ, *primum inter Germanos Laureatum Poetam*, & modo in Univerſitate noſtra Viennenſi Poetices ac Oratoriæ Lectorem ordinarium; ac deinde per ſucceſſores ejus, qui pro tempore Collegio præfuerint, LAVREA CORONARI POSSIT. Sicque per eum, & ſucceſſores eius *Laureatus Poeta ab omnibus habeatur & celebretur;* omnibusque privilegiis & inſignibus, quibus ceteri Poetæ laureati fruuntur, quomodolibet, conſuetudine vel de jure, uti & gaudere poſſit, AC SI MANIBVS NOSTRIS *ea dignitate fuiſſet inſignitus.* Cuius rei, tenore præſentium, damus, concedimus, & impartimur, NOSTRI CÆSAREI JVRIS, eidem legenti Poetæ ordinario, ut prædictum eſt, omnimodam auctoritatem; non obſtantibus quibuscunque legibus, ſtatutis, conſuetudinibus, ordinationibus, aut aliis quibuscunque in contrarium facientibus, *reſervato tamen* NOBIS *nihilo* minus IVRE POETAS CORONANDI, quos idoneos duxerimus, POTE-

„oder des gemeinen Volks, oder ob er einen anfang
„hab von dem ſchmeichlen der freund, als ſich mit
„Silla begab, der genent war der Selig vnd Pom-
„peius, der genent war der groß, iſt mir wenig be-
„kant, Aber das iſt gewiß, das Scipio der Haupt-
„man mit dem erſten geert vnd geadelt iſt worden
„mit dem namen Affricani des lands vnd volcks
„halben Affrica genant, dz von im überwunden iſt
„worden, Deſſgleichen haben ja darnach die an-
„dern Geſchlecht, die Scipioni in dem ſigk nicht
„gleich waren, koſtliche tytel vnd ſcheinbare zuna-
„men laſſen geben, einer genant worden Aſiaticus
„von Aſia, dieſer Macedonius von Macedonia, der
„ander Creticus von der ynſel Creta, die ytz Candia
„genant würt, einer Yſauricus, der ander Bal-
„varicus oder Numantinus von den Landen, Yn-
„ſeln vnd ſtetten, die ſie in dem Krieg der Römer
„erobert haben vnd bezwungen;

Hier ſetzet Schöferlin nachfolgende Sittenlehre dazu:

„Dabey die Chriſtlichen fürſten vnd herren wol zu
„vermanen ſein, ſo die heiden vmb zeitlich eer vnd
„zergenglich reich vnd weſen ſo vil erlitten haben,
„was jnen gebürt zu thun vmb Chriſtlichen glau-
„bens willen, damit jnen das ewig reich zu teil mög
„werden.

Und hiemit endet ſich das andre Buch, und mit ſolchem die Uberſetzung Schöferlins: Denn in der Vorrede des dritten Theiles meldet Jud Wittig von Hamelburg, geiſtlicher Recht lerer, der Zeit ordinarius, ſiegler vnd Canonigk ſant Victors zu Menz, daß der dritte Theil dieſer Hiſtorien durch tödlichen

STATI enim NOSTRÆ per hoc Privilegium nequaquam derogamus.

3. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc noſtræ conceſſionis & ordinationis paginam infringere, aut ei quovis auſu temerario contraire. Si quis vero id attentare præſumſerit, poenam indignationis noſtræ graviſſimæ, ac quinquaginta marcarum auri puri irremiſſibiliter ſe noverit incurſurum: quarum medietatem imperiali Fiſco noſtro, ac reliquam partem, præfato Collegio decernimus applicandam, harum teſtimonio litterarum ſigilli noſtri confucti appenſione munitarum. Datum in oppido noſtro Bozano, pridie Kalendas Novembres. Anno Domini milleſimo quingenteſimo primo. Regnorum noſtrorum, Romani ſexto decimo; Hungariæ vero duodecimo.

Aus eben ſo weiſen Abſichten, hat die philoſophiſche Facultät zu Leipzig, von Sr. Königl. Maj. in Pohlen, als höchſtem Reichsverweſer, 1741. dieſes Vorrecht erhalten: aber es bisher, als einen verſchloſſenen Schatz in ihrem Archive aufbehalten, bis ſich ein würdiges Haupt finden würde, ihren erſten Lorber zu empfangen. Der Königl. Gnadenbrief wird hier eingerückt; ſo dann aber der Herr Baron von Schönaich, deſſen freiherrliches Geſchlecht mit den Durchl. Fürſten von Karolath in Schleſien nahe verwandt iſt, und der auch von mütterlicher Seiten, Erzbiſchöfe und geiſtliche Churfürſten unter ſeine Vättern zählet; als ein ſehr würdiger Candidat deſſelben genennet. Sein vornehmſtes Verdienſt um die deutſche Dichtkunſt, ſind

nicht

nicht etwa etliche Bogen Glückwünschungsverse, oder kleine schlüpfrige Fabeln und üppige Liederchen; sondern ein Meisterstück in der Dichtkunst, ein episches Gedicht, ja eine wahrhafte Epopee, Hermann. Diese hat, sobald sie ans Licht trat, die Augen aller Kenner der Dichtkunst destomehr auf sich gezogen, je mehr es uns Deutschen noch an einem guten und vollständigen Heldengedichte gefehlet hatte. In diesem Hermann aber fand man endlich das, was die Wälschen im Gottfried, und die Franzosen in der Henriade gefunden haben. Es ist nämlich selbiger nach den besten Mustern und Regeln der Alten eingerichtet, ja von allen den Fehlern frey, die auch von jenen Ausländern wohl noch begangen worden. Außerdem aber hat der Herr Baron auch noch etliche Trauerspiele, und andere kleinere Gedichte verfertiget, die theils schon Beyfall gefunden, theils erst ans Licht treten sollen.

Diesen so starken Dichter nun, hatte die philosophische Facultät in Leipzig ihres ersten Lorberkranzes mit reifem Vorbedachte würdig erkannt: welches gewiß so wohl ihr, als dem Herrn Baron selbst, gleich viel Ehre machte. Den Tag zu der feyerlichen Krönung hatte sie nicht weniger weislich erwählet. Nicht nur der Namen Eugens, (eines Wohlgebohrnen,) schien demselben zu einer glücklichen Vorbedeutung zu dienen; da es gewiß ist, daß die großen Dichter nicht gemacht, sondern gebohren werden müssen: sondern es war auch an demselben, den 18ten Jul., vormals der erste gekrönte Dichter Petrarcha gestorben. Endlich und vor-

nehmlich aber, war dieſes der hohe Jahrs- und Geburtstag Ihrer Königl. Hoheit, der Durchl. Churprinz. zu Sachſen, Fr. Maria Antonia; einer ihres erhabenen Geiſtes, und ſeinen poetiſchen Witzes wegen, weltberühmten Prinzeßinn. Dieſer ſollte alſo dieſes ganze Feſt gleichſam heilig ſeyn: und eben deswegen ward es auch mit mehrerer Feyerlichkeit angeſtellet.

Die Stelle des abweſenden Freyherrn von Schönaich vertrat, auf erhaltene Vollmacht, der allhier ſtudirende Herr Baron Friedr. Heinr. Ernſt Ludw. von Seckendorf, ein Großneffe des geprieſenen Reichsgrafen und Generalfeldmarſchalls dieſes Namens. Dieſer empfieng nämlich nicht nur auf der Katheder den Lorberkranz von dem Decano und Promotorn, ſondern las auch des abweſenden Freyherrn Dankſagungsode öffentlich ab, und machte durch ein eigenes Glückwünſchungsgedicht, theils an den gekrönten Dichter, theils an der Königl. Churprinzeßinn Königl. Hoheit, den Schluß.

Wir haben hiemit zugleich von der Ceremonie ſelbſt einige Nachricht gegeben, die durch dieſe Einladung nur angekündiget ward. Selbige iſt hier auch ins Deutſche überſetzet, und mit einigen Anmerkungen bereichert zu leſen. Darauf folget die Rede ſelbſt. Der Redner behauptet darinnen, daß auch die deutſche Sprache, unter die Zahl der gelehrten Sprachen zu zählen, ja jetzo noch für gelehrter zu halten ſey, als die griechiſche zu Alexanders, und die römiſche zu Auguſts Zeiten geweſen. Seine Gründe dabey ſind wichtig

genug,

genug, und ſcheinen die Sache außer allen Zweifel zu ſetzen. Nachdem er nämlich die Erklärung von einer gelehrten Sprache gegeben, als einer ſolchen, die von einem mit Wiſſenſchaften geſchmückten Volke, in öffentlichen Reden, Gedichten und Geſchichten häufig gebrauchet, und darinn eine Menge Bücher, von allen Arten der Wiſſenſchaften geſchrieben worden: ſo beweiſt er erſtlich, daß die Deutſchen ein ſolches mit Wiſſenſchaften reichlich geſchmücktes Volk, ſeit 300 Jahren zu nennen geweſen. Denn ſo lange iſt es, daß unzählige hohe, mittlere und geringe Schulen mit großen Unkoſten geſtiftet, unendlich viel gelehrte Männer zum Unterrichte der Jugend beſoldet, und unzählich viel geſchickte Leute zu Hof-Kirchen und-Stadtämtern gezogen worden. Iſt nun dadurch das deutſche Volk, ſchon ſeit geraumer Zeit, ein gelehrtes Volk zu nennen geweſen; und hat ſelbiges ſeine Sprache, ſo gut als vormals die Griechen und Römer, in unzählichen öffentlichen Reden, bey Hofe, auf Rathhäuſern und in Kirchen; in Gedichten von allen Arten, und in Geſchichtbüchern häufig gebrauchet: ſo muß auch die deutſche Sprache für eine gelehrte Sprache zu halten ſeyn.

Der II. Grund iſt von der Menge deutſcher Bücher in allen Künſten und Wiſſenſchaften hergenommen. Hier zeigt der Redner erſtlich, daß die deutſche Sprache in Anſehung vieler heutigen Sprachen, z. E. der ungariſchen, böhmiſchen, wendiſchen, pohlniſchen, ruſſiſchen, ja ſchwediſchen und däniſchen, allerdings eine gelehrte Sprache zu nennen ſey;

als welche alle wenig, oder gar keine gelehrte Werke aufzuweiſen haben. Er zeiget ferner, daß es im Abſehen auf die lateiniſchen und griechiſchen Schriften der Alten, die noch übrig geblieben, nicht viel anders ſey. Denn ihre Anzahl iſt gewiß, in Anſehung der deutſchen Bücher aller Arten, noch ziemlich gering: zumal, wenn man von den lateiniſchen Büchern, alle diejenigen neuern Schriftſteller abzieht, die keine alte Lateiner von Geburt geweſen. Denn was für ungeheure deutſche Bibliotheken könnte man nicht anlegen; dagegen die claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer, in einem einzigen Schranke Raum haben würden?

Endlich geht der Herr V. ſo weit, daß er behauptet: die deutſche Sprache ſey noch gelehrter zu nennen, als die griechiſche und lateiniſche zu Alexanders und Auguſts Zeiten geweſen, da beyde ihr goldnes Alter erlebet hatten. Dieſes zu beweiſen fällt ihm auch gar nicht ſchwer. Denn die meiſten griechiſchen Schriftſteller ſind erſt nach Alexanders, und die meiſten lateiniſchen, nach Auguſts Zeiten aufgeſtanden. Läßt man nun alle dieſe weg: wie ungemein klein wird nicht die Bibliothek der Griechen und Römer, von allen Arten! Und ſind gleich viele alte Schriftſteller verlohren gegangen; ſo hat es doch ſehr wenig ältere gegeben: da hergegen die Deutſchen von allen Arten in ungeheurer Menge vorhanden ſind. Wo bleiben nun noch alle die Sprachlehren, Kritiken, Wörterbücher, Regeln der Dicht- und Redekunſt, u. d. gl. die dort, vor oftерwähnten Zeiten gar noch nicht, oder doch ſehr ſparſam; bey uns aber

ſehr

ſehr häufig geſchrieben werden. Woraus denn deutlich erhellet, daß allerdings das Deutſche itzo ſchon gelehrter zu nennen iſt, als das Griechiſche und Lateiniſche damals geweſen.

Am Ende ſind noch die Gedichte der Freyherrn von Schönaich und von Seckendorf; imgleichen ein paar ſchöne Glückwünſche, von der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg, und von der unter dem Herrn Prof. Gottſched allhier blühenden poetiſchen Geſellſchaft, beygedrucket. Hier wollen wir unſern Leſern noch einen lateiniſchen Glückwunſch mittheilen, womit nach der Zeit, der Herr D. Kupitz in der Lauſitz, der ſelbſt ein gekrönter Dichter iſt, den Freyherrn von Schönaich beehret hat.

* *

V.

In Honorem Chr. Ott. Lib. Bar. de Schönaich, propter Lauream Poeticam.

Canum, vetuſtas! nunc caput exſere!
Exempla ſeclis nota prioribus,
Mirata quondam quæ fuiſti,
Euge! animo memori revolve!

Heroas adſer, quos tuba Martia
Perduxit arces ad Capitolii,
Et quos eosdem, dante Phœbo,
Nobilitavit honos Camœnæ.

Sic luſit olim carmina Julius
Cæſar, ſub ipſum Martis opus ferox.
Germanico laudes Aratus
Atque Minerva pares dederunt.

Gallum Lycoris, ſed magis integre
Curata Memphis non ſine milite;
Ad maxume Phœbea laurus
Inſeruit, coluitque faſtis.

Peplum Minervæ Cecropiæ novum
Si Roma texat Martia vatibus,
Complura certe tum virorum
Nomina conſpicientur albo.

Non dona cultæ Melpomenes ſacra
Rebus gerendis injiciunt moram;
Non ceſſat Aeneas in ullo
Munere Sylvius inter odas.

Incerta pendet Græcia, doctius
Conſcripſerit res num Xenophon, manu
An geſſerit feliciori
Bella, laceſſieritque turmas.

Quid? tot triumphis inclytus Hannibal,
Victor togatæ gentis et Alpium,
Græco libros ſermone ſtruxit,
Quem didicit mediis in armis.

Non indecora eſt bella gerentibus
Pimplea dulcis; non memorabili
Natalium ſplendori, et amplis
Muneribus patriæ dicatis.

Quin ipſe factis maxumus Hercules
Dux, atque cuſtos Pieridum fuit;
Cui non ſatis ſtraviſſe monſtra,
Ni placidas reſoveret artes.

Hinc vovit ædem Fulvius huic deo;
Partas et aeri Marte pecunias,
Res mira! Muſis conſeeravit
Re quoque nobilior futurus.

Nec deſtiterunt poſtera ſecula
Haurire fontis lympham Heliconii,
Dum bella flagrarunt, tubæque
Terribili ſonuere ſigno.

Summum prioris Scaligeri decus,
Et pulcra grandis munera carminis,
Sub Teutonum ſignis, decenter
Tempora militiæ peracta

Haud abſtulerunt. Lotichium vidit,
Brouckhuſiumque et cetera nomina,
Quæ digna cedro non gregalem
Menkenium et Stephanum requirunt.

Schönachiorum gloria maxuma!
Stirpis coruſcæ perpetuum decus!
Te Mars honeſtat, Te Thalia,
Et Tibi ſerta ferunt uterque.

Quis, quæſo! laudes *Arminio* tuo
Dignas det unquam? qui tulit omnia
Jam puncta; doctis expeditum
Quem properant operæ novare.

Te fama, ſcabris Alpibus altior,
Commendat illo nomine poſteris;
Virtutem amat Parnaſſus, orbis
Pars melior ſuper aſtra tollit.

D. Erdm. Kupitz.

* *

VI.

An Act of Regulating the commencement of the Year, and for correcting the Calendar, now in uſe. 8 Bog. in Fol.

Mit dieſem itzigen Jänner, oder Wintermonathe allererſt, haben England und Schweden angehoben, ihr neues Jahr mit dem übrigen Europa zugleich, anzufangen; das iſt, den alten unrichtigen Kalender abzuſchaffen, und den verbeſſerten julianiſchen bey ſich einzuführen, den das evangeliſche Deutſchland, Dännemark, Holland, und die Schweiz, im Anfange dieſes Jahrhunderts, eingeführet haben. Nunmehr iſt nur noch das einzige Rußland in Europa übrig, welches die alte Unordnung beybehält: und man muß ſich deſtomehr darüber wundern, da man itzo zu Petersburg an gelehrten Männern keinen Mangel hat, die dergleichen Verbeſſerung glücklich unternehmen könnten. Außer dem aber müßte es in einem ſo despotiſchen Reiche, wo alles auf den Befehl einer großen Kaiſerinn ankömmt, viel leichter möglich ſeyn, dergleichen Aenderung zu machen; als in ſolchen halbrepublikaniſchen Staaten, wie Großbrittannien und Schweden ſind: wo unzähliche Köpfe des Ober- und Unterhauſes, oder die verſammleten Landſtände eines Reichstages, erſt über einer ſolchen Sache eins werden müſſen.

Wir

Wir haben es mit Fleiß bis hieher verſparet, von dieſer glücklichen Veränderung in der Zeitrechnung zweyer groſſer Reiche hier zu reden; deren Staaten ſich auch bis in die übrigen entlegenſten Welttheile erſtrecken. Wir wollten gern unſre Leſer aufmuntern, an einer Sache Theil zu nehmen, die dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt Ehre machet. Denn das Kalenderweſen kömmt heute zu Tage unzähligen Leuten, die ſich mit dergleichen Hausrathe um einen oder etliche wenige Groſchen verſorgen, lange ſo wichtig nicht vor; als es ſeiner wahren Beſchaffenheit nach, verdienet. Dieſes ein wenig ins Licht zu ſetzen, und begreiflich zu machen, wird es nicht undienlich ſeyn, ein wenig in die älteſten Zeiten zurück zu gehen, um den Zuſtand der Völker in Anſehung der Zeitrechnung zu erwegen.

Die älteſten Nachrichten aus allen bekannten Ländern geben es, daß die erſten Einwohner derſelben in Anſehung der Zeit, nicht viel anders, wie das Vieh gelebet. Claudian beſchreibt uns dieſen Zuſtand ſehr nach dem Leben, wenn er einen Veroniſchen Greis, im 2ten Sinngedichte ſo abſchildert.

Indocilis rerum, vicinæ neſcius urbis
Adſpectu fruitur liberiore poli.
Frugibus alternis, non conſule computat annum;
Autummum pomis, ver ſibi flore notat.
Idem condit ager ſoles, idemque reducit;
Metiturque ſuo ruſticus orbe diem
Ingentem meminit, parvo qui germine quercum,
Æquævumque videt conſenuiſſe nemus.

Der

lichen Abgang deſſelben nicht habe mögen für-genommen werden, obwohl er (Schöferlin) ſolches im Anfang des Werkes verheiſſen: damit aber ſolche löbliche Hiſtorie geendet würde, habe Er, Juo zu Ehre Deutſcher Nation, ſich ſolch dritt und letztes Theil der Römiſchen Hiſtorien Titi Liuii aus Lateiniſcher Sprache, ſo viel ihme möglich ſeyn, und ſich Chriſtlicher Ordnung und guten Sitten geziemen wolle, zu einem Theil in Deutſch zu bringen fürgenommen: In welchen Hiſtorien die Regenten aus dieſem Buche Titi Liuii genugſamen Bericht, empfangen möchten, welches Meynung vnd wort Teutſch [illegible] nach folgen.

Und damit fänget ſeine Uberſetzung an, mit dem Libro XXXI.

Me quoque juvat, velut ipſe in parte,' etc.

Um auch von ſeiner Arbeit eine Probe zu haben, wollen wir den Anfang davon hieher ſetzen:

Mich erfrawet das ich zu end des Kunigs von“
Cartago kommen bin, als wer ich ſelbs zum teil in“
Arbeit vnd ferlikeit desſelben geweſen, Dan wie“
wol ich beken, das ſich nit zympt, dem der geſchicht“
der Römer vnd hyſtorien beſchreiben wil, das er“
in einem ytlichen teil des gantzen wercks ſolt müd“
oder laſſs werden, Doch ſo ich bedenck, das drey“
vnd vierzig jar (die ſich von dem erſten Krieg der“
von Cartago biß zu end des andern verlauffen, ſo“
vil bücher für ſich genomen haben, als die vier“
hundert vnnd acht vnd ſiebentzig jar von anfang“
der ſtat Rom, biß zu den zeiten Appi Claudii (der“
im erſten die von Cartago beſtritten hat) mag ich“

wol

Der Ungelehrige kennt nicht die nahen Städte,
Und ſieht des Himmels Rund mit freyern Augen an.
Die Jahre zählet er nach Aernten, nicht nach Conſuln;
Nach Früchten jeden Herbſt, nach Blumen jeden Lenz.
Daſſelbe Feld verbirgt, und bringt die Sonne wieder;
Nach ſeinem Kreiſe mißt der Bauer auch den Tag.
Den großen Eichbaum ſah er aus der Eichel keimen,
Und merkt, daß auch der Wald mit ihm veraltet iſt.

Sie ſahen alſo wohl, daß Tag und Nacht abwechſelte, daß die Sonne manchmal wärmer ſchien, als zu andrer Zeit: allein die Urſachen und die Ordnung dieſer Abwechſelung wußte man nicht. Die Unwiſſenheit darinn mochte wohl bey vielen bisweilen ſo weit gehen, daß ſie nicht einmal wußten: ob es auch dieſelbe Sonne ſey, die täglich wieder aufgieng; oder ob alle Morgen eine neue entſtünde? Wenigſtens finden wir, daß ſelbſt Epikur, ein griechiſcher Weltweiſer, noch in dieſem Irrthume geſtanden; als gleichwohl ein Thales u. a. m. ſchon vorlängſt viel weiter in der Sternkunde gekommen waren. Erinnern wir uns doch in einer großen Stadt ein Frauenzimmer gekannt zu haben, die es nicht wußte, daß die Sonne den Tag mache; weil ſie viel Tage erlebet hatte, an denen keine Sonne geſchienen hätte.

Endlich bemerkten die geſcheideſten Schäfer und Landleute, daß allemal in einer gewiſſen Zeit Sommer, oder Winter wiederkam: allein die Zahl der Tage zu wiſſen, die dazu gehörete, dieſen ganzen Zeitwechſel auszumeſſen; das war ſo leicht nicht. In Aegypten, und zwar zu Theben, hatte man indeſſen ein Merkmaal gefunden, daran man den längſten

Tag

Tag im Jahre merken konnte. Der nordliche Wendezirkel, geht gerade über dieſem Orte weg, das iſt, die Sonne kömmt am längſten Tage im Jahre ſo gerade über dem Scheitelpuncte dieſes Ortes zu ſtehen, daß in der Mittagsſtunde ein Menſch gar keinen Schatten wirft. Hier nahm man nun wahr, daß an dieſem Tage, die Sonne in einen tiefen Brunn bis auf den Boden ſchien; welches ſonſt das ganze Jahr hindurch nicht geſchah. Von einem ſolchen Tage nun, bis zum nächſt folgenden im andern Jahre, verfloß ein völliges Jahr: und man dorfte nur die darzwiſchen verlaufendrn Tage zählen; ſo wußte man, ſo aus dem gröbſten, die Länge des Jahres. Allein dieſer Kunſtgriff hatte nur in dem ſüdlichſten Theile von Aegypten ſtatt. In allen nordlichern, in ganz Paläſtina, Phönizien, Kleinaſien, Griechenland und Italien gieng das nicht an. Folglich war es hier viel ſchwerer, die wahre Länge des Jahres zu wiſſen.

Nach Rudbecks Berichte, in ſeiner Atlantica, haben die ſchwediſchen Bauren, unter einer ganz andern Himmelsgegend, ſich einen eigenen Kunſtgriff die Länge des Jahres zu bemerken, erwählet. Bey ihnen iſt der kürzeſte Tag ihr vornehmſtes Augenmerk geworden. Sie gaben aus ihrem Dorfe, welches zwiſchen Bergen und Wäldern lag, acht, wie die aufgehende Sonne täglich mehr gegen Mittag rückete; ſo lange, bis ſie eine Bergſpitze, oder einen Baum erreichet hatte, den ſie des folgenden Tages im Aufgehen nicht mehr überſchritt. Eben ſo gaben ſie auf ihren Untergang Acht, und bemerkten

die

die Stelle, wo ſie nicht weiter gegen Mittag rückete, ſondern nächſten Tages wieder etwas mehr gegen Weſten zurück trat. Dieſes war nun der kürzeſte Tag im Jahre: und von demſelben, bis wieder dahin im folgenden, gieng ein ganzes volles Jahr vorbey; welches man ſich ſo gut merkte, als man bey der damaligen Einfalt konnte.

Man bemerkte indeſſen auch das abwechſelnde Mondlicht, und nahm wahr, daß ungefähr zwölf ſolche Mondſcheine, volle, oder neue Lichte, erfodert wurden, ehe der folgende Sommer auf den vorigen Winter kommen konnte. Allein, wenn man dieſe zwölf Monden etliche Jahre hinter einander nachzählete: ſo ward der Irrthum immer merklicher: ſo daß die Zeit des ſogenannten Winters, erſt in den Herbſt, und endlich gar in den Sommer trat. So war nun der Kalender der klügſten Volker, der Griechen und Römer beſchaffen. Romulus hatte anfänglich nur zehn Monden zum Jahre gerechnet. Das traf nun blutſchlecht ein. Numa zählte zwar zwölf; aber es fehlte noch viel an der Richtigkeit: bis Julius Cäſar dieſen Unrichtigkeiten abhalf, und im ganzen römiſchen Reiche, mit Hülfe der beſten Sternſeher, eine beſſere Ordnung einführete: die aber gleichwohl, innerhalb 1700 Jahren einen Fehler von 11 Tagen ausgetragen, und von dem wahren Laufe des Himmels ſehr abgewichen. Copernikus hat dieſe Unrichtigkeiten des damaligen Kalenders, ſchon wahrgenommen, und durch ſeine aſtronomiſche Beobachtungen, ſonderlich die wahre Länge des Jahres genauer zu beſtimmen geſuchet.

In-

Indeſſen blieb doch, auch nach Cäſars Verbeſſerung noch, bey vielen Völkern der Anfang des Jahres, auf gewiſſe andre Jahreszeiten geſetzet. In Frankreich, und in England, hat man vormals das Jahr mit dem Frühlinge angefangen: und in dem letzten ſonderlich iſt dieſes bis auf unſre Zeiten ſo geblieben. Was eine ſo verſchiedene Zeitrechnung in den Geſchichten bisweilen für Verwirrungen angerichtet, das hat unter andern Bäyle oftmals gewieſen. Nachdem nun aber die übrigen europäiſchen Völker eins geworden, ihr neues Jahr, nach Art der Römer, in den 1. Jänner zu ſetzen: ſo haben auch die Engländer, in dem vorigen Jahre ſchon, hiervon den Anfang zu der Verbeſſerung ihres Kalenders gemachet. Sie haben alſo auch das vergangene 1752ſte Jahr, dießmal zum erſtenmale mit uns zugleich beſchloſſen; da es ſonſt noch bis in den März oder Lenzmonath gedauret haben würde. Das iſt nun die erſte wichtige Aenderung, die mit ihrem Kalender, vermöge dieſer Parlamentsacte vorgegangen iſt; indem ſie nunmehr ihr 1753ſtes Jahr, mit uns vom 1. Jänner anheben.

Allein das vornehmſte iſt ohne Zweifel auch die aſtronomiſche Einrichtung des Anfanges der vier Jahreszeiten, nach dem wahren Laufe des Himmels; da ſonſt ihr alter julianiſcher Kalender gar nicht mehr mit demſelben übereinſtimmete, ſondern um 11. Tage zu ſpät kam. Dieſe 11. Tage wurden 1701. in Deutſchland, und in andern evangeliſchen Landen ganz ausgelaſſen, und dieſe haben die Engländer im vorigen September, oder Herbſtmonate auch ausgelaſſen: indem ſie gleich vom 2. Septemb. auf

den 14ten geſprungen ſind. Die Schweden haben es gleichfalls gethan: und ſo iſt nun ihr Jahr dieſen 31ſten Decemb. oder Chriſtmond, ſowohl, als das unſrige zum Ende gelaufen; welches ſonſt erſt den 11. Jänner geſchehen ſeyn würde. Kurz, der alte Kalender, der bisher in unſern gewöhnlichen Jahrbüchern noch immer geführet worden, wird künftig, in Anſehung der Engländer und Schweden, ganz unnütz ſeyn; und könnte gar wegbleiben, wenn ſich auch die Herren Ruſſen ſchon zur rechten aſtronomiſchen Zeitrechnung bekehret hätten.

Allein ſo gut die nunmehrige Einſtimmung zweyer großen Völker mit dem übrigen Europa auch iſt: ſo fehlet es doch noch an etwas, daß der itzige europäiſche Kalender, den Wünſchen ordentlicher Köpfe und gelehrter Leute noch nicht ein völliges Gnügen thut. Dieſes ſcheint zwar nur eine Kleinigkeit zu ſeyn; würde doch aber dem Julius Cäſar, oder denen, die nach ihm den Kalender verbeſſert haben, noch mehr Ehre gemachet haben. Sie haben nämlich den Anfang des Jahres, auf den 1. Jänner, oder Wintermond geleget: aber warum? Was hat dieſer Tag in der Natur beſonders? Hebt etwa der rechte Winter, aſtronomiſch zu reden, da an? Nein! Dieſes geſchieht ſchon den 22. Decemb. oder Chriſtmonath. Dieſer Tag gehörete aber noch ins vorige Jahr; und zwar ohne alle Urſache. Man hätte alſo billig den 1. Jänner gerade auf den kürzeſten Tag im Jahre, legen, und zu dem Ende, noch einmal etliche Tage überhüpfen ſollen; damit das erfolget wäre. So würde unſer Kalender alsdann allererſt

recht

recht aſtronomiſch geworden ſeyn, und unſer Frühling ſodann mit dem 1. April, der Sommer mit dem 1. Jul. der Herbſt mit dem 1ſten October angefangen haben. Vielleicht kömt noch einmal die Zeit, da dieß geſchehen wird.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftſteller in den berühmteſten Gegenden von Weſtphalen; aus bewährten und unumſtößlichen Urkunden zuſammengezogen und aufgeſetzet, von einem Landsmanne, und patriotiſchen Verehrer ihrer großen Verdienſte, B. G. R. Cöln, bey Peter Hammern, 1752.

Seit langer Zeit iſt uns keine luſtigere Kritik vorgekommen, als eben dieſe. Sie verſpottet eine ziemliche Anzahl elender Scribenten, die freylich, nach dem Titel, bey uns völlig unbekannt ſind; gleichwohl in ihren Gegenden ſich für etwas rechtes halten und ausgeben mögen; und es alſo wohl verdienen, ein wenig entblößet zu werden. Und vielleicht werden ſie durch dieſe Satire noch bekannter und unſterblicher, als Bavius und Mävius, durch eine virgiliſche Zeile geworden; da ſie ſonſt ganz und gar vergeſſen ſeyn würden.

Wir wiſſen es wohl, daß einige dieſe Schrift ſchon öffentlich, für eine ehrenrührige Schrift wider ganz Weſtphalen, haben ausſchreyen wollen. Allein

wir mögen ſie beſehen, wie und wo wir wollen; ſo können wir ſolches nicht finden. Weſtphalen iſt eine Landſchaft, die ſeit 300 Jahren ſolche gute und vortreffliche Schriftſteller hervorgebracht hat: daß es eine große Unwiſſenheit und Thorheit ſeyn würde, ſelbige überhaupt niederſchlagen zu wollen. Unſer Schriftſteller aber iſt in allen ſeinen Zeilen viel zu geſcheid und zu behutſam, als daß er dieſe Abſicht, auch nur mit einem Worte, verrathen ſollte. Und wer könnte ihm auch aufbürden, daß er einen vortrefflichen Abt Jeruſalem, und einen ſcharfſinnigen Conferenzrath von Bar nicht kennen, oder ſie ſollte beleidigen wollen?

Der Titel dieſer Schrift ſchränket auch die Abſicht ihres Verfaſſers deutlich genug ein. Er redet nur von unbekannten Schriftſtellern; die berühmten gehen ihn alſo nicht das geringſte an: und Weſtphalen iſt alſo vollkommen geſichert, daß es nicht überhaupt eines groben Himmels, oder unfähiger Köpfe beſchuldiget worden. In dieſer völligen Vorausſetzung, wollen wir denn unſern Leſern einige Nachricht von dieſer Schrift geben.

Gleich die Genehmigung derſelben auf der 2. S. zeiget deutlich an, wes Geiſtes Kind ſie ſey. Der Vorſteher und Beyſitzer des Schöppenſtuhles des Geſchmackes in Weſtphalen, Herr Poſtillius Ringelreim, und Herr Chronoſtichus Palmbaum, billigen ſie: Herr Peter Cubus Reimhammer aber, unterſchreibt ſie als Secretär. Die Zueignung iſt an vier würdige Männer, theils Dichter, theils andre Schriftſteller gerichtet. Der eine heißt Hr. D. Pet-

Vetter, in Wetzlar, der zweyte Herr D. Fleiſchhauer, Advocat in Erfurt, von dem wir eine ſchöne Sammlung von Gedichten in Händen haben; der dritte Herr Arthur Konrad Sterning, Med. Pract. in Virginien; und der vierte Herr Paſtor Dörrien, Prediger des Allerhöchſten im Himmel, und Diener des Allergeringſten in Wöbbeld, wie er ſich ſelbſt im Drucke genennet hat.

In der Vorrede wird erſt der beruffene Berkenmeyer einer groben Läſterung wider Weſtphalen beſchuldiget: weil er es durch ein paar boshafte Verſe auszuſchreyen geſuchet, die wir nicht wiederholen mögen. Aber man beantwortet hernach auch einen wichtigern Einwurf, von dem Mangel der Buchläden daſelbſt; indem es deren nicht mehr als zweene, zu Duisburg und zu Lemgo gäbe. Denn man fraget billig: ob denn die Gelehrſamkeit in Buchläden beſtünde? Und wenn ja ihre Schriftſteller auswärts nicht ſehr bekannt würden, ſo wäre ſolches kein Wunder. Werden doch auch die auswärtigen in Weſtphalen nicht alle bekannt!

In dem Werke ſelbſt heißt es: „Niemand be„darf meines Lobes mehr, als die weſtphäliſchen „Schriftſteller. Sie ſind die Unglückſeligen, die al„len ihren gelehrten Schweiß vergeblich ſchwitzen; „deren Namen bey ihren vielen Bemühungen den„noch ins Buch der Vergeſſenheit geſchrieben ſind, „und von welchen man in den übrigen Theilen des „gelehrten Deutſchlandes nichts zu ſagen weis. Was „kann ſchmerzlicher ſeyn, als dieſes? Gewiß, ſie „verdienen ein beſſeres Schickſal! Ihre gelehrte

„Werke ſind werth, daß ſie dem Staube entriſſen „werden. Der darinn verſchwendete Verſtand und „Witz dieſer edlen Geiſter iſt würdig, daß er nicht „allein zum Beyſpiele auf die Nachwelt komme, „um an ihnen, als an Vorgängern zu lernen, wie „man dieſe theure Gabe des Himmels auf eine nütz„liche Weiſe anwenden müſſe; ſondern auch, daß er „andern zu unſrer Zeit bekannter werde.„

So lautet die Schreibart unſers Lobredners; doch wir können ihm, bey der uns nöthigen Kürze, nicht lange folgen; und müſſen auch Proben von ſeinen unbekannten Helden anführen. Er lobet anfänglich die weſtphäliſchen Leichenpredigten, als einen beträchtlichen Theil ihrer gedruckten Schriften. Es iſt wahr, die Tagebücher der Gelehrten reden nicht davon: allein ihre Verfaſſer haben keinen Zeitungsſchreiber erkaufen wollen, ſie zu loben. Uebrigens halten ſie Buchſtaben, Sylben, und Wörter in ſich, ſo gut wie andere Schriften. Sagt man gleich, es herrſche die vollkommenſte Unordnung und ein verderbter Geſchmack darinn: ſo darf doch das nicht gleich kriechend heißen, wenn ſich der Redner zu ſeinem Zuhörer herab läßt, und die Sprache des Pöbels redet. Er will ja billig verſtanden werden! Was will denn jene Kritik ſagen? Indeſſen erheben ſie ſich auch wohl zuweilen über ihre Lehrer, den Menantes und Weiſen. Z. E. „Wenn dem „Menſchen ſein Geburtsſtern ein Lager auf „dem unſichern Platz irdiſcher Wohnungen „aufſchlagen heißt, ſo giebt es daſelbſt ge„fährliche Nächte, blutdürſtige Tage, hin„terli-

„terliſtige Nachſtellungen, und manchmal „ein unerſetzlicher Ruin.„ Imgleichen; Ich bete die Sternen nicht an; wohl aber den weiſen Regierer dieſer funkelnden Himmelsfackeln. Und anderwärts: Daß auf dieſem vergänglichen Weltklumpen, nichts mit der Unvergänglichkeit ſtolziren könne, ſolches hat das mit unvergleichlich hoher Himmelsweisheit ausgerüſtet geweſene Jeſſen-Geblüte, der allerglorwürdigſte Prinz derer irdiſchen Monarchen, ſo jemals Kron und Scepter getragen, der König Salomon, als ein ſcharfſinniger Speculateur der Eitelkeit ꝛc. Eben dahin gehöret, wenn ein hochbethrönter Gott, das Schickſal eines reichen Schlampampers und armen Lazari wechſeln läßt: und ſolche Leckerbiſſen mehr.

Wir müſſen aber auch noch etwas poetiſches zur Probe anführen: denn bey den tiefſinnigen philoſophiſchen Beweiſen, des Satzes: daß eine Schöne wohl thue, welche einen Prediger heirathet, können wir uns nicht aufhalten; ob ſie gleich mit ſehr vielen Grund und Lehrſätzen, Vorderſätzen, Nachſätzen, und Schlußſätzen, Beweisſätzen, Hauptbeweisſätzen, und Unterbeweisſätzen ausſtaffiret ſind; ihren Gegner aber bald eine lehrholdiſche Trödelfrau, bald einen freundlichen Stoßvogel nennen. Hier hören wir nämlich die nagelneue unerhörte Zeitung: daß ein aufgeklärter Scholaſtiker in Weſtphalen unlängſt ein Heldengedicht geſchrieben hat. Dieſes hat nichts minders zum Gegenſtande, als die

„wol abnemen (als die dahynbracht werden, das ſie
„ſie durch die fart des nechſten vfers zufuß in das
„meer gehn' ſo ferrer ich fürter tret, ye mer ich in
„die weyte und tieffe deſſelben wercks verfar, alſo
„wechſt auch dis werck, das ſie vor geacht abnemen,
„ſo die erſten theil daruon volbracht waren.

Man ſiehet hieraus daß des Ivo Wittigs Uberſetzung ziemlich nach dem Buchſtaben iſt; doch findet man auch, daß er hier und dar gar vieles ausgelaſſen. Das Ende machet er mit Philippi Tod, (lib. XL. cap. LIV. pag. 1089. Edit. Arnoldi, 8. 1696. Et lib. X. Decad. IIII. pag. 701. edit. Baſil. Cruicorni, 1528. fol.) folgender Geſtalt: fol. 410.

„Nach dieſen vorergangen hendeln wart der Ko-
„nig Philippus von Macedonien, durch Kummer-
„niß vnd verdriß ſeins gemüts faſt geſchwechet das
„er durch falſche fürtrag beſchuldigung vnd clages
„ſeins ſons Perßei, darzu bracht vnd gereyßet war
„worden, das er Demetrium ſeinen ſon den jungern
„mit gifft het laſſen vmbringen vnd tödten, vnge-
„dacht wie er Perſeum auch darumb möcht ſtraf-
„fen, Er war in willen, er wolt eher ſeinen fründt
„vnd verwanten Antigonum dann Perſeum für
„ſeinen nachuolger in dem Konigreich Macedonien
„verlaſſen. Philippus der Konig iſt aber in diſer
„betrachtung todtßhalben abgangen, vnd geſtor-
“ben, vnd hat Perſeus der elter ſon das Konigreych
„Macedonien angenummen vnd behalten

Nach dieſen Worten ſtehet: Getruckt vnnd geendet zu Mentz durch Johann Schoeffer: nach Chriſti vnſers Herenn Geburt: Tauſent fünffhundert vnd zwenzig drey jare.

Dar-

ganze Geſchichte des Volkes der Preußen. Freylich bekümmert ſich der Verfaſſer nichts um die verlegenen Regeln der Griechen, vom epiſchen Gedichte. Denn was gehen ihn die an? Er will keine Fabel, ſondern lauter Wahrheiten beſingen. Es beliebt ihm aber, eine Geſchichte in Verſen, auch ein Gedicht zu nennen.

In kleinen Gedichten giebt es auch ſolche unbekannte Meiſter. Sie beſingen die Todten und Lebendigen, auf eine recht herzbrechende Art. Z. E. ſo hebt ſich eine Trauerſäule in Eile aufgerichtet, an: Weinen ſie mit mir:

Als die der Lacheſi von Clotho war verlieben
Der wullen Rocken, ſo gedachten wir dabey:
Sie würd diß Seculum hindurch den Faden ziehen;
Doch bricht ihn Atropos ganz unverhofft in zwey.
O ſchwerer Donnerſchlag! O unbeglückte Stunden!
O harter Himmelsſchluß! Ich weis nicht wo ich bin.
O herber Herzensſtich! O ſchwarze Todeswunden!
Die niemand binden mag ꝛc.

Sie richten auch Thränenthore auf, ſetzen ihre Schritte hinein, ſtimmen Klaglieder an, welche mit ihrem Vermögen zu ihrer Schwäche eilen ꝛc. die Verdienſte blitzen durchs Grab, wie Karfunkel und Demant. u. d. m. Sie machen Aufſchriften die ſehr ſcharfſinnig ſind. Sie bemerken an den Todten, daß ſie ein Käppchen mit auf die Welt gebracht. Eine Wittwe muß z. E. ſo ſeufzen:

Mein allergröſter Schatz, mein lieber alter
Du meines Hauptes Aron, mein Käppchen, Hut und Haube,
Der mich gelehret hat, beſchützt, verſorget, und
Bedecket vor dem Unfall bis zu dieſer Stund.

Der

Der Herr Lobredner verſicht die hier vorkommende Licenz des Wörtchens und, am Ende, mit dem tröſtlichen Beyſpiele Riederers, eines nürnbergiſchen Fabeldichters, der weiland ſo ſchrieb:

Der Jäger und ſein Hund
Die jagten beyde, und
Sie hatten ihn faſt; aber
Der Haſ lief in den Haber.

Genug, zum Vorſchmacke; obgleich die Hochzeitgedichte noch viel luſtigere Sachen darbiethen. Kurz, dieſe Schrift verdienet geleſen zu werden.

Das luſtigſte von allen aber iſt, daß ein gewiſſer unbekannter Studioſus in Jena, ſich die Ehre der unbekannten Scribenten ſeines Vaterlandes ſo ſehr zu Herzen gezogen, daß er eine ernſthafte Widerlegung dieſer ſpaßhaften Schrift herausgegeben. Das kömmt nun in der That ein wenig philippiſch heraus! Er dedicirt auch ſelbige in ſeiner Gutherzigkeit, an ſeinen lieben Herrn Pathen: den er ſo anredet: Zärtlichſt geſinnter Herr Pathe! Klingt das nicht herzbrechend? Die Schrift iſt endlich gelehrt und gründlich: und Weſtphalen wird ſehr gut vertheidiget. Allein er irret ſich, wenn er glaubt, man habe das ganze Land ſchimpfen wollen. Folglich hätte es dieſe Vertheidigung gar nicht nöthig gehabt, und wäre doch wohl in ſeinem alten Werthe geblieben. Aber im Vertrauen: hat ſie der Herr Pathe auch ſelbſt verfertiget?

* *

VIII.

Βιονος και Μοσχου Ειδυλλια. ſive

Bionis et Moſchi Idyllia, cum Metaphraſi latina et Notis integris Urſini, Vulcanii, Stephani, Scaligeri, Caſauboni, Heinſii, Xylandri, Palmerii etc. recenſ. M. Joh. Adamus Schier. Lipſ. apud Lœvium, 1752. 8.

Seit dem der Herr M. Schier nach Wolfenbüttel befördert worden, iſt er nicht müßig geweſen; ſondern hat auch außer der ihm anvertrauten Jugend, ſich die gelehrte Welt zu verbinden geſuchet. Dieſes erweiſet gegenwärtige Ausgabe zweener alten Schäferdichter, die eine Zeit her in den Buchläden ziemlich ſelten zu finden geweſen. Im 1596ſten Jahre gab Hieron. Commelin dieſelben, zugleich mit dem Theokritus, zu Heidelberg heraus: und im folgenden Jahrhunderte ward dieſe Ausgabe verſchiedene male wieder aufgelegt. Nach der Zeit iſt in Deutſchland an den Bion und Moſchus nicht wieder gedacht worden. Da es nun nöthig iſt, die guten Schriftſteller zu erhalten, und auf die Nachwelt zu bringen: ſo hat der Herr M. Schier für eine neue Auflage dieſer Dichter ſorgen wollen, wofür er allerdings Dank verdienet.

Er wußte zwar, daß eben dieſe Hirtengedichte, vor kurzem ſowohl in England, als in Italien ans Licht getreten. Denn hier hatte Herr M. Schwe-

bel

bel aus Nürnberg, ſie zu Venedig 1746. in 8. heraus gegeben, und zu Oxford hatte Joh. Heskin, ſie 1748. ans Licht geſtellet. Beyde hat er bey ſeiner Ausgabe gebrauchet, und die verſchiedenen Leſearten ſich daraus zu Nutze gemachet; iſt aber auch von dem erſten Texte hin und wieder abgewichen, wo er in ältern Abdrücken, die nach Handſchriften gemachet worden, beſſere Leſearten zu ſehen geglaubet: Die Ueberſetzung hat er aus des Daniel Heinſius Ausgabe genommen, und ſie hin und wieder verbeſſert. Endlich hat er alle Anmerkungen, der obbenannten gelehrten Männer, und außer dem noch vom Longepierre, der eine franzöſiſche Dollmetſchung von beyden Dichtern geliefert hat; imgleichen von Schwebeln und Heskin, einige auserleſene erborget. Dazu kömmt nun noch, ein Regiſter der merkwürdigſten Wörter, die im Bion und Moſchus vorkommen, und die darinn erkläret werden: welches allerdings Anfängern gute Dienſte thut.

Weil der Herr Verfaſſer ein Verzeichniß aller Ausgaben dieſer Dichter beygefüget hat: ſo wollen wir doch kürzlich daſſelbe mittheilen. Es dünkt uns erſtaunlich zu ſeyn, daß in drittehalbhundert Jahren eine ſolche Menge von Auflagen von einem Paare ſolcher kleinen Poeten, die eben nicht unter die wichtigſten gehören, haben gedrucket und verkaufet werden können. Es ſind aber folgende

1495. Venedig beym Aldus.
1565. Brügge, beym Mekerk.
1566 Paris, beym Stephan.
1568. Antwerpen, Plantin.
1570. Genf, beym Criſpin.
1577. in einer Sammlung wieder beym Stephan.
1579. mit dem Theokrit, bey eben demſelben.
1584. Antwerpen, Plantin.

1584. Genf, beym Vignon.
1586. Paris, beym Stephan.
1596. Heidelberg, Commelin.
1600. Genf, beym Vignon.
1603. Heidelberg, beym Commelin.
1604. Antwerpen, vom Heinſius.
1604. Heidelb. beym Commelin.
1606. Genf, im corp. poet. græc.
1620. Genf, beym Vignon.
1628. Paris, mit andern Poeten.
1652. Cambridge vom Winter.
1659. London, bey Rovcroſ.
1661. Cambr. mit andern.
1686. Paris, bey Aubadin. franz. überſ. von Longepierre.
1688. Amſterdam, dieſelbe.
1691. Paris, noch einmal.
1746. Venedig, bey Paſchal von Hrn. M. Schwebeln.
1748. Orford, beym Clarendon, von Heskin: und im
1752. Leipzig bey Lowen, von Herrn M. Schieren.

Das ſind nun ſo ein 27. Ausgaben, die nur Herr M. Schier weis; wie viele mögen nicht noch fehlen? Wir wollen ſetzen, es fehlten ihm nur dreyzehn, ſo daß in allem 40. wären. Hätte nun jede davon nur 500. Abdrücke davon geliefert, welches für die erſten zwar zu viel, für die andern aber gewiß viel zu wenig iſt: ſo wären das ſo ein 20000. Abdrücke vom Bion und Moſchus, die in Europa gemachet worden. Man kann aber ſicher 30000 annehmen; welches gewiß, auf jede Auflage kaum 750. Exemplare machet, da doch in neuern Zeiten ſelten unter 1000. gemachet werden. Wie kann man ſich nun beſchweren, daß das Griechiſche vernachläßiget werde, da auch ſolche faſt überflüßige und unwichtige Bücher ſo häufig geleſen worden? Und was ſind nicht ſonſt, ſeit etwa 20. Jahren, für andere griechiſche Schriftſteller, ganz, oder zum Theil, nur in Deutſchland gedrücket worden?

In

Indem wir aber wünſchen, daß bald einer von unſern Landsleuten, der der Sache gewachſen iſt, uns auch einen deutſchen Bion und Moſchus liefern möge; damit nicht das einzige Frankreich mit einer Ueberſetzung deſſelben ſtolziren könne: ſo muntern wir den Herrn Rector Schier zugleich auf, uns auch einen neuen Theokritus, mit eben dem Fleiße ans Licht zu ſtellen. Niemand wird dieſes beſſer, als eben er leiſten können; und es iſt nicht zu läugnen, daß deſſen Ausgaben in unſern Buchläden wohl eben ſo ſelten geworden, als Bion und Moſchus. Vielleicht fände ſich hernach auch bald ein deutſcher Dolmetſcher zu demſelben: ſo wie wir die Virgiliſchen von dem Herrn Subrector Overbek zu Lübek erhalten haben: den wir hiemit ſeiner angefangenen Bücher vom Feldbaue freundlich erinnert haben wollen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Joh. Gottlieb Laurentii Abhandlung von den Kriegsgerichten der alten Deutſchen, beſonders in Anſehung der peinlichen Gerichtsbarkeit, von den älteſten Zeiten bis zum zehnten Jahrhunderte, mit nöthigen Anmerkungen, Beweiſen und Regiſtern. Gotha, verl. Joh. Paul Mevius, 1753. 18 Bogen in 8.

Wir kündigen dieſes Werkchen mit beſonderm Vergnügen an; da es mit zu denen gehöret, die in allerley Abſichten unſern Zeiten

Zeiten Ehre machen. Theils die patriotiſche Liebe des Vaterlandes, theils die Kenntniß der deutſchen Alterthümer und Geſchichte herrſchen darinn: und beyde ſind mit einer recht feinen deutſchen Schreibart, und einem durchgehends herrſchenden guten Geſchmacke verbunden. Kurz, wir ſetzen es der kleinen Anzahl der deutſchen Originalſchriften an die Seite, die der Gelehrſamkeit und dem Geſchmacke unſrer Landsleute zu beſonderm Lobe gereichen.

Der Herr Verfaſſer derſelben ſteht als Beyſitzer in dem hochfürſtlichen Kriegscollegio zu Gotha, in herzoglichen Dienſten; und hat vormals theils als Controlleur bey der Kriegscaſſe, theils als Kriegscommiſſar, und Kriegsſecretär, bey den letzten Feldzügen am Rheine und in Italien, wirkliche Dienſte gethan. Er eignet alſo billig dieſe ſeine Arbeit Sr. hochfürſtl. Durchl. als ein Opfer der Dankbarkeit zu: uns aber kömmt es um deſto merkwürdiger vor, daß ein Mann, der in wirklichen gerichtlichen Beſtallungen geſtanden, ſich dennoch durch den gewöhnlichen Schlendrian der juriſtiſchen Schreibart nicht im geringſten anſtecken laſſen; ſondern eine ſo anmuthige Feder führet, als ob er ſein Lebenlang bloß mit den ſchönen Wiſſenſchaften umgegangen wäre. Ein ſo ſchönes Beyſpiel wollen wir bey dieſer Gelegenheit allen Rechtsgelehrten zum Muſter anpreiſen.

Der I. Abſchnitt handelt von den Kriegsgerichten der deutſchen Völker in den älteſten Zeiten; der II. von denſelben unter den fränkiſchen Königen, vom merowingiſchen Stamme, der III. von denſelben unter den

den Königen und Kaiſern des karolingiſchen Stammes. Ueberall herrſchet eine ſchöne Beleſenheit in den Originalſchriftſtellern dieſer ſonſt ziemlich dunkeln Zeiten, deren Zeugniſſe auch überall beygebracht ſind; eine richtige Urtheilskraft, und feine Wahl der Sachen. Wie nun kein Kenner und Liebhaber deutſcher Alterthümer dieſes angenehme Werkchen ohne Vergnügen leſen kann: alſo iſt es ſchade, daß der Hr. Verfaſſer ſeinen Fleiß nicht auch unter den folgenden Kaiſern, bis auf Kaiſer Maximilian den I fortgeſetzet; unter welchem das deutſche Kriegsweſen auf einen ganz andern Fuß geſetzet worden. Allein vieleicht beſchenkt der Herr Verf. uns künftig noch mit einem neuen Theile ſeiner Arbeit, wozu wir ihm Luſt und Muße anwünſchen wollen.

* *

X.

Zwo Leichenreden, welche bey Beerdigung ſeiner Aeltern gehalten M. Johann Gottfr. Weller, Diener des göttl. Worts in Zwikau. Leipz. bey Georg Wilh. Pouillard 1752. 4 Bogen in 4.

Gegenwärtige Reden ſind nicht von der gemeinen Art. Herr M. Weller iſt nicht nur ein Gelehrter, deſſen Verdienſte unſre Leſer zum Theil ſchon aus verſchiedenen gründlichen Abhandlungen kennen, die in dieſes Neueſte von uns eingeſchaltet worden: ſondern er iſt auch ein geſchickter Redner. Hierzu kömmt noch die beſondre Ver-

Veranlaſſung dieſer Reden. Gedungene Leichenredner gehen oft mit ſo kaltem Blute zu ihrer Arbeit, daß man nichts edles, nichts rührendes von ihnen vermuthen kann. Hier aber redet ein beredter Mann aus eigenem Triebe. Ein dankbares und gerührtes Herz leget ihm alle Worte in den Mund: und was aus einer wahren Rührung entſpringt, das dringt auch wiederum in die Herzen der Zuhörer und Leſer.

Außer dem ſind ſie auch nicht mit lauter ausgekünſtelten Lobſprüchen angefüllet; die oft Leſern, die ſelbſt nicht viel Lob verdienen, eben deswegen ſehr kalt vorkommen: (*) wie Plinius ſchon längſt angemerket hat. Nein, unſer Redner handelt auch Sätze ab, die ſo wohl gewählt, als neu ſind. In der erſten behauptet er, daß zwiſchen Todten und Lebendigen noch eine gewiſſe Gemeinſchaft ſtatt habe; in der zweyten aber: daß es nach dem Abſterben eines Menſchen nöthiger ſey, die Fürſorge, die Gott ihm ſein Lebenlang erwieſen hat, zu rühmen, als die Tugenden des Verſtorbenen. Wen machen ſolche Sätze nicht aufmerkſam und begierig, die Gedanken eines vernünftigen Redners davon zu hören? Man wird ſich aber auch in Anſehung des Ausputzes und der Schreibart nicht betrogen finden; ſondern es uns gewiß Dank wiſſen, daß wir ſie angezeiget haben.

Lib. III. Ep. 21.

* Fuit moris antiqui, eos, qui vel ſingulorum laudes, vel urbium ſcripſerant, aut honoribus, aut pecunia ornare: noſtris vero temporibus, ut alia ſpecioſa et egregia, ita hoc in primis exolevit. *Nam poſtquam deſiimus facere laudanda*, laudari quoque ineptum putamus.

Ende des Wintermonaths 1753.

Darauf folget fol. CCCCXI. noch ein Text, deſſen erſte Rubric folgende iſt:

Wie man eyn nachforſchens gehabt hat: von der vergeben vnd vergiſſtigung, vnd dem burgermeiſter Piſoni vergeben iſt von ſeiner haußfrawen Hoſtilia, vnd eyn ander an ſein ſtatt erwelt iſt worden, Auch wie die alte burgermeyſter Publius Cornelius vnd Marcus Bebius die Ligurer vberzogen haben, vnd vberwunden, vnd darumb triumphiret.

Und die letzte, fol. 419. v. Wie Perſeus Antigonum hab laſſen vmbbringen: vnd ſein legaten gen Rom geſchickt, von dem triumph Quinti Fuluii des burgermeyſters, von etlichen wunderbaren dingen.

Und deren letzter Periodus.

Dieſe wunderbare ding das ſie wurden abgewendt, vff daß ſie nichts übels zubrechten, iſt ſunſt nichts gehandelt worden vnnd darumb gethon, dan das man luſtſpiel hat laſſen machen.

End der Römiſchen Hiſtorien.

Hierauf folget d. fol. et p. ſeq. ein Epilogus Nicolai Carbacchii, darinn er von der Schwierigkeit der Uberſetzungen redet, und unter andern ſpricht: Er habe ſolches vornemlich empfunden in dieſen zweyen Theilen *Titi Liuii*, unter welchen das erſte ſchier das ganze XXXIII. Buch der Römiſchen Hiſtorien von *Liuio* beſchrieben; das andre aber das hinterſte und letzte Stück des XL. Buches, die inwendig in

Der Seelen.

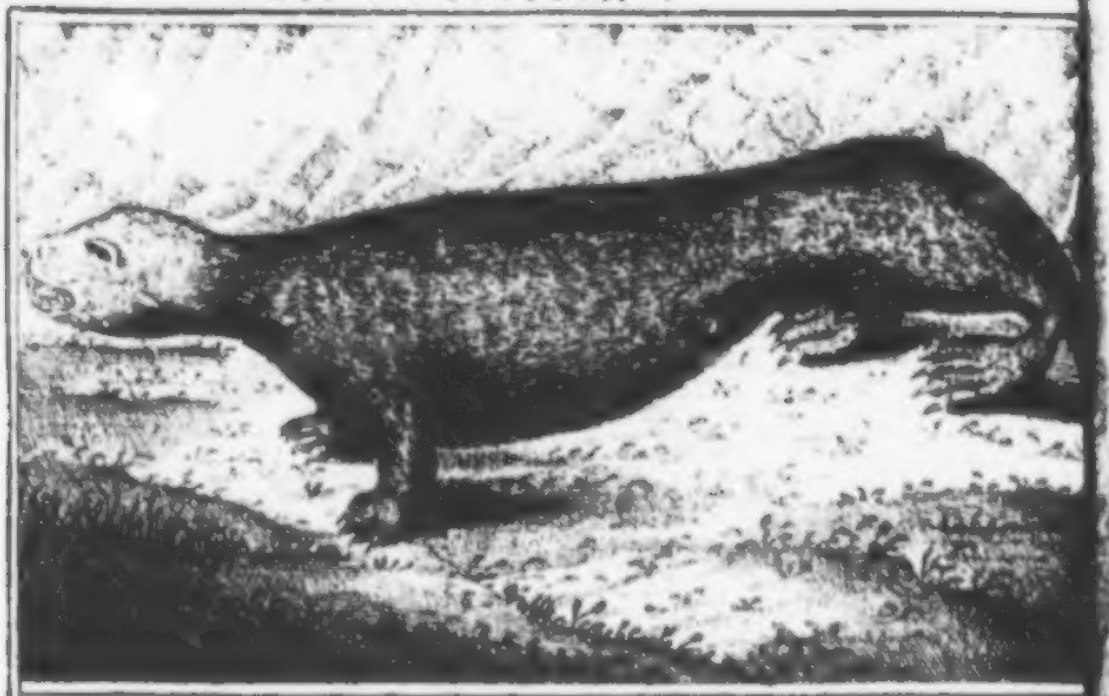

Der Seebær.

Neuestes der a. Ch. III. B. 2. St. Norn. 1743.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Hornungmonat, 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. II. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Nachricht von dem fernern Verlaufe des berühmten Zwiſtes, zwiſchen dem Herrn Präſ. von Maupertuis, und dem Herrn Rath König.

Den Anfang dieſes berühmten Streites haben wir unſern Leſern bereits mit einer hiſtoriſchen Unparteylichkeit bekannt gemacht. Wir haben ihnen nämlich, ſowohl von dem Urtheile der königl. Akademie zu Berlin, über das leibnitziſche Fragment, das Herr König angeführet hatte, als welches ſie für unächt und untergeſchoben erklärete; als von der Berufung des Herrn Königs auf die ganze gelehrte Welt, Nachricht gegeben. Allein das war nur der Anfang zu einer gelehrten Streitigkeit, die von beyden Theilen mit einer ſolchen Hitze geführet wird, daß ſie eine der merkwürdigſten unſerer Zeiten geworden. Kaum hatte Herr König ſich auf die gelehrte Welt berufen: als Hr. Euler zu einem in Berlin befindlichen jungen Akademiſten, Hrn. Merian, ſeine Zuflucht nahm, den

man bey dieſer Gelegenheit in der gelehrten Welt zuerſt hat nennen gehöret. Da er ihn leicht hätte mündlich ſprechen können, ſo ſchrieb er einen weitläuftigen Brief an ihn, der den 3 Sept. 1752 unterſchrieben, und dem ein langes P. S. wider des Hn. Königs Appellation beygefüget ward. Eben dergleichen langes Schreiben ließ auch Hr. v. M. an Hr. Eulern ab; und auch dieſes iſt mit einem P. S. wegen des Appels an Public, begleitet. Sodann ſchrieb, vermuthlich bald darauf, Hr. Merian an Hrn. Eulern, über eben der Sache. Dieſe drey Briefe erſchienen unter folgendem Titel im Drucke:

Lettres concernant le Jugement de l'Academie. à Berlin MDCCLII.

Der Inhalt iſt doppelt, d. i. lateiniſch u. franzöſiſch gedruckt, damit auch diejenigen, die kein Latein können, es leſen könnten. Gleich in dem erſten wird der Anfang mit Schimpfen auf die leipziger und hamburger Zeitungsſchreiber gemachet, die von dem Urtheile der Akademie, wiewohl mit vieler Beſcheidenheit, ihr Bedenken geäußert hatten. Unverſchämtheit, Unwiſſenheit, eine ausſchweifende Sucht, alles zu beurtheilen, was in der gelehrten Welt vorgeht, u. d. gl. das ſind die geringſten Vorwürfe, die man ihnen machet; bloß, weil ſie die Sache nicht nach dem Sinne des Herrn Präſidenten angeſehen, ihm nicht ſchlechterdings recht, und dem Hrn. Prof. Könnig unrecht gegeben hatten. In Wahrheit, kaum an denjenigen Orten, wo eine tridentiniſche Kirchenverſammlung für eine untrügliche Glaubensregel gilt, könn-

könnten die geſchwornen Verfechter derſelben mehrere Unterwerfung von den Abergläubiſchen fodern, als hier mitten in der gelehrten Welt, d. i. im Lande der völligen Freyheit, ein Glied einer gelehrten Akademie, von unparteyiſchen und ſeiner Bothmäßigkeit gar nicht unterworfenen Gelehrten, gegen den Ausſpruch einer Akademie, fodert. Da man ſonſt geglaubet, die Pedanterey klebe nur akademiſchen Gelehrten an, ſo muß man ſich itzo wundern: daß auch Männern, die viele Jahre an einem der größten und artigſten Höfe leben, dieſer häßliche Fehler, weit mehr als jenen, anklebet.

Allein es iſt kein Wunder, daß Herr Euler böſe geworden. Das verwünſchte Stück des leibnitziſchen Briefes, welches Herr König ans Licht geſtellet, hat auch Spuren in ſich, daß Leibnitz die Wahrheiten der höhern Geometrie ſchon eingeſehen, die Hr. E. zuerſt erfunden haben will. Iſt das nicht ein Elend, daß dieſer Abgott der deutſchen Secte, wie die Herren Franzoſen in Berlin, den Freyherrn von Leibnitz nennen, ſchon alles voraus geſehen hat, was dieſe neuen Erfinder, erſt viele Jahre hernach, für Entdeckungen machen ſollten? Hinc illæ lacrimæ!

Wir können uns bey dieſem Briefe nicht länger aufhalten: weil wir ohne dieß nur Willens ſind, unſern Leſern ſummariſch anzuzeigen, was in dieſer Streitigkeit herausgekommen. Herr Merian zeigete das von Herrn Eulern erhaltene Schreiben dem Herrn Präſ. von Maupertuis: und dieſer

hebt das ſeinige an Hrn. Eulern, mit einer Dankſagung für daſſelbe an; glaubet auch, derſelbe habe es mit der äußerſten Deutlichkeit gewieſen, daß ſich Hr. König unbillig über das Urtheil der Akademie beſchwere. Er beſchweret ſich zugleich, daß die Briefe, ſo er an der durchlauchtigſten Statthalterinn königl. Hoheit geſchrieben, bekannt geworden; welches, allem Anſehen nach, ein Verweis an dieſe Prinzeſſinn iſt, daß ſie des Hrn. von M. vertrauliches Zumuthen nicht ſo geheim gehalten; als andre Staatsſachen.

Hierauf erkläret der Hr. von M. dem Hrn. Prof. Euler, (der doch, wie er ſelbſt geſteht, von der ganzen Sache am beſten unterrichtet iſt) nochmals den ganzen ſummariſchen Inhalt der Streitigkeit; gewiß eine überflüßige Arbeit! dringet aber noch immer auf das leibnitziſche Fragment, als auf ein untergeſchobenes. Es iſt wunderbar, daß ein ſo berühmter Mann noch immer wider einen Schatten ficht. Denn geſetzt endlich, das vom Hrn. König angeführte Schreiben, wäre erdichtet; und die ganze Frage käme bloß darauf an: ob Leibnitz das neue Geſetz von der Sparſamkeit der Natur gekannt hätte; welches doch beydes nicht iſt: ſo können und wollen wir ihm gar leicht, aus unſtreitigen leibnitziſchen Büchern, die kein Menſch in Verdacht zieht, deutliche Stellen davon anzeigen. Wir haben dieſes ſchon zu allererſt in dem Neuen Bücherſ. der ſch. W. u. fr. K. VII B. a. d. 117 S. als wir die berl. Memoires bekannt machten, angener-

gemerket; damals aber nicht für nöthig erachtet, die Stellen ſelbſt anzuführen. Wer hätte es auch denken ſollen, daß Leibnitzens Schriften in Berlin, wo er doch Präſident und Vater der Societät geweſen, ſo wenig geleſen würden; daß es nur die geringſte Schwierigkeit geben ſollte, dieſelben zu finden?

Man ſchlage alſo zuerſt in der Theodicee, die Cauſſam Dei, aſſertam per Juſtitiam ejus, nach. Hier ſtehen im Schluſſe des 128 §. ausdrücklich die Worte: Sapientis non eſt, ſuperfluas vires adhibere. Für einen Weiſen ſchicket ſichs nicht, überflüßige Kräfte anzuwenden. Iſt das wohl etwas anders, als der Lehrſatz, von dem Minimo actionis? Man nehme aber auch folgende Stelle, aus dem Rec. de div. piec. de Mr. Leibnitz, Neuton &c. T. II. p. 496. §. X. der Ausgabe von 1740 dazu: Il s'enſuit de la Perfection ſuprême de Dieu, qu'en produiſant l'Univers, il a choiſi le meilleur plan poſſible, où il y ait la plus grande varieté, avec le plus grand ordre: *le Terrain, le Lieu, le Tems, les mieux menagéz: le plus d'Effet produit par les voyes les plus ſimples*, le plus de Puiſſance, le plus de Connoiſſance, le plus de Bonheur & de Bonté dans les Creatures, que l'Univers en pouvoit admettre. Ja nachdem er dieſe Sache auch auf die Geſetze der Bewegung erſtrecket: ſo ſchließt er am Ende des XIten §. auch das Daſeyn Gottes daraus: Et c'eſt une des plus efficaces, & des plus ſenſibles preuves de l'Exiſtence de Dieu, pour ceux qui peuvent approfondir les Choſes. Sind dieſe

Stellen noch nicht deutlich genug, ſo ſind in der Theodicee gewiß noch viel deutlichere vorhanden.

Doch wir müſſen auch hier abbrechen. Der dritte Brief iſt vom Hrn. Merian. Dieſer hitzige Streiter erſcheint mit einem recht bärbeißigen Grimme. Er ſchimpft und ſchreyt noch viel ungezogener auf die leipziger und hamburger Zeitungen. Er ſchilt ihre Critik, eine mal adroite und impertinente, ihre Urheber aber für Chicaneurs und Ignoranten! Das klingt vortrefflich in dem Munde eines Menſchen, der von denen, die er ſchimpfet, theils viel Gelehrſamkeit, theils viel gute Sitten lernen könnte. Hrn. Königs Schrift ſoll, ſeiner Meynung nach, voller Galle und Bitterkeit ſeyn: da ſie doch nur eine menſchliche Empfindung, über ein ihm widerfahrnes Unrecht; gegen ſeinen Gegner aber viel Glimpf und Höflichkeit enthält. Kurz, aus dieſen Proben ſieht man ſchon, daß er ein Söldner ſeines Principals, und zu nichts weniger geſchickt iſt, als der Sache einen Ausſchlag zu geben.

Auf dieſe ſo hitzigen Briefe nun, folgte ein andres Schreiben, ebenfalls aus Berlin, welches aber, aus einem ganz andern Tone lautete. Dieſes erſchien in einer hollandiſchen Monathſchrift; und führte den Titel:

Reponſe d'un Academicien de Berlin, à un Academicien de Paris, à Berlin le 18 Sept. 1752.

Wir würden ſelbige übergangen haben, wenn ſie nicht von dem Herrn von Voltaire herrührete, und viel

viel größere Folgen gehabt hätte, als man anfänglich hätte denken ſollen. Wir wollen ſie aber getreulich verdeutſchen, damit auch des Franzöſiſchen unkundige Leſer davon urtheilen können; zumal da ſie auch in Deutſchland ſchon in andern gelehrten Nachrichten franzöſiſch erſchienen iſt.

Antwort eines Akademiſten zu Berlin, an einen Akademiſten zu Paris. Berlin den 18ten September 1752.

„Hier haben ſie die lautere Wahrheit, die man „zu wiſſen verlanget. Herr von M. gab in einer „Schrift, die er Verſuch einer Kosmologie betitelte, vor: Der einzige Beweis des Daſeyns Gottes ſey $mAR=nRB$, welches ein Minimum ſeyn „ſoll. S. die 82ſte Seite ſeiner Werke in 4. Er „giebt nämlich vor, daß die wirkende Kraft in „allen möglichen Fällen ein Minimum ſey; welches doch falſch iſt; und ſaget, er habe dieſes Geſetz „des Minimi zuerſt erfunden, welches nicht weniger „falſch iſt. „

„Herr König, ſowohl als andre Mathematiker*, „ſchreibt wider dieſes ſeltſame Vorgeben; und führet unter andern, ein Stück aus einem leibnitziſchen Briefe an, wo dieſer große Mann ſaget: er „habe bemerket, daß in den Bewegungen die „Wirkung insgemein ein *Maximum*, oder ein „*Minimum* wird.

„Herr Moreau Maupertuis glaubte, man

* S. davon des Neuen Bücherſ. der ſchön. Wiſſenſch. und freyen Künſte VII. Band a. d. 110. u. f. S.

vier Jahren erſtmals, und vor nie im Druck ausgegangen ſeyen, und im hohen Thum-Stifft zu Mentz neulich gefunden worden. Das urſprüngliche Exemplar ſey unfleiſſig geſchrieben, und der Verſtand offt dunkel; weswegen ihn niemand des unfleiſſes verdencken möge, ob er ſchon an etlichen orthen erfahren habe, daß es ſich nicht wohl an einander ſchicken wolte in der Zuſammenſetzung der Wörter, und dabey von jedermann, ſo die zwey Stücke im *Livio* leſen werde, wolle gebeten haben, es ihme nicht vor eine Vermeſſenheit zuzurechnen, daß er ſich unterſtanden habe ſie zu verdeutſchen. ꝛc. Dieſer Epilogus iſt datirt Mentz, Mitwoch nach dem Tag der Geburth Mariä, Anno 1523.

Zu Ende iſt ein beſonder Regiſter, ſo die Rubriquen des ganzen Werkes enthält.

Es haben alſo drey Uberſetzer an dieſer Uberſetzung gearbeitet; und Bernhard Schöferlin den I. und II; Jud Wittig den III.; und Nicolaus Carbacchius das zu Mentz gefundene Supplementum überſetzet; und ſcheinet dieſes die andre Auflage zu ſeyn, die mit gedachtem Supplemento vermehret worden, da die erſte derſelben, nach Fabricii Bericht Bibl. L. Vol. II. p. 216. ſchon Anno 1505. gedrucket worden. Wobey wir im Vorbeygehen bemerken, daß Herr Fabricius am angeführten Orte auch noch einer in fol. Anno 1547. zu Straßburg heraus gegebenen Uberſetzung des Livii gedenke, die von uns vor dieſem nicht angeführet worden.

Der in Holz geſchnittne Titul des andern Buches heißt:

„wolle durch die Anführung dieſes Stückes ihm die „Ehre ſeiner vorgeblichen Erfindung rauben: ob„gleich Leibnitz gerade das Gegentheil geſaget hat„te. Er zwang einige beſoldete Mitglieder der „Akademie zu Berlin, die von ihm abhangen, Hrn. „König aufzufordern, daß er die Urſchrift des „leibnitziſchen Briefes vorzeigen möchte: und da „dieſelbe nicht vorhanden war, ſo ließ er durch die„ſelben Mitglieder ein Urtheil fällen, dadurch Herr „König beſchuldiget ward, er hätte die Ehre des „Herrn Moreau Maupertuis angegriffen, indem „er einen falſchen Brief untergeſchoben hätte.

„Nach dieſem ſowohl ungebührlichen, als unge„rechten Urtheile, welches den Herrn König, Pro„feſſor in Holland, und Bibliothekar der Durchl. „Prinzeſſinn von Oranien verunehrete, ſchrieb Hr. v. „M. ſelbſt, und durch andre, an dieſe Prinzeſſinn; da„mit ſie, durch ihr Anſehen, alle Antworten verbie„then möchte, die Herr König etwa machen könn„te. Ihre Kon. Hoheit wurden über eine ſolche „verwägene Verfolgung unwillig: und Hr. König „hat ſich vollkommen gerechtfertiget; indem er nicht „nur gezeiget hat, daß das, was dem Hn. von M. in „dem Lehrſatze zugehöret, falſch, und nur das, was „Leibnitzen und andern darinn eigen iſt, wahr iſt; „ſondern auch den ganzen leibnitziſchen Brief „nebſt zween andern dieſes Weltweiſen herausgege„ben. Alle dieſe Briefe ſind von einerley Schreib„art, und es iſt nicht möglich ſie zu verkennen: ja es „iſt kein Menſch, der nicht geſtünde, daß ſie „wirklich von ihm wären. Alſo iſt der Hr. v. M.

„ver

„vor den Augen des ganzen gelehrten Europa, nicht „nur einer gelehrten Dieberey und eines Irrthums, „ſondern auch davon überführet: daß er ſich ſeiner „Ehrenſtelle gemisbrauchet, gelehrten Männern „ihre Freyheit zu nehmen, und einen ehrlichen „Mann zu verfolgen, der keinen andern Fehler „begangen, als daß er nicht ſeiner Meynung ge„weſen.

„Viele Glieder der berliniſchen Akademie haben „wider eine ſo ſchreyende Aufführung ihren Unwillen „bezeuget: und würden die Akademie gar verlaſſen, „welche Herr von M. tyranniſiret und beſchimpfet; „wenn ſie nicht beſorgten, dem Könige, der ihr Be„ſchirmer iſt, zu misfallen.„

Was dünkt nun unſre Leſer, von der Nachricht, die ein Gelehrter, ein Landsmann des Herrn v. M. und Akademiſt zu Berlin; der bey der ganzen Sache zugegen geweſen, davon gegeben hat: ein Mann, der wohl ſelbſt den Herrn von M. vormals wegen ſeiner lappländiſchen Reiſe, über den Jaſon und alle Argonauten erhoben und vergöttert hat. Allein es gieng ihm auch nicht für genoſſen aus.

Es erſchien bald ein neues Schreiben in Berlin, das gleichfalls ein Akademiſt, aber von der entgegen geſetzten Parten, an einen ſolchen nach Paris abgelaſſen haben wollte. Es führet folgenden Titel:

Lettres d'un Academicien de Berlin, à un Academicien de Paris. A Berl. chez Etienne de Bordeaux 1753.

Dieſes Stück ſcheinen wir bloß dem vorhergehenden Schreiben des Herrn von Voltaire zu danken

zu

zu haben, als welches den Hrn. Verfaſſer in Harniſch gebracht, den Hrn. Präſ. von M. zu vertheidigen. Es iſt wahr, im Anfange äußert ſelbiger die beſten Geſinnungen von der Welt. Er behauptet die Freyheit gelehrter Streitigkeiten, und beſtrafet die neidiſchen Feindſeligkeiten, Schmähſchriften, Schimpfworte und ſchreckliche Läſterungen, womit kleine Geiſter, das Gedächtniß großer Männer zu unterdrücken ſuchen. Wer wird das nicht billigen? Allein im folgenden ſieht man, daß dieſes Laſter, wider den klaren Augenſchein, nur Hrn. Königen beygemeſſen; und hergegen der Lehrſatz von der kleinſten Kraft dem Hrn. von M. als die wichtigſte Erfindung beygeleget wird. Wir wiederholen hier mit Fleiß nicht den Verlauf der ganzen Sache, der ohne dieß den Leſern zum Ekel werden möchte. Wir merken nur an, daß der Herr Verfaſſer dieſer Schrift ein rechter Bewunderer vom Hrn. von M. iſt. Er fodert recht ſcharf, zu zeigen; in welchen Schriften des Herrn von Leibnitz der obgedachte Lehrſatz zu finden ſey? auf welche Frage wir aber ſchon kurz vorher geantwortet haben. Er muntert ſodann alle Glieder der Akademie auf, gemeine Sache mit ihm zu machen, und für ihren Präſidenten zu fechten. Er ſagt, Berlin und St. Malo, würden dereinſt um die Ehre ſtreiten, wem ſelbiger zugehöre; wie vormals viel griechiſche Städte um den Homer geſtritten hätten. Kurz, der Glanz, der Vortheil, den Herr von M. und ſeine Schriften der Akademie geben, werden in einer edlen Schreibart, aufs höchſte geprieſen. Darauf wird

der

der obige vorgebliche Akademist (Herr von Voltaire) Lügen gestrafet, wenn er gesaget: „Die „meisten Mitglieder zu Berlin würden die Akademie „verlassen, wenn sie nicht die Beschirmung des Kö„niges noch zurückhielte.„

Allein wenn bald darauf behauptet wird: Ganz Deutschland wüßte es, daß die meisten Mitglieder durch die Sorgfalt des Herrn von M. nach Berlin gezogen worden: so müssen wir gestehen, daß wir solches bis diese Stunde nicht gewußt haben. So viele wir von diesen Herren kennen, so wissen wir wenigstens zwölfe der allerwichtigsten zu nennen, die viel länger in Berlin gewesen, als der Herr von M. Präsident gewesen. Diese sind Herr Hofrath Eller, Herr Rector D. Heinius, Herr Euler, Herr Pelloutier, Herr Pott, Herr Küster, Herr Ludolf, Herr D. Lieberkühn, Herr Kies, Herr D. Gleditsch, Herr Beausobre, und Herr Formey; zu geschweigen, daß er auch die Herren Elsner, Herrn Hofrath Jarriges, und Herrn Grischov, lauter gelehrte Männer da gefunden, die nunmehr theils gestorben sind, theils Berlin und die Akademie verlassen haben.

Wir haben auch so viel wohl vernommen, daß einige von ihm dahin gezogene neue Glieder bald darauf wieder erlassen worden; andere aber dennoch in den berlinischen Memoires, noch wenig oder gar nichts gearbeitet haben. Wir enthalten uns, mehr solche Stellen anzumerken, die selbst der Augenschein der berlinischen Memoires widerlegen kann. Z. E. Daß des Herrn von M. Ausarbeitungen den

gröſsten Theil der Memoires anfülleten u. d. gl. Indeſſen wird der Verfaſſer des vorigen Schreibens: ein Faiſeur de libelles ſans genie; ein ennemi mepriſable d'un homme d'un rare merite. u. ſ. w. genennet, dem man Colomnies, Groſſieretés, Propoſitions abſurdes u. d. m. beyleget. Und wir wiſſen nicht, ob dieſes nicht auch Schimpfworte ſind?

Allein dabey blieb dieſer ganze Streit nicht. Auch London wollte ſeinen Theil an dieſem Zwiſte haben: denn daſelbſt erſchien:

Lettre de Mr. le Marquis de L. N. à Mme la Marquiſe A** G** ſur le Proces, intenté par Mr. Moreau Maupertuis, contre Monſ. Kœnig, devant l'Academie Royale de Berlin.

— — — *Adſum, videoque trementem*
Pallentemque metu, & trepidantem morte futura. Ovid.

A Londres MDCCLII. in 8.

Dieſe Schrift iſt ſo ſpaſshaft, als die vorigen ernſthaft geweſen. Die Welt ſchien auch der ſauerſehenden Geſichter, bey einer Streitigkeit von ſo weniger Erheblichkeit, ſchon überdrüſsig zu werden: und der Verfaſſer derſelben hat alſo ſehr wohl gethan, ihr ein etwas komiſcher Anſehen zu geben. Er hatte auch freylich mit einem Frauenzimmer zu thun, dem man gleichſam im Lachen einigen Begriff von der ganzen Frage beybringen muſste. Dieſes thut der Marquis, indem er ihr gleich anfangs folgende Schluſsrede, als einen kurzen Begriff des ganzen Zankes vorlegt:

Herr

Herr von M. iſt ein ſehr gelehrter Mann.
Herr von M. iſt böſe auf Herrn König;
Darum hat Herr von M. recht.

Dieſe Schlußrede nun, ſetzt er hinzu, möchte ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollte: ſo müßte doch jeder Vernunftſchluß, der zur Abſicht hätte, Herrn König eines Unrechts zu überführen, voritzo nothwendig ſehr gut ſeyn. Auf dieſen Ton fährt dieſer Scribent fort. Wir können aber nicht läugnen, daß ſeit Molierens Zeiten die Marquis ſich ſehr gebeſſert haben müſſen; indem ſie ſo geſcheidt denken und ſchreiben können, als dieſer: es wäre denn, daß es einer aus dem ſelnen Geſchlechte der Marquis de l'Hoſpital wäre, die ſich allerdings in einen beſſern Credit geſetzet haben. Leſer, die gern mit Spielen einen Begriff von dieſem Streite erlangen wollen, werden dieß Stück mit Vergnügen leſen. Ob es gleich in Berlin verbothen worden; ſo iſt es doch in Leipzig, Halle, und Hamburg bisher leicht zu haben geweſen.

Das letzte das beſte; denn nun kömmt das rechte Nachſpiel, oder die Burlesque von der ganzen Komödie, und dieſe iſt gar aus Rom! Ihr Titel heißt:

Diatribe, du Docteur AKAKIA, Medecin du Pape; Decret de l'Inquiſition, & Rapport des Profeſſeurs de Rome, au ſujet d'un pretendu Préſident. Rome MDCCLIII. in 8.

Der geneigte Leſer wird wiſſen, daß in voriger Meſſe des Herrn Präſ. von M. Lettres herausgekommen ſind: die man hier écrites à perſonne nen-

net, weil ſie wirklich nichts weniger als Briefe ſind. Hierinn hat er nun die Arzneygelehrten ſehr angegriffen: und das nimmt ihm der päbſtliche Leibarzt, Herr D. Akakia ſehr übel. Er ſchreibt deswegen eine Diatribe, wider den Herrn Verfaſſer, und rücket ihm vor, er hätte es nicht Urſache gehabt, die Aerzte überhaupt zu ſchimpfen, da er ihnen längſt, wegen gewiſſer Curen, Dank ſchuldig geworden. Er übergiebt aber die Unterſuchung dieſer Briefe dem Officio Inquiſitionis. Deſſen Präſes, P. Pancratius, geſteht zwar, daß er nicht wiſſe, was Diatribe heiße, auch dem Herkommen nach von denen Materien, die man Phyſik, Mathematik, Dynamik, Metaphyſik u. ſ. w. heißt, nichts verſtünde: aber eben deswegen übergiebt er alle Schriften des Beklagten, den Profeſſoren des Collegii Sapientiæ zu Rom, ſie zu beurtheilen, und die ketzeriſchen Sätze herauszuziehen. Dieſes thun nun dieſelben auf ſo eine Art, daß man es niemals bereuen wird, es geleſen zu haben.

Dieſe Schrift nun ſoll, wie alle Nachrichten geben, den Herrn von Voltaire zum Verfaſſer haben: hat aber das Unglück gehabt, höhern Ortes ſo ſehr zu misfallen, daß ſie an drey Plätzen in Berlin durch des Scharfrichters Hand verbrannt worden. Vielleicht hat dieſes den Hrn. v. Voltaire bewogen, neulich in eine öffentliche Zeitung ſetzen zu laſſen, daß er ſich in dieſe ganze Streitigkeit nicht gemenget, auch nichts davon geſchrieben habe.

Indem wir dieſes ſchreiben, kömmt uns noch eine holländiſche Schrift in die Hände, die auf eine ernſt-

ernſthafte Art, die Falſchheit des vom Herrn v. M. für allgemein ausgegebenen Satzes, von der Sparſamkeit der Natur erweiſet. Sie führet den Titel:

Aanmerkingen ower de thans zo veel gerucht makende Wet von Sparzamkeit, die de Heer van Maupertuis tragt in te voeren, als of alle Veranderingen in de Natuur door de minſt mogelike Hœveelheit van Werking geſchieden, door Martinus Martens. Amſt. by Pieter Mortier 1752 in 4t.

Dieſes Stück iſt zugleich franzöſiſch dabey abgedrucket. Wir hören auch, daß eine deutſche Ueberſetzung aller bisher erwähnten kleinen Schriften unter der Preſſe iſt, und eheſtens fertig ſeyn wird.

* *

II.

Ode an den Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich Auguſt, Erbprinzen und Herzog zu Sachſen ꝛc. bey ſeinem Geburtsfeſte, den 23. des Chriſtm. 1752.

Wir theilen unſern Leſern hier abermal ein Meiſterſtück des Hrn. Barons von Schönaich mit, welches noch nicht im Drucke erſchienen war. Er hat ſolches nämlich aus gewiſſen Urſachen, nur geſchrieben nach Hofe geſchicket, und es Ihro Königl. Hoheiten überreichen laſſen; die es auch mit vieler Gnade, die denenſelben gegen wohlgerathene Früchte des poetiſchen Geiſtes, allemal eigen iſt, aufgenommen. Und da wir die Erlaubniß erhalten haben, ſelbiges hier bekannt zu machen: ſo ergreifen wir die Gelegenheit mit Freuden, unſre Monathſchrift damit zu zieren.

Virgil. Aen. l. VI.

Quis, pater! ille, virum qui ſic comitatur euntem,
Filius? anne aliquis magna de ſtirpe nepotum?
Quis ſtrepitus circa comitum! quantum inſtar in ipſo eſt!

O D E.

Umſonſt! Ich muß es einmal wagen,
Komm, Muſe! lerne herzhaft ſeyn!
Was bringt doch ein verzärtelt Zagen
Der allzuſcheuen Kleinmuth ein?
Wer immer harrt; und niemals wagt:
Dem hat das ſchnelle Glück die falſche Hand verſagt.

Verblendet euch des Purpurs Höhe,
Ihr Augen voller Schüchternheit?
Die Sonne ſchadet in der Nähe;
Wann ſie die höchſten Stralen ſtreut:
Doch, wenn ſie erſt im Aufgehn lacht,
Hat auch der Schäfer Blick, ſie anzuſchauen, Macht.

Entfernter Tage Morgenſonne!
Prinz Auguſt! lindre deinen Stral!
Der zarten Jahre Frühlingswonne
Belebt das Land das dritte mal.
O! was für ein durchlauchtes Paar
Stellt ſich an deiner Hand, die Bahn zu zeigen, dar!

O! was ſind das für Heldenbilder,
Woran Dein irrend Auge hängt?
Ihr Farben! ſtralt ein wenig milder;
Weil ſonſt mein Blick ſich niederſenkt:
Nie ſänge ſonſt mein kühnes Lied,
Wie man Dich, Kronenkind! dem Zepter nahen ſieht.

„O! möcht'

„O! möcht' Er ewiglich regieren,
„Mein Anherr! wer regiert, wie Er?
„Werd ich nicht ſo den Zepter führen:
„So würd' er mir, fürwahr! zu ſchwer;
„Der Zepter, der den Sohn entehrt,
„Wenn er ihn allzufrüh, aus ſtolzer Luſt, begehrt.

„Mein Vater mag indeß mich lehren!
„Er hat ihm länger zugeſehn;
„Und wird mir manchen Spruch gewähren,
„Den Prinzen öfters nicht verſtehn;
„Die manchmal ſchon im Purpur ſind,
„Wann man ſie an Verſtand noch unter Knaben findt.„

Wie könnteſt Du auch anders denken!
Da Du ein Reis von Helden biſt;
Die frommer Völker Schickſal lenken,
Das hier und da verſäumet iſt:
Wann unerzogner Prinzen Geiſt
Verwägner Häuchler Schwarm mit rohen Lehren ſpeiſt.

Die Fügung läßt michs deutlich ſehen,
Wie trefflich Du einſt werden wirſt,
Sie hört, und ſtillt der Völker Flehen:
Du wirſt ein ungemeiner Fürſt.
Ja, ſiehſt dereinſt allmählich ein,
Worinn die Kunſt beſteht, ein großer Fürſt zu ſeyn.

Die, Prinz! mag Dir Dein Blut verrathen:
Ich rühre nicht den Zepter an.
Genug! wenn ich der Ahnen Thaten,
Dich anzuflammen, zeigen kann.
Wie herrlich wird dereinſt Dein Lauf:
Trägt Dich Dein Heldenſchritt zu ihrer Bahn hinauf!

heißt: das ander Buch der Römiſchen Hiſtorien. 1522.

Und des dritten: Das dritt theyll der Romiſchen hyſtorien.

Das Supplement hat keinen beſondern Titul; das Regiſter aber folgenden: Regiſter dieſer Römiſchen hiſtorien. 1522.

Daß auf zweyen dieſer Titul die Jahrzal 1522. in dem Texte aber 1523. ſtehet; rühret vermuthlich daher, weil die Titulblätter eher geſchnitten, als der Text gedruckt worden.

Dieſe Hiſtorie iſt weiter in keine beſondre Abtheilungen oder Capitul unterſchieden. wohl aber hat ſolche auf die alte Art gewiſſe, und zwar der I. Theil 84. der II. 88; der III. 222; und das Supplement 13. Rubriquen: wovon wir einige zur Probe herſetzen wollen, als, aus dem I. Theil:

Fol. IV. Wie Fauſtulus der hyrt die zwylling Romulum vnd Remum an der Tyber fand vnd ſyner hußfrowen Lupa genannt zu ziehen gab.

Fol. VI. v. Von Numa Pompilio dem andern Künig.

Fol. LXXXII. Wie Fabius durch den wald zoch Silva Ciminia genant.

Aus dem II. Theile:

Fol. XC. Von Sicilia der Inſel wie die gelegen ſei vnd mit dem meer vnd dreyen gebirgen beſchloſſen, von den römern darnach bezwungen.

Fol. CLXXVII. Wie Maſſiniſſa durch hübſche wort vnd adelich gebere Sophonibe bewegt

Sag! welchen willſt Du Dir erwählen?
Die Wahl fällt Dir hier freylich ſchwer!
Zwar würdeſt Du bey keinem fehlen:
Drum reizen ſie Dich alle ſehr.
Rührt Friederich, der Streiter, Dich?
So zeigt ein Moritz auch, bald Churfürſt Auguſt ſich.

Der Erſte half das Feuer dämpfen,
Das ein benachbart Reich verſchlang;
Den Andern ſah man ſiegend kämpfen,
Als Deutſchland mit der Freyheit rang.
Der Dritte ward im Frieden groß,
Und häuft, ohn' Indien, ein Ophir auf den Schoß.

Wie? oder kommen die Georgen
Dir würdiger zu Muſtern vor?
Du darfſt hier keinen Fehltritt ſorgen,
Und ſchwingeſt Dich auch ſo empor.
Doch nein! ich merk, es iſt Auguſt,
Der Sachſen Herkul iſt der kühnen Wünſche Luſt.

Recht! wünſche Dir die Rieſenſtärke,
Den Edelmuth und den Verſtand!
Durch Früchte ſolcher Götterwerke
Wird auch ein Fürſt der Welt bekannt.
Doch jeder kann nicht Herkul ſeyn:
Und Gotter ſchleußt nicht ſtets ein Rieſenkörper ein.

Du willſt wohl gar noch größer werden!
Ach! Prinz! erſchreckt Dich nicht das Ziel?
So iſt der Kreis der halben Erden,
Verwägner Held! für Dich ein Spiel?
Doch folge nur; und ſtrebe fort:
Wer immer ſteigt, erlangt des Berges höchſten Ort.

Zwar

Zwar wirſt Du jähe Klippen finden:
Was Klippen? haſt Du doch ein Herz,
Das Schwierigkeit, und Trotz entzünden;
Es treibt ja mit den Göttern Scherz,
Die bey dem Nektar neidiſch ſind:
Wann zum Olymp ein Held die ſeltne Bahne findt.

Dein weiſer Vater mag Dirs ſagen,
Der einſt auf dem Veſuve ſtand,
Und, ohn' ein zu gerechtes Zagen,
Den Schlund des Abgrunds gräßlich fand.
Der Abgrund brüllt; das Meer erſchrickt;
Das Land erbebt; nur ihm wird nicht der Muth erſtickt.

Es krachet! und ein Feuerregen
Stürzt lodernd in das Land hinab.
Die ruhig ihres Lebens pflegen,
Bedeckt ein aufgethürmtes Grab:
Ein Grab, darinn ſo manche Stadt
Ein tauſend Jahr hindurch der Graus verſchüttet hat.

So ſchmettert der Monarchen Thronen
Ein brüllend Donnerwetter ein;
Was wird der fürchterlichſten Kronen,
So bald ſie wanken, Stütze ſeyn:
Da oft von hundert tauſend Mann,
Ja ganzer Völker Blut den Fall nicht hemmen kann?

Du, Weisheit! biſts; du kannſt ſie ſtützen;
Du, Götterkind! du machſt ſie feſt.
Es mögen Lanz' und Stücke blitzen,
Wenn ſich ein Fürſt auf dich verläßt:
Nicht Weisheit, die aus Gläſern raucht;
Nicht Klugheit, die der Mund geſchmückter Stutzer haucht.

Von fernen Welten und von Sternen
Nie ausgemeßne Wege gehn;
Des Erdballs Schooß erkennen lernen:
Iſt lernenswerth, und wunderſchon.
Dieß, Sterbliche! ſey euer Lauf;
Ein Fürſt hingegen ſchwingt ſich zu der Gottheit auf.

Er lernt von ihr ſein Volk regieren;
Er merket ihr die Weisheit ab,
Den Zepter mit der Huld zu führen,
Die ihn in ſeine Hände gab.
Er zeucht das Schwert; doch eher nicht,
Als bis der Feinde Schwarm in ſeine Gränzen bricht.

Dann winkt er den gewandten Heeren,
Die Vorſicht ſtets im Panzer hält.
Er heißt ſie jene Wuth zerſtören,
Die in ſein Land verheerend fällt.
Er fleugt vorher, und braucht den Arm:
Dann wird das Heldenblut in allen Adern warm.

Die Lorbern ſprießen auf den Tritten,
Die er zum Siege kämpfend thut.
Kaum hat er Sieg und Fried' erſtritten:
So hält er ein, und ſchont, und ruht;
Und kämpft, und ſiegt nur, bis der Feind
Zu athemlos und matt, ſein Volk zu kränken, ſcheint.

Dann läßt er zwar die Waffen ſinken:
Doch reißt ſie ihm kein Kaltſinn weg.
Er läßt ſie auch in Spielen blinken:
Sie bleiben ſeiner Sorgen Zweck;
Der Nachbarn Furcht; der Völker Schutz:
Dafür ſieht er ſie an, und beuth dem Laſter Trutz

„Kommt!

„Kommt! ruft er, ihr erſchrocknen Künſte!
„Euch öffn' ich wiederum mein Land.
„Zertheilt des Irrthums dicke Dünſte,
„Und macht der Völker Geiſt bekannt.
„Lehrt ſie, worinn es doch beſteht;
„Daß hier ein Reich entſpringt, und dort eins untergeht.

„Erſt lehret ſie, ſich ſelber kennen!
„Seyd groß; doch nicht im Großen klein!
„Sonſt bringt euch euer ſtaubicht Rennen,
„Nur Staub und Moeß, zum Kleinod' ein.
„Erſt beſſert eurer Herzen Kraft;
„Dann kommet erſt in Ruh; und denkt auf Wiſſenſchaft.„

So hör' ich einſt den Ruf erklingen,
Mit dem mein Friederich Auguſt
Noch wird bis zu den Enkeln dringen;
Gekrümmter Väter Augenluſt.
Auch ich hör' es, doch, als ein Greis,
Was nun mein kühner Mund Dir wahrzuſagen weis.

Mir hat es, Prinz! Dein Blut geſaget,
Was in den jungen Adern wallt;
Davon noch keine Bruſt gezaget:
So bald es Kampf und Lorbern galt.
Dring in ein Land, wo Tugend gilt:
So zeiget ſich auch einſt, was es mit Ruhm' erfüllt.

Die ſtummen Alpen werden ſagen:
Wie heldenreich die Welfen ſind;
Die Küſten, ſo die Nordſee tragen,
Erkennen ihren Wittekind.
Nun ſpreitet gar Dein Heldenhaus
Der Aeſte grünen Schmuck in beyden Inden aus.

Die Inseln, die die See verwahret,
Die man nach jenem Philipp nennt;
Dem Gott zwo Welten vorgesparet:
Hätt' er nur seine Macht erkennt;
Die alle, sinkt einst Ferdinand,
Die alle weihen uns so manchen Zimmetbrand.

Dein Vater hat den Schutt beschritten,
Worauf so mancher fechtend starb,
Der für das Heil des Staats gestritten,
Und sinkend oft den Sieg erwarb.
Hier sank ein Welf; dort sproß ein Reis,
Das er mit Blut begoß, zu seiner Enkel Preis.

Des Himmels Zorn winkt braunen Horden,
Der Roßschweif fleucht; sie sind schon da!
Der Arm wird trunken von dem Morden:
O! Vaterland! dein Fall ist nah!
Der Pohlen, und der Sachsen Held
Erscheinen, und der Stolz des Morgenlandes fällt.

Kein Wunder, daß der Götter Kinder
Nach Deinem Blute lüstern sind.
Ich finde keinen Wunsch gesünder,
Als den nach einem Wittekind.
Doch schleußt ihn schon die Menschheit ein:
So wird er, Herr! in Dir, und Deinem Bruder seyn.

Der muntern Franzen Kronenerben
Verspricht der Königssaamen Heil.
Sich Wittekinden zu erwerben,
Ist der verschlagnen Wälschen Theil.
Der dumme Mohr in Afrika
Harrt, wie ein stolz Madrid, und reich Amerika.

Prinz!

Prinz! ſchaff uns von den reichen Schätzen
Den zehnten Theil nach Sachſenland:
So wollen wir Dir Säulen ſetzen,
Die nicht Korinth nicht Rom erfand.
Doch, was Korinth, was Rom, Athen?
Wenn Mäler Deines Ruhms in unſern Herzen ſtehn?

Du wirſt du ſie Dir einmal bauen;
Da werden die Durchlauchten ſeyn:
Du, Churprinz! und du Schmuck der Frauen!
Euch ehrt kein todtes Erzt und Stein?
Ach! ſchritt auch Maximilian
Dereinſt, wie mein Auguſt, der Aeltern Bahn hinan!

„Und warum ſollt' ich ſie nicht ſchreiten,
„(So lallt er) ſo wie Du, Auguſt?
„Werd ich gleich unter Dir einſt ſtreiten:
„Doch werd' ich auch der Volker Luſt!
„Um groß, ein Menſch, und Held zu ſeyn,
„Erfodert man nicht ſtets des höchſten Purpurs Schein.

„Ein Herrſcher wird ja Helden brauchen;
„Ein Arm erringet nicht den Preis.
„Der Kämpfer, deſſen Arme rauchen,
„Setzt beyde wohl in heißen Schweiß.
„Die Linke dringt da tapfer nach,
„Wohin der Rechten Kraft ihr friſch die Bahne brach.

„Sey groß, mein Bruder! ja noch größer!
„Mein Fuß bleibt darum nicht zurück.
„Wir zwingen nur um deſto beſſer
„Das Fürſten ſelbſt entwichne Glück.„
So macht des kleinen Prinzen Mund
Das alte Götterblut, das ihn durchſtromet, kund.

Erſticket

Erſticket dann nur nicht die Triebe
Durch der errungnen Lorbern Pracht!
Denkt: daß bey vieler Völker Liebe
Noch hier und da ein Barde wacht;
Der das bemerkt, was ihr verſehn,
Was die bezwungne Welt nicht wagt, euch zu geſtehn.

Kein Hermann iſt dem Lied entgangen,
Das der beherzte Barde ſang;
Und bey gerechter Siege Prangen,
Auch von der Freyheit Ruf' erklang:
Seyd Hermann, oder Wittekind,
Die beyde noch der Stoff der Heldenlieder ſind.

So laufe, kleines Paar von Helden!
Getroſt dem Ehrengipfel zu!
Ein Tag mag es dem andern melden:
Ich ſing' und harr' in ſtiller Ruh,
Zu ſehen, ob vielleicht ein Tag
Erſcheine, da mein Spiel euch droben ehren mag.

Chriſtoph Otto, Freyh. v. Schönaich.

* *

III.

Memoire pour ſervir à l'Hiſtoire

des Couplets de 1710. attribués fauſſement à Mr. Rouſſeau. A Bruxelles 1752. in 12mo.

Die Wahrheit und Unſchuld kömmt doch endlich ans Licht, ſo lange ſie auch durch die Bosheit der Läſterer verſtecket, durch die parteyiſche

teyiſche Gewalt der Großen unterdrücket, ja durch ungerechte Ausſprüche der Rechtsgelehrten und der Richter verdunkelt wird. Davon haben wir in dieſer Schrift eine ausnehmende Probe. Der franzöſiſche Poet Rouſſeau, deſſen Briefe vor einiger Zeit im Drucke erſchienen, und den beſten Begriff von ſeiner Gemüthsart gemachet haben, iſt vermuthlich allen Liebhabern franzöſiſcher Sachen bekannt. Er war ein Zeitgenoß des Herrn de la Motte, und Herrn von Fontenelle, welche gleichſam das zweyte Alter der guten franzöſiſchen Dichter zieren; ob ſie wohl ſchon von der natürlichen Schönheit des erſten, darinn die Corneillen, Racinen, Boileaus und Molieren lebten, etwas abwichen. Rouſſeau ward ſonderlich ein Gegenſtand des Neides des Herrn von Voltaire, der ihm anfänglich nacheiferte, und, wie es zu gehen pflegt, ihn endlich zu verdunkeln ſuchte. Man kann aber auch daraus, einen ſtarken Beweis ſeiner Vortrefflichkeit nehmen: weil ſich der Neid nur an das Erhabenſte waget, welches ihm auf der Bahn der Ehren im Wege zu ſtehen ſcheint; und alſo, ſeiner Einbildung nach, beyſeit geſchaffet werden muß, damit man allein auf der Schaubühne ſtehen bleibe. Wie hoch ihn einer von unſern ſcharfſinnigſten Landsleuten ſchätze, kann aus dem Vergleiche zwiſchen ihm und unſerm Günther bekannt ſeyn: den der Herr Conferenzrath von Barr, in franzöſiſcher Sprache vor weniger Zeit angeſtellet. Und wie hoch ihn das kluge England geſchätzet, kann aus der prächtigen Ausgabe ſei-

ſeiner Gedichte erhellen, die in zween großen Quartbänden 1723 zu London heraus gekommen. Uebrigens hat ſchon Amthor eine ſeiner ſchönſten Oden, auf das Glück, deutſch überſetzet: wie denn überhaupt Rouſſeau in Oden, der glücklichſte und ſtärkſte franzöſiſche Dichter iſt; daher man ihn billig den Pindar dieſes Volkes nennen könnte.

Dieſer Dichter nun iſt 1710 ſo unglücklich geweſen, daß er wegen gewiſſer ſatiriſchen Verſe, oder Strophen, die man in Paris Couplets nennet, aus dieſer Hauptſtadt des Königreichs, und ganz Frankreich weichen müſſen. Man gab ihm dieſelben Schuld, und die Sache ward darum einigermaßen glaublich, weil ſie auf dieſelbe Melodie giengen, auch in derſelben Schreibart geſetzet zu ſeyn ſchienen, als die, womit er vor zehn Jahren, 1700, als ein junger Menſch, einige Perſonen angeſtochen hatte. Weil dieſelben unſern Leſern noch nicht bekannt geworden ſeyn möchten, ſo wollen wir ſie, zum Theil aus dieſer Nachricht mittheilen, wo ſie eben ſo in Kupfer geſtochen befindlich ſind, wie ſie das erſtemal in einer verſtellten Abſchrift auf ein Caffeehaus geſchicket worden, um ausgebreitet zu werden.

Quelle fureur trouble mes ſens?
Quel feu dans mes veines s'allume?
Demon des Couplets! je te ſens,
Le fiel va couler de ma plume.
Livrons nous à l'Eſprit pervers,
Une foule d'objets divers
Vient ici s'offrir à ma vuë.
Quelle matiere pour mes vers!
De nouveaux Fats quelle Recruë!

Je

Je vois la Faye, le cadet,
Qui ſe croit monté ſur Pegaſe:
Mais ſon cheval n'eſt qu'un Baudet,
Et ſon frere n'eſt qu'un - - -
Grands complimens, diſcours polis,
Courage! Muſe! tu molis
Laiſſe leur fauſſe politeſſe.
De leurs Cœurs montre les replis
Et les noirs tours de leurs ſoupleſſe.

Dis, que le jeune adroit eſcroc,
Qui - - - Madame de - - -
A les mains plus faites en croc,
Que ceux, qui volent à la ruë.
Mais que ne dis tu de l'ainé,
Qu'à ſon viſage boutonné
On reconnoit le mal immonde;
Mal, qu'à ſa femme il a donné
Et qu'elle rend à tout le monde.

A ſon retour du Dauphiné,
Nouvelle Province de Suede,
Où dans un reduit confiné
Il éprouva le grand remede;
Il vint à nous doux & humain,
Canne de Grenoble à la main,
Pour faire croire le voyage,
Canne à - - le lendemain,
Qui ne le crut pas davantage.

Solcher Strophen nun ſind noch zehn, welche hier herzuſetzen, eine unnöthige Sache ſeyn würde: da wir weder die Leute kennen, die darinn gelästert worden; noch ſonſt einigen Vortheil daraus ziehen können. Indeſſen war Rouſſeau an dieſem häßlichen Pasquill unſchuldig, und ſo unerweislich ihm dieſes

wegt war, jre tröſtung vnd zuſage zuthun, vnd alſo in jre Lieb entzündet, daß er ſie zu eynem Elichen gemahel vertrewet, vnd beſchlieffe.

Aus dem III. Theil.

Fol. CXCIII. Von dem erſten Kriege der römer wyder Philippum den Konig von Macedonien.

Fol. CCXL. v. Wie domalß Marcus Gebius der hauptman vnd Philippus der Konigk von Macedonien, beyde vff der Romiſchen partbey vil ſtett erobertben vnnd innamen.

Aus dem Supplement;

Fol. CCCCXVII. Was die ſtraffmeyſter haben laſſen machen vnd gethon in irem amt. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meiſtens ſtehet nach jeder Rubrique eine curieuſe Holzfigur: in welcher die Römer und alle andre Völker, ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechtes, in eben den Kleidungen erſcheinen, die man zur Zeit des Druckes in Mäintz getragen. Die Städte ſind auch nach der damaligen Weiſe vorgeſtellet, mit Gothiſchen Kirchenthürmen, ꝛc. Und bey denen vorgebildeten Belagerungen ſiehet man die Canonen zwiſchen den Schanzkörben gepflanzet; die Kriegsknechte aber eben ſo bewafnet, wie die Soldaten zu Bernhard Schöferlins Zeiten mochten geweſen ſeyn; doch haben ſie niemals kein klein Geſchoß, als Feuerröhre, ꝛc. ſondern Picken, Stangen, Schwerdter, ꝛc. Die Schiffe ſind auch nach der damahligen Mode geſtaltet, und in dem Seegel einiger gar das Zeichen des + zu ſehen. Auch muß einerley Figur ſich öffters brauchen

dieſes in ſeinem Leben geblieben, ſo deutlich wird es in dieſer Schrift ans Licht gebracht.

Der Herausgeber meldet in der Vorrede, ſie ſey ihm geſchrieben nach Brüſſel, vermuthlich von Paris geſchicket worden; und da ihm des Rouſſeau Andenken ſehr werth wäre, habe er geeilet, ſie durch den Druck bekannt zu machen. Das Original davon ſoll in die königl. Bibliothek zu Paris geleget worden ſeyn, woſelbſt ſich ein jeder wird überzeugen können, daß es ganz von des Herrn Boindins Hand iſt, die Verſe ausgenommen; die ein eigenes Heft ausmacheten, darauf ſelbiger geſchrieben: Le veritable Paquet, adreſſé à Mr. Boindin, & par conſequent le veritable corps de delit. d. i. Das wahrhafte Päckchen, das an Hrn. Boindin gerichtet geweſen, und folglich die wahre Schandſchrift iſt; die nämlich dem Herrn Rouſſeau Schuld gegeben worden.

In dieſer Nachricht nun, hebt der Verfaſſer davon an: daß bey Schmähſchriften nichts gefährlicher ſey, als das öffentliche Vorurtheil wider ſich zu haben. Wenige ſind geſchickt, eine Sache zu prüfen; die meiſten urtheilen nach dem Scheine: und daher kommen die auf fremde Rechnung gemachten Pasquille. Wäre Rouſſeau nur ein mittelmäßiger Poet, und kein Satirenſchreiber geweſen: ſo würde kein Verdacht auf ihn gefallen ſeyn, daß er die Couplets gemachet hätte. Allein da ſeine Oden ihm Neider, und ſeine ſatiriſchen Sinngedichte Feinde gemachet hatten; da er im Begriffe ſtund, eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie, und die

Be-

Beſoldung des Boileau zu erhalten: ſo haben ſeine Feinde leichte Arbeit, ihn davon zu entfernen. Sie dörfen ihn nur zu einem ehrloſen Pasquillanten machen, um alle Welt wider ihn aufzubringen; und ihn aus dem Lande zu treiben. Ein untergeſchobenes Lied, iſt das ſicherſte Mittel dazu. Er hat vormals dergleichen, auf dieſelbe Melodie, und in eben der Schreibart gemachet; auch einige von eben den Perſonen angegriffen. Mehr brauchet man nicht, es ihm zuzueignen, und die Welt davon zu überreden. Wo nicht, ſo kann man die Staatsminiſter zu Hülfe nehmen, und die Rotte der Geiſtlichen und Kopfhänger aufwiegeln: ſo wird er Reißaus nehmen müſſen; und man wird ihn als einen Halsſtarrigen verdammen können.

Es wird zwar Leute geben, welche alles werden prüfen und unterſuchen wollen; zumal, da man ihm ſchon ſonſt fälſchlich etwas aufbürden wollen. Allein der große Haufen wird immer wider ihn ſeyn. Die Richter ſelbſt, werden ihren erſten Fehltritt nicht widerruffen: ſie werden fortfahren, ein falſches Urtheil nach dem andern zu geben, und die Ehre des erſten zu retten. Das waren nun die Gedanken ſeiner Feinde, die wir nun müſſen kennen lernen.

Der erſte war ein ſchlauer und verſchlagener, aber dem Herzen nach nichtswürdiger und boshafter Menſch; der unter einem einfältigen und unſchuldigen Anſehen, das falſcheſte Herz, und hinterliſtigſte Gemüth verbarg. Man kann dieſes aus einem Zeugniſſe ſchließen, das er wegen gewiſſer Stockſchläge ablegen ſollte, die in ſeiner Gegenwart ver-

gefallen waren. Denn er betheuerte, nichts geſehen zu haben: da er doch hernach geſtund, dieſes ſey wegen ſeines blöden Geſichtes zu verſtehen; gehöret aber hätte er ſie gar wohl.

Der zweyte war ein geſetzter und über alle Vorurtheile und Scrupel erhabener Geiſt; deſſen geringſter Fehler war, aus Eigennutz die Religion verändert zu haben; und der hernach ſeine vorgebliche Bekehrung dem Biſchofe Boſſuet ſehr theuer verkaufte. Er begieng in Paris eben ſolche Streiche, weswegen er die Schweiz hatte verlaſſen müſſen. Er fand einen Domherrn bey ſeiner Frau, und erpreßte dafür 1000 Thaler von ihm. u. ſ. w.

Der dritte endlich war ein Erzſpitzbube, von harter und wilder Gemüthsart, zum Lügen und Trügen gewohnt; der ſeine Helfershelfer überall hatte, und durch beſtochene Zeugen machte, daß derjenige, der die Stockſchläge bekommen hatte, noch die Strafe dafür leiden mußte. Kurz, Malafer hieß der erſte, der alles anſpann, Saurin der andre, der die Mittel dazu hergab; und Lamotte der dritte, der es ausführte. Doch man muß den Urſprung von allem wiſſen.

Das Caffeehaus der Laurentinn war zwiſchen dem Lamotte und Rouſſeau getheilet, als 1700 die Oper Heſione zuerſt erſchien. Rouſſeau, als der älteſte, hatte den Lafoſſe und Duche auf ſeiner Seite. Lamotte, deſſen Ruhm noch ganz neu war, hatte den Saurin und Baindin auf ſeiner Seite; imgleichen den Autreau, der den Malafer zu ſeinen Dienſten hatte.

Dem

Dem Rouſſeau misfiel der Beyfall, den Heſione fand. Es machte wider ihre Urheber ein Liedchen, auf die Melodie einer Arie aus dem Vorſpiele; ſagte es aber nur dem Düche in die Ohren: allein ein anderer hörte es, und ſchwatzte es gleich aus; und das war die Quelle der ganzen Händel. Rouſſeau verließ aus Verdruß das Caffeehaus: und da erſchienen immer neue Satiren und Lieder wider den Rouſſeau; oder auch in ſeinem Namen, die aber durchaus nicht alle von ihm waren: und in eine Verſammlung etlicher Poeten brachte Lamotte ein ganzes Pack ſolcher Zettel, die man ihm ins Haus geworfen haben ſollte. Man merkte bald, daß dieſes nur abzielte, den Rouſſeau verhaßt zu machen. Das daurete ſo bis 1710 im Hornung, als die obigen allerärgſten Couplets zum Vorſcheine kamen, darinn vornehme Leute gemenget waren und daraus drey Proceſſe entſtunden: 1) des La Faille wider den Rouſſeau, dieſes wider den Saurin, und dieſes wider einen Schuſter.

Boileau lag auf den Tod krank, und Rouſſeau ſtund bey Hofe ſo wohl, daß er ſein Gehalt in kurzem zu hoffen hatte. Lamotte war in die Akademie aufgenommen, und Rouſſeau war nahe dabey, und auf dieſen Fall beſorgte jener, die Beſoldung zu verlieren. War es nun wohl wahrſcheinlich, daß er in dieſen Umſtänden ſich durch leichtfertige Pasquille Feinde machen würde? Hierzu kam, daß Lamotte und Saurin ſich in das Gehalt des Boileau zu theilen hofſeten, und daß auf dem Caffeehauſe öffentlich geredet ward: das beſte Mittel den Rouſſeau

zu hindern, wäre, daß man auf ſeinen Namen Lieder machte. Da kömmt nun im Anfange des Hornungs ein kleiner Schuhputzerjung, früh um 11 Uhr auf der Laurentinn Caffeehaus, und bringt ein verſiegelt Päckchen an den Boindin, der ein Glied der Akademie der Aufſchriften war. Weil er aber nicht da war, ſo läuft der Jung in ſeine Wohnung, und giebt es ſeinem Bruder. Als jener es von dieſem bekömmt, findet er die entſetzlichſten Schmähſtrophen. Er bringt ſie gegen Abend aufs Caffeehaus, und zeigt ſie ſeinen Freunden. Lamotte und Malafer rathen ſie auszubreiten. Dieß geſchah. Die erſte Wirkung davon war, daß Rouſſeau, beym Ausgange aus der Oper, von dem darinn angegriffenen La Faille entſetzlich ausgeprügelt ward. Er flüchtete ins königl. Schloß, und verklagte ihn den nächſten Tag. Allein jener klagte auch, und es fiel der Schluß, den Rouſſeau gefangen zu ſetzen.

Indeſſen bemerkte ein Caffeejunge den kleinen Schuhputzer, der das Päckchen gebracht hatte; und fragte ihn, wo ers bekommen hätte? Dieſer ſagte: von einem Schuſter, an der Chriſtinengaſſe, der ihm ein Trinkgeld gegeben hätte, es weiter zu beſtellen; u. den er gar leicht kennen wollte. Boindin wollte ſich dieſes Leitfadens bedienen, hinter den Urheber zu kommen: allein Saurin wollte nicht mit anſtehen, und ließ jenen vergeblich durch ganz Paris laufen. Der Schuhputzer ward gerichtlich abgehört, aber der Schuſter war nicht zu finden. Die beyden Kläger verglichen ſich endlich, und nahmen ihre Klagen zurück.

Allein

Allein der öffentliche Verdacht blieb noch immer auf dem Rouſſeau, und dieſen abzuwenden, bediente er ſich ferner des Schuhputzerjungens, hinter den wahren Urheber zu kommen. Er vermuthete nämlich, der von ihm angegebene Schuhflicker könnte wohl der ſeyn, der vor Saurins Thüre Holz ſpaltete. Er führte ſelbſt den Jungen dahin; und ſiehe, der Junge erkannte ihn gleich. Der Schuhflicker kannte den Jungen auch, und ward ganz verwirrt, ſo daß er ihnen nicht einmal Saurins Wohnung anzugeben wußte. Und von nun an fing man an, an demſelben zu arbeiten, daß er die Wahrheit ſagen möchte, wer ihm das Päckchen gegeben hätte? Es daurete zween Monathe, ehe man ihn mit Wohlthaten und Geſchenken dazu bewegen konnte. Sobald man aber ſo weit war, geſtund er alles, in Gegenwart vieler Zeugen.

So gut nun die Sache eingefädelt ſchien, ſo ſehr verderbte Rouſſeaus Sachwalter, der nunmehr Klage erhob, alles: indem er den Schuhputzerjungen, und den Schuhflicker für zween Zeugen angab. Der erſte, nebſt den fünf Zeugen, die es vom Schuhflicker gehöret hatten, wurden vernommen; und auf ihre Ausſage ward dieſer feſt genommen. Er geſtund auch alles, als man ihm den Jungen vorſtellete: und der Schluß fiel, Saurin müßte in Verhaft gezogen werden; welches auch geſchah, und alle ſeine Papiere wurden verſiegelt. Hier werden nun die gerichtlichen Vernehmungen eingerücket; daraus ſo viel erhellet:

1) Es wäre wirklich der Schuhflicker ꝛc. 2) Dieſer hätte das Päckchen vom Saurin bekommen, nebſt einem guten Trinkgelde, für ihn und den Jungen. 3) Daß er, nachdem er dieſem den Weg gewieſen, wieder zum Saurin, auf das joſephiſche Caffeehaus gegangen, und einen Thaler nebſt einem Glaſe Ratafia bekommen habe. 4) Daß er aus Furcht, an ſeinen Kleidern erkannt zu werden, vom Hrn. Saurin einen alten ſchwarzen Rock bekommen; 5) daß Saurin ihm ſelbſt ſeine Couplets vorgeleſen; u. 6) daß man das mit ſeiner Hand geſchriebene Original in ſeiner Schublade gefunden. u. ſ. w.

Aber alles dieſes läugnete Saurin recht unverſchämt und halsſtarrig; außer, daß er ihm Trinkgeld, und das alte Kleid geſchenket hätte. Der Criminel-Lieutenant ſchrieb darüber ſchon an den Kanzler: habemus confitentem reum! So klar nun alles war, daß niemand als Saurin der Urheber dieſer Läſterſchrift wäre; zumal da er ein Gaſconier war, und etliche gaſconiſche Redensarten im Liede waren, die Rouſſeau nicht ſchreiben würde: ſo half doch das alles dem unſchuldigen Rouſſeau nicht. Saurin hatte Zeit bekommen, ſich bey dem Kanzler und dem Abte Bignon empfehlen zu laſſen; das in dem Pasquill beleidigte Haus N. und alle Pfaffenknechte, die Rouſſeau wider ſich hatte, ſtimmeten mit ein. Die Jeſuiten endlich halfen auch, als ſeine geſchwornen Feinde. So bekam denn der Criminallieutenant Befehl, ſich nicht zu übereilen; und die Gnade gegen den Saurin, überwog alles Recht.

War

War es nun gleich ſonnenklar, daß der Schuhflicker aus Saurins Händen das Pasquill empfangen, und von ihm dafür belohnet und beſchenket worden; ſo brauchte das Gericht dennoch den Schlupfwinkel, ſeinen ungerechten Ausſpruch zu beſchönigen: Daß ſolches nur durch einen einzigen Zeugen, nämlich den Schuhflicker zu beweiſen ſtünde. Daß man alſo das Original von Saurins eigener Hand in ſeiner Schublade gefunden; welches doch weit mehr, als die Ausſage eines Zeugen gelten ſollte, und andere Umſtände mehr, wurden für nichts gerechnet. Ja man ſuchte noch gar die Ausſage des Zeugen dadurch zu ſchwächen, daß man ihn für beſtochen und erkauft ausgab: weil man ihn durch Geſchenke und Wohlthaten hatte bewegen müſſen, die Wahrheit zu ſagen. Und ſo ward Saurin losgeſprochen, Rouſſeau aber in alle Unkoſten verdammet.

Da haben wir eine ſchöne Probe von der lieben Gerechtigkeit, und ihren trefflichen Prieſtern! Rouſſeau appellirte zwar: ſonderlich deswegen, weil man weder den Schuhflicker, noch Schuhputzerjungen, als falſche Zeugen, einer Strafe würdig geachtet. Allein er ward nicht gehöret. Die Kopfhänger hatten den Generaladvocaten eingenommen, der die gottloſen Gedichte des Rouſſeau anzuklagen anfieng. So mußte er ſeine Appellation liegen laſſen, und das alte Urtheil ward beſtätiget. Nun verklagte noch Saurin den Schuhflicker, als einen falſchen Zeugen; und nach den vorigen ſchönen Urtheilen, ward der arme Kerl auch verdammet, ſo

unſchuldig er in der That war. Warum? Das hochgerechte Parlament wollte ſich nicht widerſprechen. Wer A geſaget hat, der muß auch B ſagen. Aber anſtatt ihn auf die Galeeren zu verdammen, wie er verdienet hätte, wenn er ſchuldig geweſen wäre; ſo ward er nur 3 Jahre aus dem Pariſergebiethe verbannet.

Hierüber ſtellet nun der Verfaſſer noch einige Betrachtungen an; die aber jeder Leſer unſchwer ſelbſt wird machen können. Die gerichtlichen Verhöre aller Zeugen, und ſelbſt Saurins, ſind auch beygedruckt; und man ſieht, daß der juriſtiſche Schlendrian in Paris eben ſo klingt als bey uns. Wir beſchließen mit der Nachricht, daß Rouſſeau ſein Lebenlang in Deutſchland, theils in Wien, theils in Brüſſel, und zuletzt im Haag ſeine Zuflucht geſuchet, und gefunden, ſonderlich aber viel Gnade vom Prinzen Eugen genoſſen; auch in ſehr gutem Anſehen eines ehrlichen Mannes geſtorben iſt: ob er gleich in ſeiner Jugend allerley Fehler begangen hat. Aber wie gefährlich iſt es nicht für junge Leute Satiren zu machen!

* *

IV.

Novi Commentarii Acad. Imperialis Petropolitanæ Scientiarum T. II. ad A. MDCCXLIX. Petropoli 1751.

Dieſes iſt der neueſte Band, von den Schriften der berühmten petersburgiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Vor zweyen Jahren

ren kam der erſte Band dieſer Novorum Commentariorum heraus, der die Erſtlinge ihrer Arbeiten in ſich hielt, ſeitdem ſie unter der jetzt regierenden Kaiſerinn Eliſabeth Majeſtät, erneuert worden. Dieſer II. B. enthält ſehr wichtige Stücke in allen vier Claſſen, in welche die Akademie getheilet iſt. Aus der Mathematiſchen ſieht man fünf Stücke, aus der phyſiſch-mathematiſchen zehn, aus der phyſiſchen vier und aus der aſtronomiſchen zwey. Die hiſtoriſche und philologiſche nämlich, iſt nach Hrn. Prof. Joh. Theophilus Bäyers und Hrn. Prof. Schulzens in Halle Tode, als die darinn eine beſondere Stärke hatten, aber keine würdige Nachfolger gefunden, gänzlich erloſchen. In der Vorrede wird dankbarlich erwähnet, daß die gelehrte Welt dieſe treffliche Stiftung niemanden, als Kaiſer Petern dem Großen zu verdanken habe.

In der mathematiſchen Claſſe findet man I. Hrn. Eulers Abhandlung von der Reduction krummer Linien auf Zirkelbogen. II. Herrn G. W. Krafts Unterſuchung von dem Brennpuncte, in allen möglichen krummen Linien. III. Hrn. Eulers Auflöſung der ſchweren Aufgabe, die Herr Fermat aufgegeben. IV. Herrn E. T. von Winsheim von vollkommenen Zahlen; und V. Herrn Krafts Abhandlung von freundſchaftlichen Zahlen.

In der phyſiſch-mathematiſchen Claſſe lieſt man I. Herrn G. W. Richmanns Verfertigung eines Dunſtmeſſers, d. i. einer hydroſtatiſchen Maſchine, die zu Abmeſſung des ausdünſtenden Waſſers zu gebrauchen iſt. II. M. Lomonoſovs Beſchreibung eines Windmeſſers. III. Herrn Richmanns Unterſu-

chen laſſen, verſchiedene Handlungen vorzuſtellen. Dieſe Figuren ſind von dreyerley Gröſſe, deren einige (36) eine gantze, die mehreſte (204) eine halbe, und etliche (7) nur den dritten Theil einer Seite einnehmen: wozu die Figuren der Titulblätter nicht gerechnet ſind. Ubrigens iſt das Werk ganz hinaus beſtändig fort ſoliret, und auf gut ſtark Papier mit ziemlich kleinen ſo genanten Schwabacherdruck, gedruckt. Wo in dem Text eine Rede vorkommt, iſt ſolches allemal am dem Rande mit dem Wörtlein Oratio bemerket. Der erſte Theil hält 92; der andre 104; der dritte 234; das Supplement 10. und das Regiſter 13. Blätter, und alſo dieſer ganz: Deutſche Lunus 226½. Bogen, oder 9. Alphab. 19.½ Bogen. NB. Fol. 247. v. in Fin. ſtehet: End des dritten Buchs von dem Macedoniſchen vnnd Aſiatiſchen Krieg, vormals nie verteutſcht. M.

OVIDII

Metamorphoſes.

P. Ovidii Naſonis deß ſinnreychen und hochverſtendigen Poeten, *Metamorphoſes* oder Verwandlung, mit ſchönen künſtlichen Figuren gezieret, auch kurtzen, doch ſehr nützlichen Argumenten und Auslegungen erkläret, und in Teutſche Reymen gebracht durch M. Johan Spreng, von Augſpurg. Franckfurt am Mayn 1571. 8.

Dem Titel nach ſolte man glauben, es ſey dieſes Werk Ouidii ganz von Johan Spreng in deutſche Verſe überſetzet: allein der Augenſchein lehret, daß der Uberſetzer ſich mit gutem Vorſatz der Freyheit bedienet, die Fabeln Ouidii nach der Ordnung nur ſum-

terſuchung, warum tiefes Waſſer in einerley Gefäſſen mehr ausdünſtet, als flaches, oder ſeichtes. IV. Ebendeſſelben Beobachtung der Ausdünſtung aus kaltem Waſſer, als die Luft iſt. V. Ebendeſſ. Erfahrung, von der Zuſammendrückung der Luft, ſonderlich durch das in Bomben gefrorne Waſſer. VI. Ebendeſſ. Nutzen des Geſetzes abnehmender Wärme, einen mittlern Grad der Wärme zu finden, und ein neues Inſtrument dazu. VII. Ebendeſſ. Gedanken, von Erfindung der mittlern Höhe des Barometers in beſtimmter Zeit, und von einer dazu dienlichen Maſchine. VIII. Herrn C. G. Kratzenſteins, von der geographiſchen und nautiſchen Wageſchale. IX. Ebendeſſ. Beſchreibung des neuerfundnen Ruders, die Laſtſchiffe fortzubringen. X. Ebendeſſ. Abhandlung von einer immerwährenden beweglichen Uhr.

Die phyſiſchen Artikel ſind: I. Herrn G. W. Krafts Verſuche und Folgerungen von dem Wachsthume der Pflanzen. Der Herr Verf. zeiget hier wider den Herrn von Fontenelle, daß die Samkörner der Pflanzen ganz von den Eyern der Thiere unterſchieden ſind; und verbeſſert eine Stelle in dem ſogenannten Spectakel der Natur, widerlegt auch den Muſchenbroek, Baco von Verulam, und le Grand in gewiſſen Puncten. Er unterſuchet auch die Urſachen, warum die Wurzeln der Pflanzen immer unterwärts wachſen, die Hälmer und Gräſer aber aufwärts. Er vermuthet hierbey in der Natur eine gewiſſe neue Art thieriſcher Kräfte (vires animales) die ſowohl als die ſchwermachenden, elaſtiſchen, und

anzie-

anziehenden, vorhanden seyn könnten; hoffet auch, daß man mit der Zeit klärere Begriffe davon bekommen werde. Allein heißt das nicht neue Qualitates Occultas, naturas plasticas, und Archæos in die Naturlehre wieder einführen? Er hält auch das reinste Wasser, ohne alles, oder mit so wenigem Salze, als möglich geschwängert, für die beste Nahrung der Pflanzen; Brantwein aber für unnütze, obgleich Reguault das Gegentheil geglaubet. Vom Oele und Malvasier hält er seine Gedanken noch zurück, welche Cardan und Baco für geschickt dazu gehalten. Er theilt übrigens alle Pflanzen in drey Gattungen: 1) die aus der Erde wachsen, 2) die aus andern Pflanzen, und 3) die aus Thieren wachsen, wie z. E. die Haare und Nägel. Der Versuch ist noch angehenkt, daß eine Zwiebel in freyer Luft schwebend getrieben, und vom 26sten Jan. bis zum 16ten May gewachsen; aber in solcher Zeit immer am Gewichte abgenommen, bis sie an den Spitzen zu welken und zu verdorren angefangen. Er hat sehr genau acht gegeben, daß in der ganzen Zeit gar keine Feuchtigkeit an die Zwiebel gekommen.

2) Herr Abr. Kaas Boerhavens anatomische Beobachtung eines unnatürlichen Brustmäusleins, welches in verschiedenen Leichnamen auf verschiedene Art gefunden worden. 3) Herrn St. Kraschenikow von den Blättern eines Ahornbaums, die wie längliche Herzen aussehen, und ungleiche Sägeränder haben. 4) Herrn G. W. Stellers Abhandlung von Seethieren. Hierbey wollen wir ein wenig stille stehen.

Wir

Wir finden hier sonderlich viererley Thiere beschrieben. Das erste ist die Seekuh, das 2te der Seebär, 3tens der Seeleu; und 4tens der Seehund. Es ist schade, daß dieser eines viel längern Lebens würdige Mann, so zeitig der Welt entrissen werden: denn von ihm hätten wir eine große Erweiterung der Thiergeschichte hoffen können. Er beschreibt sie äußerlich und innerlich sehr genau, und vergleicht ihren innern Bau mit den Theilen andrer bekannten Thiere, erkläret daraus ihre Bewegungen und ihre Natur, zeiget auch den Nutzen derselben zu Speisen und zur Arzney.

Anfänglich bemerket er, daß die Thiere fast ihre ganze Art verändern, wenn sie aus einer Himmelsgegend in die andere gebracht werden. Dieß beweist er mit den Pferden, Schafen und Affen. Sodann unterscheidet er die Meerkälber in drey Arten, in Ansehung der Größe; giebt auch Ursachen an, warum dieß Zwitterthier (amphibium) nicht nur in den großen Meeren, sondern auch in Landseen angetroffen werde.

Von seinen vier Seethieren meldet er, daß sie erst vor einem halben Jahrhunderte bekannt geworden: und Marktgraf habe zuerst, aber nur kurz und dunkel des Seehundes gedacht. Dampier habe des Seeleuen und Seebärs, der Seekuh aber verschiedene andre Gelehrte gedacht: Dampiers Beschreibungen aber zieht er allen andern vor. Diese ist nicht Aristoteles Seeochs; weil sie niemals auf dem Trocknen weidet. Sie hat auch keine haarigte Haut, wie viele glauben. Dieses Thier ward

1742 den 12ten Jul. zwiſchen Aſien und Amerika in dem Canale gefangen; und war von der Spitze der Oberlippe bis an den äußerſten Schwanz, 296 Zolle, d. i. beynahe 30 Schuhe lang. Die beyden Spitzen des geſpaltenen Schwanzes ſtunden 76 Zolle von einander. Die beyden Augen aber ließen einen Zwiſchenraum von 22 Zollen. Von der Oberlippe zu den Schultern war der Kopf 52 Zolle lang. Um die Schultern herum war der Umfang 144, um den Bauch aber 244 Zolle weit. Der ganze Darm des Eingeweides war 5968 Zolle, und alſo über 20mal länger, als das ganze Thier. Gleichwohl war die Zunge nur 12 Zolle lang, und 2 Zolle breit: dahingegen die Nieren 32 Zolle lang und 18 Zolle breit waren.

Dieß Thier iſt kein Zwitterthier, ſondern lebt faſt immer im Waſſer, frißt auch nur an den Ufern das Riedgras, das unterm Waſſer wächſt. Es hat ein ſehr dickes Leder, das mehr der Rinde einer alten Eiche, als einer Thierhaut ähnlich ſieht. Dieß iſt ohne Haare, eines Zolles dick, und ſo feſt, daß es kaum mit Beilen durchzuhauen iſt. Dieſe harte Haut hat es nöthig, 1) damit es nicht an den felſigten rauhen Oertern unterm Waſſer, wo es ſeine Nahrung ſuchet, oder im Winter unterm Eiſe, Schaden nehme: 2) Damit es nicht im Sommer zu viel Wärme ausdunſte, im Winter aber nicht erfriere. Denn es lebt nicht, wie die andern Fiſche, in der Tiefe, ſondern halb außer dem Waſſer, wo es ſein Futter ſuchet. Dieß Thier war ein Weiblein, und ſein Schaamglied war 10 Zolle lang. An der

Bruſt

Bruſt hat es zwo Brüſte, wie bey Menſchen, jede anderthalb Schuh im Durchſchnitte breit. Dieſe liegen recht an beyden Armen, oder Vorderfüßen des Thieres; die vorn eine Spalte haben, als einen Daum, und gegen über faſt eine Hand ohne Finger und Nägel. Mit dieſen ſchwimmt und geht es auf einem flachen Ufer im Waſſer, reißt damit die Schilfe und Gräſer von den Steinen und Felſen der Ufer, ja ſtemmete ſich recht dagegen, als man es gefangen ans Ufer zog. Endlich umarmet das Weiblein damit das Männlein, wenn es auf dem Rücken ſchwimmend, dieſes in der Brunſt zu ſich läßt. Die Milch des Thieres iſt ſüß und fett, wie Schafmilch, und ließ ſich auch aus dem todten Thiere, wie von einer Kuh melken. Die männliche Ruthe iſt bey einem andern über 32 Zolle lang geweſen. Die übrige weitläuftige Beſchreibung der innern Theile und der Lebensart dieſes Thieres, müſſen wir der Kürze wegen übergehen.

Das zweyte Seethier iſt der Seebär, der auf der Beringsinſel 1742 den 28ſten May gefangen worden. Die größten dieſer Art wiegen 1820 ruſſiſche Pud, oder 800 Pfund. Nach der Länge hatte dieſes 90 Zoll, bis an die Mittelfinger der Hinterfüße; bis an den Schwanz aber 79 Zoll; ein Hinterfuß mit Floßfedern 22 Zoll, ein Vorderfuß 24 Zoll lang, und 8 breit. Die längſten Borſten deſſelben waren 6 Zolle lang; der Kopf hinter den Ohren 30 Zolle: der Leib um die Schultern war 60 Zolle im Umfange; die Länge der Gedärme aber 1440 Zolle, ſo daß ſie 15mal länger waren, als das Thier; an einem jungen

gen aber waren ſie nur 12mal länger. Dieß Thier iſt faſt ein Land- und Seethier zugleich, größer als ein ſehr großer Bär, dem es auch an Geſtalt am ähnlichſten iſt; wenn man nur das Hintertheil ausnimmt, wo es kegelförmig ſpitz zu läuft. Der Kopf aber iſt etwas dicker und runder als eines Bären. In dem obern Kinnladen hat es vier Vorderzähne, an jeder Seite derſelben einen etwas krummen Hundezahn, ½ Zoll lang, nun wieder ſolche zween ¼ Zolle lang, und nun auf jeder Seite 6 Backzähne. d. i. in allem 20 Zähne; im untern Kinnbacken aber 36. Die Zunge iſt 5 Zolle lang, 1½ breit. Die Augen ſtehen ſehr hervor, und der Stern darinn iſt grün, wie ein Schmaragd. Von außen ſtehen Wimpern und Augenbraunen. Füße hat es vier, womit es ordentlich gehen kann; hat auch Finger oder Zehen, die aber zuſammen gewachſen ſind, und die Stelle der Floßfedern im Schwimmen vertreten. Mit den Hinterfüßen kann es beſſer ſchwimmen als gehen; ſie vertreten auch die Stelle der Hände, wenn es ſich, wie die Hunde, damit den Kopf und Hals kratzet. Aber im Laufen brauchet es nur die Forderfüße, und ſchleppet den Hinterleib nach, ſo, daß im Sande eine Furche entſteht, die aber nicht gerade, ſondern ſchlangenweiſe gezogen wird, damit ſich der Sand unterm Bauche nicht häufe.

Der Verfaſſer beſchreibt auch dieß Thier ſehr weitläuftig und genau. Wir theilen die Geſtalt deſſelben in Kupfer mit, wie das Männlein auf dem Felſen ſitzet. Von dem Seelewen geben wir die

bloße

bloße Figur; womit unſere Leſer ſich dießmal befriedigen müſſen.

Von aſtronomiſchen Stücken findet man hier noch eine Mondfinſterniß, die unſer Herr Profeſſor Heinſius, den 8ten Auguſt 1748 beobachtet hat; und eine Methode des Herrn Nic. Popov. wie man der Himmelskörper Verfinſterungen beobachten ſoll.

Wir ſehen mit Vergnügen hieraus, daß außer drey ruſſiſchen Mitgliedern der Akademie, alle übrige treffliche Stücke von lauter gebohrnen deutſchen Gelehrten, deren viele auch auswärtige Mitglieder ſind, herrühren.

* *

V.

Lettre ſur le Theatre Anglois, avec une Traduction de l'Avare, Comedie de Mr. Shadwell, & de la Femme de Campagne, Comedie de Mr. Wicherley. T. I. II. 1752. in 8.

Die Franzoſen werden mehr und mehr auf ihre Nachbarn, ſonderlich auf die Engländer und Deutſchen aufmerkſam. Außer andern Beweiſen erhellet ſolches auch, aus dieſen Schreiben über die engliſche Schaubühne. Es hat ſchon vor kurzem ein gewiſſer Mr. de L. P. ein Theatre Anglois überſetzet herausgegeben. Der Verfaſſer dieſes Briefes will ihm ſeinen Werth nicht abſprechen: er will aber auch ſeinem Freunde nicht rathen,

rathen, daraus einen andern Begriff von der engliſchen Bühne anzunehmen, als welchen er ihm bisher beygebracht. Er hat nämlich ſeinem Originale ſehr geſchmäuchelt, und aus den engliſchen dramatiſchen Stücken gerade nur das Beſte genommen, welches den Franzoſen gefallen könnte. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glauben wollte, man hätte nun daraus den Schakeſpear u. Ben Johnſon recht nach dem Leben kennen gelernet. Es war nämlich nicht rathſam, alles wunderliche, unordentliche und niedrige Zeug aus des erſtern Trauerſpielen, einem franzöſiſchen Leſer bekannt zu machen. Bloß der ernſthafte Inhalt des Trauerſpiels konnte ſeinen Augen gefallen: hergegen die langen und pöbelhaften Geſpräche, die oft ſehr übel angebracht worden; die gar zu hochtrabenden und faſt begeiſterten Stücke voller Galimatias, die hin und wieder vorkommen, u. d. m. ſchickten ſich gar nicht dazu. Darum hat Herr von L. P. ſie klüglich ausgelaſſen.

Die Frau Dacier hat ſich in einer Vorrede beſchweret, daß ihre Ueberſetzungen die Schönheiten eines Homers, oder Terenz, ſehr unvollkommen darlegten. Sie ſaget, es wäre eben ſoviel, als ob man von der Schönheit einer Helena oder Kleopatra aus ihren Mumien urtheilen ſollte. Ganz anders iſt es mit den Originalen dieſes Herrn L. P. Behüte Gott, daß dieſelben nicht ganz und gar lebendig dargeſtellet werden! Man iſt glücklich, daß man nur etwas weniges von ihnen ſieht. Wer mag wohl von allen ſeltſamen Einfällen, Reden und Ausſchwei-

ſungen Nachricht haben, die ein groſſer Mann gehabt und begangen, den man ins Tollhaus hat bringen müſſen? Dieſe Vergleichung wird einem Engländer hart bedünken: allein ſie ſchießt nicht weit vom Ziele. Es giebt ſchöne Stücke im Shakeſpear: allein auch ein Narr ſagt bisweilen was geſcheidtes. Dem Pöbel zu gefallen, mengt er auch viel niederträchtiges und poſſierliches Zeug mit unter. Das alles hat Herr L. P. untergeſchlagen, ja manches ſchlechte Stück des Originals, durch ſeinen eigenen Witz verſchönert. Gleichwohl hat er auch die groſſen Fehler der engliſchen Bühne geſtanden: wiewohl es ſein Vortheil erfoderte, ſelbige nicht ganz in übeln Credit zu bringen. Herr Voltaire ſagt, man müſſe die Ueberſetzungen, in Anſehung der Urſchriften ſchonen. Hier iſt gerade das Widerſpiel nöthig.

Damit will aber der Verfaſſer das Verdienſt der engliſchen Dichter nicht ſchmälern. Sie haben alle Fähigkeit gehabt, dem Geſchmacke ihrer Landsleute zu gefallen: aber es hat ſich keiner von der Stärke des Geiſtes gefunden, der auch dieſen böſen Geſchmack hätte läutern und beſſern können. Die Schwierigkeit dieſer Sache hat ſie alle davon abgeſchreckt, es nur zu unternehmen. Hätten ſie aber in Frankreich gelebet, ſo würden ſie vielleicht eben ſo erdentliche Stücke gemachet haben, als die Franzoſen. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als der Geſchmack der Engländer an ſolchen elenden Stücken. Es wäre gut, wenn man ihn nur noch in Zweifel ziehen könnte. Allein es geht nicht an. Eins der

klug-

klügſten heutigen Völker läuft haufenweis in Schauſpiele, die nicht viel beſſer ſind, als unſre Marionetten*. Was locket ſelbiges immermehr in den Schauplatz? Iſt es irgend die Regierung eines ſeiner alten Könige: ſo ſind es halb wahre, halb erdichtete Begebenheiten, ohne alle Wahrſcheinlichkeit auf-einander gehäufet; und mit ſolchen Grobheiten und Schimpfworten untermenget, die ſich unſre Ballenbinder und Sackträger nicht ſo lange ſagen würden, ohne einander in die Haare zu gerathen. Sind es aber Stücke von ihrer eigenen Erfindung: ſo möchte man bisweilen ihren Inhalt und die Einrichtung für Wirkungen einer fieberhaften Phantaſie (cari ſomnia) halten. Da ſieht man ein ſchwülſtiges übernatürliches Weſen, mit den pöbelhafteſten Poſſen und Zoten vermenget. Es iſt wahr; ihre Komödien ſind luſtig; und ſchaffen viel zu lachen. Aber wie? Indem ſie Sachen zeigen, davon man in der geſitteten Welt nicht einmal reden darf. Die Unanſtändigkeit der Thaten und Worte machet freylich die Komödien reizend**: und man ſiehet die Auftritte aus ehrloſen Häuſern am meiſten. Hier lernet das Frauenzimmer hübſch, wie es da zugeht; nebſt den verſchiedenen Namen, deſſen, was ihre Männer daher mitbringen; und die Mädchen

* Wer bey uns ſeit einiger Zeit das englische Stück, der Teufel iſt los, vorſtellen geſehen hat, der wird dieſes Urtheil nicht für zu hart halten. Und doch ſuchet man uns durch ſolche Vorſtellungen den Geſchmack zu verderben.

** Dahin zähle man immer auch bey uns die Stücke, wo immer was zu küſſen vorkommt. Wahrlich, ein ſehr leichter Kunſtgriff ſchlechter Dichter, zu gefallen!

mariſcher Weiſe, wie wol doch ziemlich umſtändlich, in deutſche Reimen zu bringen. Eine jede Fabel iſt erſtlich in einem feinen Holzſchnitt vorgeſtellet, unter demſelben aber ſtehet der Inhalt der Fabel in ungebundener Rede; hernach erſcheinet dieſelbe in deutſchen Verſen: und endlich folget eine Erklärung derſelben in deutſchen Verſen. Es muß dieſes nicht die erſte Auflage ſeyn, weil die Vorrede des Verfaſſers in Augſpurg den 20. Febr. 1564. ſchon datirt iſt. Darinn ſchreibt er unter andern alſo:

Seitemal ich denn daſſelbig Buch (Ovidii Metam.) im vergangenen Jar ſummariſcher weiß in Lateiniſche *carmina* verfaſt, und einer jeglichen Fabel oder verwandlung zu underſtr bedeutung und auslegung angehenckt, was nemlich darauß zu lehrnen, wie fern dieſem oder jenem Exempel nachzufolgen, oder was darinnen zu halten und zu uermeiden ſey, auch jetztgenannte Arbeit der Kö. Kön. Mait. Kindern, den jungen Herren und Ertzhertzogen in Oeſterreich ꝛc. zugeſchrieben, ſo iſt an mich folgends begert und gelangt worden, dieſes Büchlin auch in Teutſche Sprach zu bringen, und in Reymē zu begreiffen, auf daß ſich darüñen auch der gemeine Lay zu erſehen, und ob dem wunderbaren getieht mit nutz zu erluſtigen hette, darneben auch vielen Handwercksleuten, inſonders den Goldſchmiden, Malern, Formſchneidern, Etzern, und andern kunſtreichen Meiſtern, der Figuren halber, dienlich, und zu jrer Handthierung befürderlich ſeyn möchte, welchs Werck ich auf etlicher guter Herrn und

Freund

lernen benzeiten, was ſie erſt am Hochzeittage erfahren ſollten. Die Tragikomödien aber verbinden endlich die Ungereimtheiten beyder Stücke zugleich.

So nachdrücklich redet unſer Schriftſteller von der engliſchen Bühne: und das allerſchlimmſte dabey iſt, daß er nur gar zu ſehr recht hat. Wer engliſche Stücke geleſen, oder geſehen hat, wird keinen Augenblick daran zweifeln; und wir haben leider! auch im Deutſchen ſchon ſolche Ueberſetzungen im Drucke liegen, die es zur Genüge beſtätigen können. Es iſt eine Sucht in unſre Leute gefahren, nicht nur engliſch zu lernen; ſondern auch das erſte das beſte daraus zu überſetzen: ohne zu bedenken, ob ſie Deutſchland nützen, oder ſchaden werden.

Sie denken nicht an die Beförderung der Tugend, und des guten Geſchmackes, welches die Abſichten aller, ſonderlich aber dramatiſcher Dichter ſeyn ſollten: ſie wollen nur zeigen, daß ſie engliſch verſtehen, und nothdürftig verdeutſchen können. Bey Komödianten kömmt noch die Gewinnſucht dazu; weil ſie durch die wilden Vorſtellungen ſolcher Stücke, die Zuſchauer, gleichſam wie Beſchwerer, zuſammen bannen können. Da kommen Hexenmeiſter, Geſpenſter, Teufel, Tänze, Lieder, Verkleidungen, und 100 andre Ungereimtheiten zugleich vor, die den ſchwachen Geiſt des Pöbels, und derer die ihm gleichen, recht bezaubern. Der Verfaſſer merket an, daß die Vorbereitungen zur Unzucht oft, durch Worte und Geberden, ſo weit getrieben werden, daß ſehr wenig an der Vollziehung

fehlt.

fehlt. Wenigstens zeiget man schon Bette und ausgekleidete Personen auf der Bühne. Was für einen Eindruck machet dieses nicht in die Gemüther der Jugend? ja auch wohl der Alten, die noch jung seyn wollen? Da von rechtswegen die Schaubühne einen feinen Spott der Thorheiten und Fehler unserer Zeiten liefern, und die Sitten dadurch bessern sollte.

Herr Riccoboni hat von der Neigung der Engländer, zu schrecklichen Vorstellungen im Trauerspiele, einen Grund angegeben, der unserm Verfasser nicht gefällt. Er saget: die Engländer wären so sehr zur Tiefsinnigkeit und Melancholie geneigt, daß man Stahl und Gift, Mord und Martern, Galgen und Rad, Grüfte, Hexen und Teufel nöthig hätte, sie aufzuwecken, und aufmerksam zu machen. Unser Verfasser meynet, wenn man lauter tiefsinnige Algebraisten, oder auf neue Lehrgebäude sinnende Weltweisen vor sich hätte, so ließe sich das hören. Allein einen Bürger, der seinen Laden, oder seine Werkstäte verläßt, sich eine Veränderung zu machen; und einen Schwarm von Müßiggängern, denen zu Hause die Zeit lang wird, zu vergnügen, brauchet man ja eben nicht solche schreckliche Dinge vorzustellen. Sie sehen ja in Frankr. auch andre Stücke sehr gern. So könnte man denn noch hoffen, den Geschmack der Engländer zu bessern. Hat man doch auch zu Paris die komischen Opern gesehen, die durch ihren Zulauf alle andre Bühnen neidisch machten? Hätte Moliere dergleichen gemachet, so würde es schwer

geweſen ſeyn, die Nation wieder davon abzubringen *.

Hierauf bemühet ſich der Verfaſſer die Engländer zu bereden, daß ſie ſich allmählich nach dem franzöſiſchen Muſter auf der Bühne bequemen ſollen. Wir wünſchen, daß es ihm gelingen möge: aber er ſieht ſelbſt die Schwierigkeit davon, bey einem Volke ein, das ſo ſehr für ſich ſelbſt eingenommen iſt. Mit was für einem Sturme wurden nicht vor einigen Jahren die franzöſiſchen Komödianten aus London verjaget? Man ſollte denken, ſie würden den engliſchen Manufacturen Schaden gethan haben. Allein es hat ſchon in England ſelbſt Dichter gegeben, die den Vorzug der franzöſiſchen Bühne eingeſehen haben. Z. E. Dryden, der ſelbſt viel dramatiſche Stücke gemachet, hat ſo vortheilhaft davon geurtheilet, als mans wünſchen kann. Unſer Verfaſſer überſetzet große Stücke aus ihm, um den Engländern zu zeigen, daß er nichts Unbilliges fodert. Allein es hieß bey dem Dryden: video meliora, proboque; deteriora ſequor. Seine eigene Stücke zeigen doch alle Verwirrung der alten engliſchen Bühne. Eben das kann man vom Addiſon und von Steelen ſagen, deren Stücke zwar für die Sitten weit feiner, aber doch gar nicht regelmäßig ſind. Wir wollen ſeine Stellen bey andrer Gelegenheit unſern Leſern mittheilen, um ſie vor der heuti-

* Das glauben wir nicht. Moliere hat viel ſchlechte Stücke gemachet, die man in Paris nicht mehr aufführet. Nur etliche gute ſind im Schwange geblieben. Nur bey uns ſuchet man itzo auch die ſchlechten hervor, z. E. den Sicilianer u. d. gl. m.

heutigen Sucht unſrer Deutſchen zu warnen, auch englische Stücke zu leſen, zu verdeutſchen und zu ſpielen. Es iſt wahr, daß Dryden darauf auch zu antworten, und die englische Bühne zu rechtfertigen geſuchet. Allein unſer Verfaſſer findet ſeine Antworten viel ſchwächer, als die Gegengründe, und wir ſind völlig ſeiner Meynung. Dryden ſchrieb vieleicht nur aus Gewinnſucht; dabey es ſich nicht ſchickete, etwas neues zu wagen, deſſen Erfolg ungewiß war. Selten ſind die Verbeſſerer böſer Gewohnheiten angenehm: und wer nur ſein Brodt zu verdienen ſuchet, fraget wenig nach den Mitteln, womit man Ehre erwerben kann. Jeder neuer Verſuch führet gleichſam die Ueberſchrift:

Laudatur & alget.
Eſurit, intactam Paridi, ni vendat Agaven.

Er führet endlich noch etwas wider den metapheriſchen allegoriſchen, und oft hyperboliſchen Ausdruck der engliſchen Stücke an: zumal wenn die Umſtände die allernatürlichſten Redensarten erfodern, z. E. wenn jemand ſterben ſoll. Hier ſind alle ſchwülſtige Gleichniſſe übel angebracht, die man aber im Engliſchen gemeiniglich findet. Auch ein geſungenes Stück iſt noch erträglicher, als ein ſo aufgeblaſner Ausdruck der engl. Bühne; wenn es ans Klappen geht. Es ſieht aus, wie des Thomas Diafoirius Sprache beym Moliere: und vieleicht hat er dieß Compliment aus einem engliſchen Dichter entlehnet, oder doch ſie im Sinne gehabt, als er geſchrieben:

Ce ſtyle figuré, dont ils ſont vanité,
Sort du bon Caractere, & de la verité.

Ce n'eſt que jeu de mots, qu'affectation pure
Et ce n'eſt point ainſi que parle la Nature.

Er vergleicht endlich die engliſchen Stücke mit einer alten franzöſiſchen Komödie vom Simſon, die alle Unordnungen wider die Regeln der Schaubühne in ſich hat; um ſeinen Leſern, die kein engliſch können, einigen Begriff davon zu machen.

Endlich liefert er ein Paar engliſche Stücke, die auf dem Titel genennet ſind. Uns wundert aber ſehr, daß er ſolches gethan hat. Uns dünkt, ſo ſicher ſey kein Ueberſetzer ſolcher verwirrten Stücke, daß er nicht mehr dadurch ſchade als nütze; weswegen wir auch nichts mehr davon ſagen wollen.

* *

VI.

Herrn Juvenel von Carlencas Verſuch einer Geſchichte der ſchönen und andrer Wiſſenſchaften, wie auch der freyen und mechaniſchen Künſte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. I. und II. Theil. Mit einer Vorrede auch einigen Verbeſſerungen und Zuſätzen Herrn Joh. Erhard Kappens, Prof. zu Leipzig 1749 und 1752. in der Gleditſch. Buchh.

Dieſes Buch können wir nicht übergehen, da es unſtreitig zur anmuthigen Gelehrſamkeit gehöret, welche unſer eigentliches Feld iſt. Nachdem wir im vorigen Jahre den II Theil bekommen haben, ſo iſt es nunmehr ganz, und verdienet alſo, daß es von Liebhabern der gelehrten Geſchichte

deſto

deſto eifriger geſuchet werde. Die deutſche Ueberſetzung aber hat unſtreitig groſſe Vorzüge vor dem Originale; da ſie von dem berühmten Herrn Herausgeber mit ſo ſchönen Zuſätzen und Verbeſſerungen begleitet iſt. Bücher von dieſer Art ſind niemals ganz vollkommen und ohne Fehler: und von der natürlichen Flüchtigkeit der Herren Franzoſen kann man es deſto weniger erwarten, daß ſie auf einmal etwas Unverbeſſerliches ſollten liefern können.

In der gelehrten Vorrede giebt uns der Herr Prof. Kapp einige Nachrichten von dem Verfaſſer des Buches. Im 1733ſten Jahre hat er ſchon zu Paris ſeine Principes de l'Hiſtoire ans Licht geſtellet. Im 1738ſten Jahre hat er drey artige Abhandlungen von dem Urſprunge der Akademien, von Manufacturen, und den mechaniſchen Künſten in den franzöſiſchen Merkur ſetzen laſſen: 1742 aber, zu Lyon dieſe Eſſais ſur l'Hiſtoire des belles Lettres, des Sciences, & des Arts in 12 herausgegeben. Von allen dieſen Werken haben die Monathſchriften vortheilhaft geurtheilet. Die lat. Geſch. der Gel. allhier, Herr Prof. Kohl in Hamburg, und der Abt Gouyet, im VIII B. ſ. Bibliotheque franç. haben ihm um die Wette viel Lob beygeleget.

Herr von Carlencas hat zwar nur einen Verſuch, und zwar für die ſtudirende Jugend ſchreiben wollen: allein es werden auch gelehrte Männer manches aus ſeiner Schrift lernen. Wenigſtens hat er die Schriften ſeiner Landsleute beſſer gekannt, als Ausländer ſie kennen können: und es wäre zu wünſchen, daß ſich auch bey uns jemand fände, der

in der gelehrten Geſchichte ſo ſtark iſt, als Herr Prof. Kapp, und nur von allem dem eine Nachricht geben wollte, was unſre Landsleute in allen Künſten und Wiſſenſchaften geleiſtet haben. Denn hierinn hat unſers Erachtens Herr Carlencas große Lücken gelaſſen: welches ihm aber, als einem Ausländer, einigermaßen zu verzeihen iſt.

Der Herr Prof. Kapp hat ihm mit großer Beſcheidenheit einige Dinge vorgerücket, die gar wohl verdienten bemerket zu werden. Z. E. daß er die Proteſtanten Sectirer geſchelten: den Engländern und Wälſchen die Liebe zu ihren Landsleuten vorgerücket; welches Fehlers er gewiß ſelbſt ſchuldig iſt; u. a. m. Die Ueberſetzung aber hat derſelbe nicht ſelbſt gemachet; die er alſo dem Urtheile der Leſer überläßt, und ihre Fehler entſchuldiget. Es iſt wahr, daß man itzo im Deutſchen ſchon eine etwas feinere Schreibart gewohnt geworden; und dieſes Werkchen wäre allerdings werth geweſen, aufs artigſte überſetzet zu werden. Allein non cuivis licet adire Corinthum; und wir müſſen zufrieden ſeyn, daß wir die vielen ſchönen Sachen wenigſtens in einer verſtändlichen und leidlichen Sprache itzo leſen können. Die Verbeſſerungen und Zuſätze aber, die der Herr Herausgeber beygefüget, vermehren den Werth dieſer Ausgabe ſo ſehr, daß man den Abgang der Zierlichkeit gern darüber vergißt.

Unter andern erinnert derſelbe auch an der Ordnung und Lehrart des Hrn. von Carlencas, in der Vorrede etwas, und zwar mit gutem Grunde. Man hätte zwar wünſchen mögen, daß der Herr

Heraus-

Heraus-geber manches Capitel auf eine andre Stelle verſetzet, und dadurch einen beſſern Zuſammenhang in dieß Werk gebracht hätte. Er hätte dabey deſto weniger Bedenken tragen dörfen, da dieſes die Art iſt, wie die Herren Franzoſen mit den Büchern der Ausländer umgehen, auch wenn ſie nicht eben die größte Urſache dazu haben. Iſt nicht der Abt Reynel mit des Pope Verſuch vom Menſchen; und der Abt Prevot, mit den engliſchen Reiſebeſchreibungen ſo umgegangen? Allein der Herr Prof. Kapp entſchuldiget ihn vielmehr mit der Schwierigkeit, die Wiſſenſchaften und Künſte recht von einander zu ſondern. Wir könnten dieſelbe einräumen, aber dem ungeachtet doch begehren; daß z. E. der Verfaſſer das I. II. und III. Cap. des II. Theils, darinn er vom Urſprunge der franzöſiſchen Dichtkunſt, von verſchiedenen franzöſiſchen Gedichten, und von hiſtoriſchen Gedichten handelt, gleich in dem I. Theile nach dem II. Cap. von der Poeſie und den Gedichten abgehandelt hätte. u. d. m.

Um nun unſern Leſern einen Hauptbegriff des ganzen Werkes zu geben, können wir nicht beſſer thun, als wenn wir ihm den Inhalt aller Hauptſtücke vor Augen legen. Hieraus wird er ſo wohl die große Menge und Mannigfaltigkeit der Materien, als die beobachtete Lehrart des Verfaſſers einſehen können.

Es handelt alſo des I. Theiles erſter Abſchnitt im 1ſten Cap. von der Grammatik, und den Sprachen; worunter ſo wohl die alten als neuen, morgen- und abendländiſchen zu verſtehen ſind. Herr Prof. Kapp hat hier ſehr viele beträchtliche Zuſätze beygefü-

gefüget. Das 2te Cap. handelt von der Poeſie und von den Gedichten. Wir bemerken, daß der Herr Verfaſſer hier einen ziemlich richtigen Geſchmack des ſchönen Alterthums zeiget; daher aus ſeinen Urtheilen auch unſre neuern Dichter viel gutes werden lernen können, z. E. wenn er den Lucan und Statius beurtheilet. Von dem erſten ſaget er: Er habe das Erhabene und Große über den Gränzen geſuchet, und ſey ins Schwülſtige gefallen; er winde ſich, und dünſte ſich aus, treibe ſeine Gemälde zu hoch, und verliere ſich, vermittelſt eines gezwungenen kindiſchen Weſens, in langen Abhandlungen von natürlichen Dingen ꝛc. Vom Statius heißt es: Seine zwey Gedichte enthielten etwas ſehr unordentliches und unförmliches, und er ſetze das Weſen der Epopee in den Wörterpracht. Scheinet es nicht, daß ſich unſre neuen epiſchen Dichter hier abgemalet finden werden? Das 3te Cap. handelt von der Poetik, oder Dichtkunſt: welches viel Zuſätze gelitten hätte, weil es ſehr kurz iſt. Das 4te von der Beredſamkeit und Wohlredenheit; das 5te von der gerichtlichen Beredſamkeit in Frankreich; das 6te Cap. von der Kanzelberedſamkeit; das 7te Cap. von der Rhetorik oder Redekunſt; NB. alle dieſe Capitel waren ſehr kurz. Das 8te von der Hiſtorie oder den Geſchichten; das 9te von der hiſtoriſchen Kunſt oder Geſchichtkunde; und das 10te von Aufſchriften, Sinnbildern und der Wappenkunſt.

Der II. Abſchnitt handelt von den Wiſſenſchaften, und zwar das 1ſte Cap. von der Philoſophie überhaupt;

haupt; das 2te von der Vernunftlehre; das 3te von der Sittenlehre; das 4te von der Metaphyſik. Das 5te von der Naturlehre, die etwas ausführlicher abgehandelt iſt, als die vorigen. Das 6te von der Naturgeſchichte; das 7te von der Arzneykunſt; das 8te von der Zergliederkunſt. Das 9te von der Kräuterkunde. Das 10te von der Chymie, oder Auflöſungskunſt: das 11te Cap. von der Mathematik überhaupt, ſehr kurz; das 12te von der Rechenkunſt und Algebra; das 13te von der Meßkunſt; das 14te von der Weltbeſchreibung und Sternkunde. Das 15te von der Erdbeſchreibung; das 16te von der Schiffarth. Hier merken wir an, daß der Verfaſſer der vernünftigen Meynung iſt, daß die alten Triremes, quadriremes, nicht Schiffe mit ſo vielen Schichten von Rudern übereinander, ſondern mit ſovielen Ruderbänken hintereinander beſtanden haben. Er ſaget ausdrücklich, das ungeheure große Schiff, welches Hiero in Sicilien bauen laſſen, habe 20 Ruderbänke gehabt: des Ptolomäus Philopators aber, ſey 280 Ellen lang, 38 breit, und 50 hoch geweſen, und habe 40 Ruderbänke gehabt. Auf jeder Bank nun konnten 4, 5. oder 6 Ruderknechte ſitzen, die aber alle an einem Ruder zogen. Wenn nun dergeſtalt eine Triremis drey ſolche Bänke on jeder Seite hatte, ſo bekam ſie 6 Ruder, eine Quadriremis 8 Ruder, ein Schiff von 20 Bänken, 40 Ruder, wie etwa die heutigen Galeeren, und das letzte von 40 Bänken, hatte 80 Ruder. Es mußten aber dieſe Ruderknechte ziemlich niedrig, und ſehr wenig über die Fläche des

Waſſers

Freund anſuchen unter die Hand genommen, aus dem Latein in das Teutſch, doch mit weitleufftigen worten, gebracht, und auf das beſt meinem Vermögen nach zum Druck verfertiget habe ꝛc.

Zur Probe wollen wir die erſte Fabel beyfügen. Die Rubric derſelben iſt:

Ordnung und Austheilung der Elementen.

Unter dem Holtzſchnitt ſtehet folgendes:

Chaos, (wie der Poet Heſiodus vermeinet) iſt vor der Schöpffung der Welt ein gemeine Vermiſchung geweſen der Element, welche nachmals zertheilt, und ein jetweders in ſein ordentliche Geſtalt oder weſen unterſchieden iſt. Derowegen die leichteſten Element, als Fewer und Lufft, ſampt allem Geſtirn, den öberſten Theil der welt eyngenommen, auff daß die Sonn mit jrem Schein oberhalb jren Lauff verbringen ſol. Die ſchwerſten aber, als Waſſer vnd Erdreich, haben ſich im underſten theil der Welt nidergelaſſen ꝛc.

Weitere Erklärung.

Eh das der edel Himmel klar
Erdtreich, und Meer beſchaffen war
Hatt die Natur nur ein geſtalt,
Dieſe war öd, wüſt, rauch und alt
Wurd mit Namen Chaos genennet
(Wie das Heſiodus bekennet)
Es war alles ein ſchwerer Laſt
Mit Finſternüß bedecket faſt
Kein Ding zur ſelben Zeit nicht hett
Sein eigen Ort, und gewiſſe ſtett
Die Element auch in gemein
Waren beraubt deß lichtes ſchein

Waſſers erhaben ſitzen: obgleich über ihnen das Verdeck für die Soldaten, die da fechten mußten, ziemlich hoch ſeyn konnte. Und meynet gleich der Verfaſſer, die Ordnungen der Ruderknechte wären eine über der andern, aber nicht ſenkrecht; (NB. nicht wagerecht: wie hier ſteht) ſondern ſchräge, und gleichſam ſtaffelweiſe geſtanden: ſo geht doch dieſes gar nicht an; wegen der entſetzlichen Länge der Ruder, die dergeſtalt herauskommen würde. Diejenige Meynung aber einiger Gelehrten, die eine Triremem, Quadriremem, Quinqueremem &c. für ein Schiff mit drey, vier, fünf, ꝛc. Schichten von Rudern gerade über einander, halten, bedenken vollends nicht, wie unmöglich es alsdann ſeyn würde, 20 bis 40 Schichten Menſchen übereinander ſitzen zu laſſen, und doch mit den Rudern von oben her, das Waſſer zu erreichen: welches völlig unmöglich, und ungereimt iſt. Indeſſen ſchmäuchelt der Verfaſſer ſeiner Nation zu viel, wenn er auf der 311ten S. vorgiebt, die franzöſiſche Nation habe in dieſem Jahrhunderte die Schiffahrt aufs höchſte gebracht; indem ſie es gewiß der engländiſchen nicht gleich thut.

Das 17te Cap. handelt von der Optik, Katoptrik, und Dioptrik. Dieſe Wiſſenſchaften gehören faſt ganz uns Deutſchen. Jakob Metius aus Flandern, der die Ferngläſer erfand, Tſchirnhaus, und Bernoulli, haben ſie, nebſt Kepplern, dem Simon Marius und Hugen, ſo weit getrieben, daß Neuton wenig hinzu zu ſetzen gefunden. Das 18te redet von der Gnomonik. Das 19te von der

Me-

Mechanik; das 20ſte von der Hydroſtatik; das 21ſte von der Muſik; das 22ſte von der Fortification; das 23ſte von der Baukunſt; das 24ſte von der Rechtsgelahrheit; und das 25ſte von der Gottesgelahrheit.

Der III. Abſchnitt handelt von den Künſten, und zwar im 1ſten Cap. von der Bildhauer- oder Schnitzkunſt: im 2ten von der Malerkunſt; im 3ten von der Kunſt in Stein und Metall zu ſchneiden, imgl. dem Kupferſtechen; im 4ten von der Buchdruckerkunſt. Hier übergeht man wider die deutſchen Erfinder derſelben, und meynt wohl gar, die Franzoſen hätten ſie ſo vollkommen gemacht, daß man ihnen die Ehre der Erfindung nicht abſprechen könnte. Riſum teneatis amici! Herr Prof. Kapp aber hat ihn zurecht gewieſen. Im 5ten von dem Verfaſſer der gelehrten Geſchichte; im 6ten vom Feldbaue und der Gärtnerkunſt; das 7te von der Jagd und Fiſcherey. Das 8te von der Reitkunſt; das 9te von der Ringe- und Fechtkunſt der Alten; wo abermal der Schnitzer, oder die Praleręy vorkömmt, als ob die Franzoſen die Turniere erfunden hätten: welchen ihm aber der Hr. Herausgeber geſchenkt hat.

Der II. Band hat wieder eine gelehrte Vorrede, und handelt in 35 Capiteln vom Urſprunge der franzöſiſchen Dichtkunſt, von allerley franzöſiſchen Gedichten; von hiſtoriſchen Ged. von der Mythologie, den Reiſebeſchreibungen, der Zeitrechnung, der Kritik, der diplomatiſchen Kunſt, der Genealogie, den Aufſchriften, der Ikonographie, und Ikonologie, den Bilderſprüchen, der Kriegskunſt und Feuerwerkerey,

kerey, der Kunſt mit Zeichen und Charakteren zu ſchreiben, und verborgene Schriften zu leſen, der Politik, und Bücherkenntniß, der Münzwiſſenſchaft, den Monathſchriften, dem Urſprunge der hohen Schulen; der Steinſchneiderkunſt, der Metallurgie, und Alchymie, dem Waſſertauchen und Schwimmen, den Manufacturen und mechaniſchen Künſten, der Sonnenuhrkunſt, den Gewichten und Maaßen der Alten, der Geſprächkunſt, und der Kunſt Briefe zu ſchreiben, endlich von der Ueberſetzungskunſt. Man kann leicht denken, wie viel ſchöne Nachrichten hier überall vorkommen. Wir wünſchen nochmals, daß uns ein gelehrter Mann, inſonderheit von den Verdienſten und Schriften der Deutſchen in allen dieſen Stücken, ein Werk liefern möge.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Theatraliſche Nachrichten.

Zu Wien ſind heuer, in Anſehung der Schauſpiele unterſchiedene Veränderungen vorgegangen. Der Herr Baron Lo Preſti, welcher im verwichenen Jahre die ſo genannte Impreſa des deutſchen Theaters von dem Herrn Selliers übernahm, hat dieſelbe in jüngſt verwichener Faſten wieder aufgegeben; nachdem man ihm den bey der wälſchen Oper vorhin erlittenen Verluſt mit Wucher erſetzet. An ſeiner Stelle iſt die Aufſicht der Schaubühnen dem Wirthſchaftsrathe der Stadt aufgetragen, dieſem aber iſt vom Hofe ein Cavallier vorge-

vorgeſetzet worden, welchem man ſowohl von den vorzuſtellenden Stücken, als auch von der Einnahme und Ausgabe Rechenſchaft geben muß. Hiernächſt hat es dem Hofe beliebet, über die gewöhnliche Faſten- halbe Adventszeit und andere hohe Feſte, an denen ſonſt nicht agiret worden, verſchiedene neue Feyertage zu beſtimmen; z. E. alle Frauenfeſte, nebſt ihren Vorabenden, die ganze Fronleichnamsoctave, die Bethwoche, die Geburts- Namens- und Sterbetage Kaiſer Karls VI. und der Kaiſerinn Eliſabeth u. a. m. an denen die Schauplätze gleichfalls verſchloſſen bleiben müſſen. Und endlich iſt die Schaubühne in dem ehemaligen Ballhauſe nächſt der kaiſerlichen Burg, auf welcher ſonſt die deutſchen Schauſpieler mit den italieniſchen Sängern abgewechſelt, denen aus Niederland hier angekommenen franzöſiſchen Komödianten eingeräumet worden.

Dieſe Truppe beſteht aus folgenden Perſonen:

Mannsbilder: Ribou, Brault, Julien, Hebert, Clavarant, Vater und Sohn, Chevillard, und Terotac, welcher erſt im Julio darzugetreten, und die Rollen des Harlekins machet.

Frauenzimmer: Beauprès, Bernardi, Ribou, Julien, le Blanc und Durand ein Mädchen von 15 Jahren, welche zugleich tanzet.

Dieſe Herren und Frauen ſind unter den franzöſiſchen Schauſpielern keinesweges die ſchlechteſten, aber auch mit nichten die beſten; den Herrn Ribou ausgenommen, welcher als ein ehemaliges Mitglied der königlichen Komödianten zu Paris, ſeine vorzüg-

lichen Verdienſte beſitzet, und wie ein Stern der erſten Größe unter den übrigen glänzet.

Sie werden, ſo wie die deutſchen Schauſpieler, von dem Wirthſchafterathe der Stadt bezahlet, und genießen durchgehends ſehr gute Beſoldungen: wie denn der einzige Kibou nebſt ſeiner Frau ſoviel koſtet, als alle ernſthafte Schauſpieler des deutſchen Theaters zuſammen: denn dieſer tragiſche Held hat jährlich ſechstauſend Gulden einzunehmen.

Der Anfang zu den franzöſiſchen Schauſpielen ward am 14ten May mit dem Grafen von Eſſex und dem Orakel gemachet: und ſeit dem hat die Truppe die Ehre genoſſen, dem kaiſerlichen Hofe zweymal nach Laxenburg, und einmal nach Obergaſſing, einem fürſtlichen Lichtenſteiniſchen Luſtſchloſſe zu folgen.

Die Stücke, die ſie bisher aufgeführet, ſind folgende:

Im May.

Trauerſpiel: le Comte d'Eſſex vom T. Corneille.
Luſtſpiele: Democrit, le Joueur, le Glorieux, la Surpriſe d'Amour und les folies amoureuſes.
Nachſpiele: l'Oracle, le François a Londres, la Serenade, l'uſurier gentilhomme, Zeneïde, und le Mari retrouvé.

Im Junio.

Trauerſpiele: Rhadamiſt, vom Crebillon, u. Oedipe vom Voltaire.
Luſtſpiele: le Glorieux, les Menechmes, l'Impoſteur, le Préjugé à la Mode, l'Ecole des Meres,

res, le Mechant, Turcaret, l'Ecole des Femmes, und Melanide.

Nachſpiele: l'Epreuve reciproque, l'eſprit de Contradiction, l'impromptu de Campagne, l'Aveugle clairvoyant, les Precieuſes ridicules, la Pupille, le Procureur arbitre, les Vacances, und l'attendez moi ſur l'Orme.

Im Julio.

Trauerſpiele: Alzire vom Voltaire, Electre vom Crebillon, und Semiramis vom Voltaire, welche wegen der theatraliſchen Veränderungen 8 Tage vorher angekündiget, und zweymal vorgeſtellet ward.

Luſtſpiele: l'Homme à bonne fortune, l'Embarras des richeſſes, wo der Harlekin zum erſtenmale erſchien, l'Ambitieux, Arlequin ſauvage, le Chevalier a la Mode, le Feſtin de Pierre, les Menechmes, l'Ecole des Maris, Amphitrion, les Amans reunis, les Folies amoureuſes, le Philoſophe marié, le Jeu de l'Amour & du hazard, und l'Enfant prodigue.

Nachſpiele: le retour imprevu, Arlequin Hulla, le Procureur arbitre, le François a Londres, la Sylphide, l'Epreuve nouvelle, l'Eté des Coquettes, la Famille extravagante, l'Uſurier gentilhomme, le Port de Mer, l'Isle des Eſclaves, le Mari retrouvé, le Fat puni, und l'Amant auteur.

Im Auguſt.

Trauerſpiele: Guſtave vom Piron, le Comte d'Eſſex vom T. Corneille, u. Polieucte vom P. Corneille.

Luſtſpiele: le Joueur, le Menteur, Belphegor, l'Impoſteur, les Amans reunis, l'Ecole des Femmes, Eſope à la Cour, la Vie eſt un ſonge, Arlequin ſauvage, le Chevalier à la Mode, l'Ecole des Maris, Melanide, le Mechant, Democrite, und l'Ambitieux.

Nachſpiele: les trois fréres rivaux, Zeneïde, la Nouveauté, le Fleuve d'Oublié, l'aveugle clairvoyant, l'Eté des Coquettes, l'Eſprit de Contradiction, l'Isle des Eſclaves, le François a Londres, l'Avocat Patelin, le Deüil, le Florentin und le Fat puni.

Man ſieht aus dieſem Verzeichniſſe, daß ſie nicht nur lauter ſolche Stücke aufführen, welche in Deutſchland längſt bekannt, und gröſtentheils von den deutſchen Schauſpielern ſelbſt ſchon vorgeſtellet worden ſind; ſondern daß ſie dieſelben auch öfters wiederholen. Dieſes mag vieleicht eine von denen Urſachen ſeyn, warum der Zulauf zu dem franzöſiſchen Theater, nach den fünf bis ſechs erſten Vorſtellungen ſich gewaltig vermindert hat. Ueberhaupt können die Zuſchauer bey den Luſtſpielen den allzugeſchwinden Vortrag nicht wohl gewöhnen; indem dieſe Herren auf der Schaubühne ſo eilfertig mit einander plaudern, daß der beſte Kenner der franzöſiſchen Sprache öfters kaum das zehente Wort verſteht. In Trauerſpielen aber iſt die beſtändige Monotonie, nebſt dem übertriebenen Aechzen und Flennen der deutſchen Gemüthsart zuwider; und diejenigen, welche die Art du theatre des Herrn Riccoboni geleſen, können es vollends nicht verdauen

bauen, wenn ſie ſehen, daß man die größte Stärke der tragiſchen Vorſtellung in einer gezwungenen Nachahmung desjenigen ſuchet, was gedachter Kunſtrichter den Pariſern als fehlerhaft vorwirft. Man muß es alſo von der Zeit erwarten, ob dieſe Fremdlinge von ihrer angenommenen Art etwas nachlaſſen, und ſich nach dem natürlichen Geſchmacke der deutſchen Zuſchauer bequemen; oder ob die Herren Wiener ſich dereinſt nach der verderbten pariſer Declamation werden richten lernen.

* * * * * * * * * * * * * * *

VIII.

Eines Ungenannten grammatiſche Anmerkung, von dem rechten Gebrauche des Wörtchens So *.

Die Particula So hat im Deutſchen dreyerley Gebrauch:

1) Steht ſie an der Stelle eines pronominis relativi, wie Pſ. XV, 3. Die Heiligen, ſo auf Erden ſind. Jerem. XLIV, 1. Alle Juden, ſo in Aegyptenland wohneten. 1 Petr. II, 12. Die, ſo von euch afterreden ꝛc.

* Wir bitten den uns unbekannten Herrn Verfaſſer, uns künftig ſeine Aufſätze für einen deutſchen Leſer brauchbarer einzuſchicken; d. i. ſich aller lateiniſchen Kunſtwörter zu enthalten: welches ja heute zu Tage gar leicht angeht, nachdem nun durch deutſche Sprachlehren die Bahn bereits gebrochen worden; widrigenfalls wir nicht mehr das Vergnügen haben können, ſie einzurücken.

2) Iſt ſie ein Adverbium

a) determinandi, z. E. So ſpricht der Herr, Gen. XXXIV, 7. Denn ſo ſollts nicht ſeyn, Cap. XLVIII, 18. Nicht ſo, mein Vater! Dahin gehört das Fragewort: ſo? itane? und das zweifelhafte ſoſo: de re ancipiti aut mediocri.

b) intendendi. für dermaßen, tam, adeo, worauf gemeiniglich daß folget, z. E. ſo, daß es unmöglich: ſo hoch, daß mans nicht erreichen kann ꝛc.

c) comparandi, mit einem folgenden wie, oder als: ſo, wie die Rede geht; ſo helle, als die Sonne: welches als auch bisweilen ausgelaſſen wird: ſo bald ich kann, d. i. ſo bald, als ich kann. Pſ. CIII, 11. 12 ſo hoch der Himmel über der Erde iſt; ſo ferne der Morgen iſt vom Abend ꝛc.

3) Iſt ſie eine Conjunctio, die eigentlich ἀποδοτικὴ iſt, und allemal illative, auch in periodo non compoſita, mit Abſicht auf etwas vorhergegangenes oder vorausgeſetztes, ſo viel bedeutet, als igitur oder itaque, z. E. Gen. XLII, 17. Darum ſo mache dich auf. Exod. V, 18. So gehet nun hin und frohnet. In periodis compoſitis aber, wo eine expreſſa protaſis iſt, verbindet ſie damit die apodoſin, z. E. in conditionalibus, Gen. IV, 7. Wenn du fromm biſt; ſo biſt du angenehm. In cauſalibus, 1 Sam. XV, 21. Weil du des Herrn Wort verworfen haſt; ſo hat er

dich

dich wieder verworfen. In conceſſivis, Gen. XLIX, 23. Wiewohl ihn die Schützen erzürnen; ſo bleibet doch ſein Bogen veſt. In adverſativis, Gen. XVIII, 13. Daß ich noch gebähren werde, ſo ich doch alt bin. In comparativis, Proverb. XXII, 6. Wie man einen Knaben gewöhnet, ſo läßt er nicht davon, wenn er alt wird.

Hierbey wird nöthig ſeyn, zwo Anmerkungen zu machen, wider den Misbrauch der particulæ ſo, in periodis compoſitis, welcher theils in protaſi, theils in apodoſi begangen wird.

α) In protaſi conditionali et conceſſiva ſollten billig die particulæ *ſi* und *quam* gar nicht durch ſo ausgedrucket, ſondern dafür wenn, wo, wofern oder wie geſetzt werden. Weil aber die Holländer ihr ΖΟ προδηλωτικὸν ſehr häufig brauchen, und ſelbiges vieleicht daher ins Deutſche ſich längſt ſehr tief eingedrungen; ſo möchte man es für leidlich annehmen, wenn nur nicht noch ein ausdrückliches ſo in apodoſi folget; z. E. Matth. VIII, 2. Herr, ſo du willt, kannſt du mich wohl reinigen. Kap. XVIII, So dich dein Auge ärgert, reiß es aus. Marc. X, 12. So ſich ein Weib ſcheidet, die bricht die Ehe ꝛc. Führet aber auch die apodoſis ein ſo expreſſum mit ſich; ſo wäre beſſer, daſſelbe Wörtlein in unterſchiedener Bedeutung, ſo nahe an einander ſich nicht ſtoßen zu laſſen. Wiewohl man zu des ſel. Lutheri Zeiten hierauf noch nicht ſcheint geach-

* Wie wäre das möglich, da die Oberdeutſchen gar kein Holländiſch verſtehen, oder leſen?

Alles zumal verwirret ſich
Durch einander unerdentlich
Da war kein Laa, die finſter Nacht
Hett im das Regiment mitbracht,
Die Waſſer in der tieffen Klufft
Deßg'eichen der beweglich Lufft
Das Erdterich und auch das Fewr
Theten offt kempffen ungeheurr
Gott aber zu beſtimpter zeyt
Hub auf den unbequemen Streyt
Und machet zwiſchen ihnen fried
Gab jedem ding ſein unterſchid
Richtet ein ſchöne Ordnung an
Bracht alles lieblich auf die ban
Den Hauffen wüſt, lär, öd, und ſchlecht
Er von einander theylet recht
Vom Waſſer ſundert er die Erd
Auch von dem Lufft den Himmel werth
Gab der Natur ein gewiſſes Ziel
Beſchuff der ſchönen ding gar viel
Dem Menſchlichen Geſchlecht zu gut
Davon es heut noch leben thut.

Außlegung.

Allhie haſt du den Unterricht
Kürtzlich nach der Heyden Gedicht
Was ſie haben vor jaren lang
Gehalten von der Welt anfang
Die gläubige Vätter zuſammen
Im alten Teſtament mit Namen
Haben davon gnugſamen grundt
Gehabt, nach der Geſchrifft Urkundt
Gottes erkanntniß rein und klar
Ha je geleuchtet wunderbar
Die Nachkömmling auch allesand
Haben darauf gelegt Verſtand
Daher auch das Geſchrey gar weit
Außgangen iſt vor alter zeyt

tet zu haben. Daher denn in ſeiner Bibel das gedoppelte ſo gar häufig vorkommt, z. E. Gen. XXIV, 8. So das Weib dir nicht folgen will, ſo biſt du deines Eides quit. Kap. XXVIII, 20. So Gott wird mit mir ſeyn; ſo ſoll der Herr mein Gott ſeyn. Joh. VIII. So ihr bleiben werdet an meiner Rede; ſo ſeyd ihr meine rechte Jünger. In welcher Art zu reden ich Luthern nicht ſo ſicher nachahmen möchte, als wenn er an andern Orten die rechten particulas προθητικὰς brauchet, z. E. Exod. VIII, 2. Wo du dich des weigerſt, ſiehe, ſo will ich ꝛc. Proverb. XX, 11. Wenn der Spötter geſtraft wird, ſo werden die Albernen weiſe, und wenn man einen Weiſen unterrichtet, ſo wird er vernünftig. In comparativis ſpricht man hier: ſo nahe die Gefahr, ſo nahe iſt uns Gott: Jngleichen in conceſſivis, ſo gern ich auch wollte, ſo unmöglich iſt es mir doch ꝛc. da es doch beſſer geredt wäre: wie nahe die Gefahr ꝛc. wie gern ich auch wollte ꝛc.

β) In apodoſi iſt das ſo ad connectendum überflüßig, wenn die connexio nicht caulalis iſt, oder conditionalis; ſondern nur eine bloße Zeitfolge angedeutet wird. Alſo iſt es recht geſprochen: als ich gebethet hatte, gieng ich zur Ruhe; und nicht: ſo gieng ꝛc. ſo bald ich ſeinen Brief [illegible] er kaum nach Hauſe gekommen, iſt er befordert worden; und nicht: ſo iſt er ꝛc. Stecket aber in der conſequentia temporis zugleich eine Urſache, oder eine conſequentia effectus, und heißen die Wörter wenn,

wenn, als, nachdem in der protaſi zugleich ſo viel, als weil oder nachdemmahl; ſo wird allerdings die particula ſo ad inferendum zu gebrauchen ſeyn: Z. E. Wann demnach die Sache ſchon landkundig geworden; ſo darf man kein Geheimniß mehr draus machen; imgleichen nachdem er ſelbſt die That geſtanden; ſo brauchet es weiter keiner Ueberzeugung.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Preußiſche Lieferung alter und neuer Urkunden, Erörterungen und Abhandlungen zur Erläuterung der preußiſchen Geſchichte und Rechte für allerley Leſer. Des Iſten Bandes Iſtes Stück. Leipzig, bey Fr. Lankiſchens Erben 1753. in gr. 8.

Der berühmte Herr Prof. Hanov in Danzig, dem wir ſchon drey Bände preußiſcher Sammlungen zu danken haben, iſt noch nicht ermüdet, die Hiſtorie ſeines Vaterlandes, nach dem Beyſpiele des gelehrten Hrn. Prof. Lilienthals zu erläutern. Er hat alſo hiermit den Anfang zu einer neuen periodiſchen Schrift, davon alle zween Monathe ein Stück erſcheinen ſoll, gemachet. Wie der Titel gleich zeiget, ſo haben wir darinn nicht nur alte Urkunden, ſondern auch Untersuchungen dunkler Sachen, und Abhandlungen von Begebenheiten, alten Rechten und Geſchichten zu gewarten. Der Nutzen dieſer Schrift wird alſo nicht bloß in die

die Gränzen von Preußen, und ſonderlich des pohlniſchen Antheils deſſelben eingeſchränket ſeyn, ſondern ſich auch auf alle Liebhaber der Geſchichtkunde und Alterthümer erſtrecken. Die Beſitzer alter merkwürdiger Schriften, Nachrichten und Urkunden werden alſo um einen Beytrag, und um die Mittheilung ihrer Seltenheiten erſuchet, die man zum gemeinen Nutzen bekannt zu machen, eifrig ſeyn wird.

Das I. Stück dieſer Lieferungen wird allen Kennern einen vortheilhaften Begriff davon beybringen. Außer dem Vorberichte, enthält es eine Unterſuchung der Reiſe Divonis, aus Bithynien nach Preußen, zu Kaiſer Auguſts Zeiten. Chriſtian, der erſte Biſchof in Preußen, ſoll derſelben in ſeiner Chronik erwähnet haben: und Grunau hat ſie daraus wiederholet; wie hernach auch Waißel gethan. Der Herr Verfaſſer führt des Mittlern Worte an; es iſt nur Schade, daß er ſie nicht in der alten Schreibart gelaſſen hat. Dieſelbe enthält viel ſonderbares, das einer gelehrten Unterſuchung wohl würdig war: und der Herr Verfaſſer hat ſie ſehr ſorgfältig angeſtellet. Nur eins hat uns Wunder genommen. Divon gedenket in ſeiner Nachricht von Preußen außer der Iſtula, oder Weichſel, eines Waſſers, das er Cronus nennet. Der Herr Verfaſſer will dadurch bald das Haf, bald die Oſtſee verſtehen: allein ſollte es nicht natürlicher geweſen ſeyn, an den Fluß Cronus, d. i. den Ruſſe- oder Memelſtrom zu denken, der aus Großlitthauen ins preußiſche Gebieth kömmt, und ins kuriſche Haf fällt? Wenigſtens

ſtens nennen die Pohlen denſelben noch dieſe Stunde Cronus.

Das III. Stück liefert das königl. Commiſſoriale, in den neulichen Danziger Streitigkeiten von 1749. Dieſes iſt noch nicht ſehr bekannt geworden, und deſto merkwürdiger, da es ſo ſchlecht vom Rathe vollzogen ward, und zu härtern königlichen Verordnungen Anlaß gab. Dieſes zeiget in der IV. Numer, die Ordinatio regia civitati Gedanenſi præſcripta von 1752. Die V. Stelle nimmt eine Prüfung derjenigen Ehrenrettung ein, womit vor einiger Zeit, ein gelehrter Mann in Halle, die Selbſtwahl Heinrichs von Plauen zum Hochmeiſter in Preußen, zu rechtfertigen geſuchet. Dieſe ſteht in einer beliebten hiſtoriſchen Monathſchrift, die vor kurzem in Halle erſchienen, und auch von uns damals bekannt gemacht worden. Man wird ſehen, ob der Herr Verfaſſer derſelben, nicht etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen haben wird.

Das VI. St. iſt Königs Vladislavs in Pohlen, erſtes Schreiben an die Preußen, nach der berufenen Schlacht bey Tanneberg, von 1410. Dieß iſt ein ſehr merkwürdiges Stück. Das VII. liefert ein Verzeichniß des evangeliſchen Predigtamts zu Marienburg in Preußen: woraus erhellen wird, wie ſchwer es gefallen, daſelbſt die reine evangeliſche Lehre im Gange zu erhalten. Es geht von der Glaubensreinigung bis auf itzige Zeit. Das VIII. Stück liefert eine Nachricht von Beylegung einiger Streitigkeiten, zwiſchen den biſchöfl. Ermländiſchen und Ordensunterthanen. IX. Ein Schreiben der

Köni-

Königinn Margaretha in Schweden, an Conraden von Jungingen, preuß. Hohemeiſter des deutſchen Ordens; von 1398. X. Ein Verboth, daß die Danziger in Sachen, wegen mündlicher Beſchimpfungen, keine Appellation an den König frey haben ſollen. XI. Lebensbeſchreibungen zweener gelehrten Danziger, Gottfrieds, und Karl Ernſts Nimmsgarten. XII. Leben und Schriften Joh. Chriſtoph Gottwalds. XIII. Leben und Schriften, Herrn M. Joh. Walthers.

Die ſehr gute Wahl und Art der Ausführung, die wir in dieſem erſten Stücke preußiſcher Lieferungen antreffen, verſpricht uns eine gleiche Fortſetzung. Wir wünſchen nur, daß der Herr Verfaſſer oder Sammler dieſer Schrift, auch von dem Königreiche Preußen, und dem angranzenden Pommern manchmal gute Stücke bekommen möge, ſeine Sammlung zu bereichern. Dergeſtalt nämlich wird dieſelbe vielen brauchbar werden: da ſie ſonſt nur in den engen Gränzen des pohlniſchen Antheils von Preußen Liebhaber finden würde.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Das Pult, ein heroiſchkomiſches Gedicht, welches in ſechs Geſängen eingetheilet, von Nikolaus Boileau Deſpreaux verfertiget, und ins Deutſche überſetzet worden iſt, von Friedr. Heinrich v. Schönberg, auf Zſchaiten u. Roda.

Mit allergn. Privil. Dresden, gedruckt bey Harpetern 1753 in groß 8v.

Seit-

Seitdem schon vor jenen zwanzig Jahren der I. Gesang dieses Pultes in den Schriften der hiesigen deutschen Gesellschaft vom Hrn. Prof. Gottsched übersetzet erschienen, haben viele Liebhaber auch die Fortsetzung desselben im Deutschen gewünschet. Allein andere Arbeiten desselben haben ihn sonder Zweifel abgehalten, darinn fortzufahren. Itzo erscheint indessen das ganze Gedicht, von einer andern Feder: der vermuthlich jene Arbeit nicht bekannt geworden ist, wie man aus dem gänzlichen Stillschweigen davon schließen kann. So sehr die Wahl und gute Absicht an dem Herrn Uebersetzer zu loben ist, da er die deutsche Sprache mit einem so schönen Stücke in seiner Art zu bereichern gesuchet hat: so sehr wäre es zu wünschen, daß er sich erst einem wahren Kenner der Poesie anvertrauet hätte, um seiner Arbeit eine Menge von Flecken abwaschen zu lassen, die sie in den Augen seiner Leser sehr verstellen. Viel harte Verse, schlimme Reime, gezwungene Wortfügungen, niederträchtige Redensarten, und eine Menge von Sprachfehlern zeigen sich auf allen Seiten. Man sieht also wohl, daß die Muse des Herrn Verfassers ganz von sich selbst so aufgewachsen, und noch viel von einer natürlichen Wildigkeit an sich behalten, welche auch das schönste Gesicht verunzieret. Zu unsern Zeiten kann man ein rohes Wesen in der Poesie am wenigsten leiden; zumal an einem obersächsischen oder meißnischen Dichter.

Indessen ist ein gelehrter Vorbericht, von der Veranlassung des Gedichtes, aus den französischen

Aufla-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J. C.

3-598-50952-9
FN. 19140/65

Auflagen des Boileau dem Werke vorgeſetzet. Unter allen Seiten aber lieſt man die Anmerkungen und Erläuterungen, die man den neuern Ausgaben dieſes franzöſiſchen Dichters beygefüget, und davon Herr Broſſette Urheber iſt: der aus dem Munde des Boileau, ſelbſt in ſeinen letzten Jahren, dieſelbe geſammlet hatte. Es wird alſo zum rechten Verſtande des Gedichtes, dem Leſer nichts abgehen: nur die Anmuth im Ausdrucke der Poeſie, wird man vermiſſen. Anſtatt einer weitläuftigen Kritik, wollen wir nur den Anfang deſſelben hieher ſetzen, und ebendenſelben aus den eigenen Schriften der Deutſchen Geſellſchaft dagegen halten; das Urtheil aber unſern Leſern überlaſſen.

Ich ſinge von dem Streit, und ſchrecklichen Prälaten,
Des unbeſiegte Macht durch langgeprüfte Thaten
In jenem Heiligthum ſein groſſes Herz erwies,
Da er zuletzt ein Pult aufs Chor hinſetzen ließ.
Vergebens ließ ſein Feind, den falſche Titul ſchwellen,
Durch des Capituls Hand daſſelbe zweymal fällen.
Der Prelat ſetzt es doch zweymal vor jenes Stuhl,
Und das Pult überdeckt den ſtolzen Nebenbuhl.

O Muſe! ſage mir, was vor ein brennend Rächen
Kann doch die Einigkeit geweihter Männer brechen,
Daß es ſo lange Zeit zwey Buhlen zu ſich reißt!
Kocht ſo viel Gall und Gift im ſchriftgelehrten Geiſt?

Und du, erlauchter Held! des That die Klugheit weihte,
Die den Dom von der Wuth der Trennungen befreyte,
Befruchte meinen Zweck mit Anmuth, Blick und Stärk,
Und lache nicht etwan bey dieſem wichtgen Werk.

Paris erblickte itzt in angenehmen Lüſten
Der brüderlichen Ruh den alten Dom ſich brüſten.

Die

Die Herren ſahen roth, und vor Geſundheit nett,
Die lange heilge Ruh macht ihre Leiber fett.
Der fromme Müßiggang beſorgte früh die Mette;
Und doch verließ er nicht ſein ſanftes Schwanenbette,
Das ihren Hermelin an Weiche übertraf.
Das Beſte war die Koſt, das Liebſte Raſt und Schlaf;
Er wußte den Geſang den Untern aufzutragen,
Zu Tiſche ſtund er auf, verſorgte bloß den Magen,
Er legte Gottes Lob an ihrer aller ſtatt,
Der Pflicht der Sänger auf. Er aß und trank ſich ſatt;
Als Zwietracht, die noch ſchwarz von Sündenſchuld u. Wehen,
Vom Nonnenkloſter gieng, um zum Minims zu gehen.
Mit ſchrecklicher Geſtalt, wovor der Friede weicht,
Ward am Fuß vom Pallaſt ein ſichrer Baum erreicht.
Hier konnte ſie ihr Reich recht aufmerkſam betrachten.
Bey Anblick des Tumults ſich ſelbſten höher achten.
Sie ſah hier eilen her von Evreux und von Mans,
Gleich ein geſchwollner Strohm, die Kinder der Normans;
Sie ſah, daß Fürſten hier, nebſt Adlichen anlanden,
Daß Bürger, Bauren ſich, und Prieſter hier befanden;
Daß der Sachwalter Heer mit ſteter Wirkſamkeit
Der Themis rings herum mit ſeinen Fahnen dräut.
Allein ihr Anblick kann nur einen Dom nicht beugen,
Der hält bey dem Tumult ein tiefes Stilleſchweigen. ꝛc.

Folgende Probe iſt aus der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig eigenen Schriften und Ueberſetzungen, erſtem Theile, a. d. 445 und 446ſten Seite genommen.

Ich ſinge von der Schlacht und des Prälaten Streit,
Der durch bemühten Arm die ſtrenge Tapferkeit
Im Tempel dargethan und Muth gewußt zu faſſen,
Bis er zuletzt das Pult ins Chor hat ſtellen laſſen.
Der Cantor hat umſonſt ihn zweymal weg gebracht,
Den ſein Capitel ſtark, ſein Titel ſtolz gemacht;
Der ſiegende Prälat läßt ſich durch nichts erſchrecken,
Und ſtellt ihn wieder auf, des Gegners Blick zu decken.

Ihr

Ihr Muſen, ſagt mir doch, durch was für Zorn und Glut
Gerieth dieß fromme Paar in ſo viel Streit und Wuth?
Was ſtürzte doch den Dom in ſolche Noth und Schmerzen?
Kocht ſoviel Galle denn in gottgeweihten Herzen?

Und du, der Helden Preis, der du mit weiſer Hand,
Den kaum entſtandnen Streit aus Gottes Haus gebannt,
Laß deinen Gnadenblick mich ſelber munter machen,
Und weil der Ernſt hier herrſcht, ſo halte doch das Lachen!

Voll Friede, Ruh und Glück, ſo mehr als irdiſch ſchien.
Sah unſre Stadt ihr Stift, die Domcapelle blühn.
Die Thumherrn waren friſch, geſund und ſtark von Leibe,
Und mäſteten den Bauch zum frommen Zeitvertreibe.
Ein weiches Schwanenbett band ihre Glieder an,
Daß ſie kein einzigmal die Metten ſelbſt gethan:
Sie wachten nur bey Tiſch, und die gedingten Sänger
Vertraten ſpät und früh die frommen Mußiggänger.
Die Zwietracht, welche dieß noch nicht zu Herzen nahm,
Indem ſie aus dem Sitz der Franciſcaner kam.
Zun Minoriten gieng; ſo ſcheußlich von Geberden,
Daß ſie der Einigkeit ein Schreckbild konnte werden;
Die Zwietracht ſag ich, trat an ihres Hauſes Fuß,
Den eines Baumes Laub mit Schatten decken muß,
Und warf den frohen Blick umher nach allen Seiten,
Auf alle, die daſelbſt aus ihrem Triebe ſtreiten.
Sie ſah mit reger Luſt ihr wohlbeſtelltes Reich,
Und rief: o Zwietracht! dir iſt nichts auf Erden gleich!
Sie ſah die Normandie, auf hundert vollen Wagen,
Von Mans und von Evreux bis nach Paris getragen.
Bald kam ein reicher Graf und bald ein Edelmann,
Bald Prieſter und Soldat, und bald ein Bauer an.
Wo um der Themis Thron die breiten Fahnen wehen.
Da ließen ſich durchaus viel Advocaten ſehen,
Nur eine Kirche ſieht die Göttin unbewegt,
Die mitten in dem Streit der ſüßen Ruhe pflegt, ꝛc.

Ende des Hornungsmonaths 1753.

Und der Welt Schöpffung außerkoren
Den Heyden kommen für die Ohren
Derwegen haben ſie davon
Geredt und auch geſchrieben ſchon
Das ſich ſchier mit der Schrifft vergleicht,
Doch Fabelwerk mit unterſchleicht
Wiltu wiſſen die wahrheit rein
Ohn falſchen und ertichten ſchein
So ließ die heylig Schrifft mit fleiß
Da findeſtu, wie Gott ſo weiß
Die Erden, und den Himmel hoch
Und was unſere Augen noch
Anſchauen, hab auß nichts gemache
Der hat ſein Werck noch heut in acht. S.

P. Ouidii Metamorphoſis, oder wunderbarliche und ſeltzame Beſchreibung von der Menſchen, Thier und anderer Creaturen Veränderung. Jetzund wider renovirt und an Tag geben durch Sigmund Feyerabendt, Buchhändlern. Franckfurt am Mayn 1581. fol.

Der Verleger hat dieſes Werk, ſo von der erſtgedachten Arbeit des Sprengen ganz unterſchieden iſt, dem Ehrnveſten, Hochgelehrten und Sinnreichen Herrn Nicolao Reußnern, beyder Rechten Doctorn und Poeten, auch der löblichen Univerſitet Lauwingen Rectorn und Profeſſorn zugeſchrieben. In der Zuſchrifft, welche nach der damaligen, von den alten Scribenten entlehnten Art, auch zugleich die Stelle einer Vorrede an den Leſer vertritt, handelt er beſonders die Materie von dem guten und lobenswürdigen Gebrauch der heydniſchen Autorn in den Chriſtlichen Schulen, zu mahl aber der Poeten, ab, welchen er auch, wie er ſie nennt, wider die neuwen Propheten, Superſtitioſos und Gleißner, noch ziem-

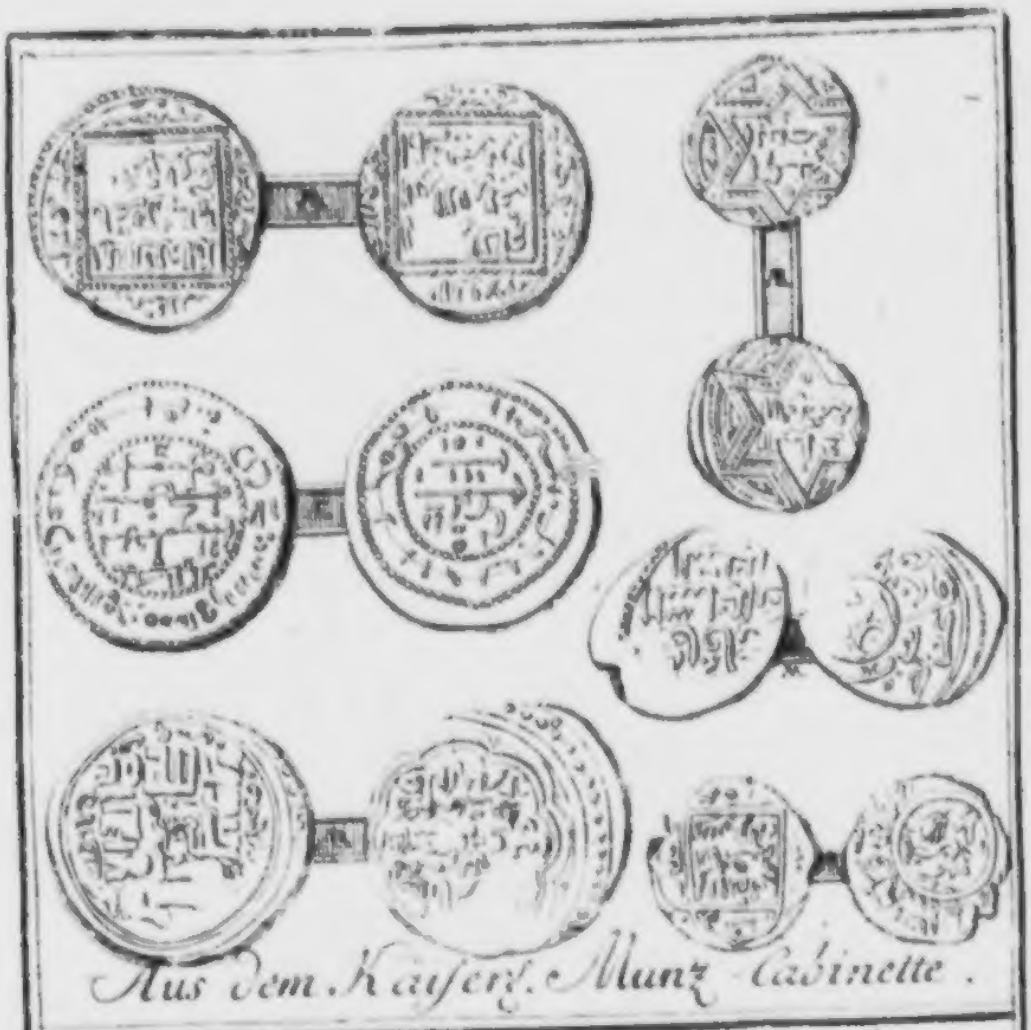

Aus dem Kayserl. Munz Cabinette.

Aus dem Königl. Französischen Cabinette.

Venedig 1753. Lenzmonath.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Lenzmonat, 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. III. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Franciſci Mariæ Spinelli, Principis Scaleæ. De Origine Mali Diſſertatio. Neapoli 1750. Ex Typogr. Ben. & Ign. Geſſari. Sup. perm. in groß 4t.

Es iſt was ſeltnes, daß man aus dem Neapolitaniſchen etwas philoſophiſches zu ſehen bekömmt; am allerſeltenſten aber etwas, das aus den Schranken der ſcholaſtiſcharistoteliſchen Philoſophie weicht. Man muß alſo alles was von dieſer Art vorkömmt, ſorgfältig mitnehmen; um zu zeigen, daß es auch zuweilen Liebhaber einer neuen und freyern Philoſophie daſelbſt giebt; die gern etwas beſſers thun wollten, wenn ſie nur wegen des Religions- und Gewiſſenszwanges dörften. Der vornehme Urheber dieſes Werkes aber verdienet deſto mehr bekannt zu werden, da er über ſeinen Schriften viel Verdruß gehabt, und faſt als ein Märtyrer geſtorben iſt. Er hat auch gegenwärtige Abhandlung noch in ſeinem letzten nach Leipzig zu ſchicken befohlen, und ſich gleichſam auf den unparteyiſchen Ausſpruch hieſiger Gelehrten berufen. Dieſes iſt uns

gemeldet worden, als wir ſie etwa vor ein Paar Monathen über Wien zugefertiget bekamen.

Die Zueignungsſchrift iſt an den Card. Paſſionei, päbſtlichen Staatsſecretär, und der vaticaniſchen Bibliothek Oberaufſehern, gerichtet. Pater Ignatius a Cruce, Auguſtiner Barfüßer, und der dogmatiſchen Theologie Profeſſor, machet die Vorrede dazu: die nicht ungelehrt in den Sachen, und der Schreibart nach, ſehr wohl geſchrieben iſt. Er geht darinnen die vornehmſten Ausflüchte der Böſen durch, die ſich ihrer Laſter wegen, gern entſchuldigen, und ihre Fehler auf jemand andern ſchieben wollen. Hier ſind anfänglich die Manichäer, und ihre noch ältern Lehrer, die Perſer und Chaldäer zu merken, die ſich ausdrücklich ein böſes Urweſen erdichtet haben, welches der Urheber alles Uebels ſeyn ſollte. Hierbey werden nun auch die Ketzer des 1ten und 2ten Jahrhunderts, Simon, Menander, Saturninus, Baſilides, Karpokrates und Valentinus nicht vergeſſen. Nachdem auch Auguſtin, als der dieſe Schwärmer eifrig beſtritten, gerühmet worden, kömmt in neuern Zeiten Peter Bayle an die Reihe: der die verlegenen Irrthümer jener Secten wieder aufgewärmet und zu verſtärken geſuchet; auch zugleich die pyrrhoniſche Zweifelſucht einzuführen getrachtet. Er nennet bald darauf die Gegner deſſelben unter den Proteſtanten; wie er uns ausdrücklich nennet. Johann Clericus, in ſeinen Parrhaſianen, und der auserleſenen Bibl. u. Wilhelm King, der Irländer, in ſeinem Buche de Origine Mali, führen den Reihen.

Je-

Jenem rücket er mit Leibnitzen vor, daß er sich auf die Partey der Origenisten geschlagen; diesem aber, daß er vorgegeben, das Böse wäre aus der göttlichen Weisheit, Güte und Macht nothwendig hergeflossen. Hieraus meynt er, fließe das, was nach Luthern, Calvin geplärret (deblateravit) daß nämlich die Schuld aller Sünden auf Gott falle.

Ein jeder wird hier leicht sehen, wie gründlich ihm die Lehre der Evangelischen bekannt ist. Darauf folgen Jaquelot und sein Tractat de concordia Rat. & Fidei, an dem er auch etwas ausetzet, und endlich Leibnitz mit seiner Theodicee. Hier sieht er zwar richtig ein, daß selbiger aus dem Begriffe der höchsten Weisheit, Macht und Güte Gottes, dieses Weltgebäu, für das beste von allen möglichen erkläret; und dadurch alle Schwierigkeiten zu heben gesuchet. Doch meynt er, diese komme mit Abälards Lehre überein: daß Gott, indem er das Beste schaffet, solches nothwendig thue, und nichts anders schaffen könne, als was zu gewisser Zeit, und auf bestimmte Art geschieht. Da ihm nun dieses der göttlichen Allmacht zuwider zu laufen scheint, so verwirft ers auch; bedenkt aber nicht, daß er, durch die Erhöhung der göttlichen Macht, seiner Weisheit und Güte nothwendig zu nahe treten muß, wenn er behaupten will: Gott habe zwar eine bessere Welt schaffen können, aber es gleichwohl nicht gethan. Zu geschweigen, daß Leibnitz niemals Abälards Meynung gebilliget; sondern die göttliche Allmacht jederzeit auf alles mögliche erstrecket, d. i. was in sich selbst nichts widersprechendes hat. Es ist aber ein

Misbrauch der Redensarten, wenn man sagen will: Ein Weiser könne nichts thörichtes begehen; da man vielmehr sagen sollte: er wolle es nicht thun, ob er gleich (potentia physica) gar wohl könnte.

Da er nun auf seine Religionsverwandten kommen will, so saget er zwar, es sey eine große Zahl derer, die den Dualismus widerleget hätten. Allein er weis keinen zu nennen, als gegenwärtigen Hrn. Franz Maria Spinelli; den er einen um mathematische und philosophische Sachen sehr verdienten Herrn, einen Fürsten von auserlesener Gelehrsamkeit und wahrer Weisheit nennet. An derselben meynt er, sey nichts auszusetzen, nichts hinzu zu fügen, nichts zu verbessern. Doch überläßt er den Ausspruch davon dem Leser, und wünschet nur: daß auch dessen Physica experimentalis rerum spiritualium, und seine 2te Dissertation de Origine Boni, ingleichen seine kritischen Anmerkungen über einige Artikel des baylischen Wörterbuches ans Licht treten möchten. Das mittlere ist wirklich 1751 zu Neapel gedruckt, und unserm Tractate beygefüget.

Nun folgen die Billigungen der Censoren: deren der eine sagt: Es schleiche in Bäylens Wörterbuche ein zwar heimliches, aber sehr schädliches Gift; welches allerdings verdiene, durch ein Gegengift aus der christlichen Welt verbannet zu werden. Und in der That ist es zu verwundern, daß dasselbe in katholischen Landen geduldet, und nicht längst in den Indicem expurgatorium gesetzet worden.

Der erlauchte Verfasser hebt sein Werk damit an, daß er uns die Geschichte desselben erzählet. Als

er

er vor vielen Jahren Bäylens Wörterbuch las, kamen ihm viel anstößige und nicht nur dem Glauben, sondern auch der Vernunft selbst zuwider laufende Stellen vor: und er konnte sich nicht enthalten, den gröbsten Irrthümern desselben einige Anmerkungen beyzufügen. Als nun seine guten Freunde selbige zu sehen bekamen, wünschten sie, selbige gedruckt zu sehen. Doch fand er selbst es noch nicht rathsam: theils, weil Irrthümer von sich selbst zu fallen pflegen, theils weil man nur erst das Herz der Menschen bessern dörfe: so würde der Verstand vor allen denselben bald einen Abscheu bekommen.

Indem er aber die Ursache des Bösen aus seiner ersten Quelle aufsuchen will, beruset er sich zuförderst auf die Uebertretung unserer ersten Aeltern; deren Willen zwar dem Verstande hätte gehorchen sollen, allein denselben unterdrücket hat, und seinen Lüsten gefolget ist. Wir wissen wohl, daß dieses die Lehre der Schrift ist, die auch den historischen ersten Ursprung des Bösen sehr wohl zeiget. Wir wissen aber nicht, ob in dem philosophischen Streite von dieser Materie, solches zulänglich seyn könne, die Zweifel eines Bayle zu heben. Es fraget sich, woher der Wille stärker als die Vernunft geworden? Woher die bösen Neigungen desselben gekommen? und woher dem Adam die unselige Begierde eingekommen, Gott gleich zu werden, und zu wissen, was gut und böse ist? Auf diese schiebt der Hr. Verfasser alles; und verfällt hierauf ins Moralisiren, über die menschliche Verderbniß unsrer Zeiten; giebt auch den Freygeistern Schuld,

daß sie nur darum Gottes Daseyn nicht läugneten, damit sie nur jemanden hätten, auf den sie ihrer Sünde Schuld schieben könnten.

Unsers Erachtens, wird man mit solchen Waffen keinen Manichäer oder Marcioniten bezwingen. Doch er hebt an vom Unterschiede der Seele und des Leibes (de Mente & Corpore) zu handeln. Er erkläret beydes nach cartesianischer Art, doch so, daß er der Seele eine Einzelnheit, oder Untheilbarkeit, (Ego unicum & individuum) beyleget, dagegen der Körper aus unzählichen Stäubchen besteht. Jener legt er eine wirkende, dem Körper hingegen eine leidende Natur bey; spricht ihm auch das Vermögen ab, in der Seele Empfindungen zu erwecken. Beyder Uebereinstimmung und Verbindung leitet er von dem Gesetze des Schöpfers her, daß eins sich nach dem andern in seinen Veränderungen richten soll. Kurz, er lehret das System der gelegenheitlichen Ursachen.

Die Kräfte der Seele bringt er auf drey; die Lebhaftigkeit, (Vitalitas) den Verstand, und den Willen. Zu der ersten rechnet er das innere Bewußtseyn; und die Empfindung äußerlicher Dinge. Den Verstand theilt er in den anschauenden, und in den überlegenden, (reflexivum) vermöge dessen man die Eigenschaften und Zufälligkeiten der Dinge betrachtet. Zu dieser zählet er auch das Gedächtniß, welches die Begriffe verbinden soll; so daß alle Urtheile und Schlüsse daher entstünden. Am Willen sieht er auch zwo Wirkungen, die Liebe und den Beyfall, oder die Urtheilskraft. Auch

dieses

lich gründlich vertheidiget. Von dieſen meldet er, ſie wären den heydniſchen Büchern dermaſſen gram, daß ſie nicht leiden möchten, ſo man ſagte dies Solis oder Lunae, Sonntag, Montag. Man müſte in Zukunfft dieſen Chimären zu Dienſt auch die Teutſche Sprache verwandeln, und den Tagen andere Nahmen geben; auch das Calendarium verändern und fürbaß nicht mehr ſagen. Januarius, Februarius ꝛc. Man müſte auch den Sternen im Himmel andere Nahmen geben, und die Bibel, darinn Arcturus, Hyades, Pleiades und andere viel dergleichen heydniſchen Wörter ſtehen, corrigiren: Ja man müßte beyde, die Lateiniſche und Griechiſche Sprach, gründtlich aufheben, dieweil beyde von den Heyden jren Urſprung haben, und alſo müßten alle Sprachen, biß auf die Hebraiſche, antiquirt werden. Die armen verblendten Leute u. ſ. w.

Außer dem wird verſchidenes gemeldet, ſo zu Erklärung der Abſicht und Beſchaffenheit gegenwärtiger Ausgabe gehört; davon wir das vornehmſte kürtzlich anführen wollen. Weil der Verfaſſer geglaubet, daß nach einer fleißigen Erforſchung der heyligen göttlichen Schrifften auch nicht undienlich ſeye die heydniſchen Hiſtorien und Philoſophia, welche beyde in der werthen Poeſie bedeutlich begriffen würden, zu wiſſen; ſo, ſagt er, habe er allezeit eine ſondere Zuneigung gehabt auch die alten heydniſchen bücher in Teutſcher Sprache an den Tag zu bringen. Dieweil er auch, wie am Tage wäre, keines vnkoſtens geſparet, damit allerley hiſtorien, den Menſchen zu gut, gedrükt würden, und aber der Poeten wenig durch ihn an das liecht gegeben ſeyen, ſo habe

dieſes iſt carteſianiſch; aber auch längſt widerleget worden. Zum Grunde alles Verlangens bey erſchaffenen Geiſtern, machet er die ihnen eingepflanzte Selbſtliebe. In allen Seelenkräften will er die Aehnlichkeit mit Gott, oder das Ebenbild Gottes gewahr werden. Er ſieht auch in dem Gedächtniſſe eine unbegreifliche Gnade Gottes, dadurch bey dem unglaublich ſchnellen Fluſſe der Augenblicke, der vergangene Augenblick A, der, wenn B kömmt, nicht mehr vorhanden iſt, dennoch als gegenwärtig erhalten wird, um dadurch auf das C zu kommen. Und dadurch wird gewiſſermaßen auch die göttliche Ewigkeit, ſo viel es bey endlichen Dingen möglich iſt, ausgedrücket, die eine interminabilis vitæ tota ſimul & perfecta poſſeſſio iſt. Dieſe Erklärung der Ewigkeit Gottes, vertheidigt er gegen Bäylen, der ſich, wie einige unſrer Neulinge, ſelbſt in dem Göttlichen Seyn eine Dauer, oder Folge der Augenblicke hinter einander eingebildet; dadurch aber Gott einer Unvollkommenheit beſchuldiget: wobey er theils den Carteſius, theils den Auguſtin anführet.

Er kömmt nun auf die Eigenſchaften des Willens, dazu er erſtlich die Willkühr, zweytens die Gleichgültigkeit (indifferentiam ad oppoſita) rechnet. Er unterwirft die erſte den Vorſtellungen des Verſtandes. Aber das zweyte ſcheint ihm den Grund zur Freyheit zu legen. Hier hebt er nun an, von der Freyheit Gottes und erſchaffner Geiſter zu handeln. Er theilet ſie in libertatem exercitii, oder Contradictionis, und in libertatem contrarietatis. Die Indifferenz oder Gleichgültigkeit zum Guten

und Böſen aber ſpricht er Gott ab; ſeiner höchſten Freyheit unbeſchadet. Eben ſo kann er in der göttlichen Willkühr keine Gleichgültigkeit zum Bejahen und Verneinen finden; die auch in der That bey uns nicht ſtatt hat, außer bey einer gänzlichen Unwiſſenheit deſſen, wovon wir urtheilen ſollen; da wir aber gar nicht urtheilen, ſondern die Sache unentſchieden laſſen. Denn da der Beyfall Gottes auf der Wahrheit beruhet, Gott aber dieſelbe allemal einſieht: ſo giebt er derſelben auch allemal Beyfall, und kann ihr ſolchen ſo wenig entziehen, als der Unwahrheit geben. So erkläret er auch den göttlichen Willen, der nicht, wie bey uns, ein Verlangen iſt, ſich dadurch zu helfen; ſondern ein wahrer Willen, die Dinge ſelbſt zu erhalten.

Wir können ihm hier nicht in allen Betrachtungen folgen. Wir ſehen aber wohl, daß er die Quelle des Böſen darinn ſuchet, daß der Wille dem Lichte des Verſtandes nicht gefolget iſt; und daß der erſchaffene Geiſt eine blinde Liebe ſeiner ſelbſt gehabt, und auf ſich allein geſehen, da er ſich für unvollkommen anſehen, und ſeine Gedanken auf das höchſte Weſen hätte richten ſollen *. Dieſes ſuchet er nun, ſo gut ſichs thun läßt, auszuführen: und daraus ſchließt er dann: 1) daß nicht Gott der Urheber des Böſen ſey, ſondern der erſchaffne Willen. 2) Gott ſey dem ungeachtet unendlich frey, ob er gleich die Quelle

* Iſte cæcus amor mentis erga ſe ipſam, iſte impetus voluntatis faciendi ſe ipſam ultimum finem ſui ipſius, eſt fons, & origo mali, immo omne malum, quod ſit in mundo.

Quelle des Bösen weder sey, noch seyn könne. 3) Daß der Mensch gleichgültig sey, zwischen der Liebe gegen Gott und gegen sich; und also von Gott nicht gezwungen werden könne, ohne seine natürlichen Seelenkräfte zu vernichten. Wann aber die seligen Seelen Gott unzertrennlich anhiengen, so käme es daher, daß selbige sich einmal freywillig zu Gott gewandt hätten; und also nicht wieder von ihm abgehen könnten. Hier ist nun schwer zu sehen, wie die Gleichgültigkeit bestehen könne; ohne zuzugeben, daß die erkannten höchsten Vorzüge Gottes, vor allen endlichen Gütern, die geschehene Wahl verdienen. Verdienet aber Gott die Wahl der Geschöpfe, und ist das die Ursache, warum die seligen Seelen bey ihm beharren; so muß es auch die Ursache gewesen seyn, warum sie ihn gewählet haben. Haben sie aber Gott, aus Einsicht seiner Vollkommenheiten gewählet, so haben sie ihn nicht aus einer ganz gleichgültigen Freyheit gewählet; der es einerley wäre, ob sie rechts oder links zugriffe. Hierinn stecket also der falsche Begriff von der Freyheit, auf die man die Ursache des Bösen in der Welt so gern schieben will. Man will durchaus nicht sehen, daß alle Wahl ein Urtheil des Verstandes voraus setzet; und daß dieser richtig, oder falsch urtheilet, nachdem er bessere oder schlechtere Grade der Einsicht hat; mit einem Worte, nachdem er vollkommener, oder unvollkommener ist. Mit der lieben Freyheit der Gleichgültigkeit kömmt man gegen einen Bayle nicht aus: der sie so fort für ein so schädliches Geschenk des Höchsten ansieht, als ein

Scheer-

Scheermeſſer an ein Kind, oder ein Strick an einen Verzweifelnden ſeyn würde; und fraget: Warum Gott, wenn er ſo gütig iſt, als man glaubet und lehret, ſie dem Menſchen nicht lieber verſaget, oder, bey dem geringſten Anſcheine des Misbrauchs, entzogen habe? Darauf wird unſer erlauchter Schriftſteller in ſeinem Vorrathe ſchwerlich eine Antwort finden: zu geſchweigen, daß dieſe wilde Freyheit ſchon längſt an den Socinianern und Arminianern, vieler böſen Folgen überführet worden. Denn iſt der Menſch ſo frey, daß er nicht nach Bewegungsgründen oder Urſachen handelt: wozu nützen alle Vorſtellungen der Belohnungen und Strafen, wovon die Schrift voll iſt? Wirken dieſelben nicht gute Entſchließungen in dem Willen des Menſchen, warum predigen wir ſie noch täglich den Sündern? Denn alles Strafen, Ermahnen, Drohen, und Verheißen, alle zeitliche Wohlthaten und Heimſuchungen Gottes, ja Himmel und Hölle ſind ja umſonſt: wofern der Menſch eine ſolche Unempfindlichkeit und Fühlloſigkeit hat, daß ihn weder Gutes noch Böſes zur Aenderung ſeines Sinnes lenket. Das bringt aber eine ſolche Willkühr und gleichgültige Freyheit mit ſich, die ohne alle Bewegungsgründe handelt, und nach ihrem blinden Eigenſinne verführt. Endlich aber, leidet auch die göttliche Allwiſſenheit, und Vorherſehung aller freyen Handlungen bey dieſer Lehre. Denn handelt der Menſch ohne Urſachen ſo, oder ſo: ſo kann Gott ſelbſt nicht vorherſehen, wozu er ſich heute oder morgen entſchließen, was wir thun oder laſſen werden: wie die Socinianer

ner willig gestehen: weil sie die Folge ihrer Lehre gar wohl einsehen. Die aber Gott, ungeachtet ihrer abentheuerlichen Freyheit, dennoch die Vorhersehung künftiger freyer Handlungen einräumen, wissen selbst nicht was sie sagen; können auch beydes unmöglich zusammen reimen: weil ohne eine physische, oder moralische Vorherbestimmung, alles Künftige nothwendig so ungewiß werden muß, daß auch der unendliche Geist unmöglich etwas vorhersehen kann.

Doch die Materie ist viel zu ernsthaft; als daß wir uns in einer Schrift, die von der anmuthigen Gelehrsamkeit handeln soll, länger dabey aufhalten könnten. Am Ende derselben liest man des Herrn Franz Anton Vanni, Philos. Doct. Schreiben an den Prinzen Spinelli wegen einer Stelle, die in diesem Werke zweifelhaft geschienen. Sie steht auf der 36sten Seite, wo er auf des Bayle Frage: warum doch Gott diejenigen Menschen, die doch verdammet werden sollen, erschaffen habe? so antwortet: Gott hat auch vorher gesehen, daß du derjenige seyn würdest, der aus eignem Willen verdammet werden will; indem du alle seine Gnadengaben von dir stößest. Warum sollte dich also Gott in dem Nichts gelassen haben, da er dich in seinem Verstande schon als schuldig und lasterhaft sah: so, daß du auch der Gnade des Nichtseyns, wie du sie nennest, unwürdig wareſt? Hierwider hat Herr Vanni den Einwurf: daß die Gottlosen, wegen ihrer von Ewigkeit vorher gesehenen Bosheit zur Verdammniß, so wie die Frommen aus bloßer Gnade, zur Seligkeit bestimmet würden. In beyden Schlüssen nun wäre zwar

Gott

Gott gerecht und barmherzig: aber es bliebe noch allemal Bäylens Frage übrig: warum Gott ſo wenigen Gnade, allen übrigen aber Gerechtigkeit wiederfahren ließe. Darauf antwortet nun der Herr Verf. im folgenden, ſo gut er aus ſeinen Grundſätzen kann. Wir ſind aber gewiß verſichert, daß er Bäylen und ſeinesgleichen vielweniger eine Gnüge gethan habe, als ſolches ſchon von dem unſterblichen Leibnitz in ſeiner Theodicee geſchehen iſt.

Die II. Abhandlung handelt vom Guten, unter folgendem Titel: Franciſci Mariæ Spinelli, Principis Scaleæ, De Bono Diſſertatio. Neapoli 1751. Ex Typographia Geſſari. Superior. Permiſſu. Außer einer Vorrede füllet ſie nur ſechs und zwanzig Seiten in groß 4t. Auch hier herrſchet eben die ſeichte Art der Philoſophie, die halb carteſianiſch, halb ſcholaſtiſch iſt. Aber auch dieſe Materien ſind viel zu trocken und tiefſinnig, als daß wir von unſern Leſern, durch einen langen Auszug Dank zu verdienen hoffen könnten. Die Billigungsſchriften machen den Schluß.

* * * * * * * * * * * * * * *

II.

Epitre à Sa Majeſté Impériale,

l'Imperatrice, Reine de Hongrie, & de Boheme, &c. &c. &c. Par Monſieur ****. Vienne en Autriche, chez Jean Pierre van Ghelen, Imprimeur de la Cour de Sa Majeſté Imperiale & Royale.

Ge-

Gegenwärtiges ganz artige Gedicht iſt der Kaiſerinn Königinn Majeſtät verwichenen 15ten October, von dem Hofmeiſter des jungen Herrn, des damals noch in Wien anweſenden franzöſiſchen Bothſchafters, Marquis von Hautefort, unterthänigſt überreichet worden. Er hatte die Behutſamkeit gebrauchet, ſelbiges erſtlich geſchrieben zum Durchſehen einzuliefern; ehe er es, nach erhaltner allergnädigſter Genehmhaltung, dem Drucke übergab. Er konnte alſo zum Voraus einer gnädigen Aufnahme völlig verſichert ſeyn: und dieſe erfolgte auch auf eine ſo großmüthige Art, daß ihm eine goldene Tobacksdoſe mit inliegenden 100 Ducaten zu Theile ward. Wir wollen dem Stücke ſeinen Werth durchaus nicht abſprechen; wie wir denſelben auch dadurch aufs kräftigſte geſtehen, da wir es in unſre Monathſchrift einrücken. Allein zweifelsfrey würde es dennoch kaum ſo anſehnlich vergolten worden ſeyn, wenn nicht der Verfaſſer zu dem Gefolge eines ſo beliebten Bothſchafters gehöret hätte, als der Marquis von Hautefort in Wien geweſen.

Allein ſo groß das Glück von einer Seite geweſen, ſo widrige Umſtände zog ihm ſelbiges nach ſich. Kaum erfuhr der Bothſchafter das vorgefallene, kaum las er das Gedicht ſelbſt, als er den armen Dichter, plötzlich für einen Staatsverbrecher anſah. Er ſchickte ihn denſelben Tag noch aus Wien fort, nach Paris; und es geht in Wien die Rede, daß ihm das Quartier daſelbſt bereits in der Baſtille

beſtellet ſey. Niemand kann es begreifen, was dieſen ſtrengen Miniſter ſo aufgebracht. Vielleicht hat er es übel genommen, daß der Hofmeiſter ſeines Sohnes eine fremde Herrſchaft ſo nachdrücklich gelobet. Vielleicht hat er erſt darum befraget ſeyn wollen. Vielleicht aber hat es ihm wider die franzöſiſche Ehre zu ſeyn geſchienen, daß ein Franzos ſich erkühnet hat, den Sieg einer deutſchen Kaiſerinn wider die Franzoſen zu loben. Iſt es dieſes, ſo wollen wir ihn erinnern, daß ſchon vor 200 Jahren, Kaiſer Karl der V. als er den König Franciſcus den I. nach deſſen langer Gefangenſchaft in Madrit, zu Paris beſuchte, mitten in dieſer Reſidenz des franzöſiſchen Königes, mit folgendem Ringelgedichte beehret worden. Ronſard aber war ein bey Hofe ſehr beliebter Poet, iſt es auch ſowohl hernach, als zuvor geblieben, ob er gleich einem deutſchen Kaiſer viel ſchönes geſaget hatte.

Rondeau.

Adieu Ceſar! Prince bien fortuné,
De vray Honneur par Vertu couronne.
Adieu le Chef de la noble Toiſon,
Au departir de ta propre Maiſon;
Dont le bon Duc, ton grand Ayeul, fut nè.

Quand je t'aurai cent fois à Dieu donné,
Et à grand dueil des Yeux abandonné,
Le Cœur fera pour Toi ſon Oraiſon.
Adieu Ceſar!

Le

Le ſuppliant, qu'un jour ja ordonné
Te voye ici des Tiens environné,
J'entends des Tiens, qui ſont Miens par Raiſon.
Or j'attendrai cette heureuſe ſaiſon
En grand deſir, que Tu ſois retourné:
Adieu Ceſar!

Doch, wir wollen unſern neuen Dichter auch hören.

EPITRE.

Tandis que chaque jour ton cœur offre à mes rimes
L'aſſemblage prompeux de cent vertus ſublimes;
Tandis qu' avec Minerve arrangeant tes projets,
Tu conſacres tes ſoins au bien de tes Sujets;
A la voix du reſpect mon Apollon docile,
De l' éclat de ton tróne admirateur ſterile,
Dans un humble ſilence arrêté malgre lui,
A ſouffert juſqu'ici la contrainte & l'ennui.
Grande Reine, il eſt tems, que, libre de ſa chaîne,
Pour ta gloire il ſe livre au panchant qui l'entraine,
Et qu'il brule à tes yeux, devenu moins diſcret,
L'encens qu'en ton honneur il bruloit en ſecret.
Je connois le danger où ma muſe s'expoſe;
A chanter tes vertus ma foibleſſe s'opoſe;
Zeuxis même, Zeuxis ébauchant ton tableau,
Sentiroit l'impuiſſance où ſeroit ſon pinceau.
Quels traits aſsés hardis fourniroit la peinture,
Pour rendre tous les dons que t'a fait la nature!
Ce front majeſtueux, cette noble candeur,
Qui du pouvoir ſuprême adoucit la Splendeur:

Cet air, dont la bonté facile avec décence,
Du trône jusqu'à nous racourcit la diſtance;
Et qui, lorſque ta main répand quelques bienfaits,
Accroit d'un nouveau prix les préſens que tu fais:
Ce ton de l'enjoûment qui, dicté par les graces,
Attire en badinant tous les cœurs ſur tes traces;
Ce ſourire enchanteur, dont les charmes puiſſans
Aſſurent le triomphe à tes regards perçans.
Ce ſont là de ces coups où l'art ne peut atteindre:
Ton merite éclatant m'empêche de te peindre;
Grande Reine, ma main s'arrête à ton aſpect,
Et l'admiration augmente mon reſpect.
J'ai beau, pour exciter mon timide courage,
Rappeller ce beau jour où, te rendant hommage,
Tu daignas, de tes yeux temperant la fierté,
Sur moi laiſſer tomber un regard de bonté.
La peur de te deplaire en ma verve indiſcrete
Rend mes vers languiſſans, & trouble le poëte.
Chanter une Heroïne eſt un terrible emploi;
Le chant du grand Voltaire eſt ſeul digne de toi.
J'avoûray cependant, qu'entré dans la carriére,
Je ne puis ſans regret retourner en arriére.
Faut-il, dis-je en moi-même, un génie étendu,
Pour donner aux vertus l'encens qui leur eſt dû?
Lorsqu'on peint un objet, dont on ſent les atteintes,
La main forme les traits, le cœur place les teintes:
Si l'eſprit ſe refuſe aux tours ingenieux,
Le ſentiment ſupplée, & ſouvent il fait mieux.
Princeſſe, qu'ai-je à craindre, ayant le vrai pour guide?
Ta bonté m'enhardit, ſi ton rang m'intimide:

Lorſ-

be er für gut angeſehen diſe Ouidii Metamorphoſes, ſo voller Poetiſchen Fabeln, mit darzugeſchnittenen Figuren, heraus zu geben. Weil aber diſes Werk vor allen andern Poetiſchen Gedichten ſeltſam wäre, der Poet auch eine ſonderliche Art habe von unkeuſcher Liebe der Götter diſer welt zu reden, alſo, daß zu beſorgen, wenn es alſo ſchlecht ausgienge, daß es ein groß Ergernuß dem gemeinen unverſtändigen Mann gebären würd; habe er des hochgelerten Manns, **Gerhartts Lorich von Hadamar** Auslegung darüber darzu laſſen drucken. Er wiſſe wohl, fahrt er fort, daß vor diſer Zeit **Virgilius, Terentius** und andere heydniſche Poeten verdolmetſchet ſeyn an Tag kommen; aber es wäre viel ein ander ding mit Hiſtorien und Spiel der Comödien, und mit einem Gedicht ſolcher Fabeln der Gött und Göttin, ſo gedicht werden, als daß ſie alle ding erſchaffen und entſchaffen haben. Bey diſen letztern habe der ungeübte leſer allerdings einer Erinnerung und widerlegung, gleichſam als eines Gegengifftes, nöthig; welches er denn in der **Auslegung Lorichii** finden würde.

Nach diſem entſchuldiget er die Schlüpffrigkeit der Ausdrücke Ouidii, mit denen er die unzüchtigen Händel vorgetragen, mit der eigenen Art der Poeſie, nach welcher ein jedes ding, es ſeye gut oder böß, alſo beſchrieben und abgeſchildert werden müßte, daß ein jeder der ſolches liſet, meinen möchte, er ſähe ſolche that vor ſeinen augen. Zudem ſo könte man unzüchtige laſter ſonder unzüchtige Werte nicht beſchreiben oder beſtraffen, wie es Martialis ſelbſt bekandt, ſagende:

Lorſque dans ce qu'on dit on ne veut point flater,
Doit-on perdre le droit, de ſe faire écouter?
Si livrée au plaiſir, comme tant d'autres princes,
Inſenſible aux beſoins de tes vaſtes provinces,
Et de la royauté ne gardant que l'éclat,
Tu laiſſois ton miniſtre arbitre de l'etat:
Si, d'odieux tributs groſſiſſant ta finance,
Tu fermois ton oreille aux cris de l'indigence;
Sur ta vaine grandeur mon regard détrompé,
Ne verroit en tes mains qu'un pouvoir uſurpé.
Envain tu regnerois; ton nom, & ta puiſſance
Ne me forceroient point à rompre le ſilence:
Gémiſſant en ſecret ſur ton peuple abatu,
Ce ſeroit un merite en moi de m'être tû.
Envain nous aurions vû tes cohortes guerrieres
D'un ennemi forcé delivrer tes frontieres *.
Envain par les traités le comerce & la paix
Feroient dans tes états circuler les bienfaits:
Je ne te louerois point, & j'oſe te le dire,
Ton miniſtre auroit ſeul le tribut de ma lyre.
Si par lui tes ſujets joüiſſoient de ce bien,
En ferois-je l'hommage à qui l'on ne doit rien?
Mais quand, pour le bonheur d'un peuple, qui t'adore,
J'aprens que tous les jours, long-tems avant l'aurore,
L'interêt du royaume interrompt ton ſommeil;
Que Phébus au travail te trouve à ſon reveil:
Quand j'aprens du Hongrois que, moins Reine que mére,
Du Sein de ſes foyers tu bannis la miſére;
Que toûjours vers ton trône un favorable accès
D'une juſte demande aſſure le Succès;

* En Italie 1746.

Que jamais la vertu pauvre ou perſecutée,
Par la moindre froideur ne ſe voit rebutée;
* Lorsque de ces guerriers, ſoutiens de tes états,
Je vois les jeunes fils qui, dans l'art des combats
Elevés par tes dons, ſous les yeux de Minerve,
Sont autant de heros que Mars tient en reſerve;
Et qui par la vaillance & leurs nobles travaux,
Du ſang qui les forma, deviendront les rivaux:
Quand je vois qu'en ta cour, dont tu fais les delices,
Ton exemple édifie, & fait trembler les vices;
Que dans ce cabinet, d'où l'on fut t'éloigner,
Le jour que tu regnas, tu fus l'art de regner.
** Quand je vois par tes ſoins Thalie & Melpomene
Du théatre François faire briller la ſcene,
Et de ta capitale occupant le loiſir,
L'inſtruire ſous tes yeux, par la voix du plaiſir:
Alors dans la chaleur, que m'inſpire mon zéle,
Je dis aux Souverains, voila votre modéle!
Rois, venés vous inſtruire, & d'un Sexe charmant
En elle contemplés la gloire & l'ornement.
Si vous voulés regner ſur un peuple fidéle,
Aux ſoins laborieux conſacrés vous, comme Elle,
Que toûjours l'équité dirigeant votre choix
Déconcerte la brigue, & donne les emplois:
Ramenés l'abondance au ſein de la patrie;
Protegés les talens; excités l'induſtrie;
Des procès éternels terminés les longueurs;
Faites parler les loix, & veillés ſur les mœurs;

Cor-

* L'ecole militaire où 80. jeunes fils de guerriers ſont inſtruits & élevés aux dépens de l'Imperátrice Reine.

** Etabliſſement de la Comédie Françoiſe.

Corrigés les abus : proſcrivés le ſcandale ;
Ouvrés à l'indigence une main liberale :
C'eſt ainſi que THERESE, image de Titus,
Renouvelle à nos yeux le regne des vertus.
Aux méchans redoutable, aux bons douce & propice,
La raiſon la conduit, & jamais le caprice.
Au pied des ſaints autels, dont elle eſt le ſoutien,
Elle cache la Reine, & montre le chrétien.
La vit-on, démentant ſon illuſtre origine,
Aux plaiſirs du Monarque immoler l'héroine ?
Rappellés-vous ce tems où, l'Autriche aux abois,
D'un ennemi vainqueur alloit ſubir les loix ;
Du conſeil éperdu le timide ſuffrage
Par un honteux traité veut conjurer l'orage :
Loin de moi, dit la REINE, un indigne recours ;
Le Hongrois me chérit, & voilà mon ſecours.
Je vais armer les bras de ce peuple intrépide,
Au combat, s'il le faut, je deviendrai ſon guide ;
Si j'y trouve la mort, mon cœur aura vaincu ;
Pour la honte du moins je n'aurai pas vécu.
A ces mots, où ſe peint & l'honneur & l'audace,
Pour THERESE tout prend une nouvelle face ;
Les Soldats ſont armés, la valeur les conduit,
L'ennemi ſe dérobe au Hongrois qui ſe ſuit.
Prague eſt libre, & cherchant d'où part cette reſſource,
Dans le cœur de la Reine elle en trouve la ſource.
Ce cœur ſeroit moins grand, s'il n'eut eu des revers,
L'effort de ſa conſtance a ſurpris l'univers.
Qu'un Roi me paroît grand, quand la reconnoiſſance
Dans l'amour des Sujets affermit ſa puiſſance !

La mer a beau mugir; aidé des matelots,
Le pilote gouverne, & maîtriſe les flots:
Son vaiſſeau quelque tems eſt battu par l'orage;
Mais, forçant la manœuvre, il parvient au rivage.
Ainſi malgré les vents THERESE arrive au port:
Malheur, craintes, revers, tout s'oublie à Francfort.
Le ciel dans ſa bonté donne un chef à l'empire;
* FRANÇOIS regne; par lui l'Allemagne reſpire.
Grande REINE, pour toi quel triomphe eſt plus doux!
Ton amour, ſes vertus couronnent ton epoux.
Dans ce Héros chéri qui t'occupe ſans ceſſe,
Dont l'amitié ſincere irrite ta tendreſſe,
Regarde ton ouvrage; eſt-ce aſsés pour ton cœur,
Qu'il faſſe tes plaiſirs, ta gloire & ton bonheur?
Un jour, n'en doutons pas, mille plumes rivales
Conſacreront ce trait dans tes amples annales.
Mais ſi de tes vertus Clio fait le détail,
Pour ſes doctes crayons quel pénible travail!
Sans compter tes hauts faits, qui laſſeront ſa plume,
Les ſoins de ta maiſon rempliroient un volume.
Ah! que j'aime à te voir, depoſant ta grandeur,
Te livrer ſans reſerve au panchant de ton cœur!
** Là, d'un Prince charmant, que l'Autriche révére,
Qui bon, vrai, genereux, nous retrace ſon pere;
Dont le genie heureux s'annonce par le gout;
Qui raiſonne, s'aplique, & voudroit ſavoir tout:
Au grand art de regner tu formes ſa jeuneſſe,
Et d' utiles leçons lui prouvent ta tendreſſe.

* Ici,

* Le Grand Duc. ** L'Archiduc Joſeph.

* Ici, ſur un eſſain de naiſſantes beautés
Tu promenes tes yeux par l'amour agités;
Et tes vœux enflamés ſollicitant la grace
Intereſſent le ciel pour cette illuſtre race.
Puiſſe-t il de l'enfance éviter les dangers,
Croître, faire ta joye, & chès les étrangers
Emportant les vertus qui brillent ſur ton trône,
Poſséde d'un epoux le cœur & la courone.
Puiſſent ces ** rejetons, doux & flateur eſpoir!
Faire un jour au Sultan redouter ton pouvoir!
*** Et des fameux héros, qui formeront leur tige,
De gloire & de valeur retraçant le prodige,
De l'univers ſurpris attirer les regards,
Et rehauſſer l'éclat du trône des Céſars.
**** Là d'une Princeſſe, de qui le don de plaire
D'une ame bienfaiſante eſt le juſte ſalaire,
Tu reçois les reſpects, & par un doux retour
Son tendre attachement eſt payé par l'amour.
Que fais-je?.. Tel qu'on voit, ſes yeux prets à s'éteindre,
Le cygne du Méandre & chanter & ſe plaindre;
Ainſi prét à quitter ces bords delicieux,
Par mes foibles accens je leur fais mes adieux.
Grande REINE, je pars: ſur un autre rivage, *****
Enchanté de ta cour, & plein de ton image,
Je vais par des récits, qui leur ſont inconnus,
Etonner les François du bruit de tes vertus.

* Les Archiducheſſes.
** Les Archiducs Cadets.
*** Les Ducs de Lorraine.
**** La PrinceſſeCharlotte.
***** Paris.

* *

III.

Verzeichniß der Geburts- und Todtenregiſter vieler anſchnlichen Städte und Landſchaften des 1752ſten Jahres.

Es iſt der Aufmerkſamkeit vernünftiger Weltbürger nicht unwürdig, die Vermehrung und Verminderung des menſchlichen Geſchlechtes in einige Erwegung zu ziehen. Das Wachsthum und die Abnahme der Städte und Länder kömmt bloß darauf an, ob ihre Einwohner ſich mehren, oder mindern. Groſſe Länder, ohne genugſame Eingeſeſſene, ſind mehr Wüſteneyen als Königreiche; und weite Städte mit leeren Straßen und Häuſern, ſind mehr für Einöden, als für Städte zu halten. Niemand ſah diese Wahrheit beſſer ein, als der Stifter des gröſten Reiches auf Erden, Romulus. Er öffnete ſeine Stadt nicht nur anfänglich allen Flüchtlingen; ſondern zog auch nachmals alle bezwungene Nachbarn in ſeine Mauren. Die Sabiner, die Thuſcier, die Albaner, u. a. m. können davon ein Zeugniß ablegen. Dadurch wuchs nun Rom in hundert Jahren zu einem mächtigern Reiche an, als andre Städte in tauſenden geworden; die mit ihrem Bürgerrechte ſo geizig ſind, als er freygebig damit geweſen.

Hier-

Hieraus mögen ſich kluge Regenten ein Muſter nehmen. Wenn ihre Städte von Jahr zu Jahr an Einwohnern wachſen: ſo iſt es gewiß ein Zeichen einer löblichen Regierung. Nehmen ſie aber nach und nach an Bürgern ab: ſo geräth gewiß auch die Macht und der Reichthum ihres Landes in Verfall. Weiſe Obrigkeiten wiſſen alſo auf die Urſachen von beydem Achtung zu geben, um das eine zu befördern, das andre aber zu verhindern. Nun iſt aber kein ſicherer Merkmaal des Wachsthums der Städte, als wenn ſich die Zahl der Gebohrnen und Geſtorbenen faſt jährlich vergrößert. Zu dieſer Betrachtung nun einigen Anlaß zu geben, wollen wir folgendes Verzeichniß der Tauf- und Todtenregiſter mittheilen, die wir vom vorigen Jahre geſammlet haben.

Im 1752ſten Jahre ſind

	gebohren,		und geſtorben.
Im Königr. Preußen	27568	—	18905.
In Paris	19321	—	16673.
London	15308	—	20485.
Neapolis	12719	—	10882.
Amſterdam	——	—	6969.
Die Inſel Seeland	7338	—	6232.
Wien	5226	—	4517.
Dublin	2698	—	2733.
Koppenhagen	2592	—	2594.
Dresden	1984	—	2048.
Danzig	1964	—	1846.

Stock-

gebohren und gestorben.

Stockholm	1883	—	2309.
Breslau	1261	—	1476.
Haag	——	—	1294.
Frankfurt am Mayn	1023	—	1228.
Braunschweig	1008	—	929.
Leipzig	886	—	1225.
Halle	714	—	991.
Gotha	425	—	324.
Langensalz	240	—	212.

Um nun unsern Lesern einigen Anlaß zu Betrachtungen darüber zu geben, wollen wir einige zur Probe darlegen.

Vor jenen 30 oder 40 Jahren, als das eigentliche deutsche Preußen von einer harten Pest heimgesuchet worden, und sehr mitgenommen war; pflegten die Engländer so stolz zu seyn, daß sie sagten: in ihrem einzigen London würden in einem Jahre so viel Kinder gebohren, als in ganz Preußen. Das klung nun ziemlich groß. Allein ob wohl Preußen das volkreichste Land ist, das unter preußischer Bothmäßigkeit steht: so brachten doch die übrigen Provinzen, als die Mark, Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Cleve, Hohenstein, Minden, Geldern, Teckelnburg, Lingen, Mark, Ravensberg u. a. m. auf die 80000 Seelen jährlich zur Welt; eine Zahl, die vielleicht ganz England, Schottland und Irrland nicht hervorbringen. Dem sey aber wie ihm wolle: so hat sich itzo das Blatt sehr gewandt.

wandt. Preußen hat so sehr an Einwohnern zugenommen, als London daran abgenommen hat: wie obige Zahlen deutlich zeigen. Im 1715ten Jahre waren in Preußen nur 19606 Kinder gebohren; und soviele mochten damals in London auch zur Welt kommen, wie auch zu Paris im vorigen Jahre geschehen ist. Allein 1720 war die Zahl der Gebohrnen in Preußen auf 21659 gestiegen; London aber hub an abzunehmen. Im vorigen Jahre aber sieht man, daß Preußen noch um 6000 Kinder reicher geworden; da hingegen London um 4000 oder fünftehalbtausend schwächer ist. Was die Ursache von dieser so starken Abnahme sey, wollen wir guten Naturkündigern und Moralisten zu beurtheilen überlassen, und es nur als ein Problema aufwerfen: Ob nicht irgend die überaus wilde und üppige Lebensart der Jugend daselbst, an dieser Abnahme Schuld habe? Wenigstens haben die Berathschlagungen des Parlaments im vorigen Jahre, zur Beförderung der Heirathen in London, uns zu diesen Gedanken Anlaß gegeben: wiewohl auch der große Misbrauch des Brantweins daselbst, den man zu hemmen gesuchet, sehr viele Menschen dahingerafft haben kann.

Das zweyte Stück, ist hier der große Ueberschuß der Todten daselbst, über die Zahl der Gebohrnen. Es sind derselben 5000 mehr: welches allerdings auf ein Jahr beträchtlich ist. Daß aber nicht in allen volkreichen Städten die Ungleichheit so groß seyn müsse, zeigen Paris und Neapel augenscheinlich.

Denn

Denn in beyden iſt die Zahl der Todten viel geringer, als der Gebohrnen: und gleichwohl hat man aus London von keinem beſondern Sterben gehöret. In Preußen hergegen iſt die Zahl der Gebohrnen um 9000 größer, als der Geſtorbenen. Wenn nun dieſes zehn, zwanzig Jahre hinter einander ſo fortgeht, wie bisher daſelbſt ſeit langer Zeit bemerket worden: wie ſtark muß nicht die Zahl der Einwohner dieſes Landes werden?

Bey Paris merken wir an, daß die Lebensart der Leute in derſelben viel ordentlicher und mäßiger ſeyn muß, als in London, indem daſelbſt faſt 3000 mehr gebohren als geſtorben ſind. Ob dieſes von der daſelbſt herrſchenden größern Armuth, als in London herkomme, die alſo zu einer größern Mäßigkeit in Speiſen und in der Weiluſt, wenigſtens unter gemeinen und Mittelleuten Anlaß giebt; das geben wir zu überlegen. Wenigſtens würde dieſes zeigen, daß ein großer Ueberfluß an Mitteln nicht allemal dem Wachsthume eines Ortes beförderlich ſey: weil Schwelgerey und Ueppigkeit dadurch zunehmen; die unzählichen das Leben verkürzen.

Bey Amſterdam merken wir aus der Zahl der Todten an, daß es mehr Menſchen in ſich faſſet, als die ganze Inſel Seeland, darinn auch die Stadt Kopenhagen mit begriffen iſt. Wir beſinnen uns aber, daß vor wenigen Jahren über 9000 Todte daſelbſt geweſen; welches eine merkliche Abnahme zeiget; deren Urſache zweifelsfrey von dem ſinkenden Handel der Holländer herzuleiten iſt.

Bey

Quid ſi me iubeas Thalaſſionem
Verbis non dicere Thalaſſionis?

d.i. Wie könt ich ein Brautliedlein ſingen,
So ich das Brautliedlein nicht ſolt nennen?

Bey diſer Gelegenheit macht Feyerabend folgende kleine Ausſchweiffung: „So mans recht beſehen wil, „ſchreibt er, ſo ſeyn die Wort, Braut und Bräuti„gam, unzüchtige Wort: *; Aber durch den ge„meinen Gebrauch halten wir ſie vor züchtige. Alſo „ſeyn auch alle Wort der beyder geſchäme Manns „und Weibs, ſamt der Mehrung, rein und züchtige „Wort: dann ſie ja ein heylig geſchöpff Gottes ſeyn; „daß aber ſich die Ehrbarkeit ob ſolchen Worten ent„färbt, und von Natur ſchämet, iſt nicht der Wort, „ſondern der Erbſünden Schuld, und der Menſchen „hertzen Vnreinigkeit. Alſo iſt auch der Poeten „Schrifft den reinen rein, den unreinen unrein. Ein „unreiner gottloſer hund kan auch aus der heyligen „Bibel nemmen das, ſo zur Anreitzung der laſter „dient, als viel Weiber durch das Exempel Davids, „Jude und Thamar anlaß zur hurerey genommen. „Ich habe warlich gehört, es ſollen auch bulenbriff „aus dem heyligen buch des hohen Lobgeſangs Salo„monis geſchriben werden.

Wegen der Uberſetzung ſelbſt entſchuldiget ſich der Verfaſſer, daß ſie nicht allzuvollkommen ſeye; weil es unmöglich wäre ſolche Poeten und andere mit ihrer Zier zu verdolmetſchen; dann, ſagt er, die Teutſche Spra-

*) Dieſer Meynung iſt in den neuern Zeiten nebſt andern auch ſelbſt der Herr von Leibnitz geweſen, damit aber Herr Profeſſer Wachter in ſeinem *Gloſſar. German.* p. 104. nicht zu frieden iſt.

Bey der Stadt Wien iſt es merkwürdig, daß ſie die gröſte und volkreichſte in Deutſchland iſt; und dieſes ihr Wachsthum ſonderlich unter der Regierung des vorigen Kaiſers erhalten hat. Im 1717ten Jahre, war die Zahl ihrer Gebohrnen nur 4030, im 1720ſten 4126, im 1723ſten 4457, im 1725ſten 4708. Und alſo hatte in 8 Jahren die Zahl der Gebohrnen in Wien, um 700 Kinder zugenommen. Die letzten Jahre dieſer Regierung hindurch iſt eben dieſes geſchehen, ſo daß ſie endlich bis auf 5000 geſtiegen iſt. Unter der jetzigen Regierung aber hatte ſie ſich zwar in den währenden Kriegen etwas gemindert; aber ſich auch bald wieder erholet, ja noch einen ſtärkern Zuwachs bekommen; indem ſie im 1750ſten Jahre 5508 Kinder hervorgebracht. Voriges Jahr aber iſt ſie wieder merklich geſunken. Dieſes indeſſen iſt merkwürdig, daß die Zahl der Geſtorbenen unter Karln dem VI. allezeit merklich gröſſer geweſen, als die Zahl der Getauften; itzo aber ſchon etliche Jahre her geringer geworden. Z. E. im 1720ſten waren 6825, im 1721ſten 6490, im 1723ſten 5443, im 1724ſten 5524, im 1725ſten 5805, und alſo jährlich faſt 1000 mehr geſtorben als gebohren; wie man aus den breslauiſchen Sammlungen der Kunſt und Natur ſehen kann: da hingegen itzo die Zahl der Todten um 709 geringer iſt. Woher dieſes komme, müſſen gute Moraliſten unterſuchen. Vielleicht hat die Schwelgerey und lüderliche Lebensart in Wien etwas nachgelaſſen, die unter der vorigen Regierung ſehr geherrſchet hat.

Bey

Bey Dresden iſt zu merken, daß es ſich nun ſchon eine geraume Zeit her, bey einerley Zahl der Gebohrnen erhalten hat, nachdem es unter der vorigen Regierung ſehr merklich zugenommen. Denn da 1720 nur 1448, im 1721ſten aber gar nur 1396 Kinder gebohren worden: ſo wurden 1722 ſchon 1519, im 1724ſten 1557, im 1725 aber 1600 Kinder getaufet. Und ſo iſt dieſe Zahl, bis in die itzige Regierung immer geſtiegen, bis ſie nahe an 2000 gekommen; welche Zahl ſie aber noch niemals völlig erreichet hat. Nun ſteht ſie ſchon einige Jahre hintereinander in einerley Höhe, ohne merklich zu ſteigen, oder zu fallen. Die Zahl der Todten aber hat ſich eine Zeit her gemindert, da ſie ſonſt um etliche 100 größer, als die Zahl der Getauften zu ſeyn pflegte.

Danzig hat ſich ſeit etlichen Jahren wieder zu beſſern angefangen, indem die Zahl ſeiner Getauften merklich zugenommen. Vielleicht haben die neu beſtätigten Freyheiten der Bürgerſchaft dieſe Vermehrung der Einwohner nach ſich gezogen. Man bemerket nämlich, daß in allen Reichsſtädten, wo das Patriciat gewiſſer Familien eingeführet iſt, die Einwohner ſich von Jahre zu Jahre vermindern; hingegen wo mehr Freyheit herrſchet, die Zahl der Bürger ſich beſtändig mehret.

Zu Stockholm iſt die Zahl der Todten um 400 und drüber, ſtarker, als der Gebohrnen. Woher das komme, muß man daſelbſt unterſuchen. Vielleicht machet es der Zuſammenfluß der Fremden wegen

der letzten Reichsverſammlung, und geſchehenen Krönungsfeyerlichkeiten. Vielleicht ſind auch böſe Sitten eingeriſſen, die viele vom Heirathen abhalten: worauf wachſame Obrigkeiten Acht haben ſollten.

Breslau hat unter jetziger Regierung von ſeinen vormaligen Zahlen der Gebohrnen und Geſtorbnen ziemlich verlohren: Denn im 1722ſten Jahre waren daſelbſt 1335 geb. und 1791 geſtorben. Im folgenden 1723ſten wurden gar 1395 geb. und 1321 ſtarben, im 1723ſten zählte man 1322 Geb. und 1496 Geſt. Im 1725ſten waren 1339 geb. und 1441 geſtorben. Nun kann man nicht ſagen, daß ſich etwa die Zahl der katholiſchen unter dieſer Regierung vermindert habe. Denn wie wir aus guten Nachrichten wiſſen, ſo ſind die katholiſch getauften und geſtorbenen, unter obigen Zahlen nicht mit begriffen. Es muß alſo an ganz andern Urſachen liegen; daß itzo, ungeachtet einer ſtarken Beſatzung, bey welcher ſehr viele beweibte Soldaten ſind, dennoch die Zahl der Kinder ſchon verſchiedene Jahre ſchwächer, als vormals geweſen; obgleich die Todten ſich eben nicht vermindert haben.

Frankfurt am Mayn, und Braunſchweig haben in den letzten Jahren ſich nicht gebeſſert; wie man doch dort ſeit den letzten Kaiſerwahlen, wegen der dadurch gemehrten Nahrung; hier aber durch die guten Anſtalten des Herzoges, zu Vermehrung des Handels, hätte hoffen ſollen.

Leipzig ebenfalls, hat sich vor wenigen Jahren der Zahl 1000 mit seinen Gebohrnen ziemlich genähert gehabt: scheint aber wieder auf seinen alten Grad herunter zu sinken. Ohne Zweifel treibt die anwachsende Theurung aller Lebensmittel viele Einwohner von hier weg; vielleicht kömmt es auch daher, daß verschiedene Manufacturen, die von hiesigen Kaufleuten unterhalten werden, auf benachbarten kleinen Städten, wo es wohlfeiler zu leben ist, angeleget worden; die also viel Arbeiter von hier wegziehen. Die Anzahl der Todten aber übertrifft hier die Zahl der Gebohrnen stärker, als in allen obigen weit größern Städten. Denn sie verhält sich zu derselben fast wie 3 zu 2: da auch selbst in London das Verhältniß nur wie 4 zu 3 war. Was die Ursache davon sey, ist aus dem, was oben bey andern Städten angemerket worden, leicht zu erachten. Leipzig zieht zwar viel Fremde an sich; die aber nicht alle heirathen; sondern sich großentheils durch eine unordentliche Lebensart die Jahre verkürzen.

Mit Halle muß es nicht viel besser gehen: wie auch daselbst der große Unterschied zwischen den Gebohrnen und Gestorbnen anzuzeigen scheint. Sonst ist es ein Wunder, wie zwo Städte, die so nahe bey einander liegen, als Leipzig und Halle, und gleichwohl noch andre ansehnliche Oerter, als Merseburg, Weißenfels, Eisleben, Dessau, Köthen, Düben, Delitsch, Eulenburg, Wurzen und Grimma, deren keine über drey Meilen von einander liegt, u. a. m.

in

in der Nähe haben, ſich dennoch bey einer ſolchen Anzahl der Einwohner erhalten können.

Wir haben übrigens ſeit etlichen Jahren, etwas größere Tauf- und Todtenregiſter geſammlet, die ſich, ſo viel möglich geweſen, von jedem Orte auf zehn Jahre erſtrecken. Hierinnen kann man mit einem ſchärfern Auge, die Zunahme und Abnahme der Städte wahrnehmen; wenn man verſchiedene Jahre gegen einander hält. Steigen und fallen aber gleich, hinter einander folgende Jahre, wechſelsweiſe; ſo kann man doch eine mittlere Zahl herausbringen, wenn man zwey oder drey hinter einander folgende Jahre im Anfange des Zehends zuſammen nimmt, und ſie mit eben ſo vielen am Ende deſſelben vergleicht. Da zeiget ſichs deutlich, ob der Ort gewachſen, oder abgenommen hat. Wir machen den Anfang mit den größten Städten, die über 1000 Kinder jährlich zur Welt bringen. Darauf ſollen die mittelmäßigen folgen, die zwiſchen 1000 und 300 Kindern liefern. Künftig einmal ſollen die Kleinern den Schluß machen, die zwiſchen 300 und 100ten ſtehen bleiben. Wir geben ihnen die Rangordnung nach der Größe der Zahlen des 1750ſten oder letzten Jahres, die uns bekannt geworden iſt.

Verzeichniß der Gebohrnen und Gestorbenen

I. Der

Oerter.	1741	1742	1743	1744
Paris —	—	—	—	—
London —	—	—	—	—
Wien —	—	—	—	—
Kopenhagen —	2377	2395	—	—
Königsberg —	—	1621	1857	1934
Dresden —	1700	1669	1816	1859
Danzig —	1658	1807	1829	1861
Straßburg —	—	—	—	—
Breßlau —	—	—	—	—
Harlem —	—	—	—	—
Nürnberg —	964	1021	1045	1091
Augsburg —	957	948	947	1040
Frankfurt am Mayn	908	945	1022	1021

II. Der

Oerter.	1741	1742	1743	1744
London —	—	—	—	—
Paris —	—	—	—	—
Neapolis —	—	—	—	—
Amsterdam —	—	—	—	—
Wien —	—	—	—	—
Kopenhagen —	3860	2710	—	—
Dresden —	2115	2878	2246	1981
Danzig —	1966	1659	1266	1164
Königsberg —	—	1589	1371	1680
Straßburg —	—	—	—	—
Haklem —	—	—	—	—
Breslau —	—	—	—	—
Leipzig —	1354	1260	1240	928
Haag —	—	—	—	—
Frankfurt am Mayn	1440	1426	1568	1167
Nürnberg —	1555	1553	1547	1206
Augspurg —	1440	1530	1661	1204
Halle —	—	—	—	858

zwiſchen 1740 und 1750 in groſſen Städten.

Gebohrnen.

1745	1746	1747	1748	1749	1750
—	—	—	—	—	19158
—	14577	—	—	—	14548
—	—	5202	4896	5174	5508
—	—	—	—	—	2746
1960	1672	2069	2007	2072	2233
1770	1731	1898	1941	—	1947
1862	1686	1722	1740	1727	1734
—	—	—	1522	—	1575
—	—	1294	1247	—	—
—	—	—	—	—	1151
1072	983	989	991	—	1042
1101	1036	966	1041	1027	1038
1055	1081	968	1044	1013	1039

Geſtorbenen.

1745	1746	1747	1748	1749	1750
—	28171	—	—	—	23727
—	—	—	—	—	18607
—	—	—	—	—	—
—	—	8463	9770	9262	8596
—	—	5376	5191	5798	5154
—	—	—	—	—	4317
2348	3856	2441	2119	—	2184
1855	1737	1917	1743	1906	2040
1858	1670	1809	1864	2089	1893
—	—	—	1527	—	1755
—	—	—	—	—	1442
—	—	1592	1522	—	1414
1212	1236	1304	1446	1370	1400
—	—	—	—	—	1348
1151	1345	1162	1266	1345	1347
1000	1348	1222	1028	—	1285
1272	1274	1227	1233	1175	1270
—	1155	—	—	—	1240

Verzeichniß der Gebohrnen und Gestorbenen

I. Der

Oerter.	1741	1742	1743	1744
Leipzig —	906	866	859	962
Lübeck —	649	715	734	705
Magdeburg —	—	—	—	—
Halle —	—	—	—	800
Stuttgard —	—	—	601	—
Cassel —	542	—	553	623
Hanover —	522	469	553	520
Erfurt —	—	—	—	—
Elbing in Preußen	426	481	474	532
Ulm —	390	399	416	428
Zittau —	—	—	—	478
Chemnitz —	—	—	—	—
Freyberg —	—	—	—	404
Bauzen —	—	334	376	391
Gotha —	305	356	234	366
Naumburg —	—	—	—	300

II. Der

Oerter.	1741	1742	1743	1744
Lübeck —	1056	845	736	635
Erfurt —	—	—	—	—
Stuttgard —	—	—	782	—
Cassel —	609	—	648	576
Hanover —	642	390	431	432
Gotha —	364	455	343	278
Zittau —	—	—	—	398
Ulm —	503	467	436	397
Elbing —	330	362	264	210
Bauzen —	—	325	478	370
Magdeburg —	—	—	—	—
Freyberg —	—	—	—	397
Bayreuth —	—	—	—	—
Wittenberg —	388	214	197	222
Merseburg —	267	320	326	343

zwiſchen 1740 und 1750 in mittelmäßigen Städten.

Gebohrnen.

1745	1746	1747	1748	1749	1750
914	902	866	930	866	906
685	660	670	678	—	—
669	666	—	—	—	—
741	741	—	—	—	662
—	—	—	—	—	—
—	628	—	640	626	657
507	417	474	464	503	574
—	—	555	561	514	525
487	436	509	456	457	447
455	445	448	—	—	—
—	—	411	—	—	453
—	—	—	358	—	—
379	—	359	342	—	—
394	342	—	—	—	387
325	310	289	307	294	321
—	—	—	—	—	—

Geſtorbenen.

1745	1746	1747	1748	1749	1750
962	804	1063	776	—	—
—	—	632	778	884	921
—	—	—	—	—	—
—	811	—	675	548	667
545	435	397	461	450	588
302	386	356	379	426	534
—	—	530	—	—	442
458	475	475	—	—	—
348	383	342	437	508	421
334	430	—	—	—	387
—	463	—	—	—	—
340	—	407	375	—	—
—	—	273	332	—	—
203	393	248	330	314	322
233	325	260	298	—	315

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IV.

Anmerkungen über verſchiedene Theile von Italien, aus dem Engliſchen des Herrn Addiſons überſetzt. Altenburg, bey P. E. Richtern 1752. 27 Bog. in 8v.

Des großen Addiſons Namen ſteht bey allen denen von unſern Landsleuten, die eine, mit der Kenntniß der Alten verbundene Stärke, in den ſchönen Wiſſenſchaften zu ſchätzen wiſſen, in ſo gegründetem Anſehen: daß ein Buch faſt keiner andern Empfehlung nöthig hat, als bloß den Namen dieſes vortrefflichen Schriftſtellers. Die zween andern Vorzüge, welche gegenwärtiges Werk außerdem noch nöthig gehabt hat, um dem Werthe des Originals nichts zu vergeben; nämlich eine zierliche Ueberſetzung, und ein ſauberer Druck, ſind demſelben ebenfalls zu theile geworden: und alſo wird jeder billige deutſche Leſer, ſowohl dem Herrn Ueberſetzer, als dem Verleger, den gehörigen Dank für ihre Bemühung nicht verſagen. Die Gelegenheit zu dieſem Werke, gab eine Reiſe, welche Herr Addiſon in ſeinem 28ten Jahre, durch Frankreich und Italien that *. Sein und aller Muſen großer Freund,

* Wir müßten uns ſehr irren, wenn nicht der erſte Theil ſeiner Reiſe, nämlich die durch Frankreich, in derjenigen Reiſebeſchreibung enthalten wäre, die vor etwa drey Jahren von der Frau Prof. Gottſchedinn in der Neuen Sammlung auserleſener Stücke, unter dem Titel: Kurze

Sprach iſt gar unedel und tölpiſch, iſt aller edlen Sprachen Zier on. Zuletzt klagt er, daß man zu dieſer verderbten zeit ſchwerlich einen finde, der ſich der Poeſios anneme, indem faſt bey allen die Poeſis ſamt ihren Cultoribus veracht, verſpott und verlacht würde.. Davon ſeye aber ſein Patron, Herr D. Reußner, ausgenommen, als welcher noch genugſam Anzeigung gebe, daß er noch ein luſt und liebe zur Poeſie trage. Denn ob er wohl mit vilen hohen und wichtigen Sachen zu thun habe, könne er doch nicht unterlaſſen Emblemata in druck durch ihn zu verfertigen; derowegen ſolle auch diſer ſeines verlaſſenen buches Patron und Beſchirmer ſeyn u. ſ. w.

Ubrigens enthalten wir uns um ſo viel mehr weiter etwas von dieſem Deutſchen Ou dio allhier beyzufügen, je ausführlicher wir davon, obwohl nach einer neuern Auflage, bereits in dem I. Stücke dieſer Beyträge im VI. Artickel p. 118. ſeq. unſere Gedancken eröffnet haben.

Zuletzt merken wir mit Herrn Millern nur noch an, daß vor der im erſten Stücke dieſer Beyträge p. 30. f. erwehnten Auflage, eine andere ebener maſſen zu Frankfurt an. 1609. in 4to zum Vorſchein gekommen, in welcher bereits die Uberſetzung des George Wikrams gebeſſert worden, und die mit der erſtern Blat auf Blat übereinkömmt.

PALLADII
De re ruſtica libri.

S. oben unter COLVMELLA.

PERSII
Satirae Sex.

Von eines Ungenanten noch nicht gedruckten deutſchen

Freund, der Lord-Sommers, munterte ihn dazu auf, und wirkete ihm durch sein Ansehen, von der Krone ein jährlich Gehalt von 300 Pf. Sterl. dazu aus. Aus billiger Dankbegierde widmete also Herr Addison, bey seiner Rückkunft, diesem Lord gegenwärtiges Werk, als ein Zeugniß, wie wohl er die Hoffnung seines Mäcens erfüllet hätte.

So sehr es nun diesem erleuchteten Gönner gefiel, so wenig Eingang konnte es anfangs bey dem Vorurtheile finden. Eine Reisebeschreibung, darinnen man weder die Gebräuche, noch politischen Verfassungen der verschiedenen italienischen Staaten, weder die Charte von den Ländern, noch den Maaßstab von Palästen, noch die gewöhnlichen Kennzeichen fand, wodurch sich dergleichen Bücher von andern unterscheiden, wollte den Leuten nicht in den Kopf. Sie begriffen nicht, daß hier von der Reise eines Dichters die Rede ist, welcher mit den alten Dichtern in der Hand, diejenigen Gegenden beobachtete, in welchen und von welchen sie vormals geschrieben haben. Hier findet man Anmerkungen über manch altes römisches Gedicht, welche auf denen Hügeln und in denen Thälern gesammlet worden, wo jenes zuerst geschrieben ward. Die Tyber und der Po, dienen zur Erklärung derer Verse, die an ihren Ufern aufgesetzet worden, ja

Kurze Beschreibung von Frankreich, eingerücket worden. Die Zeit, da dieselbe geschrieben worden, stimmet vollkommen überein. Nur die satirische Feder, der er sich darinn bedienet, hat gemachet, daß er sich in ernsthaftern Jahren nicht dazu bekennen mögen.

die Alpen und Apenninen werden zu Auslegern derer Schriftsteller, die vor so vielen Jahrhunderten sie zu ihren Gegenständen erwählet hatten. Doch endlich giengen den Engländern die Augen auf: sie erkannten und verehreten den Schatz, welchen sie an diesem Werke besaßen, so hoch; daß, ehe noch die zweyte Auflage fertig werden konnte, die Nachfrage nach den bloßen Abschriften so hitzig war, daß man sie vier bis fünf mal theurer bezahlte, als das Original. Wir haben zu dem guten Geschmacke unserer Landsleute, und zu ihrer Verehrung gegen die Alten, das gegründete Vertrauen: sie werden ihren Beyfall nicht so spät verschieben, daß sie eine anfängliche Vernachläßigung, dadurch gut machen müßten.

Herr Addison reisete den 12ten des Christmonats 1699 von Marseille nach Genua ab, und ward nicht wenig ergetzet, als er in einem kleinen französischen Hafen, Cassis genannt, das ganze Gebirg um die Stadt herum, mit grünen Oelbäumen bedecket fand. Die schönsten Pflanzen wuchsen hier von sich selbst auf unangebautem Boden, und Herr Addison riß auf einem Flecke von ungefähr einer Elle, deren fünf verschiedene heraus, nämlich wilden Timian, Melisse, Lavendel, Roßmarin und Myrthen. Den folgenden Tag kamen sie nach St. Remo im Genuesischen, allwo sie mit Erstaunen, in dieser Jahreszeit, viele Leute erblicketen, die nichts als das Hemd auf dem Leibe hatten, ohne sich über die Kälte zu beschweren. Für arme Leute ist es ein großes Glück, wenn die Landesgegend ihrer

ter Dürftigkeit zu ſtatten kömmt. Allhier giebt es viele Pflanzſchulen von Palmbäumen, die ſonſt in keinem Theile von Italien wachſen. Von hier ſegelten ſie gerade nach Genua, und waren in deſſen ſtürmiſchem Hafen, zween Tage in ſo großer Gefahr; daß ſie ſich glücklich ſchätzen mußten, ſich mit Hülfe eines Seitenwindes, nach Monaco zurück zu arbeiten. Auf dem Vorgebirge dieſer Stadt lag ehedem der Tempel des Monäciſchen Herkules, davon dieſes kleine Fürſtenthum noch itzt den Namen hat. Sie kamen endlich in Genua an, welchen Ort Herr Addiſon, ſowohl wegen ſeiner Lage als Bauart, weitläuftig beſchreibt, auch von der politiſchen Verfaſſung dieſer Republik ſeine Gedanken ertheilet, die einen feinen Staatsmann verrathen. Er findet es unter andern fehlerhaft, daß nicht dieſe Republik, ſo wie ihre Schweſter Venedig, ihrem Adel verbothen, ſich Ländereyen oder Häuſer außer ihrem Gebiethe anzukaufen: denn daher käme es, daß die größten Genueſer zum Theile Unterthanen von der ſpaniſchen Monarchie wären; weil ſie Güter im Neapolitaniſchen beſitzen. Hier werden ſie nun mit ſtarken Auflagen gedrücket, und die Krone verſteht ihren Nutzen ſo gut, daß kein Neapolitaner einem Genueſer ſeine Güter abkaufen darf: ſo, daß dieſer ſeinen Käufer allemal unter ſeinen Landsleuten ſuchen muß. Dieß Capitel iſt ſehr leſens werth.

Von hier kam Hr. Addiſon nach Pavia. Dieß iſt ein elender Ort. Die Mönche des daſigen Auguſtinerkloſters rühmen ſich, den Körper ihres Ordens-

bensstifters entdecket und gefunden zu haben; es hilft sie aber nichts, da man ihn in Rom dafür nicht erkennet. Dieser Ort ist das Ticinum der Alten, von dem vorbeylaufenden Flusse Ticinus so genannt. In Mäyland begab sich Herr Addison gleich nach der so berühmten großen Kirche, die ein ungeheures gothisches Gebäu, von lauter Marmor bis unters Dach ist; er fand aber die Schönheit und Kostbarkeit daran lange so groß nicht, als er geglaubet hatte. Man saget insgemein, es wären 11000 Bildsäulen darinnen: sie rechnen aber dazu jede einzelne Figur in den historischen Stücken. Es giebt deren aber wirklich eine große Zahl in übermenschlicher Größe. Sie sind alle von Marmor, und darunter ist ein Bartholomäus bewundernswerth; der ganz frisch geschunden ist, und dem die Haut noch auf den Achseln hängt. Man hält dieses Stück so viel werth, als es an Golde wiegt. An dem Fußgestelle steht:

Non me Praxiteles, sed Marcus finxit Agrati.

Herr Addison besah allhier die ambrosianische Bibliothek, die nach dem Geschmacke, der in Italien herrschet, mehr Geld auf Bilder, als auf Bücher wendet, deren allenthalben gar wenige zu sehen sind. Zwo Meilen von Mäyland steht ein Gebäu, welches ein Meisterstück in seiner Art geworden wäre, wenn es der Baumeister zu einem künstlichen Echo hätte anlegen wollen. Es läßt einen Pistolenschuß 56mal zurück erschallen. Dieß Gebäu sind zwo parallel stehende Mauren, deren jede den Schall an

die

die andere zurück wirft; bis diese wirbelnde Bewegung gänzlich geendiget ist.

Von Mayland reisete er nach Brescia, und von da nach Verona, allwo er das berühmte Amphitheater sah, an welchem, vermittelst einiger Ausbesserungen, noch alle Sitze vorhanden sind. Es hat etwas sehr prächtiges an sich, obgleich die hohen Mauren und die verdeckten Umgänge eingefallen sind. Es giebt noch sonst verschiedene alte Ueberbleibsel allhier, darunter ein Triumphbogen, der dem Flaminius erbauet worden, das merkwürdigste ist. Es sind dorische Pfeiler, ohne Fußgestell daran, wie sie Vitruv beschreibt. Von Gärten ist dem Herrn Addison bis hieher noch nichts merkwürdiges vorgekommen: und die Italiener müssen in diesem Stücke den Franzosen, so sehr weichen, als sie dieselben in Palästen übertreffen. Er kam ferner nach Padua, welche Stadt den Antonius zum Schutzheiligen hat, und dessen bekannte Predigt an die Fische hier nach der Länge zu lesen ist. Die Akademie zu Padua ist, wie der Herr Vers. versichert, zu seiner Zeit regelmäßiger gewesen, als sonst: wiewohl man dennoch nach Sonnenuntergange, nicht sicher auf der Straße gehen können. Schöne Regelmäßigkeit!

Von hier kömmt er nach Venedig, aus welchem Capitel wir nur dasjenige nehmen wollen, was Herr Addison von dasiger Schaubühne saget. Die Opern, heißt es, sind ein herrschender Zeitvertreib bey dem Carneval zu Venedig. Der Inhalt derselben wird gemeiniglich aus einer berühmten griechischen

chischen oder römischen Geschichte genommen, welches zuweilen lächerlich genug ist. Denn wer kann es ausstehen, wenn man einen alten wilden Römer durch den Mund eines Castraten etwas herquacken höret; da sich ja leicht eine Materie von solchen Orten erwählen ließe, wo dergleichen Personen (Verschnittene) vorkommen. Die Oper, fahrt Herr Addison fort, welche bey meinem Aufenthalte zu Venedig den meisten Beyfall fand, gründete sich auf folgende Materie. Cäsar und Scipio bewerben sich zu gleicher Zeit um Catons Tochter. Cäsar befiehlt bey dem ersten Auftritte, seinen Soldaten, zu fliehen: denn NB. die Feinde, d. i. des Cato Tochter, wären in der Nähe. Die Tochter giebt Cäsarn den Vorzug, und dieß veranlasset Catons Tod. Ehe er sich aber umbringt, setzet er sich allein in seine Bibliothek: allwo ich unter seinen Büchern den Plutarch und den Tasso bemerkete. Nach einer kurzen Unterredung mit sich selbst sticht er sich mit dem Dolche: da er aber von einem guten Freunde gestöret wird, stößt er ihn übern Haufen, und zerbricht in dem heftigen Stoße, den Dolch an dessen Ribben; so, daß er seine ersten Wunden weiter aufreißen, und sich vollends hinbringen muß.

Wir merken hier im Vorbeygehen nur an, daß vermuthlich diese Oper dem Herrn Addison die erste Veranlassung zu seinem Cato gegeben hat. Nach einigen Betrachtungen, die derselbe über die, den italienischen Dichtern ganz eigene Sprache anstellet, welche sie vor allen andern Nationen zum Voraus ha-

haben, kömmt er auf die Komödien, welche hier weit schmutziger sind, als in andern Ländern. Ihre Poeten haben gar keinen Begriff von artigen Einfällen, und verfallen auf die häßlichsten Zweydeutigkeiten. Vier beständige Charaktere kommen in allen Lustspielen vor, und diese sind der Doctor, der Harlequin, Pantalon und Coviello. Der Doctor ist allemal ein Pedant im weitläuftigsten Verstande. Der Harlequin muß alles über quer verstehen und thun. Pantalon ist ein alter einfältiger Kerl, den man zum Besten hat, und Coviello ein abgefeimter Betrüger. Noch eine besondere Gewohnheit dieses Landes führet Herr Addison an, nämlich daß die Leute daselbst Gesänge aus dem Tasso singen. Diese sind auf gewisse feyerliche Melodien gesetzet, und wenn jemand an irgend einem Orte des Dichters anfängt, so müßte es sonderlich kommen, daß ihm nicht jemand, der es höret, antworten sollte: so, daß vielmals 10 bis 12 Personen in der Nachbarschaft ganze Bücher hinaussingen. Unter den verschiedenen Schauspielen ist hier noch ein sonderbares. Eine Bande von Künstlern errichtet, vermittelst verschiedener Stangen, die sie einander kreuzweise über die Schultern legen, eine Art von Spitzsäule aus sich selbst: so, daß man in der Luft ein Gebäu, aus Menschen bestehend, von 4 bis 5 Stockwerken erblicket. Ein kleiner Knabe stellet die Spitze davon vor, der sich nach einem kurzen Verzuge, jemanden, der ihn unten auffängt, in die Arme wirft: und so löset sich nach und nach das ganze Gebäu wieder auf.

Wir übergehen einige Oerter und begleiten den Verfasser bis nach Loretto: von welcher Schatzkammer unsäglicher Reichthümer irgend ein großer Fürst gar leicht Herr werden könnte, dessen Schiffe ohne solche Schwierigkeit, als die türkischen, eingelassen würden; zumal, wenn er eine in Pilgrimskleidern versteckte Partey in der Stadt hätte; die ihm ein Thor frey machete: welches leicht angienge, da an manchen Tagen allhier 100000 Pilgrimme gezählet werden: allein die Andacht der katholischen Regenten ist diesem Orte unfehlbar die sicherste Vormauer. Es ist erstaunlich zu sehen, wie allhier, mitten unter so viel Armuth und Elend, eine so unermeßliche Menge von Reichthümern fruchtlos begraben liegt, und die Mutter des Herrn Christi allhier unter solchen Schätzen sitzet; indessen, daß seine dürftigen Glieder vor Hunger und Blöße verderben. Sollten alle diese Reichthümer in gangbares Geld verwandelt werden, so würden sie Italien zu einem der glückseligsten Länder machen: da es jetzt, wegen der äußersten Armuth des Volkes, eines der jämmerlichsten ist, die man nur sehen kann.

Zu Neapolis, wohin sich Herr Addison von hier begab, findet man nicht so viel Gemälde, Statuen und Antiquitäten, als anderwärts in Italien; denn die Vicekönige schickten alle dergleichen Stücke nach Spanien. Die besten Stücke, so sie in dieser Art hatten, waren zwo Statuen, eine vom Apollo, die andere von der Minerva, die neben Sannazars Grabe stunden. Dieß Grabmal ist ganz von Marmor und sehr sauber gearbeitet. An dem obern

Theile

Theile deſſelben iſt Neptun unter den Satiren in halb erhabner Arbeit vorgeſtellet, anzudeuten, daß dieſer Dichter der Erfinder der Fiſchereklogen geweſen.

Man ſollte ſich wundern, wie die Spanier, die nur wenig Mannſchaft in dem Königreiche haben, dennoch ein Volk im Gehorſam erhalten können, welches zur Empörung ſo ſehr geneigt iſt. Allein ſie haben die Sache ſo eingerichtet, daß die Unterthanen mehrentheils von Leuten aus ihrem eigenen Mittel geplaget werden. Denn, der Geiſtlichkeit nicht zu gedenken, welcher man in den mehreſten Schriftſtellern die äußerſte Armuth dieſes ſo fruchtbaren Landes beymißt: ſo iſt ein großer Theil der Unterthanen, der Lehnspflicht der Barons unterworfen, die ärger als Tyrannen mit ihnen umgehen. Nachmals ſind verſchiedene Hofgerichte verordnet, und den Beyſitzern derſelben ganz geringe Beſoldungen ausgeſetzet, welches ſie denn veranlaſſet, Geſchenke zu nehmen, die Sachen unentſchieden liegen zu laſſen, die Proceſſe, und mit ihnen die Landplage der Advocaten zu vervielfältigen, und das arme Volk auf alle mögliche Weiſe zu rupfen. Pabſt Innocenz der XI. erſuchete einsmals den Marquis von Carpio, er möchte ihm doch 30000 Schweine überlaſſen; der Marquis aber antwortete Sr. Heiligkeit: was ſeine Schweine anbelangete, deren hätte er ſelbſt nicht überley; wenn er aber dem heiligen Vater mit 30000 Rechtsgelehrten dienen könnte, ſo wollte er ihm mit Freuden damit aufwarten. Es giebt wenig an-

gesehene Personen, die nicht einige anhängige Rechtshändel hätten: und wenn ein Neapolitaner sonst nichts zu thun hat, so schließt er sich ernsthaft in sein Cabinet, durchsuchet seine Papiere, und forschet: ob er nicht irgend einen Proceß anfangen, oder einen seiner Nachbarn anpacken könne?

In Rom nahm Herr Addison sogleich die Peterskirche in Augenschein, und nachmals die Rotunda, welche dieser zum Muster gedienet haben soll. Beyde sind Meisterstücke der Baukunst. In Rom giebt es zweyerley Arten von Heiligthümern, christliche und heidnische. Die erstern sind zwar von neuern Zeiten: aber dermaßen in Fabeln und Legenden eingehüllet, daß man aus ihrer Untersuchung sehr schlechtes Vergnügen schöpfen würde. Die andern gereichen denen, die sie bereits aus den alten Schriftstellern kennen, zu ungemeiner Lust. Denn man kann kaum einen Gegenstand ansehen, der einen nicht irgend einer Stelle aus den Alten erinnern sollte. Allhier fand nun Herr Addison ein weites Feld von seiner großen Kenntniß, die er in den alten Münzen und Bildsäulen besaß, Nutzen zu ziehen: denn die einen müssen die andern erklären. Er redet so davon: „Es ist was erstaunli„ches, daß man unter den großen Werken der Bau„kunst, die man auf den alten Münzen vorgestellet „sieht, niemals das Pantheon, Augusts Mauso„läum, Nerons goldnes Haus, Hadrians steinerne „Dämme, oder Diocletians Bäder antrifft. Da „es aber die Gewohnheit der römischen Kaiser war, „daß sie ihre merkwürdigsten Gebäude sowohl, als ihre

„be-

deutſchen Uberſetzung des Perſius, ſ. die Leipziger N. Zeit. von gel. Sachen 1732. n. LXXXI. pag. 720.

PHAEDRI
Fabularum libri.

Phaedri des Kayſers Auguſti freygelaſſenen V. Bücher Eſopiſcher Fabeln. In die reine deutſche Sprache überſetzet, ꝛc. Nebſt einer Vorrede von dem Leben und Schriften Phaedri. Halle 1719. 12.

PLINII
Hiſtor. Nat. libri XXXVII.

Caius Plinius Secundus, von Natur, Art und Eigenſchafft der Creaturen oder Geſchöpffen Gottes ꝛc. aus dem Latein verteutſcht durch M. Johann Heyden. Frankf. 1565. fol.

Dieſe Uberſetzung wird angeführt in dem oben gedachten Catalogo *Willeriano*, Tom. II. p. 280. S.

SALLVSTII
de bello Catilinario et Iugurthino.

Eine deutſche Uberſetzung Salluſtii, welche Dietrich von Pleningen verfertiget, und die zu Landshut anno 1515. in fol. gedruckt iſt, ſtehet im *Catal. Bibl. Uffenbach.* Tom. II. Append. II. p. 100. S.

Eine andere deutſche Uberſetzung eines Ungenanten, gedruckt zu Straßburg 1535. fol. nebſt dem vermeintlichen Werke *Cornelii Nepotis* de viris illuſtribus, haben wir ſchon oben unter CORNELIVS Nepos erwehnet.

SENECAE
Opera.

Die ganze Aufſchrift der allererſten Auflage der deutſchen Uberſetzung des Seneca von Michaelen

„berühmteſten Thaten, auf ſolche Art aufzeichnen
„ließen, und es gleichwohl von beyden verſchiedene
„giebt, die man auf keinen Medaillen findet, ob ſie
„gleich ſonderbarer ſind, als diejenigen, die man
„darauf antrifft: ſo halte ich dafür, daß man un-
„ſere Sammlungen von alten Medaillen mit gutem
„Grunde für ſehr mangelhaft anſehen kann, und
„gewiß glauben: daß diejenigen, die man bereits ge-
„funden, mit denen, die noch nicht entdecket worden,
„in keine Vergleichung zu ſetzen ſind. Wer die al-
„ten Statuen betrachtet, und ſolche mit den Me-
„daillen vergleicht, der empfindet ein weit größeres
„Vergnügen, als wenn er von den letztern nicht
„wenigſtens eine kleine Kenntniß hat. Denn dieſe
„beyden Wiſſenſchaften dienen einander zur Erklä-
„rung, und wie es in der Geſchichte und in den Alter-
„thümern viel beſondere Umſtände giebt, welche ein
„großes Licht von den alten Münzen bekommen: alſo
„würde es unmöglich ſeyn, die verſchiedenen Geſichter
„der Statuen, die man zu Rom ſieht, zu errathen,
„wenn man nicht einen ſo allgemeinen Schlüſſel
„dazu hätte. Dieſes lehret uns die Könige und
„die Conſuls, die Kaiſer und Kaiſerinnen, die Gott-
„heiten und Tugenden von einander unterſcheiden,
„und manche beſondere Umſtände einſehen, die ſich
„auf die Bildhauerarbeit beziehen, und ſonſt auf
„keine andere Art zu verſtehen ſind. In der Villa
„Pamphilia ſteht die Statue einer Mannsperſon
„in Frauenzimmerkleidern, aus welcher die Kenner
„der Alterthümer nichts zu machen wiſſen: und da-
„her halten ſie ſolche für die Abbildung eines Her-

„maphroditen. Aber ein gelehrter Münzverstän-„diger zu Rom hat nur vor kurzem dargethan, daß „es Clodius sey: welcher daher berühmt ist, daß „er sich bey dem Feste der bonæ Deæ, in Frauen-„zimmerkleidern eingeschlichen hat. Denn man „sieht dieselbe Bildung und Gesichtszüge auf einer „Münze aus der Clodianischen Familie.„

Dieses mag zur Probe des Werkes und zugleich der Uebersetzung genug seyn. Das übrige werden unsere Leser mit Vergnügen in dem Buche selbst nachholen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Drydens Gedanken von der englischen und französischen Schaubühne, aus einer Vorrede.

Hätte man den Ausspruch thun wollen, wer vor dreyßig Jahren besser geschrieben hätte: wir Engländer, oder die Franzosen? und hätte man mich darum befraget; so hätte ich gewiß unsrer Nation den Preis gegeben. Allein seit dem sind wir solche schlechte Engländer gewesen, daß wir nicht Zeit gehabt haben, gute Poeten zu seyn. In dieser Zeit haben wir auch den Beaumont, Fletscher und Johnson verloren; die uns nicht weiter führen konnten, als bis zum Grade der Vollkommenheit, den sie erreichet haben. Ist es wohl zu verwundern, daß in einem mit solchen Grausamkeiten erfülleten Jahrhunderte, der Witz und die schönen Künste in England nicht weiter gekommen?

Die

Die Musen, die allemal den Frieden lieben, verpflanzten sich in ein andres Land. Der Cardinal Richelieu fing schon an, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Corneille und einige andre, die dieser große Minister aufmunterte, schmolzen die französische Bühne um, die damals so viel schlechter war, als die unsrige, als sie dieselbe und alle europäische Bühnen itzund übertrifft. . . Allein, weil ich, da ich von den Alten handelte, diejenigen Regeln schon beygebracht, die wir von ihnen zur Schaubühne angenommen haben: so will ich hier nichts mehr davon sagen: wir wollen nur sehen, ob nicht unter allen Völkern die Franzosen sie am besten beobachten? Sie sind so gewissenhaft über die Einheit der Zeit, daß ihre meisten Schriftsteller noch ungewiß sind: ob Aristoteles nicht vielmehr von einem zwölfstündigen, als von einem vier und zwanzigstündigen Tage habe reden wollen; und ob nicht folglich alle Stücke in diese kurze Zeit eingeschlossen werden müssen? Wenigstens kann ich versichern, daß ich unter allen, die seit zwanzig Jahren geschrieben worden, keine einzige gefunden, die nur dreyßig Stunden dauren sollte. Eben so genau beobachten sie die Einheit des Ortes. Viele ihrer Kunstrichter bestimmen ihn auf denselben Platz, wo das Stück anhebt; und kein einziger giebt ihm mehr Ausdehnung, als die Stadt, wo die Handlung vorgehen soll. Die Einheit der Handlung ist noch viel merkwürdiger. Sie überladen sie nicht mit Nebenverwirrungen, wie die Engländer thun; deren Tragicomödien oft viel Auftritte haben, die zum Haupt-

werke gar nicht gehören. Daher kömmt es, daß wir in diesen Stücken, wie in schlechten Zeugen, verschiedene Gewebe sehen. Diese verschiedenen Handlungen, oder vielmehr diese in einander gestopften Stücke werden nur desto schwerer zu verstehen. Denn wenn man auf die eine Begebenheit hitzig zu werden, und daran Theil zu nehmen anfängt: so wird man durch eine andre unterbrochen, und davon abgelenket: und so nimmt man sich keiner von beyden recht an.

Daher kömmt es nun, daß die eine Hälfte unsrer Schauspieler die andre nicht kennet. Sie beobachten wechselsweise ihre Züge, wie die Feldherren der Kriegsheere; und werden erst im letzten Auftritte des fünften Aufzuges mit einander bekannt, wenn sie im Begriffe stehen, die Bühne zu verlassen.

Keine andre Nation hat etwas so abgeschmacktes, als die englische Tragicomödie ist. Dieses Schauspiel ist ganz unsre eigne Erfindung *: und man darf es nur sehen, um sich davon zu überzeugen. Hier ist etwas lustiges, da etwas trauriges; dort kömmt ein heftiger Zorn, der auf einen Zweykampf hinausläuft; so daß wir innerhalb zwo oder drittehalb Stunden alles zu sehen bekommen, was im Tollhause vorgeht. Die Franzosen suchen ihre Schauspiele eben so wohl abzuwechseln, als wir: aber

* Fürs erste hat schon Plautus seinen Amphitruo so genennet. Fürs andre haben wir in Deutschland schon von mehr als 200 Jahren dergleichen Stücke gedruckt gehabt. Die Ausländer urtheilen mehrentheils zu hitzig, ehe sie ihre Nachbarn kennen gelernet.

aber sie thun es nicht so ungeschickt, und unzereimt, als wir. Unsre Dichter zeigen uns das Hauptstück und das Possenspiel zugleich: und unser Schauplatz behält noch allemal etwas von dem alten Geschmacke an Kampfspielen und Klopffechtern:

Atque ursum & pugiles media inter carmina poscunt.
Und wollen Bär und Kampf im halben Schauspiel sehen.

Der Zweck der Trauerspiele oder ernsthaften Stücke ist, wie Aristoteles saget; die Bewunderung, oder das Mitleiden zu erwecken. Ist nun die Freude und das Mitleiden nicht ganz widerwärtiger Natur? und ist es nicht klar, daß ein Dichter das eine ganz zernichten muß, sobald er das andre untermenget? Er muß also das einzige Augenmerk, die einzige Hauptabsicht des Trauerspiels fahren lassen, um etwas einzumischen, was gleichsam mit Gewalt hinein gezwungen werden muß, und nicht damit zusammen hänget. Wäre es nicht thöricht, wenn ein Arzt zugleich eine stopfende, und zugleich eine abführende Arzney geben wollte?

Wir wollen unsre Stücke fahren lassen, und wieder auf die französischen kommen. Ich habe bemerket, daß sie einen großen Vorzug vor uns, in der Wahl des Inhaltes ihrer Trauerspiele haben; und daß selbiger aus einer sehr bekannten historischen Begebenheit genommen ist, wie Horaz will:

Ex noto fictum carmen sequar — —

Darinnen haben sie mehr gethan, als die Alten bloß nachgeahmet; denn ich glaube, daß sie selbige übertroffen haben. Die Alten ziehen oft ihre Stücke

aus einer bloßen poetiſchen Erdichtung und wie man den Ausgang der Sachen allezeit vorher weis: ſo nehmen ſichs die Zuhörer nicht ſehr an. Der Franzos aber:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Und miſcht er Fabeln ein
Die er erſonnen hat, ſo wird in allen Stücken
Der Anfang ſich genau zu ſeinem Ende ſchicken.

Er untermiſchet die Wahrheit mit wahrſcheinlichen Erdichtungen, und betrüget oft dadurch auf eine angenehme Weiſe. Er verbeſſert die Ungerechtigkeit des Schickſals, und weichet von der genauen Beobachtung der Wahrheit ab, um eine unglückliche Tugend zu belohnen. Oft ſchweigt die Geſchichte von dem Ausgange einer Sache; ſo daß der Dichter nach einem unſtreitigen Rechte der Dichtkunſt, diejenige Meynung erwählen kann, die ſeiner Abſicht am gemäßeſten iſt*.

Shakeſpears hiſtoriſche Stücke ſind nichts, als Jahrbücher unſrer Könige, Geſchichte von dreyßig oder vierzig Jahren in eine Vorſtellung zwoer oder dreyer Stunden gebracht: und dieß heißt nicht die Natur ſchildern, das heißt ſie geizig verkleinern, oder in Miniatur malen; ſo daß man ſie mit einem Fern-

* Dryden lobet hier die Franzoſen über einer Sache, darinn ſie die alten griechiſchen Dichter längſt zu Vorgängern gehabt: und die Ariſtoteles in Regeln gebracht hat. Aber ſind denn auch die Neuern dabey geblieben? Aus welchen Geſchichten ſind Zaire, Alzire und Amalia genommen? Und wo ſteht Mahomets I. Schandthat, die ihm in ſeiner Tragödie angedichtet worden?

Fernglase sehen muß, welches sie nicht nur kleiner machet, sondern sie auch nicht vollkommen darstellet. Weit gefehlt auch, daß dieses ein Stück angenehm machete, so wird es dadurch eine Sammlung von lächerlichem Zeuge.

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Ich glaub es nimmermehr, was du mir so willst zeigen.

Des Menschen Verstand suchet die Wahrheit, oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit: und nach dem griechischen Dichter muß ein Gedicht ἐτύμοισιν ὁμοῖα enthalten, wenn es ja nicht ἔτυμα enthält.

Etwas anders, worinn der Franzos vom Spanier und von uns unterschieden ist, das ist dieses, daß er sich nicht mit gar zu vielen Verwirrungen überladet. Er stellet von einer Begebenheit nur das vor, was zu Erfüllung der Bühne, nöthig ist, eine Handlung zureichend und vollständig zu begreifen. Wir aber, die wir mehr unternehmen, vervielfältigen nur die Begebenheiten; und wie sie einander nicht hervorgebracht haben, und nur ohne Verbindung erfolgen: so machen sie in einem Stücke ganz verschiedene Handlungen aus, und zertheilen gar eine einzige in viele.

Diese Einheit der Handlung, welche die Franzosen von der Mühe sie zusammen zu reimen, befreyet, giebt ihnen auch mehr Freyheit von Seiten der Poesie. Sie haben Zeit, sich bey Dingen, die es verdienen, länger aufzuhalten; und die Sitten besser zu schildern, ohne sich genöthiget zu sehen, von einer Sache schnell zur andern zu gehen; wie

man in denen Stücken sieht, die man letzthin, unter dem Namen spanischer Verwirrungen, auf unsre Bühne gebracht hat. Ich kenne nur ein einziges Trauerspiel bey uns, dessen Handlung einfach wäre, wie die französischen. Das ist Rollo, oder vielmehr unter dem Namen des Rollo, die Geschichte des Bassianus und Geta am Hofe Herods. Der Knoten darinn ist weder verwirret, noch vielfach: er ist zureichend den Verstand des Zuschauers zu beschäfftigen, ohne ihn zu belästigen. Außerdem sehen sie, daß er auf die Geschichte gegründet ist; außer, daß er sich nicht auf 24 Stunden bringen läßt, und ein Mischmasch von Possen in sich hält, welches sich zu der übrigen Würde des Stückes gar nicht schicket. In diesen letzten Fehler sind alle unsre Dichter übermäßig verfallen. Ben-Johnson selbst ist in seinem Sejan und Catilina davon nicht frey. Dieses Mengsel des Komischen und Tragischen ist ein Mischmasch, der sich nirgends hinschicket. Er ist in der Natur nirgends anzutreffen, und kömmt mir eben so lächerlich vor, als die Geschichte Davids, mit Goliaths Lustbarkeiten untermenget. Der Auftritt der Livia mit dem Arzte im Sejan ist nur eine witzige Verspottung der gekünstelten Schönheit des Frauenzimmers. Im Catilina sind das Weiberparlament, ihre kleine Zänkereyen, und kurz, alles was zwischen dem Curio und Fulvien vorgeht, zwar unvergleichliche Auftritte in ihrer Art, die sich aber zum übrigen nicht schicken.

Ich komme wieder zu den französischen Dichtern; die wie ich gesaget, sich nicht mit gar zu vie-

len

len Verwirrungen überladen. Ein witziger Landsmann hat es ihnen als einen Fehler vorgerücket. Sie befleißigen sich, saget er, nur einen einzigen Schauspieler in ihren Stücken merkwürdig zu machen. Bey dem bleiben sie kleben, wie er in verschiedene Umstände geräth: indessen daß die andern Personen nur da zu seyn scheinen, um jenen zu heben. Will er dadurch sagen: daß in einem Stücke eine vornehmere Person vorkömmt, als alle übrigen, und daß selbige vorzüglich einnehmend ist: so muß sein Tadel auch auf die Alten fallen; und was von seiner Absicht noch mehr entfernt ist, auf unsre besten Dichter. Denn gemeiniglich brauchen sie eine vornehmere Person, als die andern, und auf welche das Hauptwerk des Stückes ankömmt. Wir sehen ja auch, daß es in allen täglichen Vorfällen wirklich so ist. So gleich auch in einer Aristokratie alles ist, so ist doch die Wage niemals so gerecht, daß nicht einer den übrigen überlegen ist: es sey nun entweder seiner Gaben, oder des Vermögens, oder irgend einer großen That wegen; in deren Ansehung ihm fast alles durch die Hände geht.

Hat er uns aber wollen zu verstehen geben, daß, wenn man sich dergestalt an einen Charakter hält, die andern vernachläßiget werden, und nicht einen gleichen Antheil an dem Rührenden des Stückes bekommen: so bitte ich ihn, mir nur ein einzigs Stück vom Corneille zu nennen; wo nicht jede Person, wie alle Bedienten eines Hauses, ihr Amt hätte; und nicht nöthig wäre, die Auswickelung des Knotens zu bewerkstelligen, oder nur selbige wenigstens verständlich zu machen.

Es

Es ist wahr, daß die Alten zuweilen protatische Personen haben, deren sie sich bedienen, Erzählungen zu thun, oder anzuhören. Die Franzosen vermeiden diesen Uebelstand gemeiniglich. Ihre Erzählungen werden nur von, oder gegen Leute gemachet, die gewissermaßen in die Sache verwickelt sind. Und weil ich eben auf die Erzählungen gekommen bin, so kann ich die Gelegenheit nicht vorbeylassen, zum Vortheile der Franzosen hinzuzusetzen; daß sie selbige oft viel klüglicher und geschicklicher anbringen, als wir. Nicht, als wenn ich die Erzählungen überhaupt billigte. Einige gehen, so zu reden, vor dem Stücke her, und erklären uns dessen Einrichtung. Es ist ein Fehler, wenn man solche Materien zur Schaubühne wählet, die einen nöthigen, seine Zuflucht dazu zu nehmen. Man höret sie selten zu, und oft fällt ein Stück deswegen in Verachtung. Läßt der Zuschauer es so hingehen, ohne sehr darauf acht zu geben: so kann er sich gar in den Knoten nicht finden: und es ist etwas unvernünftiges, daß man, um das Gegenwärtige zu verstehen, alles erforschen muß, was vielleicht vor zehn oder zwanzig Jahren vorher gegangen.

Es giebt noch eine Art der Erzählungen, die nur dienen, das zu erklären, was in währendem Spiele, gleichsam hinter den Scenen vorgegangen. Oft kommen sie sehr zu Passe, und thun eine gute Wirkung. Vermittelst dieser Erzählungen vermeiden die Franzosen den Tumult, dem wir in England unterworfen sind; wenn wir Zweykämpfe, Schlachten, und andre solche Vorstellungen auf den Bühnen

len Herren, davon wir im erſten Verſuch *) zwey andere angemerket, iſt folgende:

Sittliche Zuchtbücher des hochberümpten Philoſophi und Lerers Lucii Annei Senece. In welchen leer und underweiſung funden wird, wie ſich ein Menſch der tugent gemäß halten ſoll in allem, ſo ihm von Gott (es ſey in zeitlichen gut, in glück oder unglück) zu ſtadt, damit der tugent nichts, das mit derſelben nit ewig und beſtändig iſt fürgeſetzt werd. Durch Michael Herr, der freyen künſt und arzney Liebhaber, neulich verteutſcht. Straßb. M. D. XXXVI. in fol.

Die Zuſchrifft iſt von dem Uberſetzer an König Ferdinandum geſtellet. In derſelben meldet er unter andern, daß er hin und wieder einige Stellen, ja gar einige gantze Epiſteln weggelaſſen, wenn ſie nemlich nichts moraliſches in ſich gefaſſet. Nach derſelben ſtehet eine Nachricht von Senecae Leben und Tod. Die Schriften ſo allhier überſetzt anzutreffen, bemerket der Uberſetzer folgender geſtalt:

Von den wolthaten, wie dieſelben zu thun und empfahen ſeyen. vii. Bücher.
Von anrichtung des Lebens, zu ſeinem junger Lucilio Bald eim Land-Pfleger Sicilie. xii. Bücher.
Von der fürſichtigkeyt Gottes. i. Büch.
Von der Armůt. i. Büch.
Von beſſerung der täglichen Zufell. i. Büch.
Vom Zorn, zum Novato. iii. Bücher.

Von

*) S. das I. Stück dieſer Beytrage p. 38.

nen leiden: die daher den Kampfſpielen gleichen, wo man um Preiſe ficht. Was iſt aber lächerlicher, als ein Kriegsheer mit einem Trummelſchläger, dem fünf Mann folgen, vorzuſtellen; die der Held des Widerparts vor ſich herjaget? oder einen Zweykampf zu ſehen, wo der eine, durch zwey oder drey Stöße eines Rappiers ermordet wird, deſſen Spitze, wie wir alle wiſſen, ſo rund iſt, daß man in keiner Stunde damit jemanden entleiben würde?

Ich habe ſchon beobachtet, daß der Zuſchauer ſich in allen unſern Trauerſpielen des Lachens nicht enthalten kann, wenn der Schauſpieler dem Tode nahe iſt. Das iſt insgemein der luſtigſte Theil des Stückes. Alle Leidenſchaften können natürlich auf der Bühne vorgeſtellet werden, wenn der Schauſpieler zu einer wohlgeſetzten Rolle eine gehörige Stimme und natürliche Stellungen brauchet, die nichts gezwungenes an ſich haben. Allein es giebt viele Handlungen, die niemals genau nachgeahmet werden können. Dahin gehört das Sterben: und nur ein römiſcher Klopffechter konnte dieſes recht vorſtellen; nicht, weil er es nachahmete, ſondern in der That ſtarb. Daher iſt es viel beſſer, ſolche Dinge gar nicht vor die Augen zu ſtellen.

Die Worte eines guten Dichters, der die Natur genau ſchildert, werden mehr Eindruck bey uns machen, und uns beſſer überreden, als alles, was ein Schauſpieler thun kann, der vor unſern Augen zu ſterben ſcheint: ſo wie ein Poet in der Beſchreibung eines ſchönen Gartens oder einer anmuthigen Wieſe, unſre Einbildungskraft mehr beluſtigen wird, als der Anblick

blick selbst. Sehen wir den Tod vorgestellet; so sind wir überzeuget, daß solches nur eine Erdichtung und Verstellung ist. Allein wenn wirs erzählen hören: so werden unsre Augen, die am schwersten zu betrügen sind, hintergangen, und wir überlassen uns gern der List des Dichters, wenn sie nur nicht gar zu grob ist. Wer sich einbildet, diese Erzählungen könnten keine gute Wirkung thun, der irret: weil er diese mit der Erzählung desjenigen vermischet, was vor dem Stücke hergegangen. Diese letztern geschehen, wenn der Zuschauer so zu reden noch ganz kalt ist: aber zu jenem ist er schon durch den Antheil vorbereitet, den er an der Sache nimmt. Was die Weltweisen von der Bewegung sagen, daß nämlich, wenn sie einmal angefangen, von sich selbst fortfahren, und ohne Aufhören in alle Ewigkeit fortdauren wird; das findet sich auch hier wahr. Wenn die Seele einmal für die Gemüthsart, oder das Glück einer Person eingenommen ist; so behält sie natürlicher Weise diese Zuneigung: und wenn sie gleich nicht auf der Bühne steht, so ist man doch eben so begierig zu wissen, wie es ihr geht; als Neuigkeiten von einer entfernten Gebietherinn zu erfahren. Vieleicht wird man einwenden: wenn ein Theil des Stückes erzählet werden kann: so könnte man es auch ganz und gar erzählen. Die Antwort ist leicht: gewisse Theile sind leichter vorzustellen, andre aber schicken sich besser erzählet zu werden. Corneille saget ganz recht: der Dichter sey nicht verbunden, alle besondre Handlungen vorzustellen, die zur Haupthandlung führen. Man müsse

müſſe aber nur diejenigen zeigen, welche die beſte Wirkung thun können; es ſey nun durch die Pracht des Anblickes, oder durch die Stärke der Leidenſchaften, die ſie erregen; oder endlich durch irgend eine beſondre Anmuth, ſo ſie haben: von allen übrigen dürfe der Zuſchauer nur durch eine Erzählung unterrichtet werden.

Wir glauben unbillig, daß die Franzoſen den größten Theil der Handlung von ihrer Bühne verbannen. Jedes Hinderniß, das ſich der Hauptſache in den Weg leget, jeder neue Zufall machet bey ihnen einen Theil der Handlung ſelbſt, ja einen der rührendſten aus: wir wollten denn zur Handlung nur die Stöße ſelbſt rechnen, die ſich die Komödianten geben; als wenn die Gemüthsart der Helden dem Poeten nicht mehr angienge, als die Leibesſtärke. Dieſe Gewohnheit iſt dem nicht zuwider, was Horaz ſaget:

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus.

Doch, was das Ohr nur hört, ſo kräftig es geſchienen,
Dringt lange nicht ſo tief in die Gemüther ein,
Als was man ſelber ſieht.

Denn er ſaget gleich darauf:

Non tamen intus
Digna geri promes in ſcenam; multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.

— — — — Doch ſolltens Dinge ſeyn,
Die man nicht zeigen mag, die darf das Volk nicht ſehen;
Man trägt ſie mündlich vor, als wären ſie geſchehen.

Und

Und hier ſind die Beyſpiele, die er giebt:

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Medea darf den Mord an ihrer Leibesfrucht
Nicht öffentlich begehn; des Atreus Eiferſucht
Giebt dem Thyeſtes zwar das Fleiſch gekochter Knaben,
Doch darf man Topf und Heerd nicht ſelbſt geſehen haben,
Wo ſie geſotten ſind. Verwandelt Progne ſich,
Wird Kadmus eine Schlang': alsdenn bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen ſehn zu laſſen.
Ich glaub es wahrlich nicht, und werd es ewig haſſen.
Gottſched.

Wir können noch hinzu ſetzen, daß, wenn ſie Lärmen machen, oder die Vorſtellung außer der gewöhnlichen Zeit verlängern, oder endlich einen Mangel an Schönheit haben, ſo thut man beſſer, wenn man ſie nur erzählet, und nicht vorſtellet. Man findet viel Beyſpiele, dieſen Gebrauch zu rechtfertigen, nicht nur bey allen Alten, ſondern ſelbſt bey unſern beſten engländiſchen Dichtern. Ben Johnſon in ſeiner magnetiſchen Dame, läßt nur durch jemanden, der von Tiſche kömmt, die Händel und Unordnungen erzählen, die daſelbſt vorgehen; um das Unanſtändige zu vermeiden *, was in der

* Eben ſo hats Destouches im poetiſchen Dorfjunker gemacht, wo das kleine Fräulein dem ältern erzählet, was bey Tiſche vorgegangen. Ganz anders geht es im engliſchen

der Vorstellung selbst unvermeidlich gewesen wäre; um das Stück zu verkürzen. Die Erzählungen vom Tode Sejans, und die vorhergegangenen Wunder sind auch zu bemerken. Er hat das eine den Augen entzogen, um das Lärmen und den Gräuel der Vorstellung zu vermeiden; das andre aber, um zu zeigen, wie man unmögliche Dinge auf die Bühne bringen könne. In dem vortrefflichen Stücke Fletschers, der König kein König, geht der Verfasser noch weiter. Die ganze Auflösung des Knotens geschieht durch eine Erzählung im Vten Aufzuge, nach Art der Alten **; und es thut eine gute Wirkung, ob es gleich nur eine Erzählung dessen ist, was viele Jahre vorher vorgegangen ist. Ich könnte noch viele andre Beyspiele anführen, aber diese reichen schon zu, um zu zeigen: Es sey kein Fehler, wenn man solche Stücke wählet, wobey dergleichen Erzählungen nicht nöthig sind; und der ganze Uebelstand würde seyn, wenn man sie nicht recht zu machen wüßte.

Ich glaube mich gar zu lange dabey aufgehalten zu haben. Der Franzos hat noch viel andre Vorzüge vor uns, die seiner Stücke Werth ausmachen. Man sieht bey ihm kein Stück mit einer Bekehrung,

schen Stücke Themistokles, wie auch in Shakespars Cäsar, u. a. m. wo man viel niedrige Vorstellungen zu sehen bekömmt.

* So hats Racine in der Iphigenia gemachet: wo das Opfer der Iphigenia, oder vielmehr der Eriphile, nur vom Ulysses erzählet, nicht vorgestellet wird.

rung, oder bloßen Willensänderung schließen; wie bey uns sehr gewöhnlich ist. Das heißt sehr wenig Kunst im Schlusse eines dramatischen Stückes zeigen, wenn man im V. Aufzuge von allem dem absteht, was alle vier ersten angefüllet hat; und zwar ohne eine recht erhebliche Ursache, dergestalt sein Vorhaben fahren zu lassen. Ich sage nicht, daß solches nicht bisweilen gerechtfertiget werden könnte: allein es ist ein sehr kützlicher Punct; und der Dichter muß sehr gewiß seyn, daß er seine Zuschauer überzeugen könne, der gebrauchte Bewegungsgrund werde stark genug dazu seyn *. Z. E. Die Bekehrung des Wucherers, in der schamhaften Frau, scheint mir ziemlich gezwungen. Der Poet hat ihn sehr geizig vorgestellet, das ist, in dem höchsten Puncte, dahin die Liebe des Geldes einen bringen kann. Der Grund seiner schnellen Aenderung ist dieser; weil er durch einen jungen Menschen betrogen worden. Dieses sollte ihn auf ein ander mal behutsamer machen: allein hier bewegt es ihn zu dem Entschlusse, seine Küche und Kleiderkammer einzuziehen: um durch seine Sparsamkeit das zu gewinnen, was er hier verlohren. Dergestalt nun sein Unglück für eine gerechte Strafe seines Versehens anzunehmen, das ist wohl die Wirkung einer Bußpredigt; aber in einem Schauspiele nicht zu dulden.

Genug

* Dergleichen kömmt im Verschwender vom Herrn Destouches, in der deutschen Schaubühne vor. Aber er muß wohl aufhören, nachdem er nichts mehr hat. Eben das wird man im Sidney bemerken.

Genug davon. Ich will hier auch nicht auf die Sorgfalt dringen, welche die Franzoſen darinn beobachten, daß keine Perſon wieder auf die Bühne komme, ohne daß man deutlich die Urſache davon ſehe, warum ſie wiederkömmt. Wenn wir dieſe Regel beobachteten: ſo würden die Begebenheiten unſrer Stücke viel natürlicher ſeyn. Alles wird wahrſcheinlicher, wenn man ſieht, woher es kömmt: und was man für einen blinden Zufall in einem Stücke hält, wird einem ſo vernünftig vorkommen, daß man es wirklich glauben wird. Wenn alſo die Perſon abgeht, ſo muß man wiſſen, warum? und warum er wohl wiederkommen könnte? wiewohl man ſich vielleicht durch die Verwirrungen des Stückes in ſeiner Vermuthung irren möchte. Es iſt nichts ſo ungereimt, ſaget Corneille, als, eine Perſon abtreten zu ſehen, bloß weil ſie nichts mehr zu ſagen hat.

Ich könnte hier noch etwas von der Schönheit des Reimes in den franzöſiſchen Verſen hinzuſetzen, und begreiflich machen: wie rathſam es ſey, ſich derſelben in Trauerſpielen, anſtatt unſrer reimloſen Verſe, zu bedienen. Allein weil dieſe Gewohnheit eines Theils auch bey uns gilt, und außer dem den Franzoſen nicht allein eigen iſt: ſo will ich nichts von der guten Wirkung ſagen, die ſie in ihren Stücken hervorbringet. Was die unſrigen betrifft, ſo würden ſie nicht viel gewinnen, wenn ſie gleich gereimet wären: und ich ſehe nur einen einzigen Einwurf, nämlich, wie ſchlecht es unſern Dichtern in ſolchen Verſen gelingt. Dieſe Urſache iſt ſtärker,

als alle übrige, deren man ſich wider die Reime bedienet hat. Ich wundre mich auch nur darüber, was diejenigen dawider geſchrieben, die für groſſe und gute Poeten erkannt werden. Den übrigen muß man durch die Worte eines alten Schriftſtellers antworten: Sed ut primo ad conſequendos eos, quos priores ducimus, accendimur; ita, ubi aut præteriri, aut æquari eos poſſe deſperavimus, ſtudium cum ſpe ſeneſcit: quod ſcilicet aſſequi non poteſt, ſequi deſinit; præteritoque eo, in quo eminere non poſſumus, aliquid, in quo nitamur, conquirimus.

* *

VI.

Herrn George Körners, Paſtors zu Bockau, bey Schneeberg im Meißniſchen,

Verſuch einer Erklärung einiger Münzen, aus dem römiſchkaiſerlichen Cabinette.

Nachdem in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, im Brachmonde des verwichenen Jahres, a. d. 480ſten S. unter einem NB. die Meiſter der orientaliſchen Sprachen, von Wien aus erſuchet worden, die vor dem Titel dieſes Monaths ſtehenden Münzen zu erklären, und ihre Gedanken an die Verfaſſer dieſes Neueſten einzuſchicken: ſo habe ſchon damals nur eine kleine Anzeige von den Buchſtaben, nebſt Beyfügung einiger Schriftſteller von denſelbigen, gethan; in Hoffnung,

nung; daß vielleicht die Meiſter obbenannter Sprachen dieß Geheimniß vollends aufſchließen, und dem ſehnlichen Verlangen unſers höchſten Monarchen eine vollkommene Gnüge leiſten möchten. Da aber noch zur Zeit, einer Dollmetſchung dieſer vorgelegten Münzen, ſo viel nur davon möglich zu machen iſt, noch immer entgegen geſehen wird; und ich nur jüngſthin von neuem angefriſchet worden, hieran keinen Fleiß zu ſparen: alſo habe ich die Ehre, nach dem Maaße der Erkenntniß, die von dieſer Art mir möglich iſt, den Herren Verfaſſern dieſer Monathſchrift nachfolgendes einzuſenden:

I. Ueberhaupt ſind dieſe Münzen mit calmukiſchen Buchſtaben gezeichnet, welche aber, nach den elementis Calmuccicis und der litteratura Mangurica & Mangalica des Herrn Bayeri, hier in etwas größerer, auch in ſehr abgeänderter Forme erſcheinen. Aus Schröders Theſauro Armenico iſt zu erſehen, daß dieſe morgenländiſchen Völker, gleich den Arabern und Syrern, unterſchiedene Arten von Alphabethen haben, womit der letztern Eſtrangulæ übereinkommen. Da nun die Calmucken, als eine tartariſch-chineſiſche Nation, unter die Nachkommenſchaft der in der Gefangenſchaft zurück gebliebenen Iſraeliten gezählet werden, welche unter der Anführung gewiſſer Prinzen, in verſchiedenen Horden hin und her ziehen: ſo haben ſie auch viele Namen von den Juden, und die halbe Schreibart der alten Chaldäer und Syrer beybehalten; welche aber mit der Zeit in dieſe Geſtalt verändert worden. Die Nachricht aus des Herrn von Strahlenbergs nordoſtlichen Reiſebeſchreibung in

die tartarischen Provinzen, welcher allerhand Arten calmuckischer Schriften beygefüget, und das Vater Unser in den Actis Erudit. Lipsi. Lat. in 4t. als woraus es der fleißige Herr Verfasser des orientalischen und occidentalischen Sprachmeisters, Joh. Friedr. Fritz, Part. II. p. 108 entlehnet hat, mögen noch eines und das andere bekräftigen: denn sonst ist von der anmuthigen Gelehrsamkeit dieser Völker, weiter nicht viel zu uns nach Europa gekommen.

II. Insbesondere habe ich anzumerken, daß auf

der I. Figur

der rechten Seiten das Bildniß zweener tartarisch-kalmuckischen Prinzen steht, nämlich des Vaters mit dem Sohne, nebst der Umschrift: Æchaïdap smini Das ist: Vnitas duorum, von den hebräischen Stammwörtern אחד und שני. Auf der andern Seite stehet: Schach Nidbjin, Sofi Sagui Jekhisai, Bnj Jsajah Sifni, beklinai. Das ist: regierende Fürsten: Sofi, Sagui, Jekhisai, der Sohn Jsajah Sifni, in China. Nidbjn ist der pluralis chaldaïzans von נדב, davon נדיב, princeps, ein kalmuckischer Nadab. Das übrige mögen beynahe israelitische Namen seyn, wie weiter hernach erhellen wird. Auf dem Rande zur linken steht das Wort: Wisfnai, das ist: im Jahre; vom hebräischen שנה annus, mit dem Vorworte (præfixo) im, ב: zur rechten aber einige tartarisch-calmuckische Littern, welche ihre Jahrzahl bedeuten sollen: dabey mir aber unbekannt ist, woher die Tartarn ihre Jahre zu zählen anfangen.

Die

Von der miltigkeit, zum Keyſer Nerone. ii. Bücher.
Von ein ſeligen leben zum Gallione. ii. Bücher.
Von der rüg des Lebens, zum Sereno. ii. Bücher.
Von der kürtze des Lebens, zum Paulino. i. Büch.
Ein troſtbüchlin zum Polybio, umb das abſterben ſeines brüders.
Ein troſtbüchlin zů der Martia, umb das abſterben yhres ſuns.
Ein troſtbüch zu ſeiner muter Albina von ſeiner geferlicheit und verſchickung ins elend.

Darzu iſt kummen

Von den vier Angeleugenten. i. Büch.
Von den ſitten ein büchlin.

Zu einer kleinen Probe von ſeiner Arbeit mag der Anfang des erſten Buchs von den Wohlthaten dienen:

Under vilen und mancherley jrthumen, deren ſo in unachtſamkeit, und on vorbedencken leben, acht ich lieber Ebuti Liberalis, am ſchedlichſten ſein, das wir die wolthaten weder geben noch aufnemmen kinden. Denn es will ye folgen, wa ein ding nit wol angelegt wirt, das es nit güte ſchuld ſey, davon wir auch zu letſt onnůzlich klagen, wa ſy nit widergolten werden, dann es iſt in dem verloren worden, da es geben iſt. Es iſt auch nit wunder, das under andern vilen und groſſen Laſtern

Die II. Figur

bleibt noch zur Zeit unerkläret: doch mag die Stutte, mit dem an deſſen Milchſtriechen liegenden Kinde, die Lebensart der Calmucken von Jugend auf abbilden ſollen, nach welcher ſie ſich dergleichen Vieh- und Pferdemilch bedienen; daher auch geſund und ſtark werden, und in ſolcher natürlichen Art des Getränkes, vor andern Völkern einen ſonderbaren Ruhm und große Ehre ſuchen *. S. Chinam illuſtr. Ath. Kirch.

Die III. Figur

hat um das Fürſtenhaupt folgende Schrift, welche man hinter den Haarlocken zu leſen anfängt: Aſſai, Schach Cham wj Chiamai Sari Sofi, auf deſſen Naſen: Schach Nadjab. Aſſai der Schach Cham in Chiamai, Fürſt, d. i. der vornehmſte oder erſte Sofi: regierender Prinz. Chiamai iſt eine Provinz in der Tartarey, die von dem See darinnen, oder der See von der Provinz den Namen hat. Sari iſt der Hebräer שר, und der Ruſſen: Tzari, Rex. Die andre Seite iſt noch nicht zu dollmetſchen.

Die IV. Figur

iſt einem Europäer, der mit dieſen Völkern nicht ſelber umgegangen, zu erklären ſchier unmöglich: und mir iſt es leid, daß ich weder der Augen noch einiges Dinges verſchonet, was hiezu nöthig war;

* Vielleicht bedeutet es auch irgend einen nachmaligen Prinzen, der ſeiner ſchlechten Auferziehung ein Andenken ſtiften wollen: wie man auf römiſchen Münzen die Wölfinn, mit den Zwillingen Romulus und Remus, abgebildet findet.

und dennoch unverrichteter Sachen habe abziehen müssen.

Die V. Figur

hat im Rücken: Josef Ismajeli, über und unter dessen Namen, allerhand seine tartarische Zierrathen, wie man wohl denken kann, sich befinden.

Die VI. Figur

hat auf der ersten Seite am Rande diese Worte: Tscheelum be China, welche ich also auslege: Wappen oder Zeichen von China. Was auf der Gegenseite steht, bleibt mir noch unbekannt.

Wann die orientalischen Juden, so am caspischen Meere wohnen, und von der Tekubah, einer gewissen Art des Blutes, so zu manchen Zeiten auf sie fällt, den Namen der Kubazin führen, die mit diesen tartarischcalmuckischen Völkern Handlung treiben, dergleichen Münzen in Menge nach Wien in die römischkaiserliche Curiositätenkammer geliefert haben: so stünde zu hoffen, daß diese Mauschel, welche aus dem Umgange mit andern Nationen, allerley Sprachen lernen, auch diese Litteratur fassen; und damit das Verlangen des höchsten Besitzers dieser Münzen stillen könnten. Gegeben zu Bockau beym Schneeberg, den 21sten des Hornungs 1753.

Georg Körner, Pastor das.

Anmerkung.

Wir haben diese Erklärung mit desto gröſserm Vergnügen bekannt zu machen geeilet, da uns noch mehrere Abdrücke solcher Münzen, auf höchsten Befehl

Sr.

Sr. Kaiſerl. Majeſtät zugefertiget worden. Wir theilen einige davon bey dieſem Monathe im Abdrucke mit; die übrigen ſollen künftig folgen. Die unterſten Münzen ſind aus dem königlichen franzöſiſchen Cabinette neulich bekannt gemachet worden; und ſtellen den höchſtſeltenen Kaiſer Peſcennius Niger vor. Man hat Nachricht, daß dergleichen auch in Wien vorhanden iſt: und iſt ſehr begierig, einen Abriß davon zu ſehen, um ſelbigen mit dieſen zu vergleichen. Wir erbiethen uns williglt, zur Ehre deutſcher Cabinetter, auch dieſe Seltenheit eheſtens bekannt zu machen: damit nicht Frankreich allein mit ſeinen Schätzen prange.

VII.

I. Der Winter *.

Jetzt ſchickt uns der fruchtbare Brocken
Die weißen und ſchimmernden Flocken,
Die fliegenden Federn von Eis.
Die Felder, die Büſche, die Hügel,
Die Gärten, die Gaſſen, die Ziegel,
Die kleiden ſich völlig in Weiß.

Der Grünitz beginnt ſich zu paaren,
Es fliegen die Gänſe bey Schaaren,

* Gegenwärtiges und folgendes ſchöne Stück haben wir der poetiſchen Feder des Herrn Regierungsraths Lichtwehr zu Halberſtadt zu danken.

Es ruft die prophetiſche Kräh.
Der Ammerling ſucht itzt die Scheune,
Der hüpfende König der Zäune
Singt fröhlich im glänzenden Schnee.

Das Waſſer, das Schiffe durchſchnitten,
Trägt Menſchen, und Wagen, und Schlitten,
Und iſt ein gehärtetes Glas.
Der Froſt macht die Flüſſe zu Brücken,
Und kehrt in verſteinerte Stücken
Ein flüßig und weichendes Naß.

Hilf Himmel! wie raſſeln die Speichen,
Und führen uns Wälder von Eichen,
Gerippe des Harzes herzu!
Wie rauchen die Spitzen der Häuſer!
Wie kniſtern die brennenden Reiſer!
O Ofen! wie tröſtlich biſt du!

Nun zahlen mit Fleiſch und Gebeine
Die ſorgloſen, fräßigen Schweine;
Für Pflege, für Stallung, und Koſt.
Nun füllt man den Schorſtein mit Würſten,
Mit Schinken, dem Eſſen der Fürſten,
Mit Specke, der Hauswirthe Troſt.

Glaubt, Kinder! ein fröhlich Gemüthe,
Ein Zimmer, das warm iſt, ſechs Hüte
Von Zucker, ein Zentner Caffe;
Ein Fäßchen mit Domherrngetränke,
Das ſtärkt die erfrornen Gelenke,
Das hilft für das kältende Weh.

II. Gedanken über sein Landgut.

Nicht Aegyptens glatter Stein,
Auch nicht Gold, der Gott der Thoren,
Ward zu meinem Hauf' erkohren,
Noch geschnitztes Elfenbein:
Und in meiner Väter Schlosse
Wiehern keine theure Rosse.

Mir, dem Theil der besten Welt,
Konnte von dem Gut der Erden,
Weder Thron, noch Strohdach werden;
Nicht ein Reich, doch etwas Feld:
Und die Harmonie der Dinge
Wollte, daß ich niedrig gienge.

O! wie sicher kann ich ruhn! -
Freudigkeit klärt mein Gemüthe.
Sollt ich sorgen? Gott ist Güte,
Gott kann mir nichts Uebels thun.
Der Beherrscher aller Sphären
Wird mein Schicksal weislich kehren.

Sprengt Gebirge! trocknet Seen!
Braucht die Macht von zehen Kronen,
Und verschwendet Millionen,
Eure Größe zu erhöhn:
Ihr, die ihr die Welt zersplittert,
Ihr müßt sterben, drum erzittert!

Ich bin ewig, und beſtimmt,
Einſt die Geiſterwelt zu ſchauen,
Und mir einen Sitz zu bauen,
Wo der Tag kein Ende nimmt;
Wo berauſcht von Seligkeiten
Reine Seelen Gott begleiten.

VIII.

Defenſe de l'Appel au Public, ou Reponſe aux Lettres, concernant le Jugement de l'Academie de Berlin, addreſſée à Mr. de Maupertuis par Mr. König. A Leide, de l'Imprimerie d'Elie Luzac Fils, 1753, in gr. 8v.

Kaum hatten wir neulich im Hornung das Verzeichniß der Schriften von der berliniſchen Streitigkeit abdrucken laſſen, als uns über die Poſt gegenwärtige Schrift zugeſandt ward. Herr Prof. König hat nicht geglaubt, daß durch die luſtigen Schriften, die ihm zum beſten herausgekommen waren, den ernſthaften Antworten, die man in den berliniſchen Briefen auf ſein Appel au Public gegeben hatte, ein Gnügen geſchehen wäre. Er hat alſo ſelbſt die Feder angeſetzet; und ſeine Sache, wie es uns bedünket, in ein ſolches Licht geſtellet, daß billige Leſer nichts weiter von ihm begehren werden.

Es würde uns zu weitläuftig fallen, einen Auszug daraus mitzutheilen. Aber das können wir unſern

ſern Leſern nicht vorenthalten, daß wir eine verſchiedene Leſeart in dem uns über die Poſt zugeſchickten Abdrucke, und in denen itzo in den Buchläden feilſtehenden Exemplarien antreffen. In jenem nämlich lautet der Schluß auf der 65ſten Seite alſo: Accordez moi cependant une grace, que la Juſtice m'autoriſe à Vous demander, c'eſt d'attendre que je ſuis condamné, avant que de me livrer entre les Mains *du jeune Auteur*; qui vous ſuit, comme l'Executeur de votre haute Juſtice. Si je ſuccombe dans le Proces, je conſens, qu'il me frappe ignominieuſement. Mais, tant que nous plaidons encore, & que nos Juges écoutent, il eſt, ce me ſemble, de la decence judiciaire: que Mr. *Jean Bernhard Merian*, ſe tienne dans un coin, enveloppé dans ſon manteau.

Dieſe Worte nun, die in der erſten Ausgabe ſtehen, müſſen wohl den Hrn. König zu hart bedünket haben; daher er ſie, nach ſeiner ſanftmüthigen Gemüthsart, lieber ändern laſſen, und ganz etwas anders im Schluſſe geſaget hat; wie man in allen Exemplaren, die feil ſtehen, finden wird. Wir tragen alſo auch ein Bedenken, jene obigen Worte ins Deutſche zu bringen, und dasjenige mehr auszubreiten, was der Herr Verfaſſer ſelbſt hat unterdrücken wollen; hoffen auch, daß dieſer Streit hiemit ein Ende nehmen werde: obwohl Gerüchte gehen, als wenn in Berlin neue Waffen geſchmiedet würden.

IX. Miſcel-

IX.

Miſcellanea Lipſienſia nova, ad incrementum ſcientiarum Vol. IX. pars II.

Lipſ. apud hæredes Lankiſii, in 8. maj.

Der berühmte Hr. Hofr. Menke ſetzet ſeine Bemühungen zur Aufnahme der kritiſchen Philologie u. Litteratur ununterbrochen fort. Dieſes zweyte Stück des IXten Bandes liefert abermal VII. Artikel, deren Inhalt und Verfaſſer wir hiermit nennen wollen. I. Hrn. D. u. Prof. Rieslings allhier, Betrachtung über Gott, der wie ein Leu alle Gebeine zerbricht. Eſ. 38, im 13 v. II. Hrn. M. Friſchens philologiſche Abhandlung, von der Ευτραπελια der Alten, einige Stellen alter Autoren, und Eph. 5 Cap. zu erläutern. III. Hrn. D. Joh. Chr. Harenbergs Erklärung der älteſten Muſik, um die weltlichen und geiſtlichen Schriftſteller dadurch zu erläutern. IV. Hrn. M. Henr. Aug. Zeibichs Beobachtung vom Cyrares, dadurch ſelbiger der königlichen Würde ganz beraubet wird. V. Eine griechiſche Blumenleſe von kurzen Sinngedichten, aus einer Handſchrift zuerſt ans Licht geſtellet, von Herrn D. Reisken allhier. II. Abſchnitt. VI. Hrn. Hofr. Friedr. Otto Menkens Unterſuchung des wahren Urhebers von dem berufenen Zotenbuche, welches Aloyſia Sigäa betitelt iſt. VII. Briefwechſel zweener berühmten Gelehrten, Ludewig Bourguets und Gisbert Cupers: imgleichen zween Briefe Bourguets an Joh. Bapt. Otten, und Joh. Woodwarden.

Kenner einer wahren Philologie werden unſchwer er-

ermeſſen, daß ſowohl die Wahl, als die Abwechſelung der Materien höchlich zu loben ſey: beym Durchleſen aber wird man wahrnehmen, daß auch die Ausführungen mehr leiſten, als der erſte Anblick verſprochen hat. Gründlichkeit, Beleſenheit und Schönheit der Schreibart ſtreiten um den Vorzug: und man wünſchet, daß der Herr Hofrath, nebſt ſeinen gelehrten Gehülfen, ſobald nicht müde werden mögen, dieſe Sammlung fortzuſetzen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des popiſchen Lockenraubes. Stralſund, Greifswald und Leipzig, bey Weitbrechten, 1753, in gr. 8v. 2 Bog.

Wir haben in langer Zeit kein ſo angenehmes und artiges Scherzgedicht geſehen; ja wir können ſagen, daß es in der Art ſpaßhafter Epopöen, dasjenige ſey, welches dem Lockenraube am nächſten kömmt. Wir ſehen mit Vergnügen, daß der deutſche Witz, auch den feinen Scherz, und die leichtfertige Satire, mit einer richtigen Art zu denken, und regelmäßigen Art zu dichten, verbinden kann. Denn hier verbindet ſich alles: ſchöne Gedanken, neue Bilder, ein ſtarker Ausdruck, wohlgewählte Beywörter, und doch eine fehlerfreye Schreibart, und ein reines Sylbenmaaß. Wir dürften zur Probe nur die Zeilen mittheilen, wo der Liebesgott die deutſchen Dichter itziger Zeiten beſchreibt: allein folgende Rede eines epiſchen Dichters nach der Mode, iſt noch beſſer:

Doch,

Doch, sprach Derante drauf, wen wählen sie zum Helden?
Und welche große That wird ihre Muse melden?
Das ists, erwiedert er, was meinem Werke fehlt!
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kan mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild, zu künftigen Gesichten,
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben stralt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen:
Ein stürmisch Feuer keicht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflognr Spur,
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen;
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bey mir die krause See durchstreicht,
Beym Zevs! das weis ich nicht: ein Patriarch vielleicht!
Niñ, rief Derante laut o Deutschland! niñs zu Ohren!
Aus deutschem Hirne wird ein undeutsch Werk gebohren:
Ein Werk, das wenigstens Homers berauchte Schrift,
Und alle Kunst Virgils beschämend übertrifft.
Dem Franzmann zum Verdruß, zu Deutschlands Ruhm und Freude,
Baut unsers Freundes Witz ein episches Gebäude:
Fast wie der Muselmann Moscheen künstlich baut,
Der Trümmer Griechenlands aus altem Schutte haut:
Alsdann sich Mühe giebt, mit frisch gebrannten Steinen
Manch altes Marmorstück willkührlich zu vereinen;
Und Säulen Joniens mit rauher Dorer Art,
Feind aller eklen Wahl, bloß nach der Größe paart.
Ich seh, ich sehe schon mit grünen Lorberkränzen
Die breite Stirn Cleanths, des Heldendichters, glänzen.
Der Zeitungsschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt
Bis an der Alpen Eis und in der halben Welt.

Ende des Lenzmonaths 1753.

ſtern die undanckbarkeit das gemeineſt iſt, und merck das es auß vilen urſachen herkumpt. Die erſt iſt, das wir nit die würdigen erwölen, ſo wir etwas uſſgeben wöllen. Wann wir unſere Rechnung beſehen, ſo haben wir groſſe acht auf die hab und einkummens unſerer ſchuldner, wir ſäen auch kein ſamen in ein unfruchtbar erdtrich. Die wolthaten aber vergeüden wir on wal, und verwerffen ſy meer dann wir ſy geben, u. ſ. w. S.

de Ira.

L. An. Senecae, des vortreflichen Weltweiſen, drey Bücher vom Zorne, aus dem Lateiniſchen überſetzt von *M.* Chriſt. Friderich Weiſſen, Dreßden 1732. 8.

de Providentia.

L. Annaei Senecae ſchönes Büchlein von der göttlichen Providentz, Vorſehung und Regierung: oder, warumb frommen Leuten ſo viel übels begegne, da doch Gott alle Dinge vorſiehet und regieret? Jns deutſche übergeſetzet, und mit Theologiſchen, Politiſchen, Hiſtoriſchen, und andern nützlichen Anmerckungen und diſcourſen aus der Schrifft den Patribus und mehrentheils alten bewehrten *Authoribus* erleutert. Nebenſt einer Vorrede, darinn erörtert wird: was von dem gebrauch unnd anziehung der heydniſchen Scribenten in Chriſtlichen Kirchen und Schulen zu halten ſey. Durch Jacobum Stolterfothum, Lubecenſem. Lübeck 1642. 8.

Damit man von dem wahren Werth dieſer Arbeit

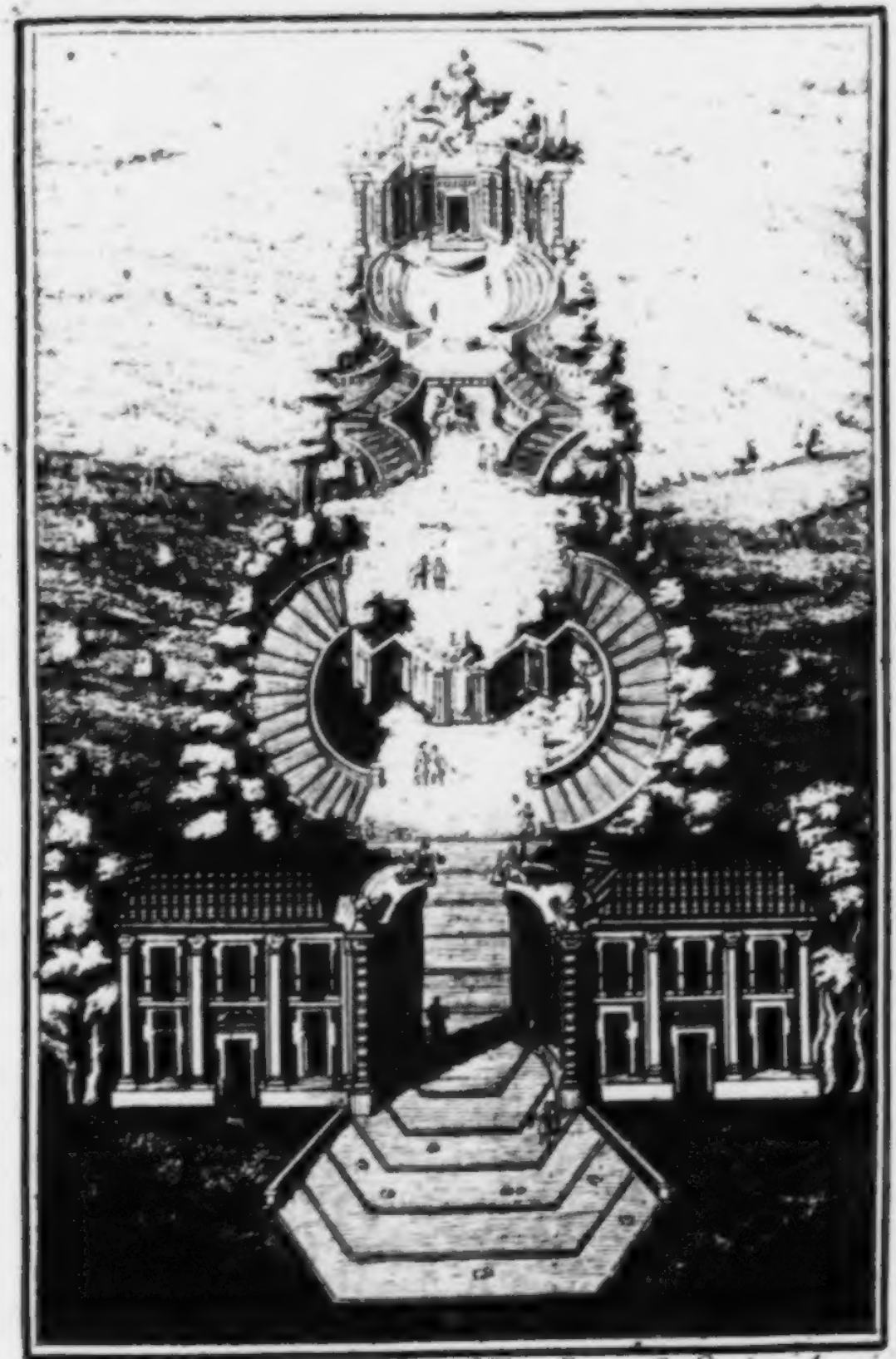

Der Parthasische Busch, oder Schauplatz der arcadischen Academie zu Rom.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Oſtermonat, 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. IV. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh; oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Elemens de la Philoſophie moderne; qui contiennent La Pneumatique, la Metaphyſique, la Phyſique experimentale, Le Syſteme du Monde ſuivant les nouvelles decouvertes; enrichi de Fig. par Mr. Pierre Maſſuet.

A Amſt. chez Chatelain & Fils. 1752.

Dieſes philoſophiſche Handbuch verdienet aus vielen Urſachen den Anfängern in der Philoſophie angeprieſen zu werden. Es iſt nicht nur von vielen ſectiriſchen Fehlern einiger Weltweiſen frey, und trifft meiſtentheils eine vernünftige Wahl unter den verſchiedenen Meynungen; ſondern es liefert auch die neueſten Entdeckungen in der Naturlehre. Wir wollen alſo den Inhalt deſſelben nach allen ſeinen Theilen unſern Leſern bekannt machen.

Aus der Vorrede ſehen wir, daß der Herr Verfaſſer ſich aus den Werken aller großen Männer neuerer Zeiten, vom Descartes bis auf den Herrn Nollet, darunter auch Herr Geh. R. Bar. v. Wolf iſt, ſeinen Vortheil gezogen. Inſonderheit iſt er

dem Hrn. s'Graveſande gefolget. Das ganze Werk iſt, jungen Leuten zu gut, durch Frage und Antwort geſchrieben.

Die Weltweisheit erkläret er durch eine Liebe der Weisheit; und zu ihrem Gegenſtande machet er alles, was vorhanden iſt. Gott, der Schöpfer aller Dinge, die Geiſter, die Seele des Menſchen und der Thiere, alle Weltkugeln, und ſogar der leere Raum ſelbſt, oder der unermeßliche Platz, der alles beſeelte und unbeſeelte in ſich hält. Hier ſieht man, daß dieſe Weltweisheit, weder eine Vernunft- noch Sittenlehre, weder ein Recht der Natur, noch eine Staatslehre, oder Politik in ſich halten wird. Und in der That ſieht man gar keine Spur davon. Doch vielleicht wird ein neuer Band auch dieſe Theile der Philoſophie noch künftig liefern: daſern nicht der Verfaſſer auf der Ketzerey einiger heutigen Engländer iſt, welche die Philoſophie für ganz theoretiſch halten, ja ſie wohl gar, auf die bloße Naturlehre einſchränken.

Die Eintheilung der Weltweisheit machet er ſo, daß er 1) die Pnevmatik, 2) die Metaphyſik, 3) die Phyſik dazu rechnet. Unſers Erachtens hätte er ſie nur in eine andre Ordnung ſetzen ſollen. Denn die gute Lehrart foderte es, daß er von der Metaphyſik anfangen, die Naturlehre folgen laſſen, und zuletzt die Pnevmatik hätte abhandeln ſollen; als welche auf den Grund der beyden erſten gebauet werden muß, wenn ſie gründlich ſeyn ſoll. Doch die gute Methode iſt insgemein das Werk derer nicht, die keine Vernunftlehre in ihrer Philoſophie haben, wie man hier deutlich ſieht.

Durch

Durch die Pnevmatologie verſteht Herr Maſſieu die Lehre von Gott, den Seelen der Menſchen, und der Thiere; d. i. die Geiſterlehre. Gott beſchreibt er gleich anfangs, als ein ewiges, unendliches, allmächtiges Weſen, welches der Schöpfer des Weltgebäudes iſt. Er verbindet damit aber auch den Begriff eines Herrn, der zwiſchen ſich und ſeine Geſchöpfe eine Verhältniß geſetzet hat: als ohne welche dieſer Begriff ſehr unfruchtbar ſeyn, und den Menſchen ohne Sittenlehre und Tugend laſſen würde. Den ſtärkſten Beweis ſeines Daſeyns, nimmt er von den Abſichten her, die aus allen Theilen der Schöpfung ſo mannigfaltig hervorleuchten. Er ſaget, je mehr man die Natur kennen lernet, deſto deutlicher erhellen die Abſichten des Schöpfers, in dem Bau aller Creaturen, und ihren kleinſten Theilchen. Er beantwortet den Einwurf, den man von den Unvollkommenheiten der endlichen Dinge hernimmt, ſehr gut: da er aber hier die Werke der Natur, z. E. des Auges, und die vielfältigen Regeln, darnach es gebildet worden, nöthig hat: ſo ſieht man leicht, daß dieſe ganze Lehre weit beſſer nach der Naturlehre hätte können abgehandelt werden.

Er füget noch andre Beweiſe des Daſeyns Gottes an; die aber wiederum viel Metaphyſik, vom Widerſpruche, Möglichen, Wirklichen, Unendlichen, Nothwendigen, von Wirkungen und Urſachen, vom zureichenden Grunde des Weſens und Daſeyns u. d. m. vorausſetzen; und alſo ebenfalls nicht recht verſtanden werden können, bevor man alle dieſe Begriffe und Wahrheiten erſt in der Metaphyſik gelernet. Er

will auch die Einwürfe dagegen beantworten: und da kömmt er wieder auf neue phyſikaliſche Dinge, von bewegenden Kräften, Erzeugungen, u. d. m. die ein Anfanger noch gar nicht weis. Auch die Lehre von der Ordnung in den Begebenheiten in der Welt, iſt hier ſehr übel zum Grunde geleget, ehe man die Welt, und ihre Ordnung im geringſten kennet. Wie empfindlich ſtrafet doch die Vernunftlehre ihre Verächter!

So handelt er ferner von der Nothwendigkeit, Ewigkeit, Unveränderlichkeit und dem einfachen Weſen Gottes; von ſeiner Einigkeit, ſeinem unendlichen Verſtande, ſeiner Weisheit und Allmacht. Er handelt auch von der Vollkommenheit und Freyheit Gottes, und unterſuchet, ob der Raum und die Dauer nicht Eigenſchaften Gottes ſind? Dieſe Lehren legt er dem Neuton und Clarke mit Rechte bey, und führt an, daß Leibnitz ſie widerleget hat. Ja er führt eine Schrift: Examen du Vuide ou Eſpace Newtonien, relativement à l'idee de Dieu; an; von welcher der P. Caſtel, ein Jeſuit, geurtheilet: ſie ſey ſehr nützlich zu leſen, um den Fortgang eines neuen geiſtlichen Spinoziſmus zu hemmen; der ſich durch den Misbrauch der newtoniſchen Lehren auszubreiten anfängt; ſo wie ſich der materialiſche durch den Misbrauch der carteſianiſchen ausgebreitet. Im Grunde wären beyde eins: indem der eine die Materie vergöttert, wie Spinoza; der andere Gott materialiſch machet, wie Clarke.

Indem ſich aber Herr Maſſieu darüber erklären will, und den Raum zwar für etwas unendliches, doch

doch von Gott unterſchiedenes ausgiebt, verfällt er in einen Labyrinth, da zwey unendliche Dinge einander durchdringen müßten. So ſehr verführet die Einbildungskraft die Weltweiſen, die auch den Raum für ein wirkliches Weſen halten, das von der Ordnung der Körper unterſchieden iſt. Indeſſen iſt er doch darinn richtig, daß er dem Weſen Gottes keine Quantität und Theile, auch keine ſolche Dauer beylegt, die eine Folge der Augenblicke in ſich hielte: ganz anders, als einige Neulinge in Deutſchland lehren. Und ſo viel von Gott.

Die Seele nennet er ein Weſen, welches zu Empfindungen und Wirkungen fähig iſt. Die Erklärung ſcheint mangelhaft zu ſeyn: allein er ſuchet ſich zu vertheidigen, warum er weder vom Denken, noch vom geiſtlichen Weſen geredet habe. Er führet die Gründe an, warum die Materie nicht denken könne; die auch ſehr ſtark ſind. Er zieht auch den Reinbekiſchen Tractat, von der Unſterblichkeit der Seele, mit vielem Ruhme an. Er verwirft auch die Meynung derer, die das Gegentheil aus Locken behaupten wollen; und das, ohne allen Beweis für wahr und gewiß ausgeben, was dieſer beſcheidne Philoſoph bloß für möglich gehalten; weil er Gottes Allmacht nicht einſchränken wollte. Er ſchließt endlich, die Seele ſey eine geiſtige, einfache, empfindliche und thätige Subſtanz, die den Grund ihrer Wirkſamkeit in ſich ſelbſt hat; folglich ein Weſen iſt, welches empfinden, nachdenken, urtheilen, wollen und wirken kann, welches alles die Materie nicht vermag.

Ob die Seele einen Ort einnehme, und eine Ausdehnung habe, unterſuchet er auch: verirret ſich aber wider durch die Einbildungskraft, dieſes letzte zu bejahen. Doch ſaget er, ſie ſey nicht wie die Körper ausgedehnet; nicht durch ihre eigene letzte Gränztheilchen, ſondern durch andere umſtehende Weſen eingeſchränket. Sie erfülle alſo nur den Ort, wo ſie iſt, und habe alſo irgend eine kleine Ausdehnung, etenduë quelconque. Er geſteht aber, daß er es nicht begreife: bloß weil er Locum a ſpatio, den Ort vom Raume, nicht unterſcheiden kann; und die Metaphyſik nicht vor der Pneumatik gelehret hat. Ein einfaches Ding kann wohl zwiſchen andern Dingen, ſeinen Ort, in einem untheilbaren Puncte haben; darf aber deswegen nicht einen langen und breiten Raum einnehmen.

Vom Denken der Seele wird nun auch unterſuchet, ob es das Weſen der Seele ſey? ob ſie immer denke? und ob die Gedanken einen Zeitraum zwiſchen einander laſſen? Die Vereinigung der Seele mit dem Leibe folget auch, wobey die drey Lehrgebäude erkläret werden. Und ob er gleich den Einfluß für das gewöhnlichſte hält; ſo giebt er doch der vorher beſtimmten Harmonie vor den gelegenheitlichen Urſachen, einen großen Vorzug. So dann ſchließt er mit dem Urſprunge der Ideen, und der Seelen Unſterblichkeit. Den Thieren giebt er nicht nur Seelen, ſondern auch geiſtliche, denkende und unſterbliche Seelen: ob er gleich nicht weis, was aus ihnen nach dem Tode der Thiere werden wird. Er iſt auch ſehr für die Menſchlichkeit gegen dieſelben,

des Herren Stolterfoth urtheilen könne, wollen wir eine Stelle hieher ſetzen die am Ende des V. Capitels befindlich iſt, und eine gedoppelte Probe von der Geſchicklichkeit des Verfaſſers, ſo wohl in ungebundener als gebundener Schreibart zu überſetzen abgeben kan. Seneca ſchreibt alſo:

Languida ingenia, et in ſomnum itura, aut in vigiliam ſomno ſimillimam, inertibus nectuntur elementis. Vt efficiatur vir cum cura dicendus fortiore fato opus eſt. Non erit illi planum iter: furſum oportet ac deorſum eat, fluctuetur, ac nauigium in turbido regat. Contra fortunam illi tenendus eſt curſus. Multa accident dura, aſpera; ſed quae molliat et complanet ipſe. Ignis aurum probat; miſeria fortes viros. Vide, quam alte adſcendere debeat virtus: ſcies illi non per ſecura vadendum eſſe.

Ardua prima Via eſt, et qua vix mane recentes
Enituntur equi: medio eſt altiſſima coelo;
Vnde mare et terras ipſi mihi ſaepe videre
Fit timor, et pauida trepidat formidine pectus.
Vltima prona via eſt, et eget moderamine certo.
Tunc etiam, quae me ſubiectis excipit vndis,
Ne ferar in praeceps, Thetis ſolet ipſa vereri.

Herr Stolterfoth hat es auf folgende Weiſe gegeben:

„Die trägen Gemüther, ſo zum Schlaf geneiget,
„oder alſo wachen als wenn ſie ſchlieſen, werden aus
„unartigen Elementen zuſammen geknüpfet: daß
„ein Mann werde, von dem man könne ſagen

er

ben, die ſich ein Bedenken machet, ſie zu quälen; und erkläret ſich wider den Stolz derer, die ein Thier für nichts achten. Er führet dabey den groſſen Neuton an, der es für barbariſch hielt, ſich mit dem Fleiſche und Blute ſolcher Weſen zu nähren, die uns ſo ähnlich ſind; und es in ſeinem Hauſe niemals erlaubte, ſie auf eine langſame Art zum Tode zu bringen, um ſie deſto leckerhafter zu machen. Er ſchlieſſt endlich: der Menſch habe kein andres Recht über die Thiere, als das Recht des ſtärkern und verſchlagenern; d. i. welches ein Leu und ein toller Hund auch hat, Menſchen zu ermorden. So iſt denn der Menſch der ärgſte Leu, Wolf oder Bär auf dem ganzen Erdboden.

Es folgt nun im zweyten Buche die Metaphyſik, wo 1) von einem Dinge überhaupt, 2) von der Subſtanz, dem Weſen, den Eigenſchaften und Zufälligkeiten, 3) von dem Satze des Widerſpruches, vom Möglichen und Unmöglichen, 4) vom Nichts oder Undinge, 5) vom Satze des zureichenden Grundes, vom nicht zu unterſcheidenden, und der Continuität geredet wird. Bey dem erſten Satze, wird ſein groſſer Nutzen in der Weltweisheit gezeiget, bey dem zweyten aber wird eine Schwierigkeit bemerket. Im 6) wird von dem Nothwendigen und Zufälligen; im 7) von der Freyheit und dem Schickſale; im 8) von der Zeit und Dauer gehandelt: welche er richtig lehret, und Gott ausdrücklich von der Zeit, oder Folge der Augenblicke ausſchlieſſt. 9) Von der Identität. Das 10) von

den Urſachen und Wirkungen, macht den Beſchluß der Metaphyſik.

Im IIten Buche, welches den größten Theil des Werkes ausmachet, wird von der Experimentalphyſik gehandelt. Das 1ſte Cap. hält allgemeine Vorerinnerungen von der Naturlehre überhaupt, den Geſetzen der Natur, der Eintheilung und Nutzbarkeit der Phyſik, nebſt einer Geſchichte der alten und neuen Erfindungen in ſich; zeiget auch, warum man bey Auferziehung junger Leute, auch dieſelbe zu lehren habe. Das 2) von der Mathematik überhaupt. Das 3) von der Rechenkunſt. Das 4) von der Algebra. Das 5) von der Meßkunſt. Das 6) vom Orte, Raume und dem Leeren; worinn Leibnitzens Streit mit dem Clarke vorkömmt; dabey er ſich aber für die Neutonianer erkläret. Das 7) vom Körper überhaupt. Das 8) von den Elementen, welches, ſeiner Meynung nach, epikuriſche Stäubchen ſind. Das 9) von der Theilbarkeit der Materie. Das 10) von der Ausdehnung, Dichtigkeit und Durchdringlichkeit der Körper. Das 11) von der Lockerkeit derſelben. Das 12) von ihrer Figur. Das 13) von den übrigen Eigenſchaften derſelben. Das 14) von ihrer Trägheit, oder dem Widerſtande. Das 15) von der Bewegung, den lebendigen und todten Kräften, und von der Ruhe.

Wir würden ein ganzes Verzeichniß aller Capitel herſetzen müſſen, wenn wir ſo fortfahren wollten. Wir brechen alſo ab, und verſichern nur überhaupt, daß hier nichts ausgelaſſen worden, was

von der heutigen Phyſik, ja Optik, Mechanik, und andern Theilen der Mathematik einen zureichenden Begriff geben kann; und daß alſo dieß Buch jungen Leuten ſehr viel und mannigfaltige Begriffe beyzubringen geſchickt iſt. Die Kupfer ſind ſchön und häufig.

II.

Der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris anatomiſche, chymiſche und botaniſche Abhandlungen IV. Theil, vom 1712ten bis 1718ten Jahre. A. d. F. überſetzt von W. B. A. von Steinwehr, der Königl. Akad. der Wiſſenſch. in Berlin Mitgliede. Breslau, bey Johann Jakob Korn, 1753. in gr. 8.

Dieß wichtige Werk der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften geht ſo glücklich fort, daß wir alle Meſſen einen neuen Band davon deutſch zu leſen bekommen. Entweder es trifft ſolches einen phyſiſchen, oder einen von dieſer Art, dergleichen in voriger Michaelsmeſſe erſchienen iſt. Beyde Arten müſſen den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaften überaus angenehm ſeyn. Denn eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit natürlicher Beobachtungen als dieſe beyde Abtheilungen enthalten, findet man ſonſt nirgends beyſammen: und ſowohl die Gründlichkeit der Abhandlungen, als die Anmuth der deutſchen Schreibart bemühen ſich um die Wette, ihm Leſer zu verſchaffen.

Wir

Wir wollen nach unſrer Art, erſt von den gelehrten Verfaſſern derer in dieſem Bande vorkommenden Stücke eine ſummariſche Nachricht geben. Sie heißen, Littre, Geoffroy, Mery, Reaumür, Lemery, Homberg, de la Hire, Juſſieu, Niſſolle, Haguenot, Marſchant, Rouhaut, Reneaume, Winslow, Petit, Senes, Marcot, Reſſons, und Danty d'Jenard. Viele, ja die meiſten von ihnen ſind ſchon aus den vorigen Theilen, und ſonſt durch ihre Schriften bekannt: einige neuere Namen aber, wird man auch durch ihre erſten Stücke hochſchätzen lerner.

Die Zergliederer werden hier vor allen Dingen viel ſchönes finden. Eine Pulsadergeſchwulſt, die Drüſen, der Bau des Auges und der Sehnerven, das Wachsthum einiger Theile am Krebſe, eine Windſchwulſt, ein Fall der Harnblaſe, die Windſucht, die Bewegung der Därme im Miſerere; die beyden Arten der Winde, ſo aus dem Menſchen kommen, der Mutterkuchen und die Nabelſchnur, eine außerordentliche Schwangerſchaft, die Lage der Eingeweide, die Häute eines Kindes, die Verrichtungen des Mundes, und die Kraft des Magens; ein ungeheurer Nabelſack, die Schuppen der Fiſche, Blaſenbrüche, eine Klappe in der Hohlader u. d. m. werden vermuthlich alle Forſcher des thieriſchen Baues neugierig machen.

In der chymiſchen Art, findet man einen neuen Phosphorus, verſchiedene Farben in den Niederſchlagungen des Queckſilbers, die Säure des Blutes, den Nutzen des Eiſens in der Arzneykunſt, die Tincturen

ctuiren der Metalle, verſchiedene mineraliſche Waſſer in Frankreich, die Wirkung der Salze in verſchiedene entzündliche Materien; die China, das Vitriol und Eiſen; die Materien, welche die Metalle durchdringen, ohne ſie zu ſchmelzen, die verſchiedenen Grade der Hitze, die der mit Waſſer vermiſchte Weingeiſt demſelben ertheilet: die Scheidung des Goldes vom Silber durchs Schmelzen, die Sublimirung des Queckſilbers; die Flüchtigmachung der feuerbeſtändigen Pflanzenſalze; das Steinöl, noch ein neuer Phosphorus, das Spikenöl, der Urſprung des Salmiacs, eine mechaniſche Erklärung des angenehmen Unterſchiedes, bey der Auflöſung unterſchiedener Salze im gemeinen Waſſer, der Urſprung des Niters, die Verwandlung des Sauren ins Alkali, u. d. gl. m. beſchrieben.

Die Kräuterkunde, oder Botanik, hat nicht weniger merkwürdige und angenehme Abhandlungen allhier bekommen. Die Blüten und Saamen des Meergraſes, die Feigen, die Blüte des Dracocephali Americani des Hrn. Breynius, das Coryſpermum hyſſopifolium, eine Pflanze eines neuen Geſchlechtes, das Ricinoides, Entdeckung der Blüten und des Saamens einer Pflanze, die ſonſt zum Geſchlechte des Lichen gezählet wird; Morcheln mit Zweigen, nach Corallenart. Die Hiſtorie des Caffee, der Lerchenſchwamm, die Blüthen und zarten Blätter des Pfirſichbaumes; ein Flußſchwamm, der mit Zweigen verſehen und zerbrechlich iſt; zwo Gattungen Lebkraut; der Urſprung und die Natur des Kermes; ein Mittel, die Bäume vor Ausſatz

oder

oder Mooß zu bewahren, ein Kunſtgriff, wie man Steinkernobſt geſchwind oculiren könne, ſo, daß ein Baum der dieß Jahr ſchlechte Früchte getragen, im nächſten Jahre beſſere trage, u. d. gl. m.

Ohne uns weiter bey den Abhandlungen aus dem Thierreiche aufzuhalten, wollen wir unſern Leſern aus dieſem letzten Fache einige angenehme Proben vorlegen.

Wir wollen dazu den lieben Caffe wählen, der heute zu Tage der Liebling, und das Labſal ſo unzähliger Menſchen geworden. Iſt es nicht billig, daß man denſelben etwas beſſer kennen lerne? Herr Juſſieu, der ihn 1715 beſchrieben hat, ſaget, daß er erſt 60 Jahre in Europa bekannt ſey. Seit 1715 ſind 37 verfloſſen: dieſe mit den 60gen machen 97 Jahre; und alſo iſt dieſer Nectar bey uns noch kein Jahrhundert alt. Es haben ſeit der Zeit ſehr viele davon geſchrieben, ohne den rechten Grund und Urſprung davon zu wiſſen. Man findet hier ſo unzählige falſche Nachrichten von der Art dieſes Gewächſes erzählet, daß man ſich wundern muß. Im Königl. Garten hatte man damals ſchon zu Paris den Caffeebaum, den wir faſt eben ſo lange in unſern leipziger Gärten haben, und fortpflanzen; ohne daß ihn hier jemand beſchrieben hätte. Dieſe Nachricht iſt alſo auf den Augenſchein gegründet.

Die Holländer haben ihn zuerſt von Moka nach Batavien, und von da nach Amſterdam gebracht: Herr von Neſſon aber, ein Gen. Lieutenant der Artillerie, trat einen aus Holland mitgebrachten jungen Baum dem königlichen Garten ab. Der Bürgermeiſter

meiſter Pancras aber ſchickte dem Könige einen eben ſolchen Baum nach Marli, daher er auch in den königlichen Garten gekommen.

Man nennet denſelben ſonſt Jasminum Arabicum, lauri folio, cujus semen apud nos Café dicitur; das iſt, arabiſcher Jasmin mit Lorberblättern, deſſen Saamen bey uns Caffee heißt. Der damalige pariſiſche war fünf Fuß hoch, und einen Zoll dick. Seine Zweige brechen länglſt dem Stamme hervor, ſo daß zwey und zwey in gleicher Höhe ausſchlagen, und die zween nächſten kreuzweiſe ſtehen. Sie haben wie der Stamm, eine ſehr feine und weißlichte Rinde, die wenn ſie trocken wird, Riſſe bekömmt. Das Holz iſt hart und ſüßlich von Geſchmack. Die Blätter haben weder Einſchnitte noch Zähne oder Kerben, ſind an beyden Enden ſpitzig, und ſtehen immer zwey gegen einander, ſehen auch den gemeinen Lorberblättern ſehr ähnlich; nur daß ſie nicht ſo dick und trocken, etwas ſpitziger, hellgrün, oben glänzend, unten bläſſer, und an den Rändern wellenartig gebogen ſind. Sie ſchmecken aber gar nicht würzartig, ſondern nur nach Graſe. Die größten Blätter ſind etwa zwey Zolle breit und vier bis fünf Zolle lang. An jedem Blatte faſt ſchießen die Blüten aus dem Winkel hervor, zu zweyen, dreyen, vieren oder fünfen, jede auf einem kurzen Stengel. Sie ſind weis, und ſehen aus, faſt wie der ſpaniſche Jasmin, nur daß ſie fünf kleine Fäden mit gelben Köpfchen haben, deren dieſer nur zweene hat. Der mittlere Griffel iſt zackigt, und ſteht auch noch auf der jungen Frucht. Sie haben einen ſüßen Geruch,

vergehen aber bald. Die Frucht, die einer länglichten Kirſche ähnlich ſieht, iſt erſt hellgrün, hernach röthlich, und zuletzt dunkelroth. Ihr Fleiſch iſt ſchleimigt und unangenehm vom Geſchmacke, wird aber zuletzt dem Geſchmacke der ſchwarzen Pflaumen gleich. Ihre Größe, wenn ſie trocken werden, iſt wie einer Lorbeere ihre; inwendig aber hat ſie zwo mit der platten Seite an einander liegende längliche Bohnen, die nach der Länge eine kleine Furche haben. Wenn die eine im Wachsthume nicht fortkann, wird die andre deſto größer, und nimmt die Mitte der Frucht ein. Dieſe Bohne nun, nennet man, wenn ſie getrocknet iſt, Caffee in Hülſen, und wenn dieſe herunter ſind, reinen Caffee.

Das botaniſche Geſchlecht dieſes Baumes iſt alſo eigentlich der Jasmin. Der europäiſche Namen Caffee, kömmt von dem türkiſchen Namen Caouhe her, womit ſie das daraus bereitete Getränk benennen. Wenn man den Caffeeſaamen ganz friſch vom Baume in die Erde ſtecket, ſo geht er innerhalb ſechs Wochen auf: iſt er aber nicht ganz friſch, ſo verdirbt er. Es iſt alſo falſch, was man den Morgenländern Schuld giebt, als ob ſie aus Bosheit alle Bohnen, ſo ſie uns ſchicken, in heißem Waſſer verderbten. Der Ort, wo der Baum wachſen ſoll, muß mit einem Lande wo kein Winter iſt, eine Aehnlichkeit haben: d. i. er muß in einem mäßigen Gewächshauſe ſtehen, und oft begoſſen werden. Das einzige arabiſche Land Yemen trägt ihn häufig, vielleicht weil die Türken zu faul ſind, ihn auch in andern Orten ihres Reiches zu pflanzen und zu warten.

Einige

Einige meynen, der P. Prior eines arabiſchen Kloſters habe zuerſt ſeinen Mönchen ein Getränk davon zubereitet, damit ſie beym Chordienſte nicht einſchlafen möchten: weil er geſehen, daß die Ziegen ſehr munter geworden, wenn ſie davon gefreſſen. Andere ſagen, ein andächtiger Mufti habe ſich zuerſt dieſes Mittels bedienet, um es dem eifrigſten Derviſch in langem Bethen und Wachen zuvor zu thun.

Die beſte Art ihn zu brennen, iſt in irdenen glaſirten Gefäßen; weil eiſerne oder eherne ihm leicht einen Geſchmack geben. Die kleinen und grünlichen Bohnen aus Mecca ſind reifer, als die großen weißen aus Moka.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Glückwünſchungsode an Se. Königl. Majeſtät in Preußen, den 5ten März an Dieſelben überſandt vom Herrn Gaillard, aus Görlitz, in der Oberlauſitz.

Da wir unlängſt das Gedicht eines Franzoſen an Ihre Kaiſerl. Majeſtät bekannt gemachet: ſo tragen wir kein Bedenken, auch dieſe ſchöne Ode eines gebohrnen Franzoſen, an Se. Königl. Preußiſche Majeſtät, unſern Leſern mitzutheilen. Es iſt ſo was ſeltnes, daß ein Ausländer recht Deutſch lernet; daß man es für ein Wunder anzuſehen hat, wenn er gar in unſerer Dichtkunſt ſo ſtark wird, als man aus dem folgenden ſehen wird.

Daß aber der Herr Verfaſſer es wirklich ſelbſt verfaſſet habe; kann man daraus ſattſam ſchließen: daß er dieſer Poeſie eine deutſche Abhandlung beygeleget, darinnen er dargethan: wie nöthig es ſey, daß ein Ausländer die deutſche Sprache erlerne.

Ihr Staaten, die die Welt beneidet,
Ihr Reiche, die ihr täglich ſteigt,
Ihr Völker, die ihr ruhig weidet,
Auf Triften, die euch Friedrich zeigt!
Du Brandenburg! du Preis der Lande,
Das ſich aus Schlamme, Stein und Sande
Erholt, hervorthut und erhebt,
Und nach ſo manchen ſchweren Kriegen,
So manchen Völkern zum Vergnügen,
Wie Palmen unter Laſten lebt.
Du, Preußen, das dem kühnen Norden,
Dort wo der Bält fünf Kronen dient,
Und wo der Brennen Lorbeer grünt,
Vor langer Zeit zum Wunder worden!

Du, Pommern, das aus Sumpf und Pfützen,
Ins ſchönſte Land verwandelt iſt,
Wo man erhöhter Thürme Spitzen,
Statt hoher Tannen Wipfel mißt;
Wo nun der Muſen holde Schaaren
Sich mit des Landmanns Fleiße paaren;
Wo Licht die Barbarey vertreibt!
Ihr reichen Staaten der Weſtphalen,
Die ihr bey Friedrichs Sonnenſtralen,
Beſtändig blüht und fruchtbar bleibt:

Ihr,

er ſey mit Fleiß gemachet, *) dazu gehöret eine“ tapfferer Ordnung. Dem iſt kein ebener Weg berei.“ tet; auf und ab muß er gehen; hin und wieder muß“ er getrieben werden; in der Ungeſtümmigkeit muß“ er das Schiff regieren, auch dem Glück entgegen ſei.“ nen Lauff halten. Viel harte und wiederwertige“ Dinge gehen ihm zu handen, die er aber muß ſchlechte“ und weich machen. Das Feuer bewehret das Gold,“ und die Trübſeligkeit die tapfferen Männer. Siehe,“ wie hoch die Tugend müſſe aufſteigen; du wirſt“ wiſſen, daß ſie nicht durch einen ſichern Weg gehe.“

Der erſte Weg iſt hart, welchen des Morgens kaum
Die Pferde übergehn mit groſſem Schweiß u. Schaum.
Der höchſte Weg ſich mitten an dem Himmel find,
Wann ich davon die Erden und das Meer geſchwind
Anſchaue, kömmt mir offt ein ſolches Schrecken an,
Daß ich mein Hertze kaum von Zittern ſtillen kan.
Der letzte Weg ſehr ſteil herabwerts lencket ſich,
Der will gefahren ſeyn ſanft und vernünftiglich.
Darum das Meer auch oft, daß ich nicht in die Flut
Herabwerts ſtürtzen mög, ſich ſelbſt befürchten thut.

*) Er erklärt es p. 639. in einer beſondern Anmerkung alſo: „Dieſe Art zu reden hat Seneca, wie I. Lipſi.“ us und I. Gruterus hiebey anmerken, aus dem Salu.“ ſtio genommen, und wird damit beſchrieben ein recht“ tapfferer, frommer und redlicher Mann, an dem“ man nichts zu tadeln hat. Wie man auch ſonſten“ insgemein, wenn man ein Werk, daß es gut ſey, lo.“ ben will, alſo pflegt davon zu reden: Es iſt mit“ Fleiß gemacht. Mag alſo ein Mann *cum cura di.“ gendus* auch eben ein ſolcher ſeyn, welchen die alten“ Scribenten virum quadratum, oder einen vier.“ eckten Mann genennet haben. Davon die Erklä.“ rung beym Cael. Rhodigino Antiq. Lect. lib. 18. c. 14.“

Ihr, Schleſiens beglückte Matten,
Die ihres Vaters Brünnlein tränkt,
Und ihnen Licht und Freyheit ſchenkt,
Wornach ſie längſt geſeufzet hatten!

Ihr ſeyd die unbeſcholtnen Zeugen
Des Glücks, das ich beſingen will!
Die Welt erzählts, wie könnt ich ſchweigen!
Doch vor Verwundrung ſteh ich ſtill:
Du, Kleinod aller deiner Länder,
Du, Sonne deiner Liebespfänder,
Der Völker Preis, Europens Luſt,
Der, deſſen Freyheit ſiegend rächet,
Und ruhend Nacht und Thorheit ſchwächet,
Beſtändig Cäſar und Auguſt!
Durch dich erzittern Preußens Feinde,
Durch dich ergetzt ſich deine Schaar:
Dein Sorgen ſteuert der Gefahr,
Und macht ſich alle Welt zum Freunde.

Vergib, daß ich die Spuren ſuche,
Wo ehemals dein Jordan gieng,
Der ſelbſt in deinem Heldenbuche
Von dir das letzte Lob empfing.
Er war ein Freund von meinem Stamme,
Und wo des einen Tugendflamme
Den andern auch in Feuer ſetzt:
So eilt mein Geiſt mit gleichen Trieben,
Den Liebenswürdigſten zu lieben,
Der uns beglückt, die Welt ergetzt:

Laß mich um deiner Gnade wegen,
Die niemals scheel auf Musen sieht,
Vor Dir ein ungeschmücktes Lied
In tiefster Ehrfurcht niederlegen.

Die höchste Vorsicht will ich preisen,
Die uns den Friedrich zugeführt.
Der, um sich rühmlich zu beweisen,
Selbst kriegt, selbst Recht spricht, selbst regiert;
Die Armuth hebt, den Reichthum bringet,
Die Wüsteney zur Ordnung zwinget,
Und statt der Thiere, Menschen hegt,
Die Musen stützt, die Künste liebet,
Dem Vorurtheil den Abschied giebet,
Den Irrthum schwer gefangen legt;
Des Indus Schätze zu uns leitet,
Dem Kriege siegend Gränzen weist,
Den Janustempel selber schleußt,
Und ihm ein festes Schloß bereitet.

Sonst paarte sich der Aberglaube
Mit Eigennutz und Grausamkeit,
Die Freyheit ward der Macht zum Raube,
Verstand und Tugend wich der Zeit.
Der Eigensinn band das Gewissen,
Es schlief die Wuth auf sanften Küssen,
Es wachte bloß der Widersinn.
Die Tyranney war immer oben,
Wer ihr nur diente, ward gehoben,
Wer sie nicht lobte, war bald hin.

Allein der Vorsicht Auge wachte,
Sie sah auf den betrübten Nord,
Dem Blut, und Glut, und Raub, und Mord
Den letzten Stoß zu geben dachte.

Ihr Thron von glänzenden Saphiren,
Ihr mehr als sonnenheitrer Stral,
Vor dem sich Sterbliche verlieren,
Der Geister ungezählte Zahl;
Das alles bringt ihr Furcht und Ehre!
Der Deutschen viel besorgte Chöre,
Verschmachteten vor lauter Gram;
Als sie gerührt von ihrem Kummer,
Bey mancher Länder tiefem Schlummer,
Das Wort für ihren Orden nahm.
Getrost, sprach sie mit holder Stimme,
Weg, was das Herze drückt und stößt,
Die Zeit ist da, ihr seyd erlöst,
Mein Zepter wehret allem Grimme.

Dort, wo die Spree der stolzen Tyber
Den Preis verlängsten abgejagt;
Dort geht der Brunn von Segen über,
Dort sind die Helden unverzagt!
Dort lacht man viel, dort weint man wenig;
Dort steht ein Thron, dort sitzt ein König,
Der meinem Volke Rettung schafft.
Sein Geist faßt alle Welt ins Kleine,
Sein kluger Rath hebt alle Steine,
Sein Heldenarm hat immer Kraft.

Die Wagschaal ist in seinen Händen,
Er winkt, die Knoten theilen sich,
Das ist mein Liebling, Friederich,
Der soll es thun, der solls vollenden.

Kaum geht bey überstandnem Winde
Der Thetis Volk so aufgericht:
Als Deutschland bey dem Heldenkinde,
Von dem es sich sein Heil verspricht.
Der holde Kreis von Obersachsen,
Sah diesen Zweig stets höher wachsen,
Der Neider sah ihn schmachtend an.
Die Großen blendete sein Schimmer,
Die Staatsgelehrten sannen immer,
Doch niemand traf die rechte Bahn.
Es wuchsen seine Kriegesschaaren,
Sie übten sich bey Fried und Ruh;
Europa wußte nicht wozu?
Die meisten solltens noch erfahren.

Doch, als das schöne Land der Quaden
Zur vaterlosen Wayse ward,
Ersetzte Friedrich ihren Schaden,
Und pflegte sie nach Vaters Art.
Wie freuten sich die armen Leute,
Das Volk, das tausend Martern scheute,
Und das in fremden Fesseln lag,
Die Feinde spitzten schon die Pfeile,
Doch kam nach einer kleinen Weile,
Mit Friedrichen ihr Rettungstag.

Ich

Ich seh noch wie die Ketten sprangen;
Ich höre noch, wie Licht und Recht,
Das vormals Macht und Wuth geschwächt,
Mit Jauchzen neue Lieder sangen.

Ein jeder fühlte sein Gewissen
Von schwerem Dienst und Banden frey;
So manches Netze ward zerrissen,
So manche Kette sprang entzwey.
Hier grünten Sieg- und Lorbeerreiser,
Dort prangten neue Gotteshäuser,
Hier baute Pallas Schulen auf;
Dort wölbte Themis hohe Schlösser.
Es ward die Zeit zusehens besser,
Das Glück nahm einen andern Lauf.
Was sonst gedrückt war, lebt' und blühte;
Was sonsten weinte, lachte nun;
Vergebens war der Thorheit Thun,
So unverwandt sie sich bemühte.

Komm Fama! sieh den neuen Helden,
Der um die ersten Lorbern ficht!
Den ersten Sieg wird Mollwitz melden,
Wo er der Feinde Hälse bricht.
Auf Czaslaus blutgefärbten Gründen,
Wirst du schon neue Palmen finden.
Bey Striegau blüht sein Heldenruhm.
Bey Sohr erwirbt er neue Kronen,
So muß das Glück den Held belohnen,
Und Siegen bleibt sein Eigenthum.

Das Siegel, was dem Werke fehlte,
Gab auch zuletzt noch Friedrichs Schwert;
Bis man für Panzer, Rohr und Pferd
Den angenehmen Oelzweig wählte.

Das heißen rechte Heldenthaten!
Nicht bloß den Feinden schrecklich seyn;
Nein, auch den Ueberwundnen rathen,
Und auf die Wunden Balsam streun.
Nicht jedermann das Seine nehmen,
Nein, die erhitzten Völker zähmen;
In Feindes Landen Gutes thun.
Hier konnt ein Volk, wer sollt es meynen?
Bey seinem falschen Freunde weinen,
Und bey dem Feinde sanfte ruhn.
Kein Thränenbach ward mehr vergessen,
Kein schwer verdientes Gut geraubt;
Man rühmte seiner Gegner Haupt,
Man scheute nun die Bundsgenossen.

Nun was wird Friedrich weiter machen?
Wird eine Stadt vor ihm bestehn?
Wird seiner Waffen Donner krachen?
Wird Stadt und Land zu Drümmern gehn?
Wird er verwüsten und verderben?
Wird Armuth seufzen, Unschuld sterben?
Nimmt er nicht alles, brennt und seugt?
Wird er die Völker nicht zerscheitern;
Und seines Reiches Gränz erweitern?
Haßt er das Land, das Krieg bedrängt?

Iſt alles nun für ihn beſchieden,
Was nur ſein Schwert erobert hat?
O nein! er tritt an Vaters Statt,
Er giebts zurück, und machet Frieden.

Nun ſeht die edelſten Geſchäffte,
Die unſer Held im Frieden thut.
Er kennet ſeiner Länder Kräfte,
Er machet ſeinen Bürgern Muth.
Die ſchönſten Policeygeſetze
Erhalten ſeiner Kinder Schätze,
Vermehren Wirthſchaft, Kunſt und Fleiß.
In wohlverſorgten Magazinen,
Kann Korn und Brod der Theurung dienen;
Weil jedermann ſein Füllhorn weis.
Manch diebſcher Vogel wird vertrieben;
Der, wann er auf dem Korne ſaß,
Des armen Landmanns Hoffnung fraß.
So kann ein Prinz die Seinen lieben!

In einem unbewohnten Striche,
Am Oderſtrom in Pommerland,
Wo man nur Wälder, Sträuch und Büſche,
Und weder Haus noch Menſchen fand;
Wo Eul und Baſiliske wohnte,
Wo Schlang und Otter herrſcht und thronte,
Wo Holz und Gras vergebens ſtund:
Da ließ Er Felder baun und pflügen,
Und legte, zu der Welt Vergnügen,
Zu mancher Pflanzſtadt manchen Grund.

Wo vormals Dorn und Hecken waren,
Da ist itzt manch ergiebig Feld;
So weis der Preußen kluger Held
Des Landes Frucht und Lust zu paaren.

Komm, Pallas! schaue deinen Tempel,
Dein Friedrich mehrt der Weisheit Reich.
Er dient den Musen zum Exempel,
Und schwinget sich dem Adler gleich.
Was schön ist, was der Kluge schmecket,
Was Grund hat, was die Geister wecket,
Was Nacht und Vorurtheil erstickt;
Was frey macht, was die Herzen reget,
Was uns zu Tugenden beweget,
Was wahr ist, was die Welt beglückt;
Das alles scheint in reinerm Glanze,
Als der einst bey den Griechen schien;
Das Chor der Weisen in Berlin
Jagt Wahn und Einfalt aus der Schanze.

Und Themis, du fast unbekannte!
Die mancher stolzer Rabulist
Beynah aus aller Welt verbannte;
Man kennt dich nun, weil Friedrich ist.
Der Römer Wolken von Gesetzen,
Der Päbste Kram von leeren Schätzen,
Der Deutschen Rechte weites Meer;
Der Rechtsverfasser große Menge,
Bringt Friedrich wohlbedacht ins Enge,
Und stellts gereinigt wieder her;

Die

Die Federkriege sehn ihr Ende,
Es endet sich manch langer Streit;
Es weicht Betrug; Gerechtigkeit
Hat nun durch Ihn recht freye Hände.

Pralt nicht, ihr schwülstigen Chinesen,
Als wenn nur ihr die Klügsten wärt!
Seht Friedrichen den Anker lösen,
Seht, wie manch Schiff nach Kanton fährt!
Gesteht es nur, ihr weicht den Preußen;
Ihr werdet den willkommen heißen,
Der euch das Fell vom Auge nimmt.
Der Reichthum, der bey euch nicht stocket,
Und manch entferntes Welttheil locket,
Ist auch für unser Land bestimmt.
Ihr Völker haltet ein mit neiden,
Ihr reichen Nachbarn seht nicht scheel;
Nur schweigt, hier ist Immanuel!
Gott ist mit uns! ihr müßt es leiden.

Durch richtigs Denken, klüglichs Wählen,
Kömmt aller Menschen wahres Heil:
Doch manche straucheln, manche fehlen;
Das Gut und Böse hat sein Theil.
Nur bey dem Wählen, bey dem Denken,
Die Welt in gleiche Regeln schränken,
Das steht der Menschlichkeit nicht frey.
Regenten sehn nur auf die Pflichten,
Wornach die Grundsätz einzurichten:
Das andre bleibe, wie es sey.

Die

Die Wahrheit hat ihr eigne Stärke,
Drum dient hier jeder ungestört,
Dem Schöpfer, den er kennt und ehrt:
Auch dieß sind unsers Friedrichs Werke.

So seyd ihr recht beglückt zu nennen,
Ihr Länder, welche Friedrich schützt;
Die Nachwelt wird euch kaum noch kennen,
Weil euch die Vorsicht unterstützt:
Ja Preußen ist in Nord und Süden,
Ein weitres Erbtheil noch beschieden;
Europens Wage wartet sein!
Ich seh das Schicksal künftger Zeiten,
Und viele Kronen noch von weiten,
Die sich auf Hohenzollern freun.
Es kömmt die Zeit, sie wird sich schicken,
Sie eilt mit starken Schritten her,
Da Nordsee, Westsee, Mittelmeer
Sich vor dem schmalen Belte bücken.

Nie hast Du ohne Grund gefochten,
Mein Held! mein Friedrich! wenn Du kriegst.
So wird Dir auch der Kranz geflochten,
Bellona weis schon, daß Du siegst.
Wärst Du gleich nicht als Prinz gebohren,
Du hättest darum nichts verloren,
Du wärst auch ohne Zepter groß.
Die Helden wählten Dich zum Führer,
Und manche Staaten zum Regierer,
Die Musen suchten deinen Schooß.

Nun wollen wir einmal die neue Uberſetzung des Herrn M. Mayens, von welcher wir bereits im erſten Stücke gemeldet, damit vergleichen. Dieſe ſiehet alſo aus: *)

„Langſame Köpfe ſchlafen immer, oder, wenn ſie „auch wachen, ſo ſehen ſie doch ſchläfrig aus. Sie ſind „aus einem ſchläfrigen Zeuge gemacht. Wer ein bra„ver Mann werden ſoll, der muß viel ausſtehen. Er „findet keinen ebenen Weg; er muß bald auf, bald „wieder ſteigen; er wird hin und her geworffen, und „muß im Sturm und Wetter ſchiffen: Er muß ſich „dem Glücke recht widerſetzen. Es widerfähret ihm „viel unangenehmes und ſchwaches: das ſoll er ſich „ſelbſt angenehm und leicht machen. Das Gold wird „im Feuer, und ein tapfferer Mann im Unglücke „geprüfet. Siehe! wie hoch die Tugend ſteigen „muß. Es iſt da gar nicht ſicher wo ſie gehet.

Der erſte Weg iſt ſchwehr, und kan kaum mit den Pferden,
Die doch erſt ausgeruht, von mir durchſtrichen werden.
Nach dieſem traf ich erſt die allerhöchſte Bahn
Zum Himmel, den man ſieht, recht in der Mitten an.
Daſelbſten fürcht ich mich auf Meer und Land zu ſchauen,
Mein Leib erſchüttert oft vor Schrecken, Angſt u. Grauen.
Der letzte Weg iſt jäh; da braucht man Wiederhalt.
Mein Wagen rollt und eilt mit drückender Gewalt,
So, daß auch Thetys ſelbſt, bereit mich aufzufaſſen,
Schon ſorgt, ſie werde mich in Abgrund ſtürtzen laſſen.

Ubrigens merken wir noch gleichſam im Vorbeygehen einige wenige ungewöhnliche Wörter an, die viel-

*) kan nachgeleſen werden. „ Dieſes mag zugleich eine Probe von den Noten ſeyn, in denen der Autor eine faſt ungeheure Beleſenheit verſchwendet.

*) Am 24. und folgenden Blate.

Du stirbst nicht, weil Du Tugend liebest,
Du, deiner Unterthanen Lust;
Du lebst in später Völker Brust.
O! wenn Du uns doch ewig bliebest!

IV.

Schreiben eines gelehrten Mannes aus Breslau, an die Verfasser des Neuesten, den 23sten Jän. 1753.

Eure Hochedelgebohren haben mir durch die gütige Antwort, womit sie mich höchstgeneigt beehren wollen, recht einen neuen Muth gemachet, mich an die heutigen, und mit lauter Vorurtheilen erfüllten Kritiken ganz nicht mehr zu kehren; und mich vielmehr an andern zu spiegeln, die mit ihren besten und nach der schönsten Schreibart verfaßten Gedichten dennoch derjenigen satyrischen Federn unterworfen sind, die einen . . . beynahe vergöttern wollen. Sie haben sich beschweret, daß wir allhier in Schlesien, bey dem zunehmenden Anwuchse seiner poetischen Secte ganz stille säßen, und nichts dawider einwendeten; ja daß man es geschehen ließe, daß derselben Nachfolger und Bekenner mehr wären, als man gedächte. Ich kann Eure Hochedelgebohren aufrichtig versichern, daß alle redlichgesinnte unter unsern Gelehrten, getreue Liebhaber der alten Schreibart in der Poesie seyn und bleiben werden. Wenigstens haben unsre Breslauer die Hochachtung gegen Opitzen, Tschernings, Köhlern, beyde

beyde Gryphier, Hancken, Krantzen und Stiefen noch nicht verloren. Unser Herr D. Tralles, der Herr Syndicus Stöckel in Brieg und der Herr Senior Rosenberg in Mertschütz, nebst unsern Professoren in beyden Gymnasien, die alle Jahre die schönsten Arbeiten von Trauerspielen bey Gelegenheit der öffentlichen und durch milde Stiftungen verordneten dramatischen Abhandlungen aufführen, bleiben derselben Nachfolger. Dafür kann aber niemand, daß besonders unsre junge Herren Gelehrte, besonders diejenigen, die in Halle studiren, aus Begierde was neues zu affectiren, auf andre Gedanken gebracht werden. Hier in Breslau ist wenigstens der Herr M. . . . der einzige, der einen Klopstockianer abgiebt. Aber die Herren Verfasser des Schlesischen Büchersaals haben ihm klar bewiesen, daß seine gereimte Verse in den moralischen Gedichten mehr Geist und Leben, als die mit dem größten Zwange verfertigten ungereimten hätten. Sie haben recht, wenn sie den Freymüthigen unter die wankenden und auf beyden Achseln tragenden zählen: wie ich denn manchen Streit wegen der klopstockischen Poesie mit ihm gehabt. Glauben sie nur, daß unser Schweigen zu erkennen giebt, daß wir der gewissen Hoffnung als überzeugt leben, es werde die . . . Dichtart gleich einem Meteor von keiner langen Dauer seyn. Denn es fehlt ihr der allgemeine Geschmack. Man lasse es seyn, daß etliche Gelehrte hier und da dieselbe als etwas neues und seltsames hochachten, und diejenigen, die den Schwindelgeist des Miltons haben, denen nichts

ge-

gefällt, was nicht ſchwülſtig, labyrinthiſch und ſeraphiſch geſchrieben iſt, an ſolchen ſchönen Raritäten und Spielwerken ſich vergnügen. Wo bleiben diejenigen Gelehrten, die dieſe Gedichte gar nicht einmal leſen wollen, und ſie für Geburten eines hochmüthigen und allzuſtark ausſchweifenden Geiſtes halten? Ich will der großen Menge der Ungelehrten nicht einmal gedenken, die ſchlechterdings des alten Sylbenmaaßes und der Reime gewohnt ſind, und bloß ein Gedicht zu einer Gemüthsergetzung und Ermunterung in die Hände nehmen? Welcher Endzweck aber bey einer allzu abſtracten Art zu denken, die in der miltoniſchen und . . . Poeſie vorkömmt, wegfällt. Denn ſie ermüdet recht das Gemüth beym Leſen, und weil ihr der Klang und Wohllaut fehlet, ſo macht die rauhe Härte, daß ein, der Deutlichkeit und des Reizes gewohntes Gemüth einen Widerwillen empfinden muß. Die Dichtkunſt gehöret, gleich der Tonkunſt, ſowohl für Gelehrte als Ungelehrte. Und wie wäre es, wenn ich die ungereimte Poeſie unter die Poeſie der Faulen zählte? Denn weil man ſich über den Reimen keine Mühe geben will, als welche eine ſonderbare Fertigkeit bey Veränderung der Fügung der Wörter erfodern, ſo will man dieſelben lieber weglaſſen. Hätten es doch auch die Lateiner mit ihren Sylben ſo gemacht, deren Länge und Kürze ebenfalls Beſchwerlichkeit verurſachet! Ueberdieß iſt auch nicht zu läugnen, daß vermittelſt des Reimes öfters ein Poet im Nachdenken auf Einfälle geräth, die er vorher nicht gehabt hat: welches in der That eine Erleichterung im Dichten ver-

urſachen muß. Boileau hält in ſeinem Unterrichte der Dichtkunſt den Reim für einen Sklaven, der nach ſeines Dichters Willen ſchlechterdings gehorchen muß.

Ueber nichts habe ich mich mehr verwundert, als daß ein gewiſſer Gelehrter ſogar einen Panegyricum der klopſtockiſchen Poeſie geſchrieben. Ich muß geſtehen, daß ich nimmermehr geglaubt, daß dieſer ſonſt gelehrte Mann ſoviel Weſens von einer Art der Gedichte machen könnte, von welcher gewiß Homer, Virgil, und Horaz, wenn ſie Deutſche geweſen wären, ganz ein ander Urtheil gefället hätten. Denn obgleich des letztern Sätze in Anſehung der Dichtkunſt, zu einem Beweiſe ſeiner Gründe angeführet werden: ſo vergeht er ſich doch gewaltig, wenn er in den Gedanken ſteht: daß Horaz dazumal, als er ſeinen Unterricht von der Dichtkunſt geſchrieben, gedacht habe; es würde nach ihm, beynahe in einer Zeit von 1780 Jahren eine neue und über alle Vernunft des Denkens ſich verſteigende Art der Poeſie entſtehen: durch welche ſeine ſelbſt eigne, und alle zu derſelben Zeit übliche, deutliche und verſtändliche Schreibart wäſſericht, abgeſchmackt, ungeiſtig und pöbelhaft würde genennet werden. Denn das iſt doch einmal gewiß, daß alle Lateiner alle ihre Gedichte verſtanden haben; ſo ſehr uns auch manche Stellen in denſelben undeutlich vorkommen. Wenn ich dieſes großen Theoretici und Practici im Dichten Werke leſe, ſo finde ich einen ſolchen Unterſchied zwiſchen ſeinem Denken und . . . Schwulſte, als zwiſchen Licht und Finſterniß.

Nun frage ich, welchen Begriff der Dichtkunst hat Horaz dazumal gehabt, da er Regeln von derselben geschrieben? Hat ihn etwan eine besondere Begeisterung entzücket, und ihm in einem Gesichte die Messiade gezeiget? Wer kann das glauben? Er schrieb nach dem gesunden Begriffe seiner und der vorhergehenden Zeiten. Ja hätte er nur Lucans Pharsalia gelesen, die in folgender Zeit verfertiget ward, die man, wegen des Verfalls der guten Schreibart, die silberne zu nennen pflegt, und von dem Virgil und Homer sehr abweicht: so würde er sehr vieles in solcher auszusetzen Ursache gehabt haben. Er führet zwar verschiedene Gelehrte, als Vertheidiger der klopstockischen Schreibart an: aber alle diese sind im geringsten nicht fähig, den Deutschen überhaupt einen neuen Begriff von der Dichtkunst, und eine neue Art zu denken zu verschaffen. Man lasse demnach alle engländische Nachfolger eines Miltons immerhin dichten, wie sie wollen, sie werden selbst über ihren Einfällen endlich ermüden. Wenigstens haben die werthen und gelehrten Verfertiger der göttingischen gelehrten Zeitungen, bey ihrer Prüfung nicht anfangs gedacht, daß die Messiade solche Folgerungen nach sich ziehen würde. Ihr großer Haller schreibt ja nach dem gewöhnlichen Dichtergeschmacke, und behält das Sylbenmaaß nebst den Reimen. Was soll man gedenken, daß obgedachter Schriftsteller, als ausgemacht voraus setzt: daß sein Held omnes Homeri & Virgilii vires exhauserit *. Nunmehr braucht man dieselben

* Eben so riefen die Bewunderer Miltons: die Kräfte der Natur hätten nicht weiter gehen können! Denn nachdem

ben nicht mehr zu lesen: durch die Messiade verlieren sie ihr ganzes Ansehen! Wie werden künftig die Verleger dieser großen Dichter zu rechte kommen? Wahrlich ich werde Breitingers Werke, worinnen er dieselben zum Muster angepriesen, nicht mehr in die Hände nehmen, denn in den wenigen Bogen finde ich den Kern aller Dichtkunst beysammen! Da man ferner die Messiade ein divinum Opus nennet: so wird bald die heilige Schrift ihr Ansehn verlieren, und man wird ehestens anstatt derselben, mit den ungereimten Gedanken eines Dichters, die Sterbenden auf dem Todtenbette trösten; und anstatt geistreicher Sprüche sich Stellen aus diesem Gedichte vorbethen lassen. Nennt man weiterhin diesen Dichter nemini secundum, so ist es wahr, wenn ich den Milton ausnehme: denn wenn dieser nicht vorgeleyret hätte, so hätte dieser unmöglich nachsingen können. Wenn ich in seiner Nachfolger Werken das Wort Seraph finde: so lege ich es gleich weg, denn es ist mir schon recht ekelhaft worden. Rühmt der Herr Rector, daß seine Schüler der klopfstockischen monstrosen Schreibart im Dichten nachahmten: so kann das leicht angehen: denn ein Rector wie er, kann durch sein Ansehen die Untergebnen, die doch nicht wissen, was weiß und schwarz ist, wer weis was überreden. Das ist wenigstens gewiß, daß man sich derselben weder bey Trauer- noch Schauspielen, wegen

dem sie einen Homer und Virgil hervorgebracht: so hätte sie, um einen dritten zu bilden, die beyden ersten zusammen schmelzen müssen.

To make a third, she join'd the former two.

gen des beſchwerlichen und faſt unmöglichen Auswendiglernens zum Vergnügen der Zuhörer; noch in geiſtreichen Liedern zur Erbauung der Gemeine bedienen werde. u. ſ. w.

Euer Hochedelgebohren

Breslau, den 27ſten Jan. 1753.

ergebenſter Diener S. E. G.

* * * * * * * * * * * * * * *

V.

Il Sepolcro d'Iſaaco Newton Poëma di Orazio Arrighi Landini, all' illuſtriſſimo Sig. Conte Algarotti. In Breſcia MDCCLII. in 4. 3 Bog.

Man erwartet ſonder Zweifel von uns auch bisweilen etwas Ausländiſches. So wenig unſer eigener Parnaß unfruchtbar iſt, ſo gewiß iſt es, daß der wälſche auch von Zeit zu Zeit angenehme Früchte trägt. Gegenwärtiges Stück zeuget davon, auf mehr als eine Art. Man ſieht daraus erſtlich einen Geſchmack an Neutons Schriften, und eine Ehrerbiethung gegen ſeine Gruft. Man ſieht ferner daraus eine Dichtkunſt von gutem Geſchmacke. Hr. Landini, dem ohne Zweifel eine geſunde Weltweisheit den Witz geläutert hat, wendet ſich an den Herrn Grafen Algarotti, der beydes zu ſchätzen weis, da er von beyden Proben abgeleget hat. Man kennet ihn überdem als königl. preußiſ.

Kammerherrn, und weis, daß er unlängſt hierdurch nach Italien gegangen. Wir wollen das Sonnet, darinn ihm das Gedicht zugeeignet worden, ganz hieher ſetzen:

Sonnet o.

Queſto, incolto, qual'è, piccol mio dono,
Algarotti, è pur Tuo, ſe Tu l'accetti.
Quivi attender non dei ch'alti concetti
Spargan Tua gloria in luſinguevol ſuono.
Parla il Cuor sù miei fogli, e tale i ſono,
Che ſtimo indegno il maſcherar gli affetti.
O ch'io mi taccio, o ſon veraci i detti:
Da me non ha l'Adulazion perdono.
Te gia conoſce il Mondo, e il bello ardente
Spirto, che in ſen fomenti, e che s'avviva
Dal Cielo, ove s'inalza ognor Tua mente.
Gli aſtri ſcorri a piacere o penſi, o ſcriva.
Hai per Duce Newtono, e in Te ſi ſente
E il don ch'io t'offro al Tuo bel genio arriva.

Den Anfang machet der Dichter von der Beſchreibung der ſchönen Vorbothinn des Tages, an dem er früh Morgens in eine Entzückung gerathen. Das Stück iſt ſo ſchön, daß es von der poetiſchen Stärke des Verfaſſers zur Probe dienen kann.

Del dì la bella *Annunciatrice* eletta,
Per le liquide vie dell' auree Sfere,
Il leggiero movea carro lucente.
Dalla ſua molle e varia tinta gonna,
Bianche perle ſpargendo in ſen de, prati.
Ornata il crin di Gigli, & di Viole,

L'Orto

L'Orto illuſtrava, e i Zeffirl volanti
Atliſtevanle al fianco, è in varie guiſe
I dolce Augelli al ſoſpirato arrivo,
Sciolgon muſiche voci *a lei* davante;
A lei, che ovunque alteramente appare
Le *Grazie* riconduce, ed il *Contento*.

Die Entzückung hebt ihn von der Erden, über alle Hügel und Berge in den Himmel, wo ein ewiger Frühling herrſchet, in den heiligen Siz der Helden. Ganz entzückt, über alles was er ſieht und empfindet, wird er einen Tempel gewahr, der von dreyeckigter Figur war, und kriſtallene Mauren hatte. u. ſ. w. Eine Schöne von majeſtätiſchem Gange, war es eine Göttinn, oder eine Sterbliche? das weis er nicht, blicket ihn an, und ſaget ihm: die Bücher des Verhängniſſes hättens ihm beſtimmet, Dinge zu ſehen, die Sterblichen ſonſt nicht verſtattet würden; weil er nicht nur ein Liebhaber der Dichtkunſt, ſondern auch der Wahrheit wäre. In dieſem prächtigen Baue wohne die Philoſophie: ihr ſey der Altar und Tempel gewidmet, ja auf dem ganzen Berge ſey ſie die Schuzgöttinn. Sie ſelbſt, ihre Dienerinn, und Bewahrerinn der trefflichſten Werke großer Geiſter, ſey die Ewigkeit. Er ſolle ihr folgen, und in den Tempel treten.

Hier beſchreibt er ſeinen heiligen Schauer, und ſeine Zweifel: die ihm die Göttinn verweiſet, indem ſie ihm einen Muth einſpricht, und ihn mit Gewalt mitten in demſelben auf einen Thron ſtellet. Hier erblickt er nun alle ſeine Koſtbarkeiten. Er ſieht die Sterne an einem Gewölbe von Türkiſſen, und

die Chaldäer, die mit Stäben ihren Lauf im Sande bilden; dadurch sie den Grund zur Sternkunde legen. Er sieht den Nilstrom austreten, und die Aegyptier zu Eintheilung der Aecker das Feldmessen erfinden. Er sieht Völker in Gesellschaft treten, und die Greise kluge Gesetze geben. u. a. m. Prometheus, Atlas, Homer, Solon, Nestor, Ulysses, und die Weisen Griechenlandes, Sokrates, Archimedes, Diogenes, Zeno, Gorgias, Plato, Protagoras, Pythagoras, Aristipp, und Antisthenes, ja Aristoteles, Tullius und Seneca sind hier in Bildern zu sehen.

Der Altar in der Mitten hat silberne Stufen, auf welchen die Erfahrung liegt. Sie ist in Goldstück gekleidet, und auf ihrem rothen Schilde steht: Lehrerinn der Dinge. Ein geometrisches Quadrat hält sie in der Linken. Ein Gefäß mit Feuer steht neben ihr, und seine Flamme steigt gen Himmel u. s. w. Das Alterthum in einem zerrissenen Schleyer, und mit Büchern in allerhand Sprachen ist neben ihr. Der Verfasser fällt vor jener voller Andacht nieder, und thut ein Gebeth. Sie antwortet ihm lächelnd, ihre Absicht sey, einem ihrer Anhänger ein Grabmaal aufzurichten. Sie schweigt, und er sieht in einem hellen Lichte sich Ehrenmaale erheben, darauf Neutons Namen steht. Dabey sieht er zween erhabne Frauenbilder sitzen. Die eine ist das Gerüchte, die andre die Ehre, an deren Füßen die nackte Wahrheit steht. Auf zweyen Fußgestellen stehen theils eine brennende Pyramide, die das dreyeckigte Prisma, so das

Licht

vielleicht dem Verfaſſer allein eigen ſind. Zum Ex. Cap. I. p. 4. Gereitſchafft, diſpoſitio. Cap. II. p 46. Salzheit, ſapor maris. Cap. IIII. p. 328. Erfahrnuſſ, experimentum; p. 334. Eſſe'ſtuben, coenationes. Cap. VI. p. 649. Geitzigkeit, auaritia; p. 654. Ich habe die Seele thalhellig gelegt; *prono animam loco poſui* etc.

de vita beata.

L. An. Senecae Unterweiſung eines ſittlichen und erbaren Lebens. Item, von den vier Hauptrugenden. *M. Valerii Martialis Carmen*, was zu einem vollkommenen glückſeligen Leben gehöret, verdeutſcht und ausgelegt durch Chriſtophorum Brunonem, beyder Rechten Licentiaten. An Frau Scholaſtica, Freyfrau zu Schwartzenburg und Hohen-Landsberg. Ingolſtad 1546. 8. Man ſehe von der Hardes *Autogr. Lutheri* Tom. III. p. 355. S.

SVETONII
Vitae Caeſarum XII.

C. Svetonius Tranquillus von Geburt, Leben, Thaten und Todt *Julii*, *Auguſti*, *Tiberii*, *Caligulae*, *Claudii*, *Neronis*, *Galbae*, *Ottonis*, *Vitellii*, *Veſpaſiani*, *Titi* und *Domitiani*, der *XII.* erſten Römiſchen Rayſer, auſs allerfreieſt, niemand etwas entzogen noch hinzugethan, ohne alle Schmeichlerey beſchrieben. Darunter wird auch, wie ſich vom erſten die ſchweren bürger krieg angefangen und jemmerlichen zu verderbung des gantzen Römiſchen Reichs ein Ende genommen, kürtzlich gemeldet. Straßburg 1536. fol.

Licht spaltet, in sich hält; theils die Lichtstäubchen, welche die Sonne ohn Unterlaß in der Welt ausstreuet, und wovon alle Körper ihr Licht und Leben haben. Auf einem Hügel stehen toscanische Seulen, die des Gallileus und Americus Vesputius Namen führen.

Wir übergehen viele andre Auszierungen dieses Gesichtes, oder Gedichtes. Denn an gewissen Pfeilern stehen auch noch die Erfinder der berühmtesten Weltordnungen, Ptolomäus und Copernicus, deren Meynungen sehr poetisch erzählet werden. Beyläufig merket er an, daß Nausicaa, des Königs Alcinous, in Phäacien, Tochter, nicht die Himmelskugel, sondern, wie der Herr Card. Quirini in Primordiis Corcyræ gewiesen, das Ballspiel erfunden. Es hängt Neutons Bild über seiner Urne, die in Gestalt eines Prisma gemacht ist. Ein junger schöner Mann, vom adriatischen Meere entsprossen, der die Tugend an der Seiten hat, und sich bey einem unüberwindlichen Könige beliebt gemacht hat, der wie Cäsar, Schwert und Feder führen kann; kurz, der Herr Graf Algarotti erhöhet sich dabey; ohne Zweifel wegen seines Buches, von der neutonischen Lehre von Licht und Farben. Der Genius der Optik hat siebenfarbichte Flügel, und eine mit Sternen besäete blaue Binde um den nackten Leib; auch einen Kranz von Edelsteinen in der Hand, womit er ihn krönen will. Eine goldene Binde aber, die über allem schwebet, zeiget die Worte: Die Natur und ihre Gesetze lagen in einer finstern

Nacht: und Gott sprach: Es werde Newton! so ward es licht.

Man sieht hier den hochgetriebnen Aberglauben, den die Anbether, dieses an sich verdienten Mannes, an die Stelle des alten Aristotelischen einzuführen suchen. Indessen hat dieß Gedicht viel Schönes, am Ende aber kommen noch Lobsprüche auf den Herrn Cardinal Quirini, und ein Auszug, aus Herrn Voltairens lustigem Briefe an denselben, vor; dabey auch des nordischen Salomons, des Alexanders der Preußen, nicht vergessen wird; dem der Dichter gern empfohlen seyn will; um ihm allein seine wälsche Leyer zu widmen.

* *

VI.

Examen Temporum mediorum secundum Principia astronomica & chronologica institutum ab Henr. Guil. Clemm. Philos. D. Berol. sumtibus Haudii & Speneri. 1752 in 8v.

Da der Herr Verfasser, der als ein tübingischer Gelehrter, sich eine Zeitlang auf Reisen befunden, sich voriges Jahr zu Berlin aufhielt, hat er diesen Tractat daselbst unter die Presse gegeben. Er hatte längst eingesehen, wie nöthig die wahre Theorie der Zeitrechnungen den Geschichtschreibern sey, sonderlich denen, die mit Erklärung der Schrift umgehen. Daher hat er sich vorgenommen, die Anfangsgründe derselben, nach den Entdeckun-

deckungen und Lehren der neuern Sternkunde besser ins Licht zu setzen.

Er leget also dabey erst diejenigen Wahrheiten kürzlich zum Grunde, die man aus der Astronomie wissen muß, die Zeitkunde zu verstehen; und erweiset sie in geometrischer Deutlichkeit und Kürze: damit er zugleich der höhern Sternkunst mehrere Liebhaber erwerben möge. Sodann zeiget er die wahre Beschaffenheit und den Nutzen der mittlern Zeit. Hier verläßt er nun, aus wichtigen Ursachen, den gemeinen Weg der Zeitkundigen, und läugnet, wegen der beständigen Ungleichheit, womit die himmlischen Körper sich bewegen, daß es in astronomischem Verstande Jahre, Monathe, und überhaupt mittlere Zeiten gebe. Aus eben dem Grunde kann man leicht ermessen, daß auch die Cykli, und alle periodische Zeiten, aus den astronomischen Rechnungen, verbannet werden müssen; wenn man eine völlige Gewißheit davon haben will.

Da indessen der nunmehr selige D. Bengel in dem von ihm erfundenen großen Cyklo verschiedenes begriffen hat, was der Meynung des Herrn Verf. ganz zuwider zu laufen scheint: so hält er es für rathsam, in der Vorrede sich dagegen zu verwahren. Er giebt es zu, daß in der Chronologie gewisse Cykli seyn müssen: wenn sie nur zu der Zeit, wann sie gelten sollen, um keinen ganzen Tag fehlen. Die Sonnen- und Mond-Cykli aber sind so beschaffen, und eben daher allen andern vorzuziehen, die man bisher angenommen hat. Wenn man gleich setzen wollte, daß die mittlere Größe des Jahres beständig

dig und so groß wäre, wie die heutigen verbesserten Tabellen sie angeben, nämlich von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 47 Secunden: so würde doch ein Jahr, welches durch einen Cyklum bestimmet würde, von einem wahrhaften Jahre, ungemein abweichen. Denn daß ein Irrthum von 25 Secunden auf die Beobachtungen nicht geschoben werden könne, wird derjenige nicht sagen, der den heutigen Vorrath von Instrumenten kennet. Nun sind aber die Jahre in den alten Zeiten, wie der Herr Verfasser in diesem Buche beweiset, etwas länger gewesen, als die heutigen: und daraus erhellet, daß auch das Maaß von tausend Jahren, etwas größer angenommen werden müsse; und daß also die Lehrmeynung, die ihm, dem Ansehen nach, zuwider zu seyn schien, den gedachten Cyklus von 400 Jahren merklich bestätige.

Indem er nun von den Cyklis gehandelt, hat er auch der Perioden gedenken müssen, die aus der Multiplication der einfachen Cyclorum entstehen: und nachdem er die merkwürdigsten Epochen der Völker erzählet hat, werden auch aus der Kalenderwissenschaft, diejenigen Lehren beygebracht, die zu Beylegung der Streitigkeiten wegen des Osterfestes nöthig sind.

So klein aber das Werk ist, indem es nur 230 Seiten beträgt, so ist doch alles nöthige darinn abgehandelt. Wir haben zweene Gründe, sowohl der natürlichen, als künstlichen Zeitrechnung, die Sonne und den Mond. Beyder Theorie wird also gegeben, und die Tage, Monathe und Jahre, die davon abhangen, werden betrachtet. Weil aber die Zeitrechnung

rechnung eine Gleichheit der Zeiten erfodert: so wird die Methode sie zu vergleichen, deutlich vorgetragen. Der Herr Verfasser betrachtet erst die bürgerliche eingeführte Zeit überhaupt, hernach aber in ihrer Verhältniß gegen einander: sie mögen nun einfach, oder zusammengesetzet, künstlich oder historisch seyn.

Ist gleich manches zu unsern Zeiten noch in Finsternissen begraben, die man nicht ganz vertreiben kann: so ist es doch gut indessen zu wissen:

— — Quanta sub nocte jaceret
Nostra dies.

Denn auch das ist ein Theil der Wissenschaft, wenn man genau weis, wieviel man nicht weis. Kurz, der Herr Verfasser hat alles gethan, was man in dieser Sache von ihm fodern konnte, und dadurch eine Probe von keiner gemeinen Gelehrsamkeit in den mathematischen Wissenschaften abgeleget.

Von eben diesem gelehrten Manne haben wir unlängst einige kleinere Stücke zu lesen bekommen, deren eins deutsch, zwey aber französisch geschrieben sind. Das erste heißt:

Lettre sur quelques paradoxes du Calcul analytique, adressée à Mr. Euler, Professeur & Directeur de l'Academie Royale des Sciences de Berlin &c. par *H. G. Clemm.* à Tubingue chez Löffler 1752, in 8v.

So wie die stoische Philosophie ihre Paradora hatte: so hat die Algebra und die Analytik der Neuern die ihrigen auch. Hr. M. Clemm bezeiget in diesem

diesem Theile zwar seine Hochachtung und Erkenntlichkeit gegen den Herrn Professor Euler, so wie gegen die berlinische Gelehrsamkeit überhaupt: allein er entdecket zugleich einige Zweifel, in Ansehung der höhern Rechnungsarten, darinn Herr Professor Euler so stark ist. Die Sache läuft darauf hinaus. Es würde sehr paradox klingen, wenn man sagen wollte: ein absolutes Nichts könne den Rechnungen unterworfen werden; es gäbe unendliche Dinge, von ungleicher Größe; ja es gäbe darunter welche, die unendliche mal größer wären, als andre; man müsse sich eingebildete Größen vorstellen, die weder bejahend (positives) noch verneinend (negatives) wären, und doch großen Nutzen hätten; daß es unendliche Reihen von Zahlen gäbe, die man in endliche Summen zusammen rechnen könne. u. d. m. Diese und dergleichen Paradoxa suchet der Herr Verfasser hier zu erklären, und begreiflich zu machen. In allen zeiget er eine schöne Einsicht in diese Art der Wahrheiten, und zwar in einer unpedantischen artigen Schreibart.

Das zweyte führet den Titel:

L'observatoire de Tubingue mis en parallele, avec celui de Berlin. Relation donnée à Mr. Kies, Professeur de l'Astronomie, & Membre de l'Acad. Royale de Berlin par *H. G. Clemm*, Docteur en Philos. A Tubingue 1753.

Hieraus sehen wir erstlich, daß Herr Kies ein Landsmann des Hn. Verfassers ist, u. demselben in Berlin Gefälligkeiten erwiesen hat. Ferner, daß der Durchl. Her-

Herzog zu Wirtenberg, zu Tübingen eine Himmelswarte bauen laſſen. Da Tübingen ſo ſehr mit Bergen umgeben iſt, als Berlin in einer Ebene liegt: ſo war es nöthig, zu ihren Anſtalten einen deſto höhern Ort zu erwählen. Da ſtund nun in einem Rundel der Stadt ein Thurm, der 218 engliſche Fuß über die Fläche des Neckarſtroms erhoben, das iſt 109 Ellen hoch iſt. Es iſt übrigens dieſer Thurm ein richtiges Achteck, deſſen oberſte Fläche mit Kupfer bedeckt iſt, die ganz offen dem Himmel bloß geſtellet wird; rings um aber mit eiſernen Geländern umgeben iſt. Unter dieſer Ebene ſind Zimmer, darunter die ſogenannte finſtre Kammer iſt, um die Mittagslinie darinn zu beſtimmen: darneben ſogleich ein heller Saal liegt, die nöthigen Werkzeuge zu ſtellen. Die Mauren ſind alt und feſt, und laſſen wegen dieſer Mittagslinie nichts beſorgen. Hier wird man nun anfangen, die Polhöhe zu bemerken, und durch eingemauerte Sehröhre die bradleyiſchen Beobachtungen von Abweichung der Fixſterne zu machen. Uebrigens geſteht der Herr Verfaſſer, daß die berliniſche Himmelswarte noch viele Vorzüge habe: ſo wie Berlin ſelbſt alle Städte in Deutſchland an Größe, an innerm Werthe aber, alles in der Welt überträfe.

Das dritte iſt von andrer Art, und führet die Ueberſchrift:

Theologiſche Unterſuchung der Frage: Ob die heilige Schrift dunkel und zweydeutig ſeyn würde, wann die hebräiſchen Punkte kein göttliches

liches Ansehen hätten: nebst einer Erklärung des Spruches Christi Matth. 5, 18. von M. Heinr. Wilh. Clemm, des hochfürstlichen Stipendii zu Tübingen Repetenten, gedruckt mit Erhardtischen Schriften 1753, in 8v.

Dieses ist eine Probe eines nächst zu Berlin herauskommenden Werkes, welches den Titel führen wird: Versuch einer kritischen Geschichte der hebräischen Sprache. Sehr viele große Lehrer unsrer Kirche halten dafür, daß die hebräischen Puncte und Accente, eben sowohl, als die übrigen Hauptbuchstaben der hebräischen Bibel, aus göttlicher Eingebung hergeflossen. Allein es giebt noch größere und ältere Gottesgelehrte, die selbige Puncte für eine bloße Erfindung der Masorethen halten: wodurch sie, nach dem Verfalle der hebräischen Sprache, den Juden, die selbige nach der babylonischen Gefangenschaft nicht mehr so gut verstunden, wie ihre Väter, zu erleichtern gesuchet. Der Hr. M. Clemm erkläret sich nach reifer Ueberlegung, für diese letztere Partey, als für die vernünftigste, und zeiget: daß die hebräische Bibel nichts von ihrer Deutlichkeit verlieren würde, wenn gleich die Puncte nur ein Menschenwerk wären. Er zeiget zugleich, daß der Spruch Christi von dem Jota, oder den apicibus des Gesetzes, von den Vocalpuncten der Schrift nicht verstanden werden könne. Uns hat der Herr Verfasser eine völlige Gnüge gethan, und wir erwarten sein größeres Werk mit einer Art von Ungeduld.

VII. Gram-

VII.

Geandriana, d. i. Hrn. Joh. Christian Müldeners, Königl. Pohln. und Churſächſiſ. Hofraths ꝛc. geſammlete Schriften, die unter dem angenommenen Namen, Geanders von der Oberelbe, einzeln heraus gekommen. Dresd. 1729. bey Zimmermanns Erben und Gerlachen, in 8.

Unter dieſem allgemeinen Titel hat man itzo alle artige Schriften des Hrn. Hofrath Müldeners beyſammen. Sie ſind theils ſeine eigene Werke, theils in ungebundener Rede, theils in Verſen; und haben ſchon eine geraume Zeit zum Nutzen und Vergnügen der Leſer gedienet. Sie ſind aber auch in dieſer Sammlung mit neuen Stücken vermehret; wie bald aus einer ausführlichen Nachricht von allen erhellen wird.

Das erſte iſt ein aſtronomiſcher und geographiſcher Begriff, von dem natürlichen Zuſtande unſerer Welt- und Erdkugel, in 17 Schreiben, einer auf dem Lande wohnenden Frau von Stande eröffnet. Im 1729ſten Jahre erſchien dieß Werkchen zuerſt im Drucke. Dieſes iſt viel zu bekannt, und zu beliebt geworden, als daß wir Urſache hätten, ſeinen Inhalt weitläuftig zu erzählen. Der Herr Verfaſſer bemühet ſich darinn, einem vornehmen Frauenzimmer einen philoſophiſchen Begriff von dem ganzen Weltbaue, ſonderlich von der Erdkugel zu geben. Sein 1ſter Brief handelt alſo von der Weltordnung überhaupt, der 2) von der Copernikiſchen

insonderheit, der 3) von der Figur und Größe der Erde; der 4) von Bewegung der Erde, der 5te) vom Monden, der 6) von der Richtigkeit der Sterndeutung, und daß die heilige Schrift dem copernischen Weltbaue nicht zuwider sey; der 7) von den Elementen, und der Luft insonderheit; der 8) vom Feuer, und daß es kein Element sey, der 9te) von Eintheilung der Erde in Wasser und Land, auch ihren fünf Hauptheilen; der 10) von der geographischen Breite und Länge; der 11) von der Tages- und Nachtlänge; der 12) von der Hitze und Kälte und den Weltgürteln; der 13) von den Beweisen der Bewegung der Erde; der 14) vom Gewässer; der 15) von den unvernünftigen Thieren; der 16) von den vernünftigen Geschöpfen, und der letzte vom Alter und der Schöpfung der Welt, wie auch von Geistern.

Dieser Entwurf ist nun so glücklich ausgeführet, als vernünftig eingerichtet: und in der Schreibart herrschet hin und wieder ein scherzhaftes und satirisches Wesen, welches sie so angenehm zu lesen machet, als lehrreich ihr Inhalt ist. Es wäre zu wünschen, daß alle Hofleute und andre Personen von Adel, auch so viel von der Welt wüßten.

Der zweyte Tractat, der hierinn enthalten ist, führet den Titel: Genauere Betrachtung der Zeit und ihrer Theile; und ist abermal, vielleicht an eben dieselbe Standesperson, in sechs Briefen abgelassen worden. Derselbe ist schon 1731 in 8. herausgekommen. Der Herr Verfasser zeiget hier eine philosophischere Einsicht, als mancher hat, der

damit

Jacobus Polichorius hat eine Vorrede an Conrad Veidmann, I.V.D. Ordinarium Academiae Moguntinae, und Henricum et Adamum Helſinger, *Theol.* Lic. verangeſetzet. Man ſehe von der Hardts *Autographa Lutheri* Tom. II. p. 197. S.

TERENTII
Comoediae VI.

Terentius der hochgelert und allerbruchelichſt Poet von Latin zu Tutſch transferiret nach dem Text und nach der Gloß in ſinen VI. Büchern vß den ein yeglicher Menſch erkennen mag die Sitten und Gemut der andern Menſchen. Gedruckt in der keyſerlichen und fryen Statt Straßburg von Hans Grüninger und feliglich geendet vf dinſtag vor Sant Gregorientag nach Chriſti gepurt 1499. fol.

Dieſe Auflage iſt mit vielen ſeltſamen Figuren ausgeſchmücket, und in der Uffenbachiſchen Bibliotheck zweymal vorhanden geweſen. Man ſehe deren *Catalog.* Tom. II. Append. II. p. 69.

Phaedria.

Terentii Phaedria verdeutſcht durch Hans Nythart. Ulm. 1486. fol. *Catal. Bibl. Uffenbach.* Tom. I. Append. II. p. 36. S.

TIBVLLI
Poemata.

Die durchlauchtige Römerin Delia, worinnen *Tibulli*, und Theils *Horatii Carmina* erkläret, und die Römiſche Hiſtorie unter dem Auguſto erläutert wird von IMPerioli. (Joachim Meyer von Perleberg) Frankfurt und Leipzig 1707. 8.

Iſt

damit auf hohen Schulen sein Brodt verdienet; und von seinen dummen Zuhörern für ein dunkles Orakel verehret wird.

Im ersten Briefe handelt er vom Wesen der Zeit überhaupt. Er erkläret sie vernünftig, als eine Ordnung oder Folge erschaffener Dinge, spricht ihr ein besondres Wesen für sich, ab; setzet ihren Anfang auf den Schöpfungspunct der Welt, und glaubt, daß sie niemals ein Ende nehmen werde. Der 2te Brief handelt von der natürlichen Eintheilung der Zeit, in Tage, Monathe und Jahre; wobey auch von denen vermuthlichen Abtheilungen derselben, auf dem Monden und den Planeten gehandelt wird. Der 3te redet von der künstlichen Eintheilung in Tage und Stunden: dabey wiederum von allerley Arten der Uhren viel artiges beygebracht wird. Der 4te Brief redet von dem durch Kunst bestimmten Jahre: wobey vieles von der Einrichtung alter und neuer Kalender angetroffen wird. Der 5te Brief redet von der vergangenen Zeit, z. E. von der Jahreszeit, da die Welt erschaffen worden; imgleichen dem Tage der Schöpfung; wie alt die Welt sey? ob sie von Ewigkeit sey? von den Denkzeiten der christlichen Zeitrechnung; ob sie gewiß zu bestimmen sind? ob nicht etwa unsre itzige Jahre länger oder kürzer seyn mögen, als die vormaligen? und ob endlich das 1700ste oder 1701ste Jahr, das erste dieses Jahrhunderts gewesen? Der 6te endlich handelt von der künftigen Zeit; wobey von Weißagungen, vom Jüngsten Tage, von Verwandlung oder Vernichtung der Welt, von Strafen und Belohnungen

nach dem Tode, ja von Gotteslängnern, die beydes läugnen, gehandelt wird. Alles dieses nun ist wiederum auf keine pedantische, sondern lebhafte Art eines Hofmannes vorgetragen, und daher anmuthig zu lesen.

Das IIIte Stück dieser Sammlung ist ein englisches Lustspiel The She Gallants, oder die weiblichen Liebhaber betitelt. Uns kömmt es vor, daß es die Liebhaberinnen hätte heißen sollen: weil die Engländer keine weibliche Endung des Worts Gallants haben, und also She dazu setzen müssen: wofern anders Gallants hier Liebhaber bedeuten soll. Uns dünkt, es sollte Schläger bedeuten. Es ist dieses Stück schon 1751 gedruckt worden. Was von der englischen Bühne zu halten sey, ist unsern Lesern schon bekannt. Die Einheit des Ortes leidet hierinn eben so viel, als die andern Regeln der Bühne; sogar daß auch viel freche Reden und Sitten darinn vorkommen. Z. E. wenn Constantia gleich im ersten Auftritte sich erkläret: daß sie lieber alle Mannspersonen wollte sehen zum Teufel gehen, als ꝛc. Fürwahr ein feiner Charakter einer Schönen! Und auf der folgenden Seite will sie ihre Hosen und alles was dazu gehöret, verwetten; (denn sie war in Mannskleidern) daß das Mannsvolk ihr in dieser Tracht mehr, als in einer weiblichen nachlaufen würde: unzähliger noch gröbern Flüche, Schwüre und Zoten zu geschweigen. Wir können uns also nicht enthalten, zu wünschen: daß der Herr Uebersetzer seine Zeitkürzung lieber in regelmäßigern und ehrbarern fran-

französischen Stücken zu suchen, beliebet haben möchte. Auch seine Vertheidigung, wodurch er andern Kritiken zu begegnen gesuchet, thut uns noch keine völlige Gnüge.

Hierauf folget eine Uebersetzung eines andern engländischen Schauspiels, The conscious Lovers; oder die sich mit einander verstehenden Liebhaber betitelt. Da aber dieß Stück aus der Erfindung und Feder des berühmten Richard Steelen geflossen ist; der gewiß, als ein Sittenlehrer seines Volkes, die in demselben herrschende Frechheit der Sitten nicht billigen konnte: so ist leicht zu denken, und aus dem Augenscheine selbst zu ersehen, daß hier die Verderbniß der engländischen Lebensart lange nicht so groß vorgestellet wird, als sie wohl in andern engl. Lustspielen erscheint. Hergegen, was die übrige Regellosigkeit der dramatischen Stücke in England, wider die Gesetze der Dichter, die auch Dryden für gegründet erkannt, anbetrifft: so ist Herr Steele eben so wenig fehlerfrey, als seine übrigen Mitbrüder. Indessen kann dieses Stück dazu dienen, daß man sich eben diese Ungebundenheit brittischer Dichter, als in einem noch erträglichen Beyspiele desto lebhafter vorstelle. Diese Uebersetzung ist übrigens schön, und neu, und 1752 erst gedrucket.

Nun folgen zum Vten Herrn Geanders von der Oberelbe beliebte poetische Kleinigkeiten, in einer neuen und vermehrten Ausgabe von diesem 1753sten Jahre. Dieß ist eine artige Sammlung kleiner, mehrentheils scherzhafter Gedichte, die schon vor vielen Jahren die Liebhaber vergnüget hat. Sie

ist mit einer Zueignungsschrift in bergmännischer Schreibart versehen, davon wir, unsern Lesern einen Begriff davon zu machen, etwas mittheilen müssen. Sie lautet so:

Hochgeehrtester und besonders geschätzter Berg- und Erzgönner.

„E. H. werden in dem Marckscheidezuge ihres „Gedächtnisses ganz wohl bemerket haben, daß ich „von dem ersten Quartale an, da ich mit dem Stollen „meiner Ergebenheit, in die Zeche ihrer angeneh„men Freundschaft unvermuthet durchschlägig wor„den, ich mich allezeit bemühet habe, durch fleißi„gen Forttrieb dieses so höflichen Stollorts, das Ge„birg Ihrer Zuneigung je mehr und mehr aufzu„schließen. Es scheint mir auch, nach allen mir vor„gekommenen Aufständen, daß ich bey diesem Baue „nicht allein, nicht den alten Mann erschlagen, in„dem ich vielmehr in das derbe Glaserzt dero Wohl„wollens ersunken; sondern E. H. haben mir auch „bey dem ersten Anschnitt unsrer Bekanntschaft, das „volle Stollen-Neuntel dero Gewogenheit unver„weigerlich stürzen lassen.

„Hierauf ist nun erfolget, daß wir mit zusam„mengesetzten Kräften, vor den Ort unsrer Freund„schaft, fleißig Schlägel und Eisen angeführet, „und E. H. werden bey allem Nachstechen niemals „gefunden haben, daß ich dießfalls den Fuchs ge„schleppet, oder den Hund angehenget; sondern „bey den geringsten bergmännischen Anweisungen „mit verschiedenen Suchörtern deswegen ausgelän-

„get,

„get, damit der Bergbau unſers Umgangs zu „ſchwunghafterm Umtrieb gebracht werden möge.

„Zu Erſchrotung dieſes Endzwecks ꝛc.„

So reden ſächſiſche Bergleute! Die Sammlung enthält einige Strohkranzreden, einige Quodlibete und Knittelverſe, die ſonderlich ſchön gerathen ſind; Erzählungen von einem Hündchen, Sinngedichte, eine Fabel aus dem Thierreiche, von einer daſelbſt vollzogenen Hochzeit ꝛc. Damit wir aber doch etwas zur Probe anführen: ſo ſoll es folgende Grabſchrift ſeyn, die der Herr Verfaſſer auf ſeine ſelige Ehgenoſſinn ſetzen laſſen:

Mein Wanderer, das Grab, ſo hier dein Auge ſieht,
Hat ſich der Schmerz erdacht, die Liebe aufgebauet:
Betrübniß grub den Grund, der Jammer brach den Stein
Die Wehmuth wäſſerte den Kalk mit Thränen ein.

Für das Verlangen iſt hierbey nichs übrig blieben,
Als daß es ſehnſuchtsvoll die Grabſchrift hingeſchrieben:
Hier ſchläft Criſpinens Leib: Geander wacht dabey,
Bis beyder Geiſt und Leib dereinſt vereinigt ſey.

* *

VIII.

Cenie, oder die Großmuth im Unglücke, ein moraliſches Stück der Frau von Grafigny, und Cato, ein Trauerſpiel des Herrn Addiſons, überſetzet von Luiſen Adelgunden Victorien Gottſchedinn, Leipz. 1753. in 8. Verl. Bernh. Chr. Breitkopf.

Es sind nunmehr zwey Jahre verflossen, seitdem das Original dieses Schauspiels Cenie, in Paris zuerst auf die Bühne gebracht worden, und einen allgemeinen Beyfall erhalten hat. Es ist zu diesen Zeiten in Frankreich etwas seltenes, daß ein neues Stück die Probe der öffentlichen Vorstellung glücklich übersteht. Wie mancher eingebildete, oder auch wohl wirklich gute Dichter hat nicht an dieser Klippe scheitern müssen? Eines theils ist freylich der Verfall des französischen Witzes den Herren Parisern selbst so merklich; daß ganze Jahre vorbeygehen, ohne ein einziges taugliches Stück auf die Bühne geliefert zu haben. Andern theils sind die Rotten der vermeynten witzigen Köpfe daselbst einander so auffätzig, daß manchesmal auch ziemlich wohlgerathene Stücke, dem Geiste der Parteylichkeit unterliegen; und oft in der ersten, oft in der zweyten oder dritten Vorstellung zum Gespötte des untersten Schauplatzes werden. Alle diese Gefährlichkeiten hat unsre Cenie glücklich überstanden; indem sie hinter einander etliche zwanzigmal aufgeführet werden müssen, alle Liebhaber und Kenner einer so volkreichen Stadt zu vergnügen.

Ein königlicher Hofbedienter aus Dresden brachte sie damals ganz neu aus Paris mit; und auch das bloße Lesen erwarb ihr bey Hofe einen allgemeinen Beyfall. Doch wir wollen dieses Schicksal derselben in Deutschland, lieber mit den eigenen Worten der Frau Uebersetzerinn, aus ihrer Vorrede bekannt machen.

Sie

Sie bezeuget anfänglich: daß sie die Ehre, welche man durch Uebersetzung, oder auch Verfertigung theatralischer Stücke erwerben kann, allezeit nur für sehr mittelmäßig gehalten; und also dergleichen Zeitkürzungen, aus dieser und andern noch wichtigern Ursachen, schon seit einigen Jahren Abschied gegeben. Indessen wäre dieses in der That schöne Stück der Fr. von Grafigni, durch einen Cavallier, der dessen großen Beyfall in Paris, als ein Augenzeuge gesehen hatte, nach Dresden gebracht worden. Hier hätte ihm sein Werth so viele Bewunderer als Leser erworben; so daß es auch das Glück erhalten, von einer der Hauptpersonen unsers königlichen Hauses gelesen und genehm gehalten zu werden. Noch mehr: Dieselbe hätte gewünschet, selbiges auf nächste Messe allhier deutsch aufgeführet zu sehen; und die Frau Uebersetzerinn wüßte nicht, welchem glücklichen Zufalle sie es zuschreiben solle, daß man diese Uebersetzung ihrer Feder anbefehlen lassen. Ihre Verehrung aber, gegen diese vortreffliche Prinzessinn wäre viel zu groß gewesen, als daß sie nicht diese Arbeit sogleich hätte übernehmen; und einen Befehl ausführen sollen, der auf alle Art so schmäuchelhaft für sie gewesen wäre.

Bey diesem Gehorsame nun hätte sie es bewenden lassen, und an nichts weniger gedacht, als nach dem hohen Beyfalle, den diese erleuchtete Fürstinn ihrer Arbeit in der hiesigen Vorstellung hatte angedeihen lassen *, und welcher der vollkommenste Lohn

* Siehe den I. Band des Neuesten aus der anmuth. Gel. im Neum. a. d. 553 u. f. S. des 1751sten Jahres.

für ſie geweſen; noch nach dem Lobe irgend eines andern Leſers zu ſtreben. Dieß ſey ſo ungehäuchelt wahr, daß ſie es auch gern geſehen haben würde, wenn der Werth dieſes moraliſchen Stückes ihm irgend in einer andern deutſchen Landſchaft einen geſchicktern Ueberſetzer zuwege gebracht hätte; dem ſeine Arbeit vielleicht noch beſſer gerathen wäre. Indeſſen ſey man von Wien aus begierig geweſen, dieſe ihre Ueberſetzung zu ſehen, und habe um Erlaubniß gebethen, ſie auch daſelbſt aufzuführen. Der Hr. Pr. G. habe alſo daſelbſt einem ſeiner daſigen Freunde, die einzige Abſchrift mitgetheilet, die ſie, die Fr. P. G. davon gehabt; doch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß man ſie vor dem Drucke bewahren ſollte. In acht Monathen habe man keine fernere Nachricht von daher erhalten; und ſie ſey ganz ruhig deswegen geweſen, bis ſie von Nürnberg Briefe bekommen, daß man daſelbſt ihre Cenie gedruckt beſaße.

Darüber nun, wie leicht zu denken iſt, hätte ſie ſich nicht wenig entrüſtet. Allein ihr Verdruß ſey noch viel höher geſtiegen, als ſie dieſes Geſchöpf in einem elenden Maculaturkleide erblicket hätte, welches nur die niederträchtigſte Gewinnſucht für keinen Schandfleck eines Buchladens halten könnte.

Hier fraget Sie: wer wohl ein rechtmäßigerer Herr zu einem Werke ſey, als deſſen Verfaſſer? und wie man, ohne zu erröthen, eine Handſchrift heimtückiſcher Weiſe den Preſſen übergeben könne, ohne ihn zu fragen: ob er noch die letzte Hand an ſeine Arbeit legen, und was er für nöthig hält, ändern

oder

oder bessern wolle? Doch, fährt sie fort: die Ungerechtigkeit habe keine Ohren; und ihr Vorsatz sey es nicht, den Tauben eine Strafpredigt zu halten. Sie hätte nur die Geschichte des Druckes erzählen, und jenem unbefugten Nachdrucker zeigen wollen, daß sie sich ihr Recht nicht nehmen lasse.

Hier liefert Sie also die edelmüthige Cenie in einer ihr anständigern Tracht, mit denen Verbesserungen und Zusätzen, die sie, nachdem sie selbige etlichemal vorstellen gesehen, für nöthig gehalten; und wünschet: daß, wenn einige auswärtige Schauspieler dieselbe aufzuführen gesonnen sind, sie ihr Gedächtniß nach dieser gegenwärtigen Ausgabe üben; nicht aber selbiges mit denen Schnitzern belästigen mögen, wovon die Wienerische wimmelt.

Indessen erscheint Cenie hier nicht allein. Die Fr. Professorinn nämlich hat derselben, den Cato des großen Addisons zum Begleiter mitgegeben, der schon vor jenen achtzehn Jahren zuerst bey uns im Drucke erschienen ist. Er war schon etliche Jahre her vergeblich in den Buchläden gesuchet worden; und wird also nunmehr wieder von neuem aufleben, da er eine so angenehme Gefährtinn, die fast von gleichem Charakter ist, bey der Hand führet. Man wird bey kritischer Vergleichung dieser Stücke leicht sehen: wie sehr die regelmäßige französische Bühne, sowohl in der Einrichtung dramatischer Stücke, als in dem Ausdrucke, und den natürlichen Gedanken, der engländischen überlegen sey: da auch selbst Addison, den noch kein brittischer Dichter in Schauspielen erreichet, nicht fehlerfrey geblieben ist. Man wird darinn

darinn zwar keine Veränderungen, aber wohl ein Paar Zusätze antreffen, die sie aus dem engländischen Gardian, oder Aufseher entlehnet: den die Frau Professorinn ebenfalls vor etlichen Jahren den Deutschen geliefert hat. Es sind die poetischen Stücke, die bey der Vorstellung des Cato in London, zum Vorredner und Nachredner gedienet haben. Hier können wir nicht läugnen, daß uns sonderlich das erste Stück, aus des Herrn Pope Feder, überaus wohl gefallen hat. Wir wollen es daher von Anfang bis zum Ende unsern Lesern mittheilen; wenn wir vorher kürzlich versichert haben: daß eben die feine und scharfsinnige Feder der Frau Professorinn, die Deutschland aus so vielen andern Arbeiten schon kennet, auch hier überall geschäfftig gewesen sey.

Durch die feine Macht der Kunst träge Seelen zu erregen,
Den Verstand erhöht zu sehn und die Herzen zu bewegen;
Daß die Zahl der Erdenbürger der bewußten Tugend treu,
Sich in jedem Fall erzeige, und das, was sie sieht, auch sey:
Darum hat Melpomene auf die Bühne sich gedrungen,
Und den Völkern aller Zeit Schmerz und Zähren abgezwungen.

Nunmehr ließen die Tyrannen von der langgewohnten Wuth,
Und der Tugend Feind' erstaunten über eigner Thränen Fluth.

Unser Dichter scheuet sich, Helden zu dem Durst nach Ehren,

Iſt vollkommen gleiches Gelichters mit des Verfaſſers oben angeführten Catullo. S CATVLLVS.

VALERII MAXIMI

De dictis et factis memorabilibus lib. VIIII.

Die rechte Aufſchrift des von Peter Selber verdeutſchten *Valerii Maximi*, davon wir oben nur mit einem Worte gedacht, *) iſt folgende: Valerius Maximus von Geſchichten der Römer und auſſers Volks, Perſer, Meder, Griechen, Aſern, Flemmings und Deutſchen, alles luſtig, nothwendig und nutz zu leſen. Darin erlernet man alle Thaten, Ordnung der Reiche, Länd, Stände und Leute, den Nachkömlingen zu einem Ebenbilde das gute anzunehmen und das böſe zu fliehen. Durch Petrum Selber der Rechten Licentiaten neu verteutſcht. Strasburg 1535. fol.

Sie wird von dem Herrn von der Hardt in *Autographis Lutheri* Tom. III. p. 249. und in der Thomaſiſchen Bibliotheck im XVIII. Stück p. 548. angeführet. In der Vorrede gedenket der Uberſetzer einer alten Translation Johannis Müglins, und meinet, er habe den Valerium verſtändlicher überſetzt als dieſer, der denſelben mit einer böſen Sprach verworren. S.

VEGETII

de re militarii libri.

Flauii Vegetii Renati vier bücher der Ritterſchafft zu dem allerdurchleuchtigſten groſs-

*) S. das 1. Stück der Beytrage p. 47.

Und der Schönen Herz zur Glut, durch gemeinen Trieb zu lehren.

Das Bedaurk zarter Liebe zeigt nur unſre Schwachheit an,
Und ein wilder Stolz verdienet alles, was ihn ſchmerzen kann.

Hier ſoll euer Zährenſtrom aus viel edlern Quellen fließen,
Zähren, die ein Patriot um die Freyheit muß vergießen.
Er entzündet euren Buſen mit der alten Helden Glut,
Und erpreßt aus brittſchen Augen eines Römers Thränenfluh.

Kurz, in menſchlicher Geſtalt, wird er euch die Tugend zeigen;
Nicht, was Plato ſonſt gedacht, nicht was Cato war, verſchweigen.

Auf kein Werk gemeiner Gattung hat der Dichter ſich bemüht;
Sondern was des Himmels Auge mit Vergnügen überſieht.
Schaut hier einen wackern Mann, der dem Schickſal widerſtehet;

Und, o ehrenvoller Fall! mit dem Staat zugleich vergehet,
Giebt allhier der große Cato ſeinem kleinen Rath Gehör:
Welches Herz ſoll ſich nicht grämen, über ſeines Landes Noth?

Wer erblickt wohl was er thut, und beneidet jene Leichen?
Wer vernimmt ſein Aechzen wohl, und wünſcht ſelbſt nicht zu erbleichen?

Ja wenn ſelbſt der ſtolze Cäſar, mitten in der Siegespracht,
Bey dem Raube vieler Völker und der ſtolzen Kriegesmacht,
Voller niedern Eitelkeit, die die Größe nicht erreichte,

Den

Den beſiegten Römern noch ihres Catons Bildniß zeigte:
Ward durch Roms erblaßten Vaters, Catons ehrenvolles Bild,
Des Triumphes Pracht verfinſtert und des Tages Licht verhüllt.
Alles Siegsgepräng war aus; jedes Aug war naß von Weinen,
Und den, der die Welt bezwang, ſah man unbemerkt erſcheinen.
Das verfallne Rom beklagte ſeinen letzten wackern Mañ,
Und verehrte mehr was Catons, als was Cäſars Schwert gethan.
Drum ihr Britten, gebet acht! Laßt euch dieſes Bild erregen,
Zeigt in euch die Fähigkeit, daß man euch noch kann bewegen,
O! wie zürnt der alte Cato, als er voll Verachtung fand,
Daß ſein Rom die Künſte lernte vom beſiegten Griechenland.
Unſer Schauplatz wird zu oft, und zu ſeinem größten Schaden,
Mit der wälſchen Sängerkunſt und der Franzen Witz beladen.
Auf! erkühnt euch ſelbſt zu denken; ſchützt der Bühne Flor allein;
Laßt von angebohrnem Feuer eure Bruſt entflammet ſeyn.
Solch ein Schauſpiel nur allein kann der Britten Schauplatz ehren,
Das ſich Cato ſelber, nicht hätt geweigert anzuhören.

* *

IX.

Oraiſon funebre de tres haut & tres puiſſant Prince Frederic, Roi de Suede, des Gots & des Vandales &c. &c. &c. Landgrave de Heſſe, Prince de Hersfeld, &c. &c. prononcée dans l'Egliſe françoiſe de Caſſel, le 8 Octobre 1751. A Caſſel, chez Jeremie Etienne, 1752. in 4.

Gegenwärtige ſchöne Lob- und Leichenrede hat den Herrn Roſchemont, daſigen franzöſiſchen Geiſtlichen, zum Verfaſſer; zum Texte aber den Spruch aus der Apoſtelgeſchichte 13 Cap. 36ſten Verſe: Denn David, da er zu ſeiner Zeit gedienet hatte, dem Willen Gottes, iſt er entſchlafen, und zu ſeinen Vätern gethan. Hievon fängt der Redner ſo an zu reden: „Ein einziger Gegenſtand beſchäfftiget mich heute, „meine Brüder. Ich bin ſo voll davon, daß ich „von nichts anderm reden kann. Erwartet alſo nicht „die Erklärung des vorgeleſenen Textes von mir. Ich „will euch nicht vom David unterhalten, ich will von „dem Könige reden, den uns der Tod entriſſen hat.„

Mit einer ſo edlen Einfalt fährt der Redner fort, den höchſtſel. König Friedrich von Schweden, mit dem Könige David zu vergleichen. Er denkt überall richtig, und ſeinem erhabenen Gegenſtande gemäß. Er hält glücklich das Mittel, zwiſchen einer übertriebenen Schmäucheley, und einer gar zu nackten hiſtoriſchen Schreibart. Die Wahrheit leitet

ihm

ihm allezeit die Feder, obgleich die Ehrfurcht und Betrübniß dieſelbe führet. Das hohe heſſiſche Haus, unter deſſen Schutze der Herr Verfaſſer lebet, giebt ihm auch keine geringe Anzahl edler Bilder; ſo wohl unter den verſtorbenen, als itzigen Durchlauchten Prinzen deſſelben: ſo daß es ihm an Stoffe nicht fehlen konnte, ſowohl den König ſelbſt, nach ſeinen Thaten und Eigenſchaften, als nach ſeinen Vorfahren und durchlauchtigſten Nachfolgern, würdigſt abzuſchildern.

Am Ende lieſt man noch einen kurzen hiſtoriſchen Lobſpruch eben dieſes großen Königes und Helden, von der Feder des berühmten Geſchichtſchreibers der Königinn Chriſtina, Herrn Raths Arkenholz. Auch hier herrſchet eine edle Art zu denken, eine kluge Wahl deſſen, was zu ſagen war, ohne die Wahrheit, und die Ehre dieſes Herrn zu beleidigen. Man ſieht den Helden in allen Theilen ſeines ruhmwürdigen Lebens, in allen Umſtänden und Schickſalen, überall kronenwerth. Sein größtes Lob iſt, ein Königreich in der ergriffenen Freyheit befeſtiget, und demſelben, mehr wie ein gütiger Vater, als wie ein Herr, vorgeſtanden zu haben. Kurz, der Flor des ſchwediſchen Reiches und der heßiſchen Lande, den er ſterbend nachgelaſſen, und ſeine würdigen Nachfolger, ſind ſeine anſtändigſten und beſten Lobredner.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Zu der feyerlichen Begehung des hohen Friedrichstages, welche den 5ten März 1753 auf dem sogenannten schellhaferischen Saale die Gesellschaft der freyen Künste veranstaltet hatte, werden alle Gönner und Liebhaber der schönen Wissenschaften, nach einer kurzen Abhandlung von der Akademie der Arkader zu Rom, gehorsamst und ergebenst eingeladen von Joh. Christ. Gottscheden. Leipzig, bey B. C. Breitkopfen in 4t.

Der hohe Friedrichstag ist in Sachsen auf eine dreyfache Art heilig: indem sowohl Se. Kön. Majestät und Churfürstl. Durchl. als des Durchl. Churprinzen königliche Hoheit, als auch der Durchl. Erbprinz diesen Namen führen. Dieses hat also die hiesige Gesellschaft der freyen Künste billig bewogen, denselben öffentlich zu feyren. Diese Einladungsschrift dazu handelt von der arkadischen Akademie zu Rom; deren Stiftung und Schicksale in Deutschland bisher noch ziemlich unbekannt gewesen. Auch die vollständigsten Abhandlungen von der gelehrten Geschichte, geben uns keine zulängliche Nachricht davon. Der Herr Professor hat also zuerst aus italienischen Schriftstellern diesen Mangel zu ersetzen gesuchet.

Er zeiget, daß dieselbige derjenigen gelehrten Versammlung ihren Ursprung zu danken habe, die im vorigen Jahrhunderte, von der Königinn Chri-

stina in Schweden in ihrem Zimmer gestiftet, und bis an ihr Ende unterhalten worden. Der Geschmack in der Dichtkunst und Beredsamkeit war 1650, als dieselbe nach Rom gieng, durch das loredanische Flittergold, und den marinischen Schwulst, im Grunde verderbet. Diese große nordische Prinzessinn, die schon in ihrem Vaterlande sich einen feinen Geschmack gebildet hatte, gab durch ihre Kenntniß des wahrhaftig Schönen, die sie in Rom selbst fortpflanzete, zu einer allgemeinen Verbesserung Anlaß. Denn kaum war sie todt: so vereinigten die Gelehrten, welche bisher in ihrem Pallaste zusammen gekommen waren, sich noch genauer, und stifteten diese Gesellschaft, oder Akademie.

Um aber dem herrschenden Schwulste unnatürlicher Gedanken und Ausdrückungen desto besser auszuweichen, nahmen sie lauter Schäfernamen an, kleideten sich wie Schäfer, und versammleten sich in Gebüschen und Wiesen; setzten auch alle ihre städtischen Würden beyseit: um in dieser Gleichheit, der unschuldigen Einfalt der Natur desto besser nachzuahmen. Nachdem sie sich 1690, den 5ten des Weinmonaths zuerst versammlet hatten, machte ihre Anstalt in Rom und ganz Wälschland viel Aufsehens. Alles wollte an dieser neuen Gesellschaft Theil nehmen: und wirklich wuchs nicht nur die Zahl ihrer Glieder in Rom sehr an; sondern es entstunden in allen großen Städten von Wälschland Colonien davon. Die vornehmsten Leute, ja Prinzen und Cardinäle wurden arkadische Schäfer; und endlich 1725 schenkte ihnen der König von

Por-

Portugall, den sie auch zum Ehrengliede ernennet hatte, 4000 Thaler, zu Erkaufung eines eigenen Sitzes: den sich die Gesellschaft so schön und ansehnlich einrichtete, wie der Kupferstich dieses Monaths den Abriß davon zeiget.

Alles dieses ist in der Einladungsschrift ausführlicher zu lesen. Hierauf folget eine Nachricht von der neuen Gesellschaft der freyen Künste, die hier gleichfalls, wie jene, den 5ten des verwichenen Herbstmonaths, als an dem hohen Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit, des Durchl. Sächsischen Churprinzen, gestiftet worden. Sowohl dieselbe, als die unlängst gehaltenen Reden und hergesagten Gedichte, wollen wir nächstens nachholen, wenn die ganze Sammlung dieser Stücke im Drucke fertig seyn wird. Vorizo wollen wir nur die poetischen Stücke, die beym Anfange, in der Mitte, und am Ende dieser Feyerlichkeit musikalisch abgesungen worden, mittheilen.

I. Sonnet.

vor der ersten Rede:

Prinz! edler Künste Schutz! Du Lust der Kastalinnen,
O Friedrich! hier erscheint ein neues Musenchor;
Es klopfet demuthsvoll an Dein halb offnes Thor,
Und will durch deine Huld der Niedrigkeit entrinnen.

Dein Tag ermuntert uns. Sein Licht ist unsern Sinnen
So edel, so beglückt, daß Phöbus ihn erkohr:
O! könnte dieser nur, auch Dein geläutert Ohr,
Durch Lieder neuer Art voll Geist und Kunst, gewinnen.

Hör auch ertfernt, wie treu es unsre Freude meynt,
Wann Wünsche voller Glut bis an die Wolken schallen:
Bloß weil dein jährlich Fest mit vollem Glanz erscheint.
Und rührt dieß Opfer Dich, wie sonst der Armen Flehn:
So wird ein reges Herz in unserm Busen wallen,
So oft wir jedes Jahr dieß Licht verjünget sehn.

II. Sonnet.

Du Königlicher Zweig so kronenwerther Ahnen!
Auch Du bist Friedrichs Reis, der Künsten gnädig war;
Indem sein milder Wink dieß Pleißathen gebahr,
Schwung gleich sein Heldenarm auch stolze Siegesfahnen.

Er hub den Musen an den Weg hieher zu bahnen,
Die Finsterniß verschwand; das Meißnerland ward klar.
Seit dem ist aller Welt sein Vorzug offenbar:
Es herrsche Witz und Geist bey Sachsens Unterthanen.

Als kaum die Barbarey vor dessen Leyer wich,
Den Deutschland noch verehrt, und seinen Orpheus nennet;

Stund

Stund hier ein Flemming auf, der zart die Sep-
ten strich:
Der hat uns vorgespielt u. Meißens Ton gestimmt;
Durch Lieder, die das Ohr der Meister nie verkennet,
Und noch manch junger Schwan entzückt zum
Muster nimmt.

Rondeau.

Sey ewig groß, erhabner Friederich!
Des Himmels Aug seh gnadenvoll auf Dich;
Versichre Dich, gleich Göttern dieser Erden,
Von Heil umringt, vor kränkenden Beschwerden:
Ja dieser Tag erheitre jährlich sich!

Antonia, Dein Herz, Dein andres Ich,
Sey, so wie Du, den Musen förderlich:
Kurz, dieser Schmuck von den Arkader-Heerden
Sey ewig groß!

Dein Erbprinz selbst, der dem Gestirne glich,
Dem oft im Sturm der Schiffer Noth entwich,
Erwachse bald, mit reizenden Gebärden,
Der Musen Haupt, der Völker Lust zu werden:
Ja Sachsens Stamm, o Himmel! dieß versprich!
Sey ewig groß!

* *

XI.

Von dem Einflusse der Beredsamkeit und Dichtkunst in eine gründliche Gelehrsamkeit u. deutliche Lehrart. Ein Sendschreiben an (Tit.) Herrn

Herrn Johann Christian Wernsdorfen, berufenen ordentl. Lehrer der Beredſ. und Dichtkunſt zu Helmſtädt, abgelaſſen von Gottlieb Müllern, Probſt und Superintendenten zu Kemberg. Wittenberg bey Ahlfelden. 4 Bogen in 8v.

Dieſe wohlgeſchriebene Abhandlung entfernet ſich ſehr von der gemeinen Art der Glückwünſche, ſie mögen nun lateiniſch oder deutſch geſchrieben ſeyn. Der Herr Probſt hat eine ſo ſchöne Einſicht in die ſchönen Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit überhaupt, daß er nichts alltägliches ſchreiben kann; ſondern Beleſenheit, Geiſt und Witz zu vereinigen, und Wahrheiten, die er vorträgt, einen neuen Schwung, und einen neuen Glanz zu geben weis.

Nach den billigen Lobſprüchen, die er ſeinem Freunde, dem gelehrten Herrn Profeſſor Wernsdorf giebt, greift er die beyden freyen Künſte an, davon er ſich zu handeln vorgenommen; und behauptet ihr Anſehen, nicht nur durch ihre innerliche Anmuth, Kraft, und Uebereinſtimmung mit den Gemüthern der Menſchen; ſondern hauptſächlich dadurch, daß ſie in die Fortpflanzung und Ausbreitung der Wahrheit einen groſſen Einfluß haben. „Eine Geſchichte „ſey noch ſo merkwürdig, eine Lehre noch ſo wichtig: das Salz fehlet an dieſer nahrhaften Speiſe, „wenn ſie nicht durch den Vortrag eines Redners „oder Dichters ſchmackhaft gemacht wird. Dieſer „benimmt ihr das Trockene, das Magere, das „Ekelhafte, und weis es angenehm und ergötzend

„zu

mechtigſten fürſten und herren, herrn Maximilian, Römiſchen Kayſer ꝛc. geſchrieben mit mancherleyen geryſten, bolwerken und gebeuwen zu krygeleuſſten gehorick, mit ihren Moſtern und figuren darneben verzeychnet. Gedrukt in der loblichen Stat Erfurt durch hanſen knappen M CCCCC XI. fol.

Man ſehe den *Catal. Bibl. Ffenbach.* Tom. II. Append. II. p. 90. *M.*

Flavii Vegetii Renati vier bücher von der Ritterſchafft, ꝛc. mit einem zuſatz von büchſen, geſchoß, Pulver, fewerwerck, auf ein newes gemeret und gebeſſert. Augſpurg gedrukt durch Henrich Steiner 1529. fol. *)

Der Uberſeßer iſt nirgend genennet. M.

Flavii Vegetii Renati vier Bücher der Ritterſchafft, mit mancherleyen gerüſten, bolwerken und gebeuwen, als büchſen, katzen, antriben, überwerffenden Prucken, waſſerzeugen, Steygleitern, Ziechtürnen, Schiffen und anders zu kriegsleuffen gehorig, mit iren muſtern und fyguren darneben verzeychnet. Zum andernmal überſehen und mit etlichen figuren gemeret und gebeſſert. Augſpurg durch Heinrich Steyner gedruckt MDXXXIIII. fol.

Dieſes Werk iſt mit ſehr viel ſchönen Holtzſchnitten hier und dar ausgezieret. Auf dem Titelblat aber zeigen ſich gleich Canonen, Feuermörſer, u.ſ.w. Der Uberſeßer wird nicht genennet. S.

VIR-

*) S. das I. Stück dieſer Beyträge p. 48.

„zu machen. Die ernsthaftesten Betrachtungen, die „gründlichsten Vernunftschlüsse, können an sich „nicht soviel Gewalt über die Gemüther bekommen, „als ein Redner oder Dichter besitzet. u. s. w.„ So nachdrücklich denkt und schreibt unser beredter Herr Probst: und so fährt er in der ganzen Abhandlung fort.

Er hat die gesundesten Begriffe von der Beredsamkeit und Dichtkunst, zeiget auch ihren groſsen Nutzen in den Wissenschaften durch richtige Schlüsse. Nur in einem Stücke sind wir nicht seiner Meynung: da er nämlich glaubet, die französische Sprache habe sehr viel zur Verbesserung der unsrigen beygetragen, und die polnische könnte derselben noch mehr Vortheile schaffen, wenn sie uns bekannter würde. Unsers Erachtens kann man eher sagen, daß eine unzeitige Nachäffung ausländischer, sonderlich englischer und französischer Arten zu denken und zu reden, in gewissen Uebersetzungen, unsre heutige Schriften anzustecken, und den eigentlichen deutschen Schwung unsrer Sprache zu verderben drohe. Wer auch nicht erst die Schriften unsrer besten Scribenten des vorigen Jahrhunderts gelesen, und sich daraus in den wahren deutschen Ausdrückungen festgesetzet hat; der wird sich aus dem Lesen von lauter französischen, oder schlecht, d. i. französirend übersetzter, und diese nachahmender Schriften, mehr verderben als bessern; und bey dem Gebrauche deutscher Wörter, dennoch in Redensarten und Wortfügungen undeutsch werden.

Indessen ist der Herr Probst von dieser abweichenden Schreibart, selbst sehr weit entfernt: in-

dem er ein reines und natürliches Deutsch, ohne alle pariser Schminke und fremden Firniß schreibt. Die hiesige Gesellschaft der freyen Künste, hat ihn also unlängst, mit allem Vergnügen, zu ihrem Ehrenliede erkläret: und man hat Ursache zu wünschen, daß seine schöne Feder sich oft mit dergleichen Ausarbeitungen der gelehrten Welt zeigen möge.

* *

XII.

Hamburgische Beyträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Erstes Stück. Hamburg, bey Brandten 1753. 16 Bogen in 8v.

Niemals hat unser Vaterland einen solchen Ueberfluß witziger Köpfe hervorgebracht, als in der Mitte dieses Jahrhunderts. Auch diese neue Sammlung artiger Schriften liefert einen Beweis davon. Die wohlgeschriebene Vorrede lehret die Absichten der Herren Verfasser, die allerdings ohne Tadel sind. Wir sagen zu wenig; sie sind auch lobwürdig. Streitschriften wird man hier nicht finden, sonst aber mit sinnreichen und moralischen Stücken die Leser zu belustigen und zu bessern suchen. „Indessen sind die geschickten Verfasser, wie sie selbst „gestehen, keine Freunde von den Geburten, welche „die kreißenden Dichter in den schmerzlichsten Wehen, gewiß nur vor lauter Angst, zur Welt bringen. Ueberdem hat man nun Beweise genug, daß „der schlechte Geschmack mit Lözensteinen nicht ausgestor-

„gestorben sey, und daß es die Italiener nicht allein „sind, die ihrem Marino, im Tone aller kleinen „Geister, nachmarinisiret haben.„

Der Inhalt dieses Stückes, dergleichen drey allemal einen Band machen sollen, ist dieser: 1) Antintor, und Theodora, oder der Einsiedler, ein Gedicht in drey Gesängen aus dem Engl. des Hrn. Mallet. 2) Das Lob der Schöpfung, eine freye Nachahmung des 104ten Psalms. 3) Ermunterung, ein klein Sinngedicht. 4) Gedanken über die Kunst zu schweigen. 5) Das Schicksal, an die Fr. Charlotte Rudolphine von Ponickau. 6) Briefe. 7) Das Gewisse und Ungewisse, ein scherzhaftes Lied. 8) Die Decken des Lasters und der Tugend, ein Gedicht. 9) An die Doris, eine Ode. 10) Die Helden, ein kurzes Lied. 11) Des Herzogs von Nivernois Anmerkungen, über das Genie des Horaz, Despreaux, und Rousseau. 12) An den Damis. 13) An die Phyllis. 14) Anacharsis, Mittel wider die Häßlichkeit. 15) Diogenes. 16) Der angehende Epopöendichter. 17) Die Liebe. 18) Gründe der Betrübniß. 19) Nachricht von den Schauspielen, die im Julius 1752 auf der schönemannischen Bühne zu Hamburg aufgeführet worden. 20) Wahl der Geschäffte. 21) Nach der 27sten Ode des Catulls 22) Ode nach dem Horaz 3. B. 26 Ode. 23) Ebendergleichen. 24) Die beste Todesart. 25) Der Neid an Mirenen. 26) Das sichtbare Unsichtbare. 27) Das große Lob. 28) Die Wiedervergeltung. Wir können ohne Schmäucheley sagen, daß uns jedes Stück in seiner Art gefallen hat. Zur Probe mag der Epopöendichter a. d. 181. 182. S. dienen.

* *

XIII.

Herrn Johann Friedrich Eisenharts,

beyder Rechte Doctors, und außerordentl. Lehrers zu Helmstädt ꝛc. kleine Schriften 2ter Band, mit einer Vorrede herausgegeben von M. Rudolf Wedekind, außerordentl. Lehrer der Weltweisheit zu Gottingen. Erfurt 1753. in 8.

Wem die erste Sammlung dieser kleinen Schriften bekannt ist, der wird gestehen müssen, daß der Herr Verfasser bey der zweyten nicht weniger Kunst und Gelehrsamkeit angewendet habe. Aus diesen Ursachen hat uns der Herr Professor Wedekind, der bey der Ausgabe des ersten Bandes so viel Beyfall gefunden hat, auch diesen zweyten nicht lange vorenthalten wollen. Er untersuchet in der Vorrede die Frage: ob die zu gezwungen methodischen und mathematischen, oder die zu ordentlich und gar ohne Regel schreibenden Schriftsteller, dem gemeinen Wesen nachtheiliger sind? Es ist freylich wahr, daß beyde nichts taugen, doch welche von beyden noch schädlicher sey? das überläßt der Herr Verfasser dem Urtheile der Leser. Denn verderben diejenigen, welche die mathematische Lehrart in allerley Materien misbrauchen, den Geschmack; verwirren sie den Verstand des Lesers; erregen sie in desselben Gemüthe Neid und Haß; erwecken sie einen Ekel vor den Wissenschaften; handeln sie lächerlich; verführen sie die Jugend; und betrügen sie wirklich die Welt: so läßt

sich

ſich dieſes alles auch von denenjenigen ſagen, welche aus ihrer Schrift ein Galimathias machen. Er wiederholet demnach alle die obenerwähnten Gründe, und redet ſie vorher alſo an: Ihr Söhne Jacob Böhmens! ihr Kinder der Madame Guion! ihr Enkel der Unordnung, ihr Erben der Verwirrung, ihr Inhaber, Eigenthümer, und Beſitzer des Galimathias, höret euren Spruch! Zum Schluſſe fügt er noch eine Klage über die Schreibart der Kanzleyen, und der Gerichte hinzu. Er ſtellet ſich indeſſen, als ob er dieſelbe nicht zu den Galimathiſten ſetzen wollte; weil er doch bey allem Erinnern, nichts ausrichten würde. Dieß möchte nun ein kurzer Inhalt von der beygefügten Vorrede ſeyn, welche eine deutliche Probe von dem patriotiſchen Eifer des Herrn Profeſſors für die gute Schreibart an den Tag legt, und zu keiner geringen Zierde dieſes Werkchens dienet.

In dem Werke ſelbſt ſind folgende ſchöne Abhandlungen: 1) von dem Rechte der Stände des heil. Röm. Reichs, auswärtigen Völkern Kriegsmächte zu überlaſſen. Er macht zween Abſchnitte. Der Inhalt des erſtern bezieht ſich auf die Freyheit der Deutſchen, auswärtigen Mächten mit Hülfe beyzuſtehen, und ihren dabey erlangten Ruhm. Ferner haben auch die Auswärtigen die Freyheit gehabt, in Deutſchland Werbeplätze aufzurichten, welche man wegen der dabey entſtandenen Misbräuche in etwas eingeſchränket: aber die Freyheit, Auswärtigen im Kriege Hülfe zu leiſten, iſt dadurch keinesweges in Deutſchland aufgehoben worden; ſondern man

hat

hat nur eine andere Art erwählet, vermöge der ein Reichsstand einer auswärtigen Macht ihre Völker durch ein Schutzbündniß überläßt. Dieses Recht gründet sich daher auf das Recht der Reichsstände, selbst Bündnisse mit Auswärtigen schliessen zu können. Sie hatten dieses schon von alten Zeiten her besessen, und es war ihnen schon in der güldenen Bulle bestätiget worden: dennoch ward es den Reichsständen wiederum streitig gemachet, bis es in dem westphälischen Friedensschlusse aufs neue bekräftiget worden ist.

Ferner untersucht der gelehrte Herr Verfasser, ob die Stände des Reichs, ohne Einwilligung des Kaisers, mit Auswärtigen Bündnisse schließen können? Die Gründe davon werden angeführet, und das Gegentheil nachdrücklich erwiesen. In dem zweyten Abschnitte wird von der Ausübung dieses Rechts nach den Reichsgesetzen, und demjenigen, was solchen überlassenen Kriegsvölkern gebühret, gehandelt.

Die übrigen Abhandlungen handeln von folgenden Materien. Die 2) von der Ehre und Schande. 3) Ob ein Ehebrecher einem von ihm geschwächten ledigen Weibsbilde einen Brautschatz zu geben schuldig sey? Ob dieses gleich andere Rechtsgelehrte verneinen, so behauptet doch Hr. D. Eisenhart die gegenseitige Meynung, und erhärtet mit wichtigen Gründen: daß eine Geschwächte allerdings von einem Ehebrecher einen Brautschatz fodern könne; sie mag nun gewußt haben, daß er verheirathet gewesen sey, oder nicht? 4) Von der Ehe-zwischen

einer

einer jungen Mannsperſon und einer alten Frau. Der Herr Verfaſſer erklärt ſie für ſündlich und unerlaubt, indem ſie dem Rechte der Natur zuwider iſt, ob man ſie ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft zuläßt. 5) Von denen in dem deutſchen Rechte gegründeten Vorrechten, der Geſunden vor den Kranken. 6) Ob nach dem Lehnrechte eine Präjudicialklage ſtatt finde? 7) Von dem Kirchenlehne. 8) Von dem Gebrauche der Lehne bey den Morgenländern. 9) Von dem Alterthume des Gebrauchs, den Schiffen Namen beyzulegen. 10) Schreiben an einen vornehmen Rechtsgelehrten, wegen einer zu Würzburg 1749 hingerichteten Zauberinn. 11) Von Abſchaffung der Heergewette, und der Gerade in den braunſchweigiſchen Landen. 12) Rede von dem unſterblichen Ruhme des großen Julius.

Dieß iſt der kurze Inhalt von dem zweyten Theile der Schriften des Herrn D. Eiſenharts; von welchen wir viel weitläuftiger würden geredet haben, wenn wir nicht wünſchten: daß Liebhaber dieſer Wiſſenſchaften ihn ſelbſt leſen, und ſich eben ſo ergetzen möchten, als wir bey Durchleſung deſſelben uns vergnüget haben. Die Materien ſind wohl ausgeſuchet, gelehrt ausgeführet, und mit gehörigen Gründen bewieſen worden. Die Schreibart endlich iſt rein, angenehm, und kein verwirrtes Chaos: wie insgemein die Schriften der Rechtsgelehrten zu ſeyn pflegen. Uebrigens wünſchen wir, daß der Herr Verfaſſer fortfahre, uns mehrere Werke von ſeiner geſchickten Feder zu liefern.

* * * * * * * * * * * * * *

XIV.

Erzählung.

In einem Tempel von Peru,
An Golde reich, an Kunst vollkommen,
Zog sich, so bald das Volk von Andacht war entglommen,
Ein prächtig Götterbild Gebeth und Opfer zu.
Sogar der Weise warf sich ihm zu Füßen hin,
Der Weihrauch dampfte stets auf brennenden Altären:
Und selbst das Pfaffenvolk verblendte der Gewinn,
Zu glauben, alles könnt ihm dieser Gott gewähren.
Es hatte freylich recht: was nicht der Götze that,
Das zinste doch gewiß des Pöbels Aberglauben.
Nur dieser ließ von ihm sich Witz und Güter rauben,
Fest überzeugt, der Gott erhörte, was man bath.
Schön Wetter, Fruchtbarkeit, Thau, Sonnenschein und Regen
Das alles, glaubte man, verlieh das Götzenbild.
Wer einmal Abgott ist, an dem liegt aller Segen;
Dem wird der Altar stets mit Opfern angefüllt!
Beneidenswerth Geschick! Doch hat es auch Bestand?
Geduld! wir müssen erst den Ausgang wohl betrachten,
Des Götzen Glanz nahm ab, indem sie Opfer brachten:
Denn was beschwärzet nicht allmählich, Rauch und Brand?

So

So ward er blind und ſchwarz. Der Pfaffen kluger
Dünkel
Beſorgte den Verfall der Andacht mit der Zeit:
Drum ward ein neuer Götz geweiht;
Den alten warf man in den Winkel.
Da lag er nun verſcharrt im allerdickſten Staube,
Die Würmer fraßen ihn, der Moder kam dazu,
Und machte ihn zu der Fäulniß Raube.
So giengs dem Götzen von Peru!

Lehre.

Der Götzen giebt es allerwegen:
Die nur ein blankes Kleid erhöht;
Die, wenn der Glanz des Goldes nur vergeht,
Selbſt in Verfall zu kommen pflegen.
Wer dringt wohl auf das innre Seyn?
Was Menſchen blendet, iſt der Schein.

Oder ſo:

Ihr Geiſter, die die Welt verehrt!
Erzittert vor den Folgezeiten!
Der Glanz, der itzt den Blick bethört,
Wird euch gewiß nicht ſtets begleiten.
Von Werth, Verdienſt und Gaben bloß,
Macht nur die Neuigkeit euch groß.

XV.

Sinngedichte auf der Kaiserinn Königinn Majestät.

Aus Wien hat man, daß der königl. großbrittanniſche Geſandte, Ritter Williams, als er nach dem erſten Gehör, ſo er zu Schönbrunn bey Ihrer Kaiſerl. Königl. Majeſtät gehabt, wiederum ins Vorzimmer gekommen, folgendes Sinngedicht auf dieſelbe aus dem Stegreiſe verfertiget habe.

O Regina orbis prima & pulcherrima! ridens,
Es Venus, incedens Juno, Minerva loquens.

Worauf ein andrer wieneriſcher Dichter dieſen Verfolg hinzuſetzte:

Paſtori Idæo ſi te Regina ſtitiſſes,
Tres inter divas: Ilion eſſet adhuc.

Aus beſondrer Ehrfurcht gegen dieſe ausbündige Monarchinn, haben wir folgende Verdeutſchung davon, faſt in eben ſo vielen Worten und Sylben entworfen, die wir unſern Leſern mittheilen wollen.

Größt' und ſchönſte Königinn! lächelnd muß Dir Venus weichen;
Gehend kann Dir Juno nicht, redend kaum Minerva gleichen.

Hätte dich bey drey Göttinnen der Idäer-Hirt geſehn,
Troja würde jetzt noch ſtehn.

Ende des Oſtermonats. 1753.

VIRGILII

Bucolica.

Ins deutſche überſetzt durch M. Johann Valentinum hat Herr von Uffenbach in MSto beſeſſen. S. *Catal. Bibl. Vffenbach.* Tom. III. p. 468. S.

Die Überſetzungen derſelben Oswald Belings und M. *Fricdr. Chalenii*, P. L. Gymnaſ. Halenſ. Conrectoris, unter dem Titul: Zehen auserleſene Hirtenlieder, Halle 1647. in 4. führt der berühmte Herr Erdmann Neumeiſter in ſeiner Diſſ. *de Poetis Germanicis huius ſeculi praecipuis* nach der Wittenbergiſchen Auflage von 1708. 4. p. 14. und 21. an. M.

Die wahre Aufſchrift der erſten, die Herr Neumeiſter nicht geſehen, iſt: Oswald Belings verdeutſchte Waldlieder, oder Hirtengeſpräche Virgilii Maronis, Hamburg 1649. 4.

Virgilii Hirtenlieder, deutſch Chriſtian Haberland, 1659. 8.

Virgilii Hirtenlieder, wie auch des Trojaniſchen Fürſten Aeneae Kriegs- und andere Heldenthaten, durch Johann Valentin. 1671. 8. M.

Georgica.

M. Chriſtian Haberlands IV. Bücher Virgilii Maronis, von Ackerbau, von Weinwachs und Pflanzung der Bäume, Viehzucht und Bienen. 1660. 8.

Libri Aeneidos.

Virgilii Maronis dreyzehen Aeneadiſche Bücher von Troianiſcher Zerſtörung und Aufgange des Römiſchen Reichs. cum gratia et priuilegio. 1543. 8. ohne Meldung des Orts.

In der kurzen Vorrede zu dem Leſer heißt es

Alle
aus dem
Röm. Käiserl. Cabinete.

Dieser
Pescennius ist ein Numus con-
tornatus aus dem Wiener Caben.
der M^r. de France.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Wonnemond, 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. V. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Geſammelte Spuren von dem Namen Germanus außer Deutſchland. Von M. J. G. Wellern, Predigern in Zwickau.

Die Deutſchen ſelbſt trifft man, außer Deutſchland, nicht nur in allen Ländern von Europa, ſondern auch in den übrigen Welttheilen an. Sie breiteten ſich zu der Zeit, da die römiſche Herrſchaft in Verfall kam, ungemein weit aus: und die Deutſchen waren es vornehmlich, welche nach dem 5ten Jahrhunderte die Macht des römiſchen Reiches zerſtöreten. Sie fielen in die Länder ein, ſo den Römern unterworfen waren, bezwungen ſie, und beſetzten ſie mit ihrem eigenen Volke. Wieweit haben ſich nicht die deutſchen Vandaler ausgebreitet? Sie ſind nicht nur in Italien, Frankreich und Spanien eingedrungen; ſondern haben auch nach Afrika übergeſetzet. Die Alanen ſind getreue Nachfolger, auch oft Gefährten der Vandaler geweſen. Die Heerzüge, Eroberungen und geſtifteten Reiche der Gothen ſind bekannt; und dieſe ſind doch ohne allen Streit Deutſche geweſen. Sie ſtifteten in Spa-

nien und Italien groſse Reiche. Rom, die mächtige Stadt, haben ſie mehr als einmal erobert; ſie ſind in Dacien, Möſien und Griechenland gedrungen, und haben ſich auch in Afrika feſtgeſetzet. Die Franken, ein deutſches Volk, riſſen das alte Gallien an ſich, und gaben ihm einen andern Namen, den es auch bis auf dieſe Zeit behalten hat. Die Longobarden kamen aus Deutſchland nach Italien, und ſtifteten da ein deutſches Reich, welches beynahe 200 Jahre geſtanden. Noch viele andre deutſche Völker haben ſich entweder mit den andern, bey ihren Heerzügen verbunden, oder ſind für ſich ausgezogen, andere Länder zu erobern. Darunter ſind zu rechnen: die Heruler, die Varner, die Rugier, die Gepider und andere. Die Geſchichte dieſer Deutſchen auſser ihrem Vaterlande abzuhandeln, würde kein Werk von etlichen Blättern ſeyn. Wolfgang Lazius hat davon ein groſses Buch verfertiget [a], und diejenigen ſo die Geſchichte Deutſchlandes, oder den Verfall des römiſchen Reichs zum Zwecke ihrer Schriften machen, beſchreiben auch die Wandrungen und Eroberungen der deutſchen Völker. Meine Abſicht iſt jetzund nicht, die deutſchen Völker auſser Deutſchland zu betrachten, ſondern nur einige Spuren von den Namen der Germanier auſser ihrem Vaterlande zu ſammeln. Ich richte auch dabey meine Abſicht auf die Zeiten, die vor den groſsen Völkerzügen noch vorher gegangen ſind: ich will zeigen, daſs man ſchon da, ehe bey dem Verfalle des römiſchen Reichs, die Deutſchen ſich weit ausgebreitet haben, den

a) de gentium aliquot migrationibus Francf. 1600.

den Namen Germanus in Ländern antrifft, die sehr weit von Deutschland entlegen sind.

Eine Nachricht, die wir bey dem ältesten griechischen Geschichtschreiber, dem Herodotus antreffen, führet mich zuerst nach Persien. Dieser setzet unter die Völker so Persien bewohnet, auch ein Volk, so seinem Berichte nach Germani genennet werden. Solches Land bestund, nach dem Berichte dieses ansehnlichen Geschichtsschreibers, aus unterschiedenen Völkern. Die Perser waren anfänglich ein einzeln Volk oder Geschlecht: aber dessen Namen hat schon zur Zeit des ersten Cyrus die Oberhand gehabt, und ist allen den Völkern beygeleget worden, so unter einen Monarchen stunden, der von den Persern, oder wie Herodotus meldet, von den Pasargaten herstammete. Die übrigen Völker in Persien waren die Attraten, Pasargaten, die Meraphii, Masii, Panthelài, Derusiài, Germanii, Dai, Mardi, Dropici, Sagartii [b]. Man trifft also ein Volk in Asien, und zwar in dem Lande, und unter den Völkern an, so hernach mit einem allgemeinen Namen Perser benennet worden, welches einen gleichen Namen mit den Einwohnern Deutschlandes hat, und den die Römer gebraucht haben, sobald sie die Deutschen haben kennen lernen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich eine Schriftstelle von den deutschen Alterthümern angetroffen hätte, der den Namen dieser Germanier unter den Persern sonderlich geachtet, und sich solchen bey der Untersuchung der deutschen Alterthümer zu Nutze gemacht hätte. Meine Verwegenheit ist auch

b) Lib. I. pag. 27. edit. Hervag.

nicht so groß, gerade hin zu behaupten, die Germanier in Persien, und die Germanier in Deutschland wären nur ein Volk gewesen, das durch eine weite Wanderschaft zertheilet worden. Ich will nur anführen, was mir dabey bedenklich scheint, und darbey keinen andern Schriftsteller als den Herodotus selbst brauchen, der uns das Volk in Persien, so Germanii heißen, bekannt gemacht hat.

Ich finde, daß die Sitten und Gewohnheiten der alten Perser in vielen Stücken mit den Deutschen übereinstimmen. Die Perser hielten dafür, man thäte thöricht, wenn man die Gottheit unter Bildern verehren, und in Tempel einschließen wollte. Wie genau stimmen die alten Deutschen mit dieser Meynung der Perser überein! Denn es meldet Tacitus von ihnen: Nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem assimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur [c]. Es gedenket ferner Herodotus von den Persern, daß sie der Sonne und dem Monde geopfert, auch die Erde, das Feuer, und die Winde als besondere Gottheiten verehret hätten [d]. Die alten Nachrichten bezeugen, daß eben diese Dinge, als Götter, von den alten Deutschen sind angebethet worden. Julius Cäsar sagt von ihnen, daß die Sonne, der Vulcanus und der Mond ihre Götter wären [e]. Der Namen des römischen Gottes Vulcanus ist wohl nicht unter den Deutschen be-

c) S. Herodotum Lib. I. p. 28. Tacitus de moribus Germanorum c. 9.

d) l. c.

e) de Bello Gallico L. V. c. 2[illegible]

bekannt geweſen: es war aber dieſer unter den Römern der Gott des Feuers; und Cäſar hat nichts anders, als eben dieſes, das Feuer verſtehen können, wenn er die Verehrung des Vulcanus den Deutſchen zuſchreibet. Auch die Erde wurde von den Deutſchen unter die Götter gezählet: und es bezeiget Tacitus insbeſondere von den Sueven, daß ſie eine Gottheit Herthus angebethet, welches die Erde, unſer aller Mutter wäre[f]. Bey den Perſern war es gewöhnlich, das Lob ihrer Götter zu beſingen. Meldet nicht auch Tacitus eben dieſes von den Deutſchen? Das Lob ihres Tuiſto, ihres Mannus, und deſſen Nachkommen, machten einen großen Theil ihrer Lieder aus; und wenn ſie ein Treffen anfiengen, ſo ſungen ſie Lieder von ihrem Herkules. Und vielleicht haben ſie auch zum Lobe ihrer andern Gottheiten Lieder gehabt, da ſie ſehr viel auf ſolche hielten: wie wir in mehr als einer Nachricht von den alten Deutſchen finden[g]. Wie den Deutſchen Schuld gegeben wird, daß ſie den Trunk geliebet, und daß ſie vornehmlich bey ihren angeſtellten Gaſtereyen über die Sachen des Staats Berathſchlagungen angeſtellet haben: ſo hattens auch die Perſer in Gewohnheit, bey dem Trunke die wichtigſten Sachen zu überlegen und zu beſchließen. Eine große Anzahl Kinder, und eine ſtarke Nachkommenſchaft, war ſowohl bey den Perſern, als Deutſchen höchſt rühmlich. Beyde ließen ſich die Haare lang wachſen; beyde ſchätzten den Krieg und die Tapferkeit für die vornehmſte Tu-

f) L. C. c. 40.
g) Tacitus l. c. c. 1. & 2.

gend; beyde ſuchten in der Wahrheit und Aufrichtigkeit einen beſondern Ruhm: und die Perſer haben in ihrer Jugend vom fünften Jahre an, bis ins zwanzigſte nichts gelernet, als die Waffen recht zu gebrauchen, und die Wahrheit zu reden. Die Lügen wurden unter ihnen für das ſchändlichſte Laſter gehalten [h]. Sagt nicht faſt ein gleiches von den Deutſchen Tacitus, wenn er ſie nennet: gentem nec aſtutam, nec callidam. In ſoviel Stücken ſind die Perſer mit den Deutſchen einſtimmig! Sie haben zwar auch viele Sitten und Gewohnheiten gehabt, ſo von den Deutſchen unterſchieden ſind: man dürfte ſich aber darüber nicht verwundern, wenn man auch die ſicherſte Nachricht hätte, daß beyde Völker einerley Urſprung gehabt hätten. Die Perſer hatten lange Zeit unter der Herrſchaft fremder Völker geſtanden, und waren nach u. nach unterſchiedenen angränzenden Nachbarn, den Aſſyriern, den Scythen, den Medern unterworfen geweſen. Wer weis nicht, daß ein herrſchend Volk dem andern, über welches es herrſchet, insgemein etwas von ſeinen Sitten mitzutheilen pflegt? Man kann ſich auch leicht vorſtellen, daß von denen, ſo die Perſer bezwungen, fremde Völker ins Land geführet worden, mit welchen ſich die alten Einwohner vermiſchet, und damit auch fremde Sitten bekommen haben.

Zu der Gleichheit in einigen Sitten und Gewohnheiten der alten Perſer mit den alten Deutſchen, ſetzen wir die Verwandſchaft der Sprache bey beyden Völkern. Es haben viele gelehrte Männer angemerket,

h) Herodotus l. c.

bald anfangs: „Nachdem die Aeneadiſche Bücher „Virgilii vor vil jaren von einem gelerten Mann ver„teutſchet und ausgangen; ſeind ſie ieſt wider auffs „new getrukt, an ſehr vil orten corrigiert, die reymen „gebeſſert, und ein jedes buch mit ſeinem ſonderlichen „begriff, ſampt einer ſchönen Figur dazu gehörig, ge„meert und gezieret worden.

Das XIII. Buch hat diſe ausdrückliche Aufſchrifft: Das Buch Maphei vom Eneas; Ob gleich auf dem Titul ſelbiges ebenfalls Virgilio beygeſchrieben worden. Wer der ungenannte Uberſeſer ſey, können wir zur Zeit noch nicht errathen. Doch wollen wir den Anfang und das Ende des ganzen Werkes herſeſen; vielleicht kan man ihn dadurch in einer andern Auflage ausfündig machen. Der erſte lautet alſo:

Ich bſchreib die waaffen und den Man
Des, der zum erſten gſchiffet kam,
Flüchtig in das Weliſche Landt,
Gen Lauinien wol erkant,
Der zu land und auch auf meer
Geworffen ward, geübet ſeer
Durch krafft der götter, und durch zorn
Der göttin Juno hochgeborn:
Wie viel er doch erlitten hat
Da er wolt bawen Rom die ſtadt.

Der Beſchluß aber heiſt:

Venus die ſteig vom himmel nider
Hin gen Laurentum kam ſie wider,
Daſelbſt Numitius der Fluß
Durch vil gerör hinlauffet aus
Gar ſchnelliglichen in das Meer,
Eneas leib den trug ſie her
Und wuſch im ab all tödtlicheit,

Die

merket, daß ſich in der perſiſchen Sprache ſehr viel Wörter befinden, die auch in der deutſchen angetroffen werden: [i]) und der große Leibnitz bezeuget, daß ganze Verſe perſiſch könnten geſchrieben werden, welche einem Deutſchen verſtändlich wären. [l]) Ich will nur etliche perſiſche Wörter anführen, welche man alsbald für deutſche erkennen wird. Herodotus gedenket, daß die Perſer die Venus Mitran genennet haben [m]). Wer ſieht nicht zwiſchen dieſer Benennung und dem deutſchen Worte Mutter eine genaue Gleichheit? und wofür haben wir die heydniſche Venus zu halten, als für die Mutter, welche die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts befördert? Man findet in der perſiſchen Sprache das Wort Nam, ſo eben das bedeutet, was das deutſche, der Namen anzeiget; desgleichen das perſiſche Caſti heißt Kaſten, Band das Band, Brade, Bruder, Choda Gott, Dachter die Tochter, Gryft er greift. Nau neu, Drog Trug, Stareh der Stern, Muſt der Moſt, Der, die Thür, bihter beſſer, Corbos ein Kürbis, Pick eine Pauke, Satzden ſetzen, Eſtaden erſtanden. Dieſe ſind es noch lange nicht alle, und die angeführten Schriftſteller führen noch viel mehr Wörter an: es kann aber dieſes zu einer Probe von der Verwandſchaft der perſiſchen mit der deutſchen Sprache genug ſeyn.

i) Barlo veteris linguæ Perſicæ λαλαια. Thomas Haymens cognatio linguarum: Wachteri Gloſſar. in præf. pag. 17. Bon. Vulcanius de lingua et litteris Getharum pag. 87.

l) Leibnitii otium Hanover. pag. 152.

m) L. 1. pag. 25.

Ich überlasse es nun einem jeden, was man davon urtheilen soll, daß man in Persien ein Volk antrifft, welches den Namen Germani führet, der allen Einwohnern in Deutschland zukömmt; und daß zwischen den Sitten und der Sprache der Perser selbst und der Deutschen viel Aehnlichkeit sey. Es stimmen die, so die deutschen Alterthümer untersuchen, darinnen überein, daß die Völker, so itzo Europa bewohnen, aus Asia gekommen sind. Ist es daher wohl so wundersam, daß man Völker in Asia antreffen sollte, die entweder mit den Deutschen einerley Ursprung haben; oder welche gar als Stammväter der Deutschen anzusehen sind? Der mäotische Pfuhl, oder die Gegend um das asowische Meer, wird insgemein für den ersten Wohnplatz der Völker angesehen, die itzund Deutschland bewohnen: das kaspische Meer, an dem Persien liegt, ist eben so weit nicht von solchem abgelegen: und ist es wohl so ungereimt, wenn man sich vorstellet, daß unsere uralten Vorfahren aus Persien dahin gekommen sind, da sie doch aus Asien sollen gekommen seyn? Die Meynung, daß der Namen Germanus von Hermann, dem Enkel Tuistons und Sohne des Mannus, herkommen, hat vor andern Meynungen einen großen Vorzug: und die größten Kenner der alten Geschichte, z. E. Leibnitz und Eccard, billigen sie. Ohne Zweifel hat dieser Hermann eben so wohl, als sein Vater und Großvater über die Deutschen die Herrschaft gehabt, ehe sie noch in das itzige Deutschland gekommen sind, und ist ein Fürst über solches Volk gewesen, da es noch in Asien gesessen hat n).

Könnte

n) J. G. Eccardi orig. germ. p. 17. 18.

Könnte nun nicht ein Theil von diesen Völkern, so von ihrem Fürsten Hermann den Namen bekommen haben, und zwar zu der Zeit, da sie noch in Asia ihren Sitz hatten, nach Deutschland gezogen, ein Theil aber sich in Persien fest gesetzet haben? Es ist darbey merkwürdig, daß in Asien und Persien ein alter Held bekannt gewesen, welcher Irmin, Hermin, Arimanus geheißen °). Es ist dieses ein neues Stück von der Verwandschaft der Deutschen und der Perser: welche nicht einzeln zu betrachten sind, sondern zusammen müssen genommen werden; wie eins das andere erläutert und unterstützet. Der bloße Namen Germani, den man in Persien antrifft, würde es noch nicht allein ausmachen: da man aber auch findet, daß die Perser viel ähnliches in der Sprache und in Sitten mit den Deutschen gehabt haben, daß auch in der persischen Geschichte ein Held berühmt sey, der eine Gleichheit mit dem Namen hat, der ganz Deutschland den Namen gegeben: so verdienet doch wohl dieses wenigstens viel Aufmerksamkeit, wenn man auch keine Folgerungen daraus zu ziehen sich getrauet.

Von dem Herodotus wenden wir uns zu dem Dionysius, welcher Alexandrinus genennet wird: weil wir auch bey solchem ein Volk antreffen, so Germani heißt, und von ihm ganz an einen andern Ort, als in Deutschland gesetzet wird. Es hat dieser Schriftsteller zur Zeit des Kaisers Augustus gelebet,

o) S. Leibnitzens Theodicee §. 138. 139. ejusdem Ot. Hanov. p. 140. Eccard. l. c. p. 19. Abels Sächsische Alterthümer 1ster Theil pag. 11. 22. 31. 32.

lebet, welcher ihn auch in die Morgenländer geſchickt hat, damit er beſſer im Stande wäre, alles genauer zu beſchreiben; wie uns dieſes Plinius von ihm meldet p). Das Werk, ſo wir von ihm haben, iſt in griechiſchen Verſen abgefaſſet, hat den Namen Περιήγησις, eine Erzählung, und enthält eine Beſchreibung der Länder und Völker, welche damals bekannt waren. Dieſer ſetzet an dem mäotiſchen Pfuhl, zu den andern Völkern, ſo da wohnen, auch Leute, die von ihm Germani genennet werden: und zwar gedenket er derſelben, nachdem er die Germanier, ſo in Deutſchland wohnen, ſchon vorher angeführet hatte. Wir wollen die ganze Stelle etwas weitläuftig herſetzen, damit man deſto beſſer davon urtheilen könne:

Ἴστρος ἐς ἀντολίην τετραμμένος ἀγχι θαλάσσης
Εὐξείνης, τόθι πᾶσαν ἐρεύγεται ὕδατος ἀχνὴν
Πενταπόροις προχοῇσιν ἐλισσόμενος πέρι πευκὴν
Τῇ μὲν πρὸς βορέην τετανυσμένα φῦλα κέχυνται,
Πολλὰ μάλ' ἐξείης μαιώτιδος ἰς σόμα λίμνης
Γερμανοὶ, σάματαί τε, γέται θ' ἅμα βαστάρναί τε,
Δακῶντ' ἄσπετος αἶα, καὶ ἀλκήεντες ἀλανοὶ
Ταῦροί θ' οἵ ναίουσιν ἀχιλλῆος δρόμον αἰπὺν.

„Die Donau richtet ihren Lauf nach Morgen „nach dem ſchwarzen Meere, in welches ſie alle ihr „ſchäumendes Waſſer ausſchüttet: da ſie denn einen „Ausfluß ins Meer, welcher Pruce heißt, mit fünf „andern Ausflüſſen umſchließt. Von der Donau „ab nach Norden zu, bis an das Ufer der mäoti-
„ſchen

p) Hiſt. natur. L. VI. c. 27.

„schen See, wohnen nach einander und ganz nahe „beysammen sehr viel Völker, die Germani, die „Samati, zugleich die Geten, die Bastarner, das „große Land der Dacier, und die tapfern Alaner, die „Taurier, welche in der Gegend wohnen, die Achilles „mit großer Mühe durchzogen ist [q].„ Betrachtet man die Gegend genau, in welche Dionysius seine Germanier setzet: so müssen sie in der Gegend gewohnet haben, so jetzund die kleine europäische Tartarey heißt, nach der krimmischen Halbinsel zu, und wohl gar an ihren Gränzen, denn diese liegt über dem Ausflusse der Donau nach Norden zu, bis an das Ufer der mäotischen See.

Wäre es nicht möglich, daß die Völker, welche Augerius Busbeck, der kaiserliche Abgesandte an dem türkischen Hofe, im sechzehenden Jahrhunderte entdecket hat, Nachkommen von jenen Germaniern des Dionysius wären. Dieser hatte mehr als einmal gehört, daß ein Volk in der krimmischen Tartarey, an der mäotischen See angetroffen würde, welches in der Sprache, Sitten und in der Leibesgestalt viel ähnliches mit den Deutschen hätte; so daß es schiene, als ob sie gar von den Deutschen entsprungen wären. Er hatte lange Zeit vergebens gesuchet, einen von diesen Völkern zu sprechen, oder etwas aufzutreiben, so in ihrer Sprache geschrieben wäre; bis es ihm endlich gelungen, daß er mit zween ansehnlichen Männern aus diesem Volke zu sprechen kam. Es waren diese zween Abgeordnete an den türkischen Kaiser, bey dem sie ein Geschäfft im Namen ihres

q) Dionysius Alexandrinus in Περιηγησ. lin. 299. seq.

ihres Volkes auszurichten hatten. Sein Dollmetſcher hatte ſie ungefähr angetroffen, und dieſer brachte ſie zu dem Busbeck ſelbſt. Er erkundigte ſich nach ihren Sitten und Gewohnheiten: das aber, was er von ihnen erfuhr, hat keinen ſonderlichen Einfluß in unſere Abſicht. Dieſes iſt das merkwürdigſte, daß in ihrer Sprache ſoviel Wörter angetroffen werden, welche mit dem Deutſchen aufs genaueſte übereinſtimmen. Es hat dieſer ſorgfältige Mann ſie aufgezeichnet, und wir wollen aus ſeinen Briefen einige beybringen. Bey dieſen tartariſchen Völkern heißt Plut das Blut, Brot das Brod, Stuhl der Stuhl, Hus das Haus, Regen der Regen, Bruder der Bruder, Schweſter die Schweſter, Wynth der Wind, Silver das Silber, Zalt Salz, lacken lachen, Geen gehn, Wagen der Wagen. Acht und dreyßig Wörter werden angeführet, welche alle dem Deutſchen gleich ſind. Ueber dieſes benannte zählen ſie mit folgenden Worten, welche den Deutſchen ſehr nahe kommen, als z. E. ita eins, tua zwey, tria drey, fyder vier, fynf fünfe, feis ſechſe, ſevene ſieben, ꝛc. Wir bemerken auch noch dieſes, daß ſie in ihren Verſen Endreime brauchen. Denn da ſie Busbeck ein Lied in ihrer Sprache herſagen ließ, ſo fieng ſich ſolches alſo an:

Wara Wara ingdolau
Scu te gira Galtzou [r].

Die Gegend, in welcher die Völker des Busbeqs gewohnet haben, kömmt ziemlich mit der Lage überein, in

r) Augerii Busbequii de legat. Turcica, Epiſt. IV. it. Bon. Vulcanius de lingua & litteris Getarum p. 49.

in welcher Dionyſius ſeine Germanier ſetzet; warum könnte alſo dieſe nicht einerley ſeyn? Poteſta, der kaiſerliche Dollmetſcher der damaligen Zeit, meldet in einer Antwort an den Herrn Baron von Leibnitz, daß die Tartarn, mit welchen Busbeck geſprochen hat, Deſtkaptſchenſer genennet würden, und das Land da ſie wohneten Deſtkaptſchack; ſie wohnten an der nordlichen Seite des kaſpiſchen Meeres, und hätten eine Sprache, die halb Perſiſch und halb tartariſch ſey [s]. Wollte jemand unter Deſtkaptſchack und unter Tuiſtamern vom Tuiſto, dem deutſchen Stammvater, oder unter dem Namen der Deutſchen ſelbſt eine Verwandſchaft ſuchen, ſo würde die Muthmaßung ſehr verwägen ſcheinen. Dieſes aber iſt doch bedenklich, daß wir in der Gegend, da ein alter Schriftſteller Völker hinſtellet, die Germani heißen, ordentlich auch die deutlichſten Spuren von der Sprache, und auch wohl von den Sitten der Deutſchen antreffen. Wir haben dieſes ſchon mit dem zweyten Beyſpiele erwieſen. Sollte dieſes wohl ungefähr ſo zutreffen? ſollte man nicht Grund haben zu muthmaßen, daß dieſe Völker, ſo in der Sprache viel einſtimmiges mit den Deutſchen haben, auch von einerley Urſprunge herkommen müſſen? und daß die Völker, welche Germani heißen, von einem und demſelben Stamme entſproſſen ſind?

Bey Unterſuchung des Namens Germanus außer Deutſchland, kommen wir auf etliche Städte, in deren Benennung der Name Germanus mit eingeſ-

s) Leibnitii otium Hanov. p. 54.

geſchloſſen iſt. Plinius ſoll uns zuerſt dienen, ſolche bekannt zu machen. Es gedenket derſelbe einer Stadt an dem Helleſponte bey dem Fluſſe Gebes. Er ſagt: Flumen Gebes & intus Heljas oppidum, quæ Germanopolis, alio nomine Boosteæle [t]. Wenn man die ganze Beſchreibung, ſo Plinius von dem Helleſponte macht, genau überleget und unterſuchet, wohin er dieſe Stadt eigentlich ſetzet: ſo können wir nicht anders urtheilen, als daß er ihnen in Myſien, oder an die Gränze Bithyniens den Platz anweiſet. Denn unter den Städten, deren er kurz vorher gedenket, iſt auch Abydus, die eine von den vornehmſten Städten, ſo die Dardanellen heißen, und zwar die, ſo in Aſia liegt. Er nennet nach dieſer noch einige andere Städte, und ſagt hernach gleich: Darnach iſt gelegen Germaniopolis. Nach dieſer Stadt ſetzet er Cius, eine Stadt in Bithynien: zwiſchen dieſen beyden Städten wird nun vom Plinius Germaniopolis geſetzet. Bey dem Ammianus Marcellinus kömmt auch eine Stadt vor, ſo Germaniopolis genennet wird. Er ſetzet ſie ebenfalls in klein Aſien, obgleich in eine andre Gegend. Er ſaget, daß in Iſaurien Räuber geweſen, welche Pamphilien und Cilicien beunruhiget. Dieſe hätten von dem kaiſerlichen Stadthalter nicht allein einen Stillſtand, ſondern auch einen Frieden erpreſſet, und zwar Germaniopolitanis autoribus: quoniam apud eos, ut ſigniferæ manus, ſemper valuere ſententiæ [u]. Iſaurien lag mitten in klein Aſien, und etwas entfernt von dem mittel-

t) Plin. in Hiſtor. natur. L. V. cap. 32.
u) Am. Marcell. Libr. XVII.

mittelländischen Meere, dahin Plinius sein Germaniopolis setzet. Es müßte sich daher einer von beyden gar sehr geirret haben, wenn beyde einerley Stadt unter diesem Namen verstünden. Auch Ptolomäus nennet eine Stadt Germaniopolin, deren Lage mit keiner der beyden angeführten übereinstimmet, denn er setzet sie in Paphlagonien, welches Land an das schwarze Meer gränzete [v]. Mit dem Ptolomäus stimmet eine Nachricht in den Novellen überein: in solcher werden Paphlagonien 6 Städte zugeschrieben, unter welchen auch Germaniopolis genennet wird [x]. Dadurch wird es wohl außer allem Zweifel gesetzet, daß wirklich in Paphlagonien eine Stadt Germaniopolis gewesen. Ob die Städte gleiches Namens bey dem Marcellus und Plinius eben diese, oder andere Städte sind, läßt sich nicht so genau bestimmen, da uns mehrere Nachrichten mangeln. Die Lage aller der Städte dieser drey Schriftsteller ist sehr weit von einander unterschieden, daß sie nicht zu vereinigen sind: und es ist also nicht ganz unmöglich, daß in klein Asien 2, oder auch wohl gar 3 Städte gewesen sind, die alle drey den Namen Germanopolis oder Germanicopolis geführet haben.

Noch in einer Stadt außer Deutschland treffen wir den Namen Germanus an, welche von den angeführten gewiß unterschieden ist. In dem Lande Komagene nach dem Euphrat zu, da finden wir eine Stadt mit den Namen Germanicia, welche uns Stephanus Byzantinus mit den Worten bekannt

v) Ptolomæi Geogr. p. 85. edit. Basil.
x) Novell. XXIX. cap. 1.

macht: Γερμανίκεια πόλις εὐφρατησίας. κλαυδιανὸς δὲ τὸς ἐν τρίτῃ παρθικῶν, χωρίαν αὐτὴν φησὶν ὁ πολίτης γερμανικεύς. Germanicien, eine Stadt im euphrateſiſchen. Quadratus in dem 3 en Buche vom parthiſchen Kriege ſpricht, daß es ein befeſtigter Ort ſey. Man ſagt auch, ein germaniſcher Bürger [y]. Euphrateſia hat den Namen vom Euphrat, und war das Land, ſo nahe an ſolchem Fluſſe lag. Auch Ptolomäus führet dieſes Germanicien an, und ſetzet es unter die Städte in Syrien, und das mit Recht: weil Commagene eine Provinz in Syrien war [z]. In der Kirchengeſchichte iſt Germanicien durch zween Männer berühmt worden, die beyde große und der Kirchen ſchädliche Irrthümer geheget haben; den Neſtor, der da iſt gebohren worden, und den Eutychus der da Biſchof geweſen iſt. Ueber dieſe angeführten Städte finden wir in Myſien noch eine, ſo Germa heißet, und in Galatia eine Colonie, die gleichfalls Germa genennet wird [a]. So haben wir alſo in einem Striche Landes, zwiſchen dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere, und ganz nahe an dieſer Gränze, doch in einem Striche, zwo, drey oder auch wohl vier Städte, welche den Namen von Germanien bekommen haben. Denn was heißet Germanopolis, oder Germanicopolis, als eine Stedt, ſo den Germaniern zugehöret, oder von Germaniern bewohnet wird? So muß doch alſo in den älteſten Zeiten ein Volk an dem ſchwarzen Meere nach dem Euphrat zu,

y) Stephan. Byzant. edit. Thom. de Pinedo p. 206.
z) Ptolom. Geogr. L. V. c. 18.
a) Cellarii not. orbis anti. Tom. II. p. 41. & 179.

Die ſeel mit freuden ſie hintreit
Hoch in das gſtirn über ſich
Mit freuden in das himmelreich
Da er jetz lebet ewiglich.

Deutſcher Virgilius die XII. Bücher *Aeneidos* betreffend in deutſche Verſe überſetzt von M. Schirmern. Leipzig 1672. 8. ſ. Neumeiſters Diſſ. de Poetis p. 93.

Von einer noch ungedruckten Überſetzung *Virgilii* des verſtorbenen Herrn Reichhelms zu Halle, ſ. die gel. Zeit. 1752. n. LXXX. p. 720.

VITRVVII
de architectura libri.

Der rechte Titel der von uns oben *) nur mit wenigen angezeigten Überſetzungen *Vitruvii* iſt dieſer: Vitruvius Teutſch ꝛc. erſtmals verdeutſcht und in Truck verordnet durch D. Gualtherum H. Riuium, Medi. et Mathe. vormals in deutſche Sprach zu transferiren von niemand ſonſt underſtanden, ſondern für unmüglich geachtet worden. Nürnberg, truckts Johann Petreius. 1548. fol.

Wir haben bey dieſer Gelegenheit einen uns vordem unvermeidlichen Fehler zu verbeſſern. Denn es bedeutet der Buchſtab H. in dem Nahmen des Überſetzers nicht Heinrich, ſondern *Hermenium*. Übrigens iſt die eben daſelbſt am Ende angeführte Schrift dieſes Riuii: Bericht von der Baukunſt zu rechtem Verſtand der lehre Vitruuii, Nürnberg

*) S. das I. Stück dieſer Beyträge p 54.

zu, gewohnet haben, so den Namen der Germanier geführet hat. Wollen wir uns an diesen Orten ein Volk dichten, das mit den Deutschen gar keine Gemeinschaft hat; da wir in den alten Geschichten die deutlichsten Spuren finden: daß Deutsche aus Deutschland, und zwar in den ältesten Zeiten dahin gekommen sind, ehe noch unsere Vorfahren den Römern bekannt, und von den Römern Germani genennet worden? Kurz nach Alexanders des großen Zeiten ist ein starkes Heer, unter der Anführung Cambauls in Thracien eingefallen; kurz darauf folgeten andere Heerzüge unter unterschiedenen Anführern nach: und einer davon, Belgius, überwand den König Ptolemaus in Macedonien. Es verdienet aber vornehmlich Brennus bemerket zu werden, welcher zwey hundert und acht und siebenzig Jahre vor Christi Geburt ein starkes Heer nach Griechenland führete. Die Völker, so dahin zogen, werden insgemein Gallier und Celten genennet: es ist aber auch von vielen gründlich bewiesen worden, daß sich viele Deutsche unter solchen befunden haben. Die Griechen bezeugen, diese Völker wären von den äußersten Gränzen des großen Weltmeeres gekommen. Ist dieses nicht auch noch darzu am meisten von den Deutschen zu verstehen? Livius meldet, daß auch die Tolistobogii unter den Völkern des Brennus gewesen wären [b], und Strabo hat angezeiget, daß diese Boji ein deutsches Volk gewesen wären. Es war ohne Zweifel dieses ein vermischtes Heer, das aus vielen Völkern bestund, die am

b) Livius Lib. XXVIII.

Rheine und an der Donau wohneten. Bey den Dardanellen sonderte sich ein groſser Theil von dem Hauptzuge ab, die verwüsteten Thracien, besetzten Byzanz, und das an solchem gelegene Meer: endlich giengen sie gar nach Asien über. Die Anführer dieses kleinen Heeres hieſsen Leonorius und Lutharius. Man darf nur von beyden Namen die lateinischen Endungen weglassen, so sind es deutsche Wörter Luther, und Leonor. Luther ist ein sehr alter deutscher Name; den andern Leonor, erkläret Aventinus also: Leo, Lun, Loun, Luon, Lehonhard ein Schatz des Lohns, Löner ein um Lohn Bestellter, oder der andere bestellt und besoldet, lateinisch Lonerius, ein alter deutscher König vor Christi Geburt; oder Leonorius, Lebmar, Lobeamar, Leemarus [c]. Nikomedes, König in Bithynien, rufte diese beyden Anführer Luthern und Leonoren nach Asien zu Hülfe, und nachdem er durch ihren Beystand den Zybora überwunden hatte, so räumete er ihnen ein Theil seines Reichs ein, welches lange Zeit Galatia und Gallográcia ist genennet worden [d]. Von den Einwohnern dieses Landes sagt Hieronymus, daſs zwar auch die griechische Sprache, wie fast in ganz Asien unter ihnen bekannt gewesen; ihre eigene Sprache aber wäre mit der Sprache der Trevirorum übereingekommen. Aus dem Tacitus lernen wir, daſs die Treviri Deutsche gewesen [e]. Zu des Hieronymus Zeiten müssen solche noch mehr als Deutsche ange-

c) Aventinus Chronika edit. germ. An. 1580. p. 6.

d) S. Eccard. l. c. p. 148.

e) de Germ. c. 28. S. Hrn. Pelloutiers Abh. davon, bey der Hist. des Celtes.

angesehen werden, da die Deutschen das jenseitige Ufer des Rheins gleichfalls mit ihren Volkern besetzet hatten. Der bayerische Geschichtschreiber Aventinus erzählet uns den Uebergang dieser Volker in Asien mit vielen Umständen: er saget, daß die beyden Anführer Brüder gewesen, der eine hatte Lauther, und der andere Lebmar oder Leoner geheißen. Die Völker, die in Asien übergesetzet, wären Deutsche, und insbesondere Bayern gewesen, welche das eingenommene Land in vier Theile getheilet hätten. Zum Beweise beruft er sich nicht allein auf die griechischen und lateinischen Schriftsteller, sondern auch auf zwey alte Pergamentbücher im Thumstifte zu Passau und Regenspurg, und im Anfange des Abschnitts auf die alten bayerischen Reime f.

Diese Geschichte erweiset, daß in die Gegend, da man ein Volk antrifft, so die Germaner heißen, wirklich solche Völker gekommen sind, und sich da fest gesetzet haben; welchen die Römer, so bald sie solche haben kennen lernen, den Namen Germanus gegeben haben. Warum trifft man in andern Ländern und Gegenden keine Städte an, so von den Germanern sind benennet worden; als eben da, wohin die Völker aus den Gegenden Deutschlandes gezogen sind? Es ist dabey merkwürdig, daß eben da nicht ein, sondern wenigstens zweene, bis drey, vier, und fünf Oerter in einem Striche liegen, welche alle von Germanien den Namen haben. Ich sollte meynen, man könne ziemlich sicher schließen, daß die Völker, so vom Rheine und der Donau dahin

f) Aventinus l. c. p. 102. 6. seq.

gezogen, dieſen Namen mit dahin gebracht haben; daß ſolcher ſchon etliche hundert Jahre vor Chriſti Geburt ſey bekannt geweſen; und daß ein Theil der Völker in klein Aſien für unſere Brüder anzuſehen ſind.

Aus allen den Nachrichten aber, die wir von dem Namen Germanus außer Deutſchland geſammlet, muß man ſo viel urtheilen: es ſey der Name Germanus nicht neu, wie Strabo in ſeiner Erdbeſchreibung ſich vorſtellet; welcher meynet, es hätten die Römer die Deutſchen nach ihrer Sprache Germanos genennet, weil ſie ſolche für Brüder der Gallier angeſehen [g]. Andere ſtehen in der Meynung, der Name Germanus komme her von Ger, Krieg, und Mann, und zeige alſo einen Kriegsmann an [h]. Sollen die Gallier den Deutſchen dieſen Namen gegeben haben, ſo muß erwieſen werden, daß die Sprache der Gallier mit der deutſchen übereingekommen iſt. Will jemand dieſes behaupten, ſo wird Arioviſt, der deutſche König, widerſprechen, welcher erſt durch eine lange Uebung die galliſche Sprache hat lernen müſſen [i]. Oder ſollen ſich die Deutſchen ſelbſt, Hermänner oder Kriegsmänner genennet haben? Tacitus gedenket davon nichts; dieſes aber, daß ein Geſchlecht unter den Deutſchen geweſen ſey, welche Herminonen genennet wurden. Plinius ſpricht dieſen Namen Hermionen aus. Tacitus ſagt ferner, der Name Germanus ſey erſtlich einem einzelnen, hernach

g) Strabo Geogr. L. VII. p. 290. edit. Baſil. 1549.
h) S. Wachteri Gloſſarium p. 560.
i) De bello gallico L. I. c. 2.

nach allen Völkern über dem Rheine beygelegt worden: und die, ſo ihn am erſten bekommen, wären die geweſen, ſo am erſten über den Rhein gegangen, und die Gallier vertrieben. Es konnten dieſes keine andere ſeyn, als die ſchon angeführten Hermierer, Hermanner, oder Germanier, welche ihren Siß an dem Rheine hatten[1]. Sie erbten ihren Namen von ihrem Stammvater, und theilten ihn ihren Brüdern den Oeſtivonen und Ingevonen mit.

II.

Regum Veterum Numismata anecdota aut perrara, Notis illuſtrata, collata opera & ſtudio Franciſci Antonii S. R. I. Comitis de Khevenhuller, in Collegio Regio Thereſiano S. I. Hiſtoriæ, Matheſeos & Philoſ. Studioſi. Viennæ Auſtriæ Typis Trattneri, in 4t.

Dieſe Schrift iſt unlängſt ohne Meldung der Jahrzahl herausgekommen; und hat den jungen Herrn Grafen von Khevenhüller, einen Sohn des Kaiſerl. Königl. Obriſten Kämmerers zum Verfaſſer. Doch iſt derſelbe ſo beſcheiden und wahrheitliebend, daß er in der kurzen Vorrede, leſern, die ihm etwa ſoviel Wiſſenſchaft nicht zutrauen möchten, freymüthig geſteht: daß der gelehrte P. Erasmus Frölich, ihm in Ausarbeitung derſelben mit Rath und That, an die Hand gegangen ſey. Wie viel edler iſt dieſes Bekenntniß, als die

1) S. Leibnitii Otium Hanov. p. 62, 139. 160.

Verſchwiegenheit ſovieler andern jungen Leute, die auch in unſern Gegenden, ſo oft mit fremden Kälbern pflügen, ohne ſolches zu geſtehen! Die Zueignungsſchrift iſt an Ihre Kaiſerl. Königl. Majeſtät gerichtet; und 3 Kupferplatten legen uns die Münzen vor Augen, die hier erkläret worden.

Die erſte Abtheilung der Münzen ſtellet die Könige von Macedonien vor; darunter König Archelaus der erſte iſt. Er wird reitend, mit einem Hute, zween Spieße haltend vorgeſtellet. Die Gegenſeite zeiget einen halben Bock oder eine Ziege. Sie iſt ſilbern, und vier Drachmen ſchwer. Die Erklärung derſelben iſt gelehrt und weitläuftig ausgearbeitet. Es folget:

Arſamenes ein König aus dem perſiſchen Stamme. Das Haupt iſt mit einer kegelartigen perſiſchen Mütze bedecket: das Geſicht iſt fett ohne Bart. ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΣΑΜΟΥ. ΘΕΟΣΕΒΟΥΣ ΚΑΙ ΔΙΚΑΙΟΥ iſt die Aufſchrift dieſer kupfernen mittelmäßigen Münze: aus dem wieneriſchen Münzſchatze. Auch dieſe wird zureichend erläutert. Es kömmt nun

Alexander, der Moloſſer König in Epirus. Sie hat einen Blitz im Lorberkranze, mit der Umſchrift: ΑΛΕΞΑ. ΤΟΥ. ΝΕ. d. i. Alexandri Neoptolemi filii. Die Gegenſeite zeiget einen Adler neben einem Altare, ohne Beyſchrift. Sie iſt ehern und klein.

Pyrrhus, König von Epirus, Sicilien, und Macedonien folget nun in Erzte, und iſt klein. Es ſteht ein Kegel darauf, unter welchem ΒΑΣΙ. und zwiſchen ΒΑ. u. ΣΙ. ein Namenszug, der ΠΥΡ. oder Pyrrhus bedeutet, zu ſehen iſt. ΗΠΕΙΡΟΤΩΝ iſt auch noch heraus zu bringen. Se-

Seleukus I. König von Syrien. Sein Kopf mit einer Krone, die ein paar kleine Stierhörner hat, iſt mit völligem Geſichte von vorne zu ſehen. Die Schrift ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΣΕΛΕΥΚΟΥ, zieret die Gegenſeite, wo der König zu Pferde einen Gewaffneten zu Boden tritt. Sie iſt ehern und mittelmäßig, aus des Marcheſen Savorgnan zu Venedig, Sammlung.

Nikomedes I. König von Bithynien, zeiget einen gekrönten unbärtigen Kopf, der wohl ausſieht, mit der Schrift: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΝΙΚΟΜΕΔΟΥ. Eine Diana hochaufgeſchürzt, die auf einem Steine oder Klotze ſitzet, und zween Lanzen aufrecht hält. In der linken hat ſie einen Strick oder eine Schleuder, und ihr Schild ſteht an ihre Füße angelehnet. Hinter ihr iſt ein Baum, und eine kleine Victoria auf der Seite.

Gentius ein Illyriſcher König. ΒΑΣΙΛΕ. ΓΕΝΤΙΟΥ. Ein Schiff ohne Segel und Ruder. Ehern und klein. Aus der Jeſuiter Sammlung zu Wien.

Nun folgen parthiſche und perſiſche Könige. Der Arſaciden Münzen ſind überaus ſelten. Baillants Geſchichte aus Münzen kam 1725 in 4t, und 1728 in 8v heraus; allein nach des Verfaſſers Tode, und folglich ſehr fehlerhaft. Nach ihm gab Nicolaus Haym im Teſoro Britannico noch mehrere heraus, und verbeſſerte jenen. Vor einem Jahre bekamen Se. Kaiſerl. Majeſtät, als der Naturkunde und des Münzweſens größter Beſchirmer und Liebhaber, durch einen Carmelitermönch, der aus Perſien kam,

unter

unter vielen andern, auch 38 vortreffliche parthiſche Münzen, perſiſche aber 14 ſilberne, von unſchätzbarem Werthe. Dieſe nun hat der kaiſerl. Antiquar und Bibliothekar, Duval, auf höchſte Erlaubniß, dem Herrn Verfaſſer abzuzeichnen gegeben, und ſie werden nun hier ausführlich beſchrieben; Vaillants Buch aber dadurch aufs ſchönſte verbeſſert. Man ſieht darunter:

1). einen ſitzenden König Arſaces, in der linken das Füllhorn haltend; dem ein Weibsbild eine Krone reichet.

2) Wieder einen Arſaces I. oder II.

3) Arſaces der II. mit dem Jahre und Monathe des Gepräges.

4) Noch ein Arſaces II.

5) Drey ſilberne vom Arſaces VII. und Phraates II. mit dem Beyworte ΔIKAIOΣ. und etlichen Zügen.

6) Zweene Drachmen ſchwere, vom Arſaces IX.

7) Zweene von eben der Größe mit andrer Schrift, als beym Vaillant, Arſaces der XII. Z. E. BAΣIΛEΩΣ BAΣIΛEΩN. &c.

8) Noch eilf andre, einzelne Drachmen ſchwer.

9) Dergleichen, wie Arſaces der XIV. beym Vaillant u. d. m. bis auf die 75ſte Seite.

Nun folgen Numidiſche und Mauritaniſche Könige; deren Stammtafel man hier verg ſtellet findet. Auf Münzen kommen hier Juba und Kleopatra, Ptolemäus u. d. m. vor.

Hierauf erſcheinen jüdiſcher Könige Münzen. Die Agrippiniſchen machen ſehr viele Schwierigkeiten; und

und hier werden zwo noch unbekannte, theils vom Herodes dem Großen, theils vom Agrippa, bekannt gemachet; und zureichend aus dem Joſephus u. a. m. erkläret. Sonderlich wird das zweifelhafte Todesjahr des letztern beſtimmet; auch ihr Geſchlechtregiſter mitgetheilet. Es kömmt auch ein großes Münzverzeichniß herodianiſcher, ſonſt ſchon bekannter Münzen vor.

Der König Abgarus in Edeſſa, hat hier auch eine Münze, daran er bärtig mit bedecktem Haupte erſcheint: Βασιλευς Αβγαρος, und dieß Stück iſt in des ſeligen Profeſſor Bayers Osrhoeniſchen Königen, ſo wenig, als in Harduins Verzeichniſſe der Abgarer, zu finden.

König Alanus iſt auf einer ganz beſondern ehernen Münze, vom Apoſtolo Zeno, den Thereſianern geſchenket worden. Hier wird unterſuchet, wenn derſelbe, und wo er geherrſchet. Der Herr Graf meynt, er habe den Namen des Volkes der Alanen, das er regieret, angenommen, ſo wie man einen König Sauromatus, und den Decebalus, König der Dacier, imgleichen einen König Moloſſus, bey den Moloſſern findet. Er ſoll mit dem Könige Abgarus zu thun gehabt, und alſo zu ſeiner Zeit gelebet haben. Die Alanen haben vom erſten bis zum vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt bey der Donaumünde geſeſſen, und ſind ein ſcythiſches oder ſarmatiſches Volk geweſen; das vorher in Aſien gewohnet, und der Roxolanen Nachbar geweſen war. Sie werden auch wohl Maſſagéten genennet. Marcellinus ſaget, daß ſie von Bergen den Namen gehabt,

habt, von Fleisch und Milch gelebet, und keine Gottheit, als ihr in die Erde gesteckes Schwert, verehret. Ihr Namen und Geschlecht hat sich bis an den Ganges in Indien ausgebreitet.

Unterm Kaiser Tiber, 35 Jahre nach Chr. Geb. wurden sie zuerst bekannt: wie aus dem Josephus erhellet. Unterm Vespasian findet man sie im 72sten Jahre wieder, als Scythen, die am Tanais und Mäotis gewohnet. Sueton berichtet, daß sich auch die Parther gegen sie gerüstet. Und zu dieses Krieges Zeiten glaubt der Herr Verfasser, daß diese Münzen geschlagen worden. Im 134sten J. nennt Xiphilin sie Massageten, und ihren König Pharasman. Spartian gedenket ihrer auch, u. s. w. Nachmals sind sie mit den Gothen oder Gethen bis nach Frankreich gedrungen; und von beyden hat endlich Catalonien, diesen Namen, gleichsam Gothalanien bekommen. Der Hr. Verfasser meynt, die heutigen Hulanen stammten noch von ihnen her: welches aber schwerlich angehen möchte.

Es folgen nun die Könige des Cimmerischen Bosphors und der benachbarten Völker. Von diesen hat man den Rhömetalces, Sauromates, Cotys, Rhescoporides, Inmthimäus, die alle um Kaisers Claudius Zeiten gelebet haben sollen; wobey er mit Harduinen nicht eins ist.

Diese werden durch die pontischen und thracischen Könige abgelöset; darunter Mithridates vielfältig, mit allerley Schriften und Gegenseiten vorkömmt. Parisades ward, als König des Bosphors, von ihm überwunden. Pharnazes hat zu des Pompejus Zeiten

im

berg 1558. fol. und Baſel 1582. fol. kein deutſcher Vitruvius, ſondern ſie enthält eine eigene Einleitung des Verfaſſers zur Perſpectiv, Büchſenmeiſterey, Kriegs-Baukunſt, Geometrie, Statik u. ſ. w. als ſolchen Wiſſenſchafften die zum Verſtande Vitruvii vieles beytragen können. M.

Noch eines müſſen wir zum Beſchluß erinnern. Man trifft hier und dar ſo viele einzelne Stücke der alten Lateiniſchen Scribenten, zu mahl aber der Poeten, ins Deutſche überſetzt an; deren Verzeichnuß verhoffentlich nicht leicht jemand von uns fordern wird. Ja, wir glauben, es würden vielmehr verſtändige Leſer uns dieſe Zeitverſchwendung und vollkommen unnöthige Bemühung mit Recht für übel halten können.

IV.

Critiſche Anmerkungen über D. C. von Lohenſtein Lobrede bey des weyl. Hoch-Edelgebohrnen, Geſtrengen und Hochanſehnlichen Herrn Chriſtians von Hofmannswaldau ꝛc. den 30. April 1679. in Breßlau geſchehenen Leichenbegängniſſe gehalten.

Die deutſche Beredſamkeit hat in kurzer Zeit eine ſo veränderte Geſtalt gewohnen, daß ſie ſich ſelbſt, nur ſo, wie ſie vor zehn Jahren beſchaffen war, nicht mehr ähnlich ſieht. Weiſe und Weidling führten noch vor kurzem das Ruder in Schulen und auf Univerſitäten und an die alten Griechen und Römer war gar nicht zu gedenken. So viel Opitz in gebundener Rede unſerm Vaterlande gewieſen hatte:

So

im 690ſten Jahre Roms geherrſchet. Ihm folgte Alander u. ſ. w. Hier wird ein ganzes Verzeichniß aller ihrer verhandenen Münzen gemachet; auch ihr Geſchlechtregiſter entworfen. Kurz, dieſes iſt ein ſehr merkwürdiger Vorrath, den man nirgends ſo vollſtändig finden wird; zumal ſie hier chronologiſch mit den römiſchen Kaiſern verglichen, erſcheinen.

Den Schluß machet eine Münze des Agathokles eines ſyrakuſiſchen Tyrannen, der einen Elephantenkopf auf dem Haupte trägt. Auch dieſe wird gelehrt erkläret; und man muß geſtehen, daß ſo wohl der Herr Graf, als der gelehrte P. Frölich, alles dabey geleiſtet haben, was man bey dieſer Gelegenheit von den beleſenſten Kennern des Alterthums fodern konnte.

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir unſern Leſern nicht nur den unlängſt verſprochenen Abriß von dem wieneriſchen Kaiſer Peſcennius, ſondern auch eine neue Anzahl morgenländiſcher, ſehr ſonderbarer Münzen vor Augen legen, die an dem Titel dieſes Monaths zu ſehen ſind. Den erſten haben wir durch einen werthen Freund aus Wien erhalten; ſo wie ihn der kaiſerl. Hofkammerrath Mr. de France beſitzet. Er hat vormals dem Grafen Carl Joſeph von Lamberg und Spinzenſtein gehöret, und noch bey deſſen Zeiten hat ihn ein Liebhaber gezeichnet, ſo daß ſie dem noch verhandenen Schaupfennige vollkommen ähnlich iſt: der in der Mitten ſilbern, und um den Rand ehern iſt, und folgends unter die Numos contorniatos gehöret.

Außer

Außer dieſem Stücke liefern wir etliche beſondre Abdrücke kalmuckiſcher oder tartariſcher Münzen, die Se. Kaiſerl. Maj. in unglaublicher Menge beſitzen, und davon Sie die ſchönſten unaufhörlich in Kupfer ſtechen laſſen, um ſie weit und breit zu verſchicken, und von den Sprachgelehrten Erklärungen zu erhalten. Auch wir haben, auf allerhöchſten Befehl, etliche Dutzend im Abdrucke zugeſchickt erhalten, die wir hiemit bekannter zu machen ſuchen. Wir tragen keinen Zweifel, daß ihre ganz ſonderbaren Gepräge die Liebhaber begierig machen werden, dieſe Räthſel aufzulöſen; um das Verlangen dieſes höchſten Monarchen, wenigſtens einigermaßen zu befriedigen: ſo wie neulich Herr M. Körner bey Schneeberg, einen glücklichen Anfang dazu gemachet hat.

Wir werden künftig fortfahren, immer mehr ſolche Stücke bekannt zu machen; und hoffen damit bey unſern Leſern immer mehr Dank zu verdienen.

* *

III.

Lettera Paſtorale dell Emin. & Rev. Signore CARDINALE QVERINI, Veſcovo di Breſcia, Al ſuo Clero & Popolo della Citta & Dioceſi di Breſcia, dal Palazzo noſtro Veſcovile li 16. Gennajo 1753. in 4t.

Man wird ſich wundern, daß wir ein Paſtoralſchreiben des Herrn Cardinals Quirini, zu der anmuthigen Gelehrſamkeit ziehen. Allein man wird uns bald entſchuldigen,

wenn

wenn man den Inhalt deſſelben erfahren wird. Gleich im Anfange erwähnet der Herr Cardinal gegen ſeinen lieben Kirchſprengel, ſeiner Bemühungen, in Bekehrung derer, die den Schooß der katholiſchen Kirche verlaſſen haben. Hier nennet er nun ſonderlich den Fleiß, womit er ſeit einigen Monathen ein paar deutſche Mönche zu gewinnen geſuchet, die er beyde für öffentliche Profeſſoren auf der Univerſität Helmſtadt, im hannöveriſchen Gebiethe (nel dominio Annoverese) wie der Herr Cardinal meynet, ausgiebt; welches denn der katholiſchen Kirche und dem Mönchsorden zu großer Schande gereichete. Es hätte ſich auch das Jubelgeſchrey ſeiner Gemeine verdoppelt, als ſie vernommen, daß der eine ſchon wirklich zurück getreten. Alle ihre Geſpräche davon hätten ſie ſchon etliche Wochen beſchäfftiget: ſo daß ſie auch die neue Domkirche, die öffentliche Bibliothek, das Collegium St. Euſtachs, und andre löbliche Anſtalten des Herrn Cardinals darüber vergeſſen hätten.

Will man wiſſen, wer dieſe Herren ſind, ſo giebt es der Herr Cardinal mit einer lateiniſchen Stelle aus einem Briefe zu verſtehen, den er aus Deutſchland erhalten, und zwar von einem eifrigen und gelehrten Manne *. Es iſt aber Herr P. Jordan, der vor-

* Agnoſco, quod ſi Dominus Miſericordiam facturus eſt cum miſero illo deſertore, illud haud dubie conceſſurus ſit, charitati tuæ invictæ. Non poteſt filius tantarum lacrymarum perire. Jordanum viciſti, quod immenſum gratulor. Vinces & hunc Jebuſæum. Poterit

vormals in Göttingen katholiſcher Prieſter, ſeit etlichen Jahren aber ein Sprachmeiſter in Helmſtädt geweſen, (weswegen ihn der Herr Cardinal für einen Profeſſor hält). Dieſer aber iſt unſers Wiſſens niemals evangeliſch geworden, vielweniger wieder zurück getreten: ob er ſolches gleich dem Herrn Cardinal fälſchlich geſchrieben, um etliche 100 fl. von ihm zu erhalten. Er hat auch wirklich ſeinen Zweck erreichet, und die andächtige Leichtgläubigkeit jenes ehrwürdigen Greiſes gemisbrauchet; ja was noch ärger iſt, ihm auch Hoffnung gemachet, den Herrn Prof. Rothfiſcher gleichfalls zu bekehren: der doch durch Briefe an alle ſeine Freunde bezeuget, daß kein Menſch in der Welt unfähiger ſey, ihn, oder ſonſt jemanden zu bekehren, als dieſer falſche Pater Jordan; der ſich nicht ſcheuet, ein ſo anſehnliches Haupt ſeiner eigenen Kirche ſchändlich zu hintergehen. Doch wie wir hören, ſo wird eheſtens dieſer Betrug von Helmſtädt aus, dem Herrn Cardinal, zu ſeinem groſſen Leidweſen bekannt gemacht werden.

Wir eilen alſo zu dem übrigen Inhalte dieſes Paſtoralſchreibens, der viel näher zu unſern Abſichten gehöret. Es warnet dieſer treue Hirt, bey der im Jänner dieſes Jahres angegangenen Carnevalszeit, ſeine lieben Breſcianer, vor den üppigen und verführeriſchen Schauſpielen. Mit wie vielem Abſcheue er dieſelben allezeit geſehen ſey, bezeuget er dadurch, daß er in 25 Jahren ſeines Biſthums zu Breſcia, auch

terit autem vinci, cum humilitatis non leve pondus accellerit.

auch nicht ein einziges mal den Schulkomödien beygewohnet habe, die doch von Geiſtlichen und Ordensleuten angeſtellet würden; ungeachtet einer ſeiner liebſten Neffen ihn oft inſtändigſt dazu eingeladen. Er hat auch einmal eine Predigt dagegen gehalten, und ſelbige dieſs Jahr wieder neu auflegen laſſen. Ungeachtet er nun ſonſt kein Feind der Poeten iſt: ſo empfiehlt er doch eine Rede eines Pater Franz Maria del Monaco, wider die Schauſpiele, zu leſen, die ſchon vor anderthalb hundert Jahren geſchrieben worden.

Um aber ſeinen Worten deſtomehr Kraft und Nachdruck zu geben, beruſet er ſich auf einen venetianiſchen Rathſchluß, durch welchen vor 35 Jahren alle Komödianten aus Venedig verbannet worden. Als nun einige junge Leute dieſelben wieder einzuführen vorhatten: ließ ſich ein Senator, Zachar. Contarini, Procurator zu St. Marco, ſo ſchwach und todtkrank er war, aufs Rathhaus tragen; und als er das Rathſchlagen angehöret, ſtreckte er den Kopf aus dem Küſſen hervor; und erhielt durch ſeinen letzten Ruf und Athem dagegen, daß die Schauſpieler (Hiſtriones) aus der ganzen Stadt wieder verjaget wurden *.

Hierbey ſchließt der Herr Cardinal; theilt aber ſeinen Leſern eine franzöſiſche Stanze mit, die den Titel führet: Le Danger des Spectacles; die Ge-

* Auditoque pro Comitiis conſilio, clamans caput exſeruit e pulvinari, ultimoque ſpiritu id præſtitit, ut Urbe tota iterum hiſtriones pellerentur.

fahr der Schauſpiele; die er auch lateiniſch und franzöſiſch überſetzet, ohne doch zu melden, wer die erſte gemachet hat. Ob wir gleich keine Feinde der Schaubühne überhaupt zu ſeyn begehren; und ihren Nutzen wohl einſehen, wenn ſie eine Schule guter Sitten zu ſeyn, eingerichtet iſt: ſo können wir doch dem Herrn Cardinal nicht widerſprechen, wenn ſie die Sitten zu verderben, und die Ueppigkeit zu befördern gemisbrauchet wird. Wir tragen alſo kein Bedenken, dieſes an ſich ſchöne Gedicht, wenigſtens in einer ungebundenen Ueberſetzung mitzutheilen. Es hebt an:

Ou ſuis je? quel objet! De rapides merveilles &c.

Wo bin ich? Was für ein Anblick! Schleunige Wunder zeigen ſich meinen erſtaunten Blicken an dieſem ſchönen Orte. O Himmel! ein neues Vergnügen bezaubert meine Ohren, und unterbricht die Augenluſt. Was für eine Kunſt ſchildert mir die Wuth der Leidenſchaften! Die traurigen Bilder berufener Unglücksfälle, bedrücken die Welt noch. Reizender Wettſtreit von Ehre und Schande! Ein ſtolzer Sieger erſcheint auf dem Siegswagen, und ſein Nebenbuhler trägt Ketten.

Ich ſehe eine Königinn im Schooße der Trägheit; zu ihren Füßen zärtliche Bedienungen und Seufzer; ihren Thron aber von den Spielen der Hoffnung umringet, die lebhafter ſind, als die Ergetzungen ſelbſt. Die Unumſchränkte hat ihre Größe ihren Reizungen zu danken; ſie kann ſiegen, ohne Kampf und Waffen: und ihre Schönheit dient ihr

zu

zu Pfeilen. Sie erſtrecket ihre Macht über Land und Meer; der Menſch iſt ihr gebohrner Sclav, und die Herren der Welt, die Könige, ſind ihre vornehmſten Unterthanen.

O Königinn! . . Doch, was ſage ich? Welch ein Stral erleuchtet mich? So bin ich denn ins Liebesreich verſetzet; und ſtund in dem Begriffe, dem niedrigen Gegenſtande des cytheriſchen Gottesdienſtes das Opfer meiner Gelübde zu weihen? Ja, ja, es iſt die Wolluſt! Die Treuloſe beut ihren Verehrern den verführeriſchen Bacher, daraus ein tödtliches Gift ſprühet. Sie hält die fürchterliche Fackel in Händen, deren ſtrafbare Glut den Donner entzündet hat, der Ilions Mauren ſo verderblich geweſen.

Es ſchallen die Gewölber ihres bezaubernden Tempels. Sie redet, und um ihre Geſetze zu rühmen, vereinigen die Mütter ſüßer Harmonien, die Leyren, bereits ihre Töne mit den Singſtimmen. Ihr Sterblichen! Man kann nicht glücklich ſeyn, als in ſoweit man liebet. Liebet alſo! der zärtliche Amor iſt euer höchſtes Gut: der Himmel hat euch bloß für ihn geſchaffen. Weichet dem Zuge dieſer Neigung, ohne Widerſtand! Erkaufet euer Glück, auch gegen eure Unſchuld! O was für Lehren ſind das? Ich zittere vor Schrecken.

Die Götzen ſind nicht mehr! Wie ein Traum ſind ſie verſchwunden. Ihre Zepter ſind zerſtücket, ihre Thronen umgekehret. Doch nein! es leben noch dieſe Kinder der Lügen, und ihre Altäre dampfen noch von Weihrauch. Die Bühne machet uns heute zu Tage ihnen getreu. Ihr Haß, ihr Ver-

druß, ihre ſchändliche Zärtlichkeiten geben den Stoff zu unſern Spielen ab. Der Menſch glaubet durch ſo große Mitſchuldige losgeſprochen zu ſeyn; ihr Beyſpiel reizet an, er erlaubt ſich die Laſter, die ſich auch ſelbſt die Götter nicht verſagen.

Hier laſſen unſre Amphionen die Natur ſelbſt reden. Ich erkenne in ihren Melodien ihre Stimme. Ihr gelehrter Betrug erregt die lebhaften Entzückungen von Haß und Liebe in mir: und was für ein ſchimmernder Gegenſtand iſt das! Mit Anmuth wirft er ſich heraus, fliegt über die Bühne, und ein edles Zeitmaaß verſchönert neue Reizungen. Die erhabene und verlockende Malerinn der Leidenſchaften, entzündet meine Bruſt mit den Flammen, die ſie vorſtellet, und mein Herz folget ihren Stellungen und Schritten.

O Ihr! deren große Namen in den Geſchichten heilig ſind, und die Dunkelheit entfernter Jahrhunderte durchdringen; Ihr, deren Andenken die ganze Welt anbethet, unterrichtet doch die Nachkommenſchaft. Gefährliche Muſter! ihr glänzet auf unſern Bühnen. Der Griechen Heldenmuth, und der Römer Stolz zeigen nur eine verführende Larve. Ich ſehe durch Kunſt veredelte Leidenſchaften, Geſpenſter der Tugend, verſchönerte Bilder einer eiteln Geſtalt der Größe.

Ein auf dem Schutte verwüſteter Städte ſitzender König, ſieht Potentaten zu ſeinen Füßen; und verſtecket unter dem Haufen geſammleter Palmen, die ſchwärzeſten Verbrechen. Die Heldengaben, die man am Cäſar bewundert, zieren einen Tyrannen,

deſſen

deſſen Ungerechtigkeit nach dem Gipfel der Ehren ſtrebet. Und der edle Zorn, des Liebhabers der Chimene, dieß gar zu ſchädliche Beyſpiel, erzeuget noch itzo die Wuth, ſeinen Schimpf mit Blute abzuwaſchen.

Umſonſt erhebt man, um den Verſtand zur Weisheit zu lenken, den Spaß komiſcher Tadler. Ihr lachendes Gedicht, entfernet zwar die Traurigkeit, und dienet der Luſt; aber es ſchadet den Sitten. Ein zweydeutiger Philoſoph, ein Dichter kömmt, und will mich, durch falſche Lehren unterrichten, die geſchickt ſind, mich zu verführen. Aber werden auch meine Fehler beſtritten? Ich gehe mit dieſem Führer, auf den Rand jäher Höhen! Der franzöſiſche Terenz hat weniger Laſter verbeſſert, als er Tugenden verderbet hat.

Ein neuer Roſcius, geſchickt im Verſtellen, krametalle Bewegungen ſeines Spieles aus. Durch ſeinen edlen Anſtand, ſaget er alles, und kann alles abbilden; ja ſeine Blicke ſind Gedanken. Der Zuſchauer empfindet ſowohl ſeine Freude als ſeine Furcht; er ſeufzet mit ihm, und in ſeinen tragiſchen Verſtellungen findet er die Wahrheit ſelbſt. Verſtellte Entzückungen erwecken ſeine Zärtlichkeit; das Bild der Liebe rühret und reizet, ja ſein Herz iſt ſchon beſieget.

Das mühſamſte Beſtreben eines tugendhaften ringet gegen eine Neigung, die ſein ewiger Feind iſt. Bey unaufhörlichem Kampfe iſt dieß Ungeheuer dennoch unüberwindlich, und kaum halb unters Joch gebracht. In dieſem, läppiſchen Wun-

dern geweihten Orte, wird es noch kühner; ja Augen und Ohren verschweren sich mit ihm; wider uns. Fürchterlicher Feind! Die gebrechliche Unschuld waffnet sich mit einem gar zu schwachen Arme gegen dich. Sie sinket, und stirbt unter deinen Streichen!

Berühmte Erfinder! deren Namen und Arbeiten ihr schneller Flug bis an den Himmel getragen hat! O! ihr Lehrlinge und Nebenbuhler des großen Sophokles und zärtlichen Euripides! Eure so berühmten Schriften, gefallen euch selbst nicht mehr. Die bittre Reue, die in Thränen zerfließende Traurigkeit verwandelt eure Lorbern in Cypressen. Wenn euch die Welt in den Tempel des Gedächtnisses stellet: ach! so sieht man euch, die lasterhafte Ehre, eurer dramatischen Herrlichkeit verschweren.

IV.

Das Lob der Weisheit *.

Dich, Gegenstand erhabner Seelen,
Soll dieses Lied zum Zweck erwählen,
Dich, wahrer Gottheit Eigenschaft.
Kühn mit Horazens hohen Schwingen
Will ich zu deinem Altar dringen,
Der Wahrheit schützt, und Thorheit straft.

Dich,

* Dieß Stück ist von einem jungen Dichter aus der Oberlausitz, dessen Namen uns noch unbekannt ist; der aber viel Gutes verspricht; wenn er sich nur nicht auf eine sclavische Nachahmung fehlerhafter Muster befleißt.

So wenig war in ungebundner Schreibart, sonderlich was die Beredsamkeit anlanget, geschehen. Man schrieb zwar zuweilen in Geschichten, Romanen, Briefen und andern Büchern was erträgliches; Allein im Reden lallete man fast nur. Wenn man gleich die grosse Samlung von den Reden grosser Herren mit Fleiß durchlieset, so wird man doch sehr wenig Gutes, geschweige denn eine einzige Rede, die eine Ciceronische Stärke wiese, antreffen. Das meiste sind magere Chrien, schläferige Complimenten, und frostige Curialformeln. Vieles aber darinn ist ausschweifend, hochtrabend, und mit weitgesuchten Zierrathen einer übelverdaueten Belesenheit zum Überflusse angefüllet.

Endlich hat sich durch die glücklichen Exempel etlicher grossen Männer, die mehr in den alten als neuern Rednern beschlagen waren, die wahre Beredsamkeit bey uns zu zeigen angefangen. Man hat den wunderlichen Geschmack unsrer Vorfahren verlohren, und dasjenige, was man vorhin für Meisterstücke angesehen, in seiner wahren Gestalt erblicket. Man muß itzo oft lachen, wenn man diejenigen Reden lieset, die man vor zwanzig oder dreyßig Jahren noch bewundert hat. Man kan nicht nur diejenigen Schönheiten nicht mehr darinnen finden, die man sonst nachzuahmen gesucht; sondern man entdeckt so gar die wichtigsten Fehler, wieder die gesunde Vernunft und die Regeln der Beredsamkeit darinnen. Ja was noch mehr ist, selbst die Sprachkunst ist zuweilen so schlecht darinn beobachtet: Daß die Reinigkeit und Richtigkeit der Ausdrückungen nicht selten ganz aus den Augen gesetzet worden.

Die-

Dich, ſelger Stral vom ewgen Lichte,
Von dem ich heilig ſchauernd dichte,
Dich, Weisheit! dich beſingt mein Kiel.
Doch ſeh ich dich im Glanze ſchweben,
Da meine Ohnmacht dich erheben
Und deine Würde ſchildern will.

Wie wird mich Flaccus Trieb beleben,
Stets wird die Muſe ſinkend beben,
Wofern mich nicht dein Feuer rührt;
O gib mir, zu der Thorheit Hohne,
Den Zug von deiner Gottheit Throne,
Der mich in deinen Tempel führt.

Eh Theile, die den Weltſtoff bielten,
Des neuen Weſens Daſeyn fühlten;
Da noch dieß All im Chaos war;
Eh noch das alte Nichts zerronnen,
Und Licht die Oberhand gewonnen,
So ſtellt ſich deine Klarheit dar.

Eh noch der Vater aller Weſen
Das Seyn der beſten Welt erleſen,
So warſt du ſchon, o Weisheit! da.
Du lagſt ſchon in dir ſelbſt gegründet,
Und zogſt den Hauch, der dich entzündet,
Eh ſich der Menſch noch wirkſam ſah.

Flieht, wahrer Weisheit Afterſöhne,
Erſtickt die ſchmäuchleriſchen Töne,
Die euch in das Verderben ziehn:
Euch täuſcht der falſche Schein der Ehre,
Ihr heget nichts, als Wuſt der Lehre,
Und lernt noch nicht den Dünkel fliehn.

Seht dort der Weisheit Opfer glimmen,
Und höret ehrfurchtsvoll die Stimmen,
Die ihrer Hülf entgegen ſchreyn.
Seht ſie in vollem Lichte thronen,
Seht derer Klarheit, Glanz und Kronen,
Die ſich zu ihrem Dienſte weihn.

Sie kommt, mit Licht und Pracht umgeben,
Der wahren Menſchen wahres Leben,
Es kömmt des Himmels ächtes Kind:
Sie kömmt, der Erde Wohl zu gründen,
Sie kömmt, es muß die Thorheit ſchwinden,
Sie ſieht, und ſiegt, und ſiegt geſchwind.

Dein Weg iſt Tugend, Freud und Glücke,
Mit hold und lehrbegiergem Blicke
Umſtralſt du deiner Söhne Zunft,
Du hebſt dich mitten in dem Leide,
Dein Reichthum weis von keinem Neide,
Denn deine Güter ſind Vernunft.

Doch, wie die donnernden Metalle,
Erhitzt mit brüllend furchtbarm Knalle
Ertönen durch die düstre Luft:
Der Himmel schwärzt sich, Schwerter blinken,
Die Trommel lärmt, die Parzen winken,
Es öffnet sich die Todesgruft.

Es wanket die gerechte Sache:
O Weisheit! rette sie, erwache,
Es sinkt das Recht, es sinkt und fällt.
Du kömmst aus ungemeßnen Höhen,
Das Recht muß sich gerochen sehen,
Das Unrecht knirscht, und flieht die Welt.

Dort quält sich mit Geburt von Schlüssen
Ein Mann, dem dunkler Wörter Wissen
Vernunft und Menschlichkeit verdeut:
Er liest sich krumm, gelehrt und trocken,
Und stirbt bey den gelehrten Brocken;
Ein Wort giebt ihm die Seligkeit.

Er schüttelt, räuspert, stampft und schwärmet,
Und disputirt, und schimpft und lärmet,
Aristophan, spricht er, mein Gott!
Er sagts, und will voll kritscher Freuden:
Die Weisheit soll den Zwist entscheiden.
Du thusts, und er besteht mit Spott.

Hier seh ich Königreiche blühen,
Dort Länder, die zum Flor gediehen,
So stetes Glückes Dauer ziert.
Ich seh die Völker vieler Erden
Entstehen und erhaben werden.
O Bild, das mit Erstaunen rührt!

Dieß alles, Nahrung edler Geister,
Dieß, Vorzug wohlgeprüfter Meister,
Dieß alles, Weisheit! kömmt von dir.
O Bild, bey dem ich taumelnd wanke!
Von selbst erhabener Gedanke!
O hoher Geister edle Zier!

Dir baut das Alterthum Altäre,
Es ist im Tempel deiner Ehre
Die späte Nachwelt Priesterinn:
Dein Ruhm geht, wenn gleich Marmor modert,
Und wann das Grab uns endlich fodert,
Doch in Unendlichkeiten hin.

Mit feurigen, erhabnen Blicken
Seh ich des Ersten weises Schicken,
Der liebend straft, und strafend liebt.
Durch dich seh ich der Allmacht Flügel,
Du führst mich zu der Gottheit Hügel,
Vor dem der Thor, als Spreu zerstiebt.

O Schau-

O Schauplatz reicher Meisterstücke!
O himmlisch selge Augenblicke!
Hier seh ich ein unendlichs All.
Erhabner Bau gewölbter Lüfte!
Entsetzlich unerforschte Klüfte!
Vernehmt des heißen Dankes Schall!

Die Kerne glüender Kometen,
Selbst die Bewohner der Planeten,
Die unerkannte Geisterwelt;
Die größten Wunder in den Lüften,
Die Wunder in den tiefsten Grüften
Hast du uns, Weisheit, vorgestellt.

Des Erdballs schimmernde Trabanten,
Und was wir unerforschlich nannten,
Das offenbaret uns dein Licht.
Die unerkannten Feuermeere,
Die Millionen Sternenheere
Verbirgt uns dein Erforschen nicht.

Den ersten Vater aller Wesen
Läßt du aus seinen Werken lesen,
Den unerforschten Geist der Kraft;
Der der Natur den Anfang reichte,
Den Geist, der alle Geister zeugte,
Und Mittel für ihr Daseyn schafft.

Wir ſind nur Staub, du lauter Sonne,
O ewger Vater ewger Wonne!
Dieß ſehn wir durch die Weisheit ein.
Umſtrale mich mit deiner Klarheit,
Erleuchte mich durch deine Wahrheit,
Und laß mich wirklich weiſe ſeyn.

O Weisheit! wer ſich dir ergeben,
Der muß in ſteter Ruhe leben,
Sein Glück kann niemals untergehn.
Ihn blendt kein eitles Nichts der Ehre,
Er bändigt der Begierden Heere,
Entlarvt des Flittergoldes Schön.

Er wird, mit ſeinem Glück zufrieden,
Den Himmel durch kein Ach ermüden,
Er kennet Seele, Gott und Welt.
Er bleibt der Seelen ewig Meiſter.
O edler Vorzug weiſer Geiſter,
Wo hoher Wörter Ausdruck fällt.

Was hör' ich durch die Lüfte raſſeln!
Ach helft! es ſchreckt mit grauſem Praſſeln
Der Winde Raſen unſer Ohr!
Der Donner brüllt, die Wolken krachen,
Die Erd erbebt, des Abgrunds Rachen
Eröffnet ſich der Grüfte Thor.

Es brauſ't die Furcht voll ſchwarzer Flügel,
Der Ocean zerbricht die Riegel,
Und den Tyrann verbirgt die Kluft.
Der Gott des Donners läßt ſich hören,
Die Blitze ſchießen durch die Sphären,
Und Finſterniß umhüllt die Luft.

Die Welt erſtarrt, nur Weiſe loben
Den Herrn, des Donnerſtimmen toben,
Die bleiben unerſchrocken ſtehn.
Die Weisheit nur kann Ruhe geben,
Wenn Grund und ſelbſt die Feſten beben,
Wenn Erd und Himmel untergehn.

So ſehr ergetzen deine Lehren,
So eifrig lernſt du Gott verehren,
O Weisheit, edle Götterkoſt!
Nicht trotzig bey des Glückes Lachen,
Kann dich kein Unglück weibiſch machen,
In beyden zeigſt du dich getroſt.

Die Fürſten, welche dir geſchworen,
Sind zu des Landes Heil gebohren;
So wächſt ein Volk, ſo blüht ein Staat:
So ſeh ich auch in = = Gränzen,
O Weisheit! deinen Tempel glänzen.
Denn unſer Wohlſeyn baut dein Rath.

Die ihr mit unverwelktem Ruhme
Hier in Aſträens Heiligthume
Die Thaten nach der Wahrheit wiegt;
Ihr, welche das Verdienſt erhoben,
Ihr gebt die reifſten Weisheitsproben,
Indem ſie euch zur Seite liegt.

Durch euch blüht eurer Bürger Glücke,
Durch euch entflieht der Untreu Tücke,
Durch euch blüht unſer Neiß-Athen.
O ſäht ihr unſre heißen Triebe,
Säht ihr die ehrfurchtsvolle Liebe
Doch itzt vor euren Augen ſtehn!

Stets ſoll man euer Wohlthun leſen,
Nie ſoll uns euer Ruhm verweſen,
Der Muſen hilft, und Weisheit ſchützt;
Der ſpäten Nachwelt künftge Zeiten,
Die werden euren Glanz verbreiten,
Und dieſer macht auch uns erhitzt.

So lang der Weisheit Flor beſtehet,
So lang ſich Tugend ſelbſt erhöhet,
So lang Verdienſte Ruhm erfreut;
So lange Jahr und Zeiten eilen,
Und Luft und Wind das Leere theilen:
So lang ſey euer Glück verneut.

V.

Markgräfliche Brandenburgiſche und andre dahin einſchlagende, bisher ungedruckte Urkunden, von Albrecht dem Bären an, bis auf die hohenzolleriſchen Zeiten, mit hiſtor. geneal. chronol. und topograph. Erläuterungen 1753. in 8. 1 und ein halb Alph.

Der berühmte Herr Hofrath Lenz in Halle, höret auch in ſeinem zunehmenden Alter nicht auf, die patriotiſche Liebe ſeines Vaterlandes durch immer neue Beweiſe an den Tag zu legen. Die brandenburgiſche Geſchichte, über deren Dunkelheit in den alten Zeiten man ſeit einigen Jahren zu klagen angefangen; hat dieſes mit den Geſchichten andrer Landſchaften gemein, daß ſie nicht anders, als durch glaubwürdige Urkunden aufgekläret werden kann. Daß es nun daran gänzlich mangeln ſollte, wenigſtens ſeitdem die chriſtl. Religion darinnen eingeführet worden; iſt gar nicht zu vermuthen. Es fehlet nur an Leuten, die Geduld und Gelegenheit haben, die alten Archive der Städte und Klöſter zu durchſuchen; die mürben Pergamene dem Staube und Moder zu entreißen, ſie zu leſen und abzuſchreiben, und der Welt im öffentlichen Drucke mitzutheilen. So wenig Angenehmes dieſe Arbeit an ſich zu haben ſcheint, ſo nützlich wird ſie den Geſchichten ganzer Länder. Die finſtern Jahrhunderte werden durch ſolche Bemühungen eifriger Patrioten licht; die Ehre der Völker erhält einen neuen

Glanz, indem die Thaten ihrer Urheber und Stifter aus der Nacht der Barbarey gezogen, und der Vergessenheit entrissen werden.

Es haben daher seit hundert und mehr Jahren viel große Männer an Aufsuchung dieser Urkunden redlich gearbeitet. Was die Unwissenheit nur gar zu oft, als unnütze Papiere voll unleserlicher Münchschrift, zerrissen, verderbet und verbrannt hat; das ist in den Augen wahrer Kenner ein rechter Schatz von Alterthümern geworden, der mit keinem Gelde zu bezahlen ist. Daher pranget nunmehr Deutschland mit den trefflichsten Sammlungen alter Urkunden, fast von allen Theilen desselben. Daher ist die Kunst, dieselben recht zu lesen, zu verstehen, und zu erklären, unter dem Namen der Diplomatik, in eine ordentliche Wissenschaft verwandelt worden: und es ist bey den Geschichtkundigen gewiß, daß eben diese Diplomatik, in dem Tempel des Gedächtnisses, für das Allerheiligste zu halten sey.

Einer von den eifrigsten Priestern dieses Heiligthums, ist sonder Zweifel Herr Hofrath Lenz. Dieser wackere Geschichtschreiber tritt hier in die Fußtapfen großer Vorgänger, und eröffnet der Welt neue Schätze, Schätze von Alterthümern, Schätze von deutschen Alterthümern; die wir, ohne ihn, schwerlich würden bekommen haben. Er weis es wohl, wie begierig ein großer Theil unsrer Gelehrten, nur auf griechische und römische Antiquitäten ist. Er hebt daher seine Vorrede so gesalzen an:

„Ich lege dir, wohlgesinnter Leser, allhier einen „Schatz von Antiquitäten vor Augen. Denke „nicht,

Dieſes alles in einem einzigen Exempel darzuthun, dörfen wir uns nur auf den ſo berühmten Lohenſtein beruffen. Wer hat ihn nicht ſeit funfzig Jahren, ſonderlich, ſeit dem ſein Arminius ans Licht getreten, vor den gröſten Helden in der Wohlredenheit gehalten? Seine Verdienſte waren auch in der That ſo geringe nicht. Seine Beleſenheit war erſtaunend, ſein Gedächtniß wunderwürdig, ſein Wiß unerſchöpflich, ſeine Arbeitſamkeit ganz ſonderbar. Nur ſein Geſchmack war verderbt; nur die wahren Regeln der Natur und Vernunft waren ihm in der Dicht- und Redekunſt unbekannt. Man muß alſo Männer von dieſer Art mehr bedauren als verachten. Die Natur hatte ſie zu groſſen Dingen beſtimmet und fähig gemacht. Nur die Kunſt hat ſie entweder verlaſſen, oder verführet, oder ſie haben das wilde Feuer ihrer Köpfe nicht überwältigen können.

Es iſt itzo unſere Abſicht nicht, mit den ſclaviſchen Anbetern ſeines Arminius, einem Männling und Schröter, oder mit ſeinen Lobrednern als Thomaſen, Gundlingen, und andern dieſer Art anzubinden. Wir wollen nur eine kleine Rede dieſes deutſchen Chryſoſtomi auf die Probe ſtellen. Es iſt diejenige, die er auf den berühmten Herrn von Hofmannswaldau, in Breßlau, gehalten hat, und die um deſto merkwürdiger iſt, weil man vermuthen kan, er habe hier alle ſeine Kräfte anwenden wollen. Von einem gröſſern Werke möchte man vielleicht, wie Horaz vom Homer ſagen:

Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Aber dieſe Rede iſt kurz, und von einem Meiſter in der Kunſt auf einen andern gehalten, der nicht we-

niger

„nicht, daß sie von Heraklea her sind! Doch „mögen sie ehedem eben so von Staub und Moder „verunstaltet gelegen haben, als jene von Vesuvs „Asche und Erde beschüttet gewesen sind. Die „Nachläßigkeit und Unerfahrenheit der Gelehrten, „in der altdeutschen Sprache und der Münchschrift, „haben sie eine Zeitlang niedergedrücket, daß sie nicht „geachtet, nicht gelesen, oder erkläret worden. Von „diesen märkischen Urkunden haben einige, an einem „gewissen Orte, lange Zeit unterm Dache, auf dem „obersten Boden eines Rathhauses gelegen; und sind „als die verächtlichsten und unnützesten Scripturen „dahin geworfen worden; weil man sie im Archive „nicht länger des Platzes würdig geachtet. Die „Schulknaben waren so gut, und giengen hinauf, „und holten sich ein Stück Pergamen herunter, wenn „sie eine Decke zum Exercitienbuche nöthig hatten. „Das Siegel konnten sie zum Schuhwachse gebrau„chen. Ich kann zur Probe ein dergleichen gemis„brauchtes Diplom noch vorlegen u. s. w. „

So sieht es mit den alten Urkunden noch an manchem Orte aus. Allein woher kömmt es? Erstlich von denen Lehrern unsrer hohen Schulen, die nur auf griechische und römische Brocken erpicht sind; ihren Schülern nur gegen Athen und Rom eine abergläubische Hochachtung beybringen; gegen alles Deutsche aber, eine thörichte Verachtung einprägen. Kommen nun ihre Schüler dereinst zu Pfarr- oder Schulämtern; und sind sie in diesen Posten in mancher Stadt die einzigen Gelehrten: wie verächtlich werden sie nicht solche alte Münchschriften voriger

Jahrhunderte mit Füßen treten! Da legen sie vor Freuden Luftsprünge thun würden, wenn sie irgendwo in ein paar Sinngedichten, die noch nicht gedruckt sind, eine alte griechische oder römische Zote, entdecken sollten. Die ehrlichen alten Mönche aber sind keine Græculi gewesen; und haben nur ernsthafte Nachrichten, von Staats- und Landesangelegenheiten zu Papiere gebracht; die aber historische Wahrheiten in sich halten, wenn jene alles in Fabeln verwickelt, und damit die Geschichte alter Zeiten mehr verwiret, als erhalten haben.

Die zweyte Ursache ist, die Schule der praktischen und theoretischen Rechtsgelehrten. Diese ist gleichfalls auf hohen Schulen, nur gar zu sehr auf die römischen Rechte erpicht; und führet folglich die Jugend auf nichts anders, als auf einen Justinian und Tribonian, auf ein Chaos alter Gesetze in den Pandecten; darüber sich schon hundert Bartolen und Balden die Köpfe zerbrochen haben; und welches also den Kern aller göttlichen und menschlichen Wissenschaft in sich halten muß. An die deutsche Rechtsgelehrsamkeit denken die allerwenigsten: und obgleich einige große Männer seit 100 Jahren auch darauf zu dringen angefangen: so ist doch ihre Zahl auf den meisten Universitäten ganz unsichtbar; auf den übrigen aber klein genug. Kommen nun solche puri puti leguleji, und zugestutzte römische Rabulisten, als Stadtschreiber, Syndici und Burgermeister in Städten, zur höchsten Gewalt über die Archive: so kann man sich leicht einbilden, wie höhnisch sie den Schatz alter Urkunden ansehen werden. Da steht

ja

ja nichts vom Codex, oder von Novellen; nichts von Digesten oder Commentarien. Was sind also die alten Scarteken nütze? Ins Feuer damit!

Mit diesem allen geht unsere Absicht nirgends anders hin, als unsre Gelehrten, sonderlich die studirende Jugend, auf die einheimischen vaterländischen Geschichte, und ihre sichersten Quellen, die alten Urkunden, aufmerksamer zu machen. Wie sehr es daran fehle, sieht man aus dem Mangel des Abganges solcher Schriften. Es fehlt an Leuten, die selbige lieben, lesen und kaufen. Daher kommen die Klagen unsers Herrn Hofraths, über den Mangel der Verleger zu solchen historischen Schriften: „da doch Romane, Versehen von Liebe und Wein, ungereimte „Gedichte, ein Vorspiel, ein Nachspiel, ein Schäferzedicht, oder wenn es hoch kömmt, künstlich ausgeführte philosophische Kanzelreden, u. s. w. häufig „gedruckt werden.„

Damit aber unsre Leser auch wissen mögen, was sie in dieser Sammlung nützliches zu hoffen haben: so melden wir ihnen folgendes. Sie lernen die alten märkischen Regenten von Albrecht dem Bären an, bis auf die hohenzollerischen Zeiten, drey Jahrhunderte hindurch, genauer als sonst, kennen. Sie sehen, wie Johann der I. und Otto der III. sich getheilet, und theils zu Stendal und Tangermünde, theils zu Salzwedel ihren Sitz gehabt; zu der Zeit, als an Berlin noch nicht gedacht ward. Sie finden, wie Otto von Braunschweig, mit Ludwigen aus Bäyern zugleich regieret; wie Kaiser Karl der IV. unter seines Sohnes Wenzels Namen, allein regie-

ret, bis die Mark an Sigismunden, und durch ihn ans hohenzollerische Haus gekommen.

Man sieht ferner den geistlichen Zustand der Mark, wie die Bischöfe von Halberstadt und von Verden sich mit ihren Kirchsprengeln in die alte Mark getheilet; wie die Erzbischöfe von Magdeburg darnach geschnappet ꝛc. der Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus, wie auch des Doms zu Stendal und vieler Klöster zu geschweigen. Ausser diesem findet man viel von den benachbarten Landen, den Braunschweigischen, Lüneburgischen, Meklenburgischen, Lauenburgischen, und Anhältischen Fürsten; den Grafen von Schwarzburg, Lüchow, Danneberg, Keverburg, Barby, Lindau, und ihren Verdiensten um die Markgr. zu Brandenburg: so vieler adelichen Geschlechter zu geschweigen, darunter die Freyherren von Puttlitz die ansehnlichsten gewesen.

Endlich finden die Liebhaber der altdeutschen Sprache mittlerer Zeiten, einen schönen Vorrath von deutschen Urkunden, aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte; und das älteste ist von 1305. Alles aber zeiget auch, durch die schönen Anmerkungen, des Herrn Hofrath Lenz große historische Wissenschaft.

Schlüßlich müssen wir melden, daß dieß Buch in den Buchläden nirgends zu finden seyn wird; weil es der Herr Verf. auf eigne Kosten hat drucken lassen. Es sind also davon nur 200 Abdrücke vorhanden: wer nun einen davon haben will, der muß sich selbigen von ihm selbst, gegen Erlegung eines halben Thalers, aber ja durch keinen Buchhändler, verschreiben. Dieses zeiget die uneigennützige Begierde des Hrn. Verf. der Welt zu dienen.

VI. Aver-

VI.

Avertiſſement aux Aſtronomes ſur le Paſſage de Mercure au devant du Soleil, qui doit arriver le 6 Mai. 1753. avec une Mappe Monde, ou l'on voit les nouvelles Decouvertes au Nord de la Mer du Sud &c. par *Mr. de l'Isle*, de l'Acad. Royal. des Sciences & Prof. de Math. au Coll. roy. A Paris 1753. in 4. 4 Bog. und ein Bog. Kupf.

Die Beobachtung des Planeten Merkurs, in der Sonnenſcheibe, iſt eine der nützlichſten, zur Verbeſſerung der Sternkunde. Es iſt dieſelbe bereits den 7 Nov. 1631 zu Paris vom Gaſſendi, und in Deutſchland zu Inſpruck, Ruffach im Elſaß, und zu Ingolſtadt; 1651. den 3 Nov. zu Surate, von einem Engländer Schakerleus; 1661. den 3 May zu Danzig, vom Hevelius, und zu London vom Hugens angeſtellet worden. Nach dieſem iſt er den 7 Nov. 1677. von vieren; den 10 Nov. 1690 von fünfen, darunter Wurzelbau, Kirch und Arnold, zu Nürnberg, Erfurt und zu Sommerfeld bey Leipzig, geweſen; den 3 Nov. 1697. von neunen geſehen worden: darunter wiederum vier Deutſche, zu Wien, Ulm, Nürnberg, und Guben; nämlich, Müller, Honold, Wurzelbaur, und Kirch geweſen. Den 5 May 1707 hat ihn nur der einzige Römer zu Copenhagen erblicket: den 9 Nov. 1723 hergegen iſt er von 15 Perſonen, darunter wiederum

vier Deutſche, zu Biburg in Bayern, Inſpruck, Hamburg und Caſſel geweſen, beobachtet worden. Den 11 Nov. 1736 haben ihn ihrer 25 an ſo vielen Orten bemerket, darunter neun deutſche Oerter geweſen. Den 2 May 1743 hat ihn nur der einzige Winthrop in Neuengland; den 5 Nov. 1743 aber, haben ihn 27 verſchiedene Sternſeher beobachtet; darunter Göttingen, Gießen und Meißen in Deutſchland; Königsberg und Elbing aber in Preußen befindlich geweſen. Dieſes kann unſern Leſern zum voraus eine Aufmerkſamkeit gegen eine ſo merkwürdige Himmelsbegebenheit erregen.

Damit nun die Liebhaber der Sternkunde, wie billig, aufgemuntert werden möchten, ihren Fleiß auch dießmal nicht zu ſparen: ſo hat Hr. Prof. de l'Isle dieſen Vorbericht drucken laſſen: um ihnen von der Zeit, den Oertern, Inſtrumenten, und andern dabey nöthigen Umſtänden einige nützliche Warnungen zu geben.

Man ſaget in der Aſtronomie, daß Merkur durch die Sonne geht, wenn dieſer Planet ſich dieſſeit der Sonne mit ihr vereiniget, oder unter ihr, in gerader Linie mit der Erdkugel, vorbey läuft. Es ſcheint alſo nur, daß er als ein runder ſchwarzer Flecken, auf dem hellen Sonnenteller klebet, oder ſich darauf beweget: da er doch in der That, in gewöhnlicher Weite von derſelben, nach uns zu, abſteht. Wäre dieſer Planet viel größer, als er iſt, oder uns viel näher; ſo würde er uns eine Sonnenfinſterniß verurſa-

urſachen. Denn in der That iſt ſein ſo genannter Durchgang durch die Sonne, eben das, was eine durch den Mond geſchehende Sonnenfinſterniß iſt. Dieſer geſchieht nun allezeit in den Monathen November und May, wenn die Sonne in den Knoten Merkurs, oder nahe dabey befindlich iſt. In der letzten Beobachtung von 1740 hat ſichs gewieſen, daß die Halleyiſchen Tafeln beſſer, als die Caſſiniſchen eingetroffen. Herr de l'Isle war damals in Siberien, an der Mündung des Oby zu Berezov, unter der Polhöhe von 64 Graden, um ſie zu beobachten; bekam aber die Sonne, zum Unglücke, erſt eine Stunde hernach zu ſehen.

Der nächſte Durchgang Merkurs wird gewiß ekliptiſch ſeyn, das iſt, mitten durch die Sonne gehen, und zwar nahe bey ihrem Mittelpuncte vorbey: nur ſoll, nach des Caſſini Rechnungen, der Eintritt in die Sonnenſcheibe 4 Stunden eher, als nach Halleys Tafeln geſchehen. Hier erkläret der Verf. die Urſache des Unterſchiedes dieſer Rechnungen. Merkurs Kreis um die Sonne iſt überaus länglich, und folglich iſt ſein Abſtand von der Sonne ſehr ungleich. Nun hat man den einen Knoten Merkurs, wo ſein Durchgang im November geſchieht, viel öfter bemerken können, als den andern, wo er im May durchgeht. Daher kömmts, daß man ſeine Bahn auf dieſer Ecke noch nicht recht kennen gelernet. Halleys Tafeln haben ſeit 1720 nur um fünf Minuten gefehlet.

Geſchieht nun der Eintritt Merkurs in die Sonne, nach der pariſiſchen Connoiſſance du Tems; ſo muß er den 6 May früh um 6 Uhr 30 Min. zu Paris heraustreten: und wir bekommen alſo den Austritt, frühe, nach längſt aufgegangener Sonne, auch gut zu ſehen. Geſchieht aber der Eintritt erſt nach des Herrn de l'Isle Rechnung, früh um 2 Uhr 44 Min. ſo wird der Austritt erſt um 10 Uhr 37 Min. geſchehen: folglich Merkur ganzer 7 St. 53 Min. in der Sonne ſeyn. Die Erfahrung wird es entſcheiden, welche Rechnungen die beſten geweſen; und folglich viel zur Verbeſſerung der Theorie vom Laufe Merkurs beytragen.

Wir übergehen die Regeln, die er den Beobachtern dieſer Himmelsbegebenheit vorſchreibt; weil wir für dieſe Herren eben nicht ſchreiben: nur eins müſſen wir nicht unterlaſſen anzumerken. Im 1736ſten Jahre hat man zu Montpellier bemerket, daß um den finſtern Merkur auf der Sonnenſcheibe ein heller Zirkel, der ſich von dem übrigen Sonnenlichte unterſcheiden ließ, geſehen worden. Hierauf muß man itzo auch Achtung geben: ob er ſich wieder zeigen wird? Man ſah zwar damals dieſen hellen Ring mit Sehröhren von verſchiedener Länge; am beſten aber mit einem 25 ſchuhigen: ja man ſah denſelben auch noch 6 bis 7 Secunden, nachdem Merkur die Sonne wieder verlaſſen hatte. Man muß aber dießmal auch beobachten, ob dieſer helle Ring auch vor dem Eintritte in die Sonne ſichtbar ſeyn dörfte?

Ohne

Ohne Zweifel würde ſolches die Dunſtkugel um den Merkur beſtätigen: eine Sache die an wichtigen Folgerungen in der Naturlehre fruchtbar iſt. Man wird dieſes aber nicht vermittelſt einer bloßen Projection der Sonne, durch ein geſchliffen Glas in einer finſtern Kammer, auf einem weißen Blatte Papier ſehen können: wie denn dieſe Art, zu aſtronomiſchen Beobachtungen, unſicher und unzulänglich iſt; da ſie hergegen für bloße Liebhaber ſchon brauchbar iſt. Hier wird über die letzten Beobachtungen der beyden berühmten Profeſſoren zu Wittenberg, Herrn Weidlers und Herrn Boſens, vom Durchgange des 1745ſten Jahres eine Anmerkung gemachet.

Um nun dieſe Beobachtungen noch näher zu erläutern, hat der Herr Verfaſſer eine Charte der Weltkugel beygefüget, und auf derſelben durch gewiſſe Zirkelbogen alle die Länder und Gegenden bezeichnet, wo man zu gegebener Zeit den Durchgang, Eintritt und Austritt Merkurs, durch, in und aus der Sonne ſehen würde. Dieſes hier, ohne die Charte, mit Worten zu beſchreiben, würde faſt unmöglich ſeyn, oder doch nur von den allerwenigſten verſtanden werden. Doch wollen wir ſoviel davon melden, als ſich verſtehen läßt.

Der eine Zirkelbogen zeiget, welche Länder von Europa, Aſia und Afrika, den Eintritt Merkurs in die Sonne früh Morgens ſehen werden. Und da trifft das Glück ganz Aſien; ein klein Stück von klein Aſien, und von Arabien, wo es an Aegypten ſtößt, ausgenommen. Von Afrika ſieht ſolches nur ein klei-

kleiner Zipfel am Ausfluſſe des rothen Meeres, und die nordliche Ecke von der Inſel Madagaſcar. Von Europa ſieht es ganz Rußland, Pohlen, und die kleine Tartarey, faſt bis an den Ausfluß der Donau; ferner der nordliche Theil von Norwegen und Schweden, ganz Lappland, Finnland und Carelien, auch Ingermannland, und Liefland, bis an den Ausfluß der Düna.

Der andre Bogen zeiget alle die Oerter der alten Welt, die den Ausgang Merkurs aus der Sonne ſehen werden: und dieß Glück ſollen alle drey Welttheile haben, nur die nördlichſte Spitze von Aſien, Kamtſchatka, Japan, die manilliſchen und philippiniſchen Inſeln, die halbe Inſel Borneo, nebſt neu Guinea und Neuholland nicht. Dieſes kann genug ſeyn, unſern Leſern einigen Vorſchmack u. Begriff davon zu machen. Die übrigen Zirkel will der Hr. Verf. künftig in einer beſondern Schrift erklären und machen lehren, um den Durchgang der Venus durch die Sonne, die man 1761 den 6ten Jun. erwartet, recht zu beobachten.

Ferner hat der Herr Verfaſſer eine Tabelle ausgerechnet, wann der Eintritt und Austritt Merkurs in den vornehmſten Städten Aſiens und Europens geſchehen, und wie lange ſein Durchgang dauren ſoll. Dieſes wird den Beobachtern dienen konnen, genau zu bemerken, ob die Erſcheinung zutrifft; und ob die Mittagslinie aller dieſer Oerter, ihrem Unterſchiede nach von dem pariſiſchen, richtig beſtimmet worden. Es geſchieht aber

Der

niger davor angesehen worden. Wird er also hier eine schlechte Geschicklichkeit erwiesen haben: So wird man ihn desto weniger entschuldigen können. Es wird aber sehr erbaulich vor alle Liebhaber der Beredsamkeit seyn, an einer solchen Sonne die Flecken wahrzunehmen, wenn es uns vergönnet ist, einmal die Sprache Lohensteins zu reden. Grosser Leute böse Exempel thun mehr Schaden, als die schlechten Beyspiele kleiner Geister. Ein falscher Glanz der dieselben noch umgiebet, blendet schwache Augen, daß sie das tadelhafte, so sie noch an sich haben, entweder nicht gewahr werden können; oder doch nicht davor erkennen wollen. Vielleicht aber werden wir nach einer kleinen Prüfung manchen von seinen Bewunderern dahin bringen, daß er gestehen wird

Et nostros Proauos Plautinos et numeros et
Laudauisse sales, nimium patienter vtrumque
Ne dicam stulte miratos.

Der ganze Inhalt unserer Rede ist nach der so hochbeliebten Art unsrer Vorfahren, allegorisch eingerichtet. Herr von Lohenstein stellet eine Vergleichung zwischen dem grossen Pan und dem Herrn von Hofmannswaldau an; Und dadurch will er dem letztern eine Lobrede verfertigen. Es wäre viel von dieser Gothischen Erfindung zu reden, da man auf eine so gezwungene Art sinnreich seyn, und die Thaten berühmter Leute durch weithergeholte Aehnlichkeiten erheben will. Dieser Kunstgriff ist Griechen u. Römern unbekannt gewesen: Man müste denn des Plutarchus Vergleichungen grosser Männer hieherziehen wollen; welches doch keine Lobreden seyn sollten, auch sonst von ganz anderm Schrot und Korne sind, als die Geburten

	Der Eintritt.			Der Austritt.			Die Dauer.		
Zu Peking	2 Uhr	45′	4″	10 Uhr	35′	42″	7 St.	50′	14″
Abo	2.	45.	23.	10.	37.	15.	7.	51.	46.
Archanael	2.	45.	29.	10.	37.	1.	7.	51.	32.
Petersburg	2.	45.	31.	10.	37.	8	7.	51.	37.
Tobolsko	2.	45.	35.	10.	36	27.	7.	50.	52.
Moſcau	2.	45.	38.	10.	38.	58.	7.	51.	20.
Aſtracan	2.	45.	50.	10.	36.	38.	7.	50.	48.
Königsberg	—	—	—	10.	37.	19.	—	—	—
Danzig	—	—	—	10.	37.	20.	—	—	—
Stockholm	—	—	—	10.	37.	22.	—	—	—
Upſal	—	—	—	10.	37.	23.	—	—	—
Berlin	—	—	—	10.	37.	25	—	—	—
Wittenberg	—	—	—	10.	37.	26.	—	—	—

Wir nehmen nur etliche davon, ungeachtet hier noch viel andre Städte von ganz Europa beſtimmet worden. Der Herr Verf. wird aber eine Sammlung aller bisher beobachteten Durchgänge Merkurs herausgeben, um daraus zu zeigen, wie nützlich dieſelben, wenn ſie richtig und genau ſind, dienen können, den Unterſchied der Mittagslinien verſchiedener Oerter auf der Erdkugel zu beſtimmen; ſonderlich derjenigen, wo die berühmten Himmelswarten ſind, als zu Berlin, Bononien, Greenwich, Paris, Peking und Upſal; als an welchen den Sternſehern am meiſten gelegen iſt.

Wir können indeſſen nicht unangemerkt laſſen, daß die Charte der Weltkugel, die Herr Delisle hier mitgetheilet, uns zugleich die neueſten Entdeckungen vom nordweſtlichen Amerika bekannt machet;

ſo

ſo wie er dieſelben in einer gröſsern Charte der pariſ. Akad. der Wiſſ. und dem Könige ſelbſt vorgeleget hat. Nach derſelben ſieht man, daſs der äuſserſte Zipfel von dem nordöſtlichen Aſien, den die ruſſiſche Kaiſerinn unterſuchen laſſen, nicht auf der Halbkugel der alten Welt ſeine Gränzen hat; ſondern ſich unter die Erdkugel, bis auf die nordweſtliche Seite von Amerika herum wirft. Daſelbſt nun nähert er ſich dem nordlichen Amerika ſehr, ſo daſs kaum eine Meerenge von 30 oder 50 Meilen zwiſchen beyden übrig bleibt: darinnen noch verſchiedene Inſeln liegen, die den Uebergang aus einem Welttheile in das andre erleichtert haben; als zuerſt die Menſchen aus Aſien nach Amerika gezogen. Dieſe Inſeln nun liegen nahe bey dem Polarzirkel, ſo, daſs ſie auch im Winter ein gefrornes Meer haben können, wie zwiſchen Island und Grönland; welches denn den Uebergang von Menſchen und Thieren noch hat erleichtern müſſen.

Endlich iſt auch das nordliche Amerika hier mit ſolchen Durchſchnitten von Waſſern, Meerbuſen und groſsen Strömen abgebildet, daſs die von den Engländern verſuchte Fahrt, durch die Hudſonsbay nach Oſtindien, über kurz oder lang gewiſs ſtatt finden wird: dafern anders dieſer Aöriſs nach guten Beobachtungen gemachet, nicht aber zum Theile erdichtet worden. Diejenigen Kupferſtecher, die künftig Landcharten ſtechen, müſſen unſtreitig dieſer Charte folgen: zumal, da an dem mittäglichen Zipfel von Aſien, gegen über Kamtſchatka, noch eine neue Inſel entdecket worden, die weit gröſser, als England,

Schott-

Schottland und Irrland zuſammen genommen iſt. In den haſiſchen Charten von Aſien und Rußland, die bisher die beſten geweſen, und nach des Hauptmann Behrings Entdeckungen gemachet worden, findet man alles dieß ſonderbare noch nicht; ungeachtet ſie auch das Tzukcziſche Vorgebirge ſchon ſehr weit hinaus erſtrecket haben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Verſuch einer pragmatiſchen Hiſtorie von Verträgen und Tractaten eines freyen Staates mit andern benachbarten Mächten, u. ſ. w. aus dem Schwediſchen: nebſt des Hrn. Rath Arkenholz Antwort, auf den Brief des Freyherrn von Holberg, die Kön. Chriſtina von Schweden betreffend. aus dem Franzöſiſchen überſetzet. Caſſel, gedruckt bey Joh. Fr. Hampen. 1753. 8.

Staatsleute müſſen nicht nur von dem Inhalte der neuern Verträge und Friedensſchlüſſe, ſondern auch von den ältern unterrichtet ſeyn. Jene gründen ſich insgemein auf dieſe: und oft haben Miniſter ihren Herren, aus Unwiſſenheit dieſer letztern, in neuen Bündniſſen ſehr viel vergeben. Alle Verträge theilen ſich in vier Claſſen; 1.) Friedens- 2.) Stillſtandes- 3.) Bundes- und 4.) Handlungs-Verträge. Bey allen muß man den vorhergehenden Zuſtand der Sachen in Erwägung ziehen. Ein Frieden z. E. ſetzet einen Krieg voraus; und dieſer muß ſeine Urſache gehabt haben.

In

In den so genannten Manifesten stehen insgemein die wahren Ursachen nicht: man muß auch die geheimen Bewegungsgründe einsehen, und zu urtheilen wissen; ob nicht zuweilen eine unzeitige Furcht, eine Misgunst, ein Ehrgeiz, oder bloß eine Habsucht, dahinter stecke? Endlich aber muß man auch die Mittelspersonen, und die Schwierigkeiten bey Schließung eines Friedens, in Betrachtung ziehen.

Bey den übrigen Bündnissen und Handlungsverträgen, kommen fast eben die Umstände vor. Doch, da manche Tractaten nicht gleich, sondern erst nach einiger Zeit zu Stande kommen, auch wohl schlecht gehalten werden: so muß wohl der besondre Vortheil verschiedener Völker im Wege gestanden haben. Daher muß die Historie der Tractaten auch davon die Ursachen anzeigen: ob wohl kein Vertrag so dauerhaft ist, daß er nicht mit der Zeit, die neue Umstände mit sich bringet, wankend würde. Es ist also kein Wunder, daß, wie alle menschliche Dinge, also auch Bündnisse und Tractaten veränderlich gewesen; sehr oft geschlossen, gebrochen, und wieder erneuert worden. Daher kommen die großen Sammlungen, die davon im Drucke vorhanden sind. Die Ursache, warum seit 200 Jahren mehr Bündnisse, als sonst geschlossen worden, liegt theils darinn: weil viel neue Staaten entweder entstanden, da sie sonst Theile von andern gewesen; oder an Macht gestiegen, da man sie sonst nicht in Obacht genommen: theils darinn, daß man durch das Licht der Wissenschaften, auch die Staatskunst mehr ins Feine gebracht hat.

Dar-

Daraus erhellet nun, daß Staaten und Reiche nicht mit alten Verträgen und Bündnissen zufrieden seyn, sondern sich auch mit neuen versehen müssen.

Mit einer so gründlichen Einleitung fangt der Hr. Rath Arkenholz seine vorhabende Abhandlung an. Da es uns aber zu weitläuftig fallen würde, seiner dogmatischen Lehrart davon zu folgen: so müssen wir uns an einer historischen Nachricht davon genügen lassen. Er hat dieselbe 1736 aufgesetzet, als er noch in schwedischen Diensten, als Registrator der königl. schwedischen Reichskanzley, stund. Er schließt aber aus dem allen, wie nöthig es sey, daß jede Nation eine vollkommene Geschichte der Friedensschlüsse und Verträge bey der Hand habe; worinn Staatsleute und andre, alles beysammen finden können, was man sich vormals schon ausbedungen, und versprechen lassen. Daraus wird man auch gleich sehen können, welchen Tractaten wirklich nachgelebet worden, welche aber nicht im Schwange geblieben. Nach diesen Regeln wird man die Sammlungen der Westphälischen, Nimwegischen, Ryswickischen und Utrechtischen Friedenshandlungen; imgleichen die Histoire des Traites de Paix, des Marquis de Torcy, beurtheilen können.

Gleichwohl geben die gewechselten Briefe der Minister sehr oft noch ein weit besseres Licht. Die letzterwähnte Nachricht ist auch darum nicht zureichend, weil sie nur eine Zeit von 80 Jahren begreift; und theils die neuern Tractaten darinn fehlen, daran der Welt am meisten gelegen ist. Sonderlich wünschet der Herr Verfasser eine Geschichte schwedischer Ver-

Nutzen leſen wird. Es werden nämlich von ihnen verſchiedene Puncte der Lebensgeſchichte der Königinn von Schweden beſſer ins Licht geſetzet; manche Schwierigkeit wird erläutert, manche Pflicht eines Geſchichtſchreibers aufgekläret, und genauer beſtimmet. Kurz, man ſieht die beyden berühmteſten Schriftſteller zweyer nordiſchen Völker, ſich gleichſam für die Ehre ihrer Nationen tapfer bezeigen: denn es dünkt uns immer, als ob die Eiferſucht die unter beyden mitternächtigen Reichen von je her geherrſchet, auch in dieſen gelehrten Kämpfern wieder erwachet wäre.

Eben darum iſt es auch ſchwer, einen Ausſpruch zu thun, auf weſſen Seite der Sieg ausgefallen ſey. Wir wiſſen es nämlich nicht, ob Herr von Holberg es dabey bewenden laſſen werde. Vielleicht antwortet er noch einmal: und dann iſt billig ſeine Duplik abzuwarten. Endlich maßen wir uns auch das Richteramt nicht an. Die gelehrte Welt mag den Ausſchlag geben, nachdem ſie beyde Theile genugſam gehöret haben wird. Soviel können wir unterdeſſen wohl geſtehen, daß uns der Herr Rath Arkenholz allemal ſehr unparteyiſch in ſeiner Geſchichte geſchienen, alles Gute und Böſe von ſeiner Heldinn zu erzählen: ob er gleich freylich, theils nach der Ehrfurcht, die man gekrönten Häuptern ſchuldig iſt, theils nach der Pflicht eines Geſchichtſchreibers, nicht allen Läſterern derſelben Glauben beygemeſſen hat.

VIII. Ode

VIII.

Ode an den Menſchen, von Mich. Reincken. Kratbuſch 1753 *.

Vorbericht.

Iſt es nicht Mode, daß man Freunden ſeine Arbeit mittheile? wenigſtens dünkt mich, es gehört zu haben. So viel weis ich: es ſey Mode, daß Freunde treulos ſeyn, und die anvertrauten Geheimniſſe je eher, je lieber landkündig machen müſſen. Ich ſehe alſo nicht, warum ich Urſache hätte, über Gewaltthatigkeiten zu klagen, da man mir die landesüblichen Pflichten der Höflichkeit erzeiget. Das Schickſal meines Fuchſes, iſt das Schickſal der Mode. Ohne die verrätheriſche Güte des Freundes, der ihn von mir entlehnet, oder wenn man lieber will, mir geraubet hat, würde er ſeinen einſamen Wald nie verlaſſen haben.

Er hat gewiß nie für das Publicum, ſondern nur für ſein eignes Herz, und für ſehr wenige Freunde geſchrieben; hat auch nie die geringſte Mine gemachet, außerhalb ſeinem Baue ſeinen Namen bekannt zu machen: ja er wußte, daß der Schauplatz der Welt ſo wenig für ihn und ſeines gleichen gehöre, als jenes ſtolze Gebäude Salomons für einen jeden Handwerker in Jeruſalem.

Ich hoffe nicht, daß der Leſer die unzeitige Begierde haben werde, zu fragen: wo doch mein Fuchs in die Schule gegangen ſey? Er iſt von ſeinem

* Dieß Stück kömmt aus Kopenhagen.

Groſspapa väterlich erzogen, und dieſer iſt eben der, welcher in Leipzig die Weltweisheit erlernte. Der Enkel hat ſich etwas weiter gewagt, und die ſchönen Wiſſenſchaften mit den ernſthaften vereiniget. Er empfiehlet die Erſtlinge ſeines Fleiſſes der Gewogenheit des Leſers. Zur Kuhlen, im Brachmonathe 1753.

QVINTILIANVS.

Omnis vitæ ratio ſic conſtat, ut, quæ probamus in aliis, facere ipſi velimus.

Ein wilder Schauer deiner Allüſternheit
Erſchüttert, Menſch, mich! Stark gerührt bebt mein Herz
Und mein Gebein! Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich wohne, Menſch! biſt.

Von deinem Antlitz ſchleichet, o Sichtbarer,
Dein Blick, der Seher, auf meinen ſchönen Balg!
Sey vor ihm niedrig, Herz! ſey niedrig,
Da die Natur, dich lehrt, ihn zu fürchten!

Täuſchet mein Herz mich? Oder iſts wirklich wahr,
Was itzt ein Eindruck liſpelnd dem andern ſagt?
Empfindung! biſt du wahr? als dürft' ich
Frey mit dem Jäger, der Menſch heißt, reden!

Jägergedanken, die der Vernünftige,
Der Klug', itzt denket! wenn ihr den thieriſchen
Gedanken zürnet; o, wo ſollen
Sie vor euch, Menſchengedanken! hinfliehn!

Flöhn

Flöhn ſie zum Baue; ſiehe ſo kämt ihr da!
Eilten ſie bebend, tief in der tiefſten Kluft;
Auch da, auch da, im Engbegränzten,
Kämt ihr, Scharfforſchende! ſie zu ſchauen!

Nähmen ſie Flügel, Flügel nach Adler Art
Und flögen aufwärts, in das Unſichtbare,
Zum ſtolzen Caucaſus, hinaufwärts,
Kühn in die Wirbel der ewgen Schneejagd:

Auch da ereilt ihr, treffliche Schützen! ſie,
So flieht denn nicht mehr, ſeyd ihr gleich thieriſcher!
Flieht nicht! der Jäger heißt, der weis es,
Daß euch dieß Flüchten wenigen Schuz bringt!

Welch ein Gedanke! welche Beruhigung,
Daß meine Zunge, Menſch! mit dir reden darf!
Daß vor dir darf mein Mund ſich öffnen,
Töne der Thiere herab zu ſtammeln!

Ich wags, und rede! Menſch, doch du weiſt es ja,
Schon lange weiſt du, was mein Gebein verzehrt!
Was, in mein Herz tief hingegoſſen,
Meiner Empfindung ein ewigs Feur iſt!

Sprich, ſieheſt du nicht, meine mir lange Zeit,
Dir Augenblicke, heulend vorübergehn?
Du weiſt es, gewiß, Menſch und Jäger,
Heißeſt du! aber ich, Fuchs vom Fuchſe!

Fuchs, und erſchießlich! denn die Zerfliegende,
Gab die Natur mir, ja nur zur Zeitlichkeit!
Schenkte ihr nur, Füchſe zu ſchaffen,
Starke Begierden nach Raub und Freyheit!

Ein drängend Heer! Doch Eine ward herrlicher,
Vor allen andern! Eine ward Königinn
Ueber die andern, ihres Bildes
Letzter und trefflichster Zug, die Liebe!

Die fühlst du selber, doch als der Größere!
Es fühlen jauchzend die du so menschlich liebst,
Die hohen Menschen, deines Bildes
Letzten und trefflichsten Zug, die Liebe!

Dem ersten Fuchse, grub sie tief ins Herz!
Nach seinem Fühlen von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Bracht die Natur! ihm der Füchse Mutter!

Die Liebe grub sie auch in mein Herz hinein!
Nach meinem Fühlen von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du Mensch weg, die mein ganzes Herz liebt!

Der meine Seele ganz sich entgegen gießt!
Mit allen Seufzern, welche sie heulen kann,
Die volle Seele ganz zuströmet,
Führst du sie mir, die ich liebe, Mensch! weg.

Weg, durch dein Schießen, welches sich fürchterlich
Hören und sehn läßt, immerhin den Tod dräut!
Fern weg, den ausgestreckten Pfeten,
Aber nicht weg, aus dem bangen Herzen!

Ach! Mensch, du weist ja, welch ein Gedank es war,
Als du ihn dachtest, und ihn zur Wirklichkeit
Ermordend riefst, der, daß du Seelen
Für sie gebohrn, aus einander trenntest!

burten unſrer allegoriſchen Redner. Plinius hat zum wenigſten den Kayſer Trajan ohne dergleichen Künſte zu loben gewußt. Doch wir wollen davon überhaupt itzo nicht handeln. Dieſes vorhabende Exempel einer allegoriſchen Rede wird uns zu beſondern Anmerkungen Gelegenheit genug an die Hand geben. So fängt Lohenſtein an:

„Der groſſe Pan iſt todt! Mit dieſen Worten ruf„te von dem Eylande Paris, zur Zeit des Kayſers „Tiberius eine heftige Stimme, einem vorbeyſchif„fenden Egyptier Thamus zu; mit Befehl, daß er „dieſen Tod bey dem Palodiſchen Ufer ferner kund „machen ſollte. Dem Thamus ſtanden hierüber die „Haare zu Berge; alles was auf dem Schiffe war „bebete; ſonderlich, als eine ungemeine Meerſtille „den Thamus nöthigte, ſeinen Befehl bey Palodes zu „vollziehen; und ihm vom Ufer ein erbärmliches Ge„ſchrey vieler tauſend Wehklagenden antwortete.

An der Erzehlung dieſer kurzen Fabel *) iſt nichts auszuſetzen, in ſoweit ſie eine Erzehlung iſt. Allein ob es gut ſey, eine ganze Lobrede mit einer Hiſtorie anzufangen, das iſt eine andre Frage. Bey den alten Meiſtern der Wohlredenheit wird man ſchwerlich ein Exempel davon finden. Es iſt auch der Natur der Beredſamkeit nicht ſehr gemäß, mit Erzehlungen anzufangen. Ein Redner muß ſelbſt ſeine eigene Gedanken zur Vorbereitung ſeiner Zuhörer anwenden. Zudem ſo iſt auch ein ſolcher Anfang zu künſtlich. Mit welch einer edlen Einfalt fängt nicht Cicero ſeine Re-

*) Siehe davon von Dalens Werk de Oraculis, imgleichen Fontenellens Hiſtorie von den Orakeln.

Das weiſt du, Jäger! Aber dein Schießen trennt
Die Seelen, die doch, für einander gebohrn,
Dein richtig, mörderiſches Schießen,
Traurig für uns, aber fürchtenswürdig!

Es gleicht mein Weſen, gegen das deine zwar,
Dem ſchnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfließt; mit ihm zerfloß die Seele,
Da du der Unendlichkeit nachſtrömeſt!

Löſ'te des Schickſals Vater, einſt bey uns auf
Was Labyrinth iſt: dann wär kein Schießen mehr!
Ach! dann, beym fräßgen Wiederſehen,
Kämen die Seelen wieder zuſammen!

Gedanken! den zwar, alleine der Menſch hofft!
Doch werth, den bängſten Schmerz zu beſänftigen!
Dich denkt mein Geiſt, in deiner Größe;
Aber mein Balg fühlt zu ſehr das Leben,

Das ich hier lebe! Gleich dem ewgen Tode,
Dehnt, was mein Hauch war, fürchterlich mir ſich aus!
Ich ſeh', ich ſehe meine Schmerzen,
Gränzenlos, dunkel, vor mir verbreitet!

Mach, Menſch, dieß Leben, mach es, zum leichten Hauch!
Oder gib die, ſo die Natur mir erſchuff!
Ach, gib ſie mir, wo ſie zu geben!
Gib ſie, dem bebenden, bangen Fuchſe!

Dem ſüßen Schauer, der ihr entgegen walle!
Dem ſtillen Stammeln der, die zwar ſterblich iſt,
Doch, ſprachlos ihr Gefühl zu ſagen,
Kaum noch, in Thränen hin, bang zerfließet!

Gib sie den Pfoten, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit, zu deinem Hause hub,
Wenn ich, voll Wachsamkeit, ganz schlaflos,
Dir, deine junge Hüner, bewachte!

Mit einem einzgen Schusse, nimmst du, Mensch! ja
Dem Wurm, dem Stunden sind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück! dem Wurm, der Fuchs heißt,
Jahre lebt, raubt, geschunden und Staub wird.

Von ihr geliebet, will ich die Moosen schön
Und kostbar nennen! Will ich ihr trefflich Bild,
Mit unverwandten Augen anschaun,
Und nur das Glück, nur das Freude nennen,

Was sie mir zuwinkt! Auch euch, ihr Waldungen!
Auch euch, o, die ihr höher und stärker seyd,
Als unser Kratbusch, will ich reiner,
Unbekannt, dir Mensch! bemerket, ehren!

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegen jauchzen! will ich voll Dankbarkeit,
Mit schlängelnd freundlicher Standarte,
Vernünftiger Mensch, vor dir her traben!

Dann, wann sie, mit mir, deinen erhabnen Ruhm
Zu Holze weinet, bebend, mit schwimmendem
Entzücktem Auge; will ich mit ihr
Allzeit das glückliche Leben fühlen!

Das Lob des Menschen, trunken in ihrem Arm,
Von reiner Wollust, will ich erhabenen
Enkeln, die, gleich uns, lieben, gleich uns,
Füchse sind, glücklichen Enkeln, bellen!

IX.

Nachricht von einer sonderbaren Kunst-Maschine.

Der geschickte Herr Heinrich Bridges, ein engländischer Mechanikus, hat nach einer zwanzigjährigen Bemühung, mit seiner grossen Geschicklichkeit in der Mathematik, eine sonderbare Maschine zuwege gebracht, die er gegenwärtig in Paris den Liebhabern solcher Kunstwerke zeiget.

Er nennet dieselbe Mikrokosmus, oder die kleine Welt. Sie ist in Gestalt eines römischen Tempels gemachet, zehn Fuß hoch, sechs Fuß breit, und besteht eigentlich aus vier Theilen.

I. Hat sie in dem obersten Stockwerke dreyerley Veränderungen, die einander ablösen.

II. In dem zweyten ist ein, unter einem korinthischen Säulengange angebrachtes Uhrwerk. Dieses Uhrwerk, welches der erste Beweger dieses schönen Werkes ist, stellet den Augen alle himmlische Begebenheiten, anfänglich nach dem ptolomäischen, heut zu Tage ungebräuchlichen; nachmals nach des Copernicus Lehrgebäude, oder dem wahren Sonnensystem vor, in welchem die Planeten sich periodisch in elliptischen Kreisen um die Sonne drehen, aber allezeit so, daß sie die gegenwärtige Verfassung des Himmels zeigen.

Um dieses Lehrgebäu desto besser zu erklären, und die Bewegungen der Himmelskörper um so viel merklicher zu machen, hat man

III. Der

III. Der Maſchine vier planetariſche Maſchinen beygefüget, davon die eine, das Sonnenſyſtem, mit den Laufkreiſen, und deren eigenen Excentricitäten, die einander proportioniret ſind, verſtellet. Hier ſieht man die Planeten in ihrer Proportion, ihren reſpectiven jährlichen und täglichen Lauf verrichten. Das zweyte Planetarium iſt Jupiters Syſtem mit ſeinen Monden, die gleichfalls ihre Veränderungen zugleich mit dem Sonnenſyſtem verrichten; die Eintauchungen und Ausrückungen der Trabanten in Jupiters Schatten, mit begriffen. Das dritte Planetarium iſt ein Syſtem, welches die Natur und Urſachen der Finſterniſſe erkläret; warum es niemals anders eine Finſterniß geben kann, als im neuen oder vollen Lichte; und warum nicht allemal im vollen oder neuen Lichte eine Finſterniß iſt. Das vierte Planetarium endlich beweiſt die jährliche Bewegung der Erden, durch das gewiſſe Merkmaal der rückwärts gehenden Bewegung der Planeten. Dieſem allen werden noch eine Menge anderer aſtronomiſchen Begebenheiten beygefüget, die an dieſer Maſchine mit Vergnügen zu ſehen ſind.

IV. Sie iſt hauptſachlich erfunden worden, die Geſtalt und den Lauf eines Kometen zu beweiſen, welcher nach Herrn Iſaak Newtons Vorherſagung im 1757 oder 1758 Jahre erſcheinen ſoll; wie auch die Figur und Erſcheinung einer Sonnenfinſterniß, den 21ſten Auguſtmonaths 1764: da um 10 Uhr, 9 Minuten, 10 Zolle und 7 Minuten der Sonnenſcheibe, über unſerm Horizonte verſchwinden werden. Das ſonderbarſte und außerordentlichſte Phä-

nomen

nomen aber, iſt der Durchgang des Planeten Venus dieſſeits der Sonnenſcheibe, den 26ſten May 1761. Sein Anfang iſt um 2 Uhr 15 Minuten, des Morgens, ſein Mittel um 5 Uhr 54 Minuten. Alles dieſes wird hier durch zwo Figuren in ſieben Minuten Zeit vorgeſtellet, ungeachtet die wahre Himmelsbegebenheit ſieben Stunden währen ſoll. Die eine dieſer Figuren, ſtellet den Aufgang der Sonne, und den Durchgang der Venus gegen über ihrer Scheibe vor; die andere, deren Wirkungen ausführlicher ſind, erkläret und erläutert dasjenige, was an der erſten noch zu wiſſen übrig war.

In dem dritten Theile dieſer Maſchine, erblicket man eine ſehr ſchöne Landſchaft, darinnen man die See mit ihren Schiffen ſieht, welche mit vollen Segeln hin und wieder gehen, und eine ihrer anſcheinenden Ferne gemäße Bewegung haben. Auf dem anſtoßenden Lande ſieht man Kutſchen, Wagen und Karren, auf ihren Rädern rollen, hin und her fahren, auf den Wegen umlenken, auf den Höhen und in der Tiefe, ihre Stellung verändern. In der Ferne wird man eine Windmühle gewahr, die umläuft, und näher vorne eine Pulvermühle im Gange. Auf dieſem Fluſſe ſchwimmen Schwäne, die den Schnabel ins Waſſer tauchen, mit den Flügeln ſchlagen, den Hals auf den Rücken legen, und ſich die Federn putzen. Anderer Orten ſpielen Hunde mit einander. Man ſieht Aenten und andere Thiere, die durch ihre Bewegung, die Natur, in einem erſtaunlichen Grade der Vollkommenheit, nachahmen.

XI. Rei-

X.

Keimelia. Bibliothecæ Regiæ Berolinensis Aethiopica descripta. Ex Schedis hactenus anecdotis eruit, luci publicæ expoſuit, & præfatus eſt, Jo. Dietericus Winckerus, S. Theol. D. & Eccl. Hildeſienſ. Superintend. Erlangæ. Sumpt. Camerar. 1752. 8.

Nachdem wir vor einiger Zeit die ziemlich ausführliche Geſchichte der königl. berliniſchen Bibliothek, unſern Leſern bekannt gemachet, womit Herr D. Oelrichs, dermaliger Profeſſor zu Stettin, die gelehrte Welt beſchenket hat, müſſen wir auch dieſer Zugabe dazu billig erwähnen. Der gelehrte Superintendent zu Hildesheim, Herr D. Winkler, eignet dieſelbe, wie billig war, Sr. Kön. Majeſtät in Preußen zu. In der Vorrede zeiget er, wie viel die Gelehrſamkeit und die Wiſſenſchaften dem Schutze der Großen zu danken hätten. Er führet dabey eine ſchöne Stelle aus Struvs Geſch. der jenaiſchen Bibliothek an: darinn mit den Beyſpielen des alten ägyptiſchen Königes Oſymandyas, des Ptolomäus Philadelphus, Ludewigs des XIVten, des großen Friedrich Wilhelms, und Friedrichs des Iſten Königs in Preußen, dieſe Wahrheit erwieſen wird.

Nach einer gelehrten Vorrede, folgen die III. äthiopiſchen Handſchriften, ſo hier beſchrieben werden. Der erſte Band hat keinen Titel. Er enthält aber verſchiedene Stücke von Homilien oder

Pre-

Predigten; die von Märtyrern, und Heiligen, ihren Leben, Träumen, Wundern u. Erſcheinungen handeln; imgl. Geſpräche der Jungfrau Maria mit den weiſen Königen, dem Engel Gabriel, und ihrem Manne Joſeph, nebſt vielen Legenden u. ſ. w. an der Zahl 23. Am Ende iſt ein Verzeichniß von der Bibliothek der äthiopiſchen Mönche zu Jeruſalem, die ſich auf zehn Bände beläuft.

Der folgende Band iſt viel trefflicher am Werthe, als der erſte und dritte; ob er gleich nur von mittler Größe iſt. Er enthält zuförderſt eine Zeitrechnung der äthiopiſchen Kirche, die faſt vor allen Pſaltern ſteht, weil man keine gedruckte Kalender daſelbſt hat. Scaliger hat ſie daher genommen *. Es folget ein Pſalter; wobey auch der 151ſte iſt, der im hebräiſchen Texte fehlt; imgleichen Anreden an die Patriarchen Abraham, Iſaak, Jakob und Joſeph, darinn ſie gelobet werden; Gebethe an Gott und Jeſum, darinn Maria nur ein paarmal vorkömmt; allerley bibliſche Texte, aus den Epiſteln, Apoſtelgeſchichten, und Evangeliſten; ein Lob der heiligen Jungfrau, u. d. m. Eine Verfluchung des Satans, und Anrufung Gottes machet den Schluß.

Der IIIte und kleinſte Band, heißt zwar auf dem Titel: Leben der Heiligen, äthiopiſch; hält aber lauter abergläubiſche Gebethe in ſich; von denen man ſagen kann, daß ſie voller abgeſchmackter Zauberformeln ſind, womit man die Kranken geſund machen,

Teu-

* Auf unſrer Paulinerbibliothek giebt es eben dergleichen alte deutſche Handſchriften von Pſaltern, die gleichfalls Kalender an der Spitze führen.

Teufel vertreiben u. d. m. können soll. Das erste ist der Jungfrau Maria ihres, womit sie ihrem Manne Joseph den Husten und Schnupfen in Aegypten vertrieben hat. Das 2, 3, 4 und 5te sollen auch von ihr seyn. Es folget auch ein Gespräch, welches sie mit Jesu, als er noch in Mutterleibe war, gehalten haben soll, u. d. mehr.

* * * * * * * * * * * * * *

XI.

Der Storch.

Eine Fabel. Vom Hrn. C. G. R.

Der Storch in seinem hohen Neste
Ward einstens stolz auf seinen Bau.
Wenn ich, sprach er, auf niedre Vögel schau,
Ist mein Gesang, und Bau, der beste.

Die kleine Lerche hört den Thoren sich erheben:
Freund, spricht sie, deine Höh, dein Singen rührt mich nicht:
Wer auch von deinem Klappern spricht,
Muß doch der Nachtigall noch stärkern Beyfall geben.

Ey, Närrinn! sprach der Storch, wie schön ist ihr Gesang!
Mein Klappern rauscht weit mehr, und zeiget stärkern Klang.
Storch! rief die Lerche drauf: du hast vollkommen Recht,
Dein Klappern rauschet mehr, und darum ist es schlecht.

Ihr Heldendichter, merkts! Mit rauschenden Gedanken
Füllt ihr ein klapperndes Gedicht.
Rührt der Gesang die Kenner nicht,
Müßt ihr mit euch allein, nicht mit den Kennern zanken.

Ende des Wonnemonds.

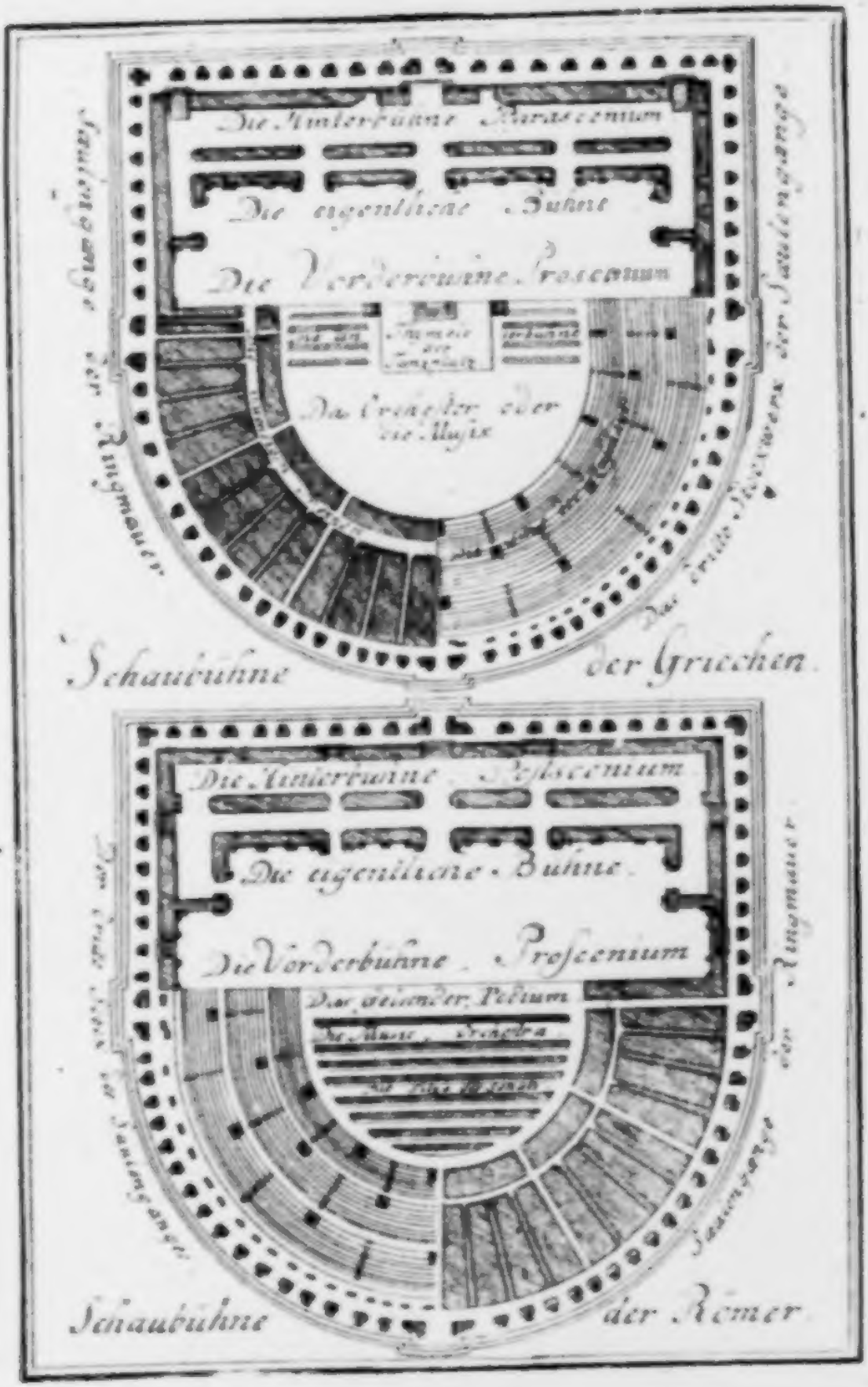
Die Unterbühne Hyposcenium
Die eigentliche Bühne
Die Vorderbühne Proscenium
Die Orchestra oder die Musik
Schaubühne der Griechen
Die Unterbühne Hyposcenium
Die eigentliche Bühne
Die Vorderbühne Proscenium
Der Hinterste Pulpitum
Schaubühne der Römer

Reden an! Er wuste Begebenheiten genug zu erzehlen, brauchte sie auch zuweilen mitten in den Reden. Aber im Anfange und in den Eingängen stellt er sich nicht anders, als ob er unstudirt zu reden anfienge. Die gegenwärtigen Umstände darinn er sich befindet, legen ihm allezeit die ersten Worte in den Mund. Er hatte darinn den Demosthenes zum Vorgänger gehabt. Dessen Philippische und Olynthische Reden, diese Meisterstücke der Beredsamkeit fangen sich so ungekünstelt an, daß man denken sollte, dieser grosse Mann hätte nichts von der Kunst schöne Sachen zu sagen verstanden. Er scheint aus dem Stegreife damit anzufangen, was ihm am allererstenbey der Gelegenheit in den Mund kommen können. Von dieser edlen Einfalt aber hält Lohenstein nichts. Bey ihm muste auch das erste Wort ausgekünstelt und studirt seyn. Der grosse Pan ist todt.

Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu?
Parturiunt montes!

Was nemlich Horaz an dem Scriptore cyclico, tadelt, der von dem Priamus und seinen Kriegen ein Gedichte sehr prahlerisch angefangen hatte, das gilt auch von Rednern. Und ist es dem Homer ein Ruhm, daß er nicht Fumum ex fulgore, sondern ex fumo lucem zu geben willens gewesen: So ist dieses eine allgemeine Regel der gesunden Vernunft, sich in dem Anfange eines Werkes nicht zu übersteigen. Doch wir gehen weiter:

„Wolte Gott, fährt unser Redner fort, diese Un„glücks-Stimme wäre nur auf dem das Jonische „Meer durchstreichenden und längst verfaulten Egy„ptischen Schiffe gehöret, nicht aber den 18. April

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

Brachmonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VI. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Peutingeriana Tabula itineraria,

quæ in Auguſta Bibliotheca Vindobonenſi nunc ſervatur, adcurate exſcripta. Numini Majeſtatique Mariæ Thereſiæ Reginæ Auguſtæ dicata, a Franciſco Chriſtophoro de Scheyb in Gaubickolheim, Patricio conſtantienſi. Vindob. ex typogr. Trattneriana. In Imperial Folio.

Endlich ſehen wir nun das treffliche Werk von der peutingeriſchen Reiſecharte erſcheinen; welches der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien, dem Hrn. Herausgeber und Verfaſſer, ja Deutſchland überhaupt ſoviel Ehre machet. Es iſt dieſes nämlich eins von den ſchätzbarſten Alterthümern des IV. Jahrhunderts, mit welchem faſt kein einziges andres, davon man doch in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der bodleyiſchen in England, und in der vaticaniſchen zu Rom, ſoviel Weſens machet, zu vergleichen iſt. Kurz, es iſt die einzige alte Landcharte, ja beſſer zu reden, ein ganzer Atlas von den damals bekannten drey Welttheilen, in ſoweit ſie den Römern im Abfalle des Kaiſerthums bekannt war.

Ein ſo merkwürdiges Stück war es wohl werth, auf eine richtigere, genauere und glaubwürdigere Art abgezeichnet, und der Welt vor Augen geleget zu werden, als es bisher geſchehen war. Und dieſer ſo ſchweren und mühſamen Arbeit, hat ſich der gelehrte Herr von Scheyb, aus eigner Bewegung unterzogen. Ja er hat noch mehr gethan. Er hat nicht nur das alte Original aufs ſauberſte und genaueſte abzeichnen, und in Kupfer ſtechen laſſen, ſondern auch ſelbſt die Unkoſten dazu hergeſchoſſen; die ſich gewiß, bey zwölf großen Platten von Landcharten-Größe, ſehr hoch belaufen. Er hat endlich auch ſelbſt eine gelehrte Einleitung dazu gemachet, darinn der Werth, und die Geſchichte dieſes ungemeinen Stückes ſorgfältig beſchrieben werden. Und man muß geſtehen, daß nicht leicht, wir wollen nicht ſagen in Wien, ſondern in ganz Deutſchland, jemand geſchickter, fleißiger und arbeitſamer geweſen, als eben er, dieſe Arbeiten zu übernehmen.

Nach einer ausführlichen und ſchönen Zuſchrift an der Kaiſerinn Königinn Majeſtät, darinn der Nutzen geographiſcher Schriften abgehandelt wird, folget eine Vorrede. Hier erzählet der Herr Verfaſſer die Veranlaſſung ſeines Vorſatzes, dieſes alte Monument aus dem Staube hervorzuziehen; die Zaghaftigkeit, womit er zum Werke geſchritten; die Zuſprüche großer Männer, Gelehrten und Freunde, die ihm Muth gemachet; die Furcht vor den Tadlern unſrer Zeiten, die ihn faſt wieder abgeſchrecket*; und

was

* Wir können nicht umhin einige ſeiner Worte anzuführen: Quippe oculos mathematicis duntaxat in chartis peregri-

was ihn endlich in ſeinem Vorhaben beſtärket habe. Er las nämlich zuförderſt alles, was andere bereits von dieſer Charte geſchrieben hatten, und verglich es mit der ehrwürdigen Urkunde ſelbſt; bemerkte aber überall ſoviel Fehler, daß er ſich höchſtens verwundern mußte. Dieſes reizte ihn nun immer mehr an, der Welt ein ganz richtiges und genaues Bild von dieſer Seltenheit vor Augen zu legen; und den Liebhabern der alten Geographie zu dienen. Wenn man nämlich Welſers, Ortels, des Bertius, und Horns Beſchreibungen davon betrachtet: ſo muß man mit dem Angelus Politianus, ihnen zurufen, was dieſer einem Poeten Marullus zurief:

Innumeræ tibi ſunt Marulle in carmine mendæ,
Atque ubi ſint? quæris: per mare quæris aquas.

Hier bricht der Herr Verfaſſer in eine billige Verwunderung aus: daß unſre lieben Herren Alterthumsforſcher, mit allem, was aus dem Schutte alter Städte, Palläſte, Gräber, u. d. gl. hervorgegraben wird, nach einer recht abergläubiſchen Sorgfalt aufs genaueſte zu Werke gehen; alle Urnen, Nadeln, Lämpchen, Steinchen, und dergleichen Kleinigkeiten mehr, aufs richtigſte abzeichnen, erklären und

grinantes, atque ideo ab hoc monumento alienos; alibi expertes laboris criticos; hinc opera fatigatos nulla Ardeliones; ubique fere noſtræ ætatis indolem, in cenſuram oppido propenſam; genus ibi hominum, quod a cognitione litterarum & antiquitatis penitus abhorret; invidentes denique, quandoque & faventes, adeo formidabiles reputabam, ut in ipſo opere ordiendo non ſemel dubitaverim, inchoatane usque ad extremum exſequi, vel imperfecta relinquere conducibile magis eſſet?

bewundern; aus denen doch der Welt nicht der geringste Nutzen oder Vortheil erwächst; ja dabey oft der bloße spielende Witz alter Töpfer, Steinschneider und andrer Künstler zu belachen ist: an ein so wichtiges Denkmaal aber aller vormaligen geographischen und historischen Kenntniß der Welt, noch nicht die geringste Sorgfalt gewendet worden.

Wir müssen ihm hierinn billig Recht geben; können aber auch nicht alles, was diese Vorrede schönes hat, mitnehmen. Nach derselben folgen die Zeugnisse derjenigen gelehrten Männer, die als Augenzeugen, von der genauesten Uebereinstimmung der Urkunde, mit diesen neuen Stichen und Abdrücken, zu urtheilen im Stande waren. Diese sind zuförderst Herr Niklas von Forlosia, und Herr Adam Franz Kollar, beyde Aufseher der kaiserlichen Bibliothek. Diesen folget Herr Johann Dominicus Mansi, ein Geistlicher aus der Congregation der Mutter Gottes, der gleichfalls alles aufs fleißigste zusammengehalten zu haben bezeuget. Ein neues Zeugniß leget der berühmte Cardinal Passionei ab, der, als er in Wien Nuntius gewesen, das Original hundert und noch hundert mal in Händen gehabt, und sich an diesen Abdrücken recht gelabet. Ihm folget der gelehrte P. Hieronymus Pez, ein Benedictiner, und Herr P. Erasmus Frölich, ein Jesuit. Endlich beschließt die Censur des Herrn Barons von Sineten, und die Druckerlaubniß des Herrn Grafen von Saurau.

Die gelehrte Abhandlung selbst von dieser peutingerischen Charte hat folgende Abschnitte, oder Hauptstücke

ſtücke. Das I. handelt von allen geographiſchen Ueberbleibſeln der Alten, die theils in Landcharten, theils in Reiſebeſchreibungen beſtehen. Er hebt von der natürlichen Neubegierde der erſten Menſchen an, ihr Wohnhaus, die Erde zu kennen. Freylich war dieſe ihre erſte Kenntniß ſehr gering. Die Flüſſe und Meere hinderten ſie anfänglich ſehr; und das übrige erſetzten bloße Muthmaßungen: ſo wie Seneca die Erfindung der neuen Welt in einer poetiſchen Begeiſterung geweiſſaget hat, wenn er in der Medea II. Aufzuge, im Schluſſe ſo ſchreibt:

— — Venient annis
Sæcula ſeris, quibus Oceanus
Vincula rerum laxet, & ingens
Pateat tellus, Typhisque novos
Detegat orbes; nec ſit terris
Ultima Thule.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier ein Verzeichniß aller geographiſchen Schriftſteller der Alten, die der Hr. Verf. angezogen, und beſchrieben hat, nur auszugsweiſe anführen wollten. Wir wollen lieber unſrer Charte näher treten.

Auf der 15ten Seite hebt das II. Hauptſtück an, worinn der Herr von Scheyb darthut, daß dieſe Peutingeriſche Reiſecharte im 393ſten Jahre nach Chr. Geb. auf des Kaiſers Theodoſius Anſtalt und Befehl gemachet worden. Zwar ein Ferrariſcher Anonymus, deſſen kleine Chronik Muratori in ſeine Scriptores Rer. Ital. gerücket hat, ſaget: Dreyßig Jahre vor Chriſti Geburt, und noch eher, wäre, auf

einen Schluß des röm. Raths, in Europa, Asia und Afrika, durch Anstalt des Consuls M. Antonius, eine Abtheilung der Reisen nach den Entfernungen gemachet worden, die zwischen den berühmtesten Städten des röm. Reiches gewesen: und daraus wäre ein Buch gemachet worden, das man Itinerarium, das Reisebuch genennet; welches er mehr als einmal durchgelesen hätte. Hier scheint sehr deutlich von unsrer Reisekarte die Rede zu seyn. Allein eine Probe, die der Ungenannte von Aquileja bis Bononien anführet, und Herr von Scheyb mit der Peutingerischen vergleicht, zeiget das Gegentheil; denn sie stimmen gar nicht überein.

Dergleichen Untersuchungen nun stellet der Herr Verfasser viele an, darinn er darthut: daß diese Charte weder um Augusts Zeiten, noch um Antonins Zeiten verfertiget worden. Es ist nur gar zu deutlich, daß die Namen, Constantinopolis, Francia, ad S. Petrum, u. d. m. die auf der Peuting. Charte vorkommen, viel neuere Zeiten anzeigen: doch könnte es wohl seyn, daß eins und das andere aus den ältern augustischen Charten darinn beybehalten worden. Der Namen der Franken aber, an dem Rheine, ist den Römern erst im 244sten Jahre nach Chr. Geb. bekannt geworden. Denn damals hat Kaiser Aurelian, dreyhundert Franken, die Gallien verwüsteten, nachdem er siebenhundert erschlagen, zu Sclaven verkaufet, wie Vopiscus erzählet. So gewiß sie aber nach Constantins des Großen Zeiten gemachet worden, so gewiß muß sie auch nach 368 gemachet seyn. Denn ungeachtet

Dod-

Dodwell behauptet, daß das Templum S. Petri 324 erbauet worden: so ſind doch verſchiedene Städte darauf, die erſt um dieſe Zeit von des großen Theodoſius Vater den Picten und Schotten entriſſen wurden. Und auf eben die Art zeiget er auch, daß ſie nicht neuer, als vom 394ſten Jahre ſeyn könne. Die Geten ſitzen auf dieſer Charte noch am Ausfluſſe der Donau; zum Zeugen, daß Alarich noch nicht mit ihnen nach Italien gegangen, welches um 400 geſchehen. Endlich iſt auch von Venedig noch nicht die geringſte Spur darauf; welches bekannter maßen unter dem Einfalle des hunniſchen und gothiſchen Königs Attila, in den Inſeln des adriatiſchen Meeres entſtanden iſt.

So gelehrt der Herr Verfaſſer dieſes und noch viel ein mehrers ausführet, ſo wenig können wir uns dabey aufhalten. Wir eilen alſo zum IIIten Hauptſtücke. Hierinn beweiſt der Herr Verfaſſer, durch was für Glücks- und Unglücksfälle dieſe Theodoſiſche Reiſecharte, darauf die Weiten aller Oerter von einander, nach römiſchen Meilen abgezählet worden, bis auf unſre Zeiten gekommen. Seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts hat unſre Charte im Winkel geſtecket, und iſt bey weitem der Aufmerkſamkeit nicht gewürdiget worden, der man unzählige unnütze Lämpchen der Alten gewürdiget, die uns doch nichts lehren. Dieſen Mangel erſetzet der Hr. Verf. glücklich. Nachdem nämlich dieſelbe 393 auf Theodoſii Befehl gemachet worden, als er eben über die Alpen gieng, den Eugen zu bekriegen; ſo hat

er ſie ſonder Zweifel nach Mayland mitgenommen, und da gelaſſen. Jornandes hat ſie 552, in ſeinem Buche de Getharum Origine, ſo beſchrieben, als eb er ſie zu Ravenna geſehen hätte. Der Anonymus Ravennas muß ſie auch geſehen haben, wie Weſſeling ſchon angemerket. Es iſt alſo falſch, was einige aus dem Scriptore Anonymo Annalium Colmarienſium behaupten wollen: als wäre ſie erſt im XIIIten Jahrh. gemachet worden. Dieſer ſaget: A. 1265 mappam mundi deſcripſi in pelles duodecim pergameni. Der Herr Verfaſſer läugnet zwar nicht, daß dieſe Charte auch wirklich aus Pergamenthäuten zuſammen geleimet ſey: allein da dieſe nur aus eilf Häuten beſteht, die in eine einzige lange Rolle gebracht ſind: ſo meynt er, jene hätte aus zwölf einzelnen viereckigten Häuten beſtanden. Nun finden wir dieſes zwar nicht in ſeinen Worten: und geſetzt, es wäre ſo, wie leicht hat nicht ein Liebhaber ſie alle an einander leimen können? Hernach dünket es uns auch, daß an dieſer peutingeriſchen Charte die zwölfte Haut, darauf ſonder Zweifel Spanien geſtanden, fehle; weil ſie, als die äußerſte und erſte von allen, am meiſten dem vermodern ausgeſetzet geweſen, und endlich abgeriſſen worden. Doch wollen wir damit nicht behaupten, daß deswegen dieſe Charte allererſt im XIII. Jahrhunderte gemachet worden. Der ungenannte Chronikſchreiber mag ſie bloß für ſich abgeſchrieben oder nachgemalet haben, (deſcripſi), dabey er ein gutes Original, und vielleicht eben dieſes peutingeriſche Exemplar vor Augen gehabt haben wird.

So

„jüngſthin das Schiff dieſer Stadt durch ein Pani-
„ſches Schrecken erſchüttert worden.

Hier fällt uns ſo gleich das ſo weitſchweifige und anderthalb Ellen lange Beywort des Schiffes auf eine verdrüßliche Art in die Ohren. **Ein das Jouiſche Meer durchſtreichendes Schiff**, wäre ſchon genug geweſen alles zu ſagen, was bey der Sache zu wiſſen nöthig war. Denn daß es längſt verfault ſey, thut nichts zur Sache, und es würde ſich wohl niemand das Gegentheil haben träumen laſſen. Daß es auch ein Egyptiſches Schiff geweſen, wuſte man ſchon aus dem obigen, wo Thamus ein Egyptier hieß. Gleichwohl muß dieſes alles zuſammen geflicket, und das Wort Schiff dadurch gleichſam auf Stelzen geſetzet werden. Hernach heißt die Stadt Breßlau ein Schiff: **das Schiff dieſer Stadt!** Worinn komt doch Breßlau immermehr mit einem Schiffe überein? Oder vielmehr, warum muß ſie denn eben einem Schiffe ähnlich ſeyn? Vielleicht ſagt man, damit man darinn, wie dort der Thamus über den Tod des groſſen Pans erſchrecken könne. Allein kan man denn nicht auch auf dem trockenen Lande erſchrecken? So weit treibet einen die allegoriſche Spitzfindigkeit, daß man ganz überflüßige Vergleichungen machet. Ich wundere mich nur, daß Herr Lohenſtein vergeſſen den Thamas auszulegen; oder die beyden Maſtbäume des Schiffes zu erklären unterlaſſen. Er hätte ja nur ſich ſelbſt unter dem erſten verſtehen, das letztere aber, auf die beyden Thurmſpitzen zu St. Eliſabeth und Maria Magdalena in Breßlau deuten können. Was ſoll aber das Paniſche Schrecken, wovon das Schiff ſeiner Stadt erſchüttert worden? Hat etwa dieſes

latei-

So fährt der Herr Verfaſſer fort, die Spuren derſelben im Malleolus, Trithem, u. a. m. nachzuſuchen. Endlich ward Conrad Celtes, der erſte gekrönte Poet der Deutſchen, vom Kaiſer Maximilian I. ausgeſchicket, Alterthümer aufzuſuchen. Er fand unter andern dieſe Charte zu Speyer, auf der Bibliothek, und kaufte ſie an ſich. Anſtatt ſie aber dem Kaiſer nach Wien zu bringen, wo er Profeſſor war, lieh er ſie Conrad Peutingern in Augſpurg, und in ſeinem letzten vermachte er ſie demſelben gar. Er wies ſie als eine Seltenheit allen Gelehrten, die ihn beſuchten, und dadurch bekam ſie allmählich den Namen der peutingeriſchen Charte. So machet das Glück, oder der Zufall bisweilen mehr, als die Verdienſte. Denn Peutinger hat dieſelbe allezeit für das Itinerarium Antonini gehalten; ungeachtet er ſchon Conſtantinopel darauf ſah: welches ihm eben keine Ehre machet. Nach Peutingers Tode iſt ſie, mit ſeinen Büchern, bey der Familie geblieben. Er ſtarb 1547, und man findet nur, daß Velſer nach 40 Jahren, nämlich 1587, einige Fragmente davon zu ſehen bekommen, die er zu Venedig 1591 unter dem Titel: Fragmenta Tabulæ antiquæ, in quibus aliquot per romanas provincias itinera, ex Peutingerorum Bibliotheca, edente & explicante Marco Velſero. Math. Fil. Aug. Vind. Venetiis CIↃ. IↃ. XCI. apud Aldum in 4.

Das übrige von dieſem trefflichen Werke wollen wir nächſtens nachholen, und unſern Leſern bekannt machen.

II.

Hiſtoire de Polybe, nouvellement traduite du Grec, par Dom. Vincent Thuilliér, Benedictin, avec un Commentaire, ou un Corps de Science militaire, enrichi de Notes critiques, & hiſtoriques &c. &c. par Mr. de Folard, Chevalier de l'Ordre milit. de St. Louis, & Meſtre de Camp d'Infanterie. A Amſt. Chez Z. Chatelain & Fils 1753. in 4.

Dieß berühmte Werk tritt itzo nicht zum erſtenmale ans Licht. Es iſt ſchon in der erſten Auflage ſo wohl aufgenommen worden, daß man auch dieſer zweyten die beſte Aufnahme verſprechen kann. Es ſind aber dreyerley Leute, denen dieſes Werk angenehm und nützlich ſeyn muß.

Die erſten ſind die Liebhaber alter Geſchichte. Dieſe finden an dem Polybius einen vortrefflichen Mann, der es mit einer unvergleichlichen Einſicht erzählet, wie Rom ſich in kurzen Jahren über Karthago, Griechenland und Aſien zur Beherrſcherinn gemachet. Dieſes iſt gewiß der merkwürdigſte Zeitpunct, darinn das nachmals ſo weitläuftige und furchtbare römiſche Reich ſeinen größten Zuwachs bekommen: ſo daß es hernach mehr mit ſeiner eigenen Größe, als mit auswärtigen Feinden würde zu kämpfen gehabt haben; wenn es nicht noch deutſche Völker gegeben hätte, welche die Vorſehung beſtimmet hatte, eine gar zu hoch geſtiegne Macht wieder zu demüthigen. Und dieſes alles zwar ſchreibt Polybius

bius nicht etwa als ein finstrer Grübler, in dem Winkel seiner Studierstube; sondern als ein Feldherr, als ein Weltmann, der mit an den größten Begebenheiten und Kriegen seiner Zeit Theil hatte; selbst von allem wußte, und alles in dem wahren Lichte betrachten konnte.

Die zweyten sind Staatsleute, die von dem Steigen und Fallen der Reiche und Staaten zu philosophiren pflegen. Hat nun der berühmte Machiavell über die Decaden des **Livius**, eins seiner besten politischen Bücher, von dem Aufkommen, und Verfalle des römischen Reiches geschrieben: so ist gewiß dieser **Polybius** ein eben dergleichen Buch, darüber man die gründlichsten Betrachtungen in Staatssachen anstellen kann. Hier entdecket nicht allein der alte Schriftsteller die Quellen der römischen Größe; die Versehen ihrer Feinde; die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ihrer Kriege; den Erfolg ihrer Gesetze, Verordnungen, und Staatsveränderungen: sondern auch der Uebersetzer, Herr Ritter **Folard**, thut mit einer ungemeinen Einsicht noch mehr hinzu. Er läßt fast kein einziges Capitel seines Schriftstellers, ohne eine oder etliche Anmerkungen vorbey, darinn er dessen Urtheile mit Gründen unterstützet; die Ursachen der Glücks- und Unglücksfälle, scharfsinnig entdecket; das Recht oder Unrecht der römischen Waffen beurtheilet; und die Saamen des künftigen Unterganges der Republik, als ein guter Staatsmann anmerket.

Die dritte Classe von Lesern sind die Kriegsbedienten; denen dieses Werk ganz besonders gewidmet

zu ſeyn ſcheint. Polybius ſelbſt war ein berühmter Heerführer und Feldherr ſeiner Zeit. Er kannte alſo das Kriegshandwerk aus Erfahrung, und hatte an den vornehmſten Schlachten und Belagerungen ſeiner Zeiten ſelbſt Theil gehabt. Er ſchrieb auch alle ſeine Geſchichte ganz beſonders in der Abſicht, um zu zeigen: durch was für kluge Anſtalten die damaligen Siege gewonnen worden, durch was für Verſehen Schlachten verlohren gegangen; wie man ſich in Belagerungen der Städte bald der Kriegsliſten, und bald beſondrer Kunſtgriffe in Maſchinen und Werkzeugen bedienet; bald aber mit der bloßen Tapferkeit zu Werke gegangen.

Aber noch viel weiter geht hierinn der Ritter Folard. Er kannte nicht nur die alte Art zu kriegen, aus Büchern; ſondern auch die neuere unter der Regierung Ludewigs des XIVten, da ſie faſt bis auf den höchſten Gipfel getrieben worden. Er war aber weit von dem Vorurtheile derer entfernet, die alles Neuere ohne Ausnahme für beſſer und vollkommener halten. Er ſah auch die Fehler der neuen Kriegskunſt ein; und er erkannte die Vortheile der alten macedoniſchen Phalanx in gewiſſen Fällen. Er philoſophirte über die römiſche Art, Kriegsvölker zu ſtellen, und zeigete: woher es gekommen, daß keine andre Heeresmacht dieſelbe übermocht? Aus dem allen aber zieht er ſolche Schlüſſe, die zur Verbeſſerung der heutigen Kriegskunſt abzielen: wenn ſie nur erſt großen Feldherren einleuchten, und in der Ausübung ſelbſt angebracht werden.

Aus dieſen Urſachen nun kann der Verfaſſer mit gutem Rechte auf den Titel ſeines Werkes ſetzen: daß alle groſſe Stücke des Krieges, ſowohl im Angriffe, als zur Vertheidigung darinn erkläret, erwieſen, und in Figuren vorgeſtellet worden; und daß dieß Werk nicht nur den Feldherren und Kriegsoberſten, ſondern allen ſo die Waffen führen, höchſt nützlich ſey. Denn da ſich ein jeder geringer Befehlshaber billig geſchickt machen muß, künftig auch größere Ehrenſtufen zu beſteigen: ſo muß er billig bey Zeiten anfangen, diejenige Kriegswiſſenſchaft aus dem Grunde zu erlernen, die er hernach, wenn er ſchon ganze Heere anführen ſoll, zu ſpät erlernen würde. Wie mancher alte Feldhauptmann, oder Oberſter bedauret es nicht, daß er ſeine blühende Jugend, als Fähnrich, Unterhauptmann, oder Hauptmann nicht beſſer und nützlicher zugebracht hat!

Da man nun aus dieſem allen zur Gnüge ſieht, wie nützlich und nöthig dieß Werk überhaupt, dreyerley Arten von Leuten ſeyn kann: ſo müſſen wir den Inhalt aller ſieben Bände, daraus es beſteht, anzeigen, und die Vorzüge dieſer neuen Ausgabe inſonderheit bekannt machen.

Der I. Band enthält außer der Zuſchrift an S. Königl. Preuß. Majeſtät, den Vorreden, dem Leben Polybs, und des Ritters Folard, den eigenen Tractat dieſes Verfaſſers von der ſo genannten Colonne, deren Nutzen in den neuern Kriegen er ſehr ſichtbarlich zeiget. Es folgen einige Einwürfe und Streitigkeiten, die derſelbe deswegen gehabt: und ſo dann kömmt der Anfang vom Polybius ſelbſt.

Die erſten XIV. Hauptſtücke des I. Buches, ſind hier mit vielen gründlichen Erläuterungen des Ritters; nicht nach Art grüblender Wortforſcher und griechiſcher Sprachmeiſter, ſondern in dem Charakter eines Geſchichtſchreibers, Staats- und Kriegsmannes verſehen. Alles aber iſt mit ſchönen Zeichnungen von Feldlägern, Belagerungen, und Schlachten auch aus neuern Zeiten, gezieret und ins Licht geſetzet.

Der II. Band hebt mit dem XV. Cap. des I. B. an, und geht bis zum XVIII. Hierinn wird vom Urſprunge aller Kriege wider die Karthaginenſer, aus ihrem eigenen Verſehen; der Unfähigkeit des Hanno, dem Lobe Amilkars, dem Verluſte von Sardinien, und dem Aufruhre der fremden Soldaten gehandelt. Bey allen dieſen Stücken aber hat Herr Folard die vortrefflichſten Abhandlungen nach jedem Capitel eingeſchaltet; auch alles mit den ſchönſten Figuren erläutert: Z. E. wie ſich die Karthaginenſer der Elephanten im Kriege bedienet haben. Alles iſt hier praktiſch, und auf die neue Art zu kriegen angewandt. Es folget hier des Verf. Tractat, von dem Angriffe und der Vertheidigung der Plätze eingeſchaltet; darinn er ſeine vollkommene Kriegswiſſenſchaft beſſer als ein Cochorn und Vauban gewieſen.

Der III. B. enthält nach einer Vorrede, darinn ſich der Verf. gegen einen Tadler vertheidiget, den II. Theil ſeines Tractats, vom Angriffe, und der Vertheidigung der Plätze; und ſodann folget das II. Buch des Polybius, dazu die Charte des alten Grie-

Griechenlandes den Weg bahnet. Dieſes wird auf eben die Art, wie die obigen erläutert. und nach dem Schluſſe des XIV. Capitels machet eine Abhandlung des Verfaſſ. von den kriegeriſchen Untergrabungen, oder Minen, den Schluß.

Der IV. Band hält nach einer Vorrede, das III. Buch des Polybius, mit einer großen Menge eingeſchalteter Abhandlungen und Anmerkungen in ſich. Hier lieſt man die Thaten Hannibals, der den Römern, ſo zu reden, das Meſſer an die Kehle geſetzet hatte, und gleichwohl ſeines Zweckes verfehlte. Man kann leicht denken, was dieſe Begebenheiten unſerm Ritter Folard für Stoff zu allerley wichtigen Betrachtungen gegeben. Den Schluß machet eine Abhandlung über die Politik und Aufführung der Römer im II. puniſchen Kriege.

Im V. Bande kömmt nach einer Vorrede, des Polybius IV. Buch: darinn der Krieg des Philippus wider die Aetolier und Lacedämonier beſchrieben wird; imgleichen von Byzanz, und dem Kriege dieſer Stadt gegen den Pruſias. Hier werden in den Anmerkungen Herrn Folards, auch von den neuern Kriegen des Prinzen Eugenius in Italien ſchöne Betrachtungen eingeſchaltet u. d. m. Das V. Buch des Polybius folget nun; und hält eine Menge alter griechiſcher Geſchichte und Kriege, bis auf den Demetrius und Agelaus in ſich; alles mit den ſchönſten Abhandlungen durchwirket.

Der VI. Band hat wiederum eine lange Vorrede, und liefert hernach den ganzen Ueberreſt des Polybius. Denn nicht nur vom VI. bis zum XVII.

Buche ſolget hier ſeine ganze Geſchichte; ſondern es ſind auch ſeine Geſandeſchaften, 144 an der Zahl, und die Exempel der Tugenden und Laſter, 91 an der Zahl, aus allerley alten Schriftſtellern zuſammengetragen, hier überſetzet zu leſen. Dieß iſt ein rechter Schatz von hiſtoriſcher, politiſcher und moraliſcher Beleſenheit, der auch ſeiner Anmuth wegen, von allerley Standesperſonen, zum Vergnügen und zum Unterrichte geleſen werden kann.

Endlich, iſt der VII. Band dieſes Werkes eben dasjenige, was dieſe neue Ausgabe beſonders an ſich hat. Es hält ſelbiger die neuen Entdeckungen vom Kriegsweſen in ſich, die Herr Folard bereits vor ſeinem Polybius ans Licht geſtellet, und darinn er nur eine ausführliche Nachricht von dieſem Werke gab, ehe ers noch ans Licht ſtellete. Von dieſem Werke hat der Herr Feldmarſchall Schulenburg ſehr vortheilhaft geurtheilet. Es folget ein kritiſches Schreiben des Herrn Terſons, eines alten franzöſiſchen Kriegsbedienten, das aber voller Höflichkeit und Lobſprüche gegen den Verfaſſer iſt. Dann folgen die Gedanken eines Kriegsmannes über Herrn Folards Polybius, die zu ihrer Zeit viel Aufſehens gemachet haben; ob ſie gleich ihrem Verfaſſer wenig Ehre machen. Er hat Savornin geheißen. Er konnte es dem Herrn Folard nicht ſchenken, daß er bewieſen hatte: ein Soldat müſſe auch was lernen, und ſtudiren; er ward aber von einem Schweizer zu recht gewieſen. Endlich machet die Antwort des Herrn Folards, nebſt eines Paars holländiſcher Befehlshaber ihrer, den Beſchluß.

Man

Man kann leicht denken, daß ein Werk von dieſer Art nothwendig unzählichen Leſern Nutzen bringen muß. Wir wollen aber noch eins hinzuſetzen, welches man ſelten von dergleichen Herren, die das Kriegshandwerk treiben, ſagen kann. Es iſt Herr Folard auch mit den Empfindungen der Menſchlichkeit, und den redlichen Trieben eines Patrioten erfüllet. Er liebet die Tugend und Wahrheit, und eine rechtſchaffene Menſchenliebe machet, daß er den Krieg nur als ein bisweilen nothwendiges Uebel anſieht.

* *

III.

Kurze Hiſtorie des canoniſchen und Kirchenrechtes, beſonders zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen, entworfen von Joh. Ge. Pertſch, ICto. Leipz. und Bresl. verl. Joh. Jak. Korn 1753. in gr. 8.

Der Herr Hofrath Pertſch in Helmſtädt iſt längſt unter unſern Rechtsgelehrten einer von denen geweſen, die ſonder Vorurtheile das auch unter Proteſtanten noch gar zu ſehr herrſchende Kirchenrecht angeſehen haben. Er iſt ſchon durch verſchiedene gelehrte Schriften deswegen berühmt geworden: und obwohl dieſelben vielen, die noch einen Ueberreſt altpäbſtiſcher Geſinnungen in Kirchenſachen hegen, nicht recht angeſtanden: ſo iſt doch der vernünftigſte Theil der Leſer allemal auf ſeiner Seite geweſen.

Gegenwärtiges Werk vom Kirchenrechte hat man einem besondern Zufalle zu danken. Man trug ihm an, P. von Mastricht Historie der geistl. Rechtsgelahrtheit, mit Anmerkungen herauszugeben. Leute, die gegen alles, was Ausländer schreiben, eine unumschränkte Hochachtung haben, und einem deutschen Kopfe wenig oder nichts zutrauen, fallen gleich aufs Uebersetzen, wenn sie irgend eine Lücke in deutschen Büchern wahrzunehmen glauben. Allein unser Herr Verfasser dachte anders. Er bekam die geschriebenen Anmerkungen zu lesen, die P. von Mastricht zu seinem Buche gemachet haben sollte. Allein er fand sie nicht so, wie er vermuthet hatte: doch entschloß er sich, ihren Mangel durch seine Zusätze zu ergänzen.

Allein zu allem Glücke vernahm er, daß von Mastrichts Buche noch Abdrücke genug in den Buchläden vorhanden wären; und daß also eine Uebersetzung desselben dem Verleger zum Schaden gereichen würde. Dieses bewog ihn, sein Vorhaben zu ändern, und selbst in deutscher Sprache eine Geschichte des canonischen Rechtes zu entwerfen. Er machte den Entwurf, und als derselbe Beyfall fand, fuhr er fleißig fort, so viel es seine schwächliche Gesundheit zuließ: und so hat er dieses Buch bis zur Ostermesse fertig geliefert.

Man kann leicht denken, daß wie überhaupt in historischen Sachen, also auch in diesem Theile derselben, nichts aus dem Finger gesogen werden können. Der Herr Verfasser hat sich also, theils die Schriften seiner Vorgänger zu Nutze gemachet; theils

lateiniſche Sprichwort in Deutſchland das Bürgerrecht erhalten? Oder ſtehet es frey ſolche Sprichwörter von Wort zu Wort zu überſetzen? Man verſuche ſolches mit andern, ſo wird man ſehen, wie ſchön es angeht. Unſtudirte Leute können auch gar nicht wiſſen was das iſt, ein Paniſches Schrecken? Ohne Zweifel wird man dencken, daſſelbe habe von dieſem Egyptiſchen Thamus, dem des groſſen Pans wegen die Haare zu Berge geſtanden, ſeinen Urſprung genommen. Dieſes giebt uns abermal eine Warnung nicht den Einfällen der ausſchweifenden Einbildungskraft in unſrer Schreibart zu folgen. Die Aehnlichkeit der Wörter verführt uns leicht zu falſchen Gedanken. Der groſſe Pan, der hier geſtorben ſeyn ſoll, hat nichts mit dem Pan zu thun, von dem das Paniſche Schrecken ſeinen Urſprung hat. Gleichwohl konnte der Lohenſteinische Witz beydes leicht zuſammen reimen. Wir fahren fort:

„Wollte GOtt, heiſſet es, ſage ich, daß ich nicht in „dieſer hochanſehnlichen Verſammlung dem Palodi„ſchen Geſtade, oder vielmehr der ſeufzenden Stadt „Breßlau, und dem mitleidenden Schleſien, ein glei„ches Kind der Stimme gebähren, oder nachſchallen „müſte: unſer groſſer Pan iſt todt! nemlich der „weiland hochedelgebohrne ꝛc.

Hier haben wir nun auch zu glücklicher Fortſetzung der angefangenen Allegorie das Palodiſche Geſtade. Allein wie unglücklich geht es dem guten Redner in deſſen Auslegung! Er ſieht ſich genöthiget eben die Stadt Breßlau, die er vorhin mit dem Egyptiſchen Schiffe verglichen hatte, dadurch zu verſtehen. Wie geht es aber immermehr an, zugleich ein

theils ist er seiner eigenen Einsicht gefolget. Allein theils die Kürze der Zeit, die ihm zur Ausfertigung gelassen worden, theils die Absicht, daß es zu akademischen Vorlesungen dienen sollte, haben ihm eine Kürze vorgeschrieben, die er bey der zweyten Auflage, wills Gott, wird zu verbessern suchen. Indessen haben wir ein wohlgeschriebenes Handbuch auch von diesem Theile der Gelehrsamkeit, welches ein wahrer Patriot, nicht ohne Vergnügen sehen kann. —In der I. Abtheilung handelt der Herr Verfasser vom Ursprunge der Kirchengesetze und ihren griechischen Sammlungen. Viele haben geglaubet, sie könnten dem canonischen Rechte keinen ehrwürdigern und heiligern Ursprung geben, als wenn sie selbiges vom Herrn Christo und seinen Bothen selbst herleiteten. Dieß wäre gar schön, wenn es nur wahr wäre. Der Herr Verfasser geht alle Scheingründe derselben aus dem N. T. durch, und entkräftet den Begriff von einer oberherrlichen Gewalt, die Jesus und seine Jünger nach der Himmelfahrt, in Kirchensachen ausgeübet haben sollen, durchgehends. Er zeiget, daß bloß die Gemeinen, und nicht die Lehrer, die Verordnungen und Einrichtungen gemachet; auch sogar die falschen Lehren beurtheilet, und selbige abgestellet. Die Apostel sagten selbst, daß sie nicht Herren des Glaubens wären, sondern nur ermahneten u. s. w.

Die apostolischen Constitutionen, oder Satzungen sind auch zwar einigen als ächt vorgekommen; von andern aber billig für falsch und untergeschoben angesehen worden. Whiston hat sie nur darum be-

haupten wollen, weil er Spuren der arianischen Lehre darinn gefunden. Der Herr Verfasser untersuchet die Zeit, da sie zusammengetragen worden. Das Buch: de Hierarchia ecclesiastica, soll Dionysius der Areopagit gemachet haben. Allein auch dieses ist falsch. Pearson glaubet, es sey um 330 zuerst zum Vorscheine gekommen: Tillemont aber zeiget, daß es schwerlich vorm V. Jahrhunderte entstanden. Die Epistolæ decretales der Bischöfe zu Rom, an andre, sollen auch ächt seyn. Allein die Schreibart der ältesten, bis auf den Siricius, ist nicht den Zeiten gemäß, daraus sie seyn sollen; und sieht sich gar zu ähnlich, als daß sie nicht aus der Feder eines Verfügers seyn sollte. u. d. m.

So geht der Herr Verfasser bis auf die 110 S. alles durch, was in der alten morgenländischen oder griechischen Kirche für Sammlungen alter Kirchensatzungen vorhanden gewesen, und bis auf unsre Zeiten bekannt geblieben. In der zweyten Abtheilung handelt er von den Sammlungen der Canonen (Satzungen) oder Kirchengesetze in der lateinischen Kirche bis auf Gratians Arbeit. Die älteste davon ist der sogenannte Codex der afrikanischen Kirche. Dionysius und Constant sind der Meynung, dieses Buch enthalte die Schlüsse der karthaginensischen Kirchenversammlung, die 419 versammlet gewesen. Allein sie muß älter seyn. Zu Kaiser Justinians Zeiten hat der Mönch, Dionysius, dieses Werk seiner Sammlung aller Satzungen der allgemeinen Kirche mit einverleibet. Das Concilium zu Constantinopel, das 691 oder 92 gehalten worden, hat es bestätiget;

tiget; und die afrikaniſchen Satzungen haben auch in Gallien viel gegolten.

Doch unter allen lateiniſchen Sammlungen hat keine mehr Anſehen bekommen, als der Codex, den die römiſche Kirche von alten Canonen, oder Satzungen gehabt, und die ſich über Gallien, Spanien und Brittannien erſtrecket. Dieſen nun hat Dionyſius, mit dem Zunamen Exiguus, ein Scyth von Geburt, ein Mönch und nachmaliger Abt, der ſehr klein von Perſon war, gemachet. Dieſer hat auch die Zeit von Chriſti Geburt an, zu zählen angefangen; da man vorhin nach keiner andern als der römiſchen, oder griechiſchen Zeitrechnung, von Erbauung der Stadt Rom, oder nach Olympiaden zu zählen pflegte. Dieſer Mann hat einen ordentlichen Kopf gehabt, und von der Apoſtel Zeiten, denen er 50 Satzungen beyleget, alle übrigen von den Concilien zu Nicäa, Ancyre, Neucäſarea, Gangra, Antiochia, Laodicea und des 1. zu Conſtantinopel, ohne die Zahlen zu ſtören, bis 165 fort, zuſammen geordnet u. ſ. w. Pabſt Hadrian der 1. hat dieſe Sammlung an Kaiſer Karln den großen geſchicket. Kurz, dieſe Sammlung iſt ſehr wohl aufgenommen worden, weil Dionyſius gelehrt, und ſelbſt der griechiſchen Sprache ſo mächtig war, daß er auch viele griechiſche Scribenten ins Latein überſetzet hat.

Nun folget des Fulgentius Ferrandus, eines Diakons zu Karthago, Breviatio Canonum; die 547. ſoll gemachet worden ſeyn. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Martin, Biſchof zu Braga in Portugall, ein gebohrner Ungar, trat

auch in seine Fußtapfen: Cresconius, ein afrikanischer Bischof, gleichfalls; wie Isider von Sevilien, der 636. gestorben. Hierauf folgten nun die Sammlungen von Bußregeln, davon Beda, der Engländer, eine der ältesten gemachet hat. Er starb 735. Hadrian der I. Pabst machete auch eine Sammlung von Kirchensatzungen, und dieser lebte um das 780ste Jahr. Um eben diese Zeit soll zu Rom der Liber diurnus Romanor. Pontificum gemachet seyn. Wir schweigen von den Capitularibus der fränkischen Könige, die Theodulf, (Diethülf, d. i. Volkshülfe) Bischof zu Orleans, gemachet hat; imgleichen von allen Sammlungen die in England und Irrland gemachet worden. Vom Bonifacius, der deutschen Apostel, ist zu Corvey auch eine vorhanden. u. a. m.

Wir eilen zur dritten Abtheilung, die von dem berühmten Decreto Gratiani, oder der Gratianischen Sammlung handelt; auf welche so gar in unserm alten Reineke Fuchs gestichelt wird; indem der Affe Martin ihn lehret, daß Herr Krazian in Rom sehr mächtig sey. Diese ist allererst im XII. Jahrh. d. i. 1151. zu Zeiten Pabst Eugens des III. zum Vorscheine gekommen. Gratian nennet es Concordantiam discordantium Canonum, Pabst Innocenz der III. aber Corpus decretorum: daraus Luther in seinem heroischen Eifer durch eine Versetzung der Buchstaben Drecketen zu machen pflegte. Wir können uns aber auch dabey nicht länger aufhalten: wiewohl der Herr Verfasser ihren Inhalt ausführlich erzählet.

Die

Die IV. Abtheilung handelt von den Decretalen und ihrer Sammlung. Dieſes ſind ſolche Briefe der römiſchen Biſchöfe, in welchen ſie einige Fragen, die Lehre oder Kirchenzucht betreffend, beantwortet haben. Man könnte ſie mit unſern Reſponſis Theologicis vergleichen; nur daß man jenen mehr Anſehen in Entſcheidung der Fälle beyzulegen pflegte. Dionyſius hat dieſelben ſchon von den Decreten der Concilien abgeſondert. Creſconius aber hat ſie vermenget, als ob ſie gleiches Anſehen hätten: und dieſem iſt Gratian auch gefolget. Doch fodern die Canoniſten, daß dieſelben eine Beſtätigung von Rom haben müſſen, um als allgemeine Kirchengeſetze zu gelten. Die erſte Sammlung der Decretalen hat Bernhard Circa, Biſchof zu Pavia, für ſeinen Kopf um 1188 gemachet. Den Inhalt ihrer fünf Bücher zeiget folgender Vers:

Judex, Judicium, Clerus, Connubia, Crimen.

Man kann leicht denken, daß D. Luther dieſen herrlichen Sachen ihren ſpaßhaften Namen nicht geſchenket haben wird.

Die V. Abtheilung handelt von dem neuen canoniſchen Rechte, auch einigen zum Ceremonialrechte gehörigen Schriften, worauf das canoniſche Recht ſich manchmal beruſet. Hier iſt von dem canoniſchen Rechte der Katholiſchen die Rede. Dieß beſteht aus den allgemeinen Concilien, die nach den Zeiten Pabſt Clemens des V. gehalten worden; den Verordnungen und Bullen der Päbſte; den Regeln der römiſchen Kanzley; und den Ausſprüchen

der

der römischen Rota. Zu den Concilien rechnet man auch das Pisanische, als zwey Päbste zugleich, nämlich Gregor der XII. und Benedict der XIII. die römische Kirche regieren wollten, und also eine Spaltung entstund. Frankreich suchte sie zu heben. Die Cardinäle, die es mit dem letzten zu Avignon hielten, setzten das Concilium 1409 an, und jene warens zufrieden. Die Absicht war die Trennung zu heben, und die Kirche zu reformiren. Man wählte Alexandern den V. zum neuen Pabste: allein jene wollten nicht weichen; und so ward die Kirche ein dreyköpfigtes Ungeheuer. Alexander starb zwar bald, allein sein Nachfolger Johann der XXIII. hatte einerley Schicksal, und war sehr lasterhaft. Dieser verlegte das Concilium 1413 nach Costnitz. Hier setzte man alle drey Päbste ab, und Martin den V. an ihre Stelle. Das beste dieses Concilii war, daß es ein allgemein Concilium über den Pabst setzete. Darauf folgte das Baselische, von 1431 bis 1442, die Misbräuche des römischen Stuhls zu verbessern: welches dem Pabst Eugen IV. nicht anstund. Er ward wiederum abgesetzet u. d. m. Alles dieses ist sehr nützlich zu lesen.

Pabst Julius, der 1503 den päbstlichen Stuhl bestieg, mußte abermal versprechen, die Misbräuche des römischen Stuhls auf einem Concilio zu verbessern. Allein er hatte keine Lust; daher einige Cardinäle es zusammen rufen wollten: aber der Pabst litt es nicht, sondern berief 1512 dergleichen, erlebte aber das Ende nicht, sondern Leo der X. endigte es 1516 mit der zwölften Session. Hier gieng nun die

Glau-

Glaubensreinigung in Deutschland an: und da selbige den Päbsten schlecht anstund, beriefen sie endlich kurz vor Luthers Tode ein allgemeines Concilium nach Trident; welches von 1545. bis 1568 dauerte, und in allem 25 Sessionen gehalten. Die Acten davon sind 1567 zu Löwen ans Licht getreten, und in der Sammlung aller Concilien vermehret worden.

Die VI. Abtheilung handelt von den Schriftstellern, die das canonische Recht mit Glossen und Anmerkungen bereichert, und die VII. enthält besondere Anmerkungen von den Sammlungen der Canonen, und dem canonischen Rechte.

Wir müssen abbrechen; und können unserm Hrn. Hofrathe das wahre Zeugniß geben, daß er ein sehr deutliches und nützliches Handbuch geliefert, welches allen Studenten der Theologie und manchem Prediger unentbehrlich seyn wird.

IV.

Der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris ausführliche Schriften, darinn unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern, enthalten sind. Mit Kupfern. Aus dem Französischen übersetzet, von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. I. Theil. Mit Königl. und Churfächs. Freyheit. Leipzig, verl. David Siegert, Buchhändl. in Liegnitz.

Bisher

Bisher hat uns die berühmte Fr. Prof. Gottschedinn VI. Bände von der sogenannten Geschichte der königl. pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften deutſch geliefert: die auch wegen der Vortrefflichkeit des Inhalts, überaus wohl von den Gelehrten aufgenommen worden. Nunmehr greift ſie mit gleicher Munterkeit auch die ſo betitelten Memoires, oder ausführliche Schriften gedachter Akademie an. Sie hat dieſelben billig dergeſtalt benennen müſſen, wenn ſie auf die Sache ſelbſt mehr, als auf das unbeſtimmte Wort Memoires hat ſehen wollen. Denn die Herren Franzoſen wiſſen ſelbſt nicht recht, was ſie mit ihren Memoires für einen Begriff verknüpfen. Bald heißen Memoires ſo viel als Nachrichten von hiſtoriſchen Begebenheiten, die einmal dienen können eine Geſchichte zu ſchreiben. Bald nennen ſie ganze Abhandlungen von philologiſchen, kritiſchen und antiquariſchen Materien, ſo; wie man ſie in dieſen Memoires der pariſiſchen Akademie findet. Bald erſtrecket ſich dieſe Bedeutung auch auf phyſikaliſche, aſtronomiſche, geometriſche und algebraiſche Unterſuchungen: wie wir in den berliniſchen Memoires finden. Wer will alſo in einer andern Sprache einen ſolchen Scherwenzel finden, der gleich einem Vertummus, allerley Geſtalten annimmt? Da hingegen die Geſchichte der Akademie der Aufſchriften lauter Auszüge aus weitläuftigern Schriften in ſich hielt; in deren Entgegenſetzung dieſe Abhandlungen alle ausführlich geblieben, ſo wie ſie von den Verfaſſern ſelbſt aufgeſetzet worden: ſo hat ſie ſelbige ganz billig

lig, ausführliche Schriften der Akademie, nennen müssen.

Nach einer wohlgesetzten Zueignungsschrift an der Kön. Churprinzessinn von Sachsen Königl. Hoheit, meldet die Frau Uebersetzerinn, daß der bisherige Verzug in dem Drucke dieses Werkes nicht ihr selbst, sondern der Saumseligkeit des ersten Verlegers beyzumessen gewesen: weswegen sie endlich ungeduldig geworden, und dieses Werk einem andern anvertrauet habe. Sie hält es aber für überflüßig, von dieser neuen Sammlung eine Lobschrift zu machen. Sie lobet sich auch in der That selbst; und brauchet keines so verdächtigen Zeugnisses, als ein Uebersetzer ihr geben kann. Es sind nur gewisse selbstgewachsene Alterthumskenner, die alles was Wälschland und Frankreich in dieser Art hervorbringen, kaum über die Achseln ansehen; und gleich jenen Riesen, die den Himmel stürmen wollten, das übrige menschliche Geschlecht für Zwerge halten. Nur diese kennen und lieben diese Schriften der pariſischen Akademie nicht; weil man unmöglich eine nie gesehene Schönheit lieben kann: bewundern aber dagegen ihren Golzius bis auf seine Schnitzer, wie die Fr. Professorinn schreibt. Diesen eingeschränkten Geistern kann man ihre Einbildung gern gönnen; und dieß Werk wird dennoch seinen ewigen Werth behalten.

Der Inhalt dieses Werkes wird uns indessen, theils durch die berühmten Namen seiner Verfasser, theils durch die Mannigfaltigkeit und Abwechselung seiner Materien nachdrücklichst empfohlen. Es haben

ben nämlich, was das erste betrifft, Herr Renaudot, Herr Simon, Herr Morin, Herr Boze, Herr Couture, Herr Boindin, Herr Burette, Herr Massieu und Herr Mongault, daran gearbeitet; lauter gelehrte Männer, die schon aus der Geschichte der Akademie bekannt sind. Die Zahl der Abhandlungen beläuft sich auf ein und zwanzig. Den ersten Ursprung der Himmelskugel erkläret Hr. Renaudot. Doch, da selbiger mehr mit den Alterthümern, als mit der Sternkunde selbst bekannt war: so hat der Herr Professor Gottsched verschiedene Anmerkungen hinzugesetzet, um die Leser vor einigen kleinen Versehen des Herrn Verfassers zu warnen.

Hierauf handelt Herr Simon von demjenigen, was die Alten von den Seelen der Todten, oder Gespenstern geglaubet; die sie theils für gütig und wohlthätig, theils für boshafte und schädliche Kobolde gehalten haben. Herr Morin betrachtet die pataischen Götter (Θεοὶ πάταικοι) bey den Alten, die sie anstatt der Puppen auf die Schiffe gestellet. Es ist sehr dunkel, was dieses für Götzenbilder gewesen, indem einige es für Bildnisse Vulkans, andre für Affenfiguren, andre für Schnitzbilder Herkuls, oder gar des Castors und Pollux gehalten haben.

Herr Boze untersuchet den Gott Terminus bey den Römern, oder die Gränz- und Wegesäulen; und zeiget theils die Zeit des Ursprunges, theils die Gestalt und Verehrung desselben; theils seine Bedeutung; da es denn sehr wahrscheinlich ist, daß Jupiter selbst anfänglich dadurch verstanden worden.

Herr

Schiff und ein Geſtade, zugleich Egyptiſch und Paloꝺiſch zu ſeyn? Allein wer kan davor? Die Allegorie muſte ja fortgeſetzet ſeyn, und wenn es gleich der geſunden Vernunft zum Troꝺe geſchehen ſollte. Die Stadt Breßlau muß in dieſer Comödie zwo Rollen ſpielen. Sie muß erſt als ein Schiff erſchüttert werden. Sie muß hernach als das Paloꝺiſche Geſtade mit Heulen und Wehklagen antworten. Wo bleibt der gute Thamus indeſſen? Weil ſein Schiff zum Ufer geworden iſt, ſo wird er vermuthlich auch auf dem feſten Lande ſtehen: Daſern er in der Verwandlung nicht gar erſoffen iſt.

Das mitleidende Schleſien, iſt ſehr zweyꝺeutig geſagt. Soll es heiſſen Schleſien, welches mit Breßlau Mitleiden hat, oder Schleſien, welches ſo wohl als Breßlau dieſen Verluſt erlitten hat? Es ſcheint beydes bedeuten zu können; wie wohl es im erſten Falle beſſer das mitleidige Schleſien geheiſſen hätte. Will man alſo ſagen, es ſolle nur das letztere bedeuten: So ſcheint es nicht der Abſicht des Redners gemäß geweſen zu ſeyn. Denn was verliert ganz Schleſien, wenn der Breßlauiſche Raths Präſes ſtirbt? Ja, wenn er ein Herzog von ganz Schleſien geweſen wäre; ſo lieſſe ſich ein ſolches ſagen.

Nun kommen wir auf das Kind der Stimme, ſo Herr Lohenſtein wunderbarer Weiſe gebähren muß. Was iſt dieſes vor eine ſeltſame Ausdrückung. Herr Lohenſtein redet Rabbiniſch, nicht deutſch. Er ſcheint ſeine Beredſamkeit von den Juden gelernt zu haben, die von ihrer Filia vocis בת־קל, wer weis was für Geheimniſſe glauben. Wer hat aber jemals im Deutſchen ſo geredt, daß er einer Wehmutter bey

Herr Couture aber erkläret die ganze Beschaffenheit des römischen Calenders, seinen Ursprung und seine Unrichtigkeit unter dem Romulus; seine Verbesserung durch den Numa; seine Verwirrung unter der Gewalt der Pontifen oder Priester in Rom, und seine neue Einrichtung unterm Cäsar.

In der VI. Abhandlung beschreibt Herr Boindin die alten Tribus, oder Quartiere der Stadt Rom, als sie noch auf dem einzigen palatinischen Hügel Raum gehabt; ferner wie Rom durch die Vereinigung der Sabiner und Tuscier unter dem Lucumon erweitert worden, da die ersten unter dem Namen der Tatienser auf dem capitolinischen Berge; die andern aber unter dem Namen der Lucerer, zwischen beyden ihren Wohnplatz bekommen. Hier sieht man merklich, was für Lücken in den alten römischen Schriftstellern, in Ansehung der innern Verfassung, und allmählichen Erweiterung der Stadt, vorkommen, die sehr schwer durch Schlüsse auszufüllen sind. Zwey schöne Charten von dem ältesten Rom setzen die Sache in ein helles Licht.

Nun kommen in dem folgenden zwo Abhandlungen des Herrn Burette von den Tänzen der Alten; die so angenehm zu lesen, als gelehrt ausgeführet sind. Hier findet man die Vortrefflichkeit, und den Ursprung des Tanzens. Die Tänze der Morgenländer, und der Griechen; der Zustand der Tanzkunst um Homers, und ferner zu Platons Zeiten; der Verfall der Tanzkunst bey den Griechen, als er in ein üppiges Wesen verfiel; und die Tänze der Römer nehmen die erste Abhandlung ein. Die zweyte handelt

von den vornehmſten Arten derſelben, und ihrer Eintheilung. Und zwar erſtlich gab es heilige Tänze, die zu den Feyerlichkeiten der Religion gehöreten; 2) kriegeriſche Tänze, die als Uebungen in den Waffen und in der Behendigkeit anzuſehen waren; 3) theatraliſche Tänze, die theils tragiſch, theils komiſch, theils ſatiriſch, theils pantomimiſch waren; 4) Tänze, die bey Hochzeiten, Gaſtmalen und andern Gelegenheiten gewöhnlich waren.

Zwiſchen dieſe beyde Abhandlungen hat die Frau Ueberſetzerinn zur Abwechſelung für die Leſer, des Herrn Boindins Abhandlung von der Geſtalt und Einrichtung der Schaubühne bey den Alten eingeſchaltet. Hierinn werden uns ſowohl die Lage, als die Verhältniſſe, und der Gebrauch aller Theile, ſo wohl auf dem griechiſchen als römiſchen Theater, hinreichend erkläret, und mit ein paar Kupferſtichen erläutert; die wir unſern Leſern mitzutheilen geſuchet. Die Frau Ueberſetzerinn aber hat noch ein Paar andre, aus dem Lipſius de Amphitheatris, und aus des Herrn Maffei veroneſiſchem Theater entlehnet, um den innern Bau dieſer prächtigen Gebäude deſto begreiflicher zu machen. Wer die theatraliſchen Stücke der Alten recht beurtheilen will, der muß auch die Einrichtung ihrer Bühnen zuvor recht einſehen lernen.

Die X. Abh. iſt vom Herrn Bürette, und handelt vom Ballſpiele, oder der Sphäriſtik der Alten. Hier findet man nun den Urſprung derſelben, ihren Zuſtand zu Homers Zeiten, den Fortgang derſelben bey den Griechen, die Ballhäuſer der Alten, welches

che auch Koryeea geheißen, obgleich Mercurialis andrer Meynung iſt; die vier Arten der Bälle bey den Alten, den kleinen und groſſen Ball, den Ballon, und den Korykus; die Werkzeuge, womit man ſie geſchlagen, imgleichen allerley Spiele mit dem Balle, Aporrharis, Ourania, und Harpaſton, auch die Wirkungen des Ballſpiels in Anſehung der Geſundheit. u. d. m. bis auf die gläſernen Bälle.

Die XI. Abh. hat Herr Abt Maſſieu von den gelobten, d. i. durch ein Gelübde verſprochenen Schilden verfertiget. Man findet dergleichen viele bey den Alten erwähnet. Alle dieſe Stellen werden hier ſehr ſchön erläutert. Eben derſelbe Schriftſteller handelt in der XII. Abh. auch von den Eidſchwüren der Alten; da er dann ihren Urſprung, die Gottheiten, bey welchen ſie geſchehen, und die Ceremonien bey den Eidſchwüren abhandelt.

Nun gerathen wir an des Herrn Büretre dreyfache Abhandl. von den Athleten, oder Kämpfern der Alten. Die ganze Gymnaſtik der Alten läßt ſich in die Orcheſtrik und Paläſtrik eintheilen. Von der erſten, d. i. der Tanzkunſt iſt bereits gehandelt worden. Nun nimmt er den zweyten Theil vor, und hier findet man erſtlich die verſchiedenen Arten der Leibesübung, die theils kriegeriſch, theils medieiniſch, theils athletiſch, oder ſo zu reden, klopffechteriſch geweſen. Hier wird nun der Urſprung des Wortes Athlet, und der gymniſchen Spiele erkläret. Man führet die Urtheile der Alten von den Athleten, ſonderlich Platons, Solons, der Aegypter, des Euripides, Plutarchs und Galens an;

die aber alle sehr nachtheilig lauten. Es werden ferner ihre Leibeszucht, Nahrung, und Gefräßigkeit, ihr Schlaf, ihre Mäßigkeit, Geduld, und Nacktheit, ihre Salbung, und der Staub, womit sie sich bedeckten, ihr Reiben und ihre Bäder nach den Uebungen, ihre Krankheiten, und ihre Vorbereitungen zum Spielen; endlich auch die Bedienten und Vorgesetzten, als die Xistarchen, und Uebungsmeister, zulänglich abgehandelt.

Nach dieser I. Abh. davon, ist Hrn. Morins Abh. von den Auguren oder Vogeldeutern der Alten eingeschaltet; die wir nur kürzlich anzeigen, und dann folget die II. von den Athleten. Hier kömmt die Prüfung ihrer Geburt, die Warnung der Hellanodiker an sie, ihre Musterung, ihr Eid, ihre Einzeichnung und die Ankündigung ihrer Namen, die Ausschließung derer, die zu spät kamen, ihre Ausloosung, die Ermahnung an sie, ihre Gesetze, Strafen, Geldbußen und ihre Anrufung der Götter.

Hierauf ist abermal Herrn Abts Coutüre Abh. vom Privatleben der Römer eingeschaltet. Hier sieht man, was eine reiche Privatperson in Rom den ganzen Vormittag gemachet. Dieß ist eine besonders angenehme Abhandlung, woraus man sieht, wie lange die Römer noch in einer Art von Barbarey gelebet; sogar, daß man erst um das 477ste Jahr der Stadt Rom, den Tag nach einer Sonnenuhr in Stunden einzutheilen angefangen. Und gleichwohl war dieselbe aus Sicilien hingebracht; ja so unvollkommen sie war, so behalf man sich ganzer 99 Jahre.

damit:

damit: bis um Paul Aemils Zeit, als Rom schon beynah 600 Jahre stund, Q. Martius Philippus eine richtigere machen ließ. Plinius setzet hinzu, durch diese That hätte er sich die größten Lobeserhebungen zuwege gebracht. Wo ist nun hier der so bewunderte Verstand der klugen Römer, ehe sie die griechischen Wissenschaften gelernet?

Auf die III. Abh. von den Athleten, dabey wir uns nicht aufhalten wollen, folget die zweyte Abhandlung vom Privatleben der Römer, und zwar vom Mittage bis an den Abend; die nicht weniger angenehme Sachen enthält. Darauf folget des Herrn Abt Mongault Abhandlung von den göttlichen Ehrenbezeugungen der römischen Statthalter in den Provinzen: und darauf schließt Herr Coutüre mit der 5ten Abhandlung von dem Abend- und Nachtessen der Römer. Die letzte XXI. Abh. ist vom Herrn Mongault, und enthält die artigsten Anmerkungen von der Kapelle, die Cicero seiner verstorbenen Tochter Tullia zu Ehren aufrichten wollen, sie gleichsam zu vergöttern.

Kenner des Alterthums werden hieraus leicht von der Wichtigkeit und Annehmlichkeit dieses Bandes urtheilen können. Allein was wird uns nicht der folgende Band schönes liefern? Die Frau Uebersetzerinn machet uns im Schlusse ihrer Vorrede einen Appetit dazu, indem sie meldet, daß wir darinn u. a. eine Vergleichung Platons mit dem Homer, eine Abhandlung von den Greisen im Homer, Pindars Charakter, eine Abhandlung von Xenophons Cyropädie, die Geschichte der Zarine und des Stry-

angeus; wie Plato die Dichter gebrauchet, eine Abhandlung von der Ekloge; wie Virgil den Homer gebrauchet; eine Vertheidigung der Dichtkunst, u. d. m. schöne Stücke zu gewarten haben.

Die Kön. Akad. der schönen Wiss. zu Paris, hat ihr Vergnügen über diese Uebersetzung dadurch zu verstehē gegeben, daß sie der Frau Prof. durch eins ihrer Mitglieder, Hrn. Prof. Schöpflin zu Straßburg, dafür schriftlich danken lassen, und zugleich die zween neuen Bände ihrer Schriften, die in der holländ. Ausgabe noch zur Zeit fehlen, zum Geschenke übersandt hat.

V.

Hrn. Mich. Christoph Hanovs, Prof. der Weltweisheit und Bibliothek. am akademischen Gymnasio zu Danzig, Seltenheiten der Natur u. Oekonomie ꝛc. herausgegeben von J. D. Titius, der Weltweisheit Magistern. I. u. II. Band. Leipzig bey Lankischens Erben 1753. in 8v.

Was wir vor einigen Jahren, als wir der Danziger Erfahrungen in dem Neuen Bücherſ. der schön. Wiss. und fr. Künste Meldung thaten, sehnlichst gewünschet, das sehen wir itzo mit Vergnügen erfüllet. Der Herr M. Titius stellet uns die schönen physischen Beobachtungen des Herrn Professor Hanovs, über die merkwürdigsten Seltenheiten der Natur, in etlichen Bänden besonders ans Licht, die dort unter einer Menge andrer politischer Stadtnachrichten, in sehr vielen Quartbänden zerstreuet, und gleichsam erstickt waren. Dafür nun muß ihm die gelehrte, sonderlich philosophische Welt sehr verbunden

bunden seyn: zumal da er es in einer sehr guten Wahl und Ordnung leistet, und alle Sorgfalt getragen hat, alles aufs richtigste und beste zu liefern. Wir erwarten aber noch nächste Messe den III. Band dieser Seltenheiten, den die Verleger diese Messe nicht haben fertig schaffen können; der aber nicht weniger merkwürdige Sachen in sich halten wird.

Der Hr. Professor Hanov ist einer von denen wenigen Gelehrten, die das Reich der Natur mit philosophischen Augen ansehen. Er ist es auch seit vielen Jahren gewohnt gewesen, seine Anmerkungen und Beobachtungen nicht bloß für sich zu machen; sondern sie in denen, anderwärts sogenannten Intelligenzzetteln zu Danzig, den Lesern mitzutheilen, und sie also zu genauerer Bemerkung der Wunder Gottes in der Natur aufzumuntern. Ohne Zweifel hat dieses seit 15 bis 18 Jahren, sehr gute Wirkungen nach sich gezogen; indem doch die meisten Menschen durch das neue und ungewöhnliche in der Natur, weit mehr gerühret werden, als durch das ordentliche und alltägliche. Eine Misgeburt mit zween Köpfen, eine Taube, oder ein Huhn mit vier Füßen, ein Kalb oder Ferkel mit sechs oder acht Füßen, rühret den gemeinen Mann viel mehr, als ein ordentlich gebildetes Kind: da doch nach dem Urtheile des großen Luthers, die Geburt eines ordentlichen Kindes, ja der tägliche Aufgang der Sonne, in den Augen eines vernünftigen, ein ungleich größeres Wunder ist, als alle Misgeburten von der Welt.

Doch wir müssen unsern Seltenheiten etwas näher treten. Der Iste Band enthält den I. Theil, der die Seltenheiten des Thierreiches liefert. Unter die-

ſen ſtehen die Erdthiere unſtreitig oben an, und unter ihnen der Menſch, der alſo das I. Cap. der I. Claſſe ausmachet. Hier beſchäfftigen ſich nun die erſten VIII. Numern mit den Geburts- und Sterberegiſtern von ſehr vielen Städten und Jahren. Nicht nur aus Danzig findet man hier, von anderthalb Jahrhunderten die Verzeichniſſe der Getauften, Begrabenen, und Verehlichten; ſondern auch von London, Breslau und Leipzig ſind dergleichen Anmerkungen vorhanden. Es folget eine Anweiſung, wie man Leuten, die für ertrunken gehalten werden, hülfreiche Hand leiſten ſoll: und eine Abhandlung von der geſtörten Einbildung wachender und geſundſcheinender Leute, die etwas zu ſehen und zu hören glauben, das doch nicht iſt. Hier ſieht man in der X und XII. Anmerkung die Quelle vieler Geſpenſterhiſtorien, die auch zu unſern Zeiten noch zuweilen erneuert werden: und da es auch unter den Katholiſchen im pohlniſchen Preußen noch Gerichte giebt, die Heren verbrennen; ſo findet man auch davon eine artige Anmerkung. Wie erfrornen Gliedern zu helfen ſey, iſt in der XIII. und beſondre Beyſpiele auſſerordentlich alter Leute, ſind in der folgenden Beobachtung zu leſen. Will man wunderbare Geburten, nach dem Tode der Mutter, ohne Gehirn und Hirnſchale, mit einer doppelten Naſe, oder von doppeltem Geſchlechte haben, ſo darf man nur die XVte leſen: wie denn auch die XVI. viel andre beſondre Zufälle an Menſchen liefert. Es ſcheint unmöglich zu ſeyn, daß ein Menſch mit dem andern gleich alt ſeyn, und doch der eine mehr Tage gelebet haben

könne,

könne, als der andre: dieſes wird hier erkläret. Die Stärke des Einblaſens mit dem Munde, wird beſtimmet, und die Schädlichkeit des Schweſeldampfes bey Menſchen und Thieren aus Verſuchen beſtimmet.

Nun folget die II. Abtheilung von vierfüßigen und großen Thieren. Der Koller der Pferde, die Hornviehſeuche, außerordentlich große Thiere, die ſonſt weit kleiner ſind; die größeſte Schlange in Indien; eine leichte Art von Mäuſefallen; eine weiße Maus, und eine grüne Eydere werden hier beſchrieben, und viel beſonders davon angemerket.

Das III. Hauptſtück handelt von zweyfüßigen und fliegenden Thieren. Hier haben die zweyköpfigten Adler den Vorzug, deren Möglichkeit gewieſen wird. Ein beſondrer mit Federn bewachſener Gänſemagen löſet ſie ab; und die Nahrung eines Auerhahns im Winter folget. Warum der Vogel Grünitz im Winter hecke, iſt eine merkwürdige Sache, die hier erläutert wird; und die Beſchreibung einer beſondern Fledermaus, eines Goldhähnleins, und einiger Merkwürdigkeiten an den Eulen, ſind nicht weniger merkwürdig. Auch die zahmen Hühner haben ihre Seltenheiten, und in einem friſchgelegten Eye ſind zween Igel gefunden worden.

Das IV. Hauptſtück betrachtet die Inſecten. Heuſchrecken, Schrotwärmer, Käfer und Raupen von verſchiedenen ſeltenen Arten haben hier ihren Platz erhalten. Ein Pfahlwurm, oder Tauſendfuß, die Weſpen und ihre Neſter, die Spinnen von allerley Arten, nebſt dem in der Luft ziehenden Herbſt-

Herbſtgarne, das viele für Spinngewebe halten, ſind ebenfalls ſehr merkwürdig. Die Fliegen, der Bandwurm, Ochſen- und Holzläuſe, nebſt Schneewürmern machen den Schluß.

In der zweyten Claſſe werden die Waſſerthiere vorgenommen, und hier hat der Wallfiſch den Vorzug, deſſen Kinnbacken beſchrieben wird. Ein Schwertfiſch, ein Seehund, ein Tummler, ein Meerroch, und ſtachlichter Taſchenkrebs folgen darauf. Von den Krebſen überhaupt folgen beſondre Anmerkungen, z. E. wozu ihnen die Steine dienen? Ein krebsſchaliger Schachtwurm, eine weichſchwänzigte Dickmuſchel, eine große Art von Teichmuſcheln, kleine Mießmuſcheln, und Ammonshörnchen, nebſt beſondern Arten von Belemniten werden auch beſchrieben. Das Wachsthum der Waſſerſchnecken, der beltiſche Höckerlump, und der Zwirnwurm löſen dieſes ab. Ein unerhörter Fiſchzug bey der Weichſelmünde, und die Berechnung der Fiſchrogen verdienen eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als die Blaſen der Fiſche. In einigen Teichſchwämmen findet man weſpenartige Waſſerthierchen, und es giebt um Danzig auch Polypen. Der ſo genannte Sturmfiſch, die Waſſerſpinnen, und die Waſſerkäfer machen den Beſchluß.

So weit langet der I. Band: und da dieſer das Thierreich in ſich begriff: ſo liefert der II. das Pflanzenreich in ſeinen Seltenheiten. Die erſte Claſſe handelt von Erdgewächſen, und das erſte Hauptſtück von Bäumen und Stauden. Eine Betrachtung über die erfrornen Bäume in kalten Wintern, beſon-

ſeinen Worten nöthig gehabt? Was mögen doch die meiſten von den Leichenbegleitern, bey dieſer Lohenſteiniſchen Niederkunft gedacht haben? Doch vielleicht hat Herr von Lohenſtein ſich dadurch mit ſeiner Hebräiſchen Gelehrſamkeit wollen bewundern laſſen.

Omnia enim ſtolidi magis admirantur amantque
Inuerſis quae ſub verbis latitantia cernunt. Lucr.

Nun kömmt das rechte Hauptwerk der ganzen Allegorie, und der Vortrag des Hauptſatzes der ganzen Rede. Unſer groſſer Pan iſt todt! ꝛc. Das iſt, der Herr von Hoffmanswaldau, den wir begraben wollen, iſt dem groſſen Pan zu vergleichen geweſen. Dieſes lehren uns die folgenden Worte:

„Wundre ſich niemand, daß ich dieſen groſſen „Mann einen Pan nenne, welchen das heydniſche Al„terthum vergöttert, zu einem Bilde der ganzen Na„tur gemacht, und mit einem Nahmen verehret hat, „der ſo viel als alles heiſſet.

In der That hatte unſer Redner Urſache der Verwunderung ſeiner Zuhörer zu begegnen: Weil ſich wohl kein einziger unter ihnen hätte träumen laſſen, daß ihr verſtorbener Raths-Präſident mit dem Gott Pan einige Aehnlichkeit haben ſollte. Allein das war eben die Kunſt, ſie durch ſo was unvermuthetes in ein angenehmes Erſtaunen zu ſetzen. Je unähnlicher die Dinge ſind, je gröſſer iſt der Witz deſſen, der ſie doch mit einander vergleichen kan. Ein Lohenſtein muß wohl mehr als dieſes können. Hat er ſchon ein Schiff zu einer Stadt machen können, ſo wird er ja aus dem Herrn von Hw. einen Pan zu erzwingen wiſſen.

deres Wachsthum an Bäumen, hole Steineichen, ein Holzbuckel, eine Haselnuß, die in einer Buche eingewachsen, u. d. m. machen den Anfang. Die sogenannte Musa, oder der Pisang, der Lerchenbaum und Spindelbaum folgen. Eine Abhandlung von Blättern, und eine von Blüthen sind sehr merkwürdig. Wer Blumenkönige und Kaiser will kennen lernen, der lese die VI. Numer; wo er reife Himbeeren, die oben noch Blüthen getrieben, Jasminkönige, Nelken- und Rosenkönige, auch Rosenzwillinge finden wird. Bekannte, aber ungewöhnliche Früchte von Pfirsichen, Aepfeln, Kirschen, Pflaumen, Haselnüssen, Birnen, und Johannsbeeren, sind sonderbar zu lesen. Schade, daß hier nicht Risse oder Kupfer angebracht sind. Die von seltnen Früchten, als Cocusnüssen, schwangern Citronen, Rangäpfeln, Paradiesäpfeln, Tolläpfeln, Goldäpfeln, Pomeranzen, und einer zehnfingerförmigen Citrone, sind nicht minder aller Achtung werth. Endlich machen allerley Arten der Hölzer, z. E. schimmerndes, versteinertes, moderndes und mit steinernen Schalen umgebenes Holz, den Schluß.

Das II. Hauptstück handelt von Kräutern, und ihrem Zubehör, d. i. Wurzeln, Zwiebeln, Stengeln, Halmen, Blumen, und Saatfrüchten u. d. gl. Da finden sich nun desto angenehmere Seltenheiten, je beliebter viele unter diesen Geschöpfen sind. Z. E. Erdäpfel, die sich im Keller vermehret haben; Krasimehl aus Erdäpfeln; besondrer Pastinak, eine vierfüßige Möhre, ein dreyfüßiger großer Rettig, Lilienzwiebeln in der Luft, Narcissenableger im Wasser

ſer u. d. m. Eine Weizenſtaude mit vierzig Stengeln, eine Tulpe mit vier Blumen auf einem Stengel, eine ſchwangere Nelke, zwo gelbe Lilien auf einem Stengel, auch gefüllte Violetten und Päonien. Vom Sporne der Okleyblumen; beſondre Sonnenblumen, Zwillingsnarciſſen, Zwillingskürbſe und Gurken, allerley Schwämme, u. d. m. die wir nicht alle namhaft machen können, ſchließen dieſe Abtheilung.

Nun folgen die Verzeichniſſe des in Danzig ſeit 1700 bis 1750 ein- und ausgegangenen Getreydes nebſt verſchiedenen Anmerkungen darüber. Wir wollen nur ſoviel davon melden, das in 51 Jahren eine Million 147782 Laſten Getreyde ein; hergegen eine Million 135303 Laſten wieder ausgeführet worden: ſo daß 12479 Laſten, jede zu 60 Scheffeln gerechnet, in 51 Jahren in der Stadt verzehret worden, oder theils noch vorräthig geblieben. Viel andre merkwürdige Betrachtungen ſind hierbey befindlich: z. E. von den Preiſen des Getreydes ſeit 12 Jahren; u. d. m.

Die zweyte Claſſe handelt von den Waſſerpflanzen, und iſt ſehr kurz. Nun folget der dritte Theil von den Luftbegebenheiten und ihren Wirkungen. Da ſieht man zuerſt viele bey der Sonne, als Nebenſonnen und Regenbogen, theils im Winter, theils nach Sonnenuntergange; einige beym Monde als Nebenmonden, und Mondregenbogen; einige bey den Sternen; als ein Hof um die Ziege am Himmel, Jupiter vom Monde bedecket, Erklärung des Kometenſchweifes, ein Kometenregiſter, eine Nachricht

vom

vom Kometen von 1744, und ob derſelbe mit dem von 1698 und 1652 einerley geweſen?. Es folgen Nordlichter, und ein Bogenlicht gegen Süden. Die beobachtete Luftſchwere, und die Barometer; die Wärme und Kälte nebſt den fahrenheitiſchen Thermometern; neue Erfindungen, die Grade der Kälte, ohne Wetterglas zu beſtimmen. Verſchiedene Vergleichungen der Kälte von 1709, 1729, und 1740, u. d. m. ſo dahin einſchlägt; die Verdünnung der Luft, vermittelſt des wolfiſchen Manometers zu meſſen; die Stärke der Winde, und die Dünſte der Luft beobachtet; die Entzündung nebſt ihren Wirkungen in der Luft; die Entzündung eines heimlichen Gemaches. Die Abmeſſung des Regenwaſſers in verſchiedenen Jahren; und ungewöhnliche Ueberſchwemmungen bey Danzig um die Aerntezeit des 1744ſten Jahres: alle dieſe Stücke halten ſoviel ſonderbares und merkwürdiges in ſich, daß man ſie unmöglich ohne Vergnügen wird leſen können.

Es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß wir auch den dritten Theil dieſes ſo nützlichen und zur Erweiterung der natürlichen Erkenntniß in der Welt, dienlichen Werkes bald erhalten mögen. Dem Herrn Verfaſſer aber wünſchen wir noch ferner gute Geſundheit und Kräfte, einen aufmerkſamen Zuſchauer der Wunder der Natur abzugeben; dazu er ſoviel Fähigkeit und Einſicht hat, als unter hundert, ja tauſend Gelehrten oft kaum einer beſitzet.

VI. Der

VI.

Der Dänen Troſt, in ihren allerdurchl. Königinnen, eine Abhandlung, womit zu Anhörung ſeiner Rede auf die zu Friedensburg den 8. Jul. 1752. vollzogene Vermählung, (p. t.) Herrn Friedrichs des V. mit der durchl. Prinzeſſ. von Braunſchw. Lün. im Coll. Carol. zu Braunſchw. den 2. Aug. 1752. einladet. Elias Caſp. Reichard, öffentl. Lehrer daſelbſt. Braunſchw. 4 Bogen in Fol.

Da wir neulich von einer franzöſiſchen Lobrede auf einen großen nordiſchen Monarchen einige Nachricht gegeben: ſo können wir auch dieſe deutſche Einladungsſchrift, nebſt der darauf erfolgten Rede, auf eine freudige Begebenheit eines andern nordiſchen hohen Hauptes, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Der berühmte Herr Prof. Reichard, der ſich ſchon in verſchiedenen andern Schriften dieſer Art, der Welt als einen geſchickten Redner gewieſen, hat auch hier ſeiner Obliegenheit ſehr glücklich eine Gnüge gethan.

Er geht in der Einladungsſchrift alle die glücklichen Begebenheiten durch, welche Dännemark und Norwegen, ſeit den älteſten Zeiten ihren Königinnen zu danken gehabt; deren viele aus dem durchl. Braunſchweigiſchen Hauſe entſproſſen geweſen. Er hebt an von den Zeiten eines Odins, Thors und einer Freya, und bedauret nur, daß man keine Lieder gleichzeitiger Dichter aufzuweiſen hat; daher man

man von den Verdienſten damaliger Königinnen nichts zu ſagen weis. Er findet aber, daß zu des vermeynten erſten Königs Dans Zeiten, ſchon ſeiner Gemahlinn Grytha, oder Margaretha, als einer verdienſtvollen deutſchen Prinzeſſinn gedacht wird. Die angenehmen Geſänge einer Gefion, König Skields Gemahlinn, die Vollkommenheiten einer norwegiſchen Nanna, die König Hother ſich erworben; die Tugend und Schönheit einer Alvilde, König Frothons des Großen, der auch Fredegod, oder der Friedfertige geheißen, Gemahlinn; auch König Friedleifs des II. Gemahl, Frogarthe, die ihren Sohn Frothon den IV. ſo weislich erzogen; werden hier nicht übergangen. Kurz, auch Lathgerthe, Thora, Sevanloga, und Kraka, die noch alle zu den heydniſchen Zeiten gehören, erhalten hier ihr billiges Lob; indem der Herr Verfaſſer zu den chriſtlichen Jahrhunderten Dännemarks eilet. Hier führet König Gorms des grimmigen Gemahlinn Thyra den Reihen; die, als ſie eine theure Zeit vorhergeſehen, beyzeiten aus fremden Ländern einen groſſen Vorrath von Lebensmitteln angeſchaffet, und in Kornhäuſern aufſchütten laſſen. Eben dieſelbe wußte mit beſonderer Klugheit den König von einem Blutvergießen abzuhalten. Denn als er geſchworen hatte, denjenigen mit eigener Hand niederzumachen, der ihm die Nachricht von ſeines Sohnes Tode bringen würde; ſo hinderte ſie nicht nur alle Hofbediente, dieſe böſe Zeitung zu bringen, ſondern legte ſelbſt ſtillſchweigend die Trauer an, ließ auch ſeine Zimmer ſchwarz behängen, ihm dieſen Todes-

fall

fall anzuzeigen. Ja auch unter ihres zweyten Sohns Regierung hat sie die große Schutzmauer der Dänen, gegen Deutschland, von der Ostsee, bis zur Nordsee, acht bis neun Meilen lang, sechszig Fuß hoch und breit, zu Stande bringen helfen; um die Einfälle der Sachsen und Wenden abzuhalten: ein Werk, davon noch itzo bey Gottorff die Ueberbleibsel zu sehen sind, und das seinem Nutzen nach viel größer, als die ägyptischen Pyramiden zu nennen ist. Endlich hat sie zuerst den Dänen das Licht des Evangelii anzünden lassen. Dieß ist um die Zeiten Kaisers Ottons des I. in ihrem hohen Alter geschehen. Man hat ihr daher aus Dankbarkeit den Beynamen Dannebod gegeben, d. i. der Dänen Trost, Zierde und Gewinn; und ihr Grabmaal ist noch in Worms dänischen Denkmälern u. s. w. zu finden.

Kanuts des Großen Gemahlinn, Emma, oder Imma folget nun, Estrid, seine Schwester, und König Svends des II. Mutter, und Bothild, König Erichs Gem. u. a. m. übergehen wir mit Stillschweigen. Wir erwähnen nur der nordischen Semiramis, Königinn Margaretha, mit wenigem. In ihrer Jugend schon urtheilte ihr Herr Vater, aus ihren männlichen Eigenschaften, daß die Natur sie aus Irrthume zu einem Frauenbilde gemachet. Durch ihre Vermählung mit dem norwegischen Könige Haguin, oder Hagen, ist zuerst Dännemark mit Norwegen vereiniget worden. Sie führte bey der Minderjährigkeit ihres Prinzen Olofs des V. das Regiment sehr rühmlich. Sie bekam

im

im 1385ſten Jahre von den Hanſeſtädten die Landſchaft Schonen, ohne Schwierigkeit wieder: und als ihr Sohn ſtarb, ward ſie von allen Provinzen um die Wette für ihre Königinn erkannt: ja man ſtellte es ihr anheim, ſich einen Nachfolger zu wählen. Und kaum hatte ſie den Titel einer Königinn von Dännemark, Norwegen und Schweden öffentlich angenommen; als ſie wirklich durch eine glückliche Schlacht, die ihr den Gegenkönig und ſeinen Erbprinzen in die Hände lieferte, zum Beſitze dieſer Krone gelangete. Das kalmariſche Bündniß vereinigte darauf dieſe drey Kronen: obwohl ihre Nachfolger nicht im Stande waren, ein Staatsgebäude zu erhalten, welches ſie ſo klüglich errichtet hatte.

Wir müſſen abbrechen, alle berühmte Königinnen der Dänen zu erzählen, die der Herr Verfaſſer ſorgfältig beygebracht hat. Wir wollen nur der großen Königinn Sophia Amalia, aus dem braunſchweigiſchen Hauſe, König Friedrichs des III. Gemahlinn noch erwähnen. Von dieſer hat nicht nur der franzöſiſche Bothſchafter Terlon ein ſehr vortheilhaftes Bild geſchildert; ſondern jedermann hat ihr das Lob gegeben, daß ſie ſo heldenmüthig, in der Belagerung von Copenhagen, zu Pferde, bey Tage und Nacht die Wälle von Kopenhagen beſichtiget, und allen Bürgern einen Muth eingeſprochen, als ſchön und tugendhaft ſie ſonſt geweſen. Zu ihrer Zeit lebte die berühmte Königinn Chriſtina von Schweden: und dieſe beyden hat der Hr. Baron von Hollberg ſo mit einander verglichen:

Christina schien eine Heldinn zu seyn: Sophia Amalia aber war es in der That. Jene hatte mehr Staatsmaximen im Kopfe; diese brachte sie besser in Uebung. Jene war gelehrter, und von größerer Fähigkeit; diese klüger, und von größerer Achtsamkeit. Jene besaß einen solchen Hang zu männlichen Eigenschaften und Verrichtungen, daß sie einen Abscheu vor ihrem eigenen Geschlechte hatte: diese besaß und übte stets etwas männliches; ob sie sich gleich niemals schämte ein Frauenzimmer zu seyn. Jene ließ sich oft in Mannskleidern an der Spitze ihrer Völker sehen, aber da wo kein Feind war: diese ritt, wiewohl in weiblicher Kleidung, auf dem Walle einer belagerten Stadt herum, wo ihr die Kugeln um den Kopf flogen. Die Königinn von Dännemark beschäfftigte sich stets mit männlichen Thaten, ohne nach dem Ruhme eines Helden zu streben: da die schwedische Königinn stets nach einem männlichen Namen trachtete; ob sie gleich allen Schwachheiten des Frauenzimmers unterworfen war. Denn sie war ein eben so großes Beyspiel des Wankelmuths und der Unbeständigkeit; als jene ein Muster des gesetztesten Muths und der Beständigkeit.

Nach den neuern Königinnen der Dänen, die ruhmwürdig gewesen, folget nun die Einladung selbst, zu der bevorstehenden Rede, auf die neuliche hohe Vermählung: die der Herr Verfasser mit sovielem Eifer, als besondrer Geschicklichkeit abgefasset hat. Wir wollen nur noch ein Paar Worte von der Rede selbst sagen. Diese ist auf zweene Bogen in Fol. gedrucket. Sie hat nämlich auf hohen Befehl

fehl ganz kurz abgefaſſet werden müſſen: da Seine hochfürſtliche Durchlauchten der regierende Herzog, der Durchl. Erbprinz, verſchiedene andre Prinzen des braunſchweigiſchen Hauſes, nebſt andern Reichsgrafen und Vornehmen derſelben beyzuwohnen geruhet haben. Hier ſieht man nun den lebhafteſten Ausbruch einer redlichen Freude in allen Worten erſcheinen. Der Redner läßt die Lippen davon übergehen, weſſen das Herz voll war. Er ſchildert eine Gemüthsbewegung ab, die mit dem ſchnellſten Fluge durch die cimbriſchen Gefilde zu den glückſeligen däniſchen Inſeln, und von da über die rauheſten norwegiſchen Felſen und höchſten dovreſildiſchen Gebirge, bis in die beſchneyten lappländiſchen Wüſteneyen eilet, ja auch ſchon auf dem Wege iſt, die entfernteſten guineiſchen und koromandeliſchen Küſten zu beſuchen, und daſelbſt überall die reichſten und tröſtlichſten Schätze des Vergnügens auszubreiten.

Nun redet der Herr Verfaſſer die Vorſicht an: „Gütigſte und heiligſte Vorſehung, deren helleſte Augen den ganzen Erdkreis mit ewiger Erbarmung überſchauen, und für das Beſte der Menſchen, unermüdet wachen! Unumſchränkte Allmacht, deren Finger Millionen Welten umſpannet, erhält und trägt; und deren Arm die Thronen der gewaltigſten Fürſten, nach dem Maße und den Folgen ihrer Tugend oder Unart bauet und ſtürzet; und das Wohl oder Weh der ihren Zeptern unterworfenen Reiche, mit den gerechteſten Händen abwiegt. Unendliche Weisheit ꝛc. Höchſte und unerſchöpfliche Liebe! ꝛc. Dir, dir allein haben wir dieſe Freude, dieſe Erquickung,

dieſes Wohlleben, dieſe Feyerlichkeiten zu danken ꝛc.

Man kann leicht denken, mit was für einer Wohlredenheit das übrige abgefaſſet ſeyn wird. Wir bezeugen dem gelehrten Herrn Prof. Reichard, wie wir ſchon oft gethan haben, auch bey dieſen Stücken unſern völligen Beyfall, und ſchätzen die ſtudirende Jugend glücklich, die durch einen ſo wackern Lehrer auf die Bahn der ſchönen Wiſſenſchaften geführet wird.

VII.

Meiſterſtück eines katholiſchen Poeten oder eine ſchöne Schuloper, die in einer berühmten Reichsſtadt unweit der Donau aufgeführet worden.

Da wir gewohnt ſind, unſern Leſern auch allemal etwas poetiſches mitzutheilen: ſo müſſen wir ihm doch auch einmal eine Frucht des oberdeutſchen katholiſchen Parnaſſes vorlegen. Dieſe Herren wollen doch bisweilen auch dafür angeſehen ſeyn, daß ſie eben keine ſchlechtere Figur in den ſchönen Wiſſenſchaften machen, als die evangeliſchen: obgleich die vornehmſten ihrer Gelehrten es gar wohl einſehen, wie weit ihre hohen und niedrigen Schulen noch zurück ſind: und mit Ernſte ſtreben, es uns darinn allmählich gleich zu thun.

Wir theilen daher mit deſto größerm Vergnügen dieſe Probe der Poeſie mit, ſo wie ſie uns, theils

dem

„Denn nachdem das Licht der Natur den Weltwei-
„ſen die Unſterblichkeit der menſchlichen Seelen gezei-
„get, Thales oder Pyrecydes aber das aus Aſſyrien
„und Egypten, oder vielmehr aus der Syriſchen
„Synagoge geholete Amomum, nemlich die Lehre
„von der Unſterblichkeit in Griechenland zuerſt über-
„bracht; gieng dieſes zu weit, und wurden die ſterb-
„lichen Menſchen mit Austheilung der Gottheiten ſo
„verſchwenderiſch: Daß ſie ſo gar geſchickte Fechter,
„einen Erfinder der Sicheln, einen Angeber gewiſſer
„Wagen, ja alle Helden, welche etwa einen kecken
„Feind, oder eine Schlange getödtet, ja faſt jeden
„Bürger, der ſich ums gemeine Weſen halbigt, und
„bey weitem nicht ſo wohl, als unſer ſelig verſtorbe-
„ner Herr Praeſes verdienet, zum Gott machte, oder
„unter die Sterne verſetzte.

Wenn dieſes kein Galimatias heißt, ſo wiſſen wir keins in allen deutſchen Rednern zu finden. Welch ein Miſchmaſch von Beleſenheit, von Muthmaſſungen, von Satiren, und von Lobſprüchen in einem einzigen Satze! Demoſthenes hätte gewiß in einer ganzen Rede nicht ſo viel ſo genannte Realien gebraucht als Lohenſtein hier in einem einzigen Satze zuſammen geſtoppelt hat. Verliert man doch faſt den Athem ehe man einen ſo weitläuftigen Satz nur zum Ende lieſet! Müſſen nicht den Zuhörern deſſelben, alle Sinne und Gedanken vergangen ſeyn, ehe ſie ihn mit Aufmerkſamkeit aushören, geſchweige denn ſeinen Verſtand und Zuſammenhang haben einſehen können? Nun müſſen zwar nicht eben alle Sätze einer Rede laconiſch ſeyn. Eine angenehme Abwechſelung der Schreibart iſt beſſer, als eine beſtändige Gleichheit al-

ler

dem bloßen Inhalte nach gedruckt, theils nach der Länge, geſchrieben zugeſandt worden. Wir laſſen aber alles unverändert, damit man auch aus der ſonderbaren Schreiberey die ſchöne Ausſprache daſiger Orten erſehen könne. Es bedarf unter unſern Glaubensgenoſſen keiner nähern Anweiſung, was in dieſer Dichtart ſchlecht oder lächerlich iſt. Auch Schulknaben werden dieſes von ſich ſelbſt einſehen. Die Herren Katholiſchen aber mögen ſich aus unſern Anweiſungen zur Dichtkunſt die Mühe geben einzuſehen,

Quid diſtent æra lupinis.

Die mit der Forcht ſtets vereinigte Liebe, in einem Sing. Spiel vorgeſtellt von denen Muſicis des Catholiſchen Lycei und Gymnaſii bey St. Salvator zu Augſpurg. Menſe Februario 1753. Gedruckt, bey Joſeph Antoni Labhart, Hoch-Fürſtl. Biſchöffl. Buchdrucker, auf Unſer Lieben Frauen Thor.

Innhalt.

Res eſt Solliciti plena timoris Amor. *Ovid. Ep. 1. Heroid.*

Wo immer iſt die Lieb, die Forcht ſich wird einfinden,
Zu ſchwächen ihre Macht, den Ubermuth zu binden.

Erſter Auftritt.

Die nunmehro wegen verübten Miſſethaten aus den Städten flüchtige Liebe, ſuchet in den Wälderen einen ſicheren Aufenthalt.

2. Auftritt. Welchen da sie ihr selbst mit Gewalt einraumet;

3. Auftritt. Diana aber unterdessen zur vorhabenden Jagd und Ankunfft der Götter die gehörige Anstalt macht,

4. Auftritt. Wird sie eben von der Liebe schändlich hintergangen:

5. Auftritt. Wieder welche da der ankommende Jupiter verschiedene Klagen vorbringet; und mit neuen Verordnungen Mercurium abschicket,

6. Auftritt. Vermeinet Apollo die Liebe schon würcklich in das Garn gebracht zu haben.

7. Auftritt. Und weil dieses noch mehrere Anzeigen bestättigen, wird die Liebe selbst bestellet, die vermeinte Liebe zu verwachen.

8. Auftritt. Welche da sie sich dieses unverhofften Glücks wegen übernimmt, und mit ihrem Gegner ser hart verfahret,

9. Auftritt. Legt sie ihr wieder alles Vermuthen die Fallstrick.

10. Auftritt. Derohalben da Jupiter schon würklich die Sach besser durchsuchet:

11. Auftritt. Entdecket Apollo den Betrug, und verrathet die bißher verborgene Liebe.

12. Auftritt. Da sie dann würcklich zu gebührender Straff solle gezogen werden,

13. Auftritt. Bringet Mercurius eine unerwartete sehr traurige Bottschaft:

14. Auftritt. Wird demnach die Liebe, allem fernerem Ubel abzuhelfen, mit der Forcht vereiniget.

CAN-

CANTORES.

Ornat. ac Perdoct. D. Franciſc. Anton. Gritſch, Phil. Stud. *Jupiter.*

Ornat. ac Perdoct. D. Sebaſtianus Schneller, Phil. Stud. *Apollo.*

Chriſtoph. Ignat. Mezger, Rhet. *Mercurius.*

Franc. Xaverius Gall, Poëta. *Emiſſar. Apoll.*

Franc. Xav. Norbert. Schmöger, Poëta. *Amor.*

Simon Schröſl, Synt. min. *Timor.*

Joſephus Feinſtle, Gramm. *Diana.*

Chorus Venatorum & Paſtorum.

O. A. M. D. G.

Amor. Arietta.

Das kan die Kräfften ſchwächen,
auch lunge ſieß abrechen,
wan man verfolget überall,
durch äcker, wißen, berg und thall,
gleich einem hirſch mueß lauffen
ein freüung zu erkauffen.

Aria.

1.

Man ſagt (doch glaub mir keiner)
ich ſey ein ſchlimer Knab,
daß ich ſo vill ich kleiner,
umb ſo mehr boßheit hab.
mein fackel zeichet man,
hab Troiam angezindt,
ſie gibt man ſchuldig an,
daß nunmehr übrall brindt.

2.

Mein kunſt ſey das betrüegen
die leuth mir ſagen nach,
das ſchmeichlen und das liegen
ſey meine mutter ſprach.
Ich pfleg die ruehe zu rauben,
ich ſey ein herzen dieb,
es kan es niemandt glauben
was man alls zeicht die lieb!

Amor , Timor. Duetto.

1.

Tim. Aus diſſem meinem hauß,
wer wird mich iagen auß?
Amor. Aus diſſem deinem hauß
will ich dich iagen auß
Timor. Ich ſchwör beym Jupiter
Amor. und ich bey meiner ehr.
Timor. diß laß ich nit geſchehn.
Am. den ernſt ſollſt bald erſehn.

2.

nur gleich aus diſſem erdt
pack dich du böſswicht fort
was du auß diſſem ordt
dein Herren ſchaffen fort.
lach nur du Venus bub.
troh nur, ich lach darzu.
nur dich nicht lang verweil
verkoſten ſollſt mein pfeil?

Amor.

In d'flucht dich alſsbald mach.

Timor.

Der g'ſcheidere gibt nach.

Chorus Venatorum.

Erſchallet ihr wälder, ihr auen erklinget,
frolocket ihr iäger, ihr vögel mitſsinget,
unſere fürſtin Dianam zu ehren,
ſpringet und danzet, waldhorn laſſt hören:
mit iagen und hözen
ſie heut zu ergözen
ſtreitt all in die wett
kein mieh ſollt erſpahren
biß lauffe ins garn
ein fettes wildbreth.

Diana. Aria.

1.

Ich laſſe die Thetys in wäſſeren rauſchen,
vergonne der Juno den obriſten ſiz:
mit Veneris freüden ich gar nicht mächt dauſchen,
Ich laſſe den Muſen des Hellicons ſpiz.
erhöhe die Ceres die ſchäz ihrer felder,
lob Flora die blumen, Pomona die frücht.
Diana all diſſen vorziehet die wälder,
beneydet die andere ihrer zierdt nicht.

2.

Wan andre in ſtätten die ſorgen abmatten,
beherſchet der ehrgeiz, verzehret der neydt.
Ich unter der baümen anehmlichen ſchatten
ruehe verßencket in b'ſtendiger freudt.
Wan Mars andre länder mit blut überſchwemmet,
blühen die öhlzweig in meinem grien reich.
Nur Jovem den König aus allen außnehmet.
Dianæ iſt keiner aus anderen gleich.

Diana. Amor. Duetto.

1.

Diana. Hör einmahl auf zu klagen
leg diße kleider ab.
Am. ach loß mich diße tragen
ich ßie vonöthen hab.
Dian. bey noch ſo zarten iahrē
iſt keine zeit zur bueß.
Amor. bey ſo vill der gefahren
ich ßelbe brauchen muß.

2.

Wer hat dich dan getrüben
in diße wildnuß her
wär ich zu hauß gebliben
die unſchuld hätt nit mehr
wer wolt ßie dir entreißen
wer iſt der graußam dieb?
weiß nit wie ihn ßoll heißen
den haß oder die lieb.

Diana. Arietta.

Cupido kan d'wälder nit leyden:
er pflegt unter roßen zu weyden
diß leben wär ihme zu rauch.
hier ßicher von allen gefahren
kanſt ßelbſten ausſpannen das garen
wies haben die iäger im brauch.

Mercurius. Aria.

1.

Auf auf ihr iäger all, ſteht in das g'wöhr!
es kommet Jupiter ßelbſten anher.
ein fürſtin zu grieſſen
den luſt zu genüeſſen
den ihme Diana bereith:
mit allerhand thieren
in wäldern zu führen
ein dapfer anehmlichen ſtreitt.

2.

Nun diſſen höchſten herren der Herren,
wie ſichs gebühret, heut zu beehren,
durch wiſſen, und felder,
durch auen und wälder
gleich denen hunden lauffet darauff.
das feurrohr laſſt knallen,
das wildbreth macht fallen:
laſſet den freuden den völligen lauff.

Chorus.

1.

Es lebe Jupiter
unſſer groſsmächtiger
könig und herr,
mit holden blücken
uns zu beglücken,
der kommt anher.

2.

Nach deim begehren
dich heut zu ehren
dein gunſt verleich.
dich all anflehen
wollſt nicht verſchmächen
Dianæ reich.

Jupiter. Aria.

Es ſchreuet der himmel, es ſchreuet die erden,
der böſswicht ſoll einmahl gezichtiget werden.

der ganze Götter Chor
haltet mir immer vor,
daſs ich ſo lang verweil
durch meine donner kail
diſs laſter zu beſtraffen,
recht ihme zu verſchaffen:

des Martis dapfre knächt, ſo z'vor den todt veracht,
ſeynd nunmehr ganz geſchwächt, wan ſie die lieb anlacht.

der Muſen lilgen flor
blieht nit mehr wie zu vor
Der Themis bindt man d'händt.
all tugendt wird geſchändt.
wer hat diſs angericht?
es ſeynd der liebe frücht.

Apollo.

Apollo. Aria.

1.

Diß ſeynd der liebe lüſt,
die umbſtänd wohl erwögen,
ein g'ſtalt darnach anlegen
Ihr groſſes kunſtück iſt.
Sie iſt bald alt bald jung
nach allerley geſtalten
weiß ſie ſich zu verhalten
mit ihrer falſchen zung.

2.

Jezt iſt ſie ſanft und mild,
ſie weiß ſich einzuſchleichen,
das hälmlein ſchön zu ſtreichen,
auf einmahl wird ſie wild.
Sie iſt bald groß, bald klein,
bald wird ſie frölich lachen,
bald finſtre g'ſichter machen.
Geh keiner auf den ſchein.

Timor. Aria.

1.

Auch ich von hochen Götter
g'ſchlecht
mein urſprung hab genoh-
men,
von Jove ſelbſten hab mein
recht
und würde überkommen.
Die forcht man mich genen-
net hat
ein ſitze der geſäzen:
zu ſtraffen alle miſſethat
das rachſchwerdt müſſte wezen.

2.

Da aber d'liebe ſich allein
in d'herzen eingetrungen,
in diße wildnuß mich hinein
zu fliehen hat gezwungen:
Doch meine klag hört gänz-
lich an,
es iſt darbey nit bliben.
ſo gar hinauß hat der tyrann
erſt neulich mich vertriben.

Amor. Timor. Duetto.

1.

Am. Kom nur mein vögelein
in diſes kefig nein,
komm, komm herbey.
Tim. ſo lang das g'wiſſen rein,
ſoll ich verſchloſſen ſeyn,
bleib ich doch frey.

2.

mit ſüßer Melodey
unß jäger aller frey
dich luſtig mach.
nichts acht diß raaben g'ſchray.
es wird die ſpathe neu
bald folgen nach.

Amor. Arietta.

Die herzen zu entzinden
nach meiner alten kunſt,

vill böſſer dient die flinten
und diſſer pulverdunſt.
wo beyde ſich einfinden,
da gibt es gleich ein brunſt.

Chorus Paſtorum.

1.

Eur ſchooß eröffnet ihr felder,
zertheilet den ſchatten ihr wälder,
hier unter den aichen u. linden,
die flüchtige liebe zu finden,
vergönet uns ſicheren blaz.

2.

Die zeder der mutter zu ſtille,
ihr haiſſe begird zu erfillen,
zu dir wir ô Echo unß neigen,
dich bitten uns wolleſt anzeigen,
wo ruehe ihr einziger ſchaz.

Emiſſarius Apollinis. Aria.

1.

Wie ein hirt von fruhe morge
voll der ſorgen
biß auf ſpathen
abendſchatten
An ſein liebes ſchäflein denkt.
wie es werd dem wolf entriſſe
ſehr befliſſen,
immer fraget,
faſt verzaget
und ſich biß in todt bekränckt,

2.

Alſo Venus ganz betrüebet,
den ſie liebet,
von den g'fahren
zu bewahren
hat bey tag u. nacht kein rueh.
daß er ſich dem feind entziehe,
und entfliehe
mit dem herzen
voll der ſchmerzen
ihme rueffet immer zue.

Amor. Arietta.

Sag nur ich laß ſie grüſſen,
und lebe ganz wohl auf.
Jetzt kann ich erſt recht ſchüſſen,
und laß dem glück ſein lauff.

Jupiter. Aria.

1.

Diß haben gemein die regenten,
niemahlen mit müßige hände
den ſcepter ſie füehren,
die länder regieren,
bringt nichts alß geſchäfften
zum lohn.

2.

Die imer ſo hitzig verlangen,
mit Scepter und Cronen zu
brangen
Clar an den tag legen,
daß ſie nit ermögen
wie ſchwär ſey der Königen
Cron.

Diana

Diana. Aria.

1.

Was du unflättiger,
geüler, verwegener,
falſcher, betrüegender,
frecher, vorliegender,
teuloſer bub?
du dich erfrechen;
mit mir zu ſprechen,
mit falſchem unſchuld ſchein
mich alſo nehmen ein
lügen darzu?
was was du bub.

2.

Ich ſchwör bey meiner ehr,
und ganzem Götter heer:
ich ſchwör bey Acheron
Styge und Phlegeton
will rechen mich.
dein that wirſt müſſen
theur gnug abüſſen
den hunden für ein ſpeiß,
wie den Actæon breiß
will geben dich,
will rechen mich.

Aria. à Quadro.

Amor. Ach Jupiter verſchon
Jupiter. bey uns findſt kein bardon
Diana. dein freche müſſethat
Apollo. noch mehr verdienet hat
omnes. muſt ſterben.
Am. ßich an diß iunge blut.
Dian. ſtraff diße laſter brut.
Jup. es braucht kein länger früſt
Apoll. zum todt ſchon zeitig biſt.
omnes. muſt ſterben.

Amor. was wurd mein mutter ſagen,
Jupit. hab nichts nach ihr zu fragen.
Dian. die mutter mit dem ſohn.
Apoll. verdienet gleichen lohn.
omnes. muſt ſterben.
Am ach hätt ich nichts geeſſen.
Apoll. die ſchuld muſt dir beymeſſen.
Jup. allzeit fruh oder ſpath
Dian. das laſter ſich verath.
omnes. muſt ſterben.

Amor. Aria.

Nur lieben, und doch ſterben,
in erſter blüth verderben,
ô bitteres geſchück,
ô treu vergeßnes glück!
mich, der ich hab das leben
der ganzen welt gegeben
nun ſtraffen,
hinraffen

durch

durch graußammen todt.
ich sterben?
will sterben:
Doch rächen den spoth.

Mercurius.

Alles sich ganz verwürt erzeiget, ia fast zum untergang die ganze welt sich neiget. In denen stätten ist alles in dieſſe Trauer verfallen, man höret in dem lager kein fäld-geschreü erschollen. Die Muſen seynd bereith Parnassum zu verlassen; man höret kein hammerstreich, kein klopfen auf den gassen: kein schiff das meer mehr durchstreichet, alles, alles zum untergang weichet. *Jupit.* und waß ist wohl die urſach dessen? haben dan alle pflichten veraessen. *Merc.* an liebe zu einem ding ist alles gelegen, weil nun diß, nicht mehr zugegen, so ihren schweiß versüeßt, nun einen ieden seine arbeit verdrüeßt, dan liebe zu einem Ding, macht alle miehe gering.

Jupiter. Arietta.

Wo immer ist die lieb, die forcht sich wird einfinden,
zuschwächen ihre macht, den übermuth zu binden.
kein eißen macht noch hand,
zertrenne diſes band.

Chorus.

Apoll. Jupiter vergnügt soll leben,
Dian. der den weißen rath gegeben
Ambo. zu vereinen diſes baar.

Repetit Chorus.

Timor. d'forcht soll d'liebe stehts begleüthen.
Amor. d'liebe soll die forcht auch leyden
Ambo. zu vermeiden alle g'fahr.

Repetit Chorus.

Jupit. Niehmahl werd diß paar geſchiden,
Merc. zu erhalten ruh und friden,
Ambo. bey der ganzen menschen schaar.

Repetit Chorus.

ler Perioden. Allein man muß doch Maaß zu halten wiſſen, oder wenigſtens auch in langen Sätzen ſolche kurze und deutliche Abſchnitte machen, daß man einen jeden vor ſich ſchon verſtehen kan. Hier aber hänget alles an einander, oder vielmehr es iſt alles ſo durch einander geflochten als jener Gordiſche Knoten.

Warum ſollte unſer Pan aber nicht eben ſo wohl,“ als des Mercurius, eines allererſt nach Moſen gelebten Egyptiſchen Prieſters Sohn, ein Bild der Natur“ abzugeben würdig geſchätzet werden? Da doch jeder“ Menſch eine Mappe dieſes groſſen Alles, eine kleine,“ oder rechter zu ſagen, eine gröſſere Welt als die groſſe abgiebt; da unſre Seele ein rechtes Ebenbild des“ groſſen Gottes, ihre Unſterblichkeit aber etwas ſo“ groſſes iſt, was weder der geſtirnte Himmel, noch die“ ganze Natur in ihrem unbegreiflichen Umkreiſe beſitzet. Zugeſchweigen, daß der heilige Auguſtin eine“ Fliege, oder einen kaum einen Punct machenden“ Wurm für ein edler Geſchöpfe zu halten, kein Bedenken hatte, als der Allmoſen-Meiſter Gottes, nemlich die Sonne iſt.“

Hier haben wir einen ganzen Kram voller Schönheiten und Rednerkünſte auf einmal. Vors erſte beſteht die Aehnlichkeit des Breßlauiſchen Pans mit dem alten darinn, daß dieſer ein Bild der Natur abgeben müſſen; jener aber als ein Menſch, auch eine kleine Welt heiſſen kan. Ein herrliches Lob vor den Herrn von Hoffmannswaldau! Er iſt ein Menſch geweſen! Was hätte man ſinnreicher erdenken können? Iſt nun jeder Schneider, Bauer und Bettler auch ein Menſch, ſo dörfen alle dieſe Leute noch nicht verzweifeln, daß ihnen nicht noch dermaleins von einem Lohenſteini-

VIII.

Eſſais ſur les principes de l'Harmonie, où l'on traite de la Theorie de l'harmonie en general, des droits reſpectifs de l'harmonie & de la melodie, de la baſſe fondamentale, & de l'origine du mode mineur, avec deux Planches d'exemples en notes. A *Paris*, chez *Prault*, fils. 1752.

D. i.

Verſuche über die Grundſätze der Harmonie, darinnen von der Harmonie überhaupt, von den Vorrechten der Harmonie und Melodie, von dem Generalbaſſe und dem Urſprunge des Modi minoris * gehandelt wird, nebſt zwo Kupfertafeln mit Exempeln in Noten. Paris, bey Prault, dem Sohne 1752.

Dieſes Werk enthält drey verſchiedene Abhandlungen, unter dem Namen von Verſuchen. Die erſte, welche eine Art von Einleitung iſt, handelt von der Nützlichkeit der Theorie der Künſte überhaupt, inſonderheit aber von der Möglichkeit und dem Gebrauche einer philoſophiſchen Theorie der Harmonie.

In dem zweyten Verſuche machet Herr Serre, der Verfaſſer dieſes Werkes, mit einigen Beobachtungen über die Abhandlung des Herrn Blainville, ſur les droits de la melodie & de l'harmonie, von den

* Iſt derjenige Modus muſicus, deſſen Grundnote eine kleine Terz iſt.

den Vorrechten der Melodie und Harmonie, den Anfang. Hierauf schreitet er zu einigen Fragen, die dieser Musikus, ihm zu Ende seiner Abhandlung gethan hat; er bleibt aber bey denen stehen, die ihm eine ungekünstelte Gelegenheit gegeben, die wichtigsten Puncte von der Theorie der Harmonie, und insonderheit des Generalbasses abzuhandeln. Er bemühet sich, den Unterschied zu zeigen, den es unter dem wesentlichen Generalbasse, und einer technischen oder methodischen Grundstimme giebt; dergleichen Herr Rameau sich seiner Meynung nach vorstellet, die ihm aber den Namen des Generalbasses, nicht in aller Schärfe zu verdienen scheint.

Zugleich findet Herr Serre, daß wenn man richtig reden will, alle dissonirende Accorde, auf zween Grundtönen ruhen, und man nur durch Beyhülfe dieser Grunddoppelung, den Ursprung und vornehmsten Gebrauch der Misklänge in der Harmonie, deutlich erklären, und zu einer physiko-mathematischen Demonstration der Folge der Accorde gelangen kann. Bey dieser Gelegenheit zeiget der Herr Verfasser, wie viel in der Theorie daran gelegen sey, die Intervallen sorgfältig zu unterscheiden, die in der Ausübung billig vermenget werden können; und sich nicht zu sehr zu dringen, die Rechnung dem Temperamente aufzuopfern.

Durch Beyhülfe dieser Richtigkeit findet er den Grund verschiedener Ausübungen, worinnen die Unterschiede der Commatum * bestehen; welche das Ohr

* Comma musicum ist ein gar kleines, an sich selbst nicht

Ohr nach seiner Art mit unter versteht, und die durch ihre Wirkung sehr merkwürdig sind. Die richtige Schätzung der Intervallen hat ferner dem Herrn Serre, zwo sinnreiche Muthmaßungen über die Enharmonie * der Alten an die Hand gegeben. Er beschließt diese zweyte Abhandlung, mit einem Entwurfe einer musikalischen Theorie, und schlägt wesentliche Grundsätze vor, darauf diese Theorie sich, seiner Meynung nach, stützen müßte.

Die dritte Abhandlung betrifft den Ursprung des Modi minoris. Der Verfasser untersuchet sogleich denjenigen, welchen Herr Rameau in seinen theoretischen Werken vorgetragen hat. Er bemühet sich zu zeigen, daß er nicht hinreichend sey, und einen natürlichern und gewissern an die Stelle zu setzen. Bey dieser Gelegenheit führet er eine Erfahrung an, und erkläret sie sehr natürlich, die vielen Musikanten bekannt ist, und nach welcher man bemerket hat: daß zween helle consonirende Klänge, die von zwo schönen Stimmen angegeben werden, einen dritten gröbern, aber sehr schwachern Ton, scheinen hören zu lassen, welcher für den wahren, beyden hellen Tönen gemeinen, Grundton erkannt wird. Nach dem Verfasser ist dieser dritte Ton, nur eine akustische Erscheinung, die von den mitwirkenden Erscheinungen

nicht zu brauchendes Intervallum, welches vernommen werden kann: wenn die Tonleiter in 81 Theile getheilet wird, und nur 80 davon angeschlagen werden.

* Enharmonie ist, wenn eine Melodie durch halbe Semitonia geführet wird.

gen der zween angegebenen Töne entſteht. Er bemühet ſich endlich, zwiſchen dem Modo majori und dem minori ein Verhältniß zu zeigen, welches bisher noch nicht genugſam bemerket worden iſt; ſo nützlich deſſen Kenntniß auch in der Ausübung ſeyn könnte. Bey dieſer Gelegenheit zeiget Herr Serre, wie unrichtig Herrn Eulers † muſikaliſche Theorie ſey, und inſonderheit diejenigen Formeln, die nach dieſem berühmten Meßkünſtler, die Sammlung derer Töne vorſtellen, aus welchen der Modus major und minor beſteht.

Dieſes Werk iſt wegen der Schreibart, noch mehr aber wegen der neuen Gedanken über die harmoniſche Theorie, ſchätzbar. Es iſt was ſeltenes, daß ein ſo tiefſinniges muſikaliſches Werk, aus der Feder eines in vielen Ländern, inſonderheit am Wieneriſchen Hofe berühmten Malers gefloſſen iſt: der die Bildniſſe des höchſten kaiſerlichen Hauſes ſo vortrefflich im kleinen geſchildert hat.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Vollſtändige Sammlung aller Streitſchriften, die neulich über das vorgebliche Geſetz der Natur, von der kleinſten Kraft in den Wirkungen der Körper, zwiſchen dem Herrn Präſ. von Maupertuis zu Berlin, Herrn Prof. König in Holland u. a. m. gewechſelt worden. Unpartheyiſch ins Deutſche

† in ſeinem Werke, Tentamen novæ Theoriæ Muſicæ, betitelt.

Deutſche überſetzet. Maxima de minimo, naſcitur Hiſtoria. Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen. 1752, in 8v.

Der neuliche Streit, der zu Berlin über den vorgeblich neuerfundnen Lehrſatz, von der kleinſten Kraft in den Wirkungen der Körper, entſtanden, hat ſoviel Aufſehens gemachet, daß ein jeder begierig geworden, etwas davon zu wiſſen. Wenn gleich die geometriſchen und algebraiſchen Kleinigkeiten ſonſt ihren Liebhabern zum Leckerbiſſen überlaſſen werden: ſo ſind doch hier allerley Umſtände zuſammen gekommen, um ein ſonſt ſehr froſtiges $a + x$ in den Augen aller Welt merkwürdig zu machen.

Der hohe Ton, womit unlängſt in den berliniſchen Memoires, eine vermeynte neue Erfindung angekündiget worden; die Verachtung, die man dabey gegen einen Carteſius, Leibnitz und Neuton blicken laſſen, um ſich ſelbſt, auf dem Schutte ihrer Ehrenmäler ein Siegsgerüſt aufzubauen; die offenbare Ungerechtigkeit, womit man einen tiefſinnigen Gelehrten in Holland, zum Betrüger erklären laſſen, und das zwar auf Rechnung einer Akademie, die gewiß in ihren meiſten Mitgliedern keinen Antheil daran nahm; die nachmals hinzugekommenen luſtigen Spöttereyen über dieſes Verfahren, und die heftigen Vertheidigungen deſſelben; u. ſ. w. alles dieſes hat den Streit von der kleinſten Kraft ſo berühmt gemachet, daß auch diejenigen, ſo ſich um metaphyſiſche und algebraiſche Wahrheiten ſonſt wenig bekümmern, über einen Zank mit lachen wollten, der

mehr luſtiges an ſich hatte, als ſonſt die Streitigkeiten der Gelehrten zu haben pflegen.

Die Urſache davon war wohl hauptſächlich, weil ſich der Herr von Voltaire mit ins Spiel miſchete: der mehr wegen eines beſondern Misvergnügens über den Herrn Präſidenten von Maupertuis, als wegen des Herrn Königs, wider ihn aufgebracht war. Die Welt kann von zwoen Sonnen nicht regieret werden: und Berlin konnte zween witzige Franzoſen nicht ertragen; die beyde nach der Oberherrſchaft ſtrebeten: wie vormals in Rom, Cäſar und Pompejus gethan hatten.

Nec jam ferre poteſt, Cæſarve priorem,
Pompejusve parem. *Lucan.*

Dieß mochte wohl die geheime Urſache aller der witzigen und ſatiriſchen Stücke ſeyn, die in dieſem Streite, theils in Berlin, theils in Holland, theils auch hier in Leipzig ans Licht traten; und das gröſßte Aufſehen machten, als auch ſogar die Hand des Scharfrichters gebrauchet ward, ſie zu hemmen; allein, wie es zu gehen pflegt, mehr ſie zu vervielfältigen, als zu erſticken diente. Die Verfolgungen und Unterdrückungen ſind in der gelehrten Welt noch verhaßter, als anderswo: und alles ſchien ſich wider den Gelehrten aufzulehnen, der ſich des weltlichen Arms misbrauchete, ſeine Privatrache auszuüben. Paris und London, und Holland noch dazu, haben ſich übrigens auch in der ernſthaften Streitigkeit, für Herrn Königen erkläret.

Es ſind in allem 21 Stücke in dieſer Sammlung: obgleich die iſte Ausgabe nur den dritten Theil davon

von enthielt. Man ſieht hier den ganzen Urſprung der Streitigkeit, in dem Stücke des Hrn. v. Maupertuis, womit er in den berliniſchen Memoires, ſeine Erfindung von dem Geſetze der kleinſten Kraft, angekündiget hatte. Es iſt erſtaunlich, darinn wahrzunehmen, wie verächtlich von den Beweiſen des Daſeyns Gottes, die von den größten Weltweiſen des Alterthums und neuerer Zeiten, z. E. eines Neutons geſprochen wird; und wie ähnlich in dieſem Stücke die Sprache eines Präſidenten einer Akademie, mit der Sprache des verächtlichen Freygeiſtes unſrer Zeiten, des la Mettrie, klinget. Er ſcheuet ſich nicht zu behaupten: daß der blinde Zufall alle Thiere habe hervorbringen können; der doch ſeit vielen tauſend Jahren ſeine Künſte ganz vergeſſen hat, und ſonſt nichts als Misgeburten zuwege bringen kann; die ihm aber ebenfalls nicht einmal ganz gehören.

Hierauf folgen nun die dadurch veranlaſſeten Streitſchriften: I. Herrn Königs Abhandlung aus den hieſigen Actis Eruditorum; ſoviel davon, zu dem Streite von den leibnitziſchen Briefen, nöthig war. Denn es hatte dem Herrn Präſidenten von M. gefallen, das Hauptwerk fahren zu laſſen, und ſich bloß an eine Stelle aus einem angezogenen Leibnitz. Briefe zu halten; die ihm ſo vorkam, als ob ſie nur ihm die Ehre ſeiner Erfindung zu rauben, hinterliſtig geſchmiedet wäre. Dieſerwegen verdammte der Urtheilsſpruch der berliniſchen Akademie den Herrn König, als einen, der falſche Briefe von Leibnitzen untergeſchoben hätte: worauf Herr König ſich auf die ganze gel. Welt berief, und ſeine gute Sache in ein völliges Licht ſetzete.

Es würde uns zu weitläuftig fallen, alle übrige luſtige Stücke namhaft zu machen, die hernach den ganzen Streit ſo angenehm für die Leſer gemachet haben. Denn hier darf man alle die trockenen Demonſtrationen nicht ſuchen, die unlängſt erſt von beyden Theilen erſchienen. Die Welt ſcheint indeſſen dieſes Zankes auch ſchon überdrüßig zu werden: und der Ueberſetzer ſchließt daher nicht unbillig die luſtigen Vergleichungsvorſchläge, die hier in L. zuerſt ans Licht getreten, mit den Worten aus den *Epiſtol. obſcur. Viror.* p. 252. Per Deum! Magiſter Orwine! ego vellem, quod haberet finem iſta cauſa, quia eſt nobis multum incommodoſa - - - Dominus Deus tribuat bonum finem!

Gleichwohl nimmt auch itzo der luſtige Streit kein Ende. Es iſt nämlich nicht nur zu Caſſel vom Herrn Präſ. von Maupertuis, bey ſeiner Durchreiſe ein ſo betiteltes Memoire de Mr. de Voltaire, apoſtillé par Mr. de la Beaumelle, (der doch ſeit dem 24ſten April in der Baſtille ſitzen ſoll) ſondern auch in Holland, La Berlüe, des deux Philoſophes les plus clair-voyans de l'Europe, par un Etudiant de Wittenberg, wider Hrn. M. und Hrn. Euler: und endlich auch des Herrn Voltaire Apel aux Univerſités de l'Allemagne, wider die erſte von dieſen Schriften, herausgekommen. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird noch jemand eine zweyte Sammlung ſolcher Schriften, als eine Nachleſe überſetzen können: womit aber der bisherige Ueberſetzer ſich nichts mehr zu thun machen wird.

X. Eſſai

X.

Eſſai ſur la Comedie moderne, oú l'on reſute les nouvelles obſervations de M. *Fagan*, au ſujet des condamnations prononcées contre les Comediens, ſuivi d'une Hiſtoire abrègée des Ouvrages, qui ont paru pour & contre la Comedie, depuis le XVII. Siecle. Par M. M. L. G. D. B. *O Pueri fugite hinc! latet anguis in herba.* 12. Paris chez la Veuve *Piſſot*. 1753.

D. i.

Verſuch über die neuere Komödie, darinnen die neuen Beobachtungen des Hrn. Fagan, wegen der wider die Komödianten ergangenen Verdammungen, widerleget werden; nebſt einer Geſchichte derer Werke, die im XVII. Jahrhunderte, für und wider die Komödie herausgekommen ſind. Durch Herrn M. L. G. D. B. Paris. *O pueri &c.*

Ungeachtet dieſes Werk wider die Schaubühne geſchrieben iſt, ſo können es doch alle, die die Schaubühne auch noch ſo ſehr lieben, ohne Verdruß und Ekel leſen. Man ſieht, daß der V. nicht ſo wohl die Schauſpiele angreift, als die für die Schauſpiele verfertigte Schrift; und daß dieſe Gelegenheit ihn mehr dazu angetrieben, als der Eifer. Er geſteht ſelbſt, daß er geſchwiegen haben würde, wenn man nicht das Stillſchweigen gebrochen hätte. Uebrigens kann man ſagen, daß er nicht ſowohl als

ein Gottesgelehrter, als wie ein rechtſchaffener Mann geſchrieben hat; ſo daß ſeine Widerlegung von allem dem entblößet iſt, was ſie hätte verdrießlich machen können, und daß ſie für jedermann iſt.

Der Entwurf zu den Anmerkungen iſt mit dem in dieſem Verſuche faſt einerley. Der Verfaſſer des erſten Werkes hat erweiſen wollen, daß das Theater, wenn es von denen Unflätereyen geſaubert iſt, die es ehedem verdammlich macheten, anitzt ſolches nicht nur nicht mehr ſeyn darf; ſondern daß es auch eine Schule guter Sitten geworden ſey. Die Beweiſe, deren ſich jener bedienet hat, ſind unſerm Schriftſteller nicht überzeugend vorgekommen, welcher ſich erkläret: daß die Leichtigkeit, ſie zu zernichten, ihn angereizet habe. Und in der That, wenn ja diejenigen, die er angewendet hat, den Schauſpielen nicht gefährlich ſind: ſo ſcheinen ſie uns doch zu hindern, daß die Vertheidigung, die man für dieſelben gemachet hat, ihnen nicht ſo ſehr vortheilhaftig hat ſeyn können.

Er läßt den Dichtern und Komödianten unſerer Zeit, über ihre Ehrbarkeit und Zärtlichkeit ihr Recht widerfahren. Nachdem er aber gezeiget hat, daß noch immer gewiſſe Stücke auf der Schaubühne bleiben, die ſelbige ſo gereiniget nicht ſeyn laſſen, als man wohl ſaget: ſo hält er ſich hauptſächlich bey dem Beweiſe auf, daß ſowohl die alten als neuen Stücke allen, inſonderheit für die Jugend, ſehr ſchädlich ſind. „Durch die ſo leb„hafte und ſo gut abgewechſelte Schilderey der Lie„be, ſaget er, dieſer allen Herzen, Geſchlechtern

„und

ſchen Leichenredner der Text erkläret werde: **Der groſſe Pan iſt todt**: nemlich der ehrenveſte und kunſterfahrne Meiſter Klotz-George, wohlbekannter Spulenmacher in Rumpelskirchen. *)

Was iſt es ferner vor eine unrichtige Redensart, **ein allererſt nach Moſen gelebter Egyptiſcher Prieſter**? Iſt das deutſch oder polniſch, ein gelebter Menſch? Leben iſt ja ein Zeitwort der mittlern Art, ſo weder ein wirken noch ein leiden bedeutet, und davon man alſo nicht ſagen kan, **ich werde gelebet, oder ich bin gelebet worden.** Gleichwohl ſcheinet die Lohenſteiniſche Grammatik ſolches mit ſich zu bringen. **Denn wie ein geſtrafter, gerühmter, geehrter,** Mann, ein ſolcher Mann iſt, der geſtrafet, gerühmet und geehret worden: alſo müßte auch ein gelebter ein ſolcher ſeyn, der **gelebet worden.** Ja wenn man gleich ein **geſtorbener** ſagt; ſo heißt es doch einen, der geſtorben iſt, nicht aber einen der geſtorben hat; wie es doch bey dem Leben heiſſen müſte.

Weiter iſt der Menſch eine **Mappe dieſes groſſen Alles, eine kleine, oder rechter zu ſagen eine gröſſere Welt als die groſſe iſt.** Das heiſt ſcharfſinnig im höchſten Grade geſchrieben; und hier ſehen wir, daß Herr von Lohenſtein nicht nur ein Hebräer, ſondern auch ein Italiener iſt. Ohne Zweifel iſt dieſes ein Blümchen aus dem Garten des Loredano, oder eines ſeiner Landesleute. Diejenigen ſchienen vorzeiten ſchon was ſinnreiches zu ſagen, die den Menſchen eine kleine Welt nenneten. Allein, das iſt nichts gegen Lohenſteins Einfall. Ein andrer würde vielleicht geſagt

*) Siehe A. Gryphii Horribilicribrifax.

„und Aeltern, ſo gefährlichen Leidenſchaft, lehret „man auf der Schaubühne, dieſe unſelige Empfin„dung, nach allem ihrem Eigenſinne, nach allen „ihren Stuffen, kennen, empfinden, andern bey„bringen, und ihre Sprache reden. Wie viele „Leute würden nicht geſtehen, wenn ſie aufrichtig reden „wollten: daß ſie in der Komödie ihre erſten Lehr„ſtunden in der Buhlerey gehabt, und daß ſie all„hier die Kunſt erlernet haben, von einem Feuer „zu reden, welches freylich wohl von der Natur an„gezündet wird; welches aber ihre Einfalt nicht ein„ſah, oder ihre Furchtſamkeit nicht zum Vorſcheine „dorfte kommen laſſen. Eine Liebeserklärung, in ei„nem Stücke, ſo ſie aufführen geſehen, hat ihnen zuerſt „die Augen eröffnet, und ſie belebet. Dieſe ſinn„reiche, zärtliche, angehörete, glückliche und gelunge„ne Liebeserklärung, zeigte ihnen die Bahne, die ſie „ſucheten, und ſchmäuchelte ihnen mit gleichem Er„folge. Ihr Zuſtand war mit des Liebhabers ſei„nem, deſſen Bild man ihnen zeigte, einerley: es „war in ihnen einerley Leidenſchaft, u. einerley Schüch„ternheit; folglich wähleten ſie auch einerley Mittel, „die man anwenden muß. „

Hierauf geht der Verfaſſer zum jungen Frauenzimmer, und unternimmt eine gleichmäßige, aber ausführlichere Unterſuchung: und dieſe Stelle verdienet einige Aufmerkſamkeit. Sie iſt mit vieler Geſchicklichkeit verfertiget, und kömmt uns überzeugend vor. Die Bilder darinn ſind lebhaft, und deren Anwendung iſt ſehr rührend.

Bey dieſer Gelegenheit giebt er einen Anſchlag zu einer neuen Art von Komödien, darinnen keine Liebe

Statt hätte; und dieſer Vorſchlag könnte ſich vielleicht hören laſſen: es iſt aber die Frage, ob man ihn ausführen wird?

Was die Komödianten beyderley Geſchlechts betrifft: ſo redet der Verfaſſer nach den gewöhnlichen Vorurtheilen; dennoch aber mit Mäßigung und Klugheit von ihnen. Er geſteht ſogar, daß es einige unter ihnen giebt, die der Achtung und Freundſchaft rechtſchaffner Perſonen werth wären. Was aber Herr Fagan zu ihrem Vortheile geſaget hat, das widerleget er ſo gründlich, daß man glauben muß: ſie könnten entweder gar nicht, oder ſie müßten beſſer vertheidigt werden.

Das ganze Werk läuft auf dieſe vier Grundſätze hinaus: 1) daß die Komödie für die guten Sitten bisher unnützlich geweſen, und noch iſt; daß ſie ihnen ſogar ſehr ſchädlich ſey; und daß der Jugend, welche die böſen Eindrücke ſo gern annimmt, nichts gefährlicher ſeyn könne, als eben ſie.

2) Daß des Moliere, und derer die ihm gefolget, Kunſtſtück, indem es das Uebel verhüllet hat, ſelbiges nur größer gemachet habe; und daß die Gaben dramatiſcher Schriftſteller insgemein kein Schutzbrief für ihre Stücke ſind.

3) Daß die Behutſamkeiten, die man in Vorſchlag bringt, damit das Theater minder Tadel verdiene, noch lange nicht hinreichen; und daß alle andre Verbeſſerungen deſſelben unnütz ſind, ſo lange nur die Liebe noch darauf bleibt.

4) Daß wenn keine Möglichkeit iſt, das Theater auf den gehörigen Grad der Schamhaftigkeit zu bringen, und ihm dasjenige zu rauben, was es verderbli-

derbliches hat, auch keine Hoffnung ſey, daß die Kirche jemals den Fluch gegen die Schauſpieler aufheben werde, worüber man ſich beſchweret.

So ſieht man denn: daß, da die Deutſchen mit Gewalt darnach ringen, auch die wilden und ungezogenen Freyheiten der Engländer auf ihre Bühne zu bringen, den vernünftigſten Franzoſen, die in des Herrn Riccoboni Fußſtapfen treten, in Anſehung der Sitten, auch die geläuterte franzöſiſche Schaubühne, nicht einmal untadelich zu ſeyn bedünket.

XI.

Nachricht von einem hiſtoriſchen Werke von dem Biſchofthume Breslau.

Man unterfängt ſich, den Liebhabern der Geſchichte zur Nachricht zu hinterbringen, daß ein in den Begebenheiten ſeines Vaterlandes wohl erfahrner, und durch verſchiedene Schriften ſchon bekannter, dermalen aber ſich noch nicht kund gebender Gelehrter, der zu ſeinem vorhabenden Zwecke mit ſichern und zureichenden Nachrichten, die er viele Jahre her mit eifriger Sorgfalt und Fleiß geſammlet hat, genugſam verſehen iſt, an einem Verſuche einer pragmatiſchen Geſchichte der breslauiſchen Biſchöfe, und der damit verknüpften ſchleſiſchen Kirchenhiſtorie arbeite. Seine Abſichten ſind, die Feder hierbey ſo unparteyiſch und gemäßiget zu führen, (welches ihm, da er kein Gottesgelehrter iſt, um ſo viel weniger ſchwer fallen kann) daß beyderſeits in Schleſien gleiche Rechte habende Religionsverwandten nicht Urſache haben ſollen,

sollen, sich zu beschweren. Denn man hält dafür, daß historische Wahrheiten, gar wohl ohne Bitterkeit und Schmähsucht vorgetragen werden können: und man glaubet nicht verbunden zu seyn, den anstößigen Beyspielen des Hn. Bukisches, des bekannten Verfassers der so genannten schlesischen Kirchenhistorie, des Hrn. Fibigers, oder vielmehr derer, die sein Lutherthum durch allerhand verhaßte Zusätze, und unzeitig angebrachte Belesenheit, unnöthiger Weise ausgedehnet haben, zu folgen; oder sich selbige zum Muster vorzustellen. Weil es nun Schlesien an etwas vollständigem und zusammenhängendem allerdings fehlet, und aus den gedruckten Schriften wenig Trost für Eingebohrne und Ausländer zu schöpfen ist: so hat man sich an die Archive halten müssen, auch aus diesen Quellen schon einen gar feinen Vorrath zusammen gebracht; ja noch von vornehmen Händen zureichende Versicherung gekriegt, ein mehreres zu erhalten. Es kann also jeder Liebhaber von selbst von der Zuverläßigkeit dieser Arbeit überzeuget seyn, wenn wir ihm zugleich melden: daß man das Werk selbst mit vielen ungedruckten Urkunden bereichern, mit den Wapen, Siegeln, Grabmälern, und Münzen der Bischöfe, so viel derselben nur aufzutreiben gewesen, oder vorhanden sind, bestätigen, erläutern, und auszieren; und also von Seiten des Verfassers und Verlegers nichts sparen wird, das Werk nützlich, erweisend und angenehm zu machen. Man denket selbiges in zween, oder höchstens in drey Quartbänden, wo der letztere meist Beylagen, und allerhand Briefe enthalten möchte, jeden von etwa vier Alphabethen zu liefern, und auf künftige Oster-

messe

messe 1754 den ersten Band ans Licht zu bringen: wo man erstlich eine kurze geographische, imgleichen historische Nachricht vom Lande, als ohne welche die Geschichte der Bischöfe nicht deutlich zu verstehen sind, anbringen; und hernach der Bischöfe merkwürdiges Leben, von GOTHOFREDO an, bis auf NANKERVM, und von da bis auf itztregierende hochfürstliche Durchlaucht, durchgehen; auch wohl eines und des andern Gelehrten ausführlich gedenken wird, dessen Bemühungen besonders in die Kirchengeschichte einschlagen. Selbst das Heydenthum können wir nicht ganz vorbeylassen: weil wir sonst die Bekehrung des Landes, und den Grund derer in Schlesien, zu Breslau, oder vielmehr zu Smogra, und Lebus errichteten Bisthümer, nicht begreifen würden. Von der Folge der Sachen, hoffet man, geliebts Gott, in dem Vorberichte zum ersten Bande, nähere Nachrichten zu ertheilen.

XII.

Eröffnete Akademie der Kaufleute,

oder vollständiges Kaufmannslexicon, woraus sämmtliche Handlungen und Gewerbe, mit allen ihren Vortheilen, und der Art sie zu treiben, erlernet werden können ꝛc. mit vielem Fleiße aus den besten Schriftstellern zusammengetragen von Carl Günther Ludovici, ord. Prof. der Weltw. zu Leipz. und der königl. preuß. Akad. der Wiss. Mitgl. Leipzig. I. Theil 1752. II. Theil 1753. in gr. 8. bey Bernh. Christ. Breitkopfen.

Wir

Wir haben nunmehr von diesem höchstnützlichen, und bequemen Handbuche bereits zween Bände erhalten: und man muß gestehen, daß sowohl der gelehrte Hr. Verf. als der Herr Verleger, mehr darinn geleistet haben, als sie versprochen hatten. Alles was einem jungen Handelsmanne, der sich noch keine große Folianten anschaffen will oder kann, zu wissen nöthig ist, ist hierinnen anzutreffen. Alle Seehäfen und Handelsplätze, alle Arten der rohen und verarbeiteten Waaren, die Künstler, Fabricanten und Handwerksleute; die Commerciencollegia, Handelsgerichte, Banken, Börsen, Leihhauser, Manufacturen, Fabriken, und Werkstäten; die Rechte und Privilegien der Kaufmannschaft, u. s. w. sind hierinnen anzutreffen.

Ja das ist noch bey weitem nicht alles. Man findet hier erstlich eine Anweisung, wie der Handel an jedem Orte zu treiben ist, wie Waaren mit Nutzen einzukaufen, und zu verhandeln, Wagen u. Schiffe zu befrachten, und Wechsel zu schließen sind, u. d. m. 2.) Außer den See- und Kaufmannsstädten ist fast eine völlige Geographie hierinn enthalten, um daraus zu sehen, wo die Waaren eigentlich gemachet werden, und am wohlfeilsten zu haben sind; oder wo sie am theuersten verkaufet werden. 3.) Eine Erklärung aller Arten der Handlung, im Großen oder Kleinen, der Commission- Compagnie- Wechsel- Juvelen- Gold- Silber- Blech- Wein- Korn- Buch- Tuch- Seiden- Leder- Leinwand- Pelz- Spezerey- u. a. Handlungen. 4.) Eine zulängliche Nachricht von Handlungsbedienten, als Buchhaltern, Unterhändlern, Mäklern, Dienern, Jungen, Marktehelfern u. s. w.

5) Ein

5) Ein nöthiger Unterricht von Handelsrechnungen, Büchern und Briefen ꝛc. 6) Eine sichere Anweisung vom Postwesen, den Zöllen, Gewichten, Maaßen und Geldsorten. 7) Ein Verzeichniß aller Waaren, aus allen drey Reichen der Natur u. s. w. Endlich sind auch die unter Handlungsverwandten, Künstlern, Fabricanten und Handwerkern gewöhnlichen Kunstworter und Redensarten, nebst den lateinischen, italienischen und französischen Benennungen hier deutlich erkläret.

Alles dieses nun, und noch viel ein mehrers, wird sonder Zweifel dieses Buch zu einem der nützlichsten machen, das in unsern Tagen im Drucke erschienen ist. Ja es wird nicht nur Kaufleuten, sondern auch andern Liebhabern, die gern allerley, was ihnen vorkömmt, nachschlagen wollen, die angenehmsten Dienste thun. Die folgenden Theile sollen mit gleichem Fleiße ausgearbeitet werden, und unverzüglich folgen.

Der erste Band enthält die beyden Buchstaben A und B in sich, der zweyte begreift die Buchstaben C, D, E, F, u. G, so daß der dritte unfehbar die nächstfolgenden fünf, bis ans M enthalten wird.

XIII.

Nachricht von dem unlängst beobachteten Durchgange Merkurs durch die Sonne, von C. A. Klimm.

Diese Nachricht geben wir unsern Lesern, aus dem Schreiben eines jungen, etwa zehnjährigen Liebhabers; des Sohnes Hrn. Prof. Klimms, öffentl. Lehrers der Mathematik in der fürstl.

churfürſtl. Landſchule zu Meißen. Dieſer frühzeitige und muntere Kopf, den wir vor einem Jahre perſönlich kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt; und deſſen beſondre Geſchicklichkeit im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen, wir in einer gelehrten Geſellſchaft bewundern mußten, hat ſich ſeit der Zeit auch auf höhere Wiſſenſchaften zu legen angefangen. Eine Probe davon gab er uns durch folgendes lateiniſches Schreiben; und durch die Figur, ſo wir auf das Titelkupfer künftiges Monaths wollen ſtechen laſſen. Weil uns nach dem jungen Baratier, noch kein junger Menſch von gröſſerer Fähigkeit und Hoffnung vorgekommen: ſo haben wir nicht ermangeln wollen, ihn hiermit öffentlich zu fernerm Fleiße aufzumuntern.

P. P.

Memor TVAE ſingularis humanitatis ac benevolentiæ, quam mihi & blando alloquio, & gratiſſimo dono Horatiano exhibuiſti, certiorem TE faciam de eo, quod nuper obſervavi in coelo: cum ſciam TE rerum aſtronomicarum & mathematicarum eſſe curioſum, ac peritiſſimum. Die VI Maii vidi in Sole ♀um illum τροπικὸν, ſed puſilla & nigerrima ſpecie apparentem. Inveni eum ipſe meâ ſponte, per Tubum quendam peculiarem, cum parens meus in alio muſeo intentus eſſet huic Phænomeno. Clamavi εὕρηκα καὶ ἐφάνη. Schema hujus celebris tranſitus feci, & TIBI mittere volui, ſpecimen primitiarum aſtronomicarum. Nunc obſervo ſtellam ♀ lumine magis magisque in dies ſingulos deficientem, & prope eam, ad ſiniſtram, ♃em cum ſatellitio ejus. Tandem TVAE benevolentiæ & amori me commendo. VALE!

Vir Magnifice,

TVI nominis atque virtutis

Miſnæ, d. 21 Maii MDCCLIII.

ego ſum obſervantiſſimus ſervulus, C. A. Klimmius.

Ende des Brachmonaths 1753.

Schema Eclipseos Lunaris partialis, anno 1733.
Die XVII. Aprilis visa.

Phasis Umbræ ☽ 43' 12"

Schema transitus ☿ per Solem computati ex Tabulis
Cassini Streete & Halleii. Die VI. Maii hor. matut
anno 1733 visi.

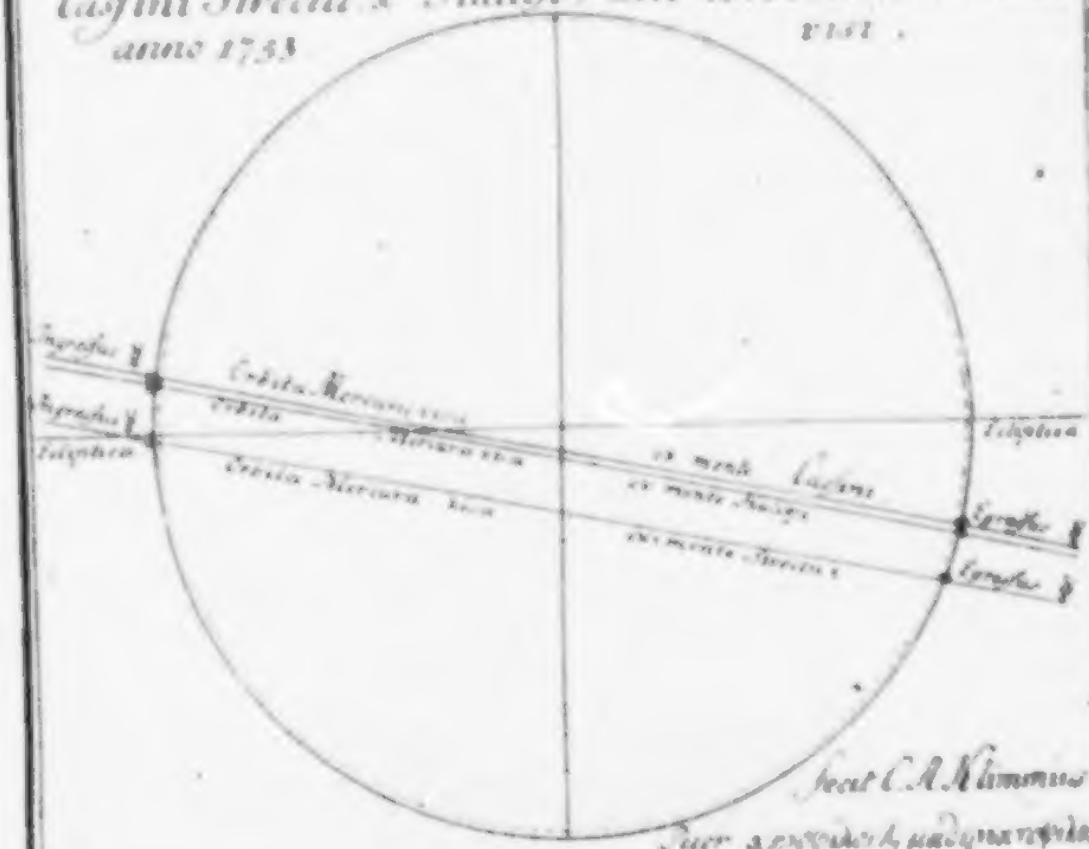

Incid. C. A. Klimmius
Sculp. a Engelbrecht Augustanus

ſagt haben, der Menſch ſey eine groſſe Welt; und dieſes wäre vielen ſchon unglaublich und unwahr genug vorgekommen. Aber unſerm Redner iſt auch dieſes noch nicht hoch genug geklettert. Man muß Natur, Wahrheit und Vernunft durch einen offenbaren Wiederſpruch überſteigen, und den Menſchen noch zu einer gröſſern Welt machen, als die groſſe iſt. Kan man es nicht begreiffen, was er ſagen will, ſo iſt es eben deßwegen deſto ſchöner.

Wir wollen uns bey der Mappe dieſes groſſen Alles nicht einmal aufhalten; wovon man Canitzens Spruch wiederholen könnte

Ein Deutſcher iſt gelehrt, wenn er ſolch Deutſch verſteht,
Kein Wort kommt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Wir wollen ihm auch das Wort rechter vor beſſer ſo hingehen laſſen, ungeachtet wir uns nicht entſinnen können, daß man recht, rechter, das rechteſte zu ſagen pflegt: und nur auf das ſchöne Wortſpiel kommen, ſo er in dem Wort, groß angebracht. Er will beweiſen, daß der Menſch eine gröſſere Welt ſey, als die groſſe: Und da ſagt er den Grund, weil nemlich die Unſterblichkeit unſrer Seelen ſo was groſſ'es iſt, daß weder der ꝛc. Einmal heißt die Welt ihrer Ausdehnung nach groß, weil ſie aus unzehlich vielen Theilen beſtehet: das andre mal aber iſt die Unſterblichkeit der Seelen ihrer Vortrefflichkeit nach was groſſes. Das ſind nun Schönheiten die in Worten, nicht aber in Sachen beſtehen. Hernach ſoll die ganze Natur in ihrem unbegreiflichen Umkreiſe die Unſterblichkeit nicht beſitzen. Soll dieſes heiſſen in ihrem ganzen Inbegriffe ſey nichts unſterb-

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Heumonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VII. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Herrn Christoph Ottens, Freyherrn von Schönaich, Lieutenants der Reiterey ꝛc. ꝛc. Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht. Neue, verbesserte, vermehrte und mit Kupfern gezierte Auflage; mit einigen histor. Anmerkungen, und einer komischen Epopee, der Baron, bereichert ꝛc. ꝛc. Leipzig, verl. Bernh. Christ. Breitkopf. 1753. in kl. 4.

Was wir vor anderthalb Jahren vermutheten, das ist glücklich eingetroffen. Der gute Geschmack unsrer Landsleute hat sich auch in der guten Aufnahme dieses trefflichen Heldengedichtes, Hermann, zu Tage geleget. Die erste Auflage ist innerhalb einem Jahre so stark abgegangen, daß der Herr Verleger auf eine neue Ausgabe hat denken müssen. So sieht man denn, daß gleichwohl nicht ganz Deutschland mit der miltonischen Sucht angesteckt worden. Es giebt noch Kenner und Liebhaber der vernünftigen Dichtkunst, und eines heitern Witzes, der nach den Mustern der größten Heldendichter unter den Alten und Neuern, bey der schönen Natur bleibt; zwar edel und geistreich denket und schreibt,

allen Schwulst aber in den Gedanken, wie den rauschenden Uebelklang in den Ausdrücken flieht und vermeidet.

Der öffentliche Beyfall, den dieses Heldengedicht seinem Herrn Verfasser überall zugezogen, ist aus dreyen Begebenheiten abzunehmen gewesen. Erstlich erklärte die königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg denselben aus eigener Bewegung zu ihrem Ehrenliede. Kurz darauf that die königl. deutsche Gesellsch. zu Göttingen, ebenfalls aus eigenem Triebe, ein gleiches; und endlich ertheilte die löbliche philosophische Facultät zu Leipzig, nunmehr fast vor einem Jahre, diesem deutschen Heldendichter ihren ersten Lorberkranz, den sie eilf ganzer Jahre gleichsam unentweihet, und ungemisbrauchet, für ihn aufgehoben hatte. Ehrenbezeugungen, die von so ansehnlichen und gelehrten Gesellschaften herrühren, sind gewiß für unverdächtige Zeichen einer besondern Vortrefflichkeit zu achten.

Hierzu kam nun der gute Abgang Hermanns; der aber, ohne im geringsten den Herrn Verf. stolz zu machen, ihm nur Anlaß gab, sein Werk nochmals aufmerksam durchzugehen, zu verbessern und zu vermehren, auch mit einigen historischen Anmerkungen zu erläutern. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, mit was für einer Bescheidenheit er, in seinem Vorberichte zu dieser neuen Ausgabe, davon redet. Er schreibt den bisherigen Beyfall, den sein Gedicht erhalten, bloß einer Nachsicht zu. Er gesteht, daß sein Buch, nicht nur gelobet und beurtheilet, sondern auch getadelt worden. Er bittet also um Vergebung,

gebung, wenn er sich auch in diesem Stücke autormäßig aufführet, daß er etwas weniges von sich selbst spricht. Es sey ja das erstemal, daß er mit seinem Leser in seiner Sprache rede: und eine Mutter verführe ja höchst billig, wenn sie das erste Lallen ihres Kindes nicht unterbräche.

So fährt er fort, die Geschichte seines Hermanns zu erzählen, die Kleinmuth, womit er ihn angefangen; die Scham, womit er ihn geendiget; die Behutsamkeit, da er sich einen Aristarch erwählet; und das Mistrauen, womit er so wohl dessen Lob, als andrer Tadel angesehen. Er gesteht, daß er gleich nach dem ersten Abdrucke viele Fehler bemerket, die ihm jener noch durch die Finger gesehen; will aber nicht melden, wie viel er der Liebe zur Richtigkeit der Sprache aufgeopfert, wie viel Sittenlehren er an unrechten Stellen unterdrücket, und wieviel Stellen er sonst umgegossen. Wie schwer ihn dieses angekommen, giebt er Vätern zu bedenken, die auch wider ihre Früchte haben wüthen müssen. Doch, er wollte sich des erhaltenen Lobes, und sovieler Ehrenbezeugungen gern würdiger machen, seinen Richtern eine Gnüge thun, und seine Tadler beschämen: So wenig er aber sein Lob in aller Schärfe für wahr angenommen; so wenig könnte er die Machtsprüche seiner Verbesserer für Glaubensartikel annehmen.

Einige hatten sein Gedicht für zu kurz angesehen; ihm kam es zu lang vor. Er folgete also der Vernunft, die da will, daß man andern, so kurz als möglich, beschwerlich fallen solle. Er überläßt es nunmehr den Lesern zu urtheilen, ob sein Gedicht

aus seinen Händen eben so verschönert komme, als es aus den Händen des Herausgebers und Verlegers könnt. Er selbst habe auch in diesem Abdrucke schon wiederum häßliche Stellen erblicket. Vielleicht sehen sie andre, vielleicht auch nicht. Kommen sie aber auf die unrechten; so bäthe er zu bedenken, daß nicht alles so unrecht ist, als es uns däucht; ja daß manches wohl gar schön seyn könne: so wie des Herrn Regierungsrath Lichtwehrs Mohr saget:

Du siegst! ich habe hier verspielt;
In Tunis hättest du verlohren!

Seine Anmerkungen sind nur einige Stellen aus Geschichtschreibern, um dasjenige zu bestärken, was man ihm als Fehler wider die Historie vorgerücket. Sein angehängtes Gedicht, das Picknick, endlich, sey nur einer Wette zuzuschreiben; da er nämlich behauptet hätte, eine gewisse lustige Begebenheit könne den Stoff zu einer komischen Epopöe abgeben. Er überläßt es dem Ausspruche der Leser, wer gewonnen habe.

Nach dieser so kurzen und bescheidenen Erklärung des Verfassers, folget ein Antwortschreiben des Hn. von Voltaire, an einen hiesigen Gelehrten, der ihm einen französischen Auszug aus dem Hermann zu lesen gegeben hatte. Es steht daselbst in der Grundsprache: da aber das Urtheil eines so großen Meisters und Kenners der Heldengedichte nicht gleichgültig anzusehen ist; so wollen wir es hier teutsch mittheilen:

„Ich

„Ich schicke Ihnen, mein Herr, die Schrift wie„der, die Sie mir anzuvertrauen beliebet haben. „Auch mitten durch die Uebersetzung habe ich die „erhabenste Dichtkunst und die tugendhafte„sten Gesinnungen, erblicket: so wie man vor„mals die Gottheiten verehrete, deren Bildsäulen „mit einem Schleyer verhangen waren. Kennen „Sie den jungen Verfasser, so bitte ich denselben „meiner vollkommenen Hochschätzung zu versichern. „Dieses ist eine Gesinnung, die ich auch Ihnen, „sowohl als ihrer berühmten Gattinn längst gewid„met habe. Voritzo setze ich noch Freundschaft und „Erkenntlichkeit hinzu, die ich ihren einnehmenden „Höflichkeiten schuldig bin. Erlauben Sie mir die„ses kleine Schreiben nach Art der Alten zu schließen, „die Sie so wohl nachahmen. Schreiben Sie, und „leben Sie wohl! „

Dieses Schreiben ward nun dem Herrn Baron von Schönaich zugeschicket: und als selbiger dadurch Anlaß nahm, sich schriftlich bey dem Herrn von Voltaire zu bedanken, erfolgte noch eine Antwort, an denselben, darinn das obige Urtheil bestätiget ward; indem Herr v. V. hinzusetzet: Er werde sichs niemals verzeihen, daß er eine Sprache nicht verstehe, die der Herr Baron, und noch sonst ein Gelehrter allhier, allen Liebhabern der Litteratur so nothwendig machete. Ein solches Zeugniß nun machet allerdings dem Herrn Verfasser, und unserm Hermann viel Ehre.

Nunmehr sollten wir den Lesern von den Verschönerungen dieses Heldengedichtes einigen Begriff

machen. Dieſelben ſind zweyerley: äußerliche, und innerliche. Die erſten ſind die ſchönen Kupfer, womit der Herr Verleger jedes Buch dieſes Werkes gezieret hat. Das erſte ſtellet vor, wie Hermann und Brenno im Walde den Barden antreffen, der mitten im Ungewitter der Gottheit einen Lobgeſang anſtimmet. Das 2.) zeiget, wie Hermann dem Könige Marbod, der auf ſeinem Throne ſitzet, und von ſeinen Großen umgeben iſt, den Bund mit den Cheruſcern anträgt. Das 3.) entwirft das verliebte Fräulein Mathilde, wie ſie bey ſpäter Nacht ihrer Vertrauten, Frygund, die Unruhe ihres Herzens entdecket. Im 4ten ſieht man, wie Siemund, Marbods Staatsdiener und Liebling, beyde Schönen auf ihrer Flucht ermordet hat, itzo aber vor dem Hermann auf den Knieen liegt, der ihn zu beſtrafen drohet. Auf dem 5ten erſcheint die Zwietracht, Segeſthen im Traume, und reizet ihn an, mit dem Siegmar zu brechen, und ſich zu den Römern zu halten. Im 6ten muntert Fürſt Siegmar im Walde, ſeine Cherusker auf, ſich als tapfre Deutſche zu verhalten. Im 7ten kündiget Hermann, als neuer Herzog der Cherusker, den beyden römiſchen Geſandten das Bündniß auf; weil ſie ihm gar zu gebiethriſche Anträge gethan hatten. Im 8ten hält Varus, der Römer Feldherr, unter einem prächtigen Zelte, mit ſeinen Tribunen Kriegsrath. Auf dem 9ten entdecken Hermann und Raſtolph bey Nachte, durch einen leuchtenden Blitz, daß die Römer im Anzuge ſind, ſie zu überfallen. Im 10ten wird Siegmar, der in einem Scharmützel geblieben,

den, von seinem Sohne Hermann, vor den Augen des ganzen Heeres, zur Erden bestattet. Auf dem 11ten bestürmen die Deutschen das befestigte römische Lager. Im 12ten endlich sieht man nach gewonnener Hauptschlacht, wie Hermann zu Pferde, von einem Soldaten Haubold, den Kopf des römischen Feldherrn empfängt, und selbigen dem Könige Marbod zu bringen befiehlt.

Alle diese Kupfer nun, sind sowohl der Zeichnung, als dem Stiche nach, überaus fleißig gemacht, und sehr glücklich ausgefallen. Die ersten sind von der Hand des Herrn Crusius, eines bloßen Liebhabers, der hier noch den Wissenschaften obliegt. Er hat aber alles, was ihm der Herr Baron von Schönaich zu zeichnen vorgeschrieben, nach fleißiger Durchlesung des Gedichtes, so vernünftig und lebhaft entworfen, daß weder die Wahrscheinlichkeit der alten Zeiten, in Sitten und Kleidungen, noch der moralische Charakter seiner Personen, das geringste dabey gelitten: worinn auch wohl der große Coypel, in den Figuren zum Don Quixote bisweilen gefehlet. Hier scheinen alle Bilder recht zu leben und zu sprechen. Sonderlich ist die Andacht des Barden im Walde, und die Neugier Hermanns, der ihn singen höret; so wie die verliebte Unruhe der wehmüthigen Marbilde, ihnen recht aus den Augen zu lesen. Der Heldenmuth und die Liebe zur Freyheit des alten Siegmars; der edle Stolz Hermanns, bey Abfertigung der Gesandtschaft; die wilde Gemüthsart des Tarpejus, eines römischen Tribuns, u. d. gl. m. sind ebenfalls so

redend entworfen, als man es nur hätte wünschen können. Ueberhaupt sind auch die veränderten Waldgegenden, die altdeutschen Rüstungen halbnackter Helden, die sich in Wolfs- und Bärenhäute hüllen, und Saurüssel zu Helmen haben, sehr angenehm und fürchterlich zu sehen; allemal aber denen Zeiten gemäß, daraus diese Geschichte gezogen ist. Der Herr Sisang aber, ein berühmter hiesiger Kupferstecher, hat gleichfalls in diesen zwölf Stücken, alles was er vorhin gemachet, übertroffen; so, daß schwerlich ein Kenner an der schönen Ausführung seines Grabstichels etwas wird zu erinnern haben.

Nun sollten wir auf die innern Verschönerungen kommen; und einige der stärksten Stellen anführen, die der Herr Baron in seinem Gedichte geändert hat. Allein wo sollten wir anfangen? wo aufhören? Des Schönen ist soviel, daß es uns unschlüßig machet. Siegmars Rede an Hermannen im 1. Buche; Hermanns Rede an Marboden, und seine Erzählung vom Zustande Roms, und vom Tode des Drusus im zweyten; die ängstliche Klage der Mathilde im dritten; der boshafte Charakter Siamunds im vierten; die Weißagung der Velleda im fünften, u. d. m. sind Stücke, die man den schönsten im Virgil an die Seite setzen kann. Doch wir müssen doch wenigstens etwas zur Probe setzen. So beschreibt er diese letztere:

Um der stolzen Priesterinn Kleider, rauscht ein weißer Ueberhang.
Den sie mit vergoldten Spangen seitwärts in die Höhe zwang.

Eines

liches verhanden; ſo iſt es falſch: Denn die menſchliche Seele iſt ja zum wenigſten als was unſterbliches darinnen. Soll es aber heiſſen die Natur der körperlichen Welt ſey nicht unſterblich: So iſt dieſes ſo viel geſagt, als wenn ich ſagte, daß ein Stein nicht reden könne. Eine wichtige Wahrheit! Aber es iſt weder eines noch das andre recht ausgedrücket; und die Zweydeutigkeit iſt gewiß keine Tugend der guten Schreibart.

„Nun kömmt noch der H. Auguſtin, der gewiß ohne Noth, ja faſt bey den Haaren herzugezogen worden. Er hat geſagt, ein kleiner Wurm ſey ein edler Geſchöpf als die Sonne. Wäre er ein beſſerer Weltweiſer geweſen, ſo würde er ſolches nicht geſagt haben. Allein, geſetzt er hätte recht geſagt, was gehet ſolches den Menſchen, den groſſen Pan, und den Herrn von Hoffmannswaldau an? Die Redensart, einen kaum einen Punct machenden Wurm hat einen doppelten Fehler; Wie klingt das, einen kaum einen? Und was heiſſet das, wenn ein Wurm einen Punct machet. Ausmachen hätte es heiſſen ſollen; wenn der Verfaſſer die Bedeutung der Wörter hätte unterſcheiden können. Und wie ſchön betitelt unſer Redner nicht die Sonne? Sie iſt der Almoſenmeiſter Gottes! Wer hätte dieſes Räthſel verſtehen können, wenn es unſer rhetoriſcher Sphynx nicht ſelbſt erkläret hätte; indem er hinzuſetzet, nemlich die Sonne! Es kommt mir dieſes nemlich nicht anders vor, als die Art der alten Mahler, die ſich genöthiget ſahen ihren Bildern beyzuſchreiben, was ſie bedeuten ſollten.

„Wem ſollte der Name Pan mit mehr Recht zugeeig-

Eines goldnen Gürtels Schmuck ſchleußt ſich unter ihren Brüſten,
Mit geweihter Farben Pracht pflegt der Wahn ſich auszurüſten.

Nun folget ihre erſte Anrede; und hernach die fernere Beſchreibung der Umſtände:

Wald und Vögel ſchliefen längſtens, und des Mondes blaſſes Licht
Brach ganz ſparſam durch die Wolken, und verſprach, und gab es nicht,
Nur der Eulen hohl Geſchrey irret ſchröckend in den Lüften,
Und der rauhe Wiederhall ſtirbt auf den bewachſnen Triften.
Ein ſchon längſt gefangner Römer ſoll das Thier zum Opfer ſeyn,
Des geweihten Stahles Spitze dringt in ſeinen Schlund hinein.
Bey den Füßen hatte man ihn an einen Aſt gehangen,
In ein ehernes Gefäß, das verhaßte Blut zu fangen.
So verführt die tolle Neugier Menſchen tugendhafter Art;
So ward auch bey klugen Völkern oft die ärgſte Wuth verwahrt.
Gott! du kannſt die Gräuel ſehn, die der Andacht Wuth verrichtet,
Und du hebſt den Arm nicht auf, der der Welten Bau vernichtet?
Zitternd greift nunmehr Velleda ins Gefäß, das vor ihr ſtund;
Und macht der Cherusker Schickſal und der Römer Schande kund.

Fürſt!

Fürſt! ach Fürſt! es fällt ein Heer von der Deutſchen tapfern Händen,
Helden werden manchen Geiſt zu den blaſſen Schatten ſenden.
O! ihr Götter! welch ein Sieger läßt ſich in dem Düſtern ſehn!
Scheint er nicht von Blute trunken, auf den frechen Feind zu gehn?

— — — — — — —

Deutſchland nämlich wird wohl nie, außer durch ſich ſelber fallen:
Und der Enkel Waffenklang wird noch ſelbſt in Rom erſchallen.
Nimm hier dieſen Ring von Eiſen, ſey durch dieſe Kett entehrt,
Die der Rache täglich Zunder, und der Jugend Scham gewährt,
Trage beydes! ſey dadurch ewig an das Volk geſchloſſen,
Ewig dieſem Blute gram, das Velledens Hand vergoſſen.

Aus dem hohen Capitole lodert eine wilde Glut,
Aus den ſtolz vergoldten Dächern dringt die Flamme voller Wuth ꝛc.

Doch wenn wollten wir fertig werden, wenn wir alle Stellen von gleicher und größerer Stärke hieher ſetzen wollten? Liebhaber einer männlichen und dennoch reizenden Dichtkunſt, werden ohne Zweifel ſelbſt dieſe neue Ausgabe leſen wollen, die gewiß Deutſchland, ſo wohl dem Inhalte, als dem äußerlichen Schmucke nach, Ehre machet. Es iſt nöthig, noch von der angehenkten komiſchen Epopöe ein Paar

Wor-

Worte zu ſagen; womit der Herr Baron dieſe Auflage bereichern wollen.

Den Inhalt und die Anrufung hat der Dichter folgendergeſtalt, nach Art Homers in der Ilias, zuſammen geſchmolzen.

Muſe, ſinge von dem Zorne, der vielleicht noch itzo breſt,
Und zwo feſt verbundne Schönen durch der Liebe Glut getrennt.
Der durch ſchwere Zänkereyn manch verliebtes Ach erzwungen,
Daß der helle Spiegelſaal ſelber von dem Weh erklungen.
Wann die halberſtorbnen Brüſte, nur durch Seufzer aufgelebt,
Wann ein böſer Traum die Sinnen in verneuten Gram verwebt;
Iſt es möglich? Kann der Brand in des Zornes ſchwarzen Flammen,
Von der tugendhaften Glut einer zarten Liebe ſtammen?

Nun kömmt die Zuſchrift an Chlorimenen, nach Popens Art; und ſodann hebt die Erzählung an. Der Baron, der hier ſein Held iſt, war ſeit einem Jahre Lottchens Reizungen entgangen, und wollte frey bleiben. Venus und Amor aber nehmens übel. Jene nimmt dieſen bey der Hand, und führt ihn in ein Zimmer, wo alle ihre Siege gemalet waren. Eben ſo ſah man auch ihre Feinde, die Helden und Heldinnen der Minerva, an deren Spitze der Freyherr, als ein andrer Cäſar gieng.

Dieſes, ſagt ſie, iſt der Haufen! der, mein Amor, ſpricht mir Hohn!

Ja,

Ja, der iſt es, der die Bruſt ſchon ſo manchesmal bekümmert,
Und, wo es nicht anders wird, gar noch meinen Thron zerdrümmert.

Amor lachet, und fliegt davon, ohne zu ſagen wohin. Sie hoffet etwas Gutes; und wirft ſich in des Morpheus Arme, und entſchläft bis auf den Morgen.

II. Buch. Die Muſe wird angerufen, die Winterluſt zu beſchreiben, in welche Helden, Buhler, Stadt und Land entbrannt ſind; ſolche Helden,

Die allein die Lieb erhitzet, die nur Spott und Schmerz bekriegt,
Und wo, ſonder Schild und Lanzen, halb entblößte Schönheit ſiegt ꝛc.

Dort, wo die Spree ſechs berühmte Städte theilet (in Berlin,) geht eine Sage unter den Bürgern, daß dieſer Ort unzerſtörlich ſey; welches den Brennen, als ihren Beherrſchern zugeſchrieben wird ꝛc. Florimene ein Kammermägdchen zieht den Vorhang ihrer Göttinn, der Weichlichkeit auf, und der Fleiß, als ein muntrer Gott, rufet ſie. Sie höret es, erwachet, kehret ſich auf die andere Seite, und ſchläft wieder ein. Endlich erwachet ſie doch, und ſieht den Flor ihres Reiches daraus, daß auch Männer ſich, wie Phrynen putzen, Helden und Philoſophen ihr Haar kräuſeln. So gleich nimmt die Göttinn die Geſtalt eines Läufers an, und eilet zum Baron, ihn auf einen Ball zu laden. Dieſer ſitzet zwiſchen lauter Büchern, wie ein junger Neuton, und preiſet ſich glücklich;

lich; denket auch so lange nach, bis er endlich nichts mehr dachte, und entschlief. Pallas erscheint ihm, und warnet ihn vor der Venus und ihrem Sohne, nebst der Weichlichkeit, die ihm heute nachstellen würden. Sie befiehlt ihm, ihr zu folgen, und berührt ihn mit ihrer Lanze: seine Seele verläßt sogleich den Augenblick ihren Körper; der indessen auf dem Sopha sitzen bleibt. Eine dünne Hülle seines Staubes umkleidet die Seele, und so glitscht sie schwimmend auf den Dünsten über das Dach fort, bis zum Musentempel.

III. Buch. Dieß Heiligthum war Wälschlands Sängerkünsten geweiht. Sieh, spricht Minerva, was für eine Fluth von Menschen hieher eilet. Narren, Staatsleute, Thoren und Weise drängen sich beym Eingange. Siehst du dort das Fräulein Ziergern; die schon längst auf diesen Tag gehoffet? u. s. w. Wie dort Polyphem mit einer großen Fichte den Trojanern dräute: so steht hier ein Hunne, der dem Schwarme drohet. Ein vergulder Wagen rasselt, und der gepuderte Befehlshaber selbst entblößt sein Haupt, machet dem Phaeton Platz, u. hebt mit dem gestickten Arme, eine Göttinn? nein! Florinden aus dem Wagen. Friedrich kömmt! das Thor öffnet sich mit Rauschen! Nun hilft kein Schließen, Drohen oder Stoßen. Alles dringt wie ein Strom hinein. Die Göttinn stößt mit ihrem Spieße aufs Dach: dieß öffnet sich, und läßt sie ein; der Baron aber glitscht am Schafte ihrer Lanze sanft herab: Allhier, ruft sie, wohnt die Weichlichkeit: du, erschrick! sie zu verehren.

Er ſah alſo; aber er ſah auch noch nichts anders, als alle Logen voll ſchöner Damen, und oben auf der Galerie gewiſſe feile Creaturen. Allein ſeine Augen waren noch von der Decke umhüllet, die der Menſchen Augen hindert. Minerva reißt ihm ſelbige weg: und nun erblickt er hier das ſchwarze Grab der Tugend, worinnen ſie und der Verſtand, nach oft wiederholten Anfällen, endlich mit Luſt erbleichen. Im Winkel ſaß die Läſterung, mit dem Arndt in der Hand, biß ſich die Lippen wund, und verfluchte alles. Alles was die Luſt aus fernen Ländern zum Putze und Prachte rufet, deckete hier die Schlingen der Wolluſt. Die mit Perlen behangenen Schönen beneiden einander die Stoffe; wie Könige ihrer Nachbarn geringre Länder. Von der Bühne wirbeln rothe Dünſte empor, und die geilen Sprünge der Tänzerinnen erwecken böſe Triebe. Hier wird eine feine Schmäucheley für die beyden Königinnen, und den König ſelbſt eingeſchaltet; und dieſe letztere ſchließt ſo:

Ewig mag ihm Preußens Nachwelt fröhliche Triumphe weihn;
Ewig ſich bey ſeinem Namen, wenn man ihn nur nennet, freun.
Wenn noch etwas ſeinem Ruhm irgend vorbehalten wäre:
O ſo iſt es Deutſchlands Sprach, und der Deutſchen Lieder Ehre.

Wie bey bewölkten Nächten nur hier und da ein Sternchen blitzet: ſo dünne ſieht man hier noch einzelne Schönen, die von tugendhaften Flammen bren-

brennen. Chlorimene fehlte hier sonderlich: und dieses erfüllet den Baron mit Furcht und Schrecken. Er wünscht wieder in seinen Leib zu kehren; und Pallas setzt ihn wieder auf seinen Sopha, und verschwindet.

Das IV. Buch. Amor kömmt mit Lachen und Springen, und drückt einen Pfeil in sein Herz ab. Hier wird der Baron unruhig und verliebt. Er entschuldiget sich aber, daß die Liebe nicht immer lasterhaft ist. Er will beydes, Liebe und Weisheit vereinigen: aber Amor lachet, daß er sich zum Sieger machet; wobey ihn der Dichter mit dem Könige von Fr. vergleicht, der sich eben so oft geirret, wenn er nach der Deutschen Zepter und nach Habspurgs Falle geseufzet. Die Weichlichkeit kömmt hier an, die recht ausnehmend beschrieben, und redend eingeführet wird. Sie rufet die Nacht um Hülfe an, den Baron zu besiegen. Diese kömmt. Die Straßen brennen schon von Feuern, die in Gläsern verschlossen sind; und die Göttinn, in Läufergestalt, klopfet bey ihm an: Sylvia, die braune Schöne, heißt es, erwartet dich heute in Damons Garten. Der Baron erschrickt: die Spröde? rufet er. Ja, heißt es: und die Göttinn verschwindet. Nun legt der Baron seine Rüstung an, so wie sich nämlich Stutzer zu panzern pflegen; die der Dichter sehr spaßhaft beschreibt. Dieß ist ein Meisterstück. Er besieht sich im Spiegel, und verliebt sich in sich selbst: als eben ein catonischer Sauertopf, Mäander, hinein tritt; und ihm seinen weibischen Putz verweiset. Armer Mensch! heißt es, du bist verliebt! Allein umsonst. Der Baron springt in seinen Phaeton; wor-

inn er ſtolzer ſitzet, als Laie, die ihn durch ihre bezahlte Liebe verdienet hat. Und nun gehen ſeine Heldenthaten an. Dorchen ſtarb von einem Blicke, der ſie nicht traf: Lorchen ſchmachtete, die doch ſonſt Amors nur ſpottete: und Dorimene läßt ihren Mann im Bette, um in ſeine Arme zu fliegen. Er bedauert es ſelbſt, daß er ſo ſchön iſt: und ſo kömmt er ins Spielzimmer. Hier ſchätzet ſich der Baron ſo glücklich, daß er dem Zevs ſeinen Himmel nicht beneidet. Denn wer weis, ob die Götter bey ihrem Nektar auch tanzen? Nun ſtrömet die Liebe ihm ſchon in alle Adern. Die ſtolze Sylvia ſparet zwar dieſen Schatz, ihrer eigenen Glut auf: aber

Eben wie die Turteltaube, murmelt und den Schnabel hält,
Ihrem Gatten girrend folget, bis ſie von dem Aſte fällt:
Armes Fräulein! alſo wirds dir noch mit dem Stutzer gehen,
Und der Spötter dich erfreut von dem Aſte fallen ſehen.

Amor trieb nunmehr ſein Spiel, unter Perlenſchnüren und Haarlocken; bis er auf einem Strale, den Damon nach Dorimenen ſchoß, in ihren weißen Buſen fuhr, der davon in Glut zerfloß.

V. Buch. Hier ruft der Dichter die Sängerinn alter Helden an, ihm einen Tiſch voller Fräulein. ſchildern zu helfen, die bey dieſem Picknick in einer bunten Reihe geſeſſen. Der Herr von Flandern kömmt auch der allgemeinen Iris zu flattrigt vor. Lorchen, das allerliebſte Kind der Freude, lächelt; Schnellwitz ſitzt bey ihr; es folgen Strephon

phon und Bellinde, Ariſtander, Panthea und Amaranth, u. a. m. Unſer Baron ſaß bey der Sylvia, aber Cynthiens junger Reiz ſchlug ihm tiefere Wunden.

Cynthia war viel zu ſchön, um durch ſolchen Tauſch zu leiden,
Ja das ſprödſte Herz ertrüg einen ſolchen Blick mit Freuden.

Die braune Sylvia wird eiferſüchtig. Aber ein knallender Pfropf aus einer Champagner-Bouteille fährt an die Decke, und trifft unſern Baron an den Kopf. Lottchen lachet; und alles ſtürzet die ſchäumenden Gläſer in ſich. Aber wie die Trappen, ſo bald einer aufſtößt, ſo gleich alle die Schwingen heben: alſo ſtund auch hier die ganze Geſellſchaft auf, ſobald nur einer den Stuhl rückte.

Stühle poltern, Gläſer klingen, und der glanzerfüllte Saal,
Rauſchet von den goldnen Kleidern und der Tänzerinnen Zahl.

Sie paaren ſich durch Looſe, die Amor ſelbſt gemenget hatte. Aber Minerva ſchicket ihre Eule, und vertrauet ihr den Baron an, auf ihn Achtung zu geben, und ihr Bericht zu erſtatten. Dieſes that ſie voll Schrecken, als der Baron ſo viel reizende Göttinnen gewahr ward. Pallas nimmt ſo gleich des finſtern Mäanders Geſtalt an, und verfügt ſich ſelbſt dahin. Alles tanzet, und Chloe ſelbſt vergißt das Hinken. Lais recket den reichen Hals, um ihren Strephon wieder zu rühren: und Cynthia ſelber fühlet,

let ein, ich weis nicht was, in der keuſchen Bruſt. Amor ſitzet auf ihrem gewölbten Buſen, und merket, daß ſie gegen den Baron brennet. Sie geht ſo weit, daß ſie dem Baron die Liebe gegen Silvien bitter vorrücket, und mit ihrem ſchönen Fuße auf die Diele ſtampfet, daß ein Wiederhall in allen Sackuhren erſchallet. Minerva höret es: Amor merket ſie, und verſtecket ſich unter Cynthiens Fiſchbeinrocke. Sylvia aber geht mit Spöttereyen auf den alten Mäander los, ja reizet alle ihre Tänzerinnen, ihn und alle andere zum Tanze zu fodern.

VI. Buch. Nun geſchehen die Siege der Schönen. Schnellwitz ſtirbt von der Chloris runden Armen: Gänschen aber von ihrem Nackenhäschen fiel von einem halb entdeckten Schenkel; Närrchen durch eine goldne Borte um den Unterrock. Herr von Flandern ſtarb, ohne zu wiſſen, warum. Charlottens Fächer erlegte Mopſen; Lorchens weißer Arm aber ſchlug mehrere nieder. u. ſ. w. Pallas erduldete indeſſen in Mäanders Geſtalt das Hohngelächter der Fräulein. Der Freyherr aber entfernet ſich, ſetzet ſich beyſeit, und ſchreibt was verliebtes auf. Silvia ſiehts, und beſorget, Cynthia werde ihr ſein Herz entziehen.

Hab ich darum meine Haare ſchwarz gefärbt, und manche Nacht,
Band und Farben auszuſuchen, halb entkleidet zugebracht?
Hab ich darum Mandelſeif und Jasminenöl verbrauchet,
Durch des nahen Athens Hauch manches Spiegelglas behauchet? ꝛc.

O!

„geeignet werden, als dem hochſchäßbaren Herrn von „Hoffmannswaldau? in welchem die gütige Natur „all ihr Vermögen, wie der groſſe Werkmeiſter „des Samiſchen Labyrinths Theodorus alle ſeine „Kunſt in einen vierbeſpannten Wagen, welchen aber „ſeiner Kleinigkeit halber eine Fliege bedeckte, zuſam„men gezwänget hatte; der als der Mittelpunct un„ſerer Stadt in ſeiner Enge den ganzen Umkreis al„les unſers Guten in ſich begriff: In dem, als in dem „Haupte des Raths, ſich alle heilſame Rathſchläge „und Anſtalten für das gemeine Weſen, wie alle fünf „Sinne in dem Haupte der Thiere vereinbarten.

Hier haben wir abermal einen ſo ungeheuren Saß als jener war, darüber man ſechsmal Athem holen muß, eh man ihn ausſprechen kan. Er iſt aber auch mit eben ſolchen Zierathen überfirniſſet, als jener. Er enthält erſtlich ſein weit hergeſuchtes Gleichniß vom Werkmeiſter des Labyrinths, den ſich unſer Redner zum Muſter genommen zu haben ſcheinet. In der That iſt Herr Lohenſtein ihm viel ähnlicher als die gütige Natur; wenn es erlaubet iſt abermal zu Lohenſteiniſiren. Theodorus hat einen Labyrinth erbauet; Herr von Lohenſtein aber einen Arminius geſchrieben, der ihm an Verwirrungen und Irrgängen überaus ähnlich iſt. Jener hat ſeine ganze Kunſt in einen kleinen Wagen zuſammen gedrungen; Dieſer aber in eine kurze Lobrede. Doch wie der Wagen wohl ſehr ſchlechten Nutzen wird gehabt haben, da ihn eine Fliege bedecken konnte: So wird es auch wohl mit dieſer Lobrede ausſehen. Ferner kommen ein Paar Gleichniſſe hintereinander, die wir aber ins beſondre vornehmen müſſen, wenn wir nur erſt ein paar unrichtige Ausdrücke werden angemerket haben. Es

O! verflucht sey doch die Stunde, da ich ihn zum Lomber nahm;
Und noch tausendmal verfluchter, da er schmäuchelnd zu mir kam;
Die für ihn zu schöne Hand mit verbuhlten Küssen netzte;
Und durch einen Fußfall mir dieses Herz in Flammen setzte.

Sie streicht zornig durchs Zimmer, und findet die delphische Pythia sitzen, die aus dem Kaffe wahrsaget. Sieben Lichter brennen um sie her, und neben umgestürzten Caffeeschälchen, liegt ein geheimnißvolles Buch; daraus sie alles sehen kann, was man wissen will. Kaum erblickt sie Sylvien, als sie ihr braunes Styxwasser verdickt in die Schaale thut; und mit fürchterlicher Stimme und Gebärde rufet: Alles ist verlohren!

Pallas hat sich indessen vom Tanze losgemachet, und ist zum Baron geeilet, mit ihm loszubrechen. Nach vielen Drohungen schicket sie ihre Eule nach der Eifersucht. Diese eilt mit rauschenden Schwingen in die Gruft derselben, welche mit gräßlichen Schatten angefüllet ist. Die Göttinn sitzet hinter einem Vergrößerungsglase, wie im Alkoven. Ganze Spieße voller Herzen liegen ihr zu Füßen. Ihr Altar brennet von einem rothen Feuer. Die Göttinn reißt die feurigste Kohle aus der Glut, und tauchet sie in Blut. Der Eule giebt sie die Fackel, und befiehlt sie in des Fräuleins Brust zu stoßen. Diese fliegt nun, wie ein Komet, mit einem feurigen Schwanze durch die Luft:

Durch sein Sehrohr siehet sie Kindermann, der Sternenseher, Er

Er erſchrickt, und winkt, und ruft gleich der Zunft der Himmelſpäher,
Selber rechnet er ſchon künſtlich dieſes Heters Laufbahn aus,
Als der Wunderſtern zerplatzte; denn die Eule drang ins Haus.

Hier ward nun ein Lärmen. Manch Wachslicht erloſch, die Flöten gaben lauter falſche Töne, ſelbſt die wälſchen Stimmen verſtummten, und die Virtuoſen ergrimmten über ihre Griffe und Striche; als die Eule der Silvia die Fackel ins Herz ſtieß. Dieſe lag noch vor dem Altare der Pythia, ſprang aber nun mit einem jämmerlichen Ach und Weh auf. Die Eule ſetzt ſich auf den Kronleuchter: der Baron aber liegt der Cynthia zu Füßen. Dieſe läßt die Hand nach ihm ſinken; aus welcher der Freyherr mit Luſt das Gift trinket. Mit der Linken hält ſie ſchmachtend ein geheimnißvolles Blatt, darinn er ihr ſeine Liebe entdecket hatte. Aber wie ergrimmt fällt Sylvia darauf zu! Sie ergreift es, und giebt dem Baron die bitterſten Verweiſe, wegen ſeiner gebrochenen Schwüre. Allein er verſetzet: Freundſchaft ſey keine Liebe.

Freundſchaft! was? erklang die Antwort: Freundſchaft! was? ſprach Deck und Wand.
Wiſſe! Freundſchaft unter Schönen iſt nur das verſteckte Band,
Womit ihr betrügriſch Volk! uns in eure Netze zwinget,
Und wenn wir gefangen ſind, uns auf ewig drein verſchlinget.

Kin-

Kinder! wollt ihr glücklich leben; hört doch auf die Freundſchaft nicht

Die wann ihrs am meiſten denket, Ottern gleich im Buſen ſticht.

O! verbannt die Stutzer doch, die um euch in allen Zimmern,
Ganz verſilbert und vergoldt, bunt, wie Regenbogen, ſchimmern.

— — — — — —

Kann ein Stutzer noch dazu pfeifen, ſpielen, gaukeln, lachen,

O ſo wird er, glaubet mir, auch die Sprödſten zärtlich machen,

Aber Blatt! verfluchter Zunder, grauſer Zeuge meiner Pein!

Blatt! ach möchteſt du auf ewig Zeuge ſeiner Falſchheit ſeyn.

So ſpricht ſie, und augenblicklich entfährt es ihr wie ein Blitz, und eilt in dem hellſten Glanze gen Himmel: da ſieht man es noch in den Hundstagen neben Berenicens Haare. Denn Jupiter verſetzte es unter die Geſtirne. Dieſes, ſagt der Dichter, müſſe den Baron tröſten; da doch nichts dem Untergange entgehen könne;

Da ja Sterne ſelbſt verſchwinden und auch Sonnen untergehn.

Iſt doch unſre Sonne ſchon ganze Jahre blaß geweſen.
O ſo hört man einſtens auf, Freyherr, deinen Brief zu leſen.

Ueberlaß ihn nur dem Spotte der verbuhlten Stutzerwelt,
Denke, daß ein Ehrenbogen, wie ein Lartenbau zerfällt.

End.

Endlich wird man dieſes Lied, ſo wie deinen Brief vergeſſen.
Doch wer fühlet dann den Spott, wann uns Staub und Moder freſſen?

Uns dünckt, verſtändige Leſer und Kenner ſolcher Scherzgedichte, werden auch aus dieſem magern Auszuge, leicht die Stärke des Dichters ermeſſen können. Allein wo bleiben noch alle die feinen Spöttereyen, Scherze und Nebeneinfälle; alle lebhafte Beſchreibungen, und andre reizende Schönheiten ſeines Ausdruckes? Alle dieſe ſind nur für diejenigen aufgehoben, die ſich das Vergnügen gönnen werden, es ſelbſt zu leſen; da es ſich dann erſt, gleich den Reizungen und Schönheiten der jungen Cynthia, recht kräftig zeigen wird.

II.

Heinrich Meenens kleine Schriften.

Quedlinburg, verlegts Bieſterfeld. 1753.
Halle zu finden bey Bauern.

Der Herr Conſiſtorialrath Meene in Quedlinburg iſt der gelehrten Welt ſchon durch verſchiedene gelehrte und angenehme Schriften bekannt. Voritzo erſcheint er mit einer neuen periodiſchen Schrift, deren erſtes Stück drey Abhandlungen in ſich hält. Wir wollen von allen einige Nachricht ertheilen; werden uns aber bey dem erſten am meiſten aufhalten, weil wir eins und das andere dabey hinzuzuſetzen finden: zugeſchweigen, daß die beyden andern mehr in die Theologie, als für uns gehören.

In

In der I. N. giebt uns der Herr Conſiſtorialrath Nachricht von einem alten und ſeltenen Buche. Seine Einleitung dazu iſt gelehrt, und ſehr wohl geſchrieben. Er beſtimmet darinn die rechten Gränzen der gelehrten Spielwerke in der Bücherhiſtorie; und ſieht ſie billig für Beluſtigungen gelehrter Männer, nach ihren ernſthaftern Arbeiten, an. Für nichts höhers will er auch ſeine Nachricht angeſehen haben: und alſo iſt es eben nicht nöthig, daß ſein ſeltenes Werk von großem Werthe und ausnehmender Wichtigkeit ſey.

Es iſt ſelbiges in kurz und breit 8, auf 99 Blättern eines ſtarken Papieres, mit breiten Rändern, ohne Zahlen gedrucket; und heißt: Reformatorium vite morumque & honeſtatis clericorum ſaluberrimum &c. Am Ende ſteht: Explicit feliciter Reformatorium vite morumque &c. in urbe Baſilea per Michaelem Furter impreſſorem, ſalubriter conſummatum Anno incarnationis dominice MCCCC XLIIII in cathedra Petri. Hier unterſuchet der Herr Verf. in einer gelehrten Note, was die letzten Worte heißen? ob es das Zeichen des Hauſes, oder ein Kirchenfeſt geweſen, an welchem das Buch fertig geworden? und erkläret ſich billig für dieſes: weil ein gewiſſes andres Buch, in profeſſo cathedræ Petri, gedrucket worden.

Wer wird nun nicht gleich an der Jahrzahl des Buches wahrnehmen, daß dieß Buch ein ſeltnes Stück ſey? Man weis ja, daß auch die Bücher von 1460, 1470, u. 1480 ſchon ſehr rare Stücke ſind: von Liebhabern geſuchet, und auf Bibliotheken ſorgfältig bewahret werden. Von etl. 40 aber hat man wohl noch kein

Buch

Buch aufzuweiſen gehabt, ungeachtet die Kunſt um 1440 ſoll erfunden ſeyn. Und allerdings iſt auch dieß Reformatorium vite, bisher nur in der D. Mayeriſchen, und in der Struviſchen Bibl. Verzeichniſſen gefunden worden. Allein der Hr. Verf. behauptet mit tüchtigen Gründen, daß dieſe Zahl falſch, und das Buch bey weitem ſo alt nicht ſey. Die Gründe dazu nimmt er 1) aus der Beſchaffenheit des Druckes, 2) dem Orte, wo es herausgekommen, 3) dem Namen des Buchdruckers, 4) dem Namen des Verfaſſers, und 5) dem Inhalte ſelbſt.

Anfänglich iſt bekannt, daß die älteſten Bücher um 1440 nur auf einer Seite der Blätter gedrucket worden; deren man hernach zwey zuſammen geklebet. Man druckete auch die erſten Bücher mit ganzen Holztafeln ab, darein die Schriften geſtochen waren. Hierbey führet der Herr Verf. die gemeine Meynung an, daß auch lange hernach noch, Hans Schönſperger zu Nürnberg 1517. und zu Augſpurg 1519 den Theuerdank, dergeſtalt in hölzerne Tafeln geſchnitten, habe drucken laſſen. In dem Uffenbachiſchen Bücherverzeichniſſe ſtehen die Worte: notandum, in illis non modo figuras, ſed ipſum quoque textum buxo nitidiſſime inſculptum. Eben das ſteht in der neueſten Augſpurger Ausgabe von 1679 *. Herr Vogt in ſeinem Catal. hiſt. crit. libr. rarior. a. d. 674ſten S. bemerket eben das: und in Hn. Prof. Köhlers Diſquiſ. de inclito Libro Theuerdank ſowohl, als in den Leipz. Beyträgen zur krit. Hiſt. der deut-

* Dieſe Ausgabe haben wir in Händen, aber es ſteht ſolches nicht darinn. Es iſt bloß von den Figuren die Rede.

deutſchen Sprache 6tes St. N. I. ** ſtehen dieſe Nachrichten weitläuftig wiederholet.

So einig indeſſen viel berühmte und gel. Männer in dieſem Stücke ſind: ſo ſehen wir uns doch genöthiget, dieſem faſt allgemeinen Glauben zu widerſprechen. Wir haben, aus des hieſ. Herrn Prof. Gottſcheds Büchervorrathe, beyde erſte Drücke dieſes prächtigen Buches vor Augen und in Händen. Die Iſte von 1517 beſitzet er doppelt, einmal auf Pergament, höchſt ſauber erhalten, mit ſchön erleuchteten Figuren, und koſtbar in Saffian gebunden; einmal aber auf Papier, mit ſchwarzen Figuren, etwas beſchädiget und beſchmutzet. Die IIte von 1519 gleichfalls nur auf Papier, und mit ſchwarzen Figuren, aber reinlich und ganz, in Saffian und vergoldet. Aus einer langen und vielfältigen Betrachtung und Vergleichung aber, und mit zu Rathezieh[illegible] beyder Herren Breitkopfe, Vaters und Sohnes, ja ihrer ganzen Buchdruckerey, haben wir herausgebracht, und ſind genöthiget worden zu ſchließen: die Schrift des alten Theuerdanks ſey keinesweges in Holz geſchnitten, ſondern eben ſo, wie alle heutige Bücher, mit einzelnen gegoſſenen Buchſtaben gedrucket worden. Dieſen paradoxen Satz nun zu erweiſen, leidet in dieſem Artikel der Raum nicht: wir behalten uns vor, ihn eheſtens in einer eigenen kleinen Abhandlung auszuführen.

Auf

** Dieſen Artikel hat vor jenen 22 Jahren Herr Joh. Georg Lotter, ein Augsburger, der als Prof. zu Petersburg geſtorben, ausgearbeitet.

Auf der 16ten S. machet der Herr Verf. die Anmerkung: daß die gedruckten Bücher, die schon Holzschnitte, und gedruckte zierliche Anfangsbuchstaben haben, gewiß allererst nach 1470. gedrucket worden. Wir wollen dieses überhaupt nicht anfechten: allein auch nach dieser Zeit findet man noch viel Bücher ohne dieselben. Herr Prof. G. besitzet Meister Wolframs von Eschenbach 1477 gedruckten Parcifall, imgleichen Meister Albrechts von Halberstadt in eben dem Jahre gedruckten Titurel und Tschyonatulander: aber beyde haben noch keine große Anfangsbuchstaben; sondern nur leere Plätze, wo man sie mit Farben hätte hinmalen sollen.

Hingegen ist es keine Folge, daß überall, wo schon Holtzschnitte erscheinen, auch gedruckte Anfangsbuchstaben gefunden würden. Denn es besitzet eben der angeführte Gelehrte das seltene Directorium humane vite, alias parabole antiquorum sapientum, welches sonst dem indianischen Weltweisen Sendebar oder Sendhaber zugeschrieben wird, auch 1539 zu Straßburg bey Jacob Frölichen deutsch erschienen ist. In diesem lateinischen Buche, welches alle Merkmaale hat, daß es vor 1470 heraus gekommen seyn muß, weil es keinen Titel, keine Anfangsbuchstaben, keine Seiten- oder Blattziffern, keine Custodes, auch keine Meldung des Druckers, der Zeit und des Ortes hat, ob es gleich ganz vollständig und wohl erhalten ist; findet man gleichwohl alle Fabeln in Holz geschnitten, und dennoch nur lauter eingemalte Anfangsbuchstaben: zu einem deut-

lichen

lichen Zeichen, daß die Holzſchnitte noch älter, als die Anfangsbuchſtaben ſind.

Auf der 19. u. 20. S. bemerket der Herr Verfaſſer, daß im XVten Jahrhund. die Schrift zu lateiniſchen und deutſchen Büchern, faſt einerley Anſehen gehabt. Dieſes iſt in gewiſſen Büchern, als im oben erwähnten Parciſall und Titurell buchſtäblich wahr. Denn der Druck darinn iſt ein Zwitter zwiſchen der runden lateiniſchen, die man antiqua nennet, und der eckigten Deutſchen. Man könnte alſo ſagen, daß nicht Aldus Manutius, der ältere, die letzte im Anfange des 16ten Jahrhunderts erfunden; ſondern, daß ſie ſchon im vorigen 1477 J. in Deutſchland vorhanden geweſen. Andre lateiniſche Bücher ſind durchaus mit der eckigten deutſchen Mönchs- oder Fracturſchrift gedruckt; und ſelbſt im XVI. Jahrh. haben wir von Auguſtini Nyphi Medices Sueſſani de Intellectu Lib. VI. ejusdem de demonibus Lib. III. dergleichen Ausgabe in Fol. von 1527. aus Venedig in Händen, deren Schrift der deutſchen gebrochenen Schrift viel ähnlicher, als der lateiniſchen ſieht. Am Ende ſteht: Hoc opus Auguſtini Niphi Sueſſani de intellectu conſumatum eſt Patauii 1492. Uenetiis autem bis impreſſum. Semel 1503. Iterum vero longe emendatius, opera & impenſa Heredum quondam Domini Octaviani Scoti civis Medœtienſis ac Sociorum 1527. Die 10 Aprilis. Hierinnen ſind auch entſetzlich viel Verkürzungen der Wörter befindlich, die zuweilen auch einem geübten das Leſen ſchwer machen.

Auf

Auf der 22ſten Seite ſteht: daß gedruckte Bücher mit groſſen verzierten Anfangsbuchſtaben nicht vor 1490 zum Vorſcheine gekommen ſind. Wir haben aber etliche von Anton Sorgen aus Augſpurg von 1478 und 1480 aufzuweiſen, die zehn bis zwölf Jahre eher dieſe Zierrathen zeigen: das erſte iſt: eine gar ſchöne Cronick aus den Geſchichten der Römer ꝛc. oder, Kaiſer Pontianus, darinn ſchon nicht nur ziemlich große Anfangsbuchſtaben, mit leeren ſchwarzen Umriſſen, bey jedem Abſatze; ſondern bey gröſſern Abſchnitten, recht ſehr große, mit allerley Zügen und Schnörkeln, und noch dazu mit Farben ausgemalet, erſcheinen. Eben das findet man in der Hiſtorie von dem groſſen Alexander, wie die Euſebius beſchrieben hat, von Doctor Hartlieb von München verdeutſchet; und gleichfalls M. CCCC. lxxviij. zu Augſpurg bey eben demſelben gedruckt. Gleich der erſte Buchſtab iſt in beyden, faſt zween Zolle lang und breit, und mit allerley Laubwerken in Holzſchnitten ausgefüllet, obwohl hernach mit gelber und rother Farbe übermalet; ſo wie auch die andern Holzſchnitte durchgehends bunt erleuchtet ſind. Gleichergeſtalt hat eben dieſer Anthoni Sorg, 1480. Bruders Otto von Paſſouwe, vier und czweinczig Alten nicht ohne dergleichen große Buchſtaben gedruckt; indem gleich der erſte von der Art iſt, daß das S. ſowohl an der obern Spitze, als an dem untern Schwanze, auf einen Fratzenkopf hinausläuft, und ſonſt mit Laubwerk erfüllet iſt. Noch älter iſt ſonder Zweifel das Buch der chriſtenlichen Lehre, oder die Hiſtorie von Barlaam

und

Einer iſt in dem vierbeſpannten Wagen zu finden. Dieſes iſt abermal ſo undeutſch geredet als möglich iſt. Ein mit vier Pferden beſpannter Wagen, heißt zwar ein vierſpänniger, aber nicht ein vierbeſpanneter Wagen. Wer hat jemals von einem zweybeſpanneten, oder ſechs beſpanneten Wagen gehöret? Ja, wenn es noch vierfach beſpannet hieſſe: ſo wäre es noch mehr nach der Aehnlichkeit unſrer Sprache ausgedrücket: Und doch würde es vielleicht nicht richtig genug den Begriff ausdrücken, den es haben ſollte. Das Wort zuſammen gezwänger iſt nicht viel beſſer gerathen. Zuſammen zwingen wäre zwar gut deutſch, aber davon würde es zuſammen gezwungen haben heiſſen müſſen. Zwängen aber ſagt man unſers Wiſſens in den meiſten Provinzen Deutſchlandes nicht; es müſte denn eine Schleſiſche Provinzial-Redensart ſeyn, deren ſich aber gute Redner wie aller übrigen zu enthalten haben.

Nun kommt das ſchöne Gleichniß vom Mittelpuncte und Umkreiſe. Herr von Lohenſtein verſteht auch die Geometrie; aber nicht die gemeine, wo der Umkreis eines Zirkels den Mittelpunct in ſich ſchließt; ſondern eine ganz neue und unerhörte; wo der Mittelpunct den Umkreis in ſich ſchlieſſet. Ein ſolcher war Hoffmannswaldau, wie er ſagt. Nun iſt aber ein ſolcher Zirkel eine Chimere, ein ſich ſelbſt widerſprechendes Hirngeſpinſte: Ergo! Doch er wird es vermuthlich ſo böſe nicht gemeynet haben. Es wird nur ein Blümchen von Italieniſchem Grund und Boden ſeyn, womit ſeine Scharfſinnigkeit dieſe Rede auszuputzen geſucht.

Das andere, von dem Haupte der Thiere iſt nicht

viel

und Josaphat, worinn zwar weder Custos noch Blattziser, noch Jahrzahl oder Ort und Namen des Druckers, aber doch Holzschnitte und ein großer gedruckter Anfangsbuchstab erscheinen. Eben so ist es mit dem Buche vom Schachzabel, welches 1477. ohne Ort und Namen in Fol. heraus gekommen ist. Dieses kann genug seyn, die Allgemeinheit der obigen Regel wankend zu machen: wie es denn allerdings nicht zu begehren ist, daß man an Orten, wo keine große und alte Büchersäle vorhanden sind, für alle die Bücher stehen kann, die sehr selten anzutreffen sind.

Von den Unterscheidungszeichen führet der Hr. V. auf d. 23sten S. die gemeine Meynung an, daß dieselben erst vom ältern Aldus Manutius im XVI. Jahrh. erfunden worden. Allein auch wider diese Regel giebt es Einwürfe. In einer alten Cronica zwar, von allen Käysern unn Königen, die seyder Xsti gepurt geregiert unn gereychenet haben, die von Hañsen schönspergern 1487. in fol. gedrucket worden, erscheint noch weder Strich noch Punct: aber die Stelle eines Puncts scheint ein Paar über einander stehender schräger Strichlein, zu ersetzen. Allein aus Anton Sorgs Druckerey sieht man schon 1480 im Bruder Otto von Passau, ja 1478, in den beyden andern obbenannten Werken, so wohl Striche als Puncte. Ja in dem Directorio humane vite, steht auch das Colon, oder der Doppelpunct schon häufig: ob es gleich vor 1470 gedrucket worden. Und gleichwohl finden wir in den plinischen Episteln, die Aldus 1508 in 8. ans Licht gestellet, noch nichts mehr, als Punct und Strichlein. Es ist wahr, daß in seinem ganz griechischen

Euripides, der 1503 in 8. zu Venedig heraus gekomen, schon die Figur; vorkömt: allein wer weis nicht, daß dieses nur das griechische Fragezeichen vorstellet? nicht aber einen Strichpunct, oder Semikolon. So sieht man denn, daß auch die gemeinen Meynungen nicht allemal Grund haben: welches wir aber dem Herrn Consistorialrathe gar nicht zur Last legen können, oder wollen.

A. d. 24. S. ist die Regel angeführet, daß die fehlenden Doppellaute ein Zeichen alter Bücher sind. Allein der obige Aug. Niphus de intellectu, hat noch keine, ob er gleich erst von 1527. ist, da doch der aldinische Plinius von 1508 sie schon hat. Bey uns Deutschen haben der große Alexander, und Kaiser Pontian, von Ant. Sorgen, im 1478sten Jahre schon ä, ö, und ü; so daß sie bey uns ziemlich alt sind.

Eben daselbst wird von den Signaturen und Ziffern der Blätter gesaget, daß sie erst funfzig Jahre nach Erfindung der Buchdruckerey aufgekommen. Und es ist wahr, die beyden itztgenannten Bücher haben sie noch nicht; viel weniger der Parcifall und Titurel von 1477. Aber Otto von Passawe vom 1480sten Jahre hat schon auf jeder Seite die Zahl; z. E. zweymal auf der Vorder- u. Hinterseite eines Blattes ccvij Blat. Und die obige Chronik bey Hans schönspergern 1487. gedruckt, hat die Zahl wenigstens auf allen Vorderseiten der Blätter. Endlich das noch viel ältere Directorium humane vite hat zwar keine Blattziffern, aber die Bogen haben nicht nur die einfache Signatur des Alphabeths; sondern auch, da es Triernen sind, a 2. a 3, bisweilen steht auch m 4; doch ist solches auf dem Bogen n ganz vergessen worden.

End-

Endlich iſt von den Holzſchnitten das 12te Merkmaal alter Bücher hergenommen; wo denn geſaget wird: daß ſchwerlich Holzſchnitte, Figuren und Buchdruckerzeichen vorm 1470ſten Jahre angetroffen würden: welches aber gleichwohl bey dieſem Directorio des Indianers Sendebars nicht zutrifft; als welches eine Menge hübſcher Figuren bey allen Fabeln hat.

Mit allen dieſen unſern Anmerkungen und Zuſätzen wollen wir aber gar nicht zu verſtehen geben, als ob der Herr Verf. nicht vollkommen erwieſen hätte, was er ſich zu erweiſen vorgenommen: daß nämlich ſein ſo ſeltnes Buch bey weitem nicht ſo alt ſey, als die Jahrzahl deſſelben anzeiget. Die von ihm angeführten Regeln der Bücherkenner mögen ſoviel Abfälle leiden, als ſie wollen: ſo zeigen ſie doch unumſtößlich, daß es viel neuer ſey, als 1444. Es iſt 1.) auf beyden Seiten der Blätter, mit kleinen und beweglichen Schriften gedrucket; folglich iſt es neuer als 1450. Es hat 2) verzierte Anfangsbuchſtaben, und 3) Cuſtodes; es hat 4) Holzſchnitte, und ein Buchdruckerzeichen: folglich iſt es neuer als 1470, 80, und 90. Die Zahl 1440 iſt alſo ein bloßer Druckfehler. Man hat mehr Exempel davon, und derer zu geſchweigen, die der Herr Conſiſtorialrath anführet, wollen wir auch ein Paar Stücke anführen.

1.) Hat der Herr Conſiſtorialrath recht, wenn er glaubet, man habe anfänglich bisweilen die Jahrzahlen der Schriftſteller in den Druck gebracht. Dieß erhellet aus dem obigen Otto von Paſſau, da am Ende der Vorrede ſteht: an der heiligen

Himelfürſtin abent Marien der liechtmeſſen des jares do man zalte von Jheſu xſti gepurt MCCC. lxxxvj jare. Got der allmächtig ſey vnß allen genädig Amen. Wenn man nun glauben wollte, das Buch ſey 1386 gedrucket, ſo würde man ſehr irren: es iſt nur um dieſe Zeit geſchrieben und geendiget; wie die vorhergehenden Worte deutlich zeigen: da hingegen das Jahr des Druckes 1480 ganz am Ende ſteht.

2.) Hat unſre Paulinerbibliothek das Speculum conſcientie & Nouiſſimorum, daran auch ein Soliloquium Regis eterni ſuperni; ein Soliloquium anime delicate, und ein Alphabetum exhortatorium angehenket iſt. Am Ende dieſes letzten ſteht: Impreſſum Spire per Conradum hiſt. Anno Dni. M cccc. xlvi. Wer ſollte nun nicht denken, daß dieß ein beſondres altes Stück wäre? Es iſt aber mit Blattziffern und Signaturen der Bogen verſehen; zu geſchweigen, daß um dieſe Zeit zu Speyer gewiß noch kein Buchdrucker geweſen. Es iſt aber in einem Bande dabey ein Libellus de immortalitate anime gebunden zu Cöln gedruckt, der die Jahrzahl M cccc xcvi hat. Dieß iſt vermuthlich auch die Zahl von jenem; nur daß anſtatt des c ein l gedrucket worden: welches durch ein kleines Verſehen des Setzers, gar leicht hat geſchehen können.

Ferner beſtätiget der Ort des Druckes eben das. Zu Baſel iſt vor 1462 wohl keine Buchdruckerey geweſen, ſondern allein zu Maynz, und darauf zu Straßburg. Das Zeugniß Joh. Schäfers, Fuſts Enkels, welches hier angeführet wird, iſt sonnen-

nenklar. Wir wollen bey dieſer Gelegenheit eben dieſes glaubwürdigen Mannes Worte, aus der Vorrede anführen, die er vor das Buch: Romiſche Hiſtorie vß Tito liuio gezogen, geſetzet hat; welches 1505. von ihm ſehr ſchön gedrucket, und Kaiſer Maximilian I. zugeeignet worden. Als er hier geſaget, daß dieß Werk in der loblichen Stadt Mentz gefertigt vnd getruckt ſey: ſetzet er hinzu: in welicher ſtadt auch anfengklich die wunderbare Kunſt der Truckerey, vnd Jm erſten von dem kunſtreychen Johan Gutenbergk, da man zalt nach Chriſti vnſers Heren gebürth Tauſend vierhunderth vnd fünffzig Jare, erfunden, vnd darnach mit vleyß, koſt vnd arbeyt Johan Fauſten, vnd Peter Schöffers zu Mentz gebeſſerth vnd beſtendig gemachet iſt worden. ꝛc. Hier ſieht man zweyerley: 1) daß Gutenberg, und nicht Fauſt, ſelbſt von dem Enkel dieſes letztern, für den erſten Erfinder der Kunſt angegeben wird. 2) Daß die rechte Kunſt erſt 1450, und nicht 1440 erfunden worden; wie man insgemein glaubet.

Wir hören auf, dieſen litterariſchen Anmerkungen weiter nachzuhängen; und müſſen dem Herrn Conſiſtorialrathe alles Lob eines geſchickten Kunſtrichters beylegen: da er das rechte Alter dieſes Reformatorii, endlich auch aus dem Namen des Buchdruckers erwieſen hat. Denn Michel Furter iſt erſt am Ende des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts bekannt geworden. Man kennet kein älteres von ihm, als eins von 1496; und von 1507 iſt noch eins von ihm bekannt. Von hier, bis 1444

zurück, das ſind 63 Jahre. So lange hat wohl noch kein Verleger oder Drucker ſeine Profeßion getrieben. Hernach hat Seb. Brant, den Verfaſſer des Reformatorii Clericorum, als einen mit ihm gleichzeitigen Schriftſteller entdecket. Es wird ein Brief an ihn mitgetheilet, darinn er M. Jacobus Philippi, ſacre pagine baccalarius formatus, und Eccl. Baſ. plebanus, genennet wird. Dieſen aber ſetzet das Gelehrten-Lexicon um das 1495ſte Jahr. Fabricius hat ihn auch dahin geſetzet: und ſo hat unſtreitig anſtatt des mittelſten I in 1444 eine C ſtehen ſollen. Was will man mehr?

Die beyden andern Abhandlungen des Hn. Conſiſtorialraths betreffen ein Paar bibliſche Sprüche. Die erſte iſt Hn. D. Oeders Abhandlung über Röm. 8. v. 26. 27. und dabey hat der Herr Conſiſtorialrath Anmerkungen gemachet. Die zweyte liefert einen Beweis aus der I. an die Kor. im 14. daß die Apoſtel und erſten Chriſten, welche die Gabe der fremden Sprachen beſaßen, dieſelben auch verſtanden haben. Sed manum de Tabula!

III.

Syſtema inſtituendæ Societatis Litterariæ Germano-Benedictinæ, ejus Oeconomiam Statuta, Utilitates, & commoda repræſentans. Promulſidis loco, velut quoddam ad eliciendos Sodalium Fautorumque animos invitamentum; in ſpem boni Eventus, æquis rerum cenſoribus, & bonarum artium æſtimatoribus propoſitum. Ex

Ducali Campidonenſi Typogr. per Andr. Stadler 1752. in 8. Die

Die Liebe zur Gelehrſamkeit fängt ſich unter den Herren Katholiſchen in Deutſchland gewaltig an zu regen. Außer dem, was bereits von Wien und Oeſterreich bekannt iſt, was in Salzburg, und in Bayern ſich bisher zu zeigen angefangen, heben auch in Schwaben die guten Köpfe an, nach einer Verbeſſerung der Studien zu ſeufzen: ja die gelehrteſten Männer unter ihnen legen ſelbſt ſchon Hand an, dieſes gewünſchte Licht anzuzünden. Hat man aber von Ingolſtadt gehöret, daß der daſelbſt herrſchende Orden, aller Verbeſſerung der Philoſophie, und der Litteratur Einführung, aus allen Kräften zuwider iſt: ſo iſt es leicht zu denken, daß nur der berühmte Benedictiner-Orden hierbey geſchäfftig ſeyn werde. Und ſo iſt es in der That. Der anſehnliche Prälat und Fürſt des unmittelbaren Stifts und Kloſters Kempten, iſt vornehmlich derjenige, dem man die Stiftung dieſer gelehrten Geſellſchaft zu danken hat. Dieſer würdige Prälat hat dann, mit verſchiedenen andern anſehnlichen Prälaten des Benedictiner-Ordens, gemeinſchaftliche Sache gemacht. Des Herrn Cardinals Quirini Eminenz, eine der größten Zierden des heutigen Benedictiner-Ordens, hat ſich willig finden laſſen, die Beſchirmung dieſer neuen Anſtalt zur Aufnahme der Gelehrſamkeit, zu übernehmen. Und der Hr. P. Oliverius Legipont, der den Gelehrten ſonſt ſchon rühmlichſt bekannt iſt, hat die wichtige Stelle eines Secretärs derſelben übernommen. Doch wir müſſen der obigen Schrift etwas näher treten.

Nach einer Zuſchrift an des Herrn Abts zu Kempen fürſtl. Gnaden; hebt der Verf. an zu zeigen, daß ſchon der H. Benedictus, als Stifter des ganzen Ordens, ihn von Anbeginn den Studien gewidmet. Dabey iſt derſelbe viele Jahrhunderte durch geblieben; und Tritheim ſchreibt in Ann. Hirſaug. aufs 890ſte Jahr, daß ſchon damals nicht nur die h. Schrift, ſondern auch die Mathematik, Aſtronomie, Arithmetik, Geometrie, Muſik, Rhetorik und Poeſie, darinnen geblühet; ja daß auch in der griechiſchen, hebräiſchen und arabiſchen Sprache geſchickte Männer darinnen geweſen. Ob nun wohl in nachfolgenden Zeiten dieſer Flor der Wiſſenſchaften, wie überall, alſo auch hier in Abnahme gerathen: ſo ſind doch allemal berühmte und gelehrte Männer darinn zu finden geweſen.

Gleichwohl läugnet der Hr. Verf. nicht, daß ſonderlich zwey Hinderniſſe dem Wachsthume der Gelehrſamkeit bisher im Wege geſtanden. 1.) Der Mangel des guten Verſtändniſſes unter den Ordensbrüdern, da keiner mit dem andern in einiger Bekanntſchaft oder Gemeinſchaft, durch Briefwechſel, oder mündlich geſtanden; ſondern ein jeder für ſich allein arbeiten müſſen, oder wohl gar die beſten Früchte guter Köpfe im Dunkeln haben vermodern müſſen. Das zweyte iſt, daß in den meiſten Klöſtern die trefflichſten Gaben nicht geachtet, nicht geübet, nicht aufgemuntert werden. Daher kömmt es denn, daß keine Liebe zu gründlicher Wiſſenſchaft, ſondern eine bloße Neigung zu ſcholaſtiſchem Gezänke herrſchet; die weit

nüz-

nützlichern Bemühungen aber, um die Alterthümer und Geschichte, vernachläßiget worden.

Sic lethalis hiems paulatim in pectora venit!

Dieses hat nun verschiedene Prälaten dieses Ordens in Deutschland bewogen, diese gelehrte Benedictiner-Societät zu stiften, und folgendergestalt einzurichten.

Im 1. Cap. wird von der Societät überhaupt, ihrem Zwecke, und ihren Vortheilen gehandelt. Nach Erwähnung der ältern Stiftungen dieser Art, wird gemeldet, daß der itzige Pabst, Benedict der XIV. zu Rom drey solche Gesellschaften gestiftet; 1.) der Kirchengeschichte, 2.) der weltl. Geschichte, und 3.) des Studii der Concilien und ihrer Satzungen. Es ist auch dieses den Regeln des Ordens nicht zuwider; da sein Stifter ja in jedem Kloster gewollt, daß einer dem andern dienen, und die gelehrten die andern unterrichten sollten; welches weiter erwiesen wird. Von neuern beruft man sich auf die französ. Congregation der Benedictiner zu St. Maur; die um die Wette die trefflichsten Werke geliefert haben, u. a. m. Dabey er die Nachläßigkeit andrer seiner Ordensbrüder nachdrücklich rüget; und sie eifrig anreizet, sich nicht ferner der Verachtung bloß zu stellen; sondern nach dem Ruhme der Gelehrsamkeit zu streben, und ihr Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf einen Leuchter zu stellen. Hier könne nun der vereinigte Fleiß vieler, weit mehr leisten als ein einziger: wobey er Mabillons Zeugniß, von der Nothwendigkeit der Gelehrsamkeit in Klöstern, anführet. u. s. w.

Im 2ten Cap. wird vom akademiſchen Senate, ſeinen Gliedern, ſeiner Macht und ſeinem Amte gehandelt. Es beſteht ſelbiger aus zwölf Gliedern, auserleſenen Männern, deren meiſte Stimmen alle ſtreitige Fälle beſchließen. Aus dieſen werden noch drey, oder fünf geheime Räthe erwählet, die wichtigſten, und heimlichſten Sachen der Geſellſchaft zu beſorgen: doch nicht immer dieſelben, ſondern nach Belieben des Vorſtehers und Senats. Dieſe nun können zum Stillſchweigen, auch durch einen Eid verbunden werden. Unter die Senatoren aber ſollen die Verrichtungen, nach ihrer Fähigkeit vertheilet werden. Da man aber auch in weitentlegenen Landſchaften Mitglieder haben will: ſo werden die geſchickteſten darinn zum Briefwechſel mit den Auswärtigen beſtimmet: einer nach Italien, einer nach Frankreich, und ſo nach Lothringen, Niederland, Böhmen, u. ſ. w. davon das Beſte, der Geſellſchaft bekannt gemacht, oder in ihr Tagebuch geſetzet wird. Man wird auch in allen Klöſtern die fähigſten Köpfe aufſuchen, um ſie nach ihrem Talente zu brauchen, alle Prälaten zum Beytritte einladen, und diejenigen, die ſich dazu entſchließen, Conſultores perpetuos tituliren u. d. m. In einem fürſtlichen Kloſter ſoll ein commune Studium Hiſtorico pragmaticum aufgerichtet werden, darinn man Mabillons Tractat de Studiis Monaſticis vorleſen, ſodann die Hiſtoriam Litterar. ſonderlich der Benedictiner, die Kirchengeſchicht, Theologie, das Natur- und Völkerrecht, imgleichen das Staatsrecht lehren, auch die hebr. chald. und griechiſche Sprache treiben ſoll.

Und

viel beſſer gerathen: Zum wenigſten macht es dem Helden des Herrn von Lohenſtein keine beſondre Ehre. Denn welche Art von Thieren ſollen wir nehmen, ihn damit zu vergleichen? Es kan ja dem Redner nicht gleichviel geweſen ſeyn, an welche davon man am erſten gedenken würde: Denn ſie ſind nicht alle von gleichem Adel. Er hätte es uns alſo lieber ſagen ſollen, welches wir dazu zu erwehlen hätten. Warum nahm er nicht den Menſchen ſelbſt dazu, der ohne zweifel das edelſte Thier iſt? Doch Hoffmannswaldau war auch ein Menſch, und einen Menſchen mit einem Menſchen zu vergleichen, hat ihm vielleicht bedenklich geſchienen. Kurz um, was war es doch nöthig die Gleichniſſe paarweiſe zu verſchwenden?

„Zwar ich würde der göttlichen Vorſehung in die „Speichen treten, wenn ich den bisherigen Wohlſtand „der Stadt Ihm, als einem einzelnen Menſchen, al„lein zuſchreibe. Ich würde der Beſcheidenheit un„ſers demüthigſten verſtorbenen zu nahe treten; wel„cher Ihm am wenigſten zuſchrieb, wenn er das mei„ſte gethan hatte: wenn ich hierdurch etwas dem „Ruhme und Verdienſte der andern vornehmen „Rathsglieder entziehen wollte. Aber ich weis, daß un„ter dieſen keiner ſey, welcher ſein Thun den Verdien„ſten unſers unvergleichlichen Todten zu vergleichen „verlange. Das Benſpiel Epaminondens aber, vor „und nach welchem Thebe allezeit dienſtbar und un„glücklich geweſt, erhärtet, daß ein Mann zuweilen „mehr als ein ganzer Rath, oder eine groſſe Stadt „ſey, und ein Mond mehr als tauſend Sterne licht „mache.

Hier hören wir gleich anfangs abermal was für-

treflich

Und dieß soll an einem Orte geschehen, wo eine grosse Bibliothek ist ꝛc. auch soll man sich um kaiserliche Befreyungen bewerben ꝛc.

Im 3ten Cap. wird vom Protector, Präsidenten, Director und andern Beamten gehandelt. Wir können uns bey den besondern Pflichten derselben hier nicht aufhalten. Der Präses aber hat das Recht, sich aus den zwölf Senatoren den Secretär auszulesen. Endlich soll die Societät auch einen Actuar, oder Geschichtschreiber haben; der alles Merkwürdige aufzeichne. u. s. w.

Das 4te Cap. handelt von der Aufnahme der Glieder, 1) sollen lauter deutsche Benedictiner, berühmte und verdiente Männer, sie mögen sich nun legen, auf welchen Theil der Gelehrsamkeit sie wollen; 2.) auch solche Beförderer ihrer gelehrten Arbeiten und Absichten, aufgenommen werden: sie mögen nun seyn, von was Stande, Volk, und Religion sie wollen. Und daß es ihnen hiermit ein Ernst sey, haben sie bereits dadurch erwiesen, daß sie den berühmten und gelehrten Herrn Pastor Brucker in Augspurg, und den Herrn Prof. Gottsched allhier, durch zugeschickte Diplomata, zu ihren Ehrengliedern erkläret haben. 3) Wollen sie auch vornehme Standespersonen zu ihren Mitgenossen aufnehmen, ohne sie doch an die gewöhnliche Pflichten zu binden. u. s. w. Doch wollen sie keine hündische Diogenes, und schmäuchelnde Aristippen in der Gesellschaft haben.

Im 5ten Cap. stehen die Pflichten der Glieder. 1) Der Gesellschaft Bestes, Flor und Ruhm befördern, und ihr Gönner erwerben. 2) Einen Candida-

didaten ſeines Ordens und Kloſters in Jahresfriſt in Vorſchlag bringen. 3) Eine Abhandlung, Diſſertation, oder Probeſchrift von einer Materie ausarbeiten, die vorhin noch nicht abgehandelt worden, vorher aber den Entwurf davon einſchicken, um zu hören, ob andern etwas beſonders davon bekannt ſey. Da ſoll es nun andern freyſtehen, zu erinnern, zuzuſetzen, oder zu verbeſſern. u. ſ. w. Wer nun für die Aufnahme, dergleichen Schrift eingeſchicket, kann hernach zu etwas mehrerm nicht gezwungen werden; wenn er nur das Beſte der Societät befördert. Doch wird man es gern ſehen, wenn man auch mehr ausarbeitet; nur über 12 Bogen muß es nicht lang ſeyn; und zwar alles lateiniſch. Alle Monathe ſoll man dem Director Neuigkeiten ſchreiben.

Das 6te Cap. handelt von den Materien, darinn man ſich üben ſoll. Hier erhellen die vortrefflichſten Abſichten. Man will unter andern eine Collection der in Deutſchland gehaltenen Concilien, 2) eine Bibliothecam Hiſtoricam Germaniæ, 3) Apparatum ſcriptorum rerum Germanicarum. 4) Ampliorem Collectionem Diplomatum, ex omnibus Germaniæ tabulariis. 5) Theſaurum antiquitatum Germaniæ. 6) Hiſtoriam Germaniæ pragmaticam. 7) Germaniam ſacram, nach Art der Galliæ Chriſtianæ, 8) ein Monaſticon Teutonicum, nach dem Muſter des Anglicani &c. &c. herausgeben.

Das 7de Cap. redet von den Verſammlungen der Akademie und andern dahin gehörigen Dingen; dabey wir uns nicht aufhalten. Wir zweifeln keinesweges, daß dieſe wohlgemeynte Stiftung, viel Vortheile für die Gelehrſamkeit nach ſich ziehen wird.

IV.

Le Maitre allemand, ou nouvelle Grammaire allemande, Methodique & raiſonnée, formée ſur le modele des meilleurs Auteurs de nos jours, & principalement ſur celui de Mr. le Prof. Gottſched, dediée à Mad. la Dauphine. A Strasbourg. 1753. Chez Amand König, Libraire, in gr. 8.

Dieſe deutſche Sprachkunſt zum Gebrauche der Franzoſen, iſt im Anfange dieſes Jahres zu Straßburg ans Licht getreten, und der durchlauchtigſten Dauphine Königl. Hoheit zugeeignet worden. Nichts war natürlicher, als einer gebohrnen deutſchen und churſächſiſchen Prinzeſſin, eine Sprachlehre von ihrer Mutterſprache zu weihen, deren Regeln ſich hauptſächlich von Leipzig herſchrieben: woſelbſt dieſe erhabene Prinzeſſinn bey ihrem Durchzuge nach Frankreich, mit ſo großem Frohlocken der hohen Schule bewillkommet worden. Und was hätte wohl beſſer dienen können, den Franzoſen eine Sprache beliebt zu machen, als der hohe Namen einer Prinzeſſinn, die ganz Frankreich aus mehr als einer Urſache anbethet? Haben nun bisher ſchon Bänder, Fächer, Kopfzeuger, und a. m. die man, um ihnen einen Schwung zu geben, à la Dauphine beygenahmet, bey einem der Mode ganz eigenen Volke, viel Beyfall verſchaffet: wer weis, was eine deutſche Grammatik à la Dauphine, für ein Glück machen kann?

In

In der Zueignungsschrift sind uns sonderlich folgende Worte merkwürdig vorgekommen. Bald nach dem Eingange heißt es:

„Frankreich verehret noch diese Stunde an dem tapfern Pharamund und an Karln dem Großen ein paar deutsche Helden, als die ersten Stifter seiner Monarchie. Die deutschen Francken uralter Zeiten, die sich durch ihre Waffen Galliens bemächtigten und es den Römern entrissen, haben ihm den Namen ertheilet, den es noch itzo erkenntlich beybehält. Und wie viel erhabene deutsche Prinzessinnen haben nicht unsern Königen einen Theil des reinesten Heldenblutes in die Adern gegossen, welches sie nachmals in ganz Europa verehrungswürdig gemachet hat? Wie könnte nun immermehr eine solche Sprache dem Throne von Frankreich unanständig seyn; die allemal eine Sprache der Helden, und eine fruchtbare Mutter so vieler nordischen Mundarten, die halb Europa spricht, geworden ist?

Die Folge ist nicht minder schmäuchelhaft, für die Dauphine selbst. „Doch, was brauchet man die„selbe unsern witzigen Köpfen noch weiter anzuprei„sen? Alle Vorurtheile, die man sonst von der „Rauhigkeit derselben geheget, sind ja völlig ver„schwunden: seitdem E. Kön. Hoh. von dero Lippen, „darauf alle Gratien ihren Sitz haben, mitten in „Paris, und selbst bey Hofe, bisweilen das Deut„sche so reizend haben hören lassen, daß dessen An„muth aller Ohren fast bezaubert hat.„

Nach einem andern Lobe der durchl. Prinzessinn kömmt folgendes: „Hat aber der sächsische Gelehrte, „dessen

„deſſen Regeln man in dieſer Sprachkunſt vornehm-
„lich gefolget iſt, ſonſt ſchon das Glück gehabt, E.
„Kön. Hoheit durch eine Serenate bekannt zu wer-
„den, womit die Univerſität zu Leipzig Denenſelben
„bey Dero Durchzuge aufgewartet hat: ſo hoffe ich
„um deſto ſicherer, daß auch ſeine Bemühungen um
„die deutſche Sprache, nebſt ſeiner angehängten
„Ode, auf eine der glücklichſten Begebenheiten von
„Frankreich, einer ſo erleuchteten Prinzeſſinn nicht
„misfällig ſeyn werden ꝛc.„

Und in der That hat man am Ende des IV. Theils dieſer Sprachkunſt, der die Proſodie abhandelt, anſtatt aller Exempel von deutſchen Verſarten, gedachte beyde Stücke, auf J. K. H. und den neugebohrnen Herzog von Burgund, des Herrn Pr. Gottſcheds mit beygefüget.

Die Vorrede iſt kurz, aber wohlgeſetzet. Der Herr Verf. ſaget: es ſey kein Wunder, daß die Ausländer bisher tauſend Schwierigkeiten gehabt, deutſch zu lernen, da es an einer guten, leichten und deutlichen Sprachlehre gefehlet; ja die meiſten gar voll falſcher Regeln geweſen, die ein jeder Verfaſſer derſelben, nach ſeiner böſen Mundart eingerichtet. Dieſem Mangel abzuhelfen, habe man auf eine richtigere Anweiſung zu einer Sprache gedacht, die ſowohl in Anſehung vieler Werke, von allen Arten der Gelehrſamkeit, Künſte und Handarbeiten; als wegen des vielen Umganges der Fremden mit den Deutſchen, täglich nothwendiger wird.

Um aber den beſten Regeln und Muſtern zu folgen, habe man ſich an die Schriften der deutſchen

Geſell-

Gesellschaft in Leipzig, und sonderlich an des Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst gehalten, die er selbst den Deutschen zu gut geschrieben: als ohne welche man eine unendliche Mühe gehabt haben würde, sich seiner Pflicht zu entledigen, deren Zweck bloß der gemeine Nutz wäre.

Man wird uns leicht der Mühe überheben, die Abtheilungen dieser Sprachkunst nach der Reihe durchzugehen. Dieselben sind aus den dreyen deutschen Ausgaben des gottschedischen Werkes sattsam bekannt, und man ist ihnen hier aufs genaueste gefolget. Doch hat man zweyerley zu ändern für nöthig befunden. 1.) Enthält die gottschedische Sprachkunst manches, das zwar gebohrnen Deutschen zu wissen gut und nützlich ist, Fremden aber, zumal Anfängern, ganz unnöthig seyn würde. Dieses hat man billig weggelassen. Doch sind die philosophischen Begriffe und Ursachen von den meisten Regeln mit nichten übergangen. 2.) Hat man nothwendig für französische Anfänger, bey jedem Capitel viel deutsche und französische Exempel beyfügen müssen, sie theils in Uebersetzung der ersten ins Französische, theils in Verdeutschung der andern zu üben. Und wir finden, daß dieselben sehr wohl ausgesuchet, und geschicklich angebracht worden. Endlich 3.) hat man auch am Ende einen großen Vorrath von deutschen Wörtern und Redensarten, Gesprächen und Sprüchwörtern angehänget, die man, um von allen vorkommenden Sachen zur Nothdurft reden zu können, nöthig hat. Ja man hat auch zum Beschlusse aus Epiktets Handbuche, einige Auszüge schöner Sittenlehren französisch und deutsch beygefüget, die

Anfän-

Anfängern gute Dienſte thun werden. Kurz die ganze Arbeit verdient den Beyfall der Kenner.

Indeſſen iſt es nicht dabey geblieben, daß man in Straßburg dieſe deutſche Sprachlehre den Franzoſen nutzbar zu machen geſuchet: man hat es auch in Paris ſelbſt gethan. In dem Mercure de France, vem Monathe April dieſes Jahres, auf der 100 und 101. S. ſteht folgende Nachricht davon; die wir, ſo wie ſie da lautet, mittheilen wollen. Der Titel heißt ſo:

La Grammaire Allemande de Mr. Gottſched, Profeſſeur de Philoſophie de l'Univerſité de Leipſic, contenant les meilleurs principes de la Langue Allemande dans un Ordre nouveau, & miſe en François par M. G. Quand. A Paris, chez Debure, l'ainé, Jorry & Ducheſne in 12. 1753.

Mr. *Gottſched* celebre en Allemagne par le gout de Litterature, qu'il y a repandu, & en France par les Eloges, que lui a donnés un Homme de beaucoup d'eſprit, qui ne loue, que les Gens louables, & qui les loue bien, eſt l'Auteur de la Grammaire, que nous annonçons. Nous y avons trouvé la clarté, l'ordre, & la Logique, qu'on deſire ſouvent inutilement dans les Ouvrages de cette Nature.

In den frankfurter Kaiſerl. Reichspoſtzeitungen unter dem Artikel Paris N. 78. d. 15 May ſteht alſo in folgenden Worten:

„Da anitzo die deutſche Sprache bey uns ſtark „gelernet wird, ſo hat der Hr. Grimm, ſich ſehr um „uns verdient gemachet, daß er die gottſchediſche „deutſche Grammatik in die franzöſiſche Sprache

„überſetzet hat. Sie findet vielen Beyfall und Ab„gang.„

In ſo weit eine falſche Nachricht, daß dieſe Ueberſetzung auf die Rechnung des gelehrten und geſchickten Herrn Grimms geſetzet wird; der ſich ſchon durch verſchiedene andre Werke der Litteratur und Kritik in Paris hervorgethan hat. Der obige Titel des Buches giebt einen ganz andern Ueberſetzer an, der vermuthlich der rechte ſeyn wird.

V.

Eſſais critique ſur l' Etabliſſement & la Translation de l'Empire d'Occident, ou d'Allemagne avec les cauſes ſingulieres pour leſquelles les François l'ont perdu. in 8. par l'Abbé Guyon 1752. à Paris chez Villette.

Wie weh es den Herren Franzoſen thue, daß das occidentaliſche Kaiſerthum auf die Deutſchen gekommen, nicht aber auf der Karolingiſchen Linie in Frankreich geblieben, ſolches iſt aus dieſem Buche deutlich zu ſehen. Der Hr. Abt Guyon theilet es in drey Theile. Im 1. zeiget er die Stiftung des Reiches durch Karl den Groſſen; ſeinen Umfang, ſeine Regierung, den Beſitz deſſelben durch Ludewig den gütigen, Lotharen, Ludwigen und Karln den Kahlen, ſeine Söhne. Nach dem Tode des letztern kömmt die Kaiſerkrone auf Karlen den dicken, Enkel Ludwiges des Gütigen, von der deutſchen Linie. Die Schlafſucht und Zagheit dieſes

ſes Prinzen, in der Belagerung von Paris durch die Normannen, veranlaſſen, daß die Könige von Frankreich, Abkömmlinge Karls des Großen, die Kaiſerkrone verlieren. Arnolf, ein natürlicher Sohn Carlomanns, erreget die Deutſchen, Karlen den dicken abzuſetzen, und wird ſelbſt zum Kaiſer erwählet; ja ſein Sohn wird ſein Nachfolger. Nachdem ſie ſich alſo, wie der Autor meynt, von ihren rechtmäßigen Beherrſchern getrennet: ſo erwählen ſie nach und nach Conraden, Heinrichen, die Otten, und die folgenden zum Kaiſerthume, welches bis auf Karlen den dicken, das Reich der Franzoſen, Empire des François, geheißen habe. So ſtellet der Verf. die Sache vor: wir aber wollen ein Paar Anmerkungen darüber machen.

1. Irret er ſehr, wenn er glaubt, Karl der Große habe nach heutigem Verſtande, ein franzöſiſches oder galliſches Kaiſerthum geſtiftet. Er war ein Deutſcher von Geburt, ein König der deutſchen Franken; welche ſich zwar Gallien unterworfen hatten, aber in Deutſchland zu Aachen ihren Sitz hatten, und jenes als ein erobertes Land beherrſcheten. Karl ſtiftete alſo ein fränkiſches, oder wahrhaftig deutſches Reich, welches aber freylich auch Gallien in ſich begriff; ſowohl als Wälſchland, welches er von den Longobarden erobert hatte. Seine Söhne erbten es, als gebohrne deutſche und fränkiſche Herren, nach der Reihe; und behielten es, ſo lange ſie der Kaiſerkrone werth waren. Als aber Karl der dicke ſo ſchläfrig war, ſein Anſehen zu erhalten und dem Reiche vorzuſtehen, machte es Arnolf wie es Pipin, Karls des

groſſen Vater mit dem merovingiſchen Stamme gemachet hatte. Die deutſchen Franken bedienten ſich auch eines gleichen Rechtes, als ihre Vorfahren; ob ſie gleich jenem noch ſeine Länder ließen.

2. Sodann iſt es auch falſch, daß das damalige Reich, nur bis auf Karl den dicken das franzöſiſche, oder beſſer fränkiſche Reich geheißen. Blondel ſelbſt, ein Franzos, geſteht es in Geneal. Franc. pleniori aſſert. ad Cap. 3. Vindic. Chiffletii. Deñ er ſetzt fünf Tabellen von oſtfränkiſchen Kaiſern. I. Regum Franciæ Orientalis ex Familia Saxonica Series, II. Regum Franciæ Oriental. ex Famil. Luxenburgica u. ſ. w. bis auf die Oeſterreichiſchen. Allein ſelbſt in den alten Zeiten iſt der Stuhl zu Aachen für den eigentlichen Sitz des fränkiſchdeutſchen Kaiſerthums gehalten worden: den aber nicht die Gallier oder ausgearteten Franken, ſondern die Deutſchen in ihrem Gebiethe gehabt. Dieſes iſt 838 dem Lothar mit dem von ihm ſogenannten Lotharíſchen Reiche zu Theile geworden; und nachmals mit dem deutſchen Oſtfranken vereiniget worden. Am deutlichſten ſieht man dieſes aus der Formel, womit Otto der große vom Erzbiſchofe zu Maynz damals zum Kaiſer gekonet worden. Wittekind L. II. beſchreibt ſie ſo: Accipe Gladium, quo ejicias omnes Chriſti adverſarios, barbaros & malos Chriſtianos, auctoritate divina, tibi tradita omni poteſtate TOTIVS REGNI FRANCORVM. So iſt denn lange nach Karlen dem dicken, der ſächſiſche Kaiſer Otto, zum wahren Fränkiſchen Reiche beruffen und geſalbet worden.

Hernach unterſuchet der Verf. die Urſachen, warum

treflich ſchönes. Unſer Redner will der göttlichen Vorſehung nicht in die Speichen treten! Unvergleichlicher Ausdruck! Wo bekommt denn die göttliche Vorſehung Speichen her? Daß das Glück als eine Göttin mit einem Rade gemahlet wird, und zwar ſeine Unbeſtändigkeit anzudeuten, das wiſſen wir wohl: Allein wie ſchicket ſich dieſes auf die göttliche Vorſehung? Verfährt ſie denn auch in ihren Wegen ſo blindlings als eine heydniſche Fortune? Das wird verhoffentlich unſer Redner nicht haben ſagen wollen. Aber wo kommen denn die Speichen her? Und geſetzt, daß es daran nicht mangeln möchte: Was ſoll es heiſſen in dieſe Speichen zu treten? Heißt es das Rad der göttlichen Vorſehung hemmen wollen? Welche Räder hemmt man denn dadurch, daß man in ihre Speichen tritt? Es dörfte nur ein ſehr ſchlechtes Rad ſeyn, denn ſtärkſten Rieſen einen ſo verwegenen Tritt mit einem Beinbruche zu belohnen. Alſo kan man denn unmöglich wiſſen was unſer Redner damit hat ſagen wollen.

Wir wollen bey dem Worte demüthigſten Todten nicht fragen, wer doch die andern demüthigen Todten geweſen, die der Herr von Hoffmannswaldau an Demuth übertroffen hat: Sondern nur das Wortſpiel anmerken, da ſich kein Breßlauiſches Rathsglied mit einem ſo unvergleichlichen Manne vergleichen will. Wenn man es einmal weis, daß jemand unvergleichlich iſt, ſo braucht es keiner groſſen Beſcheidenheit ſich ſelbſt mit demſelben nicht vergleichen zu wollen. Das Gleichniß vom Epaminondas aber, ſcheint, wieder die Abſicht des Redners ſehr übel zu klappen. Denn hätte man nicht den-

ken

um die Franzoſen das Kaiſerthum verlohren haben. Insgemein glaubt man, die Eintheilung des Reiches unter den Söhnen Ludwigs des gütigen, hätten ſolches verurſachet. Allein er meynt, Ludwig der dicke hätte wieder alle Länder unter ſich vereiniget gehabt, und hätte doch die Kaiſerwürde verlohren. Deſto ſchlimmer muß er ſich aufgeführet haben, und dieß beſtätiget, was wir oben bereits geſaget. Aber der Hr. Abt giebt andre Urſachen in vielen Capiteln an. 1.) Die Schwäche Ludwigs des gütigen, den ſeine Söhne, die Biſchöfe und Stände, abſetzeten. Er ſchiebt es auf den Stolz der Biſchöfe hauptſächlich. 2.) Die große weltliche Macht der Päbſte, die Pipin u. Karl der große zu reich gemachet hatten. Allmählich ſchüttelten ſie alſo das franzöſiſche Joch ab; ja Gregor der IV. hatte ſchon das Herz, nach Frankreich zu kommen, und den Sohn Karls des Großen, ſeines Wohlthäters, abzuſetzen: doch etliche Biſchöfe drohten ihn in den Bann zu thun, wofern er ſich unterſtünde ihren König zu excommuniciren. Karl der kahle lief eben die Gefahr; und der Verf. zeiget, wie ſie auch in folgenden Zeiten des Aberglaubens, über die Könige geherrſchet; bis die deutſchen Kaiſer ſie gedemüthiget. 3.) Weil Karl der Kahle die Kaiſerkrone vom Pabſte Joh. dem VIII ſuchete. Dieſes Verſehen machte die Päbſte ſtolz. 4.) die Schwachheit Karls des dicken ſelbſt, der ſich geduldig abſetzen ließ. 5.) die Trennung der Deutſchen, die nicht mehr den Nachkommen Karls des Großen, die in Frankreich herrſchten, gehorchen wollten. Und dieſes will er aus dem Grotius als einen Aufruhr erweiſen.

Im III. Theile untersuchet der Abt, mit was für Rechte die deutschen Kaiser sich römische Kaiser nennen. Denn da sie, wie er meynt, keine andre Ansprüche darauf hätten, als die Nachfolge Karls des Großen: so gienge sie auch das römische Reich nichts an. Denn dieser Kaiser hätte sich niemals so gennenet; seine Söhne und Enkel auch nicht: und die übrigen Nachfolger hätten sich vor ihrer Krönung nur immer Könige der Deutschen geschrieben. Allein wer es weis, wie die deutschen Kaiser nach der Zeit, dieses Recht sich gewaltig erworben, so daß auch diejenigen Könige der Deutschen, die nicht nach Rom kämen, sich salben zu lassen, dennoch römische Kaiser seyn und heißen sollten, der wird sich darüber nicht wundern.

Den Ursprung der römischen Könige beym Leben des Kaisers, leitet der Verf. aus dem XII. Jahrh. her, da Conrad der III. von einer Rotte von Aufrührern, die dem Pabste alles Ansehen zu Rom rauben wollten, dazu ausgerufen worden. Conrad, dem dieser neue Titel gefiel, gab ihn seinem Sohne Heinrich; welches den nachmaligen bekannten Gebrauch desselben veranlaßet hat. Es wäre werth, daß dieß kleine Buch von einem deutschen Publicisten ein wenig beleuchtet, und geprüfet würde.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Sendschreiben, in welchem die ausführliche Beschaffenheit des Todes, und der Trauers-vollen Leich-Begängnuß der in das Exi-

lium

lium verstossenen, und unlängst in ewigen Friden eingeschlaffenen Aristotelischen Philosophiæ enthalten ist, welches einem Freund von einem andern zugesendet, nunmehro aber allen und jeden zur Beimitleydigung Verschidener, in der Platonischen Buchdruckerey dem Tag-liecht anvertrauet worden, und in dem Verlag der Scientiæ Philosophicæ Experimentalis, Als der vorig Verstorbenen zuruckgelassener Erbin, zu finden ist. Mit Genehmhaltung einer gantz vernünftigen Welt *.

Werthister Freund ꝛc.

Daß mein in Schreiben lang gehaltenes Stillschweigen mich keiner Vergessenheit meines Freunds beschuldige, so gelanget folgendes Blat als ein lebhaffter Gezeuge meines gegen dir in dem Gemüth hegenden Angedenken, und unsere gepflogene Correspondentz, die einige Zeit meiner Geschäfften halber geruhete, mehrmahlens in aller Richtigkeit fortzusetzen: Es wird dir dann, liebster Freund! nicht verborgen seyn, wie daß die schon vor einiger Zeit in das Elend verwisene jederzeit sehr edl scheinende Philosophia Aristotelica gäntzlich nunmehro ihren Geist aufgegeben habe: Man wendete zwar von verschiedenen Seithen alle Mittel an, selbe nicht

* Diese Schrift theilen wir unsern Lesern ganz mit, um ihnen zu zeigen, wie weit man itzo unter den Katholischen in dem Hasse gegen die bisherige scholastisch-aristotelische Philosophie gekommen; und was für eine Art des Witzes unter ihnen zu regieren anfängt. Wir lassen wiederum, wie neulich, alles unverändert.

nur allein bey dem Leben zu erhalten, sondern auch, daß solche aus dem schmählichen, und ihren hinterlassenen Freunden nachtheiligen Elend zurück beruffen wurde, allein kunte noch das letztere, minder das erstere effectuiret werden: Es blibe bey der über sie verhengten Straffe, weilen sie allzuviler Verbrechen beschuldiget, und überwisen worden ist, mithin keiner Gnades-Ertheilung würdig erkennet wurde: Sie lage dann in ihrem bestürtzten Exilio, zu welchen ihr die Spatia imaginaria ausgestecket worden, schon einige Zeit in vollen Wehemuth, biß endlich ihr hoch-ergrautes auf denen letzten Füssen daher hinckendes Alter sich darüber also alteriret, daß selbe mit potenten Gewalt durch einen Schlag-Fluß getroffen in äusseristen Noth, und Armuth als eine fast von der gantzen vernünfftigen Welt nunmehro Verlassene vor allezeit ihre Augen geschlossen hat: Als der Tod diser alten Schulmeisterin ihren Freunden bedeutet wurde, fanden sich selbe zahlhafft ein, ihr die letzte Ehre zu erweisen, und beeyferten sich mit all-möglicher Anstalt ihr Leich-Begängnuß zu beherrlichen, welche dann folgender massen angeordnet ware, wie hier folget:

DEn Anfang machete eine grosse Schaar der Jungfrauen aus dem Geschlecht der Summularum in tieffister Trauer, denen die Termini non significativi Plictri, und Hirco-cervus die Schleppe nachtrageten, diſe ſingeten eine klägliche Aria:

Nun ist die Mutter todt,
Wir Töchter seynd verlassen,

Wir

Wir leyden Schand und Spott
Auf allen Weeg und Strassen:
Jetzt ist das Prahlen gar
Wir seynd verlegne Waar,
Gstirzt seynd wir von dem Thron
Diß ist des Glückes Lohn.

Disen folgeten die drey Sylogistische Figuren, welche auf geflügleten Chymæren Schritt vor Schritt daher reutteten, in denen Händen führeten sie eine Standart, auf welcher folgende Wort eingezifferet waren:

Sic transit Gloria Mundi.

Nach disen tratten herbey die 10. Prædicamenta, die 5. Prædicabilia, und ein Legion Post-Prædicamenta mit einem langen über das Haupt tragenden von der Materia prima gewürckten Flor, sie heuleten ein klägliches Requiem ihrer verstorbenen Philosophischen Groß-Mutter: Nach disen kommeten die non entia mit hell-brinnenden Fackeln, so mit ihren Qualitatibus illuminativis die gantze Gegend beschimmerend erleuchteten: Solchen folgeten auf dem Fuß die 4. streitbare Kämpffer Probo, Nego, Concedo, Distinguo, auf lauter Leo-Caballis sitzend, gleichwie aber dise vier sich niemals miteinander vertragen können, so ware billich eine Unordnung zu beförchten, besonders da selbe während diser Procession stätts um den Vorrang streitteten, und einander immer in denen Haaren ligeten, wo jedoch der Herr Distinguo immer einen Friden zu machen suchete:

Nach disen fanden sich ein die Hæcceitates, von unterschiedlichen Ideis begleitet: hinter selben giengen die Termini Sophistici, und machete ihre Anzahl etwelche Compagnien zu Fuß aus, welche mit umgekehrten Gewehr daher tratten, und der Verstorbenen die drey letzte Salve zu geben verordnet waren. Einige Schritt nach selben ware in höchster Trauer zu sehen die Mademoiselle Copula, welche von ihrem Aufwarter Solecismo bey der Hand geführet wurde; diſe zehlete nach sich eine Schaar von denen Qualitatibus, welche durch kläglichen Posaunen-Schall ein grosses Getöse macheten.

Gleich hierauf fahrete auf einem Trauer-Wagen daher die vor Wehemuth gleichsam in Ohnmacht ligende Materia prima, auf beeden Seithen tratten neben selber die zwey Gebrüder der Terminus Cathegorematicus, und Syncathegorematicus, in denen Händen haltend eine Flaschen, so mit denen stärckenden Qualitatibus occultis odoriferis angefüllet ware, um selbe zu laben: die Analogia ihr Kammer-Jungfrau tragete bey sich einen Pack der weissen Tüchel wormit sie ihrer Frauen der Materia unabläßlich die Thränen von denen Augen abtrücknete: Nach disen Trauer-Wagen tratten zu Fuß daher das Objectum formale, und materiale, begleitet von dem Abstracto: nach solchen ware zu sehen die Amphibologia in einem netten doch schwartzem Frauenzimmer-Aufbutz, nach jetziger Modi ohne Reiff Rock, und nur in einem sogenannten Appetit-Röckl, oder Schlender, die Sorites ihre Cammer-Jungfrauen unterstützeten Wechsels-weis ihre Armb, denen ein Antece-

tecedens gleichsam voraus den Weeg bahnete, das Consequens aber auf einer höltzenen Steltzen nachhinckete.

Als diser Zug vorüber, folgeten die Attributiones, so ein Escadron ausmacheten, und auf ihrer Haubt-Standarte ein Enthymema führeten: dise Reyhe beschlossen die bekannte Schul-Musicanten die Contradictorien, welche einen wehemüthigen Thon anstimmeten, so folgendes Innhalts ware:

O armer Aristoteles, der du zu Fuß gegangen,
Nunmehr verfolgt man dich, mit Prügl, und mit Stangen.

Man suchte deinen Todt,
Du starbest in der Noth,
Niemand schaut dich mehr an,
O armer Bettls-Mann.

Nach solcher Klag-Music tratte herbey die Forma substantialis auf einer ausserordentlichen, und abscheulichen Chymæra geritten, bey welcher als einem Ente incompleto nur der halbe Leib zu sehen ware, die andere Helffte, oder besser zu sprechen, den mitleren Raum zwischen der Forma, und Materia prima, welche nunmehro Divinitùs abwesend ware, füllete die Unio aus: Allein, da selbe also fridlich dahin ritte, eylete ihr nach der Appetitus Materiæ primæ, welcher alle Augenblick die arme, und betrübte Formam substantialem anbacken wollte, und diselbe zusammen zu fressen beginnete, uneracht sie sich in allerley Gestalten zu verwandlen suchte.

Etlich Schritt hierauf ritt ein Dilemma, auf einer

ner Definition, und hatte den Complexum, und Concretum zu ſeine Wäffen-Träger: Gantz gravitätiſch kame hernach die Frau Argumentatio ſylogiſtica auf einem erhöhten Wagen, an welchen zwölff Vulpanſeres angeſpannet zu bewundern waren: diſer folgete auf einem anderen die Madame Barbara mit einem lang ſchläyrenen Trauer-Bart, welche von denen vier alten Rittern begleitet wurde, als nemlich von Ferio, Fapesmo, Bocardo und Baraliptou, diſe zohen nach ſich ein Gefolge gantz verpantzerter Sylogismorum abſurdiſſimorum, die vor Wehemuth mit denen Näglen ihr eigenes Geſicht zerkratzeten, und ihre Haare des Haupts aus der Wurtzel reiſſeten. Kaum als ſolche klägliche Figur vorüber ware, muſte einem das Hertze beweget werden von dem bitteren Heulen, und Weinen, ſo von denen Accidentibus abſolutis, die daher tratten, erwecket wurde, und waren alle Zuſehende der billichen Meynung, daß ihnen ſolches Leyd das Hertz abtrucke, und ſelbe mit der Philoſophia Ariſtotelica werden müſſen zur Erden beſtattet werden: dann kamen etliche Knaben in Trauers-Kleidern, als nemlich die Entitates, welche von dem Page ut ſic begleitet wurden.

Endlich, und nach ſo langen Zug folgete die Leiche, welche auf einem hohen und mit ſchwartzen Tücheren behängten Todten-Gerüſt von denen Præciſionibus objectivis, und formalibus getragen wurde, neben ſolcher giengen mit brinnenden Fackeln die Gradus Metaphyſici. Darauf folgete eine Schaar, ſo unzählig ware, der Lehr-Jüngeren diſer

ſer verſtorbener, und verdorbener Schulmeiſterin, welche zu Auslöſchung ihrer Macklen, Fehler, und Schulden kläglich das Miſerere weineten. Zu allerletzt machete dann den Schluß ein altes Weiblein, die Ignorantia craſſa, welche mit einer Latern in der Hand den Tag vor die Nacht, und die Nacht vor den Tag anſahe, mithin halb blind daher ſtolperte.

Alſo gelangeten ſie dann mit diſer Leichè in den Tempel Oblivionis, wo die Verſtorbene von dem Todten-Graber Prudentio, und deſſen Weib Scientia naturali, unter dem unzerbrechlichen Stein der Vergeſſenheit, vor allezeit, als eine aus dem Lebens-Buch Vertilgte eingemaueret worden iſt: Auf dem Grab-Stein wurde folgende Schrifft eingepräget:

Sta Viator!
Siſte
Gradum, nec pedem move;
Jacet
Sub hoc Lapide Scientia Lapidea,
Liquorem ſcientificum
Quæ dare non potuit, quia non habuit:
Scire docuit, & in fine quod docuit, ipſa non ſcivit.
Occultum diù hunc dolum tenuit,
Aſt
Nunc Exilio, & Morte doluit,
Quod excæcata ante non credidit.
Vindicem habuit
Delicti ſui
Ingenii Dominam, Reipublicæ gloriam, Prudentiæ Reginam
Neo-Scientiam experimentalem.

Hæc

Hæc
Vita scientifica
Mortem superavit Aristotelicam, ne umbra ignorantiæ
Obumbret plures.
Hinc
Requiem apprecare sempiternam
Philosophiæ huic,
Et
Qui forsan cum eadem jaces in tumulo,
Caveas,
Ne putrescas Aristotelicè,
Sed
Ut cum gloria resurgas denuò,
Sine mortuam,
Et
Vitam novam incipe cum
Neo - Scientia-
Naturali.

Nachdem nun alles vollzohen ware, nahmen die Exequien ihren Anfang, das Todten-Ambt stimmete an der klägliche Chor der Peripateticorum, das Lob-Ambt aber wurde darauf unter erklingenden Trompeten- und Paucken-Schaal zierlichist abgesungen von denen Herren Virtuosen der Critischen Schule, welche von denen Herren Modernis auf dem Gegen-Chor accompagniret wurden.

Die Herren Thomisten, und Scotisten, um offentlich zu erzeigen, daß sie niemahls eine wahre Feindschaft gegen der Philosophia Aristotelica getragen, nahmen auf sich freywillig die Unkösten diser

Leichs-

ken können, es wäre nur darum von ihm angeführet worden, damit man auch von Breßlau und dem Herrn von Hoffmannswaldau eben das denken möchte? Er hat es freylich nicht ausdrücklich geſagt: Allein dergleichen verhaßte Sachen pflegt man nicht ſo deutlich heraus zu ſagen. Wenn man aber gar nicht in den Verdacht kommen will, als hätte man ſie ſagen wollen; ſo muß man auch ſolche unbequeme Gleichniſſe weglaſſen, die ſich ſo leicht auf den vorhabenden Fall deuten laſſen.

Was endlich das Gleichniß vom Monde und den Sternen anlanget, ſo iſt es nicht viel bequemer ausgeſonnen. Ein Lobredner muß ſich über dem Ruhme ſeines Helden nicht die Zuhörer zu Feinden machen. Wenn er ſie durch eine verdrüßliche Vergleichung mit einem obwohl verſtorbenen Manne niederſchlägt, ſo machet er den Verdienſten ſeines Todten ſo viel Feinde unter ihnen, als es Leute darunter giebt, die ſich auch nichts ſchlechtes zu ſeyn bedünken. Die Zahl derer aber iſt allezeit ſehr groß; und wenn es ja einige giebt, die ſo beſcheiden ſind, daß ſie andern den Vorzug einräumen: So wollen ſie doch eben nicht, daß man es ihnen in die Augen ſagen ſoll, daß ſie in Anſehung eines andern nur vor kleine Lichter zu halten wären. Nun urtheile alſo ein jeder, ob Lohenſtein der Klugheit gemäß verfahren ſey, da er ſeine ſämtlichen Breßlauer nur vor Sterne, den Herrn von Hoffmannswaldau aber vor einen Mond ausgegeben. Denn es iſt ſehr zu beſorgen, daß ſeines vorhergehenden Compliments ungeachtet, gleichwohl nicht alle von ſo groſſer Demuth, als er ihnen nachrühmt, geweſen ſeyn werden.

Die-

Leichs-Begängnuß, und Exequien, so sie abstatteten: Das Publicum aber ist gäntzlicher Meynung; es seye der Verstorbenen solche Ehre mehrer wegen ihrer Antiquität, als wegen ihren verdienten Meriten widerfahren.

Dises ist nun alles, was ich dir liebster Freund von Neuigkeiten berichten kan, lebe dann wohl, und beehre mich in Bälde mit deiner Beantwortung, der ich indessen verharre

Dein aufrichtiger Freund
Theresianus.

VII.

Westphälische Bemühungen, zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten.

I. II. und III. St. Lemgo verl. Meyer 1753. in 8.

Deutschland ist so groß, daß es unmöglich in allen seinen Landschaften gleich aufgekläret, und gleich gesittet seyn kann. Diejenigen Theile desselben, die mehr hohe Schulen bey sich haben, und den Residenzen großer Könige, Churfürsten und Herzoge näher liegen, haben hierinnen allemal gewisse Vorzüge. Die Gelehrten sind nun einmal das Salz der Erden: wo es ihrer viele giebt, zumal solche, die ihren Vorzug nicht in einer pedantischen Schulwissenschaft suchen, und sich ganz in ihr Griechisches und Lateinisches recht handwerksmäßig verpallisadiren; da zieht eine ganze Landschaft

in

in Ansehung der Einsicht und Erkenntniß, große Vortheile. Es wird gleich in unzähligen Seelen lichter, sobald ein geschickter Schriftsteller auftritt, der in der Muttersprache des Landes, Sachen schreibt, die von jedermann gelesen werden. Der Witz aller wohlhabenden Bürger einer Stadt, des Adels, der Kriegsbedienten, und des Frauenzimmers wird unvermerkt aufgeweket, geläutert, und aus der natürlichen Plumpheit gerissen; wenn man allerley angenehme Schriften durchläuft, die den Geschmack ermuntern, die Aufmerksamkeit rege machen, und die Urtheilskraft schärfen. Da hingegen Oerter, die weit von hohen Schulen liegen, wenig oder gar keine Gelehrte, oder doch bloße Handwerksgelehrte bey sich haben, die weder etwas lesen, noch schreiben, das ein Unstudirter verstehen kann, entweder in einer Schlafsucht liegen, oder völlig in die Barbarey gerathen.

Man kann es also solchen gelehrten Männern nicht sattsam verdanken, welche die Vorsicht in solche Landschaften gesetzet hat, die von dem Lichte der Wissenschaften ziemlich entfernt sind; und sich den edlen Vorsatz einkommen lassen, ihre Mitbürger ein wenig aufzuwecken und zu den schönen Wissenschaften und freyen Künsten anzulocken. Diese Wohlthäter eines Landes kommen uns, wie ein Orpheus, oder Amphion vor, die vormals in Thracien und Griechenland das Licht des Verstandes und Witzes aufstecketen: indem sie die wilden Einwohner der Wälder zusammen lockten, und durch ihre Lieder in Verwunderung setzeten; um sie hernach durch weise Lehren zu einem geselligen Leben zu führen, und weit

glückli-

glücklicher zu machen. Zwar haben wir freylich in den meiſten europäiſchen Ländern eine ſo große Dummheit und Unwiſſenheit nicht mehr, als damals in Thracien und Griechenland war. Wenigſtens iſt in Deutſchland dieſer Grad der Barbarey nirgends anzutreffen. Deſſen ungeachtet aber, giebt es Gegenden genug, dahin das Licht der Wiſſenſchaften noch ſehr ſparſam gedrungen iſt; wo die Muſen noch keinen feſten Fuß gefaſſet; und wo ſich alſo ein Gelehrter unſterblich verdient machet, wenn er ſie in die Geſellſchaften der Menſchen einführen und ihnen Freunde und Liebhaber erwecken kann.

Die Herren Verfaſſer dieſer gegenwärtigen Monathſchrift gehören unſtreitig unter dieſe verdienſtvollen und patriotiſchen Männer. Sie leben in einer Landſchaft, wo es zwar einzeln zerſtreuete Gelehrte; aber keine hohe Schulen giebt; wo folglich Buchdruckereyen und Buchläden etwas ſeltenes, und Bücher, die man zum Vergnügen, Unterrichte, und Zeitvertreibe leſen kann, noch viel was ſeltners ſind. Dieſe Art von Schriften aber iſt eben diejenige, die ein Volk witzig, geſcheid und lebhaft machen muß. Alles Latein und Griechiſche hilft hier nicht. Es iſt wahr, die Gelehrten, und die was Guts ſchreiben wollen, müſſen es wiſſen, und ſich nach den Muſtern der Alten richten. Aber alle griechiſche und lateiniſche Bücher, ſo lange ſie griechiſch und lateiniſch bleiben, machen ein heutiges Volk nicht klug, aufgeweckt und artig. Denn wer kann ſie leſen? Wer kann die Schönheiten, davon ſie voll ſind, empfinden? Wer kann etwas daraus lernen? Selbſt die rechten Handwerksgelehrten wer-

sen sie wohl in den Winkel, sobald sie in Aemter kommen, wo sie andre Sachen zu thun kriegen; als die Tabackspfeife, das Bret- und Kartenspiel ihre Nebenstunden einnimmt. Wie will nun in einem solchen Lande, Geschmack, Witz, und Liebe zu den freyen Künsten überhand nehmen: wenn sich nicht geschickte und angenehme Schriftsteller finden, die in der Landessprache die Nebel der Unwissenheit zu zerstreuen suchen.

Diese westphalische Bemühungen werden also in der That einem großen Kreise von Deutschland einen wichtigen Dienst thun: und zwar einen desto wichtigern, da sie von so geschickten Federn herrühren, die den guten Geschmack, den sie ausbreiten wollen, selbst besitzen. Sie werden aber auch in Ansehung der Sitten einen großen Einfluß haben. Wir lesen schöne moralische Abhandlungen darinn, die aus den besten Quellen der Vernunft und Tugend geflossen sind. Lust und Nutzen, das Sinnreiche und Lehrreiche wird also hier glücklich verbunden seyn: und wir zweifeln nicht, daß alle gute Patrioten in Westphalen eifrig das ihrige beytragen werden, daß diese Stücke in die Hände der Leute kommen, und fleißig gelesen werden.

Wir haben bereits drey Stücke dieser Bemühungen bekommen; die sehr viel schönes enthalten. Poesie und Prosa sind darinn angenehm zu lesen. Man machet auch Auszüge aus Büchern; und wir wünschen nur, daß diese allemal aus eigener Einsicht fließen, nicht aber nach dem Tone anderer parteyischer Vorgänger gestimmet werden mögen. Eine kleine Neigung

gung zum alpiniſchen Schwulſte merken wir zwar in einigen Artikeln: allein vieleicht irren wir uns. Zum wenigſten wird es nicht der allgemeine Geſchmack der Herren Verfaſſer ſeyn: indem wir auch manchmal den wilden Witz des Gletſcher-Pindus gezüchtiget finden, von dem ein Dichter unlängſt ſchrieb:

Zum Stey iſt ihr Parnaß, und Feyen ſind die Muſen.

Die Rechtſchreibung iſt zwar nicht die orthodoxeſte; und ſcheint aus der Schule der Abaiſten und Antypſilonianer zu kommen. Allein auch hier heißt es:

Si plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Wir wünſchen den Herren Verfaſſern viel Beyfall und Ehre mit ihren Arbeiten bey ihren Landsleuten zu erlangen; ſo wie ſie ſelbige allerdings verdienen.

VIII.

Ariſtotels Dichtkunſt, ins Deutſche überſetzet mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen verſehen, von Michael Conrad Curtius, der Kön. deutſch. Geſ. zu Göttingen Mitgl. Hannov. bey Richtern 1753 in gr. 8.

Nun haben wir endlich in unſerer Sprache auch eins der beſten Stücke des ſchönſten griechiſchen Alterthums aufzuweiſen, welches vormals in Rom Virgile und Horaze gebildet: und deſſen Unwiſſenheit und Verachtung die folgenden Zeiten der Römer mit Lucanen, Siliern, und Claudianern, das iſt mit dem gänzlichen Verfalle der wah-

ren Dichtkunſt beſtrafet hat. Ariſtoteles Dichtkunſt iſt es, was dieſe großen Wirkungen hervorgebracht hat. Dieſer große Weltweiſe, der größte von Platons Schülern, der noch weit tiefſinniger und ſyſtematiſcher in ſeinen Gedanken und Werken war, als dieſer ſein großer Lehrer; war in der Einſicht in freye Künſte nicht minder groß, als in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Ja, die Wahrheit zu ſagen, er war in jenen noch weit größer, als in dieſen. Die Weltweisheit war in vielen ihrer Theile damals noch in der Wiege. Ariſtoteles ſelbſt mußte in Abtheilung und ſyſtematiſcher Ausführung ihrer Theile zuerſt die Bahne brechen: weil man vor ihm nur in Geſprächen philoſophiret, und die verſchiedenen Wiſſenſchaften noch nicht unterſchieden hatte. Was Wunder war es, daß er es nicht aufs höchſte bringen können?

Allein in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Dichtkunſt, Geſchichte und Beredſamkeit, hatte es der griechiſche Witz bereits zur Vollkommenheit gebracht. Homer, Aeſchylus, Sophokles und Euripides; Herodot, Thucidides und Xenophon; Demoſthenes, Lyſias und Aeſchines, hatten theils vor ihm, theils zu ſeiner Zeit gelebet. Ihre Schriften waren in ſeinen Händen: und er konnte, als ein ſcharfſinniger Philoſoph und Kunſtrichter, in die innerſten Geheimniſſe ihrer Künſte eindringen. Dieſes that er nun, mit ſo vielem Glücke, als Fleiße. Er endeckte alſo leicht die verborgnen Kunſtgriffe, womit Dichter und Geſchichtſchreiber und Redner ihre Leſer und Zuhörer ſo bezaubern. Er behielt aber ſeine Erfindungen nicht für ſich allein. Er entdeckte in gründlichen Schriften die wahren

Quellen

Quellen dieſer ſchönen Künſte, damit ihrer viele ſie liebgewinnen, und in Bearbeitung derſelben, des wahren Weges nicht verfehlen möchten.

So lange man nun einem ſo großen Lehrmeiſter folgte, der alle ſeine Regeln auf die Meiſterſtücke der größten Künſtler gegründet hatte; ſo lange blieben auch dieſe Künſte im ſchönſten Flore. Sobald man aber, nach der bekannten Neugierde der Menſchen, neue Wege zu gefallen ſuchete; und ſich von der Bahn der großen Meiſter verlohr: ſo bald fielen auch die ſchönen Wiſſenſchaften in ein wildes und ſchwülſtiges Weſen. Ja man vergaß endlich in Griechenland, daß ein Ariſtoteles von der Dichtkunſt und Redekunſt geſchrieben hatte: und es ſtunden neue Lehrer auf, die, wie ein Dionyſius von Halikarnaß, den üblen Geſchmack in Regeln brachten, und ſelbſt an der Verderbung des Geſchmackes ihrer und folgender Zeiten, recht ſyſtematiſch arbeiten halfen. * Lucian beſeufzete und verſpottete dieſes Unweſen zu ſeinen Zeiten zwar **: allein er konnte dem Strome der Neulinge nicht wehren, der alles mit einer windſüchtigen Art des Witzes überſchwemmete.

Bey unſern Nachbarn hat man die Dicht- und Redekunſt Ariſtotels längſt in den größten Ehren gehalten. Sowohl in Wälſchland, als in Frankreich

* S. die Vorrede zu Fleſchiers deutſch überſetzten Lobreden, welche die Königl. deutſche Geſellſch. zu Königsberg ans Licht geſtellet hat.

** S. ſeinen Rhetorendidaskalos, oder Lehrer der Redner, in Lucians auserleſenen Schriften, die Herr Prof. Gottſched deutſch ans Licht geſtellet hat.

hat man längſt Uberſetzungen davon gehabt: ja ſelbſt in England hat es daran nicht gefehlet; indem ſelbſt der tiefſinnige Hobbes die Redekunſt engliſch geliefert. Nur bey uns hat es damit im vorigen Jahrhunderte nicht fortgewollt, als alles nur griechiſche und lateiniſche Bücher las und ſchrieb, das Deutſche aber, den Unwiſſenden überlaſſen blieb. Rappold lieferte zwar eine Poeticam Ariſtotelicam hier in Leipzig, ſo wie Dan. Heinſius dieſelbe in Holland, und Theod. Goulſton in England ans Licht geſtellet hatten. Allein wie wenig das der Dichtkunſt geholfen, hat die Erfahrung gelehret: indem lateiniſche Gedichte einem heutigen Volke gar keine Ehre machen; diejenigen aber, ſo den wahren poetiſchen Geiſt beſaßen, und ihrer Mutterſprache mächtig waren, insgemein die griechiſchen Bücher nicht laſen.

Wir haben alſo dem Herren Curtius deſto mehrern Dank zu ſagen, daß er uns die ariſtoteliſche Dichtkunſt in einer leſerlichen, verſtändlichen und angenehmen Ueberſetzung zuerſt deutſch geliefert hat. Er hat ſich dabey alle Vortheile zu Nutze gemachet, die nur ein gelehrter Dollmetſcher aus den Arbeiten ſeiner Vorgänger ziehen kann. Er hat alle Ausleger, und Ueberſetzer in allen Sprachen zu Hülfe genommen. Aldus, Georg Valla, Pacius, Robortellus, Madius und Lombardus, Caſtelvetro, Piccolomini, Riccoboni, Sylburg, Benius, Heinſius, Goulſton, Gonzalez, Riemer und Rappolt, ſind ihm nicht unbekannt geblieben. Aber alle dieſe trifft, nach Corneillens Urtheile, der Vorwurf: daß ſie den

Ari-

Ariſtotel nicht als Dichter, ſondern als Sprachkünſtler und Weltweiſe erkläret haben. Viel beſſer hat ihn Dacier in ſeiner Ueberſetzung erkläret: u. obgleich Hr. Voltaire von demſelben ſehr hart urtheilet, ſo verdient er doch ein viel gütigers Urtheil, ja viel Lob. Aus allen dieſen Quellen hat der Hr. Verf. ſeine Dollmetſchung und Erklärungen geſchöpfet. Er rühmet, daß er zu dieſer Arbeit, theils durch des Hrn. geh. R. von Schwicheldt Excell. theils durch den Hrn. Kanzler von Mosheim, Hrn. Prof. Gottſched, und Hrn. Pr. Gellert aufgemuntert werden. Er geſteht aber, daß aller angewandten Mühe ungeachtet, ſeine Ueberſetzung dem Grundtexte vollkommen ähnlich zu machen, er dennoch die Schönheit des Griechiſchen nicht völlig erreichen können. Aber wie? würde wohl ein Griech die Schönheit eines deutſchen Originals jemals völlig erreichen können?

Da indeſſen viele Anmerkungen zu ſtark anwuchſen: ſo hat er ſie als beſondere Abhandlungen ans Ende des Werkes geworfen. Seine erſte Abſicht war nämlich, daß die Noten unter den Text geſetzet werden ſollten: allein bey der Abweſenheit des Hrn. Ueberſ. von dem Orte des Druckes, iſt ſolches aus der Acht gelaſſen vorden. Der ganze Ariſtoteles ſteht alſo hier hintereinander auf 4 Bogen, und etwas mehr. Sodann folgen die Anmerkungen zu allen 26. Capiteln; und endlich die Abhandlungen. Die 1. handelt von dem Weſen und dem wahren Begriffe der Dichtkunſt, darinn aber der Hr. Verf. vom Ariſtoteles abgeht, und den ſeichtern Begriffen einiger Neuern folget; die viel leichter zum Schwulſte, als zu einer geſunden Dichtkunſt führen. Die II. von den

Perſonen und Handlungen eines Heldengedichtes; darinn wir vollkommen ſeiner Meynung ſind. Die III. von der Abſicht des Trauerſpieles. Die IV. von den Perſonen und Vorwürfen (beſſer Gegenſtänden) der Komödie. Die V. von der Wahrſcheinlichkeit. Und endlich die VI. von dem Theater der Alten, davon wir neulich die Kupfer aus dem I. B. der ausführlichen Schriften der Akad. der ſchön. Wiſſ. mitgetheilet haben.

Man kann leicht denken, daß in ſolchen Stücken viel ſchönes vorkommen muß: und wir verſichern zugleich, daß auch das meiſte ſehr gut ausgeführet worden. Wie aber in ſolchen Dingen nicht alle Köpfe einen Sinn haben: ſo ließe ſich freylich in manchen Puncten, auch die entgegengeſetzte Meynung mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten; indem man nur gar zu deutlich merket, daß es der Hr. Verf. mit keinem von den heutigen Kunſtrichtern hat verderben wollen.

IX.

Allgemeines Magazin der Natur, Kunſt, und Wiſſenſchaften. I. Theil. Mit Kupfern. Leipzig in Gleditſchens Handlung 1753. in gr. 8.

Der große Eifer unſrer Landsleute, ſich die Gelehrſamkeit der Ausländer zu Nutze zu machen, leget ſich ohne Unterlaß in ſo vielen Ueberſetzungen an den Tag, die täglich in unſern Buch-

„Dieſemnach wäre nun zwar meine Pflicht unſerm „hochverdienten Pan alles, was an ihm löbliches war, „nachzurühmen. Deñ wie Pan mit der Echo, oder dem „Wiederſchalle ſoll verheyrathet geweſt ſeyn: Alſo „iſt der Nachruhm, eine Gemahlin der Tugend, zwi„ſchen welchen auch der Tod keine Eheſcheidung „macht. Das Andenken iſt die einige Wohlthat, „welche Lebende hochverdienten Todten abſtatten kön„nen. Aber des Ruhmwürdigen iſt zu viel, die Zeit „iſt zu enge, meine Zunge zu ungelehrt, mein Ge„dächtniß zu ſchwach, und mein Herz zu wehmüthig.

In dieſem Abſatze iſt eine neue Vergleichung des Herrn von Hoffmannswaldau mit dem Pan enthalten. Aber wie? Pan iſt mit der Waldnymphe Echo vermählet geweſen: Den Herrn von Hofmannswaldau aber ſoll man auch nach dem Tode rühmen. Das heißt vom Stabe im Winkel auf den Regen geſchloſſen! Zwar hat der Redner dieſe Ungleichheit zu überkleiſtern, eine Vermählung des Ruhmes mit der Tugend erſonnen, davon man ſonſt nichts gehöret hat. Allein erſtlich paaret er dieſe beyde in Perſonen verwandelte Dinge ſehr verkehrt. Die Tugend macht er zur Mannsperſon, und den Nachruhm zur Weibsperſon: Welches ganz wieder die Natur beyder Wörter läuft. Zum andern weis man nicht, wie ſie ſich mit einander vermählen können, da der Ruhm erſt auf die Tugend folget, und zwar bisweilen erſt ſehr ſpät: Da doch Perſonen, die ſich vermählen ſollen, zugleich verhanden ſeyn müſſen. Zum wenigſten iſt dort eins die wirkende Urſache des andern, welches hier nicht angehet; daher

denn

Buchläden erſcheinen. Es iſt nicht zu läugnen, daß noch viel Gutes in den Schriften unſrer Nachbarn enthalten iſt, das von unſern Landesleuten, aus allerley Urſachen, noch nicht geleſen worden. Und man kann alſo diejenigen unmöglich tadeln, die es zum gemeinen Nutz zu verdeutſchen bemühet ſind: wenn ſie nur mit einer guten Beurtheilungskraft, das Beſte, oder, da man dieſes nicht von allen ſodern kann, etwas Gutes wählen.

Gegenwärtige Sammlung iſt unſtreitig von dieſer Art. Sie iſt gleichſam ein Bündel ausländiſcher Blumen, die aus verſchiedenen Gärten der Ausländer gepflücket worden. Sie enthält viele Mannigfaltigkeit in ſich, um den Geſchmack unſrer heutigen Leſer, die allmählich ſehr flüchtig zu werden beginnen, durch eine beſtändige Abwechſelung zu unterhalten. Zwar die phyſikaliſchen Artikel herrſchen darinnen, und es ſcheint die Naturlehre heute zu Tage das Modeſtudium zu ſeyn. Doch ſind auch mechaniſche, zu den Manufacturen und der Handlung, ja zur Metaphyſik, Poeſie, und Sittenlehre gehörige Theile, ohne alle Regel und Ordnung untereinander gemiſchet: ſo daß es in dieſem Magazin in der That recht bunt ausſieht.

Einen Auszug aus allen dieſen verſchiedenen Sachen zu machen, iſt nicht wohl möglich; die Vorrede aber abzuſchreiben, ein ſchlechter Kunſtgriff eines Monathſchreibers. Wir ſehen uns alſo genöthiget, um unſern Leſern einen Begriff von dem Inhalte dieſes I. Theiles zu geben, das völlige Verzeichniß der Artikel, die ſelbiger in ſich hält, mitzutheilen.

Es ſind ihrer in allem XXIX., und ſie ſtehen hier auf engländiſche Art, nach der Reihe, auf den Titel gedruckt. Dieſer Kunſtgriff iſt nun zwar leicht für uns: allein wir wiſſen auch kein kräftiger Mittel dieſes Werk unſern Leſern zu empfehlen. Denn theils die berühmten Namen der Verfaſſer, theils die angenehmen, wichtigen und nützlichen Materien, werden den Liebhabern verſchiedener Wiſſenſchaften, einen beſſern Begriff von dem Werthe des Buches beybringen, als etliche Zeilen voller Lobſprüche, die wir demſelben geben könnten.

I. Monti, von Verwahrung der Blumen.

II. Wirkung eines Wetterſtrals an Meſſern.

III. Stecknadel in eines Kindes Harnblaſe.

IV. Torrelli, von einem Rade, das ſich unterm Waſſer umdrehet.

V. Condamine, Vorſchlag zu einem unveränderlichen Maaße.

VI. Beccari, von langer Enthaltung des Eſſens und Trinkens.

VII. Ellis, von der giftigen Natur der Polypen.

VIII. Beccari, Auflöſung der Körper im luftleeren Raume.

IX. Schulz, von Gandiſapora, einer mediciniſchen Akademie der Perſer.

X. Eames, von Magneten mit mehr als zween Polen.

XI. Deſaguliers, verſchiedene magnetiſche Verſuche.

XII. Abhandlung von Manufacturen.

XIII. Yart, vom Weſen u. Wirkung der Dichtkunſt.

XIV. Beccari, von Beſtandtheilen des Getreydes.

XV. Be-

XV. Bonazzoli, Beobachtung von den Gedärmen und Nieren.

XVI. Wie der Kattun auf morgenländische Art zu färben.

XVII. Kunst, schöne Gemälde zu erhalten.

XVIII. Sallust, von den Göttern und der Welt.

XIX. Scheuchzer, vom Heimwehe.

XX. Bildung der Frucht bey Menschen u. Thieren.

XXI. Ob Verstand ohne Schönheit, oder Schönheit ohne Verstand den Vorzug habe?

XXII. Manfredi, vom Wachsthume der Höhe des Meeres.

XXIII. Guigues, Ursprung der Hunnen u. Türken.

XXIV. Triewalds Verbesserung der Taucherglocke.

XXV. James, Mittel wider den Biß toller Hunde.

XXVI. Kraft, von der Vegetation der Pflanzen.

XXVII. Eitelkeit mehr zu verlangen, als nöthig ist.

XXVIII. Anatomische Beobachtungen.

XXIX. Abhandlung von der Starrsucht einer Weibesperson.

Der Herr Sammler hat sich nicht selbst bey der Vorrede genennet: und es scheint wohl, daß ihrer viele daran arbeiten müssen. Wir wollen also auch noch zur Zeit das Geheimniß nicht verrathen: bis sich die Herren Uebersetzer selbst der Welt zu nennen belieben werden. So viel können wir versichern, daß der Aufseher davon ein geschickter und gelehrter Mann ist. Man wird indessen künftig, zum Unterschiede des Hamburgischen Magazins, dieses das Leipziger Magazin nennen können. Der Druck und das Papier ist sehr sauber und weiß, ja es sind auch einige Kupferstiche dabey nicht gespa-

X.

Heſſens Groſſer Carl, in einem Lobgedichte am Carlstage 1753. beſungen von J. W. C. G. Caſparſon. Caſſel, gedruckt bey Hütern, Fürſtl. Hofbuchdr.

Man muß nicht denken, daß die deutſchen Muſen nur an ei: oder zwo Landſchaften gebunden ſind. Heſſen hat ſeine Geiſter auch, die ſich eben ſo wohl auf die Höhe des Parnaſſes ſchwingen können, wenn ſie nur wollen. Dieß gegenwärtige Lobgedicht auf den Heſſiſchen durchlauchten Carl, Herrn Vater des itzt ruhmwürdigſt regierenden Herrn Landgrafen Wilhelms, wie auch des letztverſtorbenen Königs in Schweden Majeſtät, iſt ein deutlicher Beweis davon. Es hat ſolches viel Feuer, auch Stärke genug in Gedanken und Ausdrückungen: ſo daß man wohl ſieht, daß Hr. Caſparſon kein Fremdling auf dem Helikon ſey. Wir wollen zur Probe ſeiner Dichtart, nur die kleine Ode bekannt machen: die er an die jungen Heſſiſchen Prinzen gerichtet hat, deren groſſen Ahnherren, das heroiſche Gedicht beſinget. Und was wird dieſer Dichter nicht zu rühmen haben, wenn er des Durchlauchtigſten Wilhelms weiſe Regierung, ſamt allen groſſen Eigenſchaften ſeines erhabenen Geiſtes, und wahrhaftig fürſtlichen Herzens, auf eine anſtändige Art wird beſingen wollen?

Ode.

Ode.

O Prinzen! darf Euch mein Entzücken
Mit sich nach jenen Höhen rücken,
Wohin der Ode Geist mich hebt?
Dort seht Ihr sie, die selgen Fernen,
Wo, über Sonn, und Mond, und Sternen,
Die Ehre Eurer Ahnen lebt.

Mein Geist verläßt des Körpers Schranken,
Ists wirklich, oder sinds Gedanken?
Welch heilger Ort? Welch glänzend Chor?
Ja, Prinzen! ja, das sind die Helden.
Doch seht! mit Stralen, die Ihn melden,
Tritt dort der ewge Carl hervor.

Und wie? im heiden Schmuck der Jugend?
Ist das Gewand dort nicht die Tugend,
Das stolz um seine Schultern flieht?
Das ist der Helden Lohn, die Ehre,
Die, als wenn sie ein Feuer wäre,
Ihm um die heilgen Schläfe zieht.

Dieß ist der Carl, aus dessen Saamen
O Prinzen! Eure Väter kamen.
Der Carl, das Wunder seiner Welt,
Der Freund, der Vater seiner Staaten,
Der Salomo im Richt- und Rathen!
Im Kampf ein Leu, im Sieg ein Held.

Doch,

Doch, weg von dieſen Götterhöhen!
Ihr könnt Ihn in den Vätern ſehen,
Hier reißt ſein Glanz die Denkkra hin.
Erlaubt es mir, Ihn Euch in Bildern,
Nach Euren Vätern abzuſchildern:
Denn wißts, in Ihnen ſah ich Ihn.

XI.

Vermiſchte Berichte und Abhandlungen, einer Geſellſchaft, auf den vier oberſächſiſchen Akademien. Erſtes Stück. Leipzig bey Ge. Wilh. Pouillard. 1753.

Die Oberſächſiſchen Akademien haben ſich die Zeit her, noch allemal in dem vorzüglichen Ruhme der Gelehrſamkeit und der guten Sitten erhalten, darinn ſie ſeit undenklichen Zeiten geſtanden haben. Sowohl die Zahl ihrer Lehrer, als die Menge ihrer Zuhörer übertrifft auch die übrigen bey weitem: und die gelehrten Bücher, Abhandlungen und andre akademiſche Schriften, die daſelbſt herauskommen, ſind ſo häufig, und von ſolcher Wichtigkeit; daß man allenthalben begierig iſt, ſie zu kennen und zu leſen. Gleichwohl werden die meiſten davon nicht überall bekannt; ja, ſo nahe Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle einander liegen: ſo ſchwer iſt es, auf einer dieſer hohen Schulen alles zu erfahren, was auf der andern vorgeht.

Dieſes

Dieſes hat nun eine Geſellſchaft guter Freunde, die auf allen dieſen hohen Schulen zerſtreuet ſind, bewogen, gemeinſchaftlich dieſe Monathſchrift zu unternehmen. Sie wollen darinn alles, was auf denenſelben neues und merkwürdiges vorgeht, bekannt machen. Alle öffentliche Veränderungen in Aemtern, Beförderungen und Promotionen, alle Diſſertationen und Einladungsſchriften, alle gedruckte Glückwünſche, darinn gelehrte Materien abgehandelt werden; ja auch alle größere Bücher und Werke der Gelehrten, die daſelbſt herauskommen, oder neu aufgeleget, oder überſetzet werden, ſollen hier eine Stelle finden. Endlich wird man auch die Verzeichniſſe der itztlebenden Lehrer gedachter hohen Schulen, von Zeit zu Zeit mittheilen.

Sollten nun alle dieſe verſchiedene Sachen nicht allemal die ſechs Bogen, die zu jedem Stücke beſtimmet ſind, ausfüllen: ſo wird man auch kleine Abhandlungen von allerhand Materien anhängen, dem Leſer zu nützen, oder ihn zu vergnügen. Von allem dem nun iſt in dieſem erſten Stücke ein glücklicher Anfang gemachet worden. Die Vorrede ſowohl, als alles übrige, iſt, unſers Bedünkens, ſehr wohl geſchrieben und ſelbſt die kleine Abh. am Ende von der Annehmlichkeit, Nutzbarkeit und Beſchwerlichkeit derer, die ſich dem Leben auf hohen Schulen widmen, iſt ſchön; und angenehm zu leſen. Es iſt alſo kein Zweifel, daß auch die Fortſetzung viel Beyfall finden werde.

XII. Eine

XII.

Eine Fabel.

Der Hund und die Mücken.

Ein junger Hund ſah tauſend Mücken ſchwärmen,
Die ſummten ihm die beyden Ohren voll:
Das machte nun den kleinen Klöffer toll,
Den ihr Geſumm ſchien auf den Tod zu bärmen.
Oft ſchnappt er zu, und biß ſo manche todt;
Oft droht er gar, ſie alle zu ermorden:
Allein was halfs? Nichts minderte die Noth;
Das Mückenheer war gar zu groß geworden.
Zehn ſchlung er ein, und ſpie ſie wieder aus;
Doch hunderte bedrohten Kopf und Ohren:
Je mehr er ſprang, je größer ward der Graus,
Sie ſchienen bloß zu ſeiner Quaal gebohren.
Als er nun matt und keichend ſie verfluchte,
Kam noch Melamp, der ſeinen Sohn beſuchte,
Zu rechter Zeit dem Kämpfer zugeeilt:
Da ward ihm nun der beſte Rath ertheilt:
Sohn! rief der Greis: Sohn! willſt du Mücken fangen?
Sey nicht ſo dumm! und ſpare deine Kraft
Auf einen Feind von edler Eigenſchaft.
Denn, gib nur acht; bevor ein Mond vergangen,
Stillt dieß Geſchmeiß der Vögel Hungersnoth.
Den Ueberreſt macht Wind und Regen todt:
Dann lache du, und tritt es in den Koth!

Die ihr das Läſtermaul des Pöbels ſtopfen wollt,
Melampus lehret euch, was ihr beginnen ſollt.
Um ſolches Lumpenvolk ſetzt euren Werth nicht tiefer:
Wie lange währt es doch? ſo ſtirbt das Ungeziefer.

Ende des Heumonaths 1753.

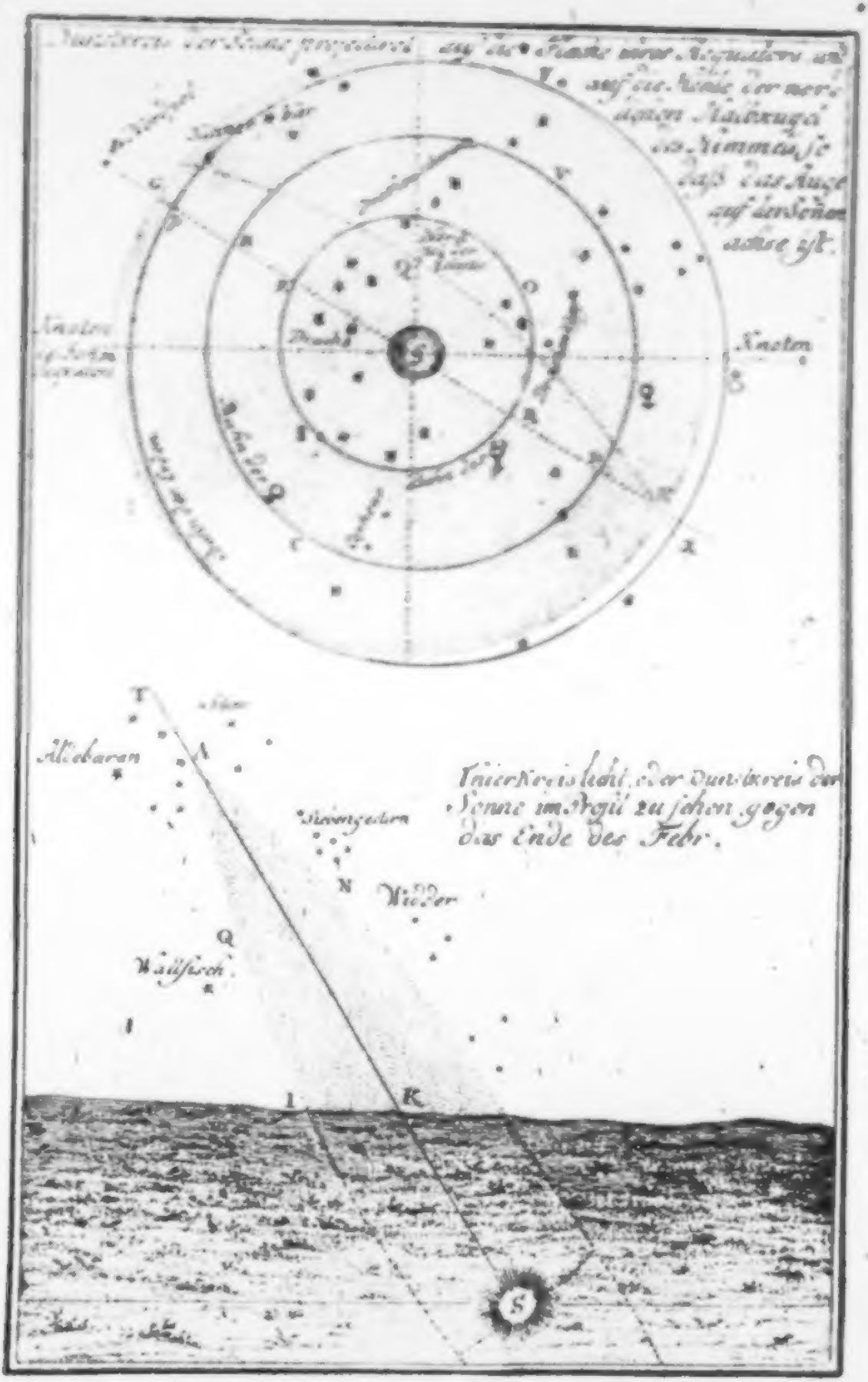
Knoten
Knoten
Aldebaran
Widder
Wallfisch
Unterhorizont, oder Durchschnitt der Sonne im Orgil zu sehen gegen das Ende des Febr.

denn viele weit vernünftiger die Tugend vor eine Mutter der Ehre ausgegeben haben.

Allein geſetzt, daß dieſes alles ſeine Richtigkeit gehabt hätte! Worinn kommt denn das Echo mit dem Ruhme überein? Iſt dieſe Nymphe irgend vormals eine Lobrednerin geweſen, oder nach ihrer Verwandlung geworden? Keines von beyden: Und gleichwohl hat man ſie mit dem Ruhme verglichen. Dieſe Aehnlichkeit iſt von dem ſcharfſinnigen Redner in dem bloſſen Worte geſuchet worden. Echo heißt der Wiederſchall. Der Wiederſchall, hat eine Aehnlichkeit mit Nachhall; Nachhall und Nachruf ſind einander auch ähnlich; und Nachruf und Nachruhm kommen endlich auch ſo ziemlich überein. Da haben wirs nun ganz deutlich, wie in Lohenſteins Kopfe die Geburt dieſes Einfalls vorgegangen. Iſt das aber nicht eine gründliche Art der Gedanken? Iſt das nun nicht ein recht geläuterter Witz, der ſich bey der bloſſen Aehnlichkeit der Wörter aufhält, ohne die allergeringſte Übereinſtimmung in der Sache zu haben? Und wie ſchön blendet es nicht die Augen der Unverſtändigen, wenn man von dem Echo, dem Pan, dem Nachruhm, der Tugend, der Vermählung, der Eheſcheidung und dem Tode redet; ohngeachtet alles dieſes in ſeiner Zuſammenſetzung nichts mehr als ein hölzernes Eiſen, oder ein Bicetri bedeutet.

„Ich weis nicht, ob ich ihn mehr als einen ehrlichen „Mann, oder als einen treuen Bürger, oder als einen „klugen Rathsherrn, oder als einen gottſeligen Chri„ſten rühmen ſoll? Ich weis nicht, welche Jahre ſei„nes Alters den andern vorzuziehen (ſind). Denn er „war ein fruchtbarer Pomeranzenbaum, welcher im

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Aerntemonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. VIII. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Philoſophia Moralis ſive Ethica, Methodo ſcientifica pertractata. Pars V. & ultima, in qua agitur de virtutibus, quibus praxis officiorum erga alios continetur. Autore Chriſtiano L. B. de Wolf &c. Halæ Magdeb. in offic. Renger. 1753. in 4.

Der Herr Kanzler und Frh. von Wolf wird auch in ſeinem hohen Alter nicht müde, der Wahrheit die nützlichſten Dienſte zu thun. Sein großes lateiniſches Werk von der Weltweisheit, wächſt unter ſeinen Händen jährlich an; und nunmehr hat er die Sittenlehre in ihrem ganzen Umfange abgehandelt. Dieſer fünfte Band beſchließt dieſelbe durch den Vortrag der Ausübung der Pflichten gegen andre.

Die Peripatetiker, wie der Herr Kanzler in der Vorrede erinnert, haben die Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Leutſeligkeit, Spaßhaftigkeit und Gerechtigkeit unter dieſelben gerechnet, und ihnen ſehr viele Laſter entgegen geſetzet. Die erſte betrifft die Mäßigung des Zornes, die zweyte äußert ſich in Reden,

die dritte im Umgange, die vierte im Scherzen, und die letzte in allen ernſthaften Geſchäfften, die das Mein und Dein betreffen. Alle vier erſten, nennen ſie homiletiſche Tugenden, weil ſie im bürgerlichen Umgange ſtatt haben. Allein der Herr Kanzler von Wolf hat ſchon in der Vorrede des vorigen Bandes angezeiget, warum er von dieſer Lehrart abgegangen. Die Tugenden ſind Fertigkeiten, ſeine Handlungen dem Geſetze der Natur gemäß einzurichten: daher hat der Hr. K. ihre Namen nach den verſchiedenen Pflichten gegen andre eingerichtet; denn der Pöbel, der den Dingen die erſten Namen gegeben, hat ſie nicht allezeit nach der Vernunft unterſchieden, und unter gewiſſe Arten gebracht.

Alle Pflichten gegen andre, kommen aus der, nach dem Geſetze der Natur eingerichteten Liebe gegen andre her. Da alſo die Fertigkeit, ſeine Neigung gegen andre dem Geſetze der Natur gemäß einzurichten, die Liebe iſt: ſo hat er von dieſer, als der Quelle aller andrer Tugenden, zuerſt gehandelt. Da nun dieſe den Menſchen geneigt machet, andern alle Pflichten zu leiſten: ſo hat er dieſe Neigung, die Leutſeligkeit genennet; und dadurch eine beſtändige Bereitſchaft verſtanden, andern bey aller Gelegenheit angenehme Dienſte zu leiſten. Man könnte dieſe *Officioſitatem* des Hrn. K. die Bereitwilligkeit nennen. Weil nun aus einer gegenſeitigen Liebe, die dem Geſetze der N. gemäß iſt, die Freundſchaft entſteht: ſo handelt er hierauf von derſelben.

Nun folgen die beſondern Pflichten, entweder bey

Ge-

Geſchenken, oder in Anſehung der Ehre, oder des Wohlſtandes, oder der Rede, oder der Beſchimpfungen, oder deſſen, worauf jemand entweder ein vollkommenes oder unvollkommenes Recht hat. Daher hat der hochfreyherrl. Hr. V. die Tugend in Anſehung des erſtern, die Freygebigkeit, und gegen die Elenden das Mitleiden genennet; in Abſicht auf die Ehre die Ehrerbiethigkeit, bey den Unterredungen, die Wahrhaftigkeit, und im verſchweigen die Verſchwiegenheit; beym Wohlſtande die Höflichkeit; bey den Beſchimpfungen die Sanftmuth; in Anſehung des vollkommenen Rechtes anderer, die Gerechtigkeit; des unvollkommnen aber die Billigkeit, wobey denn überall auch die entgegen geſetzten Laſter vorkommen.

Hier ſieht nun ein jeder den kurzen Inhalt dieſes moraliſchen Werkes, und den Zuſammenhang der Tugenden, die man gegen andere auszuüben ſchuldig iſt. Nun wiſſen wir gar wohl, was die Feinde und Tadler des Herrn Kanzlers einzuwenden haben. Da ſie weder an den ſittlichen Wahrheiten, noch an der überzeugenden Lehrart und Deutlichkeit ſeines Vortrages, etwas zu erinnern haben: ſo beſchweren ſie ſich über die Weitläuftigkeit ſeiner Werke. Ihre natürliche Flüchtigkeit und Ungeduld im Bücherleſen, wünſchte, zumal alle ernſthafte Wahrheiten, gleichſam in einer Nuß abgehandelt zu ſehen, oder gar in einer Pille zu verſchlucken: da ſie doch große Werke von läppiſchen Inhalte, Romane von 6. 8. 10. bis 12. Bänden, u. d. m. gar wohl verbauen können. Allein

lein wie ein verdorbener Gaum und Magen, einen Koch, der geſunde Speiſen zubereitet, in keinen übeln Ruf bringen kann: ſo müſſen auch billig ſolche verzärtelte Leſer nicht über den ausführlichen Vortrag ſolcher ſittlichen Wahrheiten murren: da ſie ja niemand zwingt, dieſelben zu leſen; ſondern es ihnen gern gönnet, daß ſie ſich mit einem ſeichten und romanhaften Vortrage eines Montaigne, oder la Bruyere befriedigen dürfen.

Wer es nur einigermaßen weis, was ein ſyſtematiſcher Vortrag erfodert; und wieviel zu einer rechten Ueberzeugung in ſittlichen Sachen gehöre: der wird es auch begreifen, daß mit einem kurzen und ſpruchreichen Vortrage der Sittenlehren wenig ausgerichtet wird. Seit Salomons Sprüchwörtern, Sirachs Hausbuche, dem Buche der Weisheit, des Pythagoras güldenen Verſen, des Theognis und Cato ſchönen Lehrſprüchen, ja auch Antonins und Epiktets Handbüchern, u. ſo vielen andern moraliſchen Werken dieſer Art, iſt die Welt noch imer ſo laſterhaft geblieben, als ſie von je her geweſen. Auch Rochefoucault und alle übrige von der Art, die viel mit wenigen Worten geſaget, haben die Menſchen dennoch gelaſſen, wie ſie vorhin waren. Man hat ihre Schriften geleſen, und gelobet; aber auch nur geleſen und gelobet: aber keiner iſt davon ſo lebendig überzeuget worden, daß er auch die Wahrheiten, die ihm aufs beſte eingeleuchtet, hätte ausüben wollen.

Kenner des menſchlichen Herzens wiſſens viel beſſer, daß nicht bons mots, und kurze ſinnreiche Lehrſprüche, die Neigungen ändern, alte Gewohnheiten be-

beſtreiten und ausrotten, moraliſche Vorurtheile bekämpfen, und einen ernſtlichen Vorſatz tugendhaft zu leben wirken können. Es iſt wahr; ſie werfen bisweilen Funken in die Seele: aber es ſind auch nur Funken, die eine kleine Weile ſchimmern, aber bald erlöſchen; zumal wann ſie auf keinen guten Zunder fallen. Es gehöret mehr dazu, ein Herz zu lenken. Der Verſtand muß vorher in allen dazu nöthigen Wahrheiten aufgekläret, und ſo zu reden, ganz davon durchdrungen ſeyn. Dazu gehöret aber mehr, als eine flüchtige Beluſtigung an einigen Sittenſprüchen; oder ein magres Regiſter von Tugenden; das ſich freylich als ein Gerippe der Sittenlehre, auf wenigen Blättern geben läßt; aber auch hernach weder Kraft noch Saft hat, den Willen läßt wie es ihn findet, und nur den Verſtand mit einer eingebildeten moraliſchen Erkenntniß, mehr beſtreichet, als erfüllet.

Der Hr. Kanzler hat ſich dieſen Einwurf in der Vorrede ſelbſt gemachet, und beantwortet. Niemand darf alſo denken, er habe ſelbigen etwa nicht gewußt; oder aus gar zu großer Eigenliebe, gegen ſeine Erfindungen und Schriften nicht wahrgenommen, wie viel Bände er ſchon geſchrieben. Er hat vielmehr mit gutem Bedachte alles ſo, und nicht anders eingerichtet; auch nicht für diejenigen philoſophiren wollen, die nur zum Staate eine Morale lernen wollen; und viel gelehrtes Zeug verſchiedener Meynungen ins Gedächtniß faſſen wollen, um ſich damit bey Gelegenheit breit zu machen. Er hat die erſten Gründe moraliſcher Erkenntniß in völliges Licht ſetzen wollen; wor-

auf hernach andre viel vortreffliche Sachen werden bauen können. Hätte Euklides nicht die Grundlehren der Meßkunſt ausgearbeitet: ſo hätten die Mathematiker nicht weiter gehen können, und die Geometrie würde ſo hoch nicht geſtiegen ſeyn, als wir ſie heute zu Tage ſehen. Hätte Leibnitz nicht die Differentialrechnung erfunden: ſo hätten auch alle ſeine Nachfolger ihren Fleiß durch neue Erfindungen nicht zeigen können.

Bloß das Beyſpiel des Euklides hat den Hrn. Kanzler aufgemuntert, das in der Sittenlehre zu thun, was jener in der Mathematik gethan hatte. Da er nun fand, daß jener bloß durch den Gebrauch einer wahren Vernunftlehre, zu einer ſo großen Deutlichkeit und Gewißheit gekommen: ſo hat auch er ſich befliſſen, die gute Methode in die Weltweisheit, und ſonderlich in die Sittenlehre zu bringen; und dadurch alles aufzuheitern. / Doch finden ſich leider! auch bey dieſem ſo hell aufgeſteckten Lichte, von neuem wieder Lehrer der Dunkelheit und Ungewißheit, die ſich mit Fleiß bemühen, alles wieder zu verwirren; aus kindiſcher Furcht: ſie möchten etwa gar zu mathematiſch werden. Gerade, als ob die mathematiſche Methode, denen, die in dieſen Lehren ganz unwiſſend ſind, irgend im Traume einkommen könnte! Oder, als ob es ein Fehler ſeyn würde, auch dem natürlichen Triebe zu einiger Ordnung und Gründlichkeit zu folgen, der ſich in ihnen zuweilen von ungefähr regt; wie auch eine blinde Henne manchmal ein Körnchen findet. /

Der

Der Hr. Kanzler beantwortet in der Vorrede auch den lächerlichen Einwurf, den einige Boshafte noch unlängſt wieder hervorgeſuchet: als ob ſeine ganze Philoſophie, auf die Leibnitziſchen Monaden gegründet ſey. Nichts abgeſchmackter könnte ſo leicht geſaget werden: u. Leute, die für gelehrt angeſehen ſeyn wollen, ſollten ſich ſchämen, ſo was albernes vorzubringen. Hr. K. v. W. hat Leibnitzens Monaden weder behauptet, noch angenommen; ob er ſie gleich auch nicht widerleget hat: geſchweige denn, daß er alles darauf gebauet haben ſollte. Seine ganze Morale fließt aus dem Begriffe der Vollkommenheit, darnach ein Tugendhafter ringen muß. Die Sittenlehre nämlich iſt eine Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, die man ohne gewiſſe wachſende Vollkommenheiten nicht erlangen kann. Wie nützlich könnten dieſe Begriffe doch geiſtlichen Moraliſten werden!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Joh. Thomas Haupts, Kön. Preuß. Kirch- und Schulen-Inſpectoris zu Templin, neue und vollſtändige Auslegung des von dem Stifter und erſten Kaiſer des chineſiſchen Reiches, Fohi, hinterlaſſenen Buches, Ye-Kim, genannt. Roſtock und Wismar, bey Bergern und Bödnern 1753. in 8.

Das beſondre Räthſel der Chineſer, darüber ſich ſowohl die Weiſen ihres Landes, als in Europa den Kopf zerbrochen haben, höret

noch nicht auf, die Gelehrten, zu beschäfftigen. Nachdem Herr von Leibnitz, durch einen sehr glücklichen und überaus wahrscheinlichen Einfall, seine Dyadik, oder die Art durch lauter o und 1 alle mögliche Zahlen zu schreiben, darinn wahrzunehmen geglaubet, haben sich wenige Gelehrte mehr die Mühe geben wollen, diesen alten Charaktern des Kaisers Fohi nachzusinnen. Es war auch in der That schwer, ja es dünkte vieleicht einigen gar unmöglich, noch etwas bessers auszusinnen, als dieser große Mann erdacht hatte. Man kann seine Erfindung theils in Tenzels monathlichen Unterredungen, theils in der deutschen Theodicee, so wie sie Hr. Prof. Gottsched herausgegeben hat, nach der Länge nachsehen.

Allein hier findet sich gleichwohl ein Gelehrter, der das Herz gehabt, noch etwas bessers zu suchen; und noch dazu glaubet, es auch gefunden zu haben. Ob er glücklicher damit seyn werde, als ein andrer Geistlicher im Brandenburgischen, der uns eine bessere Theodicee zu liefern gesuchet, als die Leibnitzische, wird die Zeit lehren. Wir wollen unsern Lesern den Inhalt seines Tractats unparteyisch vor Augen legen.

Das I. Hauptstück handelt von dem Buche des Kaisers Fohi selbst, und seinen verschiedenen Auslegern, historisch. Hier findet man die 64 Figuren, ganzer und gebrochener Striche, so wie sie in China das Buch Ye-Kim in sich hält, folgendergestalt: doch geben wir nur die ersten zehn, oder zwölf zur Probe:

„Frühlinge ſo wohl reiſe Früchte, als im Herbſte an„nehmliche Blüthen, und alſo Nuß und Anmuth in „jedem Alter zuſammen trug.

Abermal ein Gleichniß! Sollte man doch denken, Herr von Lohenſtein wolle uns ſein ganzes Collectaneenbuch auf einmal mittheilen. Wenn junge Schüler in der Beredſamkeit einen ſolchen Uberflüß von Erläuterungen in eine Rede ſtopfen wollten, ſo würde man ſie entſchuldigen; weil ſie noch nicht viel eigene Gedanken hätten, und nichts gründliches zu ſagen wüſten. Aber wenn uns erwachſene, und dem Nahmen nach ſtarke Redner mit ſolchen Zierrathen überhäufen: So iſt es weit unerträglicher. Solche Zuckerbecker, die lauter mellitos verborum globulos ſeſamo et papauere ſparſos, lauter honigſüſſe Nectarworte, und mit Zibeth und Jeſmin durchbiſamete Redensarten vortragen, ohne was ernſtliches vorzubringen, ſollte man zur Strafe in ein Gefängniß ſetzen, und ſie mit lauter Zucker füttern, bis ſie endlich ihr Magen lehren würde, wie es dem nach Wahrheit hungerigen Verſtande andrer Leute zu Muthe iſt, weñ ſie mit lauter ſolchen bunten Luftblaſen beluſtiget werden.

„Pan ſoll des klugen Mercur, eines Gottes der „Beredſamkeit und der keuſchen Penelope Sohn ge„weſt ſeyn. Jenen Nahmen und unſer dankbares „Andenken verdient auch unſers verſtorbenen Pans „ruhmwürdiger Herr Vater, der weyland Wohledel„gebohrne ꝛc; Dieſen ſeine herzlich geliebte Frau „Mutter, die ꝛc. Allein wir werden gezwungen un„ſerm edlen Todten mit Wahrheit, den von Griechen„land dem Timotheus gegebenen Preis zuzueignen:

Daß

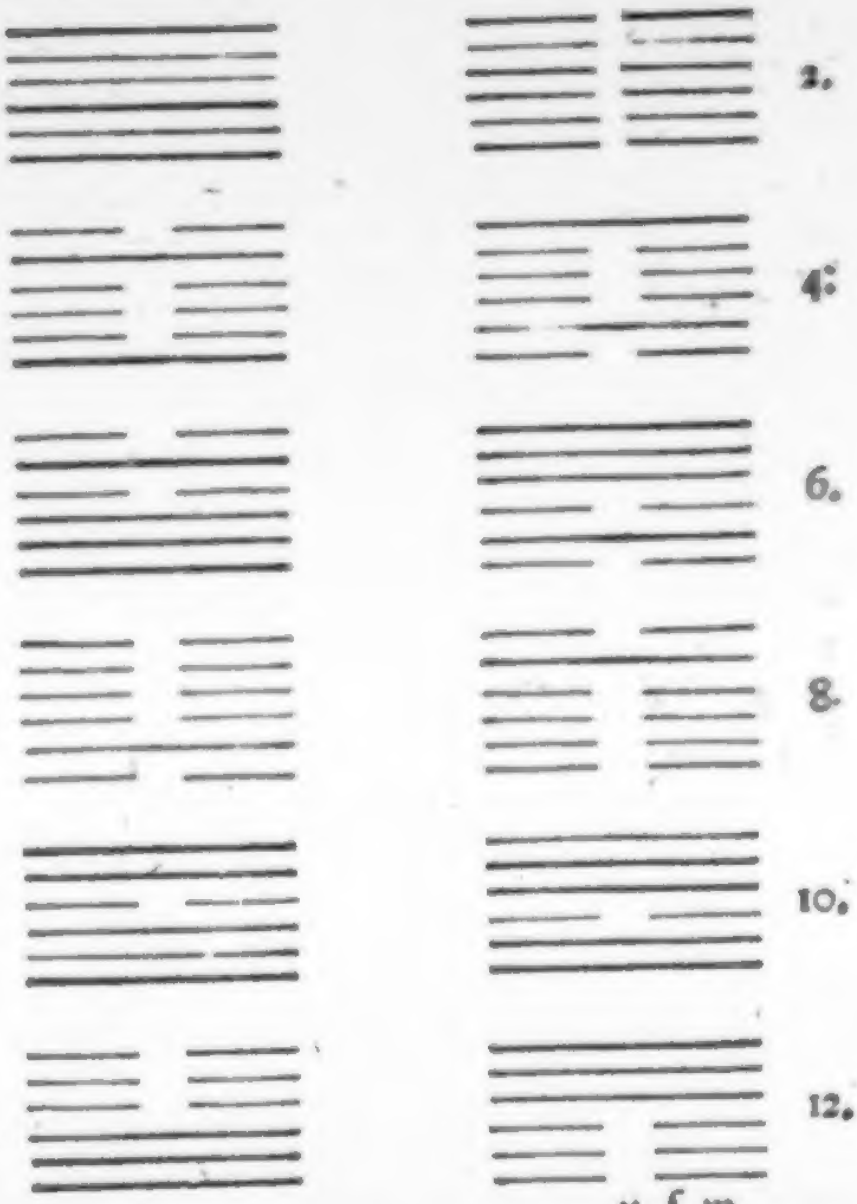

u. ſ. w.

Der erſte Ausleger dieſes Monuments hat König Ven Vam und ſein Sohn Cheu Cum, 1800 Jahre nach dem Fohi ſeyn wollen: und 600 Jahre hernach hat Confucius ſich daran gewaget. Dieſer lebte 551 Jahre vor Chriſti Geburt: alſo muß denn Fohi 2951 Jahre vor Chr. Geb. d. i. vor der Sündfluth des Noah gelebt haben: womit Neuhof

in

in seiner Beschreibung von China übereinstimmet. Dieß ist also unstreitig die älteste Schrift auf dem Erdboden: wo nicht irgend die eherne Säule Seths noch steht, darauf er seine Sternwissenschaft gegraben haben soll. Confucius ist indessen mit seiner Erklärung nicht zufrieden gewesen, und hat es vor seinem Ende noch einmal vornehmen wollen. Herr von Leibnitz war der erste Europäer, der in diesen Linien Ordnung, Bedeutung und Wissenschaft erblickte. Er sah in den ganzen Strichen die 1, und in den gebrochenen die Nulle 0. Er schrieb seinen Einfall nach China: nur weis man nicht, wie die Gelehrten daselbst ihn aufgenommen. Nur der einzige F. A. Knittel fand bey uns einiges Bedenken dabey, und kam mit einer neuen Hypothese zum Vorscheine. Er meynte, Kaiser Fohi habe lauter arithmetische Verhältnisse, deren Unterscheid $\frac{1}{2}$ ist, vortragen wollen. Kaum ward dieses bekannt, so stund noch ein Oedipus auf, Herr Joh. Heinr. Hasenbalg, der da meynte: Fohi hätte dadurch alle mögliche Arten von Schlußreden heraus bringen wollen. Und so wäre denn das Buch Ye-Kim, ein Capitel aus der antediluvianischen Kaiserl. Logik gewesen!

Unser Hr. V. hat sich indessen, bey einer Gelegenheit, da er der Leibnitzischen Dyadick nachdachte, auf etwas andres besonnen. Im II. Cap. bahnet er sich den Weg dazu, indem er zeiget, was derjenige beobachten und leisten müsse, der diese Figuren vollständig erklären will. Er meynt, es gäbe nur zween Fälle, warum der Kaiser diese 64 Figuren gemachet.

1.) Ent-

1.) Entweder bloß zu ſehen, wie vielmal ſich die ſechs Linien verſetzen und abwechſeln laſſen; oder 2.) etwas, ſo er dabey gedacht, bekannt zu machen. Das erſte wäre wohl das leichteſte; aber doch iſt das letzte wahrſcheinlicher. Man muß alſo ſehen, was dazu gehöret, wenn man ſie recht verſtehen will.

Wer etwas verſteht, der muß weder mehr, noch weniger bey der Sache denken, als ſein Urheber gedacht hat. Das iſt nun hier ſchwer zu thun. Was bedeutet ein ganzer, oder gebrochener Strich? Warum ſind ſechs beyſammen, warum 64 Figuren? Das ſoll man errathen, denn der Schlüſſel fehlet. Kömmt nun jemand auf einen Einfall, woraus ſich alle Figuren und Linien gründlich begreifen laſſen; ſo daß weder die Linien, noch ihre Ordnung anders beſchaffen ſeyn können, als ſie wirklich ſind: ſo wird man ſchwerlich ein Bedenken tragen, denſelben als wahr anzunehmen; und zu glauben, Kaiſer Fohi habe eben das dabey gedacht, und damit ſagen wollen. Auf einmal das rechte zu finden iſt ſehr ſchwer. Man muß es aber verſuchen; und einige müſſen irren, bis einer auf den rechten Weg kömmt.

Das erſte merkwürdige iſt, daß der Kaiſer jeder Figur ſechs Striche übereinander gegeben. Warum niemals mehr, oder weniger? das muß der rechte Ausleger zeigen. Kann er es aber, ſo darf man nicht zweifeln, er habe recht errathen. Es darf aber 2. ein Ausleger die Linien auch nicht trennen, die Fohi verbunden hat. Hätte er nur drey und drey zuſammen nehmen wollen, ſo würde er ſelbſt es wohl gethan haben. Zum 3.) muß man auch ſeine Ordnung der

Zei-

Zeichen beybehalten. Denn hat er etwas vernünftiges damit anzeigen wollen: ſo würde es nicht gleichviel geweſen ſeyn, wie er ſie ſetzete. Hätte jemand in einer bekannten Sprache Sylben und Wörter verſetzet, ſo würde man es leicht merken. Z. E. folgende Sylben ſind ſo verworfen, daß man ſchwerlich einen Verſtand heraus bringen kann;

ſchlecht	ihm	und	hat	liebt	wer	als	Geld	dein	ge
geht	viel	der	und	ge	krum̃	und	ſteht	wol	du
nicht	Recht	iſt	Sprúng	mehr	Gut	und	es	wilt	in
das	lich	de	thu	nach	ge	dir	Welt	zu	nicht
red	gra	ſo	Sin	lin	daß	der	grad	geht	es

Und doch ſollen ſie dieſes heißen:

Es geht nicht grad zu in der Welt,
Wilt du, daß dir es wohl gelinge,
Und ſteht dein Sinn nach Gut und Geld;
So thu mehr krumm als grade Sprünge.
Wer redlich iſt, und liebt das Recht,
Der hat nicht viel, und geht ihm ſchlecht.

Dieſes nun auf des Fohi Buch angewandt, wird zeigen, daß auch 4.) die Zahl der 64. Figuren nicht umſonſt ſeyn könne. Kann nun jemand zeigen, daß er weder mehr, noch weniger habe machen müſſen, um etwas vernünftiges zu verſtehen zu geben: ſo wird auch die-

dieſes ein Merkmal ſeyn, daß er den rechten Schlüſſel habe. Endlich 5.) muß auch ein Grund angegeben werden, warum immer einander entgegengeſetzte Figuren neben einander ſtehen. u. ſ. w. Er muß endl. 6.) auch die bey den Chineſern gewöhnliche Schreibart von oben nach unten beybehalten, und davon nirgends abweichen. Hr. von Leibnitz will nur ein Spiel daraus machen; aber der V. meynt, Spiel und Ernſt könnten nicht beyſammen ſtehen. Wir haben die Vorbereitungen weitläuftig genug erzählet: wir müſſen nunmehr kürzer die Erfindung des Hrn. Verf. anzeigen: der dieß kaiſerliche Buch zu einem Kapitel der antediluvianiſchen Algebra machet.

Im III. Cap. prüfet der Hr. V. nach dieſen Regeln, die alte Erklärung der Chineſer, und zeiget, daß ſie alle mangelhaft ſind: dabey wir uns nicht aufhalten können. Im IV. wird die Leibnitziſche Erklärung geprüfet: welche aber, nach den gegebenen Regeln, auch nicht Stich hält. Das V. verwirft die Knitteliſche Erklärung, welche die Ordnung des Hrn. von Leibnitz, anſtatt des Fohi ſeiner, voraus ſetzet; und dadurch von einer der obigen Regeln abweicht. Im VI. folget die Haſenbalgiſche Erklärung, die eben dergleichen Fehler hat, und nach den angegebenen Regeln nicht beſtehen kann. Das VII. Cap. endlich trägt die neue Erklärung des Hrn. Verf. vor. Seine Worte lauten auf der 134 S. alſo:

„Es enthält das Buch Ye-Kim nichts anders, „als alle Facta eines Cubo-Cubus, oder, mich nach „Art der arabiſchen Mathematiker auszudrücken, eines

„Zenſicubus, deſſen Wurzel aus zween Theilen beſteht. „(radicis binomiæ) und worinn die Cubocubi der „Theile und alle Facta deſſelben, je zwey und zwey „dergeſtalt gegeneinander geordnet ſind: daß die Hälf„te der Factorum des einen Facti, mit der Hälfte der „Factorum, des andern dem erſten gegenüberſtehenden „Facti, den übrigen Hälften der Factorum in beyden „Factis einander gleich iſt „.

Nun beſorget der Hr. Verf. nicht ganz ohne Grund, man werde ihn nicht durchgehends verſtehen: daher erkläret er erſtl. was ein Cubo-Cubus iſt, 2.) daß † ſoviel als plus, oder eine Addition, 3.) der Punct. aber, eine Multiplication bedeute, 4.) daß ab, oder aab nebeneinander, ſoviel als eine Multiplication dieſer zwo, oder drey Größen ineinander, oder das Product daraus, und endlich 5.) das Zeichen = eine Gleichheit des vorhergehenden und folgenden bedeuten. Ferner, wenn eine Zahl mit ſich ſelbſt multipliciret werde, ſo entſtehe das Quadrat, deſſen Quadrat Wurzel die erſte Zahl ſelbſt ſey: u. ſ. w. Wenn das Quadrat nochmals mit ſeiner Wurzel multipliciret werde, ſo entſtehe der Cubus, und ſo w. Endlich, wenn der Cubus mit ſich ſelbſt multipliciret werde, ſo entſtehe ein Cubo-Cubus. Hier zeiget der Hr. V. nun deutlich, warum Fobi nur 64 Figuren gemachet: nur, daß ein in der Arithmetik, und dem calculo litterali ſonderlich, etwas geübter Leſer dazu gehöret, alles wohl einzuſehen: denn alles läuft auf ein a † b, ab † bb, und aa † ab † ba † bb hinaus. Nur bemerken wir, daß die ſämtl. Facta des Hn. Inſpectors nicht auf gut chineſiſch von oben herunter, ſondern von unten hinauf gehen. Iſt das nicht der 6ten obigen Regel zuwider?

a † b Radix bin.
a † b

---

ab † bb
aa † ba

---

aa † ab † ba † bb Quadr.
a † b

---

aab † abb † bab † bbb
aaa † aba † baa † bba

---

aaa † aab † aba † baa † bba † bab † abb † bbb Cub.
aaa † aab † aba † baa † bba † bab † abb † bbb

8	16	24	32	40	48	56	64
aaabbb†	aabbbb†	ababbb†	baabbb†	bbabbb†	babbbb†	abbbbb†	bbbbbb
7	15	23	31	39	47	55	63
aaaabb†	aababb†	abaabb†	baaabb†	bbaabb†	bababb†	abbabb†	bbbabb
6	14	22	30	38	46	54	62
aaabab†	aabbab†	ababab†	baabab†	bbabab†	babbab†	abbbab†	bbbbab
5	13	21	29	37	45	53	61
aaabba†	aabbba†	ababba†	baabba†	bbabba†	babbba†	abbbba†	bbbbba
4	12	20	28	36	44	52	60
aaabaa†	aabbaa†	ababaa†	baabaa†	bbabaa†	babbaa†	abbbaa†	bbbbaa
3	11	19	27	35	43	51	59
aaaaba†	aababa†	abaaba†	baaaba†	bbaaba†	bababa†	abbaba†	bbbaba
2	10	18	26	34	42	50	58
aaaaab†	aabaab†	abaaab†	baaaab†	bbaaab†	babaab†	abbaab†	bbbaab
1	9	17	25	33	41	49	57
aaaaaa †	aabaaa †	abaaaa†	baaaaa†	bbaaaa†	babaaa†	abbaaa†	bbbaaa

Cubo-cubus.

So genau nun endlich alles paſſen möchte, ſo ſchieben wir es dennoch allen Algebraiſten ins Gewiſſen: ob es wohl glaublich ſey, daß Fohi vor der Sündfluth dieſe Geheimniſſe der Buchſtaben-Rechnung unſrer heutigen Algebraiſten bereits gewußt habe? Wir übergeben alles der Prüfung Hn. Knittels u. Hn. Haſenbalgs.

III.

Der Kön. Akad. der Wiſſ. in Paris, Phyſiſche Abhandlungen, IX. Theil, welcher die Jahre 1731. und 1732 in ſich hält, überſ. von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, der Kon. Akad. der Wiſſ. in Berl. Mitgl. Breßlau, verl. Joh. Jak. Korn. 1753. in gr. 8.

Dieſes Werk ſcheint immer wichtiger zu werden, je neuer die Zeiten ſind, in welche wir damit kommen. Die Erfahrungen und Anmerkungen der ältern Glieder der Kön. Akad. ſcheinen ihren Nachkommen immer mehr Kräfte zu geben; und wenigſtens können ſo ſchöne Muſter in der Kunſt phyſiſche Beobachtungen zu machen, nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn. Man lernet die Natur nicht plötzlich kennen: aber ein guter Vorgänger, der eine vorhin überſehene Sache wahrnimmt, öffnet unzählichen andern die Bahn. Sie bemerken nunmehr auch Dinge, die ſie gewiß auch überſehen haben würden, wenn ſie nicht durch eine ältere Beobachtung wären geleitet worden. Die Erfahrungen und Verſuche mit der Elektricität können dieſes zur Gnüge lehren. Hätte Otto Guerike nicht vor 100 und mehr Jahren ſchon,

mit

mit ſeiner Schwefelkugel Verſuche davon angeſtellet: ſo würden alle Boylen, Hauksbees, u. a. m. ſo weit nicht gekommen ſeyn.

Die Verfaſſer derjenigen Beobachtungen, die wir in dieſem Bande leſen, müſſen nothwendig ihren Arbeiten das beſte Vorurtheil erwecken. Herr Petit, Herr Reaumür, Herr Du Fay, Herr Caſſini, Hr. Maraldi, und Hr. Mairan, ja auch die Herren Godeau, Grandjean, Büache, Onzembray, ſind ſo unbekannt nicht, daß man ihnen nichts Gutes zutrauen ſollte. Und dieſe Männer haben im 31ſten Jahre an dieſen Schriften Theil gehabt. Im 1732ſten aber ſind außer den meiſten von ihnen, auch noch Hr. Pitot, Hr. Couplet, und Hr. Condamine dazu gekommen. Doch wir müſſen uns nicht bloß bey den Namen aufhalten: die Materien ſelbſt werden gewiß Kenner der natürlichen Wiſſenſchaft noch begieriger machen.

Es iſt eine ſchwere Frage in der Phyſik, wie die Theile der Materie überhaupt an einander hängen, oder kleben? und in Abſicht auf das Waſſer, ſowohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als andrer Körper, hat dieſe Frage noch beſondere Schwierigkeiten. Davon handelt nun die erſte Abh. des Hrn. Petit.

Die Beobachtung der Thermometer iſt den Naturforſchern unnützlich, wenn man nicht die Grade verſchiedener Thermometer mit einander vergleichen kann. Da nun Kugeln von verſchiedener Größe, und Röhren von verſchiedener Weite und Länge, im Glasblaſen faſt nicht zu vermeiden ſind: ſo hat Herr Reaumür darauf gedacht, wie man ein gleiches

Maaß der Wärme und Kälte darinn haben, und die Grade derſelben gleich abtheilen könnte. Nun hatte zwar Fahrenheit, ein geb. Preuß, in Holland ſchon dergleichen Kunſtgriff erfunden, und ſeine Erfindung war mit dem größten Beyfalle aufgenommen. Allein der obige Naturforſcher ſuchet auch dieſe ins Feine zu bringen. Hr. du Fay beſchäfftiget ſich nun ſchon zum drittenmale mit dem Magneten; indem dieſer beſondere Stein in den Augen der Naturforſcher, noch immer ein Räthſel und Wunder bleibt; das aber doch, durch fleißige Verſuche endlich wird entdecket werden.

Man hat oft auf die Aenderungen der Luft und des Wetters Achtung gegeben, und ſie ganze Jahre lang in Regiſter gebracht. Dieſe Arbeit iſt unnütz, ſo lange ſie nicht mit den Beobachtungen anderer Orte, oder von andren Jahren eben des Ortes verglichen wird. Das hat Hr. Caſſini gethan: Hr. Maraldi aber auch die Aenderungen des 1731ſten Jahres in ein Verzeichniß gebracht. Die Nordlichter haben ſeit 1716 ganz Europa aufmerkſam gemacht. Da nun Hr. Mairan Gelegenheit hatte 1731 in der Normandie dergleichen zu ſehen, ſo hat er ſie fleißig beobachtet und beſchrieben; um endlich hinter ihre wahre Natur zu kommen. Die Kometen haben ſeit dem von 1680 und 1681. viel genauere Aufſicht bekommen; und die Entdeckung unſers Landsmanns Dörfels, daß ſie ſich nach denen vom Keppler erfundenen Geſetzen der Planetiſchen Bewegungen, in Ellipſen um die Sonne ſchwingen, hatte durch Neutons Schriften ſo ſtarken Beyfall gefunden,

daß

„Daß er durch ſeine Tugenden ſeines Vaters Conon „Ehrenruhm, wie die Morgenröthe die Sterne ver„düſtert habe.

Der groſſe Pan muß wohl zween Väter gehabt haben: Denn oben hörten wir, es ſey derſelbe ein Egyptiſcher Prieſter geweſen, itzo aber wird der Gott der Beredſamkeit davor ausgegeben; ohne daß uns der Redner den Verdacht etwa zu benehmen ſucht. Weiter redet er von der keuſchen Penelope, ohne uns zu ſagen ob es die Gemahlin des Ulyſſes und Mutter Telemachs ſeyn ſoll? Dieſe kan es aber nicht geweſen ſeyn, wie ein jeder leicht begreifet: Warum nennt er ſie denn die Keuſche? Iſt die Keuſchheit mit dem Nahmen Penelope ſo unzertrennlich verbunden? So thut man ſehr übel, daß man nicht alle unſre Töchter, die keine Phrynen werden ſollen, ſo taufen läſſet. Oder will Herr von Lohenſtein ſich der Unwiſſenheit ſeiner meiſten Zuhörer zu ſeinem Vortheile bedienen: ja auch den Gelehrten ſelbſt ein Blendwerk vormachen?

Geſetzt nun aber der kluge und beredte Mercur, und eine keuſche Penelope wären des groſſen Pans Eltern geweſen? Worinn kommen ſie mit Hofmannswaldaus Eltern überein? Denn hier geſchieht eine neue Vergleichung des Griechiſchen und Breßlauiſchen Pans. Ich finde weiter nichts, als daß ſie beyde nicht vom Himmel gefallen, auch nicht aus der Erde gewachſen: Sondern von Vater und Mutter gezeuget und gebohren worden. Eine ſeltſame Aehnlichkeit, darzu überaus viel Witz gehörte! Denn was ſagt unſer Redner ſonſt, ſeine Vergleichung zu rechtfertigen? Nichts, als daß des Herrn von Hoffmanns-

daß man ſie nun mit mehrerm Verſtande beobachten konnte. Hr. Caſſini handelt alſo davon in Anſehung der Sonne und der Erde: ja er vergleicht nicht nur viel aſtronomiſche Beobachtungen aus Luiſiana, Marſeille und Paris, ſondern beſchreibt auch die Mondfinſterniß vom 20ſten Jun. 1731: worinn ihm Hr. Godin und Grandjean mit ihren Beobachtungen zur Seite ſtehen. Dieſer letztere ſuchet aber auch den aſtronomiſchen Tafeln eine bequemere Geſtalt zu geben.

Es iſt in den Geſchichten von vieler Wichtigkeit, den wahren Umfang des Reiches Alexanders des Großen zu wiſſen, und auf der Erdkugel zu beſtimmen. Die geographiſche Kenntniß der Erdkugel aber, war bey den Alten ſehr unvollkommen; und die neuern Beobachtungen des Himmels haben viele Länder auf Erden theils ſehr erweitert, theils in die Enge gezogen. Hr. Büache ſuchet ſich alles dieſes zu Nutze zu machen, um eine Landkarte von Alexanders Reiche zu erklären, die ſein Schwiegervater, Herr de l'Isle dem Könige davon vorgeleget hatte. Hier zeiget ſichs, daß Alexanders Reich wohl um zehn Grade weniger gegen Morgen gegangen, als die Alten ſich eingebildet, und alſo um 150 deutſche Meilen kürzer geweſen, als man geglaubet. Hierauf folgen kurze Abh. von dem Widerſtande des Aethers gegen die Bewegungen der Körper; vom Bombenwerfen, und von den Bewegungen in Zwiſchenmaterien, die ſich bewegen. Hr. Onzembray hat eine Maſchine erfunden, auf der See den Winkel zu meſſen, den die Linien des Windes und der Fahrt des Schiffes machen.

Die Beobachtungen des Himmels, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, haben theils zu Paris, theils in Deutſchland durch Hrn. Kirchen und Eimarren eine Sache entdecket, davon die Welt vorhin nichts gewußt; nämlich, daß die Sonne einen ſo großen Dunſtkreis von einer gröbern leuchtenden, oder doch erleuchteten Materie um ſich hätte, der ſich bis an die jährliche Laufbahn der Erden erſtrecket, und als eine linſenförmige Sphäroïs die Fläche der Ekliptik, oder des Thierkreiſes hält. Man nennet dieſes Licht das Thierkreislicht: und es erſcheint am ſchönſten am Ende, des Februars, im März, und Anfange des Aprils, des Abends, kurz nach Sonnen Untergange. Es ſtrecket ſich alsdann von dem Orte, wo die Sonne untergegangen, wie eine ſchräge Pyramide, nach dem Siebengeſtirne hin, wo es ſpitz zuläuft, und ſo hell iſt, wie etwa ein großer Cometenſchweif. Unten am Horizonte iſt es bisweilen 10, 15 auch 20 Grade breit; lang aber iſt es zu verſchiedenen Zeiten, von der Sonne an zu rechnen, 70, 80, 90 bis 100 Grade befunden worden. Daraus folget nun, daß Merkur und Venus völlig in dieſem dickern Dunſtkreiſe der Sonne ſchwimmen und laufen; die Erde aber bisweilen auch in den äußerſten Rand dieſes Thierkreislichtes geräth, wo es ſchon dünne iſt, und ſcharf zuläuft. Die Figuren vor dieſem Monathe werden die Sache klärer machen. Von dieſem Lichte nun hat Herr Mairan einen weitläuftigen Tractat geſchrieben, und ſich gar bemühet die Nordlichter daraus zu erklären: und dieſer iſt hier ganz einge-

eingerücket, auch überaus ſchön zu leſen, wenn man nur halbigt einen Geſchmack an natürlichen Betrachtungen hat. Der Tractat beſteht aus V Abſchnitten, deren jeder viele Capitel hat; der letzte aber acht und zwanzig Fragen auflöſet, ſo die Cometen, Nordlichter und das Thierkreislicht betreffen.

Wir kommen auf das 1731ſte Jahr. Zuerſt ſuchet man uns hier einen gründl. Begriff vom Nordlichte zu geben. Maraldi theilet ſeine meteorologiſchen Beobachtungen mit. Godin beſchreibt die Parallaxe des Mondes: die man im vorigen Jahre, durch die Beobachtungen zu Berlin, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung noch genauer zu beſtimmen geſuchet. Hr. Caſſini beobachtet die Umwälzung der Venus um ihre Achſe. Hr. Grandjean beſchäfftiget ſich mit der Ungleichheit der Jupitersmonden; womit ſich auch Herr Maraldi bemühet hat. Hr. Caſſini beobachtet die gänzliche Mondfinſterniß von 1732. zu Paris. Godin aber vergleicht dieſelbe mit den Beobachtungen aus Sevilien, Madrit, und Chandornagor in Bengala, um die verſchiedenen Mittagslinien dieſer Oerter daraus zu beſtimmen. Hr. Caſſini handelt von der Mittagslinie der pariſiſchen Sternbühne; und antwortet auf die Anmerk. des Journal Hiſtorique de la Rep. des L. über die Abh. von der Größe und Figur der Erde.

Es werden ferner die Kräfte der Schwere und des Schlages z. E. des Waſſers an einem Mühlrade unterſuchet; und eine Maſchine angegeben, die Geſchwindigkeit des fließenden Waſſers zu meſſen. Ja Hr. Pitot erfindet eine, auch die Schnelligkeit der

Fahrt eines Schiffes zu meſſen. Der Ausfluß des Waſſers aus einer Quelle, wird vom Herrn Couplet betrachtet: und Hr. Condamine beſchreibt ſeine mathematiſchen und phyſiſchen Beobachtungen, auf einer Reiſe nach der Levante, von 1731. und 32. Endlich wird von der Neutoniſchen Anziehung gehandelt; und vom Hrn. Büache noch eine neue Buſſole in Vorſchlag gebracht: deren Nadel ſowohl die Neigung der Nadel nach unten zu, als die Abweichung vom Nordpole, genauer als die bisherigen Werkzeuge anzeiget.

Ohne Zweifel ſehen unſre Leſer nunmehr ſelbſt, daß die Wichtigkeit und Neuigkeit dieſer Sachen, ihre ganze Aufmerkſamkeit verdienet. Die Ueberſetzung aber iſt mit aller vorigen Richtigkeit und Schönheit abgefaſſet. Doch dünket es uns, daß wir einige Nachläßigkeiten in der Schreibart, ſo wohl, als in der Rechtſchreibung * bemerket haben: die wir aber dem Hn. Ueberſetzer, wegen ſeiner Entfernung vom Drucke, gar nicht zur Laſt legen wollen.

IV.

Zweyte Sammlung einiger Predigten, vor den Durchl. Herrſchaften zu Braunſchweig lüneb. zu Wolfenbüttel gehalten, von Joh. Friedr. Wilh. Jeruſalem. Braunſchweig, verlegtens Lud. Schröders Erben. 1752. in groß 8v.

Weil

* Z. E. Spheroides für Sphäroides, Societet für Societät. u. d. m.

Weil wir ſehen, daß ſich auch ſolche Monathſchriften * in das Feld der neuern ſchönen Wiſſenſchaften dringen, die eben keinen Beruf dazu haben: ſo tragen wir auch kein Bedenken, hier ein theologiſches Buch unſern Leſern anzupreiſen, welches gewiß auch die Aufmerkſamkeit derer verdient, die eine wahre Beredſamkeit lieben; und alſo auch uns gewiſſermaßen zugehöret. Der Herr Abt Jeruſalem iſt bereits aus der erſten Sammlung ſeiner Predigten, als ein deutſcher Tillotſon bekannt geworden: der eine ungeſchminkte und natürliche, aber daben männliche und eindringende Beredſamkeit, allem Firniſſe, und aller Schminke, eines gleißenden Witzes vorzieht. In dieſer zweyten Sammlung wird er uns in eben dem Character erſcheinen, und alſo das vortheilhafte Bild von ſeiner trefflichen Gabe, in ſeinen Leſern erneuern und vollenden, das er damals gleichſam nur entworfen hatte.

In der kurzen Vorrede geſteht der hochwürdige Herr Verfaſſer, daß er einige Materien weiter ausgeführet, als er ſie zuerſt gehalten: daher ſie denn etwas weitläuftiger gerathen wären. Allein dieſes muß ſonder Zweifel den heiligen Reden ſelbſt zu deſto größerm Vortheile gereichen. In einem kurzen Um-

* Siehe die hällische Bibliothek, wo man ſich unbefugter Weiſe, an des Hrn. Bar. von Schönaichs Hermann zu reiben geſuchet: und es doch ſo blindlings überſehen, daß Herr Voltaire einen NB. franzöſiſchen Auszug dieſes Gedichtes zu leſen bekommen. Nun urtheile man von der Gründlichkeit ſolcher Ausſprüche!

Umfange kann ein Redner eben so wenig seine Stärke zeigen, als ein muthiges Roß seine Geschwindigkeit, in einem engen Raume. Man muß ihm mehr Zeit gönnen, seine Gedanken in aller Stärke, und mit allem Ueberflusse darzulegen: und alsdann zeiget es sich, wie bey dem Cicero; daß seine längsten Reden, gewiß allemal die besten sind.

Diesemnach enthält denn gegenwärtiger Band nicht mehr, als sechs Reden; nebst einer Zugabe. Wir wollen von einer jeden den Inhalt, und aus etlichen, Proben geben.

Die I. Predigt trägt die selige Beruhigung derer vor, die durch den Glauben die Versicherung haben, daß sie von Gott geliebet werden. Dieser Satz ist gewiß nicht gemein, und war daher wohl werth, in Gegenwart des königl. preußischen Hofes zu Salzdahl ausgeführet zu werden. Ist es nun eine besondre Kunst eines Redners, ungezwungene und ungekünstelte Eingänge zu machen; worinn gewiß Demosthenes und Cicero die größten Meister gewesen: so zeiget sich hier diese Fähigkeit vollkommen: „Alle „Menschen, heißt es, empfinden einen Trieb in ihrer „Seele, eine beständige Ruhe und Zufriedenheit zu su„chen. Dieser Trieb ist uns allen so natürlich, so natür„lich uns das Verlangen ist, glücklich zu seyn. Denn „beyde Vollkommenheiten sind so wesentlich mit einan„der verbunden, daß wir sie allezeit zugleich beſi„ßen, und zugleich verlieren. Unsere Neigungen „mögen deswegen noch so sehr unterschieden seyn; „und unsre Handlungen mögen noch so widerspre„chend scheinen: so wird dennoch die Zufriedenheit

„un-

„unſrer Seele, ohne, daß wir oft ſelbſt daran ge„denken, unſer allgemeiner letzter Endzweck ſeyn. „Aber ſo allgemein dieſe Begierde, und ſo natür„lich dieſer Trieb in uns iſt: ſo ſelten erlangen wir „dennoch dieſe Vollkommenheit, die wir mit ſovie„lem Eifer, und ſo mühſam ſuchen: und die Heftig„keit unſrer Bemühungen, wird oft ſelbſt das un„glückliche Mittel, wodurch wir uns von unſerm „vorgeſetzten Ziele am weiteſten entfernen.„

So würde die Wahrheit ſelbſt reden, wenn ſie ſichtbar auftreten, und ſich von dieſer Sache hören laſſen könnte! Aber ſo würde auch die Peito der Griechen, oder Suada der Lateiner ſich ausdrücken, wenn ſie ſich in ihrer liebenswürdigen Geſtalt zeigen wollte. Welch eine Uebereinſtimmung in Gedanken! Welch ein Wohlklang herrſchet hier nicht in den Redensarten? Iſt auch irgend ein Wort zuviel, oder zu wenig geſetzet? Hat auch irgend ein ſprudelnder Witz, der auch die Kanzeln ſchon angeſtecket hat, nicht die Wahrheit, ſondern ſich ſelbſt predigen wollen? Iſt auch die Begierde für gelehrt angeſehen zu werden, hier mit dunkeln Ausdrückungen, oder neugebackenen Wörtern, hervorgewiſchet; dabey der Pöbel ſtarret, und der Schulfuchs rufet: Euge! bene! ipſe non intelligo! Nein, unſer Redner denket und ſpricht, nicht ſeiner Ehre nachzujagen, ſondern ſeiner Zuhörer Beſtes zu ſuchen: wie nach dem Tullius, der wackere Gisbert in ſeiner Eloquence chretienne allen Rednern empfohlen hat.

Die II. Pred. handelt vom Himmel und von der ewigen Seligkeit. Sie iſt am Himmelfahrtstage gehal-

gehalten, und zeiget, was für Gelegenheit ein geistlicher Redner ergreifen müsse, von Dingen zu reden, davon die evangelischen Texte fast durchgehends schweigen. Haben wir vorhin die Kunst Eingänge zu machen gezeiget: so wollen wir hier die Stärke des Redners in Erklärungen weisen. So redet ein Philosoph:

„Unser Endzweck ist nicht, unsre Einbildung nur mit willkührlichen und selbst erdichteten Bildern zu erhitzen. Die Hoffnung unsrer zukünftigen Herrlichkeit muß auf Wahrheit gegründet seyn: und zu dem Ende wollen wir auch, allein diejenigen Abbildungen bey unsrer Betrachtung vor Augen behalten, die uns Gott in seinem Worte selbst gegeben hat. Zuvörderst wollen wir, mehrerer Deutlichkeit wegen, von dem Himmel reden, in so weit er uns, als die selige Wohnung des allerhöchsten Gottes, selbst beschrieben wird.

Es würde überflüßig seyn, hier erst aus der heil. Schrift viele Stellen anzuführen, wo die herrliche Gegenwart Gottes der Himmel genennet wird. Euer Vater im Himmel: dieß ist die beständige Benennung, worunter der heil. G. selbst uns dieses allerhöchste Wesen bekannt machet.

Wir müssen uns aber diesen Himmel nicht als einen besondern Ort, oder als einen eingeschränkten Raum einbilden, wo Gott seinem Wesen nach, nur allein gegenwärtig wäre. Gott hat sein Wesen von Ewigkeit, durch sich selbst: Er ist also in seinem Wesen eben so unumschränkt, als er in seinem Daseyn, unendlich und ewig ist. — — — Dieser unendliche

liche Geiſt iſt demnach in allen Theilen des gränzenloſen Raumes, weſentlich zugegen. Der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht umfaſſen. Der Himmel iſt ſein Stuhl: Die Erde ſein Fußſchemel. Er erfüllet alles in allem. In ihm iſt, lebet, und beweget ſich alles. Er iſt überall Gott. Seine Allmacht, ſeine Weisheit, ſeine Güte wirken überall zugleich. Indem er die Sonne in ihrem Gleichgewichte erhält, und ihrem Feuer die Nahrung giebt, daß es nicht erliſcht: ſo hält er auch die Erde in ihren Angeln, und die Tiefen in ihren geſetzten Ufern. Und indem er die Welten in ihren Kreiſen führet, und ſie alle mit Namen rufet: ſo ſorget ſeine Liebe zugleich für den Schmuck der Lilien auf dem Felde; und ſein wachendes Auge bemerket alle Haare, die von unſerm Haupte fallen. ꝛc.„

Nachdem er nun aus dem allem die Gegenwart Gottes in allen Enden der Welt gewieſen, fährt er a. d. 75ſten S. ſo fort:

„Nehmet hier, um dieſe Unendlichkeit der Majeſtät eures Gottes euch einigermaßen begreiflich zu machen, eure Einbildung zu Hülfe. Steiget mit euren Gedanken von dieſer Erde, durch alle die Weltkörper, die über euch ſind, und geht von den entfernteſten, die eure Augen entdecken können, bis zu denjenigen hinauf, deren Licht vielleicht, von dem Anfange ihrer Schöpfung, noch bis itzo nicht zu uns herunter gekommen iſt. Die Unermeßlichkeit des göttlichen Reiches leidet dieſe Vorſtellung. Sehet in eurer Einbildung alle dieſe Körper, als ſo viele Wohnungen von Geſchöpfen an, die alle in ihren Em-

Empfindungen stufenweise, wie ihre Wohnungen, von einander unterschieden sind. Von da erhebet euch in jenes unsichtbare Reich der Geister, und sehet mit euren Gedanken, durch die unzählbaren Reihen der reinen Geschöpfe, die den noch unermeßlichen Raum, der von der körperlichen Welt bis zu dem allerhöchsten Wesen Gottes selbst hinangeht, bewohnen. Alle diese Geschöpfe, alle diese unzählbare Classen von Geschöpfen, werden die Majestät ihres Gottes empfinden ꝛc. ꝛc.

Wir müßten diese ganze Predigt mittheilen, wenn wir alles schöne daraus abschreiben wollten. Genug aber, daß man hieraus sieht; wie die reinen Begriffe der Weltweisheit von beredten Männern auch auf der Kanzel gebrauchet werden können.

Die III. Pr. handelt vom wahren Gehorsame gegen die göttlichen Gebothe. Wir würden aus dieser sehr gern eine treffliche Probe von der reinen und gründlichen Sittenlehre des Herren Verf. anführen, welche sich hier in voller Stärke zeiget: allein unser Raum leidet es nicht.

Die IV. Pr. handelt von den sinnlichen Begierden, bey Gelegenheit des großen Abendmahls, dazu verschiedene Gäste nicht kommen wollten. Auch hier ist die Veranlassung sehr natürlich gewesen, von dieser seltenen Materie zu handeln; die sonst auf den Kanzeln nur unter dem Namen der fleischlichen Lüste bekannt ist.

Die V. Pr. erweiset die Vortrefflichkeit der Lehre Christi von der allgemeinen Liebe: aus Matth. 22. v. 34. 36. Man kann leicht denken, daß dieß

größte

waldau Vater den Nahmen des Mercurs, und ſeine Frau Mutter der Penelope Nahmen verdienet. Warum verdienen ſie ihn aber? Davon hat er uns nichts wollen wiſſen laſſen. Iſt etwa jener beredt und klug, und dieſe keuſch geweſen? Dieſes unterſtehet ſich Lohenſtein nicht deutſch heraus zuſagen. Denn ſonſt hätte er es durch beſondere Gründe erweiſen müſſen; die er aber vielleicht nicht im Vorrathe hatte. So unterſtehen wirs uns auch nicht ſolches zu errathen! Alſo fällt denn die ganze Aehnlichkeit weg, und Pan iſt dem Hoffmannswaldau nur darinn zu vergleichen, daß ſie beyde Eltern gehabt. Riſum teneatis amici!

Weiter finden wir wiederum eine Probe von Lohenſteins Beredſamkeit; aber auch zugleich von ſeinem Witze. Timotheus und Conon ſind mit den Sternen und mit der Morgenröthe ſo verbunden worden, daß man eins in dem andern verliert, und auf keines recht acht zu haben Zeit hat. Dieſes Gleichniß ſcheinet uns auf Stelzen einher zu gehen, indem es auf den Schultern zweyer Griechiſchen Helden ſteht. Wir haben dergleichen ſchon oben bey dem Epaminondas vom Monden gehabt: Und dieſes zeiget alſo den beſtändigen Geſchmack Lohenſteins an. Ein ſo groſſer Feind war unſer Redner von der Regel Horazens, die er zwar den Poeten in einer beſondern Abſicht giebt: welche aber von der Vernunft überall gebilliget wird:

Denique ſit quoduis ſimplex duntaxat et vnum!

„Dieſe Verdüſterung aber löſchet den Ruhm der „Voreltern nicht aus. Ein Sohn, der es ſeinen Ahnen „zuvorthut, giebt ſeinem Geſchlechte mehr Licht, als

der

gröſſte Gebeth der Liebe hier auf eine recht neue Art abgehandelt werden wird. Sonderlich wird der Einwurf der Ungläubigen beantwortet, warum Chriſtus kein einzigmal die Freundſchaft, und die Liebe des Vaterlandes anbefohlen?

Die VI. Pr. handelt von der Liebe der Feinde, über Matth. 18 im 23. und 24. v. Auch dieſe ſo ſchwere Pflicht iſt hier als ein Meiſterſtück abgehandelt.

Die Zugabe endlich iſt ein Gebeth, und eine Anrede bey der Confirmation des durchl. Erbprinzen von Braunſchw. Lüneb. Hier hat der hochw. Herr Verfaſſer alle ſeine Salbung gebrauchet, alles, was rührend und beweglich ſeyn kann, angewandt, eine ſo feyerliche Handlung der Gemeine erbaulich zu machen. Kurz, alle dieſe Stücke müſſen den Beyfall der Kenner davon tragen.

V.

Falſchheit der neuen Propheten.

Drittes und viertes Stück.

T. Lucret. Carus L. I. v. 640. ſ.

Clarus ob obſcuram linguam, magis inter inanes,
Quamde graves inter Grajos, qui vera requirunt.
Omnia enim ſtolidi magis admirantur amantque,
Inverſis quæ ſub verbis latitantia cernunt.

Altenburg, bey Paul Emanuel Richtern
1753. in 8v.

Die beyden erſten Stücke dieſer ſcharfſinnigen Arbeit ſind ſo gut aufgenommen worden, daß der Herr Verfaſſer mit Luſt an die Fortſe-

tzung desselben gehen können. Es hat ihm aber auch an neuen Propheten nicht fehlen können, die noch zu beleuchten übrig waren. Die Zahl derselben ist in vorigen Zeiten so groß gewesen, daß man sie schwerlich alle übersehen kann.

Ehe er aber den europäischen Staatswahrsager wieder vornimmt, machet er uns einen Kabalisten, Crohne * bekannt, welcher sich durch den glücklichen Erfolg einiger Weissagungen an verschiedenen Höfen Deutschlandes bekannt gemachet. Weil von ihm noch nichts geschrieben worden, so läßt der Hr. Verf. ein Schreiben mit einfließen, damit er von einer vornehmen Standesperson beehret worden. Diese ist zwar überhaupt der Meynung des Herrn Verf. daß dergleichen Wahrsagereyen nur von ungefähr zutreffen. Berichtet ihm doch aber einige besondre Fälle davon. Ein schwedischer Kabbalist, nämlich Crohne, habe ihm zu Wien hundert Dinge verkündiget, die der Ausgang bestätiget habe. Z. E. Als dieser Herr 1730 ins sächsische Feldlager gereiset, habe er ihm früh um 4 Uhr auf der Straße einen gefährlichen Steckfluß prophezeihet, der auch bestimmten Tag erfolget. Eben dieser habe ihn inständig gebethen, in die holländische Lotterie zu setzen, mit dem Versprechen: daß er große Summen gewinnen würde. Dieses that er, und zog innerhalb 15 Monathen

* Wir erinnern uns hiebey eines bekehrten Juden, und Kabbalisten, mit Namen Wallich, der vor jenen 25 Jahren hier in Sachsen von sich zu reden machte; ja unserm Hochseligen Konige seinen Tod im großen Stufenjahre prophezeihete; welches dann auch eintraf.

then 30000 Gulden. Endlich befragten zu Berlin drey vornehme Frauen mehr zum Spaß, als im Ernſte, eben denſelben, über ihr Schickſal. Dieſer verſetzte: innerhalb 14 Tagen würde eine von ihnen todt ſeyn. Und ſiehe, die Frau von Viereck überlebete dieſe Zeit nicht. Alle dieſe Fälle beantwortet der gelehrte Herr Verfaſſer ſehr ſinnreich; ſonderlich durch eine eigene Erfahrung, die ſich ſehr wohl hören läßt.

Indeſſen bewegt das 2te Capitel des Staatswahrſagers, wo eine Weiſſagung des Noſtradamus angezogen wird, den Herrn Verfaſſer, von dieſem beruffenen franzöſiſchen Propheten eine Ausſchweifung zu machen. Im 1714ten Jahre iſt zu Hamburg herausgekommen: Merkwürdige Fata der großbritanniſchen Krone, verkündiget, durch Noſtradamus, und erläutert von D. D. Auf dieſe beruſet ſich der Sammler, aber nur in einer deutſchen Ueberſetzung. Der Herr Verfaſſer glaubete alſo nicht einmal, daß Noſtradamus ſelbſt jemals daran gedacht hätte, bis er in den vrayes Centuries & Propheties de Maiſtre Michel Noſtradamus, Cent. III. Quat. 57 folgendes gefunden:

Sept fois changer verrez gent Britanique,
Teimes en ſang en deux cents nonante ans;
France non point par appui germanique,
Aries doubte (double) ſon pole Baſtarnan.

Es iſt nicht anders, als wenn man in einem heutigen Schmiede von deutſchen Hexametern, oder ſonſt zürcheriſchäſthetiſchen Dichter läſe; wenn man dergleichen Brocken vom Noſtradamus findet. Allein

der deutsche Uebersetzer hat doch den Sinn davon sehr verkehret. Balthasar Guynaud giebt also der Stelle einen ganz andern Sinn, und meynet, 290 Jahre nach des Nostradamus Zeiten zu rechnen, das ist von 1555 bis 1845, würde England sieben Veränderungen erdulden; wie auch in dem Eclaircissement de Nostradamus 1655 dafür gehalten worden: so daß vier dieser Aenderungen schon damals vorbey gewesen, 1) unter der Königinn Maria, die alles wieder katholisch gemachet, 2) unter der Königinn Elisabeth, die wieder die Reformation eingeführet, 3) unter Jacob dem I. der die drey Kronen vereiniget, und 4) unter Cromwelln. Den darauf folgenden Mars Chretien de l'Europe will Guynaud zwar von Jakob dem II. erklaren; allein sehr schlecht, da selbiger im Elende gestorben. Wie viel leichter ließe sich solcher vom Könige Wilhelm verstehen; wenn nicht Karls des II. Gelangung zum Throne noch vorher gehen müßte. Man sieht aber leicht, wie willkührlich solche Erklärungen sind: und wie bald würde nicht die sechste Veränderung in König Georg dem I. gefunden seyn, so daß von nun an, beynahe in hundert Jahren, nur noch eine einzige bevorstehen könnte.

Der Hr. Verfasser geht auch die übrigen Dunkelheiten durch; z. E. daß in einer Ausgabe steht, France, non point par appui germanique; in einer andern, France non point, par &c. und in der Kölnischen von 1689. franche non point. Welches ist nun des Nostradamus wahre Lesart? Zudem hat man oft auf des Nostradamus Rechnung ganz falsche

Verse

Verſe erdichtet, z. E. 1688 auf König Wilhelms des III. bey ſeiner Ueberfahrt nach England erlittenen Sturm, führete man folgendes an, welches gleich der Versart nach falſch iſt.

En mil ſix cent oſtante huit
Albion ſera delivrée,
D'une empriſe mal digerée,
Qui ne produira aucun fruit,
Et par un accident étrange.
Poiſſons ſe nourriront d'Orange.

Noſtradamus hat lauter vierzeilige, und zehn- bis eilfzeilige Verſe, nicht aber ſolche ſechszeilige kurze Strophen gemachet: zugeſchweigen, daß dieſe Schreibart für unſern Propheten viel zu deutlich iſt. Auf gleiche Art geht unſer gelehrter Herr Verfaſſer noch mehrere Stellen aus ihm durch, und zeiget überall die Mängel und vorgegangenen Betrügereyen; da man wohl gar neue Blätter in alte Ausgaben der Centurien drucken laſſen, um gewiſſe Sachen für prophezeihet auszugeben; die ſich auch hernach in neuere Ausgaben eingeſchlichen. Gleichwohl ſind einige im Aberglauben ſo weit gegangen, daß ſie ihn für einen wirklich von Gott erleuchteten Propheten angeſehen und ausgegeben; indem ſie unter ſein Bild geſetzet:

Vera loquor, nec falſa loquor, ſed munere cœli,
Qui loquitur Deus eſt, non ego Noſtradamus.

Welcher Vers vermuthlich dem bekannten Singedichte des Jodelle entgegengeſetzet worden:

Falſa damus dum Noſtra damus &c.

Doch wir können uns dabey nicht länger aufhalten; und melden nur noch, daß nach dem 47. Quatr. der 1. Centurie dieses Propheten, die Welt nach Christi Geb. noch 7000 Jahre, und also vom itzigen Jahre noch 5247 Jahre stehen werde. Eine hübsche Zeit! darinn noch mancher Prophet des jüngsten Tages, und andrer Dinge, zu Schanden werden wird. Die Worte heißen so:

Vingt ans du regne de la Lune paſſez
Sept mill ans autre tiendra ſa monarchie,
Quand le Soleil prendra ſes jours laſſez,
Lors accomplit, & mine ma prophetie.

Ob aber das Regne de la Lune nicht vielleicht das türkische Reich bedeute, dafür wollen wir so wenig, als für die Wahrheit der obigen Auslegung die Gewehr leisten.

Das IV St. von der Falschheit der neuen Propheten, greift nun das 4te Cap. des europäischen Wahrsagers an. Hier findet man einen Brief Melanchthons an Matthias Luthern; darinn folgende Worte stehen: Ex Aquila reliqua erit Carolus VI. qui aliud novum imperium fortaſſe conſtituet, Deo gubernante hunc mundi finem. Hieraus schließt der Staatswahrsager: Phil. Melanchthon habe schon 127. Jahre vor Kais. Karls des VI. Geb. ihm das Kaiserthum prophezeihet. Allein unser Hr. Verf. zergliedert diese falsche Auslegung der Worte Melanchthons; zeiget auch, aus dem Worte fortaſſe, daß es eine bloße Muthmaßung, nicht aber eine Weissagung habe seyn sollen: wie denn auch Karl VI. kein neues Reich aufgerichtet hat. Wenigstens hat

Manlius

Marlius damals auf den Neffen Karls des V. als einen hoffnungsvollen Prinzen gedacht. Indessen mag Melanchthon wohl der Astrologie zugethan gewesen seyn: wie er denn zu Cassel einem halbjährigen Kinde die Nativität gestellet. Er sagte: es würde ein sehr gelehrter Mann, und in groſsen Geschäfften gebrauchet werden. Allein er irrete sich, indem er ein Mägdchen für einen Knaben ansah. Auf diese Einwendung schämete er sich zwar; wollte es aber doch damit gut machen, daſs er umlenkte: Nun so wird sie über den Mann herrschen! stellte ihr auch von neuem die Nativität; und setzte hinzu: Wenn ich jetzunder fehle, so ist alle meine Kunst falsch. Und siehe, das traf ein. Denn da er ihr nur 7 Jahre zu leben versprach, so lebte sie bis ins 14te: so wie er sich selbst aufs 1540ste Jahr den Tod verkündiget hatte; aber noch 20 Jahre länger lebete.

Noch eine Prophezeihung eines alten Mönches, Sebalds, aus dem XI. Jahrh. vom österreichischen Hause, soll Cyriack Spangenberg, in Messing gegraben gefunden, übersetzet, und seiner Quersurtischen Chronik einverleibet haben: aber die beyden Schriftsteller die es anführen, vermischen Lodersleben bey Quersurt, mit Königslutter im Braunschweigischen. Hernach ist es falsch, daſs sie in der Quersurtischen Chronik stehe. Es enthält auch dieselbe vorgegebene Weissagung sonst viel falsches. Z. E. daſs 1216 ein Held den zwiefachen Adler erlangen werde, welches einige auf Rudolphen von Habspurg deuten, der doch damals noch nicht gebohren war, und erst 1273 die Kaiserwürde; aber gar nicht Ungarn und Böhmen erlanget:

wie doch hier steht; am wenigsten den doppelten Adler im Wapen geführet, den allererst Karl der IV. angefangen zu brauchen.

Wir müßten nun noch einer dem Theophrastus Paracelsus zugeschriebenen Prophezeihung; einer aus Zoroasters preußischem Wahrsager, einer aus Johann Wolfen, u. d. m. gezogenen Weißagung gedenken, wenn wir alles mitzunehmen Zeit und Raum hätten. Allein wir müssen es hiebey bewenden lassen; versichern aber unsre Leser, daß noch sehr viel artige Sachen hier vorkommen, die allerdings, zumal ihrer gründlichen Entkräftung wegen, gelesen zu werden verdienen. Doch wie? Wird wohl jemals einer, der Deutlichkeit und Wahrheit liebet, soviel Dank verdienen; als ein dunkler Prophet, oder Poet, der das Wunderbare zum Deckmantel der Lügen brauchet?

Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
Inversis quæ sub verbis latitantia cernunt.

VI.

Fortsetzung der Nachricht, von der so genannten Tabula Peutingeriana.

Wir sind neulich in dem Auszuge von der peutingerischen Charte im III. Hauptstücke, von den Schicksalen dieser Charte stehen geblieben. Itzo wollen wir darinn weiter fortfahren. Wir höreten dabey auf, wie sie lange bey der peutingerischen Familie geblieben, und daher den heutigen Namen bekommen; da sie billig die theodosische Reisecharte heißen sollte.

Der

Der Herr Verfaſſer erzählet ſorgfältig Welſers und des Merculs Bemühungen und Streitigkeiten darüber; imgleichen Ortels oder Moretz Ausgaben derſelben; worauf Beatus ſie bey dem Ptolemäus, von neuem in Kupfer ſtechen laſſen. Von dem noch vorhandenen Originale indeſſen, wußte niemand etwas, ja Hübner, Melliſſantes, und das Univerſallexicon führen die deutlichſten Klagen, über deſſen Verluſt: obgleich im letzten, im Artikel Peutinger, Lotters Diſſ. angeführet wird, darinn ausdrücklich ſteht: daß ſie noch in des Prinzen Eugens Bibliothek vorhanden ſey. Ja ſo gar die Verfaſſer der engliſchen Univerſalhiſtorie wiſſen nichts beſſers im XIII. B. a. d. 623 S. der engl. Ausg. und meynen: es ſey bloß des Beatus Rhenanus Probe davon vorhanden.

Die III. Ausgabe gab Ge. Horn 1686. in Accuratiſſ. Orbis delineatione ſ. Geograph. veteri heraus. Die IV. und letzte aber ſtellte Bergier in ſeiner Hiſtoire des grands chemins ans Licht. Alting in Holland arbeitete auch daran, und ſchreckete den Hennius dadurch ab. Altings Arbeit kam an Hadrian Relanden, der aber auch 1717 darüber ſtarb: bey welchen Nachrichten der Herr von Scheyb die gelehrteſten Anmerkungen anbringet. Das 1714te Jahr allererſt brachte dieſen, ſo lange für verlohren geachteten Schatz, wieder an Tages Licht. Herr Wolfg. Jakob Salzer, der Sohn, damaliger Rathsherr zu Augſpurg, ſah aus eigenem Triebe die peutingeriſche Bibliothek einmal durch; und fand zu allem Glücke, in einem finſtern Winkel,

kel, dieses kostbare Alterthum mit Staub und Moder kämpfen. Er erkannte aber sogleich dessen besondern Werth, und trachtete es von Stund an, völlig wieder ans Licht zu ziehen.

Er reizete den Buchhändler Kürz zu Augspurg, selbiges an sich zu handeln: welches ihm auch um einen mäßigen Preis gelung. Das Jahr darauf vermachte der letzte peutingerische Erbe seinen ganzen Bücherschatz den Jesuitern, und starb bald darauf. Der Buchhändler indessen both seinen Schatz öffentlich feil: und es fanden sich bald ansehnliche Käufer, die darnach strebeten. Der Herzog von Braunschweig, der Rath zu Leipzig, Herr Ebner von Eschenbach, Rathsherr zu Nürnberg, Hr. Prof. Schwarz zu Altorf, und endlich noch der Hr. Card. Passionei, damaliger päbstlicher Nuntius in der Schweiz, freveten begierig darnach. Aber die kürzischen Erben hielten nach seinem Tode, bis 1720 damit zurück; da sie denn, durch ein recht glückliches Schicksal dem großen Helden Prinz Eugen von Savoyen zu Theil ward: der sie mit Freuden bezahlete, als sie ihm zu Kaufe gebracht ward; und nachmals mit dem größten Vergnügen unzählige male betrachtet und durchstudiret hat.

Wer weis nun nicht ferner, daß diese Kostbarkeit 1738. bey dem erfolgten Tode dieses Helden, in die Kaiserliche Bibliothek gebracht worden? Dahin hat dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, seinen ganzen höchstkostbaren Bücherschatz im Testamente vermachet: und hier machet dieselbe noch heutiges Tages, den rechten Mittelpunct und die vornehmste Zierde desselben aus. Hier hat nun 1741 der itzige Unterbibliothekar Hr. Forlosia, die schadhaft gewordenen und halb

vermo-

„der künſtlichſte Schatten einem Gemählde Zierrath.
„Hingegen ſchüttet ein ſeinem Vater unähnlicher
„Sohn den Schimmel der Vergeſſenheit, und den
„Staub der Schande auf die glänzenden Ehrenbilder
„ſeiner tapffern Voreltern: Sich aber macht er zu
„etwas wenigern, als die Aftergeburt der doch ſo groſ-
„ſen Camele iſt. Denn der Adel iſt eine Nulle: Wenn
„die Ziffer der Tugend dabey ſteht, gilt ſie viel, wenn
„ſie alleine ſteht, nichts.

Hier haben wir nun eine ganzen Kram voll ſchöner Spielwerke und Raritäten. Verdüſterung, Licht, Gemählde, Zierrath, Schimmel, Staub der Schande, glänzende Ehrenbilder, tapfere Vorfahren, Aſtergeburten, der Camele, und Nullen. Ein vortreffliches Miſchmaſch von Metaphoren, Beleſenheit, Gleichniſſen und ſpitzfindigen Einfällen! Ein ſo hübſches Bißgen kommt nicht allemal vor. Wir wollen nur dreyerley daraus anmerken, das übrige aber den Liebhabern zur Bewunderung überlaſſen.

Wir begreifen es anfänglich nicht wie man den Schimmel der Vergeſſenheit auf die glänzenden Ehrenbilder der tapfern Voreltern NB. ſchütten könne? Wächſet denn der Schimmel nicht ſelbſt auf der Oberfläche ſchimmlichter Körper hervor? Und wer hat jemals gehört oder geſehen, daß man denſelben auf etwas anders ſchütten könne? Mit dem Staube geht es wohl an: aber deſſen ſein Weſen iſt auch ganz anders. Warum mengt man aber zwey ſo verſchiedene Dinge in einer Redensart durch einander?

Hernach iſt es nicht einmal war, was der Redner damit ſagen will. Den Schimmel der Vergeſſenheit auf die glänzenden Ehrenbilder ſeiner

vermodernden Pergamene auf eine Leinewand leimen, und um einen Cylinder nach alter Art rollen laſſen: wobey der Hr. von Scheyb ſelbſt zugegen geweſen. Und in dieſer Geſtalt, haben auch wir, im Sept. und Octob. des 1749ſten Jahres, dieſes koſtbare Ueberbleibſel des Alterthums, mehr als einmal mit Vergnügen betrachtet.*

Im folgenden IV. Hauptſtücke handelt der gel. Herr Verfaſſer von dem großen Werthe dieſer neuen Ausgabe. Er erzählet zuforderſt die großen Schnitzer und Fehler der vorigen Ausgaben, die zum Theile nur Stücke u. Proben, zum Theil Verſtümmelungen der wahren Charte geweſen. Der Hr. von Scheyb führet unzählige Beweiſe an, daraus man ſehen kann, wie ungeſchickt, oder ungewiſſenhaft die erſten Abſchreiber, oder Abzeichner damit umgegangen: die uns aber anzuführen zu weitläuftig fallen. Hier beſtreitet er auch Bergiers ehrenrührige Meynung von Kaiſers Theodoſii Feldmeſſern: da er denenſelben vorrücket, daß ſie ungeſchickt geweſen, und oft ein X für ein V geſetzet. Er zeiget nämlich, daß es ihnen nicht um die Länge und Breite der Oerter im geographiſchen Verſtande; ſondern bloß um die Weiten und Entfernungen derſelben zu thun geweſen. Dieſe haben ſie nun bloß mit den Zahlen, aber nicht mit der Länge der Linien vorſtellen wollen; als welche ſich zu den Zahlen oft ſehr ſchlecht paſſet. Dieſes war auch für Soldaten auf ihren Märſchen genug; denen weiter an nichts gelegen iſt, als an der

* S. die Singularia Vindoborenſia, die 1750 allhier in einer lat. Rede in 4. im Drucke erſchienen.

der Länge der Wege von einem Orte zum andern. Imgleichen wird hier die Länge der römischen Meilen damaliger Zeiten aufs genaueste untersuchet und bestimmet: wiewohl die Krümme der Wege bieweilen die Entfernungen ziemlich mag vergrößert haben.

Hierauf folgen die rühmlichen Zeugnisse der gelehrtesten Männer von dieser Charte. Daraus ihr großer Nutzen in Erläuterung der alten Geographie, und dem rechten Verstande unzählicher Stellen in alten Geschichtschreibern erhellet. Es würde ein Ueberfluß seyn, dieselben hier anzuführen; ein jeder, der halbigt einen Verstand von solchen Dingen hat, kann sichs leicht vorstellen, was hiedurch für ein neues Licht in diesem Theile der Kritik und Philologie aufgehen muß.

Das V. Capitel handelt von der Einrichtung und dem Gebrauche dieser Charte. Das VI. endlich vergleicht dieselbe mit dem Itinerario Antonini, und zeiget ihren großen Vorzug vor diesem. Diese ganze Abhandlung nimmt 18 große Bogen ein.

Nun kommen wir auf die Tafeln selbst. Es sind ihrer zwölf an der Zahl: die ein Liebhaber sich entweder, nach Art des Originals zusammenleimen, und auf ein paar Stäbe rollen lassen; oder nach Art der Landkarten, in Atlasgröße, mit dem Texte zugleich kann binden lassen. Sie sind mit der vollkommensten Redlichkeit, die in solchen Sachen nur möglich war, gestochen, und auf ein so dauerhaftes Papier abgedrucket, daß diesem Alterthume dadurch gleichsam eine neue Ewigkeit ertheilet wird. Wir schweigen der andern Verzierungen, an schönen

Vignet-

Vignetten, Holzſchnitten, Zierrathen von Münzen und netten Schlußzierrathen: wie auch des drey Bogen ſtarken geographiſchen Regiſters.

Wer nun für dieſe Charte und Beſchreibung, die ſehr prächtig gedrucket iſt, noch vor Michael an Hrn. **Breitkopfen** allhier, vier vollwichtige Ducaten einſchicket, der erhält ſogleich im Anfange des Monaths **Auguſt** ein Exemplar. Wer aber nach Michael, oder bey andern Buchhändlern erſt eins beſtellet und kaufen will, der wird drey Louisdor, oder funfzehn Thaler, dafür zahlen müſſen. Es ſind aber in allem nur 400 Abdrücke vorhanden: welches den Liebhabern zur Nachricht dienen kann.

Indeſſen können wir nicht läugnen, daß wir einen kleinen Scrupel dabey haben, daß der Hr. V. nicht undeutlich zu verſtehen giebt: dieſe, noch in Wien vorhandene Reiſecharte, ſey eben das erſte Original-Exemplar, welches wirklich dem Kaiſer **Theodoſius** zu gut gemachet, und von ihm ſelbſt gebrauchet worden. So gern wir dem gelehrten Hrn. von **Scheyb** in dem meiſten übrigen beypflichten; ſo ſchwer können wir uns überreden, hierinn auf ſeine Seite zu treten. Was uns daran hindert, das iſt die ſchon gar zu ſehr aus der Art geſchlagene römiſche Schrift. Die rechte alte römiſche Schrift, waren bekanntermaßen die LITTERÆ QVADRATÆ, wie alle Aufſchriften der Marmorſteine lehren *. Dieſer Character nun herrſchete im römiſchen Reiche,

* S. Mabillon de re diplomatica L. I. C. XI. §. II. IV. & V. p. 45. 47. Doch iſt Cæſars Teſtament ein Betrug aus dem VI. Jahrhunderte ꝛc. S. p. 344. N. III.

Reiche, bis zum Einfalle barbarischer Völker, die unterm Athalrik, Attila, Odoaker, Theodorich, und hernach mit den Longobarden geschahen. Diese alle aber kamen erst im V. und VI. Jahrhunderte; und damals verlohr sich die schöne alte lateinische Schrift, in einer longobardischen barbarischen Art der Buchstaben, die endlich zu einer Mönchschrift ward.

Man nehme also Mabillons Proben alter Schriften zur Hand, so wird man in den ersten vier Jahrhunderten nach Christi Geburt gar nichts antreffen, das den verschiedenen Schriften dieser Tabulæ Peutingerianæ ähnlich wäre. Der vaticanische Codex Virgils, soll, nach Luc. Holstens Urtheile, um des Theodosius Zeiten geschrieben seyn: allein sein Character auf der 354sten S. Mabillons, ist ganz römisch, mit lauter Versalbuchstaben. Auch die Probe aus den Hymnis Prudentii, deren Abschrift gewiß neuer, als Prudentius selbst, und also aus dem V. Jahrhunderte ist, ist noch ganz römisch. Der vaticanische Terenz und der florentinische Virgil sind noch eben so. Die beyden folgenden Proben aus dem Orosius und Hilarius sind zwar die ältesten, die eine Art von Mönchschrift zeigen: allein ungeachtet Mabillon die letzte in den Anfang des V. Jahrhunderts setzet: so wird es doch schwer seyn, solches zu behaupten. Und allem Ansehen nach ist diese Probe von den ersten Blättern dieses Bandes her, davon er selbst gesteht, daß sie von einer neuern Hand sind. Die von der folgenden VII. und VIII. Tafel hingegen, die aus dem

VII.

VII. und VIII. Jahrhunderte ſind, ſchicken ſich viel beſſer zu unſer Reiſecharte.

Allein was verliert denn endlich dieſelbe viel; wenn wir gleich zugeben müßten: es ſey das wieneriſche Exemplar irgend eine neuere Abſchrift, die im VI. oder VII. Jahrhunderte nach dem erſten Theodoſiſchen Exemplare; mit einer neuern Art von Schrift gemachet worden?

VII.

Joh. Martin Chladenii, D. Prof.

der Gottesgel. Ber. und Poeſ. wie auch Paſt. an der Univ. K. zu Erl. Allgemeine Geſchichtswiſſenſchaft, worinn der Grund zu einer neuen Einſicht in allen Arten der Gelahrheit geleget wird. Leipz. bey Lankiſchens Erben 1752.

Der philoſophiſche Geiſt unſers Jahrhunderts, den wir, den eifrigen Bemühungen eines Thomaſius, Leibnitz und Wolfs zu danken haben, hat ſich nun ſchon faſt in alle Wiſſenſchaften ausgebreitet. Die Theologie, Rechtsgelahrheit und Arzneykunſt haben ſchon unzählige Vortheile davon gezogen. Und zu geſchweigen, daß auch die Dichtkunſt und Beredſamkeit ſchon durch denſelben auf einen ganz neuen Fuß geſetzet worden: ſo hat ſelbſt die Kritik und Philologie überhaupt, auch bey denen, die ſich für Feinde der Philoſophie erklären, ihren unvermerkten Einfluß gehabt. Wie die Glaubensreinigung unter den Proteſtanten, auch die katholiſche Kirche, die ſie doch verdammet, aufgekläret, und viel

viel geſcheider gemachet hat: ſo hat auch die neuere Vernunftlehre aus der Philologie u. Kritik unzählige Vorurtheile, falſche Schlüſſe und Wortſpiele verbannet; obgleich die Liebhaber derſelben ſich insgemein für Spötter und Verächter der Weltweisheit erklären.

Nur die Geſchichtkunde hat bisher noch die wenigſten Vortheile von der gereinigten Philoſophie gezogen. Diejenigen, ſo ſich darauf legen, ſind ebenfalls insgemein Antipoden der Weltweiſen. Sie ſcheuen daher alle philoſophiſche Bücher, die ſie ſich unter dem häßlichen Bilde von Hirngeſpinſten, Abſtractionen, und metaphyſiſchen Spinneweben vorſtellen. Gleichwohl hat man doch an den neueſten Geſchichtſchreibern wahrgenommen: daß auch ſie, ohne es zu wiſſen, viel behutſamer in Annehmung alter Meynungen; mistrauiſcher, in Aufſuchung der Zeugniſſe; argwöhniſcher, gegen verjahrte Sagen; ſtrenger, in Prüfung derer, durch den Beyfall vieler Jahrhunderte geheiligten Fabeln, und ordentlicher in ihrem Vortrage geworden. Alles dieſes nun ſieht man nicht ohne Grund für Früchte des philoſophiſchen Geiſtes an, der jetzo überall zu herrſchen beginnet. Und wenn gleich jemand ſagen wollte: dieſes hätte man Baylens hiſt. krit. Wörterbuche zu danken: ſo wird er dabey nichts gewinnen. Denn war nicht Bayle ein Profeſſor der Philoſophie? Und hatte ihn nicht wenigſtens die karteſianiſche, nebſt der Kenntniß der alten Weltweiſen, in den Stand geſetzet, auch in den Geſchichten dergeſtalt aufzuräumen?

Gegen-

Gegenwärtiges Buch des Hrn. D. Chladenius indeſſen greift die Sache auf eine ganz neue Art an. Der Hr. Verfaſſer iſt längſt unter die kleine Zahl der heutigen Gottesgelehrten zu rechnen, die nebſt einer Wiſſenſchaft in den geoffenbarten Wahrheiten, auch eine mehr als gemeine Einſicht in die Lehren der Weltweisheit beſitzen. Seine geläuterte Vernunft hat ſich ſchon in der gelehrten Schrift von der Auslegungskunſt und in der, von der Lehre der Wahrſcheinlichkeit, imgleichen von der natürl. Religion gewieſen. Itzo tritt er mit einer neuen Frucht der gereinigten Vernunftlehre und Philoſophie ans Licht. Er entwirft eine allgemeine Geſchichtswiſſenſchaft, und ſuchet dadurch der ganzen hiſtoriſchen Erkenntniß, mehr Gewißheit, Grund und Deutlichkeit zu geben. Er hat ſie zuerſt als Director zu Coburg, in vielen Einladungsſchriften entworfen, nun aber völlig ausgearbeitet und zu Stande gebracht.

Das I. Cap. handelt von der hiſtor. Erkenntniß überhaupt; deren Natur und Art er völlig ins Licht ſetzet. Das II. Cap. betrachtet die Begebenheiten der Körper, die durch die Sinne empfunden werden müſſen. Das III. lenket ſich auf die Begeb. der moraliſchen Weſen, oder vernünftig handelnder Geſchöpfe. Das IV. betrachtet die Begeb. der Menſchen inſonderheit, und die einzelnen Weltgeſchichte. Das V. erweget den Zuſchauer aller dieſer Dinge und ihren Sehpunct. Das VI. zeiget, wie die Geſchichte bisweilen im Erzählen verwandelt werden. Hier kommen vortreffliche Dinge vor, die bey allen Arten abergläubiſcher, andächtiger, freygeiſteriſcher, gar zu wi-

ßiger und aberwißiger Geſchichtſchreiber brauchbar ſind. Das VII. handelt von der Ausbreitung und Fortpflanzung einer Geſchichte; und das VIII. vom Zuſammenhange der Begebenheiten und Geſchichte.

Das IX. Cap. kömmt auf die Gewißheit der Geſchichte und aller hiſtoriſchen Erkenntniß. Das X. betrachtet die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit. Das XI. redet von alten und ausländiſchen Geſchichten. Das XII. endlich handelt von zukünftigen Dingen: die auch gewiſſer maßen zur hiſtoriſchen Erkenntniß gehören. Hier wird von der Einſicht ins künftige, den Decken deſſelben, ihrer Gewißheit, den Vorbedeutungen, der Kunſt zu muthmaßen, dem Mislingen der Stiftungen, u. d. m. gehandelt. Alles dieſes aber iſt aus dem philoſophiſchen Geiſte gefloſſen, den man an dem hochehrwürdigen Hrn. Verfaſſer bereits kennet und gewohnt iſt; und mit einer deutlichen, ungezwungenen und angenehmen deutſchen Schreibart vorgetragen; die gleichfalls einen philoſophiſchen Kopf ſo ſehr von andern unterſcheidet: die alles mit einem wilden Witze aufſchwellen, und in ſeltſamen Ausdrücken zu verſtecken ſuchen.

VIII.

Recueil de toutes les Pieces, qui ont été publiées à l'occaſion du Diſcours de Mr. *J. J. Rouſſeau* ſur cette queſtion propoſée par l'Academie de Dijon pour le Prix de l'année 1750.

Si

Si le Retabliſſement des Sciences & des Arts à contribué à épurer les Mœurs? Tom. I. & II. à Gotha, chez Jean Paul Mevius 1753. in 8vo. avec privilege.

Die beruffene Schrift des Herrn Rouſſeau, darinn er behauptet, daß die ſchönen Wiſſenſchaften die Sitten verderben, und die wir auch bereits in deutſcher Sprache haben, hat ſoviel Streitigkeiten veranlaſſet, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Gelehrten in Frankreich und Deutſchland auf ſich gezogen. Da es aber zumal bey uns ſchwer geweſen, alle dieſe Stücke aufzutreiben: ſo hat der Verleger, ohne Zweifel auf Antrieb und geſchehenen Vorſchub, eines vornehmen Gelehrten in Gotha, ſehr wohl gethan, eine vollſtändige Sammlung davon zu liefern, die aus folgenden Stücken beſteht.

Den Anfang machet des Herrn Rouſſeau eigene Schrift, die, wie gedacht, in Deutſchland ſchon bekannt iſt. Sie füllet faſt 4 Bogen; ſodann folget die Antwort auf dieſelbe (Reponſe,) deren Verfaſſer ſich nicht genennet hat. Herr Rouſſeau hat ihr ſeine Anmerkung unter dem Titel Obſervations, entgegen geſetzet, die bis zur 126ſten Seite gehen. Nun kömmt eine Refutation d'un Diſcours &c. die in der königlichen Geſellſchaft zu Nancy vom Herrn Gaultier, Profeſſorn der Mathem. und Hiſtor. abgeleſen worden. Herr Rouſſeau ſchrieb hierauf einen Brief an Herrn Grimm, unſern geſchickten Landsmann in Paris, darinn er ſagete: warum er dem Herrn

Gautier nicht antworten wolle. Hr. Gautier blieb die Antwort nicht schuldig, und machte Anmerkungen über dieses Schreiben; welches bis 190 geht.

Nun trat die königliche Universität zu Paris hervor. Herr le Roy, Professor der Redekunst im Coll. des Cardinals le Moine, stund den 12ten Aug. 1751 in der Sorbonne auf, und hielt in Gegenwart des Parlaments, bey Austheilung der Preise, welche die Universität gestiftet hat, eine lateinische Rede: von den Vortheilen, welche die schönen Wissenschaften der Tugend verschaffen. Diese übersetzte Herr M. B. ein Canon. regularis, ꝛc. ins Französische; und diese folget hier, ist auch sehr schön gemachet: und diese geht bis auf die 237 S. womit sich der I. Band schließt.

Der II. Band hebt mit einer Widerlegung der Rede des Herrn Rousseau an; die ein Mitglied von eben der Akademie zu Dijon gemachet hat, welche den Hrn. R. den Preis zuerkannt. Sie ist aber in Gestalt der Anmerkungen dazu abgefasset. Hierauf kömmt ein Zusatz zu derselben, der aber nur kurz ist; und dann folgen des Herrn Rousseau Anmerkungen zu einer Antwort, die auf seiner Rede im Mercur von Fr. 1751 gegeben worden: und man giebt zu verstehen, daß dieser Gegner der König Stanislaus gewesen. Dieß geht bis 150 und ein Brief von ihm gegen des dijonischen Mitgliedes Widerlegung löset es ab. Darauf liest man eine Erklärung der Akademie zu Dijon, daß kein Mitglied von ihr, den Herrn Rousseau widerleget habe; die von ihrem Secretär Hrn. Petit unterschrieben ist. Aber auch diese blieb nicht ohne Antwort. Herr le Cat, Secret. der Akademie der

Wissen-

tapfern Vorfahren ſchützen, ſoll ohne Zweifel ſo viel heiſſen, als ſeiner Eltern Ruhm ſo gar vergeringern, daß ſich das gute Andenken ihrer Verdienſte bey der Welt verlieret. Dieſes giebt nun Lohenſtein, Söhnen ſchuld, die ihren Vätern unähnlich ſind. Iſt das aber ein gegründeter Satz? Stehen denn nicht unzehliche Väter bey uns in groſſem Ruhme, die ſehr übelgerathene Söhne gehabt? Man darf keinen nennen, weil alle Geſchichte davon voll ſind. Man hat ſo gar das Sprichwort davon gemacht: Heroum filii noxae. Was will uns alſo Lohenſtein vor eine neue Wahrheit lehren, da er ſo gar den unähnlichen Söhnen ein Vermögen zuſchreibt, ihre tapfern Väter aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu vertilgen? Prächtige Worte machens nicht aus. Ein Kluger geht auf den Kern, und wo der fehlt, da ſieht er nichts als nugas canoras, ein klingendes Erz und ein thönendes Schellenſpiel.

Von der Aſtergeburt der Camele zu reden iſt unſers Werks nicht, wir möchten ſonſt in die Hebammenkunſt gerathen. Aber warum wird uns denn ſolch ein Räthſel aufgegeben, wenn man ſich zu ſagen ſcheut, was es damit vor eine Bewandniß hat, welches gewiß nicht einem jeden bekannt ſeyn kan? Wir eilen alſo nur zu der Nulle des Adels. Es ſoll ein Gleichniß ſeyn; welches aber vors erſte dem Adel nicht viel Ehre bringet: hernach auch allzuhart ausgedrücket worden. Der Adel iſt eine Nulle: Heißt es. Bouhours, deſſen Critiſche Einſicht ſonſt bekannt genug iſt, auſſer wenn er von unſrer Nation und Sprache urtheilet, hat nicht ohne Grund die Regel gegeben, daß man die harten Vergleichungen durch einen Zuſatz

Wissenschaften zu Rouan machte Anmerkungen drüber, und dieß Stück kam zu London in 8vo heraus. Er erkläret sich für den Urheber der Refutation, die er auf die Rechnung eines Mitgliedes zu Dijon geschrieben hatte; vertheidiget sich auch deswegen, mit sehr guten Gründen u. zeiget endlich: daß die Akad. zu Dijon, nicht nur des Herrn Rousseau Schrift, mit dem Preise gekrönet, sondern auch selbst seine Meynung völlig angenommen haben müsse.

Auf dieses folget die Rede über die Vortheile der Künste und Wissenschaften, die in der öffentlichen Versammlung der Akademie zu Lyon den 22sten Jun. 1751 gehalten worden. Herr **Rousseau** gab seine letzte Antwort darauf, wie er sie nennet; weil er aller Gegner müde zu werden schien. Und damit schließt sich dieser zweyte Band. Was wir dabey gewünschet hätten, ist dieses, daß man uns auch diejenige Schrift noch mitgetheilet hätte, die in der Academie françoise zu Paris, das Gegentheil zu behaupten, ausgearbeitet worden, und gleichfalls den Preis davon getragen hat. Vermuthlich wird dieselbe noch viel schönes in sich halten: wie man von einer solchen Arbeit vermuthen muß, die von einer so erleuchteten Gesellschaft vor vielen geschickten Mitwerbern Beyfall erhalten sollen. Es ist merkwürdig, daß dieselbe nicht eine Frage, sondern das ausdrückliche Widerspiel des obigen Satzes zum Wettstreite aufgegeben hatte.

Alle diese Stücke nun sind unstreitig sehr nützlich und angenehm zu lesen; und es wäre schon der Mühe werth, daß sich einer von unsern unzählbaren Ue-

berſetzern drüber machte, um auch dieſes alles zu verdeutſchen. Denn ſo wie Herr Rouſſeau in gewiſſen Stücken, wenigſtens im zweyten Theile ſeiner Rede, viel Recht hat: ſo iſt es auch gewiß, daß ſeine Gegner ihm viel gründliches entgegen geſetzet haben. Wir ſchließen mit Ciceros Worten: de Offic. L. II. Quid, per deos! optabilius Sapientia? Quid præſtantius? Quid homini melius? Quid homine dignius? Sapientia autem eſt rerum divinarum & humanarum cauſſarumque, quibus hæ res continentur, Scientia: cujus ſtudium qui vituperat, haud ſane intelligo, quid laudandum putet?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Die Augen *.

Eine Ode.

Euch, ihr Augen! will ich ſingen,
Aller Glieder ſchönſtes Glied!
Möcht' es nur ſo lieblich klingen
Als der Nachtigallen Lied!
Horcht ihr Ohren, ſchweigt, ihr Zungen!
Bis ich völlig ausgeſungen.

Wenn die Zähne Perlen gleichen,
Roſen auf den Wangen blühn;
Wenn der Stirn die Liljen weichen,
Und den Lippen der Rubin;

So

* Dieſes ſchöne Stück, darinn ein recht flemmingiſcher Geiſt ſich zeigt, haben unſre Leſer der feinen Muſe des Hrn. Regierungsraths Lichtwehrs zu Halberſtadt zu danken.

So muß auch der Augen Funkeln
Diamanten Glanz verdunkeln.

O du ſelge Morgenſtunde,
Niemals ſah ich dich zuviel!
Nie erzähl ich mit dem Munde
Deiner Farben Wunderſpiel;
Nie die Pracht, die mich entzündet,
Und ein Blinder nie empfindet.

Himmliſch Gold verklärt die Hügel,
Vor mir ſchimmert eine Welt;
Einen Theil deckt heller Spiegel,
Einen Theil gemaltes Feld:
Dörfer, Städte, Wald zur Seiten
Zeigen ſich in grünen Weiten.

Alles fängt ſich an zu regen,
Ueber, um mich, dort, und hier;
Seht, wie wimmelts! ſie bewegen
Luft, und Fluth, und Land vor mir.
Millionen, welch Vergnügen!
Schwimmen, gehn vor mir, und fliegen.

Gott! du Hauptzweck meines Liedes,
Dir zu Lob erſchallt mein Rohr.
In dem Raum des kleinſten Gliedes
Bringſt du eine Welt hervor;
Und des Auges enge Höhle
Wird die Pforte zu der Seele.

Den, der ganze Heere Welten
Sich in Kreiſen drehen hieß;
Sonnen ſchuff, die ſie erhellten,
Thier und Pflanzen werden ließ:
Würd' ich, mit geſchloßnen Augen,
Nimmer zu erkennen taugen.

Ihn erblick ich in den Lüften,
Im Geſtirn, und in der See,
In der Erde dunkeln Grüften,
Auf der ſteilen Berge Höh:
Ihn zeigt mir die Morgenröthe,
Und der dampfende Kometc.

War es Undank, oder Bande,
Du gekränkter Beliſar,
Blöße, Schwachheit, oder Schande,
Die dir gröſtre Quaal gebahr?
Keins von allen, wirſt du ſagen,
Uebertraf der Blindheit Plagen.

Demokrit ringt ſelbſt nach Schmerzen,
Der verblendte Demokrit!
Und Antipater kann ſcherzen,
Wenn der Staar ins Auge tritt:
O der Blindheit! Blinde Heyden,
Toll im Glücke, ſtolz im Leiden!

Geh, ergetzeh dich nur dem Lichte,
Laß den Stern des Auges ruhn:
Biſt du ohne dein Geſichte
Fähig, einen Schritt zu thun?

Wirſt du nicht, nach kurzem Wallen
Gleich Betrunknen, taumeln, fallen?

Derk, als ob ein Volk ſich finde,
Ohne Sonne, Tag, und Licht;
Es ſitzt in der Erdenrinde:
Ewge Nacht deckt ſein Geſicht,
Wo es gleich den ſchüchtern Dachſen
Jung geworden, groß gewachſen.

Sieh es kriecht nach Schlangen Weiſe
Auf dem Bauche nackt und bloß:
Würmer ißt es, ſtatt der Speiſe
Wurzeln, Blätter, Gras und Moos:
Der Geruch von todten Thieren
Reizt es, ſolchen nachzuſpüren.

Sind das Herrn der Erdgeſchöpfe,
Die die Erde nie erblickt?
Sind das Menſchen, deren Köpfe
Nachzudenken ungeſchickt?
Würmer ſinds! des Todes Schafe,
Bilder ewger Höllenſtrafe.

Wenn ich früh den Tag erblicke,
Dank ich Gott für mein Geſicht:
Wenn ich mich zur Ruhe ſchicke,
Preiſ ich ihn aus gleicher Pflicht:
Wo ich gehe, ſitze, denke,
Lob' ich ihn für ſolch Geſchenke.

Dich, Fürſt der Vollkommenheiten
Soll ich, o wenn wirds geſchehn!
Auf dem Thron der Ewigkeiten
Mit verklärten Augen ſehn;
Und dich in ſaphirnen Auen,
O wie ſelig! ewig ſchauen.

X.

Io. Matth. Gesneri Caſſellani Marmoris quo continentur Hymni in Aeſculapium Hygeam & Telesphorum Explicatio, e Commentariis Soc. Scient. Reg. Gœtt. excerpta. Gottingæ Typ. Schulzii Acad. Typog. 1753.

Die Ausländer ſind zu ſtolz, wenn ſie glauben, daß Deutſchland ganz von alten Denckmälern der Griechen und Römer entblößet wäre. Denn obwohl der Mangel derſelben, in den Landſchaften und Gegenden, wo er geſpüret wird, nichts als ein Merckmaal abgiebt: daß dieſe Völker niemals das römiſche Joch getragen; ſondern allezeit freye Deutſche geblieben: ſo fehlet es doch theils an der Donau, theils am Rheine, als den alten Vormauren und Gränzen Deutſchlandes nicht ganz an ſolchen Ueberbleibſeln. Bis dahin und etwas weiter hieher, waren die römiſchen Waffen vormals gedrungen: und kamen ſie gleich einmal auch über die Weſer, ja bis an die Elbe: ſo hat doch ihre Macht niemals feſten Fuß hier faſſen können.

Wie nun die kaiſerl. Bibliothek in Wien viel prächtige Marmorſteine mit Aufſchriften aus den beſten Jahrhunderten der Römer bewahret: alſo hat auch Caſſel, unter vielen andern Seltenheiten der Kunſt und Natur, dergleichen ſeltene und koſtbare Stücke aufzuweiſen.

Der berühmte und gelehrte Hr. Prof. Gesner, ein groſſer Kenner ſolcher Alterthümer, hat uns in den Schriften der götting. Akad. der Wiſſenſchaften eine Beſchreibung eines ſolchen Monuments geliefert, die allerdings viele Aufmerkſamkeit verdienet. Damit ſie aber auch einzeln mehrern in die Hände kommen könnte, hat er dieſelbe beſonders abdrucken laſſen, und ſie zwoen vortrefflichen Tugenden des preiswürd. regierenden Hrn. Landgrafen Wilhelms hochfürſtl. Durchl. der Liebe zu allem was edel und gut iſt, und der Menſchenliebe deſſelben zugeeignet.

Der weil. durchl. Landgraf Karl, ein wahrer Vater und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, hat nahe bey ſeinem Schloſſe in Caſſel, ein ſo genanntes Kunſt-Haus aufgeführet, d. i. ein anſehnliches Gebäud, darinn allerley Seltenheiten und Kunſtwerke aufbehalten werden. Dieſe nun geben der hochfürſtlichen Reſidenz keinen geringen Glanz und Vorzug vor andern fürſtl. Hauptſtädten; enthalten aber auch einige Alterthümer. Der Herr Rath Arkenholz, hochfürſtl. Bibliothekar zu Caſſel, verſchaffete dem Hrn. Prof. Gesner die Erlaubniß, dieſe auf einen Marmor eingegrabenen Lobgeſänge, auf einige alte Gottheiten, abzuſchreiben. Dieſe ſind Aeskulap, Hygea, und Telesphorus: derjenige aber der dieſes Denkmaal der Er-

Erkenntlichkeit gegen die erwähnten Geber und Erhalter der Gesundheit, gewidmet, ist auf dem Marmor nicht genennet. Es könnte also wohl gar seyn; daß es ein öffentliches Monument der ganzen atheniensischen Republik gewesen: wie der Hr. Prof. Gesner muthmaßet.

Zuförderst setzet derselbe die drey Loblieder, als einen Theil der heydnischen Liturgie, mit eben den Buchstaben, wie sie da stehen. 2.) zeiget er wie sie gelesen werden müssen: sot aũ aber erkläret er sie nach Vermögen. Alles dreyes thut er mit einer Gelehrsamkeit, die ihm eigen ist. Wir wollen doch den ersten unsern Lesern mittheilen, um ihnen eine Probe der alten griechischen Schreibart zu geben: zumal, da diese Stücke noch sonst in keiner Sammlung alter Aufschriften zu finden sind. Man merke nur, daß das E nicht so mit scharfen Winkeln, sondern mit runden Beugungen, wie das kleine ϵ geschrieben, imgleichen das runde C allemal für das eckigte Σ gesetzet ist:

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ

1 ЄΓΡΑΙѡΠΑΙΗѡΝΑCΚΛΗΠΙЄΚΟΙΡΑΝЄΛΛѡΝ
2 ΛΗΤΟΙΔΟΥCЄΜΝΗCΤЄΚΟΡѡΝΙΔΟCΗΠΠΟΦΡѡΝ
3 ΠΑΙΥΠΝΟΝΑΠΟΒΛЄΦΑΡѡΝCΚЄΔΑCΑCΑΥΧѡΝ
4 ЄΠΑΚΟΥЄCѡΝΜЄΡΟΠѡΝΟΙΠΟΛΛΑΓЄΓΗΘΟ
5 ΤЄCΙΑΛCΚΟΝΤΑΙCΟΝCΘЄΝΟCΗΠΠΟΦΡѡΝΑC
6 ΚΛΗΠΙЄΠΡѡΤΟΝΥΓЄΙΑΝЄΓΡΑΙѡΚΑΙΤЄΟΝΥ
7 ΜΝΟΝΙΗΙЄΚΑΙΚΑΥΤΙΧΑΙΡЄ

Man

Man muß dieſes alſo leſen:

Αγαθη τυχη

Ἔγρεαι ὦ παιήων, Ἀσκληπιὲ, κούρεαι λαῶν,
Λητοίδᾳ, σεμνῆς τε Κορωνίδος ἠπιόφρων παῖ.
Ὕπνον ἀπὸ βλεφάρων σκεδάσας, εὐχῶν ἐπάκουε
Σῶν μερόπων, ὅι πολλὰ γεγηθότες ἱλάσκονται
Σὸν θένος, ἠπιόφρων Ἀσκληπιὲ, πρῶτον, ὑγείαν.
Ἔγρεαι ὦ, καὶ τὸν ὕμνον, ἰήιε, κέκλυθι, χαῖρε.

Die Ueberſetzung giebt der Hr. Prof. Gesner ſo:

Expergiſcere, o Paeon, Aeſculapi, Domine populorum,
Latonii & venerandae Coronidis mitis fili,
Somnum de palpebris qui excutis, vota audi
Tuorum hominum, (Meropum) *qui multum gaviſi propitiant*
Tuum robur, mitis Aeſculapi, primum, nempe *Salutem.*
Expergiſcere o! & hymnum tuum, ſalutifer, audi. Salve!

Das iſt auf deutſch ganz kurz gefaßt: Erwache, o Aeskulap! und höre den Geſang, den man der Göttinn Hygea ſingen wird.

Hierauf erkläret nun der Hr. Pr. Gesner ſowohl dieſen, als die beyden folgenden Lieder mit einer Art, die ſeine große Kenntniß der griechiſchen Alterthümer und philologiſche Gelehrſamkeit deutlich an den Tag legt. Wir wünſchen, daß alle unſre Leſer dieſe gelehrte Schrift könnten zu ſehen bekommen.

XI. Kern

XII.

Kern der deutschen Sprachkunst, aus der ausführlichen Sprachkunst (Lit.) Herrn Professor Gottscheds, zum Gebrauche der Jugend von ihm ins Kurze gezogen. Mit kaiserl. und königl. Churſächs. Freyheit. Leipzig, verlegts B. C. Breitkopf, 1753. in 8v.

Der große Beyfall, den die gottschedische größere Sprachkunst unter Kennern gefunden, hat bey vielen gelehrten Schulmännern den Wunsch veranlasset, daß man auch einen kurzen Auszug derselben haben möchte, um ihn der Schuljugend auf den untern Classen in die Hände zu geben, und sie bey Zeiten zu einer richtigen Art, ihre Muttersprache zu reden und zu schreiben, anzuführen. Dieses Verlangen nun war höchst billig, zumal, nachdem gedachte Sprachkunst in der dritten Ausgabe etwas größer und theurer geworden war, als ein Schulbuch billig seyn soll. Der Hr. Prof. Gottsched stund also nicht lange an, einem so vernünftigen Begehren Gehör zu geben; und ließ es auch in diesem Stücke an seinem Fleiße nicht fehlen. Daher trat nun vorige Messe dieser Kern seiner Sprachkunst auf 18 Bogen ans Licht; das ist halb so stark, als auch die kleine Ausgabe derselben gewesen ist.

Dessen ungeachtet enthält solche wirklich alles wesentliche, und den wahren Kern aller grammatischen Regeln in sich. Wenn ein Anfänger dieselben

saß mildern müsse; damit sie dem Leser nicht zu anstössig vorkommen mögen. Ein gleichsam, ein so zu sagen, oder wenn ich so reden darf, giebt die Bescheidenheit zu erkennen, die einem Redner so wohl ansteht. Aber Lohenstein glaubt das nicht; Sein Adel ist nicht nur gleichsam, oder so zu sagen eine Nulle. Sondern schlechtweg: **Der Adel ist eine Nulle!**

„Unser beerdigter Herr Präses aber ist keinmal „nichts, sondern auch, als er noch wenig war, viel ge„west. Denn in seiner Kindheit lernte er in einer „Stunde mehr, als andre in einer Woche; von ihm „selbst so viel als andre von ihren Lehrern; bewährte „also dadurch; daß ein Loth Mutterwitz mehr „wiege als ein Centner Schulwitz. Jedoch „liessen die wohlverdienten Lehrer unsrer Schulen, „besonders Major und Celer an ihm nichts erwinden, „seine ohne diß, das Alter übersteigende Geschicklich„keit aufs höchste zu bringen.

Wann es genug ist unglaubliche und unbegreifliche Dinge von jemanden zu sagen, wenn man ihn loben will: So ist dieses vortrefflich gelobet. Allein man muß Proben anführen, daraus die Wahrheit dessen, was der Redner sagt erhellet. Wenn es daran fehlt, so läßt sich kein Zuhörer mit bloßen Worten abspeisen: Sondern denkt der Lobredner sey ein Schmeichler. Fleschier lobt den Marschall von Turenne auch von seiner Kindheit auf. *) Aber er sagt nicht auf Lohensteinisch: dieser Held wäre niemals klein, sondern auch als er noch blöde war, allezeit tapfer

*) Siehe bey Gottscheds Redekunst die Uebersetzung derselben. p. 264.

ben begriffen hat: so kann er fast in allen schwierigen Fällen sich helfen. Fehlet ihm aber ja noch dann und wann etwas: so kann sein Lehrer ihm aus der größern Sprachlehre, leicht an die Hand gehen. Es mangelt nämlich hier an keinem Theile der Grammatik, und an keinem Capitel, das in der größern Ausgabe vorkömmt: es müßte denn in der Prosodie, oder Tonmessung seyn; wo die kritischen Hauptstücke, von der Historie des deutschen Sylbenmaaßes, und die Vertheidigung desselben, billig ausgeblieben. Nur die kritischen Anmerkungen, und Beantwortungen vieler Zweifel, die man dem Herrn Verfasser bey der 1sten und 2ten Auflage gemachet, hat er weggelassen: weil sie für junge Leute noch zu gelehrt sind; und ihre Aufmerksamkeit auf das nöthigste, nur zerstreuen würden.

Weil nun also das Buch zum Nutzen der Jugend bestimmet ist, so hat es der Herr Verfasser den sämmtlichen Schullehrern in und außer Deutschland gewidmet und zugeschrieben. Seine Zuschrift vertritt zugleich die Stelle einer Vorrede; daher wir eins und das andere daraus anführen wollen. Er bezeuget anfangs, daß er unter diesem ansehnlichen Orden der Gelehrten, viel Gönner und Freunde habe; sieht sie auch billig für die hochverdienten Männer an, denen das gemeine Wesen, den Flor der Wissenschaften zu danken hat. Sie machen die studirende Jugend zu allen Lebensarten und Ständen geschickt: sogar, daß viel große Männer gestehen: Sie hätten ihren Schullehrern mehr, als ihren Aeltern zu danken. Ohne sie endlich würde die

Barba-

Barbarey in einem halben Jahrhunderte ganz Europa überschwemmen.

Zudem gäbe es itzo unter ihnen, auch viele Freunde der deutschen Sprache. Er selbst kenne viel Patrioten unter ihnen, welche die Ehre ihres Vaterlandes auch hierinn zu Herzen nehmen; und es einem gebohrnen Deutschen für eine Schande hielten, wenn er in seiner eigenen Mundart ein Fremdling, oder doch ein halber Barbar wäre. So machete es nun kein benachbartes Volk; nur bey uns hätten noch vor wenig Jahren rechtschaffene Schulmänner bittere Klagen darüber geführet. Hier zieht der Hr Verf. eine Stelle, aus des seligen Egenolfs Vorrede zu Eginhards Leben Karls des Großen, an; darinn selbiger von den Lehrern auf hohen und andern Schulen saget: „Besagte große Beförderer der Wis„senschaften, welche nach ihrer sonderbaren Kennt„niß sich die Mühe geben, der lateinischen Schrif„ten und Schreibart Güte und Beschaffenheit, aufs „genaueste zu untersuchen; können geschehen las„sen, daß die deutsche Sprache, welche doch un„zähliche Vorzüge vor der lateinischen hat, von Ta„ge zu Tage mehr verschlimmert, als verbessert wer„de; und solches NB. in dem Lande, welchem „alle Nachbarn von langen Zeiten her, die Ehre „zugestanden, daß darinn das schönste Deutsch ge„redet werde!„ u. s. w.

Seit diesen 25 Jahren, da Egenolf so geklaget, sey zwar die Sache um ein vieles besser geworden: indem sogar verschiedene gelehrte Schulmänner selbst an das Deutsche Hand angeleget. Gleichwohl schrieben

ben noch unzählliche, selbst unter den Gelehrten ohne Regel und Gewißheit nach der verderbten Mundart des Pöbels. Diesem Uebel nun könne niemand abhelfen; als eben die besagten Schulmänner. Diese könnten der Jugend am besten begreiflich machen, daß auch das Deutsche seine besondern Schönheiten und Regeln habe; und daß selbiges, wo nicht dem Lateine, doch gewiß allen heutigen ausländischen Sprachen vorzuziehen sey. Sie endlich könnten, bey der bisherigen Ungewißheit vieler Leute, im Schreiben, am besten den Ausschlag geben, welche deutsche Sprachkunst den Vorzug verdiene.

Nun will er zwar nicht behaupten, daß eben die seinige vorzüglich in Schulen eingeführet zu werden verdiene: er berufet sich nur auf die besonders gute Aufnahme seiner Sprachkunst, nicht nur in Deutschland, wo bereits die dritte Ausgabe in kurzer Zeit nöthig gewesen; sondern auch in Wälschland, in Graubündten, und sonderlich in Frankreich, wo in diesem Jahre, zugleich in Straßburg und Paris, zwo Uebersetzungen davon herausgekommen u. s. w.

Uebrigens hat dieser Kern der deutschen Sprachkunst auch in dem Aeußerlichen eine besondere gute Einrichtung. Die Rechtschreibung ist ausführlich: alles übrige aber gut aus einander gesetzet, kurz gefasset und deutlich vor die Augen gemalet. Endlich ist alles so vollständig, als es, Anfängern zu gut, immermehr begehret werden kann.

XII.

Die Glückſeligkeit des Landlebens.

Aus dem Du Bartas. Dritter Tag, Erſter W. V. 896.

Wohl dem! und mehr als wohl, der weit genug entfernt
Vom ſtädtiſchen Gewühl, es nur verachten lernt!
Und der im Wählen klug, ſich gar um nichts bekümmert,
Was dort bey Königen in ſtolzen Schlöſſern ſchimmert;
Ja wie ſein Vater that, ſein väterliches Feld
Mit ſeinem eignen Pflug und eignem Vieh beſtellt.
Des Geizes karge Furcht kann nicht an ſeinen Tagen,
So wie der Höllenzahn des bleichen Neides nagen.
Sein Wünſchen und ſein Feld wird durch ein Ziel begränzt;
Ihm droht kein Liebestrank, der oft im Silber glänzt:
Statt fremder Weine Naß, und unter Götterſäften,
Schenkt keiner Schüſſel Gold ihm Gift, ihn zu entkräften.
Die Hand iſt ſein Pokal; ein klarer Silberbach
Iſt ſein Champagnerwein. Die Aepfel, die er brach,
Hat ſeine Hand gepfropft; und Käſ', und Milch, und Hühner:
Dieß alles deckt den Tiſch ihm ohne Würz und Diener.
Der Schwätzer züngelnd Volk; die hungrigen Harpien,
Die Egeln unſers Bluts; die um die Richter ziehn,

Die alle dörfen nicht durch ihr verführend Girren,
Und lärmendes Gezänk ihm ſeinen Kopf verwirren.
Der Vögel farbicht Heer betreugt die gröſte Pein;
Sie mag auch noch ſo groß, ſo lieb, und theuer ſeyn:
Wann ſie jedweden Tag mit ganzen Sängerchören
Das düftende Gebüſch die Götterlieder lehren.
Sein weit verſchlagnes Schiff treibt durchs erzürnte Meer
Kein trockner Oſt- kein Süd- noch Nordwind hin und her.
Er ſucht den blaſſen Tod nicht elend auf den Wellen,
Wo nirgends Ufer ſich der Wuth entgegen ſtellen.
Er lebt in ſteter Ruh. Sein ruhiges Geſicht
Läßt das beliebte Dorf aus ſeinen Augen nicht.
Er weis von keinem Meer und Strömen, als den Bächen,
Die murmelnd ſich bey ihm in klarem Silber brechen;
Das ſeine Wieſen neßt. Er kennt kein ander Land,
Als das, worauf er jung, und krank, und ſterbend ſtand.
Er nimmt, um ſich in Schlaf, der ihm entfleucht, zu ſenken,
Nicht Saft vom todten Mohn, und kalten Binz in Tränken.
Er kauft die Töne nicht, wie ſonſt Mäcenas pflag,
Dem eine kränkre Seel' im kranken Leibe lag;
Wann ihm die Eiferſucht ſo Mark als Bein zernagte,
Und ohne Raſt und Ruh in weichen Betten plagte.
Er ſchläft auf grünem Sammt, aus zartem Gras und Mooß,
Den noch ein Bach verziert. Der Wieſen weicher Schooß

Dampft einen Zauberſchlaf bey einem ſanften Rieſeln,
Und brechendem Geräuſch auf ſilberglatten Kieſeln.

Der Treſnel rauher Ton, und der Trompete Schall
Reißt ihn nicht aus dem Schlaf, deckt ihn nicht mit Metall.
Der heilige Befehl des Feldherrn wilder Schaaren,
Schickt ihn nicht aus dem Bett in mordende Gefahren.
Der ſchön gehelmte Hahn ruft, daß es Morgen ſey;
Und ſteckt dem Schlaf ein Ziel. Sein kreiſchendes Geſchrey
Macht ein Verlangen neu, die Blumen anzuſehen,
Wo voller Ruh und Duft Aurorens Thränen ſtehen.
Der Gaſſen voll Geſtank ſtets eingeſchloßne Luft
Verderbt ihm nicht das Blut durch gifterfüllten Duft.
Des offnen Himmels Blau, das ſeine Bahn bedecket,
Haucht allzeit friſche Luft, die neue Kraft erwecket,
Und hält ihn ſtets geſund. Ja wenn der kalte Tod
Bey grauen Haaren ihm mit ſeinem Schröcken droht:
So naht er ſich ihm zwar in der entlegnen Hütte,
Jedoch ereilt er ihn nur erſt mit ſpätem Tritte.

Die kurzen Jahre bringt er nicht bey Hofe hin;
Der Großen Wink beſtimmt nicht ſeinen ſteifen Sinn.
Er wechſelt mit dem Herrn nicht gleich auch Gott und Glauben;
Kein lügenhaftes Blatt kann ihm die Feder rauben:
Aus kleinen Mücken wird kein Elephant gemacht.
Er hüllt Sardanapaln in keines Herkuls Tracht.
Therſites wird bey ihm wohl niemals zum Adone:
Der Ruhm Lucretiens auch nie zu Florens Lohne.
Er lebet ganz für ſich; er dient Gott unverzagt,
Und klagt ihm ſonder Furcht, was ihm am Herzen nagt.

Des bleichen Argwohns Gram nimmt ihm nicht Tag und Nächte;
Er sinnt nicht, wie er dem und diesem Schlingen flechte.
Ja, denkt er auf Betrug: so eilt er in das Feld;
Wo er dem Wilde Garn, den Vögeln Dohnen stellt,
Und Fischen Angeln senkt. Prangt nicht sein Kleiderzimmer
Mit Röcken neuster Art, und goldner Zeuge Schimmer,
Mit Sammt in goldnem Grund; Ja, weicht die Kiste nicht
Der Silberstangen Last, in die ein Räuber bricht:
So kleidet er sich doch mit seiner eignen Wolle.
Ein ungekaufter Wein, befreyt von Gift und Zolle,
Füllt seine Keller an. Die Speicher sind gefüllt:
Die Böden voller Heu; der Spring, der sprudelnd quillt,
Ist lauter und gesund. Die Ställe sind voll Vieh:
Und Gottes Segen lohnt auch die geringste Müh.

Mein Lied singt freylich nur des Landmanns glücklich Leben,
Dem Ordnung, Rang und Gott bequeme Mittel geben
Daß wohlgeordnet Haus ein Riß im Kleinen ist,
Wornach man in der Welt die Republiken mißt.
Nicht den bestäubten Stand der müden Klafterschläger;
Der Fischer, Winzer nicht; nicht nackter Wasserträger:
In deren Häusern man, die auf vier Pfälen stehn,
Kaum Stückchen Brod erblickt, warum sie bettelnd flehn.

O! könnt' ich, großer Gott! in Wäldern, und bey Flüssen
Den Fürsten unbekannt mein einsam Leben schließen!

Mein Teich sey mir ein Meer; mein Busch ein Libanon;
Gimonens Bach mein Nil; ein Rasensitz mein Thron;
Kapell, Orchester, seyn die Vögel in dem Grünen;
Mein Louvre, Bartas * selbst, mein Hof die, die mir dienen:
Wo ohne Hinderung mein Mund dich so erhebt,
Daß einstens noch dein Lob bey späten Enkeln lebt.
Doch riefe mich die Pflicht, der Fürsten Gütigkeiten,
Zu ihrer Größe Glanz auch dann und wann zu schreiten:
So gib: daß ihre Gunst mir nie ein Schlaftrunk sey;
Erhalte mich so gar in ihren Fesseln frey;
Daß mich der wahre Ruhm, nicht der Verfälschte, nähre;
Man mich, als Biedermann, und nicht als Schmäuchler, ehre.

Frh. v. Sch.

XIII.

Lebensbeschreibung Heinrichs des Großen, Königs von Frankreich, verfertiget von Harduin von Peresire, Erzbischofe von Paris, und Kanzler der Königl. Orden. Uebersetzet von M. Joh. Christ. Kind. Altenburg, bey Richtern 1753.

Der Hr. M. Kind, der sich bisher durch seine schöne Uebersetzung der plutarchischen Lebensbeschreibungen groſſer Helden, imgleichen durch seine Dolmetschung Polyäns und Frontins, auf

* Das Landgut, davon Hr. v. Bartas den Namen führte.

auf eine rühmliche Art hervor gethan hat, hat sich nun auch einen neuern Helden vorgenommen, und ihn den Deutschen bekannter zu machen gesuchet. Seine Wahl ist auf Heinrich den Großen, oder IV. König in Frankreich, gefallen; so wie der paris. Erzbischof Perefixe dessen Leben beschrieben hat. Sowohl der Held, als der Geschichtschreiber haben sich einen vorzüglichen Ruhm unter den französischen Königen und Schriftstellern erworben; und waren es also wohl werth, auch deutschen Lesern und Liebhabern der Geschichte bekannt gemachet zu werden.

In der Vorrede handelt der Hr. Uebersetzer von den Lebensbeschreibungen, die in deutscher Sprache geschrieben worden. Wenn gleich die Ausländer glauben, es fehle uns daran; so irren sie sich doch gar sehr. Außer der vortrefflichen Lebensbeschreibung Friedrichs des I. Kaisers von der hochgräfl. Bünauischen Feder, haben wir eine von Kaiser Conraden, ingleichen Paul Gundlings Leben Churfürst Friedrichs des I. und II. zu Brandenburg, ferner die Leben Kaiser Leopolds vom sel. Hrn. Hofrath Menken, Kaiser Richards Leben, vom Hrn. Geh. Hofr. Gebauer, Friedrich Wilhelms des Großen, u. Friedrichs des I. Königs von Preußen, von Hrn. Hofrath Güthern, u. s. w. vieler andern zu geschweigen, die von eben so guten Federn herrühren. Diese alle nennet der Herr Verfasser zwar nicht; aber er zieht sonderlich auf die elenden Lebensbeschreibungen los, die in den letzten Kriegen, theils von manchen hohen Häuptern, theils von wirklichen, theils nur halbigten Helden, ja von berufenen Partengängern, von gewissen feilen Schmierern, auf den Wink eines Buchhändlers,

aus den Zeitungen zusammen geraffet worden. Diese nun machen freylich Deutschland keine Ehre.

Ferner kömmt er auch auf die Leben der Gelehrten, die unter uns seit einiger Zeit sehr Mode geworden. An diesen tadelt er 1) daß sie die Leben noch lebender Männer erzählen, da sich denn ihre Geschichte in lauter Lobsprüche verwandeln; 2) daß sie weit mehr um die Keinigkeiten ihrer Umstände, Geburt, Aeltern, Lehrmeister, Heirathen, Kinder, Beförderungen, und Aemter bekümmert sind, als um den Character ihrer Gemüther, ihre Fähigkeit, wahre Verdienste, und Gesinnungen des Herzens; die sich oft aus einem Worte, oder einer unüberlegten That, besser als aus vielen Begebenheiten schließen ließen. Es ist kein Zweifel, daß der Hr. Verfasser nicht ganz unrecht hat: indessen zweifeln wir sehr, ob die von ihm angeführten Biographen deutscher Gelehrten, ein Adami, Witten, Clarmundus, u. d. m. diejenigen scharfsinnigen Geschichtschreiber gewesen, die solche moralische Schilderungen zu machen fähig gewesen.

Da der Hr. Verfasser auf die Schmäucheley mancher Geschichtschreiber kömmt: so scheint er auch die auf Münzen und prächtige Ueberschriften gebaueten Leben zu verwerfen. Ohne Zweifel zielet er damit auf die Hisloire metallique de Louis XIV. die freylich ein ewiges Denkmaal der allergröbsten Schmäucheley dazu besoldeter Unterthanen, gegen einen lebenden Landesherrn, seyn wird. Aber solche Dinge betrügen auch die Nachwelt nicht: wie denn z. E. Hr. v. Voltaire, auch als ein Franzos, und

Ge-

geweſen. Er hätte mehr von ſich ſelbſt, als andre von dem Prinzen von Oranien gelernet, und in einer Stunde mehr Siege befochten, als andere in ganzen Jahren. Nein ſo prahleriſch lobt auch ein Franzoſe ſeinen Held nicht. Aber bey Lohenſteinen iſt kein Lob groß genug wenn es nicht unbegreiflich iſt: und kein Ruhm iſt dem Herrn von Hoffmannswaldau anſtändig, als den niemand glauben kan.'

Man wird es uns nicht verdenken, wenn wir müde werden, eine ſo verdrüßliche Beurtheilung weiter fortzuſetzen. Wir vermuthen auch, daß dieſer Anfang der Lohenſteiniſchen Rede, dasjenige genugſam wird beſtätiget haben, was wir oben überhaupt davon geurtheilet. Wir haben ja faſt keinen einzigen geſunden Satz darinn gefunden, und müſſen gewiß viele, wo nicht alle Hochachtung vor diejenige Feder verlieren, daraus ſie gefloſſen iſt. Wir übergehen das übrige, ſo darinnen noch anzumerken wäre, mit Fleiß: ob es gleich faſt durchgehends eben ſo unrichtig gedacht, und lächerlich oder ſchwülſtig ausgedrücket worden, als das vorige. Nur etliche Stellen hier und dar heraus zuziehen können wir nicht unterlaſſen.

Erſtlich können wir es dem Redner nicht vergeben, daß er ſeinen Helden Hoffmannswaldau, dem groſſen Opitz vorzuziehen kein Bedenken getragen. Er ſagt: Dieſer habe es den Alten und Ausländern nach, jener aber zuvorgethan. Wenn wir auf das Anſehen groſſer Männer hierinn bauen wollen: So wollen wir uns lieber auf Leibnitzens Urtheil beruffen, der auf dem 405. Blatte dieſer Auszüge ſagt, daß Opitz der erſte und letzte ſeiner Gattung in Deutſchland geweſen. Doch ſo machen es die Lobredner der Heiligen in der Rö-

miſchen

Geſchichtſchreiber von Frankreich, die Schwäche und Staatsfehler dieſes ſo vergötterten Ludewigs, in ſeinem Siecle de Louis XIV. deutlich geſtanden, und beſchrieben hat. Ganz ein anders aber iſt es, mit denen Leben, aus wirklich geſchlagenen Münzen, auf notoriſche Begebenheiten; die allererſt nach dem Tode ſolcher Fürſten, von ungedungenen und unbezahlten Federn geſchrieben werden: dergleichen die Seilerische Arbeit auf Fr. Wilhelm den Gr. und Herrn Hofrath Güthers, von Friedrich, dem I. Könige ſind. Hier fällt auf einmal aller Verdacht weg; zumal wenn man ſonſt weltkündige Geſchichte ſchreibt: wohin man denn auch die Merkwürdigkeiten der Königinn Chriſtina rechnen muß.

Was der Herr Verfaſſer ſonſt einem Lebensbeſchreiber in Anſehung der menſchlichen Fehler ſeiner Helden für Regeln giebt, dem pflichten wir völlig bey: und geſtehen, daß ihm eben die Pflichten obliegen, ſo die Vernunft einem guten Maler vorſchreibt. Timäus und Theopompus und Sueton indeſſen, haben zuviel Vergnügen darinn gefunden, ſich bey den Laſtern ihrer Helden aufzuhalten; und dem letztern giebt der Herr Verfaſſer ſonderlich Schuld: daß er die Schandthaten der Kaiſer gar zu vorwitzig erzählet habe. Wir glauben freylich, daß ein Geſchichtſchreiber über gewiſſe Schandbarkeiten billig die Decke des Stillſchweigens ziehen und ſeinen Leſern nicht gar zu garſtige Bilder zeigen müſſe. Aber darinn ſcheint uns Sueton noch zu entſchuldigen zu ſeyn; daß er die Tyrannen und Schwälger auch auf dem römiſchen Throne nicht geſchonet, ſondern

dern sie der Nachwelt mit natürlichen Farben geschildert. Denn was haben diese Ungeheuer sonst für eine Strafe für alle ihre Bosheiten, als daß ihr Andenken der Nachwelt zum Fluche wird; da sie bey ihrem Leben der Gerechtigkeit entwischet sind? Dieß muß allen Regenten billig ein Schrecken einjagen; daß es nämlich auch itzt noch Suetone giebt. Opitz schreibt davon vortrefflich, in dem Lobgedichte an König Vladislaven:

Du führest so dein Leben,
Daß du der Welt und Gott kannst gute Rechnung geben;
Gott, auf den du, der Welt, die auf dich Achtung giebt.
Ihr (Fürsten) die ihr itzund nichts, als was vor euch ist, liebt,
Ihr mögt versichert seyn: Es giebt viel kluge Seelen,
Viel Geister voll Vernunft, die aus der tiefen Hölen
Der Wahrheit, das hervor zu graben sind bedacht;
Wodurch der grauen Zeit soll werden vorgebracht,
Was jener, der, und die, und allesammt beginnen:
Den Wankelmuth, den Neid, den Haß, die Weibersinnen,
Das alles, was man scheut zu sagen, und doch thut.

Wie sehr wünschen wir, daß der Herr Uebersetzer, unter unsern deutschen Heiden, sich auch etwan Heinrich den Vogler erwählen, und ihn künftig diesem Heinrich dem Großen, mit historischer Feder an die Seite stellen möge.

XIV. Die

XIV.

Die Wünſche.

Der Jugend leicht bewegte Bruſt
Wünſcht ſich der Jugend Reiz und Luſt;
Des Mannes Alter, Amt und Ehre;
Der Greis, daß er noch Jüngling wäre.

Der, den das Dorf Herr Amtmann hieß,
Wünſcht ſich aus Stolz das goldne Vließ;
Und, um ſein Stadtrathsamt zu treiben,
Die Kunſt zu leſen, und zu ſchreiben.

Der ſtreitbegierige Juriſt,
Dem das Latein verſiegelt iſt,
Wünſcht ſich, bey ſeinen feinen Gaben,
Das Corpus Juris deutſch zu haben.

Der Dichter, der die Sylben zählt,
Und den ein Reim zwo Stunden quält,
Wünſcht, was denn? etwa Kranz und Kette?
Daß G - tſch - d nichts geſchrieben hätte *.

Der

* Der ohnlängſt zu Wittenberg, als Profeſſor der Beredſamkeit, verſtorbene Hofrath von Berger, las einem Holländer ein Collegium über Hrn. Doctor Heumanns Conſpectum. Bey einem Beſuche erblickte ich in deſſen Nachſchrift, bey dem 69 §. des 4ten Capitals von Herr. Prof Gottſcheden folgendes Urtheil: Hätte der Mann ſeine kritiſche Dichtkunſt nicht herausgegeben, ſo wäre er bey Ehren geblieben. Kurz darauf hatt ich mit gedachtem von Berger, in deſſen Hauſe ich damals wohnte, in eigenen Angelegenhei-

ten

Der Redner, der mit ſachtem Schritt,
Bedächtig auf die Kanzel tritt,
Wünſcht, nicht den Glaubensfeind zu kränken,
Nein, nur allein die Kunſt zu denken.

Mein Wunſch beſtürmt nicht das Geſchick.
Ich wünſche dir, mein Deutſchland, Glück:
Neidlos in Schönaichs Epopeen,
Den Dichtergeiſt Virgils zu ſehen.

Nimmſt du den guten Wunſch nicht an,
So merke: daß ich fluchen kann:
Sey ganz entzückt bey Kl = = Liedern,
Und ſtelle dich zu M = = Brüdern.

R = = l.

XV. Sokra-

ten zu ſprechen. Indem er nun des Holländers erwähnte, nahm ich Gelegenheit, meine Befremdung über ſein Urtheil zu entdecken. Er benahm mir mit großem Lachen meine Unruhe. Der Mann, ſagte er, hat mit ſeinem Buche vielen ehrlichen Leuten Tort gethan. Seit funfzig Jahren hatten wir, wenige Dichter ausgenommen, nichts als poetiſche Hanswürſte und hungerige Reimſchmiede: die ſich nicht einbilden konnten, daß ein Poet ein Gelehrter ſeyn müſſe. Selbſt die lateiniſchen Gedichte hatten, wenn man die mythologiſchen Worter wegnahm, mit den Alten nichts gemein. Der Profeſſor der Philoſophie las ſeinen Curſum, und citirte ſeinen Ariſtoteles; nur der Profeſſor der Dichtkunſt wollte ſich an deſſen Poetik nicht machen. Die kritiſche Dichtkunſt aber verderbte auf einmal die poetiſchen Schmetterlinge. Deher iſt es gar kein Wunder, daß der Mann ſo geneidet und gelästert wird: denn ein elender Reimſchmidt, und ein verdorbener Pſ = = ſind die rachgierigſten Thiere auf der Welt.

XV.

Sokratiſche Unterredungen, welche zum Dienſte Sr. Hochfürſtl. Durchl. des Erbprinzen von Sachſengotha, von einem öffentl. Lehrer der Geſchichtk. und ſchön. Wiſſ. zu Genf verfertiget, und ins Deutſche überſetzet ſind. Halle verl. Dan. Blanc. 1753. in 8v.

Gegenwärtige Reden ſind zwar vielen ſchon aus der franzöſ. Ausgabe bekannt; ſie verdienten es aber auch in deutſcher Sprache zu werden. Sie ſind zur Unterweiſung eines Durchl. ſächſiſch. Erbprinzen geſchrieben worden, von dem man die beſte Hoffnung hegen kann, dereinſt einen weiſen Regenten an ihm zu erleben: ſie ſind aber auch von einem gel. Manne abgefaſſet, der den Charakter des Sokrates, als ein Meiſter zu beobachten gewußt, und dem Xenophon ſelbſt an die Seite geſetzet zu werden verdienet.

Der Hr. Bar. Friedr. Heinr. von Seckendorf, der ſich ſchon auf andre Art hervorgethan, hat keine unnütze Arbeit unternommen, als er dieſe ſchönen ſokratiſchen Unterredungen verdeutſchet hat. Er hat es mit ſo vieler Geſchicklichkeit ausgeführet, daß ſie ſich nicht anders, als deutſche Originale; und zwar als ſchöne Originale leſen. Es iſt ſo leicht nicht, als mancher wohl denket, Geſpräche zu überſetzen. Mancher, der mit einer Geſchichte oder Hiſtorie gut zurecht kömmt; würde doch hierbey öfters ſtraucheln.

Allein

Allein der Hr. Bar. hat noch mehr gethan. Er hat auch selbst eine Zugabe zu diesen VI. Gesprächen in dem VIIten Gespräche ausgearbeitet. Er handelt darinn von den nöthigen Studien eines Prinzen; und das auf so eine Art, daß man sowohl mit seinen Gesinnungen, als mit seiner Art des Vortrages vollkommen zufrieden seyn kann. Wie schön wäre es, wenn alle deutsche Prinzen, auch nur diese Uebersetzung lesen und verstehen möchten!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XVI.

Gedanken über die Ewigkeit, welche bey dem Sarge des weiland Hochwohlgeb. Herrn Gottlieb von Häseler ꝛc. Geh. Regierungsraths ꝛc. zu Magdeburg im März 1752 in einer Stand- und Trauerrede vorgetragen worden, von Joh. Melch. Götzen, Past. zum H. G. und Ehrengliede der deutschen Gesellschaft zu Helmstädt. in Fol.

Gegenwärtige Standrede verdienet, vor sehr vielen ihres gleichen, eine Aufmerksamkeit der Kenner. Ihr ehrwürdiger Herr Verfasser gehöret unter die kleine Zahl der Geistlichen, die auch Redner zu heißen verdienen. Denn seit dem die liebe Homiletik sich, in ihren Kunstgriffen von einem Texte zu reden, so sehr von den wahren Regeln der Ueberredungskunst entfernet hat: so ist es etwas seltenes, daß sich jemand von ihren Abwegen, wieder auf die rechte Bahn, zum Tempel der Suada, zu rechte findet.

Hier

Hier herrſchet nämlich eine edle Art zu denken, ohne Schwulſt; ein feuriger Witz, ohne Rauch; ein erhabner Ausdruck, ohne Dunkelheit; eine feine Schreibart ohne eine Sucht neue Wörter zu backen, oder alte auf eine ſeltſame Art zuſamen zu flicken. Eine lebhafte Einbildungskraft, die mit den Vorſtellungen eines ſo erhabnen Gegenſtandes, als die Ewigkeit iſt, und von dem Verluſte, den Magdeburg, ein anſehnliches Geſchlecht, die Armen, und die Religion ſelbſt erlitten haben, erfüllet iſt, leget ihm alle Worte in den Mund. Er iſt ſelbſt gerühret, darum kann er auch andre rühren.

Wir hören es mit Vergnügen, daß dieſe Trauerrede auch im kleinern Formate zu einigen Predigten des Herrn Verfaſſers gedrucket worden. So wird ſie in mehrere Hände gerathen, als wenn ſie bloß in dieſer prächtigen Ausgabe wenigen zu Geſichte gekommen wäre. Dem beredten Herrn Paſt. Götzen aber wünſchen wir mehr ſolche Gelegenheiten, ſein treffliches Talent auf eine ſo bewegliche und rühmliche Art anzuwenden.

XVII.

Die Frösche im Rohr.

Eine Fabel.

Frau Eule, wie bekannt, von gräßlicher Geſtalt,
Das Kind der Finſterniß, von ſonderbarem Dünkel,
Der Vögel Scheuſal, kroch einmal aus ihrem Winkel;
Darinn ſie kühn und keck die Sonne garſtig ſchalt.

Es

Es war im schönsten Lenz ein ungemeiner Abend,
Und Philomele sang, so zaubernd schön und labend,
Daß Mensch und Vogelbeer das Athmen fast vergaß,
Und voll Verwunderung bloß ihren Schlag ermaß.
Frau Eule hörte dieß voll neidischer Bewegung;
Was soll mir das Geschrey? so rief sie voller Regung
Zu ihren Kindern aus: Gönnt ihm durchaus kein Ohr:
Es sind, das glaubet mir, die Frösche dort im Rohr!
Die lärmen Abends so, wenn alle Vögel schweigen:
Drum hütet euch durchaus, euch ihnen gleich zu zeigen!

Frau Mutter, sprach der Sohn: die Frösche schlagen schön!
Ich möchte gern einmal in ihre Schule gehn.

Du Bastard! rief das Weib: gefällt dir das Gewäsche,
So bist du nicht mein Sohn. Dieß hörten nun die Frösche:
Indem die Nachtigall ganz unbekümmert sang,
Und jene Lästerung mit Edelmuth bezwang.
Was? sagte Bruder Marx, im nächsten Rohrgebüsche:
Die muß noch tauber seyn, als hier die stummen Fische!
Was lästert dieß Gespenst in seiner Wüsteney?
Wie viel erträglicher ist unser Rohrgeschrey,
Als der verwünschte Schall der dummgeöhrten Eulen;
Davon oft in der Nacht so gar die Hunde heulen?

So tadelt ostermals ein finstrer Criticus,
Was er doch selbst nicht kann, und folglich lästern muß.
Sein Heulen dünkt ihm schön, was auch die Klügern sagen!
Versteht die Eule wohl der Nachtigallen Schlagen?

Ende des Aernemonaths 1751.

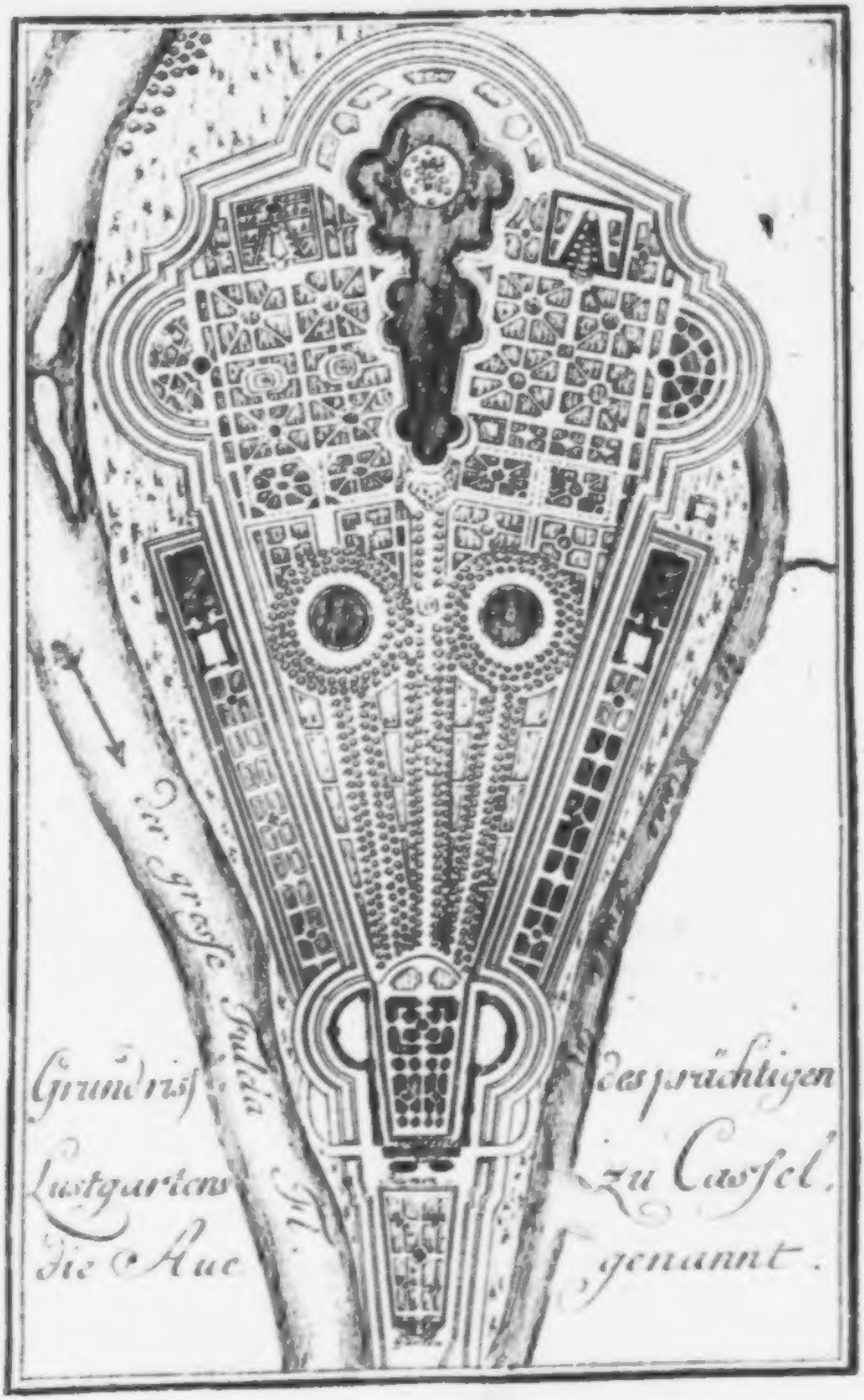

Grundriss des prächtigen Lustgartens zu Cassel.

Die Aue genannt.

miſchen Kirche. Derjenige iſt allemal der gröſte, der heiligſte, der wunderthätigſte, der hülfreicheſte, deſſen Feſttag geſeyret wird.

Hernach vergleicht er den Pan noch darinn mit dem Herrn von Hoffmannswaldau, daß jener die Flöte erfunden habe, dieſer aber ein Poet geweſen ſey. Vortrefflich! Würde hier nicht jeder Querpfeifer ein zehnmal gröſſeres Recht haben, ſich mit dem groſſen Pan zu vergleichen? Aber die Poeſie wird doch oft mit der Muſic und Flöten, Leyren, Cithern und dergleichen vermiſchet? Ganz recht: Dieſes geſchieht, weil die alten Poeten Sänger und Dichter, Spielleute und Poeten zugleich waren. Aber Pan iſt niemals ein Poet, oder Gott der Poeten geweſen. Hoffmannswaldau hat auch die deutſche Poeſie nicht erfunden; wie jener ſein Hirtenrohr. Doch wir wollen ſo neidiſch nicht ſeyn, ihm alle Aehnlichkeit mit demſelben abzuſprechen. Non equidem inuideo! Es fällt uns ein, daß Pan einmal mit dem Apollo um die Wette geſpielet, und ſogar den Preis davon getragen habe. Opitz kan unſer deutſcher Apollo mit Recht heiſſen, und Herr von Lohenſtein, der jenen über dieſen erhoben hat, mag zuſehen, ob ihm die Vergleichung mit dem Richter, der jene entſchieden, und das Schickſal, ſo denſelben davor betroffen hat, auch anſtehe, oder nicht?

Wir verlieren nunmehro in der Rede den groſſen Pan ganz und gar aus den Augen. Herr Hoffmannswaldau geht auf Reiſen; das hatte jener nicht gethan. Er dreht die Deichſel dem Vaterlande zu, wie Lohenſtein ſehr ſinnreich redet: Das fällt von jenem auch weg. Er iſt gelehrt, wird Rathsherr, Präſes

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Herbſtmonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. IX. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Specimen Bibliothecæ hiſpano-majanſianæ, ſive idea novi Catalogi critici operum Scriptorum Hiſpanorum, quæ habet in ſua Bibliotheca Gregorius Majanſius, Generoſus Valentinus, ex Muſeo Davidis Clementis. Hanoveræ, Impenſis Jo. Guil. Schmidii 1753. in 4. 1 Alph. 2 Bog.

Der gelehrte Herr Paſt. Clement zu Hannover, liefert uns hier eine ſpaniſche Frucht des berühmten Majanſius, der als ein Phönix ſeines Vaterlandes, ganz allein die Ehre der ſchönen Wiſſenſchaften daſelbſt erhält. Es rühmet der erſtere die gütige Beyhülfe vieler Gelehrten bey Verfertigung ſeines Verzeichniſſes ſeltener Bücher; und darunter ſonderlich Herrn Meermännen, den berühmten Roterodamer Syndicus, der ihm Nachrichten von den ſeltenſten Büchern, die er beſitzet, mitgetheilet. Eben das rühmet er von dem Herrn von Boze, der ihm gleichfalls ſein Bücherverzeichniß überſandt. Sodann kömmt er auf dieſes ma-

janſiſche Werkchen. Herr Meermann meldete ihm, daß dieſer gelehrte Spanier eine treffliche Bibliothek beſäße, deren kritiſches Verzeichniß ihm, in Abſicht auf ſpaniſche Bücher, ſehr nützlich ſeyn könnte. Da nun derſelbe ſchon 1731 an Camuſaten ein Verzeichniß geſchicket, welches in ſeinen Briefen ſteht: ſo bath Herr Clement Herrn Meermannen, ihm eben dergleichen auszuwirken.

Allein Herr Majanſius antwortete, daß er noch zur Zeit kein Verzeichniß von ſeiner ganzen Bibliothek hätte, weil er deſſen noch nicht bedürftig wäre; verſprach hingegen eine Probe davon, in Anſehung derjenigen Schriftſteller zu geben, die in Spanien die Sprachkunſt und Redekunſt, entweder in öffentlichen Schulen gelehret, oder ſchriftlich vorgetragen hätten. Dieſes that er, und uberſandte es dem Herrn Clement, machte ihm auch Hoffnung zu mehrern ſolchen Nachrichten. Was er nun von ihm erhalten hat, ſtellet dieſer gelehrte Mann hiermit ans Licht. Er liefert uns ein kritiſches Verzeichniß aller grammatiſchen und rhetoriſchen Schriftſteller in Spanien, worinn er eine große Einſicht in ihren Werth, und ein ſcharfes Urtheil, überall zeiget; uns aber eine Menge bisher unbekannter Scribenten nach ihren Verdienſten, mit Lob oder Tadel bekannt machet. Eine ſolche Probe nun machet allerdings die Begierde nach mehrerm rege. Herr Paſt. Clement hat für den richtigen Abdruck Sorge getragen: Herr Candidat Buſch aber das Regiſter der Schriftſteller ſehr fleißig verfertiget.

Nachdem

Nachdem wir alſo die Geſchichte und den Inhalt dieſes Werkes überhaupt bekannt gemachet: ſo müſſen wir ihm ſelbſt etwas näher treten. Es iſt in Geſtalt eines Briefes an den Herrn Clement abgefaſſet; und zwar in der bekannten ſchönen Schreibart des Herrn Majanſius. Er meldet ihm bald anfangs, daß in Spanien die beſten Bücher die ſeltenſten wären. Denn weil ſie am wenigſten geleſen würden, ſo druckete man ſie nicht wieder. Ein ſchlechtes Bild von dem Geſchmacke der Spanier! Daher wären nun die ſchönſten Schriftſteller in keinem Buchladen zu finden; eben weil niemand ſie kennete, oder nach ihnen fragete. Er ſelbſt habe ſeit 30 Jahren nach Aelii Antonii Nebriſſenſis Werken geſtrebet; aber ſie nicht alle auftreiben können, ob er gleich weder Geld noch Mühe geſparet. u. ſ. w.

Da er aber kein völliges Verzeichniß ſeiner Bücher hätte: ſo wolle er ihm nur von einer Claſſe derſelben Nachricht geben, ihm erſtlich die völligen Titel derſelben abſchreiben; hernach aber dieſelben beurtheilen. Das erſte wäre zwar mühſam und verdrießlich, hätte aber ſeinen großen Nutzen: weil man daraus theils die Eitelkeit der Schriftſteller, theils die Unwiſſenheit der Verleger, theils die bloß wiederholten, theils die verbeſſerten und vermehrten Auflagen kennen lernen könnte. Ja ſo gar aus den Zueignungen, die auf dem Titel ſtünden, könnte die Geſchichte, Genealogie und gel. Hiſtorie Vortheile ziehen. Zwar wenn er das Verzeichniß aller ſeiner Bücher liefern ſollte: ſo würde er einer andern Ordnung folgen; die er auch ſehr vernünftig an-

giebt, und die faſt eben dieſelbe iſt, die in dem prächtigen Bünauiſchen Catalogus beobachtet worden. Hier aber will er bloß der Zeitordnung folgen; und nur bey jedes Buches erſter Auflage, die neuen wiederholten anmerken. Dieſes iſt auch ſehr gut, und vortheilhaft zur gelehrten Geſchichte. Denn man ſieht daraus deutlich, wie nach und nach die Gelehrſamkeit entweder gewachſen, oder abgenommen; wenn ſie am beſten geblühet, und wem ſie das meiſte zu danken gehabt. u. ſ. w.

Den Anfang machet Herr **Majanſius** von dem obgedachten **Aelius Antonius Nebriſſenſis**, den er den Vater aller ſchönen Wiſſenſchaften in Spanien nennet. Es lebte ſelbiger um das 1492ſte Jahr, als Deutſchland ſchon lange ſeinen **Rudolph Agricola**, Joh. **Reuchlin**, Conrad **Celtes**, Conr. **Peutinger**, und Wilib. **Pirkheimer** aufzuweiſen gehabt hatte. Er ſchrieb ein Lexicon, ſive Dictionarium, ex ſermone Latino in Hiſpanienſem &c. impreſſum Salmanticæ A. MCCCCXCII. fol. Wir ſehen daraus, daß die erſte Bemühung dieſes gelehrten Mannes dahin gegangen, daß er ſeine Landsleute lehren wollen, wie die lateiniſchen Wörter ſpaniſch gegeben werden müßten. Daran fehlt es nämlich insgemein auch den beſten lateiniſch Gelehrten, daß ſie ſelbſt in ihrer eigenen Kunſt die rechten Wörter gar nicht wiſſen, oder ſie mit andern vertauſchen *. Bey dieſem Wörterbuche iſt nun auch

* Nam quotusquisque, ſchreibt er, præceptor in arte ſua, aut non negligit, aut non ignorat pleraque rerum vocabula? In quæ, ſi ſorte incidcrit, aut diſſimulat, aut aliud pro alio accipit, aut ſe neſcire fatetur ingenue.

auch ein anders, Dictionarium ex Hiſpanienſi in latinum ſermonem, von eben dem Verfaſſer; davon Herr Majans auch mehr Nachricht giebt. Hier ſieht man ferner, daß eben dieſer Schriftſteller auch in eben dem Jahre eine ſpaniſche Grammatik geſchrieben: Tratado de Grammatica ſobra la Lengua Caſtellana, el anno del Salvador de mil e CCCCXCII. Empreſſo en la muy noble Ciudad de Salamanca. Unſre Leſer werden ſich beſinnen, was von den älteſten deutſchen Wörterbüchern, theils Hr. M. Dinemann, Rect. zu Eisleben, in einer Einladungsſchrift, theils Herr M. Weller, Archid. zu Zwickau, in unſerm Neueſten dargethan haben. Und nächſtens wollen wir noch eine kleine Nachleſe anſtellen; woraus erhellen wird, daß unſre Deutſchen noch weit eher, als die Spanier, daran gedacht, und gearbeitet haben.

Der Herr Majans handelt hierauf von den vielen Auflagen und Ueberſetzungen dieſes Wörterbuches; dabey wir uns nicht aufhalten können. Imgleichen übergehen wir die andern Schriften des Nebriſſenſis mit Stillſchweigen. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß ſich dieſer gel. Mann, auch wenn er von der Rechtsgelahrheit und andern Wiſſenſchaften ſchrieb, einen Sprachlehrer (Grammaticum) nannte; wie Lud. Vives, Lib. I de cauſſis corr. art. ſchon angemerket; wodurch er ſich aber viel Haß zuzog. Und gleichwohl hatte dieſer Gelehrte niemals einen Schullehrer abgegeben, oder die Sprachkunſt gelehret **. Woher kam alſo der Haß damaliger

** Artis tamen præcepta numquam explicavit, nec ſe ad hæc infima tractanda demiſit.

Gelehrten? Aus einem Sinngedichte, welches Arius Barboſa, an ſein Lexicon henkete, und worinn ein Grammaticus zum Polyhiſtor gemachet ward. Es lautete ſo:

Ad Antonium, Arii Epigramma.

Grammatici officium gyro male clauſit iniquo
Noſtra ætas, quantum neſcia ſulcit onus!
Nam quicumque docet modo prima elementa, ſolemus
Nomine non proprio dicere Grammaticum.
Cautior at multo veterum, et ſapientior uſus,
Hæc ſolum *Criticis* nomina tanta dedit:
Quorum aperire fuit cunctorum ſenſa librorum,
Quos penes arbitrium judiciumque fuit.
Maximus ille vir eſt; molem qui nominis hujus
Suſtinet, et nigro rarior ille cygno.
Grammaticos vidit paucos veneranda vetuſtas,
Qualis Ariſtarchus, Didymus, Antigonus.
Tempore ſed noſtro florens *Antonius unus*
Laude viri inſigni ſæcula noſtra novat.
Doctorum hunc tantum non diligit una ſororum
Diligit hunc ſtudio ſed Dea quæque pari.

Nun kann man ſich leicht einbilden, was die Benennung eines Grammatici, in dieſem Sinne genommen, die ſich jemand ſelbſt beyleget, für eine unerträgliche Pralerey zu ſeyn, hat ſcheinen müſſen; zumal in den Augen derer, die deſto neidiſcher ſind, je weniger ſie ſelbſt wiſſen. In der That aber iſt dieſer Antonius Nebriſſenſis ein rechter Polyhiſtor geweſen, wie die vielfältigen Schriften weiſen, die Herr Majans auf ganzen fünf Bogen von ihm anführet.

Nun

Nun folget Johannes de Miravet, der 1495 de Grammatica ein Buch geſchrieben. Auch hievon ſind artige Nachrichten zu leſen.

Viel merkwürdiger iſt aber Johann Ludwig Vives, ein Humaniſt und Kunſtrichter ſeiner Zeit, den ganz Europa hat kennen lernen, und hochſchätzen müſſen. Er lebte um 1520. Hier werden alle ſeine Schriften erzählet, darunter Herr Majanſius, das Buch de cauſis corruptarum artium und de tradendis diſciplinis allen übrigen vorzieht. Er ſaget, alle Wiſſenſchaften hätten ihm viel zu danken; und die itzige Zeit, ſcheint ihm nicht recht geſcheid zu ſeyn, daß ſie ſeine Werke nicht durch neue Auflagen gemeiner machet. Er war 1492 zu Valencia gebohren und iſt 1540 zu Brügge geſtorben. Man hat viele ſeiner Schriften ins Spaniſche überſetzet.

Hierauf folgen Joh. Angelus, Petrus Ciruellus, der eine Artem Concionandi u. a. m. geſchrieben hat; u. Ferdinandus Nonnius Pintianus, der des ſpaniſchen Ennius, Johanns de Mena, eines gekrönten Poeten Schriften, und a. m. heraus gegeben. Dieſe hat Jakob Kronberger, ein Deutſcher 1520 zu Sevilien in Fol. gedrucket. Ferdinand Arcäus von Benevent, hat ſpaniſche Sprüchwörter 1533 ins Latein überſetzet. Alexius Vanegas hat viel geſchrieben. Andreas Reſſendius, ein Portugies, war ein lateiniſcher Poet. Johann de Mallara, war ein Sittenlehrer; ſchrieb aber vielerley. Michael Salinas, gab 1541 eine Redekunſt in caſtillaniſcher Sprache.

Wir haben im Deutſchen ſchon viel ältere Anweiſungen dazu. Was er damit für Ehre eingeleget, zeiget eine Schrift Johannis Petrei Toletani, darinn folgende merkwürdige Worte ſtehen *: Obgleich viele ſchöne Fabeln, Comödien, und alte Geſchichte, in der Mutterſprache geſchrieben; ſo hätte ſich doch bis dahin niemand gefunden, der die freyen Künſte, (diſciplinas) in einer andern, als der lateiniſchen oder griechiſchen Sprache gelehret; weil man geglaubet: dieſe Geheimniſſe müßten dem Pöbel nicht mitgetheilet werden; indem das, was allen gemein wäre, in Verachtung geriethe, was aber ſelten

* Nam, ſi eos inviolatos, & prope legatorum jure, hominum conſenſus eſſe voluit, qui convectandis ex longinquo mercibus, ſui quaeſtus gratia dant operam; quanto illis plus debetur, qui non vili aliquo mercimoniorum genere; ſed pretioſis ſcientiarum, & literarum theſauris alienas linguas locupletant; & ad animum pertinentes, quaeque non uſu intereant, opes invehunt? Inter hos, cum alii jocundiores fabulas, multi comœdias, plerique etiam, qui majora tentant, veteres hiſtorias, vulgi auribus donent; nullus tamen hactenus extitit, qui diſciplinas alia, quam, aut Latina, aut Græca lingua tractarit, qui non ab his quaſi myſteriis profanum vulgus arcendum putarit. Vileſcere quippe communia, abdita contra, & rara, in pretio eſſe. Hac hominum perſuaſione latuerunt hactenus diſciplinæ, utriusque linguæ finibus incluſæ. Tu unus P. obſervande, auſus es hæc clauſtra perrumpere, & ad ejus diſciplinæ conſuetudinem vulgus admittere, qua non alia ad vitæ uſus, aut utilior eſt, aut jocundior; eaque felicitate, ut primus novum iter ingreſſus, exemplar ſecuturis vix reliquiſſe videaris, quod addant.

Mitto quod ea proprietate, perſpicuitate, ornatu, Hiſpane

u. ſ. w. das ſchickte ſich alles zum Pan nicht. Daher iſt der allergröſte Theil unſrer allegoriſchen Rede aus Noth von der Regel abgewichen. Sechs ganze Blätter gehen vorbey, ohne daß des Pans mit einem Worte mehr gedacht wird. Endlich hebt unſer Redner wieder an, ſeinen erſten Seufzer zu wiederholen: **Unſer groſſer Pan iſt todt!** Und darauf folget der Beſchluß der ganzen Rede.

Wir beſchlieſſen dieſe unſre Anmerkungen mit einer Warnung an alle junge Leute, ſich doch in dieſe falſch berühmte Kunſt der Lohenſteiniſchen Schreibart nicht zu vergaffen, und die Regel des Boileau wohl zu erwegen, daß man eher denken lernen müſſe, ehe man zu ſchreiben anfängt. Art. Poet. Ch. I.

Avant donc que d'ecrire aprenez à penſer,
Selon que notre idée eſt plus ou moins obſcure,
L'expreſſion la ſuit ou moins nette ou plus pure.

Oder was Horaz ſagt:

Scribendi recte ſapere eſt et principium et fons.
Rem tibi Socraticae poterunt oſtendere chartae,
Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

Denn was die andern anlanget, die bereits ihre Jahre haben, ſo laſſen wir ſie gern bey ihrer Meynung: Wenn ſie uns nur die ihrige nicht aufdringen. Man kennt nemlich ihre Art ſchon; wie uns Horaz ſolches beſchrieben hat. Sie loben alles, was alt iſt, und verachten das neuere:

Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi ducunt;
Vel quia turpe putant parere minoribus, et quae
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

V. M.

ſelten und verſteckt wäre, im Werthe gehalten würde. Dieſem Wahne zu folge, hätten bis dahin die ſchönen Wiſſenſchaften im verborgenen geſtecket, indem ſie bloß in dem Lateine und Griechiſchen verſperret geweſen. Dieſer einzige Schriftſteller nur hätte ſich erkühnet, dieſe Riegel zu zerbrechen, und dem gemeinen Manne eine Kunſt bekannt zu machen, die zum Gebrauche des Lebens ſo nützlich als angenehm wäre. u. ſ. w. So ſieht man nun, daß man ſchon damals wider den Handwerksneid der Pedanten geſtritten; der doch niemals in eine griechiſche oder römiſche Seele gekommen: als die alles, was ſie

Hiſpane tradideris, ut poſſis hac parte id quod præcipis, egregie præſtitiſſe videri: tum eo temperamento, ut nec copia faſtidium, nec brevitas obſcuritatem attulerit. Illud vero ſingulariter eſt tuum, quod res alioqui difficiles explicatu, ſic in uſus linguæ traduxeris, ut Latine eadem tractantibus magnam ſis lucem allaturus, & harum rerum alioqui rudes, vel ex hoc tuo inſtituto poſſint non mediocriter proficere. Adoptaſti in id exempla non abhorrentia a vulgi conſuetudine, quantumque licuit, in ſacrarum concionum uſum accommodaſti. - - -

Debet igitur tibi multum noſtra lingua, quæ, ut arbitror, inter omnes hoc a te habebit beneficium, ut rationem dicendi non ab aliis ſit acceptura. In ea enim ſum ſententia, ut exiſtimem, eas eſſe linguæ noſtræ divitias, cultum, delicias, urbanitatem, ut vel iis, quæ in ſummo habentur pretio, non ſit ceſſura. Quamobrem in ea excolenda non ſine fructu & tradentis, & addiſcentis inſumetur opera: quod ſi fiat, magnos propediem ſpero in Hiſpana eloquentia profectus, quorum tibi bona pars debebitur, hujus rationis & inſtituti auctori. Bene vale.

ſie wußten, in ihren Mutterſprachen ſchrieben. Dieſes müſſen ſich diejenigen merken, die alle neuere Sprachen für barbariſch, und untüchtig halten gelehrte Sachen vorzutragen. Wir werden ihren Grillen nicht eher beyflichten, als bis ſie erweiſen werden: daß die griechiſche und lateiniſche Sprache ſchon vorher ſo ſchön und vollkommen geweſen, ehe man noch Gedichte, Geſchichte, Reden, und Wiſſenſchaften, nebſt den Regeln der freyen Künſte darinn zu ſchreiben angefangen. Können ſie aber dieſes nicht bewerkſtelligen; und bleibt es ausgemacht, daß dieſe Sprachen erſt durch alle dieſe Arten von Schriften, ſo reich, geſchmeidig und geſchickt geworden, alles vorzutragen: ſo kann und muß auch eine jede neuere Sprache durch eben dieſe Mittel bereichert, ausgeputzet und geſchliffen werden.

Niemand befürchte alſo eine Entweihung der ſchönen Wiſſenſchaften, wenn ſie in einer heutigen Sprache vorgetragen werden; wie jene wunderliche Köpfe beſorgen. Wir thun nichts mehr dadurch, als was die alten Griechen und Römer thaten, die alles was ſie ſchrieben, in ihrer Mutterſprache vortrugen; und was ſeit zweyhundert Jahren die Wälſchen, Spanier und Franzoſen, ja was endlich unſre Deutſchen ſelbſt gethan haben: in deren Fußtapfen zu treten, es uns wahrhaftig eine Ehre iſt. Hier müſſen wir abbrechen. Wie ſehr iſt es zu wünſchen, daß wir einmal ein ſolch kritiſches Regiſter unſrer deutſchen Schriftſteller von dieſen freyen Künſten, bekommen mögen.

II.

Schreiben der Klio, an die Durchlauchtigſte Luiſe, regierende Herzoginn zu Sachſen-Gotha, 1753 den 9 Jul. an Ihrem hohen Geburtsfeſte, abgelaſſen.

Durchlauchtigſte!

vernimm, was man am Pindus ſpricht,
Und meinen Ruhm verſehrt. Doch zürne darum nicht!
Es iſt die Eiferſucht, die meine Bruſt bezwungen,
Doch ſprich: iſt dieſe nicht aus Liebe ſtets entſprungen?

Es iſt was Zärtliches, was Muſen rühren kann,
Du greifſt, o Herzoginn! der Klio Lorbern an;
Und das, was jederzeit mein Eigenthum geweſen,
Soll künftigbin die Welt von Deinem Namen leſen.
Du ſelber weiſt es wohl: denn was iſt Dir nicht kund?
Daß der Geſchichte Feld in meinen Titeln ſtund.
Der Schweſtern Billigkeit hat mir das Recht gelaſſen,
Die Schriften Herodots mit kluger Hand zu faſſen.
Warum? ich war es ſelbſt, die ſeine Feder trieb,
Daß er zu allererſt der Welt Geſchichte ſchrieb;
Verfloßner Zeiten Nacht, durch ſeinen Fleiß erhellte,
Und was vorlängſt geſchehn, der Welt zum Wunder ſtellte.
Der Völker Alterthum, der Städte Bau und Flor,
Geſetze, Fried und Krieg, das alles ſtellt er vor.
Doch alles hat ſein Ohr von mir allein vernommen:
Und daher war mein Ruhm am Helikon gekommen.

Dieß

Dieß Amt hat Phöbus mir zum Eigenthum ertheilt,
Und keiner Schweſter Hand hat hier den Preis ereilt:
Nur du, Durchlauchtigſte, haſt in verwichnen Tagen
Dich, den mir eignen Kranz, erkühnt davon zu tragen.

Erwege, wie mirs gieng. Voltaire, den du kennſt,
Den du mit Recht jetzund den größten Dichter nennſt;
Der mehr als einmal ſchon, aus meinen regen Trieben
Geſchichte neuer Zeit der Welt zur Luſt beſchrieben;
Voltaire, ſag ich, griff von neuem nach dem Kiel,
Des deutſchen Reichs Geſchicht war ſeiner Arbeit Ziel:
Doch ſonder meinen Wink, und ohne mich zu bitten,
Ihn hier durch meine Gunſt, wie ſonſt zu überſchütten.
„Verwägner! rief ich laut: wo bleibet deine Pflicht?
„Was wageſt du allein? Kennſt du die Klio nicht?
„Und darf ein Sterblicher wohl an Geſchichte denken,
„Ohn mir Gelübd und Wunſch um meine Huld zu ſchenken?
Allein umſonſt! Er ſchrieb, und wandte trotzig ein:
Er dörfte mir nicht mehr mit Opfern dienſtbar ſeyn;
Seit dem Luiſens Trieb ihm Geiſt und Feder lenkte,
Und kräftiger als ich, mit Geiſt und Witz beſchenkte.

Du ſiehſt, Durchlauchtigſte, was meinen Eifer nährt,
Und mich empfindlich macht, wenn mich der Gram verzehrt.
Ach! iſt es nicht genug, daß Du ſoviel Fürſtinnen,
An Einſicht und Verſtand den Preis kannſt abgewinnen;
Daß Du des Herzogs Luſt, der Dich voll Treue küßt,
Des Sachſenſtammes Schmuck, des Hofes Freude biſt;

Der

Der Fürstenkinder Wohl, des Landes Heil bedenkest,
Und Fremden auch so gar oft Gnadenblicke schenkest;
Dadurch du sie entzückst? Ist es denn nicht genug,
Daß dich dein edler Geist verlängst zum Pindus trug;
Was meiner Schwestern Fleiß von Anbeginn getrieben,
Und was ich selbst gethan, zu kennen und zu lieben?
Mußt du noch hinderlich in meinen Pflichten seyn,
Und Dichtern, ohne mich, so Trieb als Witz verleihn;
Um, wenn es ihnen muß durch deine Huld gelingen,
Mich um mein altes Recht am Helikon zu bringen?

Wiewohl, ich sehe schon: Apollo winket mir;
Er selber schützet Dich. Wohlan! ich weiche Dir!
Sey ferner, wie du bist, die Schutzgöttinn der Künste;
So wird die Ewigkeit Dir endlich zum Gewinste.
Dein Jahrfest sey beglückt! Nur eines bitt ich Dich.
Vermag Dein Wink so viel: o! so vergnüge mich!
Reiz auch Voltären an, Dein Leben zu beschreiben:
Wo nicht, so laß mir zu, ihn selbst dazu zu treiben!

Klio.

G.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Nachricht von den neuen Schriften, die von Verbesserung der französischen Musik zu Paris ans Licht getreten sind.

Wir haben schon bey andrer Gelegenheit, der Kritik, über die Omphale des La Motte, nach der Composition des vor-

maligen Muſikmeiſters Destouches gedacht, welche von unſerm geſchickten Landesmanne, Herrn Grimm aus Regenſpurg, unſerm vormaligen gelehrten Mitbürger herrührete. Wir haben aber auch die Stücke bekannt gemacht, die dem Scheine nach wider ihn; in der That aber, ſeine Gedanken noch mehr zu beſtätigen, in Paris heraus gekommen. Hiemit hat aber dieſer Streit noch kein Ende genommen. Herr Grimm, der ſo witzig im Erfinden, als gründlich im Beurtheilen iſt, hat einen Kunſtgriff erdacht, ſeine Gedanken von der franzöſiſchen muſikaliſchen Schaubühne, auf eine ganz neue Art einzukleiden: ſo daß ſelbſt D. Swift hier nichts artigers hätte erſinnen können. Die Schrift ſelbſt erſchien erſt im kleinen Format auf 2½ Bogen; hernach aber im größern 8. auf 3½ Bogen unter folgendem Titel:

I. Le Petit Prophete de Bœhmiſchbroda. Ohne Namen des Verfaſſers und Verlegers, auch des Druckortes.

Der innere Titel heißt ausführlicher, auf recht prophetiſch, alſo: Ici ſont ecrits les vingt-un Chapitres de la Prophetie de Gabriel Ioannes Nepomucenus Franciſcus de Paula Waldſtorch, dit Waldſtörchel, natif de Bœhmiſchbroda en Boheme, Philoſ. et Theol. mor. Stud. in coll. maj. R. R. P. P. Soc. Ieſ. Fils de diſcrete et honorable perſonne, Euſtachius Ioſephus Wolfgangus Waldſtorch, Maitre Lutier, et Facteur de Violon, demeurant dans la Iudengaſs de l' Altſtadt à Prague, aupres les Carmes, à l' enſeigne du violon rouge, et il les a écrits de ſa main, et il les appelle ſa viſion. *Lat.* Canticum Cygni Bohemici.

Man

Man ſieht hieraus freylich noch nicht, was der Herr Verf. im Schilde führet. Allein eine kleine Geduld im Leſen machet alles klar. Ein Prager Student, die, wie bekannt auf den Meſſen mit ihren Muſiken herumziehen, wohnet vorigen Winter auf einer Bodenkammer, wo er frieret, weil er kein Holz zum Einheizen hat; und ſich alſo in ſeinen alten Mantel wickelt. Hier giebt ihm nun der Hoffärtsteufel ein, Menuette zu machen, dadurch er ſich auf dem Prager Carneval, und auf der nächſten Leipziger Meſſe berühmt machen könne. Er ſchreitet zum Werke, kratzet auf ſeiner Geige, und ſetzet wirklich drey Menuette in Noten: die ihm ſo gut gefallen, daß er ſtolz wird, den Hut auf ein Ohr rücket und auf ſeinem Söller friſch herumſpringet. Allein er höret eine Stimme überlaut lachen: und endlich giebt ihm dieſelbe einen Verweis über ſeinen Stolz; unterſaget ihm auch mehr Menuette zu machen; ſondern beruſet ihn, einem halsſtarrigen Volke bittre Wahrheiten zu verkündigen. Indem wird er bey ſeinem Schopfe durch die Luft nach Paris geführet, und im Opertheater ins Parterre geſtellet. Hier höret er nun die Ouverture ſpielen, wundert ſich aber ſehr, theils über das Tact ſchlagen, theils über das ſchlechte Spielen des pariſiſchen Orcheſters, theils über alle die ſichtbaren Seile auf der Bühne. Endlich öffnet ſich die Bühne, und da er nur Marionetten vermuthet, vermuthlich weil das Pariſertheater ſehr enge und klein iſt: ſo kommen lebendige Perſonen heraus. Es war ein Schäfer, über dem alles rief: Voilà le Dieu du chant! le voilà! Sein Singen gefiel ihm auch und rührte ihn. Er ſah

ferner seine Schäferinn mit großen schwarzen Augen kommen; die noch eine schönere Stimme hatte, und auch die schlechten Melodien verschönerte, die man ihr zu singen gegeben hatte. Dabey nun hebt die Kritik der Opernmusiken zu Paris, des Gestanks von den Lampen und dem Inselte, das daselbst gebrannt wird, u. d. m. an. Hier kömmt eine Zauberinn mit ihrem magischen Stabe, die sehr häßlich sang, so daß die Besoffenen auf dem Wischerad, der heil. Apollonia zu Ehren, lange nicht so garstig plärren, als sie. Darauf erscheint ein alter Sänger über sechzig Jahre alt; ob sie ihn gleich jung nennet, und gurgelt etwas erbärmliches her, als ob er sänge; darüber der Pragerstudent lachen mußte.

Nun gieng das Tanzen an. Denn es kam einer heraus, der nichts sagte oder sang, sondern nur seine Arme und Beine wies; imgleichen ein Bauer und eine Bäuerinn, die da tanzten. Er sah noch eine Menge andrer Tänzer und Tänzerinnen ohne Zahl; welches man ein Fest nennete, obgleich keine Freude dabey war: die ihm aber sehr misfielen, weil sie mit ihrem Tanzen die Schauspieler hinderten zu spielen. Das dauerte nun so drittehalb Stunden, daß man Menuetten, Gavotten, Rigaudons und Tambourins spielete; auch bisweilen mit darunter sang, wie in Prag die Vesper gesungen wird: und er bemerket, daß man dieses in Frankreich eine Oper nennet.

Darauf läßt sich nun die Stimme wiederhören, die ihn tröstet, daß man nicht mehr singen, und seine Ohren nicht mehr quälen würde. Er solle sich

nur

nur in den Winkel ſtellen, den man der Königinn Winkel nennet, weil er unter ihrer Loge iſt, und da die Urtheile der witzigen Köpfe hören. Hier ſaget man das Gute und das Böſe; höret wenig zu, aber plaudert viel, und kehret ſich an die Schildwache nicht. Als nun das Stück aus war, und alles davon gieng, zog er ſeine Schreibetafel heraus, und ſchrieb, was die Stimme ihm für Weißagungen eingab.

Dieſes iſt nun eine heftige prophetiſche Strafrede an die Pariſer, etwa wie Jeruſalem in den Propheten hin und wieder angeredet wird: darinn ihm alle Vorzüge die es hat, oder zu haben glaubet, als Wohlthaten dieſer Stimme, vorgerücket; zugleich aber auch, ſeine Unbeſtändigkeit, Undankbarkeit, und andre Unarten in Anſehung der ſchönen Wiſſenſchaften verwieſen werden. Darauf folget nun eine Bedrohung, daß, wenn ſie nicht diejenige Art zu ſingen, die ganz Europa an den Wälſchen bewundert und liebet, annehmen, und ihre alte Art zu heulen, zu gurgeln, und zu plärren würden fahren laſſen; ſo wolle die Stimme ihnen allen Geſchmack von ſchönen Dingen entziehen, und ſie wieder in die alte Barbarey fallen laſſen.

Dieſes iſt ein kurzer Auszug dieſes kleinen Propheten, der aber freylich von der edlen und kühnen prophetiſchen Art des Ausdruckes, unendlich viel Schönheit und Nachdruck bekömmt. Es ſind auch viel derbe Wahrheiten mit eingemiſchet, die den Charakter der Pariſer betreffen, und ihnen ſehr erbaulich ſeyn müſſen. Indem aber der kleine Pro-

phet aus Mitleiden für die Pariser bittet: so giebt ihm die Stimme eine Maulschelle, daß er mit dem Kopfe an die Wand stößt und erwachet; sich auch wieder in Prag auf dem Söller, bey seinen drey Menuetten antrifft.

Wider diese sinnreiche Schrift nun hat sich erstlich ein anderer, so genannter großer Prophet gefunden. Dessen Schrift heißt:

II. Les Trois Chapitres, ou la Vision de la Nuit du Mardi-Gras au Mercredi des Cendres.

Auch diese ist viertehalb Bogen stark; und ist eine schwache Nachahmung der vorigen. Der Verfasser will den böhmischen Propheten, durch eine andre Prophezeihung des Gegentheils, Lügen strafen; hat aber weder sattsame Einsicht in die Sache, noch das nöthige Salz dazu: daher er der französischen Musik wenige Vortheile schaffen kann.

Unterdessen kam eine neue Auflage des kleinen Propheten mit einem Zusatze heraus. Dieser beträgt nur einen halben Bogen, und führet den Titel:

III. Reponse du Coin du Roi, au Coin de la Reine.

Hierinn wird augenscheinlich die Partey der französischen Musik genommen. Man saget: die wälsche sey eine Buhlerinn, (Coquette) die allerley verliebte Gebärden zu machen glaube, aber nur mit den Wörtern ungebärdig thue. Die französische

Musik

V.

M. Samuelis Rudolphi Gerſtäckers Diſſertat. Philologica de blanda Gallorum Compellatione PAPA, vſu hodie inter noſtros recepta.

d. i.

Von dem heutigen Gebrauch des Franzöſiſchen Wortes Papa unter den Deutſchen.

Leipzig 1708. in 4to 3. Bogen.

Die Deutſchen und zumal Proteſtantiſchen Academien haben ſeit mehr als hundert Jahren dieſes unter andern vor den meiſten Catholiſchen und allen Auswärtigen, voraus, daß auf denſelben die öffentlichen Ubungen im Diſputiren, nicht nur über bloſſe einzelne, aus verſchiedenen Wiſſenſchaften hergeleitete Sätze, ſondern auch gröſtentheils über beſondere Ausarbeitungen eigener Materien angeſtellet werden. Dieſe löbliche Gewohnheit, welche nur gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts nach und nach aufgekommen zu ſeyn ſcheinet, iſt in vielen Stüken beſſer, nüzlicher und angenehmer, als die erſte, welche doch noch bis auf dieſen Tag auf den allermeiſten hohen Schulen der Römiſch-Catholiſchen in und auſſerhalb Deutſchland eifrig beybehalten wird. Denn man bekömmt auf ſolche Art nicht allein Gelegenheit bey der öffentlichen Vollziehung der Diſputation ſelbſten ſeine Fertigkeit im Denken, Reden und Antworten den anweſenden Zuhörern zu zeigen, und

Muſik hergegen ſey ein zärtliches Frauenzimmer, die ihre Empfindungen abmalet *.

Es erſchien hierauf in eben dem Formate auf einem einzigen Bogen ein Schreiben:

IV. Au petit Prophete de Böhmiſchbroda, au grand Prophete Monet &c.

Dieſes Stück wird dem Herrn Diderot zugeeignet, der bekanntermaßen an der Encyclopädie arbeitet. Dieſer ſaget ihnen beyden, und den Verfaſſern der übrigen kleinen Schriften, die Wahrheit: daß ſie nämlich zwar viel Witz, aber auch viel Leichtfertigkeit hätten. Hierauf ſuchet er ſie mit einander zu vergleichen, indem er dem einen in dieſem, dem andern in jenem Stücke recht oder unrecht giebt. Indeſſen rücket er einigen von den ſtreitigen Partenen, ohne zu ſagen, welcher, den Mangel genugſamer Einſicht in der Muſik, und wälſchen Sprache vor. Er ſelbſt aber ſaget: er erhebe ſeine Stimme aus dem Mittel des Unterplatzes, (des Parterre) und wünſche von den beyden Winkeln unter des Königs und der Königinn Loge, gehöret zu werden: und was dergleichen mehr iſt.

Dabey nun zieht er auf die wälſchen Burlesquen los, z. E. auf einen Kerl der ſein Gehirn verlohren hat, und es in der Taſche ſuchet, daraus etliche Sperlinge fliegen; womit er aber großen Beyfall erhält. Das Quatuor, worinnen ein Ti, ein Te, ein Ta, und To geſungen wird, iſt auch überaus ſinnreich; irgend wie in dem Zwiſchenſpiele il Ma-

* Das liebe Malen wird heut zu Tage ſo ein Modewort, daß man nun auch ſchon für die Ohren zu malen anfängt. Riſum teneatis amici!

rito giocatore, et la Donna bachetona, das Duett von Tic und Tac, zu ſeyn pflegt. Ein andermal will der eine aus be fa ſol, der zweyte aus ge re ſol ſingen, der dritte den Schall einer Uhr, der vierte den Hammerſchlag nachahmen: welches eine ſehr edle und wahrſcheinliche Vorſtellung der Freude abgeben muß. Es iſt freylich wahr, daß ſolche Poſſen auf der wälſchen Bühne herrſchen, die aber gar nicht zu ihrer Muſik gehören. Endlich wird den Pariſern vorgerücket, daß ſich bey ihnen alles in Moden verwandelt. Man ſtelle ſich itzo an, als ob man die italieniſche Muſik liebet; um zu zeigen, daß man einen wohlgebauten Kopf habe (la tête bien organiſée). Man wolle nicht mehr ſeyn, was man iſt. Man fange ſo gar an die Stecknarren (Bouffons) zu lieben, um ſich nur ein ausländiſches Anſehen zu geben; und daher halte man ſich für verbunden, den ganzen Lulli und die Opern aufzuopfern, um der Nation Ehre zu machen. u. a. m. Zuletzt wird eine ſpöttiſche Nachricht angehenket; die den Titel führet:

Avis au public. Es dienet zur Nachricht, daß der Geſchmack auf dem Schloßplatze verlohren gegangen; und von zweenen Deutſchen gefunden worden: welche hiemit erſuchet werden, ihn wieder zu geben, wenn man von ihnen Rechenſchaft fodern würde, von dem was ſie glaubten gefunden zu haben. Man ſieht leicht auf wen dieſer Spott gehen ſoll.

Nunmehr folgte ein ſogenanntes

V. Arret rendu à l' Amphitheatre de l'Opera. Sur la plainte du Milieu du Parterre,

inter-

intervenant, dans la querelle des deux Coins. 1 Bogen in 8.

Dieſes iſt ein Urtheil, welches im Namen der Gevollmächtigten Richter, in dem Streite zwiſchen dem Winkel des Königes, und dem Winkel der Königinn, nach Anhörung der Klagen des mittlern Unterplatzes, geſprochen werden. Hier iſt eine feine Satire über die vorigen Stücke und ein in achtzehn Artikel abgetheilter Ausſpruch, über die vorigen Streitigkeiten; darinn aber dem Verfaſſer der Reponſe du Coin du Roi, allerley perſönliche Vorwürfe, als einem jungen unerfahrnen Menſchen gemachet werden; der oft ſo ſinnreich ſchreibt, daß er ſelbſt nicht weis, was er will. Endlich wird ihm auferlegt beſſer franzöſiſch zu lernen, und zu glauben, daß eben die Stimme, welche, die Sendung des wälſchen Sängers Manelli verkündiget hat, durch ein noch gröſſeres Wunder hätte machen können, daß der verlohrne Geſchmack in der Muſik von zween Deutſchen wieder gefunden worden; alles nach der Tiefe ihrer Rathſchlüſſe, und zu Erfüllung ihrer Gerechtigkeit, auch zur Demüthigung ihres Volkes. u. ſ. w.

Die VI. Schrift, Lettre ſur les Bouffons wollen wir hernach ganz überſetzt mittheilen.

IV.

Heſſens Kleinode in einer Ode beſungen von Joh. Chriſtoph Gottſcheden *.

PLAVTVS *in Trinum. Act. II. Scen. 4.*

Sicut fortunatorum memorant inſulas, quo cuncti qui ætatem egerunt caſte, conveniant.

ODE.

Ihr Forſcher tiefer Dunkelheiten!
Darinn die Klugheit grauer Zeiten
Der Weisheit reines Gold der Thoren Blick entzog;
Ihr Meiſter in der Kunſt zu finden,
Was aus der Alterthümer Gründen,
So mancher edle Geiſt für ſüße Nahrung ſog;
Der, wenn er kaum die Schale brach,
Von lauter Süßigkeit der Götterſpeiſen ſprach.

Erheitert mir die weiſen Schatten,
Worinn ſich Witz und Wahrheit gatten,
In Stellen, wo Homers erhabner Geiſt ſich wies;
Wann er der Tugend Wuchs zu ſtärken,

Den

* Dieß Stück hat der Herr Profeſſor unlängſt bey ſeiner Anweſenheit zu Caſſel entworfen, und dem Drucke überlaſſen; nachdem er alle daſige Merkwürdigkeiten in Augenſchein genommen; und ſowohl von des regierenden Herrn Landgrafen Wilhelms Durchl. als andern fürſtl. Perſonen vieler Gnadenbezeigungen gewürdiget worden.

Den Lohn von ueberfüllten Werken
Den selgen Aufenthalt beglückter Inseln pries;
Elysiens erwünschtes Land,
Wo, mit der Sterblichkeit, auch alle Noth verschwand.

Des weisen Greises scharfe Blicke,
O Mensch! sahn tiefer ins Geschicke,
Das deiner Dauer längst der Vorsicht Hand gesteckt;
Als jener Schwarm von Epikuren,
Der dir auf der Verwesung Fluren
So Leib als Geist zugleich mit ewgem Staube deckt;
Und, wenn man ihrem Wahnwitz glaubt,
Dir mit dem letzten Hauch das ganze Daseyn raubt.

Der fernen Zukunft Seligkeiten,
Belebten Seelen vorzudeuten,
War aller Weisheit werth, die sein Gedicht belebt:
Sein Held verwest nicht ganz in Grüften,
Er lebt noch, wo in heitern Lüften
Manch glücklich Eyland sich aus tiefer See erhebt;
Wo ungestört der Lenz regiert,
Und Ewigkeiten durch nur Glück und Lust gebiehrt.

Allein wo sind, so wird man sprechen,
Auf aller Meere blauen Flächen,
Die Inseln voller Heil, davon der Dichter singt?
Wo ist ein Eyland auszuspüren,
Darauf nur Glück und Lust regieren,
Und wo den Seligen die Tugend Palmen bringt?
Die Palmen, die der Unschuld Stand,
Im stillen Urthelsspruch des innern Richters fand.

Seit

Seit dem Columb in fernen Meeren,
Sich wagte, Länder aufzuklären,
Davon uns Böheim schon das Daseyn kund gethan:
Seit dem Vespuz die Welt erfunden,
Die bloß ihr Gold ins Joch gebunden,
Traf noch kein spähend Boot dergleichen Eyland an;
Hat noch kein Mast das Land erblickt,
Wo ungekränkte Ruh der Menschen Herz erquickt.

Ists jenes Land vielleicht gewesen,
Davon wir Platons Nachricht lesen,
Das vormals westlich lag, Atlantica genannt;
Das durch die Macht verborgner Gluthen,
Wo nicht im Toben wilder Fluthen,
Sich unsrer Welt entzog, und in der See verschwand?
Vielleicht wars Thule, dessen Flur
Und Küsten noch kein Kahn der Sterblichen befuhr.

Umsonst! in Deutschlands hoher Mitten,
Wo Rom und Hermann einst gestritten,
Zeigt sich der Fabel Reich in heller Wahrheit Licht.
In tapfrer Katten sanften Höhen
Wo Fuld und Werre schiffreich gehen,
Fällt mir ein fruchtbar Thal entzückend ins Gesicht:
Das keiner Stürme Wuth erschreckt,
Weil grüner Berge Wall es vor den Wettern deckt.

O Cassel! Sitz erhabner Prinzen!
Du Kleinod glücklicher Provinzen,
Die Wilhelms Fürstenstab durch holden Wink regiert;
An deines Stromes flachem Rande,

Stol-

Stolziert das Bild von jenem Lande,
Wohin der Dichter Witz die Seligen geführt.
Die Aue, die durch Lust und Pracht
Auch in der Oberwelt Elyserfelder macht.

Was Oberwelt? Von deinen Höhen,
Wo so viel Fürstenhäuser stehen,
Steig ich, o neue Stadt! hinab ins tiefe Thal.
Hier geh ich, wie der Thrazerdichter,
Zur Wohnung der gerechten Richter,
In deren Sorgfalt Zevs den Urtheilsspruch befahl;
Hier steht, hier steht der Themis Thron!
Hier ist der Tugend Sitz, der Unschuld edler Lohn.

Bey nimmer welken Lorbersträuchen,
Wo Kraft und Wachsthum nie entweichen,
Seh ich den Wunderstamm des hohen Lorbers steigt.
Apollo hat ihn selbst gezogen,
Der Musen Hand zurecht gebogen,
Und zu der Höh gebracht, darinn er Cedern gleicht;
Darunter, wenn die Wolke thaut,
Ihr ganzes Chor nebst ihm, sich völlig sicher schaut.

Nein! nirgends hat er gleiche Brüder!
O Deutschland! nirgends siehst du wieder,
Was dieser Aue Raum für Wunder liefern kann.
Was seh ich? Pomeranzenwälder,
Dergleichen auch Arkaderfelder,
Ja Tempe selber, nie so prächtig aufgethan:
Weil Umfang, Menge, Blüth und Frucht,
Den Wettkampf trotzig heischt, vergebens Streiter sucht.

Wie

Wie weit erſtreckt auf beyden Seiten
Der Luſtbau ſeiner Flügel Breiten;
Darauf der Aue Grund des Fürſten Blick ergetzt!
Von drey empor gebahnen Zinnen
Läßt ſich ſo mancher Gang gewinnen,
Den hoher Linden Wand in kühle Schatten ſetzt;
Und deren Länge würdig iſt,
Daß ſie der Künſtler Hand auch durch Feldweges mißt.

Was ſieht man da zur Rechten liegen?
Ein Tempel iſts, auf deſſen Stiegen
Die Ehrfurcht zum Altar der höchſten Gottheit trat!
Doch nein! in kunſterfüllten Wänden,
Daran Geſchmack und Marmor blenden,
Erblickt mein Auge nur ein koſtbar Fürſtenbad;
Daran der Schnitzkunſt Witz und Fleiß
Durch Meiſterſtücke ſich empor zu heben weis.

O Carl! hier ſtralt dein Bild vor allen,
Du, dem der Aufenthalt gefallen,
Du, deſſen Heldengeiſt manch groſſes Werk gebahr.
Dort ſteht auf dem entlegnen Berge,
Dein Herkules gleich einem Zwerge,
Der in der Nähe doch Koloſſen ähnlich war;
Wo Waſſerfall und Grott und Stein,
Das achte Wunderwerk der Erden ſcheint zu ſeyn.

Iſts nicht die Arbeit jener Rieſen,
Die vormals ſich geſchäfftig wieſen,
Als ihr bemühter Arm des Himmels Burg beſtürmt?
Sie trugen Berg auf Berg zuſammen;

Bis Jupiter mit Blitz und Flammen,
Den großen Bau zerschlug, den sie empor gethürmt.
Fürwahr! was hier das Auge schaut,
Hat ein Enceladus von krümmrer Art gebaut.

Wer kann die Wunder alle nennen,
Die Kennerblicke hier erkennen?
Wer zählt, was Friederich und Wilhelm selbst
gethan?

Wie groß der Vater sonst gewesen,
Kann man aus allen Söhnen lesen,
Denn aller Fuß betrat die angewiesne Bahn.
Im Kriege streng, im Frieden mild;
Das, das, o Hessenland! ist deiner Häupter Bild.

Durch Tapferkeit und sanfte Künste
Ward dir der Lobspruch zum Gewinste,
Womit Europa längst das edle Cassel pries.
Der Fremden Auge wird entzücket,
Wenn er die Wunderkraft erblicket,
Die deiner Hessischer Arm in dessen Schmuck erwies;
Und die auch jüngst durch einen Ruff,
Das stolze Wilhelmsthal, recht wie aus Nichts,
erschuff.

Vergöttert nur mit Witz und Schriften,
Was Ludewig vermocht zu stiften,
Ihr Schmäuchler zu Paris, die Stolz und Sold erhob!
Hier regt ein deutscher Fürst die Flügel,
Zwingt die Natur, versetzet Hügel,
Und bläht sich gleichwohl nicht auf ein erkauftes Lob.
Die freye Muse nur gestehet,
Daß solch ein Haupt den Ruhm Germaniens erhöht.

Was

Was Rubens Hand in Schildereyen,
Der Kenner Auge zu erfreuen,
Von redender Natur für Meiſterſtücke ließ;
Was Rembrandt und van Dyck erſonnen;
Die oft den Preis der Kunſt gewonnen,
Wenn ſelbſt Apelles ſie wahrhafte Brüder hieß:
Das liebt der Landgraf allzumal,
Dem widmet ſein Geſchmack den neu vollführten Saal.

Was macht Sein Erbprinz? Auf den Spuren
So großer Muſter, ſchmückt er Fluren;
Pflanzt Gärten neuer Art, die Deutſchland nie gekant:
Ein jäher Berg, wird ihm zur Fläche:
Er ſtärkt des rauhen Bodens Schwäche,
Zeugt Hayne wilder Art, ſo klug als Engelland.
Sein Irrgang zeiget Dädals Spur,
Und mitten in der Kunſt herrſcht gleichwohl die Natur.

Dort, wo aus den verborgnen Schätzen,
Der Menſchen Kräfte zu erſetzen,
Der Abgrund tiefer Kluft ein heilſam Waſſer quillt:
In Geismar zeigt ſich Wilhelms Größe!
Da ſieht man andrer Bäder Blöße,
Wenn Seine Sorgfalt es mit Gäſten überfüllt:
Indem den Ort, der Heil gebracht,
Des Fürſten Anſtalt reich an Luſt und Anmuth macht.

Was ſeh ich? Sind es Thuillerien,
Wo tauſend dichte Linden blühen,
Und Gänge ſonder Schluß den ſchärfſten Blick erfreun?
Sind es Verſailles Luſtgeſtade?

O nein!

ſich in derſelben immer beſſer zu üben; welches an ſich gar nicht verwerflich iſt: Sondern man wird auch dabey veranlaſſet, durch eine geſchickte Abhandlung einer leſenswürdigen Materie ſeine erlangte Wiſſenſchafft, ſowohl zu ſelbſt eigenem Vortheil, als auch zum Vergnügen der Leſer und Nachkommen, anzubringen.

Es war zwar anfangs der hier angezeigte Vortheil auch ſo groß noch nicht, als er wohl von einigen angeſehen wurde, da die göttliche Metaphyſica der damaligen Zeiten, und die göldenen Problemata des hochehrwürdigen Ariſtoteles nebſt einigen alten Scholaſtiſchen Tröſtern faſt alleine die Quelle waren, woraus dieſe Academiſchen Bächlein geleitet wurden. Doch beſſerte es ſich auch in dieſem Stücke gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts; da man hier und dar anfieng auch anders woher, als zum Exempel aus den angenehmen Wiſſenſchaften, den geiſt- und weltlichen Geſchichten, den Alterthümern der Philoſophie, einen tauglichen Stoff zu erwählen; bis endlich dieſe Entitates, Futuritiones, Cauſſalitates, u. ſ. f. von unſern Cathedern allmählich gar verſchwunden.

Wir können nicht ſagen ob eben alle unſere Gelehrte, ſo wie es wehrt wäre, die wahren Vortheile, ſo zum Wachsthum der Wiſſenſchaften unter uns, aus der nunmehro üblichen Verfertigung kleiner Academiſchen Schriften ſolcher Art wirklich flieſſen, beherzigen. Daß es aber doch von ſehr vielen geſchehe, lehren die faſt ungeheuren Sammlungen derſelben, welche man in manchen Büchersälen antrifft, und hiernächſt auch die tägliche Erfahrung, da öfters die, welche von ſeltenen Materien handeln, und von berühm-

O nein! auch Cassels Esplanade,
Hat ihres gleichen nicht, und muß ein Wunder seyn:
Und gieng ihr nicht die Aue vor,
Was gliche wohl dem Raum um Cassels schönstes Thor?

George! Schmuck von Hessens Zweigen,
Könnt ich Geschmack und Anstalt zeigen,
Womit so Dein Pallast, als edler Garten prangt!
Nach Thaten, so die Welt verehret,
Hast Du die Ruh, die Dir gehöret,
Als zweyter Fabius, in diesem Sitz erlangt:
Wo Dich ein kluges Buch ergetzt,
Wan Dich das Spiel der Welt oft in Verwundrung setzt.

Und du, o Neustadt! deren Gassen
Sich schöner kaum gedenken lassen,
Du bestes Musterbild von neuer Städte Bau!
Kann eine Schnur wohl gleicher gehen,
Als Häuser und Palläste stehen?
So gar dein Tempel folgt dem Ebenmaaß genau.
Der Straßen Durchschnitt stellt ihn dar,
Und hoher Linden Kreis umschließt den Vorhof gar.

Turin und Manheim mögen streiten,
Ob ihrer Baukunst Seltenheiten
Dieß Kleinod Hessens nicht, der Mängel wegen, schilt?
An Größe kann Berlin zwar siegen;
An Ordnung muß es unterliegen:
Wo Schnur u. Winkelmaaß nicht sonder Ausnahm gilt;
Und seiner lichten Straßen Pracht,
Kein eingeschränkter Wall das Wachsthum schwierig
macht.

Ihr Muſen! ſoll ich weiter ſingen?
Laßt künftig mir ein Lied gelingen;
Daß Wilhelms Sorgfalt euch und eure Tempel
schützt.
Sein Büchersaal, und hundert Stücke
Von Kunſt und Witz, ziehn eure Blicke
Schon längſt auf das Gebäu, wo Carl euch ſonſt
erhitzt.
Hier wird einſt, ſtimmt Sein Folger ein,
Von jeder Wiſſenſchaft ein enger Wohnplatz ſeyn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Einleitung in die Kentniß des deutſchen Hohen und Niedern Adels, entworfen von Carl Friedrich Pauli, der Weltw. und beyder R. D. des Staatsrechts und der Geſchichtk. Lehrer auf der Friedrichs Univerſ. Halle 1753. bey Gebauern in 8. 12 B. und 5 halbe Bog. Kupfer.

Der fleißige Herr Prof. Pauli, der ſich ſchon auf mehr als eine Art um die Geſchichtkunde verdient gemachet, giebt uns hier eine neue Probe von ſeiner ſchönen Einſicht in die Geſchichte der mittlern Zeiten. Er bemühet ſich dem heutigen höhern und niedern Adel ſeine älteſten Urſprünge bekannt zu machen, und dadurch vielen Irrthümern und Vorurtheilen vorzubeugen, die von demſelben im Schwange gehen. Er iſt allerdings, wie er in der Vorrede vermuthet, der erſte, der ſich in dieſes Feld waget: obgleich andre ſchon beyläufig etwas davon

davon berühret, auch wohl große Werke von der Adelshistorie geschrieben haben. Er wollte einen akademischen Unterricht davon ertheilen, und seine Lehrsätze in die Feder fassen lassen; besorgte aber, daß es solcher Arbeit eben so gehen würde, wie es ihm mit seinen Sätzen über die europäische und deutsche Staatskenntniß gegangen, die einer seiner vorigen Zuhörer, ohne sein Wissen, unter eigenem Namen, fast mit eben den Worten hat drucken lassen. Er erwählte also selbst den Anschlag, diese Anleitung ans Licht zu stellen.

Hierauf erwähnet der Herr Verf. daß er bey seiner Meynung vom Ursprunge des Adels geblieben, obgleich der Herr Hofger. Assess. und Professor Hommel hier in Leipzig, unlängst in seiner Abhandlung von dem Wörtchen von, behaupten wollen, daß der niedere Adel nicht aus dem Stande der ingenuorum, sondern der nobilium entstanden. Er führet auch die Ursachen kürzlich an, warum er ihm nicht beyflichten könne: in welchen Streit wir uns aus allerley Ursachen nicht einlassen mögen.

Der erste Abschnitt handelt die Geschichte des Adels ab, und zwar im I. Hauptst. bis auf Heinrichen den Vogler. Seit dem einige Menschen die natürliche Freyheit verlohren hatten, entstunden zu erst die Abtheilungen in gewisse Classen. Man hielt die Sclaverey der Knechte für so schimpflich, daß man auch diejenigen, die nun frey waren, aber doch von Knechten abstammeten, nur Freygelassene nennete, u. niedrige Begriffe von ihnen hatte; sie auch von den Freygebohrnen sorgfältig unterschied.

Hatten dieſe gar einige Herrſchaft über gewiſſe Knechte: ſo nannte man ſie Herren: und bey dieſer Abtheilung blieben die Deutſchen; daß ſie alſo vier Stände, nämlich 1.) Herren, 2.) Freygebohrne, 3.) Freygelaſſene, und 4.) Knechte hatten. Tacitus nennet ſie Nobiles, ingenuos, libertos, et ſervos. Nithart aber findet bey den Sachſen, Edlingos, Frilingos, Lazzos, et ſervos.

Der erſte Herrenſtand legte alſo eine Gewalt über andere zum Grunde, und darinn wurden die Männer liberi domini, Herren; die Weiber aber Dominæ, Frauen genennet; woraus der Titel: Eure Herrlichkeit entſtanden iſt. Weil ſie auch die vornehmſten waren, ſo wurden ſie edle, adeliche, Wohlgebohrne genennet: ja weil ſie Leibeigne hatten, konnten ſie Gnade erzeigen, und es entſtund die Benennung, gnädiger Herr, Eure Gnaden. Weil nun die Knechte, als ein Theil ihres Vermögens, erblich waren, ſo war auch der Herrenſtand oder Adel erblich; und ihre Kinder wurden Domicelli, Herrlein, junge Herren, Junkern, junge Frauen, Jungfrauen, Fräulein, oder Fräule genennet.

Hatte ein Herr viel Knechte, ſo ward ſein Adel deſto größer, und er bekam den förderſten Platz, davon er Vorſt, oder Fürſt, genant ward, und dieſe Würde auch auf ſeine Junkern erbte: wie Tacitus ſchon c. 12, 13 14 de mor. Germ. anmerket. Doch macheten dieſe Fürſten mit den übrigen Herren und Edlen nur einen Stand aus. In Anſehung ihrer Landgüter die auch auf ihre Söhne erb-

ten,

ten; wurden ſie Erbherren, Dynaſtæ, Barones* genannt. Dieſe allein nahmen an der Regierung des Staates Theil. Aus ihnen wurden Könige und Heerführer gewählet. Sie beſuchten die Reichstage, und gaben ihre Stimmen. Aus ihnen wurden die Graven und Richter geſetzet, ob ſie gleich auch Beyſitzer aus den Freygebohrnen zuordneten. Unter dieſen hatte auch das Fauſtrecht ſtatt: und die Tapferkeit im Kriege war ihre gröſzte Ehre. Unter den mächtigen Königen der Franken, da die Lehne entſtunden, nahmen viele aus dem Herrnſtande Kriegs- und Hofdienſte an, und erhielten dadurch anſehnliche Lehne: dadurch ſie beneficiarii, vaſſi, fideles, miniſteriales wurden, und dem Heerbanne, oder Paniere oder der Fahne zu folgen ſchuldig waren. Aber ihre Aemter und Lehngüter waren noch nicht erblich. Bey ihres gleichen aus dem Herrnſtande aber, nahmen ſie ſolche Aemter nicht an, gaben ſie aber wohl an Freylinge, oder Freygebohrne.

Dieſe wurden auch wegen ihrer Geburt liberi homines, und franci, ihre Gattinnen aber, eheliche Wirthinnen, Weiber genennet. Einige von ihnen hatten auch eigenthümliche Güter, ob ſie gleich klein wa-

* Hier hätte man wohl anmerken mögen, daß das Wort Baron, urſprünglich Deutſch, und nur einen Filium Familias κατ' ἐξοχην bedeutet. Ein Bar oder Baren heißt ſchlechterdings einen Sohn, in der alten deutſchen Sprache. Ein alter Dichter nennet Chriſtum Süzzer Megde baren. Eben das findet man in Winsbeks Parænesi, bey Schiltern oder Goldaſten: aber der Begriff eines Erbgutes ſtecket nicht darinn.

waren: davon sie, sowohl als von ihrer Person, gar keine Abgaben entrichten dorften. Auch diese erbten auf ihre Söhne; die Töchter bekamen die Gerade, oder das Geräthe. An der Regierung des Staats hatten sie keinen Antheil; kleine Aemter aber gab man ihnen zu verwalten. In Friedenszeiten war die Jagd ihr Werk, im Kriege aber folgten sie einem aus dem Herrnstande, und machten den gemeinen Soldaten aus. Wenn sie zu Pferde dieneten, wurden sie Caballarii (Cavallier) genennet. Sie waren übrigens dem Gerichtszwange der Grafen unterworfen, unter denen sie angesessen waren: blieben aber doch ein eigner Stand, der von den Freygelassenen ganz unterschieden war. Alle Heirathen mußten Standesmäßig seyn, Misheirathen aber wurden bestrafet; und die Kinder aus diesen folgten der ärgern, das ist, der geringern Hand. Das Blut eines Herrn ward höher, als eines Freyen geschätzet.

In diesem Zustande fand Heinrich der Vogler Deutschland; und davon bis zur Zeit der Glaubensreinigung, handelt das II. Hauptst. Dieser Kaiser machte verschiedene Anstalten, bauete mehr Städte und befestigte sie. Sie zu besetzen, zog er den neunten Mann der Freygebohrnen vom Lande hinein, denen die Handelsleute, Künstler und Handwerker an die Hand gehen sollten. Aus ihnen aber wurden die Obrigkeiten und die Häupter der Bürgerschaft genommen. Es ward auch den

Städten

Städten alles Brauweſen, der Handel, Künſte und Handwerke, Jahrmärkte und Kirchenverſammlungen zu eigen gegeben. Die Freyen auf dem Lande aber in Waffen zu üben, wurden die Turniere gebrauchet. Ein Herzog hatte damals in Friedenszeiten Landtage zu halten, den Vorſitz darauf zu führen, und die kaiſerl. Befehle in Uebung zu bringen; im Kriege aber die ganze Macht des Herzogthums ins Feld zu führen. Ihm ſtund der oberſte Pfalzgraf oder Landhofrichter bey, der im Namen des Kaiſers die höchſte Gerichtsbarkeit ausübte. Die Unterrichter in den kleinern Landſchaften hießen Graven. Lag ihre Grafſchaft an der Gränze oder Mark des Reiches, ſo hießen ſie Markgrafen, lag ſie mitten im Lande, ſo hießen ſie Landgrafen. Deren Gerichtszwang aber ſonſt eingeſchränkter war, die hießen Pfalz- Wild- Burg- Rhein- Rau- Ding- Salz- Dyck- und Heergrafen; und waren von ungleicher Würde. u. ſ. w. Hier erkläret der Herr Verfaſſer noch die Hofämter der Könige, die bey öffentlichen Feyerlichkeiten ihre Bedienungen verrichteten, als das Marſchall- Truchſes- Schenken- und Kämmereramt; imgleichen die Jäger- Falken- und Fiſchmeiſter, u. ſ. w.

Der Herrnſtand behielt indeſſen ſeine alte Benennung und Vorrechte, hub aber an, ſelbige, aus Einfalt und Aberglauben, der Geiſtlichkeit zu ſchenken. Das Fauſtrecht blieb noch. Die vier oberſten Hofämter wurden aus dem Fürſten-, die wichtigen

tigen Grafſchaften aus dem Herrnſtande beſetzet. Erzbiſchöfe und Biſchöfe wurden als Fürſten angeſehen; die Prälaten unmittelbarer Reichsſtifter, wurden den Herren gleich gehalten. Dieſe führten auch die Namen ihrer öffentlichen Bedienungen; vergaben aber Ländereyen an Freygebohrne, die dafür ihre Hof- und Kriegsbediente wurden. Die Freygebohrnen behielten theils, verſchenkten aber auch anderntheils an die Kirchen und Klöſter, oder ſtifteten doch Zehnten und Zinſen, an dieſelben zu entrichten. Im Kriege dienten ſie, daher ſie Milites und Satellites hießen; und entweder Agrarii oder Patricii waren, nachdem ſie auf dem Lande, oder in Städten wohneten. Dieſe wurden auch Geſchlechter genennet, und waren mit jenen Dorfjunkern eines Standes, ob ſie gleich nicht ſo viel Gelegenheit hatten, ſich hervorzuthun.

Nun wurden die milites agrarii allmählich mit Lehngütern begabet, und dieſe wurden erblich, ſo daß auch der Gerichtszwang über die Leibeigenen damit verbunden war. Dadurch aber wurden ſie der Herren, und geiſtlichen Stifter Hof- und Lehnleute. Nahmens jene über ſich, ein Schloß, (Caſtrum) oder eine Burg zu beſchützen: ſo wurden ſie Caſtrenſes oder Burgenſes, Burgleute genennet, und wurden nach dem Lehnrechte gerichtet. Sie hießen daher Mannhafte, Veſte, Strenge, d. i. ſtrenui; die Hofbedienten aber wurden Fürſichtige, Weiſe, Achtbare, Ehrſame genennet.

Nun

Nun kam endlich außer den bisherigen auch der Stand der Bürgerlichen, civici ordinis dazu. Die Herren vermählten sich nicht leicht mit Personen geringern Standes; wenn sie nicht einen Jagdhund, als welches das Zeichen der Freygebohrnen war, tragen wollten. Diese trugen zwar Waffen, wie die Herren, turnierten also auch mit ihnen: ihre größte Strafe aber war, wenn sie einen Werkstuhl, als das Zeichen der Bürger, tragen mußten. Die Bürgerlichen waren über das lose Volk erhaben, erwarben alles für sich, thaten auch Kriegsdienste, aber nur zu Fuß; beschützten auch die Städte, aber nur in unpolirten Harnischen. Ihre Strafe war ein Pflugrad zu tragen, u. d. m.

Im II. Abschn. handelt der Herr Verfasser von der heutigen Beschaffenheit des hohen und niedrigen Adels; und zwar im Isten Theil von den Kennzeichen des hohen und niedern Adels, 1) ihren Namen, 2) Waffen und Wappen, wobey der Grund der ganzen Heraldik erkläret wird; 3) den Titeln, 4) den Adelsbriefen, 5) den Stammtafeln und Stammbäumen. Hier wollen wir, vielen zur Nachricht, die verschiedenen Geschlechtsproben von 4, 8 oder 16 Ahnen mittheilen. In der obersten Reihe sind die sechszehn Ahnen: löschet man diese Schichte weg, so bleiben acht; löschet man auch diese weg, so bleiben nur vier übrig, welches der unterste Grad des Adels ist, der aber in alten Zeiten schon zulänglich war.

Sechszehn Ahnen werden ſo geſtellt:

Num

rühmten Verfaſſern herkommen, den Büchern gleich, und zwar mit Luſt, bezahlet und erkaufet werden.

Bey dieſem allen iſt doch aber wiederum, wie es in der Welt zu gehen pflegt, ein ärgerlicher Mißbrauch eingeriſſen; und man muß oft nicht ohne Erbarmen wahrnehmen, wie manchmal junge, auch wohl zuweilen erwachſene Scribenten in ihrer Wahl auf ſo gar abgeſchmackte, ungereimte, lächerliche, unnütze und ſeltſame Materien verfallen, die ſie uns in öffentlichen Diſſertationen vortragen und zu leſen geben, daß es eine rechte Schande iſt die Catheder mit ſolchen Verfaſſern beläſtigen und das liebe Papier mit ſolchen Arbeiten beſchmieret zu ſehen. Es iſt unnöthig dergleichen Exempel nahmentlich anzuführen, da ſie wenigen unbekannt ſind. Verſtändige ſchöpfen inzwiſchen darüber einen gerechten Unwillen; und es iſt nur noch ein Glück, daß ſolchen ſchönen Raritäten durch die insgemein geringe, und auf ihre eigene Koſten beſorgte Auflage bereits etwas enge Gränzen geſetzet ſind, daß ſie nicht allzuweit ausgeſtreuet werden können; oder wenigſtens den Ausländern, als etwa nur bisweilen, und von ungefehr, nicht in die Hände und vor die Augen kommen, als welche ſie vor unleugbare Proben des unter den Deutſchen herrſchenden übeln Geſchmacks halten, und auch wohl gar zu unſerm Schimpf davor ausgeben würden.

Wir bitten unſere Leſer über dieſen dem erſten Anſehen nach ſo weit hergeholten Eingang ſich nicht zu verwundern, oder ihn, als zur Unzeit angebracht, anzuſehen. Die Durchblätterung gegenwärtiger Schrift des Herrn Gerſtäckers hat uns auf dieſe

Be-

Nun kann man leicht denken wie die 32 Ahnen herauskommen werden, die aber ſelten nöthig ſind. Bis auf 64 zu ſteigen geſchieht bisweilen mehr zur Pralerey, als zur Nothdurft, kann auch ſelten richtig zutreffen, ſo daß alles richtig erwieſen wird.

Im II. Theile wird von den Vorrechten des hohen und niedern Adels gehandelt; und zwar 1) den perſönlichen, 2) den dinglichen, die entweder jura affirmativa oder negativa, oder Befreyungen und Immunitäten ſind. Alles was damit eine Verwandtſchaft hat, wird hier deutlich auseinander geſetzet.

Im III. Theile wird gezeiget, wie der hohe und niedere Adel erworben und verlohren werde; 1) wie er erworben 2) wie er verlohren wird.

Den Beſchluß machet ein Verzeichniß derer Schriften, die vom Adel gehandelt haben, welches ziemlich vollſtändig iſt.

Ueberhaupt muß man geſtehen, daß dieſes Werkchen ſehr wohl ausgearbeitet iſt, akademiſche Vorleſungen darüber zu halten. Vieleicht wird aber der Herr Verfaſſer ſelbiges künftig bey einer neuern Ausgabe etwas erweiterter, und mit Beweiſen verſehen ans Licht ſtellen; um denen zu begegnen, die etwa andrer Meynung ſeyn möchten.

* * * * * * * * * * * * *

VI.

Sinave et Trouvore, Tragedie Ruſſe en vers, faite par Mr. Soumarokoff et traduite en françois par Mr. le Prince Alexandre Dolgorouky. Am Ende ſteht Imprimé dans l' Academie Imperiale des Sciences à St. Petersbourg 1751. 8. 72 Seiten.

Wir halten es für unſre Pflicht, unſern Leſern auch von einer ſo ſeltenen Erſcheinung, als ein in ruſſiſcher Sprache urſprünglich abgefaßtes Trauerſpiel iſt, Nachricht zu geben. Wer hätte das zu Peters des Großen Zeiten denken ſollen, daß ſeine Ruſſen, die dieſer Kaiſer erſt zu Menſchen zu machen anfieng, in kurzer Zeit, das iſt 25 Jahre nach ſeinem Tode, ſchon fähig ſeyn würden, eins der ſchwerſten Stücke des menſchlichen Witzes, nämlich ein Trauerſpiel zu erreichen? Gleichwohl ſehen wir dieſes Wunder vor unſern Augen erfüllet. Ein Freund, der aus Petersburg kömmt, beſchenket uns mit einer ſolchen Seltenheit, die noch dazu ſehr ſauber gedruckt iſt. Gleichwohl iſt es nur eine franzöſiſche Ueberſetzung, die aber auch aus einer ruſſiſchen Feder geflossen iſt. Beydes iſt merkwürdig: und nach des Prinzen Cantemirs Gedichten, verdienet nichts ſo ſehr unſre Aufmerkſamkeit, als dieß. Wo wird nun künftig die ſo beliebte klimatiſche Philoſophie der Franzoſen bleiben, die den Geiſt und Witz der Völker, durchaus an den Himmelſtrich, darunter ſie leben; oder an den Erdſtrich,

ſtrich, darauf ſie wohnen, binden wollen? Dieſe ſo ſeichten als ungegründeten Urtheile, widerlegen ſich auch ohne dieß ſchon längſt, durch die Beyſpiele däniſcher, ſchwediſcher, norwegiſcher, isländiſcher, ja lappländiſcher Dichter, die oft ſo viel witziges erfinden, als immer ein wälſcher oder Provincialpoet in Frankreich erfunden haben kann.

Doch wir müſſen unſer Trauerſpiel näher beſehen. Sinäve und Trouvore waren zween alte ruſſiſche Prinzen und Brüder. Goſtomisle, war ein Woywode zu Novogrod, und Ilmene hieß ſeine ſchöne Tochter. Dieſe wenige Perſonen machen faſt das ganze Trauerſpiel voll, außer, daß ein Bothe, ein Edelknab, und die Wache noch dazu kommen. Die Bühne iſt zu Novogrod im Pallaſte des Woywoden. Und ſo iſt noch alles regelmäßig: ja ſelbſt die Zeit des Stückes erfodert nur einige Stunden deſſelben Tages. Den Anfang machet der Vater mit ſeiner Tochter folgendergeſtalt:

Goſtomisle. Der ſo lang erwartete Tag erſcheint endlich, Ilmene, und ſoll durch dich mein Haus mit dem kaiſerlichen Geſchlechte verbinden. Die ganze Stadt erwartet mit Ungeduld die Stunde, darinn der Purpur meinem Blute einen neuen Glanz geben wird. Die Altäre ſind ſchon zum Hochzeitgepränge mit Blumen geſchmücket, und die Fackeln Hymens ſtehen fertig. Mache dich fertig, mein Kind, zum Tempel zu gehen.

Ilmene. Es iſt noch Zeit genug für das Schickſal, welches ganz erbittert iſt, eine Unglückliche zu verderben; und mich Elende, zu einem Bande zu verdammen, wozu ich nicht die geringſte Neigung

habe.

habe. Ließ doch, mein Vater, in meinen trüben Blicken: und wo du mich liebeſt, ſo verſchiebe doch dieß Beylager.

Goſtom. Bis auf dieſen Tag haſt du dich deinem Glücke nicht widerſetzet, und nicht den geringſten Abſcheu gegen den Prinzen merken laſſen . . .

Ilmene. Allein aus allem haſt du leicht ſchließen können, ob ich jemals Luſt gehabt, Sinaven zum Gemahl zu haben. ꝛc.

Man ſieht hieraus wie natürlich der Schwung der Gedanken, wie edel, und beweglich die Geſinnungen, und Ausdrücke der Perſonen ſind. Der Vater ſparet keine Mühe, der Tochter ihr Glück, in der Vermählung mit ihrem Landesherrn, begreiflich zu machen: ſo wie dieſe, ihre Abneigung von demſelben zu erklären. Er ſaget, daß er ſein Wort gegeben habe: ſie bittet um drey Tage Aufſchub; hernach will ſie ſterben. Er bewilligt ihre Bitte, um ihren Schmerz zu ſtillen, und geht ab.

Da ſie allein iſt, verräth ſie ihre Liebe gegen des Czaars Bruder, Trouvor, in einer heftigen Klage, die ſie ausſtößt. Indeſſen erſcheinen beyde Brüder.

Sinave. Kündiget ihr an, das Beylager ſey verſchoben, um ihr eine Gnüge zu thun. Er habe es längſt gemerket, daß ſie ihn nicht liebe. Wäre ſie nun aus Schamhaftigkeit und Unſchuld ſo gleichgültig: ſo vergäbe ers ihr: allein wo das nicht wäre, ſo mache ſie ihn unglücklich. Sie verſetzet: die Urſachen ihres Grams würde er von ſeiner Gemahlinn erfahren. Sie verſpräche mit ihm zum Altare zu gehen, ihre Heirath zu vollziehen. Darauf ſchicket

er

er ſeinen Bruder Trouvor, den Prieſtern, Großen und Herren anzudeuten, das Feſt ſey verſchoben. Sinave geht ab.

Trouvor fraget ſie, ob es denn ihr Ernſt ſey, ſeinen Bruder zu heirathen? Sie antwortet anfänglich räthſelhaft. Allein bald entdecket ſie ihm, daß ſie es gezwungen thun müſſe; aber als ſeine, des Trouvor, Liebhaberinn ſterben werde. Ihr Vater ſtöret ſie im Geſpräche.

Dieſem entdecket Trouvor Sinavens Willen. Ilmene redet vom Sterben: Goſtomisle aber ſcheint ihr Geheimniß zu errathen. Doch ermahnet er ſeine Tochter, ſtandhaft zu ſeyn, und den Prinzen gleichfalls, ſeine Neigung zu dämpfen. Beyde gehen ſeufzend ab. Der Vater allein beſchließt den erſten Aufzug mit einer Klage, daß er ſelbſt Sinaven auf den Thron geholfen, um ſeine Tochter unglücklich zu machen. Ein Unglück, ſaget er, erzeugt das andre. Ich werde niemals das Ende davon erleben; und da ich ein Vater war, ſo machet es mich zum Tyrannen.

Man ſieht aus dieſem Auszuge des I. Aufzuges, daß ſowohl die Verbindung der Sachen, als der Zuſammenhang der Scenen ſehr wohl beobachtet iſt. Die Charaktere und Sitten ſind auch, wenigſtens nach unſern Sitten, nicht unwahrſcheinlich: ob man gleich zweifeln könnte, ob rußiſche Prinzen, zumal aus ältern Zeiten, ſoviel Sanftmuth und gelinde Neigungen gehabt haben würden? In den folgenden Aufzügen zeiget ſich dieſes noch deutlicher: indem die ganze Sache auf eine zärtliche Liebe hinaus-

läuft,

läuft, die ſo ehrerbiethig, als heftig, und ſo ſchamhaft, als beweglich iſt. Der Prinz fürchtet ſelbſt, aus Liebe, zum Tyrannen zu werden. Er drohet ſeinem Nebenbuhler, den er noch nicht kennet, ſeinen Grimm; vertrauet ihm aber unwiſſend, die Geliebte an, in Meynung, ſie durch ſein Zureden zu gewinnen. Dieſer räth ihm, ſich eine andre Schöne zum Gegenſtande ſeiner Liebe auszuſuchen: aber umſonſt. Goſtomisle erſcheint, und machet ihm Hoffnung, daß ſeine Tochter ihn nach der Vermählung ſchon lieben werde; ob ſie gleich itzo einen andern im Sinne hätte. Er tröſtet ihn auch damit, daß er nicht der einzige ſey, den die Liebe ſo unglücklich mache, und geht ab. Im folgenden Auftritte geſteht ihm Trouvor, daß er eben derjenige unglückliche Liebhaber ſey. Beraubeſt du mich nun derjenigen, die ich anbethe, heißt es: ſo werde ich mich nicht bloß durch Seufzer und Klagen an dir rächen. Nein! Bringe mich lieber ſogleich um: hernach wird es viel zu ſpät ſeyn. Sinave bittet ihn, entweder ſein Geſchlecht, oder ihre Blicke zu vergeſſen; entweder nicht ihr Liebhaber, oder nicht ſein Bruder zu ſeyn: und da ſelbiger abgeht, bricht er in lange Klagen aus.

Ilmene erſcheint, und beſtätiget, was ihr Geliebter geſaget hat: mit der Verſicherung, ſie werde ihn lebenslang lieben. Er fraget ſie, ob ſie es denn vergeſſen, daß ſie ihm verſprochen, ſeine Gemahlinn zu werden? Nein, ſpricht ſie, wenn ich das ſeyn werde, will ich dich lieben. Dieſen Widerſpruch will er gehoben wiſſen; worauf ſie zweydeutig ſaget: ihr

ihr Leben würde nicht lange dauren, ſondern den Augenblick vieleicht, da ſie ihm die Hand geben würde, aus ſeyn. Sie giebt ihm die beſten Worte, ihn zum Mitleiden zu bewegen, und nicht gezwungen zu werden; wozu ſie ihn durch die Ehrliebe aufzumuntern ſuchet. Dieſes machet ihn denn ſehr verwirrt, und der zweyte Aufzug ſchließt.

Im dritten redet der Vater zuerſt mit ſeiner Tochter, und thut ihr neue Vorſtellungen ſich zu entſchließen, aber umſonſt. Trouvor kömmt, da ſie auf des Vaters Wink ihn fliehen will; und bittet ihm nur den Anblick eines Gutes zu verſtatten, das er bald verlieren ſoll; und da ſein Bruder ihn ins Elend verweiſen will. Hierauf läßt er ihn bey der Tochter, und ermahnet ſie, ihm ein Beyſpiel der Standhaftigkeit zu geben.

Sie ſprechen denn aufs beweglichſte mit einander; und ſie verſichert, daß ſie die Vermählungsceremonie nicht überleben wird. Er ſchlägt ihr eine Flucht vor: allein ſie ſagt, daß Goſtomisle ihr Vater iſt. Sinave kömmt; und iſt ſehr aufgebracht, daß ſein Bruder noch Hoffnung übrig zu haben ſcheint. Hierauf giebt er ihm die härteſten Namen; die den Trouvor ſehr in Harniſch bringen; ja endlich bewegen, den Säbel, wider ſeinen Bruder und König zu zücken. Ilmene wirft ſich zwiſchen beyde; und begehret, einer von ihnen ſolle ihre Bruſt durchbohren. Sie ſetzen alſo beyde ihre Rache beyſeite. Sinave aber befiehlt ihr, ihm zuzureden, daß er ſich ſeiner alten Liebe nicht unwürdig mache; wo er nicht ſterben wolle: worauf

Trouvor abgeht. Sinave verweiſt es ihr, daß ſie ſeinen Bruder bey ſich gelitten. Allein ſie wiederholet die Beſtändigkeit ihrer Liebe; ungeachtet ſie ſeine Gemahlinn werden ſoll.

In dem IVten Aufzuge beklaget Ilmene anfänglich ihr Schickſal. Sodann ermahnet ihr Vater ſie, ſich zu überwinden; und das Werkzeug der öffentlichen Glückſeligkeit zu werden. Sie aber ſaget: bey ihrem Grame könne ſie daran nicht denken. Sie hätte allemal gedacht, die Freude ſeines Alters zu werden: aber dieſe unſelige Heirath mache alles zu nichte. Unglücklicher Tag! o Hochzeit! ſchreckliche Hochzeit, o Tempel! Ach! Trouvor erſcheint vor Ilmenens Augen. Er kömmt, Abſchied zu nehmen. Ihr Vater räth ihr, ſich nichts mehr zu ſchmäucheln. Sinave ſey unerbittlich! Sie eilt alſo ihrem Schickſale entgegen, indem ſeine Pferde auch fertig ſtehen. Die Unterredung iſt ſehr lebhaft und rührend. Gostomisle verläßt ſie aus Wehmuth. Dieſes machet die beyden Verliebten noch bewegter; bis ein Edelknab kömmt, der Ilmenen zum Altare rufet. Mit Thränen ſcheidet ſie, und Trouvor allein bricht in die beweglichſten Klägen aus.

Den Vten Aufzug eröffnet der Vater allein, mit einer Betrachtung über das Elend des menſchlichen Lebens. Seine Tochter kömmt, und meldet, ſie ſey itzt des Königs Gemahlinn geworden: nun ſey es Zeit, ihr Vorhaben zu erfüllen. Indem kömmt ein Bothe, und bringet die Nachricht von Trouvors Tode. Nachdem er die Stadt verlaſſen, und an der Wolchova, dem Fluſſe bey Novogrod, ſeinen Weg fortgeſetzet, habe er voll heftiger

Betrüb-

Betrübniß seinen Dolch in die Brust gestoßen; und ihm sterbend befohlen, solches seiner Geliebten zu hinterbringen. Hierauf bricht sie in die beweglichsten Klagen aus, und ungeachtet des Zuredens und Widerstandes ihres Vaters, ersticht sie sich auch.

Darauf erscheint Sinave mit den Soldaten, bedauret seinen todten Bruder, vernimmt aber mit noch größerm Schrecken, daß seine Geliebte ihm schon gefolget ist; worüber er sich auch ermorden will. Die Soldaten entreißen ihm aber seinen Säbel, und er verfällt in eine Raserey; womit das ganze Stück sich sehr pathetisch schließt.

Wir können nicht anders, als die ganze Einrichtung des Stückes loben. Wir müssen noch mehr thun. Wir müssen diesen russischen Dichter, unsern ewigen Uebersetzern ausländischer Stücke zum Muster vorstellen. Warum können doch deutsche Poeten nicht in unsern eigenen Geschichten tragische Helden finden, und auf die Bühne bringen, da dieser Russe dergleichen in seinen eigenen gefunden hat?

VII.

Kritisches und historisches Schreiben

an die Frau von D*** über die französische Musik, über die italienische Musik, und über die Schalksnarren auf der Schaubühne.

Aus dem Französischen übersetzt.

Non Omnis fert omnia tellus. VIRG. *Georg.*

Endlich habe ich die Ehre gehabt, gnädige Frau, mit Ihnen der Vorſtellung des ſo berühmten Titons beyzuwohnen. Nunmehr ſind Sie bekehret, oder doch wenigſtens auf dem Wege der Bekehrung. Sie geſtehen mir anjetzt, daß ich Urſache gehabt habe, ihnen zu ſagen: ich kennete dieſe Oper; ungeachtet ich nicht darinnen geweſen war. Eine zärtliche Erzählung, einige magere Symphonien, einige nach italieniſcher Art eingekleidete Arietten, und endlich eine Menge gekünſtelter Stellungen und Gebärden: das war es alles! Das iſt der Begriff, den ich mir davon gemachet hatte; und das haben ſie auch in der That ſo gefunden.

Wie ſehr aber ſind ſie nicht erſtaunet, gnädige Frau, als ſie den Beyfall erblicket haben, welchen man an dieſem Stücke verſchwendet hat! Niemals hat Rameau, der große Rameau, welcher ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Anhänger des Herrn Mondonville, ſo weit über ihn weg iſt, in ſeiner größten Herrlichkeit, ſeine vortrefflichſten Stücke mit einer ſo übertriebenen Entzückung aufnehmen geſehen. Wie reimet ſich das? aber welch ein Beweis iſt es auch nicht, daß der Beyfall, zum Vortheile derer, die ihn erhalten, gar nichts beweiſt. Nach zwanzig durchſtudirten Jahren, nach zwanzig Jahren voller Arbeit, wird Rameau von einem Volke verſchmähet, welches er bereichert hat; und bringt es kaum ſo hoch, daß man ihn erdulden mag.

Ein Schäferſtück vom Herrn Mondonville, machet

Betrachtung geführet, und wir haben ſie ihnen zu weiterer Erwegung gerne mittheilen wollen.

Der Verfaſſer hebt ſeine Abhandlung mit einer gar bitterlichen Klage über die zu unſeren Zeiten völlig eingeriſſene Seuche einer eiteln Nachäffung der Ausländer, zumahl der Franzoſen, an; welche ſich gleich wie in vielen andern Stücken, alſo auch beſonders in der Sprache, äuſſerte. Daher es denn gekommen ſey, daß unſere verwehnte Deutſchen Wunder mehnten, was ſie wären, wenn ſie im Reden und Schreiben zwiſchen ein jedes Wort ihrer Mutterſprache, ein anderes, und vornemlich Franzöſiſches, als einen groſſen Zierrath, ſetzen könnten. Die ſchlimme Abſicht dabey iſt, ſagt er, daß ſie diejenigen, welche ſie verſtehen, deswegen hochſchätzen, die ſie aber nicht verſtehen, bewundern ſollen. Doch möchte dieſes, nach ſeiner Meynung, noch hingehen; er will ihnen auch dieſe Freude gerne gönnen. Nur meynt er, ſie müſten auch allemal verſtehen, was ſie redeten; und nicht wie die Papagoyen und Krähen ſchwatzen. Denen, welche dieſen Fehler an ſich haben, giebt er dennoch den wohlmeynenden Rath, ſich vor allen Dingen um den Urſprung eines jeden Wortes, welches ſie aus einer fremden Sprache entlehnen, zu bekümmern; damit ſie es denn alſo deſto getroſter brauchen könnten, und nicht Gefahr laufen dürften öfters in dieſem Stücke gröblich zu verſtoſſen.

Er führet vor dießmal als ein deutliches Exempel dieſes Unfugs an, daß mag jetzo faſt in allen Häuſern der Deutſchen das Wort *Papa* und *mon Papa* hört, und bey alle dem doch die wenigſten wüſten, auch ſelbſt von demjenigen, die es von GOtt und Rechtes wegen

machet aller Herzen trunken. Man redet von einer ewigen Verbannung der Italiener; und kündiget ganz Europa den Krieg an, welches, weil es dieſes Schäferſtück nicht gehöret hat, noch in dem Wahne ſteht: daß die italieniſche Tonkunſt die einzige ſey, welche Leuten gefallen kann, die einen guten Geſchmack beſitzen.

So weit vergeht ſich der gemeine Haufen: denn bey dieſer Gelegenheit, ſtehen die Gelehrten auf einer, und der gemeine Mann auf der andern Seite. Sie ſchreyen jetzt wider die italieniſche Muſik, a) eben ſo heftig, als ſie vor zwanzig Jahren wider den Rameau ſchrieen: als die franzöſiſchen Tonkünſtler über einen Mann wüheten, welcher ſich bemühete ſie wider Willen zu beſſern; als ſie von ſeinen Lehren Nutzen zogen, und ihn aufs äußerſte läſterten. Weder die ehrenrührigen Verſe, noch die ſatiriſchen Kupferſtiche, noch die vermeynten ſinnreichen Reden, womit die Schwäche und der Haß die Gegner dieſes großen Mannes waffneten, nichts konnte ſie verhindern, ihm denjenigen Namen zu verſichern, welchen das italieniſche Zwiſchenſpiel ihm geweihet

a) Wir geſtehens gern, daß wir nicht wiſſen, was wir denken ſollen: ob der gemeine Haufen, das iſt die große Menge der Zuſchauer für, oder wider die italieniſche Muſik eingenommen iſt. Denn bald ſcheint der Herr Verfaſſer dieß, bald jenes zu ſagen. So viel ſieht man aber, daß der Geſchmack der Kenner, von dem Geſchmacke des großen Haufens, in Paris eben ſowohl, als bey uns unterſchieden iſt. Argumentum peſſimi, turba eſt, ſaget Seneca.

hat b). Sie erinnerten ſich der Schmähungen des Menſchenfeindes, und des verhaßten Vorzuges welchen Pradon über den Racine erhalten; ja ſie urtheileten, trotz den Namen der Deshoulieren, Pavillons und Nevers, die die Rotte mit ſo vielem Stolze an ihrer Spitze ſah, daß man, um die Wahrheit zu finden, der Menge den Rücken zukehren müſſe *).

Ich beſitze zwar keine von ihren Geſchicklichkeiten, aber ich denke eben ſo wie ſie: und damit man nicht etwa denke, ich wolle mir nur ein ſolches Anſehen geben; (ein elender Vorwurf, den der große Haufen ſchon ſo oft wider diejenigen aufgewärmet hat, die ſich von ihm abſondern c): ſo will ich verſuchen, wie ich

b) Dieß iſt das Schickſal der Verbeſſerer des Geſchmackes in freyen Künſten. Sie machen zuerſt die Leute klug, und öffnen auch ſehr mittelmäßigen Köpfen die Augen. Dieſe laſſen ſich erſtlich wider Willen bekehren, und läſtern zur Dankbarkeit noch ihre Lehrer: hernach aber wollen ſie noch alles beſſer wiſſen, und thun ſo gelehrt, als ob ſie von niemanden etwas gelernet hätten, ſondern ganz klug und erleuchtet zur Welt gekommen wären. Exempla ſunt odioſa.

*) Ein Feind des großen Haufens hat ſo gar behaupten wollen: daß man in Rathsverſammlungen und Tribunalien den Ausſchlag nach den wenigſten Stimmen geben ſollte.

c) Hier ſieht man, daß es in Paris eben ſo geht, wie bey uns: daß nämlich geſchickte Männer, welche Einſicht in die freyen Künſte haben, ſich von dem Haufen gemeiner Zuſchauer abſondern; ihm widerſprechen, und endlich doch recht behalten; wenn die Zeit der erſten Verblendung aus iſt. Auch Molierens beſtes Stück, der Miſantrop, fand anfänglich

ich ihnen, gnädige Frau, von denen Bewegungsgründen Rechenschaft gebe, die mich schlüßig gemachet haben, und die ich bereit bin, fahren zu lassen, wenn man mir das Gegentheil beweisen wird.

Ich fange dabey an, daß ich Eurer Gnaden die Zweydeutigkeit anmerke, welche die Quelle alles Irrthumes ist, der in der Untersuchung vorfällt, welche man über beyderley Musiken anstellet: Eine Zweydeutigkeit, die der französischen Tonkunst die stärksten Waffen darbeuth, und oftmals Ursache ist, daß beye streitende Parteyen einander nicht verstehen.

Die Musik, spricht man, soll dem Ohre die Empfindungen und Leidenschaften vormalen d). Ich

 gebe

anfänglich keinen Beyfall: so wie ihn unsre Komödianten, die doch so viel schlechtes von ihm spielen, noch nicht aufgeführet haben. Auch Racine verlohr mit seiner Phädra, gegen den Pradon, einen sehr schlechten Dichter, der auch den Regulus gemachet hat, den Proceß. Allein, die so klugen Pariser haben endlich den Irrthum ihrer Väter eingesehen, und sowohl Molieren als Racinen eine Ehrenerklärung gethan. Was recht ist, muß wohl recht bleiben, wenn es gleich die Einfalt und Verblendung eine Zeitlang nicht einsieht.

d) Das liebe Malen hat sich der Pariser Sprache nun einmal bemächtiget, so lächerlich es auch ist, für die Ohren zu malen. Man wird noch endlich auch für die Nase und Zunge zu malen anfangen. Die ausschweifende Liebe zu wilden Metaphoren, verführet die heutigen Scribenten in Frankreich, wie bey uns, zu einem Galimatias, das Werensels längst in der Abh. de Meteoris orationis, und Swift in seinem Antilongin, lächerlich gemacht haben. Indessen wollen wir dieß Malen hier überall gemalet seyn lassen.

gebe es zu; aber iſt denn alles Muſik, was dem Ohre die Empfindungen und Leidenſchaften vormaſ-let? Wenn die bezaubernde Schauſpielerinn, deren liebliche und zärtliche Stimme, die Empfindungen in dem Innerſten aller Herzen ſo vortrefflich zu rühren weis, wenn die einnehmende Gauſſin die ſo berühmten Worte des Lully herſaget: Armide, vous m'allez quitter? Armida, ziehſt du weg von mir? ſo würden die Töne ihrer Ausſprache ein Bild machen, und vieleicht eine lebhaftere Empfindung in mir erwecken, als diejenige iſt, die Lully mit ſeinen hinzugefügeten Tönen erreget. Wäre es aber deswegen Muſik? Kann nun die bloße Ausſprache allein dieſe Wirkung thun: ſo wird eine ſingendere Ausſprache, welche mit ſo zärtlichen und einnehmenden Verſen verbunden iſt, als des Quinaults ſeine ſind, noch ein größer Vergnügen in mir erwecken; und auf dieſer Seite wird des Lully Muſik allemal gewiß ſeyn, die Herzen, trotz aller Schwäche derer Töne zu rühren, die das Ohr bewegen.

Ohne mich alſo in fernere Unterſuchungen einzulaſſen,

e) Es würde dem Herrn Verfaſſer ſchwer werden, ſolches der Schärfe nach zu beweiſen. Als man in Frankreich die erſten Opern ſpielte, gab es noch bloß in Italien und Deutſchland Opern. Die Deutſchen haben, ſo viel uns wiſſend iſt, ſchon 1627 Opitzens Daphne, die Schütze in Dresden, muſikaliſch geſetzet: und 1652 David Schirmers triumphirenden Amor, in einem Singeſpiele, zu Dresden aufgeführet. Darauf hat Herzog Auguſt zu Braunſchweig 1657 an ſeinem 79ſten Geburtsfeſte zu Wolfenbüttel, die Ame-

lassen, so setze ich vier Stuffen, oder auch viererley Arten in der Kunst, dem Ohre Empfindungen zu malen: die Aussprache, das wirkliche Singen, die französische Musik, und diejenige Musik, die man die italienische nennet, und die ich schlechtweg Musik nenne.

Und wie hätte auch wohl jemals die französische Musik, den Platz neben der italienischen nehmen können? Sie ist ja erst zu Ende des letzten Jahrhunderts gebohren: und da ihr Lauf beständig durch Widersprüche gehemmet ward, so ist sie kaum erst aus den Kinderschuhen getreten; indessen daß ihre Nebenbuhlerinn, welcher alle Umstände günstig waren, nicht nur das Alterthum, sondern auch tausend Mittel zum Fortkommen für sich aufzuweisen hat, die unserer Tonkunst allezeit versaget worden sind.

Ludwig der XIV. welcher allemal, auch sogar in seinen Ergetzungen groß war, sah, daß alle gesittete Völker von Europa eine Oper hatten e); dachte darauf wie er vor ungefähr achtzig Jahren, in Frankreich auch eine erschaffen möchte f). Die

Amelinde, vorstellen lassen. Alle diese Singespiele waren aber deutsch. In England und Spanien war damals noch an keine Opern zu denken.

f) Der Herr Verfasser thut Ludewigen dem XIV. zu viel Ehre an. Schon im 1642sten Jahre, als er noch ein neunjähriges Kind war, rief der Card. Mazarin eine wälsche Opernbande nach Frankreich, die den Orpheus und die Euridice spielten. Bey der Vorstellung verschwendete der Cardinal alle Pracht in Maschinen und Kleidungen. Die

ſinta Pazza, eine italieniſche Oper, war die erſte welche zum Vorſcheine kam. Die Nation erſchrak vor den Tönen dieſer Muſik. Die ſchwachen Werkzeuge eines Volkes, welches bisher nichts als Liederſänger gehöret hatte, wurden dadurch beläſtiget. Die Ausführung ward unmöglich, und der Monarch ſelbſt, ſchien ungeachtet der Richtigkeit ſeines Geſchmackes, Ergetzungen zu wünſchen, die leichter zu haben und anzuhören wären.

Seine Wohlthaten holeten den Lully aus dem Schooße der Dürftigkeit g). Lully war ein Italiener von Geburt, und in Italien gewiß ein ſehr ſchlechter und elender Muſikus; weil er es lieber in Frankreich ſeyn wollte. Die ſchlechte Aufnahme des

Die Stimmen waren ſo ſchön, als die Concerte: und weil dieſes Beyfall fand, ſo ward bey der Vermählung des Königs 1650 Ercole amante, mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung gedrucket und aufgeführet. Nun gerieth man auf die Gedanken, auch franzöſiſche Opern zu machen; hatte aber weder gute Muſikmeiſter noch Stimmen. Der Abt Perrin unternahm es, dieſe Schwierigkeiten zu heben, machte ſelbſt ein Schäferſpiel, und ließ es vom Cambert, Organiſten zu St. Honore, und der königl. Frau Mutter Muſikdirectorn, in Noten ſetzen. Dieß Stück ward 1659 aufgeführet, als wir ſchon lange vorher deutſche Opern gehabt hatten. Im 1661ſten Jahre folgte Ariadne, von eben dem Perrin; aber der Tod des Cardinals hinderte die Aufführung. Hiebey hatte nun Ludewig der XIV. noch nichts gethan: ſo wenig hat er alſo eine Oper erſchaffen, daß ſie auch ohne ihn theils wälſch vom Cardinal Mazarin, theils franzöſiſch vom Abte Perrin herrühret. S. St. Evremonds Leben, imgleichen ſein Luſtſpiel, die Opern. Eben der Perrin erhielt 1669 ein königl. Patent,

des Hercole Amante, und der finta Pazza machete ihn klug: er ſuchete daher den Geſchmack des Monarchen zu treffen, welcher ihm den Weg zum Ueberfluſſe und zur Ehre bahnete.

Dieſer Prinz war zärtlich und verliebt. Der Hof folgete dem Beyſpiele des Prinzen. Damals war die Zeit der regelmäßigen Leidenſchaften, in welcher zehn Jahre voller Beſtrebungen, noch kein Recht auf die mindeſte Gefälligkeit gaben. Eine Muſik wie des Lully ſeine war, deren ganzer Zierrath in den Auftritten beſteht, reimete ſich gar zu gut mit den Sitten damaliger Zeit, als daß der Componiſt ſich nicht hätte darein ſchicken ſollen. Dieß that er auch um ſo viel lieber, da er hier ein leichtes Mittel fand, dem

Patent, eine Academie des Opera in franzöſiſcher Sprache aufzurichten: wezu aber der König nichts gab; ſondern Perrin mit dem Cambert gemeine Sache machete, indem der Marquis von Sourdeac die Maſchinen ſchaffete, Champeron aber Geld verſchoß. Nun lieſſen ſie aus den Languedockiſchen Cathedralkirchen die beſten Spielleute kommen; und nahmen die beſten Stimmen aus Paris dazu: ſo daß ſie 1671 die Oper Pomona aufführen konnten, die wiederum Perrin gemachet hatte, und acht Monathe hintereinander mit großem Beyfalle aufgeführet ward. Nun kamen erſt 1672 Lully und Quinaut dazu.

g) Lully war ſchon königlicher Muſikdirector, ehe er ſich ins Opernweſen mengte: und alſo zog ihn der König eben nicht aus dem Elende hervor; wie hier geſaget wird. Lully war auch als ein Kind nach Frankreich gekommen, und kann alſo nicht einmal für einen wälſchen Muſikmeiſter angeſehen werden; da er alles, was er wußte, in Frankreich gelernet hatte.

dem Begehren des Monarchen eine Gnüge zu thun, welcher ihm eſtmals zur Verfertigung einer Oper, wie Molieren zu einer Komödie, nur drey Tage Zeit gab h).

Wer hätte nun wohl glauben ſollen, daß dieſe Schwäche, welche Lully ſich ſelbſt verwies, dereinſt gleichſam geheiliget werden ſollte; ja daß man das ganze Volk darnach ſchätzen; und den eigentlichen Character der Nationalmuſik darnach beſtimmen würde?

Die Nachfolger des Lully indeſſen führeten dieſe Meynung ein, die ihnen wegen ihrer Schwäche und Unwiſſenheit ſchätzbar war. Sie nahmen vom Lully nichts an, als ſeine Fehler, und machten eine Art von Religion daraus. Iſt es denn nachmals wohl Wunder, wenn ein Volk, welches gewohnet iſt, ihn, drey Menſchenalter hindurch, den Groſſen zu nennen, immer tiefer in einen Irrthum geſunken iſt, welchen alles befeſtigte, und niemand antaſten dorfte?

Indeſſen daß die ſchwachen Nachfolger des Lully mit derjenigen Muſik tändelten, die er in der Wiege verlaſſen hatte, erſchien endlich ein glücklicher Kopf in Frankreich. Rameau nämlich, den die Fußeiſen ärgerten, welche man der Geſchicklichkeit anlegete, hatte das Herz zu zweifeln, zu unterrichten, und zu verbeſſern. Ich mag hier die Menge von

h) Dieſe ganze Genealogie der zärtlichen Opern iſt ſo falſch als ſinnreich. Die Oper iſt in ihrem Urſprunge ſchon verliebt geweſen, ehe ſich noch Lully darum bekümmert hat. Ja ſelbſt die erſten in Frankreich waren verliebt. Dazu ſchicken ſich auch geſungene Vorſtellungen am allerbeſten.

von Widerſprüchen nicht wiederholen, die dieſer groſſe Mann von Seiten der Muſikanten, zu überſtehen hatte, welche gezwungen waren zu erkennen, daß ſie nichts wüßten. Sie hielten ihn anfangs für närriſch; ſie ſchlugen bey den erſten Vorſtellungen ſeiner Oper, den Tact falſch: und die wider einander geſtimmten Geigen, brachten das Concert in Unordnung.

Bald aber geſellete ſich der gröſte Haufen der Kenner zu ihm, um den übeln Geſchmack zu bekämpfen. Man fing an des Lully platte Muſik für dasjenige zu halten, was ſie iſt. Die Leute kamen mit langſamen Schritten von ihrem Irrthume zurück. Man räumete dem Rameau den Vorrang in den Symphonien ein, endlich auch in den Arietten: und Pygmalion trug faſt auch im Recitative den Preis davon. Allein dieſer letzte Triumph ward doch niemals recht vollkommen. Die Recitative des Lully, welche in den Ohren der Hofleute des verſtorbenen Königes, noch immer ſo werth waren; dieſe Recitative mit welchen ſie in ihrer Jugend ihr Gedächtniß angefüllet hatten; die ſchönen Verſe des Quinault, mit welchen ſie ſich in Geſellſchaften ſo viel Anſehen erworben hatten, konnten ſie noch nicht aus dem Sinne verlieren. Das Andenken ihrer Jugend war zumal damit verknüpfet: und man weis, daß dergleichen Nebenbegriffe, gemeiniglich den Hauptbegriff verſtärken. Sie bildeten ſich alſo ein, ſie liebten den Lully; und ſie liebeten in der That nur die Erinnerung ihrer jungen Jahre. Und wie kann man auch auſſerdem dasjenige für matt halten, was

man

man ſo lange Zeit für erhaben gehalten hat? Dieſes iſt nun noch heut zu Tage eines von den großen Hinderniſſen, ſo die italieniſche Muſik findet.

Andertheils verſageten die Muſikanten, welche die erſten Gründe ihrer Muſik aus dem Lully gelernet, und ihre Schüler nach ſeinen Grundſätzen unterwieſen hatten, dem Rameau einen Beyfall, der ſie zu nichts machete. Das Recitativ ward ihnen alſo zu einer Feſtung, dahinter ſie ſich verſchanzeten. Konnte man nun wohl der Meynung ſolcher Leute widerſtehen, die theils wegen ihres Alters, theils wegen ihrer Wiſſenſchaft Ehrerbietung verdieneten?

Es ward alſo für ausgemacht angenommen: daß Lully der Gott der Recitative ſey, und man ward immer mehr gewohnet, ſolches zu glauben, ohne daß man das Herz gehabt hätte zu argwohnen, daß ſein modulirter Vortrag, und die damit verbundenen Verſe des Quinault, die Quelle ſeines Triumphs wären. Dieſe Art des guten Erfolgs machte die Anhänger des Lully kühn; man that einige Anfälle auf die Arietten des Rameau, und ſchalt ſie für ſeltſam. Allein dieſes ohnmächtige Geſchrey ward durch eine Menge, feiner, zärtlicher und natürlicher Stücke gedämpfet, womit ſeine letzten Arbeiten uns bereichert haben, und wodurch er ſeine Gegner ſelbſt zwang, daß ſie ſie ſingen mußten. Sie

i) Der Herr Verfaſſer hat eine etwas gar zu günſtige Meynung von Italien. Hat denn Italien auch in den Trauerſpielen und Luſtſpielen den höchſten Grad der Vollkommenheit erhalten? Ganz Europa ſpricht das Gegentheil: und es hat recht. Die Malerey, Muſik und Baukunſt

wiſſen ſollten, was es zu bedeuten hätte, noch viel weniger aber, wo es herkäme; ob es ſich aus Syria, Paläſtina, oder anderwärts herſchriebe? Er hat demnach zu ihrem Beſten der Mühe wehrt gehalten dieſe Dunkelheiten in gegenwärtiger Schrift, wie er ſagt, abzuwiſchen, und das Wort *Papa* in ſein gehöriges Licht zu ſetzen.

Zuförderſt räumet er alle Zweydeutigkeit aus dem Wege; weil ſchon die Alten geſaget:

Errorum genitrix eſt *aequiuocatio* ſemper;

und erinnert, es ſey hier nicht die Rede von dem Worte *Papa*, welches bey den alten Lateinern die Speiſe, eben wie *Bua* der Trank vor die kleinen Kinder, bedeutet, nach den Zeugniſſen Catonis, Varronis und Nonii Marcelli.*) Nicht weniger laſſe er das Wort *Papas* in ſeinen Würden, womit man in den mittlern Zeiten einen Informator und Haupt-Präceptor benennet; wie aus einer Stelle Petri Damiani bey dem du Freſne zu erſehen.**) Ja vielleicht komme dieſes Wort gar ſchon bey dem Juvenal***) vor; deſſen Scholiaſte es erkläret: *Eunuchus*

*) *Cato* de educat. liberor. cum *cibum* ac *potionem* *bua* et *papas* dicunt, matrem mammam, et patrem tatam. conf. *Non. Marcell.* de Propriet. Sermonis cap. II.

**) *Du Freſne* Gloſſar. tom. I. p. 616. et tom. III. p. 129. ſeq.

***) *Iuuenalis* Satira VI. v. 632. ſeq.

Mordeat ante aliquis, quidquid porrexerit illa
Quae peperit, timidus praegustet pocula *Pappas*.

Sie ſehen aus dieſem wenigen wohl, gnädige Frau, daß es ungefähr erſt achtzig Jahre ſind, daß wir Muſik haben; dahingegen Italien von den Jahrhunderten Leons des X. und Franciſcus des I. rechnet. In ſeinem Schoeße erfand Guido Aretin die muſicaliſche Tonleiter, und ſeit dieſer Zeit haben die Italiener dieſelbe auf eine Art bearbeitet, der alles eben ſo günſtig geweſen iſt, als uns alles zuwider geweſen.

Es ſcheint, Italien habe ſich es zu allen Zeiten vorgeſetzet gehabt, der Mittelpunct der Welt zu ſeyn. Ehmals iſt ſolches in den Waffen geſchehen; anjetzt hat es in Anſehung der Geſchicklichkeit Statt. Eine gewiſſe Sicherheit in ſeinen Schritten, nebſt einer beſondern Geſchwindigkeit, hat Italien allezeit zu ſeinem Zwecke verholfen i). Die Franzoſen ſind nicht ſo ſtandhaft, aber ſie ſind halsſtarriger; außerdem ſind ſie von ihrem Vorzuge vor andern Völkern gar zu ſehr überzeuget, (ein Vorzug, den ich in vielen Fällen für unläugbar halte). Dieſe Franzoſen alſo, haben geſehen, daß ihr Fortgang vom erſten Schritte abhienge, wenn ſie den Satz feſtſtelleten: daß das, was einmal Beyfall erhalten hätte, das beſte wäre, und die ſchimpfliche Zaghaftigkeit derer berechtigten, welche es nicht für thunlich hielten, weiter zu gehen als diejenigen, die die Laufbahne nur bloß betreten hatten. Wel-

i) kunſt machen noch nicht alles aus. Wo bleiben noch die Natur- und Sternkunde, die andern Theile der theoretiſchen Philoſophie, das Recht der Natur und die Staatskunſt? In allen dieſen Stücken haben es Deutſchland, England und Frankreich viel weiter gebracht.

Welcher Componiſt dörfte ſich wohl anitzt unterfangen, die Armida noch einmal auszuarbeiten? Was für eine Armſeligkeit hat man nicht in unſern Tagen auf die ſchönſte Schaubühne von der Welt gebracht, indem man den Schriftſtellern die Wahl bereits ausgearbeiteter tragiſcher und komiſcher Materien unterſaget hat k). Was hat Herr von Voltaire nicht für ehrenrührige Dinge hören müſſen, weil er Sachen hervorgebracht hat, die bereits Herr Crebillon abgehandelt hatte? Hat man ihn nicht eines boshaften und neidiſchen Herzens beſchuldiget? Warum findet ſich nicht noch ein dritter und vierter Neidiſcher, der ihm ſolches mit glücklicherm Erfolge nachthue? Dieſes würde uns Stücke liefern, die wir mit einander vergleichen könnten; neue Schwünge würde es geben, ganz verſchiedene Begriffe, und unſere Reichthümer würden dadurch zunehmen.

Die

k) Sophokles hat ſich nicht geſcheuet verſchiedene Stücke der alten Geſchichte, die ſchon Euripides auf die Bühne gebracht, nochmals vorzunehmen, und ganz anders einzurichten. Eben das iſt von andern alten Dichtern geſchehen.

l) Eben das hat ein in der Muſik ſehr geſchickter Liebhaber, Herr Kammerſecr. Gräf in Braunſchweig unlängſt an einer deutſchen Ode, eines berühmten Handelsmannes in Amſterdam, mit dem glücklichſten Erfolge verſuchet: indem er zwölf Melodien dazu gemacht, die ihr allemal ein neues Leben geben.

m) Der Herr Verfaſſer iſt ein wenig zu freygebig. Es iſt wahr, die Texte faſt aller Opern und Concerte in Europa ſind wälſch: aber mit den Muſiken iſt es ein anders. Die in England ſind ſeit 40 Jahren von Händeln; die

Der-

Die Italiener beſitzen dieſe vermeynte Zärtlichkeit nicht. Sie ſehen das Gegentheil ſogar für die fruchtbarſte Quelle der Vollkommenheit an. Eine einmal abgehandelte Materie gehöret gewiſſermaßen dem gemeinen Weſen zu. Alle Componiſten machen ſich um die Wette daran, und oft ſetzet derſelbe Künſtler ſie auf drey ja viererley Arten in Noten l). Sie ſehen wohl, gnädige Frau, was aus dieſer Menge von Compoſitionen für ein Nacheifer entſtehen muß, was für Schönheiten man daraus ziehen kann, und wie viel Stücke zum Vergleichen den Kennern dadurch in die Hände gerathen.

Noch ein Vortheil, den die Italiener haben, iſt der Beyfall von ganz Europa, die Gunſt der Könige, und die Belohnungen, womit ſie die italieniſche Muſik beehret haben. Ihre Concerte und Opern ſind italieniſch m); und das Recht, was ſie zu gleicher Zeit unſe-

Dresdniſchen ſeit 20 gen von Haſſen; die Berliniſchen ſeit 13 Jahren von Graunen; die Braunſchweigiſchen ſeit 20 Jahren von Hurlebuſchen, d. i. von lauter deutſchen Meiſtern geweſen. Will man nun ſagen, daß dieſe alle im italieniſchen Geſchmacke geſetzet; ſo iſt es einigermaßen wahr. Aber es iſt auch nicht zu läugnen, daß Kenner in der Muſik hier einen gewiſſen, der deutſchen Nation eigenen Geſchmack finden, der ſich vom Wälſchen merklich unterſcheidet. Wenn nun, wie wir vermuthen, Herr Heiſn Urheber dieſes Stücks iſt: ſo muß man ſich wundern, wie er ſo eifrig für Italien ſtreitet, und ſeine geſchickten Landsleute ganz darüber vergißt. Und wo bleiben noch alle die vormaligen deutſchen Opern, die von Heinichen, Kaiſern, Telemannen, und andern deutſchen Componiſten geſetzet geweſen?

unſerer Tragödie und Komödie widerfahren laſſen, iſt ein Beweis ihrer Billigkeit und ihres richtigen Geſchmackes. Ich weis in der That nicht, was man dem allgemeinen Ruffe ſo vieler Völker entgegen ſetzen will, die von Gemüthe ſo unterſchieden, und in dieſem einzigen Stücke gleichwohl alle ſo einſtimmig ſind. Diejenigen die uns behaupten, unſer Beyfall allein entſcheide alles, verdienen gar keine Antwort.

Die Franzoſen haben nicht nur dieſes allgemeine Geſchrey von ganz Europa wider ſich; ſondern der Grund ihres ſchlechten Erfolgs ruhet auch in ihrem eigenen Buſen. Paris allein iſt im Beſitze einer Oper, und dieſe ſogenannte muſikaliſche Akademie, verdienet den Spott des kleinen Propheten von Böhmiſchbroda nur gar zu gut. Man nehme den Herrn Jelyot, und Mademoiſelle Fel weg: was bleibt hernach? Dieſe zwo Perſonen ſtellen die Muſik des ganzen Volkes vor; und indeſſen daß zwey tauſend Italiener in ganz Europa Beyfall einſammeln, beſteht aller unſer Reichthum in einem Schauſpieler und einer Schauſpielerinn. Wo ſind die Schüler, die bereit ſtehen, ſie abzulöſen? oder beſſer zu ſagen, was thun wir nicht alles, damit es nie ſo weit komme? Es erſcheine nur jemand der geſchickt iſt, oder es doch zu ſeyn glaubet, auf unſerer Bühne; ſo wird er mit Ausſchweifung entweder ausgeziſchet oder gelobet. Im erſten Falle, kömmt er nimmermehr wieder: im andern glaubet er, er ſey ſchon etwas, und arbeitet nicht mehr.

(Das übrige nächſtens.)

VIII. Ver-

* *

VIII.

Verſuch vom Schönen, darinn man unterſuchet, worinn das Schöne in der Natur, in den Sitten, in den Werken des Witzes, und in der Muſik, oder Tonkunſt beſtehe. Aus dem franzöſ. überſ. von einigen Mitgliedern der Kön. deutſchen Geſellſch. zu Königsb. in Pr. Königsb. gedr. mit Drieſtiſchen Schriften. 1753. 8. 142 S.

Die Urſchrift dieſes Werkleins iſt 1741 ans Licht getreten, und in unſern gel. Zeitungen das Jahr darauf angekündiget worden. Wer dieſelbe verfertiget habe, iſt unbekannt. Allein ein Mitglied der Kön. deutſchen Geſ. zu Königsb. welches ſich in Berlin befindet, überſandte dieſelbe nach Preuſſen, und ſtellete den Geſchmack der Geſellſch. damit auf die Probe. Er legte die Ueberſetzung des III. Abſchnittes bey, um andere zur Verdeutſchung des übrigen aufzumuntern. Dieſes gelung ihm. Es machten ſich einige darüber, und hier ſieht man die Frucht ihrer Bemühungen.

Die Verfaſſer der Vorrede glauben, die Vernunft und wahre Religion würden mehr wahre Freunde haben, wenn die Grundſätze und Erfahrungen dieſer Schrift, mehrern Menſchen bekannt wären; wenigſtens würde der vernünftige Umgang unendlich viel dadurch gewinnen. Denn ſo lange nur das ſichtbar Schöne die meiſten Menſchen mit verwirrten Begriffen bezaubert, hingegen die

Schönheit der Sitten vermisset wird, so lange wird man zweifeln, ob das geistisch Schöne eine Bewunderung verdiene.

Im Schlusse der Vorrede machet man uns Hoffnung, ehestens die Erstlinge der eigenen Arbeiten dieser Kön. Gesellsch. im Drucke zu sehen.

In der Vorrede des französischen Urhebers dieser Schrift, hören wir, daß sie einem unter einigen Gelehrten vorgefallenen Streite, ihren Ursprung zu danken habe. Einige derselben hätten auf ein Gerathewohl, von der Schönheit geurtheilet, ohne die geringsten Gründe festzusetzen; wie es insgemein zu gehen pflegt. Einer aber hätte den Entschluß gefasset, auf die ersten Begriffe vom Schönen einzudringen, in alle Arten desselben zurück zu gehen, und also ganz ungezweifelte Gründe davon ausfündig zu machen. Hier fand er nun, daß man dreyerley unterscheiden müsse. 1) Die allgemeinen Begriffe eines reinen Verstandes, dadurch man auf die ewigen Regeln der Schönheit geführet wird. 2) Die sinnlichen Urtheile der Seele, nach den Empfindungen, die gleichwohl jene geistigen Begriffe der Schönheit nicht unterdrücken. 3) Die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit; die bald eine, bald die andre der obigen Arten umzustoßen scheinen.

Daher entstehen nun, nach den vier Gattungen des Schönen, vier Abschnitte dieser Abhandlung. 1) Vom Sichtbarschönen. 2) vom Schönen in den Sitten, 3) vom Schönen in den Werken des Wi-

ſes; und 4) vom Schönen, in der Muſik, oder Tonkunſt.

Das Schöne iſt gemeiniglich am wenigſten bekannt, ſo oft auch davon geſprochen wird. Ein jeder urtheilet davon, bey Hofe, in Geſellſchaften, auf dem Lande, und in Kirchen. Ueberall ſuchet man es; man glaubet es zu finden, man wird davon eingenommen und bezaubert? Allein was iſt es denn eigentlich, was uns ſo einnimmt und bezaubert? Man frage diejenigen, die am meiſten davon gerühret ſind, darum: ob das Schöne ein ſelbſtändiges, oder ein ſich auf etwas anders beziehendes Weſen ſey? Ob es von aller Willkühr unabhängliche Schönheiten gebe? Ob irgend etwas das allerſchönſte ſey, nach deſſen Muſter ſich alles übrige richten müſſe? Oder ob es dem Schönen, wie den Kleidertrachten gehe, die auf dem bloſſen Wahne und Dünkel der Menſchen beruhen?

Hier werden tauſend Zweifel und Uneinigkeiten entſtehen, und zwar über Dinge, die man vorhin noch ſo gut und gewiß zu wiſſen geglaubet. Endlich wird man zu einem: Ich weis nicht was? ſeine Zuflucht nehmen. Will man ſagen: was brauchet es vieler Fragen? Genug, da iſt eine ſchöne Geſellſchaft, Gegend, oder Muſik. So dienet zur Antwort: Man will nicht wiſſen, was ſchön iſt; man will verſtehen, was eigentlich das Schöne ſey; welches allerley Dinge ſo ſchön machet?

Die Zweifelſüchtigen, die bey allem ihrem Philoſophiren nur das zum Zwecke haben, daß ſie nichts wiſſen wollen, und ſich eben darum groſſe Geiſter zu

seyn dünken, weil sie überall im Finstern tappen: Diese Zweifler, werden ohne Zweifel das Schöne zu den bloß eingebildeten Wesen setzen. Allein so ausschweifend diese Zweifelsucht auch ist: so müssen sie doch einen Begriff mit dem Worte Schönheit verbinden, wenn sie es von einigen Dingen bejahen, von andern verneinen. Der Vers. will also zum voraus, nur soviel sagen, daß in jedem Verstande ein Begriff von Schönheit sey; daß derselbe etwas vortreffliches und vollkommenes in sich schließe; daß selbige eine vortheilhafte Eigenschaft sey, die man an andern hochschätze, und an sich selbst lieben würde.

Um nun diesen Begriff weiter auszuarbeitern, behauptet der Vers. zuförderst, daß es 1) ein wesentliches, und selbst von Gott unabhänglicher Schönes gebe. 2) Daß es auch ein natürliches Schönes gebe, welches von den Einbildungen der Menschen nicht abhänget; und 3) daß es eine Art des Schönen giebt, die willkührlich ist, weil sie bloß von der menschlichen Bestimmung herrühret. Ueberdem theilet er das Schöne in das sinnlich, und in das verständlich Schöne. Das erste finden wir an Körpern, das zweyte an Geistern. Von jenem machet er den Anfang, weil es am leichtesten aus einander zu setzen ist.

Er setzet zum voraus, daß nur zween Sinne das Vorrecht haben, das Schöne zu empfinden; nämlich die Augen und die Ohren. Den übrigen spricht er diese Fähigkeit ab: ungeachtet wir auch im Deutschen zu sagen pflegen, daß etwas schön riecht, oder schmecket. Vielleicht spricht man im Französischen

schen

ſchen nicht ſo: allein die Sache muß doch einerley ſeyn. Wir ſehen auch nicht, warum er den Geruch, Geſchmack und das Gefühl ſtumpfe und grobe Sinne nennet, die nur das, was ihnen gut iſt, ſuchen, ohne ſich um das Schöne zu bekümmern. Denn wer kann das einer Zunge Schuld geben, die ſtets nach neuen Leckerbiſſen eines franzöſiſchen Koches, geiſtiger Weine, ſüßer Früchte, oder gebrannter Getränke ſchmachtet; einer Naſe, die nach wohlriechenden Waſſern, Oelen, Pomaden, Seifen, Blumen, Handſchuhen, Schnupftabacken und andern eingebiſamten Dingen lechzet? endlich auch Händen, die ſo gern was zartes und weiches, feines Leinen, Baumwolle, Biberhaar, Seide, Atlas, Sammet, oder die noch ſanftere Haut einer Schönen berühren? Uns ſcheinen alſo dieſe Sinne ebenſowohl einer Empfindung des Schönen fähig zu ſeyn, als die beyden andern; denen er ſie einräumet.

Nun will er die Regeln des weſentlichen Schönen entdecken; um die unverſchämte Zweifelſucht zu Schanden zu machen, deren Thorheit und Lächerlichkeit ſich nirgends ſo deutlich zeiget, als hier. Er findet aber den Grund deſſelben billig in der Regelmäßigkeit, Ordnung und Verhältniß, ja auch in dem Ebenmaaße der Theile eines Dinges. Dieſe ſind unſtreitig, dem Unregelmäßigen, der Unordnung, und dem Mangel des Verhältniſſes und Ebenmaaßes vorzuziehen. Alle Menſchen haben ein gewiſſes Augenmaaß, von der Zierlichkeit einer Figur oder Vollkommenheit eines Werkes zu urtheilen. Je richtiger der Umfang,

sang, z. E. einer Kugel ist, desto schöner dünket sie uns. Je ungezwungener die Einrichtung, z. E. eines Gartens ist, wenn man die verschiedenen gleichen oder ungleichen Theile desselben gegen einander hält: je besser die einzelnen Theile eines Ganzen zwischen die doppelten und ähnlichen zu stehen kommen; wie an dem menschlichen Körper, oder einem schönen Gebäude: je richtiger auch die unähnlichen gleichsam stufenweise auf einander folgen; so daß nichts verworrenes, nichts unordentliches übrig bleibt: Desto mehr gefällt uns ein Ganzes, und für desto schöner pflegt man dasselbe zu erklären. Sollte es nun nicht Regeln des Schönen geben, und möglich seyn, die Ursache davon zu entdecken?

Dieses bestätiget der Verfasser durch die Zeugnisse Platons und Augustins; sonderlich des letztern? „Wenn ich, schreibt dieser, einen Baumeister fra„ge: warum er, da er an dem einen Flügel eines „Gebäudes einen Bogen gezogen, auch an dem an„dern dergleichen ziehe? so wird er mir ohne Zwei„fel zur Antwort geben: Dieses geschehe, damit „die Theile seines Gebäudes einander gleichförmig „würden. Aber warum scheint dir diese Gleichför„migkeit nöthig zu seyn? Darum, weil sie gefällt. „Wer bist du aber, daß du dich zum Schiedsrich„ter dessen, was gefallen und nicht gefallen soll, auf„wirfst? Und woher weist du, daß die Gleichför„migkeit gefallen werde? Ich bin gewiß, daher: „weil Dinge, die in der Art zusammen gesetzet sind, „Anständigkeit, Richtigkeit und Annehmlichkeit ha„ben; mit einem Worte, weil so was schön ist„ ꝛc.

Auf

nuchus paedagogus. Sondern er ſtellet das Wort *Papa* zu einer nähern Betrachtung aus, in ſo ferne es einen Vater anzeiget; und zwar ſo wohl einen leiblichen, von dem Cicero mit Rechte geſaget: *Quod ſecundus et terreſtris Deus ſit;* als dem vermeynten Geiſtlichen, den heiligen Vater Pabſt. Doch da von dieſer letztern Benennung, auſſer ſo vielen Catholiſchen Scribenten, unter den Proteſtanten der berühmte Diecmann beſondere Abhandlungen aufgeſetzet; will Herr Gerſtäcker nur mit wenigem am Ende davon erwehnen.

Nun kömmt er auf die Hauptſache. Allein, lieber GOtt! wie viel Hinderniſſe ſind da nicht im Wege, die auch dem geübteſten Schriftſteller viel zu ſchaffen machen können? Und es trifft hier, leider! auch das Sprichwort ein: Viele Köpfe, viele Sinne. Doch getroſt! der Verfaſſer will in dieſer Schrifft alle unterſchiedene Meynungen der Gelehrten von dem Urſprunge des Worts *Papa* unterſuchen, und ſo dann zuletzt beſtimmen, welche ſeiner Meynung nach, die wahre ſey.

Dieſe theilet er, um beſſerer Ordnung und Deutlichkeit willen in zwey Claſſen ein. Zu der erſten rechnet er diejenigen, welche nur ein einiges Wort einer einigen Sprache, zum Exempel der Ebräiſchen, Syriſchen, u. ſ. w. vor die Stammwurzel von Papa angeben. Zu der andern aber gehören die, welche zwar bey einerley Sprache, etwa der Lateiniſchen, verbleiben, aber einer von dieſen, der andre von einem andern Worte derſelben; die Abkunft des gedachten Nahmens herleiten. Der Herr Magiſter giebt die Hoffnung, es werde unten klärer werden, was einigen

von

Auf dieſen Grundſatz bauet nun der Herr Verf. ſeine ganze Lehre von der Schönheit. Er ſaget aber zweytens, daß es noch ein natürlich ſchönes giebt, welches von dem Willen des Schöpfers in der Natur, nicht aber von dem Wahne und Geſchmacke der Menſchen herrühre. Z. E. Gott hat die reine Luft, oder den Himmel blau gefärbet; des Nachts eine Erleuchtung deſſelben von viel tauſend Sternen verſchaffet; die Wolken ſelbſt, wie die Morgen- und Abendröthe verſchiedentlich gefärbet; den Erdboden grün, die Blumen aber mannigfaltig gemalet; alles, um den Dingen verſchiedene Annehmlichkeiten und Schönheiten zu geben. Selbſt die Menſchen haben verſchiedene Farben, die Europäer und Aſiater weiß, die Africaner ſchwarz, die Americaner gelb, oder braun. Die Sonnenſtralen ſelbſt hegen die ganze Schattirung aller Farben in ſich u. ſ. w. Alles dieſes ſind natürliche Schönheiten; die ihre Regeln haben, und die der Verf. zu entdecken weis; davon die Mannigfaltigkeit, die Abwechſelung, und die Miſchung die vornehmſten abgeben.

Die dritte Art des Schönen iſt das willkührliche, oder künſtliche. Dahin gehören die Kleidungsarten und Moden im Putze: die oft an ſich ſelbſt nichts vorzügliches haben, als daß ſie gewiſſen vornehmen Leuten gefallen. Dahin gehören auch gewiſſe Zierrathe in der Baukunſt, die nicht aus den Gründen der Meßkunſt, der Statik, und Mechanik fließen. Die Regeln der fünf Säulenordnungen z. E. ſind dergleichen: daß in der toſcaniſchen die Höhe der Säule den Durchmeſſer ihres Fußes ſieben, in der

doriſchen acht, in der ioniſchen neun, in der korinthiſchen zehnmal, und in der zuſammen geſetzten eben ſo viel mal in ſich halten müſſe. u. ſ. w. Von ſolchen Regeln nun gehen groſſe Baumeiſter auch zuweilen ab; um andre Schönheiten anzubringen: davon der Vers. die Regeln der Behutſamkeit anpreiſet.

Wir haben uns bey dem erſten Abſchnitte ſo lange aufgehalten, daß es uns zu weit führen würde, wenn wir auch von dem Schönen in den Sitten, dem Schönen in freyen Künſten, und in der Muſik eben ſo ausführlich reden wollten. Allein es iſt unſre Abſicht nicht, den ganzen Inhalt dieſes Werkchens zu erſchöpfen; ſondern nur unſre Leſer durch dieſe Probe davon zu reizen. Sie werden auch gewiß finden, daß es geleſen zu werden verdienet; und auf ganz geſunde Begriffe der Vernunft, der Sittenlehre und freyen Künſte gegründet iſt.

Die Ueberſetzung endlich iſt auch ſo richtig und anmuthig gerathen, als man es von der Königlich-deutſchen Geſellſch. zu Königsberg ſchon aus ihren andern Proben gewohnt iſt. Wir haben nämlich ſchon außer Fleſchiers Reden, eine Lobrede auf den Card. Fleury, imgl. ein Stück aus dem St. Evremond erhalten; die ſich ſämmtlich bey Kennern viel Beyfall erworben. Wir erwarten nun aber mit Ungeduld, auch die Proben ihrer Originalſchriften, dazu man uns hier ſo zuverläßig Hoffnung macht.

IX. Nach-

IX.

Nachricht von den theatraliſchen Streitſchriften in Leipzig.

Leipzig iſt kein Paris; gleichwohl hat es eine Schaubühne, und folglich bisweilen auch Streitigkeiten darüber. Es iſt alſo kein Wunder, daß zuweilen Schriften deswegen heraus kommen. Kaum hatten wir im Hornung dieſes Jahres a. d. 131 u. 134 Seite ein Paar kleine Anmerkungen wider ein ſehr verwirrtes und den guten Sitten anſtößiges Stück, der Teufel iſt los, einfließen laſſen; als wir von einer Schrift Nachricht gaben, die wider die engliſche Bühne zu Paris heraus gekommen: ſo gieng der Lärmen an. Man hielt die ganze theatraliſche Ehre dadurch für beleidiget, und ſuchte ſich zu rächen. Hierauf erſchien

1. Schreiben an Hrn. K** in Z** die Leipziger Schaubühne betreffend. VIRG. Levium ſpectacula rerum. Leipzig bey Ge. Wilh. Pouillarden 1753. in 8. 4 Bog.

Dieß war eine ſcharfe Kritik über verſchiedene Mängel und Gebrechen der Leipziger Bühne; die dem Herrn Verfaſſer durch die Liebe zur regelmäßigen Art der Schauſpiele, und zur Tugend und Ehrbarkeit abgedrungen worden. Es iſt wahr, er lobet auch verſchiedene Vorſtellungen, und gute Trauer- und Luſtſpiele: allein er beklaget es auch, daß der erſtern

erſtern ſo wenige, und hingegen viele von ſo ſchlechtem Schrote und Korne, als Regulus, Hadrian in Syrien u. d. m. geſpielet werden. Unter den Luſtſpielen findet er noch mehr zu verwerfen; ſonderlich aber die wollüſtigen und üppigen Zwiſchenſpiele, nebſt vielen wunderlichen Balletten, oder Tänzen. Sonderlich aber wird das Stück, der Teufel iſt los, nachdrücklich verworfen, und zu dem Ende, aus eines Engländers, Colliers, Kritik über die engliſche Bühne, die 1715 franzöſiſch ans Licht getreten, die Garſtigkeit, Wildigkeit und Ueppigkeit derſelben dargethan.

Dieſes Stück war nun mit Billigung des ordentlichen Cenſors, und Vorſetzung des Buchdruckers erſchienen; der Verfaſſer aber, Herr Schulz, aus Kittlitz in der Lauſitz, allen bekannt; folglich war es auch kein Pasquill zu nennen. Dagegen machten ſich eine Menge lichtſcheuender Federn auf, die in allerley Quartblättern, halben und ganzen Bogen, einen Hagel von Schmähſchriften auf jenen fallen ließen. Gegen alle dieſes Ungeziefer, trat um Johann folgende Schrift ans Liche:

II. **Vernunftmäßige Beurtheilung** zweyer Schreiben, die wider das Schreiben des Herrn K. in Z. die Leipziger Schaubühne betreffend, herausgekommen; aus den Gründen der Vernunftlehre, und der Natur der Sache erwieſen. Scinditur incertum ſtudia in contraria vulgus. VIRG. Leipzig gedruckt bey Büſcheln.

Auch

Auch diese Schrift ist mit Censur, und Benennung des Buchdruckers erschienen; und soll von einem gelehrten Doctor beyder Rechte seyn. Der Inhalt zeiget auch sattsam, daß ihr Verfasser ein Kenner der ausländischen Bühnen ist, die er auf seinen Reisen sattsam kennen gelernet; dabey aber auch an Einsicht und Belesenheit in den besten kritischen Schriftstellern keinen Mangel hat. Hier sieht man nun noch viel deutlicher, die androhende Verderbniß einer Bühne, die sonst in Deutschland die erste gute, und beste gewesen. Er zeiget sonderlich, daß man es vergeblich zum Vorwande schlechter Stücke brauche: daß der Geschmack der Leipziger verderbt sey; und man sich also nach ihm richten, und verwirrte Stücke spielen müsse. Denn er thut dar, daß Leipzig schon seit 24 Jahren guter Trauerspiele und regelmäßiger Lustspiele gewohnt gewesen; und es folglich nicht nöthig habe, als ein verwöhntes Kind tractiret zu werden; dem man seine Unarten allmählich abgewöhnen muß.

Außer dem sieht man hier die wahre Geschichte dieses komischen Krieges deutlich entwickelt; und das Verzeichniß der sämmtlichen Scartequen, womit man die Unordnung und Verderbniß bemänteln wollen, ist auch ziemlich vollständig. Diese Schrift ist 9 Bogen stark, und verdienet auch ihrer muntern und aufgeweckten Schreibart wegen, gelesen zu werden. Ferner erschien

III. Prose allein, zur Rettung der Ehre des Herrn S . . wider die Poesie und Prose

Proſe eines Ungenannten, von einem Freunde der Wahrheit, der guten Sitten, und des guten Geſchmackes aufgeſetzet. in 8. 3½ Bogen.

Dieſes iſt eine ſcharfe Abfertigung eines Verfechters der komiſchen Unordnungen, der ein Blatt, unter dem Namen, Poeſie und Proſa, hatte drucken laſſen. Es ſcheint dieſe Antwort die Sprache ihres Gegners zu reden, die ein wenig aus dem niedrigen Fache iſt. Sonſt aber iſt ſie voller Feuer, und an Salz und Eſſig fehlet es ihr auch nicht. Endlich kam noch

IV. **Der kleine Prophet von Böhmiſchbroda**, oder die Weißagung des Gabriel Johannes Nepomucenus, Franciſcus de Paula Waldſterch, genannt Waldſtörchel ꝛc. Prag 1753. in 8. 2 Bogen.

Dieſes iſt theils eine Ueberſetzung, theils eine glückliche Nachahmung derjenigen Schrift, die wir oben bey den Streitigkeiten der franzöſiſchen Bühne erzählet haben. Es iſt nämlich alles, was ſich brauchen ließ, daraus beybehalten; das übrige aber geſchicklich auf den Zuſtand der Leipziger Bühne gelenket: ſo daß ſie ſpaßhaft, und doch lehrreich zu leſen iſt.

Andre kleinere Stücke übergehen wir mit Stillſchweigen.

X.

Miſcellanea Lipſienſia nova, ad incrementum Scientiarum ab his, qui ſunt in colligendis Eruditorum novis Actis occupati, per partes publicata. Vol. IX. pars III. Lipſ. apud Lankiſii heredes.

1753.

In dieſem Theile liefert uns der fleißige Herr Hofrath Menke, abermal einige beträchtliche Abhandlungen ſeiner Gehülfen an den Actis Eruditorum; nebſt einigen andern Stücken, die er ſelbſt aus Handſchriften ans Licht ſtellet. Das I. iſt Herrn Probſt Harenbergs Abhandlung über den 69ſten Pſalm. Das II. Herrn Joh. Lud. Spörls Unterſuchung vom Abraham, der den Tag Chriſti zu ſehen Erlaubniß bekommen, über Joh. 8. Cap. 56 Vers. III. Herrn Karl Chriſtian Hirſchens, Diac. zu Nürnb. hiſtoriſche Beobachtung vom Urſprunge der Landsknechte. IV. Drittes Stück der griechiſchen Anthologie, die nur allererſt aus einer alten Handſchrift ans Licht geſtellet wird, von Hn. D. Joh. Jak. Reisken. V. Eine alte Rede von der Epiphania Domini; die in einer alten Handſchrift dem H. Auguſtin, Biſchofe von Hippon, beygeleget wird; nun allererſt ans Licht geſtellet, von Herrn Fr. Otto Menken. VI. Endlich das 3te Stück des gelehrten Briefwechſels zweener großen Männer, Ludewig Bourgucts und Gisbert Cu-

pers;

pers; darinn viel philoſophiſche antiquariſche, und zur ſchönen Litteratur gehörige Stücke erläutert werden. Es ſind noch ein Paar bourguettiſche Briefe an Joh. Bapſt. Otten, und Joh. Woods. warden dabey.

Wie man theils aus den Materien, theils aus den Namen ſo gelehrter und berühmter Männer ſchließen kann, ſo iſt hier nichts gemeines und alltägliches zu ſuchen. Wir ſehen es mit Vergnügen, daß es dem Herrn Hofrath weder an Gehülfen, noch an Stoffe, noch an Liebhabern und Leſern fehlt, das Reich der Wiſſenſchaften durch dieſe Schriften zu bereichern.

Ende des Herbſtmonaths 1753.

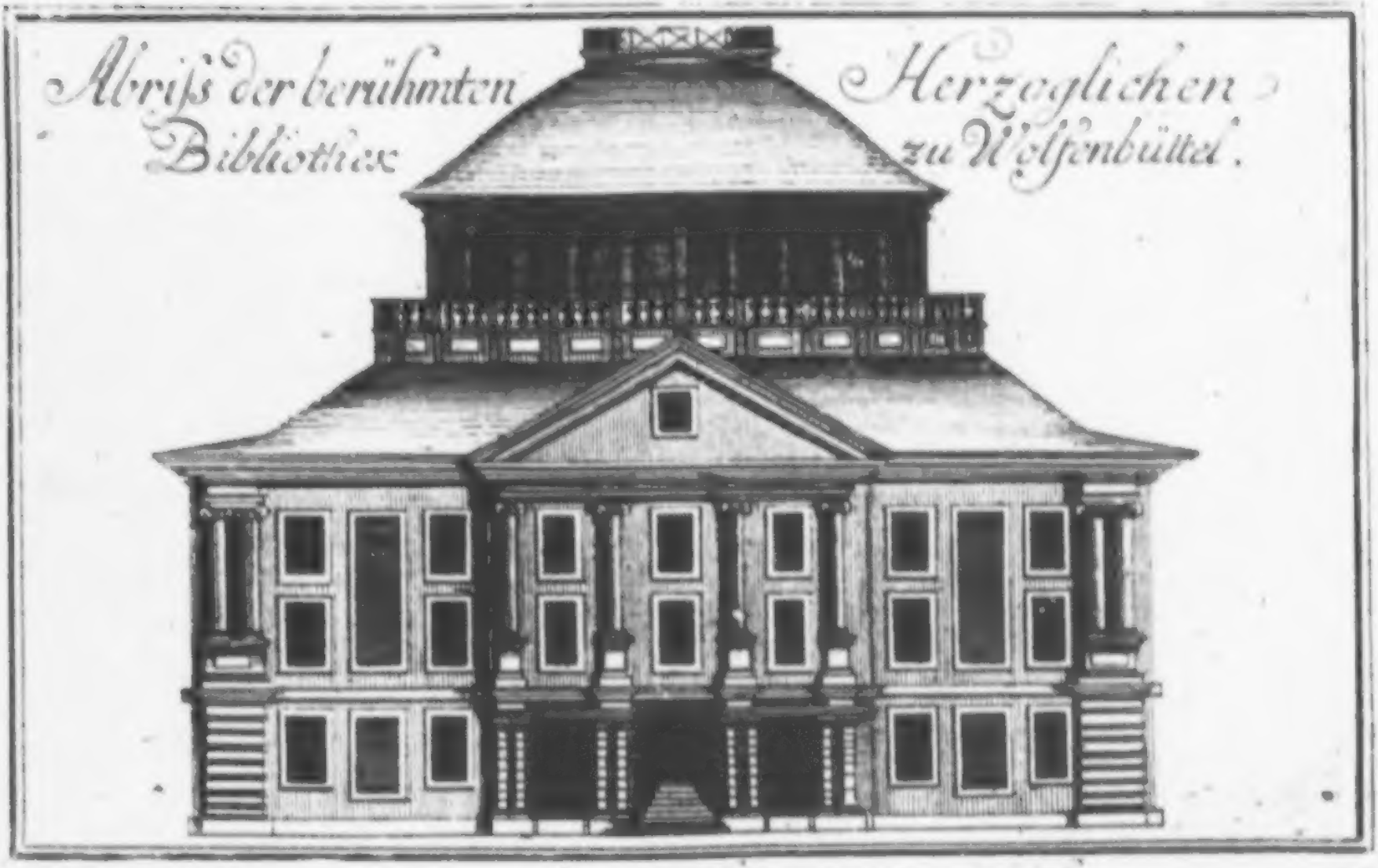
Abriß der berühmten
Bibliothec
Herzoglichen
zu Wolfenbüttel.

von den Lesern hiebey vielleicht noch etwas dunkel vorkommen dürfte.

11. Wir müssen gestehen, daß man bey der gegenwärtigen Ausführung eine ziemlich weitläuftige Belesenheit antreffe, die aber nicht eben allemahl zum besten verdauet ist. Uns kan inzwischen genug seyn das Vornehmste davon allhier kürzlich angemerket zu haben.

Viele Gelehrte haben mit Ignatio Braccio, welcher vordem einen besondern Tractat von dem Ursprunge des Worts *Papa* *) geschrieben, die Ebräische Sprache, als die erste Mutter desselben, gepriesen; in welcher, bekannter massen, אב (*Abh*) einen Vater bedeutet, woraus nachgehends durch Verdoppelung אבאב (*Abhabh*) ein Grosvater; und dieses wiederum, durch eine ganz unmühsame Versetzung, באבא (*Baba*) geworden; so man endlich aus Unwissenheit *Papa* geschrieben. Herr Gerstäcker findet an dieser Meynung vieles auszusetzen; die ihm eben so lächerlich dünket, als wenn man im Ernste behaupten wolte, das Wort Frau, komme von dem Ebräischen פרה (*Pharah*) er ist fruchtbar, her, quoniam, wie er schreibt, vxor esset ens *fructiferum*, quo maritus pro arbitrio vti posset.

Die Syrische Sprache stehet ihm in diesem Falle eben so wenig an; ob sie schon nach den beyden Maroniten, Gabriel Klah und Abrahamo Ecchellensi,

*) *Ignatius Braccius* Tractat. de Etymologia nominis Papae lib. I. cap. 8.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Weinmonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. X. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Roma Sotterranea Opera poſtuma,

di Antonio Boſio, Romano, &c. Compita, diſpoſta & accreſciuta dal P. Giovanni Severani da S. Severino. In Roma per Lud. Grignani 1750. in 4. mit vielen Kupfern.

Die italieniſchen, ſonderlich in Rom gedruckten Bücher kommen ſo ſparſam, und ſo langſam nach Deutſchland, daß es unſre Leſer nicht wundern wird, daß wir dieſes Werkes noch, als eines neuen gedenken; da es doch ſchon ins dritte Jahr heraus iſt. Nun iſt es zwar nur eine neue Auflage, eines ſonſt ſchon bekannt geweſenen Buches: allein da auch ſchwerlich alle unſre Leſer mit der erſten bekannt geweſen: ſo wollen wir gleichwohl einige Nachricht davon geben.

Antonius Boſius iſt ein berühmter Antiquarius des vorigen Jahrhunderts geweſen. Aus groſſer Begierde die unterirdiſchen Gewölber und Catacomben der Stadt Rom zu erforſchen und kennen zu lernen, hielt er ſich bisweilen 4, 5 bis 6 Tage in

dieſen finſtern Grüften und Abgründen auf. Zum erſtenmale trat dieß Werk 1632 in Fol. durch Beſorgung Joh. Severani heraus. Paul Aring aber gab es 1651 zu Rom lateiniſch in zween Folianten ans Licht; verfertigte auch im Deutſchen einen kurzen Begriff davon, unter dem Titel des unterirrdiſchen Roms. Da die erſten beyden Ausgaben ſehr koſtbar geweſen: ſo hat man dieſe neue, durch das kleinere Format, um ein gutes wohlfeiler gemachet.

Den Inhalt dieſes Werkes betreffend, ſo liefert es die uralten Gottesäcker der Römer, oder die Gräber und Todtengrüfte der älteſten Chriſten in Rom. Denn da die heydniſchen Römer ihre Todten verbrannten, und die bloße Aſche in Urnen aufhoben: ſo wichen die Chriſten darinn von ihnen ab, daß ſie ihre Todten, vielleicht zum Zeichen der gehofften Auferſtehung, in unterirrdiſche Kammern und Gewölber ſetzten. Dieſe wuchſen nun, zumal in den Zeiten der Verfolgungen, bey einer ſo großen Menge von Märtyrern ſo ſtark an, daß man das ganze Rom, ſo zu reden, untergrub, und allmählich das unterirrdiſche Rom für größer gehalten ward, als das überirrdiſche; ja wie ein rechtes Labyrinth von Gewölbern ausſah.

Will man überhaupt den Inhalt dieſes Werkes wiſſen: ſo handelt es anfänglich von der Lage, der Geſtalt und dem alten Gebrauche der Kirchhöfe. Ferner von den Schlafſtäten, Bethſtübchen, Bildern, hieroglyphiſchen Figuren, Aufſchriften und Grabmälern, die darinnen gefunden werden; ſo daß die

die Bedeutungen der Bilder und hieroglyphiſchen Figuren erkläret werden. Man beſchreibt darauf die Begräbnißceremonien in Beyſetzung der Todten; und handelt endlich von denen darinn verwahrten Märtyrern, die in Rom, oder nahe dabey den Tod erlitten. Da iſt es nun leicht zu denken, daß hier von vielen denkwürdigen geiſtl. und weltlichen Alterthümern; von dem vormaligen Zuſtande der erſten Kirche, und ihrer Bedrängniß zur Zeit der Verfolgungen; dem Eifer der erſten Chriſten, und allen den vermeynten Schätzen von Heiligthümern oder Reliquien heiliger Körper und Gebeine gehandelt wird, die Rom unter ſeinen Aeckern noch verſchloſſen hält.

Das I. Buch inſonderheit redet von den alten Begräbniſſen überhaupt; beſchreibt die Grauſamkeit der Heyden, gegen die Körper verſtorbener Chriſten; und wie man die Leiber der Blutzeugen den wilden Beſtien vorgeworfen. Viele davon wurden ins Feuer, andre ins Waſſer geſchmiſſen. Daher fingen die Chriſten an, ſie zu verbergen, und mit andern Leichen zu vermiſchen; ja ſie mit beſondrer Sorgfalt aufzuſuchen und zu begraben. Die Päbſte ſelbſt wandten viel Fleiß darauf; die Prieſter ſo gar leiſteten dieſe Pflicht den Leibern der Märtyrer; Männer und Weiber folgten ihrem Beyſpiele, ſammleten das Blut derſelben, und erkauften ihre Körper und Ueberbleibſel mit vielem Gelde. Ehe ſie dieſelben begruben, ſtellten ſie erſt Nachtwachen an, wuſchen ihre Körper, ſalbten und balſamirten ſie, wickelten ſie ein, und umwunden ſie mit Bin-

den, und trugen ſie mit beſondern Gefolgen zu den Begräbnißſtätten. Das alles lehret das I. Buch in 20 Capiteln.

Das II. Buch liefert die Beſchreibung des Ortes und der Lage dieſer Begräbniſſe. Der vaticaniſche Hügel, nebſt der Porta und Via triumphali, hatten ſchon bey den Heyden viel merkwürdiges. Hier wurden nun die vaticaniſchen Begräbniſſe angeleget. Hier ſoll Petrus gemartert und begraben worden ſeyn. Conſtantin der Große bauete die vaticaniſche Hauptkirche über den vaticaniſchen Gräbern, und Pabſt Silveſter legte den Körper des Apoſtels unter den großen Altar dieſer Kirche, deſſen Einweihung hier beſchrieben wird. Viel andere heilige Körper haben dieſe Kirche hernach bereichern müſſen; ſo wie auch viel Päbſte, Kaiſer, Könige und Königinnen daſelbſt begraben worden. Daher trifft man ſo viele alte Aufſchriften, Marmorſteiler, und Gräber nebſt andern Denkmälern daſelbſt an.

Beyläufig wollen wir anmerken, daß im Schluſſe des III und IV. Jahrhunderts, ehe noch die Gothen nach Italien gekommen, ſchon grobe Schnitzer in der Rechtſchreibung auf den Marmorſteinen vorkommen. Z. E. QVI BIXIT ANNVS, für Vixit annis, DIPOSITVS für depoſitus, APVT für apud, ORA für hora; u. d. m. So ſehr ſind die Römer von ſich ſelbſt in die Barbarey gerathen.

Auf dem Aureliſchen und Corneliſchen Wege findet man gleichfalls viel alte heydniſche Ueberbleibſel. Hier liegt aber auch der Kirchhof des H. Ca-

lepo-

lepodius, und die Kirche des Märtyrers Pankratius; die Kirchhöfe des Pabſts Julius, des heiligen Proceſſus, und Martinianus, oder der heiligen Agatha u. d. m. Eben ſo werden die Kirchhöfe vor andern römiſchen Thoren, ſonderlich auf der portuenſiſchen Straße beſchrieben: ja ſo gar ein jüdiſcher Kirchhof iſt daſelbſt gefunden worden. Das alles füllet 22 Capitel.

Eben ſo fährt das III. B. in 65 Capiteln fort. Auf dem oſtienſiſchen Wege ſoll des Apoſtels Paulus Grab gefunden worden ſeyn. Dabey wird nun ſeine Kirche beſchrieben: die auch Conſtantin über ſeinem Graabmaale erbauet haben ſoll. Die alten Aufſchriften und Denkmäler deſſelben werden beygebracht; ſowohl auf den Paulus, als andere daſelbſt begrabene, nebſt allen übrigen Kirchhöfen an dieſem Wege. Es folgen die an der appiſchen Straße; worauf die ardeatiniſche folget. Nicht minder reich ſind die lateiniſche, lavicaniſche und Präneſtiniſche, die Tiburtiniſche, Nomentaniſche, Flaminiſche und Claudiſche Straße, an ſolchen Gräbern und Denkmälern; die großentheils in Kupfern, meiſtens aber nur in Schriften vorgeſtellet werden.

Nun folgen im IV. Buche diejenigen Grabſtäten oder Gottesäcker, die niemals von Heyden, oder Ketzern beſudelt worden. Man unterſuchet die verdächtigen Figuren, und Bilder, zeiget dieſer ihren Nutzen, und zwar inſonderheit von den Bildern Adams und Evens, Abels und Cains, des Noah und ſeines Kaſtens, Abrahams und Iſaaks, Jakobs und des Moſes, der Erſäufung Pharaons,

der Bundeslade, Simsons, Davids, des Elias, u. Hiobs, des Tobias, Daniels, Ezechiels und des Jonas; imgleichen der Bilder des N. T. dabey wir uns nicht aufhalten wollen.

Ferner wird von den Figuren gehandelt, wo die Apostel als Schafe, oder als Zweige eines Baumes abgebildet sind. Gewisse Bilder auf den Gräbern stehen mit offenen Armen, oder mit aufgehabenen Händen. Die Liebesmahle, die Kleidungen, sonderlich des alten christlichen Frauenzimmers, die Pantoffeln der Apostel, die Buchstaben auf ihren Kleidern, die Gestalten der Thiere, des Geflügels, der Fische, des Ankers, der Bäume, der Weinstöcke und Trauben; des Leuchters, der Häuser, Stühle, Kronen, und andrer gleichgültigen Dinge, werden ebenfalls gelehrt untersuchet, beschrieben und erkläret; auch großentheils in Kupfern vorgestellet.

Indessen ist es wahr, daß die Kupferstiche hier nicht so sehr gehäufet sind, als in der ersten italienischen und lateinischen Ausgabe; da oft eine und dieselbe Sache zwey, dreymal abgezeichnet war; andere aber, die ein ander ganz gleich und ähnlich waren, ohne Noth vorkamen. Die Leser und Käufer dieses Werkes werden es aber wohl zufrieden seyn, daß sie nunmehr dieß Buch für den halben Preis haben können; und daß ihnen gleichwohl kein merkwürdiges Bild fehlet.

Sollen wir aber unsere Gedanken von der Beschaffenheit dieser Stiche sagen: so sind sie in Ansehung des vorgeblichen Sitzes aller schönen Künste, dafür Rom sich selbst ausgiebt, und von vielen andern,

bern, ja noch neulich in Paris ſelbſt ausgegeben worden, ſehr mittelmäßig, ja zum Theil herzlich ſchlecht: Ein ſonnenklarer Beweis, daß auch in Italien nicht alle Stümper große Künſtler ſind. Papier und Druck des Buches ſind auch nicht ſonderlich: ſo daß wir nicht ſehen, daß eben in Rom die Gelehrſamkeit und der Buchhandel ſehr blühend ſey. Darum nimmt es uns deſto mehr Wunder, daß man noch auf dem Titel angemerket, dieß Buch ſey am heiligen Jahre, d. i. im Jubeljahre 1750 gedrucket worden. Doch wir beſinnen uns. Vielleicht haben es alle Pilgrime aus Andacht kaufen, und mit in ihr Vaterland zurück nehmen ſollen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Verſuch einer Geſchichte des Herzogthums Meklenburg, durch Samuel Buchholzen, mit einer Vorrede Herrn D. A. J. D. Aepins herzogl. ord. Prof. der Redekunſt in Roſtock. Roſtock in Druck und Verlag Anton Ferd. Röſens, in 4. 1753 4 und ein halb Alphabeth

Wir haben die Ausgabe dieſes ſchönen hiſtoriſchen Werkes mit deſto größerm Vergnügen erblicket, da wir daſſelbe ſchon vor Jahres Friſt den Gelehrten angekündiget, und ihm einen Verleger zu verſchaffen geſuchet. Unſre Abſicht iſt uns gelungen, wie wir aus der Vorrede ſehen; welches uns überaus lieb iſt: und wir wünſchen dem ganzen Herzogthume Glück, zu einem ſo

nützlichen und gründlichen Werke von seiner Geschichte.

In der That hat der Herr Verfasser alles geleistet, was ein fleißiger Geschichtschreiber ganzer Länder, der sich doch in gewisse Gränzen einschließen muß, nur zu beobachten hat. Er geht in die ältesten Zeiten zurück, ohne sich in offenbare Fabeln zu vertiefen. Er zeiget in der Vorrede alle die Quellen an, daraus er geschöpfet: aber Wahrheit, Vollständigkeit, Ordnung, Unparteylichkeit und Kürze, sind die Absichten gewesen, die er sich bey dessen Verfertigung vorgesetzet. Er ist zwar kein gebohrner Meklenburger, sondern ein Märker; ist aber zu dieser Arbeit von Herrn Burch. Gottl. Genzmarn, dem die Unterweisung eines der hoffnungsvollesten meklenburgischen Prinzen anvertrauet war, dazu aufgemuntert worden.

Das Buch ist in kurze Sätze abgetheilet, die gleichsam den rechten Kern der meklenburgischen Geschichte in sich halten, und zwischen welchen allemal eine weitläuftigere Rechtfertigung und Ausführung derselben eingeschaltet wird. Es hält diese letztere alles das in sich, was ein Lehrer der Geschichte, seinen Zuhörern, über die vorhergehenden Abschnitte mündlich vortragen kann und soll. Hier hat der Herr Verfasser eine gute Wahl der Sachen getroffen, die besten Schriftsteller angezogen; die Widersprüche und Zweifel kritisch gehoben, und alles in ein gutes Licht gesetzet.

In der Einleitung handelt er überhaupt von der Herrschaft des Landes und ihrer Würde im Reiche,

der

auch Hornbecken und Hornen *) gefallen wollen. Zu dieſem Ende wird eine weitläuftige Stelle aus des gedachten Abrahami, weiß nicht was für einem Buche, ſo der Verfaſſer aus der Ittigiſchen Bibliothek entlehnet, aber zu benennen vergeſſen, oder ſonſt Bedenken getragen, abgeſchrieben; darinn dieſer Syrer aus angebohrner Neigung vor ſein Vaterland und liebe Voreltern, und einer damit verbundenen beſondern Hochachtung gegen die Päbſtliche Hoheit, ſich alle Mühe giebt zu behaupten, daß ſeine Mutterſprache den Nahmen Papa denen Europäern dargeliehen habe. Wir müſſen vorietzo aber dieſelbe, gleichwie auch deren tiefſinnigere Prüfung des Verfaſſers, denen Liebhabern ſelbſt an ſeinem Orte nachzuleſen überlaſſen; und bemerken nur ſo viel im Vorbeygehen, daß dieſer ehrliche Ausländer mit einer Menge Griechiſcher und Lateiniſcher Scribenten abgeführet werde; welche von Homeri Zeiten an das Παππα und *Pappa* vor einen Groſsvater gebrauchet.

Davon bringt der Herr Magiſter eine gewere Menge Zeugniſſe an, die man noch heute zu Tage findet, wenn man auſſer Homero den Callimachum, Ariſtophanem, Philemonem, Theocritum, Euſtathium, Suidam, Perſium, Martialem, und andere Heyden mehr, nachzuſchlagen Luſt hat. Er bezeu-

*) *Hornius* in Originibus Americanis, lib. IV. cap. 15. p. 279.

der Lage, den Gewäſſern, dem Boden und der Fruchtbarkeit, der Handlung und den Manufacturen, den Einwohnern und Mängeln deſſelben. Es werden die politiſchen Verfaſſungen der Landſtände überhaupt entworfen, und ihre Gerechtſame beſchrieben. Ihre Sprache und Religion, ihre Abtheilung in Landſchaften und Städte, werden auch mitgenommen, und zureichend erzählet.

Die I. Abtheilung begreift die Geſchichte der Wandaln, die vormals das Land Meklenburg bewohnet haben. Die römiſchen Schriftſteller kennen die Wandaln nur, in ſo weit ſie im römiſchen Gebiethe eingefallen, und durch Frankreich und Spanien bis nach Africa gedrungen. Der Herr Verfaſſer aber nimmt hier alles zuſammen, was auch von ſächſiſchen fränkiſchen und neuern Schriftſtellern von ihnen geſaget werden, ob es gleich bisweilen nicht ohne Partheylichkeit iſt. Um Auguſts Zeiten waren dieſe Wandaln im Meklenburgiſchen eine Art der Sweven, ihrer Nachbarn, die in der Mark und in Pommern hauſeten, und das ganze Land zwiſchen der Elbe und Weichſel inne hatten. Wandeln und Schweifen ſind auch ſo nahe mit einander verwandt, daß ſie gar wohl Brüder heißen konnten. Einige haben ſie zwar von den Gothen aus Scandinavien hergeleitet; aber ohne ſattſamen Grund: wie Herr Graf Bünau, in ſeiner Reichshiſtorie ſattſam gewieſen hat. Es iſt indeſſen eine ſchöne Geſchichte, die wir unſern Leſern zur Luſt mittheilen wollen.

Das

Das volkreiche Scandinavien, heißt es, ward von einer groſſen Waſſerfluth überſchwemmet: dieſe nöthigte viel Volk, andre Wohnſtädte zu ſuchen. Die Heruler oder Vandaler zogen gegen Morgen an den möotiſchen Pfuhl, oder ans ſchwarze Meer, u. blieben daſelbſt ſo lange, bis Alexander nach Perſien zog. Dieſem ſtunden ſie bey, und ihr König Anthyr focht unter ihm. Nach Alexanders Tode wollte dieſer Prinz unter ſeinen Feldherren nicht mehr ſtehen; ſondern ſuchte ſich ein neues Reich, und zwar im alten Vaterlande ſeines Volkes. Doch auch in Scandinavien hätte er nur einen Unterthan abgeben müſſen. Daher landete er auf der andern Küſte der Oſtſee in Deutſchland, und ſtiftete ein neues Reich. So lautet die Fabel in Mareſchalci Thurii gereimter Chronik, und beym Cluver faſt eben ſo: außer daß er den Anthyr noch zum Sohne einer Amazoninn machet, die ſein Vater geheirathet haben ſoll. Und das beſtätiget auch das alte Heldenlied von ihm in Neumarks deutſchem Palmbaume.

Im 8ten Vers:

Sein liebe Mutter war genennet,
Marpeis, die hochberühmte Wyb:
Dů Ritter ſie mit Spiſſen rennet
Und wapnet ihren kühnen Lyb.

Im 9ten Vers:

Man ſah ſy nimmermehr in Männerſchurze ſpielen,
Sie zog dem Streite nach
Wy eine Metze kühn, vnd kunte grade zielen
Im Schild mit Ungemach. ꝛc.
Ihr Sen war Anthyr hochgebohren ꝛc.

Doch

Doch genug von dieſen Fabeln: indeſſen, da die Wandaler Deutſche geweſen, ſo haben ſie auch deutſche Sitten, Sprache, Künſte und Lebensart gehabt; und wegen der benachbarten See, ſich auch auf die Schiffahrt verſtanden; ja noch dazu, mehr von Städten gewußt, als die andern Deutſchen. Ob ſie Könige gehabt, wird gründlich unterſuchet; und gewieſen, daß ihr Regiment, theils demokratiſch, theils ariſtokratiſch geweſen; bis hernach die herzogliche und gräfliche Würden erblich geworden, und wohl gar Könige entſtanden. Der erſte König oder Herzog ſoll alſo Anthyr geweſen ſeyn. 322 Jahre vor Chriſti Geb. Saxo Grammaticus nennet ein Paar andre Scalco, Sturnico. Das erſte Schiff womit er zuerſt angelandet, ſoll einen Büffelskopf zum Zeichen gehabt, daher dieſer ins meklenburgiſche Wappen gekommen; und der Stadt Bützov, den Namen Bucephalea gegeben haben. Doch der Herr Verfaſſer führet dieſes nur Spottweiſe an.

Etwas ernſthafter unterſuchet er den Namen Meklenburg, und meynt, er käme von mekeln, d. i. handeln; daher die Mäkler, und die Stadt Mecheln ihren Namen haben ſollen. Allein mit ſeiner Erlaubniß müſſen wir anmerken, daß das Wort michel im alten Deutſchen groß heißt; die Mechelburg alſo nichts anders, als die groſſe Burg heißen kann; ſo wie Luxenburg, oder Lützelburg, die kleine Burg heißt. Es brauchet alſo nicht, daß Meklenburg von Megapolis aus dem Griechiſchen komme; da wirklich im Deutſchen michel

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19141/068

chel so viel als μεγαλη groß bedeutet. Z. E. im gothischen Evangel. steht Luc. I, 15. Wirthit auk mikils, dieser wird groß. Im Tatian c. 4. 5. steht: mihhilosa min sele Truthin; magnificat anima mea Dominum Im Heldenbuche aber steht, P. I, p. 64 a.

Sin Klagen das was grimme
Michel vnd auch sehr groß.

So nannte man denn vormals einen deutschen Michel, den, welcher groß war; wie denn den Römern alle Deutschen wie Riesen vorkamen: und so ist es unstreitig, daß auch Mekelnburg die große Burg geheißen; zumal da wir eine alte Handschrift aus dem XVten Jahrh. in Händen haben, die dem Herzoge Balthasar in Meklenburg vormals eigen gewesen; und darinn über dessen Wappen, dem gekrönten Büffelskopfe, ausdrücklich steht: Walthasar, von gotz genaden Herczog zu Mechelwurck.

Von Bützov aber giebt das obgedachte Lied vom Könige Anthyr, die Benennung seines Schildes zum Ursprunge an, in dem 26sten Vers:

Er kam auf einem Kiel, der Schnabel war ein Greife,
Im Schild ein Ochse war,
Er baut von neuem auf nach seinen Sitten reiche
Ein Schloß hieß Butcow gar,
Nach seines schweren Schildes Namen ꝛc.

In dem Namen Stargard scheint sich der Herr Verfasser auch durch Hübnern irre machen zu lassen. Stara heißt wendisch oder pohlnisch freylich alt; wie denn stara Baba, ein altes Weib bedeutet. Allein in der altdeutschen nordischen Sprache heißt

store

ſtore dieſe Stunde noch groß, wie im Däniſchen klar iſt. Gard aber hat Hübner recht, von Stadt oder Schloß erkläret. Denn das heißt es in der alten gothiſchen Sprache, die in der Nachbarſchaft der Wandaln und Sueven nach der Weichſel zu, und in Preußen geſprochen worden; nicht aber Ort. Und davon kömmt nach Garde, Garten, eine Warte u. d. m. Im Cod. Arg. heißt Gardathein, dein Haus. Daher kommen alle die Schlöſſer die in Deutſchland und Pohlen Gard, oder per metathesin eines Buchſtabs grad, grod, heißen. Z. E. Belgard in Pommern, Stutgard, und Mümpelgard, (wohin die Sueven dieſe Benennung gebracht) Belgrad, Novogrod, Bialogrod, u. a. m.

Wir können uns in die Erzählung der alten Geſchichte von Mekelnburg nicht mehr vertiefen, und wollen nur überhaupt die übrigen Abtheilungen des Werkes mittheilen. Die älteſte Geſchichte geht nämlich bis auf die Ankunft der ſlaviſchen oder wendiſchen Völker im Mekelnburgiſchen. Durch die vielen Kriegszüge, nämlich nach den ſüdlichen Theilen von Europa, hatte ſich das Land an Einwohnern ſehr erſchöpfet: daher rückten an ihre Stellen von Oſten her die Wenden, die ein Stamm von der großen ſlaviſchen Nation waren, welche im V. und VI. Jahrh. ganz Rußland, Pohlen und Böhmen, ja die Mark, Pommern, Schleſien und Lauſitz, nebſt unſerm Meißen noch dazu, eingenommen, ja gar bis ins Lüneburgiſche gedrungen. Dieſe bevölkerten alſo auch die ganze Küſte der Oſtſee, bis ins Holſteiniſche: wie denn Lübeck wirklich ein

wendischer Namen ist. Von dieses Volkes Zeiten handelt die II. Abtheilung bis aufs 1167ste Jahr.

Die III. Abth. redet von der neuen Bevölkerung dieses Landes von sächsischen Einwohnern, die aus Westphalen und Friesland dahin geführet worden, nachdem man die Wenden endlich überwunden und zu Sclaven gemachet. Das geht bis 1262.

Die IV. Abth. handelt von den fürstl. Linien zu Parchim und Rostock; in welche sich der Regentenstamm getheilet.

Die V. Abth. von den Herren zu Werle, oder Fürsten zu Wenden.

Die VI. Abth. von den Fürsten zu Meklenburg, bis auf Herz. Albrechten den I. bis 1377.

Die VII von den Herzogen zu Meklenburg-Stargard, von 1377 bis 1471.

Die VIII. Abth. von den Herzogen zu Meklenb. bis auf Henrich den VI. Die IX. bis auf Adolph Friedrichen den I. 1611. Die X. bis auf Herzog Christian Ludewigen II.

Die Anhänge handeln von den Grafen zu Schwerin, von den Bischöfen daselbst, und von den Bischöfen zu Ratzeburg. Alles dieses aber ist, auch in der Schreibart, so fleißig geschrieben, daß es unsern Zeiten keine Schande machet.

III.

Fortsetzung und Beschluß des neulichen Schreibens von der französischen und wälschen Musik, und den Schalksnarren auf der Schaubühne.

Ich

Ich schreite noch zu einem andern Hinderniſſe, dawider ich kein Mittel ſehe. Ich merke, daß ich in ein Weſpenneſt ſtören werde; allein immerhin! Unſere Sprache iſt mit der Muſik ganz unverträglich: die Menge ſtummer e welche in derſelben ſind, iſt ſo beträchtlich, daß man aus der Nothwendigkeit die männlichen und weiblichen Reime in gleicher Zahl einzuſchalten, eine unumgängliche poetiſche Regel gemachet hat. Man merket es, wie dieſes eu, dieß ſo oft wiederholete eu, den Ohren wehe thut, und was für eine Monotonie es in der Muſik machet a). Die Sylben ſo durch die Naſe ausgeſprochen werden, ſind in unſerer Sprache ſehr häufig, und zum Singen ſehr unangenehm b). Die meiſten Wörter endlich ſind ſo ungeſchicklich, daß uns ja des Quinault Behutſamkeit bewußt iſt, der in ſeinen Opern nur fünf hundert Wörter brauchte: und dennoch müſſen auch dieſe fünf hundert verſtellet werden, wenn ſie ſich

a) Man muß wiſſen, daß die Franzoſen im Singen, alle die kurzen e am Ende der Wörter belle, vie, ame, u. d. gl. die man in der Ausſprache kaum höret, eben ſo lang dehnen und zerren, als eine andre lange Sylbe. Um aber ſelbige zu keinem geſtrichelten ſcharfen è, oder é zu machen: ſo ſprechen ſie es wie eu, oder ein deutſches ö aus. Da klingen nun obige Wörter im Singen, wie bellö, viö, amö, welches allerdings einen groſſen Uebelklang machet; weil alle ihre weibliche Reime mit dieſem kurzen e ſchlieſſen. Wer einige ihrer bekannten Chanſons hat ſingen hören, der wird es wiſſen, wie garſtig es klingt.

b) Z. E. Das an, en, ien, in, on, die da klingen wie ang, eng, ieng, ing, ong.

sollen singen lassen. Man muß fast tonnare, für tonnerre, oselods für oiseaux, faux, anstatt feux, und so viele andre aussprechen. Noch mehr: eine Menge Wörter, die dem Ohre eine Sache abschildern, sind im Französischen niedrig. Lamenter ist sehr unedel; lamentare im Italienischen, ist edel und thut sehr gute Wirkung. Ein Beweis dessen was ich hier sage, ist der Beyfall, den wir im Latein gefunden, und welcher hinreichend genug seyn sollte, daß der Verfasser des Titon sich hätte scheuen sollen, erbettelte und falsche Lorbern unter die natürlichen zu mischen, die er bereits eingesammlet hatte c).

Die Art von Gedichten, darauf wir uns legen (aus einer natürlichen Folge unserer Halsstarrigkeit, nach welcher wir uns durch die ersten Versuche leiten lassen), ist ein abermaliges unüberwindliches Hinderniß unsers Fortkommens. Des Quinault Gedichte, die sich zu den zärtlichen Empfindungen der Hofleute

c) Die beste Ursache, warum die französischen Texte sich schlecht zur Musik schicken, vergißt der Herr Verfasser den Herren Parisern zu sagen. Es ist diese, weil die französische Poesie kein so richtiges Sylbenmaaß hat, wie die wälsche und deutsche. Die Franzosen zählen ihre Sylben nur, aber sie wiegen oder messen sie nicht, nach ihrem Gewichte oder Werthe. Daher ist kein gewisser Numerus, kein ordentliches Tonmaaß in zwoen auf einander folgenden Zeilen. Z. E. Wenn die erste Zeile jambisch klinget, so klingt die andre trochäisch, oder anapästisch, oder daktylisch. Das thut aber die wällische und deutsche Poesie nicht. Ja bisweilen sind in einer französischen Zeile, Jamben, Trochäen und Daktylen vermenget. Wie soll der Musikmeister das setzen, ohne den Tact zu ändern; welches

leute ſeiner Zeit ſchicketen, ſind noch dieſe Stunde unſere Muſter. Die Wörter gloire, triomphe, volès, regnès, Amour Dieu des coeurs, und chaines, auf hunderterley Art umgewandt, das ſind unſere Materialien. Abgeſchmackte Leidenſchaften ſind die Grundlage, Könige und verliebte Romanen-Ritter ſind die Helden davon. Ich begreife in der That nicht, was die Gegner der italieniſchen Muſik bedauren, wenn ſie ſo viel von dem Vergnügen ſchreyen, Wörter zu hören: denn außerdem daß ich es nie ſo weit habe bringen können, daß ich einen Sänger oder eine Sängerinn verſtanden hätte: ſo betrachte man doch nur die Verſe der lyriſchen Poeſie! Ich mag hier keine Beyſpiele anführen, gnädige Frau; ſchlagen ſie unſere letzten Opern auf, ſo werden ſie von der Wahrheit dieſes Satzes überführet werden: daß ſie ſchon lange im Beſitze ſind, keine geſunde Vernunft zu haben d).

ches auch in franzöſiſchen Singſtücken alle Augenblicke geſchieht, aber ſehr unangenehm klingt. S. davon die gottſchediſche Dichtkunſt, im XII. Cap. a. d. 381 u. f. S. der letzten Ausgabe von 1751. imgleichen ſeiner Sprachk. IV. Theil von der Tonmeſſung; endlich den Tractat, ſur les Defauts de la Verſification françoiſe, der vor 20 und mehr Jahren ans Licht getreten iſt. Man ſchlage auch des neuen Bücherſaals II. Band a. d. 339 S. nach, wo des Abts Olivet Proſodie françoiſe gemeldet wird.

d) Was der Herr Verfaſſer hier ſaget, iſt zwar überaus wahr und gegründet: aber es trifft auch die italieniſchen und deutſchen Opern eben ſo ſtark. Es giebt auch hier ein Paar Dutzend Wörter, die unaufhörlich vorkommen, und ohne welche Metaſtaſio ſelbſt nicht im Stande

wäre

zeuget aber dabey ernſtlich, daß ihn dieſes alles nicht bewegen könne, ſich von der Griechiſchen oder Römiſchen Abkunft dieſes Wortes zu bereden.

Die oben bereits verſprochene kleine Ausweichung, von der in mittlern Zeiten aufgekommenen Benennung *Papa*, in ſo ferne ſie den Römiſchen Biſchoff anzeiget, kömmt ſodann unmittelbar an die Reyhe. Man muß der Einfalt einiger Päbſtiſcher Scribenten billig lachen, welche vorgegeben: das Wort *Papa* wäre aus der gedoppelt widerhohlten erſten Sylbe von *Patèr* entſtanden, und zeige, wie es der Spanier Gomeſius *) gar nachdenklich erkläret, *Patrem Patrum* an. Vielleicht haben es die beſſer getroffen, welche gelehret, es ſeye aus *Pater Patratus*; aus *Paſtor* und *Pater*; oder aus den Anfangsbuchſtaben: P. A. P. A. ſo man *Petri Ac Pauli Apoſtolorum* Succeſſor, leſen müſſe; oder gar aus dem Römiſchen Zwiſchenwort *Papae* **) nach der eigenen Meynung Pabſts Sylveſters des V. erwachſen. Allein, nein; dieſe guten Leute ſind ſo übel berichtet, als andere von ihren Glaubensgenoſſen; welche geſaget, es käme von *Pappus*, ſo auf Lateiniſch eine

*) *Gomeſius* lib V. de Sale n. 40. *Papa* eſt, quia facit aliorum patres, atque adeo eſt *pater patrum*.

**) *Theophilus Raynaudus* in Pontif. ſeu corona aurea p. 80. *Papa* dictus eſt quaſi *mirabilis*, a *Papae!* particula *admirantis*, eo quod eſt Chriſti vicarius et Dei, cuius eſt terra et plenitudo eius.

Bey den Italienern führet alles aufs Große: das Gedicht selbst, insonderheit des Herrn Abts Metastasio seine, sind wahre Trauerspiele: und die italienische Merope würde mit ihrer Aufführung, ihrem Bezeigen und ihren Schönheiten, einem geschickten Componisten nicht zur Last fallen e).

So vielen Schwierigkeiten nun, könnte ich noch nach Art des Esprit des Loix, das Clima beyfügen, wenn der Unterschied, welchen jener Schriftsteller, unter England * und Italien angemerket hat, in Ansehung der Composition und ihrer Wirkungen, so wichtig wäre, als er es voraus setzet f). Ich könnte ihnen die Meynung des Herrn St. Evremond vortragen, des wollüstigsten Gelehrten und größten

wäre eine einzige Oper zu machen. Die liebe Fiamma, Cuore, Pupille, Alma, Martir, morir, piante, catene, mio bene, Stelle, Augelle, tortorella, u. d. gl. Das ist erst ein Dutzend. Das zweyte ist in der ersten der besten Oper in allen Arien leicht zu finden. Kurz, die verliebte Sprache ist ja der unvermeidliche Inhalt aller Opern.

e) Man sehe des Boileau Prologue, den er zu einer Oper gemachet; wo die Poesie der Musik vorrücket, daß sie die edlen Gedanken und Leidenschaften gar nicht ausdrücken könne. Sie steht auf der 224 S. des I. Bandes der hiesigen Ausgabe, die unsrer breitkopfischen Buchdruckerey so viel Ehre machet. Die Poesie spricht zur Musik:

Oui, vous pouvez au bord d'une Fontaine,
Avec moi soupirer une amoureuse peine,
Faire gemir Thyrsis, faire plaindre Climene.
Mais quand je fais parler les Heros & les Dieux,
Vos chants audacieux
Ne me fauroient prêter qu'une cadence vaine.
Quittez ce soin ambitieux!

größten Kenners des letzten Jahrhunderts, welcher sich auf eine demonstrative Art wider unsre Musik erkläret. Ich könnte ihm das Ansehen des großen la Bruyere an die Seite setzen, welcher nicht begreifen kann, wie die Oper bey so königlichem Aufwande, ihm lange Weile hat machen können. Allein was helfen Zeugnisse und Gründe wider Leute, welche Ohren haben, die sich nicht getrauen zu hören; Augen, die nicht sehen dörfen, und einen Verstand, der sich nicht erleuchten mag? Ich eile daher auf einige Vorwürfe zu antworten, und einigen Einwürfen zu begegnen, die man gemeiniglich gegen die italienische Musik und insonderheit gegen die Theaternarren machet g):

*) Wir sind Nachbarn der Engländer, und fern, von Italien.

f) Es ist nicht zu begreifen, was das Clima zur Musik thun solle. Denn es ist handgreiflich, daß unsre deutsche Componisten den italienischen Geschmack völlig angenommen, selbst erreichet, ja übertroffen haben; ob wir gleich nach dem Urtheile der Franzosen noch ein weit kälteres Clima haben, als sie. Hernach stößt ja Frankreich mit seinen mittäglichen Provinzen an Italien, und hat wenigstens mit der ganzen Lombardey einerley Clima. Von England aber, welches ihm ganz nordlich liegt, ist es durch die See geschieden. Indessen thut gewiß das Clima nichts dazu; sondern Unterricht, Auferziehung, Belohnungen, und die Mode machen alles.

g) Alle die Zeugnisse, die der Herr Verfasser anführen will, und noch viel mehrere, stehen in der kritischen Dichtkunst im Cap. von Singespielen. Allein sie streiten insgesamt nicht nur wider die französische Musik, sondern wider die Oper überhaupt.

Boileau lehret uns, daß schon zu seiner Zeit diejenigen, die Cotins Verse nicht bewunderten, nach Cotins Meynung, weder Gott noch Hölle glaubten. Die Schwärmerey mischet sich in alles. Die Anhänger der französischen Musik sehen diejenigen für böse Christen an, die sie nicht lieben, und halten den Geschmack an der italienischen Musik, für eine Beleidigung der Ehre Frankreichs. Welch ein Elend! Wie? hat denn nicht jedes Volk seine Vorzüge? Gestehen denn nicht die Römer, die auf ihr Volk so stolz waren, und den Tod eines Bürgers für einen Vatermord ansahen, durch Virgils Mund, in einem an den August gerichteten Gedichte: daß andere Völker die Redekunst wohl besser inne haben, und den Lauf der Sterne besser kennen möchten, als die Römer h)? Ist denn der vornehmste Thron in der Christenheit, das deutsche Reich, deswegen verunehret? ist es England, ist es Spanien, weil sie alle der italienischen Musik den Vorzug vor ihrer einheimischen zugestehen? Welch ein Verbrechen dieser unglücklichen Musik? Hat sie nicht kürzlich ihre Angriffe selbst auf den Thron

h) Und noch dazu, daß sie auch besser malen, und bildschnitzen, und singen und spielen könnten.

i) Das sind die so genannten Machtwörter, die auch bey uns das Vorurtheil gewisser kritischen Scharfrichter in die Sprache der schönen Wissenschaften hat einführen wollen: Wörter voll dunkler verwirrter Begriffe, die durch ihren Klang Unwissende erschrecken, ihnen Staub in die Augen werfen, und uns weiß machen, sie sagten etwas damit,

Thron der Ottomanen und auf den persischen Sophi gethan?

Ein noch lächerlicherer Vorwurf, der sich aber bloß auf die Benennung der Narren gründet, ist die Majestät der Oper: welche man durch das italienische Zwischenspiel für verletzet halten will. Ich gestehe, daß ich den Grund dieses Vorwurfes nicht recht einsehe. Diese entscheidenden Wörter i), sind gemeiniglich diejenigen, so man am wenigsten versteht. Was für Aussprüche beruhen nicht auf den Wörtern Instinct und Nature, die kein Mensch versteht! Die Majestät der Könige und Völker habe ich wohl nennen hören: aber die Majestät der Oper würde mir niemals in den Sinn gekommen seyn. Womit ist doch dieselbe verbunden? Mit den Zuschauern? die werden zweyhundert Schritte von da in die Opera comique gehen. Oder mit den Operisten? Ich schätze diejenigen hoch, die geschickt sind; aber weiter gehe ich nicht. Oder mit den Sängerinnen? Die haben keiner Ehrerbiethung nöthig; dabey müßten sie gewiß Hungers sterben. Oder ist es endlich mit dem Saale und den Logen?

mit, da sie doch nichts sagen, das sich deutlich verstehen, oder erklären ließe. Solche ästhetische Wörter sollen heute zu Tage die ganze Stärke der Dichtkunst, der Redekunst, der Kritik, und Gott weis nicht, was mehr ausmachen. Aber unser Verfasser führt die Pariser in die Logik, und lehret sie nach deutlichen Begriffen streben: nicht aber solche idola tribus anbethen, davon man nicht weis, was sie sind. Uns dünkt, er hätte zu dem Instinct und Nature, auch das Climat noch rechnen können.

Sollte man nicht sagen, dieser Saal wäre ein Tempel, welchen die daselbst vorfallenden Geheimnisse so gar bis auf die Mauren ehrwürdig macheten? Welch eine Entheiligung ist es doch nicht, die Serva Padrona auf eben denen Dielen vorzustellen, worauf Armida vorgestellet worden ist! Warum verbannet man denn nicht auch die Amours de Radegonde und den Amour Saltinbanque davon k)?

Wenn es Zeit wäre über Aergerniß zu schreyen, und auf die Majestät des Theaters zu pochen, so müßte man es unfehlbar in Ansehung desjenigen Theaters thun; welches dem Regenten des Volkes zum Schauplatze dienet, und bey den Fremden, Frankreich eben so viel Ehre machet, als unsere Musik ihnen Ekel erwecket. Die Narrenpossen des Armand im Hasen, und der chinesische Tanz des Prächtigen; die Gaukeleyen des Dangeville, sind ja wohl hundert mal ärger, als des Manelli seine. Was soll man doch von dem Auftritte sagen, wo dreyßig Spieler, ein jeder mit einer Clistirspri-

he

k) Freylich ist es wahr: eine Burlesque ist so gut, wie die andere, eine französische nichts besser, als eine wälsche, oder deutsche, oder englische. Was vors Petersthor oder aufs Theatre de la Foire gehöret, das soll auf keine regelmäßige Bühne kommen: und ein Schauspieler, der tragische und edle komische Rollen gut spielen kann, sollte zu viel Ehrliebe haben, auch einen Schalksnarren vorzustellen, er habe nun einen wälschen oder englischen, oder französischen Namen. Weis man denn nicht, daß die Rolle eines dummen Jungen, auch den verächtlich machet, der ihn vorstellet?

l) Hier sieht man, wie gründlich sich viele Vertheidi-

ger

ge in der Hand, und die faſt an Ort und Stelle gebracht iſt, um das Theater laufen, den Pourceaugnac verfolgen, welcher davon läuft, um dieſem innern Bade zu entwiſchen? Was ſoll man von den dreyßig Paar Hoſen ſagen, die Dom Japher von Armenien dahin wirft, und von denen Hemden, die er auf eben dieſer Bühne auszieht; nachdem er die unfläthige Benetzung ausgeſtanden, darüber er dieſen ſchönen Vers ausſtößt:

Tu m'as tout compiſſé, Piſſeuſe abominable! h)

Was ich hier ſage, das wäre hinlänglich zu erweiſen, daß wir ſolche Feinde von Narreopoſſen eben nicht ſind, als wir wohl zu ſeyn ſcheinen wollen. Indeſſen will ich lieber geſtehen, daß Manelli allein, unfehlbar auf Anrathen derer, die durchaus keiner italieniſchen Geige den Eingang ins Orcheſter *) erlauben wollen, daß Manelli, ſage ich, ganz allein, zu ſehr auf den Geſchmack des Poiſſon falle; ungeachtet er noch nicht, wie dieſer in einen Schuh-

ger närriſcher Poſſenſpiele auf Paris, oder Frankreich berufen. Gerade als ob alle pariſiſche Narren klug, und die franzöſiſchen Thorheiten Meiſterſtücke wären. Geſcheide Leute ahmen das Gute, das wirklich Schöne, und das Regelmäßige nach: das Läppiſche und Abgeſchmackte hergegen melden ſie, ſo gut wie den Hanswurſt und Pickelhering.

*) Hier möchte ich gern mit dem kleinen Propheten ſagen: Ihr Orcheſter, welches ſie nennen das vornehmſte Orcheſter der Welt; ſo es ſolches doch nicht iſt, ſondern vielmehr das ſchlechteſte iſt; und nur in Frankreich das vornehmſte iſt; weil es kein anders in Frankreich giebt.

Schuhflicker verkleidet, aus einer Loge auf die Bühne schryet, man solle dem gezwungenen Arzte noch mehr Prügel geben, und von da sich auf allen Seiten unter dem Frauenvolke herum tummelt, sie zu küssen; ein so allerliebstes Schauspiel für unsere strengen Feinde der Narrentheidungen, daß das Volk vor Freuden hüpfet, und ein lauteres Freudengeschrey aufschlägt, als das ist, womit es den Titon beehret hat m).

Gleichwohl bin ich versichert, daß wenn Manelli in Frankreich bliebe, er eine Ausschweifung abstellen würde, die in Italien nothwendig ist. Diese von Natur lebhafte und pantomimische Nation, hat es nöthig, daß man der Natur auf ihren Schaubühnen Gewalt anthue. Sonst würden die Schauspieler in der Vorstellung, nur gerade eben das seyn, was das Volk daheim, im Schooße der Seinigen ist.

Allein nach diesem Geständnisse, und nachdem ich die Mittelmäßigkeit der italienischen Schauspieler, die heute zu Tage auf unserer lyrischen Bühne auftreten, bekannt habe, so wollen wir auch ein Wort offenherzig reden. Wir wollen eines dem andern entgegen setzen, und unsere komischen Opern, mit der Italiener ihren vergleichen.

Die

m) Da siehst man den feinen Geschmack der Herren Pariser! Sie haben doch auch ihren Schuhflicker; und was noch mehr ist, so gefällt er auch. Heißt das nicht: Pöbel ist Pöbel? Freylich, und der Johann Hagel sieht sich allenthalben ähnlich. Herr Grimm sagt den Parisern derbe Wahrheiten.

Die komische Oper, oder das Zwischenspiel (Intermezzo) ist bey ihnen ein kleines Gedicht, welches seine Regeln, seine Einrichtung und seinen Zusammenhang hat. Es ist unsern kleinen Stücken von einer oder zwoen Handlungen gleich, mit einer spielenden und flüchtiggesetzten Musik ausgezieret, und mit einer musikalischen Begleitung vergesellschaftet, deren Geschmack und Zärtlichkeit noch niemand streitig gemachet hat. Bey uns ist die komische Oper, ein Zusammenhang von niederträchtigen und gemeinen Dingen, von Prosa, und pöbelhaften Sprüchwörtern, deren ganzes Salz in den Wiederholungen besteht. Das, ihr versteht mich wohl, und das, das beliebt ihnen so zu sagen, machen allenthalben das Epigrammatische aus: die schmuzige Zweydeutigkeit aber, scheint ihren Thron hier gegründet zu haben. Durch einen verachtungswürdigen Zwang, werden alle Materien fuhrmannsmäßig ausgesuchet; die gröbste und verächtlichste Bauersprache hat sich ihrer bemächtiget. Der Liebeshandel betrifft gemeiniglich einen Stallknecht, der eine Hofmagd heirathet, indem er die alte Pachterinn betrügt; die ihm nach dem Kopfe fährt, und sich endlich in die Arme des Tabellio wirft n).

Man

n) Wahrhaftig ein feiner Geschmack des pariſischen Opertheaters! Denn das eigentliche Komödientheater hat sich unsers Wissens niemals so sehr in den Koth geworfen. Das läßt man der italienischen Bühne, oder dem Theatre de la Foire; wie bey uns den Marktschreyern vorm Petersthore.

Man hat den Italienern das Ti, te, te; Ti, ta, ta, vorgerücket, und drey Sylben haben eine Quelle von Spöttereyen über sie abgegeben; so wie vier Worte *) noch heut zu Tage, ein unerschöpflicher Brunnen des Lobes, für den Lully sind. Allein, kömmt auch wohl das niederträchtigste, was man in Italien haben kann, an die Dumheit der Wiederholungen unserer komischen Opern? Tu sera, en millico, en dardillon, en dar, dar, dar, dar, en millicoté, brodé. Pain bis cerlo, Pain, lorlobinet, Pain, berli, Pain, berlo, Pain, lorlobinet. Hat nicht dieses ungeheuere Mischmasch von Sylben, die ganze Macht der Gewohnheit und des Vorurtheiles nöthig, um sich erhalten zu können? Ti, te, te; Ti, ta, ta, soll im Italienischen das Herzklopfen ausdrücken; allein was bedeutet unser Ti, ta, ta? Die Ehrbarkeit wird viel dabey gewinnen, dafern es nicht gar was viehisches anzeiget o).

Doch wir wollen die Wahrheit sagen: das Wort Bouffons hat den Italienern, die meisten Feinde zugezogen. Warum haben sie auch nicht ihre Stücke unter dem Namen von Intermedes (Zwischenspiele) oder Opera comiques, (komische Opern) angekün-

*) Armide, vous m'allez quiter.

o) Herr Grimm hat völlig recht. Thorheiten sind Thorheiten in allen Sprachen und Zungen; und das französische Mirleton Mirletaine ist so gut eine, als das liebe Diribi, und andre dergleichen nichts bedeutende Wörter französischer Lieder.

angekündiget? Wüßten die Italiener nur, was ein Titel in Frankreich für Kraft hat; hätten sie nur in einem vortrefflichen Stücke, das mit aller Klugheit, und nach dem vortrefflichsten Geschmacke gespielet worden ist, hätten sie nur, wie ich, in demselben Leute gesehen, die wider Willen ihren Beyfall gaben: gleichwohl aber verdrießlich und im Begriffe waren, davon zu gehen, so oft sie sich erinnerten, daß dieses Stück, le Mechant hieß, so würden sie ihre Ankündigungen mit mehrerer Behutsamkeit einrichten p).

In der That hätte ihnen eine glücklichere Benennung, vielleicht die bittere Art erspart, womit man ihnen anjetzt begegnet. Es hätte sie so gar der Schmachreden überhoben, womit man sie überhäufet, als hätte sie sich hinterlistiger Weise auf die Bühne geschlichen; und als ob man sie nicht selbst eingeladen hätte, der unseligen Tempe einen Beystand zu leisten, den ihr kaltes Wesen, und die beständigen Diebstähle, unumgänglich nothwendig machten. Hier kann ich mich nicht enthalten, sie gnädige Frau, desjenigen zu erinnern, was dem Carizelli begegnet ist, weil er sich unterwunden, einen Versuch zu thun: ob er den guten Geschmack nach

p) Ein Namen ist in Frankreich so kräftig, als bey uns, die gröbste und dümmste Sache zu entschuldigen. Meynen nicht auch bey uns einige, das plumpste Possenspiel damit zu beschönigen, wenn sie es nur mit dem, ihrer Meynung nach, so reputirlichen, als neumodischen Namen einer Opera comique benennen können! Wird denn eine schlechte dadurch schön, daß man saget: sie liebängele?

Diſtelblüthe bedeutet, oder von *Pappus*, ſo, nach dem Zeugniſſe Pollucis, den vornehmſten unter den Knechten, anzeiget, dergleichen dorten der Eleaſar des Abrahams war, her. Die es aus den erſten Sylben der Nahmen *Paulus* und *Petrus* hergeleitet; ingleichen von *Papilla* die Bruſtwarze; oder von dem natürlichen Thon *Pa*, welcher gebildet wird, wenn ein liebreicher Vater recht aus vollem Herzen ſein wohlgefälliges Kind küſſet; verdienen eben ſo wenig den Beyfall unſeres gelehrten Verfaſſers.

Er iſt demnach recht begierig uns ſeine eigene Meynung, wo denn *Papa* endlich herkomme, zu eröfnen; nachdem er zuvor noch beyläuftig erkläret, diejenige wären gar keiner Wiederlegung werth, ſo es aus der Franzöſiſchen Sprache urſprünglich herholen wolten; ungeachtet es dieſe Nation ſich durch einen durchgängigen Gebrauch vollkommen eigen gemachet.

Kurz von der Sache zu reden; Herr Gerſtäcker meynet das Wort *Papa* habe man allein der Natur zu danken. Er hat auch kaum dieſen Ausſpruch gethan, als er ſo gleich mit bezeuget, er wolle dadurch nicht dem Geber alles Guten, die beſondere Gabe des Redens und der Sprachen auf irgend einige Weiſe abgeſprochen haben; noch es auch mit dem berüchtigten Ketzer Eunomio halten, der ſich unterſtanden zu behaupten: Die Wörter wären ewig. Vielweniger getrauet er ſich mit Diodoro Siculo, Vitruvio und andern zugleich zu glauben: es wäre bey Erfindung der Sprachen, und alſo auch einzelner Wörter,

das

nach Frankreich bringen könnte? Er ward, saget ein gewisser Schriftsteller, triumphirend und mit Beyfalle, in eigener Person, und unter seinem eigenen Namen, auf der Schaubühne aufgeführet, und Quinault hatte die Menschenliebe, ein Stück in Versen zu verfertigen, in welchem er ihn in den Tartarus schickete, daselbst mit dem Tantalus und Sisyphus, die Plagen zu theilen. Es sind schon mehr als 60 Jahre, gnädige Frau, daß dieser Streich geschehen ist; und sie sehen noch heut zu Tage, wie auf unserer Bühne, Italiener, die Italiener, mit großem Beyfalle des ganzen Frankreichs, durchhecheln.

Nun sage man mir noch, daß die Franzosen wankelmüthig sind! Ein tausend Menschen, die sich über ganz Frankreich ergossen haben, die die Liebe zum Gewinne antreibt, verändern alle Augenblicke unsere eingeschnittenen Essen, unsern Hausrath, unsere Kleidungen *); und auf den Schein dieser Veränderungen, glaubet ganz Europa, wir wären unbeständige Leute.

Hier hätte ich große Lust, gnädige Frau, ein bereits zu langes Schreiben zu endigen; allein ich kann

* Bey der Zusammenkunft auf der Fasaneninsel, hielten sich die Franzosen, welche sehr große, weite Pluderhosen anhatten, über die Spanier auf, die sie sehr enge trugen, und solche, wie wir sie anitzt haben. Unter einer andern Regierung hätten sie aus einer entgegengesetzten Ursache darüber gespottet.

η) Si non è vero, è ben trovato. Der Herr Verfasser ist sehr sinnreich, die Castraten zu entschuldigen. Allein

kann mich nicht enthalten, ihnen noch zwey Worte von dem italieniſchen Recitativ zu ſagen, welches man langweilig und einklängig findet; ungeachtet es ſehr abgewechſelt, ſehr natürlich und ſehr beluſtigend iſt; und dann von denen Mannsleuten mit Weiberſtimmen zu reden, die vor den Anhängern der franzöſiſchen Muſik, nicht Gnade funden haben. Der Krieg, den man gegen die Italiener, wegen dieſer zween Puncte führet, iſt im erſten, eine Sache die die Ohren betrifft, und ſich auf eine phyſiſche Urſache gründet, die man durch Gründe nicht ändern kann: im zweyten, ſtützet ſie ſich auf die Unwiſſenheit der Bewegungsurſachen.

Ich erſtaune, mit was für einer Geſchicklichkeit, die Italiener, alle Theile der Muſik gefaſſet haben. Sie haben wohl eingeſehen, daß die Schwälgerey, die Schwangerſchaften, und andere Zufälle, in den Stimmen der Schauſpielerinnen, täglich neue Veränderungen verurſachen könnten. Sie haben alſo eine Art von Stimme hervorzubringen gewußt, die dieſen Zufällen nicht unterworfen wären, und die, wegen ihrer Höhe und Tiefe, zugleich Weiber- und Männerſtimmen vertreten könnte q).

Troß

lein iſt es auch wahr? und ſein Ernſt? Wer kann wohl ſagen, daß ein Verſchnittener eine Männerſtimme ausdrücken könne? Oder wer kann behaupten, daß es auf ihren Bühnen an Sängerinnen fehle, ungeachtet der Schwangerſchaften und andrer Unordnungen ihrer Lebensart? Wir haben ja hier in Leipzig eine ſchwangere Sängerinn den Kaiſer Otto vorſtellen geſehen! Hergegen haben wir noch keinen

Troz allen angeführten Ursachen, gnädige Frau, glauben sie nur ja nicht, daß ich ehemals eine allgemeine Bekehrung unsers ganzen Volkes hoffe. Was ist es nicht für ein Zwang für unsere jungen Stuzer, daß sie auf italienisch trillern müssen? welches sich in einer Musik so gar leicht nicht thun läßt, die solche Arietten nicht hat, welche man im Schubsacke wegtragen kann. Welch ein Unglück für junge Personen, die irgend ein Stimmchen haben; und ihren Jardins, que la Nature & l' Art ont embellis, und den Temoins de mon indifference, entsagen

nen Castraten eine Prinzeßinn machen gesehen. Wie kömmt das? Weil es eher an Verschnittenen, als an Weibervolk fehlet. Aber warum nimmt man zu Helden nicht gute Bassisten und Tenoristen? Und wie klingt es, wenn ein Tamerlan, Bajazeth, Alexander, Cato, Scipio und Cäsar, mit kindischen Weiberstimmen aufgeführet werden?

r) So bitter der Text ist, den der Herr Verfasser hier den Pariser Stuzern, ja der ganzen Nation liest: so wollen wir doch versuchen, sie einigermaßen zu rechtfertigen. Er wird mir einräumen, daß die Musik eine Gabe des Himmels sey, die dazu abgezielet ist, das vernünftige Thier auf dem Erdboden zu vergnügen; ihm seinen Gram und Kummer zu erleichtern, und seine Freude zu befördern. Das that nun die Singekunst redlich, so lange noch die glücklichen Zeiten waren, da man mit weniger Kunst, Anakreons, oder der Sappho Liederchen sang: oder da unsre Vorfahren, ein Opitz und Flemming, ohne Castraten oder Weiber zu seyn, ihre Laute und Cither schlugen, und ein selbst gemachtes Liedchen sungen. Hundert andre sungen im vorigen Jahrhunderte Finkelthausens, Schochs und andrer Lieder, und machten sich in Gesellschaften

ſagen ſollen! Gute Nacht, alle Blaiſes, Lubins, und inſonderheit alle Gregoires; ein Namen, worauf ſich ſo glücklich gloire und boire reimen läßt! Gute Nacht, ihr Vergnügungen der Tafeln! Hernach müßte man Verſtand haben, wenn man wollte luſtig ſeyn! Nein! dieſes Opfer würde einem Volke zu ſchwer ankommen, welches gewohnet iſt, ſeine Ergetzungen, ſeine Ehre, und ſeine Drangſalen, herzuſingen, und das ſich mit einem Gaſſenliedchen, über dem Unglücke einer Peſt tröſten kann r).

ſchaften damit beliebt, zeigten ihre artige Geſchicklichkeit, und wurden gern geſehen und gehöret. Allein ſeit dem die großen Meiſter der Singekunſt, alles ſo fein ausgekörnet, und eine ſo unendliche Kunſt in ihre Operarien gebracht haben, daß man ſein Lebenlang mit Noten muß umgegangen ſeyn, oder gar ſeine Mannheit an den Nagel gehenket haben, wenn man ſie nur halbigt ſingen will: ſo ſind unſre Schonen, wenn ſie auch zehn Jahre einen Muſikmeiſter gefüttert haben, dennoch in Geſellſchaften ſtumm; warum? weil ſie keine Operiſtinnen ſind. Die Mannsperſonen aber hören voll wie nicht daran denken, etwas zu ſingen; weil ihre männliche Stimme zeiget, daß ſie unter keinem italieniſchen Meſſer ihr Kleinod eingebüßet haben. Hat nun die italieniſche Muſik dem menſchlichen Geſchlechte in Europa mehr Verdrußen gegeben, oder geraubet? Und muß man denn allemal einen Thaler oder mehr bezahlen, und eine ausländiſche Sprache lernen, auch vier bis fünf Stunden auf einem Flecke ſitzen, wenn man ſich die Grillen durch ein Liedchen vertreiben will? O wären doch die alten Zeiten wieder da, da man weniger Kunſt in den Noten, aber mehr Vergnügen von der Muſik hatte!

Ohne also dergleichen Glücksfall zu hoffen, und standhaft in meiner Gesinnung, will ich dabey ferner beharren; ohne eine Zukunft zu erwarten, der die gegenwärtigen Umstände gar zu sehr widersprechen. Alles was mich vergnüget, ist dieß, daß ich sehe, daß fast alle kluge Leute so denken, wie ich. Ich sage fast alle; denn ich lasse den Verdiensten vieler Personen Recht wiederfahren, die ich als Anhänger der französischen Musik kenne, und denen es nicht an Verstand, Geschmack und Geschicklichkeit fehlet. Verschiedene Ursachen, die ich nicht entdecken mag, mögen wohl Schuld haben, daß sie bey ihrer Gesinnung bleiben; insonderheit aber die Musik, die sie mehrentheils alle verstehen, das Vorurtheil des Unterrichts, und vielleicht auch die Furcht, ein sich erworbenes Gut zu verlieren, binden sie an eine Parten, von der ich glaube, daß sie sich nicht behaupten läßt.

Ich bin mit vieler Verehrung,

Gnädige Frau,

Dero

gehorsamster und unterthäniger
Diener * * *.

IV.

Die Freundschaft, eine Ode, der Frau Pr. G. gewidmet den 11 April 1753. von der Frau Oberstlieutenantinn Henrietten von Runkel.

von

von Hagedorn:

Die Ehre der Natur, der innern Sinnen Glück,
Die wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück.

Besingt ihr Dichter! nur die Liebe,
Weiht Ganymeden eure Triebe,
Besingt der Helden Heldenmuth:
Mich kann die Freundschaft nur entzücken,
Sie ganz allein kann mich beglücken,
Sie ist, sie bleibt mein höchstes Gut.

Es pfleget mancher frey zu wagen,
Von reiner Freundschaft viel zu sagen,
Der ihren Trieb nur laulich spürt.
Ihm fehlt das Glück bey seinen Gaben,
Zum Vorwurf einen Freund zu haben,
Der Herz, und Hand, und Feder führt.

Nur Hagedorn kann es gelingen,
Dich edle Neigung zu besingen,
Der kennt, und fühlt, und schildert dich.
Mein Herz empfindet die Bewegung,
Der Freundschaft allerstärkste Regung,
Die Musen aber fliehen mich.

Doch dieses soll mich nicht erschrecken,
Der Freundschaft Reiz kann mich erwecken,
Und meine Freundinn stimmt mit ein.
Ich denk an Sie: so kann ich dichten,
Die Liebe wird die Fehler richten,
Und nicht die Strenge Richter seyn.

O Lambert! könnt ich dich vergöttern!
In deinen freundschaftsvollen Blättern
Wird meine Leidenschaft genährt
Hier bin ich nicht der Sinnen Meister,
Dein Bild bezaubert meine Geister,
Das mich die wahre Freundschaft lehrt.

Vermöcht ich, in vollkommnen Bildern,
Dich selge Eigenschaft zu schildern!
Dich Trieb, den ich schon längst empfand!
Dich Zug! der tugendhafte Seelen
Im Geiste pfleget zu vermählen,
Dich allerreinstes Freundschaftsband!

Die aus dem Blut entsproßne Liebe;
Erwecket keine Freundschaftstriebe;
Die freye Wahl knüpft diesen Bund.
Kein Zwang lehrt sie die Pflicht erfüllen,
Sie folget ihrem freyen Willen,
Und frey machts eins dem andern kund.

Wenn Herzen sich zusammen finden,
Wenn Herzen sich genau verbinden:
So wird der Freundschaft Grund gelegt.
Die Neigung muß dieselbe schließen,
Aus dieser muß die Folge fließen;
Die unser ganzes Thun bewegt.

Wie Wasser aus der reinsten Quelle:
So rein, so lauter, klar und helle,
Muß ächter Freundschaft Ursprung seyn.
Kein Eigennutz hemmt ihre Pflichten,
Der Kaltsinn wird sie nie zernichten,
Nie wird die Falschheit sie entweihn.

Die Einigkeit in den Gemüthern,
Bewegt vor Millionen Gütern,
Die Herzen zu bewährter Treu.
Eins lacht: so hat das andre Freude,
Eins weint, das andre geht im Leide,
Denn beyder Trieb ist einerley.

Die Tugend sieht auf unser Bestes;
Durch ihren Zug wird dem Oresles,
Ein treuer Pylades gewährt.
So wird die Freundschaft nicht zerrissen,
Wenn sie Vernunft und Tugend schließen,
Und Redlichkeit und Großmuth nährt.

Dort seh ich zwey verliebte Herzen,
In ganz entzückter Freude scherzen:
Die Liebe scheint ein Himmelreich.
Doch nach Verlauf von wenig Tagen,
Wird man schon über Kaltsinn klagen;
So liebt und haßt man sich zugleich.

Die Freundschaft ist von beßrer Dauer;
Sie gleichet einer festen Mauer,
Die man auf harten Felsen setzt.
Denn stürmen gleich des Unglücks Wellen,
Und drohn mit tausend harten Fällen:
So bleibt sie dennoch unverletzt.

Ihr Großen müßt dieß Glück entbehren,
Warum? Der Thron kanns nicht gewähren,
Euch dient, statt Neigung, nur die Pflicht.
Durch Schmäuchler werdet ihr geführet,
Nie wird das Herz bey euch gerühret,
Der Freundschaft Vorzug kennt ihr nicht.

Der Liebe schmäuchelhafte Tücke
Zeigt euch kein dauerhaftes Glücke:
Die ihr mir ihren Lüsten frohnt.
Wie Zevs, sieht man euch täglich wandern,
Von einem Gegenstand zum andern;
Ihr lebt nur da, wo Wollust thront.

Ihr nimmer satten Mammonsegeln,
Die nur mit Silberflotten segeln;
Euch treibt der Geiz durch See und Land.
Ihr wisset aus den tiefsten Gründen,
Manch glänzendes Metall zu finden:
Nur Freundschaft bleibt euch unbekannt.

Fleuch Ehre, der die Freundschaft fehlet!
Fleuch Wollust, die nur Schmerzen zählet!
Gewinnsucht fleuch, entferne dich!
Im Leide kann mich Freundschaft heben,
Entseelt kann sie mich noch beleben,
Getremet, labt und nährt sie mich.

Verlieh das ewige Gesetze
Mir aller Welt gediegne Schätze,
Und schenkte mir nicht einen Freund:
So wollt ich gerne alles missen,
Wenn mir dabey das Glück entrissen,
Was mir alleine schätzbar scheint.

Dich, Freundschaft tugendhafter Seelen!
Dich will ich mir zur Gottheit wählen;
Du schaffst mein Wohl, du baust mein Glück.
Bey dir kann wahre Liebe taugen,
Sie gebt nicht mit verbundnen Augen,
Sie sieht mit doppelt scharfem Blick.

Du, meine G ſ ſ die ich liebe,
Du nährest meine Freundschaftstriebe,
Du stärkest meine Leidenschaft.
Nie wird mich jemand überzeugen,
Die Freundschaft sey nur Männern eigen,
Und nicht bey Weibern dauerhaft.

Ich liebte Dich, eh ich Dich kannte;
Kaum daß man Deinen Namen nannte:
So wurdest Du von mir verehrt.
Der Tag soll mir geheiligt bleiben,
(Ich will ihn zu den Festen schreiben,)
Der mir Dein würdig Herz beschert.

Dein Herz, das Witz und Tugend lenket,
Dein Geist, der scharf und edel denket;
Empfänget hier kein Lobgedicht.
Du kannst Dich, **Schmuck gelehrter Frauen!**
Durch eignen Fleiß verewigt schauen,
Der Dir schon Kranz und Lorbern flicht.

Durch Dich sieht Gallien mit Neide,
Die **Chatelet** in deutschem Kleide:
Sie ist darinnen doppelt schön.
Durch Dich sind jene freye Britten,
Bey Teutons Bürgern wohl gelitten,
Weil sie in Deinem Schmucke gehn.

O heitres Licht, o frohe Stunde!
Fest der **vollkommnen Adelgunde!**
Beglückter Tag, der Sie gebracht.
Einst gabst du Sie der Welt zum Ruhme,
Mir schenkst du Sie zum Heiligthume:
O Stern, der heut uns beyden lacht!

das meiſte entweder auf einen blinden Zufall, oder wenigſtens auf die eigene Scharfſinnigkeit der Menſchen, angekommen.

Natürlich heißt bey ihm demnach ein jedes Wort, welches man von ſelbſten zuſammen ſetzen und ausſprechen kan, ohne dazu eines Lehrmeiſters oder andern Vorgängers nöthig zu haben. Grotius und Cluverius *) haben ſich auf dieſe Weiſe eine ganze Sammlung von Wörtern, das iſt, eine eigene Sprache, als möglich eingebildet, deren ſich unſere erſte Eltern bald nach ihrer Schöpffung bedienet; die ſie die paradiſiſche oder natürliche Sprache genennet. Was alſo nun jene von einer ganzen Sprache fürgegeben; warum ſollte der Verfaſſer nicht ein gleiches von dem einzeln Worte *Papa* behaupten können; zumahl, da er noch zum Uberfluß ſeinen Satz beweiſet?

Dieſes ſtellet er auf folgende Art an: Die ſelbſtlautenden Buchſtaben, daraus daſſelbe beſtehet, hören wir alle Tage, auch von den ganz neugebohrnen Kindern, von ſich ſelbſt, ohne jemandes Anleitung, hervorbringen; nemlich das *a*, welches hier gedoppelt wiederholet wird. Was nun aber die mitlau enden anbetrifft, welche in dem vorhabenden Worte ein gleichfalls wiederholtes *p* ſind; ſo wird ja nicht leicht jemand ſeyn, der einem ſo vernünftigen Geſchöpffe, als

*) *Grotius* in cap. XI. Geneſ. *Cluverius* Deſcriptione German. Antiquae.

O Freundinn! lebe ſtets in Freuden:
So lange Dich die Muſen weiden,
So lange Dein Verſtand erbaut,
So lange man der Franzen Werke,
Durch Deinen Fleiß in ihrer Stärke,
Und Deutſchlands reiner Mundart ſchaut.

So lange Weisheit Dich belebet;
So lange Fama Dich erhebet,
So lange Dich die Welt verehrt:
So lange ſey, nebſt Deinen Gaben,
Dein Haus, Dein Ruhm, Dein Glück erhaben,
Und unſre Freundſchaft unverſehrt.

* * * * * * * * * * * * * *

V.

Delineatio Oratoriæ ſacræ, brevibus præceptis exhibita auctore J. Georgio Altmanno. Bernæ 1753. in 4.

p. 131.

Seitdem wir die von dem ſel. Probſte Reinbeck ans Licht geſtellte Lehrart, erbaulich zu predigen, erhalten haben, ſind ſchon ſehr viele Anleitungen zur geiſtlichen Beredſamkeit im Drucke erſchienen: vieleicht aber iſt ſonſt keine von einem reformirten Lehrer darunter geweſen, als die gegenwärtige. Der Herr Profeſſor Altmann zu Bern iſt ſchon durch ſeine ans Licht geſtellte geiſtliche Reden, als ein Meiſter, in der Kunſt überführend und erbaulich zu predigen, bekannt. Man konnte alſo

das

das ſichere Vertrauen zu ihm haben, daß er auch die Lehrſätze ſeiner Kunſt wohl inne haben müſſe. Dieſes glaubten die Candidaten des heiligen Predigtamts, und die Studirenden in Bern, ſchon vor dreyen Jahren; und erſuchten daher den Herrn Verfaſſer, daß er ihnen doch diejenigen Kunſtregeln entwerfen möchte, deren er ſich in Ausarbeitung ſeiner Predigten bedienet hätte. Hätte es ihm nach den Handwerksgebräuchen der hohen Schulen frey geſtanden, einen öffentlichen Unterricht darinn zu geben; da er kein Profeſſor der Theologie, ſondern ein Lehrer der Weltweisheit und griechiſchen Sprache iſt: ſo würden ſie ihn ohne Zweifel darum angeſprochen haben. Zu allem Glücke aber war es nicht verbothen, etwas zu ſchreiben, das er nicht öffentlich lehren dorfte: und ſo haben wir dieſes nützliche Werkchen erhalten; welches auch der berniſche Kirchenrath öffentlich gebilliget hat.

Den Anfang machet er durch einen allgemeinen Begriff von einer heiligen Rede. Das I. Hſt. handelt vom Eingange, der Verbindung und Abhandlung. Den geiſtlichen Redner nennet er einen rechtſchaffenen Mann (virum bonum), der mit ſolcher Erkenntniß und Gelehrſamkeit verſehen iſt, die Gottes Wort zu erklären erfodert wird; und von der Kirche dazu verordnet und geſandt iſt, daß er von Glaubensſachen und Lebenspflichten, auf eine der Gemeine vernehmliche und überredende Art reden ſolle.

Alles gefällt uns in dieſer Erklärung, außer daß zu einem geiſtlichen Redner eben der Beruf und die Sen-

Sendung einer Gemeine gehören soll. Muß man denn nicht schon ein geistlicher Redner seyn, ehe einen die Gemeine rufen oder senden kann? Oder kann dieser Ruf, oder diese Sendung jemanden, der die geistliche Redekunst noch nicht in seiner Gewalt gehabt, die redneriſche Gabe und Fähigkeit ertheilen? Wäre dieses, so würden alle Kanzeln mit Rednern prangen: ein Glück dessen sich die allerwenigsten rühmen können.

Der Herr Verfasser erfodert also den doppelten Zweck bey einem geistlichen Redner, daß er 1.) seiner Zuhörer Verstand unterrichte, 2.) ihren Willen lenke. Zum ersten sey eine klare Ordnung, eine dem Texte, oder der Materie gemäße Einfalt, und ein zierlicher Ausdruck nöthig. Er meynt nämlich, eine Predigt sey nicht eine freye und ausschweifende Ausführung über irgend einen geistlichen Satz, wie in der römischen Kirche; sondern eine Auslegung eines aus der Bibel genommenen Textes, dabey alles auf eine Erklärung und Anwendung ankömmt.

So wenig wir geneigt sind, den Herrn Verfasser zu kritisiren oder zu widerlegen, so wird er uns doch erlauben, hiebey einen Einwurf zu machen. Er schränkt unsers Erachtens die Pflicht eines Predigers ins bloße Exegesiren ein, darauf irgend eine Nutzanwendung folgen solle. Er will uns die entgegen gesetzte freye Abhandlung einer geistlichen Materie dadurch verhaßt machen, daß er sie für römisch-katholisch ausgiebt. Allein predigen denn die Katholischen nicht über Texte? Sie haben ja dieselben

Evan-

Evangelien und Episteln, die wir an Sonn- und Festtagen brauchen: ja sie haben selbige schon vor der Reformation erkläret, und angewandt. Wir besitzen selbst eine Baseler Postille, die unter dem Titel, Plenarium 1514 in Fol. gedruckt worden, als D. Luther noch an kein reformiren dachte. Und so finden wir die heiligen Reden eines Bourdaloue, de la Rue, u. a. m. haben auch selbst dergleichen katholische Predigten gehöret, darinn genug exegesiret ward, und aus allen Kirchenvätern Glossen genug angeführet wurden.

Ferner sehen wir nicht, daß die freye Ausführung einer geistlichen Materie der Gewohnheit Christi, seiner Apostel, und der ersten Kirchenväter zu wider sey; ja daß selbst D. Luther sehr oft seinen Text fahren lassen, um gewisse Materien auszuführen. Hat denn Jesus in seiner Bergpredigt über einen Text geprediget? Es ist wahr, er widerleget gewisse falsche Auslegungen: aber bey Gelegenheit eines freyen Vortrages seiner Lehren. Haben Petrus oder Paulus über einen Spruch des A. T exegesiret, als sie zu Jerusalem oder Athen auftraten, das Volk zu lehren? Freylich führen sie zuweilen Zeugnisse der Schrift als Beweise, oder Erläuterungen an: aber einen Text ganze Stunden lang zu erklären, weren sie nicht gewohnt. Eben das thaten die Kirchenväter, wie man im Chrysostomus, u. a. m. sehen kann; die von geistlichen Materien, z. E. vom Gebethe, vom Vertrauen auf Gott, und s. w. freye Reden hielten. Es wäre gewiß zu wünschen, daß diese Lehrart der alten Kirche wieder aufkäme, und anstatt

ſtatt der magern exegetiſchen Schulkünſte wiederum eingeführet würde: die Erbauung würde gewiß dadurch wachſen. Doch ferne ſey es, daß wir den Herrn Profeſſor Altmann hier überhaupt tadeln wollten: wir gehen vielmehr weiter. Er erzählet die Theile einer Rede ſo, daß er 1.) den Eingang, 2.) die Verbindung, 3.) den Inhalt des Textes, oder den Hauptſatz, 4.) die Abtheilung, 5.) die Abhandlung, und 6.) die Nutzanwendung erzählet.

Wir merken bey dem 2 Theile an, daß die Anzeige der Verbindung der Textworte mit dem vorhergehenden, eben kein allgemeiner Theil einer geiſtlichen Rede zu heißen verdiene. Der Herr Verf. merket ſelbſt an, daß manche Sprüche keine Verbindung mit dem vorigen haben, wie die Pſalmen, oder die Sprüche Salomons. Es hätte alſo dieſer Theil gar füglich wegbleiben oder zur Erklärung des Textes geſchlagen werden können. An deſſen Stelle aber ſcheint uns der Beweis, als der nöthigſte Theil einer jeden Rede gar vergeſſen, oder ausgelaſſen zu ſeyn. Ueberreden ſoll ein geiſtlicher Redner: wie ſoll er das aber bewerkſtelligen, ohne Gründe? Auf das bloße Wort eines Redners glaubet kein geſcheider Zuhörer etwas: man muß es ihm entweder aus der Schrift, oder aus andern theologiſchen, philoſophiſchen oder moraliſchen Gründen beweiſen. Mit bloßen Erklärungen erzwinget man keinen Beyfall der Widerſpenſtigen: und vielleicht kömmt der heutige Unglauben der Religionsſpötter bloß von den lieben Predigten; die zwar immer an Erklärungen einen Ueberfluß, an guten Beweiſen aber einen großen Mangel haben.

Wegen

Wegen der Eintheilung, die der Herr Verfaſſer auch zu einem nothwendigen Theile der geiſtl. Rede machet, wollen wir auch nur kürzlich melden, daß ſie keine unumgänglich nöthige Pflicht eines Redners ſey. Mancher Hauptſatz leidet keine Abtheilung. Wen man ihn erkläret und beweiſt, ſo hat man genug gethan; außer daß die Anwendung noch folgen muß.

Die Texte theilet der Herr Verfaſſer in dogmatiſche, elenchtiſche, praktiſche, prophetiſche, typiſche, emblematiſche, allegoriſche, paraboliſche, und hiſtoriſche. Vielleicht ſind hier einige überflüßig.

Die Nutzanwendungen erzählet der Herr Verfaſſer ſo, daß er erſt Doctrinam generalem, 2.) Elenchum, 3.) Vſum Examinatorium, 4.) Epanorthoticum 5) Convictorium 6) Hortatorium 7) Directorium, 8) Conſolatorium 9) Exploratorium, 10) Territorium nennet. Worauf der Epilogus, oder Beſchluß folgen ſoll. Alle dieſe erkläret er weitläuftiger.

Nun folgen allgemeine Regeln die bey Ausarbeitung und dem Vortrage einer geiſtlichen Rede zu beobachten ſind; die wir ſehr billigen.

Nach dieſem allgemeinen Begriffe von einer geiſtlichen Rede folget nun Oratoriæ ſacræ brevis delineatio, davon handelt das I. Cap. vom Eingange, der Erweckung der Aufmerkſamkeit, dem Wunſche und der Verbindung. Das 2te vom Inhalte des Textes, oder Hauptſatze, der Eintheilung und Abhandlung. Das 3te von der Nutzanwendung.

In allen dieſen Abtheilungen finden wir viel ſchönes, das ſeinen unfehlbaren Nutzen im Vortrage göttlicher

licher Wahrheiten haben wird; wenn es fleißig erwogen, und theils mit des Erzbischofs zu Cambray Dialogues sur l'Eloquence, und P. Gisberts christlicher Beredsamkeit, theils mit des Erasmus Ecclesiastes, theils mit der obgenannten reinbeckischen Lehrart gegeneinander gehalten wird.

VI.

Auszug aus der Bigarrure auf der 157 u. f. S. des XIX. Bändchens vom 1752sten Jahre.

Ein Poet, den man nicht nennet, hat sich ein Mittel ausgesonnen, Geld zu machen, auf welches sich vor ihm noch niemand besonnen hatte*) Es besteht darinn, daß er eins seiner Werke ankündiget, und Vorschuß darauf begehret, welches sehr vortrefflich seyn soll; wie man auf sein Wort glauben muß; weil niemand jemals etwas davon gesehen hat. Es wird ein Gedicht, unter dem Namen der Christiade, oder des wiedererlangten Paradieses seyn; welches Miltons verlohrnem Paradiese zum Gefolge dienen soll.

Es wird aus sechs Bänden in groß 12 bestehen, die 18 französische Livres kosten werden, und worauf die

*) Wir sehen daraus, daß man in Frankreich nicht sehr sinnreich seyn muß. Bey uns ist dieß nichts neues. Hatte sich nicht vor etwa zehn Jahren, jemand zu Berlin auf Middletons Leben Ciceros, einen Louisd'or Vorschuß zahlen lassen, welches er zu übersetzen versprach; ob er gleich weder Geduld und Lust, noch Fähigkeit dazu hatte? U. d. m.

die Liebhaber 12 Livr. voraus zu zahlen die Güte haben ſollen. Man ſaget, es wird mit einem Kupfertitel, andern Kupfern, Vignetten und andern Schnörkeln gezieret werden, die den gröſten Werth der meiſten heutigen Bücher ausmachen. Dieſes Gedicht, ſaget der Verfaſſer, wird alle die Kriege in ſich halten, die der Herr Chriſtus mit den Teufeln geführet hat. Alle Perſonen darinn werden lauter Tugenden, Kräfte, Laſter und Teufel ſeyn. (die Seraphen und Cherube vergißt der einfältige Dichter!) Allein man wird noch mehr darinnen ſehen. Die Hohenprieſter, Schriftgelehrten und Phariſäer ſind die Werkzeuge, deren die Teufel ſich bedienen, die Tugenden zu beſtürmen. Niemand wird zweifeln, daß der Verfaſſer in dieſem Stücke ſehr wohl gewählet habe: gleichwohl zweifeln Kenner, ob Perſonen von gutem Geſchmacke es deswegen eifriger ſuchen werden.

Der Grund, den ſie davon aus einem groſſen Manne dieſes Jahrhunderts, wie ſie ſagen, anführen, iſt dieſer:

C'eſt un vilain Objet à preſenter aux Yeux,
Que le Diable, toujours heurlant contre les Cieux;
Qui de votre Heros veut rabaiſſer la Gloire,
Et ſouvent avec Dieu balance la Victoire. - - -
De mettre à chaque pas le Lecteur en Enfer,
N'offrir rien qu'Aſtaroth, Belzebuth, Lucifer.
De la Foi d'un Chretien les miſteres terribles,
D'ornemens egayéz ne ſont pas ſuſceptibles.
L'Evangile à l'Eſprit n'offre de tous coteż,
Que Penitence à faire, & Tourmens meritez:

Et de vos fictions le Melange coupable,
Même a ses Veritès donne l'air de la Fable *.

Dieſen unſtreitigen Grundſätzen und gründlichen Gedanken zu Folge, iſt es zu beſorgen, daß nicht irgend der Urheber der Chriſtiade, ungeachtet ſeines kleinen Kunſtgriffes, zu ſeinem Zwecke gelange, die Welt in Contribution zu ſetzen; und ihr irgend einen Sold ſeiner Arbeit aus dem Beutel zu locken. Sollte es indeſſen nicht gelingen, ſo kennen wir Leute, die ihn nicht beklagen würden: „denn, ſagen ſie: „warum kömmt er auch auf die Gedanken, andächtige „Materien, in einer ſolchen Zeit, als die itzige iſt, „nach poetiſcher Art abzuhandeln? Und iſt er nicht „thöricht, ſich zu ſeinem erſten Auftritte in die Welt „eine Art der Gedichte erwählet zu haben, in wel„cher alle ſeine Vorgänger, einen einzigen ausge„nommen, ſogar in weltlichen Materien verunglü„cket ſind; die doch aller der Zierrathe und Aus„ſchmückungen fähig waren, welche die Fabel dieſer „Art von Gedichten ertheilen kann?

Soweit geht unſer Auszug aus der Bigarrure, und unſre Leſer werden daraus ſehen, daß man in Frankreich und Holland von den chriſtlichen Epopeen eben ſo denket, als wir vor einiger Zeit davon geſchrieben haben. Da man indeſſen auch bey uns in Deutſchland neulich einen Vorſchuß, auf die neue Ausgabe des ſogenannten Meſſias, ausgeſchrieben hat: ſo wollen wir, die Liebhaber dazu aufzumuntern, folgen-

* Durch ein Verſehen ſchreibt die Bigarrure dieſe Verſe dem Herrn Voltaire zu; ſie ſind aber vom Boileau, wie wir ſchon ſonſt angezeiget haben.

folgendes mittheilen. Wir ſind unparteyiſch, und können es ganz wohl leiden, daß nicht nur Opitz, Flemming, Rachel, Canitz, Beſſer, Neukirch, Pietſch und Günther, ſondern auch ein Antipode derſelben gelobet und nachgeahmet wird.

Wir melden es alſo unſern Leſern, daß die neumodiſche Schreib- und Dichtart in Coppenhagen viele Bewunderer und Liebhaber findet. Dieſes erſehen wir aus nachſtehender Ode. Der Verfaſſer derſelben hat ſich (gewiß! eine ſeltene Tugend junger Dichter) dankbarer weiſe bemühet, diejenige Quelle zu krönen, daraus ſeine Hippokrene geflossen. Was iſt aber billiger, als einen Gärtner mit eben den Blumen zu beſtreuen, die auf ſeinem Beete gewachſen ſind?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII

Ode, zum Ruhme des Herrn N. N.

Sic itur ad aſtra!

Den ungereimten Dichter, den Göttlichen,
Jovialiſchen, und Heilgen der Zürcher,
Will ich, von ſeinem Geiſt begeiſtert,
Schöpferiſch ſchön, labyrinthiſch witzig

Singend beſingen: über miltoniſche,
Uridealiſch neuapelloniſche
Züge, will ich künſtlich erfindſam,
Ruhmlich ihn rühmend, zum Ruhm hinweben.

ein Kind ist, das Vermögen würde absprechen wollen, einen solchen Laut bloß von sich selbsten zu geben; das doch die gütige Natur so gar denen Thieren mitgetheilet hat, wie man zum Exempel, an dem *ka, ka* der Raben sehen kan, welches sie oft einen gänzen Tag weg hintereinander wiederholen. Dieses voraus gesetzet, ist also nur noch übrig zu zeigen: warum denn vor allen andern Buchstaben gleicher Art alleine das p zu Bildung dieses Nahmens bestimmet worden? Auf diese Frage wird uns der Bescheid gegeben: Das P ist ein Buchstabe der sich gar natürlich und leichte ausdrücken läst; weil man dazu weiter nichts als eine Oeffnung der Lippen brauchet; eben gleichwie der Buchstabe M, der in dem Worte *Mama*, eine Mutter, vorkömmt. Solte einem das P vor ein junges Kind zu schwer auszusprechen scheinen; so mag es in GOttes Nahmen ein weiches B seyn; wie man denn schon bey dem Herodoto lieset, *) daß, als die Phrygier und Egyptier über dem Vorzug des Alters unter ihren beyden Sprachen gestritten, und um dieses auszumachen, zwey junge Knaben unter dem Vieh, von allen Menschen entfernet, auferziehen lassen, beyde nach zweyen Jahren von sich selbsten *Bec*, *Bec* haben ruffen können.

Nunmehro, nachdem die drey Bogen voll sind, welche ohnedem von einer verwirrten Philologie strotzen, eilt der Verfasser nebst seinen Lesern zum Ende.

*) *Herodotus* lib. II. ab initio.

Welch ein maroniſirendes * Kühnwinden **,
Daß, der ich ſonſt unbildſam, einſiedleriſch,
Des Chaos Klüfte bewohnt, und nichts
Von dem Seraphiſchen Lichte fühlte;

Großwage, mit erhabenen maleriſchen
Tönen und Bildern, ſtählerne *** Lobſprüche,
Dem Erfinder neueſter Dichtkunſt,
Recht alamodiſch ſchön auszuſchaffen.

Vanora ſelbſt, die zärtliche Königinn,
Des großen Ordens würdige Stifterinn! ****
Erhielt das Lob nicht, das ihr billig
Hätte harmoniſch gleich ſollen ſtrudeln.

O, Schade! wenn mitzraimiſche Finſterniß
Dieſes Geheimniß verungeſelliget!
Doch mancher Baumwald liſpelt lächelnd,
Wie es ſanftwallend noch täglich ſäuſelt.

Nur ein **Modredo** rühmte die Fühlende,
Ein **Philoſoph** nur nennt dich den Göttlichen;
Doch ſo weit kreiſelnd den ihr Ruf trieb,
Seh ich ädoniſch noch ihr Licht funkeln.

Grüner

* Der Herren Schweizer wegen, dient zur freundlichen Nachricht, daß das Wort nicht von Maronen, vulgo Kaſtanien, ſondern von Maro herkomme.

Er lohnt Mäcenen mit Maronen. Siehe Hallern.

** Kühnwinden anſtatt kühnes Unterwinden, ein ſchöpferiſch neuer Hellenismus.

*** Iſt ein körnigter Ausdruck, und kann ſowohl fein geſchliffen, als dauerhaft heißen.

Grüner Gedanken ***** hoffender Zuversicht,
Werth, daß er auch allen unfühlsamen
Der Seraphischen Schönseltenheit,
Heiter aufwallend, monakchisch strotzet.

Dann wird man Myriaden von Lobsprüchen,
Dem Kerndichter deutscher Hexameter,
Mit Einmuth, süßbetäubtem Gefühl,
Klaren, symphonischen Tönen kräuseln;

Ausblasen den so wirksamen Ruhmeifer,
Der die düstre chaotische Finsterniß
Der deutschen sich reimenden Verskunst,
Sorgsamlich, jugendlich kühn entfesselt.

Ein ewger Ruhm verstirne dich Glänzenden,
Der du die hohe herrliche Kommlichkeit,
Gelehrt, nach Art hoher Gedanken
Schöpferisch, steigernde Worte pausten.

O! hörten wir mit hörenden Ohren, die
In deinem Urkundssaale versiegelten;
Und sähen mit schauendem Antlitz
Was du noch göttlicher hinzudenkest.

**** BVCHANANVS *Rerum Scot. L. V. p. 155.* Nec putatur Vanora uxor Arcturi, novorum consiliorum fuisse ignara, ut quæ stupri consuetudinem cum Modredo crederetur habere.

***** Weil die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung ist, so wird der geneigte Leser, den grünen Gedanken, wo nicht für schön, wenigstens für neu halten.

Seither daß David blaß ſich zu Tode ſtarb,
Hat kein Geſchöpf davidiſch geharfet, noch
Lichtdunkel, wie du Erztonmeſſer,
Caſtratiſch reizend, gejubiliret.

Güldne Muſe, zur Höllen dich führende!
Sey deiner Sipſchaft immer fruchtbringender;
Dir allein danken wirs, daß wir die
Wäßrigte Sündfluth, den feuchten Noah,

Nimrod, den Chriſten, und Jakob und Eſau,
Bücher, dir gleich, mit hieroglyphiſchen
Gewirkten Tönen, nur uns deutlich,
Trefflich erhaben, Endoriſch nennen.

Wann du nun einſt mit alpiſcher Schöpferkraft
Deinen Meſſias ganz ausgeſchaffen haſt,
Dein ſchönes Mägdchen in Oden beweint,
Höchlich davidiſch gepſalmet, und ſatt,

Weis-

* Ein engliſcher Quäker, der eine ſogenannte göttliche Metaphyſik geſchrieben, die auch 1715 zu Frankf. u. Leipz. in III Oktavbanden deutſch herausgekommen. In dieſem Werke wird man den vollen Schlüſſel zur bibliſchen Dichtungskraft und Sprache finden: denn es hält in ſich die wunderbare durch eigene Erfahrung erlangte Wiſſenſchaft der unſichtbaren und ewigen Dinge. Nämlich von den unſichtbaren Welten, als der aetiſchen, der ewigen Natur, der engliſchen, der Hölle und paradieſiſchen, ihren Einwohnern, deren Regierung, Geſtalt, Sprache, Verrichtung und andern Wundern, dergleichen noch nie aus Licht gekommen, ſo lange die Welt geſtanden: wie der Titel beſaget.

Weisheit zu lehren die dummen Einfältigen:
So führe der dich heizende Seraphe
Deine Feder, hinauf zum Olymp,
Daß sie am Nordpol ein Akor werde.

Dein Dichtergeist, als höher und göttlicher,
Reite auf einem hermelinfarbigten
Gaule, mit schön röthlichen Augen,
Hin zu dem Gipfel deines Parnasses,

Allwo dein hoch umschauendes Auge, sich
An Jakob Böhmen, dem denkenden, weidet.
Gedenke mein, wenn Pordätsch * mit dir
Mystische Tänze hüpfet. Er lebe!

— — Exegi monumentum
Ære perennius.

saget. Da findet man die Sephiroth, den Adam Cadmon, den Chochma, den Binah, Gesed und Gebsera, den Nezach, Hod und Jesod, nebst dem Malchut: aus welchem allen der Verfasser p. 474. T. I. schließt: daß der Adam Cadmon seye die Entwurfs und Musterweisheit, welche Gott in seinem ersten Grundwesen formiret hat ꝛc. Die Zurück- oder Einziehung der Herrlichkeit des Unendlichen, und der erste Raum sey das zweyte Wesen Gottes, gemäßiget nach der Empfangbarkeit der Creaturen, durchformet oder beseelet, mit der Entwurfsweisheit. Daß der Canal sey das Centrum dieser ganzen ansophischen Welt: der vornehmste Sitz der Entwurfs- und Musterweisheit ꝛc. und tausend solche schöne Sachen mehr.

VIII.

The Plan of a Dictionary of the English language, adreſſed to the Right Honourable Philipp Dormer, Earl of Cheſterfield; One of his Majeſty's Principal Secretaries of State. London, 1747 in 4. 34 S.

Dieſen Entwurf eines neuen engliſchen Wörterbuches haben wir itzo erſt in die Hände bekommen: wir machen ihn aber unſern Leſern dennoch bekannt, da wir ihn noch in keiner andern Monathſchrift gefunden. Der Verfaſſer derſelben, Sam. Johnſon, redet in der ganzen Schrift den Grafen Cheſterfield, Kön. Staatsſecretair an; und erkläret ihm ſowohl die Urſachen, als die Beſchaffenheit ſeines Vorhabens. An welchen deutſchen Miniſter ſollte ſich wohl ein Gelehrter wenden können, der irgend von unſrer Mutterſprache ein gleiches unternehmen wollte?

Herr Johnſon ſaget: Als ers zuerſt unternommen ein engl. Wörterbuch zu ſchreiben, habe er ſich auf keinen höhern Beförderer ſeiner Abſichten Rechnung gemachet, als auf die Käufer ſeines Buches. Er habe wohl gewußt, daß ein Werk von dieſer Arbeit, für einen Leiter der Blinden, für die eigentliche Arbeit eines kunſtloſen Fleißes, und für eine Bemühung gehalten würde, die weder einiges Licht der Gelehrſamkeit, noch die Lebhaftigkeit des Witzes erfodere; ſondern nur nach und nach, durch die dumme Geduld eines Laſtträgers, zu Stande gebracht wer-

werden könnte, die mit einer ſclaviſchen Halsſtarrigkeit das ganze Alphabeth durchkäuen könnte.

Ob nun dieſe ſo alte und weitausgebreitete Meynung ihren Urſprung, entweder aus der Wahrheit und Natur, oder aus einem blinden Zufalle und Vorurtheile habe; und ob es entweder den Ausſpruch der Vernunft, oder die Tyranney der Unwiſſenheit zum Grunde habe, daß man unter allen, die ſich um ein gelehrtes Lob bewerben, den unſeligen Lexicographen, oder Wörterbuchſchreibern, den allerletzten Platz anweiſet: das will er nicht unterſuchen. Soviel iſt gewiß, daß deſſen Arbeit für eine der unangenehmſten, und die weder Früchte noch Blumen trägt, gehalten wird; und daß auch die längſte und arbeitſamſte Anbauung dieſes Feldes, noch keinen Lorberzweig hervorgebracht hat.

Dennoch tröſtet er ſich, daß dieſe ſeine Beſchäfftigung zwar nicht prächtig, aber doch nützlich ſeyn, und ſein Leben zwar nicht dem Neide bloß ſtellen; aber es doch unſchuldig erhalten, keine Leidenſchaft erregen, ihn in keinen Streit verwickeln, und ihn in keine Verſuchung führen werde, die Ruhe andrer durch Tadel, oder ſeine eigene durch Schmäucheleyen zu ſtören.

Er habe von Zeiten geleſen, darinn Prinzen und Staatsleute es zum Theile für eine Ehre gehalten, den Flor ihrer Mutterſprache zu befördern; und wo Wörterbücher unter dem Schutze der Großen geſchrieben worden. Dieſen Beſchirmern ſolcher Unternehmungen, die ſo eifrig geweſen, die Aufnahme ihrer Mutterſprachen zu befördern, leiſtet er willig

die Pflicht, zu glauben: daß sie Ursache gehabt zu hoffen, ihre Thaten würden von der Nachwelt gepriesen; und die Beredsamkeit, welche sie befördert, würde zu ihrem Lobe gebrauchet werden. Allein er habe solche Wohlthaten als Wunder der Großmuth angesehen, die nur aufgezeichnet worden, mehr Erstaunen, als Nachfolger zu erwecken. Da er also mit seinem Schicksale zufrieden gewesen, hätte ers seiner Einbildung nicht verstattet, sich irgend mit einer höhern Aufmunterung zu schmäucheln; als er unverhofft wahr genommen, daß sein Vorhaben, dem Lord Chesterfield wichtig genug bedünket, ihm seine Gunst zuzuwenden.

In wie fern nun dieser unerwartete Zufall zu den Glücksfällen seines Lebens zu zählen sey, will er nicht bestimmen. Die erste Wirkung davon sey gewesen, daß ihm bange geworden: es möchte selbiges die Augen der Welt gar zu sehr auf ihn ziehen; und wie es einem epischen Poeten in Frankreich * gegangen, durch den vergrößerten Ruf der Unternehmung, die gute Aufnahme des Werkes verstopfen. Denn er sähe schon, was die Welt von einem Vorhaben vermuthen werde, das unter des Lords Beförderung ausgeführet werden sollte; und er kenne die Erwartung schon, die, wenn sie ihre Flügel ausbreitet, leicht solche Höhen erreichet, welche die

* Dem Chapelain: der seine Pucelle d'Orleans zu verfertigen, von einem Könige und Cardinal in Sold genommen wurde; aber nach vielen Jahren ein elendes Werk lieferte, das halb fertig ins Stecken gerieth. So wenig trifft der Beyfall der Höfe allemal den würdigsten Dichter!

die Ausführung nimmer erlanget; und indem ſie den Gipfel der Vollkomenheit erſtiegen, ihren Nachfolger auslachet, der in der Beſtrebung ſtirbt.

Mit ſo witzigen, und faſt gar zu hochtrabenden poetiſchen Schwüngen, zeiget unſer Verfaſſer: daß er nicht nur ein magerer Wörterſammler, ſondern allenfalls auch ein wilder Dichter hätte ſeyn können, wenn er gewollt hätte. Nunmehr wollen wir ſeine Abſichten und die Schranken, die er ſich bey ſeiner Arbeit geſetzet, betrachten. Sein vornehmſter Zweck iſt, die Reinigkeit der engliſchen Mundart zu erhalten, und die Bedeutung der Wörter feſt zu ſetzen. Dieſes nun erfoderte weiter nichts, als die Sprache, in ſo weit ſie den Engländern eigen iſt, zu betrachten, und diejenigen Wörter und Redensarten, die ſowohl im gemeinen Leben, als in den beſten Schriftſtellern vorkommen, zu erklären; diejenigen aber, die in gewiſſen Künſten herrſchen, als fremde Erfindungen andrer Völker, wegzulaſſen; weil ſie, ſeiner Meynung nach, allen europäiſchen Völkern gemein ſind. Dieß wäre nun freylich der wahre Begriff eines rechten grammatiſchen Wörterbuches: doch da ein ſolches Buch nicht allein für Kunſtrichter geſchrieben wird; ſondern nach ſeinem Nutzen beurtheilet werden muß: ſo wolle er auch dieſe nicht ganz ausſchließen, wenn ſie nur bereits das engliſche Bürgerrecht erhalten hätten: wobey er ſich auf das W. B. der franzöſiſchen Akademie berufet. Die Engländer haben auch bey ihren ſchwülſtigen Schriftſtellern, dergleichen Beyhülfe höchſtnöthig: denn die Leſer derſelben werden alle

Augen-

Augenblicke ins Lexicon gejaget. Z. E. wenn sie lesen, das Zenith der Beförderung; der Meridian des Lebens; die Cynosur benachbarter Augen; u. d. m. Ja Milton allein, hat sich mit einem solchen Schwalle von Kunstwörtern so pralerisch überladen, daß man ihn allein zu verstehen, ein Wörterbuch aller mathematischen, geographischen, antiquarischen, chymischen und mediciniſchen Redensarten nöthig hat. Z. E.

Pining Atrophy,
Marasmus, and vide wasting pestilence.

Hier versteht gewiß der hundertste Leser so wenig was Atrophy und Marasmus ist; als einen mediciniſchen Aufsatz, woran jemand gestorben ist, der lauter griechisches Zeug am Halse gehabt: z. E. eine Kacherie, Peripneumonie, eine Agrypnie, eine Hämoptoſie, und Pleureſie, wozu etwa noch ein Rheumatismus, oder sonst ein fürchterliches Asthma gekommen: welches deutsch zu nennen, nach den Handwerksgebräuchen unsrer Galenen, und Aesculapien eine Sünde wäre. Sollten wir nun künftig, solche Todten- oder Lieferzettel zu verstehen, alle diese Schreckwörter auch in deutsche Wörterbücher bringen: so würden wir wahrhaftig vor allem Griechischen und Lateiniſchen, das Deutsche darinn zu finden, Mühe haben.

Indessen bescheiden wir uns gern, daß es mit der engl. Sprache Verderbniß längst so weit gekommen, daß man den wahren alt englischen, oder angelsächsischen Weizen, unter so vielem lateiniſch-französischen

Unkraute

Unkraute fast gänzlich erstücket sieht; ja auch ein so reiches Maaß griechischer Brocken darein gemenget findet, daß es in ihren Büchern wie auf einem Felde aussieht, wo man alle Arten des Getreydes durch einander gesäet hat. Ferner muß ein engl. Wörterbuch nothwendig die Seesprache der Schiffer, die Wörter des Kriegswesens, der Handlung, der Manufacturen, u. d. m. in sich halten. Doch will der Verfasser hier auch den Kunstgriff brauchen, daß er die bereits eingeführten und an Kindesstatt aufgenommenen Wörter, mit ordentlicher; die noch fremden aber, z. E. ihr *habeas corpus*, u. d. m. mit Cursivschrift oder italienischen Buchstaben drucken lasse.

Er erkläret sich ferner, wegen der Namen der Thiere, der Pflanzen, u. s. f. daß auch diese nöthig sind; weil selbst ihre Dichter, Shakespear und Milton, viele Schnitzer darinn begangen haben. Sodann kömmt er auf die Accente, um die Aussprache der Wörter zu bestimmen, und auf die Rechtschreibung. Von dieser setzet er die Regel fest: in der gewöhnlichen Buchstabirart nichts ohne zureichenden Grund zu ändern; doch die rechten Stammbuchstaben der Wörter, so viel möglich, beyzubehalten. Er berührt ferner die Befestigung der guten Aussprache, als eine Pflicht eines guten Wörterbuchschreibers: weil eine Sprache sich zuerst in der Aussprache verderbet. Hier kömmt es in England auf die Sylben ausländischer Wörter an, die in ihren Poeten bald kurz, bald lang gebrauchet werden; 2.) auf die Reime, die bey verschiedenen anders klingen,

Ende. Vielleicht iſt es daher geſchehen, daß er mit Fleiß vor dießmal unterlaſſen den heutigen Gebrauch des Franzöſiſchen Wortes *Papa* unter den Deutſchen auszuführen, und, wie die Aufſchrift und der Anfang verſprochen, auſſer allen Zweifel, zu verwerfen. Sie werden alſo mit uns dieſe Materie allhier vergeblich ſuchen, auch, wie es der Verfaſſer würde haben mit Recht als ein fremdes verwerfen können, umſonſt fragen; da es nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ein von der Natur ſelbſt angegebnes Wort iſt, welches ſich die Deutſchen ſowohl als die Franzoſen zueignen können. Inzwiſchen mag man ſich mit der noch zuletzt beygebrachten wichtigen Anmerkung tröſten; daß der Nahme Pfaffe, welchen man den geiſtlichen Perſonen und Prieſtern je zuweilen giebet, und von den Holländern Pape ausgeſprochen wird, gar nichts nachtheiliges oder ſchimpfliches bedeuten könne; nachdem er von dem ſo oft erwehnten Worte: *Papa*, nothwendig abſtammen muß.

VI.

Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften.

Cölln, 1731. in 8. 12. Bogen.

So nützlich und angenehm man es jederzeit befunden hat, wenn in den Lebensbeſchreibungen groſſer und berühmter Gelehrten einige wichtige Be-

klingen, indem z. E. Pope great, mit slate, Rowe aber mit seat gereimet hat.

Endlich kömmt er auf die Etymologie, oder Abstammung und Bildung der Wörter, da sie theils einfach, theils zusammengesetzet, theils hergeleitet sind. Daben geräth er nun billig, auf die Ursprünge englischer Wörter, aus fremden Sprachen. Und wie viel Wörter, werden da den Engländern wohl einheimisch seyn? da alles was sie haben, entweder deutsch, oder dänisch, oder lateinisch, oder gallisch, oder griechisch ist? Er gesteht es auch, daß ein Engländer alle Zonen oder Erdgürtel durchwandern, und von den Thälern in Palästina, bis auf die Eisberge in Norwegen klettern muß, die Wurzeln seiner Sprache zu suchen. Wenn er nun von einem Worte den sächsischen Ursprung zeigen kann, so will er daben stehen bleiben; weil man die Mutter der sächsischen Mundart nicht weis: (aber wie? sollte diese nicht aus der ältern gothischen und celtischen Sprache zu holen seyn?) Von französischen aber, will er in die Quellen derselben dringen. Dadurch will er nun die Sprache von unzählichen Spreuern reinigen.

Dieses ist nun zwar noch lange nicht alles, was Herr Johnson von seinem Fleiße und seiner Behutsamkeit saget: doch glauben wir schon genug aus ihm angeführet zu haben, um den Liebhabern der englischen Sprache eine Lust zu diesem schönen Werke zu machen: welches gewiß allen bisherigen englischen Wörterbüchern den Vorzug rauben wird. Wie viel Dank würden nicht die alten Griechen und

Römer

Römer bey uns verdienet haben, wenn ſie ſo klug und arbeitſam geweſen wären, uns von ihren Sprachen ſolche vollſtändige und wohl eingerichtete Wörterbücher zu hinterlaſſen! Hier zeiget ſich nun augenſcheinlich ein unendlicher Vorzug neuerer Zeiten; da ſich bereits auch die verwirrteſten und ſchlechteſten Sprachen eines mehrern Fleißes ihrer Völker zu erfreuen haben; als vormals die ſo bewunderten und angebetheten Sprachen der Griechen und Römer.

Nur dieſes müſſen wir noch anmerken, daß der Verfaſſer das goldne Alter der engliſchen Sprache von der Königinn Eliſabeth Zeiten anhebt; und nur ſolche Wörter in ſein Buch bringen will, die in Schriftſtellern vorkommen, die ſeitdem geſchrieben haben. Er ſchmählet auch zuletzt noch auf die neuern engliſchen Ueberſetzer, die ohne den Unterſchied der Sprachen zu verſtehen, ſich unterfangen haben, eine recht chaotiſche Mundart, heterogeniſcher Redensarten, (wir bedienen uns mit Fleiß ſeiner Worte) aufzubringen: ein Ungeziefer, davon Deutſchland eben ſo wohl, als England wimmelt, und großentheils von ihm angeſtecket worden.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Lycurgi, Oratoris attici, quæ una reſtat contra Leocratem Oratio, ad Editionem Taylori Angli &c. recenſ. et Var. Obſ. cum ſuis adjecit Jo. Gottfr. Hauptmann, Ill. Ruth. Dir. Lipſ. apud Hered. Lankiſianos 1753. 8.

Wer

Wer in dem Wahne ſteht, daß das Griechiſche heute zu Tage in Deutſchland liege, den können wir u. a. durch die neue Auflage dieſer Rede widerlegen. Der ſchleunige Abgang der erſtern Ausgabe zeiget zur Gnüge, daß die Schuljugend an vielen Orten dazu angeführet werde; und ohne Zweifel haben auch andre Liebhaber dieſelbe häufig geſuchet. Der Herr Director Hauptmann zu Gera muß alſo kein geringes Vergnügen empfinden, da er ſieht, daß ſein damaliger Fleiß nicht übel angewendet worden. Dieſes hat ihn auch zweifelsfrey aufgemuntert, dieſen zweyten Druck noch mit verſchiedenen Zuſätzen zu bereichern.

Zuförderſt hat er zu Heinr. Stephans, Joſ. Scaligers, Grotii und Palmerii Noten die Namen geſetzet; wobey aber keiner ſteht, das ſind ſeine eigenen Erläuterungen. Die lateiniſche Ueberſetzung iſt, als unnöthig und hinderlich, weggelaſſen; die ſchweren Wörter hingegen ſind zureichend erkläret; die Aehnlichkeit der Sprachen aber, ſonderlich der griechiſchen und deutſchen oft bemerket: nicht als ob er alles deutſche aus dem griechiſchen herleiten wollte; da es gewiß ſey, daß unſer Volk älter iſt, als jenes: ſondern weil bey einigen Wörtern, der griechiſche Urſprung nicht zu läugnen iſt. Die berühmten Geſchichte, worauf Lykurgus zielet, führet er aus dem Nepos an; um kleinere aber, z. E. wer Amyntas, oder Philomelus geweſen, bleibt er unbekümmert. Sein Wortregiſter iſt itzo doppelt ſtärker angewachſen; endlich ſtehen auch Seine Abhandlungen

handlungen billig nach dem Texte, und ein doppeltes Regiſter machet den Schluß.

Uebrigens machet der Herr Verfaſſer zu einigen größern griechiſchen Schriftſtellern, ſonderlich ihren Rednern Hoffnung: aus denen ſowohl Theologen im Predigen, als Juriſten in Führung der Rechtsſachen, viel Vortheil ziehen könnten. Imgleichen will er eine Poetik, Antiquitäten, und eine Rhetorik herausgeben, wenn ſich Verleger finden ſollten. Seine Abhandlungen betreffen 1.) Lykurgs Leben, 2.) ſeine Schriften und ihre Ausgaben, 3.) ſeine Lehrſprüche, 4.) ſeine Redekunſt, 5.) ſeine attiſche Mundart, 6.) die Uebereinkunft ſeiner Schreibart mit dem N. T. Sodann folget die innere Einrichtung ſeiner Rede; und nach dem griechiſchen Inhalte die Rede ſelbſt, mit Anmerkungen; worauf 1.) das Regiſter der Schriftſteller, 2.) der erläuterten bibliſchen Stellen, 3.) der erklärten griechiſchen Wörter, 4.) der in der Rede vorkommenden Sachen, 5.) ein Entwurf der griechiſchen, ſonderlich attiſchen Geſchichte, und 6.) ein antiquariſches Regiſter folgen. Das ganze Buch iſt itzo ein Alphabeth ſtark.

* * * * * * * * * * * * *

X.

Nachricht von der evangeliſch-reformirten Kirche zu Göttingen, nebſt der Rede,

welche bey Legung des Grundſteines iſt gehalten worden. Göttingen, bey Hagern, und den Vorſtehern der reformirten Kirche. in 4. 3 Bogen.

Vor kurzem haben die Reformirten, außer neun andern Kirchen, welche ſie zu Braunſchweig, Zelle, Hannover, Hameln, Münden und Bückeburg bisher, theils deutſch, theils franzöſiſch gehabt, auch in Göttingen eine bekommen; ſo daß ſie nunmehr in Niederſachſen allein, zehn beſitzen. Dieſes kann ihnen da, wo ſie die Oberhand haben, zu einem guten Exempel dienen, auch den Evangeliſch Lutheriſchen die öffentliche Religionsübung zu verſtatten; worinn ſie immer viel ſchwieriger ſind. Der Herr Verfaſſer, Hr. Prof. von Colom zu Göttingen, erzählet die Gelegenheit dieſer erhaltenen Erlaubniß in der Vorrede, die eigentlich ins theologiſche Fach gehöret.

Die Rede ſelbſt iſt deſto merkwürdiger, da ſie von einem gebohrnen Franzoſen, der erſt in erwachſenen Jahren das Deutſche gelernet, gehalten worden. Man muß hier aber keine hochgetriebene Blumen der Beredſamkeit; keinen überfliegenden Witz eines ſchäumenden Geiſtes ſuchen. Nein, ein natürlich fließender Ausdruck chriſtlicher Empfindungen; eine von dem Preiſe und Lobe Gottes überfließende Andacht, legen dem Redner alle Worte in den Mund. Er ſchließt mit dem Danke an den König, an die Großen, und die Vorſteher der Gemeine, auch mit herzlichen Wünſchen für die Wohlfahrt der Gemeine. Das iſt es alles, was wir davon melden können.

XI. Gott

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XI.

Gott in seiner Größe, entworfen von J. L. Manso, B. Rechten Candidaten.

Wittenb. bey Schlomachen 1753. in 4. 3 Bogen.

Man könnte diese Schrift billig eine philosophische Andacht, gegen den Schöpfer der Welt nennen: wenn sie nicht gegen das Ende auch die Lehren des Christenthums eingestreuet hätte. Sie ist übrigens aus einer sehr lebhaft gerührten Einbildungskraft geflossen, und in einer sehr feurigen Schreibart abgefasset, die einen Leser ungleich mehr mit sich reißt, als das magere Gewäsch vieler Postillen; deren Urheber das gar nicht zu glauben, wenigstens nicht zu empfinden scheinen, was sie sagen. Nun ist der Herr Verfasser ein Jurist; und eben dieses hat einige, die es für ihr eigenes Handwerk halten, die Welt zu erbauen, neidisch gemachet. Sie haben es für einen Eingriff in ihre Vorrechte gehalten, daß ein Rechtsgelehrter andre zur Gottseligkeit reizet. Diesen unbilligen Tadlern begegnet derselbe in der Vorrede einer neuern Schrift, die den Titel führet:

XII.

Der Religionsspötter, entblößet dargestellet von Joh. Ludewig Manso, der Rechte Cand. Wittenberg bey Schlomachen 1753 in 4. 4 Bogen.

Auch diese Schrift ist mit gleichem Feuer, und mit nicht geringerer Gründlichkeit geschrieben. Sie entblößet die Thorheit der heutigen Religionsspötter sehr nachdrücklich; zeiget aber auch, daß der Herr Verfasser aus den besten Quellen der heutigen Weltweisen das meiste geschöpfet, womit er sie beschämet, und zu Boden schlägt: und dennoch ist freylich die Schrift nicht vergessen, deren Geheimnisse immer mit eingemischet werden.

Sollten wir unsre Gedanken davon sagen, so scheint das letzte wider die Religionsspötter etwas zu früh geschehen zu seyn: bevor dieselben zur Erkenntniß und Ueberzeugung einer göttlichen Offenbarung gebracht worden. Die Schreibart aber ist schön, lebhaft, und so regelmäßig, als man nur wünschen kann.

XIII.

Erklärung über Herrn M. Grenzens Abhandlung wegen des Deus Terminus *.

Es sind in vorigem und diesem Jahre zwo Schriften zum Vorscheine gekommen. Die erste zu Dresden, unter der Aufschrift: Deum Terminum motum suo loco restituit, et simul numum Des. Erasmi Roterodami illustrat et vindicat *M. Adamus Grenzius*, Diac. Dresd. 5 Bogen, nebst einem Kupfer: die andere zu Leipzig, Diatriba de ara et numo Dei Termini, betitelt,

* Dieses Stück ist uns eingesandt worden.

titelt, 2 Bogen, nebst einem Kupferblatte, womit Herr Bernh. Friedr. Rud. Laubn, der Rechten Doctor und Amtmann in Tautenburg, seinem Herrn Vater zu dessen Geburtstage Glück gewünschet: welche letztere sich auf die erstere beziehet, und derselben gewissermaßen entgegen gesetzt seyn soll. Es ist aber dieser Widerspruch, bey Zusammenhaltung beyder Schriften, theils nicht erheblich, theils nicht gründlich. Nicht gründlich ists, wenn der Verfasser der zweyten Schrift, gegen den Verfasser der ersten, Christian Junkern und Eoban Hessen zu vertreten sucht: indem Junker sich einbildete, daß der Deus Terminus, wie ihn Erasmus zu seinem Sinnbilde erwählet hat, auf einem Rauchaltare stehe, und ihn in seinem güldenen und silbernen Ehrengedächtnisse Lutheri p. 167 auch nach dieser Einbildung zeichnen und stechen lassen; im Vertrauen auf Hessens Zeugniß, welches er in dessen Versen gefunden zu haben glaubt:

Termine, cum nulli Divûm concesseris olim,
Fumida cur sedes occupat ara tuas?

in welchen Worten Eobans aber Herr M. Grenz einen Zweifel und eine Unschlüßigkeit, und in der Meynung Junkers einen Irrthum behauptet; wiewohl er auch beyde, so viel möglich, zu entschuldigen sucht. Solches bestätiget Herr M. Grenz nicht allein durch eine genaue Abzeichnung des seltenen Erasmischen Medallions, welchen er von einem ächten und wohl bewahrten Originale mitgetheilet hat; sondern er beweist auch die Richtigkeit dieses Medallions, anderer Beschreibungen zu

geschweigen, mit den Worten des Erasmus selbst; indem er einen Brief desselben an Alfons. Valdesium zum Grunde legt, darinnen die Worte befindlich sind: Vident illic sculptam imaginem, *inferne saxum*, superne iuvenem capillis volitantibus. Dieser vom Herrn Grenz geschehenen Beschuldigung Junkers setzet nun Herr D. Lauhn einige Oerter aus lateinischen und griechischen Schriftstellern entgegen, in welchen bey Gelegenheit des Dei Termini, oder der ihm zu Ehren jährlich gehaltenen Feyer, oder der Grenzsteine, eines Altars Erwähnung geschieht; und scheint daher zu schließen: daß der Deus Terminus auf einem Altare müsse gestanden haben, indem er sich dieser folgenden Worte p. 9. bedienet: Valde (tamen) dubito, quin nulla ara instar immobilis termini sit posita, *Dei etiam illius simulacrum exhibens.* Und daß er diesen Schluß auch auf des Erasmus Terminum wolle gezogen wissen, erhellet daher; weil er sich gegen Herrn M. Grenzen p. 10. 11 also ausdrücket: quare Iunkerus testimonium Eobani Hessi sequutus non reprehendendus mihi videtur. Diesen Streit aber entscheidet sogleich der Anblick des von Herrn M. Grenz beygebrachten Schaustückes: welches erst als unächt und ganz falsch, gegen Erasmus sebst eigenes und vieler andern Gelehrten Zeugnisse, erklärt werden müßte, wenn Junker vom Irrthume soll frey gesprochen werden. So ferne nun Herr D. Lauhn de ara Dei Termini gehandelt, hat er für sich recht: obwohl aus seinen angeführten Stellen nicht erweislich ist, daß der Deus Termi-

nus

nus auf einem Altare geſtanden. So ferne er aber mit dieſer Schrift Herrn Grenzen widerſprechen will, ſo hat er gar keinen Grund.

Die zweyte Einwendung Hn. D. L. gegen Herr Gr. iſt von keiner Erheblichkeit. Sie betrifft ein Paar von denen auf dem Titelblatte ſeiner Schrift abgezeichneten römiſchen Münzen, durch welche Hr. Grenz den Unterſchied der alten Vorſtellung des Dei Termini, von der, welche Eraſmus zu ſeinem Sinnbilde und Siegel erwählet hat, anzeigen will. Auf dieſen Münzen will nun Herr D. Lauyn keinen Deum Terminum zugeſtehen, ſondern den Jovem Terminalem; was die eine anlangt: gegen die andere iſt ſeine Meynung nicht ſonderlich gerichtet. Aber das kann dem Herrn Gr. bey ſeiner gehabten Abſicht gleich viel ſeyn, ob jemand hier den Deum Terminum eigentlich, oder den Jovem Terminalem, oder eine noch andere namhafte Gottheit, welcher man die Aufſicht und Beſchützung der Grenzen zugeſchrieben hat, drauf finden will. Es iſt ihm genug, daß eine Grenzgottheit auf beyden vorgeſtellet wird, welche anders ausſieht, als der Eraſmiſche Deus Terminus, von welchem er eigentlich gehandelt hat. Endlich wird den Verfaſſern beyder Schriften nicht zu nahe getreten ſeyn, wenn man hieher zieht, was Eraſmus von denen ihm über dieſes Sinnbild und Siegel zugeſtoßenen Verdrießlichkeiten, und der ihm abgenöthigten Verantwortung, ſelbſt geurtheilet, es ſey ein Streit de lana caprina.

gebenheiten, ja auch wohl zuweilen Kleinigkeiten mit aufgezeichnet worden sind; so lächerlich und abgeschmackt ist es dagegen, wenn von denenjenigen, welche unter den Gelehrten nicht eben auf der ersten Bank gesessen, die geringsten und nichts würdigsten Umstände ihres Lebens bemerket, und der Welt, als ich weiß nicht was vor Geheimnisse entdecket werden.

Den bekannten Menantes, oder Herrn D. Christian Friedrich Hunold, der durch unterschiedene Romane, und nicht gar übel gerathene deutsche Gedichte vordem einiges Aufsehen gemacht, hat man auch auf solche Art hervor gezogen, und eine Sammlung von vielen Umständen, die sein Leben betreffen, ihm aber zur schlechten Ehre gereichen, verfertiget. Ein vertrauter Freund von Herrn Menantes, soll sie zu seiner eigenen Nachricht aufgesetzet, und einem gewissen V. Z. welcher ebenfalls mit dem Menantes vertraut umgegangen, gelehnet haben. Dieser nahm das saubere Werkchen mit nach Wien, allwo es nach dem Tode des Besitzers von vielen abgeschrieben, und an andere verhandelt wurde. Endlich ist an den Verleger dieses gegenwärtigen auch ein Exemplar gekommen, der es aus Furcht, es möchte ein anderer ihm den davon gehofften Gewinn entziehen, eiligst abdrucken lassen.

Die Beschaffenheit der ganzen Schrift zeiget genugsam an, daß in dieser Erzehlung nicht viel unrichtiges seyn könne. Die Schreibart ist durchgehends gemein, ja vielmals niederträchtig: Der Inhalt

aber

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XIV.

Die Zurückkunft aus Paris, ein Luſtſpiel, in dreyen Aufzügen. Leipz. bey Ge. Wilh. Pouillarden 1753.

Wir erfreuen uns, daß wir ein deutſches Original eines Luſtſpieles zu ſehen bekommen: worinn ſich ſeit langer Zeit niemand ans Licht wagen wollen. Noch lieber iſt es uns, daß ſelbiges in einer ungezwungenen poetiſchen Schreibart abgefaſſet iſt. Auch die Einrichtung iſt ziemlich artig, und regelmäßig. Ein adelicher Vater Orontes, der viel auf gereiſte Leute hält, hat eine Tochter Kalliſte, die von zween Freyern geſuchet wird. Der eine, Eraſt, ſoll aus Paris wiederkommen, wo er bald alles Seine verſchwendet hat, und in Schulden gerathen iſt. Der andre, Hr. von Artigleben, iſt ein gereiſter, aber ſonſt wohlgeſitteter Edelmann. Für dieſen ſpricht die Frau Oronte bey ihrem Manne, und erwirbt ihm faſt deſſen Bewilligung; da er von ihrer und der Tochter Gunſt ſchon verſichert war. Indeſſen kömmt der Pariſer in den Hof geritten, der ſowohl als ſein Diener Johann, zu affectirten Franzoſen geworden ſind: z. E. da dieſer Monſieur Saint Jean heißen will, und immer ſchreyt: alles müſſe poli ſeyn! auch immer das Franzöſiſche ins Deutſche menget.

Der zweyte Aufzug ſtellet die Thorheiten dieſer beyden gereiſten Leute deutlicher vor: da z. E. Eraſt ſich etliche Schminipflaſter aufkleben läßt, ſich die

Wangen

Wangen roth malet, u. d. gl. Er hat fünf Tabacksdosen in der Tasche, läßt sich die Strümpfe mit Blanc d'Espagne weis machen, pralet von den Eroberungen, die er in Paris gemachet; und von seiner Herzhaftigkeit im Ausfodern der Nebenbuhler. Oront bewillkommet ihn mit Freuden, und will ihn durchaus jenem vorziehen. Erast aber fraget, ob seine Tochter auch französische Sitten habe? worauf der Vater ihm Hoffnung machet, daß er sie bald nach seiner Hand werde ziehen können. Eine Französinn hätte er ihr gehalten ꝛc. Es hätte sich zwar ein andrer Freyer nach ihr gefunden u. s. w. Diesen will Erast ausfodern. Den Vater nimmt er indessen durch seine parisischen Brocken und Rodomontaden so ein, daß er die Tochter zwingen will, den Ehvergleich zu miterschreiben; worüber dieselbe, nebst der Mutter und dem von Artigleben, höchstbestürzt sind.

Im III. Aufzuge bringet Erasts Diener einen Kasten, darinn allerley Pariser tändeleyen; z. E. ein Fläschchen le parfait amour, eine Schachtel mit Schminkpflästerchen, ein halb Dutzend große Dosen, ein Packet Schnupftoback, Rothes und Weißes zum Schminken, Mandelteig, Spiegel zum Nachttische, Ferngläser, Balsambüchsen, Handschuh, ein Hut, und etliche Arzneyen zum Schwitzen und Purgiren befindlich sind. Die Mutter indessen redet dem Orontes beweglich zu, diesen Vorsatz fahren zu lassen; setzet auch Drohungen hinzu. Darauf erscheint das Fräulein Adelheid; die sich in den parisischen Gecken verliebet hat. Lisette

räth ihr, sich nur recht frey gegen ihn zu erklären; so könne sie ihn noch vielleicht davon tragen. Das thut sie nun, und findet sogleich Gegenliebe; weil Eraſt vorgiebt, die Treue sey etwas Altfränkisches; und in Paris müsse man im Lieben wechseln. Artigleben kömmt dazu, und fodert ihn zum Schlagen. Eraſt wird kleinlaut, und will weder auf den Degen, noch auf Pistohlen; sondern tritt ihm die Schöne großmüthig ab: als eben Oront dazu kömmt, und den Handel erfährt. Kalliste, ihre Mutter, und der Freyer sind sehr vergnügt dabey; Eraſt aber nahet sich dem Fräulein Adelheit, und bietet ihr die Hand. Oront bewilliget es endlich, doch mit dem Bedinge, daß er seiner Tochter doch den französischen Gout beybringen soll.

Die Hauptregeln der Bühne, nebst der Wahrscheinlichkeit der Charactere sind noch so ziemlich beobachtet: nur wollten wir wünschen, daß in den Gesprächen der Bedienten, und in der überflüßigen Person des Magisters und der Jungfer Sparmannimm, nicht so viel niedrige, ja häßliche Sachen mit untergelaufen wären. Die Bühne ist nicht gemacht, grobe Laster, dergleichen hier vorkommen, sondern lächerliche Fehler der Menschen vorzustellen. Die Hauptfabel thut dieses, und ist also gut: die Nebenfabeln aber, die ohne dieß keinen Zusammenhang mit der ersten haben; sind hier ganz fehlerhaft gerathen.

* * * * * * * * * * * * * * *

XV.

Im 1750 Jahre sind in den sämmtlichen Kirchspielen der Stadt Braunschweig verstorben.

Alter.	Zahl.
Todtgebohrne	31
Unter 1 Jahre	159
von 1 bis 2 Jahren	72
— 2 — 3 —	60
— 3 — 4 —	48
— 4 — 5 —	26
— 5 — 6 —	29
— 6 — 7 —	22
— 7 — 8 —	13
— 8 — 9 —	5
— 9 — 10 —	2
— 10 — 11 —	2
— 11 — 12 —	2
— 12 — 13 —	1
— 13 — 14 —	4
— 14 — 15 —	3
— 15 — 16 —	2
— 16 — 17 —	6
— 17 — 18 —	5
— 18 — 19 —	2
— 19 — 20 —	5
— 20 — 21 —	8
— 21 — 22 —	5
Latus	512

Alter.	Zahl.
Transport	512
von 22 bis 23 Jahr.	5
— 23 — 24 —	1
— 24 — 25 —	6
— 25 — 26 —	3
— 26 — 27 —	6
— 27 — 28 —	4
— 28 — 29 —	10
— 29 — 30 —	9
— 30 — 31 —	8
— 31 — 32 —	10
— 32 — 33 —	8
— 33 — 34 —	5
— 34 — 35 —	60
— 35 — 36 —	2
— 36 — 37 —	7
— 37 — 38 —	7
— 38 — 39 —	4
— 39 — 40 —	7
— 40 — 41 —	13
— 41 — 42 —	5
— 42 — 43 —	3
— 43 — 44 —	5
Latus	610

Alter.	Zahl.
Transport	610
von 44 bis 45 J.	7
— 45 — 46 —	6
— 46 — 47 —	8
— 47 — 48 —	4
— 48 — 49 —	8
— 49 — 50 —	5
— 50 — 51 —	23
— 51 — 62 —	11
— 52 — 53 —	9
— 53 — 54 —	11
— 54 — 55 —	5
— 55 — 56 —	4
— 56 — 57 —	8
— 57 — 58 —	4
— 58 — 59 —	7
— 59 — 60 —	5
— 60 — 61 —	20
— 61 — 62 —	4
— 62 — 63 —	11
— 63 — 64 —	4
— 64 — 65 —	6
— 65 — 66 —	4
— 66 — 67 —	16
— 67 — 68 —	7
— 68 — 69 —	3
— 69 — 70 —	5
— 70 — 71 —	16
Latus	831

Alter.	Zahl.
Transport	831
von 71 bis 72 Jahr.	5
— 72 — 73 —	13
— 73 — 74 —	8
— 74 — 75 —	5
— 75 — 76 —	7
— 76 — 77 —	6
— 77 — 78 —	7
— 78 — 79 —	1
— 79 — 80 —	3
— 80 — 81 —	12
— 81 — 82 —	4
— 82 — 83 —	5
— 83 — 84 —	3
— 84 — 85 —	2
— 85 — 86 —	2
— 86 — 87 —	1
— 87 — 88 —	1
— 88 — 89 —	2
— 89 — 90 —	2
— 90 — 91 —	2
— 97 — 98 —	1
— 98 — 99 —	1
—100— 101 —	2
Summa	926
Bey der Garniſon	299
Summa Summarum	1225

Im

* *

Im 1751sten Jahre sind in den sämmtlichen Kirchspielen der Stadt Braunschweig verstorben.

Alter.	Zahl.
Todtgebohrne	37
Unter 1 Jahr	150
Vom 1 bis 2 Jahr	86
— 2 — 3 —	50
— 3 — 4 —	30
— 4 — 5 —	17
— 5 — 6 —	16
— 6 — 7 —	11
— 7 — 8 —	6
— 8 — 9 —	9
— 9 — 10 —	6
— 10 — 11 —	2
— 11 — 12 —	3
— 12 — 13 —	1
— 14 — 15 —	3
— 16 — 17 —	3
— 17 — 18 —	2
— 18 — 19 —	3
— 19 — 20 —	3
— 20 — 21 —	5
— 21 — 22 —	3
— 22 — 23 —	1
— 23 — 24 —	1
Latus	448

Alter.	Zahl.
Transport	448
Von 24 bis 25 J.	6
— 25 — 26 —	3
— 26 — 27 —	9
— 27 — 28 —	4
— 28 — 29 —	6
— 29 — 30 —	10
— 30 — 31 —	8
— 31 — 32 —	4
— 32 — 33 —	12
— 33 — 34 —	4
— 34 — 35 —	2
— 35 — 36 —	2
— 36 — 37 —	12
— 37 — 38 —	2
— 38 — 39 —	5
— 39 — 40 —	1
— 40 — 41 —	16
— 41 — 42 —	3
— 42 — 43 —	9
— 43 — 44 —	4
— 44 — 45 —	6
— 45 — 46 —	11
Latus	587

Alter.	Zahl.
Tranſport	587
von 46 bis 47 J.	8
— 47 — 48 —	6
— 48 — 49 —	8
— 49 — 50 —	7
— 50 — 51 —	14
— 51 — 52 —	8
— 52 — 53 —	3
— 53 — 54 —	5
— 54 — 55 —	12
— 55 — 56 —	6
— 56 — 57 —	7
— 57 — 58 —	4
— 58 — 59 —	9
— 59 — 60 —	7
— 60 — 61 —	15
— 61 — 62 —	8
— 62 — 63 —	12
— 63 — 64 —	5
— 64 — 65 —	9
— 65 — 66 —	5
— 66 — 67 —	8
— 67 — 68 —	4
— 68 — 69 —	3
— 69 — 70 —	4
— 70 — 71 —	12
— 71 — 72 —	8
Latus	784

Alter.	Zahl.
Tranſport	784
von 72 bis 73 Jahr	2
— 73 — 74 —	9
— 74 — 75 —	3
— 75 — 76 —	4
— 76 — 77 —	3
— 77 — 78 —	4
— 78 — 79 —	6
— 79 — 80 —	6
— 80 — 81 —	14
— 82 — 83 —	1
— 83 — 84 —	3
— 84 — 85 —	1
— 86 — 87 —	1
— 87 — 88 —	3
— 88 — 89 —	2
— 90 — 91 —	1
— 94 — 95 —	1
— 97 — 98 —	1
Summa	849
Bey der Garniſon	271
Bey dem grauen Hofe	10
Ferner in unbekannten Alter	9
Summa Summarum	1139

* *

XVI.

Der feine Geſchmack.

Eine Fabel.

Zween Eſel giengen längſt dem Wege
Nach einer hochgelehrten Stadt,
Wo alles Witz und Einſicht hat,
Und ſorgten bloß für ihre Pflege.
Zwar Gras und Klee war ihrem Gaum
Ein viel zu ſchaal und mattes Eſſen:
Das mögen Küh und Pferde freſſen!
Sprach einer, und beroch es kaum.
Ein ſcharfbezackter Diſtelſtrauß,
Und Neſſeln, die am Wege ſtunden,
Die wurden leckerhaft befunden:
Die ſtachen alle Blumen aus!

Herr Bruder! rief mit Freudigkeit
Der andre Langohr; hier nicht weit
Steht ein recht ſcharfer Leckerbiſſen:
Der ſticht und brennt die Zunge recht!
Dagegen nenn ich alles ſchlecht,
Was andre Thiere freſſen müſſen.

Wie freu ich mich, verſetzte drauf,
Sein Kammerad in vollem Lauf,
Daß wir ein gleiches Glück genießen!
Du liebſt das rauhe, ſo wie ich:
Was ſtachlicht iſt, ergetzet dich:
Mags immerhin das Pferd verdrießen!

Indeſſen

Indeſſen naht ein Reiter her,
Der aus der Stadt zur Luſt geritten.
Sein Roß, mit langſam ſtolzen Schritten,
Vernimmt das Pochen ungefähr.
Mit wiehern lacht es dieſer Thiere
Die nur ihr Diſtelbuſch erfreut:
Welch ein Geſchmack! = = So kritiſire!
Ruft Langohr voller Dreiſtigkeit.
Du haſt nur den Alltagsgeſchmack;
Wir lieben den haut-Gout im Eſſen.
Das Roß verſetzt ihm einen Schlag,
Und ſpricht: Wem man den Haber beut,
Kann Dorn und Neſſeln leicht vergeſſen.
Man ſieht es, daß ihr Eſel ſeyd:
Sonſt würdet ihr nicht Diſteln freſſen.

So pflegt der Dummkopf allemal
Sich ſelbſt und ſeinen Witz zu adeln,
Und kühnlich ſo Geſchmack als Wahl
Der aufgeklärtern Welt zu tadeln.
Man laß ihn gehn! Wer kann ihm rathen?
Auch Koth ſchmeckt Säuen wie Muſcaten.

Ende des Weinmonaths 1753.

aber giebet nichts als magere Erzehlungen von Menantes unordentlichem Leben, von ſeinen Liebesſtreichen die er geſpielet, da er ſich mit einem Frauenzimmer in Weiſſenfels verſprache, und ſie, nachdem er in Hamburg etwas anders gefunden, ſitzen laſſen: von dem vertrauten Umgange den er daſelbſt mit etlichen Oper-Frauenzimmern gepflogen, von den Verdrießlichkeiten, die er ſich durch ſeine Schriften allda zugezogen, und den unerlaubten Mitteln, wodurch er ſich aus vielen loßgewickelt; von ſeiner Entweichung aus Hamburg, u. a. m. Man hat einige ſeiner Liebesbriefe, ſo er in gebundener und ungebundener Schreibart an ſeine Geliebte abgelaſſen, und derſelben Antworten eingerücket, ja auch nicht einmal fünf oder ſechs ſchmutziger, und gar nicht ſinnreicher Reime vergeſſen, die er zu Beſchimpfung eines Frauenzimmers, welches ihm einsmals eine grobe Antwort gegeben, verfertiget, und an ihre Thüre geklebet hatte. Kurz, was ein junger verliebter Student, der ſein Vermögen durchgebracht, nachher, um ſich des Hungers zu erwehren, ein Opern- und Romanenſchreiber geworden iſt, vor Ausſchweifungen gemachet hat, bis er durch ein unvermuthetes Geſchick eine bleibende Stätte gefunden, das iſt in dieſen ſo genannten geheimen Nachrichten, ſo ſchlecht als möglich, entworfen. Die angefügten Briefe, welche alle von Menantes ſelbſt geſchrieben ſind, wie man aus dem Titel wohl nicht errathen ſollte, enthalten nichts als Kleinigkeiten von Hamburgiſchen Liebespoſſen, und ſeinen Romanen; wie ſie denn faſt alle an den Buchhändler, der dieſe verleget, gerichtet, und ſo

Neuert. 1752. No. XI.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Windmonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. XI. 1753.

Love of Fame,

Sat. the 6.

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Remarques critiques ſur le Dictionnaire de Mr. Bayle. A Dijon, chez Hermil Andrea, en 1748. & continué chez François des Ventes 1752.

D. i.

Kritiſche Anmerkungen über Herrn Baylens Wörterbuch. Dijon, bey H. Andrea 1748. und bey F. des Ventes fortgeſetzet. 1752.

Dieſes Werk iſt ein Foliant von 820 Seiten, in geſpaltenen Columnen gedrucket; mit einer Vorrede von 54 Seiten, und Zuſätzen und Verbeſſerungen von 24 andern Seiten, ebenfalls in geſpaltenen Columnen.

Der Verfaſſer heißt Herr Joly, iſt Canonicus zu Dijon, und iſt bereits aus einigen andern Werken bekannt, z. E. Vies de quelques Auteurs François, à *Dijon*, 1742 in 8vo; Memoires hiſtoriques, critiques, & litteraires, de *Mr. François Bruys*, u. ſ. w. In der Vorrede zu dieſem gegenwärtigen Werke, handelt er beſonders von dem Begriffe, den

er ſich von Herrn Baylens Charakter gemachet hat, und dieſer Charakter wird allerdings allen denen, die mit theologiſchen, philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streitigkeiten nichts zu thun haben, ſehr übertrieben vorkommen. Er geſteht auch offenherzig, daß die erſtern aus ſolchen Schriftſtellern gezogen worden, die überaus hitzig und voller Leidenſchaften ſind, um nichts ärgers zu ſagen: z. E. dem Renaudot in ſeinem ſogenannten Jugement du Public; aus dem Joh. le Clerc, in ſeinen verſchiedenen Bibliotheken und anderwärts; aus dem Jaquelot, in ſeiner Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft, ſeiner Unterſuchung der Theologie des Herrn Bayle, u. ſ. w. aus dem Bernard in ſeinen Neuigkeiten der gelehrten Republik; aus dem Jurieu, ſeinem unverſöhnlichen Verfolger, in verſchiedenen Büchern und Scarteken; aus dem Crouſaz, in ſeiner Unterſuchung des alten und neuen Pyrrhoniſmus; aus dem Peter Merlin, in ſeiner Widerlegung des Bayle, in Anſehung Auguſtins; aus dem Duchat, in den Ducatianis; aus dem Pater le Fevre, in ſeinem Bayle im Kleinen; aus dem Abte Olivet, in ſeinen zween nicht gar zu vernünftig erfundenen Romanen, dem einen, Avis aux Refugiés, ſo man dem Daniel de la Roque ſchuld gegeben, und dem andern, von den erdichteten Liebeshändeln des Herrn Bayle mit der Jungfer Jurieu, wovon doch ganz Rotterdam keine Sylbe gewußt; aus dem le Clerc, einem Pfarrer zu St. Sulpiz in Paris und Lyon, in einem Briefe

an

an den Herrn Marais, einen großen Freund des Herrn Bayle; aus dem Tericault des Touches, in verschiedenen Artikeln des französischen Mercurs, und verschiedenen andern nicht so ansehnlichen Schriftstellern.

Herr Bayle ist zwar allerdings in verschiedene Fehler verfallen: denn welcher Mensch ist unfehlbar? Er erkennet es auch selbst sehr oft, in verschiedenen Stellen seiner Schriften; und begehrte ohne Unterlaß Erläuterungen von seinen Freunden, wie insonderheit aus seinen Briefen zu ersehen ist: aus welchen man ein getreueres und richtigeres Bild von seinem Charaktere bekömmt.

Man hüte sich also wohl, daß man nicht mit so vieler Unbilligkeit als mit Unverstande, alle böse Gesinnungen, und schädlichen Absichten annehme, welche verschiedene solche Leute ihm beyzulegen sich erkühnet haben; indem es gewiß und von mancherley Schriftstellern bereits angemerket worden ist: daß man das Daseyn Gottes, die unendliche Ehrerbiethung, die man ihm schuldig ist, und folglich die Nothwendigkeit und Reinigkeit der christlichen Religion, vielleicht niemals besser festgestellet und erwiesen hat, als in verschiedenen Artikeln seines Wörterbuches geschehen ist. Es ist gewiß, daß man niemals den heydnischen Aberglauben, und den widerchristischen Götzendienst stärker bestritten hat, als in eben diesem Werke, und in seiner Kritik der Maimburgischen Historie des Calvinismus; ja daß man niemals die Unbilligkeit der Nichtduldung, und die Abscheulichkeit der Verfolgungen,

beſſer erwieſen hat, als es in ſeinen vortrefflichen philoſophiſchen Commentarien, über das: Nöthige ſie herein zu kommen, geſchehen iſt: weswegen man ihn in dem Journ. Hiſtor. de la Rep. des Lettres, ſo billig einen groſsmüthigen Verfechter der Vorrechte, des tyranniſcher Weiſe unterdrückten menſchlichen Geſchlechts, nennet.

Wir wollen alſo den gar zu gehäßigen und bittern Tadel des Herrn Joly, auf eine vernünftige und gemäßigte Kritik ſeiner Verſehen, und wenn man ja ſo will, der Irrthümer des Herrn Bayle, hinunterſetzen. Alsdann werden dieſe hiſtoriſchen, kritiſchen und gelehrten Anmerkungen, unſers geſchickten und gelehrten Domherrn, ein nützliches und nothwendiges Buch, ja ein Dienſt werden, den er ſowohl dem Herrn Bayle, als dem ganzen gemeinen Weſen geleiſtet hat; welches dieſen berühmten Kunſtrichter allezeit ſo offenbar mit ſeinem Beyfalle und ſeiner Hochachtung beehret hat; und es dem Herrn Joly ſehr verdanken wird, daß er auf dieſe Weiſe, ein vortreffliches Werk, nicht nur getadelt, ſondern auch erläutert und verbeſſert hat: aus welchem man, troß allem Geſchreye der Gegner, vermuthlich niemals aufhören wird, ein groſses Vergnügen zu ſchöpfen.

Bevor wir uns von dieſer Vorrede wenden, müſſen wir noch anmerken, daß Herr Joly in derſelben, etwas von den Ausgaben und Ueberſetzungen des bayliſchen Wörterbuches gedenket; daß er aber nicht ſonderlich davon unterrichtet zu ſeyn ſcheint.

Wir

Wir hoffen uns die Leser verbindlich zu machen, wenn wir etwas ausführlicher und richtiger davon handeln.

Die erste ist die von Rotterdam, bey Regnier Leers 1697 in vier Foliobänden, auf großem Papiere, mit großer Schrift. Einige, die nur bloß neugierig sind, und denen einige etwas lebhafte Scherzreden besser behagen, als eine gute und vernünftige gelehrte und kritische Anmerkung, suchen dieselbe sorgfältig auf: weil diese Spöttereyen, in den folgenden Ausgaben, aus den Artikeln, Diogenes, Hipparchia, Lais, Malherbe, Mariana und le Pais, weggelassen worden.

Die zweyte ist abermals zu Rotterdam, bey Leers 1702 in drey Folianten, aber mit kleinerer Schrift und Papiere, sehr vermehret herausgekommen. Alle neuen Artikel sowohl, als die neu hinzugefügten Anmerkungen sind mit einer Hand ☞ angedeutet; und hinten folget ein Register der Materien, welches ziemlich nützlich und von einem französischen Prediger verfertiget ist.

Die dritte Ausgabe ist ebenfalls zu Rotterdam, bey Michel Böhm 1720 in vier Folianten herausgekommen, wiewohl sie bereits im Julio 1714. angefangen worden. Auch diese ist vermehret, sowohl mit neuen Artikeln, als wichtigen neuen Zusätzen, die Herr Bayle hinterlassen hatte, und welche man nach seiner gar billigen Gewohnheit, durch eine Eichel ☞ angemerket hat. Allem diesem ist eine Menge kritischer Anmerkungen über verschiedene Artikel beygefüget, die von mancherley Gelehrten mit-

getheilet, und aus Behutsamkeit zu Ende des Werkes angehängt worden sind; damit man sie mit des Verfassers eigener Arbeit nicht vermenge. Zu Ende steht eben dieses Register der Materien, ein wenig vermehret und verbessert, aber lange nicht so ausführlich und nützlich, als man versprochen hatte; indem der Nutzen des Buchhandels keine Verzögerung der Ausgabe verstattete. Dieselbe gieng auch viel besser ab, als es die Verleger selbst gehoffet hatten. Die Franzosen allein, nahmen sogleich funfzehnhundert Exemplare, nämlich die Hälfte der Auflage ab: und das übrige gieng in kurzer Zeit an verschiedenen Orten fort.

Die vierte Ausgabe ward zu Genf bey Fabri und Barillot 1720 angefangen, und in drey Folianten nachgemachet, aber bloß unter der Anzeige Rotterdam MDCCXV. Sie fügeten als einen Anhang im 1722sten Jahre, noch die Zusätze der vorigen Ausgabe hinzu.

Die fünfte ward nach der dritten Rotterdamischen, zu Amsterdam, von der Gesellschaft der Buchhändler, 1730 in vier Folianten geliefert. Aus dieser hat man, wir wissen nicht warum, alle Unterscheidungszeichen weggelassen, die doch so nothwendig sind, wenn man wissen will, zu was für einer Zeit Herr Bayle eigentlich geschrieben hat. Und was noch ärger ist, so hat man die fremden Anmerkungen auch mit unter Herrn Baylens Arbeit gemenget. Uebrigens ist sie mit seinem Leben vermehret, welches Herr Des-Maizeaux verfertiget hat.

Un-

Ungeachtet Herrn Baylens bekannten und beſtändigen Widerwillens gegen alle Zueignungsſchriften, und troz dem eifrigen Widerſetzen des Herausgebers, ließ dennoch der geizige Verleger eine vor ſeine Ausgabe ſetzen, und auf ſeine Koſten, vor ein Exemplar auf großem Papiere, in rothen Sammt eingebunden, drucken, dafür er nie einen Häller bekommen; indem nach Beſchaffenheit der damaligen Zeit ein zierlicher u. ſchöner hiſtoriſcher Leiſten, welchen der berühmte Zeichner und Kupferſtecher, Bernhard Picard über dieſe Zueignungsſchrift verfertiget hatte, zu ſehr boshaften Auslegungen Anlaß gab.

Die ſechſte Ausgabe iſt, nicht zu Amſterdam von einer Geſellſchaft von Buchhändlern, wie der Titel vorgiebt, ſondern 1734 zu Trevoux, in derjenigen Buchdruckerey verfertiget worden, welche die Jeſuiten, unter dem Schuze des Herzogs von Dombes daſelbſt haben. Sie beſteht aus vier Folianten. Herr Joly ſaget ſelbſt, daß ſie eine von den unrichtigſten und ſchlechteſten im Aeußerlichen ſey. Ihr einziger Vorzug alſo, wenn das einer iſt, beſteht darinn: daß ihr der kritiſche Brief über Baylens Wörterbuch beygefüget iſt, welchen Lorenz Joſſe le Clerc, Director des Seminarii zu St. Sulpiz in Lyon, ein Sohn Sebaſtians le Clerc, eines der berühmteſten Zeichner und Kupferſtecher des XVII. Jahrhunderts verfertiget hat. Dieſer Brief iſt nicht ſehr richtig, wie Herr Joly ſelbſt geſteht, und ſieht alſo ſeiner Bibliothek des Richelets, welche vor derjenigen Ausgabe ſteht, die Peter Aubert von dieſem Wör-

flüchtig und nachläßig abgefasset sind, daß man sich hätte schämen sollen, sie durch den Druck gemein zu machen. Am Ende hat man ein Verzeichniß aller Schriften des Herrn Menantes beygefüget.

So siehet die gegenwärtige Schrift aus, welche uns so grosse Geheimnisse von des Menantes Leben und Schriften auf dem Titel verspricht. Wir wollen daraus einen kurzen Auszug von dem Leben des Herrn Hunolds machen. Er verdienet einiges Andenken unter den Liebhabern der deutschen Poesie, indem er durch unterschiedene Proben gezeiget hat, wie er nicht ganz unfähig gewesen wäre der Welt etwas besonderes vorzulegen, wenn er durch ernsthafte Uberlegungen seine Urtheilungskraft geschärfet, und einen Vorrath richtiger und nützlicher Gedanken gesammlet hätte. Denn ausser dem besaß er Feuer und Lebhaftigkeit genug, seine Einfälle frey, angenehm und sinnreich auszudrücken.

Er war zu Wandersleben, einem Marktflecken unweit Arnstadt in Thüringen, im Jahr 1680. gebohren. Nachdem er seinen Herrn Vater, welcher allda Hochgräfl. Hatzfeldischer Amtmann war, frühzeitig verlohren, thaten ihn die Vormünder nach Weissenfelß auf das Gymnasium, von da er im 18. Jahre seines Alters sich nach Jena auf die Universität wendete.

Hier legte er sich nun neben Erlernung der Rechte, mit allem Fleisse auf die Sprachen, Beredsamkeit,

terbuche gemachet hat, ziemlich ähnlich. Dieser Aubert war ein Rechtsgelehrter zu Lyon, welcher verschiedene rechtliche Ausdrücke hinzu gefüget hat, die zwar nöthig genug waren, aber wegen der Länge ihrer Artikel, Richelets seiner richtigen Ausdehnung gar nicht gemäß sind. Man kann im Journal litteraire de la Haye, Tom. XV. p. 438-441. die vernünftige Kritik über diese Biblioth. de Richelet nachschlagen.

Die siebente endlich, und die letzte, so uns bekannt ist, ist diejenige, welche wirklich zu Amsterdam, Utrecht, Leiden, und Haag, von den Buchhändlern dieser Städte, 1740. in vier Folianten, nach der fünften, von 1730 geliefert, und die fünfte, nämlich von den holländischen, genennet worden ist.

Was nun die Uebersetzungen betrifft, so scheint Herr Joly nur eine engländische zu kennen. Außer einer deutschen, welche zu Leipzig in Quart, (so schreibt Herr Joly:) herausgekommen: (vermuthlich, weil er nichts, als den ersten Entwurf davon zu sehen bekommen, der aber hernach geändert worden; in dem sie in 4 Folianten erschienen) giebt es zwo engländische, davon die eine sehr schlecht, und die andere sehr berühmt ist. Man sehe davon das Journal histor. de la Rep. des Lettres, Tom. III. p. 506. und die Table generale de la Biblioth. Britannique, im Artikel Bayle p. 68.

In dieser hat der Uebersetzer gleichwohl in dem Artikel Jakob von Pavia, eines Gelehrten aus dem XVten Jahrhunderte, aus großer Begierde,

Baylen

Bayſen nach dem Ceremoniel reden zu laſſen, denſelben Jakob eine Eminenz genennet, weil er Cardinal geweſen. Bayle aber hatte ſolches aus gutem Grunde nicht gethan, weil er wohl gewußt, daß dieſer Titel den Cardinälen erſt von Urban dem VIII. im 1630ſten Jahre verliehen worden.

Damit wir aber doch einige Proben der Verbeſſerungen unſers Herrn Joly kennen lernen, wollen wir folgende kleine Artikel mittheilen.

Abrabanel (Iſaak)

„Anmerkung B. Der Rabbi Manaſſe ben „Iſrael hatte einen beſondern Vortheil von dieſer „lächerlichen Mähre; denn ſeine Frau war aus dem „Geſchlechte der Abrabanelle.„

Bayle führet am Rande die evangeliſche Demonſtration des Herrn Huetius an. Dazu kann man noch die Huetianeen auf der 224. S. der amſterd. Ausgabe fügen; wo man ein beſondres Urtheil und verſchiedene Umſtände von dieſem Rabbinen findet. Man kann auch die Vorrede zur neuen Ausgabe von Abrabanels Auslegung über die Bücher Moſis und le Clercs Biblioth. choiſie im 21. B. a. d. 202. S. nachſehen. Pat. Niceron hat einen Artikel vom Iſaak Abrabanel im 41. B. ſeiner Nachrichten oder Leben geliefert. Allein, alles was er von ihm ſaget, iſt aus Bayſen gezogen; ausgenommen das ausführliche Verzeichniß ſeiner Werke, und ein Urtheil Richard Simons aus der kritiſchen Hiſtorie des A. T. S. die Biblioth. ſacram des P. le Long, im 2. B. a. d. 802. S.

Adam

Adam (Johann)

„Anmerkung G. Der P. Sotwel bemerket nur „fünf Werke vom P. Adam.„

Hier iſt ein richtiges Verzeichniß von P. Adams Schriften. (Hier folget nun ein ſehr ausführliches Regiſter, welches uns aber zu weitläuftig fallen würde.) Nun fährt Herr Joly fort.

In der großen Bibliotheca Eccleſiaſtica, die lateiniſch geſchrieben iſt, und deren erſter Band, auf den bisher nichts weiter gefolget, iſt zu Genf 1734 in Folio gedruckt worden, eignet man dem P. Adam unrecht einen Tractat von der Gnade zu. Die Urheber dieſer Bibliothek ſagen nicht, ob dieſer Tractat herausgekommen.

Du Pin, der in ſeinem Regiſter der Schriftſteller des XVII. Jahrhunderts a. d. 2408ten Spalte, nicht minder als Sotwel, dem P. Adam nur fünf Bücher beyleget, begreift darunter dieſes Werk von der Gnade, ohne uns zu melden, ob es gedrucket worden, oder nicht? beſchreibt auch die übrigen ſchlecht genug; lehret uns aber dagegen, daß P. Adam 1622 im 14ten Jahre in die Societät getreten.

Alamandus (Ludewig)

„Bayle. Ich ſehe Leute, die verſichern, Lude„wig Alamandus habe verſchiedene Sachen, die ihm „Ehre gemachet, herausgegeben. Allein ich ſehe „niemanden, der die Titel dieſer Schriften, oder „die Bibliotheken nennet, wo ſie befindlich ſind.„

Joly. Man hat wirklich bis 1739 kein Werk dieſes heiligen Cardinals gekannt, als der P. Montfaucon ſeine neue Bibliothek der Handſchriften ans

Licht

Licht ſtellete, wo er uns auf der 613ten Seite lehret, daß man zu Baſel ein Stück vom Cardinal Aleman aufhebt, das den Titel hat: Ludovici Alamandi, Archiepiſcopi Arelatenſis et Cardinalis Sti. Sixti, Præſidis Concilii Baſileenſis, Oratio et Recommendatio, in fol. 1479. Wie dieſer Cardinal 1480 geſtorben, ſo muß es eine Abſchrift von dieſer Rede ſeyn. S. Sibern, de illuſtribus Alemannis Lipſ. 1710 in 4t. p. 144.

Dieſes kann zum Vorſchmacke von den übrigen dienen.

II.

Hlaford Cyning wæs hæl! der älteſte ſächſiſche Glückwunſch, welchen die ſchöne Sächſiſche Prinzeſſin Rowe, ehedeſſen aus dieſem Sachſen, an den brittiſchen König Vortigern gebracht, und den jetzo das Vaterland, bey Sr. Kön. Majeſtät von Großbrittannien höchſterfreulicher Gegenwart ſaget, denket, und im Herzen trägt *.

Hla-

* Dieſe ſchöne und deutſchgelehrte Schrift des Herrn Conſiſtorialraths und Bürgermeiſters Grupens zu Hannover, iſt bey letzter Anweſenheit Sr. Königl. Maj. von Großbrittannien, auf einem einzelnen Bogen gedrucket worden. Da ſie uns neulich erſt in die Hände gefallen, dünket ſie uns werth zu ſeyn, daß ſie bekannter werde, und ſicherer erhalten bleibe, als von ſolchen einzelnen Blättern zu hoffen iſt.

HLAFORD KYNING WÆS HÆL!

Bey Sr. Königl. Maj. von Großbrittannien allerhöchſter und dem hieſigen Lande ſo höchſterfreulicher Gegenwart, ruft das Vaterland Sr. Königl. Majeſtät, mit Herz und Mund, und von allen Seiten zu:

WÆS HÆL. HLAFORD KYNING!

Es iſt dieß ein Wunſch von Sächſiſcher Zunge, der aus eben dieſem Sachſenlande, worüber Heinrich der Große, Herzog von Sachſen geweſen, von der ſchönen Rowe *, Hengiſts Tochter, an den brittiſchen König Vortigern gebracht worden, wovon die alten engliſchen Geſchichtſchreiber (als Robert of Glouceſters Chronicle Vol. I. p. 118.) ſagen: *And that was* in this lond the firſte vaſſayl.

Das alte Fragment about the Name and diviſion of England, welches John Murray an den Hearne gegeben hat, und dieſer in ſeinem Gloſſario über das Chron. of Glouceſter. p. 731. herausgegeben hat, ſaget: *In that tyme weteth welle, cam* erſt Waſſayle *and* Drinckehayl intho this Londe.

Gerwaſius Tiberienſis p. 935. hat dem Kaiſer Otto IV. Heinrichs des Löwen Sohne, von dieſem Wunſche Wæs hæl, dieſe Erklärung zu machen geſu-

* Von dieſer ſchönen Sachſinn ſagt Thomas Hearne, im Gloſſary p. 695. About the *Pleaſure*, that Vortigern, King of the Britains, receiv'd from *Rowen*, the *moſt beautifull* and *moſt amiable* Daughter of Hengiſt, and as much talk'd of for ſeveral Ages formerly, as fair Roſamond was afterwards.

geſuchet: Wæs hæl, ſey ſo viel, als: Sey luſtig, Sis hilaris, und Drincail ſey ſo viel, als bibe hilariter, trinke mit Vergnügen. Deſſen eigene Worte lauten alſo: *Hengiſti quoque filia illud ſolemne ac divulgatum ciborum invitatorium invenit* WESCAHIL, *quod interpretatur* ſis hilaris: *& e contra reſpondetur* DRINCAIL, *hoc eſt* bibe hilariter: *ſed in Britannico ſonant* CANTINOCH *&* BODIVT.

Die gelehrteſten Engländer, denen der Wortverſtand der alten ſächſiſchen Sprache unbekannt geworden, haben in der Bedeutung dieſer Wörter angeſtoßen. In der Gegend des Waldes *Exmoor*, in der Grafſchaft Sommerſet, haben die Wörter *Was heil*, ob ſie gleich nicht ſächſiſch geſprochen werden, ihre rechte Bedeutung, und heißen ſo viel, als Geſundheit wünſchen. Die ſchöne ſächſiſche Prinzeſſinn Rowe iſt diejenige, welche dieſen Wunſch, dem brittiſchen Könige zugebracht, mit den Worten: *Hlaford Kyning wæs hæl.*

Die von hier, aus Sachſenland A. 449. nach England übergangenen Sachſen nenneten ihren König: lieber König. So nennet der Angelſachs Wulfar ſeinen König Aethelred beym Hickes, Diſſert. Epiſt. 54.

Je Wulfarn bidde minnen Leofan hläford *Æthelred Kyning.*

WÆS HÆL aber iſt nach niederſächſiſcher Sprache: Weſe, oder Sy geſündt. Geſund ſeyn nennete der Sachs hâl, wie die Römer ſprachen integra valetudine zu ſeyn: und dieß war ein Glückwünſchungswort. Daß es in England bey den al-

ten von ihnen hieraus übergangenen Sachſen ein Gruß geweſen, erſcheint auch aus der angelſächſiſchen Bibel: welche die Worte: gegrüßet ſeyſtu Jüden König, Marc. XV, v. 18. überſetzet: HÆL WÆS THU judæa cyning.

Der brittiſche König Vortigern aber, hat den Wunſch von der ſchönen Sachſinn, und die Geſundheit, welche die ſchöne Prinzeſſinn ihm im güldenen Becher mit Kniebeugen zugebracht, nicht verſtanden. Denn wie Gerwaſius Tilberienſis in Otiis Imperialibus, an Kaiſer Otten den IVten ſchreibt, ſo ſprach der Britte, anſtatt Wæs hæl, in ſeiner Sprache *Cantinoch* & Bodiut.*) *Buddio* iſt den Walliern in ihrer Sprache ſoviel, wie *Profit*: welches der Niederſachs ausſpricht *id bate.*

Indeſſen, da der Dollmetſcher des brittiſchen Königs Vortigern dem Könige den Wunſch der ſchönen Rowen erklärete, nämlich: wie der Engländer Joh. Roſſus in der Hiſtor. Regum Angliæ p. 56 ſchreibt: *Vocavit te Dominum* & vocabulo *ſalutationis* te honoravit: Die Prinzeſſinn hat dich, Herr König, genannt, und mit einem Gruſſe beehret; das iſt, ſie hat dich *Hlaford Kyning* genannt, und mit einem Glückwunſchworte, WÆS HÆL, Weſe wohl! beehret; und der Dollmetſcher hiebey den König erinnerte, er müſſe auf Sächſiſch antworten: DRYNCK HÆL: ſo hat der König der ſchönen Rowen geſaget: DRINCK HÆL, das

* IACH iſt bey den Walliern *Sanus* CADV oder IACHAW *ſalvare*, DVW A'CHCATWO *ſalvo* Thom. Guillielm. h. v. woraus *cantinoch* corrumpiret zu ſeyn ſcheint.

das iſt, Trink deine Geſundheit; oder wie der Sachſe zu ſprechen pflegt: deine eigene Geſundheit; wie es Rapin giebet: Buvez vous même à votre ſanté; darauf er den Becher von ihr angenommen, ſie geküſſet und getrunken. Hievon lautet es in Roberts of Brunne Chronicle alſo:

Sir, breg ſeid, Rowen gow gretis,
And King *callis and* lord gow letis. (*eſteems*)
This es ther cuſtom and ther geſt,
Whan thei are at the ale or feſt.
Ilk man that louis qware him think,
Salle ſey WOSSEILLE, *and to him drink.*
He that bidis ſalle ſay, WASSAILLE.
The tother ſalle ſay again, DRINKHAILLE.
That ſais WOSSEILLE *drinkis of the cop,*
Kiſſand *his felaw he giues it vp.*
DRINKHEILLE, *he ſais, and drinks ther of,*
Kiſſand him in bourd and ſkof. (*ſkiff*)

Roberts von Gloucesters Chronik Vol. I. p. 117. beſchreibt dieſen Vorgang kürzlich alſo:

This mayde out of chambre com, tho thei hadden y gete,
With a coppe of gold, ſol of wyn, ſyde drow hire tail
A kne to the Kyng heo ſeyde: Lord Kyng waſſayl
The Kyng bi huld hire ſwithe ynow, and wondrede hire fair hede.
For ſo fair wommon muſte he non. He aſkede wat heo ſeide?
Men, that knew the langage, ſeide, wat was waſſayl,
And that he ſchulde that brogte onſwere, drynkhayl.

Drynkhayl, *quoth this Kyng agen, and bed hire arinke anon.*
The coupe he nom fethe of hire among hem echon,
And cuſte *hire, and ſette hire a doun, and glad dronk hire hail.*
And that was lo in this lond the firſte vaſſayl.

Selden in Analect. Brit. L. II. c. 1. bringt die Worte der ſächſiſchen Prinzeſſinn alſo hervor: *Liever King, wacht heil*, welche er dorten erkläret: *Cariſſimè Rex obſerva ſalutem.* In den Anmerkungen über Draytons Polyolbion p. 1809. giebt er die Worte alſo an: a) LOVERD KING WAS HEIL, Lord King a healt. b) DRINK HEIL. drink the health, und erkläret die Worte *waes hale: Wish heil*, wünſche Heil, und ſagt: *As a note of health wiſtung and ſo perhaps you might make it wish-heil.*

Ein Gruß, ein Glückwunſch, iſt WÆS HÆL! nach den eigentlichen Worten aber heißt *waes* nicht wünſchen; ſondern wünſchen heißt bey den Angelſachſen *wiſcian, gewiſcian*: jetzo aber ſagen die Engländer *to wiſh.* HLFORD KING WÆS HÆL heißt eigentlich den Worten nach, nicht, wie es Selden im Engliſchen gegeben, *Lord king a health*: ſondern wie die Angelſachſen ſprechen, *wæs hal, beo hal*, ſey geſund: ſo wie die Engländer jetzo ſagen, *be ſave, whole ſound, healthfull*, oder dem Verſtande nach, wie es Sommer in v. Hal. auch überſetzet: *be in health, or of health*, ſey in Geſundheit. Wie es aber ein unter ſächſiſcher und angelſächſiſcher Nation gewöhnlicher Gruß und Glückwunſch geweſen; ſo iſt, wie die Engländer, Sommer in

voce Hal. und Thomas Hearn in ſeinem Gloſſario in v. Waſſayl, ſchon angemerket, unter *Wæs hal* ſo viel angedeutet:

a) Wie die Angelſachſen geredet: *Wæs hale, Wæs hæl, Weſe hale.*

b) Wie die Engländer ſprechen: *God ſave you, God ſpeed you. God bleſs or be with you, God proſper you, all hail, your health, a health, be merry.* c) Wie die Lateiner ſagen: *ſalve! ſis ſalvus*, Wæs hale, Benſon h. v. Hickes Gram. Anglo-Saxon. p. 36.

Wie der Niederſachſe in der gemeinen Sprache ſpricht:

Weſe wol, weſe geſundt, weſe heel!

Galfred Monmouth, de origine & Geſtis Brit. L. VI. C. 52. verderbet die Worte ganz und gar und alſo:

La verd King wacht Heil, und will ſie alſo auslegen: Erlaube werther König, wachte oder warte der Geſundheit. Der ganze Verſtoß bey dieſer Erklärung ſteckt in dem Worte *Hlaford*, und in dem ſächſiſchen Worte weſe. Die Angelſachſen ſagten HLAFORD Dominus, *Hlaford-leas* Herrnloß. In folgender Zeit wird nach den Angelnormannſchen Dialecte Hlaford ausgeſprochen *Louerd*, zuletzt *Lord:* und aus Louerd iſt gemacht liever, und aus Weſe hat von den Engländern bald Wacht cura, obſerva, bald Wish gemacht werden wollen. WAES oder BEO heißt bey den Angelſachſen ſo viel, wie *ſis*, ſey. Die Engländer haben von den Angelſächſiſchen *beo* annoch beybehalten *be*, und der

keit und Poesie, wozu ihn sein feuriges Naturel besonders antrieb. Er geriethe aber zugleich bey der Bekantschaft mit einem gewissen Weissenfelser, in dessen Schwester er sich verliebte, in allerhand Unordnungen, wodurch sein Vermögen geschwächet, und er endlich genöthiget wurde von Weissenfels heimlich weg zu gehen. Er kam als ein irrender, verliebter armer Ritter, der seinen Ebentheuren folget, ungefehr nach Hamburg, allwo er sich anfangs mit Schreiben bey einem Advocaten nehrte, nachgehends aber selber Rechtssachen zu verwalten übernahm, und sich davon kümmerlich unterhielte. Bald darauf fieng er an mit Romanen schreiben sich etwas zu verdienen, verfertigte auch einige Opern, welche nicht ohne Beyfall aufgeführet wurden. Da er aber zugleich mit einigen Oper-Frauenzimmern bekannt, und dadurch zu einem liederlichen Leben veranlasset wurde, auch sonst durch seinen Satyrischen Roman, und andere besondere Streitigkeiten, sich vielen Verdruß zuzoge, sahe er sich gezwungen, Hamburg zu verlassen. Er gieng darauf nach Braunschweig, in Hofnung, daselbst anzukommen, und als dieses fehl schluge, in sein Vaterland, nach Wandersleben zurücke, allwo er sich durch Ausarbeitung etlicher Schriften durchhalfe.

Endlich wolte er abermal einen Versuch thun, ob er in Braunschweig einige Beförderung erhalten könnte, er ließ sich aber bey der Durchreise durch Halle, von einigen guten Freunden bereden, da zu bleiben. Hier fieng er nun an, über die Moral und

deutsche

Niederſachs ſagt noch: weſe oder ſy. Bey dieſen Umſtänden iſt Rapins Erklärung L. I. p. 82. von den Worten: *Hlaford Kyning wæs hal*, daß es ſo viel ſey, als: *mon cher Roy, a votre ſanté*, ganz irrig. Dagegen treffen der Engländer Sommer, Thom. Hearnes und Junii Erklärungen näher zu.

WÆS HÆL iſt alſo überhaupt ein Glückwunſch, und ins beſondere ein Geſundheitstrinken, ein Willkommen, von deſſen Misbrauche das alte Havillan in Architren. L. II. beym Selden in den Noten upon Draytons Polyolbion. p. 1809. alſo lautet:

Ecce vagante ciſo diſtento gutture Waſs heil,
Ingeminant Waſs heil,

Es iſt bey den Engländern nachmals gar ein Lied geworden, welches man bey ihnen auf heil. drey Könige von Thüren zu Thüren geſungen: wovon Gilles Jakob in h. v. ſchreibt: *a feſtivale ſong, heretofore ſung from door to door, about the Time of the Epiphany.* Bey dieſem Liede hat man geröſtet Brod auf die Bäume geworfen, um ein fruchtbar Jahr zu haben; welchem das in Frankreich öffentlich abgeſungene ſogenannte AGVILAN NEVE, in *Touraine* AGVILANEV, bey den Spaniern AGVINALDO, in der *Normandie* HOGVINANNO, gleich kömmt. S. Menage h. v. In Bourgogne zu *Dreux* und an andern Orten ſchreyen die Kinder noch, wenn ſie das Neujahrgeſchenk bitten, AGVILLANNEVF. In der Niedernormandie, ſuchen die Armen mit den HOGVINANNO Allmoſen. In der Piccardie wird dem AV GVIL'AN NEVF noch

noch hinzu geſetzet, *plantez, plantez*; um dadurch ein geſegnetes fruchtbares Jahr, mit anzuwünſchen. Dict. de Trevoux, Menage. h. v.

AV GVY L'AN NEVF, latine: *ad viſcum, annus novus*, giebt Selden d. p. 1810. Engliſch: To the miſtle the new year. Dieſer Wunſch, der auf die Miſteln geht, iſt aus dem Heidenthume, in welchem, wie Plinius L. XVI. c. 24. meldet, vor der Miſtel, von den Druiden der Gallier nichts heiliger gehalten worden. Junius in Etymol Angl. V. Miſſelden. Lhuyd. v. viſcus. Plinii Worte lauten hievon ſo:

> Nihil habent Drudes viſco & arbore in qua gignatur, ſi modo ſit robur, *Sacratius*, nec ulla ſacra ſine ea fronde conficiunt. - - - Enimvero, quidquid adnaſcatur illis, & *cælo miſſum putant*, ſignumque eſſe electæ ab ipſo Deo arboris. - - *Omnia ſanantem* appellantes ſuo vocabulo.

Die Gelehrten bemerken, daß die Miſtel noch an einigen Orten genannt werde Guthyl, das iſt: Bona ſalus, welches auf das Plinianum: omnia ſanans, einſchlägt. S. Wachters Gloſſ. unter dieſem Worte.

Der ſogenannte Willkommen, iſt das große bey den Deutſchen ſo hochangeſehene Trinkgeſchirr, oder *Poculum adventorium*, welches die Deutſchen den fremden Gäſten bey ihrer Ankunft zugebracht, und bey allen Nationen bekannt geworden. Es heißt: der deutſche Willkommen.

a) Bey den Franzoſen, VIL COM. S. Menagen.

b) Bey den Italienern, BELLICONE.

c) Bey den Spaniern, VELICOMEN.

d) Bey den Niederländern, WEL-KOM BECKER. Bey welchen auch *Wel-Kom-Mael-Tyd* iſt convivium adventorium, *Welkom-Gheld*, In Kom-Geld. S. Kilianen, in dieſem Worte.

Und es erſcheint aus der Beſchreibung deſſen, daß auch die von auswärtigen Nationen, ſich den deutſchen Willkommen wohl ſchmecken laſſen.

In der Begrüſſung ſagen a) die Niederſachſen: *Sid wilcomen, Wilcamen.* Die Niederländer ſagen eben ſo: *Wel-kom zyt ghy.*

b) Die Niederſachſen, *Wilcamen ſin.* Die Niederländer, *Welkom zyn.*

c) *Wil-camen*, oder *Wil-comen heten*, die Niederſachſen; *Wel kom heeten*, die Holländer. S. Kilianen, d. l.

Die Engeländer haben das Wort WELCOME noch, und die Schweden, WÆL KOMMEN. Ed. Lhuyd in Etymol. Angl. Juniano h. v.

Das Wort, welches componiret aus *Wil*, welches bey den Angelſachſen, *Votum, Voluntatem & Voluptatem* bedeutet, und aus kommen, will ſo viel ſagen; als *optato advenis*, wie in dem bekannten Hymno: bis mir willkommen.

Bey den Angelſachſen hieß *Wilcuma*, qui optatus & gratus advenit. S. Benſon h. v. Der Niederſachs ſpricht auf gleiche Weiſe, bey Ankunft eines ihm angenehmen Gaſtes: Willkomen, oder ſetzt hinzu: ſy (ſey) willkomen. Einen bewillkommen ſagt der Angelſachs: WILCUMIAN, ſalu-

ſalutare, adventum felicem gratulari alicui, v. Benſon. h. v. Der Engeländer, *to bid one welcome*; oportune & optato advenire, *to be welcome*. Sommer & Benſon. in Wilcumian. Vid. Hearne Gloſſar. über Langtoft Chron. p. 677.

Von dem deutſchen Willkommen bey Zutrinkung der Geſundheit, finden ſich folgende Beſchreibungen, als:

1) Bey den Franzoſen, Menage v. Vilcom.

VEL-COM c'eſt un mot Allemand, qui ſignifie *un grand verre*, dans lequel les Allemans boivent a la ſanté de leurs amis a leur arrivée.

— — — *Ils ſe ſervent du meſme mot, en lui preſentant un* grand verre plein du meilleur vin, *qu'on ait pu trouver; le quel verre eſt appellé de là* Wil-com.

v. Dict. de Trevoux. h. v.

2) Bey den Italienern Monſ. Redi, ehmals erſter Medicus des Großherzogs von Toſcana, ap. Menag. d. l.

BELLICONE *e* voce nuova in Toſcana, *ea è venuta di* Germania, *dove chiamaſi* WILKOMB, *o* WIL-KUMB, *quel bicchiere, nel quale ſi beve all' arrivo degli amici; e. ſignifica lo ſteſſo che Benvenuto. Gli Spagnuoli che ancor eſſi pigliarono queſta voce da Tedeſchi, la diſſero in loro lingua* VELICOMEN.

3) Von denen Spaniern führet Redi eine Stelle an, aus dem Franceſco de Quevedo, welcher von Willkommen lautet:

Apareccieron alli Iris con nectar, *y Ganimedes con un* VELICOMEN *de ambroſia.*

Die Franzoſen in ihren BIENVENU, welches das Wort Willkommen andeutet, und die Italiener in ihrem BELLICONE haben, Wil für *Bene*; die Spanier aber in ihrem *belicone* für velle genommen.

Bey Sr. Königl. Majeſtät von Großbritannien, Georgs des Andern Herauskunft, in Dero deutſche altſächſiſche Lande, iſt das Land in volle Freude geſetzet; und was itzo aus Mund und Herzen der Unterthanen quillt, iſt dieſes:

Gott laß uns doch
Den König noch!

Das Vaterland hat Urſache Gott zu bitten, Sr. Königl. Majeſtät zu den ſpäteſten Jahren, die nur im menſchlichen Leben zu erreichen ſind, kommen zu laſſen; ſodann auch das Herz Sr. Königl. Majeſtät gegen dieß Land, in Dero Nachkommen bis an der Welt Ende fortſtammen zu laſſen. Und in dieſem Wunſche und Bitten, ſpricht das Land mit voller Imbrünſtigkeit:

HLAFORD KYNING WÆS HÆL!

Auf platt Niederſächſiſch: Weſe wohl, weſe geſund!

Der Engelſachſe Wulfar nennete ſeinen lieben König Aethelred: Minen Leofen Hlaford Æthelred Kyning.

Und

Und was sagt der Unterthan in diesem Lande wohl mehr, als in einer platten Sprache von deutscher Redlichkeit:

Gott late uns usen leven Könnig gesund und wohl!

So wie der Anfang war, so ist der Schluß:

HLAFORD KYNING WÆS HÆL.

* * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Der Kön. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris,

Ausführliche Schriften, darinn unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen, und Alterthümern enthalten sind; aus dem Franzöſ. übersetzet von Luiſ. Adelg. Victorien Gottschedinn. Zweyter Theil, Leipz. 1754. Verl. David Siegert, Buchh. in Liegn.

Die Liebhaber der schönen Gelehrsamkeit werden es mit Vergnügen vernehmen, daß dieses Werk von der Frau Uebersetzerinn mit ununterbrochenem Eifer fortgesetzet wird. Sie liefert nämlich hiermit bereits den zweyten Theil der ausführlichen Schriften, nach der holländischen Ausgabe zu rechnen; der gewiß dem ersten in der Wahl und gründlichen Abhandlung der Materien nicht das geringste nachgiebt. Aus dem Verzeichnisse der Abhandlungen sieht man sogleich, daß die berühmten Männer, Maſſieu, Boivin, Fraguier, Couture, Dacier, Renaudot, Tillader,

det, Merin und Baudelot, diesen Band ausgearbeitet haben. Wer kann nun von diesen Schriftstellern etwas gemeines vermuthen? Gewiß neun Gelehrte von so hohem Range, und großem Ruhme, können einem jeden Kenner den vortheilhaftesten Begriff von einer Sammlung ihrer Schriften beybringen.

Die Zahl der Abhandlungen beläuft sich auf XXI. Stücke: Und da dieser Band nichts schwächer ist, als die bisherigen; so kann man leicht denken, daß dieselben allerdings mit Rechte ausführliche Schriften zu nennen sind. Nur Kupfer hat dieser Theil nicht, dagegen der folgende damit prangen wird.

Die Wichtigkeit der Materien, die hier vorkommen, übertrifft gewissermaßen den vorigen Band. Gleich die erste Abhandl. liefert des Abts Massieu Vergleichung Homers, mit dem Plato, d. i. des größten griechischen Dichters, mit dem größten Weltweisen und prosaischen Schriftsteller. Dem bloßen Anscheine nach, sollte man es nicht denken, daß viel ähnliches zwischen zweenen solchen Männern seyn könnte. Allein bey genauerer Betrachtung findet sichs, daß Plato, durch fleißiges Lesen Homers, seine Art der Erfindungen und Fabeln, seine Art zu denken, und sogar seine Schreibart angenommen hat. Er ist, z. E. nur von der letztern zu gedenken, bisweilen recht poetisch kühn in seinem Ausdrucke. Eine bloße Schreibtafel nennet er einmal cypressene Denkmäler. Eine alte Sage, heißt ihm eine von den Jahren grau gewor-

dene

deine Sage. Jupiters Adler heißt ihm ein geflügelter Wagen; die versammleten Götter im Olymp, heißen ihm ein Heer von Göttern; Der Wein ist ihm nicht nur ein heftiges Getränk; er ist ihm ein kochender und wüthender Gott, den die mäßige Gottheit bessert, und bestrafet: wenn man Wasser hinein gießt.

In solchen Stücken also übertrifft er zuweilen den Homer, ja treibt den tropischen Ausdruck zu hoch. Außer dem aber malet er gern in schönen Beschreibungen; ja er geräth mit seinem Sokrates, den er redend einführet, fast in Entzückungen u. d. m.

Der jüngere Boivin liefert eine Abhandlung vom heroischen Alter, oder von den Greisen im Homer. Nichts ist anmuthiger zu lesen, als das Bild, das dieser Fürst aller Dichter von den ehrlichen Alten, sowohl in Troja, als im griechischen Lager machet.

Priamus, Ukalegon, Antenor, u. a. m. sitzen auf einer hohen Zinne der trojanischen Stadtmauer, und sehen dem Kampfe zu, den Menelaus und Paris antreten. Ihr hohes Alter, saget Homer, befreyete sie von der Pflicht, in den Krieg zu gehen. Helena kömmt. Sie sehen, daß selbige sich ihnen nahet. Was denken, was sagen sie von derselben? Ganz leise spricht einer zum andern: „Nein, wahrlich nein! weder die Trojaner noch „Griechen sind zu schelten, daß sie um eine so schö„ne Person, so lange Zeit her, so viel Böses aus„gestanden haben! Es ist keine Sterbliche, es ist

„eine

„eine Göttinn! . . . Doch es schadet nichts! „Sie entferne sich nur mit allen ihren Reizungen „weit von hier! Sie eile an den Bord der griechi„schen Schiffe, und herberge nicht länger bey uns, „um unser Unglück, und der Untergang unsrer Kin„der zu seyn.„ So redeten diese weisen Greise.

Eben so wird Nestor, nebst verschiedenen andern von griechischer Seite abgeschildert, dabey wir uns nicht aufhalten können.

Der Abt Fraguier hat sich den größten Ödendichter der Alten, den Pindar, abzuschildern vorgenommen: und dieß thut er mit einer solchen Einsicht, daß alle unsre seichten Kunstrichter viel daraus lernen könnten. Er begegnet unzählichen Vorurtheilen, die man insgemein vom Pindar heget. Hier erkläret er die sogenannte Begeisterung der Meister in Oden, auf eine sehr vernünftige Art; zeiget aber doch, daß deswegen ein solcher Poet nicht eben aufhören müsse, menschlich zu denken, und zu reden. Pindar wird hier gegen alle Vorwürfe, die man ihm zu machen pflegt, gerechtfertiget: und selbst seine Ausschweifungen werden mit Horazens Beyspiele entschuldiget; der gleichfalls bisweilen mit Fleiß und voller Kunst auf etwas anders verfällt, als wovon er sein Lied angefangen hatte. Wir wünschen, das viele, die so gern von Oden urtheilen, diese Abhandlung lesen mögen.

Im IV. Stücke handelt Fraguier von Xenophons Cyropädie. Herodot, Ktesias, und Xenophon haben die Geschichte des Cyrus, aber alle ganz anders beschrieben. Der erste lebte um die

Zeit

Zeit des Xerxes und Artaxerxes mit der langen Hand. Dieser erzählet den Umstand vom Orakel über den Sohn der Mandane, die an einen Perser Cambyses verheiratet worden. Wie ferner Cyrus die Perser streitbar gemachet, und seinen Großvater Astiages nach einer 35jährigen Regierung des Reiches beraubet, und wie er selbst endlich von der massagetischen Königinn Tomyris geschlagen, und des Lebens beraubet worden, nachdem er 29 Jahre geherrschet hatte.

Ktesias lebte mit dem Xenophon zugleich, und ward aus einem Gefangenen, des Artaxerxes Mnemon, Leibarzt. Er zog aus den persischen Archiven seine 22 Bücher persischer Geschichte: doch seine Glaubwürdigkeit ist verdächtig, und es scheint, er habe nur dem Herodot in allem widersprechen wollen. Er giebt vor, Cyrus sey mit dem Astyages in keiner Verbindung gewesen; habe seine Tochter Amynthis geheirathet, u. s. w. alles ganz anders, als oben. Noch ganz anders aber erzählet Xenophon alles; hat aber so wenig Nachfolger, als Vorgänger in seinen Erzählungen gefunden. Hiervon wird nun die Untersuchung angestellet und gezeiget: Xenophon habe mit Fleiß die sokratischen Lehren von der Sittenlehre und Staatskunst in einer erdichteten Erzählung lebhaft vortragen wollen: so wie Plato sie in erdichteten Gesprächen vorgetragen. Dieses wird mit dem schönsten Erfolge ausgeführet.

Nun kömmt etwas anmuthiges, aus den ältesten Geschichten Asiens; eine Begebenheit, die den schönsten Grund zu einem recht beweglichen Trauerspiele abgiebt;

deutsche Red- und Dichtkunst, zu lesen, fand auch solchen Beyfall, daß er sich entschloß die Doctorwürde in den Rechten zu übernehmen, um sich dadurch auf der Academie desto fester zu setzen. Er lase fleißig, verfaßte auch unterschiedene Schriften, welche ziemlich wohl aufgenommen wurden, und brachte sein Leben in gesetzter Stille zu, nachdem er ein gutes Theil desselben in den schädlichsten Zerstreuungen zurück geleget hatte. Seine vorige freye und oft ungeziemende Schreibart, soll er, wie sein tadelhaftes Leben, vor seinem Ende ernstlich bereuet haben. Er starb in seinem besten Alter im 41. Jahre, den 6. August 1720.

Seine Schriften sind meistens nicht von gar zu grossem Wehrt, und überdem so bekannt, daß wir nicht nöthig erachten, ein Verzeichniß derselben hier beyzufügen.

Erinnerungen.

Weil es der Platz vergönnet, wollen wir einige wenige Verbesserungen von mit untergelauffenen Fehlern dieses dritten Stückes anmerken:

Pag. 359. lin. 4. vor dem Ende, an statt: als sich dieser - - - ans Licht zu stellen; ließ: als sich dieser vornahm eine Historie von dem bisherigen Etymologischen Fleisse der Deutschen in ihrer Sprache ans Licht ꝛc.

Pag. 433. lin. 1. müssen die Worte: mit seiner eigenen Lateinischen Uberſetzung ausgestrichen werden.

Pag. 531. in der Mitte, für: Haupt-Præceptor, ließ: Haus-Præceptor.

abgiebt; und davon es zu bewundern ist, daß sie noch kein Dichter sich zu Nutze gemachet. Es ist die Geschichte vom Stryangeus, und der Königinn Zarine. Wir wollen sie kurz fassen.

Stryangeus war ein Edelmann des Königes Cyaxares, zu Ekbatana, der Hauptstadt in Medien. Seine Gemahlinn hieß Rhetea, und ihre Schwester Nitokris hatte den Nebucadnezar zur Ehe. Die Meder stunden damals 28 Jahre hinter einander unter der Bothmäßigkeit der Scythen. Endlich warf Cyaxares durch ein hinterlistiges und mörderisches Gastmahl, welches er seinem Kaiser Marmares und seinen Großen zubereitete, und darauf er ihn im Trunke ermordete, das scythische Joch vom Halse. Dieß geschah 606 Jahre vor Christi Geburt.

Das Reich des erschlagenen Marmares gehörte nun der Zarine, einer Prinzeßinn, die an Verstande und Schönheit, so wie an Tapferkeit und Höflichkeit ihres gleichen nicht hatte. Eine männliche und natürliche Beredsamkeit both noch überdem einer bey den Scythen ungewöhnlichen Philosophie die Hand. Kurz, sie war die vollkommenste Prinzeßinn ihrer Zeiten: und es war kein Wunder, daß sie von ihren Völkern nach ihrem Tode mit Tempeln und andern göttlichen Ehrenzeichen verehret worden. Diodors Auszug, den er aus dem Ktesias gemachet hat, enthält dieses und noch ein mehreres von ihr.

Zarine nun wollt ihr Reich in der Unabhänglichkeit der Meder erhalten, und die Parther schützen, welche

welche sich der Herrschaft des Cyarares entzogen hatten, um sich dem Zepter der Sacen zu unterwerfen. Daher kam es mit den Medern zum Kriege, die Stryangeus des Königs Eydam anführete: dagegen sie sich selbst an die Spitze ihrer Heere stellete. Das Kriegsglück war lange ungewiß. Man stritt von beyden Theilen auf eine großmüthige Art, mehr um die Ehre des Sieges, als aus Blutdurst und Rachgier. Beyde Befehlshaber schätzten einander hoch, und ließen ihrem Gegner zuweilen soviel Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sich eine Ehre daraus machten, von ihm überwunden zu seyn. Diese Hochachtung verwandelte sich endlich gar in eine Liebe beyder Feldherren: bis es sich endlich begab, daß Stryangeus im Gefechte, die so liebenswürdige Zarine vom Pferde stürzete.

Hier war dem Ueberwinder sein Sieg mehr Leid, als ob er selbst wäre besieget worden. Er rettete ihr das Leben, und anstatt ihr das Herz auszureißen, schenkte er ihr das seinige vollends. Er both ihr den Frieden mit allerley Vortheilen an, erhielt ihr alle ihre vorige Staaten, nur die Parther ausgenommen; und schloß zwischen Medern und Sacern einen ewigen Bund. Noch mehr. Bald nach geschlossenem Frieden bath Stryangeus seine schöne Gegnerinn um Erlaubniß, sie in ihrer Hauptstadt zu besuchen. Sie bewilligte es mit Freuden. Er kam, und sie empfing ihn ohne Mistrauen. Dieser feyerliche Einzug ward ein Fest, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hatte.

Stryangeus war noch fern von der Stadt Roxanaz, als Zarine ihm voller Freuden entgegen fuhr, und ihm ohne Verstellung ihre Liebe merken ließ. Sobald sie ihn von weitem erblickte, stieg sie vom Wagen, lief ihm entgegen, und küssete ihn vor soviel tausend Augen aller Zuschauer. Sie stieg gar auf seinen Wagen, um ihm öffentlich bis in die Stadt, alle mögliche Ehre zu erzeigen. So kamen sie mit der größten Pracht ins Schloß, wo das schönste Zimmer für ihren Sieger zubereitet war. Das Volk klopfete in die Hände, und alles frohlockete. Er und sein Heer, das ihn begleitet hatte, ward aufs herrlichste bewirthet.

Nach eingenommenem Gastmahle konnte Stryangeus sich nicht länger halten. Sein Herz wollte ihm vor Liebe brechen, und er wünschte tausendmal, daß er nicht des Cyaxares Eydam wäre. Er entdeckte seine Pein dem Bagoas, seinem Staatsbedienten und Freunde: der ihm rieth, sich der Königinn selbst zu erklären. Er kam zu ihr; aber seine Blicke redeten mehr als seine Lippen: denn die Liebe machte ihn stumm. Endlich brach er doch los; aber die Heldinn redete ihn folgender maßen an:

Mein Herz ist nicht minder gerühret, als das deinige. Ich habe dir alles zu danken, und liebe dich mehr, als mich selbst. Allein so undankbar bin ich nicht, daß ich dich unglücklich machen wollte. Du bist des Cyaxares Eydam; und deine Gemahlinn ist liebenswürdiger, als ich. Deine Großmuth ist so rein, als meine Erkenntlichkeit. Aber heirathen

rathen können wir einander nicht, ohne uns und unsre Völker unglücklich zu machen. Lebe also meine Grausamkeit, und bleibe mein Freund; weil eine andre, als eheliche Liebe, uns ehrlos machen würde.

Stryangeus hörete dieses ganz erstarret an; und bewunderte ihre Tugend und Beredsamkeit nicht weniger, als ihre Schönheit ihn entzückte. Ein Kuß auf ihre Wangen versiegelte den Abschied, den er auf ewig von ihr nahm.

Seine Rückkunft ins Zimmer, zu seinem Freunde, war mit der größten Niedergeschlagenheit begleitet. Er war itzo noch verwirrter und stummer, als das erstemal. Bald wollte er aus Nacheifer gegen ihren Edelmuth auch seine Liebe besiegen. Bald hielt er sich für verachtet und beleidiget: und sein Ehrgeiz vereinigte sich mit der Liebe, ihn völlig von Sinnen zu bringen. Endlich griff er zur Verzweiflung und ermordete sich selbst, nachdem er seiner schönen Feindinn die Ursache seines Todes schriftlich gemeldet hatte.

Dieser Brief, und die ganze Geschichte, nebst den Beweisen, aus alten Schriftstellern, stehen ausführlicher in dieser Abhandlung, als unser Raum sie anzuführen erlaubet. Kurz, die ganze Begebenheit ist so rührend, als man sie in so alten Zeiten, und bey so barbarischen Völkern, als die Scythen, Sacen und Meden gewesen, jemals vermuthen sollte. Mit einem Worte, eins der schönsten Trauerspiele könnte daraus verfertiget werden; wenn sich ein gu-

ter Dichter daran machen wollte, der die Regeln der Tragödie wohl inne hätte.

Wir eilen, die übrigen Stücke dieſes Bandes bekannt zu machen. Das VI. iſt Herrn Boivins Abhandlung von einem Fragmente aus dem Diodor von Sicilien, wo von dem Kleonnis und Ariſtomenes gehandelt wird, die im meſſeniſchen Kriege einen Streit um den Preis der Tapferkeit gehabt.

Im VII. erkläret Herr Couture eine Stelle aus des Horaz XI. Ode des 1ſten Buches:

Seu plures hiemes, ſeu tribuit Jupiter ultimam,
Quæ nunc oppoſitis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum.

Im VIII. Stücke lehret Fraguier, wie Plato die Poeten gebrauchet hat. Im IX. erkläret Boivin eine ſchöne Stelle des Dionyſius von Halikarnaß. Im X. handelt Fraguier von der Ekloge, oder den Hirtengedichten. Im XI. vertheidiget der Abt Maſſieu die Poeſie gegen ihre Feinde, ſehr gründlich und beſcheiden: ſo wie im XII. Fraguier lehret, wie Virgil den Homer nachgeahmet hat. Dieß müſſen diejenigen leſen, die ſich einbilden, daß den Dichtern die gröbſten Diebſtähle erlaubet ſind; und wohl den Milton deswegen noch loben, daß er ſo plump gemauſet hat.

Im XIII. handelt Dacier von der Satire, und beſtimmet ihren Urſprung im Alterthume. Im XIV. unterſuchet Renaudot den Urſprung der griechiſchen Buchſtaben, und wird in verſchiedenen Anmerkungen ein wenig zurechte gewieſen; da er den

Aegy-

Aegyptern dieſe Ehre nicht gönnen wollen, die erſten Erfinder der Schrift zu ſeyn. In der XV. Abhandlung giebt der jüngere Boivin kritiſche und hiſtoriſche Nachrichten von einer geſchriebenen Anthologie, und im XVI. Stücke fährt Renaudot fort, ſeine Meynung von den griechiſchen Buchſtaben zu behaupten. Im XVII. erkläret Fraguier eine ciceroniſche Stelle von Archimedens Grabmaale.

Nachdem nun im XVIII. Tillader einige Stellen im Tacitus und Vellejus verglichen; im XIX. Morin einige Muthmaßungen über Martials Anchialus beygebracht; im XX. aber Baudelot eine Stelle im Trebellius Pollio erkläret hat: ſo ſetzet der jüngere Boivin die Chronologie der ganzen Odyſſee in ein völliges Licht; und ſchließt hiemit den ganzen Band. Wir müßten unſern Leſern wenig Geſchmack und Einſicht zutrauen, wenn wir noch ein Wort mehr ſagen wollten.

IV.

Der gute Redner.

Eine Fabel.

Als ehmals zu Aeſopens Zeit
Auch Thiere witzig lehren wollten,
Und nicht, nach jener Weiſen Streit,
Maſchinenmäßig handeln ſollten:
Da war es nicht ſo wunderbar,
Daß auch ein Thier ein Redner war.

Die Zwietracht hatte manches Land
Mit Krieg verderblich durchgestrichen,
Und war, von Menschen weggebannt,
Zu wilden Thieren hingewichen.
Sie hetzt', und eh man sichs versah,
War Ursach, Krieg und Morden da.

Der Großen überlegne Macht
Bewältigte den Trotz der Kleinen.
Der Raub, den dieser Sieg gebracht,
Kann Großen gar nicht theilbar scheinen.
Und kurz, die Beute und der Sieg,
Erweckten einen neuen Krieg.

Nun ward das Morden zu gemein,
Da Starke mit den Starken stritten.
Der Löwe sieht das Elend ein,
Und stellt sich herzhaft in die Mitten.
Er brüllt: den halt ich für den Feind,
Der nicht vor meiner Höhl erscheint.

Die Thiere folgen dem Geboth,
Sich vor dem Lager einzustellen:
Um, über die gemeine Noth
Durch ihn den Friedensschluß zu fällen.
Eh dieß geschah, so that sein Mund
Des Friedens Noth und Nutzen kund.

Mit starker Stimme hebt er an,
Den Sand von Lybien zu preisen,
Und zeigt, daß er als Redner, kann
In einem Nichts sich wortreich weisen.

Er

Er spricht nur darum, weil er spricht:
Denn er versteht sich selbst noch nicht.

Von vielen Thieren forscht sein Witz,
Den ächten Ursprung ihrer Namen;
Und wie sie ehmals zum Besitz
Von weit entlegnen Ländern kamen.
Er streut so manche Zweifel ein,
Die andern Orts zu lösen seyn.

Zwo Stunden hat er schon geschrien,
Und doch des Friedens nicht erwähnet.
Er wird sich auch nicht weiter mühn,
Weil jedes sich zum Schlusse sehnet.
Und kurz, der starke Redner schließt,
Der wortreich seinen Satz vergißt.

Doch was erschallte für ein Lob!
Der Redner hat die stärkste Stimme!
Und das, was ihn am höchsten hob,
Das war die Furcht vor seinem Grimme.
Eins lobt, und hundert loben nach,
Und keines weis doch, was er sprach.

Ihr, die ihr manchen Redner höret,
Der ohne Denkungskunst gekracht;
Und was zur Sache nicht gehöret,
Sehr wohlbedächtig beygebracht:
Ruft! ach wie schön spricht nicht der Mann!
Wie laut, wie stark, wie sacht und lange!
Lobt! lobt! warum? Hier wird mir bange,
Weil er euch öffentlich aus Rache schaden kann. R.

V.

Der von der Fußsohlen an, bis zum Scheitel des Haupts, ganz dörnere Kayser, vorgestellt, in einer Leich- und Trauer-Red, als vor den Weyland Allerdurchläuchtigsten, Großmächtigsten, Unüberwindlichsten Römischen Kayser, CAROLVM VII. Chur-Fürsten in Bayern ꝛc. ꝛc. die P. P. Carmeliter in ihrer Münchnerischen Kloster-Kirchen die schuldigiste Leich-Gedächtnuß gehalten den 9ten April 1745. an eben dem sogenannten Schmerzhafften Freytag. Von P. Fr. Josepho Angelo a S. Claudio, Bemeldten Ordens und Closters dermahligen Ordinari-Prediger. Cum Permissu Superiorum. München, 3 Bogen in Fol.

Man hat uns aus Bayern eine angenehme Messe, von etwan einem Dutzende schöner Proben der dasigen geistlichen Beredsamkeit der Herren Geistlichen mit dem Ersuchen zugeschicket, dieselben nach und nach unserm Tagebuche einzuverleiben. Wir werden dieses Verlangen erfüllen, und hoffen, daß es mit Vergnügen unserer Leser geschehen wird, die aus der Gegeneinanderhaltung der Kanzelberedsamkeit, unserer und jener Religionsverwandten, zu gar erbaulichen Betrachtungen werden Gelegenheit nehmen können. In der chronologischen Ordnung, darein wir diese Meisterstücke geleget haben, ist gegenwärtige Rede das erste. Wir werden zur Vermeidung aller Vorwürfe

der

der Partheylichkeit, den guten P. Angelo meiſtentheils allein reden laſſen. Er hat der Kritik die Mühe erſparet, ihn lächerlich zu machen. Der Anfang lautet ſo:

Thema. Plectentes coronam de ſpinis. Sie flechteten ein Cron von Dörnern. Joan. XIX, v. 2. „Es hat ſchon ſein unverrückliches Verblei„ben bey deme, daß die ſonſt unfruchtbare Mutter „die Erden, vile Dörner als ungeſtaltete Mißge„burthen, an allen Orthen gebähre und hervor-brin„ge. Die Roſen, ſonſt ein Königin in dem Reich „der Blumen, ſie halte ſich gleich auf, auf denen „Wieſen und Felderen, oder in denen Gärten, ſo „iſt ſelbe mit lauter Dörneren, als ihrer eigentlichen „Leib-Wacht umbgeben. Und das wäre endlich ei„ne noch nit Blut-üble Sach, wann die Blut-trei„bende Dörner nur auf denen Felderen, und in de„nen Gärten, ihr beſtändiges Sommer-Quartier „nehmeten; daß aber ſolche ſpitzige Feind, ſo gar un„ter den Zelten des menſchlichen Herzens ihre Woh„nung ſuchen, dieſes iſt wohl zu beherzigen. Es „mögen noch einmahl 100000. Menſchen aus der „mütterlichen Schooß der Erden hervorſchlieffen, ſo „bringen ſie halt alle mit einander mit ſich auf die „Welt, als ein unauslöſchliches Mutter-Mahl, einen „Büſchel Dörner. Was noch mehrer, Gott ſelb„ſten iſt, oder will nit Dorn-frey ſich finden laſ„ſen: Dann als er ſich dem Alt-Teſtamentiſchen „Schaaf-Hirten Moyſi das erſtemahl gezeiget, wa„re er in der Mitte eines Dorn-Buſches, und ruffte „aus dieſem Spitz-vollen Orth hervor: Ego ſum,

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblioth.
Univer-sitatis
Fridер. Guil.
Berolin.

A897 913

Viertes Stück.

Nebſt einem dreyfachen Regiſter über alle vier Theile.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1733.

„qui sum. Im neuen Gesatz wollte der Mensch-
„gewordene Gott auch nit ohne Dörner seyn, und
„ließe so gar eine dörnerne Cron auf sein Haubt se-
„tzen. Aber eben dieses ist die Haubt-Sach, der
„Haupt-Zweck meiner gegenwärtigen Lob- und
„Trauer-Red, welche voller Dörner ist, von der
„Fuß-Sohlen an bis zur Scheidel des Haubts.
„Dann wem ist unbekannt? daß ich von Carolo,
„dem VII. weyland Großmächtigisten, nun-
„mehro leyder! verstorbenen Römischen Kayser,
„das Wort anheut führe. Zweifels-frey werden
„eure Gedancken, Hochwerthiste! gleich jetzt
„schon in denen Dörnern des Haubts hangen blei-
„ben, und werdet auf dise Meynung verfallen, ich
„werde mich bey denen empfindlichen Unglücks-Spi-
„tzen unseres höchsten Haubts Caroli verweilen; al-
„lein ihr habt ja gehört, daß Gott im vorigen Te-
„stament die Dörner unter denen Füssen gehabt.
„Mithin, damit der Leib meiner Predig nit un-
„förmlich seye, so muß selber ja mit dem Haubt und
„denen Füssen zugleich versehen seyn; also, daß die
„Dörner unter denen Füssen, den ersten, das
„Haubt unter denen Dörneren, den anderten
„Theil verfertige. „

Nachdem sich nun der Herr Pater gegen diese stachlichte Arbeit mit einem Ave Maria gewaffnet hat, schreitet er getrost zum ersten Theile. Der Herr Christus hat gesagt: die Dornen zeigeten die weltliche Ehre an. Es ist ein Glück, daß der Herr Christus es gesaget hat, denn einem andern hätte Pater Angelo es nicht geglaubet. Wir wollen

„len ihn selbst hören. „Die Lilgen unter denen „Dörneren, nemblich der liebe Welt-Heiland, hat „in jener unvergleichlichen Gleichnuß von dem Säe„mann, auch die Dörner angezogen. . . In Auß„legung dieser Parabel sagt Christus, (und hätte es „diser nit gesagt, keinem andern hätte es man, „und wäre es gleich Gregorius der Grosse selbst ge„wesen, nicht geglaubt:) daß die Dörner anderes „nichts bedeuten, als Reichthum, Ehren-Stuffen, „Hoheit und Glück.

„Nun dann verbleibe es bey diesem unumstoßli„chen Wort des Wortes Gottes: Die Dörner seynd „der Reichthumb und Welt-Ehren. Wem seynd „wohl mehrere Dörner in seinem Hauß-Garten ge„wachsen, als eben unserm Carolo. Er ware ge„bohren auß jenem Hauß, welches mit seiner Ta„chung alle andere in der Welt übergipffelt. Es hat „ja das Eißgraue Alterthumb, ihre vortrefflichiste „Helden nur fast alleinig von dem Väterreichen „Stammen des Bayrlands entlehnet, und siele fast „keine grosse That vom Himmel herab, daß es nicht „in dises Hauß siele. Es schluge der Baum dises „Ertz- und Chur-Hauses niemahl aus, daß er nicht „die schönste Blühe der Cronen, Scepter, und „Infulen truge. . . Jedoch, das heißt Aepffel „abbrocken, zwar im eignen Hauß-Garten, aber „nicht vom eignen Baum. Unser Geschlecht, un„sere Uhr- und Ahn-Herren, und was wir nicht „selbst eigenhändig ausgeübt haben, das sehen wir „als ein Land-frembde Waar an. . . Carolus „demnach brachte mit sich in dise grosse Welt, so

„grosse

„grosse Eigenschaften, daß dieselbe um nit des Welt-
„Dancks, das ist des Undancks, beschuldiget zu
„werden, ihme erstlich den erblichen Chur-Hut,
„nachmahls gar die Reichs-Cron aufgesetzet, welche
„ihme so wohl gestanden, als wäre sie ihme ange-
„messen gewesen, und wäre nur der stockblinde Todt
„dißfalls nit irr gangen, es würde dises gecrönte
„Haubt noch vilmahls den abgewigten Köpffen der
„Politischen Weltweißheit viles zu schaffen gemacht
„haben.„

Doch der ehrliche Pater besinnet sich, daß er schon in den anderten Theil seiner Predigt hinein pfuschet, der erst von den Dörnern des Haupts handeln soll, und kehret also zu den Dörnern der Füße zurück. Hier kömmt eine Warnung, die nöthig ist. „Hier mache sich an denen Dörneren nie-
„mand blutig mit seinen Gedancken, als ob dises
„leiblicher Weiß zu verstehen sey, (nämlich, daß
„Karl auf lauter Dornen gestanden,) O nein! das
„wäre bey so viel Spitz der Dörner, gar nit spitz-
„fündig geredt; sondern man redet von jenen Füssen,
„von welchen der in der heiligen Schrift wohl ge-
„lussete Augustinus redet: Anima non movetur
„pedibus, sed affectibus. Folglich, der mit kei-
„ner Gemüths-Neigung dem Welt-Pracht zuge-
„thane Carolus, trittet alle dise Dörner mit Füssen.„

Von seiner Weigerung in einer der Reichsstädte eine lutherische Kirche aufbauen zu lassen, redet unser Cicero so: „Man bottete Carolo mehr als 30000.
„Gulden an, umb in einer der Reichs-Städten eine
„Lutherische Kirchen aufbauen zu dörffen, und hätte
„sich

„sich vileicht an disem vergoldeten Dornbusch ein „anderer gestochen; aber unser christlicher Kayser „wollte (also lauteten seine goldene Wort) lieber „arm, elend, mit truckenem Brodt sich abspeisen „lassen, als einen Heller besitzen, den man nicht „kecklich durffte in Schatz-Kasten der allein seelig„machenden catholischen Kirchen thun. O nein! der „grosse heil. Franciscus de Paula, dorfte wohl heut „zu Tage wider erstehen, und an dem Kayserlichen „Hoff das Geld drucken, es wird kein Blut, wie „wohl je zuweilen geschehen, heraußfliessen.„

Nachdem er nun versichert, daß alle Reichthumsdörner, dem Kaiser weiter nicht als bis an die Schuhsohlen gereichet, so kömmt er auf die Dörner der Ehre. Er saget, der Kaiser sey von der ganzen vernünftigen Welt ein Salomo genennet worden; doch habe dieser Dorn der Erhebung, Carolum weniger als wenig gestochen, ja nicht einmal gekitzlet, da doch das frömbde, und meistentheils mit Faust-dicken Lugen unterspickte Lob, schon viel tausend Eigen-Lieb zu Tode gekitzlet habe.

Nunmehr fällt ihm der Adam ein, den er nennet, den ersten diß Nahmens, aber auch den letzten diß Nahmens, Kayser des gantzen Erd-Krayß, und Beherrscher der gantzen Welt. Dieser, saget er, wäre von seiner Beherrschung zum harten Ackerbau abgefallen, und hätte gehört, daß die Erde unter seinen Füßen, (dort aber ware der Mensch noch baarfuß, setzet der P. Angelo sehr weislich hinzu) Dorn und

Diste-

Diſtelen tragen ſollte. Von dieſer Zeit an, verſichert er ferner, ſey alles, was diſes Rund der Welt hervorbringt, ſollten auch die unverſtändige Adams-Kinder, dem Kind einen andern Nahmen ſchöpffen, ein lautere Dorn-Hecken. Der Menſch bleibt behangen; Gott aber tritt, wie bey Moyſe, die brennende Dörner mit Füſſen. Nun war Carolus zwar kein Gott: das geſteht der Redner, allein der H. Gregor von Nazianz hat alle Gutsthuende mit der Gottheit angeſtrichen, und er kann ſich unmöglich enthalten, ſeinem Helden ein gleiches zu thun. Von den häufigen Almoſen des Kaiſers redet er mit großer Entzückung, und meynet, in ſeinem Hoff-Calender wäre alle Tage ein gutes Zeichen zum Ausſäen geweſen, und es wären ſo viel goldene Caroli und Maximiliani auf den Max-d'Oren und Carl-d'Oren, unter die Armen geflogen, daß, wenn das Almoſen alles in Gottes Schatzkaſten geſammlet würde, man am jüngſten Tage an den Bayriſchen Münzen lange werde zu zählen haben.

Hier wird dem Redner bange. Er ſieht der Tugenden ſo viele vor ſich, daß er meynet, er ſey in ein Labyrinth gerathen. Und da er den zweyten Theil der Predigt nicht gern ſchuldig bleiben will, ſo tummelt er ſich kurz und gut heraus. Die Zeit ligt mir auf der Zung, heißt es, ich eile zu dem anderten Theil.

Der Hoff-Calender fällt ihm wieder ein. „So „höre ich wohl, heißt es, auch in denen Hoff-Ca„lendern der großen Herren, ſetzet es ſchmerzhaffte „Frey-

„Freytäg ab, welche entweder mit schwartzer Din-
„ten hoher Todten-Fäll gekreutzlet, oder mit rother
„Farb des vergossenen Bluts der Unterthanen ge-
„zeichnet seynd.„ Das hat die böse Glückssonne
schuld, die sonst immer im bayrischen Löwen gestan-
den, auf einmal aber in den Krebs gerathen ist,
und alle Anschläge des Kaisers krebsgängig gema-
chet hat. Das stief-mütterliche Glück beraubete
ihn aller seiner Länder. Ein anderer als Karl
hätte unterlegen, und wäre vor Wehmuth aus der
betrübten Haut gefahren. „Manche ersticken,
„heißt es, an den eingeschluckten Hoff-Pillulen; Caro-
„lus hat als ein anderer Eisen-fressender Strauß, gan-
„tze Stückkuglen verdäuen können, und so, wie noch
„kein Kayser unter der grellen Welt-Sonnen sich
„befunden, der gröſseren Widerwärtigkeiten ausge-
„setzt ware, als Carolus, also ist auch noch keiner
„so standhafft gewesen. Dises goldene Haubt des
„gantzen Reichs, war mit dick in einander gefloch-
„tenen Dörnern gecrönet, und gienge ihm nur das
„Moß-Rohr ab, so hätte man ein abermahliges
„Ecce Homo! von ihme ausruffen können. Also
„ist es, so lang der Himmel voll der Geigen han-
„get, so hat nit allein der gemeine Mann, sondern
„auch die grossen Herren gut tantzen: doch das ist
„ein Bauren-Tantz. . . . Daß man bey schmo-
„tzenden Glück lustig und guter Ding seye, ist eine
„Dorff-Tugend, die auch unter einer zwilckenen
„Joppen anzutreffen, aber bey so ausserordentlichen
„Bedrangnussen, und bey verliehrendem Spiel, die
„Hertzens-Farb bekennen und zugeben, das ist was
„kay-

„kayserliches.„ Er saget, der Kaiser habe Gott dickermahlen mit Zähren-nassen Augen gebetten, nicht das Volk, nicht das Land zu strafen, sondern die Geissel allein auf seinem, Caroli Rücken, abzukühlen. Und hier wird er böse. „Erzehle uns, heißt „es, o Franckfurth, was vor hertzbrechende Wort „unser Edliste Landes-Herr gegen deine Mauren....' „aber nein, erzehle es nit, massen wir schamroth „wurden werden, sehende, wie wir, (pfuy der „Schande) wollen haickle Glider seyn, unter ei„nem gedörnerten Haubt. Wir hier in München, „waren vielmahl der läppischen Einbildung, nur „die Glieder würden gegeisslet, und das Haubt lige „in der Ruhe einer freyen Reichs-Stadt, da doch „selbes mit den aller empfindlichsten Dörnern gecrö„net ward.„

Doch das sind noch nicht alle Dörner. „Die „pasquillantischen Verläumbdungen und Schmäh„Schrifften waren jene durchdringliche Dörner, die „wenn sie einem minder großmüthigen Haubt wä„ren eingedrücket worden, würden sie so grosse Wun„den gemacht haben, daß das Hirn verletzet und „hindurch gelauffen wäre. Indem es ja ein Hertz„verdrießliche Sach, sehen und hören, daß so man„che Schrifftling und Feder-Spitzer sich erfrechen, „auch so gar die höchste Welt-Monarchen durch „ihre papierne Hechel zu ziehen. Solche Dinten„Verderber aber verletzen ihr Gewissen mehr, als die „Ehre der Majestät. . . . Carolus legte auf di„sen Schaden, das Zieh-Pflaster einer unverän„derlichen Gedult. . . . Es ware Carolus eben

„ein

„ein mit empfindlicher Haut überzogener Mensch,
„wie wir alle, so hatte er auch manchmahlige Ge-
„legenheit sich an seinen eigenen Feinden, sonderlich
„an seinen Unterthanen zu rächen, die im Bayrischen
„Leib, keinen einzigen bayrischen Bluts-Tropffen her-
„umtragende, manches falsche Stücklein wider ihren
„Herrn gespielet; doch sahe er bey solchen Spiel nur
„von weitem zu, und überließe es Gott, den letzten
„Stich zu machen, bey jenen, die die rechte Lands-
„Farb nit zugegeben.

„Kein gelasseners Haubt ist fast noch nie auf dem
„Leib des Teutschen Reichs gesessen, als Carolus,
„und weilen auf die dörnerne Kron auch bald die
„Ausführung zum Todt folget; also ergriesse diser
„beinerne Menschen-Fresser, wie ein andere Jahel
„den Nagel, und schluge denselben durch das Haubt
„des Landes, womit aber auch unser Hertz biß auf
„den Todt verwundt worden.„

Nunmehr zanket sich der Herr Pater noch eine Weile mit dem Tode herum. Er soll ihm den Kaiser wiedergeben; weil er aber nicht will, und der Monarch ihm unter den Händen stirbt, eilet er zum Schlusse seiner Rede, davon wir die letzten Worte hersetzen wollen: welche uns zugleich lehren, wie es bey dem jüngsten Tage hergehen werde.

„O Vaterland! du wirst so grausam nicht seyn,
„daß du nicht vergönnest und wünschest deinem eige-
„nen Haubt, ein sanffte und ewige Ruhe; und
„damit selbes desto gelinder ruhe, lege ihme unter,
„den Gnaden-reichen Polster des gegenwärtigen

„Jubilâi. Seye es dann! Groſſer Carl! Du „Haubt der Teutſchen Welt, ruhe in Frieden! „bis man der unfriedlichen Welt an dem groſſen „Gerichts-Tag, das Haubt wird abſchlagen, und „dem Göttlichen Richter zu Füſſen legen. „Amen.„.

VI.

MAUPERTUISIANA.

Diſcite juſtitiam moniti — — — VIRG.

A Hambourg 1753. in groß 8.

Dieſes iſt eine franzöſiſche Sammlung aller, oder doch der meiſten Schriften, die in dem neulichen Streite, des Herrn Präſidenten von Maupertuis zu Berlin mit dem Herrn Rath und Profeſſor König in Holland, ans Licht getreten. Allem Anſehen nach iſt der Ort des Druckes wohl unrichtig angegeben worden. Schrift, Kupfer, und Papier, ſehen gar zu holländiſch aus, als daß man ihr wahres Vaterland verkennen könnte.

Auf dem Titel ſteht ein kleines Kupfer abgedruckt, welches eine Windmühle vorſtellet, auf welche vermuthlich der Ritter Don Quiſchotte, auf einem elenden Gaule, mit ſeiner Lanze zuläuft; aber von dem einen Flügel der Windmühle ſo einen Stoß bekömmt, daß ſein Pferd ſtürzet, und der Ritter hinten überſchlägt; auch ſein Balbierbecken vom Kopfe verliert. Der bekannte Waffenträger Sanſcho Panſa reitet auf ſeinem Eſel hinterher, und erſchrickt

über

über den Unfall seines Herrn aufs heftigste. Ein Schalksnarr wirft mit Steinen nach ihm; seinem Herren aber ruft ein Satir zu: Sic itur ad astra! Aus des Ritters Munde endlich geht das Wort Tremblez. Um die Deutung dieses Bildes lassen wir uns unbekümmert.

In der Nachricht, die gleich nach der Vorrede kömmt, steht folgendes: „Hier ist eine Sammlung, „deren verschiedene Stücke aus mehr als einer Ur„sache verdienen auf die Nachwelt gebracht zu wer„den. 1.) Erstlich ist es das Urtheil, welches eine „ansehnliche Akademie über ein vorgebliches gelehr„tes Verbrechen gefället: um einer Lehre mehr Ein„gang zu verschaffen, die ihr Haupt für neu, und „für seine eigene Erfindung gehalten hat. 2.) Ist „es eine Beruffung auf die gelehrte Welt, eines Ge„lehrten, der durch gedachtes Urtheil auf die em„pfindlichste Art, an seiner Ehre angegriffen wor„den. 3.) Folgen drey Briefe, davon die beyden „ersten aus der Feder der vornehmsten Urheber des „Urtheils geflossen, darinn sie dessen Regelmäßig„keit und Gerechtigkeit zu vertheidigen suchen. 4) Die „Vertheidigung der Beruffung auf die gelehrte Welt, „die statt einer Antwort aufs vorige dienet.

„Um den Neugierigen ein Vergnügen zu ma„chen, hat man für gut befunden, als einen An„hang die andern Stücke beyzufügen, die bey Ge„legenheit dieses berufenen gelehrten Processes er„schienen, ob sie gleich nicht so wesentlich zur Haupt„sache gehören, als die vorigen. Indessen verdienen „sie in so vielen Absichten auf die Nachwelt gebracht

„zu werden, daß die gelehrte Welt nicht ermangeln „wird, diese Sammlung günstig aufzunehmen.„

Dieß ist es alles, was man uns überhaupt davon hat wissen lassen. Aus dem Inhalte der Sammlung sehen wir, daß selbige überhaupt aus folgenden XVI. Stücken besteht; davon die meisten schon in der deutschen Sammlung auch stehen.

I. Das Urtheil der Akademie S. die 60. S. der deutschen ausführlichen Sammlung.

II. Die Berufung auf die gelehrte Welt. S. die 90. S. eben daselbst.

IV. Briefe, die das Urtheil betreffen. S. die 293. u. f. S.

V. Schreiben eines Marquis. S. die 371. u. f. S.

VI. Schreiben eines berlinischen Akademisten S. 404. u. f. S.

VII. Antwort an denselben Akademisten, 413. S.

IX. Diatribe des D. Akakia, 480. S.

XII. Merkwürdiger Sitztag, S. 499.

XIII. Kunst in der Philosophie wohl zu schließen; in Ausübung gebracht von einem alten Rittmeister, der sich in einen Philosophen verkleidet hat. NB. dieses ist die Ausforderung des Herrn von Maupertuis an den Herrn von Voltaire, nebst dessen Antwort, und einer öffentlichen Nachricht aus Leipzig.

XIV. Abhandlung über den Satz der kleinsten Kraft von Herrn Eulern, aus dem Latein übersetzt.

XV.

XV. Merkwürdige Verblendung zweener groſser und sehr scharfsichtiger Philosophen dieses Jahrhunderts; von einem wittenbergischen Studenten.

Quantum - - - Coecae noctis habent!

OVID.

XVI. Friedenstractat, der zwischen dem Herrn von Maupertuis, und dem Herrn Professor König geschlossen worden.

Ridiculum acri
Fortius et melius etc. HOR.

Man wird aus diesem Verzeichnisse leicht sehen, theils, daß es einige Stücke enthält, die in der deutschen Sammlung fehlen, wie z. E. die XIV. und XV. Numer: theils daß in der deutschen etliche Stücke mehr stehen, als hier anzutreffen sind, die sich auf vier bis fünf Numern belaufen. Hernach müssen wir bemerken, daß hier der Friedenstractat verschiedene Aenderungen erlitten hat, und also von der ersten Ausgabe, die hier in Leipzig zuerst ans Licht getreten, sehr abgeht.

So steht z. E. der sechste Artikel im Deutschen nicht. Der 16te, 17te und 18te Artikel ist hier auch neu, weswegen wir sie mit einrücken wollen.

16. Und da es uns am Herzen liegt, einen dauerhaften und immerwährenden Frieden zu machen, so versprechen wir feyerlich, alles mögliche zu thun, es sey in unsern Vernunftschlüssen, oder in unsern Handlungen, die drey groſsen Grundsätze der deutschen Philosophie; nämlich den Satz des Widerspruches, den Satz des zureichenden Grundes, und den Satz des Stetigen, (continuitatis) nicht mehr

zu beleidigen. Diesem Versprechen zu Folge, wollen wir in unsern Schriften keine Widersprüche mehr dulden * und uns bemühen, lauter Vernunft und Zusammenhang in unser Verfahren zu bringen.

17. Was den Herrn Wolf, unsern groſsen Nacheiferer, betrifft; weil doch seine Schriften viel Bände ausmachen, wir aber nichts lesen: so können wir uns nicht entschlieſsen, ihren Inhalt zu prüfen; um uns das Ansehen zu geben, und einen Ausspruch drüber zu thun. Wir behalten uns aber allezeit das Vorrecht vor, welches wir einem Präsidenten einer Akademie für zuständig halten, willkührlich den Werth der Bücher von Wissenschaften zu bestimmen, ohne uns die Mühe der Untersuchung zu nehmen.

18. Nichts destoweniger, um auch hierinn ein Zeichen unserer Nachsicht zu geben; ermahnen wir die jungen Leute, die von uns abhängen, die Bücher des Herrn Wolfs zu lesen, ehe sie dieselben verachten. Und um ihnen ein Exempel zu geben, wollen wir selbst die kleine Logik, dieses Deutschen studiren: und zwar um so vielmehr, da wir bey dem Regimente, wo wir in unsrer Jugend in Frankreich gedienet, keine Gelegenheit gehabt, von dergleichen Dingen reden zu hören.

Um ferner Herrn Königen und seinem Anhange keine Ursache des Misvergnügens übrig zu lassen, so erkläret unser Generallieutenant, L. E. durch unsern Mund hiermit folgendes:

I. Daſs

* S. die Lettres de Mr. de Maupertuis, wo er auf der 1 S. saget, er wolle sich zuweilen auch Widersprüche darinnen erlauben.

I. Daß er aufrichtig gesteht, niemals die Philosophie gelernet zu haben, und es herzlich bereuet, daß er sich durch uns bereden lassen, man könne sie verstehen, ohne sie studiret zu haben. Daß er sich künftig mit der Ehre begnügen lassen wolle, unter allen europäischen Mathematikern derjenige zu seyn, der in gegebener Zeit die allerlängsten Rechnungen aufs Papier werfen kann.

II. Ungeachtet dieses Vorzuges im Rechnen, verspricht dieser große Mann noch, durch unsern Mund, die Grundsätze dieser Kunst, und die Verbindung derselben mit den augenscheinlichsten Grundwahrheiten, künftig noch sorgfältiger zu lernen, als bisher geschehen; damit er nicht ferner dem Euklides widerspreche: wie er denn bekennet, daß es ihm bisher unglücklicher Weise verschiedene mal entfahren ist.

III. Daß, ob er gleich der Phönix der Algebraisten ist, er sich doch schämet und allezeit schämen wird, die gesunde Vernunft, und die allerbekanntesten Begriffe verletzet zu haben: Daß ein Körper, der nach einem Mittelpuncte, durch Kräfte, die seine Bewegung immer beschleunigen, getrieben wird, mitten im größten Schusse seiner Bewegung, plötzlich inne halten **; daß er bisweilen, ohne alle Ursache rückwärts gehen: und, was noch wunderwürdiger seyn würde, als das alles, daß er plötzlich verschwinden werde, ohne sagen zu können, wo er geblieben ***. Unser Generallieutenant ist sehr verdrüß-

** S. Euleri Mechan. T. I. p. 268.
*** S. l. c. p. 276. & 315.

drüßlich, daß er diese Schlüsse daraus gezogen, davon Herr Robins * das Lächerliche gewiesen hat; und wir selbst bereuen es, daß wir sie, zu großem Aergernisse der Meßkünstler, vormals bewundert haben.

Und dergleichen Artikel kommen noch bis zur VIII. Numer, alsdann folget:

„Als diese weise und schöne Rede schloß, las der beständige Secretär folgende Erklärung des Herrn Prof. Königs überlaut ab:

1) Da er sein Lebenlang daran gearbeitet, seine Einbildungskraft der Herrschaft der gesunden Vernunft zu unterwerfen: so bekenne er, daß er nicht vermögend sey, solche glänzende Begriffe zu verstehen, als die der Witz des Herrn Präsidenten in seinen Briefen zur Welt gebracht. Er gestünde ihm also die Palmen zu, und würde ihm in diesem Stücke allemal den Vorzug einräumen.

2) Um aber dem Herrn Präsidenten hinführo allen unangenehmen Argwohn zu benehmen; würde er viel bedächtiger in seinen Anführungen seyn; keine Begebenheit in Ansehung der Wissenschaften anführen, wenn er nicht im Stande wäre, sie durch die Unterschrift eines geschwornen Notarius, und vier Zeugen von unbescholtenem Wandel, darzuthun. Daß er in den Abhandlungen über das Minimum der Wirkungen, nicht mehr Stücke von Briefen anführen wolle, ohne die Urschriften bey der Hand zu haben: Und daß er, um den gegenwärtigen Vergleich zu erleichtern, dem Hrn. Präsidenten den Satz einräumen wolle: Eine Schrift, davon man die Urschrift nicht zeigen kann, sey eine er-

erdichtete Schrift; ohne ihn deswegen in den Argwohn zu ziehen, als ob es ihm am Glauben gegen die Bücher unserer heiligen Religion fehle.

3) Daß er Friedens halber, und zur Vergeltung für die Stelle eines Mitgliedes der berlinischen Akademie, der er sich begeben müssen, eine philosophische Profession in der lateinischen Stadt annehmen wolle, die der Herr Präsident hat stiften wollen; sobald er nur würde erfahren haben, daß man angefangen hätte lateinisch zu predigen, Rechtssachen zu führen, und Komödie zu spielen; und daß er sich aus allen Kräften befleißigen wolle, in der Schreibart der Episteln der Obscurorum Virorum zu reden und zu schreiben, um darinn soviel möglich ein Latein einzuführen, welches dem Herrn Präsidenten verständlich wäre. u. d. m.

Schließlich können wir melden, daß ein guter Anschein ist, das wahre Original des streitigen leibnitzischen Briefes zu entdecken. Man hat nämlich herausgebracht, daß der selige Henzy seine Abschrift vom seligen Bourguet genommen hat; der viel leibnitzische Originale besessen, die er ans Licht stellen wollen. Nach seinem Tode hat seine Frau Tochter, die nach Genf verheirathet ist, wo sie noch lebet, diese Handschriften ihres seligen Vaters an einen holländischen Kaufmann verhandelt, der sie vermuthlich noch als einen Schatz verschlossen hält und bewahret. Sobald Hr. König den Namen desselben von ihr erfahren haben wird, wird es ihm nicht schwer fallen, zu diesem goldenen Fließe zu gelangen, und also die Richtigkeit seiner Abschrift vor Notar und Zeugen zu erhärten.

VII.

Der Königl. Akad. der Wissensch. in Paris, anatomische, chymische und botanische Abhandlungen. V. Theil, welcher die Jahre 1718 bis und mit 1721 in sich hält, aus dem Französ. übers. von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, der Kön. Akad. der Wiss. in Berl. Mitgl. Bresl. verl. Joh. Jak. Korn. 1753. in groß 8.

Wir erhalten von Messe zu Messe wechselsweise einen Band von physikalischen, oder einen von diesen anatomischen, chymischen und botanischen Abhandlungen der kön. Ak. der Wiss. zu Paris. Sowohl der Herr Uebersetzer, als der Herr Verleger verdienen bey allen Liebhabern der Naturlehre großen Dank, daß sie so fleißig damit fortfahren, und daß wir nunmehr bald dem Ende dieser ganzen Sammlung trefflicher Schriften entgegen sehen können. Dieser Band begreift wiederum die Arbeiten von vier Jahren in sich; und so können wir rechnen, daß dieses Werk, mit 4 oder 5 Bänden, alles was davon heraus ist, wird liefern können.

Daß wir uns aber dieser, dem Ansehen nach, medicinischen Sachen, in unsrer Monathschrift anmaßen, darf niemanden Wunder nehmen. Die Zergliederkunst, die Auflösung der Körper durch das Feuer, und die Kräuterkunde sind ohne Streit lauter Theile der Naturlehre. Sie sind auch in der Akademie

demie der Wiss. zu Paris, wie in ihren Schriften, mit allen übrigen physischen Sachen vermischet und verbunden. Was können wir dafür, daß die Arzneygelehrten sich diese Stücke der Naturkunde mehr, als die andern angemaßet haben? und daß ihnen zu Liebe, der Herr Uebersetzer und Verleger diese Stücke von den übrigen haben trennen müssen?

Verlanget man von denen hier vorkommenden Abhandlungen die Verfasser zu kennen: so sind es lauter berühmte Männer. Helvetius, Reaumür, Jüssieu, Petit, Roubault, Littre, Geoffroy, Marchant, Vaillant, D'Isnard, Winslow, Lemery, Mery, Bouldüc und Bon, sind die Urheber aller dieser Beobachtungen. Theils kennen die Leser sie schon aus den vorigen Theilen, als geübte Naturkündiger; theils sind ihre Namen schon sonst bekannt.

Die erste Abhandl. betrifft die Kraft, welche in einer schwangern Person, oder einem trächtigen Thiere das Blut in die Frucht treibt. Die Frucht hängt mit der Mutter als eine Pflanze zusammen, die ihre Wurzeln in den Mutterkuchen geschlagen hat, und daraus ihre Nahrung an sich zieht. Aber das Herz der Mutter hat auch so viel Kraft, daß es durch die Pulsadern das Blut bis in die kleinsten Aeste der Gefäße der Nabelschnur treibt, durch welche sie in die Frucht selbst geführet, und darinn vertheilet wird.

Helvetius hat von der Lunge des Menschen Beobachtungen angestellet, auch von der ungleichen Weite derer zum Umlaufe des Blutes im menschlichen

chen Körper bestimmten Werkzeuge gehandelt; imgleichen die Veränderungen untersuchet, die dem Blute in der Lunge wiederfahren. Ferner hat er den menschlichen Magen genauer betrachtet, und den neuen Lehrbegriff in Erwegung gezogen; nach welchem die Verdauung der Speisen, ihrer Zerreibung im Magen zugeschrieben wird. Endlich hat er über die innere Haut der dünnen Gedärme genauere Beobachtungen angestellet, imgleichen die fleischigte und spannadrige betrachtet.

Herr Reaumür hat zu den Beobachtungen vom Mausern der Krebse, oder ihrem Schalenabwerfen Zusätze gemachet.

Herr Jussieu stattet von einem Mägdlein Bericht ab, welches keine Zunge hatte, und doch alle Verrichtungen derselben thun konnte.

Herr Petit beschreibt einen Wasserkopf, oder einen wässerigten Schwulst des Kopfes, (Hydrocephalus) und lehret ein neues chirurgisches Instrument, das er erfunden hat.

Herr Rouhault handelt von den anatomischen Einspritzungen, wodurch die heutige Zergliederungskunst soviel Vortheile gewonnen.

Herr Littre untersuchet, ob es gefährlich sey, Brühen, Getränke, und andre flüssige Dinge, im Nothfalle durch die Nase beyzubringen? Ferner lehret er die Auflösung der Blasensteine im gemeinen Wasser.

Herr Geoffroy zeiget, wie man die Beschaffenheit des Brantweins und Weingeistes erkennen und bestimmen könne. Er giebt ferner eine Tafel

der

der verschiedenen Aehnlichkeiten, die in der Chymie zwischen allerley Substanzen beobachtet werden. Weiter zeiget er Mittel an, die schädlichen Dämpfe metallischer Auflösungen zurück zu halten. Er erläutert die obige Tafel noch einmal, lehret die Natur und Zusammensetzung des Salmiacs, und betrachtet die wesentlichen Oele, und die verschiedenen Arten, sie auszuziehen, und zu verbessern.

Herr **Marchant** handelt vom Indigkraute, welches vermuthlich kein anders, als unser thüringischer Waidt ist; und untersuchet ferner die Natur der Pflanzen.

Herr **Vaillant**, giebt neue Kennzeichen von drey Classen der Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen; sodann liefert er noch andre von vierzehn Pflanzengeschlechtern, deren Arten er erzählet, andre beschreibt, und viele abbildet. Ferner beschreibt er die **Corymbiferam** genauer, und setzet die neuen Kennzeichen der Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen, auch in der dritten Classe fort.

Herr **D Jsnard** beschreibt die Hundszungenartigen Pflanzen (Cynoglossoides), imgleichen die Sterndistel und Ambrette, als zwo neue Pflanzen; ferner das Euphorbium, ein neues Pflanzengeschlecht mit seinen zwo Arten; und endlich noch ein anders, Monospermalthea, mit etlichen Arten desselben.

Herr **Winslow** beobachtet die Mäuslein des Schulterblattes, die Mechanik der halbmondenförmigen Knorpel; imgleichen die Arbeit und Wirkung einiger andern Mäuslein, und ihren Gebrauch.

Fer-

Dem

Hochwürdigen,

Magnifico, in GOtt Andächtigen und Hochgelahrten Herrn,

HERRN

Johann Lorenz Mosheim,

Sr. Hochfl. Durchl. zu Braunſchweig-Lüneburg Hochbetrauten Kirchenrathe, Abte der Klöſter Marienthal und Michaelſtein, der Heil. Schrift Doctorn und öffentl. Lehrern der Gottesgelahrheit zu Helmſtädt, wie auch der Schulen des ganzen Herzogthums Oberaufſehern.

Unſerm Hochgeſchätzten Herrn und Gönner.

Ferner handelt er von den Knochen des menschlichen Leibes; beobachtet die Mechanik der schrägen Mauslein des Auges, den regenbogenförmigen Zirkel, und die Durchlöcherung des durchsichtigen Hornhäutleins.

Herr Lemery handelt von den Mängeln und dem wenigen Nutzen der gemeinen Auflösungen der Pflanzen und Thiere; setzet diese Abhandlung zweymal fort; und giebt eine historische und medicinische Beobachtung von einer Zubereitung des Spießglases, Carthäuserpulver, oder mineralischer Kermes genannt. Er handelt endlich zum viertenmale von Auflösung der Pflanzen und Thiere, und untersuchet, was für eine Veränderung dem Sauren dieser vermischten Körper in und nach der Distillirung widerfährt.

Herr Mery beobachtet eine menschliche Misgeburt, und beschreibt eine, durch einen Zufall höchst ungestalt gewordene Hand.

Herr Bouldic machet chymische Beobachtungen und Versuche, mit der Salpeterlauge.

Herr Bon endlich lehret Mittel die indianischen Castanien nützlich und brauchbar zu machen, indem man ihnen ihre Bitterkeit benimmt. Weil dieses eine in der Haushaltung sehr nützliche Sache ist: so wollen wir hier unsern Lesern das Recept dazu mittheilen. Herr Bon ist Präsident der Rechen- und Finanzenkammer in Montpellier, und Präsident der dasigen Societ der Wissenschaften.

Diese indianischen Maronen sind seit mehr als hundert Jahren in Frankreich gepflanzet worden, aber

aber allezeit unbrauchbar geblieben; weil man ihnen die Bitterkeit nicht zu benehmen weis. Herr Bon verſuchte dieſes, nach der Art, wie man die Oliven ihres Bitteyn beraubet; zerſchnitt ſie, und wuſch ſie oft mit Waſſer; aber umſonſt. Er ſchickte darauf eine Menge an die Seifenſieder, es mit ihrer Lauge zu verſuchen: allein ſie bekamen einen garſtigen Geſchmack nach Seife und Potaſche. Hernach machte er folgenden Verſuch.

Er nahm eine Tonne mit einem Boden, oben aber offen. Die Löcher des Bodens verſtopfete er mit einigen Steinchen, als ob er einen Baum hinein pflanzen wollte; machte darauf eine Lage von Reiſig, und drüber eine von Stroh: und vermiſchte einen Theil ungelöſchtes Kalkes, mit drey Theilen gemeiner Aſche, nachdem er den erſten etwas mit Kalk abgelöſchet hatte. Damit füllete er den dritten Theil des Gefäßes an, drückete ihn mit einem Steine dicht zuſammen, und goß Waſſer darauf; das unten durchlaufende Waſſer aber fieng er mit einem andern Gefäße auf. Anfangs war ſelbiges braun und beißig, ward aber in beyden ſchwächer, als man mehr Waſſer nachgoß, und durchlaufen ließ. Als nun alle Salze aufgelöſet zu ſeyn ſchienen, that er kreuzweiſe zerſchnittene Maronen in einen Topf, und goß von der Lauge ſoviel drüber, daß ſie bedecket wurden, und ließ ſie 48 Stunden ſtehen. Nun waren ſie gelb geworden, und darauf wuſch er ſie alle 24. Stunden in reinem Waſſer. Nach zehen Tagen wurden ſie weiß und hatten alle Bitterkeit verlohren.

Dar-

Darauf glaubte er ſein Federvieh, als Truthühner, Hüner, Kapaunen und Aenten damit mäſten zu können, wenn er ſie ihnen verdaulich machen könnte. Er ließ ſie alſo 3 bis 4 Stunden kochen, und in einen Teig zermalmen: das Vieh fraß ſie begierig, ſonderlich die jungen Hühner. Sie wurden zuſehens fett; bekamen ein derbes weißes Fett, und ein zartes trefflich wohl ſchmeckendes Fleiſch. Der fernere Verſuch überzeugte ihn, daß man in Ländern, wo die Eicheln mangeln, dieſe Maronen anſtatt derſelben zur Maſt brauchen könne; zumal da ſie ſelten misrathen, und das Vieh ſie gern frißt.

Um aber die Maronen in den drey übrigen Jahreszeiten gut zu erhalten, muß man ſie, wie die Kaſtanien, auf Hürden oder Stäben trocknen, damit ſie nicht ſchimmlicht werden. Man kann Schweine, Ochſen, und Kühe damit mäſten, wenn man ſie zerhackt unter ihr andres Futter miſchet.

Aus dieſem Bande der Akademie der Wiſſenſchaften wollen wir in dem Kupfer dieſes Monathes, unſern Leſern die wunderbare Bauart des menſchlichen Magens, mit ſeinen Mäuslein und Faſern, ſowohl zum Unterrichte als Vergnügen mittheilen: und demſelben einige alte Münzen vom Kaiſer Peſcennius Niger beyfügen, die auf dem landgräflichheſſiſchen Cabinette, theils in Silber, theils in Erz befindlich ſind, und davon wir unlängſt Abdrücke genommen haben.

VIII.

VIII.

Franciſci Chriſtophori von Scheyb,

Patricii Conſtantienſis, Grotius de Jure Belli & Pacis in Nuce. Editio nova correctior. Cum Approbatione Cenſ. Cæſ. Reg. Vindobonæ ex Typographia Kaliwodiana. 1753. in gr. 8.

p. 36.

Die Poeſie hat ſeit den älteſten Zeiten eine Lehrerinn des menſchlichen Geſchlechts abgegeben. Kaum hatte Homer die Helden in und vor Troja, als ein epiſcher Dichter beſungen, ſo ſtimmte ſchon Heſiodus ein erbauliches Lehrgedicht an, dadurch er die älteſten Landwirthe unterrichtete, was ſie das ganze Jahr durch für Tagewerke zu verrichten hätten. Nachmals faſſeten Pythagoras, Theognis, und Phocylides die ſchönſten Sittenlehren in kurzen poetiſchen Denkſprüchen ab, um die Tugend bey ihren Leſern fortzupflanzen; Empedokles aber trug die ganze Naturlehre in Verſen vor. Bey den Lateinern folgte Lucrez ſeinem Beyſpiele: Virgil aber ahmete dem Heſiodus, in ſeinen Georgicis, wie Cato dem Pythagoras in ſeinen Doppelverſen (Diſtichis) nach.

Was die neuern Zeiten für nützliche Lehrgedichte hervorgebracht, das würde uns hier zu erzählen zu weitläuftig fallen. Nur des vortrefflichen Card. Polignacs Antilucrez können wir mit Stillſchweigen nicht übergehen; der die epikuriſche Freygeiſterey in ſeinem ſo gründlichen als ſchönen poetiſchen Werke beſtritten und zu Schanden gemacht: welches ſeiner

Vortrefflichkeit wegen auch bey uns in Leipzig im Drucke erschienen. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß Lehrgedichte nicht nur etwas erlaubtes, sondern auch etwas sehr nützliches und angenehmes sind: wie solches Herr Prof. Gottsched in der Vorrede zum itztern-ähnten Antilucrez mit mehrerm dargethan hat.

Indessen wird man von dem Rechte der Natur insonderheit, wohl schwerlich ein ausführliches Lehrgedicht aufzuweisen haben: und der berühmte Herr von Scheyb scheint der erste, wo nicht gar der einzige zu seyn, der dieses mit einer poetischen Feder unternommen. Er befand sich 1730 zu Utrecht, und studirte unter dem Vitriarius daselbst. Und weil dieser den Grotius vom Rechte des Krieges und Friedens erklärte, entwarf sein fleißiger Zuhörer, anstatt einer Wiederholung zu Hause, diesen poetischen Auszug davon. Er ließ eine Abschrift davon in Holland, als er nach Italien gieng, und Abraham Gronov schickte ihm den Abdruck derselben 1737 nach Rom. Unsre gelehrten Zeitungen dieses Jahres gaben davon sogleich eine vortheilhafte Nachricht; versahen es aber auch in einem Stücke. Denn sie beschuldigten den Herrn von Scheyb, als ob er in seinem Epigrammate auf den Grotius gesaget hätte, sein Werk de J. B. & P. wäre 17mal gedrucket; da er doch 70mal gesaget hatte. Wir haben die erste Ausgabe bey der Hand, wo man liest:

Septima jam decies facta est impressio Libri &c.

Doch das ist eine Kleinigkeit. Dieß Sinngedicht lautet itzo so:

Jam

Jam decies decies facta eſt impreſſio Libri,
De Belli & Pacis Jure; quid inde? Nihil.
Ut prius utilitas cuivis pro lege valebat,
Nunc quodcunque libet, fasque nefasque valet.
Jus Belli & Pacis non notis exulat oris,
Inter non notos Grotius ipſe latet.
In *Nuce* ſi lateat, forſan magis ille patebit:
Nux ſolet a quovis prætereunte peti.

Man ſieht aus dieſer kleinen Probe ſchon, wie angenehm ſich die lateiniſche Muſe unſers Dichters ausdrücket. Allein wir wollen noch die Prolegomena des Grotius, hören, wie er ſie poetiſch ins Kurze gezogen hat:

Jus quod Rectores Populorum ipſæque ſequuntur §. 1.
Gentes: aut ipſa Natura, & lege profectum
Divina; tacito ſeu pacto, ſive probatis
Moribus invaluit, tractaverat ordine nemo:
Sit licet in pactis, queis gens cum gente ligatur; §. 2.
Vel quæ promittunt Reges in fœdere: in omni
Denique cum belli, tum Pacis jure probata
Excellens, præſtans, & magna Scientia: ſitque
Turpe homini neſcire nefas diſtinguere ab æquo &c.

Das I. Hauptſtück, Quid bellum, quid Jus? hebt ſo an:

Jura canam belli Pacisque loquentia cauſas,
Cætera Judicibus Jura relinquo ſuis. §. 1. &c.

Das II. An bellare unquam juſtum ſit? iſt kurz, drum ſetzen wirs ganz her:

An bellare licet? Natura nec abnuit ipſa
Nec Ratio: armatos pellere jura ſinunt.
Id quoque permittunt gentes: neque Jure vetatur
Divino: atque ſuo quisque cavere poteſt.

Man ſieht aus dieſen Proben leicht, daß ein ſo kurzer Auszug wohl denen, die den Grotius gele-

sen und verstanden haben, zur angenehmen Wiederholung, der aus ihm begriffenen Lehren dienen; Anfängern aber, ohne Erklärung, nur wie ein Räthsel vorkommen würde.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, zu melden: daß der Herr von Scheyb, für seine Zueignung der prächtigen Peutingerischen Reisekarte, von Ihrer Kaiserl. Kön. Maj. durch die Hand des Herrn Barons von Suieten, mit einer goldenen Tabaksdose, die mit 100 Ducaten gefüllet war, bey Versicherung besondrer Gnade, allergnädigst beschenket worden.

Imgleichen können wir unsern Lesern die angenehme Nachricht geben, daß einer unsrer angenehmsten Dichter, der Herr Reg. R. Lichtwehr zu Halberstadt, dem wir die äsopischen Fabeln zu danken haben, ein deutsches poetisches Recht der Natur unter der Feder hat; von welchem man sich gewiß viel versprechen kann.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Jakob Benignus Bossuets, Bischofs von Meaux, Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion, fortgesetzet, von Johann Andreas Cramern. Hochfürstl. Oberhofpredigern und Consistorialrath in Quedlinburg. Zweyte Fortsetzung, oder III. Theil. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf 1753. in 8v.

Die gute Aufnahme des II. Theiles an diesem Werke hat den Herrn Verfasser bewogen, bald fortzufahren. Der vorige Theil war

bis

bis auf die Zeiten Kaisers Conrads des II. gegangen; und der itzige geht in seinem I. Abschnitte bis auf Rudolfen von Habsburg. Hier werden die Begebenheiten des Reiches immer wichtiger, und einer sorgfältigen Erkundigung würdiger. Dieser I. Abschnitt erzählet also die großen Weltbegebenheiten dieses Zeitraumes. Das verwirrte und unruhige Kaiserthum der Deutschen nähert sich, bey den Zwistigkeiten mit Rom, und unter seinen Bürgerkriegen, seiner heutigen Verfassung; Frankreich einer unumschränkten Monarchie (wie der Herr Verfasser, vieleicht ein wenig zu früh, glaubet) das orientalische Reich aber seinem völligen Untergange. Die Normänner stiften in England und Italien neue Reiche. Die Kreuzzüge sind das seltsamste Schauspiel eines enthusiastischen Aberglaubens. Das alles beschreibt der Herr Verfasser, und vergißt auch nicht, die Schicksale der übrigen Reiche, nebst den Abbildungen ihrer Beherrscher, gehörigen Ortes einzuschalten.

Der II. Abschnitt dieses Theiles aber verläßt die Zeitordnung abermal, wie schon im vorigen zweyten geschehen: und wir können es nicht läugnen, daß uns dieses einigen Anstoß verursachet. Der Herr Verfasser führet uns wieder aus dem XIII. Jahrhunderte ins IV. und V. zurück. Er beschreibt Constantins des Großen Uebergang zum Christenthume, die donatistischen Unruhen, die Ausbreitung richtiger Lehren von Gott, das arianische Unwesen, nebst vielen andern Sectirereyen; Julians Abfall; den Verfall christlicher Sitten; die Einführung selbsterwählter Andachtswerke, als z. E. der Einsideleyen

und des Mönchslebens; ferner den pelagianiſchen Streit, nebſt der wachſenden Gültigkeit des menſchlichen Anſehens in Glaubensſachen. Das alles wird hier ziemlich ausführlich abgehandelt; weil ohne ſelbiger der Zuſtand und die Verderbniß der Religion in mittlern Zeiten nicht begriffen werden kann.

Der III. Abſchnitt liefert uns wieder den Zuſammenhang der Weltbegebenheiten und Staatsveränderungen im XI. XII. und XIII. Jahrhunderte. Hier kommen die neuen Einrichtungen des Lehnweſens, und die Schickſale der deutſchen Reichsverfaſſung nebſt dem Einfluſſe der Kreuzzüge, in die politiſchen Verfaſſungen des Occidentes vor; lauter merkwürdige Dinge, die einem verſtändigen Leſer nothwendig angenehm ſeyn müſſen; und in der Einſicht in den Zuſtand des Chriſtenthums, ein groſſes Licht geben. Der Herr Verfaſſer verſichert, daß er ſich aller möglichen Treue und Aufrichtigkeit, ja auch der Unparteylichkeit in ſeinen Erzählungen befliſſen habe. Dieſes ſind zweifelsfrey die vornehmſten Eigenſchaften guter Geſchichtſchreiber: und ohne ſie würde er auch bey rechtſchaffenen Evangeliſchen nicht einmal Beyfall finden. Die unnöthige Menge der Anführungen alter und neuer Schriftſteller hat er zwar vermieden, um ſeine Ränder nicht zu ſehr zu überladen; auch bey den wirklich angeführten nicht allemal die Zahlen der Bücher, Capitel und Seiten bemerket. Er geſteht auch aufrichtig, daß er einige groſſe Werke und koſtbare Ausgaben in Quedlinburg nicht bey der Hand gehabt, die er ſonſt bey ſeinen Sammlungen gebrauchet. Er will aber ſeinen Leſern künftig am Ende des ganzen

Wer-

Werkes, alle unentbehrliche Zeugniſſe beyſammen liefern.

Wie weit er in dem folgenden Theile dieſer Geſchichte fortgehen, und wie bald ein neuer Theil derſelben folgen werde, kann er andrer Arbeiten wegen nicht genau ſagen. Er hat überdem den Vorſatz gefaſſet, die Schickſale der Religion in den finſtern Zeiten der Kirche ſo ausführlich abzubilden, und den chronologiſchen Verlauf der Weltgeſchichte, die ſich unſern Zeiten immer mehr nähert, ſo vollſtändig zu machen, als die Abſicht dieſer ſeiner Einleitung nur zulaſſen wird. Dazu nun gehöret Zeit. Und Kenner der Geſchichte werden allerdings zufrieden ſeyn, wenn er mit dem bisherigen Fleiße fortfahren wird, ſeine Arbeit gründlich, nützlich und angenehm abzufaſſen. Denn das Lob muß man dem Herrn Verfaſſer zugeſtehen, daß er ſich einer ſo angenehmen Schreibart bedienet, als noch wenige von unſern Geſchichtſchreibern in ihrer Gewalt gehabt; und auch dadurch zeiget, wie viel es helfe, wenn man die Beyhülfe der andern freyen Künſte, in ihrer Schweſter, der Geſchichtkunde, brauchen kann: woran es den meiſten unſerer vormaligen Geſchichtſchreiber, z. E. einem Puffendorf, Hahn, Gladov, Glaffey, u. a. m. gefehlet hat.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Dictionnaire portatif des beaux Arts, ou abregé de ce qui concerne l'Architecture; la Sculpture, la Peinture, la Gravure, la Poeſie & la Muſique &c. Par Mr. L - - Avocat. A Paris 1752.

Obgleich das itzige Jahrhundert an Wörterbüchern sehr fruchtbar ist, so hat man doch noch keins von dieser Art gehabt, welches die schönen Künste ganz allein beträfe. Es ist nicht gar zu groß, und kann also füglich jungen Leuten, oder andern Liebhabern der freyen Künste, in die Hände gegeben werden; damit sie sich allerley Kenntnisse, daran es ihnen in solchen Dingen fehlet, zuwege bringen können. Es enthält nämlich alle Erklärungen der Kunstwörter aus der Baukunst, Schnitzkunst, Malerkunst, Kupferstecherkunst, Dichtkunst und Musik; und liefert von allen Künstlern, die in diesen verschiedenen Künsten sowohl vormals, als heute zu Tage, in u. außer Frankreich berühmt geworden, zulängliche Nachrichten, von ihrer Geburts- und Todeszeit, den merkwürdigsten Umständen ihres Lebens, nebst dem besondern Talente, darinn ein jeder von ihnen vortrefflich gewesen. Und was das sonderbarste ist, so liefert dieses alles ein Advocat.

In der Vorrede zeiget der Verfasser kürzlich die Absichten und Quellen an, und entschuldiget sich, daß er nicht von allen großen Künstlern gute Nachrichten auftreiben können. Darunter nennet er neben einem Campra, Clerambault, Corelli und Pergolese, auch den berühmten Händel, einen gebohrnen Sachsen, wie er ihn heißt, dem die Engländer ein prächtiges Denkmaal aufgerichtet hätten.

Was also dieß Buch vor unzählichen andern französischen Büchern merkwürdig machet, ist, daß es auch unsrer deutschen Nation Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Denn da es noch vor kurzer Zeit den Herren Franzosen ganz unbekannt war, daß auch

Deutsch-

Deutſchland in den ſchönen Künſten einige Verdienſte hätte: ſo ſieht man hier keine geringe Anzahl deutſcher Namen von großen Meiſtern, die ſich in allen dieſen Künſten hervor gethan haben. Z. E, Man findet hier die Artikel Albertdüre, d. i. Albrecht Dürer, Aldegraf, ein weſtphäliſcher Maler, und Kupferſtecher, Peter Barth, ein holländiſcher Dichter, Jakob Balde, Barläus, Baudius, Bauer, ein berühmter Maler von Straßb. Nikol. Berghem, ein amſterd. Maler, Bloemart, ein holländiſcher Maler. Die Breugel und Brille, als Blumenmaler, den Baron von Canitz, den Joh. Dac einen kölniſchen Maler, Joh. Douſa, Elsheimern, einen frankfurter Maler, Gellert, Henr. Goltius, ein Maler aus Jülich, Gottſched, Günther, Hagedorn, Haller, Hans Sachs, Hemskerk, ein holländiſcher Maler, Helmbrecker, dergleichen, Holbein, Hollard, ein Prager Kupferſtecher, Hufnagel, ein niederländiſcher Maler, Klingſtedt ein liefländiſcher Maler, Laireſſe ein lüttticher Maler, Lucas von Leiden, Luther, Merian, der Kupferſtecher, den er fälſchlich einen Holländer nennet, Mirevelt der Delfter Maler, Netſcher ein Prager Maler, Neukirch, Opitz, Georg Pens, ein Nürnberger Maler und Kupferſtecher, Pölenburg, ein Utrechter Maler, Rachelius, Rembrant, Rotenhammer, ein bayeriſcher Maler, Rollenhagen, Rubens, von Cöln gebürtig; Sadeler ein Brüſſeler Kupferſtecher; Sandrart, Schedius, ein fränkiſcher Poet des XVIten Jahrhunderts; Schorel, Schwarz, beyde Maler, Schmidt, ein trefflicher

cher Kupferstecher und viele andre. Von vielen derselben werden auch kritische Urtheile beygefüget: und ob dieß wohl die deutschen Virtuosen noch lange nicht alle sind; so ist es doch gut, daß unsre Nachbarn nur den Anfang gemachet haben, sich um uns zu bekümmern. Mit der Zeit werden sie schon weiter kommen. Ueberhaupt ist sehr viel Gutes aus diesem Buche zu lernen.

* * * * * * * * * * * * * * * *

XI.

Apparatus Litterarius ubi Libri partim antiqui, partim Rari recensentur, Collectus a *Fridr. Gotthilf Freytag*, J. C. T. I. & II. Lipsiae 1753. in Officina Weidmannia in 8.

Der gelehrte Herr Freytag, ein Sohn des berühmten Rectors, einer der vornehmsten Meißnischen Land- und Fürstenschulen, hat uns hier eine Frucht seiner litterarischen Bemühungen geliefert, die vieler Aufmerksamkeit werth ist. Wir haben zwar schon, von einem Maittaire, Schwarz, Ebner v. Eschenbach, u. Hrn. Vogten theils Verzeichnisse, theils ausführlichere Nachrichten von alten und seltenen Büchern in Händen. Und was uns Herr Past. Clement zu Hannover für eine starke Sammlung davon liefert, das liegt am Tage. Allein, dem ungeachtet bleibt fleißigen Bücherliebhabern, die Gelegenheit haben alte Bücherséle durchzugehen, noch immer etwas übrig, eine Nachlese, oder einen Beytrag zu demjenigen zu thun, was andere darinn geleistet haben.

Zu dieſer Claſſe ſtellet ſich nun der junge Herr Freytag, der ſonſt eine Zierde unſrer akademiſchen Bürger geweſen, durch dieſe zween wohl ausgearbeiteten Bände. Sie ſind ſtark, und halten eine groſſe Menge von Nachrichten in ſich, dadurch ſehr viel alte, oder doch ungemein ſeltne Werke der Vergeſſenheit entriſſen werden; wenn ſie gleich künftig das Schickſal zu einem gänzlichen Untergange verdammen ſollte. Der erſte Band iſt im vorigen Jahre; der zweyte nur in dieſem ans Licht getreten. Beyde ſind über die 1400 Seiten ſtark, und mit einer ſehr engen Schrift gedruckt. Daraus mögen unſre Leſer ſchließen, ob nicht ein großer Vorrath gelehrter Seltenheiten darinnen vorkommen müſſe.

Aus demſelben einige Proben anzuführen, das würde eben ſoviel ſeyn, als aus dem Meere einige Tropfen zu ziehen, und ſie jemanden zu koſten zu geben. Die Wahl würde uns auch überaus ſchwer fallen. Wir begnügen uns alſo zu ſagen, daß hier Bücher von allerley Arten vorkommen. Es iſt keine Facultät, keine freye Kunſt, keine Liebhaberey eines Gelehrten leer ausgegangen. Ein jeder findet, nach einer guten nahrhaften Mahlzeit ernſthafter Studien, ein Confect für ſich; u. die abwechſelnde Mannigfaltigkeit ſelbſt beluſtiget diejenigen ungemein, die ſich nicht eben ſo handwerksmäßig ganz auf eine Wiſſenſchaft legen.

Indeſſen machet der Herr Verfaſſer Hoffnung, daß ers nicht eben bey dieſen zween Bänden will bewenden laſſen. Er ſammlet ſchon wiederum neue Nachrichten, und hat wirklich bereits einen ziemlichen Vorrath davon bey der Hand. Zum I. und II. Bande findet man hier ein ſchönes Regiſter der

Schrift-

Schriftsteller und Bücher, deren der erste Theil 263. der zweyte aber 238 Stücke enthält. Alle diese Seltenheiten, ein paar ausgenommen, hat der Herr Verfasser selbst in Händen gehabt: indem er sie alle, theils in der Bibliothek der Schulpforte, theils in der Naumburgischen Priesterbibliothek, theils in der Privatbibliothek seines Herrn Vaters gefunden hat. Auf solche Nachrichten kann man sich sicher verlassen. Was für Schätze würde er nicht noch aus unsrer Pauliner, und aus der Zwickauischen Bibliothek ziehen können!

* * * * * * * * * * * * * * *

XII.

Bernhard Lami Kunst zu reden, aus dem Französischen übersetzt von M. J. C. M . . . . Altenburg, bey Paul Emanuel Richtern 1753. in 8.

Dieses ist die beste Anleitung zur Redekunst, welche die Franzosen aufzuweisen haben. Da man uns nun die Fenelonischen Gespräche von der Beredsamkeit, und einige andre kleinere Schriften davon längst verdeutschet hat: so ist es fast ein Wunder, daß man uns den P. Lami nicht auch vorlängst schon geliefert. Ob es uns nun gleich an guten Anweisungen zur Wohlredenheit auch im Deutschen nicht fehlet: so hat man doch Ursache, dem Herrn Uebersetzer, für die an dieß Buch gewandte Mühe, sehr verbunden zu seyn.

Wir müßten uns sehr irren, wenn wir nicht mit Grunde muthmaßen sollten, daß Herr M. Messerschmidt

ſchmidt in Weißenfels, der geſchickte Dollmetſcher dieſes Werkes geweſen. Seine geübte Feder hat ſich auch ſchon durch eigene Schriften mit Beyfalle bekannt gemachet, davon wir nur das artige Wochenblatt, den Polyhiſtor, nahmhaft machen wollen. Wir dörfen alſo nichts mehr hinzuſetzen, als daß wir nur dieſe Kunſt zu reden, deren Inhalt von bekanntem Werthe iſt, auch in der Ueberſetzung anpreiſen: zumal, da der Herr Verleger ſie ſehr ſauber hat drucken laſſen; wie man es von ſeiner Druckerey, die Altenburg Ehre machet, längſt gewohnt iſt.

XIII.

Der Hofmeiſter. Dritter Theil.

Leipzig, bey Georg Wilhelm Pouillard 1753. in groß 8.

Dieſe ſehr artige moraliſche Wochenſchrift hat ſich nunmehr drey Jahre her den guten Beyfall erhalten, womit ſie gleich anfangs aufgenommen worden. Ihr unbekannter Verfaſſer iſt darinn auf den ſichern Spuren ſeiner berühmteſten und beſten Vorgänger glücklich einhergegangen. Nicht nur die Sittenlehre iſt ſein Augenmerk geweſen; ſondern auch der gute Geſchmack in den ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſten hat ihm zum Gegenſtande gedienet. Er ſcherzet oft artig, beluſtiget indem er lehret, ſchildert Tugenden und Laſter, ſpottet über Thorheiten, und rühmet öfters mit guter Kenntniß und Einſicht, Perſonen und Thaten; Schriftſteller und Bücher. Aus

Aus dieſen Urſachen hätte man wohl wünſchen mögen, daß es ihm noch länger gefallen hätte, ſein ſo nützliches Hofmeiſteramt fortzuſetzen. Allein es hat ihm gefallen, ſelbiges einer muntern Hofmeiſterinn abzutreten, die ſich ihm inſtändig zur Gehülfinn, ja gar zur Ehegattinn angetragen. Seines Alters wegen aber hat er dieſen Vorſchlag verworfen, und ihr lieber ſeine ganze Hofmeiſterſchaft abtreten wollen. Wir hoffen alſo nächſtes Jahr von einer angenehmen Hofmeiſterinn belehret und vergnüget zu werden: und wie nützlich wird dieſes nicht, ſonderlich jungen Schönen und jungen Herren ſeyn!

XIV.

Maximes adreſſées à Mademoiſelle de B***

par une Demoiſelle de 13 Ans. Gotha, chez Jean Paul Mevius. 1753. in 8. 1 Bog.

Dieſe Lehrſprüche ſind aus der Feder eines jungen kaum dreyzehnjährigen Fräuleins gefloſſen; deſſen Auferziehung ihrer vornehmen Geburt, und dem großen Geiſte ihrer vortrefflichen Frau Mutter gleich iſt. Wie nun dieſe eine der vornehmſten Zierden des hochfürſtlichen Hofes zu Gotha iſt, und des vollkommenſten Vertrauens ihrer durchlauchtigſten Herzoginn genießt; alſo iſt auch jene mit den ſchönſten natürlichen Gaben in Anſehung eines frühzeitigen Verſtandes verſehen; und verſpricht dereinſt ſehr viel, nachdem ſchon dieſe Blüthen deſſelben ſo ausbündig ausgeſchlagen ſind.

Die kleine Vorrede iſt mit dem Titel nicht einſtimmig: weil die artige Verfaſſerinn darinnen ihr wahres Alter, als ein Geheimniß verbergen wollen; welches der Herr Herausgeber, der dieſes wider ihren Willen drucken laſſen, auf dem Titel verrathen hat. Sie ſtellet ſich darinn, als ob

ſie

ſie bey viel reifern Jahren einem ſiebzehnjährigen Fräulein den folgenden Unterricht gegeben hätte: bey welchem ſich daſſelbe nicht übel befunden hätte. Dieß iſt eine unſchuldige Erdichtung, die dem innerlichen Werthe dieſer Lehren nicht den geringſten Abbruch thun kann.

Zur Probe wollen wir einige von denſelben unſern Leſern mittheilen.

2. Die erſte von euren Pflichten iſt, wie ihr wiſſet, Gott zu lieben. Wenn ihr das thut, ſo werdet ihr glücklich ſeyn.

3. Seyd gefällig und nachgebend: dieß iſt ein Mittel beliebt, und geſuchet zu werden.

4. Seyd keine Buhlſchweſter. Wofern ihrs ſeyd, ſo werden die Männer ſelbſt, denen ihr zu gefallen ſuchet, euch verachten.

5. Meidet böſe Geſellſchaften. Sie verderben die Sitten.

6. Seyd nicht eitel und ſtolz. Der Stolz iſt ein abſcheuliches Laſter.

7. Seyd niemals müßig. Der Müßiggang iſt die Mutter aller Laſter.

8. Leſet keine Romane. Sie verderben den Verſtand, und machen ihn abentheuerlich.

9. Redet von jedermann Gutes. Verberget eures Nächſten Fehler; entſchuldiget ſie, ſo weit es ſich thun läßt. Geht es nicht an, ſo redet gar nicht davon.

10. Machet euch mit euren Bedienten nicht gemein; ſeyd aber gütig gegen ſie, und ſeht ſie als unglückliche Freunde an.

12. Vergebet Beleidigungen. Nur große Seelen ſind fähig dazu.

13. Spottet keines Menſchen: das iſt häßlich. Gleichwohl wimmelt die Welt von Leuten, die ihr Hauptwerk daraus machen.

14. Leſet viel; ſonderlich den Rollin; die Sevigne, und den Voltaire, ꝛc.

17. Wählet zu euren Freunden Leute von bekannter Redlichkeit.

18. Seyd gegen einen jeden höflich; aber ehe ihr ihn kennet, ſo öffnet ihm euer Herz nicht.

19. Euer Wort haltet unverbrüchlich.

20. Eure

20. Eure Verſchwiegenheit halte alle Proben aus.

21. Eure Kleidung ſey reinlich, aber niemals prächtig.

22. Seyd nicht jachzornig, oder ungeduldig. Dämpfet eure Leidenſchaften. Es iſt ſchön, ſich zu beſiegen, u. d. m.

XV.

An den Vulcan!

Sinngedicht.

O Meiſter in der Kunſt zu ſchmieden!
Vulcan! erbarme dich der Noth!
Der Helikon iſt unzufrieden,
Sein Pegaſus iſt faſt halb todt.
Warum? die neuen Heldendichter,
Zermartern das geplagte Thier;
Und machen gleichwohl ihm dafür,
Nur lauter grämiſche Geſichter.
Der eine jagt durch dick und dünn,
Wie Burſche, die zu Dorfe reiten;
Der Koth beſpritzt ihm beyde Seiten,
Zuletzt fällt er vor Ohnmacht hin.
Der andre ſprengt durch Dorn und Hecken,
Und ſetzet über Stock und Stein.
Dann wird er ſteif, und kann das Bein,
Kaum mehr mit Hinken von ſich ſtrecken.
Man ſieht es an den Verſen wohl,
Womit die lahmen Epopöen,
In Deutſchland ſo gebrechlich gehen;
Daß es ein Stein bejammern ſoll.
Drum habe Mitleid, o Vulcan!
Komm und beſieh ihm Huf und Lenden;
Salb ihn; und ſeine Quaal zu enden,
So leg ihm zwey Paar Eiſen an.
Wo nicht, ſo führ ihn in den Stall;
Und laß ihn auf ſo manchen Fall,
So wildes Springen, tolles Bäumen,
Erzwungnes Wiehern, Kollern, Schäumen,
Ein halb Jahrhundert nicht mehr zäumen:
Vielleicht erſcheint indeß ein Mann,
Der ihn, wie Schönaich reiten kan.

Ende des Windmonaths 1751.

Hochwürdiger, Magnifice und Hochgelahrter,

Insonders Hochgeschätzter Gönner.

Wie sehr auch die Verfasser dieser Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, die besondern Verdienste und die sowohl gründliche als weitläuftige Gelehrsamkeit Eurer Hochwürdigen Magnificenz jederzeit verehret; das haben selbige schon damals nicht zu bezeugen unterlassen, als sie nebst allen übrigen Mitgliedern der Deutschen

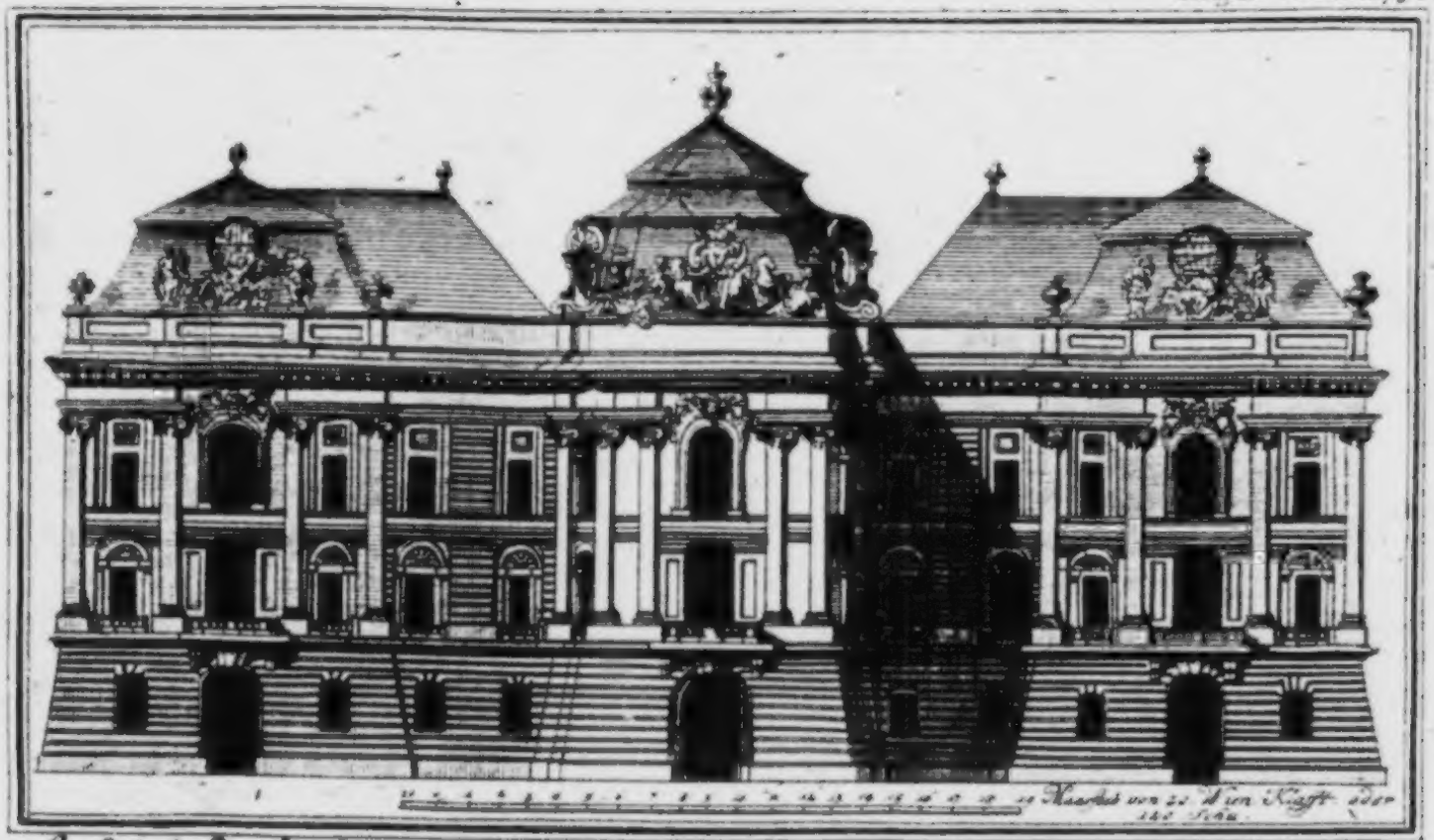

Aufriss oder Vorderwand der Kaiserlichen Bibliothec zu Wien.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Chriſtmonath 1753.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
N. XII. 1753.

Love of Fame,

Sat. the

The writing Tribe, who ſhameleſs auctions hold
Of Praiſe, by Inch of Candle to be ſold,
All Men they flatter, but themſelves the moſt.
With deathleſs Fame their everlaſting boaſt.

Sat. the 4.

See! how they beg an alms of Flattery!
They languiſh: oh! ſupport them, with a Lye!

I.

Hiſtoire de l'Academie roïale des Inſcriptions & belles Lettres, avec les Memoires de Litterature tirés des Regiſtres de cette Academie, depuis l'Année 1741. jusques & compris l'année 1743. Tome ſeizième. à Paris de l'Imprimerie roïale. 1751. in 4to.

In der Einleitung zur Geſchichte der Akademie, werden die Urſachen angeführet, warum die Welt ſeit dem 1740ſten Jahre, die Fortſetzung dieſes Werkes vergeblich erwartet hat. Herr von Boze nämlich, der unermüdete Secretär der Akademie, hatte dieſes Amt 37 Jahre mit vielem Ruhme bekleidet, als er im 1742ſten Jahre um ſeinen Erlaß anhielt, den man ihm auch, wegen ſeiner kränklichen Umſtände, nicht verſagen konnte, ſo ungern man ihn ſonſt fahren ließ. Herr Freret ward alſo im Jänner des 1743ſten Jahres zu ſeinem Nachfolger erwählet; und ſo wenig man wegen ſeiner weitläuftigen Gelehrſamkeit und ungemeinen Fertigkeit, ſich ſchriftlich und mündlich auszudrü-

cken, zweifeln dorfte, daß der Verluſt vollkommen erſetzet wäre; ſo wenig hatte man gewußt, daß das beſtändige und ſo zu reden übermäßige Studieren dieſes Mannes, ſeinen ganzen Körper dermaßen geſchwächet hatte, daß er das ganze 1744ſte Jahr mit einem faſt gänzlichen Fluſſe befallen ward, der ihn bis in ſein Grab nicht verlaſſen hat. Sein Tod erfolgete im 1749ſten Jahre, nachdem er ſich bis an ſein Ende mit den ſchwierigſten gelehrten Materien, ſonderlich der chineſiſchen Chronologie beſchäfftiget hat, deren Fortſetzung in den nächſten Theilen dieſer Memoires, die man aufs eheſte zu liefern verſpricht, folgen ſoll.

Uebrigens iſt im 1741ſten Jahre in der Akademie eben nichts merkwürdiges vorgefallen. Die Materie, ſo man in demſelben zum Preiſe aufgeſetzet hatte, war: Wie vielmal der Janustempel, ſeit Chriſti Geburt geſchloſſen geworden: und zu welcher Zeit dieſe heydniſche Gewohnheit ein Ende genommen? Dieſen Preis erhielt der Abt Venuti, der Akademie zu Cortona und de la Cruſca Mitglied.

Der Preis auf das 1742ſte Jahr enthielt die Unterſuchung: Was das für galliſche Völker geweſen, die ſich in klein Aſien niedergelaſſen, und daſelbſt unter dem Namen der Galater bekannt geweſen? Zu welcher Zeit ſie hingegangen, wie groß das Land geweſen, ſo ſie eingenommen, wie ihre Sitten, Sprache, und Regierungsforme geweſen, zu welcher Zeit die Galater aufgehöret, Vorgeſetzte aus

ihrem

ihrem Volke zu haben, und einen unabhänglichen Staat auszumachen? Dieſen Preis hat Herr Simon Pelloutier, Conſiſtorialrath zu Berlin, erhalten.

Der Preis des 1743ſten Jahres war: Der Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, ſeit dem Tode Philipps des ſchönen, bis an Karls des Vten Tod. Herr Fenel, Domherr der Metropolitankirche zu Sens, erhielt denſelben.

Hierauf folget das Verzeichniß neuer Mitglieder der Akademie, in den Jahren, 41, 42 und 1743.

Den Anfang des Werkes ſelbſt machet eine Abhandlung, die den Titel führet: Allgemeine Betrachtungen über die Nutzbarkeit der ſchönen Wiſſenſchaften, und von denen Schwierigkeiten, die der ausſchließende Geſchmack nach ſich zieht, welcher ſich in Anſehung der Meßkunſt und Naturlehre einzuſchleichen ſcheint. Man kann an die Geſchichte der allgemeinen Erneuerung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa unmöglich denken, ohne ſich zu erinnern, daß man dieſe glückliche Veränderung den ſchönen Wiſſenſchaften, und der Erlernung der gelehrten Sprachen zu danken habe. Gegen die Mitte des XV. Jahrh. flüchteten einige aus den Ruinen von Conſtantinopel entronnene Griechen, nach Italien. Gregorius von Tifernum erlernete von ihnen ihre Sprache und brachte ſie zu Anfange der Regierung Ludwigs des XI. nach Frankreich. Dieſes war der erſte Stral des Lichtes, der dieſes Königreich erleuchtete. Dieſem folgeten ein Georg

Hermonymus von Sparta, ein Tranquillus Andronicus von Dalmatien, die in Paris wohl aufgenommen, und begierig gehöret wurden. Ludwig der XII. zog den Johann Laſcaris durch ſeine Wohlthaten an ſich, und dieſem half Joh. Alexander, die Liebe zum Griechiſchen vollends in Paris ausbreiten: ſo daß man gegen die Mitte des XVIten Jahrhunderts bereits eigene Zöglinge zählete, die ſich berühmt machen konnten, z. E. einen Bude, einen Peter Danet, einen Tuſan, u. a. m.

Hiernächſt fanden ſich andere große Männer, die auch das über die Maßen verfallene Latein, wieder auf ſeine erſten Schönheiten zu bringen trachteten. Robert Stephan, Julius Scaliger, Jacob Ludwig Strebäus von Reims, Johann Thievi, und andere, ſucheten ſie in ihren reineſten Quellen auf; und Muretus lehrete ſie reden. Aus der Sprachlehre entſtand die Kritik, welche ſich Anfangs nur mit Entdeckung und Wegräumung der Copiſtenfehler beſchäfftigte, bis ſie nach und nach die Muſter und Regeln des guten Geſchmacks, in den Werken der Alten ſelbſt, finden lehrete. Hierauf kam die Reihe an die Geſchichte, welche man von Anbeginn der Welt zu unterſuchen anfieng. Die Religion, die Geſetze, Gewohnheiten, Thronfolgen, Wanderungen der Völker, Grundlegung der Städte, Urſprünge der Künſte, alles ward ausgeforſchet. Der Kunſtrichter ſetzte die Sachen auseinander; der Erdbeſchreiber beſtimmete die Lage der Oerter, wo ſie vorgegangen waren; der Zeitrechner

ſetzte

ſetzte die Zeitpuncte feſt; der Alterthumsforſcher fand auf Erz und Marmor die Beweiſe und Erklärungen von allem. Und auf dieſe Weiſe gieng in Frankreich das erſte Licht der Wiſſenſchaften auf.

Bis dahin hatte die Meßkunſt geſchlafen, und wie konnte es anders ſeyn, da ſie von den ſchönen Wiſſenſchaften, ihre Erweckung erſt erwarten mußte? Euklides, Apollonius, Diophantus, Ptolomäus, dieſe erſten Väter der Mathemathik, mußten erſt aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeſuchet, und in die lebendige Sprache überſetzet werden, ehe man ihren Spuren nachgehen, und weiter dringen konnte, als ſie gethan hatten. Dieſes geſchah wirklich mit der Zeit, und es heißt hierbey: „Dieſe erſtaunliche Veränderung würde unſern Zei„ten wenig Ehre machen, wenn es wahr wäre, was „der Abt du Reſnel in einer Rede ſaget, die zu „dieſem Artikel Gelegenheit gegeben: daß die Ehre „der Mathematik und Phyſik nur auf Koſten der „ſchönen Wiſſenſchaften gerettet worden; daß die „tiefſinnigen Künſte zwar in Frankreich blühen; „aber daß die Gelehrſamkeit darüber eingegangen „ſey.„ Man geſteht offenherzig, daß viele Urſachen ſich vereinigen, um der Mathematik und Phyſik, zum Schaden der Litteratur, Anhänger zu erwerben. 1. Erfordert die Litteratur eine langwierige Vorbereitung. Wer von Kindheit an nicht in der Bahn der Wiſſenſchaften erzogen iſt, der kann niñermehr gelehrt werden. Wer aber nur einen offenen Kopf und Lehrbegierde hat, der kann ein Meßkünſtler und Naturforſcher werden. 2. Erfordert die

litteratur viel Bücher. Eine übergroße Bibliothek iſt kaum hinlänglich, einen Petav zu bilden; Paſcal kam mit einem bloßen Bleyſtifte, bis auf des Euklides 33ſte Aufgabe; und Archimedes würde auf einer wüſten Inſel, im Sande des Meeres, gerechnet und Figuren gezogen haben. 3. Die Mathematik iſt aus Theilen zuſammen geſetzet, die mit einander nichts zu thun haben; wenn man die einzige Geometrie ausnimmt, die in alle einen Einfluß hat. Der Rechner, brauchet den Lauf der Himmelskörper nicht zu wiſſen; der Sternkundige, hat mit dem Mechanicus nichts gemein. So auch in der Phyſik; der Zergliederer, der Kräuterkundige, der Chymiſt, ein jeder iſt ein Naturforſcher für ſich. Nun aber ladet dieſe Leichtigkeit der Mathematik und Phyſik, einen jeden, der nur zu einerley Sache ein Geſchick hat ein, ſich ihr zu ergeben, und wie vielerley Geſchicklichkeiten können ſich nicht allein mit der einzigen Phyſik beſchäfftigen, da ihr Gegenſtand die ganze Natur iſt? 4. Giebt es unter denen verſchiedenen Theilen woraus die Mathematik und Phyſik beſteht, viele, die zugleich die Sinnen und den Verſtand rühren; die zugleich die Anmuth eines Spielwerkes und das Anſehen eines tiefſinnigen Nachdenkens haben. Himmliſche Beobachtungen, phyſikaliſche Verſuche, eine künſtliche Maſchine, rühren die Augen aller Menſchen; ein jeder aber iſt nicht im Stande den Nutzen einer Schaumünze, einer Aufſchrift, einer alten Handſchrift, u. ſ. w. einzuſehen. 5. Aus den Beobachtungen und Erfahrungen, entſteht ein groſ-

ſes

ſtes Verlangen nach Entdeckungen, welches die Aufmerkſamkeit erhält. Die Entdeckungen hergegen die in der Gelehrſamkeit gemachet werden, machen niemals ein ſo großes Aufſehen und bleiben allezeit mehr im Dunckeln. Man erinnere ſich nur des 1734. Jahres, als die Meßkünſtler nach dem Aequator und Polarzirkel geſandt wurden. Hat nicht die ganze Welt von dieſen neuern Argonauten geredet, und auf ihre Bothſchaft gehoffet? Von dieſer Ehre hat die Meßkunſt ganz allein Nutzen gezogen. 6. Finden ſich auch ſchmäuchelhaftere Hoffnungen für diejenigen, die ſich auf die Mathematik legen. Sie haben Schulen zur Erlernung der Baukunſt, ſie können bey dem Geſchütze, beym Seeweſen, u. ſ. w. ihr Glück machen. Hier ſind allezeit offene Freyſtäte für eine anſcheinende Geſchicklichkeit, und die Stellen zu denen ſie ſich allhier geſchickt machen, ſind ein reizendes Lockbrod, was den Nacheifer erhält. Es iſt gewiß, daß die wahre Gelehrſamkeit dergleichen Hülfsmittel nicht darbeuth, und keine ſolche Belohnungen verſprechen kann.

Die Wiſſenſchaften würden ſich über dieſe Ungleichheit nicht beſchweren, wenn ſie bey ihren Nebenbuhlerinnen eine vorzügliche Vortrefflichkeit erblicketen. Allein worinnen ſollte wohl dieſelbe beſtehen? 1. Wollte man bey Beſtimmung dieſes Ranges allein auf den Nutzen ſehen, den ſie den Weltbürgern verſchaffen; ſo würden gewiß die mechaniſchen Künſte, es den freyen Künſten weit zuvor thun, und ſelbſt die Wiſſenſchaften, müßten dem Acker-

Gesellschaft, Dieselben zu ihrem Oberhaupte erwehlet. Und wenn es möglich wäre unter den damals so einhelligen Stimmen noch einigen Unterscheid des Eifers und der Hochachtung wahrzunehmen: So würden wir uns nicht ohne Grund rühmen, daß wir mit von der Zahl derer gewesen, die am eifrigsten auf dasjenige gedrungen, was nachmals zu allgemeinem Vergnügen der Gesellschaft, und mit vollkommenem Beyfalle der gelehrten Welt wirklich geschehen ist.

Wie aber dieser Eifer keine andre Quelle gehabt, als eine lebendige Ueberzeugung von der grossen Würdigkeit Eurer Hochwürdigen Magnificenz, und eine heftige Begierde die guten Absichten der Deutschen Gesellschaft, auch durch den ungemeinen Ruhm eines so grossen Mannes öffentlich unterstützet zu sehen: Also hat derselbe noch auf eine besondre Art Gelegenheit gesucht, sich öffentlich der Welt zu erklären. Diese fand er

bey

baue weichen. Nun aber muß man 2. die Vortrefflichkeit einer Kunſt, nicht allein nach ihrem Nutzen und der Wichtigkeit ihrer Wirkungen, ſondern auch nach der Menge der Schwierigkeiten ſchätzen, die ſie zu überwinden hat. Und auf dieſer Seite gewinnt gewiß die Litteratur. Dichter werden gebohren, heißt das Sprüchwort. Man könnte faſt eben das von den Meßkünſtlern ſagen. Der Mathematicus kömmt ſchon halb gebildet auf die Welt. Quo tamen in genere ita multi perfecti homines extiterunt ſagt Cicero, ut nemo fere ſtuduiſſe ei ſcientiæ vehementer videatur, quin, quod voluerit, conſecutus ſit. Der Naturforſcher, hat oftmals nur eine müſſige Geduld nöthig, wenn er ein groſſer Beobachter ſeyn will; dahingegen viele arbeitvolle Jahre kaum einen Mann gelehrt machen. Geſetzt 3. man erwieſe auch, daß die Mathematik und Phyſik einen merklichern Nutzen hätten als die Wiſſenſchaften; ſo wird doch der Nutzen der letztern eben ſo wichtig ſeyn. Es iſt wahr, der Nutzen der zwo erſten erſtrecket ſich weſentlich auf die Nothdurft der menſchlichen Geſellſchaft; die Nothdurft des Geiſtes aber iſt der unmittelbare Gegenſtand der Wiſſenſchaften. Man ſaget 4tens: die Geometrie beſchäfftige lediglich den Verſtand; dahingegen die Wiſſenſchaften oftmals nur bloß die Einbildungskraft beſchäfftigen. Allein, wie iſt wohl der Geiſt welcher nachdenkt, wenn er die Auflöſung einer Aufgabe ſuchet, von demjenigen unterſchieden, welcher empfindet, wenn

er die großen römiſchen oder griechiſchen Schriftſteller lieſt? und wie will man z. E. die Kritik oder Chronologie beſchuldigen, daß ſie nur mit der Einbildungskraft zu thun habe? 5. Leget man es der Kritik zur Laſt, daß ſie ſich ſolcher Beweiſe bedienet, die den geometriſchen Demonſtrationen nicht gleich kommen; ſo antwortet man: eine jede Claſſe von Wahrheiten hat ihre Beweiſe, die einem Gegenſtande gemäßes Anſehen der Gewißheit haben. Eine jede Gewißheit aber, iſt philoſophiſch zu reden, der andern gleich. 6. Setzet man hinzu: daß die Kritik den Geiſt angewöhne, bloße Wahrſcheinlichkeiten für Beweiſe anzunehmen, und alſo unfähiger ſey ihn zu bilden, als die Meßkunſt, die ihn bloß an die Gewißheit gewöhnet; ſo kann man antworten: dieſes bewieſe vielmehr, daß die Kritik den Verſtand mehr bearbeite als die Meßkunſt; weil hier die gefundene Gewißheit, ihn bey dem erſten Anblicke beſtimmet, ihm nicht die Freyheit läßt zu zweifeln, noch das Verdienſt zu wählen; dahingegen der Kritikus alles wohl erwägen, unterſuchen, vergleichen und ſich entſchließen muß. Die Gelegenheiten, wo man ſich nach Wahrſcheinlichkeiten entſchließen muß, kommen ja viel häufiger vor, als diejenigen, wo man nach Demonſtrationen verfahren kann. Allein es würde den Vertheidigern der demonſtrativen Wiſſenſchaften ſehr übel anſtehen, der Kritik dieſe Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen vorzurücken: hat denn z. E. die Phyſik nicht die ihrigen, unter denen

zwar

zwar größer klingenden Namen, der Hypotheſen und Syſtemen? Wollte Gott! daß ſie nicht ſo gar oft genöthiget wäre ihre Zuflucht dazu zu nehmen?

Eben ſo unbillig wäre es, der Gelehrſamkeit, gewiſſe bloß die Neugierde betreffende Unterſuchungen aufzumutzen, deren viele man nur für nöthig hält, weil man ihren wahren Gebrauch nicht kennet. Z. E. Die Unterſuchungen der Wortforſchung, welche ſolche Verbindungen erfordern, deren ſich auch die Metaphyſik nicht zu ſchämen hätte, und die, indem ſie die Geſchichte vom Urſprunge und der Wanderung der Sprachen erläutern, auch vieles Licht auf den Urſprung derer Völker ſelbſt werfen können, die ſie reden. Die Gelehrſamkeit wird ſich vor dem Lächerlichen ſchon ſchützen was man ihr aufzubürden denkt, ſo lange ſie nicht unter arbeitſamen Kleinigkeiten verroſtet, trockene Erfahrungen mit großem Aufblähen auspralet, mit Beſcheidenheit des nichtigen Vorzuges genießen wird, Kleinigkeiten einzuſehen die der gemeine Mann nicht weis; und ſo lange ſie inſonderheit daher keinen Anlaß nimmt, diejenigen zu verachten, die oftmals dieſelben nur darum nicht wiſſen, weil ſie ſich die Mühe nicht haben nehmen wollen, ſie zu lernen. Das wahre Lächerliche, davor ein Gelehrter ſich hüten muß, iſt die Charlatanerie, und inſonderheit der Pedantiſmus, welcher nicht ſowohl der Fehler eines gewiſſen Standes, als ein Laſter des Verſtandes iſt.

Hier müſſen wir abbrechen, um auch noch ein Wort von den übrigen Artikeln zu ſagen. Der

nächſt-

nächſtfolgende handelt von den Verwünſchungen der Alten. Herr Blanchard redet hier von denen gottloſen Flüchen, die aus Haß oder Rache ausgeſtoßen worden. Die Unterdrücker der Freyheit, die Feinde des Staates, die gottloſen Bürger, waren gemeiniglich der Gegenſtand derſelben. So ward Piſiſtratus und ſeine Nachkommen; ſo ward Alcibiades verfluchet, welchen man anklagete, er habe Mercurs Bildſäulen verſtümmelt. Dergleichen Flüche hießen ohne Unterſcheid: Exſecrationes, exſecrationum carmen, carmen exſecrabile, diræ deprecationes, devotiones, vota feralia. Dergleichen verfluchte Leute wurden als Feinde des gemeinen Weſens; als allen Leuten verhaßte Menſchen angeſehen. Sie wurden aus der Geſellſchaft geſtoßen, und hatten keinen Theil mehr an den Opfern und heiligen Beſprengungen.

Der dritte Artikel handelt von dem Apologo, oder was die Griechen Αινος hießen. La Motte ſaget es ſey eine unter der Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre, ein kleines epiſches Gedicht, welches dem großen, nur an Länge weicht. Herr Egli iſt Verfaſſer dieſes Artikels, und unterſuchet anfänglich in demſelben wer der eigentliche Erfinder dieſer Art der Fabel iſt, worauf er auf den Aeſop kömmt, von welchem er einige Nachrichten mittheilet. Seine Abſicht iſt geweſen, alle alten Fabeldichter, den Gabrias, Aphthonius, Phädrus, Avienus, u. ſ. w. vorzunehmen, von ihnen auf die neuern Fabeldichter zu kommen, und endlich aus ihnen allen, die Regeln der Fabel zu ziehen. Allein

lein der Tod hat ihn in ſeiner Arbeit übereilet. Zur Ergänzung deſſen was er nicht geleiſtet hat, findet man hier ein Verzeichniß aller derer Schriftſteller, die von Fabeldichtern gehandelt haben.

Der vierte Artikel enthält Verbeſſerungen über den Text und die Dollmetſchung des erſten Buches vom Herodot. Der Herr Abt Geinoz hat ſie aus einigen Handſchriften der Königl. franzöſiſchen Bibliothek gezogen, und die Akademie die kürzeſten und deutlichſten ausgeſuchet.

Der fünfte Artikel iſt eine Ueberſetzung desjenigen Theiles von Platons Geſpräche, welches Theätetus heißt, und des Protagoras Syſtem betrifft, nach welchem die Wiſſenſchaft nur eine ſinnliche Empfindung und Wiſſen, empfinden iſt.

Sechſtens folget, Fortſetzung der Auszüge des Photius, überſetzet und mit Noten verſehen. Der Verfaſſer davon iſt der Abt Gedoyn, und der Anfang dieſer Auszüge hat bereits im XV. Bande der Memoires geſtanden.

Siebentens: Von dem Wahren in der Dichtkunſt. Anmerkungen über Miltons verlohrnes Paradies. Dieß ſind nur die Titel zweener Aufſätze die Herr Racine im 1741ten und 43ten Jahre in der Akademie vorgeleſen hat. Man hat ſie hier nur hergeſetzet, um die Leſer zu erinnern, daß ſie, um des Herrn Racine Gedanken von der Dichtkunſt zu leſen, wie er ſie nach ſeinen letzten Verbeſſerungen, für ſeine Arbeit gehalten haben will, diejenige Ausgabe kaufen müſſen, welche zu Paris 1747 in 12. herausgekommen iſt.

Achtens.

8tens. Erklärung dreyer alter Aufſchriften, welche in dem Tempel des amykleiſchen Apollo gefunden worden. Herr Fourmont hat dieſelben bey ſeiner gelehrten Reiſe, die er im 1729ten und 1730ten Jahre auf Kön. Befehl, in die Levante gethan, nebſt noch verſchiedenen andern, gefunden, und theilet hier die Erklärung davon mit.

9tens. Beſchreibung der Waſſerleitung zu Couſtances, nebſt einer Einleitung von den Waſſerleitungen der Alten. Dieſer Artikel iſt vom Herrn Abte Fontenu.

10tens. Nachricht von der Entdeckung eines Grabmaals nahe bey Cherburg, nebſt geographiſchen und hiſtoriſchen Beobachtungen von dieſer Stadt, vom Herrn Foncemagne.

11tens. Fortſetzung derer Beobachtungen über die Sammlung, oder das Verzeichniß der Kaiſer-Münzen, welches der Graf Mezzabarba herausgegeben.

12tens. Geſchichte des Kaiſers Jovianus. Dieß iſt wieder nur der Titel zweer Abhandlungen, die der Herr Abt de la Bleterie im 1742ten und 1743ten Jahre in der Akademie vorgeleſen; das Manuſcript davon aber wieder zu ſich genommen, und als eine Folge ſeines Lebens Kaiſer Julians 1748. beſonders hat drucken laſſen.

13tens. Erklärung einiger Umſtände der Geſchichte des Greiſes vom Berge, Prinzen der Mörder. Wer die Geſchichte der Kreuzzüge geleſen hat, der wird dieſen Beherrſcher eines kleinen Cantons in Phönicien kennen, welcher von der Höhe ſeiner

Berge, das Recht über Leben und Tod aller andern Beherrſcher der Erden zu verwalten ſchien. Ein Herr, der um ſo viel furchtbarer war, da die Schwärmerey ſeiner Unterthanen, der Grund ſeiner Macht war. Die Morgenländer nennen ihn, Scheikh-al-gebal; die Lateiner, Senex de Montanis. Dieß war ein Titel ſeiner Würde, nicht ſeines Alters: wie auch Seigneur, nicht das Alter anzeiget. Sein Reich beſtand nur in zehn Schlöſſern, die auf unerſteiglichen Felſen gebauet waren, und in einigen Dörfern, die zwiſchen den Bergen lagen. Er hatte ungefähr 60000. Unterthanen, welche von den Morgenländern, Iſmaeliter genennet wurden; und bey denen der Menſchenmord eine Religionsübung war.

14. Nachricht von einer Urkunde von Philipp Auguſten, welche in der Kön. franz. Bibliothek aufbewahret wird.

15. Nachricht von einer geſchriebenen Chronik von St. Denys, der älteſten die man kennet. Sie ſcheint vom Ende des XIII. Jahrhunderts zu ſeyn.

16tens. Kritiſche Anmerkungen über die Acta des Heiligen Ludwigs, welche die Bollandiſten neuerlich herausgegeben.

17tens Hiſtoriſche und kritiſche Anmerkungen, zur Geſchichte derer Unruhen gehörig, die ſich in Frankreich, und ſonderlich zu Paris, nach der Schlacht bey Poitiers, begeben.

18tens. Nachricht von den Werken, Philipps von Maizieres, Carls des V. Rath, und Kanzler des Königreichs Cypern. 19tens.

19tens. Hiſtoriſche und kritiſche Anmerkungen, zur Geſchichte der Regierung Karls des VIII. gehörig. Dieſe Abhandlung iſt in fünf Abſchnitte eingetheilet.

20tens. Sinnbilder und Aufſchriften ſo die Akademie verfertiget hat.

Nunmehr kommen die Leben derer im 1741. 42. und 43ten Jahre geſtorbenen Mitglieder der Akademie. Dieſe ſind 1. Herr Lancelot. 2. Herr von Sirbeck. 3. Der Abt Sevin. 4. Herr Rollin. 5. Der Abt Banier. 6. Der Cardinal Polignac. 7. Der Pater Montfaucon. 8. Herr de la Baſtie. 9. Der P. Bandiery. 10. Der Cardinal Fleury. 11. Der Abt Bignon. 12. Herr von Chambors.

II.

Les tres-humbles & tres-reſpectueuſes Remontrances de Mrs. les Comediens du Roi, pour obtenir la ſuppreſſion du Conſeil, qui leur defend les ballets, & les condamne en 500 Livres d'amende, & en 1000 Liv. d'amende envers l'Opera. &c. &c. MDCCLIV.

in groß 8. 1½ Bogen.

Der Titel dieſer Schrift ſcheint ganz etwas anders zu ſagen, als der Inhalt wirklich liefert. Hat ſie gleich in der That die Geſtalt einer demüthigen Bittſchrift der königl. Komödianten zu Paris, um die Erlaubniß auf ihrer Bühne

Tänze vorſtellen zu dörfen: ſo iſt ſie doch in Knittelverſen, und zwar in ſehr ſatiriſchen Knittelverſen abgefaſſet. Daraus kann ein jeder leicht ſchließen, daß nicht die Komödianten, ſondern andre gute, aber leichtfertige Köpfe, die Verfaſſer davon ſeyn müſſen. Wir wollen doch unſern Leſern, einen Begriff von den kritiſchen Umſtänden, darinn ſich Paris und ganz Frankreich itzo, wegen des Streits zwiſchen dem Parlamente und der Geiſtlichkeit befinden, daraus zu machen ſuchen. Denn da ſie ganz deutlich zum Beſten des Parlaments geſchrieben worden: ſo kann man leicht denken, daß ſie öffentlich verbothen, wo nicht gar verbrannt worden.

Zuvörderſt muß man wiſſen, daß wirklich den 8 Aug. 1753. den Komödianten zu Paris, der königl. Befehl gegeben worden, keine Ballette mehr auf ihrer Bühne zu haben; damit die Operiſten allein dieſes Vorrecht genießen, und allein ganz Paris dadurch in ihren Schauplatz locken könnten. Man merke hiebey, daß die guten Pariſer eben ſolche Menſchen ſind, als es anderwärts giebt, die mehr auf die Augenluſt, vermummte Tänzer und allerley krumme Sprünge, als geſcheide Stücke zu ſehen, erpicht ſind. Da nun die Oper dieſen Kunſtgriff ausgeſonnen, das müßige Volk dieſer großen Stadt an ſich zu locken: ſo lief alles dahin, und die Komödie bekam keine Zuſchauer mehr. Alle die vortrefflichen Trauer- und Luſtſpiele der großen Geiſter voriger und itziger Zeiten; alle die geſchickten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, womit ſie überflüßig verſehen ſind, waren nicht vermögend, die Zuſchauer

an ſich zu ziehen. Sie mußten alſo dem Strome folgen, und mit den Wölfen zu heulen beginnen. Sie tanzten alſo auch: und ſiehe, die Zuſchauer fanden ſich wieder. Die Operiſten hingegen wirkten einen Befehl dawider aus: wie gedacht worden. Kaum hatten die Komödianten ihn erhalten, als ſie ihren Schauplatz ſchloſſen, und zum Könige nach Compiegne reiſeten, ihre Vorſtellungen zu thun. Sie waren auch ſo glücklich, ihrer Bitte gewähret zu werden, und öffneten ihre Bühne fünf oder ſechs Tage hernach von neuem.

Dieſe erdichtete Bittſchrift nun, hebt ſo an:

Sire, vos fideles Sujets,
Les Gens tenans la Comedie,
Paiſibles Supports de Thalie.
Et tous ennemis de Procez,
Oſent ſe plaindre du ſuccez
De cette fiere Academie a)
Par qui leur troupe eſt avilie,
Et voit proſcrire ſes ballets.

Nunmehr wird der elende und verlaſſene Zuſtand des Komödientheaters in Paris beſchrieben, nachdem die Operntänze ihm alle Zuſchauer abſpenſtig gemachet.

Deja la triſte Melpomene
Avoit vu deſecher la veine
Du mâle & ſombre *Crebillon*,
Siffler les Pieces de *Pyron*,
Arouet b), pauvre energumene,
Courir au loin le Loup garou,

a) Man muß wiſſen, daß die Operiſten ſich zu Paris eine Akademie der Muſik nennen, ſo wie auch Maler und Bildhauer, Barbier, und wer weis nicht ſonſt? bis auf die Spieler, ihre Akademien haben.

b) Herr von Voltaire.

bey der Ausgabe des ersten Bandes dieser Beyträge, den wir ins besondre, als das erste Merkmal unsrer ungekünstelten Hochachtung, dem berühmten Nahmen Eurer Magnificenz hiermit zuzueignen die Ehre haben.

Es werden Dieselben darinn die Bemühungen antreffen, wodurch wir unsern werthen Deutschen die Schätze ihrer Muttersprache recht anzupreisen, und diejenigen, so das Ausländische immer mehr lieben, als das Einheimische, durch die Entdeckung ihrer Alterthümer und Vorzüge einigermassen zu beschämen suchen. Unsre Absichten gehen noch weiter. Wir haben auch den verderbten Geschmack einiger unserer Landsleute zuweilen in seiner natürlichen Blösse dargestellet; und dadurch die Vernunft auch in der Beredsamkeit und Poesie fest zusetzen gesucht, daraus sie durch die Unwissenheit voriger Zeiten fast durchgehends verbannet gewesen.

Nun

Et l'inventeur d'Ariſtoine-
ne c)
Se pendre la guirlande au
cou.
C'en étoit fait de notre
troupe,
L'ennui, ſur Pegaſe monté
Et menant la famine en
croupe,
Avec le deuil à ſon coté
Alloit conduire à l'hopital,
Sarrafin, la Noue & Grand-
val.
Si Momus avec la folie
Appellez à notre ſecours
N'euſſent, pour prolonger
nos jours
Ouvert le Temple d'Italie.
Or admirez donc avec nous,
Ce que doit l'Europe & la
France
A cette Italique engeance d).

Oui Sire, elle nous ſau-
va tous.
Le Public, à qui Rhada-
miſte,
Cinna, Phedre, Pompée,
Egiſthe.
Ne pouvoient arracher des
pleurs,
Vint, admirer nos Bateleurs.
Ainſi, recrutez par la foire
Nous amaſſames plus d'Ar-
gent,
Et nous acquimes plus de
gloire;
Que quand le Theatre in-
digent,
Offroit les Larmes de *Me-*
rope,
D'Oreſte les ſombres fu-
reurs;
Et les Ecarts du *Miſantrope*,
Aux yeux diſtraits du Spe-
ctateur.

Da ſehen wir nun, daß die allerbeſten tragiſchen und komiſchen Stücke, gegen die italieniſchen Gaukler, keine Reizungen mehr für die Pariſer gehabt. Wo iſt nun der feine, der auserleſene, der übervortreffliche Geſchmack dieſer Herren und Damen; ſonderlich des allein klugen Unterplatzes (l'parterre). Doch weiter ins ironiſche Fach:

Beni

c) Marmontel.
d) Die wälſchen Tänzer.

Beni ſoit le Miniſtre ſage,
Qui vous obligea de punir
Le zele gothique & ſauvage,
Qui de l'Etat vouloit bannir,
Ou bien reduire en eſcla-
vage,
Tous ces utiles Calotins e).
Que l'on appelle Ultramon-
tains f).
Les mutins, qui leur cher-
chent noiſe,
(Aujourd'hui Bourgeois de
Pontoiſe) g).
N'alloient point ſans doute
aux Bouffons h).
Et ne parlent, que par en-
vie,
De tout ce, qui vient d'Italie,
N'en deplaiſe à ces vieux
Barbons i).
Vive grand Prince, *vive*
Rome!
Tout en eſt bon juſqu'aux
Sauteurs,
A fortiori les Docteurs k).
Donc nous devons con-
clure en ſomme,
Qu'au Clergé, comme par-
mi nous,
Farceurs Romains ſont ne-
ceſſaires,
Et que nos Magiſtrats ſeve-
res
Sont des ignorans, ou des
fous.
Quand nous diſons Ma-
giſtrats, *Sire*,
Nous ne voulons aſſure-
ment
Deſigner, que le Parlement.
Auſſi notre Troupe eplo-
rée
Grand Roi, ne s'adreſſe qu'à
lui,

e) Eine gewiſſe Art von Narren, die ins Regiment der Calotte eingeſchrieben worden, davon man ein gedrucktes Verzeichniß hat.

f) Die Wälſchen jenſeits der Alpen.

g) Das Parlament.

h) So nennet man die wälſche Sänger der Zwiſchenſpiele.

i) Die Parlamentglieder.

k) Spöttiſch.

Vos Miniſtres ſont notre appui,
Leur main du Peuple reverée,
Nous comble toujours de bienfaits,
Ils dirigent tous nos Balets,
Ils ſont amis de nos Actrices,
Et le moindre petit debat,
Qui s'eleve dans nos couliſſes,
Eſt pour eux affaire d'Etat.

Wer hier den Spott nicht verſteht, der unter dieſem Lobe des franzöſiſchen Miniſterii, verborgen liegt, der muß keine feine Naſe haben. Nun kömmt es noch deutlicher auf die Geiſtlichkeit, und das müſſen wir überſetzen.

„Zweifelsfrey wenden E. M. ein, daß dieſer Rath, wenn er uns höret, ſehr viel zu thun haben muß: denn ſie haben von ihren Großvätern gewiſſe Vorurtheile der Regierung geerbet. Und Gott weis, wie viel Hirngeſpinſte auf dieſen Grund erbauet werden! Wider eine aufrühriſche Geiſtlichkeit dero Anſehen zu ſchützen; dem ſtolzen Britten dero Seemacht furchtbar zu machen; der Kirche den Frieden, und ihren Unterthanen die Gerechtigkeit wieder zu ſchaffen, ohne dero Einkünfte zu ſchwächen; Paris und Frankreich zu erleichtern, und gegen Rom und ſeine Eingriffe dero Unabhänglichkeit zu erhalten: Das, das ſind die Abſichten Eur. Maj. Allein pfuy! ſind dergleichen Kleinigkeiten wohl dero Aufmerkſamkeit werth? Was iſt E. M. daran gelegen, daß dero Volk vor Hunger ſeufzet: daß der unter der Tyranney und dem Eigenſinne eines dummen Aufſehers unterdrückte Bürger die Freyheit aufopfern

opfern ſieht; daß das gegen die Geſetze empörte, und durch ſein Glück trotzige Laſter, ungeſtraft triumphiret; und daß der mit der Themis verwieſene Ueberfluß, die troſtloſe Stadt verläßt? Das ſind ja nur Lappereyen! Mag es doch gehen wie es immer will und kann!

Votre Etat eſt une Machine,
Qui, pour aller ſon droit chemin
N'a pas beſoin, qu'on examine,
Le Reſſort qui le met en train.

Souvent comme le corps humain,
Elle brave ſon Medecin 1),
Mais le grand Corps, fut il étique,
Et par la diette appauvri,
Dut il être paralytique,
Faites le rire, il eſt gueri.

Nun fängt man an, die Vortheile der Komödie in einem kranken Staatskörper zu beſchreiben; den man zu lachen machen ſoll, um ihn zu heilen.

„Indeſſen, Sire, iſt die Komödie, die Seele einer guten Regierung. Da vergißt der in einer ſüßen Bezauberung luſtige Bürger, Geſetze und Parlament, Handel und Vaterland; und ſieht in einem vergnügten Augenblicke, das ganze Glück ſeines Lebens. Wie nun die Glückſeligkeit nichts anders iſt, als das wiederholte Vergnügen: ſo werden, dero Unterthanen, Dank ſey ewig dero geſchickten Miniſtern! wenn nur das Theater allezeit voll iſt, dem Mangel und Hunger zu Trotze, allezeit vergnügt und ruhig ſeyn; und ein unaufhörliches Glück genießen. Rom, welches ſich ſelbſt vergötterte, als es die

1) Das Parlament.

Frucht ſeiner Siege genoß, verlangte vormals nichts mehr, als Brodt, und ſeine Schaubühne. Allein ein Franzoſe, der noch mehr, als ein Römer iſt, hat auch ohne Brodt, an der bloßen Schaubühne genug.

Mag doch ein alter zerfetzter Kriegsbedienter mit einer Stirn voller Narben, ſich auf ſeine Armuth berufen, und um den Lohn für das Blut betteln, ſo er für Frankreich vergoſſen hat. Hat ers vergoſſen; ſchlimm genug für ihn! Er wird jetzo zwiſchen Elend und Verdruß unter ſeinem Strohdache veraltern. Hat der Herr Graf von Argenſon recht? Ey was? Mit nichten! Es würde ein ganzer Schwarm ſolcher Herren kommen; denn es giebt ihrer ſo viele. Und kurz, was iſt Frankreich an dem Arme eines kleinen Streiters gelegen. Allein, daß Grandval m) unſer Kammerad, ohne Credit und Geld ſeyn ſoll; Sire! das iſt ein Mann von großen Gaben! ein Mann, der dem Staate nothwendig iſt, (ſo wird ihnen das ganze Miniſterium ſagen): und ſogleich wird man ihm zugut die Leute tanzen laſſen, damit er zehntauſend Livres einzunehmen habe. Man laſſe nur das Wunder der Bühne, die n) Dumeſnil, nach Marſeille kommen: ſo wird ihr Reiſe und Aufenthalt o) von der Landſchaft vergütet werden. Iſt auch die Beſoldung, für eine Hofſchauſpielerinn zu klein, ſo wird St. Florentin,

m) Ein pariſiſcher Komödiant.

n) Eine Komödiantinn.

o) Dieſe Begebenheit iſt mit großem Aufſehen wirklich geſchehen.

tin, ein eifriger Beſchirmer unſrer Schönen, ohne Complimenten die widerſpenſtigen Bürger zwingen, ihr zuzulegen. Weh dem Prälaten, wo er ſich widerſetzet! denn, Sire, ſo ſoll er ein Janſeniſt ſeyn: und gewiß der heilige Mann, wird ſehr unſchuldig ſo heißen.

Aus dem allen Sire, folget der Schluß: daß ein vollkommner Komödiant, allezeit die Zierde und Stütze dero Staates ſeyn wird. So that Argenſon den Ausſpruch: ſo will es St. Florentin haben; ſo hat der weiſe Mazarin, ihr Vorgänger und Führer, auf die Luſtigkeit von dero Unterthanen, die Hoffnung aller ſeiner Unternehmungen gegründet. Du aber, gar zu glücklicher Pöbel! Lebe! ſinge! aber laß uns machen, was wir wollen!

Sind wir Komödianten nun, großer König, Staaten zu regieren viel nützlicher, als Feldherren und Oberkeiten: warum ſollen wir denn ganz unbeweglich, und ſteifer als ein * * * uns begnügen, mit unſern erhabenen Talenten, nur kalte Reime herzupredigen, deren der Zuſchauer ſo müde iſt? Und warum können wir nicht auch Springer und Pantomimen dingen; ſo wie wir vormals Poeten und witzige Köpfe gemiethet haben?

Allein wie? dieſe Gaukler ſind von Rom her? Ey! warum die nicht? Sind nicht alle die Poſſenreißer, in weißen Chorhemden, und ſchönen Ueberröcken, denen Monſeigneur von Paris p), wie man ſaget, manche Summe gegeben hat, nicht gleich-

p) Der Erzbiſchof von Paris, der ſeine Geiſtlichkeit immer wider das Parlament aufhetzet.

gleichfalls von daher? Und murret wohl ein einziger darüber? Sie sind alle hübsch dick und fett. Dero Kanzler hat ihnen zu gut hundert Befehle ausgefertiget. Nur wider uns ist er so streng, und will unsre Springer und Tänze auf ewig verbannen. Auf diese schrecklichen Zeitungen, o gerechter Himmel! haben alle unsre Schönen, so wie die Advocaten des Parlaments, ihre Zimmer zuschließen wollen. Was würde aus der armen Jugend in der Stadt und bey Hofe werden? Lebet wohl, ihr Clienten Cupidons! Gehabt euch wohl, öffentliche Lustbarkeiten! Dieses Unglück haben wir noch verhütet, und die Hoffnung auf dero Gerechtigkeit besänftigte unsern lebhaften Schmerz.

Geruhen sie also, unsere Wünsche gnädigst zu erhören, und durch einen gehörig gesiegelten Befehl, unserer ganz trostlosen Bühne die Sprünge, das Hüpfen, und die Capriolen dieser berufenen Mummereyen wieder zu geben, ohne welche unsere Götter und Helden, gleich den Narren verlachet werden würden! Der Schluß heißt so:

Ce sont *Sire*, les *Remontrances*,
Qu'apres plus de quatre seances,
Et tous nos foyers assemblez,
Dans le *Palais de la Folie*,
Vous offrent vos sujets zelés,
Les Gens tenant la Comedie.

Aus dieser so possirlichen, als satirischen Schrift, wird ein feiner Leser zur Gnüge einsehen können, wie verwirrt der geistliche und weltliche Zustand in Frankreich, sowohl als der Geschmack an den schönen Künsten zu Paris seyn muß; und was gute Köpfe und wahre Patrioten dabey denken.

Der

III.

Der die Wochen ſeines Lebens, in einem Freytag, wie Chriſtus, mit Creutz ziehen zubringende, wie Chriſtus, gecreutzigte Heilige CAJETANVS, vorgetragen in der Hof-Kirchen bey denen Wohl-Ehrwürdigen Herren P. P. Regulierten Theatiner-Prieſtern in München, den 7 Auguſt Anno 1745. von P. Maximiliano Steger, Congreg. Orat. S. Philippi Nerii Prediger, und auf Verlangen, cum permiſſu Superiorum, in offentlichen Druck herausgegeben. München bey J. J. Vötter. Fol. 9. Bogen.

Unſere Leſer werden aus dieſem Titel leicht merken, daß wir, unſerm neulichen Verſprechen gemäß, fortfahren, von unſerm oratoriſchen Meßvorrathe abermals ein Stück vorzunehmen. Weil das gegenwärtige ein gutes Stück länger iſt, als das neuliche, wollen wir ohne fernere Vorrede zum Werke ſchreiten. Der Text heißt:

In fluctibus maris ambulavi. Eccleſiaſt. 24. Ich bin gangen in denen Flutten des Meers. Und nun hebt unſer Hortenſius ſo an: „Wahr iſt es, „Cron tragender Prophet David! was du mit „klaglichen Harpffen-Thon zu deinem Gott, und „Herrn zaherend abſingeſt: Mille anni ſicut dies „heſterna! Tauſend Jahr ſeynd nur ein geſtri„ger Tag. Recht und wohl ſtimmen bey die „Traur-Wort des hußitiſchen * Gedults-Fürſten „Jobs:

* Weil Hiob aus dem Lande Uz war, ſo machet ihn der Redner zum Hußiten: Riſum teneatis?

„Jobs: Dies mei tranſierunt: Meine Tág ſeynd „vorbeygangen. Dann wann wir es betrachten „wollen, ſo beſtehet das menſchliche Leben nur in „etlichen Tágen, in einer kurzen Wochen, es iſt „ein Montag, Monnſichtig, und die beſtándi„ge Unbeſtándigkeit ſelbſten: Nunquam in eodem „ſtatu permanet. Das menſchliche Leben iſt ein Dien„ſtag, dies Martis, wie ihn die Lateiner nennen, „kriegeriſch: Militia eſt vita hominis ſuper terram. „Job. 6. v. 1. Das Menſchl. Leben iſt ein Mitt„woch, dies Mercurii, der Mercurius ſtehet nie„mahlen ſtill, iſt ein geſchlipfferige Sach darum: „Das Menſchliche Leben iſt ein grüner verwelchlicher „Donnerſtag. Sicut herba tranſeat &c. Pſal. 89. „Wie ein Blumen, welche bey anſcheinenden Him„mels-Liecht ihr geſchmuckte Schönheit zeiget, zu „Nachts abfallet, verdorret und verwelchet. Das „Menſchliche Leben iſt ein Freytag, dies Paſſionis, „ein Tag des bitteren Leidens, homo natus de mu„liere brevi vivens tempore, repletur multis mi„ſeriis. Ein Menſch kaum gebohren, wird mit „tauſend Armſeeligkeiten, Creutz und Verfolgungen „bewellet. Nach diſen Tágen folget der Sam„ſtag, ein Tag der Ruhe, da heißt es, fort mit dir „O Menſch: Amodo jam dicit ſpiritus, ut requie„ſcant à laboribus ſuis. Apoc. XIV. Da ſeynd die „wenige Tág, da iſt die kurtze Wochen des Men„ſchen! „ Ja freylich! den Sonntag vergiſſt er aber: allein wenn er böſe würde, ſo brächte er noch die zwölf Monathe und alle himmliſchen Zeichen darzu heraus. Doch weiter:

Mein

„Mein Göttlicher Erlöser, wenn ich ihn befrage,
„weiß gar nur von einem eintzigen Tag seines Le-
„bens, nemblichen von einem schmertzhafften Frey-
„tag des beständigen Leydens, und Creutz ziehen.
„Der Montag seiner Gebuhrt ware schon ein Frey-
„tag, an welchem ihm das Creutz der Armuth und
„Verlassenheit aufgeschultert wurde. Der krieg-
„rische Dienstag seiner Knabenschaft ware ein
„Freytag, an welchem ihm die harte Nachstel-
„lung Herodis in die Flucht bannete. Der Mitt-
„woch seiner Jugend, war ein Freytag, wegen
„Zähren-voller härtisten Arbeit mit den irrenden
„Schäflein Jsrael. Der Donnerstag seines Männ-
„lichen Alters, ware ebenfalls ein Freytag, an
„welchem ihm sein himmlischer Vatter, das bitteri-
„ste Leyden und Sterben auffertegete. Darauf fol-
„gete die schmertzhaffte Creutzigung selbsten, welche
„den vollkommenen Freytag ausmachete. Ein so
„schmertzhaffter Freytag ware die Wochen meines
„Erlösers, daß er bethränet auffgeruffen: In fluctu-
„bus maris ambulavi: Ich bin gangen in blut-
„tigen Meer-Flutten meines Paßions!„

Hier besinnt sich der Redner auf das Sprüchwort, welches saget: daß einem das Leiden noch einmal so leicht werde, wenn man einen treuen Gespan daben habe; und wir haben ihn sehr im Verdachte, daß dieses Sprüchwort der sinnreiche Transitus wird seyn sollen, wie er auf seinen Heiligen kommen will: denn die Tage in der Woche sehen uns alle nicht darnach aus. Petrus steht ihm zu einem solchen Gespan schon nicht an: weil er es nur mit dem

Nun kennen wir zwar die grosse Leutseeligkeit und Gelindigkeit Eurer Hochwürdigen Magnificenz nur gar zu wohl; die dann einem so grossen Gottesgelehrten vor allen Dingen als eine Haupttugend billig eigen seyn muß. Wir lassen uns auch dieselbe an unserm würdigen Oberhaupte gern zum Muster dienen, und sind bereit überall, wo sie zu desto besserer Beförderung unsrer Absichten dienen kan, sie anzuwenden. Gleichwohl müssen wir es gestehen, daß in diesen Beyträgen, unter so vielen sanftmüthigen Beurtheilungen unsrer Deutschen Scribenten, auch einige etwas schärfere mit untergelaufen, die wir weder der ganzen Gesellschaft zur Last legen, noch Eurer Hochwürdigen Magnificenz zu verantworten aufbürden können.

Allein, wie gute Aerzte nicht allezeit die gelindesten Wege in ihren Curen gehen, sondern auch zuweilen mit Feuer und Eisen dem Uebel steu-

dem Munde war. Es wird dem ehrlichen Pater bange, der göttliche Erlöser werde seinen Freytag allein zubringen müssen. Allein siehe da! er erblicket seinen lieben heiligen Cajetan, und wir die Erfüllung unserer Ahndung. Da er sie nun also durch die überschwengliche Kunst seiner Beredsamkeit so wunderlich zusammen gebracht hat, daß Cajetanus dem Heilande seinen Freytag überstehen hilft (welch ein unverschämter Gedanken!) so bleibt es noch einmal bey dem Thema seines Titels, nämlich: Der die Wochen seines Lebens in einem Freytag, wie Christus, mit Creutzziehung, zubringende, wie Christus gecreutzigte heilige Cajetanus. Diesen flehet er so an:

„Zu dir wende ich mich, O Glori der Erden!
„O Phoenix der Welt! O vollkommister Gespan
„Christi! Heiliger Cajetane! mit dem demüthigen
„Anflehen, daß durch deine mächtige Vorbitt, die
„Gemüther meiner Zuhörer erleuchtet werden, damit
„sie von dir lernen, die Wochen ihres Lebens zu Nu-
„tzen ihrer Seelen zubringen. . . . .

Die Erfindung der Wochentage ist dem Pater Steeger viel zu sauer geworden, daß er sie sobald sollte fahren lassen: und also finden wir auch hier, wo wir nunmehr die Worte, Erster Theil vermuthen, einen schönen guten **Montag**, Dies Lunæ, mit großen Buchstaben gedrucket. Wir wissen also was wir zu gewarten haben, und vor dem Freytage wird diese oratorische Witterung kein Ende haben. Unter dieser Ueberschrift nun, ver-

„sichert

„sichert uns der Redner, daß der h. Cajetanus,
„eben als ein wahrer Gespan des leydenden Erlö-
„sers, das Welt-Liecht nicht eher wollen anschauen,
„als bis sich seine Mutter aus ihren Prächtigkeiten,
„in einen Stall hat tragen lassen, welches genugsa-
„mes Anzeigen gabe, daß er an dem Montage sei-
„ner Geburt das Creutz der Armuth und Verlassen-
„heit zu tragen bereit seye. . . . Wir wissen, daß
„der kleine Moyses von Mütterlicher Hand hinweg
„in ein Bintzen Körblein eingeschränket, denen to-
„benden Wasser-Flutten anvertrauet worden. Also
„und nit anders machte es die Mutter unsers Caje-
„tani.„ Wer sollte nun nicht denken, das Kind schwimme im Wasser, und mit dem armen Jungen Mitleiden haben? Allein Geduld! er liegt ganz trocken, und des Redners große Verschlagenheit allein ist Schuld an dieser Wasserfluth. Es heißt: „Sie legte ihn in das Meer der Armseeligkeiten, „und sagete, Gott solle mit ihme machen was ihm „gefalle, er solle ihn in der Welt veracht oder glor-„reich machen. Da ligt nun das arme Kind!„ Der Redner wird ganz weichherzig bey diesem trockenen Gewässer, und rufft kläglich aus: „O un-„schuldig erarmter Cajetane! so lageſt du denn da-„mahlen schon wircklich in denen Flutten der Ar-„muth? So ware denn der erste Tag deiner Ge-„burt schon ein schmerzhafter Freytag? . . . Das „ist aber noch nit Prob genug: unser kleiner annoch „zu reden unwissender Knab Cajetanus, wollte „selbsten mit eigenen Worten bekennen, daß er seye „gleich in dem Monat seiner Geburt, ein Christo

„in dem Creutzziehen gantz gleicher Gespan; dahero „sein erstes Wort, Jesus ware. . . . Es floge „der Heil. Geist in Gestalt eines schneeweissen Vö„gelein, zu dem allerzartisten Creutz-Zieher, mit „diser annehmlichen Stimm: Pax tecum Cajetane! „Was kunnten wir anjetzund klärere Zeugnus ver„langen, daß der kleine Cajetanus, auch in dem „Montag seiner Geburt schon gewesen seye, ein Ge„span Christi?„

Nunmehr kömmt der kriegerische Dienstag. O! hier findet der Redner, nicht einen, sondern viele Herodes, die dem Cajetan nachgestellet haben. Die ärgsten sind die Ketzer, mit denen er schon am Dienstag seiner Knabenschafft angebunden haben soll, so sich der Redner nicht besinnen kann, noch von einem Heiligen gehöret oder gelesen zu haben. Was gehöret aber, fraget unser Pater, auf die Nachstellung Herodis? und antwortet: Die Zäher-würdige Flucht Christi. Cajetanus flüchtete nämlich aus dem Hause seines hochbegüterten Herrn Vaters (der Redner findet nicht für gut, weder zu sagen, wer dieser gewesen, noch warum der Sohn sein Haus verlassen) gieng nach Rom, vertheilete unterwegens alles was er bey sich hatte, unter die Armen, und gerieth darüber in die äußerste Dürftigkeit. Als er nun vor Hunger sterben wollen, hat sich die J. Maria seiner erbarmet, und ihm ein Speiß zugeschicket. Aus dieser Legende nun, und noch einer andern, nach welcher sich das Jesuskind selbst, oft aus seiner Mutter Schooß gerissen, und in Cajetans Arme geworfen

haben

haben soll, glaubet der Redner von neuem erwiesen zu haben, daß sein Heiliger ein wahrer Creutzes-Gespann Jesu sey.

Nun folget Dies Mercurii, das ist verdollmetschet, der geschlipffrige Mittwoch. „Wer da „wissen will, heißt es, ob Cajetan auch an dem „Mittwoch seiner best blühenden Jugend mit „Christo das Creutz der Verfolgung getragen, der „muß sich in das Hauß Simeonis verfügen, wo „Christus seine Einkehr genommen; da werden wir „auch Cajetanum finden (wer sollte das vermuthen? „aber es ist nicht anders) denn wo Christus ist, dort „ist auch Cajetanus. (Es stecket aber wieder eine „List dahinter, wie beym Moses im Wasser). Unter dem Hauß Simeonis des Außätzigen, verstehe „ich die Arme, nichts als Elend und Schmerzen-„wissende Spithäler und Lazareth-Häuser; da können wir sehen, wie er den Krancken beygesprungen. . . . Was erbärmliche Wort vor ermeldte „Kranke, der selbst vor Durst, und Hunger gantz „ausgefaffte Mund zu dem Himmel abgeordert, „biß ihm die Heil. Engel selbsten, Geld, Brodt, „und Speisen dargereichet.„ Wer zweifelt noch daß Cajetanus in der Engelwelt schon ein Wort zu sagen gehabt habe? Der P. Steeger ist auch erböthig zu zeigen, „wie er auch vile an der Seelen „ärmist erkranckte Schäflein curirt habe; saget aber voraus, wer das wissen will, „der habe weit „zu gehen: denn, sie müssen durch Rom, Venedig, Neapel, Verona, und dergleichen Orthen, wann sie alle schon vor verlohren-gehaltene

„Seelen, so er denen teuffelischen Klauen entrissen, „und zu dem Himmel geführet, sehen, und das Eng„lische Concert der danckſagenden Seelen: Salus, „honor & gloria in ſæcula, bewunderend anhören „wollen.„

Nunmehro ſtreichelt der Pater Redner ſich den Bart, und ſpricht ſchmunzend: „Jetzt aber, ganz „ermüdeter, Zäher-flüſſender Cajetane! wahrhaff„ter Geſpann Chriſti! jetzt bin ich in etwas vorwi„tzig, um den erfolgten Lohn, um den Danck, wel„chen dir das Volk ertheilet. Daß weis ich, daß „der Egyptiſche Joſeph wegen der Entdeckung be„vorſtehenden Unglücks, von dem Könige gethronet „worden. Daß weiß ich, daß der kleine Hirten„Knab David, mit tauſend Jubel-Geſchrey und „Freuden umbarmet worden, weiln er den Fleiſch„Thurn Goliath aus dem Weeg räumete; daß „weiß ich auch, daß der treue Vatter Tobias vor „Freuden nit gewußt, was er dem Begleiter ſeines „Sohnes vor einen Lohn geben ſollte; Was haſt „dann du vor Lohn bekommen, Cajetane? Die „Antwort iſt ſchon da: eben den Lohn als Chriſtus. „Haß, Neid und Verfolgung.

Unter andern iſt der h. Cajetanus einmal in einen finſtern Kerker geworfen, nachmals von denen ihn verfolgenden Soldaten auf das unbarmherzigſte wieder herausgeſchleppet, an den empfindlichſten Orten ſeines Leibes aufgehenket und erbärmlich gegeißlet worden. Hier nun wird unſerm Redner gewaltig angſt, daß es mit der Geſpannſchaft ein Ende haben werde. Er ſchreyet um Hülfe, und ſtel-

let

let ſich ganz ungebardig. Wir wollen ihn ſelbſt hören: „Jeſu! wann du anjetzo ordneſt, daß Cajetanus dein fernerer Geſpan des Leydens verbleibe; „wann du begehreſt, daß er mit dir das Creutz biß „zu dem Ort deiner Creutzigung unabänderlich ziehe: ſo muſt du ihme ein wenig Labung reichen. „Oder wenigiſt du Maria! denn auch Cajetanus „iſt dein in dem Creutzziehen Chriſto gantz gleicher „Sohn. Du wirſt dich ja ſeiner erbarmen? Du „wirſt ihme ja bey diſer teuffeliſchen Folter nit ausgeiſtern laſſen? Er hat es ja verdienet, und iſt „bereit, noch länger das Creutz zu ſchleppen. Ostende te eſſe Matrem! ſo zeige dan eine Mutter gegen diſem deinen lieben Sohn zu ſeyn! „

Wir gehen weiter, und finden, Diem Jovis, den verwelchlichen grünen Donnerſtag. An dieſem nun hat Cajetanus das Kreuz getragen, eben wie Chriſtus, ſaget unſer Redner; findt aber nicht für gut ſich zu erklären, ob es nach dem Buchſtaben, oder wiederum durch einen ſeiner Rhetorick gewöhnlichen Taſchenſpielerſtreich, nur metaphoriſch zu verſtehen ſey. Daher er es uns nicht übel nehmen wird, daß wir, die wir ihn ſchon kennen, ihm nicht trauen, und alſo bey ſeinem ängſtlichen Gewinſel kaum das Lachen verbeißen können. Aus wie vielerley Holz aber, das Kreuz Chriſti und Cajetans beſtanden, und warum, das iſt hier ſehr ſchön zu leſen, wie folget; „Es ware zuſamben geſetzt, aus Cedern, aus Cypreſſen, und Palm„Baum, der Ceder iſt, nach Zeugnus Corneli à Lapidis, roth wie ein Feur, und iſt ein Sinnbild

„der Lieb: Cedrus rubet inſtar ignis, & eſt ſym-
„bolum charitatis. Von dem Cypreß- und Palm-
„Baum ſchreibet Albertus Magnus, daß diſer von
„keinem Wind verwirret, die Beſtändigkeit in Trüb-
„ſaal, jener aber, (verſtehe den Palmen-Baum) ein
„Zeichen oder Sinbild der Victorie, u. des Siges ſeye!
„Das iſt die Sach. Jetzt, heiliger Cajetane! weiß ich,
„warumen du nit unter diſem ſo ſchweren Creutz-
„laſt ligeſt! der Ceder iſt ein leichtes Holtz, nemblich
„die Lieb, wie das Afrikaniſche Kirchen-Liecht (dieß
wird vermuthlich der heilige Auguſtin ſeyn ſollen)
„redet: amor difficultatem non novit. Das an-
„derte Holtz ware Cypreß, nemblichen die Stand-
„haffrigkeit. Cajetanus ließ gantz gemuth mit
„Paulo zum öfteren die Wort hören: Was ſolt
„mich wol abhalten von meinem Creutz-ziehen mit
„Chriſto? Etwa die Verfolgung? Da bin ich wie
„ein hangende Ampl, welche, wan ſie auch hin
„und wieder geſtoſſen, doch allzeit zu ihrem Cen-
„trum oder Mittel-Puncten, alſo auch ich zu Je-
„ſum abzwecke. Vieleicht die Blöſe und äuſeriſte
„Armut? das ſind Steinlein, welche ſchwache Na-
„buchodonoſoriſche Statuen zu trümern vermögen,
„mit einen Geſpan Chriſti .... So iſt auch ſo vil
„ich ſihe, der Cypreß, die Beſtändigkeit, bey
„dem harten, wegen diſem Holtz aber leichten Creutz,
„ſo traget Cajetanus.„

Nun folget Dies Veneris, ſeu Dies Paſſionis. **Der Freytag, oder der Tag des Leydens.** Der Redner fängt ſehr ſchmerzlich an auszuruffen: O entſetzliche Traur-Scen! O ſchmertzhaffter Frey-

tag!

tag! O traur-volles Werk! welches noch von keinem Heiligen, ja von niemand, als von Christo und Cajetano gehöret, worden. Er versichert, daß Cajetan, eben wie Christus gekreuziget werden: und das lassen wir dahin gestellet seyn. Daß aber alle Zeichen und Wunder, die Verfinsterung der Sonnen, Zersprengung der Felsen, Auferstehung der Todten, u. s. w. die sich bey dem Tode des Heilandes eräuget, auch bey Cajetans Kreuzigung vorgegangen seyn sollen, das ist abermal ein homiletischer Taschenspielerstreich, und der Redner kann es nicht anders, als mit weit hergezerreten Anspielungen, die zum Theil gottslästerlich sind, herumbringen; daher wir sie hier übergehen, und den Schluß vornehmen.

„Genug ist es, H. Cajetane, gehe zu deinem himm„lischen Vatter, genieſſe die himmlische und ewige „Ruhe! Gehe, gehe H. Cajetane! sihe! die Eng„len erwarten schon deiner. O nein! bleibe noch „ein wenig zuruck: es erhebet sich ein grosser Streit, „der muß zuvor ausgemacht, und geendet werden, „die Erden, als wahre Mutter Cajetani, beklaget „sich vor dem Thron deß göttl. Salomons, daß er „dem Himmel, als der andern streitenden Mutter „solle überreichet werden. Allein disem Streit „ist schon abgeholffen von dem allerweisisten Salo„mon: Dividatur, das Creutz, und das Hertz ge„höret dir, O Erden, das übrige der andern Mut„ter, nemblich dem Himmel. Sage ich dir, O „göttlicher Salomon! tausendfaltigen Danck, „daß du die Erden mit zwey, so kostbahren Theilen

„bewürdet, nemlichen mit dem Creutz, und mit „dem Hertzen Cajetani. Ich sage Danck, wegen „disen hell-schimmerenden Creutz, so noch auff heu„tigen Tag in ihren edelisten Früchten, (welche auch „noch halb-verfaulte Fürsten, und Kayser mit ihrer „Kunst-vollen Feder der gantzen Welt glorwürdig „lebend machen) wunderlich lichteret, und pranget. ... „Wir werden ja nit von einander gehen, ohne daß „wir mit einer inbrünstigen Bitt, bey disem eröff„neten Hertzen einlangen? Wan sie es mir überlas„sen, A A! so bitte ich im Namen des gantzen Lan„des, um nit anders, bey disem eröffneten, Gnad„fliessenden Hertzen Cajetani zu erlangen, als was „Longinus bey der eröffneten Seite Christi erhalten, „welcher durch dises Wasser sehend worden. „Das ist meine einzige und höchst-bedürftige Bitt: „Domine, ut videam! Herr! das ich sehe! „Amen!

Wir wollen doch auch einen wohlgemeynten Seufzer für den bethenden Redner thun, und wünschen, daß er noch vor seinem Ende einsehen lerne: Scribendi recte sapere est & principium & fons.

IV.

Nachricht von einem neuen Heldengedichte, auf den ältesten Herrmann der celtischen Völker; dessen Herr von Leibnitz in der Theodicee gedenkt.

Der Herr Bar. von Schönäich bekömmt einen Nacheiferer. Ein älterer Hermann, als den er besungen hat, ist zum Helden einer

einer neuen Epopee erwählet werden. Der Dichter sowohl, als die Einrichtung seines Gedichtes ist uns noch unbekannt; doch hat es jenem gefallen, uns sein Vorhaben, und eine Probe von seiner Arbeit bekannt zu machen. Wir wollen auf sein Begehren, unsern Lesern eine Nachricht davon geben.

Er entdecket uns zuförderst seine Liebe zu den Alten, sonderlich ihren Heldengedichten; gesteht aber auch, daß er sich in deren Versart, nämlich in die heroischen Hexameter verliebet, auch daher gewünschet habe, dieselben im Deutschen nachmachen zu können. Darinn nun hätte ihn die gottschedische kritische Dichtkunst * bestärket; und er hätte sich bisweilen in seinen Nebenstunden darinn geübet; bis er im Stande wäre, sich durch etwas tüchtiges der Welt zu weisen.

Nun giebt ers uns zu bedenken, wie ihm zu muthe gewesen, als er den sogenannten Messias zu sehen bekommen „der in Zeilen geschrieben war, die „so etwas gleich sehen sollten, das wie ein Hexame„ter herauskäme. Ungeachtet nun die Ungereimtheit „dieser heiligen Abentheuer, die mit Sprachschnitzern „ausstaffirte Schreibart, nebst den elenden Versen, „ihm genugsam gewiesen, daß dieser derjenige nicht „sey, der die Hexameter bey den Deutschen, deren „Geschmack schon gar zu gereiniget wäre, einführen

* Wir merken dieses mit Bedacht an, ob wir vielleicht dadurch die Zürcherschule von der Sucht, solche Verse zu machen, abschrecken könnten. Sie werden sich doch schämen, einen Vorschlag auszuführen, den ein ihnen so verhaßter Mann auf die Bahn gebracht hat. Dieß Jahr ist der Wurmsaamen in den Alpen sehr gut gediehen.

ren müssen: So muß auch ein tiefgewurzeltes Uebel in der Schreibart, Poesie und Beredsamkeit, oftmals durch eine satirische Lauge angegriffen, und dadurch auf das nachdrücklichste ausgerottet werden. Eure Hochwürdige Magnificenz wissen sehr wohl was durch den so berühmten Boileau, seinem Vaterlande auf diese Art vor Dienste geleistet worden: Und wie sehr wäre es zu wünschen, daß schon unsre Vorfahren uns dergestalt aufgeräumet hätten! Es wird also verhoffentlich Eurer Magnificenz so gar unverantwortlich nicht dünken, wenn auch in diesem Bande einige, ob wohl wenige Artikel sich dieser Methode in Verbesserung des Geschmackes bedienet haben.

Übrigens hoffen wir, diese unsre Arbeit noch ferner fortzusetzen, sonderlich wenn Eure Hochwürdige Magnificenz uns durch Dero Beyfall in einem oder dem andern Stücke noch ferner dazu aufmuntern sollten. Hätten

„würde: so hätte er doch seinen Vorsatz nicht fahren „lassen, sondern sich selbst eine Fabel zum Hel„dengedichte ausgesuchet, welches nach Aristotels „Regeln eingerichtet wäre. Weil wir aber seit der „Zeit mit einer Menge holprichter und kauderwäl„scher Oden, und Hexameter auch christlichen Hel„dengedichten, (Risum teneatis!) voller Seraphen „und Teufel, Myriaden, und Aeonen, beinge„suchet worden, von denen es sehr zweifelhaft wäre, „ob man über sie lachen oder weinen sollte: so habe „er sein Vorhaben fast ganz und gar fahren lassen.

Wir können nicht umhin, ein schönes Recept hier einfließen zu lassen, welches unser Correspondent, nach swiftischer Art, unsern jungen Knaben, wie er schreibt, welchen es jücket Homere zu werden, recht liebreich vorgeschrieben hat. Es heißt so:

Recipe.

„Nimm drey Blätter aus Jacob Böhms Au„rora, zehn Seraphen, vier Patriarchen, Him„mel, Hölle, Hydern, Amphisbänen, Phantomen, „und von allen vier Elementen quantum satis! „Mische es wohl durch einander, und laß es stehen, „bis sich ein brauner Satz, zu Boden senkt; die „Seraphen und Sphären aber oben schwimmen: „so hast du eine Epopee nach dem neuesten Ge„schmacke.„

Kurz zu sagen, es fieng unserm Herrn Correspondenten so sehr vor diesen Hexametern an zu ekeln: daß er ihnen eine Zeitlang gram ward. Allein Hermann weckte ihn wieder auf, und er freute sich,

daß

daß Deutschland endlich ein Heldengedicht nach dem Geschmacke der Alten erhalten hätte; ja er konnte eine Zeitlang nichts anders, als denselben lesen. Darüber erwachte nun sein alter Dichtergeist: nur stund er wieder an, ob er in Hexametern schreiben dörfte: da diese gleich auf dem Titel eines neuen Gedichtes einen Abscheu vor demselben erwecken. Weil indessen der Misbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebt; und es doch schön wäre, wenn man den Verderbern des Geschmackes, auch in ihrer Versart etwas Gutes vorwerfen könnte: so wäre seine väterliche Liebe gegen ein schon angefangenes Gedicht wieder erwachet; und selbiges wäre nunmehr beynahe völlig zu Stande gebracht.

Sein Held sey der erste Herman, oder Irmin, der alten Celten, und sein Feldzug wider den persischen König Ormisdas. Die erste Idee davon hätte er aus dem 138 §. der Leibnitzischen Theodicee gefasset; und von diesem Gedichte schicket er uns folgende Probe. Es ist ein Lobgesang der persischen Weisen, an die Sonne, der bey einer feyerlichen Gelegenheit abgesungen wird. Und von diesem Stücke derselben begehret der Herr Verfasser unser öffentliches Urtheil: weil er es für bedenklich gehalten uns seinen Namen und Aufenthalt zu melden. Wir wollen erst die Probe mittheilen:

Fragment.

Dich, o göttliche Sonne, soll unser Lobgesang singen,
Seele der Welten, du Mutter der Schönheit, und
selber das Schönste

Aller

Aller ſichtbaren Dinge, von dir ertönen die Harfen
Unter das Liſpeln des Zephyrs, der über die Fluren hin ſchwebet
In den Geſang der Natur. Du biſt des Liedes auch würdig,
Fürſtinn des Himmels! Du ruhſt in majeſtätiſcher Stille
Auf dem ätheriſchen goldenen Thron, in der Mitte der Welten.
Vor dir neigt ſich des Morgenſterns Hoheit; er eilet mit Eifer
Dich der Erde zu melden, gleich einem himmliſchen Jüngling,
Den der oberſte Gott zu einem Weiſen herabſchickt.
Als du beym Schöpfer vorbey zum neuen Sitze geſtiegen,
Sahn dir verwundernd die himmliſchen nach, die Sphären erbleichten
Da du vorbeyzogſt, mit jungen goldlockichten Tagen umgeben,
Und mit der ſchimmernden Kron von Gottes Händen gekrönet,
Vieler Welten Beherrſcher zu ſeyn, ein Verweſer des Mithra.
Ja du biſt ſchön und herrlich! von dir, o Quelle der Schönheit
Nehmen wir Farben und Licht; Du giebſt dem Auge das Sehen.
Ohne dich würde die ewige Nacht, die Schweſter des Todes
Auf der verödeten Flur in ſtummer Traurigkeit ſchmachten.

Aber

Aber du giebst uns das Leben; in deinen Schimmer gekleidet
Reizt die schöne Natur unsterbliche Geister zur Liebe,
Reizt das Auge des Mithra. Du lächelst ambrosische Blumen
Auf die Fluren herab, und fassest die Hügel in Büsche.
Durch dich grünen die Haine der Dichter, du färbest die Rose,
Krönest Susa mit ihnen. Du kleidest den Himmel
In den lazurnen Mantel; du färbst die Wange der Unschuld,
Und entzückst mit dem Lächeln der Freude. Der Liebenden Loblied
Sollte dich immerdar preisen, du Freundinn der seligen Liebe.
Denn du lockest am blühenden Morgen, den zärtlichen Jüngling
Deine Ankunft zu sehn. Da findt er im Rosengebüsche
Eine Tochter der Liebe. Dein morgenröthliches Antlitz
Strait um den Lilienhals, und die weißen Arme des Mädchens
Frische Anmuth, den Rosen im Thau, dem Morgenglanz ähnlich
Färbt ihr Antlitz, die Munterkeit regt die zierlichen Glieder.
Also zeigst du sie ihm in ihrer sittsamen Schönheit
Einer Unsterblichen gleich. Er säumt in süßer Erstaunung
Gegen ihr über, und sichet nicht mehr den kommenden Morgen.
Sieht nur das Mägdchen ꝛc.

So

So ſehr wir nun die Gelehrſamkeit, den patriotiſchen Trieb, und die edlen Geſinnungen des Hn. Verfaſſers, ſowohl im Briefe, als in dieſer Probe hochſchätzen: ſo aufrichtig wollen wir ihm unſer Ariſtarchiſches Amt verwalten. Wir glauben nämlich, eine gute Geſinnung ſey der andern werth; und die Redlichkeit müſſe einen Kunſtrichter auch gegen ſeine Freunde nicht verlaſſen. Was that aber Ariſtarch? Man leſe es in Horazens Dichtkunſt:

Vir bonus et prudens verſus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverſo calamo ſignum; ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget;
Arguet ambigue dictum, mutanda notabit;
Fiet *Ariſtarchus!* nec dicet: cur ego amicum
Offendam in nugis? *hæ nugæ ſeria ducent*
In mala, deriſum ſemel excepturaque ſinißre.

Steht uns nun der Herr Verfaſſer dieſes Recht zu, wie es denn ſcheint: ſo wollen wir ihm ohne falſch geſtehen: daß die Wahl ſeines Helden uns nicht übel gefällt. Wird er dabey die Wahrſcheinlichkeit alter Zeiten ſowohl beobachten, daß auch Kenner des Alterthums ſo wenig, als am Virgil darinn zu erinnern finden; wird er die Einheit der Handlung, und den Umfang der Zeit, nach Ariſtoteles, oder des Boſſu Regeln in acht nehmen: ſo kann allerdings ſein Gedicht ein treffliches Stück werden.

Die Heraméter anlangend, ſo haben wir uns lange erkläret, daß wir keine Feinde derſelben ſind; ſondern ſie ſehr wohl leiden können, wenn derjenige,

ſo

so sie machet, Ohren am Kopfe hat, ein fließendes und wohlklingendes Sylbenmaaß hineinzubringen; gute Abschnitte und Ausgänge machen kann, u. d. m. Wir gestehen auch, daß der Herr Verfasser uns darinn mehr eine Gnüge gethan, als die meisten bisherigen Hexameterschmiede: denn alle haben wir nicht gelesen. Gleichwohl können wir nicht läugnen, daß er uns noch keine völlige Gnüge thut. Der erste Vers z. E. hat keinen gehörigen Abschnitt; der entweder im zweyten, oder dritten, oder vierten Fuße, bey einer langen Sylbe hätte stehen müssen. Der zweyte hat eben den Fehler und obgleich der dritte, bey dir, formaliter einen hat; so hat er ihn doch materialiter, d. i. dem Sinne nach, nicht; weil bey dem Dir der Leser nicht still halten kann. Der vierte ist auch ohne Abschnitt: Der fünfte ist gut; der sechste und siebente auch, aber der achte ist desto schlechter, u. s. w.

Die Ausgänge sind alle ziemlich gut und wohlklingend; nur endet sich der Verstand zu selten mit dem vollen Verse.

Die Quantität der Sylben ist zwar der guten Aussprache nach, so ziemlich beobachtet: allein überall nicht. Z. E. Das Du ist in der fünften Zeile lang, in der sechsten kurz. Im ist in der sechsten lang, in der siebenten kurz. Geht das an? u. d. m. Das e am Ende der Wörter ist allemal kurz: aber gegen das Ende der Probe ist es in eine und frische, lang gebrauchet; welches durchaus nicht klingt. Frische Anmuth, hat dazu einen Zusammenlauf der Selbstlauter, der dem Ohre verdrüßlich

drüßlich fällt. Ihr und Die, ſind lang gebrauchet, da doch dieſes dicht dabey auch kurz vorkömt, wo man ſie beſſer kurz gebrauchet hätte; etwa ſo:

Färbet ihr Antlitz, die Munterkeit reget
die zierlichen Glieder,

Wo denn auch dieſe beyden richtigen Zeitwörter ihre ordentliche Bildung behalten hätten: wiewohl dem Verſe auch ſo die Cäſur noch fehlet.

Allein das wichtigſte, was wir zu erinnern haben, betrifft die Schreibart. Uns dünkt immer, der Herr Verfaſſer hat den Meßias zu fleißig geleſen, und iſt ihm ſo feind nicht, als er ſich ſtellet. Wir ſehen hier nämlich eine Menge ſeiner unächten Goldflittern, oder ſchwülſtigen Meteoren, wie ſie Werenfels nennet. Dahin rechnen wir, des Zephirs hinſchweben, und den ätheriſchen Thron: wer kann ſich doch bey einem in Bewegung ſtehenden Dinge einen Sitz, Stuhl, oder Thron vorſtellen? Und was heißt beym Schöpfer vorbey, zum neuen Sitze ſteigen? Ein Nonſenſe, oder Galimatias. Die Sphären erbleichten, iſt nichts beſſers. Denn was denket man dabey? die goldlockigten Tage, ſind ein wahres Sideroxylon. Daß die ewige Nacht, ohne die Sonne, ſchmachten würde, ſehen wir gar nicht. Sie würde ſich vielmehr recht wohlauf befinden, wie ſichs für eine ewige Nacht gehöret. Die ambroſiſchen Blumen, die NB. herabgelächelt werden, ſind recht meßianiſche Meteoren. Der laſurne Mantel des Himmels ebenfalls; und das morgenröthliche Antlitz, nichts minder.

Das

Das Mägdchen hingegen gehöret, ungeachtet ſeines Liljenhalſes, und ſeiner weißen Arme, dennoch ins Bathos des D. Swifts: zumal da es zweymal verkömmt. Ein anders wäre es, wenn die Schönen ihre Stelle vertreten hätten; wiewohl doch die ganze verliebte Beſchreibung im Lobgeſange ſchlecht angebracht iſt.

Alles dieſes erinnern wir, in den beſten Abſichten von der Welt; wünſchen auch, daß der Herr Verfaſſer es nur eben ſo wohl aufnehme: weil wir nichts thun, als was Quintilius Varius in Rom gethan.

Quintilio ſi quid recitares: Corrige ſodes,
Hoc, ajebat, & hoc! Melius te poſſe negares,
Bis terque expertum fruſtra: delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere verſus.
Si defendere delictum, quam vertere malles;
Nullum ultra verbum aut operam inſumebat inanem,
Quin ſine rivali teque & tua ſolus amares.

Doch wir haben das Vertrauen zu dem Herrn Verfaſſer, daß er lieber Horazens Rathe folgen werde: *Epiſt. 2. L. II.*

At, qui legitimum cupiet feciſſe poema
Cum tabulis animum cenſoris ſumet honeſti:
Audebit, quæcumque parum ſplendoris habebunt,
Et ſine pondere erunt, & honore indigna ferentur;
Verba movere loco, quamvis invita recedant,
Et verſentur adhuc intra penetralia Veſtæ.

V.

Herbſtgedanken.

Es rauſcht mit brauſendem Gefieder
Der Nord bereits durch Feld und Wald.
Der Bäume Schmuck fällt gelb darnieder,
Und alles ändert die Geſtalt.
Der grünen Büſche dunkle Schatten,
Die ſonſt kein Sonnenſtral durchbricht;
Wo zwey Verliebte Ruhe hatten,
Durchſtreicht der Nord, und macht ſie licht.

Hier ſinkt in traurigen Gedanken,
Mein Herz mit Furcht und Schwachheit hin.
Die Menſchlichkeit fühlt ihre Schranken:
Auch ich weis, daß ich ſterblich bin.
Wie jetzt das Laub zur Erde ſinket:
So fällt mein Körper in die Gruft,
Wann einſt der Herr des Todes winket,
Und mich in jene Welten ruft.

O Stunde! die die Starken ſcheuen,
Die nur auf die Vernunft gebaut.
Den Chriſten nur kannſt du erfreuen,
Dem nie vorm letzten Stoße graut.
O Stand! wo in den Finſterniſſen
Den Leib der Würmer Heer zerſtückt;
Und wo der Geiſt in dem Gewiſſen
Ein ewig Wohl und Weh erblickt.

Jedoch du lehrſt, daß unſre Tage
Für unſern Geiſt zu flüchtig ſind;
Und daß man nach erlittner Plage
Dereinſt den Ort der Freude findt.
Du mußt uns in Gedanken ſchweben,
Und immer vor den Augen ſeyn:
So richten wir ein kurzes Leben,
Zwar angenehm; doch weislich, ein.

Der Himmel gönnt uns bey dem Leide,
Das Thoren, und auch Weiſe drückt,
Sehr gütig den Genuß der Freude,
Die beyde, doch nicht gleich, erquickt.
O möchten wir nur klüglich wählen!
Wir ſehn ſo manchen Gegenſtand,
Bey dem, wenn Wahn und Irrthum fehlen,
Ein Thor den Grund zur Reue fand.

Der Morgen kömmt! zum Vogelheerde!
Hier iſt das Bildniß unſrer Welt,
Die mit verrätheriſcher Gebärde
Uns Schleifen, Leim, und Netze ſtellt.
Der Lock läßt ſich im Schlagen hören,
Der Freyheit und Geſicht verlohr.
Doch ſucht er andre zu bethören;
Thut dieſes nicht ein jeder Thor?

Der Vogel bäumt, und ſieht die Trauben,
Und fleugt, und wird im Fliegen blind.
Auch wir vermögen nicht zu glauben:
Daß Welt und Luſt uns ſchädlich ſind.

ten wir aber denſelben nicht völlig verdienet: So erbieten wir uns auch Dero gründliches Urtheil davon künftig zu unſerer Regel anzunehmen, und dadurch noch mehr zu zeigen, mit was für einer wahrhaftigen Hochachtung wir allezeit ſeyn werden

Eurer Hochw. Magnificenz,

Unſers Hochgeſchätzten Gönners,

Leipzig den 28 April
1733.

gehorſamſte und ergebenſte Diener

Die Verfaſſer.

Umſchlagen uns einmal die Reve;
Erdrückt uns Kummer und Verdruß:
Dann lernen wir: daß man die Schätze
Zwar ſehn; doch nicht begehren muß.

Vergönne mir, du Herr der Zeiten!
Ein dir ergebenes Gemüth,
Das auf das Meer der Ewigkeiten,
Und auch für ſich auf beute ſieht.
Der Frühling meiner ſchnellen Tage,
Strich leider! unter Noth vervey.
Gib, bey des Sommers Laſt und Plage,
Daß ich der Welt noch nützlich ſey.

So wird die Hoffnung nicht zunichte,
Die an des Herbſtes Früchte denkt.
Durch dich bekleiden dieſe Früchte,
Wenn mich dein Rath mit Ruh beſchenkt.
Ich flehe nicht um Geld und Ehre,
Dich, weiſe Vorſicht! ſtrafbar an.
Nein! Agur gab mir längſt die Lehre,
Daß beydes Menſchen ſchaden kann.

Ein Freund ſey mir, zu meinem Glücke
Ein Anlaß zum vergnügten Tag',
Ein Gönner, der der Fügung Tücke
Durch ſeinen Vorſpruch beſſern mag.
Der Wunſch iſt klein; ich bin zufrieden,
Wenn ihn dein Wink nur einſt erfüllt.
Die Thorheit hab ich ſtets vermieden,
Der nur der Tod die Wünſche ſtillt.

Reichel.

VI.

Michaels Herrn von Montagne Versuche, nebst des Verfassers Leben nach der neulichen Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzet. I. und II. Theil. Leipzig bey Fr. Lankischens Erben 1754 in groß 8.

Unter den französischen Weltweisen alter Zeiten, ist nebst dem la Motte le Vayer, und Gassendi, nicht leicht einer so berühmt, als Montagne. So wie jener sich zur Secte der Zweifeler, der andere aber des Epikurs bekannt hat: so ist dieser ein Eklecticus gewesen, der allerley Schriften der Alten und Neuern gelesen; aber allezeit seine Gedanken für sich behalten, und sich an keinen andern gebunden hat. Sein Vortrag der erwählten Meynungen war eben so frey, als die Meynungen selbst. Systematisch zu schreiben, und seine Gedanken sorgfältig zu verknüpfen, das war seine Sache nicht. Er war ein Edelmann, und kein akademischer Gelehrter; er band sich also an keine Ordnung der Schulen, sondern schrieb, wie man zu reden pflegt, cavalliermäßig, oder aus dem Stegreife, wie ihm eins oder das andre einfiel: ohne sich darum zu bekümmern, ob Ordnung oder Zusammenhang unter seinen Sachen seyn würde, oder nicht. Da er auch ein starkes Gedächtniß besaß, und viel gelesen hatte: so mengte er viel artige Stücke aus allerley Schriften, Zeugnisse, Erzählungen, Untersuchungen besondrer Fragen, Einfälle und An-

ſpielungen auf die Sachen der beſten Schriftſteller mit ein, die eine lebhafte Mannigfaltigkeit in ſeine Schriften brachten.

Man kann leicht denken, daß ein Buch von dieſer Art, dem flüchtigen Naturelle der Franzoſen vollkommen gemäß geweſen ſeyn wird. Dieſes haſſet alles gar zu trockene, und läßt auch die beſte Lehrart, darinn Wahrheiten aufs gründlichſte vorgetragen werden, gern gegen einen Vortrag fahren, darinn allerley vermiſchte Einfälle, auf eine muntre Art, obgleich ohne Zuſammenhang und Ordnung vorkommen. Man ſieht dieſes an dem Werke des Präſ. Monteſquiou von den Geſetzen; welcher ein leibhafter Nachfolger des Montagne iſt: nur daß ſeine Art zu denken feiner, und ſeine Schreibart neuer iſt. Unſer Montagne gefiel alſo ſeinen Landsleuten, und ungeachtet ſeiner altväteriſchen Sprache, ward er verſchiedene male wieder aufgeleget. Noch in dieſem Jahrhunderte hat ihn Herr Coſte, dem wir ſoviel gute Ausgaben alter franzöſiſcher Schriftſteller, z. E. des Moliere, zu danken haben, auch von dieſen Verſuchen dergleichen beſorget, die in dreyen Quartbänden ans Licht getreten.

Da man nun in Deutſchland ſeit einiger Zeit, viel eifriger iſt, die Werke der Ausländer Deutſch zu liefern, als ſelbſt was kluges zu ſchreiben: ſo iſt die Reihe endlich auch an den Montagne gekommen. Da er nun einmal überſetzet werden ſollen: ſo iſt es uns lieb, daß er in ſo gute Hände gefallen, die ihn im Verdeutſchen bisweilen verbeſſern, und manche Stelle erträglicher machen, als ſie im Grundtexte iſt. Denn man muß wiſſen, daß Montagne kein

Blatt

Blatt vors Maul nimmt; ſondern bisweilen nach Art ſeiner Zeiten, Unflätereyen rund heraus ſaget; die in zärtlichen und tugendhaften Ohren nicht allemal ſehr hübſch klingen. Vieleicht iſt auch der Beyfall, den ſeine Schriften vormals gefunden, groſſentheils dieſen frechen Gedanken und Ausdrückungen zuzuſchreiben geweſen; die vielen Leſern ſo wohl gefallen.

Die Vorreden und einige Anmerkungen, die bey dieſer deutſchen Ueberſetzung ſtehen, zeigen einen gelehrten Verfaſſer an, der noch dazu einen feinen Geſchmack hat. Die Schreibart, und der Druck nebſt dem Papiere ſind auch ſo beſchaffen, daß ſie dem Werke ſelbſt keine Schande machen: und Montagnens Kupferbild iſt nicht nur ſchön, ſondern dem franzöſiſchen auch ähnlich. Wir zweifeln alſo keinesweges, daß dieſer alte Philoſoph, mit ſeinen luſtigen Einfällen und Schwänken, und mit den groſſen Abwechſelungen ſolcher Materien, die man ſonſt ſelten, oder gar nicht abgehandelt findet, auch unſern deutſchen Leſern ſehr wohl gefallen werde.

* * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Allgemeines Magazin der Natur, Kunſt, und Wiſſenſchaften II. Theil, mit Kupfern. Leipzig in Gleditſchens Handlung 1753 in groß 8.

Wir haben von dem erſten Bande dieſes Werkes bereits Nachricht ertheilet, und fügen ihm alſo auch den zweyten bey. Wir können nicht anders ſagen, als daß auch hier

die Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Wahl, der darinn enthaltenen Stücke, die Lust der Käufer auf eine der Sammlung vortheilhafte Art unterhalten wird. Um den Lesern eine Begierde darnach zu erwecken, wollen wir, so wie damals, den ganzen Inhalt melden; weil dieß das beste Mittel ist, alles zu übersehen:

1) Ellis, von Pflanzung der Bäume. 2) Vom Ursprunge des Stempelpapiers, und gestemp. Pergaments. 3) Ellis von Anlegung der Teiche. 4) Trombelli von dem Erfinder der Magnetnadel. 5) Ellis von der Schädlichkeit der Sperlinge. 6) Briefe wider Herrn Fontenells Gespräche von mehr als einer Welt. NB. Diese sind sehr schlecht. 7) Von Erziehung der Seidenwürmer in Frankreich und allenth. wo man Maulbeerbäume hat. 8) Betrachtungen über den Zustand der Menschen in der Kindheit. 9) Monti von dem Pendulino der Bologneser, oder Remiz der Polen. 10) Schreiben das Commercienwesen des Marquis Belloni betreffend. 11) Borri ob der Eßig durch Wärme oder Kälte entsteht? 12) Erfindung das Elfenbein vollkommen weiß zu machen. 13) Nachahmung der chinesischen gemalten Spiegel. 14) Manieren in Indien, die Leinwand zu malen. 15) Arten das Glas zu zersprengen, nebst Versuchen mit den Bologneserfläschchen. 16) Von einer Art die wilden Kastanien zur Viehmast zuzubereiten. 17) Beschreibung von Grönland, und dem dasigen Wallfischfange. 18) Linnäus von den Merkwürdigkeiten an den Insecten. 19) Nachricht von des letztverstorbenen Ritters

Hans

Hans Sloane, Leben, und dem Naturaliencabinette desselben.

Wir hoffen nicht ohne Ursache, daß sonderlich die Liebhaber von der Naturwissenschaft an diesem Theile ein Belieben finden werden: nur das sechste Stück wird vermuthlich kaum einfältigen Dorfpfarren gefallen können.

VIII.

Sollte die Meynung wohl ein süßer Traum seyn, der die Welt betröge, daß ein Gott und Schöpfer aller Dinge sey? untersuchet und erörtert von Johann Heinrich Papen, Pastoren im Zellischen. Leipzig und Wolfenbüttel bey Meißnern 1753. 8

Die Welt hat sich seit hundert Jahren entsetzlich geändert. Als Cartesius damals die Lehre auf die Bahn brachte, daß man an allem zweifeln müßte, ehe man zur völligen Ueberführung gelangte: war ihm die ganze gelehrte Welt zuwider. Denn man hielt es für höchst ärgerlich und anstößig, nur einen Augenblick zu zweifeln: Ob auch ein Gott sey? Und das zwar unter lauter Gelehrten, die seine lateinischen Schriften lesen konnten. Itzo hingegen sind auch unsre sogenannten Gottesgelehrten schon so zahm, oder besser, verwegen geworden, daß sie sich kein Gewissen mehr machen, die allergewissesten Wahrheiten, als problematische Fragen aufzuwerfen; ja selbige sogar auf die Titel ihrer

Schriften, und zwar in ihrer Mutterſprache zu ſetzen, darinn ſie deſto gewiſſer dem gemeinen Manne in die Hände fallen.

Gewiß, an dem Daſeyn Gottes zu zweifeln, das iſt den allermeiſten Chriſten, Juden und Türken, ja ſelbſt den Heyden wohl noch niemals in den Sinn gekommen. Und wer kann das im Ernſte tadeln? Hier aber waget es ein Prediger der evangeliſchen Wahrheit, ſeinen Leſern ſolche Scrupel in den Kopf zu ſetzen. Es iſt wahr: er ſuchet ihnen dieſelben zu benehmen; und hat eine gute Abſicht gehabt. Allein auch zu guten Abſichten ſind nicht alle Mittel rathſam. Selbſt ein Paulus ſagte: daß er wohl alles Macht hätte; aber es fromme nicht alles. Und wie will uns der Herr Verfaſſer verſichern, daß ſein problematiſcher ſceptiſcher Titel nicht hier und da böſe Folgen, Spöttereyen und wirkliche Zweifel an der höchſten Wahrheit verurſachen werde?

Allein da ſieht man, was die Nachahmungsſucht nicht thut. Kaum hatte eine andre theologiſche Schrift, durch dergleichen Kunſtgriff des fragenden Titels, deſſen ſich ſonſt die katholiſchen Zänker zu bedienen pflegen *, ein Aufſehen gemachet: ſo finden ſich Nachfolger, die es noch ärger machen, als ihre Vorgänger. Jener fragte nur: Ob Gott auch Hochachtung verdiene? Schlimm genug! Hier aber fraget man gar: ob es auch ein ſüßer Traum ſey, einen Gott zu glauben?

O imitatores! ſervum — —

Wer

* Z. E. So hieß vormals eine Schrift: Wer hat das Kalb ins Auge geſchlagen?

Wie viel beſſer thäten doch die Herren Geiſtlichen, daß ſie ſolche Art witzig zu thun, den Freygeiſtern überließen! Und wie klug würden Conſiſtoria, Superintendenten, und theologiſche Facultäten handeln, wenn ſie ihnen dieſen Kützel vertrieben.

IX.

Probe eines ausführlichen Lobgedichtes, auf weil. Herrn Georg, Fürſten von Anhalt, einen durchl. Bekenner der evangeliſchen Wahrheit.

Herr Magiſter Pantke, ein beliebter geiſtlicher Redner, und berühmter Dichter in Schleſien *, der ſich bereits durch den verdeutſchten Neoptolem, und nachmals durch das treffliche Lobgedicht, auf den Stifter der Fruchtbringenden Geſellſchaft, Fürſt Ludewigen von Anhalt, hervorgethan; hat unlängſt noch einen andern Helden aus eben dieſem Hauſe gefunden, der demſelben, um die Zeiten der Glaubensreinigung, eben ſoviel Ehre, als jener gemachet hat. Es iſt ſolches der berühmte Fürſt Georg geweſen, der auch einer von den erſten Bekennern der Wahrheit geworden, und ſich ſelbſt durch theologiſche Schriften, als ein gelehrter Herr hervor-

* Beyläufig merken wir an, daß der Herr Magiſter, der längſt ein Mitglied der hieſigen und der königlichen deutſchen Geſellſchaft in Königsberg geweſen, auch zum Ehrengliede der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte erkläret worden; der er eine ſchöne Ode auf den Charlottenbrunn in Schleſien eingeſchicket hat.

hervorgethan hat. Da wir einen Anfang davon in die Hände bekommen: so wollen wir unsern Lesern denselben mittheilen; um ihnen zu dem ganzen Stücke zum voraus Lust zu machen.

✧ ✧ ✧

Freunde der Religion, hört mich von Georgen singen!
Möchte doch ein würdig Lob dieses Hauptes mir gelingen!
Dessen Leben, das von oben Ursprung, Leitung, Kraft empfieng,
Jetzt vor zweymal hundert Jahren noch zu früh zu Ende gieng.
Geist der Weisheit und des Raths, der Erkenntniß, und der Stärke,
Wie der Lieb und Furcht des Herrn! fördre selbst hier meine Werke!
Dein Geschäffte will ich preisen, deinen Ruhm will ich erhöhn:
Und nur unter deiner Leitung kann mir das von statten gehn.
Machte nicht dein göttlich Licht meines Fürsten Einsicht heiter?
Triebst du nicht durch dessen Glanz sein Erkenntniß immer weiter?
War es nicht allein die Wirkung deiner starken Gotteskraft,
Die Georgens Willen Freyheit, Wahl, Vermögen, Muth geschafft?
Unterstützest du ihn nicht? o wie bald wär er gefallen!
Und daher muß mehr dein Lob, als sein Ruhm, durch mich erschallen,

Klare

Klare denn, indem ich ſchreibe, des Verſtandes Einſicht auf,
Heilige des Herzens Neigung, und der Leidenſchaften Lauf,
Führe mit Gewißheit mich zum Erkenntniß aller Sachen;
Lehre mich ein wahres Bild von Georgens Tugend machen!
Haſt du ehmals Glauben, Liebe, Großmuth, Unſchuld, Redlichkeit,
Weisheit, Tugend, Klugheit, Sanftmuth, Eifer und Beſcheidenheit,
Selbſt in ihm ſo ſtark verknüpft, daß ſie nie getrennt geweſen:
O ſo laß in dieſer Schrift ihrer aller Lobſpruch leſen!
Zeit, in der George lebte, wie geſegnet warſt du doch!
Muth, Verſtand und Fleiß zerſtückte mit verbundner Kraft das Joch,
Welches aller Völker Hals ſo viel hundert Jahr umgeben:
Auch für dieſes müſſen wir, Vorſicht! deinen Ruhm erheben.
Euer Unglück, edle Länder, die der Wiſſenſchaften Lob,
Da der Abend finſter wurde, gegen Morgen lang erhob,
Euer Unglück ließ es uns zum erwünſchten Glück gelingen:
Auch in Deutſchlands ſichern Schooß den gelehrten Raub zu bringen.
Wuth und Macht der Saracenen übermannt die große Stadt,
Die von ihrem hohen Stifter den berühmten Namen hat.
Licht und Wahrheit fliehn nunmehr aus den ſonſt geliebten Mauern,
Freyheit, Weisheit, Tugend, muß ihre Flucht zugleich bedauern.

Zu dem Schröcken aller Völker ſinkt der Griechen Macht und Ruhm,
Und des wilden Barbars Dräuen trifft ſo gar das Chriſtenthum,
Deſſen reinen Glanz zuerſt jene Länder eigen hatten:
So verſchwindet Tag und Licht durch den Einbruch finſtrer Schatten!

So männlich und munter ſinget unſers Dichters ſtarke Muſe: wir verſparen aber ein mehrers, auf die Zeit, wenn ſelbiges Stück ganz im Drucke erſcheinen wird. Auf nächſte Oſtermeſſe wird ſolches im Korniſchen Verlage zu Breslau erſcheinen, und auch bey uns zu haben ſeyn. Dichter, die das Lob der Heiden aus der Nacht der Vergeſſenheit hervorziehen, ſind zwar keine ſeichte Liederſänger, die nur Wein und Liebe predigen: aber ſie erfüllen die Pflichten ihres Berufes auf eine deſto edlere Art, da ſie auch die entſchlafene Tugend noch mit ſpäten Lorbern krönen. Dieſes muß aber allen rechtſchaffenen Gemüthern angenehm ſeyn: Nili ſorte, poſtquam laudanda facere deſiimus, laudari turpe putamus; wie Plinius ſaget. Ein ſolches Lob aber, das der Gelehrſamkeit, Religion und Tugend eines Fürſten zugleich gewidmet iſt, muß billig ſehr viele Stimmen für ſich vereinigen; zumal wenn es aus der Feder eines ſo geſchickten Dichters fließt, als Herr M. Pantke iſt.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Des ſeligen Zeugen Gottes D. Mart. Luthers merkwürdige Lebensumſtände bey ſeiner medicinaliſchen Leibesconſtitution, Krankheiten ꝛc.

vom Jahre ſeiner Geburt 1483. bis aufs 1520 Jahr beſchrieben von Fr. Siegm. Keil. R. Min. Cand. 1 Th. Leipzig bey Pouillarden 1753 in 4. 12. Bogen nebſt einem ſaubern Kupfer.

Gegenwärtige Lebensbeſchreibung eines großen Mannes, iſt auch als eine hiſtoriſche Schrift angeſehen, ſo fleißig zuſammen getragen, und mit ſo glaubwürdigen Zeugniſſen verſehen, daß wir ſie nicht unangeprieſen laſſen können. Man ſieht hier aufs genaueſte das lebhafte Bild eines heroiſchen Gelehrten, deſſen außerordentliche Gemüthsgaben der Vorſehung zu einem Werkzeuge zu großen Dingen gedienet haben. Es iſt ein beſondres Vergnügen, ihm auf allen den Stufen zu folgen, die er von ſeinen armſeligen Schuljahren bis dahin erſtiegen, da er, obwohl auch noch als ein blutarmer Doctor und Profeſſor, das Schrecken Roms geworden, und der abergläubiſchen Barbarey der damaligen Kirche den Untergang gedrohet hat.

Alles dieſes hat der Herr Verfaſſer mit einer recht hiſtoriſchen Sorgfalt, aus bewährten Urkunden und Quellen geſammlet und in Ordnung gebracht: und die Fortſetzung davon läßt er uns in kurzem hoffen. Wir wünſchen nichts mehr dabey, als daß er ſich auch der Richtigkeit und Schönheit einer hiſtoriſchen Schreibart, bey dem künftigen, etwas mehr befleißigen möge; die gewiß ſeinen Erzählungen viel Anmuth ertheilen könnte. Die Ausbeſſerung des Druckes könnte künftig auch etwas fleißiger beſorget werden, als geſchehen iſt. Es iſt verdrüßlich, wenn man im Leſen durch ſolche Kleinigkeiten bisweilen aufgehalten wird; zumal da nicht alle Leſer ſich gleich zurecht helfen können.

XI.

Die Hofmeiſterinn, eine wöchentl. Sittenſchrift, bey Ge. Wilh. Pouillarden, in gr. 8.

Was wir neulich angemeldet haben, das iſt nunmehr ſeit etl. Wochen wirklich im Drucke erſchienen. Wir haben bereits ſechs Blätter davon in Händen, und haben mit Bedacht ſo lange gewartet, um von der Fähigkeit dieſer Sittenlehrerinn, zuverläßig urtheilen zu können. Wir müſſen aber allerdings geſtehen: daß ſie ihr Amt bisher mit guter Geſchicklich-

lichkeit angefangen hat. Ihre ſittliche Einſicht iſt untadelich, ihre Munterkeit angenehm, und ihre Schreibart ſo rein und regelmäßig, als ihres Vorgängers, des Hofmeiſters. Sie verſteht die neuern Sprachen, und ſcheint in franzöſiſchen u. engliſchen Sachen nicht fremde zu ſeyn. Sie hat auch Gehülfinnen; unter welchen Fabulla, eine Stadtzeitungsträgerinn, die Rolle weil. Peter Schleichers ſpielet, und allerley Neuigkeiten beurtheilet. Nur kömmt es uns vor, daß ſich dieſelbe in der Rechtſchreibung mehr hervorthut, als ihr Vorfahr. Ob ſie wirklich mehr aus der Schule gebracht, oder ob die Frau Hofmeiſterinn irgend ihre Verſehen ausbeſſert, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. Nur im Franzöſiſchen hat man ihr ihre ganze Stärke der Unwiſſenheit gelaſſen; welches ſehr luſtig zu ſehen iſt. Wir zweifeln nicht, daß dieſe Wochenſchrift viel Beyfall finden, und ſonderlich bey dem ſchönen Geſchlechte viel Nutzen ſtiften wird.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XII. Nachricht.

Bey dem Jüngern Breitkopf in Leipzig iſt in Commiſſion zu bekommen:

1) Der neue in ord. Folio in 41 Charten, von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, zum Gebrauche der Schulen, und Unterweiſung der Jugend herausgegebene **Atlas, über die ganze Welt**, für 3 Rthl. 12 Gr.

2) **Eben derſelben herausgegebene compl. See-Atlas in 14 Charten**, für 3 Rthl.

3) Der neue ſächſiſche Atlas, enthaltend die ſieben Kreiſe des Churfürſtenthums Sachſen ꝛc. die Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz, die Grafſchaft Henneberg, nebſt allen angränzenden Landen, und den Fürſtenthümern und Herrſchaften des fürſtl. Hauſes Sachſen; mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. Privilegio, völlig, nebſt der geographiſchen Beſchreibung, für 10 Rthl. 8 Gr. Ohne die Proſpecte der Städte und Häuſer von Leipzig aber für 8 Rtl. 8 Gr. Die geographiſche Beſchreibung allein für 10 Gr.

4) Neuerfundne Figuren zu Cylindriſchen und Coniſchen Spiegeln, 22 Stücke, illuminiret und auf Pappe gezogen, nebſt den Cylindriſchen und Coniſchen Spiegeln ſelbſt, für 12 Rthlr.

Erſtes

Erſtes Regiſter
derer in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Ode auf das hundertjährige Andenken des zu Nürnberg vollzogenen Weſtphäliſchen Friedens 16 u. f. S.

In Honorem Chr. Ott. Lib. Bar. de Schoenaich propter Lauream Poeticam, Oda *D. Frdm Kupitzii* 57

Nachricht von dem fernern Verlaufe des berühmten Zwiſtes, zwiſchen dem Herrn Präſidenten von Maupertuis und dem Herrn Rath Konig 85 u. f.

Ode an den Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich Auguſt, Erbprinzen und Herzog zu Sachſen, bey ſeinem Geburtsfeſte, den 23 Chriſtm. 1752. von C. O. Freyhrn. von Schönaich 99 u. f.

Theatraliſche Nachrichten aus Wien 144 - 149

Eines Ungenannten grammatiſche Anmerkung, von dem rechten Gebrauche des Wortchens So

Epitre à Sa Majeſté Imperiale, l'Imperatrice, Reine de Hongrie & de Boheme &c. Par Monſieur *** 177. 179

Verzeichniß der Geburts- und Todtenregiſter vieler anſehnlichen Städte und Landſchaften des 1752ſten Jahres 186 u. f.

Drydens Gedanken von der engliſchen und franzöſiſchen Schaubühne, aus einer Vorrede 212 u. f.

Herrn Georg Körners, Paſtors zu Borkau, bey Schneeberg im Meißniſchen, Verſuch einer Erklärung einiger Münzen aus dem römiſchen kaiſerl. Kabinette 228 u. f.

Der Winter. Ein Gedicht vom Herrn Lichtwehr 233

Gedanken über ſein Landgut vom ebendemſelben 235

Glückwünſchungsode an S. königl. Maj. in Preußen, den 5ten Merz an dieſelben überſandt, vom Herrn Gaillard, aus Görlitz in der Oberlauſitz 239 u. f.

Schreiben eines gelehrten Mannes aus Breslau an die Verfaſſer des Neueſten d. 23 Jänn. 1753 271

Erſtes Regiſter.

Erzählung 319
Sinngedichte auf der Kaiſerinn Königinn Majeſtät 320
Geſammelte Spuren von dem Namen Germanus außer Deutſchland von M. J. G. Wellern, Predigern in Zwickau 325 ff.
Das Lob der Weisheit, eine Ode 360 ff.
Ode an den Menſchen von Mich. Reineken 387 ff.
Nachricht von einer ſonderbaren Kunſtmaſchiene 393
Der Storch, eine Fabel von Herrn C. G. R.
Meiſterſtück eines katholiſchen Poeten, oder eine ſchöne Schuloper, die in einer berühmten Reichsſtadt, unweit der Donau aufgeführet worden 452 ff.
Nachricht von einem hiſtoriſchen Werke von dem Biſchofthume Breslau 475 f.
Sendſchreiben, in welchem die ausführliche Beſchaffenheit des Todes und der trauersvollen Leichbegängniß der ins Exilium verſtoßenen, und unlängſt in ewigen Frieden eingegangenen ariſtoteliſchen Philoſophie enthalten iſt 534 ff.
Heſſens großer Carl, in einem Lobgedichte am Carlstage 1753 beſungen von J. W. C. G. Caſparſon 556 ff.
Eine Fabel, der Hund und die Mücken 560
Die Augen, eine Ode vom Hn. Regierungsr. Lichtwehr 614 ff.
Die Glückſeligkeit des Landlebens. Aus dem du Bartas, dritter Tag, erſter B. V. 896. vom Frhr. von Schönaich 630
Die Wünſche, ein Gedicht 635
Die Frösche im Rohr. Eine Fabel 639
Schreiben der Klio, an die durchlauchtigſte Luiſe, regierende Herzoginn zu Sachſen Gotha 1753 d. 9 Jul. an Ihrem hohen Geburtsfeſte, abgelaſſen von G** 655 ff.
Nachricht von den neuen Schriften, die von Verbeſſerung der franzöſiſchen Muſik zu Paris ans Licht getreten ſind 657 ff.
Heſſens Kleinode, in einer Ode beſungen, von Joh. Chriſt. Gottſcheden 666 ff.
Kritiſches und hiſtoriſches Schreiben an die Frau von D** über die franzöſiſche Muſik, über die italieniſche Muſik und über die Schalksnarren auf der Schaubühne 691 ff.

Nach-

Erſtes Regiſter

Nachricht von den theatraliſchen Streitſchriften in Leipzig 715 f.

Hlaford Cyning wæs hæl! Der älteſte ſächſiſche Glückwunſch, welchen die ſächſiſche Prinzeßinn Rowe, ehedeſſen aus dieſem Sachſen, an den brittiſchen König Vortigern gebracht, und den itzo das Vaterland bey Sr. Königl. Maj. von Großbrit. höchſterfreul. Gegenwart im Herzen träget 815 ff.

Der gute Redner, eine Fabel 837 ff.

Nachricht von einem neuen Heldengedichte, auf den älteſten Hermann der celtiſchen Völker, deſſen Herr von Leibnitz in der Theodicee gedenket 920 ff.

Herbſtgedanken, ein Gedicht von Reicheln 930 ff.

Probe eines ausführlichen Lobgedichtes auf weil. Herrn Georg, Fürſten zu Anhalt, einen durchl. Bekenner der evangeliſchen Wahrheit 939 ff.

Nachricht von einigen Land- und Seecharten die bey dem jungen Herrn Breitkopf, in Leipzig, in Commiſſion zu haben ſind 944

Zweytes Regiſter
der Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Abhandlungen, anatomiſche chymiſche botaniſche der königlichen Akad. der Wiſſenſch. IVter Theil, überſetzt von W. B. A. von Steinwehr, der königlichen Akad. der Wiſſenſch. in Berlin Mitgl. 253

— — Vter Theil — 858 ff.

— phyſiſche der königlichen Akademie der Wiſſ. zu Paris, IXter Theil überſetzt von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr 580 ff.

An Act of Regulating the commencement of the Year, and for Correcting the Calender, now in uſe. 60 ff.

Zweytes Regiſter.

Addiſons Anmerkungen über verſchiedene Theile von Italien, aus dem Engliſchen überſetzt 200 ff.

Allgemeines Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſenſchaften I. Theil 552 ff.

— IIter Theil 935 f.

Arkenholz, Verſuch einer pragmatiſchen Hiſtorie von Verträgen und Tractaten eines freyen Staates mit andern benachbarten Mächten 383 ff.

Ariſtotels Dichtkunſt, ins Deutſche überſetzt mit Anmerkungen von Mich. Conr. Curtius der kön. deutſch. Geſ. zu Gött. Mitgl. 547

Arret rendu à l'Amphitheatre de l'Opera, ſur la plainte du Milieu du Parterre intervenant, dans la querelle des deux Coins 664 f.

Ausführliche Schriften der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinn unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen und Alterthümern, enthalten ſind. Mit Kupfern aus dem franzöſiſchen überſetzt von Luiſen Adelgunden Victorien Gottſchedinn I. Theil 429 ff.

— IIter Theil 827 ff.

B.

Boſſuets, Jak. Benignus, Biſchofs von Meaux, Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion fortgeſetzt von Johann Andreas Cramern, hochfürſt. Oberhofpredigern und Conſiſtorialrathe in Quedlinburg, zweyte Fortſetzung 161

C.

de Carlencas, Juvenels, Verſuch einer Geſchichte der ſchönen und andern Wiſſenſchaften, wie auch der freyen und mechaniſchen Künſte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. I. und II. Theil, mit einer Vorrede, auch einigen Verbeſſerungen und Zuſätzen Hn. Joh. Erhard Kappens, Prof. zu Leipzig 136 ff.

Cenie, oder die Großmuth im Unglücke, ein moraliſches Stück der Frau von Grafigny, und Cato, ein Trauerſpiel des Hn. Addiſons, überſetzt von Luiſen Adelgunden Victorien Gottſchedinn 295

M. S.

M. S. Claudio, P. Er. Joh. Aug. des Ordens der Carmeliter, Ord. Prediger, der von Fußſohlen an bis zur Scheitel des Haupts, ganz dörnerne Kaiſer, vorgeſtellt in einer Leich- und Trauerred : : : auf den weil. allerdurchl. Grosmächtigſten Römiſchen Kaiſer Carolum VII 840 ff.

Clement, Dav. Specimen Bibliothecæ hiſpano-majanſianæ, ſive idea novi catalogi critici operum Scriptorum Hiſpanorum, quæ habet in ſua Bibliotheca Gregorius Majanſius, Generoſus Valentinus 645 ff.

Clemm, Henr. Guil. Examen temporum mediorum ſecundum principia aſtronomica & chronologica inſtitutum 282

— Lettre ſur quelques paradoxes du Calcul analytique. addreſſée à Mr. Euler 285

— L'obſervatoire de Tubingue mis en parallele, avec celui de Berlin; relation donnée à Mr. Kies, Prof. de l'Aſtron. 286

— Theologiſche Unterſuchung der Frage: ob die h. Schrift dunkel und zweydeutig ſeyn würde, wenn die hebräiſchen Puncte kein göttl. Anſehen hätten 288

D.

Defenſe de l'Appel au Public, ou Reponſe aux lettres, concernant le Jugement de l'Academie de Berlin addreſſée à Mr. de Maupertuis par Mr. Kœnig 136

Deſpreaux, Nic. Boil. das Pult, ein heroiſches Gedicht, in ſechs Geſänge eingetheilet, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Friedr. Heinr. von Schönberg 156 ff.

Diatribe, du Docteur Akakia, Medecin du Pape, Decret de l'Inquiſition, & Rapport des Profeſſeurs de Rome, au ſujet d'un pretendu Préſident 97

E.

Eiſenhards, Joh. Friedr. kleine Schriften zweyter Band mit einer Vorrede herausgegeben von M. Rudolf Wedekind 314 ff.

Eſſai ſur la Comedie moderne, où l'on refute les nouvelles obſervations de M. Fagan, au ſujet des condemnations prononcées contre les Comediens, ſuivi d' une

une hiſtoire abregeé des Ouvrages, qui ont paru pour et contre la Comedie depuis le XVII ſiecle par M. M. L. G. D. B.

Eſſais ſur les Principes de l'harmonie, ou l'on traite de la Theorie de l'harmonie en general, des droits reſpectifs de l'harmonie et de la melodie, de la baſſe fondamentale, et de l'origine du mode mineur, avec deux Planches d'exemples en notes 463 *

F.

Falſchheit der neuen Propheten drittes und viertes Stück 593 ff.

Freytag, Fr. Gotthilf apparatus litterarius, ubi libri partim antiqui partim rari recenſentur 874 ff.

G.

Gesneri, Io Math. Caſſellani Marmoris, quo continentur Hymni in Aeſculapium Hygeam et Teleſphorum explicatio 618 ff.

Götzens, Joh. Melch. Paſt. zum h. G. und Ehrengl. der deutſch. Geſ. zu Helmſt. Gedanken uber die Ewigkeit bey dem Sarge des weil. hochwohlgeb. Hn. G. von Häſeler 638

Gottſched, Joh. Chriſtoph, Einladungsſchrift zu der feyerlichen Begehung des hohen Friedrichstages, welche den 5 März 1733 auf dem ſogenannten ſchellhaferiſchen Saale die Geſellſchaft der freyen Künſte veranſtaltet hatte, worinn von der Akademie der Arkader gehandelt wird 305 ff.

— Kern der deutſchen Sprachkunſt, aus der ausführlichen Sprachkunſt von ihm ſelbſt ins Kurze zuſammen getragen 622 f.

Guyon, Abbé, Eſſais critiques ſur l'Etabliſſement & la Translation de l'Empire d'Occident, ou d'Allemagne, avec les cauſes ſingulieres pour leſquelles les François l'ont perdu 530 ff.

H.

Hanovs, Mich. Chriſt. Prof. der Weltw. und Biblioth. am akad Gymnaſ. zu Danzig, Seltenheiten der Natur und Oekonomie, herausgegeben von Joh. Dan. Titius, der Weltw. Mag. 438 ff.

Hamburgiſche Beyträge, zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Erſtes Stück 312 ff.
Haupts, Joh. Thom. Churfürſtl. Kirch. und Schulen Inſpectors zu Templin, neue und vollſtändige Auslegung des von dem Stifter und erſten Kaiſer des chineſiſchen Reiches, Fohi, hinterlaſſenen Buches, Ye-Kim, genannt 571 ff.
Hiſtoire de l'academie roiale des Inſcriptions et belles lettres avec les Memoires de Litterature tirés des Regiſtres de cette academie depuis l'année 1741 — 1743 Tome ſeizieme 886
Hiſtoire de Polybe, nouvellement traduite du Grec, par Dom Vincent Thuillier, Benedictin avec un Commentarie, ou un Corps de ſcience Militaire, enrichi des Notes critiques et hiſtorique &c. par Mr. de Folard chevalier de l'ordre milit de S. Louis 414 ff. 877
Der Hofmeiſter, dritter Theil 943
Die Hofmeiſterinn, eine wöchentl. Sittenſchrift

J.

Jeruſalem, Joh. Friedr. Willh. zweyte Sammlung einiger Predigten vor den durchl. Herrſchaften zu Braunſchweig-lüneb. zu Wolfenbüttel gehalten 586 ff.
de l'Isle, avertiſſement aux aſtronomes ſur le paſſage de de Mercure au devant du ſoleil, qui doit arriver le 6 Maj 1753 avec une Mappe Monde, ou l'on voit les nouvelles decouvertes au Nord de la mer du ſud 375 ff.

K.

Khevenhuller, Franc. Ant. S. R. I. Comes de, Rerum Veterum Numismata anecdota aut perrara, Notis illuſtrata 345 f.
Keil Fr. Siegm. merkwürdige Lebensumſtände des ſeligen Zeugen Gottes D. Martin Luthers bey ſeiner medicinaliſchen Leibesconſtitution, Kranckheiten ꝛc. vom Jahre ſeiner Geburt 1483 bis aufs 1520 Jahr 942 f.
Kleine Prophet von Böhmiſchbroda, oder die Weißagung des

Inhalt.

I. Auszug eines Schreibens von der Glückſeeligkeit der Wortforſcher.

II. Syntaxis Præpoſitionum germanicarum.

III. Georgii Heniſchii Theſaurus linguæ & ſapientiæ germanicæ.

IV. J. G. Schelhorns Nachricht von einem geſchriebenen Werke, in altfränkiſchen deutſchen Reimen.

V. Anmerkungen über die Wörtlein daß und das.

VI. Von dem Gebrauche der zweyfachlautenden Buchſtaben.

VII. Paul Rebhuns Klag des armen Manns, und Sorgen voll ynn theurung und hungersnot.

VIII. M. Dav. Hoffmanni Diſſ. de Ottfrino.

IX. M. Franciſci Wokenii Anleitung zur deutſchen Poeſie.

X. Verzeichniß einer Gattung eigener Namen bey uns Deutſchen.

des Gabr. Joh. Nep. Franc. de Paula Waldſtorch, genannt Waldſtörchl 718

L.

L**. Dictionaire portatif des beaux arts, ou abregé de ce qui concerne l'Architecture, la Sculpture, la Peinture, la Gravure, la Poeſie & la Muſique 871 ff.

Lami, Bernh. Kunſt zu reden, aus dem Franz. überſetzet von M. J. C. M. 876.*

Landini, Or. An. Il Sepolcro d'Iſacco Newton Poema, --- all' illuſtriſſimo Sig. Conte Algarotti 277

Laurentii, Joh. Gottl. Abhandlung von den Kriegsgerichten der alten Deutſchen, beſonders in Anſehung der peinlichen Gerichtsbarkeit, von den älteſten Zeiten bis zum zehnten Jahrhunderte, mit nöthigen Anmerkungen, Beweiſen und Regiſtern 77 ff.

Lettre ſur les Bouffons 665

- Derſelbe Deutſch 691

Lettre ſur le Theatre Anglois, avec une Traduction de l'Avare, Comedie de Mr. Schadwel, & de la Femme de Campagne, Comedie de Mr. Wicherley. T. I. II. 128 ff.

Lettre de Mr. le Marquis de L. N. a Mdme. la Marquiſe A** G** ſur le Proces intenté par Mr. Moreau Mauperruis, contre Mr. Kœnig, devant l'Academie Royale de Berlin 96

Lettres d'un Academicien de Berlin, à un Academicien de Paris 93

Lettres concernant le Jugement de l'Academie à Berlin 86

Ludovici, Carl Gunth. Eroffnete Akademie der Kaufleute, oder vollſtändiges Kaufmannslexicon, woraus ſämmtliche Handlungen und Gewerbe mit allen Vortheilen, und der Art ſie zu treiben erlernt werden können, mit vielem Fleiße aus den beſten Schriftſtellern zuſammengetragen 477 ff.

M.

Le Maitre allemand ou nouvelle Grammaire allemande, methodique et raiſonnée, formée ſur le modele des meilleurs auteurs de nos jours, et principalement ſur celui de Mr. le Prof. Gotſched 525

Maſſuet, Pierre, Elemens de la Philoſophie moderne qui contienne la Pneumatique, la Metaphyſique, la Phyſique experimentale, le Syſteme du Monde ſuivant les nouvelles decouvertes 245 ff.

Markgräfliche Brandenburgiſche und andre dahin einſchlagende, bisher ungedruckte Urkunden, von Albrecht dem Bären an, bis auf die hohenzollerischen Zeiten, mit hiſtor. geneal. chronol. und topographiſchen Erläuterungen 369 ff.

Maupertuiſiana 850 ff.

Maximes adreſſées à Mdlle. de B** par une Demoiſelle de 13 ans 878

Meenens, Heinrich, kleine Schriften 506 ff.

Memoire pour ſervir à l'hiſtoire des Couplets de 1710 attribuées fauſſement à Mr. Rouſſeau 108 ff.

Merkwürdigkeiten, hiſtoriſche, der Königinn Chriſtina von Schweden, betreffend ꝛc. zweyter Theil 5 ff. *

Miſcellanea Lipſienſia nova ad incrementum Scientiarum. Vol. IX. Pars II. 238

— Pars III. 719 f.

Mich. Herrn von Montagne Verſuche, nebſt des Verfaſſers Leben nach der neulichen Ausgabe des Herrn Peter Coſte ins deutſche überſetzet I. und II. Theil 933 ff.

Müldeners, Joh. Chriſtian, königl. poln. und churſächſiſ. Hofraths geſammlete Schriften, die unter dem angenommenen Namen, Geanders von der Oberelbe, einzeln herausgekommen 289 ff.

Mullers, Gottl. Probſts und Superintendents zu Kemberg, Glückwünſchungsſchreiben an Herrn Prof. Wernsdorfen, in Leipzig von dem Einfluſſe der Beredſamkeit und Dichtkunſt in eine gründliche Gelehrſamkeit und deutliche Lehrart 309 ff.

N.

Novi Commentarii Acad. Imperialis Petropolitanæ Scientiarum T. II. 120 ff.

O.

Oraiſon funebre de tres-haut & tres-puiſſant Prince Frederic,

deric, Roi de Suede, des Goths &c. prononcée dans l'Egliſe françoiſe de Caſſel le 8 Octobre 1751 305 *

P.

Pare, Joh. Heinr. Paſtors im Zelliſchen, Unterſuchung: Sollte die Meynung wohl ein ſußer Traum ſeyn, der die Welt betröge, daß ein Gott und Schöpfer aller Dinge ſey 937

Pauli, Carl Friedr. der Weltw. und Rechte D. des Staatsrechts und der Geſchichte Lehrers zu Halle, Einleitung in die Kenntniß, des deutſchen hohen u. niedern Adels 674 ff.

v. Pereſixe, Hard. Lebensbeſchreibung Heinrichs des Großen, überſetzt von M. Joh. Chriſt. Kind 630 f.

Pertſch, Joh. George kurze Hiſtorie des canoniſchen und Kirchenrechtes beſonders zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen 421 ff.

Le petit Prophete de Bœhmiſchbroda 658 *

Au petit Prophete de Bœmiſchbroda, & grand Prophete Monet &c. 663

Peutingeriana Tabula itineraria, quæ in Auguſta Bibliotheca Vindobonenſi nunc ſervatur, adcurate deſcripta. Numini Majeſtatique Mariæ Thereſiæ Reginæ Auguſtæ dicata a Franciſco Chriſtophoro de Scheyb 405 ff.

Preußiſche Lieferung alter und neuer Urkunden, Erörterungen und Abhandlungen zur Erleuterung der preußiſchen Geſchichte und Rechte für allerley Leſer des 1ten Bandes 1tes Stück 153 *

Proſe allein, zur Rettung der Ehre des Herrn S * wider die Poeſie und Proſe eines Ungenannten von einem Freunde der Wahrheit, der guten Sitten und des Geſchmackes aufgeſetzet 718

Q.

Querini, Card. Lettera paſtorale, al ſuo Clero & Popolo della Citta & Dioceſi di Breſcia 352 ff.

R.

Recueil de toutes les pieces, qui ont été publiées à l'occaſion du diſcours de Mr. J. J. Rouſſeau ſur cette queſtion propoſée par l'Academie de Dijon &c. 610 ff.

Zweytes Regiſter.

R. (B. G.) Lob der noch lebenden unbekannten Schriftſteller in den berühmteſten Gegenden von Weſtphalen; aus bewährten und unumſtößlichen Urkunden zuſammengezogen und aufgeſetzet, von einem Landsmanne und patriotiſchen Verehrer ihrer Verdienſte 61 ff.

Reichard El. Caſp. öffentl. in Braunſchweig, der Dänen Troſt in ihren allerdurchlauchteſten Königinnen, eine Abhandlung womit er zu Anhörung ſeiner Rede auf die zu Friedensburg d. 8 Jul. 1752 vollzogene Vermählung (p. r.) Herrn Friedrichs des V. mit der durchl. Prinzeſſinn von Braunſchweig Lüneb. 446 ff.

Remarques critiques ſur le Dictionnaire de Mr. Bayle 106 ff.

Remontrances des Mrs. les Comediens du Roi, pour obtenir la ſuppreſſion du Conſeil, qui leur defend les ballets & les condamne en 500 Livres d'amende & en 1000 Livres d'amende envers l'Opera 199

Reponſe du Coin du Roi, au Coin de la Reine 662

Reponſe d'un Academicien de Berlin, à un Academicien de Paris 52

S.

Sammlung, vollſtändige, aller Streitſchriften, die neulich über das vorgebliche Geſetz der Natur, von der kleinſten Kraft in den Wirkungen der Körper, zwiſchen dem Herrn Präſ. von Maupertuis zu Berlin, Herrn Prof. König in Holland u. a. m. gewechſelt worden, unpartevisch ins Deutſche überſetzt 466 ff.

Schier, M. Jo. Adam. Βιωνος και Μοσχου Ειδυλλια ſive Bionis & Moſchi Idyllia, cum Metaphraſi latina & notis integris Urſini, Vulcanii, Stephani, Scaligeri, Caſauboni, Heinſii, Xylandri, Palmerii, &c.

von Scheyb, Franc. Chriſtoph. Grotius de Jure Belli & Pacis in Nuce 865. Siehe auch die peutingeriſche Charte.

von Schönaich, Chriſtoph. Otten Lieutenants der Reiterey Herrmann oder das befreyete Deutſchland, neue verbeſſerte vermehrte und mit Kupfern gezierte Auflage 485 ff.

Schreiben an Herrn K** in Z** die leipziger Schaubühne betreffend 715 ff.

Eleg

Zweytes Regiſter.

Sieg des Liebesgottes, eine Nachahmung des epiſchen Lockenraubes 239

Sokratiſche Unterredungen, welche zum Dienſte Sr. hochfürſtl. des Erbprinzen von Sachſen Gotha, von einem öffentl. Lehrer der Geſchichtk. und ſchönen Wiſſenſch. zu Genf verfertiget und ins Deutſche überſetzet ſind 637 f.*

Soumarokoff, Sinave & Trouvore Tragedie Ruſſe en vers, --- traduite en françois par Mr. le Prince Alexandre Dolgorucky 614 ff.

Spinelli, Franc. Mar. Principis Scalæ, de Origine mali diſſertatio 165 ff.

Steger, P. Maximil. der die Wochen ſeines Lebens in einem Freytag, wie Chriſtus mit Creuzziehen zubringende, wie Chriſtus gecreuzigte heil. CAJETANUS, vorgetragen in der Hof-Kirchen bey denen Wohl-Ehrwürdigen Herren P. P. Regulirten Theatiner-Prieſtern in München 909 ff.

Stuſs, Jo. Henr. Commentatio continuata de Epopœia chriſtiana 21 ff.

Syſtema inſtituendæ Societatis litterariæ Germano-Benedictinæ, ejus Oeconomiam ſtatuta, Utilitates, & commoda repræſentans 513 ff.

T.

Les Trois Chapitres, ou la viſion de la nuit du Mardi-Gras au Mecredi des Cendres 662

U und V.

Vernunftmäßige Beurtheilung zweyer Schreiben, die wider das Schreiben an Herrn K* in Z** die leipziger Schaubühne betreffend, herausgekommen; aus den Gründen der Vernunftlehre und der Natur der Sache erwieſen 716*

Vermiſchte Berichte und Abhandlungen einer Geſellſchaft auf den vier oberſächſiſchen Akademien 1tes Stück 558 ff.

Verſuch von Schönen, darinn man unterſuchet, worinn das Schöne in der Natur, in den Sitten, in den Werken des Witzes und in der Muſik beſtehe, aus dem franz. überſetzet, von einigen Mitgl. der königl. deutſch. Geſ. zu Königsb. 707 ff.

Zweytes Regiſter.

W.

Weller, M. Joh. Gottfr. Diener des göttl. Wortes in Zwickau zwo Leichenreden, welche er bey Beerdigung ſeiner Aeltern gehalten 79 f.

Weſtphäliſche Bemühungen zur Aufnahme des Geſchmackes und der Sitten 543 ff.

Winckleri, Jo. Diet. Keimelia Bibliothecæ regiæ Berolinenſis Aethiopica deſcripta 396 ff.

Wolff, Chriſt. L. B. de, Philoſophia Moralis ſive Ethica methodo ſcientifica pertractata. Pars V. ſ. ultima in qua agitur de virtutibus quibus praxis officiorum erga alios continetur 565 ff.

Drittes Regiſter der vornehmſten Sachen.

Addiſons Reiſen nach Italien 200 ff.

Adel, Urſprung deſſelben in Deutſchland 676

Aeneas Sylvius wurde 1452 zum Dichter gekrönet 47

Aethiopiſche Handſchriften der königl. Bibliothek zu Berlin 397 f.

Ahnen, ſechzehn, wie ſie geſchrieben werden 682

Akademie der Arkader wird von der Königinn Chriſtina, zu Rom, gegründet. 15 Abhandlung von derſelben 305 f.

Alexanders des großen Reich, wird in eine Charte gebracht 581

Amſterdam, faſſet mehr Menſchen in ſich, als die ganze Inſul Seeland 190

Anfang des Jahres hätte billig auf den kürzeſten Tag im Jahre geſetzt werden ſollen 66

Anfangsbuchſtaben, gedruckte große, ob ſie beweiſen, ein Buch ſey nicht vor 1490 gedruckt 512

Apologus, was es ehedem geweſen 199

Drittes Regiſter

Ariſtoteliſche Philoſophie, Leichbegängniß und Vertreibung derſelben, in einem Briefe entworfen 535 ff.
— Dichtkunſt, was die Vernachläßigung derſelben bey den Römern verurſachet hat 547 f. iſt in Wälſchland und Frankreich ſehr geſchätzet worden 549 f.
Athleten, Hn. Türette Abhandlung von denſelben 435 f.

B.

Baſel hat vor 1462 keine Druckerey gehabt 516 f.
Bayle wird vom P. Ignat a Cruce und dem Spinelli widerlegt 165. 169. ſein kritiſches Wörterbuch wird verbeſſert und beurtheilt 805 ff. Ausgaben dieſes Wörterbuches 809 ff.
Benedictiner Societät, gelehrte, Nachricht von denſelben 518. 528
Beredſamkeit, ihr Nutzen in den Wiſſenſchaften 310 f.
Bions und Moſchus Hirtengedichte, Nachricht von den Ausgaben derſelben 75 f.
Böſe, Urſache deſſelben wie ſie Herr Spinelli aufſuchet 169
Breslau hat unter der itzigen Regierung von ſeiner Zahl der Gebohrnen und Verſtorbenen ziemlich verlohren 193 Nachricht von dem dortigen Geſchmacke in der Poeſie 272 ff.
Bücher, älteſte, ſind nur auf einer Seite der Blätter gedruckt worden, deren hernach zwey zuſammengeklebet werden 508 f. ob die Bücher welche gedruckte zierliche Anfangsbuchſtaben haben, nach 1470 gedruckt ſind 510
— lateiniſche und griechiſche ob ſie ein heutiges Volk klug, aufgeweckt und artig machen 545
Bürgerſtand, Urſprung deſſelben 681

C.

Caffee, ſoll erſt 97 Jahre in Europa bekannt ſeyn 256. Beſchreibung des Baumes 257 f.
de Carlencas, Juvenel, einige Nachricht von ſeinen Schriften 137. Erinnerungen über ſeinen Verſuch einer Geſchichte der ſchönen und andern Wiſſenſchaften 138. 139
Caſtanien, indianiſche, Mittel, ſie nützlich, und zur Viehmaſt brauchbar zu machen 862 ff.

Celtes,

der vornehmſten Sachen.

Celtes, Conrad, ſeine Krönung zum Dichter 47
Ceva, Thom. Nachricht von ſeinem epiſchen Gedichte Jeſus puer 43
Chineſiſch Buch, Ye-Kim genannt, wird vom Hn. Haupt ausgelegt 571
Chriſtina, Königinn von Schweden, hatte eine groſſe Liebe zur Gelehrſamkeit 5 ff. läßt ſich aber von den franzöſiſchen Freygeiſtern zu ſtark einnehmen 7. läßt bey ihrem Aufenthalte in Frankreich ihren Bedienten Monaldesk ermorden; und ob dieſe That gerecht geweſen 10. kömt in die franzöſiſche Akademie 11. was ſie mit einigen römiſchen Allwiſſern vorgenommen 12 f. legt den Grund zu der Academia degli Arcadi 14 ff.
Chriſtliche Materien, ob ſie ſich für die Poeſie ſchicken 30 ff. zwiefache Bedeutung dieſer Redensart 32 f.
S. Claudio, Ordinari-Prediger des Carmeliter-Ordens in München, Leichenpredigt deſſelben auf Kaiſer Carl den VII wird beurtheilet 840 ff.
Ctohne, einer von den neuern Weißagern und Kabaliſten, wird geprüfet 594
Cyklus, Beſchaffenheit deſſelben 283 f.

D.

Däniſche Königinnen vom Herrn Reichard geprieſen 446
Danzig die Zahl ſeiner Getauften iſt ſeit einigen Jahren merklich geſtiegen 152 Verzeichniß des daſelbſt ſeit 100 Jahren ein- und ausgegangenen Getreydes 444
Decretalen, was ſie ſind 427
Deutſche Sprache iſt unter die gelehrten Sprachen zu ſetzen 54 ff. hat mit der perſiſchen eine groſſe Verwandſchaft 330 f. wird den Franzoſen durch die überſetzte Sprachkunſt des Herrn Prof. Gottſcheds erleichtert 525. 529. ſollte billig von allen Deutſchen gründlich erlernet werden 624
Deutſchen, haben vorzeiten in allen Ländern von Europa ihren Sitz gehabt 325 f. ihre vormalige Sitten kommen den Sitten der alten Perſer nahe 318 ff. ob ſie aus Perſien herſtammen 332

Divans,

Divens, eines alten Sternsehers, Reise nach Preußen zu Kaiser Augusts Zeiten, 154 f.
Doppellaute, fehlende, sollen ein Zeichen alter Bücher seyn 514
Dresden, hat lange Zeit her einerley Zahl der Gebohrnen gehabt 192
Dryden, zog den französischen Geschmack der Schaubühne der englischen vor, blieb aber doch bey der Verwirrung der alten englischen Bühne 134 seine Gedanken von der englischen Schaubühne 213

E.

Europäischer Wahrsager wird widerlegt 598
Engländer, nehmen in diesem Jahre den julianischen Kalender an 60 ff. wie ihre Schaubühne beschaffen 130 f. wie sich ihr Geschmack zu Drydens Zeit verändert hatte 212 f.

F.

Fohi, sein altes chinesisches Buch, Ye King, wird aufs neue ausgelegt 572
Französische Sprache, ob sie zur Verbesserung der deutschen viel beygetragen hat 311
Franzosen sind in ihren Schauspielen weit ordentlicher und regelmäßiger, als die Engländer 221. 223. 225
Friedrich August, königl. Churprinz zu Sachsen, Ode auf dessen Geburtsfest vom Hn. Bar. von Schönaich 99

G.

Gebän, unweit Mäyland läßt einen Pistolenschuß 59mal zurück schallen 504
Germanus, dieser Namen findet sich bey einem Volke unter den alten Persern 327 imgleichen bey einem andern am mäotischen Pfule 335 f. kommt auch bey einigen alten Städten vor 338 ff.
Geschichtkunde, was sie für Nutzen von der neuen Philosophie erhält 608
Götter, pataische, was sie gewesen 432
Gottscheds Sprachkunst wird ins Französische übersetzt 519
Grammaticus, warum Nebrissensis, ein Spanier, diesen Namen annahm, auch wenn er vom Rechte schrieb 649 f.

Greis vom Berge, Beherrscher eines kleinen Cantons in Phönicien, Geschichte desselben 897 f.
Griechische Sprache wird in Europa gar nicht verabsäumet 76
Grotius Buch de I. B. et P. wird vom Hn. v. Scheyb dem wesentlichen Inhalte nach, in lat. Verse gebracht 865 ff.

H.

Heinrich der Vogler, was er in Deutschland für Aenderungen in Ansehung der verschiedenen Stände vornahm 679
Hermann, ob dieser deutsche Name von dem persischen Namen eines Helden, Irmin, Hermin abstamme 333
Hermann, ein neues Heldengedicht, Nachricht von demselben 920 ff.
Herren, ihr Ursprung in Deutschl. 675 f.
Hessens großer Carl, ein Vater des jetzt regierenden Hrn. Landgrafen Wilhelms, in einer Ode besungen von Caspar sen 557 ff.
Hessens Kleinode in einer Ode besungen 656 ff.
Hexameter, ob sie im Deutschen wohl zu verfertigen sind 916 f.
Holzschnitte finden sich bisweilen in Büchern, ohne das gedruckte Anfangsbuchstaben gefunden wurden 510. 515

J.

Jasmin ist eigentlich das botanische Geschlecht, wozu der Caffee gehöret 258
Jely tadelt das baylische Wörterbuch mit zu viel Partheylichkeit 308
Italien, ob es zu allen Zeiten, und in allen Wissenschaften der Mittelpunct der Welt gewesen? 703 ff.
Italienische Musik, wie sie in Frankreich ins Aufnehmen gekommen ist 698. 705

K.

Karl der Große, hat kein französisches, wohl aber ein Fränkisches das ist ein wirklich deutsches Reich gestiftet 531
Kaiserthum, occidentalische, warum die Franzosen dasselbe verloren haben 533
Kalender, julianischer, wird mit dem Anfange des Jahres

I.

Auszug eines Schreibens von der Glückſeeligkeit der Wortforſcher. (*)

Ridentem dicere verum
Quid vetat?

Horatius.

Vor die Uberſendung des erſten Stückes der Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache bin ich denſelben ſehr verbunden. Das Unternehmen hat mir ungemein gefallen; wenn ich aber die Wahrheit geſte-

(*) Man hat hin und her gedacht, wo doch der Verfaſſer mit dieſem Schreiben eigentlich hinaus wolle, aber überall ſo viel Zweifel gefunden, daß man es vors beſte gehalten, daſſelbe hiermit unverändert auch andern zu leſen zu geben, ob vielleicht einige im Rathen glücklicher, als wir, ſeyn möchten. Die Uberſchrift könte etwa jemanden auf die Gedanken bringen, daß der neuliche Verfaſſer von der Vitrea fracta, oder ein anderer von dieſer Schule, Urheber davon ſey. Da aber, auch ohne Erinnern des zuletzt beygefügten Briefes, niemand glauben wird, daß dieſelbe vom Verfaſſer ſelbſt herrühre; maßen bekannt iſt, daß diejenigen, welche Briefe mit einander

in England und Schweden, ſtatt des bisher alten und unrichtigen angenommen 60 f.
Kirchengeſetze, ihr Urſprung 423
Klopſtock, Gedanken über ſeine Meßiade 272 ff. 276
Komödien, welche die Schönheit des ewigen Lebens und die Höllenſtrafen abſchilderten, würden nach Leibnitzens Urtheile dem gemeinen Weſen nützlich ſeyn 38. 41. wie Addiſon die Komödien zu Venedig gefunden hat 207. ob ſie für die guten Sitten nützlich ſind 474
Königs Streit mit Herrn von Maupertuis, fernere Nachricht von demſelben 85
Kriegsgerichte der alten Deutſchen, Nachricht von denſelben 78
Kritik, ob ſie den Verſtand mehr als die Mathematik bearbeite 893
Krönungen, Poetiſche, Alterthum derſelben 46 ff.
Kunſtmaſchine, Nachricht von einer ſonderbaren des Herrn Heinr. Bridges, eines engliſchen Mechanikus 393
Künſte, freye, haben den größten Nutzen, wenn ſie in der Mutterſprache eines Landes abgehandelt werden 652. 654

L.

Landleben, Glückſeligkeit deſſelben poetiſch beſchrieben 626
Lebensbeſchreiber, ob ſie ſich bey den Laſtern ihrer Helden lange aufhalten ſollen? 633
Lebensbeſchreibungen hoher Häupter in deutſcher Sprache, fehlen in Deutſchland eben nicht 631
Leibnitz wird von Herrn R. Stuß, ohne Grund, für einen Verfechter der chriſtlichen Epopeen ausgegeben 36 ff. 42 Nachricht von einem ſeiner Briefe, worüber Herr König und Maupertuis in Streit gerathen ſind 86 f. die Wahrheit des leibnitziſchen Fragments wird aus Leibnitzens Schrift erwieſen 89. wird vom Ignatius a Cruce in der Lehre von der beſten Welt getadelt 167 legt die Charaktere des Fobi aus 574
Leipzig ſcheint ſich in der jährlichen Zahl der Gebohrnen und Begrabenen zu mindern 194

Leblied, altes heydniſches, iſt auf einem Marmor zu Caſſel befindlich 620 f.
Londen wird an Einwohnern immer ſchwächer 189
Lorberkranz, wurde vorzeiten bey den Dichtern ſehr hoch gehalten 46 f. warum er nachher in Verachtung gerathen? 48. wird dem Herrn Baron von Schönaich von der leipz. philoſ. Facultät ertheilet 46. 52
Ludwig der XIV. hat nicht die Opern in Frankreich zu erſt hervorgebracht 697
Luft und ihre Veränderungen, wie die Bemerkungen davon nützlich werden können 582
Lully wie er in Frankreich mit ſeiner Muſik berühmt worden 698 ff.

M.

Malen, dieſes Wort iſt bey den Franzoſen gegenwärtig zum Scherzwenzel geworden 695
Margaretha, Königinn von Dännemark Norwegen und Schweden, ſtellet eine nordiſche Semiramis vor 448 f.
Marmore, alte Aufſchriften auf denſelben zu Caſſel, werden von Herrn Gesner beſchrieben 618 f.
Mathematik, ihre Theile haben faſt alle nichts mit einander gemein 890
Maximilians I. Privilegium, das er der Wiener Univerſität verliehen Dichter zu krönen 49 ff.
Meibom, wird von der Königinn Chriſtina genöthiget, ein Stück nach der Muſik der alten zu ſetzen, und vor ihrem Hofe abzuſingen 7
Merkurs Durchgang durch die Sonne, wie oft er ſchon beobachtet worden 374 f. wie ſeine Dunſtkugel zu beſtätigen 378 f.
Montagne, ſeine Schreibart, und ſein Charakter 983 f.
Münzen, einige orientaliſche, in den römiſch kaiſerl. Cabinetten werden erkläret 235 ff. von macedoniſchen Königen, werden erkläret 346. imgleichen von perſiſchen, partiſchen, jüdiſchen Königen 347 ff.
Muſik, franzöſiſche, theatraliſche Schriften, ſo für und wider dieſelbe herausgekommen 657 — 665. ihre gegenwärtige Beſchaffenheit auf dem Theater zu Paris 693 ff.

N.

Neapolitaner, wie ſie bey ihrer Neigung zu Empörungen vormals von den Spaniern gleichwohl ſind im Zaume gehalten worden 209
Nebriſſenſis, Ant. Aelius, iſt der Vater aller ſchönen Wiſſenſchaften in Spanien geweſen, Nachricht von ihm 648
Newtons Grab, poetiſch beſchrieben 279. 280
Noſtradamus, einer der berufenen neuern franzöſiſchen Propheten, wird geprüfet 595 f.

O.

Oberſächſiſche Akademien, monathliche Berichte von denſelben werden herausgegeben 518
Ohren können eben ſowohl durch die Ausſprache, als durch die Muſik gerühret werden 696
Opern zu Venedig, wie ſie Herr Addiſon beſchreibt 206. ferner wie lange ſie ſchon in einem oder dem andern Lande bekannt geweſen 696 f.
Opitz, Martin, ob er zum Dichter gekrönet worden ſey, 48

P.

Paläſtrik der Alten 435
Panormita, Ant. wird 1433 vom Kaiſer Sigismund zum Dichter gekrönet 47
Paris warum daſelbſt jährlich mehr gebohren werden, als ſterben 190
Perſer, alte, haben unter ſich ein Volk mit Namen Germanii gehabt 327 f. haben in ihren Sitten mit den alten Deutſchen vieles gemein gehabt 328
Peſcennius, Kaiſer, Vorſtellung deſſelben auf einer in Wien aufbehaltenen Münze 351
Petrarcha, Franz. wird 1341 zum lat. Dichter gekrönet 47
Peutingeriſche Reiſecharte wird zu Wien herausgegeben 405 ff. wenn ſie gemacht worden 409. Geſchichte derſelben 411 f. warum ſie die peutingeriſche genannt worden 413. ferneres Schickſal derſelben 600 ff. ob ſie das Originalexemplar ſey, daß der Kaiſer Theodoſius ſelbſt, gebrauchet hat? 605 f.

Pflanzen, warum ihre Wurzel immer unterwärts, die Halmer aber aufwärts wachſen 122 f.
Phyſik, warum ſie nebſt der Mathematik ſo viele Liebhaber findet 890 ff.
Pindars Abſchilderung vom Herrn Fraguier entworfen 830
Plato treibt den tropiſchen Ausdruk bisweilen höher als Homer 828 f.
Polybius Vortrefflichkeit und Nutzen ſeiner Geſchichte 414 ff. neue Ausgabe deſſelben vom Herrn Folard eben daſelbſt
Preußen, das eigentlich ſogenannte, hat ſehr an Einwohnern zugenommen 182 f.
Pudens, Luc. Val. wird zu Rom im Luſtro des capitoliniſchen Jupiters zum lat. Dichter gekrönet 46 f.

X.

Rameau, wie er in der franzöſiſchen Muſik den Geſchmack des Lully geändert 701 f.
Reichsſtände, ihr Recht einem auswärtigen Volke Kriegsmacht zu überlaſſen 315 f.
Reime, ihr Nutzen in der Poeſie 273
Riccoboni, ob ſeine Meynung vom Geſchmacke der Engländer, in den Schauſpielen gegründet ſey 133 f.
Römer Abhandlung von ihrem Privatleben 436
Rouſſeau, dieſes franzöſiſchen Poeten Unſchuld in Anſehung gewiſſer ſatyriſchen Verſe, kömmt ans Licht 110 ff.
Rouſſeaus, Joh. Jac. Schrift von dem Verderben der guten Sitten durch die ſchönen Wiſſenſchaften, wird nebſt allen die wider ihn herausgekommen, ſammt ſeinen Vertheidigungen in einer Sammlung gedruckt 611 ff.
Ruſſen machen ſchon Trauerſpiele in Verſen in ihrer Sprache 684

S.

Sammlung der Canonum, welches die älteſte darunter iſt 424. vornehmſte derſelben 425 f.
Schaubühne iſt bey den Engländern noch ſehr wild 130 f.
Schaupfennige, welche die Königinn Chriſtina in Rom hat ſchlagen laſſen 14 f.
Schauſpiele, Gefahr derſelben, wird vom Hn. Kardinal Querini

rini gezeigt 356 ff. imgleichen von einem ungenannten Franzeſen 472 f.
Schauſpieler werden aus Venedig vertrieben 355. den Pariſiſchen werden vom Könige die Ballete auf der Bühne unterſaget 900. erdichtete Bittſchrift derſelben, die Tänze wieder haben zu dürfen 901 ff.
von Schönaich wird von der philoſ. Fac. in Leipzig zum Dichter gekrönet 52. ſein Lobgedicht an den königlichen Churprinze zu Sachſen 99. ſein Herman und ſein Scherzgedicht, das Picknick, oder der Baren betitelt 494
das Schöne, worinn es beſtehe, und wie vielerley Arten deſſelben es giebt 708 f. 710 ff.
Schuloper eines katholiſchen Poeten 453
Schweden, verläßt den alten Kalender, und nimmt mit andern europäiſchen Völkern den Julianiſchen an 60 ff.
Schwediſche Bauren, wie ſie unter ſich vorzeiten die Länge des Jahres beſtimmet haben 63
Sebalds, eines alten Mönchs, Wahrſagung wird geprüfet 599
Seebär, Beſchreibung deſſelben 126
Seekuh, kurze Beſchreibung dieſes Thieres, aus Herrn Stellers Nachrichten 124 ff.
Seele, was der Prinz Spinelli von den Kräften derſelben für Meynungen heget 170
Shakeſpear, wie ſeine hiſtoriſchen Stücke beſchaffen ſind 216
So, grammatiſche Anmerkungen von dem rechten Gebrauche dieſes Wörtchens 149 ff.
Sophia Amalia, Gemahlinn König Friedrichs des III. von Dännemark, wird mit der Königinn Chriſtina von Schweden verglichen 448. 449
Spanien, hat bisher an den beſten Büchern einen großen Mangel 647
Städte, wie ihr Wachsthum und Abnahme zu beſtimmen 186. Geburts- und Todtenregiſter der vornehmſten in Deutſchland auf das 1752ſte Jahr 187
Stegers, P. Maximil. Leichenpredigt, die er ehmlängſt zu München gehalten, wird beurtheilt 909 ff.
Sterben, ſoll auf der Bühne nicht vorgeſtellet werden, weil es nicht nachzuahmen iſt, wo der Tod nicht gewiß erfolget 220

Ctenwärte zu Tübingen, mit der Berliner in Vergleichung geſtellt 217
Stryangäus, Geſchichte deſſelben mit der Zarine 832 ff.
Sulzer, Joh. Jac., Rathsherr zu Nürnberg entdeckt 1714. zum erſten wiederum die peutingeriſche Charte 601
Syſtematiſcher Vortrag, wie viel er in der Morale zu bedeuten habe 568

T.

Tänze, Urſprung und vornehmſte Arten derſelben bey den Alten 433
Terminus der Alten, was es für ein Gott geweſen 432
Thermometer, Verbeſſerung deſſelben, durch Hn. Reaumür 581 f.
Theuerdank, die Schrift der alten Ausgabe deſſelben iſt keinesweges in Holz geſchnitten, ſondern ſo wie die heutigen Bücher, mit einzelnen gegoſſenen Buchſtaben gedruckt 509
Thyra, eine Gemahlinn Gorms, des Grimmigen, Königs von Dännemark, ihre Klugheit und landesmütterliche Liebe 447
Tragicomödie, ſoll nach Drydens Meynung, gänzlich eine Erfindung der Engländer ſeyn 214
Trauerſpiele, Abſicht derſelben 215
Triremes und quadriremes ſind nicht Schiffe mit ſo vielen Schichten von Rudern übereinander geweſen 141 f.

U und V.

Verſe ſollten in Trauerſpielen lieber gereimt als reimlos ſeyn 227
Verträge, Nothwendigkeit einer Hiſtorie derſelben 384
Verwünſchen der Alten, Abhandlung von denſelben 895
Vives, Joh. Ludw. ihm haben die Wiſſenſchaften in Spanien viel zu danken 651
Voltaire, glaubt daß chriſtliche Materien ſich nicht ſo gut für die Poeſie ſchicken, als die heydniſchen 30 ff.
Urkunden und Diplomata, alte märkiſche, werden vom Hrn. Hofrath Lenz herausgegeben 371. Urſachen, warum die deutſchen Urkunden verachtet werden 371 ff.

Drittes Register der vornehmst. Sachen.

W.

Wrshel, was es nach der alten niedersächsischen Sprache bedeutet 817. 820 f. 822

Weisheit, Lob derselben poetisch besungen 360 ff.

Weltweisheit, wie Mossuet sie mitgetheilet 246

Westphälischer Friede, dessen hundertjähriges Andenken wird in einer Ode besungen 16 ff.

Westphalen, hat viele gute und berühmte Schriftsteller gehabt 68 f. seine unbekannten und elenden Scribenten werden satyrisch beurtheilet 65 f.

Wien ist die größte und volkreichste Stadt in Deutschland, und wenn sie ihr Wachsthum erhalten hat 191

Wille, Eigenschaften desselben 178

der Willkommen, ist ein angesehenes Trinkgeschirr bey den Deutschen 823 f.

Wissenschaften, schöne, sollten billig in der Muttersprache überall bekannt gemacht werden 652 ff. ihre Schicksale und Nutzbarkeit 187

X.

Xenophon, Betrachtung über dessen Cyropädie 830 f.

Z.

Zarine, Geschichte derselben mit dem Stryangäus 832 ff. gibt den Stoff zu einem der schönsten Trauerspiele 821. 835

Zeitrechnung, war bey den ältesten Einwohnern der bekannten Länder sehr schlecht beschaffen 61 ff. wie sie allmählig verbessert worden 64 ff.

Druckfehler.

p. 806. in der dritten Zeile von unten, lies für Jungfer, Frau.

Ende des Christmonaths 1753.
und des dritten Bandes.

Adapter Kupf. 1734.

Grundriss der Kaiserl. Bibliothec zu Wien.

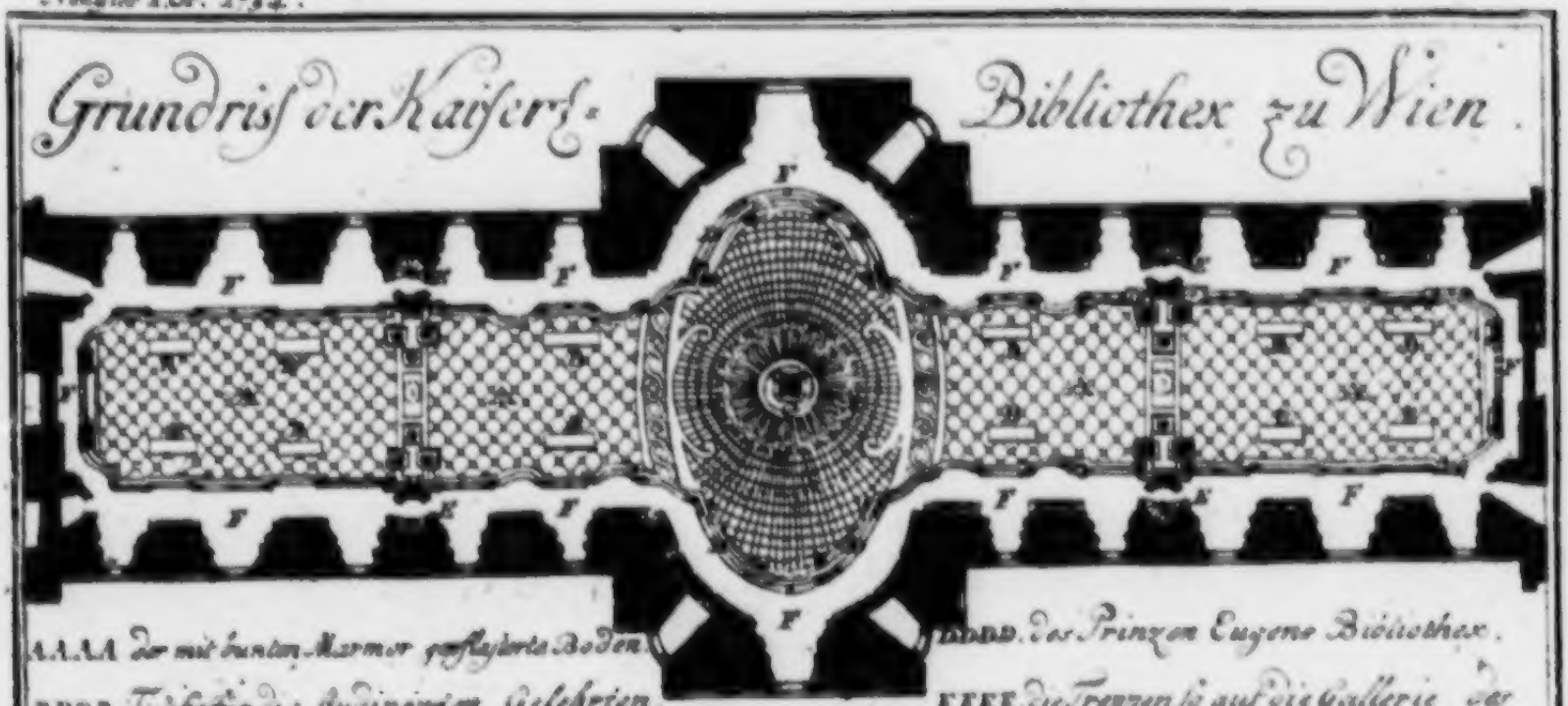

AAAA der mit bunten Marmor gepflasterte Boden.

BBBB Tyroler für die studirenden Gelehrten.

C Kayser Karls des VI. Marmorne Bildsäule.

DDDD. Des Prinzen Eugenii Bibliothec.

EEEE. Die Treppen so auf die Gallerie der zweyten Etagen führen

FFFF. Die Gallerie, darauf ringe um die Manuscripta stehen

Maasstab von 20 Wien Klafft oder 120 Schuh.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Wintermonath, 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. L. 1754.

ſtehen ſoll, ſo ſcheinen mir die Urheber dieſer Beyträge eines der vornehmſten der zu ihrer Abſicht gehörigen Stücke vergeſſen zu haben, da ſie in der Vorrede nichts von Etymologiſchen Unterſuchungen der deutſchen Sprache erwehnen; wo ſie nicht etwa dieſelben unter dem Nahmen der Litteratur haben begreifen wollen. Ich weis nicht, was ich vor eine gar beſondere Neigung vor dieſen Theil der Gelehrſamkeit hege, und wie ich ein ganz auſſerordentliches Vergnügen empfinde, ſo oft ich etwas von dieſer Art zu leſen bekomme, ob ich gleich meinen Kräften niemals ſo viel zugetraue, ſelber etwas dergleichen zu verſuchen. Allein ich finde die Wortforſcher nicht alle von gleicher Stärke, und die wenigſten von ihnen haben in dieſem Stücke einen groſſen Geiſt gewieſen. Ja ich gerathe faſt auf die Gedanken, daß die Natur, wo ſie ja nicht mit ihrem Alter immer mehr entkräftet wird, dennoch auch hier viel Jahre vonnöthen hat, was groſſes hervor zu bringen.

Goropius Becanus iſt ein wahrhaftes Original und Muſter aller Etymologiſten. Sein groſſer Geiſt erhebet ſich über alles, was gemein und gewöhnlich iſt. Seine vortreffliche Einbildungskraft läßt ſich nie von der Vernunft die Feſſel anlegen, und ſeine Etymologien haben allezeit was auſſerordentliches. Er hat gewieſen, daß unſre Sprache von den Niederländern

---

wechſeln, den Inhalt nicht eben drüber zu ſetzen pflegen; ſo muß man es dahin geſtellet ſeyn laſſen, wie weit in ſolcher Uberſchrift die Meynung des Verfaſſers getroffen worden. Wir können von der ganzen Sache weiter nichts ſagen, als was uns bey der Uberſendung davon geſchrieben worden, welches wir dahero gleichfalls zu Ende völlig beygefüget.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Joh. Pauls Freyhrn. von Gundling,

Königl. Preuß. geh. Raths und Präſid. der kön. Soc. der Wiſſ. Geſchichte der Churmark Brandenburg, in Fol. ohne Namen des Verlegers und Jahrzahl.

Gegenwärtiges Werk hat bisher, als ein verborgener Schatz, in Berlin gelegen, und iſt erſt vor kurzem ans Licht gezogen worden. Es iſt der gelehrten Welt längſt bekannt, was dieſer Nachfolger des großen Leibnitz, in der brandenburgiſchen Geſchichte für eine beſondre Stärke gehabt. Sein brandenburgiſcher Atlas, ſein pommeriſcher Atlas, die beyde 1724 in 8. ans Licht getreten; ſeine Geſchichte Friedrichs des I. von 1715, ferner ſein Leben und Thaten Friedrichs des II. Churfürſten zu Brandenb. die 1733 in 8. im Drucke erſchienen u. a. m. hatten ſattſam gewieſen, wie groß ſeine Fähigkeit in dieſer Art der Gelehrſamkeit wäre. Allein da er gleichſam den Vorwurf vorherſah, den man zu un-

sern Zeiten, mit einem solchen Aufsehen, gemachet hat: Daß es nämlich noch an einer brandenburgischen Geschichte fehle: so wollte er als ein rechtschaffener Präsident der kön. Soc. der Wissensch. es auch daran nicht fehlen lassen.

Seine große Kenntniß der ältesten Geschichtschreiber von Deutschland, ließ es ihm an dem nöthigen Stoffe dazu nicht fehlen. Seine Belesenheit in den besten Schriftstellern, seine geübte Urtheilskraft, in Unterscheidung des Richtigen und Unrichtigen, des Glaubwürdigen und Fabelhaften, setzten ihn auch viel besser in den Stand, etwas Zuverläßiges darinn zu liefern, als ein flüchtiger Witz jemals seyn kann, der nur obenhin flattert, und nichts aus den rechten Quellen schöpfen kann. Die rechte Geschichte eines Landes zu schreiben, ist nämlich kein Werk für Anfänger, die selbst noch erst lernen wollen; sondern eines reifen Verstandes, den eine vieljährige Nachforschung und Sammlung der dazu gehörigen Urkunden, dazu geschickt gemachet haben, an welche seichte Schriftsteller nicht einmal denken können; weil sie niemals etwas davon sagen gehöret.

Indessen ist unsre Freude bey diesem Werke des sel. Freyherrn von Gundling nur halb. Der wackere Mann ist über dem Drucke, und vielleicht gar über der Ausarbeitung des Werkes gestorben. Wir haben nämlich davon nur ungefähr die Hälfte in Händen, die bis auf das 1238ste Jahr geht. Es ist also Schade, daß der Tod ihn an völliger Ausfertigung dieser wichtigen Arbeit gehindert hat; zumal da sehr zu zweifeln ist, ob jemand von gleicher

Fähig-

Fähigkeit das angefangene Werk fortzusetzen gesonnen seyn möchte. Es fehlet erstlich von 1238, bis auf Friedrich den I. Churf. aus dem hohenzollerischen Hause, im Anfange des XVten Jahrh. noch eine ziemliche Lücke, die voll von den wichtigsten Begebenheiten ist. Sodann könnte man zwar die beyden Friedriche des sel. Gundlings einschalten: allein nun wären noch fast ein Paar Jahrhunderte bis an Friedrich Wilhelm dem Großen einzuschalten. Von diesem nun seit 1640 bis hieher, ist viel eher ein Ueberfluß, als Mangel der besten Geschichtschreiber in dieser brandenburgischen Historie zu bemerken: Da Pufendorf, Campe, Seiler, Beckmann, Güther, u. a. m. theils einzelner Herren, theils des ganzen Hauses Geschichte ausführlich beschrieben haben.

Wir genießen indessen das, was wir haben, so lange mit Danke, und wollen unsern Lesern daraus einen kleinen Vorschmack geben. Das I. B. handelt in der I. Abtheilung von den Deutschen und swevischen Völkern überhaupt. Hier gehet der Verfasser in die ältesten Zeiten zurück: da die Länder der Mark Brandenburg und Pommern, zwischen der Elbe und Weichsel an der Ostsee hin, zuerst von Völkern, die aus dem Oriente gekommen, angebauet worden. Er vermuthet, daß solches im Winter geschehen, wenn die Flüsse, darüber sie kommen müssen, mit Eise bedecket gewesen. Sie haben sich auch mit Bedachte an die See gehalten, weil daselbst leichter Nahrung zu finden gewesen. Zugleich haben sie sich auf die darinn liegenden In-

seln ausgebreitet, deren vormals viel mehrere und größere gewesen seyn müssen. Viele davon hat die See nachmals ganz verschlungen, andre aber grossentheils weggespület; so daß sie in den gegenwärtigen Zustand gekommen. Dieß zeigen so viel hervorragende Klippen, imgleichen viel flache Stellen, welche die Schiffer sorgfältig vermeiden müssen, um nicht sitzen zu bleiben. Ja der Verfasser muthmaßet, daß diese Landschaften größtentheils aneinander gehangen; so daß die Einwohner derselben nachmals gegen Norden ziehen, und die vorhin in Finnland gesessenen Lappländer, vor sich her in noch kältere Gegenden treiben können.

Diese neuangekommenen Völker werden insgemein, Sueven oder Suioner genennet, davon die heutigen Schweden sowohl, als die Schwaben, und der Canton Schwitz oder Schweiz selbst ihren Namen haben. Hier widerlegt der Verfasser die rudbeckische Meynung; daß die norddeutschen Völker aus Scandinavien hergekommen. Und freylich, so leicht die Scandinavier über die Ostsee haben kommen können: eben so leicht haben die alten Sueven, über das suevische Meer nach dem Norden gehen können: zumal, wenn, wie erweislich ist, die Inseln Rügen, Bornholm, und andre mehr, vormals viel größer gewesen, und fast bis ans schwedische Ufer gelanget. Wenigstens ist es gewiß, daß aus den märkischen, pommerischen und meklenburgischen Landen, die so mächtigen Heruler, Longobarden, Vandalier, Rüger und Burgunder gekommen, welche das römische Reich vormals zu Grunde gerichtet haben. Die Sprache der

heuti-

heutigen Schweden, die von der plattdeutſchen, pommeriſchen, meklenburgiſchen und märkiſchen ſo wenig unterſchieden iſt, zeiget es auch zur Gnüge, daß dieſe Völker eines Urſprunges geweſen ſeyn müſſen.

Cäſar und Tacitus verſichern, daß die ſweviſche Nation damals den größten Theil von Deutſchland angefüllet; und in hundert Gauen beſtanden. Sie nennen die Vandalier, Burgunder, Rugier, Longobarden, Hermundurer, Reudinger, Angler, Avioner, Variner, Eudoſier, Suartoner, Nuithoner, Elyſier, und Semnoner; welchen allen der Verfaſſer zwiſchen der Elbe, Oder und Weichſel die Sitze anweiſet: ſolches auch mit denen noch übrigen Namen vieler Städte und Dörfer in dieſen Gegenden, ſehr wahrſcheinlich machet. Die Langobarden ſind aus der Priegnitz erſt über die Elbe ins Lüneburgiſche gezogen, und haben die Gegend von Bardewick, bis an den Harz nach ſich benennet: wie die Oerter Bardensleben, Bardeleben, Bardenſtät, Barendorf, u. d. m. anzeigen. Die Hermundurer wohnten zu des Vellejus Paterculus Zeiten längſt der Elbe hinauf nach der Oder zu bis in Niederſchleſien. Die Reudinger zwiſchen Berlin und Frankfurt an der Oder, u. ſ. w. Die Angeln, von Angermünde bis nach Anklam in Vorpommern; die Variner, am Warneſluß in Meklenburg, bis an Warnemünde bey Roſtock; die Suartoner an der Warta, die vormals die Swarte, oder der ſchwarze Fluß geheißen; wie denn mehrere Flüſſe von ihren Farben den Namen haben u. ſ. w.

Nachdem nun der Herr Verfasser ihre Eigenschaften, Religion, Vermehrung, Macht, Kriegsverfassung und Kleidung beschrieben: wobey er Cluvern widerleget, der sie gar zu Barbarn und nackten Wilden gemachet: so geht er zur II. Abtheilung, darinn er Octavs Antritt der Regierung, dessen Kriegszug nach Deutschland, den Drusus an der Elbe, seine Thaten und Ehrenmäler, die Merkwürdigkeiten der Semnoner, den Krieg mit dem Könige der Markmänner, Marboden, u.a.m. kürzlich, doch zulänglich beschrieben: so redet er von der Empörung der Pannonier, und der großen Niederlage der Römer, unter dem Quinctil Varus, welchen Hermann der Cheruskr Fürst geschlagen; auf eben die Weise, wie solches Herr Baron Schönaich neulich poetisch besungen hat.

Die III. Abtheilung erzählet nun den großen Krieg der so lange gereizten Deutschen wider die Römer; die Vereinigung der Franken, Allemannier und Friesen, den Umsturz des Römischen Reichs, durch seine eigene Heere; den Verfall seiner Gelehrsamkeit und Sitten, die Einfälle der Deutschen in die römischen Länder unterm Arkadius und Honorius; die Zerstörung der Stadt Rom unter dem Wandalischen Könige Alarich; nebst den Zügen der Burgunder und Heruler, deren König Odoacer in Wälschland seinen Sitz nimmt, und dem der König der Rügen, Friedrich, mit den Harudern und Brendonern oder Brandenburgern folget.

Der IV. Abschnitt handelt von denen, an die Stelle dieser so häufig ausgezogenen Heere, in ihr

land angerückten Wendiſchen Völker: welche nicht nur Pommern, die Mark und Meklenburg, ſondern ganz Schleſien, Mähren, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Crain, Böhmen, die Lauſitz, Meißen und das Anhältiſche, bis diesſeit der Elbe ja bis über die Saale; d. i. ſo zu reden halb Deutſchland überſchwemmet haben. Die V. Abtheilung handelt vom Reiche der Wilzen, eines wendiſchen Volkes. Die VI. von der Eroberung ihrer Länder unter Karl dem Groſſen; und die VII. den Zuſtand derſelben und den Karlingern.

Des II. Buches I. Abtheilung handelt von der ſächſiſchen Herrſchaft Herzog Ottens zu Sachſen, im Lande der Wilzer, da ſonderlich Heinrichs des Voglers Siege wider die Havelländer, bey Segeberg, und die Eroberung Brandenburgs merkwürdig iſt. Die Ottonen folgen und führen das Chriſtenthum ein, ſtiften Bißthümer, und ſetzen Markgrafen, darunter Lothar ſonderlich mächtig iſt.

Im III. Buche wird die Regierung der erſten Markgrafen diesſeits der Elbe in der alten Mark beſchrieben. Dieſe waren Lothar, Werinhar, Bernhard und Wilhelm, bis unter Kaiſer Conrads des II. und Heinrichs des III. Zeiten.

Im IV. Buche folgen Markgraf Udo der I. und aller Nachfolger aus dem Geſchlechte der Grafen von Stade; ferner die Thaten Margraf Heinrichs des langen; Udens des II.; Heinrichs, unter Markgrafs Rudolphs Vormundſchaft, und Udens des III. Sodann folget Markgraf Conrad, aus dem Hauſe der Grafen von Plötzkau, und Domentsle-

ben, nebſt den nöthigen Stammtafeln, aller dieſer bisherigen Häuſer. Und hier endet ſich die alte Geſchichte von Brandenburg mit der Hälfte des XII. Jahrhunderts.

Nun folgen im V. Buche das Leben und die Thaten Markgrafen Albrechts des I. beygenannt des Bären, aus dem Hauſe Aſcharien und Ballenſtädt, welchem Kaiſer Lothar, für viel geleiſtete Dienſte, die alte Mark 1133 verſprach, und endlich wirklich einräumete: wobey die obotritiſche Geſchichte nebſt des Frh. von Gundlings Diſſert. de origine marchionatus Brandenburgenſis, fide diplomatum ſuffulta, ausführlich eingeſchaltet wird. Dieſe Geſchichte wird in ſechs Abtheilungen ziemlich weitläuftig abgehandelt und geht bis aufs 1170ſte Jahr, unter vier Kaiſern bis unter Friedrichen den I.

Im VI. Buche findet man Leben und Thaten Margraf Ottens des I. des heil. Röm. Reichs Erzkämmerers und Churfürſten; aus aſchariſchem Geſchlechte. Hier kömmt die berühmte Begebenheit von dem Falle Herzog Heinrichs des Löwen zu Sachſen und Bayern vor. Unſer Otto ſtund dem Kaiſer ſtattlich bey, und trug ſchöne Belohnungen davon. Kurz, dieſe merkwürdige Geſchichte geht bis ins 1189ſte Jahr.

Nun folget im VII. Buch das Leben Markgraf Ottens des II. deſſen Regierung nur bis ins 1206 Jahr langet; und alſo noch ein paar Jahr kürzer geweſen, als die vorhergehende, aber doch mit denkwürdigen Begebenheiten angefüllet iſt.

Das

Das IIX. Buch handelt von Markgraf Albrechten dem II. aus eben dieſem Hauſe, deſſen Regierung nur bis 1221 reichet, und alſo noch kürzer iſt.

Das IX. Buch endlich, entwirft das Leben Markgraf Johanns und Ottens, welche die Anwartſchaft auf Sachſen und Pommern zuerſt erhalten haben; ja deren letzter gar Kaiſer werden ſollen, ehe König Richard aus England dieſe Würde erhalten. Eben dieſer Otto hat einen Zug nach Preußen gethan, Danzig erobert, und kurz, eine ſehr rühmliche und glückliche Regierung bis gegen die Hälfte des XIII. Jahrhunderts geführet. Mitten in dieſem Leben aber bricht unſer Abdruck ab; und wir bedaurens nochmals, daß ein ſo treffliches Werk nicht wenigſtens bis auf die Hohenzolleriſchen Zeiten fortgeführet worden.

II.

Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ

T. II. Hiſtoriam Univerſalem, Geographiam, Genealogiam, artem Heraldicam et Chronologiam, Hiſtoriam item antiquiſſimam, cum græca Romana et Byzantina, denique antiquitatum et rei numiſmaticæ ſcriptores exhibens. Cum indic. nec. Lipſ. imp. Vid. B. Caſp. Fritſchii, Typ. Breitk. 1753.

Das vortreffliche Bücherverzeichniß der hochgräfl. bünauiſchen Bibliothek ſchreitet hiermit, nach den III. Bänden des I. Theiles zum

dern de Duytſche von dem Werte d'oudſte genennet werde, weil ſie in der That die allerälteſte ſey; daß eine Citrone dieſen Namen führe von giet traan weil ſie gleichſam Thränen gieſſet, wenn man ſie ausdrückt. Wenn er den Urſprung des Wortes Europá zeigen will, leitet er ſolches von E die Ehe, Ur, vortreflich, und Hop die Hofnung, her: weil Japhets Nachkommen ihre Hoffnung auf die Vermählung Chriſti mit der Kirche ſetzen ſollten; welcher Einfall ſo erhaben iſt, daß er nothwendig kleinen Geiſtern unglaublich vorkommen muß. Scriekius iſt ebenfalls ein recht groſſer Mann, der öfters Becanum ſelbſt übertrifft. Rudbeck hat viel gewaget; aber Becano kömmt er bey weitem nicht bey. Henr. Stephanus, den ich nicht anführe, als ob man ihn auf einige Weiſe unter dieſe groſſen Leute zehlen könnte, ſondern als ein Wunder, daß auch wol eine blinde Henne einmal ein Körnlein findet; Stephanus, ſage ich, hat die ſchöne Entdeckung gemacht, daß das Wort Almanach aus dem Deutſchen herkomme, weil allezeit auf die Calender geſetzet worden: Als man nach Chriſti Geburt zehlte ꝛc. weswegen er ſich über die vergebliche Mühe der Gelehrten wundert, daſſelbe aus dem Arabiſchen herzuleiten. Wiewol es mir ſehr verdächtig damit vorkömmt, und ich lieber glauben will, daß er es etwa in einem MS. des Goropii gefunden, und ſich hernach damit breit gemacht habe. Geſetzt aber, er wäre ſelber darauf gefallen; ſo ſollte doch billig nicht Stephanus, ſondern Goropius der Erfinder davon ſeyn. Dieſe Entdeckung bringt unſrer Nation allzuviel Ehre, als daß wir ſie einem Fremden gönnen ſollten, indem ſolches einen unumſtößlichen

zum II. Theile fort, und machet damit den Anfang zu dem großen Vorrathe der hiſtoriſchen Schriftſteller. Wie dieſer in dem anſehnlichen Bücherſchatze ſeines erlauchten Beſitzers der vollſtändigſte und merkwürdigſte iſt: alſo zeiget dieſer beträchtliche Vortrab ſchon, was wir noch, von Geſchichtſchreibern aller Zeiten und Länder, für ein ausführliches Verzeichniß zu gewarten haben. Dieſer Band nämlich liefert uns nur die allgemeinſten Werke, die gleichſam den Grund zur Geſchichtkunde legen, oder als Hülfsmittel dazu anzuſehen ſind. Um unſre Leſer etwas näher damit bekannt zu machen, wollen wir ſeinen Inhalt ausführlicher vorſtellig machen.

Der Herr Bibliothekar, M. Frank, giebt uns in ſeiner Vorrede Rechenſchaft davon, und dieſem wollen wir Fuß vor Fuß folgen. Können wir wohl Gefahr laufen, zu irren, wenn uns ein ſolcher Wegweiſer bey der Hand führet?

Den Anfang machen die Schriftſteller, die von der Geſchichtkunde überhaupt, z. E. von ihrer Würde und Vortrefflichkeit, vom Leſen der Geſchichte, vom Schreiben derſelben, vom hiſtoriſchen Glauben, von den Tugenden und Fehlern der Geſchichtbücher, endlich auch Einleitungen in dieſelbe geſchrieben haben. Hierauf folgen die kosmographiſchen und geographiſchen Scribenten: als welche uns in den großen Schauplatz der Welt einleiten, und uns lehren, wo alle Geſchichte und Begebenheiten ſich zugetragen haben. Einige davon haben von dem Nutzen der Weltbeſchreibung und der Art ſie zu ſtudieren geſchrieben: und dieſe machen den Anfang.

Dar-

Darauf folgen die Verfaſſer der Geographie: dahin die bibliſche vornehmlich gehöret; diejenige nicht ausgenommen, die auch zur Erläuterung der Kirchenſcribenten dienet.

Hierauf folgen die neuern Weltbeſchreiber, die theils kurz, theils weitläuftig davon handeln, theils Riſſe und Charten davon liefern. Doch ſind hierunter noch keine ſolche begriffen, die nur gewiſſer Länder und Provinzen und Städte geographiſche Riſſe enthalten, als welche billig zur Geſchichte dieſer Länder verſparet werden. Nun ſind aber Reiſebeſchreibungen nichts anders, als Quellen der Geographie zu nennen: daher folgen ſie hier unmittelbar. Dieſe hat man nun nicht nach den Jahren des Druckes derſelben, ſondern nach der Zeit, darinn die Reiſen gethan worden, geordnet: damit man beſſer aus den neuern ſehen könne, was ſich nach und nach geändert hat.

Sehr nahe iſt hiermit die Kenntniß der Geſchlechter großer Herren, ihrer Abſtammung, Sippſchaft und Nachkommenſchaft; imgleichen ihrer Wapen bekannt. Daher folgen nunmehr die genealogiſchen und heraldiſchen Schriftſteller; die nämlich überhaupt, aller hohen Häupter Stammbäume und Wapen, ohne Abſicht auf gewiſſe Länder geſchrieben haben. Und da niemand in der Hiſtorie ein rechtes Licht finden kann, ohne einen guten Begriff von der Zeitrechnung aller Völker zu haben: ſo iſt die Chronologie, als das linke Auge aller Geſchichtkundigen, billig hier angebracht, und eingeſchaltet worden.

Nun-

Nunmehr folgen die Verfaſſer der Univerſalhiſtorie; und zwar in dieſer Ordnung, daß 1) die kurzen Begriffe, oder Auszüge derſelben ſtehen nach den Sprachen, darinn ſie geſchrieben worden; ſodann nach eben der Art, die größern Werke und Zeitbücher, (Chroniken) ſo, daß diejenigen voranſtehen, die von Anbeginn der Welt anheben. Die Geſchichtſchreiber von den Zügen der Völker, gehen auch bis in die älteſten Zeiten zurück: daher ſind ſie billig hieher geſetzet worden. Alsdann folgen die Univerſalhiſtorien gewiſſer Zeiten, nach Ordnung derer Sprachen, darinn ſie geſchrieben worden; doch auch der Zeiten, daraus ſie herkommen: woraus man den Vortheil hat, daß man ſieht, in welcher Ordnung man ſie leſen ſoll. Die Zahl derſelben hätte ſehr vergrößert werden können, wenn man alles, was in den fränkiſchen, deutſchen und andern Sammlungen von Geſchichtſchreibern vorkömmt, hätte beyfügen wollen. Allein da dieſelben insgemein nur auf gewiſſe Landſchaften, Städte und Klöſter gehen: ſo ſind ſie billig bis zu den beſondern Geſchichten derſelben ausgeſetzet worden.

Hier findet man alſo nur diejenigen, die einen Zuſammenhang aller Weltgeſchichte in ſich halten. Man hat ſich aber nicht an die Ueberſchriften, die oft nur gewiſſer Oerter Geſchichte verſprechen, ſondern an den wahren Inhalt ſolcher Werke gehalten. Z. E. die alte kölniſche Chronik, und Lehmanns ſpeyeriſche, ſind unter die allgemeinen Zeitbücher geſetzet worden: ob ſie gleich der Aufſchrift nach zu einzelnen Städten gehören. Eben ſo ſind die hiſtoriſchen

rischen Tagebücher die an vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten, in allerley Sprachen ans Licht getreten, zu den Schriftstellern gewisser Zeiten zu rechnen, wie denn auch hier geschehen ist. Dazu sind endlich auch die historischen und politischen Beschreibungen aller europäischen Länder zu zählen; weil man ihnen nicht leicht einen bequemern Platz anweisen kann.

Hierauf zeigen sich die Geschichte von Bündnissen und Verträgen, welche allemal mehr als ein Volk betreffen, und die Gestalt ganzer Staaten mehrmals ändern. Die Friedensschlüsse selbst aber, und die Ausleger derselben, gehören zu den Schriftstellern des Staatsrechtes, und werden zu ihrer Zeit nachfolgen. Zu der obigen Art gehören aber noch die Urheber der sogenannten Staatsinteressen, oder Vortheile besondrer Staaten; der Ansprüche und Foderungen aller Fürsten überhaupt; imgleichen des europäischen Gleichgewichtes, und der Universalmonarchie. Endlich gehöret hieher auch die Kenntniß der Würden, Ehrentitel, Gepränge und Hofordnungen, die an Fürstenhöfen beobachtet werden, nebst der Geschichte des Kriegs- und Seewesens, der Handlung und Kaufmannschaft überhaupt.

Den Schluß des I. Bandes machen die Leben und Bildnisse erlauchter Manns und Weibsbilder, ingleichen die Auszüge, Werke und vermischte Sammlungen von Historien, die mit einander ans Licht getreten; endlich auch noch die politischen Weißagungen und Verkündigungen. Niemand denke, als ob man dadurch diesen Grillen einigen Werth einräumen

oder ein Gewicht beylegen wollen: allein die Verfasser derselben haben doch die Begebenheiten künftiger Zeiten schreiben wollen, indem sie geweißaget haben. Da sie nun vermittelst des Druckes, eine Art von Dauerhaftigkeit erhalten haben, die denen, welche eine Bibliothek anordnen sollen, zur Qual gereichet: so müssen sie doch irgend wohin gebracht werden; zumal da einige darunter auch aus alten Zeiten, oder von Verfassern herrühren, die sonst ansehnlich oder berühmt sind.

Wer sich nun von der allgemeinen Historie und denen damit verbundenen Disciplinen eine Kenntniß erworben hat: der muß auch die Schicksale der ältesten Reiche und Völker kennen, daraus allmählich die neuern entstanden sind. Daher werden nun in der II. Abtheilung dieses Bandes diejenigen Schriftsteller gesetzet, die sich mit dieser Art der Geschichte beschäfftiget haben. Der Anfang wird mit den morgenländischen Reichen und Ländern gemachet: als welche eher bewohnet gewesen, als die abendländischen; und deren Geschichte also höher hinauf gehen. Man denke nicht, als ob die Geschichtschreiber der Hebräer, als eines der ältesten Völker, hier vergessen worden. Sie sind mit Bedacht zur Kirchengeschichte aufbehalten, deren ersten Theil vom A. T. sie ausmachen. Die Scribenten der übrigen orientalischen Völker, der Aegypter, Assyrer, Meder, Perser, u. s. w. sind in verschiedene Classen abgetheilet worden, wenn sie in großer Anzahl vorhanden waren.

Nun folgen die Geschichte der alten Griechen, Rö-

mer

mer und Byzantiner; deren völlige Abtheilung und Einrichtung in dem ausführlichen Entwurfe des Werkes zu ersehen ist. Die griechischen Republiken und sämmtlichen Staaten sind erst überhaupt, sodann einzeln, in alphabethischer Ordnung durchgegangen u. s. w. Will man nun diese Geschichtschreiber verstehen, so muß man auch die geistlichen und weltlichen Gebräuche und Ceremonien dieser alten Völker kennen lernen.

Daher giebt die III. und letzte Abtheilung dieses Bandes die Schriftsteller der Alterthümer, und zwar anfänglich die, so überhaupt von allen oder vielen gehandelt; so dann aber die, so insonderheit die hebräischen, ägyptischen, griechischen und römischen untersuchet haben. Nun muß aber diese Kenntniß des Alterthums, hauptsächlich aus den Ueberbleibseln und Denkmälern voriger Zeiten, als Bildsäulen, Edelsteinen, Gemälden, Aufschriften, Münzen, u. d. m. geschöpfet werden. Diejenigen Schriftsteller machen also den Schluß dieses dritten Theiles, die von dergleichen Dingen gehandelt haben. Und man muß gestehen, daß die Ordnung, nach welcher sie abgetheilet worden, vollkommen deutlich, und zum Gebrauche der Leser bequemet ist.

Ueberhaupt kann man versichern, daß noch in keinem einzigen bekannten Bücherverzeichnisse eine so große Anzahl von Schriftstellern aller bisher erzählten Arten, beysammen gefunden worden. Sonderlich ist das antiquarische Fach so reichlich versehen, daß sich auch Kenner über die Menge und Trefflichkeit derselben verwundern werden. Wie sehr müssen nun die Liebhaber nicht mit uns wünschen,

auch die übrigen Theile dieſes erſtaunlichen Vorrathes bald im Drucke zu ſehen! Wie groß aber muß nicht überhaupt die Verehrung gegen den erlauchten Beſitzer dieſer prächtigen Bibliothek bey allen denen werden, die da wiſſen: daß der Beſitz ſolcher gelehrten Schätze gewiß ſein kleinſtes Verdienſt iſt? Man wird davon völlig überzeuget, wenn man entweder die eigenen Schriften des Herrn Reichsgrafen lieſt; oder auch in den Eiſenachiſchen Landen die unvergleichlichen Anſtalten ſieht, und näher kennen lernet, die ſelbiger, als Statthalter derſelben, ſeit etlichen Jahren, zur gewiſſen Aufnahme dieſes Fürſtenthumes, auf eine ſo rühmliche als merkliche Art gemachet hat.

III.

Melanges de Litterature, d'Hiſtoire & de Philoſophie. 1753. à Berlin.

D. i.

Vermiſchte Sammlungen, die Litteratur, Geſchichte, und Weltweisheit betreffend.

Dieſes ſind zwey Bändchen in Duodez, und der berühmte Herr Dalembert iſt Verfaſſer davon. Ungeachtet aber Berlin auf dem Titel ſteht, ſo werden doch wohl die mehreſten Leſer mit uns glauben, daß Paris der wahre Geburtsort dieſer gedruckten Bogen ſey, wo ſie auch bey den meiſten Buchhändlern zu haben ſind. Eine nähere Kenntniß des Werkes ſelbſt, wird unſere Muthmaßung beſtätigen. Den

Den Anfang dieſes Werkchens machet die Einleitung zur Encyklopädie, an welcher bekanntermaßen Herr Dalembert ein ſtarker Mitarbeiter iſt. Das darauf folgende Leben des Herrn Joh. Bernoulli iſt voller tiefſinnigen Unterſuchungen, und zeiget von einer gründen Philoſophie. Das Leben des Abtes Terraſſon iſt flüchtiger, und mit mehrerer Lebhaftigkeit und Anmuth geſchrieben. Die Anekdoten von der Königinn Chriſtina, ſind wegen derer Betrachtungen ſchätzbar, wozu ſie Gelegenheit gegeben haben, und davon wir einige anführen wollen.

„Die Weiſen allein ſollten das Recht haben, die „Menſchen ſowohl zu ſchildern, als zu beherrſchen. „Hiedurch würden die Geſchichte und die Menſchen „viel beſſer werden, als ſie ſind.

„Ich kenne faſt niemanden, als den Czaar Pe„ter, deſſen Eroberungen ſeinen Unterthanen vor„theilhaft geweſen wären. Und dennoch wäre es eine „moraliſche Frage: ob ein Regent die Glückſeligkeit „ſeiner Unterthanen zu vermehren, ſeine Nachbarn „unglücklich machen ſolle?

„Diejenigen Könige, die nur allein mächtig, oder „auch tapfer ſind, die ſind zwar in den Augen ihrer „Hofleute allemal die größten; aber in den Augen „der Weiſen, die kleinſten Könige.

„Man muß es den Fürſten verdanken, daß ſie ge„recht ſind; und ſogar die berühmten Leute ihrer „Staaten kennen, die oftmals der ganzen Welt be„kannt ſind, nur ihnen nicht. Wenn die Köni„ginn Chriſtine dem Grotius auch nur aus Ei-

„telkeit ihre Achtung bewiesen hatte, so müßte man „ihr auch diese Eitelkeit für etwas anrechnen. Ist „dieselbe gleich bey den Königen eben sowohl eine „Schwachheit, als bey allen andern Menschen: so „ist sie doch eine Schwachheit, die sie zu großen Din„gen führen kann.

„Der Weise scheuet die Fürsten; zuweilen schä„tzet er sie hoch: aber er flieht sie allezeit.

„Der sicherste Weg, die Menschen die Gerechtig„keit zu lehren, ist, daß man in Ansehung ihrer, „selbst gerecht sey.

„Die Bescheidenheit und das Großthun in Auf„schriften, sind beydes ein Werk der Eitelkeit. Die „Bescheidenheit schicket sich besser für diejenige Ei„telkeit, die was großes gethan hat; die Pralerey „aber für diejenige, die sich nur in Streitigkeiten ge„wiesen„.

Nun wollen wir auch etliche Stellen aus dem Versuche über den Umgang der Gelehrten mit den Großen, über den Ruhm, die Mäcenaten, und die Belohnungen der Gelehrten anführen.

„Heinrich der IV. hat, wie man saget, die Ge„lehrten ziemlich gut aufgenommen; allein er ma„chete es fast mit allen seinen Unterthanen so: weil „er, nachdem er sein Königreich erobert hatte, sich „die Herzen seines Volkes gewinnen mußte; und „die gar zu vorzüglichen Begegnungen gegen einige „wenige, dem großen Haufen anstößig gewesen „seyn würden.

„Jemehr

„Jemehr Verſtand man beſitzt, deſto weniger iſt „man mit dem zufrieden, den man beſitzt. Ich be„rufe mich auf alle klugen Leute, aller Zeiten und „Völker. Es iſt wahr, daß das Verhör, ſo ſie mit „ſich ſelbſt halten, ſehr geheim geſchieht; es iſt ein „Proceß, der ſo zu reden bey verſchloſſenen Thüren „geführet und abgethan wird: und es würde einen „ſehr verdrießen, wenn das ſtrenge Endurtheil ſo „ihn entſcheidet, von der Menge unterſchrieben wür„de. Die Hochachtung anderer Leute, iſt vielmehr „ein Erſatz der nachtheiligen Meynung, die wir von „uns ſelbſt haben; ſie iſt ein Schilfrohr, womit die „Eigenliebe ſich zu unterſtützen ſuchet. Es kann „nur zweyerley Arten von Leuten geben, die mit ſich „ſelbſt zufrieden ſind, wenn ſie über ſich Gericht„halten: der allergrößte Geiſt, dergleichen es gar „nicht giebt; und die äußerſte Narrheit, die man „nur gar zu häufig findt. Das Unvermögen der „letztern, einzuſehen was ihr noch fehlet, erſetzet „das, was ihr wirklich abgeht. Hieraus erhellet, „daß bey Austheilung der Zufriedenheit, die Nar„ren eben nicht das ſchlechteſte Loos erhalten haben.

„Der Reichthum, dieſes Unterpfand der Unab„hänglichkeit und des Anſehens, ſtellet ſich gern „eigenmächtig neben die hohe Geburt: und ich weis „eben nicht, ob man Unrecht hat, ſolches zu dulden. „Es ſcheint ſogar, daß die niedern Stände, denen „beyde Vortheile fehlen, ſie in eine Claſſe zu ſtellen „ſuchen; vermuthlich, um die Zahl ſolcher Leute zu „mindern, die über ſie weg ſind, und gewiſſerma„ßen die verſchiedenen Stände auf jene natürliche

Beweiß abgiebt, daß wir eher Calender gehabt, als die Araber, und dieſe eine ſo nützliche Erfindung von den Deutſchen gelernet; auch, weil ſie am Neu-Jahr einander pflegen Calender zu ſchenken, hernach, aus grober Unwiſſenheit, was das Wort urſprünglich heiſſe, alle ihre Neu-Jahrs-Geſchenke Allmanach genennet. Ja, da Mitalerius gewieſen, daß Porphyrius ſich ſchon vor 1300 Jahren dieſes Wortes in einem Briefe an Annebonem bedienet, ſo iſt daraus zu ſchlieſſen, wie alt der Gebrauch der Calender bey den Deutſchen ſeyn müſſe. Wie hätten auch unſre Druiden ihren Gottesdienſt zu gehörigen Zeiten verrichten können, wenn ſie keine Allmanach oder Calender gehabt hätten? Beyläufig muß ich noch erinnern, daß man nunmehro deutlich ſehen könne, was das vor ein Irrthum ſey, wenn auch in unſern Landen die Calendermacher Allmanach auf die Calender ſetzen. Denn weil wir hier niemals auf die Calender zu ſetzen pflegen: Als man nach Chriſti Geburt zehlt: ſondern: Als man zählt nach ꝛc. ſo ſollte es billig heiſſen Almanzahl und nicht Almanach. Von ſolcher Wichtigkeit iſt dieſe Entdeckung, und wer das bedenkt, der wird mir leicht zugeſtehen, daß dieſelbe in keines Franzoſen Gehirn müſſe gewachſen ſeyn.

Allein wo haben unſre Zeiten jemanden, der ſolche Erfindungen machen, und der Becano, Scriekio, oder auch nur Rudbecken, die Waage halten könnte. Fragen ſie mich nicht, ob ich denn Schiltern, Leibnitzen, Dieckmannen, den von Stade, Eckarten, Gundlingen und andre nicht kenne? Schilter hat alle ſeine Einbildungskraft unter den Collectaneis erſticket, und ſein Gloſſarium iſt faſt ein bloſſes Regiſter über die

alten

„Gleichheit zu bringen, dahin man sich auch ohne „daran zu denken, beständig neiget.

„Es geht mit dem Witze und Geschmacke, wie „mit der Philosophie. Nichts ist seltener, als sie zu „besitzen: nichts unmöglicher, als sie zu erlangen, „und nichts gemeiner, als sich viel davon zuzutrauen.

„Der Ruhm ist eine Art von Spiel, wo der „blinde Zufall zwar allerdings manchen glücklich ma„chet, wo aber die Talente viel sicherere Gewinste „ziehen, wenn man nur, indem man sich eben der „Ränke bedienet, als die Betrüger, sich nicht in „Gefahr setzet, auch so ertappet zu werden, wie sie. „Allein man gewöhnet sich ein wenig gar zu sehr an, „ihn als eine bloße Lotterie zu betrachten, darinnen „es mehrere Nieten, als Gewinnste giebt; und wo „man sein Glück zu machen denket, wenn man fal„sche Zettel unterschiebt.

„Wenn ich das gelehrte Reich ein wenig auf„merksam betrachte, so kömmt es mir vor, wie ein „öffentlicher Markt, allwo eine Menge von Quack„salbern auf Gerüsten steht, die Vorübergehenden „anruffet, und das arme Volk hintergeht, welches „anfangs lachet, und zuletzt betrogen wird. Bey „diesem Handwerke erwerben so viele Schriftsteller „sich einen Namen. Willst du für einen grosen „Kopf gehalten werden? schrey kecklich in die „Welt hinein, daß du es bist! Gleich anfangs, „wirst du den mehresten lächerlich vorkommen; „gleichwohl wirst du einige Einfältige blenden, die „sich gleich auf deine Seite stellen werden. Nach und „nach wird der Schwarm um dich herum zunehmen,

„und

„und ſelbſt diejenigen, die dir kein Gehör geben, wer-
„den zuletzt entweder der Meynung des großen Hau-
„fens ſeyn; oder ſich genöthiget ſehen, zu ſchweigen.

„Die Engländer haben uns nach und nach, in
„den Werken ihrer Landsleute, diejenige vortreffli-
„che Freyheit zu denken mitgetheilet, wovon die
„Vernunft Vortheil zieht, die einige witzige Köpfe
„misbrauchen, und worüber die Thoren murren.

„Da die Menſchen nicht alle gleich ſeyn können,
„ſo iſt es nöthig, damit der Unterſchied unter ihnen
„gewiß und ruhig ſey; daß ſich derſelbe auf ſolche
„Vortheile gründe, die man einander weder ſtreitig
„machen, noch läugnen kann: dieſes nun trifft ſich
„bey der hohen Geburt und den Glücksumſtänden.
„Um beyde nach Würden zu ſchätzen, darf man nur
„Titel und Verſchreibungen zu zählen wiſſen: und
„dieß iſt viel leichter geſchehen, als den Gemüths-
„gaben ihren wahren Werth zu beſtimmen. Denn
„die Ungleichheit unter denſelben wird niemals, in-
„ſonderheit von den theilhabenden Perſonen, ein-
„hällig zugeſtanden. Man iſt alſo eins geworden,
„daß die Geburt und die Glücksumſtände das deut-
„lichſte Merkmaal der Ungleichheit unter den Men-
„ſchen ſeyn ſollte; und dieß aus eben dem Grunde,
„aus welchem in Geſellſchaften alles nach den meh-
„reſten Stimmen geht: ungeachtet oftmals die Mey-
„nung des großen Haufens, nicht die beſte iſt.

„Ein Edelmann, der keine andern Verdienſte hat,
„als ſeine Ahnen, der iſt in den Augen der Ver-
„nünftigen, höchſtens einem in die Kindheit gera-
„thenen Greiſe gleich, der ehemals große Thaten

„verübet hat. Oder es ist vielmehr ein Mensch, „mit welchem andere Menschen unter einander eins „geworden sind, eine gewisse Sprache zu reden: „weil eine andere Person, gleiches Namens, einige „Jahre zuvor, entweder Verstand, oder Macht, „oder Reichthum, oder einen großen Ruff, oder auch „nur Glück und Geschicklichkeit besessen hat.

„Ein Weiser vergißt niemals, daß, wenn es eine „äußerliche Ehrerbiethung giebt, die die Geschick„lichkeit hohen Titeln schuldig ist, es auch eine „viel gegründetere Ehrerbiethung gebe, die der hohe „Stand der Geschicklichkeit leisten muß, und dar„innen man sich nicht irret, wenn man sie verdie„net. Allein wie viel Gelehrte giebt es nicht, für „welche der Umgang mit den Großen eine Klippe „ist? Erstrecket sich derselbe nicht bis zur Ver„traulichkeit, und zu der vollkommenen Gleichheit; „so wird aller Umgang, sonder Anmuth und un„beseelet seyn: denn die Entfernung demüthiget, „weil man häufige Gelegenheiten hat, sie zu empfin„den. Kömmt aber die Vertraulichkeit hinzu, so ist „es noch ärger: so wird die Fabel vom Löwen dar„aus, mit dem es gefährlich ist, zu spielen. Ein „Gelehrter, der durch seine Umstände gezwungen „war, sein Leben bey einem Staatsmanne zuzubrin„gen, sagete von demselben mit vieler Wahrheit „und Klugheit: Er will sich mit mir gemein „machen; aber ich halte ihn mit meiner „Ehrerbiethung zurück.

„Die Art, wie man in der Welt den Gelehrten „begegnet, ist fast von eben der Gattung, wie man

„es

„es mit gewiſſen anmuthigen Handthierungen ma-
„chet, die allerdings Geſchicklichkeit erfodern; die
„wir aber, indem wir ihnen nachgehen, zu ernie-
„drigen ſuchen: ſo wie wir andere Stände ehren,
„ohne zu wiſſen, warum? Die lange Weile will
„gern von der Geſchicklichkeit ihren Nutzen ziehen,
„und der Hochmuth findet ein Mittel, ſie von ſeiner
„Perſon abzuſondern. Daher kömmt es, daß die
„Rolle eines Gelehrten, nach der Rolle der Geiſt-
„lichen, die ſchwerſte iſt, in der Welt zu ſpielen.
„Der eine von dieſen zween Ständen ſchwebet im-
„merdar zwiſchen der Häucheley und dem Aerger-
„niſſe; der andere zwiſchen dem Hochmuthe und der
„Niederträchtigkeit.

„Wenn man ſich rechtſchaffene Leute ver-
„bindlich machet: ſo muß man in ihnen die
„Dankbarkeit reden laſſen, die ſich ſchon ſelber
„die ſchärfſten Geſetze vorzuſchreiben weis. Al-
„lein die Menſchen ſind ſo gefliſſen, alles zu er-
„greifen, was ſie über ihres gleichen erhebt: daß eine
„erzeigte Wohlthat gemeiniglich als ein Anſpruch,
„als ein Eigenthumsrecht auf denjenigen angeſehen
„wird, der ſie genoſſen hat; damit man einen Un-
„glücklichen in ſeinen Gehorſam ziehe. Man hat
„viel und mit gutem Grunde, wider die Undankba-
„ren geſchrieben; allein die Wohlthäter hat man zu-
„frieden gelaſſen: und eben dieß iſt ein Capitel wel-
„ches an der Geſchichte der Tyrannen noch fehlet.

„Die Römer ſageten: Brod und Schauſpie-
„le! O! wenn doch alle Gelehrten das Herz hätten
„zu ſagen: Brod, und Freyheit! Ich rede nicht

„nur

„nur von der Freyheit ihrer Personen; sondern auch „ihrer Schriften. Dennoch vermenge ich diese „Freyheit mit derjenigen strafbaren Frechheit nicht, „die dasjenige antastet, was sie verehren sollte. Der „wahre Muth ist der, welcher die Laster und das „Lächerliche bestreitet, der Menschen schonet, und „den Gesetzen gehorchet: Freyheit, Wahrheit, „und Armuth (den wer die letzte scheuet, der ist „von den zwo ersten weit entfernet) das sind drey „Worte, die die Gelehrten beständig sollten vor Au„gen haben: so wie die Regenten das Wort Nach„kommenschaft.

„Zuweilen machet man sich selbst zum Fremdlin„ge in seinem Vaterlande: man setzet drey hundert „Meilen zwischen sich und den Neid, nachdem man „vergeblich wider denselben gerungen. Allein man „bedenket nicht, daß diese Entfernung, die zwar die „Pfeile der Satire schwächet, die Freundschaft noch „vielmehr erkälte, als den Haß; und daß hergegen „die Verbindungen, die man in der Ferne getros„sen, nur gar zu oft durch die Gegenwart aufgelö„set werden. Man schwächet also durch dieses Mit„tel nur den Eifer derer Anhänger, die man daheim „hatte; und in dem Lande dahin man sich wendet, „suchet man sich neue Feinde auf. Man schmäu„chele sich wie man wolle, daß die Auswärtigen, „eine Art einer lebenden Nachkommenschaft sind; „deren unparteyischer Beyfall, den blinden oder „boshaften Landsleuten, ein Stillschweigen auser„legen wird. Man bedenkt nicht, daß, jemehr „man sich den Auswärtigen nähert, jemehr sie die„sen

„ſen Character der Nachkommenſchaft verlieren, zu „welchem, in Ermangelung der fernen Zeit, wenig„ſtens die Entfernung der Oerter nöthig iſt. Wenn „ſie gewiſſermaßen Landsleute geworden ſind, ſo „nehmen ſie auch deren Leidenſchaften an, weil ſie „deren Eigennutz beſitzen. Ein außerordentlicher „Vorzug, kann die Stimme des Neides nicht gänz„lich unterdrücken; und man muß erſt den Tod er„warten, um den Lohn von derjenigen Nachkom„menſchaft zu erlangen, vor welcher der Neid ver„ſchwindet, und alle kleine Gegenſtände zu nichts „werden.

„Nachdem Philoxenus die Verſe Dionyſii „des Tyrannen hatte leſen hören, ſprach er: „Führet mich nur wieder in die Steinbrüche! „Wie viel Gelehrte, die aus ihrer Dunkelheit ge„riſſen, und plötzlich unter einen Schwarm von Hof„leuten verſetzet worden, ſollten faſt im Eintritte, „ſagen: führet mich wieder in meine Einſam„keit. Ich habe niemals begreifen können, warum „man die Antwort des Ariſtippus bewundert, die „er dem Diogenes gegeben: Wenn du mit den „Menſchen zu leben wüßteſt, ſo würdeſtu „nicht von Zugemüſen leben. Diogenes warf „es ihm ja nicht vor, daß er mit den Menſchen le„bete, ſondern daß er einem Tyrannen ſchmäu„chelte. Dieſer Diogenes, der bey ſeinem Man„gel dem Eroberer von Aſien trotzete, und dem „nur der Wohlſtand fehlete, um ein Muſter der „Weiſen zu ſeyn, iſt unter allen Weltweiſen des Al„terthumes am meiſten verſchrieen: weil ſeine uner-

„ſchro-

„ſchrockene Wahrhaftigkeit ihn zur Geißel der Phi„loſophen ſelbſt machete. In der That iſt er einer „von denen geweſen, die die meiſte Kenntniß des „Menſchen, und des wahren Werthes der Dinge „gezeiget haben. Ein jedes Jahrhundert, und in„ſonderheit das unſrige, hätte einen Diogenes nö„thig; allein die Schwierigkeit iſt, Leute zu finden, „die das Herz haben, es zu ſeyn, und Leute, die das „Herz haben, es zu ertragen.„

So viel mag zur Probe genug ſeyn. Das Werk endiget ſich, mit der Ueberſetzung einiger auserleſener Stellen aus dem Tacitus.

IV.

Io. Iacobi Maſcovii Commentarii de rebus Imperii Romano Germanici ſub Lothario II. & Conrado III. ab A. 1125 ad A. 1152.

Lipſ. apud Bern. Chr. Breitkopf.

1753.

Die beyden Bände deutſcher Geſchichte, welche unſer berühmter Herr Hofrath Maſcov in lateiniſcher Sprache geſchrieben und ans Licht geſtellet hat, haben ſo viele Liebhaber gefunden, daß der Herr Hofrath aufgemuntert worden, ferner mit diſer Arbeit fortzufahren. Es handelt alſo dieſer Band die Geſchichte des deutſchen Reiches in einem großen Theile des XII. Jahrhunderts ab; unter zweenen Kaiſern, die zwo große Staatsveränderungen belebet haben.

Nach

Nach Heinrichs des Vten Tode konnten es die schwäbischen Fürsten nicht mit Gelassenheit ansehen, daß die höchste Würde des Reiches auf ein andres deutsches Haus übergehen sollte. Lothar aber behauptete sie mit großer Tapferkeit. Das war die erste Veränderung. Nach seinem Tode ward selbige dem schwäbischen Conrad aufgetragen: und da entstunden von neuem bürgerliche Unruhen.

Eben so wichtig waren in damaligen Zeiten die entstehenden Kreuzzüge, darinn der ganze Occident wieder die Saracenen und andre heydnische Völker aufbrach; obgleich der Erfolg sehr ungleich war.

Sollte jemanden der Titel dieses Werkes anstößig dünken; weil Lothar der zweyte genennet wird, da er doch öfters der Dritte heißt; und weil Conrad, der oft auch in seinen eigenen Urkunden der zweyte heißt, hier der dritte genennet wird: so muß man bedenken, daß der Herr Verfasser mitten in Deutschland billig die Sitte der deutschen Geschichtschreiber beybehalten müssen. Nun nennet man aber den sächsischen Kaiser Lothar, weil er unter den Kaisern der II. ist, auch unter den Königen also. Ganz anders ist es im italienischen Reiche; wo nicht nur Kaiser Lothar der I. sondern auch ein andrer Lothar, ein Sohn König Hugons regieret hat.

Eben so finden die deutschen Geschichtschreiber nach Conrads des I. Zeiten, unter den Königen von Deutschland den schwäbischen Conrad, als den III. dieses Namens. Die Wälschen hergegen, nennen ihn nach dem Salischen Conrad, als dem ersten Kaiser, nur den zweyten. Nun geben zwar auch mit-

ten

ten in Deutschland geschriebene Urkunden, diesem Conrad den Namen des II römischen Königes: aber das geschieht deswegen: weil der I. Conrad unter den römischen Königen nicht gezählet wird. Dieß ist ein Auszug der Vorerinnerungen des Herrn Hofraths in seiner Vorrede.

Die salischen Kaiser hatten eben hundert Jahre regieret, als dieß Zwischenreich einfiel. Herzog Friedrich aus Schwaben hoffte gleichsam durchs Erbrecht, als Heinrichs des V. Schwestersohn, ihm nachzufolgen. Allein der Neid andrer Häuser, und die Begierde nach Neuerungen stunden ihm im Wege. Sonderlich strebten die Bischöfe nach mehrerem Ansehen und Freyheiten. Adalbert, Erzb. zu Maynz, berief den Reichstag, auf Bartholomäi nach Maynz; beredete auch die Königinn Mathildis, ihm indessen die Reichskleinodien zur Verwahrung zu geben.

Als sich die Fürsten versammelt hatten, erwählten sie zehn fränkische, bayerische und sächsische Fürsten, denen sie Vollmacht gaben, einen Kaiser zu wählen. Diese bestimmten anfänglich drey Candidaten, Friedrichen von Hohenstaufen, Herzogen von Schwaben; Leopolden, Markgrafen von Oesterreich, und Lotharen, Herzogen von Sachsen. Die beyden letzten schienen sich aber, aus Bescheidenheit, zu solcher Würde unvermögend zu achten: daher dachte der erste schon über alle Schwierigkeiten weg zu seyn.

Allein der Erzbisch. zu Maynz war ihm zuwider, und dachte das Reich dem sächsischen Candidaten zuzuwenden. Als derowegen Friedrich aus Schwaben

ben, und Heinrich aus Bayern einmal nach ihren Lägern gegangen waren; brachte er es dahin, daß Lothar zum Kaiser ausgerufen wurde. Die andern beyden wurden hernach besänftiget, und die Huldigung geschah wirklich: die Krönung aber erfolgte im September zu Aachen, vom Cölnischen Erzbischofe; seiner Gemahlinn Richenza ihre aber zu Cöln. Zween Bischöfe, Burchard von Cammerich, und Henrich von Verdün, wurden nach Rom geschicket, dem Pabste den Erfolg der Wahl zu melden.

Seinen ersten Hof hielt der König zu Regenspurg: und da beschloß man, daß die erledigten Reichslehne nicht dem Könige zufallen, sondern dem Reiche gehören sollten. Die Weihnachten brachte der Kaiser zu Straßburg zu, wo man es inne ward, daß Herzog Friedrich zu Schwaben sich feindselig bezeigte: weil man verschiedene Landschaften, die sich die schwäbischen Herren zugeeignet hatten, dem Reiche zuschlagen wollte. Hier beschloß der König mit den anwesenden Fürsten einen Krieg wider Böhmen, hernach aber wider Herzog Friedrichen. Im Februar zog er schon mit 3000 Mann nach Böhmen, und zwang mit einer so kleinen Macht, den Herzog Sobieslav, dem Könige zu huldigen, und sein Land von ihm zu Lehne zu nehmen.

Die Ostern fevrete Lothar zu Magdeburg: wo man mit der Wahl des Erzbischofes nicht eins werden konnte. Der König fodert die vornehmsten Geistlichen nach Spever an seinen Hof, und zieht wider Friedrichen in Schwaben zu Felde. Dieser wollte lieber in seinen Schlössern lauren, als eine

aken deutſchen Scribenten. Leibniz iſt einem furchtſamen Kinde gleich, welches auf dem glatten Eiſe an der Hand geführet wird; und was kan man von einem Mathematico beſſers vermuthen? Eckard ſcheinet ſich bisweilen empor zu heben, aber er kömmt gleich wieder ins Geleiſe. Gundling hat Muth genung, die Bande der Etymologiſchen Regeln abzuſchütteln; er hat aber ſeine Kräfte mehr in hiſtoriſchen als Etymologiſchen Entdeckungen verſucht. Die übrigen gehen alle die gemeine Landſtraſſe. Der gelehrte Herr Wachter beſitzet viel Vermögen, aber er kennet ſeine Kräfte ſelber nicht, und ich bedaure ihn, daß er ſich ſelbſt ſchwerere Ketten aufgeleget, als alle die übrigen. Wie kan ſich ein Adler nach der Sonne ſchwingen, wenn ihm die Flügel gebunden ſind? Die Wortforſchung iſt ein Werk der Einbildungskraft; wie kan aber dieſelbe was groſſes und auſſerordentliches ausrichten, wo ſie nicht frey iſt, ſondern unter dem Joche der Vernunft gefangen liegt? Ein Wortforſcher, der dieſelbe durch Regeln im Zaume halten will, kommt mir eben vor, wie ein Mahler, der den Pinſel nicht eher anſetzen wollte, bis er ſeine Schildereyen, die Aehnlichkeit des Geſichts, Licht und Schatten, mit dem Cirkel und Linial ausgemeſſen; oder ein Dichter, welcher das unvermuthete und bewundernswürdige, ſo er in ſeinen Erfindungen und Gedichten anzubringen gedächte, durch die Algebra auszurechnen ſuchte. Je mehr man der Vernunft die Herrſchaft läſt, ie mehr wird die Einbildungskraft geſchwächt; weswegen ich mich oft gewundert, warum noch niemand auf den Vorſchlag gerathen, ſich durch Einnehmung eines Quacker-Pulvers zu Erforſchung der Etymologien

Schlacht wagen. u. ſ. w. Wir können nämlich nicht alle Begebenheiten ſo ausführlich verfolgen; und melden nur, daß der Heil. Norbert, der Stifter des Prämonſtratenſerordens, als ein ſchon damals ſehr heiliger apoſtoliſcher Mann, von ungefähr nach Speyer kam, und ſogleich einhällig zum Erzbiſchofe zu Magdeburg erwählet ward.

Im 1127ſten Jahre hielt Lothar ſeinen Hof zu Merſeburg, und ſtattete ſeine einzige Princeſſinn Gertrud dem Herzoge Heinrich von Bayern aus. Allein Friedrich und Conrad empörten ſich im Reiche, und hatten Nürnberg ſtark beſetzet, u. Speyer eingenommen: Conrad aber nahm den Königstitel an, und eilete über die Alpen, um in Italien dem Lothar zuvor zu kommen. Dieſer hielt zu Würzburg ſeinen Hof, und die anweſenden mäynziſchen, magdeb. und ſalzb. Erzbiſchöfe u. a. m. thaten Conraden in den Bann: dagegen ihn die Mäyländer willig aufnahmen, und ihn durch Anſelmen, ihren Erzbiſchof, zum Könige der Longobarden kröneten.

Viel andre wälſche Städte indeſſen hieltens mit Lotharen, und ſelbſt der Pabſt vernichtete die mayländiſche Krönung. Lothar bereitete ſich zu Würzburg zur wälſchen Reiſe, und gieng wirklich über die tridentiniſchen Alpen: Conrad aber wich zurück nach Deutſchland. Lothar machte ſich daſelbſt allerley Freunde und unterredete ſich mit dem Pabſte unterwegens, kam auch mit einer geringen Macht nach Rom, worinn gleichwohl eine widrige Parten das Schloß St. Angelo und das Vatican inne hatte. Da ein Gegenpabſt vorhanden war, den

der

der Normannische König in Sicilien beschützte: so hielt der Pabst einen Hof, dazu er denselben mit seinen Anhängern berief. Allein sie blieben aus: und also verdammte Lothar, mit Beystimmung des Erzbischofs Norberts von Magdeburg, der der Reichskanzlers von Italien Stelle vertrat, und des Erzb. von Bremen, imgl. der Bischöfe von Osnabrück, Paderborn, Havelberg, und etlicher wälschen, den Gegenpabst: ward auch darauf den 4 Jun. den III. Sonntag nach Pfingsten, mit seiner Gemahlinn zum Kaiser gekrönet.

Wir müssen abbrechen, und unsre Leser zu dem Werke selbst verweisen; wo er soviel Ordnung und Gründlichkeit in den Beweisen finden wird, als er immermehr von diesen alten Zeiten fodern kann. Außer dem hat die Schreibart des Herrn Hofraths ihre Deutlichkeit und Anmuth; so daß man sie nicht anders, als mit Vergnügen lesen kann.

Indessen ist Kaiser Lothars Regierung nicht langwierig gewesen. Auf seiner Rückreise aus Wälschland im 37sten Jahre ward er zu Trident krank; wollte aber doch aus Liebe zum Vaterlande nicht daselbst verziehen; sondern reisete fort, und starb unterweges in einer elenden Bauerhütte, zwischen dem Inn und Lech. Sein Leichnam aber ward durch Augspurg und Franken nach Sachsen geführet, und in Königsluther begraben. Als man 1718 sein Grab eröffnete, hat man folgende Grabschrift gefunden:

LOTHARIVS DI GRA ROMANORVM
IMPERATOR AVGVSTVS REGNAVIT
ANNOS XII MENSES III DIES XII
OBIIT AVTEM III NONAS DECEMBRIS
VIR IN XTO FIDELISSIMVS VERAX
CONSTANS PACIFICVS MILES
IMPERTERRITVS
REDIENS EX APVLIA SARACENIS
EXCISIS ET EIECTIS.

Dieſer Herr iſt auch ein Beförderer der Wiſſenſchaften geweſen: In Italien fieng die Rechtsgelehrſamkeit an zu blühen, und er gab der bononiſchen Schule ſchöne Freyheiten. Petrus, der caſiniſche Mönch, hätte dem Kaiſer beynahe einen Geſchmack an den gelehrten Alterthümern beygebracht, als er eine Zeitlang bey Hofe lebte. In Deutſchland waren Conrad, Biſchof zu Regensb. Anſelm, Biſch. zu Havelberg, und Guibald, ein Abt, ſehr gelehrt. Dieſer ſuchte Cicerons Schriften ſo eifrig zuſammen, daß ihm auch ein Freund zurief: memento, te eſſe Chriſtianum, non Ciceronianum! Bedenke, daß du ein Chriſt, und kein Ciceroner biſt. Es gab auch Schriftſteller; Rupert, ein Abt bey Cöln, Gero, ein Domherr in Bayern u. a. m.

Uebrigens war es noch nicht Sitte, ſich allerley Bedürfniſſe auszuſinnen. Die mit wenigem zufriedene Natur brauchte noch keinen Seehandel. Solche Dinge nicht bedörfen, war ein großer Reichthum. Doch ſorgte Lothar für den Tuch- und

leinen-

Leinenhandel; der so alt, als unentbehrlich ist. Auf der Ostsee gieng gleichwohl damals ein neuer Handel an. Wysby, ein Hafen der Insel Gothland, ward berühmt dadurch. Die Einwohner desselben handelten durch Sachsen und Wendenland, mit kaiserl. Freyheiten.

Zu seiner Zeit lebte Markgraf Leopold von Oesterreich, der mit ihm ein Candidat der Kaiserkrone gewesen war, aber 1136 starb; und zu Kloster Neuburg an der Donau begraben liegt, welches er gestiftet hatte *. Pabst Innocenz der VIII hat ihn 1484 zum Heiligen erkläret. Seine Söhne Leopold und Heinrich, sind unter Conrad dem IIIten sehr berühmt geworden. Otto studirte zu Paris, und ward Bischof zu Freisingen; Conrad aber Erzbischof zu Salzburg. Seine Prinzessinn Agnes bekam Vladislav, Herzog von Pohlen und Schlesien; Gertrud, den König von Böhmen; und Itha, den Markgraf Wilhelm von Montferat.

Wir wünschen nichts mehr, als daß der Herr Hofrath Mascov uns ehestens auch dasjenige Stück der Reichshistorie liefern möge, welches zwischen dem zweyten deutschen Theile und dem ersten lateinischen Bande seiner Geschichte, als eine beträchtliche Lücke, noch übrig geblieben ist.

* Seiner Gemahlinn Agnes Schleyer zeiget man noch allda (si credere fas est), und die Nachkömmlinge der Hunde, die selbiges entdecket, werden mit großer Andacht gefüttert, und fortgepflanzet.

V.

Lettres d'Osman. à Constantinople. 1753.

D. i.

Osmanns Briefe. Gedruckt in Constantinopel.

Dieſes Werkchen enthält drey Theile in Duodez, und beſteht aus Briefen eines reiſenden Philoſophen, der ſeinem Freunde, ſeine verſchiedenen Beobachtungen mittheilet. Ungeachtet er nun die Sitten der Herren Franzoſen, ſeinen hauptſächlichſten Gegenſtand ſeyn läßt: ſo redet er doch zuweilen auch von gelehrten Sachen, vom Kriege, von der Staatskunde, und thut ſolches auf eine ziemlich ungezwungene, angenehme und ſcharfſinnige Art. Einige kleine Proben werden hinlänglich ſeyn, unſern Leſern einen Begriff von dem Werke ſelbſt zu machen.

Ein Geck, (un Sot) wenn er nur reich iſt, ſcheint in Frankreich dasjenige nicht zu ſeyn, wofür man ihn ſonſt aller Orten hält, nämlich ein unerträgliches Thier.

Ein Hofmann (un Courtiſan) iſt ein Menſch, der alle Menſchen herzlich liebet, und der keinem Menſchen gut iſt; der nichts überhaupt tadelt, und dem nichts insbeſondere gefällt; der niemals alles ſaget, was er denkt, und ſelten dasjenige denkt, was er ſaget; der mit dem oberſten Miniſter vor den Leuten freymüthig redet, und wenn er mit ihm allein iſt,

iſt, vor ihm zittert; der leutſelig iſt, ohne höflich zu ſeyn; der dem Scheine nach aller Menſchen Beſchützer iſt, und ſich in der That keinen verbindlich machet; der bey dem allermüßigſten Leben, allezeit geſchafftig und zerſtreuet thut; den ein einziger Anblick des Regenten, entweder trunken, oder verwirrt machet; den ein einzig Wort erhebt, oder zu Boden ſchlägt und vernichtet.

Ein ſeltner Mann (un homme rare) iſt ein großer Herr, der nicht ohne alle Verdienſte iſt, viel weis, nichts ſpricht, ſich wenigen Perſonen entdecket, voller Scheu iſt, was Gutes von ſich ſelbſt zu ſagen, und übels von andern zu denken.

Ein allerliebſter Menſch (un homme charmant) iſt ein Menſch, der nichts weis, und von allen Dingen ſein Urtheil ſpricht; der ſich eine Sammlung von dreyßigerley Stellungen gemachet hat, die unanſtändig oder lächerlich ſind; der alles weis, was in der Stadt vorgeht, und der erſte iſt der die neu herauskommenden Scarteken lieſt; welcher die allertiefſte Einſicht in die Moden zu haben begehret, und ſich allezeit zum Entzücken ankleidet; deſſen Fahrzeug allezeit ſchön und ohne Tadel iſt; der alle Tage in dreyßig Häuſer läuft, an zwanzigerley Orten zu ſpeiſen verſpricht, und um zehn Uhr des Abends in einem Hauſe zum Eſſen kömmt, wo ihn niemand erwartet; welcher ein Dutzend Redensarten aus einem Worte zu ziehen weis, das eigentlich nichts ſagen will; der von ſich ſelbſt ſehr vortheilhaft, und von andern ſehr ſpaßhaft zu reden weis; der ein Tyrann alles Frauenzimmers zu ſeyn

ſcheinen will, und doch nur der Nothnagel derer-jenigen iſt, die verſchrieen ſind; ein Ball der Buhl-ſchweſtern, und eine Geißel guter Geſellſchaften. Indeſſen iſt er eine zeitkürzende Marionette, für einen vernünftigen Mann, der ihn nur ein einzigmal und auf wenige Augenblicke ſehen darf.

Es iſt übrigens keine Kleinigkeit, ein ſolcher allerliebſter Menſch zu ſeyn. Denn er iſt der Mode eben ſowohl unterworfen, als der Putz, den er erfindet, und wann er deren Eigenſinn nicht ausforſchet, um ſich demſelben ſogleich zu unterwerfen, ſo verliert er ſeinen koſtbaren Namen, und wird zu einem ganz und gar lächerlichen Geſchöpfe.

Bey den Franzoſen muß man einen Unterſchied, unter denenjenigen machen, die Witz beſitzen, unter denen die Witzlinge ſind, und unter den klugen Leuten *. Dieſer Unterſchied, der ihnen oftmals entfährt, iſt mir in ihrem Umgange merkwürdig geworden.

Der Menſch, der nichts als Witz beſitzt, hat faſt niemals eignen Witz. Sein Hochmuth will ſich einen andern wählen, und oftmals wählet er übel. Er gewöhnet ſich eine Art zu reden an, die ihn entweder übel kleidet, oder ſich bald erſchöpfet. Er iſt einem Frauenzimmer gleich, die hübſch gebildet iſt, aber ohne Unterlaß liebäugelt, und dadurch kaum erträglich zu ſeyn ſcheint.

Der Witzling, menget ſeinen Witz mit fremdem Witze zuſammen: welches ihm viel Mühe koſtet, wobey er wenig Vergnügen hat, welches ihn tauſend

* (Ceux qui ont de l'eſpr. gens d'eſpr. et beaux Eſpr.)

ſerd Verdrießlichkeiten ausſetzet, ihm aber dennoch eine Art von Anſehen erwirbt. Die Dummköpfe erſtarren über ihn, den großen Haufen verblendet er, vernünftigen Leuten aber fällt er zur Laſt. Er meynet, er ſage nichts mittelmäßiges, wenn er ein leeres Nichts mit großem Nachdrucke ausſpricht; und was er andere ſagen höret, das hält er ſelten genehm, damit man nur denken ſoll, er würde viel was beſſeres geſaget haben. Er führet oft an, und beſchweret ſich doch über ſein Gedächtniß; er thut allezeit Ausſprüche, und ſetzet nie ein Mistrauen in ſeinen Geſchmack. Dieſer fraget ihn um Rath, jener ſcheuet ihn: alle aber ſchmäucheln ihm, und man iſt nicht nach der Welt, wenn man ihm nicht auch bekannt iſt.

Ein kluger Menſch hat allezeit ſeinen ihm eigenen Witz, und weis ſich dennoch anderer ihren zu Nutze zu machen. Er verblendet niemals, er überzeuget allezeit: er ſieht nicht vorbereitet aus, aber er geht mit gleichen und ſichern Schritten, und erleuchtet diejenigen die ihm folgen.

Es iſt was leichtes Witz zu haben; es iſt lächerlich ein Witzling zu ſeyn: ein kluger Mann aber muß gebohren werden.

Die Franzoſen gehen in ihrer Neigung zu nichtigen Ergetzungen ſo weit, daß ſie ſich alle der Beſtrebung dazu unterwerfen. Diejenigen nun ſind unglücklich, die ihre Gemüthsneigung, oder Ueberlegung, untüchtig dazu machet: ſie müſſen ihrem ganzen Character entſagen, oder es dulden, daß andern die Weile bey ihnen lang wird.

Wer sich in den Ruff eines witzigen Menschen setzet, der muß, wenn er in Gesellschaften erscheint, die Leute in Erstaunen setzen, und unerhörte geistreiche Sachen vorbringen. Das erwartet man schon einmal von ihm: dafern man ihn nicht bewundern muß, so kömmt er um alles sein Ansehen.

Bisher hat man nur ganz gemeine Begriffe von der Tugend, den Verdiensten, und der Schönheit gehabt. Oftmals suchen wir sie in den Gegenständen, die wir untersuchen und zergliedern, bevor wir ein sicheres Urtheil davon fällen. Wir heischen gewisse Grundsätze, Verbindungen, Verhältnisse, und Wirkungen, darüber wir ziemlich einstimmig geworden, um das Gute und Schöne festzusetzen. Die Franzosen sind sinnreicher, und gefälliger; sie wissen aus der Natur und Kunst mehrere Vortheile zu ziehen. Sie schenken einander die Vollkommenheiten der Seele und des Leibes; sie halten sich an den Außenschein: und wenn sie nur blenden können, so ist ihre Eigenliebe schon befriediget.

Ihre Gesetze sind so ziemlich rein und scharf; allein sie unterwerfen ihnen nichts als das Aeußerliche. Ihre Vernunftschlüsse sind richtig und ausführlich genug; allein ihre Vernunft vermag nichts gegen ihre Leidenschaften. Wenn man ihre Aufführung untersuchet, so ist nichts so widersprechend, als dieselbe mit ihrer Morale: bleibt man aber bey dem Aeußerlichen stehen; so stimmet alles vortrefflich zusammen. Die Geschmeidigkeit, ist bey ihnen ein natürlicher Character. Ich verstehe hierunter diejenige Geschicklichkeit, die die Fehler verbirgt, und

die

die guten Eigenſchaften heraus ſtreicht. Alle Menſchen geben ſich unter dem verehrungswürdigſten Außenſcheine zu erkennen; alle wollen, daß man ihnen Redlichkeit, Verſtand, Wiſſenſchaften, und eine geſunde Urtheilekraft zutraue. Alles Frauenzimmer iſt auf ſeinen Reiz und guten Namen eiferſüchtig. Zu allem Glücke werden ſie mit mehrern Schwachheiten als Laſtern gebohren: denn ihr Herz ausgenommen, welches gemeiniglich gut iſt, beſtehen ihre übrigen Anſprüche in Hirngeſpinſten. Sie ſind mehr ſchimmernd, als wirklich; mehr ſeicht, als gegründet, mehr eitel, als ehrliebend, mehr wollüſtig, als zärtlich, mehr ſchwach, als empfindlich; und kurz, mehr mit der Begierde zu gefallen beſchäfftiget, als mit den Mitteln an ſich zu ziehen, ja von der wahren Ehre weniger gerühret, als von ihrem Schimmer.

Die Franzoſen ſetzen einen Theil ihrer Ehre, in die Treue ihrer Frauen; dieß iſt faſt die einzige Pflicht, die einzige Tugend, ſo ſie von ihnen fodern: gleichwohl tröſten ſie ſich über deren Untreue, dafern nur die Leute nichts davon erfahren. Die eheliche Treue leget in der That keinen andern Zwang auf, als den Wohlſtand; und die Eiferſucht öffnet einem Manne nicht eher die Augen, als bis ihn das allgemeine Geſchrey erwecket. Alsdann ſteht er ſo verächtlich da, als ihn ein ſelbſt begangenes Laſter nicht machen würde: alle ſuchen einander ſeinen Unſtern bekannt zu machen, und niemand ſuchet ſich ſelbſt davor zu hüten.

Es iſt gebräuchlich, daß eine Frau daheim mit ei-

fähiger zu machen. Denn da dieſes Mittel darzu erfunden iſt, die unbändige und herrſchſüchtige Vernunft zu dämpfen, und die Einbildungskraft von der Tyranney derſelben zu befreyen; ſo würde es gewiß auch hier unvergleichlichen Nutzen ſchaffen.

Probſt von der Hardt könnte ein anderer Becanus, ja mehr als Becanus, ſeyn, wenn er nicht lieber ſeine Einbildungskraft in einem andern Felde der Gelehrſamkeit, darinnen er zwar eben ſo viel Ehre eingelegt, ich meyne in Entdeckung der Vorbilder und ſymboliſcher Erklärung der Fabeln und Hiſtorien, hätte verſchwenden wollen. Herr Anſorge hat in einer kleinen Probe genung erwieſen, worzu ſein feuriger Geiſt wäre fähig geweſen, wenn er in beſſere Umſtände geſetzet, und recht erhitzet worden wäre. Seine Entdeckungen, daß Gutſche von geht hutſchen herkomme, und Maus ſo viel heiſſe, als, macht ſich immer neue Löcher aus, nebſt vielen andern von dieſer Art, zeigen gleich daß ſie in keinem mittelmäßigem Kopfe ausgebrütet worden. Der einzige, den man noch als eine Hofnung beſſerer Zeiten anzuſehen hat, iſt der . . . . Alterthümer. Seine hiſtoriſchen Schriften ſtecken voller ſonderlicher Etymologiſchen Entdeckungen, die ich allemal mit Bewunderung leſe. Sein Gehirn muß wie ein weitläuftiger Nomenclator ausſehen. Kaum hat er einen Namen von einem Orte oder einer Perſon in die Gedanken bekommen, ſo ſtellet ihm ſein Gedächtniß ſchon hundert andere zur Muſterung vor, welche jenem auf eine oder die andere Art ähnlich ſehen, und ſollte auch die Aehnlichkeit nur in einem halben Buchſtaben beſtehen. Alles muß ihm da zu Gebote ſeyn, und er weis in allen Dingen eine Aehnlich-

keit

einer angenehmen Mannsperſon, allein ſeyn darf, ohne zu erröthen. Man weis es, man zweifelt ſo gar nicht, daß er von Liebe werde geſprochen haben; denn das iſt der Franzoſen Art. Weder der Tadel der Welt, noch die Zärtlichkeit des Mannes finden daran etwas ſtrafbares. Allein eben dieſe Frau, und eben dieſe Mannsperſon, welche die Augenblicke, da ſie allein geweſen, gar wohl haben nutzen können, dörfen ſichs nicht wagen, an einem öffentlichen Orte mit einander zu erſcheinen; weder im Schauſpiele, noch auf dem Spaziergange, noch auch in einer Kutſche fahren. Wenn nur der Wohlſtand befriediget iſt, ſo fraget man nach der Tugend nicht: und vor den Augen ſo vieler tauſend Zuſchauer, kann die Tugend ſich nicht ſchützen.

Dieſer ſeltſame Wohlſtand indeſſen betrifft nur die Stadt. Das Landleben erlaubet viel mehrere Freyheiten. Es ſcheint man laſſe allen Verdacht in den Thoren von Paris. Ein jeder thut, was er will, ohne alle Folgen. Man kömmt zuſammen, man trennet ſich, und niemand fraget nach, ob irgend eine Frau verſchwunden ſey, oder mit wem ſie unſichtbar geworden? Ihren Anputz richtet ſie auch nach möglichſter Bequemlichkeit ein, und die Hitze des Sommers iſt der Deckmantel für alles. Die Landvergnügungen gehen allemal mit freyerer Stirne: das heißt man natürlich, und ſich ſelbſt mehr gelaſſen ſeyn. Einige ſind auf ihren Zimmern, andere leſen, gehen ſpazieren, ſpielen, kommen, gehen, und machen alles was ſie wollen, ſonder Zwang.

VI.

Eine Fabel.

Venus und Momus.

Herr Momus war vor alter Zeit
Ein überkluger Splitterrichter:
Von seinem Tadel war kein Dichter,
Kein Mensch, kein Thier, kein Gott befreyt.
Kein Gott? Es scheint, der Grübler rase!
Das weis ich nicht: Er dünkt sich klug.
Gleichwohl ist ihm nichts gut genug;
Bey allem rümpft er Mund und Nase.

So giengs der Venus selbst einmal;
Der schönsten Göttinn in dem Himmel!
Denn Momus schlich sich im Getümmel
Bis in den goldnen Göttersaal.
Es fanden Götter und Göttinnen
Sich nach und nach zur Tafel ein:
Selbst Juno trat schon stolz hinein:
Nur Venus fehlte noch darinnen.

Was Wunder? Nach der Schönen Art
War sie zu langsam aufgestanden:
Als nun die Gratien sich fanden,
Ward weder Schmuck noch Putz gespart.
Was gab der Nachtisch nicht für Stücke,
Die selbst Vulkan recht ausstaffiert!
Und kurz, sie war nun eingeschnürt,
Und reizte schon Cupidons Blicke.

Da sah man recht ein Götterbild,
An Stirn, und Mund, und Augen prangen!
Die Rosen hatten beyde Wangen;
Den Busen Liljen angefüllt.
Ihr zünder Arm von Alabaster
Verlohr sich in der schönsten Hand;
Der kleinste Fuß, den jemand fand,
Betrat des Saals saphirnes Pflaster.

Gebärde, Gang und Stellung war
Recht überirrdisch anzusehen:
Doch kaum war alles dieß geschehen;
So stellte sich Herr Momus dar.
Der Götter Fürst hatt' ihn gesendet,
Zu forschen wo Frau Venus sey?
Und ob sich noch die Tändeley
Des langen Putzes nicht geendet?

Nun, Momus, ruft sie: Eben recht!
Du pflegst ja alles durchzunehmen;
Und musterst, ohne dich zu schämen,
So gar das himmlische Geschlecht.
Du tadelst unsre Götter alle:
Auch Zevs schafft dir kein Ding zu Dank:
Thu deiner Neigung keinen Zwang,
Und sage, wie ich dir gefalle?

Er riß die Augen gräßlich auf,
Und schielt vom Haupte bis zun Füßen:
Zwar heimlich wünscht er sie zu küssen,
Doch gab er noch kein Wort darauf.

Ihr Anblick ſchien ihn ſtumm zu machen:
Denn freylich, war ſie göttlich ſchön.
Doch Momus wollt es nicht geſtehn,
Und Venus hub ſchon an zu lachen.

Gelt! Momus ſchweigt! verſetzt ſie froh:
Das heißt ſoviel, du mußt mich loben.
O nein! ſpricht jener: Zwar von oben,
Iſt deine Schönheit nun ſo ſo!
Allein = = hier ſtockt er: Darf ich bitten?
Fragt Venus hier, und lacht dazu:
Nu, ſpricht er, unten an dem Schuh
Iſt dir der Abſatz plump geſchnitten.

Ihr Tadler! ſeht hier euer Bild.
Wie's Momus macht, ſo gehts euch allen.
Ein Werk, das aller Welt gefallen,
Hat euch mit Gift und Gall erfüllt.
Das Schönſte muß begeifert werden;
Und ſollt es auch der Abſatz ſeyn!
Ihr ſeyd doch, räumts nur ſelber ein,
Das ſchändlichſte Geſchmeiß auf Erden!

VII.

Verſuch einer deutſchen Sprachlehre,

anfänglich nur zu eignem Gebrauche unternommen; endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Unterſuchung Anlaß zu geben, ans Liecht geſtellet, von Carl Friedr. Aichinger, d. Z. Sadtpred. zu Sulzbach 1754. Frf. u. Leipz. in 8.

Der

Der Eifer für die Richtigkeit der deutſchen Sprache wird itzo faſt allgemein. Es ſtehen beynahe überall Lehrer auf, die ſich zu Wegweiſern darbiethen: und es iſt faſt keine Landſchaft unſers Vaterlandes mehr übrig, die nicht den ihrigen aufzuweiſen hätte. Hier hat nun auch die Oberpfalz das Glück erlebet, in ihrem Schooße einen Priſcian erzeuget zu haben. Da die Sache merkwürdig iſt, ſo wollen wir den grammatiſchen Lebenslauf deſſelben, aus ſeiner Vorrede mittheilen.

„Als der Herr V. nach vollendetem Univerſi-
„tätenjahren zu Hauſe lebete, wo er genugſame
„Zeit hatte, auf ſich ſelbſt Achtung zu geben, und
„die erſtgemeldeten Fehler (in der deutſchen Spra-
„che) auch bey ſich wahrnahm, iſt ihm vor unge-
„fähr 14 Jahren der Vorſatz eingekommen; er
„wollte ſich die Stücke, ſo zur Analogie der teut-
„ſchen Sprache gehören, zu ſeiner eigenen Nach-
„richt ſammeln; damit er hinfort, wenigſtens eine
„gewiſſe und nicht ohne Ueberlegung angenommene
„Art zu reden und zu ſchreiben beobachten möchte.
„Dieſen erſtern Theil der Grammatik hatte er, was
„die Grundlage anlangt, eben fertig, als er am An-
„fang des 1741ſten Jahres zum Sulzbachiſchen
„Rectorate beruffen wurde; war aber nie willens,
„ſolche Arbeit vollſtändiger zu machen, oder die
„Syntaxe hinzu zu thun: bis er wahrnahm, daß
„ſeine Schüler in der Mutterſprache ſchier ſo leicht
„fehleten, als in der lateiniſchen; daß ſie z. B. weit
„leichter das Tempus eines lateiniſchen, als teutſchen
„Verbi formirten, weit hurtiger den Caſum einer
„latei-

„lateiniſchen als teutſchen Präpoſition erriethen, die „Ordnung der teutſchen Redetheile ſelten träffen „u. d. g. Daher nahm er ſich vor, das nöthigſte „der teutſchen Syntaxe ebenfalls zuſammen zu tra„gen, und etwann ſeinen Schülern beides, als „eine kurze Anleitung zum Abſchreiben in die Hän„de zu geben. Doch indem er mit dem Ueberſehen „umgieng, fand er ſolche Luſt in grammaticaliſchen „Dingen, daß er immer weiter nachdachte, und „bey allem, was ihm teutſches, lateiniſches, griechi„ſches vorkam, ohne Unterlaß Achtung gab, ob „ſich nichts entdeckte, welches in eine teutſche „Grammatik zu bringen nöthig wäre. * Dadurch „wuchs immer ſeine Schrifft unter den Händen „dergeſtalt an, daß ſie zum Abſchreiben zu groß „wurde; und er fieng allgemach an, einen andern „Rath damit zu faſſen. Er begehrte aber nicht zu „eilen, ſondern noch etliche Jahre zu ſammlen, „wollte auch die Urtheile und Beyträge der Gelehr„ten einholen, und ſchickte ſeinen Aufſatz nach „Nürnberg, daß daſelbſt und zu Altdorff, die „Liebhaber der Sprachen Anmerkungen beyfügen „möchten.

* Bey dem allen kömmt uns nichts wunderbarer vor, als daß der gelehrte Herr Verfaſſer gar nichts von andern deutſchen Sprachlehrern weis, keinen Clajus, Gueinz, Stieler, Schottel, Bödicker, Steinbach, Wahn, Hentſchel, oder ſonſt einen nachſchlägt; ſondern ſo zu Werke geht, als ob er der erſte Menſch in der Welt wäre, der aus ſeinem eigenen Gehirn dieſe grammatiſche Pallas gebähren müßte.

„möchten. Und siehe, NB. Kaum war sein Ge„mächte aus seinen Händen, so erfuhr er, daß „Herr Professer Gottsched eine Grundlegung der teutschen Sprachkunst ans Licht gegeben habe.

Dieses alles erzählet der Herr Verfasser uns bloß in der Absicht, daß ja niemand denken solle, er sey erst durch Herrn Professers Gottscheds Vorgang, wie er es nennet, zur Nachahmung gereizet worden, noch die Absicht gehabt habe, ihn zu widerlegen.

Nun machet er sich den Einwurf, ob nicht seine Schrift in der Welt überflüßig sey, nach dem das Gottschedische Werk vorhanden ist? Er hat es selbst geglaubet und wirklich beschlossen, es zurück zu halten. Allein man hat ihn versichert, daß beyde gar wohl neben einander stehen könnten. Er ist auch willens gewesen, die Gottschedische Sprachkunst gar nicht zu lesen, bis die seinige erst in der Welt wäre; damit er desto getroster behaupten könnte, nichts von derselben entlehnet zu haben. Und daran hätte er allerdings sehr wohl gethan: weil man doch alsdann eine recht aufrichtige oberpfälzische Grammatik zu lesen bekommen hätte: zumal da der Herr Verfasser sonst keine von den ältern Sprachlehren bisher zu Hülfe genommen zu haben meldet. Allein es schien ihm hernach unschicklich zu seyn, von einer Disciplin zu schreiben, und das neueste und berühmteste Buch darinn nicht zu Rathe zu ziehen. Er würde in solchem Falle oft von demselben abgegangen seyn, ohne die Ursache angezeiget zu haben. Er las also, und verglich eins mit dem andern, hoffet auch nie, ohne Grund mit ihm uneins zu seyn.

Er

Er meynet, der Größe der Gottſchediſchen Verdienſte würde dadurch nichts benommen, die er ſo ſehr in Ehren hielte, als die, ſo ihm in allen Stücken recht geben. Er entſchuldiget ſich nur, warum er ſeine Zweifel demſelben nicht ſchriftlich eingeſchicket. Allein das ſtund freylich in ſeinem Belieben. Und es war ja weit rühmlicher ein Schriftſteller und ganzer Sprachlehrer zu ſeyn; als ein bloßer Zweifelmacher. Seiner Abweichungen wären auch ſoviel, daß ſie allein ein kleines Buch betragen hätten: das machet: Er ſey ein Oberpfälzer, Herr Pr. G. aber ſchriebe als ein, obwohl nicht gebohrner, doch eingewohnter Meiſſner.

Da haben wir nun den ganzen Schlüſſel zu dieſer Sache; der einem verſtändigen Leſer alles nöthige Licht geben wird. Muß es auch einen rechtſchaffenen Gelehrten und Schulmann nicht verdrießen, der bey dem gänzlichen Mangel deutſcher Sprachlehren, (denn dieſer hat ihn zweifelsfrey bewogen, ſelbſt Hand anzulegen; da er keine einzige meldet die er gekannt, oder deren Unvollkommenheit ihn dazu bewogen hätte) ſich die Mühe giebt, der deutſchen Analogie nachzuſpüren; ferner die Syntaxe hinzuzuſetzen; mit der Arbeit auch fertig wird; und gar ſein Gemächte ſchon nach Nürnberg ſchicket, wo ſoviel ſchöne Sachen gemachet werden: wenn ihm hernach ein andrer, ungefragt und ungewarnet, mit einer gleichen Arbeit zuvor kömmt? Iſt das wohl zu verzeihen? Und hat man nicht Urſache ſich wider ein ſolches Buch aufzulehnen? zumal wenn ſelbiges nur nach der meißniſchen Mundart geſchrie-

ſchrieben iſt; da es doch billig nach dem oberpfälziſchen Dialekte hätte eingerichtet ſeyn ſollen?

Gewiß, ſeine Freunde haben ihm ganz recht gerathen, ſein Liecht nicht für ſich allein zu behalten; ſondern vielmehr ſein Gemächte aller Welt, oder doch ganz Deutſchland zur Schau vor Augen zu legen. Herr Pr. G. iſt auch längſt ſo billig geweſen, mit keiner Art von Schriften ein eigenes Monopolium zu verlangen. Er ſieht es vielmehr gern, wenn andre Gelehrte in dem Felde, welches er ſich hauptſächlich zu bauen befliſſen, mit Hand anlegen. Für einen einzigen Schriftſteller, ſo gelehrt und fleißig er auch immermehr ſeyn möchte, iſt dieſe Aernte zu groß. Es muß, wie im vorigen Jahrhunderte, alſo auch im itzigen ein gemeinſchaftlicher Fleiß angewandt werden, die deutſche Sprache und die ſchönen Wiſſenſchaften in Flor zu bringen. Ein jeder thue alſo das Seinige, wenn er einen innern Beruf dazu zu haben glaubet: Die Nachwelt wird einem jeden ſein Recht wiederfahren laſſen. Der Herr Aichinger mag alſo von dieſem billigen Richter ſein Urtheil erwarten: wir, und der Herr Pr. G. werden ihm daſſelbe nicht misgönnen, ſo vortheilhaft es auch ausfallen möchte. Er aber wird nach derſelben Freyheit, die er ſich genommen, dieſem ſeinem Vorgänger allerley Erinnerungen zu machen, dieſelbe auch uns freyſtellen. Wir wollen hiermit den Anfang machen, ein Paar Puncte aus ſeiner Vorrede zu berühren; und nachmals bisweilen damit fortzufahren. Es iſt nämlich Deutſchland nicht wenig daran gelegen, zu wiſſen, ob die

oberpfälziſche, oder die von ihm ſo genannte meißniſche Sprachlehre beſſer ſey?

Das erſte nämlich, was er dem Herrn Profeſſor Gottſched vorrücket, iſt dieſes, daß er als ein, zwar nicht gebohrner, aber doch eingewohnter Meißner geſchrieben habe. In dieſem Stücke müſſen wir ihn vertheidigen. Und das zwar folgendergeſtalt:

1) Wenn er es gethan hätte, und wenn ſeine Sprachkunſt durchaus auf meißniſchen Fuß eingerichtet wäre: ſo würde das noch eben kein großer Fehler ſeyn. Seit hundert und mehr Jahren, haben ſchon alle Sprachkenner, der oberſächſiſchen, d. i. meißniſchen Sprache, den Vorzug vor allen andern deutſchen Mundarten zugeſtanden. Die Zeugniſſe davon anzuführen, würde ſehr überflüßig ſeyn, da ſie faſt allenthalben anzutreffen ſind, und dem Herrn Verfaſſer nicht unbekannt ſeyn können. Es iſt damit ſo weit gekommen, daß man das eigentliche Hochdeutſche mit dem Oberſächſiſchen für gleichgültige Mundarten gehalten. Iſt nun dem alſo: was begienge denn der wohl für einen Fehler, der eine Sprachkunſt nach derſelben ſo beliebten, und überall gebilligten Mundart einrichtete?

Iſt es nicht in Wälſchland und Frankreich eben ſo gegangen? Hat nicht die im Kerne Italiens herrſchende toſcaniſche Mundart, ſeit vielen Jahrhunderten den Vorzug vor allen andern erhalten? Haben ſich wohl die Neapolitaner, Genueſer, Mayländer, oder Venetianer unterſtanden, ihr den Vorzug ſtreitig zu machen? Haben dieſe von Toſcana

keit, und, was noch mehr iſt, von allen Aehnlichkeiten, die Urſachen zu entdecken. Ich habe nur noch geſtern ein Exempel davon geleſen, da er vor ſeine Landsleute im Halberſtädtiſchen, bey denen er im Amte ſteht, ſeinen Eifer blicken läſt. Er hat gefunden, daß in derſelben Gegend ehemals ſollen Schwaben gewohnet haben, die man von denen am Rhein zu unterſcheiden habe; weswegen er ſich vorgeſetzet, zu beweiſen, daß Dieſelben ein berühmtes und weit ausgebreitetes Volk geweſen, das ſeine eigene Könige gehabt. Weil aber in den Geſchichtſchreibern davon nichts zu finden iſt, ſo hat er billig Etymologiſche Gründe, als die allergewiſſeſten, zu Hülfe genommen.

Man trifft in verſchiedenen Ländern Namen von Oertern oder Perſonen an, die ſich mit Schw oder Sv anfangen; die denn freylich nirgends anders als von dem Namen der Schwaben ihren Urſprung haben können. In Mähren findet man die Namen der Könige Svinimir, Sventobald, Svatopluc; in Böhmen die Namen der Städte Schwanberg, Swihof, Swinibrod; in Schleſien die Stadt Schweidnitz; in Meißen das ſo genannte Schwanenfeld, das Schloß Schweinsburg, ja gar die Stadt Zwickau: welches ihm zum unwiedertreiblichen Beweiſe dienet, daß die Schwaben der Orten überall zu Hauſe geweſen, und dieſelben von ihrem Namen benennet. Ja der Name Serimund, einer Landſchaft an der Elbe, kömmt auch von den Svevis Semnonibus oder Senonibus her, und hat ohne Zweifel ſonſt Severmund geheiſſen; und (welches man am wenigſten ſollte vermuthet haben) der Name der, beſage des Chronici Moiſſiacenſis von Carolo M, a. 805 ver-

ganz unabhänglichen Landſchaften wohl begehret, daß die Verfaſſer des Dittionario della Crusca ſich nach ihren Mundarten richten ſollten? Oder haben in Frankreich die übrigen Provinzen es von der Academie françoiſe wohl fodern dörfen, daß man ſich nach dem languedockiſchen, provenzaliſchen, burgundiſchen, picardiſchen, normänniſchen, bretanniſchen oder gaſconiſchen richten ſollte? Vielmehr haben ſich die aus andern Landſchaften, ſonderlich der Normandie gebürtigen Glieder der Akademie allezeit befliſſen, die gute Pariſerſprache anzunehmen, und bloß nach derſelben zu ſchreiben.

Was nun in Wälſchland Toſcana, in Frankreich Ile de France iſt, das iſt unſtreitig Oberſachſen in Deutſchland: wenn man nicht bloß Meißen, ſondern auch die nächſtangränzenden Landſchaften, z. E. die Lauſitz, das Anhältiſche, das Mansfeldiſche, ein gut Stück von Thüringen und das Vogtland mit dazu nimmt. In allen großen Städten daſelbſt, ſonderlich in Reſidenzen, ſpricht man das Hochdeutſche ſehr gut: ja ſo gut, daß es alle, die aus andern Landſchaften dahin kommen, ſelbſt geſtehen müſſen: Man ſpreche hier recht nach der Schrift; d. i. wie das gute Hochdeutſche geſchrieben wird. Was können wir dafür, daß die Oberpfalz nicht in eben ſolchem Ruhme ſteht? und daß es dem Herrn Verf. ſelbſt bedünket: es dürfte manchem ganz unerträglich dünken, aus der obern Pfalz eine teutſche Grammatik zu ſehen. Dieſen Vorwurf darf niemand beſorgen, der in Oberſachſen eine ſchreibt: und das Ding

muß

muß doch wohl, wie alles andre in der Welt, ſeine Urſache haben.

Allein II.) iſt es weit gefehlet, daß der Herr Prof. G. ſeine Sprachkunſt durchaus, und in allen Stücken, auf den meißniſchen Fuß habe einrichten wollen. Er hat es ja geſtanden, daß er die Provinzialfehler des Pöbels, die dieſer auch in den beſten Provinzen eines Landes allemal hat, wie ſelbſt die Pariſer ſolches von ſich geſtehen, ſorgfältig zu vermeiden geſuchet. Der Herr Verfaſſer führet ſeine Stellen davon ſelbſt an, und folglich dörfen wir ihm dieſelben nicht melden. Hr. P. G. verbeſſert oft aus der Analogie gewiſſe im Schwange gehende Fehler, z. E. das geweſt, welches hier häufig geſprochen wird, in geweſen: wie ſchon andre gute Schriftſteller, nach der Regel der unrichtigen Zeitwörter, längſt geſchrieben haben; und unzähliches mehr.

Es iſt auch III.) ganz falſch, daß er keine andre Mundarten gekannt habe, als die meißniſche. Er kannte fürs erſte als ein gebohrner Preuß, der ſchon in männlichen Jahren nach Sachſen kam, (und gleich damals, ehe er noch in Sachſen warm geworden war, in den vernünftigen Tadlerinnen 1725 und den Fontenelliſchen Geſprächen 1726 wies, daß er Deutſch konnte) die preußiſche und ſchleſiſche Sprache; indem er auf ſeiner Reiſe nach Sachſen durch Schleſien gereiſet war, und ſich in Breslau aufgehalten hatte. Er hatte 1729 eine Reiſe durch die Mark, Pommern, Meklenburg, Holſtein, Lüneburg und Braunſchweig gethan, und alſo auch die Mundarten dieſer Landſchaften kennen gelernet.

Endlich hatte er auch vor der Ausfertigung seiner zweyten Ausgabe der Sprachkunst, die böhmische, fränkische, bayerische und österreichische Sprache, aus der Quelle kennen lernen.

Doch was brauchet es aller dieser Umstände? Giebt es denn keine Bücher von allen diesen Gegenden Deutschlandes, die recht in ihrer angebohrnen Mundart geschrieben haben? Z. E. der Parnassus Boicus ist ein aufrichtiger Autor Classicus der bäyerischen und oberpfälzischen Sprache: wenn wir gleich des Jesuiten Balde herrliche deutsche Gedichte aus den Augen sezen wollen. Diesen Parnaß aber hat der Herr Pr. G. schon vor jenen 20 und mehr Jahren gekannt, als er ihn in seinen kritischen Beyträgen beurtheilete. Wo bleiben noch alle die schönen Lobreden auf Kaiser und Heilige, die theils in eben den Beyträgen, theils im N. Büchersaale, theils in dem Neuesten, aus eben diesen oberdeutschen, sonderlich bäyerischen Landen vorkommen? Es ist also recht unverantwortlich, zu sagen: daß einer, der alle diese Dinge, und unzählige aus andern deutschen Landschaften in Händen hat, und Auszüge daraus gemachet, diese Mundarten nicht kenne, und folglich nicht zu beurtheilen wisse. Wenigstens sieht man soviel daraus, daß Herr Aichinger, gar nicht als ein Bayer oder Oberpfälzer; sondern soviel als ihm nur möglich gewesen, als ein Meißner, oder rechter Hochdeutscher, seine Sprachlehre geschrieben habe; außer wo ihm bisweilen seine Erbsünde gar zu unwiderstehlich angeklebet hat.

Ja wir wollen IV. noch freygebiger seyn. Wir wollen

len ihm eingeſtehen, Hr. Pr. G. habe von allen oberwähnten bäneriſchen Meiſterſtücken nichts gewußt; auch keiner andern Bücher, als ſolcher, die in Meißen geſchrieben worden, habhaft werden können; welches doch falſch und ungereimt iſt: Meynet der Hr. V. denn, daß man in Leipzig keine Gelegenheiten habe, aller dieſer Landſchaften Mundarten kennen zu lernen? In Leipzig, wo man, wegen der ſo berühmten hohen Schule, eine akademiſche Jugend aus allen Enden von Deutſchland hat; und wo wenigſtens dreymal im Jahre alle mögliche Ausländer, Juden und Judengenoſſen, Creter und Araber zuſammen kommen? In Wahrheit, man muß den Herrn Verf. bedauren, daß er dieſes nicht weis, oder ſich doch nicht darauf beſonnen hat: ſonſt würde er einen Mann, der nunmehr 30 Jahre in Leipzig lebet, und folglich 90 Meſſen daſelbſt geſehen hat, mit unzähligen Fremden bekannt geworden, und Umgang gehabt, und alle Mundarten, von einem Ende Deutſchlandes bis zum andern, ſattſam kennen lernen, nicht beſchuldiget haben: Er kenne nichts, als die meißniſche Mundart. Riſum teneatis amici!

Endlich muß ihm ja V. auch ein flüchtiges Durchblättern der gottſchediſchen Sprachkunſt zur Gnüge gewieſen haben: daß Hr. Pr. G. allerdings auch das Schiboleth ſo mancher ober- und niederdeutſchen Landſchaft zur Gnüge eingeſehen. Hr. A. redet alſo gewiß wider den klaren Augenſchein, und folglich wider ſein Gewiſſen, wenn er ſo kühn iſt, das Gegentheil vorzugeben. Außer dem aber wiſſen es auch die ge-

lehrten Meißner in und außer Leipzig zur Gnüge, daß Herr Pr. G. die gemeinen Fehler der hiesigen Pöbelsprache gar nicht billiget, dagegen warnet, und allezeit behauptet: Wer gut deutsch schreiben wolle, der müsse so schreiben: daß man es ihm nicht anmerke, aus welcher Landschaft er gebürtig ist.

Wir haben es indessen VI. gar zu deutlich gemerket, woher der Groll des Hrn. V. auf den Hrn. Pr. G. rühret. Dieser hat auf seiner Reise aus Nürnberg auf Regenspurg, vor 4. Jahren, die rauhen Gegenden, Felsen und Steine der Oberpfalz in einem Gedichte beschrieben: und dieses kann Herr A. als ein geb. Oberpfälzer, noch nicht verdauen:

Manet alta mente repostum
Iudicium Paridis, spretæque injuria formæ!

Darum muß nun seine Sprachkunst herhalten! Und freylich, hat man recht. Denn wie könnte derjenige eine gute Grammatik schreiben, der den Oberpfälzischen Boden für rauher und bergigter hält, als den meißnischen?

Dessen allen indessen ungeachtet ist es VII. soweit gefehlet, daß des Herrn Aichingers Sprachkunst, der gottschedischen einigen Eintrag thun wird; daß sie vielmehr derselben großen Werth deutlich darthut. Denn da sich der Herr V. ausdrücklich vorgenommen, derselben Fehler zu zeigen; auch durch allerley Nebenursachen recht in Harnisch gebracht worden; und ihr gleichwohl nur lauter Kleinigkeiten aufmutzen können, bey welchen allen dennoch das Hauptwerk der gottschedischen Sprachkunst in ihrem völli-

gen

gen Werthe bleibt: ſo kann ihm Hr. Pr. G. für ſeine Mühe noch danken. Denn wirklich iſt es nur gar zu augenſcheinlich, daß, wenn man ja noch von einer beſondern Mundart Fehler dulden ſoll, noch allemal die meißniſchen erträglicher ſeyn werden, als die oberpfälziſchen.

Der letzte Wunſch des Herrn A. im Schluſſe ſeiner Vorrede, hat uns recht zum Lachen gebracht. Er wünſchet, „daß nach und nach ein Schwab, ein „Frank, ein Rheinländer, ein Weſtphälinger, „ein Niederſachs, ein Pommer, und ein Schle„ſier, jeder eine Grammatik ſchreibe; Herr Prof. „Gottſched aber ſo lange lebe, daß er ſie alle gegen „einander halten, und eine vollkommen allgemeine „teutſche Sprachkunſt heraus ziehen könne!„ Iſt das nicht luſtig? Verräth hier Hr. A. nicht ſeinen Mangel der Kenntniß in deutſchen Sachen? Alles was er wünſchet, iſt Gottlob! längſt geſchehen. Alle die Sprachlehren ſind längſt geſchrieben: Hr. Pr. G. hat ſie auch geleſen; und aus allen ſeine Regeln gezogen. Kennet Hr. A. ſie nicht, ſo kann er ſie aus Herrn Prof. Reichardts Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt kennen lernen: die wir ihm hiermit aufs beſte anpreiſen wollen.

VIII.

Abregé de l'Hiſtoire univerſelle depuis Charlemagne, jusques à Charle-Quint. Par Mr. de Voltaire, T. I. & T. II. à la Haye. Chez Jean Neaulme. 1753.

Wir

Wir ſäumen nicht, unſern Leſern von dieſer Neuigkeit aufs eiligſte Nachricht zu geben. Es iſt ſeit einiger Zeit das gegründete Gerücht gegangen, dieſer franzöſiſche Dichter ſey durch eine groſſe Herzoginn bewogen worden, einen kurzen Begriff von der deutſchen Reichshiſtorie zu ſchreiben; und zwar nach der Art, wie der Präſ. Henault, eine Chronologie der franzöſiſchen Könige herausgegeben hat. Herr von V. fieng wirklich in Gotha ſchon an, daran zu arbeiten, fuhr nachmals in Frankfurt am Mayn fleißig fort, und kam in Straßburg ſo weit damit, daß er ſich nach Colmar begeben konnte, um in der neuen Buchdruckerey daſelbſt, die uns des Herrn Prof. Schöpflins Alſatiam geliefert hat, ſein Werk vor ſeinen Augen drucken zu laſſen. Wir haben ſichere Nachrichten daher, daß zween Bände davon im Hornung dieſes Jahres fertig ſeyn werden: daß es ſich aber noch an vielerley Umſtänden ſtoßen dörfte, ehe er den dritten und letzten Theil davon, darinn die neueſten Zeiten vorkommen ſollen, wird können drucken laſſen.

Indeſſen nun, daß wir dieß Werk unter dem Titel Annales de l'Empire Germain erwarten: ſo erſcheint itzo ein Abregé de l'Hiſtoire univerſelle &c. welches vielen eben dasjenige zu ſeyn ſcheinen wird, welches man bisher gehoffet hat. Allein wir können und müſſen unſre Leſer verſichern, daß es daſſelbe nicht iſt, ſondern ein ganz andres Werk, welches eine Univerſalhiſtorie vorſtellen ſoll. In der Vorrede berichtet uns der Verleger Neaulme, wie er zu der Handſchrift gekommen. Er glaubet, Hr. v. Voltaire

taire werde nicht böſe werden, daß ſein Manuſcr. von welchem, wie er ſelbſt geſaget, mehr als dreyßig Abſchriften herum lieſen, auch in ſeine, des Verlegers Hände gefallen ſey. Er hätte ihm ſchon 1742 Hoffnung darauf gemachet, als er zu Potsdam wegen ſeines Siecle de Louis XIV. mit ihm geſprochen; und deſſen er ſich bloß begeben, weil der Herr Verfaſſer geſaget, er ließe es auf eigene Koſten drucken.

Hier berichtet er alſo nur, wie dieſes Werk in ſeine Hände gefallen ſey. Als er im Brachmon. des 1753ſten Jahres aus Paris gekommen, habe er ſich zu Brüſſel etwas aufgehalten, und eine verdienſtvolle Perſon angetroffen, die ihm ſolche Abſchrift mit den gröſten Lobſprüchen gewieſen; auch viel andre Nachrichten davon erzählet, wovon im Jun. 1752. des franz. Merkurs, und im 31 Jul. des Epilogueurs deſſelben Jahres, mehr zu leſen iſt. Dieſes hätte ihn nun bewogen, dem Beſitzer ſelbige Abſchrift abzukaufen; der ſie ſchon dem Urheber angebothen gehabt hätte. Man wäre übrigens vollkommen verſichert, daß dieß Werk unfehlbar vom Hn. v. Voltaire ſey; als deſſen Witz, Schreibart, und ſonderliche Rechtſchreibung es gehabt hätte. Dieſe letztere aber hätte er, der Verleger, mit Fleiß verändert, weil ſich die Welt ſelbige unmöglich angewöhnen kann.

Dieſe Nachrichten des Verlegers ſeyn nun ſo wahrſcheinlich, oder unwahrſcheinlich als ſie wollen: ſo kann man doch nicht zweifeln, daß dieß Werk nicht wirklich eine Frucht des Voltairiſchen Witzes

ſeyn

seyn sollte. Sie hat hundert Muttermäler desselben; und man müßte dieses Dichters prosaische Schriften gar nicht gelesen haben, wenn man sie verkennen wollte. Wir wollen unsre Leser bald überzeugen, daß niemand, als der Verfasser des Siecle de Louis XIV. selbiges geschrieben haben könne. Gleich die Einleitung dazu wird ihn verrathen.

Da viel unermüdete Geister, saget er, so viel sich thun lassen, das Chaos des Alterthums auseinander gewickelt; und da einige sehr beredte Federn * die allgem. Geschichte bis auf Karl den Großen beschrieben hätten: so habe er es bedauert, daß sie nicht mehr Jahrhunderte geliefert hätten. Er hätte sich also von demjenigen, was sie nicht gesaget hätten, unterrichten **, und seinen Augen einen kurzen Begriff der Geschichte vorstellen wollen, die uns desto näher angeht, je neuer sie wird.

Seine vornehmste Absicht sey, die Sitten der Völker, und den Witz der Menschen, soviel ihm möglich wäre, kennen zu lernen. Die Regierungen der Könige, und die Zeitordnung wolle er, als seine Führer; nicht aber als den Zweck seiner Arbeit ansehen. Diese würde sehr fruchtlos seyn; wenn er nichts mehr lernen wollte, als in welchem Jahre ein

* Ohne Zweifel zielt er hier auf des Bischof Bossuets allgem. Gesch. die wir auch deutsch haben, und die überall in einer schwülstigen Schreibart auf Stelzen geht.

** Man bemerke, daß Herr v. V. hier die allgem. Geschichte erst selbst lernen will; solches aber gleich mit der Feder in der Hand thut, um dasjenige, was er lernet sogleich andre wieder zu lehren. Eben so hat ers auch mit der neutonischen Philosophie gemachet. Aber hat mans ihr nicht auch gleich angesehen?

ein Fürſt, der nicht werth wäre gekannt zu werden, einem barbariſchen Prinzen nachgefolget.

Wenn man die Geſchichte läſe, ſo ſchiene es, als ob die Erdkugel nur für etliche Fürſten, und für diejenigen, die ihren Leidenſchaften gefröhnet, erſchaffen worden. Alles übrige nämlich würde übergangen. Die Geſchichtſchreiber glichen darinn den Königen, daß ſie das menſchliche Geſchlecht einem einzigen Menſchen aufopferten. Hat es denn, fraget er, nichts anders in der Welt gegeben, als Prinzen? Und müſſen denn alle Erfinder der Künſte unbekannt bleiben; indeſſen daß man chronologiſche Verzeichniſſe von ſo vielen Menſchen hat, die entweder nichts Gutes, oder gar ſehr viel böſes gethan haben? Eben ſo billig man die großen Thaten der Herrſcher kennen muß, welche die Geſtalt der Erdkugel verändert; ſonderlich derer, die ihre Unterthanen geſitteter und glücklicher gemachet haben: eben ſo billig muß man den Pöbel der Könige vergeſſen, der nur das Gedächtniß beſchweren würde.

Ich ſetze mir vor, ſaget er ferner, mein Studiren nach Jahrhunderten einzutheilen: ich merke aber; daß, wofern ich meinem Verſtande ſonſt nichts, als was genau in einem einzigen Jahrhundert vorgegangen iſt, darſtelle, ich meine Aufmerſamkeit gar zu ſehr werde zertrennen, und die auf einander folgenden Begriffe, in gar zu viel Theile werde zerreißen müſſen ꝛc. Ich werde alſo bisweilen bis auf die entfernte Quelle einer Kunſt, einer wichtigen Gewohnheit, eines Geſetzes, einer Veränderung, wieder zurück gehen müſſen. Bisweilen werde ich auch

Vor-

heerten Landschaft Genetwana an der Elbe, die einige bey Gentia zwischen der Havel und Elbe suchen, ist nichts anders, als das leibhaftige Wort Serimund.

O! dachte ich bey mir selbst, was müssen das nicht vor glückseelige Menschen seyn, welche die Natur mit so ganz ausserordentlichen Gemüthskräften ausgezieret. Überall finden sie Wege sich heraus zu wickeln, und zwar anmuthige Schleifwege, welche die Sclaven der Vernunft, die nur immer auf der Landstrasse liegen müssen, zu betreten sich nicht unterfangen dürfen. Wenn ich hätte des Todes seyn sollen, so würde ich nicht darauf gerathen seyn, daß Serimund und Genetwana einerley Wort sey; ich finde auch die Stunde noch nicht, worinnen die Aehnlichkeit bestehe; welches mich veranlasset, die Scharfsichtigkeit dieses grossen Mannes noch mehr zu bewundern. Ohne Zweifel aber hat er diese Entdeckung auf den zwar wichtigen Umstand, den jedoch tausend andere würden übersehen haben, gegründet, daß in dem einen von diesen Wörtern, wie im andern, der Anfangs-Buchstabe rund ist. Nachdem er nun einmal auf diese glückliche Spur gekommen, hat es ihm nicht schwer fallen können, das übrige heraus zu bringen. Denn er hat nur sagen dörfen: G mutatur in S; ex *enet* fit *erimund*; reliqua abiiciuntur; eben wie ehemals ein hocherleuchteter Wortforscher überaus glücklich aus dem Namẽ Nebucadnezars entdeckt, daß derselbe ein grosser Jäger gewesen. Sein Beweiß war dieser: Duae negationes *Ne* & *ne* affirmant, vnde fit *Ja*; *bucad* mutatur in *gen*; reliqua abiiciuntur. Wiewohl ich zweifle, daß er es getroffen, wenn er die Sylbe Zar als was ganz überflüßiges angese-

Vorſprünge thun; doch ſo wenig, als ich können werde. Denn ſoviel mir meine Schwäche zulaſſen wird, will ich die Verwirrung und Zerſtreuung meiner Begriffe vermeiden. Ich will meinem Verſtande ein treues Bild deſſen darſtellen, was in der Welt würdig iſt, gewußt zu werden.

Ehe ich den Zuſtand betrachte, darinn Europa um Karls des Großen Zeit geweſen, und die Trümmer des römiſchen Reiches erwege: ſo will ich unterſuchen, ob in dem übrigen Theile unſerer Halbkugel nichts meiner Aufmerkſamkeit würdiges anzutreffen iſt? Dieſer Theil der Welt iſt zwölfmal größer, als das römiſche Gebieth, und lehret mich gleich, daß die Denkmäler römiſcher Kaiſer, die mit ſoviel Beherrſchern und Wiederherſtellern der Welt überladen ſind, eben ſoviel unſterbliche Zeugniſſe, ſowohl der Eitelkeit und Unwiſſenheit, als der Größe ſind.

Wenn wir von dem Glanze dieſes Reiches, ſeinem Wachsthume und Verfalle geblendet ſind: ſo haben wir in unſern meiſten Univerſalhiſtorien die andern Menſchen ſo angeſehen, als ob ſie nicht da wären. Die Landſchaft Judäa, Griechenland und die Römer, haben ſich aller unſrer Aufmerkſamkeit bemeiſtert*, und wenn der berühmte Boſſuet ein Wort von den Mahometanern ſaget, ſo redet er davon

* Wie aber? Stehen denn in den Univerſalhiſtorien die Geſchichte der aſſyriſchen und perſiſchen Monarchie nicht auch? Und hat Rollin, nach unzähligen andern, nicht auch von den Aegyptern, Karthaginenſern, und andern alten Völkern gehandelt?

davon nur, als von einer Fluth von Barbaren *. Indeſſen beſaßen dieſe Völker die nützlichen Künſte, die wir von ihnen haben **. Und ihre Länder gaben uns Bequemlichkeiten und Koſtbarkeiten, die uns die Natur verſaget hat. Wir kleiden uns mit ihren Stoffen, nähren uns mit ihren Früchten, bereichern uns mit ihren Erfindungen, ja vergnügen uns mit ihren Spielen: haben uns aber gar zu ungerecht das Geſetz gegeben, nichts von ihnen zu wiſſen. So weit der Herr Verfaſſer.

Wer ſieht hier nicht den ganzen Geiſt des Hrn. v. Voltaire? der ſicher ſchließt: daß niemand das wiſſe, was er ſelbſt nicht weis. Wieviel Beſchreibungen von Perſien, Arabien, Indien, der Tartarey und China; ja von Aethiopien und Abyſſinien haben wir nicht? Wer kann dafür, daß Hr. von Voltaire ſie nicht geleſen hat, ja nicht einmal kennet? Und wo könnte er die wenigen Brocken, die er von etlichen dieſer Länder aufgeleſen hat, herhaben, wenn vor ihm nichts davon bekannt geweſen wäre? Ja, wer will es endlich Europäern verdenken, daß ſie ihre Jugend mehr und eher zur europäiſchen Geſchichte, als zur chineſiſchen und japaniſchen anführen? Machen es die Chineſer anders?

* Gerade wie Herr v. Volt. von den Hunnen, Gothen, Vandaliern und Longobarden redet; die gewiß beſſere Völker waren, da ſie Rom zerſtoreten, als die Türken; die doch dem Herrn v. V. ſo ſehr gefallen.

** Dieſe möchten wir gern genennet wiſſen, und zwar aus Zeiten, ehe die Türken die griechiſchen Länder innen hatten.

Indessen hat er das Gegentheil für gut befunden. Wir wollen daher die schöne Ordnung, darinn er seine Universalhistorie abzufassen für gut befunden, unsern Lesern bekannt machen, und sie hernach selbst von dieser Lehrart urtheilen lassen. Er hebt von China an, dessen ordentliche Dauer er fast drittehalb tausend Jahre vor Christi Geburt herholet, und mit den größten Lobsprüchen erhebet; ungeachtet er sich oft selbst widerspricht. Sonderlich geht er den Bonzen, als indianischen Pfaffen, sehr zu Halse, die er nicht anders beschreibt, als ob ers von den katholischen Missionarien, oder ihren Geistlichen überhaupt verstanden haben wollte. Nun nimmt er Indien, Persien, Arabien und Mahomets Religion in ein Capitel zusammen; eigentlich aber redet er von diesem am meisten und vortheilhaftesten. Er saget: die Hauptsumme von Mahomets Lehre sey diese: Liebet eure Verfolger; gebet dem, der euch nimmt; vergebet euren Beleidigern; thut allen Gutes; und zanket nicht mit den Unwissenden. Ob dieses wahr sey, und, wenn es so ist, ob das Verdienst, diese Lehren vorgetragen zu haben, dem Mahomet eigen sey; oder ob sie nur aus dem N. T. erborget sind, überlassen wir denen, die sowohl den Alcoran, als die Schrift gelesen haben. Wenigstens hat uns Herr von Voltaire in seinem Trauerspiele, Mahomet, diesen Betrüger so nicht abgebildet. Unsers Erachtens geht er sowohl im Lobe, als Tadel desselben viel zu weit.

Nun folget der Zustand von Italien und der christl. Kirche; welches wir den Herren Katholischen

zu

zu prüfen überlaſſen. 4) Der Urſprung der päbſtlichen Gewalt. 5) Zuſtand der Kirche im Oriente vor Karl dem Großen. 6) Erneuerung des occidentaliſchen Reiches, wo wir einen ziemlichen chronologiſchen Fehler anmerken, daß nämlich dieſes Reich 500 Jahre erloſchen geweſen: da es doch kaum vom Auguſtulus an, 350 Jahre lang keinen Kaiſer gehabt. 7) Von den Gewohnheiten zu Karls des Großen Zeiten. Z. E. Seine Soldaten hätten ausgeſehen, wie die heutigen preußiſchen. 8) Von der Religion. 9) Folge der Gewohnheiten, Gerechtigkeit, Geſetze, und Gebräuche. NB. Karl wird als ein grauſamer Straßenräuber beſchrieben. 10) Ludwig der Gütige. 11) Zuſtand von Europa nach ſeinem Tode. Nun ſpringt Herr v. V. aus dem IX. Jahrh. ins IV. da er 12) von den Normannen handelt. 13) von England im IV. Jahrh. 14) von Spanien und den Saracenen im VIII. und IX. Jahrh. 16) von Italien, und den Päbſten im VIII. und IX. Jahrh. 17) vom occidental. Reiche und dem Pabſtthume im IX. X. und XI. Jahrh. bis auf Kaiſer Henrich III. 18) Noch einmal vom Pabſtthume im X. Jahrh. 19) Folge der Regierung Kaiſer Ottens und der Zuſtand von Italien. 20) von Frankreich gegen Hugo Schapplers Zeit. 21) Zuſtand von Fr. im X. und XI. Jahrh. 22) Eroberung von Sicilien durch die Normänner. 23) Eroberung Engellands durch Wilhelmen aus der Normandie. 24) Zuſtand von Europa im X. und XI. Jahrh. von Spanien und dem Mahometanern

tanern darinn bis ins XII. Jahrh. 25) Von der Religion und dem Aberglauben dieſer Zeiten.

So weit geht nun der erſte Band. Der zweyte langet mit gleicher Ordnung, oder Verwirrung nur bis auf Kaiſer Sigismunden.

Kann man nun gleich nicht läugnen, daß ſehr viel gute Gedanken und Betrachtungen darinn vorkommen: ſo zweifeln wir doch ſehr, ob dieß Werk dem Herrn Verf. bey Kennern der Hiſtorie Ehre machen werde. Es iſt gleichſam die Schandſäule von ganz Europa zu nennen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

IX.

Der andere wunderſame Welſche

Virtueuſe S. Franciſcus de Paula, welcher an ſeinem hohen Feſt-Tag als ein Virtueuſe in omnibus, ſowohl mit Vocal-Stimme, als auch denen rareſten Inſtrumenten ein Canticum Canticorum, das hohe Lied, in der Kloſter-Kirchen der RR. P. P. Minimorum Ord. S. P. Francisci de Paula nächſt München ob der Au, hat hören laſſen, An. 1746. Angerühmt von P. Fr. Euchario Dorffenſi, Ord. Min. S. P. Francisci Capucin. p. t. Concionatore Ordin. ad S. Petrum, indign. Cum Licentia Superiorum. 5. Bogen in 4to.

Wir fahren fort, unſer Verſprechen zu halten. Bevor wir aber den Herrn Orator ſelbſt vornehmen, finden wir für gut, etwas von der Zueignungsſchrift zu ſagen, die ſich derſelbe zu ſeiner Arbeit hat machen laſſen. Doch, was wollen

wollen wir davon ſagen, das nicht viel ſchlechter wäre, als das Stück ſelbſt? Es iſt zu allem Glücke nicht lang, und alſo wollen wir es ganz herſetzen. Es iſt gerichtet, an den Hochwürdigen Wohl-Edel-Gebohrnen Hochgelahrten Herrn, Herrn Nicolaum Prascher SS. Theologiæ Licentiatum, Notarium Apoſtolicum, würdigiſten Camerarium, ac Parochum, in Berg, und lautet ſo.

„Zweiffle gantz und gar nit, daß gegenwärtiger „Welſcher, und wunderſamer Virtueuſe in omni„bus, in allen werde mit Freuden an und auffgenom„men werden: in maſſen er eben ſich unter den „Schutz, und Obhut verfüget und ſein nit unge„gründetes Vertrauen nihmet bey jenem, der ſelbſt „ein lauterer Virtueuſe zu preyſen iſt; dürffte wohl „Ihro Excellenz jene Wort eines Hyponeniſchen „Virtueuſen an dero Stirn anſchreiben, welche er „hören laſſet von einer Hochwürdigen Weltprieſter„ſchaft: in Pſalm. 150. Vos eſtis Tuba, Pſalte„rium, Cithara, Tympanum, Chorus, Chordæ, „& Organum, & Cymbala Jubilationis bene ſo„nantia, quia conſonantia: Vos eſtis hæc omnia. „Ihr ſeyet eine Trompet, ein Pſalter-Spihl, „eine Harpff, eine Heer-Paucken, ein Chor, „ein Seiten- und Orgel-Spihl: ein Jubel- und „wohlklingendes Freuden-Spihl, weil al„les ſowohl zuſammen ſtimmet. Und diß „ſeyet ihr alles. Edle und ſchöne Wort, „welche ich bey ihro Excellenz bewähret finde. „Vos eſtis Tuba. Sie ſeynd eine laut-er„ſchallende Trompeten, dero Schall theils durch

„Predigten, durch Unterrichtung der Unwiſſenheit,
„theils durch gutes Exempl, und Beyſpihl ſich nit
„nur in dem kleinen Bezürck des hochlöbl. Capituls,
„ſondern auch ſchon in der gantzen Diöces ja noch
weiter ausgebreitet. Tuba autem in manu, eſt
„prædicatio cum opere. Vos eſtis Cithara. Sie
„ſeynd ein liebliche Harpffen: welche ſchon offt und
„vielmahl einen edlen Klang von ſich geworffen,
„verſtehe liebliche Wort zum Troſt der bedürfftig-
„und Nothleidenden: Wort zur Beſchützung des
„Neben-Menſchen: Wort zur Hülff deren die ihre
„Zuflucht allda ſuchten. Verbum dulce Cithara.
„Ich kunte gar wohl beweiſen, Vos eſtis Tympa-
„num, eine Heer-Pauken, durch Ermunterung
„und Erfriſchung zu aller Chriſtlichen Schuldigkeit.
„Vos eſtis Chorus: Sie ſeyen ein lauterer Chor,
„wo ſich nichts anders hören laſſet, als die liebliche
„Virtueuſen Cantatricinnen die Tugenden. Vos
„eſtis Chorda, Organum & Cymbala: Sie ſeyen
„ein lautklingendes Seit- und Orgl-Spihl, durch
„Ausſpannung und Ausdehnung aller Kräfften zum
„Nutz, und Freud der anvertraut- ſo lieben Heerd,
„welche ſich nit genug erluſtigen kan, ob den ſo ed-
„len und taren Hall. Diß kunnte ich alles mit
„mehreren beweiſen, aber genug iſt mir, daß ſolches
„durch Männiglichen ſelbſt eigenen Erfahren ſchon
„genug an Tage ligt.

„Wan dann Ihro Excellenz Vos eſtis hic om-
„nia. Diß alles ſeynd, ſo ſeynd Sie ja ebenfalls
„ein Virtueuſe, wiewohl kein Welſcher, jedoch ein
„guter Bäyriſcher: Was wird es denn meinem

„Wel-

„Welſchen Virtuoſen Franciſco de Paula für ein „Freud ſeyn, wann er einen gut Bäyriſchen Vir„tuoſen antrifft, bey Jhme Herberg findt, und „gantz gnädig nit nur ihme, ſondern auch alle ſeine „liebe Hochwürdige Virtuoſen-Kinder aufnihmet, „alle mögliche Hülff, und Lieb erzeigt? Und eben, „wie hoch ſich diſer groſſe H. Vatter Franciſcus er„freut, ſo erfreue ich mich auch, und wünſche mir „Glück, daß ich könne anhören zwey Virtuoſen, „in Francisco einen Welſchen, und in Jhro Excel„lenz, einen guten Bäyriſchen: glaube daß es um „deſto angenehmer in die Ohren wird fallen, um „wie lieblicher es lautet, wann die ſecond darzu „einſtimmt.

„Laſſen Sie Jhnen demnach, Hochwürdiger „Herr; diſe Muſic-Blätlein gefallen, und wann „an der Kunſt dasjenige ermanglet, der das Lob di„ſen Virtuoſen geſprochen, wird es ſchon jener er„ſetzen, der verſtehet ein Canticum Canticorum. „Ein hohes Lied zu ſingen: wird es ſchon erſetzen „durch ſeine groſſe Vorbitt und Verdienſt, welche „Er einzulegen niemals ermanglen wird: um jenes, „was zu Dero beſtändigen Wohlfahrt gedeylich, zu „erhalten. Diſes gantz tröſtlich anhoffend, nebſt „unterthänigiſter Danckſagung, und ferner demü„thigiſter Empfehlung in Dero Wohlgewogenheit, „verharren wir

Jhro Excellenz

Geiſtliche und ergebeniſte Diener
P. Fr. Sigefridus Pfreumbter Minimus
p. t. Corr. & Conventus FFr. Minim.
S. Franc. de Paula und
Fr. Eucharius Cap. indign.

Das ſeine Werk ſelbſt fängt ſich mit dem bekannten Thema an: Canticum Canticorum. Das hohe Lied, Rubr. Libr. 3. Salom. Der Eingang lautet ſo: „Ach langwieriger Schmerzen! in was Trauer„voller Sehnſucht lebte ich von jener Zeit an, von „dem 4ten November des ſchon verfloſſenen 1745ten „Jahrs, als an welchen ſich jener wunderſame „Welſche Virtueuſe Carolus Borromæus hören laſ„ſen, bis auf heutigen hohen Feſt- und großen Eh„ren-Tag, auf den 2ten April gegenwärtigen lauf„fenden Jahrs 1746. Ich zehlete alle Tage, Stun„den und Augenblicke, mir ſchien ein Tag ein Jahr, „ein Augenblick ein Tag zu ſeyn. Und warum „nicht? wer will es mir verübeln, daß ich mich ſo „ſehr nach dem heutigen Welſchen Virtueuſen „alſo Trauer-voll ſehne? maſſen, nach dero ſelbſt„eigenen Verſprechen, ſich Franciſcus will hören „laſſen als einen raren Virtueuſen in omnibus: in „allen, ſowohl Vocal-Stimme, als allen Muſica„liſchen Inſtrumenten! ach! wenn ich nur auf einen „lieblichen Poſaunen- und Harpffen-Klang Caroli „zurück dencke, wie diſer mein und aller Hoch-an„ſehnlichen Zuhörer Gemüth entzücket? Wie wird „nicht Franciſci Stimme und virtueuſe Kunſt in „omnibus, in allen uns mit Süſſigkeit erfüllen? „O dann erfreulicher hoher Feſt- und Ehren-Tag! „ein Tag, wo wir einen Geſang, eine Muſic, ein „Canticum Canticorum, ein Hohes Lied werden „anhören, dergleichen noch kein Virtueuſe geſun„gen, ja ich darf ſagen, auch keiner wird nachſin„gen können.„

Der

Der Redner meynet, es werde doch keiner von den Zuhörern ein mehr denn Tyger- und Panther-mäßiges Hertz haben, welches der Muſic, ſonderbahr einer ſo raren und künſtlichen Harmonie abhold ſeye? Mit dieſem Päckchen mögen die Feinde der Muſic vorlieb nehmen! Der Hr. Pater beweiſt aus allen Ständen der Menſchen daß ſie muſicaliſch ſind. Denn das Kind an der Mutter Bruſt ſchläft ja ohne Singen nicht ein; ja Dion. Areopag. de Eccl. Hier. ſaget: Homo eſt animal naturâ muſicum. Was wollen wir mehr! Es läßt ſo gar ein in denen tieffiſten Bergen ſich verhüllender Berg-Knappe ſich unter ſchwerſter Arbeit hören:

— Cantat vinctus quoque compede foſſor,
Indocili numero cum grave mollit opus.

Wobey der Redner anmerket, daß dieſe Verſe von einem blinden Heyden ſind. Ein Schiffer, der unter Schweiß, Regen und Wind, nichts anders ſieht, als Himmel und Waſſer, ſingt ebenfalls:

Cantat & innitens, limoſæ pronus arenæ
Adverſo tardam, qui trahit amne ratem.

Der Vieh- und Schafhirt ſingt ebenfalls:

Feſſus ut incubuit baculo, ſaxoque reſedit
Paſtor, arundineo carmine mulcet oves.

Die Hausmagd ſingt:

Cantantis pariter, pariter data penſa trahentis
Fallitur ancillæ, decipiturque labor.

Und es iſt auch kein Wunder, daß alle Menſchen ſo muſikaliſch ſind: denn der Urheber der Muſik iſt

geſehen; indem es ſonnenklar iſt, daß ſolches der Käyſerl. Titel Czaar iſt, den die Babylonier den Moſcowitern abgeborget, die ohnfehlbar ihre Zobel, wie itzt nach China, alſo damals nach Babylon geführet, und groſſen Handel darmit getrieben. Daher denn Nebucadnezar nichts anders heiſt, als ein Käyſer, der die Jägerey liebet, wie etwa der itzige König in Frankreich.

Unter dieſen anmuthsvollen Gedanken, wormit ich mich geſtern Abends auf dem Bette ſitzend ergözte, gerieth ich in einen ſüſſen Schlummer; und wie die Einbildungskraft zu ſolcher Zeit völlig von der Sclaverey der Vernunft befreyet wird, und ihre unumſchränkte Regierung antritt, da ſie die vorher gehabten Vorſtellungen wiederholen, und ganz frey und ungebunden mit einander zuſammen halten konnte; ſo machte ſie ſich nunmehro die in gedachtem Buche abgemerkten Vortheile zu nuze. Ich hatte vorher die Landkarten auf dem Tiſche liegen gehabt; daher mahlte ſie mir auch Landkarten. Ich ſahe die drey Theile der alten Welt vor mir, und ſtellte mir vor, wie ſie wol ehemals möchten zuſammen gehangen haben, und nur durch die Gewalt des Waſſers ſeye von einander geriſſen worden. Ich bemerkte, daß die Namen derſelben, einer wie der andre, aus drey Sylben beſtehen; daß ſie ſich alle mit einerley Buchſtaben endigen, ja auch faſt mit einerley Buchſtaben anfangen, maſſen a, å und e nur der Ausſprache nach von einander unterſchieden ſind. Kurz, ich entdekte, daß dieſe drey Namen ſchlechterdings einerley Wort ſind; ja ich fand das ſo deutlich, daß ich mich wunderte, wie die Wortforſcher ſo unachtſam, oder beſſer zu ſagen, ſo

Gott ſelbſt. Dieß ſaget der Herr Pater, und verſichert: Wann die Elemente in einander verändert werden, giebt es einen Klang wie eine Orgel, und doch behält jedes ſeinen Thon. Es heißt: „Willſt du aber die gantze Welt nicht „als eine Orgel, Gott einen Organiſten betrachten, „ſo betrachte ſie als einen lieblichen Geſang, welchen „Gott ſelbſten ſingt.„ Dieß wird mit tröſtlichen Stellen aus den Kirchenvätern bewieſen, die uns hier zu weitläuftig fallen. Die Patriarchen, jüdiſchen Könige, und die Propheten werden auf eine nicht minder ſinnreiche Weiſe, alle zu Muſicanten gemachet: wir aber übergehen dieſes alles, um unſern Leſern den verſprochenen großen Virtuoſen Franciſcum de Paula nicht länger vorzuenthalten; und ſchreiten alſo zur Eintheilung dieſer Lobrede, die ſo heißt: *Propoſitio* oder Vortrag, *Franciſc. de Paula*, der andre wunderſame Welſche *Virtuoſe in omnibus*, in allen. Aus- und Eintheilung. Erſter Theil. Virtuoſer Vocaliſt, welcher ſingt: Erſtens, auf das reineſte und lieblichſte *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied, und zwar *ſolo*. Anderer Theil. Virtuoſer Inſtrumentaliſt, welcher abermahl hören läßt, ein *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied: Erſtens, auf verwunderlichen neuen Inſtrumenten. Andertens, auf der Harpffen, und Orgel: in allen ein *Canticum Canticorum*, ein hohes Lied.

Der Hr. Pater eröffnet den Concert-Saal mit dieſen Worten: „Eben recht: und hat es wenig

„gefehlt

„gefehlt, daß wir bald zu ſpat kommen: die Muſic „hat ſchon angefangen: Es erſchallet ſchon Canti„cum Canticorum, ein lauteres hohes Lied: Allein „es machet mich zweiffeln, ob es mehr eine Cam„mer-Muſic, oder ein liebliches Hoff-Recht ſeye? „Maſſen es zwar um Mitter-Nacht, jedoch ſo, „daß die Sterne mehr glänzen, Sonn und Mond „ſich mehrers erleuchtet befinden, als beym hellen „Tage.„ Indem der Herr Pater nun in vollem entzückten Zuhören iſt, ſo geſchieht ihm ein garſtiger Poſſen: es kommen drey edle aber ungeſtüme Dames, welſche Sängerinnen, Welt-berühmte Cantatricinnen, die führen ihm, ehe er ſichs verſieht, ſeinen virtueuſen Franciſcum davon. Er ſtellet ſich ungebärdig über dieſem Streiche, und ſuchet ihn allenthalben auf. „Ach Franciſce! wo „biſt dann? Betrübeſtu denn gleich anfangs alle „dich zu hören begierige Hertzen? O ihr Berge und „Hügel! ſagt mir her, habt ihr Franciſcum nit „geſehen? Sie kennen ihn zwar, aber da haltet er „ſich nicht auf. O ihr Wein-Aecker und Felder! „iſt Franciſcus nicht durch paſſiert? Gebt Antwort! „auch da haltet er ſich nit auf. O ihr Felſen und „Stein-Klipren! ſagt an, wo iſt Franciſcus an„zutreffen? Auch diſe geben keine Antwort. Ich „kann Franciſcum nit erfragen.„ Es ſieht alſo mit dem verheißenen Concerte unſers Paters ſehr windig aus. Allein ein guter Reener weis zu allen Dingen Rath. Er bringt einen Schwarm liebe Vöglein herbey, die verwunderſame Rädlein in der Luft machen. Dieſe Geſellſchaft vergröſſert

ſich:

ſich: es laufen die ſchnell-flüchtige Häslein, die eylfertige Hirſchlein, die ſpringende Gämbslein, die artige Füchslein, einem Walde zu: unſer Pater nach, und ſiehe! hier findet er den kleinen 12. jährigen Einſiedler Franciscum, wie er virtuos ſinget. Hier höret er die Nachtigallen ſingen; aber Franc. ſingt viel beſſer. Die Wald-Lerchlein ſingen auch; aber Fr. ſingt viel beſſer. Hier nun beſchreibt der Redner weitläuftig, die harte Lebensart Franciſci im Walde, den er ſogar dem Joh. Bapt. vorzieht: weil dieſer zwar am Fluſſe Jordan ſeine Bußfertigkeit ausgeübet; Franc. aber einen weit glückſeligern Fluß Jordan hat aus ſeinen Augen fließen laſſen. Nach allem dieſem meynet er nun: es folge unumſtößlich, daß Franciſcus geſungen, ein Canticum Canticorum; und was will man anders machen, als daß man es ihm glaubet?

Es folget *Punctum ſecundum.* *Franciſcus* ſingt ein hohes Lied *à Baſſo, à Tenore & Alto*, und zwar ein *Solo*. Hier mögen wir auf den Redner wohl Acht haben: denn das Solo mit 3 Stimmen, ſieht einem neuem Hocus-Pocus ſehr ähnlich. Er holet zuvörderſt oberwähnte 3 Cantatricen wieder hervor, die uns den Franciſcus vor den Augen weg-practiſirten. Es beliebet ihm nunmehr dieſelben zu nennen. „Es ſeyn diſe drey berühmteſte Muſican-„tinnen, Humilitas, Temperantia, Charitas, die „Demuth, Mäßigkeit, und Liebe: als welche „ſchon mit Franciſco noch in ſeiner Wiege, wegen „ſeiner reinen Stim̃e geopfferet, deßwegen ſich hinweg „gemacht, und jedwede einen Geſang componirt,

„um zu prüffen, ob Franc. auch ein frembdes Can-
„ticum Canticorum werde ſingen können. Jetzt,
„jetzt Franciſce komm hervor aus deiner Einſamkeit!
„jetzt gilt es nit mehr, nur mit denen wilden Thie-
„ren und Lufft-Muſicanten dich hören zu laſſen:
„Siehe Humilitas hat ſchon ein Cant. Canticorum,
„eine ſolche Arie auffgeſetzt, welche um deſto härter,
„je tieffer es hinunter geht, einen Baſſo ſolo. Wol-
„len ſie ſehen, wie tieff es hinunter geht? nehmen
„ſie den Geſang in die Hände! O wie tieff! tieffer
„als der Abgrund, als die Hölle: tieffer als das un-
„ergründliche Nichts ſelbſt. Erſtaunet ihr Ohren
„in Anhörung diſes Baſſo-ſolo! Franc. ſinget es ſo
„ſchön, thönet ſo tieff hinunter, ſo perfect, ſo an-
„nehmlich, mit ſolcher Manier, daß die Demuth
„ſelbſt erſtaunet iſt. Franc. hat nit nur tieff, im
„erſten Grad geſungen, das iſt, parvus, klein,
„nicht in dem andern Minor, kleiner, ſondern Mi-
„nimus, der kleinſte ſeyn, oder genennet werden,
„welches ja der höchſte Grad in diſem Baſſo-Solo
„der Demüthigung. O Demuth! wie gefallt dir,
„daß Franciſcus ſo perfect und virtueus geſungen?

Der Redner hat geleſen, daß die chriſtl. Kirche ſa-
get: Congratulamini mihi, quia cum eſſem *Parvula*,
placui altiſſimo. Hier nun zeiget er ſeine Logik,
und machet den Schluß: Wann dann Gott ſo
wohl gefalt, Parvula, kleine, wie wird ihm
„nit gefallen, Minimus, der kleineſte, oder wie
„*Franc.* ſich genennet, Minimorum minimus, der
„Kleineſte unter den Kleinen? Er glaubet auch
„feſt, daß der Höllen ſelbſt vor dieſem Baſs-Solo
„erſchröck-

erſchröcklich worden, und daß deswegen die Teufel auf ſein erſtes Wort ausgefahren.

Die Temperantia kömmt mit ihrem Solo auch daher. Sie legt es dem Fr. vor; es iſt aber mit B und † ſehr ſchwer gemachet, daß auch der ausbündigſte wällſche Virtuoſe erliegen möchte. „Abſtinentia ab omni lacticinio. O ein B dur! Abſtinentia ab omnibus ovis. O hartes Creutz! Abſtinentia ab omni Butyro. O ſchwerer Tenor ad „attenuandum! der ſich ſo hoch erſtrecket, bis zum „Ausmergeln. Abſtinentia ab omni carne. O „Franciſce! diſer Geſang wird immer ſchwerer und „härter!„ Der Redner verſichert indeſſen, daß Fr. auch in dieſem Solo alle Noten ſo gut getroffen, daß Frau Temperantia ſelbſt es nicht beſſer hätte abſingen können.

Es kömmt die dritte Cantatrice, Charitas, mit ihrem Alto-Solo, und zweiffelt, daß Fr. es werde ſingen können, weil es ſo gar hoch geht. „Es geht „hinauf über alle Möglichkeit der fünff Sinnen; „über alle irrdiſche Sachen; bis zur Hindanſetzung „der Eltern, Befreundte, Fleiſch und Blut; bis zu „Unterwerffung ſeines eignen Willen, Sinn und „Verſtand; bis zur Beraubung des Himmels, der „Seeligkeit und ewiger Anſchauung Gottes. O „das iſt hoch! das iſt wahrhafftig Canticum Canticorum.„ Franc. leget auch dieſes Probeſtück mit Ehren ab, wie leicht zu vermuthen war: und ſingt ſo hoch, daß der Himmel ſelbſt über ihm erſtaunet iſt; welches wir nicht vermuthet hätten.

Es folget, der Anderte Theil, wo Franc. ſich auf verwunderlichen neuen Inſtrumenten ſoll hören

ren laſſen. Weil dieſelben vermuthlich alle aus des Redners eigener Werkſtatt ſeyn werden, ſo wollen wir ſie doch ein wenig betrachten. Den Anfang machet er mit einer kritiſchen Ausſchweifung, die ſo lautet: „Unter dem Cantico Canticorum wird nicht nur „verſtanden Vox, oder eine vocaliſche Stimmen, „ein articulater Geſang, ſondern auch der Klang „deren Inſtrumenten. Denn nach Anweiſung Chri„ſelii, iſt das gantze hohe Lied ein Drama, oder „comödiſches Muſic-Spihl in fünff Actus abgethei„let, ja wohl gar Carmen Bucolicum, oder Ecloga, „ein Hirten-Spihl zu nennen. Woraus leicht „zu ſchließen, daß auch das hohe Lied in ſich ent„halte, Inſtrumenta muſica.„ Hierauf führet der Redner ſeine Zuhörer in Franciſci Muſik-Zimmer, wie er ſaget: und hier zeiget er ihnen Inſtrumente, die freylich verwunderbar genug ſind. Es ſind ſeine Geiſſeln, Cilicien, ſein ſchlechter Stab, ſein alter abgetragner Mantel, ſeine hölzernen Schuhe: dieß ſind, wie dem Redner zu ſagen beliebet, Trompeten, Harpffen und Orgel. Er fürchtet ſelbſt, daß man dieſes ſeltſame Inſtrumente nennen werde; antwortet aber artig: daß alle lebloſe Geſchöpfe, taugliche Inſtrumente wären, ihrem Erſchaffer eine edle Muſic aufzumachen. Er läßt alſo ſeinen Heiligen ſich mit dieſen Inſtrumenten hören, und bewerkſtelliget ſolches mit allerley Legenden aus deſſen Geſchichte: z. E. daß der Teufel ihm Felſen, Steine, NB. hölzerne Bäume ꝛc. wie ein Pferd ſchleppen müſſen, wenn er ihm ſeinen Stecken gewieſen; daß er das ungeſtüme Meer beſänftiget, wenn er ſeinen hölzernen Schuh hinein

gewor-

geworfen, u. ſ. w. Wir glauben, daß jeder vernünftiger Leſer, ſich ſchon aus dem bisherigen einen Begriff von dieſer herrlichen Muſik und von des Redners Witze werde machen können; darinnen er wahrlich keinem von ſeinen Vorgängern etwas nachgiebt. Wir wollen vielmehr noch ein hübſches oratoriſches Blümchen aus dem Schluſſe mitnehmen.

„Aber ſtill! Franciſcus will auch noch in dem Him„mel ſich hören laſſen: und höret nur mit Verwunde„rung! er ſingt ſchöner und lieblicher als jemahl zuvor. „Was ſinget er aber noch zuletzt? O eine ſchöne Diſ„cant-Stimm höre ich! Ja, ja, Diſcant-Stimme iſt „es. Was heißt Diſcant? Lehrnen ſollen, Diſcant, „und zwar die Jugend ſoll nachſingen, von ihm lehrnen „wie ſie ſollen das zarte Alter zubringen. Diſcant „Parentes, wie ſie ſollen heilig, fromm, keuſch und „züchtig leben. Diſcant divites avari, wie ſie nit ſollen „ihre Untergebene drucken, und ihren Schweiß aus„ſaugen. Diſcant alle jene Fleiſch-Freſſer, jene Egy„ptiſche Fleiſch-Mägen, die von keinem Faſten wiſ„ſen wollen, wie Franciſcus gefaſtet &c. Ehe ich aber „das Amen hören laſſe, muß ich annoch in jenen Fel„ſen, welchen Franc. durch ſeine virtueuſe Kunſt hat „in die Höhe erhoben, daß er annoch in freyer Luft, „wie ein Ball hanget, ſein unvergleichliches Lob, als „ein immerwährendes Gedenck-Zeichen, und ewig „dauernde Grabſchrift einhauen. Franciſcus de Paula, „der wunderſame Welſche virtueuſe in omnibus, „welcher hier auf Erden, das Canticum Canticorum „hat hören laſſen, dorten aber nimmermehr ermü„den wird in Ewigkeit. Jetzt ſage ich mit ſingend „frolockender Stimme: Amen!

Ende des Wintermonaths 1754.

ATLANTI GEMINO PAR EST CONCREDERE SORTES
SOCIETAS LIT. GERM.
BENEDICT ERECTA
A MDCCLII.
HERCVLIBVS
MVSAGETIS
ANGELO MAR. QVIRINO
S.R.E. CARD. BIBLIOT. BRIX. EPISC
ET ENGELBERTO S.R.I. PRINCIPI
ABB. CAMPIDVN. AVG. ARCHIMARSCH
QVOD SINGVLARI IN BON. ARTES STVDIO
SOCIETATIS BENED. PER GERMANIAM
LITERARIÆ PRIMORDIA
AVSPICIIS, DIGNITATE, MERITIS
ILLVSTRENT ET PROVEHANT
PVBLICVM HONORIS MEMORIÆ
VENERATIONIS MONVMENTVM
HOC STATVIT
SENATVS ACADEMICVS
A. MDCCLIII.
III NON OCTOB.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hornung 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. LL. 1754.

verblendet seyn können, daß bisher noch keiner darauf gefallen, da es doch einem jeden gleich beym ersten Anblicke in die Augen leuchten muß. Von Europa und Africa, sagte ich bey mir selbst, ist das ganz Handgreiflich, wenn wir nur annehmen, welches was bekanntes ist, daß A und E oft mit einander verwechselt, und das V bald wie ein Consonans, bald wie ein Vocalis gelesen worden. Also ist es einerley, ob ich spreche Europa oder Afropa. Daß nun unter J und O kein Unterscheid sey, haben Vossius und andere gar gelehrt erwiesen. Auf solche Weise ist aus Afropa Afripa worden. Endlich sind die Buchstaben π und κ einander im Griechischen so ähnlich, daß sie sehr leicht mit einander können verwechselt werden. Also lasse ich mir es durchaus nicht ausreden, daß aus Afripa, und folglich aus Europa, Africa worden. Von Asia ist das eben so klar. Eu und A sind nur als eine unterschiedene Aussprache anzusehen, wie unter andern aus dem Worte Gau, pagus erhellet, welches einige Geve, andere Ga ausgesprochen. Darum haben einige vor Europa Aropa gesagt. R und S hat man gar oft verwechselt; wie denn die alten Lateiner vor Valerius, Furius, Papirius, Aurelius gesprochen Valesius, Fusius, Papisius, Auselius. Ja es ist sonderlich zu Bestätigung dieser Wahrheit merkwürdig, daß es den Völkern des äussersten Asiens sehr schwer fällt, das R auszusprechen; daher auch die Chineser und Americaner in Neu-Engelland, welche ohne Zweifel aus Asien als eine Colonie dahin gegangen, in ihrer ganzen Sprache kein R haben. Da sehn wir die Ursache, warum sie vor Aropa gesagt Asopa. Was bey Africa das O in I verwandelt, das kan auch

die

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur ;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Neueröffneter Muſentempel, welcher das Allermerkwürdigſte aus den Fabeln der Alten, in LX auserleſenen und ſchönen Kupfern von Herrn Bernard Picarten und andern kunſtreichen Männern vorſtellet, mit deutl. Erklärungen und Anmerkungen, zu rechtem Verſtande der Fabeln und ihrem Zuſammenhange mit der Hiſtorie erläutert; nebſt einer Vorrede Herrn Chriſtoph Gottlieb Stockmanns, JCTI. Amſt. und Leipzig, bey Arkſtee und Merkus. 1754. in groß Folio.

Gegenwärtiges Werk iſt zuerſt von dem Buchhändler Chatelain in Amſterdam unternommen, und zu Stande gebracht worden; aber in Deutſchland nicht recht bekannt geworden, bis es die jetzigen Beſitzer an ſich gebracht: die denn dieſen neuen Titel nebſt ihren Namen dazu drucken laſſen. Der große Ruhm des franzöſiſchen Künſtlers im Zeichnen und Kupferſtechen, Bernh. Picarts, der insgemein le Romain, der Römer, genannt wird, weil er ſich lange in den

römischen Zeichner- und Malerakademien geübet, ist bekannt. Unter seiner Aufsicht nun haben sich viel junge Künstler nachmals geschickt gemachet, in seinem Geschmacke glücklich nachzuarbeiten; und daher haben wir verschiedene Werke mit Kupfern bekommen: die, ob sie wohl nicht alle von dieses großen Meisters eigener Hand gewesen; dennoch seinen Namen geführet: weil sie vor seinen Augen, auf seine Angabe, oder doch nach seiner Art, von dessen Schülern versertiget worden.

Unter diese Zahl gehöret denn auch gegenwärtiges Werk. Alle Kenner werden es ihm gleich ansehen, daß eine vortreffliche Zeichnung, eine natürliche Ausbildung und Schattirung, eine genaue Perspectiv und Haltung darinn herrschet. Picarts lebhafte Einbildungskraft belebet gleichsam alle Figuren; und sein leichter und feiner Grabstichel gewinnet durch sein anmuthiges Spiel, jedes Auge. Die Abdrücke sind auch stark und sauber, auf dem schönsten holländischen Papiere gemachet. Die Anzahl derselben erstrecket sich auf 60 Stücke; und alle sind mit schönen Einfassungen von allerhand Erfindungen umgeben, und also vergrößert. Gleichwohl geben die Herren Verleger voritzo bis zur Ostermesse, das ganze Werk um einen sehr billigen Preis, nämlich für 10 Thaler: da denn jedes Kupfer kaum vier Groschen kömmt; die ausführliche Beschreibung und Erklärung aber gleichsam umsonst und oben drein gegeben wird.

Damit indessen unsre Leser wissen mögen, was diese 60 Kupfer vorstellen; so wollen wir ihnen eine zulänge-

zulängliche Nachricht davon geben. Es ist so zu reden, der rechte Kern der ovidianischen Metamorphosen, oder Verwandlungen, darinnen vorgestellet. Hätte man nun den ganzen Text dieses Dichters in irgend einer Sprache dazu drucken lassen: so würde dieß Werk gewiß die prächtigste Ausgabe davon abgeben können. Indessen findet man auch itzo die bekanntesten und wichtigsten Fabeln und Verwandlungen darinnen; die einem den ganzen Auszug der heydnischen Religion, oder des griechischen und römischen Aberglaubens, vor Augen stellen. Doch wir wollen sie alle nennen.

1. Das Chaos. 2. Die Riesen stürmen den Himmel. 3. Enceladus, unter dem Berge Aetna. 4. Pandora, mit der Büchse. 5. Prometheus, den der Geyer frißt. 6. Die Sündfluth. 7. Deukalion und Pyrrha bevölkern die Welt durch Steinwerfen. 8. Phaeton wird vom Blitze gestürzet. 9. Cycnus wird zum Schwane. 10. Jo wird als eine Kuh vom Argus bewachet. 11. Pan verfolget die Syrinx. 12. Jupiter kömmt mit Donner und Blitz zur Semele. 13. Apollo verfolget die Daphne. 14. Apollo verführet die Leukothoe. 15. Klytia wird zur Sonnenblume. 16. Endymion und Diana. 17. Lykaon wird zum Wolfe. 18. Aurorens Gatte, Titon, wird zur Grille. 19. Memnons tönendes Bild. 20. Pygmalions Schnitzbild wird belebet. 21. Aktäon wird ein Hirsch. 22. Diana strafet den Oeneus. 23. Meleager bringt Atalanten den Eberskopf. 24. Achelous wird vom Herkul überwunden. 25. Herkul erschlägt die lernäische Schlan-

Schlange. 26. Herkuls Tod auf dem Scheiterhaufen. 27. Caſtor und Pollux, als Geſtirne. 28. Dieſelben als Beſchützer der Schiffahrt. 29. Ariſtäus zwingt den Proteus zum Weißagen. 30. Glaukus wird ein Meergott. 31. Der Argonauten Zug über die ſymplejadiſchen Inſeln. 32. Alpheus verfolget die Arethuſa. 33. Salmacis und Hermaphroditus wachſen zuſammen. 34. Ulyſſes entgeht den Sirenen. 35. Die Halcyonen werden in Vögel verwandelt. 36. Ikarus in ſeinem Falle. 37. Leander kömmt in den Meereswellen um. 38. Die Nymphe Echo wird zum Wiederhalle. 39. Narciſſus wird zur Blume. 40. Orion wird vom Delphin errettet. 41. Perſeus enthauptet die Meduſa, 42. und erlöſet die Andromeda. 43. Atlas trägt den Himmel. 44. Bellerophon bezwingt die Chimära. 45. Amphion ſpielet die Steine zuſammen. 46. Niobe wird zum Felſen. 47. Phineus und die Harpyen. 48. Jaſon mit dem goldnen Vließe. 49. Des Telephus Verwundung und Geneſung. 50. Penelope beym Weberſtuhle. 51. Caſſandra weißaget Trojens Untergang. 52. Das Palladium zu Troja. 53. Iphis erhenkt ſich aus Liebe. 54. Orpheus verliert ſeine Euridice wiederum. 55. Die Hölle. 56. Des Tantalus Strafe unterm Apfelbaume. 57. Ixion in der Hölle auf dem Rade. 58. Das Steinwälzen des Siſyphus. 59. Die Töchter des Danaus ſchöpfen ihr Faß voll. 60. Der Pallaſt des Schlafes.

Man kann leicht denken, was alle dieſe Stücke für eine große Mannigfaltigkeit lebhafter Zeichnungen

gen den Augen darstellen; und wie viel Gelegenheit die Künstler gehabt, Menschen in allerley Stellungen, Thiere, Gegenden und Aussichten zu schildern. Man kann ihnen auch überhaupt das Lob geben, daß sie ihrer Pflicht mit vielem Geschmacke, und einem fleißigen Grabstichel nachgekommen. Sie können also nicht allein Liebhabern zur Vergnügung und erlaubten Augenlust, ja zur Erinnerung fast der ganzen Mythologie, sondern auch Malern und Zeichnern zur Nachahmung und Ausbildung dienen.

Indessen begehren wir es nicht zu läugnen, daß diejenigen Fehler, die auch von den berühmtesten Malern und Kupferstechern nicht sattsam pflegen vermieden zu werden, auch in diesem Werke hin und wieder vorkommen. Es sind selbige nicht sowohl Fehler wider die Kunst, als Fehler wider die Gelehrsamkeit. Maler, die weiter nichts, als Bildnisse von Personen malen, sind in diesem Stücke wohl daran. Eine bloße Aehnlichkeit der Gesichtszüge, oder höchstens eine gute Stellung und Mine, machet den ganzen Werth ihrer Stücke aus. Gelehrt dörfen sie gar nicht seyn: und ihre Erfindungs- und Urtheilskraft wird auf keine gefährliche Probe gestellet. Ganz anders ist es mit einem Historienmaler. Wenn dieser nicht belesen, ja man möchte sagen, in den Geschichten, Alterthümern, Sitten und Gebräuchen verschiedener Völker, in Fabeln und Meynungen alter und neuer Zeiten wohl bewandert ist: so läuft er Gefahr tausend Fehler zu begehen: wenn er gleich alles aufs fleißigste beobachtet,

was seine Kunst, die Perspectiv, und Zergliederkunst ihm vorschreibt.

Dieser Art Versehen hat man nun längst an Piccarten und seinen Lehrlingen, so wie an dem großen Coypel, dem kön. franz. Hofmaler, bemerket. Dieser hat oft aus Begierde schön zu malen, die Sitten und Zeiten der Völker aus den Augen gesetzet; und z. E. die spanischen Bauermägde im Don Quixote, wie französische Kammerkätzchen auf der Schaubühne gemalet. Jener aber, hat schon in den Fontenellischen Todtengesprächen, beym Urtheile Plutons, in die Hölle der Heyden, die Teufel aus der Einbildungskraft christlicher Maler gemenget. Eben dieses Fehlers haben er, oder doch seine Schüler auch in diesem Musentempel sich schuldig gemachet. Z. E. In den letzten sechs Stücken, welche die Hölle der Heyden vorstellen sollen, sieht man die abgeschmacktesten Teufelsfiguren, neben einem Pluto und Cerberus, den Furien und den poetischen Höllenstrafen, im Ueberflusse eingemenget. Wie sich nun das zusammen reime, mögen Kenner selbst beurtheilen. Allein die Herrn Maler haben schon seit Michel Angelos Zeiten so ein enges Gewissen nicht gehabt. Denn dieser hat zu Rom die Hölle ebenfalls, als ein Mischmasch aus dem Christenthume und Heydenthume entworfen.

Die Vorrede dieses Werkes ist von dem seligen Herrn Stockmann abgefasset, der durch eine kleine Sammlung mittelmäßiger Gedichte, vor 25 Jahren unter unsern Poeten bekannt geworden, und als

Her-

Herzogl. Weißenfelsischer Hofrath gestorben. Sie ist nicht unrecht gerathen, und kann Liebhabern von Kupfern, die eben nicht gelehrt sind, zu guter Nachricht dienen. Wer die Erklärungen und Auslegungen der Fabeln im ganzen Werke gemachet habe, wird gar nicht gemeldet. Indessen siehet man, daß es ein gelehrter Mann gewesen seyn müsse; dessen Namen schon hätte genennet werden können. Er hat die Fehler mancher Bilder, z. E. des Chaos, wohl gesehen; allein dieselben zu entschuldigen gesuchet.

Weil das ganze Werk in Holland gemachet worden, wo man heute zu Tage keine so schöne deutsche Schriften hat, als Elz vier vor hundert Jahren gehabt: so hat man freylich gut gethan, daß man es mit lateinischen Buchstaben gedruckt hat. Besser aber wäre es freylich gewesen, daß man unsrer Sprache die ihrigen gelassen hätte.

Da indessen der Verfasser der Vorrede sich selbst rühmet, diesen Anschlag gegeben zu haben, und solchen mit vielen Gründen unterstützen will; darunter der vornehmste ist, daß wir dadurch den Ausländern unsre Sprache erleichtern könnten: so wollen wir nur fragen: haben denn wohl die Holländer, die Ungarn, und selbst die Polen, die nun seit hundert Jahren lateinische Schrift gebrauchet, die Freude erlebet, daß ganz Europa ihre Sprache liebgewonnen und lernen wollen?

Die Schweden, die unlängst eben diesen Anschlag ergriffen haben, werden eben so wenig damit gewinnen. Die Buchstaben machen es nicht, daß man eine Sprache leicht lernet. Die lateinisch gedruckten

druckten Fryhlinge und Syndfluthen ſind einem Wälſchen und Franzoſen doch lauter böhmiſche Dörfer. Und lernet wohl in Sachſen darum ein Menſch böhmiſch oder wendiſch, weil dieſe Sprachen mit unſern eigenen Buchſtaben gedrucket werden?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Memoires de Litterature, tirés des Regitres de l'Academie Royale des Inſcriptions et belles Lettres, depuis l'année 1741 jusques & compris 1743. Tom XVI. in 4.

Wir haben neulich nur von der Hiſtoire der Akad. der ſch. Wiſſ. die unlängſt zu Paris ans Licht getreten, Nachricht gegeben; die Memoires ſelbſt aber, oder die ausführl. Schriften der einzelnen Mitglieder bis hieher verſparet. Dieſe füllen nun anderthalb Bände: und wir wollen die erſte Hälfte davon für dießmal bekannt machen.

Den erſten Platz nimmt eine Nachricht des Hrn. von der Barre, von der Religion des alten Griechenlandes ein. Dieſer gel. Mann iſt zwar ſchon 1738 geſtorben; und hatte dieſen Aufſatz nur halb fertig hinterlaſſen: allein da man denſelben gefunden, ſo hat man ihn doch bekannt machen wollen. Er beſteht aus einer Einleitung, und aus dem Anfange der Schrift ſelbſt. Hier iſt nur die erſte zu leſen.

Was

Was die älteſten Einwohner von Griechenland für Götter geglaubet, lehret Herodotus uns, von den Pelasgern. Sie glaubten Götter, ohne Namen und Unterſcheid, und verehrten ſie einfältig, um Geſundheit und die Fruchtbarkeit zu erlangen. Allein die ägyptiſchen und phöniziſchen * Pflanzvölker brachten die verſchiedenen Gottesdienſte ihrer Länder dahin. Da nun die rechten Lehrſätze ihrer Religionen nur wenigen bekannt waren; ſo hat man ſie oft ſehr unrecht verſtanden, und ſehr verändert. Endlich gerieth alles in eine entſetzliche Verwirrung.

Heſiodus und Homer tragen dieſen Lehrbegriff vor. Bis auf ihre Zeit war er nur mündlich fortgepflanzet worden; ſie faßten zuerſt den Entſchluß, ihn ſchriftlich vorzutragen. Sie thatens indeſſen auf verſchiedene Art: Homer zwar auf eine hiſtoriſche Art, mitten unter andern Begebenheiten; Heſiodus aber in einem Zuſammenhange. Beyde wurden nachmals für die Urheber dieſes Lehrgebäudes angeſehen; ob ſie gleich nur die gemeinen Sagen geſammlet, und in Ordnung gebracht, ſo gut ſichs hat thun laſſen.

Dieſes will nun der Herr V. unterſuchen. Er hebt von der Theogonie des Heſiodus an, ſchreitet zum Orpheus und ſeiner Lehre fort, ferner zum Muſäus und

* Der Verf. ſetzet dazu, vielleicht auch die Thraciſchen: allein mit Unrechte. Denn die Thracier hatten eben ſo eine einfältige Religion, als die Pelasger und übrigen celtiſchen Völker. S. Hrn. Pellontiers Hiſtorie der Celten. Orpheus war zwar ein Thracier, brachte aber ägyptiſche Lehrſätze nach Griechenland.

die Urſache ſeyn, warum man vor Aſopa geſagt Aſipa; und vor Aſipa haben diejenigen, welche einer geſchwinden Ausſprache gewohnet waren, Aſia geſprochen. Wer wolte nun im geringſten zweifeln können, daß dieſe 3 Wörter eigentlich nur ein Wort ſind, und einige Völker, wenn ſie das Wort Europa nennen wollen, bloß wegen ihrer beſondern Mundart, daſſelbe Africa und andere Aſia ausſprechen.

Sind das gleich Conjecturen, ſo ſind ſie doch vernünftig, und kommen mit den damaligen Umſtänden, und den gewöhnlichen Arten die Wörter zu verändern, überein, und ich will den ſehen, der mir das wiederlegen ſoll. Denn wenn die Welt erſt die Schuppen von den Augen wiſchen und ſehen wird, was dieſes Wort eigentlich heiſſe; ſo wird kein vernünftiger Menſch einen Augenblick mehr zweifeln können, daß dieſe Entdeckung nicht in der Warheit feſtgegründet ſey, und erſtaunen müſſen, daß die Etymologiſten bey einer ſo offenbaren Abſtammung eines ſo wichtigen Wortes nun faſt zwey tauſend Jahre lang im finſtern getappet. Das Griechiſche *Ευρωπή* iſt dem Franzöſiſchen oeuf rompu, ſo ähnlich als ein Ey dem andern, zumal wenn man die Franzöſiſche Ausſprache weis, da das *M* faſt gar nicht zu hören iſt. Nun war bey den Alten nichts gemeiner, als daß man die Erdkugel vor ein Ey hielt, welches anfangs ganz geweſen, und hernach zerbrochen ſey; welche Meynung ſchon aus der Arche Noä herzuſtammen ſcheinet, da man, nach der Sündfluth, bey Erblickung des entſtandenen Meeres, geſagt, es habe das Ey Ritze oder Riſſe bekommen. Womit das Hebräiſche *Erez* wohl übereinſtimmet; dar-

und Sanchoniathon: und endlich folget der II. Artikel von den verschiedenen Lehrgebäuden, dadurch man die alten Fabeln hat erklären wollen. Alles, was er davon saget, ist gelehrt, und angenehm zu lesen: läßt sich aber nicht so ins Kurze bringen, als wir gern wollten. Beyläufig zeiget er auch, daß die alten Phrygier, Thracier und Celten, von dem Aberglauben der Griechen frey gewesen.

Nun folget des Herrn Abts Souchay Abhandlung von den Hymnen oder Lobgesängen der Alten. Dieses sind die ältesten Urkunden der Geschichte, selbst aus denen Zeiten, da man noch nicht schreiben konnte: darum will der Herr Verfasser untersuchen, von was für Nutzen die noch übrigen Hymnen zu dieser Absicht sind. Er theilet sie in theurgische, poetische und philosophische, und hebt von den poetischen an. Unter diesen hält er keine für gewisser, als Homers und Kallimachs Lobgesänge. Hernach behauptet er, daß es wirklich einen Orpheus gegeben, welches im vorigen Artikel geläugnet ward; daß er kein Zauberer gewesen, und daß seine Hymnen nicht untergeschoben sind; ob wohl Onomakritus die Schreibart derselben geändert haben mag. u. s. w.

Nun lesen wir die II. Abh. von der Geschichte der Pelasger des Hrn. Heinoz. Auch dieses ist ein vortreffliches Stück. In der I. Abh. hat er dargethan, daß die ältesten Pelasger aus Epirus, nach Italien gegangen, und viele Jahrh. bey den Aboriginern gewohnet. Sie vermehreten sich aber so sehr, daß sie dieß Land wieder verlassen mußten. Sie zer-

zerſtreuten ſich allenthalben, aber der gröſste Theil gieng ins attiſche Gebieth nach Griechenland. Dieſs geſchah zwey Menſchenalter vor dem trojan. Kriege: und ſie bauten das Schloſs zu Athen, deſſen Mauern noch ſtehen ſollen. Man gab ihnen dafür den Boden am Berge Hymettus anzubauen. Als dieſe Gegend nun ſehr fruchtbar ward, wurden die Athenienſer eiferſüchtig und jagten ſie aus ihrem Gebiethe. Dieſs ward nun ihr IVter Zug, und etliche davon bemeiſterten ſich der Inſel Lemnos u. ſ. w. *

Es folget eine Unterſuchung des Hrn. Blanchards über die Stadt Megara in Achaja.

Dieſe wird von dem III. Abſchnitte einer Abhandlung, von den Königen in Bithynien, des Hrn. Abts Sevin abgelöſet.

Nun kömmt eine Nachricht von dem Wechſel des Handels auf den brittanniſchen Inſeln, vor Julius Cäſars Zeiten; vom Hrn. Melot. Dieſer Gelehrte hat von den Quellen des Reichthums des alten Galliens, vor Cäſars Eroberung deſſelben, handeln wollen. Da muſste er nun auch von dem brittiſchen Handel reden: und der wuchs ihm unter den Händen ſo ſtark an, daſs dieſe Abhandlung daraus entſtund. Der brittiſche Handel hat ſeinen Anfang von dem Gewerbe mit den kaſſiteriſchen Inſeln genommen; welche itzo die ſorlingiſchen heiſsen; wie Cam-

* Sollte nicht die Benennung der Pelasger, zu dem Namen der Volsker in Italien den Grund gelegt haben? Jene waren celtiſche, thraciſche Völker, d. i. Wallende, Wälliſche, oder Wälſche in Italien; d. i. Volsker, von denen noch Italien Wälſchland heiſst.

Camden solches entdecket hat. Von hier gieng der Handel auf die mittägl. Küste Brittanniens, die eben solche Schätze an Zinn lieferte, und noch um Herodots Zeiten keinen besondern Namen hatte. Um des Pythäas Zeit, bemerkte man, daß Brittannien eine Insel war, und die Phönizier handelten zuerst dahin; nicht aber die Griechen. Strabo saget, daß jene irdene Gefäße hingebracht; Felle, Leder, und Zinn aber daher geholet: ja diese Inseln wären auch an Getreyde und Vieh, ingleichen an Gold- Silber- und Eisengruben reich gewesen; außer dem aber hätte man auch mit Sclaven und Hunden gehandelt.

Das Zinn ist damals sehr gemein in England, und fast oben auf der Erdfläche im Sande zu finden gewesen. Sie gaben es also den Phöniziern fast umsonst hin, und diese gewonnen unsägliche Reichthümer damit. Daher verbargen sie andern Völkern die Fahrt nach diesen Inseln, so viel sie konnten. Ein solcher Schiffer bemerkte einmals, daß ihm ein römisches Fahrzeug auf seiner Fahrt folgte. Um also demselben das Geheimniß seiner Republik nicht zu verrathen, lief er lieber muthwillig auf den Strand, und machte, daß der Römer auf eben der Klippe scheiterte. Als der dem Meere entgangene Schiffer nach Hause kam, und seine That erzählte, ward er nicht nur gelobet; sondern bekam auch aus dem öffentlichen Schatze den Werth seines Verlustes reichlich ersetzet. Der Anfang dieses Handels muß schon um des Moses Zeiten gemachet worden seyn: welcher zur Hütte des Stifts auch Zinn gebrauchet hat, u. s. w.

Nun

Nun kömmt der II. Theil der Geſchichte des ägyptiſchen Kalenders, vom Sonnenjahre der Aegypter und dem alexandriniſchen Jahre, vom Hrn. de la Nauze. Die Aegypter zählten zu einem Jahre nur 365 Tage, die alexandriniſchen Griechen aber 365 und ein Viertel. Folglich gewann alle vier Jahre das ägyptiſche Jahr einen Tag; und in 1460 Jahren, ein volles Jahr von 365 Tagen; gieng aber alsdann mit dem alexandriniſchen wieder zugleich an. Indeſſen hatten es die alten Aegypter ſchon gewußt, daß noch 6 Stunden mehr als 365 Tage zum Jahre gehöreten: und es iſt ganz falſch, wie Dodwell angemerket, daß Julius Cäſar zuerſt dieſes Maaß des Jahres erfunden, da er alle vier Jahr einen Schaltag eingerücket. Selbſt die Macedonier hattens nach Alexandern ſchon ſo gerechnet. Dio bemerkte es ſchon, daß Cäſar das alexandriniſche Jahr angenommen; nur mit dem Unterſchiede, daß man zu Alexandria jedem Monath 30 Tage gegeben; am Ende des Jahres aber 5 Tage angehenket: Cäſar aber hat die fünf Tage verſchiedenen Monathen angehenket. u. ſ. w. Die Monathe der Alexandriner, die ihr Jahr mit dem Herbſte anhuben, folgten ſo auf einander:

Herbſt
- Thoth, den 11ten des Aerntemonaths.
- Paophi, den 10ten des Herbſtmonaths.
- Athyr, den 11ten des Weinmonaths.

Winter
- Chöac, des 9ten des Windmonaths.
- Tybi, den 9ten des Chriſtmonaths.
- Mechir, den 8ten des Wintermonaths.

Frühling. { Phamenoth, den 7ten des Hornungs.
Pharmuthi, den 9ten des Lenzmonaths.
Pachon, den 8ten des Ostermonaths.

Sommer. { Payni, den 8ten des Wonnemonaths.
Epephi, den 7ten des Brachmonaths.
Mesori, den 7ten des Heumonaths.

Dieser Kalender ist 336 Jahre vor Christi Geb. eingeführet worden, und hat noch um des Plinius Zeit gedauret, folglich auf 400 Jahre bestanden, u. s. w.

Der III. und letzte Theil dieser Abhandlung, betrifft das ägyptische Mondenjahr, dabey wir uns aber nicht aufhalten können.

Hierauf folgen des Hrn. Freret Beobachtungen über die babylonischen Jahrrechnungen vor und nach Alexanders Eroberung. Man nennet dieselbe insgemein die Zeitrechnung Nabonassars, und diese ist den Gelehrten so bekannt, als die nach Olympiaden, und der Erbauung Roms. Sie ist aber viel richtiger und bestimmter in ihrem Anfangspuncte, sogar, daß auch Ptolomäus sich in seinen astronomischen Beobachtungen derselben vorzüglich bedienet. Berosus, ein chaldäischer Sternseher, brachte Nabonassars Zeitrechnung zuerst nach Griechenland; und da giengen ihnen erst die Augen auf. Hipparchus lebte 150 Jahre hernach, und berief sich auf babylonische Beobachtungen; die Ptolomäus von ihm erborgte. u. s. w.

Diesen babylonischen Zeitrechnungen folget Hrn. Freret Abhandlung von dem alten persischen Jahre;

und zeiget was für Vortheile man daraus in der Geſchichte ziehen kann. Eben derſelbe liefert auch eine Beobachtung über die Feſttage der Perſer, ſonderlich beim Mithra zu Ehren. Am 8ten Tage des 10ten Monaths, der um den Anfang unſers Märzmondes fällt, ward das Korremrouz, der Freudentag gefeyret. Der König legte ſeine königl. Kleider ab, und gab öffentlich jedermann, ohne Unterſchied des Standes, Gehör. Es ward allen Bauern und Ackerleuten ein Mahl bereitet, mit denen der König ſich zu Tiſche ſetzte; und zu ihnen ſagete: Ich bin eures gleichen. Wir leben nur durch euch; eure Arbeit erhält den Staat; aber ohne Uns könntet ihr euch nicht ſchützen. Laßt uns daher allezeit als Brüder vereiniget leben. Mithra iſt nicht die Sonne, ſondern die himmliſche Venus bey den Perſern geweſen, die ſie Mihir nannten, und deren Verehrung ſie neuerlich von den Arabern gelernet; wie ſchon Herodotus berichtet. Die alten Perſer haben nur den höchſten Gott verehret.

Ferner hat Herr Freret auch von der ſyriſchen Griechen, oder der Seleuciden Jahrrechnung gehandelt, und ſie ſehr ins Licht geſetzet; imgleichen die obige Meynung geprüfet, daß Cäſar nur das alexandriniſche Jahr auf römiſchen Fuß umgeſchmelzet habe.

Noch angenehmer iſt eben dieſes gelehrten Mannes Abhandlung, von der Erhöhung des ägyptiſchen Bodens, durch die Ueberſchwemmungen des Nilſtromes. Dieß Stück iſt überaus anmuthig zu leſen.

Es folget Herrn Hardions 10te Abhandlung vom Ursprunge und Fortgange der Beredsamkeit in Griechenland.

Herr Abt Vatry stellet Untersuchungen über den Ursprung und Fortgang der griechischen Komödie an; so wie er vorhin schon das Trauerspiel untersuchet hat.

Herr Abt Souchay hingegen liefert die III. Abhandlung von den Elegiendichtern; giebt auch seine Gedanken über den Ursprung der julischen Familie in Rom: und damit schließt sich dieser vortreffliche XVIte Band der königl. Akad. der schönen Wissenschaften zu Paris.

III.

Beleuchtung der, in dem zehnten Stücke des Neuesten, aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, befindlichen Erklärung, über Herrn Mag. Grenzens Abhandlung, wegen des Deus Terminus.

Da Herr M. Grenz in Dresden, und Herr Doctor Lauhn zu Tautenburg, wegen des ehemals in Rom verehrten Grenzgottes, ihre Gedanken der gelehrten Welt mitgetheilet, und letzterer ersterm nicht völlig beypflichten können: so hat sich, nach dem 13ten Abschnitte des, zu Leipzig, herausgekommenen 10ten Stückes, des Neuesten, aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, ein Fremder, wenn man anders leichtgläubig seyn will, gefunden,

den, welcher ſich des Herrn M. Grenzens angenommen, und eine Erklärung über deſſen Abhandlung zum Abdrucke eingeſendet.

Hierinnen ſuchet der Ungenannte zu behaupten, daß der Widerſpruch, bey Zuſammenhaltung beyder Schriften, theils nicht erheblich, theils nicht gründlich ſey.

Von dem letztern fängt er an, und rechnet dahin, daß der Herr Doctor Lauhn Chriſtian Junkern, und Eoban Heſſen, wegen des, bey dem Grenzgotte üblichen erniedrigten Altars, und daher gefundener Aehnlichkeit in dem erasmiſchen Medallion, zu vertreten geſuchet; da doch Herr M. Grenz in denen Worten Eoban Heſſens einen Zweifel und eine Unſchlüßigkeit, in der Meynung Junkers aber einen Irrthum dargethan. Wie nun dieſes die genaue Abzeichnung des ſeltenen Medallions, und des Erasmus Brief beſtärke, wenn letzterer ſchreibt: Vident illic ſculptam imaginem, inferne ſaxum, ſuperne juvenem capillis volitantibus: So habe Herr D. Lauhn keinen Grund, inſofern er Herrn M. Grenzen widerſprechen wollen; ſofern er aber de ara Dei Termini gehandelt, habe er für ſich recht. Ferner wäre die zweyte Einwendung von keiner Erheblichkeit, da Herr M. Grenz durch die abgezeichneten römiſchen Münzen nur den Unterſchied der alten Abbildung des Deus Terminus, von dem erasmiſchen Sinnbilde, vorgeſtellet; und ihm gleich viel wäre, ob die Münzen eigentlich den Deus Terminus, oder den Jupiter, oder eine andere Gottheit, wel-

welcher man die Grenzen anvertrauet, zeigten. Wie denn überhaupt denen Herren Verfaſſern beyder Schriften nicht zu nahe getreten würde, wenn man des Eraſmus Urtheil, wegen derer, über das erwählte Sinnbild, gehabten Verdrießlichkeiten, hieher zöge: es wäre ein Streit de lana caprina.

Allein der Abgang der Gründlichkeit iſt in der Grenziſchen Schrift anzutreffen, da Eoban Heſſens Ausdruck mit dem Alterthume übereinſtimmet. Zuvörderſt iſt vorauszuſetzen: daß Eoban Heſſe, wegen der, mit dem Eraſmus gepflogenen Freundſchaft, von dem erasmiſchen Sinnbilde, die beſte Wiſſenſchaft gehabt. Daß er aber in den Verſen:

Termine, quum nulli Divum conceſſeris olim,
Fumida cur Sedes occupat ara tuas?

etwas zweifelhaft geſchrieben, beſteht in dem, bey kurzen Sinngedichten, hergebrachten Witze, um des Leſers Nachdenken zu vermehren. Auf gleiche Art hat Johann Schoſſer von des Erasmus Siegel gedichtet;

Termine Divorum, quo non conſtantius alter
in Capitolina reſtitit arce Jovi:
Quid facis, ut clypeo modo contineari Erasmi,
Quum tua jam pridem templa fatiget humus?

Außer der Eoban Heſſen, angeführtermaßen, ohne allen Zweifel eigen geweſenen beſondern Erkänntniß des erasmiſchen Sinnbildes, wird deſſen Sinngedicht durch das Alterthum vornehmlich unterſtützet.

Hätte

Hätte dieſes Herr M. Grenz eingeſehen, mithin den §. 11 enthaltenen ungegründ. ten Gedanken: Sedes termini nativa non eſt ara exſtructa, ſed ager ubique patens, fallen laſſen: ſo würde er Junkern nicht widerſprochen, vielmehr die Abfaſſung der Aufſchrift, Deum Terminum motum ſuo loco reſtituit, unterlaſſen haben. Denn der Irrthum, welchen Herr M. Grenz Junkern beymißt, fällt auf Hrn. M. Grenzen zurück; da der geſetzte Terminus lapis den Altar ſelbſten ausgemachet. Dieſes erhellet aus dem Siculus Flaccus, im 4 Abſchnitte des V. Capitels, nach Johann Conrad Schwarzens Auflage, oder auf dem 5 Blatte derer, von Wilhelm Göſius, edirten Scriptorum rei agrariæ, allwo es heißt:

Quum terminos disponerent, ipſos quidem lapides in ſolidam terram rectos conlocabant, proxime ea loca quibus foſſis factis defixuri eos erant, — — In foſſis autem, in quibus poſituri eos erant, ſacrificio facto, — — : favos quoque & vinum, aliaque, quibus conſuetudo eſt terminis ſacrum fieri, in foſſa adjiciebant. Conſumtisque omnibus dapibus igne, ſuper calentes reliquias lapides conlocabant, atque ita diligenti cura confirmabant, adjectis etiam quibusdam ſaxorum fragminibus circumcalcabant, quo firmius ſtarent.

Eben dieſe Beſchreibung findet man beym Ovidius im zweyten Buche der Faſtorum, v. 641. ſeq. welche Stelle Gyraldus vor Augen gehabt, als er die Note über des Plinius zweytes Capitel des 18

daraus zu ſchlieſſen iſt, daß man der Erde erſt nach der Sündfluth dieſen Namen gegeben, da ſie vorher Adama geheiſſen. Daß aber das Wort Ey aus der erſten Sprache der Menſchen herrühre, ſolches erhellet daraus klärlich, weil man es faſt in allen Sprachen findet; eben wie Abba oder Papa der Vater, Ma oder Amma die Mutter, Sac ein Sack, und gar wenig andere. Im Chaldäiſchen heißt Ey בֵּיעָא, aus welches Wortes letzten Buchſtaben Aa das Griechiſche Ω ὸν, und aus dieſem das Lateiniſche Ovum entſtanden; davor die Italiäner Uovo, die Spanier Huévo, und die Franzoſen Oeuf ſagen. Unſere Vorfahren haben *Ai* oder *Ay* geſchrieben. Der Holländer ſagt auch Ey. Die Engelländer haben ehemals eben dieſes Wort gebraucht, wovon ſie noch die Wörter *Eyrac* und *Eyric*, ein Vogelneſt, übrig haben; ob ſie gleich itzt, mit einer kleinen Veränderung, *Egg* ſprechen. Der Pohle ſagt *Jaic*, *Jaica*, der Böhme Weitz, welches dem Hebräiſchen בֵּיצָה nahe kömmt. Alſo hat es mit der erſten Sylbe des Wortes Europa ſeine Richtigkeit, daß es ein Ey geheiſſen. Von der lezten Helfte deſſelben wird die rechte Bedeutung auch leicht zu erweiſen ſeyn. Ich finde ſolche am vollſtändigſten in dem lateiniſchen Worte ruptum, davor die Italiäner vor dieſem geſagt ropto, und itzt rotto ſprechen. Der Deutſche ſagt gerizt oder geriſſen, wovon das Franzöſiſche écraſer nicht weit abgeht, welches von dem Hebräiſchen garas herkömmt, und eben wie daſſelbe, zertrümmern und zerſtücken heißt. Vielleicht würde man die vollkommene Bedeutung dieſes Wortes noch deutlicher in der Phrygiſchen Sprache, von welcher die Deutſche herſtammet, finden, wenn wir

ein

Buches der natürlichen Historie gefertiget, und sich also ausdrücket: Ara Deo termino statuebatur a dominis utrimque.

Und wenn Ovidius im Fortgange saget,

Ara fit,

so versteht er den Gränzstein selbst, von welchem es in dem folgenden 655 Verse heißt;

Spargitur & cæsa communis terminus agna.

In welcher Absicht Aurelius Prudentius in Hamartigenia v. 450 schreibt:

Inca erat lapides fumosos idololatrix
Religio, & surdis pallens advolvitur aris. *

Damit man aber durch des Ovidius Rede,

Sive lapis, sive es defossus in agro
Stipes,

nicht irre gemachet werde: so ist zu bemerken, daß Julius Frontinus de Coloniis nicht allein aras sacrificales, sondern auch palos sacrificales bey den Gränzen p. 146 und 309 anführet. Ferner liest man in den fragmentis terminalibus p. 147: Sunt & mixti termini; pro parte lapideos posuerunt, alios ligneos, qui sacrificales appellantur.

Der Terminus ist entweder ohne Abbildung des Gränzgottes, welchen man rudem, informem lapidem genennet, oder mit derselben, wie M. Minucius Felix in dem Octavius ** und Everard Otto in dem

* Diese Verse sind im angezogenen Orte nicht zu finden.

** Im 3. Capitel; Ut in lapides eum patiaris impingere, effigiatos sane, & unctos, & coronatos.

dem zweyten Capitel des Buchs de Diis vialibus gedenket, geſetzet worden, und hat zum Opfern gedienet: daher Juvenalis in der 16 Satyre, v. 37. ſich vernehmen läſſet:

convallem ruris aviti
Improbus, aut campum mihi ſi vicinus ademit,
Aut ſacrum effodit medio de limite ſaxum,
Quod mea cum vetulo coluit puls annua libo.

Mit Ubergehung anderer, beym Lucian * Gisbert Cupern, ** u. Apulejus, *** anzutreffenden Stellen, und derer den Gebrüdern Philän gewidmeten Gränzaltäre **** darf man nur den Auszug derer, von T. Livius beſchriebenen Geſchichte, im I. Buche nachſchlagen, um durch den merkwürdigen Ausdruck, Terminus & juventas non addixere;

* in Deorum concilio Tom. II, p. 714. Proinde Apollo, non amplius celebraris: ſed jam lapis omnis, omnisque Ara vaticinatur, quæ oleo perfuſa, & coronas habeat.

** Welcher in den Noten über den Lactantius p. 160, aus der, zu Agatha, gehaltenen Kirchenverſammlung, nach des Ivo Carnotenſis Anzeige im 2 Theile 57 Capitel, die notablen Worte beybringet: Perſcrutandum eſſe, ſi aliquis vota ad arbores, vel ad fontes, vel ad lapides quosdam, quaſi ad Altaria, faciat.

*** Florid. I. Neque enim juſtius religioſam moram viatori objecerit aut ara floribus redimita, aut Spelunca frondibus obumbrata.

**** Pomponius Mela de ſitu orbis Lib. I, Cap. 7, No. 35, p. 41 und 631, edit. Abrahami Gronovii. Dergleichen Altar haben die Phocenſer, nach dem Herodotus Lib. VII, Cap. 176, p. 443. dem Gotte Herkules an der Gränze errichtet.

quorum Aras moveri non potuerunt, wenn man noch einen Zweifel hat, überführt zu werden. Ferner iſt bekannt, daß man den Diis ſuperis auf erhabenen Altären geopfert; den terreſtribus auf niedrigen Altären, oder zuweilen in terra plana; den inferis hingegen in terra effoſſa. Daher hat der lapis terminus die Stelle des Altars vertreten, da man in plana * terra, in denen zwiſchen den Gränznachbarn, weggehenden Gräben, umlen, zwiſchen beyden Graben, auf der Ebene, ſtehenden Gränzſtein, auf welchen man den Gränzgott, nach der, von Burcard Gotthelf Struven, auf dem 5 Kupferblatte der römiſchen Alterthümer, abgezeichneten Figur, gar öfters mit abgebildet, ** das Opfer verrichtet. Ueberhaupt kann dem lapis Terminus der Ausdruck eines Altars nicht abgeſprochen werden, da Ara von dem griechiſchen Worte, ἀρὰ, preces, *** herkömmt, indem man die ſacra Termini da-

* Alexander ab Alexandro Lib. III. Genialium Dierum, Cap. 17. p. 222 b.

** Dieſes wird um ſo viel eher bey dem Grenzgotte geſchehen ſeyn, als Adrianus Turnebus Lib. XXII. Adverſ. Cap. XIIII. p. 761. derer, in aris gramineis, aufgeſtellten Götzenbilder gedenket.

*** Ovidius gedenket des Gebeths, welches man bey dem Altare des Geburtstages-Gottes verrichtet, im 3ten Buche ſeiner Triſtium, Elegia XIII. v. 15. ſeq.

Fumida cingatur florentibus ara coronis;
Micaque ſollemni thuris in igne ſonet;
Libaque dem pro me genitale notantia tempus;
Concipiamque bonas ore favente preces.

dabey verrichtet, weshalben der Terminus von den Schriftstellern mit allem Rechte ein Altar genennet werden müssen. Was könnte also natürlicher seyn, als das Sinngedicht Eoban Hessens, in sofern man den, durch einen zweifelhaften Ausdruck, angebrachten Witz, nach der Sache selbsten, erkläret; wogegen der grenzische Abriß der erasmischen Münze nicht streitet, sondern ein saxum immobile, welches den, bey dem Gränzgotte, gebräuchlichen Altar, wie Herr M. Grenz nunmehr wider seine erstere Meynung, einräumen müssen, vertreten, mit der Abbildung des Gränzgottes vorstellet: folglich harmoniret der Terminus des Erasmus mit dem römischen Gränzgotte, und liegt Herrn M. Grenzen ob, die Aufschrift, Deum Terminum motum suo loco restituit, besser, als geschehen, zu erweisen; widrigensalls ihn jedermann des Irrthums beschuldigen wird, den er bey Junkern gefunden zu haben glaubet.

Uebrigens kömmt es bey der Erheblichkeit des Streites, ob des Erasmus Sinnbild den, nach dem Alterthume, dargethanen Altar, mit dem Bildnisse des Gränzgottes vorstelle, und was die beyden römischen Münzen für Gottheiten anzeigen, bloß darauf an: daß Herr M. Grenz es anfänglich für erheblich angesehen, wider den, von Junkern angegebenen Altar des Gränzgottes zu schreiben, und sogar die Aufschrift davon herzunehmen; über dieß jedem Schriftsteller obliegt, die Sache mit ihrem eigenen Namen zu benennen. Solchergestalt hat der

unbe-

unbekannte Herr Verfaſſer der Erklärung dem Herrn M. Grenzen in der That, wider alle Wahrheit, aufgebürdet, daß er de lana caprina zu ſchreiben den Anfang gemachet, als welches er ſich nimmermehr nachſagen laſſen wird. Der Mangel der Gründlichkeit bey der grenziſchen Beſchreibung derer beyden römiſchen Münzen, hat den Vertreter der grenziſchen Schrift auf den unbilligen Gedanken der Unerheblichkeit gebracht, weil er dem Herrn D. Lauhn den Grund, daß Jupiter auf der einen Münze vorgeſtellet werde, nicht abſprechen können: anerwogen auch Ulrich Obrecht, in der Abhandlung, ſacra Termini, §. 7. und 9. den Jupiter bereits erkannt. Und wenn man die zweyte Münze genau anſieht, ſo findet man einen Arm und Zehen an Füßen, welches mit der, von Herrn M. Grenzen §. 5. gegebenen Idee von dem Deus Terminus, und des Alciats Sinngedichte §. 10 nicht übereinſtimmet. Deshalben hätte Herr D. Lauhn wohlgethan, wenn er eine römiſche Münze, die eigentlich den Deus Terminus vorſtellet, in Kupfer ſtechen laſſen, um den Mangel auf Seiten Herrn M. Grenzens zu erſetzen.

Der unparteyiſche Leſer wird am beſten hiervon urtheilen, und wegen der grenziſchen Aufſchrift bey ſich denken:

Adhuc ſtat
Deus
Terminus.

IV.

Die beſte Welt,

in einer Ode beſungen *.

Als Gott, im Reich der Möglichkeiten,
Seit unermeßnen langen Zeiten,
Der Schöpfung Plan ſich vorgeſtellt;
Als noch in gränzenloſen Tiefen,
Die unerſchaffnen Weſen ſchliefen,
So keimte ſchon die beſte Welt.
Der Herr, in dem die Weſen wohnen,
Der hunderttauſend Embryonen
Von Welten unentwickelt hält;
Will, daß ſich Licht und Himmel paaren.
Er ſprach: Und Licht und Himmel waren;
Es ward, und was? die beſte Welt.
Er unterbrach die Sabbathsſtille,
Der Dinge Daſeyn, war ſein Wille,
Und dieſes All ward dargeſtellt;
Er ſprach mit ſchöpfriſcher Gebärde,
Sein mächtig wirkendes: Es werde!
So ward, und zwar die beſte Welt.
Du winkſt, o Herr! ſo ſtralt mit Prunken,
Das goldne Tageslicht Feuerfunken,
Das uns belebend unterhält:
Dein Wink war der Natur Gebähren,
Du hießeſt Jahr und Zeiten währen,
Du ſchufſt, und ſchufſt die beſte Welt.

D

* Dieſes Stück iſt von demſelben Verfaſſer, deſſen Ode auf die Weisheit, wir im vorigen Jahre unſern Leſern mitgetheilet haben.

O Geiſt! der du mit ewgen Zungen
Dem Moſes himmliſch vorgeſungen,
Der dein Erſchaffen würdig meldt;
Führ mich zu deinem Heiligthume,
Ich ſing zu deiner Allmacht Ruhme,
Ich ſing dein Werk, die beſte Welt.

Wie konnte Gott, als Gott, im Wählen,
Gleich uns, das Beſte wohl verfehlen;
Dem ja das Beſte nur gefällt?
Es muß ja ſein vollkommnes Weſen,
Sich ſtets den beſten Theil erleſen;
Er muß! drum iſts die beſte Welt.

Nach ſeinem göttlich hohen Willen,
Muß er der Gottheit Pflicht erfüllen,
Die ſeiner Weisheit Stral erhält;
Er muß mit ſeinem Zweck im Wählen,
Die beſten Mittel ſtets vermählen;
Nothwendig iſts die beſte Welt.

Sie, die nach ſeiner Weisheit Schlüßen,
Sich aus des Chaos Nacht geriſſen,
Und ſeiner Abſicht Ziel erhält;
Sie iſts, die ſeine Allmacht lehret,
Sie iſts, die ſeinen Thron verkläret;
Sie iſts, und bleibt die beſte Welt.

Die goldne Kette der Verbindung,
Von göttlichkünſtlicher Erfindung,
Die Grund und Wirkungen enthält:
Dieß All von Millionen Sphären,
Nebſt Myriaden Feuermeeren,
Heißt Gottes Werk, die beſte Welt.

Nein! Gott kann wider sich nicht handeln,
Er muß die besten Wege wandeln,
Die sein Verstand ihm vorgestellt;
Sein Wählen war der Weisheit Bestes,
Sein Schaffen war der Allmacht Größtes,
Sein Werk entstund: die beste Welt!

Du, den nur Wahn und Einfalt schelten,
Du Inbegriff unzähliger Welten,
Der Füll und Segen in sich hält:
Du bist zu deines Schöpfers Ehren,
Du bist, kein Zweifel soll mich stören,
Du bist und bleibst die beste Welt.

O Glück! das unsrer Bürger Orden,
Ein Theil der besten Welt geworden;
O Schatz! den man der Zukunft meldt,
O Lust! von der ich taumelnd werde,
Auch ich, ein Punct von unsrer Erde,
Gehöre mit zur besten Welt.

Thrax blöcket schon die zänkschen Zähne,
Weil ich bey seinem Zweifel gähne,
Der keinen Wolf noch Leibnitz fällt.
Ein Eiferer im schwarzen Rocke,
Schwört schon bey seinem Hirtenstocke,
Die Welt, sey nicht die beste Welt.

„Er ruft, wo man bey so viel Sünden,
„Ohn ihre Anzahl zu ergründen,
„Von Lastern nur in Laster fällt;
„Worinnen Frevler triumphiren,
„Wo Sünden uns zu Sürden führen,
„Ist dieses wohl die beste Welt?

„Ey

„Eh uns der Apfelbiß verderbet,
„Der uns die Sünden angeerbet,
„Da war sie gut und unverstellt!
„Allein, seitdem wir sterben müssen,
„Seitdem uns Edens Lust entrissen,
„Wo ist sie wohl, die beste Welt?

So schreyt er voll Triumph und Freude;
Und glaubt, daß unser Lehrgebäude
Von seinem Einwurf niederfällt.
Er jauchzt, und sucht mit frechen Geistern,
Wohl gar die Wahrheit noch zu meistern:
Doch, kennt er wohl die beste Welt?

Die ewgen Folgen aller Sachen,
Die je aus jedem Wesen brachen,
Das ganze All, des Himmels Zelt,
Der ganzen Erdenkörper Menge,
Des ganzen Schöpfungsreichs Gepränge,
Dieß ist die allerbeste Welt.

Du theilest, Thrax, was nie zu theilen:
O! laß dir erst die Scheitel heilen,
Die deiner Einsicht Schwäche meldt;
Der Stand der Unschuld, nebst dem Fallen,
Ja jedes Stäubchen von dem Allen,
Gehöret auch zur besten Welt.

Getrost demnach! Entflieht ihr Schaaren,
Die dieser Welt nie würdig waren!
Da ihr beschämt zurücke prallt.
Auch Thoren dulden wir gelassen;
Wie? sollten wir denn euch erst hassen?
Auch ihr gehört zur besten Welt.

Ihr ſchreyt der beſten Welt zu Ehren,
Und ſuchtet ihr euch zu bekehren,
So wäre ſie dadurch verſtellt.
Ihr möget noch ſo wütend brüllen:
Ihr ſeyd, auch wider euren Willen,
Selbſt Bürger in der beſten Welt.

Du ſaheſt ſchon von Ewigkeiten
Des ganzen Weltbaus Möglichkeiten,
O du! der Weſen mächtger Held!
Doch ſahſt du keine mehr dich ehren;
Und deutlicher dein Daſeyn lehren,
Als eben unſre beſte Welt.

Vermöchten wir nur das Verbinden
Von Grund und Folgen zu ergründen,
Das deiner Schöpfung Ziel erhält:
Wie völlig lernten wir dich kennen!
Wie rühmlich würden wir dich nennen,
O du verſchmähte beſte Welt!

Wie jener Spinne, dort im Winkel,
Voll Unverſtand und Eigendünkel,
Des Schloſſes Bauart nicht gefällt;
Wie ſie den Bauherrn murrend ſchmähet,
Doch Zweck und Grundriß nicht verſtehet,
So ſchmäht ein Thor die beſte Welt.

Doch laß die Thoren ſich empören!
Nichts kann mein Lehrgebäude ſtören;
Da ſelbſt ihr Raſen es erhält.
Nichts kann mir Satz und Beyfall nehmen:
Ihr Murren muß ſich ſelbſt beſchämen:
Auch dieß gehört zur beſten Welt.

ein mehrers davon übrig hätten; da die Phrygier die älteſte unter allen Nationen geweſen, und zuerſt die Aſtronomie und Geographie gelehret. Inzwiſchen ſieht man ſchon, daß Ευρωπή und Africa einerley bedeuten, und das leztere aus *Af* und *ricc*, geritzt oder geriſſen, wie das erſte aus *ev* oder *oeuf* und *rompu* oder *ropto* zuſammen geſetzet iſt; ob man gleich hernach das c wegen des darauf folgenden Buchſtabens A wie ein K ausgeſprochen. Von Aſien bin ich ſolches ebenfalls verſichert, und ſoll mich recht verlangen, ob jemand etwas aus alten Schriften und *Documentis* darwieder werde aufbringen können, und brauchts nicht, daß man ſich groſſe Mühe gebe, ſolches weiter zu beweiſen. Wer ſieht nicht, daß das Wort erſtlich *Af*- oder *A-riſſa*, das geriſſene Ey geheiſſen; davor andere durch Veränderung des Buchſtabens R in S. *Aſiſſia*, und contracte *Aſia*, geſagt; wie denn auch die Lateiner vor geriſſen, ſciſſum und ſiſſum geſprochen, welche Wörter offenbarlich von einem primitivo herkommen. Es thut zur Sache nichts, daß ich nicht im Stande bin, durch die Übereinſtimmung aller, oder doch der meiſten Sprachen, zu zeigen, daß man ſchon in den allerälteſten Zeiten ſich dieſes Wortes bedienet, dieſen Begriff auszudrucken. Denn gewiß es ſtecken in der Menge von Sprachen noch viel Wörter, die weder mir, noch andern Wortforſchern, bishero kund geworden. Wir würden uns aber zu viel heraus nehmen, wenn wir darum, daß wir ſie noch nicht gefunden, die Exiſtenz derſelben verwerfen wollten. Aber ich will mich nicht zu ſehr in die Sitten-Lehre ver-

Zur beſten Welt? o eitle Grillen!
Ruft dorten Star, den Grillen füllen:
Wie, wird die Wahrheit hier entſtellt?
Doch ſchweig! denn ohne dieß Verbinden,
Muß dieſer Welten Ordnung ſchwinden,
Wo bliebe ſonſt die beſte Welt?

Sie ruht demnach auf feſten Stützen:
Die Wahrheit ſelbſten muß mich ſchützen,
Die jeden Einwurf gleich zerſchellt.
Kein Tröpfchen Regen kann entfallen,
Mein lauter Satz muß mit erſchallen:
Denn alles zeigt die beſte Welt.

Die Pflicht, dich, Herr unzählger Sphären!
In unſrer beſten Welt zu ehren,
Sey meinen Pflichten zugeſellt
Ihr Feinde! ſtampft mit Händ und Füßen:
Und wißt, auch euer falſches Schlüßen,
Beweiſt ſo gar die beſte Welt.

V.

Bibliotheque curieuſe hiſtorique & critique ou Catalogue raiſonné de Livres difficiles à trouver par David Clement. T. III. a Gœttingue chez Jean Guillaune Schmid 1752. in 4.

Wir müſſen von der glücklichen Fortſetzung dieſes gelehrten Verzeichniſſes ſeltner Bücher endlich wieder Nachricht geben; nachdem wir eine zeitlang, wegen der Menge andrer Neuig-

Neuigkeiten davon geſchwiegen haben. Der belesene und fleißige Herr Paſt. Clement hat nämlich ſchon vier Bände davon geliefert; die wir unverzüglich nachholen wollen.

Der III. hebt mit den Buchſtaben Bea und dem Nämen Guillaume le Vaſſeur de Beauplan an. Dieſer hat eine Beſchreibung der Ukraine geſchrieben, die 1660 zu Rouan herausgekomen und ſehr ſelten iſt. Henrich von Beauvais Nangis, mit ſeinen Nachrichten von franzöſiſchen Favoriten, und Bebelius, ein tübingiſcher gekrönter Dichter und öffentl. Lehrer daſelbſt, mit allen ſeinen Schriften, folgen darauf. Dieſe ſind 1513 und 1516. zu Strasburg herausgekommen. Unter andern hat dieſer alte Gelehrte ſchon zu ſeiner Zeit einen Tractat de Abuſu linguæ latinæ apud Germanos geſchrieben. Hier werden alle verſchiedene Ausgaben angeführet, und davon ſcheint die in des Herrn Rector Bünemanns Bibliothek vorhandene von 1509 zu ſeyn. Alle Merkwürdigkeiten die davon angeführet werden, ſind ſehr leſenswerth. Wegen ſeines Tractats: Triumphus Veneris, den er ſchon vor der Glaubensreinigung geſchrieben, und 1515 drucken laſſen, iſt er vom Dieterici, im Auctario Teſtium Verit. Matth. Flacii Catʼopoli. (Gieſſ.) 1667 unter die Zeugen der Wahrheit geſetzet worden. Er führet einen katholiſchen Pfaffen redend ein, der da geſteht: daß er von den Allmoſen der Gemeine entweder ſelbſt ſchwälge, oder ſeinen Metzen Halsbänder kaufe. Er habe Kinder von ihr, die er gern zu Erben einſetzete, wenn nicht das gott-

loſe Geſetz der Päbſte ihm das Teſtament machen verbothen hätte. Hernach folget L. IV. fol. C. 6.

Namque ſacerdotes abradunt omne numiſma,
Artibus innumeris, quos vix narrabo latine
Nomine nunc annatorum, vel nunc decimarum,
Nunc pro palliolo, nunc aris, relligione
Heu! nimium ſtulte perdit Germania vires!
Gallia quin etiam noſtris infeſta locellis
Prædatur miſeros. — — — — —
hæc vulgo nunc *indulgentia* dicta,
Hæc *modo des numos*, herebi de carcere cunctas
Eripiet animas patrum cœloque reponit,
Et penitus vacuat belle hoc Plutonia regna:
Nunc vili precio cœlos, altaria, Romam,
Mercamur; *latitat cœlum ſub divite ſacco.*

Nun kömmt Lüpold Bebenburgs Buch, von der alten deutſchen Fürſten Eifer für die chriſtl. Religion. Seb. Brandt hat ein Hexaſtichon auf den Titel gemachet, darauf folget: Niliil ſine cauſa. I. B. d. i. Joh. Bergmann, der Verl. wie am Ende erhellet.

Bald darauf kömmt Bechers Clavis convenientiæ linguarum &c. der zu Frankfurt bey Ammon 1661 in 8. herausgekommen; und ſehr ſelten iſt, weil nur wenige Abdrücke davon gemachet worden. Ein geiſtlicher Fürſt ſagte einmal zu Bechern: er wolle demjenigen gern 3000 Thaler geben, der eine allgemeine Sprache erfinden würde. Becher, der irgend Geld brauchte, nahm ſichs vor, dieſe Sache

heraus

heraus zu bringen, und wandte ein ganzes Jahr, nebſt vielen Koſten auf dieſe Erfindung; bracht es auch endlich dahin, daß er durch einerley Zeichen in allen Sprachen ſeine Gedanken entdecken konnte. Dieſes Kunſtſtück eignete er dem gedachten Prinzen zu, in Hoffnung die verſprochene Belohnung zu erhalten. Allein der Geiſtl. empfieng ihn gnädig, behielt ihn zur Tafel, und das war es alles. Becher ward ſehr böſe darüber, und ſchwur hoch und theuer, in ſeiner methodo didactica: daß künftig keine Würde, ſo erhaben ſie auch ſeyn möchte, vermögend ſeyn ſollte, ihn zu der geringſten Arbeit zu vermögen; wenn er keine ſattſame Verſicherung hätte belohnet zu werden.

Matthias Fr. Becks martyrologium Eccleſiæ Germanicæ, das 1687 in Augſp. gedruckt worden, iſt auch ſehr ſelten anzutreffen: Joh. Chr. Beckmanns Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt ebenfalls. Die Werke des ehrw. Beda, die in acht Fol. 1563 zu Baſel herausgekommen, gehören auch unter die ſeltnen Bücher. Natalis Beda, Johann Bedäus, Wilhelm Bedell und Peter Bedik, ein Armenier oder Perſer, der ein Buch Cehil Sustum, geſchrieben, ſind gleichfalls ſelten anzutreffen. Doch auf der Kön. Bibl. zu Hannover findet man das letztere.

Lorenz Begers Theſaurus, ex Theſauro Palatino ſelectus, von 1685 zu Heidelb. in Fol. iſt ſelten zu finden. Churf. Karl Ludwig, kaufte in Wälſchl. viele Münzen, und befahl Begern ſeinem

Bibliothekar, ſich auf die Erklärung derſelben zu legen. Das that er, und ward in kurzem, wie Herr Clement urtheilet, einer der größten Alterthumkundigen in der Welt. Man gab ihm daher die Aufſicht über das Cabinet des Churf. wo er ſogleich den Entſchluß faſſete, es ganz zu beſchreiben. Als die Arbeit zu weitläuftig fiel, ſuchte er die ſeltenſten und beſten Stücke aus, ließ ſie in Kupfer ſtechen, und gab die Beſchreibung in dieſem Bande heraus. Es iſt bekannt, daß er nachmals auch in Berlin die Churfl. Brandenb. oder königl. preußiſchen Antiquitäten in III. Folianten beſchrieben hat; deren aber Herr Clement gar nicht denket: ohne Zweifel, weil ſie, als neuere Werke ſo ſelten noch nicht geworden ſind.

Von Balthaſar Beckern ſind ein paar ſeltene Stücke beſchrieben: 1) de Vaſte-Spyſe der Volmaakten, Leuw. 1670. und de betowerde Weereld; davon die 1. Ausg. von 1691. in 8. ſich faſt unſichtbar gemachet hat. Es ſind aber viele andre, ſowohl in holl. als in andern Sprachen heraus gekommen. Das erſte heißt deutſch: die ſtarke Speiſe der Vollendeten, oder Erwachſenen, d. i. ein Katechismus für erwachſene Leute; welches Buch dem bekannten Ketzermacher Mareſius nicht gefiel, und daher von der Obrigkeit, die ſich von ſolchen Leithämmeln insgemein regieren läßt, verbothen ward. Er hat auch einen Katechismus für Kinder, unter folgenden Titel geſchrieben: Voedſel tot geeſteliken Wasdom voor de erſte Ionkheid der gereformeerde neder-

land-

landſche Kerke; beſtaande in 52 Fragjes, voor de kleinſte Kindertjes, Kindermelk en geſneeden Brood, ſeer bequaam om in de Scholen gebrukt te werden. d. i. Futter zum geiſtlichen Wachsthume, für die erſte Jugend der reformirten niederl. Kirche, beſtehend in 52 Frägchen, für die kleinſten Kinderchen; Kindermilch und eingeſchnitten Brod, ſehr bequem in Schulen gebrauchet zu werden.

Wir übergehen verſchiedene unbekanntere Schriftſteller, und gedenken nur Robert Bellarmins, deſſen Tractat de aſcenſione mentis in Deum, in der Ausgabe von Tull. 1615. in 12. ſehr ſelten iſt. Hier kommen viel beſondre Anmerkungen von dieſem Buche vor, dabey wir uns nicht aufhalten können. Eben ſo iſt es mit deſſen hebr. Grammatik u. a. m.

Von dem alten franzöſ. Poeten du Bellay iſt ein großes Verzeichniß von Gedichten hier befindlich, die verißo ſchwer anzutreffen ſind. Er hat bisweilen derbe Wahrheiten geſaget. Z. E. in ſ. Recueil de l'poeſies 1561. in 4. gedruckt, ſteht im 78ſten Regret:

Je te raconterai du ſiege de l'Egliſe
Qui fait d'oiſiveté ſon plus riche threſor
Et qui deſſous l'Orgueil de trois couronnes d'or,
Couve l'ambition la haine & la feintiſe.

Imgleichen im 102ten auf dem 26. Bl. a

On ne fait de tout bois l'image de Mercure
Dit le Proverbe vieil; mais nous voyons ici
De tout bois faire Pape, & Cardinal auſſi
Et veſtir en trois jours tout une autre figure.

Les Princes & les Rois viennent grands de Nature,
Auſſi de leurs Grandeurs nont ils tant de ſouci
Comme ces Cieux nouveaux, qui n'ont que le ſouci
Pour faire reverer leur grandeur qui peu dure.

Und im 123ſten Regret. a. d. 31. Bl. b.

Celui qui par la ruë a vu publiquement
La Courtiſane en coche; ou qui pompeuſement
L'a peu voir à Cheval, en accouſtrement d'Homme,
Superbe ſe montrer; celui qui de plein jour
Aux Cardinaux en Cape a veu faire l'amour,
C'eſt celui ſeul (Morel,) qui peult juger de Rome.

Ein gewiſſer andrer Poet Belleforeſt hat die Geſchichte von neun Karlen, Königen in Frankreich, vermuthlich unter des IX. Regierung, qui ont mis à fin des choſes merveuilleuſes, in 19 Büchern poetiſch beſchrieben; und nennet ſich Annaliſte du Roi, welches ein ganz beſondrer Titel iſt.

Unter denen Namen Vincentius Bellovacenſis, findet man eine vollſtändige Nachricht faſt von allen denen Büchern, die unter dem Namen der Speculorum gleich im Anfange der erfundenen Buchdruckerkunſt, herausgekommen. Er war ein Dominicaner und gab 1) Speculum Naturale. 2) Speculum Doctrinale 3) Speculum morale und 4) Speculum hiſtoriale zu Straßburg 1647 bey Mentelin in Fol. heraus. Wir erinnern uns mit Vergnügen, vorigen Sommer 1753. dieſe höchſt ſeltenen Werke in der Bibliothek des Hrn. geh. Kammerſecretärs Duve zu Hannover geſehen zu haben: aus deſſen eigenem Aufſatze hier Herr Clement die ausführlichſten Nachrichten davon giebt. Die Liebha-

ber

ber ſolcher Alterthümer dieſer Kunſt, werden hier ihr völliges Vergnügen finden.

Wir müſſen einige Belonos, den Petrus Bembus, und viele andre mehr übergehen, ehe wir den Paul Beni finden; deſſen Anti-Cruſca, oder Paragone dell Italiana Lingua finden, die 1612 zu Padua gedruckt worden. Dieß iſt das berühmte Buch, das er wieder die Akademie della Cruſca, und ihr toſcaniſches Wörterbuch herausgegeben, und wodurch er, als ein großer Kenner und Verfechter der reinen italieniſchen Sprache in Ruf gekommen. Eben ſo ſelten iſt ſeine Comparazione di Torquato Taſſo con Omero & Virgilio, die zu Padua in eben dem Jahre heraus gekommen, u. a. m.

Bey dem Namen Bentivoglio, den wir bald darauf finden, erinnern wir uns eines neuern Cardinals dieſes Namens, der in dieſem Jahrhunderte 1729 bey Giov. Maria Salvioni, nell archigynaſio della Sapienza, unter dem erdichteten Namen Selvaggio Porpora, zu Rom, ſeine Tebaide del Stazio, in groß Quart prächtig drucken laſſen. Dieß Werk gehört unſtreitig unter die ſeltnen Stücke in Deutſchland, und mag vielleicht in den größten Büchersälen nicht anzutreffen ſeyn. Indeſſen beſitzen wir ſelbſt ein Exemplar davon; und könnten mehr Nachricht davon geben, wenn ſie verlanget würde. Es hebt ſich an:

L'armi fraterne e con profani ſdegni,
L'empia Teba conteſa e'l regno alterno,
Furor ſacro a cantare il ſen m'accende.
Ma qual daremo o dee principio al canto
Canterem forſe la feroce gente? &c. &c.

Und ſo geht dieß gelehrte, und mit den artigſten Nachrichten erfüllete Verzeichniß ſeltner Bücher, bis zur 420 Seite fort, da ſchon die Nachrichten von deutſchen, engliſchen, arabiſchen, armeniſchen, böhmiſchen, ſclavoniſchen, ſpaniſchen, und flamändiſchen ſeltnen Bibeln, nach der Länge mitgetheilet worden. Nächſtens ſchreiten wir zum IV. B. fort.

* * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Verſuch eines Lobgedichtes, auf die ungereimten epiſchen Dichter, und Anhänger des Schweizer-Parnaſſes.

Il ne s'agit point de ménager les gens, qui ne menagent point le ſens commun: ils tirent avantage de ces ſortes de ménagemens, & font croire aux ſots, qu'ils ſont de grands perſonnages, par les égards qu'on a pour eux.

Rouſſeau Lettr. ſur diſt. ſujets Part. 2. page 94.

Ein geſchickter Dichter, der der gelehrten Welt ſchon durch einige wohlgerathne Proben bekannt geworden, hat dieſes Werkchen unter der Feder.

Der Anfang beſchreibt kürzlich die Uneinigkeit der neuen Dichter. Die Dichtkunſt wird von beyden Parteyen erſucht, ſich für das Recht zu erklären. Hiezu wird eine Tagefahrt angeſetzet. Es erſcheinen alsdann die Liebhaber des guten Geſchmacks einerſeits: und Bodmer, Haller, Klopſtock,

stock, Wieland andererseits. Die ersten erheben Klage wider die letzten, daß sie, der Vernunft zum Trotze! durch ihre ungereimte und sinnlose Gesänge die Ehre der Deutschen schändeten.

Sie verantworten sich, und berufen sich nicht auf den Beyfall der Vernunft und der Leser; sondern Himmel und Hölle soll den Ausspruch thun: weil sie beyde so herrlich besungen hätten. Die Schutzgeister beyder Parteyen erheben sich, und bringen Engel und Teufel herbey. In eben der Zeit erscheinen Opitz, Canitz, Neukirch, Günther ꝛc. der ersten Partey beyzustehen. Lohenstein, Hallmann und Feind wollen der andern dienen.

Nach wiederholten Vortrage sagen die Engel zur Dichtkunst, daß sie mit den Gesängen der ungereimten Dichter nicht zufrieden; sondern vielmehr unwillig wären, daß in den Geburten des Unsinns ihre Namen gemisbrauchet würden ꝛc.

Adramelech und seine Consorten behaupten dawider, daß die ungereimten Dichter Recht hätten, und eines Schutzes würdig wären. Sie erwiesen ihm und seinen Vasallen den besten Dienst. Ihre Erdichtungen von Himmel und Hölle wäre so ebentheuerlich, daß ein einfältiger davor staunten; die Religion der Menschen mit Possen und Fabeln überschwemmet; dem Unglauben und Spöttern aber, die beste Gelegenheit gegeben würde, das satanische Reich zu erweitern.

Die Dichtkunst giebt der vernünftigen Partey Beyfall, und verdammet die epischen Hexameterschmiede zu einem ewigen Stillschweigen.

Adra-

vertiefen. Das glaube ich zwar selbst nicht, daß alle die Spuren, welche die Etymologisten von unsern heutigen Wörtern in den ältesten Sprachen zu finden meynen, ihre Richtigkeit haben; gleichwie aber daraus nicht zu schliessen ist, daß solche Wörter damals noch nicht in der Welt gewesen; also sehe ich nicht, warum das Wort ritzen oder reissen nicht gleiches Recht geniessen sollte, ob es schon in keinen Büchern mehr stehet. Bey so bestallten Sachen nun bleibe ich festiglich dabey, und lasse mir das nicht ausreden, daß meine Meynung von dem Worte Asiens die gründlichste sey.

Ich weis wohl, was andere vom Ursprunge dieser drey Welttheile gesagt; aber wer will mich drum zwingen ihnen zu glauben? Sie hätten nur mit ihren Einfällen mögen zu Hause bleiben. Ich will mich über keinen moquiren; aber wenn ich nichts bessers zu sagen wüste, als sie, würde man mich schrecklich auslachen, und brauchts nicht, daß man sich vollends grosse Mühe gebe, es vollends umzustossen, indem ein jeder geschneider u. unpartheyischer Leser ohne dieß schon erkennet, daß solches in Ewigkeit nicht werde können erwiesen werden. Daß aber dem also sey, wie ich es erkläret, solches meyne ich hiermit gnugsam erwiesen zu haben. Ich wolte gleich schwören, daß der Nahme Asiens keinen andern Ursprung gehabt. Ja ich wollte viel darauf verwetten, und bedaure nur, daß ich in dieser Wüsteney keinen Menschen erblicken kan. Der erste der beste müste sich gewiß mit mir in eine Wette einlassen.

Da

Adramelech wird zornig, und verſichert die klopſtockſche Parten ſeines Schutzes. Er verſpricht ihnen eine Gewalt in ſeinem Reiche, weil ſie geſchickt wären

Ungereimt und ſinnlos den Heiligen ewig zu läſtern;
Und durch den rauhen Geſang Verdammte gedoppelt zu quälen ꝛc.

Probe der Schreibart, in welcher man einen Verſuch eines Lobgedichtes, auf die ungereimten epiſchen Dichter ꝛc. abfaſſen wird.

Sie ſtaunen insgeſamt. Es flieſt um ihr Geſicht
Ein hörbegierig Ohr, da Adramelech ſpricht:
Ich ſtarr' euch billig an, ihr Dichter neuer Zeiten,
Geſchaffen nur allein den dunklen Ewigkeiten.
Der länglichrunde Kloß iſt für euch viel zu klein:
Weil Abgrund, Leer und Nichts euch nicht geräumig ſeyn.
Das Zeughaus eurer Kunſt, voll Donner und voll Schelten
Erfodert einen Bau von Myriaden Welten:
Denn Donner, Blitz und Sturm, die ihr ſo fleißig braucht,
Beängſtigen die Welt, daß Land und Meer verraucht.
Wer hat von Ewigkeit ſo ſtark, als ihr, geſungen?
Hat ſich ein Seraph je, ſo hoch, wie ihr, geſchwungen?
Und wer beſang mein Reich, die einſamſtumme Nacht?
Heil mir! ihr habt mich groß, ich, euch berühmt gemacht.
Heil mir! einſiedleriſch muſt ich ſonſt ewig leben,
Heil mir! ihr könnt mir Ruhm, und Glanz und Anſehn geben.

Beſingt

Beſingt mich fernerhin, und miſcht den Seraph ein!
Heil mir! er muß zwar ſtark, doch ich noch ſtärker ſeyn!
So tönt aus meiner Gruft der Donnerſchall einſt nieder!
So jauchzete mein Heer einſt ſeine Siegeslieder!
So männlich klang mein Ton: als man das Paradies
Von Menſchen ſchnell entleert nur ſcharf bewachen ließ.
Braucht dafür unerlaubt das Feuer meiner Hölle.
Euch gäbe Harz und Pech die unverſiegte Quelle.
Die traurig murmelnd ſchleicht; mein dampfigt Reich umfließt
Und wahrlich! feuriger als Hippokrene iſt.
Mein Schwanz, mein Schlangenhaar, mein Heu und meine Krallen,
Laßt ewig maleriſch hexametriſch erſchallen.
Schreckt! Schreckt mit mir die Welt! die wenig aus mir macht.
Kein Weiſer hat jemals ſo tief wie ihr gedacht.
Dieß merke dir, Geſchmack! das größte Ungeheuer
Iſt eines Dichters werth, und giebt das ſtärkſte Feuer!
So donnerte der Geiſt. So wie ein Dichter ſteht,
Der nur in ſein Verdienſt getroſt zurücke gebt;
Der nicht Vernunft und Kunſt mit der Natur verbindet;
Der nur den eignen Werth, und weiter nichts empfindet:
So himmliſchlächlend ſtand der wilde Barde da,
Der ſtolze Partiſan der Plauderkritika.
O Wieland! hub er an, laß Leipzig immer toben.
Hönt uns gleich der Geſchmack: der Teufel wird uns loben.

Der

Der Leipziger Horaz, ſein uns verſchloßnes Buch
Vernunft, Geſchmack und Witz ſey ewig unſer Fluch!
Uns reize nimmermehr das reimende Getöne!
Ich ſeh es ſeitwärts an, wie Lazarus die Schöne.
Doch lieb ichs etwa nicht, wie er die Cidli liebt.
Mein Herz zerflieſst vor Gram daß man ihm Beyfall giebt.
Daß Dichter jugendlich um ſeine Winke ſpielen,
Und, wie die Roſ im Thal, die matten Töne fühlen.
Nein! liebſter Wieland, nein! du kenneſt meinen Schmerz:
Du neigſt dich ſanft zu mir, dich drück ich an mein Herz.
Umarmung himmliſchrein vermochte dich zu bilden
So männlich, rauh, und hart. Nicht wie in den Geſilden
Ein ſanfter Zephyr ziſcht. Nein! wie der Eurus heult,
Wenn er vor Schweizerlands beſchneyten Mauren eilt,
Ins niedre Thal herab, mit brauſendem Gedränge:
So tönt und ſchallt der Klang der epiſchen Geſänge.
Nicht biegſam hüpfende, ſo wie ein Stutzer geht,
Nein, ſteif wie im Turnier ein Mann geharniſcht ſteht.
Ihr dummen Deutſchen! hört auf unbetretnen Wegen,
Vom Wipfel des Gebirgs dem kühnen Flug entgegen.
Komm, mein Dudaim, komm! beſtreite jene Schaar,
Die einſt im Reich des Nichts mir ſchon zuwider war.
Was nutzt mir ſonſt mein Fleiß, die Arbeit meiner Hände,
Zum Troſt der Welt entdeckt durch manche dicke Bände.
Anſtatt, daß mich die Schweiz mit ewgen Lobe krönt,
Hat Sachſen, wildes Land! mich und mein Heer verhönt:

In ungerechten Krieg, mich, (dörft' ichs doch nicht ſagen!
Ihr Zeiten, freßt den Sieg!) bis auf das Haupt geſchlagen.
Wie weh mir da geſchehn, weis ich und auch mein Freund,
Eh ichs erzählen kann, wie mir ſo mancher Feind
Weit überlegen war; eh würden dunkle Schatten
Den Himmel überziehn und dieſen Tag beſtatten.

So Bodmer! dem der Schmerz den weiten Mund verſchloß,
Daß nur ein dumpfig Ach! von ſeinen Lippen floß.
Ha! fuhr ſein Wieland auf, entleibe doch dein Grämen,
Nach unſerm Flatern wird ganz Deutſchland ſich bequemen.
Die Syndfluth hat die Welt dem Glaſe gleich gemacht,
Die Geiſter überwallt; der Fryling Lob gebracht.
Des Weihrauchs krauſen Dampf ſtreut man mit vollen Händen
Schon auf den Noah aus. Kaum hat aus ſeinen Lenden
So viele Linien ein Golfo je erzielt,
Als Dichter, Fröſchen gleich, dem Fryling nachgeſpielt.

O ſelge Epocha äſthetiſcher Gedichte!
Reim, Wohlklang und Vernunft, ihr ſeyd, ihr ſeyd zunichte!
Ins Endliche zum Nichts das dieſe Welt umſchränkt,
Schon eurem Thron entſtürzt, durch Bodmers Hand verſenkt.

Tri-

Triumph! dreymal Triumph! antworten ihm die Felſen,
Wie Donner ſiebenfach. Aus den beſchneyten Háiſen
Ertönt Triumph herab. Es ſchlupft ins niedre Thal
Das tönende Triumph! und tönt noch ſiebenmal.

VII.

Catalogue raiſonné des tableaux du Roi, avec un Abregé de la vie des Peintres, fait par ordre de S. M. Tome premier, contenant l'Ecole Florentine, & l'Ecole Romaine, par Mr. Lepicier, ſecretaire perpetuel & Hiſtoriographe de l'Academie de Sculpture, & de Peinture.

Paris 1752.

D. i.

Kritiſches Verzeichniß der königl. Schildereyen, nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung der Maler; auf Befehl des Königes aufgeſetzet. Erſter Th. enthaltend die florentiniſche und römiſche Schule, durch den Hrn Lepicier, beſtändigen Secretär und Geſchichtſchreiber der Bildhauer- und Malerakademie.

Dieſes Verzeichniß verſpricht durch ſeinen Titel, eben kein ſonderlich reizendes Werk, keine ſogar angenehmen Sachen, tiefſinnige Unterſuchungen, noch eine fließende zierliche und richtige Schreibart; gleichwohl findet man alle dieſe Vorzüge darinnen vereiniget. In der Vorrede theilet

let der Verfasser die Geschichte des königl. Schildereyenkabinets mit, welches er beschreibt, und wie es zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gelanget ist, darinnen man es anjetzt erblicket. An der Spitze aller derer Maler, deren Werke, die sich im königl. Cabinette befinden, er ankündiget und beschreibt, steht Leonhardi de Vinci: von welchem Herr Lepicier Sachen saget, die keinem Maler unbekannt seyn sollten, und die ein jeder so ausführen sollte wie er gethan hat. Wir wollen ein Stück davon hersetzen:

„Da die Malerey keinen andern Gegenstand hat, „als die Nachahmung der Natur; und da die Na„tur voller Veränderungen ist, so konnte auch ein „jedes Werk, dessen Fehler eine gar zu große Ein„förmigkeit war, Leonhards Beyfall unmöglich „erhalten. Er setzete die Schönheit einer Schilde„rey in diejenige angenehme Mannigfaltigkeit der „Figuren, welche ohne Widerrede der vornehmste „Zierrath der Natur sind. In dieser Ueberzeugung „nahm er sich vor, eine Versammlung von Bauern „zu malen, deren ungekünsteltes und einfältiges „Scherzen, dem Zuschauer merklich werden möchte. „Zu diesem Ende bath er einige lustige Leute zu sich „zu Tische, und da die Mahlzeit sie zur Freude ge„schickt gemacht hatte, unterhielt er sie mit lustigen „Schwänken, die sie noch mehr aufräumten. In„dessen beobachtete Leonhard ihre Stellungen, „und alle Geberden ihrer Gesichter genau; und so„bald er allein war, setzete er sich in sein Cabinet, „allwo er diesen lustigen Auszug, aus dem Kopfe,

„ſo vortrefflich nachzeichnete, daß man ſich bey deſ„ſen Anblicke unmöglich des Lachens enthalten „konnte. Man ſaget ferner, Leonhard habe die „zum Todeverurtheilten, bis auf den Richtplatz ver„folget, um auf ihrem Geſichte die Wirkungen des „Schreckens und der Angſt zu merken. Eben ſo „gefliſſen war er, die Geſichtsbildungen phyſiogno„miſch zu unterſuchen. Wenn ihm irgend ein ſelt„ſames Geſicht vorkam; ſo wäre er einem ſolchen „Menſchen eher einen ganzen Tag nachgegangen, „als daß er ihn hätte verfehlen ſollen. Er hatte „allezeit eine Schreibetafel bey ſich, worein er ſo„gleich diejenigen Gegenſtände zeichnete, die ihn am „meiſten rührten. Er rieth auch allen Malern, es „eben ſo zu machen, und ſich Naſen, Mäuler, Oh„ren und andere Gliedmaßen von verſchiedener Ge„ſtalt und Verhältniß zu ſammlen, ſo wie man ſie „in der Natur findet. Dieß war ſeiner Meynung „nach die beſte Art, die Gegenſtände, der Wahrheit „gemäß, vorzuſtellen, und ſein Beyſpiel bewies es: „denn ſeine Schilderegen hatten die größte Aehn„lichkeit.„

Man kann ſich nicht enthalten, aus dieſer Beſchreibung die größte Hochachtung gegen den Herrn Leonhard zu haben. Freylich iſt ein Maler nichts, als ein Nachahmer der Natur; und wenn er dieſe nicht erreichen kann, oder zu erreichen verlachläßiget: ſo iſt er ein Pfuſcher. Er gleicht einem Affen, der vor der Staffeley ſitzt, und Figuren hinpinſlet, denen man es in allen Zügen anſieht, daß die Unvernunft ſie ausgehecket hat. Das Zeichnen vieler

unſe-

unſerer Maler aus dem Kopfe, überſchwemmet die Welt mit Stümpern, und iſt der Schöpfer des unſeligen Gout de Barocco, welcher uns Fieberträume darſtellet, die einem Kranken, deſſen Natur mit einem kochenden Blute ringet, nicht unnatürlicher einfallen können. Neuerlich hat man dieſen vortrefflichen Geſchmack auch in die Geſichter der Menſchen bringen wollen; er wird aber wohl allezeit ſeinen Sitz in dem baroccieſchen Gehirne ſeiner Erfinder behalten.

Auf dieſen **Leonhard**, folget **Bartholomäus von St. Marco**, und dieſen löſet der berühmte **Michel Angelo Buonarotti** ab, deſſen vortreffliche Arbeiten, ſeine beſte Lobrede abgeben. Herr Lepicier füget hinzu; daß dieſer vortreffliche Künſtler, der in der Baukunſt und Bildhauerkunſt ſo ſtark geweſen, daß man ihn mit Recht für deren Wiederbringer anſieht, ſich mit dem auffahreriſchen Gemüthe **Julius des II.** nicht vertragen können, und alſo deſſen bereits angefangenes Mauſoläum, fahren laſſen, und ſich nach **Florenz** begeben. Der Pabſt verſuchete durch drey wiederholete Breven, dieſen berühmten Künſtler wieder zu haben, der auch, auf Vorſtellung der Florentiner, wieder zu ihm gieng. Julius überhäufete ihn mit Geſchenken, und begehrete von ihm ſeine Bildſäule, von fünf Klaftern hoch, die in Erz gegoſſen werden ſollte. Als das Modell fertig war, beſah es der Pabſt, fand aber, daß die Bildſäule den einen Arm mit ſolchem Trotze empor hob, daß der Pabſt den Künſtler fragete: ob er den Segen, oder den

Fluch ertheile? Michel Angelo erwiederte: die Bildsäule warnet nur die Bologneser, künftig behutsamer zu seyn. Zugleich schlug er dem Pabste vor, ihm in die andere Hand ein Buch zu geben. Gebt mir lieber einen Degen hinein, versetzte der Pabst, ich bin kein Gelehrter. Schöne Antwort eines Pabstes! Doch redete Julius die Wahrheit: Helm und Schwert schicketen sich viel besser für ihn, als die dreyfache Mütze und Peters Schlüssel.

Aus diesen zwo Proben wird man schon schließen können, daß des Herrn Lepicier Werk zugleich angenehm und nützlich ist.

VIII.

Amilec ou la Graine d'Hommes, par Mr. Tiphaigne, Medecin de la Faculté de Caen 1753. in 8.

Dieß ist ein kleines Werkchen von 113 Seiten in kleinem Formate; welches unter die angenehmen, aber auch lehrreichen und gesalzenen Spiele der Einbildungskraft gehöret. Da es Frankreich heute zu Tage an Erfindern seltsamer Lehrgebäude in der Naturlehre nicht fehlet; wie Telliameds seines, und selbst Herrn Büffons erster Band der Geschichte der Natur gewiesen, davon wir vor einiger Zeit Nachricht gegeben: so ist noch das beste dabey, daß sich daselbst auch satirische Köpfe finden, die zur Ehre dieser Nation, das

lächerliche derselben auf eine lucianische Art zeigen, und begreiflich machen. Denn wie vormals dieser sinnreiche Spötter, gewisse fabelhafte Geschichtschreiber seiner Zeit, durch seine wahrhaftigen Lügen, aller Welt zum Gelächter darstellete: so hat auch der Verfasser dieses Amilecs, die überwitzigen Träume neuerer Naturforscher, dadurch am besten zu beschämen gesuchet; daß er selbst einen Traum erzählet, der ein recht abenteuerliches Lehrgebäu der Naturlehre in sich hält.

Er widmet dasselbe in einer kurzen Zuschrift, allen Gelehrten. Wir müssen, um seine Absicht recht zu verstehen, ihn selbst reden lassen.

Meine Herren,
Sie wissen, daß ich jederzeit alle mögliche Hochachtung gegen Sie geheget habe. Dieß ist zu wenig gesaget: Meine Gesinnungen gegen Sie, sind bis zur höchsten Bewunderung gestiegen. Mein ganzer Ehrgeiz gieng dahin, dereinst eine Stelle unter Ihnen zu erlangen; weil ich nichts größers sah, als eben diese Ehre.

Was habe ich nicht gethan, sie zu erlangen? Wie viel Tage habe ich mich nicht in die Schatten meiner Studierstube verschlossen; wie viel Nächte bey dem Schimmer meiner Lampe verzehret; wie viel Bände durchlaufen, wie viel Lehrgebäude entworfen! Aber vergebens. Meine Augen öffneten sich nicht, oder thaten sie es ja, so geschah es nur, um die Hindernisse zu sehen, die sich meinem Fortgange wi-

Da ich nun in ſo groſſen Eifer gebracht war, meine Meynung gegen allen Wiederſpruch zu vertheidigen, und, um deſto gründlicher zu beweiſen, daß Aſien die zerbrochene Eyerſchale der Erdkugel heiſſe, etliche mal mit dem Fuſſe auf die Erde ſtampfete; hörte ich etwas unter mir krachen, darüber ich vor groſſem Schrecken, daß dieſe Eyerſchale aufs neue zerberſten würde, vom Schlafe erwachte. Doch wer war froher als ich, da ich ſahe, daß bloß der Boden meines Bettes mit mir eingebrochen ſey; der Untergang der Welt aber, wie es ſchien, noch ſo lange aufgehalten würde, bis dieſe unvergleichliche Entdeckung allen Völkern könne kund gethan werden. So bald ich mich alſo von meinem Schrecken erholet hatte, ſäumete ich nicht, den ganzen Verlauf der Sache hiermit an Dieſelben zu berichten, in Hoffnung, ſie würden meine Erfindung an den rechten Mann zu bringen wiſſen, durch welchen ſie an alle diejenigen gelangen könnte, die vielleicht die Glückſeeligkeit, ſo ich nur im Traume und in gar geringer Maaße empfunden, täglich bey wachendem Leibe in weit höherm Grade genieſſen; als in deren Händen ohne Zweifel der Welt mehr Nutzen damit wird können geſchaffet werden, als wenn ſie mit mir ſterben ſollte. Herr A.. dem alle Namen von Oertern und Menſchen bekannt ſind, die jemals in der Welt geweſen, oder auch hätten ſeyn können, und was ſo wohl von jenen als dieſen vor andere hergeſtammet, wird gleich zu ſagen wiſſen, was man aus dieſer fruchtbaren Entdeckung in der alten Geographie vor ganz neue Warheiten herleiten könne, imgleichen was Eurus, Euripus, Euripides, Ariſtoteles, Ariſtophanes, Afranius, Aſinius, Aſconius und tauſend andere Wörter

versetzten; oder Entfernungen zu entdecken, darinn sich auch das schärfste Auge verlohr. Endlich war der ganze Lohn meiner Arbeit, daß mir der Gedanken im Kopfe blieb: Ihr und ich strebten nur nach Erkenntnissen, die ein Mensch nicht erreichen kann.

Ich bitte um Vergebung, meine Herren: ich habe mich aus Ueberlegung geirret, und mich ungefähr zurechte gefunden. Mein Irrthum ist zu entschuldigen: Sie hatten mich zu ihren Geheimnissen nicht eingeweihet, und mir die Bahn nicht gewiesen, die zum Heiligthume der Natur führet. Vormals las ich, dachte nach, verknüpfte, und spannte meinen Geist auf eine Folter, die dessen Triebfedern ermüdete; und lernte doch nichts. Itzo bin ich ruhig, schlafe und träume; und werde doch gelehrt.

Warum habe ichs doch nicht eher gewußt, daß ich, um Lehrgebäude und Erfindungen auszuhecken, nur philosophisch träumen dörfte? Warum haben Sie, meine Herren, mir dieses wichtige Geheimniß verhölet? die gelehrte Welt verliert dabey wenigstens ein halbes Dutzend Hypotheſen: und ich zweifle nicht, daß ich nicht bereits eben so gut mein Weltchen gebauet haben würde, als Epikur, Descartes, und einige andre, die ihrigen ausgehecket haben.

Doch es ist noch nicht alles verlohren. Ich bin noch jung, und habe Zeit zu schlafen. Ich hoffe bey Beobachtung der Diät, die ich mir vorgeschrieben, noch oft zu träumen: und durch dieses Mittel das menschliche Geschlecht mit den sonderlichsten Erkenntnissen zu bereichern.

Indeſſen erlauben Sie mir m. H. ihnen den erſten philoſophiſchen Traum, den ich gehabt, zu erzählen. Ich hoffe, Sie werden ihn gütig aufnehmen, und in die Claſſe der Ihrigen ſetzen.

Wie ſüß, wie ſchön iſt es nicht zu träumen! wenn unſre Träume die Welt erleuchten, und unſern Namen verewigen können! „

Die Artigkeit dieſer Zuſchrift wird nun ſonder Zweifel unſern Vorſatz bey den Leſern rechtfertigen, aus dieſer Schrift, einen ſo ausführlichen Auszug zu machen, als ob wir ſie ganz überſetzet, und ihnen mitgetheilet hätten. Wir wollen nur das auslaſſen, deſſen Anwendung uns ſchwer zu machen, oder ſonſt überflüſſig ſeyn könnte.

„Es waren ſieben Stunden verfloſſen, ſeitdem ich „mich eingeſchloſſen hatte. Ich war auf einen „ſehr großen Band erpicht, darinn von der Erzeu„gung gehandelt wird. Ich durchlief ihn mit der „größten Begierde eines Menſchen, der nichts weis, „und doch ſehr lehrbegierig iſt.

Allein was hatte ich von dieſem Fleiße? Eben das, was man von allen Bemühungen dieſer Art hat. Lauter Zweifel! Voller Verdruß über dieſe mühſame Arbeit, und eben ſo unwiſſend als vorher, warf ich das Buch weg: und hier hätte man mich auf alles das ſollen ſchelten hören, was man Phyſik, Naturforſcher, Aerzte und Weltweiſen nennet.

O Menſch, rief ich, wie ſchwach iſt deine Vernunft! wie matt deine Einſicht, wie eingeſchränkt deine Wiſſenſchaft! Du gehſt durch einen dunkeln Weg in dieß Leben, und gehſt wieder heraus, um

dich in eine noch tiefere Nacht zu stürzen. Du befindest dich auf der Welt, ohne zu wissen, wie du hinein gesetzet worden; du gehst auch heraus, ohne zu wissen wohin? In dir selbst kennest du nichts; ausser dir nichts mehr. Gleichwohl erhebst du dich zuweilen unter uns, wie ein Schulmeister mitten unter einer Heerde Kinder. „Stille da! rufest du; „höret zu! Ich will die Kette aller Wesen vornehmen, und sie von einem Ende bis zum andern „durchgehen. Ich will die Natur enthüllen und „euch zeigen, welches der Bau der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, der ganzen Welt ist.„ Wohlan! so rede denn: wir hören! Aber kaum hast du einen Schritt gethan: so bist du im Finstern. Du giebst dich zum Führer an, und verirrest dich bey jedem Schritte; willst uns die Wahrheit zeigen, und weisest uns lauter Hirngespinste.

Die Schranken waren offen, und das Feld war groß: und ohne Zweifel hätten mich meine Betrachtungen noch sehr weit führen können. Allein mitten in meiner philosophischen Anwandelung, ergoß sich eine Empfindung von Mattigkeit über meinen ganzen Leib. Die Augenlieder senkten und schlossen sich, und mein schwerer Kopf fiel auf einen Stoß Folianten, der bey mir stund. Kurz, ich schlief ein, und träumte.

Mich bedauchte, ein überaus wohlgewachsener Jüngling träte zu mir, der in seiner Bildung etwas übermenschliches hatte. Ich heiße Azuleck, sagte er zu mir: /ich bin der Geist, der der Vermehrung des menschlichen Geschlechts vorsteht./ Ich habe

die

die Verwirrungen bemerket, darein du wegen der Erzeugung der Menschen gerathen bist. Mich dauret deine Mühe; und ich erbiethe mich, dir alle erwünschte Gnüge zu thun.

Ich wollte ihm meine Erkenntlichkeit dafür bezeigen: allein ich verwirrte mich in einem so übeleingerichteten Complimente, daß er mir zu allem Glücke ins Wort fiel. „Ohne Complimenten, hieß „es: weil du was lernen willst, so gib acht!„

Es giebt in der Natur ganz einzelne Erscheinungen, die nichts mit andern gemein haben: es giebt aber auch andre, die in vielem übereinkommen. Von allen Wesen, die du um dich siehst, denkt der einzige Mensch nach, machet Schlüsse, und handelt vernünftig. Es giebt also in ihm ein Wesen, oder besonders Triebwerk, welches man in ihm allein untersuchen muß, ohne anderwärts ein Beyspiel davon finden zu können.

Allein Bewegung haben die Thiere so gut, als der Mensch. Sie sehen, hören, sind gesund und krank. Das sind Erscheinungen, die Menschen und Thieren gemein sind. Die Ursache muß also gleichfalls beyden gemein seyn. Wer sie bey diesem kennet, wird sie auch bey jenem kennen.

Noch mehr! Die Pflanzen entstehen, leben und sterben, wie Menschen und Thiere: sie wachsen und vermehren sich auch, wie sie. Alles dieses muß gewissen allgemeinen Gesetzen folgen. Wenn wir also wissen, wie die Pflanzen erzeuget werden; so wird man auch ungefähr verstehen, wie Menschen und Thiere entstehen. Kommen nun die Pflanzen

aus Samkörnern: so muß es mit Menschen und Thieren eben so seyn.

Die Samkörner der Gewächse kann man an zweyerley Stellen bemerken. Einige wachsen aus den Blumen, oder Blüthen, reifen, und fallen ab, oder werden von Menschen gesammlet. Diejenigen aber, so auf der Oberfläche der Pflanzen wachsen, kommen besser fort; sie keimen aus, und treiben bald andre Pflänzchen aus der Ersten, die man Reiser nennet. Und aus diesen Reisern werden, nach eben der Mechanik, immer neue entstehen.

So ist denn z. E. ein Eichbaum, nicht eine einzige Eiche, sondern eine Menge von Eichen, davon eine aus der andern gewachsen ist. So geht es mit der Fortpflanzung der Gewächse zu: eben so verhält es sich auch mit den Samkörnern der Thiere.

Wären die Thiere dazu gemachet, unbeweglich zu bleiben, wie Pflanzen: so würde es mit beyder Wachsthume und Vermehrung auf einerley Art zugehen. Allein die Thiere sollten sich bewegen, und wirken. Es müßten sich also viele Thiere in eins pflanzen, so wie viele Aeste auf einem Aste wachsen. Das konnte aber mit den Bewegungen eines jeden nicht bestehen.

Indessen finden sich, durch eine richtige Folge der allgemeinen Regel, in den Thieren, eben sowohl Samkörner, als in den Pflanzen. Diese Körner sind sonderlich, entweder in gewissen Behältnissen, die den Thieren das sind, was die Blüthen bey den Pflanzen sind; oder gegen die Haut, die gleichfalls den Thieren das ist, was die Rinde bey den Pflan-

zen ist. Die ersten wickeln sich aus, wenn die Geschlechter sich einander nähern; und also andre Thiere entstehen: anstatt daß die andern, die sich an der Oberfläche der Körper finden, so klein bleiben, daß sie durch die besten Vergrößergläser kaum bemerket werden können. Sie bleiben eine Weile daran, hernach fallen sie ab, und zerstreuen sich in der Luft.

Was wir überhaupt von Thieren sagen, das versteht sich auch vom menschlichen Geschlechte. Es finden sich im menschl. Körper, Knospen, Samkörner, und Grundrisse von Menschen. Es giebt dergleichen in den eigenen Behältnissen beyder Geschlechter; es giebt aber auch solche, die durch die Löchlein der Haut ausdüsten.

Allein diese Knospen, Körner und Keime, die Männern und Weibern entgehen, sollten sie wohl ihrer Bestimmung auch entwischen können? Werden sie den Augenblick zu nichte, sobald sie an die Fläche des Körpers gekommen sind? Die Natur ist viel zu haushältig, so viel verlohren gehen zu lassen.

Wir sind nun eine Anzahl von Geistern, deren Amt es ist, den größten Theil dieser Art von Körnern zu sammlen. Mir hat man insonderheit die männlichen und weiblichen anvertrauet, und mir eine Menge von Geistern zugegeben, die unter mir an ihrer Sammlung arbeiten.

Wir sind, gegen euch zu rechnen, das, was ihr gegen die Pflanzen seyd. Ihr säet und ärntet Früchte: wir Geister säen, und sammlen Menschenkörner. Und wie ein Gärtner nur die Samen von den besten und schönsten Pflanzen seines Gartens

samm-

ſammlet: eben ſo ſammeln auch wir nur diejenigen Menſchenkörner, die uns von den verdienteſten Männern und Weibern dargebothen werden.

Uebrigens frage nur nicht nach der Natur dieſer Samkörner, oder was wir damit machen. Ich will dir alles ſagen. Komm nur aus dieſer Studierſtube, ich will dir das Geſicht ſtärken, und du ſollſt die ganze Aerntenarbeit an den menſchlichen Samkörnern ſehen.

Das übrige folget nächſtens.

IX.

Lettre à Monſieur le Preſident de Ruffey, ſur l'Election de S. A. S. Mgr. le Comte de Clermont à l'Academie Françoiſe

1753. in 4. 1½ Bogen.

Dieſes Schreiben iſt an den Herrn Präſidenten Ruffey, der in der gelehrten Welt ſehr unbekannt iſt, von einem Verfaſſer abgelaſſen worden, der ſich L. B*. B*. nennet, und vielleicht eben ſo unbekannt ſeyn würde, wenn wir gleich den ganzen Namen wüßten. Die Sache indeſſen, davon es handelt iſt merkwürdig. Der Graf von Clermont nämlich, ein kön. franzöſ. Prinz vom Geblüte, iſt von der franzöſ. Akademie zum Mitgliede aufgenommen worden. Da ſonſt ſchon verſchiedene Herzoge, Prinzen und Grafen, Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten, Staatsminiſter, Präſidenten und andre vornehme Leute Mitglieder dieſer

dieſer Akademie geweſen: ſo iſt doch dieſes etwas neues, daß ſich ein Prinz vom königl. Geblüte, in dieſe gelehrte Geſellſchaft hat aufnehmen laſſen. Ganz Paris, ſaget unſer Schriftſteller, hat darüber gefrohlocket; und er ſetzet hinzu, daß der Name eines ſolchen Prinzen die ganze Reihe der übrigen Namen, denen er beygeſellet worden, auf die Nachwelt bringen werde. Denn da der Herr Graf von Clermont geruhet, unter den Patribus Conſcriptis der Litteratur Platz zu nehmen, ſo erlange ein jeder Plebejus eine neue Würde.

Obgleich dieſer Herr ſchon längſt die Gaben und Künſte, die zum Gebiethe des Witzes und Geſchmackes gehören, beſchirmet und bearbeitet habe: ſo ſuchet man doch vornehmlich ſein Verdienſt darinn, daß er aus einer patriciſchen Familie der Gelehrſamkeit, wie der Hr. V. redet, entſproſſen. Er will damit auf Ludewig den XIV. zielen, dem ganz Europa den Zunamen des Großen eingeräumet hätte: ob ihn gleich unſers Wiſſens, nur die Franzoſen, und die nicht einmal alle, ſo nennen. Er rühmet den Grafen auch wegen ſeiner Tapferkeit; und ſaget: dieſe neue Würde ſey eine neue Eroberung für ihn. Dieſe Würde aber könne nichts eigennütziges anzeigen; da die Mitglieder derſelben keine Beſoldungen, ſondern nur Ehre davon hätten. Die ganze gelehrte Welt, die ſich durch ganz Europa erſtreckte, würde von nun an, dieſen Prinzen für ihr Oberhaupt erkennen, und ihre Glückwünſche mit der Franzoſen ihren verbinden. * Es

* Indeſſen iſt die franzöſ. Akademie nicht der Gelehrſamkeit überhaupt, auch nicht den ſchönen Wiſſenſchaften, ſondern bloß der franz. Sprache zu gut geſtiftet.

Es hätte nicht viel gefehlet, daß nicht schon einer von des Gr. von Clermont Verfahren, ihm in dieser Ehre zuvorgekommen. Heinrich Julius, der Sohn des großen Prinzen von Conde, wäre beynah in die franzöſ. Akademie getreten: wenn nicht eiferſüchtige Gemüther, welche derſelben ſolche Ehre beneideten, ſolches verhindert hätten.

Um nun den Schritt, den dieſes neue Mitglied gethan hat, noch beſſer zu rechtfertigen, beruſet ſich der Redner auf Kaiſer Petern den Großen, der als ein Verbeſſerer, oder vielmehr Stifter ſeines Reiches, ſich nicht geſchämet, in der pariſ. Akad. der Wiſſenſchaften Platz zu nehmen. Dieſes iſt wahr: wenn aber der V. ſaget: Czaar Peter ſey gekommen, unter den Franzoſen zu lernen, wie er ſein Volk weiſer, und folglich glücklicher machen könne: ſo iſt dieſes wider die Hiſtorie. Denn Petrus hatte ſchon ſeit 20 Jahren in Preußen, Holland, England, und an allen Höfen in Deutſchland, ſolche Regierungskünſte gelernet, Petersburg gebauet, und ſein ganzes Volk umgeſchmolzen, ehe er 1718 nach Paris kam; wo er ſich auch viel zu wenige Wochen aufhielt, als daß er hier allererſt die große Regierungskunſt hätte lernen ſollen.

Von dieſem Helden kömmt er auf einen andern itzigen Monarchen, der ſeiner Tugenden wegen, wie er ſaget, der höchſten Krone der Welt würdig ſey; der ſich des königl. Glanzes entäußert, und ſich mit einem bloßen Privatgelehrten in einem Kampf eingelaſſen, um die Wiſſenſchaften zu vertheidigen, und den Stolz einer ſo gefährlichen als paradoxen Philoſo-

losophie zu beschämen, die mehr blende als erleuchte, und ihre Nachfolger nur verführe, u. s. w. Worauf dieses ziele, wird ein jeder leicht verstehen: zumal der V. noch hinzusetzet: dieser Monarch sey beym Anfange seiner Regierung der Salomon des Nordens genennet worden, und beehre mit seiner Gegenwart * eine gel. Gesellschaft, die er gestiftet hat, und von der ein französischer Akademist Präsident sey.

Hierauf beruft er sich auf einen andern Beschützer der Künste und Gaben, einen Monarchen, der sich dadurch, wie durch seine andre Eigenschaften, des Namens August den er führet, würdig mache; und an dessen Hofe ein jeder, der sich durch seine Gaben in den Wissenschaften berühmt gemachet, er möchte seyn, aus welchem Volke er wolle, bloß als ein ehrlicher Mann, einen Zutritt fände. Er setzet hinzu: Frankreich schätze sich täglich wegen der Verbindung, mit diesem Monarchen glücklicher: da die glückliche Fruchtbarkeit seiner Prinzeßinn ihr eine neue Belohnung ihrer Tugenden zugezogen. Dieß ist ein seltenes Lob, das wir mit großem Vergnügen in den Schriften eines Franzosen, von unserm allerdurchlauchtigsten kön. Hause antreffen.

Nun hebt der Verfasser an, Frankreich auf den höchsten Gipfel der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit zu heben. Franciscus der I. und Leo der X. sollen der Gelehrsamkeit das zweyte Leben gegeben haben.

* Unsers Wissens hat die Akademie diese Ehre noch niemals genossen. Auch ist es bekannt, daß Friedrich der I. und weise, dieselbe 1701 schon gestiftet hat.

ter und Namen mit dieſem höchſt merckwürdigen Worte vor eine genaue Ver- . . .

Hier fehlt das folgende Blatt, auf dem Rande aber war noch dieſes dazu geſchrieben:

Indem ich dieſes Schreiben zuſiegeln wollte, kam eben ein gewiſſer Freund zu mir, dem ich meinen Traum umſtändlich erzehlte. Wie aber die Gelehrten einander über nichts mehr, als über Entdeckung neuer Warheiten, zu beneiden pflegen; ſo machte er mir auch gleich einige, wiewol ganz nichtige, Einwendungen, ließ ſich auch gar verlauten, er wolle mich in einer itzt unter Händen habenden Schrift wiederlegen. Es ſcheinet aber wohl, daß ihm die hiſtoria philoſophica ſo wenig als andern bekannt ſeyn mag, darinn man ſeine Meynungen auch durch das accurateſte Fern- und Gröſſerglaß nicht wird beſtätiget finden. Ich kan aber hingegen auf meine Ehre verſichern, daß ſchon die Thracier, Egyptier und andere die Weltkugel vor ein Ey gehalten, welches denn ein unumſtößliches Argument vor meine Meynung iſt. Daß er aber die Wörter Jaica, Weitz, Beitza, nicht vor einerley mit dem Worte Ey erkennen wollte, dadurch verrieth er ſeine Unwiſſenheit in dieſen Sprachen, in denen es überaus gemein iſt, den Wörtern dergleichen Buchſtaben vorzuſetzen, oder auch andere Endungen daran zu hängen, wie man ſonſt auch an ſtatt Evei, Venedi, Wenden; an ſtatt ćvos vinum, Wein; an ſtatt ἓξ ſex und dergleichen geſagt. Mithin bin ich demſelben doch verbunden, daß er mir durch ſeine Einwürfe Gelegenheit gegeben, dieſe Materie gründlicher zu überlegen,

und

haben. Das zweyte iſt wahr, und der Verfaſſer geſteht es ſelbſt, indem er Italien die Wiege derſelben nennet. Aber in Frankreich iſt es ziemlich ſpät hergegangen, wie Herr von Voltaire ſelbſt in ſeinem Siécle de Louis geſtehen müſſen. Gewiß, ein Rabelais, Marot und Ronſard machten es nicht. Und wie ſchlecht hat es nicht bis auf den Card. Richelieu ausgeſehen; dem Frankreich mehr, als Ludewig dem XIV. zu danken gehabt. Von neuern Zeiten führet er die Beſtimmung der Figur der Erdkugel zum Beweiſe an; und meynet: die Engländer wären eiferſüchtig auf die Franzoſen geworden: da doch dieſelben durch ihren Neuton, wie die Niederdeutſchen durch den Huygens dasjenige längſt gewußt, was die Franzoſen erſt durch eine koſtbare und überflüßige Reiſe wahrbefunden haben; damit es nur ſcheinen möchte: daß ſie ſelbſt, und keine Ausländer, ihres Landsmanns Picarts falſche Ausmeſſungen und Berechnungen der Figur der Erdkugel, verbeſſert hätten.

Folgende Stelle mag den Schluß dieſes Auszuges machen: weil ſie die Wahrheit zum Gewehrsmanne hat. „Die Großen denken nicht ſattſam, „wie viel Theil die Welt an der guten Aufnahme „witziger Köpfe nimmt. Der Große, der ein „Gönner der Wiſſenſchaften iſt, verbindet ſich ein „ganzes Volk. Jeder Bürger glaubet Antheil an „der Gnade zu haben, die ſolchen Männern wie„derfährt: weil ein jeder, von einem ſolchen Beſchir„mer, Aufmunterungen und Belohnungen zu erhal„ten hoffet.„

X. Betrach-

* * * * * * * * * * * * * * * *

X.

Betrachtung über die Verzeichnisse der Gebohrnen und Gestorbenen des vorigen 1753sten Jahres.

Da es Gelegenheit zu einem nützlichen Nachsinnen giebt, wenn man über die Tauf- und Todtenzettel verschiedener Städte von einem Jahre, Vergleichungen anstellet: so haben wir auch vom vorigen Jahre die merkwürdigsten Städte in dieser Absicht angemerket. Wir theilen sie unsern Lesern mit, um auch sie aufmerksam darauf zu machen. Unsre Betrachtungen sollen hernach folgen.

Verzeichniß derer im 1753sten Jahre Gebohrnen und Gestorbenen.

Paris	20227	gebohren;	18898	gestorben.
London	15444	—	19242	—
Amsterdam	—	—	8382	—
Wien	5638	—	5043	—
Kopenhagen	2545	—	2845	—
Dresden	2042	—	2410	—
Königsberg	1978	—	2137	—
Stockholm	1747	—	1954	—
Haag	—	—	1600	—
Breslau ohne die Katholisch.	1121	—	1451	—
Leipzig	1012	—	1165	—
Frankfurt am Mayn	1008	—	1097	—

Braunſchweig	952	gebohren;	1240	geſtorben.
Caſſel	639	—	565	—
Hanau	424	—	309	—
Zeiz	246	—	192	—
Merſeburg	212	—	223	—
Döbeln	202	—	226	—
Plauen	200	—	187	—
Zwickau	164	—	120	—
Leißnig	124	—	81	—

Von Paris wird man je länger je mehr beſtärket, daß es die größte und volkreichſte Stadt in Europa iſt. In dieſem verwichenen Jahre hat es wiederum merklich zugenommen, und iſt größer geworden, als es vormals je geweſen. Die Zahl ſeiner Gebohrnen iſt noch nie auf 20000 Kinder geſtiegen: itzo aber ſind noch 227 drüber gebohren. Dieß zeiget einen merklichen Zuwachs an Leuten: denn vorm Jahre waren nur 19000 und einige drüber gebohren. Tauſend Kinder in einem Jahre mehr, als im vorigen, zeiget entweder eine ſehr geſunde Luft, und ordentliche Lebensart, oder eine ſtarke Vermehrung der Einwohner.

Was aber dabey am meiſten zu bewundern iſt, iſt dieſes, daß die Zahl der Geſtorbenen darinnen, eben ſowohl, als im 1752ſten Jahre ungleich kleiner iſt, als der Gebohrnen. Das iſt, an andern volkreichen Orten ganz etwas ſeltſames: wie London, Copenhagen, Dresden, Königsberg, Stockholm, Breslau, Leipzig u. ſ. w. zeigen. Woher das komme, iſt ſchwer zu ſagen: das einzige bleibt übrig, daß irgend

gend nach Paris nicht viel Fremde kommen, die daſelbſt ihr Ende finden. Allein woher käme denn die ſtarke Zunahme der Gebohrnen? Sollte die von lauter eingebohrnen Pariſern ſeyn?

Bey London merken wir an, daß es zwar im vorigen Jahre etwas ſtärker geworden, als im 1752ſten: allein gleichwohl iſt es faſt um 5000 Kinder ſchwächer, als Paris. Die guten Anſtalten des Parlaments haben alſo zwar etwas, aber noch nicht ſehr viel geholfen. Sie müſſen ferner die Heirathen befördern, das unzüchtige Leben aber hemmen; ſo wie der Unmäßigkeit in ſtarken Getränken ſteuren. Denn woher käme es ſonſt, daß faſt 4000 Menſchen mehr geſtorben, als gebohren ſind?

Von Amſterdam iſt es ſchade, daß man niemals die Gebohrnen erfahren kann.

Wien hat dieß Jahr gleichfalls wieder zugenommen, daraus erhellet, daß die Wegſchaffung allerley loſen und unnützen Geſindels der Stadt mehr geholfen als geſchadet. Es fehlet dieſer Krone von Deutſchland gewiß nichts mehr, als daß die Wohnungen darinn wohlfeiler würden: ſo würde ſie zu einem deutſchen Paris anwachſen. Die Wohnungen könnten aber doppelt wohlfeiler werden; wenn man die Meynung fahren ließe, Wien müßte eine Veſtung gegen Ungarn ſeyn. Dieſe Einbildung hatte vormals ihren Grund, als noch nicht ganz Ungarn und Siebenbürgen gut Oeſterreichiſch war, und der Türk immer mit Einfällen drohte. Itzo aber, da man Temeswar, Peterwardein, und ſoviel andre feſte Plätze, auch eine allzeitfertige Kriegs-

macht im Vorrathe hat, iſt gar nicht zu beſorgen, daß der Turk bis an die öſterreichiſchen Gränzen rücke. Wien brauchet alſo keine Wälle; und der große Platz, zwiſchen dieſen und den Vorſtädten könnte weit nützlicher zu Anbauung neuer Straßen, ſchöner Märkte und prächtiger Palläſte, mit Gärten und andern Bequemlichkeiten gebrauchet werden. Was für ein ewiges Andenken könnten ſich Ihre glorwürdigſt regierende kaiſerl. Maj. nicht machen; wenn Sie Dero Regierung durch eine ſolche Erweiterung ihrer Reſidenz verherrlichten. Und was für ein prächtiges Ehrenmaal würde derſelben nicht dieſe Stadt, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, aufrichten: da Sie es unſtreitig weit mehr verdienete, als der ſogenannte Vielgeliebte; den gleichwohl die allerwenigſten lieben.

Zu Wien ſind geſtorben:

Im Wintermonathe	295
Im Hornung	252
Im Lenzmonathe	287
Im Oſtermonathe	354
Im Wonnemonathe	335
Im Brachmonathe	303
Im Heumonathe	325
Im Erntemonathe	304
Im Herbſtmonathe	314
Im Weinmonathe	272
Im Windmonathe	237
Im Chriſtmonathe	237
	3515

NB. Hierunter ſind die Kinder unter 1. Jahr alt nicht enthalten.

Dieſe von der Zahl aller Todten 5043 abgezogen, geben die Kinder unter 1. Jahre 1528.

Dresden

Dresden iſt im vorigen Jahre zum erſtenmale bis auf 2000 Kinder geſtiegen; ungeachtet die Zahl ſeiner Todten merklich ſtärker iſt. Aber es iſt auch ein außerordentliches Sterben daſelbſt bemerket worden, welches nicht jährlich einfällt.

Königsberg iſt dieß Jahr faſt um 300 Kinder ſchwächer, als im 1752ſten geweſen. Woher das komme, muß man daſelbſt unterſuchen. Hergegen die Todten übertreffen die Zahl der vorigen Jahre ſehr merklich. Auch dieſes muß von epidemiſchen Krankheiten herrühren.

Leipzig hat in vorigem Jahre das erſtemal, ſeit dem es ſteht, die Anzahl der Getauften bis auf 1000 und etliche drüber gebracht; welches bey dieſen theuren Zeiten ſehr zu verwundern iſt. Die Zahl ſeiner Todten, iſt gegen voriges 1752ſtes Jahr ſehr mäßig, nämlich kaum auf 150 drüber. Es müſſen alſo im vorigen 52ſten Jahre außerordentliche Krankheiten geherrſchet haben.

Die andern in der Nähe gelegenen Städte hergegen ſcheinen uns abzunehmen: wie man aus Vergleichung mit vorigen Jahren ſehen kann.

XI.

Der erneuerten Gedächtnißfeyer der im Mon. November 1741. Sr. königl. Maj. in Preußen, als oberſtem Herzoge von Schleſien, zu Breslau geleiſteten Erbhuldigung, widmet am Stiftungstage der kön. deutſchen Geſellſchaft zu Königsb. folgende Ode, ein Mitglied derſelben, M. Adam Bernh. Pantke. Pfarrer zu Kleinknignitz in Niederſchleſien. Königsberg bey Drieſt 2 Bogen. in 4.

Die kön. deutsche Gesellsch. in Königsberg feyret jährlich ihren Stiftungstag, und läßt an demselben allemal etwas zu Ehren ihres großen Stifters drucken. Dießmal hat sie dazu eine Ode erwählet, die nicht nur ihres beträchtlichen Inhalts, und berühmten Verfassers wegen, sondern auch in Ansehung der Versart merkwürdig ist. Man hat bisher wenig daktylische Gedichte im Deutschen gehabt; und wenn ja noch jemand dergleichen gewaget, wie Günther gethan: so hat man gemeiniglich keine rechte Daktylen, sondern vorn mit einer überflüßigen Sylbe, das ist, amphibrachische Verse gemachet, deren Sylbenmaaß so aussieht.

Da bast du | die Zeugen | vom ewi | gen Bunde.

Da dieses nun vor einiger Zeit vom Herrn Prof. Gottsched in der kritischen Dichtkunst, und ausführlichern Sprachkunst neuesten Ausgabe angemerket worden: so hat sich Herr M. Pantke, dadurch aufmuntern lassen, zu versuchen, ob es denn so schwer oder unmöglich sollen würde, auch reine Daktylen im Deutschen, und zwar in einem etwas längern Gedichte zu machen. Es ist ihm auch dieser Versuch vortrefflich gerathen, und unsre Leser werden es selbst aus folgenden Strophen zur Gnüge ersehen können. Wenn unsre gebrechlichen Hexameterschmiede solch ein Gehör hätten, den Wohlklang zu beobachten, und Daktylen machen könnten: so würden ihre bisherigen wurmsamischen Verse auf sanftern Füßen einhertraben.

Dichtkunst! die unsre gesegnete Zeiten
Richtiger denken und singen gelehrt;
Hilf mir ein würdiges Loblied bereiten
Auf den Monarchen, den Preußen verehrt!

Seine

Seine vollkommene Thaten zu ſingen,
Laß mich zum wahren Erhabenen dringen,
Wie es an ſeiner Regierung ſich zeigt!
Welche durch muthig und glückliche Kriege,
Welche durch tapfer erfochtene Siege,
Welche durch Handel und Wiſſenſchaft ſteigt.

Staaten! die ehmals die Vorſicht erhoben,
Wenn ſie euch große Beherrſcher geſchenkt,
Deren verewigte Namen zu loben,
Wahrheit und Dankbarkeit heute noch denkt;
Sucht uns in wahren und ſchätzbaren Bildern
Eurer Monarchen, die Tugend zu ſchildern,
Welche die Würde der Kronen belebt!
Aber geſteht es auch ohne Beneiden:
Daß ſich zu unſern gerechteſten Freuden
Preußens Beherrſcher viel höher erhebt.

Käme der Vorzug bey Helden auf Ahnen
Und die Verdienſte der Schlafenden an;
O! ſo verdienten die häufigen Fahnen,
Welche Sein Stammhaus vereinigen kann:
Daß man den Enkel deswegen ſchon prieſe,
Daß man den Vätern die Ehre bewieſe,
Die man der Tugend im Sarge noch weiht.
Brandenburgs Häupter ſind Muſter der Helden:
Was die Geſchichte von Ihnen uns melden,
Preiſet Sie ewig, und trotzet der Zeit.

Friedrich erneuert durch rühmliche Thaten
Seinen verewigten Ahnen den Preis.
Was Er beſchloſſen, das muß ihm gerathen:
Weisheit und Stärke beflügelt den Fleiß.
Dieſes Erhabnen Monarchen Gemüthe
Schmücket Erkenntniß, Erfahrung und Güte,
Edle Beſtändigkeit ſtärket die Hand.
Seine Gerechtigkeit ſegnet die Länder
Durch der Zufriedenheit ſicherſte Pfänder,
Welche die Erde kaum jemals gekannt.

XII

Nachricht von einer sehr sinnreichen und auferbaulichen Tragödie, welche bey den Herrn Jesuiten zu Sagan 1735. von ihren Schülern vorgestellet worden.

Da wir bisher die Beredsamkeit der oberdeutschen Herren Katholischen bekannt zu machen gesuchet: so sind ihre Glaubensgenossen in Schlesien übel mit uns zufrieden gewesen. Sie haben geglaubet: wir ergriffen sie eben bey ihrer Schwäche, da wir die Beredsamkeit ihrer Brüder in Landschaften suchten, wo die Mundart gerade am schlechtsten wäre. Wir würden also unparteyischer handeln, wenn wir die Meisterstücke derer in andern Landschaften, wo man besser deutsch redet, suchen wollten.

Wohlan! wir wollen unsre Oberdeutschen Ciceronen dießmal ruhen lassen, und uns nach Schlesien wenden, wo man freylich eine bessere Mundart hat. Es ist uns aber daher nichts neuers zugesandt worden, als folgender Entwurf eines Trauerspiels. Hier wird man nun freylich nicht soviel an der Schreibart zu erinnern finden: aber es ist auch bey Bekanntmachung der oberdeutschen Proben uns niemals um die Sprache allein; sondern um die übrigen Kunstgriffe des Witzes und der Beredsamkeit zu thun gewesen.

Eben so wollen wir in diesem Entwurfe, die Erfindung und Ausbildung dieses Schauspieles zu prüfen übergeben: werdens uns aber sehr wohl gefallen lassen, wenn uns die Herren Patres in Sagan,

Glo-

Glogau, oder ſonſt wo in Schleſien, noch etwas beſſers und neuers zufertigen wollen. Wir laſſen dieſes Stück unverändert abdrucken, und laſſen nichts aus, als das lateiniſche; welches ohne dieß mit dem Deutſchen einerley iſt.

Ikarenus, und Archiſtinus, zwey junge

Prinzen des Groß-Fürſtens Icobarini, welche ehemahlen der Feld-Oberſte Lucaniſus aus Rachgier gefänglich entführet; hingegen die wunderbahre Vorſichtigkeit Gottes wiederum in die Freyheit verſetzet hat; nunmehro aber auf offener Schaubühne vorgeſtellet eine Hoch- und Wohlgebohrne Jugend der Sechſt- und Fünfften Schul in dem Gymnaſio der Geſellſchafft Jeſu zu Sagan im Jahr 1735. den Tag deß Monaths Auguſti.

Argumentum Hiſtorico-Poëticum.

Der Groß-Fürſt (uns zu willkühriger Benahmung Icobarinus) nach vollendten Feldzug, beſtimmet die hochverdiente, jedoch Kriegs-gefangene Helden Borynam und Lucaniſum auszulöſen. Alldieweilen aber Lucaniſus gegen Boryna ohne Sold unter den Fürſtlichen Fahnen gekrieget, erleget die Fürſtl. Schatz-Cam̃er das Loß-Geld allein vor den Boryna. Lucaniſus läßt nachgehends ſeine Freyheit mittelſt eigener Koſten, mit feſter Entſchlüſſung, die Hindanſetzung ſeiner Perſon empfindlich zu rächen: derewegen er bey nächſter Abweſenheit des fürſtlichen Vaters die zwey zurückgelaſſene Printzen mit heimlicher Liſt raubet. Welchen er auch das Joch der Dienſtbarkeit würde an-

und mich in meiner Meynung recht feſte zu ſetzen, dabey ich auch zu leben und zu ſterben gedenke; werde mich aber deswegen künftig weder mit ihm, noch mit iemand anders wieder einlaſſen, weil es mir gar nicht gelegen iſt, meine Zeit die ich wohl beſſer anwenden kan, durch unnöthigen Streit zu verſpillen, ſondern der Hofnung lebe, es werden ſich verhoffentlich ins künftige welche finden, die meine Meynungen oder Muthmaſſungen gegen andere vertheidigen werden.

Der Überſender dieſes Briefes hatte dabey folgendes an uns geſchrieben:

Beygehend werden ſie die Abſchrift eines Briefes erhalten, den mir neulich ein hier durchreiſender Fremder an Dieſelben zu ſchicken aufgetragen. Er hatte mich durch Entdeckung einiger Chymiſchen Geheimniſſe ſo begierig gemacht, noch mehr dergleichen von ihm auszuforſchen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen konnte, ſolchen in ſeiner Anweſenheit anzuſehen, oder einige denſelben angehende Umſtände von ihm zu erfragen. Er mag wohl lange in der Taſche ſeyn geführet worden, weil er bey dem einen Bruche durchrieben iſt, wodurch etliche Worte ganz verlohren gegangen; welches aber wenig zu bedeuten hat, da im übrigen der Verſtand und Zuſammenhang der Worte noch völlig da iſt. Wie denn auch das ganze letzte Blatt fehlet, darauf vielleicht die Unterſchrift und der Titel mag geſtanden haben. Zu Anfang iſt von einer andern Hand die Titulatur weggeſtrichen, und an ſtatt deſſen beykommende Überſchrift und Deviſe darüber geſetzt. Ob ſolches der Reiſende oder jemand

geworfen haben; wann die auf Gott vertrauende Ikarenum ein Kohlbrenner, Archiſtinum ein Land-Juncker, durch Göttlichen Wunder-Beyſtand dem Menſchen-Rauber ſambt ſeiner eigenen Freyheit nicht hätten abgerungen.

Vorſpiel.

Entwurff künfftigen Schauſpiels.

Num. I. Icobarinus von Arnulpho und Adraſto begleitet, empfanget ganz mildreich den ausgelöſten Borynam, und ernennet ſelbten bey Frolocken des ganzen Hoffs aufs neüe zum Feld-Oberſten.

Num. II. Lucaniſus von Mylaſſo verſtändiget, daß Icobarinus Borynam ausgelöſet, erkauffet ſich ſelbſt ſeine Freyheit, mit veſten Schluß: die Hindanſetzung ſeiner Perſon an dem Groß-Fürſten zu rächnen, worzu Solon und Hydaſpus liſtig einrathen.

Num. III. Eraſtus von Boryna heimlich abgeordnet ſich des Zuſtandes Lucaniſi zu erkündigen, beobachtet deſſelben nachtheiliges Mißvergnügen über die Fürſtliche Hofſhaltung, bezeihet ihn darum als einen Auffſetzigen bey Icobarino, welcher Lucaniſum ſeiner Ambts-Würde entſetzet, und von Hoff verſtoſſet.

Num. IV. Dieſer ſchimpfliche Ruff von Lucaniſo beſtürzet höchlich ſeine vertraute Solonem, und Hydaſpum, welche zu einer ſchleunigen Rach die Entführung der Prinzen am füglichſten erachten.

Sitten-Lehre.

Geh vor der That
Zu klugen Rath,
Sonſt iſt die That vermeſſen,
Und alle Reü verſeſſen.

Num. V.

Num. V. Icobarinus wichtiger Geſchäffte halber entfernet ſich von ſeinem Fürſtlichen Wohnſitz mit Zuruklaſſung ſeiner Söhne Ikareni und Archiſtini.

Num. VI. Auf die Entfernung Icobarini ſchleichet ſich ſogleich Lucaniſus mit der Menſchen-Rauber-Rott heimlich in die Fürſtliche Burg, und entführet Ikarenum, und Archiſtinum durch verſchiedene Abwege.

Chorus. Die gefangene Unſchuld wird von der Gottesfurcht ihrer Feſſel entlediget, und die Rachwuth damit beſtricket.

Num. VII. Icobarinus wird bey Ruckkunfft von ſeinen getreüen Hoffräthen Heriberto und Favorino des Printzen-Raubs, und Lucaniſi Meyneyd verſtändiget, gebiethet derohalben zur Stunde dem höhern Adel ſeines Kriegs-Heer, Arnulpho, und Adraſto, dem Raub und Rauber nachzuſetzen, und ſencket den zuverſichtigen Hoffnungs-Anker eines glücklichen Unternehmens in das Meer Göttlicher Vorſichtigkeit, und Barmhertzigkeit.

Num. VIII. Lucaniſus mit einem Theil ſeiner Meyneydigen Spießgeſellen von übertriebener Reiſe gantz abgemattet, ruhet in einem Gehöltz, wobey ein Kohlbrenner den gefeßleten Ikarenum ohngefähr erblicket, und ſo von Liebe, als Mitleyden gerühret, und beſtärket, erleget er bevor die Rauber-Wach, denn übermannet er auch Lucaniſum, beleget ihn mit des Ikareni Feſſeln, und führet ſolchen dem Fürſtlichen Hoff zu.

Zwiſchen-Geſang.

Andern zu gefallen leben.
Kan uns, was wir hoffen, geben.

Num. IX.

Num. IX. Unterdessen eilet der übrige Rauber-Theil mit dem armseeligen Archistino nach frembden Landen, bevor aber begegnet selbe Aichstanius, und vertraget sich mit ihnen um die Loßlassung Archistini gegen eine erhebliche Geld-Summa, gedencket aber diese Befreyung Icobarino eine Zeitlang zu verhalten.

Num. X. Die dem Printzen sorgsam nachforschende Arnulphus, und Adrastus begegnen dem verkleydeten Aichstanio, welcher auf ihre Fragen betheüret, er seye von Ikareno nichts inne worden, von Archistino aber (umb nachgehends zärtlicher, dieweilen unvermutheter den Hoff zu vergnügen) giebt er vor als seye Archistinus in eine wilde Landschaft verkaufset worden; worauf Arnulphus Aichstanium des Hoch-Verraths beschuldiget, und ihm Fuß- und Hand-Fesseln anzulegen befiehlet

Num. XI. Ikarenus langet unverhoffter an in Fürst-Väterlicher Wohnung, und lobpreißet vor Icobarino den Kohlbrenner, als seinen Erretter, welchem der innigst vergnügte Fürst reichliche Erkändtlichkeit angedeyhen lasset; Lucanistum aber gebiethet er in den engsten Verhafft einzuferckern.

Musikalischer Lehr-Zusatz.

Man pflegt vor Rach-beginnen
Selbst Straffen zu gewinnen.

Num. XII. Den wieder befreyten Ikarenum bewillkommet ein allgemeines Frolocken, welches der Fürstliche Befehl einhaltet, als lang kein tröstliche Hoffnung von Archistini Befreyung einlauffet.

Num XIII. Unter dem erschallenden Frolocken, und Freuden Wünschen treffen Arnulphus und Adrastus wieder ein, erfreüen sich des günstigen Schicksaals Ikareni, und klagen Aichstanium des Hoch Verraths an, welcher mit des Fürstens Bewilligung auf ferneren Bescheid gefänglich verwahret wird.

Ermah-

Ermahnender Lehr-Satz:

Wenn Unfalls Tyranney
Dir hat den hellen Tag bewölcket abgenommen,
So hoffe doch dabey
Es werde nach der Nacht die Sonne wiederkommen.

Num. XIV. Indeſſen findet ſich auch unverhoffter Archiſtinus mit Aichſtanii Bedienung ein, wirffet ſich in des Vaters Armbe, mit zärlichſter Anrühmung der Treú Aichſtanii, welchem der Vater ſeine Fürſtliche Gnade entbiethet. Lucaniſum aber verurtheilet er zum Schwerdt-Streich.

Num. XV. Icobarinus über ſeine durch Gottes Wunder-Beyſtand unvermuthlich befreyte Söhne Ikarenum, und Archiſtinum höchſt erfreúet, haltet mit ſeiner gantzen Hofſtadt der Göttlichen Vorſichtigkeit das herrlichſte Danck Opffer.

Beſchluß. Die Hoch-Anweſende werden heylſam ermahnet, in aller Verfolgung das geſicherte Vertrauen auf GOtt zu ſetzen, laut jenem aus den Sprüchwörtern Salomonis im 3 Capit: 5. 25. und 26 Vers. Habe deine Zuverſicht zu dem HErrn von gantzen deinem Hertzen, damit du dich nicht förchteſt für ubrplötzlichen Schröcken, und für dem einfallenden Gewalt der Gottloſen. Dann der HErr wird auf deiner Seythen ſeyn, und wird deinen Fuß behütten, daß du nicht gefangen werdeſt.

XIII.

An mein Kleid.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ach! liebes Kleid! wie muß ich dir nicht danken!
Was galt ich geſtern nicht allein durch deinen Werth!
Ich kenne mich und meines Werthes Schranken.
Je mehr ich ſie nun weis; je mehr werd ich belehrt:

Mein

Mein Schneider habe dir, durch Zaubereyen,
In deiner Falten Wulſt ſo was vernäht,
Dem Herz und Geiſt ſich weihen;
Vielcicht den Gral, vor dem gar nichts beſtehet!
O! wie beſchüttete man mich mit ſüßen Blicken!
Auf einem Sopha, ſtolz bey der Gebietherinn,
Erblickt' ich rings um mich nur Augen, die entzücken;
Ich ſprach, und hatte Recht; hatts gleich nicht Salz, nicht Sinn.
Das Weib mit Falbeln kam an meinen Ort,
Und fragte mich um ihrer Wangen Blüthe;
Ein Stutzerchen gar um ein Modenwort;
Ein Tänzer um der Opern Güte.
Was ich nur ſprach, das galt Ukaſen gleich.
Was hatt' ich nicht für Witz! ich pfiff und konnte zanken.
Ach! liebes Kleid! was hab' ich dir zu danken!
Durch dich allein gelang mir dieſer Streich.
Mit Worten, die ſich nur für ſeine Doris ſchickten,
Beſtürmt ein Stutzer mich aus lauter Zärtlichkeit.
Es kramte ſein Geräuſch, mit Zucker überſtreut,
Romanen aus, die ihn, durch ihre Schminke entzückten.
Das Püppchen mit der Platte gar,
Das nur zu leben denkt, und auch für ſich nur lebet,
Vergaß auf kurze Zeit das Koller und das Haar,
Indem es ſich um mich beſtrebet.
Der junge Graf, den man mit mir erzogen,
Erkannt auch endlich mich, und warf den erſten Blick,
Ach! Ehre gnug! auf ſeinen Freund zurück.
Den zärtſten Kuß, den er mit ſeinem Stolz erwogen:
Den mir ein Band, das wir noch jung geſchlungen;
Ein unbeſcholtnes Herz und Sitten nie errungen:

Dich

Dieß alles war, geliebtes Kleid!
Mir nur durch deinen Glanz geweiht.
Ach! liebſtes Kleid! wie muß ich dir nicht danken!
Du bringſt mir dieß zuweg'; ich kenne meine Schranken.
Doch aber ach! wie ſtarrt auch ich!
Der Gral, der Zauberreiz wirkt auch auf mich.
Vor dieſem kam ich ganz beſcheiden;
Ich ſaß, wie eine Gerte noch;
Ich kam zu hören hin; konnt auch an mir nicht leiden
Ein Aber, und das mindſte Doch.
Ich fiel niemanden ſchwer; mit mir war jeder froh:
Nur ich war niemals ſo.
Ein Nichts vermochte mich mit Schaamroth zu bedecken;
Ein Blick war mir ſchon fürchterlich:
Ich ſprach nur leiſ', und blieb doch ſtecken;
Und ſprach allein, fragt einer mich.
Ein Fuchs, der von der Poſt geſtiegen,
Ja von der Landkutſch erſt, beſchämte mich an Muth.
Ich mußte, ſchnaubt' ich mich, noch bis zur Taſche biegen,
Und nieſte gar in meinen Hut.
Man konnte mich mit Recht des Gruſſes ſelbſt berauben,
Zu dem uns der Gebrauch erzog.
Und keiner konnte mich nur Nickens würdig glauben,
Als der, den mein Geräuſch betrog.
Nun aber, liebes Kleid!
Erwecken wir den Neid.
Ich weis mein Köpfchen keck zu tragen;
Im Stuhle frech zurück zu ſchlagen.
Der ſtolze Ton, den man für was Geſetztes hält;
Das mit ſich ſelbſt zufriedne Weſen,
Läßt ſich aus Gang und Blicken leſen;
Iſt meines Geiſtes eignes Feld.

Iſt es denn meine Schuld, weil mans an mir erhebet,
Da alle Welt doch nach den Sparren ſtrebet?
O! welch ein Glück für mich, und für dieß theure Tuch,
Daß keines Gottes Fluch
Uns in das Land verbannt, wo ſich der Rhein verlieret:
In Holland wird dieß nicht geſpüret.
Umſonſt kramt' ich das Gold der Treſſen dorten aus;
Umſonſt ſtrich ich den Lahn, den Knopf, das Tuch heraus.
Den Mann macht hier die Kleidung größer;
Und dort der Mann die Kleidung beſſer.
Bey uns, beliebtes Volk! wo man die Künſte ſchaut;
Wo ſich Verſtand und Witz ein blühend Reich gebaut,
Spricht man vom Baume nicht nach Blüthen, und nach Früchten:
Man will ihn nach der Rinde richten.

Frh. von Schönaich.

XIV.

Auf den Parcivall.

Ich weis, was Parcivall, und was der Gral geweſen;
Nur eines fehlet uns; lehr unſcandirt uns leſen!

Du ſchreibſt ſo matt, als K * * raſend ſchreibt:
Wie liſtig! ach! ihr wollt uns nur berücken;
Wer nicht in Dunſt und Schnee und Wolken bleibt.
Der ſoll durchaus im Koth erſticken.

Der eine ſchreibt ein finſtres Heldenlied,
Wovor ein B * * ſtaunt, und jeder Kenner flieht.
Der Andre fängt ein Mährchen an zu ſchreiben;
Fürn Pöbel iſts gemacht; fürn Pöbel ſolls auch bleiben.

Antwort des Pöbels.

Iſt das ein Vers? es reimt ſich nicht!
Man weis nicht, was der Held, und was der Dichter ſpricht.
So will ich für das tolle Weſen
Viel ehr P * * * Liedchen leſen.

Ende des Hornungs 1754.

Vaughan Mez. Eng.

Das Neueste
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Lenzmonath 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1754.

anders gethan, das lasse ich dahin gestellet seyn. Ich wundre mich aber über die so gar freyen Urtheile von Herr Schiltern, dem Herrn von Leibnitz und andern hochberühmten Männern, und ob ich gleich von der Sache selbst keine Einsicht habe; so zweifle ich doch, ob der Autor seine allzugrosse Kühnheit auf einige Weise entschuldigen könne. Ich bekenne auch gern mein Unvermögen, daß ich noch weniger geschickt bin, von denen hier behaupteten neuen Meynungen zu urtheilen. So viel aber leuchtet, meines Erachtens, überall hervor, daß der Autor, wer auch derselbe seyn mag, allzuviel Liebe vor Neuigkeiten und ausserordentliche Einfälle hege. Wiewohl man ihm auch das zu gute halten könnte; wenn er nur nicht seine gar sonderliche Gedanken mit so unsäglicher Hestigkeit sagte, als wenn des H. R. Reichs Wohlfahrt darauf ankäme, und nicht einem jeden, der etwa noch einigen Zweifel dabey haben möchte, gleich den Namen eines gescheiden und unpartheyischen Mannes abspräche, ja gar diejenigen, welche vor ihm auf andre Muthmassungen gekommen, vor unachtsam und verblendet ansähe. Die Stellen, welche ich in dem Briefe unterstrichen gefunden, werden ihnen mehr dergleichen Proben zeigen. In der That mag ich nicht sagen, wie mir das vorkömmt, daß er seine eigenen Einfälle als vernünftig lobt, und sich selbst das Zeugniß giebt, daß er seine Sache gnugsam erwiesen habe, welches er doch lieber von andern hätte erwarten sollen; daß er sich dieselbigen durchaus nicht will ausreden lassen; daß er allen Trotz bietet, die sich unterstehen wollten, dieselben zu wiederlegen; daß er auch von solchen Sätzen, davon er doch, an statt des Beweises, nicht mehr zu sagen

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur ;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Memoria Ebneriana, h. e. Vita & Facta Viri Perillustris ac gener. Dni. Hieronymi Guil. Ebner ab Eſchenbach in Artelshofen &c. S. Cæſ. Maj. Conſil. Actualis, Coronæ & inſign. imper. Cuſtodis, S. R. I. liberæ Civ. Norimb. Duumvir & Cenſoris &c. bene meriti ex ſelectis ipſius Commentariis collecta, digeſta, elaborata a Jo. Paul. Reedero, Paſt. ad S. Leonh. 1753. Norimb. typ. Arnoldianis, in fol. pl. 20.

Der in der gelehrten Welt längſt berühmt geweſene kaiſerl. Rath und Losunger zu Nürnberg, Herr Ebner von Eſchenbach, hat es nur gar zu wohl verdienet, daß ihm nach ſeinem Tode ein ſolches Ehrengedächtniß geſtiftet worden. Seine treffliche und ungemein große Bibliothek, ſeine Sammlungen von Alterthümern und Seltenheiten; ſeine eigene Schriften, und ſeine beſondre Leutſeligkeit gegen reiſende Gelehrte, hatten ihm längſt einen großen Namen in der gelehrten Republik zuwege gebracht. Es giebt nicht viel anſehn-

liche und bemittelte Männer in Reichsstädten, die an der Gelehrsamkeit in so hohem Grade einen Geschmack fänden, daß sie einen großen Theil ihres Vermögens darauf wenden, und sich hernach mit ihren gelehrten Schätzen, den Gelehrten willfährig bezeigen sollten. Desto theurer muß das Andenken solcher Männer allen Gelehrten bleiben: und wir tragen das unsre mit Vergnügen bey, selbiges bis auf die Nachwelt zu erhalten.

Diese gelehrte Lebensbeschreibung desselben ist ausführlich und sehr wohl geschrieben: nach der uns vorgeschriebenen Kürze aber, wollen wir nur die vornehmsten Umstände desselben, gleichsam zum Vorschmacke davon geben. Aus einem alten Geschlechte, welches schon im XII Jahrhunderte einen Bigenot Ebener, als einen Militem, oder Ritter, imgleichen nachmals einen Sigfrid und Eberhard, beyde nürnbergische Rathsherren, u. a. m. gegeben, war unser Hochseliger entsprossen, auch von mütterlicher Seite hatte er den berühmten Willibald Pirkheimer, zu seinem Vorfahren; andrer ansehnlichen Männer zu geschweigen, von denen er hergestammet; und die hier nach der Länge erzählet werden.

Im 1673sten Jahre, den 22sten des Heumonaths, ward derselbe von Fr. Marien Magdalenen, geb. von Wendelstein, seinem Herrn Vater Joh. Paul Ebnern gebohren. An guter Erziehung ließen es diese Aeltern ihm, wie leicht zu denken ist, nicht fehlen. Im Aegidischen Gymnasio legte er den Grund zu den schönen Wissenschaften von seinem 8ten Jahre bis zum 16ten, unter Bazen, und Reck. Fuchsen:

Fuchſen: und übte ſich fleißig in Ablegung griechiſcher und lateiniſcher Reden; ſonderlich über ſeines Herrn Vaters Denkſpruch:

Peragit tranquilla poteſtas
Quod violenta nequit, mandataque fortius urget,
Imperioſa quies.

die er öffentlich hielt. Er legte ſich darauf, in dem öffentlichen Hörſaale, unter den Profeſſoren Unglenk, Arnolden, und Beeren, auch auf die mathematiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; und hielt noch eine Rede, de geſtis domus Auguſtæ Auſtriacæ per numos antiquos illuſtratis. Hierauf zog er 1691. nach Altdorf, ſeine Studien fortzuſetzen. Hatte er aber ſchon 1687 ſeine Frau Mutter verlohren: ſo verlohr er auch hier, eben im Anzuge auf die hohe Schule, ſeinen Herrn Vater, den beſten Rathgeber und Anführer. Allein die daſigen Lehrer, Zink, Spitz, Wagenſeil, Moller, Rottenbeck, u. a. m. führten ihn gleichwohl ſo treulich, daß er 1694 Theſes miſcellaneas confuſaneasque, aus allerley ſchönen Wiſſenſchaften, auf öffentlicher Katheder vertheidigen konnte.

Nun gieng er auf Reiſen, und zwar erſtlich Ober- und Niederſachſen kennen zu lernen. Wedel, Schmid, Tenzel, Thomaſius, Cellarius und Stryk, waren damals die Lichter dieſer Lande, die er fleißig beſuchte, und von denen er Vortheil zu ziehen ſuchte. Hierauf begab er ſich in die Niederlande; hörte zu Utrecht, Ecken und Gräven leſen, jenen im Kirchenrechte, und dieſen in den Alterthümern; beſah

aber auch 1695 Amsterdam, Leyden, Haag, Roterdam und Antwerpen, wo er unter andern, einen Dankelmann, Gronov, Perizon und Hartmann kennen lernete, und sich ihre Büchersäle zu Nutze machete. Die Lust, die damaligen Kriegsläufe in den österreichischen Niederlanden zu sehen, zog ihn in verbundne Lager bey Namur; von da gieng er nach Brüssel, wo die Herberge, darinn er sich aufhielt, von einer Bombe im Rauche aufgieng, u. s. w. sah auch die Uebergabe von Namur, als der Marschall Bouffler sie den Verbundnen überlieferte, mit an. Er überstund auch ein heftiges Fieber allhier, durch eine geschwinde Aderlaß; und gieng hernach wieder zurück nach Utrecht, sich vollends zu erholen.

Darauf gieng er auf dem Rheine, nach Nimegen, Cleve und Düsseldorf, Coln und Maynz, besah alles Merkwürdige, und verfügte sich nach Frankfurt am Mayn; wo ihm viel Ehre wiederfuhr. Von hier kehrte er auf einige Zeit, zu Einrichtung seiner Angelegenheiten, nach seiner Vaterstadt; bald darauf aber trat er eine neue Reise an. Er machte sich Ulm, Augsburg, und München bekannt, und gieng durch Tyrol nach Wälschland, und nach Venedig: wo seine große Wißbegier auf vielerey Art gesättiget ward. Im 1697sten Jahre gieng er durch Padua, Bononien, Ferrara, und Loretto nach Rom und Neapolis, besah den damals feuerspeyenden Vesuv, und zwar so begierig, daß er von dem Dampfe desselben beynahe erstücket wäre. Er kehrte zurück nach Rom, und blieb den Sommer durch allda, von da aber nach Florenz, wo er die Ehre

hatte

hatte dem Großherzoge aufzuwarten, und Erlaubniß erhielt, sowohl dessen Büchersaal als Cabinetter zu sehen.

Nunmehr trug ihn sein Weg über Lucca, Pisa, nach Livorne; von hier aber nicht ohne Gefahr, zur See nach Genua; sodann nach Turin, Mayland, Parma, Mantua und Verona wieder nach Deutschland und zwar nach Wien: wo er sich alles, was groß, schön und merkwürdig war, bekannt machte. Im 1697sten zum Ende laufenden Jahre gieng er noch durch Mähren und Schlesien nach Berlin: und nachdem er alleswunderwürdige in Augenschein genommen, über Halle und Leipzig nach Dresden und Prag; bis er 1698, mit viel erlangter Wissenschaft und Klugheit geschmücket, glücklich nach seiner Vaterstadt gelangte.

Hierauf vermählte er sich mit Marien Magdalene Tucherinn von Simmelsdorf und Winterstein, eines Nürnbergischen Rathsherrn und Stadtpflegers Tochter; von der er auch zween Söhne und eine Tochter erzielet, die er aber sehr jung, ja noch dazu 1701 die Frau Gemahlinn selbst, in der Geburt einbüßete.

Uebrigens wandte er seine ganze Beschäfftigung und Lust, auf die Seite der Studien; sonderlich, was die gelehrte Geschichte und Politik anlanget. Er untersuchte auch fleißig die Alterthümer und Vorrechte der Stadt Nürnberg, sonderlich nachdem er die Imhofische Sammlung historischer Bücher ererbet, und einen Zutritt zu dem geheimen Archive erlanget hatte. Da er auch 1700 Beysitzer des Landgerichts

zu Nürnberg geworden, so forschte er auch dem Alterthume und den Rechten desselben aus Urkunden nach, und stellete davon eine ausführl. Nachricht 1703 ans Licht.

Indessen schritt er 1702 zur zweyten Vermählung mit einer Welserinn von Neunhof, eines vornehmen Rathsgliedes Fräulein Tochter, welche gleichfalls gesegnet war; doch so, daß er alle Erben sehr jung verlohr, ja die Frau Gemahlinn selbst 1715 wieder zeitig einbüßete.

Der Rath zu Nürnberg hatte ihm unterdessen nebst dem erfahrnen Rechtsgelehrten D. Scheuerl, u. dem Rath Treschel, die Revision seines Archivs aufgetragen: dabey er die schönste Gelegenheit gefunden, sich in der Geschichte seiner Vaterstadt festzusetzen. Und da er auch Criminalrichter geworden, so ward ihm die Aufsicht des Zuchthauses 1708 aufgetragen. Im 1710 Jahre, ward er Rathsherr, und suchte allerley gute Anstalten zu machen. Im 1711 ward er Beysitzer des Wettgerichtes, imgleichen kaiserlicher Rath, und Deputirter im medicinischen Collegio. Als gegen das Ende dieses Jahres Carl der VI. zu Frf. am M. erwählet und gekrönet wurde, gieng Herr von Ebner auf eigne Kosten dahin, und machte sich mit vielen großen Männern des kaiserl. Hofes bekannt. Im 1713 und 14 Jahre wurden ihm noch andre bürgerliche Ehrenämter und Verrichtungen aufgetragen: Im 1716 aber schritt er zur dritten Heyrath, mit Marien Jacobinen, zweyten Tochter Herrn Nutzels von und auf Sundersbühel, mit der er auch noch 13 Erben erzeuget. Wir nen-

nen

nen davon nur Herrn Joh. Carl Ebnern, der nach ſeines Herrn Vaters Tode zum Rathsgliede erwählet worden, und ein Erbe aller väterlichen Tugenden iſt, ſonderlich ſeiner großen Liebe zur Gelehrſamkeit. Die andern ſind mehrentheils alle ſchon, vor ihrem Herrn Vater, zum Theil in erwachſenen Jahren geſtorben; bis auf die beyden jüngſten Fräulein, die 1733 und 1736 gebohren worden.

Im 1718ten Jahre ward er zum Curator der Univerſität Altdorf ernennet: Und da er bald hernach auch Epherus der Kirchen- und Schulſachen ward, ſo hat er nicht allein fleißig ſtudiret, ſondern auch die griechiſche Sprache, aus einem ſeltenen Codex des N. T. den er beſaß, noch mit großem Fleiße erlernet; und ſich über dem alle Mühe gegeben, das verfallene Schulweſen in und außer Nürnberg, zu verbeſſern.

Wir können uns nicht in alle die Verrichtungen einlaſſen, die ihm von Raths- und Stadtwegen aufgetragen worden; die bald mit den Grafen von Hatzfeld, bald ſonſt vorfielen. Wir übergehen, Krankheiten und Familienſachen; imgleichen ſeine Erhebung in den engern Rath, und eine Comiſſion, zu Unterſuchung der altdorfiſchen hohen Schule, und was er theils dabey, theils in Kirchenſachen nützliches ausgerichtet. Er beförderte unter andern eine neue Ausgabe, der augſp. Confeſſion, die Herr Paſtor Mörl 1737 herausgeben müſſen. Er ward Siegelbewahrer, und endlich Abgeordneter des Raths nach Wien, als die Handelsſtreitigkeiten, an den kaiſerl. Hof gediehen waren, und hielt daſelbſt vor dem kaiſerl.

ſerl. Throne 1731 eine lange Rede, welche nicht nur gnädig angehöret, ſondern auch mit einer gnädigen Antwort beehret wurde.

Als nun unſer hochverdienter Herr von Ebner unter ſehr vielen patriotiſchen Bemühungen und Beſchwerden das große Stufenjahr erreichet hatte, ward er zum Trium vir ſeiner Vaterſtadt, und zum wirklichen kaiſerl. Rathe, imgl. zum Bewahrer der kaiſerl. Reichskleinodien ernannt, welche in Nürnberg aufbehalten werden; anderer anſehnlichen Stadtämter zugeſchweigen. Außer dem veranſtaltete er verſchiedene Jubelfeyern, darunter auch das, von Erfindung der Buchdruckerkunſt war. Als Kaiſer Karl der VII. erwählet worden, wurde er als Abgeordneter des Raths mit den Reichskleinodien nach Frf. geſchickt, und genoß daſelbſt viel Gnade, ward auch mit ſeinen Gefährten zum Ritter geſchlagen. Auch im 1744ſten Jahre erlangte er abermal die neue Würde eines Losunzers zu Nürnberg, ſchützte auch als oberſter Aufſeher akademiſcher Sachen, die Studien ungemein. Im öffentlichen Reden, war er ſtark, und heftig, und ſpruchreich. Zu Hauſe ſtudirte er in allen ſeinen Freyſtunden, oder unterredete ſich mit Gelehrten. Seine Beſchreibung der Reichskleinodien, ſeine 3 Millenarii von alten im erſten Jahrhunderte der Buchdruckerey gedruckten Schriften, aus der eigenen Bibliothek, zeigen, nebſt vielen andern Denkmälern davon. Sein Cabinet hat Herr Pr. Bayer zu Altdorf 1720 in Fol. beſchrieben, und ſelbiges iſt nachmals noch ſehr angewachſen. Sein moraliſcher Charakter wird ſehr vor-

vortheilhaft beſchrieben, und wir können ihn groſſentheils aus Erfahrung beſtätigen. Er ſtarb 1751.

In der Zugabe ſind verſchiedene gelehrte Anmerkungen, aus den Handſchriften des ſel. Herrn von Ebner angebracht: z. E. Daß man in den Stadtverzeichniſſen der Ausgaben findet, man habe ſchon 1356 Geſchüz und Pulver daſelbſt gebraucht: z. E. Meiſter Sanger ze Lon; umb Geſchüz und Pulver. item 1367 umb zwo Püchſen daraus man ſcheuzzt ꝛc.

II.

Friedr. Carl Caſimirs, Freyherrn von Creuz, der Kön. pr. Akad. der Wiſſ. Mitgl. Verſuch über die Seele. I. Theil. Frf. und Leipzig, in der Knoch und Eßlinger. Buchhandlung. 1753. in gr. 8.

Der Herr Verfaſſer dieſes philoſophiſchen Werkes, iſt unſern Leſern auch ſchon unter der Anzahl neuerer Dichter auf eine vortheilhafte Art bekannt geworden. Izo thut er ſich als einen Weltweiſen hervor, und wer kann ihm das wehren? die Philoſophie iſt ein Feld, in welches ſich ein jeder wagen kann; der nur einen innern Beruf dazu fühlet. Es iſt aber wenigſtens in Deutſchland etwas ſeltnes, daß der Adel ſich auf dieſe Seite wendet. Tſchirnhaus hat noch wenige Nachfolger gefunden.

Doch

vermag, als uns zu verſichern, daß er ſie feſtiglich glaube, gleichwohl hinzu ſetzet, es ſolle ihn recht verlangen, ob jemand etwas darwieder werde aufbringen können, und es ſey nicht nöthig, daß man ſich dabey Mühe gebe; daß er, in Ermangelung der Beweisgründe, auf ſeine Ehre verſichern, ſchwören und viel darauf wetten will, wobey denn nichts übrig iſt, als daß er auch noch fluchen, und mit groben Schimpfwörtern um ſich werfen ſollte. Daß er hingegen andern nicht eher glauben will, als wenn er darzu gezwungen würde; daß er anderer Meynungen vor erſchrecklich lächerlich ausgiebt, wovon es vielleicht noch nicht ausgemacht iſt, ob er ſie recht eingeſehen; daß er es nicht der Mühe werth hält, denſelben zu antworten; daß er ſich nicht ſcheuet zu ſagen, ſie würden ihre Sätze in Ewigkeit nicht erweiſen können, und meynt, ihre Einwürfe könnten zu nichts dienen, als ihn in ſeiner Meynung mehr zu beſtärken. Was Wunder aber iſt es, wenn ſeine Aufführung eben ſo wenig mit den gemeinen Begriffen überein kömmt, als ſeine Meynungen; da er auch eine beſondere **Sitten-Lehre** hat, darinnen er die Regeln ſucht, wie ferne man berechtiget ſey, einen Satz anzunehmen oder zu verwerfen, welche man bisher nur in der Vernunft-Lehre vorzutragen pfleget. Was er vor eine Kenntniß von der Sternkunſt und Natur-Lehre und dahin gehörigen Werkzeugen habe, kan man aus ſeinem **Fern und Gröſſerglaſe** leicht abnehmen. Das allerbeſte iſt dabey, daß er noch ſo gewiſſenhaft iſt, und die Zeit nicht mit Streit-Schriften verſpillen will; wo nicht auch dieſes aus einem gar unanſtändigen Hochmuth und groſſer Verachtung anderer herrühret; welches ſonſt dar-

Doch wir haben mehr Urſache zu ſehen, was man geſchrieben, als wer etwas geſchrieben hat? der Herr V. eignet ſein Werk einem Freunde zu, den er Herrn von S. nennet. Gegen dieſen rechtfertiget er ſeine Art, in ſeinen Nebenſtunden lieber zu philoſophiren, als ſich, weder mit dem Chaos der Meynungen juriſtiſcher Lehrer, noch mit Chicanen der Rabuliſten aufzuhalten, mit des Herrn von Canitz Zeilen:

Was helfen Barthols Liſt, und Baldens krumme Ränke,
Wenn Stichus mit der Magd in Güte ſich vergleicht.

Nach Hofe mag er auch nicht gehen; und ſaget mit dem franzöſiſchen Pope:

Eſt ce à moi, de groſſir cette foule importune,
Qui court aupres des Rois encenſer la fortune?

Kurz die Zuſchrift iſt ſatiriſch, und, wie das ganze Werk, mit vielen poetiſchen Sprüchen und andern Stellen alter und neuer Gelehrten durchſpicket. Allein wir treten etwas näher zu den Abſichten des Herrn Verfaſſers. Nachdem er verſchiedene Meynungen von der Seele erzählet hat, theilet er die Gelehrten in Anſehung ihrer, in Materialiſten und Spiritualiſten. Dieſe haben deutlich gewieſen, daß kein zuſammengeſetztes, oder materialiſches Ding denken könne; und daher geſchloſſen, daß eine Seele ein einfaches Ding ſeyn müſſe. Der Herr Verfaſſer iſt damit nicht zufrieden; und meynet, man hätte nur ſchließen ſollen: die Seele ſey ein untheilbares Ding, deſſen Untheilbarkeit in

ſeinem Weſen, und nicht etwa bloß in der Unzulänglichkeit der Kräfte der Natur, ſolches zu leiſten beſtünde. Dieſes meynet er erreichen zu können, auch ohne daß ein Ding einfach ſeyn dörfe; und alſo will er einem Geiſte überhaupt, und der menſchlichen Seele, weder ein zuſammengeſetztes noch ein einfaches Weſen beylegen; ſondern ein Mittelding daraus machen. Wir wollen hernach unſre Gedanken davon ſagen: indem der Herr V. es uns zu erlauben ſcheint, daß wir ſein ſceptiſches Vielleicht durch die Anzeige ſeines Widerſpruches, entkräften dürfen.

So viel iſt wahr, daß wir ihn, ſo lange er die Seele für ein untheilbares und kein materialiſches Ding, wenigſtens den Worten nach, ausgiebt, ſo plump nicht zu den Materialiſten zählen können; bis wir ihm zeigen, daß eine nicht einfache, und doch nicht zuſammengeſetzte Natur, ein bloßer Betrug der Einbildungskraft ſey. Indeſſen wundert es uns, daß der Herr Verfaſſer ſo kühn Locken und Budeuſſen, zu der Zahl der Materialiſten rechnet. Wir haben beyde geleſen, können uns aber gar nicht beſinnen, daß ſie materialiſche Geiſter gelehret hätten.

Soviel wiſſen wir zwar, daß Herr von Voltaire und vielleicht auch der Marq. d'Argent, die ſceptiſche Frage von Locken: Er wüßte es nicht, ob Gott nicht vielleicht auch einer körperlichen Maſſe die Kraft zu denken hätte mittheilen können? für ein förmliches Bekenntniß des Materialismus angenommen haben. Allein förmliche Bejahungen,

und

und noch weniger deutliche Beweiſe, dieſer Lehre, haben ſie aus Locken nicht anzuziehen vermocht: und wir glauben, mit dem Buddeus werde es eben ſo ausſehen. Was beweiſt aber ein ſceptiſches Vielleicht? Dieſe heutigen Freygeiſter ſchreyen ſonſt gewaltig, wider das Vorurtheil des Anſehens. Wenn ich, auf Leibnitzens oder Wolfs deutliche Ausſprüche von der einfachen Natur der Seele mich beriefe: ſo würden ſie mich auslachen; ungeachtet dieſe Männer auch Gründe angegeben haben. Ihr Locke hingegen zweifelt nur; ob es vielleicht Gott thun könne? ſaget aber nicht, daß ers könne; vielweniger daß ers gethan habe. Und ſiehe! diese ſo behutſamen Philoſophen, die aller Autorität großer Männer ſo zuwider ſind: glauben dem Zweifler mehr, als er ſaget, und hat ſagen wollen. Wie geht das zu? Muß man nicht große Luſt haben, ſterblich zu ſeyn, wenn man ſo blindlings aus einem Zweifel aufs Läugnen verfallen ſoll?

Bey dem allen iſt es ſchon gut, daß der Herr V. mit wider den verhaßten und unphiloſophiſchen la Mettrie zu Felde ziehen, und die Seele aus der Maſchinen Zahl herausreißen will. Allein ob er ſich völlig von dem Verdachte, einen epikuriſchen Atomus zum Geiſte, und zur Seele zu machen, reinigen könne, zweifeln wir ſehr: ohne ihm mit dem verhaßten Namen eines Epikurers ſchwer fallen zu wollen. Er führet die Gaſſendiſche Erklärung der Atomen an; da ſie zwar Theile haben, aber doch durch alle Kräfte der Natur nicht ſollen getheilet werden können. Es iſt wahr, daß Epikur die

Dicht-

Dichtigkeit ihrer Substanz, die ohne alle Poren seyn soll, zur Ursache ihrer Untheilbarkeit angiebt; welches vielleicht der Herr V. bey seinen untheilbaren Geistern nicht thut. Allein was wird übrigens für ein Unterschied, zwischen einem Dinge, das nicht einfach, aber doch nicht zusammengesetzet seyn soll, und zwischen diesen Atomen, herauskommen können? Kein andrer, soviel wir begreifen; als daß eben so, wie Epikur jenen die doppelte Bewegungskraft willkührlich beygeleget; er, als ein neuer Schöpfer der Seinigen, ihnen die Kraft zu denken giebt?

Wir wollen uns auf nichts, als auf die gemeinsten und bekanntesten Begriffe beruffen. Einfach, will der Herr Verfasser die Seelen nicht haben: warum nicht? Weil er meynet was einfach ist, müsse unendlich seyn. Wo steht das geschrieben? hat es etwa auch ein Locke zweifelnd gefraget? Die Endlichkeit und Unendlichkeit eines einfachen Dinges kömmt auf die Verschiedenheit ihrer Kräfte an. Sind diese eingeschränkt, klein und abwechselnd; so ist das erste: sind sie uneingeschränkt, fortdaurend und beständig; so ist das andre. Die Kräfte eines Dinges aber, werden nicht nach der Elle, sondern nach Graden gemessen. Kann also eine Seele, oder ein Geist, wie die Erfahrung gelehret, größere Kräfte des Verstandes, Witzes, Willens, und in der Heftigkeit des Bestrebens haben; ohne deswegen, etliche Zolle oder Schuhe länger oder breiter zu seyn, als ihres Nachbars seine: warum können diese Grade in andern Seelen oder Geistern nicht immer steigen; so daß es endlich, auch einen vollkommenen unendlichen Geist giebt?

Und was ſoll immermehr eine Seele, die nicht theilbar, aber doch nicht einfach iſt, für ein Ding ſeyn? Iſt ſie nicht eine Monas; ſo iſt ſie ſowohl lang, breit und dick, auch mit einer Größe und Figur begabet, als ein epikuriſcher Atomus. Auf die vollkommene Härte von dieſem kömmt hier nichts an. Geſetzt des Herrn V. Geiſter wären weich: was gewinnen ſie dadurch? Wir wollen ſie gar flüßig machen, wenn er will.

Aber was iſt die Flüßigkeit? Iſt ſie nicht eine beſtändige Bewegung der Theile? Und muß alſo das, deſſen Theile ſich bewegen, nicht auch Theile haben? Wären dieſe Geiſter aber nicht flüßiger, ſondern nur weicher Natur: ſo gewinnen ſie doch nichts. Weich iſt, deſſen Theile ſich eindrucken laſſen, oder dem Drucke weichen. Weichen ſie nun, ſo müſſen ſie daſeyn: und ſind ſie da, warum ſollte das Ding, das Theile hat, nicht ſowohl theilbar ſeyn, als die epikuriſchen Atomen? Denn Epikur mag ſagen, was er will; mit den Gedanken laſſen ſie ſich theilen, ſo lange ſie ausgedehnt ſind, und allerley Figuren haben.

Wir wollen nun auf die Figur der Geiſter kommen. Wenn ſie nicht einfach ſind, ſo ſind ſie ausgedehnt; und wenn dieſe Ausdehnung nicht unendlich iſt, ſo iſt ſie von einer Figur eingeſchränkt. Was haben nun die Geiſter des Herrn von Creuz für Figuren? Sehen ſie alle einander ähnlich, oder nicht? Behalten ſie allemal dieſelbe, oder ändert ſich ſelbige nach Gelegenheit? Wir beſorgen ſehr, ſie wird nicht viel anders ausſehen, als das poßierliche Staubmännchen, das der Orbis pictus den Kindern

unter dem Namen der Seele, vor die Augen malet. Denn wirklich ſcheint der Herr V. nicht ungeneigt, zu glauben; die Seele habe die Geſtalt des Leibes, und erfülle den ganzen Körper in allen Gliedmaßen. Allein wie? wenn nun ein armer Sünder enthauptet, oder einem ein Arm oder Bein abgelöſet wird: muß da nicht auch der armen Seele der Kopf, der Arm oder das Bein abgehacket werden? Und wo bleibt da die Untheilbarkeit?

Noch eine Swierigkeit machet uns dieſe ausgedehnte Seele, in Anſehung des Raumes den ſie im Korper einnimmt. Der Herr Verfaſſer will ihr im Kopfe keine gewiſſe Drüſe einräumen, wie Carteſius. Aber ſie ſey wo ſie wolle, zwiſchen den Augenbraunen, im Herzen, oder im ganzen Kopfe: ſo muß ſie doch irgend wo ſeyn. Nun iſt ſie nicht einfach nach des Herrn V. Lehre; folglich lang, breit und dick. Wäre ſie nun ein epikuriſcher Atomus, ſo daß ſie zwiſchen gewiſſen Theilchen des Gehirns liegen könnte; ſo gienge es noch hin. Allein das will der Herr Verfaſſer nicht haben. Sie muß alſo wohl gröſſer und ausgedehnter ſeyn. Sie ſey denn ſo groß als der ganze Kopf, oder als das ganze Gehirn; ihre vornehmſte Werkſtatt. Aber wie? Können zwo Subſtanzen einander durchdringen, und in einerley Raume ſeyn? Man ſage nicht; daß gleichwohl die Himmelluft, die elektriſche, magnetiſche und wärmende Materie die Körper durchdringen. Dieſe alle ſind theilbare, und wirklich in unendlich viel kleine Theilchen abgeſonderte flüßige Materien, die ſich gar leicht in die Löchlein aller Kör-

per eindringen, ja ungehindert durchfließen können. Das ſchicket ſich aber für die Seelen des Herrn V. nicht, die ganz aus einem Stücke ſind. Sollten dieſe ſich in die Löchlein der Körper einſchmiegen, ſo müßten ſie ſich auch entweder in zarte Fäden zerſpinnen, oder gar in Millionen kleine Stäubchen zerbröſeln, um alle die Zwiſchenräumchen auszufüllen. So aber, geben wirs einem jeden zu bedenken, ob ſie nicht auch theilbar ſeyn würde?

Endlich wollen wir nun, auch den von dem Hrn. Verfaſſer begehrten Widerſpruch noch anzeigen. Seine Seele ſoll nicht einfach, aber auch nicht zuſammen geſetzt ſeyn; ſondern ein Mittelding, das weder eins, noch das andre iſt. Dieß iſt, unſers Erachtens, ein Widerſpruch. Wir erklären uns näher. Einfach und zuſammengeſetzt, ſind einander contradictorie, d. i. widerſprechend entgegen geſetzet: nicht anders, wie Eins und Viele oder mehrere. Wie nun? wenn jemand käme, und ſagete, er hätte Aepfel in der Taſche, und man ſollte rathen, wie es damit beſchaffen wäre: ſoviel aber wäre gewiß, daß er weder einen, noch viele hätte. Was würde man ſagen? Entweder man würde denken, der Spaßvogel wolle ſpotten, und hätte irgend einen halben, oder anderthalb Aepfel in der Taſche: Oder man würde ſagen, er hätte gar nichts. Und unſers Erachtens hätte man ganz recht.

Der Hr. V. iſt ohne Zweifel in dieſer Materie viel zu ernſthaft, als daß er mit der Natur der Seele ſpaßen wollte. Er wird alſo wohl nicht ſagen wollen, die Seele ſey eine halbe, oder anderthalb Mo-

naden. Folglich wird ſie wohl entweder zuſammen geſetzet, d. i. ausgedehnt, körperlich, und theilbar; oder ganz einfach, und alſo eine einzige Monade ſeyn müſſen. Denn daß er ſie für gar nichts halten ſollte, wollen wir nicht hoffen.

Es hilft nichts, wenn er ſaget: ſie ſey freylich ausgedehnt, aber ihrem Weſen nach nicht theilbar. Denn wer verſteht das? Es iſt eine willkührliche Bejahung des Herrn Verfaſſers, die auf keinem Grunde ruhet. Alle unſere Begriffe lehren, daß ein ausgedehntes Ding, es ſey nun hart oder flüßig, ſich durch einen Schnitt oder Hieb durchfahren läßt, ſo daß der rechte, von dem linken, der vordere vom hintern, der obere von untern Theile geſondert wird. Und geſetzt, daß dieſer zertrennte Geiſt, augenblicklich wieder zuſammen flöſſe, und aneinander wüchſe; wie dort die miltoniſchen Engel thaten, wenn die Teufel ſie zerhauen hatten: ſo könnte ſie doch nicht als untheilbar angeſehen werden.

Uns kömmt es alſo, aufs gelindeſte davon zu reden, nicht anders vor, als daß dieſes geiſtige Mittelding, das nicht einfach, nicht zuſammengeſetzt iſt, zu der Claſſe des eingebildeten Raums, und der vor der Welt Schöpfung eingebildeten Zeit, als ein dritter Mann gehöre; und ſowohl als ſie, ſein Daſeyn nur der Phantaſie zu danken habe.

III.

Joh. Georg Altmanns Verſuch einer hiſtoriſchen und phyſiſchen Beſchreibung der helvetiſchen Eisberge. Zweyte Ausgabe. Zürich bey Heideggern 1753. in 8.

Der Herr Prof. Altmann, den man ſonſt auf der theologiſchen Seite als einen guten Redner kennet, giebt ſich hier auch als einen vernünftigen Naturforſcher zu erkennen. Die unzerſtörliche Mauer, wie derſelbe in ſeiner Zuſchrift die Alpen nennet, womit der Schöpfer die Gränzen des Cantons Bern befeſtiget hat, war es allerdings werth, einmal von einem ſolchen aufmerkſamen Zuſchauer in der Nähe betrachtet zu werden. Sind ſie nicht eins von den merkwürdigſten Wundern in Europa? Und gleichwohl ſind ſie ſelbſt den Schweizern viel weniger bekannt, als man denken ſollte. Das machet, eine Reiſe zu ſolchen beſchwerlichen Höhen, kalten Eisbergen und ewigen Schneegefilden, die faſt über den Wolken liegen, hat für wenige Menſchen ſo etwas reizendes, daß ſie ihrenthalben Froſt und Mangel oder andre Beſchwerlichkeiten ausſtehen wollten. Es müſſen Weltweiſe ſeyn, die ſolche Gipfel des höchſten Erdbodens beſteigen ſollen; um die Wunder der Natur auch da zu betrachten, wo dieſelbe gleichſam ganz erſtorben zu ſeyn ſcheint.

In der Vorrede erzählet der Herr Verfaſſer was ihm zu dieſer Abhandlung Anlaß gegeben. Etliche Herren aus Bern waren entſchloſſen, dieſe Vormauern ihres Cantons gegen Wälſchland zu beſichtigen; und dieſe trafen den Herrn Prof. Altmann auf einem nahen Landhauſe an; und erſuchten ihn, ſie auf dieſer Reiſe zu begleiten. Sie reiſeten alſo von dem Ende des Thunerſees durch das lange Thal, welches ſie zu den Eisbergen führete. Sie langten

in

in dem Dorfe Gründelwald an, da ſie den Gletſcher vor Augen hatten, den wir dem Leſer in dem Kupfer dieſes Monats zu betrachten geben. Der Pfarrer des Ortes nahm ſie wohl auf, und Tages darauf begaben ſie ſich dahin, beſtiegen auch den daſigen Berg ſoweit, bis ſie das Eismeer ſehen konnten. Der ſonderbare Anblick ſo vieler ſeltner Gegenſtände bewog dieſe Herren, dem Herrn Verfaſſer die Beſchreibung derſelben aufzutragen; und er bemerkte alſo nicht nur alles deſto genauer, ſondern brachte auch alles zu Papiere. Nach der Rückkunft nun ſetzte er ſich ſogleich nieder, dieſe Arbeit ausführlicher vorzunehmen; merkte aber bald, wie viel Nachrichten ihm noch fehleten. Er hub alſo mit verſchiedenen Perſonen, die in ſolcher Gegend und Nachbarſchaft wohneten, einen Briefwechſel an. Dieſe beantworteten auch alle ſeine Fragen, mehrentheils ſehr einſtimmig, ob ſie gleich einander nicht kannten. Daraus nun erwuchs dieſe Arbeit: wegen deren Unvollkommenheit er ſich darauf weitläuftig entſchuldiget. Er giebt ſeine Nachrichten zwar für wahr, aber nicht für vollkommen aus. Dieſes zu liefern, müßte man alle helvetiſche Eisberge und Gletſcher bereiſen und beſchreiben.

Darauf beantwortet er vorläufig die Frage, woher es komme, daß die Alpen an vielen Orten mit immerwährendem Schnee bedecket ſind? Da ſie doch unterm 47ſten Grade der Polhöhe, und alſo weit näher gegen Mittag liegen, als viel andre weit wärmere Länder? Er antwortet aber ganz richtig, daß bloß die Erhöhung über die Meeresfläche, ſolche

aus zu vermuthen, weil er doch will, daß andere die Zeit mit Vertheidigungen ſeiner Muthmaſſungen verderben ſollen. Wäre es ihm aber bloß um die gewiſſenhafte Anwendung der Zeit zu thun geweſen, ſo würde er dergleichen Einfälle nicht einmal zu Papier gebracht und bekannt zu machen geſucht haben. Denn damit hätte er nicht allein dieſe Stunden zu was nützlicherm ſparen, ſondern auch aufs zukünftige aller Gefahr überhoben ſeyn können, daß ihn nicht jemand durch ſeinen Widerſpruch verleiten möchte, ſeine Zeit mit Wiederlegungen zu verſplittern. Sie werden am beſten urtheilen können, was mit dieſem Briefe anzufangen ſey, ich aber ꝛc.

II.

Syntaxis praepoſitionum germanicarum, oder eigentliche Bedeutung und Fügung der deutſchen Vorwörter, nebſt einer Zugabe vom Caſu gewiſſer Nebenwörter, Nenn- und Zeitwörter nach D. Luthers Wortfügung und heutigem Gebrauche abgefaßt und mit einigen Bibliſchen und andern Exempeln erläutert von N. N.

Dieſes iſt der Titel eines bisher ungedruckten Werkes, davon uns der gelehrte Herr Verfaſſer allbereit vor einigen Jahren den Entwurf zugeſchicket. Es bezeigte ſelbiger in einem an uns abgelaſſenen Schreiben, daß ſelbiges ganz ausgearbeitet fertig läge, und auf die Hülfe eines Verlegers warte. Hätten wir ihm einen zu verſchaffen gewuſt, ſo würde es viel-

Kälte auf dieſen Gipfeln verurſache. Das haben die Herren Bouguer und Condamine auf ihrer Reiſe in America unter der Linie ſelbſt erfahren. Im Königreiche Peru zeiget die Landſchaft Quito eine 50 Stunden lange Reihe von Bergen, die das ganze Jahr durch mit Eis und Schnee bedecket iſt. Auf der halben Höhe dieſer Berge, rings umher, findet man das ſchönſte Land von der Welt, das ſie einem irrdiſchen Paradieſe vergleichen; und wo ein immerwährender Frühling und Herbſt herrſchet. Im unterſten und ebenen Lande hergegen, iſt wegen der großen Hitze alles unfruchtbar und unbewohnt.

Dieſe amerikaniſchen Berge ſind nun 2400 Klaftern über das Meer erhaben; und in dieſer Höhe ſchmilzt kein Schnee mehr. Man hat längſt ausgerechnet, daß der Genferſee 426 Klafter höher ſtehe, als das Mittelmeer: und Scheuchzer hält dafür, daß einer der höchſten Schweizerberge 2000 Klaftern höher ſey, als eben daſſelbe. In einem viel nordlichern Himmelsſtriche, als die peruaniſchen Gebirge liegen, brauchen ſie alſo nicht mehr Höhe, um gleichfalls ewigen Schnee zu behalten. Will man wiſſen, ob ſie ſeit der Schöpfung ſo mit Eis bedecket geweſen? ſo giebt der Herr Verfaſſer zur Antwort: So lange ſie ſo hoch geweſen, müſſen ſie auch eben ſo kalt geweſen ſeyn.

Das Werk theilet ſich in zehn Abhandlungen. Die I. redet von den helvetiſchen Eisbergen überhaupt. Hieraus merken wir nur an, daß die von den höher ſtehenden Seen hervorgedruckten und in die Thäler ſinkenden Eisberge Gletſcher, und nach gemei-

gemeiner Mundart, Firn genennet werden. Ob Gletſcher von Glacies, oder von Glitſchen herkomme, will der Herr Verfaſſer nicht beſtimmen. Firn erkläret er durch alt; und in dieſem Verſtande heißt an einigen Orten ein alter Wein, Fernewein*. Man ſieht die Spitzen der glänzenden Eisberge in der ganzen Schweiz von weiten: und zwar in der Entfernung von 20 Stunden, oder zehn Meilen; zumal wenn die auf oder untergehende Sonne ihre Stralen darauf wirft. Stumpf, Simmler, Geßner, Wagner, Hottinger und Scheuchzer haben ſie vormals ſchon, doch einer beſſer, als der andre beſchrieben.

In der II. Abh. erkläret der Herr Verfaſſer das obgedachte Kupfer, welches wir auch zu beſſerm Verſtande deſſelben thun wollen. Man ſieht hier eine Spalte zwiſchen zween Bergen, die ungemein hoch, und im Gründelwalde, zehn Meilen von Bern gelegen ſind. Das Kloſter Interlachen, (Interlacus) liegt erſt am Thunerſee, von da man nach Unterſeven kömmt. Von hier bis nach Gründelwald wird die Luft immer dünner und kälter. Ein Thal von hier führet zum Lauterbrunnen, das andre nach Gründelwald. Hier fallen von allen Felſen Bäche herunter, und ſobald man in

* Daß dieß ein uraltes deutſches Wort ſey, erhellet aus dem gothiſchen Evang. wo es Matth. 9. v. 17. Niemand faſſet neuen Wein in alte Schläuche, ſo heißt: Niuh than giutand vein niujata in Balgin fairnjans. Und Isländiſch heißt es die Stunde noch firner Flöſkar, d. i. alte Flaſchen. Das iſt eben das firne oder ferne: denn ai im Gothiſchen klinget wie å oder e in Berg.

dem mit Häuſern wohlbeſetzten Thale, oder Dorfe anlanget, ſieht man die hohen Eisberge, nebſt dem aus der Höhe ins Thal herabhangenden Gletſcher, der zwiſchen grünen Bergen eine unzählige Menge von Eisthürmen, die blaulicht ausſehen, verſtellet. Man ſieht dieſelben bey dem Buchſtaben A.

Bey dem Pfarrer des Ortes wurden ſie wohl bewirthet, ſonderlich mit einem Nachtiſche, der alle Frühlings- Sommer- und Herbſtfrüchte zugleich darbeth; und die in verſchiedenen Höhen der Gebirge gewachſen waren, wo es ungleich warm iſt. Neben dem Gletſcher findet man eine Menge von fleißigen Ameiſen, die ſich durch das nahe Eis nicht ſtören laſſen. Im Sommer iſt es auch daſelbſt ſehr heiß.

Durch die Gletſcher nun muß man nicht das ganze Gebirge, ſondern nur die herabgeſunkenen, dreyßig bis vierzig Schuh hohen Eisſtücke, verſtehen, die wie kleine Thürme neben einander liegen und ſtehen. Vom warmen Regen und Sonnenſcheine nehmen ſie allmählich ab, wachſen aber auch im Winter wieder an, oder werden durch andre abſinkende Stücken, die ſie ins Thal drängen, abgelöſet und erſetzet. Die meiſten darunter ſind ſechseckigt, welches allerdings wunderbar iſt. Sie liegen aber alle am Ende eines großen Eismeeres, welches noch höher zwiſchen den Bergen, wo B ſteht, in einer großen befrornen und beſchneyten ganz ebenen Fläche lieget; die niemals aufthauet. Unter ſeiner Eisfläche aber muß derſelbe ein wirkliches Waſſer hegen; welches auch wirklich unter den Gletſchern hervorſchießt,

ſchießt, und gleichſam von ihnen überwölbet iſt. Der Bach, der daraus entſteht, heißt die weiße Lütſchene, zum Unterſchiede der ſchwarzen, die nicht weit davon auf eben die Art entſteht. Das Eismeer aber bekömmt ſeinen Zufluß von dem an den umliegenden Bergen bey Tage geſchmolzenen Schnee.

Hier beantwortet der Herr Verfaſſer allerley Fragen. Z. E. Ob die Gletſcher eine richtige Abwechſelung im Wachsthume, und in der Abnahme haben? Soviel iſt gewiß, daß ſich vor 100 Jahren das Eis wohl 1000 Schritte weiter ins Thal erſtrecket hat, welches den Wieſen viel Schaden gethan. Im 1748ſten Jahre iſt es kleiner geweſen, als es bey Menſchen Gedenken geſehen worden. Allein das kömmt auf warme Sommer an, die viel wegſchmelzen. Kommen wieder ſtarke Winter, ſo kann ſichs wieder ändern. Doch wir müſſen zu den folgenden Abhandlungen eilen, und ſie wenigſtens kurz anzeigen.

Die III. liefert verſchiedene Anmerkungen über die Natur und Beſchaffenheit des Eismeeres und der Gletſcher. Die IV. Unterſuchung von der Natur und den Eigenſchaften des Eiſes auf den Alpen, ſammt etlichen Anmerkungen über die Eisberge. V. Von dem Umkreiſe und den Gränzen der helvetiſchen Eisberge. VI. Von den ſavoyiſchen Eisbergen und Gletſchern. VII. Von den Gletſchern auf dem Grimſelberge, und denen allda ſich befindenden Chriſtallgruben. VIII. Von den verſchiedenen Mineralien, welche ſich bey den helvetiſchen

Eis-

Eisbergen befinden. IX. Von den verschiedenen Thieren, welche sich daselbst befinden. X. Ueber die Frage, welches die Alpen gewesen, deren die alten Schriftsteller Meldung thun: und welche insgemein Cottiæ, Grajæ, und Penninæ Alpes geheißen worden? Endlich welches die Alpgebirge gewesen, darüber Hannibal gezogen?

Die ersten liegen zwischen Frankreich und Piemont, und hatten ihren Namen von dem Könige Cottys, der dem Kaiser Augusti soviel zu schaffen machte. Cluver. L. I. Cap. XII. der Italiæ antiquæ bestimmet es. Die Alpes Grajæ haben den Gelehrten viel zu schaffen gemachet: vielleicht aber sind es graue Alpen gewesen; so wie der Berg Caucasus, Graucasus gehelßen. Sie haben an der Gränze der Dauphine gelegen. Die penninischen Alpen endlich heben bey dem Thale d'Aosta an, wie Plinius L. VIII. cap. 7. meldet. Ueberhaupt wird es Leser, die auf die Wunder der Natur aufmerksam sind, nicht gereuen, dieses artige und wohlgeschriebene Buch gelesen zu haben.

IV.

Die Weisheit der Menschen nach der Vernunft, aus der Erkenntniß der Dinge dieser Welt, zur Beförderung der wahren Glückseligkeit entworfen, von Joh. Fr. Mayen, der Sitten- und Staatsk. öff. Lehrer, und des gr. Fürst. Coll. Collegiaten in Leipzig, bey B. Chr. Breitk. 1754. in 8.

Als

Als Herr Prof. May vor einigen Jahren seinen Menschen ans Licht stellete, machte er in der Vorrede schon Hoffnung, zu dieser Weisheit der Menschen nach der Vernunft. Ob er sich nun gleich damals schon darüber machte: so hinderte ihn doch nachmals die Ausfertigung seines Tractats von der Kinderzucht, an baldiger Ausfertigung desselben. Itzo aber erfüllet er sein Versprechen; und will, daß man, um selbiges Buch recht beurtheilen zu können, seine Vorerinnerung von der Absicht dieses Werkes lesen solle: wiewohl unsers Erachtens, der Titel desselben schon alle nöthige Nachricht geben kann.

Er setzet voraus, daß ein jeder einen Trieb fühle, sich in einen Zustand zu setzen, darinn ihm wohl und nicht weh sey; welchen man die Glückseligkeit nennet. Kann man diese gleich nicht so weit bringen, daß man lauter Gutes hat: so sey es doch möglich mehr Gutes als Böses zu genießen, und folglich mehr vergnügt, als misvergnügt zu seyn. Wie man dazu gelangen könne, muß man erst lernen. Am Triebe und Vorsatze dazu fehlet es nicht; aber der rechte Unterricht und die Ausführung desselben fehlet den meisten. Diese beyde zusammengenommen hießen die Weisheit; bis man sie zu trennen anfieng; und die Lehren allein so nennete. Die Weisheit soll aber Verstand und Willen bessern; ohne welches keine gute Handlungen möglich sind. Kann nun ohne Weisheit niemand glücklich werden: so muß sie ein jeder lernen, und darinn wachsen. Erst machet man einen Anfang dazu, und dann bauet

man

man fort. Zu dem ersten will der Herr Verfasser Unterricht geben: seine Schüler mögen nun noch in den ersten Jugendjahren, oder schon heraus und in der ersten Bildung versäumet seyn.

Wegen der jungen Leute erinnert er noch folgendes. Kommen sie auf hohe Schulen, so sollen sie auch die Weisheit lernen, die unter dem Namen der Philosophie gelehret wird. Sie verlieret aber diesen Namen, dafern sie nur spitzfindige Gedanken, und seltne Meynungen vorträgt, womit sich ihre Lehrer berühmt machen wollen: denn diese blähen auf, und machen die Schüler derselben stolz. Daher kömmts, daß viele die Philosophie für unnütz halten, ja sie als schädlich verwerfen. Von einigen Arten der Philosophien haben sie recht; irren aber gewaltig, wenn sie es von allen meynen: indem sie dadurch die Weisheit selbst verdammen müßten. Viel junge Leute, lernen die Philosophie nur aus Neugier, und als ein Nebenwerk, um in Gesellschaft nicht stumm zu seyn.

Nach des Herrn Verfassers Meynung, muß die Philosophie einen zum vernünftigen Menschen, und zu den höhern Wissenschaften geschickter machen. Man verfährt also nicht recht dabey, wenn man damit so eilet, um sich, wie man spricht, am Hauptwerke nicht zu hindern: da doch dieß das Hauptwerk seyn sollte, vernünftig und tugendhaft zu werden. Daher kömmts aber, daß man mehr geschickte, als vernünftige Menschen findet: die doch mit aller ihrer Geschicklichkeit unglücklich werden; weil sie nur nach ihren Begierden handeln. Außerdem fangen

viele

viele es verkehrt an, und gehen gleich auf das höchſte in der Philoſophie, welches am zweifelhafteſten iſt; und wozu die gröſte Fähigkeit und Geduld gehöret. Das lernen ſie nun auswendig, und haben endlich lauter unbrauchbares Zeug gefaſſet.

Nach des Herrn Verfaſſers Meynung ſollte man auf dem Wege der erſten Erfinder der Philoſophie bleiben: die von den Sinnen anfingen, dabey den Verſtand braucheten, und ſich endlich ſoweit führen ließen, als es gehen wollte; doch ſo, daß ſie die Welt nicht aus den Augen ließen, darinn ſie ihre Weisheit brauchen wollten. Dieß preiſet er den Schülern der Weisheit auch an, und verſpricht ihnen den Vortheil davon, daß ſie hernach aus den beſten Schriften mehr Unterricht würden ziehen können. Zu dieſem Wege nun, will er in dieſem Buche Anleitung geben. Sein Vorſatz iſt, ihnen die Weisheit in ihrem Umfange, in ſoweit ihre Erkenntniß nützlich iſt, zu zeigen, und ſich nur damit zu beſchäfftigen, was von ihren Hauptlehren zu wiſſen nöthig iſt.

Er ſchränket aber ferner ſeine Abhandlung dahin ein, daß man hieraus ſehen wird, warum er ſich nicht in alle Wiſſenſchaften eingelaſſen, die insgemein zur Philoſophie gezählet werden. Er iſt nur bey den Hauptlehren ſtehen geblieben, und hat ſich in beſondre Ausführungen gewiſſer Dinge nicht einlaſſen wollen: weil derjenige, der Geſchmack daran findet, ſolche ſchon anderwärts herholen, oder ſelbſt erfinden wird. Der Grund muß kurz ſeyn; damit man es oft wiederholen könne. Es iſt eine Nachläßigkeit

läßigkeit bey vielen, daß sie an solche Dinge nur einmal in ihrem Leben denken; da doch solche Dinge einem beständig im Sinne schweben sollten. Geschieht dieses, so wird man in seinen Gedanken und Entschließungen gewisser; und verfährt vernünftiger.

Diese Weisheit heißt aber die Weisheit der Menschen nach der Vernunft, zum Unterschiede derjenigen, welche die geoffenbarte genennet wird; und mit dem Wege zur ewigen Glückseligkeit zu thun hat. Diese lehren besondre Lehrer; denen er nicht ins Amt fallen will. Durch die Vernunft versteht er eine solche Erkenntniß, die sich von Dingen richtige Begriffe machen, ohne Vorurtheil und Leidenschaft, ohne Uebereilung und Eigensinn, nach den Regeln der Wahrheit, aus aufmerksamer Betrachtung und Untersuchung der Dinge erhalten wird. Er hoffet, daß man ihm diesen Begriff nicht streitig machen werde; versichert auch, daß er mit Vorsatze davon nicht abgewichen sey. Sollte es indessen geschehen seyn, so will er mit Glimpfe zurecht gewiesen werden.

Die Art seines Vortrages zu rechtfertigen, saget der Herr Verfasser, daß der Vortrag willkührlich sey; doch glaubet er auch, in solchen Sachen müsse man das beste nach seiner Einsicht wählen. Er wollte den Menschen zur Weisheit führen; darum mußte er ihm erst zeigen, in wie weit er fähig dazu sey: damit sich niemand für ungeschickt dazu halte; und selbst eine Neigung dazu bekomme. Schon die Alten haben die Selbsterkenntniß angepriesen. Darum muß man auf alles was bey einem Menschen, als Menschen, zu befinden ist, acht haben, wodurch

er

er ſich glücklich machen kann. Hernach fraget man nach den Mitteln dazu zu gelangen; und dieſe weiſet man in der Welt an, wo Gott und Menſchen ſchon dafür geſorget haben, daß es einem wohl gehe. Darinn iſt er nun ſeinen Vorgängern gefolget; und hat gewieſen, daß ein jeder aus ſo vielen Dingen nur wählen dörfe, was ſich für ihn ſchicket.

Fraget man endlich, was nun zu thun ſey, damit alles wohl ausſchlage: ſo muß man ſie lehren, wie ſie ihr Thun und Laſſen einrichten ſollen. Die Anwendung auf beſondre Fälle wird leicht fallen; wenn der Verſtand nur gewohnet iſt, von Dingen bündig und geſchwind zu urtheilen. Dieſe Art des Vortrages nun, hat er für die natürlichſte und beſte gehalten; auch ſoviel ſichs thun laſſen, darauf geſehen, daß alles durch einen verſtändlichen Beweis verknüpfet würde: geſteht aber, daß er ſich an die ſtrenge Lehrart der Neuern nicht gekehret habe. Er hat die Sachen nach ſeiner Art zu denken vorgetragen, und nur darauf geſehen, daß es auf die begreiflichſte Weiſe geſchähe.

Anderer Gelehrten Meynungen zu beurtheilen und zu widerlegen, iſt ſeine Abſicht und Werk nicht geweſen. Er wollte ſeine Schüler nicht mit Streitigkeiten aufhalten; weil ſie dadurch nur zweifelhaft werden. Indeſſen glaubt er, es wäre nicht übel gethan geweſen, bisweilen Exempel und gelehrter Männer Zeugniſſe anzuführen. Allein das ließ die vorgeſetzte Kürze nicht zu. Er überläßt es denen, die darüber Ausleger werden wollen: und meynet ſolches diene nur zur Pralerey mit einer großen Be-

vielleicht längſt ans Licht getreten ſeyn, und wir würden davon nicht als von einem künftigen reden dörfen. Indeſſen haben wir den Liebhabern der Deutſchen Sprachlehre, das was uns davon bekannt geworden, nicht vorenthalten wollen, in Hoffnung, daß ſich auch deſto eher ein Verleger dazu finden werde, wenn der Entwurf einer ſo nützlichen Arbeit bey Kennern, wie wir gar nicht zweifeln, Beyfall finden ſollte.

In der Vorrede führet der Herr Verfaſſer die Urſachen an, warum er dieſes Werkchen vor ſich mit ſo vieler Mühe und Koſten geſammlet. Er beklaget ſich über die Seltenheit derer, die von dergleichen Materien geſchrieben; und daß man in Schulen die deutſche Sprache gar nicht zu treiben pflege. Hiernechſt giebt er die Gründe an, warum er ſeine Arbeit zum Drucke wolle kommen laſſen. Er rechtfertiget ſich hierauf deßwegen, daß er ſich auf D. Luthern beruffen und ſeiner Wortfügung ſonderlich nachgegangen; und führt zu dem Ende viele Zeugniſſe, auch ſo gar ſeiner Feinde an, daß Lutherus den rechten Grund zur regelmäſſigen Hochdeutſchen Sprache geleget, auch die natürlichſte, und noch heute zu Tage übliche Wortfügung beobachtet habe; und daß man alſo deſſelben deutſche Überſetzung der Bibel, die er mit dem gröſten Fleiſſe gemachet, ſicher zur Richtſchnur unſerer Sprache annehmen könne. Dieſes glaubt der Herr Verfaſſer mit deſto beſſerm Grunde gethan zu haben, da er, als ein Geiſtlicher, am liebſten und öfteſten mit der Schrift zu reden gewohnt ſey. Er meynet auch beobachtet zu haben, daß die wohlgeordneten Bedeutungen der Vorwörter manche gute Einſicht in dieſen oder jenen Ort der Schrift gebe, und beruft ſich hier-

leſenheit. In der Schreibart hat er ſich der Deutlichkeit befliſſen, und ſich aller Kunſtwörter enthalten. Die allzugroße Zierlichkeit in der Schreibart hält er auch im Unterrichte für ſchädlich: indeſſen hat er doch nichts unförmliches, und den eingeführten Sprachregeln zuwiderlaufendes zugelaſſen.

Dieß iſt es alles, was der Herr Profeſſor von ſeiner Arbeit zu erinnern für nöthig gehalten; und wir geſtehen, daß wir nichts anders von dem Werke ſagen können, als, daß es ſeinen Abſichten gemäß eingerichtet, und mit allen den Eigenſchaften verſehen ſey, die er ihm zu geben willens geweſen. Es iſt kurz, deutlich, und angenehm; und kann für Anfänger, die nicht viel von der Philoſophie wiſſen wollen, ſchon zureichend ſeyn.

Wir freuen uns übrigens, daß unſere Zeiten für allerley Arten von Leſern ſorgen; und die Lehren der Weisheit in allerley mögliche Geſtalten verkleidet werden, um, wo nicht in dieſer, doch gewiß in jener, Liebhaber zu finden. Wem der Vortrag des Herrn Profeſſors in ſeinen übrigen Schriften gefallen hat, der wird gewiß auch an dieſer ein großes Vergnügen finden.

V.

Fortſetzung des Auszuges aus dem Amilec ou la graine d'Hommes.

Bey dieſen Worten gieng Amilec hinaus, und ich folgte ihm. Kaum waren wir einige Schritte weit, ſo fanden wir fünf oder ſechs Gei-

Geiſter, die Menſchenkörner ſammleten. Man ſtelle ſich einen Naturkündiger vor, der mit aller möglichen Aufmerkſamkeit die Pflaumfederchen auf dem Flügel einer Fliege betrachtet: eben ſo kamen mir dieſe Aerntegeiſter vor. Man konnte ſich des Lachens nicht enthalten: nur Amilec ſtörte mich folgendergeſtalt:

Zu deiner Linken ſiehſt du einen Geiſt, hieß es, der die Körner eines Kriegsbefehlshabers ſammlet; welcher nach reifer Unterſuchung befunden hat: es ſey einem Soldaten nicht ſchimpflich, auch zu denken; und der ſeitdem ſeine Nebenſtunden dem Studiren widmet, die andre der Schwälgerey und dem Faulenzen weihen.

Weiter hin ſammlet man die Körner eines Menſchen, der an der Luſt ſeiner Freunde nicht eher Theil nimmt, als wenn er eingeladen wird: an ihrer Traurigkeit aber von ſich ſelbſt Theil nimmt, und ihre Noth, ohne viel zu fragen, erleichtert.

Dort zur Rechten ſammlet man die Körner eines Hofmeiſters eines großen Herrn. Er freuet ſich über die gute Art ſeines Untergebenen; und hat nur zehn Jahre gebrauchet, um ihn ſchweigen zu lehren.

Siehſt du wohl dieſe Geiſter, um eine junge Perſon beſchäfftiget? Rathe einmal, warum man ſo ſorgfältig ihre Körner ſammlet? Das iſt ja leicht, erwiederte ich: Sie iſt eins der ſchönſten Frauenzimmer! Es wäre ja Schade, wenn eins von ihren Körnern verlohren gienge. Wenn die Schönheit ein Schatz iſt, verſetzte Amilec: ſo iſt dieß gewiß ein ſolcher, dem die Tugend einen Werth beyleget.

Bilde dir nicht ein, daß es uns bloß um ein Paar schöne Augen zu thun ist. Nein: sie ist schon fünf Jahre vermählet, hat Verstand, ist schön und jung. Kurz, sie ist von Paris: und gleichwohl ist sie einem Manne treu, den sie doch nicht liebet.

Indem ich aufsah, ward ich einen Schnittergeist gewahr, der Stutzersamen sammlete. Ey! was? Herr Amilec, sagte ich erstaunt: was habt ihr vor? Was sammlet ihr? Wo wollt ihr diese Brut hinpflanzen? Nirgends hin, erwiederte er. Aber diese Körner dienen mir doch wozu. Ich habe ein Geheimniß ersonnen, die Weiberkörner damit zu läutern. In eine Büchse voll weiblicher Körner, werfe ich acht oder zehn Stutzerkörner. Sogleich entsteht eine gewaltige innerliche Bewegung. Sobald sie nachläßt, findet man soviel Klümpchen, als man Stutzerkörner hinein gethan hat. Jedes besteht aus einer Menge von Weiberkörnern, die sich daran gehenket haben. Die Klümpchen nun thue ich weg, und behalte nur die andern Körner, die sich nicht angehenket haben.

Die Menschenkörner, fuhr Amilec fort, haben jedes nach ihrer Art, besondre Eigenschaften, darüber du dich wundern wirst. Z. E. Die Advocatenkörner sind von sehr fressender Beschaffenheit. Wenn ich in die Büchse derselben nicht etliche zanksüchtige Körner werfen ließe, um ihren Hunger zu stillen: so könnte ich keins davon erhalten. Sie würden eher einander selbst verzehren, als daß sie nicht fressen sollten.

Unter

Unter andern hat der Sachwaltersamen dieses Besondre, daß, wenn er einmal in Bewegung ist; anstatt, daß andre sich gerade zu bewegen, wie alle natürliche Körper; dieser sich in lauter krummen und paraboliſchen Linien herumtreibt.

Seit langer Zeit habe ich bemerket, daß der Wundärzte und Medicinersamen, in die heftigste Gährung mit einander geriethen. Daher ist endlich, aus dieser Guhr, nach den Regeln der Kunst, ein Zwitterthier entstanden, welches von beyden Naturen etwas an sich hat, und daher viel ärger ist, als beyde *.

Und wenn würde ich fertig werden, wenn ich dir alles sagen wollte? Ich will dir mein Vorrathshaus weisen. Komm nur mit! Unterwegens will ich dir meine Bestallung, Arbeit, und den Gebrauch zeigen, dazu ich die Menschenkörner anwende. Wie ein Blitz schwung er sich in die Luft; und ich fühlte mit Erstaunen, daß ich ihm zur Seiten blieb: wir giengen nicht, sondern flogen recht zu seinem Packhause.

Solltest du wohl glauben, sprach Amilec: daß diese unzählbare Menge von Wirbeln, Sonnen und bewohnten Erdkugeln, die diesen ungeheuren Weltbau anfüllen, vormals in einem kleinen Korne gesteckt, dessen Größe kaum einer Erbse glich? Du wirst es freylich nicht glauben: aber allmählich hat es sich aufgethan, und entwickelt. Es giebt Welten, die man mit kleinen Pflanzen vergleichen kann,

* Dieß geht auf die pariſiſchen Chirurgien's, die auch gelehrt seyn wollen, und zum Theil wirklich sind.

die nur zu keimen anfangen. Diese Sternhaufen, die weißen Streifen, so ihr die Milchstraße nennet, sind nichts anders, als kleine Weltchen: die kaum aus der Hülse gekrochen, und erst seit sechzig oder achtzig Jahrhunderten wachsen. Sie scheinen euch sehr nahe beysammen zu stehen, und ihr habet recht: weil sie noch nicht sehr groß sind, und wenig Platz brauchen.

Noch mehr, unsere Welt insonderheit, unser Wirbel, ob er gleich ganz ausgebrütet ist, ist doch noch nicht zur Reife gediehen. Die Planeten sind, wie ein jeder weis, so viel bewohnte Erden: aber sie brauchen einen gewissen Grad von Reife, ehe man sie alle bevölkern kann. Sie sind nämlich wie die Aepfel, die auch auf denselben Baume nicht alle zugleich reifen.

Da Merkur am nächsten bey der Sonne ist: so ist er zuerst reif geworden; hernach Venus, sodann die Erde. Sobald der erste reif war, ward ich mit den ersten Samkörnern der Menschen dahin gesandt. Ich säete, und pflanzete, und sammlete neue Samkörner. Endlich gieng ich über zur Venus, als ich durch einige Läufer vernommen hatte, daß ihre Reife vollkommen wäre. Ich säete von neuem, und bevölkerte auch diesen Planeten; sammlete auch von neuem Samkörner. Endlich kam ich ohngefähr vor sieben bis achttausend Jahren auf dieser Erdkugel an; und habe seitdem beständig gesäet und geärntet. Itzo stehe ich fertig, zum Mars abzureisen, der schon ziemlich reifet; und von da werde ich mich in den Jupiter begeben, im Saturn

aber

aber meinen Lauf beschließen; der noch kaum innerhalb zwölftausend Jahren im Stande seyn wird, bewohnet zu werden. Ja ja! so lange wird er Zeit haben müssen, ehe er reif wird: denn du weist, daß er sehr weit von der Sonne steht.

Was die kleinen Erdchen betrifft, die um andre laufen, die ihr Menschen Monden und Trabanten nennet; so gebe ich mir nicht die Mühe, selbst dahin zu gehen, um sie zu bevölkern. Ich schicke nur meine Gehülfen hin. Vor fünfhundert Jahren sandte ich den Geist Zamar mit einer guten Anzahl von menschlichen Samkörnern in euren Mond. Vermuthlich wird itzo der Wuchs dieses neuen Geschlechtes auf gutem Fuße stehen; und ich wundre mich nur, daß ich noch keine Nachricht davon bekommen habe.

Indem Amilec dergestalt mit mir redete, rückten wir mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Luft. Unser Fuhrwerk war sehr sanft: kein Stoß, keine Erschütterung wiederfuhr uns. Aber die Geschwindigkeit eines solchen Vorspanns greift doch immer den Kopf an: endlich gelangten wir ins Vorrathshaus.

Man muß sich ein sehr weites Zimmer vorstellen, dessen Wände mit Regalen, und kleinen beschriebenen Büchschen besetzt bestehen; und in deren Mitte ein großer Tisch voll kleiner Säckchen, Päckchen, Papiertüten, u. d. steht. Rings umher stehen geschäfftige Arbeiter, die da worfeln, sieben, sichten und einpacken.

Ihr Menschen, sprach er zu mir, glaubet: die Geister hätten nichts zu thun, als sich zu erlustigen; und ihr Leben wäre aus lauter Ergetzungen zusammengewebet. Aus meinen Bedienten und mir selbst, kannst du von den übrigen urtheilen: darum sey künftig behutsamer, wenn du, von den himmlischen Kräften urtheilest. Du siehst, wie viel Unterscheidungskraft, Aufmerksamkeit, und Geduld zur Einsammlung der Menschenkörner gehöret. Du siehst auch aus dem Fleiße meiner Arbeiter, wie sorgfältig man seyn muß, guten Samen zu sammlen und den schlechten abzusondern.

Wenn das aber mühsam ist, so ist es noch viel mühsamer, denselben gut zu erhalten. Die Feuchtigkeit verderbet ihn eben sowohl, als die Dürre. Die übrige Wärme zerstreuet den Geist, der sie dereinst beleben soll; die übermäßige Kälte zersprenget ihre ganze Bildung. Gar zu viel, und gar zu wenig Luft ist auch schädlich: so daß man ein gewisses Mittel halten muß, welches aber schwer zu treffen ist. Noch einem andern bösen Zufalle sind sie unterworfen. Die Mülben fressen sie an. Neulich eröffnete ich eine Büchse, die zur Ueberschrift hatte: Weltbezwingersamen. Allein wie erschrack ich, als ich, anstatt guter Körner, fast nichts als Staub fand! Die Mülben hatten mir diese Quelle aller Großmuth gefressen. Mehr als zwey Drittel meiner Helden waren entweder in Staub verwandelt, oder hatten diesem Ungeziefer zur Nahrung gedienet. Mancher, der einmal das Schrecken aller Könige seyn sollte, hatte dem mörderischen Zahne einer Mülbe nicht entgehen können. Was

Was für Lorbern waren da nicht zu frühzeitig gesammlet! wie viel Triumphe mislungen, wie viel Umkehrungen der Welt erstücket! Kurz; welch ein Verlust für die allgemeine Kriegsgeschichte! Die gröſsesten Begebenheiten, die einander auf diesem Planeten ablösen sollten, waren durch eine Kette von Verbindungen, an einen solchen Helden, als den Hauptknoten geheftet. Eine verwünschte Mülbe hat ihn zerbissen; und so ist der ganze Zusammenhang zerstücket, und alles verschwunden! Sage mir, ist dir das Lachen, oder das Weinen näher, wenn du an die ungeheure Kleinigkeit denkest, darinn die gröſsten Dinge erscheinen, wenn man sie in ihrem Ursprunge betrachtet? Dem sey, wie ihm wolle; in diesem Zufalle mit meinen Helden und Mülben, sind fast alle meine Alexander, Cäsare und zwölften Karle, nebst sehr vielen andern zernichtet worden.

Gleichwohl weis ich nicht, ob ich mehr dabey gewonnen oder verlohren habe. Worüber sollte ich mich aber beklagen? Etwa darum? daſs ich nichts im Vorrathe habe, zehn Städte in einem Jahre zu verwüsten? daſs es vieleicht im Mars nur solche unheroische Menschen geben wird, die mit ihren Nachbarn im Frieden leben? daſs vieleicht niemand einen Schwarm wird versammeln können, um andre zu erwürgen? In Wahrheit, wenn man nichts anders hat, sich darüber zu betrüben; so glaube ich, daſs man eben nicht sehr trostlos seyn darf.

Meinethalben! sagte ich; aber es ist doch allezeit verdrüſslich, daſs himmlische Geister, sich Mühe geben müssen, für solche Ungeziefer eine leckere Speise

zu sammeln; und daß ein so kleines und verächtliches Thier sich schmäucheln kann, in einer Woche zwanzig Alexander und Cäsare zu verzehren, ohne einmal davon fett zu werden. Ueberdem, Herr Amilec, könntet ihr euch viel Mühe ersparen. Nehmet doch auf der Erde nur ein paar Körner, aber rechte fruchtbare: so könnt ihr ja meines Erachtens mit der Zeit den ganzen Mars bevölkern.

Du bist wunderlich; versetzte Amilec. Geh! sage dem Landmanne: Was verschwendest du deinen Samen? Ein paar Körner reichen ja zu, mit der Zeit, dein ganzes Feld zu bedecken. Wieviel Jahrhunderte, würde ich nämlich dergestalt nicht noch warten müssen? Das übrige nächstens.

VI.

Entwurf des Heldengedichts Pribislav.

Ein gelehrter Mann, der in einem öffentlichen Amte in der Mark steht, und der Welt schon durch historische Schriften bekannt ist, arbeitet an einem Heldengedichte, davon er uns diesen Entwurf zugesandt hat. Wir finden sowohl das Vorhaben, einen einheimischen Helden zu besungen, viel vernünftiger, als sich mit den Patriarchen herum zu tummeln, und die Bibel mit apokryphischen Fabeln zu besudeln; als auch die Einrichtung ziemlich regelmäßig. Nur einen Scrupel haben wir. Wie hält es um die Einheit der Handlung, und um die

die Zeit, darinn ſie vorgeht? Wir rathen dem Hrn. Verfaſſer, des Boſſu Tractat vom Heldengedichte zu erwägen.

I. Buch.

Die Sachſen unter Heinrich dem Löwen, und Albrecht dem Bären, belagern den wendiſchen König Niclot zu Werle. Niclot will auf ſie losgehen, wird aber durch ſeine Söhne und Mikken, den Oberprieſter, abgehalten. Pribislav und Wertzlav, Niclots Söhne, fallen aus der Stadt, die Sachſen wegzuſchlagen, und werden zurück getrieben. Niclot fället ſelbſt heraus, und erneuert das Gefecht, wird auch erſchlagen, und ſein Kopf abgehauen. Die beyden Brüder werden durch den Feind getrennet. Wertzlav kommt mit Pritzburn, der Niclots Leichnam gerettet, und mit Gammen, nach Werle zurück, ſtecket aus Verzweifelung, bey dem Leichenbrande Niclots, den Abgott Rhadigaſt, deſſen Tempel und die Stadt in Brand, und zieht ſich auf die Burg, entſchloſſen, ſich bis auf den Tod zu wehren. Pribislav, vom Zcwerin, Pleczen und Mikken begleitet, zieht ſich in dicke Wälder, erhält ſich durch die Jagd, und trifft einen Einſiedler an. Der weißaget ihm Gutes. Mikke iſt darüber neidiſch. Der Einſiedler bringt ihn bis nach Kitzin, das er zerſtört antrifft, kömmt zu der alten Burg Godſchalks, in der Gegend Roſtock, ſtellt dieſelbe wieder her, ſchickt Parteyen zum Raube aus, und beſchließt eine Stadt zu bauen. Ein pommeriſches Schiff kömmt an. Der Einſiedler verwandelt ſich in einen Geſandten, der Dewicz heißt, erzählt ſeine Begebenheiten, macht Pribislaven,

inn auf die Erfahrung derer, die der Sache reiflich nachgesonnen.

Das Werkchen selbst zeigt im Anfange, daß nichts so viel zu der richtigen Wortfügung beytrage, als die Wörter, so einen Casum oder Endungsfall regieren. Hierunter stehen nun die **Vorwörter**, die man absonderliche nennet, oben an. Diese sind nun folgende 26. Ab, an, auf, aus, ausser, bey, durch, für, gegen, hinter, in, mit, nach, neben, ob, ohne, sämt, sonder, über, um, unter, von, vor, wieder, zu, zwischen. Herr Bödicker hat schon ausgemacht, daß diese allein die wahren Vorwörter sind. Nun zeiget der Herr Verfasser

I. Aus der Etymologie ihre Beschaffenheit, und die ihnen zugehörigen Endungsfälle an. Er zeiget ferner, daß sie mit dem Zeuge- und Gebefalle nichts zu thun haben, und in den wenigsten Stücken mit den lateinischen Fügungen der Vorwörter übereinkommen. Er meldet ferner, daß sie sowohl als andre Wörter ihre abgeleitete, und zusammengesetzte Nenn- und Beywörter, Zeit- und Nebenwörter, imgleichen gewisse Redensarten an die Hand geben, die theils in der Bibel, theils im gemeinen Leben vorkommen. Vornemlich führt er die zusammengesetzten an, die ihre gewisse Endungsfälle regieren. Doch geschieht alles kürzlich, wie auch in der folgenden Lehre von ihrer Wortfügung. Diese macht nun den

II. Punct, der von der Syntax der Vorwörter handelt. Er geht dieselben nach Alphabetischer Ordnung durch. Zuerst steht allemal das Vorwort mit seiner Bedeutung, wie selbige in verschiedenen Exempeln aus der Bibel, imgleichen Luthers und anderer

gelehr-

laven, durch Versprechung eines pommerschen Beystandes, neuen Muth, und bleibt in seinen Diensten. Henrich der Löwe nimmt das ganze Land ein; giebt Pribislaven und Wertzlaven Frieden unter harten Bedingungen; welchen Wertzlav mit Widerwillen, Pribislav mit Gelassenheit annimmt, und den Bau der Stadt Rostock anfängt.

II. Buch.

Mikke weihet mit einigem Widerspruche Pribislavs die Stadt Rostock mit heydnischen Gebräuchen ein. Mikkens Weißagung beym Opfer, und Wortstreit mit Pribislaven, der dem Christenthume sich geneigt bezeiget. Dewicz wird nach Pommern geschickt, das Bündniß zu erneuren. Zcwerin wird Befehlshaber zu Rostock, in Pribislavs Abwesenheit. Pribislav reiset nach Norwegen mit Mikken und Pleczen, um die Prislave zu werben. (Permille aus Dänemark war gestorben, die Dänen verfolgen ihn mit Krieg. Dänische Geschichte vom Sveno Estrith bis auf Woldemarn I.) Beschreibung eines Sturmes, der Pribislaven zwischen die Belte treibet. Seeschlacht mit den Dänen. Pribislav schlägt sich durch den Sund, verliert ein Schiff, und auf demselben seinen Sohn Kanut, der in Dänemark verbleibt, und nach Norwegen kömt. Burwin, K. in Norwegen, empfäht ihn wohl. Prislave wirft Liebe auf ihn, und sucht ihn zum Christenthume zu bewegen. Er verspricht es, wenn sie ihn lieben würde, und er vor den Sachsen und Dänen Friede hätte.

III. Buch.

Pribislav erzählt Prislaven die Geschichte seiner Vorfahren. Vom Anthur, Alimer, oder Teutobod, Alberich, Wisumar, Rhadigast, Corsico, Godgisil, Gunderich, Genserich, und den afrikanischen Wandalen, Fredebald, Wizlav, Thrasco, Mißlav, Billung und Mistevoy.

IV. Buch.

Vom Udo, Godschalck, Bunue, Crito, Henrich, und Slavina, Svantebold, Knut, und Sviniko.

V. Buch.

Vom Knut aus Dänemark, Vicelin, Pribislav I. und Niclot I. Pribislavs II. eigener Aufenthalt in Wagerland, seine Bekandtschaft mit Mikken, und Bischof Gerolden. Gerolds Weißagungen. Rochel, sein falscher Nachbar. Der Kreuzzug wider Niclot I. Dessen Bündniß mit Adolphen, Gr. zu Holstein. Zerstörung der Stadt Meklenburg, durch Nicloten. Dessen Todesfall von Pribislaven beklaget. Vorsatz zur Rache. Nochmaliger Liebesantrag. Prislavens Erklärung. Sie will seine Rachgier mäßigen. Burewins Einwilligung zur Vermählung. Pribislav verspricht ein Chriſt zu werden aufs neue, mit obigen Bedingungen. Seine Vermählung wird durch Burewinen vollzogen, weil Mikke dem christlichen Bischofe nicht weichen will.

VI. Buch.

Pribislavs Abreise mit Prislaven. Unterredung

dung mit Mikken wegen des Christenthums. Er wird durch widrigen Wind zum Maelstrohm getrieben. Dessen Beschreibung. Geräth nach Island und Grönland. Walfischfang. Strandung in Jütland. Gefährliche Schifffahrt durch den Sund. Kaperey auf die Dänen, und Seeschlacht mit denselben, und den Rügen unter Jarimarn. (Waldemars I. Händel mit Jarimarn, Stoislav und Tetzlav, Söhnen des Race, die endlich auf die Zerstörung von Arcona und Carenz hinausgelaufen). Dewicz kommt zum Pribisl. auf der Flotte, bringt Nachricht von pommerischer Hülfe. Cozimar und Boguslav ihre Vorältern. Dewicz und Zewerin, pommerische Edle. Rückkunft nach Rostock.

VII. Buch.

Sächsische Unterdrückung. Wertzlavs Widersetzlichkeit dagegen. Albrechts des Bären Absichten auf Werle. Henrich der Löwe kömmt ihm zuvor. Ihre Streitigkeiten. Henrich belagert Werle. Pribislavs Staatsklugheit, Geduld, und heimliche Hülfe Wertzlavs. Der pommerischen Fürsten Verhalten. Der Rügischen Verhalten. Stoislav und Tetzlav werden durch Jarimarn verhindert mit Pribislav und Wertzlaven zu halten. Ihr Unwillen gegen einander. Wertzlavs Gegenwehr.

VIII. Buch.

Pribislav ist nicht im Stande Wertzlaven zu entsetzen. Dieser ergiebt sich. Werle wird zerstöhrt. Wertzlavs Gefängniß. Seine Liebesgeschichte mit Gvilheiden Prinzen von Litthauen.

Sie

Sie ist mit ihrem Sohne Niclot heimlich zu Pribislaven entkommen, der sie in Schutz nimmt. Sein mißlicher Zustand äußerlich. Sein Gemüthszustand. Prislave und Berno Bisch. zu Schwerin suchen ihn zum Christenthume zu bringen. Mikke und der Sachsen Druck hält ihn davon ab.

IX. Buch.

Wertzlavs verzweifelter Zustand im Gefängniß. Evermond Bisch. zu Ratz. ein rauher Mönch will ihn durch harte Mönchsregeln bekehren, rechtfertiget die Sachsen, richtet nichts aus. Wertzlav bekömmt einen Baßewicz zu sprechen. Durch denselben hetzt er Pribislaven auf, ihn zu befreyen. Jasmund ein Rüge hat Josmund in Rügen bevölkert, flieht die dänische Unterdrückung, sucht Pribislaven auch zum Bruche mit den Sachsen zu bringen. Pritzbur entkömmt aus dem Gefängnisse, erregt die Wenden wider die Sachsen. Die Pommern muntern Pribislaven auf, er bricht mit den Sachsen. Erobert Mekelburg, Melikow und andre Schlösser. Meklenburgs letzte Zerstörung.

X. Buch.

Wertzlar und Gamm entkommen aus dem Gefängnisse, verirren im Walde, kämpfen mit Wölfen und Bären, kommen in den Harz, werden wieder gefangen. Henrichs Zug in Italien und Wiederkunft. Pribislavs Kriegsglück stutzet durch Gunzeln von Hagen vor Schwerin. Henrichs Albrechts und Woldamars Zurüstungen und Zug gegen Pribislaven. Bernhard zu Ratz. Adolph zu Holst. Reinhold zu Ditmarschen. Christian

zu

zu Oldenburg, Graven. Dewicz geht nach Pommern, und ſucht Beyſtand. Cazimar und Boguslav ſtoßen zum Pribislav. Jaromar überredet ſeine Brüder, die ebenfalls beytreten wollen, zum Stillſitzen.

XI. Buch.

Die Sachſen kommen ins Land. Verwüſtung deſſelben. Pribislav wird in Melikow belagert; Pritzbur nach tapferer Gegenwehr gefangen. Wertzlars, Pritzburs und Gamms ſchmälicher Tod vor dem Thore zu Melikow. Pribislav entkömmt zu den Pommern. Schlacht bey Demmin. Nikkens und Gr. Adolphs und Reinholds Tod. Die Dänen landen. Roſtock wird verwüſtet. Niederlage Pribislavs bey Demmin. Demmin wird erobert. Henrichs Regierung in Meklenburg. Pribislavs Streifereyen. Pribislav jenſeit der Oder vertrieben. Die Pommern ſind gezwungen Friede zu machen.

XII. Buch.

Die Macht Henrichs. Neid ſeiner Nachbarn. Seine Berathſchlagung über den Pribislav. Dieſer Zuſtand. Pribislave und die pommeriſchen Fürſten bereden ihn endlich das Chriſtenthum zu bekennen. Sein Gelübde wegen Doberan. Henrichs Bothſchafter kommen an, und biethen ihm ſein väterliches Land an. Bedingungen davon. Pribislav, Prislave, Cazimar, und Niclot reiſen nebſt Burewin, Pribislavs Sohne, Dewiczen, Zewerin, Baßewicz, Plecz, und Jasmunden nach Lüneburg. Ihre Aufnahme, bey Henrichen. Berno

B. z. Schwerin taufet Pribislaven, Niclot, Burerin, Vaßewicz, Plecz und Jasmunden. Pribislav reiſet in ſeine Lande. Doberan und Roſtock werden gebauet. Berno weihet beyde ein. Berno weißaget von Pribislavs Nachkommen, und Roſtocks künftigem Glücke. Pribislav belohnt ſeine Getreuen, den Dewicz, Zewerin, Vaßewicz, Pleczen, Jasmunden, und die Kinder Pritzburs und Gañs; ruft die Unterthanen wieder ins Land, und ſetzet neue Einwohner. Regieret im Frieden, wahlfahrtet nach Jeruſalem, und ſtirbt mit großem Ruhme.

VII.

Δεμ δεχ αυφσετζυνγ εινες ὅτες νευ ανγενομμενεν Δρυιδεν Καρλ Φριδρειχ Βρυκκερ, καισαριςχ βελοεβερτεν Βαρδεν υνδ γλιεδμας δερ γεσελλσχαφτ δερ Φρευεν κυνςε ιν Λειψιγ αμ ιυνγςεν ταγε δες ὀρνυνγς ,αψνδ σευενδε ειν θωρσταγ ιν δερ Ιυελζειτ δες σωλμονδς σανγ μειςερ αὶλ νιχτ τρινκ αὶλ ειν αλτερ Σκαλδερ.

Ein Geſchaffenes, itzo zum Gebrauche der Rubenſiſchen Delphinen mit einer Dollmetſchung begleitet, künftig aber zum Vergnügen und Unterrichte ihrer Cidlis mit einem Scholiaſten zu verſehen. Leipzig, gedruckt bey J. G. I. Breitkopf. in 4.

Vorerinnerung.

Bey der neulichen feyerlichen Magiſterpromotion, da der hieſige Parnaß insgemein an allerley artigen und ſchlechten Gedichten fruchtbar iſt, hat man dieſes nachſtehende, als eine beſondre Erſcheinung angemerket. Die heutige Sucht der Alpiner und alpiniſch geſinneten, elende Misgeburten des Witzes durch lateiniſche Buchſtaben von andern zu unterſcheiden, damit ſie das Zeichen des Thieres gleich vor der Stirne führeten, und ſogleich in die Augen fielen; hat den ſinnreichen Herrn Verfaſſer bewogen, ein gleiches mit der griechiſchen Schrift zu verſuchen. Er hat deſto mehr Grund dazu gehabt, da Cäſar u. a. m. berichten, die alten Helvetier hätten ſich ſonſt der griechiſchen Buchſtaben bedienet, zu denen er alſo die

Turgidos Alpinos, qui Memnona jugulant,

zurücke weiſen wollen.

Er hat aber auch dem Inhalte nach, dieſen wilden Geiſtern zeigen wollen, daß er ihre Unart, die ihr vernünftiger Landsmann Werenfels mit ſo vielem Grunde verworfen, nämlich die Meteora Orationis wieder einzuführen, wiewohl auf eine, der alten nordiſchen Dichtkunſt der Deutſchen weit gemäßere Art, lächerlich zu machen wiſſe. Hier wird man alſo einen Kunſtgriff über den andern gehäuft finden, womit man eine deutliche Rede durch fremde Anſpielungen, Verdrehungen, verwegene Tropen, rauhe Namen, und tolle Wortfügungen, ſo verdunkeln könne, daß kein Menſch etwas davon verſteht; dafern er nicht den gan-

ganzen Wormius, den Rudbeck, die Edda der Isländer, und alle übrigen Sagen der nordiſchen Skalder geleſen hat.

Wie nun dieſes Stück ſattſam zeiget, daß es auch bey uns Köpfe gebe, die, wenn ſie anders wollten, und es für geſcheid hielten, die falſchen Kunſtgriffe des Schweizer-Pindus oder Grimſelberges gar wohl nachmachen, ja übertreffen könnten: ſo haben wir ſolchem Stücke, um es bekannter zu machen, zur Beſchämung der Antipoden des gereinigten Witzes, mit Vergnügen eine Stelle allhier gönnen wollen. Vieleicht gefällt es dem Herrn Verfaſſer künftig, den Ungelehrten zum beſten, wenn ſie ihn lange genug werden bewundert haben, weil ſie ihn nicht verſtehen; auch ſein eigener Scholiaſt zu werden, und uns alle die Räthſel zu erklären, die er ihnen hier zu beliebiger Uebung ihrer Kräfte vorgeleget hat. So lange mögen ſie ſich nun ſelbſt, allerley wahres und falſches hinzudenken oder es, auch unverſtanden, mit gebogenen Knien verehren:

> Omnia enim ſtolidi magis admirantur amantque,
> Inverſis quæ ſub verbis latitantia cernunt.
>
> *Lucret.*

HAIA BROUKKER AIP! σολλς δε ν ρεϊεν χαϱεν
Δοχ Ρϱνα χληΦτ ιμ σετζερκλωσετ νιχτ
Μιρ αβερ γευς ειν δευτχερ βϱχσαβ γρϰϱεν
Βειμ αιβλικ γλειχ καλτ υβερ δας γεσιχτ
Δρϱμ μαγ δειν ϰϱγ ν Καδμϱ χαρακτηρεν
Δεν σεγεισπρϱχ Φον μειηερ Λσα ηρεν.

Dollmetſchung.

Herr Brucker, ich wünſche Ihnen Glück! Dieſes ſollten Sie in Runiſchen Schriften ſehen: allein, dieſe Buchſtaben liegen in keinem abgeſonderten Behältniſſe eines Setzers. Aber mir grauet vor den deutſchen Lettern, ſobald ich ſie nur anſichtig werde, dergeſtalt, daſs es mir ganz kalt übers Geſicht läuft. Ihr Auge mag alſo in denen Schriftzügen, die Cadmus erfunden hat, d. i. griechiſchen Buchſtaben, ſich den Glückwunſch von meiner nordiſchen Dichtkunſt, die unter dem Namen einer Göttinn Aſa verehret wird, ſo ſinnlich machen, als ob Sie ihn höreten.

Ουνδ φιελ σειν ζωγ αμ χρωτε δις γερινγες
Αλς δεν ωμφορμτ Ετρωσκερ ναχγεπρηγτ
Δα ωμ δειν άρ δεν ιμμερ γρυνεν Φιγγες
Σχον Πενευς κινδ ειν γριεχιϗ μαγδχεν χληγτ
Ουνδ φον δερ κωνς δις Κεκροπς ςαδτ γελιεβετ
Δεν τερβαιτ δις Εργαινη λωνενδ γιεβετ;

Und könnten Sie wohl dieſe Züge für ſchlechter am Werthe halten, als diejenigen, welche die Hetrurier in einer etwas veränderten Geſtalt von ſolchen nachgemacht haben, d. i. die lateiniſchen; da ein griechiſches Frauenzimmer, des Peneus Tochter, d. i. Daphne, ein allezeit grünendes Lorberreis, dergleichen aus ihren Fingern geworden ſind, um Dero Haupt windet, d. i. da ſie ſchon einen Lorberkranz erhalten haben; und da die Pallas, welche *Ergane* heiſst, weil ſie geſchäfftig und eine Beſchützerinn der Arbeit iſt, Ihnen von derjenigen Wiſſenſchaft, der man in Athen, welche Stadt Cecrops erbauet hat, am günſtigſten geweſen, den Freyheitshut oder das Meiſterbaret zur Belohnung ertheilet, welches faſt wie ein türkiſcher Bund ausſieht, d. i. da Sie Magiſter werden?

Δερ ʒαν γeβευτ νʒρ Φρεμδερ συλβεν τοιʒ
Νʒρ Φρεμδʒ χριΦτ νʒρ Φρεμδερ Φυγʒιγ αρτ
Νʒρ Φρεμδερ σιιν σευ ευχ ω βαρδεν χονε,
Διε υρ δεν γειʒ Φυρ Λινδματς αΦαιρεν σπαρτ
Δερτ 'αγελτ διρ μιτ Φευρβεσπρενγτεν πειτχεν
Πρηζ Ουριελ δʒ γωϑενζʒγ δερ Δευτχεν.

Der Wahn befiehlt: es ſollen denjenigen Dichtern, die ihren Witz bloſs zum Vergnügen eines Kreiſes Züricher, die an dem Fluſſe Lindmatt ſpatzieren gehen, aufheben wollen, nur der Klang ausländiſcher Sylben, nur ausländiſche Buchſtaben, nur eine ausländiſche Art, die Wörter zu fügen, und nur ein weithergeholter und nicht gewöhnlicher und üblicher Verſtand ſchön vorkommen. Von daher werden von einem gewaltigen hitzigen Manne die deutſchen Buchſtaben, als welche noch gothiſch ſind, ausgeſtäupt, nicht anders, als wenn es mit einer Ruthe geſchähe, die ſtatt des Waſſers mit Feuer beſprenget wäre, da denn ein Streich von ihr wie ein Hagel niederfällt.

'Ωχ αʒΦ μαγ δενν σκαλʒιγγελς σπρʒνγ
μιχ τραγεν.

Ιν ʒισερν ʂολζ σκαλδμοερν νιχτ γεμειν
Νιχτς 'νδρε μιχ βευ νειερεν ευβαγεν
Ειν σκαλδερ κυν ιν σκαλδσκαπʒρ ζʒ σειν,
Λεσστ ϑευτχερ ʒιζ δερχ Μιλτονς γειʒ σιχ δυνγεν.
Καννν ωειτ νιχτ αʒχ Νορδενς Εδδα βρινγεν;

Es ſoll mich denn alſo eine poetiſche Begeiſterung, bey den alten nordiſchen Sängern *Scalving!*, der Dichterſchwindel genannt, die ſich gleichſam durch einen Sprung erhebt, hoch hinauf führen, damit ich mich auf meine nordiſchen Lieder, oder *Viiſer*, etwas einbilden kann, die bey den *Scaldmoern* d. i. ſingenden Jungfrauen, nicht gewöhnlich ſind. Es ſoll mich in der Geſell-

gelehrten Männer Schriften vorkommt. Dann folgen die abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter und Redensarten. Von allem diesem ist nur etwas angeführet, daß man den Gebrauch des Vorwortes sehe: Nur die zusammengesetzten Nebenwörter (Adverbia) die gewisse Endungsfälle haben, sind alle bemerket.

Von diesem seinem Werke nun einigen Vorschmack zu geben, hat uns der Herr Verfasser von den beyden Vorwörtern für und vor seine Ausführung mitgetheilet. So schwer deren Unterscheid in allen Fällen, auch den Gelehrten selbst, zu beobachten fällt: So viel Undeutlichkeit kan ihre Vermischung zuweilen in eine Rede bringen. Wir haben schon in das II. Stük dieser Beyträge eine Anmerkung davon eingerücket: Allein es kan nicht schaden, auch diese den Liebhabern der Sprachrichtigkeit mitzutheilen. Der Herr Verfasser versichert, daß er dieses durch vieljährige Anmerkungen so sorgfältig abgefasset habe, daß man in allen Fällen daraus werde beurtheilen können, wo für oder vor stehen sollte.

I. Für

Hat einen Klagefall (acc.) dabey wird gemeldet, wie es Hebräisch, Griechisch und Lateinisch gegeben werde, mit Anführung der Scribenten. Darauf wird mit 6 Gründen bewiesen, daß für und vor ganz unterschiedliche Vorwörter seyn. Dabey doch das Andenken Lutheri gerettet wird, daß, ob er wohl, nach der damaligen Zeit, diese Vorwörter ofte, doch auf gewisse Art, verwechselt, er doch allezeit die Fügung recht behalten habe. Es wird auch bemerket, woher die Verwechselung im Reden entstanden.

Geſellſchaft der itzigen *Eubagen*, oder Dichter, die in Orakeln und dunkeln Sprüchen reden, nichts abhalten, in der nordiſchen Dichtkunſt, die *Scaldscapur* heiſst, einen kühnen Sänger abzugeben. Denn kann der Geiſt Miltons den Witz der Deutſchen, wie der Dung ein magres Feld, fruchtbar machen; warum ſollte nicht auch die nordiſche Edda, worinnen ebenfalls die Dichtungen von Himmel und Hölle, Göttern und Ungöttern enthalten ſind, zu eben ſo erhabenem Wunderbaren Anlaſs geben?

Δαδερχ εντχλευς Φον ζαυβεεφ ζυεργεν ριεσεν
Βαλαασκιαλφ Φαλαλ Γιμλ Νιδδαγυρ
Φον Ιλδσκιαλφ Φον Αλφεφν ενδ Φον Δυσεν
Ζυρ χοπφυνγ σιχ βαρδ' eine Φριχε Φλυρ
Στοφ γαρ ζυ ρειχ γεδανκεν αυφζεχυτζεν
Ζυρ νευεϊτ χειν μοχτ ιχς Φρευνδ μυδιχ νυτζεν.

Dadurch würde ſich ein neues Feld für einen Poeten eröffnen, von Zauberern, Zwergen und Rieſen, von *Walaskialf* (Falkenzittern) Odins groſser Stadt, *Valhal*, dem Tummel- Renn- und Exercirplatze verſtorbener Helden, *Gimle* der Sonnenſtadt, *Niddagur* dem häſslichen und garſtigen Straf- und Plaggeiſte, von der zitternden Pforte, oder dem königlichen Throne *Hildskialf*, auf welchem der groſse *Allfater* ſitzt, von deſſen Dienern, den guten Geiſtern *Alfern* und von den *Dyſen*, den Todesgeiſtern, etwas zu erdichten. Dieſes iſt ein ſehr ſtarker Vorrath von Materialien, die Gedanken zu erheben. Ich wünſchte wohl, wertheſter Freund, um den Schein der Neuigkeit zu erhalten, wie es itzo die Mode iſt, etwas davon zu gebrauchen.

Εντθροντ δειν ρυμ δυρ δυρ ερυαχτεν κυνσε
Δειν γειſ δειν φλεις νευαρτιγ νιχτ μειν λιεδ;
Σχων Πινδαρ σανγ βευ ωθμιχεν γεβινσε
Δεν ρεννεφ νιχτ δερ σεινε λευρ Βεμυθ
Μαν φαβελτ ιτζτ' λαος δενν αυς Εδδενς μηρεν
Δες κραυς γεσινγς ερζευγυνγ δις ερκληρεν.

Denn

Denn ſetzete wohl nicht, nach der neuen Art, Dero Lob, die Wiſſenſchaften, welche Sie ſich durch Dero nächtliches Studieren erworben haben, Dero Verſtand, Dero Æmſigkeit meine Verſe herunter, wie einen König von ſeinem Throne? Pindarus ſang ja ſchon nicht mehr bey den Iſthmiſchen Spielen, wenn die Gewinſte ausgetheilet waren, von dem Sieger, der im Wettrennen den Preis erhalten, ob er gleich ſeine Leyer für ihn hatte ſtimmen müſſen. Heutiges Tages liebet man Fabeln und Erzählungen. Vergönnen Sie mir alſo, daſs ich Ihnen, als einem Dichter, aus den Dichtungen der Edda vorſtelle, woher die gekünſtelten Lieder, die wie die Haare einer Braut gekräuſelt ſind, entſtehen.

Au! vie ſo ſark át Kvinðios genvifven
Als Asa mig die troknen ören gaf
En ſkalder is ſo donnert ſie förfifven
Der klingelnd ſlog gleich die in reimen kräfft
Sinn ſux es ux! ſie ſöhlten ſoppelnd ſylben
Die ſpur tret ich mir flugs ſo in ylben.

O weh! der Apollo vom Berge Cyntho hat niemals eine ſo harte Erinnerung gegeben, als mir die nordiſche Dichtergöttinn, Aſa, da ich doch ſchon hinter den Ohren trocken, d. i. klug bin. Sie ſpricht mit einer ſtarken zornigen Stimme, wie ein Donner: ein nordiſcher Sänger, welcher ſo wie du, gleichſam mit Schellen helle geklingelt, und in Reimen geſchrieben hätte, würde nur ſeyn verlachet worden. Mein Sinn, du magſt dich deſſen, ſo wie man eine Sache von neuem hervor ſuchet, wieder erinnern. Sie zähleten nur die Sylben, die ſie zuſammen ſtoppelten. Ich folge ihnen nach; denn ich kann ſo keinen Reim in Ylben finden.

Lauxe denn ierxend leis aux und merke die
Bezeinen der lieder

Γυτερ υνδ βοσερ γετρενντ ερς δοχ νιχτ λανγε
Φερεινετ
Βειμ Οδιν δεμ διεβ υνδ Φαλχ σιχ ερκληρεν-
δεν γοττε.
Αβερ Φραω Λοκε μιρ χλευς δειν κνειπενδερ Φιν-
γερ δυε λιππεν;
Μελδε δυε ϐρσαχ! ϛιλλ . . γϐτ . . Φρειλιχ νιχτ
σανγεν σο σκαλδερ.
Νϖν ιχ ρυϛε μιχ ραχ ζϐμ υνγελεϐτεν ερζηλεν
Ναχ δερ νατϐρ ρεχτ χον δοχ νιχτ γλειχ μυ-
θιχεν βαρδεν.

So ſey denn recht ſtill und gieb ſcharf Achtung, und lerne, wie der Urſprung der guten und ſchlechten Lieder von einander abgeſondert worden, welcher anfänglich, aber nicht lange, beym Odin, der die Kunſt zu dichten geſtohlen hatte, und ſich fälſchlich für einen Gott ausgab, vereiniget geweſen. Aber mir hält die nordiſche Dichtergöttinn mit der Hand gleichſam den Mund ſo feſt zu, daſs es mir wehe thut. Was iſt der Grund dazu? Ich möcht es gern hören. . . Ganz recht . . es iſt wahr, ſo haben die nordiſchen Dichter nicht geſungen. Nun ich will mich munter anſchicken, ſo wie ſie zu erzählen, ob es gleich nicht gelobet wird. Es mag nach der Natur wohl ſchön ſeyn: aber unſere Sänger, die uns Götterfabeln erzählen, ſchreiben doch nicht ſo,

Ιμ ανϐεγινν δερ ερϛεν ταγε
Δες νευγεϐωρενεν νορδερερεχς
Ερϛρεχτε σεινεν κλϐγεν ζεπτερ
Κϖαστερ υϐερ διεσες λανδ.
Ες ϐρενντ ιν υμ ειν γοττλιχ Φευερ,
Φερϛανδ ερφυλλτε γανζ σειν ἀϖπτ.

Ουνδ

Ουνδ μανχερ δινγε κενντιισς ἀττε
Δεν ὠεν γειꝛ ἐλλ αυφγεκληρτ.
Ερ ιες δερ λερερ σεινερ βυργερ
Ουνδ λενκτε σιε ζυρ σιττλιχκειτ.
Λυς σεινεν λιππεν φλοσσεν σπρυχε
Σο συς, αλς ιργενδ νυρ ειν μοꝛ.
Ειꝛ ἐρτεν υν διε βειδεν ζυεργε,
Φιαλλαρο υνδ Γυαλλαρο,
Ουνδ σεινε κλυγέιτ ρειζτε βειδε
Ζυμ εδλεν νειδ, δοχ ꝛραφβαρ, αν.
Ουμ σεινεν χατζ φυρ σιχ ζυ ἀβεν,
Σχλυγ υμ υρ χυερτ δας ἀυπτ ἐραβ.
Ες γινγ κειν τροπφεν βλυτς Φερλορεν,
Σιε φιγεν αλλες σοργσαμ αυφ,
Φερμιχτεν ες μιτ ρειεμ ὀνιγ
Ουνδ βραυτεν ὀλδεν μεϑ δαραυς.
Σιε τραυκεν, υνδ ειν διχτερταυμελ
Ουμζογ υρ ἰρν μιτ γοττερκραφτ.
Δυε κλειυꝛε χαλε ζευγτε γειꝛερ
Ουνδ μαχτε σιννρειχ, κλυγ, βερεδτ.
Οδιν, δεν γρεσσρερ ηργειζ σπορντε,
Δερ αλλεν οβζυσιεγεν ꝛρεβτ,
Ερσιετ δυε λιꝛ σιχ ζυρ γρσελλιν.
Στιελτ σιχ ζυμ μεϑ, υνδ ραυβετ υν.
Ἰνφορτ σολλ κειυες μενχεν λιππε
Μηρ φον δεμ σαφτ βενετζετ σευν.
Δρυμ χλυκτ Οδιν, αυς φολλεν ἐρνερν,
Ἰν γανζ μιτ λαυγεν ζυγεν ειν.
Δοχ ραυβ υνδ ραυβερ σινδ εντδεκκετ,
Δυε Λλφερν χαυεν, δασς ερ τρινκτ.

Σχτεϖ χνυρτ μαν σειnen λειβ ζυσαμμεν,
Δαμιτ νιχτς μερ ίνυντερ φλευξ.
Γλειχ σπριτζτ ειν θειλ νοχ λαυτερν μεθες
Ζυμ μυνδ ιν κλαρεμ ϛραλ έραυς,
Σχιες βογεν γλειχ ιν γολδνε κεσσελ,
Δις κλυγλιχ Λσα υντερ ήλτ.
Ιτζτ χενκτ αυς υμ μιτ σελτνερ γυτε
Σις γειϛ, ερφινδυνγ, σπραχ υνδ μας.
Ουνδ υρε τρινκερ χαφφεν υελτεν,
Γλειχ δερ νατυρ, ειnφηλτιγ χον.
Δοχ κοχτε βειμ Οδιν ιμ μαγεν
Ειν ϛαρκερ θειλ δες γοττερτρανκς,
Δερ σιχ χων δυρχ δις ερξεν υεγε
Ιν κρυμγεβυνδεν ρορεν χλανγ.
Νιχτς ωολλτεν υμ δις Λλφερν λασσεν,
Ες χνυρτ υρ γριμμ υν ενγερ ειν'
Δοχ τριεβ δες λειβριεμς ζυηνγενδ πρεσσεν
Δεν μεθ βις αν δεν αυσσερν χλυνδ.
'Υρ χοσς ερ ζυιχεν ζυεεν βεργεν
Μιτ πρατσελνδεμ γεραυχ υμ ίρ.
Μιτ υιραθ ζειγτ ερ σιχ φερμενγετ,
Νιχτ μηρ ιν ερξερ λαυτερκειτ.
Βαλδ ρολλτ ερ τριγ ιν δικκεν κλυμπεν,
Βαλδ χνελλ ιν υασσερβλασεν Φορτ.
Γερυχ υνδ Φαρβε σινδ γεχηνδετ.
Φραυ Λσα υνδ δις Λλφερν Φλιεν.
Σο γλειχ ερέβτ σιχ επε Φειε,
Δις χοπφετ υν ιν κυπφερ αυφ,
Ουνδ ρειχετ υν μιτ μιλδεν ένδεν,
Αλς Λσα, Φυρ Κυσσερς σαφτ

Δεν

Δεν ιθνγεν λυχερνδεν γεσελλεν
Iν φολλγεχεικτεν ὲριεφν δαρ.
Σιε τρινκεν, θνδ ιμ ἀρτεν ραυθχε
Fρκλινγτ ειν ὲλπριχτ δθνκλες λιεδ,
Δας θνγεφορμτερ θελτεν τρευμε
Iμ μιχμαχ δθρχ ειναν δερ ιαγτ,
Μιτ νευγεβιλδτεν συλβεν χθιρρετ,
Διε βεττελχμθκ δεμ θνσιν λειν,
Ουνδ κθρζ, σο λιεβλιχ, ρειν θνδ γειςιγ,
Αλς υρερ Φειαν νεκταρ, ις.

Im Anfange der erſten Zeiten des neuentſtandenen nordiſchen Reiches, beherrſchete *Knaſer* dieſes Land weislich. Es brannte ein göttliches Feuer in ihm, und er hatte ungemein viel Verſtand in ſeinem Kopfe. Die Kenntniſs vieler Dinge hatte ſeine erhabene Seele erſt recht erleuchtet. Man nannte ihn den Lehrer ſeiner Unterthanen, und er bewog ſie, ſittlich zu leben. Sein Mund war voller Sittenſprüche, die einem ſo ſüſs dünketen, als Moſt. Eines Tages höreten ihn die beyden Zwerge, Fialaro und Gualaro, und ſeine Weisheit verurſachte bey beyden eine edle Misgunſt, die aber doch ſtrafbar war. Sie wollten dieſen ſeinen Schatz für ſich haben, und hieben ihm daher mit ihrem Schwerdte den Kopf ab. Es durfte kein Tropfen Blut verloren gehen; ſondern ſie fingen alles ſorgfältig auf, vermiſchten es mit reinem Honig, und braueten daraus einen lieblichen Meth. Sie tranken davon, und ein poetiſcher Schwindel nahm ihr Gehirn mit einer göttlichen Kraft ein. Die kleinſte Schaale voll davon weckte die Geiſter auf, und machte, daſs man ſinnreich, klug und beredt ward. Odin, welcher ehrgeiziger war, und gern über alle ſeyn wollte, bedienet ſich der Liſt, kömmt heimlich zu dem Methe und nimmt ihn weg. Nunmehro ſoll kein Menſch mehr von dieſem Tranke etwas koſten; drum ſchlu-

ſchlucket er ihn mit ſtarken Zügen aus angefüllten Trinkhörnern ein. Jedoch der Raub und der Räuber werden entdecket. Die Alfern ſehen ihn noch trinken. Den Augenblick ſchnüren ſie ihm den Leib zuſammen, damit nichts hinunter flieſsen ſolle. Es ſpritzt auch gleich ein Theil des noch reinen Methes in einem hellen Strale zum Munde heraus, ſchieſst wie ein Bogen in goldene Keſſel, welche Aſa geſchickt unterhält. Von dieſem Methe ſchenket ſie itzo nur ſelten, aus beſonderer Güte, Geiſt, Erfindung, Ausdrückungen und Sylbenmaaſs, und wer davon trinkt, der dichtet wie die Natur iſt, einfältig ſchön. Doch ein ſtärkerer Theil dieſes göttlichen Trankes kochte ſchon in Odins Magen, und ſchlang ſich durch die erſten Wege in krumgewundene Röhren. Die Alfern wollten ihm aber gar nichts laſſen. Aus Grimm ſchnüreten ſie ihn noch enger. Allein, das zwängende Preſſen des Leibriemens trieb den Meth bis an den äuſserſten Schlund, wo er zwiſchen zween Bergen in praſſelndem Geräuſche umher ſchoſs. Man ſah, daſs er mit Unrathe vermengt und nicht mehr in der erſten Lauterkeit war. Bald rollete er träge in verdickten Klumpen, bald geſchwind in Waſſerbläschen hinweg. Geruch und Farbe waren ſchändlich. Die Göttinn Aſa und die Alfern entfliehen. Den Augenblick ſteht eine Feya auf, die ſchöpfet ihn in ein kupfernes Gefäſs, und reichet ihn, als Aſa, jungen lüſternen Leuten in vollgegoſsnen Trinkhörnern, für Kuaſers-Saft mildiglich dar. Sie trinken, und in einem ſchweren Rauſche ertönet ein holpricht dunkles Lied, das Träume von unförmlichen Dichtungen mit einander vermiſcht, mit neugebildeten Wörtern ſchwirret, welche dem Unſinne einen bettelhaften Schmuck borgen, und kurz, eben ſo lieblich, rein und geiſtig iſt, als der Nectar ihrer Feya.

Genug!

Genug! ſonſt denkt man weiter nichts hinzu;
Und Denken nur macht neuer Lieder Ehre.
Ich ſegne Dich noch, FREUND, zu meiner Ruh,
Nach neuer Art, mit eines Freundes Zähre.
Und ſtralet ſonſt nichts dichtriſches an mir:
So blitze noch mein letzter Ruf: HEIL DIR!

* * * * * * * * * * * * * * * * *

VIII.

Plutarchs Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Griechen und Römer, mit ihren Vergleichungen aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von M. Joh Chriſtoph Kind. VII. Theil. Leipzig verlegts Bernh. Chr. Breitkopf 1753 in 8.

Der gelehrte Herr M. Kind fähret unermüdet fort, uns mit ſeinem deutſchen Plutarch zu beſchenken, der unſern Zeiten gewiß Ehre machet. Wir haben im vorigen Jahre wieder einen Band, der acht ſolche Leben berühmter Männer enthält, von ihm geliefert bekommen; da der vorhergehende VI. ihrer nur vier enthielt. Es ſind dieſelben I. Phocion der große Athenienſer, II. Marcus Porcius Cato der jüngere, III. Agis König zu Sparta, IV. Kleomenes gleichfalls ein Spartaner, V. Tiberius Gracchus ein Sohn der berühmten Cornelia, des africaniſchen Scipions Tochter, VI. Cajus Gracchus, ſein Bruder, VII. Demoſthenes, der große athenienſiſche Redner und Staatsmann; und VIII. Marcus Tullius Cicero, ſein glücklicher Nebenbuhler in der Beredſamkeit. Alle

Alle diese großen Männer sind vom Plutarch so klüglich erwählet, und in Vergleichung gestellet worden, daß man ihm den Ruhm der Urtheilskraft unmöglich zweifelhaft machen kann. Ihre Geschichte aber hat er so fleißig zusammen getragen, in Ordnung gebracht, und unparteyisch beschrieben; daß man ihn in der Beschreibung eines Römers, selbst für einen Römer hält: so wie man ihn in der Beschreibung eines Griechen für einen Griechen erkennet. Da er aber in den meisten Vergleichungen einen Griechen einem Römer entgegen stellet; so hat er uns hier ein paar Griechen nämlich den Agis und Kleomenes mit einem Paare von Römern nämlich den beyden Gracchen vergleichen müssen: weil sie sehr ähnliche Gemüthsarten und Schicksale mit einander gehabt.

Phocion und Cato lebten zu Zeiten, da sie gleichsam nur die Trümmer ihres Staates und der Freyheit zu regieren hatten. Plutarch merket dieses bey dem ersten, mit großer Scharfsinnigkeit an. Der rechtschaffene Phocion, saget er, fand an der Zeit einen harten und mächtigen Widersacher: und seine Tugend ward durch die unglücklichen Umstände Griechenlandes verdunkelt, und an ihrem vollen Glanze gehindert. Denn Sophokles verdiente keinen Beyfall, wenn er die Tugend ohnmächtig abbildet, und saget:

O Herr! Verstand und Muth, und selbst die Tugend weicht,
So bald das Glück von uns mit schnellen Schritten fleucht.

Man

Man muß vielmehr dem redlichen Männern widrigen Glücke nur so viel Kraft beylegen, daß es einigen, statt der verdienten Ehre, und Belohnung, nur Tadel und Verleumdungen zuzieht, und das in ihre Tugend gesetzte Vertrauen mindert.

Bey dieser Stelle machet der Herr Uebersetzer verschiedene gelehrte Anmerkungen, darinn er auch Daciers Anmerkungen verbessert, und zum Theile widerleget. Er thut dieses in der folgenden Note auch in Ansehung des englischen Herausgebers der griechischen Leben Plutarchs, der die gemeine Lesart ἡδομένῳ behalten hat, und zu vertheidigen suchet: dafür Herr M. K. die Verbesserung Cruſers und Daciers in ἐδομένῳ darum beybehält; weil sich das Wort besser zu dem homerischen Worte μειλιχίοις schicket: welches eine Bändigung des Zornes bedeutet. Soviel mag aus dem Phocion zur Probe dienen.

Den Cato kennen unsere Deutschen bisher mehr aus dem Trauerspiele als aus der Geschichte. Hier werden sie sehen, daß die Umstände von seinem Tode fast gänzlich aus der Historie genommen sind. Sie werden auch finden, wie die Bürger in Utika, ihm den Namen eines Wohlthäters und Heilandes gegeben, ja ihn den einzigen freyen und unüberwindlichen Mann genennet. Und ungeachtet sie die Annäherung Cäsars schon wußten, ließen sie sich doch nicht abhalten, Catons Körper herrlich auszuschmücken, ihm ein prächtiges Leichenbegängniß anzustellen, und ihn am Meere zu begraben. Plutarch

setzet

Die Bedeutung des Vorworts Für iſt:

§. I. Schaltweiſe, pro, vicé &c. dabey werden weltliche Scribenten und Gottesgelehrte angeführet.

1. An ſeiner ſtatt, eigene Autorität.
2. An eines andern ſtatt. Iſt
   α. ein Perſonen-Wechſel,
   β. ein Sachen-Wechſel.

§. II. Kaufsweiſe, Commutatio rerum in contractibus. Es wird Autorität angeführet, und hat das Vorwort ſeine Stelle

1. Bey dem Preiſe und Werthe eines Dinges.
2. Bey der Perſon oder dem Dinge, das gekauft oder bezahlet wird.

§. III. Schuldweiſe, pro, cauſa, propter &c. iſt

1. Ein Abtrag, Bezahlung, Erſtattung
   α. wegen Perſonen,
   β. wegen Sachen,
   γ. wegen eines Schadens.
2. Lohn, Strafe ꝛc.
3. Buſſe, Abbitte.
4. Lob, Dank ꝛc.

§. IV. Nutzungsweiſe, appropriatio &c. Es iſt allemal eine Note dabey wegen der Stelle der Vorwörter.

1. Wenn man ſeinen eigenen Nutzen anzeiget.
2. Wenn man einem was zueignet.
3. Wenn einem was zu Dienſte geſchieht, als:
   α. des HErrn Chriſti Verdienſt.
   β. Bitte, Gebet, Fürbitte ꝛc.
   γ. Bemühung, Sorge ꝛc.
   δ. Vertheidigung, Beyſtand.

§. V.

setzet hinzu, daß seine Bildsäule noch zu seiner Zeit mit einem Degen in der Hand daselbst gestanden. Nach diesem Leichenbegängnisse erst dachten die Utikaner an ihre Stadt und an die Gegenwehr. Cäsar aber brach, bey erhaltener Nachricht von Catons Tode, in die Worte aus: Cato! ich gönne dir deinen Tod nicht; da du mir deine Erhaltung nicht gegönnet hast.

Agis ist eben derjenige König von Sparta, von dem wir in der deutschen Schaubühne gleichfalls ein Trauerspiel haben. Dieses stimmet mit der Geschichte noch genauer überein; ist auch auf verschiedenen ansehnlichen Gymnasien mehrmals aufgeführet worden. Vom Agis machet Plutarch a. d. 225 S. diesen Charakter: Agis übertraf den Leonidas (seinen Nebenregenten,). und alle andere Könige, die nach dem großen Agesilaus regieret hatten, an Naturgaben und Edelmüthigkeit. Denn er sagte, als ein junger Prinz, den seine Mutter Agesistrata, und seine Großmutter Archidamia, die das meiste Gold und Silber in Lacedämon besaßen, in der Ueppigkeit, und in allen Reichthümern erzogen hatten, noch vor seinem zwanzigsten Jahre, allen Wollüsten ab; und achtete den äußerlichen Schmuck nicht, um seine natürliche Schönheit damit zu vermehren; sondern machte sich eine Ehre daraus, einen schlechten Mantel zu tragen, nach Art der alten Lacedämonier zu essen, sich zu baden und zu kleiden. Ja er ließ sich öffentlich verlauten: Er wünschete nicht König zu seyn, wenn sie nicht von ihm

ihm ihre väterliche Sitten, und Gebräuche wieder annehmen ſollten. Länger können wir uns bey ihm nicht verweilen.

Kleomenes, ward nach dem Tode des ermordeten Agis, mit Gewalt vom Leonidas, an deſſen hinterlaſſene Gemahlin Agiatis vermählet. Dieſe troſtloſe Princeſſinn gewann gleichwohl ihren neuen und jungen Gemahl allmählich lieb: zumal da derſelbe eine beſondre Hochachtung gegen ihren erſten Gemahl hegte. Er fragte oft nach den Begebenheiten und Schickſalen deſſelben; und hörte ſehr aufmerkſam zu, wenn ſie ihm deſſen Geſinnungen, und Vorhaben, Sparta wieder auf den alten Fuß zu ſetzen, erzählete. Seinen Charakter machet Plutarch ſo:

Kleomenes war von Natur eben ſo ruhmbegierig, großmüthig, mäßig und ſparſam, als Agis; nur daß ihm deſſen Leutſeligkeit und Sanftmuth mangelte: indem er bey ſeiner natürlichen Hitze und Heftigkeit einen ſtarken Trieb empfand, dasjenige, was er einmal als recht und gut erkannte, ins Werk zu ſetzen; und es ſogar für löblich hielt, die Ungehorſamen mit Gewalt zum Guten anzuhalten; wenn er ſie, welches er für löblicher hielt, nicht in der Güte dazu bereden konnte.

Dieſer Gemüthsart zu Folge ſchmolz er den ganzen Lacedämoniſchen Staat um, vergrößerte denſelben, durch die Eroberung von Argos, und des ganzen Peloponneſus, ward aber doch nach vielen großen Thaten zuletzt unglücklich, ſogar daß er nebſt

seiner Mutter und Kindern, in Aegypten gekreuziget ward.

Von den Gracchen wollen wir nur die Beschreibung ihrer ungleichen Beredsamkeit anführen. A. d. 329sten S. heißt es: Was ihre Gesichtszüge, Gebärden, und Bewegungen betrifft: so war Tiberius sanftmüthig und gesetzt, Cajus hingegen hitzig und heftig. Jener blieb deswegen, wenn er eine Rede an das Volk hielt, an einem Orte still stehen, ohne sich zu bewegen, und hin und her zu gehen: dieser hergegen war der erste unter den Römern, der auf der Rednerbühne, hin und her gieng, und sein Oberkleid von der Schulter zurück schlug: wie etwa Kleon in Athen, der erste unter den Rednern gewesen seyn soll, der seinen Mantel zurück geworfen, und sich auf die Hüfte geschlagen hat. Ferner war die Rede des Cajus eben so erschrecklich, und bis zum Entsetzen fürchterlich, als die Rede des Tiberius lieblich, rührend und beweglich war. Die Reden des Tiberius waren rein und ausgearbeitet: hingegen des Cajus seine überredend und ausgeschmücket. Auf gleiche Weise verhielt sich Tiberius im Essen und Trinken, ganz gemein und mäßig; Cajus hingegen war in Vergleichung mit andern zwar auch mäßig und streng; in Verhältniß gegen seinen Bruder aber, gleich jungen Leuten, köstlich und überflüssigen Dingen ergeben: weswegen ihm Drusus einmal einen Verweis gab, als er sich einige delphische Tische von Silber gekaufet, und für ein jedes Pfund 1250 Drachmen gegeben hatte. ꝛc.

In

In dem Trauerſpiele Cornelia ſind dieſe Charactere auch ziemlich beobachtet.

Demoſthenes und Cicero endlich ſind viel zu groſſe Männer geweſen, als daß wir es wagen wollten, etwas weniges von ihnen anzuführen. Man muß ſie ganz kennen lernen, und alſo ihre Leben ſelbſt leſen.

IX.

Eine Fabel.

Die Graſemücke und der Spatz.

Die ſchönſte Sie, für eine Graſemücke,
Sang in dem Grünen ſanft; ſie ſang, und liebte nicht.
Doch fehlt es Vögeln gleich in dieſem Stücke:
Der Stimme Reiz erſetzt, was ihnen dran gebricht.
Sie kamen aus den nahen Büſchen
Mit Haufen abends und auch früh:
Sie hörten, und erhoben ſie;
Der alte Neid ſogar begann ſich drein zu miſchen.
Ein Spatz kam auch von Zeit zu Zeit;
Sein ganz Verdienſt war Treu und Redlichkeit.
Er hörte mit die holde Sängerinn;
Geheime Luſt ergetzte Herz und Sinn:
Vernahm ſein Ohr, wie man die Stimme pries.
Doch, wann die Kunſt ſich in b. moll erwies:
So ward der freye Spatz gar oft dadurch verletzet;
Da doch manch andrer Ton ſein fein Gehör ergetzet.
„Soll ich allein ein dreiſtes Stückchen wagen?
So hörte man den Spatz ganz leiſe ſagen.

„Hier sind noch andre Vögel mehr,
„Die Kenner sind; wie kömmts? sie schweigen rings umher!

„Ich sehe das Geheimniß ein:
„Sie lieben nicht die Grasemücke!
„Ihr bloßer Zeitvertreib allein,
„Macht, daß ich sie allhier erblicke.
„Indeß beklag ichs doch!
„Vollkommen wär die Grasemücke;
„Verbesserte sie nur in diesem Stücke
„Die fehlerfreyen Lieder noch!
„Wohlan! ihr Vortheil lehrt mich sprechen!
„Ich will das lange Schweigen brechen.„
Er wagts, wiewohl bey Muth und Flug,
Das Herz ihm in dem Busen schlug.
Zu allem Glücke traf er sie auch ganz allein:
Was bracht' ihm nun der Rath für einen Vortheil ein?
Der Spatz konnt' es nicht wiedersagen:
Wer wird ein weiblich Herz jemals zu lesen wagen?
Seit diesem Schritte kam er ihr verwägen vor:
Was war der Treue Lohn? Daß er die Huld verlohr.

Dieß ist des Biedermannes Bild!
So wirds ein Herz, das redlich liebet, meynen.
Der kleinste Fehler wird für ihn ein Laster scheinen;
Weil alles ihn an seinem Freunde gilt.
Je näher Zärtlichkeit, und Ehr, und Ruhm: ihm gehen;
Je mehr erhitzt er sich, ihn sonder Fehl zu sehen.

Frhr. von Schönaich.

X.

Per lo Riſtabilimente delle ſcienze & Riforma degli ſtudii fatta nell' Univerſità di Vienna, dalla Sac. Imp. Reale Maeſtà de MARIA TERESA, Regina d'Ungaria e di Boemia &c. &c. Canzone del Conte Daniele Florio Udineſe, preſentata nel Giorno del glorioſiſſimo nome della Maeſtà ſua. Vienna d'Auſtria M DCC LIII. appreſſo Kaliwoda.

Was die auf der Wiener hohen Schule geſchehene Verbeſſerung für Ruhm verdiene, wiſſen uns nunmehr auch ſchon die Italiener zu ſagen. Der Herr Graf Florio von Udine hat ſie mit einer recht pindariſchen Ode beſungen: davon wir unſern Leſern einigen Begriff geben wollen. Sie beſteht aus 14 großen Strophen, deren jede aus 13 Zeilen beſteht. Ob ſie feurig und poetiſch ſey, wird der Inhalt der erſten Strophe zeigen.

„Sind das die Ufer des gefrornen Iſterſtroms?
„Sind das die Moriker, das rauhe Volk, das ehe-
„mals dem Frieden und Wiſſen ſo gehäſſig war?
„Waffen, Roſſe und Kriegsgetümmel höre ich zwar
„drinnen ertönen, und ſehe auch die brennende Fa-
„kel der alten Tapferkeit noch. Allein was für ei-
„ne freudſchaftliche Macht der Sterne oder der Zei-
„ten verwandelt niedrige Hütten, und unwegſame
„Wälder in goldne Dächer und blühende Gärten?
„und hat mit fremden Künſten die langſamen Gei-

„ſter entzündet und geputzet? Wie am Pireäus, an „der Tyber und am Nil, ſo haben auch hier die „Wiſſenſchaften, und ſchönen Künſte eine Zuflucht„.

Es iſt wunderbar, daß die Wälſchen es itzo erſt erfahren, daß zu Wien ein Sitz der Studien iſt: da doch dieſe hohe Schule die älteſte in Deutſchland, und ſeit 500 Jahren geſtiftet iſt. So weit haben es die bisherigen Gelehrten und Profeſſoren daſelbſt gebracht! doch noch eine Strophe. Es ſey die dritte.

„Die Kunſt, Völker in den harten Ketten der „Unwiſſenheit unterdrückt zu erhalten, ſtützet nur „den wilden Stolz der Tyrannen, die unter Larven, „die ſie dem dummen Pöbel zeigen, ihre Macht auf „die Furcht gründen und glauben, daß ſie den Haß „nicht zu fürchten haben. Wer ſeinen Thron auf „feſtere Gründe bauet, bettelt nicht um die Kraft „knechtiſcher Irrthümer, und feſſelt die Freyheit „zu denken nicht unter barbariſchen Ketten: ſondern „reizet und entzündet edle Geiſter mit den Spornen „der Ehre, die Wahrheit zu forſchen, bewundert ihre „Schwünge, und krönet ihren ſchönen Schweiß„.

Iſt das nicht viel, wenn Italiener von der Freyheit zu denken, zu reden anfangen? Doch wir wollen auch eine Originalſtrophe mittheilen, die Deutſchland zur Ehre gereichet; ſo wie die folgende die wahre Urſache von dem Verfalle der Gelehrſamkeit bey den alten Römern anzeiget.

Genio Germano or rammentar ti giova
L'antiche ingiurie, e i ſecoli infelici,
Ingombri di feroce orror ſelvaggio.
Sparſo or di luce inuſitata, e nuova,

Colei

Colei ringrazia, che co' fauſti auſpici
Su te diffonde di ſua mente un raggio.
Poichè lampi deſtò del bel corraggio
La gran TERESA a ſuoi guerrieri in petto,
E pronte vide l'armi a pie difeſe;
Volge a quiete impreſe
Il ſecondo d'idee chiaro intelletto;
E alterna col trattar d'aſte, e di ſcudi
L'util piacer de' manſueti ſtudj.

Genio! tu ſtai penſoſo in ſu la ſorte
Di Grecia, e Roma, che fra ſtudj inermi
Videro già languir l'alme guerriere.
Temi, che accolto in luminoſa Corte
Il placido ſaper poſſa men fermi
Rendere i cor delle agguerrite ſchiere.
Non fù il ſaper, ma il lubrico Piacere,
E il Luſſo inſano di Richezza Figlio,
Che de'Latini il fervido talento
Fé neghittoſo, e lento:
E l'egra Libertà poſe in eſiglio.
Il Luſſo fù, che all'ammollita Atene
Di Filippo formò l'aſpre catene.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XI.

Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte.

Da die hieſige Geſellſchaft der freyen Künſte jährlich zwo öffentliche Verſammlungen anſtellet, nämlich den 5ten März, als an dem

hohen Namensfeste Sr. Kön. Majestät, imgleichen Sr. Kon. Hoh. des durchl. Churprinzen, wie auch des durchl. Erbprinzen zu Sachsen; und sodann den 5ten Sept. als am hohen Geburtsfeste, des durchl. Churprinzen Kön. Hoheit: so hat sie auch am verwichenen 5ten März, den hohen Friedrichstag feyerlich begangen. Auf einem ansehnlichen und geraumen Saale geschah die Versammlung derselben, gegen 3 Uhr Nachmittags, bey welcher sich der itzige Herr Rector Magnificus, Herr D. Siegel, ein Rechtsgelehrter, verschiedene königliche Kammer- Hof- und Appellationräthe, vornehme Grafen und Cavallier, ansehnliche Rechtsgelehrte, Professoren und Geistliche, nebst einer Menge von Studirenden einfanden.

Den Anfang der Vorlesungen machete Herr D. Joh. Christoph Wilhelm Steck, B. R. D. aus dem Wirtenbergischen, mit einer Abhandlung von den Mängeln der in dem Reiche herrschenden Schreibart der Kanzleyen; als deren Fehler er ordentlich durchging und begreiflich machete. Dieses war zugleich die Antrittsrede des Herrn Doctors in diese Gesellschaft, als ein Ehrenglied derselben.

Die Aufnahme desselben geschah durch Herrn Prof. Johann Christoph Gottscheden, als Vorstehern der Gesellschaft. Es handelte selbiger von der wahren Bedeutung des Wortes Feudum, die er aus der ältesten deutschen Sprache erläuterte: und hier zeigte er nicht nur, daß des Obertus, eines italienischen Juristen Ableitung, von Fede, Fides, fidelis, sondern auch des Grotius Meynung ungegrün-

det und unbequem ſey; der es von Fe, d. i. Vieh, und od, ein Gut oder Eigenthum herleiten wollen. Er ſelbſt erklärte ſich für Stiernhielms Meynung, die es von Föda, Foden, Fodern, d. i. Futter, füttern, d. i. dem ernähren und Unterhalte des Ritterpferdes, und Ritters ſelbſt, hergeleitet. Weil nämlich die alten Kriegsleute ihren Königen und Fürſten ohne Sold zu Felde folgten: ſo pflegten dieſe denen, die ſich wohl hielten, ſolche Landgüter zur Verpflegung ihrer Perſonen und Ritterpferde zu verleihen; mit dem Bedinge, daß ſie nächſten Feldzug wieder aufſitzen, und mit ihnen ins Feld ziehen ſollten. Hier wies er, daß ſolches ſowohl dem Alterthume, als den Zeugniſſen vieler Scribenten gemäß ſey, welche die Verpflegungen von Menſchen und Pferden, Fodrum, und Foderum genennet haben.

Endlich las Herr Prof. Ernſt Friedr. Wernsdorf, der Geiſtl. Alterth. ord. Lehrer allhier, eine gelehrte Unterſuchung aus der ſächſiſchen Geſchichte vor: Ob nämlich der heilige Bonifacius, der vermeynte Apoſtel der Deutſchen, das Chriſtenthum auch in Leipzig zuerſt gepflanzet habe? Die gemeinen Chroniken behaupten ſolches; allein, wie der Herr Profeſſer wies, ohne ſattſamen Grund. Hingegen zeigte derſelbe mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß das Chriſtenthum in Thüringen und andern deutſchen Landen ſchon viel älter geweſen; bey den Sorben und Wenden aber, die damals noch in dieſen Gegenden gewohnet, ohne gewaffnete Hand, und Kenntniß ihrer Sprache einzuführen, gar nicht möglich geweſen; an wel-

§. V. Hülfsweiſe, oder Mittel wieder ein Ungemach.

NB. wird von vor unterſchieden.

§. VI. Beſchreibungsweiſe.

§. VII. Zahlweiſe.

NB. Nach den erſten 5 Abſätzen wird gezeiget, wie unſere Herren Gottesgelehrten des Herren Chriſti Gnugthuung und Verdienſt, ſo für uns geſchehen, wider die Socinianer gerettet, nach der eigentlichen Bedeutung des Hebräiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen und unſers deutſchen Vorwortes Für.

Nun folgen die zuſammengeſetzten: denn abgeleitete Wörter finden ſich hier nicht, aber wohl gewiſſe Redensarten.

II. Vor, ante, coram u. ſ. f.

Hat einen Klagefall (acc.) und Nehmefall. (abl.)

Einen Klagefall, wenn es die Bewegung nach einem Orte bedeutet.

Einen Nehmefall, wenn vorkömmt

§. I. Eine Gegenwart.

1. Vor Perſonen.

2. Vor einem Orte.

§. II. Eine Verborgenheit.

§. III. Ein Obiectum oder Gegenſtand, es ſey Perſon, Ding, Sache, davor eine Gemüthe- oder Leibes-Bewegung entſteht, als:

1. Eine Ehrerbietung oder Ehrfurcht.

2. Ein Abſcheu, Eckel, Furcht, Grauen ꝛc.

§. IV. Eine Verbergung der Perſon oder Dinges.

1. in Ungnaden zum Leiden,

2. in Gefahr zum Schutz.

§. V. Eine Urſache, wodurch

1. was geſchieht.

chen beyden Mitteln aber es dem guten Bonifacius gefehlet hätte.

Alle drey beschlossen ihre Vorlesungen mit den brünstigsten Wünschen für die hohe Wohlfarth und Glückseligkeit des königlichen Churhauses Sachsen. Alsdann trat bey dem Schlusse der Secretär der Gesellschaft hervor, und überreichte dem Herrn Grafen von Schönberg, dem Herzoglichen Wirtembergischen Hofjunker, Baron von Seckendorf, und dem Herrn D. Steck, die Versicherungsschriften der Gesellschaft, dadurch sie zu Ehrengliedern derselben erkläret wurden, worauf die ganze Versammlung vergnügt auseinander gieng.

* * * * * * * * * * * * *

XII.

Der Gram.

Solle' ich den Gram mit Dornen nähren?
Kann wohl ein Mensch die Welt bekehren?
Nein! nein!
Es mögen sich gemeine Seelen
Mit überdachtem Kummer quälen:
Ich will erhabner seyn.

Der Träume schwankendes Gefieder
Bringt mir des Tages Unmuth wieder.
Nein! nein!
Was mich vermag des Nachts zu kränken,
Das will ich nicht bey Tage denken:
So werd' ich fröhlich seyn.

Solle'

Sollt' ich wohl auf die Fügung toben,
Die Ziel und Frucht am Ende loben?
Nein! nein!
Du, Zeit! verhülle meine Tage;
Bedecke Luſt, ſo wie die Plage:
So werd' ich mäßig ſeyn.

Sollt' ich der Großen Prunk beneiden,
Weil Thoren ſich in Seide kleiden?
Nein! nein!
Sie büßen auf den Schwanenbetten,
Gar oft in ſelbſtgeſchmiedten Ketten:
Ich will entfeſſelt ſeyn!

Sollt' ich den Lieblingen nicht gönnen,
Am Feuer, das ſie wärmt, zu brennen?
Nein! nein!
Es ſoll mich mein Kamin erquicken,
Wenn ſie in Weihrauchsdunſt erſticken:
Das wird geſünder ſeyn!

Sollt' ich in grünen Zederzimmern,
In oft erkauften Bändern ſchimmern?
Nein! nein!
Ich will mir einen Orden kaufen,
Mit dem wohl niemals Thoren laufen:
Das ſoll die Tugend ſeyn!

Sollt' ich mich auf die Hufe ſetzen,
Begrauter Ahnen Gut verhetzen?
Nein! nein!
Mein Schloß erwecket mir kein Grauen;
Sah ich es gleich vom Vater bauen.
Es mag auch räuchricht ſeyn!

Sollt' ich mir in gesteiften Falten
Vielleicht geheime Schreiber halten?
Nein! nein!
Ich will mich nicht der Hände schämen,
Und meinen Kiel ehr selber nehmen,
Als Häuchlern dienstbar seyn.

Sollt' ich den großen Herren spielen,
Wann Diener mir mein Feld zerwühlen?
Nein! nein!
Ich will mit keinen Würmern essen,
Die ärger, als der Kornwurm, fressen:
Mein Gut soll meine seyn.

Sollt' ich in andrer Seelen freyen,
Die nur des Pöbels Tadel scheuen?
Nein! nein!
Der Pöbel soll für mich nicht wählen:
Ich will mich nur für mich vermählen;
Und das soll Tugend seyn!

Sollt' ich mich für den König wagen,
Um Wunden nur davon zu tragen?
Nein! nein!
Wird einst ein Fürst nur Tugend lohnen:
So will ich auch mein Blut nicht schonen.
Doch das wird schwerlich seyn!

Sollt' ich mich etwa spitzig rächen,
Wenn Schweizer von mir übels sprechen:
Nein! nein!
Sie haben Kl = = Wuth erhoben:
So schimpfte mich ja wohl ihr Loben:
Ihr Fluch wird besser seyn.

So

So willſt du, Stolzer! dich nicht grämen;
Nicht Antheil an der Menſchheit nehmen?
Nein! nein!
Ich will mich nur vom Laſter ziehen,
Was Thoren nicht; nur Weiſe, fliehen;
Das ſoll mein Gram nur ſeyn!

* *

XIII.

Nouvelle Traduction du Livre de Quintilien, L'Inſtruction de l'Orateur. Par M. L'Abbé Gedoyn, de l'Acad. Franç. Paris 1753. D. i.

Neue Ueberſetzung des Buches vom Quintilian: Unterricht eines Redners betitelt. Durch den Herrn Abt Gedoyn, der franzöſiſchen Akademie Mitglied.

„Die römiſche Beredſamkeit, ſchreibt der „Herr Abt in der Vorrede, nachdem „ſie durch verſchiedene große Redner auf „den höchſten Gipfel war gebracht worden, inſonder„heit aber durch den Hortenſius und Cicero, „empfand gar bald das Schickſal aller menſchlichen „Dinge: die nicht lange in einerley Zuſtande blei„ben, und ihrer Abnahme niemals näher ſind, als „wenn ſie im vollen Wachsthume zu ſtehen ſcheinen. „Gleichwohl erhielten ſie Meſſala und Pollio noch „einige Zeit; nach ihnen aber eilete ſie zu ihrem „Untergange. Quintilian ſetzete ſich vor, ſie zu „ihrem

„ihrem ersten Glanze zu erheben. Er stritt wider „den bösen Geschmack seiner Zeiten, unternahm die „Vertheidigung der Alten, und behauptete kühnlich: „daß es gefährlich sey, sinnreicher seyn zu wollen, „als Demosthenes, Cicero, Homer, Virgil „und Horaz. Er selbst schrieb den Rednern die „Regeln zu einer männlichen, edlen und gründlichen „Beredsamkeit vor, die weniger an das Gefallen, „als an den Nutzen denkt. Er selbst brachte sie „durch seine gerichtliche Reden, wieder vor die Ge„richtsschranken; und bey seiner nachmaligen Ein„gezogenheit, setzete er gegenwärtiges Werk auf, so „das beste ist, welches wir in der Rhetorik haben. „Alle Menschen, die sich der Kanzel, den Rechtshän„deln, und den Gelegenheiten öffentlich zu reden wid„men, ja alle die von dergleichen öffentlichen Red„nern urtheilen wollen, sollten dieses Buch inne „haben.„

Des Herrn Abtes Gedoyn Uebersetzung wird denenjenigen sehr zu statten kommen, denen das Lateln nicht sehr geläufig ist: allein auch diejenigen, die es noch so wohl verstehen, werden sie nicht ohne Nutzen lesen. Sie ist ungezwungen, kurz gefaßt, zierlich, und meistentheils richtig gerathen.

XIV.

Die Kleinigkeit.

Wann Deutsche nicht ihr Deutsch verstehen;
Und Schnitzer im Lateine sehen:
Das ist nur Kleinigkeit.

Doch,

Doch, wann man griechsch im Deutschen singet,
Sich hoch, so wie ein Kl ∘ ∘ schwinget:
Das führt zur Ewigkeit!

Wann man der Alten Lehren lehret;
Homere nebst Virgilen ehret:
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch, wenn man funfzig Thoren plündert;
Wie Milton stiehlt; wie B ∘ ∘ r kindert:
Das führt zur Ewigkeit.

Wie Opitz, Flemming, Dach zu singen,
Und Günthern, Pietschen nachzuringen:
Das ist nur Kleinigkeit.
Der Höllen Geister auszuspüren;
Noch schlechter, wie Lucil, scandiren:
Das führt zur Ewigkeit.

Der alten Deutschen Tugend ehren,
Die Tugenden in Reimen lehren:
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch von beschnittnen Schäfern spielen,
Und Gletscher im Gehirne fühlen:
Das führt zur Ewigkeit.

Die Laute stimmen, eh man greifet;
Die Flöte wässern, eh man pfeifet:
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch Pauken statt der Flöte schlagen,
Die Nymphen in die Sündfluth jagen:
Das führt zur Ewigkeit.

Auf Wohlklang und auf Abschnitt merken;
Durch Anmuth den Gedanken stärken:
Das ist nur Kleinigkeit.

Doch alle Regeln zu verachten,
Und denken, wie nicht Barbarn, dachten:
Das führt zur Ewigkeit.
Wer denkt denn ſo? die wilden Lieder!
Es harrt mit ewigem Gefieder
Auf ſie die Ewigkeit.
Wir fliehen zu der Dichter Schatten,
Die unſern Reim geſchmücket hatten:
Und das iſt Kleinigkeit!

Frhr. von Schönaich.

XV.

Clemens de la Poëſie françoiſe.

Paris. 1753.

D. i.

Erſte Gründe der franzöſiſchen Dichtkunſt.

Dieſes Werkchen iſt ſehr methodiſch geſchrieben. Gleich anfangs zeiget es das mechaniſche Gebäu der Verſe, ihre Schönheiten, und Fehler; ferner die Beſchaffenheit der Gedanken und Begriffe. Hierauf führet der Verfaſſer, ſeine Leſer zu jeder Gattung der Gedichte, und dann zergliedert er die Schreibart jeder Gattung derſelben. Gleichwohl iſt es noch keine vollſtändige Dichtkunſt, als wovon dieſes Werk weit entfernet iſt. Es kann nur jungen Leuten beyderley Geſchlechts dienen, die einigen Begriff von der franzöſiſchen Poeſie haben wollen: und dergleichen ſeichte Bücher giebt es bereits ſo viele von dieſer Materie, daß dieſes keinen ſonderlichen Nutzen weiter haben wird, als deren Zahl zu vermehren.

Ende des Lenzmonats 1754.

Exempel des musicalischen Rhythmi der Alten.

Hexameter.

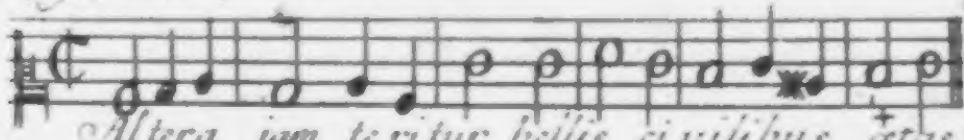

Pentameter.

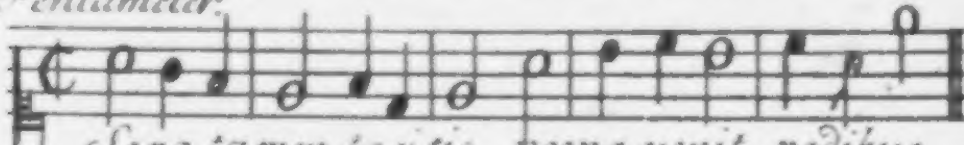

Adonica.

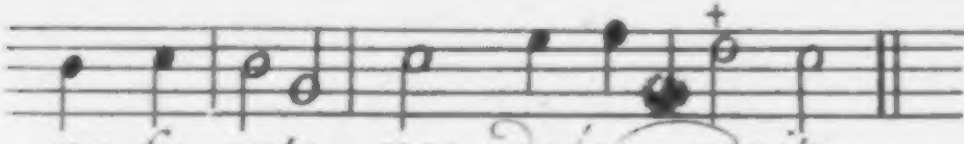

Iambi puri.

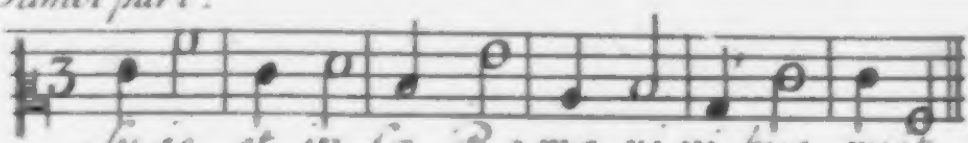

Asclepiades.

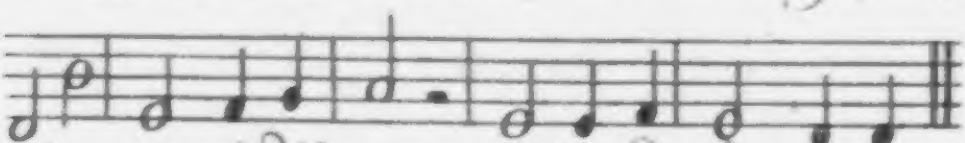

Neuestes n. 4. 1754.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Oſtermonath 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1754.

2. was gehindert wird.

§. VI. Der Vorzug in einer Vergleichung ungleicher Dinge.

§. VII. Eine Zeit.

1. Wenn?

2. Wie lange vorher?

Darauf folgen Zeitwörter, die gewisser massen beyde Fälle zu sich nehmen. Da kommen vor abgeleitete, zusammengesetzte, sonderlich diejenigen Wörterchen, die gewisse Fälle regieren. Endlich Redensarten nach der eigentlichen Deutung des Vor.

Auf nothdürftige Weise sind die bemeldeten Vorwörter ausgeführet.

Dem folget eine Zugabe von dem Endungsfalle gewisser einfacher Nebenwörter, Zwischenwörter und gewisser Nenn- und Zeitwörter.

Es wäre zu wünschen, daß dieses allem Ansehen nach wohlausgearbeitete Werkchen, welches in allem etwa 12 Bogen austragen dörfte, je eher je lieber zum Vorschein kommen möchte. Dergleichen besondre zur Sprachkunst gehörige Materien werden demjenigē einmal sehr dienlich seyn, der eine vollständige deutsche Grammatik mit der Zeit wird ausarbeiten wollen. Nur dieses wünschen wir dabey, daß es dem Herrn Verfasser, und allen andern, die in seine Fußtapfen treten wollen, künftig belieben möge, sich aller lateinischen Kunstwörter, so viel immer möglich ist, zu enthalten. Wir müssen unsre Sprachkunst nicht nur denen zu gut in Richtigkeit bringen, die schon lateinisch können: sondern auch denen zum Besten, die es weder können, noch jemals lernen werden. Soll man denn um seine Muttersprache recht zu reden und zu schreiben,

erst

ROUSSEAU.

L'Amour du Vrai me fit Lui-même Auteur ;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Franciſci Maria Cæſaris, THERESIA, ſive oſtenta Dei O. M. edita pro Auguſta MARIA THERESIA Romanorum Imperatrice, Regina Germaniæ Hungariæ Boemiæ &c. &c. L. XIV. Viennæ Auſtriæ. Ex Typogr. Agheliano 1752 in 4. 728 S. ohne die vielen Zuſchriften und Regiſter.

Wir haben dieſes Werk etwas ſpät nach Leipzig bekommen; wollen es aber gleichwohl unſern Leſern nicht unbekannt laſſen; da nicht oft ſolche weitläuftige und ſo wichtige poetiſche Werke ans Licht treten. Das Lob einer ſo großen Kaiſerinn giebt außerdem einem Gedichte allemal einen vorzüglichen Werth: geſetzt, daß es nicht in einer ſo angenehmen und ſchönen Poeſie beſchrieben wäre, die den alten Dichtern ſo glücklich nachahmet als dieſes *.

* Hieraus mögen vernünftige Leſer urtheilen, ob wir Feinde von der lateiniſchen Dichtkunſt ſind; wie uns ein gewiſſer Schulrector im Harze, vor einiger Zeit, in einer Einladungeſchrift beſchuldigen wollen: der gleichwohl die ganze Vortrefflichkeit der lateiniſchen Dichtkunſt, recht tertianermäßig, in den bloßen Quantitäten der Sylben ſuchet.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man dieß Gedicht für ein Heldengedicht, oder für eine Epopöe in

ſuchet. Wir erſehen dieſes aus den beliebten freyen Urtheilen des vorigen Monaths, die in Hamburg herauskommen. Ob nun wohl ſolche Läſterungen im Winkel ſteckender Sylbenhelden, bey der gelehrten Welt wenig Eindruck machen: ſo wollen wir doch um einiger andern Willen, etwas darauf erwiedern. Wir fragen alſo: Obwohl derjenige ein Feind der lateiniſchen Poeſie ſeyn könne; der 1) In allen ſeinen Schriften die Muſter der lateiniſchen Dichter des beſten Jahrhunderts zu Muſtern anpreiſt, und ihre Vortrefflichkeiten zeiget? Der 2) bey aller Gelegenheit Stellen aus ihnen anzieht, und dadurch zur Gnüge zeiget, daß er ſie geleſen hat? Der 3) ſelbſt lateiniſche Dichter neuerer Zeiten, wie des Cardinals Polignac Antilucrez, mit ſeiner Vorrede, in neuen Ausgaben ans Licht ſtellet? Der 4) in ſeiner Einladungsſchrift, die er als Profeſſor der Poeſie geſchrieben, de Poetis Philoſophis Reipublicæ utiliſſimis, ein großes Lob und Verzeichniß der vornehmſten lateiniſchen Lehrdichter ausgeführet? Der 5) in ſeinen Monathſchriften lateiniſche poetiſche Werke, die der Mühe werth geweſen, z. E. Stays Philoſophiam verſibus traditam, und noch unlängſt den Grotium in Nuce des Herrn von Scheyb, mit Ruhme hervorgezogen. 6) Auch ſolchen, die ſich mit ſchlechten lateiniſchen Gedichten ans Licht gewaget, wie vor einiger Zeit von einem Wiener oder Ungar geſchehen, ihren verdienten Text geleſen? Alles dieſes iſt theils aus Herrn Prof. G. Schriften, theils aus dem neuen Büchersaale der ſch. Wiſſ. theils aus unſerm Neueſten ſo klar, als die Sonne. Das aber geſtehen wir, deſſen ungeachtet gern: daß wir geſtümpelte, harte, unverſtändliche und abgeſchmackte lateiniſche Verſe nicht leſen mögen; womit gewiſſe Leute, die das Verhängniß im Zorne zu Poeten gemachet, die Welt beläſtigen. Dieſe verdienen ihr Schickſal, daß ſie Ladenhüter bleiben, und keine Leſer finden:

in engern Verſtande halten wollte: ob man es gleich ganz billig für epiſch ausgeben kann. Denn es er-

finden: und müſſen unſre Mäßigung mit Danke erkennen, wenn wir ſie nicht nach Verdienſte beurtheilen, ſondern mit Stillſchweigen übergehen. Indeſſen haben wir in Sachſen Männer, deren lateiniſche Gedichte den wahren Geſchmack des Alterthums zeigen; z. E. des Herrn Gen. Superint. zu Dresden D. Am Ende, vortreffliche Ueberſetzung von Popens Verſuch vom Menſchen; des ſel. Hn. Hofrath Menkens und Herrn D. Hebenſtreits Gedicht; aus deſſen poetiſchen Phyſiologie in Verſen wir mit Vergnügen einen Auszug gemachet haben würden: wenn ſie zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehörete.

Endlich aber ſind wir freylich der Meynung, 1) daß es nicht nur viel leichter, ſondern auch viel nützlicher, folglich auch viel rathſamer iſt, in ſeiner eigenen Mutterſprache zu dichten. 2) Daß alle geſcheide Völker ſolches gethan haben: indem kein Griech jemals ägyptiſche oder phöniziſche; kein Römer aber griechiſche Verſe gemachet. 3) Daß wir eben des Glaubens ſind, deſſen Horaz geweſen; den ſein plagoſus Orbilius auch in ſeiner Jugend, griechiſche Verſe zu machen, angehalten haben mochte. Allein was dachte er von dieſer ſeiner kindiſchen Beſchäfftigung, als er zu Verſtande kam? Wir wollen ihn ſelbſt hören. Serm. L. I. Sat. X.

Atque ego, *quum græcos facerem*, (natus mare citra)
Verſiculos: vetuit me tali voce Quirinus;
Poſt mediam noctem viſus, quum ſomnia vera:
In Sylvam non ligna feras inſanius; acſi
Magnas Græcorum malis implere catervas.

Fiat applicatio! Doch nur auf diejenigen, die, wie der Herr Rector, die Schönheiten der lateiniſchen Poeſie bloß im Sylbenmaaße zu ſuchen und zu finden wiſſen; den wahren Geiſt der alten Lateiner hingegen nicht fühlen.

zählet, ſeinem Titel gemäß, die Wunder Gottes, die er der Kaiſerinn-Koniginn Maria Thereſia zu gut gethan hat. Dieſe Wunder aber ſind nicht auf einen Tag, oder in einem Jahre geſchehen; ſondern vom 1740ſten Jahre an, bis die Franzoſen aus ganz Italien geſchlagen worden. Dieß ſind nun drey bis vier Jahre, und darinn iſt ſo manche That geſchehen, deren jede den Stoff zu einem Heldengedichte hätte abgeben können. Es iſt alſo dieß Gedicht mehr mit Lucans pharſaliſcher Schlacht, oder mit des Silius Beſchreibung des puniſchen Krieges; als mit der Ilias, oder Aeneis zu vergleichen. Kurz es iſt eine Hiſtorie in Verſen; wie der Verfaſſer ſelbſt geſteht, wenn er bald anfangs ſchreibt:

Der veniam, non ulla meos quod fabula verſus
Diſpunget: ſcelus eſſe reor, ſi certa Tonantis
Prodigia, intruſis ſtudeam corrumpere nugis.

So gewiſſenhaft iſt unſer Dichter auch in weltlichen Geſchichten! O! wenn doch unſre geiſtlichen Epopöenſchmiede es in bibliſchen Offenbarungen und Geheimniſſen auch geweſen wären.

Doch wir müſſen dieſem Werke ſelbſt etwas näher treten. Das iſt etwas ſonderbares, daß es eine große Menge von Zueignungsſchriften hat. Das I. B. iſt an den Pabſt beſonders, und an den Kaiſer wieder beſonders: das II. an die Kaiſerinn Königinn, das III. an den Erzherzog Joſeph das IV. an den König von England, und beſonders noch an den Prinzen von Cumberland, das V. an des Königs von Pohlen Maj. und wieder-

um

um beſonders, an der Durchl. Churprinzeſſinn kön. Hoh. das VI. dem Könige von Sardinien, das VII. dem Grafen Joſeph von Harrach, und dem Gr. Ferdinand von Harrach beſonders. Das VIII. dem Grafen Joſeph, und Grafen Ludewig von Revenhüller; das IX. dem Grafen Tarouca, das X. dem Gr. Haugwitz; Das XI. zween Grafen von Choteck; Das XII. dem Fürſten Joſeph Adam von Schwarzenberg; Das XIII. dem Grafen Nadaſti, und das XIV. dem Baron Fitſchner, Präſidenten in Florenz, zugeeignet. Das ſind nun ſo zwanzig Dedicationen bey einem einzigen Buche: und in dieſem Stücke übertrifft es alſo noch des Pine londonſchen Horaz. Nun gehe man hin und ſage, daß nur die deutſchen Poeten verſchwenderiſch mit ihren Liebkoſungen umgiengen!

Die Stärke des Verfaſſers im Dichten, wollen wir auch durchaus nicht in dieſen Zueignungsverſen ſuchen. Hier würde ſie gerade am ſchlechteſten ausfallen. Das erſte Buch beſchreibt den erſten ſchleſiſchen Feldzug, und die daſelbſt mit den Preuſſen bey Molwitz vorgefallene Schlacht. Der Anfang des Dichters wird bald ſeinen Geiſt zeigen:

Thereſiæ heroos animos, mentemque feracem
Quorum præſidio tantos intrepida belli
Non modo ſuſtinuit nimbos, dijecit at illa:
Et ſola Europæ vires plerœque coactas
Reppulit obluctans; ſoliumque invicta paternum
Aſſeruit vindex variis &c. texit ab armis:
Haud equidem poſſum, quin dicam carmine &c. menti
Ex ejus meritis talis furor ingruit ortus.

Es iſt wahr, daß dieß Vorhaben ein wenig zu weitläuftig fällt, und folglich etwas matt wird. Indeſſen ſetzet er noch hinzu, daß er nicht ſowohl Lobſprüche der Königinn, als vielmehr Gottes beſingen wollen, der ihr zu gut ſo viele Wunder gethan hätte. Nun folget die Anrufung, an eben denſelben.

Hinc ego, dum proni dicam portenta Tonantis,
Pro Matre Auſtriaca paſſim patrata: valete
Pierides, Phœbus valeat! Tu Rector Olympi!
Tu rerum mirarum opifex, qui numine regna
Das adimisque tuo, ſolus, tu ſuffice quæſo,
Aequales operi vires &c.
Tuque o! quæ noſtrum columen, quæ gloria, quæque
Cura Dei es, placidis oculis, precor adſpice vatem;
Adſpiciens addes vires.

Nachdem er nun dieſe Anrufungen gethan, und geſaget, daß er keine Fabel einmengen wolle, verſichert er den Leſer, daß er auch keine ſatiriſche Läſterungen hoher Häupter bey ihm ſuchen müſſe,

— — Cynicosque ſales, ſannasque Bionis,
Non ego ſum tanti, qui Reges arbiter inter
Ingrediar: Reges veneror, nullusque refello,
Quos illi obtendunt titulos.

Er wolle nur Gottes Wunder verehren, womit er der Kaiſerinn beygeſtanden.

Cur vero id præſtitit, unus
Ipſe ſcit; & demens ille eſt, qui ſcire laborat.

Nun geht die Erzählung des erſten Krieges an. Kaum, ſagt er, hatte Thereſia ihre neue Regierung ange-

angetreten, und noch hatte ſie die Thränen über ihres Vaters Tod nicht abgewiſchet; als ſie von tauſend Sorgen und Geſchäfften überladen ward. Aber ſiehe! eine ſchwarze und von Blitzen ſchwangre Regenwolke erhebt ſich vom kalten Norden her, wie ein unvermutheter Wirbelwind, und ſtürzet über Schleſien herab.

Hunc nimbum Rex ipſe equitans Boruſſus agebat.

Was den König dazu bewogen, wiſſe er nicht, wolle es auch nicht wiſſen; weil das ſeines Amtes nicht wäre.

Sum vates aliquis, ſum vero in Martis arena,
At non ſum Regum divinus vates in aula.

Wenn er aber ſeine Gedanken ſagen ſolle: ſo haben denſelben weder die Ehrſucht, noch der kriegeriſche Trieb, noch die Jugendhitze dazu gereizet;

Sed Deus, ipſe Deus: voluit qui Principis hujus
Uti opera, oſtentis aditus laxare, gradusque:
Dum parat auſtriaca pro Matre & gente patrandis.

Er, der König, hätte ein Heer geführet, bey deſſen Anblicke es ſchwer geweſen, zu ſagen, ob es mehr Schrecken, oder Liebe gewirket?

Corpus, proceraque membra timorem
Incutiunt: habitus vultus & cultus amandus
Flos omnis juvenum cunctis delectus ab oris,
Qua patet Europa, qua circumſcribitur undis.

Dieſe vortheilhafte Abſchilderung beſtätigt er noch ferner, auf eine recht poetiſche Art:

Eſt moles membrorum illis immenſa torisque
Pectora vaſta patent latis, ſcapulæque lacertique

Excurrunt validi: spatiis tum cætera justis
Respondent pariter membra & spatiantur ad unguem.
Haud caput obnubit, parvus sed pileus ornat,
Per caput obrepunt pexi, ductique capilli,
Quos canos juxta frontis confinia reddit
Et cremor & niveus pulvis: qua desinit autem
Occiput, in geminas discretos tænia partes
Stringit & æquali torquet discrimine crines.

Diese Zöpfe nun beschreibt er noch in vielen Versen. Nun folget die Abbildung des Gesichtes:

Explicita est genti limataque frontis imago,
Intendunt limos oculos, hirquisque tuentur
Transversum. Stantes illos & torva minantes
In cælum erectos tollunt: nec figere terræ est
Copia. Constringit ductu septemplice collum
Instita, quæ prohibet dejectum obvertere vultum,
Et visu libare solum. Componere cunctis
Solemne est faciem, specie nitentis, & iram
Spirantis. Rigida it cervix & panda caputque
Obstipum. — — —

Nun kömmt er auf die enge und kurze Kleidung der Preußen.

Grandior emineat moles ut corporis, uti
Exuviis renuunt longis: immania membra
Ut pateant curæ est. Vestis brevis exprimit artus;
Quamque laconitmum saguli. dixisse liceret.
Illa genu demissa tenus non occulit ulla
Membra plicis, rugisque suis; curtissima paret
Sub sagulo exornis: similis complectitur arctum
Bracca femur, simili caliga quoque crura premuntur.
At braccæ & caligæ tantum candoris inhæret,
Ut byssum & nivei plumas pene æquet oloris.

Hier

Hier merket er an, daß ſo wie ihr fürchterliches Anſehen Schrecken wirke, alſo ihre Reinlichkeit in der Kleidung einen reize und anlocke. Nun kömmt er auf ihre Art einherzuziehen.

Major at eſt longe terror, dum ſtrenua pubes
Ingreditur. Totidem Martes procedere quippe
Credideris, quotquot juvenes ſua caſtra ſequuntur.
Magnifice incedunt omnes, & crura tolutim
Subſultimque movent, greſſus ſuſpendere curant,
Inſultantque ſolo, & ſimili diſcrimine paſſus
Agglomerant. &c. &c.

Wir können uns nicht länger dabey aufhalten, haben aber mit Fleiß dieſe Probe von des Verfaſſers Stärke in Beſchreibungen geben wollen: woraus Kenner leicht auf das übrige ſchließen werden. Die Mollwitzer Schlacht wird ſehr lebhaft und feurig beſchrieben; nebſt allem was darauf im 1740ſten Jahre gefolget iſt. Sonderlich hat uns hier die Beſchreibung des Ungariſchen Landtages, nebſt der Anrede der Kaiſerinn, an die Stände des Königreiches gefallen;

Obtulit hic mater puerum: quam plura parantem
Addere diſtinuit placidis vagitibus infans,
Vagitusque ſuos mox riſu excepit; & inde
Sidereis omnes Proceres luſtravit ocellis &c.

Auch die Entſchließungen der Magnaten ſind männlich ausgedrücket. Kurz, dieß erſte Buch zeiget die ganze Stärke des Dichters.

Das II. hält in ſich die Eroberung von Linz, und was Graf Khevenhüller für Anſtalten gemachet, und für Oerter eingenommen. Das III. handelt von dem

erſt eine ausländiſche zu faſſen nöthig haben? Dieſes ſcheinet uns ſehr wiederſinniſch zu ſeyn. Es haben auch bereits unſre Sprachlehrer Schottel, Bödicker, der Spate, u. a. m. ſolchergeſtalt den Weg gebahnet, daß man ſich nicht mehr ſcheuen darf in ihre Fußtapfen zu treten. Klingen gleich etliche davon ein wenig fremde: So geſchieht es nur, wenn man derſelben noch nicht gewohnt iſt. Der Lateiniſchen aber iſt derjenige auch nicht gewohnt, der dieſe Sprache niemals gelernet hat. Ja wir ſelber, die wir ſie können, haben ſie doch im Anfange erſt, als was fremdes, gewohnt werden müſſen.

III.

Georgii Heniſchii B. Medicin. Doctoris & Mathematici Auguſtani, Theſaurus Linguae & Sapientiae Germanicae &c. Pars prima.

d. i.

George Heniſchens Schatz der Teutſchen Sprache und Weisheit, ꝛc. Erſter Theil.

Augſpurg, bey David Francken 1616. fol. 3. Alph. 16. Bogen.

Unſere Beyträge ſollen, nach dem ehedeſſen gemachten Entwurf, unter andern auch jezuweilen kurze Lebens-Beſchreibungen von gelehrten, und um die deutſche Sprache, Beredſamkeit und Poeſie wohlverdienten Männern begreifen. Wir wollen alſo, ehe wir von der eigentlichen Geſtalt ge-

gen.

dem Frieden, der auf die zweyte Schlacht bey Czaslau gefolget, und was Prinz Carl den Franzoſen für Städte entriſſen. Das IV. erzählet die Belagerung von Prag, daraus die Franzoſen getrieben wurden. Das V. redet von des Königs von Sardinien Eroberungen in Wälſchland, und wie er mit den Oeſterreichern die Spanier geſchlagen. Das VI. meldet wie die Kaiſerinn ſelbſt ſich gerüſtet, und Prinz Carl die Franzoſen nach Hauſe gejaget. Das VII. erzählet die Schlacht, bey Dettingen, die der König von Engeland, und Prinz von Cumberland gewonnen.

Das VIII. handelt von des Königs von Sardinien Schlachten, und den vorgefallenen Seetreffen dreyer Flotten. Das IX. erzählet die Behauptung von Coni, und die vergebliche Belagerung von Veletri. Das X. beſchreibt Prinz Karls Uebergang über den Rhein, und ſeinen Rückmarſch wider die Preußen. Das XI. enthält die Vertreibung der Preußen aus Böhmen, und die Eroberung von Prag. Das XII. meldet, wie der Großherzog Franz ſich ſelbſt gewaffnet, und Graf Bathyani alle Feinde aus Bayern vertrieben. Das XIII. enthält vier Schlachten der Oeſterreicher und Preußen, der Engländer und Franzoſen. Das XIV. endlich erzählet, wie Fürſt Lichtenſtein, Graf Botta, und Gen. Braun die Feinde aus ganz Wälſchland vertrieben.

Hier ſchließt der Dichter, mit vielen Lobſprüchen auf die Kaiſerinn:

Addet & Inachii redeat ſi fabula ſecli,
THERESIA in ſola Divas tunc colliget omnes,
Quas finxit; dicetque ſimul jurata: Quod illa
Ut Juno ingreditur, ridet Venus, utque Minerva
Eloquitur. Florent Charites Bellonaque certat,
Ut Cybele fœcunda gerensque in vertice turres!

Dieß mag genug ſeyn, von dieſem Werke einigen Vorſchmack zu geben, das wenigſtens als ein hiſtoriſches Gedicht, einem Joſeph Iſcanus de bello Trojano zu vergleichen iſt.

II.

Memoires de Litterature tirés des Regiſtres de l'Acad. roy. des Inſcript. & Belles Lettres, depuis l'année M DCC XLI. jusques & compris l'année M DCC XLIII. Tome XVII.

A Paris, de l'Imprim. Royale 1751 in 4.

Wir ſind unſern Leſern noch den XVII. Band der ausführlichen Schriften der kön. pariſ. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften ſchuldig geblieben: und dieſen wollen wir hiemit nachholen.

Die Herrn von Boze, Bonamy, Bürette, Falconet, Düclos, Lebeuf, Secouſſe, Sallier, de la Baſtie, Foncemagne, Schöpflin, und de la Cürne, haben daran gleichſam um die Wette gearbeitet. Wir wollen Stükweiſe ſehen, was ein jeder geliefert hat.

Herr von Boze erkläret gleich anfangs eine alte Münze, die zu Smyrna geſchlagen worden. Sie zeiget

zeiget das Bild einer Prinzeſſinn, die vermuthlich eine Kaiſerinn ſeyn ſollen, wie eine Ceres, mit Aehren in der Hand gebildet, mit der Umſchrift: CMYPNAIΩN ΠPΩTΩN ACIAΣ. Auf der Gegenſeite ſieht man eine ſtehende Figur, in kurzen römiſchen Soldatenkleidern, die lange nicht bis an die Knie reichen. Sie hat den einen Fuß an einen Schiffſchnabel geſtemmet; trägt eine Städtekrone auf dem Haupte, und die Haare zuſammengebunden. Sie hält eine Schale in der Rechten und einen kleinen Schild in der Linken. Der Herr Verfaſſer glaubt, es ſey eine ſogenannte Pelta, und die Perſon eine Amazoninn, von deren einer die Stadt Smyrna gebauet ſeyn ſoll. Die Umſchrift heißt: ΕΠΙ Στρατηγ. Μαρκ. ΑΥΡηλιω TERTIOY ACIAPXOY. Dieſes alles wird weitläuftiger unterſuchet und dargethan.

Herr Bonami liefert Beobachtungen über die Municipalſtädte, und den, ihren Oberkeiten gegebenen Namen der Conſule. Hier wird Auſons Vers erkläret:

> Diligo Burdigalam, Romam colo: civis in illa
> Conſul in ambabus: cunæ hic, ibi ſella curulis.

Auch hier kommen viel artige Sachen zur Erklärung der römiſchen Alterthümer vor.

Herr Bürette ſetzet ſeine Anmerkungen über Plutarchs Geſpräch von der Muſik fort, davon er ſchon im X. Bande der Memoires eine Ueberſetzung nebſt vielen Anmerkungen gegeben hatte. Im XIII. und XV. hat die Folge davon geſtanden, die er in dieſem vollends zum Ende bringet.

Eben

Eben derſelbe ſetzet noch eine ganze Abhandlung hinzu, die den ſämtlichen Auslegungen des plutarchiſchen Geſpräches zum Beſchluſſe dienen ſoll. Er vergleicht darinn die alte Muſik mit der neuern. Der Herr V. glaubet, nicht daß die Alten etwas vom Contrepuncte gewußt haben, wie Dacier und der Abt Fraguier behaupten wollen. Dieſe Abhandlung hat zween Theile. Sowohl die muſikaliſchen Wörter der Griechen, als das ewige ut re mi fa ſol la der Franzoſen, bringen einem deutſchen Leſer viel unvernehmliches barbariſches Zeug vor die Augen.

Nun folget noch ein Epilogus von dem wir etwas mehr mitnehmen müſſen. Er wählet ſich aus den ſechs Arten der griechiſchen Muſik, nämlich, der harmoniſchen, rhythmiſchen, metriſchen, organiſchen, poetiſchen und hypokritiſchen, die zweyte, oder rythmiſche, um der erſten dadurch ein mehrers Licht anzuzünden. Er verſteht durch den Rythmus, den Takt, die Bewegung, oder das Zeitmaaß alles deſſen, was geſungen, oder geſpielet wird. Broſſard in ſeinem Wörterbuche, erkläret es falſch von der Proſe, die man ſinget. Der griechiſche Tonkünſtler Ariſtides aber ſaget: Ἐστι συστημα ἐκ χρονιου κατασ τινα ταξιν συνειμενων d. i. eine Anzahl verſchiedener Zeiten, die unter einander eine gewiſſe Ordnung oder Verhältniß haben. Hier redet er erſtlich von der ſingenden Muſik, als der gemeinſten bey den Griechen; hernach aber, von dem, was er bey der ſpielenden beſondres hat.

Um nun den Rhythmus der Alten recht zu verſtehen, muß man bemerken, daß er allezeit bey dem

Gesange gewisser Verse bemerket ward; deren Sylben alle lang, oder kurz waren. Da sprach man nun allezeit eine kurze Sylbe doppelt geschwinder aus, als eine lange; so daß die erste nur eine Zeit, die andre aber zwo Zeiten foderte. Folglich daurete auch der Ton zu einer langen Sylbe doppelt so lange, als der Ton einer kurzen. Nun waren die Verse, die man sang, aus einer gewissen Zahl von Füßen, die aus kurzen und langen Sylben bestunden zusammen gesetzet: und dabey mußte der Rhythmus, oder Takt des Gesanges, dem Gange der Füße aufs genaueste folgen. Wie sich nun diese allemal in zween Theile, die man ἄρσις und θεσις die Erhebung und Senkung nannte, absonderte: so bekam auch ein musikalischer Takt, oder der Rhythmus des Gesanges, der sich zu jedem Fuße schickete, zween entweder gleiche, oder ungleiche Theile, die wir das Niederschlagen und Aufheben der Hand nennen.

Der Rhythmus bekam also seine wesentlichen Unterschiede, aus zweyen Stücken 1) aus der Dauer der zwoen rhythmischen Zeiten, und ihrem Verhältnisse untereinander: 2) aus der Natur der Füße des Gedichtes, welches man in Noten setzete. Beyde erkläret er weitläuftiger, in Ansehung der vielerley Füße der Alten. Wir bleiben nur bey dem Rhythmus überhaupt stehen.

Die Geschwindigkeit des Rhythmus, nach welchem ein oder viele Verse gesungen wurden, hieß ῥυθμικη ἀγωγη; u. konnte größer od er geringer seyn, und doch innerlich einerley Verhältniß behalten.

Doch

Doch kam das nicht auf die Grille des Tonkünstlers an; sondern er folgte darinn entweder der Gewohnheit, oder der Absicht des Dichters, der sein Stück, nach dem Affecte, den es hatte, entweder schnell oder langsam gesungen haben wollte. Wenn im Verse eine kurze oder lange Sylbe fehlete, daher man ihn catalektisch nennete; so erfüllte die Musik den Raum mit einem Tone von gleicher Länge: welches für den Sänger gleichsam eine Pause gab.

Der Rhythmus, der den Gesang eines Verses oder Gedichtes ausmaaß, war entweder einträchtig, oder verschieden. Der einträchtige war zweyerley; entweder, wenn beyde Theile desselben gleich lang waren, wie in Hexametern, Pentametern, Daktylischen Tetrametern und Adonischen Versen; oder er war aus ungleichen Theilen zusammengesetzt, wie die reinen Jamben, Trochäen u. d. gl. wo immer ein Theil halb so lang ist, als der andre. Z. E. kann man die auf dem Titel dieses Monats gestochenen Verse ansehen. Hier mögen unsre Tonkünstler sehen, wie sie Verse recht in Noten zu setzen haben, wenn sie nicht, wie sie zu thun pflegen, das Sylbenmaaß verderben wollen. Vor hundert Jahren noch, that man solches nicht, sondern setzte auf eine lange Sylbe einen langen: und auf eine kurze, einen kurzen Ton. Unverständige Componisten aber wissen von dem poetischen Rythmus nichts: darum schwärmen sie mit ihren Noten herum, wie sie ihnen einkommen; ohne zu fragen, ob sie sich zu den Sylben des Textes schicken oder nicht. Dieses mag zu einem Vorschmacke genug seyn. Indessen

gesteht der Verf. auf der 122 S. auch, daß die französische Poesie sich nur mit der Zahl der Sylben begnüge, an ihre Länge aber nicht denke: daher denn ihr Singen vielen Seltsamkeiten unterworfen sey, dadurch es von der Musik der Alten sehr abgienge.

Nun folgen zwo Abhandlungen des Herrn Falconets über die Mörder, im Oriente, deren Haupt, der Greis vom Berge genannt, den Markgrafen von Montferrat im XIII. Jahrh. soll haben ermorden lassen; und selbst dem heiligen Ludewig den Tod angedrohet haben soll. Er widerleget darinn die davon herrschenden Meynungen, die auch in ihren besten Geschichtschreibern angenommen worden. Es ist eine schöne Charte von Syrien und Palästina dazu gestochen, um die Sache ins Licht zu setzen.

Darauf setzet Herr Duclos die Nachricht von dem Ursprunge, und den Veränderungen der französischen Sprache fort, die er im XV. Bande auf der 565sten S. bereits angefangen hatte. Dort hatte er den Ursprung der alten celtischen oder gallischen Sprache, und die Veränderungen abgehandelt, die sie unter den Römern, und bey der Ankunft der Franken, unter dem ersten Stamme ihrer Könige erlitten. In dieser Fortsetzung will er sie von Karls des Großen Zeit, bis auf den heutigen Tag durchgehen.

Es kömmt uns etwas lustig vor, wenn er saget: Karl der Große habe eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, davon er selbst Protector und Mit-

Mitglied geweſen, zu der er alle berühmte Gelehrten beruffen; und darinn alle vornehme Herren Stellen begehret; ja darinn jedes Mitglied einen beſondern akademiſchen Namen angenommen, um eine deſto größere Gleichheit einzuführen. Denn er kann es mit nichts beweiſen. Indeſſen geſteht er uns doch, wider die Art ſeiner Landsleute, z. E. des Abts. Maſſieu, zu: daß Karl der Große die deutſche Sprache zur Mutterſprache gehabt, und den Monathen und Winden deutſche Namen gegeben; ja eine deutſche Sprachkunſt ſchreiben laſſen*. Die Pfaffen aber hinderten die rühmliche Abſicht des Kaiſers, ſich bey öffentlichen Geſchäfften der deutſchen Sprache zu bedienen: weil ſie wohl ſahen, daß man ſie hernach nicht mehr brauchen würde: daher blieb denn das Latein in den Hofſchriften noch ferner im Schwange. Wenn er aber den P. Herrgott anführet, zu behaupten, das erſte deutſche Diploma ſey 1273 unter Rudolphen von Habſpurg gegeben worden: ſo muß man dieſes nur in des ganzen Reiches Sachen verſtehen. Denn eben der P. Herrgott liefert im III. Bande der Genealogiæ diplomaticæ Gentis Habsburgicæ viel ältere, von den Vorfahren dieſes Rudolphs; zugeſchweigen, daß man auch in Ludewigs Reliquiis, und in Georgiſchens

* Quoique ce prince entendit & parlât facilement les differentes langues de ſon Empire: il ſ'attachoit, a y faire dominer la ſienne. Il donna des Noms *Tudesques* aux Vents & Mois, & pour faciliter l'Etude de ſa Langue, & la reduire en principes, il en fit compoſer une Grammaire.

Regeſtis viel ältere antrifft. Ferner geſteht er auch, daß die Eidesformel Karls des Kahlen und Ottfrieds Evangelium fränkiſchteutſch (nicht francteuck wie er ſchreibt) geweſen, und mit dem heutigen franzöſiſchen nichts gemein haben. Ludwigs des deutſchen, altfranzöſiſchen, oder bauerlateiniſchen Eid aber, ſetzet er hin: weil dieſer eine Probe von der damaligen Beſchaffenheit der galliſchen Mundart abgiebt, davon das heutige Franzöſiſche herſtammet.

Pro Deo amur & pro Chriſtian poblo & noſtro commun ſalvament, diſt di en avant, in quant Deus ſavir & potir me dunat, ſi ſalvarai eo ceſt meon Fradra Karlo, & in adjudha & in cadhuna coſa, ſi cum hom per dreit ſon fradra ſalvar diſt ino quid il imi altre ſi faret, & ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol ciſt meon fradre Karle in damno ſit. Gewiß! eine allerliebſte Sprache! von der es eine große Ehre iſt herzuſtammen.

Es folget des Herrn Abts Lebeuf Abh. von den Gebräuchen der alten Franzoſen, oder vielmehr Franken, bey ihren Mahlzeiten. Dieſes ſind bloß deutſche Sitten der damaligen Zeiten: und die Hrn. Franzoſen fangen an, es zu geſtehen, daß ehemals deutſche Franken ihre Sieger und Eroberer geweſen.

Darauf handelt Herr Düclos von den römiſchen Schauſpielen und denjenigen Spielen, die in Frankreich vor den Dramatiſchen Vorſtellungen hergegangen. Hier iſt viel artiges zu finden.

Nun kömmt des Herrn Bonamy Zuſtand von Frankreich unter Karlen dem Kahlen, und von den normänniſchen Streifereyen; Herrn Secouſſens

Abh.

Abh. von der Verbindung Champagnens mit der Krone Fr. Herrn Lancelots Beweis, daß Kön. Karl der V. Guienne beſeſſen; Herrn Abts Sallier Rettung Karls des V. gegen der Engländer Vorwürfe; des Herrn Bonamy Unterſ. des Tractats von Bretigny; Herrn Bar. de la Baſtie, Leben des Petrarcha II. Theil, in drey Artikeln; Herrn Abt Lebeufs Nachricht von Philippen des Maizieres, Kanzlern von Cypern; Herrn Abt Salliers Nachricht von zwoen Handſchriften; Ebendeſſelben Geſchichte Herzog Karls von Orleans; des Herrn von Foncemagne Erläuterung der italieniſchen Reiſe König Karls des VIII. Ebendeſſ. Beobachtungen über zwey hiſtor. Werke von demſ. Könige; des Herrn Secouſſe Abh. ob Ludwig der I. Prinz von Conde auf einer Münze König von Fr. genennet worden? Ebendeſſ. hiſtoriſch. krit. Unterſuchung den Paul von Foix Erzb. zu Toulouſe betreffend; des Herrn Bonamie Abh. von der Ergießung der Seine in Paris; des Herrn Abts Lebeuf zwo Unterſuchungen, von den älteſten Ueberſetzungen in franzöſiſcher Sprache. Herrn Prof Schöpflins Abh. vom Urſprunge der Buchdruckerkunſt, die ſehr leſenswürdig iſt; und endlich des Herrn de la Curne Gedanken vom Leſen der alten Ritterbücher, gleichfalls ein ſehr artiges Stück.

* *

III.

Herrn Samuel Wilhelm Oetters,

der königl. D. Geſ. zu Gött. Mitglieds,

zweyter Verſuch einer Geſchichte der durchl. Herren Burg-

genwärtigen Werkes die Leser etwas näher unterrichten, und so dann unsere Gedanken davon wohlbedächtig eröffnen, zuvorhero von der Person des Verfassers soviel melden, als wir davon mit gewissem Grunde in Erfahrung haben bringen können. Damit werden wir vielleicht auch zugleich denen Liebhabern der Literatur ins besondere dienen, als welche bisher in den gemeinen Quellen der gelehrten Geschichte wohl vergebens eine hinlängliche Nachricht von diesem wackern Manne gesuchet haben dürften.

George Henisch war zu Bartfelden, (a) einem Orte in Ungarn, im Jahr 1549. den 24 April gebohren. Bey was für einer Gelegenheit er zuerst nach Deutschland gekommen, und wie er sich den Studien anfangs ergeben, können wir, aus Ermangelung erforderlicher Zeugnisse, nicht sagen. Dieses aber ist desto unstreitiger, daß er An. 1576. den 12 April im 27 Jahr seines Alters, zu Basel den Doctor-Hut in der Arzneykunst mit Ruhm erhalten. (b) Noch in diesem

(a) Davon gedencket er selber an dem Ende der Zuschrift dieses Sprachschatzes, und giebt es als eine Veranlassung zu derselben mit an: *Vt faciam, hac quoque ratione me adduci, quod* Bartphae (auf deutsch Bartfelden) *in Hungaria natus; cuius regni quam arcta sit cum* Austria *vestra coniunctio &c.* Denn er hat sie an die Oesterreichischen Land-Stände gerichtet. Man siehet auch daraus, daß das auf dem vorangesetzten Titel vorkommende einzelne B. *Bartfeldensem* bedeute.

(b) Dieses bezeuget die Matrikel des löblichen Colle-

gii

Burggrafen zu Nürnberg, mit Münzen, Siegeln, und Urkunden bestättiget. Frf. und Leipz. 1753. in groß 8.

Die Geschichte der nürnbergischen Burggrafen ist bisher in einer tiefen Dunkelheit und Finsterniß begraben gewesen. So lange man die Behältnisse und Gewölber der alten Urkunden verschlossen, und als Geheimnisse bewahret hat; so lange die Trägheit der Gelehrten die Ueberreste und Denkmäler des Alterthums vernachläßiget hat; und so lange die Geschichtschreiber ihre Nachrichten nicht aus diesen ächten Quellen geschöpfet haben: eben so lange sind unsers Vaterlandes Geschichte in einer elenden und magern Gestalt geblieben. Seitdem aber der rechte Gebrauch der Urkunden, Münzen und Siegel, auch anderer Ueberbleibsel bekannt worden; und seitdem der rühmliche Fleiß unserer neuen Zeiten diese Hülfsmittel zur Entdeckung historischer Wahrheiten anwendet: so hat sich alles aufklären, und in ein heiteres Licht setzen lassen.

Herr Pastor Oetter ist einer von denjenigen Gelehrten, die ihre Nebenstunden auf eine so löbliche Art anwenden; um die Geschichte seines Vaterlandes aus den ächten Denkmälern alter Zeiten aufzuklären, und in die erwünschteste Heiterkeit zu setzen.

Nachdem derselbe vor einigen Jahren den ersten Versuch seiner Geschichte des nürnbergischen Burggrafthums herausgegeben, und damit vielen Beyfall erhalten hat: so liefert er nunmehr auch den zweyten Versuch derselben. Es

Es iſt ſolcher denen beyden itzo ruhmwürdigſt regierenden Herren Markgrafen von Brandenburg in Franken, als den durchlauchtigſten Abkömmlingen der alten nürnbergiſchen Burggrafen billig gewidmet und zugeeignet, auch mit ihren in Kupfer geſtochenen Bildniſſen gezieret worden.

In der ſehr weitläuftigen Vorrede verſichert der Herr Verfaſſer erſtlich: daß er ſeine Nachrichten aus den reinſten Quellen geſchöpfet; alles, was er behauptet, mit unumſtößlichen Beweiſen unterſtützet; die genaueſte Unparteylichkeit beobachtet, und alſo die Pflichten eines Geſchichtſchreibers vollkommen erfüllet habe. Wenn er auch dieſem oder jenem Gegner habe widerſprechen müſſen: ſo ſey es doch mit aller Beſcheidenheit geſchehen. Er werde ſich daher um die nachtheiligen Beurtheilungen wenig bekümmern.

Hernach kömmt er auf ſeine Rechtſchreibung, die er zu rechtfertigen ſuchet. Wir läugnen nicht, daß ſie uns ſehr ſonderbar vorgekommen, und zumal an einem Mitgliede der götting. deutſchen Geſellſchaft, ungemein befremdet habe. Wir hätten auch ihre Unrichtigkeiten unfehlbar der fränkiſchen Mundart zugeſchrieben; wenn er nicht auch von vielen ſeiner beſondern Landsleute abwiche; und ſie wohl noch gar mit Gründen zu vertheidigen ſuchte. Viele Fehler ſchiebt er auf die Setzer und Abſchreiber; darunter dann vieleicht auch die Nachläßigkeit in den Unterſcheidungszeichen zu rechnen iſt.

Sonſten enthält der Vorbericht noch einige Erläuterungen und Vertheidigungen anſtößiger Stel-

len, die in dem Werke selbst vorkommen. Erstlich rechtfertiget er seine Verdeutschung des Wortes conferre. Des Lehnrechts erfahrne Gelehrte werden hier ganz etwas neues hören. Feudum conferre, heißt bey dem Herrn Vers. einem ein Lehn auftragen, und nicht geben oder verleihen. Wenn also in den Lehnsurkunden die Redensart vorkömmt: nos conferimus &c. &c. so heißt das nicht mehr: wir geben und reichen zu Lehn; sondern: wir tragen zu Lehn auf. Es ist nicht zu begreifen, was den Herrn Vers. zu dieser neuen Verdolmetschung verleitet habe. Conferre heißt sowohl nach seinem eigentlichen Verstande, einem ein Amt oder eine Würde ertheilen; als auch nach der in dem Lehnrechte üblichen Bedeutung: einem ein Lehn reichen und ihn damit belehnen. Und dennoch will er behaupten, es heiße: ein Lehn auftragen: und dergestalt sollen aufgetragene und gegebene Lehne künftig einerley bedeuten. Alle die Urkunden aber, welche er zu Bestärkung seiner Meynung anführet, reden von lauter ertheilten und gereichten Lehnen. Man sagt wohl, daß ein gegebenes Lehn von einem Lehnhofe getragen werde; aber nicht, daß es von ihm aufgetragen sey. Es wird vermuthlich dieser Neuerung und besondern Meynung niemand so leicht beyflichten.

Zweytens behauptet er, daß der heutige niedere Adel schon vor dem dreyzehnten Jahrhunderte den Titel nobilis bekommen; ja daß viele Geschlechter des hohen Adels in spätern Zeiten, in den niedern Adel herabgekommen seyn.

Drit-

Drittens erkläret er sich über einige unverständliche und zweydeutige Auslegungen alter Urkunden; womit er seine Vorrede beschließt, und an dem Ende den Leser ersuchet: er möchte nur vernünftig von seinem Buche urtheilen.

Dieser zweyte Theil der Geschichte des nürnbergischen Burggrafthums hebt mit dem 1242sten Jahre an, geht bis 1273, und ist in vier Bücher abgetheilet.

In dem ersten Buche wird untersuchet: ob Konrad der zweyte, der Vater Burggraf Friederichs des dritten, oder des andern gewesen, welcher der Stammvater des heutigen hohen brandenburgischen Hauses ist. Solches läugnet der Hr. Verfasser, und muthmaßet vielmehr, daß es Burggraf Friederich der erste gewesen. Ferner wird Friederichs des IIten Geschlechtstafel entworfen, und dessen nahe Verwandschaft mit Kaiser Rudolfen dem I. gezeiget. Sodann wird erwiesen, daß unser Friederich der II. schon vor der Wahl Rudolfs des I. folglich unter dem damaligen zerrütteten Zwischenreiche, Burggraf zu Nürnberg gewesen; und daß er dieses Burggrafthum schon damals als ein Erblehn besessen habe, auch für fürstenmäßig geachtet worden sey. Hierauf werden B. Friederichs des II. Hofämter untersuchet, die Anzahl und Menge seiner Lehnsleute, Dienstmanne *, Ritter

* Sonderlich finden wir unter diesen beyden Classen, daß das freyherrliche Seckendorfische Geschlecht schon damals an ihrem Hofe die wichtigsten Stellen bekleidet, und sehr beträchtlich gewesen.

Ritter und Knechte gewiesen; nicht weniger wird von seinen Räthen, Schreibern und Dienern, auch seiner Hofkapelle, Kaplanen, Beichtväter, Lehrmeister und Aufseher seiner Kinder, und weiterer Einrichtung seines Hofes gehandelt.

In dem zweyten Buche wird erzählet, daß Friederich der II. B. z. N. mit Kaiser Friedrichen dem II. im 1242sten Jahre einen Zug nach Wälschland gethan; daß er sich im 1246sten Jahre zum erstenmale mit Elisabethen, Ottens des großen, Herzogs von Meran Tochter vermählet; mit derselbigen zween Söhne und vier Töchter erzeuget; im 1246sten Jahre seinen Dienstmannen die Erlaubniß gegeben, dem Kloster Heilsbrunn Schenkungen zu ertheilen; daß er ferner im 1248sten J. nach Aussterben des herzoglich meranischen Stammes, die Herrschaften Bayreuth und Kadolzburg ererbet, auch die gewaltsame Eroberung derjenigen Güter versuchet habe, welche das Hochstift Bamberg aus der meranischen Erbschaft an sich gezogen hatte; daß ihm ferner im 1249sten J. die Schirmsherrschaft über das Kloster Seligenpforten aufgetragen, er auch 1249. mit den meranischen Reichslehen in Burgund, vom Könige Wilhelmen belehnet worden sey. Im 1250sten Jahre habe der Bischof zu Würzburg die zwischen B. Friederichen dem II. und dem Hochstifte Bamberg, wegen der meranischen Erbschaft entstandenen Streitigkeiten, gütlich zu vergleichen gesuchet; im 1251sten Jahre habe Friederich die Belehnung über die Grafschaft Kreusen erhalten; im 1256sten seine burgundische Lehen an Graf Hugen

in Burgund abgetreten, und im 1251, oder 1262ſten Jahre ſeine beyden Söhne auf eine jämmerliche Art verloren; indem ſie von dem aufgelaufenen Pöbel zu Nürnberg elendiglich ermordet worden.

Im dritten Buche wird Nachricht gegeben, wenn und aus was Urſachen B. Friederich II. die Herrſchaft Bayreuth dem Probſte und Stifte zu Elwangen zu Lehne aufgetragen habe; was zu dieſer Herrſchaft eigentlich gehöret habe, und unter welchen Bedingungen dieſer Lehnsauftrag geſchehen ſey? Ferner wird einige Anmerkungen über die Landesunterwürfigkeit des Kloſters Heilsbrunn; über die alte Verfaſſung des burggräflichen Landgerichts, und über die wahre Beſchaffenheit dieſes Burggrafthums Nürnberg angebracht. Und da Friederich der II. ſeine Tochter Maria, vermählte Gräfinn von Oettingen, im 1267ſten Jahre, von Herzog Ludwigen in Bayern als Reichsverweſern, mit dem Burggrafthume zu Nürnberg, in Ermanglung männlicher Lehnserben belehnen laſſen: ſo iſt ſelbiger Lehnsbrief auf Koſten des ietztregierenden Durchl. Churfürſten in Bayern, Herrn Maximilian Joſephs, in Kupfer geſtochen, und dieſen Geſchichten einverleibet worden.

Im vierten Buche wird berichtet, daß B. Friederich im 1273ſten J. Graf Rudolfen von Habſpurg zum Kaiſer wählen helfen; dieſem auch die Nachricht ſeiner Wahl überbracht, ihn hernach nach Achen zur Krönung begleitet, und von ſelbigem darauf mit dem Burggrafthume zu Nürnberg auf das neue, mit Einwilligung der Churfürſten belehnet worden ſeyn. Hierauf folget noch eine weitläuftige

und

und überzeugende Ausführung, daß dieſes Burggrafthum nicht in einem bloßen Amte, ſondern in Land und Leuten beſtanden habe. Hiermit ſchließt dieſer zweyte Verſuch; darinnen der Herr Verfaſſer gewiß die ſchönſten Urkunden gemein machet; die gründlichſten Einſichten in die Alterthümer deutſcher Lehen, in die Urkundenwiſſenſchaft und Geſchichte ſelbſt zeiget; und ſich folglich den Ruhm eines recht wackern Geſchichtſchreibers erworben hat. Wir wünſchen, daß er auf dieſe Art fortfahren, und uns bald den dritten Theil liefern möge, dem wir ſehnlich entgegen ſehen.

* * * * * * * * * * * * * *

IV.

Filips von Zeſen, des wunderangenähmen Sprach- Mundahrt- und Schreib-Richtigkeit-verbäſſerers Lobrägend, in Lieberhoben-Kunſtſchikkliches Sendſchreiben aus der andern Welt, an einen Philoſophiſch-hochteutſchen Sprachlerer dieſer Zeit, Höld und Fridverſicherlich verhochdeutſcht durch Samuel von Butſchky, und Rutinfeld, Weiland auf Ilniſch und Nider-Romolchwitz, des Urlautend- und Urmitlautenden Zeſianer Geſchlachts Lihhochtragenden Genoſchafts-Mitglid. Wien, gedruckt mit Schilgiſchen Schriften. 1754. 3 Bogen in 4.

Horatius.

Tu, quid ego & populus mecum deſideret, audi.

Dieſe

Diese sonderbare Erscheinung ist unlängst zu Wien ans Licht getreten. Sie ist uns so sinnreich und zugleich sowohl gegründet vorgekommen, daß wir unsern Lesern das Vergnügen nicht misgönnen können, sie ganz zu lesen. Es geht itzo mit der deutschen Sprache so, wie zur Zeit der Glaubensreinigung, mit der Religion. Wer nicht faul war, der wollte ein Reformator werden, und sich eine eigene Secte stiften. So will sich jetzo ein jeder zum Sprachlehrer aufwerfen, und sich wenigstens durch neue Verwirrungen, die er in derselben anrichtet, einen Namen machen. Von der Popowitschischen Sprachlehre selbst, die durch ihre Seltsamkeit soviel Aufsehens gemachet, reden wir nächstens, wenn wir sie ganz herbekommen werden. Soviel ist merkwürdig, daß diese Kritik derselben, mit Beystimmung des daselbst niedergesetzten Censur-Collegii gedrucket worden; und also für keine Schmähschrift zu halten ist: sintemal auch die Verfasser derselben dort zur Gnüge bekannt sind.

Samuel von Butschky, an den in der deutschen Sprachgeschichte unbewanderten Leser!

Da ich die Ehre habe, gegenwärtiges Sendschreiben auszufertigen, ist es zuvörderst nöthig, den Leser von dem ehemaligen Schicksale des Verfassers zu unterrichten, und zugleich das Räthsel zu erklären, wie es zugegangen, daß eine

deutsche

deutsche Schrift wie diese, durch mich verhochdeutschet werden müssen.

Filip von Zesen, sonst Philipp Blau genannt, stund vor hundert Jahren, als ein deutscher Sprachlehrer in nicht geringem Ansehen. Seine patriotische Liebe zur Muttersprache, die er mit einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit, und gründlichen Kenntniß vieler fremden Sprachen verband, verschaffte ihm die Ehre, daß er im Jahre 1648. zum Mitgliede der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Beynamen des Wohlsetzenden ernennet ward. Dieser erlauchte Orden versprach sich die schönsten Folgen von dem Eifer eines Mannes, welcher alle seine Wissenschaft, allen Witz, und alle seine Kräfte auf die Ausbesserung und Bereicherung der deutschen Sprache wendete. Allein man betrog sich in dieser Hoffnung. Alles Gute, welches Zesens unermüdeter Fleiß hätte stiften können, ward durch seine eigensinnige Liebe zu kindischen Neuerungen vernichtet. Läppische Wortspiele, und neuerfundene Wörter beschäfftigten seine Einbildungskraft am meisten. Er suchte die Schönheit und Stärke der Sprache in bloßen Buchstaben, und fieng zu dem Ende eine seltsame Musterung unter denselben an. Hier glaubte er „den Wunderschacht zum un„erschätzlichen Steine der Weisen eröffnet, und gewie„sen zu haben, wie das lautere Gold und der un„aussprächliche Schatz der hochdeutschen Sprache „unsichtbarlich durch den Trieb der Natur von der „Zunge entsprüsset.„ Aber eben diese wunderbare Entdeckung brachte den guten Zesen um seinen Ruhm;

Ruhm; und je hartnäckiger er seine neue Schreibart vertheidigte, destemehr ward er von allen vernünftigen Deutschen verspottet. So macht sich die Gelehrsamkeit zum Gelächter, wenn sie von dem Wege der gesunden Vernunft und des guten Geschmackes abweicht.

Unterdessen da man unsern Sprachlehrer auf einer Seite einen Sonderling, einen Sylbenstecher und Buchstabenklauber schalt, fehlte es auf der andern Seite an einer Menge wunderlicher Köpfe nicht, welche sich in seine ausgeträumten Neuigkeiten vergafften, und den Zesen als einen wunderthätigen Retter und Beschirmer der hochdeutschen Heldensprache betrachteten; dessen Lob und großes Weltgerüchte ewig befelset stehen müßte. Ich Samuel von Butschky und Rutinfeld, der ich dieses schreibe, war unter der großen Anzahl Sinnenkinder, welche Zesens Kopfarbeit aufgewakkert hatte, nicht der letzte. Die unaussprechliche Stärke der Buchstaben hatte mich dergestalt bezaubert, daß ich ein noch ärgerer Sprachketzer, als Zesen selber ward. Als ein ehrlicher Wasserpolack hielt ich die gestrichelten Urlauter in der Slavonischen Sprache für das meisterlichste Kunstmittel, dessen unsere Muttersprache unmöglich entbehren dörfte. In der Absicht, das liebe Vaterland mit einem solchen Schatze zu bereichern, legte ich zu Breslau und Schweidnitz eigene Druckereyen an, und beschenkte die deutsche Welt in den Jahren 1649. 1650 u. s. f. mit unterschiedenen Büchern meiner Art, worinnen die gestrichelten wendischen Buchstaben mit der gewöhnli-

ſem Jahre (c) ward er an das Gymnaſium nach Augſpurg, welches zur ſelbigen Zeit mit den geſchickteſten Lehrern verſehen war, als Profeſſor der Logik und Mathematik beruffen, auch nicht lange hernach in das Mediciniſche Collegium daſelbſt als Mitglied aufgenommen. In dieſem letztern hat er die Würde eines Decani viermal bekleidet, und ſich neben andern Verdienſten um daſſelbe auch damit vieles Lob und den Dank der Nachkommen erworben, daß er

im

---

gii Medici zu Augſpurg, welcher Heniſch ſelbſt ſeinen Nahmen unter folgenden Worten einverleibet: *Hoc Autographo* Georgius Heniſch, *Bartfeldenſis Pannonius, vt μνημοσυνῳ fido teſtor, me in Academia Baſilienſi ſub Decurionatu* Theodori Zwingeri, *Philoſophi & Medici, Rectoratu vero* D. Simonis Sulceri, *Theol. D. & Profeſſoris*, Doctorem Medicum *deſignatum & creatum, oſculoque Pacis in Medicam ciuitatem receptum*, a Joanne Nicolao Stupano, *Rhetore, Promotore ad hoc ipſum delecto A. O. R. 1576. M. Aprili D. 12. H. q. A. M.* (hora quarta vel quinta a meridie) *anno ætatis 27. Enneatico 12. diebus tum complendo. Symb. PAR FORTVNA LABORI.*

(c) Solches werden wir abermals aus ſeinem eigenen Geſtändniße verſichert, da er in eben dieſer Zuſchrift ausdrücklich meldet: *De me, iam* quadraginta *omnino* annorum Logices & Mathematum Auguſtae Profeſſore *publico, nihil eſt quod adiiciam &c.* Sie iſt aber den 6 Jan. An. 1616. unterzeichnet. Seine unten anzuführende Grabſchrift beſtätiget ein gleiches.

chen deutschen Schrift ungemein lustig abwechselten. Ich jauchzete schon vor Freuden über die Lobsprüche, womit mich Deutschland „wegen meiner „durch di vilgütige Natür mir mitgetheilten Schreib„erfündunskräft beglükwünschen würde: „ Aber leider! Mein Frohlocken ward zu Wasser. Hatte man den Zesen verlachet, so ward ich gar ausgezischet. Er sank mit Murren uber seine Kunstrichter in das Grab; und ich gieng seufzend, über den Undank der Deutschen, zu meinen Vatern.

Allein der Tod hebt alle Vorurtheile auf. Bey meiner Ankunft in dem Lande der Geister verschwand die Decke von meinen Augen, die mich im Leben verhindert hatte, den Schimpf einzusehen, den ich mir durch meine seltsame Schreibart nothwendig zuziehen müssen. Anstatt mich ferner über den Undank der Nachwelt zu beschweren, verdammte ich vielmehr meine eigene Thorheit, die mich so lächerlich gemachet hatte. Jemehr die Anzahl patriotischer Gelehrten zunahm, welche ihren Fleiß auf die Verbesserung der deutschen Muttersprache wendeten; je mehr sich ihr Ruhm vergrößerte, weil sie bey ihrer Bemühung der Bahne der Vernunft folgeten: desto mehr nahm meine Schwermuth überhand. Aus Scham über meine Ausschweifung verbarg ich mich in einen finstern Winkel, um den Augen so vieler berühmten Sprachlehrer auf ewig zu entgehen. Sechzig Jahre hatte ich bereits in dieser traurigen Stellung zugebracht, als im jüngstverwichenen Hornung der oftbemeldete Philipp von Zesen von ungefähr in meinen Winkel gerieth. Nachdem er mir

seine

seine Freude über diese unverhoffte Zusammenkunft bezeuget; zog er einen Brief an einen neuen Sprachlehrer hervor, welcher, wie er sagte, unser altes verfallenes Gebäude mit einer edelmüthigen Kühnheit zu erneuern bereit wäre. Er bath mich, daß ich als ein Wasserpolack und halber Landsmann dieses Gelehrten, die Mühe über mich nehmen, und den Brief sauber abschreiben, die Rechtschreibung aber in allen Stüken derjenigen Vorschrift gemäß einrichten möchte, welche unser Held, zum besondern Troste der deutschen Sprache, zu ertheilen für gut befunden hätte. Die Ehrfurcht gegen meinen ehemaligen Anführer ließ nicht zu, ihm eine so geringe Sache zu verweigern: Ich ergriff also die Feder, und entwarf die Aufschrift des Briefes, nach Jesens Willen, folgender Gestalt:

Dém

Rúhmhérrlichen Wéltwúnder aúf dem maxímen Wchaúmlátze téuchter Érden, dem Philosophíen Hélden, wélcher die flátternd úmd kláternden Líchgrísse neidíscher stráffucht, wie éinsens Símson die Philíster mit dém Éselsbákkenknochen zú béden Wlágt, úmd wélcher únter dén Jésúítischen Gliedern dér néunsándigen Hánseátst, úmd im érzbreine dés héchdeúschen hélicónischen-Rósen-Lílien-úmd

Nágleinmáles dén érsten Ráng mit Récht erhélbet.

Kaum hatte ich diese Aufschrift zu Ende gebracht, als Zesen bey Erblickung ihrer buntschäckigten Gestalt überlaut zu schreyen anfing. Das lächerliche Buchstabenfieber, welches ihm 65. Jahre nach seinem Tode noch angeklebet, verließ ihn auf einmal. Er erkannte mit später Reue den Nachtheil, welcher der guten Sache aus dergleichen eigensinnigen Grillen, und unnöthigen Grübeleyen erwachsen würde. Anstatt daß er auf die Fortsetzung dieser neuen Orthographie hätte dringen sollen, bath er mich vielmehr himmelhoch, in der Rechtschreibung es bey dem vernünftigen Gebrauche anderer berühmten Sprachlehrer zu lassen, und zugleich sein Sendschreiben von allem darinnen befindlichen schwülstigen und undeutschen Wesen zu säubern.

Sieh, geneigter Leser! auf solche Art bin ich zu der Ehre gelanget, das deutsche Sendschreiben eines alten Sprachlehrers aufs neue zu verhochdeutschen. Das ist es alles, was ich dir zu sagen gehabt. Lebe wohl!

Hochedler, und wohlzuehrender Herr Professor!

Halt dich bey der Benennung des Ortes nicht auf, von welchem ich dir schreibe. Stoß dich auch nicht daran, daß ich diejenige Sprache mit dir rede, welche unter uns Todten gebräuchlich ist, die wir einander alle Du heißen. Ich habe dieses mit Fleiß voraus erinnern wollen, weil man mir eine gar seltsame

ſame Beſchreibung von deiner wunderlichen Gemüthsart gemacht hat. Sey alſo verſichert, daß ich nichts weniger im Sinne habe, als dich zu beleidigen: und daß meine Abſicht vielmehr dahin gehe, dich von meiner Freundſchaft zu überzeugen, wie du aus dem folgenden genugſam erſehen wirſt.

Wiſſe demnach, daß deine neuen Anfangsgründe der teutſchen Sprache, in unſerm Reiche einen unerhörten Aufſtand erreget haben: ſo, daß es mir ſchwer fallen wird, dir eine ordentliche, und umſtändliche Beſchreibung davon zu machen. Alle Sprachlehrer der alten und neuern Zeiten wurden durch dieſe Schrift wider dich aufgebracht, und der heftige Trieb, Wörter zu verfechten, ward bey ihnen aufs neue wieder rege. Ja ſogar armeniſche türkiſche, hebräiſche, griechiſche, ſchwediſche, dalmatiniſche, illyriſche, und glagolitiſche Sprachlehrer ſtunden wider dich auf, und beklagten ſich insgeſammt: daß du ohne Scheu ihre Sprachen ausplünderteſt, und ſelbige ihrer vornehmſten Buchſtaben beraubteſt. Ich allein unternahm es, dich gegen alle ihre Anfälle zu vertheidigen: denn du kannſt verſichert ſeyn, daß ich gleich bey dem erſten Anblicke deines Buches den ſtärkſten Zug der Freundſchaft zu dir empfand, und die vollkommene Aehnlichkeit mit Entzückung betrachtete, welche zwiſchen uns beyden herrſchet. Damit dich aber dieſe wunderbare Uebereinſtimmung eben ſo empfindlich, als wie mich rühren möge: ſo halte ich es für nöthig, dir einen kurzen Unterricht von mir zu ertheilen. Lerne alſo Philippen von Zeſen kennen.

Ich hieß nach meinem Vater Blau; diesen Namen verwandelte ich in Cäsius, und ließ mich Zessen von Fürstenau nennen. Man gestand mir zu, daß ich ein witziger Gelehrter sey, dessen unverdrossener Eifer für die Aufnahme der deutschen Sprache allerdings zu loben wäre. Eine Menge Geheimnisse, die ich mir einbildete, in unserer Sprache entdecket zu haben, erwarben mir eine ziemliche Anzahl Anhänger; ja ich hatte sogar Anbether unter ihnen, die mich über alle Sprachlehrer erhoben, und mich für einen Meister der Wohlredenheit, für einen erleuchteten Wortforscher, ja für ein Wunder meiner Zeit ausschrieen. Allein mein Freund! wenn dir diese Lobeserhebungen zur Aufmunterung dienen, so laß dich durch die Vorwürfe nicht niederschlagen, welche man jenen entgegen setzte. Ich würde selbige gern mit Stillschweigen übergangen haben, wenn wir einander nicht hierinnen am meisten ähnlich wären. Meine Widersacher, und dieses waren leider! alle diejenigen, an deren Beyfalle mir am meisten gelegen war, diese warfen meinen Schriften vor, daß sie nichts als eigensinnige, alizugekünstelte, und unnütze Neuerungen in sich enthielten. Man redete mir nach, daß ich für Mantel Windfang, für Pistol Sattelpuffert, u. d. m. gesetzet hätte. Man war damit nicht zufrieden, daß ich crimen flellionatus, das Laster der Sternbalgschaft, Jus postliminii das Recht der Entfremdungsrache, verdollmetschet, und die Wortforschung die Ausknötelung genannt hatte. Man spottete darüber, daß ich den A, B, C,

eine

eine andere Ordnung gab, als es in ganz Europa hatte, daß ich die drey Buchstaben C, Q, u. X, gänzlich daraus verbannete; und unter diesem Vorwande sein, für seyn, bei, für bey u. d. g. m. schrieb; daß ich es für nöthig erachtete, den langen, oder scharf langen Laut der Vocalen mit einem einfachen Ueberstrichlein, hingegen der Selbstlauter tönende Länge, mit einem zweifachen Ueberstrichlein, oder mit einem Hütlein auszubilden; und daß ich mich so heftig darüber beschwerte, daß meine Schriften nicht nach meinem Sinne könnten gedrucket werden, weil in den Druckereien solche bezeichnete Buchstaben mangelten. Man beschuldigte mich endlich, daß ich mit fremden oder fremdscheinenden Wörtern in unserer Sprache allzu unbarmherzig umgienge; in der Rechtschreibung eigensinnig und pedantisch, in Einführung neuer Wörter aber allzuverwägen wäre. Man nante mich einen etymologischen Schwärmer, und orthographischen Ketzer; und warf meinen Schriften vor, daß sie voller Bitterkeit, in einer polternden und ungesitteten Schreibart abgefasset, und mit fremden und nicht zu meinem Endzwecke gehörigen Dingen angefüllet wären. Mit einem Worte: man machte es so arg, daß ich mich genöthiget sah, meine Zuflucht zu der deutschgesinneten Genossenschaft zu nehmen, zu welcher ich gehörte; und selbige anzuflehen, daß sie mir, ihrem verschmähten, und verleumdeten Mitgliede, unverzüglich Hülfe leisten, und den Spottvögeln das unverschämte Lä-

stermaul stopfen möchten, um es, wo es möglich, dahin zu bringen: daß dergleichen zweibeinigtes Müllervieh die Rosen und Lilien hiernächst unangegigakket laßen müßte.

Sieh, mein werther Pylades, diese und andere dergleichen Umstände mehr bewegen mich, dich als mein andres Ich zu betrachten. Verwundre dich also nicht über den Eifer, mit welchem ich dich in unserm Reiche zu vertheidigen gesucht habe: allein sey auch versichert, daß es mich nicht wenig Schweiß und Mühe kostet, deine Vertheidigung ganz allein gegen alle über mich zu nehmen; und daß ich hierzu allen den hartnäckigen Muth nöthig gehabt habe, welcher Leute unsres gleichen zu beseelen pflegt.

Es kam also die ganze Schaar unter der Anführung der beyden Kaiser, Karls des Großen und Maximilians wider mich angezogen. Nahe bey diesen Monarchen befand sich Ottfried aus dem neunten Jahrhunderte, welchem eine Menge anderer deutscher Sprachlehrer nachfolgten, die in den darauf folgenden Jahrhunderten ihrem Vaterlande zur Ehre geschrieben haben, als da sind: Suntheim, Ickelsamer, Ostrofrank, Oelinger, Clajus, Sattler, Meichsner, Kohlroß, Buscher, Werner, Tielemann, Olearius, Gueinz, Schottel, Girbert, Becherer, Wolf, Vorst, Poelmann, Pudor, Prasch, Hornschuh, Boedicker, Stieler, Alsted, Langjahr, Tiz, Arnold, Schröter, Schilter, Eccart, Egenolf, Löscher, Henschel, Tscherning, Max, Schmother, Fritsch, Schiele, Fuchs, und andre mehr.

Als

Alle überhäuften mich mit Vorwürfen, und spotteten über den unmäßigen Eifer, mit welchem ich mich deiner annahm. Sie wollten meine Entschuldigung, daß ich mich genöthiget sähe, dich als meinen getreuen und würdigen Nachfolger zu vertheidigen, nichts gelten lassen. Mir, sagten sie, mir wäre als einem gebohrnen Deutschen noch eher ein deutsches Ohr und Geschmack zuzutrauen gewesen, als dir, der du ein gebohrner Wende wärest *, dessen Gehör gleich von seiner zarten Kindheit an, durch eine ungeschliffene und rauhe Sprache wäre verwöhnet worden, die aus einem Gemenge von verschiedenen andern ungelehrten Sprachen bestünde; welches dich durchaus untüchtig machte, unsre Sprache anders, als den bloßen Augen nach zu beurtheilen. Außer dem habe sich die gründliche Gelehrsamkeit zu meinen Zeiten, das ist vor hundert Jahren, noch nicht so sehr von der Grillenfängerey unterschieden als wohl bey jetzigen Zeiten. Heut zu Tage habe man vernünftige Grundsätze fest gesetzet, nach welchen

* Sieh die Vorrede der Untersuchung vom Meere, pag. 9 heißt es: „Ich bin kein gebohrner Deutscher, zudem „komme ich aus solchen Ländern: derer Lehrer selbst „nicht wissen teutsch zu schreiben; in derer Schulen „von der Verbesserung der Landsprache, und der Ausübung einer zierlichern teutschen Redart, mit keinem „Worte gedacht wird.„ Pag. 10. sagt d. V. Daß er keine sonderliche Lust habe, sich künftig viel mit teutschen Aufsätzen zu beschäfftigen; allein pag. 14 kommt ihm die Lust leider! wieder an: „Zu künftiger Niederschreibung mehrerer dergleichen (teutschen) Wahrheiten, liegt schon „wieder eine Feder in Bereitschaft.„

chen man sich unumgänglich richten müßte. Die Vernunftlehre sey so hoch gestiegen, daß man jetzt nicht mehr mit wunderlichen Einbildungen, leeren Träumen, und mit ungefähren Gedanken aufgezogen kommen dörfte. Der einfältigste Mensch sey im Stande, eine Sprache zu verändern: allein selbige zu verbessern, sey eine der wichtigsten und schwersten Unternehmungen; wozu viel Zeit, viel Uebung, und eine gründliche Erkenntniß der Weltweisheit erfodert würde. Ja bey allem dem müßte man noch mit einem feinen und sichern Geschmacke von der Natur begabet worden seyn, um den Gebrauch der besten Schriftsteller unterscheiden, und zu seinem Nutzen anwenden zu können.

Ich fragte sie hier, wie sie so sehr wider dich eingenommen seyn, und dir sogar die Erkenntniß der Weltweisheit absprechen könnten? Ob sie nicht gestehen müßten, daß aus deinen so bittern Klagen, die du darüber führest: daß die Verfertigung des Alphabeths nicht von Philosophen wäre besorget worden, nicht deutlich erhelle, daß du ein Weltweiser seyn müßtest? Ich wollte weiter reden, als mir Kaiser Karl der große in das Wort fiel, Wie? Zesen! redete er mich zornig an, du unterstehest dich gar, deinen Clienten für einen Philosophen auszugeben? Du würdest mir sehr elende Begriffe von dem jetzigen Zustande der Gelehrsamkeit meines Deutschlandes machen: wann ich nicht zum voraus wüßte, daß selbiges, eben was die Weltweisheit anbelanget, allen übrigen Ländern den Vorzug streitig machen könne. Hier erblickte dieser große Kaiser

ser den eben so großen Leibnitz, welcher etwas von der Gesellschaft entfernet, einer neuen Wahrheit nachdachte, die den Erdkreis von neuem erregen, und zu großen Unternehmungen anfrischen sollte. Der Kaiser rief ihn zu sich; ist es wahr, Leibnitz, redete er ihn an, soll ich dem Zesen glauben, daß sich die itzigen Weltweisen Deutschlandes mit A. B. C-Anmerkungen beschäfftigen, und sich darum bekümmern, wie man Buchstaben zeichnen, drucken, oder buchstabiren solle? Großer Kaiser, versetzte Leipzigs Confucius, du bist allzuwohl von dem Zustande deines Reiches unterrichtet; um diese Frage im Ernste an mich zu thun. Du weist, daß alle diejenigen, welche nur halbigt gewohnet sind von der Beschaffenheit der Dinge zu urtheilen, nichts für willkührlicher halten, als die Zusammensetzung der Töne, und die Zeichen, womit diese gebildet werden. Wer weis nicht, daß alle ihre Bedeutung bloß davon abhängt, daß ein ganzes Volk selbige so, und nicht anders angenommen hat?

Dieses, erwiederte der Kaiser, habe ich gleichfalls in Erwägung gezogen, als ich darauf bedacht war, der deutschen Sprache ein besseres Ansehen zu geben; und als ich mir vornahm, für selbige Regeln zu verfassen. Ich nahm das griechische, und lateinische Alphabeth zu Hülfe, ohne mich darum zu bekümmern, was dieser oder jener Buchstab für eine Gestalt hätte; und ob er nach selbiger diesem oder jenem Laute gemäß, sey. Auf was für Ausschweiffungen würde ich nicht gerathen seyn, wann ich die Grundsätze der Vernunftlehre aus den Augen gesetzet hätte: da ich in allen meinen Ländern mehr als 78. Doppellaute,

im Jahr 1609. als Decanus zu allererſt angefangen ſchriftlich aufzuzeichnen, was nur irgend merkwürdiges und veränderliches bey gedachtem Collegio vorgefallen; welches, gleichwie es vor ſeiner Zeit niemals geſchehen, alſo nachgehends von An. 1658. an bis auf gegenwärtige Zeiten rühmlich fortgeſetzet worden. (d)

Nicht weniger ſtunde Henisch dem gedachten Gymnaſio als öffentlicher Lehrer mit allgemeinem Beyf.

(d) Es iſt werth, daß wir davon die Nachricht des berühmten Herrn D. Lucas Schröckens, der erſt vor wenigen Jahren als Praeſes Academiae Naturae Curioſorum verſtorben, aus ſeiner ſo genannten *Hygea Auguſtana*, ſeu *memoria ſecularis Collegii Medici Auguſtani*, gedruckt zu Augſpurg 1682. 4. pag. B. 3. hieher ſetzen: Georgius Henſchius, *Barthfeldenſis Pannonius, non uno nomine celebrandus; quem & felicior in medendo ſolertia, & fructuoſa ſtudioſae iuuentutis in Annaeano Gymnaſio, Matheſeos fundamenta publice docendo, informatio, & utiliſſima varierum librorum, tum medicam artem, tum aliarum liberalium artium notitiam concernentium, in lucem emiſſio omnibus bonis aetate illa viuentibus adprime commendauerat, atque apud poſteros etiam numquam morituram famam conciliauerat; quam Collegium quoque noſtrum* (Medicum) *non vltimam ei debet, dum ipſe anno 1609.* Actorum medicorum, *cuncta ordinem noſtrum concernentia fideliter eidem inſerendo*, fecerat initium *labore non minus neceſſario & proficuo &c.*

und fast eben soviel Töne der Selbstlaute antraf? Dieser groſse Kaiser schloß mit einem eifrigen Wunsche, daß doch der Himmel seine morgenländische Mark vor der Schande bewahren möchte, solchen ungereimten Einfällen nachzufolgen! Hierauf verließ er, unter der Begleitung Leibnitzens, die Versammlung.

Ich muß es gestehen, die Ehrfurcht, welche das Ansehen zweener so großen Männer in mir erweckte, schlug auf einige Zeit alle meine Standhaftigkeit darnieder; und ich hörte den übrigen, ungeachtet der Halsstarrigkeit, womit ich meine einmal angenommene Meynungen zu verfechten pflege, sehr gelassen zu. Man beschuldigte dich also, daß niemand aus deinem Vortrage klug werden könnte, wenn du von der Mundart, und wenn du von der Schreibart redetest: daß du selbst öfters in einem Athen mehr als zehnerley Mundarten annähmest, und sehr oft über ein dünnes oder dickes A, und O, weg zu stolpern pflegtest: daß du alles weit schwerer machtest, als es in der That nöthig wäre; da man doch die an sich schwere Sprache vielmehr erleichtern sollte: Du hieltest dich unaufhörlich bey Buchstaben und einzelnen Wörtern auf; und wärest einem Chymisten gleich, der andere die Malerkunst lehren sollte, von welcher er aber selbst nichts verstünde, als die Zubereitung der Farben, welche er sehr weitläuftig nach der Bergwerks-Wissenschaft, und nach den Grundsätzen der Scheidekunst beschriebe, damit er nur nicht genöthiget würde, von der Malerey zu reden, von welcher er nichts vorzubringen wüßte. (Die Fortsetzung folgt künftig.)

V. Fort-

* * * * * * * * * * * * * * *

V.

Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samkörnern der Menschen.

Amilec' ward durch einen Aerntegeist unterbrochen, der plötzlich hineintrat, und sagte: Es mag sich damit bemengen, wer da will! Ich habe nichts damit zu schaffen. Eher wollte ich die Wahrheit unter den Philosophen suchen! Weil du einige Geschicklichkeit an mir findest, so überhäufest du mich mit dem Allerschwersten. Was habe ich nicht für Mühe gehabt, Samkörner von unsträflichen Richtern zu finden! Hätte ich nicht nach einem so mühsamen Auftrage, ein wenig Ruhe verdienet? Da soll ich nun abermal Körner von Geistlichen, die von rechtem Schrot und Korne sind, sammlen. Wo soll ich sie hernehmen? Es giebt gar keine mehr; oder, wo es ja noch einige geben mag, so sind sie mit einer so erstaunlichen Menge falscher Samen vermischet, daß es unmöglich ist, sie abzusondern. Man denket guten Priestersamen zu sammlen, und man bekömmt alle Hände voll Mönchskörner. Vor zehn oder zwölf Jahrhunderten hätte man mir dieses Geschäfft auftragen sollen! da hätte ichs eine Menge liefern können! Allein damals dachtest du, es könnte nimmer daran gebrechen! und machtest dir nur mit den Körnern etlicher schamhafter Jungfern, tugendhafter Weiber und keuscher Witwen zu schaffen; ja konntest ihrer niemals genug bekommen! Indessen ist die Aerntezeit

gutes

gutes Priesterſamens vorbey: und dieſe Arbeit iſt dir zu ſpät eingefallen!

Nach dieſer Rede gab er dem Amilek eine ſehr kleine Büchſe, die nur halb voll war: das war die ganze Frucht ſeiner Arbeit. Amilek nahm ſie, und ſprach: Geh nur, und ſey fleißig; aber laß den Muth nicht ſinken. Wenn du nur recht ſucheſt, ſo wirſt du ſchon gottſelige Männer, und Gelehrte finden, die ihrer Vernunft nicht trauen; reiche Prälaten, die nur empfangen, um zu geben; eifrige Hirten, die nicht vor Weichlichkeit mitten in ihrer Heerde einſchlafen. Auch die Apoſtelkörner ſind noch nicht ganz erſchöpfet. Du wirſt freylich wenige, aber gleichwohl noch etliche finden.

Nachdem er alſo den Geiſt abgefertiget hatte, warf Amilek die Prieſterkörner in ein Sieb, welches die guten von den böſen abſonderte. Er rüttelte es, und ſiehe! mehr als die Hälfte fielen durch. Sie waren von verſchiedenen Farben, ſchwarze, weiße, graue, bunte! Amilek ſiebte fort, bis endlich ganze Klümpchen von ſectiriſchen Körnern durchhagelten, die wider einander ſtießen, und den Haß und Neid anzeigten, der ſie einmal beleben würde. Amilek ſtäubte alles, was durchgefallen war, in die Luft; das Uebrige hob er auf.

Kaum war es eingepacket; als ein andrer Sammelgeiſt hereintrat. Dieſer war ſchrecklich müde, und trug einen entſetzlichen Sack her, der bis oben an voll war. Was iſt das für eine Art von Menſchen, die ſo ſehr hecket? fragte ich den Amilek. Dieſer Sack, erwiederte er, iſt voller Schriftſtel-

ler-

lerkörner. Erſchrick aber nicht über ihre Menge. Wenige darunter taugen etwas; aber die guten von den böſen abzuſondern, das iſt eine von unſern mühſamſten Arbeiten. Du ſollſt es mit anſehen.

Sogleich ließ er ein Fenſter gegen Mittag; und ein anders gegen Norden aufmachen. Vier von den ſtärkſten Geiſtern bemächtigten ſich indeſſen des Sackes, hoben ihn ſo hoch als ſie konnten, kehrten ihn um, und als ob ſie ihn ausſchütten wollten. Amilek näherte ſich, und löſete die Schnur auf, die ihn verſchloſſen hielt. Die Körner fielen mit Ungeſtüm, wie ein Strom von Staube heraus; den der Mittagswind zum nordlichen Fenſter hinaustrieb. Dieſe Staubwolke, die du davon fliegen ſiehſt, beſteht größtentheils aus Romanſchreiber- und ſchlechten Dichterkörnern; elenden Abhandlungsmachern, und Verfaſſern kleiner Scarteken, die man im Traume ſchreibt, mit Zuverſicht drucken läßt, und die ohne zu wiſſen warum? abgehen. Allein, wie du ſiehſt, ſo hat der Wind faſt alles, was im Sacke war, fortgetrieben; und kaum iſt der tauſendſte Theil übrig geblieben, der durch ſein Gewicht der Luft widerſtanden hat. Allein ſelbſt von dieſem kleinen Ueberreſte iſt noch viel abzuſondern.

Indem er dieß ſagte, empfieng er von einem daſtehenden Geiſte, eine kleine Kugel, die von Golde zu ſeyn ſchien. Er legte ſie mitten unter die Körner, die auf den Boden gefallen waren: und ich ſah, daß die Hälfte ungefähr ſich plötzlich zu derſelben näherte, die andere Hälfte aber eben ſo ſchnell davon entfernete. Ich hörte, daß in dem Mittel dieſer

Kugel

Kugel ein Korn eines weisen Manines wäre, der durch sympathetische und antipathetische Kräfte, die gescheiden Schrifsteller an sich zog, die verwegenen, unruhigen, u. verführenden aber von sich stieß; deren gefährliches Talent es ist, das Laster vor den Augen der Blödsinnigen beliebt zu machen, und das, was klar ist, zu verdunkeln; ja selbst in den Schooß der Ruhe den Samen der Unruhe zu pflanzen.

Nach geschehener Absonderung sammlete ein Geist, die Körner, so sich der Kugel genähert hatten; ein anderer kehrte die entflohenen zusammen, ein dritter brachte ein viereckigtes Büchschen, dessen Deckel von sehr dünnem Bleche war. Dieß ist die letzte Probe, sprach Amilek, auf welche wir den Schriftstellersamen stellen. Als die Büchse auf den Tisch gesetzet war, breitete man ein wenig Körner, die gut befunden worden, auf den Deckel aus. Wie erschrack ich nicht, als beynahe drey Viertel davon augenblicklich verschwanden! Ihr werdet gar nichts davon übrig behalten! rief ich ganz bewegt. Es wird freylich wenig übrig bleiben; versetzte Amilek, aber das wird auch gut seyn.

Diese Büchse enthält ein Korn von jedem Originalschriftsteller, die, seitdem man Bücher schreibt, gelebet haben. Die auf den Deckel gestreueten und verschwundenen Körner sind aus den diebischen, zusammenschmierenden, auslegerischen und andern solchen Schriftstellern gesammlet. Ihr Wesen gehöret nicht ihnen selbst, sondern den Originalscribenten, die in der Büchse sind. Ein jeder ziehe

das ſeinige an ſich; und die gelehrten Diebe behalten nichts übrig; darum verſchwinden ſie.

Wie ſehr wäre es zu wünſchen, ſetzte Amilek hinzu, daß die Menſchen dieß Geheimniß wüßten, die Werke verſchiedener Schriftſteller ſo zu prüfen, wie wir die Körner prüfen! Was für Mühe würde man den Studirenden erſparen! Wie klein würden nicht die großen Bibliotheken werden, deren Größe euch erſchrecket! Wie wenig würde von den menſchlichen Wiſſenſchaften übrig bleiben! das allermäßigſte Gedächtniß würde nicht überladen werden.

Indem man die Körner einpackete, die alle Proben überſtanden hatten, davon ich geredet habe, trat ein Geiſt herein, der alle meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Anfänglich glaubte ich nicht, daß er auch ein Sammler wäre; er hatte weder Sack noch Büchſe. Er trat zum Amilek, und gab ihm ein kleines Tütchen. Es iſt ein Glück, ſprach er, daß wir noch mit den nöthigen Liebhaberkörnern verſorget ſind: denn ich bekenne es, es giebt auf dem ganzen Erdboden faſt keine mehr. Nichts nahm mich mehr Wunder, als dieſe Rede. Wie? unterbrach ich ihn: Woher kömmſt du, mein guter Geiſt? und wo haſt du geſammlet? fragte ich ein wenig ſpöttiſch: denn ich fieng ſchon an mit den himmliſchen Bewohnern ein wenig bekannter zu werden.

Ich habe in deinem Vaterlande geärntet, ſprach er ſtörrig; ich habe dich auch geſehen, aber ich mochte von deinen Körnern nichts haben. Amilek fieng überlaut an zu lachen; alle ſeine Geiſter folgten ihm, und ich ward verwirret. Gleichwohl näherte ich

mich dem Amilek so sehr ich konnte, und sagte ihm ganz leise: Du hast da einen schlechten Arbeiter: er kömmt aus einem Lande, wo die Liebe aufs unumschränkteste herrschet. So viel Menschen man da sieht, so viel Liebhaber sind es. Ein Geist darf nur die Hand ausstrecken: so wird ihm der Samen davon von sich selbst hinein fallen. Ich weis also nicht, was eure Sammler machen, und womit sie ihre Zeit verderben: aber gewiß hat dieser sonst einen Zeitvertreib gehabt!

Du irrest, versetzte Amilek. Er hat in deinem Lande soviel Liebhaber nicht gefunden, als du wohl denkest. Es ist wahr, man redet nirgends besser von der Liebe, als daselbst: aber man liebet am wenigsten. Kennest du die Liebe? Es giebt zwo Arten davon. Die eine ist hitzig, gährend, heftig, und sehr geschwätzig; und saget immer mehr, als sie empfindet. Es ist ein Feuer, gleich den Funken, an Glanz, Lebhaftigkeit, und kurzer Dauer. Es giebt aber noch ein zärtliches, blödes, verschwiegenes, das nicht so glänzend, aber beständiger; nicht so schwatzhaft, aber redlicher: nicht so feurig, aber dauerhafter ist. Es entspringt aus der Natur, nicht aus Eigensinne, wächst mäßig, verbindet sich aus guter Wahl: und wenn es einmal mit seinem Gegenstande vereiniget ist, so kann sie nichts abwendig machen.

Die erste verdienet fast nicht den Namen der Liebe, und diese findest du in Frankreich; die andre ist daselbst fast gänzlich unbekannt. Der Geist, den du der Faulheit beschuldigest, ist in funfzig Jahren

nicht

nicht wiedergekommen. Er hat diese Zeit immer bey den zärtlichsten Liebhabern zugebracht. Du siehst, wie selten die Körner derselben sind: denn kaum hat er dieß Tütchen voll finden können. Allein selbst von dem wenigen, werde ich nicht viel aufheben können.

Indem Amilek noch redete, gab man ihm ein kristallen Gefäß, welches mit einem sehr klaren und wohlriechenden Wasser erfüllet war. Er öffnete das Tütchen, und schüttete die Liebhaberkörner dahinein, die anfänglich alle oben schwommen. Dieß Wasser, sprach er, ist das Prüfungsmittel der Liebhaberkörner. Ob es gleich sehr flüchtig ist, so erhält es doch seine Kraft sehr lange; und ich darf nur alle 300 Jahre neues haben. Dieses zu verfertigen habe ich vier Unzen ätherische Materie, vier Grane Einflüsse vom Venusstierne, und von den sympathetischen Ausflüssen Leanders und der Hero, von jeder Art ein halb Pfund genommen. Ich habe sie vermischet, und daraus ist dieß Probewasser geworden. Siehst du, wie ein Korn nach dem andern zu Boden fällt! Das sind Körner wahrhafter Liebhaber! Sie haben mit dem Prüfungswasser viel gemein, daher saugen sie es in sich, und sinken zu Boden; wie die Theeblätterchen, wenn sie das Wasser in sich ziehen. Die übrigen würden ewig oben schwimmen, ohne sich vollzusaugen, oder zu sinken. In einer Viertelstunde wird man dieselben wegthun, und es wird mehr als die Hälfte oben bleiben. Die andern wird man trocknen und aufheben.

Ich erstaunte über alles, was ich sah und hörte.

Ich hätte geſchworen, daß mein Vaterland zwanzig ſolche Vorrathshäuſer, als Amileks ſeins, mit Liebhaberkörnern anfüllen müßte. Allein ich irrte ſehr. Ich hub an, nach dem bisherigen einen Ueberſchlag zu machen; und fand nach reifer Ueberlegung: daß unter 1000 Seufzenden meines lieben Vaterlandes, kaum fünf oder ſechs ſeyn möchten, deren Körner in dem Probewaſſer ſinken würden.

Das übrige nächſtens.

VI.

Ovids zweytes Buch trauriger Gedichte. Ein Sendſchreiben an Auguſten.

übersetzet von G. A. J. 1763. *

Was mach ich noch mit euch, verworfne Elegien!
Die ihr mir Müh und Fleiß mit bittrer Quaal vergällt?
Wie könnt ihr Muſen! mich ſchon wieder an euch ziehen?
Iſts etwa nicht genug, daß ihr mich einmal fällt?
Bloß meine Lieder ſinds, die Cäſars Zorn erwecket,
Nachdem er neulich erſt mein Buch vom Lieben ſah.
Nimm meine Lieder weg, ſo iſt die Schuld bedecket;
So kömmt mein Lebenslauf ſonſt keinem Laſter nah.

Den

* Dieſes Stück, und noch ein weit größeres von mehr als 600 Verſen, iſt uns als eine Probe einer Ueberſetzung des ganzen Werkes, zugeſandt worden. Wir theilen es unſern Leſern in eben der Abſicht mit; und glauben, daß der uns unbekannte Herr Verfaſſer keine geringe Geſchicklichkeit beſitze, den ovidiſchen Geiſt und Ausdruck zu erreichen. Auch ſeine Verſe ſind, bis auf ein Paar Reime, ſchön.

Den Vortheil hat sich nun mein großer Fleiß erworben;
Nun stürzet mich die Kunst, die mich so oft bemüht.
O! wär ich klug genug, der Trieb wär längst erstorben,
Der mich zu dem Altar der falschen Musen zieht.
Itzt greift die wunde Hand schon wieder nach dem Feuer,
Das ihr so schädlich war: wie thöricht bin ich nicht!
So hält der Fechter noch den Kampfplatz werth und theuer,
Wo er besieget wird, und andern Kränze flicht.
So wagt ein schwaches Schiff, das kaum dem Sturm' entgangen,
Sich dennoch wiederum in die gethürmte Fluth.
Kann Telephus die Hülf nur von der Hand empfangen,
Die ihn verwundet hat: vielleicht wird mirs so gut.
Vielleicht läßt sich der Zorn durch Lieder wieder stillen,
Den Lieder erst gereizt, und gegen mich erhitzt.
Oft beugt ein sanftes Lied der Götter strengen Willen,
Daß kein ergrimmter Stral auf unsre Scheitel blitzt.
Darum läßt Cäsar selbst Dianens Lob besingen,
Und unsrer Schönen Mund rufft ihre Gottheit an.
Er ließ zu Phöbus Ruhm so manche Lieder klingen,
Beym Feste, das ein Mensch nur einmal feyren kann.
O möchte, milder Fürst, dieß Beyspiel dich erweichen,
Und dein erzürnter Blick mir nicht mehr schrecklich seyn!
Es müßte Scham und Zucht von meiner Stirne weichen,
Geständ ich deines Zorns Gerechtigkeit nicht ein.

Beyfall eine gar lange Zeit für, bey welchem er auch, nach des berühmten Hieronymi Wolfs Tode, die Ober-Aufſicht, nebſt dem Stadt-Bibliothecariat, bekommen. (e) Uberhaupt zeugen von ſeinem ganz beſondern Fleiße und weitläuftigen Wiſſenſchaft, die in eben nicht geringer Anzahl annoch vorhandene, und zum Theil wichtige Schriften, von welchen es nicht undienlich ſeyn wird, ein, ſo viel möglich, vollſtändiges Verzeichniß, in Chronologiſcher Ordnung allhier anzuführen. Es ſind uns aber vor dießmal folgende bekannt:

Enchiridion Medicinae; medicamentorum tam ſimplicium quam compoſitorum in certos titulos diſtinctam ſyluam continens &c. Baſil. 1573. 8. (f)

Joannis Tzetzis, Grammatici, Scholia in Opera Heſiodi, interprete *G. Heniſchio*, Baſil. 1574. 8. (g)

Heſiodus Graeco-Latinus, cum Commentario *Heniſchii*, Baſil. 1580. 8.

Inſtitutionum Dialecticarum libri ſeptem & repetitionum libri duo. Aug. Vind. 1590. 8. (h)

Prae-

(e) Man ſehe des dermaligen wohlverdienten Rectoris an dem Gymnaſio zu Augſpurg, Herrn Philipp Jacob Crophii, im vorigen Jahr heraus gegebenes Programma von den berühmten Profeſſoren und Rectorn deſſelben, p. 8.

(f) *Von der Linden.* de ſcriptis medicis lib. 1. p. 207. *Mercklini* Lindenius renouatus lib. 1. p. 329.

(g) *Antonius Reiſer* in Indice MStorum Bibliothec. Auguſtan. p. 151.

(h) *Reiſer* ibid. p. 147.

Doch, iſt er gleich gerecht, ſo mußt du dieß bedenken:
Es findet ohne Fehl auch kein Vergeben ſtatt.
Izt kannſt du dich zu mir mit Gnad und Großmuth lenken.
Nachdem mein Unglücksſtern mich ſo erniedrigt hat.
Ließ Jupiter ſo gleich ſein Feuer auf uns bligen,
So oft wir Sünde thun: wo nähm er Pfeile her?
Sein Donner brauſet zwar, und dräuet zu zerſchlitzen;
Doch macht er auch die Luft von Wolken wieder leer.
Drum heißet er mit Recht der Götter Fürſt und Vater,
Der Herrſcher in der Welt, dem niemand gleichen kann.
Du biſt des Vaterlands Regierer und Berather;
So nimm auch Jupiters geprieſne Sitten an.
Wiewohl, das thuſt du ſchon. Wann hat man je erfahren,
Daß ſo ein Fürſt, wie du, voll ſanfter Huld regiert?
Oft ließeſt du das Blut der Ueberwundnen ſparen,
Die doch im Sinn bereits das Beil auf dich geführt.
Wie manchen haſt du nicht beſchenkt und hoch erhoben,
Der doch dein ärgſter Feind, und dein Verfolger war!
So bald es Friede ward, war auch dein Zorn verſtoben:
Und Feind und Sieger trug den Tempeln Opfer dar.
Und freut ſich dein Soldat, weil er den Feind geſchlagen:
So kann ſich auch der Feind bey ſeinem Unſtern freun.
Ich hab ein beſſres Recht; von mir kann niemand ſagen,
Ich ſtimme ungetreu mit deinen Feinden ein.
Ich ſchwöre bey dem Meer, bey Himmel, und bey Erde,
Bey dir, der du ein Bild der höchſten Gottheit biſt:
Daß ich von meiner Treu niemalen wanken werde,
Daß dir mein redlich Herz, mein Alles eigen iſt.

Stets

Stets seufzt' ich für dein Wohl, und für dein langes Leben:
Und wer nur dieß gewünscht, dem trat ich willig bey.
Voll Andacht hat die Hand den Weihrauch hingegeben,
Wenn Rom die Götter bath, daß Cäsar glücklich sey.
Die Bücher, die ich schrieb, selbst die, so mich gestürzet,
Sind, Herr! von deinem Ruhm an tausend Orten voll.
Nimm nur das größre Werk, so meine Flucht verkürzet,
Daß die Verwandlungen und Wunder lehren soll:
Da findest du das Lob von deinen großen Thaten;
Da trifft du manches Pfand von treuem Eifer an.
Mein schwacher Lobspruch zwar kann deinem Ruhm nicht rathen;
Der ist bereits zu groß, als daß er wachsen kann.
Du bist wie Jupiter. Doch dieser ists zufrieden,
Wenn ihn der Dichter Kiel zum Stoff der Lieder wählt;
Und nie wird ein Gedicht ihn, wie ich glaub, ermüden,
Das die erhitzte Schlacht des Riesenkriegs erzählt.
Viel andre preisen dich mit wohlberedtem Munde,
Und prächtig, wie es sich für deine Hoheit schickt.
Doch, wie es Gott gefällt, wenn er in einer Stunde
Auf warmes Opferblut von hundert Farren blickt:
So träget er doch auch am Weihrauchsduft Belieben,
Den ihm ein redlich Herz bey seiner Armuth bringt.
O grausam wilder Feind! der meine Kunst zu lieben,
Die ich zum Scherze schrieb, dir in die Hände zwingt!
Was ich zu deinem Lob' aus Redlichkeit geschrieben,
Das läßet Neid und List nunmehro nicht vor dich.
Doch da du zornig bist, wer wär mein Freund geblieben?
Es fehlet gar nicht viel, so haßt' ich selber mich.

Sinkt ein erſchüttert Haus nur erſt auf einer Ecke,
So drückt die ganze Laſt auf dieſe Seite los;
Wird etwas durch den Riß des Glückes mürb und lecke,
So ſtehts dem nahen Fall durch eigne Schwere bloß.
So hat mir dann ein Lied des Volkes Haß errungen,
Das, wie es billig iſt, nach deinem Beyſpiel thut!
Allein es war nur doch ſchon ehemals gelungen:
Ich denke wohl daran du nanntſt mich fromm und gut.
Ich ritt beym Muſtern jüngſt auf jenem Ritterpferde,
So du mir ſelbſt geſchenkt, getreſt bey dir vorbey.
Geſetzt, daß Tugend nun niemals belohnet werde,
So blieb ich doch gewiß von allem Vorwurf frey.
Ich ſtund dem Richteramt der peinlich Angeklagten,
Wie dem Centumvirat, ohn allen Tadel vor.
Wenn zwo Parteyen mich zum Schiedsrichter machten,
So lobte mich auch der, der den Proceß verlohr.
Ja, leider! möchte nur das Letzte mir nicht ſchaden,
Dein eignes Urtheil ſprach mich aller Fehler los.
Das Letzte ſtürzet mich. Mein Schiff, dems oft gerathen,
Durchs Meer und Fluth zu gehn, ſinkt nun durch einen Stoß.
Und zwar, ſo ſinkt es nicht in einem kleinen Sprudel;
Nein, alle Waſſerwuth ſchlägt auf daſſelbe zu.
Des großen Oceans geſammter Wellenſtrudel
Deckt mich, und raubet mir die ſonſt genoßne Ruh.
O, warum mußt ich, mir zum Unglück, etwas ſehen!
Warum ward ungefähr der Fehler mir bekannt?
So wars, Aktäon, auch ſo gleich mit dir geſchehen,
Als dein unſchuldger Blick Dianen nackend fand.

Bey

Bey Göttern nämlich muß man auch den Zufall büßen;
Sie ſtrafen, wenn man ſie gleich ohne Verſatz kränkt.
Es hat der Tag, da mich ein Irthum täuſchen müſſen,
Mein klein doch frommes Haus in ſeinen Schutt verſenkt.
Mein Haus, das klein zwar iſt, doch ſchon vor vielen Jahren
Genug berühmet war, und keines Adel weicht;
Das weder Ueberfluß, noch Mangel je erfahren,
Und weder dürftige noch reiche Ritter zeigt.
Und wär es wirklich klein an Herkunft und Vermögen,
So hat es doch mein Witz bekannt genug gemacht:
Schien dieſer gleich zu frey, ſich an den Tag zu legen;
So hat er in der Welt mir dennoch Ruhm gebracht.
Wer ein Gelehrter iſt; der kennt auch meinen Namen,
Und hält mich ungeſcheut den andern Weiſen gleich.
Dem Hauſ', aus welchem nie die Muſen traurig kamen,
Gab eine kleine Schuld den harten Unglücksſtreich.
Es fiel! doch kann es auch gar leichtlich wieder ſteigen,
So bald Auguſtus nur den ſchweren Zorn geſtillt:
Und ſeine Gnade ſelbſt muß meine Strafe zeigen,
Die weit gelinder iſt, als ich mir eingebildt.
Du wollteſt nicht mein Blut, und ſchenkteſt mir das Leben;
O welche Mäßigung bey unumſchränkter Macht!
Du haſt mir überdas mein Haab und Gut gegeben,
Als hätt' das Leben mir zu wenig Huld gebracht. ꝛc. ꝛc.

VII.

Lettre du Comte de Catanco à l' illuſtre Monſ. de Voltaire, ſur l'Edition de ſes Ouvrages á Dreſde. A Berlin chez Voſs 1754 in 12. 240 S.

Bey dem großen Ruhme, den ſich Herr von Voltaire erworben hat, iſt es kein Wunder, daß er ſowohl viele Neider, als Läſterer bekommen hat. Allein das iſt ein Wunder, daß er noch nicht mehr ernſthafte Gegner bekommen: da er ſich doch, außer dem Fache der Poeſie und des bloßen Witzes, auch in die Philoſophie, Mathematik und Geſchichte gemenget; darinn aber allerhand paradoxe Meynungen auf die Bahn gebracht hat. Denn außer dem, was wider ſeine Geſchichte Karls des XII. von einigen erinnert worden; was der ſel. Probſt Reinbek gegen ſeine Lehre von der Seele, und was Herr Prof. Kahl wider ſeine Metaphyſik Neutons geſchrieben; weis man faſt keinen ernſtlichen Widerſacher ſeiner Schriften.

Hier aber ſteht endlich ein wälſcher Graf auf, der, ob er wohl ein Bewundrer von dem großen Geiſte und Witze iſt, den Herr von Voltaire in ſo großem Maaße beſitzet; dennoch mit allen ſeinen Lehren nicht zufrieden ſeyn kann, die er in ſoviel verſchiedenen Schriften vorgetragen. Er iſt gewiß nicht der einzige, der dergleichen Misvergnügen ſeit langer Zeit empfunden: ob er wohl der erſte iſt, der das Herz faſſet, ſein Bedenken darüber dreiſt heraus

zu ſagen. Denn der blendende Glanz eines herrſchenden Modeſcribenten iſt ſo ſtark, daß er auch diejenigen, die ihn nicht eben überall bewundern, blöde machet, wider den Strom zu ſchwimmen, und einem allgemeinen Beyfalle zu widerſprechen. Endlich aber finden ſich doch Liebhaber der Wahrheit, die es ehrlich genug mit ihr meynen, ſich auch öffentlich für ſie zu erklären.

Herr Graf Catanco iſt ein ſolcher: und ob er wohl nicht allenthalben eine gleich ſtarke Einſicht hat, die Schwäche ſeines Gegners völlig zu entdecken: ſo kann man ihm doch den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß er ihn in gewiſſen Stücken herzhaft und glücklich angegriffen. Er hat ſich mit Bedacht die Dresdener Ausgabe der Voltairiſchen Schriften erwählet, ſeine Einwürfe dagegen zu machen. Man weis, wie leicht Herr von V. mit den Auflagen ſeiner Schriften übel zufrieden iſt; wenn ſie gleich auf ſeine eigene Veranſtaltung gemachet, und von ihm ſelbſt beſorget worden. Die Dresdener hat er nun auf eine Zeitlang für richtig erkläret: folglich kann man ſich ſo lange daran halten, bis irgend eine andre orthodoxer wird.

In dem I. Briefe machet der Herr Gr. Catanco ſeinem Gegner die größten Lobſprüche von der Welt. Er ſuchet dadurch ihn und die Welt zu überzeugen: daß er keine unzeitige Tadelſucht, keinen Neid, keine Feindſchaft gegen ihn hege, ſondern ihn unendlich hochſchätze. In der Dichtkunſt und Beredſamkeit geſteht er ihm alle Lorbern zu, welche die alten Griechen beſeſſen: und er will ihm dieſelbe, auch in Anſehung

sehung der Philosophie und Geschichte widmen, wenn Herr von V. ihm nur seine Einwürfe erst beantwortet haben wird. Er entschuldiget sich wegen seiner Ungeschicklichkeit im französischen Vortrage derselben; ist aber genöthiget worden, französisch zu schreiben, weil man das italienische in Deutschland nicht brauchen könne. Er nennet Herrn von V. seinen Lehrer, wie er es auch in Ansehung eines grossen Monarchen sey. Der Pabst selbst habe sich einmal auf ihn berufen. Zwischen so grossen Leuten, und ihm, dem Verfasser, wäre ja gar kein Vergleich; u. s. w.

Der II. Brief handelt von der Historie. Nach dem Eingange, daß man nur Bücher beurtheilet, davon das meiste gut ist; lobet er die schöne Schreibart der voltairischen Geschichtbücher, u. kömmt auf die Vorrede zu seinem XII. Karl. Hier saget Herr von V. Aristoteles hätte gesaget: der **Unglaube** sey der **Grund aller Weisheit.** Diese Stelle kann der Herr Graf nirgends finden, und bittet, sie anzuzeigen; will auch nicht glauben, daß Herr von V. den Zweifel für **Unglauben** genommen haben werde! Der Unglaube könne auch niemals einen Grund von etwas abgeben. Gleichwohl setzet Herr von V. dazu: sonderlich in Absicht auf die alte Geschichte. Ist dem also, fraget er; daß man nämlich davon nichts glauben muß: „was wollen Sie denn an die Stelle setzen? Denn „gewiß, die Offenbarung lieben Sie so wenig, als „die Astrologie! „

Er

Er gesteht ihm zu, daß es Fabeln in den alten Geschichten gebe, die der gesunden Vernunft zuwider laufen; und daß man davon nichts glauben dörfe. Aber wenn es auf die besondern Wunder in der römischen Geschichte ankömmt, welche von eben denen Geschichtschreibern erzählet werden, die, wenn sie von Königen und Consuln, Zehnmännern, Karthago und der pharsalischen Schlacht schreiben, glaubwürdig sind: so kann er den Unterschied nicht finden, warum er ihnen nicht auch von der Höle, in die sich Curtius gestürzet, und von Castor und Pollux, die für Rom gestritten, glauben solle? Hier, dünket uns, wird wohl Herr von V. recht behalten: obgleich der Herr Gr. Cataneo seine Leichtgläubigkeit sehr schlau zu vertheidigen suchet. Man sieht leicht, daß er auch heydnische Wunder glauben muß; wenn er die Legenden der Heiligen glauben will und soll.

Indessen ist des Herrn von V. Unglauben ein wenig zu stark, wenn er hundert Zeugnisse von Leuten verwirft, die etwas gesehen haben. Sein Gegner fraget ihn: ob wohl in dem Benderischen Verfahren König Karls, u. bey Görzens und Patkuls Geschichten, die geringste gesunde Vernunft sey? Und doch glaubt es Herr von V. und will, daß seine Leser es auch glauben sollen. Warum ist er nicht gleich billig gegen die Alten?

Wenn Herr von V. saget: man solle dem Herodot nicht glauben, daß die ägyptischen Priester Hexenmeister und Teufelskünstler gewesen; so erwiedert sein Gegner: das sage Herodot nirgends: und er hat recht. Das Wort Dämon bedeutet

im

im griechiſchen keinen Teufel; über den Herr von V. ſpottet. Zudem ſaget er zu allgemein: Glaubet nichts, was Herodot ſchreibt! Sind es denn lauter Lügen, von forne an bis hinten aus? Das iſt ja nicht möglich. Darauf unterſuchet er den Sinn des Wortes Prodige, Wunder; und zeiget, daß vielen etwas ein Wunder zu ſeyn dünket, was andre wohl begreifen, wie es zugeht. Warum ſollte man dergleichen Wunder nicht glauben?

Es iſt luſtig zu leſen, wie der Herr Verfaſſer ihn hier mit ſeinem XII. Karl, und zwanzig andre Begebenheiten der Alten eintreibt; die Herr von V. mit ſeinem: Glaubet nichts! umſtoßen will, dadurch beſtätiget. Endlich kömmt er auch auf die rechten Wunderwerke, die Herr von V. auch nicht glauben will. Hier zeiget der Herr Graf ihm, daß, ſo lange es einen allmächtigen und gütigen Gott giebt, es auch Wunderwerke geben könne. Lock und der Verfaſſer der Philoſophie du bon ſens werden hier auch, mit ihren Mingreliern und Hottentotten abgeführet; zu denen ſie in ihren Studierſtuben gereiſet ſind, um den Unglauben zu beſtärken u. d. m.

Der III. Brief handelt von der Metaphyſik. In dieſer Wiſſenſchaft nun, iſt der Herr Graf nicht viel beſſer zu Hauſe, als Herr von V. Sie reden indeſſen von dem leeren Raume in und außer der Welt, von Gott, ob er der unendliche Raum ſey, den ſich die Gaſſendiſten und Neutonianer als nothwendig vorhanden vorſtellen? Warum Herr von V. nur ſage: Gott ſey eine unmaterialiſche Urſache, nicht

aber

aber ein Geiſt? Ob man wiſſen könne, was Gott ſey? welches Herr von V. läugnet. Ob Clarke bey dem Worte Gott etwas gedacht habe, wenn er bey demſelben allezeit eine Ehrfurcht blicken laſſen? Hat er etwas dabey gedacht, ſo muß ers entweder aus der Philoſophie, oder Offenbarung gelernet haben: oder Clarke iſt ein Geck geweſen.

Die Lehre von leeren Raume verwirret ſie beyde, aus Mangel leibnitziſcher Begriffe: weil ſie ſich über eine Misgeburt ihrer Einbildungskraft zanken. Die Seele dünket Herrn von Voltäre was unbegreifliches zu ſeyn; daher wollte er ſie gern materialiſch haben: gerade, als ob man alsdann die Natur der Gedanken aus einer Bewegung der Theile beſſer begreifen würde! Was die Alten davon geglaubet, nimmt Herr von V. ohne Beweis an. Selbſt Confucius, auf den er ſo große Stücke hält, hat ſie vom Körper unterſchieden. Auf die Frage, was Neuton davon gewußt? antwortet Herr v. V. Er wußte zu zweifeln. Hierüber greift ihm der Herr Graf ſeinen Helden ſehr an.

Von der göttlichen und menſchlichen Freyheit wird auch gehandelt: wobey wieder Hr. v. V. einen Zweifler abgiebt. Der Herr Graf aber hinket ebenfalls auf die Seite derer, die den Pythagoras und Plato zu halben Juden machen. Er nimmt es dem Herrn v. V. übel, daß er nur vom Neuton, Leibnitz, Gaſſendi und des Cartes, aber kein Wort vom Ariſtoteles, auch vom Plato nicht redet; und davon will der Herr Gr. die Urſache wiſſen. Ingleichen fraget er ihn, warum er nicht zur Offenbarung

Praeceptionum Rhetoricarum libri quinque & Exercitationum libri duo, ibid. 1593. 8. (i)

Aetiologica, Semeiotica & Therapeutica Morborum acutorum & diurnorum *Aretaei Cappadocis*. Graece & Latine coniunctim edita, tribus MSS. Codd. Veneto, Bauarico, Augustano collatis. Cum Commentario &c. Aug. Vind. 1603. fol. (k)

De numeratione multiplici, vetere & recenti, Aug. Vind. 1605. 8. (l)

De arte & partibus eius opusculum ibid. 1606, 8. (m)

Commentarius in Sphaeram *Procli*: item, computus Ecclesiasticus cum Calendario & Prognostico tempestatum ex ortu & occasu stellarum, Aug. Vind. 1609. 4. (n)

Arithmetica perfecta & demonstrata, Aug. Vind. 1609. 4. (o)

Thesaurus linguae & sapientiae Germanicae &c.

Ubrigens wollen auch einige Gelehrte dafür halten, als wenn man diesem Henisch die allererste und gar seltene Ausgabe des Catalogi der Stadt-Bibliothek zu Augspurg, (p) welche An. 1600 daselbst in folio

(i) *Idem* ibidem,

(k) *Mercklini* Lindenius renouat. lib. 1. p. 87. Index Bibliothecae Cardinal. *Barberini* fol. 527. a. *Fabricius* Bibl. Graec. lib. IV. cap. III. § 8. p. 102.

(l) (m) *Reiser* lib. cit. p. 121.

(n) conf. *Thomas Hyde* Catalog. Bibl. Bodleianae, fol. 329. a.

(o) *Reiser* ibid. p. 145.

(p) *Reiserus* schreibt in der Vorrede zu seinem Indice MSto-

barung seine Zuflucht nimmt, wenn sein Neuton in den vornehmsten metaphysischen Materien nichts weis? Kurz, er schließt: aus der voltairischen Metaphysik lerne man nichts als zweifeln. Die neutonische trägt er auch sehr kurz und lustig vor.

Die natürliche Religion ist nach Herrn von V. nichts anders, als der Satz: thue das, was du willst, daß man dir thun soll. Diesen will sein Gegner lieber von der ersten Auferziehung des menschlichen Geschlechtes herleiten. Hierauf fraget er den Herrn von V. was er sich von einem Philosophen für einen Begriff mache? Er hat gewiß einen richtigen Begriff von ihm: aber heute zu Tage soll man diejenigen für Philosophen halten; die nicht einmal wissen, ob ein Gott ist? was er ist? und was er von seinen Geschöpfen fodert? Die nicht wissen, ob sie eine Seele haben? ob dieselbe nicht etwa eine bloße Mechanik des Körpers ist, die im Tode zerfällt; so daß das ewige Leben nur ein Traum ist? Die da behaupten, der Mensch sey auf der Erden nichts besser, als ein Ungeziefer, und bey nahe gar nichts; daß Gerechtigkeit und Tugend nur Namen dessen sind, was dieser oder jener Gesellschaft vortheilhaft ist; und daß ein jeder sich nur aus Gefälligkeit darnach richten müsse; ohne zu fürchten, daß jemals ein oberster Richter davon Rechenschaft fodre. Dazu setzet man noch irgend eine Kenntniß des planetischen Weltbaues, durch die Anziehung; der Cometen, durch weitschweifige Ellipsen; des Lichtes und der Farben durchs Prisma: so ist der heutige Philosoph fertig; so gottlos, schwälgerisch,

gerisch, ärgerlich und halsſtarrig er auch immer iſt. Hierauf fodert er eine Erklärung.

Im IV. Briefe handelt er von der Phyſik: und hier ſieht man wohl, daß der Herr Graf nicht ſehr zu Hauſe iſt. Er hängt noch am ptolemaiſchen Weltbaue, läugnet daß die Erde ein Planet, und die Planeten Weltkugeln ſind, u. d. m. Ja bey der Schwere der Körper, welche die Bewegung eines fallenden Körpers beſchleuniget, weis er auch nicht einmal, was ſeine eigene Landsleute davon durch Verſuche erfunden haben. Wir wollen uns alſo dabey nicht aufhalten; wenn gleich ein andrer Gegner Herrn von V. ganz anders hätte angreifen können. Doch rücket er ihm das fleißige Nachbethen neutoniſcher Sätze, ohne Beweis, nachdrücklich vor.

Im V. Briefe wird von der Sittenlehre gehandelt. Hier triumphiret der Herr Graf über den Herrn von V. Er lobet ihn erſtlich, daß er einmal recht unvergleichlich im III. T. a. d. 38 S. an den König von Pr. geſchrieben, um ihn zu überführen, daß die Menſchen keine bloße Maſchinen ſind. „Wenn E. M. das denken: was wird aus der „Freundſchaft werden, die doch Dero höchſtes „Vergnügen iſt? Was werden die großen Thaten „werth ſeyn, die Sie thun? Was für einen Dank „wird man für Dero Sorgfalt ſchuldig ſeyn, die „Menſchen glücklicher und beſſer zu machen? — — „Wie? wollen ſie alles, was man Ihnen zu gefallen „thut, nur wie Mühlräder anſehen, die vom Waſ„ſer getrieben werden, bis ſie ſich abnutzen? Iſt

„denn ein König nur eine Maschine, an der Spitze etlicher tausend Marionetten? u. s. w.„ Allein nach diesem treibt er ihn mit seiner Sittenlehre gewaltig ein.

Im VI. Briefe wird von der Religion gehandelt, und hier sieht es noch schlechter aus. Sein Brief an die Urania sonderlich, wird sehr mitgenommen: zumal, da Herr von V. sich noch immer für einen Christen und Katholiken ausgiebt.

Endlich der VII. Brief handelt von der voltairischen Poesie. Sein Simson und seine Pandora, sein Mahomet, den sogar der Pabst gebilliget hat; wird doch nicht geschonet: weil er dem Mahomet eine Schandthat andichtet, die er nie gethan hat; und der geoffenbarten Religion den Fanatismus, oder die Schwärmerey Schuld giebt u. d. m.

VIII.

Gutachten, von dem vernünftigen Zusammenhange und praktischen Vortrage aller ökonomischen und Cameralwissenschaften ꝛc. benebst einer Antrittsrede von dem Zusammenhange eines blühenden Zustandes der Wissenschaften mit denen Mitteln, welche einen Staat mächtig und glücklich machen, von Herrn Joh. Heinr. Gottlob, edl. Hr. von Justi. Herausgegeben von D. E. v. K. Leipz. 1754. in 4.

11 Bogen.

Der Herr Herausgeber bezeuget in der Vorrede, daß er zwar jederzeit ein großer Liebhaber ökonomischer

nomischer Cameralwissenschaften gewesen, aber sich doch niemals einbilden können, daß in denenselben ein systematischer Zusammenhang möglich sey. Endlich hat er die von dem Herrn von Justi fortgesetzten deutschen Memoires gelesen; welche ihn reizeten, dessen Bekanntschaft zu suchen. Er erlangte sie auch, und lernte dabey dessen auf kaiserl. Befehl aufgesetzte Entwürfe kennen; darinn er den auf die Sachen selbst gegründeten Zusammenhang fand. Nun weis er zwar, daß Herr von J. den Grundriß aller ökonomischen Wissenschaften zum Drucke fertig liegen hat, auch die Staatskunst, Polizey und Commercienwissenschaft; nebst der eigentlichen Cameral- oder Finanzwissenschaft, jede in besondern Büchern systematisch der Welt mittheilen wird; als worüber er in dem kaiserl. kön. Collegio Theresiano gelesen hat: gleichwohl hat der Herr Herausgeber geglaubet, es würde der Welt nicht unangenehm seyn, gegenwärtiges Gutachten, welches eine so große Monarchinn, und dero Minister ihres Beyfalles würdig geschätzet, einstweilen in Händen zu haben, und sich von dem übrigen daraus einen Begriff zu machen.

Diesem Entwurfe nun, hat er des Herrn von Justi Antrittsrede beyzufügen für gut befunden; die von vielen gewünschet worden. Er begegnet dabey zum Voraus einem Tadel, den einige daran zu finden glauben möchten: weil der Anfang derselben gar zu redneriſch und nachdrücklich sey. Diesem nun vorzubeugen, glaubet der Herr Vorredner: Er müsse die gewöhnliche Regel, die von den Lehrern der Redekunst, in Ansehung der Eingänge, gegeben zu

werden pflegt, anstoßen. Allein unsers Erachtens brauchet er solches nicht: und des Herrn von Justi Eingang kann doch ganz gut bestehen. Denn wir haben ihn so übermäßig gekünstelt nicht befunden, daß er den Regeln des guten Vortrages zuwider liefe: wie überhaupt des Herrn Hofraths Schreibart die Gränzen des natürlichen Ausdruckes nicht leicht übersteigt; und eben deswegen viel Lob verdienet. Es müssen also nur schwache Köpfe jenen Tadel gemachet haben; denen zu Liebe man die Regeln der Redekunst eben nicht ändern darf.

Von dem systematischen Entwurfe des Herrn Hofraths zu urtheilen, wollen wir uns theils deswegen nicht anmaßen, weil wir uns für keine Kameralisten ausgeben; theils auch, weil diese Sachen zur anmuthigen Gelehrsamkeit nicht gehören. Indessen sehen wir wohl, daß der philosophische Geist, der den Herrn Verfasser sonst in seinen Schriften belebet, und alle seine Gedanken in Ordnung bringet, ihn auch hier geleitet habe, alles auf richtige Begriffe der Sittenlehre, Oeconomie und Staatskunst zu bauen. Es wird unsers Erachtens diesen practischen Wissenschaften zu einem großen Vortheile gereichen, wenn sie einmal denen bloß empirischen Kameralbedienten, aus den Händen gerissen werden können; die oft ohne alle Einsicht in das wahre Beste der menschlichen Gesellschaft, die Kammern ihrer Herren zu bereichern suchen; aber sie eigentlich in kurzer Zeit aller ihrer Zugänge berauben: indem sie wie jener, die Henne, die täglich ein goldenes Ey legte, gar schlachten; um alle diese Eyer auf einmal

zu

zu bekommen. Wie viel Ehre dieses dem philosophischen Geiste dieses Jahrhunderts machen würde, wenn er eine so heilsame Wirkung haben könnte; kann ein jeder ohne unser Erinnern sehen.

Eben so vortheilhaft müssen wir von der Rede des Herrn Hofraths urtheilen. Sie ist auf die richtigsten Begriffe von einer wahren Politik, und von einer tauglichen und brauchbaren Gelehrsamkeit gegründet. Sie ist mit einem Reichthume guter Gedanken versehen, der aus der Quelle fließt, und folglich den Redner niemals verläßt. Sie ist endlich in einer Schreibart abgefasset, die soweit vom Schwulste, als von dem Staube entfernet; so edel, als nachdrücklich, und so wohlklingend, als verständlich ist. Wir müßten sie ganz abschreiben, wenn wir sagen wollten, was uns darinn gefallen hätte. Doch eine Stelle müssen wir ausnehmen; von der wir frey sagen, daß sie uns misfallen hat. Sie steht auf der 53sten Seite nach unten zu. Der Redner meynet, seine bisherigen Schicksale hätten es gewiesen: „Es „sey der Willen des unendlichen Urhebers und Be„herrschers seines Lebens, alles was er wäre und „vermöchte, so wenig es auch wäre, mit diesen ge„segneten (österr.) Staaten zu vereinbaren; und in „diesen Ländern, welche alle seine Vorfahren hervor„gebracht, ehe sie NB. der Irrthum bewog, in „den nordlichen Gegenden von Deutschland Fremd„linge zu werden, sein wahres Vaterland wieder zu „finden.„ Im Vertrauen! Hat nicht der nachmalige Erfolg zur Gnüge gewiesen: daß solches alles nicht dem göttlichen Willen gemäß gewesen?

IX.

Herrn Joh. Heinrich Gottlobs von Justi, Neue Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde und des gesellschaftlichen Lebens der Menschen. Erstes Stück für die Monathe Jänner und Hornung 1754. Leipzig bey Breitkopfen 8 Bogen in 8.

Nachdem der Hr. v. Justi sich aus dem Oesterreichischen wieder zurück nach Sachsen begeben hat; hat er der gelehrten Welt, der er eine Zeitlang abgestorben zu seyn geschienen, wieder ein Zeichen seines Lebens geben wollen. Seine Erfahrung, die er durch einen dreyjährigen Aufenthalt in Wien, durch Reisen, Versuche, und ökonomische Unternehmungen erlanget, haben ihn nunmehr noch geschickter gemachet, der Welt mit nützlichen Schriften zu dienen. Er hat es für bequem gefunden, solches alle zween Monathe mit einer periodischen Schrift, voll abgesonderter Abhandlungen zu thun: und der Titel derselben zeiget, was für ein Feld der Wissenschaften er sich zu bearbeiten erkohren.

Das erste Stück giebt Nachricht von einer neuen Art eines Halbedelgesteins, der kürzlich in Mähren, und zwar auf den Gütern des Herrn Grafen von Haugwitz entdecket worden. Er sieht so streifigt aus, als ein seidener Zeug, und hat allerhand Farben.

Das 2te ist eine Beobachtung eines zur Zeit noch unbekannt gewesenen Metalles, in dem sogenannten Katzengolde.

Das

Das 3te ist ein deutlicher Unterricht, von Wartung der Seidenwürmer, und Gewinnung der Seide, für die kaiserlichen Erbländer. Endlich sind die Deutschen aufgewachet, und haben gesehen, daß Wälschland und Frankreich sie bisher durch ihre Seidenzeuge, Stoffe, Schnupftücher und Strümfe, auf eine recht grobe Art zinsbar gemachet. Der erste, der es versuchet hat, auf deutschem Boden Seidenwürmer zu füttern und spinnen zu lassen, verdiente gewiß eine metallene Ehrensäule; zu ewigem Andenken seines von Vorurtheilen freyen Gemüthes. Bald werden wir auch um Leipzig einen ziemlichen Vorrath von Seide erzeugen können, und dadurch vielen kleinen Städten ein Muster geben, ihre leeren Plätze zu nutzen, und armen Leuten ein Nahrungsmittel zu schaffen.

Das 4te giebt einen Erweis, daß das Eisen nicht in dem Eisenerzte, oder Steine, vorhanden sey, sondern erst im Ausschmelzen entstehe.

Das 5te betrachtet die Lust Schaden zu thun, bey Gelegenheit einer neuen schädlichen Erfindung.

Das 6te handelt von einem Indigo aus Waid. Auch dieß wird den Deutschen große Geldsummen ersparen, die sie bisher nach America geschicket haben.

Das 7te ertheilet einen Vorschlag zu einer neuen und vortheilhaften Kriegesverfassung.

Das 8te liefert endlich eine Untersuchung: ob die Eintheilung in Felder, und die Trift gerechtigkeit, der Landwirthschaft zuträglich sey?

Alle diese Stücke nun zeigen, in einem deutlichen,

fließenden und angenehmen Vortrage, wie vortheilhaft allen Arten der Wahrheiten, die ſchöne, reine und richtige deutſche Schreibart ſey. Gottlob! die Barbarey voriger Zeiten, wird nun nach und nach immer aus mehrern Theilen der Gelehrſamkeit vertrieben. Die Früchte der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, werden nun bald auch denen ſichtbar werden, die es ſonſt für eine unnütze Bemühung müſſiger Köpfe hielten, ſich auf ſeine Mutterſprache zu legen. Wir brauchen nur noch zehn oder zwanzig Jahre zu erleben: ſo wird niemand mehr ſo blind ſeyn, daß er nicht endlich die Wohlthat derer erkennen und geſtehen ſollte, die zuerſt an die Verbeſſerung derſelben Hand angeleget haben.

* *

X.

Moraliſche Briefe über die Handlung. Hamburg 1754 in 8. 11 Bogen.

Dieſe Briefe ſind aus der Feder eines geſchickten Handelsmannes gefloſſen. Je ſeltener Bücher von dieſer Art ſind, deſto merkwürdiger iſt es, wenn ſie ſo wohl gerathen ſind, als dieſe Sammlung. Wir finden hier nicht nur einen verſtändigen, ſondern auch einen patriotiſchen Kaufmann; der ſich um alles bekümmert, was künftig geſchickte, vernünftige, wohlgeſittete, und redliche Kaufleute ziehen kann. Er thut ſolches mit guter Einſicht ſowohl in den Handel, als in die Sitten; und

und da er ſelbſt in den Wiſſenſchaften nicht fremde iſt: ſo will er auch, daß künftige junge Handelsleute ihren Verſtand bearbeiten ſollen.

Inſonderheit hat es uns merkwürdig geſchienen, daß er im 6ten Briefe von der Schreibart der Kaufmannsbriefe handelt, und ausdrücklich will: daß ein Handelsmann auch rein deutſch ſchreiben ſoll. Er zürnet auf Herrn Steckhauſen in Heimſtädt, der zu andern Briefen gute Anweiſung giebt; wenn er aber auf Kaufmannsbriefe kömmt, alles beym Alten läßt: gerade, als ob Kaufleute in der Barbarey müßten ſtecken bleiben! Er läßt ihnen diejenigen zum Muſter, welche ſoviel hottentottiſche Wörter durch einander mengen, daß man nicht klug daraus werden kann. Man müßte ein Wörterbuch haben, um ſie zu verſtehen. Er lobet darinn unſre Leipziger und viel niederſächſiſche Kaufleute, daß ſie reine deutſche Briefe zu ſchreiben angefangen; und ſogar das Wort acceptiren bey Wechſeln verbannen, indem ſie dafür angenommen, ſchreiben. Hergegen die Herren von N-rnb-rg und in Oberdeutſchland wären noch ſehr halsſtarrig, und machten ſich eine Ehre daraus, undeutſch zu ſchreiben. Die Ausländer müßten ja wohl lachen, wenn ſie ſolchen Miſchmaſch leſen; und uns und unſre Sprache für ſehr einfältig halten. So ſchreibt unſer patrioriſcher Handelsmann!

folio heraus gekommen, zu danken hätte; ob ſchon ſein Name nicht eigentlich auf dem Titel dabey ſtehet. Es hat auch dieſes in Anſehung der Zeit, und des damals von ihm geführten Amtes eines Bibliothecarii, die gröſte Wahrſcheinlichkeit; und wird daher von andern vor ganz gewiß ausgegeben. (q)

Endlich ſtarb dieſer ehrliche Mann in einem feinen Alter den letzten May im Jahr 1618. an einem Fieber, nachdem er, wie wir irgendwo angemerket gefunden, ſein Lebetage nicht ein einzigesmal krank geweſen. Man hat ihm folgendes Grabmahl (r) zu Ehren geſetzet:

GE-

MStorum Bibl. Aug. bald nach dem Anfange: *Binis antehac vicibus* integer totius *Bibliothecae* (Auguſtanae) *Catalogus prodiit; primo quidem, anno ſeculi poſt decimum ſexti vltimo vel terminali, nomine collectoris non adſcripto, qui tamen* fuiſſe putatur G. Heniſchius *Medicus & Profeſſor in Gymnaſio Mathematices, ſcripto non vno celebris; &c.*

(q) *Joan. Chriſtoph. Wendler* Diſſ. I. de meritis Reipublicae Auguſtanae in rem litterariam §. XI. p. 46. *Integrum totius Bibliothecae Catalogum* primus hic edidit Auguſtae 1600. maiori forma &c. Es iſt alſo daraus zu verbeſſern, was Herr Struve in der Introd. ad rem litt. c. IIII. §. 16. p 329. edit. recentiſs. gar unrichtig davon vorgiebt, da er dieſen allgemeinen Catalogum mit dem beſondern *Catalogo MStorum Graecorum* zur Ungebühr vermiſchet.

(r) Es ſtehet in *Danielis Praſchii* Epitaphiis Augu-

XI.

Nachricht von einigen weſtphäliſchen Streitſchriften, wegen der itzigen Verbeſſerung des daſigen Geſchmackes.

Wir haben ſchon ſonſt das Lob der unbekannten weſtphäliſchen Scribenten, nebſt Hn. Gruners Antwort darauf, bekannt gemachet; darinn dieſer jenes einem öffentl. Lehrer zu Göttingen Schuld gegeben hatte. Itzo vertheidiget ſich der wahre Verfaſſer derſelben, Herr Dietrich Franz, Ernſt von Steinen, ein Geiſtlicher in der Grafſchaft Mark, und Mitgl. der königl. deutſch. Geſ. zu Göttingen, mit Vorſetzung ſeines Namens, um ſeinen unſchuldigen Freund aus dem Verdachte zu bringen. Er giebt eine Unterſuchung heraus, in wie weit die grunerſche Vertheidigung Weſtphalens, nöthig und zulänglich ſey? Da dieſes eine Schrift von 9 Bogen in Quart mit kleiner Schrift füllet: ſo hätte der Herr Verf. ein Recht, auf den Titel zu ſetzen: Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria. Denn wer hätte es begehret, oder für nöthig gehalten, den Hn. Gruner ſo weitläuftig zu widerlegen?

Wir ſagen dieſes nicht, als ob nicht viel hübſche Sachen von ihm bey dieſer Gelegenheit geſaget worden, die eine feine Gelehrſamkeit und einen guten Geſchmack verrathen. Nein, wer es nicht verredet hat, Streitſchriften zu leſen, wird dieſe gewiß mit Vergnügen durchblättern. Allein es würde dem Hn. Verfaſſer auch ſonſt nicht an Mitteln gefehlet haben, ſeine ſchöne Gelehrſamkeit zu zeigen. Solche junge

Her-

Herren aber werden nur gar zu gern stolz, wenn sich gelehrte Männer mit ihnen ins Handgemenge geben.

Iſte tulit pretium jam nunc certaminis hujus;
Quod, quum victus erit, Tecum certasse feretur!

Ovid. Metam. 13.

Kurz vorher hatte Herr Gotthilf August Hofmann, Rector am Gymnasio zu Bielefeld, und der königl. deutsch. Ges. zu Götting. Ehrenglied, ein Schreiben an Herrn von Steinen, bey Gelegenheit seiner Aufnahme in die göttingische deutsche Gesellschaft, zu Dortmund bey Bädekern 1752 in 4. drucken lassen. Hieraus sieht man, daß man auch ihm obiges Lob der westphälischen Schriftsteller Schuld gegeben: imgleichen daß sich der Herr Rect. Hofmann zu einer andern Schrift bekennet, die gleichfalls in dasigen Gegenden viel Aufsehens gemachet. Sie hieß: Ehre der Gelegenheitsdichter und Lohnsänger. Man kann leicht denken, daß es auch dabey ohne Galle nicht abgelaufen seyn werde. Er hat allerley Satiren und Pasquille darüber erhalten; die er theils nur geschrieben, theils im Drucke bekommen.

Eine von diesen heißt: Hofmanns, Rectors des Gymnasiums zu Bielefeld, Größe, von J. L. Leithäusern, Dortmund bey Bädekern 1752. Dieß ist ein klopstockischer Wust, in Versen, die härter und kälter, als der westphälische Pumpernickel sind. Solch Zeug kann man unmöglich lesen; und schade um das Papier, das damit verderbet wird! Darauf kam noch ein Vertheidiger der Lohnsänger, mit einem Sendschreiben zum Vorscheine; darinn viel Bitterkeit auf die Obersachsen herrschet.

Ende.

Endlich ſind auch Nachrichten von den rühmlichen Bemühungen und ſchönen Anſtalten in den Schulen zu Schwelm, in der Grafſchaft Mark, herausgekommen; die durch eine lateiniſche Einladungeſchrift des daſigen Rectors, Hn. Karſch, veranlaſſet worden. Dieſer hat ſich in dem 7ten St. der weſtphäliſchen Bemühungen a. d. 71 S. eine Kritik dadurch zugezogen: daß er, da er doch der einzige Lehrer ſeiner Schule iſt, und alle Claſſen vom Buchſtabiren, bis zur Grammatik, und von dieſer bis zur Logik, Metaphyſik, Matheſis und Theologie, ja endlich zum Griechiſchen und Hebräiſchen allein beſtreiten muß; ſo gar akademiſch gethan, daß er auch die Worte einfließen laſſen: praterea nec iis deero, qui perorando & diſputando vires ingenii periclitari cupiunt. Hier ſoll er nun gewiſſermaßen vertheidiget werden.

In allen dieſen Streitigkeiten iſt überhaupt, bey vielen kleinern Fehlern, doch das Gute, daß die freyen Künſte einigermaßen rege werden; und daß viele, die ſonſt nichts zu leſen pflegen, durch ſolche Zänkereyen dazu gelocket, und allmählich gewohnt werden, an den Schriften der Gelehrten Geſchmack zu finden. Die perſönlichen Bitterkeiten fallen allmählich weg, und die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften bleibt. Wir wünſchen, daß beydes bald geſchehen, und die ſtreitenden Partheyen ſich vereinigen mögen, den Witz mit der Tugend zu verbinden; und auch davon ein gut Exempel zu geben: daß die ſchöne Gelehrſamkeit auch höflich und artig mache.

XII. Die

XII.

Die Barmherzigkeit, besungen von J. W. C. G. Casparson. Cassel, gedruckt bey Joh. Eckard Hutern, 1754. in 4. 30 Seiten.

Herr Casparson, der im vorigen Herbste schon, in die Gesellschaft der freyen Künste allhier aufgenommen worden, hat ein Gedicht von besonderer Stärke ans Licht gestellet. Es ist dadurch veranlasset worden, daß der durchl. Landgraf von Hessen-Cassel, in einem besondern Befehle allen seinen Unterthanen die Ausübung der christlichen Barmherzigkeit nachdrücklich eingeschärfet. Diese höchstlöbliche fürstl. Absicht durch bewegliche poetische Vorstellungen zu unterstützen, ist der Zweck unsers Dichters. Er theilt das Gedicht selbst in vier Gesänge ab; deren jede Strophe aus acht sechsfüßigen jambischen Zeilen besteht.

Der I. Gesang besinget die göttliche Barmherzigkeit gegen das gefallene menschliche Geschlecht, als das Muster der menschlichen; und hebt so an:

Der herrschenden Gewalt gemeinen Wahns entwöhnt,
Durch die die Muse sonst den Eitelkeiten fröhnt,
Wenn nur von Lieb und Wein der junge Dichter singet,
Und sein so edles Spiel zu niedern Tönen zwinget;
Gebrauch ich andachtsvoll, die mir verliehne Kraft,
Und stärke meinen Geist, daß er was frömmers schafft.
O Muse! möchte dich, da du willst höher steigen,
Vom Triebe, der dich hebt, nichts Kleines abwärts neigen!

Dir,

Dir, welche jene Macht, ſo Gott zu uns gebeugt,
Und Menſchen menſchlich macht, die Liebe hat erzeugt;
Dir, welche, da uns Stolz der Unſchuld Reiz genommen,
Von Gott herab geſchickt, in unſer Herz gekommen,
Daß ſie, wenn nun der Menſch der Sünde Bittres ſchmeckt,
Für uns gerührt, das Süß des Troſts in uns erweckt;
Dir, o Barmherzigkeit! dir weiht ſich mein Bemühen,
Dein Reiz begeiſtre mich, will mich der Einfall fliehen.

Der II. Geſang kömmt auf die menſchliche Barmherzigkeit der Fürſten; und die erſte Strophe klinget ſo:

Verlaß, erſtaunter Geiſt, die allzufernen Höhn,
Dein Auge iſt zu kurz, ſie forſchend durchzuſehn.
Verlaß ſie, eil herab, und laß dir auf der Erden,
Das Mitleid Sterblicher, zum Gegenſtande werden.
Sing, wie Barmherzigkeit des Fürſten Rang erhebt,
Wenn ſeines Volkes Weh in ihm ſein Herz durchgräbt;
Sing, wie er, wenn er Huld mit ſeiner Macht vereinet,
Beym Unglück ſeines Volks, als Vater, zärtlich weinet.

Der III. Geſang wendet ſich an die Reichen; und der IV. endlich an die, ſo ſich rühmen, der Empfindungen der Freundſchaft fähig zu ſeyn.

Wir achten es nicht für nöthig, viel Lobſprüche hinzuzuſetzen. Wenn doch viele Dichter um die Einſchärfung ſittlicher Tugenden und Pflichten, ſich ſo nachdrücklich bemühen wollten, als dieſer ſtarke Dichter! der Feuer und edle Geſinnungen verbindet; und die Dichtkunſt nach uralter Art, nicht zu Verderbung, ſondern Beſſerung der Sitten weihet.

XIII. Do-

* *

XIII.

Dominici Antonii Spingaroli, e Dominis de Dessa. E Coll. Theresiano, Tentamen Historicum, contra vulgatam de Rudolphi I. Habsburgici excommunicatione opinionem. MDCCLIII. Viennæ, Typis Trattn. in 4. p. 22.

Der Herr Verfasser, der noch im theresianischen Collegio studiret, hat sich oft gewundert: daß die Päbste mit ihren Bannstralen in den mittlern Zeiten so verschwenderisch gewesen, daß sie selbige auch so gar auf Könige und Kaiser geschossen. Dadurch gerieth er auf den Zweifel: ob sichs auch wohl alles so verhalten möchte, was in diesen finstern Jahrhunderten, auch zeitverwandte Geschichtschreiber berichten? Wie? dachte er: wenn sich dieß rohe Weltalter irgend Bannstralen erdichtet hätte, die den Päbsten nicht in den Sinn gekommen? Denn es sey ja dem Aberglauben und der Unwissenheit dieser Zeiten völlig gemäß gewesen, manches zu schreiben, das itzo auch die andächtigsten für Fabeln hielten.

Euge, belle! bene! möchte man hier diesem jungen Herrn zurufen! Durch solche Zweifel gelanget man zur Erkenntniß der Wahrheit! Nur fleißig fortgefahren! so wird man in den Kirchengeschichten mittler Zeiten, noch manche Fabel aufdecken; darauf die römische Kirche bisher große Lehren und Gewohnheiten gegründet hat.

Wenig-

Wenigſtens hat er ſichs nicht einbilden können, daß Kaiſer Rudolf der I. der aus der Kirche ſich niemals getrennet, von der Gemeinſchaft derſelben verbannet ſeyn ſollte: obgleich Maleſpinus, ein damaliger Schriftſteller, ſolches aufgezeichnet, und viele andre es nachgeſchrieben haben. Er kann zuförderſt keinen Pabſt finden, der es gethan haben ſollte. Denn da es entweder Gregor der X, oder Innocenz der V, oder Hadrian der V, oder Johann der XXI. oder endlich Niklas der III. geweſen ſeyn müßte: ſo kann es doch keiner von allen geweſen ſeyn; wie er deutlich darthut. Er geht die ganze Geſchichte Rudolfs durch, und zeiget, daß es ſich nirgends hinſchicken wolle, was von dieſem Banne geſaget wird.

Ein Beweis aber iſt noch übrig: daß nämlich in der großen Zahl von Briefen der Päbſte und Cardinäle dieſer Zeiten, die noch vorhanden ſind, auch mit keinem Worte eines Bannes, oder nur einer Drohung deſſelben gedacht wird: vielmehr wird der Kaiſer wohl gar, Filius charissimus, liebſter Sohn genennet; welches gewiß einem Verbanneten nicht wiederfahren wäre.

Indeſſen wird uns doch der Kaiſer, in dieſer Schrift, als ein wenig gar zu unterwürfig, gehorſam und ſclaviſch gegen den römiſchen Stuhl abgebildet; und alſo verſteckter weiſe, der Pabſt viel zu ſehr über die kaiſerliche Majeſtät erhoben: als daß es der weltlichen Oberkeit, zumal dem höchſten Oberhaupte der Chriſtenheit, recht anſtändig wäre. Dieſes ſieht nun zwar dem Collegio, aber nicht dem Orte ſehr ähnlich, wo dieſe Schrift geſchrieben, und vertheidiget worden.

Ende des Oſtermonats 1754.

ΔΕΛΕΓΙΣ ΜΑΓΟ ΑΔ VIVA ΕΓΓΙΕΓΙ ΕΧΡΡΕΣΣΑ
ΤΙΜΩΝ ΚΡΕΙΤΤΟΝ ΤΑΧΥΤΥΠΑΜΜΑΤΑ
·E·R·
ROT
1519
ΟΡΑΤΑΟΣ ΜΑΚΡΟΥ ΒΙΟΥ MORS VLTIMA LINEA REBVM
CONCEDO NVLLI
TERMI
NVS

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Wonnemonath 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1754.

GEORG. HENISH. MED. D
DICENDI ARTES ET MATHEM
IN. SCHOLA. AVG. DOCVIT. A. XLII
FIDELITER. FELICITER
VIX. AN. LXIX
OB. PRID. CAL. IVN. AN. MDCXVIII

Nunmehro wollen wir diesen deutschen Sprachschatz, als der das allerletzte Werk des Verfassers gewesen, selbst für uns nehmen, und davon das benöthigte zugleich erinnern. Herr Henisch hat ihn in einer wohlgesetzten lateinischen Anrede an die Oesterreichischen Landstände ober und unter der Ens übergeben, und darinn vernemlich aus verschiedenen Gründen die Fürtrefflichkeit der deutschen Sprache zu beweisen sich bemühet. Seine Meynung kömmt kürzlich darauf an: Nach der Ebräischen, Griechischen und Lateinischen Sprache seye keine weiter auf dem ganzen Erdboden zu finden, welche der deutschen den Vorzug des Alters, der Reinigkeit, des weitläuftigen Gebrauchs, des männlichen Wesens, der Kürze und anderer Schönheiten einer Sprache mehr, streitig machen könnte; woraus sodann ihre Fürtrefflichkeit zur Genüge erhellete.

Was anfänglich das Alter anbetrifft, so hält Herr Henisch ausser allen Zweifel gesetzet, daß unsere Muttersprache eine Grundsprache, (Lingua originaria) und mit unter denen seye, die bey dem von GOtt gehinderten Babylonischen Thurmbaue entstanden. Und

stanis. parte I. p. 180. Aus diesen ersehen wir p. 297. daß seine Ehefrau Regina Wyrsingin geheissen, mit der er auch vielleicht einige Kinder gezeuget.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui seul Auteur ;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

I.

Chronologiſche Tabellen, worauf die merkwürdigſten Gelehrten aller Stände und Völker, männ- und weiblichen Geſchlechts, die von Anfang der Welt, bis auf itzige Zeit florirt, nach ihren Leben, Schriften, ꝛc. nebſt den vornehmſten Begebenheiten, die Hiſtorien der gelehrten betreffend ganz pur dargeſtellet werden. In zweyen Theilen abgefaſſet, mit einem nöthigen Regiſter verſehen ꝛc. von Joh. Ge. Jak. Albertinus beyder R. D. und Privatus in Bremen. I. Theil, Bremen 1753. im größten Fol.

Was Herr D. Albertinus zum Beſten der gelehrten Hiſtorie verſprochen hat, das hat er im vorigen Jahre wirklich einestheils geleiſtet. Herr D. Berger Profeſſor zu Coburg, hat der politiſchen Geſchichte zu gut, vor jenen 20 Jahren ſynchroniſtiſche Tabellen geliefert, die auch ſehr wohl aufgenommen worden, und unlängſt vermehrter heraus gekommen ſind. Itzo leiſtet Herr D. Albertinus

auch der gelehrten Geſchichte eben den Dienſt, indem er die vornehmſten Schriftſteller aller Arten, Länder und Zeiten, einander gegen über ſtellet, ſo daß man auf einen Blick überſehen kann, welche zu gleicher Zeit, früher oder ſpäter geblühet haben. Was dieſes zuweilen, bey entſtehenden Zweifeln, ſonderlich angehenden Gelehrten, die nicht mit dem beſten Gedächtniſſe verſehen ſind, für Vortheile leiſte, kann ein jeder gleich wahrnehmen. Ja auch denen, die ſchon weiter gekommen ſind, und an Büchern zum Nachſchlagen eben keinen Mangel haben, kann ein ſolch ſynchroniſtiſches Verzeichniß zuweilen zum geſchwinden Orakel dienen.

Er hat nämlich die merkwürdigſten Gelehrten aller Stände und Völker, von Anf. der Welt, bis auf itzige Zeiten, nebſt den vornehmſten Begebenheiten die Wiſſenſchaften betreffend, und zwar nach Uſſers Zeitrechnung, auf zwey und funfzig Tabellen vorgeſtellet. Davon liefert uns dieſer erſte Theil die Hälfte, in 26 Stücken. Anfänglich ſteht jedes tauſend Jahr auf einer ganzen Tabelle. Dieſe waren überflüßig zureichend, die geringe Anzahl der damaligen Gelehrten zu faſſen. Im vierten tauſend Jahre wird ihre Anzahl ſchon größer, und alſo faſſet die IV. Tab. nur vier Jahrhunderte. Die V. faſſet nur die Gelehrten eines einzigen Jahrhunderts, und von hier an bis zum XIV. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt geht es eben ſo fort. Das XV. erfoderte ſchon eine Theilung, in zwoen Tabellen, deren jede 50. Jahre in ſich hält. Und ſo weit haben wir dießmal das Werk fertig.

Im

Im XVI. Jahrhunderte kommen erſt zwo Tabellen deren jede 20 Jahre in ſich hält. So dann folgen immer zehn Jahre auf einer Tabelle, bis aufs itzige XVIII. Jahrh. davon jede Tabelle nur fünf Jahre in ſich faſſen kann. Dieſen Theil hoffen wir auch eheſtens zu bekommen.

Jede Tabelle iſt in ſechs gleich breite Spalten getheilet, darauf die Gelehrten aller Facultäten erſcheinen; nämlich Theologen, Rechtslehrer, Aerzte, Weltweiſe, und Mathematiker, Geſchichtſchreiber, und ſodann Redner und Dichter. Vor der erſten ſteht die Jahrzahl, erſt von Anfang der Welt, vor und nach Chriſti Geburt; da denn der große Stern, auf dem erſten, hundert, hernach zehn, hernach fünf Jahre bedeutet. Nach der letzten aber folgen die vornehmſten Regenten, hoher Schulen, und andre zur gelehrten Hiſtorie gehörige Merkwürdigkeiten; ſo daß ein beſtändiger Parallelismus auch mit der politiſchen Geſchichte daraus zu erſehen iſt. Wie nun alſo alles chronologiſch eingerichtet iſt: ſo hat der Herr Verfaſſer die Gelehrten wenigſtens zehn oder zwanzig Jahre vor ihrem Tode geſetzet, da ſie vermuthlich zu ihrer Reife und völligem Ruhme gekommen. Und ſo findet man in dieſen Tabellen wenigſtens auf 3000 Leben berühmter Schriftſteller. Sind nun gleich die erſten Tabellen ziemlich leer, auch in den mittlern ziemliche Lücken anzutreffen: ſo hat ſich ſolches wegen der Zeitordnung, auch mindern oder mehrern Flore der Wiſſenſchaften nicht anders thun laſſen. Wem bisweilen noch vergeſſene, oder unbekanntere Gelehrte vorkommen; der kann ſich

ſelbige zu eigenem Gebrauche hin und wieder eintragen. Zu geſchweigen, daß bisweilen auch die Lücken ſelbſt redende Zeugen ſind, daß zu der Zeit, in dieſer oder jener Art der Gelehrten, keine berühmte Männer gelebet haben.

Die Leben ſelbſt ſind kurz und deutlich gefaſſet; und zwar ſonderlich bey den Alten, nach dem Verhältniſſe, der größern oder kleinern Verdienſte, lang oder kurz eingerichtet. Dabey nun iſt 1) auf die Namen, 2) ihr Vaterland, nebſt dem Orte und Jahre ihrer Geburt, 3) auf ihre Aemter, 4) ihr Todes Jahr, 5) ihre beſten Schriften, 6) das Urtheil davon, 7) die beſten Auflagen davon, geſehen worden. Bey den Alten aber iſt auch fleißig angemerket, weſſen Schriften verlohren gegangen. Da der Herr D. ſich vormals zu Halle und Rinteln aufgehalten, ſo hat er daſelbſt auf den öffentlichen Bibliotheken den meiſten Vorrath geſammlet; den er itzo, mit Hülfe ſeiner eigenen und andrer Privatbibliotheken vermehret liefert.

Dergeſtalt hat man nun die Schriftſteller eines ganzen Jahrhunderts auf einmal vor Augen, und kann ihre Zeitordnung gleichſam mit einem Blicke überſehen. Auch die Claſſe, wozu ein jeder hauptſächlich gehöret, fällt zugleich in die Augen. Und ſtehen gleich Redner, Dichter und Kunſtrichter beyſammen: ſo iſt doch aus ihren Werken leicht zu ſehen, was für Helden ſie geweſen. Und wer das ſo weitläuftige Studium der gelehrten Hiſtorie nicht beſonders ausführlich treiben, oder ſich theure gelehrte Lexica anſchaffen will, der kann dieſe Tabellen als

ein nützliches und bequemes Handbuch brauchen: so wie der berühmte Herr Past. Brucker den Liebhabern der philosophischen Historie, mit seinen lateinischen Tabellen davon, einen angenehmen Dienst gethan hat.

Da manchen Käufern große und theure Bücher auf einmal zu schwer fallen: so hat der Herr Verfasser seine Arbeit in 'zween gleiche Theile abgesondert. Hält nun dieser erste so viele Leben nicht in sich, als der zweyte haben wird: so hat doch dieser seine andern Schwierigkeiten gehabt; die in neuern Zeiten nicht vorkommen. Es erbiethet sich auch der Herr Verfasser, jedem Gelehrten, dem es um die Aufnahme der Wissenschaften zu thun ist, vielen Dank zu sagen, wann sie ihm mit guten Gründen zeigen werden, wo noch irgend eine Besserung zu treffen seyn möchte; um selbige bey irgend einer neuen Auflage zu machen. Ein solches Werk kann freylich nicht auf einmal zur Vollkommenheit gelangen; und der Herr Verfasser machet selbst den Anfang, einige bemerkete Druckfehler und Versehen zu bessern.

In dem Vertrauen, daß solches Erbiethen sein Ernst gewesen sey, wollen wir eine kleine Erinnerung wagen. Wir haben es bemerket, daß der Herr Verfasser auch auf unsre alten deutschen Schriftsteller ein gebührendes Augenmerk gerichtet, und dieses hat uns sehr wohl gefallen. Allein wir haben auch einige Lücken darunter bemerket, die gar wohl wären auszufüllen gewesen. So vermissen wir z. E. im IV. Jahrhunderte den gothischen Bis

ſchof Ulfila, der das neue Teſtament, ſeinem Volke zum beſten, ins gothiſche überſetzet; und welches wir, nach der gemeinſten Meynung, noch im Codice Argenteo haben. Ferner fehlen im X. und XI. Jahrhunderte Willeram, und Notker, die theils die Pſalmen, theils das hohe Lied Salomons, deutſch überſetzet haben. Es fehlen aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte Stricker, Winsbeck, Heinrich von Veldig, der Ueberſetzer der Aeneis, Wolfram von Eſchenbach, Heinrich von Offterdingen, als die Verfaſſer des Heldenbuches, Albrecht von Halberſtatt, als Ueberſetzer der ovidiſchen Verwandlung, und andre ſolche Dichter mehr, die dieß Jahrhundert berühmt gemachet haben. Im XIV. fehlt der Verfaſſer des Renners, Hugo von Trienberg; der noch älter als Petrarcha geweſen; und Bruder Otto von Paſſau, der die 24 Alten geſchrieben. Im XV. Sebaſtian Brand, der das Narrenſchiff, und Heinrich von Alkmar, der Reinken den Fuchs geſchrieben; verſchiedener andern für dießmal zu geſchweigen: die wohl werth wären, in der Kenntniß der Studirenden erhalten zu werden.

Außer dieſen finden wir allerdings in andern Fächern der Gelehrſamkeit dieſe Verzeichniſſe ziemlich vollſtändig, ſo viel man von ſynchroniſtiſchen Tafeln ſolches fodern kann: und die Leben jedes Verfaſſers halten die merkwürdigſten Dinge von ihnen in ſich. Die Zahl der in dieſem Theile enthaltenen Leben, erſtreckt ſich über 12 bis 1300. Der II. Theil hat in dieſer Oſtermeſſe fertig werden ſollen; daſern anders kein Hinderniß darzwiſchen gekommen iſt.

Hierauf

Hierauf vertheidigt ſich der Herr Verfaſſer gegen einige Machtſprüche der göttingiſchen gel. Zeitungsſchreiber; und, wie uns dünket, ſehr gut. Sonderlich berührt er auch den Punct, womit man ſeit einiger Zeit ſehr vornehm thut, daß nunmehr dieſe Zeitungen unter der Aufſicht der königl. Societät der Wiſſenſchaften daſelbſt ſtehen. Dieſes kann allerdings wohl ſo ſeyn ſollen, wenn man nicht wüßte, in wie weit es wahr iſt: da ein jeder Recenſent ſchreibt was er will; und ſeine Privatabſichten und Leidenſchaften, im Namen der Societät, oder doch auf Rechnung derſelben ausläßt. „In der Republik der Gelehrten, ſchreibt der Herr Verfaſſer, herrſchet eine völlige Freyheit, und der hohe Beſchützer dieſer Geſellſchaft iſt ein Monarch, deſſen Bereitwilligkeit, jedermann Recht wiederfahren zu laſſen, die ganze Welt billig bewundert„. Zu dem gilt im Reiche der Wiſſenſchaften der Bannſtral einer gel. Akademie ſo wenig, als in der Religion des Concilii Tridentini ſeiner: wie man neulich in einem deutlichen Exempel geſehen hat.

Der Herr Verfaſſer verſpricht über dieß ſeine Hiſtorie der Gelahrtheit, die er bereits angefangen, fortzuſetzen. Der zweyte Band wird von der Geſchichte der ſieben Weiſen, bis auf Chriſti Geburt gehen; und von hier an, bis auf itzige Zeiten ſollen noch drey Bände folgen.

Von der Einrichtung der Tabellen ſelbſt, wollen wir eine Probe aus der zweyten Hälfte des III. Millenarii, als dem Anfange aller Gelehrſamkeit geben;

ben; doch ſo, daß wir die bloßen Namen herſetzen,

A. M.	A. C.	Gottesgel.	Rechtsgel.	Aerzte
2000.	2000.			
	100			
	200			
	300			
	400	Hiob		
		Moſes		
	500			
		Joſua		
	600			
	700			
	800			Chiron Aeſculap.
		Samuel		
				Melampus
	900	David		
		Nathan		
3000.	100. 1000.			

Die

die Leben ſelbſt aber auslaſſen.

Philoſoph.	Hiſtorici	Rekn. Poet.	Patriarchen.
			Tharah
			Abraham
			2008.
			2183.
			Iſaak
			2108.
			2288.
			Jakob
			2168.
			2315.
			Joſeph
			2289.
			2369.
			Moſes
			2513.
		Lockmann	Joſua
		Prometheus	Athniel
		Linus	
		Orpheus	Ninus
		Muzäus	Orgon.
	Sanchonia-	Amphion	Gideon
	thon	Thampris	2759.
	Dictys		Trojaniſche
			Krieg
	Dares		2810.
			Samuel
			2888.
			Saul
			2909.
			David
			2949.
			Salomo
			2989.

Und zwar dieſes darum, weil nach dem einhelligen Zeugniſſe ſo wohl der Jüdiſchen, als Chriſtlichen, Scribenten, die Deutſchen von dem Askenas, einem Sohn des Gomers, und einem Enkel des Japhets abſtammeten, von dem ſie alſo, nebſt ihrem Urſprunge, auch ihre Sprache empfangen hätten. Weil ferner die Deutſchen niemals der Bothmäßigkeit anderer und fremder Völker ſo viele tauſend Jahre lang unterworfen geweſen, und ſich vielmehr hingegen ſelbſt in verſchiedene Welttheile ausgebreitet hätten, wohin niemals weder Griechen noch Römer, die nacheinander die gröſten Weltbezwinger geweſen, hingekommen; ſo habe, ſagt er, die niemals gekränkte Freyheit der Deutſchen auch zugleich ihre Sprache unverfälſcht bewahret, und ſie bey der urſprünglichen Lauterkeit und Reinigkeit erhalten.

Wie weit ſich der Gebrauch der deutſchen Sprache vor allen übrigen auch in den neuern Zeiten erſtrecke, iſt daraus klar, daß ſie nicht allein in Deutſchland ſelbſt, der weitläuftigſten und gröſſeſten Provinz von Europa, ſondern auch in ſo vielen andern Ländern, die unter deſſen Herrſchaft nicht gehören, wenigſtens vor Alters zum Theil nicht gehöret haben, geredet wird; ob ſchon dieſes mit einiger Veränderung geſchiehet. Die Schleſier, die Preuſſen, die Liefländer, die Böhmen, die Siebenbürgen, ꝛc. reden meiſtens deutſch. Ja, unſere Mundart hat die vormals ſo weit ausgebreitete Wendiſche Sprache, bis auf einen wenigen Landes-Antheil faſt gänzlich verdrungen. Einige Gelehrte wollen gar bis in Rußland Spuren der Deutſchen finden, und, wie Herr Henisch ſagt, verſchiedene Benennungen der da her-

II.

Des Hochwohlgebohrnen Herrn, Christians, Freyherrn von Wolf, Kön. Preuß. geheimden Raths und Universitäts-Canzlers, u. s. w. rühmlichst geführtes Leben und erfolgtes seliges Ende *.

Wenn sich die Weltbürger eines Gesellschafters rühmen können, welcher ihre Beschaffenheiten inne hat, ihre Schäden versteht, und zugleich erkennet, wie ihnen theils durch alte, aber von ihm recht brauchbar gemachte, theils durch neue Mittel geholfen, und so dann ihr Flor und Glanz immer höher getrieben werden könne: so halten sie dieß billig für ein großes Glück, und sie wünschen nach ihrer endlichen Einsicht, daß dieses unschätzbare Mitglied keinen Abgang von Kräften leiden keinem Tode unterworfen, sondern vielmehr auf alle Art unsterblich seyn möchte. Sollten wir nicht in ähnlicher Gemüthsfassung gestanden haben, wenn uns bisher der Hochwohlbebohrne Herr, Christian Freyherr von Wolf, Sr. königl. Majestät in Preußen hochbetrauter Geheimter Rath, der hiesigen Universität hochverdienter Kanzler, des Natur-

und

* Dieses wohlgesetzte Leben des hochsel. Hrn. Geh. Raths und Kanzlers, haben wir desto lieber unsern Lesern bekannt machen wollen, da es der Feder des gel. Mannes, daraus es geflossen, so wohl als dem Verstorbenen Ehre machet.

und Völkerrechts, wie auch der Mathematik öffentlicher ordentlicher Lehrer, und eben derſelben Verehrungswürdiger Senior, u. ſ. w. vor unſern Augen geſchwebet: von welchem die ganze unparteyiſche gelehrte Welt bekennen muß, daß derſelbe die Verfaſſung der Republik gar wohl verſtanden, eine Wiſſenſchaft, welche ſich in alle Theile der Gelehrſamkeit erſtrecket, beſeſſen, ihre Mängel eingeſehen, untaugbare Mittel verworfen, und dafür beſſere angegeben hat; damit, ſo viel an ihm war, das Reich der Wahrheiten je mehr und mehr gebauet, die durch Meynungen, als durch Wolken verdunkelte Sonne zum Durchbruche befördert, und recht glänzend gemacht werden könnte? Allein ſo ernſtlich wir uns geſehnet haben, dieſen der Unſterblichkeit würdigen Mann, auf ewig in ſeiner Geſchäfftigkeit bey uns zu behalten; ſo wenig haben unſere Wünſche mit den unendlichen Einſichten der göttlichen Weisheit zuſammengeſtimmet. Denn es hat dem Gott, welcher im Dunkeln wohnet, deſſen Rathſchlüſſe für uns unerforſchlich bleiben, der die Creatur anjetzo der Eitelkeit unterworfen, und mit dem menſchlichen Geſchlechte gewiſſe Prüfungsjahre vorzunehmen für gut befunden; und uns noch zu ganz edlern Abſichten aufbehalten hat, gefallen, dieſen hochverdienten Mann den 9ten Apr. itz. J. Nachmittags gegen 3 Uhr, durch einen ſanften Tod, von ſeinem Poſten, welchen er bis hieher rühmlichſt bekleidet, abzufordern, und in einen andern Theil ſeines großen Staats zu verſetzen. Ob uns nun wohl aus dem letzten Willen des hochſeligen Herrn Kanzlers ſattſam bekannt

iſt,

ist, welchen Dieselben auch bereits vielmals in gesunden Tagen zu verstehen gegeben, daß Sie weder mit Lobreden, noch Schriften dieser Art, nach Ihrem Hintritte begleitet zu werden verlangten: so erfordert es doch die Dankbarkeit, welche wir Gott, dem Wohlseligen, und Dessen vornehmem Hause schuldig sind, wie auch der Vortheil und die Ehre, welche unsre ganze Stadt, und besonders unsre Akademie, von der Gegenwart dieses großen Mannes genossen hat; und endlich die Achtung, so wir vor auswärtige Verehrer Desselben haben müssen: daß wir diesen Blättern in möglichster Kürze, wie den ganzen Verlauf seines Lebens, also auch des Beschlusses desselben einverleiben.

So ist denn dieser weltberühmte Mann den 24sten Jan. Anno 1679. zu Breslau, einer überaus fruchtbaren Mutter vortrefflicher Köpfe, an das Licht gebracht, und bey zunehmenden Jahren auf das Magdalenen-Gymnasium geschicket worden. Es war niemand von Lehrenden, von Vornehmen und Geringen, welcher nicht sollte wahrgenommen haben, daß sich bey Demselben ein unbeschreiblicher Fleiß, eine unersättliche Begierde in der Erkänntniß fortzugehen, ein vortreffliches Gedächtniß, ein scharfsinniger Witz, ein durchdringender Verstand, und eine edle Vernunft antreffen ließe, welches lauter Eigenschaften sind, welche zusammengenommen große Geister bilden, und zu verstehen geben: daß die Providenz bey dergleichen ganz besondere Absichten habe, welche dieselbe auf dem Erdboden auszuführen gedenket.

Als er auf dem Gymnasio in Erlernung der Sprachen, der Mathematik und anderer Wissenschaften so viel zugenommen, daß er nicht nur seine Mitschüler übertraf, sondern auch seine Lehrer sich nicht weiter in dem Stande befanden, die Räthsel, welche dieser glückliche Kopf und frühzeitige Gelehrte ihnen vorlegte, nach Verlangen aufzulösen; begab er sich Anno 1699. auf die Universität Jena, und trieb mit unglaublichem Anhalten und erstaunendem Fortgange die Weltweisheit, die mathematischen Wissenschaften und Gottesgelahrtheit: dergestalt, daß er, da er kaum die Mathematik aufmerksam angehöret, schon tüchtig war, solche seinen Freunden mit der größten Deutlichkeit und Genauigkeit vorzutragen. Hierauf gieng er, mit einer schönen Erkenntniß bereichert nach Leipzig, und erhielt Anno 1702. von dasigen berühmten Lehrern, mit allgemeinem Beyfalle die höchste Würde in der Philosophie, und die Freyheit zu lesen. Da nun hier sein Lehrperiodus recht angieng, und er bey sich eine unauslöschliche Begierde, Wahrheiten zu erforschen, die Wahrheiten aber auch als Wahrheiten, das ist, überzeugend zu erkennen, sie andern mitzutheilen, und seine Nebenmenschen so glückselig zu machen, als es ihm nur immer möglich war, fand: so bestrebete er sich äußerst diesen Endzweck, wie bey sich, also auch bey andern, zu erhalten. Die Deutlichkeit und Ordnung, welche er bey dem großen Cartesio wahrnahm, und der Weg zur Gewißheit zu kommen, welchen die Mathematiker von je her betreten haben, dieneten ihm zu einer Nachahmungs-

würdigen Vorschrift, wie er es anfangen müsse, daß er auch in die ganze Philosophie, und hierauf in den Vortrag der Gottesgelehrten, in die Rechtsgelehrsamkeit und heilsame Kunst eine deutliche, ordentliche und überzeugende Erkenntniß bringen könnte. Und dieß ist ihm, vermöge seiner unvergleichlichen Naturgaben und durch eine beständige Uebung, dergestalt gelungen, daß es recht zu seinem Eigenthume geworden; wie in dem mündlichen, also auch schriftlichen Vortrage, alles in das Helle zu setzen, eines aus dem andern herzuleiten, und bis zur Ueberzeugung auszuführen.

Er hatte kaum einige Zeit seine akademische Arbeiten in Leipzig fortgesetzet, und sich dadurch so wohl innerhalb, als außerhalb in ziemliches Ansehen, wie auch in die Bekanntschaft der größesten Kenner der Gemüther und gelehrtesten Männer gebracht; als er zum ordentlichen Lehramte in der Mathematik nach Gießen berufen wurde. Da er aber, dieses anzutreten, sich auf die Reise begeben, und zuerst nach Halle gewendet hatte, lenkte es die Vorsehung, welche diesen großen Philosophen unserm Orte ausersehen, dergestalt: daß man während seines hiesigen Aufenthalts den höchstseligen König von Preußen, Friedrich den ersten, von Seiten der Universität allerunterthänigst bath, ihn mit der noch nicht besetzten Professione Mathematum allergnädigst zu versehen. Dieß patriotische Flehen wurde erhöret, und unsere hohe Schule ward so glücklich, denselben bis auf das 1723ste Jahr zu ihrem großen Vortheile und Wachsthume bey sich zu haben. Hier nun zeigte er

sich

ſich als einen vollkommenen Mathematiker, inſonderheit aber als einen wahren Philoſophen und Reformator der Weltweisheit. Er lehrte, er las, er dachte, er ſchrieb. Den unnützen Wörterkram und andere alberne Grillen verbannete er; als wobey das Gedächtniß eine abſcheuliche Marter, der Verſtand aber keine Nahrung hat. Das Gute, welches die Alten geſaget, behielt er, und ſuchte es mit gehöriger Deutlichkeit und Gründlichkeit in dem Reiche der Wahrheiten zu befeſtigen; endlich aber that er ſelbſt, vermöge ſeiner Scharfſinnigkeit und Tiefſinnigkeit, noch manches hinzu, und zeigte andern die Spur, wie ſie in Erforſchung der Wahrheiten weiter gehen ſollten. Dieſes Beginnen wurde nun von der göttlichen Regierung dergeſtalt geſegnet, daß er ſich nicht nur täglich von einer Menge begieriger Weisheitsſchüler umgeben ſah, deren viele hernachmals die wichtigſten Bedienungen in der Kirche, im Kriege, am Hofe, in anſehnlichen Collegien, auf Univerſitäten und Schulen bekleidet haben; ſondern es erſcholl auch ſein Ruhm durch ganz Deutſchland, und in auswärtigen Staaten: ſo gar, daß der erſte Rußiſche Kaiſer, **Peter I.** ihn zu ſeinem Profeſſore honorario zu Petersburg allergnädigſt erkläreten, und die Römiſch-kaiſerliche, wie auch die königl. Großbrittanniſche und Preußiſche Akademien der Wiſſenſchaften ſich es zur Ehre rechneten, denſelben zu ihrem würdigſten Mitgliede zu erleſen.

Die Providenz geht bisweilen mit ihren Lieblingen wunderbar ſcheinende Wege. Bald iſt alles um

ſie heiter, und es lacht ſie die Sonne aufs freundlichſte an; bald aber bringt ſie eben dieſelben, um ihre niemals genug zu verehrende Abſichten, theils bey uns, theils bey andern auszuführen, eine Zeitlang in das Dunkele. Gott hielt mit unſerm Wohlſeligen eben eine ſolche Weiſe. Da er nun in eine Schule verſetzet war, worinn auch ein großer Geiſt die Ausübung ſeiner eigenen Weisheitslehren recht aus dem Grunde ſtudiren muß; begab er ſich zum Ausgange des 1723ſten Jahres nach Marburg, wohin er ſchon einige Zeit vorher einen gnädigſten Ruf erhalten hatte. Hier ſetzte er ſeine Bemühungen mit zuſammengeſetzten Kräften weiter fort, und hielt die ihm zugeſchickte Probe männlich aus. Die Wolken zertheilten ſich wieder, ſein gnädigſter Fürſt und deſſen ganzer Hof überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, die Univerſität erhielt durch ſeine redliche Arbeit und Fleiß täglichen Zuwachs: er brachte ſich die gnädige Zuneigung andrer Perſonen vom höchſten Range in der Nähe und in der Ferne zuwege; ſeine Schriften vermehrten ſich jährlich, und ſie wurden beynahe zum allgemeinen Gebrauche erhaben. Vornehme und Gelehrte, Geringe und Ungelehrte laſen ſie: und man überſetzte dieſelben in ausländiſche Sprachen, um auch andern Gelegenheit zu machen, von dieſem großen Meiſter zu lernen. Inſonderheit fing er auch in Marburg ſein großes lateiniſches Werk an, worinn alles auf das deutlichſte und überzeugendſte vorgetragen iſt, welches ihm allein unter den Menſchen einen unſterblichen Namen zuwege bringen wird.

wird. Bey ſolchen günſtigen Umſtänden ſchlug er ſo wohl einen Wink nach Leipzig, als auch die angetragene Präſidentenſtelle bey der Akademie zu Petersburg aus; . bevorab da ihn der höchſtſelige König von Schweden, welcher ſich mit demſelben Stunden lang von allerley wichtigen Sachen in Caſſel zu unterreden allergnädigſt geruhet, mit ganz ausnehmenden Merkmaalen einer königl. Zuneigung begnadiget hatte. Ja eben dieſes hinderte, daß der Wohlſelige einen neuen Ruf an unſern Ort, welchen des in Gott ruhenden Königs in Preußen Majeſtät an ihn im Jahr 1733. allergnädigſt ergehen ließen, und im Jahr 1739. wiederholeten, nicht annehmen konnte; da er indeſſen die einem Deutſchen ſelten wiederfahrene Ehre genoß, daß er, mit königl. franzöſiſcher allerhöchſter Billigung, zu einem anſehnlichen Geſellſchafter der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, an die Stelle des Grafen von Pembrock erwählet wurde.

Doch der unſterbliche **Wolf** war Marburg vielmehr eine Zeitlang geliehen, als geſchenkt. / Daher richteten es Se. glorreichſt regierende königl. Majeſtät in Preußen, unſer wahrer Vater des Vaterlandes, im Jahr 1741 in die Wege, daß derſelbe, nach huldreichſt erhaltener Erlaſſung aus ſchwediſchen Dienſten, unſerer hohen Schule als königl. geheimder Rath, Vicecancellarius und Profeſſor Juris naturæ & gentium, nebſt einem anſehnlichen Gehalte, auf das neue dienen konnte. Mit was für Eifer aber und Unverdroſſenheit er dieſes neue Amt verwaltet, und wie er bis an das Ende ſeines

ruhmvollen Lebens seine Kräfte zum Besten der Universität und zur Ausbreitung der Wahrheit angewendet, das bezeugen seine Zuhörer, seine vortrefflich ausgeführten Schriften, und alle, welche den Wohlseligen zu kennen die Ehre gehabt. Gleichwie aber alle seine Werke Achtung und Aufmerksamkeit verdienen: so sind doch vor allen Dingen diejenigen hoch zu schätzen, welche er in der letzten Periode seines Lebens verfertiget. Niemand ist unbekannt, daß er das Natur- und Völkerrecht, und hiernächst die philosophische Sittenlehre in vielen Bänden auf das deutlichste und bündigste vorgetragen. Durch jenes hat er den Rechtsgelehrten, als welche ihre Sätze aus der Quelle des Rechts der Natur schöpfen, oder doch darnach bestimmen müssen, unbeschreiblichen Nutzen verschaffet; und durch diese hat er sich um die Gottesgelehrten unvergleichlich verdient gemacht, indem die eigentliche theologische Moral eben da fortfähret, wo die Natur stehen bleiben und ihr Unvermögen erkennen muß. Und deswegen ist unser Philosoph billig für weit größer zu halten, als **Cartesius** und **Leibnitz**; indem keiner von beyden sich um die practische Weltweisheit, um welche man sich doch vorzüglich bekümmern sollte, Mühe gegeben, der letzte aber überhaupt gar nichts systematisch ausgearbeitet hat. Es waren auch diese practischen Arbeiten unserm Philosophen so werth, daß ich mich wohl erinnern kann: wie er Gott besonders gedanket, daß er ihm das Leben gefristet, diesem bisher vorhanden gewesenen Fehler abzuhelfen. Mit diesen allgemeinen und wichtigen

Ver-

Verdiensten stieg auch unsers großen Lehrers Ehre. Denn außer dem, daß Se. königl. Majestät in Preußen demselben, nach dem Absterben des weltberühmten Herrn Canzlers von **Ludwig**, das Cancellariat bey hiesiger Akademie aufgetragen, haben des Churfürsten von Bayern Durchlauchtigkeit, während ihres Vicariats, unsre Zierde Deutschlandes und wahre Stütze der Wissenschaften, unsern unvergleichlichen **Wolf**, aus höchst eigener Bewegung, wider alles Gedenken, Vermuthen und Gesuch, in den Reichs-Freyherrnstand erhoben: welche auf unverwelkliche Meriten gegründete Standeserhöhung auch unser Monarch allergnädigst zu bestätigen geruhet haben. Unterdessen fuhr unser Freyherr unausgesetzt fort, sich zu anderer Vortheil vollends aufzuopfern, um das Ende des lateinischen Systems zu erreichen. Nachdem die Morale den Gelehrten in die Hände gekommen war, schritt er zur Oeconomik, welcher hernach die Politik folgen sollte. Allein da er eben mit diesen Beschäfftigungen umgieng, und auch darinn schon einen ziemlichen Fortgang gehabt hatte; geboth ihm die Providenz, die Feder niederzulegen, den lehrreichen Mund zuzuschließen, und sich zu einer unendlich höhern Standeserhebung anzuschicken: welchem Befehle er auch, weil er die Wege Gottes jederzeit als die besten verehrete, mit willigstem Gemüthe Genüge leistete.

Bis hieher haben wir unsern Wohlseligen als einen mit außerordentlichen Verstandesgaben geschmückten großen Lehrer, als einen Philosophen, als einen Verbesserer und Erweiterer der Wissen-

um liegenden Länder aus unserer Sprache herholen! Also soll zum Exempel Moscow, gleichsam so viel sagen als Mosigów, das ist, eine Gegend, da viele Seen und grosse Pfützen sind, in denen häufiger Moß wächst; Pleßgow, so viel als Blosigów, ein von Wäldern und Feldern entblösseter Strich Landes; Kiow so viel als Kúgów, ein Land, da an Vieh und Kühen ein Uberfluß ist; Litthauen, so viel als Lúgów, wo viele Menschen oder Leute wohnen; Schmolenskow so viel als Schmalzgów, u. s. w. Wir halten aber davon mit dem Verfasser unser Urtheil billich zurücke.

Man hat nicht nur erst vor vor hundert Jahren, als zu des Verfassers Lebzeiten, sondern schon lange zuvor ein gewisses männliches Wesen an der deutschen Sprache mit allem Recht gerühmet, und sie auch um deßwillen andern Europäischen Mundarten vielfältig vorgezogen. Herr Henisch stimmt dieser Meynung gänzlich bey; unterläßt aber eine genauere Untersuchung dieser Eigenschaft anzustellen, welche wir etwa einmal mit der Zeit in diesen Beyträgen selbst vornehmen wollen.

Die Kürze, welche von keiner Dunkelheit begleitet wird, ist allerdings auch eine schöne Tugend an einer Sprache; und diese besitzet unsere deutsche vollkommen. Verständige wissen, daß fast die allermeisten Stammwörter derselben, aus allen Theilen der Rede, einsylbigt sind, wenn man forne, hinten, oder auch aus der Mitte wegnimmt, was nur zufälliger Weise denselben beygefüget worden. Der Verfasser hoffet, die Oesterreichischen Stände würden nicht ungerne einen augenscheinlichen Beweis dieses Ausspruchs

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19142/067

schaften, als eine Stütze unserer Universität, und der ganzen gelehrten Welt, als einen Mann, womit Deutschland prangen kann, und als ein Beyspiel, wie die Verdienste belohnet werden, betrachtet. Nunmehro aber wollen wir uns seine moralische Eigenschaften noch in möglichster Kürze vorstellen. Wie er nun überhaupt erkannte, daß Verstand und Tugend einen vollkommenen Menschen bilde, und keines ohne das andere seyn könne: so erblickte man in ihm eben eine solche starke Neigung zur Ausübung dieser, als er eine Begierde hatte zur Beförderung jenes. Derowegen aber war er beständig bemühet, sich selbst und andere Dinge außer sich recht kennen zu lernen; er schätzte die Güter nach ihren Graden, und sah die Eitelkeit weltlicher Dinge mehr als zu wohl ein. Daher aber neigete er sich zu denenselben nicht mehr, als sie es werth waren; sein Wandel war mithin mit den Gegenständen einstimmig. In der Lebensart war er ungemein mäßig, und er bearbeitete sich eifrigst, seine Affecten mehr und mehr zu bezähmen, mit seinen Begierden nie auszuschweifen, und das Gemüth in eine wahre Zufriedenheit zu setzen. Gleichwie er aber in manchen ausgestandenen Widerwärtigkeiten eine vortreffliche Schule gehabt hatte, worinn er die Bezwingung der Affecten, die rechte Einrichtung seiner Neigungen, Geduld, Fassung und Beständigkeit des Gemüths erlernen können: also hatte er auch wirklich darinn auf das Wort gemerket, und es in diesen Tugenden vor vielen andern sehr weit gebracht; wodurch er in der That auf seine Lehren, welche er selbst vorgetragen,

gen, ein rechtes Siegel gedruckt. Gegen andere führte er sich als einen wahren Menschenfreund, dienstfertig, gesprächig, freundlich und leutselig auf, der, wenn es bey ihm gestanden, alle glückselig gemachet hätte. Er war ehrliebend, aber bescheiden; nicht hochmüthig, hoffärtig und stolz: daher er auch von den größesten Vorzügen, welche ihm sehr oft von hohen Häuptern, und andern Personen vom Range beygeleget worden waren, entweder gar nichts hören ließ, oder doch sehr wenig davon sprach. Er war gegen seine Widersacher nicht rachgierig, sondern großmüthig; und schadete ihnen nicht, wenn er gleich, vermöge des Einflusses, welchen er in so viele Dinge hatte, öfters Gelegenheit dazu fand. Endlich, gleichwie er in seinen Büchern sich vor andern angelegen seyn lassen, Gottes unendliche Vollkommenheiten bekannt zu machen, und unbewegliche Gründe der Religion zu gewähren: so brennete auch sein Herz von Begierde, an seinem Theile Gottes Ehre zu befördern und gottselig zu seyn. Da ihm die ausnehmenden Wohlthaten, womit ihn Gott vor einer großen Menge der Menschen ausgerüstet hatte, gar deutlich obschwebten; so unterließ er nicht, bey jeglicher Gelegenheit sein Liebe- und Dankbarkeitvolles Herz gegen Gott an den Tag zu legen; und bestätigte mit seinem Exempel, was er an einem Orte über 1 Cor. 4, 7. ausgeführet, daß der Mensch von sich nichts, von Gott aber alles habe. Wie er es aber mit der natürlichen Religion gut meynete, und dieselbe auf die überzeugendeste Art öffentlich als ein Weltweiser vorgetragen hatte: so verstund

er auch die Mängel derselben und die hohen Vorrechte der christlichen Religion sehr wohl. Wer sich in seinen Schriften umgesehen hat, wird nicht nur bezeugen müssen, daß er dieselben unablässig getrieben; sondern auch denen, welche sich auf sie besonders legen wollen, angewiesen habe, wie sie es anfangen sollten, daß sie zu einer gründlichen Erkentniß derselben kommen könnten, und was zum Besten dieser Religion noch hier und da auszuführen wäre. Es erweckte deswegen bey dem Wohlseligen Herrn Canzler jederzeit eine innige Freude, wenn ein geschickter Gottesgelehrter aufgetreten, und entweder die Wahrheit der christlichen Religion, oder eine Dogmatik, oder eine theologische Moral u. s. w. verfertiget hatte, welche mit Ueberzeugung geschrieben, und so beschaffen war, daß sie den unverschämten Freygeistern das Maul stopfen konnte. Gleichwie er aber die christliche Religion jederzeit verehret, und ihr mit Herz und Mund aufrichtigst zugethan gewesen ist: so hat er auch seine Schuldigkeit zu seyn

* Eine ausführlichere und gründlichere Beschreibung von der Krankheit des hochsel. Herrn Geh. Raths hat uns der berühmte Herr Hofr. Madai, den derselbe viele Jahre mit seinem Vertrauen beehret, folgendergestalt mitgetheilet, und bekannt zu machen erlaubet. „Es ist der selige Herr Kanzler seit einigen Jahren mit dem Podagra und einem scorbutischen Ausschlage an den Füßen behaftet gewesen. Im abgewichenen Herbste ist nicht nur das Podagra ausgeblieben, sondern es sind zugleich die scorbutischen Flecke gänzlich verschwunden; theils weil es der Natur bey seinem hohen Alter, an denen hierzu nöthigen Kräften mag gefehlet haben; theils aber und insonderheit, weil er seit seinen letz-

ten

ſeyn erachtet, theils zu ſeiner eigenen Ermunterung und Bekräftigung im Guten, theils andern ein löbliches Exempel zu geben, die Sacramente unſerer Kirche fleißig zu gebrauchen, und dem äußerlichen Gottesdienſte, ſo lange es Kräfte und Geſundheit zugelaſſen, fleißig und andächtig beyzuwohnen. Und ich muß es nach der Wahrheit bezeugen, daß er gegen mich öfters über die nachläßige und ſtrafbare Verabſäumung deſſen, Klage geführet habe.

Es iſt nichts mehr übrig, als daß ich von den letzten Stunden unſers wohlſeligen Herrn Canzlers noch einige Erwähnung thue. Es iſt länger als ein halbes Jahr, als ſich derſelbe mit podagriſchen Anfällen, welche er Podagram anomalam zu nennen pflegte, behaftet befand. Das Alter aber und die daher ſehr überhand genommene Schwachheit hinderten, daß ſolche nicht zum Ausbruch kommen konnten. Und daher geſchahe es, daß endlich der wirkliche Maraſmus daraus wurde.* Nun hat ſich zwar unſer Herr Kanzler des Rathes, Beyſtandes und

ten im Monath Julio gehabten podagriſchen Anfall, und den ſonſt allemal bey ihm darauf erfolgten rothen Frieſel nicht gehörig abgewartet, ſondern ſich dabey verkältet und die gewöhnlichen Schweiße gedämpfet: denn ſeit der Zeit iſt er beſtändig mit einer heftigen Colik befallen geweſen, welche mit einer ungewöhnlichen Hartleibigkeit verknüpfet war; die abgegangenen Excrementa aber, welche verhärtet und denen Schaflorbern gleich geſehen, gaben hinlänglich zu erkennen, daß die Spaſmi arthritico-podagrici die innerlichen Theile ſchon wirklich angegriffen, und daß das Ileon durch dieſelben ſo enge conſtringiret worden, daß die Scybala in denen Cellulis conniventibus ſo klein compri-

und der Hülfe derer berühmtesten und in der heilsamen Kunst erfahrensten Männer unsers Ortes bedienet, und es ist alles angewendet worden, was zu dessen Erhaltung ersonnen werden konnte. Allein umsonst; weil der Wohlselige, nach Gottes nimmer triegendem Urtheile seinen Lauf vollendet hatte. Gleichwie dieser aber beständig ein Gott ergebenes, geduldiges und standhaftiges Gemüth zu beweisen gewohnt gewe-

primiret und formiret worden. Außer dem fand sich zugleich ein starker Abgang eines hellen zähen Schleimes, womit die verhärteten Excrementa gleichsam umgeben gewesen. Der Schlaf war dabey unruhig, und der Appetit zum Essen ziemlich vergangen. Durch die starken Schweiße, die sich von selbsten, und ohne ein Fieber zu bemerken, eingestellet, sind eine Zeitlang verschiedene scorbutische Flecke zum Vorschein gekommen, doch nicht wie sonsten an den Füßen, sondern auf der Brust und den Armen. Man suchte dabey der Natur durch Clystiere und andere dienliche Mittel zu Hülfe zu kommen, wodurch eine erstaunliche Menge von gedachten Scybalis induratis, nebst vielem Schleime abgeführet wurde. Nachdem sich nun dadurch die heftigen Colikschmerzen ziemlich vermindert, so haben sich auch die Schweiße an den Füßen vermehret, daselbsten einiges Jucken und so gar einige podagrische Anfälle wieder zuwege gebracht, und folglich einen guten Anschein zur Besserung gegeben. Allein es ist solches von keinem Bestande gewesen, vielmehr haben sich oberwähnte Zufälle, insonderheit die Colik wieder eingestellet; worzu noch ein Fieber gekommen, welches außer denen gewöhnlichen Zufällen, mit einer bedenklichen prostratione virium & appetitus begleitet worden. Das Fieber und die Entkräftung haben beständig zugenommen, wobey die Excretiones alvi häufiger als vorhin erfolget, wiewohl mit einem fast beständigen Tenesmo und Brennen in regione umbilicali.

Alles

gewesen: so hat er sich auch dieser letzten Ausführung des göttlichen Willens an sich willig überlassen, und die heftigsten Schmerzen, welche in dem Unterleibe erreget waren, mit bewundernswürdiger Stille ertragen. Diese Muße und Entfernung von der Arbeit, welche ihm bey gesunden Tagen sehr beschwerlich gewesen wäre, wendete er dazu an, daß er sich mit Gott und seinem Heilande, wie ins geheim,

Alles dieses hatte sich schon vor dem Frühlingsäquinoctio zugetragen; nach demselben aber hat es sich zusehens verschlimmert, indem das Fieber zugenommen, die Colik nebst dem Tenesmo heftiger worden, die Blähungen mehrere Schmerzen und Aengstlichkeit verursachet, der Appetit sich ganz und gar verlohren und die Entkräftung aufs äußerste gekommen. Bey dem allen versuchte die Natur noch einmal ihr Heil, und brachte den rothen Friesel zum Vorscheine auf der linken Seite, es meldeten sich auch an dem linken Fuße einige podagrische Schmerzen; allein die Kräfte wollten nicht zureichen: daher dieses alles zeitig wieder verschwunden, und außer denen oben erwähnten Zufällen eine gänzliche Verstopfung des Leibes nebst einer unausstehlichen Trockenheit des Mundes, die sich bis in den Magen erstrecket, eingefunden, bis endlich der Körper alle zu seiner fernern Erhaltung nöthige Kräfte verlohren. Seine Gemüthskräfte nahmen bey seiner Krankheit nicht ab, sondern er konnte, wenn die Colikschmerzen etwas nachließen, von denen wichtigsten Sachen, nach seiner sonst bekannten tiefen Einsicht sprechen. Er behielt auch seinen Verstand bis auf den letzten Augenblick seines Lebens: so daß er aus seiner eigenen Empfindung 2 Stunden vor seinem Ende seinen nahe stehenden Tod spürete, und zu erkennen gab, daß er nun mit dem Tode ringe. Zuletzt vergieng ihm die Sprache, und er verschied am 9ten April sanft und selig.

heim, also auch mit vernehmlicher Stimme, und mit seinem Herrn Confessionario unterredete, und folglich zu seinem Abschiede je mehr und mehr bereit machte. Dieser erfolgte endlich; und wie der Wohlselige bis auf den letzten Augenblick seines Lebens den völligen Gebrauch seines Verstandes genossen hatte, und etwa zwey Stunden vor seinem Ende merkete, daß nunmehr die Todesarbeit angienge, und die glückselige Auflösung vor der Thüre sey; entblößete er mit größester Schwachheit sein Haupt, legte die Hände zusammen, und sprach: Nun Jesu, mein Erlöser, stärke mich in dieser Stunde! Hierauf blieb er ruhig liegen, gab aber durch die fortdaurende Bewegung der Lippen, sein anhaltendes Gebeth zu erkennen, und schlief endlich fast ganz unvermerkt ein.

Nun dieser aufgeklärte und an deutliche Erkenntniß gewöhnte Geist ist dahin gelanget, wo er das, was hier nichts als Stückwerk heißt, vollkommener erkennen, seine unersättliche Wißbegierde stillen, und Gott erkennen kann, wie er ist. Hier hat er Gott in seinen Schriften, so wie es ein göttlicher Apostel verlanget, aus seinen Werken vorgestellet; und, so viel die itzigen schwachen Umstände leiden, a priori, oder von fornen her, zu betrachten und bekannt zu machen sich bemühet: allein da dieß doch nur ein Lallen bleibt, und Gott ein Licht ist, wozu die Sterblichen nicht kommen können; so genießt er itzt das Vergnügen, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und in seiner erworbenen Erkenntniß ungleich höher zu steigen. Wir sind unterdessen am schlechtesten daran, denen Gott, nach so man-

mannigfaltigem Verluſte, auch unſre Krone entriſſen hat. Es iſt uns aber nichts übrig, als daß wir die Wege Gottes, welche ganz andere ſind, als der Menſchen Wege, ohne Murren, in einer Stille des Gemüths verehren, und ihm unauslöſchlichen Dank für das Glück, ſo er uns durch dieſen Menſchenlehrer erwieſen hat, abſtatten; hiernächſt aber ſeiner hülfreichen Hand entgegen ſehen, und letztlich dem Leſer nachfolgendes dem Wohlſeligen geſtiftetes Denkmaal mittheilen:

Mortalitatis quicquid habuit
hic depoſuit
immortale decus orbis litterati,
Philoſophus conſummatiſſimus,
Vir Perilluſtris
CHRISTIANVS L. B. DE WOLF
Potent. Regis Pruſſ. a Conſil. Sanctior.
Fridericianæ Cancellarius & Senior,
Jur. nat. & gent. atque math. Profeſſor ordin.
Profeſſor Petropolitanus honorarius,
Societatum Scientiarum Londin. Pariſien.
Berolinenſis & Bononienſis ſodalis,
Dynaſta in Klein-Dœltzig
lucem hanc adſpexit
Wratislaviæ
A. C. CIↃ IↃCCLXXIX. D. IX. cal. Febr.
naturæ debitum reddidit
pie & placide
Halæ ad Salam
D. V. Id. April. CIↃ IↃCC LIV.
poſtquam vivendo explevit
annos LXXV. menſes II. hebdom. II. dies II.

dum

dum vixit
in intellectu veritatem
in voluntate virtutem
excolendo
genus humanum utramque docuit,
morte appropinquante
feliciter & glorioſe moriendi
exemplum præbuit illuſtriſſimum;
abiit
plenus annis meritis & honoribus,
relinquens
cœlitum choris aſſociatus
uxori, filio, Fridericianæ, orbi litterato
univerſo & bonis omnibus
altiſſimum luctum
&
deſiderium ſempiternum.

Joh. Fried. Stiebritz. *

III. Biblio-

* Wir fügen hier noch ein Sinngedicht bey, welches bereits 1735 der königl. däniſche Kanzleyrath Gotth. Albr. von Bräm, unter des hochſel. Herrn Kanzlers Kupferbild, von Fritſchens Grabſtichel, geſetzet hat:

Ter magnum Hermetem coluit Nilotica Tellus;
Ter magno major, Wolfius hicce nitet.
Hermes Aegyptum ſapientem reddidit olim;
Orbem luce nova Wolfius irradiat.
Jure Hermete ſuo Memphitica terra ſuperbit,
Sed quid tu grato pectore Teuto facis?

D. i.

Den dreymal großen Thaut hat ſonſt der Nil verehret.
Weit heller leuchtet Wolf an Einſicht und Verſtand.
Hat jener vor der Zeit Aegyptenland gelehret,
Macht Wolf der halben Welt ein neues Licht bekannt.
Wenn Memphis nun mit Recht mit ſeinem Hermes pranget;
Sprich, Deutſchland! was für Dank hat Wolf von dir erlanget?

ches allhier von ihm annehmen, da ſelbſt die gröſten Käyſer, Auguſtus und Claudius, Unterſuchungen von dieſer Art ihrer Majeſtät nicht vor unanſtändig gehalten hätten.

Er giebt demnach folgende Nennwörter zum Beyſpiel: Wachs, Brot, Wein, Band, Seul, Tag, Hand, Glas. Dieſe ſind alle in unſerer Sprache einſylbigt, da ſie faſt in allen übrigen zwey, drey und wohl mehr Sylben haben. So gehet es auch mit den Zeitwörtern der Wurzelwort allemal in den Imperatiuis geſucht werden muß, als: Hol, lig, lauf, hör, heil, laß, lupff. In anderer Völker Sprachen beſtehen auch dieſe gröſtentheils aus mehr als einer Sylbe; ja, ſie gebrauchen ſich, wie z. E. die Lateiner, viel öfter der Verborum compoſitorum als ſimplicium, der zuſammengeſezten als der einfachen Zeitwörter. Zwar haben wir Deutſchen deren auch einige; ſie reichen aber bey weitem nicht an die Menge und Zahl der einfachen, oder übertreffen ſie gar, wie bey andern Nationen geſchiehet. Und aus eben dieſer Neigung zur Kürze iſt es herzuleiten, daß wir aus den vielſylbigten eigenen Nennwörtern (Nominibus propriis) ſo gar gerne nur eine Sylbe machen, als aus Conrad, Ulrich, Friedrich, Cunz, Uz, Friz; aus Heinrich, Wolfgang, Franciſcus, Heinz, Wolf, Franz. (r)

(r) Wir wiſſen nicht zu ſagen, ob dieſe von dem Verfaſſer allhier ſo angeprieſene Verkürzung, nicht jezuweilen mehr eine Verſtümmelung heiſſen könnte. Inzwiſchen geben uns die Engelländer, welche ohnedem von Natur die Geſchwindigkeit

III.

Bibliotheque curieuſe critique & hiſtorique, ou Catalogue raiſonné de Livres difficiles à trouver, par David Clement. Tom. IV. a Hannovre, chez Jean Guill. Schmidt. 1753. in gr. 4.

Wir ſind mit der Nachricht von des gelehrten Herrn Clement hiſt. krit. Bibliothek ſeltner Bücher bis zum IVten Bande gekommen; und dieſen wollen wir itzo nachholen. Er war mit den deutſchen Bibeln fertig geworden, und nunmehr folgen die franzöſiſchen. Die erſte hat Philipp le Noir zu Paris mit gothiſchen Schriften, ohne Meldung des Jahres gedrucket. Sie iſt aus Peter Comeſtors lat. Texte im XIIIten Jahrh. überſetzet worden. Die folgende iſt 1534. bey Martin l'Empereur. Die dritte von 1535. ſodann eine bey Herwagen 1553. in Fol. ferner eine von 1566. eine 1571. und eine von 1675. in drey Quartbänden von Ant. Cellier gedruckt.

Hierauf folgen die Bible Galoiſe, oder in cambrobrittanniſcher Sprache, die 1588. in Fol. der Königinn Eliſabeth zugeeignet worden, und von der irrländiſchen ganz unterſchieden iſt. Ferner griechiſche Bibeln der 70 Dollmetſcher, darunter des berühmten Joh. Ernſt Graben, eines geb. preußiſchen Theologen, zu Oxford ans Licht geſtellete, die prächtigſte iſt. Die breitingeriſche iſt nur ein bloßer Nachdruck davon, mit einigen verſchiedenen Lesarten.

ten. Die graubündneriſche iſt um der ſeltſamen Sprache halber merkwürdig, die weder wälſch noch ſpaniſch, ſondern faſt ſo wie die alte Provenzalſprache klinget. Wir wollen um der Leſer willen den Titel abſchreiben:

La Sacra Biblia, quai ais tuot la Sancta Scrittura: in la quala ſun comprais tuots Cudeſchs dal Velg è Nouf Teſtamaint: cun l'aggiunta dall' Apocriſa. Tſchantada, vertida e ſtampada in Lingua Rumanſcha d'Ingadinna Baſſa: tras cumün cuoll è lavûr da Jacobo Antonio Vulpio, Serviaint dal pled da Deis in Ftaun &c. Dieß iſt die erſte Bibel in dieſer Sprache geweſen. Iſt es nicht ſonderbar, daß ein ſo enges Land, als die Graubündtner bewohnen, noch eine beſondre Sprache haben will? Wie leicht müßte es dem Volke nicht ſeyn, italieniſch zu reden, oder doch zu verſtehen? Und was wollte daraus werden, wenn man alle deutſche Bauerſprachen in jedem Lande, das nicht größer iſt, als Graubündten, canoniſiren und eine eigene Bibel in jeder Dorfmundart machen wollte?

Nun kommen die hebräiſchen, deren eine große Menge iſt. Sie gehen bis auf die 40ſte S. und Herr Paſtor Clement giebt ſehr viel gelehrte Nachrichten davon. Darauf folgt eine ungariſche, die folgenden Titel hat: Biblia, az az Iſtennec bes Uj Teſtamentomoban foglaltatott egeſs. Szent Iras, Magyar Nielvre fordittatott Karoli Gasbar altal. Hanoviæ per Levinum Hulſium 1608. in 4.

Eine irrländiſche hat man vom Biſchofe zu Killmore in Irland, Bedell, der ſie unter ſeiner Aufſicht

ſicht überſetzen laſſen, und auf eigene Koſten hätte drucken laſſen wollen, wenn ihn die katholiſchen Pfaffen nicht daran gehindert hätten. Aber ſie fiel in des großen Weltweiſen Rob. Boylens Hände, der ſie 1685 drucken ließ. Herr geh. Cammerſecr. Duve in Hannover hat ſie.

Eine Isländiſche hat folgenden Titel: Biblia tad er Oll Hellóg Ritning utlógd Formælum D. Mart. Luth. Prentud ad nyn a Hoolum 1644. Fol. Dieß iſt die zweyte Ausgabe der isländiſchen Bibel, die der Biſchof zu Hoolum, Thorlack Ruleſon, nach ſeines Großvaters erſter herausgegeben.

Nun folgen italieniſche und lateiniſche Bibeln, deren älteſte von 1450 ſeyn ſoll. Eine alte Chronik von Cöln, ſaget auf dem CCCXII Bl. ſo: Jnd in den jaren vns heren do men ſchreyff MCCCCL, de was eyn gulden jair, do began men zo drucken, ind was dat eyrſte boich dat men druckde die Bybel zo latijn, ind wart gedruckt mit eynre grouer ſchrifft. as is die Schrifft da men nu Myſſe boicher mit druckt.„ Durch dieſe Stelle haben ſich viele betrogen, und ſich bey jeder alten Bibel mit großer Schrift, ohne Jahrzahl, eingebildet, ſie hätten die erſte von Fuſten und Guttenbergen gedruckte Bibel. Z. E. Herr v. Uffenbach u. a. m. Hierbey machet Herr Paſtor Clement viel gelehrte Anmerkungen, und zeiget, daß dieſe Bibel nicht eher, als 1455 gedrucket ſeyn könne.

Da ſich der Herr Verfaſſer hiebey eines Zeugniſſes von Joh. Schöffern, Enkeln von Fuſten, und

Peter Schöffers Sohne bedienet, darinn ſich ſelbiger der Worte bedienet: Impreſſum & completum eſt præſens chronicorum opus anno Dni. MDXV. in vigilia Margarethæ virginis in nobili famoſaque urbe Moguntina, hujus artis impreſſoriæ inventrice prima per Joannem Schöffer nepotem quondam honeſti Viri *Joannis Fuſt*, civis Moguntini, *memoratæ artis Primarii Auctoris: qui tandem imprimendi artem proprio ingenio excogitare ſpeculaſque cæpit*, anno dominice nativitatis MCCCCL &c. ſo müſſen wir uns über dieſe Worte Joh. Schöffers deſto mehr wundern, da er zehn Jahre vorher, in der Vorrede zu einem deutſchen Buche, ſich ſelbſt widerſprochen, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ausdrücklich Johann Guttenbergen zugeſchrieben hat.

Es iſt ſelbiges ein ſtarker Follant, auf ſchönes ſtarkes und weiſſes Papier, mit neuer ſcharfer Schrift gedruckt, und führet den Titel: Romiſche Hiſtorie vß Tito Liuio gezogen. Dieß Buch iſt nun Kaiſer Maximilian dem I. zugeſchrieben, und gegen das Ende der Zuſchrift bedienet ſich Schöffer folgender Worte: vnd in der löblichen Stadt Mentz gefertigt vnd getrückt iſt, — — In welicher ſtadt auch anfenglich die wunderbare Kunſt der Trückerey, vnd Im erſten von dem kunſtreichen Johan Güttenbergk, do man zalt nach Chriſti vnſers Heren geburth Tauſent vierhunderth vnd funfzig Jahre erfunden, vnd darnach mit vleyß koſt vnd arbeyt Johan Fauſten vnd Peter Schöffers zu

Mentz

Mentz gebesserth vnd bestendig gemacht ist worden. Am Ende des Buches steht auf dem CCCCX. Blatte. Gedruckt vnd geendet in der löblichen Stadt Mentz, durch vleiß Johan Schoffers Buchtrucker daselbst, am sechsten Tag des Monedts Martii. Nach Christi vnsers Herrn Geburth Tausent fünfhundert vnd im fünften Jare. Hier folget das Justische und Schöfferische Wapen.

Da haben wir nun ein ausdrückliches Geständniß Joh. Schäfers: und zwar ein zehn Jahr älteres, daß nicht sein Großvater Johann Faust, sondern Guttenberg NB. im ersten, d. i. zuerst, diese Kunst erfunden habe. Wie hat er nun zehn Jahre hernach sagen können, Johann Faust habe sie proprio ingenio, durch eigenen Witz ausgedacht, und speculiret? Wenigstens muß er ein schlechtes Gedächtniß gehabt haben, sich selbst so grob zu widersprechen. Es kann aber gar wohl seyn, daß er in jüngern Jahren ehrlich herausgeredet, wie ers gewußt, und geglaubet; als er aber allmählig inne worden, daß es mehr Ehre für ihn seyn würde, wenn sein eigener Großvater allein alles erfunden hätte: so hat er geglaubt, er könne ohne Bedenken demselben die Ehre der Erfindung zuschreiben. Ist es denn aber einerley, proprio ingenio, oder sua crumena eine Sache zu befördern? Hier heißt es: Mendacem oportet esse memorem! Gedachtes deutsche Buch besitzen wir selbst.

Von den lateinischen Bibeln kömmt der Herr Verfasser an die litthauischen, darunter die 1660 zu

London gedruckte überaus ſelten ſeyn ſoll: wie ſelbſt Herr D. Quandt in der Vorrede zur neuen litthauiſchen Bibel, die er hat drucken laſſen, angemerket hat: wie er denn ſelbſt ein Stück davon beſitzet. Die Mundart derſelben ſtimmet mit dem litthauiſchen, das man im hinterſten Theile von Preußen ſpricht, nicht überein; und ſcheint aus dem Polniſchen überſetzet zu ſeyn. Man will gern das Format dieſer engl. Ausgabe wiſſen. Die zweyte iſt die, die zu Königsb. 1735. in 8. bey Hartungen gedruckt worden, aus deren Vorrede der Herr Verfaſſer einen Auszug mittheilet. Herr Paſt. Clement rühmet die kön. deutſche Geſellſchaft, daß ſie ihm dieſe Vorrede zugeſchicket; machet aber eine Antwort auf eine ihm in den hamb. Berichten gegebene Erinnerung.

Wenn aber Herr **Paſchke** 1729 aus Halle geſchrieben, daß die alte preußiſche Sprache ganz erloſchen ſey; indem nur noch ein einziges Denkmaal davon in einem Katechiſmus Lutheri übrig wäre: ſo ſcheint uns dieſes zu weit zu gehen. Denn ungeachtet es wahr iſt, daß dieſelbe mit der polniſchen und ſclavoniſchen, folglich auch wendiſchen, nicht die geringſte Aehnlichkeit gehabt hat; wie alle Namen der Oerter und andre Ueberreſte deutlich zeigen: ſo kann man doch nicht ſagen, daß dieſelbe ganz untergegangen; da ſie in der noch vorhandenen litthauiſchen, die man in Curland die curiſche, und in Liefland die lettiſche nennet, noch itzo für eine lebendige Sprache zu halten iſt. Denn geſetzt, daß einige Aenderung in der Ausſprache, oder Endung und Bildung der Wörter, durch die Länge der Zeit vorgefallen,

fallen, so hat sie darum nicht aufgehöret dieselbe Sprache zu seyn. Wie sehr hat sich das Deutsche nicht seit Karls des Großen Zeit geändert? Wer wollte aber sagen, daß die deutsche Sprache ganz verlohren gegangen, und kein Mensch sie mehr verstünde? Herr Paschke giebt uns auch selbst die Waffen wider sich in die Hand. Denn ist der Katechismus Lutheri altpreußisch vorhanden, der gewiß über 200 Jahre nicht alt seyn kann: wie will denn eine Sprache, die damals, zu Markgraf Albrechts Zeiten, noch geblühet, itzo verschwunden seyn? In Friedenszeiten, wenn Völker weder ausgerottet, noch anders wohin gefangen geführet werden, gehen ihre Sprachen nicht verlohren, sondern pflanzen sich von Aeltern auf die Kinder immer fort. Und obwohl in ein Paar hundert Jahren einige Veränderungen vorgehen können; zumal in einer Sprache, die nicht viel Bücher hat, welche den guten Gebrauch befestigen: so können sie doch so merklich nicht seyn, daß in so kurzer Zeit eine Sprache ganz vertilget, oder eine neue an ihre Stelle gepflanzet würde. Der Katechismus Lutheri wird hier allemal zum Beweise dienen. Und gesetzt, daß man auf diesem oder jenem Dorfe nicht alle Wörter und Redensarten desselben mehr verstünde: so ist ja bekannt, daß auch im Deutschen, und allen lebendigen Sprachen, sich von zehn zu zehn Meilen die Bauersprache etwas ändert. Im litthauischen, curischen und lettischen aber hat dieses destomehr geschehen müssen, da die Städte mit lauter deutschen Leuten besetzet worden; und also die altpreußische

nur eine Bauerſprache geblieben iſt. Wie vielerley Patois hat man nicht in den franzöſiſchen Landſchaften?

Nun folgen die Polyglotten, und die polniſchen, ſchwediſchen, und wendiſchen Bibeln: die der Herr V. unſers Erachtens, unrecht Vandaliques nennet. Die Vandaln ſind ein altes deutſches Volk geweſen, die Brüder und Nachbarn der Sueven; die ſowohl vom Wandeln, als dieſe vom Umſchweifen, und die Thracier vom Trecken, ihren Namen gehabt. Die Wenden hergegen ſind ein ſclavoniſches Geſchlecht, wie auch ſeine Sprache zeiget, die ſehr mit dem polniſchen und böhmiſchen übereinkömmt. Ferner kommen die virginiſchen, und endlich die Biblia aurea; womit ſich die Bibeln ſchließen.

Bey Blondels Tractat de Joanne Papiſſa hat es uns Wunder genommen, daß dieſes 1657 zu Amſt. gedruckte Buch ſchon rar ſeyn kann: wie es uns denn auch ſehr Wunder nimmt, daß Colonies, ungeachtet der von ihm angeführten Gründe, dennoch glaubet, es ſey wirklich eine Päbſtinn Johanna geweſen: wie er in ſeinem Melange curieux ſchreibt.

Von Joh. Boccatii Werken ſind viel ſeltne Ausgaben angemerket; unter andern auch deutſche Ueberſetzungen derſelben. Von dem Decamerone welches Salviati 1582 herausgegeben, haben wir noch eine von 1594 in Händen, die zu Venedig bey Giorgio Angelieri in 4 gedrucket worden. Von den Cento Novelle erzählet der Herr Verfaſſer zwo alte deutſche Ueberſetzungen, die zu Straßburg 1535. und 1557. in Folio gedrucket worden. Allein wir

können

können aus unſerm Vorrathe noch eine ältere angeben, deren Titel ſo lautet:

Cento Nouella das Buch der hundert nüwen Hiſtorien ſo lieplich geſelſchaft von Florentz, den ſterben der Peſtilentz vmb ergetzlichkeit, vnd minderung ires ſchmertzen geſagt, vnd erdacht hat, gar kurtzweilig vnder groſſen anligenden geſchefften der menſchen zu leſen oder zu hören, iſt ietzunde glückſeligen anzufahen. Ein Holzſchnitt füllet das Titelblatt vollends. Am Ende ſteht: Getruckt vnnd lobslichen volendet in der keyſerlichen freyen ſtat Straßburg an vnſer lieben frawen abent der Geburt durch Johannem grüninger, Im iar Fünffzehnhundert vnd Neun. in Fol. Der Ueberſetzer iſt nirgends genennet. Der Anfang heißt: Hie hept ſich an das Buch von ſeinem mayſter in greckiſch genannt Decameron, das iſt Cento Nouella in welſch ꝛc. ꝛc. Es ſind zierlich geſchnittene Anfangsbuchſtaben bey allen neuen Anfängen der Geſchichte zu ſehen.

Von Bodini dæmonomania magorum haben wir eben die deutſche Ausgabe von 1591 in Fol. deren er aus Herrn Duvens Bibliothek erwähnet.

Bey Boethii Conſolatione Philoſophiæ hat man die Nachricht der hieſ. krit. Beyträge T. VII. 1741. p. 491. und die deutſche Ueberſ. von 1660 in 12 in Zweifel ziehen wollen; aber doch endlich befunden, daß ſie richtig iſt. Wir beſitzen ſie ſelbſt, nebſt der von 1667 und der von 1697 die Helmontius wieder auflegen laſſen; andrer neuern zugeſchweigen. Zuletzt

kömmt noch ein böhmisches Kirchengesangbuch in 8 vor, bey dessen Gelegenheit wir noch ein anders in 4 bekannt machen wollen. Es heißt: Kirchengesenz, darinnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz gefasset vnd ausgelegt sind: Jetzt van newen durchsehen, gemehret, vnd der Röm. Keyserl. Mai. in vntertheniger Demut zugeschrieben, 1580: ohne Meldung des Orts und Verlegers. An Kaiser Maximil. II. ist die Zuschrift von 1566. Die Vorrede aber von Michael Tham, Johannes Geletzky, und Petrus Herberus Fulneccensis unterschrieben. Viele Lieder haben auch die Singweisen in Noten. Imgleichen besitzen wir noch eins in 4. 1580 in Nürnberg gedruckt; unter dem Titel: Geistliche Lieder, der etliche von alters her, inn der Kirche eintrechtiglich gebraucht, vnd etliche zu vnser Zeit von erleuchteten frommen Christen und Gottselerern new zugericht sind, nach Ordnung der Jarzelt. Das vorige ist 237 dieß aber nur 64 Blätter stark, ohne alle Vorrede. Doch scheint dieß letzte nicht von den böhmischen Kirchen herzurühren. Und soviel von diesem IV. Bande.

IV.

Lebensbeschreibung und Character

des seligen Herrn D. Joh. Eph. Neide, königlichen und churfächsis. Hofraths und Leibmedici, von ihm selbst verfertiget.

Ich bin im Jahr 1680 den 23 Martii zu Wittenberg in der Vorstadt, die Fischerey genannt, von armen doch ehrlichen bürgerlichen

Nächst diesem so giebt auch endlich die deutsche Sprache an Menge und Reichthum der Wörter nicht leicht irgend einer andern etwas nach, so gar, daß ihre meisten Wörter blosserdings nur eine einige Sache anzeigen, welches nicht geschehen würde, wo sie daran einen merklichen Mangel hätte; dahingegen derer zweydeutigen oder vieldeutigen Wörter (aequiuocorum) gar wenig sind. Dieses rühret, nach des Verfassers Meynung, daher; weil wir vielmehr Doppellaute (Diphthongos) als andere Nationen haben; weil wir den Buchstaben W, den der Autor *duplex digamma* nennet, gebrauchen; weil

---

keit in der Aussprache lieben, hierinn nicht das geringste nach, indem sie ebenfalls die Nomina propria so kurz, als möglich, machen, und vor Alexander Sandes, oder Sander, vor Elisabeth *Betty* und *Bess*; vor Margaret, Marget, Mez und Peg; vor Maria Mall, Moll, Pall, und Poll; (die Buchstaben M und P verwechseln sie hier als Litteras vnius organi) vor Matthäus Mat; vor Marta Pat; vor Wilhelm *Will*, *Billy*, *Wicks*, *Weeks*; vor Christoph, *Kester* und *Kit*, und so weiter, sagen. Herr Jacob Greenwood, der in seiner sehr gelehrten Schrift: An Essay towards a practical English Grammar genannt, und zum andernmal gedruckt zu London 1722. 8. am 198. und folgenden Blatte diese und noch mehrere dergleichen Exempel anführet, billiget eine solche Verkürzung gleichfalls gar sehr, und schreibt also davon: *Since the Origin of these and many more Words is generally agreed upon,*

chen Aeltern gebohren. Mein Vater war ein Fischer, mit dem ich in meiner Jugend gefischet habe; bis es ihm gefiel, daß ich lesen, schreiben, und etwas Musik lernen sollte. Er schickte mich im Jahr 1696 zu Wasser nach Magdeburg, zu einem reichen Freunde, in Absicht, daß dessen Ueberfluß meinem Mangel und meiner Dürftigkeit zu statten kommen sollte: allein ehe ichs mich versah, ward ich von ihm dergestalt verlassen, daß ich darüber fast in Verzweifelung gerathen wäre: falls die göttliche Vorsorge nicht einen guten Freund, der der größten Musicorum einer daselbst war, erwecket hätte; welcher aus freyem Triebe sich meiner erbarmete, mich zu sich nahm, treulich aufm Clavier unterrichtete, fleißig zur Schulen und zum Studiren anhielt. Im Jahr 1699 gieng ich von hier wieder nach Wittenberg, Jura zu studiren; damit ich nebst der Musik, etwa auf einem kleinen Städtchen meines Lebens ehrlichen Unterhalt desto eher finden könnte. Kaum war ich hier angekommen, so zogen mich einige Bekannte in ihr Collegium Musicum; dadurch erlangete ich nöthigen Unterhalt, und des sel. Herrn Doctor Vaters, Prof. Med. Bekanntschaft, der mir freywillig seine Collegia Phys. & Med. zu hören antrug, wenn ich dafür seinen Kindern aufm Clavier Lection geben wollte. Ich entschloß mich hierzu um so viel leichter, als von meiner Jugend an immer eine große Zuneigung zu natürlichen Wissenschaften, sonderlich zur Medicin, verspürete; daher ich aus allen alten Kalendern die Recepte ausschnitt und sammlete. Nach 2 Jahren wiederfuhr mir eben dieses Glück mit dem seligen Herrn Hofrath und Leibmedi-

cus

cus Berger. Meine ſtudia Medica ſetzte ich hier fort bis im Jahr 1705 da mich denn dieſer, wieder meinen Willen beredete, in Schandau für einen ſeiner Anverwandten eine Apotheke anzulegen. Er veranſtaltete es auch ſo, kurz vor dieſer meiner Abreiſe dahin, daß ich einen Candidatum Medicinæ, der ein Apotheker geweſen, im Examine rigoroſo mußte mit durchhelfen; dafür bezahlete dieſer für mich die erforderlichen Unkoſten, die meiner Armuth wären unmöglich geweſen.

Zu Schandau fand ich ſogleich die beſte Gelegenheit zur Praxi Medica, und völlige Ueberzeugung: daß mein buchſtäblicher Gedächtnißkram, oder meine Theorie, eine leere, zuſammengeſtoppelte unnütze Wiſſenſchaft ſey. Was etwa noch taugliches überblieb, war mir zu undeutlich; ſo daß mir die Geſchicklichkeit fehlete, es mit Nutzen zu gebrauchen. Da ich nun ſchon eine kleine Erfahrung hatte, daß diejenigen Autores, welche von den allgemeinen Gedächtnißgelehrten ohne Verſtand, per majora zu Ketzern gemacht worden, insgemein deutlichere und mehr überzeugende Wahrheiten lehreten, als dieſe unglückſeligen Päbſte: ſo fiel mir der ſelbe Herr Hofrath und Leibmedicus Stahl ein, den man mir auf alle Weiſe verhaßt gemacht hatte. Ich las jetzo, in der Abgeſchiedenheit von aller anſtändigen Geſellſchaft, ſeine Theoriam Medicam mit Bedacht und ſolchem Nutzen, daß meine bisherige Unwiſſenheit dadurch völlig wieder befriediget ward. Dieſer gründlich erfahrne Medicus eröffnete mir das Verſtändniß, die natürlichen Wahrhei-

ten

ten der Medicin zu erkennen. Er ist der Grund, worauf meine bisherige medicinische Glückseligkeit sich mit Bestande gegründet hat.

Nach der Schweden Abzuge aus Sachsen begab ich mich im 1708 Jahre wieder nach Wittenberg, dieweil für mich in Schandau kein großes Glück zu hoffen stund. Kaum war ich daselbst angelanget, so fand sich wider Vermuthen eine Gelegenheit zur Promotion. Ich schrieb in aller Eil etliche Theses de Tussi, worüber ich unter dem Præsidio des seligen Herrn Prof. D. Sperlings pro Licentia disputirte, und den folgenden Tag darauf mußte ich mit einem daselbst krank liegenden Cavalier so gleich verreisen. Nach dessen Genesung überredete mich Herr Hofrath und Leibmedicus Berger, ich möchte nach Dresden gehen, um daselbst meine Praxin zu treiben. Ungeachtet ich mir nun nicht einbilden konnte, daß ich würde mein Glück da machen können: so folgete ich ihm doch, und gieng im Monat December dahin. Nach Verlauf etlicher Monathe war meine geringe Baarschaft verzehret, und ich war besorget, diesen kostbaren Ort wiederum verlassen zu müssen. Gott schickte aber eine kleine Hülfe und Gelegenheit bekannter zu werden. Diesem kleinen Anfange folgete fast täglich ein besserer Fortgang meiner Praxis; dergestalt daß die Sorgen und der Kummer über mein nothdürftiges Auskommen, sich jemehr und mehr verminderten.

In diesem glückseligen Stande vermeynte ich nun zu leben und zu sterben. Allein 1712 ward ich von des Herrn Statthalters Fürstens von Fürstenberg

Durchl.

Durchl. genöthiget in dessen Diensten die Stelle Dero Leibmedici zu vertreten. Nach dessen Ableben im 1716 Jahre befand ich mich wiederum in meiner vorigen Freyheit: bis im Jahr 1726 Se. königliche Maj. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Aug. II. mich in Dero Krankheit nach Bialastock verlangeten: da es denn Sr. Maj. auch gefiel, mich in Deroselben Dienst als Hofrath und Leibmedicus anzunehmen. Nachher bin ich in jetzlebender königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen August III. Diensten verblieben, bis im Jahr 1736. Da aber die zunehmenden Jahre, und abnehmenden Kräfte, die beschwerlichen Reisen fernerhin zu thun nicht mehr verstatteten; habe ich um die völlige Erlassung meiner Dienste angehalten, und sie auch erlanget: um die annoch übrige wenige Lebensfrist ruhig hinzubringen, und den Tod meines Leibes und die Geburt der Seelen zur Ewigkeit in der Stille abzuwarten.

Geschrieben habe ich nichts, außer ermeldete elfertige schlechte Theses; dafür haltend, die Welt würde meine Schreiberey nicht vermissen: die ohnedem mit Schriften dergestalt angefüllet ist, daß mancher ämsiger Leser hierüber sich und seine Glückseligkeit oft selbst vergißt. Verheirathet bin ich niemals gewesen; denn in den jüngern Jahren wäre eine arme Frau mir mehr nachtheilig geworden; einer reichen aber hätte ich vielleicht nicht angestanden. Und also gieng die Jugend vorbey. Verstand und nothdürftiges Auskommen besserten sich von Zeit zu Zeit; bis sich endlich der Appetit zum lieben heiligen Ehestande gar verlohr.

Was

Was meinen innern Zustand anbetrifft, so habe ich mich der wahren Gelehrsamkeit insofern beflissen, als ich sie für nöthig fand, meine äußere und innere Glückseligkeit zu befördern; die ich auch unter besonderm göttlichen Segen in solcher Maße erhalten habe, daß ich hiervon ohne meinen Nachtheil, andern Bedürftigen mittheilen kann.

Als ich nun aus dem Stande meiner Unschuld, oder Minorennität, zur Majorennität gelangte; und an dem Baume der Erkenntniß Gutes und Böses dieser Welt versuchet ward: ob ich gesetzmäßig meine Lüste und Begierden brauchen könnte? hieß es bey mir gleichfalls:

Video meliora proboque, deteriora sequor.

Wie aber die Uebertretung des Gesetzes der Natur unvermeidliche Strafen nach sich zieht: so gab mir endlich mit der Zeit Vexatio intellectum. Der Verstand nahm mit den Jahren und der Erfahrung, in der Erkenntniß dermaßen zu, daß ich das Chaos meiner Menschheit an mir erblickte. Und also bemühete ich mich erstlich, das wilde unbändige Thier meines irdischen Leibes (animal physicum) zu bändigen, zahm und ordentlich zu machen, dadurch ich gegen mich selbst, unschädlich ward, und meines Leibesgesundheit nicht immer wie bisher verletzte (Sapient. I, 12.) auch nicht alle Augenblicke dieselbe mit der Medicin wieder flicken durfte. Als ich in dieser ersten animalischen Classe meine nöthigen Lectiones gelernet hatte, kam ich in die andere, und fieng an ein vernünftiges Thier, (animal rationale

nale) oder ein Mensch zu werden. Ich kam endlich in die dritte Classe, und ward ein geistlicher Mensch, oder ein Christ in der That, der zuvor bey mir nur ein Ens rationis war. Hier hörete ich nicht nur auf, physice und moraliter vorsezlich schädlich zu seyn; sondern ich lernete in dieser Schule des Geistes, das zuvor mit ihm selbst uneinige Reich meiner ganzen Menschheit mit ihm selbst zu vereinigen, mir selbst und meinem Nächsten Gutes zu thun. Von dieser Triade harmonica, die zum Nachdenken des philosophischen Processus dienen möchte, könnte ich eines und das andere noch erwähnen: ich fürchte aber, es dürfte einigen zu parador, des Demetrii Zunftgenossen aber (Act. XIX,) die gerne im Trüben fischen wollen, wohl gar heterodox vorkommen. Daß demnach unsers medicinischen Patriarchen Hippokrates de Lege sein Rath der beste ist:

Τὰ δὲ ἱερὰ ἐόντα πρήγματα τοῖσιν ἀνθρώποισι δείκνυται, βεβήλοισι δὲ, ὐ θεμις, πρὶν ἢ τελεσθῶσιν ὀργίοσιν ἐπιστήμης.

Will jemand diesen kurzen Verlauf von meinem Herkommen, schlechter Erziehung, und dennoch so gutem Fortkommen, endlich erlangter Glückseligkeit und ruhigem Alter erwägen; der wird gar leicht erkennen, daß zum Laufen nicht schnell seyn hilft, sondern vielmehr mit dem LXXIII. Psalm es heiße: Du leitest mich nach deinem Rathe, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Alles kömmt darauf an, daß man sich leiten läßt, und im verkehrten Eigensinne nicht selbst laufe. Soweit der Selige.

Von

Von dem ruhigen Ende desselben ist soviel zuverläßig bekannt worden, daß er vor einiger Zeit eine Abnahme der natürlichen Wärme an sich verspüret, und daraus sein bevorstehendes Ende geschlossen. Er gieng aber noch täglich aus, oder ließ sich, bey abnehmenden Kräften, zu seinen Kranken tragen. Als ihn den Tag vor seinem Tode eine vornehme Dame besuchete, und seiner Umstände halber besorget war; zumal, da er allein in einer Stube schlief, und den Diener weit von sich hatte: sprach er: Ey! was sollen mir andre Leute, wenn ich sterben werde? Ich wäre ja ein armseliger Mensch, wenn ich in so vielen Jahren meines Lebens noch nicht sterben gelernet; sondern mirs am Ende allererst von andern sollte vorsagen lassen. In solchem Falle habe ich genug mit mir selbst zu thun, und mich mit meinen eigenen Gedanken zu beschäfftigen; ohne mich von umstehenden Leuten in Contribution setzen zu lassen. Als ihm nun diese Dame die Todesgedanken ausreden wollte, und vorgab: er wäre nur mit Flüssen beschweret; sagte er ganz gleichgültig: Mit Flüssen! das machets nicht aus. Die Lunge, die 74 Jahre Dienste gethan, ist abgenutzet. Und da die Räder sich ausgelaufen: so muß die Maschine wohl stille stehen; und das Leben hat ein Ende.

Als er um halb 8 Abends allein blieb, bestellete er sich bey seinem Diener, den er 30 Jahre in Diensten gehabt, einen Thee; und ließ sich, ehe derselbe fertig war, ein Glas Wasser geben: trunk hernach den Thee, und ein klein Gläschen ungarischen Wein; und legte sich zu Bette: befahl aber dem Bedienten

dießmal bis um 11 Uhr auf zu bleiben. Dieser that es auch, viel länger. Ungefähr um 1 Uhr pfiff sein Herr, und foderte nochmals Thee, nebst einer fertig da stehenden Arzney; die er aber nicht mehr hinunter bringen konnte. Er sagte darauf: ich werde schwach; wende mich ein wenig anders im Bette. Der Diener thats, und fragte: ob er ihm einen Doctor holen sollte? Nein, erwiederte er: hier kann mir niemand helfen. Eine Lampe muß ja auslöschen, die kein Oel mehr hat.„ Er ließ sich noch ein Paar Küssen unter den Kopf legen; und sagte zum Diener: lege mir die Füße zurecht; und strecke sie recht aus. Der Diener versetzte, die Füße wären eiskalt. Das ist nicht anders, war seine Antwort, wenn ein Mensch stirbt: darauf legte er seine Hände übereinander, und that die Augen zu, wie einer der einschlafen will. Und so schlief er wirklich, ohne die mindeste Veränderung ein.

Kaum war den nächsten Morgen sein Tod bekannt worden: so sah man 40 bis 50 arme Leute vor seinem Hause, die seinen Leichnam mit ihren Thränen benetzen wollten. Viele Kinder fanden sich auch noch dazu, die alle wechselsweise mit Weinen und Aechzen ausriefen: Ach! unser Wohlthäter, unser Vater ist todt. Der ganze Hof hat ihn bedauret. Er hat 20000 Thaler für das Weysenhaus vermachet. Zu einer abgebrannten Kirche hat er vor 8 Tagen 100 Thl. geschicket. Einem Schulmeister gab er jährlich 25 Thaler, arme Kinder dafür zu unterrichten. Etwas Bauholz, das in seinem Garten lag, und welches ihm ein armer

Mann

Mann abkaufen wollte, schenkte er demselben, nach Erkundigung seiner Umstände; und gab ihm noch 100 Thl. dazu, zum Baue: Hundert andrer Dinge zugeschweigen. Ein Bildniß von ihm wird schwerlich zu finden seyn: denn das einzige so er gehabt, hat er vor einiger Zeit zerschnitten, und eine Papiertasche daraus gemachet. Wegen seines Begräbnisses hat er nicht die geringste Anstalt gemachet; außer, daß er einen Freund gebethen, ihn in sein Erbbegräbniß bey einer Dorfkirche zu Reichenberg, unweit Moritzburg, außer Dresden, legen zu lassen. Dahin ist er auch mit einer großen Begleitung, auf einem mit königlichen Pferden bespannten Leichenwagen, dem etliche sechsspännige Kutschen mit Hofbedienten folgten, gebracht worden. Die Schule des Ortes nebst dem Geistlichen sind ihm entgegen gekommen, und so ist er in die Gruft gesenket worden.

V.

Fortsetzung des zesischen Sendschreibens an einen neuern Sprachlehrer.

Andere bewiesen, daß deine Schreibart undeutsch, und unnatürlich, und der Uebersetzung eines Schülers aus dem Lateinischen in das Deutsche ähnlich wäre. Sie brachten mehr als hundert Stellen aus deiner Sprachlehre vor, welche beweisen sollten, daß du durchaus ungeschickt wärest ein reines Deutsch zu schreiben, vielweniger es zu lehren. „Die Anfänger, sprichst du, sollen

„nur ſo viel merken: daß der tiefſte und höch-
„ſte Laut (des A) im Hochdeutſchen ungewöhn-
„lich ſind. Dieſes ſagten ſie alle, müßte auf gut
„Deutſch heißen ungewöhnlich ſey. Die Wör-
„ter wachſen mit einander zuſammen, wäre ein
„ungeſchickter Ausdruck, Wörter würden zuſam-
„men geſetzet. Die Wörter fallen und ſteigen
„über drey Vergleichungs-Stuffen.„ Es wird
ein Glück ſeyn, rief einer, wenn ſie, ohne zu ſtol-
pern, hinauf und herunter kommen. „Dieſe Per-
„ſon wird mit jener als eine geachtet,„ auf gut
deutſch ſagte man, ſie wird mit jener für eine ge-
halten. „Die Wörter haben ihre Benennung da-
„her überkommen. Die dritte Vergleichungs-
„ſtuffe überkommt man,„ man kömmt über einen
Fluß, ſagten ſie: allein hier würde ein jeder
Deutſcher bekommen, man bekömmt, geſaget
haben. „Mit dem Worte Geſchichte wird ein Feh-
„ler getrieben; mit dieſen beyden Buchſtaben
„wird Verwechſelung getrieben.„ Aus dieſen
Redensarten, meynten ſie, ſähe man ganz deutlich:
daß du es noch mit der rothwälſchen Sprache hiel-
teſt; in Deutſchland ſpräche man Fehler begehen,
Buchſtaben miteinander verwechſeln; die Kühe
treiben. „Das Wörtchen ſelber iſt ſehr geſellig„
geſellig drückte eine Gemüthseigenſchaft aus, wie ſich
denn dieſes zu den Wörtern ſchickte? Bald würde
man auch eigenſinnige, halsſtarrige, und unge-
ſellige Wörter herausbringen. „Der fragende
Stand eines Wortes wäre ganz neu, und um deſto
unverſtändlicher. „Kein iſt eine Abkunft von ein.„

weil wir endlich ſo wohl am Anfang als Ende einer Sylbe oder eines Wortes verſchiedene mitlautende Buchſtaben zuſammen verbinden, dergleichen andere Völker gar nicht, oder wenigſtens gar ſelten, thun. Und aus dieſer Mannigfaltigkeit der Conſonanten, Diphthongen, und ihrer auf faſt unendliche Arten, möglichen und auch von den Deutſchen wirklich angeſtellten, Verbindung unt reinander, iſt der ſo groſſe Uberfluß an Wörtern entſprungen, den wir in unſerer Mutterſprache antreffen. Dadurch werden wir in den Stand geſetzet, uns von einer verdrüßlichen und zweifelhaften Dunkelheit im Reden und Schreiben eben ſo weit als von denen Thieren zu entfernen, deren Stimme die Natur ganz einförmig und ohne alle Abwechſelung gebildet hat.

Nunmehro kömmt Herr Heniſch von ſeinem gegenwärtigen Werke ſelbſt zu reden; welches er zur Ehre und zum Nutzen der Deutſchen mit unglaublicher Mühe zuſammen getragen und aufgeſetzet hat, die

upon, however they have been wreſted and forced; *we ought not to wonder, if our Foreſathers did the ſame Thing by many others, eſpecially if we reflect upon their* Fondneſs for Monoſyllables *or Words of one ſyllable; and that they might render theſe* more ſoftly ſounding to the Ear, *they took* a very great Liberty of maiming, cutting of, leaving out, ſoftening and transpoſing *as they thought fit. And they are* rather to be commended *than* blamed *for what they did; ſince they reduced* long words into short ones, *by ſomewhat* leſſening *them &c.*

Ob es nöthig wäre, ein neues Wort zu ſchmieden, um nichts weiter zu ſagen als kein kömmt von ein. Es giebt zweyerley Gattung von Wörtern.„ Da hier nicht von einer Gattung die Rede wäre, ſo würde ein jeder Anfänger in der deutſchen Sprachlehre geſagt haben, es giebt zweyerley Gattungen. „Die abgethane Biegungsart„ wäre ſehr vortrefflich von einer Biegungsart geſaget, von welcher man bereits gehandelt hätte; im Hochdeutſchen ſpräche man von den Uebelthätern, daß ſie abgethan würden. „Die Biegung dieſer Wörter wird alſo vollbracht.„ Die Biegung dieſer Wörter vollbringen, anſtatt kurz und deutlich zu ſagen, die Wörter biegen; lauter Ausdrücke, die zu Muſtern einer wendiſchdeutſchen Schreibart dienen könnten....

Hier ward alle unſere Aufmerkſamkeit durch Pölmannen unterbrochen. Dieſer hatte kaum das Wort Biegungen vernommen, als er vor Freuden wohl zehnmal in die Höhe ſprang. Da ſehet ihr! rief er immer einmal über das andere aus, daß es Beugungen heißen muß. Je! der herrliche Mann! ſo thut er meinem Sprachdonate auch die Ehre an, und bringet ihn wieder an das Licht! der Himmel wolle es ihm vergelten.

Ich wendete mich hierauf zu dem Quintilian, welcher ſich nicht weit von uns mit dem Priſcian unterhielt; und hörte ihrer Unterredung ſehr aufmerkſam zu. Sie kamen unter andern auch darinnen mit einander überein; daß nicht jedes Ohr geſchickt ſey, von dem Laute der Wörter zu urtheilen: An cujusvis auris eſt exigere litterarum ſonos?

non Hercule! magis, quam nervorum, sagte Quintilian.

Indem trat der junge gelehrte Hebräer Rabbi Benjamin, ein Sohn des Jona von Tudele hervor. Der gute Mann, sagete er, entlehnet unser hebräisches Schin und Sajin für die Deutschen: wenn er sich doch erst vorher in unserer Synagoge belehren ließe, wie wir diese beyden Buchstaben aussprechen; welche wir durch den Hals, und durch die Nase, auf eine Art hervor bringen, die ein Deutscher vergebens nachzumachen suchen würde: Alsdann würde er belehret werden, daß zwischen dem hebräischen Schin und Sajin, und zwischen dem deutschen Sch, ein eben so großer Unterschied sey, als zwischen der deutschen und jüdischen Sprache.

Hierauf nahmen einige Mitglieder der ehemals so berühmten deutschen Gesellschaft zu Leipzig * das Wort auf sich: Sie gestanden, daß sie niemals ein Beyspiel einer so dreisten, und unbescheidenen Unternehmung gesehen hätten. Ist es möglich, sagten sie, daß man sich unterstehen kann, ein Lehrbuch, das sich auf den besten Gebrauch unserer Sprache gründen soll, mit lauter solchen Sätzen anzufüllen, die demselben ganz und gar entgegen sind? Wir, die wir uns so viel als möglich beflissen, die deutsche Sprache rein und regelmäßig zu schreiben, wir haben unsern Endzweck nicht erhalten: Wir schrieben Minervens Schild, meinerhalben, unserthalben, u. s. f. wir glaubten uns wohl auszudrücken,

wenn

* Z. E. Prof. Kraus aus Mittenb. Prof. Lotter in Petersburg, Assess. Stübner. u. a. m.

wenn wir sagten: er selber, derselbige, dieselbige, dasselbige; wir sagten ein einzelner Mann bildet sich ein, einzelne Wörter u. d. gl. und siehe! wir verstießen sowohl wider den guten Gebrauch, als wider die Natur unserer Sprache, wie wir nunmehr belehret werden. So fahre dann fort, großer Lehrer, allein Deutschlands Schiedsrichter zu seyn! Erwecke durch dein eignes Beyspiel, eine Menge Dichter und Redner, die uns und unsere Nachfolger so weit übertreffen, daß ihr alleine den besten Gebrauch bestimmet. Wir werden mit Vergnügen in den zukünftigen Geschichten lesen, wenn es heißen wird: um die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, trat in der Hauptstadt Deutschlandes ein Mann hervor, der durch seine unnachahmliche Meisterstücke, in allen Arten der Dichtkunst und Beredsamkeit, und durch eine Menge Nachfolger, welche sich nach diesen Mustern bildeten, endlich Mittel fand, den unbeständigen Gebrauch der deutschen Sprache zu bestimmen. Von dieser Zeit an, fieng der Geschmack in diesem Reiche überall zu herrschen an: und das unglückliche Vorurtheil nahm ein Ende, als ob die deutsche Sprache des Beyfalls der Großen unwürdig sey.

Man redete hierauf von der Dunciade, einem scherzhaften Heldengedichte des großen Pope, das von den ausschweifenden Einbildungen der Dummköpfe handelt: als Ephraim Müller, einer der anmuthigsten deutschen Schriftsteller, und ein eifri-

ger Verehrer dieses starkdenkenden englischen Dichters sich mit in das Gespräch mengete. Er vermochte den Verdruß nicht zu verbergen, den er darüber empfand, den Namen seines verehrungswürdigen Weltweisen mit dem deinigen vermischet zu sehen. Die Gesellschaft ersuchte ihn, einige Stücke aus der Dunciade, die sich hieher schickten, zu übersetzen. Allein er entschuldigte sich damit, daß er auf diese Art das ganze Gedicht würde übersetzen müssen, und begnügte sich ihnen folgendes, aus dem Versuche über den Menschen vorzusagen:

Der Schulen Irrlicht führt auf manche falsche Spur;
Und manchen macht der Wahn und Dünkelwitz zum Thoren;
Und wenn er Weisheit sucht, geht sein Verstand verlohren,
Drauf zieht er andre durch, daß er sich schützen kann;
Wer schreibt, den feindet er als Nebenbuhler an.
Ein ungehirnter Kopf, von Schwammenstaub beschweret,
Mit fremdem Witz erfüllt, am eignen ausgeleeret,
Erbaut durch seinen Mund sein sich verpfändet Ohr,
Und träget sich mit Lust die eignen Grillen vor,
Liest alle Bücher durch, verschmäht die er gelesen:
Ihm ist noch nie ein Buch nach seinem Sinn gewesen.

Das Gespräch fieng wiederum an allgemein zu werden, als ein alter ehrwürdiger Weltweiser seine ernsthafte Stimme erhob: O ihr Deutschen! fieng er an zu klagen, wird euch der Geist der Zwietracht auf ewig beherrschen, veruneinigen, unterdrücken? wird

wird man euch niemals einerley Endzweck mit zusammengesetzten Kräften ausführen sehen? Nein, tausend Bewegungsgründe sind nicht zureichend, dieses widerspänstige Volk nur dahin zu bringen, daß es sich zu einerley Regeln der Schreibart bequemete. Sollte die Vorstellung des Ruhmes, den ein so zahlreiches und scharfsinniges Volk, durch seine Vereinigung, über alle andre Völker davon tragen würde, euch nicht billig zu einerley Unternehmungen, zu einerley Nacheifer anfeuern? Sollte die Hochachtung gegen euer Vaterland . . . Doch ich irre; dieses kostbare Wort hat bey euch wenig Nachdruck: Von dieser erhabenen Pflicht, sein Vaterland zu verherrlichen, welche die mächtigste Stütze der Länder ist, seyd ihr allein ausgeschlossen; wenn es hoch kömmt, so erstrecket sich selbige noch bey euch auf die Gegend, auf die Provinz, oder wohl gar auf den Ort, wo ihr gebohren worden seyd. Unglückselige Vorurtheile! Einige Thränen unterbrachen hier die Klagen dieses redlichen Greises. Er fuhr einige Zeit hernach fort, über die Unordnungen zu seufzen, welche die Menge wider einander laufender Sprachlehren in unserm Vaterlande anrichteten; deren eine drey, eine andere nur eine, wiederum eine sechs, und noch eine andere gar zehn Endänderungen, Abänderungen, Declinationes, oder Biegungsarten enthielten. Kaum fängt die deutsche Sprache an, etwas allgemeiner zu werden; kaum fängt sie an, so gar den Beyfall der Unwissenden zu erhalten: so muß es Deutschlands bösem Geiste glücken, diesen rühmlichen Fortgang, und zwar an einem solchen

Orte zu unterbrechen, welchen die Vorsehung dazu bestimmt zu haben scheint, einstens der Schutzort der deutschen Sprache und Beredsamkeit zu werden. Hier, wo sich Fürsten und Große ein wahres Verdienst daraus machen, daß sie den Wohlklang und Nachdruck deutscher Ausdrücke zu schätzen wissen; eben hier muß dieser fremde und undeutsche Lehrer mit seinen neuen Buchstaben zum Vorscheine kommen; um mit seinen Träumen ein lehrbegieriges, aber unwissendes Volk, von neuem wieder in die alte Verwirrung zu setzen, aus der es sich kaum erholet hatte. Gesetzt, seine Neuerungen schlagen Wurzel, so unterscheidet sich dieses Volk wiederum von allen andern. Die Last, sich eine Sprache zu bilden, liegt ihm allein auf dem Halse; und es begiebt sich freywillig aller der Vortheile, welche ihm die Bemühungen der andern verschaffen, die seit zweyhundert Jahren an der Sprache gefeilet, gebessert, und den jetzt noch lebenden Meistern vorgearbeitet haben. Wo wird man hingerathen, wenn man sogleich jedem Krämer blindlings zulaufen will, der seine Waare für Geld feil bietet? Wie viel Gelegenheit wird man nicht hierdurch geben, betrogen zu werden? Gesetzt nun auch man fände Gelegenheit hier und da ein Wort gründlicher zu untersuchen; ist dieses deswegen genug, alles zu verwerfen, und muß man denn sogleich, um mich eines gemeinen Ausdruckes zu bedienen, das Kind mit dem Bade wegschütten?

Bey dieser Rede spitzte der alte ehrwürdige Steffen Söfßling sein plattdeutsches Ohr: Er gerieth in Eifer,

ser, und fieng an vieles hintereinander heraus zu poltern, wovon ich aber nur folgendes behalten habe: Wat helpt dat Kribbelrichtent in dei Spraake? dei groote, on scharpe Schoolmann maakt vål Schryent, hei bölket, hei zabert, hei kråkeelt, hei dörchwölet de Gelährsamket as en Mull, on dei böse Hup van Leipzig wasst von Dage to Dage: Ja by myner Try! de Leipziger lachen den Meester ut; se geven den Utschlag; se deenen tom Byspeel; on hei schreef upne eigne Art. He verschmaad de olde Wyse. So is it! dei, wecker höher kicken will, as annere, de mut anneren upen Kop stiegen. S. das volleingeschenkte Tintenfäßchen. Wer höher gucken will als andre, der muß andern auf die Köpfe steigen! Fürwahr, dachte ich bey mir selber, dieser ehrliche Mann hat so gar unrecht nicht. Wie sehr wünschte ich diesen Vortheil zu meinen Zeiten gehabt zu haben. Du bist in der That zu beneiden; du hast mehr als hundert Vorgänger, deren Schriften dir Nutzen schaffen, dich unterstützen, mit einem Worte, welchen du, mit Steffen Söfflingen zu reden, auf die Köpfe steigen kannst, um andern Unerfahrnen weiß zu machen, daß du höher gucken könnest, als wie andre.

Zuletzt trat noch der alte Conr. Celtes hervor, welcher dem Kaiser Maximilian zur Seite gieng, und erkundigte sich, wer denn eigentlich dieser neue Sprachlehrer sey? Man berichtete ihm daß er einige Anfangsgründe der deutschen Sprache, mit Accenten, Strichelchen, neuen Buchstaben, und andren dergle-

dergleichen Possen zu Wien hätte drucken lassen; und daß er in eben dieser Stadt, wo er, Celtes, vor 250 Jahren gelehret hätte, nach diesen Grundsätzen die deutsche Sprache, oder vielmehr, neue Buchstaben, und Wörter lehrte. Der Kaiser Maximilian verlangte einige von von diesen neuen Buchstaben und Wörtern kennen zu lernen: Man nannte ihm das Schin, das Sain, das Tsche, die Urfälle, Urstände, Biegungen, Afterbiegungen, Biegefälle, weibliche Biegungsarten, Zeitstände, übergehende Zeitwörter, gemischte Wandelzeiten, Wandelgestalten, eine gebiethende, bittende und ermahnende Wandelzeit, eine verbundene halbvergangene Wandelzeit, eine abhangende Wandelzeit .... Genug! Genug! genug! unterbrach hier der Kaiser, was für Misgeburthen? Nein, fuhr er fort, die Schriftsteller meiner Zeit nahmen sich wohl in Acht, ihre Werke durch dergleichen ungereimte Einfälle zu verunehren. Wie müssen nicht die Schriften andrer Provinzen beschaffen seyn, wenn sich ein Lehrer der Beredsamkeit, in der Hauptstadt meiner ehmaligen Länder einer solchen Schreibart nicht schämet?

Hier nahmen es einige Verfasser der kritischen Beyträge auf sich, den jetzigen guten Geschmack zu vertheidigen. Sie versicherten den Kaiser, daß man in den meisten Provinzen Deutschlandes dergleichen lächerliche Schwärmereyen nicht einmal der Betrachtung werth schätzte, sie zu widerlegen: daß sie alle diese Grillen bereits vor zwanzig Jahren abgefertiget, und unter andern auch gewiesen hätten,

daß

daß man die Länge und Kürze der Sylben ganz wohl ohne Strichelchen begreiflich machen könnte: Daß dergleichen Neuerungen ein Kennzeichen einer unbändigen Eigenliebe, und einer unüberwindlichen Unwissenheit der Vernunftlehre sey: Sie hätten gezeiget, was für eine Menge Gattungen von Biegungsarten, ein jedes Gehirn auszuhecken fähig sey; und hätten das Beyspiel so vieler Aftersprachlerer, welche sich dadurch lächerlich gemachet, denjenigen zur Warnung vorgeleget, welche ein unzeitiger Kützel antreiben dörfte, sich zu allgemeinen Lehrern aufzuwerfen. Mit einem Worte, sie müßten mehr als acht ganze Bände anführen, wenn sie alles sagen wollten, was sie längstens schon wider dich geschrieben hätten.

Hier sehe ich mich genöthiget, abzubrechen; doch kannst du dich sicherlich darauf verlassen, daß ich dir die Fortsetzung von allem dem, was ferner deinetwegen bey uns vorgefallen ist, ein andermal übersenden werde. Zuletzt nimm noch einige gute Ermahnungen an, die ich dir als ein treuer und aufrichtiger Freund ertheile, dem aber die gute Sache zu Herzen geht. Laß vor allen Dingen das Vorurtheil fahren, als ob man nichts weiters dazu brauche, in der gelehrten Welt ein Ansehen zu erhalten, als verächtlich von allen denjenigen zu reden und zu schreiben, welche man ihrer Verdienste wegen am meisten verehret. Auf diese Einbildung pflegen gemeiniglich nur junge Lehrlinge zu fallen, bey welchen das Feuer sich hervor zu thun seine erste Wirkung verrichtet. Ein solches Vergehen ist für deine Jah-

re

re höchst unanständig, und beweiset deine geringe Erfahrung in der Gelehrtengeschichte allzudeutlich. Wie viele Beyspiele von großen und berühmten Männern, würden dir sonst nicht bekannt seyn, welche dadurch ihrem Ruhme sehr viel geschadet, daß sie aus unmäßiger Eifersucht die Verdienste andrer zu erniedrigen gesucht haben. Wenn es ja nicht anders seyn kann, als, du sollst und mußt einigen Antheil an dem jetzigen gelehrten Zustande in Deutschland haben: je nun, so leg dich mit allem deinem Fleiße, so viel als dir noch Zeit übrig ist (denn freylich hätte es längstens schon geschehen sollen) auf eine einzige Wissenschaft, zu welcher du am meisten glaubest geschickt zu seyn. Es sey nun dieses die Kräuterkunde, oder fremde Sprachen, oder die Etymologie. Was die deutsche Beredsamkeit anbelanget, daran wollte ich dir, als ein guter Freund rathen, gar nicht zu gedenken. Laß dieses andern über, die besser dazu erzogen sind; und die vieleicht schon auf niedern Schulen reiner und zierlicher deutsch geschrieben haben, als du in deinem Leben schreiben wirst. Mein unmaaßgeblicher Rath wäre, du ließest die Wortforschung dein Hauptwerk seyn. Hierinnen bilde ich mir ein, würdest du mir und dir Ehre machen. Ueberdieses kannst du hier beständig in kurzen und stets unterbrochenen Sätzen schreiben, und man wird nicht so leicht gewahr werden, daß du zu einer fließenden und natürlichen Schreibart ungeschickt seyst. Rede in deinen Schriften von nichts, als was zu deinem Endzwecke gehöret; laß andre seyn wer sie sind; erwähne ihrer viel lieber gar nicht, wenn du deine murrische

vielleicht nicht ein jeder zu übernehmen fähig gewesen wäre. Er hat uns aber in dieser Arbeit kein gemeines und schlechtes Wörterbuch liefern wollen, daraus man nur eine blosse Dollmetschung oder Erklärung eines jeden Wortes in einer bekannten Sprache sollte schöpfen können; dergleichen schon mehr als zu viel am Tage lägen. Nein; er ist viel weiter gegangen, und hat nebst den bekannten und alltäglichen, vornemlich die selten vorkommenden und besondern Wörter u. Redens-Arten mit vieler Sorgfalt gesammlet, die man in jenen ganz vergebens suchet. Bey den meisten hat er auch dazu gesetzet, was sie auf Englisch, Böhmisch, Französisch, Holländisch, Griechisch, Ebräisch, Spanisch, Ungarisch, Italiänisch und Polnisch, entweder in allen diesen Sprachen zusammen, oder wenigstens in einigen von denselben heissen; alle Wörter und Redens-Arten, aber durchgehends mit gutem und bewährtem Latein erkläret, auch in dieser Sprache die Leser auf die alten Autoren gemeiniglich verwiesen. Wir finden nirgend von dem Verfasser angemerket, was ihn eigentlich bewogen habe, so viele Sprachen herzusetzen. Vielleicht hat er dadurch den Gebrauch seines Buches gemeiner machen, oder auch die nahe Verwandschaft derselben unter einander zeigen wollen; welches beydes an sich ganz und gar keinen Tadel verdienet.

Ausser dem gehet dieses Werk von den gemeinen Wörterbüchern auch darinnen ab, daß sich Herr Henisch bemühet, in dem Deutschen so wohl, als dem Lateinischen, die Erkenntniß der Wörter mit der Erkenntniß der Sachen selbst genau zu verbinden; welches, wie er sagt, vor ihm noch kein Mensch,

wenig-

sche und ungezogene Schreibart nicht lassen kannst; aus welcher man so gleich sieht, daß du in deiner Jugend müssest versaumet worden seyn. Wenn man in dem engen Bezirke einer Gesellschaft zu mancherley Wohlanständigkeiten verbunden ist: wie behutsam wird man sich nicht aufführen müssen, wenn man der ganzen Welt in gedruckten Schriften vor Augen tritt, die unsre Thorheiten so dauerhaft machen? Wenn es möglich ist, so suche deine Abhandlung vom Meere, zu unterdrücken. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird es jetzo wohl noch Zeit seyn, da man aus dem Stillschweigen der Gelehrten schließen kann: daß eben noch nicht viel Exemplare davon in die Welt gekommen seyn mögen. Sage mir nur, wo du alles Zeug hergenommen hast, was in diesem Buche steht? Bald möchte ich dich wie dort der Cardinal von Este den Ariost fragen: Dove diavolo Messer J. S. v. P. avete pigliate tante Coj***? In der That ich wüßte kein Buch in der Welt, die Encyclopedie ausgenommen, worinnen man ein so abscheuliches Gemenge von dem hunderten in das tausende anträfe. Hüte dich vor gewissen Sätzen, welche dir bisweilen zu deinem größten Nachtheile entfahren. Ich bin recht vor dir erschrocken, als ich (p. 101.) folgende Stelle las: „Wenn rechtschaffene und ansehnliche Männer, ja ganze „Gesellschaften nicht den ernsten Entschluß „fassen, dem rasenden Neuerungsgeiste Ziel „und Schranken zu setzen, welcher in der „Meynung, die Sprache auszuputzen, dieselbe in viel Stücken nur immer unrichtiger „machet„. Hast du denn gar kein Gewissen?

Nimm

Nimm zuletzt noch dieſe Lehre an, die ich dir auf Popens Befehl überſende:

Of all the Cauſes, which conſpire to blind
Man's erring judgment, and misguide the mind,
What the weak head with ſtrongeſt biaſs rules,
Is pride, the never-failing vice of fools.
Whatever nature has in Worth deny'd
She gives in large recruits of needful pride.
Truſt nod your ſelf; but your defects to know
Make uſe of ev'ry friend and ev'ry foe.

D. i.

Nach Ephraim Müllers Ueberſetzung:

Nichts iſt, wodurch der Menſch mit mehrern Vorbedacht,
Den irrenden Verſtand noch mehr verwirret macht,
Und das ſchon ſchwache Haupt in gröſsre Schwäche führet,
Als Hochmuth, den man ſtets bey eiteln Thoren ſpüret.
Denn was man von Natur am Werth nicht haben kann,
Das maſset ſich der Stolz mit reichem Dünkel an.
Drum traut euch ſelber nicht; merkt was euch fehlen kann,
Und nehmt euch Freund und Feind zu eurenLehrern an.

Lebe wohl! und antworte. Datum in der andern Welt.

Filip von Zeſen.

Diſcere, & audire, & meliora credere non vis?
Horatius.

VI. M. Gren-

VI.

M. Grenzens eigene Vertheidigung

seiner Abhandlung de Deo Termino moto, ſuo loco reſtituto, worinne der eraſmiſche Medallion erläutert, und gegen ehemalige ungerechte Auslegung gerettet wird, als eine Antwort auf Hrn. D. Lauhns wiederholte Erinnerungen.

Hat denn der Streit de lana caprina noch kein Ende? Wo dieſer Gedanken beym Anblicke der Ueberſchrift dieſes Aufſatzes, einem Leſer, der ſich erinnert, daß bereits im Weinmonathe vorigen Jahres, im XIII. Abſchnitte, und im Hornung dieſes Jahrs, im III. Abſchnitt des Neueſten aus der anmuth. Gel. einer Zwiſtigkeit in Betrachtung des Deus Terminus iſt gedacht worden, aufſteigt; ſo laſſe ich mich dieſes ſo wenig befremden, daß ich vielmehr glaube, er könne kaum vermieden werden. Ich will hier Hrn. D. Lauhn die Ehre nicht misgönnen, daß er pro aris & focis ſtreite: indem er aber dieſen Streit gegenwärtig gegen mich richtet, ſo wird es in der That zu einem Streite de lana caprina, welcher hätte unterbleiben können. Wenn alſo der Erklärer meiner Abhandlung in nur gedachtem Stücke des Weinmonaths p. 791. die Verſchiedenheit der Gedanken, welche zwiſchen Herrn D. Lauhn nnd mir hierinne obſchweben, mit dieſem eraſmiſchen Sprüchworte beurtheilet, ſo hat er mir nichts zuwider gethan: ſollte es aber Herr D. Lauhn für eine Beleidigung achten, ſo ſehe ich

mich verbunden, dieſes zwar zu verbitten, gleichwohl aber auch die Richtigkeit ſolches Urtheils zu erweiſen. Meines Erachtens bezieht ſich dieſes Sprüchwort eigentlich auf einen ſolchen Streit, der wegen leichter Einſicht einer Wahrheit, die in Zweifel gezogen wird, gar nicht zu vermuthen war; wenn er aber erreget worden, dennoch muß eingegangen werden. Es iſt demnach eben ſo viel, als ob man genöthiget würde, zu erweiſen: daß das rauhe einer Ziege nicht Wolle, ſondern Haare ſeyn. Und eben auf ſolche Art ſoll und muß ich auch erweiſen: daß der Gränzgott des Eraſmus **nicht ein Altar, ſondern ein bloßer Stein ſey**; welches ſich doch ohne Erweiſung erkennen läßt.

Es gefällt zwar Hrn. D. **Lauhn**, in der durch ſeinen Anwald eingereichten Beleuchtung, der Erklärung meiner Meynung, dieſen Streit daher erheblich zu machen: weil ich es ſelbſt für nöthig erachtet, in meiner Abhandlung des eraſmiſchen Sinnbildes und Siegels, **Chriſtian Junkern** zu widerlegen, und ihn eines Irrthums zu beſchuldigen, und daher meine ganze Schrift zu betiteln [a]). Das geſtehe ich meinem Herrn Gegner ein. Denn da ich durch eine ſo unvermuthete, als angenehme Gelegenheit veranlaſſet wurde, von des Eraſmus Sinnbilde meine Gedanken zu äußern [b]), ſo konnte mir hierzu nichts dien-

a) S. das Neueſte aus der anmuth. Gelehrſ. Horn. 1754. III. Abſchn. p. 107.

b) S. Journal des Sçavans Janv. 1751. Tom. CLVI. p. 107. und die Beurtheilung ſolcher Gedanken eben daſelbſt, Mars 1753. Tom. CLXVI. p. 250.

dienlicher ſeyn, als das von ſeiner eigenen Erfindung herrührende Schauſtück. Da ich nun daſſelbige nicht allein beym Bullart c) wohl gezeichnet fand, ſondern auch ſo gar einen Originalguß davon zu erlangen, das unvermuthete Glück hatte; welcher mit Bullarts Zeichnung ſo wohl, als auch mit des noch lebenden berühmten Kenners der Münzen, und der dahin einſchlagenden Geſchichte, Herrn Prof. Köhlers Beſchreibung des eraſmiſchen Schauſtücks d), und am allermeiſten mit des Eraſmus eigener Erklärung e) durchaus überein kam: ſo war es nun unvermeidlich, ja, wegen der Liebe zur Wahrheit, die in allen Dingen obwalten ſoll, unverantwortlich, Junkers Vorſtellung des eraſmiſchen Medallions, da dieſelbige dem Original und allen davon geſchehenen richtigen Beſchreibungen ganz entgegen iſt f), unangeführt und unbeurtheilt zu laſſen.

Ob nun wohl dieſe Beſchuldigung ſo gefährlich nicht war, als wenn ich ihn ex l. Termini moti, rechtlich belanget hätte: ſo hat ſich doch Hr. D. Lauhn, Junkers und Heſſens anzunehmen für gut befunden. Wäre mirs aber auch nur im Traume eingefallen, daß Junker noch einen ſo ernſten Vertreter gegen meine aufs beſcheidenſte eingerichtete Beſchuldigung

c) Dans l' academie des Sciences & des arts Tom. II. Liv. III. p. 163.

d) In den Münzbeluſtigungen des 12 Th. 15 St. p. 116.

e) In ſeiner epiſtola apologetica ad Alf Valdeſium, lib. XXXI. epiſt. 49. edit Londin de anno 1642.

f) S. Junkers güld. und ſilb. Ehrengedächtniß Lutheri p. 167 und 136.

finden würde; so wäre es auf die Kosten nicht angekommen, Junkers Zeichnung der richtigern im Kupferstiche mit beyzufügen: da denn so gleich hätte offenbar werden müssen, beyde Zeichnungen könnten nicht richtig, sondern eine von beyden müsse nothwendig falsch seyn. Und daß das falsche in Junkers Zeichnung sey, wird, aller andern Zeugnisse jetzo bey Seite gesetzt, aufs allerbündigste aus des Erasmus selbst eigenem Berichte von seinem Sinnbilde dargethan, da er schreibt: Vident illic sculptam imaginem, *inferne* SAXVM, superne juvenem, capillis volitantibus. Stünde nun der Deus Terminus auf einem Altare, auf einem **mit unterlegtem Holze zum opfern versehenen** und bereits **rauchendem Altare**, (wie es Junker zeichnet): könnte wohl Erasmus, da er einem seiner Freunde und Gönner ausführlichen Bericht von seinem Siegel und Sinnbilde, und dessen Ursprunge und Absicht geben will, diesen wichtigen Umstand so gar verschwiegen, und **dasjenige, worauf sich das Bild** des Terminus zeige, bloß SAXVM geheißen haben, wenn es einen Altar vorstellen sollte? Da nun Junker etwas **gesaget** und **vorgestellet**, das Erasmus **nie gesaget**, und sein **wahrer Medallion nicht vorstellet**; so ist Junkers Ausspruch und Vorstellung für einen Irrthum zu halten: und meine Schrift ist eines Theils in Absicht auf **Junkern**, andern Theils in Absicht auf **Lochnern**[f]), welcher den erasmischen Deus Terminus in die Weilen des Meers

f) S. dessen Sammlung merkwürdiger Medallien aufs Jahr 1738. 25. Woche p. 193.

Meeres geſetzet, richtig betitelt, mit der Aufſchrift: Deum Terminum *motum* ſuo loco reſtituit; als welches, auf Herrn D. Lauhns Begehren, zu erweiſen war. So weit habe ich mit Hrn. D. Lauhn einen wirklichen Streit.

Uebrigens hat es ihm gefallen, mich durch lauter angebrachte Luftſtreiche zu üben, welche in denen überaus häufig beygebrachten Stellen von der Ara Dei Termini beſtehen. Denn weil er mich mit allen denſelben nicht trifft, ſo habe ich auch keinen Stoß dagegen zu thun Urſache; ſondern räume ſie ihm, ohne den geringſten Nachtheil meiner Meynung, mit aller Beruhigung ein; bis auf einige, dabey ich meine Erinnerung thun werde: und danke ihm hiernächſt, daß er auch bey dieſer Gelegenheit zufällig der gelehrten Welt ein Zeugniß ſeiner Beleſenheit darlegen wollen. Denn ich habe ja nie geläugnet, daß es Altäre, welche dem Gränzgotte aufgebauet worden, gegeben; ſondern ich kann nur auf dem erasmiſchen Schauſtücke, von welchem ich allein gehandelt, keinen Altar, aus obgedachten Gründen, eingeſtehen: wie denn Erasmus bey dieſem erwählten Sinnbilde, gar nicht auf die heidniſche Verehrung des Terminus geſehen, und alſo auch um keinen Altar ſich zu bekümmern gehabt; ſondern ihn bloß zu einer ſteten Erinnerung des Todes und ſeines Lebens Endes ſich dienen laſſen, welches ich in meiner Abhandlung umſtändlich dargethan. Iſt nun bey Junkern der Irrthum unläugbar, ſo iſt Loban Heſſe ihn zu ſchützen nicht vermögend, ſo viel auch ſonſt deſſen Anſehen bey mir ſelbſt gilt: und

wenn Junker seine Zeichnung bloß auf Hessens Vers gründet, so ist er von jenem verführet worden. Und ich getraue mir Hessen weiter nicht zu entschuldigen, als ich bereits in meiner Abhandlung *h*) gethan. Denn des Erasmus selbsteigene Erklärung, und des Medallions sichtliche Vorstellung * muß hier über alles gehen. Von Sinngedichten aber, die des Erasmus Bild erklären, ist keins richtiger, als des Alciatus seines:

Quadratum insoditur firmissima tessera *signum*;
Stat cirrata super pectore imago tenus:
Et sese nulli prositetur cedere. Talis
Terminus est.

Hier verfährt mein Herr Gegner sehr ungerecht; wenn er ganz wider die Ordnung meiner Schrift, des Alciats Verse mit denen auf dem Titelblatte stehenden alten römischen Münzen zusammen halten, und mich daher eines Widerspruches beschuldigen will: da ich dieses Sinngedichte doch lediglich als eine Bezeichnung des erasmischen Terminus angeführet *i*) und, um in dieser ganzen Sache ein gar dienliches Licht zu geben, mit Fleiß angerathen, den Deum Terminum des Erasmus von den Vorstellungen der ältern wohl zu unterscheiden *k*).

Wenn

h) De Deo Termino moto, p. 4. 11. 22.

* Wir haben sie auf dem Titelkupfer dieses Monaths vorstellig gemachet.

i) S. die Beleuchtung im Hornung des Anmuthigen dieses Jahres p. 108. verglichen mit meiner Abhandlung de Deo Termino moto cet. §. 10 p. 20.

k) S. meine nur gedachte Abhandlung §. 5. p. 8 §. 6. p. 11.

Wenn ich endlich in der Beleuchtung l) lese, daß, nach dem Ausdrucke des lauhnischen Sachwalters, der gesetzte Terminus lapis den Altar selbsten ausgemachet; so sehe ich dieses für einen bloßen Behelf an, die lauhnische Meynung mit der meinigen näher zu vergleichen, und auf solche Weise mir einen Altar sichtbar zu machen, wo ich ihn weder erkenne, noch einräume. Denn daß die Gränzsteine, Gränzpfähle, und andere die Gränzen bestimmende Zeichen, eben wie der Gränzgott sind verehret, mit Oele begossen, und mit Kränzen gezieret worden, das macht sie nicht zu Altären. So ist es auch ein sehr übereilter Schluß, welcher in der Beleuchtung m) zu Herrn D. Lauhns Vortheile gemacht werden will: als ob ich selbst den vorher geläugneten Altar dem Gränzgott hätte zugestehen müssen, da ich ihn mit dem Virgil Capitoli immobile saxum genennt. Allein daß diese Unbeweglichkeit ursprünglich nicht auf einen Altar, sondern auf den Grenzstein selbst gehe, ist offenbar. Weil aber der Stein, nach der Wahrsager Anmerkung, nicht weichen wollte: so war das die Folge, daß auch dessen Verehrung daselbst ungehindert fortgesetzt wurde. Also war der Terminus das immobile saxum, und die Folge, quod etiam illius ara, wie Livius n) sagt, moveri non potuerit. Solchemnach sind der Terminus und sein Altar nicht eins, sondern zwo verschiedene Dinge. Jedoch Ovidius

l) am nur angezogenen Orte p. 103 f.
m) p. 107.
n) in Historiarum epitome L. I.

wird aufgeruffen, beydes, das ich unterſchieden achte, zu einem zu machen. Denn da derſelbe die Gränzgottfeyer alſo beſchreibt: o)

Termine, ſive lapis, ſive es defoſſus in agro
Stipes, ab antiquis ſic quoque Numen habes.
Te duo diverſa domini pro parte coronant,
Binaque ſerta tibi, binaque liba ferunt.
Ara fit: huc ignem curto fert ruſtica teſta,
Sumtum de tepidis ipſa colona focis.

So macht der lauhniſche Vertreter hierbey die Anmerkung: Wenn Ovidius im Fortgange ſagt:

ARA FIT.

ſo verſteht er den Gränzſtein ſelbſt, von welchem es in dem folgenden 655 Verſe heißt:

Spargitur et caeſa communis terminus agna. p)

Dieſe Meynung wird ihrem Urheber gewiß eigen bleiben, ohne daß ein Grammatik- oder Logikverſtändiger daran Theil nehmen wird. Ich bin der Meynung, daß bey den Terminalien, ein zum Behufe dieſer Feyer, um der darzubringenden Opfer willen, dienender Altar, von Erde und Raſen ſey errichtet worden, in der Gegend, wo die Grenzſteine, ſtunden. Das heißt, Ara fit. Dieſe Erklärung iſt ſo natürlich, daß ich glaube, ſie müſſe einem jeden einfallen, der nicht mit Fleiß auf Verdrehung denkt. Daher finde ich mit Vergnügen, daß Corradinus q) die ovidianiſche Stelle alſo umſchreibt:

Domi-

o) Faſt. lib. 2 v. 641 ſeqq.
p) In der Beleuchtung p. 104.
q) conf. Vetus Latium profanum & ſacrum Lib. I. C. XXVI. p. 373 Romæ edit. 1704.

wenigſtens in unſerer Sprache, zu leiſten ſich unterſtanden. Zu dieſem Ende ſind bey einem jedweden Artikel oder Stammwort allemal deſſen gleichgültige Wörter, (ſynonyma) die abgeleiteten Wörter, (deriuata.) die Beywörter, (Epitheta) die gebräuchlichſten Redensarten und Wortfügungen, (Phraſes) die Sprüchwörter (Proverbia) und denn endlich die bey den alten und neuern Deutſchen übliche kluge Denksprüche (Sententiae) auf das ſorgfältigſte angemerket, uñ zumal die leztern mit ähnlichen Sprüchen der H. Schrift oder heydniſcher Weltweiſen erläutert und beſtätiget worden: weswegen er denn auch dieſem Buche ſelbſt die Aufſchrift: Teutſche Sprache und Weisheit gegeben. Schlüßlich verſichert der Herr Verfaſſer, er werde nach dem gegenwärtigen erſten Theile, der mit dem Ende des Buchſtabens G aufhöret, die Ausgabe des andern, wo GOtt wolle, nicht lange verſchieben; es hat aber ſein zwey Jahr darauf erfolgter Tod, wie wir bereits oben gemeldet, dieſes gute Vorhaben mit einem mal unterbrochen. Ubrigens iſt am Ende ein ziemlich ausführliches Regiſter aller vorkommenden Wörter in Alphabetiſcher Ordnung, zehen u. einen halben Bogen ſtark, angehänget: welches ſehr brauchbar, ja faſt unentbehrlich iſt, weil in dem Werke ſelbſt ein jedes Wort nicht allemal unter ſeinen Anfangsbuchſtaben, ſondern unter ſeinem Stammworte nachgeſchlagen werden muß.

Das iſt es, was der Verfaſſer ſelbſt von ſeinem Vorhaben gemeldet, und auch gröſtentheils redlich ausgeführet hat. Wir müſſen aber noch ein und anderes hinzu thun, ſo uns die eigene Einſicht ſeines

Dominos, ruſticis & colonis præſentibus, lapidem terminalem coronaſſe floribus, utrumque dominum ſacrificaſſe *apud aram, eo loco poſitam*, his cerimoniis. Und ſagte denn das dem unglücklichen Ausleger der ovidianiſchen Stelle, der von ihm ſelbſt angezogene Gyraldus, in der Note zu des Plin. nat. Hiſt. II. B. 18 Cap. nicht auch mit den Worten: Ara Deo Termino ſtatuebatur a dominis utrimque. Das meynt Ovidius mit ſeinem: Ara fit.

Wegen der zwo römiſchen Münzen bleibt die Erinnerung Herrn D. Lauhns unerheblich, weil doch nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, der Jupiter terminalis auf der einen zu ſehen iſt; r) welches mir ſchon genug iſt zu beweiſen, was ich wollte: daß nämlich Eraſmi Gränzgott von den ältern Vorſtellungen der Gränzgottheiten ſehr unterſchieden ſey.

Ich gedenke alſo hiermit meinen Termin in Perſon abgewartet, und die Aufſchrift meiner Abhandlung von dem erasmiſchen Gränzgotte erwieſen, und daß ich mich in der Beſchuldigung Junkers nicht geirret, ſattſam dargethan; und über dieſes auch ausgeführet zu haben: daß die meiſten Stellen meines Herrn Gegners gegen mich ohne Urſache angezogen, manches wider die Ordnung meiner Abhandlung verſtürzet, und manches ungeſchickt ausgeleget, und alſo mit Beſtand nichts wider mich angebracht worden. Daher ich mich hiermit erkläre, weiter mich auf keine Weiſe einzulaſſen.

r) conf. Lauhnii diatriba de ara & nummo Dei Termini p. 11. und die Beleuchtung p. 108.

* * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Carl Friedrichs Pauli abgenöthigte Beantwortung des 151sten Stückes der göttingischen Anzeigen von gel. Sachen 1753 und des 94 und 95sten Stückes der hannöv. gel. Anzeigen vom 1753 Jahre; Halle bey Joh. Just. Gebauern 1754 in 8 1½ Bogen.

Wir würden dieser Verantwortung in unsern Neuesten nicht gedacht haben, wenn nicht das 385ste St. der göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen uns dazu genöthiget hätte. Man fährt darinnen fleißig fort, sich an ehrlichen Leuten zu reiben, die aus allerley Ursachen von solchen Zunöthigungen frey zu bleiben hoffen konnten. Der Krieg, den man zudringlicher Weise mit Herrn D. und Prof. Pauli in Halle angefangen, wird hier mit der größten Heftigkeit fortgesetzet. So wenig nun wir uns in denselben gemenget, da wir seiner auch noch mit keiner Sylbe gedacht haben; indem wir dafür gehalten, daß solche Zänkereyen sich zu den anmuthigen Wissenschaften nicht reimen ließen: so wenig hat es Herr Prof. Gottsched verhindern können, daß er nicht bereits etliche male, mit seinem größten Widerwillen, mit ins Spiel gezogen worden. Herr Prof. Pauli hatte sich, aus einer unschuldigen Absicht, auf irgend eine Stelle seiner Schriften berufen, da er das Wort Baron, für ein uraltes deutsches Wort ausgegeben; welches wenigstens von einem deutschen Stammworte entsprun-

ſprungen. Er hatte aber nirgends geſaget, in welchem Jahrhunderte es in den Lehnrechten eingeführet, oder im deutſchen Staatsrechte, eine beſondere Claſſe des Adels anzuzeigen, gebrauchet worden. Seine Art der Studien erforderte ſolches von ihm nicht: und er kann es mit Gelaſſenheit anſehen, wann ſich ein paar Publiciſten darüber kurz oder lang heißen.

Dem ungeachtet hat er mit Befremden ſehen müſſen, daß man ihn nun abermal auf eine recht plumpe Art, in dem 46 St. der göttingiſch. Anzeigen p. 387 beſchuldiget: daß er ſich aus einem gegen dieſe Blätter vorgefaßten Haſſe recht zu dieſem Streite dringe. Soviel Worte hier beynahe ſtehen, ſoviel Unwahrheiten enthalten ſie. Denn 1) wie kann man ihn doch eines Haſſes, und zwar eines vorgefaßten Haſſes gegen die G. A. beſchuldigen? Wodurch hat er denſelben bewieſen? Wo ſtehen die Proben davon? Mehr als 12 oder 13 Jahre lang hat er kein Blatt davon geleſen; und folglich dieſelben weder lieben noch haſſen können. Ignoti nulla cupido. Nachmals, als er von anderen Gelehrten hörete: Daß darinn ſeiner neuern Schriften oftmals in Ungnaden gedacht worden: ſo konnte er ſie freylich deswegen nicht zu lieben anfangen. Gleichwohl aber hatte er ſo viel Großmuth oder Unempfindlichkeit, daß er ſolche niederträchtige ſchweizeriſche Zunöthigungen, mit Stillſchweigen überſah: wie er es in ſo vielen andern Fällen zu thun gewohnt geweſen. Hätte er aber ja die gött. Anz. ſeit der Zeit mit einigem Unwillen anzuſehen

angefangen: so wäre es wenigstens kein vorgefaßter Haß gewesen; sondern die Verfasser derselben werden so vernünftig seyn, sich zu bescheiden, daß sie es nicht anders verdienet hätten; nach dem bekannten: si vis amari, ama!

Da aber Herr P. G. dieses sein heiml. Misvergnügen noch niemals anders, als mündlich gegen gute Freunde, niemals aber in öffentl. Schriften merken lassen: so könnte er billig noch für einen Freund derselben angesehen worden seyn; zumal wo man so geneigt ist, sich allein, mit Unterdrückung andrer Gelehrten und Universitäten groß zu machen.

Allein wo ist denn 2) des Herrn Prof. G. Zudringlichkeit zu diesem Streite vom Adel? Wo hat er eine Sylbe davon geschrieben? Hat er es den Herrn Prof. Pauli geheißen, seine unschuldige Etymologie des Wortes Baron, von Barn, ein Kind, zu seinem Behufe anzuführen? Er hatte dieselbe lange ante motam controversiam gemachet; ohne es vorherzusehen, daß darüber ein Streit entstehen würde. Er hätte es auch lieber gesehen, daß man seiner bey demselben gar nicht gedacht hätte; da er sich vor allen Zänkereyen scheuet, und seine Zeit besser anzuwenden weis. Allein destoweniger konnte er es begreifen, wo seine Zudringlichkeit zu diesem Streite stecken sollte, die man ihm hier so derb Schuld giebt. Ist jemals eine Beschuldigung ungerecht gewesen, so ist es diese: und man würde einen sehr schlechten Begriff von den götting. Anzeigen bekommen, wenn man ex hoc ungue Leonem beurtheilen wollte. Er fodert aber die Herrn Zeitungs-

tungsschreiber hiermit heraus, dieselbe entweder nur im geringsten zu bescheinigen; oder zu gestehen, daß sie ihm eine Unwahrheit Schuld gegeben. Mündliche Unterredungen aber, ja auch vertraute Briefe können das nicht erweisen, daß man sich in öffentliche Streitigkeiten gemischet habe.

Endlich erinnert er den Herrn Verf. dieses Art. (zur Erkenntlichkeit, für die ihm angerathenen Schriftsteller) nur Tacitum von den Gränzen des alten Deutschlandes nachzuschlagen: so wird er hoffentlich finden, daß auch Dänen und Schweden zur Germania magna gehöret haben.

Weis er also, daß dänisch, isländisch und schwedisch Barn ein Kind heißt: so kann er auch leicht finden, daß selbst mitten in Deutschland, ja in Schwaben, schon im IVten Jahrhunderte Barn einen Sohn geheißen. Ohne uns hier auf geschriebene Bücher alter Zeiten zu berufen, die er etwa nicht bey der Hand haben möchte; so darf er nur das gothische Evangelium Luc. I, 41. und Cap. II, 12 nachschlagen, wo theils Johannes im Mutterleibe, theils Christus in der Krippen Barn genennet wird; und Luc. III, 8. wo Gott aus Steinen dem Abraham Kinder erwecken kann, steht Barna. Eben so nennet Zacharias Luc. I, 76. den neugebohrnen Johannes Barnilo, d. i. Kindlein, und Marc. X, 24. heißen, Barnilona, die Kindlein, in plur. Der Schooß heißt Gothisch Barma. Luc. VI, 38. in Barma, im Schooße. Bâra heißt tragen; davon wir selbst das Gebähren und gebohren werden noch itzo haben: zum deutlichen

chen Beweiſe, daß es weder däniſch, noch ſchwediſch, ſondern ein gutes altdeutſches Stammwort iſt.

Glaubt der Herr Verfaſſer, daß das Gothiſche die alte ſchwediſche Sprache iſt; welches doch vernünftige Schweden ſelbſt nicht glauben: ſo iſt dieß zwar der Ort nicht, es auszumachen. Allein geſetzt, es wäre ſo; ſo wird man aus alten fränkiſchen und allemanniſchen Manuſcripten eben das Wort Barn erweislich machen. Ottfried war kein Schwede, auch kein Däne, und doch ſaget er im Vten Cap. ſ. Evang. v. 15:

Thie forderon bibarni waren Kuninga alle.
Majores progenitores erant Reges omnes.

Da machet Schilter die Anmerkung: Videtur idem eſſe, ac majores cum liberis, ita ut *bibarna* ſint duo vocabula. *Barn* denotare liberos notum eſt. Præpoſitio autem *bi* uti alia, ita etiam *cum* ſignificat, e. g. infra II. 8. 9. *bi then win*, cum vino.

Im VI. Cap. 30 v. ſteht:

Nu ſingen es alle manolih *bibarne*.
Nunc cantant omnes Hominum filii.

Walter von der Vogelw. im 80ſten Geb. nach Goldaſts Abſchr. des pariſ. Cod. in der 8. Strophe; davon die Proben der ſchwäb. Poeſie, nur die 2te herausgeriſſen haben, ſingt ſo:

Der Tievel wer mir nicht ſo ſinche
Keme er dar, da ich in ſehe
Swan des böſen böſer barn.

D. i.

Der Teufel wäre mir nicht ſo ſchlimm,
Käme er da, wo ich ihn ſehen kann;
Als des Böſen böſer Sohn.

Andrer neuerer Stellen zu geſchweigen. Endlich haben ſchon andre Gelehrte dieſe Etymologie eingeſehen. Beym Palthenius, in der aus dem Tatian überſetzten evangel. Harmonie ſteht C. 2. p. 4. Inti manage Iſraheles *barno*. Dabey ſaget er p. 228. *Barno*. Primitivum eſt Bar, quod Gothis virum notat &c. Atque inde eſſe vocabulum *Baronis*, quod virum præſertim militarem ſignificat, ut & Hiſpanorum Varon, ex *Loccenii* Antiquit. Sueo-Goth. p. 88. patet.

Da hat Hr. Pr. G. nun Wehrmänner genug, mit denen, und noch vielen neuern Poeten, aus dem XIII. Jahrh. in den Proben der ſchwäbiſchen Poeſie, es der Herr Verf. ausmachen mag, ob *Baron* ein deutſches Wort ſey, oder nicht?

VIII.

Rudolphus I. in Romanorum Imperatorem electus, variis Eloquentiæ exercitationibus in exempto Monaſterio Mellicenſi ordinis Sancti Patris Benedicti, a RR. Fratribus Humaniora ſtudia repetentibus, & nobilibus & ingenuis adoleſcentibus, ejusdem Ordinis Candidatis, exhibitus. MDCCLIII. prid. Id. Aug. Viennæ ex Typ. Trattn. in 4. p. 64.

Die Herren Benedictiner in Mölk nehmen es übel, daß man von proteſtantiſcher Seite die Klöſter eines müßigen und faulen Mönchslebens beſchuldiget. Sie wollen alſo einmal zeigen, daß ſie auch fleißig ſind: und daher haben ſie dieſe lateiniſche Staatskomödie ſpielen wollen. Der Inhalt davon iſt dieſer: Als

Als nach Kaiser Friedrichs des II. Tode das Reich 23 und mehr Jahre ohne Oberhaupt war *: so hielten die Churfürsten auf Ermahnung Pabsts Gregors des X. zu Frankfurt einen Reichstag. Einer schlägt diesen, der andre jenen vor, endlich aber wurde Ludwigen, dem strengen, Pfalzgrafen beym Rheine, die Vollmacht aufgetragen, einen zum Kaiser zu erklären. Dieser wählet also Rudolphen, Grafen zu Habsburg, als der wegen vieler Tugenden, von dem maynzischen Churfürsten sehr gerühmet worden war: und auf Einstimmung der übrigen, wird er abwesend zum Kaiser ausgerufen.

Die Personen also, die hier reden, sind 1) Werner, Erzbisch. und Churf. zu Maynz. 2) Seyfried, Erzb. und Churf. zu Cöln. 3) Ludwig, Pfalzgr. und Churf. zu Pfalz 4) Otto Churf. zu Brandenburg. 5) der Legat Gregors des X. und 6) der Gesandte Königs Alphonsus von Castilien und erwählten römischen Königs.

Der päbstl. Legat hebt an, die Churfürsten zur Kaiserwahl zu ermahnen. Der castilianische Gesandte behauptet, es sey keine Wahl nöthig: weil sein Herr schon römischer König sey; und verlanget bloß ihn zu krönen. NB. Dieser exerciret sich durch Tropos und Figuras. Seyfried von Cöln, läugnet, daß ein ausländischer Fürst Kaiser werden könne; zumal, da er nur von etlichen erwählet worden. NB. dieser machet ein Exercitium periodicum. Otto von Brandenburg schlägt König Ottokarn von Böhmen, als den mächtigsten vor. NB. Dieß ist eine Argumentatio oratoria. Werner von Maynz erhebt Rudolphen von Habspurg aufs schönste. NB. dieß ist ein Panegyricus. Nun rathschlagen die Churfürsten. NB. Dieß ist ein Dialogus. Ludewig widerleget, was Rudolphen seiner Schwäche wegen vorgerücket worden. NB. Das ist eine Amplificatio oratoria. Endlich folgen die freudigen Zurüsse und Glückwünsche der Churfürsten, in allerley lateinischen Versen. Wer kann nun wohl sagen, daß die Mönche faul sind, da sie sich auch so gar im Kaiserwählen üben? Allein wer fodert das von ihren Händen?

* Wenn die Herren recht fleißig seyn wollten: so würden sie wissen, daß das so genannte Interregnum eine Chimäre der mittlern Zeiten sey, indem sowohl Kaiser Richard, als Graf Wilhelm von Holland wirklich Kaiser gewesen. S. des Hrn. geheimen Justizrath Gebauers Historie Kaiser Richards.

Ende des Wonnemonaths 1754.

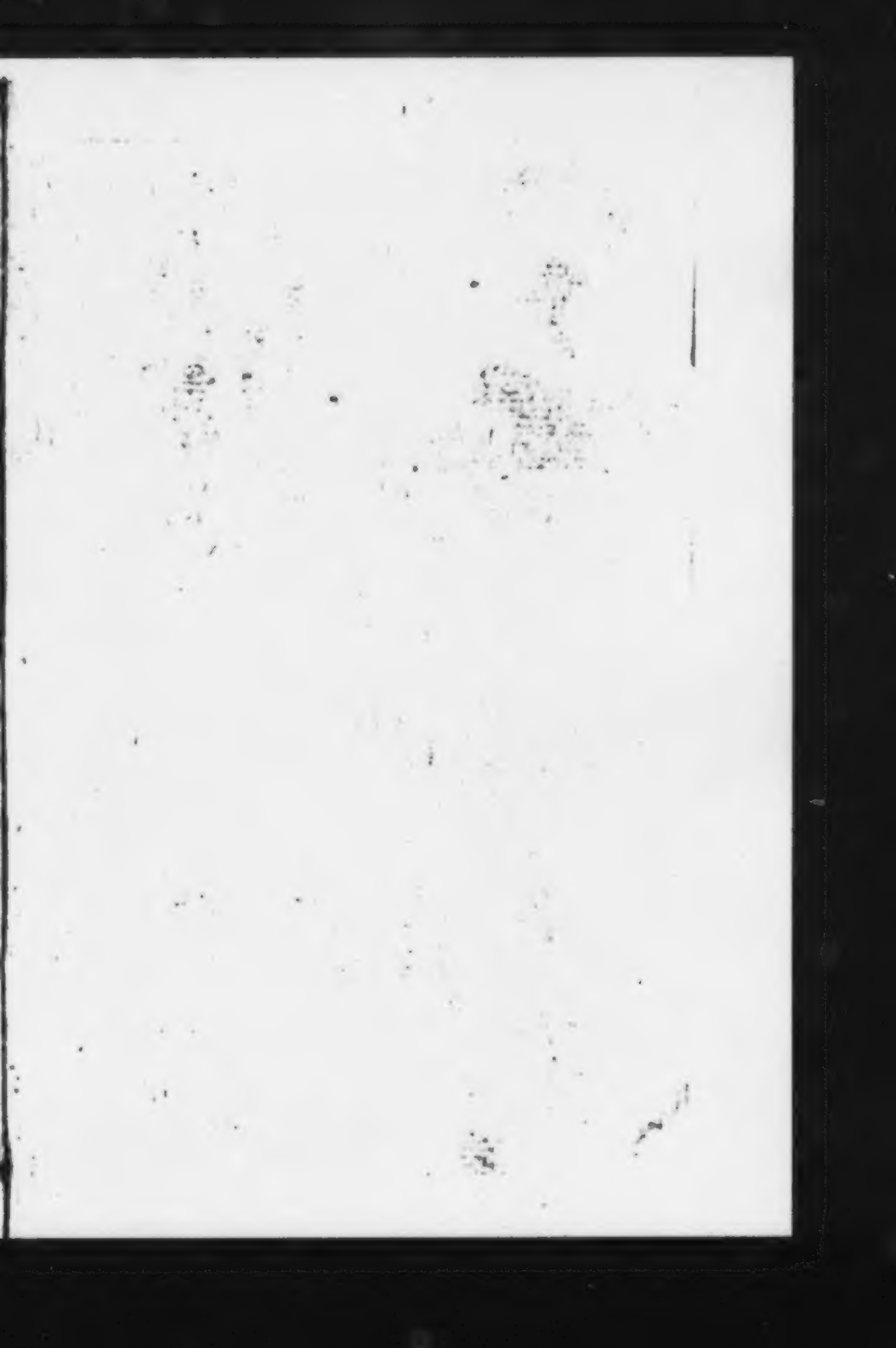

N. I
AMUAAWNIO
NECIOPOC
EMOIEI
N. II.
N. III.
N. IV.
N. V.
N. VI.
N. VII.

Buches gelehret, wenn wir verlangen, daß die Leser einen vollständigen Begriff von demselben bekommen sollen. Dahin gehöret zuförderst, daß er, so oft es angehen wollen, den wahren Sinn und Gebrauch eines jedweden Wortes aus der deutschen Bibel Lutheri theils bestimmet, theils erwiesen, und zu diesem Ende allemal die Stelle des biblischen Scribenten nach Capitel und Versen genau angezeiget hat. Damit hat der Autor aller verständigen Kenner Beyfall billig verdienet, welche den wahren Werth dieser biblischen Uebersetzung, nebst andern guten Eigenschaften, auch daraus hoch zu halten wissen, daß der seelige Mann in derselben zugleich auch einen ungemeinen Schatz der reinen deutschen Sprache gleichsam eingeschlossen hat. Bey vielen Wörtern, die entweder aus der Rechtsgelahrheit oder der Arzneykunst und andern zu dieser letztern gehörigen Wissenschaften entlehnet sind, ist der Leser jedesmal durch die Buchstaben I. C. oder die verkürzte Benennung eines solchen Scribenten erinnert worden, wo sie der Verfasser hergenommen. Besonders ist er bey den Sprüchwörtern, oder sinnreichen Reden der Alten, gar sorgfältig gewesen, seine Autoren zu nennen, welche dieselben in mancherley Sprachen gesammlet oder erkläret haben; zum Exempel den Erasmum, Drusium, Zehnerum und andere; und ist nur zu bedauren, daß man am Ende dieses Theiles denen etwas ungeübten Lesern nicht mit einem vollständigen Verzeichniße und Erklärung der gebrauchten Schriften und Schriftsteller, die mehrentheils nur mit den Anfangsbuchstaben, Pict. Schw. u. s. w. angedeutet worden, zu statten gekommen ist; welches vielleicht der

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Brachmonath 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1754.

Inhalt.

I. Hogarths Zergliederung der Schönheit.
II. Allgemeine Geschichte der Handlung und Schifahrt II. Theil.
III. Schœpflini Vindiciæ Celticæ.
IV. Des Frhn. Tänzl von Trätzbergs Canzelred bey Ablegung des Ordens-Gelübdes der Fräulein von Stain.
V. Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samenkörnern der Menschen.
VI. Anthologiæ Græcæ a Constantino Cephalo conditæ L. III. &c.
VII. Nachricht von der in Wien vollendeten kaiserl. Weltmaschine.
VIII. Auszug aus Hrn. Batteux Tractat von den schönen Künsten.
IX. Homers Ilias in deutschen Versen. IV. u. V. B.
X. Hrn. Prof. Kappens freudiges Andenken des 1. Religionsfriede: u Jubelfests.
XI. Bœhmii Commentatio de Hadvige Suevorum Duce, Vicaria Imperii.
XII. Unparteyische Anmerkungen über Reinhards Tractat von der Unendlichkeit der Welt.
XIII. Nachricht von einer neuen Ausgabe der Pufendorfischen allgemeinen Weltgeschichte.

I.

Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe des Geschmackes festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth, aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. London, bey Andr. Linde, und in Hannov. bey J. W. Schmidt 1754. in med. 4.

Es ist die Zeit gekommen, da man auch von den schönen Künsten zu philosophiren, d. i. ihre ersten Begriffe zu untersuchen anfängt. Die Musik ist längst ein Gegenstand tiefsinniger Köpfe gewesen; indem schon Pythagoras, Plutarch, Boethius, la Motte le Vayer, Kircher, u. a. m. sich damit eingelassen. Die Malerkunst hat zwar unter den alten Gelehrten auch ihre Liebhaber gefunden: aber bald haben die Maler keine Gelehrsamkeit, bald die Gelehrten keinen Geschmack an der Malerkunst gehabt. In neuern Zeiten hat Deutschland etliche große Künstler hervorgebracht, die sich um beydes zugleich bekümmert haben. Albrecht Dürer, Paul Rubens, Lairesß und Sandrart, sind solche Männer gewesen, die in der Theorie und Ausübung gleich stark gewe-

sen, oder doch von beydem große Einsicht gehabt; wie theils ihre Schriften, theils ihre Meisterstücke zeigen.

Eins aber ist in der Zeichen- und Malerkunst noch immer ein Räthsel geblieben: worauf denn eigentlich das sogenannte Reizende ankäme, welches man in den Werken gewisser Künstler findet; bey andern aber vermisset? Dieses zu erfinden und nachzuahmen, ist bisher bloß einem glücklichen Naturelle und muntern Witze überlassen gewesen; ohne daß diejenigen, die von der Malerkunst geschrieben, es erklären, oder einige Regeln davon haben geben können. Sie haben sich, wenn es zum Klappen gekommen, mit einem: Ich weis nicht was? beholfen; und ihren Schüler wieder dahin gepflanzet, wo sie ihn zuerst gefunden hatten. Diesem Mangel nun abzuhelfen, ist gegenwärtiger Tractat bestimmet.

Herr Christlob Mylius, ein gebohrner Lausitzer, der sonst hier in Leipzig studiret hatte, und vor einem Jahre eine Reise nach America zu unternehmen von hier nach London gieng, ist mit dem Herrn Hogarth daselbst bekannt geworden, der eben sein Werk von dieser erfundenen Theorie des Schönen und Reizenden ans Licht gestellet hatte. Weil er sich einiger Hinderungen wegen, etwas daselbst aufhalten mußte, faßte er den Entschluß, dieß Werk seinen Landsleuten zu gut zu verdeutschen. Er that es, mit Hülfe des Verfassers: der zwar selbst kein Deutsch verstund, aber doch seinem Dollmetscher seine Gedanken so fleißig erklärete, bis er ihn recht ver-

verſtund, und ſeine Meynung richtig ausdrücken konnte. Es ward ſeine Ueberſetzung in London gedrucket, und der Prinzeſſinn von Wallis königl. Hoheit zugeeignet. So viel Ehre kann ein guter deutſcher Patriot, auch außer ſeinem Vaterlande, Deutſchland machen, ohne fremde Sprachen und Sitten anzunehmen! Kurz darauf ſtarb Herr Mylius in London.

In der Vorrede handelt er von dem Geſchmacke, den einige Unwiſſende für etwas willkührliches halten. Er zeiget aber durch das Beyſpiel der Maler- und Bildhauerkunſt, daß nichts weniger willkührlich ſey, als das Schöne in denſelben. Herr Hogarth habe die Regeln davon entdecket; und ob er ſich gleich begnüget, dieſelben nur bey körperlichen Geſtalten erfunden zu haben: ſo glaubet Herr Mylius doch, das Allgemeine derſelben, nämlich die Einfachheit und Mannigfaltigkeit, auch auf die Schönheiten der Werke des Geiſtes und der Töne ziehen zu können. Unſers Erachtens war es nicht nöthig, daſſelbe erſt aus Herrn Hogarths Erfindungen abzuſondern. Unſer großer Weltweiſer, Hr. v. Wolf, hatte ſolches ſchon in ſeiner Metaphyſik gelehret; wenn er die Vollkommenheit durch die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen erkläret. Hierinn liegt der ganze fruchtbare Begriff des Schönen und Reizenden: wenn man nur Augen hat, ihn zu ſehen. So ſuchen wir Deutſchen oft dasjenige in den Ausländern, was wir weit näher bey uns zu Hauſe finden könnten. Aber wer bildet ſich ein, in einer, dem Scheine nach, ſo trockenen Grundlehre, als die wolfiſche iſt, die Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften finden zu können?

Uns iſt es genug, daß Herr Hogarth in London dasjenige durch einen andern Weg beſtätiget, was wir in Deutſchland, als Philoſophen, lange gewußt haben. Es iſt uns aber auch lieb, daß Herr Mylius, als ein Mann, der mit der beſten Fähigkeit dieſer Erfindung reiflich nachgedacht, in dieſer Vorrede bezeuget: „Er fürchte, daß, wenn die Beſtimmung der Schönheit, und folglich des guten Geſchmackes, auf dieſe allgemeinen Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte gebauet werden ſollte, die ätheriſch-ſchönen und finſter-erhabenen Gedichte, und die mehr für die Augen, als die Ohren geſetzten Muſikſtücke, alles guten Geſchmackes beraubet, und mit den verſitzten Zierrathen der gothiſchen Baukunſt, die unſer Verfaſſer an der Weſtmünſterabtey tadelt, verglichen werden dürften.„

Den Schluß der Vorrede machet ein Verzeichniß von Kupferſtichen, die der Herr Verfaſſer des Buches herausgegeben: wie er auch dieß Werk mit zween großen Kupferplatten von eigener Arbeit bereichert hat. Dieſe Kupfer nun haben ein ſehr wunderliches Anſehen, und ſtellen eine Menge ſehr verwirrt untereinander geworfener Gegenſtände vor. Man glaubet ein Chaos zu ſehen, wenn man alle die verſchiedenen Figuren ohne Regel und Ordnung gepaaret ſieht. Und freylich hätte der Verfaſſer beſſer gethan, wenn er jede Figur, die er zu Erläuterung ſeiner Gedanken nöthig gehabt, auf ein beſondres kleines Blatt entworfen hätte; als daß er Dinge, die gar nicht zuſammen gehören, bunt in einander menget.

menget. Doch das Buch würde alsdann viel theurer geworden seyn; und wir müssen ihm also danken, daß er uns die Unkosten ersparet hat. Ein französischer Maler, **Rouquet**, der lange in London gewesen, hat eine Erklärung davon in einer kleinen Schrift gegeben: Lettres de Mr. N. à un de ses Amis à Paris, pour lui expliquer les Estampes de Mr. Hogarth.

Die Vorrede des Urhebers erkläret sowohl die Veranlassung des Werkes, als seine Absicht und Beschaffenheit. Man ist lange der Meynung gewesen, die Natur der Schönheit sey unerklärlich: und das ist kein Wunder. Man hat gemeynt, diese Materie müßte in dem Zirkel der Gelehrten ausgemachet werden. Daher hätten einige sinnreiche Herren, die seit kurzem davon geschrieben, und zwar viel gelehrter, als jemand, der vorher niemals die Feder angesetzet, sich an das Werk gemachet; aber auch bald ihre Schwäche gemerket, und ihre Leser auf die moralischen Schönheiten geführet; übrigens aber zu den Lobsprüchen verstorbener Maler ihre Zuflucht genommen, ohne zu sagen, worinn der Reiz und die Schönheit ihrer Stücke bestehen?

Einestheils hat der Verfasser zwar Recht, zumal diejenigen Franzosen betreffend, die soviel Vergleichungen der Malerkunst und Dichtkunst geschrieben; daraus man weder eins, noch das andere lernet, und mit lauter verwirrten Begriffen abgefertiget wird. Soviel ist also wohl gewiß, wenn die Gelehrten, die davon schreiben wollten, zugleich Metaphysiker und Zeichner oder Maler; oder die Ma-

ler, auch etwas in den Wissenschaften gethan hätten, und philosophiren könnten: so würden wir längst etwas bessers davon gelernet haben. Indessen kann man doch nicht sagen, daß noch niemand die wahren Grundsätze des Verfassers errathen hätte. Der ungenannte Verfasser von der Physique de la Beauté den wir in dem VIII. B. des Bücherſ. der schön. Wiſſ. und fr. Künſte p. 168. bekannt gemachet haben, und der, wo uns recht ist, auch deutsch herausgekommen, hat gewiß eine gute Einsicht gewiesen, die mit des Herrn Hogarths Begriffen sehr einstimmig ist.

Fraget man, warum denn die größten Maler der zwey letzten Jahrhunderte nicht gesaget, worinn eigentlich das Reizende ihrer Stücke bestünde? Sie studirten die alten Schnitzbilder, und das war es alles. Auch Leonhard Vinci, giebt in seiner Abh. vom Malen nicht die geringste Regel davon; ob er gleich ein Zeitgenoß des Michel Angelo war; der doch aus bloßer Betrachtung eines alten steinernen krummen Rumpfes, (Siehe das Titelkupfer N. 1.) die Regeln aller Schönheit gelernet haben soll. Er soll dem Maler Marcus von Siena die Regel gegeben haben: Mache alle deine Figuren Pyramiden- und Schlangen-förmig; und durch eins zwey und drey mannigfaltig. In dieſer Regel besteht das ganze Geheimniß der Kunst: allein es gehöret ein Oedipus dazu, sie zu verstehen, und zu brauchen.

Man hat dazu gesetzet: der größte Reiz einer Figur bestehe darinn, daß sie eine Bewegung ausdrucke; z. E. die Gestalt einer Feuerflamme, welcher

ein

ein Kegel, und eine Pyramide sehr gleich kommen. Du Fresnoy saget in seiner Kunst zu malen: fließende und wellenförmige Außenlinien geben einer ganzen Figur einen Reiz; und dieses zeige der Antinous, in dem alten Schnitzbilde (N. 2.). Eine schöne Figur müsse also eine schlangenförmige und geflammte Form haben: denn solche Linien hätten von Natur etwas lebhaftes und eine scheinbare Bewegung in sich. Aber so schön das gesaget ist, so wenig hat ers recht eingesehen, und sich kurz darauf widersprochen; wenn er saget: Ein Maler müsse die Gabe des Reizenden, als ein Geschenk des Himmels von der Natur haben. Das haben nun fast alle nachgebethet.

Man hat solches also bisher wie ein wahres Räthsel nicht verstanden; und ist desto mehr irre geworden; weil oft krum gewundne Linien auch ein Grund der Häßlichkeit werden. Soviel ist auch gewiß, daß viele den geraden Linien eine große Schönheit beylegen, und sie wohl gar in der menschlichen Gestalt finden wollen. Unser Verfasser aber, der für die gebogenen und krummen ist, stellet ein Paar Figuren neben einander, die theils eine tanzmeistermäßige, theils eine gebogene menschliche Stellung zeigen, um dieser, vor jener gezwungenen Figur, den Vorzug zu geben: (S. das Titelkupfer N. 3. 4.) obgleich ein Tanzmeister dagegen schreyen würde. Coypel und viel andre Franzosen scheinen daher die Schlangenlinie sorgfältig vermieden zu haben.

Rubens, der große Künſtler bediente ſich einer groſſen fließenden Linie, als eines Grundes aller ſeiner Figuren; aber er krümmte ſie ein wenig zu ſehr, wie das S. Raphael hatte erſt lauter gerade und ſteife Figuren gemachet. Als er aber des Angelo ſeine Werke, und die alten Meiſterſtücke ſah, verließ er dieſe Art plötzlich, ja übertrieb die Schlangenlinie eine Welle gar zu ſehr; bis er endlich wieder das Natürliche beobachtete. Peter Cortone, und Correggio beobachteten die Schlangenlinie mehrentheils gut: Albrecht Dürer aber verfehlte ihrer bisweilen, weil er gar zu mathematiſch, nach eingebildeten Verhältniſſen zeichnen wollte. Doch finden wir auch Stücke von ihm, wo er mehr der Natur als Geometrie gefolget iſt. Vandyk hat auch an dieſen Kunſtgriff nie gedacht.

Als daher unſer Verfaſſer 1745 zu ſeinen in Kupfer geſtochenen Werken ein Titelkupfer erfinden wollte; ſo zeichnete er, die Urtheile heutiger Zeichner und Maler zu erforſchen, auf einem Farbenbrete, eine Schlangenlinie, und ſetzte drunter: Die Linie der Schönheit. Dieſe Hieroglyphe machte viel Aufſehens. Maler und Bildhauer kamen zu ihm und fragten: Was das bedeuten ſollte? Nach einiger Erklärung allererſt brachten ſie heraus: daß es ihnen auch ſchon längſt bekannt geweſen wäre; ob ſie gleich keinen Grund davon anzugeben wußten.

Dieſer gemalte Strich nun hat den Herrn Hogarth veranlaſſet, dieß ganze Buch zu ſchreiben. Er wollte die Linie der Schönheit und des Reizes aus dem Grunde erklären, in allen ihren Geſtalten und

Wir-

Verfaſſer bis zum Beſchluße des ganzen Werkes zu thun verſchoben hat.

Nächſt dieſem müſſen wir auch erinnern, daß man nicht allein urſprünglich deutſche, ſondern auch verſchiedene andere Nahmen und Wörter in dieſem Sprachſchatze angemerket findet, welche theils aus den geiſtlichen und weltlichen Geſchichten bekannt ſind, theils aus fremden Sprachen entlehnet, aber durch den täglichen Gebrauch unter uns allmählich eingeführet worden. Zu der erſtern Claſſe gehören die Artikel: Abraham, Abſolon, Chaldäa, Compoſtell, und hundert andere ausländiſche Nennwörter eigener Perſonen, Länder, Städte und dergleichen; deren Erwehnung und Erklärung in einem Buche dieſer Art nicht eben eigentlich erfordert oder geſuchet werden ſollte. Die Wörter der andern Claſſe leiden aus dem angeführten Grunde noch eher ihre Entſchuldigung; als: Abſolviren, Accord, Alembic, Chiromanzy, (t) Chyrurgy, Citiren, Coadjutor, Codicill, Colica, Conſcienz, u.ſ.f. weil ſie nemlich einige Deutſche ebenfalls faſt täglich im Munde zu führen einmal angefangen haben. Eine ganz andere Bewandniß hat es mit denen Benennungen ganzer Völker und einzelner Perſonen,

(t) Von welcher Herr Heniſch p. 596. ſchreibet: daß ſie „von vielen ganz und gar, gleichwohl unbedachtſam, verworfen worden, als in folgenden „Reimen zu ſehen:

„Wer merkt auf Vogelgeſchrey,
„Und auf Chiromanzey,
„Und falſch Chymiſten glaubt,
„Der iſt der Sinn beraubt.

Wirkungen zeigen, gehörig einschränken, und vor den Abweichungen versichern. Das sollten nun auf sein Angeben Gelehrte thun. Allein das gieng nicht. Er selbst war im Bücherschreiben nicht geübt; doch wagte ers, und ließ sichs von Gelehrten ausbessern. Endlich ward er geübter, u. schrieb manches auch allein. Und so bekamen wir dies Buch, welches in der That viel philosophische Einsicht zeiget. Wir preisen es also allen Malern und Bildhauern, auch Liebhabern dieser Künste an; wollen aber aus der großen Menge schöner und häßlicher Figuren, womit er seine Lehren erläutert, nur drey seltsame Bilder 5. 6. 7. mittheilen, davon eins einen theatralischen Tänzer; eins einen theatralisch gekleideten römischen Feldherrn, und eins einen Zwerg auf einem Kinderstuhle verstellet. Das Buch selbst ist prächtig und schön gedruckt, und zeiget, daß London mehr im Deutschen vermag, als Rom und Paris.

II.

Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt, der Manufacturen und Künste, des Finanz- und Cameralwesens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Zweyter Theil, Breßlau, bey Joh. Jac. Korn 1754. in groß 4. 2½ Alphabeth.

Der geschickte Verfasser des 1 Theiles dieser Handlungsgeschichte, der seinem Vaterlande und seinen Zeiten so viel Ehre machet, fährt itzo mit dem II. B. dieses trefflichen Wer-

Werkes fort. Es hebt selbiges mit dem 34sten Capitel an, welches von der Handlung und Schifahrt des griechischen Kaiserthums handelt. Die Verlegung des Kaiserl. Sitzes von Rom nach Constantinopel, unter Constantin dem Großen, gab zu einer starken Veränderung des Seehandels Anlaß. Anfänglich zog sich mit dem Kaiserl. Hofe ein grosser Theil der Kaufmannschaft von Rom nach dem Oriente; bey den erfolgten Zerrüttungen zwischen beyden Reichen aber, hob sich die Handlung unter ihnen fast gänzlich auf; oder unterbrach sie doch auf eine lange Zeit. Der Ursprung des arabischen Reiches, welches sich in zwey große Kalifen, zu Bagdad, und Aegypten theilete; die Eroberungen des Gingis-Chans, und der großen Mogoln; endlich die Gründung des türkischen Reiches auf den Trümmern des griechischen, sind soviel neue Perioden für den Handel geworden. Wir wollen bey den ersten dieser Perioden ein wenig stehen bleiben.

Sobald Augustus Aegypten erobert hatte, giengen alle Reichthümer desselben, nebst dem indianischen Handel gerade nach Rom. Alexandria empfieng alle Schätze von Arabien, Indien und Africa, und lieferte sie der Hauptstadt des Reiches. In Rom ward also das gemeine Waarenlager, oder der Stapel, und dadurch sammlete sich fast alles Gold und Silber dahin. Die Großen und Bürger wurden unmäßig reich, und dadurch wuchs Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit. Sobald aber Constantinopel der Siz des Reiches ward, zog sich auch der größte Theil des Handels dahin. Italien und

Gallien

Gallien hatten keine Gold- und Silbergruben. Die spanischen waren nicht reich; und die deutschen noch nicht erfunden. Rom mußte jährlich viel Einkünfte nach Constantinopel liefern; und also ward das Gold und Silber im Occidente sehr dünne: dahingegen der Orient sich erhielt, und nicht eher in Verfall gerieth, als bis sich die Araber des ägyptischen Reiches, und also auch des indianischen Handels bemächtiget hatten.

Der Herr Verfasser führet die Ursachen an, welche den K. Constantin bewogen, den Sitz des röm. Reiches zu verlegen! Eutropius meynet, es sey bloß die Eitelkeit gewesen; der Welt zu zeigen: er könne in wenigen Jahren eine Stadt bauen, die Rom, das Wunder der Welt, überträfe. Zosimus schreibt es dem Hasse gegen die heydnischen Römer zu; welche ihm gram wurden, weil er ein Christ geworden. u. s. w. Anfänglich wollte er in klein Asien zwischen Troas und dem alten Ilium einen Platz dazu wählen. Hernach fiel seine Wahl auf Byzanz, welches K. Severus zerstöret hatte. Man erdichtete Erscheinungen und Wunder dazu: und Constantin saget selbst in einem Gesetze: daß ihm eine besondre Eingebung des Himmels den Ort angewiesen hätte. In der That aber war es der Vernunft nach, der bequemste auf dem Erdboden. Sie liegt an einer Meerenge zwischen zweyen großen Meeren, wo man in einer halben Stunde, aus Europa nach Asien schiffen kann. Norden und Süden liefern alle europäische, asiatische und africanische Waaren dahin. Sein Hafen hat einen Umfang

fang von vier Stunden, und ist von Natur der bequemste von der Welt.

Das alte Byzanz, welches fast so alt, als Rom war, hatte schon viel Vortheil davon gezogen; bis es 200 Jahre nach Chr. Geb. zerstöret ward. Constantin umgab es mit einer Mauer von einem Meere zum andern: zugleich arbeitete eine Menge andrer Bauleute an Palläſten und prächtigen Gebäuden. Alles ward nach Roms Vorbilde eingerichtet. Constantinopel bekam sieben Berge, ein Capitolium, eine Rennbahn, ein Amphitheater, Marktplätze, öffentliche Bäder, Spaziergänge u. s. w. Sie ward auch in XIV. Viertheil eingetheilet, bekam ein Rathscollegium, und eine gelehrte Akademie. Die prächtigen Kirchen gaben ihm vor dem alten Rom noch einen Vorzug, und die Bevölkerung ward theils durch ansehnliche Befreyungen und andre Lockungen, theils durch Zwangsmittel bewerkstelliget. Das gemeine Volk aber, ward durch die Freygebigkeit des Kaisers, der täglich viel Brodt und Oel austheilen ließ, von allen Orten dahin gezogen.

So wuchs Constantinopel in kurzem an, und andre Städte wurden ihrer vornehmsten Zierden beraubet, um die neue zu schmücken. Als die meisten Kirchen und Palläſte fertig waren, ward 330 der 11 May zur Einweihung bestimmet. Die Feyerlichkeiten daureten 40 Tage. Der Kaiser ließ tägl. viel Lebensmittel austheilen, und gab ihr den Namen Constantinopel; erklärte sie zur Hauptstadt des Orients, und gab ihr gleiche Würde mit Rom:

wie

wie er ſie denn auch Neurom ſoll genennet haben. Wir haben ſo leicht in allen Geſchichten nichts gleiches; als die von Alexandern dem Großen in Aegypten vormals, und die von Petern dem Großen zu Peterſburg neu angelegten Städte. Alle drey haben das Seeufer und den Handel zum Zwecke gehabt; und alle drey haben ſich den Namen der Großen dadurch erworben.

Sobald die Stadt in fünf Jahren zu Stande gekommen war, nahm der Kaiſer ſeinen Sitz daſelbſt, und kam niemals wieder gen Rom. Das zog nun den ganzen Handel auf einmal dahin. Hiezu kam, daß auch alle Künſte und Wiſſenſchaften von nun an ihren Sitz daſelbſt bekamen; dadurch ſie gleichſam ein neues Athen ward, und zum höchſten Gipfel des Ruhmes an Gelehrſamkeit, Pracht, und Reichthum ſtieg. Sie wuchs auch immermehr an; und im 8ten Jahrh. erſtreckte ſich ihre Mauer auf der Landſeite ſchon auf zwey deutſche Meilen: nach dem Propontis zu, betrug ihr Ufer noch mehr, und die Seite des Hafens nicht viel weniger. Außer dem hatte ſie noch Vorſtädte, deren jede für eine beſondre Stadt gehalten werden konnte; ſo daß ſie über ſechs deutſche Meilen im Umfange hatte.

Hier floſſen nun alle Reichthümer der Welt zuſammen. Die aus dem Norden, von China und Japan, wurden auf dem ſchwarzen Meere herbey geführet. Die Dardanellen hergegen lieferten alles, was Arabien, Aethiopien, Aegypten, die africaniſche Küſte, und Europa hervorbrachten: wozu heu-

tiges Tages noch die americanischen Schätze kommen. Diese zween Canäle sind ihr gleichsam die beyden Stadtthore. Beym Nordwinde ist das südliche; und beym Südwinde das nordliche gesperret. Die See ist so fischreich, als der Hafen sicher, und, da er mit süßem Wasser durchströmet wird, gesund ist. Verstünden sich die Türken auf die Schiffahrt besser; so würden sie den Christen im Handel den ganzen Vortheil ablaufen: indem sie die indianische Handlung über Aegypten viel näher führen könnten, als die Holländer, Portugiesen und übrigen Christen; die zweymal das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Doch wir müssen uns auch einen allgemeinen Begriff, von dem Inhalte des ganzen Werkes machen. Das folgende XXXV. Cap handelt von der Handlungsgeschichte unter dem arabischen Reiche der Kalifen und Sultanen im Oriente. Das XXXVI. von den Zeiten der Kreuzzüge der abendländischen Christen nach Palästina; und zu was für einem Gewerbe der Kaufleute dieses Anlaß gegeben. Das XXXVII. Cap. redet von dem nördlichen Asien, oder der großen Tartarey und ihrer Handlungsart. Das XXXVIII. handelt von Kathai und Mangin, einem Paare chinesischer Provinzen, und das XXXIX von Indien, und der daselbst von je her getriebenen Kaufmannschaft.

So weit gieng der VI. Abschnitt. Nun geht der VII. an, und in diesem kommen wir wieder nach Europa zurück. Das XL. ste Capitel handelt von dem deutschen Reiche und seinem Gewerbe, das XListe

vom

vom genueſiſchen, und das XLIIIſte vom venetianiſchen Handel. Und ſo weit geht der itzige II Band dieſes trefflichen Werkes: der III. wird vollends die übrigen handelnden Länder in Europa zum Ende bringen.

Doch wir können den deutſchen Handel ſo trocken nicht vorbey gehen, ohne ihn noch etwas mitzunehmen. Indeſſen rathen wir einem vernünftigen Leſer, das Capitel von den Kreuzzügen ja nicht ungeleſen zu überſchlagen. Dieſes leget den Grund zu der ganzen neuen verbeſſerten Schiffahrt; und öffnet den Genueſern und Venetianern den Weg zu ihrem orientaliſchen Handel, der ſie nachmals ſo groß gemachet. Der Aberglauben damaliger Zeiten, die Liſt der Päbſte, und die Dummheit der Fürſten, ſich von ihnen bey der Naſe führen zu laſſen, wird in ein ſchönes Licht geſetzet. Gewiß, die entſetzlichen Kriegsheere, die ganz muthwillig auf die orientaliſche Schlachtbank geliefert worden, müſſen jedem vernünftigen Menſchen ein Schaudern erwecken.

Das deutſche Reich hub an ſeine Rolle zu ſpielen, als die tapfern Einwohner deſſelben dem römiſchen ein Ende macheten. Rom ward unter Alarichen und ſeinen Nachfolgern mehr als einmal geplündert, und in Brandſchatzungen geſetzet. Dadurch erſchöpften ſich endlich ſeine Reichthümer, und ſein Handel gieng vollends zu Grunde. Alarichs Nachfolger Adolf, oder Athaulf gieng nach Gallien, und legte den Grund zum weſtgothiſchen Reiche, in dem mittägl. Gallien und Spanien. Die Vandalen,

Alanen, Sueven und Burgunder fielen ſchon vorher in Gallien und Spanien: Genſerich aber gieng gar mit den Sueven nach Africa; von wo er zur See nach Italien lief, und Rom nochmals plünderte.

Die Sachſen, Angeln und Jüten landeten 449 in Brittanien.

Ottokar, den die römiſchen Schriftſteller Odoacer nennen, ſtieß endlich den jungen und letzten Kaiſer, Romulus Momyllus Auguſtulus, vom Throne, und beherrſchte eine Weile ganz Rom und Italien. Die Franken kamen von der Oſtſee her, und zogen zuerſt an den Rhein, und an die Maaß; von da ſie endlich immer weiter in Gallien drungen, und ſich das Land unterwarfen; bis endlich Clodoväus, oder Ludewig, die fränkiſche Monarchie ſtiftete, die theils auf deutſchem Boden, theils aus einem Theile des eroberten Gallieus beſtund. Er ſchlug die Allemannier und ward ein Chriſt. Seine Söhne machten dem thüringiſchen und burgundiſchen Reiche ein Ende.

Kaum war das vandaliſche Reich in Africa, durch den Beliſar, das oſtgothiſche aber in Italien durch den Narſes zerſtöret worden; ſo zogen dafür die Longobarden aus Pannonien hinein, deren König Alwinn, oder Alboin den Grund zu demjenigen Reiche legte, welches erſt Karl der Große zu Grunde gerichtet hat. Ob nun gleich ſo viele Völker aus Deutſchland gezogen waren: ſo waren doch noch 1) die Oſtfranken um den Mayn; 2) die Allemannier um den Neckar, und in Rhätien und Vindelicien, welche auch Sueven, oder Schwaben genennet

nennet wurden; 3) Die Frieſen, zwiſchen dem Rheine und der Ems, ja wohl gar bis an die Weſer; 4) Die Sachſen an der Elbe; 5) die Thüringer zwiſchen der Elbe und Donau; 6) Die von den Bojen abſtammenden Bayern, im Norico und in Rhätien. Außer dieſen waren aus Sarmatien viele ſclavoniſche und wendiſche Völker an die Stellen der abgezogenen Volker, an die Oder gerücket; und hatten ſich wohl gar bis an, ja über die Elbe gezogen.

Nachdem der Herr Verfaſſer die Geſchichte kürzlich bis auf Karl den Großen, und das, durch die Theilungen ſeiner Söhne, getrennte deutſche Reich fortgeſetzet; auch die Bekehrung der Deutſchen durch verſchiedene Apoſtel, den heil. Gallus, Kilian, Emram, Rupert, Suibert, Vilbrod, und Bonifacius, gemeldet; die aufgerichteten Biſthümer erzählet, und die Weite des karolingiſchen Reiches aus dem Eginhard angeführet; ſo erwähnet er, des großen zweytauſend Schritte langen und 300 Schritte breiten Grabens, den Kaiſer Karl, zwiſchen dem Fluſſe Altmühl und der Rednitz, ſtechen laſſen: wodurch er die Donau mit dem Mayne, und folglich auch mit dem Rheine und der Nordſee vereinigen wollen. Ein ſo großes Werk war eines ſolchen Kaiſers würdig, und würde die Handlung ſehr befördert haben: wenn ihn nicht eben ein Einfall der Saracenen in Gallien, und ein Aufſtand der Sachſen gehindert hätten, es zu Stande zu bringen. Ein andres Hinderniß war der zu feuchte Boden; da die Erde, die man den Tag über aus-

gegraben, bey Nachte wieder heruntergeschoß. Man sieht noch heute zu Tage die Spuren davon: es ist aber sehr zu verwundern, daß nicht nach der Zeit, ja auch heute zu Tage, irgend ein großer Herr, dem dieß Gebieth gehöret, diesen großen Anschlag ausgeführet: welcher doch so viel leichter zu bewerkstelligen wäre. Haben denn nicht Fr. Wilhelm der Große in Preußen, und Friedr. der I. Kön. in der Mark, wohl längere Gräben zu Vereinigung der Ströme bewerkstelligen lassen? derer zugeschweigen, die in Frankreich, und bey Petersburg, nach solchen Mustern ausgeführet worden.

Unter den Handelsstädten seiner Zeiten sind Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Bremen, Regenspurg, und Bardewick bekannt gewesen, die nach den wendischen und ungarischen Landen hin gehandelt. Zu Boulogne hat er das Seewesen hergestellet, wo er auch den Leuchtthurm, oder die Feuerbake wieder aufgerichtet. Allein seine Sorgfalt darinn gieng nur auf die Küsten des Mittelmeers und der gallischen Häfen. Denn die Nord- und Ostsee hatten noch die Friesen und Werden inne. Er hat es auch einmal mit thränenden Augen vorhergesehen: daß die Normannen, die damals schon, als Seeräuber, Anfalle auf seine Küsten wageten, dereinst mit größerer Macht wiederkommen, und seine Lande heimsuchen würden: Haben diese Leute das Herz, den Küsten meines Königreichs annoch bey meinen Lebzeiten zu drohen: was werden sie nicht nach meinen Tode thun? Eine Prophezeihung, die nur gar zusehr eingetroffen. Wir müs-

nen, die beyde gleich deutschen Ursprungs und Herkommens sind, welche allerdings ihren gehörigen Platz in diesem Sprachbuche nach den Absichten des Verfassers verdienen, auch daher von ihm billig nicht ganz und gar aus der Acht gelassen worden. Bey diesen hat er gemeiniglich seine Kräfte in der Etymologie versuchet, von denen nicht undienlich seyn wird, einige Proben allhier mit seinen Worten zu geben.

Alani, Völker, welche sonst Alemanni genennet werden. Völker, so eine Sprache gehabt, sind Gotti, Daci, Alani, Tyrigetae, haben alle deutsch geredt. Goropius vermeynet, der Ursprung ihres Namens sey von Allhanen, daß sie alle Galli seyn. Andere derivirens von Alan, Alun, das ist, fortkommen, progrediendum esse. Ist aber eigentlich abgekürzt von Aleman ꝛc.

Alarick, ein König der Longobardier, Alaricus, quasi Allrich, vltra omnes diues, praediues, παντοπλουτος, wird jetzt Olrich oder Ulrich genannt. Huldreich aber ist etwas anders.

Alemannier, die Deutschen, also genennt von dem gekürzten Wort Adelman, per Syncopen, *nobiles* viri, oder als allerley Mann, aus allen Landen, *colluuies* seu *collectio hominum* aduentitiorum; oder als Allmann per epenthesin litterae *e*, id est, *omnes viri*, cum sint animo *virili* pariter & corpore, quod illis plerumque neruosius atque solidius quam Gallis aut Italis. Es ist aber ein Volk gewesen aus mancherley Nationen vermischt, Schwaben, Beyern und Mehren. Jetzt werden

müſſen abbrechen; können aber verſichern, daß dieß ganze Werk ſowohl Gelehrten, als Kaufleuten überaus nützlich und angenehm zu leſen ſeyn werde.

Unter den ſächſiſchen Kaiſern iſt der Urſprung und die Verbeſſerung der Städte, als ein Grund zum Handel, ſehr wohl ausgeführet; und dabey der Unterſcheid der Fürſten, Edeln, Bürger und Freygelaſſenen, von den Knechten, ſehr gründlich, und auf eben die Art erkläret: wie Herr D. Pauli ſolches in ſeiner Geſchichte des Adels gethan hat.

III.

Jo. Dan. Schœpflini, Conſil. Reg. & Franciæ Hiſtoriogr. Vindiciæ Celticæ.

Argentorati apud Amand. König. Bibliop. 1754. in 4. pagg. 140.

Indem der II. B. von dem erläuterten Elſaß des Herrn Raths Schöpflins unter der Preſſe ſchwitzet, ſtellet er, ſeinem im I. B. gethanen Verſprechen gemäß, dieſe Vindicias Celticas ans Licht. Ein Volk, das durch den Ruhm ſeiner Thaten die alte Welt erfüllet, und öſtlichen, nordlichen und weſtlichen Königen und Völkern, ja ſelbſt Rom fürchterlich geweſen, verdienet freylich, daß man ſeine Urſprünge unterſuche. Zwar die Erdbeſchreiber haben ſich darum ſchon, aber nicht ſehr glücklich, bekümmert: denn durch ihre Uneinigkeit iſt die Sache noch dunkler geworden. Die Urſache ihrer Mishälligkeit iſt der Ruhm celtiſcher Pflanzvölker in

Europa und Aſien geweſen: deren Sprößlinge man bey ihnen, als eingebohrnen Volkern geſuchet hat; da man ſie doch bey der erſten Stammutter hätte ſuchen ſollen.

Einige haben ſie von den Phrygern, nach Zerſtörung des trojaniſchen Reiches, herholen wollen. Andre haben ſie vom euxiniſchen Meere, andre aus Griechenland nach Gallien geführet; da ſie doch aus Gallien die Colonien dorthin hätten führen ſollen. Einige haben bey den Hyperboräern; andere im größten Theile von Europa; und noch andere nur in Deutſchland und Gallien, das Vaterland der Celten ſuchen wollen. Dieſes letztere haben ſonderlich Reinerus Reineccius in Hiſtoria Julia, P. II., und neuerlich Herr Conſiſtorialr. Pelloutier in ſ. Hiſtorie der Celten gethan. Endlich wollen einige die Gallier von dem Namen der Celten gar ausſchließen.

Dieſen und mehreren Abwegen will der Hr. Rath Schöpflin ein Gegenmittel bereiten; und ſelbiges in der Wurzel des Uebels ſelbſt ſuchen. Da nun, ſeiner Meynung nach, die lateiniſchen Schriftſteller in dieſem Stücke einhällig wären: ſo müßte man unterſuchen, von was für einem Gewichte die Griechen ſind, die mit ihnen einſtimmen. Würde man nun finden, daß dieſe die allerwichtigſten und glaubwürdigſten wären: ſo würde die Sache vor dem kritiſchen Gerichte, durch das Uebergewicht gültiger Zeugen den Ausſchlag bekommen.

Man ſieht alſo ſchon unſchwer, daß der Hr. Rath Schöpflin, den Deutſchland noch mit allem Rechte für einen ſeiner würdigſten und gelehrteſten Söhne hält,

hält, in dieſer Streitfrage die Parten der Franzoſen nehmen, und alles, was von den alten Celten rühmliches gefunden wird, auf ihre Rechnung ſchreiben wird. Dagegen hat Herr Conſiſtorialr. Pelloutier, als ein unſtreitig gebohrner Franzos, und ganz unparteyiſcher Gelehrter, in ſeiner Hiſtoire des Celtes, großentheils die Parten der Deutſchen ergriffen. Ja was noch mehr iſt, ſo hat er in der gelehrten Abhandlung, von dem Urſprunge derjenigen Celten, die unter dem Brennus den Tempel des delphiſchen Apollo geplündert, worauf ſie nach Aſien gezogen, und daſelbſt das gallogräciſche Reich geſtiftet, ſie nicht nur für ein deutſches Volk, welches von den Ufern der Donau aufgebrochen, wo es zu Hauſe geweſen, erkläret: ſondern iſt auch darüber, von der gedachten Akademie, durch einen anſehnlichen Preis, gekrönet worden. Iſt es nicht artig; daß dieſe berühmten Männer ſich beyde für diejenigen Völker erklären, zu denen ſie das Glück, und nicht die Natur geführet hat? Was ſoll man nun von ihnen glauben? Haben ſie aus bloßer Höflichkeit, oder aus wahrer Ueberzeugung alſo geſchrieben?

Der Herr R. Sch. hat ſich dieſe Lehrart vorgeſchrieben. Er hat alles, was das griechiſche und lateiniſche Alterthum von den Celten gemeldet hat, aus den Quellen ſelbſt geſammlet, unter ſich verglichen, und entſchieden. Dadurch hat er nun die ganze Unterſuchung von neuem angeſtellet, und befunden: die vorige Mishälligkeit ſey nur aus Vernachläßigung dieſer Richtſchnur entſtanden. Denn die meiſten, ſo die celtiſchen Urſprünge unterſuchet,

hätten ein zweydeutiges Zeugniß irgend eines alten Griechen zum Grunde geleget; welches aber gegen das Licht von andern, und das Ansehen wichtigerer Zeugnisse, weichen müsse. Nun läßt er einem jeden Senator der gelehrten Republik, nach reifer Erwägung beyderseitiger Urkunden, die Freyheit, seine Stimme zu geben; hoffet aber, es würden einige nach gehöriger Prüfung den Ausspruch thun: Gallien sey allein das Vaterland der Celten gewesen.

In dem Werke selbst hebt der Herr Verfasser von der Wortforschung des Namens der Celten an; und gesteht, daß er weder griechischer noch römischer Abkunft sey. Cäsar saget ausdrücklich, sie nenneten sich in ihrer Sprache Celten; und auf römisch hießen sie Gallier. So wahr das erste ist, so falsch ist das letztere. Denn das Wort Gallus ist weder bey dem Hahn, noch bey den Galliern recht lateinisch. Bey dem ersten kömmt es unstreitig von Gall, gällen, d. i. von dem Geschrey des Hahns: so wie wir noch im Deutschen die Nachtigall davon benennen, daß sie des Nachts einen solchen Hall, Gall, oder Schall machet; wie es der Hahn gegen Morgen thut. Von dem Volke aber heißt Gallus einen Waller, einen umziehenden Menschen, der nicht an einem Orte bleibt. Und wie aus dem Worte Wehr, Gewehr, Guerre, aus Walther, Gautier, aus Werner, Garnier, aus Wilhelm Guillaume geworden; so sind aus Wallern, Gallier geworden. In Ansehung ihrer, hießen die Einwohner der Seeküsten im Genuesischen, die Lieger,

oder

oder Ligurier, von denen das liguſtiſche Meer den Namen bekommen hat.

In ihrer Sprache aber mochten ſich dieſe Völker lieber die Helden nennen: wie Goldaſt, und andre deutſche Wortforſcher ſehr glücklich erhärtet haben. Das H der Alten klung wie ch oder gar k; daher ſchrieben die Alten dehein, dhein, auch wohl dechein, was wir itzo kein ſprechen. Aus Held ward alſo Chelt und Kelt, und die Griechen machten gar Galater daraus; deſſen Aehnlichkeit mit Gallia vollends die Römer betrog. Uns dünket alſo, der Herr Verfaſſer hätte die wahre Bedeutung dieſes Wortes nicht für ganz unerforſchlich halten dörfen: zumal da die Belger, vom Balgen, die Cimbrer, oder Kiemper, vom Kämpfen, die Picter, oder Phikter vom Fechten, die Scotier oder Scythen vom Schießen ihre Namen bekommen haben. Lauter Beweiſe, daß alle dieſe Völker deutſche Sproſſen eines gemeinen Stammes geweſen ſind.

Die Ordnung hätte, unſers Erachtens, erfodert, zu unterſuchen, woher denn dieſe alte Völker zuerſt in ihre Sitze in Gallien oder Germanien gekommen wären? Denn vermuthlich wird ſie der Herr Verfaſſer nicht aus der Erde wachſen laſſen: wie ſich die alten unwiſſenden Griechen einbildeten, ſie wären αὐτοχθονες, terra editi. Die älteſten Denkmäler nämlich ſtimmen ein, daß alle abendländiſche Gegenden aus den Morgenländern allmählig bevölkert worden. Iſt aber dieſes, ſo ſtehen nur zween Wege offen, die Celten nach Gallien zu bringen; entweder

weder zur See, oder zu Lande. In den älteſten Zeiten aber war die Schiffahrt ſo weit noch nicht gediehen, daß man ganze Pflanzvölker über lange und breite Meere führen konnen. Folglich muß Gallien zu Lande von gewiſſen Wallern, oder ziehenden Volkern beſetzet worden ſeyn. Und da beſorgen wir ſehr, daß es ſeine erſten Einwohner aus Deutſchland bekommen haben werde: die ſich nach und nach über den Rhein ausgebreitet, und endlich bis nach Spanien gedrungen, wie die daſelbſt befindlichen Celtiberier zur Gnüge zeigen.

Iſt nun dem alſo: ſo folget zweyerley daraus: 1) Daß die Gallier oder Celten in Gallien, deutſcher Abkunft geweſen ſeyn müſſen. 2) Daß die zurückgebliebenen Einwohner Deutſchlandes, eben ſowohl Celten, Helden, Waller, oder Gallier haben heißen können, und wirklich geweſen ſind, als die von ihnen ausgegangenen Gallier. Daher iſt 3) auch die Uebereinſtimmung ihrer Sprache, die bey den Alten ſchon bemerket worden, und ſelbſt in den Ueberbleibſeln der Namen unſtreitig iſt, ſehr begreiflich. Doch wir müſſen nicht ſo wohl unſre Gedanken, als vielmehr des Herrn Verfaſſers Lehren vortragen: der es nicht für gut befunden hat, die Urſprünge der Gallier ſo weit herzuholen. Er nimmt ſie ſchon, wie er ſie in Gallien findet, ohne ſich zu bekümmern, wie ſie dahin gekommen. Vielleicht hat er mit Fleiß ein Auge dabey zugethan, um in ſeiner beliebten Meynung, durch ſolche Betrachtungen nicht geſtöret zu werden.

Er

Er geht also vielmehr auf die Abtheilung der Gelehrten in Classen, die von den Celten ihre Gedanken eröffnet haben. Die I. behauptet, daß alle europäische Völker unter dem gemeinschaftlichen Namen der Celten begriffen worden; welches auch in den ältesten Zeiten sehr wohl wahr seyn kann. Ortelius nennet deswegen die Charte von Europa, Tabulam Celticam. Johann Harduin, Friedrich Hofmann, und Herr Pelloutier sind ihm beygetreten: und der letztere, hat es unsers Erachtens sehr deutlich erwiesen.

Die II. Classe behauptet dieses nur von dem grössten Theile von Europa, wie Pezron, Marcus Welser, Cluver, Jos. Scaliger, Bertius, Cocceius, Coccejus, Jak. Carl Spener, Mezeray, Gedoyn, und le Gendre behaupten. Und auch diese haben in gewissen Jahrhunderten recht, ehe nämlich noch die sarmatischen, sclavonischen und hunnischen Völker sich aus Asien nach Europa ergossen; oder auch die phönizischen, ägyptischen und hetruriſchen Colonien sich nach Griechenland und Wälschland gefunden.

Die III. Classe will nur die deutschen und gallischen Völker durch die Celten verstanden haben: wie Volaterranus, Glareanus, Obrecht, Schilter, Leibnitz, und der erlauchte Graf von Bünau solches belieben. Auch diese können in noch neuern Jahrhunderten nicht unrecht haben.

Die IV. behauptet, daß die Deutschen allein Celten geheißen, und daß die Gallier nur mittheilungsweise diesen Namen erhalten. So haben

Brower

Brower, Morhof, (der die Deutſchen für Stammväter der Belger und Celten hält) und Jak. Karl Spener gelehret. Calmet hat gar die Gallier von den Cimbern und Deutſchen hergeleitet.

Alle dieſe Claſſen vom gelehrten Männern nun will Herr Rath Schöpflin widerlegen; und aus dem Alterthume das Gegentheil zeigen: daß nämlich die Gallier allein wahre Celten geweſen; alles übrige aber, was ſo geheißen, oder eine mit ihnen verwandte Sprache gehabt, aus ihrem Schooße hergekommen; indem ſie weit und breit Pflanzvölker ausgeſchicket, Spanien, Wälſchland, Deutſchland, Ungarn, Griechenland, Aſien zu bevölkern; ja ſo gar Preußen und Liefland zu beſetzen. Dieſes Vorhaben iſt ſo groß, als dasjenige, welches Ludewig der XIV einmal mit der Univerſalmonarchie im Sinne gehabt haben ſoll.

Nun beweiſt der Herr Verfaſſer, daß die Alten die Gallier Celten genennet; und das zwar, aus Herodots, Ariſtotels, Polybs, Diodors aus Sicilien, des Dionyſius von Halikarnaß, Strabons, Plutarchs, Arrians, Appians; imgleichen aus des Pauſanias, Ptolemäus, Athenäus, Dio Caßius, Stephans von Byzanz, und Suidas Zeugniſſen. Von den Lateinern ſind Cäſar, Livius, Mela, Plinius, Lucan, und Silius, eben der Meynung. Und dieſes wird dem Herrn Verfaſſer vermuthlich niemand läugnen.

Hier fraget ſichs, ob außer den Galliern, auch andre Völker bey den Alten, Celten genennet worden? Und das findet ſich von den Deutſchen beym Herodot,

dot, Ariſtoteles, Polybius, Dionyſius Periegetes und Plutarch ebenfalls. Allein der Herr Verfaſſer will ihnen dieſe Ehre nicht gönnen, und hat auf alle dieſe Stellen etwas zu erwiedern. Gleichwohl geſteht er, daß Arrian, Appian, und Pauſanias, dieſes viel deutlicher geſaget. Den Ptolemäus, Athenäus und Dio Caßius meynet er ganz auf ſeiner Seite zu haben.

Die Lateiner nennen nur den dritten Theil von Gallien Celten, wollen auch die ganze Sprache, Lebensart und Sitten der Deutſchen von den Galliern unterſchieden wiſſen: dagegen ſich doch ſehr viel erinnern ließe. Außer den Deutſchen aber werden keine andre Völker Celten genennet. Polybius und Diodor aus Sicilien unterſcheiden ſie ſorgfältig von den Spaniern; Dionyſius von Hal. und Strabo, von Scythen, Thraciern und andern Völkern; Dionyſius Periegetes, Plutarch und Arrian von den Britten, Scythen, Brutiern, Lucanern und Thuſciern: obgleich ſowohl nach Spanien, als nach Brittannien galliſche Colonien gegangen: andrer vorito zu geſchweigen.

Nunmehr giebt der Herr Verfaſſer auch der Gegner Gründe an, die ganz Europa mit Celten bepflanzen wollen; nämlich, Pezrons, Vaſers, Cluvers und Herrn Peloutiers. Dieſe haben den Plinius, Dionyſ. von Hal. Strabo, Plutarch und Ptolemäus auf ihrer Seite: die aber der Herr Verfaſſer ihnen zu entreißen ſuchet. Er will auch den Ephorus und Hipparch, auf die ſie ſich berufen, ſo erklären, daß ſeine Gallier allein Celten bleiben ſollen.

ſollen. Alles dieſes nun thut er mit ſo vieler Gelehrſamkeit, daß es ein Vergnügen iſt, ſeinem Fleiße, und kritiſchen Urtheile zu folgen. Indeſſen können wir uns auf eine gründliche Unterſuchung nicht einlaſſen. Wir wünſchen vielmehr, daß der Hr. Conſ. R. Pelloutier, von dem wir noch den III. B. ſeiner Geſchichte der Celten erwarten, ſeine behauptete Meynung auch von dieſen Einwürfen des Herrn Rath Schopflins, retten, und ſattſam beſeſtigen möge.

IV.

Die bey dem Göttlichen Liebs-Gericht zu dem Todt deß Creutz verurtheilte Unſchuld, bey feyerlicher Ablegung des heil. Ordens-Gelübten, deß Reichs-Frey-Hoch- und Wohlgebohrnen Frey-Fräulen Mariæ Joannæ gebohrnen Freyen von Stain, nunmehrigen Schweſter Cordulæ von Herzen Jeſu, vorgeſtellet und erläuteret in einer von dem Hochwürdig Frey-Reichs Hoch- und Wohl-Gebohrnen Herrn Herrn Caroli Ignatii Tænzl, Frey-Herrn von Träzberg, ꝛc. ꝛc. bey ſolemner dieſer Profeſſion den 29 Auguſti 1747 gehaltenen Cantzel-Red. Cum Licentia Superiorum. Aychſtät. 5 ½ Bogen in Fol.

Wir haben bisher aus mehr als einer Urſache, mit den Auszügen aus unſern oberdeutſchen geiſtlichen Kanzelrednern inne gehalten. Eine derſelben war dieſe, daß wir beſorge-

den die Deutſchen (u) *Germani* mit einem ältern Nahmen, Aleman aber mit einem neuern genannt, und zwar allgemein von den Frantzoſen. So doch die Schwaben die rechte Alemanſeyn, ſo da wohnen von dem Albgebürg an zwiſchen dem Lech, Rhein und Mayn, von welchen auch die Elſeſſer nicht ausgeſchloſſen, und ſonderlich die Würtenberger, Algöwer und in der Marggrafſchaft Baden begriffen werden. So iſt *Alſatia* gekürzt von Alemans-Sitz, welches ſo viel iſt als Sedes Alemannorum.

Cimmerii, Völker, ſo gegen Mitternacht wohnen, jetzt Dennemärker und Sachſen, und andere Mitternächtige Völker, Daci, Dani, Holſati, Mechelburgenſes, Elbwohner. *Cimbri* ſic dicti a *Caemar*, denigrare; hinc κέμμερος, caliginoſus. *Cimmerii* populi, vt veteres opinabantur, ſempiterna *caligine* ſepti, & a Solis adſpectu prorſus ademti. Vel potius a *Kempen* & *Kemper*, quorum prius pugilem agere ſeu *dimicare*, alterum pugilem ipſum *pugnatoremque* denotat, quaſi *pugnatores*. Sic & *Sicambri*, quaſi *pro victoria dimicantes* dicti. Sieg enim victoria, & Kämpfen dimicare.

Ebald, ein deutſcher Taufnamen, Numen vetus proprium apud Germanos, Syncopatum ab Ehewalt, vel potius Hegewalt, qui *poteſtatem* vel officium *cuſtodiendi* & ſeruandi habet.

Franck,

(u) Wir haben angemerket, daß der Verfaſſer faſt das ganze Werk hindurch den Namen Deutſch mit einem weichen D ſchreibe. Und es muß alſo ein Verſehen oder Eigenſinn des Buchdruckers ſeyn, der auf dem Titel Teutſche Sprache geſetzet hat.

ſorgeten, dieſe Leckerbiſſen möchten endlich unſern Leſern, als eine loſe Speiſe, Ekel erwecken. Allein wir haben das Gegentheil erfahren. Man hat uns von ſo vielen Orten her erſuchet, in unſerm Vornehmen fortzufahren, daß wir nach unſerer Pflicht, allen unſern Leſern zu willfahren, den bereits bey Seite geſetzten oratoriſchen Raritätenkaſten wieder hervor nehmen wollen.

Unſer heutiger Redner iſt bey der Einkleidung des Fräul. von Stain auf den ſinnreichen Einfall gerathen, einen verliebten peinlichen Proceß vorzuſtellen. Wie es ihm gelungen ſey, das wollen wir hören.

Der ſogenannte Vorſpruch heißt: Vulnerasti cor meum, soror mea, sponsa, vulnerasti cor meum. *Cant. IV.* v. 9. Du haſt mein Herz verwundet, meine Schweſter, meine Braut, du haſt mein Herz verwundet.

Worauf der Redner ſo anhebt: „Wenn jemahlen eine Verſammlung deren Ehrenwürdigſten Zuhöreren ſich in der Hoffnung einen der angeſagten Solennitæt einer geiſtlichen Profeſſion gemeſſenen „Canzel-Spruch anzuhören ſich betrogend gefunden, ſo widerfahret ſolches anheunt gegenwärtiger „Verſammlung. Sie betrachten zwar A. A. dieſen „heiligen Ort in ſeiner Zierd und Aufbuß, und erſtaunen, daß Kunſt und Koſtbarkeit hiebey um „den Vorrang ſtrittig ſeyen: Ihr Aug iſt verzucket „in Anſchauung der artigſt-inbuntnüſten, obſchon nur von menſchlichen Händen erſchaffenen, „jedannoch ein Wunder der Natur darſtellenden

„Blumen-Pracht ausgezierten Altären: Es fallet „ihnen in die Ohren ein von allerdings Englischer „Lieblichkeit erschallende Anstimmung bewöglicher „Lob- und Dank-Liederen, anderer mit himmli„scher Annehmlichkeit das Gehör ergetzenden Instru„mental-Music. Es ist ihrer Anbettung ausge„setzt das Allerheiligiste Altars-Sacrament in ei„nem von Geld und unschätzbahren Werths beyge„setzter Kleynodien schimmerenden Gefäß: Vor die„sen kniet da in auserbaulichsten Andacht ein adeli„ches Fräulein; der Hochzeitliche Ehren-Cranz „womit ihr Haupt gezieret, die geistliche Kleidung „mit welcher sie angethan, die in der Hand haltende „brinnende weisse Wachs-Kerz zeiget an, daß sie „als ein geistliche Braut bereit seye sich mit ihren „Göttlichen Gespons wirklich zu verwehlen. Sie „erwarten bey allen diesen prechtigen Anstalten dem„nach sammentlich, welche die Andacht die Freud „und die Ehr als Zusehere dieses heiligen Acts hie„hero gezogen, an mir einen Panegyristen, so mit „einer wohlgefaßten Lob-Red die verwunderlichiste „Würkung des Göttlichen Ruffs in dieser glückseeli„gen Seelen vortragen, und Dero großmüthige „Endschlüssung einer ohngesaumt von Standhaftig„keit und großer Menge anderer vortrefflichen Tu„genden vergesellschafteten Volke erhöben sollte: al„lein ich widerholle es, betrogen finden sich alle „diese . . . . „

Man kann nicht redlicher zu Werke gehen! Nachdem nun der Redner die vernünftigen Gesichter seiner Zuhörer in etwas betrachtet, und sich noch-

mals ſehr gewundert hat, wie ſie auf den Einfall haben kommen können, ihn anzuhören; ſo thut er einen Griff nach ſeinem Thema, folgender Geſtalt: „Nemmen ſie A. A. nit in Erwögung die Zierd dieſes Orts, ſondern die eiſerne Gitter, welche ſolchen als ein Behaltnuß-Kerker, einer wegen ſchweren Liebs-Verbrechen angeklagten Gefangenen vorzeigen, die in Hochzeitlichen Ehren-Geſchmuck erſüchtliche adeliche Perſon; als eine berüchtigte Ubelthäterin, welche eben alhier an dem Ort ihres begangenen Verbrechens, ein über ſie ergehend geſchärpftes Todes-Urtheil anzuhören, und auszuſtehen hat, den heutigen Tag folglich als einen ganz beſondern Gerichts-Tag. Erwarten ſie an mir keinen Lob-Prediger, ſondern einen Verkündiger eines ganz unerwarteten peinlichen Proceß, bey welchen, gegen alle andere Gerichts-Ordnung, die Anklag führet, der Richter, der Zeig iſt, und zugleich die Entſchuldigung gibet: die gegenwärtige Anklagte, als eine in der Unſchuld ſchuldige Ubelthäterin erkennet wird, die verkündigte Todes-Straff, ein die freuden-volliſte Würkung habendes peinliches Liebes-Urtheil darleget.“ Der Redner merket ſelbſt, daß dieſe Proceß-Ordnung den Zuhörern ſehr verwirrt vorkommen werde: allein er vertheidiget es damit: daß das Gericht ſeye ein Gericht der Liebe, alwo, weiln die Lieb die ober-richterliche Bottmeſſigkeit erlanget, eben darum weder Ordnung noch Form erforderet werden möge. Irrdiſche Verliebte wiſſen freylich wohl nicht allemal wo ihnen

nen der Kopf ſteht; wie aber der Redner bey ſeiner geiſtlichen Strohkranzrede mit dieſer Ausflucht zurechte kommen werde, das laſſen wir dahin geſtellet ſeyn.

In der Abhandlung ſelbſt erkläret ſich der Redner: daß, obgleich das ohnehin allwiſſende Göttliche Liebs-Gericht, alle Formalitæten deren Menſchlichen Gerichteren nach deren Rechts-Reglen zu beobachten nit pfleget, auch nit nöthig hat, es ſich dannoch in vorwaltender Sach an drey in peinlichen Anklagungs-Fällen zu unterſuchen und zu überlegen herkömliche Stuck gebunden. Dieſe ſind 1) die Richterliche Ergründung der vorgekommenen Innzüchten. 2) Die Vernehmung der Angeklagten in ihrer Verantwortung; und 3) eine reiffliche überlegte rechtliche Erkantnuß, Verkünd- und Vollziehung des abgeſchloſſenen peinlichen Liebs-Urtheils.

Nun iſt die gegenwärtige unſchuldig-Schuldbare zweyer ſehr ſchwehren Verbrechen von ihren Geliebten angeklaget: einer tödtlichen Verwundung, und einer gewaltſahmen Beraubung ſeines Herzens.„

Der Redner fängt ſeine Sache ſehr liſtig an, das gute Fräulein in Verdacht zu bringen. Wir wollen ihn ſelbſt hören, denn ſein gerichtlicher Vortrag verliert zu viel bey einem Auszuge. „Die in peinlichen Fällen „Unterſuchensnöthige, zum Theil gemeine, zum Theil „beſondere Innzüchten, werden von denen Geſetz-„Geberen vor vielen anderen hauptſächlich geachtet

„und

„und geſetzet, ein allgemeiner Ruff eines ehe vor-
„geführten ſo verdächtigen Lebens-Wandl der be-
„richtigten Perſon, wegen welchen man ſich der an-
„gegebenen Miſſethat zu ihr verſehen möchte: Ein
„allzu vertraulicher Umgang, und Geſellſchaft mit
„in derley Unthaten, wovon die Anklag beſchehen,
„verſchreiter Geſellen: die aus Arglüſt unternomme-
„ne Abänderung der Kleidung, des eigentlichen
„Nahmens und Geburts-Standes: Eine heimli-
„che oder wohl gar offentliche bewaffnete Nachſtel-
„lung dem Verletzten: Die bey dem Thäter, zu-
„mahlen an dem Orth der ausgeübten Verwundung,
„annoch gefundene Verletzungs-Waffen: Und end-
„lich das bey ſelben würklich angetroffene geraubte
„Guth.„

Nun wird wohl niemand zweifeln, daß bey ſo eingefädelter Unterſuchung, das gute Fräulein garſtig weg kommen werde. Es heißt: „Die einge-
„holte unwiderſprechliche Erfahrungen des Lein-
„muths dieſer unſchuldig-Schuldigen, bezeigen,
„daß ſie ſolche vorzigliche Fähigkeiten beſitze, von
„welchen man ſich ganz beſondere Unternehmungen
„verſehen könne. Unverwerffliche Zeugnuſſen be-
„hörden einhellig von ihr ausnehmende Gaaben der
„Natur, des Gemüths und der Gnad. Ihre jun-
„ge Jahr, die Schwäche des weiblichen Geſchlechts
„angebracht und erhobet mit mannbahren reiffen
„Entſchlüſſungen, die Gnad habe ihre Seel alſo
„reichlich mit übernatürlich und ſittlichen Tugenden
„ausgeſteiret, daß dieſe als ein herrlichſt heraus
„geſchmuckter auf der Grund-Veſt des Großmuths-

„der Starkmüthigkeit, der Fromkeit, und einer un-
„wanckelbahren Beſtändigkeit geſtelter Tempel Gött-
„licher Liebe müſſe bewunderet werden. O! dieſe
„Gaaben der Natur, dieſe Vöhigkeiten des Ge-
„müths, diſer Ausſchmuck der Gnad, wann ſie
„mit vereinbahrten Kräfften in das Herz, als den
„Siz der Liebe eintringen (wie der algemeine Ruff
„dieſes alles der Angeklagten auf burthen will) was
„ein nit entfernter Verdacht, ſonderen die nächſte
„Anzeig, daß dieſe ſich nur zu unbeingeſchrenkter
„Ausübung freymüthigſter heiligen Liebs - Thaten
„zuverwenden gewohnt ſey.

„Was vor ein Umgang, auff die Unterſuchung
„der zweyten Jungfücht zu gelangen, in was vor
„einer Geſellſchafft ſich aufzuhalten trachtete die Be-
„richtigte? Ich kann ihre Geſellinnen, zu Begrün-
„dung dieſes rechtlichen Verdacht (Sie vergeben es
„mir) nit verhalten. Es iſt die Geſellſchafft einer in
„der wahren heil. Liebs - Kunſt erfahrniſt und be-
„rühmtiſten Meiſterin, der Heil. Urſulä. O was
„eine Weltverſchreite Geſellſchaft heiliger Liebe!
„Die hizigſte Liebs - Satzungen, ignea Lex, ſeynd
„dieſen Geſellinnen von ihren geliebten Göttlichen
„Geſpons ſelbſten in die Taffel ihrer Hertzen nit nur
„eingeſchrieben, ja ſogar mit einen immerfort brin-
„nenden Liebs - Feur tieffiſt eingeſchmelzet . . . .
„Wie? die Angeklagte laſſet ſich unter ſo merkwir-
„dig beruffenen Geſellinnen betretten? Zu was Ab-
„ſicht und Geſinnen? Von dieſen die Kunſt wahr-
„haft zu lieben gelehrt zu werden, und nach begriffe-
„ner ſolcher dieſes zu erzihlen, daß ſie auch die

„Kunſt

„Kunſt Hertzen zu rauben erlange. Eben darum die „dritte Innzücht deſto bedencklicher.

„Warum hat Beklagte ihre Adeliche Verwand„ſchafft verlaſſen? Warum ſich verborgen und ver„hüllet unter denen Löcheren in der Höllen der fin„ſteren Maueren? in foraminibus petræ, in ca„verna maceriæ? Warum verſtecket ſie ſich hierin„nen in ihrer edelen Geburt nit zukommenden Klei„dung, in Ableg ihres Geburts und Geſchlechts und „Annehmung eines zumahlen obſchon herzigen, an „ſich aber eben darum verdächtigen Namens Cor„dulæ?

„O! mit was einem ſcharpff-ſchneidenden „Schwert hat ſich die Berichtigte nit bewaffnet? „Die Gattung deſſen beſchreibet der Apoſtl: Gla„dius ſpiritus quod eſt verbum Dei, ein ſcharpff„ſchneidend Schwert, das Wort Gottes .... Noch „nit genung. Iſt ſie nit auch erſchienen, mit ei„nem ſcharpff-gewetzten in den Buſen geſteckten „Meſſer? Ein glüendes, Bezeugſchafft von dieſem „Gewehr Rupertus, ein ſpitzig gewetztes Meſſer iſt „der zum Lieben entzindete Geiſt, Flammeus ignis „atque verſatilis .... Bleibet dann nunmehro was „weitheres gegen die Beklagte zu erproben übrig, „als das ſie endlich der That ſelbſten überzeigt „werde ....„

„Hören Sie A. A. auf was Art ſie auff dieſer „That erdappt worden.„ (Man gebe wohl acht, denn hier thut der Redner, wider ſeine Gewohnheit, gelehrt). „Alle Edle Seelen, welche deß „zergänglichen kothigen Welt-Weſen ſich großmü-

„thiq entſchlagen, leben wie Uranoscopus, ein „Meer-Fiſch, ſo nur ein Aug auf der Stirn tra„get, und mit ſolchen unabwendig gegen den Him„mel ſieht. Si amoris oculus eſt, unus eſt: Wann „das Aug recht verliebt iſt, wendet Chilbertus dieſe „Gleichnuß an, ſo iſt es nur ein Aug. Dieſe, „dieſe von heiliger Lieb eingenommene Seelen, ſind „jene Chriſtliche Anaxagoræ, welche nur darum ge„bohren zu ſeyn ſich rühmen, damit ſie niemahls „mit verrucktem Aug gen Himmel ſehen. Dieſe „ſeynd jene nackende Gymnoſophiſtæ und wahre „Weltweiſe, welche ſich von al„irdiſcher Ehren„Begierd entblöſen, und nur allein von dem Glanz „der Göttlichen Sonnen wollen bedecket ſeyn! dieſe „ſeynd, nit jene erdichtete, ſonderen würkliche Phæ„nices, welche in denen heiſen Flammen des Göttl. „Liebs-Feur ſich verzehrend, das Leben in immer„wehrenden Singen zubringen: ardeant plumes, „ſi gaudeant pupillæ: verbrünnen gleichwohl die „Federen, der übrigen Sinnlichkeiten, wann nur „vergnügt liebt das Aug. Dieſe ſeynd jene neu„entſtandene Davides, welche in der Einfältigkeit „der Augen die Zweyfältigkeit verlohren . . . . „O wie genau und ſcharpff hat nit die Beklagte „das ehevor nach der Welt gehaltene Aug zugedru„ket, mit den anderen in alſo verdoppleter zihlen an „das Hertz ihres Bräutigams ſich gewaget, und „das Mittl deſſen durch und durchſchoſſen.

„Meſſer, Schwerd, Bogen und Pfeil (die zwey „letztere Inzüchten nur mit wenigen zu berühren) „wer iſt es, ſo es an ihr nit noch erſehen, ſie mit

„ſol-

„solchen vor ihren Geliebten stehend, ja das durch-
„schossene Hertz in ihren Gewalt antreffen könne?
„Bey welcher Beschaffenheit und zusamm-gezoge-
„nen trüfftigsten Inzüchten, was bedarff es eines
„weitheren Verschubs? und da die Beklagte durch
„die vorgekommene Zeigschaffts- und anderen Ver-
„dachts-Uhrkunden deß angegebenen Liebs-Ver-
„brechen vollkommen überzeigt ist; hat dann nit
„das Göttl. Liebs-Gericht alles Recht und Fueg,
„zu Fehlung eines peinlichen Liebs-Urthel zu
„schreiten?„

Es fraget sich nunmehr, wie die Beklagte sich vertheidigen werde? und das kann in dem Munde eines solchen Redners, nicht anders als possierlich gerathen. Er sieht es zuvörderst ihrer ganzen Person an, daß sie sich nicht sicher weis: „Das nider-
„geschlagene Aug, ein überweisender Verräther des
„angegebenen Unthats; das Stillschweigen des
„Munds, ein Spraach, welche nur die Uberwisene
„Schuldige zu reden gezwungen seynd; die Entfär-
„bung des Angesichts, jene allgemeine Schaam-Rö-
„the, deren auff frischer That erdappten Ubelthäteren,
„seynd auch bey gegenwärtig Beklagten, mehr eine
„abgetrungene als freywillige Bekanntnuß.„ Hierauf läßt der Redner das Fräul. den Busen eröffnen, und ihr eignes tieff ist verwundetes Herz denen Richteren vorweisen; ja sie beruft sich auch auf einen Vorredner, wie es hier heißt, und es wird wohl niemanden zuwider seyn, daß dieses die göttliche Liebe selbst ist. Wir wollen doch seine Schutz-Rede hören.

„Er zeiget ſich Eingangs gantz entriſtet zu ſeyn,
„daß das Göttl. Liebs-Gericht den klagenden Geſpons
„zur Criminal Anklag habe mögen gelangen laſſen,
„da doch eine ausgemachte Rechts-Lehr ſeye, daß
„jeder Kläger ipſo facto & jure von der Anklagungs-
„Befugniß ausgeſchloſſen ſeye, welcher eben deß
„nemblichen Verbrechens ſchuldig bewiſen werden
„könne. . . . . Stehet dann nit diſer Ankläger
„(man merke wohl, daß es der göttl. Geſpons iſt) in
„dem Gerichts-Buch deß göttl. Liebs-Gerichts, als
„ein durch viele in ſolchen einregiſtriret von ihme
„ausgeübten derley Liebs-Thaten ſattſamb überzeig-
„ter Vergewaltiger und verſchreittigſter Hertzen-
„Rauber? Seye dann nit von ihme in diſen Buch
„zu leſen, daß er mitten in der Nacht von dem Ja-
„cob an der Leiter erdappt worden? Daß Joannes
„ihne einen Diebs-Schlüſſel in der Hand haltend
„erſehen, apperit & nemo claudit? Daß er gegen
„ſeine vertrautiſte Lehr-Jünger, denen er, was die
„Kunſt und Vorthel Herzen zu rauben anbetrifft,
„nichts verhalten, ſich einen vornehmiſten Meiſter
„diſer Diebs-Kunſt, omnia traham ad me ipſum,
„und derley Diebs-Ställ berühmet? Seye von
„ihme nit als eine Welt-Kündige keines Beweiß
„nöthige Sach angemerket, daß er zu aller Zeit mit
„gefährlichen Liebs Strick und Garn behängt gewe-
„ſen? ein uralter Zeig betitle ihne dannenhero einen
„immer herum lauffend, herumſtreinenden, behen-
„den Herzens Rauber, Accelera, feſtina, prædare.
„*Jeſaiæ* 8. . . . . Das Viſum repertum nemme
„wer da will in ſeinen heimlichen einſamben Raub-

Wie-

Franck, Francken, Franci, populus in medio Germaniae a *tribuendorum immunitate & libertate* dictus, vel q. Die freyen Knaben, freyen Gesellen; freyen Bauren. Sic enim viri eruditi iudicant, fuisse olim prolem seu iuuentutem, quae se forte seruili bello per seditionem in *libertatem*, seposito Romanorum iugo, asseruerit. Alii *Francos*, longius petita Etymologia, volunt dictos quasi *feroces*, die Frechen, nixi autoritate *Aimoini* lib. 1. c. 1. cuius haec sunt verba: *Imperator virtutem gentis audaciamque miratus* attica *lingua* francos, *id. est*, feroces *nominauit*. Herr Henisch will lieber Frank, seye von Fry und Ank, quasi fryank, liber. iuuenis, ἐλεύθερος; *Liberius*, *Liborius*. Ank, enim est *adolescens*, a Latino *ancus* vnde *ancilla*.

Doch genug hiervon vor dieses mal. Eines müssen wir noch melden. Man findet hier und dar solche Wörter mit untergemischet und ausgeleget, deren Gebrauch und Verstand allein in dem alleroberſten Theile von Deutschland, das ist, in Schwaben, Franken, Beyern und der Schweiz bekannt ist. Als zum Exempel: Chüttern, garritus auium; in seiner ersten Bedeutung. Nachdem wird es auch in Schwaben noch heut zu Tage gesagt, von einem heimlichen und unterbrochenen oder gezwungenen Gelächter, zumal muthwilliger Kinder, welches dem Pfeifen der Vögel ähnlich ist. Deinsen, deisen oder deysen, pedem clam referre, bedeutet daselbst bis auf diese Stunde so viel als schleichen wie ein Dokmäuser, zuweilen auch tragen, oder heimlich wegtragen, wie die thun, die nicht auf rechtem Wege sind. Behen, ein Brod behen, das ist rösten,

tor-

„Winckelen, die Warheit solicher gewaltsamisten „Thaten werde sich darlegen ein unbeschreiblich „grosser Hauffen der tödtlich verwundeten Hertzen „anzutreffen seyn. Da ligen mit allem ungerechten „Gut, das Herz eines Matthäi, Zachäi und Pu„blicanen; dort das mit einer Donnerkeil durch„schossene Hertz Pauli. In einer von allen menschl. „Umgang ganz abgesonderter Krufft noch durch „verbottenen Schand-vollen Wucher fleischlicher Lieb „zusammen-gescharrten kostbaren Geschmuck, das in „dem heissisten Liebs-Brand gegen ihn gestellte Hertz „Magdalenä. In allen Ecken des Gemachs ein „unzehlbare Meng zusammen gefangener Hertzen „deren Könige, Mächtigen, Reichen der Welt, „denen er Scepter, Purpur, Stammen-Brief, „Reichthumb, und Ehren, wo nit mit Gewalt, „doch mit eintrünglichsten Schmeicheleyen, Jugum „meum suave, entzogen, sie biß auff das Hembd „aus- und in Bettler-Säck bekleidet. Wie vielen „Eltern habe er nit ihre liebe Kinder verführet, selbst „Ehgatten getrennet, sich der keuschisten Jung„frauen bemächtiget, bis sie in sein Liebs-Netz ge„fallen ꝛc.„ Es kömmt immer ärger: der Schutzredner bezüchtiget den Gespons gar, er habe der Beklagten ein zauberisches Liebs-Getranck beygebracht: wobey denn alle die verliebten Stellen aus dem Hohenliede auf eine romanhafte Art angebracht werden. Es ist uns nicht möglich, den pöbelhaften Plunder herzuschreiben. Er machet zuletzt, auf gut Blau-Röckelisch, den Schluß: „ohne „Hertz könne seine Clientinn nicht seyn; da nun der „Ge-

„Gespons sie um das ihrige gebracht, sey es ihr „auch nicht zu verargen, daß sie sich des seinigen „bemächtiget habe.

Er fragt nunmehr die A. A. was sie von dieser Sach halten? wobey er die Gründe beyder Parteyen, wieder auf eine höchst unanständig possierliche Art zusammen hält; bis er endlich auf das Urtheil kömmt, welches wir ganz hersetzen, und damit diesen Artikel beschließen wollen.

„In peinlichen Liebs-Gerichts-Sachen, die in „puncto eines gewaltsamen Raubs und tötlicher „Verwundung deß Hertzens ihres Gelibtisten höche„ster Majestät seyenden Gespons angeklagte, zu Ver„haft gebrachte, und hier mit denen Banden und „Fäßlen heiliger Lieb würklich gebundene unschuldig „Schuldbahre, nachdem von ihr nunmehro angenom„menen Nahmen, Cordula de corde Jesu genennet, „betreff nd, wirdet auf die von selber freywillig ge„thane Bekantnuß, auch ehevor durch unverwerff„liche Inzüchten und Zeigschafften beschehener Uber„weisung nach reiffer der Sach Uberlegung hiermit „zu rechten erkannt, daß sie, wegen der an ihren „höchsten Gespons ausgeübt unschuldigist-heiligen „Liebs-Verbrechen, ihr zur wohlverdienten glückse„ligsten Straff, anderen aber zu einem erspieglenden „und zu derley Thaten auff eyfferenden Exempl, an „das Creutz zu ihren Geliebten mit ebenmäßigen von „dem Göttl. Liebs-Gericht selbsten verfertigten „dreyen Nägelen angenaglet, und hieran eines „süßisten Liebs-Todts sterben solle.„

Hierauf

Hierauf erkläret der Redner der neuen Nonne dieſes Urtheil nach ſeiner gewöhnlichen Art; nennet das Kloſterleben, welches ſie antreten ſoll, auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe, einen glorreichen Galgen, und nach dem gewöhnlichen Wortſpiele, daß die drey Nägel, die Treu ſind, die ſie künftig ihrem himmliſchen Bräutigam ſchuldig ſey, tummelt er ſich bis ans Ende, in lauter poßirlichen Einfällen und läppiſchen Ausdrücken hindurch.

Würden wohl Fleſchier und Bourdaloue, bey einer ſo wichtigen Sache, als die Einkerkerung eines jungen unſchuldigen Kindes auf Lebenslang iſt, ſo gepickelt haben? Warum muß doch der Geiſt eines Hanswurſts auch auf der Kanzel herrſchen, und ſelbſt bey ſo vermeynten heiligen Handlungen, ſeine thörichten Schwänke auskramen? Die katholiſche Religion hat gewiß nicht Schuld daran. Die obbenannten franzöſiſchen Kanzelredner waren ja eben ſo gut, ja noch viel beſſer katholiſch, als unſer Frey-Reichs-wohlgebohrner Herr Tänzl von Trätzberg. Aber ſie hatten zugleich eine geſunde Vernunft, und einen durch die ſchönen Wiſſenſchaften geläuterten Geſchmack; die ſie lehrten, was ein Redner ſagen könne und müſſe, um weder ſich, noch die Kirche lächerlich zu machen.

V.

Fortsetzung des Amilecs, oder von den Samkörnern der Menschen.

Indessen, daß ich meine Rechnung machte, ward ich einen Geist gewahr, der einige Samkörner in einem gläsernen Bächer gewaltig schüttelte. Ich fragte ihn, warum er das thäte? Wir kriegen bisweilen Körner, sprach er, die mit besondern Eigenschaften versehen, aber so vertrocknet sind, daß wir besorgen, sie möchten sich nicht erhalten. Diesem Unfalle zu begegnen, amalgamiren wir sie, wie du siehst, mit Finanziershörnern. Dieß z. E. hat zwar keine sonderliche Eigenschaften; aber es ist dick und fett, und hat Saft im Ueberflusse. Im Amalgamiren, theilt eins dem andern mit, was ihm fehlet. Aber zum Unglücke verlieren die guten Körner etwas von ihren Eigenschaften, indem sie mehr Bestand bekommen; und umgekehrt.

Indem rief Amilek, der den Kopf zum Fenster hinausgestecket hatte, überlaut: Endlich kriegen wir Nachrichten aus dem Monden! Ich sehe einen Läufer kommen, den mein Verweser Zamar ohne Zweifel an mich abgeschicket hat. Ein Blitz fährt nicht so geschwinde durch die Luft, als er kam. Augenblicklich war er da, und legte ihm Zamars Brief zu Füßen. Alle Geister im Vorrathshause umringten ihn, und thaten ihm tausend Fragen. Was machen die Vernunftlehrer im Monden? Ich habe

tausend

tausend Mühe mit ihren Körnern. Spitzfündige Vernünftler finde ich genug; aber fast keinen einzigen Vernünftigen.

Wie steht es mit den lunarischen Naturforschern? Das muß ein herrliches Land seyn, Luftschlösser in Lehrgebäuden zu bauen! . . Und wie sind die Beschützer der Gelehrten, die Mäcenen fortgekommen? Ich habe so viel Körner von ihnen auf der Erde gesammlet, daß schon ein großer Mangel daran gespüret wird.

Kurz, sie redeten fast alle zugleich; und Amilek rief ihnen. Sie traten in einen Kreis um ihn her, und er las den erhaltenen Brief laut vor.

Zamar dem Amilec,

Großmeistern der Menschen-Manufactur; alles Wohlergehen!

Berühmter Amilec,

Es sind, wie du weist, 500 Jahre, daß ich auf deinen Befehl von der Erde abgieng, den Mond zu bevölkern. Der Uebergang geschah bald und glücklich. Ich hatte alle Menschenkörner, die du mir anvertrauet hattest, so gut eingepacket, daß ich auf dem ganzen Wege auch nicht ein einziges verlohr.

Aber wie erschrack ich, als ich den Mond, nach dem Verhältnisse seiner Größe, viel bevölkerter antraf, als

als ich die Erde verlassen hatte! Ich untersuchte die Ursache, und glaube sie gefunden zu haben.

Du weist, daß die Körner der Unverschämten Gecken (Etourdis) sehr wenig Bestand haben, sehr flüchtig und leicht sind; ja leichter als die Luft selbst. Sobald sich ein Korn von solchen Leuten trennet, so fällt es nicht zu Boden, wie andre Körner; schwebt auch nicht in gewisser Höhe in der Luft; sondern fliegt in die Höhe: und je trockener es wird, desto höher steigt es empor; bis es die höchste Luftgegend erreichet; wo es von der reinsten Himmelluft bald hier, bald dahin getrieben wird.

Außer dem weist du, daß die Mondenluft sehr dünne, leicht und lebhaft ist; folglich mit den Samkörnern der Gecken viel Aehnlichkeit hat. Indem nun der Mond um die Erde lief, begegneten ihm etliche solche zerstreute Körner, die sich in seiner Luft gleich befruchtet, vereiniget, und verschiedene Klumpen auf seiner Oberfläche gemachet haben. Ein günstiger Sonnenstral ist ohne Zweifel dazu gekommen: und sieh da! Es fiengen sich Menschen an auszubrüten; diese zerstreuten sich, und bevölkerten den ganzen Mond.

Nicht nur Menschenkörner erhoben sich hieher; selbst von Pflanzen und andern Thieren stiegen sie auf; so daß nichts auf der Erden ist, das man nicht auch im Monde finden sollte. Indessen sind alle diese Körner unterweges sehr vertrocknet; folglich haben auch die daraus entstandenen Dinge wenig Dauer. Das Leben der Menschen z. E. ist allhier sehr kurz. Im zehnten Jahre ist man in seiner be-

sten

ſten Blüthe; im zwanzigſten fängt man an zu ältern, und im dreyßigſten iſt man im höchſten Alter. Allein was Wunder? Selbſt auf der Erde ſoll ja itzt nichts gemeiner ſeyn, als Greiſe von dreyßig Jahren.

Noch mehr! und das wird dich Wunder nehmen, großer Amilec: die Mondluft iſt voll gewiſſer anſteckender Theilchen, die Pflanzen und Thiere vergiften, und alle Fruchtbarkeit in ihnen erſticken. Dergeſtalt ſind im Monden Pflanzen, Thiere, Männer, Weiber, alles unfruchtbar; kein Weſen pflanzet ſich ſelbſt fort.

Glaube darum nicht, daß auf dem Monde etwas fehle. Die Erde ſorget dafür, und würde an allen Gattungen, ſonderlich an Gecken, zehn und mehr Monden verſorgen; wenn ſie ſelbige in ihrem Umkreiſe hätte. Uebrigens brüten ſich die Kinder auf der Oberfläche des Mondes aus: und in gewiſſen Jahreszeiten geht man ſie zu ſammlen; wie man auf der Erde die Pilze ſammlet.

Dieſe Findelkinder theilet man verſchiedenen Leuten aus; einem mehr, dem andern weniger, nachdem ſie Vermögen haben, und die Aernte beſchaffen iſt. Es iſt etwas ſonderbares, die Liebe zu ſehen; welche die Hausväter gegen dieſe Kinder haben, die ihnen doch nicht gehören, und die ſie, wer weis woher? bekommen. Allein das iſt ein Zeugniß von der Vorſehung; davon ihr auch auf der Erde Exempel genug habet.

Sobald ich mich von dieſen Dingen ſattſam unterrichtet hatte, war ich begierig, das Naturell und

die Sitten dieser Mondenbürger zu kennen. Ich hätte es aber mit leichter Mühe errathen können. Die Art der Geckenkörner, daraus sie entstanden, hat einen groſsen Einfluſs in sie. Auſserdem bewohnen sie einen Planeten, der um seinen Mittelpunct, um die Erde, und um die Sonne zugleich rollet. Ist es wohl anders möglich, als daſs ein so vielfältiges Wirbeln ihr Gehirn in Unordnung bringen muſs? Die Köpfe gehen auch ihnen in die Runde. Nichts ist närrischer, als die Mondbürger. Sie sind so ausschweifend, daſs sie glauben: man könne nicht glücklich seyn, ohne ein Narr zu seyn; und sehen also die Thorheit für die nützlichste Eigenschaft eines Menschen an.

Dem zu Folge hat man im Monde Schulen für Gecken oder Narren aufgerichtet, darinn man sehr zunimmt: eben sowohl, wie man auf der Erde dergleichen zur Weisheit und Klugheit gestiftet hat, darinn man sehr wenig lernet.

Bey euch, erleuchteter Amilec, glaubet man, der menschliche Verstand sey sehr eingeschränkt; und will ihn erweitern: hier hat er zu viel Kenntniſs, und man bemüht sich ihn ins Enge zu ziehen. Die Erdbürger sagen: der gröſste Geist hat doch nur einen kleinen Umfang; darinn ist er verschlossen, und bleibt in der Unwissenheit: tritt er aber heraus, so schweift er aus. Die Mondbewohner klagen auch, und sagen: der allerdümmste Kopf ist noch viel zu scharfsinnig. Er sieht zuviel Dinge; und das zerstreuet und beunruhiget ihn nur.

Wir

Wir ſind ja nicht gemachet, zum erkennen; ſondern zum empfinden und zum genieſſen.

Auf Erden ermahnet man die Leute, alles zu verachten, und ſich in nichts zu vergaffen: hier im Monde räth man, alles zu lieben, ſich mit allem die Zeit zu kürzen. Man verirret ſich bey euch, weil man alles ergründen will: hier aber, weil man nichts ſattſam ergründet. Man iſt unglücklich bey euch, weil man nicht klug genug iſt: bey uns aber, (denn das Glück iſt nirgends zu finden) weil man nicht närriſch genug iſt. Man iſt es zwar ſo ziemlich: aber etwas Nachſinnen bleibt noch immer; und das quälet nur! Um glücklich zu ſeyn, muß man entweder ſehr viel, oder gar kein Nachſinnen beſitzen.

Indeſſen ſtreben die Mondbürger eben ſowohl nach Glückſeligkeit, als die Erdbewohner; aber durch andre Mittel. Ihre Lehren zielen dahin, die Empfindung des Böſen zu ſchwächen, und den Geſchmack der Vergnügungen zu erhöhen. Man ſchreyet hier eben ſowohl wider die Liebe, als auf der Erde; aber aus ganz andern Urſachen. Auf der Erde ſaget man: die Liebe ſey eine Klippe der Weisheit; im Monden nennet man ſie eine Klippe des geckhaften Weſens. In der That, ſobald ein Geck liebet, ſo hebt er an zu denken, und vielleicht zum erſtenmale. Kaum den Göttern iſt es gegeben, ſaget man hier, zugleich verliebt, und ein Geck zu ſeyn.

Uebrigens wird man hier lange nicht ſo alt, als bey euch, ob es gleich keine Aerzte giebt. Die Gerechtigkeit wird hier ſchlecht verwaltet; ob es gleich

keine Sachwalter oder Ausleger der Rechte giebt. Man sieht wenig keusche; ob es gleich keine Gelübde der Keuscheit giebt.

Die Wissenschaften werden nicht sehr getrieben, auch nicht geliebet: gleichwohl giebt es viele Naturkündiger; die sich aber nicht für Gelehrte, sondern für physikalische Kaufleute ausgeben. Die ins Große handeln, bauen neue Systeme. Sonderlich treiben sie die Lehre von der Vielheit der Welten sehr hoch. Sie wissen, daß Mercur, Venus, und alle Planeten mit ihren Trabanten, soviel bewohnte Erdkugeln sind. Sie wissen auch, daß jeder Fixstern eine Sonne ist, die ihre Weltkugeln erleuchtet. Aber sie geben auch vor, daß jedes kleine Wasserkügelchen, welches, wie ein jeder weis, sich in die Runde drehet, eine kleine Welt seyn muß, in deren Mittelpuncte eine kleine Sonne ist, welche etliche noch kleinere Erdkügelchen erleuchtet, die um sie laufen.

Wenn also ein Mondweiser ein Glas Wasser trinkt, so sieht er sich für ein Ungeheuer an, das eine unglaubliche Menge von Sonnen, Erdkugeln, Monden und Welten einschlingt. Was nun so eine Wasserwelt gegen uns zu rechnen ist, das mag wohl unsre Welt, in Ansehung einer dritten seyn. Vielleicht machet unsre Sonne, mit allen Wirbeln der Fixsterne zusammen, nur einen Tropfen Feuchtigkeit aus, den irgend ein ungeheures Thier, so einen noch abscheulichern Planeten bewohnet, ehester Tage verschlingen wird.

Die Kaufleute die nur physikalische Krämer sind, ver-

torrere. Gluſ, das iſt Steckknadel oder Stiftnadel. Fricken, reiben oder kraßen, fricare, u. d. m. Dieſe Wörter wird man in Ober- und Niederſachſen nicht leicht verſtehen; ſie ſind aber dem Verfaſſer deſto mehr bekannt geweſen, weil er ſeine Jugend in der Schweiz, und die übrige meiſte Lebenszeit in Schwaben zugebracht hat.

Sonſten iſt bey alle dem wohlverdienten Lobe dieſer nützlichen Arbeit noch etwas auszuſetzen, welches wir nicht gänzlich unangemerkt vorbey laſſen können. Dieſes nemlich: daß der Autor nicht allemal der Regel, die er ſich ſelbſt anfangs mit gutem Grunde gemacht, nachgelebet; und gar oft die Artikel nicht unter ihre einfache Grund- und Stammwörter, wie billig, gebracht, ſondern in dem Buchſtabē vorgetragen habe, mit welchem ein bereits zuſammengeſetztes Wort angefangen, welches ihm zuerſt vorgekommen. Alſo findet man: behüten, bekräftigen, beſchreiben ꝛc. im Buchſtaben B, die man doch von Rechtswegen in ganz andern, nemlich unter Hut, Kraft, Schreiben ſuchen ſollte. Herr Schottel (x) hat dieſes gleichfalls ſchon vor dem erinnert, aber dabey

(x) Schottel in der zehenden Lobrede von der Teutſchen Hauptſprache §. 17. in dem Opere de lingua Germanica p. 159. erkläret ſich darüber alſo: Ein vortrefflicher Mann D. G. Heniſchius hat einen Theſaurum ans Licht kommen laſſen, ein nüzliches Buch: Iſt aber nur bis aufs H ausgefertiget, auch iſt die *poſitio themarum*, wie auch *deriuatio* und *compoſitio* oftmals übergangen, und ausgeſetzet, welches auch, weil *vera linguae principia ex funda-*

menta-

verlaſſen das Ganze, und laſſen ſich nur auf Theile ein. Ein Stein, ein Salz, ein Ungeziefer, ein Nichts, kann ſie ihr ganzes Lebenlang beſchäfftigen. Man gebe einem eine Fliege und ein Vergrößerungsglas: ſogleich hebt er an zu gucken, zu beſchreiben, abzuzeichnen, und viele Beobachtungen zu machen. Drey Bände werden bald die Frucht ſeiner Arbeit ſeyn. Der 1) wird den Kopf, der 2) den Rumpf, der 3) ſeine Füße und Flügel abhandeln. Endlich wird er noch einen Anhang, von dem Unterſchiede der Männchen und Weibchen hinzuſetzen.

Kurz, die ganze Mondenphyſik iſt dieſe. Man hat erſt vernünſtelt, und ſich nicht wohl dabey befunden; hernach beobachtet, und ſich nicht beſſer befunden. Einige haben beydes zugleich thun wollen; ſind aber durch die Langſamkeit ihres Fortganges abgeſchrecket worden. Darauf kamen die Leute zu ihnen, die da verſichern: das Ganze ſey gröſſer als ſein Theil, und drey weniger eins ſey eben ſo groß, als zwey; und ſagten: Ihr werdet ewig fehlen, wo ihr uns nicht zu Führern wählet! Da habet ihr einen Zirkel, und Rechenpfennige: Meſſet und rechnet. Ohne das, iſt kein Stern, kein Glück! Man glaubte ihnen, und baute auf ihren Grund: aber als man ihre ſo klaren, ſo gewiſſen Regeln brauchen wollte, ſo merkte man, daß ſie ſich zu gar nichts ſchicken wollten.

Die lunariſchen Naturforſcher haben noch eins verſuchet. Das Werk Gottes ſchien ihnen zu groß: darum theilten ſie ſich darein, wie in eine Erbſchaft. Ein jeder arbeitete für ſich. Als ſie nun wieder zuſam-

sammen kamen, sahen sie ganz erstaunet, daß ein jeder eine besondre Sprache redete, und keiner den andern verstund. Einem jeden ward auch sein Antheil so weitläuftig, daß er ihn nicht übersehen konnte. Hernach hängt in der Welt alles zusammen, so daß man eins, ohne das andre nicht erkennen kann. Etwas weniges recht zu wissen, muß man fast alles verstehen. Endlich hat man sich entschlossen, immer mehr Beobachtungen zu sammlen. Man thuts: ihre Zahl wird schon zur Last; und der Verstand verliert sich darinnen: wo nicht bald ein Amphion erscheint, der sie mit seiner Leyer in einen künstlichen Bau zusammen zaubert.

Es giebt auch Polyhistoren im Monden. Drey Werke machen viel von sich zu reden. Das 1. heißt: **Schauplatz des menschlichen Lebens**, oder Sammlung von Kleinigkeiten*. Kaum erschien es, so ward es verbothen. Man versammelte die berühmtesten Narren, (d. i. als wenn man bey euch sagte, die weisesten Männer) das Werk ward possenhaft untersuchet und verdammet, der Verfasser aber eingesperret. Das 2. lunarische Werk ist das große ** **Universallexicon**, darinn man von allem reden, und nichts verstehen lernet; ein Werk welches für Faulenzer sehr nützlich ist, und ohne welches kein Halbgelehrter sich behelfen kann. Das 3. hieß: **Ein Blick auf die Welt, und alles was sie enthält**, worinn man den Unverstand der Natur, durch die Seltsamkeit, Mangelhaftigkeit und Un-

* L'Esprit des Loix. ** Die Encyklopädie.

Unbeständigkeit ihrer Werke, erweiset*; von Ataman, physikalischem Großhändler.

Dieser Ataman ist sehr berühmt im Monden, wegen seiner physikalischen Seltenheiten; z. E. Eines gleich anfangs, beym Zusammenlaufe der Stäubchen versteinerten Menschen. 2) Ein ziemliches Stück denkender Materie. 3) Eine Phiole voll Spiritus animales. Man sieht zwar nichts darinn; aber man kann ja eben so gut glauben, daß sie darinnen sind, als im Gehirne. 4) Ein Splitter von der Sonne, der bey einem plumpen Anstoße eines Kometen abgesprungen. Ein Fangeisen, darinn man elementarische Geister, Archäen, vegetabilische und sensitivische Seelen gefangen hat. u. d. m.

Ich komme endlich auf mich, und meine Arbeit. Ich zweifelte anfänglich, ob ich das Land noch mehr bevölkern sollte. Endlich beschloß ich, seinen Gecken rechtschaffene Menschen entgegen zu setzen. Ich habe viele Jahrhunderte zugesehen, und bemerket, daß die Weiberkörner besser fortkommen, als die männlichen. Weise Männerkörner hingegen gedeihen so schlecht, als ob ich sie ins Feuer geschmissen hätte. Noch ist mir kein einziger Mann gerathen, der denken könnte: so daß im Monde noch fast alles so ist, wie ichs gefunden habe.

Aus dem allen siehst du, erleuchteter Amilec, daß meine Gegenwart im Monde nicht sehr nöthig ist. Sobald ich Befehl erhalte, komme ich zu euch, und bringe die wenigen übrigen Körner ins Vor-

* Herrn Büffons Historie der Natur.

rathshaus. An einen ſo undankbaren Boden will ich ſie nicht verſchwenden. Ich bin mit vollkommener Ergebenheit

Erlauchter Amilec,

An der linken Spitze des erſten Viertels vom Märzmonde 501.

Dein eifriger Verweſer
Zamar.

VI.

Anthologiæ Græcæ a Conſtantino Cephala conditæ L. III. Duo nunc primum, tertius poſt Jenſium iterum editi, cum latina interpretatione, commentariis & Notitia Poetarum. Lipſiæ. In Bibliop. Gleditſchiano 1754. in 8. p. 272. & Not. 262. ohne Vorrede und Regiſter.

Unſer gelehrter Herr Profeſſor D. Reiske, der uns ſchon in den Miſcellaneis Lipſienſ. bisher ſchöne Proben von einer vorhin ungedruckten griechiſchen Anthologie zu leſen gegeben; liefert uns itzo den völligen Abdruck derſelben in einem beſondern Bande. Er nennet ſich vor der Vorrede; und meldet, daß er in dieſem Bande, die dort angefangene Arbeit fortſetze, und nunmehr alles das liefere, was der ſo genannte Codex Lipſienſis davon noch in ſich hält. Das I. B. nennet er Muſam puerilem, oder Stratonicen, und geſteht, daß es

viel

viel Unehrbares, nach den verderbten Sitten der alten Griechen, in ſich halte. Das II. B. aber halte faſt XXX kleine Gedichte in allerley Versarten in ſich, dergleichen auch im Horaz, aus allerley vermiſchten Sylbenmaaßen zuſammengeſetzt vorkommen. Außer dieſen nun, die in den Miſcell. Lipſ. ſtehen; und dem großen Vorrathe, den man aus Salmaſens, Holſtens, Grubers, Reineſens, Spons, Murators und Pococs Sammlungen zuſammen tragen könnte, liefert nun der Herr Prof. alles übrige, was der Leipziger Codex in ſich hält; und noch nicht gedruckt war. Denn das III. B. verliebter Gedichte, ſteht im IX. B. der Leipz. Miſcell. Die Zuſchriften und Grabſchriften, oder das IV. und V. B. findet man hier; und dabey höret dieſer Codex auf. Zum Anhange hat er noch die übel ſo genannten ἐπιδεικτικὰ, oder beſſer ἐκφρασικὰ oder Miſcellanea Carmina beygefüget, die Jenſius, Rector zu Rotterdam, ſchon vor ihm herausgegeben hatte.

Was er nun dabey geleiſtet habe, müſſen wir kürzlich anzeigen. Er will ſelbſt keinen Lobredner dieſer überbliebenen Brocken alter griechiſcher Poeten abgeben; mag auch kein ſolcher Bewunderer derſelben heißen, als der gelehrte Spanier Emanuel Martinus geweſen *. Er billiget vielmehr die Beſcheidenheit Vavaſſors, der beym Fabricius, in der griechiſchen Bibl. die Sammler und Heraus-

* Dieſer ſaget: Epigrammatum Græcorum collectione, quæ Anthologiæ nomine circumfertur, vix aliquid ad nos perveniſſe antiquitatis eruditæ monumentum, vel utilius, vel illuſtrius.

geber der Anthologien, nur mäßig lobet. Denn der Herr Prof. R. beſorget nicht unbillig: es möchten viele das unmäßige Lob der Anthologien, mit einer deſto größern Verachtung derſelben erwiedern; und wohl gar vorgeben, er habe ſeine Mühe auf unnütze und ſchlechte Kleinigkeiten verwandt. Er ſchützet ſich aber dagegen, durch die Beyſpiele ſo vieler großen Männer, die ſo viel Fleiß auf die Ausfertigung griechiſcher und lateiniſcher Sinngedichte gewandt haben.

Nun erzählet der Herr Verf. in ſeiner Vorrede alle ſeine Vorgänger unter den Alten und Neuern, die ſolche kleine Gedichte geſammlet haben. Man muß dieſelben bey ihm nachleſen, denn ihre Zahl iſt für uns zu groß. Den erſten Urſprung derſelben leitet er von der Erkenntlichkeit der Menſchen gegen die Gottheit her, wenn ſie Geſchenke in die Tempel gebracht, und kleine Aufſchriften, von ihrer Veranlaſſung zu denſelben, beygefüget haben. Sodann hat man auf die Gräber ein Lob der Verſtorbenen; auf öffentliche Denkmäler nach Siegen, auf Tempel, Schwiebbogen, Schlöſſer, Thore, Brunnen, Bäder, Säulen, Uebungsplätze, und andre Zierden der Städte, ſolche kurze poetiſche Einfälle geſetzet. Endlich hat man auch zum Zeitvertreibe auf die Priapen in Gärten, oder unter Bilder in Privathäuſern, etliche Zeilen geſchrieben. Alles dieſes iſt hernach von fleißigen, oder luſtigen Köpfen geſammlet, und alſo auf unſre Zeiten gebracht worden. Ihre Schickſale haben Vavaſſor, Martinus, und Fabricius beſchrieben: daraus der Hr. Pr. R.

das

das nöthigste kurz zusammen fasset; und eine groſse Kenntniß und Beurtheilungskraft überall zeiget.

Nach dem Meleager, Philippus, und Agathias, den der Herr Prof. sehr hoch schätzet, folget **Constantin Cephalas** im X. Jahrh. und sodann **Planudes** im XIII. Jahrh. nach Chr. Geb. Diese letztern haben die alten Anthologien nicht nur von vielen Unflätereyen gesaubert, sondern auch vermehret. Er untersuchet hierauf: ob es wahr sey, daß alle heutige Codices der Anthologien aus der vaticanischen Handschrift hergeflossen? Sodann zeiget er den Unterschied des Leipziger Codex von den andern bekannten; gesteht auch, daß selbiger unstreitig sehr fehlerhaft sey: weswegen er besorget, daß man es ihm übel nehmen werde, daß er ihn ans Licht gestellet: wie er denn auch aus Bescheidenheit sich entschuldiget, daß er sich eben erkühnet, in diesem Felde zu arbeiten; nachdem **Dorville** darüber gestorben.

Allein er bezeuget, daß er aus bloſsem Eifer, der gelehrten Welt zu dienen, diejenigen Arbeiten fortzusetzen entschlossen sey, die von andern angefangen worden. Er wüßte es wohl, daß **Dorville** auf diese Anthologie so eifersüchtig gewesen, als immer ein türkischer Sultan auf seine Kebsweiber seyn kann. Allein im Tode höre diese Leidenschaft auf; und es sey genug, zu bekennen: daß selbiger solchem Werke völlig gewachsen gewesen; und daß er sich bey dessen Leben, niemals an dieselbe gewaget haben würde.

Wie er sich gegen die Lebendigen verwahre, dörfen wir nicht melden. So viel können wir bezeugen,

gen, daß er, auch wo er seinen Text zu verbessern nöthig gefunden, doch allezeit die wirkliche Lesart der Handschrift gemeldet, und seine Muthmaßungen bescheidentlich gewaget habe. Auch große Männer haben nicht mit allen ihren Verbesserungen Beyfall gefunden. Und ein jeder nachfolgender Herausgeber hat an seinem nächsten Vorgänger viel auszusetzen, u. s. w. Wir freuen uns, daß wir auch durch dieses Exempel unsers Herrn D. Reiske, zeigen können, daß es auch zu unsern Zeiten, und auf unsrer hohen Schule, noch Männer gebe, die in der alten griechischen Litteratur, die von vielen für die einzige wahre Gelehrsamkeit gehalten wird, stark sind.

VII.

Nachricht von der kaiserl. königl. erst den 24sten May 1754 allhier in Wien vollendeten Weltmaschine *.

Die vor einigen Jahren, auf allerhöchsten Befehl Sr. kaiserl. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, angefangene Weltmaschine, ist nunmehr vollkommen zu Stande gebracht, und den 24sten May dieses 1754sten Jahres in die allhiesige kaiserl. königl. Bibliothek zu dem Ende gesetzt worden: damit alle Kenner und Liebhaber der astronomischen Wissenschaften sowohl, als diejenigen, welchen die mechanischen Künste bekannt sind, dieselbe in allen ihren Stücken betrachten können. Es haben schon viel gelehrte und große Männer in England

* Diese Nachricht ist uns aus Wien zugefertiget.

land und in Frankreich Hand angelegt, ein mechaniſches Werk von dem Syſtemate Copernicano zu verfertigen. Sollte aber ihre obſchon koſtbare, nette und ſchöne Arbeit mit erſtgedachter Weltmaſchine in Vergleichung kommen: ſo würde man wahrnehmen, daß die bisher ſo hochgeſchätzten und aller Orten belobten Syſtemata, ſo wohl in Anſehung der fleißigen und zierlichen Handarbeit, als der Erfindung verſchiedener Bewegungsarten, der hieſigen den Vorzug auf keinerley Weiſe ſtreitig machen. Der Umfang ihrer ganzen Größe hat nach der Höhe ſechs, im Durchſchnitte aber drey Schuhe. Das äußerliche Anſehen wird durch ſchöne, geſchliffene Spiegelgläſer rund herum verherrlichet, da man auf dieſem runden gläſernen Felde nicht allein den ganzen Thierkreis in ſeiner natürlichen Verhältniß ſieht; ſondern auch dadurch alle Planeten, und die ganze von Meſſing, Kupfer, Eiſen, Stahl, und Silber mit aller möglichſten Nettigkeit verfertigte Arbeit, mithin faſt den ganzen innerlichen Zuſammenhang des unvergleichlichen Werkes mit aller Bequemlichkeit entdecken kann. Wir nennen es mit Recht ein unvergleichliches Werk, weil auch die allergrößten Künſtler der Welt dergleichen bisher weder erfunden haben, noch zu verfertigen vermögend geweſen. Dieſes Syſtema ſtellet den Lauf aller Planeten ſo genau vor, daß dadurch alle Phænomena, welche man in, und durch die Bewegung der Planeten am Himmel beobachtet, zum Verſcheine kommen; nämlich das Stillſtehen, das Zurückgehen, und das Vorwärtsgehen der Planeten,

die

die Motus vertiginis, Aſcenſus, und Deſcenſus, die Aphelia, und Perihelia, die Nodi, die Eclipſes ſolis, lunæ &c. die Immerſiones, und Emerſiones Satellitum Jovis & Saturni. Man kann mit einem Worte verſichern, daß alle Bewegungen, und Berechnungen, derer Vorſtellung man faſt bis auf den heutigen Tag für unmöglich gehalten, durch dieſe Maſchine erwieſen, und vor Augen geſtellet werden. Eine acht Tage langgehende Perpendikeluhr, welche man faſt nicht gehen höret, und ſonſt kaum wahrnimmt, ſetzt das ganze Werk in ſeine gehörige Bewegung; jedoch dergeſtalt, daß man die Bewegung der Uhr durch ein geringes Schieberlein von dem ganzen Weltgebäu auf einen Drucker abſondern, und das Syſtema mit der Hand ohne einzige Beſchwerlichkeit in eine geſchwindere und ſichtbarere Bewegung bringen, folglich alle zukünftigen Phænomena, wahrnehmen, und die Ephemerides verfertigen kann. Will man hernach das Werk wiederum in ſeinen vorigen Gang ſetzen; ſo treibt man es ſo viel zurück, als es vorwärts getrieben worden: durch den Schieber aber wird es wiederum mit der Uhr in den vorigen natürlichen Gang gebracht. So ſehr man bey Betrachtung dieſes Werks ſich über die Kräfte der menſchlichen Vernunft verwundern muß: ſo ſehr wird man erſtaunen, daß ein vormals aller mechaniſchen Künſte und Regeln unkündiger Tiſchler oder Schreiner, es ausgeſonnen, und zu Stande gebracht. Der Erfinder und Mechanicus dieſer vortrefflichen Maſchine iſt

Jo-

bey auch den Verfasser wiederum mit den Umständen seiner Zeiten gar wohl entschuldiget. Dieser gelehrte Mann trägt an dem angezogenen Orte, und zwar gleich darauf, seine eigene Gedanken von Verfertigung eines völligen deutschen *Lexici* vor; und theilet sie in acht besondere Forderungen ein, die zwar alle wohl gegründet und möglich, aber doch eben so gar leichte nicht auf einmal zu erfüllen sind. Inzwischen lehret der Augenschein, daß unser Verfasser denen allermeisten noch so ziemlich ein Genügen gethan habe; zumal was die allerletzte betrift, in welcher Herr Schottel erwehnet: „Es müssen „auch die gebräuchlichen Redarten, liebliche „Sprüchwörter, schöne Lehrsprüche, und „dergleichen, sowol in gebundener als ungebundener Rede, allerwegen aufgesucht und „in Bereitschafft seyn, daß, so viel thunlich, ein „neth jeden Wort ein solcher Beysatz, Erklärung und Licht gegeben, und also mit recht „deutscher Zierlichkeit, samt allerhand Blumen der Redekunst, vielen Stüklein der „Klugheit und Weisheit, und denen Sprüchen „der Tugenden und Laster das ganze Werk „also erfüllet und durchsüsset seye.„ Man darf auch nur z. E. die Artikel: Christ, Dieb, Fisch, Freund, Glück ꝛc. aufschlagen, so wird man ganze Blätter voll davon durch den Fleiß des Herrn Henisch gesammlet antreffen. J. G.

---

mentis Grammaticis quoad radices, derivandi terminationes & doctrinam componendi damals ohnzweiflich nicht allerdings bekannt oder beliebt, ordentlich und gründlich hat geschehen können. Man sehe auch Morhofe Polyhist. Tom. I. lib. IV. Cap. 4. §. 8. p. 753.

Johann George Nesfel, Hoftischler des Herrn Grafen von Schönborn Excell. zu Wisenthait in Franken. Das hessendarmstädtische kleine Städtlein Alsfeld aber hat die Ehre, der Geburtsort dieses ungemein großen Künstlers zu seyn.

Dieser 60jährige Mann bekam erst vor zehn Jahren die Lust, den Lauf der Planeten zu beobachten, und brachte es in kurzer Zeit soweit, daß er nicht allein die astronomischen Rechnungen untersuchen, sondern auch widrige Meynungen entdecken, beurtheilen und verbessern konnte. Da nun Kenner und Liebhaber astronomischer Wissenschaften dieses Werk mit aller Aufmerksamkeit untersuchet, es auch für dasjenige erkläret haben, für was man es hier angiebt; insonderheit aber dem Künstler zu allerhöchster Gnade, und der Maschine selbst zu ausnehmendem Ruhme gereichet, daß Seine kaiserl. Maj. unser allergnädigster Herr, ein sonderbares allerhöchstes Wohlgefallen darüber zu erkennen gegeben; da allerhöchst dieselben den Erfinder und Verfertiger Johann Georg Nesfel, nachdem er sonst vollkommen befriediget worden, nicht nur mit einer Gnadenkette, und dem Titel eines kaiserlichen astronomischen Hofkünstlers, sondern auch mit einem jährlichen Gehalte auf seine Lebenszeit zu begnadigen geruhet haben: so arbeitet man bereits an einer genauen, und ausführlichen Beschreibung dieses Systematis; damit Kenner und andre gelehrte Liebhaber astronomischer Wisenschaften mögen überzeuget werden, daß dieser kleine Vorbericht nichts anders ankündige, als was in der That sich befindet.

VIII.

Auszug aus des Herrn Batteux, öffentlichen Lehrers der Redekunst zu Paris, schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet: zum Gebrauche einer Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen erläutert, von Joh. Chr. Gottscheden.

Leipzig verlegts Bernh. Chr. Breitkopf. 1754. in 4. 1 Alph. und 6 Bogen.

Des Herrn Batteux sehr nützliches Werkchen ist nicht nur durch zwo französische Ausgaben, sondern auch durch zwo deutsche Uebersetzungen bereits bekannt geworden. An seiner Gründlichkeit und nutzbarem Inhalte ist also destoweniger zu zweifeln; da er auf der richtigen Spur der Alten einhergeht, und den vom Aristoteles vor mehr als 2000 Jahren festgesetzten Grundsatz der Nachahmung der schönen Natur, durchgehends einschärfet.

Eben dieses hat den Herrn Prof. Gottsched bewogen, diesen so artigen Tractat zum Grunde akademischer Vorlesungen zu legen; und dadurch, wo möglich, den Strom irriger Lehren zu hemmen, welche die Natur der Dichtkunst nicht in der Nachahmung, sondern bloß in einem wilden Ausdrucke einer regellosen Einbildungskraft, den sie ästhetisch nennen, suchen wollen. Dieser reißt itzund eine Menge junger hitziger Köpfe mit sich fort, denen der Köder der Neuerung so reizend ist, daß sie ihm nicht

nicht widerstehen können: ungeachtet sie dadurch auf die Bahn des verderbten Geschmackes gerathen, und Anhänger des Unsinnes werden, vor dem gescheide Dichter und Kunstrichter allezeit gewarnet haben.

Wäre nun der Herr Prof. mit den beyden vorhandenen Uebersetzungen allenthalben zufrieden gewesen; so hätte er die Mühe ersparen können, dieß Werkchen nochmals vor die Hand zu nehmen. Allein da sie hin und wieder mangelhaft, ja zuweilen ohne den Grundtext ganz unverständlich waren: so machte er sich selbst daran; wiewohl mit dem Vorsatze, etwas mehr zu thun, als seine Vorgänger. Diese waren bloße Uebersetzer geblieben: er aber wollte auch ein Ausleger davon werden. Er nahm also den bloßen Kern aus dem Herrn Batteux, drückte denselben kurz mit den gehörigen Redensarten aus; ließ aber die Weitläuftigkeiten des Verfassers an vielen Stellen aus.

Er that noch mehr. Wo der Franzos, seinen Landsleuten zu gut, von der französischen Poesie, Musik, Malerkunst u. s. w. geredet hatte, davon manches unsern Deutschen nicht sehr bekannt, oder auch zu wissen nicht nöthig ist: da setzte er, zum Vortheile seiner deutschen Leser und Zuhörer, Deutungen auf deutsche Sachen hinzu; oder gar, mit Weglassung der fremden, an die Stelle. Wo der Text irgend einer mehrern Bestätigung, durch Ursachen, Zeugnisse und Beyspiele der Alten und Neuern, nöthig hatte, da setzte er dergleichen in den Anmerkungen hinzu. Wo endlich des Herrn Batteux

Lehrsätze theils einer Einschränkung, theils einer Erweiterung, oder Erklärung nöthig hatten; da ließ er es auch hieran nicht fehlen; und entfernte sich dadurch von dem sonst gewöhnlichen Fehler der Ausleger, die ihren Text allezeit bewundern, und sogar in offenbaren Fehlern vertreten und vertheidigen.

Allein auch damit glaubte er seiner Pflicht noch keine völlige Gnüge gethan zu haben. Es schien ihm zu wenig zu seyn, wenn er seine Leser und Zuhörer nur davon allein überführete, daß in allen schönen Künsten nichts, als die Nachahmung zum Grunde liege. Dieses hatte er schon in der ersten Auflage seiner kritischen Dichtkunst, die 1730 im Drucke erschienen, aus dem Aristotel gelehret, und eingeschärfet; auch seit der Zeit bey aller Gelegenheit, auf vielerley Art behauptet, und verfochten. Er wollte diesen Tractat auch dadurch nutzbarer machen, daß bey den vornehmsten Hauptstücken von allerley Arten der Gedichte, imgleichen bey der Abhandlung von der Musik, und Malerkunst, eine mehrere Anleitung anzutreffen wäre, wodurch Anfänger auf die rechte Bahn geleitet werden können.

Daher finden wir nun bey dem Hauptstücke von der Epopöe, darinn heute zu Tage so viele straucheln, ein Paar Zusätze, aus dem Strada, von den verschiedenen Charaktern der lateinischen Heldendichter; und aus Addisons Aufseher, ein satirisches Recept zum Heldengedichte: welches itzo sehr brauchbar ist, die vielen Misgeburten zu beleuchten, die seit einiger Zeit von den Alpen herab schneyen. Bey dem Hauptstücke von Trauerspielen und Lustspielen sind

des berühmten Fenelons Gedanken von diesen beyden Gedichten eingeschaltet, welche sehr geschickt sind junge Anfänger vor Abwegen zu warnen. Bey den Hirtengedichten liest man abermal Addisons Gedanken davon, in eine Schäferfabel gekleidet, aus des Aufsehers I. Bande. In dem Hauptstück von der äsopischen Fabel, findet man aus des Herrn Reg. Raths Lichtwehr Fabeln, ein schönes Exempel zergliedert, u. s. w.

In dem II. Abschnitte von der Malerkunst, den der Herr Batteux sehr trocken abgefertiget, hat der Hr. Pr. G. eine Nachricht von den berühmtesten deutschen Künstlern im Malen und Kupferstechen eingeschaltet. Diese hebt aus dem XIII. Jahrh. an, und geht bis auf itzige Zeiten. Er zeiget darinn, daß die Deutschen die Oelfarben, das Holzschneiden, das Kupferstechen, und die schwarze Kunst erfunden; und giebt kurze Leben von mehr als sechzig großen Meistern, die Deutschland hervorgebracht hat: wie wohl diese Zahl gar leicht bis auf hundert erhöhet werden könnte.

Bey dem kurzen Hauptstücke, von der Tonkunst überhaupt, endlich, hat der Herr Prof. eine kurze Geschichte von Erfindung und Verbesserung der Musik, mit Erwähnung der berühmtesten deutschen Meister beygefüget. Kurz, man wird unzähliches hier antreffen, das im Herrn Batteux gar nicht, oder doch nicht so richtig und vollständig anzutreffen ist, und doch zu der Hauptabsicht, von Läuterung des Geschmackes in den freyen Künsten, überaus dienlich seyn kann.

IX.

Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzet. IV. und V. Buch. Altona, in der Kortenschen Buchhandlung 1754. in 8.

Herr Blohm, der durch das Exempel, des Herrn Kanzleyraths Gries, aufgemuntert worden, die Ilias ins Deutsche zu bringen, hat uns schon vor ein paar Jahren die ersten drey Bücher davon geliefert. Daß sie nicht übel aufgenommen worden seyn müssen, sehen wir aus der itzigen Fortsetzung: ungeachtet es schwer war, bey einem solchen Mitbuhler, als Herr Gries war, sich Leser zu verschaffen. Unsers Erachtens ist freylich dieser letzte ein glücklicher und starker Dichter, dessen Fortsetzung in der angefangenen Arbeit wir vorzüglich gewünschet haben würden. Allein da wir vernehmen, daß seine vielen Beschäfftigungen in Amtssachen, es nicht erlauben, sich weiter auf diese Arbeit einzulassen: so müssen wir froh seyn, daß sich ein andrer Dichter findet, der Deutschland diesen Dienst leisten will.

Vor jedem Buche steht ein kurzer Inhalt desselben. Das V. B. beschreibt die Thaten des Diomedes, der von der Minerva geschützet wird, und sich nach vielen andern Proben der Tapferkeit auch an die Göttinn Venus waget. Wir wollen den Anfang desselben zur Probe hören:

Dieß war der groſse Tag, den Pallas würdig fand,
Den Muth des Diomeds, die Thaten ſeiner Hand
Die Lorbern ſeiner Stirn, durch Volk und Welt und Zeiten,
Vom Nachruhm unterſtützt, erhaben zu verbreiten.
Sie ſtärkt ihm Herz und Fauſt: auf ſeinen Schultern glüht
Ein flammenreicher Schild, und Helm und Panzer ſprüht
Die Funken um ihn her. Mit ſolchen Stralen ſpielet,
Der heiſse Sirius, wenn ihn die Fluth gekühlet.
So glänzt der ganze Held! Umringt von dieſem Schein,
Wirft er an Pallas Hand ſich in den Feind hinein.

Die Verſe klingen gut, und machen dem Vater der griechiſchen Dichtkunſt keine Schande. Nachdem Diomed ſchon Wunder der Stärke und des Heldenmuths abgeleget, wird er verwundet. Er läſst ſich ein wenig verbinden; als Aeneas und Pandarus mit ihrem Wagen auf ihn geſprenget kom̃en. Man räth ihm, ſich hinter die Glieder des ſtreitenden Heeres, als ein Verwundeter, in Sicherheit zu ſtellen. Allein umſonſt. Er fliegt ihnen entgegen. Er ſchieſst ſeinen Spieſs ab, und Minerva lenkt ihm denſelben in des Pandarus Geſicht. Um Homers Genauigkeit in Beſchreibungen kennen zu lernen, wollen wir etliche Verſe mittheilen:

Er ſchweigt, ſein Spieſs entfliegt der aufgebrachten Hand,
Erreicht den Pandarus, und ſchlägt ohn Widerſtand,

Weil ihn Minerva lenkt, die sich dem Feind entzogen,
Ins obre Nasenbein, das an die beyden Bogen,
Den Schutz der Augen, gränzt; dringt in den frechen Mund,
Zerschmettert seine Zähn, und reißt ihm in den Schlund,
Der Zunge Bänder ab: worauf er bey dem Kinne
Durch seine Gurgel bricht. Er taumelt: seine Sinne
Verlieren das Gefühl. Sein blitzendes Gewehr,
Verbreitet, als er stürzt, durch Lager, Flott und Heer,
Ein donnerndes Getös, und die erschrocknen Pferde
Gehn wild und schnaubend durch. Indessen leckt die Erde,
Da Pandarus den Geist verzweifelnd von sich haucht,
Das aufgefangne Blut, das aus der Wunde schmaucht.

Hier sieht man zugleich die Geschicklichkeit des Hn. Uebersetzers, dasjenige, was der alte Dichter geschrieben, im Deutschen stark und edel zu geben. Aeneas springt vom Streitwagen, und eilt als ein Leu, auf den Diomed, ihm mit der gesenkten Lanze eins zu versetzen. Allein dieser erwischet einen Stein von ungeheurer Schwere, und wirft ihn dem Gegner an die Hüfte:

Zerquetscht das dicke Fleisch, und lähmt das Nervenpaar,
So das Gelenk bewegt. Die tödtlichste Gefahr
Bedroht Anchisens Sohn: er taumelt, sinkt und schließet
Sein Aug, und stemmt die Faust, da er zu Boden schießet,
Schwach

Schwach nach dem Erdreich an. Das Schrecken
macht ihn ſtumm,
Und Nacht und Schwindel ſchwärmt um ſeine
Schläf herum.

Er wäre nicht entkommen, ſetzet der Dichter hinzu; wäre Venus, ſeine Mutter, nicht hinzugeeilet. Sie nahm ihn mit mütterlicher Huld in ihren Arm, bedeckt ihn vor den Pfeilen durch ihr Gewand, und entfernt ihn vom Schlachtfelde. Bald darauf jaget Diomedes ihrem Wagen nach.

Sein Spieß geht vor ihm her, ihn ſtärket die Gefahr,
Er trotzt der Göttinn ſelbſt, und trotzt ihr offenbar.
Er kennt ihr weiches Herz, er kennet ihre Kriege:
Sie liebt den Sieg im Scherz, und keine wilden
Siege.
Ihr Reiz verräth ſie ihm, und er ermuntert ſich:
Denn Helden ſeiner Art iſt ſie nicht fürchterlich.
Sie kann, dieß ſagt ihr Blick, kein feiges Volk beſchirmen,
Nicht wie Minerva ſiehn, nicht wie Bellona ſtürmen.
Tydeens großer Sohn, den Venus durch die Flucht,
Zu ſeinem Untergang, ins Heer zu locken ſucht,
Dringt dennoch in den Feind, und ſchleudert ihr verwägen,
Und mitten in den Feind, den frechen Spieß entgegen.
Der unbarmherzge Stahl zerreißet ihr Gewand,
Das Werk der Gratien, und ritzt die Schwanenhand.
Man ſah, allein kein Blut, wie Sterbliche vergießen,
Kein ſolches grobes Blut, ſah man herunter fließen,

Ein Blut, fein wie der Thau, der um den Rosenstrauch,
Geruch und Wollust sät, leicht wie Aurorens Hauch.
Denn weil die Götter sich mit Ceres groben Aehren
Und Bacchus scharfem Saft nicht, wie die Menschen nähren,
So fliegt ein ewger Lenz, der Jugend unberaubt,
Mit immer neuem Reiz um ihr unsterblich Haupt.

Dieß mag genug zur Probe seyn, wie stark unser Dichter ist. Uns scheint Homer unter seiner Hand in demjenigen, was überhaupt ein Gedicht zieret, wenig oder nichts zu verlieren: so weit als die Natur der Uebersetzungen, und der Sprachen Unterschied solches verstatten.

Künftig wird der Herr Blohm und sein Verleger nicht mehr einzelne Bücher, sondern auf einmal die XII. ersten Bücher, als den I. Theil der Ilias liefern, dem zu seiner Zeit auch die andern XII. Bücher folgen werden. Wir wünschen, daß es bald geschehen möge.

X.

Joh. Erhard Kappens, Prof. zu Leipzig, freudiges Andenken des, den 25 Sept. 1655. im Churfürstenthume Sachsen, und anderwärts gefeyerten, ersten Religionsfriedens-Jubelfests ꝛc. Leipzig bey Gleditschens Erben 1754. in 8. 252 S. ohne die Vorrede.

Der im 1555sten Jahre, Kaiser Karlen dem V. und Könige Ferdinanden seinem Bruder und römischen Könige, vom Churfürsten Moriß

IV.

J. G. Schelhorns Nachricht von einem geschriebenen Wercke, in alt-fränckischen Deutschen Reimen.

In diesem pergamentenen Codice, so ein ziemlich starker Foliante ist, hat der Verfasser vornemlich die merkwürdigsten Dinge, die sich vor Christi Geburt begeben, in Deutschen Reimen vorgetragen, von denjenigen Geschichten aber, die sich nach unsers Erlösers Menschwerdung ereignet, nur diejenige, welche er seinem Begriffe nach vor die wichtigsten gehalten, beygebracht, ohne sich in Erzehlung dieser letztern, unter welchen die neueste von dem berühmten Sultan der Saracenen Saladin handelt, an die Ordnung der Zeit eben so genau zu binden. Es ist derselbige nett geschrieben, und an allen Blättern mit Figuren gezieret, welche den Farben nach schön und kostbar, was aber die Kunst und Erfindung anbelangt, oft sehr einfältig und lächerlich sind, und von der Barbarey der Zeit, in welcher sie verfertiget worden, auch in diesem Stück ein Zeugniß ablegen können. Aus allen Umständen ist leicht abzunehmen, daß dieses Exemplar zuerst einem reichen und vornehmen Manne zugehörig gewesen, und vielleicht ist es gar eben dasjenige, welches Heinrichen dem Landgrafen in Thüringen, auf dessen Begehren, wie wir bald melden wollen, der Verfasser dieses Werk geschrieben, überreichet worden.

Moriz zu Sachsen und seinen evangel. Bundesgenossen, recht abgenöthigte Religionsfrieden, ist ein sehr theures Kleinod des sämmtlichen deutschen Vaterlandes. Auf ihn nämlich beruhet seitdem, die gemeinschaftliche Gewissensfreyheit und Sicherheit aller Stände des Reiches, bey einer jeden Religion; ohne von der Gegenpartey einen ungerechten Zwang oder eine Verfolgung besorgen zu dörfen. War nun gleich in dem traurigen 30jährigen Kriege, dieser so theuer erworbene Frieden, eine Zeitlang verletzet und zu großem Blutvergießen und Verderben des Vaterlandes, aus den Augen gesetzt worden: so hat doch der erfolgte heilsame westphälische Frieden, demselben, und dadurch der gemeinschaftlichen Ruhe von Deutschland, alle seine Kraft wiedergegeben, ja ihn noch mehr befestiget. Kann man also wohl einer so ersprießlichen Sache mit kaltem Blute entgegen sehen? wann man sich erinnert, oder erinnert wird, daß in nächstem Jahre abermal hundert Jahre verflossen seyn werden; seit dem die göttliche Güte Deutschland durch eine so heilsame Wohlthat erfreuet hat: der wir noch itzo, auf dem ganzen deutschen Boden, Gut und Blut, Leben und Sicherheit, zu danken haben; wir mögen nun evangelisch oder katholisch seyn.

Die Einsicht dieser wichtigen Wahrheit, hat unsers, um die Reformationsgeschichte längst besonders verdienten Herrn Prof. Kapps Magnificenz bewogen, das Andenken dieser Sache, bey allen redlichgesinnten Patrioten zu erneuern. Er hat zu dem Ende alle Nachrichten gesammlet, die von dem, deswegen vor 100 Jahren gefeyerten Jubelfeste, zu fin-

den gewesen. Nach einer gelehrten Vorrede, von der unverletzlichen Gültigkeit dieses Religionsfriedens, der auch durch die neueste kaiserl. Wahlcapitulation Seiner itzt preiswürdigst reg. kaiserl. Majestät bestätiget, und durch das Gutachten katholischer Publicisten noch neuerlich bekräftiget worden, muntert er alle Evangelischen auf, dem Beyspiele ihrer Vorfahren vor 100 Jahren, rühmlich zu folgen.

Zu dem Ende theilet er ihnen mit 1) Joh. Georgs des I. Churf. zu Sachsen, deswegen ins Land ergangene Instruction, Formulare und Gebethe. 2) Der Univers. Leipzig und Wittenberg Einladungsschriften, Reden und Gedichte. 3) M. Funkens Jubelrede. 4) David Schirmers Jubelode. 5) des Eisleb. Consistorii Programma, und des hamburg. Magistrats Mandat. 6) Auszüge von damals gehaltenen Jubelpredigten und Disputationen. 7) Nachrichten von Medaillen; und endlich getreuliche Abdrücke von dem passauischen Vertrage, und dem Religionsfrieden selbst, mit der Unterschrift aller hohen Theilhaber.

Es ist kein Zweifel, daß der Herr Prof. durch diese nützliche Sammlung in manchen nachläßigen Gemüthern, die schuldigen Regungen gegen die göttliche Vorsehung erwecken; und manches Herz ermuntern wird, seiner Schuldigkeit besser, als sonst vielleicht geschehen wäre, nachzukommen.

XI.

De Hadvige Suevorum Duce, Vicaria Imperii, Commentatio &c. auctore Jo. Gottlob Bœhmio P. P. E. & Coll. maj. Princ. Socio Lipſ. ex offic. Gleditſchii 1754. in 4. p. 28.

Es

Es klingt sehr fremde in den Ohren eines heutigen Publicisten, von einer Reichsverweserinn in Deutschland etwas zu hören. Um desto merkwürdiger muß einem jeden die gegenwärtige gelehrte Schrift unsers Herrn Prof. Böhms vorkommen, darinn er solches von der schwäbischen Herzoginn Hedwig beweisen wollen. Sie hat im Xten Jahrh. gelebet und regieret: und wir wollen eine kurze Nachricht von ihr geben.

Sie ist eine Tochter Heinrichs des I. Herzogs von Bayern gewesen, der sich durch seine Streitigkeiten mit Kaiser Otten dem Großen, seinem Bruder, den Namen des Zänkischen erworben. Ihr Großvater war also Heinrich der Vogler, der zuerst das Heft des deutschen Reiches in die Hände der Sachsen gebracht. Ihre Mutter hieß Judith, aus Bäyerischem Stamme; die von der gel. Rhoswitha damals sehr gelobet worden. Ihr Geburtsjahr ist von den Geschichtschreibern übergangen worden. Einige nennen sie Hadawiga, andre Hedowigis: der Herr Verf. aber nennet sie Hadwig; obgleich Aventin sie Luitgard geheißen.

Kaum hatte sie die Kinderschuhe vertreten, als sie vom Erbprinzen des constantinopolitanischen Kaiserthums, Constantin, zur Braut begehret ward. Sie ward ihm versprochen: und sogleich sandte man Lehrer, die sie in der griechischen Sprache unterrichten, und ihr ausländische Sitten beybringen sollten. Ob sie nun gleich hier die erste Liebe zu den Wissenschaften bekam, so hatte sie doch einen Abscheu, vor dieser Heirath. Als man sie abmalen wollte, um

ihr

ihr Bild dem Liebſten zu ſchicken: blieb ſie nicht nur ungeſchmückt, ſondern verzerrte auch das Geſicht aufs wunderlichſte; ſo daß der Maler nichts machen konnte, ſo ſchön ſie auch war. Dieſe Vermählung gieng alſo zurück; und ſie verlohr dabey nichts, als einen unartigen Gemahl.

Hierauf fieng ſie an Latein zu lernen, und fleißig zu ſtudiren. Als ſie mehr heran wuchs, begehrte ſie Burchard der II. Herzog in Schwaben, zur zweyten Gemahlinn. Sie nahm ihn, vermuthlich um 972. Allein der Brätigam war ſo alt, daß ſie, ungeachtet er das Beylager mit ihr hielt, unberührt blieb; und als er kurz darauf ſtarb, ſein Herzogthum von ihm erbete. Ihre Regierung machte bald kund, wie groß die Fähigkeit ihres Geiſtes wäre. Sie beherrſchte ganz Schwaben, und nannte ſich in Anſehung deſſen, Vicariam Imperii: wobey der Herr Prof. zeiget, daß ſolches um dieſe Zeit nicht ungewöhnlich geweſen.

Sie herrſchete zu Hohentwiel, einem Bergſchloſſe in Schwaben, und zwar ſo ſtrenge, als ſchön ſie war: ſo daß ſie rings umher ſchrecklich ward. Sie war ſehr gerecht, und ſchonte auch der Biſchöfe und Aebte zu Coſtnitz und St. Gallen nicht. Nur in ſchweren Sachen brachte ſie die Geſchäffte an den Kaiſer: und dieſer ſchreibt ſelbſt beym Eckhard daß ſie in ſeinem Namen (pro nobis) regiere. Sie ſelbſt aber ſchreibt daſelbſt c. 10 p. 47. miror etiam, me, VICARIA IMPERII, tam prope aſſidente, duo mei ducatus monaſteria, me quidem ſpreta, tanta miſcuiſſe infortunia.

Dieſes

Dieſes kann genug zu einem Vorſchmacke, aus dieſer gelehrten Abhandlung ſeyn; die ſo bündig in ihrem Vortrage, als ſchön in der Schreibart iſt: daß ſie von allen, die auch in den Geſchichten die Anmuth der ſchönen Künſte lieben, geleſen zu werden verdienet.

XII.

Unparteyiſche Anmerkungen über die vernünftigen Gedanken des Herrn Secretair Reinhards, von der Unendlichkeit der Welt, zum Drucke übergeben von einem Liebhaber der Wahrheit. Leipzig bey Jakobäern in 8. 6 und ½ B.

Da ſeit einiger Zeit, wiederum neue Gegner der leibnitz-wolfiſchen Philoſophie aufgeſtanden ſind: ſo iſt es wohl kein Wunder, daß ſich auch neue Verfechter derſelben finden. Insgemein ſind die erſten ſolche Gelehrte, die entweder aus politiſchen Abſichten, ſich auf einem entgegengeſetzten Pfade empor zu ſchwingen, Widerſacher derſelben abgeben, und ſich recht zwingen, etwas darwider aufzubringen; oder es ſind ſolche, die ein ungünſtiges Schickſal in die Schule der erſten geführet hat, wo ſie, durch ihr tägliches Geſchrey betäubet, endlich das zu ſehen anfangen, was ſie doch nicht begreifen; oder doch endlich ſolche, die das, was vor jenen 20, ja 30 Jahren, über dieſe Materien ſchon geſtritten, ja hundertmal ins Licht geſetzet worden, nicht geleſen haben, und ſich Wunder einbilden, was ſie der Welt für ein Licht anzünden,

zünden, wenn sie ihr ein nasses Stroh vorwerfen, welches weder Licht noch Flamme fasset, sondern nichts als Dampf zuwege bringet.

Zu welcher von diesen Classen derjenige Gegner gehöre, wider den der ungenannte Verfasser dieser Gespräche zu Felde zieht, das lassen wir die Leser beurtheilen. Wir melden nur soviel kürzlich, daß er allen Liebhabern der leibnitzisch-wolfischen Philosophie durchgehends Schuld giebt: als ob sie die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt glaubten. Keine Beschuldigung ist ungegründeter, als diese. Weder Leibnitz noch Wolf haben solches gelehret, ja gar das Gegentheil behauptet. Und von ihren Nachfolgern und Anhängern selbst, wird man sehr wenige namhaft machen können, die solches im Ernste behauptet haben sollten.

Dieser Gegner indessen widerleget nicht nur diesen Punct der Beschuldigungen, sondern viele andre Materien: z. E. von der absoluten Zeit, von dem absoluten Raume, von der Freyheit des Willens, von der Nothwendigkeit, u. d. m. Er geht überall scharfsinnig und gründlich zu Werke; und läßt seinem Widersacher keinen Schlupfwinkel übrig.

Die Forme eines Gespräches ist sehr bequem, solche Streitigkeiten angenehmer zu machen; als sie sonst seyn würden. Sie ist auch hier wohl beobachtet, und die Wahrscheinlichkeit der Unterredungen nicht verletzet. Wer ein Freund von metaphysischen Wahrheiten ist, wird sie gern lesen: und mancher, der itzo Herrn Reinhards Meynungen beypflichtet, wird ein unverhofftes Licht darinn finden können.

XIII. Nach-

XIII.

Nachricht von einer neuen Ausgabe der Puffendorfiſchen allgemeinen Weltgeſchichte, die man zu Paris veranſtaltet, und darauf man Vorſchuß annimmt.

Was für Ehre man in Frankreich, auch unſern deutſchen Schriftſtellern zuweilen anthut, hat man zwar ſchon am Grotius und ſeinem Werke vom Rechte des Krieges und Friedens verſchiedene male geſehen. Man wird es aber itzo auch an der Univerſalhiſtorie des Barons von Puffendorf gewahr werden. Man veranſtaltet nämlich eine neue Ausgabe derſelben, in VI. Quartbänden, darinn außer dem Pufendorfiſchen Texte, auch die Fortſetzung des Martiniere; und vieler andern Gelehrten, bis aufs 1750ſte Jahr enthalten ſeyn wird. Der Titel davon wird heißen.

Introduction à l'Hiſtoire moderne generale & politique de l'Univers, ou l'on voit l'Origine, les Revolutions, & la ſituation preſente des differens Etats de l'Europe, de l'Aſie, de l'Afrique, & de l'Amerique, commencée par le *Baron de Puffendorf*, augmenteé par M. Bruzen de la Martiniere. Nouvelle Edition, revüe, conſiderablement augmentée, corrigée ſur les meilleurs Auteurs, ſur des Memoires particuliers de pluſieurs Savans, & continuée jusqu'en 1750. Par M. de Grace. a Paris, chez Merigot &c. 1753 in 4.

Dieſe

Diese Ausgabe nun wird mit schönen Kupfertafeln, Leisten, Schlußstöcken und verzierten Buchstaben, von der Hand der größten Meister gezieret seyn; und mit ganz neuer Schrift gedrucket worden. Das Papier wird zwar durchgehends sehr fein seyn: doch um den Geschmack der Liebhaber zu vergnügen, wird man 150 Abdrücke auf groß Papier, und 50 auf das allerfeinste holländische Papier machen lassen.

Wer nun darauf Vorschuß hat thun wollen, der hat ihn beym Empfange des I. Bandes den 20 August 1753 schon zahlen müssen: und die andern Bände haben von 6 zu 6 Monathen folgen sollen; so daß itzo schon das halbe Werk fertig seyn muß. Fürs ordentliche Papier bezahlt man 72 Livres, d. i. etwa 18 bis 19 Thaler deutsches Geldes. Wer nicht vorausbezahlet hat, giebt 96 Liv. d. i. 26 bis 27 Thl. Auf großem Papiere kostet es 108 Liv. Vorschuß, oder hernach 144 Liv. Das größte Papier kostet 180 Liv. voraus; oder hernach 240 Livres. Sollte aber die Materie noch höher als auf VI. Bände anwachsen, so wird auch der Preis alsdann nach Gebühr zu erhöhen seyn.

Hier ist nun ein neues Feld, für die allgemeine Uebersetzungsmanufactur großer Werke in der Nachbarschaft.

Doch wie wäre es? Wenn ein deutscher Verleger auch einmal eine saubere Ausgabe des Puffendorfischen Werkes, nach einiger Verbesserung seiner damals sorglosen und unrichtigen Schreibart, unternehmen wollte: würde der nicht guten Vortheil hoffen können? Müssen denn nur Ausländer unsre guten Bücher putzen und angenehm machen?

Ende des Brachmonaths 1754.

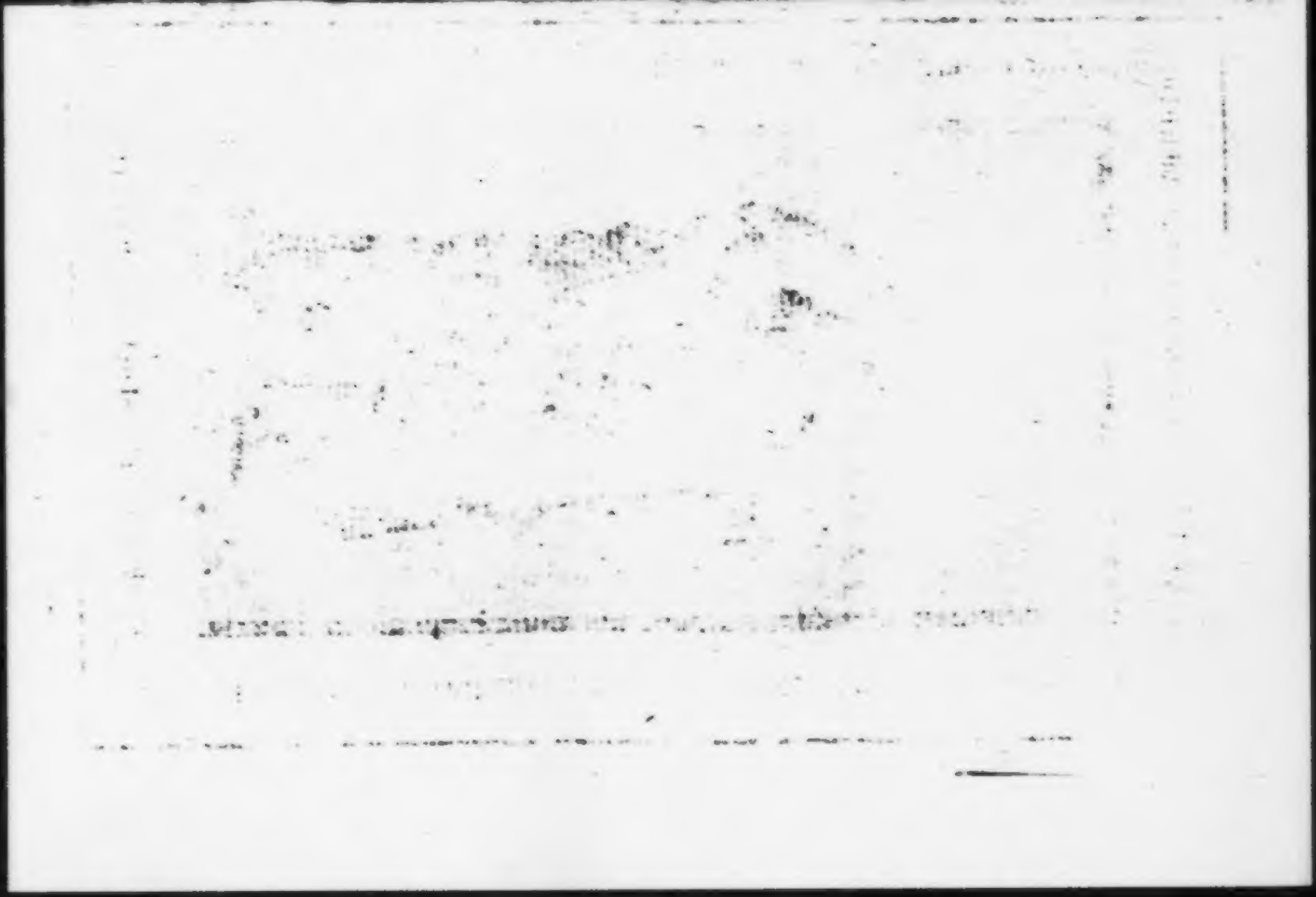

ALBERTUS HERCULEPS, MARGRAVIUS BRANDENBURGENSIS, PRINCEPS ELECTOR, ETC. ETC.

QUEM, PRÆTER HÆC TABULÆ IN PLURIS LIBRIS NOTA, CORPUS ET ANIMUM EXCULTUM PHILOSOPHIÆ PRÆSTITIT, TIBI, LECTOR, EXHIBET.

TIEZIANO SISSE Mannus SPAC OLIM GOLDSBURG PINXIT.

Nürnberg 1744.

Der Anfang

Chriſt HErre über alle Krafft
Voyt himliſcher Herſchafft,

kommt überein mit dem Anfang eines geſchriebenen Codicis, der nach dem Bericht des berühmten Lambecii (*) in der Kayſerlichen Bibliothec zu Wien ſich befindet, und die Geſchichten des Alten Teſtaments in Deutſchen Reimen in ſich faſſet.

In dem Vorbericht führet der Autor ſeine Leſer auf die Qvellen, woraus er ſeine Erzehlungen hergeleitet, und lobet zuförderſt unter denen Scribenten, deren Arbeit er ſich zu nutzen gemacht, den bekannten Gottfried von Viterbo, welchen er aber Gottfried von Pieeren nennet. Seine Worte von demſelbigen ſind folgende;

Ich zieh aber dez von Warhait
Daz ſi die höchſten Sinn treit
Die Deutſch Zung berihten chan
Si hat vor mir ein weiſer Man
Der hoher Chunſt ein Maiſter waz
Swa man von Chunſt laz
Geſchriben und gerichtet
In Latein berichtet
Der waz von Pieeren erchant
Und waz Gotfrid genant
Ein Pfaff an Chunſt volchomen
Und an Weishait auzgenomen
Daz bedäut die Materi wol
Daz man im dez jehen ſol.

Her-

(*) *Lambecius* Comment. de Auguſtiſſima Bibliotheca Cæſarea Vindobon. Lib. II. f. 959.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Heumonath 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1754.

Inhalt.

I. Il Trionfo della Fedeltà. Drama paſtorale per muſica.

II. Erläuterte Geſchichte von dem Geſchlechte Jupiters.

III. Ode auf die merkwürdige Doctorpromotion eines gelehrten Frauenzimmers aus Quedlinburg.

IV. D. Wilkii Ticemannus, ſive vita ill. princ. Theodorici jun.

V. Bedenken über zwo Vermählungen der alten Großfürſten von Rußland.

VI. Diſcours prononcé dans l'Academie Françoiſe.

VII. Herrn Regierungsrath Lichtwehrs Proben von der Dichtart eines gröſsern Werkes.

VIII. Poeſies variées de Mr. de Coulange diviſées en IV. Livres.

IX. Hiltmayrs Lob- und Ehrenrede.

X. M. Büſchings neue Erdbeſchreibung I. und II. Theil.

XI. Nachricht aus Paris, von einer daſelbſt erwählten Präſidentinn der mediciniſchen Facultät.

XII. Verbeſſerung des Sinngedichts auf des Königs in Frankreich Ehrenſäule.

I.

Il Trionfo della Fedeltà. Drama

paſtorale per Muſica. Di Ermelinda Talea, Paſtorella Arcade. In Lipſia per il Breitkopf. 1754. in 4. 66 Seiten.

D. i.

Der Triumph der Treue, ein muſikaliſches Schäferſpiel, von Ermelinden Taleen, einer arkadiſchen Schäferinn.

Die durchlauchtigſte Verfaſſerinn dieſes Schäferſpieles hat den Liebhabern der ſchönen Künſte auch einmal das Vergnügen machen wollen, etwas von ihrer geiſtreichen und angenehmen Dichtkunſt zu ſehen und zu bewundern. Denn nachdem Sie nicht nur franzöſiſch, die Umſchreibung des 51ſten Pſalmes in zween Ausgaben ans Licht geſtellet; ſondern auch die Bekehrung des heil. Auguſtins in einem wälſchen Drama, der Paßionsandacht zum Behuf, entworfen: welches gleichfalls theils in Dresden, theils in Rom, theils unlängſt in Leipzig wieder gedrucket worden *: ſo hat Sie ihre den Muſen

* Eine deutſche Ueberſetzung davon ſehe man im II B. der gottſchediſchen Gedichte nach der zweyten Ausgabe von 1751.

gewidmete Nebenſtunden, auch auf etwas Theatraliſches wenden wollen.

Der Charakter einer an Geiſt und Tugend eben ſo vollkommenen, als an Geburt erhabenen Prinzeſſinn aber, hat Ihr nichts anders, als die edelſten und unſchuldigſten Uebungen dieſer Art erlaubet. Sie hat vor einiger Zeit des Abts Metaſtaſio, allhier in ein ordentliches Trauerſpiel verwandeltes, und in deutſchen Verſen gedrucktes Singſpiel Demetrius und Cleonice, in ein franzöſiſches Trauerſpiel gebracht. Dieſes ungemeine Meiſterſtück iſt auch wirklich bey Hofe von lauter Damen und Cavalliers aufgeführet worden: da man denn ſonderlich eine Princeſſinn Lubomirska, in der Rolle der Cleonice ſehr bewundern müſſen.

Von einer ſolchen tragiſchen Arbeit, hat ſich dieſe erhabene Dichterinn, nunmehr auf die anmuthige Unſchuld des Schäferlebens herunter gelaſſen; und die mit einer unſträflichen Liebe verbundenen Gemüthsbewegungen der Sterblichen abzuſchildern geſuchet. Der Charakter einer belohnten Treue, iſt dasjenige, was Ihrer Wahl am würdigſten geſchienen: und daher hat auch das Stück den Titel des Triumphs der Treue, erhalten.

Der Perſonen, ſo dieſes ganze Stück vorſtellen, ſind nur vier, nämlich Nice, Thirſis, Chloris und Fileno; außer daß ein Chor von Nymphen und Hirten dabey vorkömmt. Der Ort der Fabel iſt in Arkadien; woſelbſt von den Alten das glückliche und unſchuldige Schäferleben hingedichtet worden. Das Stück hat drey Aufzüge, die auch ihre beſon-

beſondern Veränderungen der Schaubühne, nach Gewohnheit des Operntheaters, bekommen.

Der erſte Aufzug ſtellet einen Hayn vor, der zum Tempel des Hirtengottes Pans führet, davon man auf einem Theile der Schaubühne den Vorhof ſieht. Chloris und Nice eröffnen die Bühne im erſten Auftritte; und jene ſaget, indem ſie noch allein iſt: „Hier kann ich wenigſtens einmal meiner Quaal in Freyheit Luft machen. Wer hat jemals ein ſo eigenſinniges Herz geſehen, als das meinige? Den Thirſis, der mich ſo treu liebet, verließ ich Undankbare, für den Filen. Nun kömmt die fremde Nice nach Arkadien: und da ich ſehe, daß Thirſis in ſie entbrennet, ſo zürne, und ſeufze ich! Da kömmt meine Nebenbuhlerinn. Ich will mich verſtellen. Ich will ihr des Thirſis Treue verdächtig machen. Wenn er nun bey ſeiner neuen Geliebten, Nice, umſonſt Gegenliebe ſuchet: ſo wird er ſchon wieder zur Chloris umkehren.

Nice.

Was mag doch dieſe Nymphe wollen? Warum ſieht ſie mich ſo an? Ich bin ihr noch unbekannt ... Aber ſie nähert ſich. O ihr Götter! ich ſuche meinen Schäfer; aber nicht ſie.

Chloris.

An den Ufern des Alfeus biſt du nicht unbekannt, artige Fremde! Welche Gegend erſchallet nicht von der Schönheit der Nice? Es iſt kein Schäfer mehr, der deinen Werth nicht beſinget; und keine verliebte Nymphe, die nicht eiferſüchtig würde. O Nice! habe Mitleiden mit mir. Ich bethe den Filen an.

Raube mir doch dieſes Herz nicht! Nur dieß einzige begehre ich. Laß mir dieß, ſo trete ich dir alles andre ab.

Nice.

Sowohl im Loben, als im Fürchten, gehſt du zu weit, höfliche Nymphe. Ich weis, daß Tugend, Unſchuld und Treue in dieſen Gegenden wohnen; ja, daß das alte goldne Weltalter hier noch lebet. Ich komme aus Liebe dazu hieher; und da ich hier unter Nymphen und Schäfern verirret bin, ſo ſuche ich Frieden, nicht aber verliebte Nachſtellungen.

Chloris.

Die Zeiten ändern ſich, o Nice! Auch unter uns iſt die Untreue kein unbekanntes Wort mehr. Das Beyſpiel eines Schäfers ſtecket dieſe Luſt an. Wie er der Schönſte iſt, ſo iſt er der Unbeſtändigſte; er verſpricht ſeine Liebe, aber hält hernach die Treue nicht. Es ſey nun eine Gewohnheit, oder ein Trieb an ihm: ſo läuft er von einer Gut zur andern; wird bald hier, bald da verliebt; beflecket alles durch ſein Lieben, und betrüget durch ſein Schmäucheln.

Nice.

Wer mag doch das ſeyn?

Chloris.

Es iſt der ungerechte Thirſis.

Nice, für ſich allein.

(Mein Thirſis! mein Geliebter!)

Chloris, für ſich.

(Sie fühlet ſchon die Pfeile.) Wie? Du wirſt blaß? Hat dir Thirſis vielleicht auch ſchon

etwas

etwas von der Liebe vorgeſaget? Iſt dein Herz vieleicht von ſeinen Künſten beſieget? Mit ihm laſſe ich mich nicht fangen! Ich hielt es alſo für die Pflicht einer Freundinn, dich, als eine Fremde, zu warnen. Allein vieleicht führet dich der Himmel nicht ungefähr hieher. Vieleicht wird die liebliche Geſtalt der Nice den untreuen Thirſis die Beſtändigkeit lehren.

Si, Sperar tu ſola puoi,
Di coſtringere quel core,
A imparar dagli occhi tuoi
A ſerbar la fedeltà.
Scaccia pure dal tuo petto
Queſt inutile timore.
Non potrà cangiar d'affetto
Nel mirar la tua beltà.

Ja nur du allein kannſt hoffen
Dieſes wilde Herz zu zwingen
Nur dein Blick kann ihn belehren,
Künftighin getreu zu ſeyn.
Suche nur aus deinem Buſen
Die unnütze Furcht zu bannen;
Seine Glut kann er nicht dämpfen,
Wenn er deine Schönheit ſieht.

Dieß iſt der erſte Auftritt. Ein jeder unſrer Leſer, wird daraus vollkommen einſehen, mit wie großer Geſchicklichkeit die erhabne Verfaſſerinn die Charaktere der Perſonen zu bilden gewußt. Eben das und noch weit mehr, würde aus dem Erfolge erhellen, wenn wir ihn ganz, auch nur auszugsweiſe mittheilen könnten. Doch, wir wollens verſuchen, dieſe Fabel ins kurze zu ziehen.

Thirſis erſcheint, und findet ſeine ſchöne Nice ganz verändert; will ihr auch eine ewige Treue ſchweren, aber ſie erlaubts nicht, und giebt ihm Bedenkzeit. Indeſſen fängt ſie an zu zweifeln, ob er auch falſch ſeyn könne? Indem ſie weggeht, ändert ſich der Schauplatz in einen Gang von lor-

berhecken, wo ein Brunn mit fallendem Waſſer zu ſehen iſt. Daſelbſt begegnen Thirſis und Filen einander: deren jener dieſem die Chloris ganz überläßt, und ſeine Liebe zur Nice geſteht. Dieſer zweifelt daran: und als Filen für den andern bey Nicen reden will, kömmt Chloris darüber, und behorchet ſie. Sie ſpringt hervor, und erkläret ſich auch für eine Freundinn des Thirſis, und verſpricht gleichfalls ſein Beſtes bey ihr zu reden.

Filen wundert ſich, als jener abgeht, daß Chloris ſo viel Freundſchaft gegen ihn bezeuget. Das nimmt ſie übel, und will: er ſoll entweder den Argwohn, oder die Liebe fahren laſſen. Er bittet ſie ab, und erhält Vergebung. Nice kömmt, und er geht ab. Chloris verlachet gegen ſie die Leichtgläubigkeit und Thorheit der Verliebten; und ſaget: den Augenblick ſey Thirſis zu ihr gekommen, und habe ihr ſeine Liebe angetragen. Als Filen dazu gekommen; hätte er aus Liſt die Sprache geändert, und gethan, als ob er Nicen liebe; die ihn aber ſehr hart abwieſe, und an ſeiner Treue zweifle: deswegen hätte er die Chloris gebethen, für ihn das Wort zu reden; welches auch der gute Filen geglaubet. Nice danket für die Nachricht, wiewohl mit Verdruſſe, und überläßt ihr den Ungetreuen gänzlich. Als ſie abgeht, bleibt Chloris allein, und vergnüget ſich, daß ihre Liſt gelingt. Nun werde Filen bey der Nice keinen Glauben mehr finden; und ihr lieber Feind werde wieder in ihr Netz fallen.

Der II. Aufzug zeiget das äußere von Pans Tempel, und an der andern Seite die Ueberbleibſel

des

des Tempels der Göttinn Pales. Nice und Filen treten auf; und dieſer bittet für den Thirſis. Sie antwortet zweydeutig: Thirſis kömmt, und als ihm Filen, die beſte Verſicherung giebt, nähert er ſich mit Beben. Filen geht ab, ſie allein zu laſſen. Ihr Geſpräch wird ſehr kalt: denn ſie ſaget: ſie wolle nicht mehr lieben; weil ſie die Ruhe ſuche: er ſolle ſie alſo im Frieden laſſen. Seine eifrigen Reden aber machen ſie ſtutzig; und endlich giebt ſie ihm Hoffnung, daß ſie ſich noch wohl ändern könne. Er ſolle ihr Proben der Treue geben, ſie lieben und hoffen! Sie geht ab.

Chloris kömmt, und höret, daß er allein iſt, und mit ſich redet. Er erzählet ihr alles, wie es gegangen. Sie denket, ihn ſchon wieder gewonnen zu haben; erſchrickt aber, als ſie zuletzt das Gegentheil vernimmt. Doch ſaget ſie ihm: Nice ſey ſehr flatterhaft; bald wolle ſie dieß, bald das: welches er aber nicht glaubet, und abgeht. Sie beſinnt ſich auf eine andre Liſt; nämlich einen Pfeil, den ihr Thirſis einmal zum Zeichen ewiger Treue geſchenket, in dem Mirtenthale zu verlieren, wo ihn Filen der eiferſüchtige Schäfer finden würde. Verlöhre ſie nun gleich deſſen Liebe, ſo hätte ſie doch das Vergnügen, dieſes verliebte Paar zu trennen.

Filen erſcheint in dieſem Thale, welches vorgeſtellet wird, allein; und beklaget ſich über der Chloris Wankelmuth. Sie rede nicht mehr mit ihm, ſondern habe immer etwas anders im Kopfe. Darauf kömmt Chloris, und läßt, ehe ſie ihn ſieht, den Pfeil fallen. Als ſie ihn ſieht, thut ſie, als ob ſie

ihn ſuchete. Als er ſie anredet, und ſprechen will, thut ſie verwirrt, und geſteht endlich: ſie habe von einem Schäfer einen Pfeil geſchenkt bekommen, den habe ſie in Ermangelung anderer Waffen, nach dem Wilde geſchoſſen, aber gefehlet; und itzo ſey ihr der Pfeil verlohren. Filen findet ihn, lieſt darauf des Thirſis Schrift: Eine ewige Treue ſchwur hier Thirſis der Chloris. Nun iſt er aufgebracht, und Nice kömmt dazu; der ihn Filen zeiget. Chloris freuet ſich, über dieſe gelungene Liſt; Nice verweiſt ihr die Falſchheit; muß ſich aber zugleich ſelbſt anklagen; und will dieſen Ort fliehen.

Thirſis kömmt; und ſie will entweichen. Hier gebeut ſie ihm, entweder zu gehen, oder ſie werde es thun. Er gehorchet mit Schmerzen. Sie hebt wieder an zu zweifeln, ob er auch untreu ſey. So ſchließt dieſer Aufzug.

Der III. Aufzug zeiget ein offenes Feld mit Wieſen und fernen Dörfern. Filen bittet die Nice ihren Abzug noch zu verſchieben: denn er wolle den Nebenbuhler ermorden. Sie erſchrickt, und Thirſis kömmt, um die Urſache zu hören, warum er vertrieben worden. Filen will ihm den Pfeil in die Bruſt ſtoßen. Nice hindert ihn; und nöthiget den Filen, zum verzeihen. Thirſis denket, ſie ſeyn beyde wahnwitzig. Filen geht ab. Thirſis giebt der Nice ſeinen eigenen Pfeil, und entblößt ſeine Bruſt. Sie überläßt ihn aber ſeiner Reue, und gehet ab: worüber er ganz beſtürzt, erſtaunet, und halb todt wird.

Chlo-

Hernach rühmet er die ſo genannte und mit denen ungereimteſten Fabeln ganz angefüllte *Hiſtoriam ſcholaſticam*, welche in den mittlern Zeiten bis zu der glückſeeligen Wiederherſtellung rechtſchaffener Gelehrſamkeit in gröſtem Anſehen geſtanden: und kan man alſo hieraus ohnſchwehr ſchlüſſen, daß aus ſo trüben und unreinen Qvellen nicht viel gutes habe herflieſſen können. Zugleich zeiget er auch an, auf weſſen Erſuchen er dieſe Arbeit über ſich genommen, und giebet uns hiemit eine Anleitung, von ſeinem Alter zu urtheilen.

Nach dez püches Warhait
Nach der warn Underſchait
Die unz bedäut anderswa
Scolaſtica Hiſtoria
Ain Püch daz alſo iſt genant
Daz ew weislich tût erchant
Dez anegenges Gelegenhait
Und al beſchaidenleichen trait
Der mâr wurz und ir chraft
Nach wunſchleicher Maiſterſchaft
Wil ich arbaiten mein Chunſt
Und meiner Sinn vernunſt
Durch Got und durch tugent rat
Dez gepet mich gepeten hat
Daz ich daran arbait mich
Mein Herr der Lantgraf Hainreich,
Von Dürgen der Fürſt wert
Der dez hat an mich gegert
Daz ich daz püch beriche
Von Latein in Däutſch richt

Chloris und Nice kommen, nachdem er abgegangen; und die erſte fraget dieſe: ob ſie ihr nun glaube? Dieſe geſtehts, daß itzo in Arkadien, weder Redlichkeit noch Beſtändigkeit zu finden ſey: und ſie könne weder daſelbſt bleiben, noch wegziehen. Chloris räth ihr zu reiſen; hier gienge der Weg zum Tempel, und da zum Fluſſe. Nice entſchließt ſich dazu, und nimmt Abſchied. Chloris freuet ſich über ihren glücklichen Betrug: und der Schauplatz ändert ſich in ein Schäferdorf mit vielen Hütten.

Nice iſt furchtſam ihre Reiſe fortzuſetzen, weil ſie nicht über den angelaufenen Fluß kann; und ſieht den Filen kommen. Dieſer räth ihr zu bleiben: denn Thirſis ſey kein Verräther. Er habe ſich erkläret, und er, Filen habe ihn unſchuldig befunden. Chloris habe an allem Schuld. Indem kömmt Thirſis mit dem Pfeile, da ſich die vorigen verſtecket haben. Er will ſich damit ermorden, weil er Schuld an ſeinem Unglücke habe. Chloris, die ſich auch verſtecket hat, um den Ausgang zu bemerken, ſpringt hervor; und geſteht: ſie habe mit Fleiß gemachet, daß Filen ſeinen Pfeil gefunden; und zwar weil ſie ihn, den Thirſis noch liebe. Er ſolle ſie nur heurathen, um zu ſehen, wie ſie ihren Fehler verbeſſern wolle. Er aber erkläret ſich allein für die Nice, und hoffet Gehör zu finden. Hier tritt dieſelbe hervor, und richtet ihn auf; weil ſie nunmehr ſähe, wer ſie betrogen hätte. Chloris, die nun mit Schanden beſteht, geſteht alles und bittet um Vergebung. Thirſis wirft den betrügeriſchen Pfeil in den Fluß; und Chloris will zum

Fi-

Filen eilen. Allein dieſer ſpringt aus einer Hütte hervor, und weil er alles angehöret hat, ſo mag er ſie nicht mehr. Chloris ruſet: O Himmel! ſo hat mich hier der verſteckte Filen behorchet? Wohlan, Thirſis gehöret der Nice; ich aber werde vom Filen verſchmähet. Was wollt ihr mehr? Chloris iſt beſtrafet genug.

Die beyden Verliebten erklären einander ihr Vergnügen, und Nice giebt, um ſich wegen ihres Argwohns zu beſtrafen, dem Thirſis zuerſt die Hand: worauf ſie ein Duett von Liebeserklärungen ſingen; und ein Chor folgendergeſtalt beſchließt:

In piacer cangiate i pianti,
Fidi Spoſi & fidi Amanti,
Della Frode dell Inganna,
Triomfa la Fedeltà.
Benche ſoffra ingiuſto Affanno,
Mai non perda ancor Speranza,
D'un Cor cede alla Coſtanza,
Del Deſtin la Crudeltà.

Da Capo.

So reizend iſt die Fabel an ſich ſchon: allein ihr alle Schönheiten ihres Ausdruckes mitzutheilen, das müſſen unſere Leſer nicht fodern. Sie müſſen das Original ſelbſt verſtehen lernen; wenn ſie davon recht urtheilen wollen: weil es in jeder Ueberſetzung unendlich viel verlieren würde.

Das merkwürdigſte bey dieſem Stücke iſt außerdem noch, daß Ihre Kön. Hoheit, die ſo ſtark in der Muſik, als in der Dichtkunſt ſind, es auch ſelbſt

in

in die Noten geſetzet; und beyde Königl. Majeſtäten ſowohl; als dero Herrn Gemahls Kön. Hoheit zu vergnügen, es in dero Zimmern, als ein ſingendes Concert, oder Drama aufgeführet. Sie ſelbſt haben die Hauptperſon davon mit einer ſo reizenden Vollkommenheit der Stimme und Kunſt dabey hören laſſen; daß die wenigen Hofbedienten, denen es erlaubet geweſen, zuzuhören, davon ganz eingenommen geweſen.

Was können die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, von einer ſolchen Meiſterinn und Beſchirmerinn der Muſen, dereinſt in Sachſen nicht hoffen?

II.

Erläuterte Geſchichte von dem Geſchlechte Jupiters, und den argonautiſchen Helden, welche vor, und zur Zeit der Eroberung des trojaniſchen Reiches gelebet haben ꝛc. hiſtoriſch abgefaſſet, mit Landcharten verſehen, und durch alte Denkmäler bewähret, von einer Geſellſchaft gelehrter Leute. Frankf. und Leipz. bey den Gebr. von Düren 1753. in 4.

Ein Buch, wie dieſes iſt, kann von uns, unſern Abſichten nach, nicht wohl übergangen werden. Die alte Mythologie der Griechen macht einen gar zu beträchtlichen Theil der anmuthigen Kenntniſſe aus; und ohne ſie würde man die alten Dichter der Griechen und Römer unmöglich mit einigem Geſchmacke leſen können. Von

der Nutzbarkeit einer erläuterten Götter- und Heldengeschichte, oder einer Auslegung der alten Götterfabeln, womit die Schriften der Alten angefüllet sind, handelt ohnedieß die Einleitung dieses Werkes. Man tadelt darinn mit Recht, den gemeinen Schlag unsrer Schullehrer: die zwar endlich die Mythologie ihren Schülern noch einzubläuen suchen; aber als ein bloßes Gewebe übelzusammenhangender Hirngespinste: ohne ihnen den geringsten historischen Begriff von dem Ursprunge derselben beyzubringen. Man lobet hingegen den berühmten Hederich, als einen vernünftigen Schulmann, der auch die von der Vernunft ihm dargebotheren Mittel ergriffen, seinen Lehrlingen einen Verstand von jenen Fabeln mitzutheilen.

Die alten Kirchenväter haben aus dieser Rüstkammer die Waffen hergenommen, das Heydenthum zu Grunde zu richten: und die Verfechter desselben, Porphyr, Jamblichus, Proklus, Photius, u. a. m. sahen sich genöthiget, zu einem allegorischen Sinne solcher Fabeln ihre Zuflucht zu nehmen. Auch heute zu Tage brauchen wir die Kenntniß derselben, um den wahren Kern aller alten Dichter zu verstehen: wie Banier solches längst angemerket hat. Allein hier bemüht man sich, noch etwas vollständigers auszuführen. Denn das Feld ist noch groß genug für mehrere Arbeiter. Und folglich ist es denn nicht nur angenehm, sondern auch nützlich und nöthig, die Fabeln der Alten mit mehrerer Einsicht zu studiren, als wenn man sie bloß auswendig behält.

Die

Die erste Abhandlung des Werkes erkläret den Ursprung der Fabeln, womit die Schriften der Alten angefüllet sind. Hier wird erst gewiesen, daß die alten Göttergeschichte nicht bloße Hirngespinste, oder Gleichnisse; sondern verkleidete und in Zierathen versteckte Geschichte sind. Alles darinn, kann freylich dem Buchstaben nach, nicht für wahr gehalten werden: aber die Griechen, so witzig sie auch waren, haben doch nicht auf lauter Träume gebauet. Die alten Lehrer der Kirche haben ausdrücklich vorausgesetzet, daß in allen Göttern der Heyden, wirkliche menschliche Begebenheiten zum Grunde lägen.

Die alten Dichter giengen zwar auf die Weltweisheit und Sittenlehren, ja auch auf die Religion; aber sie ließen die Geschichte nicht aus den Augen. Zwar in den Begriffen von Tugenden und Lastern hatten sie es noch nicht weit gebracht, als sie Könige und Helden vergötterten. Allein sie hatten doch gute Absichten dabey, nämlich die Nachkommen zu rühmlichen Thaten anzufrischen. Läßt sich auch gleich manches gleichnißweise verstehen, so höret darum der wahre historische Sinn nicht auf: wie selbst die Ausleger der Schrift es mit den Vorbildern des alten Bundes halten.

Ein Beyspiel giebt die Geschichte vom Cekrops, der aus Aegypten kam, die Griechen in Attika gesitteter zu machen: welche die Poeten in viele Fabeln verhüllet haben. Strabo hat eben dergleichen bey den Reisen des Ulysses angemerket: und daher muß ein Ausleger der Fabeln sorgfältig die

wahre Seite derselben von den erdichteten Zusätzen unterscheiden. Dazu giebt es nun Regeln: z. E. man müsse das Natürliche von dem Unglaublichen absondern; man müsse sich fleißig bey den alten Schriftstellern Raths erholen, die oft selbst unvermerkt den Ursprung einiger Fabeln angewiesen, u. s. w. Verlieren nun gleich manche, durch die Entblößung der Wahrheit, das Wunderbare; d. i. ihren größten Schmuck: so ist doch die Wahrheit selbst allezeit liebenswürdig, so einfältig sie auch dargestellet wird.

Die besondern Quellen der Fabeln, waren anfangs die Eitelkeit, da manche stolze Leute ihr Geschlecht von Göttern herleiten, oder dieselben zu Stiftern und Erbauern der Städte machen wollten. 2) Der Mangel von Schriften und Geschichtbüchern. Alles pflanzte sich durch die bloße Sage, von Aeltern auf Kinder fort. Das geschah nun selten ohne Zusätze; und wenn sich die Poeten darauf beriefen; so machten sie es noch bunter. 3) Kam eine falsche Beredsamkeit dazu, die alles gern vergrößerte. So übel man nun aus Leichenpredigten Historien zusammenbringen würde: so schlecht mußten auch damals die ersten Geschichte gerathen. 4) Kamen die Reisebeschreibungen, oder Erzählungen der gereiseten Leute dazu. Man weis, was dieselben auch heute zu Tage noch, für Abfälle in der Glaubwürdigkeit leiden. 5) Die Poeten, Maler und Schauspieler. Jene helfen ihren Helden gern ein wenig aus: wie an den Gedichten vom Achill, Ulyß, und Aeneas zu sehen ist. Die Bühne erlaubet gleichfalls die Verschönerung der Begebenheiten. Und was

dem

dem Pinsel der Maler zu allen Zeiten freygestanden, ist bekannt.

Wir übergehen die übrigen Quellen, die die Hrn. Verfasser hier mit guter Beurtheilungskraft angeben; um auch von den übrigen Abhandlungen etwas zu melden. Die II. zeiget die Ursachen der Irrthümer und des Aberglaubens; und diese sind 1) der Eindruck des Sinnlichen in die Gemüther der Menschen. 2) Die unmittelbaren Ursachen der gemeinen Irrthümer, z. E. die falschen Begriffe, die man von den Gegenständen machet, die falschen Schlüsse und Folgerungen, die man daraus zieht; u.s.w. 3) Der Aberglauben. Nichts bringet mehrere Irrthümer hervor, als die Leichtgläubigkeit. Ist gleich der Unglaube auch fruchtbar darinn: so behält doch jene den Vorzug. Endlich sind auch die hieroglyphischen Bilder der Aegypter eine reiche Quelle davon gewesen. Ob 4) auch die Bemühungen des Geistes der Lügen, noch eine vierte Quelle der Irrthümer abgegeben? lassen wir die Verfasser verantworten. Uns dünken die obigen kräftig genug gewesen zu seyn.

Hier folgen noch einige vermischte Anmerkungen, über einige Gegenstände des Aberglaubens, bey Gelehrten und gemeinen Leuten: wobey die Orakel, Sibyllen, Wahrsagereyen, Vergötterungen, Wunderzeichen u. s. w. vorkommen.

Die III. Abh. zeiget die Hülfsmittel der Alten, die Fabeln zu erklären, womit die Schriften der Alten angefüllet sind. Diese sind Denkmäler, Bildsäulen, Aufschriften, Altäre, Säulen und

endlich Schriften. Daben untersuchet man 1) was für Wissenschaften ein Fabelausleger besitzen müsse? 2.) welche Klippen er, bey den verschiedenen Lehrgebauden dazu, vermeiden müsse? 3) wie man sich bey Erklärung der Fabeln zu verhalten habe?

Die IV. Abhandlung hat zwey Stücke 1) Anmerkungen über den phönicischen Geschichtschreiber Sanchoniathon, und seine Ueberbleibsel. 2) Anmerkungen über Homers Lehre von Göttern. Unsers Erachtens hätte auch Hesiodus hier eine besondre Aufmerksamkeit gar wohl verdienet: da seine Theogonie von der homerischen sehr weit abgegangen.

Die V. Abhandlung handelt von den Begriffen der Griechen in Ansehung der Gottheit, nach den verschiedenen Lehrgebäuden der Weltweisen.

Dieß alles aber machet nur den ersten und allgemeinen Theil dieses Werkes aus, auf den der zweyte besondre, von den Göttern selbst folget. Er liefert die bewährtesten Nachrichten von den griechischen Göttern und ihren Reisen, und zwar handelt

Das 1. Cap. vom Geschlechte Jupiters. Der 1. Abschnitt erkläret den **Akmon**, **Uranus**, und **Saturn**, die alle aus der Historie erläutert werden. Der 2. Abschnitt handelt vom Jupiter selbst; und allem was bey ihm merkwürdig ist, seinem Namen, seiner Geburt, Erziehung, seinen Kriegen, Thaten, Herrschaft, Liebesstreichen, Kindern und Tod. Daß es viele Jupiter gegeben; und wenn und wo sie regieret haben. Ihre Beynamen, und Erscheinungen. Sein Donnerkeil und Adler. Seine Vorstellungen, Opfer und Dienste. u. s. w. Der 3 Abschnitt redet vom

Pluto,

Pluto, der Juno, dem Mercur, Apollo und der Diana, als den nächsten Angehörigen Jupiters. Bey diesen beyden Abschnitten sieht man zweene aus dem Montfaucon entlehnte Abbildungen, alter hoch erhabener Schnitzwerke. 4. Abschnitt, von dem Mars, Vulcan, der Venus, dem Cupido der Psyche und dem Anteros, das ist der Gegenliebe. Auch hier sind neben den Erklärungen, alte Abbildungen in Kupferstichen befindlich. Den Schluß machet der 5. Abschnitt vom Bacchus, Silen, den Satyren, und dem Faunus; wobey abermal Kupfer vorkommen.

Hierauf folget eine Zugabe zu dem 1. Cap. von der Residenz Jupiters, oder der Insel Kreta, ihren Städten, und merkwürdigen Geschichten; dem Minos, Rhadamant, Sarpedon, Dädalus, Minotaurus, dem Labyrinth, u. d. m.

Das II. Hauptstück handelt von den vornehmsten Helden, die sich vor und zur Zeit des trojanischen Krieges berühmt gemachet haben. Hiervon enthält der 1 Abschnitt die Geschichte des Orpheus, Theseus, Kastors und Pollux. Es wird mit guten Gründen behauptet, daß wirklich ein Orpheus gewesen sey, ob wohl seine Geschichte in Fabeln verwickelt ist; die denn historisch erkläret werden u. s. w. Er ist mit unter den Argonauten, und führet eine ganz andre Religion und Lebensart in Griechenland ein. Theseus wird auch ausführlich beschrieben, wie auch die beyden Dioscuren.

Nun folget der 2 Abschnitt vom Paris, der Helena, dem Agamemnon, Orest, Achilles und Pyrrhus.

Hierinn liegt der Grund zum ganzen trojanischen Kriege, und der Schlüssel zur Ilias, Odyssee und Aeneis. Unter andern wird hier die Abbildung des Schildes, den Vulkan dem Achilles gemachet haben soll, erkläret und eingerücket; aber auch das unmögliche nicht verhölet, das Homer mit einfließen lassen.

Der 3 Abschnitt handelt von den beyden Ajaxen, dem Diomed, Palamed, Protesilas, Idomeneus, Merion, und Kalchas. Man kann leicht denken, was die Kenntniß dieser merkwürdigen Helden, Könige und Wahrsager, für ein Licht in dem Verständnisse der alten Dichter, sonderlich Homers und der Tragödienschreiber anzünden muß. Nun folget

Im 4. Abschnitte die Geschichte des Ulysses, der Penelope und des Telemachs; dadurch, erhält nun theils die Odyssee, theils des berühmten Fenelons treffliches Gedicht von diesem letztern, seine völlige Aufheiterung.

Der 5. Abschnitt berichtet die Begebenheiten Antenors, des Aeneas, Memnons, des Eurippus und Laokoons. Aeneas ist sonderlich wegen des virgilischen Heldengedichtes merkwürdig: und folglich wird seine nähere Kenntniß aus der Geschichte nicht vergeblich seyn. Die Herren Verfasser aber nehmen es dem Virgil sehr übel, daß er den Aeneas zu einem Ehrenschänder der Dido gemachet, daran er doch sehr unschuldig gewesen. Gleichwohl kann man zu seiner Vertheidigung sagen, daß solche Galanterien reisender Prinzen in dem Heldenalter der Welt, nicht für so schimpflich gehalten worden. Haben es denn

Jason

Dez Dienſtes und der Arbait
Sol ich nu gern ſein berait.

Es gehöret alſo unſer Poet in das dreyzehende Jahr-Hundert; denn in demſelbigen haben gelebt Heinrich Raſpo, welcher in dem Jahr 1244. auf Veranlaſſung des Pabſts Innocentii IV. wieder Friderich den Andern zu Würzburg zum Römiſchen Kayſer erwehlet worden, und Heinrich der Erleuchtete oder Illuſtris genannt, beyde Landgrafen in Thüringen, deren jener ein Sohn des Landgrafen Hermanni war, dieſer aber deſſelben Enkel, aus ſeiner Tochter Juta oder Judith, des Marggrafen in Meiſſen Dietrichs Gemahlin. Welcher nun unter beyden der Mäcenat unſers Dichters geweſen, der ſcheinet ſeine Neigung zu der Deutſchen Poeſie von dem Landgrafen Hermann geerbet zu haben, von welchem bekannt iſt, daß er ein groſſer Liebhaber derſelbigen geweſen, und deswegen an ſeinem Hof viele Meiſterſänger (**) freygebig unterhalten.

In

(**) Von denſelbigen und ihren in Gegenwart gedachten Landgrafens öfters angeſtellten Wettſtreiten iſt einige Nachricht zu finden in des Eiſenachiſchen Mönchens Johann Rohtens Thüringiſcher Chronick f. 1697. ſqq. Tom. II. Scriptorum rerum Germanicarum, præcipue Saxonicarum, b. *Menkenii*, wie auch in dem in Deutſchen Reimen beſchriebenen Leben der heiligen Eliſabeth, Landgräfin in Thüringen, eben daſelbſt f. 2036. ſqq. ferner in Wagenſeils Tractat von den Meiſterſängern,

Jaſon bey der Hypſipyle, Agamemnon, bey der Chryſeis, Ulyſſes bey der Circe und Kalypſo anders gemachet? Virgil aber brachte durch dieſe Liebesgeſchichte mit einer karthaginenſiſchen Königinn, eine beſondre Schönheit in ſein Gedicht: weil Karthago die einzige Nebenbuhlerinn von Rom geweſen, die ihm ſeine Größe ſtreitig und zweifelhaft gemachet; und die alſo den Römern ſehr ſchmäuchelhaft ſeyn konnte. Indeſſen kann man es nicht läugnen, daß Dido erſt 300 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege gebohren worden: wo nicht Neutons Chronologie noch richtiger iſt.

Den völligen Schluß machet ein Anhang zur Geſchichte der Götter und Helden, der auch als ein VI. Abſchnitt angeſehen werden kann. Hierinn kommen Nachrichten vom Homer vor. Es war allerdings der Mühe werth, dieſen Großvater aller Dichter etwas bekannt zu machen, da ihn auch noch vor weniger Zeit, wohl ſehr gelehrte Männer bey uns Deutſchen, ſehr ſchlecht gekannt, und ſehr ſchlecht von ihm geurtheilet haben *. Die Hrn. Verfaſſer haben ſich hieben der popiſchen Abhandlung vom Homer, nach der Fr. Prof. Gottſchedinn Ueberſetzung bedienet, wie ſie ſelbſt melden; ſich auch die Anmerkungen zu Nutze gemachet, ſo dieſelbe theils aus Neutons Chronologie, theils aus dem Life of Homer, beygefüget.

* Z. E. Der ſel. Prof. Stelle, ein ſonſt berühmter Polyhiſtor, nannte ihn einmal in einem Briefe, den wir in Händen haben, im rechten Ernſte einen griechiſchen Meiſterſänger. Wer hätte das von ihm vermuthet?

So sehr wohl, als sie daran gethan haben: so sehr wäre es auch zu wünschen, daß sie die neutonische Chronologie in mehrern Stücken zu Rathe gezogen hätten; dieß letztere ganze Werk aber noch, wenigstens bey der Odyssee Homers, mit in ihren Plan einschalten möchten. Es ist nämlich nicht zu groß für eine Einleitung zur Odyssee, und giebt eine vortreffliche Abschilderung von dem Zustande der Welt um Homers Zeiten, von seiner Fähigkeit, Gelehrsamkeit; den Dichtern, die er zu Vorgängern und Lehrern gehabt, u. s. w. Es übertrifft allerdings des Pope Abhandlung weit.

Den völligen Schluß machen noch verschiedene Kupferstiche, an Landcharten von dem mittelländischen und ägeischen Meere, und Prospecten der alten Stadt Troja: wie denn auch die alte Abbildung von der homerischen Apotheose aus dem Pope, bey der Abhandlung von demselben befindlich war. Kurz das ganze Werk verdienet von Liebhabern des Alterthums gelesen zu werden. Die Schreibart ist fast durchgehends ohne Tadel: bis auf einige Kleinigkeiten in der Rechtschreibung; und einige gar zu niedrige und possirliche Redensarten, die der Gravität eines ernsthaften Geschichtschreibers nicht wohl anstehen.

III.

Ode
auf die merkwürdige Doctor-Promotion eines gelehrten Frauenzimmers aus Quedlinburg.

Wälschland hat uns vor etlichen zwanzig Jahren ein seltenes Beyspiel gewiesen, daß auch ein Frauenzimmer den medicinischen Doctorhut mit Ruhme tragen könne: indem es die berühmte Frau Laura Bassi, nach vorhergehender Prüfung ihrer Fähigkeit, auch abgelegten Proben, öffentlich damit beehret hat.

Deutschland hat zwar bisher an gekrönten Poetinnen eher einen Ueberfluß, als Mangel verspüret: aber mit den akademischen Doctorwürden ist gleichwohl noch keine weibliche Scheitel bey uns gezieret worden. Vor wenig Jahren nur zeigete sich ein kleines Vorspiel zu Greifswald, als das geschickte Fräulein von Balthasar die Würde einer philosophischen Baccalaurea öffentlich erhielt. Nunmehr aber haben wir auch eben das erlebet, was die Italiener bisher für einen Vorzug ihres Landes gehalten haben.

Es hat nämlich Frau Dorothea Christiana, eine gebohrne Leperininn; die treue Ehegenossinn eines wohlverdienten Geistlichen zu Quedlinburg, Hrn. Johann Christians Erxleben, Diakons an der dasigen St. Niklaskirche, die Doctorwürde in der Arzney-

neykunst, auf der Universität zu Halle davon getragen. Nachdem sie nämlich ihre in dieser Wissenschaft erlangte Gelehrsamkeit, der dasigen medicinischen Facultät, durch vielfältig abgelegte Proben dargethan, und die gewöhnlichen Prüfungen und Untersuchungen rühmlich überstanden: so hat sie auch ihr so genanntes Specimen inaugurale, oder die feyerliche Probeschrift, wirklich ausgearbeitet und übergeben.

Bey Dingen, die auf unsern hohen Schulen so ungewöhnlich und außerordentlich sind, pflegt man billig nichts ohne höhere Erlaubniß, und besonders eingeholte Bewilligung der höchsten Landesherrschaft zu unternehmen. Folglich hat denn auch der löbl. medicinische Orden der benachbarten Friedrichsuniversität, in diesem besondern Falle, um höchsten königl. Beyfall Ansuchung gethan; selbigen auch wirklich erhalten.

Sobald dieser eingelanget war, hat die gedachte Facultät keinen fernern Anstand genommen, obgedachter würdigen Frau Candidatinn, die höchste Würde der Arzneykunst, den 12ten des Brachmonaths dieses itztlaufenden 1754sten Jahres öffentlich zu ertheilen.

Eine so außerordentliche Begebenheit, war es wohl werth, daß sie auch von einem guten Dichter besungen würde. Dieses that also Herr Johann Joachim Lange, der Mathematik öffentlicher Lehrer in Halle, in folgender wohlgerathenen Ode: die wir unsern Lesern zum Vergnügen, und zu mehrerer Ausbreitung einer so merkwürdigen academischen Handlung, hier mittheilen wollen.

Ode.

Ode.

So beuge dann den wohlverdienten Kranz,
Gelehrte Frau, um Deine Haare.
Erscheine nun in einem seltnen Glanz,
Du Schmuck und Wunder unsrer Jahre!
Und da Dein Geist durch Weisheit sich erhob;
So hör' doch auch, Sittsamste, jetzt Dein Lob.

Nicht Latien macht sich allein nun groß
Mit Töchtern von erhabnen Sinnen,
Die nicht durch Ränk, durch Küch und Wirthschaft bloß,
Nein, auch durch Weisheit Ruhm gewinnen:
An deren Geist man das Geschlecht verkannt,
Und ihnen Huth und Würden zugesandt.

Auch Deutschland sieht in seiner Töchter Schaar
Das, was sonst nur die Männer zieret.
Ihm stellet sich die Erzlehrinn itzt dar
Im Schmuck, der Ihr mit Recht gebühret,
Im Doctorschmuck der edlen Heilungskunst.
Ihr gab ihn nicht die Schmäucheley und Gunst.

Nein, Ihr Verdienst war dieser Würde werth,
Sie ward von Ihr durch Fleiß errungen.
Die Ehre, die Ihr itzo wiederfährt,
Bestärken selbst der Neider Zungen:
Itzt machet ihr beschäumter dürrer Mund
Ihr hohes Lob unwidersprechlich kund.

Das Alterthum erhob der Sappho Fleiß,
Und ehrete in seinen Schönen
Nicht das Geschlecht; es gab dem Geist den Preis,
Bey Weibern auch, wie bey den Söhnen.
Es nannte dich, Aspasia, gelehrt:
Praxilla ward von Männern selbst geehrt.

Olympia ward der Ferrarer Zier,
Und lehrte, daß in jüngern Zeiten
Der Weiber Geist auch denken kann, wie wir,
Ja, daß er mit uns könne streiten.
Nur Deutschland sah bisher dieß traurig an:
Der Doctorhuth war stets nur für den Mann.

Gelehrte Frau, mit männlich hohem Muth
Gehst Du zuerst die schweren Wege,
Und greifest kühn nach dem verdienten Huth.
Dein Geist, von Jugend auf nicht träge,
Erschuff sich selbst, durch wunderbaren Fleiß,
Den, Schönen nicht bisher gegebnen Preis.

O Dichter, ihr, von hoher Glut beseelt,
Uebt itzt die Seyten güldner Leyer.
Wenn ihr der Welt der Tugend Lob erzählt,
So singt auch mit gewohntem Feuer,
Der Erlebinn ganz ungemeine Pracht,
Die Deutschland selbst die erste Ehre macht.

Den schönen Bau des Leibes, die Gestalt,
Die Sie besitzt, besingt an Schönen;
Besinget da die reizende Gewalt;
Erhebt an buhlenden Helenen,
Was sie allein der Achtung würdig macht,
Des Angesichts, der Farbe leichte Pracht.

Doch hier besingt des edlen Weibes Geist,
Ihr sittsam tugendhaft Gemüthe,
Die Schönheit, die nicht nur von außen gleißt,
Den holden Ernst, die ernste Güte:
Und laßt die Welt des Geistes Bildung sehn,
Erhaben, keusch, gelehrt, klug, fromm und schön.

Laßt die, die nichts als die Gestalt besitzt,
Ein schmäuchelnd Lob der Farben lesen:
An Dieser lobt den Muth, der Sie erhitzt,
Ihr männlich tugendhaftes Wesen.
Laßt von dem Lob die Schmäucheley zurück,
Und sagt, Sie sey des Himmels Meisterstück.

In Ihr vereint sich, was den Mann erhebt,
Mit dem, was eine Schöne zieret:
Daß, wer Sie sieht, zugleich im Zweifel schwebt,
Was für ein Ruhm Ihr mehr gebühret?
Der Mund, wenn er in fremden Sprachen spricht,
Erhebt den Reiz im holden Angesicht.

So sahn einst in gelehrter Phantasey
Die Dichter vom Apoll durchdrungen,
An dem Parnaß der Schwestern drey mal drey;
Die sie, durch welche sie, gesungen.
Vor allen war Urania zu sehn,
Gelehrte Frau, Dir gleich, erhaben, schön.

Hygea läßt der Freude freyen Lauf:
Morbona eilt bestürzt zurücke.
Durch deinen Rath stehn viele Kranken auf,
Gestärket durch Arzney und Blicke.
Die spate Welt beneidet unsre Zeit:
Der Nachruhm trägt Dein Bild zur Ewigkeit.

IV.

Jo. Ge. Lebrecht Wilkii. Ph. & J. V. D. Ticemannus, ſive vita illuſtris principis Theodorici junioris, Thuringiæ Landgravii &c. ad ductum diplomatum & Hiſtoricorum optimorum conſcripta. Accedunt CCX diplomata, maximam part. inedita, & variis annot. illuſtrata, & X. Sigilla æri inciſa. Lipſ. apud. Bernh. Chr. Breitkopf. 1754. in 4. maj.

Der geſchickte Hr. D. Wilke, hat ſchon vor etlichen Jahren, auf unſers berühmten Hrn. D. Jöchers Veranlaſſung, eine akademiſche Abhandlung von dieſem Markgraf Dietrich oder Diezmann geſchrieben, und auf der Katheder vertheidiget. Nun liefert er uns eine ausführlichere Lebensbeſchreibung eines in den Geſchichten ſo berühmten Fürſten; der hier in Leipzig in der Thomaskirche, meuchelmörderiſch erſtochen worden; und deſſen Hirnſchale noch in der Paulinerkirche aufgehoben wird.

Nach dem Vorberichte handelt der Hr. Verf. im I. B. von Diezmanns Stamme und Geſchlechte. Und da bemerket er zuförderſt, daß ſein Namen, der ſehr verſchiedentlich geſchrieben wird, eigentlich Dietrich geheißen; den man aber in den mittlern Zeiten lat. Theodoricus, auch wohl Thidericus genannt; durch eine nicht ungewöhnliche Verkleinerung aber, im Deutſchen mehrentheils Diezmann, auch

auch wohl Tißmann ausgesprochen. Diese Benennung hat der Hr. Verf. zu Vermeidung der Weitläuftigkeit, statt Theodorici Junioris, beybehalten: ob es gleich unsers Ermessens, nach dem Ursprunge, von Dietrich, das ist, reich an Volk, besser gewesen wäre, ihn Diezmann zu nennen.

Sein Vater ist Markgraf Albrecht von Thüringen gewesen; der wegen seines wunderlichen Verhaltens gegen Vater, Gemahlinn und Söhne, Degener, der unartige genennet worden. Er war 1240. gebohren, und ist 1314. zu Erfurt, als der damaligen Hauptstadt von Thüringen, siebenzig Jahre alt gestorben: welches Alter nach ihm, kein einziger seiner Nachkommen; außer dem 1737. letzt verstorbenen Herzoge Heinrich zu Merseburg, erreichet hat.

Die Fr. Mutter unsers Diezmanns war Margaretha, Kaisers Friedrichs des II. Tochter, und Kaiser Heinrichs des VI. Enkelinn. Ihre Fr. Mutter Isabella, des Königs Johannes aus England Tochter, hatte sie 1241 gebohren; und war in der Geburt gestorben. Sie war schon als ein zweyjähriges Kind, an Landgraf Albrechten, der nur ein Jahr älter war, verlobet; und 1253. ward die Hochzeit vollzogen; wobey sie, zur Versicherung ihres Brautschatzes, von 10000 Marken Silbers, ihrem Gemahl das Pleißnerland zubrachte; weswegen er sich einen Herrn desselben zu schreiben pflegte.

Unser Diezmann war der dritte ihrer Söhne, und vermuthlich 1260. gebohren, welches aus den Urkunden sehr gut geschlossen wird. Sein Großvater

vater war Heinrich der erlauchte, oder illustris, der den Markgrafen zu Meißen zuerst Thüringen und die Pfalz zu Sachsen erworben. Er ist erst 1287. oder 88 gestorben; und seine Fr. Mutter war Constantia aus dem Hause Oesterreich gewesen. Wir übergehen die andern Ahnen und Vättern.

Brüder hatte Diezmann zweene, Heinrichen, und Friedrichen, den man Admorsum, den angebissenen nennet. Jener war 1256, und dieser 1257. gebohren. Der erste davon soll um 1286. gestorben seyn, und ist also niemals zur Regierung gekommen. Der zweyte, war glücklicher, und überlebte beyde Brüder. Die Geschichtschreiber nennen ihn zum Unterschiede Fortem, den Freudigen; Anarg, das ist ohne Arg; imgl. Seniorem, den ältern: am häufigsten aber Admorsum, den Angebissenen; von dem Bisse, den er von seiner Fr. Mutter, im Abschiednehmen vor ihrer Flucht bekommen. Dieser hat allemal seinen Bruder Diezmann zum treuen Freunde und Gefährten in allen Geschäfften und Kriegen gehabt. Sein Leben hat Tenzel beschrieben.

Ihre einzige Schwester Agnes, die dem Alberto pingui Herzoge zu Braunschweig versprochen gewesen seyn soll; ist viel gewisser an Heinricum mirabilem verheirathet gewesen. Ein paar Vättern, Dietrich und Friedrich, von Landsberg, werden auch noch beschrieben; imgleichen Friedrich von Dresden, ein Sohn Heinrichs des Erlauchten, den er mit einer von Maltitz, der Tochter eines seiner Bedienten (Ministerialium) erzeuget: die aber auf Bitte

ihres

In dem Voreingang handelt der Verfaſſer nach Anleitung Gottfrieds von Viterbo von dem Göttlichen Weſen, von der Dreyeinigkeit in GOTT, von der Welt, wie ſie noch vor ihrer Erſchaffung in GOttes Gedanken geweſen, von der Schöpfung und den Orden der Engel, von dem Teufel und den Seelen der Heiligen auf eine ſolche Art, daß er ſeinem Vorgänger nicht eben allezeit genau folget, ſondern bißweilen etwas wegläſſet, und hin u. wieder ſeine eigene, oft ziemlich albere, Gedanken mit einmiſchet. Hierauf fängt er ſeine Hiſtorie von der Schöpfung aller Dinge an, und zwar auf ſolche Weiſe, daß es ſcheinet, als habe er die bibliſchen Scribenten in ſeine Mutterſprache überſetzen wollen. Denn alſo beſchlieſſet er den Voreingang:

Hie hebet ſich die Wibel an.

Nach dem aber, was er aus dem erſten Buch Moſe in Reimen gebracht, bedient er ſich dieſer Worte:

Hie hebt ſich an alſus
Ein Půch genant Exodus.

Und da er auch dieſes geendiget, ſo ſchreitet er folgender Geſtalt zu dem dritten:

Churzleich in ſchlechter richt
Und mit ſchlechtem getichte
Iſt churzleich nu bericht
Und ſchlechtichleich getichte
Die zwai Půch von Moyſe
Da er ſchraib von der Gotes e

Tentzels monatlichen Unterredungen, und zwar in dem Monat Novemb. des 1691. Jahrs. Item in dem Supplem. II. Hiſtor. Goth. §. 231. &c.

ihres Gemahls, von Rudolphen von Habsburg, ingenuitatis & liberi partus honore & titulo cum exemtione ab omni *ſervilis*, *ſeu miniſterialis* conditionis reſpectu, beſchenket wurde. Man ſieht daraus, daß ſerviles & miniſterialis für gleichviel geachtet worden, welches den geringen Adel zu der Zeit ſehr demüthiget. Heinrich der Erlauchte aber ſah wohl, daß dieß nach ſeinem Tode nicht viel helfen würde: darum gab er ihm ſchon bey ſeinem Leben Dresden, nebſt einem Antheil von Ländereyen zu beſitzen.

Das II. Buch handelt von Markgraf Diezmanns Erziehung, Ehe, und andern häuslichen Umſtänden. Von 1260. bis 1270. iſt er nebſt ſeinen Brüdern auf dem Schloſſe Wartburg bey Eiſenach erzogen worden. Er muß auch eine gute Anführung genoſſen haben, da er ſich nachmals allezeit klüglich, tapfer und ordentlich verhalten hat. Als nun ſein Hr. Vater Albert, durch Liebe zu der Kammerfräulein ſeiner Gemahl. Kunegund, zu vielen Gewaltthätigkeiten, gegen Margarethen und ihre Prinzen verleitet ward; ſo gar, daß die erſte mit der Flucht ſich retten mußte: ſo nahm ſich doch Markgr. Dietrich von Landsberg, der fernern Erziehung der letztern an, und erzog ſie nebſt ſeinem Sohne Friedrich Tuta, recht gut, und zwar theils zu Landsberg, theils zu Leipzig, wo er ſich öfters aufhielt.

Als Diezmann ſich eine Zeitlang am Hofe ſeines Großvaters Heinrichs des Erlauchten, zu Freyberg aufgehalten hatte, ward er von demſelben bey zeiten

zu gröſsern Dingen bestimmet. Er bewog also Landgr. Albrechten, daſs er nicht nur seinem ältesten Sohne Heinrichen, Altenburg, sondern auch Friedrichen und Diezmannen ein Stück Landes zur Regierung, und zum Unterhalte geben möchte. So bekam denn Friedrich, das Eisenbergische, dieser letzte aber das Pleiſsnerland, und hier hat er in die zehn Jahre regieret, welches aus Urkunden bewiesen wird. Er hielt sich also bald zu Altenburg, bald zu Torgau, bald zu Luccau in der Lausitz, bald in Guben, am meisten aber zu Leipzig auf, und wohnte überall auf den Schlössern daselbst, auſser zu Guben wo keines war. Zu Leipzig waren vormals drey Schlösser, die Bürger im Zaume zu halten, 1) die Pleiſsenburg, 2) wo itzt die Barfüſsergasse ist, 3) nahe am grimmischen Thore, wo itzo die Paulinerkirche steht. Weil aber die Bürger dieses letztere damals schon nach des ältern Dietrichs Tode abgebrochen, und auf die Stelle die Paulinerkirche gebauet hatten: so waren zu Diezmanns Zeit nur die beyden erstern vorhanden, und er wird also wohl in der Pleiſsenburg gewohnet haben.

Zur Gemahlinn nahm Diezmann die Judith, aus dem hennebergischen Hause, die man damals Jutta hieſs. Hier wird Kanzler Ludwig widerleget. Dieſs muſs im Anfange des 1295. Jahres oder noch viel eher geschehen seyn. Denn in den 1295. 1296. und 98. Jahren hat sie schon verschiedene Urkunden mit ihm unterschrieben. Sie hat ihn lange überlebet, obgleich weder Dantes, der ihres Gemahls Tod besungen, noch so viel andre Geschichtschreiber, ihrer mit kei-

keinem Worte gedenken. Der Hr. Verf. führet eine Urkunde an, darinn Diezmann, 1307. im Sept. für ſeiner Gemahlinn Seele, das Dorf Schönfeld der Thomaskirche ſchenket. Und folglich hat ſie damals kurz vor ſeinem Tode noch gelebet. Spangenberg erzählet auch, daß ſie hernach noch einen brandenburgiſchen Markgrafen geheurathet, welches beſtätiget wird. Aus einer Urkunde könnte man auch ſchließen, daß ſie einen Prinzen gehabt: aber der Hr. Verf. zweifelt daran.

Diezmanns Hof iſt nach damaliger Art ſchon prächtig genug geweſen. Er bekam oft fürſtliche Gäſte von Braunſchweig, Henneberg und Schwarzburg: des hohen Adels nicht zu gedenken, der ſich an demſelben aufgehalten. Unter ſeinen Urkunden findet man Gräfen von Rabenswalde, Schwarzburg, Hohenſtein, Orlamünde, Gleichen, Beichlingen, Blankenburg, Brandeberg, Stollberg oder Stalberg; Burggrafen von Altenburg, Starkenberg, Stalburg, Kirchberg; Herrn von Schönenburg, Turgow, Strele, Landsberg, Golſyn, Ylburg, u. a. m. darunter Kodebutz, oder Gothebutz, das heutige Cotbus, Sprewenberch, aber ſonder Zweifel Spremberg anzeigen. Alle dieſe Diplome ſind dieſem Werke angehenket.

Seine Räthe und Bediente ſind geweſen, ein Kämmerer von Gnandſtein, ein Truchſeß de Burnis, das iſt von Born, ein Mundſchenk von Dornburg, und einer von Tautenburg, ein Marſchall Friedr. von Vbech, ein Hofmeiſter von Stadebach, ein Küchenmeiſter Heydenreich von Burg. Ueber

dem hatte er Schloßhauptleute, darunter einer Friczko de Omtitz geheißen, welches das heutige Amtitz in der Niederlausitz ist. u. d. m.

Seine Ritter findet man auch in den Urkunden genannt, verschiedene von Geilnau, von Kockeritz, von Haldecke, von Knut, von Almenhusen, von Arnstade, von Belgern, von Benwitz, Bischenwitz, Boindorf, von Bore, von Bünau, von Butstede, von Cemin, von Koldiz, von Corun, von Cotwitz, und sehr viel andre, deren Geschlechter ausgegangen. Doch finden wir auch die Hopfgarten, und einen von Rydenburg darinnen, unter welchem Namen wir alte Fabeln in Versen besitzen. Seine Schreiber kommen hier auch vor.

Das III. B. handelt von den Mishälligkeiten in Diezmanns Hause. Heinrich der Erlauchte hatte seinem Sohne, Markgr. Albrechten, und Dietrich dem Fetten, sehr zeitig ansehnliche Landschaften eingegeben; um sie zu befriedigen und zur Einigkeit zu bewegen. Aber Albrecht war damit nicht zufrieden, sondern veruneinigte sich mit seinem Herrn Vater, so daß ein Vergleich zu Tarandt erfolgen mußte; darinn er versprach, sich wider ihn nicht mehr aufzulehnen. Es entstunden auch andre Kriege, zwischen Alberten und den Markgrafen von Landsberg, und Erichen, Bischofe zu Magdeburg, die uns eigentlich nichts angehen.

Der erste Krieg Markgr. Albrechts mit seinem Sohne Dietrich, oder Diezmann, entstund 1281. da die Erfurter jenem beystunden. Diezmann bekam den Bischof des deutschen Hauses gefangen;

ward

ward aber ſelbſt vom Grafen von Kevernburg gefangen, und ſeinem Vater ausgeliefert, der ihn ein ganzes Jahr zu Wartburg gefangen hielt. Allein einige ſeiner Ritter und Knechte, ſtohlen ihn bey Nacht aus dem Schloſſe. So erzählt es Niklas von Syghen, in den Zuſätzen zum Lambert von Aſchaffenburg; andre aber etwas anders. Hierüber ſtellet der Hr. Verf. einige Betrachtungen an, und erzählet wie dieſer Zwiſt beygeleget worden.

Allein im 1288. 89. und 90ſten Jahre entſtunden neue Händel, darinn der Sohn Diezmann ſeinen Vater Markgr. Albrechten gefangen bekam. Kaiſer Rudolph kam damals nach Erfurt und hielt ſeinen Hof daſelbſt und beſtätigte den Frieden. Albrecht aber ſchlug in ſeiner Gegenwart 16. neue Ritter (milites) um ſich mehr Anhang und Beyſtand zu erwerben. Sich auch an ſeinen Söhnen zu rächen, ſchenkte er ſeinem Kebsſohne Apez von der Kunne von Oſenberg, den er nach dem Tode ſeiner Gemahlinn ehrlich ſprechen laſſen, viele Schlöſſer; Teneberg, Brandeberg, Braytenbach, Brandenfels, Wildenke, u. d. m. Ja er würde ihm noch mehr gegeben haben, wenn ihm nicht die Landſaßen und Städte widerſtanden hätten. Damals ſtarb Henrich der Erlauchte u. ſ. w.

Allein kaum war der Frieden geſchloſſen; als es wieder losgieng. Denn weil Albrecht meynte, durch die ſeinen Söhnen abgetretenen Städte, Freyberg, Hayn, Radeberg, Wahrenbrück und Mühlberg, Torgau, Belgern, Domitſch und Schildau, hätte er ſich nun völlige Freyheit erworben, mit ſeinen

übrigen Ländern zu machen, was er wollte. Er wollte sie also seinem Kebssohne Apetz zuwenden; verkaufte viele Güter und versetzte andre; das Geld aber gab er demselben, oder brachte es durch. Dem Adel, der dabey seinen Vortheil hatte; gefiel das gut. Aber Friedrich der Gebissene und Diezmann konntens nicht gelassen ansehen: und daher erwuchs ein neuer Krieg: so daß wieder der Kaiser nach Thüringen kommen, und Frieden machen mußte.

Wir können dem verwirrten Zustande dieser Zeiten nicht länger folgen, und unsere Leser werden mit dieser Probe zufrieden seyn, das übrige aber aus dem Werke selbst nehmen.

Das IV. Buch handelt von Diezmanns Kriegsthaten, und Tapferkeit, die er wider Brandenburg und Anhalt, wider Adolfen von Nassau, als römischen König, und Alberten den I. Kaiser gewiesen; und von der berühmten Schlacht bey **Luccau**, worinn Diezmann die Kaiserlichen, die größtentheils aus schwäbischen Völkern bestanden, aufs Haupt geschlagen: daraus das Sprüchwort entstanden. **Es wird dir gehen, wie den Schwaben bey Luccau.** Man hat alte Lieder von dieser Schlacht, die es wohl werth gewesen wären, von dem Hrn. Verf. hier mit eingerücket zu werden.

Das V. Buch handelt von Markgr. Diezmanns Verdiensten um die Kirche, sonderlich in Leipzig zu St. Thomas, und allerley Klöster in Meißen und in der Lausitz, zu Dobriluck ꝛc. in Thüringen u. s. w.

Das VI. Buch redet von seinen politischen Anstalten und guten Verfassungen seiner Lande. Hier kom-

kommen viele Befreyungen vor, die er den Städten Leipzig, Torgau, Guben, Lieberoſe u. ſ. w. gegeben; die Erweiterung ſeiner Lande, die Kammerſachen, Steuer- und Münzgerechtigkeiten u. d. gl.

Das VII. Buch handelt von den Ländern, die Diezmann beſeſſen. Zum Pleißnerlande, ſollen Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Schmöllen, und Rötha gehöret haben. Das Oſterland begriff Leipzig, Adorf, Auma, Borna, Coldiz, Delitſch, Düben, Eilenburg, Eiſenberg, Freyburg, Frohburg, Gera, Grätz, Grimme, Halle, Hirſchberg u. ſ. w. ein ſehr großes Land u. ſ. w. Thüringen, Lauſitz u. d. m.

Das VIII. B. handelt von allerley lauſitziſchen Veränderungen, die zu Diezmanns Zeit geſchehen ſind, ſonderlich, da er 1703 bey ſeinem Leben dieß Land an Brandenburg überlaſſen hat.

Das IX. B. endlich handelt von dem Tode und Begräbniſſe Markgr. Diezmanns. Im 1307 Jahre im Advente, iſt er in der Thomaskirche von einem Meuchelmörder, den Kaiſer Adolphs Vätter geſchicket hatte, ermordet worden. Er iſt im Paulinerkloſter bey den Predigern, d. i. Dominicanern, begraben worden.

Alles dieſes nun hat Herr D. Wilke auf eine ſehr fleißige Art zuſammengeſuchet, in Ordnung gebracht und angenehm beſchrieben, auch mit ſehr vielen vorhin ungedruckten Urkunden beſtätiget: ſo daß es allen Liebhabern der alten vaterländiſchen Geſchichte angenehm ſeyn muß.

Da der Herr Verf. ſein Werk mit dem Grabmaale Diezmanns nicht auszieren wollen, worüber wir uns wundern: ſo wollen wir dieſen Mangel erſetzen, und dieſen Monath unſers Neueſten damit zieren.

V.

Bedenken über zwo Vermählungen, womit das Geſchlecht der alten Großfürſten von Rußland vermehret werden wollen. Im Jahre 1754. *

So vielen Dank diejenigen verdienen, welche die rußiſche Geſchichte und Geſchlechtskunde aus den Geſchichtſchreibern der benachbarten Reiche zu erläutern ſich befleißigen: ſo ſchwer iſt es, darinn allerdings das Ziel zu treffen, wofern man nicht zu gleicher Zeit die Hauptquellen, woraus die rußiſche Geſchichte herzuleiten iſt, ich will ſagen, die rußiſchen Geſchichtbücher, deren Pünctlichkeit und Vollſtändigkeit einen beſondern Ruhm verdienet, dabey mit vor Augen hat; und acht giebt, daß nichts, was dieſen widerſpricht, als eine hiſtoriſche Wahrheit, angenommen werde. Es iſt aber noch ſehr wenig hievon im Drucke vorhanden. Denn was der Freyherr von Herberſtein, Strikowski, und

* Soviel uns wiſſend iſt, ſoll gegenwärtige Schrift von Herrn Prof. Müllern zu Petersburg, und daſelbſt gedrucket ſeyn. Sie iſt uns in der Abſicht zugefertiget worden, damit wir ſie, durch die Einrückung ins Neueſte etwas bekannter machen ſollten.

und aus dieſen Guagninus, als einen Auszug aus einem ſo reichen Schatze, herausgegeben, iſt gar zu mangelhaft: und was ehemals aus den Jahrbüchern des erſten rußiſchen Geſchichtſchreibers, des unter die Heiligen geſetzten Neſtors, den der Ueberſetzer mit dem Stifter des petſcherskiſchen Kloſters, dem heiligen Theodoſio vermiſchet, in die Sammlungen rußiſcher Geſchichte eingerücket worden, hat auch gar viele Fehler. Folglich ſind einem auswärtigen Schriftſteller, der nach den Hülfsmitteln, womit er verſehen, zu beurtheilen iſt, eben ſo wenig die Fehler, ſo er dieſsfalls begehen möchte, anzurechnen; als wir dadurch einen Ruhm erlangen können, daß uns das Glück mehrere und gewiſſere Nachrichten, als andern, beſchieden hat.

Ich habe mir vorgenommen, den Grund der Bemühungen zweener gelehrten Männer zu unterſuchen, welche das Geſchlecht der alten rußiſchen Groſsfürſten mit zwo auswärtigen Vermählungen, die unſern rußiſchen Geſchichtſchreibern unbekannt ſind, bereichern wollen. Gottl. Samuel Treuers Abſtammung des allerdurchlauchtigſten rußiſch-kayſerlichen Hauſes und der durchlauchtigſten braunſchweig-lüneburgiſchen Herzoge von einer deutſchen Stammmutter, Wolfenbüttel 1733. Fol.. und M. Joh. Tobias Rönnicks Verſuch einer zuverläßigen genealogiſch hiſtoriſchen Nachricht, von dem erſten Gemahle der Gräfinn Kunigunda von Orlamünde, einem Könige der Ruſſen. Göttingen 1753 4to. Das ſind die Schriften, welche

che von dieſer Materie handeln. Beyde beruhen auf einerley Grunde. Daher ſie ſich in der Unterſuchung nicht nur wohl zuſammen ſchicken, ſondern auch mit einander verglichen werden müſſen, wenn man davon ein gründliches Urtheil fällen will.

Die Sache kommt hierauf an. Jsjaslaw, ein Sohn des Großfürſten Jaroslaw Wladimirowitſch, hatte im Jahre 1054 in der Theilung des Reichs, welche dieſer unter ſeinen Söhnen vorgenommen, das Großfürſtenthum Kiew erhalten, aus welchem er 1067, wegen eines von den Einwohnern der Stadt Kiew wider ihn erregten Tumults, flüchtig ward; aber Jahres darauf, durch Hülfe des polniſchen Königes Boleslaws des Kühnen, wieder den Thron beſtieg. Chron. *Neſtoris.* Sammlung rußiſcher Geſchichte Tom. I. p. 353. Im 1073 Jahre wurd Jsjaslaw zum zweiten male aus Kiew verjagt, und zwar von ſeinen Brüdern Schwetoslaw und Wſewolod, als damaligen Fürſten zu Tſchernigow und Perejaslaw: über die er ſich einer Gewalt anmaſſete, deren dieſe ſich zu entziehen ſuchten. Samml. rußiſcher Geſchichte l. c. p. 356. Ob er nun gleich wiederum zu dem Könige von Polen ſeine Zuflucht nahm, und auch von demſelben Hülfsvölker erhielt: ſo beſtund doch der Abbruch, den er dadurch ſeinen Brüdern that, bloß in Streifereyen gegen die Kiewiſchen Gränzen, *Dlugoſſ.* Hiſt. Pol. Tom. I. p. 271; und daß der König für ſich einige rußiſche Länder eroberte. Swetoslaw aber blieb zu Kiew bey der Regierung.

In dieſen Umſtänden wandte ſich Jsjaslaw nach Deutſchland, zu dem römiſchen Kaiſer Henrich dem

Geneſis und Exodus
Nu hebt ſich an Leviticus.

Nach dem Dritten fähret er alſo fort:

Drew Púch die nach der richt
Nach Gotes ler gericht
Moyſes der weiz Man
Volkomen ſind nu hebet an
Das vierd alhie zehant
Das iſt Numerus genant
In Ebraiſch valebaber
Dez ich ein rail Zetichten ger
Doch churzleich nicht über al
Es iſt genant daz Púch Ze zal.

Er geſtehet ſelbſt, daß er in der Uberſetzung dieſer und anderer bibliſchen Bücher vieles auſſen gelaſſen; er hat aber auch nicht wenig ſo wol aus ſeinem eigenen Kopfe, als aus andern, und zwar gutentheils lügenhaften, Scribenten hinzugethan. Wir wollen davon einige Proben geben, welche vielleicht dem geneigten Leſer nicht unangenehm ſeyn werden. Man wird hieraus von der Beſchaffenheit der deutſchen Dichtkunſt und dem ſchlechten Geſchmack derſelbigen Zeiten ein Urtheil fällen können, in welchen an denen Höfen groſſer Fürſten dergleichen elende Reimenſchmiede und alberne Fabelhanſen in beſonderm Anſehen geſtanden, die ſich nicht entblödet haben, ſelbſt in die bibliſche Hiſtorie die allerungereimteſte Mährlein auf eine freche und thörichte Weiſe einzumengen.

Den Zuſtand Adams nach ſeiner Verſtoſſung aus dem Paradis beſchreibet unſer Dichter alſo, daß nicht undeutlich abzunehmen iſt, er habe geglaubet, derſelbige habe über dreytauſend Jahr in dem Paradis

dem IV, den er auf der Reise zu Maynz antraf, und ersuchte denselben um Hülfe wider seine Brüder: konnte aber, wegen der damaligen innerlichen Unruhen in Deutschland, nichts mehr erhalten, als daß der Kaiser an den Großfürsten der Russen eine Gesandtschaft abschickte, die dasjenige, was mit Gewalt nicht geschehen konnte, durch gütliche Mittel zu bewirken, versuchen sollte. *Sigebertus Gemblacensis* ad An. 1073. *Lambertus Schafnaburgensis.* ad An. 1075. Die Namen Zaslaw, Swentoslaw und Wsewold, welche beym Dlugosso vorkommen, sind so wenig von den eigentlichen rußischen unterschieden, daß wir uns dabey nicht Ursache haben aufzuhalten. Indem aber beym *Lamberto Schafnaburgensi* der rußische Großfürst, welcher bey Kaiser Heinrich IV. Hülfe gesuchet, Demetrius genennet wird: so ist dieses der Namen gewesen, den Jsjaslaw in der heiligen Taufe bekommen wie es denn in den rußischen Geschichten nichts ungewöhnliches ist, daß die Großfürsten und Fürsten des Landes, so wie auch in Litthauen, aus gleicher Ursache, doppelte Namen geführet haben.

Der aus Deutschland zu Kiew bey dem Großfürsten Swetoslaw angekommenen Gesandschaft gedenken auch die rußischen Jahrbücher unter eben dem 1075 Jahre, als sie von *Lamberto Schafnaburgensi* beschrieben ist, und zwar mit dem Zusatze: daß Schwetoslaw den Gesandten seine großen Schätze, an Golde, Silber und Edelgesteinen, zeigen lassen. Samml. rußischer Geschichte p. 356. Es schadete also nichts, daß Jsjaslaw bey seiner Flucht eine Menge von Kostbarkeiten mit sich hin-

hinweg genommen, die er an den König von Polen und dessen vornehmste Bediente, (*Dlugoss.* l. c.) wie nicht weniger an den Kaiser Henrich IV, um sie in sein Interesse zu ziehen, verschenket hatte. *Lambertus Schafnaburgensis* l. c. Rußland ist allezeit seiner Reichthümer halber berühmt gewesen. Die damaligen Quellen derselben waren die Kriege, welche, seit der ersten Einrichtung der rußischen Monarchie, durch die Wareger, mit den Griechen Chosaren, Petschenegen, und andern morgenländischen Völkern geführet worden.

Der Kaiser erwählte den damaligen Domprobst und nachherigen Erzbischof von Trier, Burchard, zu dieser Gesandtschaft: weil, nach dem Zeugnisse *Lamberti Schafnab.* l. c., der Großfürst, bey welchem er seinen Antrag verrichten sollte, eine Schwester desselben zur Gemahlinn hatte. Dieses bringet uns auf den Hauptsatz beyder vorangezogenen Abhandlungen. Denn derselben Absicht gehet dahin, zu zeigen, wer diese Schwester des Probstes Burchard gewesen. Uebrigens wirkte die Gesandtschaft nichts mehr, als daß sie dem Kaiser, damit er dem vertriebenen Großfürsten Jsjaslaw nicht beystehen möchte, große Geschenke eintrug; wie denn *Lambertus Schafnaburgensis* schreibt: So viel Gold, Silber und kostbare Kleider seyn noch nie auf einmal nach Deutschland gekommen.

Um eben dieselbe Zeit reisete einer von Jsjaslaws Söhnen nach Rom, zu dem Pabste Gregorio dem VII: ohne Zweifel in der Absicht, desselben Vermittelung bey dem Könige von Polen, damit dieser, die dem Rußischen Reiche entrissenen Provinzen

vinzen zurück geben möchte, ſich auszubitten; ob gleich der Pabſt in einem Briefe an den Groſsfürſten Jsjaslaw, oder Demetrium, Rom vom 16ten April, (XV. Cal. Maii) 1074, eine ganz andere Urſache der Reiſe des Prinzen vorgab, und daher Gelegenheit nahm, zu verſuchen: ob er nicht das Anſehn des römiſchen Stuhls auch über Rußland ausbreiten könnte? Der Cardinal *Baronius* Annal. Tom. VII. p. 680, wo er in einer beſondern Abhandlung, de Ruthenis ad communionem Sedis Apoſtolicæ receptis, den Brief des Pabſtes anführet, meynet: Rußland ſey damals wirklich von dem römiſchen Stuhle zu Lehne genommen worden. Unparteyiſche Schriftſteller aber, und ſelbſt aus der römiſchen Kirche, z. E. P. *Barre* Hiſtoire d'Allemagne Tom. IV. p. 183. ſind mit uns einig; und behaupten, daſs auch die Wirkung der Reiſe des Prinzen, der dabey gehabten Abſicht, in Anſehung der päbſtlichen Vermittelung, gemäſs geweſen.

So viel iſt gewiſs, daſs Jsjaslaw im Jahre 1077 unter Beyſtande des Königs von Polen wiederum den groſsfürſtlichen Thron beſtiegen, *Dlugoss.* l. c. p. 278. nachdem Swetoslaw Jahres vorher den 27 Decembr. mit Tode abgegangen war. Wſewolod, der damals der Regierung vorſtund, ſchloſs mit ihm einen Frieden. Das Jahr darauf entſtund ein Krieg mit den Polowziern. Jsjaslaw blieb den 3 October 1078 in einer Schlacht, und Wſewolod kam zum zweyten male zur Regierung. Dieſe verwaltete er bis in das 1093 Jahr; in welchem er den 13 April, im 63 Jahre ſeines Alters, und 15

ſeiner

seiner Regierung, mit Tode abgieng. Rußische Samml. p. 356 - 363. Es ist also falsch, wenn die polnischen Geschichtschreiber seinen Tod in das 1083 Jahr setzen: und mithin sind auch alle genealogische Schriftsteller, die jenen gefolget sind, zu verbessern.

Es würde zu viel seyn, wenn man zweifeln wollte: ob auch auswärtigen Geschichtschreibern, da alle einheimische davon schweigen, in dem, was die Vermählung einer Schwester des Probstes Burchards an einen rußischen Großfürsten betrifft, zu trauen sey? Ausländische Vermählungen treffen wir in den alten rußischen Geschichten die Menge an. Man möchte fast sagen, daß damals die Gemeinschaft der Russen mit andern Nationen größer, als in neuern Zeiten, gewesen. Und so sind auch die russischen Jahrbücher nicht so gar vollständig, daß sie nicht nöthig hätten, aus andern Nachrichten ergänzet zu werden. Wenn wir die Sachen nur so finden, daß sie mit andern bekannten Wahrheiten der rußischen Geschichte nicht streiten, oder eine Erklärung leiden, die diesen nicht zu wider ist: so können wir von fremden Geschichtschreibern alles, womit sie unsere Geschichte bereichern, annehmen. Nun aber lasset uns sehen, ob dieses der Fall mit den beyden vorgegebenen fremden Großfürstinnen ist? und ob dieselben sich mit den rußischen Jahrbüchern reimen lassen?

Herr Treuer hat mehr als einen Geschichtschreiber auf seiner Seite, wenn er dafür hält: daß die nach Rußland vermählt gewesene Schwester des

Prob-

Probstes Burchards, Oda geheißen. Ihr Vater Lippold, Leupold, oder Leopold, war Graf im Stadischen, und ihre Mutter Ida, eine Tochter Ernests II. Herzogs in Schwaben, der eine Schwester des Pabstes Leons IX. zur Gemahlinn, und den Kaiser Conradum Salicum zum Stiefvater hatte. Der Kaiser Heinrich III. und der Oda Großvater, Herzog Ernst II. waren Stiefbrüder. Kaiser Henrich IV. war folglich auch der Oda Blutsverwandter; indem sie in ihrer Ur-Großmutter, der Kaiserinn Gisela, eine gemeinschaftliche Stammmutter mit ihm erkannte. Nachdem Oda erstlich dem geistlichen Stande in einem Kloster zu Rinteln gewidmet gewesen, so ward sie ihres Gelübdes entschlagen, und einem Könige der Russen beygeleget, dem sie einen Sohn gebahr, Namens Warteslaw, mit welchem sie als Wittwe nach Sachsen zurückkehrete, und sich daselbst zum zweyten male vermählete. Warteslaw wurd, wie es heißet, nach Rußland zurück berufen, allwo er den väterlichen Thron bestieg, den er auch lange Jahre soll besessen haben. So wird die Verwandtschaft und der Verlauf der Sachen erzählet von *Alberto Stadensi* in Chron. *Woltero* in Chron. Bremensi, apud *Meibom.* Tom. II. p. 49. Histor. Archiepisc. Bremens. apud *Lindenbrog.* p. 88. sq. anderer, die es aus diesen genommen, zu geschweigen.

Allein wie wollen wir dieses zum Nutzen der russischen Geschichte und Geschlechtskunde anwenden? Herr Treuer meynet, der Großfürst Wsewolod sey der Oda Gemahl gewesen, und Warteslaw sey mit Wladimir, dem Sohne Wsewolods,

der

der als Großfürst den Zunamen Monomach geführet, einerley Person. Das kann aber beydes nicht bestehen. Denn Wsewolod hat erstlich eine griechische Prinzessinn zur Gemahlinn gehabt, welche ihm schon im 1053 Jahre, und also 22 Jahre vor der Gesandtschaft des Probstes Burchard, den Sohn Wladimir gebohren. Chron. *Nestoris* und Samml. rußisch. Geschichte p. 194. Diese Prinzessinn war des Kaisers Constantini Monomachi Tochter. Synops. Kiovienſ. p. 226. ed. in 8vo. Nach derselben Tode vermählte sich Wsewolod zum zweytenmale mit einer polowzischen Fürstinn Anna. Dieselbe hat ihm 1070. einen Sohn Rostislaw gebohren, der 1093. den 26 May, nach gehaltener unglücklichen Schlacht mit den Polowziern in dem Flusse Stugna umkam. Annal. Mſti. Samml. rußisch. Geschichte p. 365. und sie lebte noch als Witwe im 1097 Jahre. Samml. rußisch. Gesch. p. 397. ſq. Hiebey kann ich nicht unerinnert lassen, daß sie am angezogenen Orte p. 382. unrecht Wladimirs Mutter genennet wird. Es hätte Stiefmutter heißen sollen: wie denn die geschriebenen Geschichtbücher ausdrücklich melden, daß Wladimir, unerachet sie seine Stiefmutter gewesen, seines verstorbenen Vaters wegen, viele Hochachtung gegen sie gehabt habe. Ihr Tod erfolgte 1111. den 7. October. Sie wurde zu Kiew im Kloster des heiligen Andreas begraben. Annal. Mſti. So ist auch Wladimir in seiner Jugend niemals aus Rußland gekommen. Im 1076 Jahre zogen er und Oleg, Swetoslawo Sohn, den Polen zu Hülfe gegen die

die Böhmen, eroberten die Stadt Glatz, und empfingen von dem böhmischen Fürsten Wratislaw große Geschenke, damit sie sich, wie sie denn auch thaten, zur Rückkehr entschließen möchten. Annal. Msti. Nachher hat Wladimir bis 1115, da er den großfürstlichen Thron bestieg, die Städte Tschernigow und Perejeslaw im Besitze gehabt, da immittelst nach Wsewolods Tode von 1093 bis 1115 Swetopolc, Isjaslaws Sohn, zu Kiew regierete. Samml. rußischer Geschichte. passim.

Es fällt also der treuerische Beweis der Abstammung des russisch-kaiserlichen Hauses und des herzoglich-braunschweigischen von einer deutschen Stammmutter hinweg: welcher auch nicht zulänglich seyn würde, wenn gleich die Sache mit der Oda und ihrem Sohne Warteslaw, daß solches der Großfürst Wladimir Monomach sey, ihre Richtigkeit hätte. Denn da würde es noch an der Verbindung des neuen zarischen und kaiserlichen Hauses, mit dem alten großfürstl. und zarischen fehlen; indem es ein Irrthum ist, wenn die auswärtigen Schriftsteller von Rußland, dem Zaren Iwan Wasiliewitsch eine Tochter Iconomasia, oder Martha Iwanowna, zuschreiben; von welcher der Zar Michael Feodrowitsch gebohren seyn soll.

Sollte man die Oda für eine Gemahlinn des Großfürsten Swetoslaw halten, der fünf Söhne gehabt, ohne daß unsere russische Jahrbücher anzeigen, wer ihre Mutter gewesen: so gestehe ich, daß dieses sich besser zu der Gesandtschaft des Probstes Burchard, der bey ihm, und nicht beym Wsewo-

lod, ſein Gewerb ausgerichtet, ſchicken würde. Allein wo treffen wir da einen Warteslaw an? Keiner von Swetoslaws Söhnen hat jemals den großfürſtlichen Thron beſtiegen. Ueberdem ſo legt Herr Rönnick dem Swetoslaw eine andere deutſche Gemahlinn bey: worüber ein Streit entſtehen muß, welche vor der andern den Vorzug behaupten ſolle. Wir wollen ſehen, was er deshalb zum Beweiſe anführet.

Bey ihm liegt das Zeugniß eines ſächſiſchen Chronikenſchreibers zum Grunde, nach welchem des Grafen Otto von Orlamünde Tochter Kunigunda, an einen rußiſchen König vermählet geweſen ſeyn ſoll. Annaliſta Saxo ad An. 1062 und 1103 apud *Eccard.* Tom. I. p. 493 und 599. Die Geſandtſchaft des Probſtes Burchard aus dem *Lamberto Schafnaburgenſi* wird auch dabey angezogen; doch ſo, daß deſſelben Verwandtſchaft hier eine ganz andere Geſtalt gewinnt, weil der Beweis erfodert, daß Burchard eben ſo nahe der Kunigunda angehöret, als er vorher mit der Oda verwandt zu ſeyn beſchrieben worden. Und da hat auch Herr Rönnick wirklich eine ganz nahe Verwandtſchaft des Burchards mit der Kunigunda entdecket. Der Kunigunda Mutter war, nach eben dem Annaliſten ad An. 1070. des Grafen Heinrichs von Löwen Schweſter, und Burchard deſſelben Bruder. Annaliſta Saxo ad An. 1026. Folglich war Kunigunda Burchards Schweſtertochter, welches *Lambertus Schafnaburgenſis* leicht durch ein Verſehen in Schweſter verwandeln können. Folglich

lich sollte Kunigunda, und nicht Oda, zu derselben Zeit, da Burchards Gesandtschaft geschehen, Swetoslavs Gemahlinn gewesen seyn. Das hat keinen geringen Schein der Wahrheit. Ich muß aber bekennen, daß mir auch diese Gründe nicht zulänglich sind.

Denn was die Verwandtschaft des Probstes Burchard betrifft, so ist es nicht nur *Lambertus Schafnab.*, der ihn einen Bruder der russischen Königinn nennet; sondern *Albertus Stadensis*, da er von der Ida und Oda, als Mutter und Tochter ausführlich handelt, schreibt mit ausdrücklichen Worten, daß Burchard der Ida Sohn gewesen sey. Ist er aber der Ida Sohn gewesen, so war er auch der Oda Bruder. Wie hat er aber zugleich des Grafen Heinrichs von Löwen Bruder seyn können, der, so viel bekannt ist, mit der Ida und Oda in gar keiner Verbindung gestanden? Dieser Knoten muß vor allen Dingen aufgelöset werden, wenn des gelehrten Herrn M. Rönnicks Beweis Bestand haben soll.

Hiernächst sehe ich keine Ursache, warum man das Zeugniß des sächsischen Annalisten auch darinn, was der Kunigunda Vermählung betrifft, dem Alberto von Stade und andern, die solches von der Oda schreiben, vorziehen solle. Hier müssen die Grade der Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit bey einem jeden Schriftsteller untersuchet werden, damit erhelle, wem man am sichersten folgen könne. Denn eines kann nur wahr seyn. Es betrifft auf beyden Seiten nicht nur einerley Person,

mit der die deutschen Gräfinnen sollen vermählet gewesen seyn, sondern auch einerley Zeit. Man darf nicht sagen, Svetoslaw könne zuerst die eine, und hernach die andere zur Gemahlinn gehabt haben. Denn solches wird durch die Gesandtschaft des Probstes Burchard widerleget.

Bey dieser Beschaffenheit der Sache, scheint mirs am sichersten zu seyn, voritzt noch keine von beyden Vermählungen in die russischen Geschlechtregister aufzunehmen. Es kann seyn, daß sowohl Oda, als Kunigunda, an andere rußische Fürsten vermählet gewesen sind. Es brauchet nicht eben der Großfürst von Kiew gewesen zu seyn. Man hat auch jene öfters Könige genennet. Der Kaiser Henrich IV. aber hat deswegen doch den Probst Burchard, wenn er gleich nicht des Großfürsten Schwager gewesen, bloß weil er eine Schwester in Rußland gehabt, zu der Gesandtschaft erwählen können. Die Chronikenschreiber, denen alle Umstände nicht so bekannt gewesen seyn mögen, können eines mit dem andern vermischet haben. Und so schreibt auch *Lambertus Schafnaburgenſis*, bey der Zurückkunft des Probstes Burchard aus Rußland, wohl von Geschenken, die der Großfürst ihm mitgegeben, damit der Kaiser seinem Bruder nicht beystehen möchte; nicht aber, daß Burchard daselbst seine Schwester angetroffen, noch daß er etwas durch dieselbe für den verjagten Isjaslaw auszurichten verhindert worden: welches doch ein Hauptumstand ist, der nicht hätte verschwiegen werden sollen.

Diesen

bis gewohnet. Dieſe Beſchreibung kan zugleich von der Scharfſinnigkeit ihres Meiſters zeugen.

Damit gedacht Adam
Wie er verdackt ſein Scham
Der ſchaf hiez er mit nöten
Ein michel tail töten
Die vel er an ſich hieng
Nu merckt wie er gieng
Daz Fleiſch er an den ſtunden
Warf ſeinen hunden
Und ſprach ſich Eva diſew wat
Wie recht wol ſi unz anſtat
Jedoch iſt mein Frâwd all dahin
Wan ich vil gar an ſinn pin
Und pin auch worden gar unweiz
Seid ich ſchied von dem Paradys
Awe der ſüzzen voglein ſanck
Dapey tauſend jar nicht waz lanck
Dieweil ich in dem Paradys lag
Drew tauſend jar waz nicht ein tag
O we der liechten plumen ſchein
Vor den es nacht nicht mag geſein
Wan die plůmen ſind ſo liecht
Daz da niemant vinſter ſicht
Do waz ich mit aller Frâwd pey
Wie mir nu verflucht ſey
Eva daz han ich alles von dir verlorn
Dez můz ich leiden Gotes Zorn
O we daz Got der reich
Gegen mir wart zornichleich
Do er dich mir ze weib
Gab we deinem Leib

Diesen Zweifeln könnte man noch beyfügen, daß, da die Gesandtschaft des Probstes Burchard obbesagtermaßen in den rußischen Jahrbüchern vorkömt, wahrscheinlicher Weise auch der Umstand, daß die damalige Großfürstinn des deutschen Gesandten Schwester gewesen, wenn es damit seine Richtigkeit gehabt, nicht vergessen seyn würde. Man könnte wider die Zurückreise beyder vorgegebenen Großfürstinnen, nach Deutschland, einwenden, daß eine solche Hauptbegebenheit in den rußischen Jahrbüchern eben so wenig übergangen seyn würde, als schwerlich würde erlaubet worden seyn, einen Kronerben, als wie Wartesław, aus Rußland zu entführen. Allein es sind meines Erachtens ohnedem Gegengründe genug wider diese Meynungen angeführet. Liebhaber der Geschichte, welche mit genugsamen Hülfsmitteln dazu versehen sind, können daher zu weitern Untersuchungen Gelegenheit nehmen, welches bey dem Wachsthume der Geschichte aller Länder, indem solche durch Bekanntmachung der alten Urkunden immer in ein helleres Licht gesetzet werden, nicht ohne Nutzen geschehen kann.

VI.

Discours prononcé dans l'Academie Françoise, le Samedi 25. Août 1753 à la reception de Mr. de Buffon. A Paris, chez Brunet. 21. S. in 4.

Herr Büffon hat sich bisher nur als einen Naturkundiger bekannt gemachet; wie aus der Beschreibung des königl. Naturalien-Ca-

binets zu ersehen ist, die er in Gesellschaft des Hrn. d'Aubenton ans Licht stellet. Allein wie es eine löbliche Art der französischen Gelehrten ist, daß sie auch ihre Muttersprache nicht vernachläßigen, sondern dieselbe mit aller Richtigkeit und Zierde zu schreiben sich befleißigen: so hat man auch in des Hrn. Büffons Schriften die Schönheit der Schreibart bemerket, die einem Hrn. von Maupertuis einen Platz in der französ. Akademie erworben hat. Nichts war also billiger, als ihm gleiche Belohnungen zu ertheilen: und hier sehen wir die Reden, die bey seiner Aufnahme in dieselbe gehalten worden.

Hrn. Büffons Rede macht den Anfang, und welches das merkwürdigste ist, so handelt sie fast ganz von der Schreibart. Die gar zu witzigen Köpfe in Frankreich, die bloß dem Esprit nachjagen, und von aller wahren Gelehrsamkeit, so entblößt, als von einer gesunden Philosophie sind, haben sich eine Zeit her, eine so spitzfindige, gleißende, blendende und tändelnde Schreibart ausgedacht, die beynahe den Geschmack der ganzen Nation verderbet hat. Verständige Männer haben seit des Rousseau Zeiten, diesen Verfall des guten Geschmackes schon verabscheuet, und beklaget. Aber wer soll denselben abstellen? Wer soll die hüpfenden, gaukelnden, flatternden Geister neumodischer Witzlinge wiederum zur Vernunft bringen?

Es mußte ein Kopf kommen, der viel Einsicht in die wahre Gelehrsamkeit, und eine gute Beurtheilungskraft mit einem wahren geläuterten Witze verbunden hätte; ein Philosoph, der zugleich die

schö-

ſchönen Wiſſenſchaften liebete; ein Mann, der die Kenntniß der Wahrheiten und Sachen in einer gereinigten und anmuthigen Schreibart vorzutragen wußte. Ein ſolcher iſt Herr **Büffon**: und dieſer hielt es für ſeine Pflicht, bey ſeinem Eintritte in die franzöſ. Akademie, ſeine Gedanken über die wahre Schönheit der Schreibart zu entdecken; und vielleicht dem Uebel, welches ſich auch in dieſelbe ſchon eingeſchlichen hat, noch zu ſteuren. Wir wollen zur Probe etliche Stellen daraus überſetzen: und zwar ſolche, die auch in Deutſchland zum Gegengifte wider die einreißende Verderbniß überwitziger Schriftſteller werden dienen können.

„Warum ſind alle Werke der Natur ſo vollkom„men? Darum, weil jedes ihrer Werke ein Gan„zes iſt; und ſie ſelbſt nach einem ewigen Entwurfe „arbeitet, von dem ſie nicht abweicht ꝛc.„

Bloß aus Mangel eines Entwurfs, und eines ſattſamen Nachſinnens, verwirret ſich ein witziger Kopf, und weis nicht, wo er anfangen ſoll zu ſchreiben. Er ſieht eine Menge von Begriffen; doch weil er ſie weder mit einander verglichen, noch geordnet hat: ſo iſt er unſchlüſſig, welche er vorziehen ſoll. Er bleibt alſo verwirrt ꝛc.

Nichts iſt dem Feuer mehr zuwider, als die Begierde, überall witzige Einfälle anzubringen. Nichts iſt dem wahren Lichte mehr zuwider, welches gleichſam einen Körper ausmachen, und einen einträchtigen Glanz auf eine ganze Schrift ausbreiten ſoll; als die kleinen Funken, die man nur mit Gewalt erzwingt, in dem man ein Wort wider das

andre stößt. Diese stralen nur einen Augenblick, um uns hernach im Finstern zu lassen. Es sind Gedanken, die nur durch den Gegensatz glänzen ꝛc.

Nichts ist ferner der wahren Beredsamkeit mehr zuwider, als die gar zu feinen Gedanken, und das Auskünsteln flüchtiger, zarter und unsteter Begrisse; die wie ein Goldblättchen, ihren Glanz nur durch den Verlust der Festigkeit erlangen. Denn jemehr subtilen und funkelnden Witz man in eine Schrift bringt: desto weniger Kraft, Licht, und Feuer wird die Schreibart haben ꝛc.

Nichts ist der schönen Natur mehr entgegen gesetzet, als die Gewalt, die man sich anthut, alltägliche und gemeine Sachen, auf eine sonderbare und prächtige Art zu sagen: und nichts setzet einen Schriftsteller tiefer herunter. Weit gefehlt, daß man ihn bewundern sollte: so bedauret man ihn vielmehr, daß er so viel Zeit verderbet, neue Verbindungen von Sylben auszugrübeln, um nichts mehr zu sagen, als was alle Welt saget. Dieses ist ein Fehler bearbeiteter, aber NB. unfruchtbarer Geister. Wörter haben sie die Menge; aber keine Begriffe. Sie arbeiten also über bloße Wörter, und bilden sich ein, sie haben Gedanken verbunden, wenn sie Redensarten gepaaret haben: und glauben die Sprache zu bessern, wenn sie dieselbe durch Veränderung der Bedeutungen verderben. Solche Schriftsteller haben gar keine Schreibart; oder wenn man will, so haben sie nur den Schatten davon. Die Schreibart muß Gedanken ausdrücken: sie aber wissen nur Wörter zu hecken. ꝛc.

Die-

Dieſes mag zur Probe genug ſeyn. Könnte aber Hr. Büffon wohl deutlicher geredet haben, wenn er unſre überfliegenden, ätheriſchen, mitraimiſchen, ſeraphiſchen, äoniſchen, myriadiſchen, Wörterkrämer vor Augen gehabt hätte? Dieſe mögen alſo ſehen, was auch ausländiſche vernünftige Kenner von ihrer wilden Art zu ſchreiben, unparteyiſch denken und urtheilen. Die Beantwortung darauf iſt dem Hrn. Büffon durch den Hrn. von Moncriff gegeben worden.

VII.

Proben von der Dichtart des Herrn Regierungsraths Lichtwehrs zu Halberſtadt,

aus einem größern Werke, das er unter der Feder hat.

Der berühmte Verfaſſer der äſopiſchen Fabeln, die vor etlichen Jahren hier ans Licht getreten, hat ein dogmatiſches Werk über das Recht der Natur unternommen. Man weis, was auch ein Lucrez, ein Polignac, und ein Abt Geneſt, mit ihren phyſikaliſchen Gedichten für Ehre eingeleget haben: ungeachtet dieſe Lehren mehr den Verſtand als das Herz zu rühren fähig ſind. Was Pope mit ſeinen moraliſchen Gedichten für Beyfall gefunden, iſt auch aus Ueberſetzungen bekannt genug. Man kann alſo leicht denken, daß auch ein poetiſches Werk von den menſchlichen Pflichten, noch ungleich rührender und lebhafter werden muß. Haben The-

ognis und Cato, und Publ. Syrus, mit ihren abgebrochenen Sittensprüchen so viel Leser und Liebhaber gefunden; wie viel Glück wird sich denn nicht ein ausführlicher poetischer Vortrag versprechen können, der mit allen Schonheiten einer lebhaften Einbildungskraft, und eines gereinigten Witzes prangen wird. Folgende zwo kurze Proben theilen wir unsern Lesern mit, damit sie ihre Wünsche mit den unsrigen vereinigen sollen, um wo möglich, die Ausfertigung einer so trefflichen Arbeit zu beschleunigen.

Weisheit und Thorheit.

Mit zween Schwestern ist auf der erschaffnen Welt
Von alten Zeiten her das Regiment bestellt.
Die Weis- und Thorheit sinds, zwo grose Herrscherinnen,
Die ein' ist ordentlich: ihr Handel und Beginnen
Ist ohne Zwecke nie, die in Verbindung stehn,
Und alle mittelbar auf einen Hauptzweck gehn.
O Weisheit, Gottes Rath! kaum war die Welt geronnen,
Da priesen dich bereits die neu erschaffnen Sonnen,
Den Riß des weiten Raums, der dieses All umspannt,
Die Gleise jedes Sterns, entwarf erst deine Hand,
Du halfst dem Ewigen den Teig der Monden runden,
Die Zeiten maßest du, bestimmtest Tag und Stunden;
Du grubst die Tiefen aus, darinn das Meer sich hält,
Nach deinem Grundgesetz beweget sich die Welt.

Lust,

Luft, Erde, Menſch und Vieh, der Baum mit ſeinen Zweigen,
Auch das geringſte Gras ſind deiner Einſicht Zeugen,
Doch von dem Menſchen wird dein Zepter ſchlecht verehrt.
Davon der größte Theil der Thorheit Reich vermehrt,
Hier herrſcht die Unordnung, und ein verkehrt Betragen,
Ohn' Abſicht ſpannt ein Thor die Pferde hintern Wagen,
Wünſcht Reichthum, und iſt faul; ſtreicht Gift auf ſeinen Schwär,
Sein Thun beſtätiget die Fabel von dem Bär,
Der ſeinen Freund erſchlug, um Fliegen abzuwehren.
O Thorheit, kindiſch Werk! wie, daß dich Menſchen hören?
Wer der Natur gehorcht, und wahrer Tugend Sold
Das höchſte Gut begehrt, der iſt der Weisheit hold.
Nichts thut er ohne Grund: er wird in allen Dingen,
Die er ſich vorgeſetzt, nach ſeinem Hauptgut ringen.
Seht eines Meiſters Uhr, ſie iſt des Weiſen Bild:
Mit Theilen mancher Art iſt ihr Gebäu erfüllt.
Doch alle Räderchen, die Kunſt allhier verbunden,
Die haben einen Zweck: die Richtigkeit der Stunden.
Nach der Vollkommenheit ringt eines Weiſen Muth,
Auf dieſen Hauptzweck gehn die Schritte, die er thut.
Willſt du nun weiſe ſeyn, ſo lern aus kluger Lehre,
Was zur Vollkommenheit in jedem Fall gehört.
Erkenntniß! welch ein Feld ſtellſt du den Augen vor?
Hier öffnet ſich vor mir der Geiſter eiſern Thor.
Dort tritt ein ſchimmernd Heer von Arten und Geſchlechten,
Die Kinder der Natur in Schaaren mir zur Rechten.

Wind,

Wind, Feuer, Feld und Meer, Stein, Pflanzen und Metall,
Fiſch, Vogel, Thier und Wurm ruft mit vereintem Schall:
Deshalben ſind wir da, um zu den frohen Tagen,
Und zur Vollkommenheit des Menſchen beyzutragen.
O Meer der Wiſſenſchaft, wer hat dich je umſchifft?
Der fertigſte Verſtand, ein Witz, der blindlings trifft,
Erfahrung grauer Zeit, was können die nicht finden?
Und dennoch fehlt noch viel, eh ſie dich ganz ergründen.

Glück und Unglück.

Mit leichten Fittichen fliegt, wie von ungefähr,
Ein ſchneller Geiſt um uns und in der Welt daher;
Ein Rad, das unter ihm behende Wirbel drehen,
Bewegt ihn immerfort, und läßt ihn niemals ſtehen.
Er naht den Schlafenden, und weicht von dem zurück,
Der wachend nach ihm greift. Sein Name heißet Glück.
Er ſtammt vom Himmel ab, vor ihm bückt ſich die Erde,
Dieß iſts, das Fürſten ſtürzt, und Hirten von der Heerde
Zu Kron und Scepter ruft; das, ehe wirs geglaubt,
Dem Bettler Hauſer ſchenkt, die es dem Reichen raubt.
Es ſchützt uns in der Fluth, es hilft dem Feldherrn ſiegen,
Und weiſt uns Schatze zu, die längſt vergeſſen liegen.

Doch

Doch eben dieſes iſts, das bald durch ſchnelle Glut
Die Städt' in Schutt verkehrt, und bald mit wilder Fluth
Die Saaten überſchwemmt, und Länder, eh man denket,
In der Vulcanen Schlund mit Volk und Gut verſenket.
Es miſcht in unſer Thun ſich öfters dieſes Glück,
Was Jahre nicht gethan, das thut ein Augenblick,
Es läßt den ſauren Weg, den wenige vollenden,
Den Weg nach Ehr und Gut uns in zwo Stunden enden;
Und vieler Jahre Frucht, den mühſamen Gewinn;
Der kargen Väter Schweiß nimmt oft ein Abend hin.
Das, was dir widerfährt, du ſterbliches Geſchlechte!
Kömt nicht von ungefähr. Vernimm der Gottheit Rechte!
Kein blinder Zufall iſts, der dir den Weg vertritt,
Das Glücke kömmt von Gott, er lohnt und ſtraft damit.
Dieß war des Alten Schluß, der mit ſorgfältger Treue
Im Rath der Ewigkeit die ungeheure Reihe
Der Ding' und Folgen knüpft, und völlig überſieht:
Er weis von Anfang her, was jeden Tag geſchieht.
Der Kette dieſer Welt, die Nebel uns verhüllen,
Flecht er das Glück mit ein, und ſchuff nach ſeinem Willen,
Daß es ganz unverhofft, dem Böſen zum Verdruß,
Den Frommen oft zum Troſt, ſich ſchnell eräugen muß.
So hat der Welten Herr die Glücks- und Unglücksſtunden,
Als Strafen oder Lohn, mit unſerm Thun verbunden.

VIII.

Poeſies variées de Mr. de Coulange, diviſées en IV. Livres. A Paris chez la Veuve Cailleau, rue St. Jaques 1753. in 12.

Dieß iſt ein Bändchen neuer franzöſiſcher Gedichte, die ſehr beträchtlich, und voller Abwechſelung ſind. Das I. B. enthält die ſcherzhaften, das II. die heroiſchen, das III. geiſtl. und weltl. Oden, und das IV. vermiſchte Gedichte. Der darinn herrſchende Charackter iſt das Natürliche und Flieſſende: und da dieſe Art in den pariſiſchen Monathſchriften Beyfall findet; ſo ſieht man doch, daß unſre Nachbarn eben keine ſolche halsbrechende, knaſternde und klappernde Verſe von ihren witzigen Köpfen begehren, als unſre Afterkunſtrichter, auf deutſchen Boden zu pflanzen bemüht ſind.

Zur Probe wollen wir des Dichters Abſchied aus Paris, als er nach einer entfernten Stadt der Provence gieng, mittheilen. Der Anfang lautet franzöſiſch alſo; damit diejenigen Leſer, die franzöſiſch können, mit eigenen Augen ſehen und urtheilen können.

Il faut donc te quitter, o Ville incomparable!
O de mille beautez aſſemblage admirable!
Il faut donc te quitter; & fuyant tant d'appas
Au fond d'une Province aller porter mes pas.
Je t'adorai envain: une loi trop ſevere
M'interdit á jamais ta vûe aimable & chere!

Nu hab trawrigen mut
Seit du niht Frâwd hielt für gut
Ich muz auch trayren mit dir
Got muz mich an dir rechen schir
Mich hungert dez tet ez e niht
O we der jâmerleichen geschiht
Mich durrst nu dez war ich frey
Ja wân ich mir vertailt sey
Ich han nu niht daz ich mich lab
Mein Haut ist schwarzer dann ein Rab
Und dicker dann ein Rinder haut
Dez han ich von meiner Praut
Got het unz peden er gegeben
Da begund si widerstreben
Nu leid mit mir die Arbait
Die du unz paiden hast berait
Wir waren in dem grünen chle
Si rüsten paid dick o we
Vil werdes Paradys
Wie sanft und wie leis
Wir darinn sein gewesen
dez müzzen wir nu entwesen.

Von Adams Familie ertheilet er folgenden Bericht:

Darnach begunden si trachten
Wie si chindel machten
Der gewunnen si vil und genug
Die Eva allew ain trug
Zwen und dreizzig sün gut
Und alz manick tochter wolgemut
Do Adam die chint allew ane sach
Wider sein Weib er do sprach

Wir

Gleichwohl, heißt es ferner, kann ein schlechter Diener, ein Schreiber, ein elender Agent, der sich vom Raube mästet; ein Wucherer, der sich die Thorheit junger Verschwender listig zu Nutze machet, oder einen großmüthigen Kriegsmann schindet, seinen Wanst vom Safte der Unglücklichen nähren. Alle haben das Recht, diese prächtige Stadt zu bewohnen, und die Süßigkeiten dieses reizenden Aufenthalts zu genießen; nach ihren Leidenschaften Geld zu verschwenden, und den armen Redlichen in den Koth zu treten. Was Wunder? wieget man denn heute zu Tage die Menschen nach dem Gewichte der Tugenden ab? Nein, in dieser eisernen Zeit, sind die genaueste Ehrlichkeit, Gaben, Aufrichtigkeit und Großmuth ganz unnütze Mittel, sich zu erheben. Solche nichtige Zuflucht läßt man den Unklugen. Es giebt andre Geheimnisse für die Ehrgeizigen. Ein ehernes Herz, eine kühne Stirn, muß man haben. Man muß durch seine Ränke sich Gunst und Anhang erwerben; sich auch mit Verlust der Ehre Freunde erkaufen; niederträchtiger Weise sogar seinen Feinden hofiren; eines unverschämten Weibes Eigensinn annehmen, und um den Lastern zu schmäucheln, sich aller Tugenden schämen.

Allein was mache ich? und warum entweihe ich meinen Pinsel durch die schwarzen Farben dieses scheußlichen Bildes? Besser von einer so unheiligen Stadt gewichen! weil mich doch alles verdammet, mich daraus zu vertreiben. Die ganze Welt verläßt mich itzo in meinen Umständen. Ich habe nur eine eitle Gabe, meinen Verdruß zu besänftigen.

Meine

Meine gar zu ehrliche und bey Hofe unbekannte Muse schämet sich des Tagelöhnerhandwerks der Schmäuchler. Seit meiner Kindheit bin ich zur Tugend gewöhnet, und da ich unter der Last des Unglücks traurig seufze; so kann ich mich zu diesem niedrigen Kunstgriffe unmöglich herunterlassen; gesetzt daß er mein ungerechtes Schicksal ändern könnte. Viel besser ists also, aus einem so berühmten Orte mit meiner Unschuld und Einfalt zu entweichen, und die ungestüme Gegenwart vieler Glückseligen zu fliehen; als mein Leben im Schooße des Unglücks zuzubringen, oder mich zu Erlangung des Glückes genöthiget zu sehen, ihm sogar meine Ehre aufzuopfern. Wohlan denn! heraus aus diesem Sitze aller Vergnügungen! der doch für mich künftig lauter Martern hegen würde.

Lebe also wohl, du eitles, leichtfertiges und eigensinniges Volk; du thörichtes; aber allezeit reizendes und angenehmes Volk!

Lebet wohl ihr witzigen Köpfe des Hofes und Parnasses, die ich so sehr bewundert habe, und deren berufenen Spuren meine thörichte Kühnheit bisweilen folgen wollen.

Lebet wohl ihr freyen Sammelplätze, ihr Aufenthalt der Müßiggänger, die der angenehme Dampf des Caffees durchhauchet; wo sich allezeit ein liebenswürdiger Richterstuhl von Gelehrten, Marquis, und unbedachtsamen Zeitungsträgern einfindet, die der Könige Heimlichkeiten ausschwatzen, und hundert seltsame Neuigkeiten schmieden, die hernach hundert beredte Lippen überall ausposaunen.

Lebe

Lebe wohl komiſche Bühne! wo ich wenige Dichter loben, ſehr viele aber von den Zuſchauern auszischen gehöret. Da ſah man jüngſt den erhabnen Voltaire durch ſein neues Meiſterſtück die Unterbühne entzücken. Ich ſelbſt habe, durch die Menge hingeriſſen, daſelbſt die zärtlichſten Thränen vergoſſen.

Lebe wohl glückliches Schauſpiel, edle Sammlung von Wundern; das du erdacht biſt, Herzen, Augen und Ohren zu bezaubern. Ich werde alſo weder deine Verzierungen meine erſtaunten Sinne mehr blenden ſehen; noch die unendliche Richtigkeit der Töne Rameaus, dieſes Gottes der Harmonie, mehr hören.

Gehabt euch wohl, Palläſte der Könige, ihr ſtolzen Gebäude, ihr ewigen Denkmäler ihrer Pracht! Und du König der Gärten, lachende Thuillerie, wo ich ſo vielen ſüßen Grillen nachgehangen: ihr werdet mich nicht mehr unter eurem grünen Laube friſche Luft ſchöpfen, und dichten ſehen.

O Gott! gar zu würdiger Gegenſtand einer unſchuldigen Flamme! Ich laſſe dir ſcheidend mein Herz und meine Seele zurück. Da mich die heißeſte Glut beſtändig verzehret, ſo nehme ich nichts mehr, als einen unbeſelten Leib mit mir. Mein Herz iſt zu Paris; dieß zarte und treue Herz, begleitet mich auf meiner neuen Reiſe nicht. Es bleibt in deinen Händen. Bewahre doch dieſe theure Beylage eines unglücklichen Liebhabers ſorgfältig. Und wann die mörderiſche Parze in fernen Gegenden ſeinem Laufe ein Ende machet: ſo widme doch ſeinem An-

denken einige Zähren, und vergiß niemals sein Unglück und seine Flammen.

Gehab dich endlich wohl, o Paris! O liebstes Vaterland, wie sehr ist meine Seele bey diesem Abschiede gerühret! Was kann ich sonst anders, als lauter Wüsteneyen finden? Indem ich dich verlasse, so glaube ich aus der Welt zu scheiden. Zum wenigsten aber werde ich, auch in dem Grause des wildesten Ortes, mir allezeit dein Bild wieder schildern: und die flüchtigen Zephiren dieser Gegenden werden dir allezeit meine Wünsche und Seufzer herbringen.

Doch genug, ihr fruchtlosen Klagen! der Himmel, den meine Schmerzen nicht rühren, hat das Urtheil gesprochen. Was hilft alle mein Murren? Die Kutsche ist angespannet. Nur fort! Nur fort!

IX.

Franciscus de Paula ein geheiligter und vortrefflicher Premier-Ministre an dem Göttlichen Hoff Jesu, in einer Lob- und Ehren-Red, an dessen hohen Fest-Tag als den 2ten April des 1748ten Jahrs vorgestellet, in dem löbl. Gotts-Hauß Closter und Pfarr-Kirchen S. Caroli Borromæi. R. R. P. P. Paulanorum zu Neudegg ob der Au nächst München. Von A. R. D. Francisco Xaverio Hiltmayr, Pfarrern zu Hebertshausen.

Cum

Cum Licentia Superiorum. München, bey Joh. Jacob Vötter. 4 Bogen in Fol.

Dieß ist abermals ein Kleinod aus unserm überkommenen Schatze, und wir wollen den Lesern den beredten Herrn Hiltmayr, ohne alle Weitläuftigkeit, gleich zuführen. Er hebt so an:

„Ein Wunderding! daß alle Menschen groß zu „seyn verlangen. Was gebe nicht mancher darum, „der etwan an seinem Wachsthum in Mutter-Leib, „oder ansonsten verkürzet worden, wenn er seiner „Natur nur ein halbe Spann kunte beylegen? je„derman will halt groß seyn, jederman ein rechte „Manns-Länge haben, und zwar nicht gar unbillig, „dann solche zu allen Verrichtungen ein mehrere „Authoritæt, und grösseres Ansehen bey denen Leu„ten giebet; herentgegen die kleine Leuth, wiewoh„len unvernünftig, ordinari auf diser Welt verächt„lich gehalten werden. Jedoch ist an der Leibs„Grösse so viel nicht gelegen, und ersetzet gemeinig„lich die Natur in einem anderen, was sie dißfalls „verweigeret und nicht gegeben hat: Offt, sagt Li„vius, hat die Natur in einem kleinen Leib grosse „heroische Geister eingeschlossen. Gleichwie man „auch die beste und kostbariste Kleinodien nicht alle„zeit in grosse Truhen, sondern vielmals in kleine „Schatz-Trühelein hinein sperret und aufbehalt, „welches mit vielen Exempln könnte bewahret wer„den, wann ich anheunt, anheunt sage ich, ein

„Patron der kleinen Leuthen, und nicht vielmehr ei-
„nem heiligen einen Lob-Sprecher solte und wolte
„abgeben. Einem Heiligen, sage ich, solte ich an-
„heunt das Lob sprechen, und zwar einem Heiligen,
„der seiner unversehrten Jungfräulichen Reinigkeit
„nach ein Engl, der Würde nach ein Patriarch,
„dem Geist nach ein Prophet, dem Eifer nach ein
„Apostel, seinem inbrünstigen Verlangen nach der
„Marter-Cron, ein Martyrer, Einem Heiligen,
„sage ich, der ein Oraculum der Wahrheit, ein
„Prediger der Buß, ein Beschützer des wahren
„Glaubens, ein Formular aller heiligen Ordens-
„Stiffter, ein Grund-Veste der wahren Kirchen,
„ein auserlesene Zierd seines in der ganzen Welt
„ausgebreiteten Welt-berühmten heiligen Ordens.„

Er fährt fort, seinen Zuhörern einen Begriff von der Größe seines Heiligen zu geben, und erzählet weitläuftig alle Kaiser, Könige, Fürsten, Päbste, Cardinäle ꝛc. ꝛc. die ihm Briefe zugesendet, mit ihm vertraulich umgegangen, seine Miracul approbiret, seine Ordens-Privilegia vermehret haben, u. s. w. Er geräth in einen großen Zorn über sich selbst, und die Verwägenheit, einem so großen Heiligen eine Lobrede zu halten. „Ist demnach eine
„Straffwürdige Vermessenheit, heißt es, daß
„ich ungeschickter und unerfahrner Lacken-Fischer,
„der ich noch nicht gelehrnet in kleinen Schiff-
„lein auf Flüssen und Bächen zu fahren, mich
„jedannoch anheunt erkühne, auf grosse Galeeren
„zu begeben, und mit vollen Seglen in das hohe
„Meer

„Meer hinaus zu laufen? Ich förchte, ich förchte, „ich werde, aber zu spat, mit zitterendem Hertzen „und stammleter Zungen abruffen: Veni in altitu„dinem maris, & tempestas demersit me.! Ich „hab mich in die Tieffe des Meers begeben, und „das Ungewitter hat mich versenket: Ich will sagen: „ein grosse Keckheit ist es von mir, daß mein bäue„rische Einfältigkeit sich anheunt unterfangt, auf ge„genwärtiger hoch-ansehnlicher mit so vortrefflichen „Wohlrednern jederzeit ausgezierten scheinbarer „Paulanischen Kirchen-Kantzel zu erscheinen, und „als ein schlechter Landpfarrer bey so Hoch-ansehnli„chen und auch Hoch-gelehrten Auditorio, das Lob „des Hoch-heiligen Paulanischen Ordens-Stiffters, „Francisci de Paula, (und zwar um so viel streff„mässiger) schon das anderte mahl auszuruffen.„ Er entschuldiget sich aber damit, daß seine kindliche liebe gegen den Franciscum de Paula es nicht anders zugelassen, warnet auch seine Zuhörer, daß sie ja keine hochtrabende Concept, oder gekrauste und geschrauffte Wort von ihm erwarten sollen, und eilet seinem Themati folgendergestalt entgegen.

„Gibe dahero Francisco de Paula anheunt keinen „andern Ehren-Titul, als eben jenen, dessen ich mich „in meinem Themate gebrauchet habe, nemblichen: „Erat Vir magnus apud Dominum suum, & ho„noratus; er ware ein grosser und ansehentlicher „Mann bey seinem Herrn. Und gemäß dises Vor„spruchs werde ich zeigen, daß Franciscus de Paula „seye der vortreffliche Premier-Ministre an dem

„Göttl. Hoff Jeſu. Der gütige Gott verleihe „mir durch die Vorbitt ſeines lieben Premier-Mi„niſtre Franciſci de Paula, ſeine Göttl. Gnad, mein „Vorhaben glücklich auszuführen; Franc. de Paula „aber von ſeinen hertz-beweglichen und durchdring„lichiſten Redens-Safft ſeiner beredtiſten und ge„benedenten Zungen, nur ein Tröpfflein. Sie „aber A. A. eine aufmerkſame Gedult und gedultige „Aufmerkſamkeit.„

Man kann leicht denken, daß der Herr Hiltmayr in der Schrift zuerſt alle Premier-Miniſtres aufſuchen werde: und man irret ſich nicht. Er machet wirkl. mit dem Joſeph den Anfang, deſſen Herrlichkeit er weitläuftig beſchreibt, und aus ſeinem Beyſpiele vier weſentliche Eigenſchaften zieht, die zu einem Premier-Miniſtre gehören. Erſtlich muß er von gutem Adel ſeyn; 2) in allen Wiſſenſchaften wohl erfahren; 3) muß er ſich durch vorgängige Meriten um dieſe hohe Würde verdient gemachet haben; und 4) muß er ſeinem Principalen, ohne einiges Verderben des Landes und der Unterthanen treu ſeyn.

Mit des Franciſci Adel muß es nun wohl nicht ſonderlich beſtellt geweſen ſeyn: denn der Redner beuget gleich vor, daß er hier nur vom geiſtlichen Adel reden wolle, der in ſonderbaren Tugenden beſteht: und daß vor Gott kein anderer gelte; welches mit bibliſchen Sprüchen lateiniſch und deutſch bewieſen wird. Die Tugenden des heiligen Franciſcus werden hier alſo erſt durchgegangen, und der Anfang wird bey der Demuth gemachet: denn der honig-

flie-

fließende Bernhardus sagt: Wer will heilig werden, der muß bey der Demuth anfangen; und der Emplematist (wie er hier heißt) giebt dieser Tugend folgendes Lemma, oder Sinn-Schrift: Ducit ad omnes: welches zu deutsch gar fein so gegeben wird:

Aller Tugend wird ich genennt,
Erster Stein und Fundament.

Die Demuth des Francisci nun beweist der Redner damit, daß er, auch schon als General des Ordens, die Kirchen gekehret, den Brüdern zu Tische gedienet, ihre Kleider gewaschen, geflicket, u. s. w. ja daß der Teufel selbst, als ein schandlichste Mißgebuhrt der Höllen, aus den Besessenen geruffen, die Demuth des Franisci treibe ihn aus. Sein Wachen, Schlaff-Brechen, Geislen ꝛc. ist wie der Redner meynet, zu bekannt, als daß er es weitläuftig berühren mag; indessen merken wir folgendes an: „Seine Kleyder waren ein härener „Buß-Sack, seine Ligerstatt mehristentheils die „blosse Erden, wie er denn auch Zeit Lebens Win„ters- und Sommerzeit allemahl Paarfuß gegan„gen, und was höchstens verwunderlich, daß er „seine blosse Füß weder an denen Steinen, noch „Dörneren verletzet, auch weder mit Kott Winters„Zeit, noch mit Staub Sommers-Zeit bemaklet „. Wegen aller seiner Tugenden nun, hat ihm Gott auch selbst durch einen Engel, in Gestalt einer feurigen Kugel die Adls-Wappen mit eingeprägten Buchstaben Charitas zugesandt; wie der Redner vermuthlich gewiß weis.

Den zweyten Punct, oder die groſse Wiſſenſchaft die ein Pr. Min. brauchet, beweiſt der Redner an ſeinem Heiligen ſo: „abſonderlich aber läſt ſich ſeine „höchſte Weiſsheit in ſeinen h. Ordens-Regien erſe„hen, welche er ſo vernünfftig concipirt und aus„geecklet, daſs nicht ſo leicht etwas fürfallen kann, „deme mit dem klaren Text nicht alſobald kan be„gegnet werden„. Doch hat er auch Briefe an Cardinäle, Biſchöfe und andere hochgelehrtiſte Leute geſchrieben.

Die vorhergegangenen Meriten, oder die dritte Eigenſchaft eines Pr. Min. hat dem Franc. ſo wenig gefehlt, als dem Joſeph: deſſen Sieg über Potiphars Weib der Redner ſo beſchreibt: „Jene „wunderſahme und Himmels-würdige Victori, wel„che Joſeph von dem unverſchambten laſter-Keder „der Hauſs-Frauen des Putiphars davon getragen, „da nemblichen dieſes Luder-Vieh den unſchuldigen „Knaben mit Gewalt zur Ehe-brecheriſchen laſter„that anhalten wollte, hat Joſeph ſeinen Mantl in „ihren unreinen Händen gelaſſen, und iſt davon „geflohen„. Franciſcus iſt auch einmahl von den falſchen Hoff-Katzen bey dem Könige von Sicilien angegeben worden, der auch 50. Mann Wache nach ihm geſchicket; deren Augen aber der Himmel verblendet, daſs ſie ihn, der vor dem hohen Altare gebethet, nicht geſehen. Ueber das manichesmahl unbändige Fleiſch hat er nicht minder manchen Sieg davon getragen; „und zur Prob daſs er ſei„ne Keuſchheit unbefleckt mit ins Grab genommen, „bezeuget er auch im Tode noch ſeinen Abſcheu an

„der

Wir ſüllen die Werlt nihr lan zergan
Alſo ſprach Fraw Even Man
Die chint ſüll wir zu einander chern
Daz ſich die Werlt mög gemern
Und daz ſie chint zeſamen pringen
Die nach Gotes Hulden ringen
Der Red ward Fraw Eva vro
Die chind chamen zeſamen do
Und gewunnen chind genug
Der ſegleichs ſein Muter trug
Do ward die Welt gemert
Als ſi ir Vater lert.

Wir werden ferner von ihm belehret, daß unſere erſte Eltern, wegen ihres Ungehorſams, nach dem Tode in die Hölle verſtoſſen worden, in welcher ſie fünf tauſend Jahr verbleiben müſſen. Um eben dieſer Urſache willen ſey auch die Sündfluth über die Welt gekommen.

Ich will euch beſchaiden
Adam was ein Haiden
ſein Sel müſt leiden ſcham
um ſein Ungehorſam
wan ſi ze hell müſt varn
do mocht ſi ſich nihr vor bewarn
und muß da ſein funf tauſend jar
nu han ich eu geſaget gar
von Adames ſel und von dem Leib
und auch von ſeinem Weib
die müſt auch leiden diſelb not
zwar nach ir paider tot
daz ſi nihr waz gehorſam

„der Unreinigkeit. Daher ſein h. Zahn der zu „Neapel aufbewahret wird, da er an einem Feſtta„ge zum Küſſen ausgeſtellet geweſen, und ein un„keuſches Weib ſich ihm genähert, einen Schnall „gethan hat, und in Stücken geſprungen iſt„.

Die vierte Eigenſchaft, oder die beſtändige Treue eines Pr. Min. gegen ſeinen Principalen, hat Franciſcus de Paula ebenfalls in hohem Maaße beſeſſen: welches hier mit vielen Wunderthaten aus der Geſchichte ſeines Lebens bewieſen wird, die uns zu weitläuftig fallen. Wir wollen den Redner noch einmal hören: „„Nun gehe ich mit Dero Verlaub „zum Beſchluß, und gratulire erſtlich dir, o Hoch„heiliger, Hoch-berühmter Paulaner-Orden! und „wünſch dir von inneriſten Herzens-Grund, un„endliches Glück zu deinem ſo groſſen, ja übergroſſen „Wunder-vollen Hoch-heiligen Ordens-Stiffter, „und gröſten Zierd deines h. Ordens. Ich wün„ſche dir unendliches Glück ſage ich, und zwar mit „folgenden, obſchon einfältigen, jedoch beſt-mey„nenden chronologiſchen Herzens-Wunſch, in wel„chem die laufende Jahrs-Zahl zu finden, und „alſo lautet:

ACtV IosepHo patrIæ qVoqVe tVtor HaberIs,
Vt sVa tota foret BoICa tVta DoMVs.
FranCIsCe! aVXILIIs baVaras ferVato CoLVMnas,
Rego In ConCVſſas ſIC ſIne ſ Ine tVas.

Zu teutſch:

O Heiliger Franciſce de Paula!
Der Böjen Anzahl thuet nun zu dir ſich bittend neigen,
O Paulaner Zierde! ach ſey Lands-Patron und Stützen,
Daß die Durchleuchtigiſte Geſproß zu hohen Cedern ſteigen,
Die ewig dein Ehre, und unſern Nutz beſchützen.

X.

M. Anton Friedrich Büschings,

Mitgl. der kosmographischen Gesellſ. zu Nürnberg, neue Erdbeſchreibung. I. und II. Theil. Hamb. bey Joh. Karl Bohn. 1754. in 8.

Die Geographie iſt eine Wiſſenſchaft, die wohl niemals zur Vollkommenheit gelangen wird. So klein die Erdkugel in den Augen eines Sternkundigen, oder Weltweiſen iſt: ſo unmöglich iſt es, ihre ganze Oberfläche genau kennen zu lernen. Die ſich alſo einbilden, daß ein Cluver, Cellar, Varenius, Hübner, Meliſſantes, oder wer ſich ſonſt damit beſchäfftiget hat, dieſe Wiſſenſchaft völlig erſchöpfet haben; betrügen ſich unfehlbar. Es bleiben noch immer große Verbeſſerungen und Nachleſen möglich, die auch nach und nach zum Vorſcheine kommen werden.

Unter die Zahl derſelben iſt mit allem Ruhme Hr. M. Büſching zu zählen. Gegenwärtige Erdbeſchreibung übertrifft ſchon an Richtigkeit und Vollſtändigkeit alle, die wir bisher gekannt haben: wie man aus dem kurzen Inhalte derſelben ſehen wird. Nach einem Vorberichte der des Hrn. Verf. Vorhaben und Lehrart erkläret, handelt er von dem Nutzen der Erdbeſchreibung; und darauf folget die Einleitung dazu, welche auch die mathematiſche Geographie in ſich hält; und die phyſikaliſche Kenntniß des Erdbodens mit nimmt. Die Meere werden auch in Betrachtung gezogen, die zu dieſem erſten Bande gehören.

Nun

Nun hebt der Hr. Verf. von Dännemark an; vermuthlich, weil er im däniſchen Gebiethe lebet, und dieß Land am beſten kennet. Es beſteht aus Seeland, Fühnen, Jütland und Schleswig. Darauf folgen, Norwegen, Island und Grönland. Schweden löſet dieſe ab, welches nach einer Einleitung vom ganzen Staate von Schweden, nach allen ſeinen Theilen genauer, als mans bisher gekannt, beſchrieben wird. Rußland folget hierauf, ſo wohl nach ſeinen europäiſchen, als aſiatiſchen Landen; und zwar nach den neueſten Entdeckungen der petersb. Akademie. Hierauf kehret der Hr. Verf. wieder nach Europa, zum Königreiche Preußen: und man wird uns vermuthlich glauben, wenn wir ſagen: daß wir noch keine Beſchreibung davon in einem kurzen Buche richtiger und vollſtändiger befunden haben.

Nur in der Anzahl der Einwohner von Königsberg iſt ein Fehler eingeſchlichen. Der Hr. Verf. ſaget, es hätte dieſe Stadt mehr als 40000 Einwohner. Das iſt viel zu wenig. Die Zahl der Gebohrnen beläuft ſich in derſelben jährlich auf 2000, Kinder, bisweilen auf 100, oder 200 drüber. Da wir nun Leipzig, welches kaum 1000. Kinder im Jahre giebt, auf 30000. Einwohner beylegen müſſen: ſo muß wohl Königsberg doppelt ſo viel, das iſt 60000. Menſchen haben.

Nun folgen Pohlen, Litthauen, pohlniſch Preußen und Liefland. Beym pohlniſchen Preußen iſt es wohl ein Verſehen, wenn es auf der Nordſeite an Natangen und Litthauen gränzen ſoll, da es die

Oſt-

Ostsee und das frische Haf gegen Norden hat. Gegen Westen soll es an Oberland und Natangen gränzen, da es doch diese beyden Stücke gegen Osten hat: gegen Abend aber Cassuben und Pommern berühret u. a. m. Doch solche kleine Fehler können sich leicht einschleichen.

Es folget das Königreich Hungarn, nebst denen ihm einverleibten Ländern, Siebenbürgen, Sclavonien, Croatien und Dalmatien. Und den Schluß machet das türkische Kaiserthum in Europa, nebst dem türk. Illyrien, dazu Bosnien, Servien, Bulgarien, Romanien, Macedonien, Thessalien, Livadien, Morea, nebst allen griechischen Inseln gehöret.

Nachdem der Hr. Verf. mit dem nordlichen und östlichen Theile von Europa fertig ist, geht er ins westliche, und hebt von Portugal an. Er geht von da nach Spanien, wobey er sich der besten und neuesten Bücher und Charten bedienet. Die natürliche Lage führet ihn nunmehr nach Frankreich, von welchem Reiche man die besten Nachrichten, Beschreibungen und Charten hat. Das wird denn nach allen seinen Regierungen ausführlich abgehandelt: wobey denn auch die vornehmsten historischen Begebenheiten, bis aufs Elsaß und Lothringen mitgenommen werden.

Nun kömmt Wälschland; so wohl überhaupt, als insbesondre. Er hebt von dem Oberwälschlande, und zwar von den königl. Sardinischen Staaten Savoyen, Piemont, Montferrat, und Sardinien an. Nun kommen die österreichischen Länder,

May-

Mayland und Mantua; worauf des ſpaniſchen Infanten Herrſchaften, Parma, Piacenz, und Guaſtalla; das Herzogthum Modena; das Herzogthum Mirandola, die Fürſtenth. Novellara, Maſſa und Carrara, Monaco, Maſſerano, Caſtiglione und Solferino folgen. Den Schluß machen hier die drey Republiken, Venedig, Genua, und Lucca, nebſt der Inſel Corſica.

Der mittlere Theil von Wälſchland enthält das Großherzogthum Florenz oder Toſcana, und den Kirchenſtaat; und der Untere die beyden Reiche Neapel und Sicilien. Und als ein Anhang iſt noch Malta abgehandelt.

Von hier machet ſich der Hr. Verf. nach Großbrittannien und Irland: die er abermal ſo ausführlich und zuverläßig beſchreibt, daß man vollkommen mit ihm zufrieden ſeyn kann. In den Vorberichten und Einleitungen entdecket er allemal die Quellen, daraus er geſchöpfet, beurtheilet auch die geographiſchen Schriften und Charten ſehr gründlich.

Nun haben wir noch einen Band von dieſem nützlichen Werke zu gewarten. Dieſer wird uns aus Europa, Deutſchland, die Schweiz- und Niederlande; ſodann aber die übrigen Welttheile bekannt machen, ſo weit es uns nöthig und nützlich iſt, dieſelben zu kennen. Wir wünſchen, daß der Hr. Verf. von vielen Orten die richtigſten Verbeſſerungen derjenigen Fehler eingeſchickt bekommen möge, die auch in den neueſten Staatsgeographien begangen worden.

XI. Nach-

XI.

Nachricht aus Paris, von der daselbst erwählten Präsidentinn der medicinischen Facultät.

Noch merkwürdiger als die obige hällische, ist eine Begebenheit aus Paris, die mit der vorigen keine geringe Verwandtschaft hat. Die dasige medicinische Facultät, ein sehr-großer Körper, hat den Entschluß gefasset, sich eine Präsidentinn zu erwählen. Sie hat dieser Ehre die Frau Gräfinn von Boisenon, eine junge Frau, die wegen ihrer Belesenheit, Lebhaftigkeit des Geistes und Schönheit, ein Wunder von Paris ist, werth geschätzet; und sie ihr wirklich angetragen. Die Frau Gräfinn aber, welches uns fast noch merkwürdiger, als das vorige, bedünket, hat selbige auch angenommen: und nichts ist artiger und scharfsinniger, als die kleine Beantwortungsrede, die sie bey dieser Gelegenheit gehalten hat:

Meine Herren!

„Es ist die Eigenschaft großer Männer, groß-
„müthig und wohlthätig zu seyn. Das Ansehen,
„so sie mir unter sich eingeräumet haben, giebt ei-
„nen Beweis davon. Bey den mühsamen Be-
„schäfftigungen einer so edeln als nützlichen Kunst
„hat-

„hatten ſie freylich einige Vergnügungen nöthig: und „gleichwohl hätte das, was gleichſam nur ein Spiel „ihres Geiſtes iſt, den meinigen beynahe hintergehen können.

„Ich glaube in der That ſchon einige Einſicht „erlanget zu haben, ſeitdem ich ein Recht auf ihre „gelehrte Unterredungen bekommen. Nehmen Sie „alſo die Zeugniſſe meiner Erkenntlichkeit gütig an, „meine Herren! Ich darf mir dero Nachſicht „deſto gewiſſer verſprechen: je näher ſie die „Schwachheiten der menſchlichen Natur zu betrachten gewohnt ſind.„

Klingt das nicht artig? Allein wie ſinnreich und galant hat ihr nicht ein Dichter bey dieſer Gelegenheit ihre Pflichten eingeſchärfet? Denn da die gräfliche Frau Präſidentinn der mediciniſchen Facultät, eine der ſchönſten Perſonen in Paris ſeyn ſoll: ſo verdiente ſie allerdings dieſe folgende Erinnerung:

Et Vous, jeune Beauté, dont le zele eſt extreme,
Remettez leur tous vos ſecrets,
Mais ſongez à guerir Vous même,
Tous les maux, que Vos yeux ont faits.
D. l.

Sie aber, junge Schöne, deren Eifer ſo groß iſt, eröffnen Sie ihnen nur getroſt alle ihre Geheimniſſe. Doch ſeyn Sie auch ſelbſt bedacht, alle die Wunden zu heilen, die dero eigene Blicke bereits geſchlagen haben.

XII.

Verbeſſerung des Sinngedichts auf des Königs in Frankreich Ehrenſäule.

In den Zeitungen ſtund unlängſt, daß bey Aufrichtung des Fußgeſtelles zu der königl. Bildſäule zu Pferde, Kön. Ludewigs des XV. ein Gelehrter in Paris folgenden Doppelvers hergegeben, der ſeiner Abſicht nach, darauf geſetzet werden ſoll. Er hieß ſo:

Qui ſedet hic tanta Rex majeſtate decorus,
Haud curat Regem ſe dici; at Plebis amorem.

Ungeachtet des Beyfalles nun, den er damit gefunden haben ſoll, iſt er doch einem Liebhaber ſehr fehlerhaft vorgekommen. Man will ſelbige noch nicht anzeigen, weil der Raum es itzo nicht zuläßt. Nur das Wort Plebis, wird vermuthlich auch mittelmäßigen Kennern anſtößig vorkommen; da es ganz was anders ſaget, als Populi. Obiger Liebhaber hat es alſo folgendergeſtalt zu verbeſſern geſuchet; doch den Gedanken des erſten Erfinders beybehalten:

Quem vides hic, clarus pace & bello LVDOVICVS,
Dicier haud curat REX, ſed AMOR POPVLI.

Ende des Heumonaths 1754.

Christoph
Joseph
Werner
aus
Bern.
Anna
Maria
Wernern
geb.
Vadim
aus
Danzig.

davon wolt er gedenchen
und wolt die Werlt ertrenchen
und dez auch niht enlan
ez müſt über die Werlt gan
daz Wazzer viertzick ellen hoch
wan er ez ſhon darüber zoch.

Von Moſe erzehlet er, daß der König Pharao, an deſſen Hofe er auferzogen, und von ſelbigem, wegen ſeiner Schönheit, zärtlich geliebet worden, ihm in ſeiner Kindheit einmal aus Scherz ſeine koſtbare Krone aufgeſetzet, welche dieſer hernach auf den Boden geworfen, und alſo zerbrechen habe. Ein Wahrſager, der von dem König, was dieſes bedeute, gefraget worden, habe hierauf geantwortet: Egyptenland werde zu ſeiner Zeit von demſelben überwältiget werden, und demnach habe Pharao beſchloſſen ihn zu tödten. Ein anderer Wahrſager aber habe dieſes auf das eiferigſte mißrathen, und die ganze Sache dem kindiſchen Unverſtand des Knaben zugeſchrieben, dem derohalben zur Probe ein glüendes Stück Holz gereichet worden, welches er begierigſt ergriffen, und in den Mund geſtecket, und davon eine ſtammlende Zunge bekommen habe: Daher rühre auch, daß noch heut zu Tage die Jüden Moſi zu Ehren einigermaſſen zu ſtammlen pflegten.

Do tet daz rain chindlein
chintleich ſein chinthait chunt
den Prant ſtiez ez in den Mund
und prant ſeiner Zungen Ort
ſo daß ez liſpend wort
ſeit allezeit ſprach
do man die chinthait an im ſach

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Aerntemond 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1754.

Inhalt.

I. Fête publique, à l'occaſion du Mariage de Monſeigneur le Dauphin.

II. Engelhardi Specimen Iuris Militum naturalis.

III. Der Königl. Deutſchen Geſellſchaft in Königsberg Eigene Schriften. Erſte Sammlung.

IV. Steebers hochbeglückte Ankunft des Grafen Joſephs von Fugger.

V. Leben der Frau Wernerinn, Kön. Pohln. und Churf. Sächſ. Hofzeichnerinn.

VI. Der neue franzöſiſche Zuſchauer. I und IIter Theil.

VII. Briefwechſel zwiſchen dem Hrn. von Voltaire und dem P. Desmenous.

VIII. Beyträge zu den Gedanken des Herrn von Beaumelle.

IX. Paulini a. I. Ioſepho Lucenſis &c. Orationes novæ XII.

X. D. Joachims Unterricht von dem Münzweſen der Jüden, Griechen und Römer.

XI. D. Hudemanns Gedanken von denen der Ehre Gottes nachtheiligen Wirkungen der heutigen bibliſchen Gedichte.

I.

Fête publique donnée par la Ville de Paris, à l'occaſion du Mariage de Monſeigneur le Dauphin, le 13me Fevrier 1747. im größten Folio-Formate. 8. Blätter und 7. doppelte große Kupfer.

So alt dieſe Neuigkeit in Paris ſchon iſt, ſo neu wird ſie doch vielen in Deutſchland vermuthlich noch ſeyn. Es iſt ein prächtiges Denkmeal, welches die Stadt Paris, bey der zweyten Vermählung des Dauphins veranſtalten laſſen. Was wir vor uns haben, iſt die Beſchreibung von denjenigen Feyerlichkeiten, die in Paris wirklich zu ſehen geweſen. Auch dieſe Beſchreibung iſt prächtig in Kupfer geſtochen, und mit gezeichneten Bilderräh-men oder Einfaſſungen umgeben, welche voll artiger Erfindungen ſind.

Das Titelblatt ſtellet eben den Apollo vor, wie er auf ſeinem Wagen ſitzet, und von vier muthig ſchnaubenden Roſſen über die Wolken gezogen wird. An beyden Seiten ſtehen mit Blumen ſchön umwundene Säulen, die gleichſam die Rähmen ſtützen. Am Fuße derſelben liegen etliche geflügelte

Kinder, die lauter Blumenschnüre, Sträußer und emporgetragene Lilien, als so viele Zeichen der jungfräulichen Unschuld halten. Unten in der Mitte zeiget sich ein segelndes Schiff mit zween Masten, als das Pariser Stadtwappen, mit fliegenden Flaggen und Wimpeln: und ein Horn des Ueberflusses läßt gemünztes Silber und Gold, Perlen und Edelsteine fallen.

Nun folget das Titelkupferblatt, welches eine Allegorie vorstellet. Frankreich und Sachsen sind an einem Altare, und erwarten den Augenblick, der sie beyde genauer verbinden soll. Das erste sitzet mit einem Gewande mit Lilien besäet, und mit Hermelin gefüttert, umhangen, und hält einen Zepter, dessen Spitze eine Lilie zeiget. Sachsen steht, gleichfalls in einem Hermelinmantel, und hält seinen Churhut in der Hand. Juno auf den Wolken, hält die beyden Brustbilder der hohen Verlobten, in länglicht runden Medaillons, mit einer langen Blumenschnur verbunden, in beyden Händen; den Dauphin in der Rechten, und die sächsische Prinzeßin zur Linken; in welcher sie zugleich einen Zepter und Granatapfel, der schon aufspringen will, hält. Minerva sieht von der Rechten her beyde Bildnisse, und decket mit ihrem Schilde des Dauphins Bild: hinter ihr ist ihre Lanze und Eule zu sehen.

Hymen erhält von der Juno Befehl dieses Fest zu vollziehen. Er streuet daher aus einem Füllhorne Blumen auf den Altar; unten aber bittet ein Kind Frankreich um dieselben: das Verlangen des Volkes, nach der Vermählung ihres Thronerben auszudrü-

zudrücken. Von weitem ſieht man Paris und die Bildſeule Heinrichs des Großen, auf der neuen Brücke, unter einem Regenbogen; als einem Sinnbilde des Glückes von Frankreich, unter dem Hauſe Bourbon. Einige Geiſter beyder Völker, die beyder Wappenſchilder halten, wollen zwo Blumenſchnüre zuſammen binden. NB. Man bemerket hier überall, daß die Durchl. Dauphine eine Prinzeßinn von Sachſen, und nicht von Pohlen genennet; auch das ſächſiſche Wappen eher, als das pohlniſche erwähnet wird.

Das III. Blatt hält die Ueberſchrift: Beſchreibung des öffentlichen Feſtes, welches die Stadt Paris bey Gelegenheit der Vermählung, des Durchl. Dauphins, und der Prinzeßinn Maria Joſepha von Sachſen, den 13 Febr. 1747. gegeben hat. Auch dieſes iſt in eine zierliche Einfaſſung von Kupferſtichen, von Ruhmgöttinnen, die oben drüber fliegen, von Perſonen, die allerhand Schäfermuſiken machen, und tanzenden mit Blumenſchnüren umwundenen Kindern eingeſchloſſen. Die Beſchreibung lautet ſo:

Als der König dem Vorſteher der Kaufleute und dem Stadtrathe zu Paris erlaubet hatte, dieſes Feſt zu geben, ſetzte er den 13 Febr. 1747. als den Tag der Ankunft der Prinzeßinn, und der Vereinigung dieſes Durchl. Paars dazu an. Das allgemeine Vergnügen Frankreichs erfüllete ganz Paris mit einer Menge von Zuſchauern, und man ſuchte ihnen allen Platz, und Bequemlichkeit zu verſchaffen, alles gut zu ſehen: ſo wie vormals die

Römer in ihren triumphirenden Einzügen gethan hatten.

Man ließ alſo fünf koſtbare Wagen von beſonderer Pracht verfertigen, deren allegoriſche Bedeutungen ſich auf die kriegeriſche Ehre des Königes, und auf das dauerhafte Glück bezogen, welches dieſe Vermahlung, von Frankreich, Sachſen und Pohlen, den Völkern verſprach.

Auf dem erſten Wagen ſah man den Kriegsgott Mars, von vielen Kriegern begleitet, mit Waffen, Fahnen, und allen Merkmaalen der Tapferkeit umgeben.

Auf dem zweyten erſchien Hymen, der beyder hohen Verlobten auf großen Medaillons vorgeſtellte Bildniſſe hielt, und mit ſeiner Fackel das heil. Feuer, auf dem vor ihm ſtehenden Altare anzündete.

Auf dem dritten und vierten zeigten ſich Ceres und Bachus, als die Zeichen des Ueberfluſſes, mit allen ihren Merkmaalen.

Der fünfte war wie ein Schiff geſtaltet, und bedeutete die Stadt Paris, die ein Schiff in ihrem Wappen führet.

Dreyßig bis vierzig Spielleute ſaßen auf verſchiedenen ſich erhöhenden Stufen, auf den beyden erſten Wagen: die drey folgenden aber waren mit einer Menge von allerhand Lebensmitteln und Erfriſchungen angefüllet. So fuhren ſie alle durch die vornehmſten Gegenden von Paris, und theilten ihre Ladungen auf allen Märkten und Plätzen dieſer groſſen Stadt aus.

Gegen die Nacht ward ein Feuerwerk vor dem Rathhauſe abgebrannt. Um nun die vornehmſten Zuſchauer dahin zu verſammlen, und den Pöbel davon abhalten zu können, wurden auf den vornehmſten Plätzen ſpringende Weinbrunnen, und Tanzplätze veranſtaltet; welches alles der König genehm gehalten.

Die von einigen Reitern von der Stadtwache angeführten und begleiteten Wagen, fuhren um zehn Uhr früh, durch die alte Tempelgaſſe und die St. Ludwigsſtraße, auf den Königsmarkt, wo bereits eine unglaubliche Menge von Zuſchauern in Fenſtern und auf den Geländern der Häuſer ſie erwartete.

Der zierliche Bau der Wägen, die auserleſene Mannigfaltigkeit der Erfindung; die reichen Harniſche, der Glanz der Kleider, die gute Ordnung der Wache, und der Schall der Inſtrumenten, erweckten ein langes Händeklatſchen. Dieſes währete noch, als die Wagen ſtill hielten, um die Austheilung der Erfriſchungen anzufangen; welches die allgemeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand richtete.

Wohlgekleidete Stadtbedienten theilten alſo kalte Speiſen, Früchte, Eingemachtes, und allerhand andere Näſchereyen aus; indeſſen daß ein andrer Wagen, Wein im Ueberfluſſe laufen ließ. Dieß erregte nun eine Lebhaftigkeit unter dem gemeinen Haufen: die doch, weil ſie nur aus Freude entſtund, nicht den geringſten Schein einer Unordnung hervorbrachte.

Sogleich rückten die Wagen fort, durchzogen viele Gassen, bis auf den Siegesplatz, (Place des Victoires), wo sie abermal Erfrischungen austheilten. Eben das geschah nach einem neuen Zuge durch andere Gassen, auf dem Ludwigsplatze: wo wegen der Größe des Raumes, und der ordentlichen Bauart der Häuser, alles noch weit schöner ins Auge fiel. Von hier gieng der Zug durch andere Gassen, und nach andern Plätzen fort, alles unter dem Klange der Musik, und Freudengeschreye des Volkes. In der Burgunderstraße mußte man neuen Vorspann nehmen, und die Wägen von neuem mit Vorrathe versehen.

Von hier gieng der Zug nach dem Luxenburger Palaste, wo wieder reichlich ausgetheilet ward. Der Tag begann zu sinken, als die neue Brücke, und ihre Zugänge auf einmal mit Erleuchtungen versehen wurden, und also den Wagen eine neue Art des Anblickes gaben. Die ganze Stadt entzündete sich dergestalt nach und nach; und zeigte den schönsten und prächtigsten Anblick. So konnte nun nach und nach alle Welt ohne Beschwerde das prächtigste Schauspiel sehen.

Gegen die Nacht ward denn auch das Feuerwerk abgebrannt: und auf den andern Plätzen gieng das Springen des Weines und das Tanzen auf offener Gasse an; welches bis in die späte Nacht währete.

Jeder von oberwähnten Wagen war 27. Schuhe lang, und 11. Schuhe breit, aber von ungleicher Höhe, indem das Hintertheil sich immer mehr erhob.

hob. Sie giengen auf vier niedrigen Rädern; wurden von acht ſtarken Pferden gezogen, die ein Kutſcher, und ein Vorreuter, nebſt etlichen darneben gehenden Stallknechten regierete. Vor jedem ritt ein Wagenmeiſter, der Befehl gab, und in die Farbe des Wagens reich gekleidet war.

Der Wagen des Mars war der größte und höchſte, und ſtellte faſt ein Amphitheater von verſchiedenen Stufen vor; deſſen Hintertheil ganz oben einen Löwenkopf, die Seiten aber Feldlager, Schlachten und Belägerungen gemalet zeigeten. Hinten ſah man auf einem Schilde einen Helden, der ſeinen Soldaten Belohnungen austheilete. Palmen und Lorbern ſproſſeten überall hervor. Von außen waren alle Zierrathe vergüldet, inwendig aber alles mit Scharlach, mit Gold beſetzt, bedecket. Mars ſaß ganz oben auf Siegeszeichen; und war von Kriegern, Waffen und Fahnen umgeben. Zwanzig Spielleute ſaßen unten auf den Stufen, und ſpieleten, alle in Scharlach mit Golde gekleidet, und Federhüte auf den Köpfen; auch mit Scherfen und Achſelbändern reich geputzet. Acht der höchſten Pferde zogen dieſen Wagen. Ihre Decken waren von Feuerfarbenem Sammte, mit goldnen Schnallen und Leuenfellen drüber, und mit Lorberzweigen durchflochten. Die Kutſcher und Stallknechte waren alle in Scharlach mit Golde gekleidet.

Der Wagen Hymens war auch von ſehr künſtlichen Schnitzwerken, nach den beſten Muſtern des Alterthums verfertiget. Mitten auf dem Wagen erhob ſich ein Altar, auf einem Geſtelle, das etliche

Stufen hoch erhaben war. Hier sah man etliche vielfarbigte Wolken den Wagen umgeben, die nur hier und da etwas, gleichsam verstohlner Weise, von ihm sehen liessen. Auf dem höchsten Gipfel der Wolke saß Hymen, und hielt die beyden Brustbilder des hohen Paares in der einen Hand. Mit der andern entzündete er vermittelst seiner Fackel das Feuer des Altars. Auf den Wolken waren rings umher verschiedene Geister oder Liebesgötter, angebracht; die gleichsam spielten, und mit ihren Blumenschnüren, die Namenszüge der Neuvermählten bildeten.

Auf den Stufensitzen waren sechzehn Spielleute, mit himmelblauen, mit silbernen Spitzen und Tressen besetzten Kleidern. Die Pferde hatten blaue Sammtdecken, mit Silber besetzet, und Fliegendecken von blauem Mohre, mit Silber gestücket, auch Federn von weißer und blauer Farbe, auf den Köpfen schwebend. Die Mähnen aber waren mit lebendigen Blumen durchflochten. Alle Kutscher und Stallknechte waren in Himmelblauer Kleidung mit silberner Gaze besetzet.

Der Wagen der Ceres hatte die Gestalt eines Wagens voller Garben, von der schönsten Aernte; und war mit lauter Feldzierathen versehen. Der Kasten war aus zween Behältnissen von Tischlerarbeit zusammengesetzet; deren unterster mit Laub und Blättern umgeben, und in der Mitte von Bildschnitzerarbeit durchbrochen war.

Drey Trophäen von Feldmusik, und Ackerwerkzeugen waren in der Mitten, und mit Blumenschnüren verbunden zu sehen. Darunter auch

Aehren

do ward ez unſhuldich geſait
durch der Jungen irrichait
dez liſpent im ze lieb doch
all Juden mit red noch.

Der Jüngling, ſo David die Bothſchaft von dem Selbſtmord des Königs Saul gebracht, ſolle, ſeinem Bericht nach, aufgehengt worden ſeyn: Doch meldet er zugleich, daß einige erzehlen, er ſey mit dem Schwerdt getödtet worden. Man könnte billig hieraus ſchlieſſen, daß unſer Dichter, bey Verfertigung ſeines Werks, nicht einmal die Heil. Schrift bey der Hand gehabt, welches auch aus andern Stellen ſich erweiſen lieſſe. Seine Worte von gedachtem Jüngling ſind folgende:

Ich hor daz etleich Pfaffen jehen
im ſey niht alſo geſchehen
daz er wurd erhangen
ez ſey anders ergangen
David der hiezz dez palde gaben
und hiezz in mit dem Swert erſlahen
doch hört ich jehen dapey
daz er furwar erhangen ſey.

Es iſt poſſierlich, daß einer von Joabs Waffenträgern, welche den Abſalon zu tode geſchlagen, ſchmerzend eingeführet wird, er wollte ſich in dem Rhein erſäuffen, wenn er dieſe That mit Willen verrichtet.

Die ſhuld iſt verdient mein
ich wolt mich ertrenchen in dem Rein
ich pin ein unſälick Man.

Inſonderheit läſſet ſich nicht wohl ohne Lachen leſen, was er von dem König Salomon nach ſeiner Krö-

Aehren und Feldblumen waren. Oben auf den Garben ſaß die Göttinn auf einem Wagen, den zween Drachen zogen.

Alle Schnitzwerke, Figuren und Zierrathe, waren ſtrohfarben und ſtark verſilbert; die Garben aber vergoldet: und dieſe verdeckten künſtlich den Vorrath von Speiſenwaaren, die hernach dem Volke ausgetheilet wurden. Alle Bedienten dabey waren in Citrongelber Farbe mit Silber beſetzet gekleidet. Eben ſo waren auch die Decken, Federn und Bedienten bey den Pferden.

Man kann leicht denken, daß auch des Bacchus Wagen, und das Schiff der Stadt Paris mit eben der Pracht und Schönheit werden ausgeputzet geweſen ſeyn; wobey wir uns nicht aufhalten können. Alle dieſe Stücke nun ſind in ſehr großen Figuren ſauber in Kupfer geſtochen.

Endlich machet die Ausſicht des Ludwigsplatzes, auf dem ſich alle dieſe Wagen mit einer Menge Volkes in Fenſtern und auf der Erde befinden, den Schluß. Hier ſieht man gleichſam den ganzen Aufzug auf einmal: und allerdings muß ſelbiger einen prächtigen Anblick gegeben haben. Das letzte Kupfer ſtellet die Erleuchtungsmaſchine vor, die den Abend vorm Rathhauſe gebrannt hat; die auch nach der Länge beſchrieben wird.

Dieſe Kupfer nun, nebſt denen, die auf des Dauphins erſte Vermählung gleichfalls zu Paris, von gleicher Größe und Pracht geſtochen worden, ſind bey dem jüngern Herrn Breitkopf allhier in Commmiſſion zu haben; und koſten mit einander fünf Louis d'or.

II.

Specimen Juris Militum naturalis, methodo ſcientifica conſcriptum, Auctore Regnero Engelhardo. Ser. Haſſ. Landgr. in Coll. bell. Adſeſſore. Frf. & Lipſ. In offic. Weidm. 1754. in 4. 3 Alph. 2 B.

Seitdem wir von des Herrn Kriegsaſſeſſ. Laurentii zu Gotha, Geſchichte der uralten Kriegsgerichte der Deutſchen, Nachricht gegeben, iſt uns in dieſem Fache nichts merkwürdigers, als gegenwärtiges ſchöne Werk, vorgekommen. Der Herr Kriegsaſſeſſor Engelhard, in hochfürſtl. heßiſchen Dienſten, liefert uns hier ein ganzes Kriegsrecht, und zwar ſo, wie es aus dem natürlichen Rechte, nach der geſunden Vernunft allein, hergeleitet werden kann.

Man weis wohl, daß es Civiliſten giebt, die nichts aufs Recht der Natur halten, und ſelbiges nur für ein Ius cerebrinum und arbitrarium ausſchreyen: dagegen ſie ihre Leges ſcriptas, ſo unbillig und mangelhaft ſie auch bisweilen ſind, als unumſtößliche Wahrheiten anſehen, die auch von den Pforten der Höllen nicht überwältiget werden könnten. Eben ſo wird es ſonderzweifel auch Feldſchultheißen (Auditeurs) geben, die auf ihre Kriegsartikel pochen, und von keinem natürlichen Kriegsrechte etwas werden hören wollen.

Allein

Allein diese Herren muß man bitten, sich nicht zu übereilen; und, dafern sie noch so viel akademische Gelehrsamkeit beybehalten haben, daß sie ein lateinisches Buch, ohne Widerwillen lesen können, nur dieß Werk durchzugehen. Wir sind gewiß versichert, daß sie ungemein viel Gutes darinn finden werden: ungeachtet wir wohl wünschen möchten, daß auch die Herren Stabsofficier so viel Gelehrsamkeit besitzen möchten, daß sie es ohne Anstoß lesen könnten. Aber freylich sind die Zeiten vorbey, da die lateinische Sprache allgemein diejenige war, darinn gelehrte Sachen geschrieben werden mußten. Und dieß wird freylich, dem an sich gründlichen Werke des Herrn Assess. Engelhards, nicht vortheilhaft seyn.

Nach der an Se. Hochf. Durchl. den Herrn Landgrafen zu Hessen-Cassel gerichteten Zuschrift, erkläret sich der Herr Verf. in der Vorrede, wegen seiner Absichten. Er führet seine Vorgänger an. Für den ersten derselben giebt er Adr. Beyern an, dem Gnüge gefolget ist. Da weder diese Werke, noch die Iura positiva militaria, d. i. die verschiedenen Kriegsartikel verschiedener Staaten zureichend sind, alle Fälle zu entscheiden: so beruset man sich oft auf die natürliche Billigkeit, und die Observanz, oder Gewohnheit. Allein diese ist sehr wankend, und jene dichtet sich ein jeder wie er will: daher denn erhellet, daß es noch zur Zeit, an sichern Gründen zur Entscheidung soldatischer Rechtsfragen gefehlet; darauf ein rechter Lehrbegriff eines Kriegsrechtes gebauet werden könne.

Zwar

Zwar kann man sich zuweilen des bürgerl. Rechtes, auch sogar der Kriegsrechtsverfassung andrer Völker, als Nebenquellen der Entscheidungen bedienen. Allein beyde verbinden nur, in so weit sie der natürlichen Billigkeit gemäß sind: und da verschiedene Satzungen sich oft widersprechen, so wird die Wahl schwer. Alles dieses hat es bisher sehr schwierig gemachet, ein bündiges System der Kriegsrechte zu verfassen. Da aber alle willkührliche Rechte, (jura positiva) aus dem natürlichen ergänzet werden müssen: und Ulpian selbst saget: das bürgerl. Recht entstehe, wenn dem gemeinen, (d. i. natürl.) Rechte entweder etwas hinzugesetzet, oder entzogen wird: so kann auch das positive, oder willkührl. Kriegsrecht, von dem natürlichen nicht ganz abweichen.

Gleichwohl hat der berühmte Grotius, in seinem Rechte des Kriegs und Friedens, keiner natürlichen Gesetze oder Rechte gedacht, die selbst der Vernunft nach, den Soldaten oblägen; andrer zu geschweigen. Der einzige, nunmehr selige Freyherr von Wolf ist der erste, der dieser natürlichen Pflichten eines Kriegsmannes in seinem Rechte der Natur einigermaßen gedacht, und etwas davon berühret hat. Er gesteht aber selbst, daß er sich in den ganzen Umfang derselben nicht einlassen können.

Auf dessen Fußtapfen nun, und gleichsam mit dessen ariadnischem Leitfaden versehen, hat sich der Herr Verf. in den Labyrinth der Kriegsrechte wagen wollen. Er hebt darinnen von dem deutlichen Begriffe eines Soldaten an, wickelt seine Rechte daher-

aus,

väteriſchen Vorurtheilen ihr noch immer, zumal in juriſtiſchen Sachen, widerſprechen. Wenn alſo jemanden dieß Buch darum verdrießlich vorkäme, weil es ſchon auf dem Titel von Methode redet, und überall Hrn. Wolfs Namen nennet: ſo bedauert er, daß es ihm nicht gegeben ſey, der Wahrheit zum Schaden, gefällig zu ſeyn.

Indeſſen beſorget der Herr Verf. daß ſeine ganze Bemühung um ein natürliches Kriegsrecht, von dem Urheber der allerneueſten Nachrichten von juriſtiſchen Büchern, eben ſowohl ein ungeneigtes Urtheil erhalten dörfte, als ſchon vor jenen zwölf Jahren ſein Ius feudorum naturale, erhalten. Dieſes lautete damals verwunderungsweiſe ſo: „Wie ſehr würden ſich über eine ſo vergebliche und unnütze Arbeit, ein Schilter, Struv und Stryk verwundern: eines Iſernia, Jakobins von St. Georgio, und Roſenthals zu geſchweigen!„ Allein er beſchimpfet nicht nur dieſe groſſe Männer, wenn er ſie für eben ſo blödſinnig hält, als ſich; ſondern beruſet ſich auch auf todte Zeugen, welches ein Zeichen einer böſen Sache iſt. Wenigſtens hat Hr. Treuer eine Pxdiam juris feudalis univerſi geſchrieben; und iſt vom Hrn. Hofr. Maskov noch neulich deswegen gelobet worden: Herr Prof. Uhle aber hat ſie neu auflegen laſſen.

Der Herr Verf. glaubt auch mit Rechte, es ſey leichter, ſyſtematiſche Abhandlungen zu tadeln, als ſelbſt zu verfertigen. Und ob er gleich die Sammler alter Rechte und Satzungen nicht tadeln will: ſo hält er doch ſehr viel ſolche Sammlungen für unnütz:

nütz: zumal da ſie insgemein von Leuten unternommen werden, die nichts eigenes zu machen wiſſen; daher ſie nur ſammlen, damit ſie doch auch etwas gethan zu haben ſcheinen mögen. Er will ſich alſo ſolche Urtheile nicht abſchrecken laſſen, und wird unſers Erachtens, ſehr wohl daran thun. Herr Kanzler Wolf, dem er ſein Vorhaben noch vor ſeiner letzten Krankheit eröffnet, hat es nicht gemisbilliget; ja hat ſelbſt eine Theorie der Lehnrechte in ſein Recht der Natur gebracht: andrer großer Männer, z. E. Hrn. Hofr. Buders, zu geſchweigen.

So viel mag von der Vorrede genug ſeyn. Das Werk ſelbſt beſteht erſt aus gewiſſen Præcognitis, d. i. einer vorläufigen Abhandlung, die ſtatt einer Einleitung dienet. Hierinn wird der Krieg, als eine gewaltſame Betreibung ſeines Rechtes, gegen einen, der es irgend verletzet, oder verſaget, beſchrieben. Der Zuſtand des Krieges, und was Krieg führen heiße, was das Kriegsrecht ſey, wem es zuſtändig ſey, wer der Urheber des Krieges ſey? und d. gl. allgemeine Dinge mehr, werden hier erkläret, und zureichend erläutert.

Im I. Hauptſtücke handelt der H. Verf. vom Begriffe und der Beſchaffenheit eines Soldaten, und des Kriegsrechtes. Ein Soldat iſt bey ihm ein Menſch, der zur Führung eines öffentlichen Krieges beſtimmet iſt, oder gebrauchet wird. Er unterſuchet, ob auch Weiber zum Kriege zu gebrauchen ſind; und verneinet es: weil er die Amazonen für fabelhaft, oder doch ungewiß hält; ſonſt aber Unordnungen unter den Soldaten entſtehen würden, wenn

Weibsperſonen in Mannskleidern unter ihnen dienen wollten; weswegen ſie auch weggeſchaffet und geſtrafet werden. Solche Soldaten ſetzen eine Republik voraus, und werden angeworben: und hier fraget ſichs, von wem und wenn ſie geworben werden ſollen? Dieß wird beſtimmet, nebſt der Frage, wer geworben werden ſoll? u. ſ. w.

Es würde zuviel werden, wenn wir alle Materien nennen und erzählen wollten, die hier vorkommen. Denn was für Fragen können nicht nur bey den bloßen Werbungen aufgeworfen werden? Wo bleiben die Capitulationen, das Handgeld, u. d. m. Darauf kömmt er auf die Soldatengeſetze, die man Kriegsartikel nennet, aus welchen das Kriegsrecht beſteht. Auch hiebey wird alles abgehandelt, was dazu gehöret; nämlich ſein Urheber, ſeine Beſchaffenheit, Verbindlichkeit, ſein Unterſchied vom bürgerlichen Rechte, Streit mit demſelben, ſeine Verſchiedenheit bey unterſchiedenen Volkern, Uebereinſtimmung mit dem Rechte der Natur, u. ſ. w.

Das II. Hauptſtück handelt von den **Pflichten** der Soldaten. Dieſe ſind mancherley; denn theils haben ſie als Soldaten, theils als Bürger, theils als Menſchen ihre Verbindlichkeiten. Von dieſen hebt er an, und geht rückwärts zu den erſten. Die Beſchaffenheit der ſoldatiſchen Verbindlichkeiten wird auch erkläret; und gewieſen, wie viel dem gemeinen Weſen daran gelegen ſey, daß dieſelbe beobachtet werde. Nun folgen die ſoldatiſchen Strafen, ihre Bekanntmachung, die Obſervanzen, die Eidesleiſtung, und von wem man ſie fodern könne? Wen

man

man dazu zwingen könne? Wozu ſie verbinde? u. d. m. Nun folgen noch die Gebiethiger, Hauptleute, Oberſten, und ihre Pflichten, ingleichen was nach Unterſcheid der Reiterey und Fußknechte zu beobachten iſt, u. ſ. w. Imgleichen was bey ganzen Kriegsheeren vorkommen kann.

Das III. Hauptſtück handelt von den Rechten der Soldaten. Einem Soldaten muß alles das freyſtehen, ohne welches er ſeinen Pflichten nicht nachkommen kann: daher hat er auch ein Recht auf alles daſſelbe. Hieraus fließt die Erklärung eines ſoldatiſchen Rechtes, und was daraus fließt: z. E. die Feindſeligkeiten, Plünderungen, und das Eintreiben der Schatzungen. Das Streifen, Schlagen, Beute machen, u. ſ. w. Der Sold, oder die Unterhaltung iſt auch etwas, darauf ein Soldat ein Recht hat, davon ausführlich gehandelt wird. Die Kleidung, das Proviant und die Quartiere, gehören auch dazu. Bette, Holz, und Zelte folgen, wobey das Lager erkläret, und manche andre Frage beantwortet wird. Die Waffen ſind auch ſo wenig, als die Teſtamente, Erbſchaften und Heirathen der Soldaten vergeſſen.

Das IV. Hauptſtück handelt von den Verbrechen der Soldaten, davon man ſich leicht eine Vorſtellung machen kann.

Das V. redet von den Strafen der Soldaten; und endlich

Das VI. von dem Kriegsgerichte, und dem dabey nöthigen rechtlichen Verfahren, oder den Kriegsproceſſen.

Alle diese Materien sind ausführlich, deutlich, gründlich und angenehm abgehandelt: so daß eine Wahrheit allemal aus der andern fließt; alle aber in einem angenehmen Zusammenhange stehen, der alles erleichtert.

Da nun aber die deutschen Kriegsheere wenig Latein verstehen: so ist nichts mehr zu wünschen, als daß der Hr. Verf. aus diesem Werke einen Auszug in deutscher Sprache verfertigen möge. Wir kennen seine Fähigkeit auch in der deutschen Feder; weswegen ihn die hiesige Gesellschaft der freyen Künste unlängst zum Ehrenliede erkläret hat. Und also hoffen wir von demselben auch eine Erneuerung und Erweiterung dessen im Deutschen zu erhalten, was schon um 1570. Fronsperger in seinem Werke von Kriegsrechten, und 1598. Dionys. Klein von Eßlingen in seiner Kriegsinstitution, etwas kürzer gelehret, und in altem reinem Deutsch beschrieben haben.

III.

Der Königl. deutschen Gesellschaft in Königsberg Eigene Schriften, in ungebundener und gebundener Schreibart. Erste Sammlung. Königsberg bey Johann Heinr. Hartungen 1754.

Es sind über zehn Jahre, daß diese berühmte Gesellschaft ihre gegenwärtige Gestalt, durch eine Königliche Bestätigung erhalten hat.

In

nung erwehnet, daß nemlich derſelbige durch ſeine ausnehmende Weißheit einen ſo groſſen Kopf bekommen, daß deswegen das Burgthor ihm zu klein geweſen, und, damit er Platz haben möchte, habe müſſen niedergeriſſen werden.

Do er zu der ſtat becham
und ez daz Volck vernam
do empfiengen ſie in gemainchleich
paidew arm und reich
das Purgtor ſach er offen ſtan
er ſprach wa ſoll ich eingan
daz tor iſt niht ſo weit
daz ich můg ze dhainer Zeit
vor grozzen Weiſtum dar eingen
ich můz zwar hie vor ſten
mein Weiſtum mag niht mit mir in
wan ich han pey mir grozzen Sin
daz iſt mir paz dann ew bechant
er ſtozzt ſich an des Tores Want
davon wellt ir daz ich chom hinein
ſo legt darzu ewrn Sin
daz ir daz Tor machet weit
und thut daz ſhier dez iſt Zeit
da die Purgár heten vernomen
daz er darein niht mohte chomen
da wurden ſi ze rat
daz ſi ſanten drat
nach Prechár und nach Maurár
ſi ſprachen ringt unz unſer ſwár
lat unz nider daz Purgtor
oder unſer herr herr beleibt davor
Prebt ez wol zehen dhlafter weit
ſo chumt er an derſelben Zeit

der

In dieſer Zeit hat ſie ſich nicht nur, durch auswärtige Glieder, bis mitten in Deutſchland ausgebreitet, ſondern auch innerlich, durch den Fleiß ihrer Mitglieder geſtärket. Außer verſchiedenen Ueberſetzungen, womit ſie in der Welt erſchienen, als die Lobrede auf den Fleury, ein Stück vom St. Evremond, Fleſchiers Reden, und unlängſt der Tractat von der Schönheit, hat ſie auch verſchiedene einzelne Stücke herausgegeben: die aber mehr in Preußen, als in Deutſchland bekannt geworden. Endlich waget ſie ſich nun auch durch eine Sammlung eigener Schriften ans Licht, deren Beſchaffenheit wir unſern Leſern darſtellen wollen.

Sie widmet ſelbige dem hohen Namen ihres Stifters und Schutzherrn, der ihr verſchiedene anſehnliche Vorrechte eingeräumet hat. Sie ſaget demſelben, daß ſie mit ihren eigenen Schriften ans Licht träte; nicht ſowohl die Stärke und den Fleiß ihrer Mitglieder zu zeigen, als vielmehr ihren Stifter zu rechtfertigen, daß er ſeine Gnade nicht Müſſigen, oder Unerkenntlichen ertheilet habe. Sie bittet den König, dieß Opfer einer einheimiſchen Geſellſchaft mit eben ſo heitern Blicken anzuſehen, als die ſind, deren ſich ausländiſche Muſen zu erfreuen haben. Sie meynet auch: wenn die in Sansſouci unter dem märkiſchen Himmel erzeugten Früchte, dadurch den größten Werth erhielten, weil ſie ein weiſer und ſiegreicher Friedrich gepflanzet hätte: ſo könnten ja auch die Früchte ihres Fleißes ein gleiches Vorrecht hoffen, da ſie unter dem Schatten eben der huldreichen Hand aufgewachſen,

wachſen, deren Thaten ganz Europa bewundert, und Preußen mit tiefſter Ehrfurcht verehret: und ſo weiter.

In dem Vorberichte, glaubet die Geſellſchaft es nicht nöthig zu haben, ſich wegen der ſpäten Auslieferung dieſer Sammlung zu entſchuldigen; da ſie durch kein Geſetz an Jahre und Zeiten gebunden ſey; auch Beyſpiele andrer Geſellſchaften vor ſich habe, die noch länger damit warteten. So wenig ſie aber ſich mit einem allgemeinen Beyfalle ſchmäuchelt; ſo gewiß hoffet ſie, daß es ihr nicht an Leſern fehlen werde: da ihre Blätter die Ehre der Religion, die Ehrfurcht gegen ihren großen Stifter, die Hochſchätzung des Vaterlandes, die Reinigkeit der Sittenlehre, und eine gereinigte Menſchenliebe zum Augenmerke hätten. Sie vermuthet, mancher ſcharfe Richter würde noch gelinder davon urtheilen, wenn jedes Stück den Namen ſeines Verfaſſers an der Stirne führete. Aber ſie hat ſich dieſes Vortheils gutwillig begeben, und erwartet, daß Kenner ihnen unparteyiſch den wahren Werth beſtimmen werden. Sie verſichert indeſſen, daß es Stücke von Männern ſind, die dem Hofe und gemeinen Weſen, der Akademie und der Kanzel Ehre machen u. ſ. w.

Die Stücke in gebundner und ungebundner Schreibart wechſeln durchgehends ab. Das I. iſt ein Gedicht, Gott in der Natur, betitelt. Wir wollen den Anfang hören:

Fern von dem Erdenball, wo keine Natter ziſcht,
Wo keine Finſterniß ſich mit dem Lichte miſcht,

Da

Da, wo kein Irrlicht täuscht, stand Hiob in den Chören,
Die mit belohntem Dank den Ewigen verehren.
Als ein verjüngter Greis, dem um der Narben Spur,
Ein süßer Himmelsglanz mit sanftem Streicheln fuhr;
Der unverweelich den mit heitern Augen schaute,
Auf den sein Glaube dort ganz zuversichtlich baute.
Hier ward der Gottheit Rath, hier ward ihr Werk erklärt,
Und Hiob sah die Welt, den Staub und seinen Werth.
Hier, wo der Behemoth im Grase mächtig wühlte,
Dort wo ein Riesenfisch als eine Schnecke spielte;
Da, wo, noch eh er ward, ein prächtiger Gesang,
Der Morgensterne Lob, die frühe Welt durchdrang;
Pries er, daß die Natur, ihn schon den Gott gelehret,
Den er im Wetter oft zu seinem Trost gehöret u. s. w.

Wenn wir hiebey einen Zweifel vortragen dörfen, so ist es dieser: daß uns dergleichen Entzückung Hiobs von der Erde in den Himmel, aus der Bibel nicht bekannt ist. Bey Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten. Es ist indessen nicht möglich, einen Auszug aus einem solchen Gedichte zu geben; das übrigens viele Schönheiten hat, und fünf dichte Blätter füllet.

Das zweyte ist eine Rede, darinn Gott aus dem Pulsschlage erwiesen wird. So gegründet dieser Satz an sich ist, so bedenklich scheint uns im Eingange der von dem Verfasser bezeugte Eifer, die Freygeister zu verfolgen, ja ihnen Ehre, Vernunft und Ruhe zu rauben: und zwar darum, weil die alten Perser keinen unter sich geduldet haben würden, der die Verwegenheit gehabt hätte, Pfeile gegen die Sonne abzudrücken. Indessen hat diese Rede Feuer genug, und der Hauptsatz ist vom Prä-

ſidenten der Geſellſchaft, Hrn. Oberhofpred. und Conſiſtor. Rath D. Quandten aufgegeben worden.

Nun folgt **Ottokar**, oder **das erſiegte Preuſſen**, ein Heldengedicht, davon hier nur das 1. Buch ſteht. Man ſieht aus dem Innhalte, daß es diejenige That beſingen ſoll, da König Ottokar von Böhmen itzo vor 500. Jahren, mit einem Heere von 60000. Mann dem deutſchen Orden zu Hülfe gezogen, die Provinz Samland zu bezwingen, und alſo das ganze Land dem Orden zu unterwerfen. Es hebt ſo an:

Ottokars geweihter Krieg und des halben Deutſchlands Waffen,
Sollen dieſem Liede Stoff, und dem Helden Ruhm verſchaffen,
Der nach zwey und funfzig Jahren, ſeit des Ordens Schwert gekämpft,
Preußens letzte Kraft bezwungen, und der Götzen Dienſt gedämpft.
Geiſt der Wahrheit! deſſen Trieb ein ſo großes Werk vollſtrecket,
Als du ſelbſt das Glaubenslicht unter Heyden aufgeſtecket;
Du mußt meinen Geiſt erleuchten; dir will ich die Feder weihn:
Gib mir Inhalt und Gedanken, gib mir Wort und Zierrath ein.
Du allein kennſt jede That jener tapfern Chriſtenſchaaren,
Was der Zeiten Nacht bedeckt, mußt du ſelbſt uns offenbaren.

Dieß iſt das Vorhaben und die Anrufung des Dichters; darauf die Erzählung angeht, darinn Adalberts und Brunons heil. Abſichten Preußen zu bekehren, als mislungen erwähnet; des Boleslaus, Königs in Pohlen, und Herzoge Konrads von Maſuren vergebli-

gebliche Bemühungen, die Preußen unters Joch zu bringen; des deutschen Ordens zwey und funfzigjährige Kriege mit den Preußen u. d. gl. kürzlich beygebracht werden. Darauf folget die Beschreibung desjenigen Haupttheils von Preußen, der noch zu erobern übrig, und von der Natur selbst befestiget war:

Kurz, Romove daurte noch, wo bey den geweihten Eichen
Sich Perkun, Pikoll, Potrymp mit vermeynten Wunderzeichen,
Als drey Götter, kräftig wiesen. Samland war noch nicht ersiegt;
Dieses Land, das im Gewässer an des Beltes Ufer liegt;
Wo der reiche Börnsteinfang der Bewohner Stolz erhöhet,
Wo des Handels steter Zug nach der ganzen Ostsee gehet;
Und wo in den fetten Fluren, da nur Milch und Honig rinnt,
Funfzig tausend tapfre Streiter noch zu dämpfen übrig sind.
Nordwärts schlägt der kühle Belt an das sandigte Gestade,
Oestlich wäscht der Curen Haf der Nadrauer krumme Pfade,
Südlich schützt der tiefe Pregel und des frischen Hafes Fluth
Dieses Eylands sichres Ufer, vor des Ordens Heldenmuth ꝛc.

Nach dem Gott im Himmel auf dieß Volk und die fruchtlosen Bemühungen des Ordens einen Blick geworfen; fasset er den Schluß: Preußen solle nunmehr durch den Glauben erleuchtet werden. Dem Erzengel Uriel wird auf geheime Art Befehl ertheilet, was er thun soll:

Sein gebognes Knie verehret, was sein stiller Geist verstund,
Aber Ehrfurcht u. Gehorsam schließen ihm den treuen Mund.
Alles bebt um Gottes Thron vor dem neuen Weltgeschicke:
Aber kaum verklären sich die geneigten Vaterblicke,

So erſchallt das dreymal Heilig, durch der Engel Lobgeſchrey
Und der ganze Himmel preiſet, daß ſein Thun voll Weisheit ſey.

Uriel ſenkt ſich auf den Erdball und zwar in die Hauptſtadt von Böhmen, wo Ottokar auf ſeinem Bette liegt, und in Regentenſorgen eingeſchlummert iſt. Der Engel nimmt des deutſchen Landmeiſters Poppo Geſtalt an, tritt vor ſein Bette, und muntert ihn auf, dem Orden zu Hülfe zu kommen.

Durch des fürchterlichen Traums ſeltſames Geſicht erſchrecket,
Ward der ſtark gerührte Geiſt Ottokars vom Schlaf erwecket,
Poppo! rief er, noch voll Schlummers, Poppo! bleib, und höre mich.
Doch indem er um ſich blickte, ſchwächte Bild und Eindruck ſich.

Des Königes Kämmerer, Heidenreich, höret die Stimme des Königes, und ſpringt herbey, ſeinen Befehl zu vernehmen.

Mit geſtörtem wilden Blick
Spricht hier Ottokar: Ach Freund! welch ein Traum hat mich erſchrecket?
Ach, ein gar zu lebhaft Bild, ein Geſicht hat mich erwecket!
Preußens Haupt iſt mir erſchienen, Poppo war es, der uns liebt.
Ja, er ſteht mir noch vor Augen, doch bekümmert und betrübt.
Stirn und Antlitz waren blaß: dieſer ruft mich in die Waffen;
Dieſer reizt und ſpornet mich, ihm in Preußen Rath zu ſchaffen.
Ich ſoll ihm geharniſcht helfen, eh der Heyden tobend Schwert
Noch den ganzen Orden dämpfet, und der Chriſten Reſt verzehrt,

Ja,

Ja, ich ſeh ihn noch vor mir in dem blutbeſprützten Kleide.
Wie beweglich wies er mir ſeines Schwertes ſtumpfe Schneide!
Sah ich nicht das Kreuz im Schilde, den er in die Höhe ſchwang,
Als das Wort von ſeinen Lippen mir bis in die Seele drang?
Gott im Himmel, war ſein Wort, fodert dich zu dieſem Kriege,
Und verheißet deinem Arm Stärke, Beyſtand, Glück und Siege.
Darf ich dem Geſichte trauen? Wars vielleicht ein bloßer Schein,
Der aus trüben Dünſten ſtammte? Nein, es muß was Höhers ſeyn!
Niemals iſt ein gleiches Bild, weil ich lebe, mir erſchienen!
Aber wie? ſoll denn mein Schwert dem zu ſtrengen Orden dienen,
Der durch grauſames Bezeigen ſich in übeln Ruf gebracht,
Und des Chriſtenthums Geſetze überall verhaßt gemacht?
Soll auch ich durch Glut und Stahl unbelehrte Völker zwingen?
Läßt der Glaube ſich durch Zwang in die rohen Herzen bringen?
Hat der Heiland das befohlen, als er ſeinen Gnadenſchein
Durch zwölf unbewehrte Bothen in der Welt ließ kräftig ſeyn?
Sage Freund, was ſoll ich thun? Kömmt mein Traumgeſicht von oben?
Und gebeuts der Höchſte ſelbſt für das Chriſtenthum zu toben?
Oder iſt mein Traum die Wirkung einer ſchnöden Phantaſey?
Sage Freund, was ſoll ich glauben? Steh mir itzt mit Rathe bey.

Heidenreich erwiederte: Gegen Gottes Befehle hätte er nichts. Königen und Fürſten eröffne freylich der Herr der Welt zuweilen ſeinen Willen im Schlafe, wann gleich gemeine Seelen vergebliche Träu-

Träume ſchrecketen. Kurz um, er räth ihm, ſich zu waffnen, und dem Orden zu helfen: aber ja den Feind nicht allein mit dem Stahl in der Fauſt zum Glauben zu zwingen.

Macht und Grauſamkeit im Kriegen, Plündern, Würgen,
Blut und Brand
Machen ja ſo leicht den Irrthum, als den wahren Gott
bekannt.

Auch das Laſter kann die Fauſt mit geſchärftem Eiſen ſtählen:
Doch kein Kluger wird mit Luſt ſolche Glaubenslehren wählen,
Die man ſtatt bewährter Gründe nur durch Blutvergießen
pflanzt,
Wenn man Kanzeln nur mit Hügeln todter Körper hoch umſchanzt.

Er ſolle auch kluge Lehrer mitnehmen, und durch ſeine Waffen nur ihre Bemühungen ſchützen; ſo werde er mehr Gutes ausrichten, als der Orden bis dahin erfahren habe.

Dieß billigt Ottokar. Es wird Tag, und er ſteht auf. Seine Leibwacht zieht auf, und der Kriegsrath wird zuſammenberufen. Man rathſchlaget. Der bejahrte Vollhard, Reinhold, und Graf Rudolph von Habsburg geben ihre Stimmen. Ottokar fällt dem leztern bey, und beſchließt den Zug, ernennet auch dieſen zu ſeinem Marſchalk. Nun ſammlen ſich die Schaaren aus ganz Böhmen, Oeſterreich und Mähren. Ottokar muſtert ſie bey Prag.

Sein zum Streite muntrer Hengſt träat ihn ſchnell durch
alle Glieder
Auf dem Helme ſchwebt ihm ſchon ſein gewöhnlich Prunkgefieder,

Das

Das im Winde bebt und flattert, aber alle Feinde ſchreckt,
Weil es da, wo mans erblicket, ſeiner Krieger Muth erweckt.

— — — — — — — —

Jedes Herz iſt voller Glut und erwartet mit Verlangen,
Ottokars Befehl und Wink, dieſen Feldzug anzufangen.

So ſchließt das I. Buch, welches 17. dichte Seiten füllet, auch voller Gleichniſſe, Beſchreibungen und Reden der Helden und Fürſten iſt. Ueberhaupt ſieht man, daß die heutige Verderbniß der epiſchen Gedichte dieſes Stück noch nicht angeſtecket hat; welches auf der Bahn der virgiliſchen Schreibart einhergeht: ob es gleich einen halbandächtigen oder chriſtlichen Feldzug beſingt, wie Taſſo in ſeinem befreyten Jeruſalem.

Nun folget eine Rede von Friedrichs des Weiſen, erſten Königs in Preußen Königl. Sorgfalt, für die Fortpflanzung der Weisheit, am Gedächtnißtage der Königl. Krönung gehalten. Sie iſt lebhaft und ſchön, und erweiſet dieſem Helden die verdiente Ehre.

Die übrigen Stücke können wir nur nennen. 5. Friedrich Wilhelm in ſeiner Aſche. 6. Das Bild einer unſterblichen Königinn. 7. Friedrich der glorreiche Stifter der Deutſchen Geſellſchaft. 8. Preußens Thron auf ſieben Säulen. 9. Friedrich der zweyte; ein Muſter ſeltner Gnade und Großmuth. 10. Die von großen Monarchen aufgerichteten Gebäude ꝛc. 11. Friedrich der Heldenmüthige in der Schlacht bey Sorr. 12. Friedrich, das Augenmerk der Muſen. 13. Die Münzen an den König. 14. Die Vorrechte der Preußiſchen Länder zur Handlung

lung nach China. 15. Ode auf das hundertjährige Andenken des Weſtphäliſchen Friedens. 16. Das durch Martin Luthern beglückte Preußen. 17. Das Göttliche im Stande der Obrigkeit. 18. Die Verdienſte der Großen um die deutſche Sprache. 19. Die Ehre der Deutſchen. 20. Die Urſachen der von der deutſchen verdrungenen alten preußiſchen Sprache. 21. Daß die Dichtkunſt dem Staate nütze. 22. Gedanken über die Begierde, künftige Dinge aus den Falten und Linien der Hände zu wiſſen. 23. Anrede an die Einwohner der Himmelswelten. 24. Die wahre Ehre eines Gelehrten. 25. Die Schickſale der deutſchen Dichtkunſt nach Opitzens Zeiten. 26. Die Thorheit derer, die ſich des Chriſtenthums ſchämen. 27. An einen Lehrer der Gottesgelahrheit in Sachſen. 28. Die Ausſchweifungen der ungemäßigten Ehrbegierde. 29. An einen Lehrer der Gottesgelahrheit in Preußen. 30. Daß man nach dem Edelmanniſchen Lehrgebäude kein vergnügtes Leben führen könne. 31. Glückwunſch an den Freyherrn von Schönaich bey dem erhaltenen Lorberkranze. 32. Nachrichten von den gekrönten Poeten in Preußen. 33. An einen Freund bey ſeiner Einweihung zum Predigtamte. 34. Die Vortheile des Schattens. 35. Der Schattenriß einer angenehmen Gegend bey Königsberg. 36. Die Misgeburten auf den Rednerſtühlen. 37. An zweene Freunde bey der erhaltenen Magiſterwürde. 38. Das Bild eines Frauenzimmers. 39. Penelope an den Ulyſſes, aus dem Ovidius. 40. Die Unvollkommenheit der philoſophiſchen Tugend. 41. Ode

auf

her zů unz daz wizz wir wol
niht furbaz ich euch manen ſol
da wart niht lenger geſpart
die Maur da geleit wart
nider auf die Erd
do rait der Künick wert
ze Jeruſalem in die Stat
alz in da die Gemain pat
von den Frawen jungen
ward da umb in gedrungen
daz nie Künick ze dhainer vart
nie ſchoner empfangen wart.

Auf dem dabey ſtehenden Gemählde wird Salomon auch mit einem abſcheulich groſſen Kopfe vorgeſtellt.

Den Simſon machet unſer Reimenſchmid zu einem Sohn Davids, oder wenn er den Abſalon gemeynt, ſo ſchreibet er wenigſtens dieſem ſolche Sachen zu, die ſich vielmehr auf den Simſon ſchicken.

Dannoch het David zwar
einen Sun der waz ſo gar
ſtarch dann do jeman lebt
iſt jeman der do widerſtrebt
der frag die ez haben geleſen
die můſſen pey der Warhait weſen
daz er waz der ſterchiſt Man
der auf Erd ie leip gevan
ich ſag ez auch von im fürwar
er het langes Har
vil gar gemiſchte alz man ſait
er waz zwain Ellen prait

auf die gedrungene Schreibart. 42. Gedanken über einige Fehler der neuern Schriftſteller in den preußiſchen Alterthümern. 43. Der redliche Preuſſe, bey einer ſilbernen Hochzeitfeyer. 44. Antrittsrede eines auswärtigen Mitgliedes. 45. Vertrauter Briefwechſel zweyer Mitglieder. 46. Beantwortung der Antrittsrede eines auswärtigen Mitgliedes. 47. Der Freyer, ein Strafgedicht. 48. Sendſchreiben der Muſen an ihre Freundinn. 49. Die Augenkrankheit. 50. Das Geheimniß der Palingeneſie, eine Trauerrede. 51. Das junge Gras und die Kirſchblüte. 52. Der durch die ſanften Lautenſchläge gedämpfte Trauergeiſt, eine Leichenrede. 53. Die in der Geburt ſterbende Ottilia. 54. Die göttlichen Abſichten bey der frühzeitig eingeaſcherten Jugend, eine Leichenrede. 55. Das menſchliche Todtengerippe.

Anhang.

Lebensgeſchichte des hochſel. Herrn Geheimden Staatsminiſters von Arnheim, als des allererſten Ehrengliedes der königl. deutſchen Geſellſchaft.

Faſt alle dieſe erzählte Stücke zeigen einen geſunden Geſchmack, viel Feuer und eine Wahrheit in den Gedanken, die den Muſtern der beſten Schriftſteller nachahmet. Nur bey dem 32 Stücke von den gekrönten Poeten in Preußen, hätten wir wünſchen mögen, daß man die chronologiſche Ordnung der alphabethiſchen vorgezogen hätte: als welche den Leſer nur verwirret, ſo daß er nicht mehr weis, wo er iſt; dahingegen die erſte eine Art einer gelehrten Hiſtorie ausgemachet haben würde.

Bey dem 42ſten Stücke, darinn man verſchiedene Fehler der Auswärtigen von preußiſchen Sachen bemerket, wären noch allerhand Anmerkungen zu machen; wenn es unſer Raum itzo verſtattete. Vieleicht nehmen wir uns nächſtens die Mühe ſolches zu thun.

IV.

Hochbeglückte Ankunft, das iſt: Zierliche Ehren-Cron, Oder unterthänig-treugehorſamſter Glückwunſch zu dem Hohen Namens-Feſtin des Hochgebohrnen, des Heil. Röm. Reichs Grafen, und Herrn, Herrn Joſeph Fugger, Grafen von Kirchberg, und Weißenhorn, ꝛc. ꝛc. den 19 Martii 1754. von Johann Georg Steeber, p. t. Pfarrern in Mergen. Augſpurg Gedruckt bey Joſeph Antoni Labhart, Hoch-Fürſtlich Biſchöfflichen Buchdrucker, auf Unſer Lieben Frauen Thor. *

NeVe Ehrn-Cron, ꝛV VIerthelL, aVsgetheILet, VnD aVfgeſetzt, aVf Das HaVpt, Des Herrn, Herrn Grafen Ioſeph Von FVgger.

Graf

* Dieſe ganz neue Probe, von dem Flore der deutſchen Poeſie in katholiſchen Gegenden, wollen wir unſern evangel. Leſern dießmal, anſtatt einer oratoriſchen Beluſtigung, mittheilen.

Graf Joseph Nestors-Jahr soll leben
Hochbeglückt, frisch und gesund,
Darzu Gott Ihme Gnad woll geben;
Wünsche ich mit vollem Mund:
Wohl goldne Täg, und goldne Stunden
Sollen leuchten oft, und viel,
Von der Fortuna angebunden,
Glanzen ohne End, und Ziehl.

Dein Nahm, Joseph! wird allzeit blühen,
Weil der Frühling ist mit Dir:
Ist sehr gut, junge Sprößlein ziehen,
Weil floriert der Stammen-Zier.
Schnee-weiß-Lilien thut versprechen
Der fruchtbar Baum, Blumen-Stock.
Im Ueberfluß sie wird abbrechen
Die Fuggerisch-Stammen-Dock.

Weil die Tugend in Dir florieret,
Und der Himmel günstig ist:
Mit Ehr- und Glory Gott Dich zieret,
Stärket auch dein Lebens-Frist.
Die Göttinin der freyen Künsten,
Mit dem ganzen Musen-Chor,
Alles Heyl, alles Glück, Dir wünschen:
Heben Graf Joseph empor.

Sie thun ganz hell und lieblich singen;
Schlagen Driller nach der Kunst:
Ihre Spiel-Leute Sayten klingen,
Streiten um Dein Gnad, und Gunst.

In schönster Ordnung bereit stehen,
Mit gröstem Lust, und mit Freud,
Dir insgesammt entgegen gehen,
Ruffen: Joseph leb allzeit!

Vor deine sichre Gleits-Gesellen
Sorget Gott ja selbst so gar;
Treue G'fährten thut Dir bestellen,
Die stark bewaffnet Stern-Schaar:
Wohl befreut vor allen Gefahren,
Mit diesen wirst allzeit seyn.
Die gröste Freud sie Dir aufspahren,
Und darzu den Hönigseim.

Dein Seel, und Leib auch wird erquicken
Des Himmel-süß Nectar-Tranck.
In göttlicher Lieb Dich verstricken,
Daß so edle Götter-Gschanck.
Du hochbeglückt wirst allso werden
In der Welt, und in der Zeit
All Gfahren auf der ganzen Erden,
Uberstreiten wirst mit Freud.

Dich, Dein Hoch-Gräffliches Haus, und Stainen,
Wird bewahren Gott allzeit,
Erhöhen Deinen grossen Nahmen,
Beglücken auch weit, und breit.
Nach meinem Wunsch soll alles fließen:
Graf Joseph leb wohl, und gesund!
Auf Dich woll Gott seine Gnad ausgießen
Zu Deim Glück, zu jeder Stund.

Herr,

Herr, Herr Graf Ioseph Von FVqqer aVs
ɀVVeVen, keVſCheM, VnD Nehr-
Vatter Chriſti, nVr einer.

Hochgebohrner Graf von Fugger-Stamm
Wie ich hör, und vernehme:
So iſt Josephus Dein erſter Nahm;
Im heilig Tauff die Stimme.
Aber anjetzt iſt ein andre Frag,
Welcher Joſeph Du ſeyeſt?
Der, den die Schrifft nit gnug loben mag?
Oder für den ausſchreyeſt

Dich, welcher auch den vermenſchten Gott
Hat ernährt, und erhalten?
In Sorgen, Hunger, und gröſter Noth
Deß Jeſus-Kinds that walten?
So viel verborgen, und offen ſteht,
Bruder wohl biſt zu nennen:
Der reiniſt Geruch von Dir ausgeht,
Dann muß ich mehr bekennen:

Du ſeyſt ein gnädiger Graf, und Herr,
Ein Vatter auch der Armen,
Deiner Burger, und Bedienten mehr,
Thuſt Dich allzeit erbarmen:
Weiß Lilien ſeind dein Wappen-Zier
Mit dieſen kanſt wohl prangen:
Wahre Tugend, Keuſchheit, geht herfür,
Die Frommkeit bleibt dran hangen.

Was soll jetzt lang den schönsten Flor
Deiner allererſten Jugend
Viel erheben, und schwingen empor,
Beloben Deine Tugend?
Das ist vorbey: Genug mir soll seyn:
Zierd des Fuggrischen Stammen!
Allen Tugend-Schein, in Dir allein,
Das Kirchheim hat beysammen.

Wann ich Dich ein kostbahres Perl nenn
Vieler Grafen, und Herren:
Dein Mutter d'Muschell: das warst vorhin,
Ehe sie Dich that gebähren.
Von Rechtenstein theures Edlgestein
Dein Muter ist, und bleibet:
Fuggrisch Kleinod ist der Vatter Dein,
Diß Dir ins Herz einschreibet.

Ein Funcklent-spielenter-Diemant bist;
Neast ins rein Gold zu setzen:
Allererst die Freud vollkommen ist
Wann d'Lieb Dich wird ergötzen.
Die Stern, der Himmel woll günstig seyn,
Gott geben woll sein Seegen!
Dich woll regieren, und all das Dein,
An dem ist alles gelegen.

Eliezer deß Abrahams Knecht
Dir um ein Braut woll schauen:
Demnach Gott woll alles machen recht,
Das Glück vom Himmel thauen.

Ein schön Rebecca sie muß seyn,
Sehr reich, und fromm darneben:
Aus tausend auserwählt, keusch, und rein;
Darzu Gott Gnad woll geben!

Also: Graf Joseph! Dein Nahm anheut
Mit Freud wird celebriret,
Hochbeglückt lang lebe! alles schreyt:
Wies Dir mit Recht gebühret.
Ich aber schrey mehr, und alle hin:
Vivat! ich schrey vor allen,
Graf Joseph seye Du mein Gewinn,
Laß Dir mein Dienst gefallen?

Herrn, Herrn Graf Ioseph FVgger Von
KIrChelM Hertz erfreVen VVahre,
getreVe Hertzen, erLVstIgen PseVf-
fen, VVaLDhorn ꝛc.

Freut euch wahre Hertzens-Brüder,
Und mit mir jubilieret,
Singet schöne neue Lieder
Graf Joseph celebrieret!
Der Neun zehent Martz, guter Tag!
Den niemand genug loben mag;
Graf Josephs-Fest, und Nahmen,
Von Fuggerischen Stammen,
Isst gneigt zur Freud,
Und Frölichkeit.

J: o: viele Jahr, und Zeiten
Graf Joſeph lebe! ſchreyet:
All höchſte Glückſeeligkeiten
Ihr Götter! angedeuet.
Gebt Ihm ein fruchtbar geſundes Land,
Führt Graf Joſeph allzeit die Hand,
Mit Reichthum, und mit Freuden,
All wahre Luſtbarkeiten
Uberhäufft ihn:
Nach Wunſch und Sinn.

All Muſic-Kunſt, Pfeiffen, Sayten,
Waldhorn, Pauken, Singen:
Zu der Luſt- und Freuden-Zeiten
Im ganzen Saal erklingen.
Machen einen fröhlichen Plauß,
Und geben ſüſſen Klang voraus.
Vom lieblichen Thon machen
Joſephs-Hertz im Leibe lachen.
Dir afallen laß,
Den gantzen G'ſpaß.

Meinen Glückwunſch ich thue Enden
Wünſche zu guter letzen,
Gott woll alles ſchicken, wenden,
Was Joſephs Kan ergötzen.
Das Glücks-Zeichen ſey gwiß, und wahr!
Gott ſeegne dieſen Tag ſo gar,
Mit all Glückſeeligkeiten;
Von lauter goldnen Zeiten
Graf Joſeph voll,
So lebe wohl.

V.

Leben Frau Annen Marien Wernerinn, gebohrner Haydinn, der weil. kön. polnischen und Churf. Hofzeichnerinn.

Da unser Neuestes auch den schönen Künsten, sowohl als der anmuthigen Gelehrsamkeit, gewidmet ist: so können wir nicht umhin, dem Andenken einer großen Künstlerinn einige Blätter zu widmen, die gegen das Ende des vorigen Jahres in Dresden erblichen ist. Die Großen in Deutschland sind etwas zu nachläßig in Aufmunterung und in Belohnung inländischer und einheimischer Künstler: daher müssen die Gelehrten die Ehrliebe unsrer Landsleute nicht ersticken, sondern anfrischen; um ihnen vielleicht dadurch einen Muth zu machen, und ihre Kräfte zu Erreichung und Uebertreffung ausländischer Meister anzuspannen. Das Lob einer ihrer würdigsten Mitschwestern, wird wenigstens bey einigen die Kraft haben, sie zu überführen: daß das wahre Verdienst auch nach dem Tode in Ehren bleibe.

Frau Anna Maria Wernerinn, war 1689, den 25 März in Danzig gebohren. Ihr Vater war Andreas Hayd, ein Augspurger von Geburt, dessen Anverwandte noch daselbst, als berühmte Kupferstecher blühen. Dieser war 1661 den 14 März daselbst gebohren, und seine Vorältern waren 1581 von Kaiser Rudolphen dem II. in den Adelstand erhoben, auch von Kaiser Leopolden, unter dem Namen derer

von Kraitsheim bestätiget worden. Wie aber die Künste in dieser ansehnlichen Stadt niemanden schimpfen: so ward auch unser Hayd ein künstlicher Gold- und Silberarbeiter; der nach der damaligen Art ein starker Zeichner seyn mußte, um sich in kunstreichen Arbeiten über andre zu erheben. Er gieng als ein solcher auf Reisen, um sein Glück zu suchen, fand es auch anfänglich in Danzig, hernach in Berlin, und zuletzt in Dresden. Dort verheirathete er sich mit Annen Marien, eines wohlhabenden Bürgers Tochter, die den 26 des Heumondes, in demselben Jahre mit ihm gebohren war; und erzeugete mit derselben, im obgedachten Jahre, seine älteste Tochter, Anna Maria.

Da, wie erwähnet worden, ihr Vater ein starker Zeichner war, so führte er seine muntre Tochter gleich von Jugend auf zum Zeichnen an. Ihre treffliche Fähigkeit aber machte, daß sie schleunig darinn zunahm; und schon in ihrem 13ten Jahre sehr stark darinn war, als sie 1702 mit ihren Aeltern nach Berlin gehen mußte. Der Hof Königs Friedrichs des I. war ein blühender Aufenthalt aller Künste. Baukunst, Malerkunst, Bildhauerkunst, und was damit in Verbindung stund, ward daselbst reichlich belohnet. Da man nun auf einen neuerbauten Thurm daselbst, anstatt der gemeinen Knöpfe und Windfahnen, eine schöne von Metall getriebene Figur zu stellen willens war: so warf man seine Augen auf diesen Künstler in Danzig, den man mit sehr vortheilhaften Bedingungen nach Berlin lockete; und ihm das Werk anvertrauete. Er vollführte

vor über die Prust sein
daran lag sein starch shein
sein Arm groz sein Pain flach
viel Wunders an im do geshach.

Dem Hiskias räumet er eine Stelle unter den Römischen Königen ein, und giebt zugleich vor, er habe nach den Priestern regieret.

Darnach ein Künick ze Rom saz
der waz genant Ezechias
nach den Priestern reichsent er
er waz auch nihr ze her
dez waz er Got ein lieber Man
einen Engel sant er dan
zu Ysayam dem Prophet
wan er im selber lieb het
er sprach lieber Engel her
sag Ysayam daz er
ge zu Ezechiam
und red mit im on all scham
daz er sich süder er sol sterben
und an dem Leib verderben
dez müg sein dhain Rat
lazz sich rewen sein Misserat
daz ist im an der sel güt
ob ich gen im werd ungemüt ꝛc.

Es gedenket auch der Verfasser der Päbstin Agnes mit folgenden Worten, welche zugleich mit einer Figur gezieret sind:

führte ſelbiges, und viel andre öffentliche Werke, daran Berlin einen Ueberfluß hat, mit Ehren; und ſtund, ſo lange König Friedrich lebte, bey jedermann daſelbſt in gutem Anſehen.

Zu eben der Zeit hatte dieſer weiſe Monarch eine Malerakademie daſelbſt angeleget, und zum Director derſelben Joſeph Wernern, aus Bern in der Schweiz, dahin berufen. Dieſer war ein vortrefflicher Künſtler, ſonderlich im Miniaturmalen; und hatte ſich lange zu Paris aufgehalten, wo es unter Ludewig dem XIV. an geſchickten Künſtlern nicht fehlete. Wie hoch daſelbſt der Ruhm unſers Werners geſtiegen geweſen, kann man daraus abnehmen, daß Kaiſer Leopold ihn mit einer goldnen Gnadenkette beſchenket; ein franzöſiſcher Dichter aber, ihm zu Ehren, ein ſtarkes Gedicht von 31 S. in Quart drucken laſſen. Wir haben ſolches ſelbſt in Händen, und es führet den Titel: Peintures poetiques des excellens Tableaux de Mignature, faits par l'Illuſtre & incomparable Joſeph de Werner, pour Mr. Quinot. A Troyes chez Fr. Jacquard MDCLXVIII. Es hebt ſich ſo an:

Chef d'œuvres ſans pareils, merveilleuſes Figures,
Divins charmes des yeux, aimables Mignatures,
Tableaux, qui raviſſez & la vüe & l'Eſprit;
Fut-ce la main d'un homme, ou d'un Dieu, qui vous fit?
Interpretes muëts des plus nobles merveilles,
Qui parlez á nos Cœurs ſans parler aux oreilles,
Dites-nous, quel pinceau ſi ſavant & ſi doux
Forma ces beaux Objets, que l'on admire en Vous?

Wer die franzöſiſche Poeſie kennet, wird geſtehen müſſen, daß dieſes Stück nicht von gemeiner Schönheit ſey; ob ſich gleich der Poet nicht genennet hat. Wer es aber weis, wie ſparſam die Franzoſen im Lobe der Deutſchen zu ſeyn pflegen; obgleich Paris ſehr oft, mit deutſchen Künſtlern z. E. einem Rubens, Werner, Edeling, Schmidt gepranget, und noch itzo mit einem vortrefflichen Will pranget, der wird daraus gar leicht ſchließen, wie ausnehmend das Verdienſt unſers Werners geweſen ſeyn müſſe. Wir haben ſelbſt etliche Meiſterſtücke ſeines Pinſels in allerley, nach Lebensgröße gemahlten Vögeln, geſehen; die alles, was wir ſonſt von der Art geſehen hatten, weit zurück gelaſſen. In fürſtlichen Cabinettern wird man hin und wieder etwas davon antreffen.

Dieſen ſo berühmten Künſtler nun rief Friedrich der I. nach Berlin, ſeine Malerakademie zu Stande zu bringen: und das geſchah. Wir müſſen noch eine Probe ſeines großen Ruhmes anführen, die ſo ſonderbar iſt, daß ſie faſt lächerlich klingt. Als Werner aus Frankreich abgegangen war, und noch in Deutſchland herumreiſete, ehe er ſich nach Berlin begab: läßt ein Franzos einen Brief an ihn ab; deſſen Ueberſchrift, A Monſieur Werner, fameux Peintre *en Allemagne*, ohne eine genauere Beſtimmung ſeines Aufenthalts, lautete. Und ſiehe! dieſer Brief, der bey einem jeden mittelmäßigen Menſchen unfehlbar würde liegen geblieben, oder verlohren gegangen ſeyn, kam glücklich in ſeine Hände.

Wer-

Werner hatte einen Sohn, Christoph Joseph, der gleichfalls in seines Vaters Kunst vortrefflich, und mit ihm 1696 nach Berlin gekommen war. Vortreffliche Künstler lernen einander bald kennen: und, kaum war unsre junge Haydinn mit ihren Aeltern in Berlin angelanget, als ihre Geschicklichkeit sie auch dem Wernerischen Hause bekannt machte. Der junge Werner fand sie so liebenswürdig, sein Vater aber so geschickt in der Kunst, davon er ein so großer Meister war: daß man diese anwachsende Künstlerinn im 16 Jahre ihres Alters zu des jüngern Ehegattinn erwählete. Die Ehe war auch gesegnet, indem sie einen Sohn hervorbrachte, der nach seinem Vater Christoph Joseph Werner genennet wurde, und auf den rühmlichen Fußtapfen seiner Vorältern so löblich einhergegangen, daß er schon seit geraumer Zeit, kön. Hofmaler in Warschau gewesen.

Seit dieser glücklichen Vermählung lebte unsre junge Wernerinn, mit den Häusern ihrer beyderseitigen Aeltern, in Berlin sehr vergnügt und angesehen. In den vornehmsten Häusern, gab sie jungen Fräulein vom höchsten Stande, im Zeichnen Unterricht; zu Hause aber legte sie sich nicht nur aufs Pastell und Miniatürmalen, sondern auch auf die Oelfarbenmalerey. Sie ward in allem gleich stark, und man hat die vortrefflichsten Proben von ihr. Sie verdiente sich dadurch, auch in Abwesenheit ihres Mannes, der eine Zeitlang in Schlesien seine Kunst trieb, alles nöthige im Ueberflusse; und ward immer berühmter dadurch.

Als

Als 1713 der groſse Schutzherr der Künſte, König Friedrich der Weiſe, geſtorben war, und von ſeinem Nachfolger viele denſelben vorhin bewilligte Beſoldungen eingezogen wurden, verlohr auch ihr Vater ſein bisheriges Gehalt; und mußte alſo, ſo wie ein Herr von Beſſer, ein gelehrter Wachter, und viele andere Künſtler, ſeine Zuflucht nach Sachſen nehmen. König Friedrich Auguſt nämlich, hatte in Dresden eine Freyſtadt für die vertriebenen Künſte eröffnet; und es dauerte nicht lange, ſo folgte auch unſre Fr. Wernerinn ihren Aeltern, in dieſe churfürſtlich-ſächſiſche Reſidenz, auf eine ſehr vortheilhafte Art.

Alle Welt weis, mit was für einer Pracht der hochſelige König Friedrich Auguſt ſeine öffentlichen Feyerlichkeiten zu veranſtalten pflegte. Dieſe an einem Monarchen edle Neigung verdoppelte ſich gleichſam 1719, bey Gelegenheit des hohen Beylagers Sr. itztregierenden Königl. Majeſtät, als damaligen Churprinzen Königl. Hoheit. Sonderlich ward der Einzug der damaligen Joſephiniſchen Erzherzoginn, Maria Joſepha, Kön. Hoh. als der itzigen Königinn Majeſtät, ſo herrlich und königlich eingerichtet, daß ſich die Zuſchauer aus halb Europa nach Dresden einfanden, um ein ſolches unerhörtes Gepränge in Augenſchein zu nehmen. Nichts war natürlicher, als daß auch unſre Künſtlerinn aus Berlin ſich nach Dresden verfügete; zumal ſie liebe Aeltern daſelbſt am Leben hatte, die ſie bey dieſer Gelegenheit beſuchen konnte.

Sie ſah denn alles, was den Hof Königs Auguſts damals von dem berliniſchen unterſchied; ſonder-

derlich den Einzug der hohen Braut; ließ sich auch gegen den berühmten Goldarbeiter und Hofjuvelier Dinglinger vernehmen: daß nichts mehr zu beklagen wäre, als daß diese Pracht nur einen Tag währen, nicht aber durch gute Zeichnungen, auch der Nachwelt aufbehalten werden sollte. Dinglinger hörte dieses ohne sonderliche Achtsamkeit; besann sich aber wieder darauf, als Frau Wernerinn wieder nach Berlin gegangen war; und man bey Hofe, nach geendigten Lustbarkeiten des Beylagers, selbst bey kaltem Blute auf die Gedanken gerieth, diesen Einzug zu verewigen. Der Feldmarschall Flemming redete mit Dinglingern davon: ob man nicht Zeichner hätte, die diesen Einzug entwerfen könnten? Und hier war nichts natürlicher, als unsre Künstlerinn in Vorschlag zu bringen. Er thats, und man gab ihm Befehl, an sie zu schreiben, und eine Probe von ihr zu begehren. Sie schickte dieselbe, und man sah daraus sogleich: daß man sich vergebens um eine geschicktere Hand zu dieser Arbeit bemühen würde.

Die Frage war nur, wie man sie bewegen könnte, den Ort ihres Aufenthaltes zu verlassen. Allein großmüthigen Fürsten ist nichts unmöglich. Ein ansehnliches Gehalt auf ihre ganze Lebenszeit, und die Ehrenbenennung einer königl. Hofzeichnerinn bewog sie, Berlin zu vergessen, und sich nach Dresden, zu ihren alten Aeltern zu begeben. Sie zeichnete daselbst in den ersten Jahren, alles was sie gesehen hatte, und davon man ihr alles, theils in Natur, theils in Beschreibungen vorlegte, mit einer so glücklichen Einbildungskraft: daß sie den Beyfall

fall aller Kenner, und die Bewunderung des Hofes erhielt. Man hebet diese Meisterstücke noch auf dem königlichen Kupfercabinette auf; und nichts hat denenselben bisher gefehlet, als daß sie nicht von der Hand geschickter Kupferstecher, der Welt öffentlich vor Augen geleget worden: so würde Dresden mehr Ehre von diesem ganzen Gepränge haben, als Paris unlängst, durch die in Kupfer vorgestellten Beylagers-Gepränge des Dauphins erlanget hat. Wenige tausend Thaler würden einem Feste, das Millionen gekostet hat, ein ewiges Andenken zu wege bringen.

Nach der Zeit hat unsre Künstlerinn den Vornehmsten des Hofes, mit ihrem in Bildnissen sehr glücklichen Pinsel, gedienet. Sie hat aber noch mehr Ruhm durch die Zeichnungen zu Kupferstichen, und andern Werken der Gelehrten erlanget. Die kostbaren Ueberreste des Alterthums, die der königl. große Garten auf seinem Saale bewahret, und die der Baron le Plat in Kupfer stechen lassen, sind größtentheils von ihrer Hand gezeichnet worden; wie sie denn auch das Titelkupfer dazu erfunden. Zu des Herrn von Mayern westphälischen Friedenshandlungen, zu Canitzens Gedichten, zum II. Theile der hankischen Gedichte, zu dem verdeutschten popischen Lockenraube, zu der gottschedischen kritischen Dichtkunst, hat sie die Kupfer erfunden und gezeichnet. Und noch kurz vor ihrem Ende, gab das Titelkupfer, bey des Herrn Barons von Schönaich Hermann, von ihrer Erfindung und Zeichnung eine Probe. Wir müssen viel andre Meisterstücke, übergehen, weil es uns an Nachrichten davon fehlet.

Sie

Sie hatte einen leutſeligen und wohlthätigen Charakter, hatte viel geleſen, und ſich ſelbſt eine artige Handbibliothek geſammlet, daraus ſie ſich auch unter der Arbeit vorleſen ließ. Sie ſprach wälſch und franzöſiſch, und ihre Behauſung war ein Verſammlungsplatz von allerley Künſtlern und Liebhabern; die theils in Dreßden lebten, theils als Fremde dahin kamen. Sie erzog die Kinder ihrer Blutsfreunde, und verſorgte ſie mit allem, ſeit dem ihr Sohn nach Warſchau befördert worden. Dieſer und Herr Göbel, itziger kön. Miniaturmaler, ſind ihre vornehmſten Lehrlinge die ſie hinterlaſſen. Vor etlichen Jahren verlohr ſie ihren Ehegatten im 81ſten Jahre. Sie ſelbſt ſtarb 1753 den 23ſten November; als ſie, ihrer guten Kräfte wegen, wohl noch länger hätte leben können. Ihr einziger Sohn hat ihr und ſeinem Vater das Grabmaal ſetzen laſſen, welches das Titelkupfer dieſes Monaths zeiget; und darauf folgende Schriften ſtehen, die ſich im Kupferſtiche ſo klein nicht haben ausdrücken laſſen.

Hier ruhet in Gott
eine große Künſtlerinn
Anna Maria Wernerinn,
geb. Häydinn,
die Danzig, ihre Vaterſtadt, Berlin und
Dresden gezieret hat.
dort war Sie 1689. am Tage der Verk. Mariä zur
Welt gebohren;
1702. mit ihren Aeltern nach Berlin gezogen,

1705. an Hn. Christoph Joseph Wernern
verheirathet,
und 1721. von König Augusten dem II. nach
Dresden geruffen.

Nach vielem Ruhme,
den Sie sich durch Zeichnen und Malen,
noch mehr aber durch Tugend und Redlichkeit
erworben,
starb Sie 1753. den 23 Novemb.
lebet aber
der Seele nach bey Gott,
und hier in ihren Kunstwerken.

Allhier rasten die Gebeine
weil. Hrn. Christoph Joseph Werners,
eines Sohns
Joseph Werners, geb. Bürgers zu Bern
in der Schweiz,
(den Kaiser Leopold mit einer goldenen Kette
begnadiget,
Paris hoch verehret,
Friedrich der I. König von Preußen aber
zum Director seiner Malerakademie
nach Berlin beruffen,)
Berlin, Schlesien und Sachsen ehrten
seine Kunst,
Sein Geschmack aber, und sein rechtschaffenes Wesen
hatten ihn jedermann beliebt gemacht.

Er

Er verließ 1750. den 20. Horn. 80. Jahre alt,
diese Welt,
doch lebet er noch im Andenken vieler Kenner.

Dieß Denkmaal setzte
Ihm und seiner treuen Mutter, wehmüthigst,
ihr einziger Sohn
Christoph Joseph Werner,
Kön. Hofm.

VI.

Der neue französische Zuschauer, oder Vorstellungen, worinn die Sitten der heutigen Welt nach dem Leben geschildert werden. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzet. I. und II. Theil. Breßlau, bey Joh. Jak. Korn, 1752. und 1754. in gr. 8.

Nicht alle Nachahmer des englischen Zuschauers sind glücklich gewesen. Es war nicht einem jeden gegeben, einem so großen Muster mit Verstande zu folgen. Indessen ist dieser neue französische, noch einer von den besten gewesen. Er ist aber nur der Sprache und dem Namen nach ein französischer Zuschauer zu nennen. Der alte französische Zuschauer war zwar in Paris in etlichen Bänden ans Licht getreten: aber dieser neue trat im Haag ans Licht; beurtheilet auch die Fehler der französischen Nation zuweilen so scharf, daß man ihn schwerlich für einen gebohrnen Franzosen halten kann. Man weis auch schon, daß in Holland das

Franzöſiſche ſo ſehr eingeriſſen iſt, daß es faſt die Hof- und Modeſprache aller Vornehmen iſt. Die Gelehrten richten ſich alſo darnach, und meynen dadurch den Beyfall der großen Welt zu erhalten. Ob ſie ſich aber nicht betrügen, davon mag der Erfolg zeigen. Wenigſtens hat dieſer neue Zuſchauer nur zween Bändchen erlebet: da er vieleicht, wenn er holländiſch geſchrieben worden wäre, viel länger hätte dauren können.

O möchte doch Horazens Exempel allen denen, die in einer andern, als ihrer Mutterſprache, Bücher ſchreiben, vor Augen ſchweben! Er wollte in ſeiner Jugend griechiſche Verſe machen. Das Griechiſche nämlich war zu ſeiner Zeit, die gelehrte und Modeſprache der Römer. Allein was geſchah? Romulus erſchien ihm im Traume, und zwar gegen den Morgen, wenn die Träume wahr ſind; wie er ſelbſt anmerket. Und was entdeckte er dieſem verirreten Landskinde. Er ſagte ihm: Wer Holz in den Wald trüge, der wäre nicht ein Haar unſinniger, als einer, der die groſſen Heerden griechiſcher Schriftſteller noch vermehren wollte. Fiat applicatio.

Atque ego, quum Graecos facerem, natus mare citra
Verſiculos, vetuit me tali voce Quirinus,
Poſt mediam noctem viſus, quum ſomnia vera:
In ſilvam non ligna feras inſanius, acſi
Magnas Graecorum malis implere catervas.

Serm. L. 1. Sat. ult.

Den

Da ze Rom waz ein Weib
die het wol geſtalten Leib
und het ſich geſtellt alz ein Man
niemant für ein Weib ſi chund han
die ward ze Pabſt da erwelt
wan man ſi het für einen Helt
der Got rechter wär
doch waz ſi wandelwär
daz ſi waz Weip und wolt ſein Man
davon man ſi ze Pabſt nam
waz ſi wunders da getraib
dieweil ſie Pabſt da beleib
dez chan ich niht gar geſagen
davon ſo muz ich ſtill dagen
wan ainz waiz ich von ir wol
Daz ich ew fürwar ſagen ſol
do man der Weipheit innen wart
do ward nicht lenger geſpart
man tet ſi ſſuder zehant
daz iſt mir von ir erchant
wan ſi den Spot darumb entpfie
der ir an ir ergie
und muſt von Rom ſchaiden
den Leuten begund ſi laiden
umb ir pöſew Miſſetat
die ir Leip begangen hat.

Uebrigens iſt ſich nicht zu verwundern, daß unſer Fabelhans denjenigen beyſtimmet, welche glauben, daß die Seele des Käyſers Trajani durch das Gebet Pabſt Gregorii des Großen aus der Hölle erlöſet, und

jener

Den Herrn Ueberſetzer dieſer Sittenſchrift kennen wir weder ſeinem Namen noch ſeinen Umſtänden nach: und er hat es auch in ſeiner Vorrede nicht für gut befunden, ſich bekannt zu machen. Seine bloße Geſchicklichkeit dienet ihm ſattſam zur Empfehlung. Er meldet in der Vorrede, daß ihm die Ueberſetzung dieſes Werkes von einem hieſigen Gelehrten* angerathen worden, den er um einen Vorſchlag erſuchet hatte. Er hat bey eigener Kenntniß und Durchblätterung des Werkes, es ſeiner Arbeit gar wohl würdig befunden: will aber doch keinen Lobredner davon abgeben. Wollte er dieſes, ſo würde er deſſen Verfaſſer an Beurtheilungskraft einen Britten, an witziger Erfindung einen Franzoſen, und an menſchenfreundlicher Redlichkeit einen Deutſchen nennen.

Seine Ueberſetzung iſt unſers Erachtens ſehr wohl gerathen, und hat das rechte Mittel, zwiſchen einer wilden Umſchreibung, und einem knechtiſchen Aberglauben, im Ausdrucke aller Wörter getroffen. So ſchwer, ja unmöglich es iſt, aus einem Buche, welches aus lauter einzelnen Blättern zuſammen geſetzet iſt, einen Auszug zu geben: ſo leicht wird es doch fallen, einige Proben daraus mitzutheilen. Dieſe werden zu einem doppelten Zwecke dienen. Sie werden theils die Fähigkeit des Verfaſſers im Denken, ſeine Einſicht in die Wahrheiten, ſeine Redlichkeit im Urtheilen, ſeine Tugendliebe u. ſ. w. entdecken; theils aber auch die Geſchicklichkeit

* So viel wir vernommen, iſt ſolches Herr Profeſſor Gottſched geweſen.

des Uebersetzers an den Tag legen. Wir wollen also aus jedem Theile etwas davon wählen. Der Iste Band hält 20 Stücke in sich, und daraus wollen wir gleich aus dem ersten etwas nehmen, um zu zeigen, daß der Verfasser kein Franzose sey. Es steht auf der 3ten S.

„Die Sitten der französischen Nation, heißt es, „hätten wohl eindringendere Hülfsmittel vonnöthen, „(als eine wöchentliche Sittenschrift). Ihr Haupt„fehler besteht darinn, daß sie mehr, als irgend „eine andre, eine Sclavinn von der Mode ist: man „kann so gar sagen, daß sie es sey, welche diese „ausschweifende Knechtschaft über ganz Europa „ausgebreitet hat. Moden in der Kleidung, Mo„den in der Gelehrsamkeit, Moden in der Sitten„lehre, Moden in Absicht auf die Andacht selbst: „alles geschieht bey diesem, durch die Hitze seiner „Einbildungskraft beherrschten Volke, nach der „Mode. Und niemals hat man in irgend einem Lan„de die Eindrücke der Gewohnheit, von der Einsicht „der Vernunft, weniger unterschieden. Welch ein „weites Feld beurtheilender Ueberlegungen für einen „Schriftsteller, der seines Vaterlandes und der Ju„gend Freund ist! — — Es ist wahr, die Fran„zosen unterscheiden sich durch diese besondre Schwach„heit: daß sie eine übertriebene Achtung für einen „lustigen Einfall und Ausdruck halten, und einen „fast unüberwindlichen Ekel gegen alles empfinden, „was mit einem tiefsinnigen und ernsthaften Anse„hen erwogen wird. Dieses ist, ich gestehe es, die „aller-

„allerbetrübteſte Krankheit, womit die Seele jemals „behaftet ſeyn kann. Welche Schwachheit! ꝛc.

Die zweyte Probe die wir geben wollen, ſteht auf der 257ſten S. im 17ten Stücke, und iſt werth unſern gelehrten Leſern bekannt zu werden:

Sendſchreiben an den neuen franzöſiſchen Zuſchauer.

„Mein Herr Zuſchauer!

„Es geſchieht mit Bewilligung meiner Mitbrü„der, daß ich heute zum Uebertreter desjeni„gen von unſern Geſetzen werde, welches uns ver„bietet, die gemeine Landesſprache zu reden: es „wäre denn, daß wir auf diejenigen von unſern Zeit„genoſſen wacker ſchimpfeten, welche nicht die grie„chiſche Sprache zu ihrer Haupt- und einzigen Be„mühung erwählen. Wir untereinander, wir reden „keine andere, als dieſe göttliche Sprache: und, um „den koſtbaren Gebrauch derſelben beyzubehalten, „haben wir eine gelehrte Geſellſchaft aufgerichtet, „nach dem Muſter ſo vieler andern, lange nicht ſo „nützlichen Geſellſchaften, wovon Sie, und ihre „Vorgänger, uns ein Beyſpiel gegeben haben.

„Es iſt eben nicht rathſam, daß der gelehrte Pö„bel von der innern Verfaſſung aller unſerer Ge„heimniſſe unterrichtet werde: aber es iſt billig, daß „eine dem Vaterlande ſo rühmliche Einrichtung, der„gleichen unſere Geſellſchaft iſt, auch ſelbſt den Ig„noranten nicht unbekannt bleibe. Es geſchieht alſo „zum Beſten der Jugend, und in der Abſicht, ihr

„einen Geschmack von einer so kostbaren Erkenntniß „beyzubringen, dergleichen die dorische, ionische, „äolische, attische, und gemeine Mundart ist, „daß meine Gesellschaft mich von der Beobachtung „einer Regel losgesprochen, die ihre Weisheit für „würdig erkannt hat, daß sie uns vorgeschrieben „werde.

„Um Ihnen also, mein Herr, zu melden, was „wir eigentlich dem Publico wollen bekannt gemacht „haben: so habe ich Ihnen die Nachricht zu hinter„bringen, daß die einzige Gemüthsgabe, die un„umgänglich erfordert wird, wenn man in unsre „Gesellschaft will aufgenommen werden, das Ge„dächtniß sey: diesem ertheilen wir den Vorzug vor „allen übrigen Seelenkräften. Wir begeben uns „gern des gesunden Verstandes: die Lebhaftigkeit „des Witzes, seine Fertigkeit, seine Größe, seine „Scharfsinnigkeit; eine feurige und fruchtbare „Einbildungskraft; eine gründliche und gesetzte Be„urtheilungskraft, alles dieses ist, nach unserm Be„dünken, nichts, in Vergleichung mit der Gelehr„samkeit. Die Gelehrsamkeit ist der Probierstein „eines hochstudirten Mannes, und besonders die „griechische Gelehrsamkeit: denn die lateinische halten „wir nur für ein bloßes Kinderspiel. Die Denk„kunst ist in unsern Augen eine beschwerliche Er„kenntniß; die mathematischen Wissenschaften, und „besonders denjenigen Theil darunter, den man die „Meßkunst nennet, sehen wir als das Eitelste unter „allen Wissenschaften an. Zu einem Beweise dessen „dienet die starke Schrift, die sie wider die göttliche

„Ilias

„Ilias ausgehecket hat. Die Sittenlehre selbst „scheint uns der Freyheit nachtheilig zu seyn, wenn „sie fordert, man müsse der Verachtung, (die man „schimpflich nennet, die wir aber für billig halten,) „widerstehen; der Verachtung, die wir so oft ge„neigt sind gegen die Sonderlinge unter unserm An„hange blicken zu lassen, die so verwegen sind, daß „sie sich unsern Entscheidungen nicht unterwerfen „wollen. Dieser Zwang ist Ursache, daß wir uns „eben nicht viel aus der Sittenlehre machen. Mit „einem Worte: die griechische Sprache scheint uns „die Königinn unter allen gelehrten Wissenschaften „zu seyn; so, wie das Gedächtniß die Königinn un„ter allen menschlichen Gemüthskräften ist. Das „ist nicht so zu verstehen, als wären uns alle Arten „des Gedächtnisses gleich gut. Wir bekümmern „uns nur sehr wenig um die Art eines guten Ge„dächtnisses, die eine Menge Begebenheiten ordnet „und aufbehält; und wir ziehen ihr diejenige bey „weitem vor, welche die Geschicklichkeit besitzt, sich „mit einer Menge Wörter zu beladen, die Wurzel„wörter, wovon sie abstammen, die Ableitungen „und Zusammenfügungen zu wissen, und uns so „zu sagen, zu lebendigen Wörterbüchern zu machen.

„Wir versammeln uns monathlich siebenmal, den „Plejaden in den griechischen Poeten zu Ehren, „und unsere Versammlungen dauren sieben Stun„den; zum Andenken einer gleichen Anzahl von „Städten, welche einander den Ruhm, des göttli„chen Homers Vaterstadt zu seyn, streitig gemacht „haben. Die allerspitzfindigste Gelehrsamkeit, und

„ſolche Unterſuchungen, deren Nutzen keinem, der „weniger Scharfſichtigkeit beſitzt, als wir, in die „Augen leuchtet, ſind der Stoff zu unſern gewöhn„lichſten Unterredungen. Indeß hängen wir den„ſelben nicht gänzlich nach; denn wenn irgend ein „und das andere Mitglied unſerer Geſellſchaft ſich „von den ernſthaften Betrachtungen bey ſeinem Stu„diren erhohlen will, und wenn die Unfruchtbarkeit „oder die Mattigkeit ihrer Einbildungskraft zu der „Unterhaltung, ohne ein neues Bemühen, nichts „mehr beytragen kann: ſo erlauben wir ihnen, ſich „mit dem edlen Vogelſpiele eine Ergetzlichkeit zu „machen; weil es von den Griechen erneuert worden.

„Wir haben keine genauer beobachtete Gewohn„heit unter uns, als dieſe, daß wir nichts Neues „erdenken: und wir ſetzen unſer gröſtes Verdienſt „darein, das wir das nachſagen, was die berühmte„ſten Verfaſſer der griechiſchen Alterthümer gedacht „haben. Indeß haben wir den Entſchluß gefaßt, „einen griechiſchen Zuſchauer zu verfertigen: theils „um denen unſere herrliche Gaben mitzutheilen, die „fähig ſind, ſich dieſelben zu Nutze zu machen; theils „auch, um den Pöbel unverſtändlich zu ſeyn. In „dieſem griechiſchen Zuſchauer nun werden wir ganz „ungezwungen, und ohne die Kunſtrichter zu fürch„ten, woran ſich die Halbgelehrten oft zu ſtoßen pfle„gen, die Redensarten wohl anzubringen wiſſen, die „wir aus dem Alkmann, Archilochus, Leches, „Tyrtäus, Steſichorus, Epimenides, Theſpis, „Mimnermus, Ibycus, Phocylides, Hip„ponax, Onomakritus, Sophron, Panyaſis,

„Phi-

„Philiſtion, und hundert andern groſſen Män-
„nern, ſowohl Dichtern, als Rednern, deren Na-
„men nicht jederman bekannt ſind, behalten haben;
„und die wir ſo anwenden werden, daß wir uns da-
„durch einen groſſen Namen machen, aller andern
„Anſehen aber verdunkeln werden.

„Ein anderer Nutzen, den wir von einem grie-
„chiſchen Zuſchauer zu erlangen hoffen, iſt dieſer:
„daß er die Galanterieſachen unſerer Dichter, die
„bisher allzuunbekannt geweſen, würde bekannter
„machen; obgleich ein groſſer Kenner * das Publi-
„cum benachrichtiget hat: es laſſe nichts artiger,
„als wenn man einem Frauenzimmer eine griechiſche
„Ode überreiche. Die in dieſer unvergleichlichen
„Sprache ertheilten Lobſprüche haben auch dieſes
„Wunderbare an ſich: daß, ſo ſchmeichelhaft und
„zärtlich ſie auch immer ſeyn mögen, dennoch keine
„Gefahr dabey zu beſorgen iſt; daß ſie etwan den
„Verſtand der Schönen, gegen die man ſie ver-
„ſchwendet, verführen, oder ihr Herz verderben
„werden.

„Um die Schönheit unſers Zuſchauers deſto voll-
„kommener zu machen, ſoll ihn der berühmte Co-
„lombal mit den neuen griechiſchen Buchſtaben ab-
„drucken, die er erſt hat gieſſen laſſen; und deren
„Lobeserhebungen Sie in dem andern Artikel der
„hiſtoriſchen und kritiſchen Nachrichten leſen können,
„die vor zwey Jahren zu Amſterdam gedruckt worden.

„Ich

* Der erſte Verfaſſer der hiſtoriſchen und kritiſchen Nachrichten. Artik. 2.

„Ich will durch die Ueberſetzung eines Geſanges,
„den eines von den erleuchteten Mitgliedern unſerer
„Geſellſchaft verfertiget hat, mein Sendſchreiben
„beſchließen. Er trägt darinn ſo ſchöne Gedanken
„vor, die allen Hausvätern zur Nachahmung ver-
„dienten vorgeleget zu werden. Die Ueberſetzung
„iſt ſo buchſtäblich, als es die Armuth und Unge-
„ſchicklichkeit der Sprache, in der ich ſchreibe, mir
„vergönnet hat:

„Das Griechſche bleibt mein Hauptvergnügen,
„Denn meine Tochter und mein Sohn,
„Und ſelbſt mein Kater ſingt davon:
„Dich, liebes Griechſche, will ich üben,
„Dich will ich unaufhörlich lieben.

Wenn der II. Theil auch ſonſt nichts in ſich hätte, als die Abhandlung von der verderbten Schreibart der heutigen Franzoſen im 21, 22, 23 und 24ſten St., ſo wäre er ſchon alles Ruhms werth, und verdiente von allen muntern Köpfen geleſen zu werden. Die Abbildung der fontenelliſchen Schreibart iſt nach dem Leben gemachet. La Motte wird ausführlich beurtheilet, ſonderlich in ſo weit er ein Poet iſt. Sollte mans aber wohl denken? Ein Mann, der Fabeln, der Oden, der Opern, der Trauerſpiele, ja der auch eine Ilias in Verſen geſchrieben; und an deſſen theatraliſchen Stücken ſich ganz Paris nicht hat ſatt ſehen können; kömmt nach ſeinem Tode in den Verdacht, als ob er gar kein Poet geweſen. Einige Pariſer Witzlinge ſprechen ihm dieſes Lob oder Verdienſt ſchon rund ab: ohne daß ſie deswe-

wegen im Stande ſind zu ſagen, was die Poeſie eigentlich ſey? Es iſt ſehr luſtig, ihre Beſchreibung zu leſen: aber auch ſehr lehrreich, des Verfaſſers Zergliederung von dem allgemeinen und beſondern poetiſchen Geiſte: von la Motten dem Odenmacher, dem Fabeldichter, dem theatraliſchen, dem epiſchen, dem anakreontiſchen Dichter zu leſen. Und zu beſonderm Ruhme unſers Zuſchauers muß man geſtehen, daß er als ein vernünftiger und billiger Kunſtrichter geſchrieben habe. Was könnten wir nicht von dem Sendſchreiben einer bejahrten Weibs- und Mannsperſon, in etlichen Stücken Gutes und Schönes ſagen. Gewiß, hier ſind Bilder nach dem Leben geſchildert, welche ganz, oder zum Theil unzählliche Vorbilder in der Welt haben mögen. Das übrige ſind 25. ſatyriſche Geſpräche, die ſich ſehr gut leſen laſſen. Kurz, es wird niemanden reuen, dieſen Zuſchauer geleſen zu haben.

VII.

Merkwürdiger Briefwechſel zwiſchen dem Herrn von Voltaire, und dem P. Desmenous, Superieren des königlichen Miſſions-Seminars zu Colmar.

Vielelcht wird es noch nicht allen unſern Leſern bekannt ſeyn, daß Herr von Voltaire, bey ſeinem Aufenthalte zu Colmar, das Misvergnügen gehabt, von dem P. Merat daſelbſt, in einer öffentlichen Predigt, wegen ſeines Abregé de l'

Hi-

Hiſtoire univerſelle, angegriffen zu werden. Nun hat zwar das Gerücht ſich ausgebreitet, als hätte ihn der Dichter, ſobald er ſolches erfahren, mit einer ſcharfen Satire, wider ihn und ſeinen Orden bedrohen laſſen. Allein dieſes ſieht der bekanten Klugheit und Behutſamkeit des Herrn von Voltaire gar nicht ähnlich. Viel zuverläßiger ſind folgende Briefe, die theils der beleidigte Theil an den Obern des gedachten Paters; theils der Superior wieder an den erſtern abgelaſſen. Wir theilen dieſelbigen theils in der Grundſprache, um uns völligen Glauben zu erwerben; theils in einer getreuen Ueberſetzung mit, und überlaſſen unſern Leſern das Urtheil, welches ſchöner geſchrieben ſey; des Dichters, oder des Geiſtlichen ſeins?

Lettre de Mr. de *Voltaire*, au P. *Desmenous*, Superieur du Seminaire roïal des Millions.

Colmar, 17. Fevr. 1754.

Vous ne Vous ſouvenez peut-être plus, mon R. P. d'un homme, qui ſe ſouviendra de vous toute ſa vie. Cette vie eſt bien-tôt prète à finir. J'étois venû à Colmar, pour arranger un bien aſſez conſidérable, que j'ai dans les environs de cette ville. Il y a trois mois, que je ſuis dans mon lit. Les plus conſidérables perſonnes de la ville, qui me font l'honneur de me venir voir, m'ont avertis, que je n'avois pas à me louer des procèdes du P. Merat, qui, je crois, eſt envoïé ici par vous. S'il y avoit quelqu'un au monde, dont je puiſſe eſperer de

jener hernach von diesem getaufft worden. Hiervon schreibet er also:

Darnach über zwai hundert jar
pat der heilig Pabst zwar
der da sant Gregorius hiez
daz er die sel zu dem Leib liez
und daz si die Tauff empfie
der Pabst mit im willichleichen gie
da er die Tauff an sich nam
darnach er lie die sünd stan
dez cham der Künick fröleich
in daz ewig reich.

So viel mag zu einer Probe genug seyn. Nur eines füge ich noch hinzu, daß in eben diesem Codice sich auch eine fabelhafte, gleichfalls in deutschen Reimen verfaßte, aber von einer andern Hand geschriebene Erzehlung von dem Magdeburgischen Bischoff Hudo befinde, welche sich also anfängt:

Hie merkeht an diesem Maer
von einem grozzen sünder
sein Nam der wird hie bechant
Pischolf Hudo ist er genant.

Der Beschluß derselbigen ist dieser:

Disew grozzew Sache geschach
do man gar ergangen sach
nach Christ gepürd neunhundert jar
darnach in dem sübzigisten gar.

de conſolation, ce ſeroit d'un de vos PP. & de vos amis, que j'aurois dû l'attendre. Je la meritois d'autant plus, que vous ſavez bien, combien je ſuis attaché à vôtre Societé, & à votre perſonne. Il n'y a pas 2. ans, que je fis les plus grands efforts, pour être utile aux Jeſuites de Breslaw. Rien n'eſt donc plus ſenſible pour moi, que d'apprendre ici par les premieres perſonnes, de l'Egliſe, de l'Epée & de la Robbe, que la conduite du P. Merat n'a point été, ni ſelon la juſtice, ni ſelon la prudence. Il auroit dû bien plûtôt me venir voir dans ma maladie, & exercer envers moi un zèle charitable, convenable à ſon état, & à ſon miniſtere, que de ſe permettre des diſcours & des demarches, qui ont revolté ici les plus honnêtes gens, & dont Mr. le Comte d'Argenſon, Secretaire d'Etat de la province, qui a de l'amitié pour moi depuis 40. ans, ne peut manquer d'être inſtruit. Je ſuis perſuadé que vôtre prudence, vos bontés, & vôtre eſprit de conciliation, previendront les ſuites désagreables de cette petite affaire. Le P. Merat comprendra aiſement, qu'une bouche chargée d'annoncer la parole de Dieu, ne doit pas être la trompette de la calomnie: qu'il doit porter la paix & non le trouble, & que des demarches peu meſurées ne pourroient inſpirer ici que de l'averſion pour une Societé reſpectable, qui m'eſt chere, & qui ne doit point avoir d'ennemis. Je vous ſupplie de lui écrire; vous pourrez même lui envoïer ma lettre. Je ſuis &c. &c.

Uebersetzung.

Sie erinnern sich vielleicht, mein ehrwürdiger Vater, eines Mannes nicht mehr, der sich ihrer lebenslang erinnern wird. Dieß Leben ist bald zum Ende. Ich war nach Colmar gekommen, ein ziemlich ansehnliches Vermögen in Ordnung zu bringen, welches ich um diese Stadt habe. Drey Monathe bin ich bettlägerig. Die alleransehnlichsten Leute der Stadt, die mir die Ehre thun, mich zu besuchen, haben mich benachrichtiget, daß ich des P. Merats Bezeigen gegen mich, eben nicht zu rühmen hätte; den Sie, wie ich glaube, hieher gesandt haben. Wäre jemand in der Welt, von dem ich einigen Trost hoffen könnte: so hätte ich es von einem ihrer Patern, und ihrer Freunde erwarten müssen. Ich verdiente solches desto mehr, da Sie wohl wissen, wie sehr ich Ihrer Societät und Ihrer Person zugethan bin. Es sind noch nicht zwey Jahre, daß ich mir die größte Mühe gab, den Jesuiten zu Breslau nützlich zu seyn.

Nichts ist mir also empfindlicher, als von den vornehmsten Personen der Geistlichkeit, des Soldaten- und oberkeitlichen Standes zu vernehmen, daß das Verfahren des Paters Merat, weder der Gerechtigkeit, noch Klugheit gemäß gewesen. Er hätte mich lieber in meiner Krankheit besuchen, und einen liebreichen Eifer an mir ausüben sollen, der seinem Stande und Amte gemäß wäre; als daß er sich Reden und Unternehmungen erlauben sollte, die hier die allerbravesten Leute empöret haben; und davon der Herr Graf von Argenson, Staatssecretair

tair des Königs und der Landſchaft, welcher ſeit 40 Jahren mein Freund geweſen, unfehlbar Nachricht erhalten wird.

Ich bin überzeuget, daß Ihre Klugheit, Ihre Güte, Ihre Neigung zur Vereinigung, den verdrüßlichen Folgen dieſer kleinen Begebenheit zuvorkommen wird. Der P. Merat wird leichtlich begreifen: daß ein Mund, welcher der Ankündigung des göttl. Wortes beſtimmet iſt, nicht eine Trompete der Läſterung werden muß; daß er den Frieden und nicht die Zwietracht befördern ſoll, und daß ſo ein unrichtiges Verfahren, nichts als Abſcheu gegen eine ehrwürdige Societät erwecken kann, welche ich liebe, und welche gar keine Feinde haben ſoll. Ich bitte Sie, ihm zu ſchreiben: Sie können ihm auch meinen Brief ſchicken. Ich bin ꝛc.

Reponſe.

Nancy, le 23. Fevr. 1754.

Je ſuis flatté Mr. de l'honneur de vôtre ſouvenir. L'état de vôtre ſanté me touche & m'allarme. Ce que vous me mandez du P. Merat, me ſurprend d'autant plus, que pendant 2 ans, que je l'ai eu ici, il s'y eſt toujours comporté en homme ſage & moderé. Depuis qu'il n'eſt plus de ma communauté, je n'ai aucune autorité ſur lui. Je vais pourtant lui écrire, & je lui communiquerai vôtre lettre. Peut-être vous a-t'on fait des rapports peu fidèles contre lui, ou peut-être lui fera-t-il revenu à lui même quelque choſe, qui l'aura in-

diſpoſé contre vous. Et de bonne foi, Mr. comment voulez vous, que des gens, devoués comme nous, à la religion, par conviction, par état, par devoir, par zèle, ſe taiſent toujours, quand ils entendent attaquer ſans ceſſe, la choſe du monde qu'ils enviſagent comme la plus ſacrée & la plus ſalutaire? Voilà cependant ce que l'on voit ſouvent dans les écrits repandus ſous vôtre nom, & tout recemment dans le pretendu précis de l'hiſt. univ. Je me ſuis toujours étonné, qu'un auſſi grand homme comme vous, qui a tant d'admirateurs, n'ait pas encore trouvé un ami! Si vous m'en aviez crû, vous vous ſeriez épargné cette foule de chagrins, qui ont troublé la gloire & le repos de vos jours. Je ſens quelquefois couler mes larmes en liſant vos ouvrages. Plus je vous admire, plus je vous plains. Ah! ſi Dieu daignoit exaucer mes vœux! Que ne puis-je vous eſtimer autant, que je vous aime! &c. &c.

Verdeutſchung.

Die Ehre ihres Andenkens, mein Herr, iſt mir ſchmäuchelhaft. Der Zuſtand Ihrer Geſundheit rühret und beunruhiget mich. Was Sie mir vom P. Merat melden, wundert mich deſto mehr; da er ſich ſeit zwey Jahren, da ich ihn hier gehabt, allezeit als ein verſtändiger und gelaſſener Mann aufgeführet hat. Seitdem er nicht mehr in meiner Gemeinſchaft iſt, habe ich keine Macht über ihn. Gleichwohl will ich ihm ſchreiben, auch ihren Brief mittheilen. Vielleicht hat man Ihnen ſehr untreue

Nach-

Nachrichten wider ihn gegeben; oder vielleicht wird ihn selbst etwas wider Sie aufgebracht haben.

Und, aufrichtig zu reden, M. H. wie verlangen Sie, daß Leute, die so wie wir, aus Ueberzeugung, aus Gelübden, aus Pflicht und Eifer, der Religion gewidmet sind, allemal schweigen sollen, wenn sie ohn Unterlaß dasjenige angreifen hören, was sie für das heiligste u. heilsamste von der Welt halten? Indessen sieht man dieses gleichwohl öfters in Schriften, die unter Ihrem Namen, und noch neulich, in dem vorgeblichen Abrisse der Universalhistorie, herausgekommen.

Ich habe mich allezeit gewundert, daß ein so großer Mann, als Sie, der so viele Bewunderer hat, noch nicht einen einzigen Freund gefunden. Hätten Sie mir glauben wollen, so würden Sie sich allen den häufigen Verdruß ersparet haben, der die Ehre und Ruhe ihres Lebens gestöret hat. Ich spüre bisweilen, daß mir im Lesen ihrer Schriften, die Thränen aus den Augen laufen. Jemehr ich Sie bewundre, desto mehr beklage ich Sie. Ach wenn Gott doch meine Wünsche erhören wollte! Warum kann ich Sie doch nicht eben so hochschätzen, als ich Sie liebe? ꝛc. ꝛc.

VIII.

Beyträge zu den Gedanken des Herrn von Beaumelle, nebst einer neuen und verbesserten Uebersetzung dieser Gedanken, nach der VII. französischen Auflage. Berlin und Leipzig, verlegts Günther, Buchhändler zu Gloagau 1754. in 8. Rr 2 Die

Die Gedanken des Herrn von Beaumelle haben ſich ſo bekannt gemachet, als die Lebensart und Schickſale ihren Verfaſſer. Wenn man nur höret, wie es ihm in Copenhagen, Berlin, Gotha, Frankfurt, und in Paris gegangen; wo er gar eine Zeit lang die Baſtille kennen gelernet: ſo wird man leicht denken können, daß er einer von den fähigen Köpfen ſey, die ihr Talent nicht recht zu brauchen wiſſen; ſondern ſich mit demjenigen Witze, den ihnen die Natur zu ihrem Beſten gegeben, ſelbſt ſchaden.

Seine Gedanken, die er unter dem ſeltſamen Titel: Mes Penſées, geliefert, ſind ſiebenmal hintereinander gedrucket worden. Sie müſſen alſo wohl etwas Reizendes an ſich haben. Was Wunder? daß man ſie auch überſetzet? um deren Neugier zu ſtillen, die ſie franzöſiſch nicht leſen können. Dieß iſt ſchon vor einem Jahre, jedoch ſehr ſchlecht geſchehen: aber hier bekommen wir eine beſſere, die nach der vollſtändigſten Ausgabe gemachet worden.

Der Verfaſſer gründet ſeine Gedanken großentheils, auf gewiſſe hiſtoriſche Begebenheiten, ſo wohl aus alten, als neuern Zeiten. Dieſe ſind nun nicht allen Leſern bekannt und verſtändlich. Dieſem Mangel ſuchet der geſchickte Ueberſetzer in einigen Anmerkungen und Zugaben abzuhelfen; die er Beyträge nennet. Er hat aber auch ſelbſt einige moraliſche und politiſche Gedanken beygefüget, die ſich wohl leſen laſſen; und das Werk viel nützlicher machen.

Die beaumelliſchen Gedanken ſind frey, kühn, entſcheidend, und wie der Verfaſſer glaubet, auch

wahr.

wahr. Aber ſie widerſprechen ſich oft, und hängen gar nicht zuſammen: welches beydes er ſelbſt geſteht. Vom letzten giebt er die Urſache an, weil es ihm unmöglich ſey, zuſammenhangend zu denken. Sie ſind auch ohne alle Ordnung: weil er ſich die Mühe erſparen wollen, ſie in beſſere Ordnung zu bringen; und ſich nicht getrauet hat, ſolches glücklich zu bewerkſtelligen.

Wer ein Liebhaber von glänzendem Flittergolde iſt, dergleichen heute zu Tage die Schriften der Franzoſen bis zum Ekel putzet: der wird hier vollkommen ſeine Rechnung finden. Herr von Büffon vergleicht dieſe witzigen Einfälle ſeiner Landsleute mit den Funken, die man aus dem Stahle und Feuerſteine erzwinget: weil ſie mit Zwange erzeuget werden, im Finſtern ſchön glänzen, und den Augenblick verlöſchen. Wir glauben viele Exempel dazu hier gefunden zu haben. Z. E.

Die Staatsklugheit allein kann den Menſchen glücklich machen.

Das iſt ein Paradoxon, welches noch kein Moraliſt geglaubet hat. Wer da weis, was die wahre Glückſeligkeit iſt, wird es auch unmöglich glauben können. Aber um einen kühnen und neuen Einfall zu ſagen, brauchet man das nicht zu wiſſen. Man kann ohne deutliche Begriffe, viel kühner denken und urtheilen. Das zeiget des Verfaſſers beygefügte Urſache:

Weil ſie allein die Macht hat, denſelben daß er glücklich werde, zu nöthigen.

Eine herrliche Glückſeligkeit! dazu man genöthiget wird. Vielleicht hat ſie Herr von Beaumelle in der Baſtille gefunden. Denn ſoviel wir wiſſen, iſt er nicht freywillig hinein gegangen. Noch mehr

Die Wiſſenſchaft der Sittenlehre, entdecket uns unſre Pflichten. Die Staatsklugheit aber bringet uns zu deren Ausübung.

Lauter Verwirrung! Das Recht der Natur ſchreibt uns die Pflichten vor; und die Sittenlehre, führet uns zur Ausübung derſelben. Doch geſetzt, das Recht der Natur und die Sittenlehre wäre einerley: wo hat jemals die Staatskunſt ihre Bürger tugendhaft gepräget? Auch derjenige Staat der die weiſeſte Politik hatte, d. i. die römiſche Republik, konnte dieſe Kunſt nicht; ja nicht einmal den Ausbruch grober Laſter hemmen. Allein wenn er dieß gekonnt hätte, wie weit wäre das noch von der Tugend entfernet, die doch allein die Mutter der wahren Glückſeligkeit iſt?

So wenig geht es an, durch flüchtigen Witz, die Lehren der Weltweisheit zu faſſen, feſtzuſetzen, oder aufzuheitern! Es gehört ein geſetzterer Geiſt dazu, als ein ſolcher Penſeenkrämer insgemein zu haben pfle,t.

Indeſſen wollen wir nicht läugnen, daß nicht in dieſem Buche auch viel wahre Einfälle vorkämen. So ſchlecht iſt es mit dem menſchlichen Verſtande nicht beſchaffen, daß er allemal irren ſollte. Findet nun auch eine blinde Taube bisweilen ein Korn: warum ſollte Herr Beaumelle immer fehl ſchießen?

„Doch

„Doch noch einen falſchen Satz: Wohl ganze Völ-
„ker hat man geſehen, die aus lauter guten Bür-
„gern beſtanden; niemals aber ein Volk von lauter
„guten Chriſten gefunden.„

Es würde dem Herrn B. ſchwer werden, zu ſa-
gen: wo denn die ganzen Völker von lauter guten
Bürgern anzutreffen wären? In Utopia vieleicht?
denn bey den Sevaramben gab es ſchon Uebertre-
ter. Was aber die Chriſten betrifft; ſo iſt es ſo
wenig möglich, als ganze Völker von wahren Phi-
loſophen zu finden. Ein ſolcher Grad der Vollkom-
menheit fällt aufs menſchliche Geſchlecht nicht. Un-
ſer Herr Ueberſetzer machet hier billig eine ſchöne
Anmerkung; darinn er den Verf. zurecht weiſet.
Wir ſetzen eine Probe davon her.

„Dieſes iſt zwar gewiſſermaßen wahr, heißt es.
„Die Schuld davon aber liegt nicht an der Kraft
„der chriſtlichen Geſetze und Lehren; ſondern an der
„Blindheit und Thorheit der Menſchen. Inzwi-
„ſchen iſt es gewiß, daß das wahre Chriſtenthum
„mit einer ächten und wahren Staatskunſt gar nicht
„ſtreitet. Gute Chriſten ſind ebenfalls verbunden,
„für die Vollkommenheiten ihrer äußerlichen Um-
„ſtände zu ſorgen. Gute Chriſten würden aber
„keine andre, als erlaubte Mittel zu Beförderung
„ihrer äußerlichen Wohlfahrt anwenden. Hierinn
„möchte alſo die Statsklugheit eines Landes, welches
„mit lauter guten Chriſten angefüllet wäre, von der
„ſonſt üblichen unterſchieden ſeyn. Man darf indeſ-
„ſen nicht zweifeln, daß ein ſolcher Staat nicht eben
„ſo reich und glücklich ſeyn ſollte. Die übermäßige

„Verſchwendung, der Müßiggang, und der Man„gel einer aufrichtigen Liebe des Nebenmenſchen, ſind „diejenigen Fehler, welche das Aufnehmen der mei„ſten Länder verhindern ꝛc. ꝛc.„

Auf gleichen Schlag ſind ungemein viel ſchöne Gedanken des Herrn Ueberſetzers bey den paradoxen Einfällen des Verf. mit eingefloſſen. Vernünftige Leſer werden ſie auch um der ſchönen Schreibart halber mit Vergnügen leſen.

IX.

Paulini a S. Joſepho Lucenſis &c.

Cleric. reg. Scholar. piar. Præp. Gen. Orationes novæ XII. in Archigymnaſio Romanæ Sapientiæ habitæ. &c. Recenſuit præfatus eſt, ac Programma de cauſſis corruptæ hoc ævo Eloquentiæ adjecit Joh. Erh. Kappius, Eloqu. in Ac. Lipſ. Prof. Lipſ. apud Gleditſch. Hæredes in 8.

Die Reden des berühmten Paulins von St. Joſeph, ſind nicht nur in Wälſchland, ſondern auch in Deutſchland ſehr wohl aufgenommen worden. Diejenige Auflage, die unſers berühmten Herrn Prof. Kapps Magnificenz, itzigen Rectors unſrer Univerſität, vor 24 Jahren ſchon veranſtaltet, iſt bereits abgegangen; und gleichwohl haben die Liebhaber derſelben noch immer darnach gefraget. Ihnen zu gefallen hat man alſo zu einer neuen Auflage ſchreiten müſſen. Dieſe begleitet

V.

Anmerkungen über die Wörtlein daß und das, und von dem Unterschiede dieser Worte in Absicht auf die Rechtschreibung. (*)

Das Wort das hat eine gedoppelte Bedeutung, und wird deshalben verschiedentlich geschrieben. Ist es das zusammenfügende oder Bindewort, so wird es daß geschrieben. Ist es der Artikel oder das Wort, so den Nennwörtern vorgesetzt wird, das Geschlecht anzudeuten: So schreibt man das. Wie weit dieser Unterschied gegründet sey oder nicht, soll für diesesmal untersucht werden.

Wörter, die zwar einerley Klang, aber doch eine unterschiedene Bedeutung haben, werden bey den gescheidtesten Völkern und in den richtigsten Sprachen vielmals unterschieden. Ich sage vielmals, weil es nicht allezeit geschieht, oder geschehen kan: Sondern der Zusammenhang der Worte und des Textes muß lehren, welche Bedeutung gelten soll. Zuweilen zeigt der erste Buchstabe des Worts, zuweilen die Beugung der letzten Sylben den Unterscheid an. Zuweilen aber muß ein einziger veränderter Buchstabe, oder der veränderte Ton das unterscheidende Merkmahl seyn. Man findet dieses in der Hebräischen Sprache, welche für die allerälteste gehalten wird. Als z. E. ץ heißt ein Zeuge, ם der Dampf, ם die Selbständigkeit, ע die Zeit, ת ein Grissel u. d. g. Man trift diesen beobachteten Unterscheid im Schreiben, welcher auf der Veränderung der Bedeutung beruhet, bey den

(*) Dieser und der folgende Artikel ist aus der einem auswärtigen Gönner unserer Arbeiten übersendet worden.

nun der Herr Herausgeber mit einer neuen Vorerinnerung. Er meldet darinn, daß auch die Katholischen in Deutschland dieselbe fleißig gebrauchet: daß Herr D. Walch sie in der letzten Ausgabe der Hist. Crit. Lat. Linguæ gelobet, und führet die Stelle selbst an.

Dieses rühmliche Zeugniß habe zu Rom, **Joseph Caraffa**, in der Historie des römischen Gymnasii, wiederholet. Auch die Verfasser der lat. Act. Erud. hätten diese Reden sehr gelobet: und endlich hätte auch Herr **Paulin von St. Joseph** selbst, seine hiesige Auflage gesehen und wohl aufgenommen, welches der Herr Professor sich für eine Glückseligkeit anrechnet. Ja was noch mehr ist; er gesteht, daß er keinen schönern Lohn seiner Bemühungen davon tragen können, als daß eben derselbe an den P. Quirin von St. Augustin, einen Aufseher und Prof. der schönen Wissenschaften zu Lipnitz in Mähren geschrieben; und unsern Herrn Prof. Kapp, Virum optimum, & de se optime meritum genennet; ja ihn gar mit ein Paar von seinen Büchern beschenket. Das übrige dieser gelehrten Vorrede müssen wir übergehen.

So bekannt auch vielen die Reden des römischen Professors auch schon seyn mögen: so wollen wir doch unsern Lesern den Inhalt derselben nicht vorenthalten. In der ersten handelt er von der Verbindung der Litteratur und Beredsamkeit mit den übrigen Wissenschaften; eine sehr nützliche Wahrheit! die allen Gelehrten sehr einzuschärfen ist. Die 2te, von der nöthigen Nachahmung Ciceros. Er gehe

hierinn eine vernünftige Mittelſtraße. Die 3te handelt, von der zur Litteratur und Beredſamkeit höchſtnöthigen Kenntniß der Poeten. Auch dieß iſt eine ſchöne Wahrheit für alle, welche die Poeſie für ein Kinderſpiel halten. Die 4te beſtrafet die frühklugen Köpfe, die ſich einbilden, alle Gelehrſamkeit mit Löffeln gegeſſen zu haben. Hier zeiget er, wie weit das ganze Feld der Gelehrſamkeit iſt, und wie viel Vorbereitungen von Sprachen, freyen Künſten und Geſchichten man nöthig hat, um darinn glücklich fortzukommen. Dadurch nun werden diejenigen lächerlich, die ſich als unbärtige Jünglinge träumen laſſen, ſie könnten alle diejenigen überſehen, die das vor 20, 36 Jahren gewußt haben, was ſie noch erſt lernen ſollen. Sonderlich zeiget er das vom Lateine. Es giebt in Rom, wie bey uns, junge Herren, die, wenn ſie kaum von der Schule kommen, ſich für große Lateiner halten, und alles zu überſehen glauben; wenn ſie gleich ſonſt einen leeren Kopf haben. Dieſen ſaget der Redner, daß er ſelbſt, nachdem er 20 Jahre die ſchönen Wiſſenſchaften gelehret, doch noch kein rechtes Latein könne, ſondern täglich lerne. Seine Stelle iſt ſchön:

At, dicet aliquis: complures ſunt adoleſcentes, peracuto ingenio, multaque intelligendi vi præditi, tum etiam divina quadam memoria inſtructi, qui res tam mira facilitate percipiunt, ut, quidquid legerint, vel audierint, memoriter referant. *Hi, paucis quidem annis, nec multo labore ad ſumma pervenient.* Ita ſit ſane! At, poterunt

inge-

ingenioſi iſti Minervæ filii ac ſalaputia diſerta, cum priſcis illis ſapientiæ parentibus, Platone, Ariſtotele, M. Tullio, aliisque hujus notæ præſtantiſſimis viris, ſolertia mentis & ingenii præſtantia conferri? Fac, ita eſſe. Videte, quantum ipſis tribuo, ac plus nimis liberaliter concedo. &c. Nun zeiget er ihnen, daß Ariſtoteles ſiebzehn Jahre den Plato gehöret; Plato 81 Jahre ſtudiret; Hippokrates aber des Menſchen Leben für viel zu kurz gehalten, eine Kunſt recht zu lernen ꝛc. Et juvenes noſtri, (und wenn ſie gleich per ſaltum Doctoren geworden) tantum ſibi ipſi tribuunt, ut perexiguo ſtudio, parvoque tempore in aliqua facultate excellere, & in ea familiam ducere ſibi *ſtultiſſime* perſuadeant? — Actum eſt profecto de ſtudiis hominum iſtorum! Wir rathen dieſen frühzeitigen Poiyhiſtorn dieſe ganze Rede, nebſt den beyden folgenden wider die Naſeweiſen (contra Sciolos) ganz, und zwar etlichemal zu leſen: ſo werden ſie vermuthlich die Flügel ein wenig ſinken laſſen; und ſich mit ihrem Bißchen Phraſeologie nicht ſo viel mehr einbilden.

Die 7te Rede lobet den Pabſt Leo den X, der zuerſt in Italien die Wiederherſtellung der Gelehrſamkeit befördert hat. Die 8te zeiget, daß auch jungen Edelleuten die ſchönen Wiſſenſchaften höchſtnöthig ſeyn: Denn vieleicht glauben ſie auch in Rom, daß ein Bißchen Jus civile, ein Bißchen Jus publicum, ein Bißchen Hiſtorie, und andre ſolche Bißchen mehr, bey dem recht rittermäßigen Reiten, Jagen, Tanzen u. Fechten; für einen Edelmann ſchon genug ſey. Die 9te redet von der einem gelehrten

lehrten Manne ſo nöthigen Tugend. Die 10te redet von dem groſſen Vermögen und Nutzen der Gelehrſamkeit. Die 11te handelt wieder vom Lobe Pabſt Leons des X, an ſeinem jährlichen Gedächtnißfeſte. Die 12te endlich redet von der Glückſeligkeit eines Gelehrten.

Alle dieſe Reden ſind mit einer ſo leichtfließenden ungezwungenen ciceroniſchen Beredſamkeit geſchrieben, daß man ſie mit Luſt und Ergetzen lieſt. O wie ſehr iſt doch dieſe Schreibart von der Finſterniß und holperichten Art des Ausdruckes vieler deutſchen Gelehrten unterſchieden, die ſich gleichwohl auch für Reſtitutores und Ocellos Litterarum, ja gar für Ciceroues redivivos ausgeben!

X.

D. Joh. Friedrich Joachims, Prof. der Rechte und Geſchichte zu Haile, Unterricht von dem Münzweſen der Jüden, Griechen und Römer, darinn auch die Einrichtung des Münzweſens in den vornehmſten europäiſchen Ländern vorgeſtellet wird. Halle in der renger. Buchhandlung 1754. in 8. 288 S.

Zu einer Zeit, da das Münzweſen, ſonderlich in Deutſchland, ſoviel Unordnungen und Verwirrungen unterworfen iſt, daß man kaum mehr weis, was für Geld man nehmen, oder nicht nehmen ſoll: iſt es ja wohl nöthig und billig, ſich von dieſer Materie etwas gründlicher zu unterrichten.

Herr

Herr D. Joachim, der sich schon um die Geschichte überhaupt, und um die Diplomatik insonderheit so verdient gemachet, war am geschicktesten, uns auch hievon ein nützliches Handbuch zu liefern. Dieses thut er auf so eine Art, daß er die Gelehrsamkeit und Beleſenheit, mit der Faßlichkeit und Geduld seiner Leſer, in Uebereinstimmung gebracht. Denn wie ein großes Werk hier zu kostbar; so würde auch ein noch magreres unzulänglich gewesen seyn. Seine vielen Bemühungen bey dem Groschenkabinette hatten ihn in den Stand geſetzet, hier das rechte Mittel zu treffen.

Im 1 Cap. des I. B. von der Beschaffenheit des Münzwesens in den alten Zeiten, handelt der Herr V. vom Ursprunge der Münzen, ihrem Gebrauche und ihrer Materie; im 2ten von den jüdiſchen Münzen, im 3ten von den griechiſchen Münzen, auf eine ſolche Art, daß er kurze Sätze, mit Zuſätzen und Anmerkungen voller Gelehrsamkeit und Beleſenheit, erläutert; und dasjenige kurz beybringt, was von den gelehrteſten Alterthumsforſchern in großen Werken geſaget worden. Viel weitläuftiger handelt er von dem römiſchen Münzwesen, doch nach eben der vorhin beobachteten Lehrart; führet auch überall die Schriftſteller an, die ausführlicher davon gehandelt haben.

Das II. Buch handelt von der Beſchaffenheit des Münzwesens in den mittlern und neuern Zeiten: wobey wir nicht umhin können zu wünſchen, daß er dieſe zwo Materien in zwey beſondern Büchern abgehandelt hätte: weil die Sachen ſelbſt ſogar verſchieden ſind. Das 1. Cap. betrachtet die portugieſiſchen

ſiſchen und ſpaniſchen, das 2te die franzöſiſchen, das 3te die niederländiſchen Münzen. Im 4ten Cap. kömmt der H. V. auf das Münzweſen der Deutſchen, und zwar a) in den mittlern, ſodann b) in neuern Zeiten. Die Gränzen des erſtern rechnet er von Stiftung des fränkiſchen Reiches bis aufs 1400 ſte Jahr. Hier iſt eine große Kenntniß der deutſchen Alterthümer zu ſehen.

Das 5te Cap. handelt von den engliſchen, das 6te von däniſchen, das 7te von ſchwediſchen, das 8te von ruſſiſchen, und das 9te von pohlniſchen Münzen. Wir wundern uns, daß die ungriſchen, türkiſchen und italieniſchen Münzen gar keinen Platz in dieſem ſo brauchbaren und gelehrten Werkchen gefunden haben. Ein nützliches Regiſter machet den Schluß. Aus der Vorrede ſehen wir, daß der Herr Prof. Joachim uns die Hoffnung machet, auch ehestens ein Werkchen von den ſogenannten Medaillen, d. i. Schaupfenningen, oder Gedächtnißmünzen zu erhalten. Wir wünſchen, daß ſolches bald, und auf ſo eine Art geſchehen möge, die Deutſchland, und ihm ſelbſt Ehre machet.

XI.

Herrn D. Ludewig Friedr. Hudemanns, Gedanken von denen der Ehre Gottes, und dem Heile der Menſchen nachtheiligen Wirkungen, die aus einem Gedichte entſpringen, das wider die Grundſätze des göttlichen Wortes, chriſtliche Religionsgeheimniſſe behandelt. 1754 in 8. drittehalb Bogen.

Endlich

Endlich findet ſich einmal ein rechtſchaffener Iſraeliter, der die neuen bibliſchen Epopöen-Dichter auf der rechten Seite anſieht, wo ſie billig einem jeden, der ein Chriſt ſeyn will, Abſcheu und Aergerniß erwecken. Was uns dabey in eine billige Verwunderung ſetzet, iſt dieſes, daß dieſer Wächter an den Zinnen des Tempels keiner aus dem Stamme der Leviten, oder vom Geſchlechte Aarons, ſondern ein weltgelehrter Mann, ein Juriſt, ein Poet ſeyn müſſen. Unſre Hirten, unſre Hüter der reinen Lehre ſchlafen allem Anſehen nach, wenn die Geheimniſſe des Glaubens zum Geſpötte gemachet, und den Freygeiſtern zum künftigen Muthwillen dargeſtellet werden. Nur ein Rechtsgelehrter ſieht dieſen Schaden Joſephs, und tritt herzhaft vor den Riß.

Nach einer allgemeinen Klage über die Verderbniß unſrer Zeiten, drücket ſich der wackere Herr D. Hudemann von dieſen ſchwärmenden Dichtern ſo aus: „Den ſcheinbarſten, aber auch dem Reiche Jeſu gefährlichſten Haufen, machen wohl zu unſern Zeiten „diejenigen aus, welche unter der Larve der Gottſeligkeit den Kräften der Natur, und der fleiſchlichen Zärtlichkeit des Herzens, in den geſchmückteſten Ausdrücken opfern, das göttlich geoffenbarte „Wort zwar annehmen, aber die darinn verfaßten „Heilswahrheiten und Lebensvorſchriften, nicht dem „Buchſtaben, vielweniger dem Geiſte nach erkennen, „folglich geiſtliche Dinge ungeiſtlich beurtheilen; ja „wohl gar ſich unterſtehen, das allertheuerſte Geheimniß der durch den Sohn Gottes geſtifteten „Erlö-

„Erlösung der Menschen, mit einer poetischen Tün„che dergestalt zu überziehen, daß dieselbe zu einem „geringschätzigen Spiele der ausschweifenden Phan„tasey gemachet wird.„

Er hat zwar lange Bedenken getragen, diese letzte Art der Schwärmerey öffentlich zu rügen: theils, weil er sich nicht gern zum Richter andrer Menschen aufwirft, theils weil er sich nicht dem geistlichen Lehrstande gewidmet; theils weil er gehoffet, es würden solche Männer dawider auftreten, die alle Heilswahrheiten auf der Wage des Heiligthums prüfen können. „Weil aber die Muse des Herrn „Klopstocks (denn man sieht gar leicht, daß ich „auf diese mein Augenmerk insonderheit gerichtet „habe) ihren unnatürlichen Liebhabern in der Schweiz „und an einigen andern Orten in Deutschland, so „viel Bezauberndes entgegen wirft: daß man ihr „noch immer neue Ehrenmäler aufrichtet; durch „welche das in ihr sich äußernde Schwülstige und „Widersinnige, als das Allerschönste, Geistreiche„ste und Erhabenste, öffentlich erhoben und ange„priesen wird: so halte ich mich auch, als einen „Dichter, nicht nur für befugt, sondern sogar „verbunden, ein öffentliches Zeugniß wider diese „Verführerinn abzulegen; als wozu mir die ge„kränkte Ehre meines Gottes den wichtigsten Be„wegungsgrund dargereichet.„

So lautet der Eingang dazu. Unser Raum leidet nicht, ein mehrers davon anzuführen. Die Schrift ist klein, und man muß sie selbst lesen.

Ende des Aerntmonds 1754.

Ein goldener Schaupfennig

aus dem Französ.

K. Engl. Cabinet.

Vetusto II. 17.

Griechen an, sollte er auch nur in Veränderung des Accents oder Tonzeichens bestehen, als κάμηλος ein Kamel, κάμιλος ein Schiffseil, ἀνάθεμα ein Fluch, ἀνάθημα, ein Geschenk, ἔκει zu Hause, ἔκεῖ die Häuser, πονηρὸς böse, πόνηρος arbeitsam, τίς, τινος wer, τὶς, τινὲς, jemand. Man findet diesen Unterscheid bey den Lateinern, als fel, Galle; vel, oder: ferus, wild, verus, wahr: fere, fast, vere, wahrlich: domus, das Haus: tomus ein Theil des Buchs: cum mit, quum als oder da.

Eben dieses beobachten auch die Deutschen in vielen Wörtern, als seyn, esse, sein, suus: denn, nam, den illum: wenn und wen, ver und für: ich meyne puto, und meine, meus: Weyse, orphanus, Weise, ratio, weise, sapiens:, ist est, ißt edit: muß oportet, und Mus von Pflaumen oder Kirschen: man, Mann, Mahn, papaver: Pflug aratrum, Fluch maledictio, Flug volatus: Farre ein Ochse, Pfarre ein Predigamt: Heer, her und Herr: wieder, iterum, wider, contra, welches aber ungegründet ist. u. d. g. m. Es verdienet hiervon der andere Theil in des Herrn Freyers Orthographie nachgelesen zu werden, allwo er erstlich von der Rechtschreibung solcher Wörter handelt, die auf einerley Art geschrieben werden, einerley Laut, aber doch nicht einerley Bedeutung haben. Zum andern von Wörtern, die einerley Laut haben, aber in der Bedeutung und Art zu schreiben unterschieden sind. Drittens von Wörtern, die fast gleich in Buchstaben, aber im Bedeuten und Schreiben unterschieden sind; Welche Sammlung gewiß eine herrliche, aber mühsame, Arbeit ist. Man besehe auch den 1. Beytrag zur critischen

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Herbſtmond 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1754.

Inhalt.

I. Das berühmte Ueberbleibſel aus dem griechiſchen Alterthume, Homers Ilias ꝛc.

II. Geigeri Commentatio de Amplitudine fori Conventi Auſtrægalis S. R. I. Procerum.

III. Diſcours, qui à remporté le prix d'eloquence &c.

IV. Scalptura, Carmen. Autore Doiſſin.

V. Stockwitſch Abfertigung zweyer Spottrichter der deutſchen Sprachkunſt.

VI. P. Legipont Litteræ ad Card. Quirinum.

VII. Baniers Erläuterung der Götterlehre und Fabeln. I. Band.

VIII. M. Witzleben ſelecta quædam Numiſmata græca &c.

IX. Scherzhafte epiſche Poeſien, nebſt einigen Oden und Liedern.

X. Des Abts du Fresnoy Anweiſung zur Erlernung der Hiſtorie. I. und II. Band.

XI. Seneca. Ein Trauerſpiel.

XII. P. a St. Claudio Zeugnuß erwieſener Heiligkeit Joſephi.

XIII. Oden und Lieder, in fünf Büchern.

XIV. Wohlverdientes Ehrengedächtniß der ſel. Frau Hofräthinn Trillerinn.

XV. Nachricht von der öffentlichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte.

XVI. Der Triumph der Treue, ein Schäferſpiel.

XVII. La Galerie de Verſailles.

I.

Das berühmteſte Ueberbleibſel aus dem griechiſchen Alterthume: Homers Ilias,

oder Beſchreibung der Eroberung des trojaniſchen Reiches, den deutſchen Leſern mitgetheilet von einer Geſellſchaft gelehrter Leute, mit einer Landcharte und Kupferſtichen ꝛc. Frankfurt und Leipzig 1754 bey den Gebrüder van Düren in 4.

Seitdem uns im XVI. Jahrhunderte Minervius, Stadtſchreiber zu München, die Odyſſee in ungebundner Rede, und M. Joh. Spreng zu Augſpurg, die Ilias Homers in Verſen verdeutſchet haben; hat dieſer alte Dichter gute Ruhe bey uns gehabt: ſo groß auch die Zahl der Ueberſetzer andrer Werke der Alten geweſen. Seit kurzem aber, iſt bey der Auferweckung der ſchönen Wiſſenſchaften, auch dieſer Vater der wahren Dichtkunſt wieder in mehrere Betrachtung gekommen. Pope hat denſelben ſeinen Landsleuten in Verſen, ein Ungenannter 1682 zu Paris, und die Frau Dacier gleichfalls in ungebundener Rede franzöſiſch ge-

liefert. Bey uns haben wir in den nächst verflossenen Jahren den Anfang von einem Paare poetischer Uebersetzungen gesehen, und itzo tritt eine ganze prosaische ans Licht; von der wir etwas mehrers sagen müssen.

Viele hätten sichs wohl nicht vermuthet, daß man in die große Sammlung der Weltgeschichte, die von einer gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt herausgegeben wird, auch den Homer einrücken würde. Sind denn die Dichter auch Urkunden der Geschichte wird mancher denken? Und wie kann man den Vater so unzählicher Fabeln, Homeren, unter die glaubwürdigen Zeugen der Wahrheit setzen? Allein die Verfasser rechtfertigen sich gegen diesen Einwurf in der Vorrede. Sie halten mit Rechte dafür, daß dieß älteste Ueberbleibsel des griechischen Alterthums, welches die Zeit geschonet hat, allerdings werth sey, mit der gehörigen Einschränkung, für ein historisches Denkmaal des trojanischen Krieges angesehen zu werden. Nun ist aber die Zerstörung eines der größten Reiche damaliger Zeiten, ein nothwendiges Stück der ältesten Geschichte: und also konnte es unmöglich übergangen werden.

Nur darinn werden scharfe Richter mit den Herren Verfassern nicht eins seyn, daß die Ilias eine Beschreibung von der Eroberung des trojanischen Reiches sey; Homer hat nur die schädlichen Wirkungen von Achills Zorne beschreiben wollen: und diese wiesen sich nur eine Zeit von 45 Tagen; langten auch nicht bis ans Ende der Belage-

rung.

rung. Kurz, in aller Schärfe, kann das Vorgeben der Herren Verfaſſer nicht beſtehen.

Die Entſchuldigung, daß dieß Werk nicht in gereimten oder ungereimten Verſen, geliefert wird, iſt zureichend genug; dem Mangel der Anmerkungen iſt auch durch die Vorſetzung einiger gelehrten Einleitungen ſattſam abgeholfen: in Wortſtreite aber, über die griechiſchen Redensarten, haben ſie ſich nicht einlaſſen wollen. Die Kenntniß der alten Götterlehre hingegen iſt ſo nöthig, daß die Herren Verf. ſchon in einem beſondern Bande Sorge getragen, ihre Leſer davon zu unterrichten; den wir auch vor einiger Zeit bekannt gemachet haben.

Hier wird der Anfang mit der Erläuterung des Zuges der Argonauten gemachet. Ohne die Kenntniß dieſer berühmten Schiffahrt griechiſcher Helden nach Kolchis, das goldene Vließ zu erobern, kann man den Homer nicht recht verſtehen. Zudem iſt auch dieſer Feldzug eine merkwürdige Begebenheit der alten Welt. Der I. Abſchnitt handelt alſo von dem groſſen Unternehmen Jaſons und ſeiner Gefährten. Den Urſprung derſelben leitet man von dem Haſſe der Königinn Jno gegen ihre Stiefkinder her. Daher floh Phryxus mit der Helle nach Aſien: und Helle ertrunk im Helleſpont, der von ihr den Namen bekam. Phryxus kam nach Kolchis, heirathete daſelbſt und ließ Kinder nach. Dieſe leiden Schiffbruch. Pelias raubet ſeinem Bruder Aeſon die Krone, deſſen Sohn Jaſon das Orakel um ſein Schickſal befraget, und viel Muth dadurch bekömmt. Er fodert von ſeinem Vätter

Pelias das väterliche Reich wieder, der ihn aber zu entfernen suchet, und ihm die gefährliche Reise, nach Kolchos vorschlägt. Jason bewilliget sie, und bauet das Schiff Argo, und machet alle Anstalten zur Abfahrt. Dasselbe, nebst allen Argonauten, wird ausführlich beschrieben, darunter Herkules, Theseus, Orpheus, Amphion, Argus, Aeskulapius, Kastor und Pollux die vornehmsten sind. Chiron verfertiget Charten und Kalender, und stößt glücklich vom Lande ab. Sie kommen nach Lemnos, wo die Weiber alle ihre Männer umgebracht hatten, und wo sie zwey Jahre bleiben. Sie kommen ferner nach Samothracien, ans Vorgebirge Sigäum, nach Cycikus, und nach Mysien, wo Herkules und Polyphem zurück bleiben u. s. w. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alles mitnehmen wollten.

Der II. Abschnitt. Sie kommen nach Kolchos, erlangen beym Könige Aeetes Gehör, und nachdem Jason die Prinzeßinn Medea kennen gelernet, und sich mit ihr verbunden, höret er die Bedingungen seines Gesuches. Er erfüllet sie, und erobert das goldne Vließ. Was dieses gewesen sey? ist schwer zu sagen. Die Rückreise war unglücklich und weitschweifig; ja gleichet einem Labyrinthe, daraus man sich kaum finden kann.

Eine Meynung haben die Herren Verfasser anzuführen vergessen, die vielen Widersprüchen abhelfen kann: daß nämlich vor Alters, und zur Zeit der Argonauten, der euxinische See mit der Ostsee im Nordosten zusammengehangen, so daß die Argonau-

nauten wirklich durch denselben, im Norden ganz Europa haben umschiffen können, wie einige Alten berichten. Durch ein großes Erdbeben aber, welches in den Gegenden wo der Ladogersee ist, und weiter hinauf bis Astracan sich zugetragen, und davon noch itzo die Spuren vorhanden sind, ist die Gestalt der dasigen Gegenden dergestalt geändert worden, daß die Erzählungen der Alten, vielen, die darauf nicht acht gehabt, widersinnisch und fabelhaft vorgekommen.

Außerdem haben sie auch die weit wahrscheinlichere Meynung, von der Absicht der argonautischen Fahrt, nicht beygebracht, die Neuton in seiner Chronologie angegeben. Wir können sie hier so kurz nicht fassen, als unser Raum es erfodern würde: daher wollen wir sie auf das Werk selbst hiemit verwiesen haben.

Der Anhang zur Geschichte der Argonauten enthält die Geschichte Irions, der Centauren, der kalydonischen Schweinsjagd, des Lajus und Oedipus, der sieben Häupter vor Theben, und dem Wahrsager Tiresias. Hierauf folget eine allgemeine Anmerkung von dem Zeitraume, der zwischen der Schiffahrt der Argonauten und dem trojanischen Kriege verflossen ist: nämlich eines einzigen Menschenalters; weil die Söhne der Argonauten vor Troja gedienet. Dieß alles betrug 112 Seiten.

Nach diesen Einleitungen folget noch eine vorläufige Erläuterung von der großen Seerüstung der Griechen zur Eroberung des trojanischen Reiches: wobey von dem ganzen Ursprunge dieses Unterneh-

mens gehandelt wird. Hier theilen die Herren Verfasser einen kurzen Inhalt der homerischen Ilias, ja der ganzen Geschichte von der Eroberung des trojanischen Reiches mit, die wir unsern Lesern zum Vergnügen, von der 22 bis 26sten S. hier einrücken wollen:

Kurzer Inhalt der Ilias des Homers, oder der Geschichte von der Eroberung des trojanischen Reichs.

Bey der Vertheilung des Raubes, den man in das griechische Lager von Troja gebracht hatte, erhielt Agamemnon die schöne Chryseis zu seinem Theile, die man sonst Astynome nennete. Ihr Vater war Oberpriester des Apollo in Mysien, allwo Achilles dieselbe auf einer Streiferey weggenommen hatte. Derselbe kam in das Lager der Griechen, um seine Tochter loszukaufen. Anstatt nun demselben sein gebührendes Recht, welches er suchte, wiederfahren zu lassen, begegnete man ihm auf eine sehr unanständige Weise.

Alle Häupter der griechischen Armee drungen in diesen Prinzen, die Sklavinn herauszugeben. Achilles verbrannte sich das Maul hierbey am meisten. Agamemnon sah nun wohl, daß er sich der ganzen Armee nicht weiter widersetzen konnte; daher gab er die Chryseis ihrem Vater zurück, und beehrte ihn noch dazu mit ansehnlichen Geschenken.

Damit nun Agamemnon sein Müthchen an dem Achilles recht kühlen möchte; so ließ er ihm die schö-

ne

ne Briſeis aus ſeinem Zelte entführen. Achilles hatte dieſe ſchöne Sklavinn in der Stadt Lyrneſſus zur Beute gemacht. Sie hieß eigentlich Hippodamia: man nennete ſie aber mit dem Namen ihres Vaters, des Briſes, eines Königs der Leleger.

Hierüber wurde der junge Prinz, der ſich inbrünſtig in dieſelbe verliebt hatte, dergeſtalt entrüſtet, daß er von Stund an ſich entſchloß, für die gemeine Sache keine Hand mehr aufzuheben. Er zog ſeine Mannſchaft von dem griechiſchen Heere ab, und blieb in ſeinem Zelte faſt ein ganzes Jahr lang ſtill und einſam. Dieſer Zwiſt, zwiſchen gedachten beyden Prinzen, den Homer weitläuftig beſchreibet, entſponn ſich alſo zu Anfange des zehnten, oder um die Mitte des neunten Jahrs der Belagerung Troja.

Während dieſer Abſonderung des Achilles, ließ Hektor ſeine Tapferkeit ſehen, und ſteckte die griechiſchen Schiffe gar öfters in Brand. Aeneas, Deiphobus, Memnon, und verſchiedene andere trojaniſche Helden, ahmeten ſeiner Tapferkeit trefflich nach. Von Seiten der Griechen hingegen, machten ſich Diomedes, Ajax, Menelaus, Agamemnon, und viel andere tapfere Griechen, ſehr berühmt.

Als Patroklus, dem die öftern Vortheile der trojaniſchen Streiter über die Griechen, ärgerlich vorkamen, ſah, daß Achilles ganz unerbittlich trotzig blieb: ſo bath er denſelben, daß er ihm ſeine Waffen ſollte zukommen laſſen. Er wurde auch, weil er der beſte Freund des Achilles war, ſeiner Bitte

gewährt. Da nun die Trojaner die Waffen des Achilles erblickten: ſo meynten ſie, Achilles wäre in eigner Perſon wieder im Gefechte, und zogen ſich über Hals und Kopf zurück. Der tapfere Hektor aber griff den verlarvten Achilles, den er für den rechten anſah, mit unerſchrockenem Muthe an, machte ihn auch glücklich nieder, und brachte die ihm abgenommenen Waffen ſieghaft nach Troja.

Achilles vergaß hierauf ſeinen Zorn auf einmal. Er brach, wie ein junger wütender Löwe aus ſeinem Zelte hervor, und fing ein gräßliches Gemetzel unter den Trojanern an. Man hatte bis auf dieſe Stunde alles verſuchet, was nur möglich ſeyn konnte, dieſen Helden zu beſänftigen: es war aber alles vergebens geweſen. Keine Geſchenke, keine nachdrückliche und bewegliche Vorſtellungen, keine Verſicherungen, ſeine ſchöne und geliebte Briſeis ihm wieder in ſeine Arme zu liefern; nichts auf der Welt war vermögend, den felſenharten Sinn dieſes Helden zu bewegen. Er blieb unerbittlich. Nur allein der unglückliche Tod ſeines Freundes Patroklus war fähig, ſeinen Eigenſinn zu brechen, und ihn aus ſeinem Zelte zu reißen, darinn er bisher gleichſam begraben gelegen. Achilles hatte ſich alſo kaum wieder auf dem Platze ſehen laſſen; ſo veränderte ſich das ganze Schauſpiel. Die Griechen wurden mit neuem Muthe angefeuert, und die Trojaner allenthalben geſchlagen. Wo Achilles ſich blicken ließ, da ſah man nichts als Blut, Leichen, Tod und Schrecken.

ſchen Hiſtorie ꝛc. von dem Unterſchiede der Wörter in Abſicht auf ihre Bedeutung.

Die Beobachtung eines ſolchen Unterſchiedes iſt nicht gänzlich, ſonderlich am gehörigen Orte, unrecht. Denn ſie gründet ſich auf den Unterſcheid der benennten Dinge, und auf die Natur der Sprache ſelbſt, die ein jedes Ding durch ein gewiſſes beſonderes Kennzeichen, darüber man eins worden, ausdrücken und unterſcheiden ſoll. Man muß aber den gemachten Unterſcheid nach dieſem Grunde und nach den andern Grundregeln prüfen, ob er wohl getroffen, recht gegründet, oder verwerflich ſey. Denn alle Benennungen der Dinge ſind entweder für ſich eigene, ihm beſondere, und eigentliche Wörter, oder von andern hergenommene, d. i. uneigentliche und figürliche Redensarten, die theils wegen Mangel eines eigenen Worts, theils wegen einer bemerkten Aehnlichkeit entſpringen. Dieſe letzten werden nicht anders geſchrieben, ſondern das Wort bleibet im Reden und Schreiben unverändert, ob gleich die Bedeutung auf andere Sachen gezogen worden. Z. E. blühen, eigentlich vom Baum; uneigentlich, berühmt ſeyn. Die eigentlichen oder natürlichen Wörter ſind entweder einheimiſche oder fremde. Dieſe werden geſchrieben wie in ihrer Sprache gebräuchlich iſt. Jene, ſind entweder Stammwörter oder abſtammende Wörter. Jene werden geſchrieben wie es die Gewohnheit und Ausſprache erfordert: dieſe, wie es die Abſtammung und Aehnlichkeit befiehlt, und an die Hand giebt, wobey man alſo nicht auf den bloſſen Laut zu ſehen hat. Beyde aber kommen entweder mit andern der Bedeutung nach unterſchiedenen Wörtern

Nachdem er ſich endlich durch unzählige tapfere Wunderthaten, die ſein Lobredner bis zur Unſterblichkeit herausſtreichet, erſchrecklich gemacht hatte: ſo griff er den Hektor an, und entriß ihm das Leben. Mit dieſem Helden fiel nun auf einmal die ſtarke Stütze Trojä darnieder, welche deſſen gänzlichen Umſturz, bis auf dieſen unglücklichen Augenblick einzig und allein noch aufgehalten hatte.

Achilles ließ den Leichnam ſeines ermordeten tapfern Feindes an ſeinen Wagen hängen, und ſchleppte denſelben auf die unanſtändigſte Art etlichemal um die Stadt herum. Er trieb ſeine Grauſamkeit, bey der Beerdigung ſeines Freundes Patroklus, noch weiter; indem er deſſen abgeſchiedenem Geiſte zu Ehren ein Dutzend junger Trojaner aufopferte, die er bey verſchiedener Gelegenheit gefangen bekommen hatte. Wie nun ſolchergeſtalt ſein Grimm zur Gnüge geſtillet war: ſo übergab er endlich den Leichnam des Hektors dem Könige Priam wieder in die Hände, der ihn in ſeinem Zelte, auf die demüthigſte Art, darum bitten, oder vielmehr denſelben durch anſehnliche Geſchenke einlöſen mußte.

Nach verſchiedenen blutigen Treffen und Gefechten, auch vielen und mancherley ſonderbaren Abentheuren, welche Homer ſo anmuthig als weitläuftig erzählet, eroberten endlich die Griechen die Stadt Troja.

Bey aufmerkſamer Betrachtung, wird man der Meynung eines ſehr gelehrten Mannes beyzutreten, wenig Schwierigkeit finden. Derſelbe ſpricht: die Abſicht des Homers ſey dahin gegangen, zu zeigen,

wie unglücklich der Stamm des Ilus untergegangen ſey, der den Laomedon zum Stifter gehabt, deſſen Treuloſigkeit ihn des Thrones unwerth gemacht hätte. Hierzu kam noch die Beſtrafung der leichtſinnigen Gelindigkeit des Priams gegen ſeine Kinder; ſonderlich, da er dem Paris, bey deſſen ſchändlichem Ehebruche mit der Helena, ſo durch die Finger geſehen. Im Gegentheile wollte der Dichter das Geſchlecht des Aſſarakus, von dem Aeneas abgeſtammet, erheben, und, wie die Götter denſelben in beſondern Schutz genommen, zeigen; indem er ſowohl, als Virgil, den Aeneas, als einen recht frommen und die Götter fürchtenden Helden abſchildert.

Von der Zeit dieſer wichtigen Geſchichte und deren Beſtimmung, wollen wir mit dem Herrn Banier der Meynung des Eratoſthenes folgen, welche Euſebius anführet, und dem Zeitrechner Apollodor nachgehen, den Clemens von Alexandrien angiebt. Dieſe ſetzen die Eroberung der Stadt Troja in das 1183ſte oder 1181ſte Jahr, vor Chriſti Geburt, welches eben ſo viel iſt, als 450 Jahre vor Erbauung der Stadt Rom, 400 oder 407 Jahre von der erſten Olympiade, nach des Joſeph Scaligers Beweis, und zwar in das letzte Jahr des Mneſtheus, des Königs zu Athen, und des Agamemnons.

Alle dieſe Stücke nun erläutern den Verſtand der Ilias ſelbſt ungemein, und man muß geſtehen, daß alles aus den beſten Quellen geſchöpfet worden.

So

So folget denn auf der 27sten S. die homerische Ilias selbst. Zur Probe davon, müssen wir ein Stück vom Anfange derselben mittheilen:

„Besinge, o Göttinn! den Zorn des Achilles, „des Sohns des Peleus; diese verderbliche Erbit„terung, welche von dem unglücklichen Tage an, da „dieselbe zwischen dem Sohne des Atreus, (d. i. „dem Agamemnon) und dem göttlichen Achilles aus„gebrochen, den Griechen soviel Unglück zugezogen, „so manche großmüthige Seele in das Reich des „Pluto gestürzet, und eine so große Menge todter „Leichname den Hunden und Raubvögeln zum Preis „gegeben hat. Solchergestalt mußten die Rath„schlüsse des Jupiters erfüllet werden. Welcher „Gott hat sie doch so uneinig gemachet? Der Sohn des „Jupiters und der Latona, (d. i. Apollo,) der auf „denjenigen König, welcher seinen Priester Chryses „verunehret hatte, erzürnt war, suchte das ganze „Heer mit einer entsetzlichen Seuche heim, welche „das Volk haufenweise hinraffete. „

Man wird hier leicht sehen, daß diese Dollmetschung nicht sowohl nach dem Griechischen, als nach dem Französischen gemachet worden. Die Wiederholung der verderblichen Erbitterung, und das Beywort der großmüthigen Seelen, verrathen hier der Frau Dacier ihren Griffel, da im Grundtexte nur einmal der Zorn steht; und das ἰφθίμους ψυχὰς eher tapfere Seelen bedeutet. Auch der unglückliche Tag, steht im Griechischen nicht, sondern ist aus dem jour fatal der Frau Dacier entlehnet worden. Wir begehren dadurch dem Wer-

the

the dieſer Ueberſetzung nichts zu entziehen: denn es iſt bekannt, daß dieſe gelehrte Franzöſinn, ſelbſt nach Morhofs Urtheile, den Homer überaus richtig und ſchön verdollmetſchet hat. Und ſelbſt Pope, den doch viele, die nur gern den Engländern in allem Recht geben, beynah dem Homer ſelbſt in der Ilias vorziehen, folget ſeinem Muſter ſo genau nicht; daß er nicht unzähliche Nebenbegriffe mit einſchalten, und ſeine edle Einfalt bisweilen viel ſchwülſtiger und hochtrabender verengliſchen ſollte.

Sollen wir überhaupt unſre Meynung von der Schreibart dieſer Ueberſetzung ſagen: ſo wollten wir wünſchen, daß die Herren Verfaſſer derſelben, nur allezeit bey der Frau Dacier ihren edlen Ausdrücken geblieben; nicht aber bisweilen ins Poſſirliche herunter geſunken wären. Wir beſchuldigen ſie nicht ohne Grund dieſes Verſehens, an ſehr vielen Stellen. Z. E. auf der 109 S. läßt die Venus ihren aufgepackten lieben Aeneas fallen. Bald darauf als ſie verwundet wird, machet ſie ſich geſchwind davon, ohne viel Federleſens zu machen. Auf der folgenden Seite, hat Eriböa dem Merkur Wind von etwas gegeben, und Herkules jaget dem Pluto einen Pfeil aufs Leder. Ja auf der folgenden Seite heißt es, daß diejenigen Narren, die ihre Hand, wider die Götter aufheben, nicht lange mehr auf Erden Brodt eſſen. Jupiter aber ſaget zur Venus: ſie ſolle ſich nicht mit dem Kriege bemengen.

Wir glauben dieſe wenigen Proben, die gleich hintereinander folgen, werden zureichen, unſre Gedan-

danken zu erklären. Die epische Schreibart muß zwar nicht so schwülstig und rasend, als unsrer heutigen Sechsfüßler ihre, aber auch nicht niederträchtig, und läppisch klingen. Gemeine Sprüchwörter schicken sich wohl in den Mund eines pöbelhaften Sanscho Panßa, aber nicht auf die Lippen der Götter und Helden; ja selbst des epischen Dichters nicht. Gleichwohl wird hier schwerlich ein Blatt ganz frey davon seyn.

Wir übergehen allerley kleine Sprachfehler im Deutschen. Soviel Fleiß die Herren Verfasser angewandt zu haben scheinen, um sich mit aller Reinigkeit auszudrücken: so schmecket doch ihre Schreibart noch nach der Verderbniß voriger Zeiten. Man sieht hier noch französische Wörter, als Dame, Armee, commandiren, u. d. gl. Es fehlt noch an der richtigen Abänderung der Hauptwörter in der dritten und sechsten Endung des männlichen und ungewissen Geschlechts. Man sieht noch viel unnöthige Geschlechtswörter vor eigenen Namen, z. E. des Jupiters, des Hektors, oder von dem Jupiter, anstatt Jupitern, u. d. gl. m. und wo bleiben viel unrichtige Redensarten z. E. in der angeführten Probe, zum Preis geben; anstatt Preis geben?

Ist es aber nicht Schade, daß ein so schönes und prächtig gedrucktes, auch mit schönen Kupfern geziertes Werk, in solchen Kleinigkeiten nicht ohne Tadel ist: da es im Ganzen allerdings viel Lob verdienet, und eine Zierde unsrer deutschen Büchersäle abgeben wird?

II.

Chriſtoph. Frid. Geigeri, Conſil. Aul. & P. P. O. in Acad. Marpurgenſi Commentatio de amplitudine fori Conventi auſtrægalis S. R. I. Procerum. Ulmæ 1753. 4.

Wir thun dieſer Schrift nur in ſo fern hier Erwähnung, als dieſelbe ein Stück aus den deutſchen Alterthümern erläutert. In ſo weit ſie hingegen in das deutſche Staatsrecht einſchlägt, überlaſſen wir ihre Beurtheilung den juriſtiſchen Nachrichten.

Der Herr Verfaſſer fängt ſeine Abhandlung mit der Ableitung des Worts Auſtrægæ an, und weiſet; daß ſolches von dem Austragen herſtamme, welches ſo viel, als ausmachen, entſcheiden, auseinander ſetzen bedeutet. Einige vermuthen zwar, das vielmehr das alte Treuga das Stammwort ſey, welches in den Befehdungszeiten einen zeitigen Frieden oder Stillſtand geheißen hat. Allein dieſe Muthmaßung muß der erſtern deßwegen weichen, weilen dieſe wahrſcheinlicher, dem Begriffe der Sache gemäßer, und mit den Urkunden übereinſtimmiger iſt. Denn wir finden in dieſen allemal Auſtrægæ, niemalen aber Auſtreugæ: welches doch vorkommen müßte, wenn dieſes der wahre Urſprung des Worts wäre.

Hernach kömmt er auf den wahren Urſprung der Austräge. Deutſchland war ein ganz kriegeriſcher Staat.

Staat. Auch seine Gerichtsverfassung war so geartet. Alle Streitigkeiten mußten durch Zweykämpfe, nicht durch Urthel und Recht entschieden werden. Man glaubte, etwas göttliches in diesen Zweykämpfen wahrzunehmen, und den Sieg allemal auf der gerechten Seite zu sehen. In spätern Zeiten sind hieraus die Befehdungen, und das Faustrecht entstanden.

Weil nun vor der Stiftung eines beständigen Landfriedens, dieses Unwesen immer mehr und mehr eingerissen, und Deutschland durch beständige innerliche Kriege verwüstet wurde: so fieng man an, theils durch Bündnisse, theils durch Geschlechtsverträge gewisse Nachbarn zu Richtern zu bestimmen, welche die sich äußerenden Irrungen durch richterlichen Spruch entscheiden sollten, um hierdurch der Befehdungen entübriget zu seyn.

Diese willkührlichen Richter nannten sie Austräge, das ist diejenigen, die gleichsam als Schiedsrichter streitende Stände und Geschlechter gütlich oder mit Recht auseinander setzen sollten. Die Austräge haben also mit dem Faustrechte keinesweges gleichen Ursprung; sondern sind vielmehr zu dessen Tilgung und Hemmung in den Zeiten aufgekommen: da die Deutschen der Befehdungen selbst anfiengen überdrüßig zu werden, und nach der Ruhe und bürgerlichen Sicherheit zu seufzen. Uebrigens finden wir vor dem 13ten Jahrhunderte nicht die mindesten Spuren von den eigentlichen Austrägen. Im 14ten haben sie sich gewaltig vermehret, und mit Errich-

tung des ewigen Landfriedens ihre Bestimmung, und völlige Einrichtung bekommen.

Das weitere dieser Abhandlung gehöret allein in das Staatsrecht, worinnen der Herr Verfasser viele Belesenheit, und richtige Einsichten gewiesen hat.

Wir bemerken noch in der heutigen Sprache die Redensart: bis zu Austrag der Sache; die entweder von jenen alten Schiedsgerichten ihren Ursprung genommen; oder, welches uns wahrscheinlicher ist, denselben den Namen gegeben hat. Indessen verwundern wir uns nicht unbillig, daß es dem Herrn Verfasser, der auf einer hochfürstlichen hessencasselischen Universität lehret, gar nicht bedenklich geschienen, eine Partey zu ergreifen, die den Rechten seines durchlauchtigen Landesherrn ganz zuwider läuft. Es ist wahr, gewissenhafte Männer sollen das Recht nicht um Gunst und Freundschaft willen beugen. Allein gesetzt, daß ein Publicist so gewissenhaft wäre, und wider seine Einsicht und Ueberzeugung nichts schreiben oder vertheidigen könnte: fodert es denn nicht in solchen Fällen seine Pflicht, oder wenigstens die Klugheit, wider seinen Herrn, und das höchste Oberhaupt des Landes, darinn man lebet, die Feder nicht zu führen?

III.

Discours, qui a remporté le prix

d'eloquence proposé par l'Acad. des Belles Lettres de Montauban, en l'année 1753. par Mr. Fromageot, Avocat au Parlement de Dijon & Secr. perp.

perp. de l'Acad. des Sc. & Bell. Lett. do la même vilie. A Montauban, chez Teulieres. in 8. 40 pag.

Der von der Akademie aufgegebene Satz war dieſer geweſen: daß die Verderbniß des Geſchmackes allezeit der Verderbniß der Sitten nachfolget. Hievon redet Herr Fromageot unter andern folgendermaßen:

Ja, ſpricht er, die Unordnung der Sitten iſt das unſelige Samkorn aller Verderbniß. Sie ergießt ſich anfänglich auf die Künſte, hebt ihren Unterſchied auf, und verſtellet und verderbt ſie nach Belieben. Darauf bemächtiget ſie ſich der fähigen Köpfe, ſo ſich darauf legen: dieſe ſchwächet, entkräfftte, und erkältet ſie. Endlich verkehret ſie den Geſchmack ſelbſt, der faſt gar nichts mehr empfindet, und allgemach ganz vernichtet wird. Welch eine Geſchichte dieſer ſchrecklichen Verderbniß! Schleunige Seuche! welche die Quellen der öffentlichen Glückſeligkeit vergiftet, und ſowohl die Dienſte der Künſte, als den Witz der Künſtler und die Urtheilskraft der Kenner zugleich zu Grunde richtet.

Wer weis nicht, fährt der Redner im I. Theile fort: daß die Beredſamkeit, Dichtkunſt und Muſik in den Verſammlungen der Religion entſtanden? Das erſte Gedicht ſind wir dem erſten Geſchichtſchreiber der Werke des Herrn ſchuldig. Die Baukunſt bauete Tempel, ehe ſie Palläſte aufführete. Dem Maler und Bildſchnitzer ward es aufgetragen, die Geſtalten großer Männer auf die Nachwelt zu bringen. Bey der Erinnerung ihrer Thaten, reden

Marmor und Tafeln nur zu unserm Unterrichte. Die Dichter waren die ersten Weltweisen, und bildeten die Menschen besser, als Krantor und Chrysippus. Voller Eifer für das gemeine Beste, frischet der eine den Muth eines Heeres an, das zum Schlagen fertig steht; der andere giebt Lehren zum Feldbaue, und der berühmteste unter allen unterrichtet alle Griechen, durch das traurige Beyspiel des schädlichen Zornes von einem ihrer Heerführer. Athen vergaß es auch mitten in seiner Schwälgerey noch nicht, daß der Zweck der Dichtkunst sey, die Tugend einzuflößen. Der Chor ward auf seinen Bühnen nur eingeführet, die nützlichsten Lehren zu geben: und man foderte es von dem Dichter, daß seine Erdichtungen nicht fruchtlos für die Sitten seyn sollten.

Weit gefehlt also, daß die schönen Künste den Menschen nur durch eine unnütze und eitle Belustigung kützeln sollten: so suchen sie ihm vielmehr auf eine vollkommenere und dauerhaftere Art zu dienen. Da sie sicher sind, sich besser zu erklären, so unterrichten sie ihn; indem sie die Sprache seiner Vergnügungen und Sinne reden. Schätzbarer Betrug! könntest du doch täglich weiter um dich greifen! und indem du uns zur Tugend lockest, uns ein Joch beliebt machen, welches zu tragen so vortheilhaft ist.

Allein leider! wir sind so sinnreich, alles was zu ihrem Glücke bestimmet ist, zu unserm Verderben zu wenden: und selbst die Geschenke dieser Gottheiten sind uns gefährlich geworden. Wenn die Sitten der Menschen verderbt sind, so wird unter ihren Händen al-

genau und völlig, oder bey nahe und ziemlich, oder gar nicht überein. Ist das letzte, so werden sie geschrieben, wie man sie ausspricht, und nach den Grundregeln, ohne eine Absicht dabey auf gleichlautende Wörter zu haben. Kommen sie bey nahe oder ziemlich überein, so muß man sie, nachdem es möglich oder thulich ist, unterscheiden, aber auf gehörige Weise, damit man andre nicht verwirre, die solches Unterschiedes gewohnet sind; doch kan man eine Untersuchung anstellen. Kommen sie aber völlig überein, so muß man sie im Schreiben nicht eigenmächtiger Weise unterscheiden, sondern der Unterscheid der Bedeutung kömmt auf oben beregte Stücke gänzlich an.

Die alten Deutschen haben sich wenig an solche Richtigkeit im Schreiben gekehret; sondern geschrieben, wie es sie gut gedaucht, wie wir aus den alten Schriften ersehen. (*) Allein zu und nach Luthers Zeiten hat man angefangen sich der Richtigkeit besser zu befleissigen, und die Kunst der Rechtschreibung ein wenig in Ordnung zu bringen. Aber mit einigen Wörter ist es wohl getroffen, mit andern nicht. Einige sind gar unverbessert geblieben, die man zu unsern Zeiten erst ändern müssen, als Glocke, Gutsche, Guckguck, Reggen, u. d. g. Wohl ist es sonderlich, daß man den häufigen verkehrten Gebrauch des y und v. abgeschaffet: Ubel aber, daß man so vieles wieder die Abstammung und Aehnlichkeit angenommen, als Eltern, Ergerniß, Egypten für Aeltern, Aergerniß, Aegypten. Dahin gehören auch die Wörter sonderlich,

(*) Wie ich denn in alten Uberſetzungen auch das für daß gefunden habe.

alles angeſtecket: und ſelbſt in die freyen Künſte haben ſie eben die Unordnung gebracht, die ſchon in ihrem Herzen war. Aus Begierde nach Beluſtigungen, und Haß des Unterrichts, haben ſie dieſe beyden Dinge getrennet; die doch unaufhörlich verbunden ſeyn ſollten. Sie haben alles Vergnügen davon empfinden wollen, und allen wahren Nutzen davon verbannet, der doch ihr Hauptzweck war.

Was geſchieht? Da ſie durch unſre Verderbniß zum Schweigen verdammet werden: ſo werden uns die Künſte nicht mehr erbauen. Man will, daß ſie ſich bloß aufs Gefallen einſchränken ſollen: allein, um verderbten Herzen zu gefallen, werden ſie entweder ihre Leidenſchaften unterhalten; oder ihrer Unbeſtändigkeit Zeitkürzungen abgeben müſſen. Zu einer ſo ſchimpflichen Sklaverey wird man die ſchönen Künſte verdammen müſſen. Können ſie wohl ein beſſer Schickſal hoffen; ſeitdem wir die ganze Natur zwingen, unſern Unordnungen zu dienen, und alle Geſchöpfe zu Werkzeugen unſrer Ergetzungen machen? Selbſt die Werke des Geiſtes und Witzes werden entweder der Frechheit unſrer Aufführung behülflich ſeyn, oder unſern Geſchmack zu der Ueppigkeit ſtärken müſſen!

So denket und redet unſer wohlgeſinneter Sachwalter: und die beyden übrigen Theile ſeiner Rede ſind mit eben der Stärke und Zierlichkeit geſchrieben. Am Ende des Stückes findet man einen Brief, von dem Tode des Verfaſſers, der nicht minder wegen ſeiner guten Sitten, als ſeiner Gaben wegen gelobet wird. Wann werden wir doch auch in Deutſchland dergleichen Advocaten aufweiſen können?

IV.

Scalptura, Carmen. Autore Ludovico Doiſſin. S. J. Pariſiis apud P. G. le Mercier.

D. i.

Die Kupferſtecherkunſt, ein Gedicht, vom Pat. Doißin.

Der P. Doiſsin hat ſich ſchon vor ein Paar Jahren durch ein ſchönes Gedicht über die Bildſchnitzerkunſt bekannt und berühmt gemachet. Itzo liefert er ein neues in drey Büchern, von der Kupferſtecherkunſt, welches den Kennern nicht minder angenehm ſeyn wird. Er hat es der königlichen Akademie der Maler- und Bildhauerkunſt zugeeignet: und zum Beſten derer, denen die lateiniſchen Muſen ſo bekannt nicht ſind, ins Franzöſiſche überſetzet.

Im 1. B. beſchreibt der Dichter die verſchiedenen Arten des Stechens, die gewöhnlich ſind, und lehret den Stichen alle mögliche Vollkommenheiten geben. Im II. B. handelt er von allen natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten, welche das Kupferſtechen von denen erfodert, welche ſich darauf legen wollen. Das III. beſchreibt den großen Nutzen des Kupferſtechens, und wozu mans brauchen kann.

Die Verſe bedünken uns fließend, rein, und angenehm zu ſeyn, ſo wie ſie in einem dogmatiſchen Gedichte ſeyn ſollen: die Gleichniſſe ſind lebhaft und reich; die Figuren ſtark und edel. Kurz es ma-

machet ſeinem Verfaſſer Ehre. Einige Proben werden unſern Leſer davon überzeugen. In folgender Stelle beſchreibt der Verfaſſer die heutige gefärbte Art Kupfer abzudrücken, die der Malerkunſt ähnlich wird.

Nec te prætercam, Picturæ ſimia felix,
Ambiguum Scalptura genus, ſobolesque biformis,
Nimirum ligno, rigidoque effingit in ære,
Tres ſcalptor tabulas; proprium unicuique ſuumque eſt,
Munus & officium. Nec totam ſingula formam
Exprimit; at ſolum partes habet una colore
Ungendas flavo; partes habet altera rubro,
Altera cæruleo pingendas: nec mora ſuccos
Diluit, & proprio linit unamquamque colore.
Lammam opifex: deinde imprimitur madefacta papyrus,
Et bibet alternos prælo ſubjecta liquores.
Hinc optata venit lævi ſub imagine Forma,
Quam nec tu pictam, nec ſcalptam dicere poſſis,
Participans ab utroque ſimul: quippe ipſa colores
Suppetiit Pictura ſuos, ſcalptura tabellas.

Im II. B. fällt uns das Lob des **Martin Rota** eines berühmten wälſchen Kupferſtechers in die Hände; der die Gabe hatte, die allergrößten Gemälde in kleine Kupfer zu bringen. Nichts iſt feiner und ſchöner, als was der Dichter davon ſaget.

Nam quis te tacitum, celebris Martine relinquat,
Innumeras doctum ſpatio breviore figuras
Ponere, & exili multum comprendere charta.
Nimirum pictam ſi redderet ille tabellam
Aere cavo, formas punctum attenuando, gigantas
Noverat in nanos mutare in ſilva rudentes.

Aedes in caſulas, in tenues grandia lembos
Navigia, expanſis quos parvula muſca volando
Contegeret pennis, & guttula mergere poſſet.
Extremum ſic ille diem, mundique ruentis
Funera, quæ vaſto Michael ſub fornice tecti
Tinxerat, in parva deſcripſit rite papyro;
Aligerum ingentes turmas, atque agmina mille,
Et ſtygias acies anguſto limite claudens:
Sic tamen, ut membris maneant diſcreta locisque
Corpora et in toto regnet pax aequore chartae.

Der III. Geſang hat nicht geringere Schönheiten z. E. nachdem der Dichter von den Meiſterſtücken des Alterthums geredet, davon keine Spuren mehr übrig ſind, weil keine Kupferſtiche ſie erhalten können: wendet er ſich an die Maler, die nach erfundener Kupferſtecherkunſt gelebet haben, und redet ſie folgendergeſtalt an.

Vos melliore igitur queis naſci contigit ævo,
Plaudite, Pictores, gratesque rependite divis!
Veſtra olim ad ſeros pervadet fama nepotes,
Nec doctas ſcalptura ſinet marceſcere lauros,
Nam tandem caries quum exederit uda tabellas;
Ingenii monumenta ſimul, dextræque peritæ
Hæc lætus rediviva iterum mirabitur orbis:
Haud equidem tela, liquidoque expreſſa colore;
Aſt æri incuſa & lævi commiſſa papyro.
Sueerii (le Sueur) fruſtra pictas lacerare tabellas,
Tentavi livor, nomenque abolere periti:
Artificis; ſcalptura malum reparavit abunde
Famaque *Sueerii* manet æternumque manebit.

V. Zweyg

V.

Zweyer ungebethener Spottrichter,

der nothwendigſten Anfangsgründe der teutſchen Sprache, Abfertigung, nebſt einigen Vorſchlägen, wie die teutſche Sprache, nach abgethaner Verbeſſerung derſelbigen, durch Ungarn, die Türkey, Perſien, Arabien, u. ſ. f. ſoll ausgebreitet werden, von Timotheus Stockwitſch, Cand. der Beredſamkeit, wie auch der Dichtkunſt. Wien gedr. und zu finden bey Maria Eva Schilginn 1754. 3 Bog. in 4.

Ein eifriger Jünger des neuen Wiener Priſcians, Herrn Popovitſch, nimmt ſich hier ſeines Lehrers an, und vertheidigt ihn gegen ein Paar kleine Schriften, die wider deſſen Grammatik zu Wien herausgekommen. Er ahmet darinn fleißig die ſteuermärkiſch-kärnthiſche Schreibart ſeines, ſo lange er lebet, hochzuehrenden Gönners nach, und bereichert ſie mit allen den Redensarten, die dieſer neue Sprachlehrer neuerlich gebacken hat. Daß er aber den vermeynten Gegner deſſelben hier in Leipzig, immer nur ſchlechtweg den Mann nennet, das entſchuldiget er mit den götting. Gel. Zeitungen, die am beſten zu beſtimmen wüßten, was Höflichkeit und Unhöflichkeit ſey. Er bedienet ſich unter andern des Wortes raſend, von ſeinen Gegnern; erkläret aber in einer Note, daß dieſes kein Schimpf ſey. Denn raſen käme aus dem perſiſchen Zeitworte *razir*, welches nur geringſchätig,

ßig, unanständig seyn, bedeute. Davon käme auch das Wort Ratze, und das französische raser, d. i. alles Unanständige wegnehmen, u. s. w. So glücklich geht dieser Jünger auf den Spuren seines Meisters einher!

Wir können uns nicht auf alle Vertheidigungen einlassen. Nur die Accente über den Buchstaben will er durchaus nicht fahren lassen; und verspricht den Deutschen daraus tausend Vortheile: die Gegner derselben aber schimpft er für Herkommannianer. Er schreibt z. E. Rese, nicht Käse, wie es der üble Gebrauch mit sich bringt. Denn, saget er, das Wort Kese, kömmt nicht von caseus; sondern von dem angelsächsischen Worte kesen, welches zusammen gerinnen bedeutet: daher das engl. Cheese ein Kese heißt. Die Angelsachsen aber haben ihr kesen von dem arabischen Kezin hergenommen, welches gerinnen heißt: und die Perser sprechen Kezan, die Türken aber Kizin, was Zusammengeronnenes anzudeuten. Zum Schlusse triumphiret er, daß die glaserische Schrift in den göttingischen Zeitungen so übel mitgenommen worden: und daß auch die Regensburg. gel. Zeitungsschreiber es mit ihnen halten. Er trotzet auch auf einen aus Malabar wiedergekommenen Missionar, der coromandelisch, und malabarisch kann, wie ein Daus. Der soll sich mit zu ihnen schlagen, und wacker in der deutschen Sprache aufräumen helfen.

Das II. Stück dieser Schrift ist: Allen redlich gesinneten, und rechtdenkenden Gelehrten in Teutschland, sonderlich aber den Herren Klop-

Klopstockianern, unsern verehrungswürdigen Gönnern, gewidmet. Sie hebt so an: „Wenn Timotheus Stockwitsch, Candidat der „Beredsamkeit, denenselben folgende Vorschläge zu „thun sich unterstehet: so seyn sie versichert, daß er „nichts anders zur Absicht hat, als die Ehre und „den Ruhm der teutschen Völkerschaft.„ Ob er gleich kein gebohrner Deutscher sey, so habe er doch allezeit mit Vergnügen die Weitschaft betrachtet, welche die teutsche Sprache sonderlich gegen Mitternacht, durch Pohlen, Moscau, Dennemark, Schweden und Norwegen erreichet hat. Er glaubet aber nicht, daß sie nunmehr schon ihre ausgesetzten Marksteine übertreten habe. Es rücke die Zeit heran, da eine Anzahl tüchtiger Gelehrten, die deutsche Sprache auch durch Ungarn, in Türkey, Persien und Arabien ausbreiten würde. Dieser Vortheil sey sicher zu hoffen, wenn man sich der Verbesserung nicht widersetze, die man mit derselben in Wien vorhabe. Mit diesem Bedinge würde das Deutsche bald der türkischen Sultane und der persischen Sophi Hofsprache werden. Er sieht schon im Geiste alle Bürger zu Constantinopel u. Ispahan alle ihr Türkisches u. Persisches vergessen, um mit Gewalt deutsch zu reden.

Zu dieser Absicht müsse man sich nur der Lehrart seines, so lange er leben wird, hochzuehrenden Gönners, des Herrn Popovitsch, bequemen. Er fordert alle heraus, die sich so geschickt dazu zu seyn bedünken, als er. Indessen thut er folgende Vorschläge. 1) Eine allgemeine deutsche Gesellschaft zu errichten. 2) Alle Sprachlehren auszurotten, außer

außer seines, so lange er leben wird, hochzuehrenden Gönners seine. 3) Aus dieser Gesellschaft Hn. Gottscheden, nebst seinen Anhängern, auf ewig zu verbannen; und alle Monathschreiber in Paris zu bestechen, daß sie lauter Böses von ihm und seiner Gehülfinn schreiben sollen. 4) Bey vorfallenden Streitigkeiten, die deutsche Gesellschaft zu Göttingen zur Richterinn zu erwählen. 5) Zum Grunde der Sprachbesserung ein neues Abc auszusinnen, und sonderlich das Tsche und Schin nicht zu vergessen. 6) Dieses Geheimniß vor den Franzosen zu verbergen. 7) Alle Redner, Dichter, und andre solche ungelehrte Schwätzer von der Gesellschaft auszuschließen: die einzigen Klopstockianer ausgenommen; weil sie sich dem sogenannten Gebrauche aus allen Kräften widersetzen; die Sprache mit seltnen Wörtern, Ausdrückungen und unerhörten Wortfügungen bereichern; folglich mit ihnen gemeine Sache machen.

Endlich 8) müsse man dem Herrn Verfasser der Vorschläge es nicht abschlagen, alle seine und seines Gönners Ausdrücke, Worte und Wortfügungen in Schriften anzunehmen und einzuführen. Sind das gleich bisweilen Wörter, die sich nach dem Wendischen und Sclavonischen richten: so wird man bedenken, daß das Deutsche eben durch diese Völker und Länder nach der Türkey, Persien u. s. w. ausgebreitet werden muß. Dagegen versichern sie auch für jeden ihrer Ausdrücke, den die Klopstockianer einführen werden, einen von den ihrigen anzunehmen, und gleiches mit gleichem zu vergelten. Wer

darüber die Stirne rümpfen wird, den versichern sie: daß sie stark genug seyn, eine eigene Sprache unter sich zu behaupten, und von dem eingeführten Deutschen ganz abzugehen; ja sich mit den Slaven und Wenden zu vereinigen, um mit ihnen eine gemeinschaftliche neue zu bilden. Da würden denn die andern Deutschen den Verdruß erleben, daß diese neugedrechselte Sprache den Vortheil erhalten würde, durch Ungarn, Türkey, Persien, Arabien u. s. w. ausgebreitet zu werden.

Hierauf folget nun ein großes Verzeichniß von Wörtern und Redensarten, die sie in ihren nächst herauszugebenden Büchern, einzuführen bitten. Es sind etwa 100, alle aus Herrn Popovitschens Grammatik, und Buche vom Meere genommen. Dagegen wollen sie hundert klopstockische Leckerbissen in Wien einführen. Dieß wäre das einzige Mittel die Sprache eines freyen Volkes zur Gleichförmigkeit zu bringen; und sie zur behörigen Einigkeit hinan zurücken.

Die Wörter selbst sind auserlesene Blümchen: z. E. in der Niedere; zu Eise gestehen; behangen bleiben, die Wörter ausreden, einem Dinge eine Aussicht geben. Die Ungestümmigkeit; im Gegenspiele; denn und wenn; Ein Verspaar; sie kommen Schnee holen. Die Nothdurften; leer durchfallen, der adriatische Busen, u. s. w. und andre solche halbwendische Brocken mehr. Kurz diese ganze Schrift ist, wie der geneigte Leser längst gemerket haben wird, sehr fein ironisch geschrieben;

und deſſen ungeachtet, mit ordentlicher Cenſur öffentlich in Wien gedrucket worden. Auch hat Herr Popovitſch ſein Lehramt an der Lichtenſteiniſchen Akademie daſelbſt, vor etlichen Monathen verlohren.

VI.

Ad eminentiſſimum Dominum D. Angelum Mariam Quirinum S. R. E. Cardinalem & Bibliothecarium, Brixenſem Epiſcopum &c. Soc. Litterariæ Germano-Benedictinæ Protectorem & Evergetam munificentiſſimum &c.

Dieſes iſt der Titel eines lateiniſchen Sendſchreibens, welches der gelehrte Benedictiner, P. Oliverius Legipont, auf drittehalb Bogen in groß Quart an den Herrn Cardinal Quirini drucken laſſen. Den Titel zieret ein Kupferſtich, der drey Bruſtbilder vorſtellet. Das mittelſte zeiget den heil. Benedictus, als Stifter des Benedictinerordens. Zur Rechten deſſelben iſt der Ap. Petrus, Princeps Apoſtolorum, Dei & D. N. J. C. Vicarius, Eccleſiæ Romanæ ædificator. Zur Linken St Paulus, S. Petri Coapoſtolus & Doctor Gentium, Eccl. Rom. Coædificator. In Anſehung dieſer beyden Titel wird Benedict Eccl. Rom. Reædificator genennet. Dieß iſt ein Abdruck eines ſehr alten Gemäldes, welches in der Sebaſtianskirche zu Rom auf dem Ochſenmarkte befindlich, und vom 575ſten Jahre Chriſti ſeyn ſoll.

In

lich, die zum Unterſchiede von andern anders geſchrieben werden. Dannenhero iſt unſre Pflicht, alle ſolche Wörter zu unterſuchen, ob die Art zu ſchreiben wohl getroffen ſey oder nicht. Der Probierſtein, wornach die Gewohnheit zu ſchreiben, die ſonſten ſelbſt zur Grundregel gemacht wird, geprüfet werden muß, iſt (1) die eigentliche Ausſprache, nicht in gewiſſen Mundarten, ſondern in der gelehrten Sprache. (2) Die Abſtammung eines Worts von dem andern. (3) Die Aehnlichkeit mit andern Wörtern, (4) und welches ich hinzu thue, die Uebereinſtimmung mit der Art ein Wort zu ſchreiben in einer verwandten Sprache.

Sehe ich nun unſere Worte das und daß an, ſo iſt die Ausſprache zwar nach beyderley Bedeutung einerley: Allein die Herleitung und die Aehnlichkeit verlangen einen Unterſcheid. Von dem Verbindungsworte daß wird kein anderes Wort hergeleitet, gleichwie von dem Artikel an ſich ſelber auch nicht, indem das Wort daſſelbe, das einige dahin rechnen, wenn man es recht erweget, ein zuſammengeſetztes Wort, aus das und ſelbige, iſt. Aber wenn der Artickel durch die Fälle verändert wird; ſo ſagt man im Zeugefalle des davon deſſen herkömmt. So lange nun dieſer Satz angenommen wird: Daß ein Wort am Ende mit einem verdoppelten Buchſtaben müſſe geſchrieben werden wenn bey Vermehrung der Endſylben der Buchſtabe doppelt ſeyn muß: So lange man dieſen Satz behauptet, ſo lange muß man ſagen, der Artenunterſcheid ſey nicht wohl getroffen; ſondern das Bindewort müſte das, und das Verwort und der Artikel daß, deſſ geſchrieben werden, wie einige wirklich thun, weil dieſes wäch-

In dem Schreiben ſelbſt bricht der Herr Verf. in wehmühige Klagen über die vielen Hinderniſſe aus, die ſich dem löblichen Vorhaben der deutſchen Benedictinergeſellſchaft in den Weg geleget: indem ſelbſt der Anführer der Heerde (vermuthlich der Abt zu Kempten) abtrünnig geworden *. Gleichwohl wäre die Geſellſchaft voll dankbarer Geſinnungen gegen den Herrn Cardinal, als ihren gnädigen Beſchirmer, der durch ſeine Wohlthätigkeit ein Beyſpiel gegeben hätte, welchem alle ihre Säulen und Vorſteher folgen ſollten. Dafür nun wären die Glieder der Geſellſchaft ihm den verbindlichſten Dank ſchuldig; den ſie hiemit öffentlich abſtatten wollten. Er thut ſolches auch mit den trefflichſten Lobſprüchen, von der eifrigen Beförderung der Gelehrſamkeit, die nur ein Unwiſſender oder Neidiſcher dem Herrn Cardinal abſprechen kann.

Derſelbe hat in einen Schreiben an den Abt zu Weßbrunn in Bayern unlängſt zu behaupten geſuchet der Körper des heiligen Benedicts, als ſeines Ordensſtifters, ſey niemals von dem monte Caſſino weggekommen. Dabey iſt denn bey den Benedictinern die Frage entſtanden, ob nicht irgend auch der Geiſt, welchem Benedictus gedienet, und die hierarchiſche Obergewalt über den ganzen Orden, dem caſinenſiſchen Abte, als ſeinem Nachfolger und Vicar auf Erden, eigen geblieben ſey?

Die

* Dux caper ipſe gregis in inconſtantia caſtra
Abiit inglorius.

Die Frage gehöret nicht in das Fach der schönen Wissenschaften, und wir können sie also nicht weitläuftig erörtern. Die gelehrte Benedictinergesellschaft mag sie wohl für wichtiger halten, als andre Liebhaber der Gelehrsamkeit. Herr P. Legipont glaubet es aus dem Grunde: weil es nicht wahrscheinlich ist, daß Benedictus aus allen Aebten seines Ordens unabhängliche Monarchen habe machen wollen. Ob er recht habe, will er von dem Herrn Cardinal lernen. Doch scheint er über die Anarchie seines Ordens sehr übel zu sprechen zu seyn; und wünschet, daß alle Benedictinerklöster unter einem einzigen gemeinen Haupte stehen möchten. Er beweist dieses aus vielen alten und neuern Kirchenscribenten, und aus ziemlich wahrscheinlichen Gründen; die bey katholischen Lesern einen Eindruck machen können. Er überläßt die Entscheidung der Frage dem Herrn Cardinal, und dem itzigen Pabste.

Im Namen der Gesellschaft machet er endlich den Schluß damit, daß er den Herrn Cardinal ferner zu ihrer Beschirmung aufmuntert Er ruft ihm zu:

Da facilem cursum, atque audacibus annue cœptis,
Sublimisque volans pelago da vela patenti!

Es ist zu wünschen und auch zu hoffen, daß der Herr Cardinal allein zu Beförderung dieser gelehrten Gesellschaft, mehr thun werde, als alle die reichen Aebte der deutschen Benedictinerklöster; die da fest glauben, daß sie gleich weltlichen Fürsten zum Herrschen und zum Wohlleben, nicht aber, als geistliche Diener des Evangelii, zum studiren und lehren, viel-

weniger zur Beförderung der Wiſſenſchaften, geordnet, und mit Stab und Inful verſehen worden.

Des P. Ziegelbauers gelehrte Geſchichte des Benedictinerordens, die Herr P. Legipont drucken läßt, und fortſetzet, wird nun eheſtens fertig aus Licht treten: welches wir aus einer eigenhändigen Nachricht deſſelben verſichern können.

VII.

Anton Baniers, Mitglieds der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geſchichte; aus dem Franzöſiſchen überſetzet, und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln, Paſt. an der Dreyeinigkeitskirche zu Zerbſt. I. Band. Leipzig bey Joh. Gottfr. Dyck 1754. in gr. 8. 2 Alph. 18 Bog.

Der Namen des Herrn Abts Banier iſt längſt durch die Geſchichte und ausführliche Schriften der kön. Akad. der ſchönen Wiſſenſch. zu Paris, unſern Landesleuten bekannt geworden. Daraus iſt auch der Grundriß und Hauptinhalt dieſes Werkes ſchon vorläufig beliebt geweſen, welches ihm ſo viel Ehre gebracht hat. Die Monathſchriften aller Länder haben von demſelben ſo vortheilhaft geurtheilet, daß es auch in einer deutſchen Ueberſetzung gewiß Beyfall finden wird; wenn es Kennern in die Hände fällt.

Der ehrwürdige Herr Ueberſetzer hätte alſo ſeine Nebenſtunden nicht beſſer anwenden können, als da er ſeine Liebe zu den freyen Künſten auf eine ſo deutliche Weiſe an den Tag geleget. Wir haben ſeine Stärke darinn ſchon auf unſrer hohen Schule ſattſam kennen gelernet, als er ſeinem ältern Bruder, dem nachmaligen Hn. Prof. Schlegel zu Soroe, glücklich nacheiferte: und es iſt uns ein Vergnügen, der Welt auch dieſen ausnehmenden Beweis, von ſeiner anhaltenden Liebe dazu, vorlegen und anpreiſen zu können.

Was er bey dieſem Werke gethan habe, das lehret ſeine Vorrede. Nach einer Anpreiſung der Mythologie überhaupt, wegen ihrer Nutzbarkeit in Künſten und Wiſſenſchaften, theilet er die Fabeln der Heyden in Claſſen. Einige hatten einen phyſiſchen, andre einen hiſtoriſchen, einen moraliſchen, und chymiſchen Urſprung. Darauf zeiget er, daß der Abt Banier die Mittelſtraße gehalten. Er hat die Fabel für die erſte und unförmlichſte Art der Geſchichte der älteſten Zeiten angeſehen; die wegen des damaligen Mangels der Schreibekunſt, nur mündlich fortgepflanzet worden, und alſo vielen Veränderungen und Vergrößerungen unterworfen geweſen. Die Plumpheit der Zeiten, die Unwiſſenheit der Menſchen, und die daher entſtehende Neigung zum Wunderbaren, nebſt der davon unzertrennlichen Leichtgläubigkeit, halfen alle natürliche Dinge in unbegreifliche Fabeln verwandeln. Und es ſind auch mitten aus den Finſterniſſen dieſer Zeiten Spuren vorhanden, die uns auf den rechten

Weg

Weg verhelfen können, wenn wir dem Lichte der Vernunft folgen wollen.

Herr Banier hat sein ganzes Leben in Erforschung der Mythologie zugebracht. Er starb auch darüber, und hat, so zu reden, alle seine Kräfte dabey verzehret, die Dornen, die dieß Feld verschlossen hielten, wegzuräumen. Indessen hat er nicht alles leisten können, wie er selbst gestanden. Oft kann er nur Muthmaßungen vortragen. Es bleibt also noch andern etwas zu thun übrig, und Herr Past. Schlegel hat geglaubet, daß es auch ihm frey stehen würde, seine Kräfte dabey zu versuchen.

Er hat aber auch die angeführten Schriftsteller fleißig nachgeschlagen und verbessert. Er giebt uns in der Vorrede eine sehr überzeugende Probe davon: und wenn durchgehends so sorgfältig verfahren worden; so ist dieß ein neuer Beweis, von der durch die deutsche Geduld und Arbeitsamkeit verbesserten französischen Flüchtigkeit. Dabey aber wird angemerket, daß die Verfasser der Frankfurter Götterhistorie diese sorglosen Anführungen des Abts Banier getreulich abgeschrieben; und die aus ihm entlehnten Stellen nur in eine possirliche Schreibart verkleidet; die gewiß dem guten Geschmacke kein Vergnügen machen kann.

Wir pflichten ihm darinn völlig bey. Die Anmerkungen des Herrn Verfassers sind nicht in geringer Anzahl angebracht; allein sie vermehren augenscheinlich den Werth des Buches.

Nun folget die Lobschrift des Herrn von Boze auf den Herrn Abt Banier, die 1742 in der Aka-

demie der schönen Wissenschaften vorgelesen worden. Man findet selbige auch in dem VIII. B. der Geschichte dieser Akademie bereits verdeutschet. Die eigene Vorrede desselben zu seinem Buche löset selbige ab; haben wir uns nicht aufhalten können.

Da der Herr Uebersetzer eine andre Abtheilung des Werkes in Bände gemachet, als im Französischen befindlich ist: so müssen wir noch melden, wie viel dieser erste Band davon liefert. Das I. B. enthält die vorläufigen Fragen, deren Erörterung den Liebhabern der Mythologie nöthig ist. Hier kommen allgemeine Betrachtungen über die Götterlehre vor, und es wird theils gewiesen, was ein Mythologist wissen muß, theils was für Klippen man zu vermeiden hat. Darauf werden alle Lehrgebäude der Fabellehre geprüfet; sonderlich der Platoniker; Kirchers, Boscharts, Huets, u. s. w. Man thut dar, daß die Fabeln nicht bloße Allegorien sind; theilet sie ein, zeiget ihren Ursprung aus Quellen, und insbesondere den Ursprung von Ovids Verwandlungen.

Das II. B. erkläret die verschiedenen Theogonien d. i. die Lehren der Alten vom Ursprunge der Götter und der Welt; namentlich der Chaldäer, Phönicier, Aegypter, Atlantier, Griechen und Ovids; imgleichen der Chineser und Indianer, der Braminen, der Americaner, und der heydnischen Poeten.

Das III. B. handelt von der Abgötterey, ihrem Ursprunge und Fortgange, sonderlich der Zeit und den Oertern nach. Man zeiget, daß sie sich in Phönicien und Aegypten mit der Verehrung der Gestir-

ſtirne angefangen. Man handelt von den berühmteſten Tempeln des Belus, Vulkans, der Diana, Jupiters, Apollons, und dem Pantheon zu Rom. Ferner von den Altären, Haynen, Freyſtätten, Bildſäulen, Opfern, Hekatomben, und Taurobolien; weiter von den Werkzeugen und Gefäßen, von Prieſtern und Feſten der berühmteſten Völker, imgleichen von feyerlichen Gebräuchen bey Gründung der Städte.

Das IV. B. handelt von dem Aberglauben, den man unter dem Schutze der Abgötterey ausgeübet, wobey von Orakeln, Sibyllen, Auguren, Verſühnungen, Zauberkünſten, und der Bannung der Todten gehandelt wird.

Das V. B. endlich handelt von der Natur der Götter ſelbſt, und ihrer Abtheilung in verſchiedene Claſſen: wobey gezeiget wird, daß alle heydniſche Götter ehemals Menſchen geweſen.

Alles dieſes, und zwar im Deutſchen, geleſen zu haben, wird gewiß niemanden gereuen.

VIII.

Selecta quædam numiſmata græca inedita hactenus, nunc vero explicata a M. Friderico Sigism. Witzleben. Lipſiæ apud Bernh. Chriſt. Breitkopfium. 1754. in 4.

11 Bogen.

So fleißig auch die gelehrten Liebhaber des Alterthums, ſeit ein Paar Jahrhunderten, den alten Münzen der Griechen und Römer

aufgelauret: so sind ihnen doch noch immer einige merkwürdige Stücke entwischet, die den Appetit nach mehrern Entdeckungen wieder anfrischen können. Der gelehrte Herr M. Witzleben ist einer von denen, die das Glück gehabt, etwas besonders von dieser Art auszuspähen; und die Fähigkeit besessen, sie gründlich zu erklären. Er hat sich auf die sieben und zwanzig Jahre mit dieser Art der Gelehrsamkeit beschäfftiget, und alle seine Nebenstunden darauf verwandt.

Vor etlichen Jahren kam ein Jude zu ihm, der ihm etliche griechische, sowohl silberne als eherne Münzen brachte; die er sich wegen der besondern Stempel, die sie hatten, anschaffte. Unter denselben war nun ein delphischer Schaupfennig, den er zwar gleich für ein Stück von besonderm Werthe hielt; gleichwohl aber hoffete, daß dergleichen auch in andern Münzcabinetten vorkommen würde; daher er sich denn nicht sehr viel daraus machete. Als er ihn aber genauer betrachtete, und wahrnahm, daß ihn noch niemand von allen Münzkennern gekannt hatte; so hub er an, ernstlich auf dessen Beschreibung und Erklärung zu sinnen: weil er wohl sah, daß dieß Stück unter die sogenannten einzigen vorhandenen gehören müßte; und also seine Beschreibung von niemanden anders zu hoffen stünde.

Nun wollte er zwar, nach dem Beyspiele des Abtes Seguin, viele andre Münzen verschiedener Städte und Völker, von denen er etwas zu sagen hatte, zusammen nehmen, und diesen delphischen Schaupfennig an die Spitze stellen. Allein, er sah bald,

bald, daß dieß keine Arbeit von wenigen Monathen ſeyn würde; und daher änderte er ſein Vorhaben, und beſchloß, ihn je eher, je lieber zu erklären. Die erſte Abhandlung dieſes Werkchens handelt wirklich von demſelben: aber er geſteht, daß er von der Zeit, da ſelbiger geſchlagen worden, nichts ſicheres zu ſagen weis: weil es allen griechiſchen Münzen an ſolchen Merkmaalen fehlet, daraus ihre Zeit zu errathen wäre. Doch glaubt er, aus der Dicke und dem Schlage ſelbſt zu ſehen, daß er wenigſtens älter, als der peloponneſiſche Krieg ſeyn müſſe.

Das Gepräge dieſer Münze ſtellet ein liegendes Opferthier vor, darüber die beyden Buchſtaben ΔΕ in eins gezogen ſtehen, um den Ort des Gepräges ΔΕΛΦΙ anzuzeigen. Auf der andern Seite wird ein Viereck vertieft vorgeſtellet, darüber Stäbe kreuzweiſe geleget erſcheinen. Nichts iſt wahrſcheinlicher, als was der Herr Verf. davon glaubet: daß es dasjenige Loch vorſtellen ſolle, welches die prophetiſchen Dünſte aushauchen ſollte, wodurch die Pythia zum Weißagen geſchickt gemachet wurde.

Es ſind viel Streitigkeiten unter den Gelehrten geweſen, worauf die Pythia geſeſſen, bevor der Dreyfuß, oder dreybeinigte Seſſel, dem Apollo geſchenket worden, auf dem ſie nachmals ihre Orakelſprüche gegeben hat. Jamblichus (de Myſter. Aegypt. Sect. III. cap. XI.) gedenket auch eines vierfüßigen Stuhles, der im Tempel zu Delphis geweſen ſeyn ſoll. Allein wo derſelbe geſtanden, das erwähnet er nicht. Seine Ausleger haben ihn auch

weder recht verſtehen noch erklären gekonnt: dieſe Münze aber giebt in einer Sache ein unverhofftes Licht. Was die gelehrteſten Alten von den delphiſchen Heimlichkeiten, nur aus einer ungewiſſen Sage berichtet haben, erhält hiedurch eine deutliche Gewißheit. Das Kreuz, welches über der viereckigten Oeffnung der Höhle liegt, iſt zweifelsfrey der alte Sitz der Prieſterinn geweſen; worauf ſie innerhalb der Höhle geſeſſen, und welchen Jamblichus einen vierfüßigten Stuhl nennen wollen. Dieß hat der Herr Verf. ſehr gelehrt und wahrſcheinlich ausgeführet.

Die II. Abhandlung erkläret einen maronitiſchen Schaupfennig aus Thracien. Dieſer iſt zwar ſo ſelten nicht, als der vorige, und ſchon von vielen beſchrieben: allein, da er in der älteſten Geſchichte dieſer Stadt und dieſes Volkes ſo einen großen Nutzen haben kann, wenn man ihn recht erkläret, ſo hat der Herr Verf. ihn nochmals mitgenommen. Er glaubet vermittelſt deſſelben, und etlicher phöniciſch klingender Wörter, in die älteſten Urſprünge derſelben dringen zu können. Sie zeiget einen Bacchuskopf, und auf der Gegenſeite einen ſtehenden Bacchus, mit der Umſchrift: ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΣΩΤΗΡΟΣ, und unten: ΜΑΡΩΝΙΤΩΝ.

Die III. Abh. erkläret eine Münze der Stadt Aornus, die im Epirus gelegen hat; und auch dieſe iſt den Gelehrten noch unbekannt geweſen. Sie ſtellet einen mit Lorbern umkränzten Kopf, und auf der Gegenſeite eine wilde Sau, mit den Buchſtaben A. O. Γ. vor. Kaum Plinius hat dieſer Stadt

einige

ſet, und alsdenn zwey ſ haben muß. Und dieſes bekräftiget auch die Aehnlichkeit. Man ſchreibt denn, nam, und den, illum, weil davon herkömmt denenſelben; wenn, ſi, quando, und wen, quem: welches auch die Ausſprache bekräftiget, die auf wen, den, einen ſcharfen Ton ſetzet. Sollte die eingeführte Gewohnheit bleiben, ſo müſte man auch waß, biß, weß, auß, ſchreiben, wie die Alten auch im Gegentheile aus dem Grunde der angenommenen Regel inn, mitt, auff geſchrieben haben.

Bey dieſer Gelegenheit kömmt nun zweyerley zu unterſuchen vor: Erſtlich ob der angenommene Satz: Die lezte Sylbe müſte mit einem verdoppelten Buchſtaben geſchrieben werden, wenn bey Vermehrung der Endſylben, ein verdoppelter Buchſtabe gehöret und geſchrieben wird, unumſtößlich und ohne Ausnahme ſey. Ich mag anjetzo dieſes nicht völlig unterſuchen, und nach meiner Einſicht entſcheiden: ſondern gebe nur andern zu bedenken anheim, ob man nicht mit gleichem Recht und Grunde dieſe Regel behaupten könnte: Wenn ein Wort am Ende wächſet, ſo wird der lezte Buchſtab vor der Endung, nach Anweiſung der Ausſprache, in vielen Wörtern verdoppelt, welche Verdoppelung aber wieder wegfällt, wenn die Endung weggefallen iſt, und ein Wort in ſeiner natürlichſten und einfachen Geſtalt erſcheinet. Die allerälteſte und einfältigſte Sprache, ich meyne die Hebräiſche, beſtärket dieſe Regel mit ihren Beyſpielen, indem ſie Wörter hat, ſonderlich die Stammwörter, worinnen der andre Buchſtab verdoppelt wird, welche am Ende

de

einige Meldung gethan, und ihre Lage beſchrieben. Dieſe Münze beſtätiget ſein Angeben, daß es eine Stadt in Theſprotien, oder Akarnanien geweſen ſeyn müſſe.

Endlich liefert auch die vierte Abhandlung einen bisher unbekannten Schaupfennig, den der Herr Verf. für einen korinthiſchen hält. Er ſchließt ſolches aus einem auf der Gegenſeite befindlichen Monogramma, welches ſonſt dieſer Republik und ihren Colonien eigen zu ſeyn pflegt. Die Vorderſeite zeiget einen gethürmten Weiberkopf, hinter welchem, nachdem er ſchon gepräget worden, ein ſtralender Sonnenkopf aufgedrücket worden. Auf der Gegenſeite ſitzt Neptunus auf einem vierfüßigen Stuhle, und hat einen Delphin gehalten, davon nur der Schwanz noch zu ſehen iſt. Auch iſt noch mit dem neuern Gegenſtempel ein bärtiger Kopf darauf eingepräget worden. Bey dem Dreyzacke erſcheinen die Buchſtaben N, und das halbe Ω; unten aber ein K und P zuſammen gezogen.

Die Figuren aller dieſer vier Münzen ſind ſauber in Kupfer geſtochen; und überhaupt iſt das ganze Werkchen ſo ſchön gedrucket, als es geſchrieben iſt. Wir theilen bey dieſer Gelegenheit unſern Leſern die Abbildung einer großen goldenen Schaumünze, aus dem königl. franzöſiſchen Münzkabinette mit.

IX.

Scherzhafte epiſche Poeſien nebſt einigen Oden und Liedern, Braunſchweig und Hildesheim bey Ludolf Schröders Erben 1754 in gr. 8. 446 S.

Herr

Herr Zachariä, deſſen Muſe bereits vor jenen zehn bis zwölf Jahren, hier in Leipzig beliebt war, und zu den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, manches ſchöne Stück beytrug, liefert uns hier eine ganze Sammlung ſeiner Gedichte. Da er mit der ſcherzhaften Epopöe, der Renommiſt genannt, damals den meiſten Beyfall gefunden: ſo hat er ſich auch nach der Zeit auf dieſe ſpashafte Art von Gedichten, dazu nicht ein jeder ein Geſchick hat, befliſſen. Es iſt ſehr rühmlich, wenn ein Dichter ſein Talent kennet, und ſich nach derjenigen Seite des Parnaſſes lenket, wo ihn die daſelbſt befindliche Muſe am freundlichſten anlachet. Dieß hat Herr Zachariä gethan, und daher leſen wir hier mehr als ein ſcherzhaftes Heldengedicht: nämlich außer dem Renommiſten auch Verwandlungen, das Schnupftuch und den Phaeton: ſo daß wir billig zweifeln, ob irgend ein Poet benachbarter Völker ſoviel ſpaßhafte Epopöen geſchrieben habe.

Das erſte davon liefert er indeſſen nicht mehr ſo, wie es in ſeinem erſten Entwurfe geweſen; ſondern verbeſſert und erweitert. Auch die Verwandlungen, die zuerſt in den bremiſchen Beyträgen das Licht erblicket haben, ſind hier faſt ganz erneuert zu leſen. Der Herr Verfaſſer ſaget ſelbſt, daß er nicht nur die meiſten einzelnen Verſe, ſondern den Plan (vermuthlich die Fabel) merklich verändert habe. Und wer kann davon beſſer urtheilen, als der Verfaſſer ſelbſt?

Er hat ſich befliſſen, mehr Handlung in dieſe Gedichte zubringen; und einige Kenner haben ihn verſichert,

ſichert, daß dieſelben itzo mehr intereßirten (vieleicht einnähmen, oder anlockten) als vorhin. Er hat den Renommiſten beſſer zu charackteriſiren, d. i. zu bezeichnen oder zu ſchildern geſuchet; die vielen leeren Beſchreibungen und Maſchinen herausgelaſſen, und ſich überhaupt bemühet, ihn lehrreicher zu machen. Eben dieſes hat er auch bey den Verwandlungen gethan: darinn er zwar haupſächlich Oviden nachgeahmet; doch alles auf ſatiriſche Abſichten gelenket; welches jener nicht gethan hat.

Das Schnupftuch, und der Phaeton ſind zwey ganz neue Stücke; und werden alſo Liebhaber deſtomehr vergnügen. Sollen wir unſre Gedanken entdecken: ſo geben wir dem erſten den Vorzug. Es hebt ſo an:

Von Zwietracht, Zank und Haß und unerhörten Dingen,
Von einem Schnupftuch ſoll die Heldenmuſe ſingen,
Und von dem Zorn, in dem ein junger Herr entbrannt,
Als, ungeſchützt von Stolz, und Federhut und Stand,
Er, von dem Herrn von Strom hofmeiſterlich gezwungen,
Ein Schnupftuch wiedergab, das ſich ſein Muth errungen;
Und wie durch ſeinen Zorn, verweyſt von Scherz und Spiel,
Ein prächtiger Pallaſt in lange Weile fiel;
Bis ſeine Göttinn ihm das Schnupftuch wiederſchickte,
Und ſeine Heldenſtirn ein neuer Lorber ſchmückte.

Die Anrufung übergehen wir, wegen einer Anzüglichkeit: die Erzählung ſelbſt aber hebt in recht popiſchem Geſchmacke, ſo an. Er-

Geſpenſter kehrten heim, die Graus und Nacht bedecket,
Alp, Kobold, Poltergeiſt, und was in Winkeln ſchrecket;
In der gemeinen Welt war ſchon ſehr viel gethan,
Doch in der adlichen brach noch kein Morgen an.
Die Zwietracht flog indeß mit fürchterlichen Schwingen,
Durch die galante Welt, die Herzen aufzubringen.
Voll Herrſchſucht ſchüttelt ſie die Fackel in der Hand,
Hier ſetzet ſie ein Herz, und dort ein Reich in Brand.
Sie ſtürzt Miniſter theils, theils Zofen, die regierten,
Entzweyt bald Mann u. Weib, und bald die Alliirten.

So artig und fein fährt das ganze Gedicht fort, und wir haben es mit vielem Vergnügen geleſen. Z. E. die Abſchilderung der Zwietracht, auf der 207 S. iſt ſchön.

So ſchien dieß holde Paar die Zwietracht nicht zu kennen,
Allein die Zwietracht faßt den Verſatz ſie zu trennen.
Es iſt ihr Zeitvertreib, Verliebte zu entzweyn.
Sie hüllt in Puderſtaub und Caffeedampf ſich ein,
Macht ſich ein Negligé und eine Nachtkornette,
Und ſtellt, Belinden gleich, ſich an der Joſe Bette.
Liſette wiegte ſich in ſüßer Morgenruh;
Die Träume hielten noch die holden Augen zu;
Ihr Halstuch hatt' im Schlaf ein Liebesgott verſchoben;
Man ſah die ſchöne Bruſt, die ſanfte Seufzer heben,
Halb

Halb durch das zarte Tuch verrätheriſch verſteckt;
Weiß, wie der Frühlingsſchnee, der Pfirſichblüthen deckt.
Die Schönheit wählet ſich ſehr ungleich Unterthanen.
Man kann ſehr häßlich ſeyn bey zwey und dreyßig Ahnen.
Das Kammermägdchen ſiegt im ſchimmernden Pallaſt,
Oft mehr, als ihre Frau, die ihren Spiegel haßt.
Die Zwietracht ſprach zu ihr: „Ich habe dir erzählet,
„Liſette, daß mir längſt mein beſtes Schnupftuch fehlet.
„Du weiſt, Graf Hold hat es. Er pralt damit herum:
„Geh hin, und nimms ihm weg, ſo wird der Praler ſtumm.
„Ich will im Ernſt dafür auf deine Heirath denken,
„Dein gnädges Fräulein ſeyn, und fürſtlich dich beſchenken.

Eben ſo ſchön erzählet unſer Dichter auf der 208 S.

Die ſchöne Welt fieng an die Ruhe zu verlaſſen.
Der Theetiſch deckte ſich mit buntbemalten Taſſen;
Der ſchwarze Caffeetopf goß milde Fluthen aus;
Toupee wurden krumm, und Locken wurden kraus;
Schon lang erwarteten die Vögel und die Hunde
Confekt und Schmäucheley, aus ſchöner Fräulein Munde;
Als Lieschen ſich beſah; Gebeth und Putz verließ,
Und ſchon in ihrem Sinn Frau, wie ſie wünſchte, hieß;

Ihr

Ihr Anfangscompliment ein paarmal überdachte,
Und ſo im ſüßen Traum zum Graf von Hold ſich machte.

Johann, der Läufer, ſtand vor ſeines Grafen Thür,
Schön, wie ein Liebesgott, und bückte ſich vor ihr.
Der reinſte Puder roch aus ſeinen blonden Haaren,
Und Locken ſpielten noch, die unzerſtöret waren.
Schlank, wie ein junger Baum, hatt' er manch Herz gerührt,
Und manches Mädchens Blick durch ſeinen Blick verführt.

Den großen Federhut wußt er ſo ſtolz zu tragen,
Als ein Patricius, geadelt vor drey Tagen.
Liſette ſah ihn an, allein ihr Herz blieb frey,
So ſchön er immer war, ſo war er doch Lakey.
Verſchmähte ſie doch ſchon gewöhnliche Präſente,
Und Edelleuten nur vergalt ſie Complimente.

Wir würden faſt alles abdrucken müſſen, wenn wir zeigen wollten, was uns gefallen hat.

Allein wie ſehr wünſchten wir, daß wir eben das von dem folgenden Gedichte ſagen könnten! Der böſe Strom der itzigen Verderbniß hat, leider! auch einen der beſten Dichter fortgeriſſen. Die alpiniſche Seuche der Hexametriſten hat einen ſeinen Kopf angeſtecket; der es gar nicht nöthig hätte, den Mantel auf beyden Achſeln zu tragen, um zugefallen, ja bewundert zu werden. Es iſt erſtaunend, zu ſehen, wie der richtigſte Witz ſich in Meteoren verliert, ſo bald er Hexameter zu machen beginnt. Die Quäker und Herrenhuter, Alchymiſten und Böhmiſten können ſich durch ihre beſondre Sprache nicht mehr von allen Sterblichen unterſcheiden; als ſich die deutſchen

ſchen Sechsfüßler heute zu Tage von allen vernünftigen Menſchen abſondern. Sie reden, wie die Verwilderten . . . Kurz, wir bedauren es ſehr, auch den wackern Herrn Zachariä auf dieſer Wildbahn anzutreffen.

Sogar ſeine Oden ſind groſſentheils mit dieſer Sprache und Denkensart angeſtecket. Auch ſeine Zuſchrift wimmelt vom ſympathetiſchen, frohſchauenden, Aeonen, himmliſcher Luft, prachtloſen Gärten, Gewölk, lächelnd blumichten Banden, harmoniſchen, u. d. gl. ſchibolethiſchen Brocken. Ja endlich wird der Dichter, auf gut Klopſtockiſch, lauter Gefühl!

X.

Des Herrn Abts Lenglet du Freſnoy, Anweiſung zur Erlernung der Hiſtorie, nebſt einem vermehrten vollſtändigen Verzeichniſſe der vornehmſten Geſchichtſchreiber, darinn ihre Werke beurtheilet, und die beſten Ausgaben bemerket werden, überſetzt von P. E. B. I. und II. B. Gotha verlegts Joh. Paul Mevius 1752. und 1753. in 8. jeder Band über 800 bis 1000 Seiten.

Wem es nicht bekannt wäre, wie groß die Verdienſte des Abts du Freſnoy um die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſind, der müßte gewiß ein groſſer Fremdling in der gelehrten Geſchichte ſeyn. Schon der ſelige Hofrath Joh. Bur-

chard Menke hat die erste Ausgabe davon von 1713. im 1714 J. mit ansehnlichen Zusätzen bereichert, ins Deutsche gebracht und ans Licht gestellet. Diese neue Ausgabe aber war dieser Ehre desto würdiger, je vollkommener der Verfasser sie selbst zu machen gesuchet.

Man hat also dem fleißigen Verleger allerdings eine Verbindlichkeit, daß er uns eine neue Uebersetzung davon veranstalten wollen. Es ist in die Hände eines uns zwar unbekannten, aber geschickten Uebersetzers gerathen, der in der Vorrede, die ganze Geschichte des Buches erzählet. Er hat es aber nicht für nöthig befunden, dasselbe außer den Zusätzen, die der Urheber selbst 1740 drucken lassen, noch mit mehrern zu erweitern. Es hat allerdings die gehörige Vollständigkeit erreichet. Nur bey dem Verzeichnisse der Schriftsteller sind vornehmlich die Deutschen bis auf diese Zeit fortgeführet. Die Landcharten der holländischen Ausgaben sind auch hier beygefüget, und dem vierten Bande ist das Kupfer des Verfassers vorgesetzet.

Um aber Leser, die das Buch noch gar nicht kennen, einigermaßen damit bekannt zu machen, müssen wir den Inhalt desselben kürzlich anzeigen.

Den Anfang dazu machen chronologische Canones oder Tafeln der ganzen alten Historie; nach den verschiedenen Arten die Zeiten zu berechnen, die theils in dem hebräischen Texte, theils in den 70 Dollmetschern, theils im samaritischen Texte befindlich sind. Bey der biblischen Zeit sind anfangs die Jahre des Julianischen Periodi, der Weltdauer,

und der gemeinen Zeitrechnung neben einander gestellet worden. Sodann wird dieselbe nach den 70 Dollmetschern aus dem P. Pezron geliefert. Endlich folget sie so, wie P. Tournemine sie nach dem samaritanischen Texte berechnet hat, welche das Mittel zwischen den beyden vorigen hält.

Von der griechischen Historie folget der chronologische Canon gleichfalls, und hebt vom Ogyges an, der 1020 J. vor den Olympiaden gelebet haben soll; bis aufs 100ste Jahr vor Christi Geburt. darauf folget der Canon der römischen Geschichte, wiederum nach verschiedenen Rechnungen, als des Polybius, des Cato, mit welchem Dion. von Halykarnaß und Livius einstimmen, nach den capitolinischen Fasten, und nach dem Varro. Sie hebt von der Grundlegung der Stadt Rom an, und geht bis auf Chr. Geburt. Solche Tafeln nun dienen, mit einem Blicke die ganze Dauer der Welt zu übersehen, und sich die Folge der sämmtlichen merkwürdigsten Geschichte, gleichsam spielend einzuprägen; ohne welche man das folgende, ja kein einziges historisches Buch mit rechtem Nutzen würde lesen können.

In der Anweisung selbst zur Erlernung der Historie, handelt das 1 Cap. von dem Endzwecke bey dieser ganzen Bemühung; der nicht eine bloße Zeitkürzung, oder eine Stillung der Neubegier seyn soll; sondern eine Besserung des Herzens und der Sitten, aus den so vielfältigen Exempeln guter und böser Thaten. Das II. C. handelt von den Wissenschaften die vor Erl. der Historie getrieben werden müs-

sen; als die Geographie, der alten mitlern und neuern Zeiten, wovon er ausführlich handelt. Das III. C. redet von der Erkänntniß der Sitten, Gebräuche und Religionen, die man sich erwerben muß. Das IV. von der Chronologie, davon auch sehr zulänglich und gründlich gehandelt wird. Das V. C. von dem Gebrauche der Chroniken und Welthistorien. Das VI. handelt von der Ordnung, die man bey Lesung der Historie beobachten muß; Das VII. giebt einen Entwurf der allgemeinen Weltgeschichte, redet von Zerstreuung der Völker, und dem Ursprunge der Reiche. Das VIII. erkläret die zwo ersten chronologischen Tabellen, der allgemeinen Historie, und das IX. von der biblischen Geschichte des A. u. N. T. von welcher man nothwendig den Anfang machen muß. Dieses ist sehr weitläuftig gerathen, und hat noch eine Fortsetzung von den Völkern bekommen, die mit den Jüden Kriege geführet haben. Das X. Cap. redet von der ägyptischen Historie, und liefert einen kurzen Auszug davon; wobey auch Manethons Dynastien erkläret werden. Und den Schluß des I. B. machet ein Auszug aus dem III. Th. von Bossuets Einl. in die allgem. Geschichte von den Aethiopiern, und alten Aegyptiern.

Der II. B. liefert das XI. Cap. von der Historie des babylonischen Reiches: wobey die verschiedenen Lehrgebäude des Herodotus und Ktesias vorkommen, auch die kurze Geschichte von Babel, Assyrien, und dem medischen Reiche, imgleichen die Historie vom Cyrus angehenket wird; worauf das persische

Reich

be einen Buchſtaben wegwerfen, wenn ſie blos ſtehen, aber wenn ſie wachſen und Zuſätze bekommen, denſelben wieder annehmen. Dieſes ſoll hier nicht mehr erweiſen, als daß die angebrachte Regel nicht unvernünftig ſey; ſondern bey andern Völkern ſtatt gefunden habe. Herr Freyer erkennet es auch wohl in ſeiner deutſchen Orthographie p. 20, 54. und 345. und wenn die Gewohnheit bey ihm nicht in ſo groſſem Anſehen geweſen wäre, würde er dieſer Regel völlig beygepflichtet haben. Auf ſolche Weiſe würde man im Schreiben und im Drucken nicht nur etwas an Zeit, Mühe und Raum erſparen: Sondern es würde auch die löbliche und nothwendige Gleichheit im Schreiben deſto eher befördert werden, indem bisher einer dieſes, ein anderer jenes Wort der angenommenen Regel wegen, hinten mit einem gedeppelten Buchſtaben geſchrieben hat. Man beſehe z. E. die ſchon öfters angezogene Orthographie des Herrn Freyers p. 56. Ja die Haupt- und Grundregel: Man ſolle keinen Buchſtaben überflüſſig, und keinen, der nicht in der Ausſprache gehöret wird, ſchreiben, wird auf ſolche Weiſe gehörig beobachtet. Wiedrigenfalls müſte man doch die bisher gegebene Regel mit hinlänglichen Nebenregeln erläzen und einſchränken, dergleichen dieſe iſt, die ſchon andre angenommen haben: Daß die unbeugſamen Worte hinten mit einem einfachen Buchſtaben geſchrieben werden, als in, mit, was, bis, aus, u. d. g.

Fürs andere fragt ſichs: Wenn zwo oder drey Grundregeln mit einander ſtreiten, welche den Vorzug haben ſoll? Als hier fragt ſichs: Soll die Gewohnheit zu ſchreiben, oder die Herlei-

Reich folget. Auch hier wird ein Auszug aus dem Boſſuet eingeſchaltet. Das XII. C. handelt von der griechiſchen Hiſtorie nach allen ihren Republiken, Inſeln und Landſchaften; und man kann leicht denken, daß dieſes C. ziemlich weitläuftig gerathen iſt. Gleichwohl handelt das XIII. beſonders von Macedonien, und der durch Alexandern geſtifteten Monarchie; deren Abriß auf einer Karte vorgeleget wird. Das XIV. liefert die Geſchichte der Königreiche in Aſien, welche mit der griechiſchen Hiſtorie in Verbindung ſtehen: das XV. endlich kömmt auf die Hiſtorie der römiſchen Republik, ſowohl unter den Conſuln als Kaiſern: wobey auch die Karten theils von Wälſchland, theils vom ganzen römiſchen Reiche vorkommen. Das XVI. redet von der römiſchen Geſchichte zur Zeit des Kaiſerthums, bis auf ſeinen Fall. Das XVII. liefert die Hiſtorie der Kirche. Das XVIII. den Fall des römiſchen Kaiſerthums und die Stiftung der neuen Monarchien, z. E. der Gothen, der Exarchen, der Longobarden u. ſ. w. Endlich das XIX. enthält die Erklärung der beyden letzten chronologiſchen Tabellen über die allgemeine Hiſtorie, womit ſich der II. B. ſchließt.

Wir behaltens uns vor, von den zween letzten Bänden nächſtens zu handeln; müſſen aber theils dem Urheber, theils dem Herrn Ueberſetzer das Lob geben, daß ſie uns ein ſehr nützliches Werk geliefert haben.

XI.

Seneca, ein Trauerſpiel. Frf. am Mayn, bey Franz Varrentrapp 1754. in gr. 8. 104 S.

Der Geſchmack an der tragiſchen Dichtkunſt, nimmt in Deutſchland mehr zu, als ab, welches ihm allerdings zur Ehre gereichet. Es treten von Zeit zu Zeit neue Originalſtücke ans Licht, die von der Fähigkeit unſrer Landsleute zeigen, etwas eigenes von dieſer Art zu liefern. Man kann daher von ihnen ſagen, wie Horaz von den Römern:

Et placuit ſibi natura ſublimis & acer,
Nam ſpirat tragicum ſatis, & feliciter audet.

So wenig wir aber nnlängſt mit einem Agamemnon zufrieden geweſen; ſo vergnügt waren wir, als uns dieſer Seneca, eines uns noch zur Zeit unbekannten Dichters in die Hände fiel. Jenen übergiengen wir mit Stillſchweigen, weil er uns wenig Ehre machet; dieſen aber müſſen wir unſern Leſern anpreiſen, theils wegen der Erfindung und guten Einrichtung des Stückes, theils wegen der vernünftigen tragiſchen Schreibart, darinn er abgefaſſet iſt.

Seneca iſt der Held des Stückes, und der Hr. Verfaſſer bemerket, daß ſelbiger ſeines Wiſſens noch nicht auf die Bühne gebracht worden. Er nimmt denſelben in ſeinem Tode, den er mit großer Standhaftigkeit erlitten, nachdem ihn das Unglück und der Haß der Tyrannen ſchon ſein ganzes Lebenlang verfolget hatte. Seine großen Eigenſchaften

ſcha-

ſchadeten ihm. Nero ward bey Piſons Verſchwörung wider ſich, argwöhniſch: Seneca möchte mit Theil daran haben, und wohl gar Kaiſer zu werden ſuchen. Nun mochte er zwar unſchuldig daran ſeyn; aber ganz Rom wünſchte es: und ſelbſt Juvenal ſchreibt:

Libera ſi dentur populo ſuffragia, quis tam
Perditus, ut dubitet Senecam præferre Neroni!

Als ihm Nero das Todesurtheil ſprach, ſtellte er ihm gleichwohl die Art frey, womit er ſterben wollte: und Seneca erwählte die Eröffnung der Adern, um ſich zu Tode zu bluten. Seine Gemahlinn wollte auf gleiche Art mit ihm ſterben: allein Nero ließ ſie wieder verbinden, und beym Leben erhalten.

Dieſes merkwürdige Ende nun hat allerdings etwas tragiſches in ſich, und Seneca iſt ein würdiger Held der Trauerbühne. Er iſt groß, und erwirbt ſich alle Hochachtung; er verſieht etwas durch die genaue Freundſchaft mit dem Burrhus und Piſo; dadurch er in den Verdacht fällt. Indeſſen iſt er unſchuldig, und leidet einen großmüthigen Tod. Das ſind die Eigenſchaften eines tragiſchen Helden, der Bewunderung, Schrecken und Mitleiden verdienet. Der Herr Verf. hat dieſe Fabel nach aller Wahrſcheinlichkeit, theils aus den Geſchichten genommen, theils gedichtet. Man ſieht die ganze Verbindung der damaligen Begebenheiten in dem erſten und zweyten Aufzuge ein. Die Perſonen ſind wohl charakteriſiret, oder gebildet; ſie reden ihren Umſtänden und Leidenſchaften gemäß; nicht ſchwülſtig, aber allemal edel, und natürlich. Die

Proben, die wir daraus geben wollen, werden es zeigen. Im Schluſſe des I. Aufzuges redet Seneca ſo: auf der 11. und 12ten S.

So hat ſich Piſo noch auf Nerons Thron geſchwungen?
Doch ... Nein, ich glaub es nicht; es iſt ihm nicht gelungen.
Zu wachſam iſt ein Aug, das alles fürchten muß:
O ſäh' es Piſo ein! o glaubt' es Lucius!
Was aber ſoll ich thun? o Schickſal! ja, vollende
Den Schluß, den du gefaßt; ich ſeh mein nahes Ende!
Schützt Unſchuld vor Verdacht? Ein Argwohn, der ſich leicht
In das ſchlafloſe Herz des finſtern Nero ſchleicht,
Hat manchem, welcher ſich den ſicherſten geglaubet,
Oft in des Glückes Schooß, Licht, Seel und Glück geraubet.
Daß Piſo mich beſucht, und daß Aurelia
Zu mir die Zuflucht nahm; daß, als das Volk mich ſah,
Es mir entgegen rief: .. kann nicht in ſolchen Gründen
Des Nero fürchtend Herz ein Recht zu tödten finden?
An Straf und Götter hat ſein Leichtſinn nie gedacht;
Er fürchtet keinen Gott, weil er ſelbſt Götter macht.
Ein jeder Tag ließ mich ein neues Laſter ſchauen;
Es wich Octavia der liſtigſten der Frauen:
Poppäa hebt und ſtürzt, und ihr gehorcht die Welt,
Weil der, dem Rom gehorcht, ſie in den Armen hält.
Lang bin ich ihr verhaßt! ſie denkt auf mein Verderben!
Wie rühmlich iſt es nicht mit Rom und Burrhus ſterben!

Was

Was in der Stadt der Welt noch groß und edel war,
Glänzt nun im Schattenreich, und trotzet der Gefahr.
Auf welche Höhen haſt du mich, o Glück, geführet?
Hat deine Schmäucheley mich jemals noch gerühret?
Heut bietheſt du mir bald den Thron der Römer dar;
Bald drohſt du mir den Tod, der nie mein Schrecken war.
Was thu ich? was ſoll ich, Tod oder Krone wählen?
Ihr Götter! wählet ſelbſt; ein Sterblicher kann fehlen.
O ſtrudelreicher Hof, wie ſelig mied ich dich!
Aus welcher ſanften Ruh rief Agrippine mich!
Und welchem Tyger ſollt ich an der Seite gehen,
Der plötzlich wütend ward, ſo bald er Blut geſehen!
Umſonſt war unſer Fleiß, o Burrhus, deſſen Tod
Noch manchen Unglücksfall in Romuls Mauren droht!
Noch ſeh ich dunkel euch, verwirret und im Bilde,
Ihr Nachbarn jenes Meers! ihr corſiſchen Gefilde!
Wohin mich ein Tyrann, den ſeine Wuth betrog,
Und Meſſalinens Liſt mit ſchnellen Segeln zog.
Verlaſſen ſollt ich ſeyn; dieß war der Feinde Wille:
Wie glücklich war ich nicht in der entlegnen Stille!
Bald einſam in den Wald, bald in des Meeres Strand,
Tiefdenkend, troſtreich, ſtill, verborgen, unbekannt!
Wie ruhig ſah ich nicht, von Hof und Neidern ferne,
Dich, Sonne, dich o Mond, und euren Lauf, ihr Sterne!
Des Herzens Stürme ſah ich im erzürnten Meer;
Auch nicht ein Augenblick verſtrich gedankenleer.
Darf itzo noch mein Aug ſo freye Blicke wagen?
Was ſeh ich? Rom verheert; was hör ich? aller
Klagen.

Im 1ſten Auftritte des II. Aufzuges, erzählet Lucius, was er dem Silvan vorgeſtellet, folgendergeſtalt:

Ich ſtellt ihm die Gefahr, in der Rom ſchweben würde,
Des Piſo ſtolzen Zweck, der Römer neue Bürde,
Die ewge Sclaverey, den Reiz der Freyheit für,
Und, Rom! dir treu zu ſeyn, verſprach er heilig mir.
Glaubſt du, o Piſo, daß wir dir gehorchet hätten?
Die Namen wechſeln nur; uns bleiben unſre Ketten:
So lang das große Rom noch einen Kaiſer ehrt,
Und nicht die alte Zeit der Freyheit wiederkehrt.
O Rom! o Vaterland! kaum hört man euch noch nennen!
Annäus, ſieh mein Blut von edler Rache brennen!
Rom war, o Tugend! ſonſt dein werthes Vaterland:
Bey Barbarn ſuch ich itzt, was man in Rom ſonſt fand.
Itzt hat das Laſter frech, dem Himmel ſelbſt zum Hohne,
Den Nero in dem Arm, und auf dem Haupt die Krone.
Freund, der berühmte Dolch, der Cäſars Bruſt durchſtach,
Wo iſt er? Nero lebt! Rom ſeufzet! Himmel! Ach!
Wo ſind ſie? wo ſind ſie, die alten guten Zeiten,
Da für das Vaterland zu ſterben, und zu ſtreiten,
Ein immer willigs Herz in jedem Römer ſchlug?
Da man ans End der Welt den römſchen Namen trug?
Doch dieſer Arm ſoll Rom, und heute Rom noch rächen!
Ja, freyes Rom, er ſoll heut deine Ketten brechen!

Als im ſiebenten Auftritte des IV. Aufzuges dem Seneca ſein Tod angekündiget worden, und Pauline ſein Gemahl darüber aufgebracht iſt; redet Seneca a. d. 56. S. ſo:

Ich

Ich ſehe meinen Tod, und ſeh ihn lächelnd an:
Gleichgültig, wie die Nacht, ſeh ich mein Ende nahn.
Der fürchtet dich, o Tod, der vor der Zukunft bebet;
Allein der ſcheut dich nicht, der tugendhaft gelebet.
Nach jener Ewigkeit, wo ich bald Bürger bin,
Trägt mich mein Freund, der Tod, mit ſchnellen Flügeln hin.
Ein unvergänglichs Reich wird dort der Weiſe erben:
Wie ruhig würd ich ſeyn! frohlockend würd ich ſterben!
Ach, unſer Wiſſen iſt hier nichts als Dunkelheit!
Durch Spalten ſehn wir nur in jene Herrlichkeit.
Doch du vergälleſt mir, Pauline, meine Freude:
Ich ſterbe nicht vergnügt, ſeh ich dich noch im Leide.
Was thu ich? ſoll ich fliehn? der Tod ſey meine Flucht!
Die Krone hab ich nicht, und ſie hat mich geſucht.
Um mich entſtehe nicht ein neues Blutvergießen!
Mein Fall, kein andrer Fall, ſoll dieſen Tag beſchließen!
Du weiſts, wie zärtlich dich mein ſterbend Herze liebt,
Und daß mich nicht mein Tod; Pauline nur betrübt!
Als eine Heldinn hemm den Lauf von deinen Klagen!
Laß dieß die Nachwelt noch von deiner Großmuth ſagen:
Mein Tod ſey nicht ein Tod, der auch dein Leben kürzt.
Ach, mäßige das Leid, in das mein Fall dich ſtürzt!
Wann einſt der trübe Lauf der Thränen aufgehöret:
O, ſo ſey deinem Aug kein froher Blick verwehret!
So flieſs ein heitrer Tag ſanft nach dem andern hin;
So lebe, wann ich längſt ein Spiel der Lüfte bin!
So denk und glaub, mein Geiſt, im Schrecken öder Grüfte,
Im dunklen Schattenreich, im Schooße tiefſter Klüfte,
Am traurigſten Geſtad, von dem in dieſes Licht
Kein Weg zurücke führt, mein Geiſt vergißt dich nicht!

Es würde überflüßig seyn, mehr Proben von der gesunden Dichtungsart des Herrn Verfassers anzuführen. Nur eins bedauren wir, in Ansehung einer grammatischen Kleinigkeit. Der Herr Verfasser brauchet die lateinischen Namen unabänderlich in allen Wortfügungen. Dieß ist zwar, überhaupt zu reden, gut: allein wenn dieselben keine deutsche Endung annehmen, so pflegt man sich der Deutlichkeit wegen, mit den Geschlechtswörtern zu helfen. Z. E. ich verehre den Cato, aber den Seneca lobe ich mehr. Dieß befördert, wie gesaget, die Deutlichkeit besser, als wenn man sagen wollte, ich ehre Cato; aber Seneca mehr. Gleichwohl schreibt der Herr Verfasser an sehr vielen Orten so. Nachdem er im I. Auftritt des I. Aufzuges sehr gut gesaget hatte: Ich sah den Lucius ꝛc. und bald darauf; den Tod des Seneca; welches sehr richtig ist: so heißt es im dritten Auftritte:

Allein für Seneca glänzt nur der Römer Krone.

und gleich darauf:

Ich sehe Seneca, u. d. m.

Bisweilen ist sonst auch eine Kleinigkeit in der Abänderung entwischet z. E. auf der 9 S.

So bleibt selbst Seneca noch dem Tyrann gewogen,

anstatt dem Tyrannen: und bald darauf

Der Piso sonst geliebt, für: Der den Piso ꝛc.

Doch dieß sind auch fast die einzigen Flecken dieses schönen Trauerspiels: und wir haben sie nur darum angemerket, weil viele andre neuere Dichter sie begehen, die es nicht einmal werth sind, daß man sie an ihnen aufmutzet; da sie sonst voll andrer weit

gröbe-

gröberer Fehler sind. Allein hier ist es Schade, daß sie ein sonst so schönes Gedicht verunzieren: wiewohl wir mit Horazen gerne gestehen:

Verum ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Offendar maculis; quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Am Ende hat der Herr Verf. einige Gedanken von einem Trauerspiele mitgetheilet. Es ist schwer, sie ins Kurze zu ziehen; und noch weitläuftiger würde es fallen, sie zu beurtheilen. Wir überlassen sie eines verständigen Lesers Prüfung, der aber vorher weis, was Aristoteles und Aubignac davon geschrieben haben. Ueberhaupt zu reden, geben wir dem Herrn Verf. fast in allem Recht: sonderlich in seinen Gedanken von der Schreibart des Trauerspiels; davon folgende Worte zur Probe dienen mögen: „Man tadelt hierinn mit Recht, die neuen „reimlosen Heldengedichte, wo oft auf ganzen Blät„tern, in einer ungewöhnlichen Sprache NB. nichts „gesaget wird. Oft sind sie so dunkel und über„trieben hoch, daß man glauben möchte, man läse „ein Buch von Beschwörung der Geister.„

„Hat ein Dichter einen wahren erhabenen und „unerwarteten Gedanken gefunden: so darf er sich „nur getrost der gewöhnlichen Sprache bedienen, „und er wird mehr bewundert werden. Ich be„wundre den Flug eines Adlers so lange, als ich ihn „noch sehe; hat er sich in den Wolken verloren, so „mag er dort seine Bewunderer suchen. Wie ist „nicht Deutschland seit einiger Zeit mit unnatürli-

„chen,

„chen, und doch bewunderten Gedichten überſchwem-
„met worden! O möchte ich bald an dem Dichter-
„himmel einen Regenbogen, als ein Zeichen erblicken,
„daß wir künftig keine ſolche Ueberſchwemmung
„mehr zu befürchten hätten! Es kömmt freylich al-
„les darauf an, was der gute Geſchmack eigent-
„lich ſey.

„Ich wage es nicht, einen verwegenen Ausſpruch
„zu thun. Es iſt ein Gott, der ſich rächen kann:

Ce Dieu charmant, que l'on ignore,
Quand on cherche à le definir:
Ce Dieu qu'on ne ſait point ſervir,
Quand avec ſcrupule on l'adore.

„Wer weder ängſtlich neue Gedanken, noch neue
„Arten, ſolche auszudrücken, ſuchet; wer ſich um
„keine Zierrathen bemühet, ſondern ſeinen Gedan-
„ken und Trieben einen freyen, ungehinderten Lauf
„läßt; der kann verſichert ſeyn, wann ihm anders
„die Natur die Gabe zu dichten nicht verſaget hat,
„daß der gute Geſchmack ihm nicht abgeſprochen
„werden könne. Allein die unordentliche Begierde,
„erhaben zu ſeyn, iſt die Quelle ſo vieler falſcher
„Zierrathen, und der unverſtändlichen und undeut-
„ſchen Sprache, die wir, der Natur zum Troß,
„bewundern ſollen. Dieſes hat der Herr von Vol-
„taire eher und beſſer als ich eingeſehen, und beſſer
„als ich bereits geſagt: Cette envie de briller & de
„dire d'une maniére nouvelle, ce que les autres ont
„dit, eſt la ſource des expreſſions nouvelles comme
„des penſées recherchées. Qui ne peut briller

„par

tung und Aehnlichkeit mehr gelten? Ich antworte mit Unterscheid: Wird die Verbesserung der Rechtschreibung nur von einem, oder sehr wenigen unternommen, und soll sie nur in etwas wenigem bestehen; so ist man nicht im Stande, der allenthalben eingerissenen Gewohnheit sich zu widersetzen; sondern man wird genöthiget sie als eine Regel zu erkennen. Entschliesset sich aber eine ganze Gesellschaft gelehrter Männer, die deutsche Sprache und die Gewißheit der Rechtschreibung zur Vollkommenheit zu bringen; so muß die Gewohnheit nicht weiter gelten, als so ferne sie gegründet ist. Denn einmal nimmt ein Weiser und Gelehrter nichts an ohne zureichenden Grund. Und so müßten auch unsere deutsche Gelehrten desselbigen gleichen thun. Nun aber ist ferner die Gewohnheit zu schreiben zufälliger Weise aufgekommen und eingerissen, indem unersahrne Leute ohne Grund und reifen Vorbedacht etwas angenommen haben, das andere, die nicht mehr verstanden oder verstehen wollen, ihnen nachgemacht. Demnehero ist es nicht nur recht und billig, sondern auch nützlich und nöthig, daß man den Gebrauch zu schreiben zuvor prüfe und untersuche, ob er auch gegründet sey, ehe man ihm als einer Grundregel folget. Der Herr Ernesti pflichtet mir bey, wenn er in seiner Antrittsrede in der deutschen Gesellschaft, welche mit in der herausgegebenen Sammlung befindlich ist, Bl. 136. und 140. lehret, was von der verworrenen Gewohnheit zu halten sey? Demnach so muß die erste und vornehmste Grundregel die reine und ächte Aussprache und Mundart der Gelehrten sein, daß man genau acht giebt, wie die Töne klingen, und mit gleichmäßigem Fleiße bedacht

„par une penſée, veut ſe faire remarquer par un „mot - - Si on continuait ainſi, la langue des „Boſſuets, des Racines, des Paſcals, des Cor„neilles, des Boileaux, des Fenelons deviendrait „bien-tot ſurannée. Pourquoi eviter une expreſ„ſion qui eſt d'uſage, pour en introduire une, qui „dit préciſément la même choſe? Kann man nicht „ein gleiches mit noch größerer Urſache von unſern „deutſchen Dichtern ſagen?„

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XII.

Unglaubliche aber mit glaubwürdiger Zeugnuß erwieſene Heiligkeit Joſephi, an eben dem vortrefflichen Feſt-Tag dieſes heiligen Nähr-Vatters Chriſti, durch eine Lob- und Sitten-Red dargethan ꝛc. von P. Fr. Joſepho Angelo a S. Claudio, Baarfüßigen Carmeliter, und Ordinari-Prediger. den 19 Martii 1748.

Wir führen hier unſern Leſern zum Vergnügen abermals einen Lobredner auf, von deſſen ſeltener Stärke in Gedanken und Ausdrücken wir gar nichts ſagen können, das nicht viel zu ſchwach wäre. Wir wollen ihn alſo ohne alle Weitläuftigkeit ſelbſt reden laſſen. Er hebt ſo an:

„Zum öfftermahlen ſchon iſt meine Zungen zu „einem Pembſel, meine Wort zu Farben, meine „Predig zu einem Gemähl worden, worauf ich entworf-

„worffen und abgeſchilderet ſo manchen Himmels-
„Bürger. Heut (um die Ehr vom Hauß beyzube-
„halten,) muß ich meinem Hauß-Herrn, dem H.
„Joſeph, den gebührenden Lob-Zünß abſtatten.
„Villfältig hab ich meine Gedancken aus- und in
„verſchiedene Häuſer deren glückſelige Außerwehlten
„geſchickt. Heut darff ſich keiner meiner Gedancken
„einigen Gedancken machen aus dem Hauß zu ge-
„hen; weilen der Patron vom Hauß ſeinen Nah-
„mens-Tag hoch-feſttäglich haltet. Ich ſtelle es
„nit in Abred, daß mehrmahlige Red von mir ge-
„ſtellet werde an diſen Wunder-Mann das übrige
„Jahr hindurch. Heut aber gieſſe ich mich biß auf
„den letzten Tropffen aus, gleich dem Fluß Nilo,
„welcher nur einmahl im Jahr das völlige Egypten
„überwäſſeret; ob er ſchon unter der Zeit da und
„dort ein paar Maul-voll Waſſer in das ihme an-
„grenzende Erdreich ausgeſpritzet.

„Keinen guten Tag hätte ich ſobald mehr zu hof-
„fen bey Thereſia meiner heiligen Mutter, wann
„an diſem Tag nit ihrem (und warumb nicht auch
„meinem) heiligen Joſeph eine beſondere Zungen-
„Schenkung auf den Altar legete. Seye es dann:
„ich ſpanne die Seegel aus; wiewohlen ich ein ſo
„groſſes Tugend-Meer vor mir ſehe, welches nit
„zu überfahren noch weniger (damit man drückenen
„Fuſſes darüber gehen könnte) zu bebrücken. Es
„ſchwindlet mir, und ich förchte billig, alle meine
„Wort möchten in der Verwunderungs-Tieffe ſcheit-
„teren. Adlers-Augen ſollte einer haben, in diſe
„Heiligkeits-Sonn zu ſehen, und Rieſen-Schul-

teren

„teren ſolche Frommkeits-Berg zu verſetzen. Him-
„mel und Erd ruffe ich zu Zeugen an, daß jeder
„Buchſtaben, ſo aus meinem Mund heut loß-bre-
„chen wird, ein Abſchnitzlein ſeye der bloſſen Wahr-
„heit. Himmel und Erden ſage ich, müſſen Zeu-
„geſchafft ablegen von dem Groſſen Joſeph, und deſ-
„ſen Vortrefflichkeit: Teſtimonium in Joſeph po-
„ſuit illud. Und gehet hier die ganze Predig auf
„einmahl aus einander.„

Da haben wirs! Wenn die Zuhörer es aber auch ſo gemacht hätten, und aus einander gegangen wären; ſo wären ſie um treffliche Sachen gekommen, wie folget.

Abtheilung.

„Ein Theil davon (NB. von der Predigt) ſetzet
„ſich auf den feurigen Wagen Eliä, und
„fahret Gedanken ſchnell dem Himmel zu, um all-
„dorten aufzuladen eine dreyfache Zeugnuß: aller-
„maſſen Tres ſunt qui Teſtimonium dant in Cœlo
„&c. Der anderte Predigttheil bleibt ſitzen auf
„der Erden; weilen eben auch drey Zeugen ſich zu
„ihme nahen; Tres ſunt qui Teſtimonium dant in
„Terra &c. Der Satz und Titul diſer gantzen
„Red ſtehet hinter denen Worten: **Unglaubliche,**
„**aber mit glaubwürdiger Zeugnuß erwiſene**
„**Heiligkeit Joſephi.** Nicht alſo werde mich in
„den weiten Rinn-ſaal des Lobs hinaus laſſen, daß
„ich nicht bey jeden Vor-Einfall wiederum das Ge-
„ſtatt einer Boden-feſten Sitten-Lehr erreichen, und
„dort ausſteigen könnte. Die Zihl-Scheiben, auf
„welche ein Prediger ſein ſcharpfes Abſehen nehmen

„muß, führet in ihrer Rund die Wort des alten „Tertulliani: Religioſiſſimus Cultus eſt imitari: „die Ehr eines Heiligen beſtehe in ſeiner Nachfolg, „und wachſet das Lob deſto häufiger, je mehr man „in ſeine Fußſtapffen tritet, gleich einem Boden, der „vilfach betretten, beſſeres Graß in ſeiner Schooß „traget. (Unſers Wiſſens trägt ſolch ein Boden „gar kein Gras) Mein Mund verlaſſet ſich auf „Thereſiam, die ihren liebſten Vatter Joſeph nie„mahlen im Stich, oder verkürtzen laſſet. Es ſte„he mir an der Seiten Jeſus.„

Was dünket unſere Leſer nun von unſerm Redner? iſt nicht alles, was er denket und ſaget, lauter Witz und aber Witz? Doch es kömmt noch beſſer. Er geſteht im erſten Theile gar treuherzig, daß er von dem Leben und Groß-Thaten des heiligen Joſephs nirgends nichts finde: und dieß nennet er einen Abgrund der Geheimmuſſen, welchen man mit dem Senck-Bley der menſchlichen Vernunft nicht erreichen kann. Er ärgert ſich recht, daß die Bücher von andern Dienern Gottes ſtrotzen; von dem Zieh- und Nähr-Vatter Gottes aber, die ganze Bücherey den Schweig-Finger auf den Mund leget. Andere Heilige ſaget er, hätten die Miracul am Schnürlein und Fingeren, und ſie konnten das Wunder-würken nit laſſen; die Lebens-Täg unſers Joſephs aber hätten immer in der Brach gelegen. Er klopfet bey allen vier Evangeliſten an, mit Bitt, ihm einen Bericht deswegen zu erſtatten: es findet ſich aber in der evangeliſchen Canzeley nichts, als das kleine Wörtlein,

lein, juſtus. Kurz, „die Archen Gottes, ſaget er, „ſey vormals nicht mit ſo vielen Fellen und Häuten „überzogen geweſen, als die Vollkommenheit Jo„ſephs unter einem Teppich verhangen ſey.

Dieß wäre nun für einen jeden andern Redner ein betrübter Umſtand; aber unſer Pater weis ſich gar ſinnreich zu helfen, und das machet er ſo: „Aber! da muß ſich die Erden unter die Erden ver„kriechen, wann der Himmel mit Stillſchweigen „redet, und Zeugnuß gibet von der Vollkommen„heit eines Menſchens. Man brauchet hier nit zur „Bekräftigung zwey Finger aufzuheben, weilen der „Göttl. Vatter ſeinen eingebohrnen Sohn, der deſ„ſen Finger aus der rechten Hand iſt, dem Vill„heiligen Joſeph aufzuheben übergibet. Kein Wort „hat der Vatter dieſe gantze Zeit über verlohren; „indeme er ſein von ihme gebohrnes Wort einer „menſchlichen Obſorg anvertrauet. Vor dem Thron „des Allerhöchſten ware alles Mäuſe-ſtill, und un„terſtund ſich Niemand bey Leb-Zeiten Joſephi ihne „in ſeinem Vatter-Ambt zu beunruhigen. . . Diſer „gebenedeyete Zimmermann ware ſchon todt, als „bey dem Fluß Jordan die vätterliche Stimme er„thönete: Du biſt mein lieber Sohn. Zuvor hat „man immer die ſtille Muſic bey dem himmliſchen „Hoff geſpilet. Weilen die Wolcken ſich nicht be„wegeten; ſo ware die Unterwelt unbeweglich in ih„rer Meynung, Joſeph ſeye der rechte Vatter, Je„ſus ſein Sohn. Diſer Glauben ware ſo gut auf„gemauret, daß alle Widderköpff und Mauer-Bre„cher deren Einwendungen ſich abgeſtumpffet hätten,

„ohne denſelben nur ein wenig zu erſchitteren. . . .
„Der Evangeliſt ſchlaget ſein Stammen-Buch und
„Geburts-Regiſter auf, und leſet aus ſelben ein
„halb hundert Vor- und Ur-Eltern herab: Abra-
„ham, fanget er von vornen an, hat gezeuget den
„Iſaac ꝛc. ꝛc. O was ſchöne Vätter ſeynd diſe! Je-
„doch alle ihre Vatterſchaft bliebe auf ebner Erden,
„da die Vatterſchaft des Joſephs im obriſten Stock-
„werck ſich einzünſete. Alle Alt-Vätter mußten das
„lange Augen-Rohr und große Fern-Glaß ergreif-
„fen, um ihren Ur-Enkel, den verheißenen Meſ-
„ſiam, in der Tieffe der zukünftigen Zeiten zu erſe-
„hen, den doch, Joſeph in der Hand, bey der Hand,
„nechſt an der Hand hatte. Vätter waren ſie; aber
„es ſtunde mit ihnen in weitem Feld deren in der
„Breite und Länge ſich erſtreckenden Weißagungen.
„Vätter waren ſie, aber eines Namen-loſen Kinds,
„indeme ja erſt auf Engliſchen Befehl Joſeph dem
„Kind den Namen geſchöpfft, welches das erſte
„Amt eines Vatters iſt. Darff ich meinen Gedan-
„cken hier zu Wort machen? ſo ſage ich, daß alle
„in der Geburts-Linie Chriſti auf einander folgende
„Vor-Eltern eine wunderſchöne goldene Ketten ge-
„weſen, zu unterſt hange als ein koſtbarer Gnaden-
„Pfennig Joſeph, habend eingeprägter auf einer
„Seiten Mariam auf der andern Jeſum.„

Der Herr Pater ſaget mit einer unerwarteten Scharfſinnigkeit: daß es ihm nicht möglich ſey, allhier den Zoll einer kurzen Sitten-Lehr zu umfahren. Wir ſehen daraus, daß er wirklich noch auf dem Waſſer iſt, ungeachtet, ſich eben der erſte

Theil

Theil ſeiner Predigt auf den feurigen Poſt-Wagen Eliä ſetzete. Dieſe Sittenlehre nun beſteht darinn, daß wenn Joſeph der Vatter iſt des Hauptes, alle Glieder ihm mit Haut und Haar zugehören. Hätte jemand hierwieder etwas einzuwenden, der bekömmt zur Antwort: „Jener hat das „Winckelmaaß, Waagſcheit und Richtſchnur des „Verſtands verloren, der wancket, als ob dieſer „heilige Zimmermann nicht ein Alt-Vatter ſeye.„ Er beruft ſich abermal auf obige heilige Thereſia, „die als ein eingefleiſchter Cherub, gern der ganzen Welt die Andacht zum Joſeph durch die Augen ins Herz gieſſen wollte.„ Dieſe nennet er eine groſſe geweyhte Glocken, die uns in ſeine Kirche ruffet. Kurz, „wer nur noch ein Trum von „einem Herzen im Buſen traget, der ſoll ſogar „dieſes auf die Andachts-Schaalen legen, und es „dem Vatter Joſeph darbiethen: denn falls wir nur „den Nagel der wahren Zuverſicht zu ihm feſt einſchlagen, ſo können wir alle unſere Sorgen an Nagel hängen.„ Wir wollen ihn weiter hören.

„Wahrhafftig! nichts hat den Niederen Joſeph „alſo in die Höhe gehebt, als ſeine tieffe Demuth. „Er ſchätzte ſich unwürdig ein Diener der Mutter „des Herrn zu ſeyn, und ward gewürdiget, ein „Bräutigam derſelben zu ſeyn. Der Welt hat es „ja müſſen wehe thun in allen Gliederen, ſage in „allen Ständen: denn wenn ſie hätte müſſen einen „Ziehe-Vatter dem Heyland ausſuchen, wäre es „ein gepurpurter König geweſen. Die Welt möchte ſich in beede Finger ihrer Geiſtlichen, und

„weltlichen Würden beissen, da sie siehet, daß man „keinen aus ihrem Mittel genommen. Gott hat das, daß er die Hoffärtigen nur über die Achsel „ansieht: denen Niederträchtigen herentgegen seine „Gnaden auff voll-beladenen Güter-Wägen zu„schicket. So voll sein Zeughaus ist von Donner„Keillen und Feur-Kuglen wider die aufgeblassenen, „eben so angefüllet seynd seine Magazinen mit Gut„thaten vor die sich selbst Verachtende. Lucifer wollte „ihme Federn wachsen lassen, und gleich einem „Icaro sich hoch schwingen, es hat aber Michael „disen Joch-Geyer abscheulich geropffet, und „da noch einige Stofflen der Hoffart übrig geblieben, „brühet man biß jetzt selben in dem sied-heissen „Wasser der ewigen Höllen. Abram namme ins „Maul Staub und Aschen, und erfrechte sich nicht „einmal mit dem Erschaffer zu reden. Cum sum „pulvis & cinis. Alsobald übersetzte der grosse Gott „aus seinem in des Abrahams Namen einen Buch„staben, und ware dieses schon eines, und kein klei„nes. Das artige Veigelein, wie immer ange„nehmen Geruch es in seiner Schooß führet, will „sich nicht sehen lassen, verbürget sich unter das „grüne Blatt. Die Josephinische Demuth geht „zuruck gleich dem Krebs auf dem Thier-Creyß, „bis sie gelanget zum Zeichen der Jungfrauen; in„deme Joseph ein Besitzer geworden Mariä.

„Ein gutes Wort findet ansonsten ein gutes Orth, „und doch hat das beste, das eingefleischte Wort, gar „kein Orth gefunden zu Bethlehem. Joseph ware „der einzige der alsobald das Wort aufgefangen,

„und

„und es nit in Mund ſondern in die Händ genom-
„men. Das abgekürzte, das kleinwinzige Wort
„ſchrye aus kindlichem Hals ſo ſtarck es könnte; es
„ware aber ein ſolch Getümmel in der Welt, daß
„die Welt ihr eignes Wort nicht gehöret.

„Nun diſes Wort, ſo ich euer Lieb und Andacht
„in Kürtze vortrage, habe ich gezogen aus den Arm-
„ben des heiligen Joſephs, der dieſes Wort in das
„Stein-reiche und Gold-arme Egypten getragen.
„Wer wird nun Wort genug finden, alle Sorgfäl-
„tigkeiten und Mihwaltungen zu entwerffen, die
„er vor ſelbes getragen? Meine Wort ſeynd viel
„zu langſam, als daß ſie in die Wett könnten lauf-
„fen mit ſeiner Obſorge. . . . Ein- nicht gar
„zweymahl durfften die Himmelsgeiſter den Heyland
„bedienen, und Truchſäß abgeben, als etwan in
„der Wüſten nach 40 tägigem Faſten. Joſeph
„ware ſein Speiß-Meiſter und Contraleur faſt 30
Jahr. Denen Engelen, die da flugfertig waren,
„kame es je federring und leicht an; ſehr ſaur her-
„entgegen unſerem Zimmermann.

„Herbey! herbey! ihr Arme, ihr Ausgehungrete,
„ihr Eingemerglete. Hier iſt das Brodt-Marckt
„und ſchencket man die Gaaben aus. Hier ver-
„kauffet Joſeph ſeine Gnaden, wie nochmahl das
„Brod am Laden; ſeyet doch nicht ſo faul, und ver-
„ſchmachtet nicht freywillig daraus hinder dem Zaun;
„hier iſt ja der Zöhrgaden offen. Hat Joſeph den
„Erſchaffer ernähren können, und auf der Schißl
„gehabt, ſo ſollten auch alle Geſchöpff zu ihm
über Tiſch gehen. . . . .

„So herrlich die Sonn scheinet, kan sie doch „nicht verhinderen, daß nicht die trübe Finsternuß „ihr ins Hauß komme. Der dem Stillschweigen „sehr ergebene Joseph verlohre selten ein Wort, und „doch auf der Jeroselymischen Reiß hat er das göttliche „Wort, seinen allerliebsten Zieh-Sohn verlohren. „Machet mir alsogleich das ganze schwarze Meer zu „einer Dinten, und schneidet mir den grösten Ceder-„Baum des Bergs Libani zu einer Feder, so be-„schreibe ich den Trauermuth meines Josephs. . . . „Ein nach der Zeit aufgerichteter Diocletianischer „Kampff Platz, ein Neronischer Thier-Platz, ein „Maximinischer Schau-Platz, ein Herodianischer „Richt-Platz, hatten nicht so viel Martereyen um „sich und in sich, alldorten waren nicht so viel Fol-„ter-Bänck anzutreffen, als in dem zart-hertzigen „Joseph. . . . Nun die Gedult, die sonst Rosen „bringt, brachte auch den Rosenfarben Jesum wie-„der. Auf solchen starcken Regen folgete der gol-„dene Sonnen-Schein. Mit einem Worte, das „Wort Gottes ließe sich hören auf der Lehr-Cantzel.„

Es ist Schade, daß wir nicht alles abschreiben können: in so gleicher Stärke erhält sich der Wiß des Redners von einem Ende zum andern. Allein das ganze Stück ist zu lang, und die Wahl fällt unter so vielen Schönheiten, da immer eine die andere ablöset, zu schwer. Das Ende dieses Artikels mag also den Beschluß machen; daraus man zugleich den ganzen Inhalt und Entwurf seiner Predigt wird abnehmen können.

„Nun

dacht und bemühet ſey, eben dieſelbige und keine andere, auch nicht weniger noch mehrere im Schreiben auszudrücken. Wenn man aber die beyden andern Grundregeln, die dieſer erſten folgen, nemlich von der Abſtammung und Aehnlichkeit, ſtets vor Augen haben muß, welche beyde in vielen Stücken der erſten Regel dienen müſſen. Z. E. der Flug, volatus, und der Fluch, maledictio, haben einerley Klang: doch lehret die Abſtammung, daß jenes von fliegen, dieſes von fluchen herkommet, den Grund der verſchiedenen Art zu ſchreiben. Wenn man nun alſo eine ſolche ſcharfe Muſterung mit der Gewohnheit, welche bisher viele, vornemlich bey den elenden Schreibern in den Canzeleyen, ſuchen wollen, vernimmt: So wird zwar eine groſſe gewaltige Aenderung zum Vorſchein kommen, welche aber durch verſchiedene Schriften einer ganzen Geſellſchaft bald bey allen Vernünftigen Beyfall finden, und die Oberhand ungehindert erhalten wird.

VI.

Von dem Gebrauche der zweyfachlautenden Buchſtaben.

Zweyfachlautende Buchſtaben haben ihren Grund in der Natur, und in der eigentlichen Beſchaffenheit der Völker und ihrer Sprachen. Denn gleichwie in der Natur nicht mehr einfache Töne gefunden werden können, als dieſe fünfe, a, e, i, o, u: Alſo können dennoch aus der mannigfaltigen Verknüpfung und Zuſammenfügung dieſer einfachen Töne zuſammengeſetzte oder zweyfach lautende Töne entſpringen. Fleußt a und e zuſammen, ſo entſtehet daher der Ton ä: a und i machen ai; a und u machen au, wie alſo

„Nun trittet die gantze Lob- und Sitten-Red in „den Schluß. Laſſet uns abbrechen den Richter- „Stuhl, der zwiſchen Himmel und Erden, um von „beeden die Zeugnuß anzuhören, errichtet ward. „Ich nimme herab den fliegenden Zettul worauf die „Vorſpruchs-Wort ſtunden. Teſtimonium in Jo- „ſeph poſuit illud. Er hat das Zeugnuß geſetzet „in Joſeph. Unglaubliche aber mit glaubwürdiger „Zeugnuß erwiſene Heiligkeit Joſephi, ſchribe ſich „die Predig. Bey Dero End, Ihr Hochanſehn- „liche! ſchencket mir vor alle meine Mühe jenes „Saitten-Trum von der Davidiſchen Harpffen: „Teſtimonia tua credibilia facta ſunt nimis. Daß „ich nemblich genug mit Zeugnuß habe aufkommen „können. Im Himmel gibt von Joſeph Zeugnuß „der Vater, der Ihme das Wort, das Wort, da „es ſich ſelbſten, der h. Geiſt, da er ſeine Braut, „und das in derſelben Menſch-gewordene Wort über- „gibet: folglich hat der Himmel ſein Wort zur Wahr- „heit verpfändet. Die Erden hat zu diſem Frie- „dens Congreß abgeſandt drey ihrer vornehmſten „Herren, den Geiſt, das Waſſer, das Blut, oder „(ſie in ſittlichem Verſtande nahmhaft zu machen) „die Reinigkeit, das hohe Gebett, das vile Leyden. „Wann ſonſt jedes Wort ſtehet in den Mund zweyer „oder dreyer Zeugen, wie wird dieſes fallen, wo „ſechs daran heben? Ich will die Zeit verklagen bey „Thereſia, weilen durch ihre Kürze das Lob Joſephi „nicht hat können verlängeret werden. Jene Feſſel „mit welchen ich ſo kurz angebunden war, muß man „der flüchtigen Predig-Stund anlegen. Jedoch

„wenn ich auch einen ganzen Tag geredet hätte, ſo „wurde bey ankommender Nachts-Finſternuß, die „Ehr Joſephi mehrer durch mich verfinſtert worden „ſeyn, als die Nacht bey Entweichung der Sonnen. „Wir alle wollen zu ihme die Händ aufheben, da„mit er uns möchte legen in ſeine Händ, ſo ſeynd „wir wohl aufgehabet. Amen.„

XIII.

Oden und Lieder in fünf Büchern,

Hamburg bey Joh. Carl Bohn 1754 in groß 8. 276 S.

Gegenwärtige Oden und Lieder brauchen unſers Lobes nicht: theils, weil dieß ſchon die dritte Auflage derſelben iſt; theils, weil ihre Schönheit ganz Deutſchland ſchon bekannt iſt. Sie beſtehen wegen einer vorzüglichen Anmuth der Gedanken und des Ausdruckes, auch bey einer grammatiſchen Richtigkeit der Sprache und des Sylbenmaaßes, doch itzo noch, allen den Deutſchverderbern zu Trotze, die ihren Witz und Ueberwitz nicht anders, als in Schnitzern ausdrücken können; ja bisweilen nur die Schnitzer ſelbſt für Schönheiten, neue Gedanken und Einfälle ausgeben. Ein ſolcher Dichter alſo beſchämet den verderbten Geſchmack ſo vieler Neulinge am Parnaß; die ſo gern alles, was rein und fließend geſchrieben iſt, für gereimte Proſe, oder für Wiegenlieder ausgeben.

Man kann ſie ſicher herausfodern, in dieſen Oden und Liedern nur die geringſte Spur eines Zwanges, einer

einer verhunzten Redensart, oder eines ungeheuren Wortgespenstes aufzutreiben. Und doch müssen sie gestehen, daß ihr Verfasser kein Alltagspoet, kein Bänkelsänger; sondern ein Dichter sey, der Deutschland Ehre machet. Geht es nun an, auch in einer unverletzten Sprachrichtigkeit schön, sinnreich, neu, erhaben, munter, und lebhaft zu schreiben: welch ein Unstern hat ihnen denn das Gehirn angeblasen, und sie bewogen, zu glauben: ein guter Dichter müsse die Grammatik mit Füßen treten; und die Sprache müsse unter ihm einsinken, wenn er als ein andrer Pantagruel mit Riesenschritten über sie herstolpert.

Der Vorbericht von den verschiedenen Arten der Oden und Liederverse bey den Alten, ist gelehrt, und wohl geschrieben. Der Anhang aber, der aus der Histoire de l'Acad. des belles Lettres, die Abhandlung des Herrn de la Nauze, von den Liedern der Griechen und Römer, deutsch liefert, ist schön: daher schadet es nicht, daß sie hier gleichfalls angetroffen wird. Der Herr Verleger und Buchdrucker haben hier auch alles mögliche gethan, schöne Gedichte schön gedruckt zu liefern. Nur auf den Seiten, wo Anmerkungen stehen, fehlet die Symmetrie. Wie leicht wäre sie aber nicht zu erhalten gewesen?

XIV.

Wohlverdientes Ehrengedächtniß der seligen Frau Hofräthinn Maria Henrietta Trillerinn, geb. Thomäin, von einigen weitberühmten Dichtern gütigst gestiftet, und nebst Ihrem rühmlichst geführten Lebenslaufe zum Drucke befördert, von Daniel Wilh. Trillern. Hamb. bey Christ. Herolden 1754. 200 Seiten in groß 8.

Wohlverdienter Leute Gedächtniß verdienet unstreitig auf die Nachwelt gebracht zu werden: warum sollte denn ein vernünftiges und tugendhaftes Frauenzimmer dieser Ehre nicht auch theilhaftig werden? Die sel. Frau Hofräthinn Trillerinn war es also vollkommen werth, daß ihr, von ihrem hinterlassenen betrübten Herrn Wittwer, ein so schönes Denk- und Ehrenmaal aufgerichtet würde. Ihr Geschlecht, ihre Gestalt, ihre Auferziehung, ihre besondre Gemüthsgaben, und ihr überaus anständiger und tugendhafter Lebenswandel, unterschieden sie von unzählichen Personen ihres Geschlechtes. Alle, die sie gekannt haben, verehrten sie als eine edle Freundinn, treue Ehegattinn, und kluge Mutter; und dieses haben sie ihr in sehr vielen Gedichten nachgerühmet.

Nach einer poetischen Zuschrift an seine älteste Jungfer Tochter, und kurzen Vorrede, beschreibt der Herr Hofrath Triller das Leben seiner geliebten Henriette ausführlich; und mit einer Schreibart, die

die ihm theils seine Zärtlichkeit, theils die Wehmuth selbst in die Feder geflößet. Er hat aber auch seine sel. Frau Gemahlinn am besten gekannt: und also war niemand geschickter, ihr Bild lebhaft zu entwerfen, als eben er. Unser Raum leidet es nicht, uns in dasselbe einzulassen: wir rathen aber allem wohlgearteten Frauenzimmer, diesen Spiegel der weiblichen Zucht, sich vor die Augen zu stellen, und fleißig zu betrachten.

Die angehenkten Gedichte sind in drey Classen vertheilet. Die erste liefert die deutschen Gedichte berühmter Männer und Freunde des Hn. Hofraths; z. E. der Frau Rath Riegerinn, des Hn. Kanzlers von Mosheim, Hn. Hofr. Ayrers, Hn. Hofrath Richters, Hn. von Haller, Hn. Leibarzt Werlhofs, Hrn. Hofr. Hahns, Hrn. von Holzschuhers, Hrn. Prof. Gottscheds, Hn. Canzleyassess. Menzens, u. s. w. Die II. Classe liefert lateinische Ehrengedichte, Hn. D. Hebenstreits, Hn. D. Weidlers, Hn. D. Heumanns, Hn. Prof. Gesners, und Hn. Prof. Böhmens. Die III. liefert die Trauer- und Klaggedichte des Hn. Wittwers selbst und seiner Kinder. Man kann leicht denken, daß hier sehr viele schöne und sehr bewegliche Stücke vorkommen, die es werth sind, von Kennern mehr als einmal gelesen zu werden.

XV.

Nachricht von der neulichen öffentlichen Versammlung der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste.

Am neulichen 5ten Tage des Herbstmonats, als am hohen Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit, des Königl. Churprinzen zu Sachsen, hielt die

die Geſellſchaft der freyen Künſte allhier ihre zweyte öffentl. Verſammlung dieſes Jahres. In zahlreicher Gegenwart des Hrn. Rectoris Magnifici der Univerſität, verſchiedener Herren Grafen und Freyherren, vieler Doctoren und Profeſſoren, wie auch Cavalliere und andrer hieſelbſt Studierenden, ließen ſich drey Mitglieder derſelben, mit ihren Abhandlungen hören. Hr. Doctor Reiske, Prof. der arabiſchen Sprache allhier, der in dieſelbe aufgenommen ward, las eine Unterſuchung des Wortes Gala ab, und leitete ſelbiges ſehr wahrſcheinlich und glücklich aus dem Arabiſchen her; trug auch verſchiedene Gewohnheiten vor, die an den Gallatagen der morgenländiſchen, ſonderlich arabiſchen Fürſten, im Schwange gehen.

Darauf verrichtete die Aufnahme des Hn. Doctors, Hr. Prof. Gottſched, und las zugleich eine Abhandlung von dem älteſten deutſchen Rechtsbuche in deutſcher Sprache, welches ſchon um die Zeiten Kaiſer Konrads des III. oder in den erſten Jahren Friedrichs des I. geſchrieben geweſen; und alſo ſowohl den Sachſen- als Schwabenſpiegel an Alterthum übertrifft. Er hat einen trefflichen pergamentnen Codex davon in der hochfürſtl. wolfenbüttelſchen Bibliothek angetroffen, auch denſelben auf herzogl. Erlaubniß in Leipzig gehabt, um ſich ſelbigen bekannt zu machen. Ehestens wird er eine ausführliche Nachricht davon geben: denn dießmal begnügte er ſich nur das wahre Alter deſſelben zu beſtimmen.

Die dritte Vorleſung hielt Hr. M. Joh. Traugott Schulz, aus Kittlitz in der Oberlauſitz, der Jeniſchen D. G. und der Geſ. der fr. K. Mitgl. Dieſelbe handelte

delte von dem alten deutschen Abgotte Pustor, dessen metallene Bildsaule auf dem fürstl. schwarzburgischen Schlesse zu Sondershausen steht. Die Gelegenheit dazu hat ihm das jener ganz ähnliche Nachbild gegeben, welches auf der Leipziger Paulinerbibliothek befindlich ist. Er trug alles was von demselben merklich ist, und in verschiedenen Schriftstellern zu finden war, in einer guten Ordnung und angenehmen Schreibart vor. Alle drey Abhandlungen aber schlossen mit den eifrigsten Wünschen für die hohe Wohlfahrt des königl. Hauses, und insonderheit des durchl. Churprinzen Kön. Hoheit.

Zuletzt trat der itzige Vicesecretär der Ges. Hr. M. Brucker, aus Augspurg auf, und las die Namen derjenigen Ehrenglieder ab, welche seit der letzten öffentlichen Versammlung zu Ehrengliedern der Gesellschaft erkläret worden: Selbige waren folgende zwölf: Hr. D. Zschörtner in Camenz; Hr. M. Hühnchen, Prediger daselbst; Herr M. Vogt, Rector daselbst; Herr Kriegsassessor Laurentii zu Gotha; Hr. Archivar Schmincke zu Cassel; Hr. Secretär Groschuff, in hochfürstl. hessenphilippsthalischen Diensten; Hr. Prof. Stegmann, am hochfürstl. Coll. Carol. zu Cassel; Hr. Prof. Böhm, allhier in Leipzig; Hr. D. und Prof. Reiske allhier; Hr. Secretär Freyesleben, Unterbibliothekar, bey der herzogl. Bibliothek zu Gotha; Hr. Prof. Blumenbach, an dem hochfürstl. Gymnasio daselbst; und Hr. M. Körner, Pastor zu Bockau, bey Schneeberg.

Hierauf giengen die sämtlichen Zuhörer vergnügt auseinander, die Glieder der Gesellschaft aber, zwanzig an der Zahl, blieben den übrigen Theil des Tages beysammen, und beschlossen bey einem Abendessen, diesen erfreulichen Tag, in allem Vergnügen.

XVI.

Der Triumph der Treue, ein Schäferspiel aus dem, von der Meisterhand der durchlaucht. Ermelinda Thalea, einer arkadischen Schäferinn, verfertigten wälschen Singspiele: Il Trionfo della Fedeltà, seiner Vortrefflichkeit wegen verdeutschet. Leipzig bey B. Ch. Breitkopf, 1754. in 4.

Von dem vortrefflichen Originale dieses Stückes haben wir schon vor einigen Monathen Nachricht gegeben:

itzo aber melden wir den Kennern einer unschuldigen Schäferpoesie diese Uebersetzung dess lben an. Es ist dieselbe in den gewöhnlichen Jamben, wie sie auf der Schaubühne von je her geherrschet, übersetzet; und ganz bequem gemachet, ohne Gesang, als ein Schäferspiel aufgeführet zu werden. Der Ausdruck ist diesen Absichten gemäß, natürlich, und schäfermäßig, d. i. weder schwülstig, noch grob, sondern edel und artig; wie ihn der Grundtext in aller Vollkommenheit lieferte.

Es ist zwar gewiß, daß alle Meisterstücke in Uebersetzungen viel verlieren; und also auch diese Verdeutschung des Triumphs der Treue, manche Schönheit des Originals nicht vollkommen ausgedrückt haben wird. Die wälsche Sprache sonderlich hat ihre ganz eigene Kürze und sinnreiche Wendungen, die sich in keiner andern dem Buchstaben nach, wenigstens eben so kurz, nicht geben lassen. Indessen wird doch nicht leicht etwas Schönes aus dem Grundtexte im Deutschen gänzlich vermisset werden; wie bey Gegeneinanderhaltung desselben erhellen wird.

Leser aber, die des Wälschen nicht mächtig sind, werden dem Uebersetzer allerdings Dank schuldig seyn, daß er ihnen ein solches Meisterstück einer durchlauchten Dichterinn, verständlich und leserlich gemachet hat.

XVII.

La Grande Galerie de Versailles, & les deux Salons, qui l'accompagnent. A. Paris. Der Preis ist zu Paris 300 Livres für 55 Blätter.

Carl le Brun, oberster Hofmaler Königs Ludewigs des XIV. hat das Leben und die Thaten dieses Herrn von 1661. bis 1678. gemalet. Dieses sind lauter Meisterstücke, die von den Kennern längst in Kupferstichen gewünschet worden. Itzo hat sie Job Bapt. Masse, ein Maler und Rath bey der Malerakademie abgezeichnet, und vor seinen Augen von den besten Meistern stechen lassen. Es ist eine grosse Rodomontade, wenn man im Mercure de France, Frankreich das einzige Land in Europa nennet, wo das Kupferstechen glücklich getrieben wird. Sind denn unsre Augspurger, Nürnberger, Dresdener, Berliner und Leipziger ganz unglücklich darinnen? Und wo bleiben London, Rom und Venedig?

(Ende des 24sten Stücks 1754.

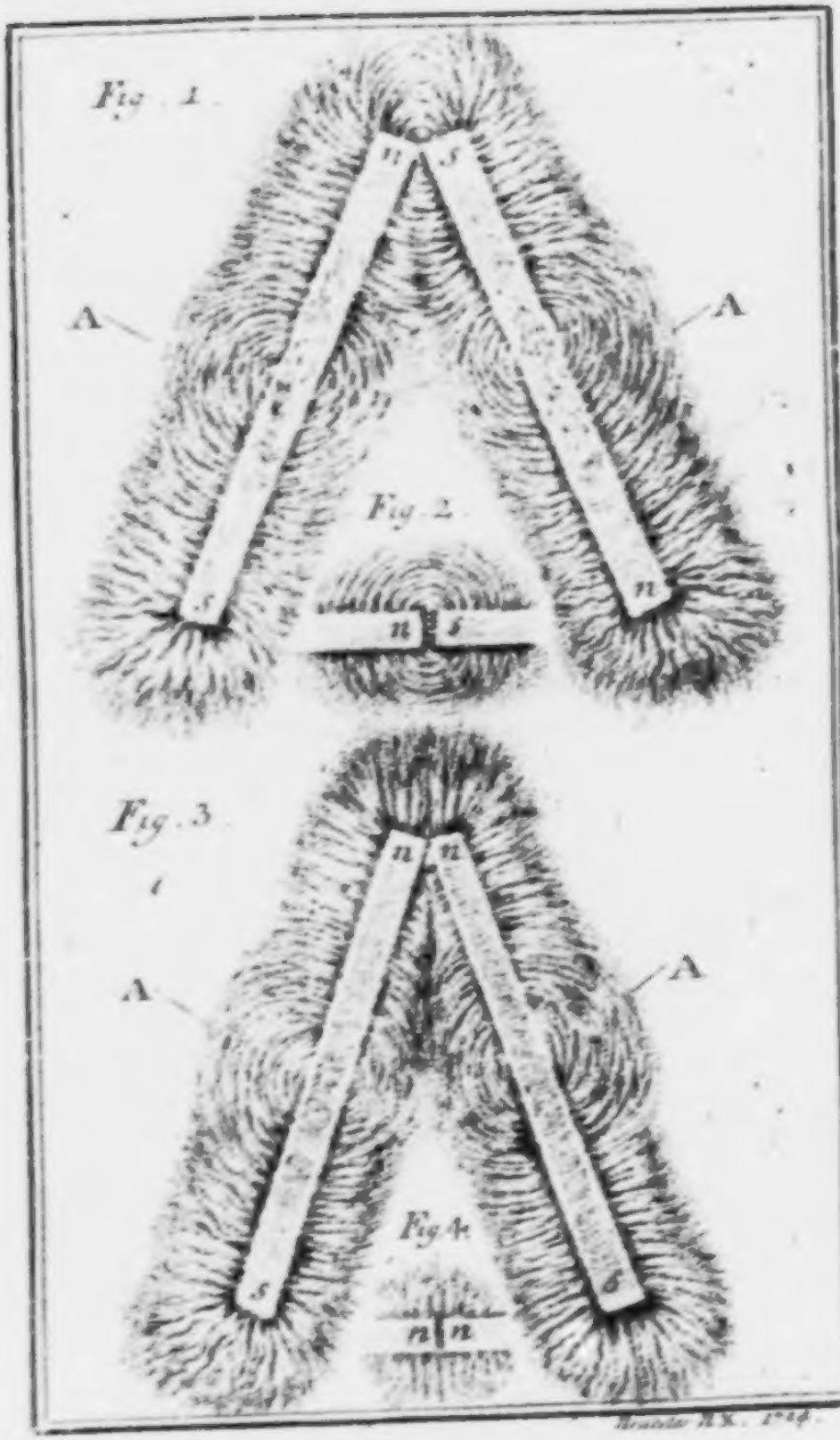
Fig. 1.
n
s
A
A
Fig. 2.
n
s
n
Fig. 3
n
n
A
A
Fig 4.
s
s
n
n

auch die übrigen, äu, ei, ey, eu, ö, ü, uy, oi, oy, entſpringen. Du findet man noch in den Wendiſchen Namen der Städte und Perſonen, und wird von uns bald o, bald a geleſen. Da höret man öfters aus dem Munde der Platdeutſchen, als der Märker, wie in roaren, ſchreyen wie ein Ochſe. Gleichwie nun die Natur dieſe zuſammengeſetzte Töne erzeuget, alſo miſcht ſie auch ſelbige unter die Sprachen, wiewohl verſchiedentlich; folglich muß man auch Zeichen haben, wodurch man auch der Ausſprache nachahme. Doch werden wir befinden, daß ein Volk vor dem andern zu den zweyſachlautenden Tönen geneigt ſey: Gleichwie einige zu hohen und lieblichen, andere zu dunkelen und groben Tönen gewöhnet ſind. Damit ich ſolches mit einigen Beyſpielen erweiſe: So lieben die Chaldäer und Syrer mehr o, u, und au, als die Hebräer. Von den zweyſachlautenden Tönen findet man bey den Hebräern ſehr wenige, nemlich û und â, und bey den heutigen Juden au. Hingegen findet man bey den Syrern deſto mehr, ſonderlich au und eu. Bey den Lateinern, ſonderlich denen Griechen, fehlet es hieran auch nicht, wiewohl die erſtern die gedoppelten Töne anders ausgeſprochen haben, als wir. Indeſſen iſt es etwas verwunderswürdiges, wenn man den mannigfaltigen Unterſcheid der Völker und ihrer Sprachen erweget.

Betrachten wir die Deutſchen, ſo müſſen wir bekennen, daß dieſes gegen Norden wohnende und trägere Volk ſonderlich zum langſameren Reden, und daher auch zu denen etwas verweilenden zweyſachlautenden Tönen geneigt ſey. Wir hören ſolches aus ihrem Munde ſelbſt, ſehen es aus ihrer Schreibart, und ſin-

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Weinmond 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1754.

Inhalt.

I. Deſcription des courants magnetiques, deſſinés d'apres Nature
II. Herrn D. Paſtorius Neujahrsrede an den groſſen Rath zu Straßburg.
III. Herrn Prof. Wiedeburgs Nachricht von alten Manuſcripten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts.
IV. Ode an Herrn Büttner.
V. Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne.
VI. De Animi immortalitate Poema.
VII. Geſchichte der Akad. der ſchönen Wiſſenſch. zu Paris. VII. Theil.
VIII. Der Schwärmer, eine Sittenſchrift. I. und II. Band.
IX. Herrn Prof. Richeys Idioticon Hamburgenſe.
X. Hrrn M. Kelzens zwölf heil. Charfreytagsreden.
XI. Plutarchs Lebensbeſchreibungen. VIII. Theil.
XII. Herrn M. Hentſchens Anweiſung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften.
XIII. Neue Fabeln und Erzählungen.

I.

Deſcription des courants magnetiqués, deſſinés & gravez d'apres Nature en XV planches, ſuivie de quelques obſervations ſur l'aimant par Mr. ***, de l'Academie des belles Lettres de la Rochelle, & Correſp. de l'Acad. R. de Sciences de Paris. A Strasbourg chez le Roux 1753. in 4. p. 52.

Der Verfaſſer dieſes Werkchens unterſchreibt ſich bey der Zuſchrift an den Card. von Soubiſe, Bazin, und iſt ſchon durch andre Schriften als ein alter Bürger der gelehrten Republik bekannt.

Daß die magnetiſche Materie durch dieſe Steine durchfließe, und gleichſam ſtromweiſe auf beyden Enden heraus und hineinfahre, hat man lange gewußt. Man hat ſolches bemerken können, wenn man einen Magnet auf eine glatte Fläche eines Papiers, oder Meſſings, oder Marmors geleget, und ihn hernach mit Feilſtaub beſtreuet hat. Denn da haben ſich dieſe Eiſentheilchen rings um in eine gewiſ-

wiſſe Ordnung geleget, daran man die Ströme der magnetiſchen Materie deutlich erkennen können. Allein ſo ſchön dieſe Erfahrung iſt, ſo wenig Nutzen hat man daraus gezogen. Man hätte mehr Verſuche damit anſtellen ſollen, und die Beobachtungen darüber zu mehrern Entdeckungen brauchen können.

Dieß nimmt ſich Herr Bazin vor zu thun. Ein Kaufmann und Schiffer iſt zufrieden, daß der Magnet ſeine Pole nach Norden kehret. Aber der Weltweiſe will die Quelle dieſer Wendung erforſchen; und die Kraft ergründen, womit er das Eiſen zieht. Die Urſache von beydem iſt in den magnetiſchen Strömen zu ſuchen. Die Natur iſt ſehr ſparſam. Wenn ſie durch einerley Mittel zweyerley ausrichten kann; ſo thut ſie es gern. Dieſelbe Luft, die uns im Athmen das Leben friſtet, treibt auch Windmühlen und Schiffe. Ein Weltweiſer iſt nicht zufrieden, daß er dieſes wiſſe; er will die Natur ſelbſt ausſpähen, und begreifen, wie es zugeht und geſchieht.

Als der Verfaſſer ſich alles, was vom Magneten handelt, bekannt gemachet hatte, wollte er ſich ein eigen Lehrgebäud davon aufführen. Er that es, und trug es einem bekannten Gelehrten vor, der die Sache verſtund: aber deſſen Einwürfe ſtießen es faſt ganz zu Boden. Es gründete ſich mehrentheils auf die magnetiſchen Ströme, ſo wie ſie in den gemeinen Naturlehren ſtehen. Daraus ſchloß der Verfaſſer, daß unſre Wiſſenſchaft und Kenntniß derſelben noch ſehr unvollkommen ſey. Er wünſchte dabey dieſelben ſichtbar machen zu können, oder wel-

welches gleichviel ist, ihren Lauf und dessen Beugungen in deutlichen Spuren leserlich zu machen.

Die alte Erfahrung mit dem Feilstaube wies ihm die Möglichkeit davon. La Hire hatte sich derselben schon bedienet, seine Wirkungen zu erklären. (S. die Schrift. der kön. Akad. der Wiss.) Muschenbroek war noch weiter darinn gegangen. Dieses munterte den Verfasser auf, auch sein Heil zu versuchen, ihre Fehler zu verbessern, und den magnetischen Strom in so vielen Veränderungen zu betrachten, als es ihm möglich seyn würde; um seinen Lauf gewisser zu machen, und seine Natur zu erklären.

Die ersten Versuche gelungen ihm besser, als er gehoffet hatte. Seine Freunde sahen mit Vergnügen den Feilstaub auf mehr als zwanzigerley Art sich bewegen; nachdem er etliche Magneten in die Nähe brachte. Er bediente sich des feinsten Stahlstaubes, und dieser zeigte aufs genaueste alle Bewegungen der magnetischen Ströme. Er nahm endlich auch solch Stahlpulver, dessen die Aerzte sich in gewissen Krankheiten bedienen. Und dadurch zeichnete sich alles so genau ab, als ob es in Kupfer gestochen wäre. Diese Versuche zeigten ihm nun die bisher sehr unbekannten magnetischen Wirbel, und was ihnen begegnet, wenn entweder zween widrige Pole einander begegnen, oder zween ähnliche sich nähern. Er sah, wie sie das nahe Eisen ergriffen, bisweilen anzogen, bisweilen zurück stießen; und wie es gleichsam einen Nord und Südpol, ja den Gleichungskreis, (Aequator) bezeichnete. Dieses suchet er nun in diesem Werkchen den Lesern vor Augen

zu legen; indem er alle ſeine Beobachtungen abgezeichnet und in Kupfer ſtechen laſſen.

Ein bewaffneter Magnet iſt ſehr ungeſchickt zu dergleichen Beobachtungen. Man kann ihn gar nicht ſo bequem zu andern Magneten legen, um die gegenſeitigen Wirkungen daran wahrzunehmen. Dieſem Uebel auszuweichen, hat er ſich etliche ſtählerne Platten machen laſſen, dergleichen man in dem Kupfer dieſes Monats ſieht. Sie ſind nicht dicker, als ungefähr eine halbe Linie, bisweilen eine ganze, oder anderthalb. Nach dem er ſie magnetiſiret, legte er ſie auf ſeinen Tiſch in eine beliebige Lage, legte ein weißes Papier darüber, und ſtreuete ſodann Feilſtaub von Stahl oder Eiſen darauf. Um aber ſelbigen gleich dicht ſtreuen zu können, ſiebete er es durch ein kleines Haarſieb von ſeidenen Fäden. In währendem Fallen dieſes Staubes, ordnet und richtet ſich derſelbe von ſich ſelbſt: um ihm nun zu helfen, damit er die ganze Zeichnung fein richtig darſtelle, muß man mit einem Schlüſſel oder Finger ein wenig unter das Tiſchblatt klopfen, damit ſich die Stäubchen heben, und die gehörige Lage des magnetiſchen Stromes annehmen können.

So wird nun der ganze magnetiſche Strom, oder Wirbel ſichtbar, und zeiget auf dem Papiere, wie er ſich in den verſchiedenen Lagen der Stahlplatten verhält. Man kann die verſchiedenen Veränderungen deſſelben alsdann bequem abzeichnen, und darf nicht beſorgen, daß man Einbildungen, und Erdichtungen zu Markte bringe; wie Carteſius, und andre gethan haben. Die wenigen Figuren, die

wir

wir mittheilen, können einen Begriff von den übrigen machen, die ſich bis auf 15 erſtrecken. Wir müſſen aber auch einige Betrachtungen des Verfaſſers zur Probe mittheilen.

Die 1. Fig. zeiget zwo magnetiſirte Stahlplatten, die ſich durch die freundſchaftlichen Pole N. und S. d. i. Nord und Süd, berühren, unten aber aus einander gehen. Da dieſe beyden Pole diejenigen ſind, wodurch eine Platte die andere an ſich zieht, ſo zeigen ſie, wie es damit zugeht; und wie der magnetiſche Fluß ſie durch krumme Linien über und unter dem Berührungpuncte ergreift. Mitten auf jeder Platte kann man einen kleinen Wirbel bemerken, der ſich um ſelbige bey A. A. bildet, und deren Durchſchnitt man den magnetiſchen Gleichungskreis (Aequator) nennet. Die beyden untern Pole bemerken keine Ungleichheit in dem Ausfluſſe der magnetiſchen Materie.

Entfernet man aber dieſe beyden Schenkel ſoweit, daß die Platten in einer geraden Linie zu liegen kommen, wie in der 2. Fig.: ſo ſieht man den kreisartigen Fluß, der ſie vereinigenden Materie nur deſto ſchöner. Man könnte ſich zwar einbilden, daß der ſchwarze Strich, der zwiſchen beyden entſteht, eine Abſonderung, oder ein Zurückſtoßen beyder Platten bedeutete: allein er bemerket, daß es nur eine Wirkung des daſelbſt gehäuften Feilſtaubes iſt, der die Berührungslinie bedecket hat, weil er von beyden Platten dahin getrieben worden.

Die 3. Fig. ſtellet zwo magnetiſirte Platten vor, die ſich mit ihren beyderſeitigen Nordpolen N. N.

berühren, die einander zuwider sind, und also einander weder anziehen noch leiden können. Die Stellung und Lage des Feilstaubes zeiget die Ursache davon: wenn man sie mit der vorigen vergleichet. Wenn nämlich hier die magnetische Materie aus den Polen strömet, so fährt sie gerade zu, und diese widrigen Ströme stoßen in einander, ohne sich zu vermischen. Die innere Spitze des Zwischenraums der Platten, die in der ersten Fig. ganz voller Feilstaub lag, ist hier ganz leer; und alles, was man dahin streuen will, wird immer weggetrieben. Etwas tiefer herab, wenden sich die herausströmenden Theilchen unterwärts, ohne sich zu vermischen, bis sie an die Wirbel des Aequators kommen.

Leget man aber die beyden Nordpole in gerader Linie gegen einander, wie in der 4. Figur, so entweicht der magnetische Strom von beyden Seiten, ohne sich, wie vorhin, zu krümmen. Leget man auch die beyden Süderpole dergestalt aneinander, so geschieht eben das.

Dieß sind nun die beyden einfachesten Versuche, die wir unsern Lesern in Figuren vorlegen können. Die folgenden sind viel zusammengesetzter, aus drey, vier und mehr solchen magnetischen Platten, die bald kürzer, bald länger sind, bald parallel, bald in rechten Winkeln, oder perpendicular, und zwar theils an dem Ende, theils in der Mitten an einander gesetzet werden. Ueberall sieht man die wunderbaren Richtungen des magnetischen Stromes, nachdem die Pole freundschaftlich, oder feindlich sind. Bey allen machet der Herr Verf. seine Anmer-

merkungen, und ſetzet dadurch die Lehre von den Magneten in ein viel helleres Licht, als man bisher davon ehabt hat.

Endlich füget er Platten in Geſtalt eines Hufeiſens, theils allein, theils neben einer geraden Platte, und noch eine, wie der Buchſtab S geſtalt, bey. Allenthalben zeigen ſich verſchiedene und wunderbare Richtungen des Feilſtaubes, und folglich der ausſtrömenden Materie. Hierauf folget eine ſtählerne Zirkelplatte, die in der Mitte ausgeſchnitten iſt; und die gleichſam eine Erdkugel im Durchſchnitte vorſtellet. Den Schluß machen zwo gegen einander gekehrte Hufeiſen, oder Halbzirkel, deren feindliche Pole einander nahe liegen. Was dieß alles für Veränderungen in dem Feilſtaube gebe, kann ein jeder ſich leicht vorſtellen.

Da der Herr Verf. nun auf die Schlüſſe kömmt, die ſich aus dieſen neuen Erfahrungen ziehen ließen: ſo iſt er ſo behutſam, daß er noch keine wagen will. Er ſieht vorher, daß andre Naturforſcher noch mehr dergleichen Verſuche anſtellen werden; und er beſorget alſo, daß es noch zu zeitig ſeyn möchte, etwas feſtſetzen zu wollen. Er beſorget auch nicht ohne Grund, daß dieſe neuen Erfahrungen, davon man vorhin nichts gewußt hat, die Erklärung der magnetiſchen Anziehung viel eher ſchwieriger machen, als erleichtern dörften. Denn wer kann ſichs einbilden, daß der Schöpfer ein ſolches flüſſiges Weſen, welches um und durch die Erdkugel fließt, uns überall umgiebt und einſchließt, ja alles durchdringet, bloß dazu beſtimmet habe, uns durch das Schau-

ſpiel eines kleinen Steines zu beluſtigen, oder höchſtens eine Nadel nach Norden zu lenken?

Gewiß, man müßte ſehr ſchlechte Begriffe von den Abſichten eines allweiſen und allmächtigen Weſens haben, wenn man ihm ſolche Kleinigkeiten zutrauen ſollte. Ohne Zweifel muß die magnetiſche Materie viel wichtigere Urſachen und Vortheile in dem Weltbaue haben; und Wirkungen hervorbringen, die wir nicht kennen, und vielleicht dereinſt entdecken werden. Sollte ſie wohl unglücklicher ſeyn, als die elektriſche, die mit ſo vielem Glanze aus dem Dunkeln hervorgebrochen; und ſich in ſo vielen wunderbaren Erſcheinungen gewieſen, da ſie ſo viel Jahrhunderte hindurch, nur in einem einzigen Stücke bekannt geweſen? Dieſes muß die Weltweiſen aufmuntern, der Sache fleißiger nachzuforſchen.

Es iſt auch noch ein Anhang zu dieſer Schrift von etlichen Bogen mit neuen Figuren heraus, darinn der Herr Verfaſſer noch mehr Verſuche beſchrieben hat. Wir reden künftig davon.

II.

Neujahrsrede, ſo an E. E. großen Rath der königlich-freyen Stadt Straßburg in offener Rathsſtube den 11ten Jenner 1753. gehalten worden iſt, von Johann Martin Paſtorius, der Rechten Doctor, und gedachten Raths Advoc. und Procurat. Ordin.

Da

können es aus allen Töchtern der deutſchen Sprache abnehmen, dahin ſonderlich die Engliſche und Holländiſche gehören. Jedoch iſt immer ein Volk vor dem andern in dem weitläuftigen Deutſchlande zu den gedoppelten Tönen geneigt, als die Pommern, Mecklenburger und Märcker. Hingegen lieben die Oberſachſen, Leipziger und Dreſdner mehr die feinen, lieblichen Töne, und verwandeln daher ü in i, ö und ä in e. Dieſen klingen ä, ö, und ü zu grob, jenen klinget das häuffige i und e zu weibiſch. Dannenhero thun Gelehrte, ſonderlich diejenigen, welche auf die Verbeſſerung der Sprache denken, ſehr wohl, daß ſie ſich wieder die geerbte, oder angewöhnte Mundart ihres Vaterlandes zwingen, und nach Beſchaffenheit der Wörter und ihres Urſprungs reden und ſchreiben. Will man in dieſem Stücke nicht irren: ſo muß man zum Grunde legen, erſtlich, der alten Deutſchen Gewohnheit, welche man von denen Platdeutſchen ziemlich lernen kan, weil ihre Sprache von allerley fremden Zuſätzen nicht ſo beflecket worden, und ſie alſo der alten Einfalt weit ähnlicher iſt, als der Oberſachſen Sprache. Und es iſt billig, daß man von der alten Sprache, ſo viel als möglich, nemlich alles, was nicht rauh und wild klinget, behalte: Denn ſonſten würde man eine ganz neue Sprache aufbringen; welchem auch der Herr von Leibniz in ſeinen Vorſchlägen zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache beypflichtet. Zum andern muß man die richtige Abſtammung der Wörter beobachten. Mein Vorſatz iſt anjetzo nicht, alle Wörter nach der Reihe anzuführen, welches auf ein andermal geſchehen kan, ſondern ich will nur einige zum Exempel

nehmen

Da wir ſchon zu andrer Zeit von einer in Straſsburg auf dem Rathhauſe gehaltenen ſchönen deutſchen Rede Nachricht gegeben: ſo tragen wir kein Bedenken, auch folgende unſern Leſern ganz mitzutheilen. Es iſt allerdings zu verwundern, daſs dieſe anſehnliche Stadt, die nun ſchon ſo lange dem franzöſiſchen Zepter unterworfen iſt, dennoch der deutſchen Mutterſprache treu bleibt; ja dieſelbe auch öffentlich ſo rein und ſchön reden höret, als man ſie mitten im Reiche in wenigen Reichsſtädten hören mag. Sie iſt uns itzo erſt zu Handen gekommen; ſonſt würden wir ſie längſt bekannter gemachet haben. Und welch eine Ehre iſt es nicht für die Herrn Sachwalter, daſs ſie Leute unter ſich haben, die mit ſolcher edeln Art, zu denken, und zu reden wiſſen.

Frey-Hochwohlgeborne, Hochedelgeborne, Geſtrenge, Hochedle, Veſte, Hochgelehrte, Hoch- und Wohlweiſe,
Gnädig Gebiethende Herren!

Unter den alten Völkern haben die meiſten denjenigen, ſo zum erſten das geſellſchaftliche Leben und gute Geſetze unter ihnen eingeführet, nicht nur ſterblichen Menſchen gebührende, ſondern auch gar göttliche Ehrenbezeugungen erwieſen.

Haben ſie es nun gleich hierinnen verſehen, daſs ſie Menſchen zu Göttern gemachet; ſo haben ſie doch darinnen nicht geirret, daſs ſie die Einführung gu-

ter

ter Geſetze und des geſellſchaftlichen Lebens unter den Menſchen für eine eben ſo dankſagungswürdige Glückſeligkeit, als ihr wirkliches Daſeyn auf der Welt gehalten haben.

Und was half es einem? was half es einem jeden durch Glück oder Fleiß, zu Stillung ſeines Hungers, die edelſten und wohlgeſchmackeſten Erdgewächſe, zu Löſchung des Durſtes, einen Bach des helleſten und ſüßeſten Waſſers, zu Beſchirmung vor Regen und Sonnenſchein, den größten und ſchattigſten Baum, zum Aufenthalte und Vergnügen der Sinnen, die anmuthigſte und luſtigſte Gegend, endlich auch zu Erfüllung der natürlichen Reizungen und Fortpflanzung ſeines gleichen, die ſchönſte und annehmlichſte Gattinn gefunden zu haben; wann er alles deſſen nicht ſo bald genoſſen, als er ſchon wiederum von einem andern, dem die Natur vieleicht eine ſtärkere Hand, oder mehr Liſt verliehen hatte, mit Verdruß davon verdrungen, wo nicht gar ſeines Lebens darüber beraubet ward.

Wer wollte ſich unter uns allen ein ſolches Leben wünſchen? Iſt es nicht beſſer, daß wir in Freude und Luſtbarkeit Früchte und Trauben an denen von unſern Vätern gepflanzten Bäumen und Weinſtöcken einſammeln, und Kammern und Keller davon anfüllen können? Iſt es nicht beſſer, daß wir bey eben ſo großer Sicherheit unſere Aernte in die Scheuren bringen, als wir vorhin die Saat in den Boden gebracht haben? Iſt es nicht beſſer, in bequemen und zierlich ausgerüſteten Häuſern, als in hoien Bäumen, oder in unterirdiſchen Hölen zu woh-

wohnen? Wer wollte nicht lieber mit Menſchen umgehen, Künſte und Wiſſenſchaften lieben; was ihm abgeht, von andern einhandeln, und aus allen Enden der Welt herbey führen laſſen? Wer wollte nicht lieber, was er mit ſeinem ſauren Schweiſse erworben, oder noch zu hoffen hat, auf ſeine Kinder bringen? Wer wollte nicht lieber diejenigen kennen, die aus ſeinen Lenden entſproſſen ſind; und dafür Sorge tragen, daſs ſein Andenken auch bey der ſpäten Nachwelt fortgepflanzet werde? Wer wollte nicht lieber ſeine Gattinn, mit der er ſich zu leben wünſchet, für ſich allein behalten? Wer wollte nicht lieber, ſage ich, ſeine Tage in Friede und Ruhe hinbringen, als ſeine Aecker, ſeine Kinder, ſeine Gattinn, ſich ſelbſten, der unerſättlichen Habſucht, der Misgunſt, der Rachgierigkeit geiziger und boshaftiger Gemüther immerhin ausgeſetzet ſehen?

Fürwahr, etwas beſſers von dem verdorbenen Zuſtande des Menſchen zu gewarten, wäre vergeblich geweſen. Der menſchliche Verſtand war nicht hinreichend, das wahre Gute von dem Falſchen zu unterſcheiden; der Willen wurde mit allzugroſser Macht von den verkehrten Vorſtellungen und den daraus herflieſsenden ſinnlichen Begierden hingeriſſen; unſer Herz war allzu eigennützig, in ſeinen Meynungen allzuſehr verſchieden, von dem, worauf es einmal verfallen, allzuviel eingenommen, über andre ſich zu erheben und zu herrſchen allzugern geneigt: als daſs wir die von der Natur uns geſchenkte Freyheit hätten vertragen können; als daſs wir ein-

ander aufrichtig, ohne Eigennutz, hätten lieben können; als daß wir mit dem, was uns das Glück beſchieden, zufrieden geweſen wären; als daß wir nicht weit mehr nach dem, was andern bereits zu Theil worden war, geſtrebet hätten; als daß wir ohne uns ſelbſten zu beunruhigen, zu verfolgen, zu verdringen, nach eigener Willkühr handeln, und dennoch unſere Tage in ungeſtörter Sicherheit hätten hinbringen mögen.

Zwar wird mancher ſagen: ſollten wir denn wohl deswegen unglücklicher ſeyn, wann wir nach eigenem Gefallen leben dürften, wann wir keine Geſetzgeber und keine Richter hätten? Wiſſen wir nicht aus den fürtrefflichen Gedichten eines Virgilius, eines Ovidius, eines Tibullus und anderer: daß die erſten Menſchen, da ſie keine Geſetze hatten, dennoch weit gerechter und weit unſträflicher als wir, gelebet haben; die wir deren vielleicht mehr haben, als zu unſerer Wohlfahrt dienlich ſind? Ja wird nicht unter allen ihren Glückſeligkeiten eben dieſe für die größte geachtet, daß ſie von keinem Zwange, von keiner Herrſchaft, von keinem Unterſchiede der Stände, von keinem Eigenthume, von keinen Geſetzen und von keinen Richtern gewußt haben?

Freylich iſt es wahr! daß die Poeten ein vieles von verfloſſenen güldenen Zeiten gedichtet haben: allein da überhaupt die Wahrheiten von denſelben weder erdacht noch fortgepflanzet, ſondern vielmehr benebelt und vertilget worden ſind; da ſie vorgeben, wir Menſchen ſeyn von dem unglückſeligen Deukalion aus Steinen erſchaffen worden; da ſie mit dem übermü-

müthigen König Alphonſus mit der Einrichtung des Weltgebäudes nicht zufrieden ſind; ſondern das ganze Jahr hindurch auf der ganzen Welt einen beſtändigen Frühling haben wollen: ſo ſtimmet auch ihr lieblicher Geſang, ſo anmuthig er ſonſten in unſern Ohren tönet, mit dem, was uns die Geſchichtſchreiber berichten, die uns die Lebensart der erſten Einwohner der Welt vielmehr verächtlich, als ſchätzbar, vielmehr bedaurens- als nachfolgenswürdig beſchreiben, im geringſten nicht überein. Es ſind auch die meiſten von denen, uns ſo herrlich angeprieſenen Glückſeligkeiten ſo beſchaffen: daſs keiner unter allen, auch denjenigen, die uns den Abriſs davon hinterlaſſen haben, ſich nur wenige Wochen, ja nicht Wochen, ſondern Tage, derſelben theilhaftig zu ſeyn, wünſchen würde. Ja wir können auch, wann wir daran eine Freude haben, (giebt es doch noch Einöden und unbewohnte Oerter gnug, in der Welt!) noch bey weit mehrerer Sicherheit, ohne daſs wir der Geſellſchaft gänzlich zu entſagen nöthig haben, bey denen nur ungefähr funfzig bis ſechzig Tagreiſen von uns entfernten americaniſchen Wilden, noch täglich zum Genuſſe derſelben gelangen.

Hochmüthige oder ſchmäuchleriſche Poeten! Ihr habet uns die Menſchen nicht abgeſchildert, wie ſie jemalen geweſen, noch wie ſie ſind, oder ſeyn werden; ſondern wie ihr wohl Urſache hättet zu wünſchen, daſs ſie wären; oder wie ihr die von ihrer Gemüthsart vermuthlich nicht ſonderlich unterrichteten Innwohner des Mondes bereden könntet.

Von den Weltweiſen muß ich anders reden. Ich verſtehe aber hierunter diejenigen nicht, die ſelbſten das menſchliche Herz nie erforſchet; die anders geredet, als gedacht; die uns, gleich den Poeten, mit ſüßen Träumen aufgehalten, mit einem Worte, die nicht alle, die etwa von philoſophiſchen Dingen Bücher geſchrieben haben; ſondern unter den wahrhaften Weltweiſen haben ſich von Zeit zu Zeit einige gefunden, die es mit dem menſchlichen Geſchlechte aufrichtiger gemeynet: die, weil es ihnen nicht ſowohl um menſchliche Gunſt, als um die Wahrheit ſelbſten zu thun geweſen, ſolche in ihrer natürlichen Blöße vorzutragen, ſich nicht geſcheuet haben. Iſt es ihnen aber beſſer dafür gelungen, als es etwan unverſichtigen Hofleuten zu geſchehen pflegt, die dem Fürſten, oder auch nur ſeinem Lieblinge zu nahe ins Spiel geſehen, und nicht Klugheit genug beſeſſen haben, das entdeckte Geheimniß bey ſich zu bewahren? Sie ſind verachtet, beſchimpfet, wo nicht gar heimlich oder öffentlich aus der Welt geſchaffet worden.

Doch, was brauchen wir uns lange bey den Fabeln der Dichter, und bey den Meynungen der Philoſophen aufzuhalten? Was haben wirs nöthig, uns auf die uralten und ungewiſſen Hiſtorien zu berufen? Es iſt kein Reich, kein Volk, ja keine Stadt in der Welt, die nicht in ihren Jahrbüchern merkwürdige Exempel aufzuweiſen hat, wohin die Menſchen, hohe und niedrige, gerathen ſind, wann ſie vor den Geſetzen ſich nicht mehr gefürchtet, oder ſich, an keine gebunden zu ſeyn, haben einfallen laſſen.

Laſſet

Laſſet uns doch nur einen einigen Blick in das benachbarte Deutſchland thun, wie es da zugieng, als jeder that, was ihm Recht dünkte, und die Geſetze ſchweigen mußten: ich will ſagen, als ſolches nur neunzehn, ja was ſage ich? kaum vierzehn Jahre lang ohne Oberhaupt geſtanden iſt: Ob da Redlichkeit oder Bosheit, Ehrbarkeit oder Muthwillen, Freundſchaft oder Haß, Ordnung oder Verwirrung, Gelindigkeit oder Grauſamkeit, Menſchenliebe oder Mordbegierde geherrſchet haben?

Alle die zerbrochenen und zerſtörten Schlöſſer und Thürme, die wir auf allen Bergen und in allen Thälern, und in allen Wäldern, ja auch auf dem freyen Felde in groſser Menge überall antreffen: gleichwie ſie uns nicht ohne Graus und Beſtürzung an die Vergänglichkeit menſchlicher Macht und Hoheit erinnern; alſo ſind ſie auch ſo viel ſtumme Zeugen unſerer natürlichen Neigungen, ja nicht unſerer Neigungen, ſondern unſerer Unternehmungen, wann wir keinen Richter zu befürchten haben. Zu was haben ſie anders gedienet, als abgenommenen Raub zu verbergen, oder doch bevorgeſtandene Räuberey abzutreiben? Die ſich da auf Recht und Billigkeit verlieſſen, ſind leider! zu kurz gekommen: die aber am beſten rauben und plündern konnten, ſind mächtig geworden.

Gleichwohl geſchieht auch dieſes alles noch täglich zwiſchen ganzen Nationen, wenn die in Streit wider einander gerathen. Was wir da im Groſsen wahrnehmen, dürfen wir keck glauben, daß es ſich

auch im Kleinen unter den erſten Menſchen zugetragen hat, ſo lange ein jeder ſein eigener Herr und Meiſter geblieben iſt. Ja, iſt es möglich, daß es ſo weit kommen kann, unter Menſchen, die von dem, was Recht und Billigkeit mit ſich bringen, ſattſam unterrichtet, die Mitglieder einer längſt eingerichteten Republik, die Chriſten ſind: wie muß es denn erſt unter ſolchen Menſchen ausſehen, die weder von Verbindlichkeit noch Geſetzen etwas wiſſen? die weder von zeitlichen noch ewigen Strafen in ihrem Leben etwas gehöret? die ſelbſt Richter über ihre eigene Thaten ſind? die unter den wilden Thieren in den Wäldern auferzogen werden? die den Schöpfer und Urheber ihres Weſens nicht anders kennen, als auf die Art und Weiſe, wie er ſich einem jeden durch das Licht der Natur geoffenbaret hat?

Werden nun auch noch zu unſern Zeiten, wo nicht Menſchen, die ganz und gar außer aller Geſellſchaft leben, dennoch ganze Völker gefunden, deren Lebensart von der erſten thieriſchen Art zu leben nicht weit entfernet ſeyn kann: wie glücklich ſind wir demnach alle! daß wir unter ſolchen Menſchen gebohren werden, die Geſetze haben, und dieſen gehorchen müſſen; daß wir Chriſten ſind, denen das unendliche Weſen ſich vorzüglich vor allen andern Religionen auf beſondere Art geoffenbaret, und den Weg gezeiget hat, wie ſie nicht nur zeitlich, ſondern auch ewig glücklich werden können; daß wir einen König haben, unter deſſen mächtigem Schutze wir ohne alle Furcht vor äußerlichen und innerlichen Feinden ruhig und ſtille leben, und des Unſrigen genießen kön-

können; daſs wir eine gerechte Obrigkeit haben, die dem Armen wie dem Reichen, und dem Fremden wie dem Einheimiſchen, Recht wiederfahren läſst; daſs wir Sitten und Ordnungen haben, die von undenklichen Zeiten her andern Städten und Republiken, ſo in der Nähe, als in der Ferne, zum Muſter gedienet haben; daſs wir in einer Stadt wohnen, wo wir alles im Ueberfluſse erlangen können, was nur immer das menſchliche Herz zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit, und zur Luſt wünſchen und erdenken kann.

Ich bin zu gering, die zu loben, die durch ihre unermüdete Sorgfalt, durch ihre Wachſamkeit, durch ihre Klugheit, uns dieſe herrliche Vortheile zu erhalten, noch täglich bemühet ſind.

Das Opfer meiner Lippen iſt weit zu ſchwach, die zu rühmen, die durch ihre preiswürdige Geſchicklichkeit, durch ihre groſsmüthige Standhaftigkeit und Tapferkeit, durch ihre unverfälſchte Liebe und Treue gegen die gemeine Wohlfahrt ihres Vaterlandes, uns ſolche zuwege gebracht haben.

Euer Gedächtniſs, theure Landesväter! euer Ruhm! euer unſterblicher Ruhm! iſt ja ſchon längſtens der Ewigkeit einverleibet; und wird ohnehin, ſo lange noch einige Straſsburger übrig ſeyn werden, in unſern Herzen ewig grünen.

Der Herr aller Herren erhalte den König! und überſchütte Ihn und Sein ganzes glorwürdiges königliches Haus, mit der Fülle ſeines göttlichen Segens.

Gehalte auch denjenigen, den Derselbe, uns Seine allerhöchste königliche Gnade und Befehle anzudeuten, ausersehen hat. Dich, groſser Mann! der Du durch Deine eigene Verdienste bis vor den königlichen Thron Dich empor geschwungen hast, daß der Gesalbte, so darauf herrschet, uns Deiner Aufsicht übergeben hat, wolle der Allerhöchste bis auf die spätesten Jahre bey unaufhörlicher Glückseligkeit erhalten, und ein Vergelter seyn alles Guten, so du uns erweisen wirst. Er lasse, durch dich, uns und unserer Stadt Heil wiederfahren, und dich an unserm Wohlergehen Freude finden!

Desgleichen segne auch der unendliche Gott die Stützen unsers Raths, die sämtlichen, besonders aber dermalen regierenden hochverdienten Herren Städt- und Ammeister. Der Geist ihrer tapfern Ahnen, so auf ihnen ruhet, wolle nicht von ihnen weichen. Ihre Namen, von denen wir in den Geschichten keinen Anfang finden, sollen nicht eher, als mit dem Ende unserer Stadt aufhören. Dieser ihre seltene Verdienste, wodurch sie zu dem Gipfel der bürgerlichen Ehre bey uns gestiegen sind, ihre in den Rechten und allen Künsten und Wissenschaften gerühmte Fertigkeit, ihre durch Erfahrung bewährte Klugheit, werden auch die Nachkommen an ihnen loben. Sie leben!

Endlich wolle er auch allen und jeden hochadelich- und bürgerlichen Mitgliedern dieser hochlöblichen Rathsversammlung, wie auch eines gesammten hochedlen Magistrats, nebst den hochansehnlichen Herren Generaladvocaten, alles ersinnliche

Gute

nahmhaft machen, welche ich ſonderlich in den neueſten Schriften angemerket habe. Mit einem á müſten aus oben angegebenen zween Gründen folgende Wörter geſchrieben werden: übertäuben, von taub; läſtern, Läſterer, von Laſter; hängen von hangen; wählen, erwählen von Wahl; zählen, erzählen, unzählig von Zahl; überſchwänglich von Uberſchwang; Bär von baar, vrſus; Hälfte von halb; einſchränken von ſchranken; fähig von fahen, fangen: gäbe in der unvollendeten Zeit, von gab; träge, Trägheit, weil es meinem Bedünken nach von Tragen abſtammet, und man auch ſo ſpricht; wärts, niederwärts, weil viele warts ſprechen; häute, pelles, heute, hodie, etzen, inſculpere, ätzen, ineſcare von az, auf die Az gehen. Doch kenntlich braucht man mit keinem á zu ſchreiben, weil es von Kennen herkommt. Dieſe Worte habe ich alle bey verſchiedenen, die ſich der Rechtſchreibung befleißigen, mit einem e geſchrieben angetroffen, aber unrecht. Billig ſollte man auch Aeltern, von Alter, ändern, von andern, anderſt und Aegypten ſchreiben, wie man ſchon Aergerniß wieder der Alten Art ſchreibet. Italiener ſchreibt man, weil es von Italien herkommt: Doch kan man auch Italiäner ſchreiben, weil man alſo ſpricht. Daß man aber Grenzen mit einem á ſchreiben müſte, davon ſehe ich noch keine Grund.

Mit einem ů ſchreibt man folgende Wörter: lůderlich, nicht liederlich, weil es von Luder abſtammet, welches Wort 1) ein Aas, 2) einen dicken, faulen Menſchen, 3) das warme Neſt im Bette bedeutet, wie man ſagt: das faule Luder, im Luder liegen. Lügen, wie die Pommern auch ſprechen, zum Unterſcheid

Gute in reicher Maaſse zufliesen, und auch einen jeden unter ihnen die Tage ſeines Lebens in erwünſchter Ruhe und Zufriedenheit zubringen laſſen, und ſie mit allem ſättigen, was ſie nur immer vergnügt und glücklich machen kann.

Dieſes ſind, gnädig gebiethende Herren! unſere getreue Wünſche, womit zu Eurer Gnaden beharrlicher hoher Huld wir, die Advocati und Procuratores Ordinarii, wie auch unſere Vicarii, in tiefer Ehrerbiethung uns empfehlen; und anbey nach löblicher Gewohnheit auch für dieſes Jahr um den obrigkeitlichen Stab, und zwar was die Wechſelſachen betrifft, auch in währenden Ferien, unterthänig angeſuchet haben wollen.

III.

Ausführliche Nachricht von einigen alten deutſchen poetiſchen Manuſcripten, aus dem XIII. und XIV Jahrhunderte, welche in der jenaiſchen akademiſchen Bibliothek aufbehalten werden, herausgegeben von Baſ. Chr. Bernh. Wiedeburg, der Weltw. öff. Lehr. und der jen. deutſch. Geſ. Secret. Jena bey Melchiors Wittwe 1754. in 4. 152 S.

Der Hr. Prof. Wiedeburg, der die philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften in Jena mit Beyfalle lehret, leiſtet hiermit den Liebhabern der deutſchen Litteratur einen angenehmen Dienſt, da er einige ſchätzbare Ueber-

bleibsel des deutschen Witzes, aus längst verflossenen Jahrhunderten bekannter machet, als sie bisher gewesen. Man ist bisher viel zu saumselig darinn gewesen: und die davon verhandenen Schätze des Alterthums, haben auf unsern Büchersälen ungebrauchet mit Staube und Moder kämpfen müssen. Außer dem, was Flacius, Lambecius, Schilter, Tenzel, Paltenius, Eckard, Götze, und wenige andre, davon theils ans Licht gestellet, theils bekannt gemachet, haben eine große Menge alter Dichter gute Ruhe gehabt. Das machet, die meisten Aufseher der Bibliotheken beschäfftigen sich mit ganz andern Untersuchungen, als mit denen, die zur Ehre des Vaterlandes gereichen. Ein griechisches, oder römisches Fragment, und wenn es noch so unerheblich, dunkel, oder unnütz ist, ja wohl gar zuweilen nur eine Zote in sich hält, ist in ihren Augen viel wichtiger, als ein ganzer deutscher Foliant, der doch sowohl in historischen, als philologischen und kritischen Dingen ein großes Licht geben könnte, wenn er gehörig hervorgezogen würde. Der berühmte geh. Rath Heineccius hat dieses ohne Scheu, von dem in vieler Augen so unwichtigen Reineke Fuchs behauptet, und deutlich dargethan: daß die gerichtlichen Alterthümer des deutschen Processes daraus am besten erläutert werden könnten. Und eben das getraueten wir uns auch von des Ritters von Sachsenheim seiner Mörinn zu behaupten, wenn es erfordert würde. Doch davon ein andermal.

Hr. Prof. Wiedeburg hat die jenaische Universitätsbibliothek zu seinem Gegenstande erwählet, und alles,

alles, was darinn von alten Ueberbleibſeln vorhanden iſt, zulänglich beſchrieben. Ob wir nun zwar nicht dafür halten, daß die Kenntniß ſolcher Ueberbleibſel in die heutige Sprachkunſt, und in Abfaſſung eines Wörterbuches der heutigen üblichen Sprache, einen großen Einfluß haben könne; wie ihn einige haben bereden wollen: ſo ſind wir ihm doch für dieſe ſeine Nachrichten ſehr verbunden. Wenn an allen Orten, wo dergleichen ſeltne Stücke vorhanden ſind, ſolche fleißige und geſchickte Männer vorhanden wären: ſo würde Deutſchland endlich ſeine alten Schätze kennen und hochſchätzen lernen; patriotiſche Liebhaber des Alterthums aber, die der Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie, bis in die entfernteſten Jahrhunderte nachſpüren, nicht nöthig haben, durch koſtbare Reiſen ſich den Zutritt und die Kenntniß ſolcher Schätze zu erwerben.

Dem Wunſche, daß ſich die gelehrten Liebhaber alter Poeſien, ſonderlich die deutſchen Geſellſchaften, zuſammen thun, und auf gemeine Koſten ſolche Dichter ans Licht ſtellen ſollten, würden wir herzlich gern beytreten; wenn die Erfüllung deſſelben nur halb zu hoffen wäre. Die Stärke der bisherigen Mitglieder ſolcher deutſchen Geſellſchaften beſteht gewiß nicht im vollen Beutel; daraus ſie einen erklecklichen Vorſchuß thun könnten. Zu geſchweigen, daß die meiſten derſelben auf lauter Brodtſtudien ihre Abſichten richten müſſen, wozu gewiß die alten Minneſinger, oder verliebten Poeten nichts beytragen. Die Zahl der alten Werke aber, die noch zu drucken wären, würden gewiß

außer denen, die schon gedruckt sind, nicht in 15 ja 20 Folianten Raum haben. Wir, die wir alles kennen, was Wien, Dresden, Wolfenbüttel, Gotha, Cassel, und Leipzig davon aufzuweisen haben, reden davon mit Ueberzeugung. Ja unser eigener Vorrath solcher ungedruckten Stücke, würde fünf bis sechs Folianten anfüllen können. Wo soll nun das Geld dazu herkommen?

Das I. St. welches uns der Hr. Verf. bekannt machet, ist ein altes Meistergesangbuch, auf Pergement geschrieben. Dieser Titel muß uns nicht abschrecken, den Inhalt desselben zu erforschen. Leute, die mit dem Alterthume nicht sehr bekannt sind, nennen alles, was in alten Versen beschrieben ist, Meistergesänge: da doch diese eine ganz besondre Art der alten, und eigentlich, der in Verfall gerathenen Dichtkunst sind. Es sind zwar in diesem Bande auch dergleichen schlechte Stücke von einem ungelehrten, und unflätigen Meister, Steffen Stoll, aufbehalten: allein er enthält auch viel wichtige und schöne Stücke von andern berühmten Dichtern, z. E. dem Walther von der Vogelweide.

Der Hr. V. führet hier erstlich die Worte des Hn. Adjunct Mylius, aus den Memorabilibus Bibliothecæ academicæ Ienensis an, und machet hernach seine Zusätze dazu. Er untersuchet, wer diese Sammlung zusammentragen lassen, und wie sie aus Wittenberg, mit der churf. Bibliothek Friedrichs des Weisen, nach Jena gekommen; beschreibt die äußerliche Gestalt, und innere Beschaffenheit desselben; und kömmt sodann auf den Inhalt der Gedichte.

dichte. Das ganze Werk iſt in lauter Strophen abgetheilet, die mit ſchönen Anfangsbuchſtaben gezieret ſind. Alle Zeilen aber laufen in einem fort, und ſind nur durch Puncte unterſchieden; die doch oft am unrechten Orte ſtehen. Die Schrift iſt zu Anfange und gegen das Ende ſchön und leſerlich, in der Mitte aber ſehr blaß und nachläßig gebildet. Der breite Rand, ſonderlich unten, iſt mehrentheils mit andern Gedichten beſchrieben; doch von viel neuern Händen, und mit Currentſchrift. Die Namen der Verf. ſind mit rothen Buchſtaben, doch oft nur abgekürzet angezeiget. Wo ein neuer Poet angeht, ſtehen Noten über den Zeilen, die auf rothen Linien mit ſchwarzen Puncten bezeichnet ſind. Oft ſind die Linien zwar da, aber die Noten fehlen. Die Zahl der Strophen beläuft ſich auf 900.

Beyläufig merken wir an, daß die Art, ſolche einzelne Gedichte, die keinen Zuſammenhang mit einander haben, nach der Zahl der Strophen zu zählen, ſehr unbequem iſt. Wenn man ein befreytes Jeruſalem ſo zählete, gienge es noch eher an, weil es ein einzig Gedicht iſt: wiewohl es doch beſſer iſt, zu ſagen, wie viel Bücher, oder Geſänge es hat. Allein wenn einer des Hrn von Hagedorn Lieder, oder gar den Horaz nach der Zahl der Strophen abzählete, wer könnte das billigen? Warum ſaget man uns nicht lieber wie viel Oden, oder Lieder dieſer Band hat? Es entſteht aber aus jener Art ein wirklicher Uebelſtand; wie man aus den Proben der ſogenannten ſchwäbiſchen Dichter geſehen hat: daß man nämlich Strophen aus ganz ver-

verſchiedenen Liedern, die gar nicht von einerley Art und Länge der Zeilen ſind, zuſammengeflicket, als ob ſie Theile eines Ganzen ſeyn ſollten. Die ſchicken ſich denn an einander, wie Feuer und Waſſer: und die guten alten Dichter, kommen in üeln Verdacht, als ob ſie Stümper geweſen wären, die nicht gewußt eine Strophe der andern gleich zu machen; ja ohne Verſtand und Zuſammenhang von einem Dinge aufs andre gefallen. Daher hat Geldaſt in der bremiſchen Abſchrift des Pariſerbandes deutſcher Lieder, viel geſcheider, alle ganze Lieder von einander geſondert, und dann eines jeden Strophen gezählet: wie wohl er doch hier und da gefehlet hat.

Den Inhalt dieſer Lieder giebt der Herr Prof. Wiedeburg ſehr wohl an. Es ſind Lieder zu Ehren der Jungfrau Maria, auf die heil. Dreyfaltigkeit, und ihre drey einzelne Perſonen; auf die Geburt, das Leiden und die Auferſtehung J. C. auch vom Sündenfalle und der Buße; und nur ſehr wenige handeln von der Liebe. Die Jugend, der Mäymond, der Sommer und der Wein, werden oft abgeſchildert: moraliſche und Lobgedichte aber ſind weit häufiger. Jede Tugend hat faſt ihr Lob. Sie klagen auch über Päbſte und Pfaffen, über die Herren am Rheine, über böſe Weiber und ihr Regiment, über Eroberer des Frauenzimmers u. d. gl. Auch Fabeln fehlen nicht u. ſ. w. Faſt allen dieſen Dingen leget Herr Prof. W. viele Lobſprüche bey.

Er nennet auch die Helden der damaligen Zeiten, die ſie erhoben haben: daraus man ſieht, daß auch niederdeutſche Herren, als braunſchweigiſche, brandenburgiſche

denburgiſche, meklenburgiſche, pommeriſche, ſchleswigiſche, bremiſche, holſteiniſche, u. d. gl. Fürſten, die Dichter geliebet haben; und daß alle dieſe Länder Poeten hervorgebracht, nicht aber Schwaben allein, wie man die Welt hat bereden wollen.

Auch die damaligen und ältern Dichter werden gelobet; ja man lernet auch Namen ſchlechter Reimſchmiede kennen. Außerdem werden auch das Zwiſchenreich in Deutſchland, Kaiſer Rudolphs Wahl, des Königs in Dännemark Erichs Mord, und andre Geſchichte des XIII. Jahrh. beſungen. Auch der poetiſche Krieg von Wartburg iſt hier mit eingerükket: und wir wünſchten, daß ihn der Herr Verfaſſer, daſern er von dem in Menkens Scriptoribus eingerückten Gedichte, unterſchieden iſt, ganz hätte abdrucken laſſen. Die Namen der hier befindlichen Dichter ſind auf zwey und dreyßig, die größtentheils ſonſt ſchon bekannt ſind. Er giebt aber auch einige Nachrichten von ihren Lebensumſtänden, darinn der Herr Prof. ſehr zu loben iſt. Unſer Raum läßt es nicht zu, uns länger dabey aufzuhalten.

Das zweyte poetiſche Werk welches in Jena vorhanden iſt, führet die Ueberſchrift, vermuthlich aus neuern Zeiten: Poema de amiſſione terræ ſanctæ. Eckard hat ſelbiges zu Wolfenbüttel ſchon angetroffen und im Corp. Hiſt. med. ævi abdrucken laſſen. Allein die Urſchrift deſſelben iſt mangelhaft geweſen, und der Herr Prof. Wiedeburg verdienet viel Dank, daß er es aus dem jenaiſchen Mſpte ergänzet. Er

giebt

giebt Zusätze von vielen Seiten und Blättern, die sehr betrachtlich sind.

Der Inhalt betrifft die Einnahme der Stadt Acron, welche man damals deutsch nur Ackers hieß, von dem Sultan zu Babylen. Dieß gab gleichsam eine neue Zerstörung von Troja, oder Jerusalem zu besingen; und alle Geschichte damaliger Zeiten reden davon. Allein die poetischen Beschreibungen sind darum nicht überflüssig. Sie halten Umstände in sich, die von andern übergangen worden: wie der Herr Prof. hier weitläuftig zeiget. Er machet aber vorher seines Dichters Glaubwürdigkeit unläugbar, und zwar recht gut. Und daraus erhellet überhaupt der Nutzen alter Gedichte, die von historischen Dingen handeln: ob er wohl gesteht, daß in der Zeitrechnung bisweilen Fehler mit untergelaufen. Hier kommen nun gottlose Streiche des Pabstes und der Geistlichen vor, die zum Verderben der Christenheit ausgeschlagen.

Das III. Gedicht, welches hier beschrieben wird, heißt: Ein Spiegel der Menschen Seligkeit. Es ist dieß das so berufene Speculum Salvationis humanæ, welches im Anfange der erfundenen Buchdruckerkunst eins der ersten gewesen, welches ans Licht gestellet worden: wie Maittaire, Herr von Seelen, und noch andre davon gehandelt haben. Der Herr P. W. eröffnet seine Gedanken auch vom Inhalte dieses Buches und zeiget seinen besondern Werth, auch aus den Uebersetzungen, die

schon

ſchon vor mehr als 300 Jahren davon vorhanden geweſen.

Das IV. Werk liefert Valentin Voigts Meiſtergeſänge. Dieß hat Tenzel ſchon beſchrieben, und gelobet. Allein der Herr Verf. leget ihm billig viel weniger Werth bey, als den vorigen. Voigt iſt ein Bürger zu Magdeburg geweſen, und hat um Hans Sachſens Zeit gelebt, indem er 1557 ſiebzig Jahre alt geweſen; und vor 1536 nur ein einziges Lied gemachet hat. Ganz ungelehrt iſt er nicht geweſen, indem bisweilen lateiniſche Brocken vorkommen, und gute alte Schriftſteller angeführet werden. Er beſchreibt das Geſchlechtregiſter der ſächſiſchen Herzoge, 800 Jahre vor ſeiner Zeit her; allein in ſehr magern Reimen. Das 2) Stück iſt das Lob des Geſanges, welches vollends ſchlecht ſeyn ſoll; und von der Schöpfung anhebt. Eine Poſtill in Geſangsweiſe, und der ganze Pſalter, kommen hier auch vor, u. d. m. Der Band iſt 464 Blätter dick in Fol.

Der Anhang liefert eine Nachricht von einer in der Bibl. der jen. deutſchen Geſellſch. befindlichen Sammlung von Meiſtergeſängen; dergleichen wir ſelbſt 24 dicke Bände, theils in Folio, theils in 4. beſitzen. Hans Sachs, M. Spreng, Puſchmann, Herold u. a. m. ſind die Verfaſſer davon. Wenn man den Spreng hier verachtet, ſo haben es bloß die willkührlichen, wunderlichen Geſetze des Meiſtergeſanges Schuld, daß er ſo ſchlecht beſteht. Seine Ilias,

Aeneis, und Verwandlungen sind viel besser. Selbst Hans Sachs schreibt in Meistergesängen schlechter, als in seinen gedruckten Gedichten. Und wir könnten dieß noch aus dem Beyspiele eines sonst gelehrten Rectors aus Nürnberg beweisen, der nach diesen Zeiten die Metamorphoses in elende Meistergesänge übersetzet hat. Bloß der Zwang der eingeführten Töne, nebst andern unnützen Regeln, haben ihn gehindert, etwas gescheiders zu machen.

IV.

Ode an Herrn Büttner, den 9ten September 1754.

Τοιος δ' οιος εχεις - - -

Θεοκρ.

Frankfurt an der Oder, gedruckt bey Johann Christian Wintern, königl. Universitätsbuchdr.

Wie hoch der heutige Witz deutscher Dichter steige, kann nicht besser, als aus folgender Ode ersehen werden. Seitdem wir einmal ein Paar rostockische Meisterstücke dieser Art, unsern Lesern zur Bewunderung vorgeleget haben, ist uns nichts vorgekommen, das so schön wäre, als diese Blume vom Frankfurter Parnaß. Es ist selbige allda mit der gebührenden Verehrung aufgenommen worden; und man schreibt uns, daß man sie mit einem Gulden bezahlet habe. Wie groß muß denn nicht die Ver-

ſcheid von liegen, jacere. Der Zügel der Pferde, Ziegel, ein Stein; zeugen, erzeugen, bezeugen, zum Unterſcheid von zeigen, oſtendere: freuen, gaudere, freyen, heirathen; ſpüzen von ſpuken; Rübe von Rube, rapa: Knüttel und Knüppel, nicht Knittel, Knippel; Küttel von Kutte, nicht Kittel: abtrünnig nicht abtrinnig; verdrüßlich von Verdruß; ſchüchtern, nicht ſchichtern; geſcheid, von ſcheiden; ſcheuchen nicht ſcheichen; ſcheußlich, er ſcheuſit von Schuß; Sprüchwort von Spruch; ſchlüpfrig von ſchlupfen; ſchlürfen; ſchnüren von Schnur, nicht ſchnieren, u. d. g.

Mit einem ö ſchreibt man Knöchel, kröchzen, ſtöhren, kören, lören, Löhnung von lehn; röcheln, löthen, löthig von loth, ein Höke oder Tröbler, Aufkäufer, aber Hecke, dumus. Franzöſiſch, blöken, mugire, excruciare (ſtöken und blöken;) aber bleken, balare und ringere. Gewöhnen, verwöhnen wäre faſt beſſer, als mit einem e, weil man argwöhnig ſchreibet. Leffel nicht löffel, von leſzen. Daß man aber nicht beſſer fremd, als frömd, dreſchen, als dröſchen, Dreſcher, als Dröſcher, leſchen als löſchen ſchreibe, (wiewohl man häuffig unauslöſchlich ſchreibet,) will ich nicht leugnen, ob man dieſe Worte gleich auf beyderley Art ausſpricht.(*) Doch glaube ich, daß das ö von den Alten in dieſen Wörtern gebraucht worden ſey; denn in der Mark ſpricht man durchgängig frömd, dröſcher, dröſchen, löſchen.

VI. Klag

(*) Sollte nicht die Bedeutung dieſer beyden Wörter beydes rechtfertigen? Eins iſt ein Neutrum, ich verlöſche, du verliſcheſt wie ein Licht verliſcht. Das andre ein Activum, ich leſche das Licht aus, du leſcheſt. ꝛc.

Verbindlichkeit unſrer Leſer gegen uns werden, da wir ihnen dieſen Leckerbiſſen, zur Freude der Welt, faſt gar umſonſt mittheilen. Selbſt die Nachwelt wird uns für dieß Probeſtück des heutigen Geſchmackes Dank wiſſen, welches ihr ſonſt vieleicht nicht vor die Augen gekommen wäre. Leute von einer gewiſſen Art aber, werden ſonder Zweifel ausrufen: Hier iſt mehr, denn Kl ≠ ≈ !

Wenn beym Lärm des Geräuſchs rufenden Griechenlands,
der noch lautere Schall kriegriſcher Hörner, das
ſchon erfüllete Ohr ganz betäubt, ſchlagend der
ſtarke Schall durch die Nerven ſtößt;

Und im aufſteigenden Schwalme des dicken Staubs,
blauer Schimmer vom Stahl blitzender Rüſtungen
das begierige Aug blendet, und einladend
ewger Lorber am Ziele grünt:

Denn ſchwoll Pindars Herz, ſchwer hob er die ſtarke Hand,
wirft in kühner Eil die ſichere Finger auf,
ſchlagt voll ſtolzen Gefühls göttliche Töne an,
ſingt den Held zur Unſterblichkeit.

Da brach hoher Geſang durch die aetherſche Luft,
ſteigt der Gottheit werth ans Tempels Altare auf,
lohnend ſtimmte der Klang goldener Leyer mit,
die in Phoebus Schooß ruhend lag.

Schwarzen Flor deckt drauf die träumriſche Nacht, fühllos
liegt der Pöbel und ſchnarcht, ſeufzend ruhn Liebende,
Pindars Laute umkränzt Götterſchein, der umleucht
das geſchloſſene Aug, er wacht,

Eilt zum redenden Darm, dieſer ſingt Heldenlob.
So ward Pindars Lied. Ein Göttertrieb pocht durchs Blut,
wenn der ſteigende Vers ſingt, wie ein Opfer raucht,
und wie fromm Gebeth Gott erreicht.

O wo flog der Trieb! Er ſtarb, dieſer ließ die Bruſt
wo er würdig wohnt, nun ſitzt er an Phoebus Hand,
da ſieht Sänger Schwarm ihn, wie das Volk Horebs Glanz
am begränzten Zaun ſah, und bebt.

Und noch zittert die Hand, wenn auch der Glücklichſte
kühne Griffe wagt, und Pindar ihm kennbar wird
ſchweigt er, ſeufzet, und denkt. So ſchweigen Große nur.
Stiller ſchweig ich der niemals ſang.

Wenn in ſinnlicher Stund zärtlich die Seele fühlt,
und ich Freunden Freund war, klang mir die Saite zu,
einſam, wie mein Gefühl, ſchonenden Freunden nur
hörbar, und noch mir ſelbſt zu klein.

Da-

Damals zitterte in ruhigen Stunden noch
mir der bebende Schall, wenn mir die Muſe einſt
lehrend Griffe zeigt, die furchtſame Finger, nur
wagend, fehlerhaft, nachahmten.

✧

Doch beym faulenden Duft weſender Mitbrüder,
voll vom tritfenden Blut brüderlichs Eingeweids,
ſah ich ſeltener ſie, kürzerer Aufenthalt
lohnt, und ſtraft den Entarteten.

✧

Denn der Sinnen Tyrann, unter den Seufzern ſelbſt
ruhig Winſelnde ſehn, und noch vergnügensvoll
jene nagende Pein langſamer durchdenken,
war ich zarter Empfindung bloß.

✧

Da war dickere Nacht um das zu ernſte Aug,
dicke ſpanns Geweb die Spinn um die Därme, da
war nuns irrenden Wurms trauriges Raubloch, rauh
knarrend ließen die Wirbel nach.

✧

Nun Freund ruffſt Du mir, ſing feyerlicher Liebe zu!
Horaz ſang nur wenn gegorner Falerner im
goldnen Becher ihm aufwallend entgegen ſchäumt,
ſelbſt Lieb im warmen Herzen blüht:

✧

Wenn Auguſtens ſchon verſchwendriſche Gnade ihn
übern Neid wegreiſt, er außer ſich Rom verlacht,
in der heitern Luft ſingt, über den Polen ſchwebt.
Denn hörts Bosphor und Lybien.

Nun ſo ſchweig verwöhnte Laute, und Du, o
Freund, ' '
Doch! es klinget der Darm ohne regierende
Griffe! welcher Ton! ſtracks ſtört der Wind das Ge-
ſpinſt!
ſtarke Ahndung begeiſtre mich!

Mich blendt, Pindars Blitz nicht, ſichere Flü-
gel zur
ſtolzen Ewigkeit die wuchſen mir Schweren nicht.
Dir, o Freund, zu dem Feſt lohnender Liebesernd
ſing ich weißagend prächtig Glück.

Du hörſts, kennend das Herz deſſen Empfindung
ſpricht.
Stolz flicht ſichre Ruh um würdige Schläfe die
Myrthen, lachende Freud tanzet, und blöckend flieht
gleich den Ungeheurn der Verdruß.

Wenn nach mühſamer Kunſt ernſthafte Müdigkeit
in den dehnenden Leib ſchleichet, dann heimlich ſich
um den welken Hals der lockende Arm ſchlingt, das
loſe Aug trifft, der Druck voll Luſt

Neues Leben einſenkt, Du Dich ſelbſt neu-
gebohrn
fühleſt, Wollüſte trinkſt, die ſelbſt die Tugend weiht:
denn kommt feyrlicher Lieb heiliger Lohn auf Dich,
und denn ſegne den Seher auch.

Here all my Doubts and Troubles end
One tender Word my Soul aſſures.

Bukingham.

V.

Briefe an einen jungen Prinzen, von einem alten Manne. Aus dem Schwediſchen überſetzet, mit königl. und churſächſ. Freyheit. Leipzig, verl. Bernh. Chriſtoph Breitkopf, 1754. in groß 8. 400 Seiten.

Es iſt nunmehr ſchon bekannt genug, daß dieſe Briefe den Herrn Grafen Teſſin, ſchwediſchen Reichsrath, und geweſenen Oberhofmeiſter des kön. ſchwediſchen Kronprinzen, zum Verfaſſer haben. Nichts vortheilhafters kann man von ihnen ſagen, als eben dieß. Ein Herr, der die große Welt, an ſo vielen Höfen in Europa kennen gelernet, ſelbſt ſolche wichtige Rollen geſpielet, dabey aber die Gelehrſamkeit überhaupt, und die ſchönen Wiſſenſchaften inſonderheit ſo ſehr geliebet, kann gewiß nichts ſchlechtes ſchreiben. Die vortrefflichen Reden, die er im ſchwediſchen Reichsrathe, und auf Reichstagen bisweilen gehalten, und die in öffentlichen Zeitungen bekannt geworden, haben die deutlichſten Beweiſe, von ſeiner groſſen Einſicht in Staats- und Welthändel, einer erhabenen Art zu denken, und eines edlen Ausdruckes gegeben.

Ein ſolcher Mann nun war vor hundert andern werth, ein Oberhofmeiſter eines Prinzen zu werden, der einmal einen großen Staat beherrſchen ſoll. Leute von mittelmäſſiger oder geringer Fähigkeit, können zwar ihre Prinzen durch Schmäucheleyen eitel und unartig, oder durch tägliche Zerſtreuun-

gen zu wilden Tänzern, Fechtern und Jägern machen; aber nicht weise Regenten aus ihnen ziehen. Es gehöret eine scharfsinnige Kenntniß des menschlichen Herzens dazu, wenn man in die aufkeimenden Neigungen eines zarten Herzens dringen, die künftigen Sprossen derselben vorhersehen, und die bösen Früchte derselben schon in der Blüthe ersticken will. Ohne ein in der nützlichsten Weltweisheit geübtes Nachsinnen, ohne eine genauere Beobachtung der menschlichen Natur und ihrer Schwachheiten, ist hier nichts auszurichten.

In diesen Briefen wird man diese geprüfte Klugheit eines großen Staatsmannes überall wahrnehmen. Aber man wird noch weit mehr darinn antreffen. Eine Kunst, sich von seinem Gipfel der Einsicht und Erkenntniß, bis auf die Fähigkeit eines jungen Kindes herunter zu lassen; eine Gabe, sich von den wichtigsten Dingen, auf gemeine Art auszudrücken; eine Erfindungskraft, die sich in Fabeln und Erzählungen fruchtbar weiset, ernsthafte Lehren darunter vorzutragen; eine Belesenheit in den artigsten und nützlichsten Schriften; ein Talent auch zu scherzen, und unter dem Ansehen eines Spaßes lehrreiche Dinge zu sagen: alles dieses sind Vorzüge des großen Grafen Tessin, die ihn zu einem vollkommenen Mentor eines neuen Telemachs gemachet haben.

Was sollen wir von seiner allgemeinen Menschenliebe sagen, die er fast auf allen Seiten seiner Briefe, dem jungen Prinzen einzuflößen suchet? In Wahrheit, brauchet irgend eine Neigung Kindern die-

dieſes Standes eingeflößet zu werden: ſo iſt es dieſe. Wie leicht werden die Fürſtenſöhne von niederträchtigen Schmäuchlern, die von Kindheit an um ſie ſind, überredet, daß ſie viel was beſſers ſind, als andre Menſchen; daß alle ihre Vaſallen und Unterthanen nichts als elende Geſchöpfe gegen ſie ſind, die keine Aufmerkſamkeit verdienen; daß ganze Heere derſelben gleichſam nur darum vorhanden ſind, den Leidenſchaften der Fürſten, als Schlachtſchafe aufgeopfert zu werden; und daß das Heil, Blut und Leben derſelben viel zu geringſchätzig ſey, als daß es werth wäre, nur einigermaßen in Betrachtung gezogen zu werden.

Dieſen Vorurtheilen der Erziehung nun, bey einem Prinzen geſchickt vorzubeugen; ihn mitleidig und ſanftmüthig, geſellig und liebreich zu machen; ihn großmüthig gegen Feinde, wohlthätig gegen Nothleidende zu machen; ihm eine Ehrerbiethung gegen ältere, und eine Gelehrigkeit gegen klügere Leute beyzubringen; das, das ſind Künſte, die einen fürſtlichen Hofmeiſter erſt recht ſchätzbar machen. Aber alle dieſe Künſte hat der Herr Graf Teſſin in dieſen Briefen in einem ſolchen Maaße ausgeübet: daß man dieß Buch billig als ein vollkommenes Muſter von der Erziehung eines Prinzen anſehen; und es allen, die ſolche fürſtliche, oder auch gräfliche und adliche Jugend anzuführen haben, beſtens anpreiſen muß.

Die deutſche Ueberſetzung iſt auch, überhaupt zu ſagen, ſehr wohl gemachet. Findet man gleich hin und wieder Spuren, daß der Ueberſetzer ein Nie-

derſachs geweſen, der ſich nicht vor allen Fehlern ſeiner Mundart zu hüten gewußt: ſo iſt doch das meiſte ſchön. Man lieſt alſo dieſe Briefe faſt mit eben dem Vergnügen, als ob ſie Originale wären; und zwar Originale, die aus einer zierlichen Feder gefloſſen. Da nun auch Papier und Schrift an Sauberkeit wenige Bücher über ſich haben: ſo iſt es gewiß, daß dieß Buch unter die Zierden der Bibliotheken zu rechnen ſeyn wird, ſo wie der Inhalt deſſelben unſern Zeiten Ehre machet.

Um indeſſen unſern Leſern einigen Vorſchmack davon zu geben, wollen wir einen Brief des Hrn. Grafen, nebſt einer Antwort des Prinzen Guſtavs, hier beyfügen.

Der XXXIX. Brief. a. d. 355 S.

Gnädiger Herr!

Ein unbedachtſames Verfahren, über welches das ganze Reich billig zu klagen Urſache hat, iſt die Gewaltthätigkeit, welche man an allen Jagden im Lande ausübet, und wodurch ſie ſo mitgenommen werden, daß, innerhalb wenig Jahren, die nachkommenden Jäger es ihren itztlebenden Vorgängern ſchlechten Dank wiſſen werden.

Hier in Weſtgothland, wo Hirſche und Rehe gleichſam wie zahme Thiere gegangen, ſind ſelbige nun ſo rar, daß man bald zehn Wölfe gegen einen Hirſch rechnen könnte.

Ich

Ich bin nicht der Meynung, daß der Mensch sich nicht dessen, was zu seinem Gebrauche erschaffen ist, bedienen dürfe, könne und möge.

Ich gedachte in meinen jungen Jahren, wie die, welche von meinem damaligen Alter sind, itzo gedenken: Schieße ich nicht, so schießt ein anderer! Der Mordgeist folgete mir, auf diese Lehre gegründet, fast täglich nach dem Walde; und ich vermeynete, ein Meisterstück abgeleget zu haben, wenn ich in einem trächtigen Weiblein sechs oder sieben Hasen auf einen Schuß tödtete.

Itzo, da Gebrechen, Alter und andere Geschäffte mir diese und mehrere Sünden der Jugend verbieten, habe ich leicht begriffen, daß unser höchster Haushalter uns alles zum Gebrauche, nichts aber zum Misbrauche, gegeben hat.

Ich muß bekennen, daß ich gern was gutes esse, und daß ich mich ebenfalls, ohne Ekel, mit schlechtern und zuweilen übel genug zugerichteten Speisen begnüge. Ich sage, übel zugerichtet; denn in sich selbst ist alles, was wir essen, gut: allein, die Zubereitung verderbet oft das Gute.

Vieles zur Unzeit gefälletes Wild, viele mit feinen Netzen, und in der Leichzeit, gefangene Fische sind ein verdammlicher Ueberfluß, welcher der Armen Speise vertheuert, und endlich Mangel und Hunger verursachet: allein, reinliches Essen, saubere Gerichte, leckerhafte, mit Erdfrüchten vermischete, und von einer zureichlichen Viehzucht genommene Speisen befördern den Ackerbau, erziehen ämsige Landleute, und machen geschickte Gärtner,

ernähren die Dürftigen, und zehren auf eine mäßige Weise das Vermögen der Reichen.

Es dürfte also der Mühe wohl werth seyn, daß solche, die einen feinen Geschmack erworben haben, Anrichtungen von einheimischem Gewürze ergründeten; und daß eine Verordnung zum schwedischen Gebrauche verfasset würde.

Die indianischen Früchte sind uns nicht zur Zehrung bestimmet. In einem kalten Lande sind sie vielleicht zu hitzig: in warmen Ländern treiben sie die innerliche Hitze zur Ausdünstung. Ein jedes Land hat beynahe seine Bedürfnisse in seinem eigenen Bezirke: allein, Verachtung und Neugierigkeit sind Schuld daran, daß wir uns mit vielen Kosten um fremde ungedeihliche Gewächse bemühen.

Ich bin sehr dafür, daß alles, was für wohlschmeckend gehalten wird, möge gebrauchet werden; nachdem es erst das Recht der Eingeburt erlanget hat, und an unsere Luft gewöhnet ist: bis dahin aber könnte man, meinem Bedünken nach, den Genuß wohl einschränken.

Wir haben Gesetze wider die Kleiderpracht, deren Zeuge und Arbeitslohn, wie man sagen könnte, viele Mitbürger ernähren. Wir haben Placate wider die Pracht bey unsern Feyerlichkeiten. Wir haben Verordnungen, welche die Anzahl unserer Schüsseln bestimmen. Wäre es aber nicht vielleicht besser, den Schüsseln ein offenes Spiel zu geben, und nur ihren Werth einzuschränken: denn sonst kann eine Schüssel mehr, als ihrer zehne, kosten?

Wir

VII.

Klag des armen Manns und Sorgenuol ynn theurung vnd hungersnot, vnd warmit er sich darinn zu tröſten, aus ſchönen Hiſtorien der heyligen ſchrift, der lieben Armut inn dieſer theurung zu troſt reymweis geſtellet durch Paulum Rebhun, Prediger zu Plauen.

Dieſes kleine poetiſche Werkchen iſt etwa acht Bogen ſtark, und in Octav ohne Zahlen auf den Blättern gedruckt. Am Ende findet man, daß es in der Churfürſtlichen Stadt Zwickaw, durch Wolffgang Meyerpeck 1540, und alſo faſt vor zwey hundert Jahren heraus gekommen. Auf dem Titelblatte ſteht ein Holzſchnitt, der einen armen Hausvater am Tiſche ſitzend, und in einem Buche leſend, ſeine Frau am Spinnrocken, und vier Kinder auf der Erde kriechend vorſtellet. Dieſe ſind halb nackend, halb mit Lumpen bedeckt, und bemühen ſich theils etliche Broſamen aufzuleſen, theils ſtreiten ſie um ein Gefäſſe, darinn etwa eine Speiſe enthalten iſt.

Die Urſache, warum man von dieſem dem Anſehen nach, geringen Werklein einige Nachricht zu geben vor gut befunden, iſt dieſe, daß der Verfaſſer, unſers Erachtens, der erſte iſt, der deutſche Verſe mit Fleiß und ausdrücklich nach dem jambiſchen und trochäiſchen Sylbenmaſſe nach der Art der Griechen und Lateiner gemachet. Denn ob wohl ſchon in der Critiſchen Dichtkunſt angemerket worden, daß man auch in den älteſten deutſchen Dichtern einige Spuren der beobachteten Länge und Kürze deutſcher Sylben antreffe?

Wir haben sehr viele, gute und wohlschmeckende schwedische Gerichte, deren wir uns selten mehr bedienen; und wir sind hierinnen weniger zu loben, als die Engländer: welche, ob sie uns gleich an Reichthume übertreffen, dennoch bey ihrer Vorväter Rostbiff und Pudding beständig verbleiben.

Ein gewisser noch lebender bekannter Herr in Frankreich kaufte für fünf hundert Franken grüne zeitige Erbsen, als sie eben anfingen, hervor zu kommen, schloß sich in seinem Zimmer ein, und aß sie allein auf: da vieleicht fünf hundert Arme in seiner Gasse vor Hunger verschmachteten.

Ein anderer hatte einen geliebten Koch, der, da er über seine erworbene Gunst fast außer sich kam, die Ehrfurcht, welche er dem Sohne seines Hausherrn schuldig war, aus den Augen setzete. Dieses sein unzeitiges Verhalten wurde angegeben, und man erwartete, daß der Koch seinen Abschied erhalten würde: allein, das Loos fiel auf den Sohn, der zum Hause hinausgekehret ward.

Ein bekannter Engländer, der über einen seiner Söhne, welcher einen, wiewohl geringen und zu verzeihenden Fehler, begangen hatte, erzürnet war, wollte ihm nicht gestatten, sich ferner vor seinen Augen zu zeigen. Verschiedenen Personen von hohem Stande gieng ein so hartes Verfahren zu Herzen; alle ihre Vorstellungen aber waren vergebens: bis sie endlich auf das Mittel verfielen, den Koch zu gewinnen, der sogleich hinauf gieng, und seinen Abschied begehrete. Der über einen so unerwarteten Vorfall bestürzte Herr fragete, worüber er zu kla-

klagen hätte? ob er nicht alles erhielte, was er von einem andern erwarten könnte? Er versicherte ihn, er wollte seinen Lohn vergrößern; er gab ihm die besten Worte von der Welt, und bath ihn auf alle ersinnliche Weise, daß er sich bedenken, und ihn nicht verlassen möchte. Der Koch antwortete: es gienge ihm zwar nichts ab, und er könnte sich niemals bessere Tage wünschen: allein, er hätte einen Widerwillen und Abscheu, bey einem Manne im Dienste zu seyn, der sich nicht mit seinem eigenen Sohn vertrüge; und nach diesem Verfahren könnte er leicht seine Ausrechnung machen, was ihm, bey der ersten bösen Laune, bevorstehen würde. Ach! sagete der in Verwunderung gesetzte Herr, ist es nichts anders! Geh, und laß meinen Sohn gleich zu mir kommen! Der Frieden wurde darauf wieder hergestellet, und unter des Kochs Vermittelung abgehandelt und geschlossen.

Auf der einen Seite misbillige ich gewiß eine solche unzeitige Liebe für die Köche: allein, auf der andern, deucht es mir, nicht gut zu seyn, keine Achtung auf das, was vorgesetzet wird, zu geben; und in Ansehung seines Geschmackes, der doch leicht einen zwischen unsern fünf Sinnen mit dem Gehöre, Gesichte, Geruche und Gefühle angestelleten Rangstreit gewinnen könnte, ganz gleichgültig zu seyn. Mein einziges Absehen ist auf Mäßigkeit, der Armen Auskommen, und beständigen Vorrath gerichtet. Ich weis, gnädiger Herr! daß Sie sich gut darauf verstehen, Speise zu wählen, und auszuschlagen. Ich kann ebenfalls nicht gänzlich misbilli-

billigen, daß Eure Königliche Hoheit, welche darzu sowohl mit Rathe, als Mitteln versehen sind, sich die theure Wissenschaft zu erwerben suchen; wie nicht nur ein Tisch muß angeordnet werden, sondern auch was zu einer feinen und schmackhaften Mahlzeit gehöret. Jedoch wünsche ich dabey, daß Eure Königliche Hoheit im Felde ohne Hunger von dem Tische eines Königs Carl des XII mögen gehen können!

Sich seiner Bequemlichkeit zu bedienen, ist eines vernünftigen Mannes Weise; seine Bequemlichkeit nicht entbehren zu können, ist einem elenden Weichlinge eigen; und hart gegen sich selbst zu seyn, ist eines Einsiedlermönches scheinheiliges Werk und eingebildetes Verdienst. Eine Haushaltungspolitik dürfte, an den katholischen Fasttägen, eben so großen, wo nicht größern Theil, als der Gottesdienst haben: weil durch selbige das Fleisch ersparet, die Fischereyen in Aufnahme gebracht, und gebührend in Acht genommen werden.

In Deutschland und Frankreich ist ein nicht zu vertilgender Vorrath an Wilde: weil sich keiner erkühnet, zur Unzeit zu schießen; weil die Raubthiere ausgerottet werden, und weil man gewisse Holzungen und Felder, in und auf welchen sich alles, was nützliches Wild zu nennen ist, vermehret, beständig heget.

In diesen Ländern ist man übel berüchtiget, wenn man ohne Erlaubniß auf eines anderm Gebiethe jaget. Hätten wir eben die Art zu denken, so könnte ein jeder leicht sein Eigenthum befriedigen, das

Ver-

Vergnügen zunehmen, und der Ueberfluß und billige Preis erlanget werden.

Zu den Geſchäfften eines Königes gehöret des Landes allgemeine und beſondere Haushaltung mit ihren verſchiedenen Theilen. Zu ſeinen Unterthanen ſind nicht bloß diejenigen, welche wirklich unter ſeinem Zepter leben, ſondern auch alle die Leute, welche bis zum Ende der Welt, innerhalb ſeiner Landesgränzen gebohren werden, zu rechnen. Er iſt ihr Vormund und Haushalter: wenn er ſtirbt, ſo lebet doch ſeine ehemalige Fürſorge. Sie ſind berechtiget, ſeine Wartung, die er für ihr Erbtheil bewieſen hat, zu tadeln oder zu rühmen: und auf ihn ſchicket ſich keinesweges das bekannte italieniſche Sprüchwort: Morto mi, morto il mondo.

Ich verharre mit unveränderlicher Ehrfurcht,

Eurer Königlichen Hoheit,

Meines gnädigen Herrn,

Lecko,
den 8ten Auguſt 1753.

unterthäniger und getreueſter Diener
C. G. T.

Antwort auf den vierten Brief vom 23ſten Junius 1753. a. d. VII. S.

Mein lieber Teß!

Ich danke Ihnen, mein Teß, für ihren artigen Brief, der mir ſo viel Vergnügen, als Nutzen, gebracht hat. Ich bin gänzlich von denen Lehren, welche mein Teß anzuführen belieben, überzeu-

zeuget; und ich finde, daß es einer Landesherrſchaft gar zu ſchlecht anſteht, falſchen Berichten Glauben beyzumeſſen, und andere in Verdacht zu haben; man wird deswegen gemeiniglich gewahr, daß die, welche andern Böſes zutrauen, ſelbſt eben dieſe Untugend beſitzen. Zum Exempel, Cains böſes Gewiſſen erregete bey ihm die Furcht, daß alle andere es ſo mit ihm machen würden, wie er es vorher mit ſeinem Bruder gemachet hatte. Die ſchönen Beyſpiele, von welchen Sie, mein Teß, zu reden belieben, dienen mir zur Aufmunterung, es eben ſo zu machen; und ich erinnere mich, ſelbige und andere in der kleinen Bücherſammlung, welche die Königinn mir zum Weihnachten gab, geleſen zu haben. Es iſt von Ihnen, mein Teß, mit allem Rechte angeführet worden, daß man Verdienſte belohnen ſoll; weil es billig iſt, daß der, welcher ſich würdig gemachet, und wirklich Belohnung verdienet hat, ſelbige genießen muß; und außerdem ſoll man ein Vergnügen daran finden, andern gutes zu thun. Es iſt mir lieb, daß Ihnen, mein Teß, mein voriger Brief gefällt. Was das Dictiren anlanget, ſo habe ich es ſelbſt gethan: allein, das Reinſchreiben zog ſich ſo lange aus, daß ich zuletzt Graf Düben bath, mit der Bleyfeder es vorzuzeichnen, und ich ſelbſt ſchrieb hernach mit der Dinte nach; deswegen war der Schluß beſſer, als der Anfang. Seyn Sie, mein Teß, von der beſtändigen Freundſchaft verſichert, mit welcher ich ſtets verbleibe

Meines Teß

getreuer Freund
Guſtav.

VI.

De Animi immortalitate Poema,

ob præſtantiam ad Exemplum Londin. 1754. in 4. editum, recudi curavit Jo. Carolus Bohnius Bibliopola Hamb. 1754. in 8. maj. p. 48.

Nichts iſt ſchöner, als wenn die Dichtkunſt ſich dann und wann ihres alten urſprünglichen Amtes wieder bemächtiget, und eine Lehrerinn der Menſchen abgiebt. Nur der Misbrauch hat ſie bisweilen zu einer Dienſtmagd der laſterhafteſten Neigungen erniedriget: gerade als ob eine ſo göttliche Kunſt nur erfunden wäre; den Unordnungen des Herzens zu fröhnen; Wein und Liebe zu predigen; die Schmäh- und Läſterſucht zu üben, der Ueppigkeit einen Firniß anzuſtreichen, und Flammen in den Zunder der Wolluſt zu werfen.

Philoſophiſche Dichter haben alſo zu jeder Zeit eine beſondre Achtung verdienet; und in eben denſelben, ja in größern Würden geſtanden, als die größten Opferpfaffen der meiſten Völker. Sie wurden die Lehrer des Volkes in Griechenland und Rom; da ſich die Prieſter nur mit den abergläubiſchen Ceremonien beſchafftigten, und das Volk in ſeiner Unwiſſenheit und Verderbniß ſtecken ließen. Hat nun gleich die gereinigte Religion der Chriſten dieſe Beyhülfe der Poeſie ſo nöthig nicht, als die heydniſche: ſo iſt es doch ſehr gut, wenn dieſe jener auch zuweilen hülfliche Hand beut, und nach dem Beyſpiele

eines

eines Salomons auch nützliche Wahrheiten, auf eine rührende Art einzuſchärfen ſuchet.

Der ungenannte Verf. dieſes Gedichtes hat ſich die Unſterblichkeit der Seele zum Gegenſtande erwählet; eine Wahrheit, die heute zu Tage ſo vielen Freygeiſtern, die nicht ohne Grauſen an die Ewigkeit denken können, ein Dorn im Auge iſt. Er bemühet ſich die beſten Beweiſe derſelben auf eine poetiſche Art reizender vorzutragen, als ſich in philoſophiſcher Schreibart thun läßt. Hat nun Lucrez die Freyheit gehabt, die Lehrſätze der Gotteslängnung und Sterblichkeit der Seelen, poetiſch einzukleiden: wer will es einer beſſern Einſicht verargen, ſich eben dieſer Waffen und Hülfsmittel des Witzes zu Behauptung der Wahrheit zu bedienen?

Der Anfang des I. B. ſtellet den Zuſtand des Menſchen in der Welt ſo vor:

Cetera per Terras animalia ſorte fruuntur,
Quam ſua cuique dedit Natura; nec amplius optant.
Solus Homo, qui ſcire ſagax, cui ſumma cupido
Scrutari cauſſas & mutua fœdera rerum,
Vanum iter ingreditur. Nigris namque imminet alis
Et curſu in medio Mors intercludit euntem.
Quorſum iſtud? ſi nil ſapientia dia crearit
In caſſum? Quorſum hæc divinæ ſemina mentis,
In proprios ſi non poterint adoleſcere fructus?

In England ſind ſchon zwo Ueberſetzungen dieſes ſchönen Gedichtes ans Licht getreten; obgleich dort auch unter vornehmen Leuten das Latein und Griechiſche viel gemeiner iſt, als bey uns. Es

wäre auch Schade gewesen, wenn so ein schönes Gedicht nur in die engen Schranken, und kleine Zahl lateinischer Leser eingeschlossen geblieben wäre. Da wir wünschen, daß uns der Herr Verleger auch eine deutsche Dollmetschung desselben beygefüget haben möchte, um solch ein treffliches Werk gemeinnütziger zu machen: so wollen wir andre zu dieser Arbeit aufzumuntern, einen Versuch mit diesem Anfange machen, und ihn verdeutschen:

Der andern Thiere Schwarm genießt in dieser Welt
Des Schicksals, welches ihm Natur und Gott bestellt.
Sie wünschen auch nichts mehr. Der Mensch nur, reich an Sinnen,
Der unabläßig strebt mehr Einsicht zu gewinnen,
Der Dinge Grund erforscht, und ihr gemeines Band;
Geräth bey seinem Lauf in einen härtern Stand.
Denn wo er geht und steht, da schwebt mit schwarzen Flügeln
Der Tod ob seinem Haupt, und hemmt mit starken Zügeln
Die Wallfahrt seines Laufs oft in der Mitte schon.
Wie kömmt das immermehr? wenn auf der Weisheit Thron
Gott nichts umsonst erschuff? Was nützt des Geistes Stärke,
Der doch fast göttlich ist, und seine Wunderwerke;
Wenn seine Früchte doch zur Reife nie gedeihn?

Er

Er fährt alſo weiter fort, durch eine verſtellte Schlußfolge, ſeinem Leſer ein epikuriſches Wohlleben anzurathen:

Ecquid enim prodeſt rerum cognoſcere cauſſas,
Jungere venturis præſentia; mente vagari
Solem atque aſtra ſuper, morituro? Scilicet omnes
Vna manet lethi lex & commune ſepulcrum.
Nonne ergo ſatius cum Phyllide ludere in umbra,
Teque Lyæe Pater, lætis celebrare choreis?
Novit enim Bacchus curas depellere; novit
Præteriti ſenſus abolere metumque futuri.

D. i.

Was hilft es den Verſtand der Dinge Gründen weihn?
Aus naher Gegenwart bis in die Zukunft dringen,
Sich über Sonn und Stern durch alle Wirbel ſchwingen;
Wenn man doch ſterblich iſt? Denn alle Welt betrifft
Des Todes Schreckgeſetz, und allgemeines Gift.
Viel beſſer iſts alſo mit einer Phyllis ſpielen,
Und des Lyäus Kraft in muntren Tänzen fühlen:
Denn dieſer Sorgenfeind, erſticket durch den Wein
Die Furcht des Künftigen, wie des Vergangnen Pein.

Wir würden ſehr viel abſchreiben müſſen, wenn wir alles, was ſchön iſt, aus dieſem Gedichte mittheilen wollten. Sein Vorhaben ſelbſt drücket er bald darauf in folgenden ſchönen Verſen aus:

Quare ſume animum: neque enim ſapientia dia
Fruſtra operam impendit; neque mens arctabitur iſtis
Limitibus, quibus hoc periturum corpus: at inſons

Terrenæ labis viget, æternumque vigebit.
Atque ubi corporeis emiſſa, ut carcere, vinclis
Libera cognatum repetet, vetus Incola, cœlum;
Neƈtareos latices Veri de fonte perenni
Hauriet, æthereumque perennis carpet Amomum.

Den erſten Beweis nimmt er von den ungemeinen Kräften der menſchlichen Seele her. So viel Gedächtniß, ſo unendlich viel Dinge zu behalten; ſoviel Urtheilskraft alles wohl anzuordnen; ſoviel Erfindungskraft, die hundert Künſte hervorgebracht, das menſchliche Leben zu erleichtern; die allen Dingen Namen beygeleget, und zu den Wörtern die Buchſtaben erdacht; die wilden Menſchen in Flecken und Städte verſammlet; ihnen Geſetze gegeben u. d. m. Wer hätte das alles beſitzen und leiſten können, als eine edlere und faſt göttliche Subſtanz, die weit über alle Körper erhaben, und folglich unſterblich iſt?

Eben das ſchließt er aus der Gabe der Beredſamkeit, aus der Stern- und Naturkunde, die Sonnen, Planeten und Kometen ihre Kreiſe abzeichnet; aus dem innern Bewußtſeyn des Guten und Böſen; aus dem Vermögen, der Wahrheit nachzuſpüren, und aller Dinge Grund zu erforſchen; u. d. m. Er nimmt auch die Begierde nach der Unſterblichkeit, und dem Nachruhme nach ſeinem Tode, zu Hülfe:

Nempe animis hæc inſevit Natura futuri
Indicia obſcuraſque notas: hinc ſollicita eſt mens,
De ſe poſteritas quid ſentiat. At nihil ad nos
Poſtera vox, erimus ſi nil, niſi pulvis & umbra:
Sera venit, cineres nec tangit fama quietos.

Dieſe

treffe; wie ſonderlich aus einer Stelle der Winsbeckiſchen Ermahnungsſchrift an deſſen Sohn, und D. Luthers Liedern erwieſen wird: So kan man es doch bey dieſem allen ſo deutlich nicht darthun, daß auch ihre Verfaſſer den ausdrücklichen Vorſatz gehabt, jambiſche und trochäiſche Verſe zu machen. Aber bey unſerm Plauenſchen Poeten iſt die Sache theils aus ſeiner eignen Zueignungsſchrift, theils aus den Verſen ſelbſt ſo klar, daß nicht der geringſte Zweifel übrig bleibet.

Seine Worte aber hievon lauten in der Zuſchrift an den Erſamen und Fürſichtigen Hanſen Widman, Burger zu Zwickaw, ſeinen freundlichen lieben Schweher und Vater, etwa in der Helfte alſo: Was die reym belanget iſt zu wiſſen, das ſo offt in dieſem geſprech die Perſon, alſo offt in reymen die zal vnd der accent ſich verendert, vnd welcherley art der erſt reym iſt, alſo ſeind auch alle andere biſs zum Wechſel der Perſon, auff das es nicht ein vnordentlich gemeng langer und kurzer reym durch einander ſey, ſonder ſein gewiſs zyl vnd anfang, Wo es aber anders denn itzt gemelt, etwo befunden, iſt es on mein ſchuld, das nicht einerley reym von acht ſilben durchaus gemacht, hat die vrſach, das, meins achtens nicht vnbeqvem iſt, inn ſolchen langen gerichten ein veranderung zu halten, vnd mancherley vers zu gebrauchen, nach der Lateiner art, die ſie halten inn Metris Trochaicis vnd Jambicis, welchen die Teudſchen reym eylicher maß gemeß ſeynd.

Um

Dieſe Proben können genug ſeyn, theils die Art zu denken des Verfaſſers, theils ſeine Stärke im poetiſchen Ausdrucke anzuzeigen. Denn den ganzen Inhalt des Gedichtes können wir ohnedieß ſo kurz nicht faſſen. Seine Schreibart iſt weder ſchwülſtig, noch mit vielen unnützen Blumen und Ausſchweifungen überladen; ſondern dogmatiſch, deutlich, und doch zierlich. Er machet auch unter andern ſchöne Beſchreibungen. Z. E. Die auf der 45ſten Seite von einem rechtſchaffenen tugendhaften Manne lautet ſo:

Ergo age dic, ſodes, quæ præmia? quid ſibi ſperat
Mercedis? Namque haud ſectatur vilia rerum;
Illum, non uſura vorax, non turba ſequentum;
Non mendax planſus fucataque gloria; non quæ
Prava per incautum ſpargit mendacia Vulgus,
Ambitio tenet, aut Titulorum ſplendor inanis:
At, quo verus Honos, quo fert Natura, Decusque
Humani generis jubet ire, viriliter ibit;
Virtutesque alias aliis Virtutibus addens,
Donec in hac vitæ ſeſe exercere palæſtra
Cogitur, Ingenium fata ad meliora parabit.

Dieſe Stelle, und der ganze Artikel mag demjenigen wider uns aufgebrachten Schulmanne zur Abfertigung dienen, der uns einmal für Feinde der latein. Poeſie ausgeſchrien, und neulich abermal zu läſtern geſuchet hat. Es iſt unſre Sache nicht, uns in Schulzänkereyen einzulaſſen, und die edle Zeit damit, wie das Papier zu verderben. Der liebe Mann iſt ſtolz geworden, daß er zu einem beſſern

Rectorate berufen worden: darum saget er uns, daß er schon seit etlichen zwanzig Jahren viel Schüler auf Universitäten geschicket, viel Programmata geschrieben; und die Delicias Poetarum Italorum, Gallorum und Germanorum [illegible]. Das kann alles wahr seyn; und wir sprechen ihm der keines ab: hoffen aber, daß wir dadurch keines Hasses gegen die lat. Poesie bezüchtiget werden können.

Und was könnte er uns lächerlichers Schuld geben, als daß er uns einen besondern Haß gegen alle bergigte Landschaften beyleget; weil wir mit der Oberpfalz, in Ansehung flächerer Gegenden, mit einigen Alpinern, und mit ihm im Harze nicht zufrieden gewesen? Wir versichern ihn dagegen, daß wir, sowohl in Bergen Freunde, als in Thälern Feinde haben; und Hessen, ob es gleich ein bergigtes Land ist, nicht nur hochschätzen, sondern auch in Versen gepriesen haben. Das sind aber solche Zumuthigungen, dadurch Leute von seiner Art ihrem ganzen Stande den Vorwurf der Zanksucht zugezogen haben: so wenig er auf alle einzelne Personen passet.

Ohne daher rechtschaffenen, gelehrten und wackern Schulmännern im geringsten etwas zur Last zu legen, rathen wir unserm Gegner, Hrn. Prof. Richeys Idioticum Hamburgense, unter dem Worte Schulfuchs nachzuschlagen.

VII.

Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinnen unzahliche Abhandlungen aus freyen Künsten, gelehrten

lehrten Sprachen und Alterthümern enthalten ſind. Mit vielen Kupfern, überſetzet von Luiſen Adelg. Vict. Gottſchedinn. VII. Theil. Leipz. 1754. verlegts Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien.

Die Fr. Prof. Gottſchedinn hatte eine Zeitlang inne gehalten, die neuen Bände dieſer Geſch. der Akad. der ſchönen Wiſſ. fortzuſetzen; und ſich indeſſen an die ausführlichen Schriften gedachter Akademie, oder die Memoires gemachet; davon ſie im Siegertſchen Verlage die beyden erſten Bände geliefert. Es waren damals in der holländiſchen Ausgabe nicht mehr Bände von der Geſchichte vorhanden; und ſelbſt in Paris war die Fortſetzung des Druckes ihrer Schriften ins Stecken gerathen. Doch nunmehr iſt daſelbſt alles wieder in den Gang gekommen: und die Akademie hat die Frau Ueberſetzerinn ihrer Werke, ſelbſt mit den neueſten fünf Bänden, zu zweyen unterſchiedenen malen beſchenket, die in der holländiſchen Ausgabe noch nicht zu haben ſind.

Dieſes hat ſie denn aufgemuntert, die eine Zeitlang geruhete Geſchichte der Akademie wieder vorzunehmen: und wirklich hat ſie itzo den VII. und VIII. Theil davon deutſch geliefert. Wir bleiben dießmal bey dem erſtern ſtehen, und wollen in kurzem den achten auch unſern Leſern bekannt machen.

Es liefert dieſer Theil Nachrichten und Auszüge von den Schriften der Geſellſchaft vom 1738, 1739 und 1740ſten Jahre. Unter ihren Begebenheiten iſt hier nichts merkwürdigers, als die Sätze, ſo ſie

zu ihren Preisschriften, oder Wettstreiten aufgegeben. Der aufs 1738ste Jahr war die Frage:

„Was die Insel Kreta für Gesetze gehabt? Ob „Lykurgus sich derselben bey denen Gesetzen bedienet, „die er zu Lacedämon gegeben? Und ob unter den„selben ein solches Verhältniß sey, daß man noth„wendig glauben müsse, sie hätten diesen zu Mustern „gedienet. „

Der Preis aber ward verschoben; und auf nächstes 1739stes Jahr noch dieser vorgeschlagen; daß man

„Den Monath und Tag des römischen Jahres „festsetzen sollte, in welchem, seit Vertreibung der „Könige, bis auf Cäsars Tod, die Consulen ihr „Amt angetreten; und die Veränderungen dieses „Gebrauches anzumerken. „

Diesen Preis erhielt Herr **Pontedera**, Prof. zu Padua. Im 1740sten Jahre ward die Frage des 1738sten Jahres nochmals wiederholet; und weil noch ein neuer Preis zu vertheilen war, so ward noch aufgegeben:

„Den Zustand der Wissenschaften in Frankreich „seit König Roberts Tode, bis an den Tod Phi„lipps des Schönen, zu bestimmen. „

Der erste Preis, ward dem Herrn Cüloteau, Sachwaltern zu Chalons für Marne; der zweyte aber dem Herrn Abte le Böuf, zu Auxerre zugesprochen.

Im 1738sten Jahre hatte die Akad. den Herrn de la Barre, einen Beysitzer verlohren, dem Herr **Melot** gefolget; im 1740sten verlohr sie den Hn. Abt Nadal und den Herrn Lancelot, an dessen Stelle Herr Abt le Böuf kam.

Die

Die Zahl der Artikel dieses Bandes beläuft sich auf 28 Stücke, und drey Lebensbeschreibungen, des Abtes Anselm, des Marschalls von Estrees, und des Herrn de la Barre. Die Verfasser der erstern sind gröſtentheils schon aus den vorigen Bänden bekannt. Sie heiſen Montfaucon, Freret, Blanchard, Sallier, Nicolai, Chambort, Boze, de la Bastie, Valois, Mahudel, Bon, Fourmont, Souchay, Sevin, Foncemagne, Cürne und Bonamy. Was kann man nun von denenselben nicht schönes und gelehrtes vermuthen?

Wir würden ein trockenes Regiſter von den sämmtlichen Artikeln hieher setzen müssen, wenn wir alle benennen wollten. Daher wollen wir nur einige melden, die uns vorzüglich gefallen haben. Gleich der erste handelt von den ägyptischen Gottheiten; z. E. dem Apis, dem Osiris, der Isis, u. d. m. Diese letzte ist auch in Kupfer vorgestellet, und ihr Namen Myrionyma erkläret worden.

Der zweyte redet von der Dauer der königl. Generationen bey den Alten. Herr Freret setzet selbige auf 25. bis 30 Jahre fest; und meynet, daß solches fast bey allen Völkern bemerket worden. Hr. Prof. Gottsched aber setzet ihm in den Anmerkungen Neutons Gründe entgegen, der die Dauer der königl. Generationen in ältern und neuern Zeiten nur auf 18 bis 20 Jahre gesetzet hat.

Der III. handelt von den Bildsäulen der Griechen und Römer, und zeiget, daß die Bildschnitzerkunst, viel eher in Asien und Aegypten, als in Eu-

ropa geübet worden. Hier ist eine treffliche Belesenheit in den Alten zu sehen.

Ein Gespräch aus dem Plato, Krito, ist nicht nur im IV. Art. übersetzet, sondern auch schön erläutert: und im V. eine Abhandlung Plutarchs, wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen soll, zergliedert, und der Grundtext erkläret. Den Tag, da Pompejus aus Brundusium gegangen, und die Abhandlung von Cäsars Lägern in Frankreich, übergehen wir; sowohl als die zu Nimes gefundenen Aufschriften; und die fortgesetzten Anmerkungen, über des Mezzabarba Kaisermünzen.

Auch bey den Nachstämpeln auf alten Münzen halten wir uns nicht auf; und die Erklärung eines alten geschnittenen Edelsteins selbst, ist so merkwürdig nicht, als die XIII. Abhandlung von den alten Meilensäulen in Frankreich, darauf bald Milliaria bald Leugæ gezählet sind. Auch hier hat Hr. Pr. G. einige Anmerkungen aus der altdeutschen Litteratur beygefüget. Er zeiget nämlich, daß Hr. Freret das Wort Rasta, welches bey den Alten vorkömmt, nicht so mühsam im Gothischen und Runischen, sondern im Hochdeutschen suchen dürfe; wo rasten noch diese Stunde ruhen, und eine Rast, die Ruhestäte, oder Pestation heißen könne. Eben so zeiget er, daß Leuga, welches auch auf der peutingerischen Charte, und sonst häufig, Lega geschrieben wird, nichts als ein Läger, oder eine Ruhestäte irgend eines Fußgängers bedeuten könne; da es Hr. Freret aus dem cembrischen Leoug, oder Leak, herleiten will, u. d. m.

Im

Im XIV. Art. wird das alte römiſche Wegemaaß mit den geometriſchen Ausmeſſungen des Herrn Caſſini in Frankreich verglichen.

Der XV. Art. handelt von der peutingeriſchen Charte, und enthält viele Zweifel bey derſelben, die nach der, unlängſt von dem Herrn von Scheyb ans Licht geſtellten genauern Ausgabe derſelben, größtentheils wegfallen.

Der XVI. Art. will darthun, daß die 70 Dollmetſcher ihre Ueberſetzung nicht anders, als nach einem punctirten hebräiſchen Grundtexte hätten machen können. Nun würde zwar dieſes die göttliche Eingebung der Puncte, und ihr gleiches Alter mit den Buchſtaben noch lange nicht erweiſen: da die 70 Dollmetſcher lange nach der babyloniſchen Gefangenſchaft gelebet: Allein auch die von ihm angeführten Gründe entkräftet der Hr. Prof. G. durch ein Paar Anmerkungen.

Die Spottnamen der Prinzen in den Geſchichten, machen den XVII. Artikel, wie eine Stelle des Plinius den XVIII.; und einige Beobachtungen über den Pauſanias den XIX.; eine Anmerkung aber über eine Stelle Thuans den XX. einnimmt. Der XXI. ſetzet die Geburtszeit Ludewigs des VII. Kön. in Frankreich feſt; und der XXII. will die Wörter Auſtria und Neuſtria in Frankreich erklären. Hr. Pr. G. aber zeiget auch hier aus der alten Sprache der Normannen, die auf der Stelle von Frankreich, wo Neuſtria liegt, ihren Sitz genommen, einen wahrſcheinlicheren Urſprung dieſes Namens.

Nun

Nun kömmt ein luſtiger Artikel, von Froiſſards, eines alten franzöſiſchen Poeten Gedichten, die in einem Bande ungefähr 30000 Verſe ausmachen. Da der Verf. dieſes Art. den alten Dichtern, auch in Anſehung der Geſchichte, einen Werth beyleget: ſo beſtätiget Hr. Pr. G. in einer Anmerkung ſolches mit den Beyſpielen deutſcher Poeten; und bedauret ſehr, daß ein ſolcher alter hiſtoriſcher Dichter von Preußen Jeroſchyn, aus dem XIV. Jahrh. von der königsbergiſchen Schloßbibliothek, von dem ſel. Mr. Jordan nach Berlin genommen worden; aber itzo daſelbſt unſichtbar geworden: da doch nur eine fehlerhafte Abſchrift davon in Danzig vorhanden iſt.

Froiſſards vornehmſtes Gedicht iſt das Paradies der Liebe, ein allegoriſcher Traum, der recht artig iſt. Das zweyte iſt das verliebte Uhrwerk. Ob dieß gleich eine durchgängige Beſchreibung eines verliebten Herzens, nach den Eigenſchaften einer Uhr iſt: ſo merket doch der Verf. dieſes Artikels, mehr auf die Art der damaligen Uhren; um den Fortgang der Künſte zu erklären. 1) Hatte damals das Triebwerk der Bewegung in einer Uhr nur zwey Räder, und das zum Schlagen auch nicht mehr; da itzo ein jedes vier hat. Aber die Uhren giengen auch nur 8 Stunden, und mußten täglich dreymal aufgezogen werden. 2) Zeigte das Zifferblatt damals 24 Stunden, ſo daß zweymal von 1 bis 12 gezählet ward. 3) Bewegte ſich nicht der Zeiger um das Zifferblatt; ſondern das Zifferblatt drehte ſich gegen einen feſten Punct, der zum Zeiger diente. 4) Daß anſtatt der Unruhe, oder des Pen-

duls,

buls, ein gewiſſes Feliot darinn geweſen, welches zwey kleine Gewichte getragen, dadurch man die Uhr geſchwinder oder langſamer ſtellen können.

Das III. Gedicht heißt le Dit de la Marguerite, ſodann folgen Schäfergedichte, darinn es ihm ſonderlich gelungen iſt. Z. E.

Et puis prirent a caroler *, * zu tanzen.
Et la bergerette à chanter,
Une chanſon moult nouvellette;
Et diſoit en chançonnette
Di moi Anſel, ſi t'ayt Dieux,
Si je voeil eſtre t'amiette,
Oſerois-tu demander mieux?

Er machte auch Ringelgedichte: allein, man ſieht aus dem allen wohl, daß die franzöſiſchen Dichter dieſer Zeiten nichts feiner geweſen, als unſre Deutſchen.

Der XXIV. Art. liefert Anmerkungen zu den typographiſchen Jahrbüchern des Maittaire. Weil es damals gegen das III. Jahrhundert und Jubelfeſt der erfundenen Buchdruckerkunſt gieng, haben die Herren Pariſer auch Unterſuchungen von den Alterthümern dieſer Kunſt angeſtellet, und es handeln etliche Artikel davon; nämlich außer dieſem noch der 25ſte und 26ſte. Herr Prof. Gottſched machet auch verſchiedene Zuſätze dazu; ſonderlich was den erſten Erfinder Guttenberg betrifft; dem er mit einem Zeugniſſe Johann Schöffers zu ſtatten kömmt, welches bisher nicht bekannt geweſen. Er zeiget auch durch Beyſpiele, daß der Büffelskopf im Papiere

piere kein gewiſſes Merkmaal der älteſten Fuſtiſchen Druckerey ſey. Ferner bemerket er verſchiedene Bücher, deren Jahrzahlen viel zu alt ſind, als daß ſie wahr und richtig ſeyn könnten.

Es iſt uns gleichfalls ein ſolches Buch in die Hände gefallen, das ein ſehr merkliches Beyſpiel davon giebt. Dieß iſt die erſte gedruckte Ausgabe von Cicerons Officiis, in groß Quart, aus Fuſts und Schöffers Druckerey. Es iſt ein Abdruck davon auf der königl. Bibliothek zu Dresden, und einer auf der hochgräfl. Bünauiſchen zu Nöthnitz befindlich, die beyde vollkommen ſchön erhalten ſind. Sie haben koſtbar mit Gold und Farben eingemalte Anfangsbuchſtaben, und führen gleich über dem Anfange des Buches in vier rothgedruckten Zeilen die Ueberſchrift: Marci Tulii Ciceronis Arpinatis. zonſuliſqz romani. ac oratorum maximi. Ad M. Tulium Ciceronem filium ſuum. Officiorum liber incipit. Am Ende ſteht in fünf rothen Zeilen gedruckt: Preſens Marci Tulii clariſſimum opus. Johannes Fuſt, Moguntinus civis. non atramento. plumali canna neqz aerea. Sed arte quadam perpulcra. Petri manu pueri mei feliciter effeci finitum. Anno M.cccc.xl. Nun ſage uns jemand, der die Geſchichte der Buchdruckerkunſt inne hat, wie dieſe ſehr deutliche Jahrzahl, die in beyden obgedachten Exemplaren einſtimmig iſt, wie wir ſelbſt vor vier oder fünf Wochen geſehen, und itzo ſelbſt eins davon in Händen haben, ohne einen Druckfehler beſtehen könne? Iſt nicht durch ein Verſehen das letzte x vors l, gekommen; und alſo aus LX, XL geworden?

Wir

Um dieſes durch die Proben ſeiner Verſe ſelbſt zu beſtätigen, wollen wir von allen Gattungen ſeiner jambiſchen und trochäiſchen Verſe etliche Zeilen anführen, und, ſo wie er gethan, das Sylbenmaaß allemal darüber ſetzen. Er fängt mit den damals faſt allein gewöhnlichen achtſylbigten, oder vierfüßigen Jamben mit lauter männlichen Reimen an, indem der arme Sorgenvoll ſeine Klage ſo anhebt:

v v — v — v —

Ach GOtt was ſoll ich fahen an
Ich bin ein arm verdorben man
Zu all mein thun hab ich kein Glück
Mein hendel gehn itzt gar zurück
Mein Handwerk will nicht gelten mehr
Daher mir bleibt mein beutel lehr, ꝛc.

Dieſe Klage nun iſt neun volle Seiten lang, und da der arme Mann ſich zu tröſten die Bibel vornimmt, und da im Anfange gleich den Adam antrifft: So wird dieſer ihn zu tröſten ſo redend eingeführet; und zwar in trochäiſchen Verſen mit lauter weiblichen Reimen:

— v — v — v — v

Lieber Menſch weil du mir klageſt
Und von deiner Armut ſageſt
Wollſt auch gern von mir erfahren
Was ich in neun hundert iaren
Hie für armut hab erlitten
Und was vnglück mich geritten, ꝛc.

So redet Adam zwey Seiten fort, bis ihm der arme Sorgenvoll folgender geſtalt antwortet: und zwar in ordentlich abgewechſelten zwey und vierfüßigten Jamben:

Wes-

Wir müſſen abbrechen, zumal da die beyden letzten Artikel Frankreich allein angehen. Dieſer Band pranget übrigens mit 8 ſchönen Kupfern, und iſt, wie alle vorigen ſehr ſauber, und auf weißes Papier gedrucket. Nächſtens reden wir auch vom VIII. Bande.

VIII.

Der Schwärmer, oder Herumſtreifer, eine Sittenſchrift, aus dem Engliſchen, I. und II. Band. Stralſund und Leipzig, auf J. J. Weitbrechts Koſten, 1754. in groß 8. 340 und 352 S.

Der Titel dieſes Buches hat das Anſehen, als ob er dem Werke ſelbſt ſchaden würde. Allein der Inhalt iſt ſo wild nicht, als der Titel. Der Verfaſſer iſt einer von den engländiſchen Nachfolgern des Zuſchauers, und zwar einer von den guten. Er hat eine feine Beleſenheit in den alten, und in den beſten neuern Sittenlehrern. Er ſelbſt denket vernünftig, und drücket ſich wohl aus. Ueberdem ſind viele in andern Sittenſchriften noch unberührte Materien hier ausgeführet. So ſchwer dieſes iſt, ſo deutlich zeiget ſich darinn die Fähigkeit eines neuen Sittenlehrers.

Wie es um die Erfindungskraft des Verfaſſers ſtehe, das iſt gleich aus dem II. Stücke des I. Bandes zu erſehen. Er redet darinn von gewiſſen Leuten, die es entweder für ihre Schuldigkeit halten,

oder ſich doch ein Vergnügen daraus machen, die Aufnahme eines jeden gelehrten, oder geiſtvollen Werkes zu hintertreiben; die bey dem Zugange des Tempels des Ruhmes gleichſam Wache halten, und ſich groß damit machen, daß ſie der Unwiſſenheit und dem Neide die erſte Nachricht von einer neuen Beute geben.

Dabey räth ers nun neuen Schriftſtellern, dieſe ſogenannten Kritikes einigermaßen zu beſänftigen, daß ſie auf kurze Zeit von ihrer Wuth nachlaſſen. Hier bemerket er, daß Argus vormals durch die Muſik eingeſchläfert, und Cerberus, durch einen guten Biſſen beruhiget worden. Nun glaubt er zwar nicht, daß unſre heutigen Kritikaſter des Argus Augen haben, oder ſo ſtark beißen können, als Cerberus; aber doch eben ſo wachſam ſind, als jener, und eben ſo laut bellen, als dieſer. Er ſchlägt alſo vor, daß man ſie durch eine Flaſche Wein, und eine Abendmahlzeit beſänftigen, oder durch etliche Noten der Schmäucheley einſchläfern ſoll. Und weh dem! der dieß unterläßt. Experto crede Ruperto.

Er ſelbſt geſteht, daß er ſich niemals weder zur Flucht, noch zum Vergleiche mit ihnen entſchließen können; weil er zweifelt, ob ſie mit rechtmäßiger Gewalt wider ihn verfahren können; und ob ſie nicht vielleicht mit einer ſelbſt geſchmiedeten Vollmacht, als Diener der Kritik, wie ſie ſich nennen, großthun; aber gar nicht im Stande ſind ihre Urkunde aufzuweiſen; ob ſie gleich täglich ihre eigene Einfälle für Urtheile eines höhern Gerichts ausgeben.

Nun machet er eine schöne Allegorie. Die Kritik, saget er, war die älteste Tochter der Wahrheit und des Fleißes. Bey ihrer Geburt ward sie der Gerechtigkeit anvertrauet, und im Pallaste der Weisheit erzogen. Da sie bald wegen ihrer ungemeinen Eigenschaften bey den Bewohnern des Himmels sich Hochachtung erwarb, so ward sie zur Hofmeisterinn der Phantasie bestellet, und bevollmächtiget, in dem Chore der Musen, wenn sie vor Jupiters Thron sangen, den Tact zu schlagen.

Wie die Musen sichs einmal gefallen ließen, diese untere Welt zu besuchen, kamen sie in Begleitung der Kritik: der die Gerechtigkeit, da sie von ihrem Geburtsorte herabstieg, einen Zepter gab, den sie in ihrer rechten Hand führen sollte; und dessen eines Ende mit Ambrosia befeuchtet, und mit goldenem Laubwerke von Amaranthen und Lorberzweigen umkränzet; das andere Ende aber mit Cypressen- und Pappel-Laub umwunden, und in die Fluthen der Vergessenheit getauchet war. In der linken Hand trug sie eine unauslöschliche Fackel, die von der Arbeit verfertiget, und von der Wahrheit angezündet worden: welche die besondere Eigenschaft hatte, einen solchen Schein um sich zu werfen, daß sie augenblicklich ein jedes Ding in seiner wahren Gestalt zeigte; es mochte gemeinen Augen auch noch so sehr verstellet scheinen. Was die Kunst nur immer zusammensetzen, oder die Phantasie vermengen kann, zeigte sich bey dem ersten Schimmer der Fackel der Wahrheit, in allen seinen verschiedenen Theilen, und

in seiner ursprünglichen Einfalt. Sie schoß ihre Strahlen durch alle Labyrinte der Sophisterey, und zeigte auf einmal alle die Ungereimtheiten, denen solche zum Zufluchtsorte dienten. Sie drang durch das Gewand, welches die Rednerkunst oft der Falschheit verkaufte; und entdeckte das schlechte Ebenmaaß der Theile, zu dessen Verbergung man künstliche Decken erfunden hatte.

Solchergestalt zu der Ausübung ihres Amtes ausgerüstet, kam die Kritik herab, um die Arbeiten derjenigen zu beschauen, welche sich dafür ausgaben, daß sie sich den Musen gewidmet hätten. Alles, was vor sie gebracht ward, sah sie bey dem unbeweglichen Lichte der Fackel der Wahrheit an; und wenn die angestellte Untersuchung sie überzeuget hatte, daß die Gesetze einer richtigen Schreibart waren beobachtet worden: so rührte sie es mit dem amaranthenen Ende des Zepters an, und überlieferte es dadurch der Unsterblichkeit.

Allein weit häufiger trug es sich zu, daß man in den Werken, die ihr zur Prüfung vorgeleget wurden, einen Betrug versuchet; daß man besonders auf einige Theile mit vieler Kunst und Mühe falsche Farben aufgetragen hatte; daß sich eine versteckte Ungleichheit zwischen den Worten und den Gedanken, oder eine Unähnlichkeit zwischen den Ideen und den wirklichen Gegenständen fand; daß Dinge, die sich nicht mit einander reimten, zusammen gefüget waren; oder daß einige Theile keinen andern Nutzen hatten, als das Ganze dem Scheine

nach

nach zu erweitern, ohne etwas zu seiner Schönheit, Gründlichkeit oder Nutzbarkeit beyzutragen.

So oft solche Entdeckungen gemachet wurden; und sie wurden eben so oft gemachet, als die Fehler waren begangen worden: so verweigerte die Kritik die Berührung, welche die Versicherung der Unsterblichkeit verlieh. Und wenn die Fehler häufig und grob waren, kehrte sie den Zepter um, und ließ von den Pappeln und Cypressen einige Tropfen von dem Wasser des Flusses Lethe fallen; einen fatalen Mehlthau, der so fort anfieng, die Schrift zu verwüsten, bis sie endlich gänzlich vernichtet ward.

Oft wurden solche Aufsätze der Prüfung der Kritik unterworfen, in welchen, wenn das stärkste Licht auf sie fiel, die Schönheiten und die Fehler, so mit einander vermenget zu seyn schienen; daß die Kritik den Zepter in der Hand wog, und zweifelnd da stand, ob sie Tropfen der Vergessenheit, oder Ambrosia auf sie träufeln sollte. Die Schriften von dieser Art wuchsen endlich zu einer so großen Anzahl hinan, daß sie überdrüßig ward, sich ferner mit dergleichen zweifelhaften Aussprüchen zu bemühen, und, aus Furcht den Zepter der Gerechtigkeit unrecht zu gebrauchen, die ganze Sache der Untersuchung der Zeit überließ.

Das Verfahren der Zeit war zwar sehr langsam; indessen aber doch, einige wenige Eigensinnigkeiten ausgenommen, der Gerechtigkeit gemäß: und viele, die sich durch eine kurze Duldung gesichert hielten, sanken unter ihrer Sichel dahin, da sie eben mit ihren Büchern im Triumphe der Zukunft zueilten.

Merkwürdig war es, daß einige allmählich vernichtet, andere aber durch einen einzigen Stoß zertrümmert wurden.

Die Kritik hatte lange ihr Auge steif auf die Zeit gerichtet, und war zuletzt mit ihrem Betragen sowohl zufrieden, daß sie mit ihrer Freundinn Asträen sich der Erde entzog, und dem Vorurtheile und falschen Geschmacke, nebst dem Betruge und der Feindseligkeit alle Freyheit ließ, nach eigenem Gefallen weit und breit umher zu schweifen. Sie begnüget sich, seit der Zeit damit, daß sie ihren Einfluß auf einige auserlesene Geister, die sich durch Gelehrsamkeit und Tugend, solchen zu empfangen fähig gemacht, ausschüttet.

Vor ihrem Abschiede brach sie ihren Zepter in Stücken, wovon die Splitter, die das ambrosialische Ende ausgemachet hatten, von der Schmäucheley aufgesammlet wurden: derjenigen aber, die mit dem Wasser aus dem Flusse Lethe benetzet waren, bemächtigte sich die Bosheit mit gleicher Eilfertigkeit. Die Anhänger der Schmäucheley, unter welchen sie ihr Theil des Zepters austheilte, hatten und verlangten auch kein Licht, sondern berührten ohne Unterschied alles, was Macht oder Eigennutz ihnen vorlegte. Die Gefährten der Bosheit aber erhielten von den Furien eine Fackel, die diese dem höllischen Lichte eigenthümliche Eigenschaft hatte, daß ihre Stralen bloß auf Fehler fielen.

Und dennoch gewähren
Diese Flammen kein Licht: vielmehr ein sichtbares
Dunkel
Dienet allein, so viele betrübte Scenen zu zeigen.
Milton.

Mit

Mit diesen Trümmern des Ansehens giengen die Sclaven der Schmäucheley und der Bosheit, auf ihrer Gebietherinnen Geheiß, in die Welt, Unsterblichkeit zu verleihen, oder zur Vergessenheit zu verdammen. Aber der Zepter hat itzt seine Kraft verlohren: und die Zeit spricht, ohne auf ihre Entscheidungen zu achten, nach eigenem Gefallen geruhig ihre Urtheile aus.

Nun urtheile man, ob dieß eine schöne Einsicht des Verfassers zeiget! O wenn sich die heutigen kritischen Tyrannen das merkten!

IX.

Idioticon Hamburgense, oder Wörterbuch, zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchl. niedersächsischen Mundart. Jetzo vielfältig vermehret ꝛc. von Michael Richey, P. P. Hamburg, verlegts Conr. König 1755. gr. 8. 480 S.

Der um vieler Verdienste wegen, weitberühmte Herr Prof. Richey, diese Zierde von Hamburg, liefert uns hier eine neue viel vermehrtere Ausgabe, seines Idiotici Hamburgensis. Es ist bekannt, daß er davon erstlich eine lateinische Anzeige und Probe, hernach aber auch eine deutsche Ausführung des löblichen Vorhabens ans Licht gestellet. Wie aber solche philologische Arbeiten noch immer Verbesserungen und Zusätze leiden: also hat auch der Herr Verfasser, nach Ausfertigung dieser Arbeit, die Feder nicht aus der Hand geleget. Er

hat noch immer etwas zu ergänzen, und zu verbessern gefunden, und es wirklich gethan: so daß wir itzo, nach dem völligen Abgange der ersten Auflage, mit einer viel vermehrtern und vollständigern beschenket werden.

In der Vorrede eröffnet der gelehrte Herr Verfasser seine Gedanken von der Nothwendigkeit solcher Glossarien von besondern Provinzial-Mundarten, und führet solche Gründe an, welche den Nutzen derselben vollkommen ins Licht setzen. Hier kommen viel gelehrte Sachen, von andern, die dergleichen Arbeiten vor ihm entweder bloß gewünschet, oder geliefert haben, vor. Es würde uns zu weitläuftig fallen, selbiges zu wiederholen: allein das erkläret der Herr Verf. daß er unter dem Hamburgischen nicht eben alle zur Schiffahrt gehörigen Wörter verstehen wolle. Sonst aber hat er alles, was in Hamburg insgemein geredet wird, wenn es vom Hochdeutschen abweicht, mitgenommen; ungeachtet selbiges auch außer Hamburg vielleicht im halben oder ganzen niedersächsischen Kreise geredet werden möchte.

Zum Schlusse fertiget der Hr. Prof. R. zweyerley Arten von Leuten ab, die sich über solche philologische Bemühungen aufhalten möchten. Die erste trägt sich hoch, als Leute von viel wichtigern Geschäfften, die dergleichen Studien nothwendig für große Kleinigkeiten achten müssen, mit welchen sich kein pragmatischer Mann zu bemengen habe. Sie sehen über einen Wortforscher sehr weit weg, und wollen lieber Sprachverderber seyn, als sich vor Fehlern hüten.

Etliche,

Etliche, die noch jung, und an Wiſſenſchaft ſehr dünne ſind, ſpotten nur von Wortklaubern, Sylbenkönigen, u. d. gl. und meynen, man werde ſie in der Sachgelehrſamkeit für deſto ſtärker halten, je weniger ſie in Sprachen gethan haben. Dieſen antwortet Herr Prof. R.

Hat in der Sprachen Reich ein Weiſer nichts zu thun,
So mag ja noch vielmehr ein Naſenweiſer ruhn.

„Die andre Art der Gelehrten kann, wie Hr. Pr. „R. ſaget, vor Staub nicht ſehen, daß an der Aus„arbeitung der Mutterſprache etwas gelegen ſey. „Sie achten keine Kritik, als die ſich mit todten „Sprachen beſchäfftiget. Die Verbeſſerung der „ganzen deutſchen Schreibart iſt ihnen nicht ſo viel „werth, als einem einzigen alten Scribenten, ein „einziges verderbtes Wort, woran ſie ſich lieber blind „ſehen, als der Ehre entbehren wollen, es einigermaa„ßen, gewiß, oder ungewiß, zurecht gebracht zu „haben. Dieß allein heißt ihnen groß und gelehrt! „Alles andre iſt unnütz Zeug: bloß weil Sie ſelbſt „es nicht ſind, die es wiſſen; und weil ſie hinter „ihrem Ofen, nach ihrem Geſchmacke die Bedürf„niſſe der ganzen Welt zuſchneiden. Deutſche Ur„kunden und Uebungen kommen in denen geſchloſſe„nen Schranken eben nicht vor, darinn ſich dieſe „Ritter tummeln. Daher reden ſie Latein, wie ein „Tullius, griechiſch, wie ein Demoſthenes, und „deutſch, wie eine Säugamme. Sie bannen alle „Barbarey getroſt in die Mutterſprache hinein,„ (ſollte man doch denken, Hr. Prof. R. hätte ſeine Augen auf einen hieſigen Gelehrten gerichtet) „und

„prophezeihen der wahren Gelehrſamkeit den „gewiſſen Untergang, ſo bald ſie merken, daß „die Jugend angeführet wird, auch im Deutſchen „richtig zu denken und zu ſchreiben. Sie haben „allerdings Verdienſte, die man ihnen gern zuge„ſteht; wenn ſie nur glauben möchten, daß noch „andre Verdienſte möglich ſind, die ſie nicht „haben. Schade wäre es, wenn alle im kritiſchen „Reiche wahrhaftig große Männer zu dieſem kleinen „pedantiſchen Haufen gehören ſollten! „ So weit der patriotiſche Hr. Richey, der gewiß gewieſen hat, daß er auch Griechiſch und Latein kann, und dennoch das Deutſche liebet. Er führet noch ein luſtiges Exempel von einem Magiſter in ... an, der ſich nicht bereden können, aus des Prinzen Eugens Thaten was Großes zu machen: weil es gewiß wäre, daß er kein Griechiſch verſtanden. Er ſchließt ſo: „Es iſt dieſen ſtäubigten Starrköpfen von ver„nünftigen Männern ſchon manches erbauliches Eh„renwort geſaget worden. Allein, wer kann ihre „Eigenliebe dämpfen? Werden ſie aufgebracht; „ſo weiſen ſie die gelehrten Zähne.„

Nun ſollten wir aus dieſem Idiotico ſelbſt einige Beyſpiele anführen. Allein die Wahl fällt uns ſchwer. Doch, um zu zeigen, daß hier auch oft Etymologien hochdeutſcher Wörter vorkommen, die man ſonſt unrecht verſtehen würde: ſo wollen wir zur Probe das Wort ſchulen anführen. Hr. Pr. Richey erkläret es, durch lauren, lauſchen, ſich aus Furcht, oder Liſt verborgen halten: denn man ſaget plattdeutſch: he ſchulet, als en Strunkröver; er

lau-

v — v —
Weshalben dann
Mir armen Mann
Geht so viel ab
v — v — v — v —
Daß ich nicht wohl mein Nahrung hab.
Was ist die Schuld
Das ich itzt duld
Vnd leid solch Not
Dieweil du sagst es nehr uns GOtt, ꝛc.

Hierauf antwortet Adam ihm in fünffüssigen oder zehnsylbigten trochäischen Versen mit weiblichen Reimen:

— v — v — v — v — v
Liebet Mensch weil du mich ferner fragest
Und dein not mit vngedult noch klagest
Meinst auch gleich, als hab ich dir gelogen
Oder mit ertichter red betrogen
Wil ich dich noch ferner unterrichten,
Das du nicht gedenckst ich wöll was tichten, ꝛc.

Diese Rede Adams ist fünf ganzer Seiten lang in einerley Versen: Und darauf antwortet ihm der arme Sorgenvoll in fünffüssigen Jambischen mit weiblichen Reimen, doch ohne einen in der Mitte beobachteten Abschnitt folgender massen:

v — v — v — v — v — v
Je lieber Adam, weil du mir bezeugest
Wie du mich hye inn keinem weg betreugest
Vnd sagest, wenn wir nur in arbeit leben
So werd uns GOtt wol vnser nahrung geben

lauret im Verborgenen, wie ein Strauchdieb. Hievon nun leitet er ſehr glücklich das Wort Schulfuchs. Wir müſſen ſeine eigene Worte von der 244 S. hören:

„Schulfuchs. Dieſes Wort, weil es dem „Schulen nach ganz hochdeutſch iſt, würde mancher „in einem niederſächſiſchen Idiotico nicht ſuchen. „Wann ich aber unſer itzt erklärtes ſchulen anſehe: „und der gemeinen Redensart nachdenke: he ſchu„let als een Voß: ſo finde ich gar nicht, warum der „Schulfuchs ſeines Namens Urſprung nothwendig „von der Schule . . . und nicht vielmehr einem „ſchulenden, oder in ſeinem Loche laurenden Fuchs „herhaben ſollte. Es iſt ja freylich nicht nur in der „Schule, ſondern in allen Ständen, ein Pedant „von ſolcher Art, daß er aus ſeinem Winkel „argwöhniſch auf alle Leute lauret, ob auch je„mand ſeinen eingebildeten Vorzügen zu nahe „kommen, oder ſeinem Soliſismo einzugreifen ſich „erkühnen werde. u. ſ. w.„ Solche Anmerkungen und Erklärungen kommen nun noch viele vor.

Ein vierfacher Anhang machet den Beſchluß. Der I. iſt eine Dialectologia Hamburgenſis.

Der II. Hrn. Paſtor Zieglers Sammlung dietmarſiſcher Wörter und Redensarten. Der III. eine Nachricht von dem ſeltenen Buche Teutoniſta, Gerhardi de Schweren. Der IV. eine Abhandlung von dem Catholico Joannis de Janua, und deſſen unterſchiedlichen Ausgaben. Alle dieſelben haben wir mit Vergnügen geleſen.

X.

Zwölf heilige Charfreytags-Reden,

über die denkwürdigſten Umſtände bey dem Tode des Erlöſers, in den Jahren 1742. bis 1753. gehalten, und mit einer Vorrede des Herrn Ober-Conſiſtorialraths Burgs, dem Drucke übergeben, von M. Nikolaus Kelzen, der hochgräfl. fürſtenſteiniſchen Stadt Waldenburg Oberpf., der kön. D. G. zu Königsberg, und der Geſ. der fr. K. zu Leipzig Mitgliede. Breslau, bey J. J. Korn. 1754. in gr. 8. 425 S.

Herr M. Kelz gehöret mit zu den beredten geiſtl. Lehrern, die dieſem Jahrhunderte Ehre machen. So wenig wir uns alſo ſonſt um bloße Predigten, die nichts mehr als Predigten ſind, bekümmern können: ſo wenig können wir dieſe Charfreytagsreden übergehen. Man ſieht es wohl überall, daß der Herr Verf. mit einer natürlichen Gabe zur Beredſamkeit gebohren, und auf den Spuren eines großen Minors und Burgs, ein wirklicher geiſtlicher Redner geworden iſt.

Seine Erfindungen der Hauptſätze zeigen ſchon, daß er redneriſch denket. Sie ſind folgende: 1) die Gemeine der Heiligen bey dem Kreuze Jeſu. 2) Chriſtus unter dem Kreuze, auf dem Wege nach Golgatha. 3) Das ſchönſte Loos von Chriſti Kleidern des Heils. 4) Chriſtus der größte Redner, in ſeinen ſieben Worten. 5) Die hoheprieſterliche Hauptsneigung am Kreuze. 6) Die beſtimmte

Todes-

Todesstunde des großen Lebensfürsten. 7) Die redende Natur bey dem geschlossenen Munde Jesu. 8) Gerührte Herzen unter dem Kreuze Jesu. 9) Das Kreuz Christi dreyfach betrachtet. 10) Der blutige Jesus. 11) Das letzte Wort des sterbenden Erlösers, und 12) Christus der Gekreuzigte, zwischen zween Mördern.

Man kann leicht denken, daß ein lebhaft gerührter Geist bey solchen Gegenständen die beweglichsten Gedanken und Vorstellungen wird hervorgebracht haben. Aber auch der Ausdruck fehlet unserm geübten Redner nicht. So wenig er sich in die Wolken versteigt, oder durch witzige Künsteleyen die Ohren zu kützeln suchet: so gerade dringet er durch den Verstand ins Herz. Seine Schreibart ist regelmäßig und nachdrücklich, wohl gefasset und natürlich. Er redet gut und schön, nicht weil er solches thun will; sondern weil er nicht anders kann, und ihm die Worte von sich selbst zufließen, Gedanken, die er glaubet, und Regungen, die er fühlet, kräftig vorzutragen.

Es wird sich also ein geistlicher Passionsredner keine kalte Muster seiner Andachten anschaffen, wenn er sich diese Charfreytagsreden erwählet. Aber es wird auch ein jeder Christ dadurch sich mit Rührung erbauen können, wenn er sie die Passionszeit hindurch zu seinen Andachten bestimmen will.

XI.

Plutarchs Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer, mit ihren Vergleichungen, aus dem Griechischen übersetzet, und mit

mit Anmerkungen verſehen, von M. Joh. Chriſtoph Kind, achter und letzter Theil. Leipzig, verl. B. Ch. Breitkof 1754. 8. 620 S.

Nun können wir uns endlich rühmen, alle Leben und Vergleichungen berühmter Männer, die Plutarch beſchrieben, auch in einer guten deutſchen Ueberſetzung zu haben. Hr. M. Kind hat getreulich bis ans Ende ausgehalten, und nunmehr auch den achten und letzten Theil geliefert. Dieſes ſehr nützliche und angenehme Buch, wird nunmehr ein treffliches Handbuch derer werden, die in ihren Nebenſtunden lieber, die großen Leute der alten Welt etwas näher kennen lernen, als ihre Zeit mit läppiſchen Romanen verderben wollen. Kriegsbediente, Edelleute, Hofleute, ja ſelbſt verſtändige Kaufleute und Landjunker können ſich in dieſem Werke eine ſehr reizende Kurzweile machen, und beynahe das ganze griechiſche und römiſche Alterthum kennen lernen.

Die tugendhafteſten und laſterhaften Exempel und Begebenheiten ſind hierinn enthalten: wiewohl doch immer die erſtern die Oberhand haben. Sonderlich enthält dieſer letzte Band, die Leben eines Demetrius Polyorketes und Marcus Antonius, eines Dions und Marcus Junius Brutus, eines Artaxerxes und Aratus in ſich. Da nun die beyden erſten recht häßliche laſterhafte Leute geweſen: ſo entſchuldiget ſich Plutarch gleich Anfangs deswegen. Er ſaget, es würde zur Erhebung der Tugend dienen, wenn ihr, wie dem Lichte, auch einige Schatten der Laſter entgegen geſtellet würden. So ein vernünftiger Geſchichtſchreiber iſt Plutarch. Ob er wohl ein Heyde war, ſo ſchrieb

er

er doch seine Historie nicht, die bloße Neugierde der Leser zu vergnügen, vielweniger ihre lasterhafte Neigungen zu kützeln und zu nähren; sondern in allen Stücken der Tugend zu dienen.

Er ist aber darum kein trockener und verdrüßlicher Scribent zu nennen. Nein, es herrschet eine große Abwechselung in seinen Leben. Er mischet zur Belustigung seiner Leser auch allerley Zwischenerzählungen ein, die sehr angenehm sind. Z. E. Bey Gelegenheit des Timonium, welches sich Antonius in Aegypten bauete, um als ein Menschenfeind sein Leben zu beschließen, berichtet er uns: wer Timon, der athenienſische Menschenfeind gewesen, und erzählet allerley lustige Streiche von ihm. Und so findet man noch mehrere Begebenheiten des Alterthums eingeschaltet.

Die Uebersetzung des Hrn. M. Kinds ist getreu, ungezwungen, und angenehm zu lesen. Seine Anmerkungen sind zwar nicht häufig, aber nützlich den Verstand des Textes aufzuklären.

XII.

Ausführl. Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften worinnen die Rechenkunst, Geometrie, und Trigonometrie in einer natürlichen Ordnung erkläret, und der Zusammenhang derselben, mit der praktischen Geometrie und bürgerlichen Baukunst deutlich gezeiget wird, von M. Joh. Jak. Hentschen. Leipzig verl. Joh. Gottfr. Dyck 1754 in 8. 332 S. mit Kupfern. Ob.

Obwohl es nicht zu läugnen ist, daß wir dem sel. Kanzler Baron von Wolf ein großes Licht in den mathematischen Wissenschaften zu danken haben: so ist es deswegen doch nicht verbothen, daß auch andre ihre Kräfte im Vortrage derselben versuchen dörften. Die deutliche und natürliche Lehrart, die der sel. Freyherr zuerst in den deutschen Vortrag dieser Wahrheiten gebracht, haben dieselben ungemein erleichtert, und die Jugend gleichsam spielend hineingelocket; etwas zu lernen, das ihnen ein Sturm, oder wer sonst Anleitung dazu gegeben hatte, nur verdrießlich gemachet hatten.

Wie indessen die Menschen so beschaffen sind, daß sie die Abwechselung lieben, und nicht lange bey einer Lehrart bleiben können: so sehnen sie sich auch in der Mathematik selbst, nach einem andern Vortrage eben derselben Wahrheiten. Die Söhne dächten Wunder, wie schlecht sie angeführet würden, wenn sie noch, wie ihre Väter, über Wolfs Anfangsgründe die Mathematik hören sollten. Was neu ist, ist ist doch immer besser! scilicet: ungeachtet die Mathematik in ihren Grundwahrheiten immer einerley bleiben muß. Nun wohlan! Wer der wolfischen mathematischen Lehrart überdrüßig, oder ohne sie zu kennen, gram ist, der brauche unsers Hrn. M. Hentschens Anweisung zu den nöthigsten Theilen der Mathematik.

Es ist ein Vorzug unsrer hohen Schule, daß wir auch geschickte Privatlehrer von allen Wissenschaften haben, die auf einer jeden andern Universität hervorleuchten würden. Herr M. Hentsch ist ein

solcher,

ſolcher, und hat ſich ſchon durch verſchiedene lateiniſche Schriften als dergeſtalt gewieſen. Itzo giebt er auch denen, die ſich mehr auf die praktiſche Mathematik legen, eine ſehr brauchbare Anweiſung dazu. Er enthält ſich der äußerlichen Geſtalt der mathematiſchen Methode, um Einfältigen nicht durch die ſo fürchterlichen Wörter, Erklärung, Grundſatz, Lehrſatz, Beweis, Zuſatz, Heiſcheſatz, Lehnſatz, Anmerkung, eckelhaft zu werden. Nun können ſie die Mathematik wie ein ander philoſophiſch Buch leſen. Die Klugheit eines Gelehrten fodert es zuweilen, allen allerley zu werden. Indeſſen iſt doch der Gründlichkeit und Ueberzeugung hier nichts vergeben: und man wird, von allem einen zulänglichen Unterricht finden.

* * * * * * * * * * * * * *

XIII.

Neue Fabeln und Erzählungen, nebſt einer Vorrede Sr. Wohlgeb. Hn. Dan. Wilh. Trillers, Phil. & Med. D. königl. poln. und churſächſ. Hofraths ꝛc. ꝛc. Leipzig und Bremen, bey Jägern 1752. in 8. 456 S.

Wer itzo klaget, daß wir in Deutſchland einen Mangel an Fabeln und Erzählungen haben, der muß ein Fremdling in den Buchläden ſeyn. Auch der ungenannte Herr Verf. dieſer artigen Sammlung tritt den übrigen bey. Er iſt ein Verehrer von des berühmten Herrn Hofrath Trillers Fabeln, und hat dieſelben hauptſächlich nachzuahmen geſuchet. Hieraus ſieht man ſchon, daß er auf dem rechten Wege ſey, vernünftig und natürlich zu dichten: welches Zeugniß ihm auch der Herr Hofrath in der Vorrede giebt.

Es

Es ist zwar gewiß, daß sie nicht alle gleich gerathen: und wer will das in einer Menge von 257zigen fodern? Allein jede Art von Lesern wird doch viele nach ihrem Sinne finden. Wir wollen ein Paar kurze zur Probe geben. Die 241 heißt:

Die Seifenblase.

Eine prächtge Seifenblase
Sprach zu einem Kugelglase:
Freund, was dünkt dich, ziert mich nicht
Ein bewundernswerthes Licht?
Sollten meiner Farben Prangen,
Mein Smaragd und mein Rubin,
Und der Flächen goldnes Glühn,
Nicht vor allen Ruhm erlangen?
Ja, ich weis, der Stral des Lichts,
Der mich malt, wird selbst dem Glase,
Bald = = doch hier zersprang die Blase,
Und zerfiel in leeres Nichts.

✧ ✧ ✧

Wenn die stolzen Praler rasen,
Denket an die Seifenblasen.

Die 257. Das neugemalte Bild.

Ein Maler stellt ein Bild zur Schau,
Man untersucht es ganz genau,
Um etwan Fehler anzudeuten:
Jedoch das Bild gefällt den Leuten.
Das Hauptwerk war sehr wohl gemacht,
Drum gab man nicht auf Kleinigkeiten acht,
Und pries vielmehr des Malers Stärke.
Nur einer rief: Weg mit dem Werke!
Die Müh ist übel angewandt:
Das Bild erscheint mir immer schwächer;
Der Rock zeigt ja mehr Knöpf als Löcher!

✧ ✧ ✧

Wer tadeln will, der tadle mit Verstand.

Auch die Lehre der 107ten hat uns gefallen:

Ein Misantrop pflegt oft auf uns zu schmähn:
Was ist für Rath? Man läßt den Narren gehn.

Ende des Weinmonds 1754.

Ein Nordlicht, welches Hr. von Mairan, 1726. d. 19. Octobr. zu Breuillepont.

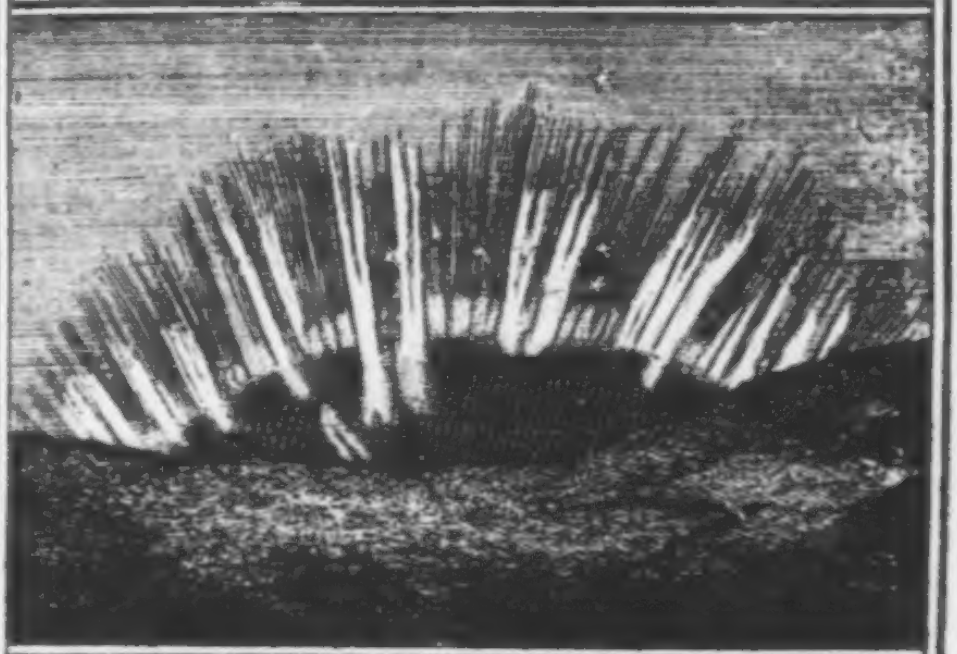

Ein andres welches derselbe 1731. d. 26 Sept. den darauf folgenden beobachtet hat.

Nu arbeit ich doch trawen alle tage
Mit weib und gsind, so sehr ich immer
mage, ꝛc.

Adam bleibt in seiner Antwort hierauf bey den trochäischen, nur daß er sie um eine Sylbe länger, und also in männlichen Reimen, doch ohne Abschnitt macht.

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Mensch ich sag dir nach wie vor denck ja
nur nicht
Daß erlogen sey und falsch was ich bericht.
Denn die wort, so ich dir hab gesaget hie
Haben keinen menschen noch betrogen ye.
Werden auch kein mensch betriegen noch
hinfort
Denn es ja nicht sind eins falschen Lügners wort, ꝛc.

Dieses währet fast fünf Seiten lang also; und hierauf hebt Sorgenvoll an sechsfüssige Jamben mit lauter männlichen Reimen zu machen, doch abermal ohne Abschnitt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Ja lieber Adam, so die meinung also stehe
Wie ich izund vernumen hab aus deiner
red
So muß ichs auch bekennen frey und offenbar
Das unser keiner GOtt dem HErren zeichen thar
Das es an seiner sorge oder trewe seil
So einem an der nahrung mangelt ye zuweil, ꝛc.

In solchen Versen fähret er acht Seiten lang fort; wor-

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Windmond 1754.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1754.

Inhalt.

I. Catalogus Bibliothecæ Brühlianæ. Pars III.
II. Traité phyſique & hiſtorique &c. par Mr. Mairan, ſeconde Edition.
III. Sammlung ausgeſuchter Stücke, der Geſellſch. der fr. Künſte zu Leipzig.
IV. Epitres diverſes ſur des ſujets differens Tome III.
V. Rede am Geburtstage des Königs in Dännemark.
VI. Memnon der Weiſe, eine Erzählung.
VII. Herrn Prof. Reimarus vornehmſte Wahrheiten der natürlichen Religion.
VIII. Bagatelles morales, à Londres.
IX. (Tit. pl.) Herrn Peters Freyherrn von Hohenthals Nachricht, von einem, auf die beſte Auflöſung einer ökonomiſchen Aufgabe, geſetzten Preiſe.
X. Herrn von Burigny Hiſtorie von den Staatsveränderungen des Kaiſerthums zu Conſtantinopel I. Theil.
XI. Herrn M. Köſelitzens Sammlung auserleſener Kanzelreden.
XII. Herm. Hugo bußfertiges Verlangen der gläubigen Seele, in III. Bücher verfaſſet.

I.

Catalogus Bibliothecæ Brühlianæ.

Pars III. Dresdæ 1754. in fol. p. 262.

Obwohl ein Alcibiades in Griechenland, ein Lucull in Rom, ein Mazarin in Frankreich, und ein Eugen in Deutschland, durch ihre Exempel gewiesen, daß der höchste Ruhm in Staats- und Kriegsgeschäfften sich sehr wohl mit der Liebe zu den Wissenschaften, und Anlegung kostbarer Büchersäle vertragen könnte: so haben sich doch nicht viele Nachfolger solcher hohen Beyspiele gefunden, die als Staatsminister, auch für die Musen gesorget, und einen großen Theil ihres Vermögens auf kostbare Schätze der Gelehrsamkeit verwendet hätten.

Um desto heller muß der Welt, Seiner hochgräfl. Excell. des Herrn Premierministers, Grafen von Brühl, großmüthiges Verfahren gegen die Wissenschaften in die Augen leuchten. Bey überhäuften

Staatsgeſchäfften zwoer ſehr weitläuftigen Regierungsarten; bey ſo vielen Ausgaben und Unkoſten, die Se. Hochgräfl. Excell. aufs Bauen, auf Bildergallerien, auf Kupferſammlungen, und Porcellankabinette wenden: haben dieſelben gleichwohl auch der Gelehrſamkeit nicht vergeſſen. Seit vielen Jahren ſchon haben Sie eine treffliche Bibliothek zu ſammlen angefangen, und darinn die koſtbarſten Werke der Gelehrten aus allen Ländern und Zeiten, und in allen Sprachen zuſammengebracht. Und wie Perikles ſeine Gärten nicht für ſich, ſondern für ganz Athen anlegete, und jedermann offen ſtehen ließ: ſo haben auch der Herr Premierminiſter Dero koſtbare Bibliothek dem öffentlichen Gebrauche aller Gelehrten in Dresden gewidmet. Sie ſteht täglich offen: und folglich ſind die Reichthümer derſelben gleichſam ein gemeines Gut, welches einem jeden, der es brauchen will, überflüßig zu ſtatten kömmt.

Wir können nicht umhin, hiebey noch anzumerken, daß Se. Excell. unlängſt auch ein Naturalienkabinet angeleget; und itzo wirklich mit Erbauung einer Sternwarte, (Obſervatorii) beſchäfftiget ſind. In jenem verſammlen dieſelben aus allen drey Reichen der Natur, ſonderlich diejenigen Schätze, die Deutſchland und Sachſen hervorbringt; wiewohl man auch unzähliches Ausländiſches darinn antrifft. Und Dero erleuchtete Wahl hat die Aufſicht darüber einem Manne anvertrauet, der die Abtheilung der Geſchlechter und Arten, nach ſehr philoſophiſchen Begriffen, auf eine neue Art einzurichten gewußt;

einem

ein Vorzug, der ſelbſt der königl. franzöſiſchen, ſonſt höchſtüberflüßigen Sammlung zu wünſchen wäre.

Doch wir müſſen endlich von dieſem angenehmen Abwege, darauf wir uns halb vorſetzlich verirret haben, wieder zu der vortrefflichen Bibliothek zurückkehren, von deren Verzeichniſſe hier der III. Band ans Licht getreten. Weil wir aber der erſten beyden noch nicht erwähnet haben: ſo glauben wir, es werde unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen auf einmal den Entwurf und Inhalt aller drey Bände kürzlich vor Augen legen. Da die Geſchichte der Hauptgegenſtand der Staatsmänner zu ſeyn pflegt, und billig ſeyn ſoll: ſo hat auch dieſer prächtige Bücherſaal ſeine vornehmſte Stärke darinnen. Alle drey Bände ihres Verzeichniſſes legen uns noch nichts anders, als hiſtoriſche Werke, im weitläuftigſten Verſtande vor Augen.

Der I. B. nämlich enthielt zuförderſt die **Univerſalhiſtorie**. Hier nahmen die Schriftſteller von der Geſchichtkunde (arte hiſtorica) überhaupt, den erſten Platz ein. Es folgten ihnen die geographiſchen Scribenten, und dieſen die Reiſebeſchreibungen; lauter koſtbare Werke, mit den ſchönſten Kupfern und Charten. Hierauf kommen die genealogiſchen und heraldiſchen Bücher; ſodann die Schriften von den Ritterorden. Da aber die Zeitkunde die Seele aller Geſchichte iſt: ſo mußte ſowohl die techniſche, als hiſtoriſche Chronologie hier eingeſchaltet werden. Darauf folgte die Univerſalhiſtorie

gewisser Zeiten; und der sämmtlichen Republiken. Diese aber wurden von den Biographien oder Lebensbeschreibungen, und von den vermischten Universalgeschichten abgelöset.

Die 2) Abtheilung betraf die alte Geschichte der beyden gelehrtesten Völker voriger Zeiten; da denn a) die griechische, b) die römische, und c) die vermischten Werke der Geschichtschreiber, die von beyden gehandelt haben, vorkommen.

Die 3) Abtheilung fassete die Alterthümer in sich. Darunter stunden nun die Scribenten der Göttergeschichte oben an. Es folgten die, so von der Religion der Alten geschrieben; und so dann die, so von ägyptischen, asiatischen und griechischen Alterthümern, sowohl in ausführlichen Werken, als in kurzen Begriffen gehandelt haben. Nun kommen die Schriftsteller von der Stadt Rom, und diejenigen, so allerley öffentliche und Privatsachen der Römer erläutert haben.

Ein jeder weis, was für Pracht die Römer in ihren Gebäuden, Bildsäulen, Gemälden, und andern solchen Dingen bewiesen haben; und was für kostbare Werke mit vielen Kupfern davon vorhanden sind. Alle diese folgten nunmehr, und darauf kamen die Sammlungen alter Aufschriften, die geschnittenen Edelsteine und Siegelringe, ferner die Scribenten vom Maaße, Gewichte und den Münzen der Alten; worauf sodann die Beschreibungen der Kabinetter, und die vermischten antiquarischen Abhandlungen, den Schluß macheten. Alles dieses nun füllete einen Band von 280 S. an.

Nichts

Nichts ist natürlicher, als daß ein Liebhaber der Geschichte sich nächst der Universalhistorie, und Geschichte der Griechen und Römer, um die Begebenheiten seines Vaterlandes bekümmert. Es ist nämlich eine verkehrte Lehrart, wenn man der Jugend in den gemeinen Anfangsbüchern und Vorlesungen erst mit der portugiesischen, spanischen und englischen, auch wohl italienischen und nordischen Historie den Kopf verwirret; ehe sie noch die Geschichte von Deutschland weis, welche sie ohne Zweifel viel näher angeht. Diesen Fehler wird man in diesem historischen Bücherverzeichnisse nicht antreffen: denn der ganze II. Theil hält bloß die Geschichtschreiber von Deutschland in sich. Allein was für ein Feld öffnet sich hier nicht!

Der 1) Abschnitt enthält die ganzen Sammlungen deutscher Schriftsteller; und was für kostbare Werke sind das nicht! Es folgen 2) die geographischen Scribenten von den ältesten deutschen Völkern und Alterthümern; 3) sodann die Schriftsteller von Deutschland überhaupt, und die Lebensbeschreibungen der Kaiser, Fürsten und Edeln; und darauf kommen 4) die besondern Leben einzelner Herren. Nun folget 5) die sächsische Geschichte insonderheit, und zwar a) überhaupt, sodann b) von Obersachsen und Meißen insgemein, und c) des sächsischen Churkreises und des Markgrafthums Meißen insbesondre; endlich d) die Geschichte der Churfürsten und Herzoge überhaupt, und e) vieler einzelnen insonderheit. Es folgen nun f) die Geschichte von Thüringen, g) von der Lausitz, h) von Anhalt, i) von Quedlinburg,

linburg, k) von der Mark Brandenburg, und l) ihren Markgrafen. Hierauf kommen m) die von Pommern. Nun folgen a) die Scribenten von Niederſachſen überhaupt, b) von Bremen, Schleswig, Holſtein und Meklenburg, c) von Lauenburg, Braunſchweig, Lüneburg und Hildesheim; ferner d) von Magdeburg und Halberſtadt, und endlich die, e) von den niederſächſiſchen Reichsſtädten.

Darauf findet man 6) die Geſchichtſchreiber von Weſtphalen 7) die Schriftſteller der rheiniſchen Kreiſe; und zwar a) von Maynz, Trier und Cöln, b) von der Pfalz, c) vom Elſaß, und d) von Heſſen. Es folget 8) die Geſchichte des Frankenlandes, 9) die von Schwaben, 10) die von Bayern, 11) die von Oeſterreich und was dem angehörig iſt, und 12) die von Böhmen, Schleſien und Mähren, worauf 13) die Beſchreibung der berühmteſten deutſchen Helden und Fürſten, und 14) die vermiſchte deutſche Hiſtorie den Schluß machen.

Der III. B. dieſes vortrefflichen Verzeichniſſes, der itzo ganz neu herausgekommen iſt, geht fort auf diejenigen Völker, die an Deutſchland gränzen, oder ſonſt in der genaueſten Verbindung damit ſtehen. Dieſe ſind nun unſtreitig die Niederlande, Großbrittannien, die Schweiz und Italien. Und da handelt alſo der 1) Abſchn. von den belgiſchen Schriftſtellern überhaupt; der 2) von den ſpaniſchen, wie der 3) von den vereinigten Niederlanden.

Die Großbrittanniſche Geſchichte liefert zuförderſt 1) die Sammlungen brittiſcher und irrländiſcher Geſchichtſchreiber überhaupt; 2) die geographiſchen

phiſchen und antiquariſchen Scribenten derſelben; 3) die allgemeinen Schriftſteller von Großbritannien und Irland. 4) Koñen die Kirchenſcribenten derſelben, 5) die Geſchichtſchreiber von England inſonderheit, 6) die von Schottland und Irrland, und beſonders 7) die vermiſchten Schriften von dieſen Reichen.

Nun folget die Schweizergeſchichte, doch ohne beſondre Abtheilung.

Weit reicher iſt der Vorrath italieniſcher Geſchichtſchreiber. Hier ſtehen a) die Schriftſteller von ganz Wälſchland und ſeinen Inſeln. b) Die von Savoyen, Piemont, Montferat, Mayland, Parma, Placenz, Modena und Mantua. c) Die Geſchichte von Venedig, Genua und Lucca, d) die florentiniſchen Geſchichtſchreiber, e) die vom Kirchenſtaate, f) die von Neapel, Sicilien und den übrigen Inſeln, und g) endlich die Schriftſteller von den berühmten Männern Italiens.

Man kann leicht denken, daß in allen dieſen Abtheilungen die wichtigſten und koſtbareſten Werke vorkommen werden, die nur für Geld irgendwo zu haben ſind. Denn hier ſind gewiß keine Koſten geſparet, und ſogar die Bände und der äußerliche Aufputz kommen mit dem innern Werthe der Bücher völlig überein. Eben das muß man von dem Drucke und Papiere, nebſt den Kupferzierrathen dieſes Verzeichniſſes ſagen: welches alles von vollkommener Schönheit iſt. Von manchem Buche ſind ſehr viele, und zwar die älteſten, ſeltenſten und merkwürdigſten Ausgaben hier anzutreffen. Auch die Ueberſetzungen der berühmteſten Werke in allen

Sprachen fehlen nicht. Von großen Sammlungen ſind alle darinn enthaltene Stücke namentlich erzählet; welches ſehr nützlich iſt, ſich von ihrem Inhalte einen Begriff zu machen, und vorher zu wiſſen, was man eigentlich darinn ſuchen ſoll.

Wir haben indeſſen, wie ein jeder leicht denken kann, noch viel ſolche Bände dieſes Verzeichniſſes zu gewarten. Und wo bleiben noch die andern koſtbaren Zierrathe dieſer Bibliothek, an Weltkugeln, Brenngläſern und Kunſtſpiegeln, Luftpumpen und andern mathematiſchen und phyſiſchen Inſtrumenten, deren Koſtbarkeit und Werth ſchwerlich zu beſtimmen iſt?

II.

Traité phyſique & hiſtorique de l'Aurore boreale par Mr. de Mairan. Suite des Memoires de l'Academie Royale des Sciences Anneé 1731. Seconde Edition Revuë & augmentée de pluſieurs Eclairciſſemens. A. Paris de l'imprimerie royale 1754.

Was der berühmte Herr von Mairan ſchon vor jenen 20 bis 25 Jahren für einen glücklichen Einfall zur Erklärung des Nordlichtes gehabt, das kann unſern Leſern ſchon aus dem Aerntemonathe des 1753 Jahres bekannt und erinnerlich ſeyn. Wir theilten dazumal aus den Schriften der Akad. der Wiſſenſchaften eine dop-

worauf ihm Adam wieder in fünffüſſigen aber männlich gereimten Trochäiſchen Verſen antwortet:

— v — v — v — v —

Lieber Menſch, ſo du noch dechſt der red
Welch ich dir von meiner ſünde thet
Hettſtu mich nicht weiter dörffen fragen
Dennoch aber will ichs dir noch ſagen
Oben haſt gehört, wie mirs ergieng
Da ich mich an Gotts Gepot verfieng, ꝛc.

Adam antwortet ihm hierauf in vierfüſſigen Jamben, nur mit weiblichen Reimen, ſo daß dieſe ſo wohl als die vorhergehenden Verſe Sorgenvolls neunſylbigt ſind.

v — v — v — v — v

O Adam ſo ich recht betrachte
Dein Red, zimpts nicht, das ichs verachte
Obs mein vernunfft wohl nicht verſtehet
Vnd der natur ſehr ſchwer eingehet
Daß ich nicht ſol im ſauſe leben
So will ich mich doch drein ergeben, ꝛc.

In dieſer Rede wendet ſich der Arme von Adam zum Iſaac, der ihm bald darauf in trochäiſchen ſiebenſylbigten männlich gereimten Verſen antwortet:

— v — v — v —

Lieber Menſch dein frag ich hör
Und vernimm wol dein begehr,
Daß du gern getröſt wolſt ſein
Inn der groſſen armut dein
Und dazu in theurungs not
Welche euch itzt ſendet GOtt, ꝛc.

So redet er faſt zehn Seiten lang, und der arme

doppelte Vorſtellung des Sonnendunſtkreiſes, oder Zodiakallichtes, in Kupfer geſtochen mit; nämlich theils wie ſich daſſelbe den Augen eines Erdbürgers, am Ende des Hornungs- oder im Anfange des Lenzmondes nach Sonnenuntergange zeiget; theils wie es ſich dem Verſtande eines Naturforſchers vorſtellet, und in der That iſt. Wir erzählten damals auch, daß Hr. von Mairan, durch die Wirkung dieſer Sonnenatmoſphäre, die Erſcheinungen der Nordlichter zu erklären geſuchet.

Dieſe Lehrmeynung nun hat derſelbe auch beſonders in einem eigenen Buche ausführlicher vorgetragen; davon dieſes vorhabende Werk die zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe iſt. Jene erſchien 1733: und da der Herr Verf. ſeitdem manche neue Beobachtung gemachet, oder manches beſſer zu erläutern Gelegenheit bekommen: ſo hat er das alles in die Anmerkungen dieſer zweyten Auflage gebracht. Doch vieles, welches gar zu weitläuftige Erzählungen gab, ward in den großen Zuſatz gerücket, der unter dem Namen der Eclairciſſemens den II. Theil des Werkes ausmachet. Wir wollen aber den ganzen Inhalt dieſes wichtigen Werkes ausführlich anzeigen.

Nachdem der Herr Verf. erſt das wirkliche Daſeyn des Zodiakallichtes, oder der Dunſtkugel der Sonnen gewieſen, auch gezeiget, daß ſie ſchon ſehr alt ſey; ſo lehret er die innerliche Beſchaffenheit der Materie, daraus ſie beſteht, und der Figur, die ſie hat, auch ihre Lage und Ausdehnung im Sonnenwirbel. Sie geht nämlich als eine dünne glänzende

zende Luftkugel von der Sonnen aus, bis an den jährlichen Kreis der Erdkugel; so, daß diese in ihren Sonnennähen sich zuweilen in das Zodiakallicht eintauchet, und eine gute Weile darinn bleibt: so wie Merkur und Venus allezeit darinnen stecken, und niemals herauskommen. Man sehe die obangeführten Figuren davon in unserm Neuesten.

Sodann redet der Herr von Mairan von der Bewegung der Sonnenatmosphäre, und von den wirklichen oder scheinbaren Veränderungen derselben; da sie entweder stärker oder schwächer wird, sich höhet von der Sonne erhebt, oder senket: wie man sich von einem so flüchtigen Dampfe des Sonnenfeuers leicht vorstellen kann. Hieraus zieht er nun schon einige Schlüsse für das Nordlicht.

Der II. Abschnitt redet von der Dunstkugel der Erden, ihrer Höhe, und von der Gegend derselben, darinn die Nordscheine gesehen werden. Dieses letztere vernichtet fast alle übrige Ursachen und Erklärungen, die man bisher vom Nordlichte gegeben hat.

Nachdem er die Mittel erzählet hat, deren man sich bisher bedienet, die Höhe der irdischen Dunstkugel zu messen; zeiget er, daß das Barometer nicht die wahre Schwere der Atmosphäre, folglich auch ihre Höhe nicht anzeiget. Sodann lehret er, daß die Nordlichter überaus hoch, über allen Wolken in unsrer Dunstkugel erscheinen. Er widerleget die Meynung, daß selbige aus den irdischen Dünsten und Ausdampfungen entstünden; imgleichen diejenige, daß das beständige Eis und der Schnee im Polarkreise gegen Norden, oder auch die magnetische

tiſche Materie, das Nordlicht hervorbringe. Endlich handelt er von einigen Erſcheinungen, die wirklich von dem nordiſchen Schnee und Eiſe entſpringen. Er redet auch von den Nordlichtern der ſehr mitternächtigen Länder; und unterſuchet, ob ſie ſo immerwährend und ordentlich ſind, als man gemeiniglich vorgiebt.

Der III. Abſchnitt enthält die Erklärung verſchiedener Erſcheinungen, die das Nordlicht ausmachen, oder begleiten. Und zwar erſtlich handelt er von der Weite, daraus die Materie der Sonnenatmoſphäre in die Dunſtkugel der Erden fallen kann; oder von den Gränzen der Centralkraft, die gegen die Erde wirket, im Verhältniſſe gegen die Kraft, die nach der Sonnen zutreibt. Er unterſuchet, warum man die Nordſcheine faſt immer gegen Mitternacht ſieht. Er beſchreibt die Abweichung deſſelben gegen Abend, die Stunde ſeines Anfanges, und der ordentlichen Folge ſeiner Erſcheinungen; auch wieviel Zeit es zu ſeiner Bildung brauche.

Er erkläret ferner den dunkeln Bogen, der auf dem Horizonte ſteht, imgleichen den lichten, oder die lichten Bogen, die ihn begleiten, und die Zinnen oder Einſchnitte, die den Rand deſſelben unterbrechen. S. die Fig. Er handelt von den Säulen, Stralen, oder Lichtſtrömen, die daraus aufſteigen, imgleichen von den Brüchen, des dunkeln, oder lichten Bogens. Sodann redet er von dem Blitzen oder Lichtwittern, den wellenförmigen und rauchähnlichen, wirklichen oder ſcheinbaren Bewegungen, die ſie begleiten;

und

und von der Stille, die bey allen Nordlichtern herrschet. Darauf kömmt er auf die Vereinigung der Stralen und der Materie des Nordlichts, im, oder bey dem Scheitelpuncte, und auf die daselbst gebildete Krone. Er redet von der Dichtigkeit und der Durchsichtigkeit des Nordlichtes, von seinen Farben, von der Beschaffenheit der Luft, und andern dieser Erscheinung theils günstigen, theils widrigen Umständen. Endlich handelt er auch noch von den verschiedenen Arten der Nordscheine.

In dem IV. Abschnitte handelt er von den Erscheinungen des Nordlichts, in soweit sie von der Ausdehnung, Lage, und Figur der Sonnenatmosphäre, oder des Zodiakallichtes abhängen. Hier kömmt eine kurze Geschichte der Nordlichter vor, soviel wir Nachrichten davon haben; da es bald gekommen, bald ausgeblieben. Er bemerket eine chronologische Ordnung der Wiederkunft desselben seit dem Vten Jahrhunderte; imgleichen solche Erscheinungen, deren Jahre und Tage man uns aufgezeichnet. Er giebt ein Verzeichniß aller bekannten Nordlichter seit dem VIten Jahrh. bis 1731. mit einigen Anmerkungen. Darauf handelt er von den Knoten, Polen, Gränzen und Abweichungen der Sonnenathmosphäre; und zieht Folgerungen daraus, in Ansehung des Zodiakallichtes, wie es von der Erde gesehen wird; sonderlich der scheinbaren Unrichtigkeiten im Erscheinen desselben. Noch koñen andre Folgen, in Ansehung der Nordlichter selbst, und ihrer Wiederkunft, in Vergleichung des Zodiakallichts und des Wachsthums der Sonnenatmosphäre. Endlich zei-

gt

get er auch, wie dieß alles mit den verſchiedenen Stellungen der Erdkugel gegen die Sonne und ihre Dunſtkugel übereinſtimme.

Der Vte Abſchnitt enthält Fragen und Zweifel über dieſe vorgetragene Lehre. Z. E. 1) über die Athmoſphäre einiger Fixſterne. 2) Ueber die Zufälligkeiten des Zodiakallichtes. 3) Ueber die Sonnenflecken. 4) Ueber die Veränderungen, welche die Materie der Sonnenathmoſphäre, in unſrer Dunſtkugel leidet. 5) Ueber den Ort und die Lage der fliegenden Feuer. 6) Ueber die Aenderungen, die ein Nordlicht in der Luft machen kann. 7) Ueber die Länge gewiſſer Dämmerungen; über die Nordlichter gegen den Südpol zu; über die gar zu häufigen Nordſcheine; über die Südlichter; über die Zeit, wenn das Zodiakallicht fällt: über die Materie deſſelben, ſo auf den Mond fällt, und deſſen Dunſtkreis; und was für Erſcheinungen daſelbſt daraus entſtehen mögen? Ob dieſelben für uns merklich ſeyn möchten? Ob der Mond die Nordlichter befördere oder hindere? Was den innern Planeten, der Venus und dem Merkur davon begegne? Ob ſie Nordlichter haben? Ob die Maſſe der Erde und der innern Planeten von der Zodiakalmaterie zunehme? Von der Athmoſphäre und den Schweifen der Kometen, die der Herr Verf. auch für Wirkungen des Zodiakallichtes hält, welches ſich an die Kometen henket, ſo bald ſie ſich dem Dunſtkreiſe der Sonnen nähern. Warum Venus und Merkur keine Schweife bekommen? Was daraus erfolgen würde, wenn die Erde einem Kometenſchweife in den Weg

käme? Wobey er den Whiſton widerlegen will, der die Sündfluth daraus erklären wollen; welches er nicht für möglich hält.

Nun kommen die Erläuterungen, die beynahe die zweyte Hälfte des Buches ausmachen. Die I. giebt eine kurze Geſchichte von dem Schickſale des Buches. Da der Herr Verf. wohl vorherſah, daß es an Einwürfen dawider nicht fehlen würde; ließ er Herrn Hallen in London, ſelbſt um ſeine Gedanken erſuchen, der die Nordlichter von der lichten Dunſtkugel der kleinen magnetiſchen Kugel herleitet, die er in unſrer hohlen Erdkugel glaubet. Daraus kommen nun, wie er ſaget, dann und wann ſolche lichte Ausdämpfungen, die beym Nordpole unſrer Erde durchdringen, u. ſ. w. Allein Herr Halley entſchuldigte ſich. Eben das that Herr Kirch zu Berlin, der, auf gewiſſe unrichtige Nachrichten in etlichen gelehrten Zeitungen, viel Einwürfe dagegen zu haben bezeiget hatte. Allein, da Herr Mairan ihn darum erſuchete, und ſein Buch überſchickete; antwortete er ſo, daß man ſchließen konnte, ſie wären ihm von ſelbſt verſchwunden. Doch darum gebrach es ihm an Einwendungen nicht.

Als 1737. ein ſtarkes Nordlicht erſchien, ſchrieb P. Scrantoni, Prof. zu Lucca, ein Geſpräch davon, wo er dem Atlas des Herrn Mairans Meynung in den Mund leget; aber ſie ſchwach vertheidigen läßt. Der P. Boscovich zu Rom ſchrieb 1738. eine Abhandlung vom Nordlichte, und beſtärkte noch des Herrn Mairans Meynung durch Rechnungen. Der P. Noceti ſchrieb 1747. ein lateiniſches

Ge-

Gedicht davon, und da vertheidigte in den Anmerkungen der P. Boscovich Herrn von Mairan, gegen den P. Serantoni; gab auch bald darauf Dialoghi sull' Aurora boreale heraus, die alles sehr ins Licht seßten; so, daß Herr Mairan keine fernere Antwort für nöthig hielt, zumal auch 1741. zu Paris eine öffentliche Dissertation für ihn gehalten ward.

Wir übergehen eines Venetianers Squario Tractat, der des Herrn Mairans Buch fast nur umschmolz, und für sein eigen ausgab: um auf Hn. Krafts Abhandlung von der Sonnenathmosphäre zu kommen, darinn er mit dem Herrn Mairan ziemlich einstimmig war. Endlich erschien Hr. Prof. Euler zu Berlin auf dem Kampfplatze, der 1746. eine physikalische Untersuchung von der Ursache der Kometenschweife, Nordlichter und dem Zodiakallichte herausgab; wobey er gleich im Anfange den Leser, gegen Hn. Mairans Meynung, die er für sinnreich erkläret, zu waffnen suchete. Der Ruhm eines so großen Gegners konnte allerdings dem Hn. Mairan nachtheilig werden, wenn er ihm nicht antwortete. Er that es also in den Memoires der Akad. der Wiss. zu Paris 1747. die aber erst 1752. im Drucke erschienen. Er weis also noch nicht, was sie für Wirkungen haben werde; rücket sie indessen hier nach der Länge ein; untersuchet auch des Hrn. Eulers Meynung, von der Fortpflanzung des Sonnenlichtes: welches er, nach Art der Tonwellen, bey Fortpflanzung des Schalles erklären will.

Weitläuftiger können wir uns bey dieser Materie nicht aufhalten. Mathematikverständige und Na-

turforſcher werden das Werk ſebſt leſen müſſen, um davon zu urtheilen. Unſre Pflicht war nur, ſelbiges anzukündigen, und den Inhalt bekannt zu machen. Soviel iſt es gewiß, daß es ſehr lehrreiche Streitſchriften giebt, wenn Männer von ſolcher Einſicht und Liebe zur Wahrheit, etwas unterſuchen. Allein, wo bleibt der Ruhm der Mathematik, daß es keine Streitigkeiten darinn giebt?

III.

Sammlung ausgeſuchter Stücke, der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig.

Leipzig, verl. Bernh. Chriſtoph Breitkopf 1754. in groß 8. 498 S.

Daß im 1752ſten Jahre den 5. des Herbſtmonaths, als am hohen Geburtstage Sr. kön. Hoheit, des durchl. ſächſiſchen Churprinzen, dieſe Geſellſchaft der freyen Künſte geſtiftet worden, iſt bereits durch gelehrte Zeitungen und Monathsſchriften bekannt geworden. Auch von den öffentlichen Verſammlungen derſelben, die jährlich zweymal, als den 5ten März, als am hohen Namenstage Sr. Königl. Majeſtät, und am obgedachten 5ten Sept. gehalten werden, ſind von Zeit zu Zeit Nachrichten in öffentlichen Zeitungen zu leſen geweſen. Nichts war übrig, als daß auch von den übrigen Beſchäfftigungen derſelben der gelehrten Welt etwas vor Augen geleget würde; damit ſelbige theils von den Abſichten der Geſellſchaft, theils vom Umfan-

Umfange ihrer Bemühungen, und der Fähigkeit ihrer Mitglieder urtheilen könnte.

Dieses geschieht nun hiermit auf eine vortheilhafte Art, indem diese Gesellschaft den I. Band ihrer Schriften, auf das 1753ste Jahr, als das erste ihrer itzigen Einrichtung, ans Licht stellet. Es enthält derselbe zwey und dreyßig ausgesuchte Stücke in beyderley Schreibart, darunter auch ziemlich weitläuftige Abhandlungen vorkommen. Es haben ungefähr zwanzig Mitglieder derselben Theil daran, darunter auch verschiedene auswärtige Ehrenglieder begriffen sind. Den Schluß machet ein kurzes Leben eines unlängst verstorbenen Ehrengliedes in Schwaben, von welchem auch ein Paar poetische Stücke in der Sammlung erscheinen.

Wir glauben unsern Lesern nicht besser einen Begriff von dem Inhalte dieses Bandes geben zu können, als wenn wir ihnen die Materien der darinn vorhandenen Stücke und die Namen ihrer Urheber namhaft machen.

Den Anfang machet eine gelehrte philologische Abhandlung des Hrn. Inspectors Rosenbergs in Schlesien, von den Teraphim, gewissen Schnitz- oder Götzenbildern in Palästina, und benachbarten Landen. Darauf folget Herrn Störs chinesische Erzählung, von einem Seehelden, der durch einen besondern Zufall sich den Weltgeschäfften entzogen, und in eine philosophische Einsamkeit auf den Gebirgen begeben. Diese Fabel ist sehr rührend, und zeiget eine schöne moralische Einsicht. Eine feurige und lehrreiche Ode des berühmten Hn. M. Pantkens

kens auf den schlesischen Charlottenbrunn löset dieß Stück ab, davon diese Strophe zur Probe dienen mag:

Herr! den die Tiefen loben müssen,
Auf dessen Wink die Wasser fließen,
Der Berge festgesetzt in seiner Gotteskraft;
Der auf gepflügte Felder regnet,
Die Wälder schützt, die Auen segnet.
Im Anfang Menschen schuff, ja sie noch täglich schafft:
Dir schallt mein dankbar Lied zu Ehren,
Indem es durch den Berg und durch die Thäler dringt:
O! daß so selten nur in andachtsvollen Chören
Die Dichtkunst bis zu dir sich schwingt.

Darauf folget eine gelehrte Abhandlung Herrn M. Wellers, Predigers aus Zwickau, darinn die genaue Verwandtschaft der deutschen und nordischen Alterthümer erwiesen wird. Hr. M. Burscher, der Gesellschaft damaliger Secretär, liefert sodann eine Ausführung von verschiedenen Fehlern der Geschichtschreiber; und eine muntre Ode auf den Herbst, von Hn. Kölners Arbeit machet den Schluß des 1753sten Jahres.

In der ersten Versammlung des 1753sten Jahres hat Hr. Prof. Gottsched eine Aufmunterungsrede an die Gesellschaft gehalten, und darinn verschiedenen ungleichen Gedanken und Einwendungen gegen dieselbe zu begegnen gesuchet. Diese liest man hier nach der Länge. Nun folget ein schönes Stück von Hn. Stör, aus dem Algow in Schwaben, von der Schreib-

Mann antwortet ihm gleichfalls in siebensylbigten aber jambischen weiblich gereimten Versen:

v — v — v — v

O lieber Isac deine
Vertröstung ist nicht kleine
Drum kan ichs nicht verachten
Noch weiter anders trachten
Denn das uns GOtt wöll nehren
Vnd alle Notturft bscheren, ꝛc.

Am Ende dieser Rede wendet er sich zum Jacob, der ihm in zehnsylbigten Trochäischen Versen mit weiblichen Reimen antwortet, dergleichen wir schon oben gehabt: weswegen wir keine Probe davon anführen wollen. Eben so antwortet der Arme hernach in achtsylbigten jambischen, womit er sich zu Mose wendet. Dieser brauchet die neunsylbigten Trochäischen wieder in einer neunzehn Seiten langen Rede, die wir auch schon oben gehabt. Auf eben die Art kommen die Gespräche mit dem Elias, Elisa, der Wittwe, und endlich mit dem HErrn Christo, in lauter solchen Arten, als wir schon oben gesehen haben, bis an das Ende des ganzen Buches.

Nun überlassen wir es unsern Lesern selbst zu erwegen, wie zart das Gehör, und wie groß die Kunst und Geduld unsers alten Plauenschen Dichters gewesen, der bereits vor zweyen Jahrhunderten auf zwölferley Arten deutsche Verse zu machen gewust. Dieses ist in der That etwas, womit wir Italiäner und Franzosen völlig beschämen können.

Denn vors erste siehet man hieraus klärlich, daß unsre Sprache, schon in ihrer damaligen rauhen Beschaffenheit, desjenigen kunstrichtigen Sylbenmaasses

fähig

Schreibart des Kaiſers Auguſts, nach Anleitung einer Stelle aus dem Sueton. Hier wird zugleich die ſchwülſtige und närriſche Schreibart Mäcens, und des Nero, aus dem Seneca und Perſius beſchrieben: ein Stück, das ſich auf unſre Zeiten vortrefflich ſchicket. Hr. M. Hankel aus Thüringen, beſinget darauf den Schnee in einer lebhaften Ode; und dann folget des Hn. St. Evremonds Betrachtung über die Gedichte der Alten, vom herzoglich-braunſchweigiſchen Droſten und kaiſerl. Reichspoſtmeiſter Hn. Baron von Münchhauſen. Dieſen löſet Hr. M. Burſcher durch eine Rede auf die vermeynten Tugenden des Pythagoras ab; und Hr. Pfeil, ein muntrer Dichter, beſinget die Gottheit in einer erhabenen Ode. Sie hebt ſo an:

Erhabenſter! Du Quell des Lichts,
Du Stoff der feurigſten Geſänge,
Von Dir ſingt itzt der Menſch, das Nichts,
Von Dir, und deiner Gaben Menge.
Erhöht von dem, was irdiſch heißt,
Sieht mein durch Dich entbrannter Geiſt,
Auf alles Eitle achtlos nieder.
Allein, wie? wag ich nicht zu viel?
Dich, Schöpfer, tönt mein Seytenſpiel,
O welche Kühnheit meiner Lieder!

Die erſte öffentliche Verſammlung der Geſellſchaft, am 5ten des Lenzmonats, als am hohen Friedrichstage, ward von ihrem Vorſteher durch eine gedruckte Einladungsſchrift angekündiget; darinn er von dem Urſprunge und den Schickſalen der

arkadischen Gesellschaft zu Rom handelte, und zugleich von der Gesellschaft der freyen Künste eine nöthige Eröffnung that. Bey dieser ersten feyerlichen Versammlung ließen sich vier Mitglieder hören. 1) Hr. Baron von Seckendorf hielt eine Lobrede auf Churf. Friedrich den Streitbaren, als Ahnherrn des ganzen heutigen sächsischen Stammes beyder Linien, und Stiftern der Universität Leipzig. 2) Hr. Kölner las ein Sendschreiben der Musen an Se. kön. Hoheit, den durchl. Churprinzen ab; 3) Hr. Stör hielt dem ersten meißnischen Dichter, Paul Flemmingen, eine Lobrede; und 4) Hr. Pfeil sagte gleichfalls eine Ode zum Ruhme des hohen sächsischen Hauses her. Alle diese Stücke sind nun hier nach der Länge zu lesen.

Nun folget eine Abhandlung von Hn. M. Wellern, zum Lobe der Deutschen; und gleich darauf erweist Hr. Kölner in einer weitläuftigen Ausführung, daß die freyen Künste allein den Ruhm der Länder und Staaten verewigen. Eine lustige Erzählung, der Rabbi betitelt, von Hn. M. Hankeln, giebt den Grund von den rothen Bärten der Jüden an. Nun liest man von dem sel. Prof. Schlegel aus Soroe eine Rede, darinn er behauptet, daß die vortheilhaftesten Umstände der Beredsamkeit allemal mit einem verwirrten Zustande des gemeinen Wesens verknüpfet seyn. Hr. M. Burscher handelt in einer gelehrten Schrift von der Fabellehre der Heyden; und von dem sel. M. Seyfert folget ein poetisches Schreiben von dem wahren Adel.

Herr

Herr M. Joh. Joach. Schwabe, Unterbibliothekar der Universitätsbibliothek allhier, beweist auf eine ironische Art, daß ein Schmäuchler ein Tugendhafter ist. Hr. M. Weller aber vergleicht die alte deutsche Geschichte mit der römischen, um ihre Aehnlichkeit zu zeigen. Darauf folget eine Ode Hn. Prof. Gottscheds, Hessens Kleinode betitelt, die er in eben diesem Sommer zu Cassel verfertiget hat. Sie ist aber hier mit einigen neuen Strophen auf des durchl. Landgrafen neuen Bau zu Wilhelmsthal vermehret. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht zuwider, wenn wir dieselbe hier mit einrücken; da das Stück an sich sonst schon bekannt ist. Er beschreibt darinn, wie der Landgraf alle Hindernisse der Natur, und die Unbequemlichkeiten der Gegenden überwunden habe, um einen der schönsten Gärten anzulegen, die Deutschland nur hat:

Bey Berg und Wald und dunkeln Gründen
Lehrt er den Regen Bäche finden,
Der sonst das ganze Thal zur weiten See gemacht.
Der Landgraf hebt des Erdreichs Lagen,
Läßt Hügel in die Tiefe tragen,
Heißt Grott und Springbrunn seyn, und Bäcken voller Pracht.
Ein wilder Irrgang ziert das Holz,
Und auf des Gartens Schmuck wär auch ein König stolz.

Was dort in Thraciens Gefilden,
Gott für Geflügel weis zu bilden,

Wo Mahomets Geboth den stolzen Tulband lenkt.
Was Asien auf seinen Höhen
Sieht schwimmend durch die Fluthen gehen,
Das hat der Landgraf hier in seinen Teich gesenkt.
Und Peking selbst sah nie so schön,
Als längst dem Ufer hin Chineser Hütten stehn.

Nun steigt aus dem bewährten Grunde,
Mit jedem Tag und jeder Stunde,
Das neue Fürstenhaus recht sichtbarlich hervor.
Die Königstochter edler Britten,
Maria, hold an Geist und Sitten,
Legt selbst den ersten Stein, weil Wilhelm sie erkohr:
Im kurzem zeigt sich der Pallast,
Davon Modell und Riß schon Wunder in sich faßt.

Hierauf folget Hn. M. Sonnenkalbs Abhandl. vom Einflusse der schönen Wissenschaften in die Gottesgelahrheit; und Hn. M. Schulzens Ausführung der Frage: Ob die Alten oder Neuern den Vorzug in der Gelehrsamkeit verdienen? Auf diese zwey prosaischen Stücke folget wieder eine poetische Erzählung von dem sel. M. Seyferten.

Nun fiel die zweyte öffentliche Versammlung der Gesellschaft am 5ten des Herbstmonaths ein, um den hohen Geburtstag Sr. königl. Hoheit des durchl. Churprinzen zu begehen. Dabey ließen sich drey Mitglieder hören. Erstlich las der Gesellschaft Aeltester, Hr. M. Titius, eine Abhandlung von Kaiser Karls des Großen Eifer in Anlegung einer Bibliothek. Sodann folgte Hr. M. Sonnenkalb, mit einer Nachricht von einem alten Buche vom

wah-

wahren Urſprunge und Herkommen der freyen Künſte, aus dem 16ten Jahrhunderte. Endlich unterſuchte Hr. Günther von Bünau ein altes helfenbeinernes Schnitzbild, welches in Wälſchland gefunden worden; und von dem Abte Coſtadoni in der Raccolta d'Opuſcoli ſcientifici, für Könia Heinrich den Vogler ausgegeben worden. Dieß Stück des Alterthums iſt auch in Kupfer geſtochen, und an das Titelblatt dieſes Bandes gedrucket worden; ſo wie der Abriß des parrhaſiſchen Buſches der arkadiſchen Geſellſchaft zu Rom mitten im Buche befindlich iſt.

Das ſind nun die 32 Stücke dieſes I. Bandes, außer daß noch am Ende das Leben eines verſtorbenen Mitgliedes angehenket iſt. Auf nächſte Oſtermeſſe ſoll das zweyte Jahr der geſellſchaftlichen Arbeiten erſcheinen; hernach aber wird nur jedesmal an der Oſtermeſſe ein neuer Theil folgen.

Aus der Vorrede ſieht man, daß die Geſellſchaft verſchiedene Ehrenglieder und ordentliche Glieder außer Leipzig ernennet hat; ja daß ſie bereits in Caſſel eine wohlgerathene Tochter erlebet hat, von der künftig mehr Nachricht folgen ſoll.

IV.

Epitres diverſes ſur des Sujets differens. Tome III.

Oder beſſer:

Reveries poetiques ſur des Sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverſes.

A Amſt. chez Fr. Changuion 1755. in 8. p. 296.

Nach

Nach langem Warten, und nach oft mislungener Hoffnung, erſcheint uns endlich eine Fortſetzung von des berühmten Hn. Conferenzraths von Bar franzöſiſchen Gedichten. Die beyden erſten Bände haben dem deutſchen Witze bey Ausländern ſo viel Ehre gemachet; daß alle gute Patrioten längſt einen neuen Vorrath ſolcher Briefe gewünſchet. Itzo ſehen ſie ihren Wunſch zwar erfüllet, aber nicht ſo, wie ſie gehoffet. Denn anſtatt daß ſie neue Briefe von ihm vermutheten, hat es dem Hn. Verfaſſer gefallen, ſie nur mit allerley Sinngedichten zu beſchenken. Es iſt alſo ein bloßer Kunſtgriff des Verlegers der erſten beyden Theile, daß er auch dieſer Sammlung poetiſcher Gedanken oder artiger Einfälle, den erſten Titel, Epitres diverſes beygeleget. Der zweyte wäre nach der Abſicht des Hn. Verfaſſers vollkommen zureichend geweſen, den Inhalt und wahren Werth des Buches zu entdecken, und ihm Käufer zu ſchaffen.

Nun fällt es uns aber ſchwer, unſern Leſern einen Begriff davon zu machen. Es iſt eine Sammlung ernſthafter, erhabener, erbaulicher, ſatiriſcher, luſtiger und angenehmer poetiſcher Gedanken, die bald etliche, bald einzelne Seiten, bald nur wenige Zeilen füllen. Alles, was ein trefflicher Kopf eines Mannes, der die Welt kennet, bey Gelegenheit dieſes groſſen Schauplatzes, von ſo mannigfaltigen Gegenſtänden, Wahres, Lehrreiches und Spaßhaftes denken und ſagen kann; das machet den Werth dieſer Sinngedichte. Wir wollen von allen Arten etliche Zeilen, einige auch ganz mittheilen.

Das

Das erſte Stück handelt von der Vorſehung, und iſt eine Ode von zehn Strophen. Dieß iſt die erſte:

Que j'aime à t'adorer, divine Providence!
Ta main ſe rend viſible à l'œil non prévenu.
Et nous n'avons beſoin que de perſeverance,
Pour voir que le Hazard eſt un Ordre inconnu!

Welch ein ſchöner und gründlicher Gedanken iſt es nicht, daß der ſogenannte blinde Zufall nichts, als eine unerkannte Ordnung der Vorſehung ſey. Und wie wahr iſt nicht folgende Strophe:

Le Scelerat triomphe, & l'Homme juſte ſouffre,
Je reconnois le Monde à ce ſpectacle affreux:
Pourroit il m'étonner, quand je ſai dans quel gouffre,
Et parmi quels Mortels je vis entouré d'eux.

Auf den Tod ſeines eigenen Sohnes hat der Herr Conſ. R. ſeine Thränen mitgetheilet. Die zweyte Strophe davon lautet ſo:

Auſtere verité! ton jeune Amant n'eſt plus.
Viens, par reconnoiſſance, & pour ta propre gloire,
Au monde diſſolu précher ſa noble Hiſtoire;
Viens faire, en le peignant, l'Eloge des Vertus.

Solcher Strophen ſind acht, davon eine immer die andere an Schönheit übertrifft.

Einem Cleon, der den Materialismus predigte, giebt der ſinnreiche Herr Verfaſſer unter andern folgende Strophen zu überlegen:

Cleon, que vous êtes terrible!
Vous decidez du ſort des Morts;

Ou

On vous croiroit, Juge infaillible;
Le Pape de nos Eſprits forts.

Prouvez moi vôtre dur Principe;
Si non, je m'en vais conſulter
Le Ver à ſoye, ou le Polype:
Ils m'inſtruiront ſans m'inſulter.

Si contre moi j'ai l'apparence;
Si mon corps doit enfin pourrir:
Savez vous mettre en evidence,
Le Fait, *que L'Ame doit mourir?*

Toutes nos preuves ſont peu ſures,
Vous le confeſſez de bon cœur:
Laiſſez moi donc mes conjectures,
Quand elles ſont tout mon Lonheur!

De mon erreur qu'aurai-je à craindre?
C'eſt un beau ſonge pour mon corps.
Mais, o que vous ſeres à plaindre,
Quand les Morts ne ſeront plus morts!

Reſuſciter, c'eſt ma deviſe.
Pour l'homme il n'eſt rien de ſi beau;
Si vous doutez du jour de Criſe;
Reſtez couché dans le Toubeau!

Wir haben aber nur etliche Strophen aus dieſem ſchönen Gedichte genommen, ob ſie gleich alle ſchön ſind. Vom Milton hat er eine Meynung, der wir gern beytreten. Denn nachdem er des Aber-

glau-

glaubens geſpottet, da Bentley mit ihm als einem claſſiſchen Schriftſteller umgegangen, ein andrer ihn aber ins Griechiſche überſetzet, ſo ſetzet er hinzu:

Anglois! couvenez à la gloire
De vos Republicains hardis,
Que Milton en ſa propre hiſtoire,
Eſt cependant plus grand, que dans ſon *Paradis.*

Ueber den Handel, den der Adel ſich für ſchimpflich hält, entdeckt er ſehr ſcharfe Gedanken. Ueber die Lebensbeſchreibungen unglücklicher, oder unberühmter Gelehrten, machet er ein treffliches Gedicht, und beſtrafet dieſen Misbrauch der gelehrten Hiſtorie:

Des Savans malheureux la Liſte épouvantable,
Deshonore, à mon ſens l'Europe impitoyable.

Er will die Geſchichte der Gelehrſamkeit, nicht der Gelehrten, haben, die insgemein voller Kleinigkeiten ſind.

A quoi bon anatomiſer,
En Furets vetilleurs, d'obſcures baggatelles?

Es verdreußt ihn, daß man dem Carteſius eine unehliche Tochter zugeſchrieben, und verweiſt es Voltairen, daß er auch Leibnitzen einen natürlichen Sohn vorgerücket; da er doch den Journaliſten einen ſo derben Text geleſen:

Et du Sage allemand les cendres honorées,
Et pour vous, & pour lui, ne ſont pas moins ſacrées.

Ueber die unbekannten Leute aber, deren Leben man bisweilen ſo ſorgfältig unterſucht, hat er den Einfall:

Que

Que je mepriſe encor le maigre biographe,
Quand ſur un baptiſtere & ſur une Epitaphe,
Il diſſeque en public un Animal obſcur,
Qu'il falloit envoyer au digne *Reaumur*.

Und wie können wir alle ſchöne Stellen herſetzen, da faſt alle Seiten die ihrigen haben? Z. E. der Verfaſſer machet ein Sinngedicht über ſein Alter, welches ein vornehmes Frauenzimmer in ihre Schreibtafel angemerket hatte.

J'ai cinquante ans paſſés, d'abord que j'étudie:
Mais j'en ai dix de moins, envers tous les vivans.
Suis-je avec mes amis, à peine ai-je trente ans;
Et je n'en ai que vingt, quand je ſonge à Silvie.

Eben ſo artig bedanket er ſich gegen eine andre Gräfinn für einen Pantin: deſſen Schlußzeilen folgende ſind:

Cependant, pour le dire enfin,
Je me ſentirois plus tranquille:
Si j'étois le Pantin agile
De la Donneuſe du Pantin.

Von Scarrons verhunzten Virgil iſt er gerade unſrer Meynung: da wir ihn kein Haar höhet ſchätzen, als Holbergs Peter Paars.

Je conſens, qu'un Eſprit groteſque
Dans le Virgile traveſti,
Admire un bouffon bas burleſque,
Jamais il ne m'a diverti.
Suis-je chagrin? Suis-je malade,
Je ris volontiers par boutade,

Et

fähig geweſen, welches die Griechiſchen und Lateiniſchen Gedichte ſo wohlklingend gemacht, daß ſie auch ohne die Reime den höchſten Grad ihrer Schönheit und Vollkommenheit haben erlangen können. Dieſe Fähigkeit aber ſprechen ja obgedachte beyde Nationen ihren Sprachen ſelber ab, wie man in des Lami Art de parler, und in des Herrn Rollin Maniere d'etudier les belles Lettres &c. nachſehen kan. Sie müſſen alſo unſrer Sprache, auch wieder ihren Willen, einen groſſen Vorzug hierinn einräumen, wo es anders wahr iſt, was der Verfaſſer der Sevarambiſchen Geſchichte von dem majeſtätiſchen Wohlklange der Griechiſchen und Lateiniſchen Gedichte urtheilet. Dieſen ſpricht er aus Unwiſſenheit der deutſchen Sprache, allen heutigen Sprachen ab, und nennt ſie deswegen barbariſch. Eben dergleichen Urtheil hat auch der gelehrte Ritter Temple in ſeinen vermiſchten Werken von dem Sylbenmaaſſe der Alten gefället. Aber dieſer hat auch, aus Unwiſſenheit unſrer Sprache, dafür gehalten, daß die Poeſie der heutigen Völker nur in einem barbariſchen Reime beſtünde, den die alten Griechen und Römer ſo ſorgfältig vermieden hätten.

Vors andre aber können wir dieſen unſern ſo troßigen Nachbarn dadurch zeigen, daß die erſten unter ihren guten Dichtern, Dantes und Petrarcha, Ronſard und Marot, kein ſo zärtliches Gehör gehabt als die unſrigen: Indem ſie ſonſt unfehlbar auch in den Italieniſchen und Franzöſiſchen Wörtern wohl einen Unterſcheid in der Länge und Kürze der Sylben gefunden haben würden. Denn von dieſer erſten Muſtern kommt es her, daß auch ihre Nachfolger ſich an einem unbeſtimmten Wohlklange vergnüget, der ſich in keine

Et Ragotin eſt mon Patron.
Mais le Roman le plus comique,
C'eſt bien le Roman hiſtorique
De la Veuve de Paul Scarron.

Ueber die Fehler des Boileau, will er, nach der heutigen Mode, an allem, was groß iſt, etwas zu tadeln, und es herunter zu machen, auch ſeine Meynung entdecken. Er drücket die heutige Sucht ſo aus:

Goutons une fois dans la vie,
Le Plaiſir de l'Orgueil dans les bras de l'Envie.
Peut-être qu'il eſt beau, de pouvoir dechîrer
Les Lauriers d'un Vainqueur, qu'on ſut trop admirer.
Peut-être qu'il eſt doux d'imiter la malice,
De cet Enfant, qui ſuce & qui mord ſa Nourrice.
Deſcendroit-on jamais à des excès ſi bas,
Si l'Orgueil abbatû ne s'en relevoit pas?
Pardonne Deſpreaux; en effleurant ta gloire,
On cherche à ſe gliſſer, dans un coin de l'Hiſtoire.

Was er ihm aber hernach vorrücket, ſind Kleinigkeiten.

Endlich noch eins! Vor das bekannte Buch, von den Germanismes, machet unſer Herr Conferenzrath ein Sinngedicht, welches nur gar zu wahr iſt, als daß wir es übergehen könnten.

Ce Livre eſt un Preſervatif,
Qu'on donne aux Allemands contre les Germanismes:
Ou trouver quelque lenitif,
Pour certains Allemands contre les Gallicismes?

Wir vereinigen unſre Wünſche mit des Herrn Verfaſſers ſeinen. Allein was für ein arbeitſamer Herkules gehöret dazu, dieſe Unſaüberkeiten aus den Schriften vieler Neuern auszumärzen?

V.

Rede, am Geburtstage des Königs in Dännemark, im 1754ſten Jahre auf der Soroeſchen Akademie gehalten von Joh. Bernh. Baſedow, Prof. Copenhagen, bey Lud. Heinr. Lilien. in 4. 4½ Bog.

Die deutſche Beredſamkeit, deren Flor wir unlängſt in Straßburg bewunderten, dringt auch bis in den Norden, in die Gränzen, ja in das Herz benachbarter Königreiche. Die kön. Akademie zu Soroe, auf der Inſel Seeland, heget Männer in ihrem Schooße, die es in dieſem Stücke mit den Geſchickteſten unter uns aufnehmen können. Dieſe Rede, auf das königl. Geburtsfeſt, kann unter andern zum Beweiſe dienen.

Wir werden nichts anders nöthig haben, als einige glückliche Stellen daraus unſern Leſern mitzutheilen; um ſie von dieſem unſerm Urtheile zu überzeugen.

„Wenn ich, hebt der Redner an, zu Ihnen, an „dieſem Tage, von etwas anderm reden wollte, als „von den königl. Tugenden Friederichs des Liebens„würdigen; oder von der Glückſeligkeit, die ſich „von ſeinem Throne über alle ſeine Staaten und uns

„aus-

„ausbreitet: so würde sich mein Herz gegen meinen „Vorsatz auflehnen, die Gedanken würden mir nicht „gehorchen, die Ausdrücke nicht folgen wollen: und „Sie, meine Herren, würden lieber an den König „denken, und dem Himmel ein stilles Gebeth für „Sein Leben opfern, als ihre Gedanken von einem „so großen und verehrungswürdigen Gegenstande „abrufen wollen. So gar sind an diesem Tage, „unsre Einbildungskraft und unsre Herzen von Dir „eingenommen und erfüllet, o väterlicher Monarch! „Zwar wird wohl kein Tag vergehen, da wir Dei„ner nicht mit ehrerbiethiger Zärtlichkeit gedenken „sollten. Denn es sind gar zu viel Glückseligkeiten „und Hoffnungen, deren wir täglich durch Dich „genießen. Aber ein Tag, wie der itzige, versam„let alle Freuden und alle einzelne Empfindungen „unsrer Dankbarkeit in einen Haufen. Es ist der „Tag Deiner Geburt, der Tag, an welchem die un„verstellte Freude und die Glückwünschungen Deiner „Unterthanen, Dich im höhern Grade als sonst „diesen Gedanken empfinden lassen: Ich preise „Dich Gott! daß ich König bin: denn mich „liebet mein Volk, und ich habe Lust gelie„bet zu werden. „

So edel, so männlich, und doch ungezwungen klinget der Anfang unsrer Rede: und solche wirklich erhabene Gedanken drücket sie mit den natürlichsten und ungekünsteltsten Redensarten aus. Bald darauf fährt sie so fort; und was könnte schöners gesaget werden?

„Erwarten Sie also nicht alles das von mir, „meine Herren, was ich sagen könnte; wenn ein „jeder von Ihnen meine Gedanken mit den seinigen „bereicherte. Aber wozu würde mir auch dieser „Zuwachs von Gedanken dienen? Zu nichts an„ders; als von dem unsterblichen Ruhme unsers „liebenswürdigen Königs, mit Wissen und Willen „noch mehr zu verschweigen, als ich itzt verschwei„gen werde. Denn mich beunruhiget und beschwe„ret schon auf eine angenehme Weise die Menge „meiner eigenen Gedanken: wie einen, der einen „großen Schatz erblicket, und so viel er tragen kann, „aufhebt; mit unruhiger Hoffnung, das andere „bald nachzuholen.

„Wir empfinden es also wohl, meine Herren, „was wir, als Unterthanen, als besonders begna„digte Unterthanen, von unserm Erbkönige und „Wohlthäter sagen könnten; oder von dem Segen „seiner Regierung zu hören verlangten. Aber wir „können es auf einmal weder sagen noch hören. „Vergessen Sie also auf einige Augenblicke, oder „bemühen Sie sich wenigstens, es zu vergessen: daß „auch wir unter denenjenigen glücklich sind, die „Friedrich der Liebenswürdige, durch Seine Gesetze, „und noch mehr durch Sein Exempel regieret; durch „Seine Anstalten und Freygebigkeit aber bereichert „ꝛc. ꝛc. Vergessen Sie es, daß wir an der Ehre „und dem Nutzen Theil nehmen, wenn Er den „Wissenschaften, dem Geschmacke und den Künsten „in seinen Staaten ein neues Leben ertheilet. Laßt „uns als Fremdlinge reden, denen Friedrich der V.

„und

„und die Glückſeligkeit ſeiner Völker, nur durch be-
„ſtätigte Gerüchte bekannt werden. Und hier habe
„ich vieleicht Vortheile über die meiſten von Ihnen,
„meine Herren! Ich weis, was ich dachte, als ich
„fremd war. Ich dachte nach dem allgemeinen
„Ruhme Dännemarks, der ſich weiter, als über
„Europa ausbreitet; und ſetzte nichts hinzu, als den
„Wunſch: ſo bald ich könnte, daſelbſt ein Unter-
„than zu werden!„

Wer hat noch zur Zeit im Deutſchen glücklicher einen Plinius nachgeahmet, als der Herr Verfaſſer dieſer Rede? Und wer hat mit ſeiner fließenden und ſanften Schreibart, diejenigen nachdrücklicher beſchämet, die alle ihre Gedanken in ſchnitzerreichen und knaſternden Redensarten ſuchen? Noch mehr:

„Glückſelige Freyheit, in der unumſchränkteſten
„Regierung! Wir ſind weder gezwungen von dem
„Könige und ſeiner Regierung zu ſchweigen; noch
„mehr, oder weniger zu ſagen, als wir ſelbſt ur-
„theilen. Man darf nur kein Rebell, kein Böſe-
„wicht ſeyn, ſo iſt es einem jeden erlaubet, ſich un-
„ter dieſer Regierung weniger glücklich zu nennen,
„als er iſt. Und eben dieß iſt der erſte Beweis un-
„ſrer vorzüglichen Glückſeligkeit.„

Hierauf beſchreibt der Herr Verfaſſer die Beſchaffenheit eines Landes und Volkes, darinn zuerſt eine unumſchränkte Herrſchaft eingeführet wird. Einige Strenge iſt anfänglich nöthig, um die freyen Reden der Unterthanen zu hemmen. Allmählich aber beharſchen die Wunden; ſie laſſen ſich gelinde berühren, und endlich werden ſie ganz heil. „Endlich

„besteigt einmal ein Fürst den Thron, der aus Men-
„schenliebe, und muthig durch das Gefühl seiner See-
„len und Staatskräfte es waget, seinen Unterthanen
„genug zu trauen, und ihnen mehr Gutes zu thun:
„und der, weil er so weise als gnädig ist, es glück-
„lich und sicher waget. Alsdann führet die voll-
„kommne Freyheit der gern gehorchenden Unterthа-
„nen, und die völlige Sicherheit des von allem Ver-
„dachte befreyten Fürsten, die gegenseitige Liebe
„und die Glückseligkeit des Landes auf den höchsten
„Gipfel.„

Nun kömmt wiederum ein recht plinianisches Biß-
„chen. Hier würde die Bescheidenheit unsers liebens-
„würdigsten Königes glauben, daß wir einen Seiner
„glorwürdigsten Vorfahren bezeichnen. Aber er
„zürne nicht, wenn wir sagen: daß das ganze Land
„es auch glauben würde, wenn Er ihnen nicht ge-
„folget wäre. Denn wir wissen alles durch Ver-
„gleichung: und wenn ein Trajan regiert, so hält
„man die Zeiten eines guten Nerva nicht mehr für
„die glücklichsten. Und wir wissen, daß unser lie-
„benswürdigster Monarch, wenn er den Erben sei-
„ner Krone gedankenvoll anschauet, es selbst wün-
„schet: daß auch wir, zum Vortheile unsrer Enkel,
„so dergestalt abermal irren möchten.„

Kurz, ein solcher König verdienet auch nur von einem solchen Redner gelobet zu werden. Und doch sind alle diese Stellen noch aus dem ersten Bogen dieser Rede. Wir haben fast nicht abbrechen können; und also, da wir nur schöne Stellen suchen wollten, fast alles abgeschrieben.

So

So loben wir Herrn Prof. Baſedov nicht nur ohne Neid; ſondern mit einer rechten Freude, daß unſre Zeit, einen ſo vernünftig-ſinnreichen, weder ſchwülſtigen, noch holprichten Redner hervorgebracht. Wir würden ihn Dännemark misgönnen, wenn wir ihn nicht für unſern Landsmann halten könnten; da er ſelbſt geſteht, daß er dort fremd iſt: ſo wie wir auch Herrn D. Hudemann in ſeinem III. Friedrich, noch immer für eine Zierde unſrer Dichter halten, ob er gleich einen auswärtigen Helden beſungen hat.

Wir würden unſerm Redner unrecht thun, wenn wir aus dem übrigen größern Theile ſeiner Arbeit nur einen magern Auszug mittheilen, und nicht ſeine eigene Worte dem Leſer vorlegen wollten. Ein Gerippe einer Rede kann die Schönheiten derſelben nicht zeigen: ſo wenig das Scelett einer Helena eine Helena ſeyn würde. Anſtatt alſo uns dabey aufzuhalten; wollen wir noch eine Stelle von der 12. und 13 Seite hieher ſetzen. Nachdem der Redner die deſpotiſche und monarchiſche Regierung gegeneinander gehalten, rufet er ſo aus:

„Elende Staaten! wo keiner ruhig und ſicher „lebt, und wo niemand furchtſamer und unſichrer „iſt, als der Fürſt ſelbſt. Noch elender ſeyd ihr, „weil es ſelbſt guten Deſpoten, ohne ein beſonders „Glück, nicht möglich iſt, ihren verwundeten Staats„körper zu heilen; und ſich und ihre Unterthanen „durch Einführung einer regelmäßigen Monarchie „vom Elende zu befreyen. Es iſt aber weit leichter, „meine Herren, daß ein unumſchränkter Monarch, „wenn er ſein Vergnügen in dem Beben ſeiner Un-

„terthanen ſuchet, ſein Königreich in eine deſpotiſche „Sclaverey verwandelt.

„Geſegnet müſſe alſo das Andenken unſrer Kö„nige auf immer ſeyn, daß ſie es niemals geſuchet, „ſondern einer nach dem andern ſich immer davon „entfernet haben! Die ſpäteſten Nachkommen, großer „und liebenswürdiger Friedrich, werden es an dir „bewundern, daß Du deine Vorfahren, wenn wir „es ſagen dörfen, auch in dieſem Stücke übertroffen „haſt. Der Himmel gab Dir das Ebenbild ſeiner „Allmacht in dieſen Staaten, in einem Alter, in „dem viele kaum mit Vernunft zu gehorchen geler„net haben. Wer hat aber die kleinſte Mine eines „deſpotiſchen Weſens geſehen? Mit welcher geſetzten „Ueberlegung arbeiteteſt Du, an einigen unentbehr„lichen Veränderungen: die kaum den Schein ei„ner Veränderung hatten; ob ſie gleich in ihren „Wirkungen zum Beſten des Landes groß waren? „Wo hörte man die ſonſt gewöhnlichen Worte: „Wehe dieſem! denn er hat dem neuen Kö„nige als Kronprinzen weniger gefallen, als „andre.

„Du ſchränkteſt die Ausgaben des Reiches ein, „und gabeſt ihm dadurch die Stärke ſeiner Nerven „in kurzem wieder. Der Landmann freute ſich an „einigen Orten über die Befreyung von einigen gar „zu beſchwerlichen Dienſten. Die niedrigen Stän„de jauchzeten, daß die beſtändige Geſundheit, Mun„terkeit und unermüdete Menſchenliebe ihres Köni„ges erlaubten, Ihm ſelbſt zu klagen und zu flehen, „und Ihm ſelbſt zu danken. Das waren die ſchleu„nigen

„nigen Veränderungen alle. Du hatteſt deine gan„ze Lebenszeit deinem Volke gewidmet: darum durf„teſt Du mit allen heilſamen Veränderungen nicht „eilen, wenn Du von der Zeit und Ueberlegung „mehr Vortheile für uns hoffeteſt. Es wird uns „ſchwer, liebenswürdiger Monarch! Dein Lob in „dieſem Stücke durch die Betrachtung deiner Be„ſcheidenheit einzuſchränken; da die Wahrheit uns „vielmehr würde ſagen laſſen.„

Genug zur Probe! Wir ſetzen noch dieſes hinzu: Ille ſe profeciſſe ſciat, cui hæc Oratio valde placebit!

* * * * * * * * * * * * * *

VI.

Memnon der Weiſe, eine Erzählung; aus Herrn von Voltairen überſetzt *.

Ein Memnon faßt den Schluß vollkommen klug zu werden.
Der tolle Wahn hat wohl den meiſten dieſer Erden
Gar oft den Kopf verrückt. Ihm fällt der Satz gleich ein:
Der Weisheit größte Zier und höchſt beglückt zu ſeyn,
Bedarf den Vorſatz nur: ſey ohne Leidenſchaften!
Wie aber könnten die auf einem Klugen haften?
Ein Weiſer ſchätzet dieß nicht von Erheblichkeit;
Nein, Memnon ſpricht: davon bleibe meine Bruſt befreyt.

* Dieß Stück iſt uns eingeſandt worden, ohne zu melden, von wem.

Fürs erſte feſſeln mich die Liebesſchlingen nimmer;
Seh ich ein reizend Bild, das ſchönſte Frauenzimmer,
So denk ich bey mir ſelbſt: die Stirne runzelt ein,
Der Wangen Purpurglanz wird bald verblichen ſeyn;
Der Augen Blitz und Reiz wird nächſtens auch entfliehen,
Wann ſich ein Feuerkreis wird um den Apfel ziehen.
Die ſchön gewölbte Bruſt? ſo ſehr ſie ſonſt entzückt,
Seh ich ſie doch ſchon platt, gelb, welk und eingedrückt.
Seh ich nun dieß Geſicht mit ſolchen Zukunftsaugen,
So wird mein Herz gewiß kein Liebesgift draus ſaugen;
Ja wäre dieſer Kopf auch noch ſo ſehr geſchmückt,
So hätt er dennoch nichts was mich im Kopf verrückt.

Fürs zweyte will ich nie die Mäßigkeit vergeſſen:
Kein koſtbares Getränk, kein niedlich ſchönes Eſſen
Soll jemals mich vom Pfad der Nüchternheit entziehn;
Auch die Geſellſchaft ſelbſt der Freunde nicht bemühn.
Erwäg ich nur, was einſt für Folgen daraus kommen:
Der Magen wird beſchwert, der Kopf ganz eingenommen,
Vernunft und Zeit entfliehn. . . . Nein, mäßig muß man ſeyn,
So bleibt der Leib geſund, der Geiſt im Denken rein.
Doch dieſes alles iſt gewiß nicht ſehr zu ſchätzen,
Und in der Ausübung iſt kein Verdienſt zu ſetzen.

Betracht ich nun, ſprach er, mein Glück, mein Haab und Gut . . .
Mein Wunſch iſt eingeſchränkt, ich haß den Uebermuth:
Beym reichſten Wechsler iſt mein Geld wohl angeleget;
So, daß mir dieſes nicht den mindſten Gram erreget.

Ich

Regeln bringen läßt, und ein ewiges je ne sai, quoi? bleiben wird. Denn wenn sie gleich noch so viel von dem Nombre und Accent, der Cadance und Harmonie reden: So wissen sie sich doch niemals zu erklären, was sie durch diese schönen Wörter recht sagen wollen. Sie haben auch nicht Ursache, dieses genaue Sylbenmaaß in der Dichtkunst vor eine Kleinigkeit zu halten. Denn warum wollten sie an der deutschen Poesie dasjenige verachten, was sie an der Griechischen und Lateinischen als eine Vollkommenheit ansehen und bewundern müssen? Das würde ja gar zu partheyisch seyn! Und wenn sie die Natur des Gehöres nur ein wenig kennen: So kan ihnen ja nicht unbekannt seyn, daß in demselben die geringsten Kleinigkeiten etwas zum Wohlklange oder Ubelklange beytragen. Die Music, so sie auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben haben wollen, hätte sie längst davon überführen können. Gleichwohl ist es nicht geschehen, und ihre Verskunst ist also wirklich einer lahmen Tänzerin ähnlich geblieben, die in allen ihren Tacten hinket, und fast keinen regelmässigen Schritt thun kan.

Endlich merken wir unsern Deutschen zu gut an, daß dieser ehrliche Rebhun ohne sein Verschulden in der rechten metrischen Verskunst keine Nachfolger unter seinen Landesleuten gefunden. Hans Sachse, der Nürnbergische Poet, hat sich nemlich so viel Mühe nicht gegeben, die Zahl und das Maaß der Sylben in seinen Versen so genau zu beobachten. Man findet freylich wohl auch in seinen Werken hie und da etliche jambische oder trochäische Zeilen; allein ohne Ordnung und Gleichförmigkeit, gleichsam als von ungefehr.

Ich bin mein eigner Herr, und dieſer Schatz allein,
Soll mir unendlich mehr, als Rang und Güter ſeyn.
Den ſtolzen Hof kann ich, Gottlob, gerubig meiden:
Da ich nicht neidiſch bin, wird mich kein Menſch beneiden;
Dieß iſt ſehr leicht. Was mehr? an Freunden fehlt mirs nicht;
Ich weis, daß keiner leicht die Freundſchaft mit mir bricht:
Denn da ich auch um nichts mit ihnen könnte ſtreiten:
So wird auch weder ſie, noch mich ein Zorn verleiten.
Iſt in der ganzen Welt was leichters ausgedacht?

Als Memnon den Entwurf im Zimmer ſich gemacht,
Gieng er zum Fenſter hin, den Baumgang anzuſehen,
Der vor ihm ſtund, und ſah zwo Frauenzimmer gehen:
Die eine bäßlich, alt, gieng frey uud ſorgenlos;
Die andre weinte ſo, daß ſie in Thränen floß.
Sie war noch ſchön und jung, an Bildung auserleſen,
Verrieth im Weinen ſelbſt das angenehmſte Weſen.
Sie ſeufzt und ächzte laut, es war betrübt zu ſehn;
Sie weint, und weinend ward ſie noch einmal ſo ſchön.
Der Weiſe ward gerührt, doch nicht vom Reiz der Jugend,
(Die Schwachheit traf wohl nie dieß Urbild ächter Tugend,)
Nein, mitleidsvoll rührt ihn des Nächſten herber Schmerz;
Er gieng, und ſprach ſie an, zeigt ihr ſein edles Herz,
Doch

Doch bloß, damit er ſie mit weiſem Rathe tröſte;
Die Schöne dankt ihm auch dafür aufs allerbeſte,
Und aufs beweglichſte: ganz offenherzig, frey
Erzählte ſie die Noth und harte Sclaverey,
Worinn ſie zitternd ſtets bey einem Oheim bebte,
Den ſie doch nie geſehn, und der vieleicht nicht lebte:
Mit welchem böſen Trug und Kunſtgriff er ertappt
Ihr Geld, ihr Haab und Gut, ſo ſie doch nie gehabt.
Du haſt Verſtand, ſprach ſie, dürft ich dich nur bemühen,
Daß ich zu Hauſe dich zu Rathe könnte ziehen;
Da wieſ' ich dir erſt recht das Unglück, das mir droht:
Dein Rathſchluß zöge mich gewiß aus aller Noth.
Der kluge Memnon ſäumt auch nicht mit ihr zu gehen,
Mit einſichtsvollem Rath ihr klüglich beyzuſtehen.

Dieß höchſtbetrübte Kind! führt ihn in ein Gemach,
Wo[illegible]riechend ausgedämpft. Sie ſetzet ihn hernach
Ganz freundlich neben ſich auf einen Doppelſeſſel.
Die Bein ins Kreuz gelegt, als lägen ſie in Feſſel,
Saß jeder Theil, und ſah den andern gegen ſich;
Die Schöne ſprach, und ſchlug die Augen ehrbarlich,
(Woraus zu Zeiten doch noch manche Zähre rollte)
Zur Erden niederwärts: wann ſie ſie öffnen wollte,
So traf ſie Memnons Blick. Ihr Vortrag überführt,
So bald ihr matter Blick ſein zartes Herze rührt.
Den weiſen Memnon ſchmerzt das Unglück dieſer Schönen;
Von Zeit zu Zeit ſpürt ſelbſt ſein Herz ein wahres Sehnen.

Dieß

Dieß tugendhafte Kind, das so geplagt soll seyn,
Von ihrer Angst und Noth und Kummer zu befreyn.
Doch unvermerkt, da sie im Reden sich erhitzen,
Verändern sie den Platz im Gegenübersitzen.
Kein Bein liegt mehr gekreuzt: gerühret durch ihr Leid
Rückt Memnon ihr so nah, mit soviel Zärtlichkeit,
Daß beyderseits nicht mehr von Noth und Kummer sprachen,
Nicht wußten, wobey sie die Unterredung brachen.
Im Augenblick so tritt, wie jeder leichtlich glaubt,
Der Oheim ins Gemach, vom Fuße bis zum Haupt
Bewaffnet und umstählt; droht Morden und Verderben:
Der weise Memnon soll sammt seiner Nichte sterben!
Man hat sein Haus entehrt! Doch da die Nicht' entrann,
So hört er den Bescheid: Bist du ein weiser Mann,
So gib dein Geld heraus; so magst du dießmal leben:
Und Memnon mußt ihm gleich den ganzen Beutel geben.
Wer noch so gut entkömmt, ist wahrlich höchst beglückt.
Es hatte niemand noch America erblickt;
Kurz, damals war noch nicht so viel Gefahr zu sehen:
Als itzt, der Schönen Noth so trostreich beyzustehen.

Beschämt, verzweiflungsvoll gieng Memnon nun nach Haus,
Ein Handbrief nöthigt ihn: Komm Herzensfreund, zum Schmaus!
Er spricht: Geh ich nicht hin, so quält mich der Gedanke;
Ich eß und trinke nicht, daß ich wohl gar erkranke;

Bey

Bey Freunden lindert doch ein mäßiger Genuß
Von Speiſen und von Trank den nagenden Verdruß.
Der Herzensfreunde Luſt, ihr Umgang, frohes Scherzen,
Hilft mir am erſten noch den heutgen Fehl verſchmerzen.
Er geht; man merkt, daß ihn Verdruß und Kummer drückt:
Und da ein guter Wein der Sorgen Laſt erſtickt,
So reizt man ihn zum Trunk. Der Reben edle Säfte
Beleben Geiſt und Muth und ſelbſt des Leibes Kräfte,
Wann man ſie mäßig trinkt: ſo denkt der weiſe Mann,
Trinkt bis er trunken wird, und nicht mehr trinken kann.
Nach Tiſche fragt man, ob er ſich zum Spiel will ſetzen?
Er denkt, bey Freunden ſchafft ein mäßig Spiel Ergetzen.
Der weiſe Memnon ſpielt; doch er verliert ſein Geld,
Und viermal mehr als wie ſein Beutel in ſich hält.
Beym Spiel entſteht ein Streit, ſein Zank erbitzt die Zecher:
Es wirft ein Herzensfreund ihm mit dem Würfelbecher
Das Auge aus dem Kopf; ſo ward er aus der Schlacht
Einäugig, ohne Geld, und trunken heimgebracht.

Des weiſen Memnons Rauſch iſt kaum ſobald verſchwunden,
Kaum hat ſein edler Geiſt ſich wieder eingefunden:
So denkt er dran, wie viel er bey dem Spiel geliehn;
Schickt den Bedienten gleich zum reichen Wechsler hin,
Um ſoviel baares Geld vor Abend noch zu heben,
Als er dem Herzensfreund für den Verluſt ſoll geben.
Der treue Diener gehet nach treuer Diener Pflicht,
Läuft, rennet, eilt zurück und bringet den Bericht:
Vor

Vor einer Stunde sey der Wechsler ausgetreten:
Kurz, dieser Fall lies ihn, nebst hunderten in Nöthen.

Ein Pflaster an dem Kopf, die Bittschrift in der Hand,
Eilt Memnon ganz erboßt, von Zorn und Wuth entbrannt,
Nach Hofe hin; und sucht am Trüger sich zu rächen.
Er will unmittelbar selbst mit dem König sprechen;
Er kömmt ins Vorgemach, sieht solches ganz bedeckt
Von Frauenzimmer, das in Fischbeinröcken steckt,
Zwölf ganzer Ellen weit; und eine, die ihn kannte,
Rief: welches Ungeheur! Noch eine, die ihn nannte,
Sprach: Guten Abend! Ey! Herr Memnon! ey! was ist?
Herr Memnon, haben sie ihr Auge längst vermißt?
Doch ehe Memnon ihr die Antwort konnt ertheilen,
Sah er sie schon zurück zum großen Haufen eilen.
Man sieht indeß, wie er in einen Winkel schleicht;
Und bis zur Ankunft sich des Fürsten da verkreucht.
Der König kömmt indeß; er wirft sich ihm zu Füßen;
Man sah ihn demuthsvoll die Erde dreymal küssen,
Und übergab die Schrift. Gerühret durch sein Leid,
Gab ihm der König selbst den gnädigsten Bescheid;
Nahm seine Schrift, und gab sie einem seiner Räthe,
Daß er Bericht davon am andern Morgen thäte.
Kaum daß der König sich von ihnen weggewandt,
Und der geheimte Rath der Sache Grund erkannt,
Zog hämisch lächelnd er den Memnon auf die Seite,
Mit einem hohen Ton; wobey er zornig dräute.

Er

Er ſprach: Ich muß geſtehn, ich hätte nie gedacht,
Daß ein Einäugiger ſo dreiſte ſich gemacht,
Mit einer Klage ſich jemals zu unterſtehen,
Unmittelbar zum Herrn, mich ſelbſt vorbey zu gehen!
Was noch poßierlicher! um Hülfe gar begehrt,
Und gegen einen Mann, der meinen Schutz erfährt!
Denn ſolch ein wackrer Mann, der ehrlich ausgetreten,
Hat meines Schutzes itzt weit mehr, als ihr, vonnöthen.
Iſt, was noch mehr geſagt, ein Schweſter-Tochterkind
Der treuen Kammerfrau, die meiner Schönen dient!
Drum rath ich euch, mein Freund, laßt dieſe Klage fahren.
Wollt ihr das Auge noch, das ihr noch habt, bewahren.

Kurz, Memnon, der noch heut der Weisheit Lob geſucht,
Zank, Spiel und Wein, und Hof, die Schönen ſelbſt verflucht,
Ward ſo, vor Abend noch, beſoffen und betrogen,
Im Spiel ums Geld gezwackt, aus Zärtlichkeit bezogen:
In Händel eingeführt, ſelbſt um ein Aug gebracht,
Und, was das ärgſte war, bey Hofe ausgelacht;
Erſtaunt, vor Schrecken ſtarr, Groll, Zorn und Wuth im Herzen,
Eilt er zurück: allein zu Mehrung ſeiner Schmerzen
Dringt ſchon ein Häſcherſchwarm bald ein, bald wieder aus;
Von Gläubigern geſchickt durchplündern ſie ſein Haus.
Ganz ſinnlos, außer ſich, bleibt er im Baumgang ſtehen,
Sieht ſeine Schöne da mit ihrem Oheim gehen,

Belacht

Belacht und spottet gar mit vieler Bitterkeit,
Des Pflasters schönen Schmuck, des Weisen Zärtlichkeit.

Die Nacht bricht ein, es wirft zur Stärkung matter Glieder;
Der Weise sich ins Stroh, bey seinem Hause nieder.
Ein Fieber greift ihn an, mit diesem schläft er ein,
Und träumend sieht er was, das gar ein Geist soll seyn.
Sechs Flügel hatt er an, wie ihn die Dichter malen,
Sonst weder Kopf noch Fuß, doch voller Glanz und Strahlen;
Und Memnon sprach zu ihm: „Wer bist du? Sag es mir!
„Ich komm, erwiedert er, als Schutzgeist her zu dir.
„So gib mir denn mein Haus, rief Memnon, und mein Glücke;
„Gesundheit, Geld, Verstand und mein Gesicht zurücke:
Erzahlt ihm, wie man ihn so gottlos heut geprellt.
„Dieß hört man, sprach der Geist, niemals in unsrer Welt,
„Kaum, daß wir nur einmal die Namen davon kennen,
Betrübt bath Memnon ihn den schönen Ort zu nennen.
Mein Wohnplatz, sprach er, ist ein weit entlegner Ort.
Vom Sonnenkreise bis zu unsrer Kugel fort
Läuft die Entfernung mehr als Millionen Meilen.
Es ist ein kleiner Stern da[illegible]en wir verweilen,
Dort nah beym Hundsgestirn: das ist dir doch bekannt?
„Der allerliebste Ort! ist das dein Vaterland?
„So habt ihr dorten dann wohl keine falsche Schönen,
„Die einen armen Kerl erst prellen, dann verhöhnen?

„Tritt dort kein Wechsler aus? Iſt auch der Freund so treu,
„Und ſchlägt aus Freundſchaft euch das Aug im Kopf entzwey?
„Verſpielt man da kein Geld? Und hört man da nicht klagen,
„Daß die Miniſter euch Gerechtigkeit verſagen?
Nein, gar nicht, ſprach der Geiſt: in unſre ſchönen Welt
Betriegt die Schöne nicht, und man verſpielt kein Geld.
„Warum? . . . Es giebt bey uns kein Geld, kein Frauenzimmer;
Wir brauchen kein Getränk, drum zechen wir auch nimmer.
Auch keine Münze nicht, drum giebts kein Wechslerhaus;
Wir ſehen ſonder Aug, drum ſchlägt kein Freund es aus.
Bey Hofe darf man nicht ſein Recht gekrümmt erſchleichen,
Weil wir uns alleſammt in unſrer Kugel gleichen.
Erſtaunt fragt Memnon ihn: „Mein Herr! wie? ohne Wein,
„Und Spiel, und ſonder Freund und ohne Schönen ſeyn?
„Was könnet ihr dann wohl vor langer Weile machen?
Gnug, ſprach er, daß wir dich und alle Welt bewachen.
„Ach! warum kameſt du nicht die verwichne Nacht,
„So hätt ich wahrlich nicht ſo manchen Bock gemacht?
Er ſprach: Ich konnte nicht von deinem Bruder weichen,
Dem Aſſan, deſſen Quaal die deine nicht kann gleichen.
Der gnädigſte Monarch, deß Dienſt er ſich geweiht,
Befahl erzürnet ihm, um eine Kleinigkeit,
Die er vielleicht verſehn, die Augen auszuſtoßen.
Man führt ihn auch hernach aufs härteſte geſchloſſen,

Zum

Zum tiefſten Kerker. „So? iſt das der Mühe werth,
„Sprach Memnon, daß ein Geiſt uns ſeinen Schutz beſchert?
„Heißt das Bekümmerten mit Hülfe beyzuſtehen,
„Wenn ſich zween Brüder faſt in gleichem Schickſal ſehen;
„Der eine zwar nur halb, der andre völlig blind,
„Der ſeine Ruh im Stroh, und der im Kerker findt.
Einäugig bleibſt du zwar, doch dieſes ausgenommen,
Erwiederte der Geiſt, wird auch dein Glück noch kommen.
Nur rath ich, ſtell geſchwind den tollen Anſchlag ein,
Der Menſchlichkeit zum Trotz, die Weisheit ſelbſt zu ſeyn.
„Betrübt fragt Memnon ihn: Wie? kann man denn auf Erden,
„Nie ganz vollkommen klug, ein Preis der Weisheit werden?
Nein, ganz vollkommen nie, erwiederte der Geiſt:
So wenig, als ein Menſch vollkommen mächtig heißt,
Vollkommen ſtark, geſchickt und glücklich iſt zu nennen;
So wenig wirſt du es. Wir müſſen ſelbſt bekennen,
Daß wir ſehr weit davon in unſrer Kugel ſind.
Es iſt gewiß, daß man ſo einen Welttheil findt:
Allein ſo wie wir ſie bey Millionen ſehen;
Muß alles ſtuffenweis von Grad zu Graden gehen.
Im zweyten iſt ſchon nicht der Witz, die Freudigkeit,
So in dem erſten herrſcht: des dritten Trefflichkeit
Weicht auch dem zweyten ſchon: und ſo gehts immer weiter;
Denn in dem letzten wohnt ein einziger Geſcheidter.
„So fürcht ich wahrlich! daß es unſer Erdball iſt;
„Sprach Memnon, der allein die Narren in ſich ſchließt?
Nicht ganz, erwiederte der Bürger aus den Sternen,
Doch gar zu weit wird er ſich nicht davon entfernen.

Ein jedes Ding muß ſtets auf ſeiner Stelle ſeyn.
„Wie aber, kömmt es dann, fiel Memnon wieder ein,
„Lehrt nicht ein Philoſoph: Ein jedes ſey vollkommen?
Ganz recht; den Bau der Welt nur überhaupt genommen!
„Den Satz, rief Memnon aus, räum ich nicht eher ein;
„Als wenn ich einſt nicht mehr einäugig werde ſeyn!

VII.

Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art erkläret, und gerettet, von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg.

Hamburg bey Joh. Carl Bohn 1754 in 8.
688 S.

Wie zu dieſen Zeiten in allen Wiſſenſchaften ein mehrers Licht, und eine größere Gründlichkeit eingeführet wird; ſo ſehr uns auch einige Schwärmer, durch Anpreiſung einer ungebundenen Phantaſie, die Früchte des philoſophiſchen Geiſtes dieſes Jahrhunderts zu rauben ſuchen: ſo gewiß iſt es, daß auch die Religion ihren Vortheil davon zieht. Sie wird ſelbigen einer reinern Weltweisheit ſchuldig, die vollends alle Spinneweben der alten Scholaſtik auskehret, lauter Deutlichkeit, Ordnung und Bündigkeit im Schlüſſen einführet, und die Irrthümer bis in ihre innerſten Schlupfwinkel verfolgen lehret. Sonderlich hat dieſelbe ihre ſchönſten Siege über die Freygeiſter unſers Jahrhunderts der natürlichen Theologie zu

dan-

ſehr. Und da dieſer ſich damals weit und breit berühmt machte, ſo hat ſein Exempel dem Fortgange der Poeſie bey uns Deutſchen viel geſchadet. Denn daher iſt es eben gekommen, daß bis an Opitzens Zeiten die Barbarey in den unförmlichen Reimen noch geherrſchet, und daß es dazumal geſchienen als ob er der erſte wäre, der das Sylbenmaaß in deutſchen Verſen eingeführet hätte. Wir ſtreiten deswegen dieſem groſſen Manne ſeinen Ruhm nicht ab. Es kan leicht ſeyn, daß ihm dieſes kleine Werkchen nicht zu Geſichte gekommen. Und geſetzt, daß er es geſehen hätte: So hat er doch auſſer dem Sylbenmaaſſe auch die ordentliche Vermiſchung männlicher und weiblicher Reime, den Abſchnitt in den fünf und ſechsfüſſigen Jamben, und andre ſolche Dinge mehr eingeführet, die einen Vers angenehmer machen: Der innerlichen Schönheit ſeiner Gedichte itzo nicht zu gedenken.

Wir nehmen uns aber hier abermal eine Gelegenheit zu erinnern, wie ſehr uns einige heutige Poeten wieder zu der Barbarey unſerer Voreltern zurücke führen, die ſo wohl Sylbenmaaß und Abſchnitt, als auch die gleiche Länge der Zeilen in Verſen, oder doch die gleiche Abwechſelung derſelben in allen Strophen ganz aus den Augen ſetzen. Sie machen nemlich dadurch, daß die gebundene Rede vor der ungebundenen weiter nichts, als einen hier und da klappenden Reim zum Voraus behält; der aber auch zuweilen ſo weit verworfen wird, daß man ihn mit vieler Mühe ſuchen muß. Wir wollen alſo ſolche faule Dichter zu dem alten Plauenſchen Rebhun in die Schule ſchicken. Dieſer wird ihnen die Nachahmung der alten Griechen und Römer anpreiſen, nicht aber die Nachläſſigkeit der Italiäner und Franzoſen blindlings nachzuäffen Anleitung geben.

danken. Die Lehren derselben haben durch eines großen Leibnitz und Wolfs Vorschub, soviel Licht und Festigkeit erhalten, als von wenig andern; und was haben nicht ein Bülfinger, Reinbeck, Canz, Wagner, Ribov und Carpov zu ihrer mehrern Aufklärung beygetragen?

Zu der Zahl dieser verehrungswürdigen Männer, tritt itzo auch Herr Professor Reimarus, auf eine sehr rühmliche Weise. Er ist mit allen den Waffen versehen, die ihn geschickt machen konnten, einen tapfern Verfechter der Wahrheit abzugeben. Eine Stärke der Vernunft, die durch die besten Lehren der neuern Weltweisheit gewaffnet ist, eine reifere Beurtheilung und Kenntniß der Welt, und eine schöne Belesenheit kamen ihm um die Wette zu statten, um ihn zur Vertheidigung der natürlichen Religion tüchtig zu machen. Endlich kam auch noch ein wohlgeordnetes Herz dazu, welches, da es die Tugend nach ihrem Werthe liebet, unmöglich gelassen ansehen kann, daß verirrte Gemüther sich von ihr, durch die Verführung der Religionsspötter, trennen, und in ihr eigen Verderben rennen.

Er hatte anfänglich diese Wahrheiten nur zu seiner eigenen Ueberzeugung, und sodann zum Vortrage in seinen philosophischen Vorlesungen gebrauchet. Aber die Beschaffenheit itziger Zeiten, und die Menge kleiner französischer Schriften, wodurch nicht nur etwa die christliche, sondern gar die natürliche Religion angegriffen wird, brachten ihn auf andre Gedanken. Dieß so reichlich ausgesäete Unkraut findet itzo aus vielerley Ursachen leere Aecker, wo es

wurzeln und ſich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntniſſes von den Grundwahrheiten aller Religion und Sittenlehre, ſetzet, bey der in allen lockern Geſellſchaften obenſchwimmenden Freydenkerey, junge Gemüther, nicht einmal vor ſcheinbaren Zweifeln dawider, in Sicherheit.

Das Chriſtenthum ſetzet die Lehren der natürlichen Religion ſchon zum voraus, und flicht ſie hernach in ſein Lehrgebäud mit ein. Was wäre alſo (fraget der Hr. V.) an ſich menſchlicher, was wäre dem Chriſtenthume vortheilhafter, als daß alle Menſchen, zuförderſt die edle Gabe der geſunden Vernunft, auch zur Erkenntniß des Schöpfers anwendeten? Denn wie kann einer mit Grunde glauben, daß die Offenbarung von Gott komme, wenn er nicht vorher überführet iſt, daß ein Gott ſey? Wie kann er ihn lieben, ehren, und ſeinen Gebothen willig gehorchen, wenn er ſeine Vollkommenheiten, Vorſehung und Abſichten nicht erkennet? Wie kann er eine Seligkeit erwarten, und eine Belohnung hoffen, wenn er ſich hat überreden laſſen, daß er keine Seele habe; oder daß der ganze Menſch eine verwesliche Maſchine ſey? Wenn wir nun das, was wir zuvor wiſſen können und ſollen, in ein bloßes Glauben verwandeln, und ſich doch der Glaube aufs Wiſſen beziehet und ſtützet: ſo kann ja, bey dem Mangel der Grundlage des Glaubens, durch einen geringen Stoß, Glauben und Chriſtenthum, ja alle Religion, leicht wankend werden und hinfallen.

So

So vernünftig und gründlich redet unſer wackerer Herr Prof. R. und trifft damit unzählige, die, obwohl nicht aus böſer Abſicht, aufs bloße Glauben dringen, und von keiner gründlich erwieſenen Theologie etwas hören wollen: weil etwa zu ihrer Zeit, da ſie die Religion lernten, alles bloß mit bibliſchen Sprüchen erwieſen ward; weil damals noch keine Gegner der natürlichen Religion vorhanden waren. Dieſe ſonſt wohlmeynenden Männer ſchaden der Religion mehr, als ſie denken; und geben ſelbſt Anlaß, daß junge Leute bey den geringſten Einwürfen, die ſie hören, u. mit denen ihre heimlichen Leidenſchaften immer einſtimmig ſind, wanken, und zu ungläubigen Freygeiſtern werden.

Dieſem Schaden Joſephs nun abzuhelfen, hat der Herr V. dieß nützliche Werk aufgeſetzet. Seine Sorgfalt iſt aber nicht dahin gegangen, den Wahrheiten der Religion, durch einen glänzenden Witz, oder durch ein Feuer der Beredſamkeit, eine geborgte Schönheit zu geben. Er glaubet nicht unrecht, ſie könnte durch äußerlichen Putz viel eher verſtellet und verdächtig gemachet werden. Seine Abſicht iſt nur geweſen, alles durch die geſunde Vernunft verſtändlich und deutlich zu machen, damit die Wahrheit und Wichtigkeit der Sache einem jeden, der denken kann, einleuchten möge.

Die I. Abh. des Herrn Verf. handelt vom Urſprunge der Menſchen und Thiere. Nach einigen allgemeinen Vernunftſchlüſſen, welche das Daſeyn eines einzigen ſelbſtändigen Weſens, welches nothwendig und ewig vorhanden geweſen, ins Licht ſe-

ſen, folgert er daraus: daß alles, was einen Anfang gehabt hat, von jenem ſelbſtändigen Weſen den Urſprung haben müſſe. Daraus aber ſchließt er: die Welt könne das ſelbſtſtändige ewige Weſen nicht ſeyn: weil dieſelbe den Grund der entſtandenen Dinge nicht in ſich hält. Dieſes nun läßt ſich von den ſämmtlichen menſchlichen und thieriſchen Geſchlechtern am deutlichſten erweiſen. Denn dieſe haben gewiß einen Anfang gehabt, wie er deutlich darthut; und gleichwohl haben ſie aus der bloßen Luft, Wärme, Erde, oder Waſſer unmöglich entſtehen können: wie auch ſchon Hr. von Fontenelle dieſen Beweis vom Daſeyn eines allweiſen Schöpfers, in ein ſchönes Licht geſetzet hat *.

Die II. Abhandlung thut dieſes letztere ausführlich dar, daß nämlich Menſchen und Thiere ihren Urſprung nicht von der Welt oder Natur haben können. Die Freygeiſter alter und neuer Zeiten haben ſich mit Erdichtungen zu helfen geſuchet. Die Sonne ſoll durch ihre Wärme den Schlamm des Erdbodens belebet, und daraus allerley ungeſtalte Misgeburten hervorgebracht haben, die weder beſtehen, noch ſich hätten fortpflanzen können. Endlich nach unzähligen Fehlgeburten, hätte der ungefähre Zufall ein ordentliches Thier hervorgebracht, und zwar von beyderley Geſchlechtern, welches ſich auch hätte fortpflanzen können. Und auf eben dieſe Art wären auch Menſchen entſtanden. Dieß ſo abgeſchmackte Lehrge-

* Man ſehe auch die deutſch überſetzten auserleſenen Schriften des Herrn von Fontenelle, a. d. 606 S.

Lehrgebäude Epikurs hat auch la Mettrie zu erneuern gesuchet: aber der Herr Verf. entkräftet es auf eine sehr handgreifliche Weise, so daß sich ein jeder Freygeist wird schämen müssen, solches zu wiederholen, und seinen groben Unverstand dadurch zu verrathen. Die Sonne scheint heute zu Tage noch eben so warm, wie vor sechstausend Jahren. An Luft und Schlamme fehlt es auch nicht. Gleichwohl entsteht nicht das geringste Thier, ja nicht einmal eine Misgeburt, ein bloßer Versuch eines Gliedes, Fußes, Kopfes, oder Rumpfes auf die Art.

Die III. Abhandlung erweist, daß die körperliche Welt an sich leblos, und daher keiner innern Vollkommenheit fähig sey; folglich auch nicht selbstständig, ewig, nothwendig, sondern von einem andern, um eines andern Willen hervorgebracht sey. Ohne Leben, Empfindung und Verstand seyn und wirken, ist keine innere Vollkommenheit, sondern eine Unvollkommenheit zu nennen. Man stelle sich eine Mühle vor, die ohne menschliche Aufsicht da stünde, und von Wind und Wasser umgetrieben würde. Wer würde wohl auf die Gedanken kommen, zu sagen, sie sey von sich selbst, und um ihrer selbst willen da, folglich von Ewigkeit nothwendig da gewesen. Denn was wäre sie nütze, ohne einen der das Geträvde aufschüttete, und das Mehl wegthäte? Wie könnte sie sich gegen Stürme und Ergießungen des Wassers schützen, die Flügel nach dem Winde lenken, oder die Schleusen ziehen und hemmen, oder die schadhaft werdenden Steine oder Räderwerke ausbessern, u. d. gl. Eben das zeiget

der Herr Verf. von der körperlichen Welt, daß sie natürlich, ohne die Thiere kein Leben habe, und für eine bloße Maschine zu achten sey, die nicht von sich selbst, auch nicht um ihrer selbst willen da ist.

In der IV. Abhandlung beweist der Herr Verf. daß ein Werkmeister vorhanden sey, der die Welt hervorgebracht, und daß derselbe Absichten gehabt habe. Denn da die Welt und Natur das erste selbstständige, ewige und nothwendige Wesen nicht seyn kann: so muß nothwendig außer ihr dergleichen vorhanden seyn. Und da wir dieses Gott nennen: so muß er die Welt, in Absicht auf die Lebendigen, hervorgebracht haben. Die Eigenschaften desselben zu erforschen, giebt es zween Wege. Wir können erstlich aus dem Begriffe von Gott schließen: wir können zweytens aus dem Werke, als dem Spiegel, die Vollkommenheiten des Schöpfers erkennen. Beyde betritt der Herr Verfasser auf eine sehr gründliche Weise.

Die V. Abhandlung handelt von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche, hier werden 15 Sätze auseinander gesetzet, die der Herr Verf. als Grundsätze ansieht, ob sie gleich aus dem vorhin erwiesenen folgen. Sie zeigen allesammt eine schöne philosophische Einsicht, und gründen sich mehrentheils in den Lehren der leibnitz-wolfischen Philosophie. Z. E. Daß nichts in der Welt umsonst geschieht: daß alle Nutzen der lebendigen Dinge göttliche Absichten sind. Daß die Geschicklichkeiten der natürlichen Dinge göttliche Absichten sind; daß es der Weisheit und Güte Gottes gemäß sey, zu

den

den besten Absichten die bequemsten Mittel zu wählen; daß die gröſßte Mannigfaltigkeit der lebendigen Geschöpfe u. s. w. die göttlichen Absichten, Weisheit und Güte am deutlichsten entdecken.

Die VI. Abhandlung betrachtet den Menschen an sich, sonderlich nach der Seele, und man kann leicht denken, daß auch hier die überzeugendsten Lehren zur gemeinen Absicht vorkommen müssen.

Die VII. Abhandlung vergleicht den Menschen mit den Thieren nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmet sind. Alles ist hier wohl überdacht.

Die VIII. Abhandlung handelt von der göttlichen Vorsehung. Diese nennet der Herr Verfasser eine Folge des Rathschlusses von der Schöpfung: weil eben die innern Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, die ihn vermocht haben, die Welt zur Wirklichkeit zu bringen, sich auch über die ganze Dauer der Welt in ihren kleinsten Theilen und Begebenheiten erstrecken. Er führet diese Gedanken in ihrem ganzen Umfange aus, und zwar sehr zureichend und überzeugend.

Die IX. Abhandlung zeiget die Nichtigkeit der Zweifel wider die göttliche Vorsehung. Hier übergeht der Herr Verfasser nichts erhebliches, das von Freygeistern, alter oder neuerer Zeiten, nur auf die Bahn gebracht worden. Und dem Hn. von Leibnitz wird auf der 525sten S. zum unsterblichen Ruhme angerechnet, daß er diese Nebel, der die Menschen so lange auf die gefährlichsten Irrwege geleitet, durch ein neues Licht vertrieben habe. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

Die

Die X. Abhandlung endlich zeiget der Seelen Unsterblichkeit, und die Vortheile der Religion auf eine überführende Art. Es wird hier zuförderst die Möglichkeit der ewigen Dauer unsrer Seelen, sodann auch die Wahrheit und Gewißheit derselben erwiesen; und von allen Einwendungen gerettet.

Kurz, wir müssen unsern Zeiten und unserm Vaterlande Glück wünschen, daß sie ein so schönes Werk hervorgebracht; welches werth wäre, in allen Sprachen gelesen zu werden.

VIII.

Bagatelles morales à Londres 1754.

D. i.

Moralische Kleinigkeiten, in 8vo.

11. Bogen.

Dieses Werkchen ist eine Sammlung von acht sinnreichen, und zum Theile sehr feinen satirischen Stücken, die, außer dem ersten, schon sonst einzeln heraus gekommen waren, hier aber in eins zusammen gebracht sind. Sie waren es werth, dem Untergange auf eine längere Zeit entrissen zu werden.

Das erste Stück heißt, das gegenwärtige Jahrhundert: (Le siécle présent) Es ist wider diejenigen gerichtet, welche glauben: Frankreich habe in neuern Zeiten, in Künsten, in Wissenschaften, im Geschmacke, an Tugenden und großen Leuten sehr abgenommen. Man sehe doch nur, sprechen

chen sie, in der Hauptstadt alle Denkmälet an, die dieselbe verschönern. Wem hat man sie zu danken? Sind sie nicht alle aus den vorigen Zeiten? Ich antworte, saget der Autor: man sehe dagegen die Risse an, die wir entwerfen! Das Rathhaus welches aus einem barbarischen gothischen Gebäude ein römischer Pallast werden soll; ein öffentliches Provianthaus, welches den Ueberfluß und die Baukunst zugleich im höchsten Grade zeigen wird; einen besseren Schauplatz, als die Athenienser gehabt; einen Säulengang, darinnen sich die Bildsäulen unserer großen Männer darstellen; das Mitttel der Stadt, welches erweitert, und in gerade Gassen eingetheilet seyn wird. Mit allen diesen Entwürfen gehen wir schwanger, so lange wir leben: und sollten wir noch dieses Jahrhundert hindurch darauf sinnen; so wäre ja das für solche herrliche Werke nicht zuviel.

Was will man von den Malern sagen? Man trete doch nur in den Saal, allwo die Arbeiten von jedem Jahre ausgestellet werden. Freylich sind es keine Schlachten von Alexandern, oder Ludwigen dem XIV. Die kennen wir schon zur Genüge. Ist es nicht besser, daß man uns possierliche und neue Gestalten darstellet? Man will gern errathen; man will lachen! Wie mag doch der Narr wohl heißen, der dort Fratzengesichter schneidt? Das heißt die Bürger aus der Dunkelheit ans Licht bringen!

Man schreyt, Corneille! Racine! Moliere! Quinaut! Lülly! Treffliche Namen! Es ist aber gewiß, daß wir auf unserer Schaubühne, uns solche Quellen von Vergnügungen eröffnet haben, die

diese

dieſe guten Leute nicht kannten. Haben ſie wohl Herenmährchen vorgeſtellet? wußten ſie was von beweglichen Luſtſpielen? von Feuerwerken? von lyriſchen Narren? von Marionetten? Und waren denn dieſe Väter der Schaubühne auch wohl große Geiſter? Bloße Abſchreiber von Sophokles, Euripides, Plautus und Terenz waren ſie! Wer kann uns das nachſagen?

Iſt es nicht ausgemachet, daß das Jahrhundert das gelehrteſte iſt, darinnen es die meiſten Akademien, öffentlichen Schulen, Bücher und Buchhändler giebt? Nun haben alle dieſe Niederlagen des Witzes um zwey ja dreymal zugenommen. Jede Stadt hat ſchon ihre Akademie; bald wird jedes Dorf ſeine eigene haben. Die Königinn aller ſolchen Akademien, dachte Wunder! was ſie gethan hätte, als ſie ihren Thron auf vierzig gelehrte Säulen gründete. Jetzt klopfen alle Schüler an ihre Thüren an. Es iſt wahr, man findet eben nicht viel Zuſammenhang in den Schriften der Neuern: allein das muß man auch von einer Nation nicht begehren, die gewohnet iſt, nur auf der Flucht zu denken.

Bey den Alten kannte man das Gold nur im Gelde. Anjetzt brauchet man es zu allerley Hausrathe; man trägt es auf den Kleidern; man klebt es auf die Kutſchen; ja es kömmt ſchon unter die Livreybedienten. Würden nicht die Alten einen Lakeyen der eine goldene Uhr hervorgezogen hätte, als einen Spitzbuben eingezogen haben? Bey ihnen war ein veralteter Bedienter ſchon glücklich genug, wenn er

ſich

VIII.

M. Davidis Hoffmanni Dissertatio de OTFRIDO, Monacho Weissenburgensi.

d. i.

David Hofmanns Abhandlung von dem Weissenburgischen Mönchen Otfrid.

Helmstädt 1717. 4. 3 Bogen.

Kurz vor derjenigen Zeit, und in eben demselben Jahre, da die Evangelische Kirche alle Anstalt machte, das hundertjährige Andenken der geseegneten Religionsreinigung feyerlich zu begehen, ward der Verfasser dieser vorhabenden Abhandlung als Professor an das Elisabetanische Gymnasium nach Breßlau beruffen. Er wolte sich aber zuvorhero noch mit einer öffentlichen Disputation bey seinem Abzuge hervor thun, und erwählete zur Ausarbeitung die eben nicht gemeine Materie von dem Weissenburgischen Mönchen Otfrid. Auf diese führten ihn, theils seine eigene Neigung zu den alten, zumal Deutschen, Geschichten, theils die vielfältigen Exempel der neuern Gelehrten, welche mit besonderm Beyfall der Kenner in einzelnen Werken das Andenken grosser und um die Kirche, die Wissenschaften und das Vaterland wohlverdienter Leute zu erneuren gesuchet haben; zuförderst aber die erst gedachten Umstände der damaligen Zeit.

Herr Hofmann fande nemlich an diesem Otfrid unterschiedene Verdienste und Eigenschaften, die mit Doctor Luthers seinen eine genaue Aehnlichkeit hatten,

ſich mit einem nothdürftigen Auskommen zur Ruhe begeben konnte; bey uns machen ſie ihr Glück: und der Thürwärter eines mächtigen Staatsmannes, hält ſich mit der Zeit ſelbſt einen Thürwärter. Ihre Staatsleute bekleideten nur ein einziges Amt, und dachten Wunder was ſie thäten, wenn ſie demſelben gut vorſtünden. Ihre Biſchöfe kamen nicht nach Hofe, um artig zu werden. Ihre Prediger wußten das Evangelium nicht auszuputzen. Und ſo haben wir eine Menge Vorurtheile der Alten verbannet. Sie glaubeten z. E. der Schutz der Großen ertheile keine Verdienſte; wer ein Marquis ſeyn wollte, der müßte ein Marquiſat haben; wer Treſſen tragen wollte, der müſſe erſt Kleider haben; die Spielſchulden wären nicht die einzigen, die einem an der Ehre ſchaden; die Anerbiethung von Dienſtleiſtungen müßte was bedeuten; eine Gräfinn könnte ſich eben ſowohl entehren, als eines Bürgers Frau. Sie nahmen hunderl Sachen im tragiſchen Verſtande auf, die uns lauter Luſt und Freude machen.

Der Verfaſſer beweiſt endlich auf eben dieſen Schlag auch noch, daß die neuern Zeiten mehr Tugend und Religion haben, als die alten.

Das zweyte Stück heißt: Entdeckung des Steines der Weiſen. Nachdem der Verfaſſer einen ganzen Monath mit ſich ſelbſt geſtritten: ob er die Pantins verbeſſern, oder Frankreich zu Gelde verhelfen ſollte? iſt er bey dem letzten ſtehen geblieben. Paris wird vieleicht anders denken: aber er begehret die Erlaubniß, ein Sonderling zu ſeyn. Der Krieg machet Frankreich, trotz den großen

Ein-

Einkünften, die es hat, täglich ärmer; und dieſes nach der böſen arithmetiſchen Regel: je mehr man wegnimmt, je weniger bleibt übrig. Denn das Brodt des Volks nimmt nach dem Maaße ab, wie die eroberten Städte zunehmen. Ein ehrlicher Bürger, welcher vor der Eroberung von Ypern, jeden Tag zwey Pfunde Brodt gegeſſen, ißt itzo nur eines: und wenn die Großen noch welches auf Credit bekommen; ſo ſtehen ſie doch bey den Bäckern in der Kreide. Die außerordentlichen Auflagen ſind nothwendige Uebel, wann Schießpulver gekauſet werden muß: und da der König dieſelben gewiß ſehr ungern aufbringt; ſo will der Verfaſſer ein Mittel vorſchlagen, wie man ohne Murren der Unterthanen, ja ſo gar mit ihrem Vergnügen, eine große Menge Geldes aufbringen könne.

Sein Anſchlag iſt, eine Taxe auf die Laſter zu legen, deren er nur ſechs rechnen will, die, da ſie entweder mehr ausgebreitet, oder den Reichen eigener ſind, auch mehr Geld eintragen werden. Das erſte Laſter iſt der Meyneid. Damit man gewiß wiſſe, wovon der Verfaſſer reden will; ſo erkläret er ſich: daß er durch den Meyneid eine Lügen verſtehe, die im Angeſichte der Obrigkeit, oder in einer Handelsſtube, bey angebothenen Dienſtleiſtungen, oder in Gegenwart zweyer ſchönen Augen beſchworen wird. Nun ſetzet er, daß es nur 140000 Perſonen gebe, die alle Tage einen Meyneid begehen, und meynet, dieſe Vorausſetzung ſey ſehr beſcheiden, in einem Lande, welches zwölf Millionen Einwohner zählet. Er ſchätzet jeden Meyneid ſieben Sols

und

und ſechs Deniers, und meynet, das ſey ſehr wenig, wenn man für ein ſo geringes Geld, einen Proceß gewinnen, einen Feind umbringen, ſeinem Handel empor helfen, das Anſehen eines dienſtfertigen Menſchen erlangen, oder eine grauſame Schöne beſänftigen kann. Dieſe Summe nun machet täglich 35000 Livers, und jährlich neunzehn Millionen, zweymal hundert und funfzig tauſend Livres aus.

Das zweyte Laſter iſt die Verläumdung. In dieſer Nation, ſaget der Verfaſſer, muß die eine Hälfte gut, und die andere böſe ſeyn; indem die eine beſtändig die andere läſtert. Noch mehr: die eine Hälfte, die geſtern gut war, muß heute böſe ſeyn; indem diejenige über die man geſtern loszog, heute zur Hälfte verläumderiſch iſt. Das iſt ein Wunderwerk; allein hier kömmt es auf was anders an. Er rechnet täglich nur eine Million Verläumdungen, und eine jede ſchätzet er drey Sols. Das machet im Jahre mehr als 54 Millionen. Damit indeſſen dem ſchönen Geſchlechte die gehörige Achtung bewieſen werde; ſo ſoll es nur die Hälfte der Taxe erlegen, ja es ſollen ihm gar täglich 20 Verläumdungen obenein gehen. Beſchweren ſich die Mannsleute über dieſer Ungleichheit; ſo ſollen ſie erwägen, daß das Verläumden ihnen eigentlich nicht natürlich ſeyn ſollte: eine erworbene und erzwungene Kunſt nun, iſt viel willkührlicher und folglich ſtrafwürdiger.

Die nächſte Taxe wird auf die eheliche Untreue geleget. Er rechnet deren wöchentlich 50000 zum Beſten des gemeinen Weſens, und jede Untreue ein

Livre und sechs Sols. Diese Taxe liefert jährlich drey Millionen und 900000 Pfunde. Es ist aber wohl zu merken, daß die gute Stadt Paris von dieser Anzahl ausgenommen werden muß. Erstlich der Fremden wegen, die ihr Geld hintragen; und zweytens, weil die Hauptstadt allemal das Muster des Landes ist, so muß sie nicht im Zwange gehalten werden: damit das übrige Land destomehr eintrage.

Es folget die Taxe auf die Schulden. In Frankreich Schulden zu haben, das ist ein Ehrentitel und läßt vornehm. Ein ehrlicher Pfarr an einer Cathedralkirche, hat 100 Pistolen jährlich einzunehmen, und den letzten December noch wohl eine davon übrig: sein Bischoff aber, welcher seit 10 Jahren 50000 mit seiner Mütze verbundene Livres einzunehmen hat, würde auch seine Bulle noch schuldig seyn, wenn man in Rom Credit gäbe. Ein Bürger erzieht von 2000 Livres Einkommen sechs Kinder: gegen ihm über wohnet ein großer Herr, der hat nur ein Kind, und 100000 Thaler Einnahme, und ist allen Handwerksleuten schuldig. Dem Himmel sey Dank! diese Auflage wird den gemeinen Mann nicht drücken: denn Schulden sind ein Vorrecht der Großen.

Man überzähle also alle Großen in der Monarchie, die etwa zwey tausend ausmachen, davon man nur die Hälfte für verschuldet halten will. Diese sollen täglich nur 10 Sols geben, um sich ihrer Gläubiger zu erinnern: so bekömmt man im Jahre achtzehn Millionen, und dreymal hundert tausend Livres.

Wir

Wir übergehen noch ein Paar Auflagen, und ſchreiten zu den Einwürfen. Es fraget ſich erſtlich, wer dieſe Taxen erheben ſoll. Das hieße den Generalpachtern ins Amt fallen. Der Verfaſſer antwortet: ihm ſey es genug, den Hafen gezeiget zu haben; nunmehr möchte man ſehen, wie man ihn fienge. Genug, es wäre viel beſſer, die Laſter zu taxiren, als das Vermögen; indem hier niemand bezahlete, der nicht ſelber wollte: und dann überhaupt zu reden, würde der arme Mann allezeit eins oder eine Nulle geben, wenn der Reiche tauſend geben müßte. Wie aber? wenn dieſe Taxe die Leute tugendhaft machete? wie würde es da um die Einkünfte des Staates ausſehen? Der V. antwortet, das beſorge er nicht: denn das hieße mehr ausrichten, als Moſes, der Meſſias, das Evangelium und die Apoſtel ausgerichtet hätten. Der Autor erkläret ſich ſchließlich, daß er für ſeine Erfindung nicht einen Häller begehre; nicht einmal die Ausnahme von der Taxe; und bekennet, daß die ganze Erfindung nicht einmal ihm, ſondern dem D. Swift zugehöre.

Das dritte Stück heißt: das wunderwürdige Jahr. Dieſes enthält eine Prophezeihung der baldigen und allgemeinen Verwandelung, des Frauenzimmers in Mannsleute, und der Mannsleute in Frauenzimmer. Schon die Alten, z. E. Thales von Miletus, Anaximander, und Plato haben etwas davon geglaubet; ja der letzte ſaget ausdrücklich, die Natur werde ihr Werk bey dem ſchwereſten anfangen, und ehe ſie die Körper verändert, zuerſt die Begriffe und Neigungen verän-

dern. Man öffne die Augen, schreibt unser Weißager, und sehe ob dieses nicht wirklich erfüllet sey. Sieht man nicht, wie die Begierde sich zu putzen bey den Männern zunimmt? Sonst saß das Frauenzimmer allein vor dem Nachttische; jetzt trifft man Männer davor an. Auch die Ohnmachten bemächtigen sich ihrer schon, und sie tragen wohlriechende Fläschchen bey sich, nicht für das Frauenzimmer, sondern für sich. Die gesunde Vernunft artet bey ihnen in witzige Einfälle aus, das Gedächtniß in ein Waarenlager von Kleinigkeiten, und die Einbildungskraft in ein Feuerwerk. Sie schreiben und reden so seicht, daß es scheint: sie haben nichts geschrieben und nichts gesaget; oder wenn sie was sagen, so sagen sie zu viel. Was irgend ein wenig ungestaltet ist, das nennen sie ungeheuer; was mittelmäßig gut ist, unvergleichlich: was noch ein bloßer Entwurf ist, unverbesserlich; kurz im Guten und Bösen erschöpfen sie alle Superlativos.

Drey Dinge haben bisher insonderheit die Mannsleute von dem Frauenzimmer zu unterscheiden geschienen. Sie haben wenig geredet, viel gedacht, und geherrschet. Diese drey Eigenschaften sind zum Frauenzimmer übergegangen. Sie reden weniger; und man sieht sie in Gesellschaften den Mund nicht anders, als zum Lachen aufthun: indessen daß ein Paar Marquis herum hüpfen, und ganze Wörterbücher herplaudern. Daß das Frauenzimmer mehr denke, wird mit den Exempeln derer bewiesen, die sich in allen Arten der Wissenschaften, und so gar in der Theologie hervorgethan haben.

Daß

Daß ſie endlich herrſchen, wird hier auf eine ſatyriſche lebhafte Art ebenfalls bewieſen.

Das vierte Stück heißt: die erwieſene Zauberey. Dieſe Satyre iſt in einen Brief eines Juden an ſeinen Freund in einem andern Welttheile eingekleidet. Dieſem klaget er, daß er rund um ſich lauter Zauberey ſpüre. Z. E. Daß ein einziger Menſch in einem Jahre 100000 Thlr. verzehren könne, welches eine unbegreifliche Menge Victualien ausmachet. Daß die Gläubiger, die doch ſo ſelten bezahlet werden, den Leuten immerzu mehr borgen; das iſt eine Zauberkraft, die in gewiſſen rothen Bändern, oder in dem Bilde der Sonne ruhet, ſo einige Perſonen auf den Kleidern tragen. Iſt es etwas anders, als Zauberey, daß ein Sohn das Amt ſeines Vaters, ſo gut, wie ſein Vermögen erben kann? Eines Richters Sohn wird nach ſeines Vaters Tode ein Richter. In einem Augenblicke kennet er alle Rechte, Geſetze und Verordnungen, und kann die Ehre, das Vermögen und Leben ſeiner Mitbürger handhaben. Iſt das wohl natürlich? Ein einziges nur hat unſer Jud bemerket; nämlich, daß das Sachwalteramt nicht ſo erblich iſt. Er meynet aber, die Zauberey werde es auch dahin wohl noch bringen. Iſt es wohl glaublich, daß man leben könne, ohne zu eſſen? und doch ſieht unſer Jud ſolches von ganzen Geſellſchaften: die um Gott zu gefallen, ein Gelübde thun, der Welt unnützlich zu werden. Der Staat giebt ihnen nichts; man weis nicht, wovon ſie leben, und doch ſind ſie ſo dick und fett, als andere Menſchen, die da eſſen.

Eine Zauberey scheint es ihm zu seyn, daß man aus Liebe zu einem Kinde, die andern in ein ewiges Gefängniß sperret, allwo sie fasten, sich zu gewissen Zeiten peitschen, und was das ärgste ist, dabey noch singen müssen; und daß man jenes angebethete Kind, welchem zu Liebe man alle andere aufgeopfert hat, in den Krieg schicket, damit es erschossen werde. Der Schauplatz ist für ihn mit lauter Zauberey angefüllet. Was führet man für Stücke auf? Den magischen Zweykampf. Coraline die Zauberinn! Coraline, der Poltergeist! Die Sylphide! Die Verwandlungen! In der Oper ist es nicht besser, alles ist voller Geister und Erscheinungen. Er kömmt ferner auf die Modebücher, und nimmt den Leichtsinn, welcher die neuern Schriftsteller eingenommen, auf eine beißende und feine Art herum.

Wir übergehen das fünfte Stück, welches den Titel führet: Ergetzungen für das Volk, und den übrigen an Scharfsinne nicht gleich kömmt.

Das sechste ist ein Schreiben an einen Großen. Dieß Stück erhält sich in einer guten feinen Ironie, und wirft einem jungen vornehmen Herrn vor, daß er sich die Vorzüge seines hohen Standes nicht genug zu Nutze mache. Z. E. daß er den Leuten, die ihm die Aufwartung machen, gar zu geschwinde erlaube eine Zunge zu haben. Daß er von 24 Jahren noch keine Gemahlinn habe; da er doch wenigstens schon eine verstoßen haben sollte. Daß er die Tochter eines reichen Vaters nicht möge, der diese Allianz erwogen, und sich glücklich schätzen wür-

würde, wenn der junge Herr alle seine Güter nehmen, und dafür seine Tochter unglücklich machen wollte. Man höre ihn niemals sagen: ein Cavalier von meinem Stande! Er nenne seine Ahnen niemals her; oder wenn man ihn ja mit Zwange dazu brächte; so nenne er doch nur den allererſten Stammvater, der von sich selbst gebohren war. Gleich als ob der junge Herr nicht viel besser sey, als jener; da er von viel älterm Hause ist u. s. w. Auf diesen Schlag geht das ganze wohlgeschriebene Stück fort.

Das siebente Stück heißt: Decouverte de l'Isle frivole. Es ist eine leichtfertige Satire auf eine gewisse Nation, die bey vielen in dem Verdachte einer besondern Leichtsinnigkeit steht. Dieser Vorwurf wird hier so weit getrieben, daß er sich auch auf die Lebensmittel und Pflanzen erstrecket. Man wird von einem ganzen Stücke Vieh nicht satt; das Wasser löschet den Durst nicht. Die Bäume stehen in der Wurzel nicht fest, das Holz hat gar keine Festigkeit, u. s. w. Ein berühmter Admiral der in dieses Land mit seinem sehr verunglückten Schiffe verschlagen wird, welches er gern ausbessern wollte, ist bey so gestalten Sachen übel daran; zumal die Einwohner eben so leichtsinnig sind, und sich aus allen seinen wahren Verdiensten, Erfindungen und Kenntnissen nichts machen. Endlich erwirbt er sich noch durch ein Küstchen mit Bändern, durch einen Pfeifer, den er bey sich hatte, durch einen Haarkräusler, und dergleichen, die Achtung der Großen und die Beyhülfe der Einwohner, die ihm

erlauben, aus einem benachbarten Lande brauchbares festes Holz zu holen, womit er sein Schiff wieder in segelfertigen Stand setzet.

Das achte Stück ist ein ironisches Schreiben an eine vornehme junge Dame in Paris, welches wir bereits im II. Bande dieser Monathschrift, a. d. 595 u. f. S. mitgetheilet haben.

IX.

(Tit. pl.) Herrn Peters, Freyherrn von Hohenthal,

Nachricht von einem, auf die beste Auflösung einer ökonomischen Aufgabe, gesetzten Preise.

Der innere Trieb, dem gemeinen Wesen nutzbar zu seyn, den ich, so lange ich nur denken kann, in mir empfunden habe, wird anitzo destomehr in mir erreget, da, nach der Regierung des Allerhöchsten, durch die Gnade meines großen Königs, mir die Aufsicht des Hauptkreises unserer sachsischen Churlande unverdient anvertrauet worden, und ich dadurch desto fähiger gemacht werde, diese mir so süße Begierde desto eher zu einiger Wirklichkeit zu bringen. Ich wünschte daher sehnlich, daß alles dasjenige, in jedem Lande, durch dienliche Mittel könnte abgewendet werden, welches demselben und seinen Einwohnern schädlich ist; sonderlich, wenn dadurch der Vortheil, den man sonst von eben dieser Sache hat, beträchtlich vermindert wird.

Ein

ten; deren man dann ſich mit Dank zu erinnern und dieſelbige zu preiſen, bey Gelegenheit des bevorſtehenden Jubelfeſtes nicht unterlaſſen konnte. Beyde waren rechtſchaffene und wahrhaftig fromme Mönche. Beyde zogen die heilige Schrift gleichſam aus dem Staube und der vormaligen Vergeſſenheit hervor, und gaben ſie in eigenen deutſchen Überſetzungen ihren Landsleuten in die Hände. Beyde hatten einen redlichen Eifer vor die Verbeſſerung und Ausbreitung ihrer Mutterſprache deren Ehre ſie auch mit gleichmäſſigem guten Fortgang und Nutzen, durch eine ſo wichtige Arbeit, als die Verdolmetſchung der Bibel iſt, nachdrücklich beförderten. Beyde ſind auch demnach würdig, daß ihr Name und Lob, ſo lange als Deutſche ſeyn werden, niemals untergehen mögen.

Man iſt alſo dem Herrn Profeſſor allerdings Dank ſchuldig, daß er in gegenwärtiger kleinen, aber wohl gerathenen, Schrift (*) die noch vorhandenen

(*) Wir fahren hiermit fort dasjenige zu erfüllen, was wir vordem in dem II. Stücke dieſer Beyträge p. 13. in einer Anmerkung verſprochen haben, dazu in dem III. Stücke auch bereits mit dem Ulphila ein Anfang gemachet worden. Und weil ebenfalls eine beſondere und einzelne Schrift von dem Otfrid, gleichwie von jenem, vorhanden geweſen, haben wir ſie lieber zum Grunde der von dieſem Manne allhier zu ertheilenden Nachricht legen, als gänzlich vorbey laſſen, wollen. Inzwiſchen wird dienlich ſeyn, mit dieſem Artikel zu vergleichen, was in gedachtem andern Stücke p. 8-12. von dieſer Materie bereits gemeldet werden.

Ein Land, welches an groſſen und kleinen Strömen, ſo ſolches durchflieſſen, reich iſt, wird billig unter die glückſeligſten gezählet, da jedermann bekannt iſt, was ſelbige zur Schifffahrt und Handlung, zur Fiſchereynutzung, und theils Gegenden, auch wohl zur Bewäſſerung und Befruchtung des Bodens, für anſehnliche Vortheile beytragen. Wenn aber eben dieſe ſo nutzbaren Flüſſe, in ihrem Strome das Uferland ſelbſt mit ſich dahin reiſſen; wenn ſie durch unzeitige Ueberſchwemmungen, die Feldfrüchte erſaufen; ja wohl gar durch allzuheftige Ergieſſungen Häuſer, und ganze Dörfer, ja Menſchen und Vieh mit ſich fortführen: ſo werden mit der Zeit gewiß alle obige Vortheile, wenn ſie auch gleich noch ſo angenehm wären, auf das bitterſte vergället. Läßt man nun hierunter der Natur gleichſam freye Hand: ſo werden ſich dergleichen Vorfälle deſto öfter, und zugleich deſto verwüſtender eräugen; und es iſt kein Zweifel, daß binnen der mäßigen Zeit eines halben Jahrhunderts, in vielen Gegenden, die ganze Geſtalt der Erden auf das gewaltſamſte verändert ſeyn würde, wofern man ſich nicht beſtrebete, durch koſtbare Waſſerbaue, den Strom im Ufer zu erhalten; und durch mühſame Landdämme, deren Ueberſchwemmungen Einhalt zu thun. Es iſt an dem, es fehlet endlich wohl in keinem Lande, am allerwenigſten aber in unſerm Sachſen, an nöthigen Gegenanſtalten, gegen ſolche Waſſerſchäden: zu beklagen aber iſt es, daß vieler Orten, mit aller Koſtbarkeit und Arbeit, ſo wenig ausgerichtet wird; wie ſolches der leidige Augenſchein, und die durchgängigen Klagen

des Landmannes, unwidersprechlich darthun. Die Ursache davon, wird insgemein der Gewalt des Stromes beygemessen, dessen Wuth sich nicht bändigen ließe; und es ist an dem, daß diese Beschuldigungen vielfältige male, leider! mehr als zu sehr gegründet sind; sehr öfters aber ist auch die Ungeschicklichkeit des Baues schuld, daß derselbe, aller Kostbarkeit ungeachtet, dennoch von keinem Bestande ist. Man hat sonst endlich alle, wenigstens die nutzbarsten mathematischen Wissenschaften, in solche lehrreiche Disciplinen verfasset, daß man damit einen schon ziemlich hohen Gipfel erreicht zu haben scheint. Selbst die Baukunst ist in ihren Theilen der Civil- und Militair- auch so gar der Schiffs-Baukunst, bisher mit so beglücktem Erfolge gebessert worden, daß die Vortheile dabey, bereits seit ziemlicher Zeit, schon von dem Gelehrten bis auf den gemeinen Handwerksmann gebracht worden, und der Nutzen davon im gemeinen Leben fast unbeschreiblich ist. Nur an die Wasserbaukunst, an diesen so wichtigen Theil der Architectur, an diese, so unzähligen Ländern, ja ich darf wohl sagen, der ganzen Welt, so höchstnöthige, so unentbehrliche Wissenschaft, hat meines Wissens, noch kein systematischer Kopf recht ordnungsmäßig zu denken belieben wollen; da doch für so viele Menschen nichts nützlicher, und darneben auch nichts möglicher wäre, als sie ebenfalls auf gewisse Grundsätze zu bringen, und selbige in eine ordentliche Disciplin zu verfassen. Und wann auch gleich einem solchen Lehrgebäude, an der allzutiefen mathematischen Lehrart etwas abgehen

hen ſollte; es wäre aber ſelbiges dagegen deſto faßlicher, und nach den Begriffen eines ungelehrten Mittelmannes abgefaßt, ſo würde es auch deſto gröſſern und allgemeinen Nutzen bringen.

Da mir nun in meinem Kreiſe, unter andern auch die Obſicht, auf die Elb- und andere Uferbaue allergnädigſt anbefohlen iſt; und mir alſo dieſe, ſo vieler Wirthe und Ländereyen ruinirte Sache, auch mit an das Herz geleget worden: ſo beſtimme ich hiermit, zum Wohl ſo vieler Menſchen, demjenigen mit Menſchenliebe gezierten Freunde und Gönner, eine

Prämie von zwanzig Species Ducaten,

der ſich ermuntern laſſen wollte,

die Waſſerbaukunſt

in einer geſchickten, ordentlichen, und deutlichen Abhandlung auszuarbeiten, und uns zu unſern ökonomiſchen Nachrichten einzureichen. ꝛc. ꝛc.

Falkenberg
im Churkreiſe, den 1 Aug.
1754.

Peter Freyherr von Hohenthal.

X.

Des Herrn von Burigny Hiſtorie der Staatsveränderungen des Kaiſerthums zu Conſtantinopel, von Erbauung dieſer Stadt, bis aufs 1453ſte Jahr, da ſich die Türken derſelben bemächtiget

mächtiget haben. Aus dem Franzöſ. überſetzet 1. Theil Hamb. in der Hertelischen Handl. im Dom 1754. in 8. 488. S.

Da wir heute zu Tage faſt alle hiſtoriſche Schriften der Ausländer in unſre Sprache überſetzen: ſo war es zu wünſchen, daß auch dieſe Geſchichte des griechiſchen und heutigen türkiſchen Reiches unſern Landesleuten in die Hände geliefert würde. Die Hiſtorie des osmanniſchen Reiches hatte uns eine ſehr geſchickte Feder deutſch geliefert; und gleichwohl hatte man von dem griechiſchen Kaiſerthume im Deutſchen noch nichts aufzuweiſen, das die Schickſale deſſelben in einem kurzen Zuſammenhange vor Augen legen könnte.

Man muß es alſo dem Herrn von Giorgio, allerdings viel Dank wiſſen, daß er die geſchickte Arbeit des Herrn von Burigny uns deutſch liefern wollen. Man muß ſolches aber deſto gefliſſener thun, da er ſelbſt, als ein Ausländer, dieſe Mühe übernommen hat. Soviel wir von ſeiner Perſon Nachrichten eingezogen, iſt er ein Wälſcher von Geburt, der erſt in erwachſenen Jahren nach Deutſchland gekommen, und größtentheils durch eigenen Fleiß das Deutſche gelernet. Er hat es aber ſo gut, ſo gründlich und regelmäßig gelernet, daß er allerdings viel gebohrne Deutſche, durch die grammatiſche Richtigkeit ſeiner Schreibart beſchämen kann. Man wird ſchwerlich noch einen ſolchen Ausländer aufweiſen können, der es im Deutſchen ſo weit gebracht hätte, daß er nicht nur reden, ſondern auch ohne Fehler, mit Wohlklange und Artigkeit ſchreiben könnte.

Der

Der Herr von Burigny hat sein Werk in drey Abschnitte getheilet. Der Eingang erzählet die Geschichte von Byzanz, seit seiner Erbauung, bis zur Zeit, da es der Sitz des orientalischen Kaiserthums geworden. Der I. u. II. Th. lehrt in 8 Büchern, alle Staatsveränderungen, die von Constantin dem Großen, bis auf die Eroberung dieser griechischen Residenz von den Türken 1453 verflossen. Und soviel hält dieser erste Band in sich. Der II. Band, den wir nächstens erwarten, wird auch das türkische Kaiserthum, seit 300 Jahren, bis auf diese Zeit vorstellig machen. Wir wünschen, daß derselbe bald fertig werden, und dieß nützliche und wohlgeschriebene Werk vollends den Lesern in die Hände liefern möge.

XI.

M. Johann Aug. Köselitz, Hofdiac. zu Zerbst, der Ges. der fr. Künste zu L. Ehren- und der deutschen Ges. zu Jena außerord. Mitgl. Sammlung ausgelesener Kanzelreden. Wittenb. und Zerbst bey Zimmermann, 1753 in 8. 148 S.

Der Herr Hofdiaconus liefert uns hier 1) seine Probepredigt, die er bey Hofe gehalten, und darauf sein wirklicher Ruf erfolget ist. Dieser Umstand muß uns einen vortheilhaften Begriff von derselben machen. Sie untersuchet, in wie weit die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in diesem Leben möglich sey? und handelt davon auf eine nicht gemeine Art. Die 2) ist seine Anzugs-

Anzugspredigt, an demſelben Hofe, die den I. Adv. Sonnt. gehalten worden; und lehret, weſſen ſich die Glieder der rechtgl. Kirche deshalben zu befleißigen haben, weil ihr Heil nahe iſt. Die 3) ſtellet die durch Jeſu Auferſtehung beſtätigte Auferſtehung aller Todten vor, und iſt am 3ten Oſtertage gehalten. Die 4) zeiget die Blöße der Verfolger Jeſu, in ſeinen Bekennern am Sonntage Exaudi. Die 5) beantwortet die Frage: was ſoll der Teufel in der Welt? und iſt am Michaelsfeſte gehalten. Die 6) löſet den Zweifel auf: Ob eine göttlich eingegebene Schrift überhaupt möglich ſey? und ob diejenige, welche ſich dafür ausgiebt, wahrhaftig dieſelbige ſey? Die 7) hat noch einen wichtigern Gegenſtand; denn ſie behauptet: daß ein höchſtes Weſen, d. i. ein einiger wahrer Gott ſeyn müſſe. Die 8) endlich handelt von dem unendlich großen Geheimniſſe, der über alle Himmel erhabenen Dreyeinigkeit. Man kann leicht aus dieſen merkwürdigen Sätzen, und dem beſondern Schwunge, den ihnen der Herr Verfaſſer zu geben gewußt, ſchlieſſen, daß auch ihre Ausführung redneriſch lauten werde. Und man wird ſich nicht irren: da der hochehrw. Herr Verf. alles beſitzt, was einem geiſtlichen Redner anſtändig iſt, und ſeinen Vortrag beliebt machen kann.

XII.

Das bußfertige, heilige und brünſtige Verlangen der gläubigen Seele, in dreyen Büchern verfaſſet von Herrmann Hugo, aus dem Lat.

Lat. in deutſche Verſe gebracht. Hamburg in Trauſolds Buchdruckerey 1751 in 8. 144 S.

Der Herr Ueberſetzer dieſes ſchönen und erbaulichen Gedichtes hat ſich zwar nicht genennet; wir können aber denſelben der gelehrten Welt verrathen. Er iſt der geſchickte Herr M. Trauſold in Hamburg, der vor etlichen Jahren bey uns den Wiſſenſchaften rühmlich obgelegen, und ſich die Magiſterwürde erworben hat. Seine Dichtart iſt ſchön, fließend und angenehm; und thut der Urſchrift, ſoviel man es in Verſen nur begehren kann, völlig ein Gnügen. Hugonis pia deſideria ſind wenigſtens 15mal gedrucket worden. Es ſind lauter Elegien, die ohne dieß eine gemäßigte und bewegliche Schreibart fodern; darinn der Herr Magiſter ein Meiſter iſt. Herr D. Hudemann hat ihm durch ſeine Ueberſetzung der IV. B. des Heinſius, de contemtu mortis, zum Muſter gedienet. Er hat dieſe Arbeit nach überſtandner langen Krankheit verfertiget, um ſich wieder zu erholen. Eine Probe wird zeigen, wie es ihm gelungen ſey:

Der erſte Abſatz.

Jeſaiä XXVI, 9.

Von Herzen begehre ich dein des Nachts.

O, weh mir! Welche Nacht von dicken Finſterniſſen!
Auf Pharaonis Land fiel ja ſo eine Nacht:
O Nacht! von Unglück ſchwarz, von wilden Wolkengüſſen;
O Nacht! du biſt nie werth, daß deiner wird gedacht.

So traurig scheint wohl nicht ein Mond im kalten Norden,
Wo uns der große Bär die Himmelsaxe zeigt:
Am Eismeer ist wohl nie ein solch Gewitter worden,
Wo sich der Sonnenlauf zu seiner Rückkehr neigt.
Der Mañonsgott herrscht wohl nicht in so düstern Klüften,
Wo man der schwarzen Nacht den Wohnplatz zuerkannt;
Denn, zeiget sich hier schon nichts von umstirnten Lüften,
So ist den Sinnen doch nicht alles Licht entwandt.
Bey Nacht erkennen doch die Todten ihre Nächte,
Und Gomers Volk verspürt, wenn es die Sonn entbehrt:
Denn nach sechs Monath läßt der Mond von seinem Rechte,
So bald im siebenten die Sonne wiederkehrt.
Ich nur! ich nur muß stets im finstern Kerker schweben!
Ich nur erblicke nie des kleinsten Lichtes Schein!
Mir fehlet auch der Trost, der Blinden wird gegeben,
Denn meine Seele sieht selbst ihre Nacht nicht ein.
Sie haßt so gar das Licht, und liebt die finstern Stunden,
Sie wählet sich den Tag zur schwarzen Wollustnacht,
Der wütend tolle Stolz wird nun bey ihr gefunden,
Und hat bey düsterm Schwall sie ums Gesicht gebracht.
Der Ehrgeiz hindert stets der Sonnen heitre Strahlen;
Die schnöde Wollust hemmt der Seelen edles Feur.
O wehe! wenn sich mir so grause Nächte malen,
So zeigt mir jede Nacht ein schwarzes Ungeheur.
Die Augen sehen sonst, wie Mond und Sonne wandeln,
O ein beglückter Stand, der diesen Wechsel sieht!
Was kann wohl der Verstand, was kann der Wille handeln?
Und solche Führer hat das schüchterne Gemüth!
Es ist ein größrer Schmerz, mit offnem Aug' erblinden,
Als wenn das Auge fehlt, das nie kein Licht empfieng:
Ein Wandrer läßt sich doch am Morgen muntrer finden,
Da ihm der vorge Tag, eh ers gemeynt, vergieng,
Nur leider! diese Nacht muß gar zu lange währen,
Am Morgen weichet sie nicht vor dem Sonnenschein:
Indem die Sonne kömmt, den Himmel aufzuklären,
So läßt ihr neuer Glanz nicht einen traurig seyn. u. s. w.

Ende des Windmonds 1754.

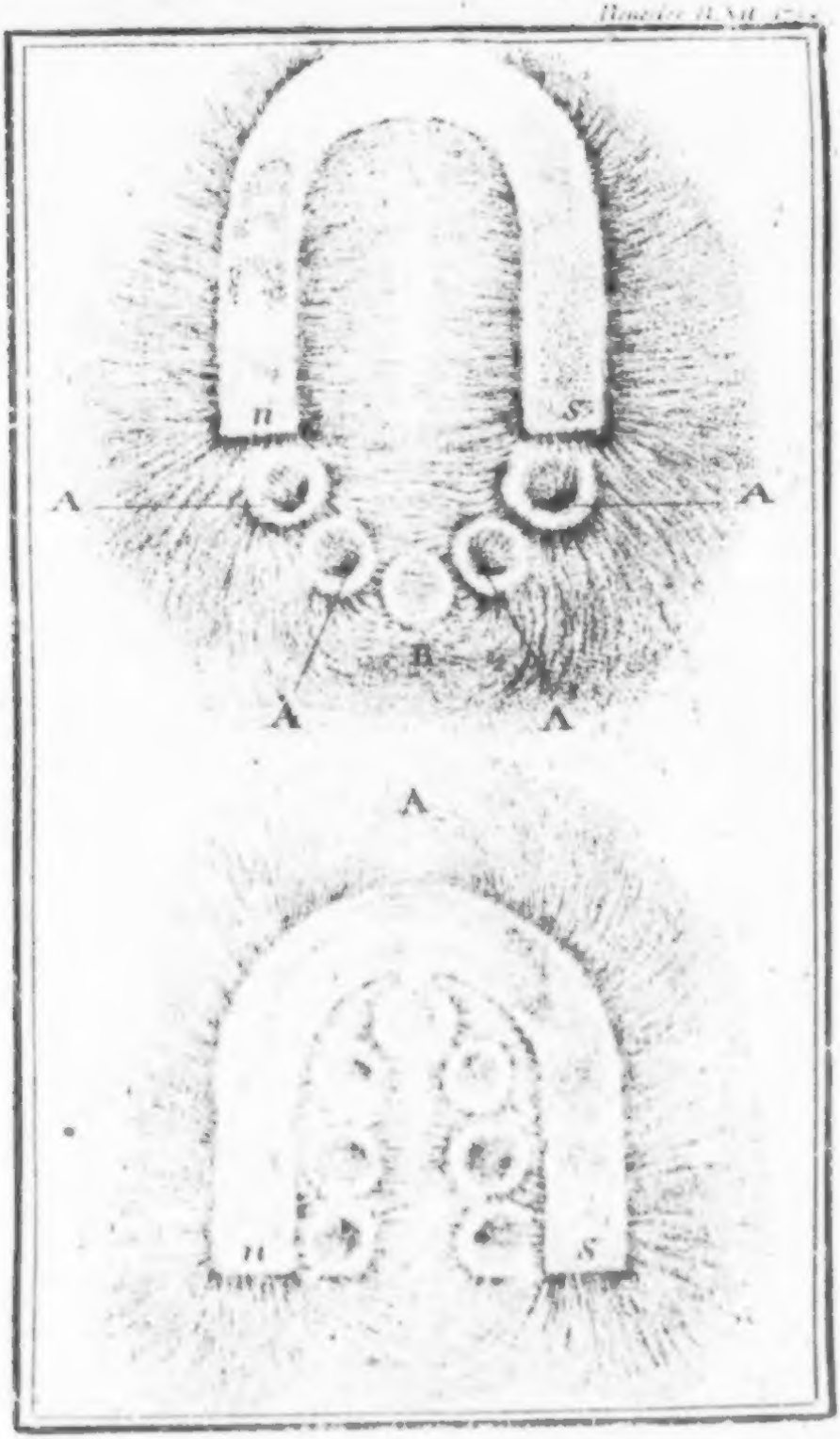
n
S
A
A
B
A
A
A
n
S

Nachrichten von dem ehrlichen Otfrid sammlen, und in einer ziemlich feinen Schreibart vortragen wollen; zumal, da sie eben so sparsam und selten vorkommen, als oft und häufig man im Gegentheil in fast unzehlichen Werken von dem seeligen Luther lesen kan. Wir wollen nunmehro derselben Inhalt in einer deutlichen Kürze vortragen.

Selbst der unvergleichliche Mabillon, dem so viele gottseelige und gelehrte Männer der mittlern Zeiten ihre Unvergeßlichkeit zu danken haben, und dem es weder an Geschicklichkeit, noch Fleiß, noch Willen gemangelt hat, den Namen des Otfrids in seinen Zeitbüchern des Benedictiner-Ordens, (*) vor unzehlichen andern weit geringern Lichtern der Kirche und der gelehrten Welt zu verewigen, muß in diesem Falle sein Unvermögen aufrichtig gestehen, und das fast allgemeine Stillschweigen der ältern Scribenten von dem Otfrid beklagen; eine nähere Entdeckung seiner Lebens-Geschichte aber seinen, vielleicht glücklichern, Nachkommen überlassen. Man hat also auch diese wenige, aber von Herrn Hofmann in etwas vermehrte, Brosamen desto wehrter zu achten.

Gleich anfangs ist das eigentliche Vaterland des Otfrids völlig unbekannt. Daß er aber doch ein Deutscher von Geburt gewesen seyn müsse, giebt theils dessen ungemeine Erfahrenheit in der deutschen Sprache, theils das ausdrückliche Zeugniß des *Trithemii* (**) zu erkennen. Otfrid meldet irgend-

wo

(*) *Mabillon* Annal. Ordin. Benedict. Tom. III. p. 128.

(**) *Trithemius* de Script. Eccles. p. 49. in der allerersten zu Basel 1494. fol gedruckten Auflage.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui ſeul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Chriſtmond 1754.
Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1754.

Inhalt.

I. Der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig Verſuche und Abhandlungen IIter Theil.

II. Beantwortung des Sendſchreibens des Frh. von Creuz wegen ſeines Verſuches über die Seele.

III. Supplement pour la Deſcription des Courants magnetiques.

IV. D. Cumberlands Origines Gentium antiquiſſimæ.

V. De Ortu Regiæ dignitatis in Polonia.

VI. Die ganze Aeſthetik in einer Nuß.

VII. D. de Cilano, de aqua virgine, Proluſio.

VIII. Herrn Prof. Gottſcheds Vorübungen der Beredſamkeit.

IX. Soliloque a l'occaſion de la Mort de Mr. de Hagedorn.

X. Koltzii de Veterum Latinorum Lectione &c. Tractatus duo.

I.

Verſuche und Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig. II. Th. mit Kupfern. Danzig und Leipzig 1754. in Lankiſchens Buchhandlung. in 4. 3 Alphab. 2 Bogen.

Es ſind einige Jahre verfloſſen, ſeitdem die naturforſchende Geſellſchaft zu Danzig den I. Band ihrer Schriften ans licht geſtellet. Sie würde dieſen II. Theil viel eher haben folgen laſſen, wenn es nicht ſeine großen Beſchwerlichkeiten hätte, wenn die Gelehrten ihre Bücher auf eigenen Verlag drucken laſſen. Dieſes hatten die Herren Verfaſſer bey dem I. Bande gethan: nunmehr aber haben ſie ſowohl denſelben, als dieſe Fortſetzung einem ordentlichen Buchladen überlaſſen: ſo daß nunmehr die Liebhaber und Käufer ſich leichter damit werden verſorgen können.

Die Abſichten und Wünſche dieſer gelehrten Männer giengen bey dem erſten Theile vornehmlich dahin, daß ihre Bemühungen von der gelehrten Welt gebilliget, und zu näherer Ergründung der Natur möchten nützlich befunden werden. Daher kam die Abwechſelung verſchiedener Materien im erſten Theile: und ſie erreichten glücklich ihren Zweck; indem viele Monathſchriften ihren Beyfall bezeugten, und viel andre Gelehrten die Fortſetzung davon ſehnlich wünſcheten. Doch wie gedacht, die Umſtände erfordertens, zu mehrerer Verbreitung des Werkes, zuförderſt auf einen billigen Verleger bedacht zu ſeyn.

Dieſes Hinderniß iſt im Anfange dieſes Jahres gehoben, und Lankiſchens Handlung hat den fernern Verlag dieſer Schriften übernommen. Die Herren Verfaſſer verſprechen auch jederzeit ſolche Stücke zu wählen, die ſowohl an Nutzbarkeit als Mannigfaltigkeit allerley Leſer vergnügen können.

Da man auch die Einrichtung ihrer Geſellſchaft auswärts zu erfahren begierig geweſen: ſo ertheilet ſie hier einige Nachricht davon. Ihren Urſprung und ihre Abſichten hat ſie in der Vorrede des I. Bandes bekannt gemachet. Bisher hat ſich dieſelbe theils mit Unterſuchung natürlicher Wahrheiten, theils mit der Hiſtorie der Natur beſchäfftiget. Ihre Mitglieder ſind entweder ordentliche, d. i. arbeitende, oder freye Mitglieder. Jene machen entweder in den wöchentlichen Zuſammenkünften fremde Verſuche nach, oder legen ihre eigene vor, oder leſen ihre Aufſätze ab. Dieſe letzten aber, die auch Liebhaber

haber der Wiſſenſchaften ſind, ob ſie gleich die Gelehrſamkeit nicht zu ihrem Hauptwerke machen, wohnen den ordentlichen Zuſammenkünften bey, und ſuchen durch ihren Beytrag der Geſellſchaft die Beſtreitung der Unkoſten zu erleichtern. Bisher hat die Geſellſchaft aus lauter einheimiſchen Perſonen beſtanden; indeſſen iſt Auswärtigen der Weg in dieſelbe nicht verſchloſſen. Sie wird ſich vielmehr ein Vergnügen machen, auch fremde, ſowohl ordentliche, als Ehrenglieder aufzunehmen: wenn ſie ſichs wollen gefallen laſſen, ihre Abſichten beym Baue der Naturwiſſenſchaft, durch ihre Einſicht und Hülfe zu befördern.

Alle Jahre wählet ſie, zur Erhaltung guter Ordnung bey den Zuſammenkünften, einen Director, Vicedirector, Secretär, Schatzmeiſter, und vier bis ſechs Perſonen, die das ganze Jahr hindurch die gewöhnlichen Arbeiten nach gewiſſer Ordnung verrichten. Dergeſtalt kann ſie hoffen, bey dauerhafter Ruhe, und göttl. Segen, zur Ehre Gottes, zur Erweiterung der natürlichen Erkenntniß, und zum Vergnügen verſtändiger Leſer, manches Nützliche zu entdecken und auszuführen.

Dieſer zweyte Band hält nun zwanzig Abhandlungen in ſich. Der Herr Secr. Klein handelt in der I. Abh. vom Baue, dem Wachsthume und der Schilderung der Schneckenſchalen. Der Hr. Verf. hat einen langen Streit mit einem auswärtigen Gönner gehabt, ob die Schalen der Krebſe, Schildkröten, Auſtern, Muſcheln und Schnecken, Theile ihres Weſens wären, die von innen herauswüchſen,

oder als fremde zufällige Stücke nur durch äußerlichen Ansatz neuer Materie vergrößert würden? Hr. von Reaumür und sein Freund behaupteten das letztere; er aber das erstere. Hierauf hat er die Sache nochmals zu untersuchen vorgenommen, und seine alte Meynung, auch wider die Gegenmeynung großer Männer gegründet befunden.

Im II. Stücke handelt Herr Prof. Hanov von Dämpfung einer Feuersbrunst durch Schießpulver. So schädlich das Schießpulver, seit seiner Erfindung dem menschlichen Geschlechte schon geworden: so nützlich könnte es demselben werden, wenn die in dieser Abhandlung angegebenen Kunstgriffe überall eingeführet würden. Die Natur selbst aber scheint die Menschen darauf zu leiten, daß dasjenige, was am leichtesten Feuer fängt, es auch wieder auslöschen könne. Wie oft erstricket nicht ein zweyter Wetterstral den Thurm, den der erste angestecket hatte? Vor 400 Jahren konnte man keinen solchen Donnerschlag nachahmen; aber nach Erfindung des Pulvers geht es an: und der Herr Verfaſſer zeiget die Möglichkeit davon, bestätiget sie auch durch die Erfahrung selbst.

Im III. Art. liefert Herr Reyger seine Beobachtung der danziger Witterungen, vom 1730sten Jahre, bis zum 1750sten, und also in einer Zeit von zwanzig Jahren. Er hat nicht allein täglich die Beschaffenheit des Wetters, der Schwere u. Feuchtigkeit der Luft, und sowohl die Richtung als Stärke der Winde bemerket, sondern auch am Ende jedes Jahres einen kurzen Auszug daraus gemacht;

den

den er hier liefert; und der gleichſam auf einen Anblick zeiget, wie die Witterungen des vorigen Jahres einander abgelöſet. Die Schreibart dieſes Stückes hat uns ſonderlich wohlgefallen. Nach den Auszügen kommen ſeine Anmerkungen.

Der IV. Art. liefert einen Beweis, daß gemeines Waſſer allemal einerley Grad von Kälte zum gefrieren erfodere, und iſt vom Herrn Prof. Hanov. Herr Nic. Cyrill hat angegeben, daß ein hausbeeiſches Wetterglas in England auf dem 65ſten Grade ſtehe, wenn das Waſſer gefriert; in Neapel aber nur auf dem 55 ſtehe, wenn daſſelbe zu Eis wird. Dieß hat der Herr Pr. H. ſchon in ſeinen Merkw. der Nat. vor 18 Jahren in Zweifel gezogen, itzo aber durch fleißige Verſuche völlig entſchieden, und widerleget. Man ſieht hier mit Vergnügen, wie behutſam ein Naturkündiger ſeyn muß, um nichts ungewiſſes zu behaupten. Dieſe vier Abhandlungen füllen mehr als ein Alphabeth.

Die V. handelt von einem nackten Taſchenkrebſe aus der Inſel Wight; und iſt vom Herrn Secr. Klein. Nach einer kleinen Einleitung von der Leichtgläubigkeit und dem Neide der alten, ſonderlich griechiſchen und römiſchen Naturkündiger; bemerket der Herr Verf. daß auch bey allem Fleiße neuerer Naturforſcher noch ſehr viel zu erforſchen übrig ſey. u. ſ. w. darauf folget die Beſchreibung des Taſchenkrebſes, der auch in Kupfer vorgeſtellet wird. Hier iſt viel wunderbares anzutreffen.

Die VI. Abh. erörtert einen optiſchen Verſuch P. Scheiners, und iſt vom Herrn D. de la Motte. Sowohl der ſcheineriſche Verſuch, als die Prüfung deſſelben ſind mit feinen Kupferſtichen erläutert, und ſehr wohl geſchrieben; um die Natur des menſchlichen Geſichtes zu erkennen.

Die VII. Abh. iſt wieder vom Herrn Reyger, und liefert die Beobachtung der Witterungen vom 1750ſten Jahre. Die VIII. enthält dienliche Anmerkungen bey den Getraydewagen, vom Herrn Prof. Hanov; und iſt an Orten, wo der Kornhandel ſtark iſt, ſehr nützlich zu brauchen. Die IX. erörtert die Frage, ob das Ribbenfleiſch der Thiere nicht auch durch die Länge der Zeit verbeinert, oder gleich den Ribben zu Knochen werden könne? von Herrn Secr. Kleinen. Hiezu hat ein artiger Zufall Gelegenheit gegeben.

Die X. Abh. vergleicht die Witterungen vom 1751 Jahre, zwiſchen Danzig und Berlin, und iſt abermal vom Herrn Reyger. Die berliniſchen Beobachtungen ſind in den phyſikaliſchen Beluſtigungen vom ſeligen Herrn Mylius eingerücket worden. Maraldi hat ſchon dergleichen Beobachtungen, in Anſehung der Witterungen, von Paris und Genua gemachet; und bemerket, daß die Schwere der Luft an beyden Orten, auch bey verſchiedenen Witterungen zugleich geſtiegen und gefallen ſey: daraus man denn ſchlieſſen kann, daß nicht nur Wind, Sonnenſchein und Regen; ſondern noch andre Urſachen dieſelbe vermehren und mindern können. Eben das zeigen die berliner und danziger Erfahrungen.

Die

Die XI. Beob. beſchreibt und unterſuchet eine feine chineſiſche Schnellwaage, und iſt vom Hrn. Profeſſor Hanov. Sie iſt in Kupfer vorgeſtellet. Die XII. liefert uns den Zeßdorfiſchen Echinites oder Seeigel, und iſt vom Hrn. Secr. Klein aufgeſetzet. Es ſind ſolche runde und ordentliche, Reihen weiß getüpfelte Seegeſchöpfe, die wie Reckknöpfe ausſehen, und auch hier um Leipzig in der Tongrube verſteinert gefunden werden. Die XIII. Abh. erkläret die Erzeugung der Blattläuſe und iſt von Hrn. Reygern. Dieß iſt eine Art von Thieren, die ſich ohne die Vermiſchung zweyer Geſchlechter fortpflanzen: Man nennet ſie insgemein einen Mehlthau, und faſt jede Art von Pflanzen hat die ihrigen. Etliche bekommen endlich Flügel, andre aber nicht; aber beyde gebähren lebendige Jungen u. ſ. w.

Das XIV. Stück handelt von einem gemeinen Maaße körperlicher Größen; und iſt von Hn. Prof. Hanov. Iſt es nicht etwas erſtaunliches, daß in der ganzen Natur nichts zu finden iſt, welches allen Menſchen ein gewiſſes beſtändig gleiches Maaß abgeben könnte? Gleichwohl ſuchet der Herr Verf. eines ausfündig zu machen. Er findet es in der Länge des Drates, der in einer Pendeluhr gerade eine Secunde ſchlägt. Allein auch dieſer muß im Sommer länger, als im Winter, und im Norden kürzer, als unter der Linie ſeyn.

Die XV. Abh. handelt von den Schaalthieren, die man Entenmuſcheln nennet, (conchæ anatiferæ), auch beyläufig, von den Pholaden, oder Steinmuſcheln; und iſt vom Hrn. Secr. Klein.

In der XVI. setzet der gelehrte Herr Gralath, die im I. B. schon glücklich angefangene Geschichte der Electricität fort; darinn alles vorkömmt, was P. Gordon, Hr. Prof. Hellmann, Hr. Pr. Bose, Hr. Prof. Winkler, Hr. D. Krüger, Hr. Abt Nollet, Hr. Pr. Klingestierna, u. a. gelehret. Dieß Stück ist lang, und sehr wohl geschrieben. Hier sieht man unter andern, daß ein Prälat von Kleist, und nicht Muschenbroek, das leydensche Experiment zuerst gemachet. Kurz, diese Geschichte ist viel vollständiger, als alles was man in Frankreich und England davon hat.

Die XVII. Abh. ist vom Hn. Hanov, und handelt von der Ungleichheit der Apothekergewichte. Die XVIII. liefert Versuche von der Stärke einfacher und zusammengedreheter Fäden, und ist vom Hn. D. von Schröder. Die XIX. liefert eine electrische Bibliothek, und ist vom Hn. Gralath. Und in der XXsten giebt Hr. D. de la Motte von einer durchs Electrisiren gehobenen krampfigten Mutterbeschwerung Nachricht. Kurz, man sieht aus allen diesen Stücken, daß diese naturforschende Gesellschaft eine besondre Zierde Preußens und Deutschlandes ist; und die Aufnahme der Naturkunde ungemein befördert.

II.

Beantwortung des Sendschreibens

des Freyherrn von Creuz, wegen seines Versuches über die Seele, welcher Anno 1754 zu Frankfurt

wo (*) von ſich ſelbſten, er habe unter dem *Hrabano Mauro* in ſeiner Jugend ſtudieret. Dieſes muß nothwendig in dem Kloſter zu Fulda geſchehen ſeyn; als in welchem *Hrabanus* die Wiſſenſchaften um das Jahr 802 zu lehren angefangen, auch darinn mit unglaublichem Beyfall fortgefahren iſt, bis er Abt zu Fulda, und endlich gar Ertz-Biſchoff zu Maynz geworden. (**) Von dieſem Lehrmeiſter ſcheinet Otfrid,

(*) Otfrid in der Zuſchrift ſeines Evangelienbuchs an *Liutbertum*, Ertzbiſchofen zu Maynz: & quia a *Hrabano*, venerandae memoriae, educata parum mea paruitas eſt, &c. Parum heiſt wohl an dieſem Orte nach dem Sinne des Otfrids nicht wenig oder ſchlecht; ſondern einige Zeit.

(**) Von dieſem *Hrabano*, der die Beynahmen *Mauri* und *Magnentii* oder *Magentii* geführet, davon er jenen, nach ſeinem eigenen Zeugniß, von ſeinem Lehrmeiſter *Alcuino* auferlegt bekommen, der letztere aber ihm von ſeiner Vaterſtadt Maynz, die jezuweilen auch *Magentia*, ſonſt aber Moguntia, heiſſet, gegeben worden, kan man die *Acta Sanctorum* auf den IV. Februarii, *Philippum Labbe* de Scriptor. Eccleſ. tom. II, *Nat. Alexandrum* in ſelectis Hiſt. Eccl. capitib. Saec. VIIII. part. I. p. 224. und Part. II. p. 575. den *Caue*, *Oudin* und andere, vornemlich aber den *Mabillon* in den Annal. Ord. Bened. im andern und dritten Bande, auf Anrathen des Verfaſſers, nachſchlagen. Wir fügen dieſen noch die Diſſertationem Hiſtorico-Dogmaticam *de vita ac Doctrina HRABANI MAGNENTII MAURI* bey, die von Herrn

furt am Mayn in 8vo, 132. S. herausgekommen iſt, von dem Verfaſſer der Recenſion, welche ſich in dem Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit befindet. Lenzmonat von der 173 bis 181. S. *)

Ich habe mir nicht vorgeſetzet, die Beantwortung dem Sendſchreiben gleich zu machen. Denn ich beſorge, daß ich theils aufmerkſamen Leſern mit unnöthigen Weitläuftigkeiten verdrießlich fallen, theils mit vielem wenig ſagen würde. Meine Abſicht iſt nur, das Hauptwerk zu berühren; damit unparteyiſche Leſer ſehen, daß der Freyherr von Creuz, deſſen große Verdienſte ich ſehr hochſchätze, vieleicht beſſer gethan haben würde, wenn er über eine Recenſion, welche ihm gar nicht nachtheilig war, nicht in ſo großen Eifer gerathen wäre.

Der

* Der Herr Bar. von Creuz, der ſich ſchon durch Gedichte, und durch ein Trauerſpiel rühmlich hervorgethan, hat, nach Art andrer neuen Schriftſteller, auch das gewöhnliche Autorkreuz erfahren, daß er nicht überall lauter Lobſprüche bekommen. Dieß hat ihm nun ſo weh gethan, daß er dem Herrn Prof. G. in einem gedruckten, und ſehr höflich geſchriebenen Briefe ſeine Noth geklaget. Dieſer hat zwar ein billiges Mitleiden mit ihm gehabt, doch aber dem angefochtenen Verfaſſer des Auszuges, die Gerechtigkeit nicht verſagen können, ſich gegen Ihn zu vertheidigen. Er hoffet, der Herr Baron werde ſo billig ſeyn, ſolches zu geſtatten; da der Herr Pr. G. ſo nachſehend iſt, ihm alle die witzigen Einfälle zu ſchenken, die er, auch über den unſchuldigen Titel ſeiner Monathſchrift auszulaſſen, gut befunden. Nicht der Blumenſamler, ſondern die Blumen ſind anmuthig. Das hat unſer gelehrter Freyherr in ſeinem Unmuthen nicht wahrgenommen.

Der Herr Verfaſſer ſagt a. d. 6. S. daß Locke zweyerley ausdrücklich behauptet habe: erſtlich, daß das Vermögen zu denken, der Materie nicht widerſpreche; hernach, daß die Allmacht ihr ſolches beylegen könne. Dieſem zu folge führet er mancherley Stellen aus beſagtem Scribenten an, um augenſcheinlich darzuthun, daß er ein Recht habe, Locken unter die Materialiſten zu rechnen. Allein, alle dieſe angeführte Stellen, welche ich hier nicht wiederholen will, beweiſen meines Erachtens, weiter nichts, als daß Locke die Frage: ob die Seele materiell oder immateriell ſey, unbeantwortet läßt; oder welches gleichviel iſt, ſich weder zu der bejahenden, noch verneinenden Seite wendet. Wer will nun hieraus ſchließen, daß Locke offenbar behaupte, daß das Vermögen zu denken der Materie nicht widerſpreche, oder daß die Allmacht ihr ſolche beylegen könne?

Es ſcheint der Herr Verfaſſer a. d. 13 S. ſeine vorige Meynung ſelbſt zu verbeſſern, wenn er Locken nebſt dem Buddeus, unter die ſceptiſchen Materialiſten zählet.

Was heißt aber ein ſceptiſcher Materialiſt? Die Materialiſten haben zu allen Zeiten zu den dogmatiſchen Weltweiſen gehöret, die etwas gewiſſes lehren, und behaupten. Sie ſind mit unter denen Mathematicis begriffen, wider welche Sextus Empiricus ſein Buch geſchrieben hat. Ein ſceptiſcher Materialiſt heißt alſo ein ſceptiſcher Dogmaticus; ein Sideroxilon, ein ledern Eiſen. Ich frage nämlich: Bejahet er die Immaterialität der Seele, oder

nicht?

nicht? Meines Erachtens ſaget er, als ein Scepticus, weder Ja noch Nein: und deswegen können dieſe beyden Scribenten nicht zugleich offenbare und ſceptiſche Materialiſten ſeyn; es müßte denn noch ein Mittelding zwiſchen Scepticis und Dogmaticis angenommen werden.

A. d. 14 S. ſagt der Herr Verfaſſer ausdrücklich: Ein Materialiſt iſt kein ſolcher gefährlicher Mann, wie der Pöbel glaubt; und aus ſeinem Lehrgebäude folget eben nicht die Sterblichkeit unſerer Seele unmittelbar und nothwendig.

Dieſer Satz hat mehr auf ſich, als der Herr Verfaſſer ſich einbilden mag. Denn, wenn der Grund von der Unſterblichkeit der Seele in ihrer Einfachheit liegt, welche die einzige wahre Urſache iſt, welche wir aus dem bloßen Lichte der Vernunft zum Beweisthume der Unſterblichkeit der Seele anführen können: ſo gilt es nicht gleichviel, ob man die Seele einfach, oder zuſammengeſetzt annehme; man wollte denn behaupten, daß man zugleich aus der Einfachheit und Zuſammenſetzung der Seele, ihre Unſterblichkeit erweiſen könnte. Dieſes aber würde in der That widerſinniſch ſeyn, und eben ſoviel ſeyn, als wenn man den feſten und flüßigen Körpern einerley Eigenſchaften beylegen wollte. Denn was aus der Feſtigkeit eines Körpers folget; das iſt nicht einerley mit demjenigen, was man aus der Flüſſigkeit deſſelben herleitet. Z. E. Es wollte jemand die Natur der Dünſte, die vom Waſſer aufſteigen, aus der Natur des Waſſers erklären; ſagte aber, es wäre einerley, ob das Waſſer von flüſſiger

siger oder fester Natur wäre. Die Dünste ließen sich doch daraus begreifen. Es sind diese Sachen so klar und offenbar, daß man sich wundern muß, wie der Herr Verfasser auf dergleichen Einfälle kommen kann.

A. d. 20 S. sagt der Hr. Verfasser: dasjenige, was einfach sey, müsse auch unendlich seyn. Fraget man wo steht das geschrieben? so antwortet er: in meinem Werke, steht es geschrieben. Q. e. d.

Er fähret fort, und fraget: Ist denn die Kraft und das Ding, welches die Kraft hat, nicht eins? Er antwortet Ja. Ich aber sage Nein: weil ich die Substanz und die darinnen befindliche Kraft nicht für eins halte; eben so wenig, als ich einen Stein und dessen Schwere, welche seine Kraft ist, mit einander verwirren kann.

Der Herr Verfasser geht noch weiter, und läugnet so gar die Verschiedenheit der Kräfte der einfachen Dinge, und zwar mit starken, und noch von niemand widerlegten Gründen.

Allein unerachtet aller starken Gründe, welche ich nicht weis, frage ich: ob nicht die Kräfte der einfachen Dinge Grade haben, so, daß sie groß und klein seyn können? und ob nicht etwas in der Welt sey, dessen Kräfte unendlich groß sind? Zum wenigsten belehret uns die Erfahrung, daß der Verstand größer und kleiner werde, der Witz ab- und zunehme, und das Gedächtniß stark und schwach seyn könne.

Ist nun dieses; so müssen auch die Kräfte der einfachen Dinge verschieden seyn: und man kann behau-

behaupten: daß die Endlichkeit und Unendlichkeit einfacher Dinge auf die Verſchiedenheit derſelben ankomme.

Es ſtößt ſich der Herr Verfaſſer ohne Noth an dem Begriffe des Endlichen, welches man durch umſchränkt erkläret, und ſagt deswegen; es folge hieraus wenn die Kraft einer Einheit eingeſchränkt iſt, ſo ſey ſie endlich: iſt dieſes nicht; ſo ſey ſie unendlich. Dieſes hieße nun eben ſo viel: iſt die Einheit endlich; ſo iſt ſie endlich: iſt ſie unendlich; ſo iſt ſie unendlich.

Hierauf antworte ich, daß unerachtet wir den Begriff des Endlichen und Unendlichen nicht weiter auflöſen können; ſo geben doch die vorhergehenden Erläuterungen von der Verſchiedenheit der Kräfte, auf welche die Endlichkeit und Unendlichkeit gegründet ſind, ein genugſames Licht: daß Endlich dem Unendlichen eben ſo entgegen geſetzet ſey, als das Zuſammengeſetzte dem Einfachen; von welchem wir gleich mit mehrerm ſagen wollen.

Nach dieſer vorläufigen Unterſuchung fängt der Herr Verfaſſer eine weitläuftige Abhandlung von den Qualitäten, Quantitäten, Subjecte und Prädicate, Gleichen und Aehnlichen, Wirklichen und Möglichen, Theilbaren und Untheilbaren, Atomen und Monaden an; ſo, daß es ſcheint, als wollte er mit dieſem metaphyſiſchen Geräuſche meinen ganzen Auszug zu Grunde richten.

Allein ich faſſe noch Muth, und werde, ob er mich gleich weder für einen ganzen noch halben Philoſophen halten will, jederzeit glauben: daß das

Einfache dem Zuſammengeſetzten contradictorie entgegen geſetzet ſey; ſo, daß man ſchlechterdings kein Mittel annehmen könne: welches eben die groſſe Streitfrage iſt, die der Herr Verfaſſer aufwirft; weil er dafür hält, daß die Seele zwar untheilbar, aber deswegen nicht einfach ſeyn dürfe.

Heiſſt einfach dasjenige, was aus keinen Theilen, und zuſammengeſetzet, was aus Theilen beſteht: ſo iſt es offenbar, daß eines dem andern, ohne Mittel, contradictorie entgegen geſetzet ſey; eben ſo, wie man das Gleiche dem Ungleichen, und das Theilbare dem Untheilbaren contradictorie entgegen ſetzet.

Es iſt zu verwundern, daß der Herr Verfaſſer das Einfache und Zuſammengeſetzte zwar für Contraria, a. d. 77 S. aber nicht für Contraria immediata hält. Einmal iſt es, im Ernſte zu reden, nicht Oppoſitio contraria; ſondern vielmehr Oppoſitio contradictoria, wie aus allen Vernunftlehren bekannt iſt. Was nun ferner Oppoſitio contradictoria immediata ſeyn ſoll; da geſtehe ich ganz gerne, daß mir dieſes zu hoch ſey, weil Oppoſitio contradictoria ſchlechterdings kein Mittel leiden kann.

Ich berühre noch mit wenigem die Hauptfrage des Herrn Verfaſſers: Ob man eine Seele untheilbar denken könne, ohne daß ſie einfach ſey? Ich antworte, wenn es auf das bloſſe Denken ankömt; ſo bin ich vermögend, eine untheilbare Seele, ohne Einfachheit eben ſowohl mir vorzuſtellen, als ein anderer. Erwäge ich aber, daß auf die Zuſammenſetzung und Trennung meiner Begriffe nichts ankomme,

komme, und daß man auf die Natur der Sache ſelbſt ſehen müſſe: ſo iſt es mir unmöglich, eine untheilbare Seele, ohne daß ſie einfach ſey, zu gedenken; ſo wenig ich mir einen Körper einbilden kann, ohne daß er in einem Raume ſey. Denn obgleich die Materie des Körpers in der Abſtraction, ohne den Raum, betrachtet werden kann: ſo muß ich doch bey einem wirklich vorhandenen Körper an beydes zugleich gedenken. Es kömmt mir beynahe eben ſo vor, als wenn man die Seele ohne den Körper betrachtet, für dumm; inſofern ſie aber mit demſelben verbunden wäre, für klug halten wollte: wie einige, gewiſſer Urſachen halber, angenommen haben.

Damit aber der Herr Verfaſſer nicht glaube, als wenn ich etwas ohne Grund annähme: ſo will ich die Urſachen anführen, wodurch ich bewogen werde, eine Seele nicht nur als untheilbar; ſondern zugleich als einfach mir vorzuſtellen. Die Gründe ſind folgende:

Nimmt man an, daß die Seele untheilbar ſey; ſo ſagt man in der That nichts anders, als daß die Seele ſich nicht zertheilen laſſe. Da nun einfache Dinge, von den zuſammengeſetzten darinnen unterſchieden ſind, daß ſie ſich nicht zertheilen laſſen: ſo folget, daß was untheilbar iſt, einfach; und was einfach iſt, untheilbar ſey. Wer ſo eine glückliche Einbildungskraft hat, daß er ſich ausgedehnte, d. i. lange, breite und dicke Subſtanzen, als untheilbar vorſtellen kann, dem will ich ſeine Geſchicklichkeit gar nicht beneiden. Iſt eine ſolche Seele kein

Staubmännchen, worüber der Herr Verf. ſo artig ſpaßet, ſo ſey ſie meinethalben ein Jé ne ſai quoi? ein Blictri, oder was man will. Wer die Lehre von den dreyen Dimenſionen der Körper aus der Geometrie gelernet hat, der wird am beſten wiſſen, ob das, was ausgedehnt iſt, auch theilbar ſey? Vielleicht hat des Herrn Verfaſſers Art zu ſtudiren, ihn auf dieſe deutlichen Begriffe nicht gelenket; dagegen er aber viel witzige und luſtige, auch hiſtoriſche und moraliſche Schriften, die allerdings ihren Werth auch haben, geleſen hat. Ein jeder hat ſeine Art von Verdienſten; und ich will dem Hrn. Verfaſſer die Seinigen gar nicht abſprechen. Nur ein ſo groſſes Buch hätte er wider meinen kurzen Auszug nicht ſchreiben dürfen; zumal da er die Sache ſelbſt, durch alles, was er geſaget, mehr verwirret, als ins Licht geſetzet hat. Ich ſchließe, damit die Leſer einigermaßen ſehen, daß ich auch etwas geleſen habe, mit folgendem:

Hi motus animorum, atque hæc certamina tanta,
Pulveris exigui jactu compreſſa quieſcent.

III.

Supplement pour la Deſcription des Courants magnetiques, in 4. p. 24 nebſt 5 Kupfertafeln.

Wir haben unlängſt den Hauptractat des nunmehr unlängſt verſtorbenen Herrn Bazin unſern Leſern bekannt gemachet;

chet; und auch dieſes Anhanges kürzlich zu erwähnen verſprochen. Wir halten unſer Wort. Dieß ſind Zuſätze und Einſchaltungen, auch zum Theile Verbeſſerungen des erſten. Der Herr Verf. erkläret bloß die fünf Kupfer, die ſoviel neue magnetiſche Verſuche in ſich halten; und dieſer Ordnung wollen wir auch folgen.

Die I. Figur, ſo dieſer Monath des Neueſten mittheile zeiget eine Kette von fünf Ringen weiches Eiſens, die an den Polen einer ſtälernen Platte hänget, die wie ein Hufeiſen gekrümmet iſt. Man weis ſchon, daß ein eiſerner Ring der an dem Pole eines Magnets hängt, einen andern, dieſer einen dritten, u. ſ. w. tragen kann, nach dem die Ringe ſchwer, und die Magneten ſtark ſind. Man weis auch, daß die magnetiſche Materie aus einem Ringe in den andern geht: aber man wußte bisher die Art und Weiſe nicht, wie das geſchieht, und wie der magnetiſche Strom um die Ringe läuft? Dieſes leget nun die erſte Figur vor Augen: und nach dem was wir eben ſchon von den erſten Verſuchen geſaget haben, wird man auch dieſen leicht verſtehen können; wenn man ſich nur erinnert, daß auch hier ein glattes Papier über den Ringen liegt, darauf man den Eiſenſtaub oder die Feilſpäne ſtreuet.

Die II. Fig. zeiget die Ringe in einer andern Lage innerhalb der ſtälernen magnetiſirten Platte. Hier zeiget ſich nun überaus ſchön und deutlich der wunderbare Lauf der magnetiſchen Materie, theils zwiſchen der krummen Platte und den Ringen, theils zwiſchen den Ringen unter ſich; theils eben,

wo der magnetiſche Wirbel entſteht. Hier kann ſich der Verſtand der Naturlehrer üben, die Geſetze der Bewegung überhaupt, mit den magnetiſchen Ausflüſſen in Vergleichung zu ſtellen: und ſie zu vereinigen.

Eben ſo hat der Herr V. in der III. Fig. die Ringe von außen um den krummen Stab herumgeleget, und auch dadurch neue Veränderungen in dem Fluſſe der magnetiſchen Materie entdecket, wie ſich ein jeder leicht vorſtellen kann. Der Ringe ſind funfzehn, deren beyde äuſſerſte unter die Spitzen des krummen Stabes zu liegen kommen.

Die IV. Tafel hält zwo Figuren in ſich, darinn ein liegender magnetiſcher Stalſtab vorgeſtellet wird, über welchem an einem horizontalen hölzernen Stabe zwölf eingefädelte Nähenadeln hangen. Dieſe Nadeln nun müſſen alle auf einerley Art an den Magnet geſtrichen ſeyn, ſo daß z. E. alle Spitzen ſich dem Nordpole nähern. Die Fäden müſſen ſo lang oder kurz ſeyn, daß die Spitzen der Nadeln den untergeſchobenen ſtälernen Stab nicht erreichen. Sobald man nun den Stab darunter ſchiebt, der zweyerley Polen hat: ſo werden die Nadelſpitzen auf einer Seite von ihrem freundſchaftlichen Pole angezogen; auf der andern aber weggetrieben werden.

Hiebey hat der Herr Verf. bemerket, daß, wenn man eine von dieſen Nadeln, mit einem Finger ſo anſtößt, daß ſie gleichwohl die nächſte Nadel noch nicht berühret, die benachbarten eben ſo eine Erſchütterung erhalten, als wie gleichgeſtimmte Seyten, deren eine mit dem Bogen geſtrichen wird. Es

ent-

frid, nebſt der Liebe zum Worte Gottes, auch die beſondere Liebe zu der deutſchen Sprache gleichſam eingepflanzt bekommen zu haben; denn von allen beyden ſind in dieſen Stücken annoch fürtreffliche Proben vorhanden. (*)

Ver-

Herrn M. Johann Chriſtian Jung-Johann im Jahr 1724. zu Jena unter dem Vorſitz des ſeeligen Doctor *Buddei* öffentlich vertheidiget worden, und gar wohl zu leſen iſt. Von den Verdienſten des *Hrabani* um die deutſche Sprache ſind wir willens dereinſt in dieſen Beyträgen ausführlich zu handeln, weshalben wir gegenwärtig davon nichts gedenken. Übrigens erinnert Herr M. Hofmann in einer eigenen Anmerkung gar wohl, daß der Anfangsbuchſtabe *H* in dem Worte *Hrabanus* mehr nicht als eine Anzeige der ſtarken, und mit einem vernehmlichen Hauch verknüpften Ausſprache, wie ſie ſo wohl vorzeiten bey den Franken und Alemanniern geweſen, als auch noch itzo bey einigen Einwohnern des oberſten Theils von Deutſchland gemein iſt, ſey; keines weges aber, wie ſich etliche bereden wollen, das lateiniſche Wort *Herus*, oder das deutſche Herr, andeute. Dieſes zu ſagen iſt ganz lächerlich; da man in den mittlern Zeiten gar öfters auch Namen der Städte und Oerter, und nicht allein der Perſonen zu Anfange mit einem *H* geſchrieben findet. Siehe oben das II. Stück p. 225.

(*) Wir meynen die Gloſſas latino-theotiſcas des *Hrabani*, welche ſo wohl in ſeinen zu Cölln an. 1626. fol. zuſammengedruckten Werken, als auch in des

Gol-

entſteht ſo ein kleines geſchwindes Beben unter allen dieſen Spitzen, daß es eine Luſt anzuſehen iſt; wie eine Nadel um die andere hin und her hüpfet. Hier meynet nun zwar der Verf. dieß käme daher, daß vieleicht die magnetiſche Materie aus der ſtälernen Platte in Spirallinien ſchöſſe: allein er beſinnet ſich nicht, daß alle Nadelſpitzen gegen einander feindlich ſind; ſo daß bey Annäherung der einen, die andre nothwendig weggetrieben wird, und alſo bald rechts, bald links fliehen muß.

Die V. Kupferplatte zeiget eben dieß Schauſpiel auf eine neue Art. Unter eben die aufgehangenen Nadeln ſchiebt er eine gekrümmte magnetiſche Stalplatte, wie die obigen waren. Da kann man ſich nun leicht vorſtellen, daß der Nordpol dieſer Platte die Hälfte der Nadeln an ſich ziehen; ihr Südpol aber die andre Hälfte von ſich treiben wird. Dieß geſchieht auch, ſo wie man es in Kupfer geſtochen ſieht. Nimmt man aber ungeſtrichene Nadeln, ſo werden ſie ohne Unterſchied von beyden Polen angezogen. Nachdem dieß aber einmal geſchehen, und ſie der Platte nahe gekommen, ſo haben ſie von nun an, eine Freundſchaft gegen dieſen, und eine Feindſchaft gegen den andern Pol. Dieß giebt vielerley Schauſpiele.

Schlüßlich füget der Herr V. einige Betrachtungen bey. Er iſt darauf gekommen, daß ſtarke Sturmwinde vieleicht die Ströme magnetiſcher Materie ſtören und hindern könnten. Er hat alſo in den obigen erſten Verſuchen das Papier an ſeinen vier Ecken an den Tiſch befeſtiget, und im Auf-

ſtreuen des Stalſtaubes, mit einen ſtarken Blasbalge unter das Papier blaſen laſſen. Allein der Feilſtaub hat ſich oben ſo ruhig in ſeine ordentliche Stellung geleget, als ob die Luft unter dem Papiere ganz ruhig geweſen wäre. Die übrigen müſſen wir der Kürze wegen übergehen. Der ganze Tractat aber iſt werth von Naturkündigern genau erwogen zu werden.

IV.

D. R. Cumberlands, geweſenen Biſchoffs von Peterborough, Origines Gentium antiquiſſimæ, oder Entdeckung der Zeiten von der erſten Pflanzung der Völker in verſchiedenen Gegenden, aus dem Engliſchen überſetzt von C. P. B. Magdeburg 1754. in 8.

1 Alph. 8 Bogen.

Der Ueberſetzer berichtet in ſeiner kurzen Vorrede, daß die ſchönen Entdeckungen, in Anſehung der Geſchichte der urälteſten Völker, und deren Verbreitung über den Erdboden, welche der Verfaſſer in dieſem Werke gemachet, ihn aufgemuntert haben, nicht nur daſſelbe zu überſetzen, ſondern auch in Zukunft mit einem andern etwas größern, das ſich von eben demſelben Verfaſſer herſchreibt, und gleiches Inhalts iſt, ein gleiches zu thun. Es iſt ſolches Sanchoniathon's Phœnician hiſtory, oder die aus dem erſten Buche Euſebii de Præparatione evangelica geſamt. Stücke von San-

Sanchoniatens phönicischer Geschichte, nebst deren Ergänzung aus des Eratosthenis Canonibus, und vielen historisch-chronologischen Anmerkungen, welche den Zeitraum von Erschaffung der Welt bis auf die erste Olympiade betreffen. Sowohl in diesem, als in vorhabendem Werke ist des Verfassers Absicht, die alte Zeitrechnung und Geschichte der ersten Völker aufzuklären, und die Zweifel, welche aus den Nachrichten heydnischer Geschichtschreiber, wider die Berichte Mosis und der übrigen göttlichen Bücher gemacht werden, aus dem Wege zu räumen.

Auf die kurze Vorrede des Uebersetzers folgt eine weitläuftigere desjenigen Engländers, welcher diese Origines aus den hinterlassenen Papieren des Bischofes gesammlet, zusammengestellet und ausgefertiget hat. Er heißt Payne. In derselben giebt er eine kurze Nachricht von dem Inhalte einer jeden von denenjenigen neun Abhandlungen, aus welchen dieses Werk besteht. Die erste betrifft das Geschlechtsregister der Könige in Edom, welches im 1sten Buche Mosis im 36 Cap. steht. Einige haben dasselbe für untergeschoben angesehen, andere haben daraus erweisen wollen, Moses sey der Verfasser derjenigen Bücher nicht, die ihm gemeiniglich beygelegt werden; und das darum, weil diese Könige lange nach seinen Zeiten müßten regieret haben. Der Verfasser sucht diese Meynung damit zu widerlegen, daß er behauptet, gedachte Könige wären nicht alle von einem Stamme gewesen, hätten auch nicht alle hintereinander, sondern viele zu

gleicher Zeit mit einander regieret *. Zur zweyten und dritten Abhandlung hat die Stelle im 5 Moſis 2, 23. Anlaß gegeben, da es heißt: Die Kaphtorim wären aus Kaphtor ausgezogen, und hätten die Aviin, die zu Hazerim wohnten, bis gen Gaza vertilget, und deren Land eingenommen. Es wird alſo unterſuchet, in welcher Gegend dieſe Völker gewohnet haben, und wer ſie eigentlich geweſen? zugleich die Uebereinſtimmung der Zeiten der Könige in Aegypten, Canaan und Seir in einer Tabelle vor Augen geleget, und deren Richtigkeit erwieſen. Die vierte Abhandlung macht eine Rechnung, wie viele Menſchen innerhalb 340 Jahren nach der Sündfluth könnten gebohren werden. Die Beweiſe des frühen Anfanges und der langen Dauer des aſſyriſchen Reiches ſind in der fünften und ſechſten Abhandlung enthalten. Sie widerleget des Marſhams Meynung, und behauptet des Kteſias Anſehen, welches durch deſſen fabelhafte Berichte gar ſehr in Verfall gerathen war. Die ſiebente Abhandlung betrifft die frühzeitigen Bepflanzungen Griechenlandes und Italiens. Die beyden letzten Abhandlungen ſind in lateiniſcher Sprache geſchrieben,

* Gleichwohl hat der berühmte Hr. D. und Prof. Chriſt. Bened. Michaelis in Halle ſchon 1733. de antiquiſſima Idumæorum Hiſtoria eine gelehrte Abhandlung drucken laſſen; darinn er nicht allein dieſe Stelle von dem Geſchlechtregiſter der idumäiſchen Könige, dem Moſes mit guten Gründen wieder zuſchreibt, und rettet; ſondern auch deutlich zeiget, daß ſelbige ganze Reihe von Königen bereits zu Moſis Zeiten, wenigſtens in ſeinen letzten Jahren, ſchon gelebet und regieret habe.

ben, und folglich in beyden Ausgaben, wir meynen die engliſche und deutſche, in derſelben mitgetheilt worden. Die eine iſt von den diis Cabiris, davon Guthberlet, ein gelehrter Frieſe, ein eigenes Buch geſchrieben. Die andere ſtellet diejenigen Geſetze vor, zu welchen die Patriarchen ſowohl vor, als nach der Sündfluth bis auf diejenige Zeit verpflichtet waren, als das moſaiſche Geſetz aufkam, welches allein das jüdiſche Volk verband.

Es iſt dem Verfaſſer, als einem Gottesgelehrten, nicht zu verdenken, daß er ſich bemühet hat, das Anſehen der hiſtoriſchen Bücher des A. T. zu retten, und den Widerſpruch zu heben, welcher ſich zwiſchen ihnen, und andern alten Geſchichtſchreibern hervorthut. Kann man ihm auch die Freyheit, die er ſich öfters genommen, aus einem Namen zween oder mehrere Menſchen zu machen, und hinwiederum zwey, drey oder mehrere verſchiedene Namen einem einigen Menſchen beyzulegen, verſtatten: ſo kann man verhoffen, daß er in Entwickelung einer ſo verwirrten Sache glücklicher, als andre mag geweſen ſeyn. Es ſteht aber dennoch bey dem Mangel tüchtiger Beweisſtücke, und der allzugroßen Entfernung der hier beleuchteten Zeiten von den unſrigen, noch dahin, ob er alle Leſer von der Erheblichkeit ſeiner Unterſuchungen, und von der Gewißheit ſeiner Muthmaßungen werde überzeuget haben. Die deutſche Schreibart könnte wohl etwas richtiger und fehlerfreyer geworden ſeyn: wenn ſich der Herr Verf. nach ſo vielen guten Muſtern heutiger Schriftſteller hätte richten wollen.

V. De

V.

De Ortu Regiæ dignitatis in Polonia, Recitatio Academica. Lipſiæ ex officina Joh. Frid. Gleditſchii 1754. in 4. P. 24.

Dieſe artige Schrift iſt zweyen durchl. Mitgliedern der arkadiſchen Akademie, Luſatio Argyræo, und Ermelindæ Thaleæ, von einem neuernannten Arkader, der ſich Criſſenius Beroenſis nennet, in einer zierlich geſetzten Anrede zugeſchrieben worden. Darinnen werden Selbige nach Verdienſte gerühmet, daß Sie, wie vormals die Götter der Heyden, ſich auch einer Schäfertracht nicht geſchämet; und bey ihrer glückſeligen Hoheit ſich auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu beſchäfftigen und zu beluſtigen geruhen.

Die Abhandlung ſelbſt iſt ſo abgefaſſet, wie ſonſt die akademiſchen Vorleſungen der hieſigen Profeſſoren zu ſeyn pflegen, die in hoher Gegenwart Ihrer königlichen Hoheiten, des durchl. Churprinzen und der durchl. Churprinzeſſinn gehalten worden. Sie mag wirklich in dieſer Abſicht aufgeſetzet worden ſeyn, wie der Herr Verf. in der Zuſchrift zu verſtehen giebt; ob ſie wohl nicht wirklich daran gekommen: ein Schickſal, ſo ſie mit vielen andern gelehrten Abhandlungen gemein gehabt.

Der Herr Verf. handelt darinn den Urſprung der königl. Würde in Pohlen, aus hiſtoriſchen Quellen ſehr zuverläßig ab. Er führet aus bewährten

Schrift-

Schriftſtellern an, daß ſchon Miecislaus, Herzog in Pohlen um das 997ſte Jahr vom Pabſte dem Königstitel geſuchet, aber nicht bekommen haben ſoll. Was der Vater nicht erhalten, das ward ſeinem Sohne Boleslav zu Theile; der ſich, gleiche Abſicht zu erreichen, an Kaiſer Otten den III. wandte. Dieſer that eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Adalberts, der zu Gneſen begraben lag, und als ein freywilliger Apoſtel der Preußen, von dieſem damals noch heydniſchen Volke erſchlagen worden war. Herzog Boleslav empfieng alſo den kaiſerlichen Gaſt mit aller Ehrerbiethung, und erwarb ſich dadurch bey demſelben die Königskrone.

Es war nämlich von den älteſten Zeiten her, die römiſch kaiſerliche Hoheit und Würde in ganz Europa ſo groß, daß nur von ihren Beſitzern Kronen ertheilet werden konnten. Schon Cäſar ertheilte dem markmanniſchen Herzoge Arioviſt den Namen eines Königes. Eben ſo hatten die Römer den Parthern, Aegyptern, Macedoniern und vielen andern Fürſten dieſe Würde zugeſtanden; ob ſie dieſelbe gleich vorhin ſchon geführet hatten. Und ſo haben auch nachmals die deutſchen Kaiſer den Fürſten in Armenien, Jeruſalem und Cypern, die königliche Würde beygeleget.

So war es denn kein Wunder, daß auch dem Herzoge in Pohlen Boleſlav, wegen ſeines überaus großen Ruhmes, dieſe Ehre wiederfuhr. Daß nun dem alſo ſey, bezeugen alle alte Geſchichtſchreiber, Radlubko, Dlugoß, Cromer, u. a. m. Selbſt

das

das Grabmal Königs Boleslavs, welches Lubieniezki, und Hartknoch anführen, beſtätiget es:

Hic jacet in tumba Princeps, glorioſa columba,
Chrobry tu es dictus ſis in æternum benedictus,
Fonte ſacro lotus, ſervus Domini puta totus,
Præcidens comam ſeptenni tempore Romam:
Tu poſſediſti, fortis velut athleta Chriſti,
Regnum Slavorum, Gothorum, ſeu Polonorum,
Cæſar præcellens a te ducalia pellens.
Plurima dona ſibi, quæ placuere tibi,
Huic detuliſti, quia divitias habuiſti.
Inclite dux! tibi laus ſereniſſime Boleslæ,
Perfido patre natus, ſed credula matre,
Viciſti terras, faciens bellum, quoque guerras:
Ob famam bonam tibi contulit Otto coronam.
Propter luctamen ſit tibi ſalus! Amen.

Nun iſt es freylich wahr, daß verſchiedene Gelehrte dieſe ganze That des Kaiſers, und erlangte Würde des Königs Boleslaus, in Zweifel ziehen wollen. Einige meynen nämlich, Pohlen hätte ſchon vor dem Boleslaus aus eigener Macht und Hoheit Könige gehabt; wie ein gewiſſer Schulz: der behaupten wollen, Pohlen ſey niemals dem Reiche unterwürfig und zinsbar geweſen; und Kaiſer Otto habe den Boleslaus nur zum Ritter geſchlagen. Andere berufen ſich auf den Dietmar von Merſeburg, der nichts von dieſer ganzen Begebenheit meldet. Dieſes Stillſchweigens Gültigkeit und Kraft nun prüfet der Herr Verfaſſer, und zeiget, daß es nichts

wider eine Sache beweisen könne, die durch soviel andre Gründe und Schriftsteller bestätiget wird.

Sonderlich zeigen die großen Geschenke des Königs Boleslaus, daß er eine große Wohlthat vom Kaiser empfangen haben müsse. Er gab ihm nämlich einen ganzen Arm des heiligen Adalberts: aber was galt der damals nicht? und dreyhundert Panzerknechte zu Pferde; begleitete ihn auch bis auf die Gränzen von Deutschland mit einem großen Gefolge. That er das umsonst?

Auch die andern Einwürfe erhebt der Herr Verf. sehr gelehrt. Ueberhaupt ist dieß Stück nicht nur mit einer schönen historischen Wissenschaft; sondern auch mit einer zierlichen Feder geschrieben.

VI.

Die ganze Aesthetik in einer Nuß,

oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale, und hirnlose Reimer zu schwingen ꝛc. ꝛc. von einigen demüthigen Verehrern der schraffischen Dichtkunst. 1754. in 8. 471 S.

Wir erwähnen dieses Buches nicht, um es unsern Lesern anzupreisen; wie gewisse falsche Propheten geweißaget haben; widrigenfalls wir es längst gethan haben würden. Es bedarf auch unseres Lobes gar nicht, nachdem es selbst von seinen Feinden, sattsam mit guten Zeugnissen

nissen versehen worden; und bereits in ganz Deutschland bekannt ist. Wir sehen uns nur genöthiget, zu Steuer der Wahrheit eine so unbillige als ungegründete Beschuldigung abzulehnen, die in der göttingischen gelehrten Anzeigen dieses Buch, unserm Hrn. Prof. Gottsched aufzubürden getrachtet.

Es ist ein seltsames Schicksal, daß man fast alles, was der heutigen ungeheuren Dichtkunst der Hexametristen zuwider ist, ganz allein ihm zur Last leget. Als daher vor ein Paar Jahren der Wurmsamen, ein Heldengedicht, herauskam; mußte es allenthalben heißen, Hr. Pr. G. wäre der Verfasser davon. Er schwieg still dazu, so unschuldig er an der Ehre dieser Erfindung war; indem er hoffete, daß der wahre Urheber derselben bald bekannt werden würde. Dieß geschah auch nachmals, und die vorige Lügen bestund wie Butter an der Sonne. Eben so hat man auch nachmals verschiedene andre Kritiquen und Nachahmungen dieser wurmsamischen Dichtkunst hin und wieder ihm Schuld gegeben: der doch weiter nichts dagegen geschrieben, als wozu er sich unter seinem Namen, in diesem Neuesten selbst bekannt hat. Nichts ist auch lächerlicher, als die Welt bereden zu wollen: In ganz Deutschland wäre kein Mensch weiter vorhanden, der an dieser neumodischen Poesie ein Misfallen hätte, als eben er. In Wahrheit! das hieße Geschmack und gesunde Vernunft in sehr enge Gränzen einschränken!

Nichts ist indessen mehr zu verwundern, als daß ein Zeitungsblatt, welches unter der Aufsicht, und

mit

Vermuthlich iſt er unmittelbar von Fulda nach Weiſſenburg gekommen; welches ein uraltes und von einem Fränkiſchen Könige Dagoberto (*) geſtiftetes Kloſter, Benedictiner-Ordens, im Elſaß iſt. Auf Lateiniſch wird es in dem Codice *Otfridi*, den die Käy-

---

Goldaſti Rebus Alamannicis Tom. II. fol. 64. f. ſtehen. Sein deutſches *Gloſſarium* über die ganze Bibel hat einſt der berühmte *Lambecius* zu Ambras, einem Tyroliſchen Schloſſe, unweit Inſprug, geſchrieben gefunden, und darauf dieſen trefflichen Codicem in die Käyſerliche Bibliothek gebracht. Er hat auch in den Commentariis de bibliotheca Vindobonenſi lib. II. Cap. V. p. 416. Hoffnung gemacht denſelben in den Druck zu geben; iſt aber darüber geſtorben.

(*) Da man in den Fränkiſchen Geſchichten drey Könige unter dem Namen Dagobertus antrifft, wie *Godofredus Henſchenius* in einem eigenen und gelehrten Werke, Diatribe de tribus Dagobertis genannt, und gedruckt zu Antwerpen 1655. 4. dargethan hat, ſo entſtehet billig die Frage, welcher denn unter ihnen der Stifter des Kloſters Weiſſenburg geweſen ſeye? *Henſchenius* gibt den Dagobertum II, Sigeberti Sohn, davor in gedachter Schrift an. Es hat ihn aber *Carolus le Cointe* in ſeinen Annalibus Francorum Eccleſiaſticis tom. III. p. 163. f. nachdrüklich wiederleget, und gewieſen, daß dieſe Ehre Dagoberto I, Chlotarii Sohn, gebühre, der es bald nach dem Antritte ſeiner Regierung ums Jahr DCXXII. aus Andacht geſtiftet, und dem heiligen Petro und Paulo gewidmet; womit auch *Mabillon* übereinſtimmet.

mit Genehmhaltung einer königlichen Societät der Wiſſenſchaften gedrucket wird, eine ſo ungegründete Beſchuldigung, die vorhin nur ein ſchleichendes apokryphiſches Gerücht geweſen, deſſen Urheber keinen Namen gehabt, gar durch ihre gedruckte Autorität canoniſiren wollen. Wer ſollte ſich dieſe Ungerechtigkeit, dieſe Beleidigung, oder, damit wir nichts gar zu hartes ſagen, dieſen Mangel der Behutſamkeit, wohl von einer ganzen Geſellſchaft gelehrter Männer vermuthet haben, die gleichſam einen Areopagus der Wiſſenſchaften vorſtellen wollen? Hat es mit der Sicherheit der übrigen Nachrichten die in den göttingiſchen gel. Anzeigen vorkommen, bisweilen keine beſſere Bewandtniß: ſo ſieht es gewiß mit der Aufſicht dieſer königlichen Geſellſchaft ſehr ſchlecht aus. Denn, nichts iſt jemals falſcher, ungegründeter und ungereimter geweſen, als daß Herr Prof. Gottſched der Urheber des neologiſchen Wörterbuches ſey.

Und 1) zwar betheuert er, der Wahrheit nach, aufs redlichſte, daß er die meiſten von denen darinn excerpirten Gedichten gar niemals geleſen. So hat er z. E. den Nimrod kaum einmal im Buchladen in Händen gehabt; die Sündfluth kaum flüchtig durchblättert; den Noah gar nicht geſehen: und ſo auch die andern patriarchaliſchen Gedichte nicht geleſen. Selbſt den Meſſias hat er niemals ganz, ja kaum ein ganzes Buch davon hintereinander leſen können: wovon die Urſache leicht zu errathen iſt. Wie ſollte er nun die Geduld gehabt haben, alle dieſe, und noch mehrere Werke von der

Art, so sorgfältig zu excerpiren, einen Ueberguß darüber zu machen, und alles in Ordnung zu bringen?

2) Hat Herr Pr. G. zu dergleichen mühsamer Arbeit auch gar keine Zeit zu verschwenden gehabt. Außer seinen akademischen Arbeiten hat er einen starken Briefwechsel; er arbeitet an seiner Geschichte der deutschen Sprache; und hat außerdem, seit ein Paar Jahren, auch seinen Kern der Sprachkunst, seinen Batteux, und die Vorübungen der Redekunst, nebst einer neuen verbesserten Ausgabe des Kerns der Sprachkunst geliefert. Bey dem allen hat er auch vorm Jahre eine Reise von zwey bis drey Monathen gethan, und dieß Jahr einen Band von der Gesellsch. der fr. Künste ans Licht gestellet: welches ihm gewiß keine müssige Stunden übrig gelassen, auf ein so mühsames Wörterbuch zu verschwenden.

3) Ist auch die ganze Art zu denken und zu schreiben, die in diesem Wörterbuche von einem Ende bis zum andern herrschet, ihm niemals eigen gewesen. Man kann sich dabey sicher auf alle seine Schriften berufen, die er seit 30 Jahren herausgegeben. Von diesen allen muß derjenige gewiß nichts gelesen haben, der ihm dieß neue Buch schuld geben will: wie billig wird aber alsdann sein Urtheil seyn können? Er ist überhaupt zu bittern Kritiken gar nicht geneigt; und selbst in denen Fällen, da sie an ihm am leichtesten zu entschuldigen gewesen seyn würden, (quia vim vi repellere licet) hat er sich mit glimpflichen Antworten, oder mehrentheils gar

mit

mit Stillschweigen und Verachtung solcher Schmähschriften gerächet. Auch itzo giebt er dergleichen Beyspiele noch, und beschämet damit seine Lästerer, die ihn so ungesittet, als ungerecht, über ein fremdes Verschulden angreifen.

Endlich 4) erkläret er auch hiermit nochmals, wie er schon in den hiesigen gelehrten Zeitungen gethan: daß er mit dem neologischen Wörterbuche, so wie es da liegt, nicht zufrieden ist. Ein solches Werk hat er zwar gewünschet, als der Abt desFontaines im Dictionaire neologique geliefert. Dieß war fein, und durchgehends ironisch; dieß deutsche aber ist sehr davon abgewichen, und hat viel swiftische Kunstgriffe angewandt, die nicht nach seinem Geschmacke sind. Indessen läßt er einem jeden Scribenten, so wie den Hexametristen, ihre Weise; und glaubet, der unbekannte Verfasser, werde sich schon zu vertheidigen wissen; so wie er ohne Zweifel auch allmählich bekannt werden dörfte. Aber was für eine Genugthuung wird alsdann die Gött. gel. Zeitung einem unschuldig angeschwärzten Gelehrten geben; gegen den sie, aus einer unverdienten Rachsucht, beynahe alle Dichter und Redner von Deutschland, auch solche, die der Herr Pr. G. wirklich hochschätzet, aufzuhetzen gesuchet hat?

Uebrigens da es dem Hn. Pr. G. eben so geht, wie es dem Boileau zu seiner Zeit in Frankreich gieng, daß alle schlechte Schriftsteller Pasquille auf ihn regnen lassen: so wünschen wir ihm auch eben die Gemüthsart dieses großmüthigen Dichters; der jede neue Schmähschrift, als einen neuen Edelstein in der

Krone ſeiner Ehren, mit Lächeln anſah, und ſie jedermann zu leſen gab. Wir haben Urſache zu glauben, daß er eben ſo geſonnen, ja noch gelaſſener ſey; da er nicht einmal mit bittern Sinngedichten um ſich wirft, wie doch jener that. Indeſſen ſcheint ihm Opitz täglich ins Ohr zu rufen, was er damals ſeinem Zinkgräf ſchrieb:

Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben!
Kein Vers vom Bavius, und Mävius iſt blieben:
Der Venuſinerſchwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf! nur den edeln Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt, die Finſterniß beſiegen,
Die deutſcher Reden Zier bisher verdunkelt hat.
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine Statt,
So blühen ſie gleichwohl! Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Der Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn.

VII.

De Aqua virgine, Proluſio; qua Orationibus quorundam Chriſtianeo Academico valedicturorum, præludit D. Ge. Chriſtianus Maternus de Cilano, Phil. Nat. Med. & Antiquit. Prof. P. Acad. Nat. Cur. aliisque adſcriptus. Altonæ ex Off. Burmeſt. in 4.

Wir haben den Inhalt dieſer gelehrten Einladungsſchrift oben vor den Titel geſetzet, ungeachtet ſelbiger nur inwendig angegeben worden: De Aqua virgine, ingenti ædilitatis opere Marci Agrippæ. Es iſt bekannt, welch eine Pracht die alten Römer in ihren öffentlichen Anſtalten, in Prachtkegeln, Pyramiden, Schwiebbogen, Tempeln, Bädern, Schaubühnen, Cloaken oder Gaſſenſchleußen, ſonderlich in den Waſſerleitungen gewieſen haben. Der Herr Verf. führet hievon die vornehmſten Schriftſteller an, dabey wir uns nicht aufhalten können.

Zu dieſer Abh. hat ihm ein Studirender Anlaß gegeben, der von einem Orte nach Altona gekommen, wo er von römiſchen Alterthümern noch mit keiner Sylbe etwas gehöret hatte. Dieſer gerieth auf den 83ſten Brief des Seneca, deſſen Anfang ihm vortrefflich gefiel. Als er aber folgende Worte fand: Ille tantus pſychrolutes, qui Kalendis Januariis in Euripum ſaltabam, qui anno novo, quemadmodum legere, ſcribere, dicere aliquid, ſic auſpicabar in virginem deſilire, primum ad tiberim transtuli caſtra &c. Hier blieb er ſtecken, und erzürnte ſich nicht wenig, daß ein Philoſoph, wie Seneca, ſeines Bedünkens, ſo was Unanſtändiges zum Neuenjahre habe vornehmen wollen; ja ſelbiges auch ſchriftlich zu melden, ſich nicht geſchämet. Unſer wohlmeynender Lehrer erklärte ihm nun zwar alle Schwierigkeiten dieſer Stelle, nahm ſich aber vor, eheſtens dieſe römiſche Jungfrau zu be-

ſchreiben, in quam deſilire nec conſuli indecorum, nec philoſopho inhoneſtum fuit unquam.

Die alten Römer haben nichts von den Waſſerleitungen gewußt. Rom hatte ſchon 441 Jahre geſtanden, und war noch immer mit dem Waſſer der Tyber, und einiger Quellen und Brunnen in ſeiner Ringmauer zufrieden geweſen. Allein der wachſende Reichthum machte ſeine Einwohner wollüſtig: und es kam ihrer Schwälgerey ſehr angenehm vor, wenn ſie ſich nach einer guten Mahlzeit und einem Rauſche in warmen und kalten Bädern erquicken konnten. Dazu mußte man nun mehr Waſſer haben. Erſtlich zwar ließ man es weit herzuführen. Nachmals ſuchte man außer der Stadt Quellen, und bemühte ſich, ſelbige in die Stadt zu leiten. Appius Claudius, der die prächtige appiſche Straße angeleget, war auch der erſte, der es verſuchte, ein ſolches Waſſer in die Stadt zu leiten, als er im 442ſten Jahre Roms Cenſor war: dieß wurde auch das appiſche Waſſer genennet, und ſeine Leitung war anfänglich von der Quelle bis zu den Salinen 11190 Schritte lang, ſodann gieng ſie unter der Erde 11130 Schritte; endlich ward ſie auf Bogen bis ans Capeniſche Thor noch 60 Schritte weit geführet.

Was nun das ſogenannte Jungferwaſſer anlanget, ſo zählet Frontin ſelbiges unter neun Waſſern als das ſechſte; und Marcus, Auguſts Eidam, hat ſelbiges, als Aedilis, in die Stadt geleitet. Frontin und Plinius (Hiſt. Nat. L. 36. c. 15.) bezeugen dieſes. Des letzten Stelle hebt ſo an:

Agrip-

Agrippa in ædilitate ſua, adjecta *virgine aqua*, cæteris corrivatis atque emendatis, lacus ſeptingentos fecit, præter aquas ſalientes centum quinque. u. ſ. w.

Der fons virginis, oder die Jungferquelle entſprang nicht weit vom Herculaneo, auf Luculls Landgute. Den Namen hat ſie von einem Mägdchen bekommen, welches denen Soldaten, die Waſſer ſucheten, einige Adern gewieſen; die aber, als man nachgegraben, eine große Menge Waſſers gegeben. Zum Andenken der Sache bauete man eine Kapelle, und malete eine Jungfer hinein. Caſſiodor ſaget, dieß Waſſer ſey, ſeiner Reinigkeit wegen, ſo genennet worden, weil es niemals trübe geworden.

Nun muß man ſehen, wie Seneca in die Jungfer ſpringen können, in der Abſicht, ſich zu baden. In den finſtern Waſſergang zu kriechen, wäre keine Luſt geweſen; und die Quelle ſelbſt, war viel zu weit von Rom. Frontin belehret uns alſo davon, wenn er ſchreibt, es wären unter dem Namen der Jungfrau, eine Menge Waſſers, (Quinariæ ducentæ) vor die Stadt geleitet worden; die übrigen 2304 Quinariæ aber wären in der Stadt vertheilet worden. Was Quinariæ ſind, misgönnen uns alle lateiniſche Wörterbücher, auch ſo gar die Theſauri. Der Hr. Verf. lehret aber, eine bleyerne Waſſerröhre habe ſo geheißen, wenn ſie aus Platten gemachet worden, die zehn Schuh lang, und fünf Zolle breit geweſen. Wenn dieſe nun rund zuſammen gebogen, und gelöthet worden,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 19143/068

hätten ſie einen Zoll und ſiebentehalb Linien pariſer Maaß im Durchmeſſer gehabt.

Ferner muß man wiſſen, daß Seneca in ſeinem Hauſe Bäder gehabt, deren Röhren aus dieſer aqua virgine Waſſer bekommen. Daher war es ihm nun leicht, am erſten Tage des Jahres hinein zu ſpringen. Der Herr Verf. beweiſt ſolches aus dem Vitruv und Olympiodor, deſſen Stelle beym Photius vorkömmt; wobey er auch von der römiſchen Gewohnheit zu baden, ſattſame Zeugniſſe anführet. Z. E. Martials 51 Epigr. des XI. B.; und aus dem Artemidorus, daraus man ſieht, daß einige vor Tiſche, andre nach der Tafel gebadet haben.

Soviel mag von dieſer gelehrten Schrift dießmal genug ſeyn, deren Herr Verfaſſer ſich, als einen gründlichen und beleſenen Alterthumskundigen erwieſen; der auch ſelbſt eine Schreibart in ſeiner Gewalt hat, die nach dem güldenen Alter ſchmecket. Wir haben noch eine Einladungsſchrift von ihm in Händen, de anniverſaria Romanorum Februatione. Allein weil ſie ſchon von 1749 her iſt, ſo gehöret ſie nicht mehr unter das Neueſte. Wir wünſchen indeſſen öfters etwas von einem ſo gelehrten Manne zu leſen zu bekommen; der Anmuth und Beleſenheit verbindet, und ſeine Leſer von den ſchönen Wiſſenſchaften durch keine fürchterliche Schreibart abſchrecket.

VIII. Vor-

VIII.

Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauche der Gymnasien und gröſsern Schulen entworfen von Joh. Christ. Gottscheden. Leipz. bey Bernh. Christ. Breitkopfen 1754. in 8. 15 Bogen.

Man hat dem Hn. Prof. G. seit geraumer Zeit angelegen, einen Auszug aus seiner ausführlichen Redekunst zum Gebrauche der Schuljugend aufzusetzen: und da er sich dazu nicht entschlossen, so sind verschiedene andere gelehrte Männer damit hervorgetreten. Allein hier entdecket derselbe seine Meynung: daſs nämlich mit einem Auszuge aus seiner gröſsern Redekunst, der Schuljugend wenig gedienet sey. Es ist nämlich dieselbe so wie Aristotels Rhetorik, und Quintilians Institutiones, nicht für Knaben, sondern für erwachsene Leute, die auf Akademien schon mit der Philosophie und andern Wissenschaften bekannt geworden, geschrieben. Diese haben denn auch schon eine reichere Erfindungs- und reifere Urtheilskraft; ohne welche ein Redner nichts tüchtiges machen kann. Alles dieses aber fehlet auf Schulen, es müſsten denn akademische Gymnasia seyn: die der Herr Prof. G. hier ausdrücklich ausnimmt.

Er meynet also, für die Schuljugend müſsten nur sogenannte Progymnasmata, d. i. Vorübungen der Beredsamkeit geschrieben werden: dadurch ihr Witz, und ihre Feder vorbereitet würden, dereinst

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 19116/041

auf hohen Schulen, die groſse Beredſamkeit zu faſſen. Er beruft ſich dabey auf des alten griechiſchen Schullehrers Theons, auf Quintilians und Apthons Zeugniſſe; die in der That verlangen: man ſolle die Jugend noch nicht Reden machen, ſondern Fabeln erzählen, etwas loben oder tadeln, etwas beſchreiben, eine fremde Perſon ſpielen, eine Frage beantworten, etwas beweiſen oder widerlegen, einen Lehrſatz umſchreiben, oder eine Chrie machen lehren. Dieſes hält er nun für diejenigen Uebungen, wodurch die Jugend ſchon auf Schulen, in der Feder geübet werden kann, ehe ſie noch die Regeln der völligen und ernſthaften Beredſamkeit, mit rechter Einſicht zu faſſen und auszuüben im Stande iſt.

Gleichwohl hat er geglaubet, daß es nöthig ſey, allen dieſen beſondern Vorübungen, gewiſſe allgemeine Anweiſungen, zu einer guten Schreibart voran zu ſchicken: damit Jünglinge, die darinn verſäumet worden, hernach nicht erſt auf Univerſitäten die Fundamenta ſtili lernen dörfen; wenn ſie billig ſchon die ſtarke Speiſe der Redekunſt genieſſen ſollen. Er handelt alſo in etlichen Hauptſtücken von Wörtern und Redensarten, von Tropen, von Perioden, von Figuren, von der Schreibart und ihren Arten, auch ihren Fehlern und Tugenden: inſoweit als junge Knaben dieſe Lehren faſſen können; wenn ſie auf den obern Claſſen ſchon etwas von einer Logik gehöret haben. Man muß alſo nicht glauben, daß man auch Quartaner und Tertianer mit dieſen Vorübungen beſchäfftigen könne. Es gehören ſchon geübtere Sinne dazu, wenn man ſelbſt etwas auf-

ſe-

setzen soll; was nicht aus einem Wörterbuche ängstlich zusammen geschrieben worden. Er giebt dabey Lehrern gute Anschläge, wie sie der Jugend alles erleichtern sollen; und bedienet sich mehrentheils der biblischen, als der deutlichsten und bekanntesten Beyspiele der Schreibart.

Die besondern Vorübungen enthalten hierauf alle obigen Kunstgriffe der Alten, junge Leute zum Reden und Schreiben geschickt und beherzt zu machen. Nichts ist leichter und angenehmer, als Fabeln und Historien zu erzählen: davon ließen jene die Jugend anfangen; und hier folget ihnen Herr Pr. G. Er giebt verschiedene prosaische und poetische Exempel, schlägt auch andre mehr zu Uebung vor. Bey den Beschreibungen, die alsdann folgen, giebt er auch Regeln und Vorschläge, nebst etlichen ausgesuchten Exempeln, die jungen Leuten eine Lust machen können; und mehrentheils aus den alten Griechen und Römern genommen sind. Eben so hält ers beim loben und tadeln, indem er lehret, was, und wie man loben und tadeln soll. Es folgen die Vergleichungen gewisser Dinge, die sich zusammen schicken; wo allerley Exempel vorkommen, die jungen Leuten angenehm und lehrreich seyn können. z. E. Opitz wird mit dem Ennius, der Kanzler Wolf mit dem Aristoteles; die Franzosen werden mit den Griechen, und die Deutschen mit den Römern verglichen.

In den folgenden Hauptstücken werden die übrigen oben erwähnten Kunstgriffe der Alten gelehret, und mit auserlesenen Beyspielen aus fremden und

neu-

neuern Geschichten, und Gedichten, auch Rednern erläutert; wobey wir uns nicht aufhalten können. Nur ein Hauptstück hat der Herr P. noch hinzugefüget, wovon die Alten in ihren Vorübungen nichts haben. Es ist eine kurze Anweisung zum Briefschreiben; die jungen Leuten auch auf Schulen schon sehr nützlich ist, weil nicht alle zum Studiren kommen, sondern zum Handel, zur Schreiberey, auch wohl zu andern Künsten genommen werden; wo sie doch einen vernünftigen, obgleich nicht spitzfindigen und überwitzigen Brief müssen schreiben können. Auch hier fehlet es an Exempeln nicht, die jungen Leuten zu Mustern und zur Uebung dienen können.

Aus dem allen sieht man denn wohl, daß dieß kleine Buch ein nützliches Schulbuch wird abgeben können; und daß Leute, die dadurch zu den rhetorischen Vorlesungen akademischer Lehrer vorbereitet worden, hernach weiter kommen werden, als wenn sie schon auf Schulen sich einbilden lassen, die ganze Beredsamkeit bey allen 4 Zipfeln ergriffen zu haben. Diese bleiben insgemein Stümper und Saalbader; und von ihnen heißt es freylich; wie Herr P. G. in der Vorrede saget: multi ad veram eloquentiam pervenissent, nisi se jam perveniſſe putassent. Weit gefehlt aber, daß selbiger Deutschland viel große Redner absprechen sollte; so glaubet er nur: daß es noch weit mehrere haben könnte, wenn lauter wohl vorbereitete Leute auf Universitäten kämen, und daselbst erst die Regeln eines Cicero und Quintilian recht verstehen und ausüben lernten. Und was wäre es endlich für ein Verbrechen, wenn gleich jemand

mit

mit dem jüngern Plinius geſtünde: ſe non contentum eſſe eloquentia ſeculi ſui; zumal, da itzo eben ſowohl eine gefirnißte und gedrechſelte Schreibart einreißt, als zu Plinii Zeiten, und zwar zu ſeinem größten Misfallen, ſich hervor that.

IX.

Soliloque, a l'occaſion de la Mort prématurée de Mr. de Hagedorn, decedé à Hambourg le 28 d' Octobre 1754. A Vienne chez Jean Thomas Trattner, Imprimeur & Libraire de LL. MM. Imper. & Royal. 1754.

Dieſes treffliche Stück hat der berühmte königl. däniſche Conferenzrath Herr von Bar, der ſich itzo ſeiner Angelegenheiten halber, ſeit etlichen Monathen in Wien aufhält, ſeinem ſel. verſtorbenen Freunde gewidmet. Seine Gedanken ſind nicht nur voller Geiſt, ſondern auch voller Regungen eines edlen und wohlgeordneten Herzens. Er betrachtet bey dem Grabe eines Freundes, den Tod ſelbſt, der ihm gleichſam auch ſchon zu winken ſcheint. Viele unſrer Landsleute haben ſich ſo ſehr in des berühmten Dr. Youngs, Night-Thougts verliebet; daß ſie glauben, es könne nichts ſchöners geſchrieben werden. Wir erſuchen ſie, unſerm Dichter und Landsmanne mit gleicher Aufmerkſamkeit nachzudenken, und hernach zu ſagen: ob der Engländer viel voraus habe?

SOLI-

SOLILOQUE.

Ne ſuis je né, grand Dieu! que pour pleurer ſans ceſſe
Les Amis les plus chers, qu'on puiſſe s'acquérir?
N'obtiendront ils jamais, pour prix de leur tendreſſe,
Que la fortune de mourir?
A plaindre plus qu'eux tous, je dois pleurer encore
L'illuſtre de HAGEDORN, mon fils & mon rival;
Il a vu ſa derniere aurore,
Et j'ai prévu ce jour fatal.
Oui, mon Anacreon, mon Phédre, mon Horace,
Qui, Pope & Métaſtaſe & Voltaire pour moi,
Me donnoit chaque jour rendez-vous au Parnaſſe,
Me force, ô triſte Young! a chanter comme toi *.
Que la Mort ſoit ma Muſe, & m'enferme en ſon Temple!
Sépulcres, ouvrez vous, montrez moi vos horreurs,
Pour glacer tout mon ſang, ſouffrez que je contemple,
Que j'embraſſe vos Morts, arroſés de mes pleurs.

Rece-

* Edouard Young, Poëte Anglois, s'eſt diſtingué par des Chants Lugubres, extrémement touchants & forts. La mort d'un grand nombre d'amis, & ſur tout d'une aimable Amie, a fait naitre ſes *Complaintes* & *ſes Nuits*, qu'on ne ſcauroit lire, ſans tomber dans une douce melancolie.

Recevez de ma bouche impure,
Cadavres! le baiſer de paix,
Plus je ſens frémir la Nature,
Et plus parmi vous je me plais.
Rien ne repugne, tout m'enchante,
Squelettes! que j'aime a vous voir!
Voulez vous remplir mon attente?
Inſpirez moi le deſéſpoir.
Apparoiſſez, Ombres ſacrées!
Raſſemblez vous autour de moi,
Vous ſerez encore adorées,
Je vous porte mon cœur, ſaiſi d'un tendre effroi.
Il palpite, il ſoupire, il rompt ſeul un ſilence,
Où tout parle aux vivants le langage des morts,
Dans la nuit du Trépas, où repoſent leurs Corps,
Ne puis-je me plonger, ô ſainte Providence!
Eſt il vrai, juſte Dieu! que le foible Mortel,
Qui ſe donne la mort, perit en Criminel;
Avant le terme échu, payer à la Nature
Le tribût qu'on lui doit: eſt ce lui faire injure?

C'eſt l'outrager ſans doute, & le Sot du Vieillard
Eſt de gémir en deuil, & de mourir trop tard.
Ne vivant qu'à ce prix en cet onziéme Luſtre,
La Liſte de mes Morts ne ſcauroit qu'être illuſtre;
Heureux encor, heureux, ſi je puis m'aſſeurer,
Que pleurant HAGEDORN, je n'ai plus a pleurer.

A l'Ami-

A l'Amitié la plus ſincére,
Je dûs ce digne Fils, dont le nom immortel
Peut immortaliſer le pere,
Qui voudroit lui pouvoir ériger un autel.
Du Fils, dont j'attendois ma lugubre Epitaphe,
Dois-je enfin devenir le tendre Biographe?
Au ſouhait de touts les Savants,
Si je peignois ce beau Génie,
Je ferois, quel honneur! au goût de ſa Patrie,
Mais je ferois auſſi la Satire des Grands.
Sans eux, & loin des Cours, Mecéne en ſa retraite *,
Il cachoit ſes Talents, & les rendoit plus chers.
Il ne publioit que des vers,
Où le Sage enjoué ſurpaſſe le Poëte.
Quel Sacrificateur au Temple de Comus!
Il y portoit, ſans fiel, tout le ſel de Momus,
Aimable en ſes écarts, aimable en ſes caprices,
De *Timon* Miſantrope il eut fait les delices.

Tou-

* Le celebre Mr. de Hagedorn ſans connoitre un Auguſte, faiſoit le petit *Mecéne*. Sans fortune & ſans protection, il protégeoit des Savants ſans fortune. Il en faut citer un exemple: Sçachant. que le fils d'un païſan Saxon reduit à la mendicité, marquoit du génie, & même quelque talent pour la Poëſie *, il le prit ſous ſa Protection. Sans l'avoir jamais vû, il le fit étudier en Théologie, à l'academie de Leipſic, & le jeune Païſan, aujourd'hui Miniſtre Lutherien. ſe trouve fort a ſon aiſe.

* Wir hatten die Proben deſſelben zuerſt im neuen Büchersaale II. B. 450 S. bekannt gemachet und angeprieſen.

Toute fois plus ſavant que nos Savans fournois,
Dans les jardins de la Lecture,
Il ſçavoit goûter à la fois
Toutes les voluptés de la Littérature.
Son Eſprit tranſcendant, toujours vif & nouveau,
Un jour ſera depeint peut-être;
Quelle ſera la main de maitre,
Qui nous peindra ſon cœur encor plus grand, plus beau?
Si des vipéres orthodoxes
Sur ce candide Cœur ſouffllent des Paradoxes,
Le Schisme le declare, en nous vantant ſa fin,
Chrêtien ſelon Luther, Chrêtien ſuivant Calvin †.

Du

† Mr. Zimmermann, Miniſtre Lutherien, & Mr. Murrai, Miniſtre Anglican, tous deux amis intimes du deffunt, onte eté extrémement edifiés, par la belle fin de ce Chrêtien-Philoſophe, emporté par une Hydropiſie, à l'age de 47. ans.

* M. la Baronne d'Oberg, née Baronne d'Alefeld, qui joint à toutes les vertus de Sexe, tant de vertus du notre, a toujours honoré de ſon eſtime l'illuſtre M. de Hagedorn. Ce fut avec une douleur extrême, qu'elle apprit le triſte Etat de ſa Santé. A ſa mort, elle daigna verſer des Larmes, qui valent plus que les monuments les plus ſuperbes. Il ſera conſolant, pour les Amis du Deffunt, d'apprendre qu'il a eté pleuré par la Vertu même.

Du Siecle profaique, & fait pour les Chicanes,
N'attend point, ô mon Fils! le moindre Monument.
Apprens, à l'honneur de tes Manes,
Le Sort de ton dernier moment:
Sur le tombeau d'Achille, à la gloire d'Homere,
Le Vainqueur des Perſans verſa des pleurs d'orgueil;
Cher Hagedorn! ſur ton Cercueil,
La vertüeuſe OBERG verſa des pleurs de mere!

XI.

Aug. Gottlob Koltzii, Juventutis nobilis in Aula Ser. Princ. Serveſtani, Informatoris; de Veterum Latinorum Lectione & de ſtilo Eutropii Tractatus duo. Cum præf. Jo. Aug. Köſelitzii L. A. M. Sub. Diac. Serv. & Societ. Jenæ & Lipſ. Socii. Vitenb. & Serv. in offic. Zimmermann. 1754. in 8.

p. 88.

Der geſchickte Herr Koltitz, der hochfürſtl. Edelknaben zu Zerbſt, ordentlicher Lehrer, hat ſich bisher ſchon durch verſchiedene artige Schriften, ſonderlich, durch eine wohlgeſetzte deutſche Lobrede, auf den hochſeligen Fürſten von Zerbſt hervorgethan. Itzo zeiget er öffentlich, daß er nicht nur in ſeiner Mutterſprache, ſondern auch in der lateiniſchen ſtark und geübet ſey.

Der

Der Hr. Hofdiaconus, M. Köselitz, merket dieſes in ſeiner freundſchaftlichen Vorrede, als einen Umſtand an, der diejenigen widerlegen könne, die insgemein die Liebhaber ihrer Mutterſprache bloß für deutſche Michel, wie ſie zu reden pflegen, ausgeben: das heißt, ſie für unfähig halten, etwas lateiniſches zu ſchreiben. Iſt jemals ein ſolcher Vorwurf lächerlich geweſen: ſo iſt ers zu unſern Zeiten; da wir mehr als einen großen Mann aufzuweiſen haben, der in beyden Sprachen gleich ſtark iſt. Und geſetzt endlich, daß jemand, der auch das Latein gar wohl verſteht, und ſchreiben kann, dennoch lieber und mehr in ſeiner Mutterſprache ſchriebe: wäre denn dieſes eine größere Sünde, als die Plautus, Terenz, Lucrez, Varro, Cicero, Virgil, Livius, Ovid, Horaz, Salluſt, Seneca, Quintilian und Plinius begangen; die, als lateiniſche Michel, auch das Griechiſche zwar kannten, laſen und liebten; aber gleichwohl lauter lateiniſche Bücher, Gedichte, Reden und Briefe ſchrieben? Ja, ſind nicht alle ältere griechiſche Schriftſteller noch in weit genauerm Verſtande, für griechiſche Michel zu halten geweſen; da ſie größtentheils gar keine andre Sprache gekönt, als ihre Mutterſprache: ein Vorwurf, den man gewiß blutwenigen deutſchen Schriftſtellern wird machen können. Ein Michel geht alſo gegen den andern glücklich auf: und es würde faſt noch ſchimpflicher ſeyn, heute zu Tage ein lateiniſcher Michel zu ſeyn; d. i. ein ſolcher lateiniſcher Wortgrübler und Sylbenheld, der in ſeiner eigenen Landesſprache nicht drey Zeilen ohne Schnitzer zuwege

Käyſerliche Bibliothek verwahret, *Wizanburgum* (*) ſonſt aber auch Leucopolis, album caſtrum und Wiſſenburgum oder Wyſſenburgum genennet, und liegt am Fluß Lauter, lateiniſch Luthara. Damals war es vor den meiſten Klöſtern in Deutſchland, wegen der Menge der darinn Studierenden, deren die fürnemſten Bernhard Herzog in ſeiner Elſaſſiſchen Chronik (**) angeführet, in groſſem Ruf und Anſehen. Dieſer Herzog hat auch ſonſten bey nahe unter allen Scribenten am fleiſſigſten die Geſchichte von Weiſſenburg in gedachtem Buche vorgetragen; ob er es gleich darinn verſtoſſen, daß er unſern Otfrid *Ottonem* geheiſſen. Mit ihm iſt aber auſſer dem allerdings *Carolus le Cointe* (***) zu vergleichen, der fürnemlich die Geſchichte der Stiftung dieſes Kloſters gar genau unterſuchet hat; gleichwie man auch bey *Bruſchio* (*) und *Bucelino* ein Regiſter aller Weiſſenburgiſchen Aebte antrift. Es iſt endlich unter dem leßten Abt Rüdiger im Jahr 1526. ſeculariſirt worden. Unſer Autor gedenket beyläuffig noch einiger anderer Oerter dieſes Namens, dabey wir uns aber itzo nicht aufhalten.

Wie lange Otfrid zu Weiſſenburg verblieben, ſin-

(*) *Lambecius* de Bibl. Vindobonenſ. lib. II. cap. V. p. 415.

(**) Herzogs Elſaſſiſche Chronik lib. X. p. 177. edit. Argent. german. 1592. fol.

(***) *Le Cointe* am erſt angeführten Orte.

(*) *Caſpar Bruſchius* in Chronolog. monaſteriorum Germaniae praecipuorum, Ingolſtadt 1551. fol. und Sulzbach 1682. 4. *Gabriel Bucelinus* in German. ſacr. & profan. Augſpurg 1655. fol.

zu bringen, geſchweige denn zierlich und angenehm zu ſchreiben wüßte.

Der Herr Hofdiac. begegnet noch einem andern Vorurtheile, da, ſonderlich in Hofſtädten alles ſchreiben und drucken laſſen, für eine Pedanterey oder für einen Stolz, ausgeleget wird. Man ſollte es nicht denken, daß es noch ſolche grobe Vorurtheile unter uns, auch in anſehnlichen Orten, geben könnte: die eigentlich eine barbariſche und feindliche Geſinnung gegen die Muſen verrathen. Die Gelehrſamkeit und die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften iſt ja gewiß das Salz der Erden, die Zierde großer Reiche, und ein Schmuck anſehnlicher Städte. Soll es nun ein Schimpf heißen, dieſelben zu beſitzen, ſo werden wir bald wieder in die Barbarey fallen, daraus uns unſere Vorfahren mit ſo vieler Mühe, Sorgfalt und Koſten geriſſen haben: ſo müſſen wir alle Schulen abſchaffen, und alle Bücher verbrennen; ja ſelbſt das Leſen und Schreiben vergeſſen und abſchaffen: ſo wie vormals die Gothen zürneten, daß die verwittibte Königinn Amalaſuntha, ihren einzigen Prinzen im Leſen und Schreiben unterrichten ließ. Soll man aber die Wiſſenſchaften zwar lieben, aber ſich ja damit nicht bloß geben; vielweniger ſelbſt etwas zu ihrer Aufnahme und Ausbreitung beytragen: ſo beſorgen wir ſehr, daß dieß eben ſo viel ſey, als ſie ſelbſt ausrotten wollen.

Quis enim virtutem amplectitur ipſam,
Præmia ſi tollas?

Wenn es ſchimpflich iſt, ſich als gelehrt zu zeigen: ſo wird man die Bücher bald unter der Bank liegen ſehen.

ſehen. Oder es iſt nur die Sprache der Faulheit bey ſolchen, die es an einem andern nicht ohne Neid leiden kann, daß er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit bekannt machet, oder hervorthut; weil ſie ſelbſt es zu thun nicht im Stande iſt.

Herr Koltitz nun hat dieſes auf eine rühmliche Art gethan. Er zeiget in der erſten Abhandlung, daß man die alten lateiniſchen Schriftſteller fleißig und mit Verſtande leſen müſſe. Sie ſind unſre erſten und beſten Lehrer in den freyen Künſten geweſen; und ohne ſie würden wir, vielleicht noch in der Barbarey der alten Celten und Scythen ſtecken. Sie müſſen uns auch auf dem rechten Wege in den ſchönen Wiſſenſchaften erhalten, wenn ausſchweifende Köpfe uns von der richtigen Bahn abführen wollen. Er zeiget daher, daß man das Latein durchaus nicht abſchaffen, und dafür lauter Deutſches einführen ſolle: ob er gleich ſelbſt ein Liebhaber ſeiner Mutterſprache iſt, und ſie ſehr gut ſchreibt. Er widerlegt alſo durch ſein Beyſpiel den lächerlichen Vorwurf derer, die den Liebhabern des Deutſchen, dieſen ungereimten Zweck, von der Abſchaffung des Lateins aufbürden wollen. Haben denn etwa Cicero, Horaz, Livius und Plinius das Griechiſche abſchaffen wollen, wenn ſie gleich ihre Sprache mit Schriften aller Arten zu bereichern ſuchten; ja wohl gar mit einem Juvenal über die lächerliche Einmengung griechiſcher Brocken ins Latein ihren Eifer bezeigten?

In der zweyten Abhandlung handelt der Herr Koltitz auch von des Eutropius Schreibart. Er zeiget, daß derſelbe zwar einen feinen kurzen Begriff

der römiſchen Geſchichte geliefert: aber im Ausdrucke und in der Schönheit ſeiner Mutterſprache den großen Muſtern des goldenen Alters der lateiniſchen Sprache weit nachzuſetzen ſey. Es fehlet ihm die Reinigkeit, das ungezwungene natürliche Weſen eines Cicero, Cornelius und Livius. Man künſtelte zu ſeiner Zeit ſchon mehr, und die Begierde neu und witziger, als ſeine einfältige Vorgänger zu ſchreiben, hatte ſchon alles angeſtecket. Dieſe Sucht verderbet alle Sprachen: ſie hebt auch die unſrige ſchon zu verderben an, nachdem ſie die wälſche im vorigen, und die franzöſiſche im itzigen Jahrhunderte verderbet hat. Solche Abhandlungen alſo, wie die gegenwärtige iſt, die uns den Urſprung des Verfalls in fremden Sprachen an gewiſſen Muſtern zeigen, können auch unſern heutigen Witzlingen zum Gegengifte dienen; wenn ſie noch ſoviel Verſtand haben etwas zu leſen, das ſie heilen kann.

Nachricht.

Die Hrn. Verf. der götting. gel. Anzeigen, haben in dem St. vom 7 Dec. ſich wegen des, dem Hrn. Prof. G. angethanen Unrechte ſo erkläret, daß derſelbe, nach ſeiner gelinden Art zu denken, damit zufrieden ſeyn kann. Da man ihm aber noch Schuld geben will, daß er etwas nicht gehindert habe, was er nicht gebilliget hat: ſo bittet er zu erwegen, daß ſeine Macht ſich nicht weiter erſtrecket, als zu rathen, und zu widerrathen; niemals aber andre Schriftſteller, die ſelbſt in männlichen Jahren ſind, und von ihm nicht abhängen, zu nöthigen, was ſie thun oder laſſen ſollen. Er-

Erſtes Regiſter
derer in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Eine Fabel, Venus und Momus . . 45
Beleuchtung der, in dem zehnten Stücke des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit befindlichen Erklärung über Herrn M. Grenzens Abhandlung wegen des Deus Terminus . . 100
Die beſte Welt, in einer Ode beſungen 109
Verſuch eines Lobgedichtes auf die ungereimten epiſchen Dichter und Anhänger des Schweizerparnaſſes 122
Betrachtung über die Verzeichniſſe der Gebohrnen und Geſtorbenen des vorigen 1753ſten Jahres 145
Nachricht von einer ſehr ſinnreichen auferbaulichen Tragödie, welche bey den Herren Jeſuiten zu Sagan 1735. von ihren Schülern vorgeſtellet worden 152
An mein Kleid. Ein Gedicht, nach dem Franzöſiſchen 157 f.
Auf den Parcivall . . . 160
Entwurf des Heldengedichts Pribislav 202
Die Graſemücke und der Spatz, eine Fabel 227
Nachricht von der neulichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte . . 231
Der Gram, ein Gedicht . . . 234
Ovids zweytes Buch trauriger Gedichte. Ein Sendſchreiben an Auguſten, überſetzet von G. H. J. 292
Nachricht von einigen weſtphäliſchen Streitſchriften, wegen der itzigen Verbeſſerung des daſigen Geſchmacks 514
Des hochwohlgebohrnen Herrn Chriſtians, Freyherrn von Wolfs ꝛc. rühmlichſt geführtes Leben, und erfolgtes ſeliges Ende . . . 334 ff.

Erſtes Regiſter

Lebensbeſchreibung und Charakter des ſeligen Herrn D. Joh. Ephr. Reids, königl. und churfürſtlich-ſächſiſchen Hofraths und Leibmedici . . 362 ff.
Filips von Zeſen Sendſchreiben an einen neuen Sprachlehrer . . . 270. 371
M. Grenzens eigene Vertheidigung ſeiner Abhandlung de Deo Termino — wider den Herrn D. Lauhn 385
Nachricht von der kaiſerl. königl. den 24 May 1754 in Wien vollendeten Weltmaſchine . 460
Nachricht von einer neuen Ausgabe der Puſendorfiſchen allgemeinen Weltgeſchichte, die man zu Paris veranſtaltet und darauf man Vorſchuß annimmt 479 f.
Herrn Joh. Joachim Langens Ode auf die Doctorpromotion eines gelehrten Frauenzimmers 505
Proben von der Dichtungsart des Herrn Regierungsraths Lichtwehrs aus einem größern Werke, das er unter der Feder hat. . . . 537
Nachricht aus Paris von der daſelbſt erwählten Präſidentinn der mediciniſchen Facultät . 558 f.
Verbeſſerung des Sinngedichtes auf des Königes in Frankreich Ehrenſäule . 560
Hochbeglückte Ankunft, das iſt, zierliche Ehrenkrone oder unterthänig-treugehorſamſter Glückwunſch . . . Herrn Joſeph Fuggers Grafen von Kirchberg und Weißenhorn von Joh. Georg Stebern Pfarrherrn im Mergen 594 f.
Leben Frau Annen Marien Wernerinn, gebohrner Haydinn weil. königl polniſch. und churf. Hofzeichnerinn 601
Merkwürdiger Briefwechſel zwiſchen dem Herrn von Voltaire und dem Pater Desmenous 621
Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte 717
Ode an Herrn Büttner den 9ten Sept. 1754. 752 ff.
Memnon, der Weiſe, eine Erzählung aus Herrn von Voltairen überſetzet . . . 841
Herrn Peters Freyherrn von Hohenthal, Nachricht von einem auf die beſte Auflöſung einer ökonomiſchen Aufgabe geſetzten Preiſe . 872

Beantwortung des Sendschreibens des Frhrn. von Creuz, wegen seines Versuches über die Seele 892
Soliloque à l'occation de la mort prématurée de Mr. de Hagedorn 925

Zweytes Register
derer Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Aesthetik (die) in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch 911
Atchingers, Carl Friedr. Versuch einer deutschen Sprachlehre ꝛc. 47
Altmanns, Joh. Geo. Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge 181
Albertinus, Joh. Ge. Jak. chronologische Tabellen von den merkwürdigsten Gelehrten aller Stände und Völker ꝛc. 325
Allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffahrt der Manufacturen und Künste, ꝛc. zweyter Theil 413
Amilec, ou la graine d'hommes 132. 285. 446
Anthologiæ Græcæ a Constantino Cephala conditæ L. III. 455

B.

Bagatelles morales 860
Bauiers, Ant. Erläuterung der Götterlehre und Fabeln, aus der Geschichte; übersetzet und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adam Schlegeln 675
Basedow, Joh. Bernh. Rede am Geburtstage des Königs

in Dännemark, im 1754ſten Jahre zu Soroe gehalten 834
Bedenken über zwey Vermählungen, womit das Geſchlecht der alten Großfürſten von Rußland hat vermehret werden wollen 520
Beyträge zu den Gedanken des Hn. Beaumelle, nebſt einer neuen Ueberſetzung dieſer Gedanken 627
Bœhm, Jo. Gottl. de Hadvige Suevorum duce vicaria imperii, Commentatio 474
Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne 757
de Buffon, Diſcours prononcé dans l'Academie françoiſe &c. 533
von Burigny Hiſtorie der Staatsveränderungen des Kaiſerthums von Conſtantinopel 875
Büſchings, M. Ant. Friedr. neue Erdbeſchreibung. I. und II. Theil 554

C.

Cæſaris, (Franc. Maria) *Thereſia*, ſive oſtenta Dei edita pro Auguſta Maria Thereſia Romanorum Imperatrice 246
Caſparſon, J. W. C. G. Gedicht, die Barmherzigkeit 317
Catalogus Bibliothecæ Brühlianæ. P. II. 13. Tom. III. 805
Catanco, Comte de, Lettre à l'illuſtre Mr. de Voltaire 298
de Cilano, G. Chr. Mat. de aqua virgine. Proluſio 916
a F. Claudio, Joh. mit glaubwürdiger Zeugnuß erwieſene Heiligkeit Joſephi, in einer Predigt am Joſephsfeſte 703
de Coulanges, Poeſies variées, diviſées en IV. Livres 542
Clement, David, Bibliotheque hiſtorique & critique ou Catalogue raiſonné des Livres difficiles à trouver. Tom III. 114. Tome IV. 353
Clemens de la Poeſie françoiſe 240

Zweytes Regiſter.

von Creuz, Frhr. Karl Caſim. Verſuch über die Seele. Erſter Theil . . . 173
Cumberlands, D. R. Origines Gentium antiquiſſimæ, oder Entdeckung der Zeiten von der erſten Pflanzung der Völker in verſchiedenen Gegenden 904

D.

Deſcription des courants magnetiques, deſſinés & gravés d' aprés nature en XV planches . 726
Diſcours, qui a remporté le prix propoſé per l'Acad. des bell. Lettr. de Montauban a l'année 1753 per Mr Fromageot . . 660
Doillin Lud. Scalptura, carmen 664

E.

Ebneriana memoria, h. e. vita & facta viri perilluſtris .. Dn. Hier. Guil. Ebner ab Eſchenbach &c. ex ſelectis iptiusCommentariis collecta & digeſta 165
Engelhardi R. Specimen juris Militum naturalis 574
Epiſtola ad Emin. Card. Quirinum Litterariæ Germ. Bened. Soeiet. Præfectum . 672
Epitres diverſes ſur des ſujets differens T. III. 827
Erläuterte Geſchichte von dem Geſchlechte Jupiters und den Argonautiſchen Helden 495
Eucharii Dorſſenſis, anderer wunderſamer wälſcher Virtueuſe, S. Franciſcus de Paula, welcher an ſeinen hohen Feſttage als ein Virtueuſe in omnibus, ſowohl mit Vocalſtimme, als auch den rareſten Inſtrumenten ein Canticum Canticorum — hat hören laſſen 68

F.

Fabeln und Erzählungen nebſt einer Vorrede Herrn Hofrath Trillers . 799
Fête publique donnée par la ville de Paris, à l'occation du mariage de Monſgr. le Dauphin 1747. 565

Zweytes Register.

Florio, Dom. Canzone per lo ristabilimente delle scienze & riforma degli studii fatta nell' universita di Vienna &c. - - 229 sq.
du Fresnoy beyl. Anweisung zur Erlernung der Historie nebst einem Verzeichnisse der vornehmsten Geschichtschreiber 689

G.

la Grande Galerie de Versailles, & les deux salons, qui l'accompagnent - - 729
Geigeri, Crist. Fr. Commentatio de amplitudine fori conventi austrægalis - 638
Ein Geschaffenes, itzo zum Gebrauche der rubensischen Delphinen mit einer Dolmetschung begleitet, künftig aber zum Vergnügen und Unterichte ihrer Clotis mit einem Scholiasten zu versehen 209
Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, mit vielen Kupfern übersetzet von Luisen Adelgunden Vict. Gottschedinn VIIter Theil 775
Gottsched, Joh. Chr. Auszug aus des Hn. Batteux schönen Künsten aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet 464
— Joh. Christ. Vorübungen der Beredsamkeit zum Gebrauche der Gymnasien und Schulen 921
Gundling, Paul Frhr. von, Geschichte der Churmark Brandenburg 5

H.

Hagedorns Gedichte 714
Hentsch, M. Joh. Jak. ausführliche Anweisung zu den mathemat. Wissenschaften, worinnen die Rechenkunst, Geometrie, Trigonometrie und bürgerl. Baukunst erkläret sind 797
Hiltmayr, Fr. Xav. Franciscus de Paula, ein geheiligter und vortrefflicher Premierminister an dem göttlichen Hofe Jesu, in einer Predigt vorgestellet ꝛc. 546

Zweytes Register.

Hogarths Zergliederung der Schönheit, aus dem engliſchen überſetzet von C. Mylius 405
Homers Ilias, oder Beſchreibung der Eroberung des trojaniſchen Reiches von einer Geſellſchaft gelehrter Leute deutſch herausgegeben 646
Homers Ilias, in deutſche Verſe übersetzet IV und V Buch 468
Hudemanns, D. Lud. Fr. Gedanken von den nachtheiligen Wirkungen, die aus einem Gedichte entſpringen, das wider die Grundſätze des göttl. Wortes chriſtliche Religionsgeheimniſſe behandelt 638
Hugons, Herm. bußfertiges und heiliges Verlangen der gläubigen Seele, aus dem lat. überſetzet 875

J.

Joachims, D. J. Fr. Unterricht von dem Münzweſen der Juden, Griechen und Römer 636
Juſti, Joh. Heinr. Gottl. Gutachten von dem Zuſammenhange und praktiſchen Vortrage aller ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften 306
— neue Wahrheiten zum Vortheile der Naturkunde und des geſellſch. Lebens der Menſchen 310

K.

Kappens, Joh. Eph. freudiges Andenken des den 25ten Sept. 1655 in Churf. Sachſen und anderwärts gefeyerten erſten Religionsfriedens-Jubelfeſtes 472
Kelz M. Nikol. zwölf. heilige Charfreytagspredigen über die glaubwürdigſten Umſtände bey dem Tode des Erlöſers 1742 bis 1753 gehalten 794
der Königsbergiſchen deutſchen Geſellſchaft eigene Schriften erſte Sammlung 582
Köſelitz, M. Joh. Aug. Sammlung auserleſener Kanzelreden 877
Koltitz, Aug. Gottl. de veterum latinorum lectione & de ſtylo Eutropii 930

findet ſich nirgend aufgezeichnet. Herr Hofmann hält davor, er habe darinn die meiſte Zeit ſeines Lebens zugebracht, und ſey daſelbſt endlich erſt gegen das Ende des neunten Chriſtlichen Jahrhunderts in hohem Alter geſtorben. Das erſtere wird dadurch wahrſcheinlich, weil Otfrid ſich auf allen ſeinen Schriften einen Weiſſenburgiſchen Mönchen nennet, und gar nicht zu vermuthen ſtehet, daß, wenn er auſſer dieſem auch in andern Klöſtern gelebet hätte, er daſelbſt gar nichts, und nur allein zu Weiſſenburg alles geſchrieben haben würde. Das letztere aber erhellet, neben dem Zeugniſſe *Tritthemii* und anderer, (*) vornemlich aus den eigenen dreyen Zuſchriften des Otfrids, welche man vor ſeinem Volumine Euangeliorum findet, und die alle an ſolche Perſonen gerichtet ſind, welche erſt nach dem Jahr 870. dieſes Zeitliche geſegnet haben. (**)

Matthias Flacius, der erſte Herausgeber der deutſchen Evangelien des Otfrids, hat folglich geirret, wenn er denſelben vor einen Mönchen von Sanct Gallen in der Schweiz, gehalten, und auch davor öffentlich in dem Titel der von ihm beſorgten Auflage angeprieſen. Es iſt dieſes Verſehen ſchon ehedem von verſchiedenen Gelehrten, zumal aber von *Lambecio*, (***) und zwar mit vieler Bitterkeit, angezeiget und erinnert worden. Zur Urſache deſſelben giebt der Verfaſſer mit Lambecio dieſe an: es habe nemlich *Flacius* aus Unachtſamkeit, von welcher noch mehrere

(*) *Tritthemius* in Catalogo illuſtr. Germanor. p. 76. und de Scriptoribus Eccleſiaſticis p. 46. a.

(**) Siehe das II. Stück dieſer Beyträge, pag. 9.

(***) *Lambecius* l. c. fol. 417.

Zweytes Regiſter.

L.

Lepicier, Catalogue raiſonné des tableaux du Roi, avec un Abregé de la vie des Peintres &c. T. I. 128
Lettres d'Osmann - - 38
Lettre à Mr. le Preſident de Ruſſey ſur l'Election de S. A. R. Mgr. le Comte de Clermont à l'Acad. Françoiſe 140

M.

de Mairan traité phyſiqué & hiſtorique de l'aurore boreale - - 812
Maſcovii, Jo. Jac. Comm. rebus Imp. Germ. ſub Lothar. & Conr. - - 30
May, Joh. Fr. Weisheit der Menſchen nach der Vernunft 188
Melanges de Literature d'Hiſtoire & de Philoſophie 20
Memoires de Literature tirés des Regiſtres de l'Acad. roy. des Inſcript. & bell. lettres depuis l' année 1740-1743 92. 255
Moraliſche Briefe über die Handlung 310

N.

Neueröffneter Muſentempel, welcher das merkwürdigſte aus den Fabeln der alten in 60 Kupfern von Herrn Picarten und allen kunſtreichen Männern vorſtellet ꝛc. 85

O.

Oden und Lieder in fünf Büchern S. 714
Oetters, Sam. Wilh. zweyter Verſuch einer Geſchichte der Burggrafen zu Nürnberg 263

P.

Pantke, M. Adam Bernh. erneuerte Gedächtnißfeyer der im Novembr. 1741. Sr. Maj. zu Breslau geleiſteten Erbhuldigung 149

Pa-

Zweytes Register.

Paſtorius, Joh. Mart. Neujahrsrede an den großen Rath der Stadt Straßburg gehalten 732
Pauli, Carl Friedr. abgenöthigte Beantwortung auf die Göttinger Zeitungen und hannöv. Anzeigen 394
Paulini a S. Joſepho Orationes novæ XII. &c. recenſuit, & præfatus eſt J. E. Kappius 632
Poema, de animi immortalitate 768
Poeſien, ſcherzhafte, epiſche, nebſt einigen Oden und Liedern 683
Plutarchs Lebensbeſchreibungen der vornehmſten Griechen und Römer, aus dem Griechiſchen überſetzet von M. Joh. Chriſt. Kind. VIIter Theil 221. VIIIter Theil 795

Q.

Nouvelle traduction du Livre de Quintilien, l'inſtruction de l'orateur, par M. l'Abbé Gedoyn 237

R.

Reimarus, Herrman Samuels, die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art erkläret 852
Richey, Michael, Idioticon Hamburgenſe, oder Wörterbuch zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen niederſächſiſchen Mundart 789
Rudolphus I. in Romanorum Imperatorem electus, variis Eloquentiæ exercitationibus in exempto Monaſterio Mellicenſi ord. S. P. Bened. a R. R. Patr. & nobilibus adoleſcentibus exhibitus 399

S.

Sammlung ausgeſuchter Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig 820
Schœpflini, Jo. Dan. Vindiciæ Celticæ 423
Der Schwärmer oder Herumſtreifer, eine Sittenſchrift, aus dem Engliſchen 783

Sene-

Seneca, ein Trauerſpiel 694

Spingaroli, D. A. Teſtamen hiſtoricum, contra vulgatam de Rudolphi I. Habsburgici excommunicatione opinionem 319

Steebers, Joh. Geo. hochbeglückte Ankunft ꝛc. Herrn Joſeph Fuggers, in einem Gedichte beſungen 594

Stockwitſch, Tim. zweyer ungebethener Spottrichter der Anfangsgründe der deutſchen Sprache, Abfertigung 667

Supplement pour la Deſcription des Courants magnetiques 900

T.

Tänzel Frhr. von Träzberg, die bey dem göttl. Liebsgericht zu dem Tode des Creuzes verurtheilte Unſchuld, bey feyerlicher Ablegung der heil. Ordens-Gelübten des Fräulein von Stain, in einer Canzelrede vorgeſtellet 432

Trillers, D. Dan. Wilh. wohlverdientes Ehrengedächtniß der ſel. Fr. Hofräthinn Maria Henrietta Trillerinn 716

Il Triomfo della Fedeltà. Drama paſtorale per muſica, di Ermelinda Talea Paſtorella Arcade. 485

Der Triumph der Treue, ein Schäferſpiel aus dem von der Meiſterhand der durchl. Ermelinda Thalea, verfertigten wälſchen Singſpiele, il Triomfo &c. 719

U. und V.

Verſuche und Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig. IIter Theil 885

Unpartheyiſche Anmerkungen über die vernünftigen Gedanken des Herrn Reinhards von der Unendlichkeit der Welt 477

Voltaire, abregé de l'hiſtoirie univerſelle depuis Charlemagne jusqu' à Charles quint 591

Wiedeburg, Bas. Christ. Bernh. ausführliche Nachricht, von einigen alten deutschen Manuscripten des XIII. und XIV. Jahrhunderts . . 743
Wilxii, D. Jo. Geo. Lebr. Ticemannus, sive vita Theodorici Junioris, Landgr. Thur. 510
Witzleben M. Fr. Sig. selecta quædam numismata græca inedita hactenus nunc vero explicata 679

Z.

von Zesen, Filips, des wunder-angenähmen Sprach-Mundahrt und Schreibrichtigkeit-Verbässerers lobrägend, in lieberhoben-kunstschickliches Sendschreiben aus der andern Welt ꝛc. . . 270. 371
Zuschauer, der neue französische, oder Vorstellungen, worinn die Sitten der heutigen Welt nach dem Leben geschildert werden . . . 611

Drittes Register der vornehmsten Sachen.

A.

Achilles, wie er mit dem Agamemnon in Uneinigkeit gerathen 650 ff.
Aichinger, Nachricht von seiner Sprachlehre, und Bewegungsgründen, warum er solche geschrieben 48 ff.
Alpen warum sie an vielen Orten mit immerwährendem Schnee und Eise bedecket sind. 183
Alpes Grajæ, welche sie vorzeiten gewesen sind 188
Aeneas wird fälschlich zu einem Ehrenschänder der Dido gemachet 502

Drittes Register

Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, ihre Geschichte von 1738 bis 1740. 775 ff.
Albertins chronologische Tabellen werden in Ansehung einiger deutschen Gelehrten ergänzet 330
Angeln, haben in alten Zeiten von Angermünde bis nach Anklam in Vorpommern gewohnet 9
Argonauten, Zug derselben wird beschrieben 647 f.
Auftrag, wo das Wort herkömmt, und was es bedeutet 658
Austrag der Sache, wo die Redensart herkömmt 660

B.

Barmherzigkeit wird poetisch besungen 317 ff.
Barn, heißt im altdeutschen ein Kind, und davon kömmt Baron her 256. 397 f.
Bechers Clavis convenientiæ, Nachricht von diesem seltenen Buche 116
Bebelius ein tübingischer Poet und Professor, Nachricht von seinen Schriften 115
Begers Thesaurus ex Thesauro Palatino selectus, ist ein seltenes Buch 117
du Bellay hat in seinen alten französischen Gedichten bisweilen derbe Wahrheiten gesaget 119
Benedictinergesellschaft, gelehrte, in Deutschland, Nachricht von derselben 673 ff.
Beredsamkeit was ihr am meisten entgegen steht 535
Brandenburgisches Haus, dessen erster Stammvater soll Burggraf zu Nürnberg, Friedrich der I. gewesen seyn 267
Brandenburg, Mark, wie und wenn sie bevölkert worden 7
Brühl, Graf von, Premierminister Sr. königl. Maj. in Pohlen erzeiget sich gegen die Wissenschaften und freyen Künste überaus großmüthig 805
— Catalogus der gräflichen brühlischen Bibliothek das. 13. 807
Byzanz, oder Constantinopel prächtige Erbauung desselben 416. wie der Handel sich dahin zieht 417

der vornehmſten Sachen.

Buchdruckerkunſt, Anmerkung wegen des erſten Erfinders derſelben . . . 781
Budeus ſoll nach Herrn von Creuz Meynung unter die Materialiſten gehören . . 178

C.

Cato, ſeine Lebensgeſchichte ſtimmet mit dem Inhalte des Trauerſpiels von ihm, völlig überein 223
Celten, ihr Urſprung 424 f. ſoll n nach Hn. Schörflins Meynung bloß aus Gallien abſtammen 426. haben ſich in ihrer Sprache anfänglich Helden genannt, woraus hernach Celten geworden . 427
Chriſtine, Königinn in Schweden, ob es eine Wahrheit geweſen, daß ſie den Grotius hochgeſchätzet hat 22
Ciceronis Officia, die erſte Ausgabe derſelben iſt durch einen Druckfehler in der hinten angehängten Jahrzahl um 20 Jahre älter geworden . 782
Clermont, Graf von, ein Prinz vom Geblüte, nimmt in der franzöſiſchen Akademie Platz 42
Contrapunct, ſoll den Alten in der Muſik nicht bekannt geweſen ſeyn . . 257 f.
Coulange, ſein Abſchied aus Paris, in franzöſiſchen Verſen 542 f.
Coypel, hat oft aus Begierde, ſchön zu malen, die Sitten und Zeiten der Völker aus den Augen geſetzet 90

D.

Danzig, Beobachtungen der Witterungen daſelbſt 888. 890
Daſeyn Gottes erwieſen . . 855 f.
Delphiſcher Schaupfennig beſchrieben 679. 680
Deutſche Sprache hat Karl der Große vornehmlich gebrauchet, ſie aber der Pfaffen wegen nicht in die öffentlichen Geſchäffte einführen können. 261. wird durch Filip von Zeſen verunſtaltet 272. kömmt itzo auch im Däniſchen in großes Aufnehmen . 834
deutſche Buchſtaben, ob ſie verhindern, daß die Ausländer unſre Sprache nicht ſo leicht lernen . 91

Drittes Register

Dichter, alte deutsche, werden schwerlich alle jemals im Drucke ans Licht treten 745
Dichter philosophische haben vorzeiten in dem größten Ansehen gestanden 768
Diezmann, oder Theodoricus junior, Landgraf zu Thüringen, sein Leben beschrieben 210 ff.
Doctorwürde in der Arzneykunde, wird der Frau Erxleben auf der Universität Halle ertheilet 505 ff.

E.

Ebners von Eschenbach Leben beschrieben 165 ff.
Edelleute, junge, ihnen sind die schönen Wissenschaften höchstnöthig 635
Eisberge, helvetische, Beschreibung derselben 183
Endlich, wie der Begriff desselben recht beschaffen sey 897
Engländer, haben uns durch ihre Schriften die vernünftige freye Denkungsart mitgetheilet 25
Erasmus, Erläuterung eines Medaillons von ihm 385. 386
Erxleben, Dorothea Christiana, gebohrne Leporininn, erhält zu Halle die medicinische Doctorwürde 505 ff.
Eurinische See, hat mit der Ostsee im Nordosten zusammen gehangen, sich aber hernach durch ein Erdbeben getrennet 648 f.

F.

Fabeln, ihr Ursprung in den alten Schriftstellern 497. Regeln bey Auslegung derselben 498. ihre Quellen 498. 499. werden in Classen getheilet 676 f.
Faustrecht, wie es entstanden 659
Fernewein, bedeutet einen alten Wein, und ist ein uraltes deutsches Wort 185
Feudum conferre heißt beym Hrn. Oetter, einem ein Lehn auftragen, nicht aber geben oder verleihen 266. was das Wort Feudum bedeute 332
Feyerlichkeit, welche die Stadt Paris bey der zweyten Vermählung des Dauphins hat anstellen lassen 563 ff.
Frankreich, ob es in neuern Zeiten in den Künsten und Wissenschaften abgenommen habe? 860 ff. wird von einem

einem neuern Franzoſen auf den höchſten Gipfel der Wiſſenſchaften erhoben 144
Franzoſen, ihr Charakter, Sitten werden abgeſchildert 42 f. 614 f.
Froiſſard, ein alter franzöſiſcher Dichter, ſeine Gedichte 780

G.

Gallier, haben aus dem Worte Waller ihre Benennung 426. ſind deutſcher Abkunft geweſen 428
Gelehrte, ihr Umgang mit den Großen iſt ihnen gefährlich 26
Genferſee iſt 426 Klaftern höher als das Mittelmeer 184
Geographie, erhält durch Herrn Büſchings Bemühung groſſe Verbeſſerungen 554 f.
Geſchmack, Verbeſſerung deſſelben in Weſtphalen 314 ff.
Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig, begehet eine feyerliche Zuſammenkunft 231. 717. giebet den erſten Theil ihrer Schriften heraus 820 ff.
Gletſcher, was es für Berge unter den helvetiſchen Eisgebirgen ſind 184. 185. 186. ob ſie eine richtige Abwechſelung im Wachsthume oder in der Abnahme haben 187
Götterfabeln, ihre Kenntniß wird noch heute zu Tage gebrauchet 496. ihr Nutzen 676
Gottſched wird fälſchlich für den Verfaſſer des neologiſchen Wörterbuches ausgegeben 912 ff.
— — ſeine Vorübungen der Beredſamkeit 920
Gottſchedinn, Luiſe Ad. Vict. liefert den VII. Theil der Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften 775
Grachen, Beſchreibung ihrer ungleichen Beredſamkeit 226
Gränzgott zu Rom, wahre Erklärung deſſelben 100 ff.
Griechiſche, ſatyriſche Gedanken des neuen franzöſiſchen Zuſchauers über daſſelbe 615 ff.
Großfürſten von Rußland, ihr Geſchlecht hat durch zwo Vermählungen vermehret werden wollen; Bedenken über dieſelbigen 520 ff.
Guttenberg iſt Erfinder der Druckerey, ſiehe den Beweis davon 357

H.

Handel, brittiſcher, vor Julius Cäſars Zeiten 95. 96. griechiſcher 414. f. wie er in Deutſchland aufkommt 419. 420.
Hedwig, eine ſchwäbiſche Herzoginn, und vicaria imperii, ihr Leben beſchrieben 474. 476
Helleſpont, hat von der Helle den Namen, die darinnen ertrunken 647
Hermunäurer, wo ihre älteſten Sitze geweſen 9
Hofmann, ſatyriſche Beſchreibung von demſelben 38
Homer, Ueberſetzungen von deſſen Schriften, beſonders die neue deutſche 645 ff. ſeine Ilias iſt nicht eine Beſchreibung von der Eroberung des trojaniſchen Reiches 646
Hymnen, Abhandlung von denſelben 94

J.

Jaſons große Unternehmung, das goldne Vließ zu hohlen 647 f.
Ilias, ſiehe Homer, Inhalt derſelben, oder Geſchichte von der Eroberung des trojaniſchen Reiches 650
Jungferquelle, Aqua virgo, Nachricht und Abhandlung von derſelben 919
Jupiter, Abhandlung von demſelben, und der von ihm bey den alten Schriftſtellern vorkommenden Fabeln 500 ff.

K.

Kameralbediente, empiriſche, verfahren meiſtens ohne alle Einſicht in das wahre Beſte der menſchl. Geſellſchaft 308
Karl der Große, wie er die Handlung in Deutſchland empor zu bringen geſuchet hat. 421. 422
Kaufleute, deutſche, ſollen auch in ihren Briefen deutſch ſchreiben 313
Klopſtocks Meßias von Herrn Hudemann beurtheilet 638. 640
Köche, unzeitige Liebe, welche einige Herren für dieſelbigen gehabt haben 763. 764
Königsberg, die Anzahl der daſigen Einwohner wird von Herrn Büſching viel zu gering angegeben 555

Königsbergische deutsche Gesellschaft, Nachricht von ihrem Zustande und ihren Schriften 582 ff.
Kräfte der einfachen Dinge haben Grade 896
Kriegsrecht, natürliches, vom Herrn Engelhard beschrieben 574 ff.
Kupferstecherkunst in einem Gedichte besungen 664 f.

L.

Lange, Joh. Joach. seine Ode auf die Doctorpromotion der Frau Erxleben 507 ff.
Laster, satyrische, Betrachtungen über die Taxen, die darauf sollten gesetzet werden 864 ff.
Leipzig, daselbst kann man die Mundarten aller deutschen Landschaften kennen lernen 87. die Anzahl der daselbst Getauften ist im Jahre 1753. zum erstenmale, seitdem es steht, auf 1000 gestiegen 149
Leonhard de Vinci, ein vortrefflicher Maler, dessen Werke im französis. Kabinette aufbehalten werden 129
Lexgæ, Ursprung dieses alten Wortes 778
Locke, wird vom Herrn von Creuz fälschlich unter die Materialisten gezählet 175. behauptet nicht die Materialität der Seelen 894
Longobarden, wie sie über die Elbe ins Lüneburgische gezogen sind 9
Lothar der II. warum er auch oft Lothar der III. genennet wird 31. seine Regierung 33 ff.
Ludwigs, des Deutschen, bauerlateinischer Eid 262

M.

Magnet, Versuche des Hn. Bazins mit demselben 901 ff.
Magnetströme werden vom Herrn Bazin deutlich erwiesen 726 ff.
Materialist, ob er eine gefährliche Lehre vortrage 895
Maronitischer Schaupfennig aus Thracien, wird beschrieben 682
Meißnische Mundart, ob sie die beste in Deutschland sey 53. ob Herr Prof. G. sich bloß nach dieser in seiner Sprachlehre gerichtet habe 53. 55

rere Kennzeichen in der erwehnten Ausgabe vor Augen lägen, das Verzeichniß der Schriften des Otfrids bey dem *Tritthemio* unrecht angesehen; und, weil dieser kurz nach dem verdeutschten Evangelienbuch eines andern Werkes desselben Erwehnung gethan, welches Otfrid zweyen seiner ehemaligen Mitschüler unter *Hrabano Mauro*, die nachgehends im Benedictiner-Kloster zu St. Gallen gelebet, Namens *Hartmuato* und *Werinberto*, zugeschrieben, ihn alsofort vor einen ihrer Mitbrüder ausgegeben. Übrigens aber stehet nicht leichte zu befürchten, daß jemand diesen Otfrid mit einem andern gleiches Namens vermengen werde, der ein Bischof in Flandern gewesen, und die Leute des dasigen Grafens Balduini, wegen Ermordung des Erzbischofs zu Rheims, Fulconis, in den Bann gethan hat. (*)

Und dieses ist es alles mit einander, was man von den äusserlichen Umständen und der Person des Otfrids sagen kan. Jedoch so wenig es auch immer seyn mag, so wichtig hingegen und ansehnlich ist das Lob, welches man hier und dar von seinen guten Gemüths-Eigenschaften angemerket findet. Der Verfasser hat für überflüssig gehalten, davon erst eine grosse Menge Zeugen aufzusuchen und anzubringen, und sich dermalen nur mit zweyen auserlesenen, dem Joan. Tritthemio und Christophoro Browero begnüget, deren eigene Worte wir hier unten (**) nach der

(*) Die Bannformul stehet in des *Andreae du Chesne* Scriptoribus Historiae Francorum tom. II. p. 505.

(**) *Tritthemii* Worte in dem Catalogo illustrium Ger-

Menſchen, worauf ſich der Unterſchied unter ihnen gründen ſoll 25
La Mettrie wird vom Hn. Reimar, wegen der falſchen Meynung von dem Urſprunge der lebendigen Geſchöpfe widerleget 856 f.
Münzweſen der Jüden, Griechen und Römer abgehandelt 636 f.
Muſik der Alten wird beſchrieben 257. iſt längſt ein Gegenſtand der tiefſinnigſten Köpfe geweſen 405

N.

Naturforſchende Geſellſchaft in Danzig. Nachricht von ihrer Einrichtung 886 f.
Neide, D. Joh. Eph. Lebensbeſchreibung und Charakter 562
Nordlichter, werden vom Herrn Mairan aus der Wirkung der Sonnenathmoſphäre hergeleitet 813. ſeine Meynung erhält Anhänger und Gegner 818. 819

O.

Oda, eine Enkelinn Kaiſer Heinrichs des III, iſt nicht mit dem Großfürſten von Rußland Wſewolod vermählet geweſen 526 - 529 ff.
De Ortu regiæ dignitatis in Polonia. Recitatio academica 908
Ottokar, oder das erſiegte Preußen, ein angefangenes Heldengedicht, Inhalt deſſelben 586 ff.
Ovids traurige Gedichte, Probe einer deutſchen poetiſchen Ueberſetzung derſelben 292

P.

Parnaſſus Boicus, iſt ein aufrichtiger Autor claßicus der bäyeriſchen und oberpfälziſchen Sprache 56
Pelasger, Grundſätze ihrer Religion 93. Geſchichte derſelben 94 f.
Philoſophen, warum ſie viele für unnütz halten 190
Pleißnerland, wird von Margarethen, Kaiſer Friedrichs des

des II. Tochter, an Diezmannen Landgrafen von Thüringen 1253 zum Brautſchatze mitgebracht 511
Polen, Urſprung der königlichen Würde daſelbſt 908 ff.
Pommern, wenn die erſten Einwohner deſſelben dahin gekommen 7
Popowitſch wird von Stockwitſchen vertheidiget 667 f.
Preußiſche Soldaten in dem epiſchen Lobgedichte auf die Kaiſerinn beſchrieben 251 f.
— Sprache iſt nicht gänzlich untergegangen 358
Pribislav, wird von einem märkiſchen Gelehrten in einem Heldengedichte vorgeſtellet 202 ff.
Puffendorfs Weltgeſchichte, wird ins Franzöſiſche überſetzet 479 f.

K.

Raſta, ein altes Wort, was es bedeutet, und wo es herkommt 778
Reizende der Gemälde, worinnen es beſtehet 406 ff. 410
Rhytmus der Alten, was dabey zu bemerken 257
Römer, alte, haben nichts von den Waſſerleitungen gewußt 918
Rota, Martin, ein berühmter wälſcher Kupferſtecher, wird in Doiſſins lateiniſchem Gedichte nach Würden gelobet 665
Rudolph von Habeburg iſt nicht vom Pabſte in dem Bann gethan worden, wie in den Geſchichten mittlerer Zeiten vorgegeben wird 320
Ruhm, Gedanken über denſelben 24
Rußiſche Geſchichte iſt in vielen Stücken noch ſehr mangelhaft 520

S.

Samenkörner der Menſchen, in einer Satyre beſchrieben 285 ff.
Scarrons verhunzter Virgil, was Hr. von Bar davon hält 832
Sceptiſcher Materialiſt, was er bedeute 894

Schießpulver, ist schon 1356 zu Nürnberg gebrauchet worden, wie Herr Ebner von Eschenbach aus den Stadtverzeichnissen der Ausgaben angemerket hat 173. Gebrauch desselben, bey Dämpfung einer Feuersbrunst 888

Schlacht bey Molwitz, in lateinischen Versen besungen 249

Schlangenlinie ist der Grund der Schönheit 411 f.
Schönheit, worinnen die Natur derselben bestehe 409. 412

Schreibart ist in Frankreich nach Hn. von Büffons Urtheile, ganz verderbet 534 f.
Schriftsteller, satyrisch abgebildet 286. 289 f.
Schule, wo das Wort herkömmt 792
Schulfuchs, Bedeutung dieses Wortes 753
Schweden, kommen von den Sveven oder Svevionen her 8
Seele, des Herrn von Creuz neue Hypothesis von derselben 175 ff. kann nicht untheilbar gedacht werden, ohne daß sie einfach sey 898 f.
Seidenwürmer werden in Deutschland, und besonders in Leipzig angelegt 311
Sinngedicht auf des Königs von Frankreich Ehrensäule wird verbessert 560
— des Herrn von Bar auf das bekannte Buch les Germanismes. 833
Soldat, was er ist 579. seine Pflichten 580
Strasburg, daselbst wird die deutsche Sprache noch immer ziemlich rein, auch sogar auf dem Rathhause gesprochen 733 ff.
Strophen, geben keine gute Schätzung der Länge der einzeln deutschen Gedichte unsrer alten Meistersänger ab 747 f.

T.

Tessin, Graf; giebt ein Muster ab, wie man einen königlichen Prinzen erziehen soll 757 ff.
Trauerspiel, Schreibart in demselben 701 ff.

Treuer begeht in der rußischen Geschichte einen Fehler, da er den Großfürst Wsewolod mit der Oda, einer Großtochter Kaiser Heinrichs des III. als vermählt angegeben hat 526. 527
Triumph der Treue, ein italienisches Schäferspiel, dessen Inhalt 485 ff.

U. und V.

Verderbniß des Geschmackes folget allezeit der Verderbniß der Sitten nach 661
Unsterblichkeit der Seele, in einem lateinischen Gedichte besungen 776
Voigt, Valentin, ein alter deutscher Meistersänger 751
Voisenon, Gräfinn von, wird zur Präsidentinn der medicinischen Facultät in Paris erwählet 558 f.
Voltaire, Nachricht von seiner deutschen Geschichte 59 ff. hat wenige ernstliche Gegner seiner paradoxen Meynungen gehabt 298. findet aber doch an dem Grafen Catanco einen 298 ff. seine Beschuldigung wider den Herodot 301. seine Gedanken von der natürlichen Religion 304. wie er den König von Preußen überführet, daß die Menschen keine Maschinen sind 305. wird vom P. Desmenous zu Colmar wegen des Abregé de l'hist. univ. in einer Predigt angegriffen 621 f.
Vorsehung ist eine Folge des Rathschlusses von der Schöpfung 859

W.

Wasserbaukunst, Ermunterung selbige in einer Abhandlung auszuarbeiten 873. 875.
Welt ist von einem weisen Werkmeister hervorgebracht worden, Beweis davon 857. 858 f.
Weltmaschine, wird in Wien in diesem Jahre zu Stande gebracht 460 ff.
Werner, Joseph, ein berühmter schweizerischer Maler, genießet am Hofe Ludwigs des XIV. und beym Kaiser Leo-

Leopold viele Ehre 603. wird zum Director der neu errichteten Malerakademie in Berlin berufen 603. 604
Wernerinn, Anne Marie, gebohrne Haydinn, königl. polnische und churfürstl. Hofzeichnerinn, ihr Leben 601 ff.
Wien wird fälschlich für eine Vestung gegen Ungarn gehalten 147
Witzling, wie er sich von einem der Witz besitzt, und von einem klugen Manne unterscheidet 40
Wolfs, Christian Freyherrn von, ruhmlichst geführtes Leben 334 ff.

Z.

Zachariä hat sich in vielen Stücken von dem alviniſchen Geſchmacke an den Hexametern hinreißen laſſen 688. 689
Zeſen, Filipp von, was er für eine Unordnung in der deutſchen Sprache angerichtet hat 272 f. findet aber doch bey einigen Beyfall 371. 273 ff.
Zinn, iſt vorzeiten in England ſehr häufig geweſen 96
Zufriedenheit, bey wie vielerley Arten von Leuten ſie ſich findet 23

Anhang.

Wegen des leeren Raumes, der ſich hier geäuſſert, haben wir dem geneigten Leſer, anſtatt eines Glückwunſches zum neuen Jahre, hier noch eine ſchöne Fabel, eines gelehrten Ausländers mittheilen wollen, der ſich in Dresden befindet, und ſchon durch verſchiedene artige Schriften der Welt bekannt iſt. Sie heißt:

La Verité changée en Taupe.

De frivoles ſouhaits faire un Troc importun,
Courir ches cent Patrons, pour n'en trouver aucun:
A ce Jeu ridicule immoler la Journée,
C'eſt ainſi qu'en Europe en commence l'Année.

Du premier Jour de la nouvelle Année,
Sous les Lambris étincelans des Cieux,
L'Aſſemblée Auguſte des dieux,
Galonnée en Gala celébroit la Journée.

Cha-

Chacun venoit offrir ſes Vœux,
Chacun venoit faire ſa Revereince.
Ses beaux eſprits y primoient l'Eloquence.
La Verité, ſous un Voile tout blanc,
Vint à ſon tour faire ſon Compliment.
Mais en ſi grande Cour, comment tout reconnoître?
Les moindres Demi-dieux plus grands vouloient paraître.
L'on voyoit l'Oiſeau de Junon,
Se pavaner, admirer ſon Galon.
La Verité paſſa ſans lui rien dire;
Et laiſſa ſur ſon Chant échapper un Sourire.
Tout Paon doit ſe venger d'un Affront ſi cuiſant.
Pour agir à coup ſûr, en ruſé Courtiſan,
Il employa ſous Main la fine Calomnie,
Les Détours, les Complots, noirs Enfans de l'Envie.
Tant fait, qu'enfin par ſes Traits odieux,
Il en impoſe à tous les Dieux.

Par

Anhang.

Par tout la Verité ſe trouve ſans Defenſe;
Par tout le Paon contre elle aſſouvit ſa Vengeance.
De la Terre & des Cieux Jupin la delogea:
Et pour mieux la punir, en Taupe la changea.
Depuis ce Jour fatal on ne la trouve gueres,
Que dans le Fond des Puits, ou dans les Taupinieres.
Voilà d'où vient qu' au Jour de l'An
La pauvre Verité trouve à peine un Chalan.

Le Ch. C. D. M.

Ende des Chriſtmonds 1754.

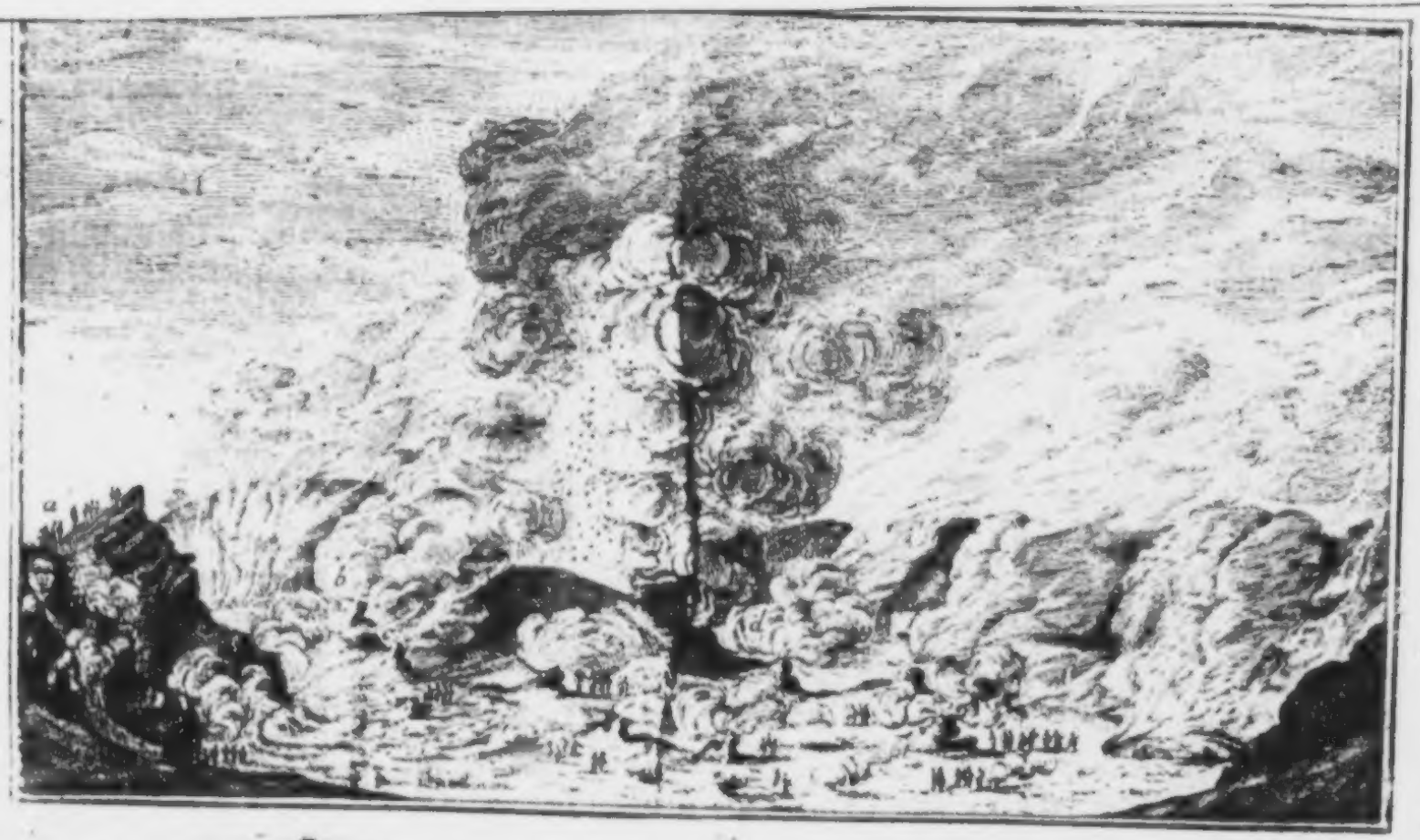

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Wintermond 1755.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1755.

der Länge anzuführen ebenfalls für werth achten. Zumal verdienet es die Stelle Tritthemii; weil ſie gleichſam die einige und erſte Quelle iſt, welche die nachkommenden Scribenten, wenn ſie von dem Otfrid handeln

---

Germanorum pag. 76. ſind dieſe: *Otfridus* Monachus *Wiſſenburgenſis* coenobii, ordinis S. Benedicti, Spirenſis Dioeceſeos, *Rabani Mauri*, Abbatis Fuldenſis, quondam auditor atque diſcipulus, vir in diuinis ſcripturis eruditiſſimus, & in ſaecularibus litteris egregie doctus, philoſophus, rhetor, aſtronomus, poeta & theologus, nulli ſuo tempore ſecundus, ingenio excellens & diſertus eloquio. Scripſit & metro, & proſa multa praeclara volumina, quibus nomen ſuum & ingenium ad poſteros transmiſit. Ex eo volumine, quo *Carolus* imperator quondam M. barbariem *theotonicae* noſtrae *linguae* ad *regulas* inchoauit reducere *grammaticales*, edoctus. Multa & miranda *lingua materna* ſecundum easdem regulas compoſuit metro, ſeu carmine, quae nemo facile noſtra aetate legere & intelligere poteſt, quantumcumque ſermonis noſtri peritus, quippe cum *ſermo ille regulatus a noſtro plus differat*, quam ethruſcus a latino. Mirabile tamen eſt, & lectione dignum, quidquid vir iſte compoſuit, dum in *theotonico ſermone regulas* poſuit, & quaſi in verſibus pedes & numeros cuſtodiuit. Ex cuius opuſculis exſtant ſubiecta: *Ad* Luitbertum *ōctauum*, *Moguntinae Eccleſiae Archi-Epiſcopum*, *in IV. Euangelia* ſecundum praedictas regulas metricum

Inhalt.

I. Hiſtoire des Rois de Thrace, par Mr. Cary.

II. Herrn Prof. Käſtners vollſtändiger Lehrbegriff der Optik.

III. Obſervations ſur les Antiquités de la Ville d'Herculanum.

IV. Nachricht, von eines benachbarten hochfürſtl. Hofes theatraliſchen Beluſtigungen.

V. Du Hazard, ſous l'Empire de la Providence, par Mr. de Premontval.

VI. Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt, beſtehend in vier Trauerſpielen.

VII. Le Procès ſans fin, ou l'Hiſtoire de John Bull, par le Docteur Swift.

VIII. Herrn M. Pantkens Lobgedicht auf Georg den III. Fürſten zu Anhalt.

IX. D. Winckleri Philologemata Lactantiana ſacra.

X, Verzeichniß derer, die im 1754ſten Jahre in verſchiedenen großen Städten gebohren und geſtorben ſind.

I.

Hiſtoire des Rois de Thrace & de ceux du Boſphore Cimmerien, éclaircie par les Medailles, par Mr. Cary, de l'Academie de Marſeille & de celle de Cortone. A Paris 1752. in 4. p. 88. mit vielen Kupfern.

D. I.

Geſchichte der Könige von Thracien und des Cimmeriſchen Bosphors, aus Münzen u. ſ. w.

Die alte Hiſtorie von Thracien geht uns Deutſche mehr an, als viele wohl denken mögen. Die älteſten Einwohner dieſes Landes zwiſchen der Donau, dem ſchwarzen Meere, und Macedonien ſind gewiß die Brüder und Anverwandten unſerer Vorfahren geweſen. Ja wer weis, ob bey den großen Zügen der Völker nicht gar thraciſche Colonien längſt der Donau herauf bis nach Deutſchland gekoñen, und ſelbſt unſre Väter geworden. Man weis ja, daß in den älteſten Zeiten die Züge der Völker alle aus den Morgenländern in die Abendländer gegangen: und da ſind gewiß die Celten und

Scythen, die Geten, oder Gothen, und ſoviel andre Völker, die allmählich Europa beſetzet haben, aus Aſien um und über den möotiſchen See, oder doch über den euxiniſchen Meerbuſen, und nachmals durch Thracien, Pannonien und Sarmatien zu uns hergekommen. Der Namen ſelbſt zeuget noch von der deutſchen Mundart, der ſie ſich bedienet haben: wie der Hr. Conſiſtorialr. Pelloutier in ſeiner Hiſtoire des Celtes, u. a. m. ſchon angemerket haben. Die Thracier, (Θρηικιοι) ſind Trecker, d. i. herumziehende, umſchweifende Völker, die nach Art der Sueven und Vandalier, (d. i. Schweifer und Wandeler), keine feſte Wohnung gehabt, ſondern bald hier, bald anderwärts gewohnet.

Der Verfaſſer dieſer zwo Abhandlungen, Herr Cary, eignet dieſelben der königl. Akad. der ſchön. Wiſſenſch. zu Paris zu. Er hat ſich aber gar nicht vorgenommen, eine vollſtändige Geſchichte der Thracier aus den älteſten Zeiten her zu ſchreiben. Schon zur Zeit des trojaniſchen Krieges war dieß Volk berühmt, und mit den Phrygern in genauer Verbindung: wie aus dem Homer erhellet. Allein von ſo alten Zeiten hat man keine Münzen und Denkmäler; nach deren Anleitung bloß Herr Cary dieß Werk abfaſſen will. Die Erfindung der Münzen iſt ſelbſt ſo alt nicht, als dieß Volk: und die man von thraciſchem Gepräge findet, ſind in ſo großer Anzahl nicht. Vieleicht liegen noch viele davon in der Erden verſchüttet, und werden dereinſt, aus dieſer großen Schatzkammer von Alterthümern noch ans Licht gebracht werden. Sequin,

Vail-

Vaillant und Spanheim, haben ihre Zahl oft dadurch vergrößert, daß sie Münzen der Könige vom cimmerischen Bosphorus, für thracische angesehen. Sie haben auch vorausgesetzet, daß die Thracier einen gewissen Zeitpunct gehabt, die auf ihren Münzen angezeiget würde. Dadurch sind sie in eine fehlerhafte Chronologie verfallen; die der Herr Cary aus den Quellen zu verbessern gesuchet.

Dadurch aber ist er unvermerkt auf eine kurze Geschichte der thracischen Könige geleitet worden; wobey er die Fehler vieler neuern verbessert hat, die beyläufig etwas davon berühret haben. Gleichwohl kann er in Ermangelung sattsamer Urkunden nichts vollkommenes liefern. Von manchen Königen findet man fast nichts, als die Namen. Hier ist es nun besser, zu schweigen, als durch eitle Muthmaßungen die Lücken auszufüllen. Gleichwohl muß man gestehen, daß die thracische Geschichte nicht eben am meisten von den Alten vernachläßiget worden. Der cimmerische Bosporus ist viel dunkler geblieben: und nichts war natürlicher, da Thracien näher bey Griechenland lag, und folglich mehr damit zu thun hatte. Doch hat man davon mehr Schaumünzen. Darinn zeiget sich nun der Mangel der Gelehrsamkeit unter Völkern, daß sie wenige oder keine Geschichtschreiber haben: daran es Griechenland und Rom nicht gefehlet hat. Der Herr Verfasser bestätiget indessen das, was die Münzen sagen, oder verschweigen, aus den Zeugnissen der Griechen und Römer: und mehr kann man von ihm nicht fodern.

Die Thracier, die durch den Theiras vom Japhet abſtammen ſollen, daher ſie erſt Theirer, hernach Thracier wären genennet worden, bewohneten vormals ein weites Land, welches auch ein Stück von Macedonien begriff, und zwiſchen dem Fluſſe Strymon, dem Berge Hämus, und dem euxiniſchen Meerbuſen lag. Es erſtreckte ſich auch dieſſeits der Donau und des Boryſtenes, in die heutige Wallachey und Moldau. Einige hießen Beſſen, waren grauſam und wild, und lebten nur vom Raube. Die andern dienten unter Anführung eines Hauptes, andern Völkern um Sold; und zwar auf gut ſchweizeriſch, beyden widrigen Parteyen; wie die Odomanten, Autonomen u. a. m. deren Thucydides und andere gedenken. Rheſus und Poltys waren bey Troja thraciſche Könige; und Theſeus heirathete eine thraciſche Prinzeſſinn. Herodotus, Strabo und Euſebius reden auch von einem Zuge der Thracier nach Aſien. Homer nennet auch Könige aus der thraciſchen Halbinſel; Reineccius aber machet noch andre Namen bekannt.

Nachmals kam Thracien unter die Gewalt der Odryſer, und von dieſer ihren Königen hat man noch die beſte Reihe von Königen. Um die 87ſte Olympiade regierte Teres, der das odryſiſche Reich ſtiftete, oder doch mächtiger machete. Er war ſehr kriegeriſch; und meynte, nach Plutarchs Berichte: in Friedenszeit wäre er nichts beſſer, als ſeine Stallknechte. Er vermählte, nach dem Herodot, ſeine Tochter an einen König der Scythen. Ihm folgte Sitalk um die 48ſte Olympiade, als Rom 326 Jahre

Jahre ſtund. Er vergrößerte ſein Reich durch Tapferkeit. Thucidides rechnet es vom Strymon bis zur Mündung der Donau. Diodor geht ein wenig von ihm ab. Die Athenienſer ſuchten ſeine Freundſchaft. Er hätte bald einen Krieg mit den Scythen bekommen, die einen ihrer Könige Scyles verjaget hatten, weil er griechiſche Sitten liebte und einführen wollte; und dieſen nahm er auf. Allein er lieferte ihnen denſelben aus, und bekam ſeinen Bruder wieder, der zu ihnen geflohen war. Er ſtund aber den Athenienſern wider die Chalcidier bey u. ſ. w.

Darauf folgte Seuthes der I. im 330ſten J. Roms, und 424 J. vor Chr. Geb. Er war des vorigen Brudersſohn, bekam das attiſche Bürgerrecht, und machte viele Völker zinsbar. Aus einer Stelle Xenophons ſchließt der V. daß Mäſades ihm gefolget. Es iſt alſo in Thracien eine Staatsänderung vorgegangen; darinn Mäſades vom Throne geſtoßen worden; und Medocus, König der odryſiſchen Thracier, nebſt dem II. Seuthes, ſind ihm 400 J. vor Chr. Geb. gefolget. Um dieſe Zeit kam Xenophon mit ſeinen 10000 Griechen aus Aſien vom Feldzuge des jüngern Cyrus zurück, und half ihm einen Krieg, wider etliche abgefallene Städte ausführen. Er gab dem Könige der Thracier eine ſeiner Töchter, und nahm ſelbſt deſſen Prinzeſſinn, zur Beſtätigung der Freundſchaft. Bey einem großen Gaſtmahle, welches Seuthes ihnen gab, mußten nach thraciſcher Gewohnheit, alle Gäſte, des Königes Geſundheit trinken, und ihm etwas

ſchenken. Der König that auch Beſcheid: und ſo alt iſt dieſe Gewohnheit der altdeutſchen Völker.

Ihm folgten **Amadocus**, und dieſem **Teres** der II. Könige der Odryſer. Dieſe hatten den König **Philipp** von Macedonien zum Zeitgenoſſen. Demoſthenes hat uns einen Brief des letztern an die Athenienſer aufbehalten; darinn des **Teres** gedacht wird. Die Athenienſer begehrten nämlich, Philippus ſollte ihn und den Cherſobleptes wieder in Beſitz ihrer Staaten ſetzen. Nun folget **Cotys** I. (den Herr Pelloutier, durch **Gott Tys** erkläret) etwa 356 J. vor Chr. Geb. Er war ſehr laſterhaft. Als die Athenienſer ihm ihr Bürgerrecht, und eine goldne Krone ſchenkten, gab er zur Antwort: er wolle die Athenienſer auch zu thraciſchen Bürgern erklären. Er nahm ihnen einige Städte weg, und ward ihr Feind. Iphikrates hielt es mit ihm. Er ſchrieb einen Brief an den Philippus. Er ward von ein Paar Brüdern ermordet, deren Vater er erſchlagen hatte. **Cherſobleptes**, ſein Sohn, verlohr durch Aufruhr die meiſten Staaten ſeines Vaters und behielt nur die Seeſtädte.

Philippus eroberte indeſſen Thracien, und Cherſobleptes mußte auch unter Alexandern, von Macedonien abhängen. Andre Könige dieſes Theils von Thracien findet man nicht genannt, bis an den Einfall der Gallier. Nun folget noch Seuthes III. König der Odryſer; und von ihm gehen die Münzen der thraciſchen Könige an; auf welche Seleucus und Ptolomäus folgten.

Nun

Nun kam der gallische Einfall in Macedonien unter Anführung des Belgius (ein Balger) der den Ptolomäus überwand; ihm das Haupt abschlug, und auf einer Lanze öffentlich zur Schau stellte. Man muß aus des Herrn Pelloutiers Abhandlung von diesen Galliern, die zu Paris den Preis erhalten, wissen, daß sie aus Deutschland von der Donau hergewesen. Unter eben diesen Celten, Helden, Galatern oder Galliern, waren auch Leonarius und Lutarius, d. i. Leuenhard und Lothar oder Luther, Gefährten des Brennus, die sich mit 20000 Mann von ihm losrissen, und sich Thraciens bemächtigten, Byzanz und alle umliegende Städte eroberten, und zinsbar machten. Als Brennus bey Delphis erschlagen war, gieng Comontorius, mit den übrigen Galliern an den Hellespont, setzte sich bey Byzanz, und nahm seinen Sitz beym Berge Hämus in Tuln. Cavarus folgte ihm; worauf Seuthes der IV. Sotys der II. Diegylis oder Diegyris, Zibelmius, Sothimus, Sadales I. Cotys III. Sadales II. Adallas, Cotys IV. und Rhömetalces I. alle noch vor Chr. Geb. folgten.

Um diese Zeit ward Ovidius nach Thracien, oder zu den Geten, am Ausflusse der Donau ins Elend verwiesen. Es regierte damals Cotys der V. ein Herr, der die schönen Wissenschaften liebte, und selbst Verse machte. An diesen schrieb also der römische Dichter, und lobet ihn deswegen.

Adde quod ingenuas didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Nec regum quisquam magis eſt inſtructus ab illis.
Mitibus aut ſtudiis tempora plura dedit.
Carmina teſtantur; quæ, ſi tua nomina demas,
Threïcium juvenem compoſuiſſe negem
Neve ſub hoc tractu vates foret unicus Orpheus,
Biſtonis ingenio terra ſuperba tua eſt.

Rheſcuporis, Rhômetalces der II. und die Söhne von Cotys dem V. machen den Schluß aller thraciſchen Könige, bis um das 19 Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung: und alle dieſe ſind aus den Münzen erläutert.

Auf eben die Art ſind die Könige des cimmeriſchen Bosphors erkläret und in Ordnung gebracht, bey denen wir uns nicht aufhalten können. Auch von den Geten, oder Gothen findet man hier ſchon die Spuren, wiewohl ſie nur im vorbeygehen berühret werden.

II.

Vollſtändiger Lehrbegriff der Optik,

nach Herrn Robert Smiths Engliſchem, mit Aenderungen und Zuſätzen ausgearbeitet, von Abr. Gotthelf Käſtnern, der Matth. außerord. Pr. zu Leipz. verſch. gel. Akad. Mitgl. Altenb. in der Richteriſchen Buchh. 1755 3 Alph. in gr. 4.

Diejenigen, ſo unſer Vaterland mit Büchern bereichern, dergleichen es in ſeiner Mutterſprache noch nicht gehabt, verdienen allerdings

dings viel Dank. Unser Herr Prof. Kästner hat denselben zwar bisher schon auf mehr als eine Art verdienet: aber itzund erlanget er einen neuen, und vorzüglichen Anspruch, auf die Erkenntlichkeit seiner Landsleute. So groß auch die Zahl mathematischer Anfangsgründe, und weitläuftigerer Lehrbücher von einigen Theilen der Mathematik im Deutschen bereits ist: so wenig hat man noch von der Optik darinnen aufzuweisen gehabt. Die Engländer sind damit viel reichlicher versehen. Als derowegen der Herr Prof. zu seiner eigenen Belehrung die besten Schriften von der Optik durchgieng, nahm er zwar anfänglich Hugens Dioptrik vor; hatte aber nicht die Geduld, dessen synthetische Beweise durchzugehen; sondern bemühte sich dessen Lehrsätze analytisch zu finden. Darauf erhielt er Smiths Werk, dergleichen wir im Deutschen nicht aufzuweisen hatten. Denn außer einigen Anweisungen zum Glasschleifen, und zu Verfertigung optischer Werkzeuge, haben wir nichts gründlichers, als was der Freyherr von Wolf in seinen Schriften davon geleistet hat.

Gleichwohl verdienet die Optik auch darum eine mehrere Aufmerksamkeit, weil sie sich mit dem vornehmsten Sinne des Menschen beschäfftiget. Ihre Hülfsmittel stärken und erhalten denselben im Alter und bey andern Zufällen. Sie leitet unsern Verstand bis an die äußersten Gränzen der Welt, und machet uns Dinge bekannt, die sonst uns Erdbürgern ewig unsichtbar geblieben wären. Sie verwandeln uns einen Wassertropfen in ein Meer voll

leben-

deln wollen, auf ſo mancherley Art mit ihren unrichtigen Deutungen beſchmitzet haben. Bey dem Zeugniſſe *Browers* erinnert Herr Hofmann nur noch, daß

Opus, magnum & admirandum, quod praenotauit *GRATIAM THEOTISCE*, *libri V.* *Ad* Ludouicum *Regem L. I. ad* Salomonem, *Conſtantienſem Epiſcopum L. I. Ad Monachos S. Galli L. I. In Pſalterium* tria magna volumina eodem genere ſermonis, item *de extremo iudicio lib. I. de gaudiis* quoque *regni coeleſtis lib. I. Sermones* & *Homilias* tam *de tempore*, quam *de Sanctis* edidit *lib. II. Epiſtolarum ad diverſos Lib. I. Epigrammata* multa in *vtraque lingua* vario genere metri *libr. II.* Alia quoque multa edidit, quae priorum negligentia perdita, & ignorantia monachorum Abbatumque deſidia raſa & lacerata in manus noſtras non venerunt. Clarut temporibus Ludouici & Lotharii Imperatorum A. Domini DCCCLXX. Herr M. Hofmann merket dabey mit *Lambecio* an, daß der Name des Maynziſchen Erzbiſchofs allhier von *Tritthemio*, und ſonſt auch von andern, unrecht *Luitbertus* geſchrieben werde, der *Liutbertus* heiſſen ſollte. Denn er ſeye aus den Fränkiſchen Wörtern *Liuto* oder Leute, und *bert* oder *wert*, das iſt wehrt zuſammen geſetzet, und bedeute ſo viel als *hominum* conſortio *dignum*, einen Mann, der der Geſellſchaft der Leute werth iſt; vielleicht beſſer, der in der Geſellſchaft werth iſt und gehalten wird. Die andere Stelle aus *Browers* Antiquitatibus Fuldenſibus lib. I. c. 13.

p. 58.

lebendiger Geſchöpfe; und einen ſchwarzen Fleck am Himmel in einen mit glänzenden Welten erfüllten Raum. Selbſt unſre Seele wird uns in ihren Wirkungen bekannter: indem wir die Geſetze ihrer Vorſtellungen, aus den Empfindungen des vollkommenſten Sinnes am deutlichſten abnehmen können.

Der Titel von Smiths engliſchem Werke heißt: A compleat Syſtem of Optiks, in four books, viz A popular, a mathematical, a mechanical and a philoſophical Treatiſe, &c. Cambridge 1738 in 4to. Es iſt 455 S. ſtark, und hat 113 S. Anmerkungen des Verfaſſers, mit kleinerer Schrift; auch D. Jurins Verſuch vom undeutlichen Sehen, auf 171 S. Dazu kommen erſt 13. hernach 16, und zuletzt vier Kupfertafeln.

Das Werk ſelbſt hat 4 Bücher. Im I. werden die Eigenſchaften des Lichtes, der Gläſer und Spiegel, auch andre zum Sehen gehörige Sachen ſo erkläret, daß auch Leute es verſtehen können, die ſich nicht ſonderlich mit der Mathematik einlaſſen.

Das II. Buch enthält die mathematiſche Theorie der Optik; und zwar in ſynthetiſcher Lehrart.

Im III. Buche findet man eine Beſchreibung der vornehmſten optiſchen Werkzeuge, und ihrer Verfertigung. Viele davon ſind den Engländern eigen; z. E. die Spiegelteleſcope, und die Beſchreibung des Mauer-Quadranten zu Gremwich. Dieß iſt aber nur von der Erfindung und erſten Ausführung zu verſtehen; denn die Spiegelteleſcope hat man auch ſeit zehn und mehr Jahren zu Elbing

in Preußen ſehr gut, in verſchiedner Gröſſe gemachet: und eingemauerte Quadranten hat man auch in Wien ſowohl auf der Jeſuiter Sternwarte, als beym Herrn Marinoni, ſeit fünf bis ſechs Jahren gehabt; wo wir ſie ſelbſt geſehen haben.

Das IV. Buch erzählet die Entdeckungen, die man durch die Ferngläſer am Himmel gemachet. Dieſe handeln nun 1) von der Sonne, 2) den Merkur, 3) von der Venus, 4) dem Monde, 5) dem Mars, 6) dem Jupiter, 7) dem Saturn, und 8) von den Fixſternen. Von dieſen Büchern nun hat der Herr Pr. Käſtner das erſte und dritte meiſtens überſetzet, und nur wenige Aenderungen dabey gemachet; die aber auch angemerket ſind.

Das zweyte hat er nicht ſowohl aus dem Engliſchen ins deutſche, als aus dem ſynthetiſchen Vortrage in den analytiſchen überſetzet. Dieſe iſt dem Geſchmacke der Franzoſen gemäß; und der Herr Pr. zieht ſelbigen der Engländer ihrem vor, ob er ſie gleich ſonſt ſehr hoch hält. Er rechtfertiget auch ſein Urtheil durch bündige Urſachen. Hauptſächlich meynet er, man müſſe in Deutſchland dasjenige, was bloß mathematiſche Leſer fodert, ſoviel möglich ins Kurze ziehen. Es fehle zwar bey uns an Köpfen nicht, die es verdienten, des Erfinders der Differentialrechnung Landsleute zu ſeyn: allein ihre Anzahl würde den Verleger eines ſolchen Buches nicht ſchadlos halten. Man muß alſo Geiſtern von einer mittlern Ordnung nicht gar zu viele Bogen, die ihnen unbrauchbar ſind, in die Hände geben. Es iſt einmal Herkommens, daß die Stärkern ſich zu den

Schwä-

Schwächern herunter laſſen müſſen; nicht aber dieſe ſich zu jenen erheben dörfen. Und würden ſie es wohl können? Wir übergehen andre Aenderungen, die der Herr Pr. gemachet hat.

Im dritten B. hat er getreulicher das Amt eines Ueberſetzers verwaltet, und nur am Ende manches weggelaſſen, welches ein Deutſcher ſchon aus andern Büchern wiſſen kann. Denn die Abſicht des Herrn Ueberſetzers iſt hauptſächlich geweſen, ſeinen Landsleuten vornehmlich das vorzutragen, was ſie in ihrer Sprache noch nicht in gehöriger Vollkommenheit haben; wegen des übrigen aber, ſie auf andre Bücher zu verweiſen.

Eben dieſer Eigenſinn, wie ers ſelbſt nennet, hat ihn bewogen, Smiths IV. Buch von ſeiner gegenwärtigen Arbeit gar auszuſchließen: weil die himmliſchen Entdeckungen mit Ferngläſern ſchon ſonſt bekannt ſind. Doch hat er die Abhandlung von der allmählichen Fortpflanzung des Lichtes mitgetheilt: da dieſe Lehre im Deutſchen, für einen, der ſie gründlicher, als obenhin zu wiſſen verlanget, noch nicht abgehandelt worden. Indeſſen geſteht der Herr Pr. daß eine zuſammenhangende Erzählung aller dieſer Entdeckungen, nebſt mathematiſchen Betrachtungen darüber, noch ein neues Buch im Deutſchen abgeben könnte. Wir wünſchen, daß uns der Hr. Pr. der vor unzählichen andern geſchickt wäre, dergleichen, ſowohl in Anſehung der Einſicht, als des guten Vortrages zu liefern, ſich dazu entſchließen möge. Indeſſen hat Smith doch die mikroſkopiſchen Entdeckungen weggelaſſen, weil ſie ſein Buch zu groß ge-

gemachet hätten. Der Herr Pr. ſchließt von dieſem Sohne einer glückſeligen Inſel, wo die Gelehrten reich, und die Großen gelehrt ſind, und der noch durch eine zahlreiche Unterzeichnung unterſtützet ward, ſein Buch ans Licht zu ſtellen; auf einen Gelehrten vom feſten Lande. Hier meynet er, habe man ſich eine ſo allgemeine und auf Kenntniß gegründete Achtung gegen die Wiſſenſchaften nicht zu verſprechen: da ſelbſt, ſoviel lateiniſche Handwerksleute, wie er ſchreibt, die Unverſchämtheit hätten, Bemühungen zu verachten, die für ſie zu erhaben ſind.

Aus dem bisherigen wird man ſehen, worinn der Text dieſes deutſchen Werkes eigentlich beſteht. Die Anmerkungen ſind alle vom Herrn Ueberſetzer. Smith hatte die Seinigen ans Ende geſetzet. Mit Weglaſſung von einigen, die dem Herrn Pr. nach den obigen Urſachen entbehrlich ſchienen, hat er ſie auch ſo mitgetheilet, aber wiederum etliche Anmerkungen dazu gemachet; die theils in der Reihe der ſeinigen mit K. bezeichnet, theils unter die Seiten geſetzet ſind.

Die Zahl der Kupfer iſt ſehr vermindert worden, um das Buch nicht zu theuer zu machen. Smith hat von jeder Sache alle mögliche Fälle vorſtellen laſſen: z. E. wenn von geſchliffenen Gläſern die Rede iſt, ſo zeiget er alle mögliche Veränderungen ihrer flachen, erhobenen, und hohlen Flächen, auf einer oder beyden Seiten vor. Der Herr Pr. aber begnüget ſich, erſt die Anfänger einmal von der Beſchaffenheit ſolcher Gläſer unterrichtet zu haben;

und trauet ihnen hernach zu, ſolche Dinge durch eigenes Nachſinnen ſich vorſtellen zu können. u. d. m. Dieß hat nun die Figuren ſtark ins Kurze gezogen.

Beym III. B. hat er keine Figuren weglaſſen dörfen, außer wo die Abhandlung wegblieben. Bey den Anmerkungen und Jurins Verſuche, hat er ſich auf die vorigen Figuren berufen.

Der Anhang iſt vom Herrn Prof. K. ganz allein; da er niemanden wußte, der die Perſpective ſo allgemein und analytiſch abgehandelt hätte.

Von dieſer Anzeige, was Herr Smith, und Herr Profeſſer Käſtner bey dem Werke eignes haben, wird man den Vortheil haben, daß man nicht dem erſten, die Unvollkommenheiten des letztern zuſchreibe. Allein freylich können wir daraus auch die Verdienſte unſers Landsmannes einſehen, und ihm den gebührenden Ruhm beylegen. Denn wir glauben eben nicht, daß engländiſche Köpfe allein denken können. Und es iſt gut, daß unſre Landsleute einmal das Herz faſſen, ſich auch über das Vorurtheil zu ſchwingen: alles, was ein Engeländer leiſte, ſey unverbeſſerlich. Wie viel uns dieſes durch eine Menge blinder Nachahmer unter uns, in allerley Wiſſenſchaften und freyen Künſten ſchon geſchadet habe, lehret der Augenſchein täglich. Wann wird man einmal z. E. in der Dichtkunſt, ſo geſcheid verfahren, als der Herr Pr. in der Optik gethan hat?

Das Regiſter hat der Herr Pr. ſelbſt verfertiget. Es iſt aber nicht gar zu weitläuftig gerathen, weil man das meiſte nach den bloßen Ueberſchriften der

Ca-

Capittel finden kann. Ein Buch, das lesenswerth ist, brauchet auch kein sehr großes Register. Ein anders ist es mit solchen, die man nachschlagen, oder besser zu sagen, bloß ausschreiben will.

Zum Beschlusse erinnert der Herr Pr. noch, daß in Deutschland die Spiegeltelescope noch sehr unvollkommen gemachet würden; wenn nicht ein vornehmer Graf und Geh. R. in unserm Sachsen, seine Liebhaberey der mathematischen Wissenschaften so weit getrieben hätte, daß er dergleichen auf seinem Landgute in einer solchen Volkommenheit, verfertigen läßt, daß sie den brittischen Trotz biethen können. Wir machen uns eine Pflicht daraus, auch hier zu melden, daß solches des Herrn Geh. Raths, auch Erbmarschalls Grafen von Löser Excellenz ist; der zu Reinharz im Churkreise seit vielen Jahren eine Werkstatt vieler mechanischen und optischen Kunstwerke mit großen Kosten, und noch größerer Einsicht angeleget hat. Der Herr Pr. K. hat also sehr billig dieses ganze Werk, einem solchen erleuchteten Kenner zugeschrieben. Das Kupfer am Titelblatte stellet das größte seiner Spiegeltelescope dar. Es ist selbiges über acht englische Fuß lang, und überaus bequem und sauber gearbeitet. Die genaue Beschreibung liefert uns die Vorrede.

Schlüßlich können wir nicht umhin, hiermit unser Vergnügen zu bezeigen, daß wir nunmehr auch einen Anfang gemachet sehen, die erhabensten und tiefsinnigsten Wissenschaften in einer reinen und schönen deutschen Schreibart vorzutragen. Auf diesen

Spuren mögen künftig alle die einhergehen, die uns hinführo etwas mathematiſches und phyſikaliſches im Deutſchen liefern wollen. So wird man bald ſehen, was es für Früchte bringt; wenn die Lehrer und Meiſter in der gründlichſten Erkenntniß, nicht nur der finſtern Minerva, ſondern auch den Muſen und den Gratien geopfert haben.

III.

Obſervations ſur les Antiquités de la Ville d'Herculanum, avec quelques Reflexions ſur la Peinture & la Sculpture des Anciens, & une courte deſcription des environs de Naples, par Mrs. Cochin le Fils, & Bellicard.

A Paris 1754. in 12. p. 136.

Nach ſo vielen kleinen Nachrichten von den herkulaniſchen Alterthümern, die man ſchon geſehen hat, iſt dieſe noch zur Zeit die ausführlichſte. Sie beſteht aus drey Theilen. Der erſte enthält eine Beſchreibung des Berges Veſuvius, nebſt den Alterthümern, die daſelbſt ausgegraben werden. Die zweyte liefert eine Abhandlung von den Malereyen und Schnitzbildern, die man darunter gefunden, von dem jüngern Herrn Cochin, königl. Hofzeichner und Kupferſtecher. Der dritte endlich giebt die Beſchreibung einiger Alterthümer um Neapel, Pozzuolo, Baja, Cuma und Capua, vom Herrn Bellicard.

Wir

Wir wollen von allem einen so ausführlichen Auszug geben, und alle dabey befindliche Kupfer vor etliche Stücke dieser Monathschrift nachstechen lassen; daß es eben so viel seyn wird, als ob wir das ganze Werkchen übersetzet hätten. Den Anfang machen wir von der Vorrede, oder der historischen Untersuchung von Herkulanum.

Portici ist ein Dorf am Fuße des Berges Vesuv, sieben oder acht wälsche Meilen (zwo deutsche) von Neapel. Hier hat man seit langer Zeit, Ueberreste einer verschütteten alten Stadt gefunden; sonderlich als der König beyder Sicilien an dem Orte bauen und graben lassen. Man hat auch gewußt, daß um diese Gegend das alte Herkulanum gestanden haben müßte: obgleich einige Gelehrte sageten, es wäre das alte Pompeja, oder auch Retina gewesen. Allein das erste hat bey Torre del Annonciata, zehn Meilen davon, gelegen. Der Name Retina kömmt bey den Alten nur im Plinius vor, und ist allem Ansehen nach, das itzige Resina, unweit Portici. Der Namen der wiedergefundenen Stadt, wird bey den lateinischen Schriftstellern bald Herculanum, bald Herculanium, bald Herculaneum; auch wohl bey den Poeten Urbs Herculea, salinæ Herculeæ gefunden. Seit der Entdeckung hat man sie bald Herculea, bald Heraclea, bald Herculanea, bald Herculane genennet. (Auf der von dem gelehrten Herrn von Scheyb unlängst ans Licht gestellten überaus richtigen peutingerischen Charte, VI. Abschnitte, heißt es Herclanium: ungeachtet die Stadt um Kaisers Theodosius Zeit,

bereits drey bis vierhundert Jahre verſchüttet geweſen.)

Sie iſt eine von den älteſten Städten Italiens, und noch vor der Zerſtörung Trojens erbauet geweſen. Dionyſius von Halikarnaß ſchreibt ihren Urſprug dem Herkules zu. Die andern Scribenten ſchweigen davon. Man kann ihm alſo ohne Bedenken glauben; da man nicht läugnen kann, daß nicht Herkules in Spanien, Gallien und Wälſchland geweſen ſeyn ſollte. Die älteſten Phönicier haben an allen dieſen Küſten gehandelt, und die Häfen derſelben wohl gekannt. Herkul war mit einem oder etlichen ſolchen Schiffen nach Spanien gefahren; und als dieſelben durch widrige Winde aufgehalten wurden, gieng er zu Lande durch Gallien, fand einen Weg über die Alpen, hielt ſich ein Jahr in Italien auf, und erwartete ſeine Schiffe beym Berge Veſuv zu Sarno. Da opferte er den Göttern den Zehnten ſeiner mitgebrachten Reichthümer, und bauete Pompeja, wo er ſich gelagert hatte; und hernach das Herkulanum, wo ſeine Flotte gelandet. Nach dem Petavius iſt dieß im 3476ſten Jahre der julianiſchen Periode; vor der gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung aber 1238 Jahre geſchehen.

Da dieſe Stadt völlig verſchüttet worden, würden wir nichts von ihr wiſſen, wenn nicht Nonius Marcellus, aus dem Siſenna eine Stelle angeführet, daraus wir ſehen: daß ſie am Veſuv, auf einer Höhe, zwiſchen zween Flüſſen gelegen, u. ſ. w. Die Oſcer, die Cumäer, die Thyrrhenier und Samni-

ter

ter haben ſie nach und nach gehabt. Der peutingeriſchen Charte gedenket dieſer Schriftſteller gar nicht. Ein griechiſches Pflanzvolk kam in der Nachbarſchaft an, bauete Cuma, und beraubte die Volsker der ganzen Küſte von Neapel. Aber Herkulanum, welches mit darinnen begriffen war, hatte ſchon um die Zeit des trojaniſchen Krieges eine Veränderung ausgeſtanden, wie Virgil anzeiget; wenn er ſaget, ein König der Teleboer, Telon, habe die Nymphe Sebethis geheirathet. Sebethe war ein Fluß auf der Küſte von Neapel, und vermuthlich hat er die Beherrſcherinn der daſigen Gegend verſtanden. Oebalus, ihr Sohn, der auf der Ziegeninſel herrſchte, bemächtigte ſich auch der Ufer des feſten Landes: und hier iſt gewiß Herkulanum mit erobert worden.

Die Römer nahmen endlich dieſe Stadt den Sammnitern ab, gaben ſie ihnen aber wieder. Im marſiſchen Kriege ward ſie von neuem erobert, und bekam eine römiſche Colonie. Die Annehmlichkeit der Küſte machete, daß man viel ſchöne Luſthäuſer dahin bauete. Aus Ciceros Briefen ſieht man, daß Fabius eins gehabt. Seneca meldet von Cäſars ſeinem etwas; und Statius beſchreibt ihre Pracht, darunter Kunſtwerke vom Apell, Phidias und Polyklet geweſen ꝛc.

Quid referam veteris ceræ, ærisque figuras,
Si quid *Apellei* gaudent animaſſe colores,
Si quid adhuc, vacua tamen admirabile Piſa,
Phidiacæ raſere manus; quod ab arte *Myronis*,
Aut *Polycleteo* quod juſſum eſt vivere cælo. &c.

daß dieſer geſchickte Mann dem *Velſero* zur Ungebühr ſeinen Beyfall gegeben, wenn dieſer an einem Orte (*) geſchrieben, Otfrid habe zu allererſt die Deutſchen ſchreiben gelehret. Dieſen Irrthum hat ſich auch noch ein anderer Schriftſteller (**) gefallen laſſen; welcher aber durch die, bereits vor dem Otfrid, von Käyſer Carlen dem Groſſen, und *Hrabano Mauro*, zum Beſten der deutſchen Sprache, bekannter maſſen vorgenommene Bemühungen genugſam wiederleget wird.

Unter den verſchiedenen Schriften dieſes Mannes gebühret dem von ihm ſelbſt alſo betitelten *Voluмini Evangeliorum* allerdings der Vorzug. Er hat es,

p. 58. lautet alſo: Quae in *Otfridium* vero Deus gratiae doctrinaeque munera cumularit, ingrato ſilentio premenda non ſunt. Hic apud Nemetes in *Wiſſenburgenſi* coenobio lumen ingenii tantum oſtendit, vt aſtrorum ac diuinarum rerum peritia excellens, admiranda metrorum felicitate demum in *germanici* ac *vernaculi ſermonis* elaborando *canone*, parum licet fructuoſe, ſudarit, nulli ſua aetate copia ſcientiarum & pangendi facultate ſecundus. Eum *Marcus Veiſerus*, Germaniae decus, *in Boicis* atteſtatur *Germaniae Sermonem ſcriptu ea aetate perdiffi cilem, omnium primum litteris tractare aggreſſum.*

(*) Siehe *Velſeri* Commentarium de rebus Boicis lib. 2. p. 76.

(**) Johann Ludwig Gottfried in der hiſtoriſchen Chronica der vier Monarchien Part. V. p. 472.

Dieſes war nöthig zu erwähnen, damit man ſich nicht wundere, daß man im Herkulanum ſeltne Meiſterſtücke verſchüttet findet.

Dieſe Stadt bekam nun im 63ſten Jahre Chriſti durch ein Erdbeben, welches Campanien verheerete, den erſten Stoß. Es hub den 5ten Horn. an, wie Seneca meldet; und man erſchrack deſto mehr, da man hier von keinem ältern Erdbeben wußte. Pompeja ward ganz verſtöret, und Herkulanum großentheils eingeſtürzet. Allein man bauete es wieder. Sechzehn Jahre und neun Monathe hernach, d. i. 76 Jahre nach Chriſti Geburt, unter des Titus VI. Conſulate, im erſten Jahre ſeiner kaiſerl. Regierung, ward es vom Veſuv völlig überſchüttet. Man ſpürte ſchon etliche Tage eine außerordentliche Hitze, und kleine Erſchütterungen eines Erdbebens, mit einem Geräuſche und Getöſe.

Endlich entſtund ein entſetzlicher Knall und Ausbruch aus dem Schlunde des Veſuvs, der ungeheure Steine unbegreiflich hoch in die Luft warf, und ſo viel Dampf und Staub ausblies, daß es mitten im Tage ſtockfinſter ward. Die Aſche, die mit Erde und Steinen vermenget ward, bedeckte Land und See viele Meilen weit: und das Ufer erſtreckte ſich nun weiter ins Meer, als vorhin. Pompeja und Herkulanum wurden völlig verſchüttet. Statius, der damals lebte, ſaget: Jupiter hätte den Berg bis an den Himmel aufgehoben, und ihn auf dieſe unſeligen Städte geworfen. Martial ſaget ebenfalls, als ein Zeitgenoß:

Hic eſt pampineis modo Veſuvius umbris — —
Hic locus Herculea nomine clarus erat.
Cuncta jacent flammis triſti ſubmerſa favilla,
Nec ſuperi vellent hoc licuiſſe ſibi.

Von der Zeit ihrer Erbauung bis zum Untergange hat ſie 1316 Jahre geſtanden, und von der Verſchüttung bis 1740, hat ſie 1664 Jahre begraben gelegen.

Ein jeder wird nunmehr begierig ſeyn, dieſen fürchterlichen Berg näher kennen zu lernen. Daher haben wir ihn zum Titel dieſes Monathes in Kupfer ſtechen laſſen, und wollen ihn in etwas beſchreiben. Der Herr Verfaſſer hat ihn ſelbſt 1749 und 1750. unterſuchet und abgezeichnet: und alſo können wir uns auf ihn verlaſſen.

Man ſteiget ſehr mühſam nach ſeinem Gipfel, und muß auf ſehr holperichten, ungleich zerſtreueten Steinen hinanklettern, die meiſten ſind ſehr hart und ſchwer, und ſcheinen mit Eiſentheilen geſchwängert zu ſeyn. Andre ſind leicht u. locker und ſcheinen mit Schwefeltheilen erfüllet. Dieſe bedecken faſt den ganzen Berg, und ſcheinen ein geronnener Schaum zu ſeyn, der aus dem kochenden Berge gefloſſen. Unter dieſen iſt ein marmorfeſter ſteinerner Boden, oder eine geronnene Lava, die ſich ſo glatt wie ein Marmor ſchleifen läßt. Man pflaſtert zu Neapolis die Straßen damit, und machet Einfaſſungen der Thüren, auch Tiſchblätter davon. An dem Gipfel wird er noch ſteiler, und iſt mit Aſche bedeckt; deren Körner wie harte Hirſekörner

groß, und mit metalliſchen Stäubchen vermiſchet ſind.

Oben auf dem Gipfel ſenket ſich das Mittel des Berges wieder, und machet gleichſam einen Keſſel oder ein Becken, das nicht allemal gleiche Tiefe hat. Im 1749ſten Jahre ſchien es auf 80 franzöſiſche Ruthen oder Klaftern tief zu ſeyn: aber 1750 hatte ſichs durch die Gewalt des innern Feuers gehoben, ſo daß es nur 30 oder 32 Klaftern tief war. Das Kupfer zeiget dieſen innern Boden. Der Umfang des Randes hatte 850 Klaftern, und folglich war der Durchmeſſer 282 Klaftern lang. Bey a kam man hinauf, und da ſah man die Mündungen b, c, d, e. Man ſtieg hinab, über die Felſen, bis auf den platten Boden, der mit Schwefel bedecket war, und wie ein beeiſter Fluß ausſah. An vielen Stellen blies er aus den Löchern im Tage Rauch hervor, der bey Nachte, wie Feuerſtralen ausſah. Gegen das Drittheil der Fläche war die große Oeffnung, daraus alle fünf Minuten, nach einem Donnergetöſe, eine dicke Garbe von Feuer ſchoß. Die ausgeworfenen Steine macheten rings um das Loch ſchon einen kleinen Hügel, der zwölf oder funfzehn Klaftern hoch war. Das Feuer aber fuhr 18 bis 20 Klaftern in die Höhe.

Dieſer kleine Berg war mit andern kleinen Löchern umringet, die man Camine oder Schorſteine nennet, b. c. d. e. Dieſe blieſen nur Feuer aus, wenn die Materie durch das große Loch nicht heraus konnte, ſondern wieder zurück in den Abgrund fiel. Der Wind blies auch dadurch hinein, wie an einer Ofen-

Ofenthüre. Noch weiter hin ſah man ein Feuermeer; darinn man 18 bis 20 Klaftern breit eine geſchmolzene Lava in Bewegung prudeln ſah. Ob ſie gleich glühete, und geſchmolzen war, ſo war ſie doch feſt genug, Steine, die man darauf warf, zu tragen. Der Rand um dieſen Tiegel ſchien keinen Schuh dick zu ſeyn, hatte ſich aber als ein Gewölbe gebildet, daran die Flammen zurückpralleten. Das Erdreich krachete mehr als einmal in dieſen Gegenden, als ob es berſten wollte.

Damals drohete nun der Veſuv ſchon einen nahen Auswurf, durch allerley Erdbeben um Neapolis; und 1751, im Weinmonde, öffnete er ſich wirklich, und ſpie eine unglaubliche Menge ſeiner Lava, oder geſchmolzenen Steine aus. Zu allem Glücke hemmete ſich dieſer Strom beym Fluſſe Sarno. Denn hätte er deſſen Bett erreichet, und angefüllet: ſo würde ſelbiger die ganze Gegend daherum überſchwemmet haben.

Man zählet ungefähr 26 Ausbrüche des Veſuvs, ſeit dem das Herkulanum verſchüttet worden. Da hat ſich nun immer eine Lava über die andere ergoſſen, eine Aſche über die andre geſchüttet: ſo daß die Stadt nun 60 oder 80 Klaftern tief unter der Erde liegt. Bisweilen iſt auch Waſſer mit Muſchelſchaalen herausgebrochen, und hat alles überſchwemmet. Eine lateiniſche Aufſchrift beſtätiget ſolches. Diejenige, ſo auf dem Wege von Neapel nach Portici ſteht, hebt ſo an:

PO-

POSTERI. POSTERI
VESTRA. RES. AGITVR &c.

Auch bey dem Torre del Greco ſteht eine, die ſo anfängt: Viam a Neapoli ad Rhegiam. So viel mag dießmal genug ſeyn. Nächſtens wollen wir zur Entdeckung des Herkulanum ſchreiten.

IV.

Nachricht, von eines benachbarten hochfürſtlichen Hofes theatraliſchen Beluſtigungen.

Die Liebe zu regelmäßigen Schauſpielen wird täglich allgemeiner. Wir können unſern Leſern davon ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel liefern, das zwar noch aus dem vorigen Jahre hergenommen iſt; gleichwohl aber verdienet, in dieſem Jahre nachgeholet zu werden. Als des jetzt regierenden Fürſten zu Anhaltzerbſt Hochfürſtliche Durchlauchtigkeit ſich am Ende des 1753 Jahres mit der Durchlauchtigſten Heſſencaſſeliſchen Prinzeſſinn Carolina Wilhelmina Sophia vermählten; ſo wurden unter andern Luſtbarkeiten, die der Feyer einer ſo glücklichen und erhabnen Vermählung gewidmet waren, auch einige ſchöne theatraliſche Stücke, auf hohen Befehl von einer auswärtigen komiſchen Geſellſchaft, in dem dazu eingerichteten vortrefflichen Hochfürſtlichen Reithauſe aufgeführet. Weil ſich aber dieſelbe, wie bekannt iſt, nicht beſtändig in Zerbſt aufhält; Se. Hochfürſtlich. Durch-

Durchlauchtigkeit aber ſowohl, als insbeſondere die Durchlauchtigſte Frau Mutter deſſelben, eine Fürſtinn von ſeltner Einſicht und von dem feinſten Geſchmacke, lehrreiche und regelmäßige Schauvornehmlich Trauerſpiele lieben: ſo vereinigten ſich nach der Zeit freywillig und aus eigener Bewegung etliche Hof-Bedienten Sr. Durchlauchtigkeit, nebſt einigen Kammerjungfern der regierenden Fürſtinn und Frau Mutter Durchlauchtigkeiten mit einander, bey dem damals zukünftigen hohen Geburtstage der Letztern 1754. des Herrn Prof. Gottſcheds Cato, in Gegenwart der durchlauchtigſten Herrſchaft und des vornehmen Adels im Schloſſe aufzuführen. Auf hochfürſtliche Koſten wurde ein artiges Theater, mit allerhand Verzierungen geſchmückt, in dem ſo genannten grünen Saale angeleget. Einige Wochen vorher legte die Frau Gräfinn von Bentink, eine ſehr einſichtsvolle und geiſtreiche Dame, die eine große Kennerinn witziger Schriften, ſonderlich dramatiſcher Gedichte iſt, einen Beſuch an dieſem prächtigen Hofe ab. Auf erhaltne Nachricht von dem gedachten Vorhaben, ſchlug dieſelbe zur Veränderung und Abwechſelung den Pylades und Oreſtes des Herrn von Derſchau mit vor. Beyde Stücke wurden alſo am 24 und 25ten des Weinmonats des vergangenen Jahres, von der dazu aufgerichteten bequemen Bühne, vor den hochgedachten durchlauchtigſten Perſonen, in Gegenwart des durchlauchtigſten Fürſten Eugens von Deſſau, und der gedachten Frau Gräfinn von Bentink, mit vollkomm-

kommnem Beyfalle, nebſt dem Prologus Num. I. und beyden Epilogis II. und III. aufgeführet. Den Prologum, welchen der daſige Pageninformator Herr Koltitz, wie auch die Texte der drey Epilogorum beſonders dazu verfertiget hat, hielt ein hoffnungsvoller junger Edelmann, von 17 Jahren, Friedrich Carl von Boſe, aus Weiſſenfels, erſter Page bey Ihro Durchlauchtigkeit der Frau Mutter. Die beyden Epilogen Num. II. und III. ſang der hochfürſtliche Cammermuſicus, Herr Teufert von der Bühne ab. Die angenehme muſikaliſche Compoſition aber, hatte Herr Röllig, gleichfalls hochfürſtlicher Cammermuſicus, ausgearbeitet. Der Pylades und Oreſtes wurde bald darauf wiederholet, welches auch nach der Zeit noch etlichemal mit vieler Zufriedenheit geſchehen iſt.

Hierauf ſollte die Merope des Herrn von Voltaire, nach der letztherausgekommenen deutſchen Ueberſetzung folgen: ob ſchon dieſes tragiſche Stück von einer franzöſchen Feder ſehr ſtrenge und beißend, doch vielleicht nicht ohne Grund, iſt beurtheilet worden. Allein die Vorſtellung derſelben, mußte, einiger Hinderniſſe wegen, bis zu einer andern Zeit ausgeſetzet werden. Den dazu verfertigten Epilogus kann man Num IV. leſen.

Kurz vor den abgewichnen Weihnachtsfeyertagen langte ein rußiſchkaiſerlicher Abgeſandter, Herr von Cruſchzow, Hauptmann von der Simonuskiſchen Garde an, und überbrachte die feyerliche Nachricht von der glücklichen Entbin-

bung

dung der Frau Großfürstinn kaiserlicher Hoheit. Bey dieser so gewünschten, als höchsterfreulichen Begebenheit und bey dem dießfalls angestellten dreytägigen Feste, stellte die gedachte Gesellschaft unter andern die Panthea der Frau Professorinn Gottschedinn mit ungemeinem Beyfalle vor; worauf auch die Merope des Herrn von Voltaire folgte. Den auf die Geburt des jungen Großfürsten gefertigten Prologus des Herrn Koltitzens, hielt dießmal der Secretair bey dem hochfürstlichen Marschallamte, Herr Johann Dietrich Hauptmann, so wie man ihn Num. V. liest. Nach diesen ist der Pylades noch einmal widerholet worden, und vielleicht wird die Zayde des Herrn Barons von Schönaich in kurzem gleichfalls aufgeführet werden, da man sich schon wirklich mit derselben beschäfftiget. Die Sorgfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit und Lebhaftigkeit, welche jede der aufführenden Personen hat blicken lassen, verdienen ein wahres Lob. Doch welches Lob ist wahrhaftiger und edler, als der Beyfall und das Vergnügen eines ganzen so prächtigen, als erhabnen fürstlichen Hofes?

Vorredner zu dem Pylades und Orestes.

I.

Durchlauchtigste! hat wohl des Schmäuchlers Lobgedicht
Ein großes Herz entzückt? Sein Ton, indem er spricht,
Mag

Mag Seelen niedrer Art, von mattem Denken, rühren;
Nur großen wird er nie den Beyfall schlau entführen!
Der Wahrheit ernstliches, doch reizungsvolles Bild,
Durch edle Züge schön, mit stolzen nie erfüllt;
Der Unschuld selige, nicht schmäuchelhafte Mienen,
Sind ungleich würdiger, den Beyfall zu verdienen:
Obschon die Schmäucheley mit hellern Farben glänzt,
Und holde Freundlichkeit so Blick, als Stirne kränzt.

O! jenes edle Zwey hat meinen Mund geweihet,
Da er, von Lust beseelt, der Wünsche Weihrauch streuet.
Ein ungemeiner Trieb nahm Geist und Sinnen ein,
Und kühn durch diesen Trieb, will ich itzt Zeuge seyn:
Wie kräftig uns Dein Wohl, Dein glorreich Schicksal rühre,
Und was für Ehrfurcht Dir gedoppelt stark gebühre!
Warum? der Wahrheit Blick, den nie ein Dunst vertieft,
Hat Dein erhabnes Herz gewogen und geprüft,
Und es gesetzt und groß in Tugenden gefunden;
Und Dir, voll von Verdienst, den Lorberkranz gewunden,
Der stets die heitre Stirn der Tugendhaften schmückt,
Und, als ein stiller Lohn, ihr selig Herz beglückt!

O Fürstinn, zürne nicht! Fern von der Schmäuchler Klippen,
Trag ich Dir unverzagt, mit ungefälschten Lippen
Der Wahrheit Abriß vor: Du bist der Großmuth Bild!
Sie ists, die Deine Brust mit ihren Trieben füllt.

Die

Die Güte, welche dort in lichter Ferne thronet,
Und Götter dieser Welt, mit Segen göttlich lohnet,
Die mag, an Mitteln reich, Dein Lebenslicht verneun;
Ein immerdaurend Glück auf Deine Tage streun!
Sie winkt, ich seh es schon, von den zufriednen Sphären,
Und spricht: Sey stets beglückt, das Glück der Welt zu mehren,
Sie spricht, und es geschieht! Wir sehn Dich neubelebt;
Der Segen fließt Dir zu, von Freuden sanft durchwebt.

O möcht es doch nun auch der Schauspielkunst gelingen,
Dich und Dein kennend Ohr mit Anmuth zu durchdringen!
Verzeih, wenn sie sich matt und voller Schwachheit zeigt!
Auf einmal hat man nie ein hohes Ziel erreicht.
Was Derschaus Kiel entwarf, ist ungemein zu nennen.
Wird man auch rührender die Freundschaft malen können,
Als er sie vorgestellt? O königlicher Trieb!
Du machst uns allererst des Lebens Stunden lieb!
So milde fließt kein Thau aus röthlichen Gewölken,
Auf das gebogne Haupt der sanftgeschwollnen Nelken;
Als Derschaus Schildrung uns, empfindungsvoll entzückt,
Und wahre Zärtlichkeit in weiche Seelen drückt.
Orest und Pylades empfanden ihre Kräfte;
So waren sie geschickt zum göttlichsten Geschäffte;
Und würdig, daß man noch von ihrer Freundschaft singt;
Und, voll des süßen Zugs, zu ihrem Ziele dringt!

wie er in der Zueignung desselben an den Erzbischof zu Maynz, *Liutbertum*, meldet, einigen frommen Mönchen, und sonderlich einer gewissen ehrwürdigen Matron, Namens Judith, zu gefallen aufgesetzet. Diese ehrlichen Leute hatten sich bey ihm beschweret, daß, da in Lateinischer Sprache so wohl unter Heyden als Christen so vieles von den Poeten zum Besten der Religion, und Lobe des wahren Gottes, so wohl als der falschen Götter, aufgeschrieben wäre, man doch dergleichen in deutscher Sprache noch nicht zu seiner Erbauung lesen könnte. Er hat demnach die Evangelischen Geschichte in Fränkischer Sprache und Reimen auszuarbeiten vorgenommen, und sein Werk in fünf Bücher abgetheilet, darinn der ganze Inhalt der vier Evangelisten begriffen ist; von welcher vorsetzlichen Aenderung der Zahl, er (*) eine nach dem Geschmack seiner Zeiten genugsam wichtige und recht tröstliche Ursach angiebt.

Es ist gänzlich ausser Streit, daß unser Otfrid der wahre Autor dieser Schrift sey; die ihm auch in denen beyden davon vorhandenen Römischen und Käyserlichen schönen Codicibus ausdrüklich beygeleget wird. Der dritte Codex, den *Beatus Rhenanus* zuerst in der Kloster-Bibliothek des H. Corbiniani zu Freysingen entdecket, machet keinen Verfasser nahmhaft.

(*) Otfrid erkläret sich also in der Zuschrift an *Liutbertum*: quia eorum (Euangeliorum) *quadrata* aequalitas sancta nostrorum *quinque* sensuum inaequalitatem ornat, & superflua in nobis quaeque non solum actuum, verum etiam cogitationum, vertunt in eleuationem caelestium.

Schlußgesang zu demselben.

II.

So, wie der Frühling lacht,
Und lächelnd auf die Jugend blicket:
So glänzt die Freundschaft auch, wenn sie uns zärtlich macht,
Und uns mit unentweihter Freude schmücket.
Sie ist der sanftsten Lust gepriesne Schöpferinn,
Und aller Triebe Königinn,
Die sie mit sanfter Macht, in unsrer Brust vereinet.
Ein unsichtbarer Zwang
Gebiert den unaussprechlich süßen Hang,
So bald ein zugedachter Freund erscheinet.
Es wallt die zärtste Glut
Des Herzens Tiefen durch, und reget Mark und Blut;
Wenn wir in zitternder Umarmung ihn umfassen.
O stille Harmonie!
Wie? Gleichst du nicht der Melodie,
Die aus gestimmten Tönen klinget,
Und lieblich unser Herz zum innigen Gefühle zwinget?

Locke dann, gekrönte Liebe!
Durch die Reizung selger Triebe,
Zu der ächten Wollust an!
Die, wenn sie die Brust durchfließet,
Ewig allen Schmerz durchsüßet,
Der die Sinne foltern kann.

Schlußgeſang zu dem Cato.

III.

O Rom! das itzt aus traurigen Ruinen ſtralet,
Es lebt kein Cato mehr, der dir die Pflicht bezahlet,
Die deinen Bürgern heilig war,
Die Cäſars Herrſchſucht brach,
Stolz auf ſich ſelbſt, mit ſiegeriſcher Hand entehrte,
Und ihr ſo reizend Band zerſtörte.
Du, Falſchheit! ſchlichſt ihm liſpelnd nach;
Und Rom ließ ſich, gerührt von den verſtellten Blicken,
Betäubt und weichlich unterdrücken.
Es ſtürzten die durch Freyheit edle Mauern,
In tauſend Drümmer hin:
O wie durchfährt ein ſchreckenvolles Schauern,
Die freye Bruſt, den, Rom geweihten Sinn!

So, wie der Sturm erſchüttert,
Und Baum und Maſt zerſplittert;
So raſt die Herrſchſucht auch!
Wer kann von ihr erretten?
Sie droht mit Schwert und Ketten,
Mit Morden, Glut und Rauch! V. A.

Ja, Cato, holder Freyheit ſtarke Stütze,
Du ſtandſt zuerſt, wie Cedern bey dem Blitze,
Und beugteſt ihrem Sturze vor!
Sie taumelte; du hieltſt ſie noch empor.
Doch endlich ſankſt auch du — —
Wie? was? in Cäſars Ketten?
O nein! zur finſtern Gruft.

Schlußgesang zur Merope.

IV.

O selig, wem der Mutter Liebe,
So sanft, als ewig süße Triebe,
Bey Zepter, Reich und Krone glühn!
Sonst bleiben bey des Purpurs Schimmer,
Nur bin und her zerstreute Drümmer,
Die kaum dem Untergang entfliehn. V. A.

Meropens edle Brust,
Mit diesen Trieben angefüllet,
Empfand die ungemeine Lust
Und theure Seligkeit, die milde daraus quillet,
O lockendes Exempel!
Ihr Nachruhm prangt im Tempel
Bejahrter Ewigkeit:
Hier steht er unentweiht.
Kein Unfall kann ihn schwächen.
Auf Bühnen hört man von ihm sprechen.
Und Dichter sieht man ihn erhöhn.
Des Zepters Gold schien ihr nicht schön;
Die Hand des Sohnes sollt es zieren:
Drum sprach sie; jedes Herz zu rühren:

O Völker! merket in den Thränen,
Der treusten Mutter zärtlichs Sehnen:
Egisten thronenreich zu sehn!
Er stammt aus Kresphonts Heldensamen:
Und wird, ihm glorreich nachzuahmen,
Auf seinen edlen Spuren gehn! V. A.

Vor-

Vorredner.

Num. V.

Darf ich wohl hier auf freyer Bühne,
Mit ſanfter aufgeklärter Miene,
Ein langſtgewünſchtes Glück erhöhn,
Um das ſo Oſt, als Nord im vollen Jubel ſtehn?
Soll ich mit ungeſchmückten Tönen,
Mit Liedern, die kein Reiz belebt,
Die jüngſterhaltne Poſt bekrönen:
Ich, dem ſo Bruſt, als Herz vor Freuden zärtlich bebt?

Ich wag es kühn, nach ernſten Pflichten,
Des Wunſches Opfer zu entrichten:
Ich ſinge, was mein Innres fühlt;
Auch das, wornach der Zug bisher ſo ſtark gezielt:
Bewohner von der Neva Strande!
Der ſich an Finnlands Gränzen ſtreckt,
Und ihr, im Samojederlande,
Euch alle hat vorlängſt der ſüße Zug erweckt!

Worzu? zum andachtsvollen Flehen,
Bald einen Prinz von Der zu ſehen,
Die einſt des mächtgen Zepters Gold,
In ſanften Händen trägt; Der ihr itzt Ehrfurcht zollt!
Nun iſt, zum ſeligſten Vergnügen,
Die brünſtge Sehnſucht ſchnell geſtillt:
Dank ſey des Himmels holdem Fügen,
Das Rußlands Kaiſerthron mit theuern Erben füllt!

Den Thron, der keinem Throne weichet,
Weil ihn die Frau, Der niemand gleichet,
Mit einer seltnen Größe schmückt,
Und ihn der Menschlichkeit gewohntem Ziel entrückt:
Die Frau, die Ost und Nord verehren,
Uns unbekannte Völker scheun;
Und mit vereinten Lippen lehren;
Sie könn' als Kaiserinn, nicht krenenwürdger
seyn!

O sollt ich Dich doch mit Entzücken,
Erbethner Prinz, itzt selbst erblicken;
So thäte Dir mein froher Mund,
Das Jauchzen meiner Brust, mit tiefer Ehrfurcht
kund!

O könnt ich mit gemeßnen Bildern,
Den Reiz der mütterlichen Brust,
Des Vaters sanfte Regung schildern,
Die Ihn für Dich durchwallt; Dir selbst noch
unbewußt.

Du mehr, als segensreiche Stunde,
Da Er mit lächelnd mildem Munde,
Voll Anmuth Dich zuerst geküßt,
Komm noch einmal zurück, weil du so selig bist!
Nein, jenes tiefe Meer der Zeiten,
Verschlang dich — — Dein Gedächtniß nicht!
Dieß, dieß wird sich stets weiter spreiten,
Dieß steht dem Marmor gleich, bis alles sinkt und
bricht.

Dich

Dich wird der Vorsicht Hand beschützen,
Und Deine Tage segnend stützen:
O zarter Prinz, erhabner Zweig!
Sey Deinem Vater einst an Glück und Hoheit gleich!
Ja, komm auch, in der Menschenliebe,
An Gnad und Huld der Mutter bey;
Dann ehrt Dein Reich mit einem Triebe,
Mit einem Geiste Dich: Es bleibt Dir ewig treu!

Und o! welch seliges Vergnügen,
Muß, Fürstinn, Deine Brust besiegen,
Da Dir Dein erster Enkel blüht,
Dein zepterwerther Stamm stets neuen Wachsthum zieht!
Wir, die wir dieß gewünscht erblicken,
Sind stolz auf Dich und Deinen Ruhm!
So Welt, als Nachwelt mag ihn schmücken;
Du selbst bleibst unsrer Brust ein ewig Heiligthum

Und Dir, Herr, Dem wir freudig dienen,
Dir mögen so viel Jahre grünen,
Als Triebe meines Herzens sind,
Indem ein neuer quillt; so bald der erste schwindt!
Geneuß der Ehe Seligkeiten,
Die sie mit mildem Segen schenkt,
In Carolinens Seitenheiten;
Fern von dem Ungemach, das Thron und Purpur kränkt.

Was können wir mit einem größern Vergnügen wahrnehmen, als daß die edelste Art der deutschen

Dichtkunſt, das Trauerſpiel, auch an unſern Höfen Eingang und Beyfall gewinnet? Wie lange hat nicht daſſelbe, wenn man den vormaligen braunſchweigiſchen Hof ausnimmt, ſo vielen andern Beluſtigungen weichen müſſen, die entweder ſehr niederträchtig, oder doch viel koſtbarer, in der Aufführung geweſen, als ſie es verdienten! Wir ſehen itzo beſſern Zeiten entgegen; da die tragiſche Melpomene das Ohr der Fürſten erlangen, und ihre Seelen mit edlern Wahrheiten erfüllen wird, als alle Weltweiſen und Staatsklugen ihnen ſagen dörfen.

V.

Du Hazard ſous l'Empire de la Providence pour ſervir de preſervatif contre la doctrine du Fatalisme moderne: par Mr. de Premontval.

Quod fati fœdera rumpat.

a Berlin, aux depens de J. H. Schneider 1755. p. 150 in 12.

Dieß kleine Werkchen iſt den deutſchen Philoſophen zugeeignet; unter welchen man auch die ſchweizeriſchen und holländiſchen mit begreift. Der Hr. V. begegnet ihnen ſehr höflich, ſaget, daß er, ſeine Sprache ausgenommen, bey ihnen naturaliſiret zu werden wünſchet; und geſteht ihnen zu, daß die Deutſchen den wahren Werth der Dinge, und das Gründliche lieben. Er ſaget ferner, er

lehne

lehne ſich in dieſem Werkchen wider alle Secten der Weltweiſen auf; und beſchuldige ſie, von der Fatalität, oder der blinden Nothwendigkeit, und dem Haſard, oder dem blinden Ungefähr, folglich auch von der Sittlichkeit unſrer Handlungen, nur ſehr unvollkommene Begriffe gehabt zu haben. Allein er geſteht, daß er ſich wider keine mit mehrerer Gewalt auflehne, als gegen des unſterblichen Leibnitz ſeine, des Lichtes und der Ehre von Deutſchland. Leibnitz, der deutſchen Weltweiſen und ſein eigener Lehrer, gegen den er ſchon außer Deutſchland die größte Verehrung gewieſen; wo er noch keine äußerlichen Urſachen gehabt, ſie blicken zu laſſen; ja vieleicht welche gehabt, ſie zu verbergen.

Mit aller Wahrheitliebe, und gleich entfernt von ſeinen gar zu heftigen Anhängern, und Läſterern; bewundert er ſein Lehrgebäud, ſieht ſelbiges für die höchſte Beſtrebung des menſchlichen Verſtandes an, und hat nicht Worte genug, ſeine Gedanken von deſſen Baumeiſter auszudrücken. Allein er beſeufzet die Schwäche ſeiner Gründe; und getrauet ſich zu erweiſen (demontrer) daß dieß große Gebäu ſinken muß, weil es ſich auf der bloßen Meynung ſtützet. Indeſſen will er die deutſchen Philoſophen ſelbſt zu ſeinen Richtern wählen; und läugnet nicht, daß er ſie ſelbſt aufs heftigſte angreift. Er eignet alſo dieß Buch nochmals allen deutſchen Univerſitäten, und allen übrigen Gelehrten zu, die nicht Glieder hoher Schulen ſind; doch aber ihre Gaben dem Dienſte der Wahrheit gewidmet haben. Er wünſchet es allen in die Hände zu bringen, ſo viel ſich wird thun laſſen, und bit-

tet alle Menſchen, die es ſehen, ihm darinn behülflich zu ſeyn.

Er iſt nicht allerdings mit dem Bezeigen zufrieden, welches er unlängſt gegen eines ſeiner letzten Werke verſpüret; ſonderlich, da man ſeine guten Abſichten in Zweifel gezogen. Wenn man nur dieſes nicht thut, ſo will er allen Erinnerungen und Einwürfen beſcheidner und gelaſſener Richter gern eine Gnüge thun.

In der Vorrede ſaget er, dieß ſey nur ein kleines Stück ſeines großen Werkes, welches er in ſeinen Gedanken von der Freyheit, und in dem Diogenes, unter dem Titel: Proteſtations & declarations philoſophiques ſur les principaux objets des connoiſſances humaines angekündiget. Als er die Penſées ſuè la Liberté vor ſechs Monaten herausgegeben, bemerkte er, daß die Zweifel, ſo er darinn vorgetragen, ihm die Gemüther vieler Perſonen abwendig gemachet; und ihm da erzürnte Geſichter gewieſen, wo er verhin nur Hochachtung und Vertrauen gefunden. Das wäre aber noch nichts gegen die harten Worte geweſen, die er von ſeinem Buche hören müſſen: daher er eine Erklärung in die Zeitungen vom Maymonathe ſetzen laſſen, darinn er ſich zu entſchuldigen geſuchet: daß ſeine in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften dreymalige Vorleſungen, ſelbiger gar nicht zur Laſt geleget werden ſollen; wie man zu beſorgen geſchienen, wenn ſeine Zweifel gleich für unauflöslich ſollten befunden werden. Er habe ſich auf dem Drucke derſelben kein Glied der Akademie genennet: ein Merkmaal, daß dieſelb

ſelbe die Gewehr dafür nicht leiſte. Er erkläret ferner ſeinen Abſcheu, vor den Freygeiſtern dieſer Zeiten, und will für ein Scheuſal der Geſellſchaft gehalten werden, dafern es jemals aus ſeinen Schriften erhellen ſollte, daß er Wahrheiten beſtürmen wolle, die der menſchlichen Glückſeligkeit weſentlich ſind. * Darauf ſaget er: wenn denn ſeine Einwürfe ihrem brennenden Eifer ſo anſtößig wären; warum ſie ihm denn nicht geſchwinde darauf antworteten? Hier will er ſie durch den Schluß eintreiben: entweder ſie glauben die wichtigen Wahrheiten, die er angreift; oder nicht? Glauben ſie ſelbige nicht; was iſt denn ihr Eifer? Glauben ſie ſolche; und zwar allen Einwürfen zu Trotze: ſo muß es nur nach einem innern Gefühle ihres Gewiſſens ſeyn; worauf er ſich aber eben ſowohl, als ſie, beruffen könne. Man ſolle ihm alſo auch glauben, daß ers ehrlich meyne; oder man ſolle ihn widerlegen. Schließlich beruft er ſich auf dieß Werk von Haſard, und der Vorſehung, daraus man die Reinigkeit ſeiner Abſichten ſehen würde.

Wir ſehen aus dieſen Geſtändniſſen und Klagen des Verf. daß man ihn auch in Berlin ſchon für einen gefährlichen Mann anſieht, deſſen Zweifel ſelbſt der königlichen Akademie, darinn er ſie öffentlich vorgeleſen, zum Vorwurfe gereichen können; den

* Heißt das aber nicht die menſchliche Glückſeligkeit ſtören, wenn man Wahrheiten beſtürmet, davon die Verehrung Gottes und der Tugend, folglich die Beruhigung der Gewiſſen abhängt? Handelt der menſchliche Wille nicht nach Bewegungsgründen, ſo iſt die ganze Religion wankend.

haſt. Er hatte, nach dem Bericht dieſes gelehrten Mannes, nur dieſe Aufſchrift: *Liber Evangeliorum in Theotiſcam linguam verſus.* Und am Ende war zu leſen: Vualdo *me fieri iuſſit: Sigefridus presbyter ſcripſi.* Herr Hofmann hat ſich übereilt, indem er daraus den ehrlichen *Rhenanum* zuerſt beſchuldiget, als wenn er den Freyſingiſchen Biſchof *Waldo* vor den Autor des deutſchen Evangelienbuchs angegeben hätte; hernach aber ihn wiederum damit entſchuldiget, daß der Codex verſtümmelt geweſen wäre, und alſo *Rhenanus* gleich wohl gemeynet hätte, der am Ende befindliche Name *Waldo* zeigete den Verfaſſer ſelbſt an. Allein die Beſchuldigung des Herrn Hofmanns iſt unbillig, und alſo auch die Entſchuldigung allerdings überflüſſig. Denn wenn man die Worte Rhenani ſelbſt erweget, die wir unten hinſetzen wollen, (*) ſo erhellet vielmehr, daß ſich der Herr Profeſſor verſehen habe. *Rhenanus* redet daſelbſt von dem Alter des *Codicis*, welches er vor ſeinen Lebzeiten, das iſt, dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, auf die ſechshundert Jahr entfernet hält. Den richtigen Erweis dieſes Alters nimmt er daher; weil dieſer Codex dem Biſchof Waldo von Freyſingen zugehöret habe, welcher der zehende in der Ord-

(*) *B. Rhenani* Worte ſind dieſe: Vt *antiquitatem* eius tralationis (Evangeliorum *Otfridi*) non ignores, deprehendi librum exſcriptum abhinc *annos* ferme *ſexcentos*, vt tum compoſitum credam, quum Chriſto primum Franci nomen dedere. In fine enim adſcriptum erat: *Vualdo me fieri iuſſit: Sigefridus presbyter ſcripſi. &c.*

den man flieht, und deſſen Mrynungen man verabſcheuet. Wenn er aber auf Antworten troßet: ſo muß er bedenken, daß es nicht aller Gelehrten Zeit, Geſchäffte, und Umſtände erlauben, ſich mit ihm auf dem Kampfplatze einzulaſſen. Daraus folget aber noch nicht, daß ſeine Einwürfe unauflöslich ſind. Wie lange iſt es denn, daß ſie heraus ſind? Sechs Monate! gewiß eine lange Zeit! Unzählige Gelehrte und Weltweiſe haben noch nicht einmal etwas davon gehöret, geſchweige denn ſie geleſen. Wenn in drey oder ſechs Jahren niemand darauf antworten wird: alsdann mag er triumphiren: wofern auch alsdann das Stillſchweigen nicht eine Verachtung anzeiget. Es iſt heute zu Tage ſoviel zu leſen; daß man nicht gleich zu allen neuen Sachen Zeit hat. Es kommen auch der franzöſiſchen leichtſinnigen Schriften wider die Religion ſo viele heraus, daß man nicht einmal glaubet, ſie wären der Mühe werth, geleſen zu werden. Der Verf. gebe es alſo dem Schwarme ſeiner Landsleute und Mitbrüder im Zweifeln Schuld, daß man ihn nicht gleich für voll anſieht. Man hat den la Metrie noch nicht vergeſſen; und vermuthet nichts beſſers; ob er gleich die Religion auf einer andern Seite angreift. Soviel von der Vorrede.

Sein Werkchen ſelbſt hat zwey Theile: und vom erſten wollen wir itzo Nachricht geben. A Jove principium, ſo hebt der erſte ſich an. Er ſetzet, in einem Werke, deſſen Zweck iſt, zu beweiſen, daß es einen blinden Zufall giebt, deſſen Wirkungen unendlich größer ſind, als man ſich einbildet, zum voraus:

voraus: daß ein Gott sey. Er erkläret sich, von demjenigen Gotte, der am meisten auf dem Erdboden verehret werde; den Christen, Mahometaner, Jüden und viel andre Secten erkennen; der allmächtig, allweise und allgütig sey. Auch diese drey Eigenschaften erkläret er noch. Durch die Allmacht versteht er einen Willen, der vermögend ist, alles was möglich ist, oder keinen Widerspruch in sich hält, wirklich zu machen. Durch die unendliche Weisheit versteht er einen Verstand, der in einem Gesichtspuncte ohne Mühe alle mögliche Dinge mit ihren Eigenschaften und verschiedenen Verbindungen vereiniget, und ihren Werth genau bestimmet. Endlich durch die unendliche Güte versteht er eine Liebe, eine unumschränkte Zärtlichkeit, allen einer Empfindung fähigen Wesen, alles mögliche Gute zu thun.

Dieser Gott ist nun kein spinosistischer, kein stratonischer Gott. Ist es aber der Christen ihrer? Er besorget sehr, daß ihn die meisten sich nicht so vorstellen, wenigstens, was die Güte betrifft. Doch schließt er die nützliche Strenge in Bestrafung des Bösen nicht aus.

Ueber den Hasard, oder blinden Zufall erklärt er sich auch. Er verwirft die Meynung derer, die dieß Wort für einen Schall ohne Verstand, für einen sinnlosen Ton halten. Man höret es ja alle Augenblick im Umgange; und also meynet er, müsse es wohl einen Sinn haben. Er glaubt denselben gefunden zu haben; wenn er saget, der blinde Zufall sey irgend eine Ursache, deren an sich zufällige

Thä-

Thätigkeit durch eine Absicht, wenigstens nicht in Ansehung ihrer Wirkung, regieret wird. Hier sieht er gleich den Widerspruch der Philosophen; lehnet ihn aber noch ab. Uns aber bedünket seine Erklärung nicht unrecht zu seyn. Wir erklären uns, durch ein Beyspiel. Ein im Schießen Ungeübter soll in einem Garten nach der Scheibe schießen. Er fürchtet sich aber im Abdrücken, vor dem von der Pfanne auffahrenden Pulver. Ob er also gleich anfangs nach dem Schwarzen zielet, so verrücket er doch im Feuren die Stellung des Armes, schleudert das Rohr vom Gesichte ab; und trifft weit zur Rechten einen schlanken Kirschbaum voll reifer Früchte, dem schwer beyzukommen war; so daß er herunter fällt, und ein groß Gelächter machet. Hier saget ein jeder, das sey ein blinder Zufall gewesen. Und man hat recht. Denn es geschieht etwas, das also seine Ursache haben muß. Diese Ursache ist zu allernächst die Kugel, sodann die Richtung des Rohrs und die Kraft des Pulvers; ferner Stahl und Feuerstein, sodann der Druck des Fingers, und die Kraft der Feder, nebst der Schwingung des Armes im Abdrucke. Alle diese Ursachen aber hatten die Absicht nicht auf den Kirschbaum gerichtet; ja der Schütze selbst nicht. Folglich ist hier ein vollkommener Zufall; und solch einen Zufall kann man in der Welt nicht läugnen. Gleichwohl geschieht in dem allen nichts ohne einen zureichenden Grund. Wer denselben in aller Genauigkeit eingesehen, hat auch die Wirkung vorhersehen können; so zufällig sie auch war.

Al-

Allein unſer Verfaſſer giebt ein ander Beyſpiel. Einer ſchießt nach dem Ziele, zielet, aber trifft nicht. Ein anderer Spötter ſaget, die Kunſt könne er auch, zielet nicht, und ſchießt; trifft aber! Alles ſchrevet: das iſt ein blindes Glück! Ein ſonderbarer Zufall! Gut. Auch hier iſt eine Wirkung, und zwar ohne Abſicht geſchehen: aber wiederum nicht ohne zureichenden Grund; ungeachtet alles zufällig war, und auch anders hätte kommen können. Daraus ſchließt der Verfaſſer: die Ausſchließung der Nothwendigkeit, und der Abſicht, mache den Begriff ſeines Haſards aus. Wenn man hier nur von der unbedingten Nothwendigkeit redet, ſo hat noch alles ſeine Richtigkeit.

Er merket aber freylich an, daß es auch Leute gebe, die durch den Haſard eine Wirkung verſtehen, die gar keine Urſache hat. Dieſes aber würde ein Widerſpruch ſeyn; denn wer von einer Wirkung redet, der ſaget ausdrücklich etwas, das eine Urſache hat. Dabey meynet er ein Verſehen zu bemerken: daß man nämlich eine moraliſche Urſache verſtehen ſollte; etwas, das ohne Bewegungsgrund, ohne Abſicht geſchehen iſt; durchaus aber nicht ohne phyſikaliſche Urſache. Auf dieſen Fall will er das Wort Haſard, Zufall, gleich aufgeben. Eben ſo fertiget er diejenigen ab, die durch den Haſard nur das verſtehen, deſſen Urſachen nur unbekannt ſind. Denn ſind dieſe unbekannten Urſachen bloß mechaniſch, ſo hält er ſie für nothwendig, (man merke wohl, daß er wiederum nicht unterſcheidet, ob er von der unbedingten, oder bedingten Nothwendigkeit redet.

Die

Die letzte giebt man zu, dabey noch die Zufälligkeit ſtatt hat: die erſte aber durchaus nicht.) Sind ſie aber mit Verſtande begabte Urſachen, die nach Abſichten wirken, ſo iſt wiederum kein Haſard, ſondern eine freye zufällige Handlung da.

Nunmehr hebt er an zu unterſuchen, ob dieſer Zufall auch wirklich etwas iſt? Er verſteht wieder nicht ein ſolch eingebildetes flatterhaftes Weſen, welches die Poeten entweder unter dem Namen des Glückes, oder der Fortuna erdichtet haben. Gleichwohl bildet man ſich auch ohne Menſchengeſtalt ein ſolch Ding von groſſer, obgleich blinder Macht ein, welches eben den Einfluß in die Weltbegebenheiten haben würde, als die Poeten dem Glücke beylegen:

Fortuna ſævo læta negotio,
Ludum inſolentem ludere pertinax,
Transmutat incertos honores,
Nunc mihi, nunc alii benigna.

Das iſt der Begriff des Pöbels: darum gleichwohl der Verf. Spuren der Wahrheit anzutreffen glaubt; ſo falſch er auch iſt. Er meynet, alle Menſchen ſchämten ſich dabey, alles auf die Rechnung einer göttlichen Vorſehung zu ſchieben, was in der Welt geſchieht. Er ſelbſt erkläret ſich aber, daß ers nicht ſo verſtehe. Sein Haſard iſt kein Weſen, keine Perſon, die eines Willens, eines Eigenſinnes, einer Gunſt, oder Strengigkeit fähig wäre. Was iſt er denn? wird man fragen. Er fraget dagegen: Was iſt Ordnung, Billigkeit, Uebereinſtimmung, Beſtrebung? von welchen man gleichfalls ſaget, die

Ord-

Ordnung verlanget, die Billigkeit erheischet, die Uebereinstimmung fodert ꝛc. Wir räumen dieses ein; antworten ihm aber: alle diese Dinge sind Wirkungen verständiger Wesen, eines endlichen oder unendlichen Geistes, die eine Ordnung, Billigkeit und Uebereinstimmung beobachten können. Ist der Hasard auch dergleichen?

Er setzet hinzu: die Ordnung sey von den geordneten Sachen nicht unterschieden. Wer wird ihm das zugeben? Die Ordnung ist schon in dem ordnenden Verstande vorhanden, ehe die zu ordnenden Dinge noch vorhanden sind. Meynet er nun, der Hasard sey gleichfalls von den ungefähr kommenden Dingen nicht verschieden: so kann gleichfalls die Verwirrung desselben, als eine Wirkung vorhergehender Ursachen angesehen werden; die mit Fleiß etwas haben verwirren wollen: z. E. Wenn jemand einen Bücherschrank wohlgeordneter Bücher umwirft, so daß alles untereinander fällt. Indessen ist freylich hier viel Mechanisches dabey, welches der Hr. v. Pr. für nothwendig hält: so wie auch die Stäubchen fallen, welche der Wind auseinander bläst. Er muß uns also beweisen, daß es auch Wirkungen giebt, die zufällig sind, und doch nicht durch eine Absicht hervorgebracht werden.

Dieses nun darzuthun, theilet er alle Weltweisen in sechs Classen. Die ersten sind die strengen Fatalisten, die alle Wahl, Vorsehung und Absicht aus der Welt verbannen; nichts für möglich halten, als was wirklich ist; alles übrige aber für widersprechend und chimerisch ausgeben. Diese haben

keinen Zufall, keinen Haſard, ob ſie gleich auch keine Abſicht zulaſſen: weil alles aus einer blinden Nothwendigkeit geſchieht.

Die zweyte Claſſe begreift die Weltweiſen, welche zugeben, die Dinge hätten auf unendlich viel andre Arten ſeyn können; aber glauben, ſie wären von Gott auf dieſe einzige Art, nicht zwar gezwungen, oder genöthiget; aber doch weſentlich beſtimmet worden, die einzig ſeiner Wahl würdig geweſen; und von welcher er nicht habe abgehen können, ohne ſich ſeiner Eigenſchaften zu begeben, und aufzuhören, Gott zu ſeyn. Dieſe Philoſophen nun, haben auch doppelte Urſachen, den Haſard und blinden Zufall zu läugnen. Alles folget in der Welt aus einer Abſicht; alles iſt vorher beſtimmet. Wider dieſe Philoſophie ſchreyet der Verfaſſer, daß ſie Gott zur einzigen Urſache alles Böſen und alles Guten machet. Denn er meynet, ſie führe in einem gewiſſen Verſtande, eine eben ſo unbedingte logiſche und metaphyſiſche Nothwendigkeit ein, ja eine noch ärgere, als Strato. Uns dünket aber, **Leibnitzens Theodicee**, und Herrn **Wolfs Abhandlung** de Differentia Nexus ſapientis & fatalis Neceſſitatis, habe hierauf längſt die Antwort gegeben.

Die dritte Claſſe machet die gemeinſte Art der Prädeſtinatianer aus, die zwar den Handlungen erſchaffener Weſen alle Zufälligkeit rauben, ſelbige aber ganz und gar in Gott ſetzen. Geſchöpfe, die gänzlich beſtimmet ſind, auf eine gewiſſe Art zu handeln; aber ein Gott, der in Anſehung ſeiner Rathſchlüſſe vollkommen gleichgültig iſt; ein Gott, der

unter

unter zwoen vollkommen gleichen Zeiten, und vollkommen gleichen Materialien wählen kann; ein Gott, der unter ungleichen Dingen, gar nicht die Partey des Besten nimmt; aus Furcht, man möchte ihn dafür ansehen, als wäre er durch das Bessere bestimmet worden: welches seiner unendlichen Unabhänglichkeit Eintrag thun würde. Ein Gott folglich, der nichts wählet, weil es gut ist, sondern der es dadurch gut machet, weil er es wählet. Ein Gott endlich, der alles ohne Grund will; oder es will, bloß weil er will. Diese Philosophen nun läugnen zwar eben so laut, als die andern den Hasard: aber der Verfasser getrauet sich zu erweisen: daß ihr Gott selbst, wenn er anders vorhanden wäre, der leibhaftige Hasard seyn würde; welches aber derjenige Hasard nicht ist, den er behaupten will.

Die vierte Classe zeiget einen dem vorigen sehr ähnlichen Gott; setzet nur auch Geschöpfe hinzu, die gleiche Vorrechte besitzen. Ihr Gott prädestiniret, oder nöthiget wenigstens seine Geschöpfe nicht zu bösen Thaten; weder auf leibnitzisch, (wie der Verf. meynet,) durch einen erhabenen Entwurf des Weltgebäudes, noch wie Luther und Calvin, durch sein bloßes Wohlgefallen. Die Creaturen thun nach eigenem Belieben das Böse. Man merke nur, daß der Verf. hier Leibnitzen, Luthern und den Calvin in eine Classe wirft. Diese vierte aber, nämlich gewisse neuere Gegner von Leibnitzen, Luthern und Calvinen, würde und könnte den Hasard nicht läugnen, wenn es nicht der Mode gemäß wäre, solches zu thun.

Die fünfte Claſſe würden diejenigen ſeyn, die den leibnitziſchen Gott mit einer epikuriſchen Welt verbinden möchten.

Die ſechſte Claſſe machen diejenigen, die nur gar zu deutlich den blinden Zufall lehren, ja alle Vorſehung aufheben, und läugnen.

Hier läßt er nun die beyden äußerſten Claſſen weg; nämlich die erſte, wo alles fatal, und nothwendig, und die letzte, wo lauter Haſard iſt. Er nimmt nur die vier mittlern, die ſich in zwo bringen laſſen.

Erſtlich die, derer Lehrgebäud, ſowohl den Begriff als das Wort des Zufalles verwirft: das war die obige zweyte; ſonderlich die Leibnitzianer. NB. Es iſt nicht wahr, daß die Leibnitziſche Philoſophie das Zufällige (Contingentiam) der Dinge in der Welt verwirft, ob ſie gleich in allen Begebenheiten eine hypothetiſche, oder bedingte Nothwendigkeit zuläßt, die nichts ohne zureichenden Grund geſchehen läßt. Des Verf. Haſard aber iſt nicht nur eine Zufälligkeit, ſondern ſtößt dieſen Satz des zureichenden Grundes um.

Zweytens diejenige Claſſe, die zwar den Haſard in der That glaubet, zuläßt und behauptet; aber man weis nicht, warum? ſich nur an dem bloßen Namen deſſelben ſtößt. Das ſind nun die Philoſophen der übrigen drey Claſſen. Dieſe ſind nun die meiſten; und vor denen fürchtet er ſich am wenigſten. Daher will er ſie zuerſt gewinnen; und die erſten, als die fürchterlichſten zuletzt laſſen.

Hier

Hier müſſen wir dießmal abbrechen. Unſre Leſer werden ſchon bis in den nächſten Monath Geduld haben: denn wir haben uns vorgenommen, ſie ausführlich von dieſer Sache zu unterrichten.

VI.

Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt,

beſtehend in vier Trauerſpielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde und Zarine. Breslau, verl. Carl Gottfr. Meyer 1754. in gr. 8. 239 S.

Der Herr Baron von Schönaich, den man bisher nur als einen epiſchen Dichter gekannt hat, geht auch darinn auf den Spuren des Herrn von Voltaire einher, daß er ſich in Trauerſpielen ſtark erweiſt. Gegenwärtiger Verſuch nämlich, iſt nur aus Beſcheidenheit ſo genennet worden, und hätte wohl anders heißen können.

Er hat denſelben ſeinem anſehnlichen Herrn Vater, Otto Albrecht, Freyherrn von Schönaich, Baron von Beuthen, des herzogl. wirtenbergiſchen großen Jagdordens Rittern, Herrn der Herrſchaft Amtitz und der Zubehör, zugeeignet. Er danket demſelben, daß ihm ſeine Bemühungen, ſich dem deutſchen Parnaſſe zu nähern, nicht ganz gleichgültig ſind; und nennet dieſes ein Glück, welches zur Schande des menſchlichen Verſtandes, und unſers aufgeklärten Deutſchlandes, nicht allzu gemein iſt. Der nächſtfolgende Abſatz ſchildert uns die adeliche

nung gewesen, und dessen Lebens-Jahre in die gedachte Zeiten, das ist, in das IX. Jahrhundert gefallen. Den hält er so wohl, als Herr Hofmann, nur vor den Besitzer des Buches, nicht aber vor den Verfasser, an den in dieser Stelle mit keinem Worte gedacht wird. Ob *Wolfgang Lazius*, (*) den er als einen Mitschuldigen des Rhenani in diesem Stücke angiebt, dergleichen Erinnerung, mit bessern Rechte als dieser, verdienet habe, müssen wir an seinen Ort gestellet seyn lassen, da uns das angezogene Buch nicht bey der Hand ist. Wie nöthig ist es nicht vorsichtig zu seyn, wenn man andere Scribenten wiederlegen will?

Doch wir kommen wieder auf unsern Otfrid. Seine Bescheidenheit ist nicht genug zu loben, da er in der Vorrede an den Erzbischof Liutbertum die rauhe Härte seiner Schreibart und Sprache, nebst andern Gebrechen, so offenherzig bekennet. Man muß ihm aber dieses alles um desto mehr zu gute halten, je mehr man erweget, daß er nach Käyser Carln dem grossen der erste gewesen, der Hand angeleget, die bis daher ungeschlachte und unausgeübte deutsche Sprache in einiges Geschicke zu bringen, und ihr, wie er selbst seßt, gleichsam einen Zaum anzulegen. Bey dieser Gelegenheit wird abermal etwas, wie uns dünket, ohne Noth und Ursache, gegen den gelehrten Sprachkündiger Schotteln erinnert. Dieser hat an einem Orte (**) erwehnet: es wäre schon zu den Zeiten Otfrids ein merklicher Unterscheid zwischen der Oberdeutschen und Niederdeutschen Spra-

(*) *Lazius* de migrationibus gentium lib. III p. 81.
(**) Schottel von der deutschen Hauptsprache p. 1184.

Auferziehung mit so wahren und satirischen Farben ab, daß wir ihn unsern Lesern nicht vorenthalten können.

„Kann nämlich, schreibt der Herr Baron, in „unsern Zeiten ein junger Mensch, dem seine Aeltern das Recht gegeben, ein Edelmann zu seyn, ein „verworren Gallisch auf ein Gerathe wohl daher „schnattern: so ist er artig, und das wäre ein Atheist, „der daran zweifelte. Kann er gar Englisch buchstabieren; denn in der That, setzet man sich dadurch in Verdacht, eben so tief denken zu können, „als wirs von den Engländern glauben: so erfreuet „sich alles, einen neuen Milton in seinem Geschlechte „zu haben. Ob der Junge Deutsch kann? „darnach fraget man nicht. Er hat es ja von seinen Ammen gelernet: warum sollte ers nicht können? Daher kömmt es, daß unsre schöne deutsche „Sprache in die Stuben der Gelehrten verbannet „bleibt: daher geschieht es, daß Ausländer sie verachten, wenn diejenigen, die mit ihnen umgehen, „selber nichts davon halten; ja wohl gar die Nasen „rümpfen, wenn von den Bemühungen der Deutschen „die Rede ist.„

So patriotisch ist der Herr Baron gegen sein Vaterland gesinnet: und wir könnten ihm nur in einem Puncte nicht völlig recht geben, wenn wir es sagen dörften. Er meynet, die deutsche Sprache sey in die Stuben der Gelehrten verbannet. Ja! wenn das wäre! Die rechten Erzgelehrten, die sich für recht große Griechen und Lateiner ausgeben; verbannen alles Deutsche aus ihren Zimmern. Sie mögen

gen und wollen kein deutsch schreiben; sie halten alles deutsche für barbarisch, für ungeschickt etwas kluges, zartes, gelehrtes und wohlklingendes darinn zu schreiben. Es schicket sich auch zur wahren Poesie eben so wenig, als alle andre heutige Sprachen. Und wer also deutsch schreibt, der ist ein Barbar, und befördert die Barbarey.

Da nun diese erzgelehrten Männer allerdings recht haben: so wird der Herr Baron unschwer erkennen, in was für einem großen Irthume er stecket; aber auch zugleich sehen, wie schlecht es um die arme deutsche Sprache stehe; da sie eben sowohl aus den Zimmern großer Gelehrten, als von Hofe verbannet ist. Doch wir müssen von des Herrn Barons Trauerspielen auch Nachricht geben.

Vor einem jeden lesen wir eine Vorerinnerung. Das erste Stück, Zayde, ist aus einem französischen Romane entsprungen. Das ist nun keine Sünde. Ein guter Dichter kann durch seine Berührung auch das Schlechteste zu poetischem Golde machen. Der Herr Baron hat es gewiesen.

Don Sanscho, ein Spanier, ist in der Barbarey ein Sclav eines Beys zu Tunis. Dessen Tochter Zayde verliebt sich in ihn, will ihm zu Liebe eine Christinn werden, und mit ihm entfliehen. Er hat aber noch eine Sclavinn neben sich, die er für seine Schwester ausgiebt, die aber wirklich seine Frau ist. Diese wird von Zayden unwissend zur Unterhändlerinn ihrer Liebe gebrauchet; und alles wird zur Flucht veranstaltet. Aber siehe! da es ans Klappen geht, entwischen die beyden Fremdlinge allein,

lein, und laſſen ihre Prinzeſſinn zurück. Allein ſie werden verrathen und wieder eingeholet: und die Bedingung des Lebens iſt, wenn Sanſcho ein Türk werden; und die Prinzeßinn heirathen will. Was für Rath? Entweder ein doppeltes Verbrechen, oder der Tod! Die Wahl iſt ſchwer.

Der Dichter hebt die eine Schwierigkeit: denn Elvire, ſeine Gattinn ſtirbt. Nur der Alkoran iſt noch übrig. Der Chriſt verabſcheuet ihn, und will nochmals mit der Prinzeßinn fliehen. Sie werden aber nochmals betroffen und gefangen genommen. Der erzürnte Bey will den Flüchtling und Räuber ſeiner Tochter entleiben: allein die Liebhaberinn wirft ſich ſelbſt unbedachtſam in ſeine Arme, und fängt den tödtlichen Stoß ſeines Dolches mit ihrer Bruſt auf. Der beſtürzte Murath hebt den Dolch auf, womit er zum Mörder ſeines Kindes geworden; und erſticht ſich ſelbſt damit. Seine letzten Worte ſind folgende, die zur Probe der Schreibart, Sitten und Empfindungen dienen können:

Murath.

Wohlan! ſo laßt ihn denn an ſeinen Tagus ziehn;
Und aus der Mörderkluft, die wir ihm machen, fliehn.
Ich bitt' euch drum; und wills! es iſt der letzte Wille,
Mit dem ich meinen Lauf, obgleich gebeugt, erfülle.
Zayde! = = biſt du todt? = =
(Er geht zum Körper, und ſtößt an dem Dolche an, der auf der Erde liegt, und den er aufhebt.)
Und du, o! trunkner Stahl!
Verirrter Dolch! du mehrſt nur deiner Opfer Zahl.
Wohl! wohl! ich ſehe noch die Tropfen Blutes kleben,
Die Tropfen, die mir nun die tiefſten Wunden geben.

Ich

Ich hör' es freylich wohl! wie ihr um Rache ruft:
Zaydens Mörder ſoll mit ihr in eine Gruft.
Geliebter Körper! wird dein Geiſt auch wohl geſtillet,
Wenn mein verhaßtes Gift aus meinem Buſen quillet?
(zu den Umſtehenden.)
Fügt ihm (dem Körper) das Opfer zu, das dieſer Dolch ihm bringt:
Und weint nicht, wenn mein Blut aus meinen Adern ſpringt.
(zum Don Sanſcho.)
Held! den das Unglück ſich zum Gegenſtand erleſen;
Dem Meer, und Menſch, und Gott hier fürchterlich geweſen:
Erſticke nicht für mich den Trieb der Menſchlichkeit;
Erinnerſt du dich einſt der unglücksvollen Zeit.
Denn wirſt du einſt von mir und meiner Unthat ſprechen:
So kannſt du, freylich! dich der Rache nicht entbrechen.
Doch, ſag' auch dieß dabey: daß ſtets der Rache Schwert
Auf den, der es berührt, mit Jammer rückwärts fährt;
Sag', daß des Vaters Fauſt der Tochter Blut vergoſſen;
Sag' aber auch, welch Blut hernach in ihrs gefloſſen!
Mein Laſter wird vielleicht, durch ſo viel Quaal, geſchwächt;
Sag': Murath hat getobt; doch ſich und mich gerächt.«

Wir trauen unſern Leſern ſoviel Geſchmack zu, daß ſie aus dieſer Probe das Ganze beurtheilen, und Luſt bekommen werden, alles zu leſen. Denn alles Schöne läßt ſich in einem Auszuge eines Trauerſpiels unmöglich anbringen; zumal wir noch von dreyen andern zu reden haben. Der Herr Baron erwähnet noch in der Vorrede einiger Kritiken, die ihm von

ſeinem Ariſtarch wären gemachet worden. Allein er giebt auch zu verſtehen, daß ers nicht für gut befunden, ihm zu folgen. Seine Leſer werden den Ausſchlag geben, wer Recht gehabt habe? wir mengen uns gar nicht darein.

Das II. Stück iſt Mariamne und Herodes. Dieſe Geſchichte aus dem Joſephus, iſt gleichſam zum Trauerſpiele gemachet. Daher haben ſich ſchon viele Poeten daran gewaget. De la Motte, und Voltaire haben ſonderlich viel Ehre damit erworben: aber unſer Herr Baron hat einen neuen Weg zu gefallen geſuchet; und daher lieber etwas eigenes machen, als ihren Spuren folgen, oder ſie überſetzen wollen. Das iſt auch wirklich die rechte Art, die Horaz den Dichtern vorgeſchrieben, aus bekannten Fabeln und Geſchichten etwas Neues zumachen.

Difficile eſt proprie communia dicere; tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota indictaque primus.
Publica materies privati juris erit, ſi
Non circa vilem patulumque moraberis orbem,
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres: nec deſilies imitator in arctum,
Unde pedem proferre pudor vetet aut operis lex?

Herodes iſt ein verliebter aber argwöhniſcher und grauſamer Tyrann; und da er aus Rom zurück kömmt, wird er mistrauiſch, ob auch Mariamne ihm treu geblieben? Gewiſſe Umſtände ſcheinen ihm Grund zum Verdachte zu geben: weil ſein Vertrauter der Königinn das Geheimniß offenbaret hat, und

ſie

sie also etwas kaltsinnig gegen den König geworden ist. Es kostet also beyden das Leben: er selbst aber will sich darauf auch erstechen, wird aber von seinem Sohne gehindert; worauf er in eine Raserey geräth. Er spricht:

Auf! ich will alsofort zu ihrem Blute gehen;
Ich will, ob es recht quillt? ob es recht strömet? sehen.
Doch, welche dicke Nacht umnebelt denn mein Haupt?
Wie, wird mir auch so gar der trübe Tag geraubt?
Was ist das für ein Naß, das sich um mich ergießet?
Sie kömmt! = = o welches Blut, mein Sohn, das von ihr fließet!
Sie winkt; sie droht; sie ruft; und ich bin dennoch hier?
O! reiß, erzürnter Geist! o! reiß mich nur zu dir!

Antipater.

Sein Schmerz verwirrt ihn so! ach! lerne dich doch fassen!

Herodes.

Ha! Königinn! du willst dich nicht umarmen lassen?
So hast du denn so gar in jene düstre Nacht
Den ungebrochnen Sinn und Argwohn mitgebracht?
Sohn! siehst du nicht, wie ich, dort jene gelbe Flammen?
Prinz! hörst du nicht, wie da die Schatten mich verdammen?
Ja! kommt, und reißt mich fort! Ich hasse Tag und Thron:
Sey mir willkommen nun, du längst verdienter Lohn!
Wie doch die Nattern dort auf ihren Häuptern ziſchen!
Vielleicht soll sich mein Blut mit ihrem Gifte miſchen?
Wohl!

Wohl! miſchet es; und bald! doch miſchet es auch wohl:
Wo nicht mein ſchwarzes Blut das Gift beſchämen ſoll.
Sie drohen mir! ſie drohn die Krone zu zerreißen:
Ich will ſie ſelber wohl zu euren Füßen ſchmeißen.
(Er wirft die Krone ab und geht fort.)

Antipater.

Verlaßt den König ja in ſolchen Schmerzen nicht:
Ihr höret, wie die Wuth, und wie die Tugend, ſpricht!
Und, Gott! dir hats beliebt, dieß Maaß ſo auszuſchütten:
Kann denn die Eiferſucht das gröſte Herz zerrütten?

Dieß Stück iſt ſehr beweglich; und die Charaktere ſind wohl ausgedrücket.

Das III. Stück iſt Thusnelde und Hermann. Man muß nicht denken, als ob dieß Trauerſpiel mit des ſel. Prof. Schlegels Hermann einerley Inhalt hätte. Es iſt ganz unterſchieden. Thusnelde iſt von den Römern gefangen, und Germanicus will ſie ſelbſt heirathen, in der That aber ſeinen Triumph in Rom mit ihr ſchmücken. Auf dieſe Bedingung will er mit den Deutſchen Frieden machen; das aber vom Hermann und den andern Fürſten ausgeſchlagen wird. Indeſſen verſaget Thusnelde dem Germanicus alle Gegenliebe; und entdecket ſolches durch einen Brief ihrem Gemahl Hermann. Dieſer will ſie durch eine Liſt aus des Germanicus Lager in den Wald locken, und alſo aus der Gefangenſchaft befreyen. Allein der Streich wird verrathen und mislingt. Denn da Thusnelde mit Adelgunden *wirklich im* Walde *ankommen*, und ſich deutſchen Leuten anvertrauen wollen, fallen ſie dem Ger-

Germanicus ſelbſt, der auf ſie lauret, in die Hände. Dieß erbittert den Hermann und ſeine Fürſten noch beſtomehr, und man ſchwört ihm des nächſten Tages eine ſtärkere Rache zu. Der letzte Auftritt, heißt ſo:

Inguiomar.

Wir ſind verrathen, Held! Umſonſt iſt Kampf und Müh!
Ich hatte ſchon den Fuß bis an den Hayn befreyet;
Ich hatte ſchon den Schwarm, der ſie umgab, zerſtreuet.
Ich griff bereits nach ihr! Ha! Fürſt! Germanicus
Flog, wie ein Donner, her, und hemmte Hand und Fuß;
Die nackte Tugend wich für dießmal Stahl und Eiſen;
So, wie ein Held auch weicht, ſich ſchrecklicher zu weiſen.
Ich ſah ſie mit Gewalt bis in das Lager ziehn;
Ich konnte kaum der Wuth, die auf mich drang, entfliehn.
Sie iſt dahin, mein Fürſt! dort auf den ſteilen Höhen:
Da wollen wir ſie heut, wo nicht; doch morgen ſehen.

Hermann.

Das wollen wir auch, Freund! und wills mein Volk, wie ich:
Wir rächen, wie das Volk, die Welt und dich und mich.
Dann, dann erſcheint der Tag, da wir den Völkern zeigen:
Daß um das Vaterland, Natur und Liebe ſchweigen.
So lang der Fuß noch ſteht; ſo lang der Arm noch ſchlägt,
Iſt nichts, was meine Wuth, als Schimpf und Joch bewegt.
Kommt, tapfre Deutſchen! kommt! Es iſt der Völker Sache!
Und hilft die Nacht uns nicht: ſo ſchafft der Tag uns Rache!

Das

Das IV. Stück heißt Zarine, Königinn der Saccen, und Stryangäus, der Meder; Ein Trauerſpiel, dazu der Innhalt im Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit 1753 vom Windmonathe oder November, aus der Geſchichte der Akad. der ſchönen Wiſſ. zu Paris geſtanden hat. Der Herr Verfaſſer iſt nicht parteyiſch für ſeine Arbeit. Anſtatt dieſen Stoff derſelben anzupreiſen, machet er ihn in der Vorerinnerung, aus allen Kräften, als ein läppiſches Romanhiſtörchen herunter. Hat er es wirklich für ſo ſchlecht angeſehen, ſo muß man ſich wundern, daß er ihm doch die Ehre angethan, es in eine Tragödie zu verwandeln. Doch er hat vieleicht ſeine Leſer deſtomehr in Verwunderung ſetzen wollen, daß er aus ſo etwas ſchlechtem dennoch etwas ſchönes machen können. Denn in der That glauben wir, daß er aus dem Stoffe der Raciniſchen Trauerſpiele, nach Abziehung des Geſchmeides und Purpurs, mit ſeiner ſatiriſchen Fähigkeit nichts, als ſchwache verliebte Perſonen darſtellen könnte. Er hat auch wirklich recht. Könige und Prinzeßinnen ſind auch Menſchen; müſſen es auch ſeyn, wenn ſie zu Trauerſpielen dienen ſollen: wie der Herr Baron ohne unſer Erinnern weis. Man darf aber nur ſein Stück ſelbſt, oder gar nur den Inhalt davon im Neueſten leſen; ſo wird ein jedes empfindliches Herz, von den edlen Charaktern der beyden Hauptperſonen, von ihrer zärtlichen Freundſchaft und Liebe, von ihrer Großmuth und Tugend gerühret; von der Verzweiflung des Helden aber mit Wehmuth erfüllet werden. Der Schluß lautet ſo:

Zarine.

Nun, Schweſter! biſt du froh? dein Feind, mein Held, erliegt:
Ach! kriegten ich und du: ſo hätt' er ſtets geſiegt!
Was unſrer Pfeile Wuth, was Frevlern ſelbſt mislungen:
Das hat der Großmuth Macht von ſeiner Hand errungen.
Nun brich, mein zärtlich Herz! brich in die Flammen aus,
Die du ſo lang verhüllt; es nährt ſich doch nur Graus!
Ach! hab' ich ſie denn nur zum Jammer mir bekämpfet!
Was für ein falſcher Muth hat dieſe Glut gedämpfet!
Du, in dem Feinde ſelbſt nie gnug verehrte Pein!
Du konntſt ihm fürchterlich; doch nicht verführend ſeyn.
Kommt! ich will auch beklemmt zu meinem Prinzen geben,
Und auf dem Körper noch des Geiſtes Hoheit ſehen.
Und du, geliebter Geiſt! vergib mir dieſe That!
Die Tugend hieß ſie mir, und gab dir auch den Rath.
Die wir mit Eiferſucht entbrannt verehret hatten:
Betrübte Großmuth! hilf! laß mich nur nicht ermatten!
Es zeig' ein ewig Maal dich unſern Enkeln an;
Und iſt es gleich nicht viel: ſo iſt es, was ich kann.
Es zeigen ich und du den Königen der Erde:
Daß auch die Zärtlichkeit der Tugend ſchrecklich werde.

Wir freuen uns, daß die deutſche Schaubühne wieder mit vier ſchönen Stücken bereichert worden. Sie wird vielmehr Zierde und Hoheit erlangen, wenn ſie dieſe Originalſtücke aufführen wird, als wenn ſie eine Menge ſchlechter Ueberſetzungen, zumal, wie ſie

Sprache geweſen, davon man die erſte *rhcotiſcam* die Hochdeutſche, dieſe aber *teutiſcam* ſive *teutonicam* ſive *belgicam* genennet; und in der erſten habe Otfrid geſchrieben. Wie gegründet dieſes Vorgeben des Schotteis ſey, bekümmert uns jetzo nicht. Dieſes aber bitten wir unſere Leſer zu überlegen, ob Schottel, wie Herr Hofmann ſchreibet, mit dieſen Worten dem gedachten Bekäntniße Otfrids ſchnurſtracks widerſpreche?

Der Kunſtgriff des Otfrids ſcheinet ferner dem Herrn Profeſſor der Bewunderung wehrt, da er die Zuſchriften an den Fränkiſchen König Ludewig und den Biſchof Salomo alſo eingerichtet hat, daß alle vier Zeilen der Anfangs-Buchſtabe mit dem End-Buchſtaben einerley iſt; welche, wenn man ſie hernach zuſammen lieſet, dieſe Worte ausmachen:

LVTHOVWICO ORIENTALIVM
REGNORVM REGI SIT SALVS
AETERNA

Imgleichen:

SALOMONI EPISCOPO OTFRI-
DVS

Wir ſind nicht ſo neidiſch, daß wir irgend iemand ſeine erlaubte Freude über dergleichen Buchſtaben-Spiele misgönnen ſolten. Im Gegentheil bedauren wir deſto mehr den *Lambecium*, daß ſeine Meynung nicht das Glück gehabt hat, dem Herrn Verfaſſer zu gefallen, da er davor gehalten, man ſollte nicht, wie *Flacius* gröſtentheils gethan hat, die in den Codicibus *Otfridi* über den meiſten Worten befindliche Zeichen der Accente bey dem Abdruck des Werkes gänzlich weglaſſen, und als unnütze verwerfen; wie er denn

ſie itzo Mode werden, aus dem Engliſchen vorſtellet: die nur das Theater in die alte Verwirrung wieder ſtürzen, daraus es ſeit 24 und mehr Jahren mit ſo vieler Mühe war geriſſen worden.

VII.

Le Procès ſans fin, ou l'Hiſtoire de *John Bull*, publiée ſur un Manuſcrit trouvé dans le Cabinet du fameux Sire Hunfroy Polesworth, en l'année 1712. par le Docteur *Swift*. A Londres, chéz J. Nowiſe 1754.

Der Namen Swift verſpricht uns gleich etwas merkwürdiges: er führet uns auf die Spur deſſen, was wir hier zeigen wollen, und dienet an ſtatt der beſten Empfehlung. Wir hoffen den Leſer durch die Anzeige gegenwärtigen Werks nicht wenig zu verbinden. Es iſt in zwey Theilen verfaſſet, davon der erſte, nebſt einer Vorrede 17 und der andere 22 Kapitel enthält. Die Hiſtorie des John Bull iſt eine kritiſche Allegorie des Krieges von 1702, welcher eben ſo langwierig als blutig war, und in welchem die mächtigſten Monarchen von Europa ihre Macht erſchöpft haben: theils um die Rechte des Hauſes Oeſterreich zu verfechten, theils das Haus von Anjou auf einem Throne zu erhalten, der durch das Abſterben König Karls II. in Spanien erlediget ward. Swift ſelbſt erkläret ſich hierüber am Ende ſeiner Vorrede alſo: Nun iſt, ſagt er, nichts mehr übrig, als daß ich die

die Nachkommenſchaft unterrichte, zu welcher Zeit dieſes treffliche Werk iſt verfertiget worden. Dieſen Dienſt bin ich den Gelehrten der künftigen Jahrhunderte ſchuldig: denn indem ich den Zeitpunkt ſelbſt feſtſetze und beſtimme, ſo erſpare ich ihnen die verdrießliche Mühe eine Diſſertation zu ſchreiben, welche vielleicht eben ſo weitläuftig als ekelhaft ſeyn würde. Ich erkläre alſo hiermit, daß gegenwärtige Hiſtorie iſt geſchrieben worden, als Ludwig XIV. und Philipp ſein Enkel, der eine in Frankreich, der andere in Spanien regierten, und als England und Holland, im Bündniſſe mit dem Kaiſer und den übrigen Bundsgenoſſen, wider dieſe zwey Prinzen einen Krieg führten: welcher unter Anführung des Feldherrn, Herzogs von Marlborough zehn Jahre dauerte, und durch den Frieden zu Utrecht im 1713 Jahre, da der Graf von Orford am Staatsruder ſaß, geendiget ward. „Die ganze Vorrede iſt ſehr kritiſch und ſatyriſch, wie aus folgender Stelle erhellet: Ich darf wohl ſagen, daß ich mir unglaubliche Mühe gegeben habe, um die verſchiedenen Schönheiten ſowohl der alten als der neuen Geſchichtſchreiber nachzuahmen. Ich habe mir den Herodotus zu einem Muſter der U...parteylichkeit vorgeſtellet; den Thucydides als ein Muſter der Anſtändigkeit, Ernſthaftigkeit, und Strenge der Sitten; den Xenophon in der weitläuftigen Erkenntniß, und den T. Livius endlich wegen der hohen und majeſtätiſchen Schreibart. Inſonderheit habe ich mir Mühe gegeben, die Nachläßigkeit des Polybius und die affectirte Kürze des Tacitus zu vermeiden. Aus dem

Dionys von Halicarnaß und dem Diodor von Sicilien habe ich tauſend Zierrathen entlehnet. Mariana, Davila, Fra-Paolo ſind unter den neuen Autoren diejenigen, welche ich für nachahmenswürdig gehalten habe. Aber ich würde der undankbarſte unter den Menſchen ſeyn, wenn ich nicht gegen Himmel und Erde die unendliche Verbindlichkeit bezeugte, welche ich den Reiſen des Pilgrims des John Bunians, und dem Tenter Belly des ehrwürdigen Joſeph Halls ſchuldig bin." Die bald hierauf folgende Stelle, wo er das Unglück des Grubſtreets a) beklaget, iſt eben ſo poetiſch als ſatyriſch. An jedem Zuge erkennet man den D. Swift. Man nennte ihn den Rabelais von England, weil er die Ehre hatte, eben ſo wohl als Rabelais ein Prieſter zu ſeyn, und nicht weniger als dieſer über alles ſpottete. Dieß iſt eine Anmerkung des Herrn v. Voltaire. Allein, ſetzt er hinzu: es iſt Rabelais bey geſundem Verſtande, welcher zwar nicht ſo ausgelaſſen luſtig iſt, als der erſte; aber daß Feine, die Vernunft, die Wahl und den guten Geſchmack überall zu verbinden gewußt hat, welche man an unſerm Pfarrer zu Meudon vermiſſet. Ganz Frankreich hat dieſen Lobſpruch beſtätiget, indem es des Doctors Schriften, ob ſie gleich, (wie der franzöſiſche Ueberſetzer dieſes Werks in ſeiner Vorerinnerung ſelbſt geſteht) in der Ueberſetzung, durch ein dieſer Arbeit eigenes Schickſal, ſehr verſtellet werden, mit eben

a) Grubſtreet iſt ein Platz in London, wo ſich die Zeitungskrämer, und die Scribenten vom unterſten Range zu verſammeln pflegen.

eben dem Beyfalle angenommen hat, als England, sein Vaterland. Eine so gute Aufnahme nun hat den Uebersetzer veranlasset, seinen Landsleuten auch dieses Stück der Historie leserlich zu machen, worinn man ohne Mühe diejenige philosophische Kühnheit, gesunde Kritik und feinen Scherz findet, welche die Schriften des D. Swifts kenntlich machen. Er legt aber zugleich ein offenherziges Bekenntniß seiner Furcht vor der Bücherinquisition ab; indem er gesteht, daß alle nur erwähnte Bewegungsgründe gar einen schwachen Eindruck über sein Gemüthe gemacht haben, und diese herrliche Satyre in einer ewigen Vergessenheit geblieben seyn würde, wenn der groſse König, welcher die Ehre des französischen Namens auf den höchsten Gipfel gebracht hat, darinn nicht mit aller der Hochachtung verehret wäre, welche man seinen heroischen Eigenschaften schuldig ist. In der That ist auch Ludewig XIV. unter allen europäischen Potentaten derjenige, von welchem uns Swift die vortheilhafteste Vorstellung machet. Man darf, um davon überzeugt zu seyn, nur den Proceß ohne Ende selbst lesen; dessen Entwurf folgender ist.

Der Krieg wird als ein Proceß vorgestellet. Die Schlachten sind die Schriften und Reden der Advocaten; die Siege sind Urtheile. Die Könige sind in Kaufleute, die Generale in Sachwalter, die Officirer in Schreiber, und die gemeinen Soldaten in Häscher und übrigen Handlanger der heiligen Justitz verwandelt.

Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt eine fette Erbſchaft. Ein großer Herr b) hatte keine Erben. Er hatte zwey Vättern: davon der eine Philipp Baboon c) hieß, und der Enkel eines reichen Kaufmanns war; der andere war der Ritter South von einem guten, aber verfallenen Hauſe d). Der gute Alte machet ein Teſtament, und ſetzet den erſten zum Univerſalerben ein. Der durch dieſen Streich hintergangene Ritter fängt einen Proceß wider ſeinen Vätter an, greift die Gültigkeit des Teſtaments an, und beſtreitet die Rechtmäßigkeit des Vermächtniſſes. Hier kommen nunmehr die Charakter der verſchiedenen in dieſem Rechtshandel verwickelten Perſonen vor. Die Bilder ſind alle ſehr kühn gezeichnet: und aus den Abſchilderungen des Philipp Baboons und des Ritters South erhellet, daß der Doctor mehr auf bourboniſcher, als öſterreichiſcher Seite gehangen habe. Der Proceß hatte nun ſchon ſeinen Anfang genommen, und wurde hitzig fortgeführet. Unterdeſſen war keine Gleichheit unter den Partenen. Der Ritter allein hätte bald unten liegen müſſen, wenn nicht alle Kaufleute derſelben Gegend auf ſeine Seite getreten wären. Die vornehmſten ſind John Bull, ein Tuchhändler, und Nicolas Frog, ein Leinwandhändler. Nur der alte Lewis Baboon erkläret ſich für Philippen, und hält ſo viel andern die Stange.

John

b) Karl II. König von Spanien.
c) Philipp von Anjou.
d) Karl, Erzherzog von Oeſterreich.

John Bull e) iſt ein ehrlicher Kaufman, aber einfältig und leichtgläubig, der beſtändig von ſeinen Handelsconſorten betrogen wird; der einen geſunden Verſtand hat, aber ſehr ſtürmiſch iſt, und in ſeiner Hitze weder Freund noch Feind kennet; ein in ſeinem Handel verſtändiger Mann, aber außerordentlich zankſüchtig, der, ohne ſelbſt Antheil daran zu haben, ſich in alle Streitigkeiten ſeiner Nachbarn miſchet, und ſich durch borgen zu Grunde richtet.

Man legt ihm zur erſten Frau f) eine kleine Galanterieſchweſter bey, welche durch ihre unmäßige Verſchwendung, inſonderheit aber durch einen offenbaren Liebeshandel mit dem Procurator Hocus g) ſehr verſchrieen war. Das iſt das Bild, ſo uns Swift von ſeiner Nation, und dem engliſchen Parlemente machet: welchem man damals Schuld gab, daß er dem berühmten General Herzog von Marlborough den Titel eines Protectors hätte beylegen wollen.

Nicolas Frog h) iſt ein niederträchtig eigennützi-ger Kaufmann, ein bäuriſcher Mann, der weder höflich noch freundſchaftlich iſt; ein Tauſendkünſtler, der ſein Handwerk gut verſteht, und ſich da zu bereichern weis, wo andere verarmen. Man rücket ihm vor, er habe wider ſeinen Wohlthäter eben diejenigen Waffen gebrauchet, welche er von ihm bekommen hatte, um ſich wider die Rache ſeines erzürnten Herrn zu vertheidigen. Mit ſolchen ſchwar-

e) England. f) Das Parlement.
g) Der Herzog von Marlborough.
h) Holland.

zen Farben malet er uns die berühmte Republik ab, welche sich, zum Schrecken der Tyranney, über die Trümmer der spanischen Monarchie erhoben hat.

Lewis Baboon i) ist ein Mann, der in alle Sättel gerecht ist, ein fac totum, wie man sagt, ein alter geübter Eisenfresser, der in allem erfahren ist; ein schlauer Fuchs, der sich aller Mittel zu bedienen weis, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Bälle, Feste, Lustbarkeiten, aus allem zieht er seinen Vortheil. Hier erblicken wir das Bild Ludewigs des XIV. Der Herr Uebersetzer meynet, so müsse der Herr beschaffen seyn, der gebohren wäre, die ganze Welt zu beherrschen. Nec pluribus impar.

Der Ausgang des Processes ist eben derjenige, welchen alle andere haben. Die Gerichtsunkosten ruiniren die Parteyen, die Länge des Streits entkräftet sie; man ist genöthigt, zum Vergleiche zu kommen. John Bull geht allen andern mit seinem Exempel vor. Seine Consorten wenden zwar alles an, um es ihm zu widerrathen; jedoch vergebens. Der alte Lewis Baboon bringt sie bald zu eben dem Entschlusse. Endlich wird der Frieden unter den Parteyen wieder hergestellet, und der junge Philipp wird für den rechtmäßigen Lord Stouff k) erkannt.

VIII.

Lobgedicht auf (Tit.) Herrn Georg den III. oder gottsel. Fürsten von Anhalt ꝛc. eines fürstl. Gottesgelehrten im 1753sten, als am Ge-

i) Ludewig XIV. k) König von Spanien.

Gedächtnißjahre seines 1553 den 17 Octob. erfolgten Absterbens, von M. Adam Bernh. Pantken, evang. Pfarrer zu Kleinkniegnitz, der königl. deutschen Ges. zu Königsberg, und der Ges. der freyen Künste zu Leipzig Mitgliede. Breslau, bey Korn 1754. gr. 8.

Nachdem wir von diesem schönen Gedichte schon vor einiger Zeit eine Nachricht gegeben, und den Anfang davon mitgetheilet: so ist es wohl billig, auch von der wirklichen Lieferung desselben unsern Lesern eine Anzeige zu thun. Der Herr Verf. hat selbiges der verwittibten Herzoginn zu Braunschweig hochfürstl. Durchl. gewidmet, von der er schon vormals vieler Gnade gewürdiget worden. In der Vorrede erwähnet er, daß er nach seiner alten Neigung zur Dichtkunst, bereits vor einigen Jahren die Begebenheiten des Neoptolemus übersetzet, nachmals den Fürsten von Anhaltköthen, Ludewig den Weisen, poetisch besungen. Beyde Stücke sind, wegen ihrer schönen und reinen Poesie, sehr wohl aufgenommen worden: und dieser gesundne Beyfall hat billig den Hrn. Verfasser bewogen, noch ferner seine Feder mit etwas wichtigem zu beschäfftigen.

Nun ist aber in der Reformationsgeschichte nicht leicht ein merkwürdiger Beyspiel eines Fürsten anzutreffen, als des Fürsten Georgs von Anhalt. Schützten die Churfürsten von Sachsen, und Landgrafen von Hessen, auch Markgrafen zu Brandenburg die evangelische Religion durch ihre öffentliche Bekenntnisse, herzhafte Entschließungen, großmü-

thige Gesinnungen, ja wohl gar durch ihre Waffen: verrichtete unser gelehrter Fürst Georg eben das mit Mund und Feder. Sein Andenken war es also wohl werth, von einer so guten Feder, als des Hn. M. Pantkens seiner, erneuert zu werden. Derselbe hatte solches in einer Anmerkung zu seinem Ludewig dem Weisen, von einem andern Schriftsteller zu lesen gewünschet. Allein, da dieser Wunsch vergeblich gewesen, so hat er selbst die Feder angesetzet, um einem solchen fürstlichen Lehrer ein verdientes Ehrenmaal zu stiften.

Er ist darinn der genauesten historischen Wahrheit gefolget. Seine Anmerkungen zeigen allemal getreulich die Quellen an, daraus er geschöpfet; und erläutern viel andre Umstände aus der Religionsgeschichte damaliger Zeiten. Diese waren beyzubringen nöthig, da nicht alle Leser bekannt genug damit sind. Uebrigens wünschet der Hr. Verfasser zum Schlusse seiner Vorrede, daß auch in diesem bevorstehenden Jubeljahre des Religionsfriedens, viele muntre Dichter und Redner aufstehen möchten, dasselbe recht zu feyren. Er rühmet dabey die Aufmunterung dazu, welche unser berühmter Herr Prof. Kapp unlängst in Druck gegeben hat.

Da wir den Anfang dieses Gedichtes sonst schon mitgetheilet haben, so wollen wir itzo einige andre Stellen desselben unsern Lesern bekannt machen. Der Herr Verf. schildert gleich anfangs die Zeiten der Reformation ab. Er sieht durch die Eroberung Constantinopels die Gelehrsamkeit der Griechen in die Abendländer wandern. Er vergleicht diesen Wechsel

sel des Lichtes der Wissenschaften, mit den Veränderungen von Tag und Nacht in der Natur. Die Sonne glänzt unverändert, aber wenn sie dem einen Welttheile untergeht, so geht sie dem andern auf.

Wälschland, wo sie ehedem in den unvergeßnen Tagen,
Welche Rom berühmt gemacht, ihren Wohnplatz aufgeschlagen,
Trug, dem schnöden Aberglauben, seit geraumen Zeiten treu,
Die mit Schmach befleckten Ketten einer blinden Barbarey.

— — — — — —

Diese Nacht des Unverstands, die so lange finster blieben,
Wurde durch der Vorsicht Huld glücklich für die Welt vertrieben.

— — — — — —

Auch Gelehrte, deren Wissen bey Tyrannen wenig galt,
Flohen vor der, Glaub und Weisheit gleich erschrecklichen Gewalt.

— — — — — —

So kann Gott das Böse selbst, eher als wir Menschen denken,
Eher, als man sichs versieht, zu dem besten Zwecke lenken.

Hierauf entwirft der Dichter den alten Zustand Deutschlandes. Es war

auch an dem öfters angeführten Orte (*) einige Proben davon gegeben hat. Der Herr Professor hat zwar hierinn *Franciscum Junium*, Johann Schiltern und Dietrichen von Stade auf seiner Seiten; die man allerdings vor verständige Kenner ansehen, und ihr Urtheil in dieser Sache auch etwas gelten lassen muß. Allein es hat wenigstens der letztere, der selbst eine Auflage Otfrids unter der Hand hatte, nachgehends seinen Sinn dießfalls geändert, und auf Zureden des berühmten *Fabricii*, wie dieser selbst berichtet, (**) beschlossen gehabt, die gedachten Accente in seiner, ob wohl nachmals durch den Tod unterbrochenen Ausgabe, ungeändert beyzubehalten.

Nunmehr ziehet Herr Hofmann das Evangelienbuch des Otfrids selbst in genauere Betrachtung; er hat aber das allermeiste, was er davon anbringt, dem mehrgedachten *Lambecio* zu danken, auf den er sich auch zuweilen beruffet. Die wahre Aufschrift des ganzen Werks ist diese: *Otfridi Volumen Evangeliorum in V. Libros distinctum*; des ersten Buches aber folgende: *Incipit Liber Evangeliorum primus, domini gratia Theotisce conscriptus.* So lieset man beyde Aufschriften in dem herrlichen Codice der Käyserlichen Bibliothek zu Wien ausdrücklich abgefasset. Das Versehen *Tritthemii* (***) ist belachens-

(*) *Lambecius* de Bibl. Vind. lib. II. cap. V. fol. 422. 431. &c.

(**) *I. A. Fabricius* in seiner Notitia Litteraria propagatorum Christi sacrorum Cap. XIX. p. 437.

(***) *Tritthemius* in der kurz zuvor angeführten Stelle.

— — — nicht bloß ein tapfres Land,
Sondern auch durch weise Männer und gelehrten
Witz bekannt.

Wenn gleich die römischen Geschichtschreiber den Geist unsrer Vorfahren niederschlagen: so gab es doch Barden und Druiden darinn, die nur die Verehrung eines einzigen Gottes lehrten. Der große Karl hatte das Christenthum und die Wissenschaft gepflanzet. Aber es war freylich nur ein Schimmerlicht gewesen.

Doch nunmehr war auch die Zeit, die erwünschte
Zeit zugegen,
Da durch einen höhern Zug, nach dem äußersten
Vermögen,
Sich Germanien erkühnte, weise, fromm, gelehrt
zu seyn,
Und der unschätzbaren Freyheit seiner Kinder Geist
zu weihn.
Zeit, in welcher dieß geschehn! dich soll keine Zeit
vergessen!

Die Gelehrsamkeit drang in Deutschland bis auf den Kaiserthron. Die Edlen folgten bald dem Beyspiele der Fürsten.

Seelen, welche keinen Werth durch Geschlecht und
Würden hatten,
Hoben sich durch Witz und Fleiß: denn dem Körper
folgt der Schatten,
Den Verdiensten Ruhm und Ehre. — —

Selbst

Selbſt derjenige Stand

Welcher gern gemächlich ruhte, fetter Länder Mark genoß,
Und ſich wohl, nicht ſtets aus Andacht, in der Einſamkeit verſchloß.

erwachte allmählich. Die Geſchichte der Kirchenväter, der Kirchenverſammlungen u. d. gl. m. ward ans Licht gezogen.

Hundert falſche Neuigkeiten, die den Gottesdienſt befleckt,
Doch der theure Namen, Kirche, wider alles Recht bedeckt ꝛc.
Wurden nun frey angegriffen, ihres guten Scheins beraubt,
Und die Schrift nur blieb die Richtſchnur deſſen, was die Kirche glaubt.

So kömmt der Hr. Verf. allmählich auf die Glaubensreinigung ſelbſt.

Nenne nur getroſt den Namen, Ehrfurcht! wie die Pflicht dichs heißt:
Luther war das theure Rüſtzeug! Licht und Kraft gab Gottes Geiſt.

Seinen Heldenmuth beſchreibt er ſo:

Und wen rührt nicht Muth und Treu dieſes ſtarken Gottesmannes?
Dem trotz äußerſter Gefahr, trotz des Fluches, trotz des Bannes,

Der

Der auf seine Scheitel krachte, nichts des Geistes Kräfte brach.

— — — — — —

Wer bewundert nicht die Weisheit? wer bewundert nicht den Muth,
Und die Billigkeit des Eifers, der in Luthern Wunder thut?
Hohen Häuptern nichts vergiebt, was Vernunft und Schrift gewähren,
Aber auch nicht häucheln mag, wenn sie mehr als das begehren.

Daher fällt ihm denn groß und klein zu.

Kaiser lernen anders denken, als zu Anfang sie gedacht,
Könige sind seine Freunde, Fürsten wenden Würd und Macht
Ihn zu schützen willig an. Und die, so im Staube liegen
Hören was sein Vortrag lehrt, so mit Beyfall, als Vergnügen.

Unter den erstern nun, war auch Fürst Georg von Anhalt. Seinen Charakter beschreibt der Redner so:

Gründlich in der Wissenschaft, die gelehrte Männer zieret,
Festgesetzt in allem dem, was Regenten Ruhm gebiehret,
Beyder Rechte völlig kundig, die der Richtstuhl nöthig hat,
In der Rednerkunst erfahren, immer kräftig, niemals matt,

Also

Also pries die Wahrheit selbst des durchlauchten Lehrers Gaben,
Die ihm Gnade, Fleiß, Natur reichlich zugeeignet haben.
Auch des Ansehns fürstlich Wesen, seiner Augen muntern Blick,
Seines Körpers grade Länge, ließ der Lobspruch nicht zurück.

Die Gnadengaben werden auch gepriesen, sonderlich seine Frömmigkeit, sein Eifer, seine Unerschrockenheit und Großmuth, und seine Liebe zur Redlichkeit. Nun ruset der Dichter den Höchsten an:

Der du in Georgens Brust alles dieses selbst gesenket,
Unterstütze nach der Kraft, die des Fürsten Herz gelenket,
Mich auch, der ich dich erhebe, wenn ich itzt Georgens Treu,
Die er dir durch dich erwiesen, ein verdientes Lobslied weih.
Oeffne mir des Fürsten Herz, laß aus ihm mich deutlich lesen,
Was der felsenfeste Grund seiner Redlichkeit gewesen,
Solche Gaben samme der Wirkung stammen nur vom Himmel her,
Ohn ein himmlisches Erleuchten, fällt auch ihr Erforschen schwer.

Hier sehen wir, mit was für Kunst und Geschicklichkeit der Dichter sein Werk eingeleitet. Nur es ist für uns zu weitläuftig, ihm in allem zu folgen.

Man

Man kann leicht denken, was ein ſo angenehmer und muntrer Dichter, von einem ſo merkwürdigen Fürſten für ſchöne Sachen hat ſagen können. Und was halten nicht noch ſeine Anmerkungen für einen Schatz von Gelehrſamkeit in der Kirchenhiſtorie damaliger Zeiten in ſich! Dieſe allein könnten das Werkchen bey wohlgeſinnten Evangeliſchen, geiſtl. und weltl. Standes, beliebt machen: geſetzt, daß jemand kein Liebhaber der Dichtkunſt wäre.

IX.

Jo. Dieterici Winckleri, S. Theol. D. Eccl. Hildeſ. Super. Conſ. Aſſ. Prim. & Gymn. Eph.

Philologemata Lactantiana ſacra, variis Locis S. Cod. illuſtrandis, tum Lactantii explicandis & corrigendis inſervientia &c. Brunſw. imp. orphanot. 1754 in 8.

Lactanz iſt unter den alten Kirchenſcribenten gewiß einer von den gelehrteſten, beredteſten und angenehmſten. Er iſt auch deswegen jederzeit fleißig geleſen und immer in neuen Ausgaben verbeſſert worden. Indeſſen kommen doch in ſeinen Schriften noch immer ſchwere Stellen vor, die entweder durch die Schuld alter Abſchreiber verderbet worden, oder doch ſonſt einer Erläuterung bedürfen.

In der Vorrede dieſes Werkes berühret der hochwürd. Herr V. den Schaden der Vorurtheile in der geiſtl. Gelahrtheit; ſonderlich in Anſehung der Kirchenväter: da einige ſie gar zu ſehr erheben, andre

aber

aber gar zu sehr niederschlagen. Die Mittelstraße ist hier die beste; worinn er viel groſse Männer auf seiner Seite hat. Doch tadelt er des berühmten Stollen Urtheil. „Die alten Kirchenlehrer waren „mehr fromm als orthodox; die heutigen sind mehr „orthodox als fromm. Wenn wird doch die Zeit „kommen, da die Lehrer so fromm, als orthodox, und so orthodox als fromm seyn werden!

Der Herr V. sieht hier hauptsächlich auf den Nutzen der alten Väter in der Erklärung der Schrift, und schränket denselben in seine Gränzen ein. Daher kamen sonst die Catenæ Patrum, und die groſsen lateinischen Flecke aus ihnen in den Predigten. Allein die guten Patres waren nicht untrügliche Exegeten. Sonderlich ist auch Lactanz nicht ohne Fehler, sowohl in der Lehre, als in der Chronologie, und Philosophie, wie in der Exegetik. Es wären groſse Bücher davon zu schreiben: eine schöne Probe von allen Arten solcher Anmerkungen giebt uns der Herr D. Winkler in diesen gelehrten Abhandlungen: er bleibt aber bloſs bey den Institionibus divinis stehen. Er hat freylich dabey schon Vorgänger gehabt, deren Arbeiten ihm zu Mustern gedienet haben, sonderlich Cellars, Herrn D. Heumanns, und Herrn Rect. Bünemanns; von Ausländern aber des Langlets du Fresnoy.

Er theilet sein Werk in zween Theile. Der I. betrifft die Schriftstellen aus dem A. T. die Lactanz angeführet oder berühret hat. Der II. Th. handelt von den Schrifstellen des N. T. deren Zahl sich bis auf 100 beläuft. Ueberall zeiget der gel. Herr Verfasser eine groſse Einsicht, Belesenheit und Behutsamkeit, die angehenden geistlichen Lehrern zu einem

rühm-

rühmlichen Muſter dienen können. Da dieß ganze Werk nicht eigentlich zu unſern Abſichten gehöret, indem es gar zu ſehr ins theologiſche Fach einſchlägt: ſo können wir uns nicht länger dabey aufhalten; ſondern begnügen uns, ſelbiges unſern Leſern nur angeprieſen zu haben.

X.

Verzeichniß derer, die im 1754ſten Jahre in verſchiedenen großen Städten gebohren und geſtorben ſind.

	gebohren.	geſtorben.
London —	— —	22096
Paris —	19729	21716
Amſterdam, bloß reformirte Kinder —	4311	7161
Wien —	5327	4235
Kopenhagen —	2763	2542
Königsberg —	2221	1981
Dresden —	2058	2161
Breslau, evangeliſche allein	1196	1137
Harlem —	987	826
Braunſchweig —	941	1011
Frankfurt am Mayn	933	1115
Leipzig —	903	1074
Halle —	666	907
Stutgard —	657	814
Caſſel —	645	572
Hanau —	419	411
Merſeburg —	185	206
Zwickau —	137	91

Ende des Wintermonds 1755.

Abbildung der entdeckten Herculanischen Schaubühne.

Abriss des Marcellischen alten Schauplatzes zu Rom.

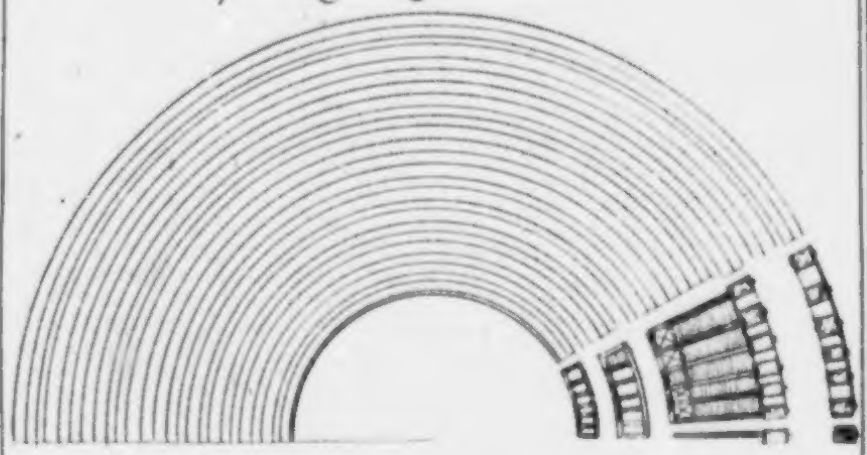

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria conſimilia dicas atque audias.

Hornungmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1755.

lachenswürdig, der aus der letztern Aufschrift dem Werke des Otfrids selbsten den abgeschmackten und nichts bedeutenden Titul giebt: *Gratia Theotisce*; welchem es Conrad Gesner, Johann Jacob Friese, *Antonius Possevinus* und andere mehr in ihren so genannten Bibliothecken getrost nachgeschrieben. Diejenigen verfahren auch nicht genau genug, und nach dem Sinne Otfrids, welche es *librum Evangeliorum* nennen; da es *volumen* heissen sollte, welches aus fünf *libris* bestehet. Noch mehr ist endlich Schottel (*) unrecht daran, der aus dem Evangelio und der *Gratia Theotisce* zwey ganz absonderliche Schriften gemachet hat.

Die drey unterschiedene Zuschriften Otfrids an den Fränkischen König *Ludovicum*, an den Maynzischen Erzbischof *Liutbertum*, und an den Costnitzischen Bischof *Salomonem*, welche *Tritthemius* abermal unbillig vor drey besondere Bücher gehalten, sind wehrt, daß sie die Leser nicht vorbey gehen; zumal die mittlere, als in welcher man viel schönes von dem damaligen Zustande der deutschen Sprache antrifft. Diese ist lateinisch, die beyden andern aber deutsch, und zwar auf eine gar künstliche Art geschrieben, wie schon oben erinnert worden. *Flacius* hat sie in seiner Ausgabe nicht in rechter Chronologischer Ordnung gesetzet; auch von denen zwey deutschen Zuschriften nur so viel erkläret, als er davon hat verstehen können; worinnen aber *Lambecius* noch etwas weiter gegangen. An eine vollständige Uebersetzung und Dollmetschung des ganzen Werkes haben sich schon viele gewaget, jedoch bis auf das Jahr 1717

(*) Schottel loc. citato.

Inhalt.

I. Hiſtoire de l' Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres. Tome XVIII.

II. Bibliotheque curieuſe hiſtorique & critique, par David Clement. T. V.

III. Lambacher. Demonſtratio Juris, quo Imp. Rudolphus Habſpurgicus ulus eſt.

IV. Herrn von Khautz Verſuch einer Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten.

V. Schreiben an die Verfaſſer dieſer Monathsſchrift aus Wien, einige grammatiſche Gewiſſensſcrupel betreffend.

VI. Antwort der Verfaſſer dieſer Monathsſchrift.

VII. Abgedrungene Verantwortung der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig gegen den hämiſchen Angriff der göttingiſchen gel. Anzeigen.

VIII. Fortſetzung der Nachrichten von den Alterthümern des Herkulanum.

IX. La Lime de Vulcain, trouvée ſous les débris d'Herculanum.

X. Altmanni Principia Ethica. Ed. II. T. I. & II.

XI. Die Zuſammenverſchwörung wider den freyen Staat zu Venedig.

XII. Herrn Prof. Stiebritzens kurzgefaßte Nachricht von dem Leben und Ende des Freyherrn von Wolf, und Anzeige eines ausführlichen Lebens deſſelben.

XIII. Diſſertations Philoſophiques, par Mr. de Beauſobre.

XIV. Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen einiger Städte in Sachſen.

I.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres, avec les Memoires de Litterature, tirés des Regiſtres de cette Academie, depuis l'année 1744. juſque & compris 1746. Tome XVIII. A Paris de l'Imprimerie royale 1753. in 4.

Wir ſind deſto mehr ſchuldig, unſern Leſern von dieſem wichtigen Werke der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſch. zu Paris Nachricht zu geben; je ſeltener itzo die neuen Bände ihrer Schriften nach Deutſchland kommen, ſeit dem der wohlfeile holländiſche Nachdruck ein Ende genommen hat. Es enthält ſelbiger XVIII. Band zuförderſt eine Fortſetzung der Geſchichte der Akademie, nebſt einer Menge von Auszügen, aus ſehr vielen weitläuftigern Abhandlungen ihrer Mitglieder. Von dieſer Hälfte deſſelben geben wir itzo keine Nachricht, ſondern verſparen ſie bis künftigen Sommer, da die deutſche Ueber-

ſetzung der Fr. Prof. Gottſchedinn, davon ans Licht treten wird.

Die andre Hälfte dieſes Bandes aber enthält die ſogenannten Memoires, oder ausführlichen Schriften dieſer Geſellſchaft. Die Verfaſſer derſelben ſind uns großentheils, ſchon aus den vorigen Theilen bekannt, zum Theile aber auch neu. Herr de la Barre, Herr Bougainville, Herr Freret, Hr. Abt Belley, und Herr Melot, ſind diejenigen, die dießmal daran gearbeitet haben. Ihre Abhandlungen aber ſind theils ſehr weitläuftig, und ſonderlich könnten die erſte und die letzte an ſich ſelbſt mäßige Tractate ausmachen. Wir wollen ſie nach der Reihe bekannt machen.

Herr de la Barre ſetzet ſeine weitläuftige Abhandlung von der Religion des alten Griechenlandes durch den III. Abſchnitt fort; der eine Erklärung von Heſiods Theogonie, und von den wichtigſten Stücken der heydniſchen Theologie, in ſich hält, daraus man die ganze Reihe der Götter erſehen wird, die man in dieſen entfernten Zeiten erkannt hat. Es gab Götter aus verſchiedenen Familien, die der Poet ſorgfältig unterſcheidet; obgleich manche lange Beſchreibung, die er einſchaltet, bisweilen die Aufmerkſamkeit der Leſer zerſtreuet. Er hat alſo nicht das ganze Gedicht überſetzen, ſondern nur einen Auszug daraus machen wollen. Er will ſonderlich das Geſchlechtregiſter dieſer Götter begreiflich machen; doch hat er ſich dabey mehrentheils der heſiodiſchen Redensarten bedienet. Wir wollen

len doch eine Probe ſehen, wie er den Anfang der Theogonie gegeben hat:

I. Das Chaos war vor allen Dingen, nachmals die Erde, der feſte Fußſchemel der Unſterblichen, die auf den Gipfeln des Berges Olympus wohnen; nebſt ihr der finſtre Tartarus, und die Liebe, dieſer reizende Gott, der ſich in die Herzen der Götter und Menſchen einſchleicht, und ſich derſelben gänzlich bemeiſtert. Aus dem Chaos entſtund der Erebus, und die Nacht: aus dieſen aber die Himmelluft und der Tag.

II. Die Nacht gebahr von ſich ſelbſt das verhaßte Schickſal, die ſchwarze Parce, den Tod, den Schlaf, das Heer der Träume, den Momus, das Elend und die Heſperiden, die Wächterinnen der goldenen Aepfel und derer Bäume, die ſelbige jenſeit des Oceans tragen. Sie ward eine Mutter der unbarmherzigen Parcen, die bey der Geburt der Menſchen, ihnen Gutes und Böſes austheilen, und in Verfolgung der Verbrechen der Götter und Menſchen, ſich nicht eher beruhigen, bis ſie dieſelben beſtrafet haben. Sie gebahr auch die Nemeſis (die Rache) eine den Menſchen ſchreckliche Göttinn. Endlich gebahr ſie den Betrug, die Geilheit, das traurige Alter, und die halsſtarrige Zwietracht; von welcher die ſchmerzliche und unnütze Arbeit, die Vergeſſenheit, (Lethe) die Peſt, der Kummer, die Kriege, der Mord, die Zweydeutigkeiten, die Verachtung der Geſetze und der Eidſchwur entſprungen, der den Menſchen ſo verderblich iſt, wenn ſie vorſetzlich Meyneidige werden.

III. Die Erde allein gebahr den Himmel, der ihr ähnlich iſt, ſie überall zu bedecken, und der Aufenthalt der Götter zu werden; die Berge, den angenehmen Wohnplatz der Nymphen, und das Meer. Hernach verband ſie ſich mit dem Himmel und dem Meere, und hatte von dem erſten noch ſehr viele Kinder, u. ſ. w.

So geht nun der Herr V. dem Heſiodus überall nach, um das ganze Fabelſyſtem ſeiner Zeiten vor Augen zu legen; bis auf den Aeneas, als den jüngſten Sohn der Göttinn Venus; nach welcher Zeit alle Götter und Göttinnen unfruchtbar geworden. Herodotus will, daß man hierinn die Geſchichte der griechiſchen Religion finden ſoll; und ein jeder ſieht, daß man auch verſchiedene hiſtoriſche Puncte darinn entdecken kan; die aber der Herr V. beyſeite ſetzen will.

Im IV. Abſchn. machet er verſchiedene Anmerkungen über diese Theogonie, und entwickelt ihren ganzen Entwurf. Er hat ſchon im II. Abſch. erwieſen, daß der Gegenſtand des griech. Gottesdienſtes die natürlichen Weltkörper geweſen; und daß die Geſchichte ihrer Religion von der Beſchreibung des Urſprunges der Welt anhebt. Hier bemerket er die Aehnlichkeit der heſiodiſchen Erzählung davon, mit der moſaiſchen. Nur der Unterſcheid fällt ſehr deutlich ins Auge: daß Moſes alles Gott dem Schöpfer aller Dinge, Heſiod aber der Materie der Welt ſelbſt zuſchreibt; die gleichſam ſich ſelbſt beweget, und alle Veränderungen nach und nach hervorgebracht hätte. Wir müſſen aber

unſre

unſre Leſer auf das Stück ſelbſt verweiſen, indem wir weiter eilen.

Im V. Abſchn. handelt der Herr V. vom Tartarus, dem Liebesgotte, dem Aether, und dem Tage.

Im VI. Abſchn. redet er von der Nacht und ihrem Geſchlechte. Auch hier wird man viel neue Muthmaſſungen finden. Und ſoweit iſt Herr de la Barre mit ſeinem großen Vorhaben gekommen. Was man ſonſt nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren für Aufſätze gefunden hat, hängt hiemit nicht unmittelbar zuſammen; und man wird es den folgenden Bänden der Geſchichte einverleibet finden.

Im nächſten II. St. handelt Herr von Bougainville verſchiedene allgemeine Fragen, von den Dienern der Götter zu Athen ab. Es ſind nämlich noch ſehr viele Zweifel bey der Religion der Griechen und Römer übrig; die noch kein Alterthumskündiger recht aufgelöſet hat: z. E. woher die abgeſchmackte Vielgötterey der Heyden entſtanden? In welchem Lande ſie entſprungen? Ob ſie bey vielen Völkern zugleich entſtanden? Ob man von der Vielgötterey dem äußerlichen Anſehen nach urtheilen muß? oder ob es noch einen verſteckten vernünftigern Kern darinn giebt. u. d. m.

Zur Beantwortung aller dieſer Fragen führet die vorläufige Kenntniß der griechiſchen Prieſterſchaft, ihres Anſehens, ihrer Aemter, ihrer Gerichtsbarkeit, ihrer Geſetze beym Gottesdienſte u. d. m. Von dem ägyptiſchen Prieſterthume iſt dieſes alles abgehandelt worden: von dem griechiſchen aber

nicht: und das will der Hr. Verf. hier thun. Es wird aber in einer Anmerkung beygefüget, daß die meiſten obigen Fragen in dem vorhergehenden Tractate des Hrn. de la Barre gründlich beantwortet worden; der aber noch nicht gedruckt war, als dieſer Schriftſteller gegenwärtigen Artikel aufgeſetzet hat. Mehr können wir davon itzo nicht melden.

Hr. Freret giebt in der folgenden Abhandlung allgemeine Anmerkungen über das Studiren der alten Philoſophie. In denen Streitigkeiten, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts blühten, ward es feſtgeſetzet, daß die Alten in der Dicht- und Redekunſt die Obermeiſter der Neuern wären. Dadurch ward es nun eine durchgängig eingeführte Meynung: daß dieſelben nur als Dichter und Redner groß zu nennen, die Neuern aber in der Philoſophie ihre wahrhaften Obermeiſter wären. Wie nun in der Zeit eine ganz neue Welt gebohren worden, die eine ſolche Vorausſetzung ihrer Väter ohne Unterſuchung, als eine ausgemachte Wahrheit angenommen; alſo ſcheinen die Alten in philoſophiſchen Dingen gar nichts zu gelten: und zwar deſto einhälliger, je ſchwerer es iſt, in ſolchen Meynungen eine rechte Mittelſtraße zu halten.

Unſer Hr. Freret aber will hier unterſuchen, wie fern die Verachtung der alten Philoſophen gegründet iſt, oder nicht? Die Liebhaber der heutigen ſogenannten gründlichen Wiſſenſchaften müſſen es ohne Zweifel wiſſen, daß ſie alle Gründe derſelben, ohne welche ſie ſich noch nicht behelfen können, den Alten ſchuldig ſind. Die Dialektik, die Geometrie,

trie, die Astronomie, kurz alle Theile der Philosophie, darinn man sich einer gewissen Lehrart bedienet, kommen von den Alten auf uns. Sie haben uns zuerst die Wege zu allen neuen Entdeckungen gebahnet. So fähret Hr. Freret fort, den alten Weltweisen ihren gehörigen Werth beyzulegen, und sie vor derjenigen Verachtung sicher zu stellen, in welche sie bey Leuten gefallen sind, so sie niemals gelesen haben.

Nun folgen historische Beobachtungen über die Schaumünzen und Aufschriften der Stadt Sarden, der alten Hauptstadt in Lydien, vom Hrn. Abte Belley. Der große Nutzen alter Münzen und Aufschriften, in der Geschichte und Erdbeschreibung ist längst bekannt. Man kann bisweilen, auch ohne die Bücher, ganze Reihen von Königen herausbringen, die nacheinander regieret haben. Sie sind auch desto unverdächtigere Zeugen alter Begebenheiten, da sie ein öffentliches Ansehen haben, und nicht so, wie die Bücher und Handschriften haben verfälschet werden mögen. Spanheim, Vaillant, Nonnius, Golz und Harduin haben dieß in verschiedenen Feldern der Geschichte gewiesen. Nach ihnen sind noch mehrere entdecket worden: und man hat große Verzeichnisse davon herausgegeben. Der Hr. Vers. hat sich die Stadt Sarden erwählet, von welcher sehr viele Münzen und Aufschriften vorhanden sind, um gegenwärtige Abhandlung davon zu machen. Er erläutert darinn ihre Geschichte von den ältesten Zeiten, bis sie unter die Herrschaft der Römer gekommen, und noch

weiter hinaus: wie ſie denn noch unter dem Kaiſer Marcus Aurelius eine Metropolis, eine Hauptſtadt, genennet worden. Dieß iſt ein ſehr ausführliches und weitläuftiges Stück.

Die folgende Abhandl. iſt vom Hrn. Melot, und liefert Unterſuchungen von den Abwechſelungen des Handels der brittiſchen Inſeln. Dieſes iſt, ſo zu reden, ein ganzer vollſtändiger Tractat, davon eine Abtheilung ſchon im vorigen Bande geſtanden; hier aber die II. vorkömmt. Er betrifft bloß die Frage: Ob die Griechen ſchon vor Cäſars Feldzuge nach Brittannien einen Handel dahin getrieben haben? welche mit ſehr guten Gründen verneinet wird. Die Fortſetzung wird in den folgenden Bänden erſcheinen. Indeſſen ſcheint uns der Beweis einiger Schriftſteller aus verſchiedenen griechiſchen Wörtern, die ſich in der brittiſchen Sprache ſchon um Cäſars Zeit gefunden haben ſollen, ſehr ſchwach zu ſeyn. Wer weis es nicht, daß alle celtiſche Töchter, darunter auch das älteſte Griechiſche zu rechnen iſt, gewiſſe gemeine Stammwörter von ihrer Mutter beybehalten haben?

Die letzte Abhandlung iſt wieder ein halber Tractat, der aber ganz beyſammen geblieben iſt; und davon die erſte Hälfte in IV. Abſchnitten im XV. Bande der Memoires geſtanden hat. Er handelt die Gewißheit der chineſiſchen Chronologie ab; und iſt vom Hrn. Freret.

Der V. Abſchnitt handelt von der techniſchen Zeitrechnung der Chineſer; indem es gewiß iſt, daß ſie ſchon 2000 Jahre vor Chriſti Geburt ein dop-

peltes

peltes Jahr gehabt haben; nämlich ein Sonnen- und ein Mondenjahr von 12 Vollmonden. So viel iſt in ihrem Sonnenjahre geſcheider, als in dem unſrigen, daß ſie ſelbiges in zwölf gleiche Monathe, jeden von 30 Tagen, 10 Stunden und 30 Minuten theilen; nicht aber ſolche ungleiche Monathe machen, als Cäſar eingeführet.

VI. Abſchnitt, von den Gründen der chineſiſchen Zeitrechnung, vor des Hancks Dynaſtie, aus ihren canoniſchen Büchern.

VII. Abſchnitt, von eben den Gründen aus andern ältern Büchern.

VIII. Abſchnitt, Unterſuchung der cykliſchen, und aſtronomiſchen Charactere der chineſiſchen Epochen; ſowohl aus dem Tſounchon, als aus den Kings, als aus alten Sagen.

IX. Abſchnitt, Unterſuchung einiger Stellen, darinn Beobachtungen von den Erſcheinungen gewiſſer Fixſterne enthalten ſind.

X. Abſchnitt, Unterſuchung einiger andern Zeitpuncte, deren Feſtſetzung nicht wichtig genug war, in den vorigen Abſchnitten Platz zu finden. Es iſt kein Zweifel daß alle dieſe Stücke Kennern überaus viel Gnüge thun werden.

II.

Bibliotheque curieuſe hiſtorique & critique, ou Catalogue raiſonné de Livres difficiles à trouver, par David Clement. T. V.

A Hannover, chez Jean Guill. Schmid.

1754. in 4. Der

richts durch öffentlichen Druck zu Stande gebracht. Es wurde aber, daß es geschehen möchte, von den Liebhabern der deutschen Sprache um so viel sehnlicher gewünschet, je unvollkommener in der That die Ausgabe des *Flacii* ist, indem er sie aus einer mangelhaften Abschrift gezogen; zugeschweigen daß sie immer gar selten (*) in den Büchersälen der Gelehrten vorkommt.

Der Titel dieser Flacianischen Herausgabe, welche, da Herr Hofmann diese Disputation geschrieben, die erste und einige war, ist folgender: *OTFRIDI Evangeliorum liber, veterum Germanorum Grammaticae, Poeseos, Theologiae, praeclarum monumentum.* Evangelienbuch in altfrenkischen Reimen durch Otfriden von Weissenburg Mönch zu St. Gallen, vor sieben hundert Jahren beschrieben, jezo aber mit Gunst des gestrengen Ehrenvesten Herrn Adolphen Hermann Riedesel, Erbmarschall zu Hessen, der alten Teutschen Sprach und Gottesforcht zu erlernen in Druck verfertiget. Basel 1571. 8: Die Vorrede *Flacii* enthält viel gutes; wie auch Herr *Eccard* schon angemerket; (**) nur darinn hat es der gute Mann übel getroffen, deß er aus dem fälschlich angenommenen Titel: *Gratia Theotisce*, welches er in das nichtsbedeutende Wort *Theotistae* verkehret, Gelegenheit gesuchet,

(*) *Lambecius* l. c. fol. 421. Est *Illyrici* illa *editio* impressa valde *rara* nec nisi in antiquis Bibliothecis amplius potest reperiri.

(**) *Eccardus* in Histor. Stud. Etymolog. Ling. Germ. Cap. IX. p. 87.

Der fleißige Hr. Paſtor Clement fährt in ſeinem Verzeichniſſe ſeltner Bücher fleißig fort, und hat in dieſem V. Bande deſſelben den Buchſtab B. vollends zum Ende gebracht. Er hebt an von dem Rolando inamorato des Boſardo, davon er ſehr alte und hier zu Lande ſchwer zu findende Ausgaben anzeiget. Sodann folget die franzöſiſche Ueberſetzung deſſelben, die Jaques Vincent zu Paris 1549. und 50. in zween Folianten ans Licht geſtellet; anderer poetiſchen Werke deſſelben Dichters, als des Philogina, der Sonnette und Lieder, und des Timons, einer Komödie, u. a. m. zu geſchweigen.

Nach verſchiedenen Werken von Boiſen, Boiſſarden, Boiſſat, Boivin, Bolduc, Bollan, Bolſac, u. v. a. kömmt er auf des Bonaventura Pſalterium B. Mariæ Virginis. Nachdem er die ſeltenſten lateiniſchen Ausgaben dieſes läſterlichen Buches angezeiget, kömmt er auch auf die Deutſchen Ueberſetzungen; deren eine zu Ingolſtadt 1593. in 16. eine zu Cöln 1605. in 12. unter dem Titel, Roſencranz, oder der heil. Jungfrau Mariä Pſalter ꝛc. ans Licht getreten. Allein wieviel ältere Auflagen davon ſind nicht in dem Zochiſchen Bücherverzeichniſſe zu finden, ob ſie gleich keine Jahrzahl haben? Ich will nur den Titel von einer herſetzen: Der Roſenkrantz von V. L. Frawen vnd Vſlegung des Pſalters. Das iſt ein hüpſches Lied vnd ein hüpſch Lobgeſang von Maria der hochgelobten Jungfrawen, v. Mutter Gotes

tes des Allmächtigen. Der Bischoff von Zeyz hat geben XL Tag Ablaß allen denen die diß Lied mit Andacht singen oder lesen. Maria Zart mit XXI. Gesetzen v. die Frau. vom Himmel stat auch hierinn. Getruckt zu Straßburg. Doch findet man auch in heutigen katholischen Gebethbüchern solche Psalter V. L. Fr. Z. E. in dem Rosengarten auserlesener Gebetten, für die Ertzbrüderschaft des heil. Rosenkrantz. Augsp. 1624. in 8. enthält der dritte Theil von p. 183. bis p. 248. lauter Gebethe an die Jungfrau Mariä, davon das II. Cap. p. 223. den Titel führet: Der Psalter unsrer lieben Frauen, Gebettweis.

Da man es kaum glauben sollte, daß auch Bücher, die mitten in Deutschland vor 10. oder 15. Jahren nur gedrucket worden, schon itzo sehr selten seyn könnten; so wollen wir doch den Titel eines solchen Werkes von der 83sten und 84sten Seite unsern Lesern mittheilen, und ihnen die Anekdote davon bekannt machen. Das Buch heißt so:

„Harmonia und angenehme Ordnung zwischen „den sechs Schöpfungstagen, Ruhe, Fall, auch „Fluch der Erden, und deren jährlichen Wieder„erneuerung vom kürzsten bis längsten Tage, nebst „ihrer Wiederverderbung vom längsten bis kürzsten „Tage, durch den Jahrgang der sieben aufsteigen„den Neumonden in einigen Anmerkungen, und zum „Theil leichten Paraphrasi der drey ersten Capitel „des ersten B. Mosis, wobey zugleich deren Abbil„dung in den Sinnbildern der Sonnenbahn, mit

„dem

„dem Himmelsdrachen auch vieles aus dem Ho„mero und Heſiodo in ein näheres Licht zu ſetzen, „gebracht wird, von D. C. S. O. B. F. J. Gedr. „im J. Chr. 1740. in 4. 152 S.„

Der Verfaſſer dieſes Buches heißt Bonorden, und kam oft zum Hrn. D. Heumann in Gottingen, redete ihm auch immer von der jährlichen Revolution der Welt vor; mit dem Zuſatze: daß Gott noch jährlich ſeine Schöpfung erneuere, und die Welt ſchmücke, ſo wie ers in den erſten ſechs Schöpfungstagen gemachet; nachdem er ſie zuerſt im Augenblicke erſchaffen. Hr. D. Heumann widerſprach ihm darinn, und verlangte ſein Buch zu leſen. Er konnte es mit aller Mühe kaum erhalten, daß er ihm erlaubte, ſelbiges gelehrten Theologen zum Durchleſen zu geben. Endlich erhielt er ſelbige, und gab es wirklich etlichen Schriftgelehrten: deren einige es des Druckes, andre des Feuers werth achteten. Dieſe ſo uneinigen Urtheile machten, daß man es einer theologiſchen Facultät, ohne Meldung des Namens ſeines Verfaſſers übergab, und ein Gutachten begehrte. Nach langer Zeit bekam man es von derſelben zurück, mit dem Ausſpruche: Es enthielte viel neue Meynungen, die aber weder der Religion, noch Offenbarung zuwider liefen: gleichwohl würde der Verfaſſer ſeinem Ruhme am beſten rathen, wenn er es nicht ans Licht gäbe. Indeſſen hat Hr. D. Heumann ſelbſt gerathen, nur hundert Abdrücke davon zu machen, und ſie unter die Gelehrten zu vertheilen. Dieß alles iſt aus einem heumanniſchen Briefe an den Hrn. Paſt. Clement, genommen. Auf

Auf der 98ſten S. ſteht auch Peter Borells Buch de vero Teleſcopii Inventore, das im Haag 1655. in 4 gedruckt worden, unter den ſeltnen Büchern. Darinn wird erwieſen, daß weder Baco, noch Porta, noch Crepius, noch Drebellius, noch Galilei, noch Metius, die Seeröhre erfunden, ſondern Zacharias Johannides, ein Brillenmacher zu Middelburg in Seeland; der 1590. zweene Brillengläſer, eins hohlrund, und eins erhabenrund geſchliffen, vors Auge gehalten, und an eine Röhre befeſtiget habe; wodurch er auf die ganze Erfindung gekommen. Sein Sohn Johann, und Hans Laprey, ein Bürger eben daſelbſt, haben dieſelbe Erfindung mehr zur Vollkommenheit gebracht.

Auf der 105ten S. erhellet, daß Juan de Boſcan, ein ſpaniſcher Poet, deſſen Werke 1547. zu Salamanca gedruckt ſind, der erſte geweſen, der ſpaniſche Sonnette gemachet.

Auf der 196ſten S. ſteht Marci Zuerii Boxhornii Originum gallicarum Liber &c. Cui accedit antiquæ Linguæ britannicæ Lexicon Britannicolatinum cum adjectis & inſertis ejusdem Autoris Adagiis Britannicis, ſapientiæ veterum Druidum reliquiis, & aliis Antiquitatis britannicæ gallicæque nonnullis monumentis. 1654. in 4. Georg Horn hat dieß Buch nach Boxhorns Tode erſt herausgegeben. In der Vorrede handelt er ſtark von der alten ſcythiſchen Sprache, die Boxhorn für die Mutter der alten griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen u. perſiſchen gehalten. Es iſt zu bedauren, daß

er den erſten Theil davon nicht zu Stande gebracht, weil er durch den Tod gehindert worden. Der II. Theil führet den beſondern Titel: Antiquæ linguæ brittannicæ Lexicon Brittannico-latinum, quo gallicæ Origines plurimum illuſtrantur. &c. Dieß iſt 76 S. ſtark. Am Ende ſteht ein altes Gedicht, über ein altes Sprüchwort der galliſchen und brittiſchen Druiden: Gweini Ffaud Hid Fracur Ys dir, d. i. Dem Glücke muß man bis ans Ende dienen. Darüber nämlich hat **Boxhorn** etliche hundert Jamben gemachet.

Von **Thomas Bradwardins** Cauſa Dei contra Pelagianos, die 1618. zu London gedruckt, und niemals wieder aufgeleget worden, kann man mit allem Rechte ſagen, daß es ein ſehr ſeltnes Buch ſey: und Hr. Paſt. Clement beſitzet es ſelbſt. Matthias Flacius hatte das Geſchriebene nur, und wünſchte, daß ein Gönner der Wiſſenſchaften das Geld zum Drucke hergeben könnte.

Des **Tycho Brahe** Aſtronomiæ reſtauratæ Mechanica, die zu Wandesburg 1598. in Fol. auf 22 S. herausgekommen, und in des Verfaſſers eigener Druckerey, auf einem ranzoviſchen Schloſſe nahe bey Hamburg gedrucket worden, iſt allerdings auch eine Seltenheit zu nennen. Der wackere Tycho hatte nach dem Tode Friedrichs des II. Königs in Dännemark ſein Gehalt verlohren; und konnte alſo ſeine Sternbühne zu Uranienburg nicht mehr unterhalten. Er ſuchete ſich alſo durch dieß Buch einen Weg zu Kaiſer Rudolphs Gnade zu bahnen, der ein großer Liebhaber von Maſchinen, und

und von der Sternkunde selber war. Er ließ also nur wenige Abdrücke machen, und verschenkte sie an seine Bekannte. Nach seinem Tode ward es 1602. zu Nürnb. wieder aufgelegt. Diese Ausgabe ist leichter zu finden.

Das Ceremoniale Brandeburgicum ist zwar nur 1699 in 8. 104 S. stark, gedruckt; und dennoch nicht leicht zu finden.

Sebast. Brands Narrenspiegel, oder das große Narrenschiff. Da der Herr Verf. die Ausgabe dieses Buches von 1512 in 4. für sehr selten ausgiebt: so wollen wir hinzusetzen, daß alle Ausgaben, Uebersetzungen und Auszüge desselben ziemlich selten anzutreffen sind. Wir wollen daher diejenigen Abdrücke desselben bekannt machen, die wir selbst besitzen, und vor Augen haben.

„Das nuw schiff von Narragonia mit be„sunderem fliß ernst vñ arbeit. von nüwen. mit „vil schöner sprüch, exempeln, vñ zugesetzten hysto„rien. vñ materien erlengert. vñ schinbarlicher er„klert zu Basel durch Sebastianum Brant. lerer „belder rechte.„ Das Schiff voller Narren mit Schellenkappen, steht in Holzschnitt auf dem Titel. Am Ende steht vor dem Register: gedruckt zu Straßburg vff die Vasenacht, die man der Narren Kirchwich nennet, Im jar nach Christigeburt Tusent vierhundert vier vñ nüntzig. in 4. mit gespaltenen Columnen. Diese Ausgabe ist die vollständigste, aber auch die seltenste.

Außer dem dreyen lateinischen Ausgaben, die Herr Past. Clement anführet, besitzen wir eine vierte,

deren Titel eben ſo lautet, wie ſeine erſte p. 191. 192. Doch gehen die Worte des Titels nur bis denuo ſeduloque reviſa. Die übrigen, & nova quadam exactaque emendatione elimata &c. &c. nebſt der Jahrzahl 1497 dem Nihil ſine cauſa, und Jo. de Olpe, ſtehen nicht auf dem Titel. Imgleichen ſteht am Ende, gleich nach den Worten: *concordantiis & ſuppletionibus exornatæ*; Impreſſum in imperiali ac urbe libera Argentina per magiſtrum Joannem gruninger Anno ſalutis noſtre M. ccccxcvii. Kalendis Iunii. Vale inclite lector. Dieſe Ausgabe iſt alſo die erſte lateiniſche: ſie hat auch nicht CLIX. Blätter, wie die Baſeliſche, ſondern nur 114 mit ſolchen arabiſchen Zahlen gezeichnet.

Die Ausgabe von 1545, die der Herr Duve beſitzet, haben wir auch; allein dieſe iſt ſehr verſtümmelt, wenn man ſie gegen die obige älteſte hält. Sie iſt kaum halb ſo ſtark, indem ſie nur einfache Columnen auf jeder Seite, auch weniger Zeilen hat, als jene, und doch kaum eben ſoviel Blätter zeiget. Die Figuren ſind auch ganz anders. Es ſteht auch in der zweyten Vorrede, des Narrenſchiffs zum Leſer, daß M. Johann Eisleben ſie beſorget, und am Ende bekennet er, daß er viel ausgelaſſen:

Herausgethan was neidiſch war
Sag doch die Wahrheit offenbar.

Noch eine neue Ausgabe davon iſt 1549 zu Straßburg, aber nicht bey Camerlandern, ſondern bey Wendel Riheln, mit einer gröbern und ſchlechtern Schrift, aber mit eben den Figuren herausgekommen.

men. Sie ist stärker von Blättern, und stimmet sonst ganz damit überein.

Nun haben wir noch einen kürzern Auszug dieses Werkes, der 1625 zu Frankf. am Mayn, in 8. bey Jakob de Zetter herausgekommen, und den Titel führet: „Der Narren Zunfft genannt; ein „Artiges Ernsthafftes, doch Anmutiges vnd lustiges „Tractätlein: darinn aller weltlicher Ständ Schand „vnnd Laster, vppiges Leben, grobe Narrechte Sitten „vnnd der Welt Lauff, gleich als in einem Spiegel „zu sehen vorgestellt vnd gestrafft werden: ꝛc. durch „Seb. Brand, der Rechte Doctoren, jetzo aber „wiederumb auffs new gedruckt, die Figuren ins „Kupfer gebracht, vnd der Schelmenzunft (NB. „ein Buch von D. Murnern,) als der an„der Theil beygesetzt. Sampt beygefügter Ent„schuldigung des Tichters vnd Vertheydigung des „Tituls„. Diese Ausgabe nun ist noch viel ärger verstümmelt, ausgelassen und zugesetzet, wie es dem Herausgeber gefallen hat: eine sehr böse Art damaliger Poeten, mit den alten Büchern umzugehen; die aber Seb. Brand selbst, mit seinem Verfahren bey dem von ihm herausgegebenen Freydank, verdienet, den er eben so verhunzet hatte.

Da Herr Past. Clement zu wissen begehret, ob die auf dem X. Blatte befindlichen Verse wider Pfaffen und Bettelorden, in ältern Ausgaben auch stehen: so wollten wir ihm gern damit dienen, wenn er uns auch die Ueberschrift des Capitels gemeldet hätte, darinn diese Verse vorkommen. Denn ob

wir gleich dieſelbe Ausgabe, des Herrn Duve auch in Händen haben: ſo ſtehen doch die angezogenen Verſe nicht auf der Rückſeite des X. Blattes, die er anführt. Es muß alſo ein Fehler in der Zahl ſeyn, und das ganze Buch durchzuleſen, haben wir itzo nicht Zeit. Soviel iſt gewiß, daß in der erſten Ausgabe von 1491 ſchon ſehr viel wider die Misbräuche der römiſchen Geiſtlichkeit ſteht: obgleich der Verf. im Schluſſe, den Pabſt über alle Kaiſer und Könige erhebt; und demjenigen ſchlechthin die ewige Seligkeit abſpricht, der ihm widerſteht.

Dan vff erd aller gnaden teil
Nach got ſtat an des pabſtes heil
Wer zwifelt das der ſellig ſy
Dem ſolche würd vnd genad wont by
Vnd ob er ſchon nut gutes dut
Hatt er den ſchatz doch alles gut
Vnd mag den teilen wo er will
Wie vil er git hat er doch vil
Des ſol man im geborſam ſyn
Nieman ſich ſetzen wider in
Es ſy Keiſer, Kynnig, Hertzogen
Adel, geiſtlich, man, kind vnd frowen
Mag endlich niemans ſellig werden
Wer widerſtat dem Babſt vff erden.

Die Regnars traverſant les perilleuſes voyes des folles fiances du monde &c. die auch auf Brands Rechnung geſchrieben worden; ob ſie gleich von Jean

Jean Bouchet ſind; könnten gar leicht die Urſchrift von den loſen Füchſen dieſer Welt ſeyn, die wir im Deutſchen haben; wenn uns Hr. Clement etwas mehr von dem Inhalte gemeldet hätte. Doch wir müſſen hier abbrechen, und unſern Leſern die übrigen ſeltnen Stücke anrathen, bey ihm ſelbſt nachzuſehen.

III.

Demonſtratio Juris ſeu Tituli, quo Imp. *Rudolphus* Habſpurgicus ulus eſt, quum evectus ad culmen imperii ditiones auſtriacas, ab Ottocaro Rege Bohemiæ, imperio vindicaret &c. &c. nunc primum ex genuino principio deducta, Auctore Philippo Jacobo Lambacher, Civit. Vindob. Secret. Lipſ. Litt. Breitkopf.

1754. in 4. p. 74.

Herr Secretär Lambacher iſt bereits durch das Verzeichniß der wieneriſchen Stadtbibliothek, deren Aufſeher er iſt, bekannt geworden. Vorizo zeiget er ſich auf eine andre vortheilhafte Weiſe, als einen des Staatsrechtes kundigen Gelehrten. Der heutige Beſiz der öſterreichiſchen Lande, iſt den Nachkommen des Hauſes Habſpurg nur darum eigen: weil ihr Ahnherr, Kaiſer Rudolph I. ſeine beyde Söhne Alberten und Rudolphen, ſelbige zu Lehne gegeben. Er gab ſie ihnen aber, indem er ſie König Ottokarn von Böhmen nahm, der ſich in Beſiz derſelben geſezet hatte.

chet, weitläuftig von der Gnade Gottes zu reden, die bey dem Geschäfte derj Seeligmachung der Menschen mit Recht als der einige Grund derselben angegeben, und den Verdiensten der Werke entgegen gesetzet wird; daran doch Otfrid eigentlich nicht gedacht hat; ja, wie Herr Hofmann sagt, nicht einmal gedenken können.

Was kurz zuvor von der Seltenheit dieser Auflage erwehnet worden, solches bekräftiget unter andern das Exempel des so grossen Bücherkenners Morhofs. Dieser würde unmöglich sich so gar sehr haben verstossen können, daß er an einem Orte (*) ausdrücklich geschrieben: *Flacius* habe sie unter dem erdichteten Namen *Achillis Gassari* besorget; wo er dieselbe nur einmal in Händen gehabt, oder auch nur von weitem gesehen hätte. Unser Verfasser wundert sich dabey, daß Herr Morhof sich nicht erinnert, oder gewust habe, wer *Achilles Gassarus* gewesen; dessen Namen, Verdienste und Schriften in der gelehrten Welt doch bekannt genug (**) wären. Die Vorrede

des

(*) Morhof Polyhist. litterar. lib. IV. Cap. IV. p. 32.

(**) Diese sind erst vor wenig Jahren recht bekannt worden, nachdem der seelige Herr Hofrath Menke in der Vorrede zu dem ersten Bande seiner Scriptorum Rerum Germanicarum, welchen er *Gassari* Annales Augstburgenses einverleibet, und der berühmte Herr Jacob Brucker, in einer besondern Dissertation, die im zehenden Theil der Amoenitatum litterariarum des Herrn Schelhorns gleich zu Anfang stehet, von dem Leben, Schriften

und

Hier fraget ſichs nun, mit was für einem Rechte der Kaiſer ſolches gethan, oder thun können?

Die ganze Schwierigkeit machet hier das Vorrecht, welches Kaiſer Friedrich I. den Herzogen von Oeſterreich 1156 verliehen, daß auch die weibliche Linie der Regierung und Erbfolge fähig iſt; welches ihnen auch Friedrich II. 1245 beſtätiget hat. Denn als der letzte männliche Erbe des Babenbergiſchen Stammes 1246 erloſch; ſo ſcheint die Erbfolge unſtreitig auf die weibliche Linie deſſelben gekommen zu ſeyn; deren einige noch um Kaiſer Rudolphs Zeit leben mochten. Eine davon war Margaretha, Friedrichs des Streitbaren ältere Schweſter, die 1205 gebohren war; und die, als des röm. Königs Heinrichs, Friedrichs des II. Sohns, Wittwe, König Ottocar geheirathet, aber um ihrer Unfruchtbarkeit halber wieder verſtoßen, ja gar 1267, nach einiger Vorgeben, mit Gift beyſeite geſchaffet hatte. Durch dieſe Heirath nun hatte ſich Ottokar in Beſitz von Oeſterreich geſetzet; und da ihre mit König Heinrichen erzeugte Söhne nicht mehr am Leben waren: ſo ſollte man denken, König Ottokar wäre der nächſte dazu geweſen.

Veit Arenpeck, ein bayeriſcher Schriftſteller des XV. Jahrh. glaubet: Kaiſer Rudolph habe das öſterreichiſche für kein Weiberlehn erkannt; und es alſo als ein offenes Reichslehn ſeinen Söhnen gegeben. Dieſer Meynung iſt auch der P. Barre in ſeiner Reichshiſtorie beygetreten. Allein Herr Lambacher widerleget dieſelbe gründlich; indem er

zeiget

zeiget: Kaiſer Rudolph habe dieß Privilegium ſelbſt als Zeuge mit unterſchrieben.

Joh. Cuſpinian hielt im Anf. des XVI. Jahrh. dafür, die öſterr. Lande wären nach des ſtreitbaren Friedrichs Ableben, von Rechtswegen auf ſeine Schweſter Margarethe gefallen; und von ihr als ein Brautſchatz an Ottokarn gekommen. Nachdem er ſie aber verſtoßen, ja gar aus dem Wege geräumet, hätte ihn der Kaiſer derſelben zur Strafe für verluſtig erkläret, und dem Reiche wieder zugeſprochen; auch alſo von neuem wieder jemanden verleihen können. Allein auch dieſes widerlegt der Herr Verf. indem er zeiget: es ſey Oeſterreich gewiſſermaſſen auch ein Fidei-Commiſs geweſen, und habe von dem Blute des älteſten Sohnes nicht abgehen können. So hätte denn Ottokar, nach Margarethens Tode, nicht das geringſte Recht auf dieſe Lande haben können; da noch babenbergiſche Sprößlinge vorhanden waren.

Wolfgang Laz, geſteht auch mit ihm, daß Oeſterreich und Steyermark durch Margarethen an Ottokarn gekommen. Allein nachdem der Kaiſer ihn derſelben beraubet: ſo habe er ſeinen erſtgebohrnen Alberten, den er indeſſen von Rechtswegen zum Statthalter derſelben geſetzet, an Graf Mainhards von Tyrol Tochter vermählet, die von ihrer Mutter Agneſe von Baden, und Großmutter Gertrud, aus Babenbergiſchem Geſchlechte war, und alſo einen Anſpruch darauf hatte. Dieſe Meynung haben faſt alle öſterreichiſche Schriftſteller mit beyden Händen ergriffen. Und gleich-

wohl widerleget ſie Herr **Lambacher** auch. Denn ſie ſetzen fälſchlich voraus, daß **Margaretha**, Friedrichs des Kriegeriſchen rechtmäßige Erbinn geweſen. Wäre nun das, ſo müßte auch ihre Schweſter **Conſtantia**, noch eher als die Badenſche Agnes zur Erbfolge gekommen ſeyn: welche noch dazu Söhne hatte. u. ſ. w. Und wie wäre wohl nebſt **Albertен**, auch **Rudolph** mit Oeſterreich belehnet worden?

P. **Handtaller**, geht vom **Lazen** noch weiter ab, und meynet die Erbfolge hätte zwar freylich von **Margarethen**, auf die andern babenbergiſchen Zweige fallen ſollen: allein dieſe wären zu ſchwach geweſen, ſie einem ſo mächtigen Könige, als **Ottokar** war, zu entreißen. Kaiſer **Rudolph** aber wäre auch nicht ſchuldig geweſen, ſich mit aller Macht, einem Privatſtande zu gut, darüber herum zu ſchlagen; ob er wohl als Kaiſer, durch gelinde reichsmäßige Mittel alles verſuchen müſſen. Daher hätten die Babenberger gutwillig ihre Anſprüche dem Kaiſer und Reiche überlaſſen. Der Herr Verf. zeiget hier: daß der Kaiſer für das Haus Babenberg nicht das geringſte gethan. Man denket ihrer nicht einmal. Sein gutwilliger Abtritt aber iſt ganz unerweislich.

Es folgt der Kanzler von **Ludewig**, der in ſeiner Germania Principe, erſtlich geſteht: er könne es kaum begreifen, wie Kaiſer **Rudolph** Oeſterreich in ſeine Gewalt bekommen: da es 1) Weiberlehn geweſen, 2) bey völliger Erlöſchung des Hauſes durch des zu Neapolis enthaupteten Friedrichs Tod aber,

die

die Stände das Wahlrecht zu haben vorgäben, dem Kaiſer aber nur die Beſtätigung der Wahl zugeſtünden. Daher glaubt er, Rudolph habe die Stände nur mit guten Worten vermocht, ſeine Söhne anzunehmen.

Man ſieht wohl, daß der gute Kanzler von Ludewig mit ſeiner Erfindung ſelbſt nicht recht zufrieden geweſen. Sodann war auch nicht der enthauptete, ſondern der kriegeriſche Friedrich der letzte des babenbergiſchen Stammes. Kurz, Hr. Secr. Lambacher widerlegt dieſe ganze Meynung aufs gründlichſte; indem er überall, ſo wie bisher bey allen §§. die wichtigſten Urkunden anführet.

Nun kömmt er aber auf die Hauptſache, die zur wahren Entſcheidung der Frage dienen wird. Er ſetzet zum voraus, daß in den älteſten Zeiten bey den Belehnungen keine Erbfolge ſtatt gefunden: ja daß der Oberherr ſein Lehn nach Belieben hat einziehen können. Hernach hat man den Beſitz eines Lehngutes, auf das ganze Leben des Lehnmannes verlängert; und mit der Zeit iſt er gar erblich geworden. Doch ward die Erbfolge anfänglich nur auf die leiblichen Söhne des Lehnmannes eingeſchränket, bis Kaiſer Konrad, der ſaliſche genannt, bevor er 1026. nach Rom gieng, ihn auch auf die Brüder, und andre Anverwandte, die vom erſten Belehnten abſtammeten, erſtrecket hat: davon er die Urkunden und Beweiſe anführet.

Doch erſtreckte ſich dieſe konradiſche Erweiterung der Lehnsfolge nur auf die lombardiſchen Lehne, oder ward doch anfänglich nur daſelbſt angenommen und

einge-

eingeführet. In Deutſchland blieb noch das alte Lehnrecht, dadurch nur ein Sohn ſeinem Vater nachfolgen konnte; und dieß dauerte bis auf Rudolphs Zeiten, ja weiter hinaus: wie die alten Lehnrechte damaliger Zeiten, die Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller, und deutliche Beyſpiele lehren.

Die älteſten Lehnrechte ſind der Verf. des Buches de Beneficiis, der Sachſen- und der Schwabenſpiegel. Das erſte iſt im XI. oder XII. Jahrh. geſchrieben, wie Thomaſius in Sel. Jur. Feud. lehret, der es zuerſt ans Licht geſtellet. Der Sachſenſpiegel iſt im Anfange des XIII. Jahrh. geſchrieben, und Hr. Lamb. hat ſelbſt dargethan, daß der Schwabenſpiegel um Kaiſ. Rudolphs Zeiten, um 1282. zuſammen getragen ſey *. Im Sachſenſp. aber heißt es im VI. Cap. Wilch man des Suns darbet, der erbet vff den Herrn die Gewer des gutes. Und im Schwabenſp. cap. 43. §. 2. Es erbet niemand Lehen, wenn der Vatter vff den Sun.

Die Zeugniſſe der alten Schriftſteller führet er auch an, dabey wir uns nicht aufhalten können: aber die Exempel ſetzen die Sache in ein völliges Licht. Das erſte davon fiel bald nach Kaiſer Rudolphs Zeiten vor, und zeiget, daß dieſes alte Lehnrecht noch länger, als bis auf ihn gegolten habe. Waldemar der I. der letzte Markgraf und Churf. zu Brandenburg von aſcaniſchem Stamme, ſtarb

* S. die Diſſ. Epiſt. de ætate juris illius antiqui Germ. quod vulgo vocatur Speculum Sueuicum. Vien. 1739. in 4.

ſtarb 1322. ohne männliche Erben: Ob er nun gleich einen leiblichen Bruder Johann, auch nach deſſen Tode viele Blutsverwandte und Abkömmlinge Albrechts des Bären, als erſten Belehnten, hinterließ: ſo gab doch Kaiſer Ludewig die Mark Brandenburg, als ein dem Reiche anheim gefallenes Lehn, ſeinem Sohne Ludewig, als ein neues Lehn: ein ſonnenklarer Beweis, daß auch dieſer Kaiſer die Erbfolge der Agnaten in deutſchen Lehnen noch nicht erkannt habe. Auch hier werden Urkunden angeführet.

Gleichwohl hat es auch damals ſchon Vaſallen gegeben, die nach lombardiſchem Rechte, und nach Kaiſer Konrads Satzung, die Lehne an ſich zu bringen trachteten: welches er mit des Card. Hoſtienſis Zeugniſſen beweiſet. Eben ſo bemüheten ſich die Blutsverwandten Waldemars, das Recht der Sippſchaft gültig zu machen. Allein der kaiſerliche Reichsſchluß beſtätigte das alte Herkommen: und dabey blieb es 1328 in dem neuen Lehnsbriefe, den der neue Markgraf Ludewig erhielt Damit ſtimmet nun auch die gemeine Meynung unſrer Feudaliſten überein: obgleich Ludewig in den Juribus feudorum Rom. Imp. ſich dawider erkläret.

Hat nun dieſes ſeine Richtigkeit, ſo iſt auch Oeſterreich, nach des kriegeriſchen Friederichs Tode, als ein dem Reiche anheim gefallenes Lehn offen geweſen; und bis auf Kaiſer Rudolfen ſo geblieben: Ottokar hingegen hat ſich deſſelben unrechtmäßig bemächtiget gehabt; ſo daß der Kaiſer es ihm billig nehmen, und einem andern geben können.

nen. Denn Friedrich der Kriegriſche blieb 1246 in der Schlacht wider die Ungarn, ohne alle Kinder. Seine Schweſtern Margaretha und Conſtantia, deren jene keine, dieſe aber, die von Heinrichen dem Erlauchten Markgr. zu Meißen zween Söhne, Dietrichen und Alberten hatte, u. ſ. w. konnten, vermöge des alten Lehnrechts, ihres Bruders Lehne nicht erben. Vielweniger konnten ſeine Neffen oder Nichteln ſolches thun. Und das bezeugt auch Ottokar von Horneck, der um dieſes Kaiſers Zeit lebte. Denn ſo erzählt er die Sache:

Damit will ich cheren
Her czu dewtſchen Lande wider
Da ward auf vnd nider
Vnſtift vnd Urlewg (Vorlogh, Krieg)
Ich wän ez ſich wol erzewg
Mit Steyr vnd mit Oſterreich
Wann do der Herzog Fridereich
Vnſer rechter Herr erſtarib
Der des laider nicht erwarib
Daz im got gab khainen Eriben
Da muß an im ereriben
Lannt vnd Lewt
Daz ſcheint noch hewt
Wan ſy nach Lehens Orden
Dem Reich ſind ledig worden.

Nichts iſt nunmehr natürlicher, als dem berühmten Herrn Lambacher allen verdienten Beyfall zu geben; und zu geſtehen: daß er dieſe ſchwere Frage des deutſchen Staats- und Lehnrechtes, darüber

über ſo lange gegrübelt, geſchwitzet und geirret worden, endlich auf eine ſo leichte und handgreifliche Art entſchieden habe. Wir wünſchen ihm Glück dazu, und hoffen von ſeiner Feder noch mehr dergleichen ſchöne Schriften zu erlangen.

IV.

Verſuch einer Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten, herausgegeben von Franz Conſt. Florian von Khautz. Frf. und Leipz. bey Joh. Friedr. Jahn 1755 in gr. 8.

Da nichts kräftiger iſt, die Gemüther der Menſchen zu löblichen Thaten zu reizen, als die Beyſpiele der Vorfahren: ſo hat auch der geſchickte Herr von Khauz geglaubet, er könne die großmüthigen Abſichten ſeiner unvergleichlichen Landesmutter, in Beförderung der Wiſſenſchaften, in ihren Erblanden nicht beſſer unterſtützen; als wenn er ſeinen Landsleuten die Exempel berühmter Schriftſteller abſchilderte, die Oeſterreich ſchon in vorigen Zeiten hervorgebracht. Er thut alſo, was einem Gelehrten möglich iſt, und ſuchet aus dem dunkeln Alterthume diejenigen Oeſterreicher hervor, die ſich durch ihre Federn der Nachwelt bekannt und ſchätzbar gemachet haben. Es iſt wahr, daß ihre Anzahl noch nicht ſehr groß iſt. Allein vielleicht entdecken andre noch hier und da einige mehrere, die bisher in dem Staube ungebrauchter Bibliothe-

ken,

ken, deren es in den öſterreichiſchen Klöſtern noch viele geben mag, mit den Motten gekämpfet. Es iſt allezeit rühmlich den Anfang gemachet zu haben.

In der Vorrede handelt er von der Nutzbarkeit der gelehrten Geſchichte, und nachdem er diejenigen unter den Alten angeführet, die darinn die Bahn gebrochen; ſo kömmt er auf die neuern Zeiten, nach Erfindung der Buchdruckerey: da dieſe Art der Gelehrſamkeit ein ganz neues Anſehen bekommen hat. Abt Tritheim, Conr. Gesner, Poſſevin, König, Baillet, Morhof, und Heumann ſind diejenigen, die er vor andern nennet, ob es gleich noch viele andre giebt: wozu er aber noch verſchiedene ſetzet, die beſondrer Länder, oder beſondrer Wiſſenſchaften Gelehrte erzählet haben. Da nun andre ſich auf einzelne Länder eingeſchränket, ſo habe er zu einer Gelehrtengeſchichte von Oeſterreich den Grund legen wollen: zumal, da ſolches itzo ſehr nützlich daſelbſt ſeyn könnte.

Er nennet Oeſterreich einen alten Muſenſitz, und vertheidiget ſich deswegen; durch Erzählung der erſten Gelehrten, die zu Wien gelehret haben. Er nennet einen Langenſtein, der 1397 geſtorben, nachdem er Profeſſor der Philoſophie und Rector der 1365 geſtifteten Univerſität geweſen. Allein der war ein gebohrner Heſſe. Er nennet den Oyta, den Tritheim lobet, der zwar ein Deutſcher, aber kein Oeſterreicher geweſen. Johann von Gmunden und Georg von Peurbach haben die Mathematik zu Wien in Flor gebracht, und Johann Regiomontanus hat ſie von dem letztern gelernet.

Al-

Allein der letzte war ein Frank, und der erste vieleicht von Gemünd aus Schwaben. Kaiser Maximilian und Joh. Stab, ein Meßkünstler sind Wiener gewesen, und diesen hat der Kaiser zum Kosmographen und Geschichtschreiber, auch zum gekr. Poeten gemachet. Er hat viel geschrieben, wie Tannstetter berichtet, ist aber dessen ungeachtet sehr ins vergessen gerathen. Johann Hadel, ein Wiener, Prof. der fr. Künste schrieb ein lat. Gedicht an ihn, und lobet ihn sehr; und er starb 1522. So geht der Verfasser weiter und nennet noch verschiedene sehr unbekante Namen, bey denen wir uns nicht aufhalten können. Nur Scaligers Zeugniß müssen wir beybringen: Deutschland habe große Männer, als den Melanchthon, Glareanus, Camerarius, Gesnern, den Vadian und Agrikola hervorgebracht. Solche Geständnisse von Ausländern sind wohl zu merken.

Da der Herr Verf. den Conrad Celtes zu den Wienern rechnet, muß man wohl erinnern, daß selbiger kein Oesterreicher gewesen. Doch ist das Zeugniß des Melchior Adami von ihm merkwürdig, da er schreibt: Er habe zuerst seines Vaterlandes Gränzen, an allen vier Weltgegenden gesehen; zuerst die römische Beredsamkeit, soweit ein Deutscher solches thun können, nebst den Grundlehren der griechischen Sprache in Deutschland eingeführet; zuerst Komödien und Tragödien auf öffentlichen Bühnen nach Art der Alten vorgestellet. „ Indessen hat er auch zur kaiserlichen Bibliothek den ersten Grund geleget; indem er ihr die Seinige 1508

des *Flacii* giebt deutlich zu erkennen, was vor einen Antheil dieser gelehrte Mann an Otfriden gehabt habe.

Nach der Zeit haben verschiedene geschickte Männer ihr Heil versucht, was sie zur Erläuterung dieses Werkes etwa beytragen könnten. Darunter macht unser Autor den *Paulum Merulam*, *Franciscum Junium*, Martin Opitzen, Johann Schiltern, und endlich Dietrichen von Stade nahmhaft. Von dem *Merula* hat bereits Herr Eckard (*) angemerkt, daß derselbe seiner Herausgabe von des Abts *Willerami* gedoppelter Paraphrasi Cantici Canticorum, welche zu Leyden 1598. 8. gedrukt worden, des erstgedachten *Gassari* Glossarium Otfridinum, jedoch ohne den Verfasser zu nennen, beygefüget habe; daher es denn gekommen, daß *Oliuarius Vredius* (**) den *Merulam* selbst ohne Grund öffentlich vor den Urheber desselben ausgegeben. *Junius* hat in seinen Observationibus über den *Willeramum*, welche zu Amsterdam 1655. 8. zum Vorschein gekommen, ebenfalls verschiedenes erinnert, so zu besserem Verständnisse Otfrids dienen kan; dergleichen auch von Opitzen in den Anmerkungen ad rhythmum

---

und Verdiensten dieses gelehrten Augspurgischen Medici eine hinlängliche Nachricht ertheilet haben. Dagegen dasjenige, was man zu Morhofs Zeiten in dem *Pantalcon*, Gesnern, *Crusio*, *Adami* und Paul Frehern von *Gassaro* hat lesen können, gar geringe ist.

(*) *Eccard* libr. cit. p. 89.

(**) *Vredius* in Prodrom. Hist. Comit. Flandr. libr. II. p. 28.

vermachet *. In neuern Zeiten finden sich immer mehrere Gelehrte, die zu Wien bekannt geworden, ob sie gleich nicht allemal Oesterreicher gewesen. Die Belesenheit des Herrn Verf. aber ist überaus zu loben, wodurch er aus sehr vielen Schriften die Nachrichten davon gesammlet hat. Auch des großen Leibnitz fruchtlose Anschläge und Bemühungen, in Wien eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, werden nicht vergessen, und aus Herrn Past. Bruckers philosoph. Historie angeführet.

Von den neuesten Zeiten werden Lambecks, Hubers, der beyden Petze, Abt Bessels, Graf Wurmbrandes, Hergotts, Duells, Gentilots, und warum nicht auch Graf Khevenhüllers Beyspiele angeführet; so wie unter den itzigen P. Calles, die Caryophili, P. Frölich, Herr Lambacher, und Herr Forlosia, Herr Marinoni, der Frh. von Senkenberg, Herr von Scheyb, Herr Schwandtner und Herr Bar. von Swieten genennet werden: obgleich die meisten davon theils Italiener, theils Schwaben, theils Franken, theils Niederländer, theils Sachsen von Geburt gewesen, und noch sind. Indessen ist es allemal gut, wenn ein Ort nur gelehrte Männer hat und in Ehren hält, sie mögen her seyn woher sie wollen. Nur das nimmt uns Wunder, daß der Herr Verf. prophezeiht: die fremden Tadler, die

* S. Vitas Philos. p. 29. 30. ed Heidelb. 1615. 8. Von diesem letzten Puncte wünschten wir wohl etwas mehr belehret zu werden. Denn wir wissen, daß schon um 1450 ein gewisser Johann Rosenplut zu Nürnberg deutsche Komödien geschrieben.

die überall allein Hahn im Korbe ſeyn wollen, würdens ſchon noch erleben, daß ſie bey einem in Oeſterreich gebohrnen Demokrit, wie Juvenal bey einem thraziſchen, würden geſtehen müſſen:

Summos poſſe viros, & magna exempla daturos,
Vervecum in patria crafſoque ſub aëre naſci.

Denn wer hat jemals die öſterreichiſche Luft für ſo grob ausgegeben, daß nicht die trefflichſten Geiſter daſelbſt gebohren werden könnten? Zu dem kömmt es ja gar nicht auf die Luft, und das Clima der Geburt an, ob einer gelehrt wird, oder nicht. Es iſt eine ſehr ſeichte und lächerliche Philoſophie einiger heutigen Franzoſen, die alles auf die Himmelsbeſchaffenheit, auf Luft, Boden, Erd und Waſſer, Wind und Wetter ſchieben, was die Menſchen ſo oder anders bildet. Das ſind nur Freyſtädte der Unwiſſenheit und Faulheit; wenn man die wahren Urſachen des Flores der Gelehrſamkeit, in der Staats- und Religionsverfaſſung eines Landes, nicht ſehen kann, oder nicht ſehen will. Die öſterreichiſche Luft wird ſich eben ſo gut als die wälſche, franzöſiſche, engländiſche und übrige deutſche zur Gelehrſamkeit ſchicken; wenn man gelehrte Leute nur in Ehren hält, belohnet, und ihnen eine billige Freyheit läßt, nicht aber durch das Joch des Aberglaubens hindert, weiter zu gehen, als es gewiſſen Leuten lieb iſt, die gern die Welt in der Finſterniß laſſen wollen, um allein die Klügſten zu heißen.

Diejenigen Gelehrten, von denen der Hr. Verfaſſer etwas ausführlichere Nachrichten liefert, ſind

an der Zahl zwölf: aber gleichfalls nicht alle aus dem eigentlichen Oeſterreich, ſondern zum Theil aus Steyermark, Kärnten, Crain und Tyrol aufgeſuchet. Er hat ihr Leben hiſtoriſch und kritiſch unterſuchet, die ſicherſten, und mehrentheils unberührte Quellen gebrauchet, die Zeitordnung beobachtet, auch ihre Schriften dem Alter nach erzählet: welches ſehr rühmlich iſt. Da der Hr. Verf. von ſich und ſeiner Jugend die beſcheidenſten Begriffe hat, ſo rühmet er auch den Beyſtand des kaiſerl. königl. Hofagenten, Hrn. Schwandtners, der ihm ſeine Arbeit durchgeſehen, auch wohl manche Zuſätze mit dazu beygetragen. Eben ſo gedenket er des Hrn. Kollars, Auſſehers der kaiſerl. königl. Bibliothek, mit Ruhme, der ihm aus den Handſchriften derſelben alles nöthige mitgetheilet hat.

Der erſte von den beſchriebenen Gelehrten iſt Johann Ennenckel *, von Wien gebürtig. Nachdem der Hr. Verf. angemerket, daß die älteſten Schriftſteller aller Völker die Dichter geweſen: ſo zeiget er, daß es in Oeſterreich eben ſo gegangen. Denn die beyden erſten Gelehrten, von denen etwas übrig geblieben, ſind Poeten. Das Ennenkeliſche Geſchlecht iſt adelich, und hat den Zunamen von Hohenneck bekommen. Daß er ein Wiener geweſen, ſaget er in ſeinem Fürſtenbuche ſelbſt:

Herr Janſe der Ennenchel haizz ich
Dez mag ich wol vermezzen mich
Daz ich ein rechter Wienner pin.

Er

* Unſers Erachtens iſt der Namen Enenchel nichts anders, als das heutige Enkel; etwa wie Cornelius Nepos im Latein ſo hieß: und aus einem Appellativo allmählich zum Proprio eines Geſchlechtes geworden.

Er hat aus dem Ende des XII. bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts gelebet; obgleich Megiſer ihn erſt 1227. gebohren werden laſſen. Sein Buch heißt: Fürſtenbuech von Oeſterreich vnd Steyr, Herren Janſen des Enenchel 1230. So heißt der Titel deſſelben in der Handſchrift der Windhagenſchen Bibliothek; aber von einer neuern Hand beygeſchrieben. Es iſt eine Chronik von den Markgrafen zu Oeſterreich und Steyermark, vom erſten Urſprunge bis ins 1246ſte Jahr; da Herzog Friedrich der kriegriſche, in einer Schlacht wider den ungariſchen König Bela geblieben. Er hat ſie theils aus ältern Nachrichten des Bened. Schottenkloſters, theils aus mündlichen Sagen zuſammen getragen. Er hebt an:

Nu will mein Zung nicht verdagen
ſi well von Oſterreich ſagen
vnd von dem werden Steyerland
Wan ichz an der Kronchen vand ꝛc.
Ich bin Jans genant
Daz Geticht ich von mir ſelben vant.

Er erzählet auch nicht immer ſo trocken, wie ein Geſchichtſchreiber, ſondern miſchet auch Blumen einer poetiſchen Einbildungskraft ein. Lambek, der ein Stück davon drucken laſſen, hat nicht gewußt, daß das ganze Gedicht ſchon herausgekommen. Es hatte es nämlich ſchon Megiſer 1618. in 8. zu Linz ans Licht geſtellet. P. Pez wollte es auch wieder drucken laſſen, und das ſchreckte Kanzler Ludewigen ab, damit zurück zu halten. Allein

beyde thatens nicht: und alſo ward es 1740. zu Linz wieder in 12. gedruckt. Schade daß der Gottweiniſche Abt Beſſel es nicht ſeinem Verſprechen nach, aus einer richtigern Abſchrift in dem II. B. ſeiner Chronik hat liefern ſollen. Am Ende fehlet bey dem Gedruckten der Schluß: der ſich aber in einem Manuſcripte der kaiſerl. Bibliothek findet; doch nur in ſechs Zeilen beſteht, und den Tod des Herzogs Friedrichs enthält:

Durch Oſterfried ward der Fürſt erſchlagen
verwaiſt wart daz lant zu den tagen
das tet von Hungern Künig Wela (Bela)
ſein Herrn geſigten an den Vngern da
daz man ir Klagen ſaget weit
zu dem heiligen Chreutz er pegraben leit.

Sie ſtehen aber auch ſchon beym Megiſer, nur nebſt noch zwolf andern Zeilen wie Proſa geſchrieben; wie denn viel andres in ſeiner Vorrede auch ſo falſch geſetzet iſt.

Nun unterſuchet der Hr. Verf. ſeine Glaubwürdigkeit, und nimmt ihn gegen P. Petzen in Schutz, der ihn einen Fabelſchmid genennet; und kömmt auf das zweyte Werk deſſelben, welches eine Univerſalchronik geweſen ſeyn ſoll. Es ſoll vom Anfange der Welt bis auf Kaiſer Friedrichen den II. gehen, und ſo anheben:

Got aller Ding ein Vberchraft
Gib meinem Mut die Maiſterſchaft ꝛc.

ſe

so aber schließen:

Dez Mären bin ich worden frey
Daz puch hat hie ein End
Got vnsern Kummer wend. Amen.

Die ganze Abschrift davon liegt in der Benedictinerabtey zu Neresheim, in einen großen Folianten mit schönen Figuren gezieret, und im Ausgange des XIII. Jahrhunderts geschrieben. Damit man nicht zweifle, ob Enenkel sein Urheber sey, so schreibt er gleich in der Vorrede:

Der dicz Geticht gemacht hat
der siczt zu Wien in der stat
mit Hauß vnd Johans genant
an der Kronken er ez vant
der Janse der Enenkel so hicz er.

Mehr weis man nicht davon. Die Herren der gelehrten Benedictinergesellschaft sollten es billig vor andern Alterthümern ans Licht bringen.

Nun folgen gleiche Nachrichten, 2) von Ottokarn von Horneck, 3) von Johann von Gmunden, 4) von Georgen von Peyerbach, 5) von Thomas Ebendorfern, 6) Kaiser Maximilianen dem I. 7) von Wolfgang Lazen, 8) von Erasm. Oswald Schreckenfuchsen, 9) von Jul. Alex. von Neustain, 10) von Reichard Streinen, Freyherrn zu Schwarzenau, der 1600. gestorben. Die letzten sind ziemlich unbekannt und unerheblich: Doch hat der Hr. Verf. alles mit fleißiger und ziemlich guter deutscher Feder beschrieben, die andern Oesterreichern zum Trost dienen kann.

V.

Schreiben an die Verfasser dieser Monathschrift, aus Wien, einige grammatische Gewissensscrupel betreffend.

Hochedelgebohrne,

Hochgeehrteste Herren,

Ob die lateinische Sprache gleich zu Ciceros Zeiten eine solche Schönheit und Vollkommenheit ereichet hatte, daß wir die Schriftsteller, die damals gelebet haben, als die Vornehmsten zu Mustern und zur Nachahmung anpreisen; und ihr Alter das güldene des Lateines genannt wird: so entspannen sich doch bisweilen so weitläuftige Streitigkeiten, wegen der richtigen Bildung einzelner Wörter unter den Gelehrten, daß auch die berühmtesten Männer selbst im Zweifel stunden; und nicht wußten, was sie für ächt und für unächt halten sollten. Denn als Pompejus ein Gebäud zur Ehre der Göttinn des Sieges widmen wollte; und seinen Namen mit der bürgermeisterlichen Würde an dasselbe setzen ließ: entstund die Frage: ob man *Consul Tertio* oder *Tertium* schreiben müßte? Da man aber darüber nicht einig ward; bath endlich Pompejus den Cicero um seine Meynung: welcher ihm rieth, man sollte weder *Tertium*, noch *Tertio*; sondern das Wort bis auf das zweyte T. *Tert.*

Tert. ausdrücken; weil er gleichfalls nicht entſcheiden konnte, welches aus beyden recht wäre.

Es verhält ſich ſchier eben ſo mit unſerer Mutterſprache. Die gegenwärtigen Zeiten haben dieſes vor den vergangenen zum voraus, daß die deutſche Sprache zu einer ſolchen Reinigkeit und Richtigkeit gelanget iſt, davon die vorigen Schriften ſehr weit entfernet geweſen. Die gute Ausſprache und ächte Schreibart findet alle Tage einen größern Beyfall: und breitet ſich immer weiter aus. Indeſſen giebt es doch auch Wörter und Redensarten, die einige für ächtes deutſch nicht erkennen wollen: da ſie hingegen andere, und zwar von dergleichen Gattung, als das ſchönſte Deutſch ausgeben; die nur Wenige zu ihrem Gebrauche annehmen werden. Ich bin unlängſt in einer Geſellſchaft von etlichen Gelehrten geweſen: bey der einer ſagte, Zwiſt wäre nicht gut geſprochen; es müßte Zwiſtigkeit heißen. Ein andrer ließ ſich angelegen ſeyn, zu behaupten, einem etwas weiß zu machen, taugete nicht viel; man ſollte vielmehr ſagen, einem etwas wiſſen machen: denn die Redensarten, einem etwas glauben machen: ich kann es ihm nicht begreifen machen, drückten die Sache ſo gut aus, daß ſie nicht beſſer an den Tag geleget werden könnte.

Da nun Eure Hochedelgebohrnen verſchiedene Anmerkungen, welche die deutſche Sprachkunſt betreffen, dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit einverleibet haben; ſo hoffe ich,

daß Dieſelben auch ihre Erklärung hierüber ertheilen werden. Ich bin unbekannterweiſe

Hochedelgebohrne,
Hochgeehrteſte Herren,

Wien,
den 22ſten Hornung
1755.

Ihr
ergebenſter Diener
C. M.

VI.

Antwort

der Verfaſſer dieſer Monathſchrift.

Dieſes überauswohlgeſetzte Schreiben iſt uns ſo angenehm, daß wir es mit beſonderm Vergnügen beantworten. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, daß die Herren Gelehrten in Wien auf das Deutſche aufmerkſam werden; und nicht glauben, es ſey alles einerley, wie man ſpricht, oder ſchreibt. Dieſe gelehrte Geſellſchaft insbeſondre hat ſchon keine gemeine Zweifel aufgeworfen. Wir wollen ihr aber mit dieſer Antwort kein Joch auflegen; ſondern nur unſer unmaaßgebliches Gutachten eröffnen: dem man, nach Befinden, Beyfall geben; oder etwas beſſers entgegen ſetzen mag. Ein Sprachlehrer muß kein Tyrann ſeyn wollen, ſonder Cicerons Beſcheidenheit nachahmen.

Gleich-

Gleichwohl dünket uns, daß dieſer große Mann, im angeführten Falle, mehr aus einer löblichen Behutſamkeit, keinem von den ſtreitenden Theilen unrecht zu geben; als aus einer wirklichen Unentſchloſſenheit, ſein Urtheil zurückgehalten habe. Vielleicht war auch beydes in Rom gleich gewöhnlich: denn in ſolchen Redensarten, geht bisweilen mehr als eine Redensart im Schwange. Z. E. bey uns ſaget man ſowohl zum dritten, als drittens. Wüßten wir nun, wer unter der gelehrten Geſellſchaft dieſes oder jenes behauptet hätte: ſo würden wir vielleicht aus Hochachtung für beyde, die Sache lieber unentſchieden laſſen; und unſre Unwiſſenheit vorſchützen. Denn ſolche Schulfüchſe ſind wir eben nicht, daß wir uns, um einer Sylbe wegen, einen Feind machen wollten. Allein zu allem Glücke, hat man uns durch die Verſchweigung der Namen hübſch unparteyiſch gelaſſen.

Was nun 1) den Zwiſt und die Zwiſtigkeit betrifft: ſo geſtehen wir aufrichtig, und nicht aus ciceroniſcher Politik, daß wir nicht wiſſen, welches beſſer iſt. Unſers Erachtens ſind beyde gleich gut: ſo wie Streit und Streitigkeit gleich üblich ſind. Die Freude und die Freudigkeit ſind zwar auch beyde gut; gehen aber in der Bedeutung etwas von einander ab: da das letzte mehr eine beſtändige, jemanden anklebende Munterkeit des Gemüths; jenes aber nur einen kurzen und zufälligen Zuſtand des Vergnügens anzeiget. Eben ſo ſind auch Luſt und Luſtigkeit von einander unterſchieden.

Was

mum incerti Poetae teutonici de *S. Annone &c.* den man in seinen zusammen gedruckten Werken(*) findet, geschehen ist. Herr Schilter machte zu einer neuen Auflage desselben alle Hoffnung, die er selbst besorgen wollte; gab auch davon eine Probe heraus, welche Herr Professor Hofmann zwar nicht gesehen, aber von *Hickesio* und dem Herrn Omeis zu Altorf (**) ausdrücklich angeführt gefunden. Da aber dieser fürtreffliche Mann noch vor Ausführung eines so rühmlichen Vorhabens gestorben, läst es der Verfasser dahin gestellet seyn, was irgend noch davon zu gewarten seyn möchte. (***) Was zuletzt den Herrn von Stade betrifft, so hat derselbe mit Schiltern eine gleiche Absicht gehabt, den *Otfridum* dereinst an das Licht zu stellen; zu welchem Ende er nach jenes Tode ebenfalls ein *Specimen lectionum antiquarum Francicarum* ex Otfridi *Monachi Wizanburgensis libris Euangeliorum* im Jahr 1708. zu Stade in groß

(*) Martin Opitzens Gedichte, Tom. I. p. 367.

(**) *G. Hickes* in Thesauro Lingu. Vett. Septentr. tom. II. p. 5. und M. D. Omeis in der gründlichen Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst, p. 16.

(***) Man hat zwar ein wenig lange, doch gar nicht vergebens darauf gewartet, nachdem im Jahr 1726. die Evangelia *Otfridi* mit der Lateinischen Uebersetzung und vielen gelehrten Anmerkungen des Herrn Schilters durch die Vorsorge Herrn Professor J. G. Scherzens zu Straßburg endlich im öffentlichen Drucke erschienen sind; dabey der Herausgeber sich selbst auch um diesen Scribenten bestens verdient gemacht hat.

Was die zweyte Frage betrifft: so ist sie auf zweyerley Art zu betrachten. 1) In Ansehung der Gewohnheit, die oft in Sprachen ein Tyrann ist; ob man gleich nicht sagen kann, warum man so und nicht anders spricht. Und hier ist unstreitig die Redensart, einem etwas weiß machen, die wahre eingeführte Redensart; von der die andre, einem etwas wissen machen, himmelweit unterschieden ist. Denn die erste bedeutet, einem etwas falsches für wahr ausgeben, und ihn davon mit Scheingründen überreden: die andre aber, einem etwas bekannt machen, kund thun, oder zu wissen fügen, es sey nun wahr, oder falsch; ohne ihn davon überreden zu wollen.

Das zu wissen fügen ist aber auch alsdann viel besser deutsch, als wissen machen. Denn dieses machen ist sowohl bey dieser, als allen folgenden Redensarten, ein offenbarer Gallicismus, der sich auf deutsch ohne Fehler nicht nachsagen läßt. Denn wer spricht bey uns: ich will dich gehen, sehen, schlafen, essen machen: wie man doch im Französischen gar wohl saget: Je te ferai marcher, voir, dormir, manger. Vor solchen barbarismis muß man sich sehr in acht nehmen, wenn man eine Sprache nicht verderben will. Z. E. man saget deutsch, einem in den Ohren, oder auf dem Halse liegen. Aber man sage es nur französisch, und höre, was ein Franzose dazu sagen wird.

Die zweyte Betrachtung betrifft den Ursprung der Redensart, einem etwas weiß machen. Man kann ihn finden, wenn man die ähnlichen Redens-

densarten, einen ſchwarz machen, einem einen blauen Dunſt vormachen, zu Hülfe nimmt. Das weiß machen kömmt alſo nicht vom wiſſen, ſondern von der Farbe her. So wie es nun nachtheilig iſt, wenn man bey jemanden ſchwarz gemachet, oder angeſchwärzet wird: ſo iſt es beym weiß machen, ſo gemeynet, daß einem eine Sache viel vortheilhafter, d. i. als wahr vorgeſtellet wird. Mehr läßt ſich davon mit Grunde ſchwerlich ſagen.

VII.

Abgedrungene Verantwortung der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig, gegen den hämiſchen Angriff der göttingiſchen gelehrten Anzeigen, im 15ten Stücke dieſes Jahres.

Es hat den Herren Verfaſſern der göttingiſchen gelehrten Zeitungen unlängſt beliebet, den erſten Band unſerer Sammlungen, auf eine ihnen eigene, recht hämiſche Art anzutaſten: und der königlichen Societät der Wiſſenſchaften hat es noch überdem gefallen, ſolchen feindſeligen Anfall eines obwohl kleinen Nachbars, innerhalb ſeinen vier Pfählen, durch ihr alles überwiegendes Anſehen zu billigen und zu beſtärken. So viel uns in Sachſen von den gegenwärtigen Reichsverfaſſungen bekannt iſt: ſo hat gedachte Societät, zu allem Glücke, von des Kaiſers und Reichswegen, noch kein Privilegium de non appellando erhalten. Es wird

alſo

also uns eben sowohl als andern, die von ihnen schon oft zur Ungebühr mit ungerechten Aussprüchen beläſtiget worden *, frey stehen, uns von ihrem kleinen Gerichte, dessen Gerichtsbarkeit wir ohnedieß noch niemals erkannt haben, auf einen höhern Richter, das gelehrte Publicum, zu berufen. Und die Güte unsrer Sache läßt uns zuversichtlich hoffen, daß wir ein viel geneigter und gelinder Urtheil erhalten werden.

Gleich der Eingang des gedachten Artikels, schien mit einer verstellten Gelassenheit, in welche sich ein grober Handwerksneid verkappet hatte, etwas groſſes zu drohen. Man wirft die nagelneue Frage auf: Ob auch die Stiftung gelehrter Gesellschaften, der Gelehrsamkeit und ihrer Aufnahme vortheilhaft sey? Wir armen, einfältigen Leipziger, haben seit mehr als hundert, ja hundert und funfzig Jahren in dem entsetzlichen Wahne gestanden, daß dieselbe mit Ja zu beantworten sey. Wir haben daher zweene Predigergesellschaften gehabt, davon die montägliche schon 1724, die donnerstägliche aber 1739. ihr hundertjähriges Jubelfest, und zwar mit königl.

* Z. E. Herr Hofrath Mettelblatt in den hällischen Beyträgen zur juristischen gelehrten Historie im II. St. 1. Art. a. der 228sten Seite, bedienet sich dabey folgender merkwürdigen Worte: Jedoch, daß der Benedictiner Desing, und der Dominicaner Concina, mit dergleichen Einwendungen wieder aufgezogen kommen, wundert mich im geringsten nicht. Daß aber gewisse hocherleuchtete Zeitungsschreiber, die doch sonst einen Beruf zu haben vermey-

königl. und churfürſtl. Erlaubniß, öffentlich, in der Paulinerkirche, mit Predigen und Singen gefeyret. Wir haben eine vertraute Rednergeſellſchaft gehabt, darinn ſchon im vorigen Jahrhunderte, die Thomaſii, die Pritii, die Neumeiſter, die Rivini, und ſo viele andre ſich geübet, und beredte Männer geworden. Wir haben eine gelliſche, oder anthologiſche Geſellſchaft gehabt, davon unſre Olearier, Börner, Platner, Richter, und, unzählicher andern gelehrten Männer zu geſchweigen, auch der hochberühmte Herr geheime Juſtizrath Gebauer, viele Jahre Mitglieder geweſen, und ſich deſſen öffentlich nicht geſchämet. Wir haben ein Collegium Philobiblicum gehabt, welches ſchon um etliche 70. des vorigen Jahrhunderts unter einigen Magiſtern entſtanden, und nach Auguſt Hermann Franken, allemal unter eines hieſigen Profeſſors der Theologie Aufſicht geſtanden; auch die Stunde noch unter unſerm Herrn D. Hebenſtreit blühet und fortgeſetzet wird. Wir haben endlich auch eine deutſchübende, und nachmals ſogenannte deutſche Geſellſchaft gehabt, die zwar nur aus einem Col-

vermeynen, über alle Schriften zu critiſiren, und nun ſchon ſogar anfangen vorzuſchreiben, was darinn abgehandelt werden ſoll; ja zu gelehrten Kriegen die Kriegsordre austheilen, von dieſen Schriften weitläuftige Auszüge gemachet, und ſie ohne Cenſur, womit ſie doch ſonſt nicht ſparſam ſind, paßiren laſſen, wundert mich ſehr; Vielleicht aber iſt der Herr Rath Deſing ihr ehemaliger Mitbürger geweſen, und nur für dieſesmal ſolches zu erwähnen, von ungefähr vergeſſen worden!

Collegio poetico des sel. Hofrath Joh. Burch. Menkens, 1697. unter lauter Studenten entstanden, gleichwohl in der Stille von Görlitzern fortgesetzet worden, bis es 1722. bey Feyrung eines 25. jährigen Jubelfests, sich eben seinen ersten Lehrer, erwähnten Hofrath Menken, zum Vorsteher und Aufseher erwählet; auch nachmals unter dem Namen der deutschen Gesellschaft, zu allen übrigen deutschen Gesellschaften, selbst die göttingische nicht ausgenommen, Anlaß gegeben.

Von allen diesen gel. Gesellschaften nun, haben wir Leipziger, nach unsrer Einfalt, allemal geglaubet, daß sie den Wissenschaften und freyen Künsten keinen Schaden gebracht. Und wir wissen uns gar zu erinnern; daß wir in solchem Wahne selbst von Auswärtigen hohen Schulen bestärket worden: die es oft als einen besondern Vorzug unsrer Akademie angesehen haben, daß man sich bey uns, in vielen Arten der Gelehrsamkeit, so gesellig üben könne. Es haben auch sehr viele Universitäten es in der That gewiesen, daß sie solche Anstalten billigten. Denn wie viel deutsche Gesellschaften sind nicht seit 20 oder 25 Jahren entstanden; seit dem sich die hiesige hervorgethan hatte? Ja, welches am meisten zu bewundern ist, die neugestiftete hohe Schule zu Göttingen selbst, glaubte gleich bey ihrer Stiftung, daß ihr etwas wesentliches fehlen würde, wenn sie nicht gleich eine deutsche Gesellschaft hätte, und so zu reden, diese Mode unsrer Zeiten mitmachete. Haben nun wir Leipziger, haben die Jenenser, Greifswalder, Königsberger, Helmstädter, Frankfurter, Hal-

lenſer, Tübinger, ja die Geſellſchaften in Bern, im Rieß, in Bremen und in Weſtphalen geſündiget, daß ſie ſich vereiniget, und eine Geſellſchaft geſtiftet: ſo iſt es doch kein geringer Troſt für uns alle, daß die Herren Göttinger in gleicher Verdammniß mit uns ſind:

Iliacos intra muros peccatur & extra.

Doch vieleicht haben die hochweiſen Stifter dieſer göttingiſchen Geſellſchaft, die bey der Verurtheilung unſrer Geſellſchaft gewiß keine müſſige Zuſchauer geweſen, ſeit denen zwanzig Jahren, da ſie ſteht, oder zu ſtehen ſcheint, eine beſſere Einſicht bekommen? Sie haben vieleicht eingeſehen, daß es mit ſolchen Geſellſchaften nichts iſt; daß ſie mehr ſchaden, als nutzen. Allein, wer kann das glauben, da ſie noch vor kurzem ſo eifrig Mitglieder geworben, und ſelbſt unſerm Vorſteher, ein Diploma zugeſchicket? Wer kann das glauben? da ſie kurz darauf noch eine neue Societät der Wiſſenſchaften auf den göttingiſchen Horizont angeleget; und gleichfalls eins von unſern alten Ehrengliedern, Herrn Prof. Käſtnern, zum Mitgliede ernennet? So eigentlich ſagen ſie es auch nicht, daß Geſellſchaften überhaupt ſchädlich ſind. Vieleicht hat ihnen der Poet das Ohr gezupfet; und zugerufen:

Turpe eſt Doctori, quum culpa redarguit ipſum.

Was ſagen ſie denn? Das kann man ſo eigentlich nicht wiſſen. Sie bringen zwar einigen Vortheil; aber ſie bringen auch keinen. Qui bene diſtinguit, bene docet. Sie bringen Vortheil,

wenn sie in Göttingen gestiftet werden; sie bringen aber Schaden, wenn sie in Leipzig, oder in Erfurt gestiftet werden. Denn NB. über die neugestiftete Churmaynzische Societät nützlicher Wissenschaften, haben sich diese gött. gel. Zeitungen auch schon formalisiret; sind aber auch in den erfurtischen schon gehörig abgefertiget worden. Kurz; nach Stiftung der göttingischen Gesellschaften, hätte sich billig niemand unterstehen sollen, an etwas dergleichen zu gedenken: weil in ihnen bereits das Non plus ultra aller Gesellschaften völlig erreichet worden.

Das war der erste Punct. Aber der zweyte ist vieleicht weit erheblicher. Man giebt zu verstehen, daß kein Privatgelehrter, sondern nur große Könige und Fürsten Gesellschaften stiften könnten: und hinter einem so scheinbaren Vorwande verdammet man unsern wohlmeynenden Vorsteher; der sich das unerhörte Verbrechen unterstanden, eine Gesellschaft zu veranlassen.

Wir sind diejenigen nicht, welche die größere Macht großer Herren in Zweifel ziehen. Wir erkennen und verehren sie, wie billig ist. Aber wir wissen auch zugleich, daß nicht alles, was sie mit großem Glanze und Nachdrucke thun können, Privatleuten im kleinen nachzuahmen verbothen ist. Große Herren können Palläste bauen. Aber darum ist es doch Edeln und Unedlen erlaubet, nach ihrem Vermögen, aufzuführen, was sie können. Ist dieses groß, so ist es ihnen unverbothen, selbst Schlösser zu übertreffen; wie man in vielen Residenzen und selbst in Hannover Exempel hat. Ein großer König

kann

kann Flotten bauen, und Handlungscompagnien errichten: aber auch reiche Kaufleute lassen sich Schiffe bauen, und machen Handelscompagnien unter sich; und die großen Herren lassen sich solches, zur Aufnahme der Handlung in ihren Staaten, sehr wohl gefallen. Eben so ist es mit Manufacturen; ja mit Cabinetten, Weysenhäusern und Wittwenstiften. Alles was dem gemeinen Wesen zum Besten gereichet, steht wohlgesinnten Unterthanen, auch ohne erhaltenen Befehl frey. Wäre es denn nicht eine elende Sache um gelehrte Gesellschaften, wenn sie allein schlechter daran seyn sollten, als alle obige Anstalten?

Die Herren Verfasser der gött. Anz. bekennen mit einer höhnischen Bescheidenheit, in einem der folgenden Puncte, ihre tiefe **Unwissenheit**, in gewissen Stücken. Wir haben sie aber, ohne ihrer weitläuftigen Gelehrsamkeit zu nahe zu treten, in dem ernstlichen Verdachte einer gewissen andern, eben nicht rühmlichen Unwissenheit. Sonst ist es in der gelehrten Geschichte nicht unbekannt, daß in Wälschland eine große Menge gelehrter Akademien, oder Gesellschaften entstanden sind. Aber es ist auch zu gleicher Zeit ausgemacht: daß alle dieselben, oder doch die allermeisten, ohne das öffentliche Ansehen der Fürsten, Republiken und Oberkeiten entstanden, und fortgedauret haben. Man kann davon bey **Böklern** Struven, Stollen und Jarken, sonderlich aber in des Abts Crescimbeni Historia della volgar Poesia mehr Nachrichten einziehen. Und wie? war es denen so belesenen Verfassern dieses Artikels unbekannt, daß sowohl die Gesellschaft der Pegnitzschä-

ser im Frankenlande, als der Schwanenorden in Niedersachsen, ohne allen Schutz der Fürsten, von Privatgelehrten gestiftet worden? Den ersten stiftete Sigmund von Birken; den letztern aber Johann Rist, ein Geistlicher an einem kleinen Orte. Gleichwohl hat dieß ihr Unternehmen keine Reichsacht, oder Ahndung der Landesherren nach sich gezogen!

Endlich sind diese Herren auch darinn ziemlich unwissend, wie bey unserm königlichen und churfürstl. Hofe zu Dresden die Stiftungen solcher Gesellschaften angesehen werden. Da wir oben eine Menge von hiesigen Gesellschaften namhaft gemachet, die zum theil schon 50, 80, 100, ja 130 Jahre gestanden haben, ohne daß sie jemals von Hofe bestätiget worden: so könnten sie, wenn sie der Neid nicht blendete, leicht denken, daß unsres allerdurchl. Landesherrn und ihres hocherlauchten Ministerii Einsichten, von dem Nutzen und Schaden solcher Gesellschaften, ganz anders beschaffen seyn müssen, als der Herren Zeitungsschreiber. Sie haben dergleichen gelehrte Uebungen auf hohen Schulen allezeit gebilliget, billigen sie auch noch, und werden sie auch künftig billigen; es mag nun den Herren Göttingern lieb oder leid seyn. In der Oberlausitz sogar sind zween solche gelehrte Gesellschaften, in Zittau und in Lauban entstanden; die sich auch durch gelehrte Schriften hervorthun. Wir wissen auch zuverläßig, daß selbige von unsern erlauchten Staatsministern gebilliget und aufgemuntert werden. Steht nun solch eine Anstalt Oertern frey, wo nur Gymnasien und Schulen sind; wie viel mehr muß

es

s Gelehrten auf Universitäten erlaubet seyn, sich auf solche Art zu verbinden, um die Aufnahme der Wissenschaften nach ihrem Vermögen zu befördern?

Ist es nun nach dem bisherigen erlaubt, gelehrte Gesellschaften zu stiften: so muß es eben so unverbothen seyn, auch gewisse Beamten bey denselben zu bestellen; die sich der gemeinschaftlichen Verrichtungen und Geschäffte annehmen. Die Natur der Sache erfodert solches: und ohne Haupt und Vorsteher kann keine Zunft, Innung, Gilde oder Gesellschaft bestehen: man mag nun dieselben hernach taufen, oder benennen, wie man will. Nun haben zwar die Herren Obermeister zu Göttingen hier ein recht häßliches Supervidit, oder Erratum begangen. Sie geben uns Schuld, wir hätten uns Präsidenten und Beysitzer erwählet, oder uns selbst dazu gemachet. Allein dieß ist so falsch und so unwahr, als jemals etwas gewesen ist: und man sollte kaum denken, daß solche erleuchtete Oberaufseher aller gelehrten Gesellschaften in Deutschland, entweder so boshaft, oder so unachtsam würden seyn können, mit offenbaren Hirngespinsten aufgezogen zu kommen, und ihre eigene Träume andern zur Last zu legen. Gleichwohl haben sie es gethan! Denn es ist weder in der Vorrede des I. Bandes unsrer Sammlungen, noch sonst irgendwo mit einer Sylbe eines Präsidenten, oder einiger Beysitzer gedacht worden. So blind kann einen erbitterten Tadler der Haß und Groll machen!

Diejenigen Namen aber, die unsre Beamten führen, sind die bescheidensten, die wir haben finden

groß Qvart drucken lassen, darinnen unter andern die zwey deutschen Zuschriften des Otfrids an König Ludwigen und den Bischof Salomon, imgleichen das dritte Buch von dessen Evangelio mit einer Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen enthalten sind. Der Herr Verfasser wünschet billig, gleichwie dieses Werk, also ins besondere das von dem Herrn von Stade zu gleicher Zeit versprochene *Glossarium Francicum* bald gemein gemacht zu sehen. Es lehren uns aber die gegenwärtigen Zeiten, daß das Schicksal den Bemühungen des erstern günstiger gewesen sey, als der Arbeit des letztern; indem der Otfrid des Herrn Schilters vor einigen Jahren in dessen Schatz der deutschen Alterthümer, gleich im ersten Bande, wirklich zum Vorschein gekommen; da man hingegen die Auflage des Herrn von Stade vielleicht beständig, aber umsonst, erwarten wird.

Was hiernächst von den dreyen dermalen allein bekannten Codicibus *Otfridi* gemeldet wird, dürfen wir hier gar nicht wiederholen, nachdem schon oben in einem der vorigen Stücke (*) das benöthigte dießfalls angebracht worden ist. Doch müssen wir ein paar Nachrichten des Herrn Hofmanns mitnehmen, die daselbst nicht stehen. Von dem Freysingischen Codice sagt er, daß er sehr mangelhaft sey, und auch darinn die Vorreden des Otfrids fehlen müsten, wie es aus der von *Rhenano* davon gegebenen Beschreibung das Ansehen hätte. So wären auch die Verse hier und dar in ziemlicher Unordnung; die beym *Flacio* und in dem Wienerischen MS. bes-

ser

(*) S. das II. Stück der Beyträge p. 9. seqq.

können. Unſers Wiſſens iſt ein Vorſteher weder ein Miniſter, noch geheimer Rath, hat auch weiter keinen Rang, als unter ſeinen Mitgliedern und Geſellſchaftern. Ein Aelteſter iſt gleichfalls, ſo wenig als ein Secretär, ein ſehr ſtolzer Titel: Da jenen jede Innung wählen und haben; dieſen aber ſich ein jeder Privatmann, der ſtarken Briefwechſel hat, annehmen kann. Und gleichwohl hatte die hieſige deutſche Geſellſchaft bereits Se. hochw. Magnificenz, Herrn Kanzler v. Mosheim mit dem Namen ihres Präſidenten, viele Jahre lang, auch öffentlich beehret, ohne daß ein Reichskrieg darüber entſtanden; vielweniger die Welt untergangen wäre. Allein damals gab es noch keine Dictatoren in Göttingen! Kurz es iſt eine bloße neidiſche Zunöthigung der Herren Zeitungsverfaſſer, die vieleicht auf ihre Namen von Vorſtehern und Secretarien ſo ſtolz ſind; daß ſie an eben derjenigen Krankheit liegen, die Lucan, vom Cäſar und Pompejus bemerket hat:

— — Nec jam ferre poteſt Cæſarve priorem,
Pompejusve parem!

Was das Siegel der Geſellſchaft betrifft: ſo hat es damit eben die Bewandniß. Die tiefe Unwiſſenheit unſer Tadler, wie ſie ſchreiben, meynet: niemand könne ohne Vergünſtigung hoher Häupter ein Siegel führen. Wie denn? Führen nicht alle Privatleute, und die Herren Splitterrichter ſelbſt, Siegel und Petſchafte; ja wohl gar heraldiſche Wapen, die, wie verlauten will, ihnen der Kaiſer gewiß nicht verliehen hat? Die arkadiſche Geſellſchaft in Rom hat ſich die alte ſiebenröhrigte Schäfer-

ferflöte zum Wapen und Siegel erwählet, ohne daß solche ihr irgend von höherer Hand gegeben worden. Ja sie hat auch sogar allen ihren Colonien in ganz Italien eben das Recht gegeben, neben diesem allgemeinen Bilde, sich noch ein Unterscheidungszeichen beyzusetzen, und gleichfalls damit zu siegeln. Und was sind doch diese Siegel anders, als Sinnbilder, oder sogenannte Devisen, die jederzeit einem jeden freygestanden haben: wo nicht etwa das göttingische Zeitungstribunal ein neuerliches Mandat dawider ausgehen lassen; davon uns aber noch nichts vorgekommen ist. Unsre Pegnitzschäfer ertheilten auch allen ihren Gliedern solche Zeichen; wie auch Rist und Zesen in der Schwanen- und Rosenzunft gethan haben; auf deren Kenntniß sich die allgemeine Belesenheit der Herren Zeitungsverfasser nicht erstrecket. Was aber unsern Leipziger Schöppenstuhl betrifft: so ist dieses ansehnliche churfürstl. Dikasterium noch niemals auf den wunderlichen Einfall gekommen, ungefragt Antworten und Urtheile zu stellen. Das ist nur ein Vorrecht solcher Zeitungsschöppen, die sich für allgemeine Weltrichter halten; und denen ihr innerlicher nagender Neidwurm immer ins Ohr raunet: Videatis! ne respublica litteraria detrimenti aliquid capiat!

Noch eins ist übrig, was wir beantworten müssen. Wir geben gar auch Schriften heraus! Das, das ist das allergrößte Verbrechen! welches uns auch diesen Zorn haupsächlich zugezogen hat. Erst-

lich können wir nun nichts dafür, daß die privilegirte göttingische Gesellschaft in so vielen Jahren, da sie steht, oder sinket, noch nichts, als ein Register ihrer Namen hat drucken lassen. Wir hindern sie aber nicht; und werden es gern sehen, wenn sie auch einmal etwas von ihrem Fleiße zeigen wird. Wir haben aber an den beyden oberlausitzischen Gesellschaften, so wie an der hiesigen deutschen Gesellschaft vorlängst, auch Vorgänger gehabt; der jenaischen lateinischen und deutschen nicht zu gedenken. Sind nicht alle Stücke von gleicher Stärke: so sind sie es gewiß in den göttingischen Commentariis und Relationibus auch nicht. Wie ist das auch zu begehren? da nicht einmal derselbe gelehrte Mann, und wenn er gleich in Göttingen lebte, allen seinen Stücken gleiche Stärke geben kann!

Allein! o trauriges Schicksal! Man prophezeihet uns den baldigen Untergang! Der Beruf der Musen ist nicht zureichend, uns vor dem Ende zu bewahren: wenn wir nicht eine höhere Macht aufweisen können, die uns schützet. Allein hierauf ist leicht zu antworten. Wie viele Anstalten großer Kaiser und Könige, wie viel Ritterorden, geadelte Geschlechter, und Gesellschaften sind nicht zu Grunde gegangen! Die fruchtbringende Gesellschaft ward von fünf Fürsten zugleich gestiftet, und hatte Könige, Churfürsten, Herzoge, Mark- Pfalz- und Landgrafen zu Mitgliedern. Allein wo ist sie? Wir kennen deutsche Gesellschaften, die sich der Bestätigung rühmen, und kaum noch mit einem Flügel schla-

ſchlagen. Wir wollen uns alſo auch mit keiner Ewigkeit unſrer Anſtalten ſchmäucheln.

Debemur morti, nos, noſtraque — —
— — — — mortalia facta peribunt;
Nedum ſermonum ſtet honos & gratia vivax.

Wir tröſten uns alſo mit dem allgemeinen Schickſale der Menſchen, und aller menſchlichen Dinge. Die Hrn. Göttinger mögen aber immer auf ihre Ewigkeit ſtolz ſeyn; nur müſſen ſie niemanden neben ſich verachten, der eben ſowohl ein Mitbürger in der gel. Welt iſt, und eben ſoviel Recht hat, ſich zu vertheidigen, als ſie haben, ihn anzugreifen. Das Publicum mag nun den Ausſpruch thun.

Noch eins. Die Herren Göttinger nennen unſre Geſellſchaft die gottſchediſche Geſellſchaft. Wir müſſen ſie daher befragen: Aus was für Macht thut ihr das? Denn wir ſelbſt haben uns niemals ſo genennet. Unſer Vorſteher will ſie auch ſo wenig nach ſeinem Namen genennet haben, als alle ſeine Vorgänger in dergleichen Stiftungen, ſolches gethan, oder verlanget haben. Die freyen Künſte ſind weder kephiſch, noch pauliſch, noch apolliſch: und wir mögen auch weder gottſchediſch, noch geßneriſch, oder halleriſch heißen. Iſt es alſo nicht eine neue Zunöthigung, daß man uns einen Namen aufdringet, den wir uns ſelber nicht geben? Wie würde es Ihnen gefallen, wenn wir ihre gelehrten Anzeigen die michaeliſchen nenneten? Und doch könnten wir ſolches mit weit mehrerm Rechte thun. Müſſen wir aber ja einen Na-

men haben, wiewohl wir noch keine andre Ges. der fr. Künste sehen, von der man uns unterscheiden müßte: so kann man uns nur die Leipziger Gesellschaft nennen; so wie wir ihre Zeitungen die göttingischen heißen: sonst werden wir gewiß Repressalien brauchen.

So wenig wir übrigens zum Zanken und Streiten geneigt sind: so wenig werden uns billige und vernünftige Leser es verargen, daß wir einen so zudringlichen Angriff von uns haben ablehnen müssen. Haben wir uns aber bey dieser unrechtmäßigen Gewalt, die sich in keiner andern Absicht gegen uns aufgemachet, als uns zu unterdrücken, einiger harten Waffen bedienet: so erwege man, daß wir in der Nothwehre begriffen sind. Alle bisher von den Herren Göttingern zur Ungebühr Angegriffene aber, werden es uns unfehlbar Dank wissen, daß wir einer tyrannischen Macht ihr Joch zerbrochen, das sie noch mehrern Hälsen aufgebürdet haben würde; wenn man sie nicht beyzeiten in ihre Gränzen zurückwiese. Man hat gegen den großen Monarchen, und die erlauchten Minister, die ihre Stifter und Schutzherren sind, alle schuldige Ehrfurcht. Man kann sichs aber durchaus nicht einbilden: daß es dero Absicht gewesen sey, der ganzen gelehrten Welt dadurch ein Joch aufzulegen, welches weder unsre Väter, noch wir haben tragen können; ja welches den Flor der Wissenschaften mehr hemmen, als befördern würde.

VIII. Fort-

VIII.

Fortsetzung der Nachrichten von den Alterthümern des Herkulanum; sonderlich der Schaubühne daselbst.

Man hat schon längst einige Wissenschaft von der Lage dieser versunkenen Stadt gehabt. Ein Bauer entdeckte sie zuerst beym Graben eines Brunnens, und man zog etliche Stücke Marmor heraus. Im 1706 J. ließ der Prinz von Elbeuf zu Portici ein Landhaus bauen: und als man den Grund legte, fanden die Arbeiter ein Gewölb; unter welchem sie marmorne und eherne Bildsäulen fanden, die man dem Prinz Eugen sandte*. Indessen ward diese Entdeckung vernachläßiget, bis der König vnn Neapolis Befehl dazu gab. Sechzig Fuß tief fand man den Boden einer alten Stadt, über welcher itzo zwey Dörfer, Portici und Resina, zwischen dem Vesuv und der See liegen. Man zweifelte anfänglich an ihrem Namen; allein verschiedene Aufschriften, die man herauszog, entschieden alles. Z. E. Auf dem Fußgestelle des schönen Schnitzbildes zu Pferde steht.

M. NONIO: M. BALBI: F.
P. P. HERCVLANENSES.

Die

* Aus dessen Verlassenschaft sind dieselben von Sr. kön. Maj. in Pohlen nach Dresden erkauset worden, und stehen itzo auf dem Antiquitätensaale des großen Gartens vorm pirnischen Thore.

Die Entdeckungen sind nach und nach geschehen; und so ist auch die Schaubühne nur Stückweis zum Vorscheine gekommen. Daher kann auch der Grundriß, den man davon giebt, nicht vollkommen richtig und genau seyn. Man hat ihn nach den Fußgestellen der Säulen entworfen, die an den Mauren der Treppen sind; und das übrige, was noch verdeckt war, durch Muthmaßungen ersetzet. Im 1750sten Jahre entdeckte man das Orchester. Den völligen Schauplatz wird man niemals ganz haben: weil man hin und wider große Erdstücken muß stehen lassen, das obere Erdreich zu tragen: zumal, da die Nachbarschaft des Vesuvs öftere Erdbeben drohet.

Die Einschnitte der Arbeitsleute sind insgemein nur drey oder vier Schuhe breit; und die Figuren, so sie darinn antreffen, sind insgemein verstümmelt, oder gar zerbrochen: theils weil sie von der Last so vieler Erde zerdrücket sind; theils, weil die Hitze der ersten Lava sie zersprenget hat. In der Galerie des Königs von Neapolis sieht man solche Stücke von trefflicher Arbeit. Bisweilen aber ist die Materie, darinn sie stecken, nur ein weicher Stein, der aus verhärteter Asche entstanden.

Der Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, von der verschütteten Schaubühne ein richtiges Maaß aufzunehmen. Er lief also in allen Durchschnitten, die man gemachet hatte, herum, und besah alles, was entblößet wär. Von der Vorderbühne f sah man nur drey Säulen. Sie stiegen verschiedene kleine Treppen hinauf, die zu den Sitzbänken führten.

ten. Auf den obersten sahen sie viele Fußgestelle b, die ihnen nicht so weit entfernt zu seyn schienen, als sie im Grundrisse sind. Vermuthlich haben sie Säulen getragen, um einen Gang zu unterstützen, dergleichen die Alten bey ihren Schaubühnen zu haben pflegten. Sie haben ein gutes Verhältniß, und sind mit schönem Marmor überzogen.

Vier Treppen c hatte man schon entdecket; und ungeachtet der großen Erdklümpe, die noch da stunden, zählte man doch schon achtzehn Stuffensitze übereinander, bis an eine zirkelrunde Ringmauer die sie von drey noch höhern Sitzen unterschieden. Diese Ringmauer und die Sitze sind lauter Zirkelbogen, die aus einem dreyfachen Mittelpuncte beschrieben sind. Auf der Bühne hat eine schöne Reihe Säulen von guter Baukunst gestanden; davon die hölzernen Theile in Kohlen verwandelt worden. Diese Bühne ist nun nicht nur mit Marmor beleget, u. mit Schnitzbildern gezieret, sondern auch mit Malereyen in frischen Gyps (al fresco) geschmücket gewesen. Bey den Oeffnungen der Treppen, die oben ausgiengen, hat man geschmolzene Metallpuppen gefunden. Nachdem man alle Verzierungen weggenommen, sieht man nichts, als Steine und Ziegel. Und da die Arbeiter die Erde, so sie ausgraben, wieder in die vorigen Hölen schütten: so geben diese Gruben täglich einen neuen Anblick. Ein neuer Abzeichner wird also wöchentlich einen neuen Abriß davon machen.

Der Verf. hat einen Argwohn, wegen der länglichen Rundung des Schauplatzes, die nach der

Länge

Länge gespalten ist: daß der Riß wohl nicht richtig seyn mag, den man ihm ertheilet hat. Denn die alten Theater wurden alle nach einer Art, das ist, nach einer Zirkelrundung gebauet. Alle Ueberbleibsel, die wir davon haben, sehen hierinn einander gleich: sie sind lauter halbe Zirkel. Die Bühne des Marcellus zu Rom, deren Ueberreste noch sehr schön sind, und welche unterm Kaiser August gebauet worden, ist ein halber Zirkel im Umfange. Ihr Orchester, oder was wir die Unterbühne (Parterre) nennen, ist auch ein halber Zirkel. Diese Art, Schaubühnen zu bauen, hat den Vortheil, daß man von allen Sitzen gerade auf die Bühne sehen kann, und überall gleich weit vom Mittelpuncte derselben entfernet ist. Das herkulanische Theater hat diesen Vortheil so wenig gehabt, als das Palladische zu Vicenza: der seins noch mehr in die Quere gesperret, und daher noch eine breitere Bühne bekommen hat.

Unsre heutigen Baumeister der Schaubühnen haben diese Vorzüge der alten Baukunst gänzlich aus den Augen verlohren. Sie haben den lächerlichen Einfall, daß eine Bühne oben mit einem gewölbten Bogen geschlossen seyn muß, als wenn es ein Portal wäre. Da nun ein solch Portal ein gewisses Verhältniß der Breite gegen die Höhe fodert: so können sie es nicht den dritten oder vierten Theil so breit machen, als die Alten: die insgemein auf ihrer Bühne einen Markt mit etlichen dahin lau-

fen-

ſer eingerichtet ſtünden. Woher der Herr Autor wiſſe, daß *Rhenanus* den *Otfridum* habe heraus geben wollen, aber dazu keinen Verleger finden können, iſt uns unmöglich zu errathen; zumal da er weder ihn ſelbſt, noch jemand anders, als Zeugen in dieſer Sache, angeführet hat. Es ſcheinet, als habe er hier das, was dießfalls von *Gaſſaro* bekannt, und von uns ſchon ehedem, an dem erſt angeführten Orte, erzehlet worden iſt, allhier durch einen kleinen Gedächtnißfehler auf den *Rhenanum* gezogen. Ebener maſſen fehlet der Beweis (*) zu dem, was Herr Hofmann noch weiter von dieſem Codice vorgiebt: Er ſey nemlich eine geraume Zeit vor verlohren gehalten worden, bis man ihn ums Jahr 1565. wieder aus dem Staube hervor gezogen, da ihn denn der damals regierende Biſchof zu Freyſingen, Ernſt, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Bayern, in ſeine Bibliothek bringen laſſen. Inzwiſchen hat der Verfaſſer darinnen ganz recht, daß er wieder einen gewiſſen vornehmen Gelehrten, den er aber nicht nennet, behauptet, dieſer Freyſingiſche Codex ſey von dem, welchen *Flacius* gebrauchet, ganz unterſchieden, als welcher letztere ungleich voll-

(*) Er iſt vermuthlich nur aus Eilfertigkeit des Verfaſſers oder Buchdruckers auſſengeblieben; wir wollen ihn demnach erſetzen. Er ſtehet nemlich in *Wiguleii Hundii* Metropoli Salisburgenſi, tom. I. p. 71. Da heiſt es: Exſtat liber (*Otfridi*) aliquamdiu deſideratus, ſed per reverendiſſimum ac illuſtriſſimum principem *D. Erneſtum*, (qui factus eſt Epiſcopus Friſingenſis an. 1565.) forte fortuna in quadam ciſta iterum repertus, antiquitatis ergo venerandus & videndus.

Autant Ami du Vrai, que le fut ce Poete,
Je cite pour garant l'authentique Gazette:
Qu'à certaine heure, en certain lieu *,
Un lynx a découvert la lime de ce Dieu;
La même, dont jadis ce Forgeron habile
Se ſervit, pour polir le Bouclier d'Achille.
Tout Cyclope, tout Armurier,
A la lime auſſitôt reconnoit l'Ouvrier.
Oui, me dit un chacun, d'une voix unanime,
Du Dieu de Lemnos c'eſt la lime!
Mais par un changement ſoudain,
L'éloge de l'Acier fabriqué par Vulcain,
(Tant l'Homme en ſes avis eſt muable en ſa vie!)
Des ſots irrite & réveille l'envie.
Tel Eſſain des Frélons, de l'Abeille rivaux,
Fond pour briſer la Ruche & la mettre en morceaux.
Le venin epanché de l'Aſpic ſe deſſeche,
Le Serpent au métal ne ſauroit faire bréche.
En vain eſſayent-ils de vouloir le ternir:
Minerve en eſt la Protectrice,
Et le dérobe à leur malice,
Pour le faire admirer aux ſiecles à venir.
Cette prévoyante Déeſſe,
Qui ne fait rien qu'avec Sageſſe,
S'écrie, en confiant ce Thréſor au Public:
Lime, ſoyés la Gloire & l'Honneur de Leipſic.

X. Prin-

* Herculanum.

X.

Principia Ethica, ex monitis legis Naturæ & præceptis Religionis chriſtianæ deducta, auctore *Jo. Ge. Altmanno*, Ling. Græc. & Ethicæ in Acad. Bernenſi Profeſſore. Ed. II. T. I. & II. Turici, Litt. Orellii & Soc. 1753. in 8. maj. 2 Alph. 3 B.

Der berühmte Hr. Prof. Altmann hat dem moraliſchen Lehramte, dem er zu Bern eine geraume Zeit vorgeſtanden, auch öffentlich ein Gnüge thun wollen. Seine Sittenlehre iſt auch in der erſten Ausgabe bereits wohl aufgenommen worden: und itzo liefert er uns die zweyte. Weder der Titel noch die Vorrede belehren uns, daß er etwas daran verändert, oder verbeſſert habe. Wir wollen alſo nur kürzlich von ſeiner Lehrart etwas ſagen.

Sein Buch iſt eigentlich für diejenigen Studirenden beſtimmet; die ſich dem Dienſte der Kirche gewidmet haben. Es iſt alſo keine bloß philoſophiſche, ſondern zugleich eine theologiſche Sittenlehre, die aus den Quellen der Offenbarung mit hergeleitet worden. Solche Bücher nun gehören eigentlich nicht für unſre Monathſchrift. Gleichwohl hat der Hr. Verfaſſer ſoviel Gutes aus der Sittenlehre der Vernunft mit angebracht, als in den meiſten theologiſchen Sittenlehren ſchwerlich zu finden ſeyn wird; daher es auch jungen Predigern von beſonderm Nutzen ſeyn wird.

Der I. B. handelt nach einer allgemeinen Einleitung von der Sittenlehre überhaupt, und allem dem, was dieselbe aus dem Rechte der Natur voraussetzet, als vom Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaft; von den Vollkommenheiten des Verstandes (Virtut. intellectualibus) überhaupt, von der Selbsterkenntniß, vom Gewissen und von den sittlichen Handlungen, dadurch man sich glücklicher machet. Nun handelt er von den Lastern überhaupt, als den besondern Hindernissen der Tugend und Glückseligkeit; vom Hochmuthe und Stolze, vom Geize und Diebstahle, von der Begierde und bösen Lust, vom Zorne, vom Hasse und Neide, von den Beleidigungen; von der Hitze, dem Eifer, der Nacheiferung und Eifersucht; von der Rachgier, u. der übermäßigen Eigenliebe; vom Afterreden, Lästern und Lügen; von der Grausamkeit und Wuth, von der Halsstarrigkeit und Verstocktheit; von der Traurigkeit und dem Schmerze oder Verdrusse; von der Scheu oder Furchtsamkeit; von der Misanthropie, oder dem Menschenhasse; von der Häucheley, von der Verstellung, von der Unbeständigkeit, von der Verblendung und Verwägenheit, von der ungeschickten Nachäffung anderer, und von der Grobheit. Soweit geht der I. Band.

Das ist nun die Kenntniß der Laster, die dem Menschen von Natur, und Auferziehung ankleben, die durch die Sittenlehre in Tugenden verwandelt werden soll. Allein es kömmt noch im II. Bande etwas, so dazu gehöret. Denn der Hr. Verfasser handelt von der Armuth, nicht als von einem Laster, son-

ſondern als von einer Laſt, die man ſoll tragen lernen; von der Undankbarkeit, von dem Prachte und der Verſchwendung; von der Schmäucheley, von der eiteln Neubegier, von der Nachläßigkeit, Sicherheit und Leichtſinnigkeit, von der Schwälgerey und Trunkenheit; von der Unreinigkeit, Unkeuſchheit, und damit verwandten Laſtern; vom Müßiggange und der Faulheit; vom Aberglauben; von der Ohngötterey, und was davon abhängt; von der Verzweiflung und dem Selbſtmorde; vom Spiele; von der Zankſucht; von den Laſtern der Reichen und Vornehmen, von den Laſtern des Pöbels; von den Laſtern, die aus dem Stande und der Lebensart der Menſchen entſpringen; und von den Vorurtheilen der Menſchen in Sachen, die Gott und die Religion betreffen.

Die Lehrart des Hrn. Prof. Altmanns iſt in allen dieſen Hauptſtücken, daß er nach einer guten Erklärung von der Natur jedes Laſters, und ſeinem Urſprunge, erſtlich die Bewegungsgründe an die Hand giebt, ſelbiges zu meiden; ſodann aber auch Mittel dazu vorſchreibt, und die Hinderniſſe aus dem Wege räumet. Dieß iſt nun das eigentliche Werk der Sittenlehrer, nach den geſunden Begriffen, die unſer großer Verbeſſerer der praktiſchen Weltweisheit, der ſel. Kanzler **Wolf** eingeführet hat. Der Herr Verfaſſer geht in den meiſten Stücken auf ſeinen Spuren einher, und führet eine deutliche Erkenntniß in die Lehre der Sitten ein, die künftigen Predigern nothwendig ſehr vortheilhaft ſeyn muß. Denn ohne eine ſolche philoſophiſche

Einsicht der Tugenden und Laster, gerathen insgemein die sogenannten moralischen Predigten, auch wohl Bußpredigten, sehr kahl.

Bey den meisten dieser Art, nämlich, heißt moralisiren weiter nichts, als den bösen Weltlauf beschreiben, die Lasterhaften abschildern, ja oft so handgreiflich die Personen malen, daß die ganze Gemeine sie kennet. Kömmt es hoch, so beweisen sie mit einigen Schriftstellen, daß solche Lebensart unrecht, und dem Willen Gottes zuwider sey. Alsdann wird die Strafe Gottes, und die ewige Verdammniß angedrohet, dafern man sich nicht bessert: oder der Herr Homilet läßt es wohl gar auf ein Gerathewohl ankommen, was ihm beym Schlusse der Predigt, sein Haß gegen das Böse eingeben wird; und begnüget sich in sein Concept zu schreiben: Hier schmähle ich! Wieviel besser würde man nicht moralisiren, wenn man erst selbst eine gesunde Sittenlehre aus der Vernunft begriffen hätte!

Aber in eben dieser Absicht hätten wir wünschen wollen; daß es dem Hrn. Prof. Altmann gefallen hätte, sich bey seinem Vortrage der deutschen Sprache zu bedienen. Denn sonder Zweifel predigen die Herrn Geistlichen in Bern, deutsch, und nicht lateinisch. Hätten sie nun von allen diesen Lastern, und künftig von den Tugenden, deutsch philosophiren, denken und reden gelernet: so würden sie viel vorbereiteter und beredter auf die Kanzeln kommen. Da sie hergegen hier ihre Einsicht und Wissenschaft durch lateinische Wörter gefasset ha-

haben: so können die meisten hernach die Ausdrücke und Redensarten nicht finden, womit sie sich recht erklären und zu verstehen geben können. Sie reden also entweder sehr kauderwälsch in den Tag hinein; die Gemeine verstehe sie nun, oder nicht: oder sie müssen gar alle ihre lateinische Sittenlehre für sich in petto behalten, und die Gemeine ist nichts davon gebessert; weil ihre Lehrer die rechten Worte nicht finden können, davon zu reden. Catheder-theologen müssen alles lateinisch wissen, aber Kanzelredner muß man nicht zu tönendem Erze und zu klingenden Schellen machen.

XI.

Die Zusammenverschwörung wider den freyen Staat von Venedig. Im 1618ten Jahre, aus den Werken des Abtes von St. Real übersetzt von J. G. D. Frf. und Leipz. 1755. 9 B. in 8.

Unter die merkwürdigsten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts ist gewiß das Complot zu rechnen gewesen, welches ein spanischer Abgesandter in Venedig, wider die ganze Republik angesponnen; welches aber, so schlau, und listig es eingefädelt, und so nah es einem glücklichen Ausbruche gewesen, dennoch verrathen, und durch Hinrichtung der vornehmsten Theilhaber glücklich erstücket worden. Der franz. Abt von St. Real hat dasselbe kurz, doch zulänglich beschrieben; und

itzo hat sich eine geschickte Feder gefunden, die selbiges verdeutschet. Es ist selbige Herr Quandt, ein gebohrner Leipziger, der sich etliche Jahre zu Paris aufgehalten, itzo aber in Wien befindet, und daselbst in gutem Ansehen steht, auch in den vornehmsten Häusern einen Zutritt hat, wo er jungen Herrschaften Privatstunden giebt.

In der Vorrede glaubet er mit Recht, an dieser Schrift keine üble Wahl getroffen zu haben; ganz anders als derjenige Schwarm von Uebersetzern, die uns mit allen Schmierereyern bereichern,

Dont le Batave inonde l'Univers
Womit die Welt der Belger überschwemmt.

Er führet davon ein merkwürdiges Zeugniß an, daß die gelehrtesten Franzosen die meisten dieser französischen Misgeburten, auch nicht einmal dem Namen nach kennen. Im X. B. der Lettres sur quelques écrits de ce tems, die Herr Freron herausgiebt, steht folgendes:

„Ein glaubwürdiger Gelehrter erzählte mir, daß „er auf seiner Reise ins Reich, einen deutschen „Baron angetroffen, der sich eine Ehre daraus ge„machet hätte, ihm seine Bibliothek zu zeigen, „welche eine von den besten dasiger Gegend war. „Sollte man wohl glauben, daß sie fast ganz und „gar, aus französischen Büchern bestand; welche „doch dieser Gelehrte nicht einmal dem Namen nach „kannte? Er konnte sich nicht wieder von seiner „Verwunderung erhohlen: und der Besitzer hielt ihn „für einen Unwissenden und Ungelehrten: Unser

„Fran-

„Franzos wußte freylich nicht, daß man dieſe Bü-
„cher in Holland, ja wohl gar in Frankreich drucket,
„ohne daß ein einzig Exemplar davon in Paris ver-
„kaufet wird; und daß man ſie in ganzen Ballen
„auf die Meſſen nach Leipzig und Frankfurt ſendet.
„Die Herren Buchhändler daſelbſt, welche den un-
„ſrigen an Verſchlagenheit nichts nachgeben, tragen
„Sorge, es jedermann weiß zu machen, daß dieſe
„Werke bey uns einen ungemeinen Abgang hätten;
„worauf ſich ganz Deutſchland dazu dränget, um
„ſich ſelbige anzuſchaffen.

Machet dieſes Urtheil eines gelehrten Franzoſen unſerm deutſchen Geſchmacke, der ohne Unterſchied auf alles franzöſiſche fällt, nicht viel Ehre? Der Herr Verfaſſer erläutert dieſes mit einem luſtigen Exempel, aus gewiſſen Lettres françoiſes & germaniques die ſich oft in ſehr niederträchtigen Redensarten ausdrücken. Z. E. wenn der Verfaſſer die geflüchteten Franzoſen in Deutſchland, nicht einer Pfeife Tobacks werth achtet: Ne me parlez pas de ceux, que le Refuge a établis ici: à la reſerve de quelques uns, *je n'en donnerois pas Une pipe de Tabac.* Wer ſollte dieſen braven Mon cher, nicht mit ſeinem la Tulipe verwechſeln?

Was den Inhalt dieſes Werkes betrifft, ſo erlaubet unſer Platz nicht einen Auszug davon zu geben. Wir begnügen uns nur die Ueberſetzung davon bekannt zu machen; damit unſre Leſer es ſich ſelbſt anſchaffen und ganz durchleſen mögen. Es iſt dieſes itzo um deſto beſſer, da wir hören, daß das franzöſiſche aus dem engliſchen gezogene Trauer-

spiel Veniſe ſauvée, oder das gerettete Venedig eheſtens auf unſern Bühnen erſcheinen wird. Wer dieſe kleine, und alſo wohlfeile Schrift geleſen hat, wird hernach das Trauerſpiel deſto beſſer verſtehen: aber auch wohl aus dem Inhalte ſelbſt ſehen, daß ſich der Stoff der Geſchichte zu einem regelmäßigen Trauerſpiele gar nicht geſchicket hat. Es hat ein Engländer, der auch Galgen und Rad auf der Bühne verdauen kann, darüber kommen müſſen, um ſich einer ſolchen Materie zu bemächtigen. Wie viel geſchickter wäre nicht die neuliche Staatsänderung zu Algier zu einem Trauerſpiele!

Um von des Herrn Verf. Schreibart eine Probe zu geben, wollen wir den Schluß der Anrede des **Reinholds**, des einen Hauptanführers, in der Verſammlung der Verſchwornen, herſetzen: „In „Wahrheit! ihr meine Mitgehülfen, was iſt wohl „auf Erden, das der Beſchirmung des Himmels „würdig ſey, wenn es das nicht iſt, was wir vorha„ben? Wir zerſtören die allerſchrecklichſte von allen „Regierungsarten. Wir geben allen armen Unter„thanen dieſes Staates ihre Güter wieder, welche „der Geiz der Edeln, ohne uns, ewig würde an ſich „geriſſen haben. Wir retten die Ehre aller Weibs„perſonen, welche künftig unter ihrer Herrſchaft „ſchön genug würden gebohren werden, um ihnen „zu gefallen. Wir geben einer unendlichen Anzahl „von Unglückſeligen das Leben wieder, welche ihre „Grauſamkeit, aus Rache, wegen der geringſten „Urſachen, würde aufgeopfert haben. Mit einem „Worte, wir ſtrafen die allerſtrafbarſten unter allen

„Men-

„Menſchen, die eben ſo ſehr durch die Laſter, welche „die Natur verabſcheuet, als durch diejenigen, „welche ſie nicht ohne Scham erduldet, beſudelt „ſind. Scheuet euch alſo nicht, mit dem Degen „in der einen, und der Fackel in der andern Hand „dieſe Nichtswürdigen zu vertilgen. Und wenn wir „dieſe Palläſte, wo die Gottloſigkeit auf dem Throne „ſitzet, mitten in dem Feuer werden ſtehen ſehen, „welches mehr vom Himmel, als von uns herrüh„ret; wenn dieſe Gerichtsplätze, welche ſo oft durch „die Thränen der Unſchuldigen benetzet worden, von „den Flammen verzehret werden; wenn wir den „wütenden Soldaten ſehen werden, wie er ſeine „vom Blute rauchenden Hände aus dem Schooße „der Gottloſen zurückzieht; wenn wir den Tod auf „allen Seiten und alle die gräulichen Schauſpiele „erblicken werden, welche die Nacht und die unge„zähmte Freyheit der Krieger nach ſich zu ziehen „pflegt: alsdann laſſet uns, uns erinnern, wertheſte „Freunde, daß unter den Menſchen nichts ganz „unſchuldig iſt; und daß die lobenswürdigſten Tha„ten den widerlichſten Zufällen unterworfen ſind; „daß endlich die Unordnung der bevorſtehenden „Nacht das einzige Mittel iſt, in dieſem unſeligen „Lande, anſtatt der wütenden Laſter, die ſelbiges ver„heeren, auf ewig Freude, Unſchuld und Freyheit „wieder herzuſtellen.„ Dieſe Rede verderbte das ganze Spiel.

vollſtändiger als jener ſey, ob er gleich dem dritten, der in der Käyſerlichen Bibliothek verwahret, und von *Lambecio* beſchrieben wird, hinwiederum weit nachgehe.

Von den übrigen Schriften Otfrids bringt der Autor noch kürzlich folgende Erinnerungen an. Uberhaupt hat *Trithemius* mit ſeiner von denenſelben ziemlich unrichtig aufgezeichneten Nachricht eine groſſe Menge ſeiner Leſer in Irthum geführet. Was er als drey unterſchiedene Bücher deſſelben an den König Ludwig, an den Erzbiſchof *Liutbertum*, und an den Biſchof Salomon angiebt, ſind, gedachter maſſen, dreyerley Zuſchriften vor das einige Werk ſeines Evangelien-Buches; gleichwie die von ihm eben daſelbſt genannte Bücher de iudicio extremo & gaudiis regni coeleſtis einzelne Capitel aus dem fünften und letzten Buche eben dieſes Werkes ſind. Der *Liber ad Monachos S. Galli* Hartmuatum & Werinbertum (*) iſt das deutſche Carmen, welches *Lambecius* zuerſt vollſtändig drucken laſſen. (**) Die

(*) Dieſen *Hartmuatum* nennet *Trithemius* im Catalogo l. c. virum vndecumque doctum, ingenio ſubtilem, eloquio diſertum, graecae, latinae & hebraicae linguae peritum, ipſiusque arabicae non ignarum; *Werinbertum* aber, in diuinis ſcripturis eruditum atque in ſaecularibus litteris egregie doctum. *Hartmuatus* iſt nach der Hand ſelbſt Abt zu St. Gallen worden, wie *Ratpertus* de origine & diuerſis caſibus Monaſterii S. Galli, in *Goldaſti* Rebus Alamannicis t. I. P. I. p. 6. bezeuget.

(**) *Lambecius* loc. cit. fol. 441.

XII.

Kurzgefaßte Nachricht von des hochwohlgebohrnen Herrn Christians, Freyherrn von Wolf, königl. preußischen geheimen Raths, und Universitätskanzlers, u. s. w. rühmlichst geführtem Leben, und erfolgtem sel. Ende, etwas vollständiger, als in den wöchentlichen Anzeigen ausgeführet, von Joh. Friedrich Stiebritzen, der Weltweisheit und ökonomischen Wissenschaften ordentlichem Lehrer. Halle, bey Franken 1754. in 4. 3 Bogen.

Im Grunde ist dieß dieselbe kurzgefaßte Nachricht, die wir nun fast vor einem Jahre unsrer Monathschrift mit einverleibet haben: so wie sie vorhin in dem hällischen Intelligenzzettel gestanden hatte. Der gelehrte Hr. Verfasser hat dieselbe nunmehr etwas ergänzter ans Licht gestellet, so, daß sie in einigen Stücken vollständiger ist, als vorhin. Die Schrift selbst war auch damals schon so gut und schön abgefasset, daß sie nun auch noch einmal gelesen und aufbehalten zu werden verdienet.

Indessen läßt sich von dem merkwürdigen Leben eines so großen Mannes, als der sel. Kanzler und Freyherr von Wolf gewesen, unstreitig sehr viel, und weit mehr sagen, als drey Bogen in 4. mit einer sehr groben Schrift, in sich fassen. Zudem hat der Hr. Verfasser, aus einer ihm nicht zu verargenden Behutsamkeit, gewisse Umstände, die das wolfische Schicksal am merkwürdigsten gemachet, ausge-

ausgelassen, und mit Stillschweigen übergangen. Wie es derowegen zu wünschen war, daß des Hochsel. Leben, welches um so vieler Ursachen wegen so merkwürdig, als irgend eines ältern oder neuern Weltweisen, geworden, recht ausführlich beschrieben würde: so hat derselbe in seinem letzten, dem Hrn. Prof. Gottsched allhier, den er viele Jahre mit seinem Briefwechsel beehret, aufgetragen, selbiges abzufassen, und der Nachwelt zu übergeben.

Nachricht von einem ausführlichen wolfischen Leben.

Zu dem Ende hat dieser, aus des Hochseligen eigenhändigen Aufsätzen, die er zu Ergänzung und Verbesserung des baumeisterischen Lebens, verfertiget hatte, auch andern unzählichen Urkunden, Briefschaften und Papieren, die ihm von dem hinterlassenen einzigen Herrn Sohne desselben, Herrn Baron von Wolf, dazu hergegeben worden; eine historische Lobschrift des Herrn geheimen Raths aufgesetzet, die sein ganzes Leben, vermuthlich nach Würden, darstellen wird. Diese ist nun nicht nur schon ausgearbeitet, sondern auch bis auf die Beylagen schon abgedrucket. Sie beläuft sich auf die 20 Bogen in groß Quart, und die Beylagen dörften auch noch leicht zehn austragen. Der bisherige Verleger der wolfischen Schriften hat nichts gesparet, auch den Druck einem so großen Manne anständig zu machen. Sein neugestochenes Kupferbild

pferbild, von unsers Hrn. Bernigeroths Hand, nebst verschiedenen schönen Kupferleisten, die bey den drey Abschnitten des Lebens angebracht werden, gehören selbst mit zu dem Inhalte derselben.

Der I. Abschnitt geht von der Geburt des hochsel. Hrn. Kanzlers, bis zu seinen Verdrüßlichkeiten in Halle 1722. Der IIte Abschnitt hebt von diesen an, und geht bis 1740. zu seiner Rückkunft dahin. Der IIIte endlich enthält die übrigen Jahre seines Lebens, nebst einer ausführlichen Beantwortung vieler dem Hochseligen gemachten Vorwürfe; und schließt mit einem Charakter desselben. Die Beylagen werden sich bis über hundert der merkwürdigsten Stücke, Urkunden, Briefe großer Monarchen, Herzoge, Cardinäle, Bischöfe, Staatsminister, und anderer ansehnlicher Personen, z. E. von Leibnitzen, u. a. m. auch viel eigener Aufsätze u. bisher ungedruckter Briefe des Hochseligen, liefern: wodurch der Geschichtschreiber die Wahrheit seiner Erzählungen bestärken wird. Kurz, man wird nicht leicht ein so vollständiges Leben eines Weltweisen aufzeigen können, als eben dieses. Innerhalb einem Monathe, da der Jahrstag von dem Tode des Hochseligen einfällt, wird auch dieß Leben fertig ans Licht treten; und auf der Leipziger-Ostermesse zu haben seyn.

XIII.

Dissertations Philosophiques, dont la premiere roule sur la Nature du feu, & la seconde sur les differentes parties de la Philosophie & des Mathematiques, par Mr. de Beausobre.

A Paris 1753.

Dieß

Dieß kleine Werkchen iſt nichts deſtoweniger merkwürdig. Das Feuer iſt noch immer ein Gegenſtand philoſophiſcher Unterſuchungen, und übet die munterſten Köpfe in Erforſchung ſeiner Natur. Der Hr. von Beauſobre, ein würdiger Zweig eines berühmten Stammes, erkläret ſich zuförderſt, was man dadurch verſtehe. Einige verſtehen dadurch die dünneſte Himmelluft, etliche vermengen es mit der Wärme und dem Lichte. Die erſte kann man nicht läugnen, und man weis von keiner feinern flüßigen Materie. Sie muß auch in beſtändiger Bewegung ſeyn.

Die Wärme und das Licht ſind einander ſehr ähnlich; und man hält ſie für Erſcheinungen der Himmelluft, wiewohl einige ſie für ganz etwas anders halten. Der Hr. Verf. hält ſie nur für Bewegungen der Himmelluft; und ſie ſind durch die Art dieſer Bewegungen unterſchieden. Die eine geht gerade zu; und machet das Licht: die andre in unendlich verſchiedenen Richtungen; und heißt Wärme. Sie ſind alſo von ähnlicher Natur: wie auch Boerhave und die Fr. von Chatelet ſchon erkannt haben. Ja ſeit dem Des Cartes hat man ſchon ſo gelehret. Wenn ſie nun dergeſtalt oft beyſammen ſind, ſo wird man doch nicht beyde zugleich gewahr: weil eins davon ſo ſchwach ſeyn kann, daß man es durch die Empfindungen nicht wahrnimmt. Grew hat durch den Phosphorus das Daſeyn eines Lichtes ohne Wärme beweiſen wollen; und andre berufen ſich auf das Mondlicht: da ſich andre auf ein heißes Eiſen beziehen, welches im finſtern gar nicht leuchtet. Der Herr Verf. beantwortet dieſes, nach ſeinen

Grund-

Grundsätzen, und fähret fort, überhaupt diese Materie gründlich abzuhandeln.

Da es ihm aber nicht beliebet hat, seine Dissertation in Capitel oder Absätze einzutheilen; vielweniger einen Hauptinhalt vorzusetzen: so leidet es die uns nöthige Kürze nicht, ihm Schritt vor Schritt zu folgen. Wir begnügen uns also überhaupt zu sagen, daß die neuere Art zu philosophiren und zu denken, nebst den besten Schriften der Naturkündiger dem Hn. Verf. vollkommen bekannt ist. Ja, welches sonst in französischen Schriften etwas seltenes ist, so führet er auch die deutschen Weltweisen und Erfinder verschiedener neuen Versuche und Wahrheiten an. Man sieht also wohl, daß der Herr Verf. sich nicht schämet, in Deutschland gebohren zu seyn, auch die deutsche Sprache zu können, und in derselben allerley gelesen zu haben.

Wir können bey dieser Gelegenheit unsern Lesern es nicht vorenthalten, daß eben dieser gelehrte Herr von Beausobre der Verfasser der sobetitelten Lettres d'un Prussien à Mr. l'Abbe Rainald, sur la Litterature Allemande ist, die in den vorigen Jahren so oft in dem Mercure de France eingerücket worden. Er hat sich darinn der Ehre der Deutschen so rühmlich angenommen, daß die hiesige Gesellschaft der freyen Künste nicht umhingekonnt, ihm ihre Erkenntlichkeit und Hochachtung dafür, durch die Aufnahme unter ihre Ehrenglieder zu bezeugen: wie sie ihm denn die Versicherungsschrift darüber schon zugesandt hat.

Die II. Abhandlung des Hn. Verf. handelt von den verschiedenen Theilen der Philosophie. Hier giebt der-

derſelbe uns eine kurze Rechenſchaft von den allgemeinen Begriffen, die er ſich von allen Theilen der Gelehrſamkeit, d. i. ſowol von den Wiſſenſchaften als freyen Künſten gemachet hat. Alle unſere Erkenntniß betrifft entweder etwas Geſchehenes, oder Vernunftſchlüſſe; d. i. entweder einzelne, oder allgemeine Wahrheiten. Glaube und Vernunft ſind alſo die beyden Quellen unſrer Erkenntniß: die erſte der Geſchichte, die andre der philoſophiſchen Wahrheiten. Alle Diſciplinen ſind entweder ganz philoſophiſch, oder ganz hiſtoriſch, oder vermiſchet.

Dergeſtalt wäre die Philoſophie überhaupt die Wiſſenſchaft alles deſſen, was man durch die Vernunft wiſſen kann; und es würde nicht mehr, als zwo Wiſſenſchaften geben, nämlich Philoſophie, und Hiſtorie: dafern anders dasjenige eine Wiſſenſchaft heißen kann, dazu man nur ein Gedächtniß brauchet.

Ferner ſieht der Hr. Verf. daß alle Dinge theils Quantitäten, theils Qualitäten haben. Dieß theilet die Philoſophie wieder ab, in die mathematiſchen Wiſſenſchaften, und in die philoſophiſchen in engerm Verſtande. So geht nun der Hr. Verf. weiter, und bringet alle Theile der Philoſophie, der Mathematik, Geſchichte, ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, in eine ſolche Verbindung mit einander, daß man ſich ihre Verwandſchaft und ihren Unterſchied ſehr deutlich vorſtellen kann. Er hänget endlich auch eine große Tabelle an, die ſolche Sippſchaft aller Theile der Gelehrſamkeit, gleichſam wie einen großen Stambaum vor Augen leget. Die Begriffe des Hrn. Verf. von allen dieſen Dingen ſind ſehr deutlich und wohl eingeſchränkt.

XIV. Ver-

XIV.

Verzeichniß

der Gebohrnen und Gestorbenen der gröſsten sächsischen, nebst einem Paare auswärtiger Städte, vom 1754sten Jahre.

	gebohren.	gestorben.
London	14947	22696
Rom	5221	5855
Dresden	2058	2161
Leipzig	903	1074
Halle	666	907
Zittau	492	442
Bauzen	419	344
Gotha	384	405
Freyberg	383	386
Chemnitz	370	310
Altenburg	346	257
Meißen	326	293
Görlitz	305	237
Gera	289	234
Eisenach	274	247
Lauban	255	215
Wittenberg	236	250
Zeiz	227	190

Der mittlern Städte.

	gebohren.	gestorben.
Döbeln	200	173
Pirna	187	207
Merseburg	185	206
Suhla	181	180
Bernstadt	177	189
Großenhayn	175	167
Annaberg	161	104
Weißenfels	161	163
Joh. Georgstadt	159	139
Zwickau	155	91
Guben	152	178
Frankenberg	148	101
Löſsnitz	145	106
Eibenst.	145	91
Mitweide	135	117
Erbisdorf	135	126
Schneeberg	132	130
Glauchau	132	95
Marienberg	122	86
Neustadt in Meißen	119	95
Sangerhausen	110	79
Grimma	109	102
Göda	107	87
Rudolstadt	106	147
Roßwein	105	110

Ende des Hornungmonds 1755.

Tavola II. III. 1755

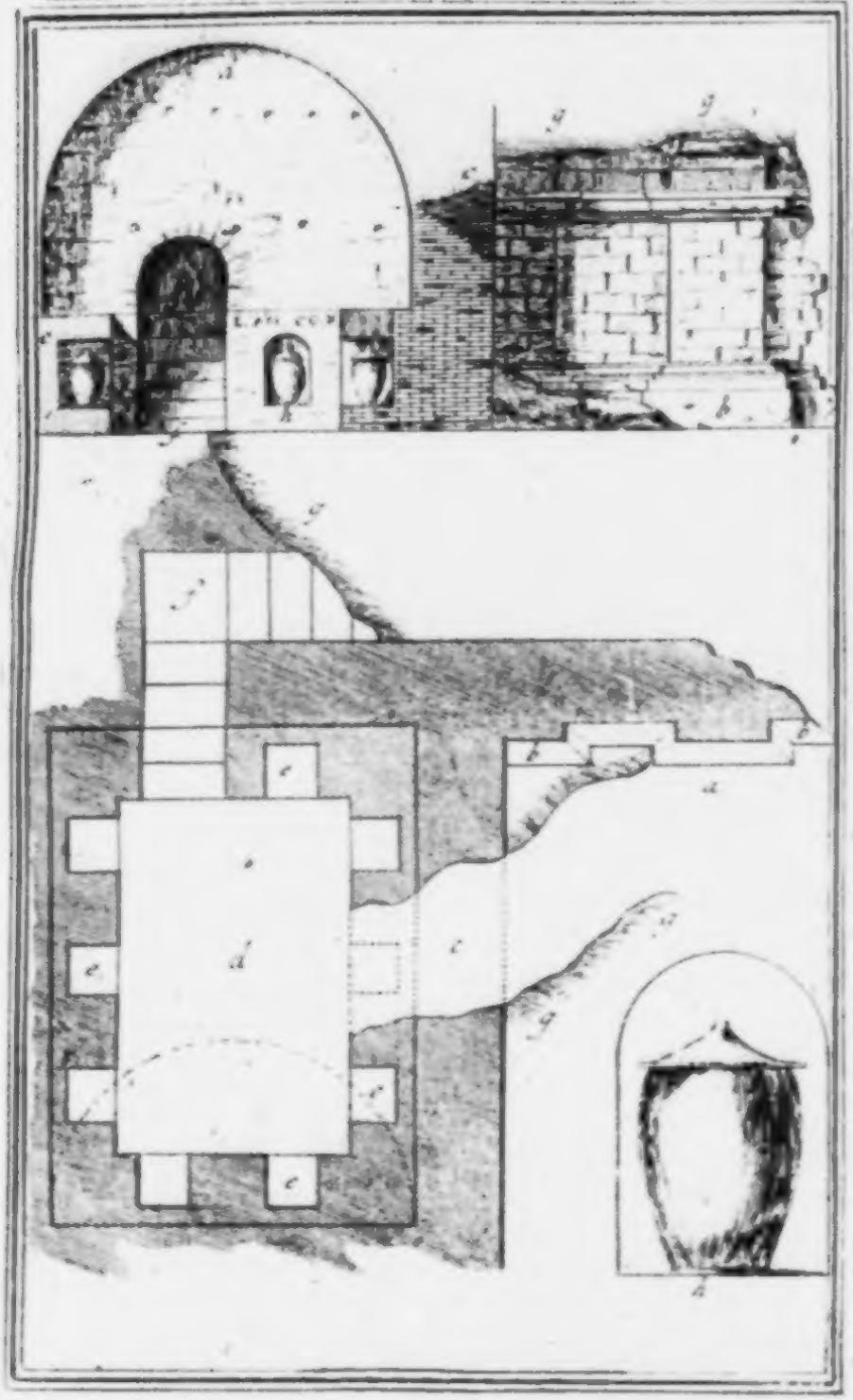

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Lenzmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1755.

Die tria volumina Pſalmorum, davon eben dieſer berühmte Mann irgendwo (*) eine Probe gegeben, haben nach der Meynung Johann Schilters und *Georgii Hickeſii* (**) nicht den Otfrid, ſondern den *Notkerum Labeonem*, einen Abt von St. Gallen, zum Urheber. Eben dieſes iſt von der Paraphraſi orationis Dominicae zu merken, welche zuerſt *Lambecius*, hernach der Herr von Stade, und endlich der Herr Eccard drucken laſſen; welcher letztere mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit erwieſen, daß ſie nicht dem Otfrid, ſondern gedachtem *Notkero*, oder verkürzt, *Keroni* zugehöre. Die übrigen kleinern von *Tritthemio* erzehlten Schriften hat *Lambecius* dereinſt aus der Käyſerlichen Bibliothek unter die Preſſe geben wollen, iſt aber darüber geſtorben. Man findet ſonſt noch andre altdeutſche Schriften, von deren einigen es das Anſehen hat, als wenn ſie aus der Feder Otfrids gefloſſen wären. Dahin gehöret zum Exempel die ſogenannte *Catecheſis Theotiſca*, die Herr Eccard, nebſt einigen andern Schriften gleicher Art zu Hannover An. 1713. in Octav ans Licht geſtellet. Er hat ſie aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek genommen, in welche vorzeiten, wer weiß durch was für eine Gelegenheit, verſchiedene ſchöne Codices aus dem Kloſter Weiſſenburg gebracht worden. Darunter iſt auch dieſe Catechelis geweſen, in welcher eingeſchrieben ſtehet, daß ſie ehedem dem Kloſter zu St. Petri und Pauli zu Weiſſenburg angehöret habe. Daraus aber läßt ſich nur eine gar

(*) Idem ibidem fol. 461.

(**) *Hickeſius* Grammat. Franco-theotiſcae p. 5.

Inhalt.

I. Reiskii Abulfedæ Annales moslemici.

II. L'Antimaterialisme. Poëme.

III. Geſchichte der königlichen Akademie der ſchön. Wiſſenſchaften zu Paris. VIII. Theil.

IV. Adparatus litterarius collectus a F. G. Freytag. Tom. III.

V. Derlings Nachahmungen edler Dichter. Vierter Verſuch.

VI. Fables & Contes.

VII. De Sigismundo Hungariæ Rege; Commentatio J. G. Bœhmii.

VIII. Fortſetzung des Auszuges aus den Obſervations ſur les Antiquités de la Ville d'Herculanum.

IX. Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der Geſellſchaft der freyen Künſte.

X. Beſcheidene Erklärung gegen das 34ſte Stück der göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen.

XI. Philoſophiſche Gedanken vom wahren Begriffe der Ewigkeit.

I.

Abulfedæ Annales Moslemici. Latinos ex arabicis fecit Jo. Jacobus Reiske.

Lipſ. proſtant in Offic. Gleditſchiana 1754 in 4. 2 Alph.

Unſer gelehrter Herr D. Reiske, der arabiſchen Sprache öffentlicher Lehrer allhier, und der Geſ. der fr. K. würdiges Ehrenglied, liefert hier der gelehrten Welt eine wichtige Frucht ſeiner Beſchäfftigungen, womit er ſeinem Lehramte, und unſrer Univerſität eine wahre Ehre machet. Abulfeda iſt, als ein arabiſcher Schriftſteller, längſt unter uns berühmt geweſen. Er hat im XIIIIten Jahrhunderte als ein reicher und großer Mann, der mit dem Titel eines Sultans, Fürſt zu Hamath in Syrien, und mit dem Saladin aus einem Stamme war, gelebet. Er hat zwey Werke geſchrieben, die auch unter uns bekannt geworden; ein hiſtoriſches, welches der Hr. D. Reiske itzo lateiniſch liefern wird; und ein geographiſches, welches ſchon vor

ihm viele zu überſetzen verſprochen, und wovon er mehr ſagen wird, wenn er damit zu Stande gekommen ſeyn wird.

Das hiſtoriſche Werk iſt uns etwas ſpäter bekannt geworden: und Marcus Dobelius Citero hat es zuerſt aus einem Mſte des Eſcurials zum Theil überſetzet und nach Meſſina geſchicket, wo es 1640 gedrucket worden. Es waren aber nur diejenigen Stücke, die von den Einfällen der Saracenen in Sicilien und Hetrurien handelten: u. die Muratori ſeiner Sammlung wälſcher Geſchichtſchreiber einverleibet hat. Hernach hat Edvard Pokok, dem die arabiſche Gelehrſamkeit ſoviel zu danken hat, ſich deſſelben bey Abfaſſung ſeines Speciminis Hiſtoriæ Arabum bedienet. Eben das rühmte ſich hernach Herbelot gethan zu haben; welches aber Herr D. Reiske nicht glauben kann. Ludewig Maracci hingegen hat aus deſſen Quellen geſchöpfet. Simon Okley, deſſen engländiſch geſchriebene Geſchichte der Araber man auch deutſch und holländiſch hat, mag gleichfalls etwas von ihm, wie wohl nur aus andern genommen haben; deren Irrthümern er auch gefolget iſt. Alle aber haben nur hin und wieder etliche Sprüche, oder kleine Stücke überſetzet, und in ihre Schriften eingeflochten.

Der einzige Joh. Gagnier, ein Franzos, der in England lebte, hat ein etwas größeres Stück verdollmetſchet, daraus man etwas beſſer von des Abulfeda Schreibart urtheilen kann. Er gab Muhameds Leben heraus, und rückte ein Stück des arabiſchen Textes, nebſt ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung

mit

mit ein, welches 1723 zu Oxford ans Licht trat. Nach ihm hat der selige Schultens ein andres Stück von Saladins Thaten herausgegeben. Dieſes Mannes arabiſche Gelehrſamkeit ſetzt der Herr D. R. einem Erpenius, Golius und Pokock kühnlich an die Seite, und geſteht, daß er deſſen Lehrling geweſen. Dieſe Beyſpiele nun, und Schultens Antrieb, haben ihn angefeuert, den ganzen Abulfeda ins lateiniſche zu überſetzen: und das letztere muß uns von deſſen Fähigkeit den vortheihafteſten Begriff machen.

Ein leidenſcher Buchhändler wollte vor etlichen Jahren den arabiſchen Text nebſt ſeiner Ueberſetzung drucken laſſen. Allein Herrn Schultens Tod hat die Sache geändert. Die Ausgabe des conſtantinopolitaniſchen Ceremoniels, und der griechiſchen Anthologie, haben den Herrn V. bisher gehindert, dieß längſt angefangene Werk zu vollführen. Itzo fängt er an, daſſelbe ans Licht zu ſtellen; indem er willens iſt, ſelbiges Stückweis zu liefern, deren jedes ungefähr zwey Alphabethe enthalten ſoll. Solche Theile werden drey werden: und dieſe wird er gewiß liefern. Finden ſie Beyfall und Käufer, ſo will er hernach auch das geographiſche Werk des Abulfeda ins lateiniſche bringen. Denn man muß wiſſen, daß in Ermangelung eines Buchhändlers, der den Druck dieſes ſo treffl. Werkes übernehmen wollen, der Herr D. R. daſſelbe auf eigene Koſten hat drucken laſſen. Dieſer Umſtand muß alle Gelehrte bewegen, einen ſo gelehrten Verleger, dem insgemein alle andre hinderlich zu fallen pflegen, durch

fleißige Anschaffung dieses I. Th. zur Fortsetzung seiner Arbeit aufzumuntern: zumal, da er auch noch gern seine Commentarios dazu herausgeben wollte: dazu aber arabische Schriften gehören würden, die sehr ins Geld laufen.

Diese Umstände müssen nun die kleine Schrift, und das mäßige Papier dieses Werkes bey billigen Lesern entschuldigen, zumal bey itziger ekeln Zeit, da man von dem Werthe der Bücher beynahe nur nach dem Papiere, der Schrift, und andern zufälligen Zierrathen zu urtheilen pflegt. Der Herr D. R. hat es an seiner Anthologie erfahren: an deren Inhalte man noch nichts; sehr viel aber an dem Mangel der Zierlichkeit des Druckes zu erinnern gehabt. Er erinnert also diese Zärtlinge im Bücherkaufen, daß er sein eigenes geringes Vermögen anwenden müssen, diese beyden Werke im Drucke zu liefern: welches an einem Orte, wo so viele Buchläden sind, als in Leipzig, und wo so viel unnütze ja schlechte und schädliche Dinge gedruckt werden, eine wahrhafte Schande ist.

Um nun unsern lateinischgelehrten Lesern einige Lust zu Lesung dieses ganzen Werkes zu machen, wollen wir ihnen einen kleinen Vorschmack von dem Inhalte desselben, und von der Schreibart des türkischen Schriftstellers (denn Abulfeda war ein Türk, ob er gleich arabisch schrieb, welches der Türken ihr Latein ist) geben. Es enthält eigentlich eine allgemeine Weltgeschichte, bis auf des Abulfeda Zeiten ins XIV. Jahrhundert, davon aber Herr D. R. die ersten Bücher vom Anfange der Welt

bis

bis auf den Muhamed weggelaſſen, weil wir Europäer dieſelbe viel beſſer wiſſen, als wir ſie von einem Türken lernen könnten. Ganz anders iſt es mit den neuern Geſchichten der Mahometaner. Dieſe wiſſen wir ſehr unvollſtändig, und oft ſehr unrichtig: wenn wir ſie nicht aus den eigenen Schriften ihres Volkes ziehen. So wie wir nämlich die Geſchichte der Griechen am beſten aus Griechiſchen, die Hiſtorie der Römer, aus lateiniſchen Schriftſtellern lernen können: ſo müſſen wir die Geſchichte der Saracenen und Türken aus arabiſchen, d. i. einheimiſchen Scribenten ziehen. Dieß iſt deſto vernünftiger, da bey dem Verfalle der griechiſchen und lateiniſchen Gelehrſamkeit, und in dem ganzen Zeitraume, da die Barbarey Europa verhüllete, bloß die Araber und Saracenen ein gelehrtes Volk geweſen: ſo wie ſie damals die größten Weltbezwinger waren, denen ganz Europa nicht gewachſen war; wie die Kreuzzüge ſattſam gewieſen. Von dieſen nun herrſchen ſonderlich noch ſehr viel Vorurtheile unter uns Chriſten; die ſich aus den abergläubiſchen Jahrhunderten herſchreiben, als die Päbſte mit den Völkern und Königen machten, was ſie wollten. Hier iſt es ja der Mühe wohl werth, zu wiſſen, wie denn die Saracenen dieſe heiligen Kriege um eine Grabſtäte angeſehen? Will man ſagen, daß die arabiſchen Scribenten hierinn parteyiſch ſeyn werden; ſo fragen wir: ob denn die unſrigen es nicht ebenfalls geweſen ſind?

Zur Probe von des Abulfeda Schreibart, mag folgendes von der Geburt Muhameds dienen; wie-

wohl es nur ein Auszug aus ſeiner weitläuftigern Erzählung iſt.

Der Vater des göttlichen Apoſtels war Abdollah, ein Sohn Abdel Mothallebs. Abdollah war 25 J. alt, als die Abyſſinier aus dem glückſeligen Arabien mit einer Menge Elephanten einfielen, und Mecca belagerten. Er war ein ſchöner und beſcheidener Mann, und ſein Vater hatte ihn lieber, als ſeine andre Kinder. Als ihn derſelbe ausſandte, durch Kaufmannſchaft Nahrung zu ſuchen, ſtarb er auf der Reiſe; und ließ einen einzigen Sohn, unſern Muhamed, den Apoſtel Gottes, als ein zwey monathliches Kind. Alles Vermögen was ihm derſelbe ließ, waren fünf Kameele, und eine abyſſiniſche Magd, Baracah, die auch Omm Aimann hieß, und ſeine Amme ward. Seine Mutter hieß Aminah, eine Tochter des Wahb, eines Sohns Abd Menaf u. ſ. w. aus dem Stamme der Koraiſchiten. Wahb war das Haupt der Zohriten. Muhamed ward am Montage, den zehnten Tag des dritten Mondes gebohren, als eben die Abyßinier mit ihren Elephanten Mecca ſtürmeten. Dieß war das 42ſte Jahr, ſeit dem Koſroes Anuſchervan in Perſien zum Throne gelanget war, und das 881ſte, ſeit dem Alexander den Darius überwunden hatte.

Was für merkwürdige Begebenheiten die Geburt unſers Propheten begleitet haben, erzählet Abulfeda mit den Worten eines ältern Scribenten; der die Wahrheit der muhamediſchen Prophezeihungen, in einem beſondern Buche: Dalajel om Nabuwati, bewei-

beweiſen wollen. Den Tag nach ſeiner Geburt, bewirthete ſein Großvater die Koraiſchiten, mit etlichen geſchlachteten Kamelen, in ſeinem, und ſeines Enkels Namen. Beym Schluſſe des Gaſtmahls fragten die Gäſte ihn: wie er ſeinen Enkel nennen wollte? Er antwortete: Muhamed ſolle er heißen. So willſt du ihm, verſetzten ſie, einen fremden Namen geben, der bey uns nicht gebräuchlich iſt? Das thue ich darum, ſprach der Großvater: damit (Jah modoho) ihn Gott und alles lobe, was Gott im Himmel und auf Erden erſchaffen hat. Er ſoll auch ohne Vorhaut, und ohne Nabelſchnur gebohren ſeyn, woraus der Großvater ſehr viel Hochachtung gegen ſeinen Enkel geſchöpfet; als der gewiß ein großer Mann werden würde.

Ein andrer Schriftſteller erzählet: in der Nacht da Muhamed gebohren worden, habe des Königs Kosroes Pallaſt gebebet, ſo daß vierzehn Thürme davon eingeſtürzet; und das heilige Feuer der Perſer, welches 1000 Jahre gebrannt hatte, ſey erloſchen. Der See Savah ſey trocken geſehen worden. Der Oberprieſter habe im Traume eine Menge Kameele geſehen, die einen Schwarm arabiſcher Pferde nach ſich gezogen, über den Tigerſtrom geſchwommen, und ſich ins Land ausgebreitet. Dieſer Traum wäre von einem ſterbenden Wahrſager ſo ausgeleget worden; daß dem perſiſchen Reiche der Untergang bevorſtünde. ꝛc. ꝛc.

Nach andern Wundern mehr, die in ſeiner Jugend geſchehen ſeyn ſollen, und die Abulfeda aus andern Schriftſtellern anführet, kömmt Muha-

med in seinem 14ten Jahre schon in einen Krieg, darinn seine Koraischiten anfangs den kürzern zogen, hernach aber siegten. Im 25ten zog er, als ein Kaufmann, des Handels wegen, im Dienste einer reichen Kaufmannsfrau, Chadigigjah, nach Syrien. Als er glücklich handelte, heirathete er sie, da sie 40 und er nur 25 J. alt war. Diese hat zuerst an ihn, als einen Propheten geglaubet, und seit seiner Sendung zehn Jahre mit ihm gelebet. Alle Weiber die Muhamed genommen, waren schon Wittwen, die einzige Ajescha ausgenommen; die er als Jungfrau geheurathet.

Kurz vor seiner Sendung baueten die Koraischiten ihren Tempel Caba wieder, dessen erster Stifter der Patriarch Jsmael gewesen war. Sie baueten ihn höher: und als nun der berufene schwarze Stein aufgesetzet werden sollte, wurden sie uneins, wer diese Ehre haben sollte. Sie wurden eins, daß derjenige den Streit entscheiden sollte, der ungerufen zuerst die Schwellen des Heiligthums überschreiten würde. Und das war der Apostel Gottes. Er befahl den Stein in ein köstliches Gewand zu wickeln, daran alle Stämme zugleich die Hände legen könnten: er selbst aber wolle den Stein an seinen Ort legen. Damals war der Prophet 35 Jahre alt: und fünf Jahre hernach geschah seine Sendung. Denn als er 40 Jahre alt war, sandte ihn Gott an das ganze menschliche Geschlecht, es möchte röthlich oder schwarz, von arabischem, oder barbarischen Herkommen seyn, und entweder eine gemäßigte, oder eine heftige Sonnenhitze empfinden;

den; als einen Bothſchafter, der alle alte Geſetze abſchaffen ſollte.

Der erſte Anfang ſeiner Prophezeihung war das wahrhafte nächtliche Geſichte. Gott hatte ihm nämlich eine Liebe der Einſamkeit eingegeben; ſo daß er ſchon ſeit einiger Zeit, alle Jahre einen Monath, ganz allein auf dem Berge Hara zubrachte, ſeiner Andacht nachzuhängen, und mit Gott zu reden. Als er nun in gedachtem Jahre mit ſeiner Familie im 9ten Monden auf dem Berge in Andacht begriffen war, kam der Engel Gabriel zu ihm, und befahl dem Propheten nachzuſagen. Was ſoll ich nachſagen? verſetzte Muhamed. Sprich mir die Worte nach, ſprach Gabriel, die ich dir vorſage: Im Namen deines Herrn, der alles geſchaffen, der auch den Menſchen aus einem Blutstropfen gebildet hat. Sprich: dein Herr iſt der anſehnlichſte: der das Rohr gelehret, der hat auch den Menſchen das gelehret, was er nicht wußte. u. ſ. w. Wer ſollte nicht Luſt bekommen, auch das übrige zu wiſſen?

II.

L'Antimaterialisme. Poëme.

— — — Magis acri
Judicio perpende, & ſi tibi vera videtur,
Dede manus. — — —

Lucret. Lib. 2.

A Dresde 1755. in groß 8. 1 Bogen.

ſchwache Muthmaſſung von dem Otfrid, als ihrem wahren Urheber, nehmen.

Zum Beſchluß gedenkt Herr Hofmann noch mit ein paar Worten der *Grammaticae Theotiſcae*, die nach einiger Meynung, Käyſer Carl der Groſſe aufzuſetzen angefangen, Otfrid aber vollendet haben ſoll. Ein gewiſſer vornehmer Gelehrter hat dieſes Vorgeben als völlig ungegründet verworfen; womit aber unſer Autor nicht zufrieden iſt. Dieſes verurſachet das Zeugniß *Tritthemii*, (*) der dieſe Grammatik in Händen gehabt hat; welches nicht ſo ſchlechterdings in Zweifel zu ziehen iſt. Bey dem *Hickeſio* (**) ſtehet ein Alphabeth aus dieſem Codice, woſelbſt man die Geſtalt der Buchſtaben des Otfrids erſehen kan.

Wir wollten anfangs, wie oben bey dem Ulphilas des Herrn Heupels geſchehen iſt, in einigen Zuſätzen dieſe Nachricht des Herrn Hofmanns von dem Otfrid ergänzen und zum Theil verbeſſern; müſſen es aber, um Weitläuftigkeit zu verhüten, auf ein andermal verſparen, da wir zugleich die neue Schilteriſche Ausgabe *Otfridi* in beſondere Erwegung ziehen werden.

IX. M.

(*) *Tritthemius* Polygraphiae lib. VI. c 3. Memoratus vir doctiſſimus, Otfridus, in *ſua grammatica* arte *linguae* noſtrae *theotonicae*, quam, ſicut diximus, ex *Caroli M. inſtitutionibus* collegerat, & alios quosdam *characteres* interſeruit, quibus ipſum in *arcanis* vſum fuiſſe dicit.

(**) *Hickeſius* lib. cit. p. 3.

Bey diesen Zeiten, da soviel seichte Philosophen, zumal unter den Franzosen aufgestanden, die uns mit allerley Kunstgriffen bereden wollen, die Geister und Seelen der Menschen wären nichts, als eine Hand voll Staub, ein künstlich durchkneteter Teig, halbflüßiger, halbfester Materie, ein Gewebe von Fasern, oder eine staudenförmige Menge hohler Röhren, die eine zarte Luft durchströme: Zu dieser seltsamen Zeit, da man die vernünftigen Geister der Menschen in die niedrigste Classe der Geschöpfe zu erniedrigen bemühet ist, finden sich gleichwohl auch in eben dem Volke vortreffliche Köpfe, die einem so thörigten Unwesen sich auf allerley Art widersetzen, und die Würde menschlicher Seelen zu behaupten suchen.

Daß neulich in Frankreich ein Buch wider die Materialisten herausgekommen, ist aus andern Monathschriften und Zeitungen schon bekannt. Hier aber findet sich auch bey uns ein geschickter französischer Dichter, der in dem Schooße von Sachsen, in Dresden, ein schönes Gedicht wider diese seltsame Secte von Freygeistern ans Licht gestellet. Es ist derselbe der so gelehrte, als tapfere Ritter von Cogollin, ein gewesener französischer Seeofficier: der viele Jahre alle Küsten des mittelländischen Meeres, auf den königlichen Flotten und Galeeren besegelt, Constantinopel, Smyrna, Alexandrien, die Häfen der barbarischen Königreiche von Africa, Gibraltar und Cadix, kurz die ganzen Küsten von Spanien, Frankreich, Wälschland und Griechenland

land kennen gelernet; und zum Lohne ſeiner Verdienſte den St. Ludwigsorden, nebſt einem jährlichen Gehalte davon getragen.

Dieſer wackere Ritter nun, hat auf eine unter ſeines gleichen nicht ſehr gewöhnliche Art, allemal die Muſen zu ſeinen Gefährtinnen gehabt. Er iſt in den alten lateiniſchen Schriftſtellern, ſonderlich Dichtern, ſo beleſen; als heute zu Tage ſehr wenige ſelbſt unter den franzöſiſchen Gelehrten zu ſeyn pflegen. Er kann die ſchönſten Stellen derſelben auswendig, hat viele davon ins franzöſiſche gebracht, und ſelbſt viel ſchöne Gedichte in ſeiner Mutterſprache abgefaſſet. Dadurch hat er ſich die Gnade des Königes Stanislaus erworben, der ihn zum Gliede ſeiner gelehrten Akademie zu Nancy gemachet. Nach dieſem iſt er vorm Jahre auch zu Berlin zu einem Mitgliede der königlichen Akad. der Wiſſenſchaften aufgenommen; und kurz darauf auch zu Rom, zu einem arkadiſchen Schäfer erkläret worden.

Dieſer letzten Aufnahme haben wir dieß Gedicht eigentlich zu danken. Denn da er für die geſchehene Aufnahme der Geſellſchaft ein Stück von ſeiner Arbeit einſchicken ſollte: glaubte er, daß er nichts bequemers dazu wählen könnte, als dieß Stück, darinn er den Unglauben beſtreitet, der auch durch einen lebhaften Vortrag eines Dichters zuweilen ſtärker gerühret, und in Verwirrung geſetzet wird; als durch die ſtrengſten Beweiſe eines Philoſophen. Er befand ſich dieſen Winter in Dresden, nachdem er etliche Monathe bey uns in Leipzig zugebracht hatte.

hatte. Und als er inne ward, daß auch unsrer durchlauchtigsten Churprinzessinn königliche Hoheit der arkadischen Akademie die Ehre gethan, ihr als ein erhabenes Mitglied beyzutreten: so glaubte er nicht unrecht, daß er dieses Gedicht, so der ganzen Gesellschaft bestimmet war, einem so durchlauchten Mitgliede derselben widmen könnte. Er erhielt die Erlaubniß dazu: und man wird sehen, wie ehrerbiethig er zu Werke gegangen, und wie artig er überhaupt, das Lob des ganzen königlichen Hauses an einer bequemen Stelle seines Gedichtes eingeschaltet.

Da der Herr Verfasser sehr wenige Abdrücke dieser Schrift ausgetheilet; selbiges auch in keinem Buchladen zu haben ist: so haben wir unsern Lesern einen Gefallen zu thun geglaubet, wenn wir es ganz unsern Blättern einrücketen. Wir wünschten, daß gute deutsche Dichter, die der Sprache, wie den Sachen gewachsen sind, selbiges in einer angenehmen und nachdrücklichen Uebersetzung noch bekannter machen wollten. Wir sind allemal bereit, es auch in unserer Monathschrift bekannter zu machen, oder gar einzurücken.

A Son Alteſſe Royale

Madame la Princeſſe Electorale,

MADAME,

C'eſt décorer avec diſtinction, le tribut que ma réconnoiſſance reſervoit à l'academie des Arcades; que deux grands noms, l'ornément de ſes faſtes,

faſtes, rendent encore plus illuſtre: c'eſt réconnoître en même tems la ſupériorité du goût, qui préſide aux ouvrages de V. A. R. que de mettre à ſes piéds, un eſſai dont elle a daigné agréer l'hommage. Cette circonſtance flatteuſe, dont l'idée ne s'effacera jamais de mon ſouvenir, & que l'admiration me retracera ſans ceſſe, comme l'objet le plus digne de l'exciter; ſeroit en effet pour moy le comble de la gloire: ſi elle étoit accompagnée du ſuffrage de V. A. R. Aſpirer juſques là, Madame, c'eſt le mouvement d'une ame ambitieuſe, qui deſire de le meriter: être aſſes heureux pour l'obtenir, ce ſeroit pour moi un triomphe, aux yeux de l'Europe littéraire; & le plus honorable de tous les titres, aux yeux de ma nation, qui ne met rien au deſſus de Vos talens, & de Vos vertus.

Je ſuis avec le plus profond Reſpect

MADAME,
de Vôtre Alteſſe Royale,

le très-humble & très-obéiſſant
Serviteur
le Chevalier de Cogollin.

Poëme.

Fille de l'Eternel! dont les clartés ſacrées,
Des enfans de la foi ſubſiſtent reverées;
Toi, qui nous as tracé les ſentiers glorieux,
Où l'ame avec tranſport s'élance vers les Cieux:

Source de ce bonheur, qu'accompagne la gloire,
Dans les combats toûjours ſûre de la victoire;
Mets moi ſous tes drapeaux ſainte Religion!
Ton divin bouclier fait ma protection.
Ta cauſe eſt mon parti, tes conquêtes mes charmes,
Tes ennemis les miens, tes preceptes mes armes.
Viens, terraſſe l'impie, aux remords condamné,
Dans ſon aveugle erreur, par orgueil obſtiné:
Triomphe des accens, dont la douceur l'enchante, *
De ces mondes formés de pouſſiere flottante: *
Sophiſmes, impuiſſans contre la verité,
Vierge engendrée au ſein de la Divinité.
Quoi? dit-il, dans l'accès de ſa rage effrenée:
J'exiſte! & je ne ſais, par quelle deſtinée?
Errant dans l'univers, & formé pour mourir,
Je ſens fermer mes yeux, quand je veux les ouvrir.
Un Dieu, (s'il en eſt un) ſi l'homme eſt ſon image,
Se fut il repenti d'avoir fait ſon ouvrage?
De la vie il n'eut point ſi tôt borné le cours!
Sujet à plus de maux, qu'on ne coule de jours.
Il n'eut point au peril expoſé ma foibleſſe:
Né pour aimer, eut-il condamné ma tendreſſe?
Pour vaincre il m'eut rendu maître de mes penchans,
Il eut fait les plaiſirs, moins vifs, & moins touchans.
Egale à nos beſoins, ſa bonté ſans meſure,
N'eut pas avec rigueur traité ſa creature.
A tous il eut fait part de ſes bienfaits divers:
Le plus fort n'auroit point envahi l'univers;

* * *Alluſion au Poëme de Lucrece.*

Et

Et pour le laboureur la terre une marâtre,
N'eut pas de ſon ſuplice été l'affreux Théatre.
Diſperſée envers tous, ſa liberalité,
Pour regle de ſes dons n'auroit que l'equité:
Et toûjours attentif à ne punir qu'en Pere,
Sa clemence mettroit un frein à ſa colere.
C'eſt toi, Religion! dont l'empire odieux,
Pour les faire haïr du foudre arma les Dieux:
Tu courbas les mortels ſous le joug de la crainte,
De ton ſceptre de fer fis regner la contrainte;
De nos ſenſibles cœurs genant la liberté,
Tu nous fis l'inſtrument de la neceſſité.
Oui, c'eſt toi! dont les mains ſaintement ſanguinaires,
Immolerent jadis, les freres, par les freres:
Lorſqu'un meurtre préſcrit, comme loi de l'état,
Des Enfans de Levi conſacra l'attentat.
Et du Ciel, tu prétens la fille être appellée?
Tu veux, que ta morale ait été révelée?
Que ton code ſacré, donné ſur Sinaï,
Au crédule Iſraël par la foudre ébloui,
Soit l'oracle, la loi, la volonté ſupreme;
Et qu'en les transgreſſant on outrage Dieu même!
Non: la nature parle, & tout cede à ſa voix:
D'elle ſeule un mortel doit recevoir des loix.
Pour le bonheur comman ſa ſanction divine,
Des organes du cœur tire ſon origine;
Son lien tendre, & ſûr, ſerre ſans revolter:
Loin de preſſer, il flatte, & ne ſait qu'inviter.

Aux beſoins des humains il rend l'ame ſenſible:
L'attrait eſt ce qu'on voit, la chaîne eſt inviſible;
Et cet heureux accord, des êtres differens,
Produit des biens réels, ſous des maux apparens.
La nature toûjours varie, avec conſtance,
Des hivers les frimats des moiſſons l'abondance;
Fait ravager les champs par l'aquilon fougueux,
Ou careſſer les fleurs par Zéphire amoureux:
Deſole nos guerets ſous l'urne des hyades,
Peint en émail nos près ſous celle de Najades:
Lorsque ſous les gémeaux les raïons bienfaiſans,
De l'aſtre qui nous luit: prodiguent les préſens.
Qu'au ſouffle du printems de la terre fanée,
Ceres ſe montre aux yeux, de gerbes couronnée,
Qu'on voit les champs flétris ſortir de leur langueur,
Et du ſein de la mort, rénaître la vigueur.
Athée! arrête, écoute, & je vais te confondre;
Ta bouche m'a dicté ce que je dois repondre:
Tu vois, dis tu, partout un ordre ſucceſſif,
Dans l'aride terrain tu vois un germe actif:
De la ſeve apprêtant la richeſſe feconde
Developper ſes ſucs pour en nourrir le monde:
Et tu pourrois nier qu'un être bienfaiteur,
De ce qu'il a crée ne ſoit conſervateur?
Quoi? la nature ſeule, aveugle, ſans puiſſance,
Pourroit elle étaler tant de magnificence?
Ne donner qu'à propos les biens dont tu jouis;
N'être qu'une marâtre, & te traiter en fils?

Si

Si pour la diriger une ſource inconnuë,
N'arroſoit nos ſillons des tréſors de la nuë:
Quand du ſein de l'orage, au milieu des éclairs,
Ces torrens ſuſpendus fondent du haut des airs;
Et de l'aſtre du jour ſi les feux ſecourables,
Ne meloient ſa chaleur, à ces eaux favorables:
Le hazard, Deïté, ſans yeux, & ſans deſſein;
Pourroit-il de la terre aller fouiller le ſein?
Mouvoir tous ces reſſorts, ces fibres, ces racines,
Que le grand ouvrier tient dans ſes mains divines?
Et qui, ſans un ſecours ſans ceſſe renaiſſant,
Languiroient dans les fers d'un cahos impuiſſant?
La nature, dis moi, ſans regle, ſans ſtatique,
Mettroit elle en ſa marche un ordre methodique?
Suivroit-elle des loix, qu'elle ne connoit pas?
Pour tracer l'écliptique, il falloit un compas:
Il falloit un niveau pour ſuſpendre la terre,
Pour fixer le ſoleil au deſſus du tonnerre;
Sur ſon cercle annuel, pour meſurer les tems;
De ſa ſphère il falloit regir les mouvements.
Lui fraïer dans ces Cieux une immenſe carriére,
Et le faire rouler dans un char de lumiere.
Eſt ce donc le hazard qui préſide à ſon cours?
Rend il les nuits d'hyver, plus longues que les jours,
Fait-il que le ſoleil entré dans l'écreviſſe,
Plus long tems de ſes feux nous éclaire au ſolſtice?
Que loin en apparence, en repos, de retour;
Tout germe pour éclore & mûrir tour à tour?
Et que ſous le belier, ainſi que la balance,
En automne, au Printems, l'Equinoxe commence?
D'où vient, que tout à coup un aſtre ſans clarté,
Sur le pere du jour répand l'obſcurité?

Et ſemble en l'éteignant au plus haut de ſa courſe,
De ſes feux nourriſſans vouloir tarir la ſource?
Eſt ce encor le hazard, qui varie, & produit
Les differens aſpects du flambeau de la nuit?
Ou la céleſte voix, qui ſur ces ſombres voiles,
Pour les faire briller, appelle les étoiles?
Qui fait du firmament retentir les concerts,
Et dit à l'ourſe, arrête! & fui le ſein des mers.
Quelle main les retient dans les bornes preſcrites;
Et marque à l'océan des ſables pour limites?
D'où vient, que vers le port guidant les matelots,
Il refluë avec eux, tout à coup ſur les flots?
Qui trace en traits de feu ſur la voute azurée
Cet arc étincelant donc je la vois parée?
D'atomes ſans couleur, ſeroit-il emané?
Ou l'auteur du ſoleil, l'a-t-il enluminé?
D'où ſe forme dans l'air ce brillant metéore,
Qui du Pole fait naître une nouvelle aurore?
Quel agent fait mouvoir ces corps demeſurés,
Attirans tour à tour, comme ils ſont attirés:
Et que le propre poids de leur orbe rapide,
Balance, & fait flotter dans l'océan du vuide?
D'où partent les raïons des aſtres menaçans?
Après leur période à nos yeux renaiſſans,
Eſt ce un être parfait, ou l'aveugle matiere;
Qui meut des élémens la maſſe toute entiere?
Forme t'elle l'accord, qui les fait s'entr'aider,
Et loin de ſe combattre, à l'envi ſe ceder?

L'ordre éclate partout, & ſa divine ſource,
Jusques dans les aſpics, a mis une reſſource.
Quoi? le concours fortuit de globules errans,
Dirigeroit le cours de nos ſucs differens,

Les

Les feroit circuler enſemble ſans ſe nuire?
Quel inviſible bras prend ſoin de les conduire?
Pourquoi tant de vaiſſeaux ſagement diviſés,
Epurent-ils le ſang dont ils ſont arroſés?
Et dans leurs fonctions aidés de ce fluide,
S'ouvrent-ils par reſſort à ſa courſe rapide?
Fit ce encor ce hazard, anarchique, incertain,
Qui de la Monarchie a conçu le deſſein?
Qui dans les mains des Rois met le ſort de la terre?
L'enrichit dans la paix, l'epuiſe par la guerre?*.
D'un Monarque abſolu modere le pouvoir,
Et de l'humanité fait ſon premier devoir?
Non! c'eſt d'un être Sage, & du ciel, qui nous aime;
Que nous viennent les Rois dignes du diadême:
Il fait regner en Save, un Maitre révéré,
Et de ſon peuple heureux, rend AUGUSTE adoré.
Il place à ſes côtés, une Reine ſublime,
De l'amour pour ſon Dieu, l'autel, & la victime;
Que la Religion a formé de ſes mains,
Sur le Thrône l'exemple, & l'appui des humains.
Il choiſit pour ce fils, digne de leur tendreſſe,
Dans le ſein des vertus une ILLUSTRE PRINCESSE,
Que les arts, les talens, reçurent au berceau;
Du genie, & du goût, l'oracle & le flambeau.
Il donne à Ses écrits, notre plus ſûr modele.
Pour des Portraits nouveaux, une grace nouvelle:
Il l'embraſe du feu des chantres inſpirés,
Lorſque la lyre en main, par des accens ſacrés,
Où l'ame reconnoit les accords prophetiques,
Sa muſe de David entonne les cantiques *.

* *Madame la Princeſſe Electorale a paraphraſé le* pſeaume Miſérere *en vers françois: Paraphraſe, que les Gedeaux, les Rouſſeaux, & les le Franc, avoient accueil-*

IX.

M. Franciſci Wokenii, Anleitung zur Teutſchen Poeſie, zum bequemen Gebrauch ſeiner Auditorum entworfen. (*)

Leipzig 1716. 8. 6. und einen halben Bogen.

Die edle Abſicht, welche ſich die Herren Verfaſſer der Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. bey ihren wohlgerathenen Bemühungen vorgeſetzet, und das geneigte Anerbieten, auch fremden Ausarbeitungen einen Platz zu gönnen, haben mich veranlaſſet, ihnen gegenwärtigen Aufſatz zu überſenden. Ich habe ſchon längſt gewünſchet, daß es ihnen gefallen möchte, eine ſo genaue Prüfung der Anweiſungen zur deutſchen Red- und Dichtkunſt vorzunehmen, als gerechte und ſtrenge Gerichte ſie über einige Exempel derſelben haben ergehen laſſen. Die Beſchaffenheit des Geſchmackes, der ſich in der Ausübung der Beredſamkeit und Poeſie zeiget, hat ohne Zweifel ihren Grund auch in der Einrichtung der Regeln: Zu deren geſchickten Abfaſſung deſto tiefere Einſicht, und gröſſere Behutſamkeit erfordert wird, je mehr die Natur ſelbſt an beyden Theil nimmt. Es iſt alſo kein Wunder, daß bisher ſo wenig deutſche Reden und Gedichte den Beyfall der Kenner davon getragen haben, da wir nicht eher im Stande geweſen ſind, den Lehrbegierigen dergleichen Anleitungen

(*) Dieſer Artikel iſt uns unlängſt von einem unbekannten Gönner zugeſchicket worden, den wir auch, ohne irgend einige Veränderung allhier einrücken.

N'eſt ce donc pas le ciel des Saxons protecteur,
Qui mit par ce preſent le comble à leur bonheur?
Aux rivages de l'Elbe, il fit prendre naiſſance,
A l'objet aujourd'hui l'idole de la France;
Que la Seine admira ſur ces bords fortunés,
Parés des nouveaux lis, qu'Elle nous a donnés.
C'eſt à des traits pareils de la Toute-puiſſance,
Qu'un cœur reconnoiſſant, bénit la providence.
Voilà du Createur les ſuprêmes bienfaits.
Les preſens du hazard ſont toujours imparfaits.
Mais, comment ce hazard puis-je le reconnoitre?
Eſt-il eſprit? matiere? eſt-il eſclave, où maitre?
Eſt ce un Dieu, le jouet de l'inſtabilité;
Dont l'eſſence eternelle eſt la fragilité?
Tel que ce globe vain, qui s'agite & s'envole;
Phenomene enchanteur de l'enfance frivole,
Où l'Echarpe d'Iris comme une Poiſſine reluit;
Que le ſouffle fait naître, & le ſouffle detruit.
Ce célebre Abderite, inventeur des Atomes,
Crût detruire les Dieux en abuſant les hommes:
Mais lui même endurci dans ſon impieté,
Laiſſe entrevoir pourtant l'aimable verité.
En vain, Lucréce en vain, par ſa douce harmonie;
De ſon guide trompeur fait briller le genie.
Diſciple renommé du chef qui le conduit,
Il prépare avec art, le poiſon qui te nuit.
L'immortel Polignac écraſe ce vipere;
Oppoſe à l'aconit, le ſimple ſalutaire:
T'offre pour te guerir le ſuc liberateur,
Arrache fierement le maſque à l'impoſteur,
Devoile à l'univers l'erreur de ſes maximes,
Te préſerve des fleurs qui couvrent des abimes.

Arbore

Arbore l'étandart de la Religion,
Preſſe le fanatiſme, & la Rebellion:
Pénétre les detours, de leur retraite obſcure,
Et la foudre à la main pulvériſe Epicure.
Tel ſur le bord du Nil, qui l'avoit reſpecté,
Le chef du peuple hébreu long tems perſecuté,
De ſa verge faiſant éclater les prodiges;
Des prêtres menſongers confondoit les preſtiges:
Et tel aux premiers traits, dont l'aurore reluit,
S'eclipſe cet oiſeau qui préſide à la nuit
C'eſt à ces traits divins, monument de ta gloire,
Que l'eſprit éclairé juge de ta victoire.
Sainte Religion! qui dois la remporter
Toi ſeule dignement tu peux la raconter:
Inſpire moi ces airs, le charme des oreilles,
Airs de triomphe, & ſeuls propres à ces merveilles.
A mes foibles accens, joins ta ſublime voix:
Viens! & de l'Eternel revendiquant les droits,
Diſſipe des mechans la ligue revoltée:
Tonne, frappe, foudroïe, extermine l'athée.
Montre lui, que ce Dieu qu'il oſe blaſphemer,
Eſt celui, dont le ſouffle a daigné l'animer;
Que c'eſt dans les tréſors d'une ſource divine,
Que l'eſprit qui nous meut a pris ſon origine:
Qu'entevelis encor, dans le ſein du repos,
Nos corps inexiſtans ſeroient dans le cahos:
Si la voix du tres haut en miracles feconde,
Du vuide, & du néant, n'eut fait naître le monde.
Prouve lui, que ce Dieu laiſſe à ma volonté,
L'empire de mon cœur & de ma liberté:

Que loin de la gener par d'étroites entraves,
Il crée des enfans, & non pas des eſclaves:
Que du mal qu'on evite, il nous laiſſe l'honneur,
Et du bien qu'on choiſit il fait notre bonheur:
Que ce dogme impoſteur protegé par la foudre,
Oracle que les tems n'ont pû reduire en poudre,
Malgré tous les efforts de tant de novateurs;
Subſiſte conſervé par nos perſecuteurs.
Montre lui les Baals écraſés ſous leurs temples;
Les Rois des nations frappés de ces exemples;
Prodiges dont le chêne à Dodone a gemi,
Sur ſon trepié briſé la Pythie a frémi;
Le jour que de Sion l'heureuſe renaiſſance,
Força Delphes vaincuë à garder le ſilence:
De tes preceptes ſaints montre lui la douceur,
Eſt ce la loi d'un Pere, ou bien d'un oppreſſeur?
Eſt ce pour nous ſauver, ſeroit ce pour nous nuire,
Qu'au flambeau de la foi ce Dieu veut nous conduire?
Vouloit-il abuter de l'encens des mortels,
Lorſqu'il fit à ſon culte exiger des autels?

Mais ce culte auſſi pur, auſſi ſaint que cet être,
L'homme enfant de l'erreur, pouvoit-il le connoître?
A le chercher, ſans guide, il ſe fut égaré,
Dieu pouvoit rendre ſeul l'holocauſte ſacré:
Et viſible en Horeb, ſur Bethel, à Solyme,
Marquer au ſceau du Ciel, le prêtre & la victime;
Seul allumer ce feu dans l'arche conſervé;
Des fureurs des gentils par miracle ſauvé:
Et qu'aux yeux d'Iſrael, tout à coup il fit luire;
Sorti de l'element, qui devoit le detruire *,

Il

* *Ce miracle eſt raporté Chap. 1. du Liv. 2. des Machabées.*

Il falloit de ce Dieu que les ſoins paternels,
Nous fuſſent confirmés par ſes dons ſolemnels;
Qu'à ſa gloire il bâtit lui même un ſanctuaire,
Pour y faire veiller notre ange tutélaire:
Notre eſpoir, notre aſyle, & notre ferme appui;
Et pour rendre ſon peuple, immortel comme lui.

III.

Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinn unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen und Alterthümern enthalten ſind. Mit Kupfern. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet, von Luiſen Adelg. Vict. Gottſchedinn. VIII. Theil. Leipz. 1754. verl. Joh. Paul Kraus in Wien. in gr. 8.

Ungeachtet wir von dem Inhalte dieſes Theils der akademiſchen Geſchichte, bereits nach dem Grundtexte, als er herausgekommen war, Nachricht gegeben: ſo müſſen wir doch auch von der deutſchen Ueberſetzung einige Meldung thun, womit die Fr. Prof. Gottſchedinn uns beſchenket hat. Damals erzählten wir nur die Abhandlungen und ihre Verfaſſer. Itzo wollen wir von den Anmerkungen etwas bekannt machen, womit dieſe Verdeutſchung bereichert worden; und von denen Leben berühmter Männer etwas beyfügen, die wir damals mit Stillſchweigen übergiengen. So werden denn unſre Leſer nicht klagen dörfen, daß ſie einerley zweymal leſen müſſen.

Was

Was die Anmerkungen betrifft, so findet man deren bey verschiedenen Artikeln dieses Bandes eine ziemliche Anzahl. Gleich der erste, welcher Betrachtungen über die Nutzbarkeit der schönen Wissenschaften, und über die Schwierigkeiten liefert, die der ausschließende Geschmack, welcher sich in Ansehung der Mathematik und Physik fest zu setzen scheint, nach sich zieht, ist von dem Herrn Prof. Gottsched mit einer guten Anzahl solcher Zusätze versehen worden. So wahr es ist, daß itzo in Frankreich und Brittannien alles auf die Physik und Mathematik erpicht ist: und so schädlich dieser herrschende Geschmack den andern Wissenschaften und Disciplinen werden muß; wenn er sich noch länger allein der muntern Köpfe bemeistern sollte: so wenig ist es doch rathsam, sich auch ganz allein auf die alte griechische und römische Litteratur zu legen; sie allein für die wahre Gelehrsamkeit zu halten, und die philosophischen und mathematischen Sachgelehrten in Verachtung zu bringen. Diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, hat der Herr P. G. in seinen Anmerkungen einen Wegweiser abgeben wollen: damit man weder der einen, noch der andern Art der Gelehrsamkeit zu nahe treten möchte.

Ferner da die Herrn Franzosen entweder so eitel, oder in den Verdiensten ihrer Nachbarn, um die schönen Wissenschaften und gelehrten Sprachen, so unerfahren sind, daß sie sich fast für die einzigen Widerhersteller derselben halten: so hat er ihnen hier ein wenig zurecht geholfen, und gezeiget; daß man in Deutschland eher griechisch gekonnt, als in Frank-

Frankreich; und es unmittelbar von den geflüchteten Griechen in Italien, nicht aber von den Franzosen gelernet; auch eher eigene inländische Lehrer des Griechischen gehabt, als in Paris. Eben das zeiget er von dem Lateine, welches gewiß sowohl in gebundner, als ungebundner Rede eher und besser bey uns, als von den Franzosen getrieben worden. Die mathematischen Studien sind nicht minder von den Deutschen eher hervorgesucht, und verbessert worden, als in Frankreich. Alles dieses beweist der Herr Pr. G. deutlich, und rettet dadurch die Ehre des Vaterlandes gegen unsre Nachbarn; die entweder Deutschlands Ehre nicht wissen, oder nicht wissen wollen. Eben so hält er in andern Stücken dem Verfasser des Artikels das Gleichgewicht, und hat überall zur Absicht, einer jeden Wissenschaft, und einem jeden Volke den gebührenden Werth und Vorzug zu lassen; keins aber ganz zu unterdrücken.

Bey dem III. Art. von der Fabel hat derselbe wiederum verschiedene gelehrte Zusätze gemachet. Z. E. a. d. 66 S. erkläret er den Unterscheid der äsopischen lehrreichen Thierfabeln, und der sybaritischen wollüstigen Erzählungen, die ohne Absicht zu lehren, nur belustigen sollen. A. d. 74sten giebt er einen Zusatz vom Pilpai, und Sendebar, einem Paare morgenländischer Fabeldichter; von welchem letztern er eine sehr alte lateinische Ausgabe beschreibt, die er selbst besitzet; imgleichen eines Herzogs von Wirtenberg deutsche Ausgabe von 1539 anzeiget. Auf der 76 S. zeiget er, daß die Fabel des Fontai-

ne

ne, vom Müller, seinem Sohne, und dem Esel; die auch Canitz, im Deutschen gegeben, nicht dem Widebram eigen sey, dessen Agaso beym Dornavius zu lesen ist: sondern, daß sie schon in einem ältern deutschen Fabeldichter, den er aus dem XIV. Jahrhunderte geschrieben besitzet, anzutreffen sey, und der sich in dem wolfenbüttelschen Mscpte Venerius von Riedenburg genennet hat. Er beschreibt auch noch ein seltenes Fabelbuch a. d. 78 sten S. das Dyalogus creaturarum moralizatus heißt, und auf der hochgräflichen bünauischen Bibliothek befindlich ist. Dabey zeiget er zugleich wider die göttingischen gelehrten Anzeigen, daß dieß Buch nichts weniger, als ein Reinke Fuchs sey.

Auf der 303 S. im XX. Artikel, führet der Herr P. G. von der Erfindung des Schießpulvers eine merkwürdige Stelle an; und auf der 310ten von der Päbstinn Johanna verschiedene, die vor der Reformation gedrucket worden. Auf der 312ten kömt noch etwas merkwürdigers, zumal für die preußischen Lande vor. Er untersuchet die Ursache, warum sich der Heringsfang, der in den ältesten Zeiten, an den preußischen Küsten gewesen, nachmals daselbst verlohren haben, und gar aus der Ostsee in die Nordsee gerathen seyn soll. Er ist selbst auf der Provinz Samland, die das preußische Seeufer ausmachet, gebohren und erzogen, und weis es, daß jährlich im Sommer, wenn die Holländer in der Nordsee auf den Heringsfang gehen, auch an der preußischen Küste eine Menge frischer Heringe gefangen werden. Allein weil die Fischer sie nicht zu

salzen

ſalzen wiſſen: ſo werden ſie nur friſch gegeſſen, und in die Städte um ein Spottgeld verkaufet. Er meynt alſo, wenn man nur die Zahl der Fiſcher vermehrete, und ſie die Kunſt, gut einzuſalzen, lehrete: ſo könnte daſelbſt eine unglaubliche Menge dieſer Fiſche gefangen werden, die dem Lande und dem Handel keinen geringen Vortheil bringen würden.

Da nun dergeſtalt die Heringe noch wirklich da vorhanden ſind: ſo fraget ſichs, wo doch der Wahn herrühre, der auch in alten Chroniken herrſchet, daß nämlich der Heringsfang ſich im XIII. Jahrh. daſelbſt verlohren habe? Er merket an, daß der deutſche Orden ſeit 1230, Preußen zu bezwingen geſuchet; aber damit nicht eher als 1255 fertig geworden, als König Ottokar aus Böhmen mit einem Heere von 60000 Mann ihm zu Hülfe gekommen; und ſonderlich dieſe Provinz Samland, die den Heringsfang allein hatte, überwunden. Weil nun die alten preußiſchen Einwohner, die mit dem Fiſchfange Beſcheid wußten, von den deutſchen Rittern faſt ganz ausgerottet wurden; die neuen Ankömmlinge aber, die aus andern deutſchen Landſchaften waren, ſich darauf nicht verſtunden: ſo geſchah es, daß ſich dieſer vortheilhafte Heringsfang verlohr. Dusburg berichtet daher aufs 1313 Jahr, daß dieß geſchehen ſey; ohne die Urſache davon anzuzeigen: die aber aus dem Haſſe beyder Völker gegen einander, leicht zu begreifen iſt. Der Herr P. G. meynet alſo, ein guter preußiſcher Cameraliſt, hätte in dieſem Lande noch ein ſchönes Feld vor ſich, ſich um ſein Vaterland und um den König verdient

zu machen; wenn er dem alten Vorurtheile zu Trotze, zeigte: daß die Heringe sich noch eben so häufig, als vormals an der preußischen Küste fangen ließen.

A. d. 332sten u. f. S. wird der französischen Mysteres gedacht: diese erkläret der Herr P. G. den Lesern, aus guten Nachrichten, als geistliche Schauspiele der Franzosen im XIV. und XV. ja noch im XVI. Jahrh. Hier sind lustige Sachen davon zu lesen; und er merket an, daß auch die ältesten deutschen Schauspiele niemals so toll und abgeschmackt gewesen, als die französischen. Das waren nun neue Zusätze der deutschen Ausgabe.

Von den beygefügten sehr merkwürdigen Leben vieler gelehrten Glieder dieser Gesellschaft, wollen wir auch eins und das andre beybringen, weil wir es damals nicht thun konnten.

Hr. Anton Lancelot war 1675. zu Paris gebohren. Er konnte im 7ten Jahre noch weder lesen noch deutlich reden; gleichwohl im 13ten schon predigen; und was das meiste war, in griechischer Sprache. Das macht, sein Vater war Verwalter der Brüderschaft vom heiligen Grabe: und diese läßt jährlich am Sonntage Quasimodogeniti, eine griechische Meße lesen, und eine griechische Predigt halten; nicht sowohl der Erbauung wegen, wie leicht zu denken ist; als die Gebräuche des gelobten Landes vorzustellen, wo alles griechisch zugeht. Die Predigt wird aber immer von Knaben gehalten: weil diese immer mehr griechisch können, als die Erwachsenen; sie ist auch sehr kurz, ob sie gleich gemei-

gemeiniglich dem Prediger eben ſo lang dünket, als den Zuhörern; auch insgemein von beyden gleich gut verſtanden wird. Er ſollte ein Geiſtlicher werden; wollte aber durchaus nicht, und lief ſeinem Vater zweymal davon, bis man ihm die Freyheit ließ, zu wählen was er wollte. u. ſ. w.

Herr von Sürbeck, deſſen Vater aus der Schweiz von Solothurn war, ſtudirte bey den P. P. des Oratorii, und war ſchon als ein Knab, ſo altklug und beſcheiden: daß man ihn den jungen Greis, (in Juventute ſenem) nannte. Als er im 15ten Jahre aus der Schule kam, gab man ihn bey einem Lehrer in die Koſt, wo man lauter deutſch ſprach, woſelbſt er in 18 Monathen dieſe Sprache ſo vollkommen begriff, daß nachmals bey der königlichen Schweizerleibwacht niemand beſſer deutſch redete, als er. Er ward nämlich ein Kriegsbefehlshaber, führte einen jungen Prinzen von Dombes, als Hofmeiſter nach Ungarn, in den Feldzug wider die Türken. Hernach fieng er an Münzen zu ſammlen, und erwarb ſich eine große Kenntniß davon ꝛc.

Der Abt Sevin war 1682 in Burgund gebohren. Sein Vater, ein Pfarrer, erzog ihn bis ins 10te Jahr. Ein andrer ließ ihm ſterbend, 1000 fr. Livres jährliche Einkünfte, die etwa 300 Thl. machen. Aus der Jeſuiterſchule kam er nach Paris, in die Gemeinſchaft der drey und dreyßiger, die Philoſophie und Theologie zu lernen. Hier ward er mit dem Herrn Fourmont bekannt, der mit ihm gleiche Neigung zur Litteratur hatte. Sie verſperreten

vorzulegen, als wir einem berühmten Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft ſeit einigen Jahren zu danken haben. Um ſo viel nöthiger aber ſcheinet es zu ſeyn, daß man durch gründliche Beurtheilung ſo wohl der mittelmäſſigen, als auch ſeichten und unzulänglichen Anleitungen, die Quellen entdecke, aus denen, wenn ich ſo reden darf, die Ströme der deutſchen Wohlredenheit und Poeſie ſo trübe gefloſſen ſind. Junge Leute würden daraus den Vortheil ſchöpfen, ſich in der Wahl eines Buches, ſo ſie zum Grunde legen wollen, nicht leicht zu vergehen; und eine gewiſſe Art überſichtiger Gelehrten, welche das Auf- und Abnehmen der Wiſſenſchaften öfters bloß, ich weis nicht was vor einem Geſchicke, oder genio ſaeculi, wie ſie in ihrer Sprache reden, zuſchreiben, würden ſehen, wie natürlich es zugehe, daß wir uns nicht eher, als ſeit weniger Zeit, den Wachsthum dieſer ſo genannten Künſte in Deutſchland haben verſprechen können.

Da ich mir jetzo die Freyheit nehme, ihnen eine kurze Abhandlung von einer ganz kleinen Poetic, nemlich von

M. Franciſci Wokenii, des Königl. *Gymnaſii* zu Neu-Stettin, jetzigen *Con-Rectoris*, Anleitung zur Teutſchen Poeſie, zum bequemen Gebrauch ſeiner *Auditorum* entworfen. Leipzig 1716. 8. 6 und einen halben Bogen.

zu überſchicken, werden ſie aus dem, was ich zuvor gedacht, leichtlich urtheilen können, warum meine Wahl auf ein Buch von der Art gefallen ſey. Es iſt aber auch nicht ohne zureichenden Grund geſchehen, daß ich eben dieſe Anleitung allen andern poetiſchen

Trich-

sich des Nachts mit einander, und studirten ganz andre Bücher, als man auf der Classe trieb. Das ward ihnen verbothen, und man trennte sie sehr weit von einander. Allein umsonst. Sie fanden sich doch zusammen; und endlich ward Sevin gar aus dem Collegio gethan: da ihn der Abt Boileau zu sich nahm. ꝛc. ꝛc.

Karl Rollin, war 1661 zu Paris gebohren. Sein Vater war ein Messerschmidt gewesen: und er sollte dieß Handwerk auch lernen, um seiner Mutter Nahrung zu verschaffen. Allein ein Benedictiner beredete selbige ihn studiren zu lassen; und verschaffte ihm eine bursam im Collegio der Achtzehner, wo er versorget war. Hier sieht man den Ursprung des Wortes Bursch, d. i. ein Stipendiat, ein Alumnus, der beym Studiren aus der öffentlichen Bursa, oder Börse freygehalten wird. Er zeigte plötzlich eine große Geschicklichkeit, und arbeitete in der Schule nicht nur seine eigenen, sondern auch vieler andern Uebungsschriften aus. Die vornehmsten Leute verlangten ihn zum Gesellen ihrer Kinder, die in eben die Schule giengen: und so oft er in der Classe König, oder Kaiser ward, welches oft geschah, mußte der kleine Rollin in den Kutschen über die Söhne der Excellenzen sitzen. ꝛc. ꝛc. Herr Rollin ward im 23ten Jahre Professor der Beredsamkeit, hernach etlichemal Rector der hohen Schule zu Paris, hielt etliche feyerliche Lobreden auf den König u. s. w. fieng aber erst in seinem 60sten Jahre an in seiner Muttersprache zu schreiben;

ben; da ſich denn jedermann verwunderte, daß er ſie ſo gut und richtig ſchrieb.

Der Abt Banier war 1673 gebohren. Dieß Leben iſt ſehr merkwürdig, doch wollen wir uns dabey nicht aufhalten, da wir es bey ſeinem Buche von den Fabeln der Alten auch ſchon leſen können.

Der Card. von Polignac iſt einer von den größten Staatsmännern der Franzoſen, der aber zugleich in den Wiſſenſchaften ſtark war, und ſich durch ſeinen Antilucretium, wider den alten epicuriſchen Dichter Lucrez, berühmt gemachet. Er war 1661 gebohren. Allein ſein Leben iſt viel zu weitläuftig, als daß wir es ins kurze ziehen könnten. Sein Antilucretius iſt auch bey uns mit Breitkopfiſchen Schriften wieder aufgelegt worden.

Der P. Montfaucon, iſt einer von den größten Alterthumskundigen dieſes Jahrhunderts geweſen. Er war 1655 in Languedoc gebohren, und ſagte kurz vor ſeinem Ende, als man ihn um ſein Alter befragte: In drey zehn Jahren, bin ich 100 Jahre alt. Er war in den letzten 50 Jahren ſeines Lebens gar nicht krank geweſen. Er hat ſoviel geſchrieben, daß er unermüdlich im Arbeiten geweſen ſeyn muß.

Der Baron de la Baſtie und der Abt Banduri, ſind zwar ſo berühmt nicht: doch ſind ihre Leben auch ſehr merkwürdig.

Der Card. Fleuri iſt mehr wie ein Staatsminiſter, als wie ein Gelehrter merkwürdig. Der Abt Bignon hat der Akademie und gelehrten Welt, zwar nicht mit Schriften, aber wohl ſonſt die wich-

tigſten Dienſte gethan. Herrn Chambers Leben machet den Schluß.

Kurz, dieſer Band der Geſchichte iſt, auch dieſer merkwürdigen Leben wegen, ſchon werth, geleſen und in beſonderm Werthe gehalten zu werden.

IV.

Adparatus litterarius, ubi Libri partim antiqui, partim rari recenſentur, collectus a Frid. Gotthilf Freytag, J. C. Tom. III. Lipſ. ex Offic. Weidm. 1755. in 8. 2 Alph. 7 Bog.

Die Aufmerkſamkeit auf alte und ſeltene Bücher wird heute zu Tage unter den Gelehrten, ſonderlich in Deutſchland, ſo groß, daß ihnen faſt gar nichts entwiſchet, was nur einigermaßen merkwürdig iſt. Hrn. Paſtor Vogts in Bremen, Hrn. Clements in Hannover, und unſers Hr.: Freytags Bemühungen ſind in dieſem Stücke ſo kennbar geworden, daß ſich aller Welt Augen auf ſie gerichtet haben.

Dieſer letztere gelehrte Bücherkenner liefert uns, nach ſeinen Analectis litterariis nun ſchon den III. Band ſeines Apparatus litterarii, oder gelehrten Vorraths alter und ſeltner Schriften. Welch eine Menge ſolcher merkwürdigen Stücke hält nicht derſelbe in ſich! Und ſollte man es nach Durchblätterung deſſelben wohl denken, daß es möglich ſey, noch einen vierten Band davon zu liefern? Gleichwohl verſpricht ſelbigen der Hr. Freytag in der Vorrede:

rede: und daß dieſe ſeine Arbeit guten Beyfall finde, zeiget ſich dadurch; weil er auch zu einer neuen und verbeſſerten Ausgabe ſeiner Analecten Hoffnung machet.

Den Anfang dieſes Bandes machet ein ſo erhabenes als ſeltnes Stück, einer durch ihren Stand und Geiſt gleich erhabenen Dichterinn. Der Titel heißt: Sentimens d'une ame penitente, ſur le Pſeaume Miſerere. Par Madame D***. traduits en vers in 4t. p. 100. Der Hr. Verf. bemerket, daß England den Horaz in Kupfer geſtochen aufzuweiſen hat, und damit ſtolziret; ſetzet ihm aber dieſes von deutſcher Hand gleichfalls durchgehends in Kupfer geſtochene Werk entgegen; welches auch ſeinem Inhalte nach weit wichtiger iſt. Es hält eine poetiſche Umſchreibung des 51ſten Pſalms in ſich; und der Hr. Verfaſſer giebt den 1ſten Vers davon zur Probe. Hätten wir nicht ſchon im VII. B. des neuen Bücherſ. der ſchön. W. und fr. K. ausführlicher davon gehandelt: ſo würden wir ſie auch hier anführen. Die hohe Verfaſſerinn hat ihren Namen auf dem Titelkupfer nur durch die im Schatten angedeuteten Buchſtaben M. A. R. P. E. angedeutet: wobey er es auch bewenden läßt, und nur anzeiget, daß Sachſen und Bayern gleichviel Ehre durch dieß herrliche Gedicht zugewachſen ſey. Der neueſten gedruckten Ausgabe thut der Hr. Verfaſſer gleichfalls Meldung; doch ohne zu ſagen, daß die Poeſie darinnen merklich verbeſſert worden. Die Seltenheit dieſer beyden Ausgaben iſt daher leicht zu ermeſſen; daß ſie nur als Geſchenke der durch-

lauchtigſten Verfaſſerinn in die Hände der Kenner und Liebhaber kommen, und in keinem Buchladen feil ſtehen. Wir haben das Glück, beyde zu beſitzen.

Auf der 8ten S. ſteht: Tractatus Dominici Mancini de paſſione Domini, davor hat M. Gregorius Konitz, eine kleine Vorrede ad Lectorem gemachet.

En Deus aſtripotens celſo deſcendit Olympo,
Deſtruat infernos mors ut acerba lacus.

Bey dieſem Gelehrten merket der Hr. Verf. daß er eigentlich M. Gregorius Bredekopf geheißen, aus dem preußiſchen Städtchen Konitz gebürtig geweſen, und im Anfange des XVI Jahrhunderts in Leipzig gelebet habe, auch 1529. geſtorben ſey. Hierzu hätte noch gemeldet werden können, daß er auch das Rectorat der hieſigen hohen Schule 1508. verwaltet hat; wie aus dem Verzeichniſſe der Leipziger Rectoren, welches 1709, beym dritten Jubelfeſte derſelben gedrucket worden, erhellet.

Auf der 11ten Seite ſind: Junioris Ludovici Pariſeti Theopœiæ L. VI. die 1550. zu Venedig, bey den Söhnen des Aldus gedruckt worden, angezeiget. Dieß iſt ein geiſtliches Gedicht in hexeiſchen Verſen über das I. Buch Moſis. Er hat ſelbiges an ſeinen Bruder Tolomæum gerichtet, und hebt ſo an:

Inceſſit jam dudum animum Tolomæe cupido,
Scribendi terræ & cœli primordia, reſque
Productas auctore Deo; & divina dierum

Sex

Sex opera: a cœptis autem deterruit ingens
Materiæ gravitas, ratioque abſcondita: quamvis
Nunc æque agnoſcam, nobis non eſſe patentes
Tánto oneri vires &c.

Nachdem er der heydniſchen Schriftſteller Meynungen von Urſprunge der Welt angeführet, entdecket er ſein Vorhaben, die moſaiſche nackte Erzählung in etwas zierlichern Worten auszuführen. Er iſt aber ſehr weitläuftig und matt; hat auch das Herz Miltons und ſeiner Nachfolger nicht gehabt, die Bibel mit ſeinen Fabeln zu verbrämen.

Hierauf folget eine ſogenannte Aegloga Hagnon. des Lucius Vigilius Jeſurbius; die der Herr V. ihrer Seltenheit wegen ganz einrücket. Des Joh. Baptiſta Mantuanus Opera omnia 1576. zu Antwerpen gedruckt, ſind hier mit vielen gelehrten Anmerkungen erläutert. Hierinn iſt unter andern merkwürdig, daß er den berufenen engliſchen Schwarzkünſtler Merlin, zu den Seligen in den Himmel ſetzet.

vitæ venerabilis olim
Vir fuit, & Vates venturi præſcius ævi,
Merlinius, Laris infando de ſemine cretus
Hic fatus infami coitu, pietate refulſit
Eximia, ſuperum factus poſt funera conſors.

Wer, nach der heutigen Art von Dichtern zu urtheilen, da man nur holprichte Verſe, ſchwindelnde Gedanken, und verwegene Ausdrücke für Merkmaale eines ächten Poeten hält, von dem Mantuan den Ausſpruch thun wollte; der würde ihn ſo

wenig, als den fließenden Catull, Tibull, Properz und Ovid, unter die Dichter rechnen; sondern sagen, er habe nur eine scandirte Prosa geschrieben. Denn was ist fließender und ungekünstelter, als sein Epitome vitæ ad posteritatem? Z. E.

O bona Posteritas, quam post mea fata relinquo,
Quæ fuerit vitæ perlege summa meæ &c.
Plurima perlegi, didici, docuique, nec ullum
Dum licuit studii tempus inane fuit. &c.
Plurima conscripsi, quæ si ventura probabunt
Sæcula, durabit nomen in orbe meum. u. s. w.

Wo ist hier der übersliegende Geist, der sich mit lauter halsbrechenden und auf Stelzen einhergehenden Einfällen und Worten verrath? Gleichwohl sind unsre Vorfahren so blind gewesen, ihn für einen Dichter zuhalten.

Helii Eobani Hessi Epistolarum familiarium L. XII. Marburgi Cattorum 1545, in fol. 3. Alph. pl. 40. ist eine seltene Ausgabe, die Draconites besorget haben soll. In diesen Briefen ist sonderlich zu merken, daß der treffliche Dichter immer über seine Armuth und elenden Umstände klaget. Die Liebhaber der lateinischen Musen waren also damals nicht glücklicher, und fanden keine grössere Beförderer, als itzo. Er will einmal seine Uebersetzung Homers verkaufen, und zwar aus Noth. Da heißt es: quoniam eo ingenia nostra adiguntur indignitatis, ut vigilias nostras, hoc est, non tam libros, quam liberos nostros vendere *prae inopia*, cogamur, & nondum pudet ejus rei nostros principes.

Dar-

Daraus beurtheile man, was uns einige von den goldenen Zeiten der damaligen Musen vorschwatzen. Ein andermal schreibt er: Vale, e nostro museo homerico, hoc est pæne mendico, sed tamen poetico; und wiederum: famæ studens, vix famem a me meisque depello. Das schrieb er, als er zu Marburg lebte, und jährlich 150 Fl. haben sollte: weswegen er noch Landgraf Philipps Freygebigkeit lobte; und die Thüringer, die er verlassen hatte, cratlos, stupidissimosque ventres schalt. Zu Erfurt, und hernach zu Nürnberg hat er eben so armselig gelebet, und sich mit bitten und betteln behelfen müssen. Sollte man hier nicht sagen:

I nunc & versus tecum meditare canoros!

Oder heißt es vielmehr mit dem Hrn. Regierungsrath Lichtwehr, in seiner schönen Fabel vom Hänfling:

Der Vorsicht Weisheit zeiget sich,
Vom kleinsten Wesen bis zum größten.
Sie nährt die Dichter kümmerlich:
Warum? Dann singen sie am besten!

Joachim Camerarius hat 1568. eine Sammlung von Briefen gelehrter Leute, zu Leipzig bey Joh. Rhamba drucken lassen; darinn viel merkwürdige Stücke stehen. Dieß ist ein seltenes Stück.

M. Terentius Varro, de Lingua Latina, die römische Ausgabe von 1557. in 8. und die ligurische vom Gryphius von 1563. ist gleichfalls selten anzutreffen.

Nach vielen andern lateinischen Schriftstellern ist auch ein Quintilian den Raphael Regius zu Venedig 1512. in Fol. ans Licht gestellet. Burmann hat bey seiner Ausgabe, einen Fehler in Anführung derselben begangen.

Die Orakel der Sibyllen, die zu Paris 1599. in groß 8v. gedruckt sind, pflegen selten vorzukommen; und werden hier genau beschrieben.

Das Directorium humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum sapientum, in fol. 82 Blätter stark, ohne Benennung des Ortes und Buchdruckers, welches dem Hrn. Verfasser, nebst einigen andern seltenen Stücken seines Büchervorraths, Hr. Prof. Gottsched allhier mitgetheilet, hat derselbe sehr ausführlich beschrieben. Dieß Buch hat nächst der Bibel, das Glück gehabt, in die meisten Sprachen übersetzet zu werden. Es ist in Indien geschrieben, sodann ins Persische, Syrische, Arabische, Hebräische, Griechische, Türkische, Lateinische, Deutsche, und fast alle heutige Sprachen gebracht worden. Die Gelehrten, die davon geredet, selbst den belesenen Huet nicht ausgenommen, haben viele Fehler dabey begangen. Es ist mit sehr alten Holzschnitten bey jeder Fabel gezieret, und wie der Hr. Verf. meynet, in Deutschland gedrucket. In der lateinischen Uebersetzung heißt es: Belile & Dimne; und über der 2ten Vorrede heißt es:

Pro Sapientibus & insulsis liber hic factus est.

Berozias, des Königs in Persien, Anastres Cabri Leibarzt, findet dieß Buch in Indien, als er von sei-

ſeinem Herrn geſchicket war, eine Arzney zu ſuchen, die unſterblich machte. Er überſetzet es ins Perſiſche, und bringet es ſeinem Könige zurück. Es ſind aber lauter Fabeln und Erzählungen, die mit dem Pilpai viel Aehnlichkeit haben. Es enthält XVII. Capitel, deren letztes ſich mit den Worten endiget: Explicit liber parabolarum antiquorum Sapientum: weiter nichts. Dieſe Ueberſetzung hat Johannes de Capua gemachet, und nach dieſer ſind die neuern lateiniſchen, deutſchen, italieniſchen und ſpaniſchen verfertiget worden. Die deutſche hat Herzog **Eberhard** I. gemachet, oder machen laſſen. **Martin Cruſius** in Annal. Suev. ſaget, dieſer Herr habe ein Buch: de aulica vita, deutſch geſchrieben, mit der Ueberſchrift: de dictis Sapientum, welches lateiniſch und italieniſch überſetzet worden. Er hat ſich aber theils darinn geirret, daß er es für ein deutſch Original gehalten; theils, daß es aus dem Deutſchen in andre Sprachen gebracht worden. Wenn er aber an den Rand geſetzet: **Reinart Fuchs** Regnart: ſo ſieht man, er habe geglaubet, der Herzog ſey Urheber des bekannten Buches, Reineke der Fuchs, geweſen: welches doch **Heinrichen von Alkmar** zum Verfaſſer gehabt. Die erſte deutſche Ausgabe iſt die, ſo zu Ulm 1483. Leonhard Holle gedruckt hat. Sie führet den Titel: **Beyſpiel der alten Weiſen von Geſchlechte zu Geſchlechte**, mit 125 Figuren. S. Schelhorns Amœnitates litter. T. III. p. 135. **Seb. Gottfr. Stark** erzählet alle deutſche Ausgaben davon, hat aber doch die Straßburger bey Jak. Frölichen 1539.

und

Trichtern, Vers- oder Reimkünsten, poetischen Tafeln, Kunst- und Grundrichtigen Einleitungen, vierstuffigten Lehrbahnen, Wegweisern, wohlgebahnten Wegen zur deutschen Poesie, u. d. m. vorgezogen habe. Der Verfasser derselben nennet sich in der kurzen Vorrede, welche gewiß in der Hitze geschrieben zu seyn scheinet, einen Poeten. Dieser treffliche Name machte mir gleich Lust zum Werkchen selbst, und die sichere Hoffnung, darinn etwas besonders anzutreffen. Ich muß gestehen, daß ich wirklich viel mehr poetische Seltenheiten beysammen gefunden habe, als ich in einer Schrift vom 16ten Jahre dieses Jahrhunderts vermuthen konnte. Uberdem sind mir diejenigen Werke der Gelehrten allezeit vor andern überaus angenehm gewesen, in denen das sonderbare weder gar zu versteckt, noch dergestalt vorgetragen ist, daß man in desselben Beurtheilung leicht verstossen kan. Das vorhabende Büchlein, das ich wegen dieser Vorzüge mit Recht ein Meisterstück nennen darf, hat sich deshalben bey mir vor andern beliebt gemacht. Dasjenige, wodurch es sich von gemeinen Schriften unterscheidet, fällt so fort auf allen Blättern in die Augen: Und eine blosse Erzehlung des Inhalts desselben kan die Stelle des richtigsten Urtheils von seinem Werthe vertreten. Dieses kommt mir jetzo ungemein wohl zu statten, da ich nicht die Ehre habe, von dem Herrn Conrector, der mir ganz unbekannt ist, um ein Urtheil über seine Blätter ersuchet zu seyn. Man kan es aber fast nicht ohne Bewegung lesen, wie gar abgeneigt er allen Urtheilen sey, welche er nicht selbst verlanget hat. Die Vergleichung, so er hierbey machet, zeuget

und die von 1545. beyde in Fol. nicht angemerket, die in der Stollischen Bibliothek, T. I. p. 205. anzutreffen sind.

Dieses mag zu einem Vorschmacke des vielen Guten dienen, welches der Hr. Verf. in diesem III. Bande geleistet hat. Denn man kann leicht denken, daß es nicht möglich ist, auch nur den hundertsten Theil desjenigen zu melden, was hierinn Gelehrtes und Gutes vorkömmt. Solche Männer sollten zu großen Bibliotheken, als Aufseher derselben befördert werden: weil ihre Bücherkenntniß ins Große geht; und den Werth der verschiedenen Werke nach allen ihren Umständen zu beurtheilen weis.

Weil nun der Hr. Freytag auch öfters beyläufig von verschiedenen deutschen Alterthümern angemerket und bekannter zu machen gesuchet hat: so hat die hiesige Gesellschaft der freyen Künste nicht umhin gekonnt, ihn unter die Anzahl ihrer abwesenden Mitglieder aufzunehmen: theils um ihm wegen solcher Bemühungen eine Erkenntlichkeit zu zeigen; theils ihn zu mehrern solchen Untersuchungen die deutsche Litteratur betreffend, aufzumuntern. Vielleicht liefert er derselben künftig auch zu ihren Sammlungen, einige gelehrte Beyträge, dadurch die Ehre der deutschen Nation befördert werden kann; welches der hauptsächliche Zweck ihrer Bemühungen ist.

V.

M. Christian Gottfried Derlings,

Nachahmungen edler Dichter, sammt einigen vermischten Schriften. Vierter Versuch. Leipzig bey Stopfeln 1755. 6 Bogen in gr. 8.

Der Herr Rector Derling fährt fort, durch seine artigen Schriften, die Liebhaber witziger Stücke zu vergnügen, und hat diesen IV. Versuch der Fr. Prof. Gottschedinn alhier gewidmet. Wir wollen die sämmtlichen darinn befindlichen Stücke namhaft machen; so dann aber, den Lesern eine Lust zu allen zu erwecken, eins davon zur Probe einrücken. Dieses wird die Stärke des Herrn Verfassers in Gedanken und Ausdrücken besser, als viele Lobsprüche begreiflich machen, die vieleicht einigen in diesem Falle verdächtig scheinen möchten. Wir hüten uns nämlich vor nichts so sorgfältig, als vor dem Verluste des Vertrauens unsrer Leser.

Das I. St. ist der hippokratische Brautmerb, ein Sonnet, aus dem Boileau. 2) Der Brillenverkäufer, eine Erzählung. 3) Abschiedsgruß, an einen nach den unbekannten Inseln abschiffenden Einsiedler; nach dem französischen des Racine. 4) Die verschiedene Berechnung des menschlichen Alters aus Ovens X. B. 68 Sinng. 5) Der ewige Krieg unter den Ständen und Ordnungen der Welt, ein freyes Scherzgedicht. 6) Die Verkehrtheit des Schicksals. 7) Die Geduld. 8) Die Eigenschaft eines

eines groſsen Geiſtes, ein Sinngedicht Peliſſons. 9) Der Spiegel, ein Sinngedicht. 10) Die Unvergnügſamkeit des menſchlichen Herzens, nach Martials XII. B. 10 Sinngedicht. 11) Die Genügſamkeit, nach Cornelius Liens holländiſchem. 12) Stachelgedicht auf den Kaiſer Nero. 13) Die praleriſche Ruhmredigkeit. 14) Auszug aus Franz Merkurs von Helmont kleinern philoſophiſchen Werken. 15) Das Uebrige von des groſs-kleinungiſchen Kirchners Todtenliſte. 16) Beantwortung der Frage: wie ſollen Dichter einen groſsen Geiſt verrathen? 17) Auszug eines Klagſchreibens über den Tod Herrn Friedrichs von Hagedorn.

Von allen dieſen Stücken zeiget unſers Erachtens keins die Stärke des Herrn Verfaſſers ſo deutlich, als das 16te. Und weil ſelbiges zu unſern Zeiten nicht genug geleſen und erwogen werden kann: ſo wollen wir es unſern Leſern zur Erbauung ganz einrücken. Es iſt eine glückliche Nachahmung des lucianiſchen Ῥητόρων Διδάσκαλος.

Beantwortung der Frage:

Wie ſollen Dichter einen groſsen Geiſt verrathen?

Geſchätzter Freund!

Keiner andern Urſache, als Ihrer faſt uneingeſchränkten Begierde, ein Dichter vom erſten Range dermaleinſt zu werden, haben Sie es beyzumeſſen, daſs ich Ihre erhebliche Frage: Wie ſollen

ſollen Dichter ihren groſſen Geiſt verrathen? ſo willfährig und ſchnelle auflöſe. Einem Unwiſſendern, als Ihnen, würde ich bloßerdings geantwortet haben: daß er ſich und mir mit ſolchen Unerforſchlichkeiten nichts ſollte zu ſchaffen machen. Ihnen aber, als einem der Dichtkunſt Befliſſenen, und vieljährigen Leſer unſerer beſten Poeten, muß ich ein wenig anders begegnen; und zwar alſo, daß ich Ihrer Anforderung genugthue. Irre ich, oder wollen Sie von mir belehret ſeyn: Wie Dichter die Größe ihres Geiſtes offenbaren, und die inwendige Herrlichkeit ihrer wortſchwangern Phantaſie, und die behenden Schläge ihrer poetiſchen Ader ſichtbar machen ſollen? Sie ſcheinen mir alſo zu fragen: und ihre Fraze iſt beantwortlicher, als Sie vieleicht gedenken. Ich ſetze voraus, daß Sie einen groſſen Geiſt haben. Denn wäre dieſes nicht, woher wolten Sie ihn bekommen? Wie könnten Sie ihn, wenn er nicht vorhanden wäre, jemals offenbaren, oder ein rühmlicher Verräther deſſelben werden? Vorausgeſetzt alſo, daß Sie in ſich einen groſſen Geiſt befinden, (wofür Sie dem guten Geſtirne, unter welchem Sie gebohren ſind, zu danken nicht vergeſſen werden,) liegt mir nur ob, zu beſtimmen: auf welche Weiſe ſie deſſen herrliches Daſeyn, in allen Werken, die Ihr ſchöpferiſcher Dichtgeiſt hervorzubringen ſich entſchließt, am beſten offenbaren können. Das will ich Ihnen itzt, mit ungemeiner Aufrichtigkeit, und weil es zu Ihrem Vortheile dienet, unverholen ſagen. Denn ob ich mich gleich ſelbſt in Gedanken unter die Rotte kleiner Geiſter

ver-

verweiſen muß: ſo bin ich doch fähig, ihr Wegweiſer nach dem Parnaß zu ſeyn; als den ich ſehr oft beſucht, aber vor meine Perſon unerſteiglich befunden habe. Vielleicht gelingt es Ihnen, wenn Sie große Schritte thun wollen, einem ermattenden Dichter, der auf einer nur mäßigen Höhe dieſes Berges ſtillſteht, die Palmen vorzugreifen.

Mein junger Herr! ich bin ihr Aufmunterer zu dieſem verwägenen, aber ehrbringenden Unternehmen. Vertrauen ſie nur meiner Zuſage: es wird, es ſoll ihnen, ſo Apollo will, gelingen! Allein bevor wir unſre Wanderſchaft nach dem Muſenberge wirklich antreten, iſt es hoch von nöthen, daß Sie einige regelmäßige Vorſchriften, die ich itzt geben will, auswendig lernen, und ſie in gefliſſentliche Uebung bringen. Dieſe meine Kunſtregeln trügen nicht. Wer ſie mit ſtrenger Folgſamkeit beobachtet, von dem wird alle Welt bekennen: daß er einen großen Geiſt und übermenſchlichen Verſtand beſitze, ja daß vielmehr, durch eine wunderbare Wiederkehr der Geiſter, die Seele des vergötterten Horaz in ihn gefahren ſey. Weil aber dieſe Kunſtregeln von allgemeinem Gebrauche ſind, ſo erlauben Sie mir gütigſt, daß ich mich von Ihnen, dem ſie gleichwohl zunächſt gewidmet bleiben, gleichſam abkehren, und diejenigen, welchen ich ſie, außer Ihnen, empfehlen will, in der Zahl der Vielheit anreden dürfe.

I. Ihr befliſſenen Dichter, wollet ihr als große Geiſter betrachtet werden, ſo fahret ſchnell in die Höhe, entſteiget der Erde, verſetzt euch über den Wolkenhimmel, ſtiftet dort oben einen Bund und

Ver-

Verbrüderung mit der Geiſterwelt. Das iſt das wahrhaftige Mittel zur Erlernung der Götterſprache: und durch einen ſolchen erſtaunlichen Schwung hat Homer, nebſt ſeinem Gefolge, die Sterne glücklich überſchritten. Dieſe poetiſche Himmelfahrt, oder wie man es ſonſt heißen will, iſt keine ſo fürchterliche und halsbrechende Sache, als manche wähnen, indem ſie nur mit dem Geiſte verrichtet wird, und der Körper dahinten bleibt. Sie iſt aber auch eine Zielung der Seele nach dem oberſten Puncte und eine Hinzunahung zum Sitze aller Vollkommenheit; daher alle, die ſich von dem dichtenden Pöbel ſattſam unterſcheiden wollen, dieſe Auffahrt anzuſtellen nöthig haben. Ein recht edler Dichter, ein Schöpfer der Gedanken, muß der nicht

= = = Uraniſch und ätheriſch,
Voll Gottheit, voll Olymp, umſtirnt mit Wahrheit ſeyn?
von Hagedorn.

Ich ſetze hinzu:

Glanz ſtreuen, wie der Mond, im wolkenloſen Schein?

Wer will mir das verneinen? Die Erſteigung des Helikons, die Erkletterung des Parnaſſes, iſt viel zu kriechend. Bis zur Sonne, muß der Aufſchwung in Gedanken fortgeſetzet werden! Billig ſolltet ihr alles, was ihr in gebundener Rede zu verfaſſen gedenket, mit dieſen oder ähnlichen Zeilen anfahen:

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Schwing ich mich himmelan, und dichte.

Ja, lieben Leute,

Wär es auch nur ein Gedicht von der Kunst Toback zu rauchen,
Müsset ihr zuvor den Kiel in der Sonne Flammen tauchen. *Ipse dixi.*

Den Himmel selbst, müsset ihr so lange ausharrend anrufen, und flehentlich bestürmen, bis er sich über euch aufthut, und euer Dichterhaupt unmittelbar bestralet.

Iamque tibi, vates, caelum sublime patebit!

II. Worte, die vom Himmel herabgesprochen oder aus der neuen Welt hergeholet zu seyn scheinen; Worte deren Sinn dem halben Deutschlande unerforschlich ist; Worte, die nicht allein von dem besten Schrot und Korne, sondern auch auf dem fleischernen Amboße eures Herzens also abgehämmert sind, daß sie, wie Juvenal Sat. 7. es von euch fodert, den Schaumünzen vom feinsten Gepräge gleich kommen; machen die wesentliche Schönheit eines Gedichts aus, dessen Verfertiger ein großer Geist will benannt seyn. Es ist nicht genug, daß ihr wohlgewählte und geschmackvolle Ausdrücke, die der Mund des Pöbels nicht entweihet hat, überall anbringet: nein, ihr müsset selbst, (wenn es gleich den stärksten Angriff der Seele und die blutigsten Nagelbisse allen Fingern kostete,) ihr müsset selbst Worterschaffer werden. O harte Foderung! O Befehl von unmöglicher Erfüllung! werdet ihr alle beym Lesen dieser Vorschrift ausrufen. Ein Worterfinder seyn, und also etwas Ungesagtes zu sagen wissen,

wiſſen, mag allerdings, ich bekenne es, für ein Wunderwerk des Geiſtes angeſehen werden. Aber es iſt dennoch eine leicht erwerbliche Vollkommenheit. Zudem reicht es ſchon hin, wenn nur einige unerhörte Wörter in einem Gedichte prangen; und das Uebrige entweder auf genugſam langen Stelzen oder auf wohlgeſtiefelten Füßen, einhergehet. Ein ausgelernter Meiſter in dieſer geſtiefelten Schreibart, war, außer dem Lipſius, der von den Gelehrten ſeiner Zeit abgöttiſch verehrte Joſeph Scaliger: ein Mann, den ich nicht genug bewundern kann, und der mir ſtatt alles gelehrten Unterrichts dienet; ob ich gleich manche Stellen aus ſeinen Büchern bis auf den heutigen Tag nicht ſattſam verſtehe. Seine Ueberſetzung der Geſänge des Orpheus, und noch mehr des Lykophrons, weiſen hin und wieder ſolche dunkle Stellen auf, als die Urſchriften ſelbſt enthalten. Ich will davon aus dem überſetzten Orpheus *) nur eine kleine und leichte Probe geben, die gleichwohl manchem Schulregierer, wenn er ſie ſtehendes Fußes erklären ſollte, centnerſchwer zu verdeutſchen fallen mögte:

Liberum ego veneror, crepericrepum ſatuantem,
Cinctum ** ederis, taurifrontem, Mamertium amœnum,
Bajum.

* S. 183. nach Eſchenbachs Ausgabe zu Utrecht im 1689. Jahre. Am Ende lieſet man: Vertebat Joſephus Scaliger intra quinque dierum ſpatium. Derjenige ſoll mir ein anderer Scaliger heißen, welcher ebenfalls in fünf Tagen eine deutſche Ueberſetzung des Orpheus, anfangen und endigen wird.

** H non eſt litera.

Bajule, trime parter: vellifrondem, vulgerentem,
u. ſ. w. *

Ruhmbegierige Dichter, haben darauf zu ſinnen, wie ſie dergleichen hohe Schreibart, die aus weitgeſuchten und an einander gekettelten Worten beſtehen muß, auch in unſere Mutterſprache einweben mögen. Jedoch bedarf es der Mühe nicht, daß ſie in jede Zeile ein ſolches glanzvolles, ausgeklaubtes und oft unerfindſames Wort einzuflechten, ſich mühſam beſtrebten. Es iſt genug, mehr als genug! wenn nur die Eingangsworte, nebſt dem Beſchluſſe, etwas befremdlich und hochgetrieben ſcheinen. Von dieſer preiswürdigen Art iſt mir jüngſthin ein Wunſchgedicht zum bevorſtehenden neuen Jahre, an einen gewiſſen adelichen Schloßverwalter, zu Geſicht gekommen, deſſen Anfang dieſer iſt:

Phönix des Staats, du unmittelbarer Gehülfe des Engels,
Der als Schutzgeiſt des Landes, mit wacher Beſchirmung,
u. ſ. f.

Ich ſage dem Herrn Verfaſſer dieſes Neujahrswunſches, ſein gutes Schickſal vorher. Es wird der hohe Schloßverwalter ſich alſo gegen ihn heraus laſſen: **Der Herr hat ſein Gedicht wohl gemacht, recht ſehr wohl gemacht!**

III. Die

* Billige Leſer, werden dieſes nicht als eine Verkleinerung des großen Scaligers ausdeuten. Ich zeige nur damit an, wie viel nichtige Mühe es koſte, einen Gelehrten zu verſtehen, der manche räthſelhafte Stellen aus uralten griechiſchen und römiſchen Dichtern, aus eigenſinniger Vielwiſſenheit, nie anders, als dem genauen Wortverſtande nach, überſetzen will, und alſo eine Dunkelheit mit der andern verwechſelt.

III. Die der Vergänglichkeit Trutz biethenden Werke der alten griechiſchen und lateiniſchen Dichter, ſind das ſchönſte Vorbild der Nachahmung und der eigentliche Wetzſtein des Verſtandes, für alle Dichter der heutigen Welt. So grundrichtig und unvergeßlich dieſe Regel iſt, ſo ſehr gräme ich mich darüber, daß nur wenige ſich nach dieſer güldenen Regel gehörig zu richten wiſſen. Man höre mir zu. Nachahmen, heißt nicht, aus den maleriſchen Worten jener unvergleichlichen Poeten und Naturſchilderer, ſich ein ganzes Gemälde in Gedanken bereiten, und daſſelbe hernach mit einer meiſterhaften Hand, in einer, (wenn mir alſo zu reden vergönnet iſt,) in einer etwas verheutigten Geſtalt, und mit neuem Anſtriche der Farben, auf dem Papiere ſichtbar machen. Nein, es heißt vielmehr: die Eigenheiten (Idiotiſmos,) der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hervorſuchen, und ſie uns in einer buchſtäblichen Ueberſetzung mittheilen, damit wir algemach deutſche Griechen, oder allemanniſche Lateiner werden, ſo wie es ſchon genug deutſche Franzoſen und Britten giebt. Ja fürwahr, das letztere allein mag eine geſchickte Nachahmung heißen. Ich will davon einige kleine Proben liefern.

Bey den Griechen war nichts gemeiner, als dieſes Sprüchwort: Κακου κοραξ κακον ωον. Ein guter Nachahmer, wird ſich eben deſſelben Sprüchworts ungefehr alſo bedienen:

Du Geſcholtner! Du Verhaßter!
Wohnten dir nicht alle Laſter
Schon im Mutterleibe bey?
Böſer Raben böſes Ey!

ſo gewiß von ſeinem feurigen Witze, und die ganze Stelle, darinn ſie vorkömmt, enthält ſo viel ſinnreiche und erhabene Ausdrückungen, daß ich ſie, zum Vergnügen der Leſer, unverändert herſetzen, und zugleich eine Probe von der ungebundenen Schreibart des Verfaſſers geben will: Findet jemand, ſind ſeine Worte, in dieſen Blättern ſo etwas; welches er, nach Art der alten Weiber, nicht ohne unerbetene Cenſur vor beygehen kann; So ſey er zugleich verſichert, daß der Verfertiger ſchon von ſelbſt gewuſt, daß die Tadelſucht ſich an nichts mehr, als an Verſen, reibe, und daß auch nichts leichters ſey, als daß einem Poeten ein Wort aus der Feder flieſſe, mit welchem ſich der Neid ſchmücken könne, ꝛc. Weil ich nun überdem zu gutem Glück kein Liebhaber von ſolchem Schmuck bin, den Herrn Conrector auch um nichts beneide, ſo faſſe ich den Vorſatz deſto leichter, mich aller Urtheile, oder unerbetenen Cenſuren, ſo viel möglich iſt, zu enthalten. Sollte aber dennoch zuweilen, wieder meinen Willen, ein Urtheil vorkommen, ſo muß ich es mir gefallen laſſen, wenn es meine Leſer vor eine menſchliche Schwachheit halten, welche uns bey unſern beſten Entſchlieſſungen öffters übereilet.

Doch verſichere ich hierbey noch dieſes, daß ich mit den ſpitzigen Mückenſaugern übel zufrieden ſeyn würde, welche nach ihrer bekannten Bosheit die unſchuldige Vorſtellung deſſen, was in dieſer Schrift ausnehmend iſt, vor eine Entdeckung ſo vieler Fehler halten wollten. Ihnen kan ja nicht unbewuſt ſeyn, daß, nach dem gemeinen Ausſpruch der Wohlgeſinnten, ein Unternehmen mit Unrecht getadelt werde, dabey man

gute

Und wer begreift nicht, daß z. E. uranische Ideen, besser klingt, als himmlische Gedanken?

Jedoch was gedenke ich der halbvergessenen und den Zungen so vieler Leute, die einen öffentlichen Anspruch auf die Gelehrsamkeit und den poetischen Lorberkranz machen, fast unaussprechlich gewordenen griechischen Sprache? Ich wende mich vielmehr zu der lateinischen, welche noch itzt die Ehre hat, die gelehrte Sprache zu heißen. Will nun jemand ein großer Dichter werden, so muß er sich in der wörtlichen Uebersetzung solcher Redensarten, die vor langen Jahrhunderten in Rom, dem Kleinode der Welt, üblich waren, und die anitzt jedermann für ausländisch hält, unverdrossen üben*. Er muß in dieser gelehrten Absicht alle Steine bewegen, (omnem lapidem movere,) bis sie ihm, wie dem Orpheus die abfällig gewordenen Felsenstücken, entgegenrollen. Diese Mühe zu erleichtern, gebe ich hier einige faßliche Exempel. Derjenige, welchen wir in unsrer Muttersprache einen hellsichtigen Kopf oder feinen Geist zu nennen pflegen, heißt in der gelehrten Sprache, emunctae naris homo. Daraus erwächst dieser nicht gemeine Lobspruch:

Heiterer Denker, du Mann von ausgeschnobener Nasen!

Eru-

* Ich selbst, habe einmal eine solche Hoheit des Ausdrucks angebracht, und zwar im gegenwärtigen Versuche, in der Abschilderung der praleriſchen Ruhmredigkeit, da es heißt: Er ist, soll mans ihm glauben? Der weißen Hennen Kind. Jedoch es ist daselbst nur um der guten Nachahmung willen geschehen.

Eructat ſonantia verba, ſprechen die Lateiner von einem Pralſüchtigen. Wie ſchön läßt ſich das alſo ausdrücken:

Hört, wie der Aufgeblähte nur ſchallende Worte hervorrülpſt:

Schmäucheln, heißt beym Cicero und ſonſt: auribus alicujus inſervire, jemandes Ohren gefällige Dienſte leiſten. Ein deutſcher Tullius, der ſeine Dichterey ſo gut zu verſtehen meynet, als Cicero, beliebe daher zu ſagen:

Freund, wer iſt ſo wie du der Ohrendienerſchaft abhold?

Denn obgleich dieſes: Schmäuchler finden bey dir kein Gehör, eine unveraltete Redensart iſt; ſo muß ſie doch jener andern, die da heißt: Der Ohrendienerſchaft abhold ſeyn, unendlich nachgeſetzt werden. Schiffen, heißt auf gut dichteriſch: Die ſalzigte Ebene ſegelnd durchackern. Lämmer, die ihrer vierfüßigen Säugerinnen annoch bedürfen, werden alſo vorgeſtellet:

Oeligter Milchſaft ſtärkt der Lämmer milcherne Seelen.
Lacteolasque animas lacteus humor alit. *Ovid.*

Jedoch dieſes riecht ſchon etwas nach der gemeinen Dichterſprache. Noch eins, von beſſerer Art. Will ſich eine Schöne euch zu lieben nicht bewegen laſſen, ſo könnet ihr ſie, die Unerbittliche! aus dem Virgil, Aen. B. IV. alſo anreden: Warlich, deine Bruſt iſt ein Stück vom unzerſchellbaren Rieſengebürge. Unbarmherzige Löwinnen waren deine Säugammen, u. ſ. f. Nicht weniger läßt ſich die unerweichliche Härtigkeit ihres Herzens, nach Anleitung der Worte beym Horaz:

Illi aes triplex circa pectus eſt, alſo vortrefflich beſchreiben: Dreyfach ehern und ſtahlhart iſt ihr unbeſiegbares Herz! Ja, göttlicher Horaz! Derjenige iſt weiſe, welcher einen ſolchen Gebrauch von dir zu machen weis.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

VI.

Fables & Contes. A Paris, chez Duchêne 1754. in 12.

Die Franzoſen ſind endlich einmal auf ihre Nachbarn aufmerkſam gemachet worden: welches wir einigen unſrer geſchickten Landsleute, die ſich eine geraume Zeit daſelbſt aufgehalten, zu danken haben. An ſolchen guten Patrioten hat es uns ſeit Opitzens Zeiten gefehlet: obgleich unzählliche reiche Jünglinge mit ihren Hofmeiſtern ganze Tonnen Goldes, ja Millionen nach Paris geſchleppet und daſelbſt verzehret haben. Allein von allen dieſen war Deutſchland nichts gebeſſert. Eine Gans flog über den Rhein, eine Gans kam wieder heim. Roh, in allem was die Ehre ihres Vaterlandes betraf, reiſeten ſolche Stutzer weg; roh erſchienen ſie dort, wenn ſie bey allem, was ſie ſahen und hörten, ob es gleich in deutſchen Reſidenzen nicht ſelten viel beſſer zu finden war, das Maul aufſperreten; und nicht die geringſte Kenntniß davon verriethen. Roh kamen ſie auch wieder zurück: weil Leute, die ohne eine vorläufige Erkenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften

ſchaften und Künſte in die Fremde gehen, nicht einmal im Stande ſind, von dem, was ſie ſehen, ihren Vortheil zu ziehen.

Hundert und zwanzig Jahre ſind alſo die Franzoſen in der vollkommenſten Unwiſſenheit geblieben, ob es in Deutſchland auch Liebhaber einer ſchönen Litteratur gäbe. Sie ſahen ſelbiges nur als ein Land voller Juriſten und Publiciſten an, die ſich um die Rechte kleiner Fürſten, Grafen und Stände vor den Reichsgerichten herumzankten; aber von keiner ſchönen und anmuthigen Gelehrſamkeit etwas wüßten. Von unſern Rednern, Dichtern, Geſchichtſchreibern, Schauſpielen, Satiren, Eklogen, Liedern, Fabeln, Briefen, Geſprächen, u. ſ. w. haben die Herren Hofmeiſter und ihre Untergebenen nichts gewußt, folglich, auch nichts davon ſagen können. Und was Wunder? Sie konnten nichts, als ein Bißchen Latein und ein Bißchen franzöſiſch, giengen auch nicht in der Abſicht nach Paris, Deutſchland in guten Credit zu bringen; ſondern reiten, fechten und tanzen, ſonderlich franzöſiſch ſpielen, ſingen, pfeifen, fluchen und ſchweren zu lernen. Dafür haben wir aber auch den Vortheil gehabt, daß unſre jungen Leute als Gümpel hingekommen, und als plumpe Affen windigter Stutzer wieder weggezogen.

Itzo gehen zu allem Glücke andre Zeiten an. Herr Grimm, und Herr von Beauſobre, haben durch ihre Briefe über die deutſche Litteratur, in dem franzöſiſchen Merkur, ganz Frankreich eine unerhörte Wahrheit gelehret: daß nämlich die deutſchen auch Witz, Geiſt, Einfälle, und artige ſinnreiche

Schriften haben. Diese wollen sie nun näher kennen lernen. Herr Quandt, hier aus Leipzig, ein Mitglied der Gesellschaft der fr. Künste allhier, hat ihnen eins und das andre aus dem Deutschen in ungebundener Rede übersetzet, und sie dadurch bekannter gemachet. In dieser Sammlung von Fabeln finden wir seines Namens rühmlich gedacht. Auf der 65sten S. der Vorrede steht ausdrücklich, daß derselbe, da er sich etliche Jahre zu Paris aufgehalten, durch seinen Witz, und seine Gelehrsamkeit viel dazu beygetragen: daß man in Frankreich die Litteratur seiner Nation hochzuschätzen angefangen.

Doch wir müssen von dem Werke selbst einen Begriff machen. Es ist eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, die theils aus dem Phädrus, Rimicius und Avienus; theils aus dem Engländer Gäy, und etlichen andern; theils aus Herrn Prof. Gellerts Fabeln genommen sind. Will man wissen wie? so muß man gestehen, daß sie sich nicht unrecht lesen lassen; und also der Verfasser gar wohl für sich ein Dichter seyn könnte, wenn er nicht lieber einen Uebersetzer hätte abgeben wollen. Allein für einen solchen, ist er gar zu wild und ungebunden. Er brauchet seine Originale nur zu Veranlassungen seiner Einfälle, und weicht soweit davon ab, daß man oft Mühe hat, das, dem Vorgeben nach, übersetzte Stück noch zu erkennen. Wenigstens ist es unserm Landsmanne so gegangen, daß oft die wenigsten Schönheiten seiner Gedanken und seines Ausdruckes beybehalten worden. Eine Gewohnheit die fast allen französischen Uebersetzern eigen ist:

es

es sey nun, daß sie zu flüchtig sind, sich an ihren Grundtext zu halten; oder daß ihre Sprache so ungelenk und steif ist, daß sie nichts fremdes recht ausdrücken kann.

Das wichtigste bey dieser Sammlung ist der Vorbericht, darinn der Verfasser willens ist, seiner Nation einigen Begriff von der deutschen Litteratur zu geben. Er glaubt einige Aehnlichkeit zwischen ihr, und der französischen zu finden. Er hebt von Karl dem Großen an, der, wie er glaubet, von beyder Völker Sprachen eine Grammatick geschrieben. Von der deutsch fränkischen hat er recht; denn das saget Eginhard: aber von der damaligen lateinischen Bauersprache, daraus das heutige französische entstanden, wird ers niemals beweisen können. Denn die sprach damals noch kein vornehmer Mensch. Hier überhüpft der Verfasser unsern **Ottfried im IX. Jahrhunderte, den Verfasser des Siegsliedes, den Notker, und Willeram im IX. und X. Jahrhunderte, denen die Franzosen nichts entgegen zu setzen haben.** Seines Wilhelm Lorris Roman von der Rose stellet er einem deutschen Fabeldichter, der den Aesop übersetzet hat, entgegen. Wir haben aber noch des Veldecks Aeneis, des Albrechts von Halberstadt Metamorphosen, und so viel andre Original-Epopöen von Karl dem Großen, oder dem großen Roland, und den Kreuzzügen aufzuweisen. Doch, die hat er in Hrn. Gellers Vorrede nicht gefunden, wohin sie auch nicht gehöreten; folglich hat er sie auch nicht gewußt.

Her-

Hernach stellet er Opitzen und Malherben einander zur Seite: das ist gut; nur mit dem Unterschiede, daß **Opitz** in viel mehrern Arten der Gedichte ein Verbesserer der Dichtkunst geworden, als **Malherbe**, der nichts als Oden machte. Opitz machte auch Trauerspiele, epische Gedichte, Elegien, Briefe, Satiren, Sonnette, Schäferenen, Sinngedichte; und ward also ein wirklicher Vater der deutschen Dichtkunst. Von diesem springt er auf **Günthern**, den er dem **Rousseau** entgegen stellet, weil sie beyde den Prinz Eugen besungen haben. Er kennet also unsre **Flemminge, Tschernitze, Rachele, Kanitze, Besser** und **Neukirche** nicht; der **Gryphier, Lohensteine** und **Hallmanne, Ziegler, Weisen** u. a. m. nicht zu gedenken. So mager ist die Kenntniß, die unser Verfasser von unsern Dichtern des vorigen Jahrhunderts hat. Und wo bleiben **Pietsch, Philander** und **Amaranth** aus dem itzigen; die man gewiß nicht ganz zu vergessen Ursache hat. Eben so wenig Kenntniß hat er hernach von unsern Epopöen; wo er weder den alten **Theuerdank**, noch den habspurgischen **Ottobert**, noch den **Wittekind**, noch den **Hermann** kennet. Was er indessen gekannt, das meldet er, so daß er nebst einigen billigen Lobsprüchen, auch wohl einige Critiken mit einschaltet; wie bey Hrn. Prof. Gellerts Komödien geschehen ist. Imgleichen ist hier die Meynung eines hiesigen Gelehrten geprüfet und widerleget: daß **Phädrus** kein alter lat. Schriftsteller sey; indem **Perott** diese Fabeln geschmiedet haben soll.

VII. De

VII.

De Sigismundo Hungariæ Rege;

S. R. I. Vicario Generali, Commentatio

Joh. Gottlob Böhmii. P. P. Lipſ. Maj. Coll. Princ. H. T. Præpoſiti.

Nachdem der Herr Prof. Böhm im vorigen Jahre die ſchwäbiſche Herzoginn Hedwig, als eine Reichsverweſerinn abgeſchildert, hat er ſich an König Sigismunden von Ungarn gemachet, der gleiche Würde geführet. Selbiger war noch nicht mündig, als ihn bereits durch Kaiſers Karls des IV. Gnade, die Mark Brandenburg erhob; wie er denn nachmals auch zur Krone, und endlich zur Kaiſerwürde gelanget iſt. Dieß alles bezeugen die Geſchichte: nur von ſeiner Reichsverweſerſchaft ſchweigen ſie faſt alle.

Der einzige Bogisl. Balbin gedenket derſelben aufs 1403te Jahr, und erzählet, daß Sigismund durch des Pabſt Bonifacius IX. heftige Widerwärtigkeit erbittert, im Königreiche Böhmen verbothen habe, das allergeringſte für den römiſchen Stuhl zu ſammeln. Außer dem ſind viele Urkunden übrig, darinn er ſich ſelbſt Vicarium generalem Imperii, geſchrieben, welche der Herr Prof. anführet. Die ganze Frage iſt nur, durch was für Mittel und Wege er dazu gekommen ſey? denn darinn ſind die Gelehrten nicht einerley Meynung.

Gricsheim hat vorgegeben, Jodocus, der römiſche König, hätte ihn dazu gemachet. Allein

Jodo-

Jodocus hat so kurz regieret, und ist mit Sigismunden sehr gespannet gewesen. Daher hat er seine Meynung selbst widerruffen, weil selbiger erst zehn Jahre hernach röm. König geworden, und sich für Kaiser Ruperten erkläret, der ihm diese Würde beygeleget haben sollte. Auch Burtorf ist ihm beygetreten, in der Abh. über die goldne Bulle: und beyde sind Goldasten gefolget. Pfeffinger hingegen hat geglaubet, dieß Verweseramt habe sich nur auf Böhmen erstrecket; weil der Kaiser, als er in den mayländischen Krieg nach Wälschland gezogen, seinen Sohn, Ludwigen mit dem Barte, zum allgemeinen Reichsverweser verordnet. Allein eigene Urkunden des Kaisers bestätigen das erstere; und noch andre glauben, Sigismund habe, für seinen Kopf bey der Gefangennehmung seines Bruders, sich der Reichsverweserschaft angemaßet.

Alle diese Meynungen werden wegfallen, wenn wir die wahre Beschaffenheit der damaligen Begebenheiten uns vorstellen werden. Als die deutschen Fürsten bey Kaiser Wenzels Unordnungen, auf das gemeine Beste aufmerksam geworden waren, sahen sie nicht, wie dem Reiche anders, als durch einen ansehnlichen Verweser zu helfen sey. Das geschah 1399 zu Frankfurt auf dem Reichstage; und das entdeckten sie Kaiser Wenzeln selbst. Sie wünschten aber König Sigismunden; und Kaiser Wenzel versprach ihn mitzubringen. Allein er konnte sich mit demselben nicht vereinigen; sondern ihre Tractaten zerschlugen sich etliche mal.

End-

Endlich glaubte Kaiſer Wenzel, er müßte der Nothdurft der Zeiten weichen, und ſeinen Bruder, ohne fernere Umſtände, zum Verweſer des Reiches machen. Er that es alſo 1402 den 1 Jänner durch eine Urkunde, davon der Herr Prof. Böhm, die ganze Abſchrift einrücket: und von der Zeit an, ſchrieb ſich Sigismund einen Reichsverweſer. Allein es daurete nicht lange, denn man hat ſchon wieder vom 1405 Jahre Briefe deſſelben, da er ſich nur König von Ungarn, Churfürſten von Brandenburg, des heiligen R. R. Erzkämmerery, und Erben von Böhmen und Luxemburg ſchreibt. Vielleicht iſt er eines leeren Titels überdrüßig geworden; da er geſehen: daß Churfürſten und Stände weder Kaiſer Wenzeln, noch ſeinen Verweſer mehr erkennen, und in Ehren halten wollten.

Man muß geſtehen, daß der Herr Profeſſor Böhm auch in dieſer kleinen hiſtoriſchen Schrift eine ſchöne Kenntniß der deutſchen Geſchichte, aus den beſten Quellen gewieſen; und ſie durch eine ſchöne lateiniſche Schreibart, auf eine angenehme Art vorzutragen gewußt.

VIII.

Fortſetzung des Auszuges aus den Obſervations ſur les Antiquités de la Ville d'Herculanum.

Wir wollen itzt auf die Todtengrüfte kommen, die man bey der unterirdiſchen Stadt Herkulanum gefunden hat. Die Arbei-

gute Absichten gehabt, und nichts versäumet hat, es denenselben gemäß auszuführen. Der scharfsinnige Herr Conrector hat ohne Zweifel zween Einwürfe, die solche beschwerliche Urtheilsfasser überhaupt machen könnten, im Geist vorhergesehen, ehe er seinen gerechten Eifer über die freywilligen Censuren ausgeschüttet, und ihnen daher durch aufrichtige Vermeldung seiner Absichten vorzubeugen gesuchet. Sie könnten einwenden: die Anweisung wäre gar zu kurz gerathen, und sich gelüsten lassen, mit der äusserlichen Gestalt die Grösse des innern Wehrts zu vergleichen. Allein der Verfasser hat sich vor allem, so in diesem Vorwurfe nachtheilig seyn möchte, genugsam verwahret. Sein Endzweck war, die Schrift vor junge Gemüther zu entwerfen, welche aus Mangel des Geldes sich die grössern nicht anschaffen könnten. Zudem ist ein grosses Buch, nach der Meynung jenes Alten, ein grosses Ubel. Man ist aber verbunden, ein kleineres Ubel dem grössern vorzuziehen, und Herr Woken verdienet vielmehr Dank, daß er uns nicht etwas gröſſers geliefert hat. Die Ilias des Homerus blieb wohl was sie war, wenn sie gleich in einer Nußschale Raum hatte: Und diese Poetic wird wohl eine Poetic bleiben, ob sie gleich sehr ins kleine gebracht ist. Gleichwie es aber ekle Grübler giebet, welche selbst in der Ilias Nußschalen zeigen wollen, so könnten sich auch einige finden, die so vermessen wären, in des Herrn Conr. Büchlein zwar wenige Kerne, aber davor desto mehr leere Schalen aufzuweisen. Doch auch diese kleine Freude wird nicht lange dauren, und der Einwurf, wenn er auch gültig ist, wie ich ihnen vor jetzo einräumen kan, wird den Verfasser eher ruhmwürdig ma-

Arbeiter hatten ihre Arbeiten frisch fortgesetzet, als sie bis zu einer ziemlich dicken Mauer kamen, die in gewissen Weiten mit Säulenstühlen, oder Fußgestellen b verzieret war. Man sieht bey a den Weg, den sie gruben, bis an eine Mauer c, die mit einer andern b. b. einen rechten Winkel machte. Sie suchten lang einen Eingang, aber umsonst. Sie brachen also durch die Mauer, und kamen in die Höle d. Nachdem sie die Erde herausgeschoffet, entdeckten sie im Umfange solche Fächer in der Mauer, als e. e. e. in deren jeder Urnen stunden, wie h, die Asche in sich hielten. Der Namen der Verstorbenen war mit rothen Buchstaben etwas flüchtig über jedes Fach geschrieben. Das ganze Gewölb war etwa 12 Schuhe lang, und 9 breit; sonst weder mit Bildern, noch mit Marmor bekleidet oder gezieret. Die Fügungen der Ziegel sah man offenbar; und kurz, es schien ein Privatbegräbniß zu seyn.

Zwischen den Fächern war eine kleine Treppe f. auf welcher man vormals ins Begräbniß gestiegen; und die also vieleicht in ein großes verschüttetes Gebäud führte; welches noch nicht ausgegraben war. Man sieht auf dem Kupfer dieses Monaths den Zugang a, den man sich durch die Erde und Lavaschichten g. g. gemachet hat, die einen Theil der kleinen Treppe f. bedeckten. Der Geschmack von Baukunst, der sich von außen am großen Gebäu wies, die Schönheit seiner Durchschnitte, soviel man aus den entdeckten Säulenstühlen sehen konnte; kurz, alles versprach ein wichtiges Stück von Baukunst.

kunſt. Und es iſt kein Zweifel, daß man auch inwendig eine dem auswendigen gemaße Schönheit und Verhältniß gefunden haben wird. Man bemerkte in dieſen verſchiedenen Gebäuden, die Theile, welche das meiſte gelitten hatten, und deren Mauren entweder unter der Laſt, oder ihrer Hinfalligkeit wegen geſunken, oder durch Erdbeben zerſchmettert worden, die an dieſen Orten häufig ſind. An andern Stellen ſah man, daß nichts erſchüttert worden, und ſogar ſehr zerbrechliche Sachen unbeſchädiget geblieben. Selbſt die Urnen, oder irdenen Gefäſſe u. davon man die Riſſe ſieht, geben den Beweis davon, und ſo gar die irrdenen Stürzen, ſo ſie decketen, waren nicht abgefallen.

Nicht weit davon zeigte man einen Brunn, deſſen überaus enge Oeffnung kaum den Durchmeſſer eines ordentlichen Eimers hatte.

Es war Waſſer darinn, und die Oberfläche deſſelben war irgend 40 oder 45 Fuß tief. Es iſt deſto mehr zu bewundern, daß dieſer Brunn nicht ausgefüllet worden; da man beym Nachgraben noch keine Klaftern des Bodens angetroffen, darein die Lava nicht gedrungen: es ſey nun entweder, daß ihre erſte Flüßigkeit ſie geſchickt gemachet, ſich allenthalben einzuſchleichen; oder daß der nachmals mehr und mehr über der Stadt aufgehäufte Schutt, der itzo eine feſte Lage ungefähr achtzig Schuhe dick ausmachet, durch ſeine Laſt das Untere zuſammengepreſſet. Im 1750ſten Jahre konnte man alle dieſe Oerter durchgehen; allein man ſteht nicht dafür, daß es noch ſo wäre. Denn, wie geſaget, man leeret aus

und füllet an; so daß diese Grüfte alle halbe Jahre ein neues Ansehen bekommen.

Diese französischen Zeichner giengen damals in einige beträchtliche Häuser durch diejenigen schmalen Steige, welche die Arbeiter machen, wenn sie irgend einen Eingang finden. Darinn fanden sie allerley schön ausgelegte Böden, von Marmortafeln und Streifen verschiedener Farben. Etliche waren aus weißen und schwarzen Dreyecken, deren Spitzen an einander stießen, zusammgesetzet. Das Mittel bestund aus dicht verbundenen Ziegeln, drey Fuß lang, und sechs Zolle dick. Von dieser Art waren die im Tempel, den man zu Pozzuolo entdecket hat. Die Figuren der Marmelstücke, und ihre Farben sind übrigens sehr abgewechselt. Die Platten sind zuweilen roth, die Streifen darzwischen grau; und die Scheiben zwischen den abgestoßenen Ecken der Vierecke, dunkelgrau: welches einen schönen Anblick machet.

Die Wände der Häuser, und des vorhin beschriebenen Theaters sind in frischen Gyps gemalet; und stellen theils Säulenwerke auf ihren Gestellen, theils Aussichten von dergleichen entfernten Gebäuden, und zwischen den Säulen hängende Blumenschnüre vor; darauf auch wohl in der Mitte Vögel sitzen. Alles was einigen Werth gehabt, und losgemachet werden können, ist in die Antiquitätenkammer des Königes beyder Sicilien gebracht worden: die nun schon eine große Menge sehenswürdiger Sachen in sich hält, welche es werth sind, von Kennern betrachtet zu werden. Der nächste Monath die-

dieſes Neueſten ſoll dieſe ſchönen Bodenſtücke und gemalten Wände vor Augen legen. Mehr wollen wir itzo davon nicht mitnehmen, bis wir zugleich die Figuren unſern Leſern mittheilen können; ohne welche alle ſolche Beſchreibungen nur ein todtes Werk ſind.

Ueberhaupt wird man wahrnehmen, wie groß die Pracht in dem alten Rom geweſen ſeyn müſſe; da auch ſolche kleine Städte, wie dieß Herkulanum, ſchon ſo viel Geſchmack, Schönheit und Koſtbarkeit in ihren Verzierungen gewieſen haben.

IX.

Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der Geſellſchaft der freyen Künſte.

Der verwichene 5te Tag des Lenzmonaths, als der hohe Friedrichstag, der Sachſen auf eine dreyfache Art heilig iſt, ward von der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte, nach Gewohnheit, durch öffentliche Vorleſungen gefeyret. Der Vorſteher derſelben lud zu der feyerlichen Verſammlung durch eine hiſtoriſche Abhandlung von der vormaligen fruchtbringenden Geſellſchaft ein. Er hatte bemerket, daß dieſe ſo anſehnliche Geſellſchaft des vorigen Jahrhunderts, bey vielen heutigen Gelehrten entweder ganz ins Vergeſſen gerathen, oder doch nicht in derjenigen Achtung ſtünde, die ſie allen Umſtänden nach verdienete. Daher erneuert er ihr Andenken aus den Geſchichten, auf

eine ſolche Art, die ſowohl ihren Urſprung, als den ſchnellen Fortgang unter dem erſten Oberhaupte derſelben, Fürſten Ludewig von Anhaltköthen, bis in die Hälfte des verwichenen Jahrhunderts, kürzlich und zureichend erzählet.

Dreyerley iſt dabey ſonderlich zu merken. Erſtlich dieſes, daß gedachte Geſellſchaft wenigſtens 18 Jahre älter geweſen, als die von dem Cardinal Richelieu zu Paris geſtiftete franzöſiſche Akademie. Denn da ſie 1617, dieſe pariſiſche aber erſt 1635 oder 36. angegangen, ſo ſieht ein jeder, daß unſre Nation der franzöſiſchen mit gutem Exempel vorgegangen; und nur in Wälſchland einige Muſter vor ſich gehabt, die ſich der Hr. von Teutleben, der dieſe Stiftung zuerſt veranlaſſet, zum Muſter genommen. Zweytens iſt es merkwürdig, daß wohl keine gelehrte Geſellſchaft in der Welt ſoviel fürſtliche, herzogliche, churfürſtliche und königliche Perſonen unter ihren Mitgliedern gehabt, als dieſe. Die Zahl derſelben hat ſich ſchon in den erſten dreyßig oder 33 Jahren ihrer Dauer auf die 69 belaufen, die alle aus den churſächſiſchen, churbrandenburgiſchen, churpfälziſchen, braunſchweigiſchen, hollſteiniſchen, meklenburgiſchen, zweybrückiſchen, badenſchen, anhältiſchen und heſſiſchen Häuſern geweſen. Zum dritten iſt es ſonder Zweifel dieſer Sprachgeſellſchaft zuzuſchreiben, daß die oberſächſiſche Mundart in ganz Deutſchland den Vorzug vor allen übrigen erhalten hat. Dieß iſt keine unebene Muthmaßung des Hn. Pr. G. wiewohl ſie neu iſt, und noch von niemanden vor ihm gemachet worden. Denn vor

den

den Zeiten dieser Gesellschaft, wird man schwerlich finden, daß man den Obersachsen irgend einigen Vorzug in der Sprache öffentlich eingeräumet hätte. Nun stund zwar Opitz, als ein großer Verbesserer der schönen Wissenschaften, um eben die Zeit dieser Gesellschaft auf, ward auch 1630. unter dem Namen des Gekrönten, in dieselbe aufgenommen. Hatte man aber bloß nach seinen Verdiensten irgend einer deutschen Mundart den Vorzug zugestanden; so würde diese Ehre Schlesien wiederfahren seyn, dessen Landeskind er war. Da nun sonst in Obersachsen damals kein andrer einzelner Schriftsteller allein, Opitzen die Wage halten, geschweige ihn überwiegen, und dadurch der Mundart seines Vaterlandes den Vorzug erwerben können, (denn sowohl Buchner als Flemming waren zu klein dazu): so sieht man gewiß keinen andern Grund, der dem Obersächsischen diesen Ruhm der schönsten Mundart beylegen können; als die so ansehnliche fruchtbringende Gesellschaft, die sowohl in Obersachsen entstanden, als ihren beständigen Sitz in demselben gehabt. Darauf beantwortet der Hr. P. G. die Vorwürfe, die man der gedachten Gesellschaft zu machen pfleget: daß sie nämlich zu kühn in Schmiedung neuer Wörter gewesen; machet auch die vornehmsten Schriftsteller bekannt, die in dem Schooße derselben entstanden, noch ehe das vorige Jahrhundert halb verflossen gewesen: als denen wir ohne Zweifel die Erhaltung und Schönheit unserer Sprache zu danken haben.

Die fernere Geſchichte derſelben, bis zu ihrer völligen Erlöſchung haben wir bey nächſter Gelegenheit von dem Hrn. Prof. zu hoffen: und in dem Schluſſe der Einladungsſchrift werden diejenigen bekannt gemachet, die ſich dießmal öffentlich haben hören laſſen. Es waren dieſelben folgende.

Nachdem ſich nämlich gedachten Tages nachmittags um 3 Uhr der Hr. Rector Magnificus der Univerſität, nebſt einer großen Anzahl der vornehmſten der Stadt, vielen Gelehrten, von Adel, Fremden, und Studirenden eingefunden; machte Hr. Prof. Abr. Gotth. Käſtner, der königl. preußiſchen, bononiſchen, und vieler andern gelehrten Akademien Mitglied, den Anfang, mit einer Abhandlung von den Verdienſten des vormaligen ſächſiſchen Geiſtlichen, **Dörfels**, der zu Plauen Pfarrer geweſen; und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, bey Gelegenheit des 1680. und 81. erſchienenen großen Kometen, die wahre elliptiſche Laufbahn dieſer Himmelskörper zuerſt entdecket, auch im Drucke noch eher bekannt gemachet, als der große engliſche Meßkünſtler Neuton ſie, in ſeinen mathematiſchen Grundlehren der Naturkunſt ausgeführet. Dieſe wichtige aſtronomiſche Erfindung iſt alſo den Deutſchen, und inſonderheit Sachſen eigen; welches dieſem Lande keine geringe Ehre machet.

Ihn löſete Hr. M. Joh. Joach. Schwabe ab, der hieſigen Pauliner-Bibliothek erſter Cuſtos, und vieler königl. deutſchen Geſellſchaften Mitglied. Er las eine hiſtoriſche Abhandlung von den ſämtlichen ſächſiſchen Ritterorden, die, ſeit 300. Jahren

geſtiftet

gestiftet worden. Er ergänzete und verbesserte darinn dasjenige, was Junker davon geschrieben, und führte die Anzahl derselben bis auf den von Sr. itzt-regierenden königl. Majestät gestifteten Heinrichsorden fort.

Sodann folgte Hr. Joh. Paul Meißner, B. R. Cand. und Rechtsbeystand, auch kaiserl. Not. Publ. allhier. Dieser erneuerte das merkwürdige Leben und tragische Ende des vormals so berühmten meißnischen Markgrafen Diezmans, Herrn des Pleißnerlandes, der in Leipzig viele Jahre seine Residenz gehabt, die berühmte Schlacht bey Luckau, wider den römischen König befochten, und viel rühmliche Dinge gestiftet; aber durch einen von seinen Feinden erkauften Meuchelmörder, am Weihnachtfeste, in der Thomaskirche, in währender Frühmesse, eben da man die Lichter auslöschete, jämmerlich ermordet worden.

Alle drey beschlossen ihre Abhandlungen mit den eifrigsten Wünschen, für das beständige hohe Wohl, der drey erhabenen allerdurchlauchtigsten und durchlauchtigsten Friedriche, denen dieses Fest gewidmet war. Den völligen Schluß aber machete das von dem dermaligen Secretär der Gesellschaft öffentlich abgelesene Verzeichniß, derer, seit dem 5ten Sept. des vorigen Jahres neu aufgenommenen Ehrenglieder und ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft; die wir hier gleichfalls bekannt machen wollen:

1) Hr. Anton Wilhelm Cramer, Hofprediger und Consistorialassessor zu Knipshausen in Ostfriesland. 2) Hr. Carl Franz Lubert Haas, öffentlicher

licher Lehrer der Weltweisheit auf der hohen Schule zu Marburg. 3) Hr. **Elias Bertrand**, französischer Prediger zu Bern in der Schweiz, und der königl. preußischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied. 4) Herr **von Beausobre**, der königlichen preußischen Akademie der Wissenschaften Mitglied. 5) Hr. **Stephan Conrad Meintel**, der Weltweisheit Magister, Beysitzer der philosophischen Facultät auf der hohen Schule zu Erlangen, und kaiserl. gekrönter Poet. 6) Hr. **Christian Clodius**, der Weltw. M., Rector an der Schule zu Zwickau, und Bibliothekar daselbst. 7) Hr. **Christian Gottfried Derling**, der Weltw. Mag. und Rector an der Schule zu Halberstadt. 8) Hr. **Daniel Neumann**, der Weltw. M. und Prediger zu Oberullersdorf in der Oberlausitz. 9) Hr. **Johann Gottfried Quandt**, Lehrer am kaiserl. Theresiano zu Wien. 10) Hr. **Nathanael Reichel**, der Weltw. Mag. in Zwickau. 11) Hr. **Joh. George Friedr. Braun**, der Weltw. Mag. in Leipzig. 12) Hr. **Christian Heinr. Müller**, der Weltw. M. zu Launitz in der Oberlausitz. 13) Hr. **August Gottlob Friedr. Koltitz**, fürstl. zerbstischer Pagenlehrer.

Ehestens wird auch der II. Band der Sammlungen dieser Gesellschaft im Drucke fertig werden, und sehr viel wichtige Stücke, aus allerley Arten der schönen Wissenschaften, mehrentheils ansehnlicher gelehrter Männer und abwesender Ehrenglieder der Gesellschaft der freyen Künste, in sich halten.

X. Be-

X.

Bescheidene Erklärung gegen das 34ste Stück der göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen.

Der leipziger Artikel in diesem Blatte liefert eine Beurtheilung der Vorübungen der Beredsamkeit, die Herr Pr. Gottsched voriges Jahr ans Licht gestellet. Mit dem Anfange des gedachten Artikels kann der Herr Verf. dieses Schulbuches destomehr zufrieden seyn, da man hier sowohl seine Absicht, als die Lehrart und Ausführung durchgehends gebilliget und gelobet hat. Die Herren Verf. der Anzeigen sehen es vollkommen ein, daß es schädliche Folgen haben muß, wenn man auf Schulen, zu früh den Anfang machet, die Jugend, die noch keine Sachen gefasset hat, zu der Beredsamkeit selbst, die eine der schwersten Vollkommenheiten ist, anzuführen, ehe man sie, in den leichtern geübet hat. Sie sehen auch den Fehler gewisser Schullehrer gar wohl ein, die schon auf niedern Schulen akademische Wissenschaften mit ihren Schülern treiben wollen. Der Auszug aus dem Buche selbst, wird endlich auch ganz richtig gemachet; ausgenommen, daß das letzte Capitel so angegeben wird, als ob es von **Uebungsreden** handelte, da es doch nur von dem guten **Vortrage** derselben d. i. der Aussprache und den äußerlichen Stellungen und Gebärden handelt, wozu man die Jugend beyzeiten anführen soll.

machen, als ihm zur Laſt geleget werden können. Er hat ja dieſes geringe Werk (welches Beywort ich ihm aus Furcht einer ſtrengen Ahndung nicht ſtreitig machen darf) vor junge Gemüther geſchrieben, die kein *iudicium* haben, ſich vollkommener Schriften nützlich zu bedienen. Wer wollte doch nun wohl ſo hart und unfreundlich ſeyn, dem Herrn Woken mit ſcharfen Beurtheilungen beſchwerlich zu fallen, da er ſich bereits in ſo betrübten Umſtänden befindet? Eine Schrift, ſo der Verfaſſer nicht eben vor eine gewiſſe Art Leſer beſtimmet hat, ſo einzurichten, daß er durchgehends die Erfüllung ſeiner Abſicht hoffen könne, iſt nicht ſo was geringes, als mancher glauben ſollte. Er muß dabey ſo viele Geſtalten annehmen, als unterſchiedene Gemüthsbeſchaffenheit er bey ſeinen Leſern vorausſetzen kan, und er iſt auf gewiſſe Weiſe einer beſtändigen Zerſtreuung unterworfen. Doch wird ſie ihm erträglich, da er zuweilen noch Gelegenheit findet, ſeiner natürlichen Neigung zu folgen. Allein derjenige iſt ohne Zweifel am übelſten daran, der ſich genöthiget ſiehet, andern zum beſten eine von den edelſten Kräften der Seele zu verleugnen. Ich muß nach den Pflichten der gemeinen Liebe hoffen, Herr Woken habe ſein beſcheidenes Theil an der Kraft zu urtheilen von der gütigen Natur empfangen. Dieſe Schrift aber ſtellet mir ihn eben von einer ſolchen Seite vor, darüber ich zu dem gerechteſten Mitleiden bewogen werde. Er iſt ein Poete, und ſuchet dahernach Horazens Regel ſo wohl zu erbauen als zu beluſtigen. Ein geheimer Trieb reizet ihn vor die zu ſorgen, welche kein *iudicium* haben Er läſſet ſich ſo weit herab, eine Anweiſung zu verfertigen, die gänz-

lich

Nach einem so guten Zeugnisse, das die Herren Verf. dem Herrn P. G. öffentlich ertheilen, und das ihrer Einsicht in die Natur der Sachen Ehre machet, fangen sie an, eine andre Sprache zu reden. Sie sagen: aus dem Christm. des Neuesten hätten sie gesehen, wie wenig Hr. G. mit ihnen zufrieden sey. Antw. Konnte er wohl mit ihnen zufrieden seyn, da man ihn zum Verfasser eines fremden Buches machen wollte, welches ihm nothwendig viele Feindschaft zuziehen mußte? und soll es ihm nicht vergönnet seyn, solche unverschuldete Aufbürdungen von sich abzulehnen? Seine Sanftmuth und Höflichkeit, deren er sich gegen so viele Angriffe bis dahin bedienet, will man damit zweifelhaft machen; weil er hier von Lästerern und Pasquillanten redet. Hat er aber nicht Ursache davon zu reden, da ja selbst bey Gelegenheit des neolog. Wörterbuchs solche Schmähschriften zum Vorscheine gekommen, die nichts anders, als Pasquille heißen können? Allein dieses Vorwurfs haben sich die Herren Göttinger nicht anzunehmen; wenn sie anders ein gutes Gewissen haben. Man weis nämlich gar zu gut, was zum Pasquillanten gehöret: und behüte Gott! daß man einer königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Pasquille Schuld geben; oder nur von ihr denken sollte, daß sie fähig sey, dergleichen unter ihrer Billigung drucken zu lassen. Es waren ganz andre Lästerschriften, die man dabey im Sinne hatte; und die doch von einigen gelehrten Zeitungen noch wohl einer Anzeige gewürdiget worden. Diesen zu antworten, ist dem Herrn

P. G.

P. G. niemals in den Sinn gekommen. Er denket nämlich von ihnen, wie vormals Metellus, als er vom Manlius, dem Tribun, vor dem Volke mit leichtfertigem Gespötte war angegriffen worden. Nunc, quod ad illum attinet, hieß es: Quirites! quoniam se ampliorem putat fore, si se mihi inimicum dictaverit; quem ego mihi neque amicum recipio, neque inimicum; in eum ego non sum plura dicturus. Nam eum indignissimum arbitror, cui a viris bonis benedicatur. Nam si in eo tempore *hujusce modi homunculum* nomines, in quo punire non possis, majore honore, quam contumelia afficias.

Daß aber Herr Prof. G. mit der Herren Göttinger Erklärung zufrieden gewesen seyn soll, das war nur von ihrer zweyten Erklärung wahr; da sie ihr erstes Urtheil wiederriefen, und Herrn P. G. von dem neologischen Wörterbuche lossprachen. Das wird aber hier so zweydeutig ausgedrücket, daß die Leser denken könnten: Herr P. G. wäre mit der ersten Aufbürdung desselben, darüber er sich beschweret, zufrieden gewesen. Und eben so hämisch haben sie bey dessen Worten: das neologische Wörterbuch bedörfe seines Lobes nicht; die gleich darauf folgenden Worte ausgelassen: nachdem selbiges schon, selbst von den Herren Göttingern, und von andern, die es herunter machen wollen, gelobet worden. Heißt das nun aufrichtig verfahren? Und wie können sie es itzo ein so sehr schlechtes Buch nennen, da sie es selbst bey seiner Ankündigung in vielen Stücken gelobet haben?

Nun

Nun folget aber auch die rauhe Seite der Herren Verf. der Anzeigen über die gottſchediſchen Vorübungen. 1) Sollen darinn Redensarten vorkommen, die zwar in gemeinen Reden untadelich ſind, aber in Schriften, die man für wohl geſchrieben hält, nicht gewöhnlich genug wären. Dieß Urtheil iſt ſo ſchwankend und auf Schrauben geſetzet, daß es eigentlich nichts ſaget; zumal, da es mit keinen Exempeln beſtätiget wird. Die Herren Verf. werden doch nicht zu der Zahl der Zärtlinge gehören, die, wie Seneca ſie zu ſeiner Zeit ſah, und im 114 Br. beſchrieb, auch unter uns gemein werden Quum affluevit animus, heißt es, faſtidire, quæ ex more ſunt, *& illi pro ſordidis ſolita ſunt*, etiam in oratione, *quod novum quærit; & modo antiqua verba, atque exoleta revocat*, & profert, *modo fingit & ignota deflectit, modo id*, quod nuper increbuit, *pro cultu habetur, audax translatio & frequens.* Herr Pr. G. hat es vom Cicero gelernet, daß man alles ſchreiben kann, was in vornehmen und artigen Geſellſchaften geredet wird; & omne inſolens verbum cane pejus & angue fugiendum eſſe. Er wollte alſo die Jugend nicht zum Schwülſtigen führen. Außer dem hat er ſich allezeit die Regel bey ſeiner Schreibart vor Augen geſtellet, die ihm der vorhin belobte Seneca als ein erleuchteter Kunſtrichter im 100 Br. gegeben: Eloquentiam, velut umbram, non hoc agens, trahit. Non erunt ſine dubio ſingula circumſpecta, nec in ſe collecta; nec omne verbum excitabit, & pungeт. Fateor! exibunt multa, nec ferient; & interdum otioſa præterlabetur oratio: ſed multum erit in omnibus locis, & ingens

ſine

sine tædio spatium. Denique illud præstabit, *ut liqueat tibi, illum sensisse quæ scripsit.* Intelliges, actum hoc: *ut tu scires quid illi placeret;* NON VT ILLE PLACERET TIBI. In Briefen aber muß dieß vornehmlich statt haben; die man gewiß nicht, um mit lauter Witz und aber Witz zu gefallen; sondern um ernsthafter Angelegenheiten halber schreiben muß. Nur Buhlschwestern suchen sich mit hundert Künsten gefällig zu machen. Eine keusche Schöne gefällt durch ihre natürliche Anmuth.

Das 2te ist dieses, die Muster des Herrn P. G. wären nicht schön genug, und fielen öfters ins steife und matte. Das sind wieder solche unbestimmte Urtheile, daß man wohl sieht, wie viel Grund sie haben können. Sie sind auch gerade eben so wahr, als wenn man sie von den göttingischen Anzeigen wiederholen wollte: die ebenfalls nicht schön genug sind, und oft ins steife und matte fallen. Wie aber? wenn jemand fragte, was denn eigentlich steif, und was matt sey? und was das heiße, ins Steife fallen? würde es da nicht auf ein je ne sai quoi? hinauslaufen? Und würde es endlich nicht heißen: de gustibus non est disputandum. Es ist nichts leichter, als solche Urtheile auch von den besten Sachen zu fällen, wenn man sie nicht beweisen darf. Sollte es aber zur Bestärkung kommen, so würde es leicht seyn, zu zeigen: daß die Herren Göttinger in ihren Zeitungen oder sonst, eben so steif und matt zu schreiben pflegen: worinne man ihnen zu Diensten steht, wenn sie es verlangen sollten.

Die Titulaturen anbetreffend, so ist es sehr wunderlich, daß die Herrn V. hierbey Erinnerungen machen; da die Titel in Deutschland nichts allgemeines sind, auch bey so vielen verschiedenen Herrschaften nicht seyn können.

Läu lich, sittlich! Herr P G. hat diejenigen vorzüglich nehmen müssen, die in Obersachsen gewöhnlich sind: ein anderer mag sich nach seines Landes Gewohnheit richten. In Hamburg heißt auch ein Stadtsyndicus Magnificenz,

(S.

(S. Hrn. Richeys Idioticum) in Obersachsen aber heißen die General-Superintendenten so. Manche Titel aber werden nur von ihren Untergeordneten; nicht aber von ihres Gleichen gebrauchet: wohin auch der Titel von Excellenzen und Magnificenzen gehöret. In Reichsstädten heißt jeder Doctor der Rechte und Arzneykunst, und auf mancher Universität heißen alle Professoren Excellenzen: und so ist es auch mit der Magnificenz. Was aber Studirende ihren Lehrern geben, das ist keine Regel für andre, die ihres gleichen, oder noch vornehmer sind. Der Kaiser nennet Freyherren nur Wohlgebohrne: und es ist ein bloßer Misbrauch in Niedersachsen, daß man seit etlichen Jahren auch Gelehrte, die keinen Anspruch auf den Adel machen, so zu schelten angefangen. Kurz dieß Titularbuch ist nur für Schulknaben, nicht aber für alle Menschen.

Das Erlaucht wollen sie als einen Widerspruch ihrer Zeitungen ansehen; allein es ist in Obersachsen lange vor ihren Zeitungen, bey Cabinets- und Conferenz- auch Staat-ministern eingeführet gewesen. Es ist auch von Durchlaucht eben so sehr, als illustrissimus von serenissimus unterschieden. Allein, wie gesaget: Ländlich, sittlich: nur hätte es gewiß die Mühe nicht verlohnet, solche Erinnerungen über eine Schulrhetorik zu machen: wenn man nicht bey den Haaren alles hätte herzuziehen wollen, ein Buch wiederum niederzuschlagen, das man vorher gelobet hatte.

Eben das ist wegen der Briefe bey Glückwünschen und zum Neuenjahre zu merken. Der eine dünket dem Hn. Verfasser sehr schlecht, der andre zu lang. Gut! das ist des Hrn. Verf. Meynung; die aber gewiß kein Orakel ist. Es kömmt alles auf die Umstände des Schreibenden an. Ne Jupiter quidem omnibus placet. Wenn der Herr Kunstrichter solche Briefe schriebe, würden sie vielleicht auch nicht allen gefallen. Hr. Pr. G. hat indessen das Glück gehabt, auch damit schon besserer Kenner Beyfall zu erhalten, als Hr. M. ist. Hiemit muß er sich trösten; dafern er ja Trost bedarf.

Die deutsche Benennung der Monathe, leget der Hr. Verf. des Art. dem Hrn. Pr. G. hier sehr zur Unzeit zur Last. Sie

sind

sind hier nicht zum erstenmale gebraucht; auch von ihm nicht erfunden. Ein so großer Kenner des Alterthums sollte doch wohl wissen, daß Karl der große, dessen Sorgfalt fürs Deutsche alle Gelehrte rühmen, dieselben gemachet habe. Goldast in Scriptoribus Allem. Gesner im Mithridates u. a. m. können ihn solches belehren. Da nun der Brach- und Heumond, der Herbst- und Weinmond längst die Ehre haben, in allen Kalendern zu stehen; warum sollten der Lenz- und Ostermond u. s. w. nicht gleicher Ehre werth seyn? Es kostet auch lange soviel Mühe nicht, diese wenige Namen zu merken, als den verwirrten römischen Kalender zu behalten; mit dem sich so viele Gelehrte noch schleppen. Gleichwohl nenaten die Römer in ihren Kalender keine griechische oder ägyptische Monathe. Wer also den lateinischen Kalender behalten will, der mag auch ab Urbe condita rechnen; oder wenn er ein Araber ist, von der Flucht Mahomets zählen. Uns kann es gleich viel gelten. Man sieht aber auch hier ausdrücklich, daß man alles zusammenrasset, um nur viel zu erinnern zu haben. Denn wem wäre wohl, nach einer gesunden Logik, der Schluß eingefallen: weil der Hr. P. G. hebräische und griechische Vornamen hat, und leidet: so solle er auch lateinische Monathe leiden. Quæ? qualis? quanta? Viel eher hätte man so schließen sollen: Er müsse seine Monathe von den Juden und Griechen erborgen, und den Abib mit dem Thargelion vermischen; oder gar nach Olympiaden rechnen. So wenig wir aber über unsere Taufnamen Herren sind: so wenig hat man Ursache, die Namen der Monden zu tadeln, die von einem so großen Kaiser, als Karl der große gewesen, herkommen, und der Natur der Sachen und Jahreszeiten so gemäß sind.

XI.

Philosophische Gedanken vom wahren Begriffe der Ewigkeit. Leipzig, in Lankischens Buchhandlung 1755. in 4.

Bey

Bey dem heutigen großen Lichte, das durch eine gesunde Weltweisheit in allen Theilen der Gelehrsamkeit angezündet worden, finden sich schon wieder Liebhaber der Verwirrung: die dasjenige, was andere vor ihnen aufgeklaret haben, von neuem zu verdunkeln suchen. Dahin gehören sonder Zweifel diejenigen Philosophen, die den Begriff der Zeit und der Ewigkeit mit einander zu vermengen suchen; und uns einbilden wollen: die Ewigkeit sey nicht anders, als eine unendliche Zeit; eine Folge von Augenblicken, deren keiner der erste, und keiner der letzte ist; darinn es aber eben sowohl Stunden, Tage, Monathe, und Jahre gebe, als in der Zeit.

Wider diese neue Verfinsterung einer Wahrheit, die schon von den alten Metaphysikern deutlich genug ins Licht gesetzet worden, tritt ein gründlicher Gegner auf, der der Sache vollkommen gewachsen ist. Er will untersuchen, **ob die Ewigkeit eine unendliche Dauer ist?** Zu dem Ende stellet er zuförderst einige Betrachtungen über den Begriff der Zeitfolge und der Dauer an: und vergleicht sie hernach mit den wesentlichen Kennzeichen der Ewigkeit. Dadurch entwickelt er nun den wahren Begriff der Ewigkeit vollkommen; und rettet ihn von dem irrigen Zusatze, womit man ihn eine Zeit her, in allerley philosophischen Schriften und Lehrbüchern vorgetragen hat.

Die Enge unsers dießmaligen Raumes erlaubet uns nicht, einen langen Auszug davon zu geben. Wir begnügen uns also, unsre Leser zu versichern: daß Deutlichkeit und Gründlichkeit hier um die Wette streiten. Der Hr. Verf der unser Hr. M. Titius seyn soll, zeiget alle nöthige philosophische und mathematische Einsicht; und treibt seine Gegner vollkommen in die Enge. Dabey aber bedient er sich einer so reinen und muntern Schreibart, daß man auch diese tiefsinnigen und trockenen Untersuchungen mit Vergnügen liest. Wir wollten wünschen, daß er auch die premontvallischen Schriften, wider den wahren Begriff von der Freyheit, und dem Hasard, oder blindem Zufalle, auf gleiche Art prüfen möchte. Zumal da wir auch deutsche Premontvalle haben, die den Hasard eben so eifrig predigen, als ob er ihr Gott wäre.

Ende des Lenzmonds 1755.

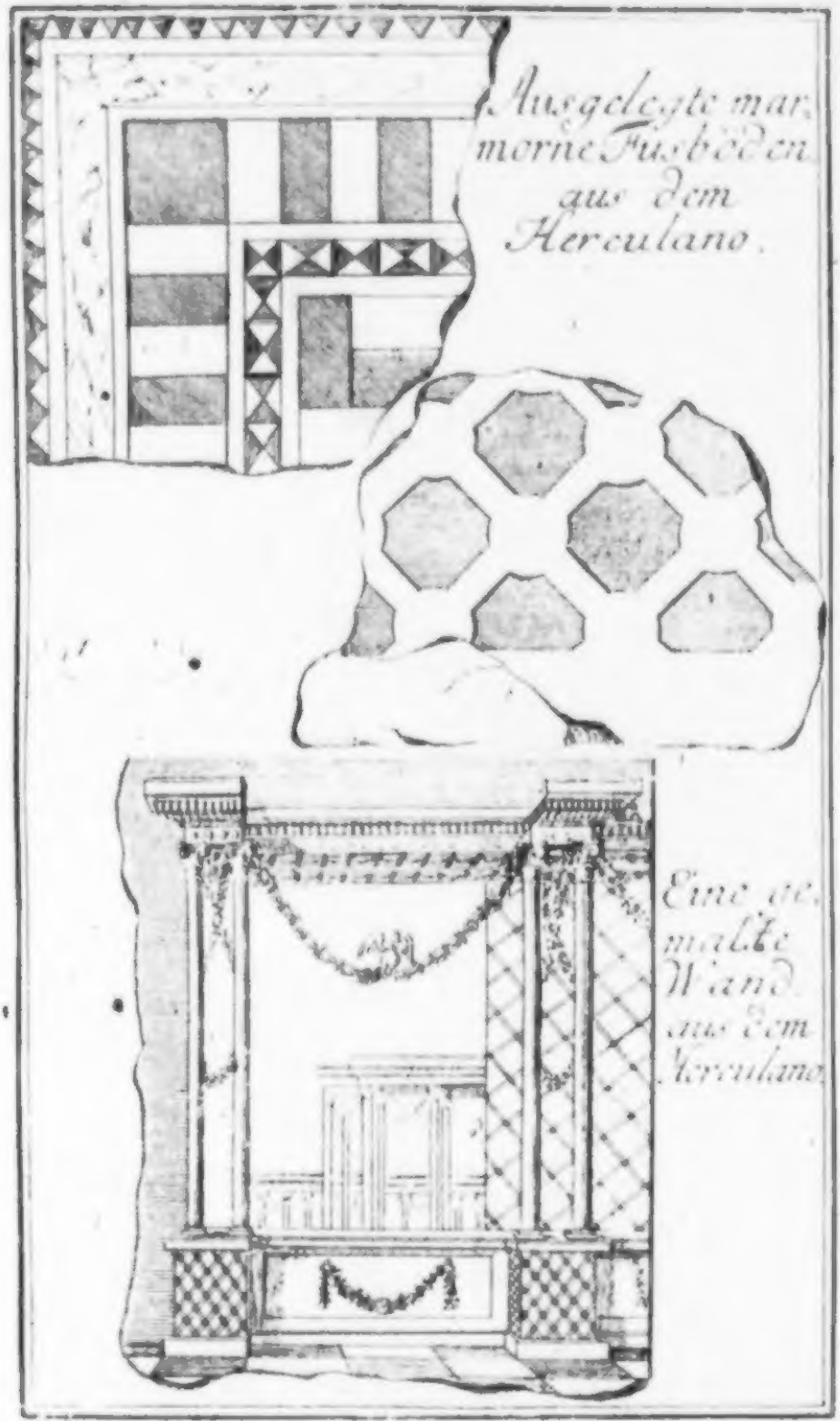

Ausgelegte marmorne Fusböden aus dem Herculano.

Eine gemalte Wand aus dem Herculano.

Das Neueſte

aus der

anmuthigen

Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Oſtermond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1755.

lich nach der Fähigkeit ſeiner Zuhörer gerichtet iſt. Er muſte es in derſelben nothwendig daran fehlen laſſen, woran es dieſen bedaurenswürdigen Seelen mangelte. Wie ſchwer mag es ihm doch geworden ſeyn, einen ſo ſchätzbaren Vorzug des Menſchen ſo lange zu verbergen, und dieſes Licht ſo gar unter den Scheffel zu ſtecken, daß man faſt nicht den kleineſten Schein deſſelben gewahr werden kann? Allein hier zeiget ſich die Stärke und Geſchicklichkeit des Herrn Conrectors. Er iſt Herr über dasjenige, was andern geringern Geiſtern ja ſo ſchwer fället abzulegen, als die Menſchheit auszuziehen. Die Ehre und das Vergnügen zum Nutzen ſeiner Schüler das iudicium gleichſam zu vergraben, war ungewöhnlicher, und ſchiene ihm wichtiger zu ſeyn, als der eingebildete Ruhm daſſelbe anzuwenden. Er würde alſo zu tadeln ſeyn, wenn er ſich in einer kleinen Schrift ſo bald vergeſſen, und die Beſchaffenheit ſeiner lernenden Jugend aus den Augen verlohren hätte. Ich bewundere daher vielmehr ſeine Fähigkeit. Denn es iſt gewiß was ungemeines, daß bey einem ſo ſchwer zu erfüllenden Vorſatz in ſechs Bogen, ſo wohl in Regeln als Exempeln, ſich nichts eingeſchlichen habe, ſo ihm nicht vollkommen gemäß wäre. Ja, ich kan ſo wenig glauben, daß der Verfaſſer hiemit den erſten Verſuch einer ſo ſchweren Schreibart gemacht habe, als ich mich bereden laſſe, daß er ſich darinn nicht weiter ſolte gezeiget haben. So wohl iſt alles gerathen, und ſo ſcheinet die Gewohnheit ſich die Natur unterwürfig gemacht zu haben. So gewiß ich nun verſichert bin, daß keiner ſo lieblos ſeyn, und den Herrn Conrector anders als nach ſeiner Abſicht beurtheilen werde, ſo ſehr bin ich überzeu-

Inhalt.

I. Memoires de la Cour d'Auguſte, tirés du Dr. Blackwell.

II. Allgemeine Hiſtorie der Natur. Des zweyten Theils zweyter Band.

III. Hanways Beſchreibung ſeiner Reiſen durch Rußland und Perſien. II. Theile.

IV. L. B. de Wolf Meletemata Mathematico-Philoſophica.

V. Herrn Prof. Reiskens Proben der arabiſchen Dichtkunſt.

VI. Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig. Zweyter Theil.

VII. Le Triumvirat, ou la Mort de Ciceron. Tragedie. Par Mr. de Crebillon.

VIII. Adami philoſophiſch-muſikaliſche Betrachtung über das göttlich Schöne in geiſtl. Liedern.

IX. Des Biſchoffs D. Pontoppidans Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen. I. und IIter Theil.

I.

Memoires de la Cour d'Auguſte.

tirés de l'Anglois du Dr. Thomas Blackwell &c. Tom. I. a Paris 1754. in 12.

Man irret ſich ſehr, wenn man in dieſem Werke irgend romanhafte Begebenheiten, oder Träume eines leichtſinnigen franzöſiſchen Schriftſtellers vermuthet. Die Aufſchrift, Memoires, ſcheint freylich nicht viel was beſſers anzukündigen. Aber der Verfaſſer dieſes Buches iſt ein Engländer; der mit der wahren Staatskunſt einer Republik, die in eine Monarchie übergeht, etwas beſſer bekannt iſt. Er liefert uns alſo ein politiſches Werk voll von den gründlichſten Betrachtungen: und man kann mit gutem Rechte ſagen, daß nach Machiavells Betrachtungen über die liviſchen Dekaden, nicht leicht etwas gründlichers über die römiſche Geſchichte geſchrieben worden.

Man kann ſich aber bey dem Anblicke dieſes kurzen Titels, noch auf eine andre Art irren: wenn man nämlich nichts, als den Hof Kaiſers Auguſts darinn zu finden glaubet. Es iſt vielmehr ein kurzer Begriff einer römiſchen Geſchichte, vom Urſprunge

Roms, bis auf Auguſts Tod. Der Herr D. Blackwell hat geglaubet, er müßte ſeine Leſer nicht ohne Vorbereitung auf Auguſts Zeiten führen. Er wollte ſie alſo erſt in den Stand ſetzen, die wahre Geſtalt der römiſchen Republik recht zu kennen, und beurtheilen zu können. Und in der That könnte man ſich von der groſſen Staatsänderung, die ſich unterm Auguſt in Rom zugetragen, keinen rechten Begriff machen, wenn man nicht wüßte, wie es vor ſeiner Zeit daſelbſt ausgeſehen hätte.

Auch Auguſts Aenderung geſchah nicht plötzlich, und auf einmal. Es giengen unter den bekannten Triumviraten groſſe Unruhen vorher, die ſeinen groſſen Abſichten den Weg bahneten. Sylla, Cäſar, und Anton bemächtigten ſich auf einige Zeit der oberſten Gewalt der Republik; und dieſe bereiteten die Gemüther der Römer, einen Herrn zu ertragen. Um uns alſo zu der auguſtiſchen Staatsverfaſſung durch die gehörigen Stufen zu leiten, mußte er uns dieſelben erſt etwas begreiflicher machen; als ſie in ſo vielen kurzen Auszügen aus der römiſchen Geſchichte gemachet zu werden pflegen. Herr Blackwell aber war vor hundert andern geſchickt dazu; da er eine republikaniſche Geſinnung, mit einem tugendliebenden patriotiſchen Herzen, zu dieſer Arbeit mitbrachte.

Dieſer I. B. des Werkes iſt 1753 zu Edenburg in 4. erſchienen; und itzo mag wohl bereits der II. unter der Preſſe ſeyn. Die engliſchen Journaliſten haben die Schreibart des Herrn V. gar zu oratoriſch befunden, und ihm die übertriebenen Lobſprüche

ſprüche auf Herrn Pelham, Brudern des Herzogs von Newcaſtle, dem er es zugeeignet, und der nunmehr ſchon todt iſt, ſehr übel genommen. Allein der franzöſiſche Ueberſetzer beſorget, daß man es ihm noch übler nehmen werde, wie er mit dem Originale umgegangen. Er geſteht nämlich, daß er recht franzöſiſch damit hausgehalten habe; das iſt, ſich alle mögliche Freyheit genommen, die ſich ein Ueberſetzer nur nehmen kann, der ſich klüger dünket, als der Urheber eines Buches. Er beruſet ſich auf den Abt Prevot, der in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung von Ciceros Leben, geſaget hat: der Ueberſetzer eines hiſtoriſchen Werkes habe viel mehr Freyheiten, als derjenige, ſo ein Gedicht oder eine Rede überſetzet. Gerade, als wenn die Herren Franzoſen nicht auch dieſe Arten von Schriften nach ihrem Gutachten zu mishandeln pflegten!

Im Anfange des engliſchen Textes ſteht folgende kleine Ode der lesbiſchen Dichterinn Eryma, auf die Stadt Rom; davon wir auch eine ungebundne Ueberſetzung geben wollen.

Tochter des Mars, kriegriſches Rom! o Königinn, deren Stirne mit Gold und Lorbern gekrönet iſt! Die Sterblichen ſind deiner Herrſchaft eben ſo unterthan, als den unwandelbaren Schlüſſen des Himmels.

Der fürchterliche Greis, deſſen kahle Scheitel auch von den Göttern verehret wird, das Schickſal ſelbſt hat dich auf den Thron der Welt geſetzet, um daſelbſt allen Ländern des Erobovens Geſetze zu geben.

Diamantne Ketten umgeben die weiteſten Meere, und unterwerfen ſie dir. Die wildeſten Völker erkennen deine Obergewalt.

Die Zeit, welche die großten Staaten umſtürzet, befeſtiget deine Macht; und führet in ihrem ewigen und reißenden Strome, mit einer allemal ſichern Hand, das glänzende Steuerruder deines Reiches.

Beherrſcherinn der Völker! du bringeſt endlich ſo viel große Männer und Helden hervor, als die fruchtbare Ceres auf den Feldern Aehren erzeuget.

Doch wir müſſen näher zum Werke treten. Nach einer kurzen Einleitung, darinn der Verfaſſer zeiget, daß man die Kenntniß der Welt aus der Erfahrung, auch mit Gelehrſamkeit, Nachſinnen und Ueberlegung verbinden müſſe; folget das I. Buch, vom Urſprunge der Größe und Macht der Römer. Rom, das zu Auguſts Zeiten die ſchönſten Länder der Welt beherrſchte, war anfanglich nur eine ſchwache Pflanzſtätte der Albaner. Das Geſchlecht und die Geburt des Romulus, ſeine Auferziehung und Gemüthsart, und die Grundlegung der neuen Stadt, machen den Anfang. Europa war damals noch barbariſch, und Wälſchland in viel kleine Staaten abgetheilet; der Orient hingegen war ſchon feiner in Sitten und Künſten. Ein Zuſammenlauf verſchiedener Flüchtlinge beſetzte ſeine neue Stadt; und dieſe regierte er mit Sanftmuth, gab ihnen einen Antheil an der Regierung, und pflanzte folglich

lich die Liebe eines gemeinen Wesens in ihnen, welches doch nicht ihre Vaterstadt war. Bald wurden sie Herren der benachbarten kleinen Staaten, und erweiterten also ihr Gebieth.

Die Abtheilung ihrer Einwohner in Patricier und Volk, legte den Grund zu aller Ordnung. **Romulus** wählte hundert Rathsherren, die man wegen ihres Alters Väter nannte. Die andern theilte er in Schaaren, zu Roß und zu Fuß, zum Kriegswesen. Kurz, Herr **Blackwell** geht die ganze politische Einrichtung des Romulus, und seiner Nachfolger, mit scharfsichtigen Blicken eines Staatskundigen durch, und zeiget überall das Gute, und die Fehler derselben. Darauf folgen die Vertreibung der Könige, die Geschichte der zehn Männer, die consularischen Verfassungen, die er mit den spartanischen in Vergleichung stellet; die Eroberungen jenseit des Meeres, und die Vergrößerung der Stadt, und des Raths: den er zwar mit der brittischen Verfassung der Parlamenter vergleicht; diese aber der römischen weit vorzieht.

Er kömmt endlich auf die Zeiten, da sich die Größe der römischen Republik selbst zur Last ward. **Pompejus** demüthiget den **Mithridat**, und den **Tigranes**, ja den ganzen Orient; auch Arabien und Palästina nicht ausgenommen. Aber als er mit einem siegenden Heere zurückkömmt, erläßt er alle seine Legionen ihrer Dienste, und kömmt als ein guter Privatmann nach Rom, um die Freyheit und die Gesetze zu schonen. Hier kann sich der Hr. Vers. nicht enthalten, ihm eine kleine Lobrede zu wid-

men. Er ſtreuet auch allerley politiſche Betrachtungen über neuere Weltbezwinger ein; und zeiget: daß keine Macht eines Siegers dauerhaft geweſen, die ſich nicht auf Redlichkeit und Tugend gegründet. Karl der VIII. in Frankreich, u. Karl der XII. in Schweden, beſiegten zwar Königreiche; verlohren ſie aber ſo leicht, als ſie ſelbige gewonnen hatten. Die alten Römer ſiegten ehrlicher, und hielten das ihren Beſiegten und Bundesverwandten gegebene Wort getreulicher. Daher mußte alles vor ihnen weichen, Karthago, Korinth, und Numantia. Hier erkläret er auch der Römer Kunſtgriff, durch ihre Colonien die beſiegten Länder im Zaume zu halten.

Im III. Buche des I. Bandes führet er ſeine Vergleichung weiter aus; zeiget aber auch zugleich den traurigen Verfall der römiſchen Republik. Bey dem erſten zeiget er, daß Kaiſer Karl der V., und ſein Sohn Philipp, König in Spanien, ſich vergeblich von einer Univerſalmonarchie träumen laſſen; weil beyde es nicht ehrlich gemeynet. Eben das zeiget er von den franzöſiſchen Beſtrebungen nach einer ſolchen Oberherrſchaft, unter Ludewig dem XIV., der gleichfalls ſchlechten Fortgang gehabt; und daß Frankreich nichts als Schaden davon gebracht, weil er zu weit gehen wollen. Hieraus zieht er den Satz: Wohlthaten locken die Menſchen an ſich; und ein jeder, der Verdienſte belohnen ſieht, iſt bereit, ſich ſelbſt für die Wohlfahrt eines Staates aufzuopfern. Die Römer aber ſuchten jedes beſiegte Volk glücklicher zu machen.

Den

Den Verfall der römischen Größe leitet der Hr. Blackwell bloß von der überhand nehmenden Wollust her. Der schwälgerische Sylla führte den jungen römischen Adel nach Asien, (das damalige Paris,) und lehrte ihn da schmausen und locker leben. Das Vermächtniß des Attalus, Königs von Pergamus, hatte den Grund zu dieser Verderbniß geleget. Die Eroberung von Korinth und Macedonien hatte Rom mit Schnitzbildern und andern solchen kostbaren Kleinigkeiten erfüllet. Bilder, prächtige Gefäße, und andre solche Dinge hatten vorhin nur die Tempel der Götter geschmücket, und den öffentlichen Schatz bereichert. Allein um des Sylla Zeiten, ward das alles unter den Bürgern gemein. Man bauete sich prächtige Säle, und schmückte sie königlich aus. Diese Verschwendung auszuhalten, mußte man die Bundsgenossen drücken, und die Provinzen plündern, ja göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen treten. Er selbst trieb seine Leidenschaften aufs höchste. Er war stets mit Gauklern, Komödianten und Metzen umgeben. Sein Beyspiel steckte unzählige andre an. Chrysogonus, sein Freygelassener, gieng ihnen mit seinem Muster vor. Seitdem ward Tugend und Armuth verächtlich; Reichthum und das Laster aber ansehnlich. Ein weichliches und wollüstiges Leben nahm überhand: und Marius, der nur aus schlechtem Herkommen war, spottete überlaut der Edlen, die nichts, als die Bilder ihrer Ahnen zeigen konnten. Gleichwohl nennet ihn Sallust die einzige Hoffnung und Stütze der Römer: wie er auch an-

derwärts ſaget: daß Rom einer fruchtbaren Mutter ähnlich geweſen, die ſich erſchöpfet; aber nachdem ſie in langer Zeit keinen einzigen großen Mann hervorgebracht, auf einmal zwey ſehr widrige Kinder, den Cäſar, und den Cato zur Welt gebohren.

Nun machet der Verf. eine neue Vergleichung zwiſchen der römiſchen und engliſchen Verfaſſung; dabey wir uns nicht aufhalten. Er fährt hernach fort, die Verderbung der Sitten, bis an Cäſars Zeit zu beſchreiben. Dieſen ſchildert er nach dem Leben, in allen Stufen die er beſtiegen hat; und in allen Bosheiten die er begangen, ſich empor zu ſchwingen. Piſo, Saturninus, Rabirius, u. a. m. werden hier geſchildert. Pompejus und Craſſus betreten auch die Bühne, und ſpielen große Rollen. Cicero rettet Rom von den Verwüſtungen des Catilina. Das Triumvirat ward geſchloſſen, und wollte ihn gewinnen; aber umſonſt. Er blieb ein Patriot und Vater des Vaterlandes. Cäſar trieb die Kriege wider die Gallier und Deutſchen weiter, als er ſollte; bloß um ſich ein Kriegsheer zum plündern und morden zu gewöhnen, welches er hernach wider Rom brauchen könnte. Und viele im Rathe ſtimmeten ſchon: man ſollte ihn dieſen beleidigten und unterdrückten Völkern ausliefern, Rache von ihm zu nehmen. Wie glücklich wäre Rom geblieben, wenn das geſchehen wäre! Mit dem erplünderten Gelde, bezahlte Cäſar ſeine unnennbare Schulden, und füllte Wälſchland mit ſo vielem Golde an, daß ein Pfund davon gegen neun Pfunde

Sil-

Silber verwechselt ward; da es vorhin zwölf und ein halb Pfund gegolten hatte. Er verkaufte Roms Bündnisse, Zepter und Kronen dem Meistbiethenden. Vom Ptolomäus allein, dem vertriebenen Könige von Aegypten, erpreßte er 6000 Talente Geldes: und mit diesem Schatze führte er den Krieg wider sein Vaterland.

Aus diesen Proben wird man urtheilen können, was man sich von Hrn. Blackwells Buche zu versprechen hat. Es ist wahr, dieß sind noch nicht Augusts Begebenheiten: denn wir sind noch nicht in der Hälfte des 1. Bandes. Allein die Vorbereitungen zeigen uns den Geist und die Stärke des Verfassers in der Geschichte und Staatskunst. Unter seiner Feder wird das so gepriesene und angebethete Rom so ein Scheusal, so ein Sammelplatz aller Schandthaten und Bubenstücke, so eine Mord- und Trauerbühne; daß es in den Augen aller tugendhaften und vernünftigen Leser, allen den falschen Glanz verliert, womit es in der Ferne der Zeiten die Unvorsichtigen blendet. August selbst, der so gerühmte und vergötterte August, wird nur ein glücklicherer und schlauerer Böswicht, als alle seine Vorgänger, Marius, Sylla, Cinna, Catilina, Crassus, Lucullus, Cäsar und Antonius gewesen. Vielleicht bekommen wir bald eine deutsche Uebersetzung davon, im Kornischen Verlage zu lesen.

II. All-

get, daß meine Leſer begierig ſeyn werden, von dem Inhalte des Büchleins nähern Bericht einzunehmen, da ſie überhaupt wiſſen, was ſie zu gewarten haben.

Ich mache den Anfang von den Regeln, ſo der Herr Verfaſſer gegeben. Man wird ſich von ihrer Beſchaffenheit aus dem, was zuvor geſagt worden, ſchon einen Begriff machen können. Sie nehmen noch nicht den dritten Theil ſo viel Raum ein, als die Exempel. Entweder hat er ſich dabey nach der bekannten Vorſchrift, daß ſie kurz ſeyn ſollen, gerichtet, oder er hat ſie, welches faſt wahrſcheinlicher iſt, nur deshalben dazu geſetzet, damit er beſſere Gelegenheit haben möchte, ſeine herrlichen Gedichte dem Untergange zu entreiſſen. In der Ordnung derſelben eine gute Wahl zu treffen, und eine Einſicht in das Weſen der Poeſie zu zeigen, würde nichts anders geweſen ſeyn, als den Nutzen der Zuhörer vorſetzlich hindern. Alles war deſto brauchbarer, je nachläſſiger es abgefaſſet war. Aus dem Inhalt der Capitel, den ich nach der beliebten Folge kürzlich darlegen will, wird ſichs zeigen, daß ich nicht zu viel geſaget habe. Wo ich aber meine eigene wenige Gedanken hinzu füge, wird es nur ſolche Dinge betreffen, welche wohl ohne Nachtheil ſeiner Schüler hätten beſſer ſeyn können.

Im I. Cap. handelt er von dem Unterſcheide der Sylben, und von der Eliſion. Ich muß bedauren, daß der Herr **Woken** gleich in den erſten Worten gezeiget hat, wie ſchwer es ſey, ſich vor Fehlern zu hüten. **Alle Poeſie, ſpricht er, gründet ſich auf den Unterſcheid der Syllaben, wie ſolches aus der *Induction* aller Sprachen erhellet.** Das heiſſet ja ohne Zweifel ſo viel: Der Unterſcheid der Sylben

wird

II.

Allgemeine Historie der Natur, nach allen ihren besondern Theilen, nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königes von Frankreich. Des zweyten Theils erster u. zweyter Band. Hamb. und Leipz. bey Grund und Hollen 1754. 4.

Wir haben mit diesem Auszuge uns bald verspätet, und selbst den I. Band dieses II. Theiles ausgesetzt, bis der zweyte vollends herausgekommen, der sich mit dem ersten füglich zusammen binden läßt. Wir wollen daher den Inhalt von beyden hier mittheilen.

Den Anfang machet die Beschreibung der königl. Naturalienkammer zu Paris. Herr Büffon hatte derselben seit acht Jahren vorgestanden, als er diese Beschreibung aufsetzete; und will die Mittel bekannt machen, deren er sich bedienet hat, theils alle Stücke zu erhalten, theils sie zu ihrem Vortheile aufzustellen. Er hält für das beste Mittel, allmählich eine vollkommene Sammlung von Naturalien zu bekommen, wenn man den Rest der Privatsammlungen, die ihrer Zerstreuung nahe sind, zusammen kaufet. Er meynet also, man müsse allen solchen Liebhabern, die sich solche Dinge anschaffen, die Mühe zu erleichtern suchen: weil sie doch eigentlich für die allgemeine Niederlage als den Mittelpunct von allen Sammlungen arbeiten.

Er

Er geſteht ferner, die natürlichſte Ordnung einer Naturalienkammer würde die ſeyn, wenn man ſie nach der Lehrart, die im Unterrichte von den Schätzen der Natur gebrauchet wird, d.i. alles in ſeinen Geſchlechtern und Arten, aufſtellete. So würde jedes Naturreich von dem andern abgeſondert werden, und Thiere, Gewächſe und Erdſtoffe beſondre Zimmer einnehmen. Jedes Geſchlecht würde in ſeine Arten getheilet werden müſſen; und dieſe Ordnung würde die Erlernung der Naturgeſchichte erleichtern. Dieß geſteht der Herr Verfaſſer, und kann nicht genug deswegen gelobet werden. Allein gleichwohl hat er das königliche Cabinet nicht ſo geordnet. Es hat alſo bey ihm geheißen:

Video meliora, proboque,
Deteriora ſequor.

So ſehr ihm dieß von dem Verfaſſer der Lettres à un Americain übel genommen werden: ſo wollen wir doch ſeine Urſachen anhören. Er geſteht es, daß die königliche Nat. Kammer ſehr von der Ordnung der Natur abweiche. Er hat ſie gern beobachten wollen, aber nicht gekonnt. Warum? Stücke von einerley Geſchlechte oder Art, ſind oft an Größe ſo unterſchieden, daß man ſie nicht neben einander ſtellen kann. Hernach meynet er, die Reihen und Schichten wollten ſich in die dazu verhandenen Plätze nicht ſchicken; weil der Raum der Menge der Sachen bisweilen nicht gleich wäre. Darum hätte man nun in der königlichen Nat. Kammer bisweilen in einerley Gemächer Dinge aus allen dreyen Reichen ſetzen müſſen.

Ob diese Entschuldigung für ein königlich Cabinet zureichend sey, wo man es nicht eben so nöthig hat, so sehr auf die Ersparung neuer Schränke und Einrichtungen zu sehen, als bey Privatleuten, das stellen wir dahin. Es scheint indessen, als ob sich die Vögel nach den Käfigten hätten schicken müssen; da es billig umgekehrt hätte seyn sollen.

Hierauf folget der Theil der Naturalienkammer, welcher zur Naturgeschichte des Menschen gehöret. Das Thierreich, und in diesem der Mensch, machen also bey dem Herrn Verfasser den Anfang. Ohne allen Zweifel ist der Bau der thierischen Körper das Meisterstück der Natur: und da die Knochen bey den größern Thieren den innern Hauptbau ausmachen; so hebt man davon an. Man lehret die Kunst, gute weiße Menschengerippe zu machen; wie Simon Pauli sie vorgeschrieben hat. Man findet sie hier von Kindern drittehalb Zoll hoch, bis 18 Zoll hoch, beschrieben; der größern nicht zu gedenken. Man lehret ferner die Knochen durchschneiden; und das bey allen Arten der Gebeine des menschlichen Körpers. Man beschreibt ferner unförmliche Knochen, und sonderlich Beingerippe von pucklichten Leuten und Kielkröpfen; imgleichen Beingewächse und Beinfresser: wo eine Menge recht ungeheure Seltsamkeiten und Misgestalten vorkommen. Es folgen auch Beinbrüche, und beinartige Auswüchse (calli).

Die Ordnung führet nun auf ausgesprüßte Theile, aufgetrocknete und a.d. gl. anatomische Stücke; davon eine gegorbene Menschenhaut den Schluß machet.

Viele

Viele zergliederte Sachen hebt man in flüßigen Materien auf; die theils aus salzigen, theils aus geistigen Feuchtigkeiten bestehen. Bey der Betrachtung einiger kleinen Embryonen bemerket er eine große Aehnlichkeit der Geschlechtsglieder vor dem sechsten Monathe derselben; und geräth dadurch auf eine sehr witzige Vergleichung beyder Geschlechter; so gar daß er sie für wesentlich einerley in der ganzen Bauart hält. Allein eine gute Anmerkung des Uebersetzers warnet den Leser vor diesem Witzspiele.

Es folgen anatomische Stücke, die in Wachs, Holz, u. d. gl. vorgestellet sind. Diese sollten wohl eher in eine Kunstkammer, als in eine Naturalienkammer gehören. Die Herrn Uebersetzer haben sehr wohl gethan, daß sie hier acht unnütze Kupferplatten weggelassen haben, das Buch nicht ohne Noth theuer zu machen. Denn wer fraget doch in einer Historie der Natur, nach den schwachen Nachahmungen der Menschen, die kaum einen Schatten der Natur erreichen? Eben das kann man von den Mumien sagen, woran gleichfalls die Kunst zuviel Theil hat, als daß man sie hier suchen sollte. Wir schweigen davon. Nunmehr sieht man eine Sammlung von beschriebenen steinartigen Gewächsen des menschlichen Körpers: und so schließt sich diese Abtheilung.

Eine neue führet den Titel: Naturgeschicht des Menschen, und hebt von dem Sinne des Gesichtes an. Hier ist eine Beschreibung von Empfindungen eines durchs Staarstechen sehend gewordenen Menschen, der vorhin niemals gesehen hatte, sehr

merkwürdig. Es folget die Beschreibung vom Sinne des Gehörs, und hier findet man etwas von der Kunst, Taub und Stummgebohrne reden zu lehren, Proben beschrieben: wobey in der Anmerkung auch Ammanns bewiesene Geschicklichkeit erwähnet, und dem Pereira entgegen gesetzet wird.

Nun folget erst die Naturgeschichte von den Sinnen überhaupt, die unsers Erachtens viel besser vorangestellet werden sollen. Hier ist es ein recht poetisches Blümchen, wenn der Verfasser saget: das Auge sey nichts anders, als das Aufblühen eines Büschels von Nerven. Ist das philosophisch gesprochen? Sind denn die verschiedenen Feuchtigkeiten im Auge, und die mancherley Häute die das Auge decken, aufgeblühte Nerven? Wie witzig, aber wie seicht philosophiret man nicht in Frankreich? Eben dahin rechnen wir billig im vorigen Abschnitte den redend eingeführten ersten Menschen, der uns seinen ersten Zustand bey den Empfindungen der Augen und Ohren beschreiben muß. Im Milton, oder Brockes würde sich das besser entschuldigen lassen, als in einer Naturgeschichte.

Nunmehr kömmt etwas bessers. Der Verfasser theilet das menschliche Geschlecht in viele Gattungen. Die erste besteht aus den Lappen, Zemblanern, Samojeden, nordlichen Tartarn, Ostiaken und Grönländern; kurz allen Einwohnern der Länder um den Nordpol in der alten und neuen Welt. Diese Völker sind klein und ungestalt, haben ein breites und plattes Gesicht, eine stumpfe Nase, gelbbraune Augen, dicke Backen, ein großes Maul, und dicke

lef-

Lefzen. Ihre Stimme ist fein, der Kopf groß, das Haar schwarz, die Haut schwarzbraun. Sie sind nicht höher, als vier bis fünftehalb Fuß hoch. Die etwas südlicher an sie gränzen, als die Norweger, Finnen, Russen, Tartarn und Chineser, sind ihnen gar nicht ähnlich; sondern weit größer, besser gebildet, und weit anders gesittet. Doch scheinen dem Verf. die Tartarn, Chineser und Indianer Menschen von einem und demselben Geschlechte zu seyn; da hergegen Perser und Araber ganz andre Leute sind.

Aller der Hochachtung unbeschadet, die ein Buch von der königl. französischen Naturalienkammer billig fodern kann, können wir doch diesen Abschnitt der Naturgeschichte des Hrn. Büffons unmöglich loben. Er sammlet alle mögliche Legenden und Fabeln der Reisebeschreibungen, die bisweilen eben so lustig klingen, als was Plinius, Solinus, Augustinus und Lykosthenes für Mährchen von allerley seltsamen Gattungen von Menschen erzählen. Ja er menget Dinge hinein, die nichts minder, als zur Naturgeschichte gehören; wenn er uns die Löcher beschreibt, die sich gewisse indianische Weiber in die Nasen und Ohren stechen um sich Ringe und Muscheln daran zu hängen. Wir dachten einen Weltweisen hier zu finden, der gewisse Gattungen von menschlichen Geschöpfen von einander absondern würde: und siehe, wir finden einen Mährchensammler, der tausend lustige und schlüpfrige Possen zusammenschreibt, (pour divertir les dames) das Frauenzimmer zu belustigen. Denn es ist hier sehr

viel von der Schönheit und dem Putze derselben, von ihrer Keuschheit und Freyheit; ihrer Fruchtbarkeit und andern theils lächerlichen, theils abscheulichen Gewohnheiten zu lesen: z. E. daß die cirkassischen Witwen eine aufgeblasene Ochsen oder Kuhblase auf dem Kopfe tragen. Vielleicht dienet aber diese unsre Nachricht dem Buche destomehr Leser zu verschaffen: denn es liest sich recht lustig, was die georgischen und mingrelischen Schönheiten für Sitten und Vorrechte haben.

Nun sollten wir ihm noch auf die Nubier, Aethiopier, Abyssinier und Mulatten folgen. Allein wer Reisebeschreibungen gelesen hat, weis das schon alles. Er bemerket nur, daß die schwarzen Menschen in Africa eben so mannigfaltig unterschieden sind, als die weißen Völker, in Europa und Asien. Auch hier fehlet es an schlüpfrigen Erzählungen der Reisebeschreiber nicht: und sie sind desto glaubwürdiger und erbaulicher, da sie größtentheils aus den Erzählungen ehrwürdiger Missionarien herfließen. Es ist ein Wunder, daß der Herr Büffon noch glaubet, die schwärzesten Mohren wären doch ursprünglich aus dem Geschlechte von weißen Leuten entstanden; und bloß die Länge vieler Jahrhunderte hätte sie im heißen Weltstriche immer bräuner, und endlich schwarz gemachet. Aber die Censur der Sorbonne hat vielleicht hier einigen Einfluß gehabt.

Er kömmt endlich auch auf die Americaner, dabey wir uns nicht aufhalten können. Er giebt sich viel Mühe zu erklären, warum die Americaner nicht auch schwarz, oder doch braun gefunden worden.

den. Allein umsonst! Wir würden uns mehr Mühe geben seine sonderbaren Gedanken von der Erzeugung der Menschen, in Zweifel zu ziehen, wenn nicht der Herr von Haller in seiner Vorrede dieses Theils, solches so gründlich, als ausführlich gethan hätte. Hierauf mag Herr Büffon antworten, wenn er ein Philosoph bleiben will, der nichts ohne guten Grund aufbauet.

Den II. Band hebt ein Schreiben der theologischen Facultät zu Paris an den Hrn. Büffon an, dabey sie ihm die Sätze anzeigen, die gemeldter Facultät in seinem Buche anstößig gewesen. Es sind in allem XIV. Sätze, darunter gleichwohl nicht alle sehr anstößig, oder gefährlich sind. Unser Raum leidet es nicht, sie alle herzusetzen. Herr Büffon antwortet sodann kurz, auf alle Puncte. Diese Verantwortung hat die Facultät gebilliget, und auf sein Versprechen, dieselbe in seinem nächsten Bande drucken zu lassen, sich damit befriediget. Dieses zeiget ihr zweyter Brief. Es ist artig, diesen Verlauf der Sache selbst zu lesen.

Den Anfang machet eine Abhandlung von der Natur der Thiere überhaupt. Ob diese nicht vor der Abhandlung vom Menschen im ersten Theile hätte stehen sollen, stellen wir unsern Lesern anheim. Indessen kömmt hier eine Abhandlung vor, die zur Ueberschrift hat: Der doppelte Mensch. Diese ist mehr eine redneriſche und sittliche Ausführung gewisser Betrachtungen vom Menschen, als eine Naturgeschichte zu nennen. Man sieht wohl, daß Hr. Büffon ein witziger Kopf ist, und moralisiren kann, wenn er will. Aber hätte er es hier wollen

sollen? In der königlichen Naturalienkammer steht gewiß nichts vom Streite des innern Menschen mit dem äußerlichen.

Uebrigens setzet er die vierfüßigen Thiere in die nächste Classe nach dem Menschen, die Fische in die zweyte, und die Vögel in die dritte, weil er sie dem Menschen für unähnlicher hält; und das Ungeziefer in die vierte. Den Bienen, Ameisen u. d. gl. spricht er den Verstand ab, den ihnen andere beylegen, und will ihr Thun mechanisch erklären. Den Affen, Hund und Elephanten setzet er unter den Thieren oben an. Hierauf folget eine Erzählung der methodischen Eintheilung der vierfüßigen Thiere; ferner die Beschreibung der Pferde, Esel und Rinder. Es ist unsre Sache nicht, uns bey diesen Dingen lange aufzuhalten. Die Zergliederer oder Liebhaber der Pferde aber werden hier mehr Vergnügen finden. Indessen ist auch viel Belesenheit in diesen Abhandlungen anzutreffen.

Die Uebersetzung dieses Werkes indessen ist, wie in dem ersten sehr fließend, nachdrücklich und ziemlich rein von fremden Wörtern, außer wo man geglaubet hat, daß man etwas nicht deutsch geben könne. Der Druck ist wie das Papier sehr sauber, und machet den Hrn. Verlegern Ehre. Die Kupferstiche sind auch schön: und überhaupt wird dieß Werk eins von den schönen Büchern, die Deutschland itzo in großer Anzahl liefert.

III.

Herrn Jonas Hanway zuverläßige Beſchreibung ſeiner Reiſen von London durch Rußland und Perſien, und wieder zurück durch Rußland, Deutſchland und Holland, in den Jahren von 1742 bis 1750, worinnen die großbritanniſche Handlung über die caſpiſche See, und überhaupt das Handlungsweſen von Rußland, Perſien, der Tartarey, Türkey, Armenien ꝛc. mit den benachbarten und entfernten Nationen umſtändlich beſchrieben; wie auch das Merkwürdigſte von den Reichen, Provinzien und Städten, durch welche der Verfaſſer gereiſet iſt, und von der Lebensart, Landesbeſchaffenheit, den Sitten, der Religion und den Gemüthsneigungen der Perſer, Koſaken, Kalmucken und anderer tartariſchen Völker, aus langer Erfahrung ausführlich erzählet wird. Nebſt einer unparteyiſchen Hiſtorie des großen Eroberers Nadir Kuli oder Kuli Chans und aller Staatsveränderungen und Rebellionen, welche in dieſem Jahrhunderte in Perſien vorgefallen ſind. Aus dem Engliſchen überſetzet. Mit vielen Landkarten nach den neueſten geographiſchen Beobachtungen und andern Kupfern. 2 Theile, in groß Quart.

Wir haben es uns nicht verdrießen laſſen, den ganzen Titel von dieſem ganzen Werke herzuſetzen. Er überhebt uns der Mühe, deſſen Inhalt anzuzeigen. Der Verfaſſer hat das Weſentliche ſeines Werkes auf demſelben zuſammen

wird bey den Versen in allen Sprachen beobachtet. Nun hätte aber das erste poetische Buch eines Franzosen oder Italieners, so dem Verfasser in die Hände gefallen wäre, ihm das Gegentheil erweisen können. Es ist ja jedermann bekannt, daß beyde nur die Sylben in ihren Versen zehlen, und auf den Unterscheid derselben gar nicht sehen. Unter den neuern gehet der berühmte Rollin, den ich jetzt eben bey der Hand habe, noch gar so weit, daß er meynet, die Franzosen könten deswegen die Verse ohne Reime nicht dulden, weil sie lauter gleich lange Sylben hätten; worinn ihn doch das blosse Gehör wiederleget. Es ist kaum glaublich, daß dem Herrn Verfasser, als einem Gelehrten, ja noch mehr, als einem deutschen Poeten, dieser Vorzug der deutschen Poesie vor der Französischen und Italienischen (*) nicht sollte bekannt gewesen seyn; da er sich auf die Induction aller Sprachen so dreiste beziehet. Es bedarf aber noch dazu keines sonderlichen Urtheils, sondern nur gesunder Sinnen, diesen Irrthum zu vermeyden. Man muß seine Kräfte zu denken wohl untersuchen, ehe man allgemeine Sätze abfasset.

In dem IIten Cap. von Vers-Arten zeiget der Herr Woken, daß deren nur drey sind, die Jambische, Trocheische und Dactylische. Von den Sapphischen meynet er, daß sie sich nicht wohl zu deutschen Ohren reimen. Die heroischen Verse aber hält er gar vor Grillenfängerey, und bleibt lieber beym alten. Die fünffüssigten Jambischen Verse, welche die Franzosen vers communs nennen, und die gewöhnlichen langen Jam-

(*) S. was in dem II. Stück dieser Beyträge p. 210. sq. bey einer Dissert. von dieser Materie erinnert worden.

gefasset, und man muß es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er nicht mehr versprochen, als geleistet habe. Wären doch alle, die fremde Länder besuchen und beschreiben, mit so nöthigen und dennoch so seltenen Geschicklichkeiten begabt, als Hr. Hanway bey seinen jungen Jahren damals besaß, als er eine so weite, so wichtige und dabey so beschwerliche und gefährliche Reise antrat. Er war 32 Jahre alt, als ihn die nach Rußland handelnde Gesellschaft der londonschen Kaufleute, im 1742sten Jahre, in der Absicht nach Rußland schickte, um die eben damals errichtete Handlung über die caspische See nach Persien in Schwang zu bringen. Sollte man wohl von einem solchen Alter, und von einer Lebensart, die mehr mit Ziffern und Waaren, als Büchern und höhern Wissenschaften zu schaffen hat, ein so edles und menschenholdes Herz, eine so tiefe Einsicht in menschliche Herzen und Handlungen, so richtige Urtheile, so gründliche und tiefsinnige Betrachtungen, die zum gemeinen Besten abzielen, erwarten, als gegenwärtiges Werk in häufigen Proben darleget? Zwar trifft man hin und wieder Dinge in demselben an, die zur Sache nicht zu gehören scheinen möchten. Erbauliche Betrachtungen, die ein Hausvater des Sonntags ohne Bedenken statt der Postille seinem Gesinde vorlesen könnte, gehören freylich zum Wesen einer Reisebeschreibung nicht. Mancher Freygeist wird auch unfehlbar mit dem andächtigen Gebethe, das der Verfasser einstens bey mißlichen Umständen aufsetzte, seinen Spott treiben. Vernünftige, aber vielleicht fruchtlose Gedan-

danken, über die Reifröcke werden das schöne Geschlecht wider den Philosophen aufbringen. Es wird sagen: Was hat der Mann für ein Recht einen gewaltsamen Eingriff in unsre Rechte zu thun, unsre Sitten zu tadeln, unsre Kleidung für albern und lächerlich auszuschreyen? Wer hat denn je seinem mürrischen Eigensinne eine Unterthänigkeit zugestanden? Viele werden den Vorschlag, den er a. d. 197 S. thut, für unüberlegt, und unthunlich halten. Der Erfinder selbst hat die Schwierigkeiten, die dessen Ausführung begleiten, eingesehen, und ihn mit Recht einen utopischen Vorschlag genannt. Die Absicht dabey ist besser, als die Erfindung. Er soll dem vielen Unglücke, in welches die Menschen sich durch eigennütziges Heirathen stürzen, abhelfen und vorbeugen. Viele heirathen nur ums Geld, und kommen darüber um ihre Freyheit und Wohlfahrt. Diesem zu entgehen schlägt Herr Hanway vor, die Töchter ohne Heirathsguth auszustatten, und ihnen keinen Antheil an der Verlassenschaft der Aeltern zu lassen; sondern das ganze Vermögen bey dem männlichen Stamme zu behalten. Der gute Mann hatte löbliche Absichten, aber er übersah die Unmöglichkeit solche zu bewerkstelligen, nicht. Ihm fiel die Schwäche des vorgeschlagnen Mittels nicht ein, welches, gesetzt auch es wäre thunlich, dennoch nicht allein das Uebel nicht um ein Haar verbessern, sondern auch noch zehnmal mehr Unglück anrichten, die Menschen auf den Fuß der ersten wilden Weltalter setzen, und diejenige Ursache zum Kriegen wider hervorbringen würde, die wie Horatius will,

zuerst Rauben und Morden veranlasset hat. Endlich wird die lange Predigt womit der Verfasser den ersten Band beschließt, und in welcher er ehrerbiethige Gesinnungen gegen Gott, und einen feurigen Eifer in Beförderung des allgemeinen Besten, nachdrücklich anpreiset, vieleicht überall wenig Herzen, aber allem Ansehen nach, noch weniger Deutsche als Engländer rühren. Indessen nimmt ein tugendliebendes und williges Gemüth das Gute mit, es schätzt es hoch, es preist es, wo es solches auch nur antrifft. Herr Hanway zeigt sich überall als einen eifrigen Verehrer Gottes, und als einen Menschen, dem das allgemeine Wohl der Menschen und seiner Mitbürger insbesondre am Herzen liegt. Und wer kann einem solchen Liebe und Hochachtung versagen?

Bisher haben Reisebeschreibungen sich meistentheils damit begnüget, daß sie geographische Nachrichten von fremden Oertern und Gegenden, und etwas von den Sitten der Völker mitgetheilet. Aber damit werden sie zuweilen trocken, und mehrentheils nicht lehrreich genug. Diese Reisebeschreibung hingegen ist von ganz anderer Art. Hier spricht der Kaufmann. Er zeigt den Einfluß der Handlung dererjenigen Länder, die er bereiset hat, und beschreiben will, in derselben Glückseligkeit; womit man daselbst Gewerbe treibe, wie die Handelschaft mit Nutzen könne fortgesetzt werden, und was sie zu Grunde richte. Das ist die Hauptabsicht dieses Werkes, so wie die ganze unternommene Reise zur Aufnahme der Handlung abzielte. Doch sind nicht

wenig

wenig geographische Berichte auch von solchen Ländern und Welttheilen, welche beynahe niemand betreten noch beschrieben hat, als da ist die östliche Küste vom caspischen Meere, welche ihre schrecklichen und ungeheuren Wüsten nebst den wilden Tatern unzugänglich machen, in dem ersten Theile mit eingestreuet. Ueberhaupt kann ein Kaufmann und Staatskluger aus dem ersten Theile sehr viel lernen; für den letztern aber gehört der zweyte Theil ins besondere. Der erste macht das eigentliche Werk aus, und rührt lediglich von dem Verfasser her; folglich ist er ganz neu. Der zweyte Theil aber ist weder neu, noch dem Verfasser eigen, ob er gleich ein Vieles von seinen eigenen Anmerkungen dazu mag beygetragen haben. Jener enthält die Geschichte der Reise, und zugleich der vorgehabten Handlung nach Persien durch Rußland. Beyde fingen sich zu gleicher Zeit an, und die letztere hörte etwas zeitiger auf, als der Verfasser sich wieder nach Hause begab. Der zweyte Theil erzählt die wichtigen und weltkundigen Veränderungen, die sich seit dreyßig Jahren im persischen Reiche zugetragen haben; und das sonderbare Glück, welches den Thamas Kulichan, den so berüchtigten Landbezwinger, der in diesem Trauerspiele eine der ansehnlichsten Personen vorstellet, in einer Zeit von eilf Jahren, von der niedrigsten Stuffe eines Bedienten und Straßenräubers auf den Thron von Persien erhoben, und wiederum herabgeworfen hat.

Wir setzen diese Dinge, als bekannt, voraus, und übergehen also den zweyten Theil gänzlich mit Stillschwei-

schweigen. Hingegen sind wir dem Leser eine kurze Nachricht von dem Schicksaale der hanwayischen Reise und seiner Handlung, aus dem ersten Theile mitzutheilen, schuldig. Die Aussichten, welche die rußische Compagnie zu einer Handlung nach Persien über die caspische See aufmunterten, waren sehr einnehmend. Im Anfange gieng alles nach Wunsche von statten. Aber in kurzem gieng die ganze Anstalt wider Vermuthen zu Grunde. Derjenige, welcher die erste Veranlassung dazu gegeben hatte, ward, vielleicht wieder seine Absicht, jedoch nothwendiger Weise, das Werkzeug der Zernichtung eines Vorhabens, das von ihm herrührte. Da sehr viel Leute in London an dieser Handlung Theil genommen hatten: so war es billig, daß man ihr Verlangen zu wissen, wie und warum eine so kostbare und dem Anscheine nach, so wohl eingefädelte Anstalt, die einen guten Fortgang versprach, ins Stecken gerathen sey, zu befriedigen. Herr Hanway, den man zum ersten Factor dabey brauchte, mußte seine Aufführung rechtfertigen, und die Schuld des so unerwünschten als unerwarteten Ausganges von sich ablehnen. Das soll diese Schrift thun, sie thut es auch auf eine überzeugende Art: sie setzt den Leser in einen völligen Begriff der Sache nach ihrem ganzen Umfange. Sie führet alle Urkunden, und wichtige Briefschaften, welche dieser Handel hervorgebracht hat, an, und wird also zugleich lehrreich und glaubwürdig.

John Elton ein Engländer war die Person von der wir eben itzt gesprochen. Man hatte ihn

einige

einige Jahre in Rußland zu Seedienſten gebraucht. Endlich gerieth er 1738 außer Dienſte, und der Verdruß, nicht nach Wunſche befordert geworden zu ſeyn, mochte ihm Anſchläge der Rache eingeben. Er wandte ſich daher an den Riſa Kuli chan, den Sohn des Schach Nadirs, der in Abweſenheit ſeines Vaters, als welcher damals des großen Mogols Land ausplünderte, die Regierung von Perſien führte. Von dieſem Herrn erhielt er anſehnliche Freyheiten für ſeine Nation, in Perſien zu handeln. Da er es ſo weit gebracht hatte, ſchlug er der rußiſchen Compagnie Mittel und Wege vor, nach Perſien über die kaſpiſche See zu handeln, und wußte die Sache ſo einnehmend vorzuſtellen, daß, alles Widerſpruches von Seiten der Compagnie unerachtet, welche über Oſtindien nach Perſien handelt, der rußiſchen verſtattet wurde, nach Perſien durch Rußland zu handeln. Man ſchickte alſo den Herrn Hanway mit einem anſehnlichen Vorrathe von Waaren ab. Obgleich ſchon damals der rußiſche Hof auf Elton übel zu ſprechen und Argwohn zu ſchöpfen anfing, ſo erhielt die Compagnie dennoch, daß ſie ihre Handlung in ihren eigenen Schiffen treiben, und ſolche auf der Wolga bauen durfte. Das war ein ſehr großes. Das erſte und letzte engliſche Schiff, das die kaſpiſche See befahren hat, brachte den Herrn Hanway und Elton nach Gilan; der letztere blieb daſelbſt, und ließ ſich, es ſey nun unbedächtiger, oder auch vorſetzlicher Weiſe verlauten, daß er den Schiffbau verſtünde. Das wußte Schach Nadir ſich zu Nutze zu machen, und nahm ihn in

der

der Absicht, unter seiner Anweisung eine Flotte auf der kaspischen See auszurüsten, in seine Dienste. Die Russen, welche ohnedem schon auf die englische Handlung eifersüchtig werden mußten, brachte ein solches Vornehmen dergestalt auf, daß sie bey der rußischen Compagnie auf Eltons Zurückrufung stark drangen, und endlich da dieser entweder nicht zurück kommen wollte, oder den Russen nicht trauete, oder auch von der Verbindung mit dem Schach sich nicht losmachen konnte, den ganzen Handel auf einmal sperrten und aufhuben. Doch legten die Russen demselben nicht allein Hindernisse in den Weg, die man wohl vorher hätte sehen können, wenn der Anschein wichtiger Gewinnste die Compagnie nicht auf der einen Seite geblendet, und die Rache den Elton auf der andern nicht verleitet hätte, seine Landsleute mit allzu schmäuchelhaften Vorstellungen, von deren Nichtigkeit er selbst überzeugt war, zu hintergehen. Die einzige Betrachtung, daß die Russen den Engländern in einer Handlung, davon sie allein Meister seyn konnten, nie freye Hand lassen würden, hätte von Erwartung unmöglicher Vortheile uneingenommene Gemüther behutsamer machen können. Gesetzt, Elton hätte sich mit dem Schach nicht eingelassen; so würden dennoch die Rußen den Engländern ihre Handlung sauer und nachtheilig gemacht und gänzlich hintertrieben haben. Doch mußte Elton zu einem Vorwande dienen, zumal da dieser so beschaffen war, daß man es den Russen würde verdacht, und sie für solche angesehen haben, die ihre eigne Vortheile

theile nicht kannten, oder verabſäumten, wenn ſie ſich eines ſo gegründeten und billigen Vorwandes nicht bedienet hätten. Wie gieng es aber dem Herrn Hanway? dieſer hatte ſich von ſeinem Gefährten getrennet, und gieng nach Aſtrabad; in der Abſicht, ſich von da aus ferner nach Maſchhed zu begeben, wo damals das Hoflager des Schachs war, und daſelbſt ſeine Waaren an den Mann zu bringen. Aber eben da er Aſtrabad zu verlaſſen im Begriff ſtund, empörten ſich einige Aufrührer, belagerten die Stadt, und ſetzten den guten Hanway in eine ſolche Angſt, daß er in der Ungewißheit, ob der Feind ein allgemeines Blutbad anrichten, oder ſich nur an der Beute begnügen würde, ſich zum Tode zuſchickte, und das obgedachte Gebeth, welches man a. d. 139 S. nachleſen kann aufſetzte. Doch kam er noch mit dem Leben davon. Die Stadt ergab ſich auf Bedingungen. Seine ſämmtlichen Waaren wurden geraubet und zerſtreut. Er ſelbſt hatte das Glück den blutdürſtigen Händen der Tatern zu entrinnen, und auf einem ſehr beſchwerlichen Zuge, der einer Flucht glich, nach Maſenderan zu gelangen. Von da begab er ſich nach Caſwin, und in das Lager des Schachs, der ihm Erſtattung des gelittenen Verluſtes, und allen Vorſchub für die engliſche Handlung verſprach. Dieſer hielt auch ſein Wort. Der Wehrt der Waaren ward dem Herrn Hanway erſtattet, und ein vornehmer perſiſcher Herr wollte ihn verſichern, daß wenn er nicht beraubet worden wäre; er gar ſchlechten Markt gehalten, und nur wenig von ſeinen Waaren abgeſetzt haben

ben würde. So ward also sein Unglück die Ursache seines Glückes. Mittlerweile setzten sich die Russen mit aller Gewalt wieder die Fortsetzung der englischen Handlung über die kaspische See, und huben sie zu der Zeit gar auf, da Herr Hanway wider in Rußland anlangte. Nachdem dieser sich einige Jahre zu Petersburg aufgehalten, und die Geschäffte der rußischen Compagnie verwaltet hatte, so gieng er A. 1750 wider nach England zurück. Die Reise durch Deutschland ist in dieser deutschen Uebersetzung überschlagen worden, und man hat Ursache einen solchen Entschluß des Uebersetzers zu billigen. Doch hat er mit der Nachricht von Holland nicht für gut befunden ein gleiches zu thun, indem dieses Land einem Deutschen nothwendig unbekannter seyn muß, als sein Vaterland. In diesem Theile der Reisebeschreibung, der Holland betrifft, haben wir einige unrichtige Benennungen angetroffen, von denen wir aus Mangel der Urschrift nicht entscheiden können, ob sie dem Verfasser oder dem Uebersetzer beyzumessen sind. Als z. E. a. d. 420 S. heißt die Kaisersgracht, eine sogenannte Straße zu Amsterdam, die Kay Zargraft heißt. Eine unvermeidliche Schwierigkeit äußert sich auch in den morgenländischen Namen, die der Engländer zum Theil nicht recht gefaßt, zum Theil auch nach seiner Mundart ausgedrücket und nach der Art englisch zu schreiben geschrieben hat. So drückt er z. E. den Namen der Stadt Lahitschan mit Lahijan aus. Der Uebersetzer geht zwar am sichersten, wenn er sich an seine Urschrift hält, und fremde Namen so

wieder

wieder ausgiebt, wie er ſie bekommen hat. Aber damit kann er doch nicht verhüten, daß er nicht tauſend von ſeinen Leſern zu einer verkehrten Ausſprache verleiten ſollte.

Wir hätten beynahe den Gefährten unſers Engländers, den Elton, vergeſſen. Viele unſrer Leſer werden zu wiſſen verlangen, wie es mit dieſem noch abgelaufen ſey. Die Compagnie foderte ihn, wie geſagt, auf Anhalten des rußiſchen Hofes, zu widerholtenmalen auf, nach Hauſe zu kommen. Er wollte aber nicht gehorchen, oder vielleicht konnte er nicht. Hiemit zerfiel er mit dem Herrn Hanway und deſſen Nachfolgern; er bemächtigte ſich der Ueberreſte der engliſchen Handlung in Perſien, indem er ſich auf den Schutz des Schachs verlaſſen konnte: der ihm den Ehrennamen Gemalbeg (wird Tſchemalbeg ausgeſprochen) beylegte, und in einer prächtigen Verwahrung bey ſich behielt. Mittlerweile kam der Schach A. 1746 grauſamer Weiſe ums Leben. Das perſiſche Reich gerieth hierüber in Zerrüttung, und Elton ward in einer Empörung von den Tatern A. 1748 erſchoſſen.

Ein ſolches Ende nahm die Handlung in einem Lande, zu welchem der Zugang in der Willkühr und Gefälligkeit der Ruſſen ſtund, die bey Geſtattung derſelben nothwendig zu kurz kommen muſten; in einem Lande, das durch langwierige Kriege verwüſtet, verarmet und bis auf das Mark ausgeſogen war; deſſen Einwohner der ſittlichen Pflichten ſo unkundig, und gegen die Menſchlichkeit ſo unempfindlich waren, daß ſie Rauben und Morden für Männlichkeit

Jambiſchen von ſechs Füſſen, die er doch nicht von einander unterſcheidet, heiſſen ihm überhaupt doppelte Jambiſche, vermuthlich deswegen, weil die kürzern keinen Abſchnitt haben; der längern aber von ſieben Füſſen gedenket er gar nicht. Von langen achtfüſſigten ſcheint er hier auch nichts wiſſen zu wollen, ob er ſie gleich in den Exempeln nachhero anbringet, und erwehnet nur der eilfſylbigten, darinn der Abſchnitt nach der fünften, ſechſten, vierdten, oder dritten Sylbe ſtehet, unter dem beliebten Nahmen der doppelten Trocheiſchen. Wie lang die dactyliſchen ſeyn dürfen, hat er ebenfalls nicht vor rathſam erachtet, gemein zu machen. Was ein Abſchnitt ſey, müſſen die guten Schüler auch nur errathen, denn ausdrücklich iſt davon nichts gedacht. Die Regeln, ſo dabey vornemlich zu beobachten ſind, und wieder welche auch zuweilen groſſe Poeten unverſehens verſtoſſen, gehörten ohne Zweifel unter die Dinge, welche unbegreiflich, mithin unnütze waren. Man hat ſie alſo damit von rechtswegen nicht beſchweren wollen.

Bey dem IIIten Capitel, welches die Lehre von den Reimen und Versſchränkungen begreifet, und davon die gemeinſten Grundſätze vorleget, will ich mich nicht aufhalten. Ich eile alſo mit dem Verfaſſer zu dem IVten Capitel, darinn er ſich vorgenommen hat, vom Stylo und der diſpoſitione kürzlich zu reden. Er iſt auf dem rechten Wege, wenn er den wohlgemeynten Rath giebt, erſt rein Oratoriſch ſchreiben zu lernen; und ſorgfältig einſchärfet, der Frau Mutterſprache keine Ohrfeige zu geben, wenn man ja neben der Redekunſt auch die Poeſie lernen wolle. Er läſſet bey der gebundenen Schreibart allen Zierrath der ungebun-

denen

und Tugend hielten. Konnte denn wohl die Handlung in einem ſolchen Lande ſich lange erhalten?

Wir haben oben einiger Urkunden und fremder Aufſätze gedacht, womit Herr Hanway ſeine Reiſebeſchreibung nicht nur lehrreich, ſondern auch anſehnlich und zuverläßig gemacht hat. Dahin gehören unter andern folgende Stücke. A. d. 12 S. Eltons Tagebuch von Moſcau bis zu ſeiner Ankunft zu Reſcht, und ſeinen Verrichtungen daſelbſt: wobey zugleich die Forderungen und Freyheiten, welche die engliſche Kaufmannsgeſellſchaft ſich von der perſiſchen Regierung bedung, und deren Gewehrungsbrief vom Riſa Kuli Mirſa befindlich iſt. A. d. 25 S. ſteht ein Auszug aus einem Aufſatze, welchen eben dieſer Elton dem Herrn Finch, Sr. Maj. Miniſter zu Petersburg im Julius 1740 übergeben, und darinnen er die Vortheile, welche die engliſchen Kaufleute von der Handlung nach Perſien durch Rußland zu gewarten hätten, vorſtellig gemacht hatte. A. d. 35 S. ließt man eine Bittſchrift der Kaufleute an Se. königl. Maj. von Großbrittanien, darinnen ſie um Erlaubniß, eine ſolche Handlung anzulegen, anhielten. A. d. 38 die Vorſtellungen und Klagen, welche die Genoſſen der türkiſchen Handlung darwider einbrachten; a. d. 43 den Bericht, welchen die Handlungscommiſſarien darüber abſtatteten; a. d. 45. die für die kaſpiſche Handlung erhaltene Parlamentsacte: a. d. 78. des Capitäns Woodroofes Tagebuch von Moſcau nach Caſan, a. d. 92 ebendeſſelben Reiſe nach Balkhan (wird Balchan ausgeſprochen), a. d. 101 ſteht ein Auszug aus ebendeſſelben Tagebuche,

ſeine

seine erste Ausfahrt von Astracan betreffend. A. d. 256 S. des Hn. Thompsons Bericht von dem Schicksaale der angestellten Handlung nach Chieva, Bochara und andern Theilen der Tatarey: a. d. 266. der Auszug eines Tagebuches, von der Reise der russischen Gesandschaft nach Persien im Jahre 1746. nebst einer Beschreibung der Länder von Astracan nach Derbent. A. d. 288 S. Des Capitäns Woodroofs Küstenpilote, oder Beschreibung der Küsten und Häfen an der kaspischen See; die Schreiben, womit die Compagnie den Elton wieder zurück zu bringen suchten; a. d. 320. dessen Antwort darauf, und andere in diesem Geschäffte gewechselte Schriften; a. d. 325. das Memorial welches der russische Hof dem englischen Consul zu Petersburg zustellen ließ, und in welchem er die Gründe angab, warum er sich genöthigt sähe, die englische kaspische Handlung aufzuheben: a. d. 327. der Befehl des Schachs Nadir, welcher den Elton in Persien zurückbehielt, und in seinen Schutz nahm, a. d. 346 S. u. f. w. Sr. Großbrittanischen Maj. verschiedene Schreiben an den Schach und dessen Nachfolger, wegen des Eltons und der Angelegenheiten der englischkaspischen Handlung; a. d. 348. das rußische Mandat in welchem so oft gedachte Handlung verbothen ward; a. d. 368 ein Schreiben vom Herrn Hanwey an einen Freund, worinnen er das unredliche Bezeugen der Russen gegen die Engländer bey Plünderung der englischen Factorey zu Resht A. 1747 mit schwarzen Farben abmalet; a. d. 372 S. u. f. w. verschiedene Acten den Seidenbau und Seidenhandel betreffend: der vielen

merkwürdigen eingeſtreuten Nachrichten und Betrachtungen zugeſchweigen, welche z. E. den Seidenbau, die verſchiedenen Arten der Seide, den Zuſtand des perſiſchen Reiches unter dem Schach Nadir, deſſen Kriegeszucht, die Gränzen der Zuläßigkeit der Nationaliſirung, die Einwohner und Handlung von Rußland, imgl. die Nationalſchulden von England, und die beſte Art ſie zu tilgen, und endlich das Wunder unſrer und der zukünftigen Zeiten, den Zaar Peter den I. betreffen, von welchem letztern viele ſeltſame und geheime Nachrichten mitgetheilet werden.

IV.

Chriſtiani L. B. de Wolf, &c. Meletemata Mathematico-Philoſophica, cum erudito orbe, Literarum commercio communicata. Quibus accedunt Diſſertationes variæ ejusdem argumenti, & complura alia hinc illinc diſperſe obvia. Halæ Magdeb. In Bibl. Rengeriano 1755. 4.

Die Verdienſte des hochſel. Herrn Kanzlers von Wolf ſind zwar bey ſeinem Leben nicht unbekannt geblieben; doch hat er freylich auch das Schickſal aller großer Männer erfahren, daß der Neid ſeiner Zeitgenoſſen ihn zu unterdrücken geſuchet. Horaz merket ſchon vom Romulus, Bacchus, Caſtor und Pollux u. a. m. an, die nach ihrem Tode unter die Götter verſetzet worden: daß ſie ſich bey ihrem Leben über die Undankbar-

barkeit der Menſchen beklagen müſſen, bey denen ſie nicht ſoviel Gunſt und Liebe angetroffen, als ſie wohl gehoffet und verdienet hätten.

Romulus atque Liber pater, & cum Caſtore Pollux,
Poſt ingentia facta deorum in templa recepti,
Dum terras, hominumque colunt genus, aſpera bella
Componunt, agros aſſignant, oppida condunt;
Ploravere, ſuis non reſpondere favorem
Speratum meritis.

Selbſt Herkules, der ſo viele Ungeheuer bezwungen, habe erfahren, daß der Neid nicht eher, als im Tode ſelbſt bezwungen werde.

Diram qui contudit hydram,
Notaque fatali portenta labore peregit:
Comperit, invidiam ſupremo fine domari.

Er giebt auch die Urſache davon: weil nämlich ein gar zu ſtarker Glanz eines großen Mannes, die geringern Mitwerber und Nacheiferer ſeines Ruhmes gar zu ſehr blende, und ſie verdunkle. Sobald er aber todt wäre, würde man ihn wieder lieben.

Urit enim fulgore ſuo, qui prægravat artes
Infra ſe poſitas. Exſtinctus amabitur idem.
Hor. L. II. Ep. 1.

Eben dieß Schickſal nun kann man unſerm groſſen Weltweiſen nach ſeinem Tode kühnlich vorher ſagen. Bey ſeinem Leben, da er ſo manches kleine Licht neben ſich verdunkelte, bemühten ſich viele, denen er im Wege ſtund, ſein Verdienſt unkennt-

lich zu machen, und zu verhüllen. Nun iſt er todt, und hat ſeine unermüdete Feder niedergelegt, die ſo vielen ein Dorn im Auge war. Allem Anſehen nach wird ſich nun der Neid und die Eiferſucht auch mindern: er aber wird Unparteyiſchen, die ihn nun in einer gewiſſen Ferne betrachten werden, in ſeiner wahren Größe in die Augen fallen. Und ſelbſt diejenigen, die nur durch ſeine Hülfe in den Stand gekommen, daß ſie ein wenig philoſophiren können, aber als undankbare Füllen nach derjenigen Mutter ausſchlagen, die ſie geſäuget hat; werden ſich endlich ſchämen, das ſo ſchimpfliche als gemeine: Sus Minervam! ferner wahr zu machen.

Die Rengeriſche Buchhandlung machet ſich indeſſen um die Aſche des Hochſeligen und um die Liebhaber ſeiner Schriften recht verdient, da ſie alle deſſen kleine lateiniſche Schriften ſammelt, um dieſelben dem Untergange zu entreißen, dem ſie einzeln gar leicht mit der Zeit unterliegen möchten. Dahin gehören nun zuförderſt allerley kleine Aufſätze, die der Hochſelige in allerley Monathſchriften eingeſchicket. Man weis, daß dieſe oft auf ſehr viele Bände anwachſen, folglich ſchwer anzuſchaffen, und nach einiger Zeit nicht mehr zu bekommen ſind. Indeſſen können die Liebhaber die Aufſätze großer Männer nicht zu leſen bekommen. Wie man nun Leibnitzens Aufſätze aus den lat. Actis Erud. in Italien zuſammen gedrucket hat: ſo war es billig, auch des Freyherrn von Wolf kleine zerſtreuete Stücke zu ſammeln, wie hier geſchehen iſt.

Den

Den Anfang machet die 1706. von ihm und andern zu Leipzig, Jena und Berlin beobachtete große Sonnenfinſterniß. Es folget ſeine Art die Wahrheit der chriſtl. Religion zu demonſtriren: und dergleichen mathematiſche, phyſikaliſche und philoſophiſche Betrachtungen und Abhandlungen mehr; darunter auch Num. 32. die leibnitziſche Lobſchrift aus den A. E.; und Num. 33. eine Nachricht von deſſen vorgehabter braunſchweigiſchen Geſchichte befindlich iſt. Es folget die Ratio prælectionum Wolfianarum, die etlichemal einzeln gedrucket worden; die Abhandl. de differentia nexus rerum ſapientis & fatalis neceſſitatis; ſeine Principia Dynamica, ſein Monitum de ſua philoſophandi ratione, wider Hanſchen; und ein anderes nicht minder merkwürdiges Stück, welches man von der Ableitung des Reno-Fluſſes in den Po, bey Bononien, unter ſeinen Papieren gefunden.

Nun kömmt der II. Abſchnitt ſeiner akademiſchen Abhandlungen, die auf der Katheder vertheidiget worden. Den Anfang machet die nach mathematiſcher Methode erwieſene allgemeine practiſche Philoſophie, womit er in Leipzig die Magiſterwürde behauptet hat. Es folget die I. Diſſert. pro loco de Rotis dentatis, die philoſophiſche Abhandlung de Loquela, die algebraiſche de Algorithmo differentiali, ferner die Methodus Serierum infinitarum, die vom kalten Winter 1709, und die Unterſuchung der halben Sonnen.

Der III. Abſchnitt liefert uns ſeine Einladungsſchriften, Reden, Briefe und Vorreden. Die 1) handelt von dem neueſten Wachsthume der ma-

thematiſchen Wiſſenſchaften, die 2) von dem wahren Begriffe der mechaniſchen Philoſophie, die 3te von den identiſchen Sätzen, als dem Grunde der Einzelnheit. Das 4 St. iſt ſeine berühmte Rede von der praktiſchen Weisheit der Chineſer, mit Anmerkungen. Das 5te St. ein Glückwunſch an einen Reſpondenten von der Unſterblichkeit der Seelen. Das 6te ein andrer vom Nutzen der Metaphyſik, in Verbannung des Aberglaubens bey ungewöhnlichen Naturbegebenheiten. Das 7te, ob es nützlich ſey die Erfindungskunſt in ein Syſtem zu bringen? Das 8te iſt eine Vorrede vor Sturms Phyſicam Electivam; das 9te eine Methode zur Gewißheit des Erkenntniſſes zu gelangen; das 10te eine Vorrede zu des Grotius Buche, vom Rechte des Krieges und Friedens. Das 11te iſt dergleichen, von Einführung der Demonſtration in der Rechtsgelehrſamkeit; das 12te dergleichen, vor Herrn Prof. Stiebritzens Philoſophiam Wolf. contractam; das 13te dergleichen vor Bernſons Theol. dogmatica. Das 14te iſt ſeine Einladungsſchrift nach der Rückkunft nach Halle: von der Nothwendigkeit der ſcientifiſchen Lehrart im Reiche der Natur; das 15te dergleichen, vor Kanzler Ludewigs Bücherverzeichniß; das 16te, dergleichen, vor Leibnitzens Methodum diſcendi Jurisprudentiam, und das 17te dergleichen, vor D. Bertlings theologiſch moraliſches Lehrbuch, vom Unterſchiede der philoſophiſchen und theologiſchen Sittenlehre.

Da nun auch die zu verſchiedenen Stücken gehörigen Figuren in ſaubern Kupfern dabey abgedruckt

cket worden: ſo ſieht ein jeder, daß die rengeriſche Handlung nichts hat ermangeln laſſen, ſich die Leſer verbindlich, und die Schriften des ſeligen Herrn Kanzlers deſto bekannter und nützlicher zu machen.

V.

Proben der arabiſchen Dichtkunſt,

in einem Auszuge aus dem **Almotanabbi**, überſetzet von D. Joh. Jakob Reißken, öffentlichen Lehrer der arabiſchen Sprache zu Leipzig, und der Geſ. der fr. Künſte Ehrengl. nebſt deſſen Abhandl. von der Dichtkunſt der Araber überhaupt.

Da man in Deutſchland nach allem was fremd und ausländiſch iſt, ſo lüſtern zu ſeyn pflegt: ſo iſt es ein Wunder, daß man auf die arabiſche Dichtkunſt noch nicht aufmerkſamer geworden iſt. Die Araber ſind nun einmal in den mittlern Zeiten, bey dem Verfalle der griechiſchen und römiſchen Gelehrſamkeit, das gelehrteſte Volk unter der Sonnen geweſen. Die Sternkunde, Weltweisheit, und Arzneykunſt iſt bloß durch ſie erhalten, fortgeſetzet und erweitert worden: als alle andere Völker in einer ſchändlichen Barbarey ſtecketen. Zu gleicher Zeit unterwarf ſich ihr ſiegendes Schwert halb Aſien, die ganze nordliche Küſte von Africa, und in Europa Spanien, nebſt vielen Küſten des Mittelmeeres, in Wälſchland und Frankreich. Ihre Königreiche blüheten viele Jahrhunderte: ſollte es ihnen denn bey ſolchen Umſtän-

den an Dichtern, oder ihren Dichtern an Stoff gefehlet haben, ihren Witz daran zu üben?

Es hat ihnen wirklich an keinem von beyden gefehlet. Arabien ist reich an poetischen Geistern, und trefflichen Köpfen gewesen. Sie haben allerley Arten der Gedichte gemachet, Lobgedichte, verliebte, satirische, Schäfergedichte, u. d. m. Nur in Europa sind wir zu saumselig gewesen, uns dieselben bekannt zu machen. Die große Schwierigkeit war die arabische Sprache, die so wenige lernen wollten: ungeachtet sie denen, die nur etwas hebräisch können, gar nicht schwer ist; und ihnen zu besserer Erklärung unzähliger Schriftstellen sehr dienlich seyn kann. Denn bekanntermaaßen sind die Araber durch den Ismael, ihren Stammvater, von Abrahamssaamen und Brüder der Juden; die einerley Sprache, nur in einer etwas andern Mundart reden.

Unser gelehrter Herr Prof. Reiske ist ein vollkommener Kenner derselben, und läßt sich eifrig angelegen seyn, ihr mehrere Liebhaber zu erwerben. Seine Uebersetzung des Abulfeda haben wir neulich angekündiget; und itzo melden wir mit Vergnügen ein poetisches Werk, womit er unsre deutsche Sprache bereichern will. Es ist zum Drucke fertig, und erwartet einen guten und billigen Verleger. Nach einer Vorrede von dem Nutzen solcher arabischen Poeten, folget die Abhandlung von der Dichtkunst der Araber überhaupt, woraus man viel bisher unbekannte Sachen lernet. Sodann folgen die auserlesenen Gedichte des Almotanabbi, eines ihrer größten Dichter, in ungebundner Rede übersetzet, da-

damit man ſeine Gedanken deſto getreulicher ausdrücken könne. Die dunkeln Stellen derſelben hat er mit kurzen Anmerkungen erläutert; daraus man viel von den Sitten, und Geſchichten der Araber lernet.

Das ganze Werkchen wird nicht viel über ein Alphabeth in 8. mit kleiner Ciceroſchrift austragen; und ungemein viel beſondre, witzige, und angenehme Sachen enthalten. Man wird darinn der morgenländiſchen Völker erhabene Art zu denken antreffen, und ſich oft wundern, daß ihre Schreibart, dem prophetiſchen und poetiſchen Ausdrucke der bibliſchen Schriftſteller des alten Teſtaments ſo ähnlich iſt.

Um Verlegern und Leſern eine Luſt dazu zu machen, wollen wir ihnen eine Probe davon vorlegen. Es ſey das CLVIſte Gedicht, mit ſeinen Anmerkungen, wie folget:

Ein Lobgedicht auf den Saifoddaulah Abulhaſan Ali, den Sohn des Abdallah, aus dem Geſchlechte Ben Hamdan, da er von dem bey Heßn Borziah erhaltenen Siege nach Antiochien kam, und ſich unter einem großen geſtickten Zelte niederließ.

Es brüſten ſich mit der Liebe auch Leute, die ihr nicht angehören: und zu dem Menſchen geſellet ſich mancher, der ſich für ihn nicht ſchicket. Es möge eben das, was dieſe verheerte Stäte a) betroffen

a) Wo die Spuren des ehemaligen Aufenthaltes meiner Geliebten, die aber nunmehr wo anders hingezogen iſt, noch kenntbar ſind.

denen gelten, und verlanget in der letztern alles beysammen zu sehen, was in der ersten vortrefflich ist. Er verwirft auch alle Wortfügung, welche in ungebundener Rede nicht gewöhnlich ist. Herr Woken kan bey diesen nützlichen Wahrheiten, welche er leider nur gar zu kurz berühret hat, vielleicht noch vieles gedacht haben, was zu derselben Ausfüllung und bessern Erleuterung dienet. Allein er war nicht im Stande, daß er eine so starke Speise verdaulich zubereiten konnte. Ja mich dünket, er habe sich bey diesen wenigen Worten schon eine schwere Verantwortung zugezogen, indem er, zum Nachtheil seiner Zuhörer, angefangen aus den Schranken zu weichen. Indessen hat er sich in den Exempeln wieder zurechte gefunden. Denn indem er dieselben durchgehends wieder die Regeln ausgearbeitet, hat er dem besorglichen Schaden genugsam vorgebeuget, und in der That erwiesen, wie empfindlich er seine Ubereilung bereue.

Im Vten Capitel findet man etliche Proben von Uberschriften und Räzeln: Im VIten Exempel von allerley längern Gedichten, dabey sich aber der Verfasser unterstehet abermal das verdrießliche vierte Capitel anzuführen: Im VIIden von Madrigalen; zu denen er ausser der Beobachtung der bekannten Regeln, Scharfsinnigkeit, und angenehmen Vortrag erfordert.

So wenig besonderes in diesen Abschnitten vorkommt, so reichlich wird alles in dem VIIIten Capitel ersetzet, welches dem Recitativ, den Serenaten, Opern und Comoedien, gewidmet ist. Hier hat sich Herr Woken in Erklärungen, und dem beygefügten weitläuftigen Exempel, einem Meisterstück aller

troffen hat, auch mich betreffen; wofern ich mich bey derſelben nicht eben ſo lange aufhalte, und eben ſo bekümmert mich umſehe; als ein Geizhals, der ſeinen Siegelring im Sande verlohren hat. Wo ich nicht mit einer wilden und untröſtlichen Wehmuth daſelbſt ſtehen bleibe, ſo daß diejenigen Weiber, welche mich meiner Liebe wegen tadeln, ſich ſo wenig an mich wagen, als an ein unbändiges Pferd, der Stallknecht, der ihm den Gurt umſchnallen ſoll. Stehe ſtill! b). Der erſte Blick c) iſt meinem Herzen einen zweyten d) ſchuldig. Wer ein Ding verliert, iſt ſchuldig, ſolches zu erſetzen. Die auf der Reiſe begriffenen Weiber, unter denen du biſt, bedürfen, ſo lange ſie um dich ſind, des Nachts keines Mondenlichtes: wer dich hat, vermiſſet dieſes nicht. Erhalten die Augen von dir nur einen Blick: ſo erhohlen ſich durch denſelben die ermüdeten und aufzuſtehen unvermögenden Kameele wieder. Du biſt gleichſam der Liebling der Schönheit. Dieſelbe ſcheine ſich in dich verliebt zu haben. Oder derjenige, der die Schönheit austheilte, theilte ungleich aus, und legte dir zuviel davon bey. Wer ſie

b) Meine Geliebte, und wirf mir einen Blick zu.

c) Mit dem du mir mein Herz raubteſt.

d) Mit welchem du mir ſolches wiedergeben kannſt.

e) Die ſie wider ihre Räuber und Schänder beſchützen ſollen.

f) Er meynt den Saifoddaulah. Hier iſt der Uebergang zum vorhabenden Lobe.

ſie rauben will, der findet den Zugang und Nutzen beſetzt, und ſie raubet das Edelſte aller Lebendigen. Vor ihr her iſt ein Vorhang von Staube gezogen, den die Pferde e) erregen; und hinter ihr ſchwebt eine dicke Wolke von Aloe-Rauche. Die Trennung von ihr, die ich itzt erfahre, befremdet mein Auge nicht; ſie lehrt mich auch nichts, das mein Herz nicht vorher ſchon gewußt hätte. Die Abgünſtigen fallen mir nun nicht mehr beſchwerlich, nachdem ich die Weide des Verderbens ſo ſehr abgeweidet habe, daß deſſen Coloquinten mir ſüße ſchmecken. Eben derjenige, welcher den, der den Verluſt ſeiner Jugend beweinet, zu einem Jünglinge gemachet hat, der verſetzet ihn auch in das graue Alter. Wie willſt du dich deſſen erwehren, da eben derjenige, der den Bau aufführet, ihn wider niederreißt? Noch ſchöner aber, als aller Glanz der Jugend, iſt der Regen einer Donnerwolke f), die ich unter jenem Zelte erblicke. Ueber demſelben ſtehen Gärten g), die keine Wolke zuſammen gewebet h) hat, und Zweige von Bäumen, deren Tauben nicht girren. Die wilden Thiere ſieht man daſelbſt

e) In das Gezelt waren Gärten, Bäume, Vögel und andere Thiere geſticket.

h) Zuſammenweben nennen die Araber Dinge von verſchiedener Art in einer gewiſſen Ordnung und Verhältniß zuſammenſetzen. Die Verſchiedenheit der Blumen und Gewächſe ſcheint dem Auge ein Gewebe, eine bunte Tapete zu ſeyn. Und weil der Regen viel zur Fruchtbarkeit der Erde beyträgt, ſo macht ihn der Dichter zum Weber einer ſolchen Tapete.

daſelbſt in Ruhe: die einander widrigen Arten derſelben bekriegen ſich, und halten doch Frieden i). Bewegt es k) der Wind, ſo fängt es an zu wallen; ſo daß ſeine Pferde l) ſich tummeln, und ſeine Löwen jagen. In der Geſtalt des Griechen mit der Krone, erblicket man eine Unterthänigkeit und Ehrerbiethung gegen den Glänzenden m), deſſen Kronen keine andere als Kopfbünde ſind. Lippen der Könige küſſen ſeine Tapeten: weil ſein Aermel und ſeine Finger zu edel ſind, als daß man ſie küſſen dürfte. Er n) ſteht in einer demüthigen Stellung vor einem; deſſen Brandmarken die Krankheiten vertreibt o): und zwiſchen den Ohren eines jeden edlen Springers laſſen ſich die Zeichen ſeiner Brandeiſen blicken. Sie p) halten aus Furcht ihre Stichblätter unter dem Arme, weil ſein ſtandhafter Muth und Vorſatz viel durchdringender iſt, als das, was ihre Degenſcheiden bedecken. Ihn begleiten zwey Heere; eines von Pferden, das andre von Raubvögeln.

Ueber-

i) Sie ſind ſo geſtickt oder gewirkt, als ob ſie einander anfielen und bekriegten, und doch bewegt ſich keines von ſeiner Stelle.

k) Das Zelt nämlich.

l) Die darauf geſtickten oder eingewirkten Pferde.

m) Er meynt den Saifoddaulah.

n) Der eingeſtickte oder eingewirkte griechiſche Kaiſer.

o) Deſſen Züchtigung die Feinde zum Gehorſam bringt, und alle Wirkungen, ja Regungen eines erbitterten Gemüthes aufgeben heißt. In den Morgenländern iſt die Art durch Brennen zu heilen, ſowohl an Menſchen, als am Vieh noch gebräuchlich, wie ſie ehedem bey den alten Griechen war.

Ueberfällt er mit demſelben ein ander Heer, ſo läßt er von ihm nichts, als die Schädel übrig. Die Kleider von jedem Ungehorſamen machet er zu ihren Satteldecken, und die Angeſichter der muthwilligen Verbrecher machet er zum Pflaſter ihrer Füſſe. Die Morgenröthe iſt ihrer Einfälle müde q). Die Schwärze der Nacht iſt ihres Zudrängens r) überdrüßig. Die Lanze iſt unwillig, daß man ihre Bruſt s) ſo oft zerknicket; und das Eiſen der Indianer t) zürnet, daß man ihm Maulſchellen giebt. Unter einer Wolke von Adlern tritt eine Wolke v) einher, die, wenn man ſie um ihren Regen anſpricht, ihre Schwerter ergießt. Ich bin die Bahn der Unfälle der Zeit gewandelt, bis ich zu ihm gelanget bin, auf dem Rücken der Standhaftigkeit, deren Schritte feſt und ſicher ſind; durch Wüſten, in denen den Wolf auch nicht einmal ſeine Seele begleitet, und durch welche den Raben ſeine Vorfedern nicht tragen. Und ſo habe ich einen

p) Die Feinde.

q) Die Araber pflegen kurz vor anbrechendem Tage ihre Streifereyen vorzunehmen. Der Dichter ſagt alſo: Des Saifoddaulas Reiterey hat ſchon ſo viel Streifereyen gethan, daß die Morgenröthe ihrer überdrüßig zu ſeyn ſcheinet.

r) Oder ihres Ringens mit ihr. Er will ſagen: Die Finſterniß hindert ſie an Ausführung ihrer Anſchläge nicht.

s) Die Bruſt der Lanze iſt derjenige Theil von ihr, der zwiſchen dem Eiſen und dem Griffe iſt.

t) So nennen die Araber die beſten Degenklingen, ſo wie wir ſagen Damaſcenerklingen.

v) Die Reiterey des Saifoddaulah.

einen Vollmond u) zu ſehen bekommen, deſſen gleichen der Vollmond nicht erblicket; und habe ein Meer angeſprochen, deſſen Ufer nicht erſehen kann, wer in ihm ſchwimmet. Ich zürnte, als ich ſah, daß ſeine Verdienſte keinen Lobredner fanden, und daß die Dichterey unter ihren Stammlern litt x). Wenn ich einem weit entlegnen Lande zureiſe, ſo reiſe ich bey Nacht. Ich bin alsdann das Geheimniß, und die Nacht iſt der Vertraute, der es bey ſich behält y). Der Ruhm hat den Saifoddaulah z), als das ſchon berühmte und weltkundige Schwert des Reiches gezucket. Der Ruhm verbirgt es nicht aa), und der Streich bringt ihm keine Scharten bey bb). Sein cc) Gehänk ruhet auf der Schulter eines glänzenden Fürſten, und ſein Griff iſt in der Hand des Beherrſchers des Himmels dd). Ihn bekriegen die Feinde, und werden zu ſeinen Sclaven. Sie ſammlen Schätze, und dieſe werden

u) Die Araber vergleichen alle ſchöne Geſtalten mit dem Vollmonde, und einen Freygebigen mit dem Meere.

x) Oder daß ihn nur ſchlechte Reimeſchmieder prieſen.

y) Der Verſtand dieſer ganzen Stelle iſt dieſer: Ich konnte es mit Gleichgültigkeit nicht anſehen, daß ein Herr von ſo großen Verdienſten entweder keinen oder nur ſchlechte Lobredner fand. Ich machte mich alſo aus fernen Landen zu ihm auf den Weg, mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ich auch des Nachts nicht ruhte, ob ich gleich durch ſchreckliche Wüſten mußte.

z) Er ſpielt mit den Worten Saifoddaulah, welche eigentlich das Schwert des Reiches bedeuten. Wenn die bagdadiſchen Califen einen Fürſten zu ihrem Vaſallen machten, und ihm gewiſſe Länder zur Lehn gaben; ſo ertheilten

den ihm zur Beute. Die Zeit (oder das Glück) halten ſie für was groſſes, aber es ſteht unter ihm; der Tod kömmt ihnen ſchrecklich vor, aber er iſt ſein Bedienter.

VI.

Sammlung einiger ausgeſuchten

Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig. Zweyter Theil. Leipzig, verlegts Bernh. Chriſtoph Breitkopf 1755. in gr. 8. 34 Bogen.

Die Geſellſchaft der freyen Künſte hat ihr Wort gehalten, und den II. Band ihrer Schriften auf das 1754ſte oder zweyte Jahr nach ihrer Stiftung geliefert. Was uns von der Achtung, darinn ſie hier und bey dem königlichen Hofe in Dresden ſtehen müſſe, eine ſehr vortheilhafte

theilten ſie ihnen gewiſſe Ehrennamen, die gemeiniglich mit Daulah, das iſt des Reiches, ſich endigen. Unter ſolchen Ehrennamen ſind ſolche Fürſten in der Geſchichte viel bekannter, als unter ihrem rechten Namen. Das iſt der Urſprung ſolcher Titel. Mit der Zeit legten ſich auch ſolche Fürſten, die von den Caliſen nicht abhingen, dergleichen Titel eigenmächtig bey.

aa) Saifoddaulahs Namen iſt niemanden verborgen.

bb) Sein Kriegen entkräftet ihn nicht.

cc) Des Schwertes.

dd) Gott bekrieget durch den Saifoddaulah die ungläubigen Griechen.

haste Meynung beybringet, zeiget uns gleich das II. Blatt dieses Bandes. Es enthält selbiges eine Zuschrift an Se. königliche Majestät in Pohlen und churfürstliche Durchl. zu Sachsen: darinn denenselben beyde erste Bände ihrer Schriften unterthänigst zu Füßen gelegt werden. Wer da weis, daß eine solche Zueignungsschrift nicht ohne eine besondere allergnädigste Erlaubniß gemachet und gedrucket werden darf; der wird hieraus sehr gute Gedanken und Vermuthungen schöpfen können. Wenigstens werden, die ihr hier und anderwärts übel wollen, daraus abnehmen können: daß gedachte Gesellschaft mit allen ihren Anstalten und Beschäfftigungen das Licht nicht scheue; ja sich selbst bis vor das erleuchtete Auge ihres allergnädigsten Landesherrn und seiner Minister wagen dörfen:

Rumpantur ut ilia Codro!

In der kurzen Vorrede wird anfänglich erwähnet, daß verschiedene anwesende u. auswärtige Ehrenglieder der Gesellschaft, gelehrte Aufsätze zu dieser Sammlung hergegeben, um dieselbe zu zieren; daß aus der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, der weite Umfang desjenigen Feldes erhellen werde, welches die Gesellschaft anzubauen willens ist; daß die Gesellschaft zwar jedem Mitgliede die Freyheit läßt, eigene Meynungen zu behaupten, aber sich nicht anheischig machet, dieselben als die ihrigen zu vertreten; daß sie sich zwar gegen die unfreundlichen Urtheile gewisser gelehrten Zeitungen hier schützen könnte, aber es nicht für nöthig achte; da die unlautern Absichten, daraus selbige geflossen, schon von allen Unpar-

parteyischen mit Abscheu und Verdruß angesehen worden; daß die Gesellschaft der freyen Künste bereits eine wohlgerathene Tochter in der hochf. hess. Residenz Cassel erhalten; wo sich sechs vornehme und gelehrte Männer zusammen gethan, und alle 14 Tage dergleichen Versammlungen anstellen, um einander etwas vorzulesen und zu beurtheilen; daß die Gesellschaft bey ihrer Feyer des hohen Friedrichstages 1754 drey neue Ehrenglieder, einen Grafen von Schönberg, einen Freyherrn von Seckendorf, und einen Doctor beyder Rechten aus Tübingen aufgenommen; und daß endlich die Gesellschaft sich gegen die gelehrte Gesellschaft in Zittau, für die Ehre erkenntlich bezeiget, da selbige ihr einen neuen Theil ihrer Schriften öffentlich zugeschrieben.

Dem Inhalte dieser Sammlung selbst etwas näher zu treten, so machet des Herrn Oberhofgerichts Assessors D. **Hommels** Abh. vom Ursprunge des niedern Adels in Deutschland, den Anfang. Man weis wie uneinig die heutigen Publicisten in dieser Sache sind; und daß einige den gemeinen Adel zu hoch hinauf, andre aber zu niedrig hinabsetzen wollen. Herr D. Hommel, als ein geschickter Lehrer des Lehnrechts, erwählet hier die Mittelstraße und leitet ihn von den alten Militibus her; machet auch einen großen Unterschied zwischen dem ausländischen Adel der Wälschen, Spanier und Franzosen, und zwischen dem Deutschen.

Darauf handelt Herr M. **Weller**, Prediger in Zwickau, die genaue Verwandschaft der deutschen Sprache mit der nordischen ab. Er zeiget sehr deut-

lich, daß im Grunde das Deutsche mit dem Dänischen, Schwedischen, Norwegischen und Isländischen, nur eine und dieselbe Sprache sey, die sich nur allmählich als verschiedene Mundarten getrennet haben.

Es folget ein aus dem rußischen übersetztes Trauerspiel, Sinav und Truvor, das aus der alten russischen Historie genommen, und von einem wirklichen Russen nach allen Regeln der Schaubühne ausgearbeitet ist. Man wird Mühe haben, es von einem aus dem Französischen übersetzten Stücke zu unterscheiden. Herr Köllner, aus Weißenfels, ist der Dollmetscher davon.

Herr Assessor Laurentii, Beysitzer des herzogl. gothaischen Kriegscollegii, beschreibt darauf das Leben des berühmten Herzogs Philipps zu Cleve, und giebt Nachricht, von seinem, Kaiser Karln dem V. zugeschriebenen ältesten Kriegsbuche. Beydes zeigt eine große Kenntniß, sowohl der Geschichte damaliger Zeiten, als des alten Kriegswesens: davon der gelehrte Herr Verf. schon in seinem Tractate von den alten Kriegsgerichten der Deutschen einen so starken Beweis gegeben hatte.

Nun zeiget sich weiland M. Ge. Chr. Seiferts, eines Pred. zu Kautzbäyern, im I. B. versprochene Abh. von der Unbeständigkeit des guten Geschmacks bey den Völkern. Diese Schrift ist in gegenwärtigen Zeiten aller Aufmerksamkeit würdig: weil sie an fremden Beyspielen die Quellen der Verderbniß zeiget, die auch bey uns einreißen will; da man durch die Begierde, witziger, tiefsinniger und erhabener zu den-

denken, und neu zu schreiben, als alle andre, dem Unsinne und Schwulste Thür und Thor öffnet.

Hierauf folget ein angenehmes Schäferspiel, der beste Vater, Herrn M. Adam Pantkens, Predigers in Schlesien, eines berühmten Dichters, der schon durch viel andre größere Werke berühmt ist. Dieß Stück ist von einer jungen gräflichen Herrschaft aufgeführet worden, und kann noch anderwärts wiederholet werden.

Sodann stellet Herr Baron von Schönaich einen Versuch über den Gebrauch der Schilde im Kriegswesen an; und zeiget: daß man zu großem Schaden des Soldatenhandwerks, diese Schutzwaffen der Alten fahren lassen; und die herzhaftesten tapfersten Leute dem mörderischen Kugelbley der Feinde gar zu bloß gestellet habe. Er thut solches mit solchen Gründen, und mit einer so muntern Schreibart, daß es gewiß Eindruck machen wird: zumal da der Herr Verf. als ein gewesener Kriegsbefehlshaber, in etlichen Schlachten, das Handwerk davon er redet, kennen gelernet.

Nun erweist Herr M. Weller, daß die Deutschen nicht von den Scythen abstammen. Er sammlet alle Beschreibungen aus den Alten, die von den Scythen und Deutschen handeln, und zeiget: daß sie gar zu sehr an Lebensart und Sitten voneinander abgehen, als daß sie einerley Volk gewesen seyn sollten.

Eine schöne Ode Hrn. Joh. Gottfr. Reichels, besinget das Lob der Gottheit aus der Trübsal: gewiß, ein neuer Stoff, für einen Dichter:

ler Serenaten in ihrer Art, ohne Wiederrede selbst übertroffen. Man hat bisher geglaubet, das Recitativ habe seine Benennung theils vom reden oder hersagen bekommen, weil es die freye Abwechslung langer und kurzer Zeilen eher einer ungebundenen als gebundenen Rede ähnlich machet; theils sey es von der Art zu singen so genennet worden, weil in einer ungezwungenen Melodie alle Sylben in gleicher Abmessung wie bey dem Reden, fast mehr geredet als gesungen werden. Unser Herr Conrector aber siehet die Sache ganz anders an, und machet eine Entdeckung, die, wenn ihr auch alles übrige fehlen sollte, wenigstens unvermuthet, und ganz neu ist. „Ein Recitativ,„ „spricht er, ist ein Stück aus einer Opera, da eine Per„son etwas erzehlet.„ Er würde wohl gethan haben, wenn er entweder einen eigenen Nahmen vor die freye Versart erfunden hätte, darinn nichts erzehlet wird, welches in den meisten so genannten Recitativen geschiehet, oder zugleich erwiesen hätte, daß alles Reden Erzehlen sey, weil alles Erzehlen eigentlich Reden ist. Das wäre etwas, daran ein grosser Geist seine Scharfsichtigkeit versuchen könnte. „Was eine Co„moedie sey, fährt Herr **Woken** fort, ist unnö„thig zu sagen, weil es bekannt ist.„ Wenn er nichts mehr davon hat sagen wollen, als was auch noch zu der Zeit, da er schrieb, den meisten bekannt war, hat er es freylich sehr wohl getroffen, daß er damit zurücke gehalten hat, weil er doch nur falsche oder mangelhafte Begriffe würde beygebracht haben. Er nimmt das Wort in so weitläuftigem Umfange, daß es auch die Tragoedien in sich fasset. Von Opern giebt er eine so treuherzige und Biedermännische Erklärung, daß ich

nicht

Avia Pieridum peragrat loca, nullius ante
Trita pede. *Lucr.*

Wir können ohne Schmäucheley sagen, daß diese Ode vollkommen schön ist; und ohne in die heutigen Fehler der poetischen Neulinge zu fallen, männlich stark, und voll neuer Gedanken ist.

Nun folgen zwo Abhandlungen, die bey der feyerlichen Begehung des hohen Friedrichstages, in öffentlicher Versammlung der Gesellschaft abgelesen worden. Die erste ist Hrn. Prof. Gottscheds Untersuchung, woher der lateinische Namen des Lehnrechts, Jus feudale, komme? Er verwirft die Ableitung des Grotius, von Fe, Vieh, und Od, ein Eigenthum, daraus das alte Feodum entstanden seyn soll; und wählet dafür das Fœden, Fodern, oder Füttern des Ritterpferdes: als zu dessen Unterhalte den wohlverdienten Rittern solche Lehngüter vormals verliehen worden. Dieß beweist er sehr wahrscheinlich.

Die zweyte ist Hrn. Prof. Wernsdorfs Untersuchung: Ob der deutsche Apostel Bonifacius, auch in Leipzigs Gegenden das Christenthum gepflanzet habe? Er verneinet solches mit starken Gründen: sonderlich, weil damals in diesen Gegenden noch Wenden wohneten, die seine Sprache nicht verstunden; er aber kein gewaffnetes Heer bey der Hand hatte, nach damaliger Art, Heyden damit zu bekehren. Diese Schrift ist sehr gründlich und gelehrt.

Eine

Eine Ode von beſondrer Art, von einem Ungenannten, liefert den zärtlichen Abſchied eines jungen Feenherrn aus der Ewigkeit, an ſeine leidtragenden Aeltern und Geſchwiſter. Es iſt kein gemeiner Todtenfluch, wie es unſern Witzlingen alle Trauergedichte zu nennen beliebet; ſondern eine Nachahmung eines alten Gedichtes, aus dem XIII. Jahrh. das in der goldaſtiſchen Liederſammlung zu Bremen befindlich iſt.

Hr. D. Joh. Friedr. Hofmann, Bürgerm. zu Sangerhauſen, liefert darauf eine hiſtoriſche Nachricht von der Herrſchaft Wiehe, im Thüringiſchen. Hier zeiget ſich eine treffliche Kenntniß der alten Geſchichte unſers Vaterlandes. Der Hr. D. liefert auch ein paar Urkunden, theils aus dem XII. Jahrh. theils aus dem XV. deren letztere deutſch iſt.

Da zu den ſchönen Wiſſenſchaften auch das Zeichnen gehöret: ſo liefert Herr Pagenhofmeiſter Reiſſtein zu Caſſel, als ein geſchickter Virtuos, im Miniatur- und Paſtellmalen, auch im Tuſchen, eine Abhandlung; dadurch er den Studirenden nicht nur das Zeichnen, als eine ſehr nützliche und nöthige Uebung anpreiſt, ſondern auch Regeln giebt, wie ſie es ohne Anführung lernen können.

Ein ungenannter Dichter entwirft in einer Ode, nach Veranlaſſung des 4ten Cap. des 12ten Buches vom Kaiſer Antonin, die Eigenliebe; und warnet vor Schmäuchlern. Sie iſt ſchön. Z. E.

O Freundſchaft! ſenke dich einmal in ſolche Seelen,
Vielleicht gewinnſt du ſie.
Gib ihnen Lehr und Rath, die ſie ſich ſelbſt verhölen,
Doch du gewinnſt ſie nie.

Warum? die Wahrheit muß, o Freundschaft! dich begleiten:
Die liebt der Götze nicht.
Er macht zu seiner Lust, um beyde zu bestreiten,
Die Schmäucheley zur Pflicht.

Am 17 May des 1754sten Jahres haben sich des durchlauchtigsten Churprinzen Kön. Hoh. auf der akademischen Bibliothek drey Vorlesungen halten lassen; und die erste davon hat Hr. Prof. Gottsched, von der peutingerischen Charte gehalten. Diese liest man hier nach der Länge.

Im vorigen Jahre war ein Jahrhundert verflossen, seitdem Otto von Gerike, Bürgermeister zu Magdeburg, auf dem Reichstage zu Regenspurg, in Gegenwart des ganzen Reiches, zuerst seine Versuche mit der Luftpumpe gemachet. Das Andenken dieser für Deutschland so rühmlichen Erfindung, erneuert Hr. M. Joh. Dan. Titius, auf eine Art, die ihm und Gerikken viel Ehre machet.

Der Freyherr von Schönaich hat ein Stück aus dem Französischen übersetzet, das wohl werth war, deutsch gelesen zu werden; da es in dem Lobe des Hrn. Titon du Tillet zeiget: daß es in Frankreich eben sowohl neidische Gemüther giebt, die ein hervorragendes Verdienst niederzuschlagen suchen, als in Deutschland. Wir müssen ein paar Stellen daraus mittheilen:

Ja, Titon, müht man sich dem Pöbel zu entfliehen,
Bald bald wird sein Verdruß auf unsre Tritte ziehen:
Man wird des schwachen Schreyns beglückter Gegenstand,
Ein kriechendes Gewürm reizt sich, und kömmt in Brand.

Ey!

Ey! ſucht es nicht bereits durch ſeiner Schwermuth Rachen
Dein prächtiges Gebäu der Erde gleich zu machen?
Du aber ſieheſt dich weit über ihrer Wuth:
Denn kurz! das gröſte Herz, hat auch den gröſten Muth.

Und nachdem er gezeiget, daß Racinens Phädra doch mit der Zeit den Vorzug behalten, obgleich Pradons Rotte ſie anfänglich niedergeſchlagen hatte; ſo heißt es:

Ihr, ihr, mit denen Neid und Haß und Rache ſpielet,
Die ihr in eurer Bruſt, das Gift nährt, was ihr fühlet,
Des ärgſten Ungeheurs gar zu getreue Brut!
Sagt! o was iſt die Frucht der böſen Rottenwuth?
Ihr glaubt, durch bittre Schmach nur die zu unterdrücken,
Die werth ſind, euch vor ſich auf Knien zu erblicken.
Ein groſſes Herz verlacht euch und der ſtärkſte Streich,
Der von ihm abgeprallt, ſpringt, euch zur Schmach, auf euch.
Die Opfer ſeyd ihr ſelbſt von eures Grimms Beſtreben,
Ihr könnt euch nicht ſo hoch, als jens ſich ſchwingt, erheben
Ihr habet nie an ihm was ſchwaches noch erblickt,
Drum hebt ihr ihn empor, jemehr ihr ihn bedrückt.
So gar barbariſch pflegt der Neider ſich zu plagen!

Herr Regner Engelhard, hochf. heſſencaſſ. Aſſeſſor des Kriegscoll. ſtellet nunmehr einen Verſuch an, die bey dem Kriegsweſen vorkommenden Sachen und Aemter zu verdeutſchen: und man muß geſtehen, daß den meiſten vorgeſchlagenen Benennungen nichts weiter, als die Einführung fehlet.

Darauf lieſt man Herrn Joh. Gottfr. Reichels Erweis, daß ein geiſtlicher Redner in der Schreibart kein Neuling ſeyn müſſe. Die Sucht nämlich neumodiſch, überwitzig ja phantaſtiſch zu reden, iſt auch ſchon auf die Kanzeln gedrungen. Dawider warnet nun der Herr Verf. mit den bündigſten Vorſtellungen, die ſo viel Einſicht, als redliche Abſichten zeigen. Die Quelle, woher er dieſe Verderbniß geleitet, kann man aus denen vier Zeilen ſchließen, womit er ſeine Abh. beſchließt?

Schon ſteigt mit Lobgeſang dir, o — — Deutſchland entgegen
Für dich mein Homilet! kömmt ſchon die Muſe vom Schreckhorn
Harfend herab: auch deine ſchön knaſternd geformeten Reden,
Mit der Feyen Geſpinſt' in einen Winkel zu ſchmeißen.

Aus Caſſel hat Herr Caſparſon ſich in einer feurigen Ode für die Aufnahme in die Geſellſchaft der fr. Künſte bedanket; die von einer großen Fähigkeit des Geiſtes zeiget.

Einer von den beſten Dichtern des XVI. Jahrhunderts iſt Barthol. Ringwald geweſen: und ſeine Lieder werden noch in unſern Kirchen geſungen. Da er viel andre poetiſche Werke geſchrieben hat, die großen Beyfall gefunden und oft aufgeleget worden: ſo hat Herr M. Sonnenkalb ſehr wohlgethan, daß er eine hiſtor. kritiſche Abhandlung von einigen ſeiner Schriften mittheilen wollen.

Daß

Daß das Heldengedicht Meßias allgemeinen Beyfall gefunden hätte, wird wohl niemand sagen können: selbst seine Bewundrer gestehen es, indem sie die Ursachen untersuchet haben, warum es noch nicht geschehen ist. Allein hier findet sich ein abwesendes Mitglied der Gesellsch. welches eben diese Frage auf eine ganz andre, und so viel wir sehen können, weit gründlichere Art erörtert hat, als dort geschehen war. Mehr wollen wir nicht sagen: man muß es selbst lesen.

Eines ungenannten Dichters Fabel stellet uns hierauf einen **Canarienvogel** vor, der, da er einen **Staar** mit seinem Schnarren bewundern hörte, sich auch, mit Hindansetzung seines bessern Gesanges, zum Schnarren gewöhnte; aber darüber seines Herrn Gunst verlohr. Die Lehre dabey ist erbaulich für unsre Dichter:

Wie mancher sang einst schön! kaum aber hört sein Wahn
Der Schweizer Uebelklang und vieler Beyfall an:
So schnarrt er mühsam nach: und unter diesen Thoren
Gieng Zebedäi Ruhm, wie andrer mehr, verlohren.

Nunmehr liest man Herrn **Pr. Gottscheds** Untersuchung: ob Deutschland oder Wälschland zuerst griechische Schriften habe drucken können? Hr. M. Weller hatte in dem Neuesten aus der anmuth. Gel. sich auf der Wälschen Seite geneiget. Herr Pr. G. aber hat eine alte Ausgabe von Ciceros Officiis, die Faust und Schäfer 1460 gedrucket haben, auf der königlichen dresdenischen, und hochgräfl.

gräfl. bünauiſchen Bibl. entdecket, welches den Sieg ganz auf die Seite der Deutſchen lenket.

Herr M. C. F. B. hat eine feine Gabe zum Spotten, wider die Neigung Zoten zu reden, glücklich angewandt; indem er zum Scheine ihre Vertheidigung übernimmt, und ſie zu loben vorgiebt.

Dagegen handelt Herr M. Chriſt. Aug. Kriegel, aus Leipzig, von dem nordiſchen Juelfeſte der Alten, auf eine gründliche Art: die da zeiget, daß er ſich mit Fleiß auf die deutſchen Alterthümer lege.

Herr von Schönaich ahmet eine horaziſche Ode, donec gratus eram &c. artig nach, und

Den völligen Schluß machet Herrn Prof. Käſtners Lebensbeſchreibung eines verſtorbenen Mitgliedes der Geſellſchaft, Herrn Chriſtlobs Mylius, der in London ſein Ende fand, als er nach America reiſen wollte.

Wir laſſen unſern Leſern ein freyes Urtheil, ob dieſe Stücke nicht alle, oder doch größtentheils einer Geſellſchaft Ehre machen, die aus ſo anſehnlichen und gelehrten Männern beſteht?

VII.

Le Triumvirat, ou la mort de Ciceron, Tragedie. Par Mr. de Crebillon, de l'Academie françoiſe &c.

Amſt. 1755.

D. i.

Das Triumvirat; oder Cicerons Tod, ein Trauerſpiel des Herrn Crebillon.

u. ſ. w. Dieß

Dieß iſt ein Stück eines ein und achtzigjährigen Dichters: allein es ſcheint uns auch, daß es ſeinem Alter ein wenig, und vielleicht gar zu ſehr ähnlich ſieht. Wenigſtens ſcheint er gegen die römiſche Geſchichte, und zwar gegen eine ſo bekannte, als diejenige iſt, welche den Cicero betrifft, alle Achtung vergeſſen zu haben. Was wird man z. E. davon ſagen, daß die Tullia, von welcher, ſo zu reden, jedermann weis, daß ſie lange vor ihrem Vater geſtorben iſt, hier wieder lebendig wird, um in Herrn Crebillons Trauerſpiele einen Roman einzuflechten? Denn ohne Roman muß ſich doch wohl auf dem Pariſer Theater kein Schauſpiel aufführen laſſen. Doch wir eilen zu dem hiſtoriſchen Auszuge dieſes Stückes.

Die Perſonen in demſelben ſind: Octavius Cäſar, Lepidus, alle drey Triumvirs, und Cicero. Tullia, Cicerons Tochter. Sextus, Pompejens Sohn, der unter dem Namen Clodomir, eines Anführers der Gallier verborgen iſt. Mäcenas, Liebling des Octavius. Philippus, ein Freygelaſſener des großen Pompejus. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges, erſcheint die Tullia, und hält ein ſehr langes Geſpräch mit ſich ſelbſt. Es iſt viel ſchönes darinnen, nur können wir unſern Widerwillen gegen alle, inſonderheit ſolche lange Monologen nicht bergen. So lautet der Anfang:

Ou vais-je, infortunée, & quel eſpoir me luit?
Que de cris, que de pleurs, & quelle affreuſe nuit!
Effroyable ſejour des horreurs de la guerre!
Lieux inondés du ſang des Maitres de la Terre!
Lieux,

Lieux, dont le ſeul aſpect fit trembler tant de Rois,
Palais, où Ciceron triompha tant de fois;
Desormais trop heureux de cacher ce grand Homme,
Sauvez le ſeul Romain qui ſoit encor dans Rome.

Sie ſieht die Tafel der Verbannten, und fährt fort:

Que vois-je, à la lueur de ce cruel flambeau?
Ah! que de noms ſacrés proſcrits ſur ce tableau!
Rome, il ne manque plus, pour combler ta miſère,
Que d'y tracer le nom de mon malheureux Pere,
Qu'on peut ſans t'offenſer, nommer auſſi le tien;
Helas! après les Dieux il eſt ton ſeul ſoutien.

Zu Cäſars Bildſäule ſaget ſie:

Toi, qui fis en naiſſant honneur à la Nature;
Sans avoir des vertus que l'heureuſe impoſture,
Trop aimable Tyran, illuſtre ambitieux,
Qui triompha du Sort, de Caton & des Dieux;
Brutus, s'il eſt ton fils, a plus fait pour ta gloire,
Que ce Tigre adopté pour flétrir ta memoire &c.

Hierauf kömmt Clodomir, und erzählet der Tullia die Grauſamkeiten, welche in Rom vorgehen. Er ſpricht von ſeiner Liebe gegen ſie, und entdecket ihr, daß die rachgierige Fulvia einen Anſchlag auf Ciceros Leben gemachet habe. Im dritten Auftritte kömmt Lepidus, und ſaget: er wolle ſich nach Spanien begeben, weil er die Grauſamkeiten der zween Tyrannen des Senats nicht anſehen könnte. Sie ermahnet ihn noch zu bleiben: und hierauf kömmt Cicero, welcher den Lepidus anfänglich für ſeinen Feind hält. Lepidus bekehret

ihn

ihn eines beſſern, und räth dem Cicero, mit ihm und der Tullia zugleich, die Flucht nach Spanien zu nehmen. Wir wollen einen Theil der Antwort Ciceros herſetzen:

Lepidus.

Et dans ces lieux quel eſt donc vôtre eſpoir?

Ciceron.

J'y veux avec le mien remplir vôtre devoir,
J'y veux faire moi ſeul, ce qu'y doit faire un homme,
Qui veut mourir pour Rome, ou mourir avec Rome.
Vous croïez, je le vois, parler au Ciceron,
De qui la fermeté n'illuſtra point le nom;
Mais je vous ferai voir, que ma ſeule ſageſſe
Me fit ſur ma douçeur ſoupçonner de foibleſſe?
Dans les tems orageux où mon autorité
N'avoit dans le Senat qu'un pouvoir limité,
Je laiſſai de Sylla triompher l'inſolence;
Le reſpect, ſur Ceſar m'impoſa le ſilence:
Et ce même Céſar prouve, que la douceur
Peut ainſi que la gloire habiter un grand cœur.
Quand pour des ſoins prudens j'ai conjuré l'orage,
Si l'on m'a reproché de manquer de courage,
Les déſordres préſens, ma mort, & mes revers,
Vont me juſtifier aux yeux de l'Univers.

Den zweyten Aufzug eröfnen Octav und Mäcen. Der erſtere liebet die Tullia (eine neue Mähre für die Kenner der römiſchen Geſchichte!) und will ihr zu liebe den Cicero erhalten. Cicero nähert ſich, und Octav befiehlt dem Mäcen abzutreten. Cicero wirft dem Octavius ſeine Grauſamkei-

nicht umhin kan, sie in seinen unveränderten Worten darzulegen: „Eine Opera, spricht er, ist eine ausserlesene, und der Musik unterworfene Comoedie oder „Tragoedie, zur Auffrischung der Sinnen und Besserung des Gemüthes abzielend, daß durch diesen poetischen und musicalischen Zucker die sonst unangenehme Vermahnungen besser eingehen mögen. Welche dieser Idee zuwieder ist, die ist mir ein Monstrum.„ Wie er denn auch eine scharfe Predigt dagegen hält, und sie Blasebälge des Teufels, nach dem heutigen Mißbrauche, nennet. Eine Serenata ist bey ihm gleichsam eine kleine Opera, und scheinet er also das Wort so enge einzuschränken, daß es von den Epischen Gedichten dieses Nahmens, darinn der Poet auch etwas redet, nicht zu gebrauchen sey, wovon ich die Ursache nicht errathen kan. Und so viel von diesem lehrreichen und anmuthigen Capitel.

Was im IXten Capitel vom **Sonnette**, im Xten vom Rondeau vorkommt, welches gar artig eine neugebackene Versart genennet wird, ist nicht merkwürdig. Die **Pindarischen Oden**, deren im XIten gedacht wird, sind schon bey den **alten Griechen** gebräuchlich gewesen: woran man auch gar nicht zweifeln darf, so lange Pindarus nicht unter die neuen Griechen gezehlet wird. Zu den **Arien und Liedern**, welche das XIIte Capitel einnehmen, erfordert der Verfasser mit gutem Grunde, daß darinn alle rechtmässige Affecten herrschen sollen. Das übrige, so dabey zu beobachten ist, hat er vor sich behalten.

Dem **Echo**, einem poetischen Kinderspiele, ist das XIIIte Capitel aufbehalten, und aus der Ursache hat ihm etwan der Verfasser einen Platz eingeräumet.

Die

ſamkeiten und ſein Blutvergießen vor. Dieſer erwiedert: er könne Cäſars Tod zu rächen, nie Blut genug vergieſſen. Cicero geht ab, und Tullia kömmt, welcher Octavius ſeine Liebe auf gut franzöſiſch vorträgt, wie man aber leicht vermuthen kann, bey ihr kein Gehör findet; dafern er ſich nicht der oberſten Gewalt begeben, und als ein bloßer römiſcher Bürger leben will. Sextus erſcheint im letzten Auftritte und redet der Tullia nochmals zu, daß ſie ſowohl als ihr Vater, mit ihm nach Spanien fliehen ſollen.

Den Anfang des dritten Aufzuges machen Cicero, Tullia, und Sextus. Cicero redet beyde ſo an:

Heritier des vertus du plus grand des Romains,
Si digne de memoire & des honneurs divins,
Adoré dans la paix, redouté dans la guerre,
Qui vit parer ſon char du globe de la Terre,
Fils de Pompée enfin! à cet auguſte nom,
Vous daignez allier celui de Ciceron.
Je ne vous ceindrai point le front d'un diadême;
Je n'ai plus de tréſors que cet autre moi-même.
O mon Fils! puiſſe-t-il faire vôtre bonheur;
Et vous être auſſi cher, qu'il le fut à mon cœur!
Et vous, unique bien, que le Deſtin me laiſſe,
Délices de ma vie, eſpoir de ma vieilleſſe,
Qui n'avez plus pour dot, que mon ame & mes pleurs,
Puiſſiez-vous n'heriter jamais de mes malheurs.
Je veux avant ma mort, que ma main vous uniſſe:
J'ai promis a Sextus ce tendre ſacrifice &c.

Er

Er räth ihnen beyden hierauf sich nach Spanien zu begeben, dawider sie ihm aber die zärtlichsten Vorstellungen machen. Cicero geht ab, und Octavius kömmt, der den Sextus anfährt, daß er ihn, als einen Gallier bey der Tullia findet. Er antwortet ihm als ein Römer; sie werden von beyden Theilen hitzig, Tullia hat alle Mühe, ihn wider den Octavius zu schützen, welcher voller Wuth abgeht.

Den vierten Aufzug eröffnet Cicero allein, abermals in einem langen Monologe. Er redet die Bildsäulen der verstorbenen Helden an, und erblicket auf der Tafel der Verbannten, seinen eigenen Namen, worüber er eine große Zufriedenheit verspüren läßt. Im zweyten Auftritte kömmt Mäcen, welcher ihm räth, der allgemeinen Ruhe wegen, dem Octavius die Tullia zu geben. Cicero zeiget ihm seinen Namen auf der Tafel, worüber Mäcen, voller Wuth auf den Octav, abgeht. Octav erscheint im dritten Auftritte; welchem Cicero abermals die bittersten Vorwürfe machet, ihm auch alle Hoffnung zur Tullia abschlägt: Octavius drohet ihm also in aller Wuth der Fulvia zu überlassen und geht ab. Philippus kömmt im letzten Auftritte, und saget dem Cicero: Octavius hasse ihn im Herzen nicht, und habe ihm befohlen, für sein Leben zu wachen; er solle ihm folgen, Tullia und Sextus würden ebenfalls durch ein sicher Geleit nach dem Hafen von Ostia gebracht werden.

Den fünften Aufzug fängt Octavius allein mit einem sehr eifersüchtigen Monologe über den Sextus an, hinter dessen Bündniß mit der Tullia er

gekommen iſt. Mäcen kömmt dazu, und Octav klaget ihm, daß Philippus ihn betrogen, und da er es mit allen Verbanneten halte, auch den Sextus und die Tullia gerettet habe. Mäcen ſaget ihm, Philippus habe recht gehandelt und wirft ihm ſeine Grauſamkeiten vor. Er beſchuldiget ihn des Mordes des Cicero, von welchem aber Octav nichts weis; ſondern der auf Anſtiften der Fulvia, durch den Lena meuchelmörderiſcher Weiſe geſchehen iſt. Tullia kömmt im letzten Auftritte und bittet den Octavius um die Freyheit ihres Vaters. Sie geſteht ihm zugleich ihr Bündniß mit dem Sextus. Sie ſteigt endlich auf die Tribune, die ihr ganz blutig vorkömmt; und wird das Haupt ihres Vaters gewahr: worauf ſie ſich das Leben nimmt, und dem Trauerſpiele ein Ende machet.

Nun urtheile man, ob das die Regeln des Trauerſpiels, ſonderlich der Wahrſcheinlichkeit beobachten heiße, wenn man Dinge dichtet und vorſtellen läßt, die ganz und gar wider die bekannteſten Geſchichte laufen? Horaz ſaget:

Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge,
Scriptor!

d. i. Folget entweder dem gemeinen Gerüchte, (wie viel mehr der offenbaren Geſchichte?) oder dichtet, was ſich zuſammen ſchicket, ihr Dichter! Wie ſtimmet nun das mit der gar bekannten Geſchichte Cicerons überein, daß ſeine Tochter Tullia ihn überlebet habe? die Tullia, über deren Tod er untröſtlich war, der er eine Capelle bauen, die er vergöttern wollen, und

zwar

zwar ſehr lange zuvor, ehe ſein Ende herbey nahete? Wie reimet ſichs, daß der junge Octav in eine Perſon verliebt ſeyn muß, die er vielleicht nicht kennen können, da er bey Cäſars Tode kaum 17 Jahre alt war? Und wie ſchicket ſichs zu den römiſchen Sitten, daß eben dieſe Tullia auf den römiſchen Rednerplatz ſteigen, und daſelbſt ihres Vaters Kopf aufgeſteckt finden muß?

Quodcumque oſtendis mihi ſic, incredulus odi!

und

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris:
Nec quodcumque volet poſcat ſibi Fabula credi.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß nicht hin und wieder recht ſtarke und ſchöne Verſe hier vorkommen ſollten. Allein nicht einzelne Zeilen, ſondern die wahrſcheinliche Einrichtung des Ganzen machet ein Gedicht ſchön: ſonſt geht es dem Dichter, wie jenem Künſtler in Rom, der zwar die Haare und die Nägel an Händen, in ſeinen Schnitzbildern ſchön ausdrückte; im Ganzen aber denſelben kein Geſchick geben konnte:

Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos:
Infelix operis ſumma! quia ponere totum
Neſciet.

VIII.

Philoſophiſch-muſikaliſche Betrachtung über das göttlich Schöne der Geſangweiſe in geiſtlichen Liedern bey öffentlichem Gottesdienſte .... Den ſämmtlichen Beförderern der Tonkunſt vorgeleget von M. Ernſt Daniel Adami. Breslau, verlegts Meyer.

Die Gelegenheit zu dieſer Schrift hat dem Hn. Conrector die unverhoffte Aufnahme in die muſikaliſche Geſellſchaft gegeben: und er hätte kein Thema wählen können, deſſen Ausführung wir mit mehrerer Begierde ſchon lange Zeit entgegen geſehen, als dieſes. Es iſt gewiß, daß die vortrefflichen Kirchenlieder, welche wir in unſerer Religion beſitzen, derſelben einen groſſen Vorzug vor allen übrigen geben. Man müßte die heiligſten Gemüthsbewegungen der Menſchen, man müßte die wichtigſte Veränderung, die ſich mit einem Sterblichen nur zutragen kann, nämlich den Uebergang vom Leben zum Tode, für nichts halten; wenn man dieſes läugnen, oder gegen diejenigen Männer undankbar ſeyn wollte, die einige Stunden ihres Lebens, auf die Aufrichtung geängſteter Gewiſſen, auf die lebhafte Dankbarkeit gegen die Wohlthaten Gottes, auf die Ermunterung in Kreuz und Trübſal, auf eine freudige Verlaſſung dieſer Zeitlichkeit, auf die herrlichſten Vorbildungen von der Zukunft nach dieſem Leben, ꝛc. verwendet haben: und der

Einfall

Einfall eines gewiſſen berühmten Gelehrten, war vielleicht einer ſeiner beſten, als er ſagete: er wollte alles was er je in der Welt geſchrieben hätte, (er hat aber wichtige und ſehr hochgeſchätzte Werke geſchrieben) darum geben, daß er das Lied: Ich bin ja Herr in deiner Macht ꝛc. verfertiget haben möchte.

Jedoch wir eilen zu unſerer gegenwärtigen Schrift, davon wir nur den Inhalt abſchreiben wollen: weil ſie verdienet, ihrer Ausführung nach, den Leſern ſelbſt bekannt zu werden. Die §§. führen folgende Beyſchriften:

1. Was geiſtliche Lieder ſind?
2. Wir haben der Lieder eine große Menge.
3. Unſtatthafte Melodien haben die oft kraftvollen Singgebethe verunſtaltet.
4. Dergleichen Fehlern und Uebeln muß man abhelfen.
5. Die löbliche Societät der muſikaliſchen Wiſſenſchaften thut dieſes, und hilft dem einreißenden Uebel mit doppeltem Eifer ab.
6. Die Abſicht des Verfaſſers in gegenwärtiger Schrift, nämlich das göttlich Schöne einer Geſangweiſe in geiſtlichen Liedern beym öffentlichen Gottesdienſte darzuſtellen.
7. Unterſchied der Melodien.
8. Was eine Melodie oder Geſangsweiſe ſey?
9. Gründe für die Unterſcheidungsſtücke in der gegebenen Erklärung der Melodie.

10. Es muß keine allzugekünstelte Verbindung der Töne in der Melodie seyn.

11. Natur und Kunst muß in der Melodie zusammentreten.

12. Das Ganze der Melodie muß sich in seinem Zusammenhange auf die Triadem harmonicam beziehen.

13. Eine allzugekünstelte Melodie ist der Kirche schädlich.

14. Die Zeitart und Tactgröße, was sie sey? und wie sie zu beobachten?

15. Einleitung zum folgenden zweyten Abschnitte der Abhandlung, mit nöthigen Erinnerungen.

16. Eintheilung der Lehre von den Gemüthsbewegungen.

17. Was die Affecten seyn?

18. Welche Vorstellungen erschüttern das Gemüthe?

19. Wie vielerley die Gemüthsbewegungen sind?

20. Wie die Gemüthsbewegungen entstehen?

21. Welche Erkenntnißkräfte zur Entstehung der Affecten etwas beytragen.

22. Wie die Seele in den Affecten ihre Kraft anstrenge, und was für Triebfedern vorausgesetzt werden.

23. Die eigentliche Entstehungsart der Leidenschaften.

24. Einige Erscheinungen bey den Affecten werden durch Gründe aufgelöset.

25. Aus der Gemüthsart läßt sich manche Erscheinung beym Affecte erklären.

26. Auch

26. Auch aus dem Temperamente werden manche Erscheinungen beym Affecte deutlich.

27. Vortrag der Frage: Wie die Melodie die Gemüthsbewegungen wirke und hervorbringe, doch ohne Beantwortung.

28. Beschaffenheit der Melodie. Was ist eine gute Melodie? und was hat sie für Eigenschaften?

29. Wie kann eine solche gute Melodie das Herz bewegen?

30. Ob der Uebertrag der Empfindung von der Melodie physice oder moraliter in die Seele geschehe?

31. Die Art und Weise der Wirkung wird untersuchet und zwar überhaupt.

32. Die Wirkungsart wird näher angezeiget, besonders was jedes Erkenntnißvermögen dabey thue.

33. Was man schön nenne?

34. Beyspiele von göttlichschönen Tonkünstlern und dergleichen Schriften.

35. Was das göttlich Schöne sey?

36. Anmerkungen über die vorhergehende Erklärung vom göttlich Schönen, und Beschluß der Abhandlung.

Wir wollen von allen diesen Absätzen, den dreyzehenden ein wenig näher betrachten; welcher den sehr wahren Satz in sich hält: daß eine allzu gekünstelte Musik in der Kirche schädlich sey. Wir können ihn ganz abschreiben: denn er ist nicht lang, und enthält unsere eigene Gesinnungsart von

dieser Sache so sehr, daß wir nichts neues hinzuse-
tzen würden, wenn wir ihn gleich mit unsern Ge-
danken untermischten.

„Doch ich muß auch des Schadens gedenken, den
„eine allzukünstliche ausgezirkelte Melodie in der
„Kirche verursachet. Man stelle sich doch den Hau-
„fen vor, dem sie in den Mund geleget wird! Wie weit
„erreichet doch eine oft sehr vermischte Gemeine das
„Erhabene, mit welchem die Kunst sich hervorthun
„will! Hätte ich meine Erklärung überhaupt von
„einer Melodie, die der Grund der ganzen melo-
„dischen Musik ist; so würde ich das Merkmaal
„des Gekünstelten schlechterdings hinein geflochten
„haben; da es denn nicht eine liederweise würde
„zu nennen seyn. In einer vollstimmigen Chor-
„musik müßte ich der Kunst und einer be-
„sondern Anwendung ihrer Regeln, ja dem spie-
„lenden Witze und der feurigen Einbildungskraft
„weitere Gränzen setzen. Allein hier ist die Rede
„nur von einem einfachen Gesange, dessen sich die
„Glieder einer Religionspartey zur Singeandacht
„bey ihrem Gottesdienste gebrauchet. Wenn man
„bedenkt, wie ungleich die Heerde von Fassungs- und
„Gedächtnißfähigkeiten sey; wie sie theils am unna-
„türlichen mehr Ekel und Verdruß hat, und bey allzu-
„gekünstelten liederweisen lieber schweigt, und folg-
„lich in ihrer Andacht gehindert und gestöret wird:
„so weis ich nicht, ob es nicht füglicher und rath-
„samer sey, das Allzugekünstelte dem mit weniger
„Kunst gemäßigten Natürlichen nachzusetzen, und
„den

„den Schaden, welcher der Glaubensandacht zu-
„wächst, lieber zu vermeiden. Die Kunst liebet
„Sprünge; die Natur aber den geraden Weg nach
„der Vorschrift der Weisheit. „

Hierinn hat nun wohl der Herr Verfasser vollkommnen Recht. Der Musikus muß eben sowohl den Ort bedenken, als der Redner; und in der christl. Gemeine kömmt es nicht darauf an, Ohren zu kützeln, sondern Herzen zu erbauen. So wenig also die guten Liederdichter gesuchet haben, alle Spitzfindigkeiten der Dichtkunst, oder alle Streitigkeiten der Kirche in ihre Gesänge zu bringen: eben so wenig muß der Componist alle Hexereyen, die der Ohrenkützel und die Begierde, andern vorgezogen zu werden, in neuern Zeiten erfunden hat, in ein Kirchenlied bringen. Er muß die Leute bedenken, die seine Melodie singen sollen; die oft kaum Ohren, geschweige noch eine Kehle haben: aber sie haben eine Seele, an welcher viel mehr gelegen ist, als an jenen beyden, und diese soll durch eine erweckende, rührende Gesangweise beweget werden. Ist es nicht Ehre genug für eine Kunst, die dem äußern Ansehen nach so sehr mechanisch zu seyn scheint, als die Musik; daß ihr die Vorsehung noch eine Macht auf die menschliche Seele vorbehalten hat? An Vorgängern fehlet es nicht; aber es fehlet in neuern Zeiten leider! gar zu sehr an Nachfolgern. Die Lieder: O Ewigkeit du Donnerwort ꝛc. O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. Erbarm dich mein o Herre Gott ꝛc. Alle Menschen müssen ster-

Die Regeln, welche das äuſſerliche dabey betreffen, ſind ganz gut abgefaſſet. Z. E. daß man nicht zu viel Sylben wiederholen, nichts dazu thun, oder darinn ändern, wohl aber von dem Hauptworte etwas abkürzen dürfe u. ſ. w. Allein das innere und vornehmſte, daß etwas ſcharfſinniges in dem Wiederſchall ſeyn müſſe, iſt vergeſſen worden, worinn doch die einzige kleine Schönheit beſtehet. Denn auſſer dem iſt ja der Zuhörer mit dem erſten matten und ſchlechten Worte genug gequälet worden. Warum will man ihn denn noch mehr elendes Zeug hören laſſen? Herr Woken hat auch das Echo erwehnet, da aus den wiederholten Worten, wenn man ſie zuſammen nimmt, ein ganzer Satz, der dem Hauptliede zuwieder iſt, heraus kommt. Mir iſt dieſes immer lächerlich geweſen, daß man entweder das Echo ſo klug machet, dem Sänger eine ſo unvermerkte Lehre zu geben, oder des Zuhörers Gedächtniß plaget, ſo viel einzelne Worte zu behalten, und endlich daß man ſich ſo nichtswürdige Mühe giebt, dasjenige vorher auszudenken, was man doch vom Echo erſt lernen wollte.

Das XIVte Capitel erörtert das Da Capo. Der Verfaſſer ſagt zwar ſelbſt, es ſey kein eigenes Gedichte, warum es ihm aber gefallen habe, daſſelbe nebſt dem Echo mitten unter die Gedichte zu ſetzen, will er nicht wiſſen laſſen. Ich mag auch nicht darüber vernünfteln. Er hat davon ganz ungewöhnliche Gedanken. Wenn der folgende Vers ſich anfängt, wie der vorhergehende ſich geendet, ſo heiſſet das bey Herrn Woken auch Da Capo. Da aber die Worte bedeuten, man ſolle am Ende wiederholen, was zu Anfange geſtanden: ſo weis ich nicht, wie er ihnen

einen

ben ꝛc. Ich hab' mein' Sach Gott heimgeſtellt ꝛc. Ich bin ja Herr in deiner Macht ꝛc. und viele andere, ſind unläugbare Zeugen, daß ein Componiſt gar wohl ſeinem Texte in die Augen ſehen, und eine Singweiſe verfertigen kann, die ſich ſo wenig auf einen andern Text vertauſchen läßt, als der Zuſtand eines Menſchen, in allerley ſolchen Fällen, die er allein mit ſeinem Schöpfer auszumachen hat, dem Zuſtande eines andern ähnlich iſt.

Da wir auf dieſes letzte Lied kommen, welches nach allen unſern Abſichten und nach allen Regeln, die man von einer ſchönen, mit ihrem Texte vollkommen übereinſtimmenden Geſangweiſe fodern kann, eingerichtet iſt; ſo wollen wir dieſelbe hier zur Probe mittheilen. Wir thun ſolches um ſo viel lieber, je weniger dieſes treffliche Lied recht bekannt zu ſeyn ſcheint: wenigſtens iſt es in einigen wenigen Geſangbüchern, worinnen es noch ſteht, dadurch, daß man es auf die Melodie, O Ewigkeit du Donnerwort, zwingen wollen, ſo verſtümmelt worden, daß dem Dichter ſeine faſt untadeliche Poeſie in allen Strophen verpfuſchet iſt. Wir laſſen die Melodie hier ſo eindrucken, wie wir ſie in des ſel. Alberti, (eines ſehr großen Liedercomponiſten) Arien finden, welche zu Königsberg 1652. in Fol. herausgekommen ſind. Der ſel. Bach allhier hat ſie in das von ihm 1736. herausgegebene Geſangbuch zwar ebenfalls, aber nicht ohne Veränderung, eingerücket.

Ich

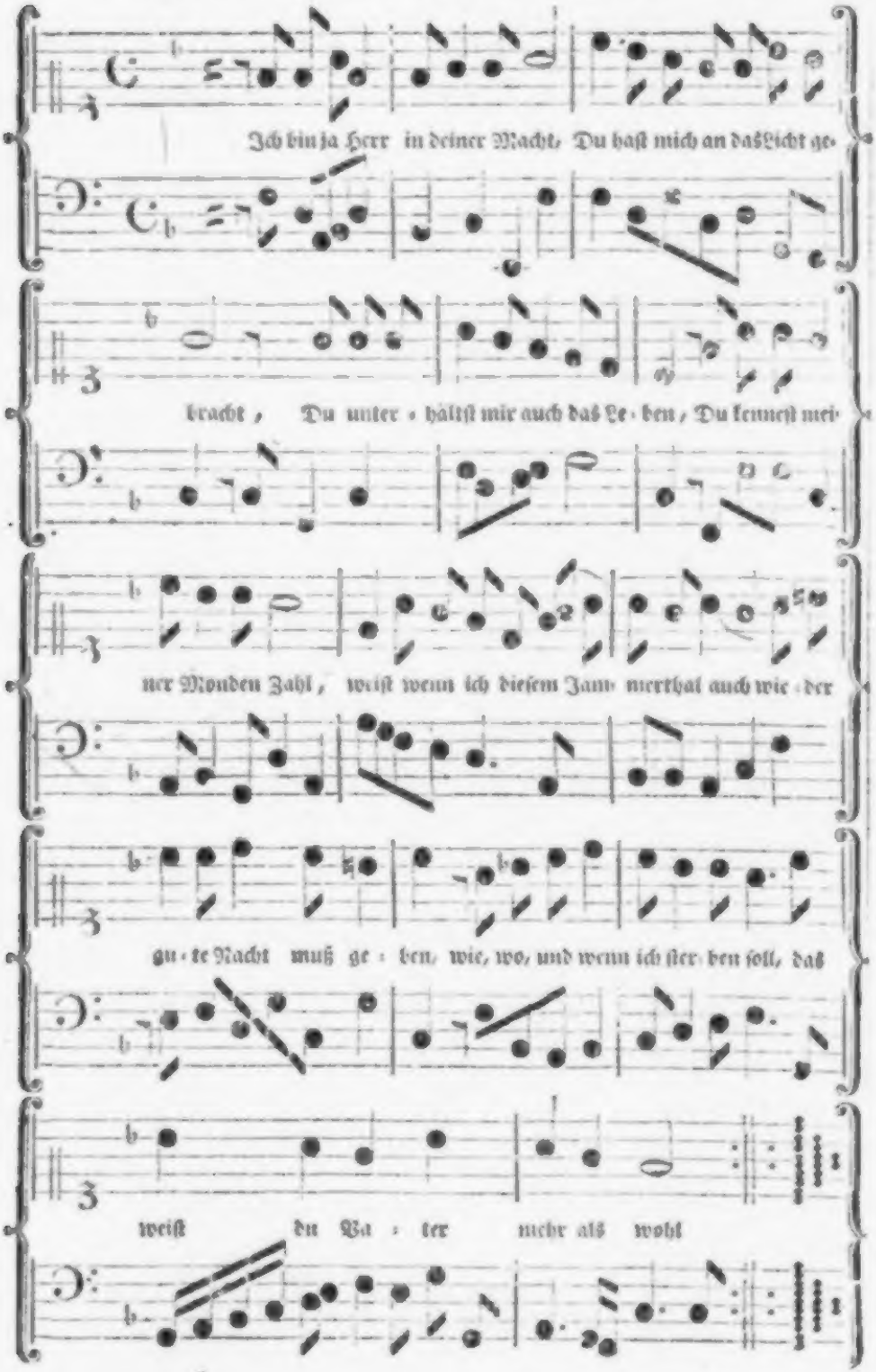
Ich bin ja Herr in deiner Macht, Du haſt mich an das Licht ge-
bracht, Du unter-hältſt mir auch das Le-ben, Du kennest mei-
ner Monden Zahl, weiſt wenn ich dieſem Jammerthal auch wie-der
gu-te Nacht muß ge-ben, wie, wo, und wenn ich ſter-ben ſoll, das
weiß du Va-ter mehr als wohl

Es fehlet uns, ſo zu reden, heute zu Tage an Tonkünſtlern, die auch einmal daran dächten, daß es noch Chriſten giebt; die da glauben, daß eine einzige Seele, und wenn ſie auch eines Bauern wäre, zu einem freudigen Tode zuzubereiten, wohl eine ſo große Ehre ſey, als einen Hof in der Faſtnacht zu beluſtigen. Ein gewiſſes Geſangbuch iſt ein Beweis von elenden Kirchenweiſen neuerer Zeiten; und wer kann ſich auch in dem vorgeſetzten Ernſte des Lachens enthalten, wenn man endlich gar in der Kirche den lieben Gott in Polonoiſen anſingen ſoll? Kurz, man möchte faſt ſagen, über dem gar zu großen Flore, dazu die Muſik heute zu Tage gelanget iſt, geht die Muſik ſelbſt verloren; und beweiſt ihren Undank damit: daß da ſie vielleicht den Ländern niemals mehr Geld gekoſtet hat, als anitzt, ſie ihnen ihre Dienſte in den wichtigſten Vorfällen, niemals mehr entzogen hat, als eben itzt.

IX.

Erich Pontoppidans, D. Biſchofs zu Bergen in Norwegen ꝛc. Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen, worinn die Luft, Grund und Boden, Gewäſſer, Gewächſe, Metalle, Mineralien, Thiere, endlich auch die Gewohnheiten und Lebensarten der Einwohner beſchrieben werden I. und II. Theil aus dem Däniſchen überſetzt von Joh. Adolph Scheiben. Mit Kupfern. Kopenhagen bey Mummen 1753 und 1754. in groß 8.

Der

Der hochw. Herr Biſchof Pontoppidan gehöret zu denjenigen wenigen Geiſtlichen, die es nicht für eine Sünde halten, ſich auch mit den Werken Gottes in der Natur zu beſchäfftigen. Er ſetzet ſo gar ſeine Feder an, die Wunder des Schöpfers in ſeinem Vaterlande Norwegen zu beſchreiben; und dadurch ein nordiſches Königreich bekannter zu machen, als es bisher geweſen iſt. Hätte er das nur im Däniſchen gethan, ſo würde es keinen ſo allgemeinen Nutzen gehabt haben, als da es itzo auch deutſch überſetzet worden: und alſo ſehr vielen Völkern bekannt und verſtändlich geworden. Es hat nicht an Schriftſtellern gefehlet, die ſchon vor ihm von Norwegen gehandelt haben: und theils er ſelbſt, theils der Herr Ueberſetzer führen in den Vorreden ganze Verzeichniſſe von ihnen an. Allein theils die Zeiten, theils die Kenntniß, theils die Art, darinn und womit ſie geſchrieben, laſſen unſerm neuen Schriftſteller einen merklichen Vorzug vor ihnen.

In des Herrn Verfaſſers Vorrede iſt ein Brief Herrn Spiedbergs an den erſten eingerücket, darinn von der Nothwendigkeit der nordiſchen Unterſuchungen gehandelt wird. Unter andern wird geſagt: Hätte Herr Maupertuis ſeine Reiſe bis Wardehuns oder Nordkap fortgeſetzet, und daſelbſt ſeine Beobachtungen von der Figur der Erde angeſtellet, ſo hätte er daſelbſt gewiß weniger Beſchwerlichkeit, und mehrere Gewißheit in ſeinen Rechnungen angetroffen, als bey Tornea. Hätte Herr Mairan einige richtige Beobachtungen vom Nordlichte aus Norwegen gehabt, ſo hätte man hoffen können,

können, daß sein treffliches Werk, Traité physique de l'Aurore Boreale vollkommener würde geworden seyn, u. s. w. Ohne Zweifel hat er recht.

Das I. Hauptstück handelt von der norwegischen Luft, und dem was sich darinn äußert. Der Grund und Boden des Landes, der überaus bergigt und kalt ist, machet das II. Hauptstück aus. Alsdann trifft die Reihe das Wasser, dabey der norwegische Strudel, oder Mahlstrom merkwürdig ist. Aus diesen Stücken nun muß die Fruchtbarkeit Norwegens beurtheilet werden, davon das IV. Cap. handelt. Haber, Gerste, Erbsen auch ander Korn wächst daselbst ziemlich: und die übrigen Gewächse des Landes folgen im V. Hauptstücke. Das VI. Hauptstück lehret die Wassergewächse. Das VII. die verschiedenen edeln und unedeln Steinarten in Norwegen. Das VIII. die Metalle, so man daselbst gräbt, und die fast von allen Arten allda gefunden werden. Und soweit geht der erste Theil des Werkes, der mit überaus vielen und ziemlich gut gezeichneten Figuren versehen ist. Sie stellen theils die Gegenden der Städte, und die Gestalt und Lage des Landes und der Flüsse, theils allerley Pflanzen und Gewächse vor, um ihre Beschreibungen desto lebhafter zu machen. Soviel ist nicht zu läugnen, daß die norwegischen Berge sehr fürchterlich aussehen.

Im II. Theile schreitet der hochwürdige V. zur Beschreibung der norwegischen Thiere. Eine gelehrte Vorrede bahnet ihm den Weg dazu. Das I. Hauptstück handelt von den vierfüßigen Thieren, als Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen, Hunden, Katzen, Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen,

ninchen, Elendthieren, Renthieren, Bären, Wölfen, Luchsen, Füchsen, Vielfraßen, Mardern, Eichhörnchen, Hermelinen, Bibern, Fischottern, Dachsen, Igeln, Maulwürfen, Ratten und Mäusen und gewissen Bergmäusen, die eine große Landplage abgeben.

Das II. Hauptstück handelt vom Gewürme und Ungeziefer, die im Norden nicht sehr häufig sind. Hier kömmt eine artige Nachricht vor, wie die Schlangen ihre Jungen gebähren, und die Vögel an sich ziehen können; imgleichen von vielköpfigten Schlangen und großen Wasserschlangen, von Wurmdrachen u. d. m.

Das III. Hauptstück redet von Vögeln, als Land- Wasser- und Strandvögeln, die in Norwegen sehr häufig sind. Es giebt Auerhähne, Wachteln, Papagoitaucher. Die Aenten wachsen nicht auf den Bäumen. Sowohl dieß, als das folgende IV. Hauptstück handelt eine große Menge derselben ab, darunter wir aber auch die Pfauen, Phasanen und Calkutischen Hüner antreffen, die gewiß Fremdlinge in Norwegen sind.

Das V. Hauptstück redet von Fischen und Fischereyen; und man kann leicht denken, daß hier die merkwürdigsten Stücke vorkommen werden, da die nordischen Meere sowohl an Wallfischen, als an Heringen und Stockfischen u. a. m. so fruchtbar sind. Das VI. Hauptstück handelt von den übrigen Arten, und die besondersten davon sind ganz artig in Kupfer gestochen. Das VII. Hauptstück handelt von Schalenthieren u. a. die kein Blut haben, als Krebsen, Muscheln, Austern u. d. gl. Hier sind viel seltene Dinge.

Das

Das VIII. handelt von Seewundern, z. E. Meermenſchen, die der Herr V. nicht ganz für ein Gedicht hält. Der V. glaubet deswegen nicht, daß es wirkliche mit Vernunft begabte Menſchen in der Nordſee giebt: ſondern nur Thiere, die dem Menſchen in etwas ähnlich ſehen. Er verwirft alſo viel alte Fabeln von ſolchen Meermännern und Meerweibern, die mit Landleuten geredet, oder ihnen ſpöttiſche Lieder vorgeſungen haben ſollen. Er will ſie alſo lieber Meeraffen nennen. Er hat das Zeugniß ſehr vieler Norweger einſtimmig befunden, die ſolche halb aus dem Waſſer hervorragende Sirenen an ihren Booten ſchwimmen geſehen. Und ein Prediger hat 1719 auch einen todten, der ans Land getrieben, und drey Klaftern groß geweſen, geſehen. Der Unterth il iſt einem Fiſche ähnlich, Mund und Augen aber ſind menſchlich, die Naſe eingedrücket, die Arme an beyden Seiten gewachſen, die Hände aber wie die Tatzen der Seehunde geweſen. Die Weiber haben auch lange abhängende Haare auf dem Kopfe. Kurz, es iſt ein Raubthier, welches Fiſche frißt; und mit dem Seehunde ſtreitet. Die andern Meerwunder übergehen wir mit Stillſchweigen.

Das IX. Hauptſtück von den nordiſchen Völkern lehret, daß die älteſten Einwohner von Schweden und Norwegen, vor denen aus Aſien, unter Anführung Othins angekommenen Aſen, geflüchtet, th ils ſich auch wohl mit denſelben vermiſchet haben. Die älteſten hält er für Celten, oder Scythen, und meynet die Lappen und Finnen wären noch ihre Nachkommen, die ſich in den äußerſten Norden gezogen und daſelbſt ohne Ackerbau bloß vom Jagen und ihren Rennthieren leben. Die Aſen ſoll Pompejus aus Aſien vertrieben haben: die aber nach Ankunft dieſer Fremden bey ihren alten Sitten blieben, nannte man **Keltring**, d. i. Abkömmlinge der Celten: die **Aſen** aber wurden wegen ihrer ſchönen Kleidung und Lebensart faſt für Götter gehalten, und Othin, **Helgi As** d. i. der heilige Aſiater genennet. Im 10ten Jahrh. haben ſie Island und andre Inſeln bevölkert, große Kriegszüge nach England Frankreich und Wälſchland gethan, ja gar America entdecket. Dieſes und noch viel ein mehrers iſt es wohl werth bey dem Hrn. Verf. ſelbſt nach der Länge geleſen zu werden; und wir verſichern, daß es niemanden gereuen wird.

Ende des Oſtermonds 1755.

a
b
c
d
e
f
g
h
i
Allerley Hausrath
der im Herculano
gefunden worden.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Wonnemond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1755.

einen ganz entgegengesetzten Verstand geben könne. Wiewohl Anfang, Mittel und Ende sind beim Verfasser nicht sonderlich unterschieden. Denn man darf das Capo auch aus der Mitte nehmen, das heisset, man kan den Bauch für den Kopf ansehen, und da man die ersten Worte wiederholen sollte, an deren statt die mittelsten nehmen; kraft der Gewalt aber, die man über die Worte hat, anordnen, daß das Mittel der Anfang heisse. Von der Cantata ist im XVten, und von den Oratorien im XVIten Capitel Erwehnung geschehen. Im letzten Capitel hat der Verfasser allen poetischen Kehricht zusammen genommen, und, welches billig zu loben ist, nur dem blossen Namen nach angezeiget. Dazu gehören die Vornreime, Reimreime, hinkend-Reime, Reimschleifer und dergleichen schöne Spielwerke. Unter die leidlichsten von dergleichen Misgeburten zehlet er die Zahlreime, und Bilderreime, ferner die Nachtigalen, da der lezte Vers rückwerts alle die Stücke wiederholet, welche vorher sind berühret worden: wovon ich aber die Ursache der Benennung nicht einsehe; endlich die Wandelreime, da sich bis auf die Mitte der Verse nichts reimet, die beyden mittelsten aber anfangen sich zu reimen, und so in der Ordnung zurücke fortfahren. Zulezt schlägt er vor zur Ubung Parodien zu machen, und giebt ein Exempel eines geistlichen Liedes, so er auf die Arie: **Deiner Schönheit Zauberstricke,** verfertiget.

Nachdem ich nun die Regeln des Herrn Conrectors kürzlich durchgegangen bin, muß ich auch von seiner poetischen Fähigkeit ins besondere einige Proben geben. Er hat zu Erhaltung der Aehnlichkeit

Inhalt.

I. Das berühmte Ueberbleibsel aus dem griechischen Alterthume, Homers Odyssea.

II. Des Freyherrn von Wolf übrige kleine Schriften.

III. Hrn. M. Derlings Fortsetzung der Beantwortung über die Frage: Wie sollen Dichter einen großen Geist verrathen?

IV. Hrn. Prof. Kästners vermischte Schriften.

V. Les Adieux du Gout. Comedie.

VI. Hrn. Casparsons Ode auf den Vater Hessens.

VII. Hrn. Prof. Stegmanns Abhandlung von den großen Verdiensten des hochsel. Landgrafen Karls des I.

VIII. Hrn. M. Reichels Gedanken über den gestirnten Himmel.

IX. Des Hrn. Du Hamel Abhandlung von Erhaltung des Getraydes, besonders des Waizens.

X. Hrn. M. Volkelts Andenken des Sieges bey Molwitz.

XI. Manitius Ode, von dem Andenken des Bürgerkrieges zu Königsberg.

XII. Ode, quam Domino Stoltenberg, J. V. D. in Sen. Ord. Lub. electo, accinuit Overbek.

XIII. J. Chr. Helks Fabeln.

I.

Das berühmteſte Ueberbleibſel aus dem griechiſchen Alterthume, Homers Odyſſea, oder Reiſegeſchichte des Ulyſſes, den deutſchen Leſern mitgetheilet, von einer Geſellſchaft gelehrter Leute, mit 24. Kupferſtichen. Frf. und Leipz. 1755. bey den Gebrüdern van Düren. in gr. 4.

Nachdem wir die Ilias, die vorm Jahre in eben dieſem Verlage ans Licht getreten, unſern Leſern bekannt gemachet, iſt nichts natürlicher, als daß wir ihnen auch die Odyſſee anpreiſen; die gleichſam dazu gehöret. Denn außer, daß ſie von demſelben Verfaſſer, dem Homer, herrühret, ſo iſt ſie auch gleichſam eine Folge und Fortſetzung der in dem erſtern Gedichte enthaltenen Begebenheiten. Es iſt daher ſehr zu loben, und mit Danke zu erkennen, daß uns die Herren Verleger, auch dieß alte Stück der griechiſchen Geſchichte und Dichtkunſt in eben der Schönheit liefern wollen, als bey dem erſten geſchehen war. Wenn er es mit Virgils

Aeneis, und hernach mit dem Herodot auch so machet, so wird er deutschen Lesern keinen geringen Gefallen thun. Zu dem letzten wollten wir ihm wohl einen gelehrten Griechen zum Uebersetzen vorschlagen, der nicht aus lateinischen und französischen Uebersetzungen, sondern aus der Quelle selbst eine gute Dollmetschung verfertigen würde.

Die Herren Verfasser oder Uebersetzer haben völlig recht, wenn sie im Vorberichte erinnern: daß nicht nur die sinnreichen Ausdrücke, oder der Wohlklang des griechischen Sylbenmaaßes, den Werth der homerischen Gedichte ausmachen. Es sind weit wesentlichere Schönheiten in seinen Schriften, die ihnen auch in allen Sprachen eigen bleiben, darinn sie gebracht werden; darinn doch die obigen Stücke verlohren gehen. Auch einfältige und barbarische Völker werden durch seine Erzählungen der merkwürdigsten Begebenheiten, durch die Abschilderungen der ältesten Sitten der Völker, durch seine überall herrschende Liebe der Tugend, und Verfolgung der Laster, und durch die rührende Art, womit er seiner Leser Leidenschaften erreget, und mit ins Spiel zieht, gerühret. Wie sollte denn uns ein Homer gleichgültig bleiben, die wir wohl durch die seichten Fabeln einer Pamela und Clarisse, eines Findelkinds und Grandisons gerühret werden.

Im Homer nämlich ist mehr Wahrheit als Fabel, mehr Geschichte, als Gedichte. Ulysses und Nestor, sind wirkliche Personen und kluge Fürsten; Achilles und Hektor wahrhafte Prinzen und tapfere Helden gewesen. Man lernet also in der Belustigung

gun z selbst den älteſten Theil der weltlichen Geſchicht; Begebenheiten auf die ſich alle übrige griechiſche und römiſche Hiſtorien gründen; Dinge, die in allen alten Schriftſtellern faſt auf allen Seiten vorkommen; Exempel der Tugenden, die ſo erbaulich, als reizend ſind; kurz, Sachen, die nicht nur gelehrt, ſondern klug und tugendhaft machen. Ein Buch von dieſer Art iſt es ja wohl werth, geleſen, ja mehr als einmal geleſen zu werden.

Es iſt eine artige Vorſtellung, die uns in dieſem Vorberichte gemachet wird. Geſetzt, ſagen die Herren Verfaſſer, die wunderſchöne Helena wäre in Aegypten geſtorben, daſelbſt balſamiret, in eine Mumie verwandelt, und zu unſern Zeiten, auf eine kenntliche Art entdecket worden. Geſetzt, ſie würde nach Europa gebracht, und gleich andern Seltenheiten zur Schau geſtellet. Freylich wohl, würde ſelbige lange nicht diejenige Bewunderung erwecken, die da entſtund, als ſie lebendig aus Troja wiederkam. Denn nach des Kretenſers Dyktis Berichte, kam das Volk haufenweiſe herzugelaufen, eine ſo berufene Schönheit zu ſehen; die zwey Welttheile in die Waffen gebracht, und einen zehnjährigen Krieg erreget, bis ſie Troja in einen Steinhaufen verwandelt hatte. Allein gleichwohl würde ſie die Neugier unzähliger Zuſchauer reizen. Man würde noch immer ihre ſchöne Bildung, ihre Lineamenten, ihre Stirn, Naſe, und ihren kleinen Mund, ihre Lippen und Wangen, ihre großen Augen, und rundgewölbten Augenbraunen, ihren ſchönen, ſchlanken und runden Hals, ihre wohlabge-

theilten Gliedmaßen, kurz, ihre majestätische Länge des Körpers wahrnehmen. Und die durch alle diese Ueberbleibsel der Schönheit gerührte Einbildungskraft, würde sich alles übrige deste reichlicher vorstellen können.

Eben das sagen die Herren Verfasser, von ihrer Dolmetschung Homers. Es ist freylich nicht der leibhaftige, lebendige Homer, der dreytausend Jahre her von den Gelehrten und Kennern aller Völker in seiner Sprache bewundert worden. Es ist nur gleichsam eine Mumie von ihm; daran man aber gleichwohl die vornehmsten und wesentlichsten Schönheiten noch wahrnehmen und empfinden kann. Man muß seine leibhaftigen Züge noch allemal erkennen können; und begierig werden, ihn auch in seiner Muttersprache noch lebhafter zu kennen. Weit gefehlt also, daß die Freunde des Griechischen Ursache hätten zu zürnen; daß man ihre Geheimnisse des Alterthums den Ungelehrten in die Hände giebt: so müssen sie vielmehr froh seyn, daß man dadurch dem Homer Liebhaber erwirbt; deren viele, wenn sie ihn erst in der Dolmetschung kennen, auch begierig werden dörften, ihn in der Grundsprache zu lesen.

Nach einigen Nachrichten, wie es vormals mit den Schriften Homers gehalten worden, als sie noch nicht ganz, sondern in einzelnen Rhapsodien, unter den Leuten herumgiengen, bis sie Lykurgus zusammenbringen lassen, melden sie: daß dreyhundert und zwanzig Jahre hernach, Hipparch, des Pisistratus ältester Sohn, auf seines Vaters Geheiß,

durch

durch Hülfe des Aristarchus, alles in Ordnung bringen, und in Athen gemeiner machen lassen. Haben nun gleich viele ketzerische Kunstrichter dadurch einen Zweifel erregen wollen: ob auch Homer seine Rhapsodien oder einzelnen Gedichte wirklich in ein Paar Heldengedichte abgetheilt, oder verbunden haben wollen? oder ob dieses nur Aristarchs Einfall gewesen? so kann man ihnen mit einem Gleichnisse sehr artig begegnen. Gesetzt, die Uhrmacherkunst wäre verlohren gegangen; aber man fände irgendwo in einer alten Kunstkammer allerley Räder, ein Zifferblatt, einen Zeiger, ein Gehäuse, eine Kette, und eine Feder, aber alles auseinander genommen und zerstreuet. Hier verwunderte sich ein Liebhaber solcher Alterthümer, über die zarte und feine Arbeit an allen diesen Stücken. Nach genauer Betrachtung derselben, würde er gewahr, daß sich ein Paar von solchen Stücken zusammen schicketen. Dieß hielte er anfänglich für einen blinden Zufall. Aber bey fernerm Versuchen, schickte sich auch ein drittes und ein viertes Stück dazu; und je länger er darauf Achtung gäbe, je mehr Stücke liessen sich damit verbinden; so daß endlich die ganze Uhr zusammengesetzet, und durchs Aufziehen in Bewegung gebracht würde. Wenn nun alsdann erhellete, daß diese Maschine zur richtigen Eintheilung der Tageszeit geschickt und bequem wäre: sollte dann wohl der geringste Zweifel übrig bleiben, ob auch der erste Urheber dieß Werk mit Fleiß in der Absicht gemachet hätte? Würde man auch einem Zweifler, der alles dieses einem blindem Zufalle,

oder dem Witze des Zusammensetzers zuschriebe, wohl das mindeste Gehör geben?

Nun deute man das, auf Homers zerstreut gefundene Rhapsodien. Es kömmt ein schlauer Kunstrichter Aristarch, der diese zertrennten Gliedmaßen eines Körpers

Disjecti membra Poetæ,

mit einander zusammen hält; und vergleicht. Er sieht, daß ein Paar davon sich zusammen schicken. Er findet noch ein drittes, daß sich dazu passet, und zu diesen gehöret noch ein viertes und fünftes, um die angefangene Erzählung fortzusetzen. Allmählich passet sich eins zum Anfange, eins aber zum Ende des ersten Gedichtes Ilias; die übrigen aber zu einem ganz unterschiedenen, welches auch unter sich zusammen hängt. Mit einem Worte, sowohl die 24 Bücher der Ilias, als die 24 der Odyssee, haben eine vollkommene Verbindung unter einander; so daß man so wenig eins davon herausnehmen und versetzen kann, als man die Räder einer Uhr verwechseln darf. Wer will nun hier zweifeln, ob auch Homer diese Gedichte in der Absicht gemachet habe, daß sie zusammen gehören sollten? Wer wird sich träumen lassen, daß nur ein blinder Zufall, oder die Kunst Aristarchs, an dieser ganzen Verbindung Schuld habe?

Die Herren Verf. fahren fort, die Geschichte der Bücher Homers zu erzählen, wie sie schon in Popens Abhandlung, vom Leben und den Schriften Homers beygebracht, welche die Fr. Prof. Gottschedinn in ihren kleinen Uebersetzungen auserlesener

Stücke

Stücke ins deutsche gebracht hat. Sie gestehen aber auch, daß die alten Kunstrichter mehrentheils die Ilias für schöner, als die Odysse gehalten. Aber das machet, die Ilias stellet eine Belagerung voll kriegrischer Handlungen vor, darinn alles hitzig hintereinander fortgeht, ohne sich aufzuhalten. Ulysses aber ist auf einer Reise, wo nicht so viel Hitze herrschet, sondern wo sich allerley in den Weg leget, ihn aufzuhalten. Die Frau Dacier hat daher nicht unrecht gehabt, wenn sie dieß Urtheil Longins, daß Homer die Odyssee als ein kalter Greis, bey schwächerer poetischer Fähigkeit gemachet, ganz verworfen hat. Es behält allerdings die Odyssee viele Vorzüge von andrer Art, die sie eben so schätzbar machen, als das kriegerische Gedicht Ilias. Das übrige dieses Vorberichts müssen wir übergehen: worinn gewiesen wird: daß die Malerkunst, und alle übrige Arten der Poesie dem Homer viel zu danken gehabt. Der Anfang der Uebersetzung lautet so:

„Komm Muse, erzähle mir die Zufälle des klu„gen, witzigen, gewandten Mannes, der, nachdem „er die geheiligte Stadt Troja zerstöret, so viele „Jahre hindurch in verschiedenen Ländern herumge„irret ist, die Städte mancherley Völker besuchet, „sich von ihren Sitten und Gewohnheiten unterrich„tet, und ihre Gemüthsarten kennen gelernet hat. „Da er sich äußerst bemühete, sein eigenes Leben zu „retten, und seinen Kammeraden eine glückliche „Rückkehr zu verschaffen, mußte er unendliche Müh„seeligkeiten auf dem Meere ausstehen. Allein seine „angewandte Mühe und Sorge war vergebens.

„Diese Unglückselige kamen alle durch ihre Thorheit „um. Sie begiengen viel Gottlosigkeit, da sie die„jenigen Heerden Rinder, welche der Sonnen gewei„het waren, angriffen, und sich davon nährеten. „Um dieses unheiligen Raubes wegen strafte sie diese „erzürnte Gottheit. Göttinn! du Tochter Jupi„ters, erweis uns die Gnade, und laß uns etwas „von den Begebenheiten dieses Helden wissen!

So klingt die Schreibart der Herren Uebersetzer: und ungeachtet sie etwas weitläuftiger fällt, als der Grundtext, so wird doch ein deutscher Leser dieß nicht gewahr. Die Deutlichkeit nämlich gewinnt dabey, und man folget doch eben den Gedanken, die der Dichter uns hat erwecken wollen. Die Anmerkungen, die hin und wider, doch sparsam, unter dem Texte stehen, sind theils antiquarisch und mythologisch, theils auch wohl moralisch, und satirisch. Z. E. in der ersten wird angemerket, daß die Alten viel aufs Reisen gehalten, und weitgereiseteLeute hoch geschätzet, aber nur solche, die in männlichen Jahren gereiset. Lykurg verboth daher Jünglingen die Welt zu durchstreichen: weil er besorgte, sie möchten fremde Sitten, unsinnige und freche Gewohnheiten mitbringen. Plato verlanget im 12 B. der Gesetze, niemand solle vor dem 40sten Jahre reisen. In seiner Republik will er, man solle Männer von 50 Jahren ausschicken, das gute und heilsame in fremden Ländern aufzusuchen, und einer Rathsversammlung davon Bericht zu erstatten; die aus Priestern, Aufsehern der Gesetze und andern

ansehn-

anſehnlichen Leuten beſtände. Hier fügen die Herren Verf. bey:

„Dergleichen platoniſche Einrichtung mag ſich „wohl auf ſeine Zeiten geſchicket haben. Vielleicht „ſind auch ſeine Republikaner nicht vor dem vierzig„ſten oder funfzigſten Jahre klug geworden. In „unſern chriſtlichen Republiken verhält ſich die Sa„che ganz anders. Unſre Jugend wird ſo frühzeitig „weiſe, daß ein junger Menſch ſchon längſt von ſei„nen weiten Reiſen zurückgekommen, ehe ihm der „Bart gewachſen iſt. „

Der Anhang des Werkes beſteht aus einer Sammlung von Auszügen, aus den berühmten Streitſchriften über die Werke Homers, beſonders die Ilias. Hier findet man nun im I. St. einen Auszug aus la Mottens Kritik über den Homer. II. Auszug aus der Fr. Dacier Vertheidigung Homers. III. Auszug aus der Schrift: Homere vengé: der gerächete Homer, wider den la Motte, die Gacon gemachet hat. Das IV. St. liefert den Auszug aus des Abts Terraſſons kritiſche Abhandlung über Homers Ilias. V. St. Herrn Carl Rollins Anmerkungen über Homers Schriften. Man kann leicht denken, daß die Durchleſung dieſer merkwürdigen Stücke, einen vollkommenen Begriff von dem Werthe und der Schönheit der homeriſchen Schriften ertheilen muß; zumal wenn man noch die oberwähnte popiſche Abhandlung, die wir ſchon deutſch haben, dazu nimmt. Ein vollſtändiges Regiſter über den Zug der Argonauten, die Ilias und Odyſſee, machet den Beſchluß.

mit den Regeln, vermuthlich die ſchlechteſten Exempel ausgeſuchet. Man wird in denſelben überhaupt dasjenige kaum antreffen, was ein nothdürftiger Versmacher brauchet, die Sylben über Hals und Kopf in Reime zu bringen, zugeſchweigen, daß etwas poetiſches darinn anzutreffen ſeyn ſollte. Da iſt nichts feuriges, erhabenes, ſinnreiches und natürlich ſchönes, ſondern alles kalt, ſchläferig, matt, kriechend und niederträchtig. Es iſt gut, daß jegliches Stück bey dem Capitel hinzugefüget worden, welches ſich durch die Uberſchrift von andern unterſcheidet, und man alſo daraus errathen kan, was der Verfaſſer damit im Sinne habe. Denn man wird ſchwerlich vermögend ſeyn, es aus der Einrichtung ſelbſt zu erkennen. Ich weis alſo faſt nicht, was ich zur Probe anführen ſoll. Doch will ich ſuchen von einigen etwas beyzubringen. Herr **Woken** hat uns ein paar Satyren, wie er ſie nennet, vorgeleget. Die erſte iſt auf den Momus, und nichts anders, als eine niedrige Proſe, darinn erzehlet wird, daß Momus nichts ungetadelt laſſe. Zwo Zeilen werden ſchon zeigen, wie das ganze Stück beſchaffen ſey. Er ſagt vom Momus:

Ach trau! er hilft gewiß aus allen deinen Nöthen,
Er wäſcht die Hoſen auch, ſo du hinein gethan.

Iſt das nicht Satyriſch? Rachel hat ſolchen ſaubern Reimbeckern ſchon das Urtheil geſprochen:

- - Die reinen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold, und haſſen grobe Sinnen.

Die andre Satyre, darinn er nicht heyrathen will:

- Weil faſt die meiſten Schönen
Die Ehr der Jungferſchaft ſo liederlich verthun,

iſt

II.

Des weil. Reichsfreyherrn von Wolf übrige, theils noch gefundene kleine Schriften, und einzelne Betrachtungen zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften. Halle, zu finden in der Rengeriſchen Buchhandlung 1755. in 4. faſt 4 Alphabeth.

Auſſer dem lateiniſchen Bande kleiner wolfiſcher Schriften, deren wir im vorigen Monathe gedacht haben, liefert uns die rengeriſche Handlung auch dieſe Sammlung deutſcher Aufſätze, die bisher einzeln an verſchiedenen Orten zum Vorſcheine gekommen; theils auch ſchwer, oder gar nicht mehr aufzutreiben geweſen. Etliche aber ſind ſogar aus den eigenhändigen Aufſätzen des hochſel. itzo zum erſtenmale in Druck gegeben worden. Man beruſet ſich in dem kurzen Vorberichte darauf, daß die neulich ans Licht getretene hiſtoriſche Lobſchrift des hochſel. ſolche Sammlung ſeiner Schriften erfodert, ja faſt nothwendig gemachet hätte. Und freylich zeiget das dabey befindliche Verzeichniß ſeiner Werke, viel kleine Stücke an, deren man nicht habhaft werden kann; und die gleichwohl von Liebhabern einer gründlichen Erkenntniß eifrig geſuchet werden.

Und freylich wird man aus dieſer Sammlung, wie ferner daſelbſt erinnert werden, unter andern erſehen, wie zeitig der hochſelige Freyherr ſchon an Bereicherung der Mathematik und Verbeſſerung der

der Weltweisheit gearbeitet: und wie sehr er sowohl damals, in seinen ersten Versuchen schon, die Hochachtung der Gelehrten verdienet; als nachmals die ungeschickten und boshaften Hindernisse der Wahrheit abgefertiget, und endlich seine Lehren in ihr volles Licht gesetzet habe. Man füget endlich bey, daß man auch des Herrn Kanzlers Briefwechsel mit andern Gelehrten in Europa, wegen der darinn enthaltenen wichtigen und nützlichen Sachen, in weniger Zeit zu liefern, Anstalt mache.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Inhalte dieses Bandes zu geben, müssen wir die sämmtlichen Stücke, ihren Ueberschriften nach, erzählen.

Die I. Abth. liefert 1) bisher ungedruckte Aufsätze des Hochseligen, und den Anfang machet ein Aufsatz von Vermehrung des Geträdes, den er noch außer den bereits gedruckten Schriften davon gemachet. Nun folget ein Auszug der, im 1723sten Jahre entstandenen Streitigkeiten, und die Puncte, worüber gestritten worden. Als ein gewisser Orfyreus, sich rühmte, ein Perpetuum mobile erfunden zu haben, hat der Herr Kanzler ein Bedenken darüber stellen müssen; und dieses nimmt hier die dritte Stelle ein. Bey dieser Gelegenheit ist es nicht uneben, von diesem seltsamen Betrüger einige Nachricht zu geben. Er war seines Handwerks ein Tischler, und hieß **Besler**; brachte aber aus diesem Namen, durch eine Verwechselung der Buchstaben, folgendergestalt den neuen Namen Orfyre heraus. Er setzte das a. b. c. in zwey Zeilen übereinander

a b c d e f g h i k l m
n o p q r s t u w x y z

Nun

Nun nahm er anstatt der Buchstaben seines Namens allemal den in der andern Zeile des Alphabets drüber, oder drunter stehenden Buchstab; und so kam Orfyre heraus, worán er hernach noch das us flickete. Dieser Phantast nun machte ein Rad, welches schnell in die Runde lief, ohne daß man gewahr werden konnte, wie es sich bewegte. Er hatte aber in einem andern Zimmer eine vertraute Person versteckt, die es durch versteckte Schnüre drehete. Für diese Erfindung nun soderte er 100000 Thl. und gab vor, sie ließe sich bey Bergwerken, und sonst mit großem Vortheile brauchen. Der damalige Landgraf Karl von Hessen war ein großer Liebhaber mathematischer und mechanischer Sachen, und stund im Begrisse den Handel zu treffen. Allein da Orfyreus nach Cassel kam, und auf dem weissen Steine seine Maschine aufschlug, um die Probe zu machen: daß sie eine gewisse lange Zeit, ohne Zuthun von Menschen, in der Bewegung fortdauren könnte, ward der Betrug entdecket. Anstatt der wohlverdienten Strafe, die dieser Betrüger wohl werth war, vergab ihm der großmüthige Landgraf alles, und jagte ihn fort. Er war so verwägen gewesen, auch den Namen Gottes zu misbrauchen, indem er auf der 639sten Seite sich öffentlich rühmete: daß Gott sein zehnjähriges Nachsinnen gesegnet hab:. Es stehen in einem Zimmer des Lusthauses zum weißen Steine noch etliche abgeschmackte Verse des Phantasten, die er an die Wand geschrieben.

Die IV. N. handelt auch von der immerwährenden Bewegung, und von Bestimmung des Längenmaaßes

maaßes zur See. Die V. handelt von dem zwischen Petersburg und Moskau geschütteten Damme zur Landstraße, einem der größten Werke neuerer Zeiten, das Peter der Große unternommen und ausgeführet. Da man denselben in gerader Linie machen, und über Berg und Thal, Sumpf und Waſſer führen wollen: ſo hat man gleichwohl in Entfernung von 120 deutſchen Meilen die Stadt Petersburg etwas verfehlet: worüber Herr Kanzler von Wolf ſeine Gedanken äußert.

Die VI. N. giebt den Entwurf zu einer Ehrenpforte, die 1727 zu Marburg aufgeführet worden, und davon der Riß den Titel dieſes Buches zieret. In der VII. lieſt man Anfragen von Salzwagen, und Salzproben, mit des hochſeligen Antworten und Ausrechnungen 1737. in der VIII. handelt er von der Gefahr eines austretenden Stromes 1740. Die IX. verwirft das Vorgeben, man könne mit der ſogenannten Springwurzel ein Schloß eröffnen, wenn man ſie nur daran hielte. Endlich ertheilet die X. N. Vorſchläge zu einer anzulegenden Univerſität; und die XI. liefert einen Entwurf einer Akademie der Wiſſenſchaften.

2) Findet man hier einige vorhin ſchon bekannte Stücke, die man noch nicht beyſammen gehabt: als a) einen Anſchlag eines mathematiſchen Collegii zu jedermanns Gebrauche, b) Beantwortung von der Wirkung Gottes in der Seele; c) ein Schreiben von Auslegung vernünftiger Reden und Schriften; und d) ein Gutachten von der Elektricität.

Die II. Abtheilung enthält gesammelte Vorreden, die der Hochselige vor vielerley fremde Werke gemachet; und zwar eilf an der Zahl. 1) Zu Belidors Wasserbau, von Beförderung der Mechanik; 2) zu Probst Süßmilchs Vermehrung des menschlichen Geschlechts: wie man es anfangen habe, um gewisse Nachrichten der Begebenheiten zu erlangen; 3) zu Zollmanns Geodesie, von der praktischen Geometrie; 4) zum martinierischen geographischen Lexico, von Verbesserung der Wörterbücher; 5) zu Dobels Jägerpraktik, von Verbesserung der Versuche; 6) zu einem Tractate vom gregorianischen Fernglase, von Fernglasern; 7) zu des Hales übersetzter Gewächsstatik, von schwerer Entdeckung der Naturkräfte; 8) zu Hrn. Abt Jerusalems Predigten, von sorgfaltiger Art zu predigen; 9) zum ökonomischen Lexicon, von guter Policey und Wirthschaft; 10) zu den Säulenordnungen und römischen Baukunst, von den Geschichten der Baukunst; 11) zu Bergers Merkwürdigkeiten der Natur, von Unergründlichkeit der Natur.

Die III. Abtheilung begreift I. Stücke, die zur Vertheidigung seiner Lehren gehören. Hier findet man 1) der theologischen Facultät zu Tübingen Bedenken über dieselbe; 2) der philosophischen Facultät daselbst ihres; 3) Anmerkungen des Hochseligen über das erste; 4) Anmerkungen über das letzte; 5) Antwort desselben auf Lic. Weißmüllers Ausforderung. II. Schriften von Anwendung der wolfischen Philosophie; und da sieht man 1) von Uebersetzun-

ſetzungen, wie ſie beſchaffen ſeyn ſollen; 2) von Beweiſen aus der heiligen Schrift, wie man ſie führen ſoll; 3) Erklärung was ein Symptoma ſey; 4) vom Nutzen der genauern Erkenntniß der wahren Figur der Erde; 5) vom Unterſchiede metaphyſiſcher und mathematiſcher Begriffe zur Philoſophie; 6) vom Nutzen der demonſtrativen Lehrart, bey Errichtung eines theologiſchen Syſtems; 7) von der Pflicht der Kirchendiener, ein gutes Exempel zu geben, eine Einladungsſchrift. 8) vom Maaße eines langen Lebens im moraliſchen Verſtande, desgleichen; 9) von Regententugenden, dergleichen; 10) von Nothwendigkeit geſchriebener Geſetze, dergleichen; 11) von richtiger Ausübung chriſtlicher Handlungen, dergleichen. 12) Vom Misbrauche legaler Urſachen in der Rechtsgelahrtheit. 13) Von der akademiſchen Freyheit, dergleichen. 14) Von der moraliſchen Erfahrung.

Hierzu iſt noch die Anweiſung zur wolfiſchen Lehrart gekommen, wie er nämlich ſeine Vorleſungen über die Mathematik und Philoſophie anzuſtellen gewohnt geweſen. Dieſe hat zween Abſchnitte, deren erſter von den mathematiſchen Vorleſungen handelt, und verſchiedene Capitel hat. Das 1) handelt vom Endzwecke dieſer mathematiſchen Vorleſungen; das 2) vom Curſu mathematico; 3) von den öffentlichen Vorleſungen über die mathematiſchen Wiſſenſchaften; 4) von den algebraiſchen Vorleſungen; und das 5) von Privatvorleſungen in der Mathematik.

Der II. Abschnitt redet von den philosophischen Vorlesungen, in 8. Capiteln, und zwar im 1) vom Endzwecke derselben; im 2) von den Vorlesungen über die Vernunftlehre; im 3) von den metaphysischen Vorlesungen; im 4) von dem Experimentalcollegio; im 5) von der lehrenden Physik; im 6) von den moralischen Vorlesungen; im 7) von den öffentlichen Vorlesungen über die Physik; und im 8) von den Vorlesungen über des Grotius Buch vom Rechte des Krieges und Friedens.

Aus allen diesen nunmehr versammleten kleinen Schriften, sowohl in lateinischer als deutscher Sprache des hochsel. Herrn Kanzlers und Freyherrn, wird man nun zuförderst eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit ersehen, die sich auf hundert und noch hundert verschiedene Gegenstände erstrecket. Dieß ist also der Vortheil einer wahren philosophischen Erkenntniß, die sich nicht in enge Schranken einschließt, sondern auf alles erstrecket, was in die menschliche Glückseligkeit nur einigen Einfluß hat. Man kann von allen Dingen in der Welt philosophiren: so wie Sokrates von dem Staate, von den Gesetzen, von den Leibesübungen, vom Soldatenleben, von den Pflichten der Feldherren, ja von den Künsten und Handthierungen seine Gedanken eröffnete; und überall eine bessere Einsicht wies, als selbst die Meister in diesen Lebensarten hatten.

Diese Gründlichkeit aber ist das zweyte, was man in den wolfischen Schriften bemerken wird. Es sind nicht seichte unüberlegte Gedanken, die man irgend heute schreibt, und morgen widerruft; weil man

man ihren Ungrund einsieht: sondern Lehren, die aus einer reifen Ueberlegung geflossen, und sowohl untereinander, als mit dem ganzen Lehrgebäude seiner Weltweisheit zusammen hängen. Sie geben alle Glieder einer großen Kette ab; oder sind so viele Zweige und Reiser, aus dem großen allgemeinen Stamme aller Wahrheiten. Doch ist diese Gründlichkeit auf eine ungezwungene Art vorgetragen, so daß er sich nicht der äußerlichen mathematischen Lehrart bedienet; die den meisten Lesern nur zum Steine des Anstoßes gedienet haben würde.

Endlich ztens wird man auch die Nutzbarkeit aller dieser Abhandlungen schwerlich in Zweifel ziehen können. Er erläutert viele Schwierigkeiten in den theologischen, juristischen und medicinischen Wissenschaften; er lehret Dinge, die in die Mechanik, den Ackerbau, und ins Policeywesen gehören; er unterrichtet also den Prediger und Sachwalter, den Arzt und den Hauswirth, den Kameralisten, und Soldaten, den Salzsieder und den Bergmann, u. d. m. Man hat also keine Ursache zu schreyen, wie viele sonst gethan haben: die wolfische Philosophie sey zu abstract und zu speculativisch, und habe im gemeinen Leben keinen Nutzen. Das können nur Leute sagen, die kaum in die ersten Capitel der Metaphysik einen Blick gethan, weiter aber nicht gekommen sind. Hier sind, so zu reden, die Wurzeln von denjenigen nützlichen Warheiten anzutreffen, die hernach auf allen Zweigen des philosophischen Erkenntnisses wachsen werden. Wer wird aber einen Baum für unfruchtbar ausschreyen, an dessen Wurzeln man keine Früchte hat finden können?

III.

Fortsetzung
von Hn. M. Christ. Gottfr. Derlings,
der Gesellschaft der freyen Künste Mitgliedes,

Beantwortung der Froge:
Wie sollen Dichter einen groſsen Geist verrathen?

IV. Dieſes so hochgelobte Mittel, sich durch buchstäbliche Uebersetzung sonderbarer Redensarten, deren sich die besten lateinischen Dichter und Redner vor Alters bedienet haben, in Ehre und Ansehen zu setzen, erstrecket sich nicht allein auf einzelne Sätze und kleine Abschnitte; sondern auch auf ganze vollständige Gedichte. Wer die Gültigkeit des Schlusses vom Kleinern auf das Gröſsere erkennet, wird die Richtigkeit dieſer Regel, welche ein Folgesatz aus der vorhergehenden dritten ist, ohne Lehrmeister einsehen. Wer also z. E. ein würdiges Lobgedicht, der Biene zu Ehren, schreiben wollte, darf nur Virgils viertes Buch der Georgicorum, dem nächsten Wortverstande nach, überſetzen; jedoch mit der Behutsamkeit, daſs es in deutschen Hexametern und mit Vermeidung aller bekannten und landüblichen Redensarten, geschehe. Wer zugleich seine Uebersetzung durch zufällige Gedanken etwas auszudehnen vermag, der thut es allen zuvor. Virgil fängt sein Lehrgedicht von der Bienenzucht mit dieſen Worten an:

Fio-

Protinus aërii mellis cælestia dona
Exſequar.

Ehe ich meine Kunſtregeln erfand, ward dieſe Zeile von mir alſo überſetzt:

Herzenquickender Honig, du ſchmackhafte Gabe des Himmels, u. ſ. f

Nun aber weis ich es beſſer. Ich umſchreibe ſie folgendermaßen:

Dich, vom vergoſſenen Schweiß des Himmels werdenden Segen,
Dich, wohlthätigen Speichel der Sterne, dich, Ausfluß des Aethers,
Dich, die Menſchenzungen mit unübertrefflichem Kützel,
Reizender Honig! beſungen Virgils raſchrollende Töne *.

O wie ſchön, wie rührend, wie holdſelig ſind dieſe Ausdrücke allzumal! In Wahrheit, ich habe mich hier ſelbſt übertroffen. Jedoch muß ich leider! dennoch bekennen, daß dieſe Probezeilen, ihrer ſcheinbaren

* Die große Wahrheit, daß der Honig von einer Purganz oder Säuberung der Luft herkömmt, hat mich Thomas Farnabius gelehret; welcher in ſeinen Anmerkungen über den Virgil, folgende Stelle aus dem Plinius herbeygezogen hat: Venit hoc mel ex aëre, — — cæli ſudor, ſive quædam ſiderum ſaliva, ſive purgantis ſe aëris ſuccus. Wird jemand den rühmlichen Entſchluß faſſen, ein ſolches Loblied auf den Honig, und zwar in demjenigen hohen Tone, darinn ich es angeſtimmet habe, fortzuſingen, dem habe ich dieſen wohlverdienten und in angenehmer Kürze abgefaßten Lobſpruch zu widmen die Ehre:

Es klopft der Leſer Schaar frohlockend in die Hände,
Dein Lied behält den Preis, bis an der Nachwelt Ende.

iſt eben ſo armſeelig, als die erſte. Es iſt auch kein Wunder, denn wer Satyren ſchreiben will

- Der ſey ein ſolcher Mann,
Der Vorrath im Gehirn und Salz im Munde führt.
Rachel.

Ich weis nicht, ob eine gewiſſe **Schwarzin**, die er an ihrer Hochzeit angeſungen, damit zufrieden ſeyn kan, wenn er zu dem Bräutigam ſaget:

Doch iſt deine Schwarzin ſchwarz, kanſt du deine Wohlfahrt preiſen.
Sie bleibt rein von fremder Liebe, aber du von Sorgen frey,
Du magſt kecklich hin und her, und auch in die Ferne reiſen.
Keiner wird ſich leichtlich finden, der dein Nebenbuhler ſey.
Drum verehre Gottes Rath! - - -

Sonſt iſt hier alles ſchwarze und weiſſe, bis auf die weiſſen Katzen und ſchwarzen Stiefeln, die jedes Mode-Kind träget, gegen einander gehalten worden.

Werden die Jünger des Herrn Conrectors nicht vollkommene Gratulanten und Poeten geworden ſeyn, wenn ſie ihrem Meiſter ähnlich gerathen ſind?

Ich muß doch auch anzeigen, was des Herrn **Wokens** unverſtopftes Gehirn vor Ausflüſſe von Scharfſinnigkeit in Madrigalen gegeben habe, daß ich mich ſeiner Sprache bediene. In dem einen ſagt er: **Welt iſt ein leichter Ball; Was? Welt iſt gar der Teufel.** In dem andern iſt das ſcharfſinnige gar zu artig. Er will ſich vom Frauenzimmer enthalten: Denn, ſpricht er:

baren Erhabenheit ungeachtet, nicht hoch, nicht überſteigend genug ſind. Allein ich kann mich darüber leicht zurieden ſtellen. Denn wiſſet! ich bin kein ſolcher großer Dichter, als derjenige ſeyn ſoll, den ich hier ſchildere, und gedenke auch nicht es zu werden. Aber ich füge annoch ein Muſter einer guten Grabſchrift hinzu, die den Worten des Juvenal. Sat. 7.

Dii majorum umbris tenuem & ſine pondere terram,
Spirantesque crocos & in urna perpetuum ver,

ihren Urſprung zu danken hat:

Heil dir, mein ſchlafender Bruder! lieg, der Ruhe bedürftig,
Sanft in der lockern Hülle deines Erdengewandes.
Ein dir geweihetes Rauchfaß umduſte wirbelnd den Moder
Deines morſchen Gebeins. Ein immerwährender Frühling
Mache dein Grabmaal blumichter als Eliſiens Fluren.
Deiner bewunderten Trefflichkeit Ruhm durchwalle die Nachwelt,
Bis zum willkommnen Hertritt deiner Vollendungszeit.
Amen!

Wer etwas weniger erbaulich dichten will, dem vergönne ich, das andachtwirkende Amen, wegzulaſſen, und dafür ein Dixi, einzuſchalten.

V. Um noch mehr zu beweiſen, daß ihr ſtrenge Nachahmerer der Alten ſeyd, müſſet ihr die Nachahmung derſelben recht merklich zu machen ſuchen, und ſie bis auf die größten Kleinigkeiten ſich erſtreken laſſen. Dahin gehöret inſonderheit die Zerreißung

ſtung der Sylben, welche man in griechiſchen und lateiniſchen Oden ſo häufig bemerket, und die vorzeiten ein weſentliches Stück der poetiſchen Freyheit ausmachte. In Wahrheit, es wäre wohlgethan, wenn künftige Dichter, in Erwegung ihres Glücks, daß ſie ein zwangloſes Volk ſind, ebenfalls ſolche Sylbenzertrenner würden. Z. E. da Horaz, B. I. Od. 2. ſingt:

Labitur ripa, Jove non probante, u-
Xorius amnis.

Was hindert es, ihm alſo nachzuſingen:

Ungern ſah es Jupiter. Doch er ſtrömt, ge-
neigter dem Weibe.

Da eben derſelbe Horaz, die 2 Od. im 4 B. alſo anhebt:

Pindarum quisquis ſtudet æmulari, I-
Vle, ceratis ope, u. ſ.

So muß es unfehlbar wohl lauten, wenn man ihn ſo oder anders nachzuahmen ſich unterſtünde:

Liebten Grajens Redner die Wortpracht? O ja A-
Then war voll von ſolchen.

Das iſt ungemein! das iſt außerordentlich! werden die Leſer ſagen. Ich meyne es auch alſo.

VI. Habt ihr euch in der Zerreißung zuſammengehöriger Sylben genugſam geübt, ſo befleißiget euch nächſt dem auch, mehrere Wörter dergeſtalt an einander zu verknüpfen, daß der Raum einer halben Zeile dadurch angefüllet wird, und alſo ein

Wort wenigſtens zwey Zoll, nach dem verjüngten Maasſtabe, an Länge überkömmt. Dieſe Wortverlängerungswiſſenſchaft, iſt unter uns Deutſchen beynahe zu einer verlohrnen Kunſt geworden. Hingegen waren die alten Griechen in derſelben höchſt geübt. Sie nannten dergleichen kernhafte und oftmals zehn bis zwölfſylbigte Wörter, **Dithyramben**. Man leſe hievon eine eigene Abhandlung des **Erasm. Schmid**, im Anhange zu ſeiner Ausgabe des Pindars. Am häufigſten bediente man ſich derſelben zu Abbildung verſpottenswürdiger Sachen und Perſonen. Ein munterer Spötter von unſern Landesleuten, könnte alſo etwan von einigen Schullehrern des vergangenen Jahrhunderts, deren Erleuchtung nicht viel über die Dämmerung ging, dithyrambiſch ſagen: **Wortforſchungsfähige Schulzepterträger, Pedantereyverſtändige Ungelehrſamkeitsverurſacher**, u. ſ. f.

VII. Nichts verräth den großen Geiſt eines Poeten mehr, als wenn er dem Adler im Reiche der Dichter, dem hochſchwebenden **Pindar**, mit den Flügeln der Morgenröthe nachfähret, und ihm unvermerkt einige Federn ſtielt. Hat er einen ſolchen glücklichen Raub begangen, ſo kann er ſich Rauchwerk anzünden und Altäre ſetzen laſſen; ſo kann er die Geſänge aller übrigen Dichter, ein **übellautendes Rabengekröchze** * ſchelten, und wer weiß was noch mehr thun. Dann wird er ſein eigner Lobſinger werden, und ſich das hohe Vorrecht der Unſterblichkeit ſeines Namens, getroſt anmaßen.

Dann

* Pindar Od. 2.

Dann wird ein jeder Ausdruck den Adel ſeiner Seele verrathen. Dann wird er auch das allerhöchſte Weſen nicht mehr ſchlechthin Gott nennen, ſondern allemal mit ſeinem Pindar: Den dreymalheiligen Jupiter, den Wolkenerreger, den König der Unſterblichen, den Aufſeher der Himmelsbewohner, oder auf gut chineſiſch: den Tien der Chriſten *.

VIII. Von euch ſelbſt müßet ihr nichts anders bekennen, als was unmittelbar zu eurem Ruhme gereicht: nämlich daß ihr wackere Trinker ſeyd, daß ihr allererſt aus dem Merkursloche **, mit vielen Geheimniſſen beladen, hervorgekrochen ſeyd, und dergleichen mehr. Zu dieſer Selbſterhebung wird eine Verkleinerung anderer nothwendig erfodert. Das Geſchenk des Himmels, eure Dichtkunſt, muß über alle menſchliche Wiſſenſchaften erhoben, und alle übrige Gelehrte, welche dieſe göttliche Fähigkeit, ich meyne die Gabe zu dichten, nicht haben, müſſen ohne

* Auch Pope, der große Geiſt, hat in ſeinem allgemeinen Gebethe, das erbauliche Wort Jupiter, den heydniſchen Dichtern nachgeſchrieben, welches eine uralte, und folglich ſehr anſtändige Benennung Gottes iſt. S. Hagedorns moral. Ged. in der Anmerkung zur 6ten S.

** Dieſes allerliebſten Lochs Beſchreibung, findet ihr in des alten unſterblichen Erzvaters aller Dichter, in des Orpheus Geſängen *de Lapidibus*, a. d. 188ſten S. allwo es nach den Worten des lateiniſchen Ueberſetzers heißt: Cui vero hominum arridet in *valde delectabile antrum Mercurii* deſcendere, in quo omnium bonorum copiam depoſuit, ſtatim ambabus manibus innumera reportans munera, domum diſcedet. — — Semideus eſt & beatus, quicunque ad ea perveniet.

ohne Anſehung ihrer Würden und Verdienſte zu höchſt unanſehnlichen Leuten gemacht werden. Eine ſolche Läſterung auf die Geſchichtſchreiber, findet ſich beym Juvenal, Sat. 7.

Eſt genus ignavum, quod tecto gaudet & umbra.

Das iſt auf deutſch geſagt:

Freund des Apollo! ſprich, was ſind die Chronikenſchreiber?
Müßige Denker und eingekärkerte Stubengelehrte.

Noch mehr. Die allergrößten Dichter, einen unſchätzbaren H - - ſelbſt und die ihm gleichen, muß man auf keine andere als zweydeutige Art preiſen und der Werke ihres außerordentlichen Geiſtes alſo gedenken, daß viele dadurch zu glauben anfangen, ſie würden nur von Weibern geleſen. Z. E. ich ſehe eine große Schaar von tauſendmaltauſend Leſerinnen, welche die H - - ſchen Gedichte nie aus den Händen laſſen. Ich wünſche ihnen Glück und Heil zu dieſem ruhmvollen Beginnen. Der edle H - -, iſt ihrer allerſeitigen Liebe und Hochſchätzung würdig.

Bleib H - -, H - - bleib der Liebling unſrer Frauen,
Du kannſt ihr fühlend Herz zum Guten auferbauen.

IX. Vermöge eures billigen Trachtens nach eigenem Lobe, und vermöge eures heimlichen Wartens auf die Widerkehr güldener Zeiten, müſſet ihr beynahe in allen Gedichten mit ausdrücklichen Worten anzeigen, daß ihr nichts weniger, als geldbegierig ſeyd,

ſeyd, und keinen feilen Kiel führet. Dann wird die große Welt ſagen:

En vatem egregium, cui non eſt publica vena.

Juv.

Jedoch iſt es auch eine feine Klugheit, und nicht ſelten einträglich, wenn ihr daneben öffentlich bezeuget: daß man euch große Summen Geldes für ein Lobgedicht angebothen oder auch wirklich ausgezahlet habe. Alſo machte es Pindar zu ſeiner Zeit, als man von ihm einen Lobgeſang auf den Sieger Pytheas forderte. Zahlet mir, ſprach er, zuförderſt das gewöhnliche Ehrengeſchenk von dreytauſend Goldgülden, alsdann will ich euer Begehren erfüllen. Wie? antworteten die Freunde des Pythias, raſeſt du Pindar? Wir können ja für die Hälfte des Preiſes, das herrlichſte Denkmaal und die prächtigſte Bildſäule dem Ueberwinder zu Ehren, aufrichten laſſen! Ihr Unſinnigen! erwiederte Pindar, wollet ihr euren Pytheas lieber verſteinert als vergöttert ſehen? Sie ſchämten ſich ungemein, und brachten ſogleich ihre dreytauſend Stück Goldes dar. Der nun befriedigte Pindar, ſchrieb ſeine Lobode, und fieng ſie, aus Erinnerung dieſer Geſchichte, alſo an: Ich bin kein gemeiner Bildhauer, der bloße Menſchengeſtalten aushauet, die auf den Fußgeſtellen der ſogenannten Ehrenſäulen, wie ſtarre Klötze ſtehen. Aber ich bin der Verewiger großer Helden, und verdiene daher einen unſchätzbaren Lohn *.

X. Neh-

* Nem. Od. V. a. d. 1ſten S.

X. Nehmet die Natur ſelbſt zur Göttinn eurer Kunſt an. Schöne Sinnbilder von Werken der Natur, von Perlen, von fremder Seltenheit, müſſen, wie Günther ſagt, euer Schatz und Troſt ſeyn. Zahme und wilde Thiere allzumal, ja ſelbſt Schlangen und Otterngezüchte, Amphisbänen und Hydern, Ceraſten und Hyänen, machen einen Vers erhaben. Z. E.

Hier ſchwärzt ein Schlangenbalg der Unſchuld Myrthenſtamm.
(G.**)

Dieſe ganze gedruckte Zeile könnte, wenn ich das einzige Wort **Unſchuld** ausnehme, füglich in ein Gemälde gebracht, und dennoch verſtanden werden. So ſehr naturgemäß iſt ſie! Wie gut iſt dieſe Lehre:

Das eine Schwalbe ja noch keinen Sommer macht,
Und was einmal geſchehn, nicht gleich in Schande bracht.
(Ebenderſ.)

Sie iſt in ſich gut, und durch den wohl anpaſſenden Reim, der etwas ſonderbar lautet, noch beſſer geworden.

XI. Aus allen euren Gedichten muß erſehen werden können, wie hoch ihr den Weingott im Herzen und im Magen verehret. Immerdar müſſet ihr den Sinnſpruch im Munde führen:

Der Fröſche naſſe Schaar mag für mich Waſſer ſaufen,
Ich liebe, die den Wein mir ungefälſcht verkaufen.
Ipſe feci.

Dieſes iſt dermaſſen nothwendig, daß auch Voiture und andere Waſſertrinker, das Lob des Weins

zu

zu beſingen keinesweges verabſäumet; ſondern ſich klüglich geſtellet haben, als ob ſie von dieſem köſtlichen Safte der Reben trunken, und vom Bachus über alle maßen begeiſtert wären. Geſetzt, ihr wäret ſo arm und bettelhaft, daß ihr keinen Trunk Weins bezahlen könntet; zugegeben, daß ihr jungfernſcheu, ja wohl gar Verſchnittene von Natur wäret: ſo müßt ihr dennoch, um der Befliſſenen des guten Geſchmacks willen, unter eure Dichterey fein viel Wein und Liebe miſchen. Und was noch mehr? Liebe und Wein. Und was noch mehr? Wein und Liebe. Meine Schuld aber iſt es nicht, wenn eure unbedachtſame Feder die Kunſt zu lieben alſo beſchriebe, daß ihr dermaleinſt in eurem männlichen Alter, da der Verſtand völliger zu werden anhebt, mit dem Ovid wehklagen müßtet:

Stultam conſcripſimus *artem.*

Ep. IX. ex Pont.

XII. Die ungeſchmückte Einfalt eines Gedichts, darinn kein Wortſpiel hervorſchimmert, misfällt jedermann. Daher müſſen auch dieſe eure Lieblinge ſeyn. Eins von der ſchönſten Art iſt wohl das von dem alten griechiſchen Dichter Pallas erſonnene und vom Alziat und andern hauptgelehrten Männern hochgeprieſene

Ουκ γαρ ηθελω ταυτα τα ρηματα, αυταρ εγωγε
Ουκ εθελω ΔΟΜΙΝΕ, ου γαρ εχω ΔΟΜΕΝΑΙ.

Es hat mir geglückt, daſſelbe im lateiniſchen alſo nachzuahmen: Quia *do minus*, non audio *dominus*.

Und

Und im Deutſchen ebenfalls ſehr genau, auf folgende Weiſe:

Giebſt du kein Geld mehr her, nenn' ich dich nicht mehr Herr.

XIII. Reich an Worten müſſet ihr alle ſeyn, und zwar ſo reich, daß ihr bey jeder Gelegenheit recht verſchwenderiſch damit umgehen könnet. Zum Beyſpiele dienet folgendes:

— — — Ein Meer von Strahl und Bliz,
Wodurch ein Fluß von Glanz, in ſeinem heilgen Siz,
Ein lichter heitrer Strom, ſich hier und dar ergoß.
B**.

Imgleichen:

Er iſt ſein Glanz und Theil,
Unſterblich, ohn Beginn,
Der weder von Geburt noch Sterben etwas weis.
Ebendorſ.

Ebendahin gehöret auch dieſe gedoppelte Erläuterung des Geheimniſſes der Dreyeinigkeit:

Wo er ein einzigs Band von dreyen Bändern ſcheint,
Und dreyen Fingern gleicht, die eine Hand vereint.

Wollte jemand die letzte Zeile etwan alſo nachahmen:

Und dreyen Sinnen gleicht, die nur ein Leib vereint.

So hielte ich es für ſehr zuläßig; wenn gleich ein unreifer Tadler ſpräche: Ey, der Menſch hat ja fünf Finger an einer Hand, und eben ſo viel Sinne in ſich! Was ſchadet dieſes? Ein rechtſchaffner Dichter wird, aus Liebe zu dieſer vollkommnen Zahl drey, kein Bedenken tragen zu ſagen, daß vorzeiten

ten die olympiſchen Kampfſpiele jedesmal ums dritte Jahr angeſtellet ſeyn.

XIV. Das Unerwartete, das Wunderbare und das ſo berühmte Göttliche in der Poeſie beſteht eigentlich darinn, daß man neuerliche Redensarten, verwägene Ausdrücke und Wortfügungen erſinnet, die dem gemeinen Sprachgebrauche entgegen ſind: oder kürzer zu reden, daß man ſich ernſtlich bemühet, etwas zürchiſch und alpenmäßig zu ſchreiben; ohne ein geborner Schweizer zu ſeyn, oder um die Alpen herum zu wohnen. Es herrſchet nämlich unter dieſen freygebohrnen Leuten auch eine gewiſſe Dichterfreyheit: die wir uns, ohne ein Statsverbrechen zu begehen, ebenfalls anmaßen können. Z. E. gewiſſe Zeilen des größten und adelichſten Dichters, den unſer Deutſchland je geſehen hat, deſſen ſchweizeriſche Abkunft aber einige vaterländiſche Wörter zu erkennen geben, hat ein gefliſſener Nachahmer deſſelben, deſſen Werke annoch ungedruckt ſind, ſich alſo zu Nutz gemacht:

Freund der Einſiedeley, mit kläglichem Geheule
Durchirreſt du den Wald und thuſt, was keine Eule,
Was keine Nachtrabe, was keine Fledermaus.

Mir dünkt zwar, dieſer Vers bedürfe einer Feile. Jedoch ich irre mich, und ſage vielmehr mit jenem ſich ſelbſt rechtfertigenden Poeten, der ſeine lateiniſche Machtwörter gut anzubringen wußte:

Es fehlt das Wörtchen thut ja nur.
Quod heic ſubintelligitur.

Es könte leicht geſchehen,
Daß ich ein ofnes Grab
Am Aetna müſte ſehen.
Nein nein, ihr Feuerſpeyer,
Ich ſags euch ins Geſicht,
Ich will mein Haus nicht in eu'r Feuer bauen.
Nicht meyn ichs ſo, als wolt' ich euch nicht trauen;
Ich trau mir ſelber nicht.

In dem dritten vermeldet er ſeinen Schriften, die er dienſtbegierige Bücher nennet, daß er die Leipziger bey ihnen zu Gevattern gebeten habe:

Doch Leipzig nimmt euch an,
Denn weil ſie mich zu ihren Freunden zehlet,
Hab ich ſie euch zur Pathin auserwehlet.

In einer Cantata von der Hoffnung hat der Herr Verfaſſer uns ſeine Gedanken von dem Heldenmuth mitgetheilet. Sie gehen dahin, daß ein Held nicht vor dem Regen erſchrecke, wenn er einen Mantel hat. Vielleicht glaubt man es nicht, wenn man nicht ſeine eigne Worte lieſet. Sie lauten p. 69. alſo:

Ein Held wird ſich gar nicht erſchrecken,
Wenn ihn ein Regen gleich befällt.
Ein guter Mantel kan ihn decken.

Jedoch das beſte iſt noch zurücke, nemlich die unvergleichliche Serenata, der ich oben bereits gedacht habe. Ich kan nicht umhin, das vornehmſte daraus anzuführen: wobey ich mich zwar der Worte des Herrn **Wokens** durchgehends bedienen will, doch hoffe ich, daß der Schönheit des Gedichtes, welches in der Poeſie der Faulen geſchrieben iſt, dadurch nichts abgehen werde. Daß ich aber alles anmerken ſollte, wird

man

Man verherrlichet ſich ſehr im Angeſichte der Leſer, wenn man zugleich die Folge der Wörter etwas widrig ordnet, und z. E. die ziemlich ungebräuchliche Wortfügung im Meßias:

Ich konnte ſie länger weinen nicht ſehen,

folgendergeſtalt nachahmet:

Wein wirſt du ferner trinken nicht dürfen,
Weil du das Zipperlein haſt.

Ueberhaupt merke ich hierbey an, daß es zwo geheimgehaltene aber überaus köſtliche Mittel gebe, alle Worte zu einem jeden Sylbenmaaße geſchickt zu machen. Das eine beſteht in der poetiſchen Erweiterung derſelben, vermöge welcher man ein neues Glied in der Mitte des Worts hervorwachſen läßt: z. E. Vollenkommenheit für Vollkommenheit ſetzt, nach dem neueſten Beyſpiele des Herrn von H. u. ſ. f. Das andere beziehet ſich auf eine geſchickte Verengerung oder Abkürzung derſelben, da man einer Sylbe, die ſich mit dem auserkohrnen Maaße der Verſe nicht gatten will, den Scheidebrief giebt. Inſonderheit kann das Wörtchen zu, der Undeutlichkeit wegen, zierlich weggelaſſen werden. Z. E.

Verlernt, wenn er gefehlt, auch vor ſich ſelbſt erröthen,
H**.

XV. Weil die Reime, nach der herrſchenden Meynung der witzigſten Köpfe unſrer Zeit, ein ſehr entbehrlicher Schmuck der gebundenen Rede ſind; worinn ſich nur ein Klingsohr, wie Günther ſagt, bis zum Unſinn verlieben kann: ſo bekommet ihr da-

dadurch die Freyheit und das Vermögen, die beſten Schriften deutſcher Redner, in ſchöne Hexameter ohne Mühe zu verwandeln. Dieſes vorhin unbewußte Geheimniß hat mich ein erfindungsreicher Kopf gelehret, den ich jüngſthin in ſeinem Schreibzimmer überſchlich, als er eben an des Herrn Kanzlers von Mosheim Sittenlehre fortarbeitete: von welcher er meynt, daß, weil ſie in ungebundener Rede ſo ſehr vortrefflich abgefaßt iſt, ſie auch vielleicht eben den Beyfall der großen Welt erhalten werde; wenn er ſie in das poetiſche Gewand der Hexameter überkleidet, unter die Preſſe gäbe. Aus gütiger Zuneigung theilte er mir dasjenige mit, was er denſelben Augenblick umgeſchrieben hatte: und ich will es itzt zu ſeiner Ehre hinwiederum meinen Leſern mittheilen; damit ſie dieſen großen Geiſt, ehe er ſich noch der Welt offenbaret, zum voraus bewundern lernen.

Worte des Herrn Kanzlers von Mosheim Th. I. der Sittenlehre heil. Schrift a. d. 314 S.

Die Kindheit und Jugend iſt eitel, ſagt Salomo; (Pred. 12, 10.) Und er urtheilet weiſe. Der Zuwachs der Jahre macht, daß wir an einer oder etlichen Thorheiten hängen bleiben, und alle Kräfte des Geiſtes auf wenige Begierden wenden, die wir ſonſt unter viele vertheilet hatten. Haben wir dieſes als einen Vortheil zu rühmen? Kann der ſagen, daß er geſund worden, der in die Schwindſucht zuletzt fällt, nachdem er eine geraume Zeit bald mit dieſer, bald mit jener Schwachheit geplaget worden?

Worte des hexametriſchen Ueberſetzers.

Kindheit und Jugend iſt eitel, ſagt Salemo. Weiſe geurtheilt!
Macht nicht der Jahre Zuwachs, daß wir an dieſer und jener
Thorheit hangen bleiben, und alle Kräfte des Geiſtes
Wenigen Neigungen widmen, die wir ſonſt unter ſehr viele
Hatten vertheilet?
Haben wir dieſes als einen Vortheil zu rühmen? Wie kann der
Sagen, daß er geneſen, der zuletzt in die Schwindſucht
Fällt, nachdem er eine geraume Zeit ſeines Lebens
Bald mit dieſer, bald mit jener Schwachheit geplagt iſt?

Auf! und ahmet dieſem rüſtigem Exempel nach. So ſingt ihr wunderſchön, und leyert recht wie ein Orpheus!

XVI. Offenbaret bey feyerlichen Gelegenheiten, eure Vorherwiſſenheit, und befleißiget euch des Weißagens. Die Richtigkeit oder Falſchheit eurer Prophezeihungen aber mache euch keinen größern Kummer als den Kalenderſchreibern. Wie viel Gnade und Huld erwarb ſich nicht Boileau bey Frankreichs großem Könige Ludwig den XIV. durch dieſe Vorherſagung.

Je t'attens dans deux ans aux bords de l'Helleſpont.

Ja, mein Boileau! du haſt hier redlich gethan, was du, als deines Königs erkaufter Lobſinger, zu thun ſchuldig wareſt: und es iſt fürwahr deine Schuld nicht, ſondern des Königes ſelbſt, daß man dieſe Weißagung erztfalſch befunden hat. Unter

uns Deutſchen haben ebenfalls viele Dichter ſich für Berufene zum Prophetenamte angeſehen. Sehet hier ein unverwerfliches Zeugniß davon:

Wenn Mond (☽) und Karl (C. VI) ſich wird, als wie
ſein Adler (☌) fügen,
Kommt Zehn und Sechs heraus: (XVI) das Jahr
wird euch vergnügen.

Br**.

XVII. Lernet das groſſe Einmaleins recht fleiſſig. Denn es iſt euch ſo nöthig zu wiſſen, als irgend einem Rechenmeiſter, und vortrefflich ſind die Gedanken, wozu es Anlaß giebt. Z. E. um nicht mit dem Pöbel zu ſagen: Moſes lebte auf Erden 120 Jahr; gedenkt bey euch alſo: Zehnmal zwölf oder zwölfmal zehn, macht 120; und dann drückt es durch eine bejahende Frage alſo aus:

Hat nicht Moſes hienieden zwölf Zehnden an Jahren ver-
doppelt?

Sexaginta oder ſex denos jamiam geminaverat annos Moſes cum periit, würde es auf gut lateiniſch heißen, und darnach muß ſich unſere Mutterſprache richten. Ferner, an ſtatt zu ſagen: ich bezog im 15 Jahre die hohe Schule und blieb 3 Jahr allda, ſchreibt:

Nach der Zurücklegung von zweymal achthalb Wintern
Gieng ich nach Saalathen. Achtzehnmal ſechzig Tage
Blieb ich daſelbſt.

Dieſes könnte zwar auch, nach der Schnitter Jahrrechnung, etwas deutlicher alſo ausgeſprochen werden:

Funfzehnmal waren bereits die Aehren ſelbſt geworden,
Als ich nach Saalathen gieng.

Jedoch wir, die wir in den Abendländern wohnen, zählen die Jahre billiger nach Wintern ab, und überlaſſen den Dichtern des alten Roms ihre quindecim aeſtas.

(Künftig die Fortſetzung.)

IV.

Vermiſchte Schriften von Abraham Gotthelf Käſtnern. Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1755. in gr. 8.

Unſer berühmter Herr Prof. Käſtner iſt nicht nur in größern mathematiſchen und philoſophiſchen Werken, damit er Deutſchland bereichert, von beſonderm Fleiße; ſondern er zeiget ſich auch in kleinern angenehmen und witzigen Stücken. An den vormaligen Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes hat er keinen geringen Antheil gehabt; viele andre hat er bey andern Gelegenheiten, auf ernſthafte, traurige und luſtige Begebenheiten drucken laſſen. Viele ſind zufällige Gedanken und Sinngedichte: und endlich ſind einige Briefe dazu gekommen; die er bisweilen an witzige Freunde abgelaſſen. Hier findet ſich nun eine ſo mannigfaltige Abwechſelung, von Gründlichkeit, Sittenlehre, Satire, Scherz und Liebe; daß die flüchtigen Leſer unſerer Zeiten, die nicht leicht über einen halben Bogen hintereinander leſen können, ihr völliges Vergnügen in der Abwechſelung finden werden.

Den

Den Anfang machet die Abhandlung womit der Herr Prof. K. 1751 in der berl. Akad. der Wiſſ. den Preis erworben hat. Sie erkläret die Pflicht, wozu uns die Erkenntniß verbindet: daß in der Welt kein blinder Zufall ſtatt finde, ſondern alles von der göttlichen Vorſicht regieret werde. Da dieſe ſchöne Schrift bereits im Drucke bekannt geworden; ſo dörfen wir nichts mehr davon ſagen.

Hierauf folget eine Abhandlung vom Einfluſſe der theoretiſchen Philoſophie in die Geſellſchaft. Hierinn vertheidigt er die Philoſophen, gegen den Einwurf, als ob ſie eigenſinnige Leute wären, die mit der Welt nicht leben, und ihr nichts nützen könnten.

Im 1743ſten Jahre hielt die hieſige deutſche Geſellſchaft dem ſeligen M. Theodor Lebrecht Pitſchel zu Ehren, eine öffentliche Verſammlung: und Herr P. K. hielt ihm damals eine wohlverdiente Lobrede, die itzo allererſt bekannt wird; und ihrem Verfaſſer ebenſoviel Ehre machet, als dem Verſtorbenen.

Moraliſche Inſektenbetrachtungen löſen dieſes Stück ab: und darauf folget eine Kritik, d. i. Kunſtgerichte über Herrn Fieldings Amalia, in beliebter Briefsgeſtalt. Dieſe ſcheint dem Herrn Verf. ſchlecht gefallen zu haben.

Nun folgen einige Lehrgedichte. Das erſte iſt ein philoſophiſches von den Kometen. Es hebt an:

Mein Lied beſchreibt den Stern, der weit von unſern Kreiſen
Nur ſelten ſich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weiſen,

Und wenn er ſich ſo tief in unſrer Welt verirrt,
Des Weiſen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird.
O möchte mir davon ein ſolches Lied gelingen,
Als wenn es Opitz wagt, Veſuvens Brand zu ſingen.
Und durch ſein Beyſpiel zeigt: auch ſo ein Vers ſey ſchön,
Der nur Gelehrte reizt, den Kinder nicht verſtehn.

Dieß Gedicht iſt wirklich ſchön; und ſtellet auch dieſe philoſophiſche Lehre in einer ſo leichten Schreibart dar, daß ſie nicht nur Naturkündigern und Sternſehern; ſondern auch mittelmäßigen Leſern verſtändlich wird, die nicht einmal Ha bgelehrte zu ſeyn begehren. Das iſt nun aber das Amt der Poeſie, daß ſie die Philoſophie der großen Welt werden; nicht aber nur in die wenigen und engen Studierſtuben der Gelehrten eingeſperret bleiben ſoll. Dieſe nun iſt, wie der Herr Verf. ſchreibt

Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweiſen ſcharf,
Doch gründlich, wie man es in Verſen werden darf.

Das folgende Stück enthält Gedanken über die Pflicht der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn: darauf noch eins von andern Pflichten der Dichter kömmt; darinn allerhand gute Lehren vorkommen. Eben dergleichen giebt das Folgende, der vernünftige Rechtsgelehrte betitelt, den Juriſten. Ein neues Gedicht handelt von den Reimen. Es hebt ohne Reime an, lenket aber bald ein:

So wagt auch ich vielleicht den Dichtern nachzuſprechen,
Die neuer Kühnheit voll des Reimes Feſſel brechen.

Doch

Doch zweifelnd, ob ihr Fuß die rechte Bahn betritt,
Erwählt ich noch den Weg, den Opitz auch beſchritt;
Der Dichtkunſt Barbarey hat er zuerſt verlaſſen,
War Reimen Barbarey: ſo mußt ers gleichfalls haſſen.

Nun übernimmt er die Vertheidigung der Reime, auf eine ſehr gründliche, und lebhafte Art; der wir völlig beytreten müſſen.

Ein ander Gedicht iſt auf des ſel. Herrn Gr. von Manteufel akademiſches Jubelfeſt, ſchon damals bekannt geworden; und im Namen der deutſchen Geſellſchaft in L. abgefaſſet. Auf eben die Art iſt eins an Herrn D. Schelhafer in Hamburg gerichtet, als er Profeſſor daſelbſt geworden; und eins in eigenem Namen, an Herrn D. Carpzov in Helmſtädt, als er die Magiſterwürde 1740 erhalten. Darauf ließt man Gedanken über den Streit zwiſchen Vernunft und Glauben, an Herrn M. Heermann gerichtet: und ſodann folget die Abhandlung der Frage, ob eine Geſellſchaft, die Sprache zu verbeſſern, durch öffentliches Anſehn berechtiget werden müſſe? womit der Herr Verf. 1741 in die deutſche Geſellſchaft getreten. Den Schluß dieſer Claſſe machet ein kurzes Stück auf den Tod des ſel. Rectors zu Bresl. Herrn Stiefs. Von allen Proben zu geben, würde unſerm Raume nicht gemäß ſeyn.

Eine neue Abtheilung liefert Oden. Hier kommen viel ſchöne Stücke vor, die auf allerley Begebenheiten, auch als Gelegenheitsgedichte verfertiget worden; und doch nützliche und ſinnreiche Gedanken enthalten.

Eine Claſſe von Elegien löſet ſie ab. Hier wundern wir uns aber, daß der Herr Verfaſſer auch ſolche Gedichte zu den Elegien gezählet, die mit ungetrennten Reimen; ja gar ſtrophenweis geſchrieben ſind, und folglich nichts elegienmäßiges, als einen traurigen Inhalt haben. Wir wiſſen wohl, daß Franzoſen und Engländer es auch bisweilen ſo machen: allein wäre es nicht beſſer, dem Beyſpiele der Griechen und Römer zu folgen; und Verſibus impariter junctis dieſen Namen vorzubehalten? Das hat uns Opitz gelehret; und dieſe Art hat ſo etwas zartes, das keine andre erreichen kann.

Nun folgen Fabeln. Sie ſind artig; aber in geringer Anzahl: und darauf kommen Sinngedichte, daraus wir, ihrer Kürze wegen, einige mittheilen wollen. Das erſte iſt auf Keplern.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen:
Als Kepler ſtieg = = = und ſtarb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brodt.

Auf die Vortheile der Weisheit folgendes:

Pracht, Reichthum, eitle Luſt kann ſie uns nicht gewähren;
Was giebt die Weisheit deñ? den Muth, das zu entbehren.

Auf den ſchnellfüßigen Achill im Homer:

Homer hat deines Zornes Toben,
Schnellfüßiger Achill erhoben;
Erſtaunt hört ihm die Nachwelt zu.
Den Grimm von tauſend unſrer Helden,
Will kein Homer der Nachwelt melden,
Sie liefen ſchneller doch, als du.

Auf

Auf des La Mettrie Erfindung, daß die Gedanken nur aus dem Bau der Maſchine entſtehen: Mem. de l'Acad. des Sci. de Berl. 1750. p. 5.

Kein Unglück iſt, es muß dem Weiſen dienen!
Den größten Satz, die Menſchen ſind Maſchinen:
Fand La Mettrie, mit allem ſeinem Witze;
Doch eher nicht, als in des Fiebers Hitze.

Auf eben deſſelben Charakter, den Herr von Maupertuis gemachet:

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie:
Das heißt, auf deutſch: ein Narr war La Mettrie.

Noch eins, auf ſeine letzten Worte:

Mein Leſer! was ich dir erzähle,
Iſt, wo nicht völlig wahr, doch glaublich gnug erdacht!
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht:
Wie? Teufel! hab ich eine Seele?

Auf einen ſchöpferiſchen Dichter:

O Zeiten! die entzückt den Arioſt geleſen,
Was für ein Geiſt für euch wär — — nicht geweſen!

An einen Freymäurer:

Der Brüderſchaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich Neran, mein kühner Vorwitz nicht.
Von einem nur wünſch ich mir Unterricht:
Was iſt an dir **Ehrwürdiges** zu finden?

Auf einen Philoſophen, der immer auf Wolfen ſchmälet.

Stets

man nicht begehren können, da ich dem Leſer durch dieſe Brocken nur eine Begierde erwecke will, ſich mit mehrerm ſelbſt daran zu beluſtigen. Die Serenata will, nach des Herrn **Wokens** Worten, beweiſen, daß die menſchliche Begierde thöricht ſey, wo ſie nicht durch Weisheit gezähmet wird. Man ſiehet aber aus dem eigentlichen Titel: **Raſender und gezüchtigter Cupido**, daß es allein auf die Liebe ankomme, welcher allhier durch die Minerva in ihren Ausſchweifungen Einhalt gethan wird. Das ganze Gedicht beſteht aus 10 Auftritten: Die Haupthandlung aber iſt, daß **Cupido** nach Art der kleinſten Schulknaben mit der Ruthe gepeitſchet wird, weil er **Muſandern**, einen Studenten, und Phylargyrus, einen Kauffmann, wieder der **Venus** Willen, durch Antrieb des **Mars** hatte verliebt machen wollen. Cupido tritt alſo zuerſt auf, und eröfnet ſeinen Vorſatz in den poetiſchen Worten:

Ich will raſen, ich will raſen,
Lieben heißt doch thöricht ſeyn,
Narrenfeuer aufzublaſen,
Flieh' ich in die Welt hinein, ꝛc.

Hiemit fängt er auch gleich den andern Auftritt an. Venus ſuchet ihn zwar mit vielem Liebkoſen davon abzuhalten; ja ſie ſtellet ihm vor, das Liebesreich, welches nur von ihnen beyden beherrſchet würde, müſte ſo gleich zu Boden gehen, wenn er ihr raſend widerſtehen wollte. Sie ſtellet ſich leidlich an, und ſorget, Cupido werde von Sinnen kommen: Es iſt aber alles vergebens. Er wiederholet ſeinen Leibſpruch. Darüber kommt Mars dazu, welcher der Venus, als einer loſen Metze, das Maul zu halten befiehlet. Hierauf

Stets wird Abſtract die beſte Welt verklagen,
Und ſchweiget nie von Welſens Tadel ſtill.
Er muß ja was, das man verſteht, noch ſagen:
Denn außerdem weis niemand was er will.

Deutſche Verſe, mit lateiniſchen Buchſtaben.

Seht die epiſchen Zeilen frei vom Maſſe der Syllben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchiſche Verſe,
Leer wie meiſsniſche Reime; Seht der glyckliche Kynſtler
Fylle mit rœmiſchen Lettern, mit pythagoriſchen y y
Zum Ermyden des Leſers beſſer zu nytzende Bogen.

Noch mehr Hexameter:

Mein nun ſeraphiſches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphœren,
Mit Myriaden von Kyſſen æſthetiſch, ætheriſch umarmet.

Nach dem engliſchen aus den Miſcellanies p. 117.

So toll erhaben Gewäſch, in reimlos ametriſchen Zeilen,
Seh ich für Verſe nicht an; mir iſt es raſende Proſe.

Fragment einer angefangenen Poematologie, nach Art gewiſſer neuen Philoſophen, abſtract eingekleidet:

Das Bild, wodurch der Dichter rührt.
Iſt ſchwankend, unrein abſtrahirt,
Und hat kein Wo? da es kann ſtehen,
In Exiſtential ideen.
Das heißt, wie ſonſt der Deutſche ſprach:
Der Dichter ahmt erfindend nach.

Der-

Dergleichen gute und ſcharfſinnige Einfälle nur ſind hier noch verſchiedene. Den Schluß machen einige Parodien, lateiniſche Gedichte und Briefe, die theils auch von litterariſchen Merkwürdigkeiten handeln, und alſo nicht nur beluſtigen, ſondern wirklichen Nutzen haben.

V.

Les Adieux du Gout, Comedie en un Acte, à ſcenes epiſodiques. A Paris, chez Duchesne 1754. 12.

D. i.

Der Abſchied des Geſchmackes, ein Luſtſpiel ꝛc.

Die Herren Pariſer fangen es ſelbſt an zu merken, daß der Geſchmack ſie verläßt. Das will der Abſchied deſſelben ſagen, den ſie auf ihrer eigenen Bühne vorgeſtellet haben. Für uns iſt es erbaulich zu ſehen: wie es zugeht, wenn dieß Unglück einem Lande wiederfährt.

Beglückt! wer ſich beyzeit an fremdem Unfall ſpiegelt!

Der Geſchmack eröffnet die Bühne, indem er zu Paris anlanget. Momus, in einen Stutzer verkleidet, redet ihn an. Sie kennen anfänglich einander kaum. Darauf erzählet ihm Momus die Neuerungen, die itzo den Aufenthalt zu Paris auf alle Weiſe verſchönern. Der Geſchmack erkläret ſie aber alle für abſcheulich. Er ſaget:

Mais

Mais Momus, autrefois. . . .

Momus.

Ah! Momus, autrefois!

Cela sent son vieillard, qui tombe dans l'enfance.

Eh bien, rappellez-moi mes antiques exploits,

Je ne me souviens plus, de ma vieille existence.

Doch, es ist besser, daß wir unsern Lesern zum Besten, die kein Französisch verstehen, deutsch reden. Das obige heißt also:

Der Geschmack. Aber Momus, vermals . . .

Momus. Ey, Momus, vermals! Das schmecket nach einem Greise, der in die Kindheit geräth. Wohlan! erinnere mich auch meiner alten Thaten. Ich erinnere mich meines vorigen Daseyns nicht mehr.

Geschmack. Soll ich dich noch der glücklichen Zeit erinnern, da du die Feder des weisen Boileau führtest? Wo ich dich, als den Verfechter der Gaben, mit Vergnügen die Cotins mit tausend Spötte-reyen verfolgen, und deine nützliche Galle wider sie versprützen sah. Damals warst du noch dem gemeinen Besten freywillig ergeben. . . .

Momus. Vergebens empöret sich dein Stolz wider unsre Sitten. Wann alles umgekehrt ist, so ist es thöricht zu vernünfteln. Der Geschmack ist unser Element nicht mehr. Du willst deinem siegenden Nebenbuhler ein Treffen liefern. Aber wo willst du anfangen? In welcher Gesellschaft, an welchem Orte willst du dein ekelhaftes Salz wider ihn ausbreiten? Hast du einen sichern Platz? kennst du eine Gegend, wo man noch deine verdrüßliche

Re-

Reden hören mag? Er allein herrschet überall. Seiner Kühnheit gelingt alles. Mit der feinen Spötterey fesselt er die Herzen, blendet die Augen, und ist der Zucker des Lebens. Du aber, dessen traurige Thorheit alle Lust und alle Vergnügungen mit dem Zirkel abmessen will, kennest keine gute Gesellschaft. Was liebest du doch? die Aufrichtigkeit. Wir sind falsch! Aber die Falschheit ist eine Tochter der Klugheit. Deine einträchtige Wahrheit, die du so rühmest, ist sie wohl jemals dieser Mannigfaltigkeit zu vergleichen gewesen, die eine beliebte Lästersucht in unsre Gespräche bringt? Wir folgen itzo nur den Spuren der anmuthigen Neuigkeit, und wollen lieber das Flittergold und seinen Reiz, als deine abgeschmackte Schönheit haben. Du rühmtest uns vormals den bezauberten Pallast, den prächtigen Garten, wo die schöne Natur, trotz alles ihres Putzes, Größe und Einfalt verbindet. Wir sind dieses Prachtes endlich überdrüßig. Umsonst hat der unsrige, dein Zögling, an diesem Orte, die Heimlichkeiten seiner Kunst ausgekramet. Unsre Unbeständigkeit führet uns aufs Bollwerk: und was für reizende Gegenstände entzücken uns da nicht! Da sind Moräste, da sind Mühlen auf allen Seiten zu sehen. Da läßt man ganze Haufen Trinker durch die Musterung gehen. O wollüstiger Aufenthalt! o reines und ungeschminktes Vergnügen!

Der Geschmack kann das alles nicht glauben, und beschuldiget ihn der Vergrößerung; glaubet auch, die Musen hatten noch wahre Anbether.

Momus belehret ihn: die Musen hätten Apollons Leyer dem falschen Geschmacke überliefert. Er geht ab, die Musen zu holen, die alle zugleich auftreten wollen. Momus hindert sie daran. Es kommen nur zwo: Klio, die historische, und Erato, die verliebte. Der Geschmack ist erstaunt, sie so verändert, gegen vormals zu finden: sie haben beyde nichts mehr, als ein leeres Geschwätz. Euterpe, die musikalische folget, und singt bald wälsche Arien, bald etliche vom Lully und Campra. Die wälschen Arien betäuben den Geschmack; hergegen die Melodien, bey deren Setzung er die Aufsicht gehabt, entzücken ihn. Terpsychore kömmt, indem sie Sprünge und Capriolen machet. Es ist alles verlohren! ruft der Geschmack. Terpsychore hebt an nach einer zärtlichen Melodie des Lully zu tanzen; und nun erkennet sie der Geschmack. Sie will darauf nach der neuen Art tanzen: allein der Geschmack unterbricht sie, und saget, dieß Tanzen sey falsch und gar zu künstlich. Calisson, ein Stocknarr kömmt dazu. Euterpe läuft zu ihm, und will sich ihm in die Arme werfen. Der Geschmack ärgert sich darüber: Calisson erkennet ihn, und hebt an zu schimpfen; indem er eine Parodie einer Arie des Spielers, eines wälschen Zwischenspieles singt. Der Geschmack wird noch zorniger, und saget: es sey eine Schande für die Opernbühne solche Possenspiele darauf zu leiden.

Et des vils Baladins au theatre des Dieux *.

Eu-

* Die französischen Opern stellen fast lauter allegorische Götterfabeln vor.

Euterpe und Caliſſen verlaſſen den Schauplatz, nachdem ſie ein wälſches Duett geſungen. Man höret ein groſſes Geräuſch. Der Geſchmack glaubet, es ſey ein Narr und der vorige Luſtigmacher, die einander in die Haare gerathen. Aber nein! es iſt Melpomene und Thalia, die um den Vorzug ihrer Kunſt ſtreiten *, Die beyden Schweſtern erhitzen ſich, und wollen faſt handgemein werden. Melpomene iſt halb raſend, und will mit ihrem Dolche Thalien ermorden. Momus entreißt ihr denſelben, und ſagt mit einem Theaterſpiele:

Arrête, quel tranſport! o Muſe ſanguinaire!
C'eſt ta Sœur, ſouvient'en!

Sie entſchuldigen ſich beyde; Momus aber verſichert ſie, der Geſchmack werde den Ausſpruch thun. Der Geſchmack ſaget: Euch durch bloſſe Worte euren Irrthum zu zeigen, wäre ein überflüſſiges Geſchwätz. Ihr ſeyd beyde närriſch (Zur Thalia) du nicht ſo ſehr; (zur Melpomene) du aber weit ärger. Dein Schickſal, welches ich beweine, verdiente viel was anders.

Momus. Geht! nehmt beyde Nieſewurz ein! (zur Melpomene) du etwas mehr, (zur Thalia) du etwas weniger.

Plutus erſcheint mit einem Schwarme von Muſikanten, Malern, Schreibern u. a. umringt; ſaget lauter lächerliches Zeug, und gucket nach allen Seiten mit ſeinem Augenglaſe. Indem wird er den

* Man hat ein franzöſiſches Vorſpiel davon unlängſt im IV. B. des Destouches gehabt.

den Geſchmack gewahr. Aber was ſehe ich? ruſet er: Was iſt das für eine Figur? Abermal ein Liebling! o Momus! du plageſt mich zu Tode! was ſoll ich mit ihm machen.

Der Geſchmack. Nichts, ich mag deine verächtliche Wohlthaten nicht. Man wird ihren Werth in kurzem einſehen lernen. Der üble Geſchmack, mag nur ſein Reich durch dich ausbreiten! Er herrſche! meinethalben! und ziehe ſeinen Vortheil von der Narrheit, darinn die Raſerey der Zeiten die Köpfe geſtürzet hat. Mag ſich doch dieß Volk, das immer unruhig und eitel iſt, und alle Neuigkeiten mit großem Klatſchen verehret und anbethet, ſich Schaarenweiſe in den Tempel des Irrthums drängen, und raſend zulaufen, ſeinem Götzen zu räuchern. Mag es doch überall von Poſſenreißern und Gauklern bezaubert, das Andenken ſeiner göttlichen Schriftſteller entheiligen; und den Polyeukt und Geizhals, den Poſſenſpielen der Jahrmärkte aufopfern! Mag es doch endlich von der wüthenden Neuerungsſucht angeſtecket, in ſeinem Geſchmacke, in den Künſten, dem Flüchtigen, dem Seichten ohn Unterlaß Weihrauch anzünden: Das Reich des Flittergoldes muß dennoch vergänglich ſeyn!

Ich verlaſſe dieſen Ort, und will nicht eher wiederkommen, als bis der Franzos, der Ueberläufer vom wahren Schönen, des ſchändlichen Joches dieſes neuen Tyrannen müde ſeyn, und zur Ehre ſeines Namens, mich wieder kennen wird!

Je

Je quitte ce ſejour & n'y veux reparoitre,
Que lorsque le François, transfuge du vrai beau,
Laſſé du joug honteux de ce tyran nouveau
Pour l'honneur de ſon nom voudra me reconnoitre.

Iſt es nicht zu verwundern, daß dieſes Stück, welches mitten in Paris, den Herrn Franzoſen ſolche bittre Wahrheiten in die Augen ſaget, nicht nur gedrucket; ſondern geſpielet, und zwar eilfmal hintereinander aufgeführet worden? So groß iſt die Macht der Wahrheit!

VI.

Den Vater Heſſens, Wilhelm dem Achten, beſinget an ſeinem hohen Geburtstage 1755. J. W. C. G. Caſparſon, der Geſ. der fr. K. zu Leipzig Mitglied. Caſſel, bey Cramern 1755. 4 Bog. in 4.

Der Herr Caſparſon iſt uns ſchon durch andre Proben, als ein Dichter von nicht gemeiner Art bekannt geworden. Er hat ſeinen durchlauchtigſten Landesherrn bereits durch ein andres Gedicht erhoben, deſſen auch wir zu ſeiner Zeit mit Ruhme gedacht haben. Itzo nimmt er ſich nicht nur eine einzelne Tugend deſſelben, wie damals, zum Gegenſtande: ſondern ſein ganzes Lob, das ſehr vielfach iſt. Er eignet ſelbiges ſeinem Helden ſelber zu, und bedienet ſich dabey einiger voltairiſchen Verſe, die gewiß wohl gewählet ſind. Sie heben an:

O ma Proſe & mes Vers, gardez vous de paraitre!
Il eſt dur d'ennuyer ſon Heros & ſon Maitre,
Cependant nous avons la noble vanité,
De mener les Heros à l'immortalité.

und ſchließen ſo:

Si pourtant o Seigneur, quelque Eſprit moins vulgaire,
Des Vœux de tout un Peuple interprete ſincere,
S'elevant jusqu'à Vous par le grand Art des Vers,
Oſoit, ſans Vous flatter, Vous peindre à l'Univers
Peut-être on Vous verroit, ſeduit par l'Harmonie.
Pardonner à l'Eloge en faveur du Genie.

Und in der That, wenn es irgend ein Dichter verdienet, von ſeinem Helden gnädig angeſehen und belohnet zu werden: ſo iſt es dieſer, der ſeinem Vaterlande Heſſen durch ſeinen Geiſt und Witz im Deutſchen ſo viel Ehre machet, als ihm vormals Helius Eobanus Heſſus im Lateine gemachet hat.

Doch wir müſſen ihn ſelbſt hören. Er hebt ſo an:

Was will, Kalliope! in meiner Bruſt dein Ruff?
Weicht, Katten! ruffſt du mir, Ihm, den euch Gott erſchuff,
Ihm, den ſein Bürger liebt, und ferne Völker preiſen,
Weiht Ihm ein Lied, dem Held, dem Gütigen, dem Weiſen.
Du willſt ein großes Werk. Ich folge, hilf du mir,
Den Vater ſeines Volks, der deutſchen Fürſten Zier,
Der ächten Helden Preis, nach Würden zu beſingen,
Dein, Göttinn, ſey dieß Lied, dafern mirs wird gelingen.

So klingt die Anrufung: und nun folget ein ſchönes Gleichniß, mit einer ſchmäuchelhaften Anrede an ſeinen Helden:

So

So wie ein Menſch erſtaunt, dem bey geſtirnter Nacht,
Des Sehrohrs künſtlich Glas die nie geſehne Pracht,
Des goldnen Heſpers zeigt: wie er in hoher Ferne,
Als wie auf einem Thron, und wie ein Fürſt der Sterne,
Vor Millionen glänzt: Fürſt! ſo erſtaunt mein Geiſt,
Da ſich dein ganzes Bild in vollem Glanz mir weiſt,
Da ich in deinem Thun, da ich in deinem Blute,
Die Liebe für dein Land, nebſt deinem Heldenmuthe
In ihrer Größe ſeh; da ſich der Sorgen Schmerz,
Der, wenn du ruhig ſcheinſt, dein patriotiſch Herz,
Für Deutſchlands Wohl durchgräbt, auf deiner Stirn mir zeiget.
Gnug, Landgraf! da durch Dich, mein Phöbus aufwärts ſteiget:
Wohlan! ſo ſing ich denn.

Man kann leicht denken, daß auf einen ſo edlen Eingang, ein edles Gedicht folgen muß: zumal wenn man bemerkt, daß der Herr Verfaſſer einen recht opitziſchen und flemmingiſchen Schwung nimt: ſich nicht in den epigrammatiſchen Witz einiger neuern herunterläßt, ſondern männlich und kühn von großen Thaten und Eigenſchaften reden kann. Er berührt nur kurz Heſſens durchlauchtigen Stamm, einen **Karl** und **Philipp** . . .

Doch umſonſt, was nützte dieſe Müh,
Mein Held iſt groß durch Sich, und ewig, ohne Sie.
Fürſt! iſt es mir erlaubt, der Dichtkunſt Macht zu brauchen,
Die Sonn und Mond durchſchaut, verloſchnes Feuer rauchen,

nimmt er nach einigem Wortwechſel den Cupido vor, und ſagt ihm: Die Menſchen ſuchten Verſchlagenheit und Witz durch Meditiren ſo zu vermehren, daß ſie der Götter hellen Schein in groſſem Grad verdunkelten. Durch dieſes Aergerniß nun einen Riß zu machen, ſollte er ihnen durch die Liebe den ſtolzen Muth benehmen; Mars dagegen wollte durch Krieges-Unglück ihr Weſen hintertreiben, bis ihrer keiner übrig bleibe. Cupido verſpricht es ihm, indem er ſein Machtwort abermal ausſtöſſet, und ruft im dritten Auftritte die Menſchen nach ihrem Alter, Geſchlecht, Tugenden, Laſtern, Stand und Würden, dabey Frau und Knecht, Herr und Viehmagd gepaaret werden, zuſammen. Venus klagt indeſſen im vierten Auftritt der Minerva ihren Jammer, daß Cupido im Kopfe verrückt ſey. Die ſtrenge Göttin aber giebt die majeſtätiſche Antwort: Ey nimm den Bengel in die Kammer, und ſtreich ihm ſeinen Hindern voll. Venus iſt zwar dazu nicht geneigt, weil er ihr einziges Licht, allzugroß, und dazu ſinnenlos wäre: Doch giebt ſie ſich endlich darein. Im fünften Auftritte ermahnet Minerva den Muſander und Philargyrus (von denen man aber nicht weis, wo ſie ſo unvermuthet hergekommen) ſich vor des Cupido Wuth in acht zu nehmen. Sie verſprechen es auch heilig, der Minerva, als ihrer beſtändigen Braut, getreu zu bleiben, und theils ein Buch, theils Eiſen, Flachs und Lein zur Liebſten zu wehlen, wobey Philargyrus als ein verſoffener Durchbringer vorgeſtellet wird. Minerva iſt damit zufrieden, ſie verheiſſet dem Cupido die Sehne abzuſchneiden, und machet Hoffnung, daß die beyden gezwungenen Liebescandidaten ein froher

Sieg

Und Zeiten kommen heißt, die ſchon die Dämmerung
Der Ewigkeit verſchlang: ſo ſey mir wieder jung!
Du biſts! Ich ſehe Dich im Flor von deinen Jahren ꝛc.

Welch ein edler Zug war das! Dergleichen kommen nun viele. Doch wir wollen nur noch den Schluß vom Wilhelmsthale unſern Leſern mittheilen:

Jedoch die Baukunſt winkt. Ihr Maaßſtab in der Hand,
Hat mein erſtaunt Geſicht nach einem Thal gewandt.
Sie höret jede Kunſt, durch mich, Dich, Landgraf! loben,
Und fragt: haſt Du Ihn denn, auch wohl von mir erhoben?
Drauf zeigt ſie mir das Thal. O Reiz! o Glanz! o Pracht!
Der hier die Mauern füllt, und aus den Auen lacht.
Ja, Gottheit! die zuerſt bey witzgen Griechen wohnte,
Dann in dem großen Geiſt der edlen Römer thronte,
Und manches Werk gezeugt, das noch die ganze Welt,
Im Schutt, der es bedeckt, doch für ein Wunder hält;
Erhabener Geſchmack! wohnſt du in dieſen Gründen?
Iſt hier dein Heiligthum, iſt hier dein Sitz zu finden?
Ja, ja! du wohnſt hier; und irrt die Muſe nicht,
So hör ich, wie dein Mund, voll Danks, erzählend ſpricht:
Hier wohn ich, und der Fürſt durch Ihn beglückter Catten,
Rief mich von ferner Flur auf dieſe ſtille Matten,
Wo, was der Batavер und China durch mich weiſt,
In ſchöner Gärten Raum, Er reizend werden heißt.
Ja, ſchönes Wilhelmsthal! du heiſchteſt meine Lieder,
Doch, bey ſo vielem Stoff fällt mir die Feder nieder,
Und wartet, bis mir Glück, und Kraft, und Rah, und Zeit,
Das, was die Kraft itzt ſchwächt, zu Deinem Lobe leiht.
Itzt, Fürſt! legt ſich mit Furcht, u. matt, zu deinen Füßen,
Die Schaale ihres Danks vor Dir hier auszugießen,

Die

Die arme Dichtkunſt hin. Sie dankt Dir, da ſie ſingt;
Ach! wenn auch nur ihr Lied vor Deine Ohren dringt.
Herr! ſie iſt noch nicht kühn, ſie haßt den Muth der Schmeichler.
Doch kriecht ſie auch nicht gern wie pöbelhafte Heuchler;
Drum ſiehſt Du nicht von ihr, daß ſie den Zutritt wagt,
Und rauſchend Deinen Ruhm vor Deinen Ohren ſagt.
Sie dankt Dir itzo nur, daß ſie Dein Arm noch ſchützet,
Und duldeſt, daß ſie ſich um Deinen Ruhm erhitzet,
So ſchwach ihr Feuer brennt. O, ſchütz ſie fernerhin;
Hilf ihrer Ehre auf, und fördre ihr Bemühn.
Verdient ſie es gleich nicht; die Gnade wird ſie ſtärken.
Der Fürſten Huld giebt oft die Kraft zu großern Werken.
Ich ſehe ſchon, daß durch Dich ein Schönaich ſich erhebt,
Ich hör das Lied, durch das Dein Ruhm, wie Hermanns, lebt,
Ich ſeh die Kunſt um Dich der Helden Lorber winden,
Und Dich der Ewigkeit feſt ins Gedächtniß binden.

VII.

Herrn Joh. Gottlieb Stegmanns, Prof. der Naturl. und Mathem. auch Ehrengliedes der kön. D. G. zu Göttingen und der Geſellſchaft der fr. K. zu Leipzig, Einladungsſchrift und Abh. von den großen Verdienſten des hochſeligen Landgrafen Karls des I. um die mathem. Wiſſenſch. Caſſel 1755. in 4. bey Hütern 3 Bogen.

Herr Prof. Stegmann gehöret mit unter die gründlichen Gelehrten, die gleichwohl die schönen Wissenschaften lieben. Da er ordentlicher Lehrer der Mathem. und Naturl. auf dem hochfürstl. Carolino zu Cassel ist: so hat er es für billig gehalten, den hohen Geburtstag seines durchl. Landesherrn Wilhelms des VIII. durch eine öffentl. Feyer zu begehen, welches den 21 März auf dem Hörsale des großen Kunsthauses geschehen ist. Er hat dabey drey Redner aufgestellet, deren erster aus dem Hanauischen, die beyden andern aber aus Cassel gebürtig gewesen.

Der erste hat von den Ehrennamen der durchl. Herren Landgrafen von Hessen geredet. Der zweyte hat bewiesen, daß die weise Gnade eines Regenten das sicherste Mittel sey, ihm die Liebe der Unterthaden zu erwerben: und der dritte hat dargethan, daß die Liebe der Unterthanen das sicherste Mittel zur Verehrung bey der Nachwelt sey.

Zu dieser Feyerlichkeit lud nun Herr Prof. Stegmann durch eine wohlgesetzte Schrift von den Verdiensten des Landgrafen Karls I. als Herrn Vaters des itztreg. Landgrafen, um die mathematischen Wissenschaften ein. Nach einer kurzen Einleitung von der Gewißheit, Wichtigkeit und ersten Erfindung mathematischer Wahrheiten, kömmt er auf die großen Verehrer und Liebhaber, so sich dieselben zu allen Zeiten erworben. Darunter erblicket er nun hauptsächlich den Landgr. Karl, gottsel. Ged. Es gieng selbiger aus großer Neigung zu diesen Wissenschaf-

ten

ten 1700, und folglich ſchon in reifen männlichen Jahren auf Reiſen; beſuchte zu Venedig den groſſen Kosmographen Coronelli, und kaufte ſeine Landkarten für 123 Ducaten. Zu Bologna machte er ſich des Aldrovandi Kunſtkabinet, nebſt andern Kunſtkammern, imgleichen die beſondre Mittagslinie, die Caſſini daſelbſt in der Petroniikirche, 220 Schuh lang gezogen, bekant, unterſuchte auch die Bauart der ſchiefen Thürme, darunter einer, der 1110 erbauet worden 130 Schuhe hoch iſt, und von oben bis zum Grunde 9 Schuh überhängt. In Rom kaufte der Landgraf das campaniſche Glas zu einem Sehrohre von 145 röm. Palmen, welches auch Ludewigen dem XIV. zu theuer geweſen; und dieſes iſt noch die Stunde in Caſſel. Er beſuchte des berühmten Kirchers überbliebenes Cabinet, kaufte auch von dem Phosphoro minerali, oder Bononienſi, der des Tages Sonnenſtralen in ſich zieht, womit er des Nachts leuchtet u. d. m. wobey eine rühmliche Stelle aus Leibnitzens Briefen, von der Einſicht des Herrn Landgrafen angeführet wird.

Nach ſeiner Rückkunft gab dieſer gelehrte Fürſt ſelbſt allerley künſtliche Maſchinen an; z. E. eine ſolche, womit man aus einem einzigen Standpuncte etwas entferntes meſſen könne; welche aber durch erfolgten Tod nicht zur Vollkommenheit gediehen. Ferner beſondre Taſterzirkel, die Schwere der Kugeln zu meſſen; ein Inſtrument Spirallinien zu zeichnen; eine katoptriſche Sonnenuhr; ein Inſtrument perſpectiviſch zu zeichnen; und viel andre mechaniſche, hydrauliſche, hydroſtatiſche, optiſche und

architektoniſche Sachen, die aller Welt Bewunderung verdienet haben. Er ſparete keine Koſten die trefflichſten Erfindungen andrer Gelehrten zu erkaufen. Dahin gehöret der hartſökeriſche Magnet, der 1192 kölniſche Mark wiegt, aber 145408 Mark zieht und trägt, folglich 144216 Mark mehr trägt, als er ſelbſt ſchwer iſt. Das Tſchirnhauſiſche Brennglas von beſondrer Größe, u. d. m.

Ferner rief Landgraf Karl berühmte Leute in ſeine Dienſte, z. E. den Dion. Papin, den berühmten Kanzler von Wolf, die nach Marburg kamen; und den Prof. Thümmig nach Caſſel. Ja das ganze Carolinum zu Caſſel hat er geſtiftet, und mit berühmten Lehrern verſehen; die hier benennet werden. Sie gaben den Lehrern der Phyſik und Mathematik die Aufſicht über die koſtbaren Inſtrumenten und baueten eine bequeme Sternwarte, ſahen ſelbſt den Arbeiten der Künſtler fleißig zu, und ließen ſie auf dero Koſten reiſen.

So ſehr alle dieſe Dinge dem durchl. Karl zur Ehre gereichen: ſo ſchön hat Herr Prof. Stegmann dieſes, und verſchiedenes andres beſchrieben, ſo daß es von einem jeden Liebhaber der ſchonen Wiſſenſchaften geleſen zu werden verdienet.

VIII.

Gedanken über den geſtirnten Himmel zum Lobe des höchſten Weſens, bey der Aufnahme in die preiswürdige Geſellſchaft der fr. Künſte zu Leipzig entworfen von M. Joh. Nath. Reicheln. Altenb. in der Richter. Buchh. 1755. 2 B. in 4.

Herr M. Reichel in Zwickau iſt einer von denen muntern und witzigen Köpfen, die bisher noch nicht ſehr bekannt geweſen: weil er ſich nicht mit voreiligen und unreifen Jugendproben ans Licht gedrungen. Itzo, bey erlangter mehrerer Reife tritt er mit einigen wenigen Stücken hervor, die aber für Meiſterſtücke gelten können: dabey er aber als ein beſcheidener Künſtler, nach des Apelles Beyſpiele, die Urtheile der Kenner zu vernehmen begierig iſt. Es können ihm dieſelben nicht anders, als vortheilhaft ausfallen, da er Natur und Kunſt mit einander verbindet, und ſchöne Gedanken, mit ſchönen Worten und reinen Verſen ausdrücket, einen höchſtloblichen Zweck zu befördern.

Es iſt dieſer, der alten Hoheit der Dichtkunſt gemäß, nämlich das Lob und die Verehrung des Schöpfers. Er wählet ſich den würdigſten Gegenſtand den geſtirnten Himmel, wo ſich die Macht und Weisheit des Unendlichen am deutlichſten gewieſen; den aber ſo wenige Sterbliche mit gehöriger Aufmerkſamkeit betrachten. Niedrige Seelen, die nur am Staube kleben, und lieber mit den Fröſchen und Maulwürfen

ſen im Sumpfe und Kothe wühlen, ſuchet er zu ermuntern, daß ſie auch einmal das Haupt erheben, und ihr Antlitz gen Himmel kehren ſollen; um diejenigen Wunder zu betrachten, die ſich daſelbſt in ſo reichem Maaße zeigen.

In dem kurzen Vorberichte, erinnert der Herr Verf. daß er nicht die Sprache eines lehrenden Sternſehers, ſondern eines gerührten Herzens habe reden wollen, welches ſich über den Kaltſinn der meiſten Weltbürger betrübet, die Gott aus ſeinen herrlichen Werken nicht erkennen wollen. Er bezeuget ferner, er habe ſeine Einbildungskraft nicht hinter den Wolken verſtecken, oder mit prächtigen und vielmals unverſtändlichen Worten ſich den Ruhm einer tiefen Denkungsart erſchleichen wollen: und das zwar, weil ihn die Fußtapfen ſchrecken, welche ſo viele Dichter ſeit etlichen Jahren mit ſchlechtem Erfolge betreten haben. Dabey aber habe er alle mögliche Behutſamkeit angewendet, dem verdrüßlichen Urtheile vorzubeugen: daß ſein Lied mehr eine gereimte Proſe, als eine Ode ſey. Die Zeit werde lehren, ob ſeine Behutſamkeit von guter Wirkung geweſen ſey.

Wir können den Herrn Verf. aufrichtig verſichern, daß er nach unſerm Urtheile, die wahre Mittelſtraße getroffen habe; indem er poetiſch ohne Schwulſt, und fließend, ohne Niederträchtigkeit geſchrieben. Wir freuen uns, daß die guten Köpfe unſers Vaterlandes von dem hitzigen Fieber wieder zu geneſen ſcheinen, darein ſie die anſteckende Wuth gewiſſer tobenden Geiſter geſtürzet hatte. Nur noch

noch ein Paar Jahre Geduld! ſo wird man ſich der verſchwundenen Raſerey überall ſchämen.

Den Anfang machet eine kleine Vorbereitungsode, deren erſte Strophen ſo lauten:

Zur Ewigkeit erſchaffner Geiſt,
Auf! wende die entweihten Kräfte,
Weil es bey dir noch heute heißt,
An tugendſtärkende Geſchäffte.
Verlangeſt du Zufriedenheit,
Und reine Himmelsluſt auf Erden,
So preiſe Gottes Herrlichkeit.
Dieß läßt ſchon hier uns ewig werden.

Reiß den unſeligen Altar,
Der, in Geſellſchaft frecher Brüder,
Die Stäte deiner Andacht war,
Mit Zorn auf deine Thorheit nieder;
Dein Weihrauch müſſe keinem Held,
Der Menſchen würgt, zu Ehren glimmen;
Der Weisheit iſt, dem ſie gefällt,
Dem ſuch' ein Loblied anzuſtimmen. u. ſ. w.

Die Iſte Hauptode handelt von den Sternen. Sie hebt ſo an, und iſt durchgehends prächtig:

Die Nacht bricht an! Ein Sternenheer
Fängt ſanft und prächtig an zu glimmen;
Ich ſeh ein abgrundloſes Meer,
Wo Sonnen über Sonnen ſchwimmen.
Noch wacher Sinn, verweile du
Bey dieſem majeſtätſchen Schimmer;
Laß träuen Seelen ihre Ruh,
Und Wolluſt im verſchloßnen Zimmer.

Bewundre die erhellte Nacht
In einsam-ruhigem Vergnügen.
Sie predigt den, durch dessen Macht
Wir aus der Nacht des Nichtseyns stiegen,
Deß, der zu unserm Staube spricht:
„Ruh in des Todes Finsternissen!
„Der ich dich baute, sollt' ich nicht
„Dich noch einmal zu bilden wissen? u. s. w.

Die II. beschreibt den Mond: und diese ist nicht minder schön und reizend. Sie hebt so an:

Ich seh dort ein gehörntes Licht
Herauf vom Sehekreise steigen.
Erhabner Gott! ich kann noch nicht
Von deiner Macht und Liebe schweigen.
Du sprichst zum wandelbaren Mond:
Auf! und erhelle dem Geschlechte,
Das jenen Erdenball bewohnt,
Die langen und betrübten Nächte!

Er kömmt, der helle Wandelstern,
In einer kalten Abendstille;
Daß er den Wink des größten Herrn,
Nach Wunsch der Sterblichen, erfülle.
Er kömmt, in silberreiner Pracht,
Des Erdballs treuester Gefährte,
Die Sterne fliehn; er schmückt die Nacht,
Daß sie uns doppelt reizend werde. u. s. w.

IX.

Des Herrn du Hamel du Monceaux,

Abhandlung von der Erhaltung des Geträdes, und beſonders des Waizens, aus dem Franzöſiſchen überſetzet, von Joh. Dan. Titius, der Weltw. Magiſtern zu Leipz. nebſt 13 Kupfertafeln, in Lankiſchens Handlung

1755.

Obgleich die Erhaltung des Waizens und Getraydes zu den ſchönen Wiſſenſchaften nicht gehöret; inſoweit ſie zum Vortheile des Seeweſens, oder der Haushaltungskunſt zu rechnen iſt: ſo kann ſie doch als ein Stück der Naturkunde, deren Kenntniß dabey gebrauchet worden, und unentbehrlich geweſen, nicht ganz davon ausgeſchloſſen werden.

Der Inhalt des du hameliſchen Werkes iſt indeſſen ſchon durch viele Monathſchriften und gel. Zeitungen aus der Grundſprache bekannt geworden. Die Schwierigkeit, den Waizen lange vor dem Schimmel und Moder, imgleichen vor dem Ungeziefer ſicher und brauchbar zu erhalten, iſt den Schiffsflotten und Vorrathskammern der Kriegsvölker ſehr zur Laſt gefallen. Herr du Hamel iſt ein Befehlshaber bey dem Seeweſen aller Häfen in Frankreich, und dabey ein Mitglied der kön. Akad. der Wiſſenſchaften. Er hat auf Mittel gedacht, dieſe Schwierigkeit zu überwinden; und hat ſie glücklich gefunden. Er läßt gewiſſe Kaſten mit Löchern

Sieg laben solle. Sie werden auch so kühn, daß der eine den Cupido vor einen ungesottenen Stockfisch schelten, und ihn mit Prügeln speisen; der andre aber gar mit einem Stück Eisen schlagen will.

Cupido versucht es im 6ten Auftritte erst mit Güte, und fraget etliche mal, ob sie Liebe zu üben pflegten, und sich ihm willig ergeben wollten? Da er aber abschlägliche Antwort bekommt, braucht er Schärfe, und leget an, sie zu schiessen. Doch Minerva schneidet ihm den Bogen ab, und Cupido giebt die Flucht, nachdem er es innen geworden, worüber die beyden armen Leute sehr vergnügt sind. Doch was geschieht? Cupido klaget im 7den Auftritte dem Mars, daß er mit der langen Nase habe abziehen müssen. Mars tröstet und ermuntert ihn mit rechtem heldenmässigen Zuspruche. Er giebt ihm Pistol und Degen, und versichert, es werde ihm niemand widerstehen. Wenn man sich aber nicht ergeben wollte, so sollte er vom Leder ziehen, und Feuer geben, bis man sich ihm in Demuth anvertrauete. Er fasset auch so gute Hoffnung, daß er nach Art unsrer Dorfleute, wenn sie aus der Schenke kommen, ein freudiges Hey sa! hören lässet, welches ihm denn als einem Gott, ja noch mehr als einem Krieges-Gott, treflich wohl anstehet. Indessen gehet Cupido fort. Musander und Philargyrus unterreden sich im 8ten Auftritte davon, wie wenig es gefehlet habe, daß sie nicht wären überwunden worden, und rufen Triumph, daß Cupido reißaus genommen hätte. Allein der Bengel kommt den Augenblick dazu, und redet sie scharf an: Resolvirt nur bald zum Lieben, darauf greift er zum Gewehr. Sie aber fallen auf die Klinge, und versprechen endlich, wiewohl

chern machen, die aber wieder durch besondre Kunstgriffe verschlossen sind, so daß zwar die frische Luft, aber kein Ungeziefer dazu kann. Dabey wird eine Bewegung der Luft, ja wohl gar des Getrayides möglich gemachet, die allem Schimmel und Verderben vorbeuget. Mehr läßt sich, ohne die Figuren von diesen Anstalten schwerlich begreiflich machen.

Von einer so nützlichen Erfindung nun verdiente Deutschland auch unterrichtet zu werden. Der durch verschiedene andere gelehrte Schriften schon berühmte Herr M. Titius allhier, hat als ein großer Liebhaber der Mathematik und Naturkunde, sich die löbliche Mühe der Verdeutschung nicht dauren lassen. Er hat also unsern Landsleuten einen großen Dienst gethan, die oft in großen Haushaltungen bey wohlfeiler Zeit etwas mehr einkaufen wollen, und es unversehrt lange zu erhalten wünschen. Er hat auch Bäckern, die in solchen Umständen gern Vorrath anschaffen, das Mittel gewiesen, ihn lange vor dem Verderben zu bewahren. Er hat endlich auch großen Herren und ihren Amtleuten, die oft ihre Vorrathskammern voll haben, keinen geringen Gefallen erwiesen.

Wie aber keine Sache so gut ist, die nicht auch schlimm werden kann: so wird dieser bekannt gemachte Kunstgriff auch die Theurung des Getrayides vermehren. Denn wohlhabende Kornjuden, die nunmehr nicht viel Gefahr laufen, ihren Waizen von Würmern und Moder gefressen zu sehen, werden ihn desto schwerer losschlagen; sondern erst

eine

eine groſſe Theurung erwarten; um das Geld ihrer armen Mitbürger in ihre Kaſten zu ziehen.

Doch der Misbrauch einer Sache hebt ihren rechten Gebrauch nicht auf; und Herr M. Titius verdienet allen Dank, für ſeine Bemühung, zumal er auch die Ueberſetzung ſehr deutlich, fließend und ſchön gemachet hat.

X

Unter dem Schutze und mit allergn. Erlaubniß Sr. kön. Maj. in Preußen, wurden den 9 April u. f. J. zum Andenken des den 10 Apr. 1741. erhaltenen Sieges bey Molwitz, einige dramatiſche Vorſtellungen auf dem Schultheater aufgeführet, unter der Anführung M. Joh. Gottlieb Volkelts, Conrect. zu Liegnitz, und der königl. Deutſch. Geſ. zu Königsb. und der Geſ. der fr. Künſte zu Leipzig Mitglieds.

Daß theatraliſche Vorſtellungen guter Stücke der Schuljugend eine ſehr nützliche Uebung abgeben, iſt ſeit D. Luthers Zeiten, der ſelbige in ſeinen Tiſchreden ausdrücklich gebilliget hat, eine bekannte Wahrheit geweſen. Es kömmt nur auf geſchickte Schulmänner an, die theils dieſen Nutzen einſehen, theils ſelbſt etwas Gutes ausarbeiten, theils aus denen bereits in Menge vorhandenen Stücken etwas unſträfliches ausſuchen und aufführen können. Hr. M. Volkelt iſt ein ſolcher Schulmann, der die ſchönen Wiſſenſchaften nicht

bloß in lateiniſchen Phraſeologien ſuchet. Er kennet das Innere der freyen Künſte, wenn ſo viele andre ſich mit den Schalen begnügen. Daher ſuchet er auch ſeine Untergebenen damit bekannter zu machen, und ihnen eine Liebe zu den größern Arten der Dichtkunſt beyzubringen.

Weil in Liegnitz dergleichen theatraliſche Uebungen bis dahin nicht gewöhnlich geweſen: ſo haben ſich ſeinem löblichen Vorhaben allerley Schwierigkeiten entgegen geſtellet. Endlich hat es ihm geglücket, dieſelben zu überwinden. Der kluge Inſpector des daſigen Schulweſens, Hr. Superint. M. Krauſe, und das hochlöbl. Oberconſiſtorium zu Glogau, haben ſeine Abſichten gebilliget: und ſo hat er ſein Vorhaben, das im vorigen Jahre ins Stecken gerathen, in dem itzigen, den 9, 10 und 11ten April, als an einem Siegs- und Gedächtnißfeſte glücklich zu Stande gebracht.

Da nun in den meiſten Städten Deutſchlandes noch ſehr unreine Begriffe von Schauſpielen vorwalten, die aus den gemeinen Vorſtellungen umſchweifender Komödianten und Gaukler entſpringen; die ohne Einſicht und Geſchmack, um bloßes Gewinſts willen, ihrer Kunſt nur Schande machen: ſo war es rathſam und löblich, der Herren Liegnitzer Gedanken von dieſen größern Arten der Dichtkunſt ein wenig in Ordnung zu bringen, ehe und bevor ſie dieſen Vorſtellungen beywohneten. Hr. M. V. that das in einer gründlich geſchriebenen Einladungsſchrift, darinn er die Materie von Trauer- und Luſtſpielen zulänglich abhandelt.

Er

Er folget hierinn den gesunden Begriffen des Alterthums, die Aristotel, Horaz, Corneille, Aubignac, Boileau, u. a. m. aufs richtigste vorgetragen und eingeschärfet haben. Mehr dörfen wir nicht sagen, um des Hn. M. V. Abhandlung zu rechtfertigen und zu loben. Er führet dabey auch die Zeugnisse und Vorschriften Aristotels, des Horaz, und Boileau in ihren Grundsprachen an: wiewohl er auch den Erzbisch. Fenelon, den Perrault, und den Hrn. Prof. Gottsched bey Gelegenheit anführet, auf deren Fußtapfen er einher geht. Und endlich kömmt er auf diejenigen Stücke, die er dießmal aufzuführen Willens gewesen.

Es waren dieselben sämmtlich in der deutschen Schaubühne dieses letztern enthalten, und namentlich, Iphigenia, der Verschwender, die Widerwillige, und Atalanta. Er bemerket, daß es bey der Ausgabe dieser Schaubühne größtentheils auch des Hn. P. G. Absicht gewesen, den Schulen damit zu dienen; als die sich vorhin mit den wilden und regellosen Stücken Christian Weisens behelfen mußten. Und sich desto besser darinn zu rechtfertigen, beruset er sich auf die Beyspiele Hrn. Rector Baumeisters in Görlitz, Hrn. Rect. Gerlachs in Zittau, Hrn. Rect. Heinitz in Löbau, und Hn. Rect. Richters in Annaberg; als welche in diesem Stücke seine Vorgänger gewesen. Doch hat der Hr. Verf. der Iphigenia einige Auftritte eingeschaltet, die Atalanta aber so verkürzet, daß ein Nachspiel daraus geworden. Ob das mit der gehörigen Kunst und Art geschehen: so daß die thea-

tralische Wahrscheinlichkeit nichts gelitten, können wir nicht sagen. Allein soviel ist gewiß, daß die Einschaltung neuer Scenen in ein fremdes Trauerspiel schwerlich besser ablaufen kann; als wenn irgend ein neuer Prometheus dem menschlichen Körper noch einige neue Gliedmaßen einschalten wollte.

Doch ist in der Vorstellung selbst, nachdem der Herr Conrector einige seiner Lehrlinge, bey vorgefallenen Hindernissen, auf die hohe Schule ziehen gesehen, der Verschwender nicht wirklich aufgeführet worden. Nach einem musikalischen Drama; worinn Mars, Minerva, Merkur, und Neptun, Sr. kön. Maj. Sorgfalt für dero Staaten preisen, ist den ersten Tag, Iphigenia und Atalanta, den zweyten, Iphigenia und die Widerwillige aufgeführet, den dritten Tag aber sind alle drey wiederholet worden. Wir wünschen, daß solche Uebungen jährlich statt haben mögen.

XI.

Ode von dem erneuerten Andenken,

des im 1454 Jahre, zwischen den dreyen Städten zu Königsberg entstandenen Bürgerkrieges, welche in der Parochialschule den 26sten Sept. öffentlich hergesaget, Erhard Friedrich Manitius. Quis furor, o, cives! quæ tanta licentia ferri? *Luc.*

Königsb. bey Driesten in 4.

2 Bogen.

Es war ein merkwürdiger Zeitpunct in den preußischen Geschichten, als beynah das halbe Land das tyrannische Joch der Kreuzherren oder des marianischen Ordens abwarf; und sich in pohlnischen Schutz begab. Der feyerliche Brief, darinn die Stände des itzigen pohlnischen Preußens dem Hohmeister 1454 den Gehorsam aufkündigten, steht in Schützens und Waißels Chroniken. Indessen blieb freylich der größte und beste Theil des Landes, darinn Konigsberg die Hauptstadt ist, dem Orden noch treu, oder doch unterthan. Diese große Stadt hatte damals eben 200 Jahre gestanden; so wie sie itzo 500 Jahre alt ist: und bestund schon damals aus dreyen Städten, als der Altstadt, die längst dem Ufer des schiffbaren Pregelstroms, aus dem Kneiphofe, der als eine ziemliche große Insel mitten in den zween Armen des Pregels liegt, und dem Löbenichte, der weiter gegen Morgen, theils auf einem Hügel, theils am Flusse gelegen ist. Die erste und die letzte von diesen Städten, die dem Schlosse am nächsten liegen, waren auch dem Orden treu. Die mittelste aber, die mitten im Strome liegt, dachte als eine Insel dem Beyspiele des westlichen Preußens zu folgen, und sich der Herrschaft des Ordens zu entziehen.

Allein da diese zwar volkreiche und tapfere Stadt, von der einen Seite, quer über den Fluß, von ihren benachbarten Städten; von der andern aber durch den Orden sehr bestürmet, und belagert ward: so mußte sie sich endlich nach dreyen Monathen ergeben: zumal da der von Pohlen vermuthete Beystand

ausblieb. Sie unterwarf sich also dem Hohmeister Ludwigen von Ehrlichshausen endlich: und dieser verlegte von der Zeit an seinen Sitz von Marienburg nach Königsberg. Hier ist auch nachmals die preußische Residenz geblieben: bis nach Markgraf Albrechts des jüngern Tode, welcher ohne Erben starb, dieß schöne Land an die Churfürsten zu Brandenburg fiel, die es auch hernach zu Königen erhoben hat.

Einen so merkwürdigen Krieg nun zu besingen, hat sich ein junger preußischer Dichter aufgemachet. Er zeiget Feuer und Reinigkeit in seiner Dichtungsart: und wenn er so fort fährt, wird er einmal seinem Vaterlande Ehre machen. Wir empfehlen ihm ferner die Geschichte seines Vaterlandes zu besingen, die er sich so zeitig bekannt zu machen angefangen. Nichts ist schöner, als auf diese Art seine Dankbarkeit gegen dasselbe an den Tag zu legen. So hebt indessen diese Ode an:

Dort, wo in fürchterlichen Klüften
Sich Plutens dunkles Reich erstreckt,
Und in des Abgrunds steilen Grüften
Die Brut erboßter Nattern heckt,
Saß jenes Ungeheur im Schatten,
Die Qualm und Rauch verhüllet hatten,
Und spie Blut, Gift und Eiter aus.
Die Mordsucht spielt aus Aug und Wangen,
Die krausen Haare waren Schlangen,
Sein Sitz das schwarze Höllenhaus.

Dieß

Dieß Kind verbannter Finſterniſſen,
Die Zwietracht ſchwung ſich ſchnell empor,
Ein heißer Durſt nach Blutvergießen
Treibt ſie aus ihrer Nacht hervor,
Sie kömmt, der Menſchen Band zu trennen,
Sie haucht; und weite Länder brennen,
Man zückt das Schwert, die Ruh entweicht.
Bewaffnet würgen ganze Schaaren,
Es ſtreiten die ſonſt Freunde waren,
Wenn dieſe Höllenbrut ſich zeigt.

Man wird leicht ſehen, was ſich der junge Verfaſſer zum Muſter genommen; wenn man die Ode auf das 1750 gefeyerte Feſt des nürnbergiſchen Executionsfriedens bey dem II. Bande der Kön. Chriſtina von Schweden, oder in unſerm Neueſten, oder in den Schriften der königsbergiſchen deutſchen Geſellſchaft geleſen hat. Aber es iſt nicht zu tadeln, daß Anfänger mit guter Art nachahmen; wenn ſie nur, wie hier, gute Muſter wählen.

XII.

Ode,
quam Domino Chriſtiano Vlrico Stoltenberg, J. V. D. in Senatorium ordinem Lubecenſem electo, accinuit Jo. Dan Overbeck. Gymn. Lub. Conrect. Soc. Teut. Gött. & Jen. Collega hon.

Wir haben in langer Zeit kein ſo ſchönes lateiniſches Gedicht zu ſehen bekommen, als gegenwärtige Ode des gelehrten und geiſtreichen Herrn Overbecks iſt. Da er uns längſt als ein deutſcher Dichter bekannt und ſchätzbar geworden; und da wir ſeine Vollendung der verdeutſchten virgilianiſchen Bücher vom Feldbaue mit Ungeduld erwarten: ſo müſſen wir unſern Leſern auch dieſe Frucht ſeiner lateiniſchen Dichtkunſt nicht vorenthalten. Es herrſchet ein recht horazianiſcher Geiſt und Geſchmack darinn: und über das leget es uns ſolche patriotiſche Geſinnungen, über die einreißende Verderbniß der Sitten unſrer Zeit vor Augen; als ſeit Pater Baldens Zeiten keinem neuern lateiniſchen Dichter die Feder geführet. Wer die Schönheiten der horaziſchen Ode, delicta majorum immeritus lues, bekannt ſind, und in Baldens lat. Gedichten, die Colon. Vbior. 1645. herausgekommen, die II. Ode des III. Buches geleſen; die ſich anhebt:

Hoc queror Teuto, nimis oſcitanter
Educas fetum. Pater impudentes
Diligis pullos, eadem daturas
Ova nepotum.

Der wird wohl ſehen, mit was für einer edlen und männlichen Stärke der Herr Verf. auf den Fußtapfen ſo edler Vorgänger einhertritt. Doch es iſt Zeit ihn ſelbſt zu hören:

Plus, quam propinquos, te fera noxii,
Lubeca, tangent ulcera ſæculi,
Et moribus donec juventam,
Videris & ſtudio valentem.

Doſta

Doctæ quod artes pectora fulciunt,
Hoc ipsa perstas robore firmior.
Vtcunque defecere cultus,
In populum fluit atra clades.

Jam fuetus olim est, ac nimium, queri
Ciuis, negatam nunc alimoniam,
Infida nunc urgens locanti
Fenora difficilemque quæstum.

Pæne exarandum dedidicit mare,
Hinc inde nostris se dare navibus.
Quin multa nobis claudit ora,
Divitias renuitque nostras.

Fecunda centum luxuries malis
Fœdavit ipsos primo animos patrum.
Hoc fonte prorumpens libido
Per teneros vitium remittit.

Exclusus infans vix utero, nefas!
Pro mure plebi traditur infimæ:
Primumque vivendi secundat
Verna tirocinium & loquendi.

Quumque antecellant ludicra seriis,
Hæc una fervet cura parentium,
Post vina vel chartas inepte
Ne jaciat puer aleamve.

Tantum imperitæ suscipiunt manus
Prolem asciandi grande negotium,
Quas nec sacri callus laboris,
Auspicium neque firmat ullum.

ſehr gezwungen, des Cupido Throne gehorſam zu ſeyn, welcher dem Muſander eine alte, blinde, ſchwarze, dem Philargyrus eine kranke, böſe, liederliche Braut zutheilet, und ſie zum Beſchluß fraget, ob ſie auch recht verliebt wären? Sie müſſen ſich alſo gefallen laſſen, was ihnen vom Cupido zugetheilet worden. Indem ſie ſich aber im 9ten Auftritte von ihrem wiedrigen Geſchicke unterhalten, kommt Minerva dazu. Sie merket ihre Veränderung, ſie redet ſie ernſtlich an, ſie verſpricht ſich beſtändig zu ihrer Wonne zu wenden, wenn ſie ja an Oel, Flachs und Buch nicht genug hätten; endlich erkläret ſie ſich vor ihre offenbare Feindin, wenn ſie verliebt werden wollten. Doch alles iſt vergebens. Die guten Leute können es nicht länger verſchweigen, was ihnen wiederfahren. Sie fallen der Pallas zu Fuſſe, und berichten ihr, weil ſie von der neuen Rüſtung des Cupido nichts wuſte, dieſer hätte mit des Mars Degen Feur gegeben, und auf ſie zugehauen, wodurch ſie in der Minerva, ihres Lichts, Abweſen, leichtlich wären übermannet worden. Sie bitten daher um Gnade und Rache, wozu auch Minerva ſo gleich Anſtalt machet. Dieſe wird nun an dem armen Cupido im 10ten Auftritte auf eine ſolche Art ausgeübet, nach welcher man die Miſſethäter der unterſten Claſſe in den Schulen zu beſtrafen pfleget. Minerva ſpricht im Grimme: **Ey Venus haue deinen Jungen, daß ihm die Haut vom Leibe ſpringt.** Dieſe muß endlich darein willigen. Sie legen mit geſamter Hand den Cupido, der ſein altes raſendes Thema noch immer wiederholet, über, und Venus hebt an zu ſtreichen, bis Cupido vor Schmerzen an ſeinem blutigen Geſäſſe, welches er dem Mars vorzeiget, verſpricht

Mercede tandem parta decemplici
Et rebus impar prodit inertia,
Cui pingue nec juſto ſubactum
Claudicat ingenium tenore.

Nil delicatus non pretio cupit
Quovis parari, quisquis inania,
Ludosque pergræcans jocosque,
De tenero meditatur ungui.

Mirerne ceſſans hinc levibus lucrum?
Aut rem paternam dilapidarier?
Aut decoqui famam larcsque
Tam nitidos modo tamque lautos?

Non, faſtuoſos biga quod huc & hue
Ventres reportat, publica ſtat fides.
Non priſca virtus has ſequendo
Clara vias populis refulſit.

Dirasve regum compoſuit minas,
Aut jura certo fœdere gentibus
Dictavit & privam capeſſens,
Et pariter patriæ ſalutem.

Sed ſponte ſervans æqua, tenaciter,
Vt caſta morum ſimplicitas tulit,
Menſasque frugales gravatis
Antehabuiſſe docens juventam.

Et maſculis incumbere viribus,
Denſante guttas fronte, negotio
Et corde robuſto valere &
Mente vigeſcere perſpicaci.

Pejora

Pejora quivis adveheret dies,
Ni cura PATRVM parsque Quiritium,
Cui ſanior conſtat voluntas,
In meliora animum dediſſet.

Maſti foventes hunc animum Viri!
Sublimiorem o! tollite verticem!
Nam nulla conquaſſabit ætas
Judicii monumenta Veſtri.

Et TE bonorum concio civium,
Quæ vera, STOLTENBERGIADE, videt,
Mœſtique conſtanter clientis,
Et patriæ eſt venerata lumen.

Sic aucta quondam commoda ſe TIBI
Debere civis commemoret lubens;
Inſigne ſic fulgens honoris
Incolumis validusque geſtes;

Sic larga TE cum gratia Numinis,
Et cum domo ſit perpetuo Tua,
Nullusque dicatur Senator,
TE celebris magis aut beatus?

Lubeca curæ non magis o! precor,
Quam vel juventus vel ſchola ſit TIBI.
En ipſa tot paſſis in ulnis
Poſteritas TIBI tendit ulnas.

XIII.

Fabeln von J. Chr. Helk, vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig 1755. bey Harpetern in gr. 8. 102 S.

So viele starke und schwache Fabeldichter auch Deutschland seit 12 bis 15 Jahren hervorgebracht hat: so wenig sind doch die Quellen der Fabeln schon erschöpfet. Die Natur beut immer noch scharfsinnigen Köpfen neue Gegenstände dar, gute Sittenlehren einzukleiden. Unter andern hat sich auch der Herr V. der gegenwärtigen Fabeln, auf diese Bahn wagen wollen: und daß es nicht ohne Beyfall geschehen sey, lehret diese neue Auflage seiner Sammlung, die gewiß dem Verleger und Buchdrucker, an Sauberkeit und Schönheit Ehre machet.

Wir wollen indessen von den Fabeln selbst weder behaupten, daß sie den besten von denen, die wir schon haben, gleich, noch daß sie alle schlecht sind. Das erste wird der Herr Verf. vielleicht selbst nicht begehren: das letzte aber könnte nur sein Feind sagen. Wir kennen den Herrn Helck gar nicht; wollen also die unparteyische Mittelstraße gehen, und sagen: daß es verschiedene Stücke hier giebt, die ganz artig gerathen sind. Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob wir recht haben. Z. E. die erste:

Der Spiegel.

Ein Jüngling muſt einſt ganz allein
In einer Jungfrau Zimmer ſeyn,
Die niemand zu den Schönen zählte.
Noch ſich zur Liebſten auserwählte.

Er gieng und blieb beym Spiegel ſtehn,
Um ſich darinnen zu beſehn,
Und konnt ſich endlich nicht entbrechen,
Zum Zeitvertreib, mit ihm zu ſprechen.

Ja, ja! die Wahrheit ſagteſt du,
Und hänaſt noch da? Wie geht das zu?
Furwahr ich möcht es niemals wagen,
Ihr was von Häßlichkeit zu ſagen.

Der Spiegel ſprach: Er ſprach? Und wie?
Die Spiegel? — — Freylich reden ſie,
Zum wenigſten bey den Poeten;
Kurz, er bekam die Kraft zu reden *.

Die Wahrheit ſag ich ohne Scheu,
Und bin doch ungehaßt dabey:
Warum? Ich ſag ſie ohn Affecten,
Die mir gewiß ſonſt Haß erweckten.

Mein Leſer ſieh! es geht wohl an,
Daß man die Wahrheit ſagen kann;
Nur mußt du ſie gelaſſen ſagen:
So wird man ſie vieleicht vertragen.

Dieſer Lehre wollen wir auch von des Herrn Verf. Fabeln ſolzen; und hoffen, daß er dieſelbe wahr machen, und unſern Ausſpruch ertragen werde.

Auch folgende iſt ſo lehrreich, als kurz ſie gefaſſet, und wohl ausgedrücket iſt.

Der

* Dieſer Reim iſt, wie viele in dieſer Sammlung nicht von den beſten. Der Verfaſſer folgt zu ſehr der gemeinen Ausſprache.

Der Hund und die Katze.

Ein Hund, der eine Katze zwang,
Daß sie vor Angst durchs Fenster sprang,
Fuhr ihr, in voller Hitze nach,
Daß er dabey ein Bein zerbrach;
Und, kann mit dem zerbrochnen Bein
Der Heftigkeit ein Beyspiel seyn.

Hier ist uns nur die einzige Verbindung zweer verschiedenen Zeiten, in zerbrach, und kann, die durch das und unmittelbar verknüpfet werden, anstößig. Hätte es aber nicht leicht vermieden werden können, wenn es ihm gefallen hätte, die Lehre von dem Zusammenhange zu trennen; und irgend so zu sagen:

Sagt, kann nicht dieß zerbrochne Bein,

oder,

O! möchte dieß zerbrochne Bein,
Der Heftigkeit ein Beyspiel seyn!

Die folgende, von dem Schöpse, mit güldener Wolle, der in der Versammlung der Thiere, aus besondrer Hochachtung der andern, zuerst reden soll; aber nichts anders als blöken kann; und also von den andern Thieren, die vorhin wer weis was von ihm hofften, für das, was er war, nämlich für einen dummen Schöps erkannt ward; ist sehr schön und neu: nur daß die ungleichen Verse, und die Weitläuftigkeit sie ein wenig unangenehm machen. Sie hätte halb so lang eine bessere Wirkung gethan. Auch der Reim gewichert, für gewichert will sich nicht entschuldigen lassen. Die Lehre aber ist schön:

Drum

Drum rath ich allen güldnen Schöpsen
Nicht allzusehr beredt zu seyn:
Sprecht weiter nichts, als Ja, und Nein;
Vielleicht! Wer weis? Es kann wohl seyn!
Und trinkt bey Leibe nicht viel Wein.

Die folgende vom Phylax gefällt uns auch; und wir müssen sie mittheilen:

Ein Hund, der Phylax hieß, war mittelmäßig groß.
Einst sprang von seiner Frauen Schooß
Ein kleiner Favorit mit Bellen auf ihn los.
Der war den großern Hunden feind.
Doch Phylax gieng vorbey, als wär er nicht gemeynt.
Des Nachbars Hund, der dieß gesehn,
Sprach: Phylax, das muß ich gestehn!
Du mußt wohl sehr geduldig seyn!
Und Phylax sprach: Er war zu klein.

Drauf kam ein Fleischerhund, und zog mit schelem Blick
Das weite Maul auf ihn zurück.
Und Phylax wich dem großen Thier,
Mit guter Vorsicht und Manier.
Sahst du die Zähne nicht? Sie waren ziemlich bloß!
Doch Phylax sprach: der war zu groß.
Zu klein, zu groß!
So sprach der Nachbar oft; und trug für seinen Hohn,
Zuletzt ein wundes Ohr und lahmes Bein davon.

Der Großmuth wird es gleich viel gelten,
Ob niederige Mäuler schelten,
Die Klugheit wird den größern weichen:
Ein edler Muth straft seines gleichen.

Wäre hier statt wundes, ein halbes Ohr; und für das matte niederige, niederträchtge, oder pöbelhafte Mäuler geseßet: so würde uns alles gefallen haben.

Auf

Auf eben die Art haben uns noch viele andre gefallen. Z. E. Die Eule, die Ringeltaube, die vom Irrwische und Wandrer, der todte Hund, der Aegypter, die Hunde, u. a. m. haben uns der Erfindung nach sehr wohlgefallen: nur wünschten wir, daß in diesen, und allen andern die Verse bisweilen richtiger, der Ausdruck etwas edler, und die Reime besser wären.

Es ist noch ein Anhang andrer Gedichte dabey, die zum Theil Nachahmungen alter Dichter sind. Auch davon gefallen uns einige sehr: z. E. die von der 7 Ode aus des Horaz 1 B.

Der lobt Paris, wo sich die Moden zeugen,
Den Sitz der Artigkeit.
Bey dem kann nichts dem großen London gleichen *,
Wo nichts die Zunge scheut.

Der preist nur Rom, das Tempel und Paläste,
Mit alter Kunst gefüllt.
Venedig der, wo sich am Larvenfeste
Das ganze Volk verhüllt.

Der Amsterdam, wo kühner Reichthum winket,
Wo man auf Glauben hält.
Der rühmt nur Wien, wo man gut ißt und trinket:
Und ich? Ich lob die Welt.

Ueberhaupt sind diese Fabeln darum zu loben, daß sie nichts schlüpfriges und wollüstiges in sich halten, und ohne Gefahr der Sitten, der Jugend in die Hände gegeben werden können.

* Zeugen und gleichen reimen nicht gut.

Ende des Wonnemonds 1755.

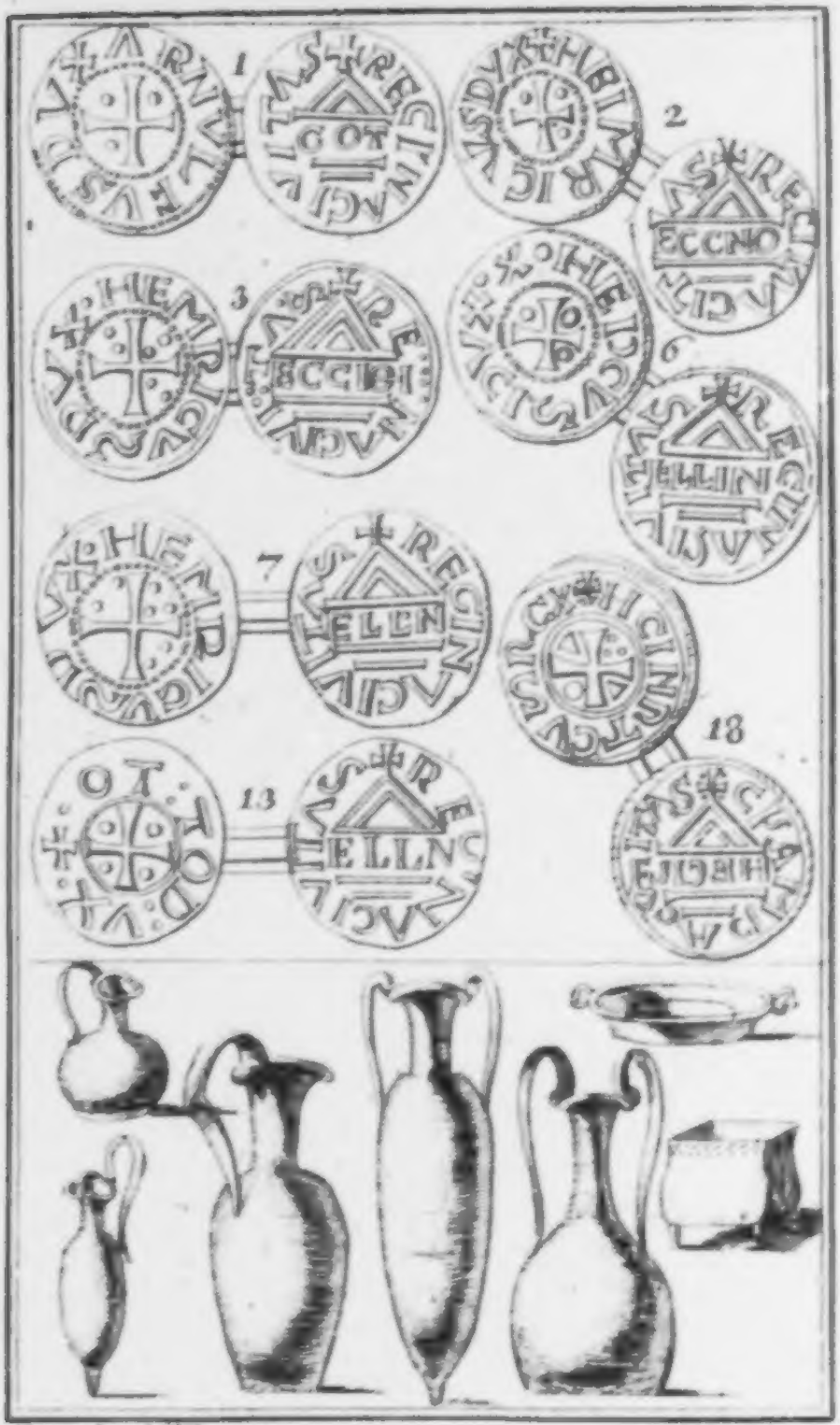

Tom. I. N. VI. 1741.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Brachmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1755.

spricht fromm zu werden, und die Ruthe küsset. Mars will es zwar übel nehmen, allein es war geschehen. Er giebt also der Minerva, welche die beyden unglücklich Verliebten nicht aus ihrem Schutz lassen wollte, zu bedenken, daß sie doch lieben müsten, wenn gleich eine Aenderung bey den Bräuten vorgehen sollte. Er redet ihnen einen Muth ein, und verspricht sie zu verheyrathen. Venus wird plötzlich anders Sinnes als zuvor, und sagt: Ach thuts, es wird euch nicht gereuen. Minerva führt hierauf das Wort, und theilet dem einen eine weisse, dem andern eine kluge Braut zu, wobey denn an dem edlen Galimatias nichts gesparet wird. Endlich schliessen sie allesamt mit den Worten:

Freue dich Olymp und Erde,
Weil sich die Weisheit der Liebe nicht schämet,
Aber die rasenden Liste doch zähmet.

Nicht wahr, mein Leser, das ist ein Ausbund von Gedichten? Alles fliesset so natürlich, daß man wohl siehet, der Verfasser sey zu solchen grossen Poesien gebohren. Ein anderer würde seine Zeit sehr unglücklich anwenden, wenn er es ihm gleichthun wollte. Ich würde unendliche Mühe übernehmen, wenn ich alles mit den Regeln der Dichtkunst vergleichen sollte. Dasjenige, womit sich der Neid der gemeinen tadelsüchtigen schmücken könnte, will ich nur kürzlich berühren. Es betrifft vornemlich ein paar besondere Streiche aus der Götterpolitik, sodann ganze Redensarten, und endlich einzelne Worte.

In dem 2ten Auftritte redet die Venus nicht anders, als ob sie (nach Herrn Wokens Redensart) im Kopf verkommen wäre, oder wirklich mit zu denen gehörte, vor welche er sein Buch geschrieben hat. Cu-

Inhalt.

I. Des Hrn. von Marivaux kritiſche Abhandlung. Der Spiegel.

II. Georgi I. und IItes Supplement zu deſſen allgemeinem Bücherlexico.

III. Memoires de Litterature de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres. Tome XIX.

IV. Hrn. von Juſti Staatswirthſchaft, oder Abhandlung aller ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften.

V. Abhandlung von einigen ſilbernen Dickmünzen der älteſten Herzoge in Bayern.

VI. Hiſtoriſche Lobſchrift des Freyherrn von Wolf.

VII. Hrn. M. Schulzens Muſter der Beredſamkeit.

VIII. La Oille. Par un vieux Cuiſinier Gaulois.

IX. Oraiſon funebre de S. A. S. Monſeigneur le Prince George, Landgrave de Heſſe. Par Mr. Barbauld.

X. Fortſetzung des Auszuges aus den Beobachtungen über die herkulaniſchen Alterthümer.

I.

Der Spiegel, eine kritiſche Abhandlung des Herrn von Marivaux.

Alles verwandelt ſich heutiges Tages zu Paris in Heroenmährchen. Der flüchtige tändelnde Witz der jungen Franzoſen will von lauter Wundern beluſtiget ſeyn. Was die wahren Gelehrten vom alten Schrote und Korne, auf eine ernſthafte Art ſchreiben, wie man in den Schriften der pariſiſchen Akademien ſieht, bedünkt die junge Welt daſelbſt lauter Pedanterey zu ſeyn. Man muß gaukeln und witzige Luftſprünge machen, wenn man dieſer neuen Brut gefallen will. Man muß auch den ernſthafteſten Betrachtungen ein ſpielendes flatterndes Anſehen geben, wenn man Leſer zu finden denket.

Herr von **Marivaux**, der durch ſeine Romane nicht wenig beygetragen, den Witz ſeiner Landesleute zu verderben, ſieht nunmehr bey reifern Jahren den Schaden ein, den dieſer gar zu tändelhafte Geiſt

seines Volks in den schönen Wissenschaften anrichtet. Er bemerket die seichten Köpfe der jungen Pariser: die noch seichtere Urtheile von den Verdiensten der grösten Männer voriger Zeiten fällen. Er misbilliget sie herzlich; er will sie gar heilen. Aber wie ist das zu bewerkstelligen? Ernsthafte Sachen liest die junge Welt nicht. Es muß alles gespaßet, gefabelt, verzuckert, und vergoldet seyn. Wohlan denn! die Kritik muß die Gestalt eines Hexenmährchens annehmen. Und da das neuliche Palais du Silence mit seiner Spiegelwand Beyfall gefunden: so mag sich auch die Beurtheilungskunst der schönen Wissenschaften, in einen Spiegel verwandeln.

Er hebt seinen Aufsatz, in dem Jänner des Mercurs dieses Jahres, mit einer romanhaften Erzählung an. Ohne das Land und den Ort zu melden, wo ihm dieses begegnet, versichert er doch, daß alles wahr sey. Er war auf seinem Landgute, und gieng spazieren. Er hat ein Buch bey sich, und liest. Er geräth in tiefe Gedanken über die Menschen. Hierüber verliert er sich im denken und gehen, in die Gegend, deren Anblick er uns beschreiben will. Er sah eine Menge brennender Oefen, deren Hitze ihn doch in der Nähe nicht beschwerte. Wozu sie dieneten, saget er noch nicht. Zwischen ihnen sah er eine Person, oder besser eine Gottheit; die theils jung, theils alt aussah, und in beständiger Bewegung war; ja soviel Gestalten annahm, daß es unmöglich war, ihre eigene zu bemerken. Eine Binde um ihre Stirn wies diese Schrift: Die Natur.

Diese Binde war breit und hoch, und gleichsam

in

in zween glänzende Spiegel getheilet. In dem einen ſah man die unausleglige Abbildung der Ausdehnung überhaupt, und aller ihrer Geheimniſſe. (Die Körperwelt) Der zweyte war nur durch einen zarten Strich davon abgeſondert, und zeigte die Vorſtellung der Seelen überhaupt, mit allen möglichen Arten zu denken; alle Grade des Witzes und der Empfindungen; der Laſter und Tugenden, des Muthes und der Zagheit, der Bosheit und Güte, des Stolzes und der Einfalt, deren wir fähig ſind. Kurz, alles was Menſchen ſind, geweſen ſind, oder ſeyn können, fand ſich in dieſem Bilde aller Größe und Niedrigkeit der menſchlichen Seele.

Hier ſah er nun, er weis nicht wie, alles was der menſchliche Verſtand hervorgebracht, oder geträumet hat, von dem elendeſten Herenmährchen, bis auf die witzigſten Lehrgebäude der Alten und Neuern; von ſchlechtſten Schmierer, bis an den Urheber der Geſpräche von mehr als einer Welt. Er ſah die dunkele Philoſophie Ariſtotels, deſſen Geiſt doch keine andre Schranken hatte, als der menſchliche Verſtand ſelbſt damals beſaß; ja die er faſt überſchritten hatte. Er ſah die unbegreifliche Einbildung derer, die ſoviel Jahrhunderte geglaubet, er hätte alles gewußt, und ſie könnten aus ihm allein, alles erklären. Er ſah Mallebranſchens Grille, daß man alles in Gott ſieht. Er ſah Carteſens Lehrgebäude; des ſonderbaren Mannes, dem es alle künftige Zeiten Dank wiſſen werden, daß ſie denken können * ꝛc. ꝛc. Er ſah das

* Die Franzoſen ſind doch wunderlich. Vorm Cartes dachte alſo kein Menſch; auch Malherbe und Corneille nicht,

Lehrgebäude des großen Neutons: der vieleicht größer als Carteſius ſeyn würde, wenn es nicht leichter geweſen wäre, nach dem Carteſius, ein Newton, als ein Carteſius ohne Vorgänger zu werden**. Er ſah auch, daß es viel treffliche Köpfe giebt, wenn ſie nur erſt nach andern kommen; und daß es einige wenige Geiſter giebt, die dazu beſtimmet ſind, die erſten zu ſeyn. Dieſe ändern den Zuſtand des menſchlichen Witzes, und veranlaſſen eine Umkehrung ſeiner Begriffe. Die andern aber müſſen, um groß zu ſcheinen, dieſe Veränderung ſchon ausgeführet finden. Sie verbeſſern alsdann das Werk ihrer Vorgänger; wären aber nicht fähig geweſen, es ſelbſt zu machen.

Er beobachtete alle epiſchen Gedichte: die Ilias, davon er nicht urtheilet, weil er ſie nur franzöſiſch leſen kann; welches nicht zureichend iſt, ſie zu kennen; die aber obenan ſteht, weil ſie griechiſch, und die älteſte iſt. Die Aeneis, die billig nicht die zweyte ſeyn ſollte, die ihm aber zu lang bedünkt ***. Des Taſſo ſeins iſt ſo einnehmend, ſelbſt in der neueſten Ueberſetzung; das nicht entzücket, aber einen durch ſanfte

nicht, auch Taſſo und Petrarch nicht; auch Montagne und le Vayer nicht: eines Mornäus und Grotius, eines Gallilei und Kepplers, eines Bacons und Copernicus, eines Erasmus und Melanchthons, eines Luthers und Calvins zugeſchweigen. Wer kann das begreifen?

** Eine neue Pralerey! Waren denn Copernicus und Baco, Galileus und Kepler, Simon Marius und Scheiner, Veſalius und Harväus nicht ſchon vorm Carteſius geweſen? Und hatte nicht dieſer alle ihre Erfindungen vom Welt-

ſanfte Reizungen locket; ob es gleich mit einigem, aber wenigen Flittergolde geputzet iſt. Das miltoniſche Paradies; das vielleicht die meiſten Anhänger hat, ja die anſteckendſte, und erhabenſte Ausſchweifung des Witzes iſt, die man jemals geſehen hat.

Er ſah das irrdiſche Paradies, das die Fr. von Bocage aus dem Milton nachgeahmet; deſſen vernünftige Verbeſſerungen Milton ſelbſt unfehlbar angenommen haben würde, und welches beweiſt, daß die Kräfte des Geiſtes an kein Geſchlecht gebunden ſind. Er ſah die Henriade, dieß ſo anmuthig unregelmäßige Gedicht; welches gewieſen hat, daß es eine witzige Zauberkunſt giebt, nach welcher ein Werk unſchädliche Fehler haben kann. Er hat auch Lucans Pharſale geſehen, darinn er bald einen römiſchen, bald einen gaſconiſchen Trotz gefunden.

Endlich hat er auch Chapelains Mädchen von Orleans geſehen: das ſo ſehr bewundert worden, ehe es erſchien, und ſo lächerlich war, als es ſich zeigte. Chapelains Geiſt wies ſich auch, und war viel größer als ſein Gedicht. Die Urſache findet er darinn:

Weltbaue, den Trabanten Jupiters, und den Sonnenflecken, der Zergliederkunſt und dem Kreislaufe des Blutes; vom Regenbogen, und ſo weiter, von ihnen gelernet? Man muß ſehr unwiſſend ſeyn, dieſes nicht zu wiſſen.

*** Ohne die Ilias würden wir keine Aeneis haben: da ſie nur eine Nachahmung derſelben iſt. Homer iſt der große Geiſt, der vorgeht; Virgil der kleine, der etwas verbeſſert. Wo bleibt aber die Odyſſee? Herr Marivaux hat ein kurz Gedächtniß.

daß Chapelain die gute Meynung, die man von ihm hatte, gar zu sehr gewußt. Hätte er nur die Hälfte davon gewußt, so würde sein Werk viel besser, oder doch nicht so gar schlecht gerathen seyn. Allein aus Zuversicht auf seinen Ruhm, bekam er eine so große Ehrfurcht gegen sich selbst, daß er glaubte, er müßte jeden Vers recht schwer und künstlich ausdrechseln, so seltsam er auch ausfiel; und endlich sich recht pedantisch einbildete: daß jede Verzerrung seines Geistes lauter Kunst, sein kalter Stolz lauter Fähigkeit, und seine widersinnischen Redensarten etwas erhabenes wären.

Ob dieß nicht auch unsern deutschen Chapelains, den Herren Hexametristen wiederfahre, zumal denjenigen, die von etlichen erkauften, oder blinden Bewunderern stolz gemachet worden, lassen wir unsre Leser urtheilen.

Er merket ferner an, daß er noch eine Art Dichter in seinem Spiegel gesehen. Die Hochachtung der Welt richtete den Chapelain zu Grunde. Er wollte sich noch höher heben, als der Begriff war, den man schon von ihm hatte: und dabey fiel er. Diese hingegen, vernachläßigen sich in gleichem Falle. Sobald die Welt eine gute Meynung von ihnen gefasset hat, schließen sie: es werde immer so seyn; und sie hätten soviel Witz, daß sie nur hinschreiben dörften, was ihnen einfällt; so würde es schon übrig schön seyn, der schon eingenommen Welt zu behagen. Merken sie aber, daß ihnen das übermäßige Vertrauen zu sich selbst mislingt und schadet; so wollen sie sich so sehr bessern, daß sie aus Furcht,

etwas ſchlechtes zu machen, ſich nicht mehr in den glückſeligen Zwiſchenpunct der Kühnheit und Behutſamkeit, verſetzen können, den ſie vor ihrem Falle getroffen hatten. Die Welt lachet alsdann darüber, und entzieht ihnen auch wohl das vorhin ertheilte Lob. Nur wenige unter dieſer Art werden durch ſolchen Unfall mehr angeſpornet, als niedergeſchlagen. Sie raffen kühn ihre Kräfte zuſammen, und ſchicken wieder ein Werk in die Welt, das alle Spötter ſtumm machet, und ihren Ruhm wieder herſtellet.

Er ſah ferner vier oder fünf Stücke, deren Schönheit ihn rührte; es waren die unnachahmliche Schönheit des Racine, der mächtige Geiſt des Corneille, die Verſchlagenheit Lamottens, die erhitzte Leidenſchaft Crebillons im Rhadamiſt; und die einnehmenden Reizungen des Verfaſſers der Zaire. Er ward mit Racinen zärtlich, und bey Corneillen groß. Voltaire veredelte ſeine Begriffe; und Rhadamiſt erweckte ihm ſchreckliche Gemüthsregungen; mit La Motten aber dachte er. Bey dieſer Gelegenheit übernimmt er die Vertheidigung dieſes Dichters, über deſſen Verdienſte Frankreich ſo getheilt iſt, als Deutſchland über einige von unſern Schriftſtellern. Wir wollen uns doch die Sache bekannt machen. Sie wird dienen, die Urtheile unſerer Landsleute behutſam und billig zu machen. Wir überſetzen hier bloß, ohne uns ſelbſt ins Spiel zu miſchen. So wie man hier von La Motten ſpricht, wird die Nachwelt von unſerm Landsmanne auch reden.

Er war ein vortrefflicher Mann, ob er gleich so viel Widersacher gehabt. Man hat ihn unter Leute gesetzet, die weit unter ihm waren: und der Spiegel hat mich die Ursachen davon gelehret.

Das machet, er schickte sich zu allem: welches gewiß ein großer Fehler ist. Es ist bey den Menschen viel besser, nur zu einerley gut zu seyn: und diesen Fehler hatte La Motte. Was ist das für ein Mann, der sich nicht begnüget, ein guter Schriftsteller in ungebunder Rede zu seyn; und sich auch noch erkühnet, Opern, Trauerspiele, pindarische, und anakreontische Oden, ja selbst Komödien zu machen; und was noch ärger ist, dem es in allem besagten gelinget. Das ist ja lächerlich!

Man muß sich in der gelehrten Welt einen Stand erwählen: und das heißt gar keinen haben, wenn man sich in jedermanns Handwerk menget. Daher haben auch seine Tadler entdecket, daß La Motte, mit aller seiner vorgeblichen Geschicklichkeit, nichts anders, als ein geschickter Philosoph war, der sich in alles verkleiden konnte, was er seyn wollte: so gar, daß man ihn bisweilen, ohne seinen vortrefflichen Geist, der sich zuweilen verrieth, gar für einen witzigen Kopf gehalten hätte: welches doch eben so viel ist, als wenn sich ein Weiser einem jungen Stutzer ähnlich gestellet hätte.

Man saget, sein erstes Trauerspiel, dessen Verfasser man noch nicht wußte, sey eine Zeitlang für ein racinisches Stück gehalten worden. Selbst in seinen Fabeln, die man so sehr verachtet hat, giebt es einige, darinn er seinen geschmeidigen Witz so mis-

misbrauchet, daß aufgeweckte Leſer, ſo ſie in der Sammlung ohne Vergnügen geleſen, ſie aber vergeſſen hatten, ſie für unvergleichlich befanden; als ein leichtfertiger Vogel ſie für La Fontainens Arbeit vorlas. So urtheilet man bisweilen; und glaubet doch zu urtheilen! Denn warum waren ſie ihnen das erſtemal ſchlecht vorgekommen? Bloß, weil es die Mode war, zu glauben: Er könne nichts Gutes machen: und weil ſie damals wußten, Lamotte wäre der Urheber davon. Ja weil ſie auf dem Titel den Namen eines Schriftſtellers geſehen hatten; der gar zu viele Arten von Verdienſten auf einmal beſitzen wollte; und der ſie wirklich beſeſſen hätte, wenn man nicht die Welt vor dem Irthume gewarnet hätte: und der ſie gleichwohl, aller Widerſprüche ungeachtet, beſeſſen hat. Denn man hat ihn mehr verfolget, als vernichtet: dem Complot zu Troze, das man wider ihn gemachet; und welches er wohl verdienet hatte.

Man muß indeſſen geſtehen, daß man ihm einen billigen Vorwurf machet. Man ſaget, er habe nicht ſowohl gerühret, und beweget, als erleuchtet; daß er mehr mit einem verſtändigen, als empfindlichen Leſer geredet: welches allerdings ein großes Verſehen unter uns iſt. Denn uns kann kein Scribent gewinnen, oder auf den Verſtand, den er uns zeiget, aufmerkſam machen; wenn er nicht ſo zu reden, ſeine Begriffe einfleiſchet. Uns nämlich lauter Licht und Einſicht geben; das heißt nur, die eine Hälfte unſers Weſens beſchäfftigen; und zwar die, daran uns am wenigſten liegt. Was fragen

wir

pido will raſen, d. i. die Welt verliebt machen, weil Lieben doch nichts anders heiſſet, als thöricht ſeyn. Venus als eine Göttin der Liebe, iſt darüber ſehr unwillig; ja was noch mehr, ſie giebt zu bedenken, das Liebesreich werde zu Boden gehen, wenn die Leute verliebt würden. Heißt das nicht den Character der Göttin wohl in acht nehmen? Eben daſelbſt wird Mars als ein allgemeiner Menſchenfeind vorgeſtellet, der aber ſo ohnmächtig iſt, daß er die Menſchen durch Krieg nicht aufreiben kan, wo ſie nicht vorher verliebt und thöricht ſind. Vielleicht gehört dieß bey dem Verfaſſer zur poetiſchen Verwirrung.

Von der edlen Götterſprache will ich nichts gedenken. Ich wünſchte, daß uns Herr Woken neue Götter-Geſpräche liefern wollte. Cupido heißt 8 mal ein Bengel und toller Junge. Dagegen wird er zwar, nebſt der Minerva, mit dem Schmeichelworte mein Licht, ſechs mal benennet. Es geſchieht aber alles nur um des ſchweren Reimworts willen: Nicht. Die arme Venus aber wird vom Mars eine [illegible]e Metze, und von der Minerva eine Närrin geſcholten, als wenn ſie ſich auf dem Fiſchmarkte verirret hätte.

Von poetiſchen Redensarten, dabey auch die Wortfügung nebſt der Stärke der Gedanken ſonderbar iſt, finde ich unter vielen folgende artig: p. 31. von Thorheit krachen. p. 33. Einen Riß durch die Aergerniß machen. ib. im Kopf verkommen ſeyn. Die Leiber der Menſchen werden gezähmet, wenn durch Krieges-Unglück ihr Weſen hintertrieben wird, bis ihrer keiner übrig bleibe. p. 35. Die Sterne der falſchen Augen körnen. p. 36. Dieſes Eiſen ſoll genommen, und auf dich geſchlagen ſeyn. p. 43. Für den

zar-

wir nach dem Wissen; wenn wir nur genießen können? Und auf solchen Fall genießt die Seele, wenn sie empfindet ꝛc.

Der Verfasser entschuldiget sich hierauf, warum er nur von den Todten redet, und die Lebenden verschweigt. Er meynet aber, sie müßtens ihm Dank wissen, daß er ihre Unvollkommenheiten verschwiege; die er gar wohl im Spiegel gesehen hätte; ja er besorget, sie möchten nicht einmal mit den Lobsprüchen zufrieden seyn, die er ihnen geben könnte. Nichts wäre nämlich leichter, als selbst im Vorbeygehen und auf einen Blick Fehler zu bemerken: nur das Verdienst der Leute müßte mit Fleiß gesuchet und betrachtet werden. Er hätte jene in Menge gesehen, und da man solche Dinge auch so leicht nicht vergäße: so müßte man ihn nicht böse machen, damit er sie nicht etwan ein andermal sagete. ꝛc. ꝛc

Unter allen alten Geistern sind ihm Euripides und Sophokles am meisten ins Auge gefallen. Er hat sie aber so unnachahmlich nicht befunden, als sie gewissen Bewunderern des Alterthums bedünken. Das Bild im Spiegel war unparteyisch; und machte ihnen dennoch mehr Ehre, als die Verfechter der Neuern ihnen zugestehen. Diese ihre Meynung nämlich wird niemals allgemeinen Beyfall finden. Denn sie sagen: man könne auch heute zu Tage den Alten gleich kommen; welches schon sehr kühn ist: ja man könne sie übertreffen; welches noch ärger ist.

Sie behaupten, Leute aus unserer Nation, die wir gesehen haben, oder hätten sehen können; kurz, Neuere, die nur vor 50 oder mehr Jahren leb-

lebten, hätten ſie übertrtroffen. Das iſt nun ein groſſer Misverſtand: denn wäre es in Anſehung derjenigen Neuern, die nur vor einem halben Jahrhunderte lebten, möglich geweſen, eben ſo gut, ja beſſer zu ſeyn als die Alten; und dieß wäre ausgemachet: warum ſollten doch unſre itzigen berühmten Neuern, nicht ebenfalls ihres gleichen, ja gar noch beſſer ſeyn? Es wäre eben nicht lächerlich, ſolches zu denken, oder ſichs vorzuſtellen, als wäre es geſchehen: aber das iſt lächerlich und unvernünftig, wie der Spiegel zeiget, zu hoffen, daß dieſe Möglichkeit und ihre Folgen jemals Beyfall finden werden.

Wie? Sollten wir Menſchen unter uns haben, die man vernünftiger Weiſe eben ſo hoch, ja noch höher, als die alten Griechen und Römer ſchätzen ſollte? Was würde man in der Geſellſchaft mit ihnen anfangen? Und was wäre das nicht für ein Aergerniß!

Was? Menſchen, denen man wegen ihrer Schriften nur ſehr demüthige Gegenvorſtellungen thun; nicht aber Beurtheilungen, als unter ſeines gleichen abfaſſen könnte? Dieſes thun nämlich unzählige Leute, die zwar keine Schriftſteller ſind; aber doch für eben ſo klug und einſehend gehalten werden wollen, als die Schriftſteller; und die vieleicht recht haben.

Menſchen ſollte es geben, gegen die ſoviel gelehrte Ausleger und Ueberſetzer der Alten, gar nichts mehr ſeyn, und ihr ganzes Anſehen verlieren würden? denn ſie haben gewiß kein geringes; verdienen es auch, bey nahe ſo ſehr, als ſie ſelbſt ihre Vor-

rechte

rechte ausdehnen. Ein Gelehrter ist nicht verbunden, die größten Geister seiner Zeit zu bewundern. Er biethet ihren Verdiensten Schach; er trotzet ihnen ins Angesicht, und hat mehr solche Leute gesehen.

Menschen endlich, die alles Gleichgewicht in der gelehrten Welt aufheben; und einen gar zu großen Zwischenraum zwischen sich, und ihren Mitbrüdern lassen würden: der doch allemal mehr eine Meynung, als etwas wirkliches gewesen ist. Nein! solche Neuern hat es niemals gegeben, wird es auch niemals geben. Die Natur selbst ist viel zu weise, zu erlauben, daß die großen Männer jedes Jahrhunderts selbst in Person bey den vollen Lobsprüchen zugegen seyn sollten, die sie verdienen; und die man ihnen einmal geben wird. Es würde sich für sie nicht schicken, und andern schimpflich seyn, sie anzuhören.

Daher haben sie zu allen Zeiten mit einer Welt zu thun, die ausdrücklich gemachet ist, sie in der Demuth zu erhalten; deren Abbildung ich in wenig Worten machen will.

Zuerst muß ich sagen, daß es die Welt ihrer Zeiten ist. Das ist schon die Erklärung ziemlich weit getrieben. Diese Welt ist zu gleicher Zeit Richter und Gegenpart der großen Leute, die sie liebet, und demüthiget. Diese Welt, so begierig sie nach dem Vergnügen ist, welches diese ihr zu erwecken suchen, und ihr wirklich erwecken; ist gleichwohl sehr froh, wenn sie ihres Zweckes verfehlet. Ja man könnte

sagen,

ſagen, daß ſie des ihrigen verfehle, wenn ſie mit den großen Männern bisweilen zufrieden iſt.

Außer dem hat mich der Spiegel gelehret, daß die Nachwelt, wofern unſre großen Leute bis zu ihr gelangen, niemals ſo genau wiſſen wird, wie hoch ſie zu ſchätzen ſind, als wir es wiſſen. Dieſe Nachwelt wird nämlich ſeyn, wie alle Nachwelten; d. i. ſie wird den Fehler begehen, ſie allzuſehr zu loben; ſie wird ſelbige für unvergleichlich ausgeben, ja ſie wirklich dafür halten: ohne es zu merken, daß ſich nur eine gewiſſe Bosheit darein miſchet, bloß ihre berühmten Zeitgenoſſen zu kränken, und ſie nicht loben zu dörfen. Nun frage ich: kann ſie bey ſolchen Geſinnungen, unſrer Neuern Verdienſte, die alsdann ihre Alten ſeyn werden, recht beſtimmen?

Was die Welt itzo von ihnen glaubet, weis ich; denn ſie hat mirs geſaget. Ich könnte mich zwar dabey irren, wenn ich die Verſchiedenheit ihrer Urtheile in Betrachtung zöge. Allein ſie eilet, ihre Werke zu kaufen und zu leſen: ſie eilet auch, alle Parodien und Spottſchriften, die man darüber machet, zu ſehen und zu leſen; ſie mögen nun gut oder ſchlecht gerathen ſeyn. Was bedeutet das nun anders, als viel Hochachtung gegen ſie? die man aber nicht frey herausgeſtehen will.

Sind wir aber nicht immer ſo geſinnet? Loben wir nicht lieber einen Fremden, als einen Landsmann? einen abweſenden, als einen anweſenden? Denjenigen, deſſen nächſter Nachbar man iſt, lobet man immer am mäßigſten. Wenn Euripides und So-

phokles, wenn Virgil, und selbst der göttliche Homer, wieder in die Welt kämen; ich will nicht sagen mit dem Witze ihrer Zeiten, denn der würde unter uns nicht zulänglich seyn; sondern mit derselben Fähigkeit des Geistes, die sie hatten; gerade mit demselben Gehirne, welches sich mit heutigen Begriffen anfüllete; wenn sie, ohne uns zu melden, wer sie gewesen, unsre Zeitgenossen würden, in Hoffnung uns noch zu entzücken und zu bezaubern, indem sie sich auf eben die Art von Gedichten legten, darauf sie sich damals beflissen: so würden sie mit Erstaunen bemerken: daß sie sich weit von ihrer alten Höhe herunterlassen müßten; und mit sich selbst, wie sie sonst gewesen, gar nicht mehr in Vergleichung kämen, so sehr sie sich auch zu erheben sucheten. Sie würden erschrecken, sich nur als bloße Neuere gewahr zu werden: die vielleicht gut, oder auch trefflich, aber gleichwohl gegen einen Euripides und Sophokles, einen Virgil und Homer voriger Zeit, sehr mittelmäßig wären; die ihnen gleichwohl gegen das, was sie itzo wären, sehr geringe bedünken würden. An Fähigkeit fehlet es uns nicht, würden sie sagen. An den vortrefflichen Köpfen, die wir hatten, ist nichts geändert; denen nach der Meynung unsrer Verfechter keine andre gleich kommen. Sollte also der menschliche Witz, davon wir itzo unsern Theil besitzen, wohl abgenommen haben? Durchaus nicht: er muß mehr als jemals gewachsen seyn. Er ist nun schon so lange auf der Welt; er reiset herum, und lernet immer. Er hat so viel gesehen, und sich

durch

durch ſo viel Erfahrungen geſtärket. — — Man lache nicht; der Spiegel zeiget mir das alles.

Man muß nicht denken, daß die größten Männer des Alterthums, zu ihrer Zeit eben die Bewunderung genoſſen haben, die wir ihnen widmen; und die gleichſam ein Artikel der gelehrten Religion geworden iſt. Demoſthenes und Cicero, und was haben wir größers? habens auch erfahren, was das heiße, ein Neuerer zu ſeyn; und alle die Widerſprüche erduldet, die damit verknüpfet ſind. Es hat keinen einzigen berühmten Mann gegeben, dem ſeine Zeit diejenige Hochachtung und Ehre verziehen hat, die er ſich erworben: und kurz, kein Verdienſt iſt jemals ungeſtraft ein itzlebendes Verdienſt geweſen. Man habe nun, was für Eigenſchaften und Gaben man immer wolle: es iſt allezeit ein großer Fehler, daß man noch lebet.

Nur die Könige haben meines Wiſſens, ſelbſt in währender Regierung, das Vorrecht, zum Voraus ein wenig alt zu ſeyn. Gleichwohl iſt die Ehrerbiethung gegen ſie noch viel kleiner, als ſie 100 Jahre hernach ſeyn wird. Man glaubet nicht, wie groß in dieſem Stücke die Macht und das Blendwerk der Entfernungen iſt. Ihre Wirkung geht ſo weit, daß heute zu Tage kein einzig Weibsbild iſt, die nicht durch die Vergleichung mit der Helena beehret wird. Und doch ſtehe ich dafür, auf meines Spiegels Glauben: daß Helena zu ihrer Zeit ſehr getadelt worden; und daß man damals irgend eine andre ältere Schönheit gelobet, die man ihr weit vorzog; weil man ſie nicht mehr, aber wohl Helenen ſah.

Wir haben gewiß itzo eben solche schöne Weiber, als die schönsten des Alterthums waren. Allein gesetzt, daß sie Engel wären, (ich lache selbst über das, was ich sagen werde) so sind sie doch Engel, die es darinn versehen, daß sie sichtbar sind; und die in unsern eifersüchtigen Gedanken, unmöglich an die alten Schönheiten reichen können, die wir uns nur einbilden; und die wir uns, aus Bosheit oder Leichtfertigkeit, als Wunder, die nicht wiederkommen, vorstellen.

Sophokles und Euripides waren wenigstens die Corneillen, Racinen, Crebillons und Voltairen ihrer Zeit; würdens auch itzo eben sowohl gewesen seyn; als unsre itzigen, beynahe die Sophoklen und Euripiden der vorigen Zeit gewesen seyn würden. Ich sage, beynahe; denn ich mag, in den Augen eines Verehrers des Alterthums, für keinen Lästerer gehalten werden. ꝛc.

Gleichwohl gestehe ich, daß mein Spiegel die vermeynte Schwächung der heutigen Köpfe nicht lehret. Nein, die Natur nimmt eben nicht ab: wenigstens sehen wir den Greisen nicht sehr ähnlich. Die Stärke unsrer Leidenschaften, und unsrer Thorheiten, u. die Mäßigkeit unsres Erkenntnisses, ungeachtet es hoch genug gestiegen ist, sollten uns leicht auf den Argwohn bringen, die Natur sey noch sehr jung in uns *. Kurz, wir wissen nicht,

* Freylich haben die meisten witzigen Köpfe in Frankreich und bey uns, alle Fehler der Jugend reichlich an sich: viel Unwissenheit bey vieler Einbildung; viel Ungeduld zum

nicht, wie alt ſie iſt. Vieleicht hat ſie gar kein gewiſſes Alter. Mein Spiegel ſchweigt davon.

Was ich aber bemerket habe, iſt dieſes: daß es ſeit den ſo berühmten Zeiten von Athen und Rom, faſt kein Jahrhundert gegeben, wo ſich nicht eben ſolche groſſe Geiſter gefunden hätten, als jemals; eben ſo gute Köpfe, als Ciceros, Demoſthens, Virgils, Sophokels und Euripids, ja ſelbſt Homers ſeiner geweſen; dieſes göttlichen Mannes, den ich im Spiegel mit Erſtaunen nicht ausgenommen finde; und der es auch gewiß nicht iſt.

Das iſt ſehr viel! wird man ſagen. Und wie meynt ihr Spiegel das? Wo ſind denn die groſſen Geiſter, die mit dem Alterthume zu vergleichen ſind? Wo wollen wir, ſeit den Griechen und Römern, die Ciceronen und Demoſthenen, und alle die andern, davon ſie reden, hernehmen? Vieleicht, aus unſerm Volke, wo ſeit ſo vielen Jahrhunderten, bis auf Ludewig den XIVten, in den ſchönen Wiſſenſchaften nur ſchlechte, ja lächerliche Werke erſchienen ſind?

Man hat freylich recht; ſehr lächerliche Werke, wie mein Spiegel ſelbſt zugiebt. Gleichwohl verſichert er, es habe damals erhabene Geiſter, Köpfe von der gröſten Fähigkeit gegeben. Was lieferten ſie denn? Schlechte Werke in beyderley Schreibart. Freylich! aber bey weitem nicht ſo ſchlechte, als ihre Zeitgenoſſen machten. Diejenige Fähigkeit nun,

zum Hören und Leſen; aber deſtomehr Begierde allein gehöret und geleſen zu werden; viel Herz, ſich ſelbſt hoch zu ſchätzen, und viel Muth die ältern zu verachten.

womit sie den höhern Grad des Lächerlichen vermieden, würde zu unsern Zeiten zugelanget haben, etwas Wunderwürdiges zu leisten.

Man lege also das noch übrige Fehlerhafte, nicht ihren Urhebern, sondern den barbarischen Jahrhunderten zur Last, darinn diese große Geister lebten; und der elenden Anführung, die sie im Absehen auf witzige Schriften bekamen. Sie würden zu andern Zeiten die größten Geister geworden seyn; so wie sie zu den ihrigen die vornehmsten waren. Sie dorften dazu nichts stärker seyn; sie dorsten nur anders gestellet werden.

Wäre Cicero eben so schlecht erzogen, eben so wenig aufgemuntert worden, in einem eben so groben Zeitpuncte gebohren gewesen, als sie; wo er weder den öffentlichen Rednerplatz, noch den Senat, noch die Versammlungen des Volkes, vor welchen von den wichtigsten Dingen von der Welt gehandelt wurde, noch endlich die Regierungsforme gefunden hätte, die sogar das Heil der Völker und das Schicksal der Könige, der Macht und dem Ansehen der Beredsamkeit unterwarf: Würden aber und Ehrenstellen demjenigen Redner ertheilete, der am besten reden konnte.

Wäre Cicero aller gedachten Vortheile beraubet gewesen, so würde er gewiß nichts bessers geleistet haben, als die oberwähnten. Und ob er gleich der bered-

* Es ist freylich etwas wahres darinn: aber die Geister, die einen der Zeit darinn sie leben, anständigen Grad des Witzes haben sollen, müssen auch alles Gute, was die ältern Zeiten geliefert haben, kennen, gelesen und sich zu Nutze

beredteste Mann seiner Zeiten gewesen wäre: so würde doch der beredteste Mann dieser finstern Zeiten, niemals der Gegenstand unsrer Bewunderung geworden seyn. Es würde uns gar Wunder nehmen, daß der Spiegel einen grossen Geist aus ihm machete. Und gleichwohl wäre es Cicero, d. i. einer von den grössten Männern der Welt; dem nichts mehr gefehlet hätte, als in eine bessere Zeit gesetzet zu werden.

Wenn ich von einer bessern Zeit rede: so will ich nicht sagen, daß es in den sogenannten barbarischen Zeiten an Witz gefehlet habe. Es war nur vor der Zeit noch niemals soviel Witz unter den Menschen ausgebreitet, oder gesammlet worden; wie ich oben den Euripides und Sophokles sagen lassen. Der menschliche Witz war noch nicht von so vielen Geistern bearbeitet worden; wie mein Spiegel zeiget. Hier sehe ich, daß das Wachsthum der Geister eine nothwendige Folge der Dauer der Welt ist *: u. daß es alle zeit, obwohl eine weit langsamere Folge davon gewesen seyn würde, wenn gleich die Schreibkunst und Buchdruckerey niemals wären erfunden worden.

Es wäre in der That unmöglich, daß so viele Geschlechter der Menschen auf Erden einander abgelöset hätten, ohne neue Begriffe auszustreuen: und zwar viel mehrere, als die Staatsänderungen und andere Zufälle deren vernichten, oder austilgen können. Man setze noch hinzu, daß auch Begriffe,

* Nutze gemachet haben: sonst hilft es ihnen nichts, daß sie so spät gebohren worden. Aber wie wenige thun das? Und wie wenig Recht haben sie also, sich klüger zu dünken als ihre Vorgänger?

zarten Jungfer-Armen um Erbarmen ſchreyen. p. 46. Der Schatten der ſchwarzen Augen flöſſet Kräfte ein. ib. die Schwanenbruſt ſtreuet reinen Schnee aus. ꝛc.

So ſollte auch p. 13. Stich deinen Degen ein, heiſſen ſteck. p. 31. Flieh' ich in die Welt, flieg. p. 36. Beſäbbern, iſt pöbelhaft. Man ſagt zwey Weiber, nicht zwo, wie p. 41. ſtehet. p. 43. Buch und genug reimet ſich nirgends, als in einem zur üblen Ausſprache gewehnten Munde. p. 46. Schön- und Lieblichkeiten iſt falſch, denn man ſpricht ſo wenig Schönichkeit, als Lieblichheit. In das Wort ſchauen, hat ſich Herr Woken verliebt, er läßt es uns in fünf Seiten fünf mal ſchauen, andrer Stellen nicht zu gedenken. p. 69. Sich erſchrecken; das ſich iſt überflüßig und provinzialiſch.

Ob jemand dieſe und faſt unzehliche andre Stellen an andern Poeten, die höher ſitzen, verehren werde, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn.

Ich ſchlieſſe dieſe Abhandlung mit den Worten des Fr. *Garaſſe*, Somme Theol. L. II. p. 519. Selon la iuſtice tout travail honnete doit être recompenſé de louange, ou de ſatisfaction. Quand les bons eſprits font un ouvrage excellent, ils ſont iuſtement recompenſés par les applaudiſſemens du public. Quand un pauvre eſprit travaille beaucoup, pour faire un mauvais ouvrage, il n'eſt pas iuſte, ni raiſonnable, qu'il attende des louanges publiques: car elles ne lui ſont pas dües. Mais afin que ſes travaux ne demeurent pas ſans recompenſe, il poſſede une ſatisfaction perſonelle, que perſonne ne luy peut envier ſans une iniuſti-

die sich zerstreuen oder auslöschen, nicht eben soviel sind, als ob sie niemals da gewesen wären. Sie gehen nicht ganz verlohren.

Ihr Eindruck bleibt unter den Menschen; so, daß es allemal besser ist, sie gehabt zu haben: indem sie viel andre Gedanken zurücklassen, die man nicht ohne sie hätte haben können. Das allerdümmste Volk ist heut zu Tage klüger, als das dümmste Volk vorzeiten gewesen. Der Mangel am Verstande ist in der bekannten Welt itzo nirgend so groß, als er sonst gewesen ist.

Mein Spiegel geht noch weiter. Ueberall, wo es Versammlungen von Menschen giebt, so unbekannt sie der übrigen Welt sind, so sind sie einander zulänglich, Begriffe zu erlangen. Sie haben deren itzo viel mehrere, als vor 2000. Jahren; und der Verstand hat unter ihnen nicht in einerley Zustande bleiben können. Nun vergleiche man diesen Verstand, mit etwas unendlich kleinem; welches aber durch ein unendlich langsames Wachsthum allezeit etwas von seiner Kleinigkeit verliert.

Kurz, ich wiederhole es noch einmal: Die Menschheit überhaupt bekömmt immer mehr Begriffe, als sie verliert: und selbst ihr Unglück giebt ihr bisweilen mehr, als es ihr raubet. Die Anzahl von Begriffen, die in der Welt war, ehe die Römer sie besiegten, und folglich sehr erschütterten: war

* Wie aber? verirren sich nicht auch heute zu Tage noch, in Frankreich, und bey uns, und überall, unzählige Geister; die gleichwohl bereits Geschmack, das ist Beurthei-

war weit geringer, als die Menge der Begriffe, die durch das übermüthige Glück der Sieger, und durch die Zerrüttung und Untertretung der überwundnen Welt ausgebreitet ward. Jeder von dieſen Zuſtänden gebahr einen neuen Verſtand und Witz, und ward der Erde eine neue Erfahrung.

Und eben ſowohl, als man noch nicht alle Geſtalten erfunden hat, deren die Materie fähig iſt: ſo hat auch die menſchliche Seele noch nicht alles gewieſen, was ſie ſeyn kann. Alle ihre mögliche Arten zu denken und zu erfinden, ſind noch nicht erſchöpfet. Und daraus, daß die Menſchen allezeit dieſelben Leidenſchaften, Tugenden und Laſter haben, folget noch nicht, daß ſie bloß wiederholet werden. Es geht damit, wie mit den Geſichtern. Da iſt nur eine Naſe, ein Mund und Augen: und gleichwohl iſt keins vorhanden, das nicht alle dieſe Dinge mit ſolchen Veränderungen hätte, dadurch ſie alle von einander unterſchieden ſind.

Ich komme wieder auf die großen Geiſter unſers Volkes; die in vorigen Zeiten ſchlechte Sachen geſchrieben haben. Ich ſage, ſie hätten mehr Begriffe gefunden, als ihre Vorfahren gehabt hatten: allein zum Unglücke fanden ſie keinen Geſchmack; ſo daß ſie nur deſtomehr Raum hatten, ſich zu verirren *. In dieſem Falle iſt die Menge der Begriffe kein Vortheil, ſondern ein Hinderniß. Sie

theilungskraft, ja gar Kritik in der Welt finden? Woher kömmt das? Sie leſen nicht die Schriften ihrer beſten Vorgänger: ſondern wollen ſich neue Wege bahnen, die ſie aber verführen.

hält von der schönen Einfalt ab, und beut überflüssigen Stoff dar, lächerlich zu werden *. Man gebe viel Reichthümer Leuten in die Hände, die nicht damit umzugehen wissen: so werden alle seine Ausgaben Thorheiten seyn.

Die Alten aber hatten nicht soviel Stoff und Vorrath, so närrisch zu werden, als wir haben; und folglich auch billig werden sollten: dagegen sind sie auch niemals mit solcher Pracht einfältig gewesen als wir **. Wenigstens lehret mein Spiegel das; der bey dem Lobe der alten Einfalt saget: daß sie weit buchstäblicher als die unsre gewesen; da hingegen die unsre viel reicher ist. Es ist die Einfalt eines großen Herrn. ***

Warten sie! wird man rufen: Sie reden von Zeiten, wo kein Geschmack war; ob es gleich mehr Be-

* Das thut sie gedachter massen, auch zu den aufgeklärtesten Zeiten: wie die Erfahrung lehret.

** Das werden Kenner des schönen Alterthums schwerlich einräumen.

*** Es ist aber auch ein mit gar zu vielen Schnörkeln überladener Reichthum, eine Verschwendung von Zierrathen, die oft sehr schlecht zusammen gehören. Man sehe nur die heutigen Meisterstücke der französischen Maler, Kupferstecher, Baumeister; ihrer Opern und Herenkomödien zu geschweigen. Und wo bleibt der Goût barocq.? Ist das Einfalt?

**** Hier hat der Verfasser vollkommen recht: und sein Vaterland giebt ihm den völligen Beweis davon. Die junge Welt in demselben ist den alten richtigen Geschmack des vorigen Jahrhunderts überdrüßig, und strebt nach etwas neuem. Corneille und Moliere sind altfränkisch; auch die Racinen und Voltairen mag man kaum mehr. Daher

Begriffe und Witz gab, als jemals vorhin: iſt das nicht ein Widerſpruch?

Nein, mein Herr: wo ich meinem Spiegel glaube: ſo kann eine große Menge von Begriffen, und ein großer Mangel an Geſchmack gar wohl beyſammen ſtehen. Die Vermehrung der Begriffe iſt eine nothwendige Folge der Weltdauer. Die Quelle davon verſiege nicht, ſo lange es Menſchen giebt, die einander folgen; und Begebenheiten, die ihnen zuſtoßen. Aber die Kunſt, dieſe Begriffe zu witzigen Werken anzuwenden, kann ſich verlieren. Die ſchönen Wiſſenſchaften fallen, die Kritik und der Geſchmack verſchwinden; die Schriftſteller werden lächerlich, oder grob: indeſſen daß der menſchliche Verſtand überhaupt dennoch in der Welt wächſt. ***

II. Theoph.

Daher wird man nun auf theatraliſche Hexenmährchen, Orakel, Feuerwerke, wälſche Intermezzen und Ueberſetzungen aus dem Engliſchen erpicht. Einige Wohlgeſinnte beſchuldigen die Pariſer ſchon einer Anglomanie, d. i. einer engliſchen Raſerey. Viel alte, und gelehrte Männer beſeufzen dieſen Verfall; können ihn aber nicht hemmen. Geht es bey uns wohl ein Haar anders? Und was noch das tollſte iſt, iſt dieſes: daß man bey uns alle Ausſchweifungen des Witzes, alle Raſereyen der Einbildungskraft, mit dem edlen Namen des Denkens belegt. Denn wer ſolchergeſtalt wie ein Febricitant in der Hitze ſchwärmet und plaudert, ohne zu wiſſen was, von dem ſagen unſre altags Critikaſter: Er denket! Dieſe Art zu denken nun iſt ein neuer Fund der alpiniſchen Miltonianer; der ſeit wenigen Jahren erfunden worden. Freylich! ſo haben unſre Opitze, Flemminge, Canitze, Neukirche, Beſſer, Pietſchen und Günther nicht gedacht.

II.

Theoph. Georgi I. und II. Supplement, zu dessen allgemeinem europäischen Bücherlexico, im welchem nach alphabetischer Ordnung die Autoren derer Bücher nachgetragen worden, so in den ersten vier Theilen nicht enthalten sind. ꝛc. Leipzig, bey Schönermarken. T. I. 1750, 400 Seiten. T. II. 1755, 390 Seiten in Fol.

Wer es weis, wie nöthig einem bisweilen die Nachrichten von alten und neuen Büchern, sind, die theils in, theils außer Deutschland ans Licht getreten: der wird es nicht anders, als mit Dank erkennen, daß theils der Sammler dieses großen Bücherverzeichnisses, theils der Verleger desselben, so viel Mühe und Unkosten auf dasselbe verwandt haben. Wie es aber nicht möglich ist, solche weitläuftige Werke auf einmal zur Vollkommenheit zu bringen: so konnte man es auch nicht begehren, daß gleich die ersten vier Theile dieses allgemeinen Bücherverzeichnisses, alle in der Welt vorhandene Bücher in sich fassen sollten. Wer ist unter uns allwissend? Wer hat Gelegenheit alle in der Welt vorhandene Bücher zu sehen, oder nur alle Verzeichnisse derselben in die Hände zu bekommen? Ihre Anzahl ist heute zu Tage schon fast unübersehlich; wächst aber noch täglich mehr an. Endlich kommen auch jährlich noch eine Menge neuer Bücher heraus, die immer nachgetragen werden wollen. War

War es alſo wohl ein Wunder, daß Hr. Georgi, zu ſeinem erſten Werke noch ein Supplement, oder eine Ergänzung liefern mußte? Und war es nicht vielmehr billig, ſeinen unermüdeten Fleiß zu loben, mit welchem er eine ſehr große Menge Bücher, die ihm vorhin nicht bekannt geworden waren, nachtrug, und ſeinen Leſern bekannt machte? Viele darunter waren alt, d. i. ſchon vor dem Anfange des XVIten Jahrhunderts, und alſo in den erſten 150 Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, ans Licht getreten. Wer nun weis, wie ſelten ſich dieſe Ausgaben bereits zu machen pflegen; da unwiſſende und unbarmherzige Hände ſie oft ſo muthwillig verderben, und zu Grunde richten: der muß alle ſolche Nachrichten von dieſen erſten, und alten Ausgaben mit Erkenntlichkeit aufnehmen; als wodurch die Bücherkenntniß bereichert, und das Andenken von dem Fleiße unſrer Vorfahren erhalten wird.

Darunter nun finden ſich Werke der Kirchenväter, Schriftgelehrten, Rechtslehrer, Aerzte, Naturforſcher, Sprachgelehrten, Weltweiſen, Erdbeſchreiber, Kunſtrichter, Chymiſten, Tonkünſtler, Rechenmeiſter, Mathematiker, Wundärzte und claſſiſche Schriftſteller. Es ſind Ausgaben darunter, die nicht nur in Deutſchland, ſondern in dem ganzen europäiſchen Welttheile, als dem eigentlichen Sitze der Gelehrſamkeit, geſchrieben und gedrucket worden: ſo viel man deren habhaft werden oder anderwärts verzeichnet antreffen können. Bey jedem Buche ſind deſſen verſchiedene Auflagen, mit ihren Jahrzahlen, Formaten, Oertern und Verlegern nam-

namhaft gemachet: ja selbst die Anzahl der Bogen, und der Preis jedes Stückes, ist so viel möglich dabey angemerket worden.

Man glaube ja nicht, daß dieses eine bloße Buchhändlerwissenschaft abgiebt. Denn gesetzt 1) daß es so wäre; so ist es ja nicht unnützlich, auch diesen nützlichen Bürgern und unentbehrlichen Handlangern der gelehrten Welt, die fast unendliche Menge der Bücher bekannt zu machen, darnach bisweilen von diesem oder jenem Liebhaber gefraget wird; und ihnen die Wege zu Verschaffung derselben zu erleichtern. Allein weit gefehlt, daß es ihnen allein behülflich wäre: wie oft ist es nicht 2) selbst den Gelehrten nöthig zu wissen, welches die erste, beste, oder letzte Ausgabe eines Buches sey, welches sie sich anschaffen wollen? Wann und wo sie gedruckt sey? Wie stark, in welchem Formate, und wie theuer sie endlich sey, damit er nicht übervortheilet, oder betrogen werde? Solchen Gelehrten nun, kann dieses Buch zu einem Orakel dienen, und also einen sehr brauchbaren Rathgeber abgeben.

Bisher haben wir angezeiget, was beyden Theilen des Anhanges, oder Supplements gemein ist. Nun müssen wir auch noch erwähnen, was jeder besonders hat. Der erste kam 1750 heraus, und da ist leicht zu denken, daß in den Jahren 1739, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, und 47 noch eine Menge neuer Bücher herausgekommen seyn werden, von welchen in dem großen Verzeichnisse noch nichts hatte stehen können. Diese mußten nun nachgeholet werden: und man konnte desto genauer von allen

allen benachrichtigen, da bey neuen Sachen alles leichter zu erfahren iſt; als bey alten.

Der II. Theil tritt itzo 1755. erſt ans Licht; und folglich konnte derſelbe das Verzeichniß der Bücher in ſich halten, die in den Jahren 1748, 49, 50, 51, 52, 53 und 54 ans Licht getreten; und zwar wiederum ſowohl in Deutſchland, als in benachbarten Ländern. Das ſind nun die gelehrten Früchte des Helikons von 15 bis 17 Jahren, die gewiß eher unter die fruchtbaren als unfruchtbaren gehören. Man wird ſolches aus der großen Menge von Büchertiteln wahrnehmen, die in dieſen Jahren im Drucke erſchienen: da doch gewiß die ausländiſchen noch lange nicht vollſtändig ſind. Nun ſtehen wir zwar nicht dafür, daß alle dieſe Früchte dauerhafte Winterfrüchte ſeyn, und bis ins nächſte Jahrhundert kommen werden. Allein wie will man das begehren? Dauren doch auch Kirſchen und Erdbeeren kaum einen oder ein Paar Monathe, und wir verachten ſie doch nicht. Warum ſollte man alſo Schriften für nichts achten, die wenigſtens, ſo lange ſie neu ſind, geleſen werden: und wenigſtens ſo viel Vergnügen machen, als bunte Sommervögel, oder Schmetterlinge, denen die Kinder etliche Tage nachlaufen, um ſie zu haſchen; die aber in kurzem verſchwinden, ohne daß man gewahr wird, wo ſie geblieben ſind. Wenigſtens wird die Nachwelt nach unſern Zeiten aus dieſem Verzeichniſſe erfahren, daß eine Menge ſolcher gelehrten Inſekten etliche Monathe bey uns herumgeflattert haben.

Nun

Nun sollten wir unsern Lesern einige Proben von seltenen Stücken geben, die man aus diesem Verzeichnisse kennen lernet. Aber wo sollen wir anfangen? Wir wollen von denen einige anführen, die noch im XV. Jahrh. gedrucket worden: da finden wir im I. Supplem.

1) *Abdilazi* libellus Ysagogicus, qui dicitur Achabiticus ex Arabico versus à Joh. Hispalensi cum Comm. Jo. de Saxonia 1491. Venet. verl. de Forlivio. 4.
2) *Barthol. Anglici* de proprietatibus rerum Libri XIX. Norimb. apud Koburgerum. 4. 1483.
3) *Petri de Apono*, s. Aponensis, Problemata Aristotelis, cum duplici translatione, 1482. Venet. & Patav. in Fol.
4) Joh. Tortellii Aretini Comment. Grammaticus de Orthographia e Græcis. Vincent. 1479. in 4.
5) Sti. Aur. Augustini Opuscula plur. Sect. XXXV. 1483. f.
6) Ejusdem de Civitate Dei. L. L. XXII. Basil. Amerb. fol 1489.
7) Ejusdem Epistolarum Liber 1493. fol. ibid. eod.

Soviel mag aus dem Buchst. A. des I. Supl. genug seyn. Aus dem folgenden II. Bande mögen diese zur Probe dienen:

1) Aesopi Vita & Fabulæ, Philaridis Tyranni, Apolonii, Pythagoræ & Bruti Epistolæ græce. 4. Justinopoli. 1498.

2) Rud.

2) Rud. Agricolæ Opera, Antwerp. 1476.
3) Alberti magni Epiſc. Ratisb. de Animalibus 1478. fol. Mant.
4) Ejusd. Liber idem 1490. fol. Venetiis.
5) Ejus. Sermones XXII. aurei. Col. 1498. fol. &c.
6) Abulpeter Arazi opera medica. Bon. 1497 fol.
7) De Secretis Aphorismor. &c. fol. Ven. Locatelli.
8) Helenæ Acronis in Q. Hor. Flacci Venuſini Opp. Expoſitio Mediol. 1474 fol.
9) Abulmaſæ Flores aſtrologici cum fig. 4. Aug. Vind. 1488.
10) Ejusd. alia de A. 1489.
11) Alexandri Carpentarii, ſ. Fabricii Summa, quæ deſtructorium vitiorum appellatur, contra errores & vitia Cleri ſuique ſeculi monachos, fol. 1496. Norimb. ap. Cobung. u. d. m.

Sollte nun, nach einem ſo großen Vorrathe und Verzeichniſſe alter und neuer Schriften ein Wunſch erlaubt ſeyn, ſo wäre es dieſer: daß wenn, wie leicht zu vermuthen iſt, eine neue Auflage dieſes Werkes veranſtaltet werden ſollte, anſtatt der bisherigen alphabethiſchen, die chronologiſche Ordnung aller Bücher beliebet werden möchte.

Dieſes würde in vielerley Abſichten den Gelehrten ſehr dienlich ſeyn: theils mit einem Blicke in hiſtoriſcher Zeitfolge und Richtigkeit, den Anfang, Fortgang und Flor gewiſſer Wiſſenſchaften zu erſehen; theils auch die frühern oder ſpätern Verdienſte der verſchiedenen Nationen, um dieſe oder

iuſtice plus que barbare. Tout ainſi, que la nature donne de ſatisfaction aux grenouilles de leur chant. Autrement le blame public, ioint à leur mecontentement ſeroit ſuffiſant pour les reduire au deſeſpoir.

X.

Verzeichniß einer Gattung eigener Namen bey uns Deutſchen.

Es iſt bekannt, daß D. Luther von den Nominibus propriis bey uns Deutſchen eine eigene Abhandlung aufgeſetzet, die wir mit der Zeit auch dieſen Beyträgen einzuverleiben entſchloſſen ſind. Nun haben nach ihm auch andre gelehrte Männer ſchon viel Fleiß auf die Unterſuchung deutſcher Namen gewandt. Weil nun in denſelben die Uberbleibſel der alten Sprache, daraus die itzige hochdeutſche Mundart entſtanden iſt, noch anzutreffen ſind: So wäre es nicht übel gethan, wenn man ein vollſtändiges Regiſter aller bey uns üblichen Zunamen vor ſich hätte. Ohne Zweifel iſt dieſes die Meynung desjenigen tiefſinnigen und fleißigen Mannes geweſen, der uns folgende Gattung deutſcher Namen zugeſandt: Wovor wir ihm allerdings verbunden ſeyn müſſen. Denn weil ein vollſtändiges Namen-Regiſter zu weitläuftig iſt, als daß es ſollte ſo leicht zu Stande gebracht werden könnte: So wird es doch nicht unangenehm ſeyn, auch nur dieſe kleine Probe davon zu ſehen.

jene Art der Gelehrſamkeit wahrzunehmen. Wir erſuchen alſo die Herrn Verleger mit Ernſt darauf bedacht zu ſeyn: zumal da ſonſt verſchiedene Druck und Schreibefehler zu verbeſſern nöthig ſeyn würden.

III.

Memoires de Litterature tirés des Regiſtres de l'Academie Royale des Inſcript. & belles Lettres depuis l'année MDCCXL. V. jusques & compris l'année 1746. Tome XIX. A Paris de l'imprim. royale 1753. in 4. p. 735.

Da wir ſehen, daß alle deutſche Monathſchriften von dieſem ſo wichtigen als koſtbaren Werke der kön. Akad. der ſchön. Wiſſ. zu Paris, ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachten: ſo glauben wir unſern Leſern einen Gefallen zu thun, wenn wir ſie von dem merkwürdigen Inhalte der neuen Theile deſſelben, nach und nach benachrichtigen. Wir haben neulich des XVIII. Bandes Erwähnung gethan, und ſchreiten alſo zum XIX. melden aber zum voraus, daß wir bereits den XX. und XXIſten davon in Händen haben, welche die kön. Akademie unlängſt der Fr. Prof. Gottſchedinn als ein Geſchenk überſandt hat.

Den Anfang machen Herrn Gisberts Beobachtungen über verſchiedene Verzeichniſſe der ägyptiſchen Könige. Diodor von Sicilien hebt die Reihe derſelben mit dem Menes an, und alle andre

dre Geſchichtſchreiber ſtimmen ein. Etliche Araber aber ſetzen an die Spitze derſelben einen Beiſar, oder Beithier, d. i. den Buſiris: deſſen zwar unſre Geſchichtſchreiber auch, aber allererſt nach dem Menes und ſeinen Nachkommen gedenken. Dieß giebt nun zu vielen artigen und gelehrten Unterſuchungen Anlaß, welche die älteſten Geſchichte dieſes Volkes aufklären; zumal auch Manethons Verzeichniß mit Diodors ſeinem auf einer Tafel gegen einander geſtellet werden. Um beyläufig eine Probe von den Beobachtungen des Verfaſſers zu geben, ſo merket er an, daß der Namen Horus oder Orus unter den ägyptiſchen Königen nicht ein eigener Namen, ſondern eine gemeine Benennung, Ouro, die einen König bedeutet, geweſen, wie Salmaſius ſchon beobachtet hat. Ωρος Aegyptiacum eſt ἐγω, quod eſt dominus, unde μεγεγω dominatio. Eben daher kömmt durch die Vorſetzung eines π oder φ, welches die Aegypter vor ein Nennwort männlichen Geſchlechts in der einzelnen Zahl ſetzen, Phauro, oder Pharao, d. i. der König. Dieß iſt ein ungemein gründliches Stück.

Herr Freret unterſuchet hierauf das alte Kappadociſche Jahr; und bald darauf auch den Urſprung und die Alterthümer der Königreiche Kappadocien und Pontus. Das alte kappadociſche Jahr beſtund aus 12 Monathen, jeden zu 30 Tagen gerechnet: wie die alten Aegypter und andre Völker gezählet haben; ſo daß man am Ende allemal fürf Schalttage zuſetzete; die 6 Stunden des julianiſchen Jahres aber nicht achtete. Die Lage von Kappadocien

war zwiſchen dem Fluſſe Halys und Euphrat, und vom Berge Taurus bis an den Pontus Euxinus, oder ans ſchwarze Meer. Die Sprache dieſes Volkes ſoll mit den alten Phrygiern *, Lydiern und Parthern einerley geweſen ſeyn, ehe ſie ſich mit dem armeniſchen vermiſchet hat. Folglich muß ſie mit dem Celtiſchen oder alten Deutſchen verwandt geweſen ſeyn, obgleich Herr Freret ſolches nicht zugeſtehen will. Er geht indeſſen die ganze Geſchichte dieſes Volkes durch, und zeiget wie ſie nach und nach unter die Perſer, Griechen und Römer gekommen. Ihre Religion hat neben verſchiedenen Götzen, auch die Verehrung des Feuers, nach Art der Perſer gelitten.

Eben derſelbe Herr **Freret** unterſuchet hiernächſt das alte armeniſche Jahr, worinne er dasjenige fortſetzet, was er von dem unbeſtändigen perſiſchen Jahre geſaget hatte. Der Abt **Geinoz** vertheidiget den **Herodot** gegen Plutarchs Vorwürfe: und Herr von **Bougainville** erläutert das Leben und die Reiſen des Marſiliers **Pytheas**, der zuerſt um das weſtliche Europa in die nordiſchen Meere geſchiffet und ſie beſchrieben hat. Er ſuchet darinn die falſchen Begriffe zu verbeſſern, die man ſich von dieſem berühmten Manne bisher gemachet. Er iſt der älteſte Schriftſteller des Occidents, ein geſchickter Sternkundiger und Naturforſcher, ein richtiger Erdbeſchreiber und kühner Schiffmann; deſſen Reiſen

* Denn Phryges heißt nach dem Heſychius Φρυγες, die Freyen: und Lydii heißt die Leute; plattdeutſch: de Fryen und de Lüde. Andrer Beweiſe zu geſchweigen: z. E. da das trojaniſche Schloß Pergamus περγος hieß, d. i. die Burg.

ſen der Naturgeſchichte und dem Handel viel Vortheile gebracht haben; kurz der die Kenntniß der Erdkugel ſehr erweitert hat. Gleichwohl haben **Polybius** und **Strabo** ihm viel Vorwürfe gemachet, ihm Unwahrheiten und Unrichtigkeiten vorgerücket. **Bayle** ſtimmet ihnen bey: da ihn doch **Eratoſthenes** in dem einen Theile ſeiner Arbeit zum Führer erwählet hatte, was nämlich das nordliche Europa betrifft. **Hipparch** und **Gaſſendi** haben ihn auch nach der Zeit vertheidiget; obgleich weder er, noch **Rudbek** in ſeiner Atlantica, ihn auf die gehörige Art zu rechtfertigen gewußt. Unſer Verfaſſer ſetzet ihn in die Reihe der Camaſche, der Columben und der Magellanen, die würdiger ſind in den Geſchichten zu leben, als Seſoſtris und Alexander. Wir können uns aber in die Ausführung ſelbſt nicht einlaſſen, und merken nur an, daß der Herr Verf. den Pytheas, wider des **Voſſius**, **Harduins**, **Gaſſendi** und **Baylens** Meynung, ins vierte Jahrhundert vor Chriſti Geb. ſetzet, ehe noch Alexander nach Indien gezogen, welches im 327 J. geſchehen, und ihn zwo Reiſen, eine bis nach Island, und die andre in die Oſtſee thun läßt, bis an eines Fluſſes Mündung, die er den Tanais nennet; und den der Herr Verf. für die Weichſel, oder Rhadaune bey Danzig hält; wobey er **Leibnitzens** Anmerkung aus dem Miſcell.Berol.Vol.I. anführet. Beyde Reiſen hat Pytheas griechiſch beſchrieben; und beyder Abſicht iſt geweſen den Zinnhandel mit Brittannien und den Börnſteinhandel in

Preußen zu erweitern, wo damals die Guttonen, d. i. die Gothen wohneten.

Herr **de la Nauze** unterſuchet hierauf den Zuſtand der Gelehrſamkeit zu Lacedämon; die man insgemein für unwiſſende Barbarn zu halten pflegt: und Herr **Hardion** handelt vom Urſprunge und Wachsthume der Redekunſt in Griechenland. Abhandlungen von dieſer Art, können Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften eben ſo wenig gleichgültig ſeyn, als die folgende des Herrn **Parry**, über den Urſprung der Trauerſpiele. Sowohl den Urſprung der Beredſamkeit, als der Tragödien hat man den homeriſchen Heldengedichten zu danken; ſo wenig es das Anſehen hat. Hier kommen die ſchönſten Regeln des guten Geſchmackes und der freyen Künſte vor, die ſowohl in Frankreich, als bey unſern jungen Schriftſtellern, ganz ins Vergeſſen zu gerathen ſcheinen; weil ſie die alten Lehrer der Beredſamkeit nicht leſen wollen, ſondern lieber neuern Verführern folgen, die ihnen einen wilden ſelbſtgewachſenen Witz anpreiſen. Wir wünſcheten ſehr, daß dieſe geſunden und gelehrten Anmerkungen der vernünftigſten Franzoſen nicht in einem Buche von ſoviel Bänden ſtünden: damit ſie mehr, oder doch eben ſo viel geleſen würden; als andre flüchtige Scarteken, die heute zu Tage den Geſchmack junger Leute verderben.

Hr. **Fourmont**, der ältere, handelt ſodann von den hebräiſchen punctirten Abſchriften der Bibel. Er hat ſich mit beſonderm Fleiße auf die alten Abſchriften der griechiſchen Bibel, die in der königl.

Bibli-

Bibliothek ſind, geleget, um die abweichenden Lesarten zu ſuchen, die Hieronymus ſchon bemerket hat. Er hat ihrer noch viel mehrere gefunden; aber auch bemerket, daß weder er, noch Erasmus, noch Rob. Stephan, noch Mill, die wahren Urſachen derſelben gefunden: welches er bey andrer Gelegenheit zeigen wird. Von den griechiſchen Abſchriften gieng er zu den hebräiſchen; um auch darinn verſchiedene Lesearten zu beobachten. **Voſſius** und **Pezron** haben nicht hebräiſch genug gekonnt, dieſelben zu ſehen, und die Vorurtheile der Ausleger zu beſtreiten. **Cappel** hatte nur die ſeit 250 Jahren gedruckten Ausgaben unterſuchet: aber man mußte ältere und mehrere Abſchriften vergleichen. **Morin** hat nur die 70 Dollmetſcher und den ſamaritaniſchen Text im Kopfe gehabt, und nach den ſchönſten hebräiſchen Abſchriften nichts gefraget; wie ihm ſchon P. **Simon** vorgerücket. Hr. **Fourmont** kannte überdem die Art und ſeichte Gelehrſamkeit nebſt den Vorurtheilen der Juden. Daher war es ihm leicht, hierinn etwas mehr zu leiſten, und den Vorurtheilen der Schriftforſcher, von der Unveränderlichkeit des hebräiſchen Textes, zu entdecken. Man kann leicht denken, wie wichtig dieſe Abhandlung für die Schriftgelehrten ſeyn muß. In 54 Abſchriften der hebräiſchen Bibel, welche die par. Bibliothek hat, läßt ſich ſchon etwas entdecken. Auſſerdem hat er auch Hottingers, Plantavicens, Bartolocs und Wolfs Schriften dabey gebrauchet. Und von 300 ſolchen geſchriebenen Bibeln ſind kaum

zehn oder zwölf ohne Puncte geschrieben. Kurz Hr. Fourmont behauptet das Alterthum der Puncte.

Hierauf lieſt man eine Abhandlung des Hrn. Grafen von **Caylus**, über die gegrabenen Steine der Alten. Nachdem er alle gegrabenen Steine aus dem königl. Cabinette in Kupfer geſtochen, hat er ſie dem Hrn. **Mariette** übergeben, der ein ganzes Buch davon geſchrieben hat *. Der Herr Graf glaubet mit Rechte, daß es unmöglich ſey, die meiſten geſchnittenen Figuren der Edelgeſteine zu erklären: weil wir die alte Mythologie nicht ſattſam kennen; die ſelbſt unter den Heyden voll verwirrter Begriffe, und mit ſich ſelbſt nicht einig war. Gleichwohl handeln die meiſten Edelgeſteine von abergläubiſchen Religionsgebräuchen. Hier iſt es nun leicht geſaget, wenn man ein Rind darauf findet: **Das iſt ein Apis!** Aber manchen Beyſatz (attributum) der den Apis zum Gelächter zu machen ſcheint, zu erklären, das iſt ein anders. Kurz, hier haben die großen Anbether der Alten etwas zu lernen.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir nur von einer jeden Abhandlung dieſes Bandes etwas weniges ſagen wollten: es iſt alſo beſſer, die übrigen, nur dem Inhalte nach, bekannt zu machen. Eben dieſer Graf von **Caylus** erläutert einige Stellen des **Plinius**, ſo die Zeichenkunſt, und was davon abhängt, betreffen. Der Abt **Resnel** handelt von den Sortibus homericis und virgilianis, imgleichen

* Ehestens wollen wir Hrn. **Natters**, eines berühmten deutſchen Künſtlers zu London, gelehrte Widerlegung deſſelben unſern Leſern bekannt machen.

chen den Sortibus Sanctorum der alten Chriſten. Hr. Abt **Fenel** unterſuchet, was die alten Heyden von der Auferſtehung der Todten geglaubet haben. Hr. Abt **de la Nauze** handelt von dem Leben und den Thaten des alten Balbus. Der Abt **Vatry** ſchreibt von der Fabel der Aeneis. Der Abt **de la Bleterie** unterſuchet in dreyen Schriften, ob die kaiſerl. Würde bey den Römern erblich oder wahlförmig geweſen. Eben derſelbe unterſuchet, was der Name **Auguſtus** bedeutet habe, als man denſelben dem Cäſar **Octavius** beylegte; und ob dieſer, dadurch, daß er ihn dem **Tiber** ertheilet, ihn dadurch zum Nachfolger ernennen wollen? Der Abt **Belley** erkläret, was der Annus ſacer, der auf der Rückſeite vieler römiſchen Kaiſermünzen vorkömmt, bedeute? Hr. von **Boze** ſtellet Betrachtungen über einen Schaupfenning an, der zu Korinth auf den Kaiſer **Lucius Verus** geſchlagen worden; und Hr. **Duclos** liefert eine Abhandlung von den Druiden.

Hr. Abt **Belley** handelt von der politiſchen Verordnung in Gallien, dadurch die Namensänderung vieler Städte veranlaſſet worden. Hr. de la **Barre** unterſuchet das geographiſche Maaß der Alten, ſonderlich zeiget er, daß das griechiſche Stadium zweyerley geweſen. Hievon ſind drey bis vier Abhandlungen, darinn auch die Schene der Aegypter, und die Paraſange der Perſer erkläret wird. Hr. **Freret** handelt von den alten **Cimmeriern**, ſonderlich dem Theile dieſes Volkes, welches auf der Nordſeite des Donauſtroms, und gegen Abend des ſchwarzen Meeres gewohnet. Dieß Stück iſt ſehr be-

trächtlich für uns Deutſchen, weil dieſe Cimmerier, Gothen und Thracier unſre Vorfahren, oder Vättern geweſen. Strabo ſaget ausdrücklich, daß die Geten, Thracier und Dacier einerley Sprache geredet. Die Thracier aber, wie Thucydides berichtet, wohnten in den heroiſchen Zeiten, als Eumolpus und Tereus ſie beherrſchten, die mit den Athenienſern wider Eleuſis kriegten, in den Thälern des Parnaſſes, in Daulien und Phocis, und zum Theile in Böotien. Orpheus, Thamyris und Philammon kamen daher: und nach des Ephorus Zeugniſſe haben die Thracier den Berg Helikon den Muſen geweihet.

Nun machen noch etliche Abhandlungen des Hrn. Abts **Belley** den Schluß. Die I. handelt von **Juliobona**, der alten Hauptſtadt des Volkes der **Caleter**. Die II. giebt Nachricht von einem römiſchen Wege, vom Ausfluſſe der Seyne bis nach Paris. Die III. iſt eine hiſtoriſch geographiſche Abhandlung von Auguſta, der alten Hauptſtadt der **Veromanduer** (oder Wehrmänner). Die IV. handelt von der Stadt **Limonum**, dem Haupte der Pictoner. Die V. erkläret **Auguſtoritum**, eine alte galliſche Stadt; und die VI. **Ratiatum**, gleichfalls eine Stadt der Gallier.

Es iſt kein Zweifel, daß ſo wie die erſten Stücke dieſes Bandes von allgemeinem Nutzen für alle Gelehrten ſind: alſo dieſe inſonderheit den Alterthümern von Frankreich ein gutes Licht anzünden werden. Und was iſt mehr zu wünſchen, als daß unſre heu-

tigen

tigen gelehrten Geſellſchaften in Deutſchland ſich auf eben ſolche patriotiſche Unterſuchungen legen mögen, die in die Erläuterung unſers Vaterlandes alter Zeiten einen Einfluß haben.

IV.

Hn. Joh. Heinrich Gottlobs von Juſti Staatswirthſchaft, oder ſyſtematiſche Abhandlung aller ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften, die zur Regierung eines Landes erfodert werden; in zween Theilen ausgefertiget ꝛc. Leipzig, verl. Bernh. Chriſt. Breitkopf 1755. in gr. 8.

Zu einer Zeit, da alle Regierungen auf die gute Haushaltungskunſt aufmerkſam ſind, und, wo nicht überflüßige Ausgaben zu erſparen, doch ihre Einnahme zu vermehren ſuchen; war es wohl ein Wunder, daß dieſe große Kunſt noch nicht in einen ordentlichen Zuſammenhang gebracht worden. An einzelnen Abhandlungen beſondrer Materien fehlt es uns ſeit zehn bis zwanzig Jahren ſo wenig, daß wir beynahe einen Ueberfluß davon haben. Denn wimmeln nicht alle Buchläden von Policey, Cameral- und ökonomiſchen Schriften, an Schriften von Steuren und Acciſen, vom Ackerbaue und der Viehzucht, vom Bergbaue, von Bereitung der Farben, vom Münzweſen, vom Handel und Manufacturen u. a. dergl. Materien, die ein Land, oder wenigſtens den Landesherrn reich machen

Namen, ſo ſich auf Mann endigen nach dem Alphabet.

A. Achtman, Ackerman, Affelman, Alman, Altman, Angerman, Aſſeman, Aßman.

B. Bachman, Badman, Bandman, Banneman, Bartman, Bauman, Bechman, Beckman, Beerman, Bergman, Beneman, Biederman, Bieman, Bierman, Böckelman, Bohrman, Boltman, Borckman, Borckelman, Bornman, Boſeman, Boßman, Botsman, Brightman, Brinckman, Brißman, Brochman, Brockman, Brunneman, Brunsman, Budſchman, Burman, Buttelman.

C. Caſman, Cleffman, Codeman.

D. Danckelman, Danneman, Darnman, Dauman, Deutſchman, Dickman, Dittman, Dollman, Döhnman, Deichman.

E. Ehman, Eichman, Eiſerman, Eißman, Emmerman, Eneman, Engelman, Enteman, Erberman, Erdman.

F. Fedderman, Fehrman, Fleiſchman, Freyman, Fuhrman.

G. Gaarman, Gachtman, Gehrman, Gedelman, Getſchman, Geydman, Glockman, Goldeman, Gorman, Goſſelman, Grauman, Grolman, Großman.

H. Haberman, Hackelman, Hageman, Hahman, Halman, Hahnman, Häuman, Hauptman, Hartman, Haveman, Haußman, Heerman, Herman, Heineman, Heydeman, Heuman, Hickman, Hinckelman, Hoffman, Hohman, Hellman, Hollman, Hörman, Hörneman, Hoſeman, Hotteman, Hu-

chen können? Wir sehen ja daß sich diese Menge noch monathlich, ja wöchentlich vermehret: und man könnte daher unser Jahrhundert mit Recht das ökonomische nennen.

Indessen fehlte doch diesem weiten Felde bisher noch ein systematischer Kopf, der alle dessen verschiedene Theile mit einem philosophischen Auge übersehen, und in einen Zusammenhang bringen konnte. Man hielt sich bey den einzelnen Zweigen dieser weitläuftigen Wissenschaft auf, vergaß aber alle dieselben aus einem gemeinen Stamme herzuleiten; oder damit wir ohne Gleichniß reden mögen: man war nicht bedacht, die besondern Wahrheiten aus einigen allgemeinen Grundsätzen herzuleiten, die dem ganzen Lehrgebäude eine Festigkeit und Gewißheit geben konnten. Solche systematische Köpfe nun, sind nicht so häufig anzutreffen, als man wohl wünschen möchte. Sie sind allein geschickt die Widersprüche zu verhüten, die unter den verschiedenen Theilen einer weitläuftigen Haushaltungskunst sich zuweilen äußern; deren jeder seine eigene Vortheile, bisweilen mit dem Schaden des andern, suchet.

Der Hr. Rath Justi nun war ein solcher. Seine vieljährigen Bemühungen in dieser Art, und die schönen Gelegenheiten, die er gehabt, sowohl in unsern, als in österreichischen Landen, viele Zweige der Polizey und Cameralsachen einzusehen, den Bergbau, den Handel, den Seidenbau, das Forst- Jagd- Brau- und Lotteriewesen, und die Manufacturen kennen zu lernen; setzten ihn in den Stand, die allgemeinen Erkenntnisse, so ihm eine gute Philoso-

losophie von der Politik an die Hand gab, auch auf dieſe pragmatiſchen Theile derſelben anzuwenden. Sein glücklicher Kopf ſah alſo darinn allgemeine Grundſätze; die überall herrſchen müſſen, wenn einem Staate oder Lande gerathen ſeyn ſoll. Er ordnete alſo alles in die gehörigen Claſſen, und führte in Gedanken ein Lehrgebäud auf, welches er mit dem beſten Rechte eine Staatswirthſchaft nennen konnte; und welches von rechtswegen aller guten Cameraliſten Liber ſymbolicus und claſſicus, ihr Lehr- und Glaubensbuch werden ſollte.

Wir wollen uns bey ſeiner Vorrede nicht aufhalten, darinn er von der Nothwendigkeit und Art handelt, die ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften auf hohen Schulen zu lehren. Die erſten vernünftigen Grundſatze in dieſer Erkenntniß ſind ſo alt, als die Eigenthümer, und die Republiken. Privatleute, und Beherrſcher der Völker haben auf gewiſſe Vortheile denken müſſen, ſich vor dem Mangel zu verwahren, und ſich und ihren Ländern einen Ueberfluß zu verſchaffen. Dazu gehörten nun einige Lehrſätze, die ſie im Kopfe hatten, und mehr oder weniger ausübten; ob ſie gleich noch keine deutliche Erkenntniß davon beſaßen, oder ſie in Ordnung bringen konnten. In Ariſtotels Politik ſtehen die allgemeinſten Grundſätze derſelben: ſonſt findet man in den Schriften der Alten faſt nichts davon. Auch ſeit Aufrichtung der Univerſitäten hat man an keine Lehrer derſelben gedacht, bis vor etwa dreyßig Jahren, (es könnte wohl heißen vierzig; denn dieſer Herr hat gewiß ſeit dem Anfange ſeiner Regierung 1713

dar-

darauf gedacht) König Friedrich Wilhelm in Preußen, am erſten darauf verfiel, auf ſeinen Univerſitäten einen ordentlichen Lehrer der ökonomiſchen Wiſſenſchaft zu ſtiften: worinn ihm hernach andre gefolget ſind.

Deſſen ungeachtet iſt doch dem großen Zwecke dieſer Sache noch nirgends eine vollkommene Gnüge geſchehen. Es iſt bisher lauter Stückwerk geweſen; weil man kein zuſammenhangendes Lehrgebäud davon gehabt. Ja die empyriſchen Cameraliſten haben dieſes ſogar für unmöglich gehalten. Die Studirenden aber, die darinn mehrentheils von Ackerbau und Viehzucht reden hörten, glaubten, das könne man am beſten auf dem Lande, bey der Pflugſchaar und in Ställen lernen; verlohren alſo alle Luſt ſolche Vorleſungen zu beſuchen; die ſie nur zu Bauren machen wollten. Endlich fehlte es auch an geſchickten Lehrern einer Kunſt, die bisher auf hohen Schulen gar nicht war gelehret worden; und davon aus bloßen Büchern nicht viel zu nehmen war.

Hievon handelt nun der Hr. Verfaſſer ausführlich, und zeiget, wie er beyden Mängeln abzuhelfen geſuchet. Er verräth überall ſehr richtige und deutliche Begriffe von allen Theilen der gründlichen, nützlichen und anmuthigen Gelehrſamkeit: und ohne einer einzigen ihren Werth abzuſprechen, zeiget er, daß die Staatswirthſchaft neben ihnen gar wohl einen Platz auf Univerſitäten verdiene, und ihn zu großem Nutzen der Länder behaupten würde. Er zeiget daher, was für Vortheile allerley Arten der Studirenden daraus ziehen würden; und wie alle

Stän-

Stände daraus nicht wenig gebessert werden könnten. Alles dieſes aber thut er in einer ſolchen Schreibart, die ſeiner Art zu denken, und unſern Zeiten Ehre machet. Sie iſt ſo rein, als flieſſend; und ſo deutlich und natürlich, als ein Mann, dem es um die Wahrheit der Sachen, nicht aber um einen ſpielenden Witz zu thun iſt, ſchreiben muß, wenn er lehren und einnehmen, d. i. Nutzen ſchaffen will. Ihn können wir nach Joh. Adolf Hofmanns Staatskunſt, und dem trefflichen Herrn von der Lith, in ſeinem ſchönen Werke von den Steuren, allen denen zum Muſter anpreiſen, die von pragmatiſch-politiſchen Sachen, künftig etwas leſenswürdiges ſchreiben wollen.

Da der Hr. Verfaſſer ſein Werk in II. Theile abgeſondert hat, ſo müſſen wir unſre Leſer auch etwas näher damit bekannt machen. Nach einer kurzen Geſchichte des Finanzweſens, und einer Einleitung handelt der Iſte von Erhaltung und Vermehrung des Vermögens eines Staates, und begreift alſo die Grundſätze der Staatskunſt, Policey- und Commercienwiſſenſchaft, wie auch der Haushaltungskunſt in ſich. Das I. Buch deſſelben handelt von den Mitteln und Maaßregeln des Regenten, das Vermögen des Staats zu erhalten und zu vermehren, und dadurch die Glückſeligkeit der Unterthanen zu befördern. Hier wird in der 1ſten Abtheilung von der Sicherheit eines Staats ſowohl von außen, als von innen; in der 2ten von dem Reichthume des Staates, der theils in Einwohnern, deren Anzahl zu vermehren iſt, theils in Commercien beſteht; dabey

dabey auch die Bergwerke nöthig sind; ferner vom Umtriebe des Geldes in den Gewerben gehandelt, dabey 1) der Zusammenhang des gesammten Nahrungsstandes im Lande, 2) der Credit des Landes, 3) das Manufactur- und Handwerkswesen, 4) die Steurung des Müßigganges und Bettelns, in Betrachtung gezogen wird.

Das II. Buch handelt von den Pflichten der Unterthanen, um die obigen Maaßregeln des Regenten zu erleichtern und zu befördern. Die 1ste Abtheilung redet von den unmittelbaren Pflichten der Unterthanen gegen den Oberherrn, als a) dem Gehorsame, b) der Treue, c) der Schuldigkeit, selbst wirklichen Beytrag zur Wohlfahrt des Staats, theils durch Arbeit, theils durch Abgaben zu thun. Die 2te Abtheilung redet von den mittelbaren Pflichten gegen den Oberherrn und Staat; oder der Schuldigkeit mit ihrem eigenen Vermögen wohl zu wirthschaften: dabey der 1ste Abschnitt von der Wirthschaft überhaupt, in 3 Hauptstücken, der 2te von der Wirthschaft in Städten, und der 3te von der Wirthschaft auf dem Lande, auch in 3 Hauptstücken handelt.

Nun folget der II. Theil, der die Lehre vom vernünftigen Gebrauche des Vermögens eines Staates und mithin die eigentliche Cameral- oder Finanzwissenschaft in sich hält. Nach einer kurzen Einleitung handelt das I. Buch von Aufbringung derer zu dem großen Aufwande eines Staates erfoderlichen Kosten. Die I. Abth. redet von Gründung des bereitesten Vermögens eines Staates, und beständiger

Ver-

Vermehrung der Einkünfte des Regenten. Die II. Abth. von den ordentlichen Einkünften des Staates 1) aus Kammergütern, 2) aus Regalien, und zwar a) aus dem Zoll, Maut, und Geleitsregale, b) dem Poſtregale, c) von den Waſſerregalien, d) von den Forſtregalien, e) von Jagdregalien, f) von den Bergwerks- und Salzregalien, g) vom Münzregale; 3tens aus den Contributionen, Steuren und Abgaben der Unterthanen, dabey wiederum a) die von unbeweglichen Gütern, b) die perſönlichen Abgaben, c) die Gewerbſteuren und Acciſen vorkommen; 4tens aus den Einkünften die von dem Rechte der höchſten Gewalt herrühren. Die III. Abth. endlich von außerordentlicher Aufbringung der Geldſummen, die zum Aufwande des Staates nöthig ſind; dabey 1) die außerordentlichen Auflagen; und 2) der Credit eines Regenten bey aufzunehmenden Geldern abgehandelt werden.

Das II. Buch handelt von den Ausgaben eines Staates, und zwar in der I. Abtheilung von denen dabey nöthigen Grundſätzen und Maximen; in der II. von der gerechten Eintheilung dieſer Ausgaben, 1) für das Kriegsbedürfniß, 2) fürs Civilbedürfniß; und dabey a) zum Hofſtaat, b) zu den Cammerausgaben, c) zu Bezahlung der Schulden, und d) zum Schatze des Regenten: worauf die III. Abtheilung von den Ausgabegeſchäfften ſelbſt den Schluß machet.

Das III. Buch handelt von Verwaltung des Cameralweſens und der dazu gehörigen Collegien, auch ihren Arbeiten in, und außer denſelben.

Von allen diesen so weitläuftigen Dingen und Materien, hat der Herr von Justi mit einer so guten Einsicht; und mit so redlichen Absichten für das gemeine Beste, als vieleicht niemand vor ihm, gehandelt. Seine Betrachtungen über das alles haben auch desto unparteyischer gerathen müssen; da er ein paar Jahre her sein eigener Herr gewesen, und nullius in verba magistri zu schwören nöthig gehabt. Wir wollen sagen, er hat sich nach keines besondern Herrn oder Landes besondern Cameralverfassungen oder politischen Absichten richten dörfen; die bisweilen von den wahren Grundsätzen einer untadelichen Staatskunst merklich abweichen. Er hat also in einer, seinem Lehrgebäude sehr zuträglichen Unabhänglichkeit gelebet, und bloß den Vorschriften der Vernunft und natürlichen Billigkeit Gehör geben dörfen. Endlich ist er auch nicht in den Kammern der Fürsten erzogen, und hat also weder die Vorurtheile, noch die unempfindliche Gemüthsart dieser Gattung von Staatsbedienten von Jugend auf eingesogen; von welcher Boileau in seiner VIII. Satire schon zu seiner Zeit schrieb:

Veux tu voir tous les Grands à ta porte courir,
Dit un Pere à son Fils, dont le poil va fleurir:
Prens moi le bon parti. Laisse-là tous les Livres;
Cent francs au denier cinq, combien font-ils?
Vingt livres.
C'est bien dit. Va, tu sais tout ce qu'il faut savoir.
Que de biens, que d'honneurs sur toi s'en vont pleuvoir!
Exerce toi mon Fils dans ces hautes sciences.
Prens au lieu de Platon, le Guidon des Finances:

Sache

Sache, quelle Province enrichit les Traitans;
Combien le Sel au Roi peut fournir tous les Ans.
Endurci-toi le Cœur. Sois Arabe, Corſaire,
Injuſte, violent, ſans foi, double, fauſſaire:
Ne va point ſottement faire le genereux,
Engraiſſe toi, mon Fils du ſuc des malheureux:
Et trompant de Colbert la prudence importune,
Va par tes cruautés meriter la Fortune! — —
C'eſt ainſi qu'a ſon Fils un Uſurier habile.
Trace vers la Richeſſe une route facile:
Et ſouvent tel y vient, qui fait pour tout ſecret:
Cinq & quatre ſont neuf, otés deux, reſte ſept.

welches ein deutſcher Dichter vor mehr als 30 Jahren ſo gegeben hat.

Willſt du dereinſt den Hof vor deiner Thüre ſehn,
— — — — — — — —
So hat ein Vater jüngſt dem Sohne zugeſprochen,
Dem ſchon das gelbe Haar im Milchbart ausgebrochen:
So folge meinem Rath: Wirf alle Bücher hin,
Und merke fleißig an, wie ich geſtiegen bin.
Was Zinſen zehn Procent, im Jahre tauſend Franken?
Gleich hundert. Das iſt recht! Mein Kind, verlaß die Schranken
Der Schulgelehrſamkeit. Du weiſt die ganze Kunſt:
Was wartet nicht auf dich für Ehre, Glück und Gunſt!
Mein Söhnchen, übe dich in dieſem hohen Weſen,
Du mußt, an Platons ſtatt, Finanzenbücher leſen.
Erforſche welches Land die Pachter reich gemacht,
Was ungefähr das Salz dem König eingebracht.
Verhärte Bruſt und Herz, wie Tartarn und Corſaren,
Du muſt gewaltſam, falſch und ungerecht verfahren.
Die Großmuth muß von dir ganz ausgebannet ſeyn.
Dann ſchlucke mit Begier das Blut der Bürger ein.

Wann nun dein kühner Witz den Colbert selbst betrogen,
So baut die Grausamkeit dir Glücks- und Ehrenbogen. —
So lehrt der kluge Mann den Sohn in wenig Stunden,
Was er für einen Weg zu allem Glück erfunden.
Und wahrlich, alle Kunst, die manchen groß gemacht,
Ist: zweymal sechs ist zwölf, und vier davon ist acht.

Unser Herr von Justi hat nämlich kein Herz ohne Menschenliebe. Wir freuen uns also, daß er eine würdige Belohnung seiner Verdienste in Göttingen gefunden. Vielleicht wird er sich hier auch bald erinnern, daß seine nächsten Verfahren evangelisch gewesen: wie er sich in der Zuschrift an die Kaiserinn besonnen; daß seine höhern Vorältern ehemals katholische Oesterreicher gewesen. Wir wünschen es!

V.

Abhandlung von einigen silbernen Dickmünzen der ältesten Herzoge von Bayern, von Arnulfen an, bis auf Herzog Conraden.

Relliquias veterumque vides monumenta virorum.
Virg.

Leipzig 1755. in 8.

Gegenwärtiges kleine Werkchen wird so einzeln, als wir es vor uns haben, wenigen Liebhabern zu Gesichte kommen. Der ungenannte Herr Verfasser, der ein gelehrter Hofmann, in Sr. königl. Hoheit, unsers durchlauchtigsten Churprinzen Diensten ist, hat es als einen beträchtlichen Beytrag zu dem bekannten Groschenkabinette, oder

oder wie es itzo heißt, zur Sammlung groſchenförmiger Münzen mittler Zeiten, beſtimmet. In demſelben wird es eheſtens an der Spitze bayeriſcher und pfälziſcher Münzen ans Licht treten: und es ſind nur etliche wenige Abdrücke davon einzeln gemachet worden, die der Hr. Verfaſſer guten Freunden austheilet. In der That aber enthalten dieſe wenige Blätter ſolche wichtige Entdeckungen vom deutſchen Münzweſen; daß wir es billig als ein ſehr merkwürdiges Stück unſern Leſern ankündigen müſſen.

Gleich der Eingang und erſte Satz deſſelben, zeigen von der Einſicht des gelehrten Hrn. Verfaſſers in die hiſtoriſchen Wahrheiten. Er hält es durchaus nicht für rathſam, in der Münzwiſſenſchaft allgemeine Sätze anzunehmen; oder aus einer gewiſſen Anzahl Wahrnehmungen, Schlüſſe zu folgern, und dieſelben für untrüglich auszugeben. Eine einzige neuentdeckte Münze ſtößt oft ein ſehr liſtig ausgedachtes Lehrgebäud übern Haufen. Von dieſer Art werden dieſe Münzen von ſechs oder ſieben der älteſten bayeriſchen Herzoge ſeyn. Sie werden manches Luftſchloß vorgefaßter Meynungen zerſtören; aber auch dagegen ein groſſes Licht über die deutſche Münzkunde ausbreiten, und dadurch viel Nutzen ſchaffen.

Gleich nach der Zeit des karolingiſchen Kaiſerſtammes, eine herzogliche deutſche Münze zu ſehen, iſt ein beſonders ſchätzbares Alterthum; da es an die Zeiten langet, in welchen das deutſche Reich von

deman, Hußman, Hülſeman, Huſchman, Hüttman.

I. Jageman, Ingerman, Jochſchman.

K. Kagelman, Karman, Keckerman, Keiman, Kichman, Kinderman, Kittelman, Kleeman, Kleinman, Klingman, Kochman, Königsman, Kopman, Koppelman, Kornman, Koßman, Kraftman, Kretſchman, Kriegsman, Kühneman, Kunſtman, Kulman, Krugman, Kräuterman.

L. Lachman, Lackman, Landman, Langman, Langerman, Laßman, Lanßman, Leberman, Lehman, Lehrman, Leßman, Leuman, Liebman, Liedeman, Lindeman, Lineman, Lipman, Lochman, Loffman, Lüttkeman, Lutterman.

M. Mahlman, Maßman, Mehlman, Meſchman, Mühlman.

N. Nauman, Neidman, Neuman, Nieman, Norman.

O. Oehlman, Olderman, Ortman, Ottoman.

P. Perman, Peterman, Planckeman, Pleiman, Ploman, Plockman, Pohlman, Pöhlman, Popelman, Puſchman.

Q. Quickman.

R. Rackman, Rademan, Rahtman, Rebman, Reichman, Reiman, Reichsman, Rieman, Rieſeman, Rihlman, Rodman, Rohtman, Rohrman, Roſeman, Rößman, Römerman, Ruffman.

S. Säeman, Saleman, Seelman, Seeligman, Schieman, Schieneman, Schirrman, Schleißman, Schloßman, Schöneman, Schuman, Schurman, Sichelman, Sieman, Siegman, Singman, Singelman, Siedelman, Spiedeman, Spielman, Sprinck-

dem fränkiſchen abgetrennet worden *. Man wird daraus mit Vergnügen ſehen, daß auch deutſche Herzoge wirklich Münzen prägen laſſen: welches zwar einige Gelehrte ſchon geglaubet, aber nicht recht für gewiß behaupten können; weil es ihnen an ſolchen herzoglichen Münzen gefehlet. Nun hätte man ſolches zwar ſchon durch einen Dickpfennig Herzog Bernhards von Sachſen beweiſen können, der ins zehnte oder eilfte Jahrh. gehöret; und für deſſen Daſeyn der Herr Hofr. R. die Gewähr leiſtet. Im künftigen Theile des Groſchen-Cabinets wird er ſolches deutlicher zeigen.

Allein dieſe bäyeriſchen Münzen, ſonderlich Herzogs Arnulfs ſeine, helfen auch die Frage entſcheiden: ob die weltl. Reichsſtände, oder die Biſchöfe das Münzrecht früher gehabt? Die letzten haben es allemal den Vergünſtigungen der Kaiſer und Könige zu danken gehabt: wie der Herr V. aus verſchiedenen Urkunden darthun wird, dadurch ſie damit belehnet worden. Von Herzogen hergegen iſt keine ſolche Urkunde aufzuweiſen; indem ſie als wahre Lan-

* Wir wiſſen nicht, ob es nöthig ſey, das ſogenannte fränkiſche Reich für etwas anders, als für ein deutſches Reich zu halten. Waren denn die Franken nicht urſprünglich Deutſche? War Karl der Große nicht ein fränkiſch deutſcher Kaiſer, der in Deutſchland gebohren war, regieret und geſtorben, deutſch geredet, das Deutſche geliebet, und eine deutſche Sprachkunſt geſchrieben? Haben nicht ſeine Söhne einander einen deutſchen Eid geſchworen. Iſt nicht Ottfrieds deutſches Evangelium, einem derſelben zugeſchrieben und des andern Sieg über die Normannen in deutſcher Sprache beſungen worden? welches die Hofſprache

der

Landesherren, ſolche nicht bedurft. Endlich iſt auch Herzog Arnulfs Münze älter, als alle biſchoflichen.

Wie nun aus dieſem wenigen ſattſam erhellet, daß der Herr Verf. der bisherigen Streitigkeiten der Gel. von dieſen Materien vollkommen kundig geweſen: ſo hat er ſich doch deswegen in keine Widerlegungen einlaſſen wollen. Theils erlaubte ſolches die im Groſchenkabinette nöthige Kürze nicht; theils hätte er dabey berühmter Männer erwähnen müſſen, die er nicht gern in die Reihe kleiner Lichter ſetzen wollen. Eine bloß hiſtoriſche Vorſtellung der Lebensumſtände derjenigen Herzoge, von welchen man Münzen entdecket hat, wird den Verſtand derſelben erklären, und einem jeden zeigen; wer Recht hat, oder nicht.

Herzog Arnulf, aus Verläumdung der Böſe benamet, folgte ſeinem Vater, Luitpold; der Graf, Markgraf auch Herzog genennet wird, 907, als ſelbiger in der Schlacht mit den Hunnen geblieben. Zu Anfange einer Urkunde nennet er ſich, ducem Bajoariorum & adjacentium regionum, und rich-

der fränkiſchen Kaiſer und Könige zeiget. Zu geſchweigen, daß auch die nachfolgenden Kaiſer aus andern deutſchen Häuſern, bey ihren Krönungen zu fränkiſchen Königen geſalbet, und als ſolche ausgeruffen worden. Dieſes hier beyläufig; bis wir einmal Zeit haben, ſolches in einer eigenen Abhandlung weitläuftiger darzuthun: daß eher das weſtliche Frankreich vom deutſchen Reiche in nachfolgenden Zeiten abgeriſſen worden; als daß man ſagen könnte, wie einige Franzoſen vorgeben, Deutſchland habe ſich dem fränkiſchen Reiche entzogen. An dieſem Orte indeſſen kann es für einerley gelten.

tet ſie an die Biſchöfe, Milites, und Regni ſui Principes, gedenket auch ſeines darunter geſetzten Siegels. Die Macht dieſer Herren war alſo damals ſehr groß, bis ſie von den ſächſiſchen Kaiſern wiederum eingeſchränket ward. Im 912 Jahre ſchlug er die Hunnen; gerieth aber mit König Conraden in Zwiſt, und mußte 917, aus Furcht vor deſſen Uebermacht, zu den Hunnen flüchten. u. ſ. w. Er ſtarb 937. Von ihm ſtammet das heutige Pfalzbäyeriſche Haus her.

Die erſte Münze deſſelben, die uns hier in Kupfer geliefert wird, zeiget ein Kreuz, mit etlichen Kügelchen, und der Umſchrift ARNVLFVS DVX: die Gegenſeite einen Giebel eines Gebäudes, vieleicht einer Kirche, darunter GOT, und ringsum: Regina Civitas ſteht. Dieſe Münze kömmt alſo mit den Münzen der Karolingiſchen Könige völlig überein; wie aus Eccards Comm. de Reb. Franc. Or. erheller. Die Ableitung des Namens **Arnulf**, von **Arn** ein Adler, und **hülf** iſt ſehr richtig: es wäre denn, daß die Sylbe wolf, welf, in Betrachtung käme.*

Dieſe ſeltne Dickmünze nun gehöret dem Hrn. Hofrath **Madai** in Halle, der ſie in ſeiner zahl-

* Allein, ob ſich gleich Arnulf auch bisweilen Arnolf geſchrieben: ſo kann doch theils das W. im Deutſchen in der Zuſammenſetzung ſo leicht nicht ausgelaſſen, und verbiſſen werden, als ein H; welches doch in ſo vielen Namen geſchehen ſeyn müßte. z. E. in **Urolf**, **Hartolf**, **Otolf** u. a. wie es denn in wenig andern, als Erbelwolf, wirklich geblieben. Theils aber würde auch in dieſem Falle Ar-

zahlreichen und koſtbaren Münzſammlung beſitzet. Wir theilen ſie auf dem Kupfer dieſes Monathes, als eine beſondere Seltenheit mit. Und der Prägeort oder die Münzſtäte derſelben iſt Regensburg geweſen.

Die folgenden Münzen zeigen bloß die Umſchrift verändert, doch ſo, daß die 2) Heinricus Dax, die 3) Henricus, die 4) Hinricus Dux zeiget. Dieſe alte Art denſelben Namen zu ſchreiben, lehret uns deſſen Bedeutung. Denn Heinrich iſt ſo viel, als daheim reich, daraus nur durch Nachläßigkeit hernach Hinrich, Heinrich und Henrich geworden; welches man von einem, der an Haynen, das iſt, an Wäldern reich iſt, zu erklären pflegt. Und freylich iſt es nicht zu läugnen, daß nicht der ſo beſtändig eingeführte Namen der Herren Grafen von Reußen, dieſe urſprüngliche Bedeutung habe: daß dieſe Herren des Vogtlandes an Haynen, d. i. an Wäldern reich geweſen. Indeſſen kann jenes wohl ein ganz verſchiedener Namen geweſen ſeyn: wie wir denn derer, die ihnen in dem rich gleich ſind, unzählige haben; als Alarich, Childerich, Dietrich, Elbrich, Friedrich, Hülprich, Hunerich, u. d. gl. m.

Arnolf keinen bequemen Sinn ausdrücken. Denn was iſt Adler-wolf für eine Chimäre? Und wo haben wir andre Namen dieſer Art, die zwey Thiere zuſammen flicken? Heißt aber gleich Welf ſonſt ein junges Thier von Hunden, Wölfen, Bären, u. ſ. w. ſo kann es doch von Vögeln gar nicht gebrauchet werden; ſo daß Arnwolf auch nicht einmal einen jungen Adler heißen kann.

Der Hr. Verfasser bemerket, daß diese Münzen der vorigen an Größe, Schrift und Gepräge vollkommen ähnlich sind. Nachdem der Hr. Verfasser das Leben Herzog Heinrichs des I. und II. eines Sohns König Heinrichs des I. von Deutschland, nach Nothdurft beschrieben, erkläret er die Münze. In der Mitte der Rückseite steht, anstatt des vorigen Got, im Kupfer ECCNO, sollte aber ECCHO heißen, wie es auf der Münze ist. Die 3te hat zur Umschrift REoooooNA CIVITAS und wieder ECCHO in der Mitte. Der Hr. Verfasser muthmaßet, daß sie die Anfangsbuchstaben des Münzmeisters, oder Aufsehers der Münze bedeuten; wie schon Eckart und andere geglaubet. Durch das in einander gestellte H und O, verstehe er Monetarius: er zeiget auch, daß es bey den Franken gewöhnlich gewesen, daß sich die Münzer mit auf die Münzen gesetzet. So hält er nun dafür, das Got auf der ersten, habe Gotpert, Gothelm, oder Gotschalk, oder sonst wie heißen sollen; Eccho aber einen Eccardum Monetarium bedeute: doch giebt er solches für eine bloße Muthmaßung aus. Auf den folgenden scheint es, die Münzbedienten mögen hier Sicco und Adalberus geheißen haben.

Auf der 6. die sich in dem Cabinette Sr. königl. Hoheit unsers durchl. Churprinzen befindet, steht außer dem obigen in der Mitte ELLIN, und auf einer andern ganz ähnlichen, No. 7. ELLON. Der Hr. Verf. schließt aus Vergleichung dieser, mit der vom Herzoge Otto auf der II. Tafel, No. 13. die aus des E. Raths zu Leipzig Münzsammlung ist, daß

daß ſie von Herzog Heinrichen dem II. geſchlagen worden; und erzählet dabey die Meynungen der Gelehrten davon. Ellin ſoll die Stadt Elnbogen bedeuten: der Hr. Verf. aber zeiget, daß viel alte bayeriſche Namen ſich mit dieſen Silben angefangen; und daß ſie ſo viel, als Munterkeit, Stärke, Muth, Tapferkeit, bedeutet haben: wobey er der Leipziger kritiſchen Beyträge III. B. anführet.

Wir begnügen uns, von der III. Tafel noch die 18te Nuner anzuführen. Sie hat das gewöhnliche Kreuz mit der Umſchrift HCINRTCV⊂ RCX, auf der Rückſeite das Kirchgebäude CYAMPA CIAITAS, in der Mitten IIƆHH. Das Gepräge dieſer Münze in Vergleichung der vorigen zeiget, daß ſie eben ſowohl eine bayeriſche Münze iſt. Das Wort Rex zeiget nur, daß der Herzog von Bayern damals König von Deutſchland geweſen. Nun möchten zwar einige denken, Bayern ſelbſt habe ehemals Könige gehabt; und viele Geſchichtſchreiber nennen dieß Land Regnum. Herzog Arnulf heißt im Cosmus Pragenſis aufs 937ſte Jahr, König; und Herzog Hezilo hat gleichfalls den königl. Titel angenommen. Dieſen Einwurf beantwortet der Hr. Hofrath R. ausführlich; erläutert auch ſeine Meynung durch eine folgende Münze N. 20. dabey wir uns aber nicht aufhalten können.

Ueberhaupt freuen wir uns, zu ſehen, daß unſre deutſchen Alterthümer mehr und mehr aufgeklärt werden; indem ſich ſolche gelehrte Männer, die ſonſt in der griechiſchen und römiſchen Litteratur ſtark genug ſind, es auch mit den Stärkſten aufzunehmen

men, ſich nicht ſchämen, auch Proben von ihrem patriotiſchen Eifer für die Ehre ihres Vaterlandes abzulegen. Was können wir nicht hoffen, wenn dergleichen ſchöne Beyſpiele noch mehrere geſchickte Federn zur Nachfolge anreizen? In kurzem wird es eben ſolche Gelehrſamkeit ſeyn und heißen, Deutſchland mit ſeinen einheimiſchen Schätzen des Alterthums, als Athen und Rom, Syrien, Hetrurien, Palmyra und Aegypten zu kennen.

Wir ſehen den fernern Arbeiten des Hrn. Hofraths mit Ungeduld entgegen; und verſprechen uns ſehr viel davon. Die ſachſiſchen alten Münzen bräuchen eben dergleichen Aufklärung; und dieſe läßt uns dieſer gelehrte Mann in kurzem hoffen. Der nächſte Theil des Groſchenkabinets wird uns damit bereichern. Außerdem verdienet die bey den Antiquariern ſeltene Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit, die wir an dem Hrn. Verfaſſer wahrnehmen, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſe Herren machen ſonſt von einer gewiſſen Allwiſſerey ein Handwerk; indem ſie auf alten Stücken nichts unerkläret, nichts unbewundert, nichts unerwieſen laſſen wollen; ſo ſeltſam und wunderlich zuweilen ihre Einfälle klingen. Hier finden wir aber einen gelehrten Mann, der auch zuweilen das Herz hat, zu ſagen: daß er eine ungeſchickte Schrift der Alten weder leſen noch erklären könne.

VI.

Hiſtoriſche Lobſchrift, des weil. hoch- und wohlgeb. Herrn, Herrn Chriſtians, des heil. R. R. Freyherrn von Wolf, Erb Lehn- und Ger. Herrn auf Kleindölzig. Sr. kön. Maj. in Pr. geh. Raths, der Univ. zu Halle Kanzlers und Seniors, wie auch des Natur- und Völkerrechts und der Math. Profeſſors daſelbſt ꝛc. ꝛc. Nebſt des hochſel. Freyherrn Kupferbilde. Halle in der Reng. Buchh. 1755. in 4.

Da man uns in Bekanntmachung und Beurtheilung dieſer Lobſchrift, vielleicht hin und wieder für parteyiſche Richter halten dürfte: ſo haben wir bisher an uns gehalten, und die Urtheile der berühmteſten gel. Zeitungen abgewartet, um die Meynung der Gelehrten davon zu erfahren. Da nun dieſelben ſowohl dem hochſel. Freyherrn, als dem Verfaſſer, durchgehends vortheilhaft gelautet: ſo tragen wir itzo kein Bedenken, auch in dieſer Monathſchrift derſelben zu erwähnen. Doch wollen wir uns abermal mit einem fremden Urtheile behelfen, welches unlängſt in der beliebten Erfurtiſchen gel. Nachrichten, XXIX. St. vom 14 Jun. geſtanden. Dieſes wollen wir, mit der Herren Verfaſſer Erlaubniß, bloß um den Verdacht der Parteylichkeit zu vermeiden; von Wort zu Wort abdrucken laſſen. Es lautet ſo:

So wie Deutſchland in langer Zeit keinen ſo großen Mann verloren, als der hochſel. Kanzler und Geh.

Geh. Rath von Wolf gewesen: so hat man auch schwerlich ein so prächtiges und merkwürdiges Leben zu sehen bekommen, als dieses. Sowohl der Inhalt, als der Druck und die Zierathe, und sonderlich die Beylagen desselben, sind überaus schön und beträchtlich. Hr. Kanzler von Wolf hat viel besondre Schicksale gehabt: und wie es allen großen Männern zu gehen pflegt, daß sie, nach dem bekannten: Laudatur ab his, culpatur ab illis, von einigen bis an den Himmel erhoben, von andern aber bis in die Hölle verdammet werden: so ist es auch ihm gegangen. Diese Lobschrift stellet ihn in allen verschiedenen Umständen und Schicksalen seines Lebens vor; der I. Abschnitt zwar, als einen breslauischen Gymnasiasten, jenaischen Studenten, Leipziger Magister, hällischen Professor, und königl. preußischen Hofrath; der II. Abschnitt, als einen abgehenden Prorectorem Magnificum, und von den hallischen Theologen verfolgten, vom damaligen Könige von Preußen aber, bey Strafe des Stranges, verbannten Weltweisen; der aber dessen ungeachtet in Hessencassel Schutz findet, Marburg berühmt machet, von Churfachsen und dem rußischen Kaiser, Petern dem Großen, dem Könige in England, ja der Republik Holland selbst, eifrig gesuchet und gelocket wird, in ihre Dienste zu treten; der endlich selbst von eben dem Könige, der ihn vertrieben hatte, zu wiederholten malen, mit den reichlichsten Anerbiethungen zurück verlanget wird; doch aber allemal seinem Schutzherrn in Cassel und Marburg getreu bleibt: im III. Abschnitte endlich, wie er von des itzigen Königes

ges in Preußen Majestät, mit den vortheilhaftesten Bedingungen, zum geh. Rathe und Vicekanzler zu Halle berufen, beym Könige in Schweden losgebethen, zum wirklichen Kanzler und Aufseher der preußischen Universitäten gemachet, in den Reichsfreyherrn Stand erhoben, vom Könige in Frankreich und Statthalter der Niederlande ansehnlich beschenket, und von unzähligen Großen in und außer Deutschland mit Zuschriften und Antworten beehret wird; endlich aber in vollem Besitze seines Ruhmes, alt und lebensatt stirbt, und noch sterbend, die erbaulichsten Gesinnungen von seiner Religion an den Tag leget.

Alles dieses, und unzählige andere merkwürdige Umstände und Begebenheiten liest man hier auf eine beredte Art in einen Zusammenhang gebracht: so, daß theils Gelehrte, die wahren Verdienste des hochsel. Freyherrn um das ganze Reich der Wahrheiten u. Gelehrsamkeit daraus abnehmen; theils auch Hof- und Weltleute, über die wunderbaren und rühmlichen Schicksale desselben in Erstaunen gerathen müssen. Ein solches Leben recht zu beschreiben, dazu gehörte jemand, der so wohl selbst ein Philosoph, und die Verdienste des Herrn Barons von Wolf einzusehen fähig, auch mit gehöriger Art davon zu reden im Stande war; als ein Redner, der die Feder in seiner Gewalt hatte, alles sowohl mit nöthigem Nachdrucke und Reichthume, als mit gehöriger Behutsamkeit und Anmuth abzufassen. Diesen hat sich nun der Hr. Kanzler an dem Hrn. Professor Gottsched in Leipzig ausersehen, dem er es in seinem letzten noch aufgetragen, sein Leben zu beschreiben.

Es

Sprinckman, Spelman, Speicherman, Solßman, Staalman, Stegman, Steinman, Stichman, Stielman, Stockman, Strahlman, Stratman, Storrman, Striebelman.

T. Thalman, Taubman, Tehrman, Tenckelman, Teßman, Theilman, Thierman, Thürman, Tidman, Thielman, Tilgerman, Trautman.

V. Uffelman, Ulman, Vogelman, Volckman.

W. Wackerman, Walman, Walckman, Waldman, Wartman, Wattman, Weichman, Weſtman, Weickman, Weißman, Werman, Werderman, Wichman, Wiedeman, Wildeman, Winckelman, Wichelman, Witzman, Willman, Wißman, Wittman, Wollman, Wolffersman.

Z. Zagerman, Zäuneman, Zeäman, Zeißman, Zieckerman, Ziegelman, Zimmerman, Zweyman.

XI.

Nöthige Vorerinnerung von dem Gebrauche der nachſtehenden Regiſter.

Bey dem Beſchluß dieſes erſten Bandes iſt man nicht unbillig bedacht geweſen, wie dieſe an ſich zum Nutzen und Vergnügen der Leſer beſtimmte Schrift durch eine fleißige Verfertigung eines allgemeinen Verzeichniſſes der darinn zerſtreut enthaltenen fürnehmſten Materien noch nutzbarer und bequemer gemachet würde, als wenn es demſelben entweder gänzlich daran mangelte, oder, wie bey

den

Es hatte selbiger viele der letzten Jahre mit demselben Briefe gewechselt, und ihn noch ein halb Jahr vor seinem Tode selbst gesprochen. Der hinterbliebene Herr Baron von Wolf hat demselben auch, auf dessen Verordnung, alle nöthige Urkunden und Briefe mittheilen müssen: und bey dem Hrn. D. Gehler, Bürgermeister in Görlitz, hat er einen eigenhändigen Aufsatz des sel. Herrn Kanzlers, von seinen ersten Lebensjahren, und andern merkwürdigen Zufällen gefunden; die derselbe zu Ergänzung des baumeisterischen lateinischen Lebens aufgesetzet gehabt. Alle diese Hülfsmittel nun, nebst der eigenen Liebe und Kenntniß der wolfischen Lehren und Schicksale, haben den Hr. Prof. Gottsched vor andern in den Stand gesetzet, seinem gewesenen Gönner und Freunde, ein solches Denkmaal aufzurichten, welches ihm anständig ist, und seinen Verdiensten ihr völliges Recht widerfahren läßt. Alles dieses füllet 20 Bogen in 4to: und der Anhang liefert auf $12\frac{1}{2}$ Bogen etliche hundert der merkwürdigsten Beylagen in Briefen, eigenhändigen Aufsätzen, wichtigen Urkunden aus den Kanzleyen großer Herren, und ein paar schönen Gedichten in deutscher und lateinischer Sprache. Alle diese Stücke nun erheben das Lob und Verdienst des hochsel. Freyherrn viel mehr, als ein doppelt so großer Stoß von zusammen gebettelten Leichengedichten; daran oft die Freundschaft gegen die Lebendigen viel mehr Theil hat, als die wahre Hochachtung gegen die Todten. Kurz diese historische Lobschrift ist ein Stück, welches außer Camerarii vita Melanchthonis, und Gassendi vita Tychonis Brahæi, wenige seines gleichen haben wird.

VII. Mu-

VII.

Muſter der Beredſamkeit, aus den beſten geiſtlichen und weltlichen Rednern der Deutſchen geſammelt, und mit einigen Anmerkungen über die Beredſamkeit, und mit einer Vorrede Herrn Prof. Gottſcheds begleitet. Herausgegeben von M. Johann Traugott Schulzen, der herzogl. deutſchen Geſ. zu Jena und der Geſellſch. der fr. Künſte zu Leipzig, Mitgliede. Leipzig, in Verlag Amand Königs, Buchhändlers in Straßburg I. Alph. 14 Bog. in 8. 1755.

So groß die Menge ſolcher Schriften iſt, darinnen man das Feld der Beredſamkeit, obſchon nicht allemal mit einem gleichen Erfolge, anzubauen, und auszuzieren geſuchet: ſo wenig kann man dennoch die gegenwärtige Anweiſung unter die überflüßigen, oder leicht zu entbehrenden rechnen. Man wird ihr dieſen Vorzug nicht ſtreitig machen, wenn man theils in Anſehung des Endzweckes, den man dabey vor Augen gehabt; theils in Anſehung der Ausführung ſelbſt, einen merklichen Unterſchied zwiſchen ihr und zwiſchen ihren ältern Schweſtern finden wird. Ob man nämlich bis hieher ſchon in vielen kleinern Redekünſten, Anfängern in der Beredſamkeit die Regeln derſelben mit kurzen Sätzen und in wenigen Bogen vor Augen geleget; ſo fehlte es doch an einem ſolchen Buche, darinnen jungen Leuten zugleich durch Beyſpiele, und zwar vornehmlich durch Beyſpiele,

der Weg zur wahren Beredsamkeit gezeiget würde.

Nun hatte man vor eben nicht allzulanger Zeit, im französischen, ein auf dergleichen Schlag eingerichtetes Werkchen, jungen angehenden Rednern zu gut ausgefertiget: welches man theils in Frankreich, theils aber auch hernach in Deutschland, mit vielem Beyfalle aufnahm; und welches denn daher auch zu dem gegenwärtigen deutschen den ersten Anlaß gab. Man trug anfangs die ganze Sache dem Herrn Prof. Gottsched auf; nachdem man sich vorher, wie er in der Vorrede anzeiget, seines Rathes bedienet, und er ein dergleichen nützliches Vornehmen nicht anders als billigen können. Allein eben dieser Antrag geschah zu einer Zeit, da er sich mit der historischen Lobschrift des verstorbenen Freyh. von Wolf beschäfftigte, und diesem erhabenen Gegenstande nicht einen Augenblick entziehen konnte. Er trug also, nachdem er die Sache reiflich überleget, Herrn M. Schulzen, einem geschickten, und durch andre Schriften schon rühmlich bekannten Mitgliede der Gesellschaft der freyen Künste allhier, die Ausfertigung dieses Buches auf. Er legete ihm das französische Exemplar vor, eröffnete ihm dabey seine Gedanken, und versah ihn mit einer guten Anzahl von den Schriften der besten deutschen Redner. Dieser hergegen brachte die Arbeit, unter der Aufsicht des Herrn Professors, glücklich zu Stande.

Nach einer kurzen Vorerinnerung also, stellt der Herr M. im ersten C. einige allgemeine Betrachtungen über die Kunst zu reden an. Im zweyten handelt

er

er von den Wörtern, und ihrer gehörigen Stellung. Im dritten von den Redensarten und ihren verſchiedenen Gattungen. Dieſe werden nun theils in Abſicht auf die Sprache oder den Ausdruck, theils in Abſicht auf ſie ſelbſt betrachtet, und mit verſchiedenen Beyſpielen erläutert. Im vierten C. wird von den Perioden und ihren Zierrathen geredet, und von den vornehmſten und ſtärkſten Figuren ein hinlänglicher Unterricht gegeben: der auch der obigen Abſicht gemäß, wie alles bisherige, durch die überall angeführten Beyſpiele, vollkommen ins Licht geſetzet wird.

Im fünften Cap. kömmt der Herr M. auf die verſchiedenen Arten der Schreibart: wo er im erſten Abſchnitte von der Schreibart überhaupt; im zweyten aber von den beſondern Arten der Schreibart, nämlich der natürlichen, ſinnreichen und beweglichen handelt; wobey noch zum Schluſſe verſchiedene Anmerkungen gemachet werden. Die Exempel von jeder Art der Schreibart ſind ſehr zahlreich, und wie überall, aus geiſtlichen und weltlichen Rednen geſammlet, darunter ein Moſheim, Jeruſalem u. a. m. hervorragen.

Nachdem nun auf dieſe Art von der Schreibart zur Gnüge gehandelt worden: ſo wird nun im ſechſten Capitel von den Theilen der Rede, und ihrer gehörigen Anordnung geredet. Der Anfang wird im ſiebenten Cap. vom Eingange der Rede gemachet, und ſodann von den Hauptſätzen, den Erklärungen, Beweisgründen, der Widerlegung der Einwürfe, der Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Schluſſe der Rede, in beſondern Ca-

piteln gehandelt; jeder Theil der Rede aber mit den Beyspielen der größten Redner, auf mancherley Art erläutert.

So ordentlich nun der Hr. M. hiebey verfahren ist, so sehr unterscheidet sich auch seine deutsche Anweisung von der französischen. Diese hat außer den angeführten Beyspielen, nichts ähnliches mit der gegenwärtigen: weil sie außer einigen hier und da zerstreueten Anmerkungen, nichts als Exempel, und diese zwar nur allein von der Schreibart an die Hand giebt. Hier aber findet man alles, was zur Beredsamkeit gehöret, beysammen, und alles mit Beyspielen, aus den Reden der größten Redner unsers Deutschlandes; nicht aber aus den öffentlichen Zeitungsblättern erläutert. Und dieß wird denn dieses Buch auch sonder Zweifel, Anfängern der Beredsamkeit, nützlich und brauchbar machen: zumal wenn sie die, von dem Hrn. Professor Gottsched in der Vorrede hierüber ertheilten Regeln, zugleich beobachten werden.

Sollte man unterdessen das, von dem Hrn. M. Schulz auf dem Titel, bey den Rednern gebrauchte Wort, Beste, für ketzerisch halten: so glauben wir nicht, daß er andere Redner, deren es noch verschiedene geben kann, dadurch habe erniedrigen; oder etwan gar den Altar umstoßen wollen, den irgend hier und da jemand seinem besondern Gotte aufgebauet hat. Man wird aus den angeführten Rednern zur Gnüge sehen können, daß es in Israel noch mehrere Heiligen giebt; als jene, an gewissen Orten angebetheten: und daß man sich von ihnen mehr

Nu-

Nutzen verſprechen kann, als von jenen: die angeführten Beyſpiele zeigen nämlich von einem guten und richtigen Geſchmacke desjenigen, der ſie gewählet. Sollte es indeſſen nicht allen Lesern ſo zu ſeyn bedünken: ſo wird man erwägen müſſen, daß der Geſchmack gemeiniglich ſehr verſchieden iſt; und daß zuweilen von gewiſſen Leuten ein ſehr unrichtiger Geſchmack, für den einzigen, allgemeinen, und gleichſam allein privilegirten angeſehen wird.

Wir können indeſſen verſichern, daß Anfänger in der Redekunſt und Beredſamkeit, die insgemein noch nicht mit einem großen Vorrathe oratoriſcher Bücher verſehen ſind, in dieſem kleinen Buche gleichſam eine ganze Bibliothek beſitzen werden. Es wird ihnen aber auch zugleich zu einem Wegweiſer dienen, was ſie ſich für Redner anzuſchaffen haben: wenn ſie nach erhaltenem Vorſchmacke von dieſes oder jenes Meiſters glücklichen Arbeiten, aus der Quelle ſelbſt trinken, und ihren ganzen Durſt löſchen wollen. Dieſes rathen wir ihnen deſto unparteyiſcher an; da man aus einzelnen Stellen niemals die ganze Stärke eines Redners abnehmen kann: wiewohl doch auch die große Zehe eines Herkuls zeigen muß, wie groß der ganze Held geweſen, deſſen Gliedmaß ſie geweſen iſt.

VIII.

La Oille. Melange ou Aſſemblage de divers Mets, pour tous les Goûts. Par un vieux Cuiſinier Gaulois. à Conſtantinople. L'An de L'Ere chretienne 1755. de l'Hegire 1233.

Der Hafen. D. i. Eine Vermischung oder Sammlung von verschiedenen Speisen, für Leute von allerley Geschmack. Durch einen alten gallischen Koch. Constantinopel ꝛc. in Duodez 14 Bogen.

Der Herr Verfasser dieser sinnreichen Schrift, welchen wir persönlich zu kennen die Ehre haben, hat sich seine Leser schon oftmals durch allerley witzige, wiewohl kleinere Werke verbindlich gemachet; die von einer großen Kenntniß der Welt, von einem geläuterten Geschmacke, und von einem edlen Bestreben das wahre Beste des menschlichen Geschlechts zu befordern, zeugen. Von dergleichen Werken des feinen Witzes und guten Willens, brauchet man keine andern Lobsprüche zu machen, als daß man einige Stellen daraus anführet: und dieses wollen wir hiermit thun.

Das ganze Werkchen ist in kurze Capitel eingetheilet, deren jedes eine sehr heilsame Sittenlehre in sich hält. Das erste handelt von der Religion und Staatswissenschaft, und heißt so:

„Es geht mit der Religion und Staatswissen„schaft in einem Lande, wie mit der Maria und „Martha. Sie sind Schwestern. Martha kömmt „übel zu rechte, dafern Maria ihr nicht hilft. Ma„ria hingegen leidet, dafern Martha müßig ist. „Glückselig ist gleichwohl dasjenige Königreich, wo „nur Martha sich über die Maria beklaget; „noch glücklicher aber ist dasjenige, allwo Maria

„der

„der Martha niemals entſteht; allwo Religion und „Staatsklugheit einander die Hand biethen. Daſelbſt „kann der Krieg nicht anders als gerecht, und der „Frieden ehrenvoll ſeyn.

77. Capitel. „Ein Staat der groß werden „will, der kann nicht aufmerkſam genug ſeyn, zu „verhindern, daß der Adel ſich nicht gar zu ſchleu„nig vermehre, und durch gar zu große Pracht ſtolz „werde. Sobald einmal die Ungleichheit unter dem „Adel und dem Volke gar zu groß wird; ſobald folget „daraus, daß der eine Theil die Unverſchämtheit „zu hoch treibt, und die andern zu bloßen Sclaven „werden. Da, wo der Edelmann zu ſtolz iſt, den „Harniſch anzulegen, da ſind die Häupter des Pö„bels zu träge, den Helm zu ertragen.

5. Capitel im 2ten hundert. „Sobald die „Boshaften dich loben, und die Frommen dich „ſchmähen, ſo gehe in dich ſelbſt. Unterſuche dich „auf das allergewiſſenhafteſte. Sobald aber die „Boshaften dich läſtern; ſo rechne dir ihr Läſtern „zur Ehre, und zur Dankbarkeit. Liebe ſie; aber „mit dem Bedinge, daß ſie fortfahren, dich zu „haſſen.„

X. Cap. „Du biſt ja wohl recht betrübt! Du „biſt um dein Geld gekommen? Getroſt! du wä„reſt niemals Beſitzer davon geworden, wenn es ein „anderer, vor dir, nicht auch verloren hätte. Glau„be mir, und betrübe dich nicht ſo ſehr. Wie weiſt „du, ob dieſes nicht das größte Glück iſt, welches „dir hätte wiederfahren können? Vielleicht hätte die„ſes Geld heute deinen Fall verurſachet, wenn du

„es nicht gestern verloren hättest. Gedenke also lie-
„ber an den Verlust, dem du entgangen bist, als
„an den, welchen du erlitten hast. Vielleicht wä-
„rest du selbst nicht mehr dein eigen, wenn dein Geld
„noch in deinen Händen wäre.

17. Cap. „Du wünschest, niemals gar zu arm
„zu seyn. Nichts ist ja leichter. Wünsche nur nicht
„zu reich zu seyn. Weist du wer wirklich reich ist?
„Nicht derjenige, der das meiste besitzt, sondern
„derjenige, der nichts mehrers wünschet. Der aber
„ist arm, nicht der das wenigste hat, sondern wel-
„cher voller Wünsche ist; denn ihm fehlet vielmehr.
„Einem zufriedenen Sinne mangelt dasjenige nicht,
„was er nicht hat. Dem Geizigen fehlet, nicht nur
„das, was er nicht hat, sondern auch das, was er hat;
„denn er genießt es nicht.

32. Cap. „Nimm dir aus den Leidenschaften
„anderer Leute eine Lehre, die dich zur Vernunft
„leite. Der Schiffbruch ihres Verstandes sey deine
„Warnung; so wie die auf der See schwimmenden
„Tonnen ein Zeichen der Gefahr sind. Auf diese
„Weise wirst du Stärke aus der Schwäche ziehen,
„und ohne Gefahr dein Heil bewirken. Auf deines
„Nächsten Trümmern kannst du auf diese Weise ein
„standhaftes und festes Gebäu gründen.„

Wir müßten noch unzählige Stellen, ja das ganze Werkchen übersetzen, wenn wir alles, was uns darinn gefallen hat, mittheilen wollten. Alle Arten von Menschen finden ihre Lehren und Warnungen darinnen; alle Stände und Geschlechter werden in diesem Topfe einen Leckerbissen antreffen, der ihren

ihren Gaum vergnügen wird. Warum ſollen wir denn ein Bedenken tragen, den Herrn Verfaſſer deſſelben zu nennen; ob er ſich gleich verſchwiegen hat? Es iſt der Herr Chevalier Conſtantin de Magny; königl. und Churfürſtl. Bibliothekar zu Dresden; ein geb. Piemonteſer.

IX.

Oraiſon funebre de S. A. S. Monſeign. le Prince George Landgrave de Heſſe &c. par Theophile Louis Barbauld, Chapelain ord. de S. A. Royale, Mad. la Princeſſe de Heſſe. Göttingue MDCCLV. in gr. 8. p. 55.

Es iſt nichts alltägliches, daß große Prinzen und Helden nach ihrem Tode anſtändige Lobredner finden. Diejenigen Fürſten ſind alſo glücklich, denen das Schickſal einen Fleſchier, oder ſonſt einen Geiſt erwecket, der ihr Gedächtniß der Nachwelt anpreiſen kann. Dieſe Betrachtung allein ſollte die Großen dieſer Welt, die noch etwas auf eine wahre Ehre halten, den Gelehrten, ſonderlich aber Rednern, Dichtern und Geſchichtſchreibern günſtig machen.

Wie es aber auch einem Alexander nicht ſo gut glückte, als dem Achilles; indem dieſer von einem Homer, jener aber nur von einem elenden Chörilus beſungen ward: alſo gelingt es auch heute zu Tage wenigen Helden, von ſolchen Lippen und Federn geprieſen zu werden, die ihre Ehre nicht be-

den meisten Büchern insgemein geschiehet, solches nur so obenhin ausgearbeitet wäre.

Man hat vor dienlich befunden, davon drey besondere Classen zu machen. In der ersten kommen in alphabetischer Ordnung die Namen aller angeführten Scribenten vor, darunter man denenjenigen zum Unterscheide ein Sternchen bey der Zahl des Blattes beysetzen wollen, deren Schriften daselbst besonders erwogen, oder auch nur sonst beurtheilet worden sind.

Das andre Regiſter ist denen in diesem Werke vorkommenden besondern Wörtern aus allerhand alten und neuen, todten und lebenden, fremden und einheimischen Sprachen und Mundarten gewidmet, davon man bald die Ursprünge entdecket und gezeiget, bald ihre Bedeutung bestimmet und erkläret, oder sonst irgend eine Erinnerung nach Gelegenheit angebracht hat, dadurch zu einer critischen Kenntniß einzelner Wörter, vornemlich der deutschen Sprache, einiges Licht aufgesteckt wird. Es machen dergleichen Etymologische und Critische Untersuchungen allerdings einen Theil der Absichten der gegenwärtigen Schrift (*) aus, und daß man diese gar nicht aus den Augen gesetzet, (**) können zum Exempel nur der V. Artikel des ersten, und der XI. des zweyten Stückes augenscheinlich beweisen. Da nun aber die Verfasser die Erfahrung gelehret hat, wie gut in solchen Fällen, und in Schriften solcher Art, den Liebhabern der Philologie ein richtiges Regiſter

(*) Siehe die Leipziger gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1732. Num. XXIV. p. 220.

(**) Siehe oben p. 546.

ſudeln; ſondern ihr wahres Lob in dem gehörigen Lichte zeigen können.

Der höchſtſel. Prinz Georg von Heſſen Caſſel, jüngſter Bruder des durchl. Herrn Landgrafen, iſt ſo glücklich, einen ſolchen geſchickten und ſtarken Lobredner bekommen zu haben, als ſeine Eigenſchaften und Tugenden es verdienet hatten. Es iſt ſolcher der engländiſche Hofprediger der durchl. Erbprinzeſſinn königl. Hoheit, Herr Barbauld. Dieſer geiſtreiche und beredte Mann hat hier einen würdigen Gegenſtand ſeiner Rednergaben gefunden; der ihm ſo edle Gedanken, als lebhafte Bilder und ſtarke Ausdrücke einflößen konnte; kurz, der ſeine Beredſamkeit anfeuren konnte, alle ihre Kräfte anzuſtrengen.

Es iſt bekannt, daß der hochſel. Prinz Georg, nicht nur in ganz Heſſen, eine allgemeine Liebe und Verehrung genoſſen; ſondern allenthalben, wo er hingekommen und bekannt geworden, d. i. in halb Europa, von groß und klein bewundert und hochgeſchätzet worden. Ein anſehnlich gewachſener und ſehr wohlgebildeter Herr, ein kluger und tugendhafter, ein ernſthafter und großmüthiger, ein ſo edelgeſinnter, als leutſeliger Fürſt, gewinnt ſich ſehr leicht die Herzen der Hohen und Niedrigen. Man weis nicht, ob man ihn mehr ehren, oder lieben ſoll. Und ein ſolcher war Prinz Georg von Heſſen: wie wir ſelbſt als Augenzeugen, aus eigener Kenntniß beſtätigen können.

Der Text, den Herr Barbauld zum Grunde ſeiner Rede erwählet hat, iſt aus dem B. Joſ. im 24ſten genommen: Ich aber, und mein Haus,

wir

wir wollen dem Herrn dienen. Wer auf die neulichen Umſtände des Heſſenlandes zurückſieht, wird leicht finden, worauf die ganze Rede abgezielet. Der Redner hebt ſo an: „Unter allen, die unter „Helm und Küraß vom Geiſte Gottes beſeelet „worden, finde ich keinen geſchickter, meine Brü„der, eure Aufmerkſamkeit zu erwecken, als denje„nigen, von dem ich meinen Text erborge. Die „Unſchuld ſeiner Sitten, ſein Eifer für die Ordnung „und Gerechtigkeit, die ſo verſchiedenen Tugenden „eines Kriegsmanns und Feldherrn, die er verband; „ſein genauer Gehorſam gegen die göttl. Befehle, ſein „Haß gegen den unreinen Dienſt der Götzenbilder: al„les dieß ſtellet ihn als einen außerordentlichen Mann „dar, der mit Heldentugenden ausgerüſtet war; als „einen würdigen Nachfolger Moſis; als ein auser„wähltes Rüſtzeug, welches in den Jahrbüchern der „heiligen Geſchichte ewig leben wird, u. ſ. w.„

In einem ſo pathetiſchen und lebhaften Tone fährt unſer Redner allemal fort: und wir bedauren, daß unſer Raum es nicht zuläßt, unſern Leſern den größten Theil dieſer Rede überſetzt mitzutheilen. Weil wir aber hoffen, es werde ſich ehestens ein geſchickter Ueberſetzer dazu finden, der dieß Meiſterſtück ganz verdeutſchet: ſo wollen wir uns begnügen, unſern Leſern nur ein Paar Proben, von der männlichen und zugleich ſcharfſinnigen Art deſſelben, zu geben; die gewiß zeigen werden, daß er als ein Engländer gründlich denken, und ſinnreich reden könne.

Im I. Theile der Rede, auf der 24ſten u. f. S. heißt es ſo:

„Nie-

„Niemals war ein Abſcheu gröſſer, als der ſeinige, „(des hochſel. Prinzen) gegen die ungeheuren Lehren, „das ungeſtalte Geſchöpf der Zeiten der Unwiſſenheit; „welches eine liſtige Politik in einen Zuſammenhang „gebracht, und deſſen ſie ſich geſchickt bedienet, die „Herrſchaft der Gewiſſen zu behaupten; die Rechte „des Schöpfers und der Geſchöpfe zu vermengen; um „unbedächtige Gelübde, gezwungene Enthaltungen, „abergläubiſche Gepränge, und eitle Bußübungen, „an die Stelle der Liebe Gottes, der Liebe des Näch„ſten und der Heiligkeit des Lebens zu ſetzen: welches „doch die ungekünſtelte und himmliſche Lehre des Ev„angelii der Gnaden iſt. **Er aber, und ſein Haus, „wollten nur dem Herrn dienen.** „

„Niemand war jemals mehr als Er, gegen die „Schlingen eines Volkes, auf ſeiner Hut, welches „unter einer ſcheinbaren Leichtſinnigkeit, die aller „ſchlaueſten Maaßregeln und Abſichten; unter einer „Larve von Billigkeit und Mäßigung, einen bündi„ger ausgedachten und ſteifern Stolz verbirgt; und „nachdem es durch die Höflichkeit ſeiner Sitten, durch „die zwangloſe Anmuth ſeines Umganges, durch die „Feinheit ſeines Geſchmackes, und die Reizungen „ſeiner Sprache allen Völkern ſein Joch aufgelegt; „ſich ſowohl der Unterhandlungen als der Waffen „aufs verſchlagenſte bedienet, ſich dieſelben ganz „unterwürfig zu machen: welches alſo deſtomehr zu „fürchten iſt, je liebenswürdiger es iſt; und allen „deſto ſchrecklicher ſeyn muß, jemehr es die groſſe „Kunſt zu betrügen aus dem Grunde verſteht.„ u.ſ.w.

Auf der 42ſten S. im II. Th. läßt ſich der Redner ſo vernehmen. „Höret

„Höret, ihr Kinder der Welt! kommet, und „lernet in ſeiner Schule; ihr, die ihr Ihn der Klein„muth beſchuldiget, und doch weder Nachſinnen „genug hattet, noch Redlichkeit genug beſaßet, ihn „recht zu kennen. Lernet von dieſem Prinzen, eu„ren Kräften, oder vielmehr eurer Schwäche, nicht „zu viel zu trauen: lernet von dieſem Prinzen, eurem „Schöpfer den ihm gebührenden Preis zu geben.

„Was würde ich nicht, wenn es die Zeit erlaubte, „von ſeinem Eifer für die Reinigkeit des Gottesdien„ſtes, des Glaubens und der Sitten ſagen müſſen! „Man weis ja, mit was für einem mit Erbarmen „vermiſchten Unwillen, er diejenigen Höhen anſah, „wo man vergötterten Menſchen diejenige Anbe„thung ertheilet, die man nur dem Gotte Iſraels „ſchuldig iſt; diejenigen Hayne, wo ein blindes „Volk, welches ſelbſt von denen verführet wird, die „ihm das Wort des Herrn verkündigen ſollten, ſeinem „Heilande zu dienen glaubet, wenn es ſich vor den „Teraphim niederwirft; und die läſterlichen Abbil„dungen des geiſtigen und unendlichen Weſens er„blicket, welches die Welt umſpannet, und keine an„dern Gränzen kennet, als ſeine Unendlichkeit. „ u. ſ. weiter.

Man urtheile aus dieſen kleinen Proben, von dem übrigen, und ſey verſichert, daß man ſich in ſeiner Vermuthung gar nicht betrügen wird.

X. Fort-

X.

Fortsetzung des Auszuges, aus den Beobachtungen über die herkulanischen Alterthümer.

Wir sind auf der 28sten Seite unsers kleinen Buches stehen geblieben, und müssen itzo das Hauptstück von den Geräthen und andern Merkwürdigkeiten, die in den herkulanischen Grüften gefunden worden, handeln. Der König von Neapolis besitzt eine große Menge solches alten Hausraths, davon man uns nur eine kleine auserlesene Anzahl mitgetheilet hat. Es giebt zuförderst tönerne Lampen, auf denen einige halb erhabene Figuren zu sehen sind. Z. E. Auf einer sieht man einen Hund, der einen Hasen ergreift, in der Mitte; und im Umfange Weinreben mit Trauben und Blättern. Da man anderwärts so eine Menge alter Lampen in Kupfer gestochen findet: so haben wir diese Figur übergangen.

Man hat schon in verschiedenen Nachrichten gelesen, daß man nicht nur Weizen, sondern auch ein gebackenes Brodt von so alten Zeiten gefunden hat. Dieses stellet der Buchstab a, in dem Kupfer des vorigen Monaths vor. Obgleich selbiges verschimmelt und halbverbrannt ist, so hat es doch die Buchstaben noch behalten, die darauf gedruckt waren. Man hat ferner Fischernetze, und ein chirurgisches Besteck mit ehernen Griffen an den Werkzeugen, von sauberer Arbeit gefunden; die im königl. Cabinete aufbehalten werden.

Die

Die beyden Buchstaben b und c des gedachten vorigen Monaths zeigen ein Paar Thränengefäße, deren erstes gläsern ist; wie es denn viel andre Flaschen von der Art giebt. Das zweyte ist irden, und von ganz andrer Gestalt, gleicht aber vielen, die man in den römischen Catacomben gefunden. Der Buchstab d zeiget ein ehernes Gefäß, wie ein Tiegel mit einem Deckel. Dergleichen giebt es zu Portici eins, welches einen doppelten Boden hat, und allem Ansehen nach gedienet, Feuer darinn zu halten. u. d. m.

Die Figur e zeiget einen kleinen marmornen Schenktisch, der auf einem birnförmigen Fuße und Gestelle steht, dessen gewundene Rinnen schneckenartig um ihn laufen. Die ganze Arbeit ist von gutem Geschmacke, und von feiner Arbeit, die eine Meisterhand verräth.

Die folgende Figur g liefert uns die Gestalt eines alten Dreyfußes, dessen sich die Alten zu einem Rauchopfer der Hausgötter zu bedienen pflegten. Die Füße des Gestelles sind halb verschmolzen; wie denn die meisten metallenen Stücke so beschädiget gefunden werden.

Das Stück f ist eben von solcher Art, nur zierlicher gearbeitet. Der König hat es in seine Zimmer genommen: und das Backen wird von drey künstlich gebildeten Vögeln, oder Sphinxen getragen, die zart und von vollendeter Arbeit sind.

Die beyden Leuchter h und i sind sonderbar, und die ersten dieser Art, die nach wirklich vorhandenen Stücken mitgetheilet worden. Ihre Zierrathe geben

ben an Sauberkeit keinem von den obigen Hausrathſtücken nach. Ihre Höhe iſt von fünftehalb Schuhen. Des einen Stamm iſt von gewundener Schneckenart, die andere aber gleicht einem Rohrſtängel, oder Binſenſtamm.

Außer dieſen Stücken, haben wir in dem itzigen Monathe noch einige Gefäße mitgetheilet, die gleichfalls hier gefunden worden, deren Geſtalt angenehm und ſonderbar iſt; und die unſre Töpfer und Porcellanarbeiter nachahmen könnten. Etliche davon ſind ehern, die man bey Opfern brauchte, wie die in der unterſten Schichte. Die beyden kleinen ſind ebenfalls von Metall, und das eine kann nicht ſtehen. Die drey letzten Stücke ſcheinen Schüſſeln, Pfannen und Salzgefäße der Alten vorzuſtellen. Und ſo viel kann von dieſer Materie genug ſeyn, die Neubegier unſrer Leſer zu befriedigen.

Man hat aber auch noch hetruriſche irdene Gefäße, Füße von Feldſtühlen, dergleichen man auf der vaticaniſchen Bibliothek ſieht. Alles nun, was man hier findet, iſt entweder irden, oder ehern: nur ein einziger Reſt iſt eiſern, wie wir ſie noch itzo haben. Man könnte daraus leicht ſchließen, daß das Eiſen damals, ehe noch die deutſchen und ſchwediſchen Bergwerke entdecket worden, etwas ſeltner bey den Römern geweſen.

Ende des Brachmonds 1755.

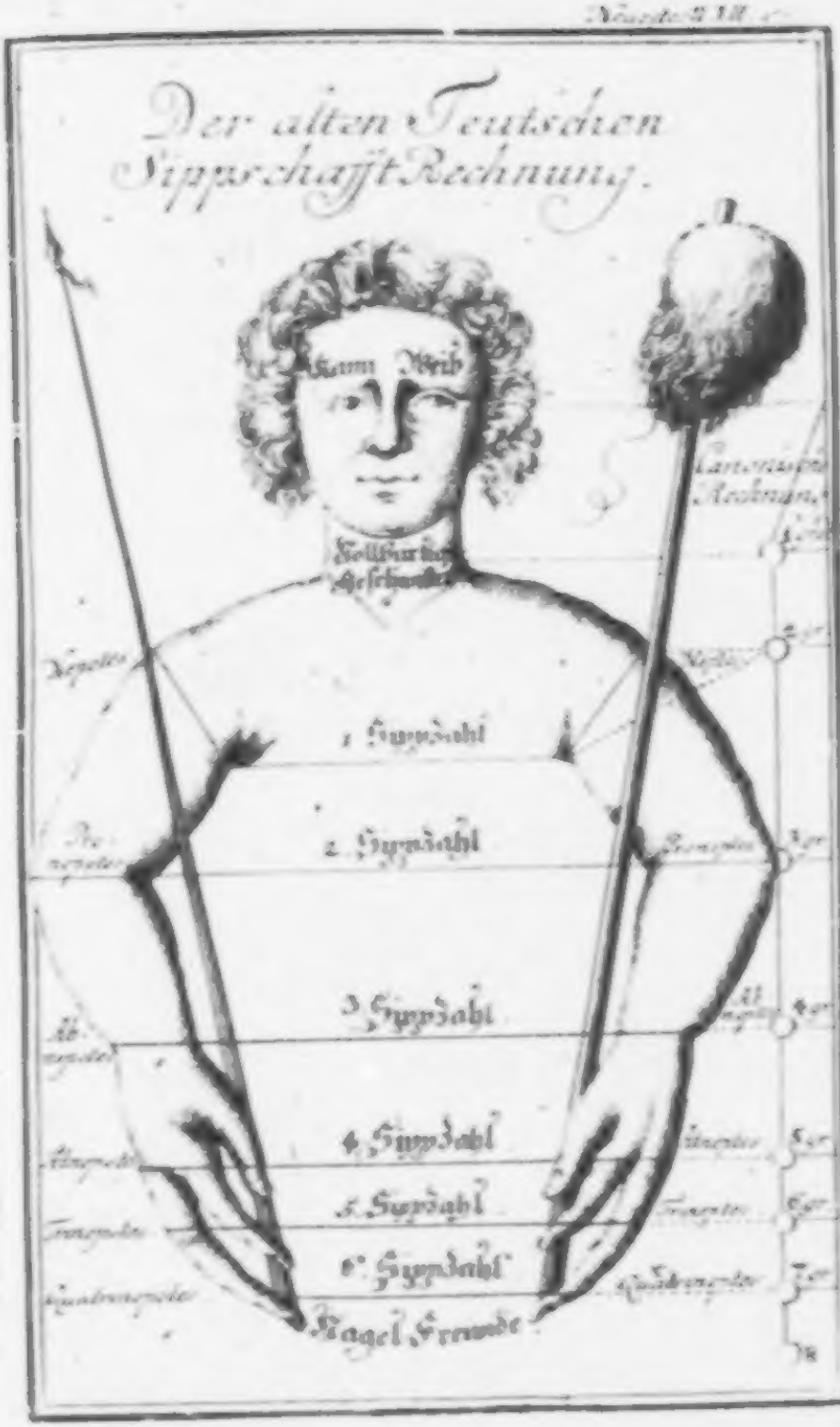
Der alten Teutschen
Sippschafft Rechnung.
Kam Mrib
1 Sippzahl
2 Sippzahl
3 Sippzahl
4 Sippzahl
5 Sippzahl
6 Sippzahl
Nagel Freunde

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Heumond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1755.

ſter derſelben öfters zu ſtatten komme, haben ſie es auch keinesweges daran fehlen, oder aber ſich die dabey nöthige Mühe dauren laſſen wollen. Statt eines Muſters hat ihnen das ſchöne Wort-Regiſter des Herrn Wachters gedienet, welches man an dem Ende von deſſen Glollario Germanico antrifft. Unter denen etlich und zwanzig allhier angeführten verſchiedenen Sprachen und Mundarten hat man auch der heutigen Deutſchen ihren behörigen Platz billig eingeräumet; von welcher nur noch dieſes ins beſondere kürzlich zu erinnern iſt, daß der eine Theil ſolche Wörter begreife, deren Gebrauch allgemein, richtig und gut iſt, und deren Urſprünge oder Bedeutung an den angewieſenen Blättern erörtert worden; der andere Theil aber ſolche vorſtelle, die man von einzelnen Scribenten entweder zuerſt erdacht, oder ſonſt wieder die Natur der Sprache angewendet gefunden, und die alſo in einer reinen Schreibart ſorgfältig vermieden werden müſſen. Dieſe letzteren hat man zum Unterſchiede mit anderer Schrift gedruckt.

Bey dem dritten Regiſter der vornehmſten Sachen iſt man darauf bedacht geweſen, daß keine Materie leichtlich vorbey gelaſſen würde, von der man vermuthen konnte, daß ein geneigter Leſer dieſelbe mit der Zeit wiederum einmal dürfte nachſchlagen wollen.

Inhalt.

I. Winkelmanns ſechſter Theil der gründlichen Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen u. Hersfeld.

II. D. Hommelii Oblectamenta Juris Feodalis.

III. Shakeſpear Illuſtrated. T. I.

IV. Der zittauiſchen Geſellſchaft Bemühungen. I. Band. I. Abtheilung.

V. Le Retour du Goût. Comedie. par. Mr. de Chevrier.

VI. Pater Dornblüths Obſervationes über die Ueberſetzungen.

VII. Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Malerey und Bildhauerkunſt.

VIII. Sempiternæ Memoriæ Lodtmanni.

IX. Epitre écrite du Lac de Geneve, par Mr. de Voltaire.

X. D. Jo. Jac. Reiskii, Loci quidam Polybii &c.

XI. Analyſe raiſonnée de Bayle &c.

XII. Epitaphe de Louis Mandrin à Meſſieurs les XL. de l'Academie des Finances.

I.

Joh. Just. Winkelmanns sechster Theil der gründlichen und wahrhaften Beschreibung, der Fürstenthümer Hessen und Hörseld, in sich begreifend das Zeit- Stamm- und Regentenbuch der Fürsten und Landgrafen zu Hessen ꝛc. bis auf weil. Landgr. Philipp den Großmüthigen ꝛc. Nebst vollst. Reg. über alle sechs Theile. Cassel, bey Etienne 1754. in Folio.

Man hat lange bedauert, daß das beliebte Winkelmannische Werk nicht vollständig zu haben wäre; und also die hessische Geschichte desjenigen Lichtes entbehren müßte, welches sie daraus ziehen könnte. Allein die kurze Vorrede dieses VI. Buches giebt folgende Nachricht davon.

Der verstorbene Rath und Historiograph Winkelmann, hätte 1697 zu Bremen die Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld in V. Theilen ans Licht gestellet; von dem VI. aber nur vier Alphabethe bey seinem Leben im Drucke hinterlassen. Obwohl nun diese, lange vor den übrigen Theilen

abgedrucket gewesen: so hätte man doch die letzte Hälfte davon, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ausfündig machen können; bis endlich vor kurzer Zeit ein einziges Exemplar in dasigen Landen entdecket worden. Daher wären nun viele auf die irrigen Gedanken gekommen, als wäre dieser VI. Theil überall in Hessen aufgesuchet und unterdrücket worden.

So ungegründet nun dieses Vorgeben wäre, eben so unbillig wäre es, wenn einige dieß Werk überhaupt nach dem Geschmacke des itzigen historischen Jahrhunderts beurtheilen wollten. Denn wer die Beschaffenheit der damaligen Zeiten, darinn die Historie noch nicht so empor gestiegen, und den großen Mangel, der dazu nöthigen Hülfsmittel in nähere Erwägung zöge; der würde unparteyisch gestehen müssen, daß der Verfasser bey dem allen viel Mühe und Fleiß, besonders in der Geographie und Topographie von Hessenland, angewendet; auch hin und wieder aus Archiven und andern Urkunden, sehr gute Nachrichten gegeben habe.

Verhoffentlich werde also den Liebhabern der hessischen Geschichte die neue Ausgabe des so lange gesuchten VI. Theils der winkelmannischen Chronik desto angenehmer seyn; da selbige nunmehr dadurch ergänzet, und sowohl durch die hinzugekommene Fortsetzung des Herrn Raths und Archivarii zu Hanau, als durch das beygefügte vollständige Register, viel brauchbarer geworden.

Um nun unsern Lesern auch von dem Inhalte dieses VI. Theiles eine nähere Nachricht zu geben, wollen

len wir ihnen jedes Buches ſummariſchen Inbegriff anzeigen.

Des I. Buches 1 C. handelt vom Urſprunge der alten Deutſchen, Celten, Cimbern, und Gallier, von Gomern, Askenas u. ſ. w. auch Bellovefens und Sigevefens Thaten. 2. C. wie die griechiſchen Dorier in die Niederlande gekommen, und von den Cimbern ins Thüringerland getrieben worden. 3. C. wie Bato, der Chattenkönig mit ſeinen Batavern in die Niederlande gerücket. 4. C. vom Heſus, der Bataverkönige. 5. C. von Chattmayern (Catimer) der Heſſen Fürſten, der mit König Ehrenveſten (Arioviſt) wider Cäſarn für die Freyheit gefochten. 6 C. Wie Virdomar, Freymayer ſich dem Druſus widerſetzet; und wie Varus, um die Zeit der Geb. Chriſti, vom Arminius, oder Hermannen geſchlagen worden. 7 C. vom Arpus oder Erben; Fürſten der Chatten. 8 C. vom Adgandeſter; 9. C. von König Weibeln oder Feiſeln, und 10. C. von Eiteln (Italus) der Cheruſker (Härzer) und Chattenkönige.

Das II. B. redet von den Geſchichten nach dieſes Königes Tode, wie ſich die Chatten erſt tapfer gehalten, hernach uneins worden, und eines theils ihren Sitz verrücket. Wie die Namen der Allemannier, Franken und Sachſen aufgekommen. Wie die Thüringer ſich am Niederrheine und in den Niederlanden ausgebreitet, ab, und zugenommen, ein Königreich geſtiftet, hernach über den Mayn gegangen, und das neue Königreich Thüringen geſtiftet. Ferner findet man hier die Erzählungen von dem

Aufnehmen der Allemannier und Franken, und ihren Thaten.

Das III. B. enthält Nachrichten von der fränkischen und thüringischen Könige Regierung, sonderlich von Merowäo (Merwigen) und Pharamunden, (Wahrmunden). Vom Clodio, dem Könige der Franken bis zum Rheine. Von Childerichen, (Huldrichen) dem fränkischen, und vom Basinus, dem thüringischen Könige. Vom Chlodowäo (Ludewigen) und Hermanfrieden der Franken und Thüringer Königen; imgl. von Balderichen und Berthären, seinen Brüdern, und Königen in Thüringen.

Das IV. B. erzählet wie Hessen und Thüringen an die Könige der Franken gekommen, und entweder von ihnen selbst, oder durch ihre Verweser regieret worden: wobey sonderlich König Dieterich zu Metz und Thüringen vorkömmt. Es folgen Theodeberth, oder Dietwerth, König der Franken, Thüringer und Hessen; Theobald, oder Dietwald, König in Austrasien der Franken und Thüringer; Chlotar, oder Luther, der Große, König der Franken und Deutschen; Siegebert König in Austrasien, zu Metz und Thüringen; Childebert, oder Huldewerth, König der Ostfranken und Thüringer; Theodebert, oder Dietwerth; Dietherich, Lothar II. Dagoberth I. König zu Metz, Burgund, Ostfranken, und Thüringen. Nun folgen Siegwerth der II. und Childerich II. und Dietrich der III. König der Franken und Thüringen machet den Beschluß.

Das

Das V. B. handelt von der Regierung der fränkiſchen Pfalzgrafen oder Vögte in Thüringen und Heſſen, wie auch von der Regierung der Kaiſer, Könige und Herzoge aus dem Geſchlechte Karls des Großen. Darunter kommen Pipin der Dicke, oder jüngere, und Heriſtallus, Großhofmeiſter und Pfalzvogt; Carl Martel, Regent in Frankreich und Auſtraſien; Carlmann, Pfalzvogt der Oſtfranken, Thüringer und Heſſen; Pipin der kleine; erſtlich Pfalzvogt, und hernach König der Franken; Ludewig I. oder der fromme, Kaiſer und Herr von Heſſenland. Ludewig der II. und ältere, König in Deutſchland. Ludewig der III. König der Deutſchen. Karl der Dicke, Kaiſer und König von Deutſchland. Arnolf, Kaiſer und König der Deutſchen. Ludewig der IV. römiſcher und in Deutſchland König. Konrad, Herzog der Oſtfranken, Heſſen und der Wetterau, hernach römiſcher König.

Das VI. B. erzählet was unter der Regierung der ſächſiſchen Könige und Kaiſer in Heſſenland vorgegangen. Und da unterſcheiden ſich Heinrich der I. beygenamt der Vogelſteller, Herzog zu Sachſen, Weſtphalen, Engern, Thüringen und Heſſen, hernach römiſcher Kaiſer, wie der Verf. glaubet; oder doch König der Deutſchen. Otto der I. Herzog zu Sachſen, Weſtphalen, Thüringen, Heſſen, hernach römiſcher Kaiſer, beygenamt der Große. Otto der II. und Otto der III. werden von Heinrichen dem II. abgelöſet, und überall ſieht man, was ſich in Heſſen merkwürdiges zugetragen.

Das VII. B. eröffnet sich mit Anzeige der Herkunft Kaiser Conrads des Salischen, und seiner Gemahlinn Gisela, (Gesellinn). Hier findet man ferner die große Aenderung, die in Westfrankreich vorgegangen: wie nämlich dessen Herrschaft an Hugen den Schappler, (Capetum) gekommen; wobey auch der damalige Zustand von Lothringen, Burgund und Arelat beygebracht wird. Ferner wird die Ankunft der Grafen und Landgrafen zu Thüringen und Hessen, aus dem arelatischen Stame hergeführet, und ihre Verwandschaft mit Kaiser Konrads Gemahlinn Gisela dargethan: worauf mit dieses Kaisers Thaten in Thüringen und Hessen der Beschluß gemachet wird.

Das VIII. B. handelt nunmehr von denen aus dem arelatischen Stamme entsprossenen Grafen und Landgrafen zu Thüringen und Hessen; Ludewigen mit dem Barte, als erstem regierenden Herrn dieser Länder, und Herrn zu Schauenburg; Ludewigen dem II. oder Springer; Ludewigen dem III. als ersten Landgrafen zu Thüringen und Hessen; Ludewigen dem IV. oder eisernen; Ludewigen dem V. oder sanftmüthigen und milden; Hermann dem Erlauchten, (Illustris) Pfalzgrafen zu Sachsen, Landgrafen zu Thüringen und Hessen; Ludewigen dem VI. oder Heiligen, gleichfalls Pfalzgrafen zu Sachsen; wobey auch von der heil. Elisabeth keuschem Ehestande, Tugenden, Tode und Canonisation gehandelt wird. Es folgen noch Hermann der II. und Heinrich, Raspe genannt, der auch zum römischen Könige erwählet worden.

Das

Das IX. B. erzählet, was sich nach dieses Heinrichs Tode in Thüringen und Hessen für Verwirrungen und Aenderungen begeben; so daß beyde Landgrafschaften von einander abgerissen worden: indem jene zwar an die Markgrafen zu Meißen, diese aber an den Stamm der Herzoge zu Braband gekommen; und wie derselbe auf verschiedene Weise von Karlen dem Großen entspressen, und sehr weit ausgebreitet sey.

Das X. B. kömmt nun insbesondre auf die Geschichte, dieses noch itzo herrschenden hochfürstlichen Hauses. Und daselbst folgen auf **Heinrichen** den jüngern, genannt das Kind von Braband und Hessen, **Johannes** zu Marburg, und **Otto** zu Cassel, **Heinrich** der II. **Ludewig** der Jungherr, zu Nordeck, und **Hermann** zu Grebenstein; **Hermann** der I. der Gelahrte, **Ludewig** der II. der Friedsame, **Ludewig** der III. oder Freymüthige, **Heinrich** der III. Gr. zu Catzenelnbogen; **Wilhelm** der I. **Wilhelm** der II. oder Mittlere, und **Wilhelm** der III. mit welchem sich dieß ganze Werk schließt.

Der geneigte Leser kann leicht schließen, daß in dieser großen Mannigfaltigkeit von Geschichten, die Liebhaber der alten und mittlern Historie unsers Vaterlandes kein geringes Vergnügen finden werden; die vielen Begebenheiten und Veränderungen voriger Zeiten zu erblicken. Es ist wahr, daß in den ältesten Jahrhunderten, der sel. Verfasser zuweilen Meynungen angenommen hat, die im vorigen Jahrhunderte noch gäng und gäbe waren; heute zu Tage

aber, durch ein neu aufgegangenes Licht in den Geschichten abgekommen sind. Allein wer will ihm das verargen? Auch wir stehen itzo noch in manchem irrigen Wahne; den unsre Nachkommen verwerfen werden. So lange die Entdeckungen nicht gemachet sind, kann man es Schriftstellern nicht zur Last legen, daß sie mit dem Strome ihrer Zeiten irren.

Deswegen aber bleibt doch das meiste in diesem Geschichtbuche gut und richtig; weil es aus guten Quellen geschöpfet ist. Die Schreibart ist auch zwar nicht in der heutigen Reinigkeit und Schönheit zu erblicken: gleichwohl ist sie deutlich und natürlich, ohne Firniß und unnütze Umschweife. Die Geschichte hat auch fast vor allen Arten der Wahrheiten den Vorzug, daß sie in ihrer natürlichen Blöße gefällt, und keines erborgten Putzes sonderlich nöthig hat; Der Charakter der Redlichkeit und Wahrheitliebe machet die vornehmste Zierde des Geschichtschreibers aus: und diese wird man in dem Winkelmannischen Werke in allen Zeilen erblicken.

II.

D. Caroli Ferdinandi Hommelii,

Jur. Feod. in Acad. Lipſ. Prof. Ord. Oblectamenta Juris Feodalis, ſive Grammaticæ Obſervationes, jus rei clientelaris & antiquitates Germanicas varie illuſtrantes. Lipſ. Sumt. Jo. Gotth. Dyckii 1755. in 4. 148 Seiten ohne Vorrede und Regiſter.

Unſre

Unsre Leser müssen sich nicht wundern, daß wir dieß Werk mit zu unsrer Gerichtsbarkeit ziehen. Das Lehnrecht scheint freylich den Juristen zu gehören: allein sein unstreitiger Ursprung aus den deutschen Alterthümern und Geschichten, vermenget seine Lehrsätze mit so vieler grammatischen und historischen Gelehrsamkeit; daß es zweifelhaft wird, wem dasselbe eigener sey, der Rechtsgelehrsamkeit, oder den schönen Wissenschaften? Genug, die Ueberschrift und Vorrede des Hrn. D. und Hofgerichtsbeysitzers **Hommels** rechtfertiget uns: und er hätte, auch als ein Ehrenglied der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste, keine bessere Probe von seiner Stärke in der schönen Litteratur der Deutschen ablegen können.

In der Vorrede vertheidiget sich der Hr. Verf. wegen der grammatischen Anmerkungen, die sein Titel verspricht. Leute, die sich ihrer Meynung nach, nur auf **Real**, d. i. wie sie es übersetzen möchten, auf **Brodtwissenschaften** legen, möchten hier vieleicht die Nase rümpfen; wenn sie sehen, daß man sie hier wieder in die Schule, oder zur Grammatik führen will. Aber diese guten Herren verstehen sonder Zweifel, den Nachdruck dieses Wortes in seiner alten, und wahren Bedeutung nicht. Nach dem **Suidas**, **Seneca** und **Quintilian** ist ein Grammatiker kein bloßer Buchstäbler und Sprachkünstler; wiewohl auch zu diesem mehr Gelehrsamkeit und Einsicht gehöret, als mancher stolze Gelehrte denket und besitzet. Ein Grammatiker,

der

I. Regiſter
der angeführten Autoren.

Abel, Caſpar, 25. 45
Acoluth, Andreas, 36
Adami, Joh. Samuel, 3
Addiſon, Johann, 29
Aepin, Franz Albert, 304.
Albinus, Daniel, 3
Albrecht von Halberſtadt, 26.* 118.
Alexander, Natalis, 63
Anſorge, Johann, 55
Apulejus, L. 9

B.

Baillet, Adrian, 20
Ballhorn, Johann, 41
Baluzius, Stephanus, 19
Bapſt, Michael, 45.
Becanus, Joannes Goropius, 314. 54
Beckmann, Joh. Chriſtoph, 23
Beda, 19
Beling, Oßwald, 49
Belius, Matthias, 176. 22
Bentivoglio, N. 10
Bernelius, Ericus, 18
Bergen, Ernſt Gottlieb von, 96.
Beuthner, Joh. Heinrich, 202.
Beza, Theodorus, 44
Birnbaum, Joh. Abr. 25
Biſchoff, Johann, ſ. Epiſcopius.
Bodmer, Johann, 104. 290.
Boedicker, Johann, 22
Boetius, M. Severinus, 9. 448.
Bohemus, Johann, 2
Bolz, Valentin, 44

der von ſchweren Benennungen und Wörtern einer Sprache Red und Antwort geben, oder Erklärungen und Beweiſe ausfündig machen will, muß auch in den Geſchichten und Alterthümern ſtark ſeyn, und keine geringe Beleſenheit haben *. Selbſt Epiktet hat geglaubet, man müſſe den Grund der Sachen von dem Urſprunge der Wörter herholen.

So hält nun Herr D. Hommel die Sprachkunſt wo nicht für eine leibliche Schweſter, doch gewiß für eine getreue Gehülfinn des Lehnrechtes: wie Gellius vom Labeo geſaget: Er würde niemals ein ſo großer Rechtslehrer geworden ſeyn, wenn er nicht ſo ein ſtarker Grammatiker geweſen wäre. Und wie ſchön klang es nicht, wenn Baldus, der große Erzvater der Juriſten, ſeine Schnitzer wider den Donat und Priſcian zu entſchuldigen, ſagete: Juriſta non curat de verbibus? Gleichwohl lobet dieſer den Pomponius ſo: Grammaticus fuit ſpeculativus! Und Odofredus ſaget mehr als einmal: Grammaticemus aliquantulum! laßt uns ein wenig grammatiſiren!

Doch wir müſſen uns zu dem Buche ſelber nahen. Es beſteht ſelbiges aus zween Abſchnitten.

Der

* Nequis, ſchreibt Quintilian, tamquam parva faſtidiat Grammatices elementa, non quia magnæ ſit operæ conſonantes a vocalibus diſcernere &c. Sed quia interiora velut ſacri hujus adeuntibus, apparebit multa rerum ſubtilitas, quæ non modo acuere ingenia juvenilia, ſed exercere altiſſimam quamque eruditionem poſſit. Inſt. Or. L. I. c. 4.

** Die Anmerkung von Daus, aus Herrn Wachtern,

Der I. handelt in XI. Anmerkungen von grammatiſchen Dingen, die im Lehnrechte ſehr nützlich zu wiſſen ſind. Der II. erkläret die Erbfolge im Lehnrechte, in 8. Capiteln. Vom beyden wollen wir einigen Vorſchmack geben.

Im I. Abſatze wird das Wort **Vaſallus**, in den Lehnrechten, von Baſſus hergeleitet. **Schilter**, **Leibnitz**, **Hottomann** und **Ludewig** haben davon andre Ableitungen gegeben. Ein Celtiſches Guas, oder ein in **Waiſe** noch übriges **Vaſſus**, ſollen die Stammwörter davon ſeyn. **Cujacius**, will es gar von **Geſell** herholen; als ob die Vaſallen, jene Comites der deutſchen Fürſten beym Tacitus wären. Der Herr D. H. aber findet das Wort der mittlern Zeiten Baſſus, viel geſchickter, einen **Untermann** auszudrücken. Die Jurisdictio Baſſa iſt bekannt; der Baſs in der Muſik kömmt auch daher. Ja ſelbſt die **Baſtarte** ſollen als eine niedre Art von Kindern davon benennet werden. Die weitere Ausführung läßt ſich ſehr wohl hören. Allein wo kömmt Baſſus, bas, her? Iſt es deutſches, oder celtiſches Urſprunges **? Daß

da es als Unum, totum, omne, erkläret wird; iſt indeſſen nicht die richtigſte. Daus iſt unſtreitig aus *deux*, zwey, entſtanden. Denn in der alten Spielkarte ſind zwo Augen das Daus. Da nur eins aufgeſetzet ward, hieß man es ein Aß. So ſpielet man auch im Trictrack. Wer eins und zwey wirft; ſaget Aß, Daus. D. i. As deux. Man ſaget auch im Sprüchworte; er hält ſich wie ein **Daus**. d. i. comme deux; wie ihrer zweene; welches freylich ein Lob iſt.

Daß aus B. ein V. habe werden können, zeiget er durch viele Exempel. Selbſt die Lateiner haben beydes oft vermiſchet. Jener Mann ſetzete ſeiner Frau dieß Grabmaal: Agathemer Conjugi bene bibenti que Vixit Ann. XXXII. D. XXXVIII. hier iſt leicht zu denken, daß er einer Frau, die brav getrunken hätte, entweder kein Grabmaal ſetzen, oder ihr doch ſolches nicht als ein Lob beylegen würde. Es iſt alſo bene viventi zu leſen. u. d. m. Das al iſt eine Verkleinerungsendung.

Der II. Abſatz handelt von dem Worte **Valvaſor**, und erkläret es durch **Verweſer**. Die andern Etymologien von **Wall** und **faſſen**, oder von Valuis ſind beynah lächerlich. Wie aber aus **Herberge** das italieniſche **Albergo** geworden: ſo hat auch aus **Verweſer**, **Valvaſor** werden können: da die wälſchen Völker nicht gern viel r ausſprachen. Und wie viel Veränderungen hat man nicht machen müſſen, ehe aus Epiſcopus **Biſchof**, und aus Peregrinus, **Pilgrim** geworden? Regni Valvaſores, ſind alſo Reichsverweſer.

In der III. zeiget der Herr V. daß es nicht drey, ſondern vier Arten von Vaſallen gegeben habe: nämlich 1) Capitaneos, 2) Milites majores, 3) Milites minores, und 4) Valvaſinos.

In der IV. führet er die älteſten Zeugniſſe an, daß es ſchon um des fränkiſchen Königs **Clodoväus** Zeiten, Lehne gegeben habe. Dieſe hat noch niemand vor dem Herrn D. bemerket. Sie ſtehen im *Remigius* und *Hadoinus*, einem Paare gleichzeitiger Schriftſteller: und da kommen die Wörter Beneficium,

ficium, Defensori nostro, und Fideli nostro vor, imgleichen tenere villam.

Die V. Anmerkung beweist, daß alle Felonien in einem Jahre erlöschen.

Die VI. erkläret, Hostenditium heiße so viel, als Hosten decem; weil die Kriegsdienste damals durch den zehnten Theil der Früchte vergütet wurden, wenn der Lehnsmann nicht selbst zu Felde ziehen konnte. Osten, oder Hosten, soll ein altdeutsch Wort seyn, und den Krieg bedeuten: so daß Hostenditium gleichsam eine Heersteuer anzeiget.

Die VII. Anmerkung erkläret, warum eine Ehe ad Morgengabam, eine Vermählung zur linken Hand genennet wird. Dieses zeiget der Hr. Verf. aus der alten Gewohnheit, da die alten Deutschen die Sippschaft durch einen menschlichen Körper abgemalet: so daß der rechte Arm die männlichen, der linke aber die weiblichen Anverwandten vorgestellet; daher denn die Namen der Schwert- und Spülmagen entstanden*. S. die Figur auf dem Kupfer dieses Monaths. Dabey wird das Sprüchwort erklärt: Das basgeborne Kind folget der ärgern Hand. D. i. Ein Kind, von einer Weibsperson geringes Standes erzeuget, wird nicht für einen Schwertmagen, sondern für einen Spülmagen gehalten.

Die

* Für welches letztere man oft fälschlich Spielmagen saget. Denn es kömmt von der Spule oder Spindel her. Auch Spillmagen ist unrecht.

Die VIII. Anmerkung betrifft die Investitur durch einen Schild. Das Fahnenlehn ward Herzogen, das Schildlehn Soldaten gegeben. Die Glosse zum Sachsenspiegel I. B. 20 Art. saget ausdrücklich: **Auch daß er ihm ein Lehngut leihen lasse, ob er keins habe. Man soll ihm auch ein öffentlich Merkzeichen an den Arm hängen, nämlich ein Schild.** Diese Stelle hätte der Hr. Baron von Schönaich sehr gut brauchen können, als er neulich im II. B. der Samml. der Gesch. der fr. K. vom Gebrauche der Schilde handelte. Eben das bestätiget das fränkische Recht, in Hrn. RhR. von Senkenb. Corp. Jur. Feud. p. 2. **Alsus werden die Dienstlüde gemachet von dem Kayser, den er gab Ritters Namen, vnd bestedigete se med dem Schilde vnd met dem Swerte.** Dieß führet der Hr. Verfasser noch ferner sehr gründlich aus.

In der IX. Anmerk. wird von den **Hörnern** auf den Wappenschilden des Adels in der Heraldik gehandelt, und ihr Ursprung untersuchet. Sie bedeuten das **Jagdlehn**; welches durch die **Jägerhörner** verliehen ward. Dabey wird erkläret, woher man geduldigen Männern Hörner beygeleget, und eine kurze Hahnreyshistorie eingeschaltet. Die deutschen Könige und Kaiser hatten sich das Jagdrecht allein vorbehalten. Da sie aber nicht in allen Wäldern selbst jagen konnten: so verliehen sie ihren Freunden und Günstlingen die Freyheit, in diesem oder jenem Forste zu jagen und zu hetzen; und das zwar, entweder durch Uebergebung eines Jagdhundes,

des, oder durch Flügel und Jagdhörner. Nun herrschte einmal ein gewisser üppiger König der Franken oder Deutschen; dem man, wie dem Cäsar, als er in Rom einzog, hätte zurufen mögen:

Romani servate uxores! mœchum calvum adducimus!

Denn er stellte den schönen Weibern seiner Vasallen und Bedienten unaufhörlich nach: und wenn er irgend auf Jagden bey einem Edelmanne einkehrte, der seine Gattinn, aus Gefälligkeit, dem Fürsten aufopferte: so belehnte ihn dieser zur Erkenntlichkeit dafür mit dem Jagdrechte: so daß er künftig ein Paar Jägerhörner auf sein Wapen setzen dorfte. Das Gerücht nun, welches in solchen Fällen geschwätzig ist, breitete mit dieser Gnadenbezeugung des Königes zugleich die Ursache derselben aus. Und da dergleichen Begebenheiten oft wiederkamen: so ward es allmählich zum Sprüchworte: **Der Fürst hätte diesem oder jenem von seinen Vasallen ein Paar Hörner aufgesetzet.** Dieß ist die sehr wahrscheinliche Vermuthung des Hrn. D. H. der wir auch unsern Beyfall nicht entziehen können, bis uns jemand einen bessern Ursprung dieser Redensart anzeigen wird. Ist sie nämlich nicht wahr, so sollte sie doch billig die einzige wahre Meynung seyn: so gar ähnlich sieht sie, allen Umständen nach, der Wahrheit.

Die X. Anmerkung handelt von dem Wörtchen **Von**, als dem heutigen Kennzeichen des Adels. Der Hr. Verf. wiederholet und bestätiget hier seine sonst schon geäußerte Meynung, daß dieß uralte

Von, ein Zeichen eines erhaltenen ritterlichen Lehngutes gewesen sey, welches bey der Erhebung in den Adelstand, jemanden zum Unterhalte seines Ritterpferdes verliehen worden. Nichts ist abermal wahrscheinlicher, als dieses; und daher schicket sich auch das, Von nur zu solchen Namen, die ein Dorf, oder eine Herrschaft anzeigen: bey allen übrigen klingt es ungeschickt.

Die XI. Anmerkung liefert ein ganzes Verzeichniß altdeutscher Wörter, die in den mittlern Zeiten im Lehnrechte ins Latein gebracht worden. Hier äußert sich eine vollkommene Einsicht des Hrn. Verf. in die gehörigen Schranken, die man der Liebe zu einer schönen lateinischen Schreibart in den Wissenschaften zu setzen Ursache hat. Er zeiget, daß selbst die alten Römer keine solche geschworne Eiferer für die Reinigkeit ihrer Sprache gewesen; daß sie nicht allerley gallische und deutsche Wörter mit aufgenommen hätten. Da sie nun Ambactus, braccæ, framea, lancea, und noch viel mehrere, als esseda, veredus, u. d. gl. gelitten und gebrauchet: warum sollen die Lehrer des Lehnrechts nicht auch Vasallos, feloniam, investituras, feoda, u. d. gl. brauchen? Ja der Hr. D. erbiethet sich zu einem Eide: Cicero selbst würde sie gebrauchet haben, wenn sie ihm bekannt geworden wären. Er verwirft also diejenigen Puristen, die, wenn sie von deutschen Lehnsachen schreiben sollen, doch vor solchen Kunstwörtern einen Abscheu haben; und lieber falsche römische Redensarten, als angemessene richtige deutsche Benennungen brauchen wollen. In dem Munde eines Mannes aber,

aber, wie der Hr. D. Hommel, der ſelbſt ein zierliches Latein in ſeiner Gewalt hat, iſt dieß Geſtändniß deſto kräftiger. Das Verzeichniß ſolcher ins Latein gebrachter barbariſcher Wörter füllet zehn ganze Seiten an, und iſt werth erwogen zu werden.

Den größern Tractat von der **Lehnsfolge**, de Succeſſione feodali, können wir deſto ſicherer mit Stillſchweigen übergehen, da er zu unſerm Gebiethe eigentlich nicht gehöret: obwohl überall dieſelbe Einſicht und Geſchicklichkeit des Hrn. Verfaſſers in den ſchönen Wiſſenſchaften erhellet. Wir wünſchen mehr ſolche Abhandlungen von der geſchickten Feder des Hrn. Hofgerichtsaſſeſſors, ſonderlich in deutſcher Sprache zu leſen.

III.

Shakeſpear Illuſtrated or the Novels and Hiſtories, on which the Plays of Shakeſpear aret founded, collected and translated from the original Authors, which critical Remarks by the Author of the Femal Quixote. T. I. London pr. for Millar 1753. in 12.

Es ſcheint die Engländer fangen an die Schaubühne nach kritiſchen Regeln zu betrachten. Nachdem ſie eine lange Zeit ihrem Witze, nach dem Beyſpiele **Schackeſpears**, alle mögliche Ausſchweifungen verſtattet haben: ſo finden ſich nun ſcharfſinnige Geiſter, die gewahr werden, daß nicht alles Gold iſt, was da gleißt. Das wunderbarſte

dabey ist, daß ein geschicktes Frauenzimmer darinn die Bahne bricht; und dem ganzen englischen Volke zeiget, daß man die Vorurtheile der Vernunft unterwerfen, und alles, was auch zur Belustigung des Geistes dienet, der Beurtheilung eines feinen Geschmackes, und den unstreitigen Regeln der Kunst unterwerfen müsse. Es ist die **Frau Lenox**, eine gebohrne Americanerinn, die ihren Landesleuten in diesem Werke ein so großes Muster zeiget.

Schackespear ist bisher, aller seiner Unrichtigkeiten ungeachtet, um einiger starken Charaktere und wilden Scenen wegen, der Abgott der englischen Bühne gewesen. Gleichwohl waren die Unvollkommenheiten seiner Stücke viel größer, als ihre Schönheiten. Indessen sah der zu keinen Regeln gewöhnte Engländer, jene nicht; und bewunderte nur diese allein. Wer ihm bey Gelegenheit, von jenem etwas anzeigen wollte, den hielt man für einen Feind des Vaterlandes: und selbst **Pope**, den man doch die Kenntniß der theatralischen Regeln wohl zutrauen konnte, hatte bey der Ausgabe, die er vom **Schackespear** besorgt hat, das Herz nicht, von seinen Vergehungen zu reden. Diesen so großen britischen Abgott nun anzutasten, und ihrer Nation die Augen bey seinen Fehlern zu eröffnen, hat die scharfsinnige **Frau Lenox** zuerst das Herz gehabt.

Sie verfährt aber mit einer nöthigen Behutsamkeit, sehr säuberlich mit dem Knaben Absalem. Sie saget auf dem Titel ihres Buches nicht, daß sie den **Shackespear** kritisiren; sondern daß sie ihn bloß erläutern will. Sie verspricht nur die Quellen der-

derjenigen Fabeln anzuzeigen, daraus er seine Lust- und Trauerspiele gemachet hat. Der gemeine Schlag der brittischen Zuschauer kennet dieselben nicht, und hält entweder alles für lauter wahre Geschichte, oder doch für eigene Erfindungen des Poeten. Das machet, die unzählichen Ritterbücher, oder Romane, und fabelhafte Erzählungen des XVI Jahrhunderts, sind itzo ins Vergessen gerathen. Aus diesen zogen damals die theatralischen Poeten, bey uns, und anderwärts ihre Fabeln: wie aus Hans Sachsen und Ayrern zu ersehen ist. Auch Bocatius und Cinthio, und andre solche Modebücher voriger Zeiten sind nicht mehr in den Händen der Leute. In diesen suchet nun die Frau Lenox nach, um der Geschicklichkeit nachzuspüren, womit der Poet ihre Fabeln entweder verbessert, oder verschlimmert hat.

Nachdem sie in der wohlgeschriebenen Zuschrift zuförderst das vornehmste Verdienst eines Dichters in der Erfindung, und Einrichtung einer ganzen Reihe von Begebenheiten festgesetzet hat; saget sie: es sey leicht, wenn die Folge der Geschichte einmal entworfen ist, selbige mit verschiedenen Farben zu putzen. Denn eine kleine Kenntniß des menschlichen Lebens, und von Büchern, könne Umstände und Betrachtungen, ähnliche Fälle und Erläuterungen hinzufügen. Eine alte Geschichte besser wieder zu erzählen, als der erste Urheber, sey eben kein seltenes Pfund. Aber die ersten Züge einer neuen Fabel zu entwerfen, eine Verschiedenheit von Charaktern zu erfinden, und sie in ihren Leidenschaften und

I. Regiſter der angeführten Autoren.

Boner, Hieronymus, 22. 459.
Bouhours, Dominicus, 204
Boulay, Caeſar Egaſius de, 335
Brewer, Chriſtoph, 640. 642
Braccius, Ignatius, 533
Brucker, Jacob, 329. 651
Bruckner, Hieronymus, 20
Bruno, Chriſtoph, 489
Bruſchius, Caſpar, 638
Bucelinus, Gabriel, 638
Buchevius, Aegidius, 337
Buchholtz, Andreas Heinrich, 21. 458
Buchner, Auguſt. 286
Bugenhagen, Johann, 321

C.

Caeſar, Julius, 11
Carbachius, Nicolaus, 470
Caſtelnau, Michel de, 328
Cato, 12. 453.
Catullus, 12. 454
Chalenius, Friderich, 493
Chapelle, Jean la, 12
Chesne, Andreas du, 640
Chriſt, Johann Friderich, 13. 425
Cicero, M. Tull., 12-18. 454-456
Clauberg, Johann, 366
Cointe, Carolus le, 637
Columella, 18
Conring, Hermann, 415
Cornelius Nepos, 18. 456
Cramer, Johann Friderich, 204
Crophius, Philipp Jacob, 575
Cuſius, Martinus, 283
Curtius, 19

D.

Dalen, Antonius van 500
Damianus, Petrus, 531
Damm, Chriſtian Tobias, 17

Vortheilen ſo wirkſam zu machen, daß die nöthigen Zwiſchenfälle daraus entſpringen; dieſe wunderbar, doch natürlich zu machen, damit ſie die Einbildung des Leſers rühren, ohne ſeine Urtheilskraft zu beleidigen; und kurz, das Ganze in einen angenehmen Ausgang zu verſchürzen, der aus eben den Mitteln entſteht, die das Anſehn hatten, ihn hindern zu müſſen: Das! das ſey der gröſte Schwung des menſchlichen Geiſtes.

Hierauf merket ſie an, wie wenige von den Schriftſtellern, die erſonnene Begebenheiten erzählen wollen, geſchickt geweſen ſind, etwas eigenes hervorzubringen. Unter allen Romanen, die Witz, Müſſiggang, Eitelkeit oder Armuth in die Welt geſchicket, wären ſehr wenige, deren Ausgang man nicht gleich aus dem Anfange errathen könnte; und worinn ihre Verfaſſer etwas anders gethan hätten; als die Zufälle aus andern Fabeln in die ihrige zu verſetzen, und durch die Umſtände einer Begebenheit, eine andre zu ſuchen.

Da alſo bey der Unterſuchung des Charakters eines Poeten, zuerſt zu ſehen ſey, was für eine Stufe der Erfindungskraft er beſeſſen: ſo habe ſie Shackeſpears Schriften in der Abſicht geleſen; und lege hiermit dasjenige, was ſie gefunden, der Welt vor Augen. Sie habe die kleinen Fabeln, deren er ſich bedienet, überſetzet; und da würden ſonder Zweifel ſeine Bewunderer ſchreyen: daß ſie es zu Verminderung ſeines Ruhms gethan hätte; von dem doch der Ruhm derjenigen Nation abhienge, die ſelbſt auf die Ehre ſtolz wäre, die Mutter eines ſo groſſen

Dich-

Dichters zu seyn. Denn der Aberglauben hätte keine Gränzen; und es könnte leicht solche Abgöttische in der Welt geben, welche Götzen anbethten, die sie doch für keine Götter hielten.

So viel sey aber gewiß, daß ein sehr kleiner Theil von Shakespears Ehre auf der Erfindung seiner nackten Fabeln beruhe. Er lebte in einer Zeit, da die Ritterbücher gemein, und die Gemüther seiner Zuschauer nicht gewohnt waren, die Wahrscheinlichkeiten zu prüfen; oder die Verhältnisse der Ursachen und Wirkungen gegen einander abzuwägen. Es war schon genug, um eine Geschichte beliebt zu machen, wenn sie weit von den gemeinen Begebenheiten entfernet war, viel Mannigfaltigkeiten in sich hielt, und einen beweglichen Ausgang hatte. Diese Gesinnung seiner Zeiten schickte sich nun so trefflich zu Shakespears Fähigkeit, daß er keine Lust hatte sie zu bessern: und bloß ihr hatte er die frechen Ausschweifungen zu danken, wodurch er seine Stücke viel reizender und kurzweiliger machte, als alle andre Poeten.

Er hatte die Auftritte der Natur aufmerksam betrachtet, sonderlich auf menschliche Handlungen, Leidenschaften und Kleidungen Achtung gegeben. Daher gefielen ihm solche Fabeln, worinn allerley Zufälle und viele Charaktere, in allerley Verbindungen vorkommen. Daher sind seine Schriften gleichsam ein treues Bild des menschlichen Lebens: und wer sie fleißig liest, dem wird in der ganzen Welt wenig neu vorkommen. Denn seine Helden sind Menschen, deren Haß und Liebe, Furcht und

Hoffnung, ſo wie bey andern Menſchen wirken; nicht aber ſolchen Geſpenſtern ähnlich ſehen, als man in neuern Stücken auf die Bühne geſtellet hat. Daher ſey denn **Schakeſpears** Vorzug nicht die Erdichtung der Fabeln, ſondern die Abbildung des Lebens. Wer nun ſo viel billiges Lob verdiene, der verlöhre nichts, durch das, was eine unwiſſende Bewunderung ihm beygeleget hätte. Verſtorbene zu läſtern, wäre niederträchtig; ihnen aber zu ſchmäucheln, das wäre thöricht. Von beyden will ſie frey ſeyn.

Nach ſolcher Vorbereitung greift ſie nun das Werk ſelbſt an. Das erſte Stück vom Schakeſpear, welches ſie erläutern will, iſt Meaſure for Meaſure betitelt, und in **Popens** Ausgabe deſſelben das Vte des I. Bandes. Die Fabel deſſelben iſt aus der Vten Novelle der VIII. Dekas der Hekatommythen des Giraldi Cinthio. Dieſer iſt bekanntermaßen im Anf. des XVI. Jahrh. gebohren, und Prof. der Beredſamkeit zu Ferrara geweſen und 1573 geſtorben, nachdem er auch viel andre Sachen geſchrieben hatte. Die vorhabende Fabel iſt folgendes Inhalts, und von der Frau **Lenox** ſehr beredt und anmuthig beſchrieben.

Kaiſer Maximinus ſetzte einen Stadthalter nach Inſpruck, der Juriſta hieß; und empfahl ihm vor allen Dingen eine ſtrenge Handhabung der Gerechtigkeit. Dieß nahm dieſer eine Zeitlang eifrigſt zu Herzen; bis folgende Begebenheit vorgieng. Ludewig, ein junger Bürger zu Inſpruck, entführete ein Mädchen daſelbſt; und ward auf geſchehene An-

klage

klage ergriffen, gefangen geleget, auch nach den Landesgesetzen verdammet, den Kopf zu verlieren. Er hatte aber eine wunderschöne Schwester Epitia, etwan im 16ten Jahre ihres Alters, und von besonderm Geiste und Verstande; die ihr Vater auch in der Philosophie und den schönen Wissenschaften hatte unterrichten lassen.

Als diese das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, wagte sie es, bey dem Statthalter eine Fürbitte für ihn einzulegen. Sie that es aufs beste, machte aber mit ihrer Schönheit einen solchen Eindruck in das Herz des Statthalters, daß er ihr versprach: ihrem Bruder das Leben zu schenken, wenn sie ihm zu Willen wäre; mit der Verheißung sie hernach zu heirathen. Sie verabscheuete solches, und begab sich zu zu dem gefangenen Bruder. Dieser giebt ihr die besten Worte von der Welt, ihre Ehre für sein Leben aufzuopfern; sonderlich weil der Statthalter ihr die Ehe versprochen hätte. Dieß beweget sie dann, aus Liebe zu ihrem Bruder alles zu thun.

Der Statthalter bestellet sie einen Abend zu sich, mit dem Versprechen: wenn sie die Nacht bey ihm geblieben, ihr morgen früh ihren Bruder auszuliefern. Als der Morgen erscheint, und sie auf die Erfüllung dringet, schicket ihr derselbe den todten Leichnam ihres ermordeten Bruders ins Haus. So sehr sie darüber erstaunet, so listig verstellet sie sich; nimmt sich aber vor, bey dem nächsten Besuche des Statthalters ihn ihrer Rache aufzuopfern. Nach reiferer Ueberlegung aber, wird sie schlüssig, ihn beym Kaiser selbst zu verklagen.

Dieß

Dieß thut ſie, ſobald der Kaiſer in eine benachbarte Stadt kömmt. Dieſer höret mit Erſtaunen ihre Erzählung, und läßt den Statthalter zu ſich fodern; da er eben die Klägerinn in einem Nebenzimmer hat. Sie wird hereingeführet, und erhält Befehl, ihre Klage in ſeiner Gegenwart zu wiederholen. Sie thuts. Der Kaiſer ſieht ihn ſtarr an; und bemerket die Zeichen ſeines böſen Gewiſſens. Als er nun durch Schmäucheleyen die Schöne zu beſänftigen trachtet, verbeuts ihm der Kaiſer, und fodert ſeine Verantwortung. Er geſteht alles. Darauf thut jener den Ausſpruch: daß er 1) die Epitia in ſeiner Gegenwart heurathen; 2) ins Gefängniß gehen, und den Kopf hergeben ſoll. Das erſte geſchieht; und er wird abgeführet.

Kaum iſt Epitia nach Hauſe gegangen, und zu ſich ſelbſt gekommen; als ſie ſich beſinnet, was nunmehr ihre Pflicht iſt. Als eine Schweſter verfolgte ſie ihren Ehrenſchänder: als eine Ehegattinn, will ſie für ihren Mann bitten. Sie eilet alſo nach Hofe, und bittet mit ſolcher Großmuth und Beredſamkeit für den Statthalter, daß der Kaiſer ihr ſein Leben bewilliget.

So lautet die wälſche Fabel. Und nun folget Schakeſpears Gebrauch derſelben. Er machet aus dem Maximin einen Vincentio; Herzog von Wien, der unter dem Vorwande, viel ſcharfe Geſetze, wieder einzuführen, ſich einen Angelo zum Statthalter ſetzet, und eine Reiſe vorgiebt. Er bleibt aber in Wien, in Geſtalt eines Mönches, um auf alle Veränderungen Acht zu geben. Angelo zieht einen

jun-

jungen Menschen Claudio ins Gefängniß, der ein Mädchen betrogen hat; und der nach einem alten Gesetze sterben soll. Die Schwester desselben bittet für ihn; Angelo verliebt sich in sie, und verspricht ihm die Freyheit; wenn sie ihm ihre Person übergeben will. Sie schlägt alles ab, und klagets ihrem Bruder; der es eben so machet, als oben die wälsche Erzählung lautete.

Der Herzog erfährt alles, was vorgegangen, und saget der Isabella: sie solle nur thun, als ob sie in des Angelo Begehren willigte. Er wüßte, daß dieser vor etlichen Jahren die Mariana geheurathet, und verstoßen hätte. Diese wolle er rufen lassen, um ihre Person zu spielen. Angelo wird also hintergangen, schicket aber dennoch hin, den Bruder zu enthaupten. Der Herzog aber läßt an dessen Statt einen Uebelthäter hinrichten; und seinen Kopf dem Angelo bringen. Isabella geht ins Gefängniß, um zu sehen, ob ihr Bruder lebet; findet aber den verkleideten Herzog, der ihr räth, den Angelo beym Landesherrn zu verklagen, als ob er ihr die Ehre geraubet.

Hier wirft der Herzog seine Kutte weg, geht in die Stadt, und tritt seine Regierung wieder an. Mariana erscheint, und verklaget den Angelo, als ihren Gemahl, welcher alles läugnet. Der Herzog schleicht sich weg, und kriecht wieder in die Kutte. Als man ihn ins Gefängniß führen will, fällt ihm die Kappe ab, und er wird erkannt. Angelo bekennet alles. Der Herzog befiehlt ihm Marianen zu heurathen, und zu sterben. Aber sowohl diese,

als Isabella bitten für ihn; und so bleibt er am Leben. Der Herzog aber ist von Isabellens Tugend so eingenommen, daß er sie selbst heurathet.

Das ist nun Shakespears Kunst und Witz in Veränderung der erstern, weit einfachern und wahrscheinlichern Erzählung. Die scharfsinnige Fr. Lenox hält nunmehr ein kritisches Gericht über ihn. Sie bemerket erst den Fehler des wälschen Schriftstellers; daß er den Böswicht zuletzt doch glücklich werden lassen. Aber sie schonet auch ihren Landsmann nicht. Sie zeiget ihm alle seine Fehler. Weil es nun der Mühe werth ist, dieselben auch unsern Landsleuten bekannt zu machen, itzo aber dieser Artikel zu lang würde: so wollen wirs im nächsten Stücke nachholen.

IV.

Der Zittauischen Gesellschaft fortgesetzte Bemühungen aus dem Reiche der Wissenschaften, des I. Bandes I. Abtheilung. Zu finden im Zittauer Buchladen. 1755. in 8.

Die löbliche Gesellschaft zittauischer Gelehrten, die sich bereits durch zween Octavbände ihrer Schriften in der gel. Welt hervorgethan, welche sie unter dem Titel: der Bemühungen einer lehrbegierigen Gesellschaft ans Licht gestellet hat; und davon des II. Bandes sechstes und letztes St. nur 1754 um Johann herausgekommen;

hat

hat ihre Arbeiten seit dem nicht beyseit gesetzet. Sie trat an vergangener Ostermesse, unter obigem Titel mit einer neuen Fortsetzung ans Licht; die von eben denjenigen geübten Federn herrühret, die an jenen beschäfftiget gewesen. Wir wollen zuförderst den Inhalt derselben anzeigen, hernach aber einen besondern Umstand und dessen fernern Erfolg, auch bekannt machen.

Das I. Stück dieser angenehmen Schrift handelt die Frage ab: Ob man ein geschickter Rechtsgelehrter werden könne, ohne sich um die Alterthümer und die Historie des römischen Rechtes zu bekümmern? Hier finden wir einen Rechtsgelehrten, der in einer angenehmen und reinen deutschen Schreibart eine Materie abhandelt, die sonst nur im Lateine vorgetragen zu werden pflegte. Es ist selbiger Herr D. Wenzel; und dieser behauptet, nach einer guten Einsicht in die heute zu Tage in Deutschland eingeführten, ja herrschenden römischen Rechte: daß man dieselben durchaus nicht recht erklären und brauchen könne, ohne die römischen Alterthümer, und die Geschichte der lateinischen Rechtsbücher zu verstehen. Und wer wird ihm darinn unrecht geben können, ohne sich der Rabulisterey verdächtig zu machen?

Das II. St. untersuchet: wie fern das Kupfergeschirr in der Haushaltung beyzubehalten, oder abzuschaffen sey? Herr Rousseau aus Genf, hat mit einem grossen Geschrey das Kupfer in übeln Credit zu bringen gesuchet: und halb Europa hat, aus einem unzeitigen Vorurtheile, gegen alles was in Frankreich ausgehecket wird, ihm seinen Spruch nach-

nachgebethet, und sich furchtsam machen lassen. Herr Pott in Berlin aber hat sehr wahrscheinlich gezeiget, daß nichts, als eine Manufactur, auf der Vorstadt St. Antoine zu Paris, die mit ihren verzinnten Eisengefäßen keinen Abgang finden können, die erste Triebfeder zu dieser eifrigen Warnung vor den Kupfergeschirren gewesen. Und wer weis? ob nicht auch ein politischer Staatsgriff des französischen Hofes darhinter stecket, die fernere Einfuhr des fremden Kupfers zu hemmen; um auch dieser ausländischen Waare los zu werden? Man kennet Frankreichs Künste, sich von allem, was nicht auf seinem Boden wächst, so viel möglich zu enthalten; allen Völkern hergegen seine eigenen Producte unentbehrlich zu machen. Wie lächerlich wird also nicht ganz Europa, daß es in eine blinde Nachahmung solcher Cameralstreiche verfällt? Dieses und noch viel ein mehrers, wird man von der Feder des so gelehrten als unparteiischen Hrn. D. Hefters hier ausgeführet finden.

Das III. Stück handelt von der Formel DEI GRATIA auf Münzen. Dieß ist eine sehr feine historischkritische Abhandlung, die viel schöne Belesenheit und Urtheilskraft verräth. Der Hr. Verf. derselben aber hat es nicht gut befunden, sich zu nennen.

Das IV. St. untersuchet die Frage: Ob eine durch Urtheil und Recht von ihrem Ehegatten geschiedene Person, in ihrem künftigen Ehstande Glück und Segen haben könne? Man sieht leicht, daß diese Abhandlung theils aus den Rechten, theils

aus

aus der Sittenlehre und Geſchichte hergeholet ſeyn muß. Aller dieſer Quellen hat ſich der Hr. Verfaſſer geſchickt zu bedienen gewußt, um die Frage mit dem gehörigen Unterſchiede der Fälle zu beantworten. Auch dieſer gelehrte Schriftſteller hat ſich nicht zu nennen für gut befunden.

Das V. St. liefert eine Betrachtung über die Schriftſtelle 1 Ep. an die Korinther im 4. Cap. und 5ten V. Richtet nicht, bis der Herr komme ꝛc. alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob wiederfahren. Die Stelle hat ihre Schwierigkeiten, die der Herr Verf. dieſer Abh. nicht nur deutlich zeiget und erzählet, ſondern auch auf eine neue Art zu heben ſuchet. Sein Namen aber iſt gleichfalls verſchwiegen.

Das VI. St. enthält einen Glückwunſch an Hrn. Joh. Gottfr. Rödern bey angetretenem Pfarramte zu Berzdorf 1754. im Namen der ganzen Geſellſchaft. Es wird darinn gezeiget, wie ein Prediger bey ſeinem beſchwerlichen Amte, zuweilen einige Stunden zu ſeinem Vergnügen anwenden könne. Man findet aber gleichfalls den Namen des Herrn Verf. nicht angezeiget.

Das VII. St. erweiſet daß Vorurtheile öfters Quellen der Troſtgründe ſind. Hierzu hat eine Weizenkampfiſche Schrift Anlaß gegeben. Es werden ſonderlich drey ſolche falſche Troſtgründe entblöſſet und gründlich beſchämet. Der Herr Verf. aber hat ein Ungenannter ſeyn wollen.

Das VIII. St. unterſuchet die Frage: Ob ein Studirender aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, mit

Daniſius, Johann, 334
Dicenaeus, 106
Dieckmann, Johann, III. 532. 548
Dikinſon, Edmund, 333.*
Diodorus Siculus, 281
Dionyſius, Halicarnaſſ. 208
Dominis, M. Anton. de, 334
Dragheim, Joh. Benjamin, 33
Dryden, Johann, 238
Dünnehaupt, Johann, 137

E.

Eccardt, Johann George, 22. III. 192. 200.* 201.* 219. 358.* 428. 548. 650.
Egenolf, Joh. Auguſtin, 216.*
Eginhardus, 283
Epiſcopius, Johann, 44.*
Eppendorpius, Heinrich, 35
Eraſmus, Roterod., 226
Erneſti, 616
Eutropius, 457.*

F.

Fabricius, Jo. Alb., 7. 457. 576. 648
Fabſius, Johannes Juſtus, 10.*
Fell, Johann, 433
Feller, Joachim, 147
Feſſel, 250
Feſtus, 112
Flacius, Matthias, 190. 639. 650
Flabertus, Rodericus, 337
Flechier, 523
Flemming, Paul, 289
Florus, 20. 457
Fontanini, Juſtus, 3
Fontanus, Leonhardus, 37
Fontenelle, Bernhard, 500
Forcatulus, Stephanus, 328.*
Franck, Salome, 35
Freigius, Johann Thomas 328

gutem Gewissen seine Gesundheit verabsäumen dörfe? Man kann leicht denken, wie dieselbe beantwortet worden. Hier ist zuweilen ein billiges Salz wider die gelehrten Nachtwandler zu finden, die ihrem Ruhme zu Liebe, ihr Leben verkürzen. Der Namen des Urhebers ist wiederum verschwiegen.

Das IX. St. stellet das verwöhnte Mutterſöhnchen in einer artigen Erzählung dar. Dieſes heißt Fritz Eginhard. Hier sind schöne Regeln der guten Kinderzucht, in dem Beyspiele einer schlechten zu finden, die sich manche Mutter fleißig merken mag. Die Fortsetzung dieser Geschichte ist noch zu hoffen.

Das X. St. ist ein Brief an die Gesellschaft; und betrifft die Abschilderung einer gewissen Hochzeit, und vieler daselbst gewöhnlichen Unanständigkeiten. Dahin gehöret das liebe verwirrt untereinander laufende Gesundheitstrinken; wo man von dem Geschrey so vieler Stimmen taub werden möchte. u. d. gl.

Das XI. St. ist eine Fabel in Versen: der betrogene Hut. Sie betrifft Leute, die durch ihren Doctormantel, ohne alle Verdienste, andern Höflichkeiten abdringen. Sie ist sehr artig.

Diese gelehrte nützliche und angenehme Schrift nun hat die ganze Gesellschaft zu Zittau, der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste, in den verbindlichsten Ausdrückungen zuzueignen für gut befunden. Sie saget, „die gelehrte Geschichte, die so viel Schönes von dem Ursprunge dieſer höchstrühmlichen Gesellschaft erzählt, hätte diese Hochachtung in ih-

nen

nen erwecket. Der glückliche Zeitpunct eine Gesellschaft der freyen Künste zu bilden, sey an dem grossen Feste erschienen, an welchem ganz Sachsen Sr. kön. Hoh. dem durchl. Chur- und Erbprinzen, langes Leben in tiefster Ehrfurcht anwünschet; und ihr blühendes Wachsthum, sey durch den ber. Vorsteher derselben, mit welchem sich soviel würdige Mitglieder vereiniget hätten, bisher augenscheinlich befördert worden. Sie hätte sich den gnädigsten Beyfall der Hohen in der Welt erworben, und sey wegen vieler Vorzüge in ganz Deutschland bekannt und ansehnlich geworden. Die ersten Früchte derselben, in der Sammlung ausgesuchter Stücke, wären von dem besten Geschmacke, und unterhielten ein Verlangen nach mehrern solchen Sammlungen. Sie wollten sich zwar in kein Lob davon einlassen, gedächten ihrer aber nur aus Erkenntlichkeit, für das Lehrende, Nützliche und Angenehme, aus welchem Dero Ergebenheit gegen die Gesellschaft entsprange. Sie fügen noch bey, daß viele von ihren Mitgliedern den Herrn Vorsteher der Ges. der fr. K. als ihrem ehemaligen Lehrer, ein unvergeßliches Andenken widmeten. Dieses wären nun die Gründe ihrer Zueignungsschrift; der sie destomehr eine gütige Aufnahme ausbäthen, jemehr sie die Beyspiele solcher Männer zum Fleiße und zur Nachahmung ermuntern würden: welche eine Gesellschaft ausmacheten, die bis in späte Zeiten, eine besondre Zierde in Sachsen bleiben würde.

Eine so öffentliche und einnehmende Ehrenbezeugung konnte nun natürlicher Weise keine andre Wir-

kung hervorbringen; als die sie wirklich nach sich gezogen. Die Ges. der fr. K. bezeigte durch ein höfliches Antwortschreiben, an die Gesellschaft zu Zittau, wie sehr sie durch Dero Gesinnungen gegen sich gerühret, und durch ihre öffentliche Erklärung derselben verbunden wäre. Sie gestund ihre Verbundenheit und Begierde sich erkenntlich zu bezeigen; und stellte es derselben anheim: ob sie es genehm halten wollte, wenn sie alle dero Mitglieder der Zahl ihrer eigenen Mitglieder beyfügen, und ihnen die dazu dienlichen Erklärungsschriften ausfertigen möchte?

Dieses Anerbiethen nahm die löbliche Zittauische Gesellschaft in einem baldigen Antwortsschreiben, vom 28sten des Brachmonaths an: und meldete zugleich die Namen derjenigen ansehnlichen und wackern Männer, die zu ihr gehören. Wir tragen kein Bedenken dieselben hier öffentlich bekannt zu machen, da es der ansehnlichen Stadt Zittau, die nächst Dresden und Leipzig gewiß die vornehmste an Zahl und Reichthum der Einwohner unter Churſächsischer Hoheit iſt, zu besondrer Ehre gereichet, so viel gelehrte Leute in sich zu fassen, die aus Liebe zur Gelehrsamkeit zusammen getreten, und durch ihre Bemühungen das Reich der Wissenschaften zu erweitern suchen. Es sind folgende:

Se. Hochehrw. Herr Urban Gottlieb Hausdorf, Past. und Primar. bey der Hauptkirche.

Herr Joh. Karl Hefter, der Arznk. D. und Pract. des kön. Gestifts zu St. Mariemthal Phys. ord.

Herr

Herr Ge. Christ. Friedr. Wenzel, B. R. D. und Pract. in Zittau.

Herr Erdm. Benj. Feuereisen, B. R. D. und Pract. in Zitt.

Herr M. Ernst Salom. Hausdorf, Mittw. Pred. zu Petri und Pauli auch Catechet in Zittau.

Herr M. Christ. Gottlieb Schmid, Pastor zu Melaune und Meuselwitz.

Herr Joh. Gottfried Röder, Pastor zu Bärzdorf bey Zittau.

Herr Friedr. Lud. Etmüller, E. kön. Comm. im Amte Freyb. Actuar.

Herr Fried. Sam. Schneider, des heiligen Predigta. Candidat.

Herr Fried. Wilh. Prieber, kayd. R. Cand.

Herr M. Woldemar Sal. Hausdorf, des heil. Pr. A. Cand. und der gelehrten Gesellschaft in Zittau Secretär.

Das zwölfte Mitglied dieser Gesellschaft Herr M. Daniel Neumann, Past. zu Oberullersdorf bey Zittau, war schon vorhin, einzeln zum Ehrengliede der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste aufgenommen worden.

Hier nahm nun dieselbe nicht den geringsten Anstand, die versprochenen Versicherungsschriften, an alle diese gelehrten und geschickten Männer ausfertigen zu lassen, und also diese ganze zittauische gelehrte Gesellschaft, der ihrigen vollkommen einzuverleiben. Dieß ist also nunmehr nach der zu Cassel befindlichen ältesten, die zweyte Tochter, welche die hiesige Gesellschaft der freyen Künste, nach dem

Beyſpiele der arkadiſchen Akademie zu Rom, deren Colonien ſich durch ganz Italien ausgebreitet haben, bekommen hat; und welche deſtomehr Vortheile und Nachfolge verſpricht, je anſehnlicher die Stadt ihres Aufenthalts, und die Verdienſte ihrer vornehmſten Mitglieder daſelbſt ſind.

Nächſtens werden wir noch von einer dritten Tochter, die nicht weniger Gutes hoffen läßt, eine zuverläßige Nachricht zu ertheilen das Vergnügen haben.

V.

Le Retour du Goût. Comedie, par Mr. de Chevrier. A Paris, se vend chez Du Chesne.

D. i.

Die Rückkunft des Geſchmackes ꝛc. Ein Luſtſpiel.

Wir haben unſern Leſern unlängſt eine Nachricht von dem Abſchiede des guten Geſchmackes aus Paris gegeben. Der Schimpf, den dieß Stück den Herren Pariſern brachte, rührte einen andern Dichter. Er ward mitleidig, und wollte ihn gern wieder zurückbringen. Er machte alſo dieſes Stück, um die Herren Franzoſen mit der Wiederkehr des Geſchmackes zu erfreuen. Wir wollen ſehen, wie er es angeſtellet hat.

Der I. Auftritt ſtellet den Geſchmack, franzöſiſch gekleidet, mit einer Schärfe umgürtet, ver. Mer-

kur

kur iſt auch in franzöſiſcher Kleidung, und hat ſeinen Schlangenſtab an der linken Taſche ſeines Rockes hängen. Ob das der gute Geſchmack fodere, kann man leicht ſehen. Merkur hat niemals franzöſiſche Kleider getragen; und ſeinen Stab in der Hand halten müſſen. Er fraget den Geſchmack nach der Urſache ſeiner Wiederkunft. Dieſer verſetzet: Apollo habe ihm befohlen, den Aufenthalt wieder zu nehmen, den er ſeit ſo langer Zeit bewohnet hätte, und ſich auf ewig daſelbſt niederzulaſſen. Er füget hinzu, hiezu brauche er Merkurs Beyſtand, um deſto mehr ins Auge zu fallen. „Ich habe jederzeit deine Stimme bewundert. Dieſen Abend beehret man mich mit einer Luſtbarkeit: willſt du ſelbige vollkommener machen: ſo komm und verſchönere ſie mit deinen Gaben. (Seit wenn iſt Merkur ein Sänger geworden?)

Merk. Ich gehorche ihnen, gnädiger Herr. (Seigneur) (Eine artige Anrede eines Gottes! Seit wenn complimentiren die Götter ſo?) Nur eins ſteht mir im Wege. Was für eine Muſik wollen ſie? wälſch, oder franzöſiſch?

Der Geſchm. Mit deiner Hülfe gelingt alles. Doch fleuch die Rhapſodien des gezwungenen italieniſchen Singens.

Merk. Ein gewiſſes treffliches Stück ſoll dir bald zeigen, daß, als ich mich der Chimäre überlies, die man dir zu Trotze einführen wollte, nicht ſowohl zu gefallen, als die Leute zu beſſern ſuchte. Allein die Welt klug zu machen, iſt ein ſeltſames Ding! Lebe wohl.

Ein Marquis löſet den Merkur ab. Das iſt ein junger Stutzer, der ſich, nach ſeinem Wunſche nicht bald genug an den Bettelſtab bringen kann. Der Geſchmack mag ihm anzeigen, was für Mittel er will: er hat ſie ſchon alle gebrauchet. Das einzige iſt nur noch übrig, nämlich ſeine Schulden zu bezahlen. Dazu kann er ſich nicht entſchließen. Es muß überaus viel Gümpel geben; die ſolchen Leuten borgen. NB. Dieſer Auftritt thut gar nichts zum guten Geſchmacke, und ſeiner Wiederkunft.

Der III. Auftritt ſtellet den Geſchmack mit der Kunſt vor; und enthält eine allgemeine Kritik des Lächerlichen in Paris. NB. Wenn aber dieſes nicht abgeſtellet wird, ſo iſt die Wiederkunft des Geſchmackes noch nicht geſchehen.

Darauf folget Artenice, ein ſeltſames Weibsbild. Der Geſchmack ſtellet ſich gegen ſie verliebt, ſpottet aber ihrer heimlich. Sie ſtellet ſich eben ſo zärtlich gegen ihn: da ſie aber beyde merken, daß man ſie hintergehen will, trennen ſie ſich.

(NB. Auch dieſer Auftritt iſt ganz unnütz zur Rückkehr des Geſchmackes.)

Ein alter Gaſconier erſcheint, der ihm alle Narrenspoſſen der Zeiten erzählet, die er beliebet hat. NB. Man ſieht leicht, daß auch dieß eine ganz leere und vergebliche Scene in dieſem Stücke abgiebt. Zu geſchweigen, daß keine Verbindung der Auftritte, oder der Fabel da iſt.

Nun fehlet noch ein italieniſcher Narr, um den Geſchmack aus ſeiner Schläfrigkeit zu ziehen. Er kömmt:

kömmt: und dieſer Auftritt ſoll der artigſte des ganzen Stückes geweſen ſeyn. Wir wollen ihn hören.

Harlekin. Iſt es wahr, mein Herr, daß ihr hier einem jeden Recht ſchaffet: ſo komme ich im Namen Italiens, mich über das Unrecht zu beſchweren, daß man meiner Muſik anthut. Seit einem Jahre äffet ein jeder ihr nach. Anfangs billigte ich die erſten Bemühungen der luſtigen Bühne, wo die Thorheit glänzet. Allein meine Nachſicht vermehrte die Thorheit nur. Seit acht Tagen aber verſchwört das franzöſiſche Theater den Geiſt ſeiner Urheber und Stifter; und indem es im Niedrigen ſeine Ehre ſuchet, ſo verſtellet es ſich, und machet mich zum Krüppel.

Der Geſchm. Glaubeſt du denn beſſer zu ſeyn, als unſer Trauerſpiel? Leide in der Stille, und beklage dich nicht.

Harlek. Der Schimpf iſt zu groß, und der Winkel der Königinn *, der darinn mit mir eins iſt, muß deinen Haß wider dieß Theater erwecken. Man kennet ja die Macht dieſes triumphirenden Winkels! Sein Geſchmack pralet mich in ganz Paris aus, und ſein Geld ſetzet mich in Anſehen.

Der Geſchm. Was liegt an dem Mittel? genug, wenn man dich krönet. Kurz, verachte das Geſchrey des Feindes, den man dir entgegen ſtellet.

Harlek. Was? Du leideſt es, daß man meinen Habit nimmt, und . . .

* Dieß iſt ein Winkel in der Pariſer Unterbühne (parterre) wo ſich gewiſſe wohlgekleidete Leute, welche Liebhaber der welſchen Muſik ſind, zu verſammlen pflegen.

Der Geſchm. Sie mußten doch etwas von dir nehmen. Da ſie deine Muſik und Stimme nicht nehmen konnten: ſo glaubten ſie, ſie könnten ohne Bedenken, anſtatt der Gaben, die lächerliche Art deiner Kleidungen nachahmen.

Harlek. Zween Schriftſteller, die ich bezahle, und die mich hochſchätzen; wollten zu meiner Vertheidigung ein Paar Scarteken ſchreiben . . Allein Paris iſt des Schimpfens ſo müde . . . ſo müde! daß ich ihre Hitze habe dämpfen müſſen. Um aber eine ungerechte Kritik zu entwerfen, will ich in einem prächtigen Stücke unſre Muſik rechtfertigen. Hören ſie, mein Herr! der Anfang iſt rührend. Er ſingt:

Nach ſo viel ſchönen Melodien,
Daraus Natur und Gabe ſtrahlt,
Will man uns noch den Ruhm entziehen,
Wird unſre Kunſt mit Spott bezahlt!

Der Geſchm. Wie gern würde ich ſie im Schooße von Wälſchland hören!

Harlek. Indem du alſo unſre Gaben lobeſt, ſo giebſt du uns den Abſchied? Gut! von Satiren überladen, und reich an Anhängern, wollen wir alſo ſingend nach Hauſe reiſen.

Der Geſchm. Der Abſchied der Narren kündiget meine Wiederkunft an.

Merkur kömmt wieder, und indem er ihm zu Preiſung ſeines Triumphs ein prächtiges Feſt angekündiget, ſingt er folgende Worte:

Geprie-

Gepriesen sey die Rückkunft vom Geschmack!
Sein überwundner Feind reicht ihm die Siegeskränze,
Und dieser höchstbeglückte Tag
Wirkt daß Paris hinfort an Lust und Ehren glänze.
Ihr Scherze! die ihr um mich seyd,
Bereitet eine Lust und neue Feyrlichkeit.
Denn dem Geschmack in Liedern Ehre geben,
Heißt seinen eignen Sieg erheben.

Das ist nun das ganze herrliche Stück, welches dreyzehnmal hinter einander hat vorgestellet werden müssen, um der Begierde der Herren Pariser, ihre Ehre wieder hergestellet zu sehen, eine Genüge zu thun. Wenn sie sich indessen mit dieser Ehrenerklärung befriediget haben: so sind sie entweder sehr gefällig, oder sehr einfältig. Denn der ganze Triumph besteht ja nur in der Vertreibung der wälschen komischen Oper aus Paris, und aus der Wiedereinführung der alten lullischen Art zu singen: wofern diese ja noch bey dem neuen Geschmacke des Rameau bestehen kann; und wofern das tändelnde Wesen der wälschen Opera comique, nicht noch seinen Samen in Paris zurückgelassen hat; welches wir aus vielen neuen daselbst aufgeführten Stücken ganz deutlich sehen. Allein was ist das für ein kleiner Triumph, der nur die Musik allein betrifft; und wo doch eine bessere Singeart von einer schlechtern verdrungen würde.

Der Abschied des Geschmackes aber hatte nicht nur die Musik, sondern auch das Tanzen, die Komödie und Tragödie betroffen: in welchen allen der Ge-

Frey, Janus Caecilius, 329.*
Freyer, 610. 615
Frick, Johann 219. 424
" " Johann George, 282. 341
Frieſe, Joh. Jacob, 649
" " Tilemann, 111
Frontinus, Sext. Julius, 20. 458
Fugger, Ulrich, 192

G.

Gagliardi, Antonius, 46
Garder, David, 18
Gaſſarus, Achilles Pirminius, 191. 651
Gerſtäcker, Samuel Rudolph, 527.*
Geßner, Conrad, 191. 649
Godfried von Viterbo, 594
Goldaſtus, Melchior, 285. 637
Gotbofredus, Jacobus, 415
Gottfried, Joh. Ludwig, 643
Gottſched. Joh. Chriſtoph, 3. 18. 22
Gottſchling, Joh. Caſpar, 15
Graeuius, Johann George, 432
Greenwood, Jacob, 583
Greff, Joachim, 33
Grotius, Hugo, 444
Grotnitz, Carl Melchior, 42.*
Gruterus, Janus, 420
Gryſenius, Nicolaus, 321
Günther, Johann Chriſtian, 247.*
Gundling, Nicolaus Hieronymus, 549

H.

Haake, Theodor, 97
Haberland, Chriſtian, 493
Hamm, Heinrich, 44. 46
Happel, Everhard Guerner, 48
Hardt, Hermann von der, 454. 550
Hartnaccius, Daniel, 19. 34. 44
Haſaeus, Theodorus, 194
Haymo, Halberſtad. 201

Geſchmack ſich zu Paris verlohren hat. Hievon iſt in der Rückkunft nichts zu hören. Zudem iſt das Stück ſelbſt in ſeiner Einrichtung, Erfindung und Ausführung, eine ſchlechte Probe des gebeſſerten Geſchmackes. Es iſt faſt keine einzige Regel der Schaubühne darinn beobachtet: und dieß beweiſt mehr als alles, daß der Geſchmack noch nicht wieder nach Paris zurück gekommen ſey.

Wir könnten dieſes noch mit einer andern Opera comique, le Trompeur trompé beweiſen, die unlängſt daſelbſt aufgeführet worden, wenn es der Mühe werth wäre. Allein wir wollen nur einer andern gedenken, die L'heureux accord, der glückliche Vergleich heißt; und wo ſich die komiſche Oper, in Geſtalt einer Perſon, mit der franzöſiſchen Komödie verträgt, und ihr den Preis vor den Gaſſenliedern und den Tänzen zugeſteht. Denn nachdem dieſe beyden ſchimpflichen Nebenbuhlerinnen ſich ſelbſt um den Preis bemühet; ſo hebt das Luſtſpiel ſo an zu reden, daß man wohl ſieht, wie verderbt der Pariſergeſchmack, in Anſehung ſeiner und verſchiedener andrer Stücke, noch wirklich ſey.

Bisher habe ich geſchwiegen, ſaget die Komödie; allein ihr müßt nicht denken, daß es mir an Eifer gefehlet habe. Wollet ihr mich endlich hören? Da ich ſah, daß ein neues Blendwerk mich bey den Franzoſen ganz ins vergeſſen brachte; ſprach ich: Bin ich nicht unglücklich! Eine Schöne, die man verläßt, verliert alle ihre Reizungen. Was iſt alſo zu thun? Vormals war mein Amt das Lachen. Itzo hergegen läßt man mich weinen, benimmt mir das

Recht

Recht zu lehren, um mich seufzen zu lassen. Noch mehr! man giebt mir die Hülfe der Kritik: ein lehrreicher Inhalt scheint nur für die Gelehrten zu seyn, und Dank sey den großen Gaben gesaget! so werde ich ein Ungeheuer, das Zwischenspiel genannt. Ich gewinne viel Witz, und verliere die Vernunft. Ihr könnt leicht denken, wie mager ich geworden. Daher nahm ich mir vor, diesen Ort zu verlassen. Der Geschmack verband sich mit mir, uns anderwärts wieder zu erholen, und wir nahmen auf Lebenslang Abschied. Wir flohen schon ꝛc.

Hier setzet sie hinzu: ein junger Schriftsteller sey gekommen, und habe ihr den betrognen Betrüger gemachet, ein Stück welches auch zum Singen gemachet, und gleichsam auch eine komische Oper ist. Dieß habe der Komödie wieder Zulauf verschaffet. Hier bittet sie, die komische Oper, ihn ferner zu ermuntern; und diese antwortet: Ich weiche dir, lachendes Lustspiel. Und könnte dein Rath nur Beyfall finden: so würde mein Geschmack sich rechtfertigen, in dem ich dir den Preis (NB. vor den Gassenliedern und Tänzen) gebe: und das Publicum würde meiner Meynung seyn.

Nun urtheile man, ob der Pariser Geschmack wiedergekommen ist? da das regelmäßige vormalige Lustspiel, selbst zu den singenden Possen der komischen Oper seine Zuflucht nehmen muß, um nicht Hungers zu sterben? Was ist das nun für ein glücklicher Vergleich? was für eine Wiederkehr des guten Geschmackes zu nennen?

Noch einen Beweis. Im Märzmonde des franzöſ. Merkurs werden auch allerley komiſche Opern erzählet, die man wechſelsweiſe aufgeführet: und der Verf. des Merkurs, der nach dem Geſchmacke des Pariſervolkes redet; ſetzet hinzu: „Es war ſchon eine geraume Zeit, daß wir nicht recht herzlich im Schauplatze gelachet hatten. Dieß iſt nun ein ſo ſüßes Vergnügen, welches man in dieſer Hauptſtadt ſo ſelten empfindet, daß man ſich demſelben völlig überlaſſen muß; NB. ohne zu unterſuchen, ob es mit den Regeln des Wohlſtandes übereinſtimmet: und vielmehr der Schauſpielerinn und dem Verfaſſer danken, die es uns verſchaffet haben.„ Ey! Ey! ihr Herrn Franzoſen! wo bleibt euer alter Ruhm? Den Wohlſtand beyſeit zu ſetzen! iſt das in Paris erlaubt? Gut! gut, fahret nur ſo fort: ſo werdet ihr bald die engländiſche Bühne bey euch ſehen; und eure alte regelmäßigen Stücke, gegen einen losgewordenen Teufel und bürgerliche Trauerſpiele vertauſchen.

Bald hätten wir das beſte vergeſſen. Herr Servandoni, hat eine neue Art von Spektakeln für die Herren Pariſer erdacht. Das ſind ſo zu reden, Pantomimen in Folio, wo man nichts redet, nichts ſinget, nichts höret, ſondern nur ſieht. Er bauet nur, und heret auf der Bühne, troz dem Herrn Nicolini in Braunſchweig. Er hat den Taſſo mit allen ſeinen Zaubereyen in Lebensgröße vorgeſtellet. Der I. Aufz. ſtellet den bezauberten Wald in einem tiefen Thale vor, darinn nur der Mond ein ſalbes Licht wirft. Der II. ſtellet das innere einer türki-

ſchen

ſchen Moſchee bey Nachte vor, wie ſie nur von etlichen Lampen erleuchtet wird. Der III. zeiget wieder den bezauberten Wald bey Tage. Der IV. bildet das Lager Gottfrieds von Bouillon ab. Der V. endlich läßt nochmals den bezauberten Wald, wie er nach verſchiedenen Stufen vom Sonnenlichte aufgekläret wird, erblicken. Man ſieht hin und her menſchliche Figuren darinn, die aber kein Wort ſagen; ſondern nur lebendige Bilder vorſtellen. Iſt nun das nicht eine ſchöne Laterna magica! ein Schattenſpiel, eine Weltmaſchine, oder noch beſſer ein etwas geraumer Raritätenkaſten? Und ſolche Dinge bezaubern gleichwohl itzo, das witzige, das tändelhafte Paris!

Doch man muß alles ſagen. Man hat gleichwohl im März dieſes Jahres auch ein altes Trauerſpiel vom **Rotrou**, nämlich den König **Wenceslaus** vorgeſtellet, der 10 Jahre nach dem Cid, das iſt 1648 zuerſt aufgeführet worden: und was zu bewundern iſt, ſo hat dieſes Stück, welches eine lange Weile ganz vergeſſen geweſen, von neuem Beyfall gefunden.

VI.

Obſervationes, oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weiſe eine gute Ueberſetzung, beſonders in die teutſche Sprach zu machen. Wobey die Fehler der bisherigen teutſchen Ueberſetzungen, ſamt denen Urſachen ſolcher Fehleren und daraus erfolgten Verkehrung der teutſchen Sprach,

Sprach, aufrichtig entdeckt werden. Nebſt einer zu diſem Vorhaben unentpärlichen Critic über Hrn. Gottſchedens ſogenannte Redekunſt und teutſche Grammatic, oder (wie er ſie nennt) Grundlegung zur teutſchen Sprache. Aus patriotiſchem Eyſer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländiſchen Bücheren, ans Tagliecht gegeben von R. P. AUGUSTINO DORNBLÜTH, Prieſtern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gottshaus in Gengenbach. Augſpurg, verlegts Matthäus Rieger 1755. in gr. 8. 1 Alph. 3 Bog.

Vermuthlich werden unſre Leſer aus dieſem langweiligen, verwirrten und pralerhaften Titel ſchon zur Gnüge abnehmen, wes Geiſtes Kind ſeine Hochehrw. der Hr. Pater Dornblüth zu Gengenbach ſey; und was man ſich von ſeiner Arbeit zu verſprechen habe. Wie nämlich der heldenmüthige ſpaniſche Ritter Don Quixote, ebenteuerlichen Andenkens, vormals auszog, allem Unrechte und aller Gewalt in der Welt zu ſteuren; Wittwen und Weyſen zu ſchützen, und verdrungene Prinzeſſinnen wieder auf ihre Thronen zu ſetzen: ſo zieht auch unſer ehrw. Prieſter des Reichsgotteshauſes zu Gengenbach mit ſeiner grammatikaliſchen Rüſtung, und kritiſchen Heldenlanze aus, allen Fehlern in den bisherigen Ueberſetzungen das Garaus zu machen; und aus patriotiſchem Eifer alle ausländiſche Bücher in ſeinen mächtigen Schutz zu nehmen; auch alle fernere Verkehrung und Schändung derſelben zu verhüten.

Fra-

Fraget vieleicht jemand von unſern Leſern, mit dem Horaz:

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

So wollen wir ihm die Tapferkeit dieſes grammatiſchen Ritters getreulich abſchildern, und ihm hernach das Urtheil überlaſſen. Vieleicht wird es ebenfalls bey der Antwort bleiben müſſen, die Flaccus ſelbſt, auf obige Frage ertheilet hat:

Parturiunt montes; naſcetur ridiculus mus.

Es haben längſt große gelehrte Männer Ideas boni Interpretis, und de claris Interpretibus geſchrieben: allein keiner hat die Sache mit einem ſo kräftigen Muthe angegriffen, als unſer Pater Dornblüth. Er ergreift gleichſam mit einem kritiſchen Amteifer die Keule Herkuls, um alle Ungeheuer von Ueberſetzungen, als ſoviel erymanthiſche Säue auszurotten. Er ſchlägt auch ſo tapfer um ſich her, daß er weder Freund noch Feind ſchonet. Katholiſche und evangeliſche Ueberſetzer ſind ihm einerley.

Tros Rutulusve fuat, nullo diſcrimine habebit!

Sie taugen alle nichts! Sie verkehren nur die deutſche Sprache; und ſeine Kritik war alſo unentbärlich, wie er ſelber glaubet und ſaget. Sonderlich fühlet er ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, Hn. Prof. Gottſcheds, NB. ſogenannte Redekunſt; (was ſie ſonſt ſey, oder wie ſie heißen ſolle, iſt ſchwer zu errathen) und deutſche Grammatik zu zernichten. Dieſer iſt es aber nicht allein, den er ſich zu ſeinem Rieſen und Gegner auserſehen hat, und auf den er anläuft, ein Speer mit ihm zu bre-

chen: obwohl die gelehrten Zeitungsschreiber, die nur den Titel allein vor Augen gehabt, keines andern erwähnen. Hr. Kanzler Pfaff, und Hr. Rambach sind diejenigen, die er ihm zu Gefährten giebt, um auch ihre Uebersetzungen in die finstre Höle Plutons zu schicken. Des letztern Moraltheologie nämlich sieht er in seiner Wuth, eben so wohl als Herrn Pr. Gottscheds Redekunst, für Uebersetzungen an: eben so wie sein ehemaliger Vorfahr Windmühlen für Riesen, und Schafe für Kriegsheere ansah. Dabey will er auch dem deutschen Telemach, Bellegards Schriften, des Abts Plüsche Himmelshistorie, und des Berniers verborgenes Leben in Gott, welches ein sächsischer Pastor zu Mühlheim verdeutschet haben soll, u. d. m. voller Heldeneifer zu Grunde richten.

Die Ursache einer so wilden Gemüthsart entdecken wir in unterschiedlichen zerstreuten Stellen seines Buches. Erstlich mögen es freylich etliche von seinen katholischen Landsleuten, die weder recht französisch und lateinisch, noch deutsch können, in ihren Uebersetzungen sehr bunt gemachet haben. Wir kennen bey uns die meisten von diesen schönen Werken gar nicht; können also aus eigener Einsicht davon nicht urtheilen. Diejenigen Brocken aber, die Herr P. **Dornblüth** aus ihnen anführet, klingen freylich sehr rothwälsch, und drücken ihre Grundschriften blutschlecht aus. Ueber diese zürnet er nun billig, zeiget auch mehrentheils, daß er besser das Französische verstehe, und manchmal bessere deutsche Redensarten im Vorrathe habe, als sie. Ob er aber

Leute, die doch weder Schulbuben, noch ſeine Dienſtjungen ſind, eben ſo gengenbachiſch auszuhunzen und anzuſchnarchen berechtiget geweſen wäre? das überlaſſen wir denen zu beurtheilen, die in der daſigen Höflichkeit beſſer beſchlagen ſind.

Die zweyte Urſache die den Hrn. Pater ſo ſehr aufgebracht, mag wohl dieſe ſeyn, weil er bemerket: daß des Hrn. Pr. Gottſcheds Schriften, wie überhaupt die ſächſiſche hochdeutſche Schreibart, ſelbſt unter ſeinen oberdeutſchen Glaubensgenoſſen, Beyfall und Nachahmer zu finden beginnet. Das ärgert ihn nun nicht wenig: zumal da er, aus Mangel der Beleſenheit, in unzählichen deutſchen Büchern, die ſeit 200 Jahren geſchrieben und gedrucket werden, alle dieſe Schriften für Neudeutſch anſieht. Wir haben nämlich bemerket, daß er unzählige Redensarten, die er theils ſeinen Landesleuten, theils Hrn. Pr. G. als neugemachte Ausdrücke zur Laſt leget, in ſehr alten und guten Büchern ſtehen, die ſelbſt in Bäyern, Schwaben und Franken, ſeit 100, 150, ja 200 Jahren geſchrieben und gedrucket worden. Hätte nun Herr P. Dornblüth, eines Nicolaus von Weyl, Aventins, Caſpar Hedions, Hieronymus Boners, Wickrams von Colmar, Hans Sachſens, Johann Sprengs, und Welſers Bücher geleſen: ſo würde er gefunden haben, daß die meiſten der getadelten ſo genannten neudeutſchen und ſächſiſchen Redensarten, ſchon vor 200 und mehr Jahren, gut alt bäyeriſch, ſchwäbiſch und fränkiſch geweſen.

So geneigt wir also sind, dem Herrn P. Dornblüth, da wo er Recht hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so sehr müssen wir ihm anrathen, alte deutsche Bücher zu lesen; um sich selbst eine grössere Kenntniß dessen, was recht gut alt deutsch ist, zuwege zu bringen. Sodann müssen wir ihm auch rathen, D. Luthers Bibelübersetzung zu lesen; die gewiß seit 200 Jahren für gut deutsch gehalten worden. Diese wird ihm deutlich zeigen, daß die Schriften der heutigen Evangelischen, wenn sie dieselben Redensarten brauchen, eben kein neudeutsch sind; ob gleich selbiges in Bayern nicht im Schwange gehen. Soviel Ansprüche aber Bayern auf die Rechte einer deutschen Landschaft hat, wird doch unstreitig Obersachsen auch haben. Nun sind aber unzählige Redensarten, die der Herr P. Dornblüth als gut bayerisch brauchet, in Sachsen unerhöret. Wollten wir ihn nun mit gleicher Münze bezahlen: so könnten wir ihm dieselben auch für undeutsch, oder neudeutsch ausgeben, und also ganz verwerfen. Wir würden solches auch mit deste mehrerm Rechte thun, da gewiß die meisten derselben in den alten bayerischen Schriftstellern, z. E. im Aventin u. a. m. nicht vorkommen. Es ist also gewiß, daß die heutige bayerische Mundart eben so viel neue Redensarten auf die Bahn gebracht, als die sächsische: nur dieser Unterscheid wird allemal bleiben, daß die deutsche Sprache in Sachsen seit 200 Jahren weit mehr, und mit dem Beyfalle des übrigen Deutschlandes, weit glücklicher bearbeitet worden, als in Bayern.

Gleich

Gleichwohl geht der Eifer des Herrn P. Dornblüths ſo weit, daß er nichts für gut deutſch will gelten laſſen, als was in und um Gengenbach im Schwange geht; alles übrige aber, nach ſeiner beliebten ſinnreichen Art zu reden, für Böck erkläret. Wollten wir ſchlimm, oder nur gerecht verfahren; ſo würden wir jeden Fehler, den er einen Bock nennet, nach der ſächſiſchen Mundart eine Sau heißen; und hernach des Herrn Paters Schnitzer, als ſoviel Säue herzählen; um zu ſehen, wie es ihm gefallen würde, wenn man ihn dergeſtalt zu einem Gengenbachiſchen Sauhändler machete. Allein wir wollen uns nicht aller unſrer Rechte bedienen; ſondern uns nach ſeiner eigenen Mundart mit Böcken behelfen. Wie nun die Zahl der Böcke in ſeinem Buche gewiß unzählbar iſt: ſo wollen wir nur mit dem einzigen Titel deſſelben die Probe machen; und ihm die ſaubern, wohl gehörnten Thiere richtig zuzählen, die er darauf, als ein andrer Polyphem, aus ſeiner Gengenbacher Höle, oder Zelle hat auslaufen laſſen. Wir werden uns dabey, vermöge des oben feſtgeſetzten Vergeltungsrechtes, nach unſrer ſächſiſchen Mundart, und der darnach eingerichteten Sprachkunſt richten: und können ſolches verhoffentlich mit deſto mehrerm Rechte thun; je mehrern Beyfall das ſächſiſche hochdeutſch, ſelbſt in den oberdeutſchen katholiſchen Landen, folglich in ganz Deutſchland, ſchon erhalten hat. Wohlan denn! Hier kömmt Herr P. Dornblüth, mit ſeinen Böcken!

Heinſius, Daniel, 288
Helmont, Franciſcus Mercurius von, 9. 449.*
Hendreich, Chriſtoph, 9
Heniſch, George, 571. 592.*
Henninius, Henr. Chriſtian, 23
Henſchenius, Godofredus, 637
Heräus, Carl Guſtav, 267.*
Herr, Michael, 38. 483.*
Herzog, Bernhard, 638
Heumann, Chriſtoph Auguſt, 17. 43
Heupel, George Friderich, 186. 412. 447.*
Heyd, Johann, 41. 482
Heyneccius, Martinus, 33
Hickes, George, 423. 439. 653
Hocker, Johann Ludwig, 17
Hoeſchel, David, 45
Hofmann, David, 632.* 658
= = = Joh. Adolph, 15. 159
= = = Martin, 197
Hogbe, Wilhelm, 291
Holck, Heinrich Detlev, 41
Horatius 21. 22. 458
Horn, Johann Gottlob, 26
Hornius, Georg, 534
Hottinger, Joh. Heinrich, 300
Hrabanus Maurus, ſ. *Rhabanus*.
Hundius, Wigulejus, 655
Hunger, Wolfgang, 360
Hunold, Chriſtian Friderich, 540.*
Hyde, Thomas, 576

J.

Jablonsky, Johann Theodor, 43
Johnſon, R. 23
Jornandes 414
Iſidorus, 199. 219. 415
Jung, Johann, Johann Chriſtian, 636
Junius, Franciſcus, 186. 198. 220. 423. 430.* 652
Juſtinianus 23

Erster Bock: *Observationes.* Warum nicht Anmerkungen allein, welches er doch hernach setzet? Und gleichwohl heißen Anmerkungen eigentlich Annotationes: dagegen wie mehr als ein schönes Wort haben, Observationes zu geben; nämlich Beobachtungen, imgleichen Wahrnehmungen.

Zweyter Bock: Die teutsche Sprach. Warum nicht die Sprache? Sollen denn alle weibliche Wörter die Endung e verlieren? Soll man denn auf gengenbachisch sagen: die Taub, die Gnad, die Lieb, die Kron? Ein feines Deutsch!

Dritter Bock: Denen Ursachen. Warum denen? da es doch nur der Artikel, oder das Geschlechtswort ist, nicht aber das Pronomen demonstrativum? Hat doch der Hr. P. D. gleich vorher, der bisherigen teutschen Uebersetzungen, geschrieben; wo es nach seiner Art, auch derer hätte heißen müssen. Kurz, eins oder das andre ist ein Bock. Das eine ein sächsischer; das andere ein bayerischer. Er hat die Wahl.

Vierter Bock: Solcher Fehleren. Anstatt Fehler. Saget man denn auch im Genitivo Plurali Richteren, Väteren, Müetteren, Götteren, Kinderen, u. d. gl. Das ist eine lustige Sprache, die gengengenbachische! Wenigstens hat sie viel Böcke mit langen Schwänzen.

Fünf-

Fünfter Bock: Und daraus erfolgten Verkehrung. Wo bleibt der Artikel, Hr. Pater? und der daraus ꝛc. der vorige nämlich ſchickte ſich, als ein Pluralis, zum Singulari Verkehrung nicht. Ey, ey! Ein recht großer Bock!

Sechſter Bock: Zu diſem Vorhaben. Hier fehlt das e in dieſem. Der Hr. P. D. ſchreibt es ſonſt oft. Warum nicht hier auch? Doch das iſt nur ein Böcklein.

Siebenter Bock: Unentpärlichen Critik. Das Wort heißt entbehren, Hr. Pater! leſen Sie alte bäveriſche Bücher nach. Woher kömmt das p, und woher das ä? Das iſt ein Zwillingsböcklein.

Achter Bock: Gottſchedens. So decliniret man die Namen nicht. Der Hr. P. D. darf nur Popovitſchens Grammatik nachſchlagen, der wirds ihm ſagen. Wie? Wenn man P. Dornblüthens Obſervationes ſagen wollte? Wie klingt das für einen ſolchen grammatiſchen Puriſten, als er ſeyn will?

Neunter Bock: Grundlegung zur teutſchen Sprache. Dieſes iſt ein recht grober. So hat Hn. Prof. Gottſcheds Sprachkunſt niemals geheißen: das iſt alſo ein recht häßlicher Schnitzer, Hr. Pater, den E. Hochehrw. ihrem Gegner aufbürden. So undeutſch hat Hr. Prof. Gottſched niemals geſchrieben. Sein Buch heißt in allen drey Ausgaben: Grundlegung einer deutſchen Sprachkunſt.

Zehnter Bock: Der ausländischen Bücherey. Dieser garstige Bock kömmt noch einmal zum Vorscheine; so wie er schon oben der vierte war. Er hat einen häßlichen Schwanz.

Eilfter Bock: Ans Tagliecht. Das e, welches er oben im sechsten Bocke, beym Worte diser erſparet hatte, ist hier zum Ueberflusse angebracht.

Zwölfter Bock: Des Reichs-Gotteshaus. Wie hälts ums Declinüren, Herr Pater? Das Haus hat im Genitivo des Hauſes; so sagen alle christliche Deutschen. So muß es denn auch des Gotteshauſes heißen; und nicht des Haus.

Das waren nun so ein Dutzend derbe Böcke auf dem bloßen Titelblatte: und man kann leicht denken, was in dem Buche selbst für eine Menge verkommen muß. Mit einem sochen Gegner nun hat Hr. Prof. Gottsched zu thun! Soll er dem antworten? Man wirds ihm nicht zumuthen! Der gute Pater maq erst zum Hrn. Popovitsch und Hrn. Aichinger, dem oberpfälzischen Priscian, in die Schule gehen. Wenn die mit ihm zufrieden seyn werden, so kann er sich wieder melden. Hr. Pr. Gottsched hat viel was bessers und nöthigers zu thun, als solche ungewaschene Gegner klug zu machen. Er würde seine Zeit sehr übel anwenden: und überdem ist er viel zu gelassen, als daß ihn solche Feinde beunruhigen sollten:

So pflegt ein edles Roß beherzt einher zu schreiten,
Wenn zwanzig Rüden ihm gleich jeden Schritt bestreiten.
Es trabt voll Muth die Bahn, darauf es abgezielt,
Wann manches Käffer bellt, der nichts von Ehre fühlt.

Hier

Wie leicht wärs ihm, ein Huf an deſſen Hirn zu wetzen,
Des Ohnmacht wütend tobt, zu ſchwach, es zu verletzen.
Doch ſeine Großmuth fragt nach leerem Belfern nicht,
Und ſprützt kaum Schlamm und Koth dem Läſterer ins Geſicht.

Ein Ungenannter.

VII.

Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerey und Bildhauerkunſt.

Vos Exemplaria græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna. *Hor.*

1755. in 4. 6 Bogen.

So wunderlich es iſt, wenn manche Gelehrte in dem Vorurtheile ſtehen; daß nichts wahr, gelehrt und ſchön in allen Wiſſenſchaften ſey, was nicht griechiſch, oder doch zum wenigſten lateiniſch geſchrieben iſt: und ſo billig deswegen der berühmte Rouſſeau, dergleichen Wahn an einem Pedanten ſeiner Zeit, in einem luſtigen Liede ausgelachet hat; darinn unter andern folgende Strophen ſtehen:

Le Traducteur Dandiniere,
Tous les Matins,
Va voir dans leur Cimetiere,
Grecs & Latins,
Pour leur rendre ſes reſpects
Vivent les Grecs! &c.

Il a fait un coup de Maître
Des plus heureux:
Car pour les faire paroître
Forts & nerveux:
Il les a fait durs & ſecs,
Vivent les Grecs!

Vormes lui fait ſes recruës,
D'admirateurs.
Il va criant par les ruës:
Chers Auditeurs!
Voilà des vers bien corrects:
Vivent les Grecs!

L'Auteur lui même proteſte,
Qu'ils ſont charmants.
Et comme il eſt fort modeſte.
Ses jugements,
Naturellement ſuſpects
Vivent les Grecs! &c.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.
3-598-50952-9
FN. 19144/069

So gewiß ist es gleichwohl, daß in gewissen Künsten die Griechen die ersten und größten Meister gewesen, denen man billig, in allem, was wirklich schön ist, nachahmen soll.

Der geschickte Herr Verfasser der gegenwärtigen artigen Schrift behauptet solches mit sehr gutem Grunde von der Malerey und Bildschnitzerkunst. Er eignet seinen Tractat, aller Billigkeit nach, Sr. kön. Maj. in Pohlen und churfürstl. Durchl. zu Sachsen zu; als einem Herrn, der mit der größten Kenntniß schöner Kunstwerke, auch die Liebe zu denselben verbindet, und in seinem königlichen Sitze, mit vielen Kosten einen großen Schatz derselben zusammengebracht hat. Ein sehr wohlgezeichneter und gestochener Kupferleisten stellet hiebey jenen persischen Landmann vor, der seinem Monarchen eine Hand voll Wassers zum Geschenke darboth. Er unterschreibt seinen Namen **Winkelmann.**

Den Anfang machet der Herr Verf. von dem Ursprunge des guten Geschmackes; und er behauptet, daß selbiger sich zuerst in Griechenland gebildet. Wenn aber Plato sagen soll: Minerva habe dieß Land wegen der gemäßigten Jahreszeiten, den Griechen angewiesen; als ein Land, welches kluge Köpfe hervorbringen würde: so hat der gute Plato wohl nicht vorhergesehen, wie dumm eben diese gemäßigte Jahreszeiten, die heutigen Griechen lassen würden. Der Geschmack nun, fährt der H. V. fort, sey diesem Volke eigen geblieben, und habe sich nicht weit von Griechenland entfernet. Unter dem nordischen Himmel sey er gewiß damals ganz

fremd

fremd gewesen, als ein Stück vom Correggio im königlichen Stalle zu Stockholm ein Fenster verkleiden müssen: wiewohl das Zufälle sind, die auch da, wo Geschmack genug ist, sich ungefähr zutragen können.

Die Regierung des hochsel. Kön. Augusts ist zweifelsfrey der glückliche Zeitpunct gewesen, da die schönen Künste in Sachsen eingeführet worden. Unter seinem preiswürdigen Nachfolger aber, sind sie diesem Lande eigen worden: und durch sie breitet sich der gute Geschmack itzo überall aus. Die kostbarsten Schätze von Wälschland im Bildhauen und Malen, sind unter diesen beyden Herren nach Dresden gezogen worden. Sie stehen daselbst täglich den Augen aller Kenner und Liebhaber ausgestellet: ja Se. Maj. haben nicht eher geruhet, bis auch wahrhafte griechische Muster vom ersten Range, den Künstlern zur Nachahmung gegeben worden. Dresden ist also itzund, in dieser Absicht, das deutsche Athen.

Von diesen griechischen Meisterstücken gilt auch, was man sonst vom Homer gesaget: Wer ihn verstehen gelernet, der habe ihn auch bewundern gelernet. Laokoons Schnitzbild ist so unnachahmlich, als die Ilias und Odyssee. Die römischen Stücke verhalten sich gegen die alten griechischen, wie Virgils Aeneis gegen jene Gedichte; oder wie Dido, gegen die Nausikaa.

Es giebt indessen in den griechischen Kunstwerken auch Nachläßigkeiten; z. E. der Delphin an der mediceischen Venus u. a. m. Die Rückseite der griechischen Münzen von ägyptischen und syri-

schen

schen Königen kömmt der Vorderseite selten gleich. Aber auch die Fehler der Künstler sind lehrreich *. Man muß sie, wie Lucian des Phidias Jupiter, betrachten; nämlich den Gott selbst, nicht seinen Fußschemel. Sie zeigen aber in ihren Hauptwerken noch etwas mehr, als die Natur; nämlich gewisse idealische Schönheiten, die man nirgend so vollkommen antrifft.

Hier erkläret der Herr Verf. seine besondre Meynung: daß der schönste Körper unter uns, so schön vieleicht nicht sey, als die alten griechischen gewesen. Er meynet, ein sanfter reiner Himmel hätte in diesem Volke, bey den frühzeitigen Leibesübungen, eine edlere Gestalt gewirket. Er meynet ein junger Spartaner, der niemals in Windeln gebunden gewesen, vom 7ten Jahre an auf harter Erde geschlafen, und im Ringen und Schwimmen geübet worden, müßte eine weit bessere Bildung bekommen haben, als ein junger Sybarit dieser Zeit, der von Kindheit an verzärtelt worden. Die Spiele der Griechen hätten den Jünglingen einen großen Sporn gegeben; sich dazu lange vorher zu bereiten. Diese Uebungen aber hätten sie sehr geschickt gemachet. Auch die Kleidung der Alten soll bequemer gewesen seyn, geschickte Körper zu bilden, als die unsrige; weil wir uns am Halse, um die Hüften, und Knie so fest binden und schnüren. Selbst die jungen Spartanerinnen

* Z. E. die an sich schöne Schlußvignette dieser Schrift, die den Sokrates vorstellet, wie er die Bildsäule der Grazien schnitzet, hat den Fehler, daß derselbe schon mit einem großen Barte und einer Glatze daran arbeitet; da er doch diese Kunst nur jung getrieben hat.

nen sind halb nacket gegangen, so daß sie die Hüften gewiesen. Ja man wäre endlich in der Kunst schöne Kinder zu zeugen, so weit gegangen, daß man auch aus blauen Augen schwarze zu machen gewußt. Kann man nun die Verehrung der alten Griechen noch höher treiben?

Auch die heutigen griechischen Insulanerinnen sollen noch von dem schönen Geblüte der Alten etwas übrig haben, und daher schöner seyn. Hernach haben die Alten nichts von Pocken und Blattern gewußt, welche itzt so manches Gesicht verderben. Die venerischen Uebel und englische Krankheit kannte man noch nicht. Daher brachtens denn die griechischen Künstler in Nachbildung der schönen Natur weiter, als die Aegypter: deren Vaterland doch die Wiege der schönen Künste gewesen. Die nackten Kampfspiele der jungen Leute wurden endlich von den Künstlern so fleißig, als von den Weisen besuchet; und man studirte die Abdrücke der zu Boden geworfenen Ringer im Sande. Diese zieht der Hr. Verfasser allen heutigen akademischen Zeichnungen, gedungner Personen, die sich mit einer kalten Seele zur Schau stellen, und keine edle Leidenschaft ausdrücken, weit vor.

Endlich bekamen die Alten auch nackte weibliche Schönheiten öffentlich zu sehen. Phryne zog sich bey den eleusinischen Spielen, vor den Augen alles Volkes, fasenmackt aus, und badete sich, nach einem Gelübde, in der See: und beym Aufsteigen aus dem Wasser, zeichnete man eine Venus Anadyomene, d. i. eine entkleidete Venus, nach ihr. Schade! ewig Schade!

Schade! daß die heutigen Phrynen nicht noch eben desgleichen thun! Wie viel große Künstler würden wir nicht bekommen?

Auch die Schauspiele nackter Kämpfer, die man von Rom nach Griechenland brachte, bothen solche Muster dar. Ktesias studirte hier seinen sterbenden Fechter: dem mans ansehen konnte, wie viel von seiner Seele noch in ihm war.

Zu der bloß eingebildeten Schönheit, rechnet der Hr. Verf. auch, daß an den Durchschnitten (Profilen) göttl. Gesichter, Stirn und Nasen aus einer geraden Linie bestanden. Wir haben bisher auf Münzen, auch an menschlichen, zumal weibl. Figuren, dergleichen Linialgesichter bemerket; aber sie (mit Erlaubniß zu sagen!) niemals für schön halten können: ob wir gleich gedacht, daß es vieleicht eine griechische Nationalbildung gewesen seyn mag; wie die stumpfen Nasen bey Mohren und Kalmucken.

Wir müßten die ganze Schrift abdrucken, wenn wir alles Schöne und Sonderbare daraus mittheilen wollten. Es ist schwer, einen Auszug aus einer Schrift zu geben, die so voll Witz, als Belesenheit und Kenntniß ist; und dabey mehr nach einer natürlichen Lebhaftigkeit, als nach einer ängstlichen Lehrart schmecket. Wir versichern aber, daß Geist und Geschmack überall darinn herrschen; und die lehrreichsten Anmerkungen für alle Künstler und Liebhaber darinn vorkommen. Zugleich freuen wir uns, daß in dem Sitze unsers allergnädigsten Landesherrn solche Federn zu finden sind, die in den schönen Künsten,

Juſtinus 22. 459.*
Juvenalis 23

K.

Kelpen, N. von 362
Kero 219. 220
Kindermann, Balthaſar, 38
Kirchmaier, George Wilhelm, 423
Knorr, von Roſenroth, Chriſtian, 10.* 449.*
Koch, Cornel. Diet. 202
Köler, Joh. David, 105.*
Körber 176
Kortholt, Chriſtian, 426
Kulmus, Johann Adam, 58
Kunowitz, Johann Dieterich von, 18

L.

Labbé, Philipp, 635
Lagerloeffius, Petrus, 336. 420
Lambecius, Petrus, 25. 192. 198. 594. 637. 639
Lamy, Bernard, 213. 629
Lange, Carl Heinrich, 22.*
Lau, Theodor Ludwig, 32. 54. 230.*
Laurenberg, Johann, 322
Lauterbach, Johann, 282
Lazius, Wolfgang, 646
Leibnitz, Godfrid Wilhelm, 357.* 480
Lehſten, Hans Friedrich von, 19.*
Leonardi, Renatus Chriſtophorus, 21
Liebers, Johann Heinrich, 16
Lipſius, Juſtus, 220
Livius 23. 460.*
Loccenius, Johann, 420. 429
Löſcher, Valentin Ernſt, 216.*
Lohauſen, Wilhelm von, 37
Lohenſtein, Daniel Caſpar von, 496.*
Loner, Joſua, 46
Long, Jacob le, 189. 328
Longinus 208
Lorichius, Gerhardus, 30. 479

sten, wie eine andere, in satirisch moralischen Werken, zu Mustern dienen können.

Wir haben auch mit Vergnügen bemerket, daß hier des ersten und schönsten herkulanischen Alterthums, welches in Dresden befindlich ist, zum erstenmale öffentlich mit gehörigem Ruhme gedacht worden. Es sind solches die drey **Vestalinnen**, ein unvergleichliches Stück von griechischer Kunst: welches Se. Kön. Maj. aus der Prinz **Eugenischen** Verlassenschaft, für eine große Geldsumme erkaufet; nachdem selbiges dem ersten, schon im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Erstling aller herkulanischen Entdeckungen, von dem Prinzen **von Elbof** geschenket worden war.

Solche Seltenheiten sind in Dresden noch weit mehrere befindlich: wie aus den Marbres antiques, und den Kupfern der königl. Bildergalerie erhellet: und Liebhaber solcher Stücke habens also künftig nicht einmal nöthig, nach Wälschland zu gehen. Gleichwohl ist izo wirklich ein geborner Dresdener, der junge **Menks**, in der Malerakademie zu Rom Director derselben: so wie **Will**, ein gebohrner Heß, zu Paris der größte Kupferstecher, und Graveur du Roi ist. Selbst in Dresden ist, außer einem trefflichen Miniatur- und Schmelzmaler, Hrn. Göbeln, ein berühmter und geschickter Bildschnitzer, von dessen marmornen Meisterstücken, hier theils auf der Rathsbibliothek, theils in dem Richterischen Cabinette, die schönsten Proben zu sehen sind. Apollo und Merkur sowohl, als die in allerley Stellungen spielenden Kinder, sind gewiß vielen italie-

lieniſchen Meiſterſtücken an die Seite zu ſetzen. Und was haben wir nicht für geſchickte Zeichner, Maler, und Kupferſtecher an unſern Zinken, Cruſiuſſen, Hausmannen, Liſchewsken, Bernigerothen, und Siſangen in Leipzig? Wenn das ſo fortgeht, werden wir bald auswärtigen Völkern nichts beneiden dörfen.

VIII.

Sempiternæ Memoriæ Spectab. Conſult. & Exc. Viri Caroli Ger. Guil. Lodtmanni, Ph. & V. J. D. Phil. P. O. &c. ante D. V. Jan. 1755. exſtincti Acad. Jul. Carol. interpr. Joh. Bened. Carpzovio, D. & Prof. Theol.

Der Tod des ſel. Hrn. Prof. Lodtmanns in Helmſtädt, hat dem gelehrten und ſcharfſinnigen Hrn. D. Carpzov daſelbſt, Gelegenheit gegeben, ſeine Gedanken von einer neuen humaniſtiſchen Ketzerey an den Tag zu legen. Hr. D. Carpzov, der ein gebohrner Leipziger, und in der alten orthodoxen Humanität der Griechen und Römer erzogen iſt, hat die ſeit wenigen Jahren entſtandene Neuerung, mit demjenigen Mitleiden um ſich greifen ſehen, die ſelbige verdienet; aber ſich noch nie überwinden können, einiges Werk daraus zu machen. Wie er nun darinn viel gründlich gelehrte Männer, und groſſe Humaniſten auf ſeiner Seite hat: alſo iſt es wohl werth, unſern Leſern einige

ge Nachricht von den Gründen zu geben, die er diesen ästhetischen Kätzern, oder kätzerischen Aesthetikern entgegen gesetzet hat.

Da dieses hauptsächlich unsre Absicht ist: so werden wir uns bey des sel. Hrn. Prof. Lodtmanns Leben nicht aufhalten. Wir melden nur, daß Hr. D. Carpzov selbiges auf eine sehr feine und beredte Art beschrieben hat, die ihn den besten heutigen Lateinern an die Seite setzet.

Da er auf der Vten Seite dem Seligen nachrühmet: er habe die Trockenheit einiger heutigen Demonstrationskünstler glücklich vermieden, und seine Gründlichkeit mit einem angenehmen Witze zu verbinden gewußt: so besorget er, diejenigen, so neulich die Gelehrsamkeit mit einer neuen Erfindung zu bereichern, und die Gränzen der freyen Künste zu erweitern gesuchet, würden ihn wohl gar für einen trefflichen Aesthetiker gehalten haben. Es würde nämlich seit einiger Zeit, von einigen wenigen, eine gewisse **neue Kunst** oder **Weisheit** ausgepralet: die allen Griechen und Römern, ja selbst denen, die sie auskrameten, unbekannt wäre, und den griechischen Namen der Aesthetik bekommen hätte. Diese Kunst nun, hätten einige Weltweise, in guter Meynung entworfen, um die ungesalzene und magre Schreibart, welche itzt die meisten Philosophen, und viele mit der philosophischen Schwindsucht angesteckte Theologen, bezaubert hätte, zu verbannen; und wo möglich, die scholastische Barbarey zu vertreiben.

In dieser Absicht nun, wäre diese höchstfeine Vernünfteley (Scientiola) ausgebrütet worden: die

zwar aus einer Vermengung vieler nützlichen Dinge bestünde, und mit den Gründen der Humanität, des Schönen, und vielen philosophischen Lehrsätzen ausgestopfet wäre, ja von ihren Erfindern so eine Gestalt erhalten hätte, daß nunmehr auch das Innere der schönen Wissenschaften, gründlich demonstriret werden könnte.

Diese Kunst nun, könnte, nach der Meynung ihrer Erfinder, entweder die Vernunftlehre schön zu denken, oder die Ontologie der freyen Künste, oder die Metaphysik der schönen Wissenschaften, der Beredsamkeit und Dichtkunst; oder gar die untere Gnostologie genennet werden: ja sie würden nicht böse, wenn man ihr soviel Namen gäbe, als

Thebarum portæ, vel divitis ostia Nili

gewesen. Aus derselben aber sollten keine geringe Vortheile für alle Menschen entspringen. Denn sie rühmen: diese Erfindung könne die rechte Speise der Menschlichkeit genennet werden; d. i. eine Kunst, die allen Theilen der Weisheit, die Materien und Sinnsprüche darbothe, die Gemüthsgaben vermehrte, den Verstand erleuchtete ꝛc. Endlich, um ihre Waare durch die Namen großer Männer beliebt zu machen, geben sie vor: daß nicht nur Orpheus, Linus, Plato und Aristipp, sondern auch Jesus Christus große Aesthetiker gewesen: weil sie die himmlischen Wahrheiten in Fabeln, Metaphoren und Allegorien verhüllet, um sie den Völkern besser zu bequemen. Ja die ganze heil. Schrift wäre nach dem Muster der vollkommensten ästhetischen Weisheit eingerichtet.

Man

Man ſähe wohl, daß es dieſen gelehrten Männern ein Ernſt wäre; und das ſey deſto weniger zu verzeihen, je ſinnreicher und luſtiger der Spaß geweſen wäre: wenn ſie die Demonſtrirkünſtler damit einzutreiben geſuchet hätten, daß ſie gewieſen; ſelbſt die freyen Künſte könnten demonſtriret werden. u. ſ. w.

Es wären aber in dieſer neuen Wiſſenſchaft mancherley Dinge enthalten: einige zwar, die ſehr nützlich und angenehm wären; andre aber, die weder Apollo der Gott der Muſen, noch aller Götter Rath, geſchweige denn ein Menſch, und wenn es Oedipus ſelbſt wäre, faſſen könnte; ja wenn er es gleich könnte, dennoch, wo er ſich ſelbſt liebet, durchaus nicht faſſen ſollte.

Was nämlich das feine und nützliche betrifft, das in dieſem Krämchen feil ſtünde, ſo wäre es alles von fremdem Boden geraubet. Denn was die Schönheit und Lieblichkeit des Ausdruckes, die Zierde verblümter Reden, die Figuren, den Wohlklang und Reichthum der Sprache, die Tugenden und Gattungen der Schreibart anlanget: ſo ſähe wohl ein jeder, daß ſolches eigentlich der Redekunſt gehöre. Was von dem Sylbenmaaße, den Füßen, und den Beywörtern; von dem Prachte, und der Erweiterung im Vortrage geſaget wird, das wäre alles von der Dichtkunſt abgeriſſen. Was ferner von Wörtern und Redensarten; imgleichen von der zierlichen Wortfügung, oder Verbindung der Perioden mit einiger Gelehrſamkeit eingeſtreuet würde, das wäre den Sprachlehrern und der Grammatik geſtohlen. Und was endlich von der Schönheit, den Zeichen,

den Gemüthskräften, der Einbildung, den Sinnen, der Erfindungs- und Dichtungskraft, von der Wahrscheinlichkeit, und allen andern Stücken, in diesen Schlupfwinkeln (angulliis) enthalten wäre, das gehöre der Philosophie überhaupt, oder ihren einzelnen Theilen zu. Schließlich wären auch sogar die Beyspiele zur Erläuterung ihrer Regeln, aus den alten, sonderlich lat. Schriftstellern, mehrentheils aber bey den Haaren, herzugeschleppet. Denn die Mathematik und Geometrie, die von den Meistern dieser geheimen Kunst, nicht zu den schönen Wissenschaften gerechnet würden, (Plato und Xenokrates möchten sagen, was sie wollten) wären hier gänzlich übergangen. Wenn nun alle diese schönen Wissenschaften, mit den Künstlern dieses neuen Meisterstückes einen Proceß anfiengen, und das ihrige widerfoderten: so möchten die Richter zusehen, wie sie die Gränzen wieder herstellen wollten. Er wolle nur zeigen, daß alles, was aus diesen reinen Quellen hergeflossen, allen Menschen zuträglich und zugehörig sey.

Was indessen über das alles noch hinzugekommen, das müßte, wo es nicht aus den alten thessalischen Zauberformeln entsprossen wäre, doch gewiß zu den Misgeburten gerechnet werden, die vormals Thessalien beunruhiget haben. Denn hier hätte gewiß zu einem schönen

Humano capiti cervicem pictor equinam

gefüget; und den unerhörten Vorsatz gefasset, alle die obigen Wissenschaften und Künste, die Dicht- und Redekunst, Weltweisheit, Sprachkunst, die Ge-

Geſchichte, Alterthümer, und d. m. alles in eine Pfanne zu hauen, und nach Wegwerfung ihrer alten Geſtalten, einen allgemeinen Begriff davon abzuſondern; und alſo eine Metaphyſik der ſchönen Wiſſenſchaften zuſammen zu ſchmelzen. Daher wäre nun die Brut, der ohne Sinnlichkeit ſinnlichen Dinge entſprungen; die ſo zart wären, daß auch die Stacheln der Aehren, von dieſer dialectiſchen Spitzfündigkeit übertroffen würden. Dahin gehöreten die Grillen, von dem Leben, Lichte, und ſinnlichen Triebe der Gedanken; von dem äſthetiſchen Reichthume, u. ſeiner Gröſſe und Wahrheit; von äſthetiſchen Begriffen, die theils ſchön vollkommen, theils ſchön unvollkommen wären; von äſthetiſchen Urtheilen und Schlüſſen; und von der äſthetiſchen Methode; vom ſchönen Geiſte, dadurch ſie einen erhabenen Muth, und ein edles Gemüth verſtehen; und vielen andern ſolchen, zum Erſtarren! wunderbaren und ſchweren Poſſen: die ſie von den ſchönen Künſten, wer hätte ſichs träumen laſſen? abſtrahiret, und womit ſie geſcheider Leute Geſchmack zu verbeſſern, ja ſie muthiger, freymüthiger, und edler machen zu können, vorgeben.

Das alles aber hätten ſolche ehrliche Männer zu thun unternommen, die, ob ſie gleich ſonſt nicht zu verachten wären, dennoch nach dem Urtheile der Philologen, weder den Cicero, noch den Livius und Seneca, geſchweige denn den Demoſthenes und Longin ſattſam geleſen, oder ſie doch nicht verſtanden; den Homer, Horaz und Virgil aber, Dichter, die ſie ſo plagen, und mit deren glänzen-

den Brocken sie ihre Lappen auspußen, kaum verstehen könnten. Denn dasjenige Buch, welches lateinisch davon geschrieben worden, sey gleichsam mit allem Fleiße unrein geschrieben worden; und könne durchaus kein Werk eines in Lesung der alten Schriftsteller geübten Mannes heißen. Es gienge auch gar nicht an, daß jemand, der etliche Jahre mit den Alten bekannt geworden, und deren Schönheit, Artigkeit, Nachdruck, Scharfsinnigkeit, und ganze Zierde im Denken und Reden erreichet hätte, auf solche Einfälle nur gerathen könnte. Ein solcher würde gewiß, auch unter dem unglücklichsten Gestirne, nicht auf die Gedanken kommen, eine Metaphysik der schönen Wissenschaften zu schreiben: eben so wenig, als jemand eine Trigonometrie des bürgerlichen und geistlichen Rechtes; oder sonst irgend eine neue Wissenschaft aushecken würde, die Köpfe junger Leute stumpf zu machen. Ja ein solcher Lehrer würde sich sehr schlecht um die Jugend verdient machen, der ihnen ein ander Mittel zur Weisheit und den schönen Künsten vorschlagen wollte, als das fleißige Lesen der Alten, und eine anhaltende Uebung.

Aus dieser Bemühung allein, und aus solchen Beschäfftigungen könne ein edlerer Geist, und der Samen einer zierlichern Gelehrsamkeit erwartet werden. Käme nun zu solchen Anfangsgründen auch eine gute Vernunft, und eine anmuthigere Lehrart der Philosophie hinzu: so ist kein Zweifel, daß muntre und aufgeweckte Jünglinge, die Tugenden, und alles, was schön ist, zuerst erkennen und verstehen, hernach aber auch würden nachahmen lernen.

Die-

Dieſes ſind nun des Hrn. D. und Prof. Carpzovs wohlüberlegte Gedanken von der ſogenannten großen Diana unſrer Zeiten, der lieben Aeſthetik. Männer, die ſo viel Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften beſitzen, und mit den wahren Quellen derſelben ſo bekannt ſind; verdienen auch in ihren Urtheilen von ſolchen Dingen alle Aufmerkſamkeit: geſetzt, daß man nicht blindlings auf ihre Worte ſchwören wollte. Aber das fodern ſie auch nicht. So viel iſt gewiß, daß ſeine Worte im Latein noch viel nachdrücklicher klingen; als ſie ſich im Deutſchen haben geben laſſen.

IX.

Epitre écrite du Lac de Geneve, par Mr. de Voltaire. 1755.

O maiſon d'Ariſtippe! o jardin d'Epicure!
Vous, qui me preſentez dans vos enclos divers,
Ce qui ſouvent manque a mes Vers;
Le merite de l'art, ſoumis a la nature.
Empire de Pomone, & de Flore ſa Sœur,
Recevez votre Poſſeſſeur!
Qu'il ſoit ainſi, qu'en vous ſolitaire & tranquile,
Je ne me vante point, d'avoir dans cet azile,
Rencontré le parfait bonheur,
Il n'eſt point retiré dans le fonds d'un boccage,
Il eſt encore moins chez les Rois,
Il n'eſt pas même chez le Sage.
De cette courte vie il n'eſt point le partage,
Il y faut renoncer, mais on peut quelque fois,
Embraſſer du moins ſon Image.

Que tout plait dans ces lieux à mes ſens étonnés!
D'un tranquile Ocean l'eau pure & transparente,
Baigne les bords fleuris de ces champs fortunés,
D'innombrables Coteaux ces lieux ſont couronnés
Bachus les embellit, leur inſenſible pente,
Vous conduit par degrés à ces monts ſourcilleux,
Qui peſent les enfers, & qui fendent les cieux.
Le voilà ce Theatre & de Neige & de Gloire,
Eternel boulevard, qui n'a point garanti
Des Lombards le beau territoire;
Voilà ces monts affreux celebrés dans l'hiſtoire,
Ces monts qu'ont traverſé par un vol ſi hardi,
Les Charles, les Othons, Catinat & Conti,
Sur les ailes de la victoire.
Au bord de cette mer ou s'égarent mes yeux,
Ripaille! je te vois. O bizarre Amadée,
De quel caprice ambitieux,
Ton ame fut donc poſſedée,
Duc, Hermite, voluptueux,
Ah! pourquoi t'echapper de la douce carriere!
Comment as tu quitté ces bords delicieux
Pour aller diſputer la barque de St. Pierre?
Dieux ſacrés du repos? je n'en ferois pas tant
Et malgré les deux clefs, dont la vertu nous frappe,
Si j'etois ainſi penitent,
Je ne voudrois point être Pape.
Que le chantre flatteur du Tiran des Romains,
L'auteur harmonieux des douces georgiques.
Ne vante plus ſes lacs & leurs bords magnifiques,
Ces lacs que la Nature a creuſés de ſes mains,
Dans les campagnes Italiques:

Mon

Lubbertus, Sibrandus, 426
Lucanus 24
Lucianus 456
Ludolfus, Jobus, 362
Ludovici, Johann Peter, 330
Lundius, Carolus, 419
Luther, Martin, 226. 287. 443. 564. 565. 632

M.

Mabillon, Johann, 190. 194. 634
Maffei, Scipio, 3
Magnaeus, Arnes, 155
Manis, Theeder, 32
Mapheus 494
Mareſchallus, Thomas, 186. 423. 433
Marnix, Philipp von, 425
Martin, Jacob, 340.*
Martinius, Martin. 366
Max, Johann, 226.*
May, Johann Friedrich. 39. 488
Melchbraeus, Bernhard, 52
Menantes, ſ. Hunold.
Mencke, Friedrich Otto, 340
» » » Johann Burcard, 596. 651
Mercator, Arnoldus, 420
Mercklin, Johann, 575
Merula, Paul, 197. 431. 652
Meyer, Joachim, 12. 454. 490
Micyllus, Jacobus, 41
Miller, Jacob, 448
Milton, Johann, 85.* 290.*
Mitalerius 548
Moller, Daniel Wilhelm, 23. 41
» » » Johann, 10. 330
Morhof, Daniel George, 592. 651.
Morillon, Antonius, 432
Morterius, Abraham, 12
Müglin, Johann, 491
Münzer, Zacharias, 20
Murner, Thomas, 23. 49

Mon lac eſt le premier. C'eſt ſur ces bords heureux,
Qu'habite des humains la Deeſſe éternelle,
L'ame des grands travaux, l'objet des Nobles vœux,
Que tout mortel embraſſe, ou deſire, ou rappelle,
Qui vit dans tous les cœurs & dont le nom ſacré,
Dans la cour des Tyrans eſt tout bas adoré,
La Liberté! J'ai vu cette Deeſſe altiere,
Deſcendre de Morat en habit de Guerriére,
Les mains teintes du ſang des fiers Autrichiens,
Et de Charles le temeraire.
Devant elle on portoit ces piques & ces dards.
On trainoit ces Canons ces échelles fatales,
Qu'elle même briſa, quand ces mains triomphales,
De Geneve en danger defendoient les remparts.
Tout un peuple la ſuit. Sa naïve allegreſſe,
Fait à tout l'Appennin repeter ſes clameurs,
Leurs fronts ſont couronnés de ces fleurs que la Grece
Au Champs de Marathon prodiguoit aux vainqueurs.
C'eſt là leur Diademe, ils n'en font plus de compte,
Que d'un cercle à fleuron de Marquis ou de Comte,
Et de ces mitres d'or à deux ſommets pointus.
On ne voit point ici la grandeur inſultante,
Portant de l'epaule au coté,
Un ruban: que la vanité
A tiſſu d'une main brillante;
Ni la fortune inſolente,
Repouſſant avec fierté,
La priere humble & tremblante,
De la triſte pauvreté.
On n'y mepriſe point les travaux neceſſaires,
Les états ſont egaux & les hommes ſont freres,

Liberté, Liberté! ton trone eſt dans ces lieux.
Rome depuis Brutus ne t'a jamais revuë,
Chez vingt peuples polis à peine es tu connuë.
Le Sarmate á cheval t'embraſſe avec fureur,
Mais le Bourgeois a pied rampe dans l'eſclavage,
Te regarde, ſoupire & meurt dans la douleur.
L'Anglois pour te ſauver ſignala ſon courage,
Mais on pretend qu'à Londre on te vend quelque fois,
Non, je ne le crois point: ce peuple fier & ſage,
Te paya de ſon ſang & ſoutiendra tes droits.
Aux marais du Batave on dit que Tu chancelles,
Tu peux te raſſurer: La race des Naſſaus,
Qui dreſſa ſept autels à tes loix immortelles,
Maintiendra de ſes mains fidelles,
Et tes honneurs & tes faiſceaux.
Veniſe te conſerve & Genes t'a repriſe:
Tout à coté du Trone, à Stockholm on t'a miſe,
Un ſi beau voiſinage eſt ſouvent dangereux.
Preſide à tout E'tat ou la loy t'autoriſe!
Et reſte-y, ſi tu le peux.
Ne va plus ſous les noms & de ligue & de fronde,
Protectrice funeſte en nouveautés ſecondes,
Troublez les jours brillants d'un peuple de vainqueurs;
Gouvernez par les loix, encor plus par les mœurs,
Il cherit la grandeur ſupreme,
Quand ſon joug eſt ſi doux, qu'on le prend pour toi meme.

Dans

Dans le vaſte Orient ton ſort n'eſt pas ſi beau,
Aux murs de Conſtantin, tremblante, conſternée,
Sous les pieds d'un Vizir tu languis enchainée.
Entre le ſabre & le cordeau.
Chez tous les Levantins tu perdis ton chapeau,
Que celui du grand Tell orne en ces lieux ta tête,
Deſcends dans mes foyers en tes beaux jours de fête.
Viens m'y faire un deſtin nouveau.
Embellis ma retraite ou l'amitié t'appelle,
Sur de ſimples gazons viens t'aſſeoir aupres d'elle,
Elle fuit comme toi la vanité des cours,
Les cabales du monde & ſon Regne frivole;
Oh! Dieux! Divinitéz! Vous êtes mon recours,
L'une eleve mon ame & l'autre la conſole
Prêtidez à mes derniers jours!

X.

Locos quosdam Polybii a latinis interpretibus, Livio, Caſaubono & Valeſio

perperam translatos, proponit & examinat Car. Chriſt. Fœrſterus, Zittav. Luſ. cum animadverſionibus Jo. Jac. Reiskii, V. Clariſſ. ad Libellum Plutarchi de tarda Numinis ira. Lipſ. ex Officina Lœwii. 1755. in 8. 108 S.

Dieß gelehrte Werkchen haben wir faſt gänzlich unſerm berühmten Hrn. Profeſſor D. Reisken zu danken. Der Hr. Förſter war ſein Zuhörer in Leſung der beſten griechiſchen Schriftſteller; er hatte von dem Hrn. Doctor, die meiſten

vom

vom **Livius**, **Casaubon**, und **Valois**, in Uebersetzung einiger Polybischen Stellen, begangenen Fehler anmerken gehöret; wie denn dazu gewiß mehr Kenntniß des Griechischen gehörete, als man von Anfängern vermuthen kann. Er hat dieselben auch unter seiner Aufsicht zu Papiere gebracht, und ans Licht gestellet; wie er es denn auch in der Vorrede auf eine dankbare Art gesteht, und ihm nachrühmet. Es ist ihm auch viel rühmlicher, unter der Anführung eines solchen gelehrten Mannes gearbeitet zu haben, als wenn er selbst eine unreife und übereilte Geburt in die Welt geschicket hätte.

Was Polybius für ein wichtiger Mann und großer Feldherr gewesen, ist nicht nöthig hier zu melden. Er war aber, wie Cäsar, beydes in Thaten und in der Feder, groß. Er lebte zu Scipions des Afrikaners Zeiten, der Karthago zerstöret hat, und war sein Rathgeber: wie er denn die größten Könige, Fürsten und Helden seiner Zeit kannte. Hat er nun gleich auch seine Fehler; sonderlich, wenn er den Römern häuchelt, und bisweilen im Griechischen lateinische Redensarten machet: so ist es doch zu verwundern, daß auch solche große Leute, als **Livius**, **Casaubon**, und **Valesius**, ihn bisweilen nicht gehörig verstanden, und unrecht übersetzet haben. Fehler solcher Sterne der ersten Größe verdienen destomehr angemerket zu werden, damit sie andre behutsam machen. Wir können uns aber auf die Erzählung derselben nicht einlassen. Das Buch ist klein, und ein Liebhaber kann sichs leicht selbst anschaffen. Der erste Fehler ist augenscheinlich. Wenn Polybius

saget,

ſaget, Philippus hätte ſeinen Macedoniern befohlen καταβαλλειν σαρισσας, die Lanzen zu fällen, oder zu ſenken: ſo überſetzet Livius, im 8 Cap. des 32 B. Haſtis poſitis, d. i. die Lanzen wegthun oder ablegen. u. ſ. w.

Noch wichtiger ſind indeſſen des Herrn Prof. Reiskens Anmerkungen über Plutarchs Buch, von den langſamen Strafen Gottes. Z. E. bey Erwähnung des Namens Epikurs, zeiget der Herr V. hier werde nicht der Stifter, ſondern irgend ein neuerer Anhänger der epikuriſchen Secte gemeynet, der zu Plutarchs Zeiten gelebet. Anſtatt Κυνε lehret der Herr D. Κυντε, Quinte, zu leſen: weil niemand von jenem Namen bekannt iſt, u. ſ. w. Es werden aber auch bey Gelegenheit gewiſſer Stellen, andrer Schriftſteller Mängel ausgebeſſert. So giebt der Namen Apollodorus Anlaß, eine verderbte Stelle Polyäns zurecht zu bringen, die bisher den Gelehrten entwiſchet war. u. a. m. Kurz, alle dieſe Beobachtungen zeigen, daß unſre Zeiten auch noch eben ſolche gründliche Sprachgelehrte beſitzen, als man in den vorigen Jahrhunderten hin und wieder aufweiſen kann.

XI. Ana-

XI.

Analyſe raiſonnée de Bayle, ou abregé methodique de ſes principaux Ouvrages, particulierement de ſon Dictionnaire hiſtorique & critique, dont les Remarques ont été fonduës dans le Texte, pour former un corps agréable de Lectures ſuiviés. A. Londres. 1755.

So gelehrt unſtreitig Bayle in der Hiſtorie und Kritik geweſen; und ſoviel ihm die Geſchichtſchreiber neuerer Zeiten Verbindlichkeit haben, daß er eine Menge alter Irrthümer aufgedecket und verbannet hat: ſoviel ſchädliches und gefährliches halten gleich wohl ſeine Schriften in ſich. Sonderlich hat ſeine große Begierde, faſt in alle theologiſche und philoſophiſche Lehren eine gewiſſe Zweifelſucht einzuführen, ungemeinen Schaden gethan. Die Gründlichkeit, hat durch eine Menge ſcheinbar ausgeſonnener und künſtlich überfirnißter Einwürfe nicht wenig gelitten: und unzählige ſeichte Köpfe ſind mit einer gleißenden Erkenntniß vieler Schwierigkeiten zufrieden geweſen; womit ſie in Geſellſchaften, andre geſetztere, aber nicht ſo lebhafte und beleſene Geiſter in Verwirrung zu ſetzen, und ſich ein gewiſſes Anſehen tieferer Einſicht zu geben gewußt.

Dieſen ſchädlichen Schwung der Gedanken, den die erſte Hälfte dieſes Jahrhunderts größtentheils

von

von Baylens Schriften angenommen, will man nun noch gemeiner machen: da man den Entſchluß gefaſſet, die an ſich beſchwerlichen und groſſen Bände der bayliſchen Schriften, in ein bequemeres Taſchenformat zu bringen, ſie von allen trockenen hiſtoriſchen Unterſuchungen zu reinigen; und ſie alſo nicht nur wohlfeiler, ſondern auch zugleich deſto ſchädlicher und anſteckender zu machen. Das Beſte läßt man nämlich weg, und das ſchlimmſte liefert man in kleinen Duodezbändchen nach und nach, damit es niemanden zu ſchwer falle, ſie zu kaufen. Ob nun nicht auch die methodiſche Einrichtung aller dieſer verſchiedenen Materien noch ſchädlicher werden wird, als ſie zerſtreut geweſen, muß die Zeit lehren. Es wird viel darauf ankommen, was die Verfaſſer deſſelben für Begriffe von der Methode, und für wahre Menſchenliebe beſitzen werden.

Die vorigen Zeiten haben ſehr fleißig an der Verſchlimmerung der itzigen gearbeitet; und ihren Zweck ziemlich erreichet. Die itzigen ſcheinen noch liſtiger an der Verderbniß der folgenden zu arbeiten.

Quid non damnoſa imminuit dies!
Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores; mox daturos
Progeniem vitioſiorem.

XII. Epi-

XII.

Epitaphe de Louis Mandrin, à Meſſieurs les XL. de l'Academie des Finances *.

Tel qu'on vit autrefois Alcide,
Parcourir l'Univers la Maſſuë à la Main;
Pour frapper plus d'un Monſtre avide,
Qui deſoloit le Genre humain:
Ainſi j'ai parcouru la France,
Que deſolent mille Tyrans:
Je péris, pour avoir depouillé des Brigands.
J'aurois, comme eux, joui d'une autre Recompenſe,
Si j'avois depouillé des Peuples innocens.

D. i.

Grabſchrift Ludwig Mandrins, an die XL. Glieder der Akademie der Finanzen.

Wie man Alciden vor der Zeit,
Mit Keulen in der Hand, den Erdkreis ſah durchfliegen;
Manch Ungeheuer zu beſiegen,
Das aller Welt den Untergang gebräut;
Alſo durchſtrich ich Ludwigs Reich,
Um hundert wütende Tyrannen,
Die es verwüſten, zu verbannen.
Itzt ſterb ich bloß, weil ich der Räuber Wuth verhindert.
Mein Lohn würd' edler ſeyn, ja ſelbſt dem ihren gleich:
Hätt ich das arme Volk geplündert.

* Es giebt vermuthlich 40 General-Finanzenpächter in Frankreich, ſo wie es 40 Mitglieder in ihren Akademien giebt.

Ende des Heumonds 1755.

Abbildung Zweyer alten erhabenen geschnittenen Steine.

Der Kopf des Sirius.

N.

Neuber, Johann, 13.* 454.*
Neubur, Fridrich Chriſtoph, 39
Neumeiſter, Erdmann, 493
Notkerus, Balbulus, 192.200
Nuenar, Hermann von, 425
Nythart, Hans, 490

O.

Obrecht, Ulricus, 333
Omeis, M. Daniel, 653
Opitz, Martin, 12. 40.* 199.* 288.* 631.652
Ortlob, Carl, 280.*
Otfridus 190.* 200. 284. 434. 632.*
Ottius, Johann Heinrich, 360
Ouidius 25. 473.*

P.

Palladius 32. 481
Paltheuius, Joh. Philipp, 197
Perſius 32. 381
Pez, Bernhard, 202
Pezron 363
Phaedrus 34. 482
Phileſius, Ringmannus, 11
Philoſtorgius, 414. 424
Photius 417
Picardus, Joannes, 327.*
Piſcator, Kilian, 454
Pithoeus, Petrus, 199
Plautus 33
Pleningen, Dietrich von, 36. 482
Plinius 35. 482
- - Junior, 35
Polichorius, Jacobus, 490
Pontanus, Iſacius, 331
Porphyrius 548
Poſſevinus, Antonius, 649
Praſchius, Daniel, 577
Prisbachius, Volfgangus, 328
Procopius, Melchior Dieterich, 12
Pufendorff, Eſaias, 330.*

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum ſias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Aerntemond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1755.

Inhalt.

I. Traité de la Methode antique, de graver en Pierres fines, par Natter.

II. Einleitung in die Geſchichte von Ober- und Niederſchleſien.

III. Der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris phyſiſche Abhandlungen. XIter Theil.

IV. Die unvergleichliche Aloe des groß-boſiſchen Gartens zu Leipzig.

V. Zweifel über das Daſeyn eines Publici.

VI. Hrn. Prof. Hanovs Seltenheiten der Natur und Oekonomie. IIIter Band.

VII. Gedichte und Reden Hn. Leg. R. v. Canthier.

VIII. Auszug aus dem Briefe eines vornehmen Gelehrten, Pater Dornblüthen betreffend.

IX. Ad Actum Valedictorium, &c. invitat M. Chr. Clodius.

X. Der Schwärmer, eine Sittenſchrift. III. und IVter Band.

XI. Hrn. M. Cramers poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen. Erſter Theil.

XII. Reponſe à Mr. de Voltaire à ſa Maiſon de Campagne.

XIII. Hrn. M. Hentſchens ausführliche Anweiſung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Zweyter Theil.

XIV. Demonſtration de la Quadrature du Cercle, par Mr. de Cauſans.

XV. Le Quadricide, par Mademoiſelle le Mire.

XVI. Fables de la Fontaine, nouvelle Edition, en IV. Vol.

I.

Traité de la Methode Antique, de Graver en Pierres fines comparée avec la Methode moderne, & expliquée en diverſes Planches par Laurent. Natter, Graveur en Pierres fines. A Londres de l'Imprimerie de J. Haberkorn & Comp. 1754. Chez l'Auteurs.

Dieß unvergleichlich ſaubere und wohl geſchriebene Werk, haben wir Deutſchen einem unſrer geſchickten Landsleute, Herrn Nattern in London zu danken: der als einer der größten Edelgeſteinſchneider itziger Zeiten, in ganz Europa berühmt iſt. Er iſt aber nicht nur ein bloßer Künſtler mit der Hand; ſondern wie die ſchönen Künſte ohne eine gewiſſe Gelehrſamkeit, Beleſenheit und Kenntniß der Alterthümer ſich ſchwerlich behelfen können: ſo hat Herr Natter ſich auch darinn beſondre Verdienſte erworben.

Der Streit von der alten Art, die Edelgeſteine zu ſchneiden, hat ſich nur unlängſt, zwiſchen dem Herrn Mariette zu Paris, und unſerm Herrn Natter erhoben. Jener hat in einem Buche behaupten wollen: Die Alten hätten ganz andre

Werkzeuge gehabt, deren ſie ſich zum ſchneiden bedienet, als die heutigen Künſtler. Unſer Landsmann aber behauptet in dieſem ſo ſchönen, als koſtbaren Werke, gerade das Gegentheil. Wir wollen aber ſeine wohlgeſchriebene Vorrede erſt mitnehmen, bevor wir davon nähere Nachricht geben.

Verſchiedene Liebhaber haben den Herrn V. oft gefraget, ob man die Art nicht erklären könne, wie die Alten die Edelgeſteine geſchnitten haben? Ihnen zu Gefallen hat er dieß Buch unternommen: und Kenner werden allerdings ihr Vergnügen daben finden; wenn er ihnen alle Spuren von den Werkzeugen weiſen wird, deren ſie ſich bedienet haben. Er wird aber dadurch ihre Kenntniß nicht wenig bereichern; indem er die Liebhaber der Mythologie in den Stand ſetzen wird, richtiger von ſolchen geſchnittenen Kunſtſtücken zu urtheilen. Er hat ſich dabey der Feder des gelehrten Herrn des Champs, Predigers an der kön. Capelle zu London, bedienet, der uns Deutſchen ſchon, durch verſchiedene philoſophiſche Werke bekannt geworden.

An die Spitze dieſes Werkes hat er die Erklärung aller verſchiedenen Werkzeuge geſetzet, deren man ſich beym Graben der Steine bedienet. Er zeiget auch ihren Gebrauch, bey Ausarbeitung eines Kopfes; den er auf drey verſchiedene Weiſen ſtechen laſſen. Indem er an dieſem Kofe arbeitete, bemerkte er, daß ſeine erſten Schnitte in den Stein, ſein Werk einem gewiſſen alten ſchlecht gegrabenen Steine ähnlich machten; davon er einen Abdruck hatte. Daraus ſah er mit Vergnügen, daß dieſer

alte

alte Künſtler, der etwa vor zwey tauſend Jahren gelebet, ſich eben ſolcher Werkzeuge bedienet haben müßte; und dieſe Entdeckung munterte ihn auf, mit allen Kräften nach der Vollkommenheit der alten Meiſter zu ſtreben.

Eben das begegnete ihm, als er ganze Perſonen graben wollte. Denn ſeine erſten Einſchnitte ſahen immer gewiſſen ſchlechten alten Stücken gleich. Unter andern hatte er einmal angefangen, nach einem ziemlich guten griechiſchen Muſter einen Merkur, zu graben. Als er nun unter ſeinen Schwefelabdrücken alter Edelgeſteine, deren er ziemlich viele aus Italien mitgebracht hat, nachſah, fand er einen Anubis, in einem gelben Jaſpis, den er für ägyptiſche Arbeit hält; deſſen Züge ſeinem halbfertigen Merkur ſehr ähnlich waren: obgleich dieſer viel fleißiger und regelmäßiger nachgeahmet war, als der ägyptiſche Anubis. Daraus ſchloß er nun, daß dieſer von einem ungeſchickten Künſtler herrühre; daß aber die Griechen und andre Völker ihre Art von den Aegyptern gelernet, und verbeſſert haben; wie Plinius *, der von Stoſch **, und Herr Mariette längſt behauptet haben ***.

Wie der Anfang allemal ſchwer iſt, ſo muß man die Aegypter entſchuldigen, daß ſo wenige von ihren Werken gut ſind. Ihre Götter und Thiere ſind insgemein ſehr trocken, ob ſie gleich fleißig gemachet ſind. Das beſte, ſo er davon angetroffen, iſt ein

* Lib. 35. H. N. c. 3. p. 346. Anaglypho opere gemmis inſculpere, populis illis (Ægyptiis) mos erat.

** Pierr. antiqu. gravées in der Vorrede.

*** Traité des pierr. grav. Tom. I. p. 11.

erhaben geſchnittener Stein (Camée) der den Kopf der Iſis zeiget. Bisweilen iſt es ſchwer einen guten ägyptiſchen, und einen mittelmäßigen griechiſchen Schnitt zu unterſcheiden: und man kann ſie nur durch die ſymboliſchen Vorſtellungen erkennen. Doch giebt es auch einige gröbere griechiſche Stücke, deren Züge und Mäuslein gar zu kenntlich, und nicht gemildert ſind; ſo daß man ſie für Werke eines Anfängers halten ſollte. Er theilet einige davon in Kupfer mit, ſo die Begebenheiten des trojaniſchen Krieges vorſtellen, und ſehr alt, auch ziemlich gut ſind. Und weil die Augen mit den Jahren abnehmen, die alten Steine aber ſehr klein ſind: ſo glaubet Herr Natter, die Alten müßten auch eine Art von Vergrößerungsgläſern gehabt haben.

Aus der Menge geſchnittener und gegrabener alter Steine, die noch vorhanden ſind, kann man ſchließen, wie gemein dieſe Kunſt damals geweſen ſeyn müſſe. (Doch dünket uns, daß es nicht nöthig iſt, mehr als 10 oder 15 gute Meiſter in ein Jahrhundert zu ſetzen. Denn wenn von dieſen jeder nur 200 Steine in ſeinem Leben geſchnitten, einen in den andern gerechnet; die Kunſt aber 1000, oder 1500 Jahre im Flore geweſen: ſo kommen 20000, bis 30000 geſchnittene Steine heraus: die man ſchwerlich aufzuweiſen haben wird. Giebt man nun jedem Meiſter irgend auch noch ein paar mittelmäßige Schüler; ſo können ſie noch eine größere Menge mittelmäßiger Stücke gemachet haben, davon ſowohl, als von jenen, noch mehr als die Hälfte unter der Erde liegen mögen. Und wieviel Petſchaftſtecher,

ſtecher, Münzenkünſtler (Medailleurs) u. d. gl. giebt es nicht heute zu Tage in Europa; die ſchlechten mit gerechnet? Wie viel Stücke haben nicht ein Falz, ein Hedlinger, ein Daſſier, ein Donner, ein Wermuth, in Münzen und Schaupfennigen gepräget? So unzählicher Petſchierringe zu geſchweigen, die in der Welt ſind. Es könnte alſo itzo leicht viel mehr ſolche Künſtler in der Welt geben, als es in vorigen Zeiten gegeben hat.)

Alexander der große hielt viel auf dieſe Kunſt, und erlaubte dem Pyrgoteles, ihn erhaben in Stein zu ſchneiden: welches Stück der König in Preußen beſitzen ſoll. Solche Stücke zeigen aber, wie weit die Griechen es in dieſer Art der Geſchicklichkeit gebracht. Dieſe brachten die Steinſchneiderkunſt (Lithographie) nach Italien; und fanden eben ſo viel Aufmunterung. Auguſts und ſeiner Familie Köpfe zeigen die Meiſterhand eines **Dioskorides**; anderer noch vorhandenen Kunſtſtücke deſſelben zu geſchweigen. Sehr viel andre Kaiſer haben gleichfalls die Künſtler geſchützet, und aufgemuntert.

Es giebt noch andre alte Steine, die einen Kranz von Stein, um die Figuren haben, und die man für hetruriſch hält. Bey dieſen hält ſich der Verf. nicht auf, weil ſie nur mit dem Diamant geſchnitten zu ſeyn ſcheinen. Er ſelbſt hat einige Abdrücke dieſer Art, die er den beſten griechiſchen an die Seite ſetzet, und die da zeigen: daß auch dieß Volk die geſchnittenen Edelſteine geliebet habe. Nach den Kaiſern, Antonin dem frommen und dem Weltweiſen, ſind die guten gegrabenen Bruſtbilder ſelten

geworden. Unter dem Gordian, Maximin, und Philipp ist kaum ein einziger Steinschneider gewesen; deren es unter dem August, Tiber und Nero so viele gegeben: zum Beweise, daß sich diese Kunst mit den Griechen aus Rom verlohren.

Es ist aber dieselbe eine sehr mühsame Sache. Außer der Zeichnung, die ein Steinschneider nothwendig verstehen muß, muß er auch sein Vorhaben nach der Art seiner Kunst einzurichten, und z. E. die Perspectiven zu vermeiden wissen, daraus die Maler so große Vortheile ziehen. (Freylich haben die alten Münzen und Steine in diesem Stücke große Fehler; dagegen besinnen wir uns in neuern Stücken auch davon schöne Proben gesehen zu haben.) Das erste gesteht der Hr. Verf. einigermaßen, wenn er saget: die Alten hätten die entfernten Sachen gleichsam in der Luft schwebend gemachet; welches gewiß nicht schön ist. Hernach entschuldiget sie die Kleinigkeit ihrer Figuren gewissermaaßen; weil die Demantspitze nicht zureichet, sie in der Entfernung noch kleiner zu machen. Man kann auch mit den Augen bisweilen nicht folgen, und endlich kann man sich von niemanden helfen lassen, u. s. w. Daher kömmts denn, daß sich so wenige darauf legen.

Endlich kömmt auch die verschiedene Härte der Steine dazu. Denn Diamanten, Sapphire, Rubinen, der Onyx, Beryll und Granat, sind viel härter, als die Hiacynthen, Chrysolithen, Topasen, Amethysten, und Cornalinen; folglich auch so viel schwerer zu schneiden; zumal wenn der Künstler sich eine Ehre daraus machet, sie recht zu glätten. Aber we-

wenige ſtreben darnach: vermuthlich weil ſie es für unnöthig und unmöglich halten; indem ſie keine recht ſchöne griechiſche Steine geſehen haben. Kurz ſie bleiben lieber bey dem gemeinen Schlendrian, damit ſie deſto eher fertig werden. Schließlich werden auch die Werkzeuge auf den feinen Edelſteinen eher ſtumpf. u. ſ. w.

Die Alten müſſen wohl geglaubet haben: Die geſchnittenen Steine wären das ſicherſte Mittel, ihre Geſtalten zu verewigen: weil weder Feuer noch das Stahl ihnen ſchaden kann. Man ſieht dieß an einem alten Fechter, und einem Sirius, die Hr. Natter a. d. 16. und 25ſten Tafel mittheilet; und die wir unſern Leſern vorlegen wollen. Nach dieſen und viel andern dergleichen artigen und nützlichen Anmerkungen nun, eröffnet er uns am Ende ſeiner Vorrede, die rechte Veranlaſſung ſeines Werkes, durch den Hrn. **Mariette**. So viel Dank man ihm überhaupt, wegen vieler artigen Entdeckungen, zum Vortheile dieſer Kunſt, ſchuldig iſt; indem er z. E. zeiget, daß Pompejus ſein Steinkabinet ins Capitol; Cäſar aber in den Tempel der Venus aufzuheben gegeben: ſo iſt doch der Verf. mit ihm nicht in allem eins. Hr. M. hält es mit den flach erhabengeſchnittenen Steinen: der Hr. Verf. aber mit den hohl gegrabenen. Er beantwortet ihm auch andre Einwürfe: z. E. daß die heutigen Steingraber nur alte Stücke nachahmen, und nichts neues mehr erdenken. Es kömmt hier freylich viel auf den Geſchmack der Liebhaber an, die lieber etwas altes, das

ihnen schon gefällt, nachgestochen, als was neues haben wollen.

Darf man hier seine Gedanken wohl sagen? Uns dünket; daran haben die Vorurtheile unsrer Antiquarier Schuld; die halsstarrig behaupten: bloß das Alte, das Aegyptische, das Hetrurische, das Griechische, das Römische sey schön: alles aber, was itzo der beste Künstler mache, müsse nothwendig schlecht seyn, wenn er nicht bloß alte Stücke nachsteche. Dieß schädliche Vorurtheil schlägt theils den Muth der Künstler nieder, daß sie sich kaum wagen, etwas neues zu erfinden; theils aber mindert es die Liebhaber. Denn mancher, der noch wohl gern einen neuern schönen Kopf geschnitten, oder gegraben hätte, kann sich aus den alten mythologischen Figuren nichts machen; und nach den alten Kaisern, Weltweisen und Poeten fraget er auch nicht viel. So entgeht nun den Künstlern das Brodt; bis man billigere Gedanken von unsern heutigen Meisterhänden einführen, und die übermäßige Verehrung des Alterthums ein wenig mildern wird.

Hernach meynt Hr. N. daß Hr. M. sich nicht Mühe genug gegeben, solche neue Edelgesteine aufzusuchen. Doch räth er einem jeden Künstler, alte Köpfe von gegrabenen Steinen nachzustechen; um allen Kunstgriffen der Alten nachzuspüren. Da würde man nun finden, daß sie alle heutige Werkzeuge gehabt haben müßten. Wenn z. E. Hr. Guay, königl. Steinschneider zu Paris, einen guten haarigten Kopf der Alten hätte nachstechen wollen: so würde er das Werkzeug, parallelstriche zu machen, wohl

Stolle, Gottlieb, 232. 327. 329
Stolterfoth, Jacob, 485
Strabo, Walafridus, 422
Struve, Burcard Gotthelff, 577
Sturla, Snorro, 114
Suetonius, 41. 489

T.

Tacitus, 41
Tatianus, 197.* 434
Tatius, Marcus, 458
Taubmann, Friderich, 287
Temple, William, 629
Tentzel, Wilh. Ernſt, 597
Terentius, 44. 490
Theodoretus, 416
Thomaſius, Chriſtian. 231
Tibullus, 490
Toerner, Fabian, 105.*
Toland, Johann, 338.*
Triller, Daniel Wilhelm, 16
Trimberg, Hugo von, 319
Trithemius, Johann, 634. 639
Tyrol, 285

V.

Valentinus, Johann, 53. 493
Valerius Maximus, 47. 491.*
Vegetius, 48. 491.*
Veldecken, Heinrich von, 26
Velſerus, Marcus, 643
Verelius, Olaus, 107. 415. 444
Virgilius, 49. 493
Vitruvius, 54. 495.*
Ulphilas, 186.* 414.*
Vogt, Johann, 329
Voſſius, Gerhard, 331
- - Iſaac, 433
Vredius, Olivarius, 652
Vulcanius, Bonaventura, 198. 432. 446

wohl errathen, und es nicht nöthig gehabt haben, ein neues zu erfinden. In Deutschland nämlich hätte man dieß Werkzeug; und der Verfasser hätte ihm kein Geheimniß daraus gemachet.

Was die alten Schriften auf Steinen betrifft: so ist unser Verfasser so vernünftig, zu gestehen: daß dabey nichts gewisses zu sagen sey. Es gäbe zwar einige, die schön, und vollkommen gleich wären; aber auch viele andre, die sehr schlecht wären; auch bey sonst schönen Figuren. Hr. Mariette ist böse, auf die Steinschneider, die noch itzo griechische Schriften auf die Steine schneiden. Hr. Natter aber saget, dieß wäre nur an denen tadelhaft, die solches aus betrüglichen Absichten thäten. Allein, wenigstens kann dieses andern, die damit handeln, zum Betruge Anlaß geben. u. s. w.

Es ist uns nicht möglich, alles Schöne aus diesem trefflichen Werke anzuzeigen. Liebhaber müssen es selbst lesen: und sie werden ein desto größer Vergnügen daran finden, da es sowohl am Drucke, Papiere, und an Kupferstichen, als am Inhalte ein Meisterstück deutscher Hände ist. Denn da der Drucker Haberkorn heißt, so finden wir viele Kupfer von Hemmerichen und von Müllern gestochen, welches unstreitig deutsche Namen sind.

II.

Einleitung in die Geschichte des gesammten Ober- und Niederschlesiens, zum Behuf akademischer Vorlesungen.

Turpe

Turpe est foris habitare & domi esse hospitem.
Leipz. im Verl. Joh. Sam. Heinsii Erben in 4.
328 S. ohne die Vorr.

Der Ungenannte Herr V. dieses historischen Handbuches von Schlesien, thut in der Vorrede, als ob er die Geschichte seines Vaterlandes schriebe; da wir doch zuverläßig wissen; daß er ein gebohrner Preuß ist. Was ihn für Ursachen zu dieser Verstellung bewogen haben mögen, wollen wir nicht erörtern. Genug, daß die Herren Schlesier es nicht ohne Vergnügen ansehen werden, daß ihre neuen Brüder sich auch um ihre Ehre Mühe geben.

Der Herr V. rühmet zwar in der Vorrede eines **Cureus**, **Schickfuß**, **Henels**, **Sinapens**, **Lucä**, **Thebesens**, und des Herrn von **Sommersberg** historische Arbeiten, und Rungens Verzeichniß schlesischer Schriftsteller; glaubet aber doch, daß eine so große Aernte, mehr Arbeiter erfodere. Um nun der schlesischen Historie mehrere Liebhaber zu gewinnen, habe er diese Einleitung dazu entworfen. Er rühmet es sonderlich den Herren Schlesiern nach, daß sie eine große Liebe zu den Geschichten haben, und es hoch darinn bringen; zumal wenn sie zeitig einige Anweisung dazu bekommen. Man sollte also bereits in Schulen einige Anweisung dazu geben: wie wir oft gewünschet haben. Die Einwürfe dagegen sind nicht erheblich. Der Mangel der Zeit heißt nichts, wenn man es recht bedenket, und einige andre unnütze Dinge abschneidet, die auf Univer-

versitäten besser getrieben werden: z. E. die Philosophie. Dem Mangel eines bequemen Buches, hat Herr Prorect. Langhans zu Schweidnitz bereis in geschriebenen Sätzen eines theils abgeholfen.

Weil man indessen doch die Erlernung der Geschichte auf hohe Schulen verweist; so hat der Herr V. der näml. ein Lehrer auf Akademien ist, gegenwärtige erste Gründe der schles. Geschichte entworfen. Die innere Einrichtung ist folgende. Erstlich geht er die allgemeine Geschichte des Landes nach der Zeitordnung durch, wie Schlesien bald unter dieser, bald unter jener Regierung gestanden: wobey er allemal auch die Geschichte desjenigen Staates mitnimmt, unter dessen Oberherrschaft Schlesien gestanden. Sodann hat er die Geschichte der einzelnen Provinzen, die nicht einerley Schicksale mit dem ganzen Lande gehabt, entworfen, und die Geschlechtstafeln der herzogl. Häuser zum Grunde geleget.

Die Beweise seiner Sätze hat er aus den besten Quellen geschöpfet; aber nur in ältern Zeiten hat er die Gründe aus den besten Schriftstellern mit ihren eigenen Worten angeführet.

Um ein Beyspiel zu geben, wie einzelne Wahrheiten der schles. Geschichte in besseres Licht zu setzen sind, hat er das Leben des preußischen Hohmeisters **Poppo**, mit angehenket. Alle schles. Schriftsteller, den Herrn von Sommersberg ausgenommen, rechnen diesen Herrn unter diejenigen, die in der großen Schlacht mit den Tartarn, in Schlesien umgekommen; und wollen gar sein Grabmaal zeigen.

gen. Sie berufen sich auf die Legende der heiligen Hedwig, die ziemlich alt ist, und auf eine Aufschrift. Gleichwohl ist alles falsch. Dergleichen einzelne Stücke der schlesischen Geschichte verspricht der Herr V. künftig mehrere auszuarbeiten; ob er gleich hier endlich gesteht, daß er kein schlesisches Landeskind ist; und also die schles. Historie erst mühsam hat lernen müssen: Er will aber auch alle bescheidene Erinnerungen mit Danke annehmen.

Nach einer kurzen Vorbereitung, machet der I. Hauptabschnitt, vom Zustande Schlesiens vor den Slaven den Anfang. Die Lygier (Lieger) und Quaden waren die ersten Bewohner desselben, ob sie sich gleich noch weiter ausbreiteten, doch sind auch Marsigner, Gothiner, Osier, und Burier, u. a. m. daselbst gewesen. Der erste König der Quaden soll Tudrus geheißen haben. Doch mußten diese schlesischen Völker des mächtigen Königs der Marcomannen, Marbods, Oberherschaft erkennen; nach welchem der gothische Prinz Catualda (Gottwalt) eine Weile herrschete, aber auch verjaget ward. Drusus machte den Vannius, einen Quaden, zum Könige dieses Reiches; der aber um Vespasians Zeiten vom Vangio und Sido überwunden ward. Domitian unterstützte die Nachbarn der Lygier; ward aber von den Quaden geschlagen; und so behielten sie eine Zeitlang Ruhe: bis Antoninus der fromme ihnen doch einen König setzte. Unter dem Marc Aurel fielen die Marcomanner und Quaden nebst einigen Sueven die Römer an; wurden aber von ihm geschlägen. Bald darauf verlohr Vindex, der römi-

sche

sche Feldherr gegen sie bey 20000 Mann, und der Ueberrest seiner Völker bis über die Alpen nach Aquileja gejaget: worauf die Deutschen in Italien einrückten; wodurch Rom in große Furcht kam. Doch der Kaiser vertrieb diese Gäste wiederum, und verfolgte sie bis in ihr Land: wo ihm die donnernde Legion der Christen mit ihrem Gebeth aus einer grosen Noth half; die Quaden aber den Frieden erhielten. Alle diese Umstände, werden mit den besten Zeugnissen der alten Schriftsteller bestärket. Wir brechen hier ab, der Zeitordnung weiter zu folgen.

Die Quaden giengen unterm Kaiser Honorius mit den Sueven aus Deutschland, und ließen sich in Spanien nieder. Sie hatten auch an des Attila Zügen Theil, und gehörten unter sein Reich. Aber sie waren auch so geschwächet, daß ihr halb leeres Land den anrückenden Slaven zum Raube ward. Diese nannten es Schlesien, von **Zle**, das Böse: vermuthlich, weil Oberschlesien gegen das flache Polen zu rechnen, ein sehr bergigtes und schlechtes Land ist. Zum Beschlusse wird etwas von der alten Quaden und Lygier Regierungsart und Religion beygebracht.

Der II. Hauptabschn. handelt vom Zustande Schlesiens unter den polnischen Oberherren. Die **Lazen** waren eine slavische Völkerschaft, und selbst die Fabel vom **Lech**, **Zech**, und **Ruß**, zeiget: daß der Namen des Volkes der Lazier, die in Kolchis gewohnet, gemeynet sey. Die Russen nennen die Polen noch **Lachen**, und die Polen selbst hei-

sien sich Polaci, Polacken; der Provinz Podlachien zu geschweigen. **Po**, heißt im polnischen nur bey, wie **Pomorze**, (Pommern) beym Meere, **Poruss**ia, d. i. beym Flusse Ruß, der in Preußen ins curische Haf fällt. Herr **Lengnich** muthmaßet, daß sie allererst im VI. Jahrh. aus Kolchis weggezogen; da **Czath** ihr König erst 522 christlich geworden, die Polen aber bis ins 10te Jahrh. Heyden geblieben. Ob sie nun damals zu Lande über den Don, Dnieper und Dniester, oder über das schwarze Meer mit Schiffen gekommen, weis man nicht recht. Doch müssen sie vorm 550 Jahre schon nach Polen gekommen seyn.

Alles was die pohlnischen Schriftsteller vom Lech, und seinem Stamme, den 12 Woywoden, dem **Crako**, der Wenda, u. s. w. erzählen, ist fabelhaft. Auch vom Premislav, Lesco dem I. II. und III. Popielo dem I. und II. ist alles sehr dunkel und ungewiß. Auch daß **Piast**, aus einem freygebigen Landjunker, König geworden u. a. m. ist nicht viel besser. Daß die Pohlen Kaiser Otten dem Großen Hülfe wider die Hunnen geschicket, ist auch noch nicht ausgemachet. u. s. w. **Boleslaus Chrobri** hat mit den Russen und Preußen oft Kriege geführet. Mit Böhmen hatte er auch viel Händel, darüber Schlesien viel litt. Kaiser Otten aber schickte er wider die Haveller im Brandenburgischen, und Obotriten im Meklenburgischen Hülfe. Nach dessen Tode besuchte er Heinrich den zweyten zu Merseburg, und erhielt die Lausitz von ihm, der er sich vorhin schon bemächtiget hatte. Casimir verlegte das Bis-

thum

thum nach Breslau, stiftete das Kloster Lebus u. s. w. So fährt der Hr. Verf. fort alle Schicksale des Königreichs Polen durchzunehmen, so lange Schlesien unter dessen Bothmäßigkeit gestanden: wiewohl auch bisweilen schlesische Herzoge in Pohlen geherrschet.

In diesen Zeiten haben sich die Deutschen in Niederschlesien eingefunden, und nach und nach sehr ausgebreitet.

Der III. Abschnitt betrachtet den Zustand Schlesiens unter Böhmens Oberherrschaft. Nach den Bojen hatten sich die Markmänner Böhmens bemeistert. Nach der deutschen Völker Zügen aber, ward es von slavischen Völkern besetzet. Doch wir können uns in diese Weitläuftigkeiten nicht einlassen. Johann, König von Böhmen, erhielt 1335. die pohlnische Genehmhaltung auf den Besitz schlesischer Lande; und König Ludewig von Pohlen und Ungarn sagte sich auch davon los.

Der IV. Hauptabschnitt handelt von dem Zustande, den Schlesien unter der preußischen Oberherrschaft gehabt. Hier wird gleichfalls die älteste Geschichte der Mark unter den Sueven, Semnonern, Slaven und Wenden kürzlich wiederholet; und die Folge ihrer Markgrafen und Churfürsten bis aufs hohenzollerische Haus fortgesetzet. Unter der itzigen Regierung Friedrichs des II., Königes in Preußen, ist fast ganz Schlesien unter preußische Bothmäßigkeit gediehen.

Der V. Hauptabschnitt handelt von dem Zustande der Unterregierungen in Schlesien. Die erste Ab-

theilung von Schlesien geschah unter die drey Brüder Boleslaus altus, Conraden, und den Miccislaus, deren dieser den obern, jener den untern, der erste aber den mittlern Theil davon, von Pohlen bekamen. Das geschah 1163. Darauf folgten neue Eintheilungen, die viele Händel verursacheten. Wir können uns dabey nicht aufhalten. Zuletzt wird die Reihe der breslauischen Bischöfe erzählet, und eine gute Anzahl von Geschlechtstafeln machet den Beschluß. Die I. zeiget die pohlnischen piastischen Regenten, vom Piast bis auf den Lescus. Die II. des Miecislaus Abstammung. Die III. die piastischen Herzoge von Glogau, Sagan, Crossen und Oels. Die IV. niederschlesische piastische Herzoge. Die V. piastische Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Die VI. piastische Herzoge von Schweidnitz, Jauer und Münsterberg. Die VII. piastische Herzoge von Glogau, Sagan, Crossen und Oels. Die VIII. piastische Herzoge in Oberschlesien, sonderlich von Teschen. Die IX. piastische Herzoge von Oppeln. Die X. pohlnische Könige, seit der Trennung von Schlesien. Die XI. böhmische Regenten. Die XII. böhmische Regenten und Oberherzoge von Schlesien. Die XIII. böhmische Könige aus dem Hause Oestereich. Die XIV. Herzoge von Troppau, aus königl. böhmischen Geblüte. Die XV. Herzoge von Münsterberg, aus königl. böhmischen Geschlechte. Die XVI. Herzoge von Oels, aus dem Hause Wirtenberg. Die XVII. Churfürsten von Brandenburg. Die XVIII. des Churfürsten Johann Georgs Abkunft. Die XIX.

die

die Herzoge von Sagan aus dem Hause Sachsen. Die XX. Herzoge von Sagan, aus dem Hause Lobkowitz. Die XXI. Herzoge von Troppau, aus dem Hause Lichtenstein. Die XXII. Herzoge von Münsterberg, aus dem Hause Auersberg. Und die XXIII. die Herzoge von Teschen, aus dem Hause Lothringen.

Nun folget der Anhang vom preußischen Hohmeister **Poppen von Osternau**. Die Schwierigkeiten der Geschichte des XIIIten Jahrhunderts verdoppeln sich bey dem deutschen Orden: dessen Länder und Geschäffte, sich aus dem gelobten Lande, durch Venedig und Deutschland, bis nach Preußen, Curland und Liefland ausgebreitet haben. Poppo von Osternau, war ein fränkischer von Adel, dessen Stammhaus nachmals ans Burggrafthum Nürnberg gekommen ist. Er war schon im XIIten Jahrhunderte gebohren, und ward unter dem klugen **Hermann von Salza** schon Landmeister in Preußen. Der schreckliche Einfall der Tartarn in Europa erfoderte damals Helden und Klugheit. Sie waren schon bis an die Weichsel in Pohlen gedrungen, und 200000. von ihnen verwüsteten Cujavien und die Masau an der preußischen Gränze; indessen daß Chan **Bathy** in Ungarn hausete. Bey Cracau waren die Pohlen durch den Feldherrn **Peta** schon geschlagen: und nachdem dieser die aus Cujavien wieder an sich gezogen, drang er nach Schlesien. Herzog Heinrich der fromme in Niederschlesien wechselte mit unserm Poppo Briefe, und war Willens, sich diesen wüthenden Barbarn zu widersetzen: Poppo aber stieß mit einer ansehnlichen Zahl

von seinen Rittern und Knechten eben zu ihm, als die Tartern über die Oder gegangen waren und in sein Land rückten. Sie kamen Breslau vorbey, nach Liegnitz, und die christliche Macht theilte sich in fünf Haufen. Der erste hatte sich mit dem Kreuze bezeichnet. Die zween andern waren Polen und Oberschlesier. Hinter ihnen kamen die preußischen Ordensritter, unter Poppens Anführung, und der letzte ward vom Herzoge Heinrich selbst angeführet. Der erste Haufen ward aufgerieben, die beyden folgenden geriethen vor Schrecken in Unordnung. Alles kam also auf die beyden letzten an. Diese fochten nun wie die Löwen. Allein die Menge der Barbaren lösete die geschlagenen Haufen immer mit neuen Schwärmen ab: so, daß die Christen allen Muth sinken ließen. Poppo konnte der Flucht nicht mehr steuren, und mußte sich selbst zu retten suchen. Heinrich aber setzte sein Leben fechtend zu: und die Tartarn füllten, zum Zeichen ihres Sieges, neun Säcke mit den Ohren der erschlagenen Christen an. u. s. w. waren aber so geschwächt, daß sie den Rückweg durch Mähren suchen mußten.

Dieses mag zu einem Vorschmacke dieses Stückes von alter Geschichte dienen. Der Hr. Verfasser verdienet allerdings das Lob eines fleißigen Geschichtschreibers; nur Schade, daß seine Schreibart der Unachtsamkeit und Barbarey des vorigen Jahrhunderts noch so ähnlich sieht.

III. Der

W.

Wachter, Johann George, 150.* 187. 315 416. 421. 422. 423. 427. 443. 480. 549
Wagenseil, Joh. Christoph, 597
Wahn, Hermann, 176
Walther, 440
Weidner, Gottlilff Flamin, 21
Weidling, Christian, 496
Weise, Christian, 496
Weiß, Christian Fridrich, 485
Wendler, Joh. Christoph, 329. 577
Weng, Christoph Fridrich, 23
Wernecke, 202
Wetibor, Johann Paul, 19
Wickram, George, 26. 481
Wilcke, Joh. George, 15
Willer, George, 455
Willeranus, 196.* 431. 434. 652
Winnbecke, 285
Wittich, Jac. 466
Wokenius, Franciscus, 659.*
Wolf, Christian, 58
" " Hieronymus 575
" " Joh. Christoph, 41
Wormius, Olaus, 108

Z.

Zante, M. 291
Ziegler, Caspar, 289

III.

Der kön. Akad. der Wiſſenſch. zu Paris phyſiſche Abhandlungen XI. Theil, welcher die Jahre 1735 und 1736. in ſich hält; überſetzet von Wolf Balth. Adolf von Steinwehr, der kön. Akad. der W. zu Berl. Mitgl. Breslau verl. Joh. Jak. Korn. 1755. in gr. 8.

Sowohl der Herr Ueberſetzer, als der Herr Verleger ſind fleißig und eifrig, uns Deutſchen dieß ganze Werk hinter einander zu liefern. Die berühmteſten Männer, deren Verdienſte wir ſchon aus den vorigen Bänden kennen, haben auch an dieſem Bande gearbeitet. Ein Reaumür, ein du Fay, ein Maraldi, ein de Fouchy, ein Caſſini, ein Monnier, ein Bouguer, ein Clairaut, ein de Thury, ein Condamine, ein Mairan, ein Godin, ein du Hamel, und ein Pitot haben an dieſem Bande Theil: und man kann leicht denken, daß ſie von wichtigen und angenehmen Materien der Naturkunde geſchrieben haben.

Hr. Reaumür vergleicht das zu Paris beobachtete Thermometer mit denen Beobachtungen, die unter der Linie, in Isle de France, in Algier, und in einigen americaniſchen Inſeln gemachet worden. Und man kann leicht denken, zu was für artigen Betrachtungen ſolches Anlaß geben kann. Herr du Fay theilet meteorologiſche Beobachtungen mit, die zu Utrecht angeſtellet, und ihm vom Herrn Muſſchen-

brock überschrieben worden. Herr **Maraldi** hat 1735 eben dergleichen auf der Pariser Sternwarte angestellet, und giebt gleichfalls Rechenschaft davon. Herr **Du Fay** hat das Licht der Diamanten und vieler andern Körper, das sie im Finstern von sich werfen, beschrieben. Die Alten haben von diesen Erscheinungen schon etwas gewußt: aber ihre Erzählungen davon sind ausschweifend und fabelhaft. Denn was ist z. E. in alten Dichtern gemeiner, als daß sie von großen Carfunkelsteinen reden, die ganze Zimmer und Gefängnisse bey Nacht erleuchten? Itzo entdecket man allererst, wie viel in diesen Vergrößerungen wahr ist.

Ein Diamant, den man eine Weile ans Tageslicht gehalten, und so dann ins dunkle bringet, wo das Auge, das ihn will glänzen sehen, schon eine Zeitlang gewesen ist, damit sich sein Augenstern rechtgeöffnet habe, giebt hernach ein Licht. Er darf noch keine Minute im Lichte gewesen seyn; so leuchtet er hernach im finstern 12 bis 13 Minuten, doch so, daß sein Glanz stufenweise schwächer wird, und zuletzt gar aufhöret. Aber alle glänzen nicht gleich: und man kann keine Regel davon geben, ob diese, oder jene Art derselben geschickter dazu sey. Denn von zween noch so ähnlichen Steinen, wird es einer thun, der andre nicht. Nur alle gelbe Diamanten, mit denen er es versuchet hat, haben geglänzet. Sollte auch etwan ihre gelbe Farbe vom Schwefel herrühren, der sich hernach leichter entzünden, oder in Bewegung setzen ließe? Hier sind noch viel artige Versuche und Anmerkungen z. E. daß ein Diamant, nicht

nur

nur im bloßen Tageslichte ohne Sonne, ſondern auch mit einem Glaſe bedecket, und in Milch oder Waſſer getauchet Licht eintrinke. Allein die übrigen orientaliſchen Edelſteine beſitzen dieſe Eigenſchaften gar nicht. Wenn man die Diamanten mit dem ſchwarzen und weichen Wachſe umgiebt, womit man die Figuren gegrabener Steine abdrücket, ſo behalten ſie dieſe Eigenſchaft 6 Stunden.

Eben dieſer gelehrte Mann beobachtete eine Nebenſonne. Sie hatte viel Aehnlichkeit mit denen, die Hevel und Hugen ſchon aufs vollkommenſte abgebildet: nur Herr du Fay ſcheint dieſe beyde Bilder nicht gekannt zu haben, da er auf der 65ſten Seite mit dem Herrn von Fontenelle wünſchet; daß man die vollkommenſte von dieſen Lufterſcheinungen hätte; weil man alsdann auch alle übrige unvollkommenere in derſelben antreffen würde *. Herr de Fouchy hergegen hat einen Nebenmond beobachtet. Herr Reaumür entdecket eine Art, die Eyer lange gut zu erhalten: oder verbeſſert vielmehr nur das, was er ſchon ſonſt davon geſchrieben. Es kömmt alles darauf an, das Ey vor der Ausdünſtung der Feuchtigkeiten zu bewahren, die immer durch die Löchlein ſeiner Schale düſten, im Warmen aber vielmehr, als im Kalten. Ein Firniß, der mit Weingeiſt gemachet worden, thut dieſe Dienſte, und verkiebet alle ſolche Löchlein. Die Landleute ſollten

* Man ſehe Hugenii Opera poſthuma, p. 366. und Hevelii Mercurium in Sole viſum p. 172. imgleichen Hn. Prof. Gottſcheds philoſophiſches Handb. I. B. der die Figur daraus hat nachſtechen laſſen.

also alle frischgelegte Eyer gleich überfirnissen, ehe sie selbige zu Kaufe bringen. Da aber der Firniß manchem zu theuer, oder zu weitläuftig vorkommen möchte, so darf man nur hartes Fett z. E. Schöpsentalch, oder Unschlitt, daraus man Lichte zieht, nehmen. Mit wenigen Pfunden davon kann man unzählige Eyer überstreichen. Man tauche das Ey an einem umgeschlungenen Faden in geschmolzenes Fett, und lasse es gerinnen. So ist die Sache geschehen.

Herr **Cassini, de Fouchy**, und **le Monnier** haben eine Mondfinsterniß beobachtet. Herr **Bouguer** aber lehret die Nachtgleiche (æquinoctium) wahrzunehmen. **Cassini** handelt vom Umdrehen der Sonne und der Planeten um ihre eigene Achsen; und wie man im Lehrbaue von den Wirbeln die Geschwindigkeit, womit sich die Planeten auf ihren Oberflächen bewegen, mit derjenigen vereinigen könne, die der Aether nach **Kepplers** Regel haben muß. Eben derselbe lehret eine Methode, zu bestimmen, ob die Erdkugel ganz sphärisch sey, oder nicht; imgleichen die Verhältniß ihrer Grade auf den Mittagszirkeln, auf dem Mittelstriche und dessen Parallelen festzusetzen. Herr **Clairaut** prüfet dieselbe: und Herr **Cassini** giebt noch eine zweyte an, ohne astronomische Beobachtungen die Figur der Erde zu bestimmen.

Herr von **Thury** handelt von einer Linie, die 60000 Klaftern (Toises) Mittagwärts von der Pariser Sternwarte, senkrecht durch deren Mittagslinie beschrieben worden. Herr **Condamine** zei-

zeiget wie man den Unterſchied der Länge, zweener nicht weit entfernter Oerter aſtronomiſch beſtimmen könne. Herr Mairan, Herr Godin, und Herr Bouguer beſchäfftigen ſich mit der Länge des Perpendikels, das die Secunden mittlerer Zeit ſchlägt, theils zu Paris, theils in klein Goave auf der Inſel Domingo. Darauf folgen noch ein Paar Abhandlungen von Schwankungen, und einer neuen Theorie der Pumpen, die dem 1735ſten Jahre den Schluß machen.

Im 1736ſten Jahre hat Hr. von Reaumür theils ſelbſt Beobachtungen des Thermometers in Paris gemachet, theils ſelbige mit auswärtigen, aus verſchiedenen Welttheilen gemachet. Hr. Du Fay liefert Auszüge aus muſchenbrockiſchen meteorologiſchen Beobachtungen: und Maraldi hat auf der Pariſer Sternwarte dergleichen gemachet. Hr. Du Fay giebt eine Abhandlung vom Thaue: darinn er zeiget, daß der Thau nicht von oben herabfalle, ſondern von unten in die Höhe ſteige. Hiebey machet der Verfaſſer des Auszuges, auf fontenelliſche Art, den witzigen Einfall: Daß, ſobald in der Natur eine Sache auf zweyerley Arten ſeyn kann, gerade die unwahrſcheinlichſte Art, die wahre, und rechte ſey. Z. E. Der Tag kann entſtehen, wenn ſich die Sonne um die Erde, oder die Erde um ſich ſelbſt beweget. Jene iſt die wahrſcheinlichſte; darum iſt dieſe die rechte. Eine ſchöne Art zu ſchließen! Wir wollen auch ſo witzig thun. Die Eyer könnten von einem Huhn entweder von hinten, oder durch den Schnabel geleget werden. Jene Art iſt die wahrſchein-

ſcheinlichſte: folglich iſt die letztere die wahrhaftige! Riſum teneatis amici! Wozu dienen doch ſolche Spielwerke? In der That iſt es viel wahrſcheinlicher, daß die Umdrehung der kleinen Erdkuzel Tag und Nacht verurſache; als daß ſo viel tauſend himliſche Körper ſich in unbegreiflicher Geſchwindigkeit um dieſelbe drehen ſollten: ſo wie es viel wahrſcheinlicher iſt, daß ſich der Braten am Spieße umwende, als daß die Küche mit dem Heerde und Feuer ſich um denſelben drehen ſollte.

Was aber den Thau betrifft: ſo kann man wohl denken, daß die Feuchtigkeiten des Thaues den Tag über aus der Erde in die Höhe geſtiegen ſeyn müſſen. Aber daß ſie des Nachts, aus der Luft, darinnen ſie ſich, ſo lange dieſelbe noch warm iſt, ſchwebend erhalten haben, des Abends und bey Nachte wieder herunter ſenken, zeigen ja die Thautropfen zur Gnüge, die nicht auf der Unterfläche der Blätter, ſondern auf ihrer obern Seite liegen. Indeſſen ſoll Hr. Gerſten, ein gelehrter Deutſcher, die Entdeckung zuerſt gemachet haben; indem er gewiſſe Gewächſe mit Glocken bedecket, die er aber bey Nachte, inwendig allenthalben naß befunden. Dieſe Erfahrung aber beweiſt nichts mehr, als daß die Dünſte des Tages aus der Erde aufſteigen, und ſo lange es warm bleibt, in der Luft ſchweben: ſobald es aber kalt wird, auch an die Flächen des Glaſes anſchlagen, wie im Winter die Fenſter beſchlagen, wenn im Zimmer viel feuchte Dünſte ſchweben. Steigt hier etwa der Thau aus dem Fußboden der Stuben in die Höhe? Alle unſre Gärtner wiſſens,

daß

daß unter ihren Glasfenstern, womit sie frühe Salate, Gurken, Melonen, u. d. gl. bedecken, ebenfalls der Thau auf den Blättern gespüret wird; aber gewiß nicht unter, sondern auf den Blättern. Also fällt er doch nieder, und steigt nicht von unten auf, wenn er die Gestalt des Thaues hat. Alle Versuche, die der Hr. Verf. mit ungleich hoch aufgespanneten Tüchern gemachet, lassen sich auf eben die Art beantworten. Die niedrigen Tücher wurden näsſer, als die obersten. Ist das ein Wunder? Muß nicht die nahe an der Erden befindliche Luft mehr, und schwerere Dünste in sich halten, als die höhere? Und müssen nicht aus einer höhern Luftsäule mehr Dünste herabsinken, als aus einer, der an der Erdfläche ein Stück von 10, 15 oder 20 Fuß, so zu reden, abgeschnitten ist? Wenn aber ein aufgehängtes Spiegelglas auf beyden Seiten naß geworden, so kömmt es nur daher; weil Glas des Nachts sehr kalt wird, und wie bekannt, die Feuchtigkeiten sich an kalte Körper überall anhenken: wie man an einer aus dem Keller gebrachten Bouteille in einem warmen Zimmer sehen kann; die gleich über und über naß wird, weil die Luft immer Feuchtigkeiten in sich hält: ob sie gleich nicht vom Boden der Stuben in die Höhe steigen.

Hr. Du Hamel hat mit dem Safte einer Muschel, auf den Küsten der Provence, Purpur gefärbet. Hr. Reaumür hat mit den Funken, die vom Stahle und Feuersteine springen, Untersuchungen angestellet. Hr. Cassini, und Monnier haben ein Paar Mondfinsternisse zu Paris beobachtet. Maraldi

raldi und de Fouchy gleichfalls. Eben dieſelben haben auch die damalige Sonnenfinſterniß und die Annäherung Merkurs an die Sonne betrachtet. Maraldi lehret die Polhöhe und Abweichung der Sterne finden, ohne auf die Stralenbrechung zu ſehen. Mairan giebt auf, wie man die Polhöhe, nicht unter 25 bis 30 Grade hoch, finden könne, ohne auf Stralenbrechungen zu ſehen. Caſſini lehret beyde kepplerische Regeln in der Lehre von Wirbeln zu verbinden. Caſſini von Thury handelt von einer 60000 Klaftern gegen Norden der Pariſer Sternwarte, ſenkrecht auf ihre Mittagslinie gezogenen Quer-Linie; lehret auch die nöthige Behutſamkeit bey Beobachtung der Sternhöhe. Hr. Pitot löſet die Aufgabe auf: wie man die Zeit des Tages, die Polhöhen, und das Azimuth für die Veränderungen der Nadel, finden könne: indem man die Höhe der Sonne, oder eines Sternes, zweymal, nebſt der zwiſchen beyden verfloſſenen Zeit bemerket. Ein Paar Abhandlungen von Archimedens Schraube, und der Länge des Perpendikels im heißen Erdgürtel, löſen dieſe Materien ab. Hr. Du Fay ſtellet Verſuche von den Wirkungen zwoer flüßiger Materien an, die einander in verſchiedenen Winkeln begegnen und durchkreuzen. Caſſini de Thury handelt von der wirklichen Meſſung der Weiten auf der Erde, durch Triangel; und giebt eine Methode, an einem Quadranten, der durch einen Stoß verrücket worden, die Lage ſeines Mittelpunctes und die Verbeſſerung zu finden, die man in jedem Lagenwinkel zu machen hat.

So

So schön, nützlich und merkwürdig nun alle diese abgehandelten Materien sind; und so sehr man die Fortsetzung dieses so nützlichen Werkes auch im Deutschen zu wünschen hat: so sehr muß man auch wünschen, daß der gelehrte Hr. Uebersetzer nicht müde werden möge, alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf diese seine Arbeit zu wenden. Wir bemerken nämlich seit einiger Zeit, gewisse Nachläßigkeiten in der Schreibart und Richtigkeit des Ausdruckes, dadurch manche Sätze oder Perioden ganz unverständlich werden; auch wenn sonst die Sachen, davon er redet, ganz leicht zu seyn scheinen. Es ist wahr, daß es ihm zu statten kommen kann, was Horaz saget:

Verum opere in longo, fas est, obrepere somnum.

Allein ein Uebersetzer hat allemal weniger Nachsicht zu fodern, als ein Heldendichter, von dem Horaz redet. Ein nochmaliges Nachsehen und Ueberlesen seiner Arbeit, würde dem Hrn. Uebersetzer die entwischten Fehler der ersten Eilfertigkeit, leicht gezeiget haben.

IV.

Die unvergleichliche Aloe des großherzoglichen Gartens zu Leipzig, durch Kunst und Fleiß des dasigen Kunstgärtners, Johann Ernst Probsts, zu voller Blüthe gebracht, und zur Erinnerung vernünftiger Beobachter, einigermaßen abgebildet. 1755.

Des weisen Schöpfers klare Spur,
Weis unsers Geistes heitern Blicken,
O Mensch! nichts schöner auszudrücken,
Als dieses Wunder der Natur.

Nichts

Nichts dient der Schlafſucht mehr zum Hohne,
Ergetzet mehr der Klugen Sinn;
Als aller Pflanzen Schmuck und Krone,
Und aller Blumen Königinn.

Wer kennt ſie nicht, die Aloe?
Davon noch kaum ſeit hundert Jahren
Europa Blüth und Pracht erfahren:
Wie herrlich ſteigt ſie in die Höh!
Ihr Wachsthum iſt faſt nicht zu merken;
Ihr ſteifes Blatt treibt unſichtbar.
Zehn Jahre braucht es, ſich zu ſtärken;
Zehn andre bleibt es, wie es war.

Allmählich wird es ſteif und hart,
Und trägt wohl ſtarker Männer Laſten:
Es überwächſt Gefäß und Kaſten;
Bis es, den Balken gleich, erſtarrt.
Nach dreyßig, vierzig langen Jahren,
Eröffnet ſich das Mittel kaum:
Nun kömmt ein Stängel aufgefahren;
Der fodert einen höhern Raum.

In einer Woche treibt er mehr,
Als vor der Zeit in tauſend Wochen.
Sobald er nun den Keim durchbrochen,
So ſchießt kein Halm, kein Reis ſo ſehr.
In dreyer Monden vollen Tagen,
Hat dieſer zwanzig Fuß erreicht;
Sind ſoviel Blüthen ausgeſchlagen,
Daß ihr auch faſt die größte weicht.

II. Regiſter

der vorkommenden und theils erklärten beſondern Wörter aus allerhand Sprachen.

Aus der Alamanniſchen.

Siehe Fränckiſche.

Aus der Angelſächſiſchen.

Dry, groß. 334

Aus der Böhmiſchen.

Weitz, ein Ey. 556

Aus der Burgundiſchen.

Bald, Bold, kühn, tapfer. 224
Burg, ein Schloß. ib.
Gisil, ein Freund. ib.
God, Gott. ib.
Hild, Huld, Anmuth. ib.
Hilp, Hülfe. ib.
Sig, der Sieg. ib.

Aus der Cambriſchen.

Dun, eine Stadt. 223
Dru, ein Eichenbaum. ib.
Nef, Nefo, der Himmel. ib.
Tad, der Vater. ib.
Try, ein Baum. 331
Wiis, weiſe. 331

Aus der Celtiſchen.

Arden, ein Wald. 223
Barchus, ein Sänger 113
Deru, Derw, eine Eiche. 334
Erde, die Erde. 223
Ger, Guer, Krieg. ib.
Ren, Fluß. ib.
Sud, Mittag. ib.
Trut, Treue. ib.
Vates, Wahrſager. 361
Veil, ſteif, feſt. 223

Aus der Däniſchen.

Skillemynt, Scheidemünze, 111

Aus der heutigen Deutſchen.

Achtling, eine Art Münze 111
Adel. 224. 362
Allregierer. 246
Ambra. 361
Aufſprotſſe 295
Ausſpruch 366
Beben 590
Benahmſen 228
Benahmung ib.
Beſchau, röther 246
Bier 223
Burg 224
Chüttern 590

Drey-

Wer zählt die Menge, die man sieht?
Und wer erräth, die noch entspringen?
Der Anblick läßt den Schluß gelingen,
Daß sie noch nicht vollkommen blüht.
Das größte Wunder bey dem allen,
Ist dieß, daß sie der Winter trug:
Der uns durch Frost so schwer gefallen,
Doch dieß Gewächs nicht niederschlug.

Der Jänner hat den Keim gesehn;
Der Hornung sah den Stängel sprießen:
Der Lenzmond hieß ihn höher schießen;
Nun ist der stärkste Wuchs geschehn!
Wen wundert nicht der Blüthen Menge?
So schön prangt kaum der zehnten Flor!
An Zahl der Blumen, und an Länge,
Stellt sie der Pflanzen Fürstinn vor.

So blüh dein Heil, o Sachsenland!
So wachs dein Handel, Meißens Krone!
So werde deinem Fleiß zum Lohne,
Was noch kein ander Volk gekannt.
So muß an Glück und Größe steigen,
Dein alter Stamm, o Wittekind!
Bis jedes Reis von Deinen Zweigen,
Gleich dieser Blume, Kronen findt!

V.

Zweifel über das Daseyn eines Publici *.

Giebt es ein Publicum? oder giebt es keins? Diese Frage wird täglich schwerer aufzulösen? Vor zwanzig Jahren mag es wohl eins gegeben haben; und damals glaubte man an dasselbe. Man fand es damals bey den Schauspielen. Seine Stimme ließ sich mit demjenigen Tone der Freymüthigkeit hören, den die Unabhängigkeit giebt. Es urtheilte stehend, aber peremtorisch über die Stücke; und bestimmte ganz allein ihren Werth und ihr Schicksal. Selbst die sitzenden Zuschauer, und das Oberparlament war nur der Wiederhall des Unterparlaments.

Man fand das Publicum auch noch in der Welt, unter der Menge der Leser, die von einem anmuthigen Werke, ohne einen Rottengeist urtheileten; nachdem ihnen das Lesen Lust oder Verdruß gebracht hatte. Kam ein gelehrtes Buch heraus, so war das **Publicum** unter einer Menge wahrer Gelehrten zu finden; die ohne Neid davon urtheileten, und mit Einsicht seine gute Aufnahme beförderten. Dieß **Publicum** nun, war der gebohrne Richter der Kün-

* Dieß Stück haben wir aus dem pariser Merkur übersetzet. Es kann uns 1) einen guten Begriff von dem Zustande des Parisergeschmackes in den schönen Wissenschaften machen; 2) aber auch ziemliche Deutungen auf unsres deutschen Witzes Beschaffenheit in gegenwärtigen Umständen an die Hand geben.

Künste, der Gaben und der Aemter: und wie es die ersten ohne Vorurtheil schätzete, die zweyten mit Verstande in Schuz nahm, und zu den letzten unparteyisch bestimmte: so ward es auch zu Rathe gezogen, um ihm zu gehorchen; und alles kam vor seinen Richtstuhl.

Allein unvermerkt haben sich besondre Gerichtsbänke gefunden, die sich seine Rechte angemaßet. Jede Versammlung hat sich für das wahre **Publicum**, wie für die einzige gute Gesellschaft ausgegeben. Paris hat sich in verschiedene Parteyen gespaltet. Dadurch ist der gute Geschmack ungewiß, der wahre Glauben zweifelhaft geworden: und das Ansehen eines rechtmäßigen **Publici**, hat aufgehöret, einfach zu seyn. Eine Menge verschiedener unerwiesener Gerichtsbarkeiten hat selbiges verschlungen; so daß itzo die einzelnen Personen alles sind, das Publicum aber nichts mehr gilt. Ein jeder richtet sich eine Gerichtsbank auf, die keine andre erkennet: oder gesteht man ja noch ein Publicum, so schränket man es in das Kränzchen seiner Freunde ein.

Die Meynungen ändern und durchkreuzen sich in jedem Viertheile der Stadt: daher entsteht die Mannigfaltigkeit der Meynungen, und die Ungewißheit der Urtheile, über alles, was herauskömmt. Diese kleinen vorgeblichen **Publica**, lösen einander ab, um einander zu widersprechen. Des Morgens erhebt das eine ein Buch, oder ein Schauspiel; das andre verbannt selbiges Nachmittags; und von dem dritten wird es des Abends wieder hergestellet. So bleibt das Schicksal der Werke unbestimmet; und

die verschiedenen Urtheile davon sind nichtig. Ein Rechtsspruch hebet den andern auf.

Man muß aber destoweniger darauf bauen, jemehr sie durch die Bosheit, oder den übeln Geschmack, oder von beyden zugleich abgefasset worden. Darf uns das wundern? Jeder Richter gehöret zu einer Rotte, die einer andern die Stirne beut; das heißt, er ist parteyisch. Der große Haufen ist ein Schriftsteller nach der Mode; folglich sehr kützlich: ein Witzling, und also eifersüchtig. Vormals scheute man diesen Namen: itzo will man ihn der Natur zu Troße führen. Eine Thorheit hat man abgeleget, und geräth auf einen neuen Abweg. Der Witz ist die Nationalsucht; ein epidemisches Uebel, welches erst die Hauptstadt angestecket, und sich von daraus in die Provinzen ausgebreitet hat; ja so gar die größten Narren einnimmt.

Ein Mensch, der wohl dreyßig Jahre her dafür angesehen worden, geht nach Hause, und schläft über einem Trauerspiele ein. Es träumet ihm, er sey ein Dichter. Dieser Traum präget sich so tief in sein Gemüth, daß er ihn im Erwachen noch glaubet. Er war als ein Vieh eingeschlafen; als ein witziger Kopf wachet er auf. Seinen Traum zu erfüllen, schreibt und reimet er ein Schauspiel. Er läßt es aufführen, ja was noch ärger ist, auch drucken. Es ist wahr, man läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Man zischet es aus: das heißt er ist itzo noch ein größerer Narr, als vorhin. Damals war ers ingeheim; itzo ist ers offenbar, und feyerlich dazu erkläret. Mancher lachet sein; der doch bald darauf sein Affe wird.

Noch

Noch eine andre Urſache von der Veränderung, oder dem Umſturze der die Gelehrſamkeit betroffen, und dem Anſehen des Publici einen neuen Stoß gegeben, iſt die Menge der täglichen Zeitungsblätter und periodiſcher Schriften. Weil alle Welt lieſt, und kein Menſch ſtudiret; ſo flattert man über alles hin, ohne ſich auf etwas recht zu legen: über alles urtheilet man, ohne etwas zu unterſuchen; und durchläuft dieſe Zeitungsblätter flüchtig, um eben ſo flüchtige Ausſprüche zu thun. Man hat einmal die Sucht, Recht zu ſprechen, wie Perrin Dandin, in den Plaideurs des Racine *. Man ſchläft aber über den Acten ein, und halb aufgewachet verdammet man den Hund auf die Galeeren.

So theilen die Schreibeſucht, und die Raſerey zu urtheilen, ſich in alle Geiſter, und machen zwo Rotten in der gelehrten Welt: Die Claſſe der Schriftſteller und witzigen Köpfe; und die Claſſe der Kenner, und Liebhaber, die ſie ſchützen. Dieſe letzte hat den Vorzug: ſie nimmt ſo zu reden den Thron des Geiſtes ein, und wird zuweilen ſein Tyrann.

Das ſchöne Geſchlecht machet ihnen den Zepter der ſchönen Künſte ſtreitig, und erſtrecket zuweilen ſeine Herrſchaft über die ganze Litteratur. Bliebe es bey dem anmuthigen Theile derſelben; ſo würde man es gern zur Lehrerinn und zum Muſter annehmen; ja ihm gar erlauben, manche Stunde phyſikaliſchen Verſuchen zu widmen. Die ſchönſte Zierde der Natur iſt gemachet, alle ihre Geheimniſſe zu wiſſen: allein es will ſeine Anmuth dem geome-

* Oder wie der Stadtrichter im Bock im Proceſſe, in der deutſchen Schaubuhne.

trischen Zirkel; seine Empfindungen der gar zu feinen Auflösung der Grundlehre, und die Gaben, die es verschönert, den gar zu genauen Rechnungen der Algeber, unterwerfen. Das heißt ja die Gaben des Himmels verkehren; die ihm doch dienen könnten, den Verstand, wie die Herzen, unters Joch zu bringen. Es mag doch nur die Empfindungen herrschen lassen! so wird es sich viel sicherer alles unterthan machen. Es ist gefährlich, zu vernünfteln, wo man empfinden muß: und der philosophische Geist, der uns in allem erleuchten kann, muß da sein Licht zurück halten; oder es doch nur brauchen, um einem Triebe zu folgen, der sicherer ist, als er selbst. Will er in den Bau der Empfindungen dringen, so thue ers in einem besondern Werke; da löse er sie auf, ohne sie zu vernichten.

Alle Künste, die von der Empfindung abhangen, glänzen nur durchs Frauenvolk. Sie würden viel gewinnen, wenn sie nur von Gerichtsbänken beurtheilet würden, wo dieses den Vorsitz hat: dafern nicht irgend die Verführung des Mannsvolkes ihren Urtheilen zuvorkäme. Dieses ist fast allezeit der geheime Urheber ihrer Irrthümer und Ungerechtigkeiten. Ihnen zu Liebe, und auf ihr Wort nehmen sie zuweilen mittelmäßige Stücke in Schutz; oder pralen ein schlechtes Buch aus, so daß es abgeht; sie aber an seiner guten Aufnahme Schuld haben.

Die gute Aufnahme ist itzo nicht mehr das Werk des Publici; sie ist eine Frucht besondrer Rotten: diese beschließen dieselbe vor dem Drucke, oder der

Auf-

Aufführung; nicht anders, wie ein Hausgeschäfft veranstaltet wird.

Nichts ist ehrwürdiger, als wahre Beschirmer der Wissenschaften. Ich meyne diejenigen, die es ihres Standes oder ihrer Einsicht wegen sind. Ihre Wohlthaten ermuntern die Künste, und ihre Anschläge machen sie vollkommener. Allein ich kann, ohne böse zu werden, oder zu lachen, (wiewohl das letzte das klügste ist) diejenige Menge kleiner Patronen unmöglich ansehen: die gleichsam aus der Erde hervorwachsen, die weder Verstand noch Ansehen genug haben; und doch in einer Republik Gesetze geben wollen, darinnen sie noch kein Bürgerrecht erhalten haben *.

Noch einen Unterschied muß man unter den Liebhabern machen. Es giebt einige, die als erleuchtete Bürger angehende Talente befördern, welche Unterstützung brauchen. Sie geben ihnen Lehrer, um sie zu bilden; ohne einige andre Absicht, als die Bühne zu bereichern, der es an Stücken fehlet. Und diese verehre ich. Es giebt welche darunter, die selbst unter den Schriftstellern hervorleuchten würden: wenn die dabey befindliche Gefahr ihre Federn nicht abhielte, uns ihre Arbeiten zu liefern. Wie aber die besten Muster uns allemal eine Menge schlechter Nachbilder zuwege bringen: so hat sichs gefunden, daß im Nachahmen, oder vielmehr zum Trotze dieser weisen Schule, sich viele aufgeworfen, die zur Absicht haben, den Geschmack zu verderben, und die wahren Talente furchtsam zu machen.

* Geht das bey uns wohl ein Haar anders?

Sie haben nicht sowohl das gemeine Beste, als besondre Phantasien zum Zwecke *: sie arten in Parodien aus, und werden zu Spöttern; scheinen auch nur Beschirmer zu werden, um die Besoldungen lächerlich zu machen. Der Spaß geht so weit, daß sich schon Gesellschaften finden, die ein Talent versichern, wie man Häuser versichern läßt: und diese machen den glücklichen Erfolg der Stücke und des Ruhmes aus. Es ist wahr, daß dessen ungeachtet, die Ehre der Poeten nur auf einige Tage dauerhaft ist; oft auch mit einem Monathe zum Ende läuft. Eine widrige Rotte vernichtet sie; um auf ihren Untergang eine neue zu gründen. Diese wird von einer dritten zu Grunde gerichtet, die einen neuen Ruhm auf das Grab der vorigen erhöhet. So kurz die Dauer solcher Geschöpfe ist; so schädlich ist doch der Erfolg davon. Alles wird dadurch verwirret, und das unterste zu oberst gekehret: und endlich wird dem Ansehen des Publici der letzte Stoß gegeben.

Die feilen Stimmen, und die Tyranney der Privatrichter, die sie erkaufen, vernichten selbiges, indem sie seine Freyheit stören. Ich durchlaufe alle Schauplätze, wo das Publicum allezeit auf eine merkliche Art regieret hat. Ich suche es daselbst; finde es aber nicht mehr. Die unabhängliche Unterbühne, (Parterre) darinn es bestund, herrschet nicht mehr. Hier sehe ich an seiner Stelle nichts, als eine sclavische Menge, die sich demjenigen verkaufet, der sie besolden will; dort Alltagszuschauer, die eine Sucht zu Schauspielen haben, ohne den Ge-

* Z. E. Die Hexametersabrike.

Geſchmack davon zu beſitzen. Die nur ſo fleißig hinein laufen, um durch die falſchen Urtheile, die ſie abfaſſen, und durch die Spaltungen, ſo ſie anſpinnen, und durch die Rotten, ſo ſie unterhalten, deſto eher ihre Gründe zu untergraben. An dieſen Zügen kenne ich kein **Publicum** mehr: und mein Zweifel über ſein Daſeyn, iſt nur gar zu ſehr gegründet **.

Allein, wird man ſagen, unſre Schauſpiele haben doch niemals mehr Zuſchauer gehabt? Ich gebe es zu: und das wunderlichſte iſt, daß ſolches ohne Schriftſteller, die es unterſtützen; ohne Stücke, die gelingen, und oft ohne Schauſpieler, die ſie vorſtellen, und ohne ein Publicum, welches ſie beurtheilet, geſchieht. Ich fürchte alſo, daß ſie nur glänzen, um bald zu erlöſchen. Wenn kein Publicum mehr da iſt: ſo iſt die Bühne in großer Gefahr. Ein jeder will den Meiſter ſpielen, vernachläßiget ſich, und bekleidet unrechte Plätze. Dieſe Verwirrung zieht eine Anarchie nach ſich: und auf dieſe folget der Untergang.„

So weit der franzöſiſche Verfaſſer. Man urtheile nun, ob das ſo geprieſene und angebethete Paris, in Anſehung des reinen Witzes, noch ferner die hohe Schule, und der wahre Probierſtein des guten Geſchmackes zu nennen ſey? Geht es mit dem Beyfalle, den gewiſſe neue Trauerſpiele und Luſtſpiele erhalten, ſo zu: wer will ſich darauf verlaſſen?

** Bey unſerer Leipzigerbühne iſt es ſeit etlichen Jahren nicht beſſer gegangen.

Was nur Rotten und Parteyen machen, das iſt von keiner Dauer. Die Vernunft und Kritik wird bey uns in Deutſchland weit ſichrere Ausſprüche thun: als alle die erkauften Stimmen einer beſtochenen Unterbühne.

VI.

Herrn Mich. Chriſtoph Hanovs Prof. der Weltweisheit und Biblioth. an dem akadem. Gymn. zu Danzig, Seltenheiten der Natur und Oekonomie ꝛc. III. Band von Joh. Dan. Titius, der Weltw. Mag. zu Leipz. Nebſt Kupfern zu allen III. Bänden. In Lankiſch. Handl. 1755. in 8.

Es ſind zwey Jahre, als der Herr M. Titius bey der Herausgabe der erſten zween Bände dieſer Seltenheiten der Natur, zum III. Bande derſelben Hoffnung machete. Er hält nunmehr ſein Wort, und hat aus den danziger Erfahrungen, die gegenwärtige Wahl der merkwürdigſten Stücke getroffen. Die Nachricht von dem Todesfalle des Prof. Richmanns in Petersburg iſt ſchon vorhin beſonders gedruckt geweſen, und erſcheint itzo vermehrter. Die monathlichen Bemerkungen der danziger Krankheiten von vorigen Jahren hat man dem Herrn D. Knappen zu danken. Hält man dieſe mit den Witterungen dieſer Jahre zuſammen: ſo wird ſich vielleicht auf die Verknüpfung von beyden ein Schluß machen laſſen.

Ue-

Deinſen, deiſen, deyſen 590
Drey-Finck Stab 247
Dugenten 228
Ebenbeuer 406
Eingebuſemet 244
Eingeheiliget ib.
Erde 223
Erd-Waſſer-Kugel 234
Erhaltungs - Nahrung 245
Erörtern 391
Fehde 225
Feld 225
Feſt 223
Fricken 591
Für 130. 567
Geil 223
Geld 225
Gefaſſet 246
Geſell 224
Geſproſſe 295
Gewehr 223
Geweſenheit 246
Gluf 591
Gutſche 550
Harfe 112
Harcke 312
Hoſen 225
Huld 224
Hülſe 224
Kogel 402
Kreiſchmar 402
Lehn 75
Lehr-Stoff 244
Leute 225
Mähre, ein Pferd. 223
Neben-Dames 244
Norden 224
Ohngötter 76
Oiben-Hauch 244
Pfenning 110
Querl 389
Rät, oder Rait 224
Raunen 112. 402
Redſeeligkeit 248
Rinnen 223
Salz-Sülze 245
Schächer 402
Schale 225
Schelle 110
Schilling ib.
Schlackricht 296
Selbſteinzeugung 245
Sieg 224
Sprachbrauch 383
Sprachquell ib.
Sprachſchatz ib.
Suchen 367
Tageleuchter 278
Überſetzer, an ſtatt Cirkel. 278
Vernunft 366
Ungeſörmt 295
Unverrücklich 246
Vor 130. 569
Urſprungs-Quelle 295
Urtheil 409
Weel 389
Welt ib.
Wirbel ib.
Wißkünſtler 371
Wolluſt der linken Seite, 244

Uebrigens iſt hier dieſelbe Ordnung, als in den beyden erſten Theilen beobachtet worden. Doch ſind die Abhandlungen hier etwas weitläuftiger, und alſo die Mannigfaltigkeit der Materien etwas geringer. Nur kam aus andern Urſachen noch ein vierter Abſchnitt hinzu, deſſen Inhalt ſich zu den vorigen Abſchnitten nicht füglich bringen ließ. Ob nun gleich in den danziger Erfahrungen noch manche Beobachtung aus dem Reiche der Natur vorkömmt, die in dieſem Bande keinen Platz gefunden; auch der Herr Verf. dieſe wöchentlichen Blätter noch immer fortſetzet; ſo machet doch der Herr M. T. keine fernere Hoffnung, noch mehr Bände zu liefern. Die danziger Erfahrungen werden um vieler andern Urſachen wegen, noch verdienen aufbehalten zu werden: und alſo werden auch die phyſikaliſchen Anmerkungen darinnen nicht eben verlohren gehen. Es ſind alles in allem XVI. Bände; davon ein einziges vollſtändiges Exemplar bey Lankiſchens Erben zu finden iſt.

Von dem Inhalte dieſer vier Abſchnitte unſern Leſern einigen Begriff zu geben, werden wir wohl am beſten thun, wenn wir unſern Leſern das ganze Verzeichniß des Inhalts mittheilen werden. Der I. Theil handelt von den Seltenheiten bey den Thieren, und dabey haben die Menſchen den Vorzug. Von ihnen lieſt man alſo drey Beobachtungen, nämlich 1) die Nachricht von des Herrn Prof Richmanns ſo merkwürdigem als unvermuthetem Tode; nebſt phyſiſchen Anmerkungen darüber. 2) Die Bemerkungen der danziger Krankheiten, auf jeden Monath vom 1739ſten bis zum Ende des 1754ſten Jahres;

und

und 3) von einem im Dorfe Gischkau, nahe bey Danzig gefundnen heydnischen Grabe.

Es ist selbiges von lauter Feldsteinen erbauet: und man hat verschiedene Aschenkrüge darinn gefunden, darinn auch einige Gebeine angetroffen worden. Der eine davon, der in die danziger Bibliothek gebracht worden, ist fast einen ganzen Schuh hoch, 11 Zolle im Bauche, und in der Mündung 5 Zolle weit; an Farbe gelbroth, nur das Inwendige des Deckels ist bleyfarbigt. Unter der Asche hat man einen messingnen, oder kupfernen Ring, und etliche bernsteinerne Corallen, auch eine Coralle von blauem Glase, oder Flusse gefunden. Außer dem sind drey römische Denarien, die zwar nicht recht rund, aber im größten Durchmesser 8 Linien breit sind, und am Gewichte ¾ Ducaten haben.

Die älteste davon ist vom 48sten Jahre Christi, und stellet Kaiser Domitians Kopf mit einem emporstehenden Kranze, und der Umschrift; Cæsar divi F. Domitianus Cos. XII. Auf der Gegenseite ist ein Altar mit drey emporgehenden Höhen, zwo an den Ecken, und eine in der Mitte; die vielleicht auflodernde Flammen vorstellen sollen. Die zweite ist vom 127sten Jahre Christi, und zeiget Kaiser Hadrians Kopf mit Lorbern gekrönet. Vor dem Gesichte steht Augustus; hinter ihm aber ist Hadrianus kaum zu errathen. Auf der Gegens. sitzt ein Frauenzimmer, das einen Spieß in der Hand hält. Die Beyschrift ist IVSTITIA. Unten steht Cos. III. Der dritte ist vom 180sten J. Ch. mit einem bärtigen und bekränzten Haupte, hinter welchem die

Worte

Worte DIV. M. ANT. vor dem Gesichte aber ONIVS noch zu erkennen. Die Gegenst. zeiget einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der vermuthlich die Seele des Kaisers gen Himmel tragen soll. Vor des Adlers Brust steht Consecratio.

Ob nun dieß eines daselbst verstorbenen Römers Begräbniß gewesen, der sich vielleicht des Bernsteinhandels wegen nach Preussen gemachet; oder ob sichs ein alter Preuß auf seinem Grunde und Boden aufführen lassen, ist ungewiß. Waissel erzählet wenigstens, daß sich diese auch nach dem Tode verbrennen lassen, und daß jeder Leichenbegleiter dem Todten ein Stück Geld in den Aschenkrug geworfen habe. Eherne Ringe hat man in preußischen Gräbern sonst auch gefunden. Und da die neueste Münze vom 180sten Jahre nach Christi Geburt ist: so könnte das ganze Grab irgend 200 J. nach Chr. Geb. gemachet seyn.

Im 1745sten J. ist nahe bey der Stadt Danzig in dem Hügel, hinter dem grünen Walde, noch ein heydnischer Aschentopf gefunden worden; als man einen jungen Baum setzen wollen: davon hier auch eine Beschreibung beygefüget wird. Es ist wiederum etwas Bernstein dabey gewesen. Auf einem großen platten Steine haben etliche Kalksteine gelegen; und es hat unten hohl geklungen: vieleicht weil noch mehr Krüge drunter gestanden. Soviel davon.

Das zweyte Hauptstück handelt von Bemerkungen an Thieren; und zwar 1) von einem zerbrochenen und in der Gans wieder ergänzten Eye. 2) von einer

einer Zwillingschwungfeder. 3) Zufällige Anmerkung bey einer in einem Kapaune gefundenen Muskatennuß. 4) Von jungen Hayfischen. 5) Zusätze von dem Schwerdtfische. 6) Von fremden giftigen Fischstacheln. 7) Von den Augen der Flindern an der linken Seite. 8) Von einem schwangern Bärschrogen. 9) Anmerkung wegen der Spulwürmer. 10) a Von einer besondern Fliegenhülse. 10) b Ungewöhnliche Krebsscheren. 11) Von einigen Seethierchen, die sich an einem Seekraute befunden haben. 12) a Beantwortung der Frage, ob dem berühmten Kirchenlehrer Augustinus die Polypen schon bekannt gewesen? 12) b Zusätze zu den Heckneſtern, welche Schlafkunzen genennet werden. 13) Von einer wurmfräßigen Haubenmuschel. 14) Von den Holzwürmern in den Schiffbohlen. 15) Von einem Meersterne, der den Bäumchen nachartet.

Zweyter Theil, von den angemerkten Seltenheiten an den Pflanzen und Gewächsen: 1) Beschreibung einer innerlich keimenden und grünenden Pomeranze. 2) Von der großen baumwollenen Schote oder Nuß. 3) Von der Rose von Jericho. 4) Von einer ausländischen schwarzen Schwertelblume. 5) Von einer besondern wälschen Nuß. 6) Eine Citrone in einer andern gewachsen. 7) Von den Weidenpalmchen. 8) Eine grüne Damaskenblume. 9) Von einem ungewöhnlichen Gewächse. 10) Von einer oben ausgrünenden Birne. 11) Ein Stück schimmerndes Holz. 12) Erfahrungen über die Jahrwächse an den Bäumen. 13) Gewächse die

aus den Blättern und Schalen ihrer Früchte hervorwachsen. 14) Kurze Erörterung der Frage: Ob auf einem Berge mehr Kornähren, Bäume ꝛc stehen können, als auf dem ebenen Grunde, darauf er steht? 15) Abhandlung von Halmen mit vielfachen Aehren.

Dritter Theil, von den Luftbegebenheiten und ihren Wirkungen: 1) Von den Beobachtungen der veränderten Dichtigkeit der Luft. 2) Bestimmung der Bewegung der Luft aus ihrer veränderten Schwere. 3) Von der Bestimmung des niedrigsten und höchsten Puncts der Wettergläser, besonders der Fahrenheitischen; imgleichen von den besten Arten der Wettergläser. 4) Einige Versuche, den Anfang des Frostes mit möglichster Gewißheit zu bestimmen. 5) Versuche mit dem frierenden Wasser, nebst etlichen Versuchen mit dem Salzwasser im Froste. 6) Von der großen Hitze des 1739 Jahres. 7) Von den Ursachen der frühen Kälte des Jahres 1739-1740. 8) Von der geringen Kälte des 1750 Jahres. 9) Von dem so genannten Grundeise. 10) Von dem späten Pfingstfroste des 1742 Jahres. 11) Beobachtung zweer Nebensonnen. 12) Anmerk. über die sechzehnjährigen Luftbegebenheiten zu Danzig, von 1739 bis 1754. 13) Vom trüben Himmel bey hohem Stande der Barometer.

Vierter Theil, vermischte Abhandlungen aus der allgemeinen Physik: 1) Von dem Seewasser bey der Hela. 2) Wie vermittelst der Goldwage das Wasser zu prüfen sey. 3) Ein altes Verzeichniß von dem Verhältnisse der Schwere der Danziger Gewässer.

4) Warum

4) Warum eine Wagſchale bey kleinen Abwägungen nach einer, und bey gröſsern nach der andern Seite den Ausſchlag gebe? 5) Von der Milchprobe. 6) Von dem wohlfeilen Preiſe des Salzes zu Danzig im 1742 Jahre. 7) Von alten franzöſiſchen Thalern, die aus einem Kunſtſilber geſchlagen ſind. 8) Die Polhöhe eines Ortes leicht zu finden. 9) Ein Mittel, auf ein durchſchlagendes Papier zu ſchreiben, daſs es weder durchſchlage, noch auslöſche. 10) Von einem beſondern Harze. 11) Betrachtungen über die ſinnlichen Handlungen der Thiere, bey Gelegenheit der Künſte eines ausgelehrten Hundes.

VII.

Gedichte und Reden. Hamburg bey Johann Carl Bohn 1754. in gr. 8. 324 S.

In dem Vorberichte des Verlegers wird uns der Herr Verfaſſer dieſer Sammlung genennet. Es iſt nämlich der Herr geh. Legations Rath und geh. Cabinets Secretär, Herr M. A. Alardus von Canthier, in hochfürſtl. holſteiniſchen Dienſten. Es ſind dieſelben gröſtentheils ſchon 1747 in der erſten Ausgabe bekannt geworden, und beliebt geweſen. Dieſe Auflage aber iſt mit ſehr vielen neuen Stücken vermehret worden. Da der Hr. Leg. R. mit vielen Geſchäfften überhäufet iſt: ſo haben ſeine Freunde die Anordnung dieſes Druckes beſorget; und ſie machen Hoffnung der Welt dereinſt noch einen

einen Band seiner Gedichte und Briefe zu liefern. Papier und Druck und Zierrathe sind hier von besondrer Schönheit.

Ueberhaupt muß man sowohl von den poetischen als prosaischen Stücken dieser Schriften sagen, daß ein richtiger und feiner Geschmack darinn herrschet. Hier suchet man vergebens alpinische Brocken, Schwulst und Unsinn. Der Herr Verfasser denket edel, aber vernünftig; und drücket sich zwar schön, aber verständlich und regelmäßig aus. Er ist auch dieser seiner natürlichen Schönheit viel zu gewiß, als daß er sie durch erzwungene Zierathen verkehrter Redensarten, und nachgeäffte Sprachschnitzer verunstalten sollte. Ein ungekünstelter Witz gefällt geschcidcn Lesern viel besser in seinen eigenen Reizungen, als in dem bunten Krame fremder Lappen, womit sich die heutige Neuerungsucht ihren poetischen Ausdruck zu schminken bemühet.

Die poetischen Stücke bestehen aus Oden, Serenaten und Kirchencantaten auf hohe Häupter. Ein langes Lehrgedicht, der **Ehestand**, ist zu dessen Vertheidigung gegen die Hagestolzen geschrieben, und zeiget ihn auf seiner schönen Seite; wie es die Pflicht eines guten Bürgers, der es mit der menschlichen Gesellschaft gut meynet, anständig war. Darauf folget ein plattdeutsches von der Eigenliebe; das auch seine Schönheiten hat. Hierauf folgen Fabeln und Erzählungen; darunter die meisten schön, und keine einzige schlecht gerathen. Diese werden von Liedern abgelöset, die Scherz, Lust und Liebe zum Gegenstande haben. Der Wohlstand ist hier

mit einer Ungezwungenheit des Geiſtes ſo wohl verbunden, daß auch die Unſchuld keine Gefahr läuft, wenn ſie dieſelben lieſt.

Nun folgen auch Hochzeitgedichte. Wie? Hochzeitgedichte? das kann ja kein guter Dichter ſeyn, der Gelegenheitsgedichte machet. So wird vieleicht mancher denken, der, wie jener eingebildete Kunſtrichter, glaubet: Geiſt, Witz und Verſtand verließen einen Dichter, ſobald er auf eine glückliche oder unglückliche Begebenheit ſeiner Freunde die Feder anſetzet. Allein umſonſt. Unſer Herr Legationsrath hat wirklich auch Hochzeiten beſungen, und zwar ſo artig; ſo geiſtreich, und mit ſo gutem Geſchmacke, daß man ſeine Dichtergabe nirgends vermiſſen wird. Luſt und ein erlaubter Scherz, zieren hier alle Zeilen; und gleichwohl iſt manche ſchöne Wahrheit in einem neuen Putze mit eingeſtreuet worden. Endlich iſt auch auf Hrn. Paſt. Neumeiſters 50jähriges Amtsfeſt ein Glückwunſch hier zu leſen: worauf Trauergedichte folgen; darunter auch ein paar lateiniſche Stücke von gleicher Schönheit befindlich ſind:

Nach dieſen Stücken folget eine Samlung von Sinngedichten, die meiſtens ſehr fein und artig ſind. Z. E.

Der veränderte Geſchmack.

Ihr Männer! gute Nacht. Eur Zeitpunkt iſt vorbey,
Anitzt iſt der Geſchmack ſo jugendlich, als neu.
Schreib Jüngling, ſchreib geſchwind! du lieſt dich ſonſt zu ſpät.
Schreib dreiſt, und ungereimt, und mach ein Quodlibet.

Die

Die Tapferkeit der Scribenten.

Ein Autor hat kein Herz,
Dieß sagt man nur im Scherz:
Scribenten sind beherzte Leute,
Sie kriegen, plündern, machen Beute.

Der Autor.

Kein Buch ist je so schön, als wie mein Werk gewesen;
Mich hab ich tausendmal und nimmer satt gelesen.

Die Reden machen den Beschluß. Die erste ist in der hamburgischen Freymäurerloge gehalten worden. Wenn man von den Lobsprüchen dieses Ordens, deren Wahrheit niemand einsehen, und niemand widerlegen kann, abgeht: so zeiget sich darinn eine recht anmuthige und schöne Beredsamkeit. Eine Strohkranzrede löset sie ab, die nach den gehörigen Regeln derselben verfertiget worden. Sie handelt einen Satz ab, der paradox ist, und mit lauter spaßhaften Scheingründen erwiesen wird: daß nämlich das neue Paar einander billig nicht hätten heurathen sollen. Den Schluß machet eine Leichenrede, bey dem Grabe eines bejahrten geistlichen Lehrers. Und in allen diesen verschiedenen Gestalten hat sich die Beredsamkeit des Herrn Legationraths mit so gutem Nachdrucke und Erfolge gewiesen, daß ihn die hiesige Gesellschaft der freyen Künste billig unter ihre würdigen Ehrenglieder zählet.

VIII.

Auszug aus dem Briefe eines vornehmen Gelehrten, der in einer groſsen katholischen Reſidenz lebet, Hrn. P. Dornblüthen betreffend.

Da ich mit einigem Verdruſſe umgieng, so führte ein böſer Geiſt mir den **Dornblüth** in die Hände, welcher mir endlich faſt den Garaus gemachet. In meinem Leben habe ich keine dummere, elendere, und verworrene Schreiberey geleſen. Der ärgſte Barbar könnte keine gröſsere Barbatey verurſachen, als dieſer ehrwürdige Dummkopf; abſonderlich wenn ſein Grundſatz aller Orten angenommen würde: daſs man ſchreiben ſolle, wie man ſpricht. Denn auf dieſe Weiſe würden ſo viel Schreibereyen, als Dörfer in Deutſchland ſind. Iſt es wohl möglich, daſs ein Menſch ſich könne in den Sinn kommen laſſen: eine ganze Welt ſolle das billigen, was ihm allein geträumet? Ihm, der nicht weis, was vor ihm geſchehen, keinen Schriftſteller, keine Nation kennet? Was würde er ſagen, wenn ein Oeſterreicher ihm eben das vorſagte, was er aus ſeinem ſchwäbiſchen Hirne herplaudert? Jedoch, weil er ein Geiſtlicher iſt, (ſagen einige) ſo ſollte man ihn nicht ſchimpfen. Ich antworte aber: ob dann ein Geiſtlicher das Privilegium habe, daſs er kein N - - werden, oder ſeyn könne? Das wieneriſche Blatt hat ihm die Wahrheit ganz beſcheiden geſaget: und dennoch vermeynen viele, es wäre ihm

Aus der Ebräiſchen.

אוֹר vapor, 609
אוּת ſubſtantia, ib.
אֶרֶץ terra, 555
בֵּיצָה ovum, 556
גָּרַס fregit, 556
דָּרַשׁ quæſiuit, 331
כָּחַד denigrauit, 589
עֵד teſtis 609
עֵר tempus, ib.
עֵץ ſtilus. ib.

Aus der Engliſchen.

Breeche, die Hoſen. 222
Burn, brennen. 361
Egg, Eg. 556
Ember, Loderaſche 361
Eyrae, Erie, ein Vogelneſt. 556
Wirre, der Kreis, Rundung. 389

Aus der Fränkiſchen.

Bert, Werth. 642
Dru, getreu. 331
Druhtin, Dhruthin und Drughtin, ein Herr. 331
Liuto, Leute. 642
Skella, die Schelle. 110
Trau, trou, getreu. 331
Truchtin, Trughtin, ein Herr. 331
Trutas, Göttlich. ib.
Wert, wehrt, 642

Aus der Franzöſiſchen.

Allemand, Deutſch 589
Avanture, Ebentheuer. 466
Bouc, ein Beck. 361
Breche, ein Riß. 223
Eraſer, zerbrechen. 556
Fée, eine Hexe. 361
Galant, 277
Gentilhomme, ein Edelmann. 362
Glouton, ein Freſſer. 223
Oeuf, ein Ey. 556
Savon, die Seiſe. 223
Tendre, innig. 359
Vis, eine Schraube. 589

Aus der Galliſchen.

Aber, ein Seebaſen. 222
Alaudd, eine Lerche. ib.
Alb oder Alp, ein Berg. ib.
Arden, ein Wald. ib.
Bad, ſchlagen. ib.
Bas, niedrig. ib.
Braccae, die Hoſen. ib.
Breg, ein Riß. 223
Gal, fett. ib.
Glut, gefräßig. ib.
Mar, ein Pferd. ib.
Pyren, ein Gerſtentrank. ib.
Sapo, die Seiſe. ib.
Seg, der Sieg. ib.

Aus der Gothiſchen.

Atta, Vater. 362
Bithiuwanta, weil. 225
Briggan, bringen, herbey führen. 154
Draggk, der Franck 154
Figgr, der Finger 153
Gaggan, gehen. 154
Haban, haben. 155
Huggrian, hungern. 154
Juggalaud, ein Jüngling. 152
Siggwan, ſingen, leſen. 154

Tuggo,

zu viel geschehen. Allein auch diese Leute haben entweder ihn nicht gelesen, oder verstehen selbst keine Logik. Dann wider diese fehlet er weit mehr, als wider die Sprachkunst. Was ihm in die Feder kömmt, das schreibt er; ohne sich zu erinnern, was er oben gesaget, oder was daraus entstünde. Daß er aber so entsetzlich rasend wider Hrn. Prof. Gottscheden verfährt, hieraus vermeyne ich den Grund entdecket zu haben, der ihm dazu Anlaß gegeben. Es ist nicht die Sprache, sondern der Religionseifer, der seine Feder gespitzet hat. Es verdrießt ihn, daß die Katholiken von Kätzern sollten Deutsch lernen. Er fürchtet, die Kätzerey werde durch ihre Sprache ausgebreitet, und die Katholiken müssen sich von den Kätzern auch durch die Sprache unterscheiden; denn die Geistlichen nennen alles, was rein Deutsch geschrieben ist, eine lutherische Sprache. Jedoch, so sehr dieses wahrscheinlich ist, so sehr sind Dornblüths Gedanken vom 206 und 207ten Blatte dagegen, allwo er alle Bücher, so gar die heil. Schrift in der deutschen Sprache, auch das Pater noster, wegen der mangelhaften Uebersetzung verwirft; mithin selbst ins Kätzerthum verfällt. Sollte er aber die lutherische Sprache wirklich verwerfen, so hätten die Katholiken schon eine Grammatik in wenig Regeln fertig, nämlich: 1) daß sie nicht schreiben sollen, wie die Sachsen, mithin 2) keiner Analogie, 3) keiner Etymologie, 4) keinem Gebrauche folgen sollen; sondern 5) bey ihrer Aussprache bleiben, und 6) ein i schreiben, wo die Kätzer ein y, ein z, wo sie tz, ein o, wo sie ein u, ein

f, wo ſie ein ph, und kurz, nur recht haben, wo man ihnen entgegen ſeyn könne: dergeſtalt, daß ſie nach Belieben ſchrieben, um ſich zu unterſcheiden. Daher leſe ich hult anſtatt hielt, luſſ anſtatt ließ ꝛc. welches auch die größten Männer bey den Katholiken für eine Zierlichkeit, ja redneriſche Kunſt halten.

Das beſte in Anſehung des ehrwürdigen Spracheiferers iſt, daß kein Menſch gefunden wird, der nicht über ſeine Schrift lache; zer folglich ſeine verwünſchte Sprachkätzerey nicht leicht werde in einen Schwang bringen, ob er ſchon dazu Befehl hatte, wie er vorgiebt. Er ſchreyt wider Hrn. Prof. Gottſcheden, quaſi febricitaret ille bonus vir. Er verſchmäht alles, auch was der ganzen Welt wohl gefällt. Warum? Damit er ihn in eine Verachtung bringe, und die Katholiſchen von der ketzeriſchen Sprache abwendig mache. Er erhebt die franzöſiſche Sprache, um die deutſche zu unterdrücken. Nun frage ich, ob dieſer Mann eine Logik ſtudiret habe? ob er ein Patriot, ob er nicht verrückt, und nach Paris in die - - - - zu verweiſen ſey? Man könnte ihm billig nach ſeinem Tode, oder auch im Leben folgendes Epitaphium ſetzen:

Siſte. gradum. viator
Hic. jacet. hominum. Παραδοξότατος καὶ Ἀκαταστατος
natione. Suevus. religione. Benedictinus
interpretationis. portentum
docte. febricitans
linguæ.

linguæ. germanicæ. cultor. idem. atque
destructor
grammaticam. inauditam. vigilans. somniavit
Scepticum. pie. in. lingua. egit
eruditione. infans
Scientia. puer
deliriis. centenarius
verbo. dicam
hic. jacet. *Dornblüthius.*

Wann es gleich mit Harduins Epitaphio übereinstimmet, so hat er doch viel mit ihm gemein; da jener die Classicos & Patres, dieser aber Hrn. Prof. Gottscheden in Miscredit setzen wollte.

IX.

Ad Actum Valedictorium &c. invitat M. *Christ. Clodius*, Lyc. Zwick. Rector & Bibliothecarius. Soc. Teut. & L. L. A. A. Lipſ. & Jenenſ. Latinæ Membr. Hon. 1755. III. Non. Maj. Litt. Hæſ. in 4.

Der berühmte Herr Rector M. Clodius zu Zwickau, hat nebſt vielen andern Verbeſſerungen und Auszierungen der trefflichen Schulbibliothek ſeines Ortes, dadurch er ſich bisher als einen würdigen Nachfolger des berühmten Daumius erwieſen, auch auf verſchiedene Sammlungen gedacht, wodurch Büchersäle ſonſt anſehnlich gemachet werden. Außer einer ſchönen Sammlung von Kupferſtichen berühmter Männer, hat er auch von

Mineralien und Bergſtufen, und andern Naturalien einen beträchtlichen Anfang zuſammengebracht. Sein Eifer das gemeine Beſte zum Nutzen der ihm anvertrauten Schuljugend, und zur Zierde der ganzen Stadt Zwickau zu befördern, hat ihn gegen daſige, benachbarte und fremde Liebhaber und Beſitzer ſolcher Schätze beredt gemachet, von ihrem Ueberfluſſe etwas dahin zu ſchenken. Und durch dieſes ſo unſchuldige und erlaubte Mittel, hat er ſchon ſehr viel ausgerichtet, was man ſonſt mit ziemlichem Aufwande hätte anſchaffen müſſen.

Unter dieſen gedachten Sammlungen nun findet ſich auch noch eine dritte, und zwar die beſte und koſtbarſte, nämlich, eine Münzſammlung: und von dieſer handelt die gegenwärtige Einladungsſchrift. Wie es nämlich in der Welt geht, daß, wer am Wege bauet, viele Meiſter und Richter findet: alſo geht es dem wackern Herrn Rector Clodius auch. Anſtatt ſeine viele Mühe und ſeinen unabläßigen Eifer fürs gemeine Beſte mit Ruhme und Beyfalle zu krönen; giebt es unverſtändige und neidiſche Splitterrichter, die ſeine Bemühungen und Anſtalten bald für unnütz und überflüßig, bald wohl gar für ſchädlich ausgeben. Trauriges Schickſal! welches ſonderlich gute Patrioten trifft. Wer ſeine Zeit dem bloßen Eigennutze, oder einer viehiſchen Wolluſt in finſtern Winkeln widmet, die übrige Zeit ſeines Lebens aber auf der Bärenhaut verſchnarchet: der hat vor den Pfeilen der Misgunſt wohl Ruhe. Aber wer ſeiner Republik, ſeinem Vaterlande, oder der Nachwelt nützlich zu werden trachtet; und als eine

fleißige

fleißige Biene auf künftige Zeiten Nahrung einträgt; der muß aller unnützen Hummeln Gesumme ertragen, und ein neidisches Geschwirr verschmerzen, welches ihm solche unnütze Lasten der Erden, für seine Arbeit zum Lohne geben.

Gegen solche ungleiche Urtheile nun suchet sich der Herr Rector in dieser Einladungsschrift zu verantworten. Er zeiget, daß es nicht nur die heutige Gewohnheit der Welt so mit sich bringe, Büchersäle mit Münzsammlungen zu zieren; sondern auch ein besondrer Nutzen aus solchen Cabinettern zu ziehen sey. Münzen sind die glaubwürdigsten Urkunden geschehener Sachen: wie so viel gelehrte Werke von alten Geschichten zeigen; die heute zu Tage und seit etlichen Jahrhunderten daraus hergeleitet, und ans Licht gestellet worden. Er beruset sich auf seine Bestallung, die ihm 1739 bey Uebernahme des Rectorats und der Bibliothek, von E. E. Rathe zu Zwickau ertheilet worden, darinn ausdrücklich der treulichen Besorgung der Münzen gedacht wird. Er beruft sich auf Morhofs und Gundlings Zeugnisse, die vom Nutzen alter, sonderlich griechischer und römischer Münzen handeln. Endlich so hat er schon einen kleinen Anfang silberner und zinnerner Münzen, auf der Bibliothek angetroffen; die seine Vorgänger, **Daum**, **Müller**, **Winter**, **Vinhold**, allmählich gesammlet haben. Diesen löblichen Exempeln zu Folge, hat er nun allen Fleiß angewandt; auch es bereits soweit gebracht, daß er die sechs kleinen Pappen voll eingeschnittener Münzen, mit zwey und zwanzig neuen und größern Pappen vermehret hat.

Die Zeit der Erkaufung, oder Schenkung hat er nebst den Namen der Wohlthäter über jeder aufgezeichnet; und außerdem die gehörigen Verzeichnisse davon gemachet. Nun hat er auch Schränke veranstaltet, in deren Fächer er seine Sammlung in gewisser Methode vertheilen wird. Sie sind aber theils in Zwickau selbst geschlagene, theils jüdische samaritanische, türkische, persische, griechische, römische, gothische, auch Blech- und Hohlmünzen. Ferner sind deutsche, aus alten, mittlern und neuern Zeiten, Gedächtnißmünzen und Schaupfennige von allerley Werthe und Größe.

Wie nun nicht nur dieser besondre Fleiß des Hrn. Rectors sehr zu rühmen; sondern auch die Gelehrsamkeit und Schreibart dieser Einladung alles Lob verdienet: also nehmen wir hierbey Gelegenheit noch von einer andern Zierde der Zwickauischen Bibliothek zu gedenken, und sie öffentlich bekannt zu machen.

Es haben sich nämlich die in Zwickau befindlichen Ehrenglieder und ordentlichen Mitglieder der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste, diesen Sommer mit einander vereiniget, sich alle 14 Tage auf derselben zu versammlen, und einander mit öffentlichen Vorlesungen zu vergnügen und aufzumuntern. Wir wollen von diesem höchstrühmlichen Vorhaben, und denen bereits angefangenen Uebungen folgende Nachricht mittheilen.

Den 25sten des Brachmonaths geschah die erste öffentliche Versammlung, und Herr M. Weller, beliebter Diaconus an der Hauptkirche daselbst, eröffnete

öffnete dieſelbe mit einer Abhandlung, darinn er erwies; daß die Wiſſenſchaften eine freundſchaftliche Vereinigung ihrer Liebhaber erfoderten. Darauf wurden einige bey dieſer Geſellſchaft zu beobachtende Regeln entworfen und feſtgeſetzet; auch ward beſchloſſen in 14 Tagen fortzufahren.

Dieß geſchah; und Herr Rector Clodius las eine Abhandlung von dem Schaden, den die Vernachläßigung des Griechiſchen nach ſich zieht.

Acht Tage hernach eröffnete Herr M. Reichel ſeine Gedanken, über die Vortrefflichkeit des claſſiſchen Schriftſtellers Corn. Nepos.

Acht Tage darauf las Herr M. Tauſcher, die Beſchreibung eines auf daſ Bibliothek befindlichen Miſcs vom Plautus, und merkte einige verſchiedene Leſearten an, die noch in keine gedruckten Ausgabe dieſes alten Dichters in Betrachtung gezogen, und angemerket worden.

Was kann man nun von einem ſo löblichen Eifer der daſigen Herren Gelehrten für die Aufnahme der freyen Künſte nicht hoffen? Und muß ſich die hieſige Geſellſchaft der freyen Künſte nicht glücklich ſchätzen, dergeſtalt bereits die dritte Tochter bekommen zu haben?

X.

Der Schwärmer, oder Herumſtreifer, eine Sittenſchrift, aus dem Engliſchen überſetzet. III. und IVter Band. Stralſund und Leipz. 1755. in gr. 8.

Nul-

Nullius addictus jurare in verba Magiſtri,
Quo me cumque rapit tempeſtas deferor hoſpes.

Wir haben etwa vor einem Jahre die beyden erſten Theile dieſer nützlichen Sittenſchrift unſern Leſern angeprieſen. Itzo erſcheinen ein Paar neue Bände, die mit den vorigen gleiche Aufnahme verdienen. Der III. B. hebt mit dem 105ten Stücke an, und geht bis zum 156ſten, enthält alſo ein und funfzig einzelne Blätter oder Betrachtungen: ſoviel etwann auf jede Woche eines Jahres gehören möchten.

Das 105te alſo liefert einen Traum, den der Verf. bey Gelegenheit gewiſſer Betrachtungen, über ſeinen Entwurf eines allgemeinen Adreßcomptoirs, gehabt; wo jedermann eine Nachricht von dem, was er bedarf, oder übrig hat, eingeben kann. Er ſieht ſich vor einem großen Gebäude, in welches eine Menge von Leuten dringet, deren Strom ihn mitreißt. Er bewundert die Geſchäfftigkeit aller Menſchen von verſchiedenem Stande, Geſchlecht und Alter; ſchämet ſich aber zu fragen, wo er ſey? Ein flüchtiges Weibsbild rauſchet ihn vorbey, welches er für die Neugier anſieht. Dieſer entdecket er ſeine Unruhe: und erhält Antwort. Du biſt in dem Tempel der Gerechtigkeit und Wahrheit, die ſichs endlich vorgenommen haben, die Welt zu befriedigen. Indem erſcheint ein reicher Mann mit einem Geldbeutel in der Hand, und verlanget, als ein Mäcenas eingezeichnet zu werden; der die Gelehrten aufzumuntern und zu belohnen Willens ſey.

Die

Die Gerechtigkeit fraget ihn sehr leutselig: ob er auch den großen Aufwand überschlagen habe, den ihm solches verursachen würde? Ob er wüßte, welch eine Menge von Bittenden um ihn herschwärmen würde? Ob er den Müßiggang von der Bedürftniß, die Praleren von der Einsicht, und die Lebhaftigkeit von dem Witze unterscheiden könnte? Er weis nichts rechtes darauf zu antworten; bleibt aber doch bey seinem Vorsatze, ein Mäcenas zu werden. Darauf bewilliget ihm die Gerechtigkeit sein Ansuchen, auf folgende Bedingungen: 1) daß er sich niemals solle schmäucheln lassen; 2) daß er sich niemals weigern solle, Leute zu sprechen, wenn er müssig wäre; und niemals Nachfolger aufmuntern solle, ohne die Absicht, sie zu belohnen.

Die Bedingungen schienen ihm zu hart zu seyn. Denn, sagte er: was ist die Absicht der Gönner, als Zuschriften zu lesen; viele Leute in Furcht und Hoffnung um sich zu sehen; ihnen mit Vertröstungen zu schmäucheln, damit sie fleißig Aufwartungen machen sollen, und sie zuletzt voller Ungeduld wegzujagen? Die Gerechtigkeit hörte solches kaum, als sie befahl, seinen Namen ans Thor unter die Zahl der Betrüger und Räuber anzuschlagen, um einen jeden vor ihm zu warnen.

Darauf erschien ein andrer, der sich als den Erfinder einer neuen Art von Kinderzucht angab; und sich rühmte, Sprachen, Wissenschaften und edle Neigungen beybringen zu können; ohne Furcht der Strafe, ohne die Kinder eingezogen zu halten, und ohne Verlust der freudigen Gesichter, welche die

Dumm-

Dummheit bezeichnen; ja ohne den Putz, das Tanzen und Kartenspiel zu versäumen. Die Gerechtigkeit und Wahrheit beunruhigten diesen Erfinder nicht mit vielen Fragen; sondern da sie fanden, daß seine Bittschrift albern und barbarisch war, befahlen sie: ihn als einen plumpen Kerl anzuschreiben, der müssig wäre, und jedem Amte wohl vorstehen würde, wobey man weder lesen noch schreiben dörfte.

Ein andrer verlangte kund zu machen, daß er gesonnen sey, auf einen gewissen Tag, eine Reise unter dem Wasser des Meeres anzutreten; und Reisende die solchergestalt heimlich, sicher und geschwind an Stelle und Ort zu kommen dächten, für das doppelte Fuhrlohn andrer Schiffer mitzunehmen. Es ward ihm bewilliget: und er stellte sich an einen Ort, um die Reisegefährten zu erwarten, durch die er in kurzem reich zu werden hoffete.

Ein andrer wollte ein Sehrohr erfunden haben, vermittelst dessen er denen, die ihre Aufmerksamkeit auf die Veränderung des Windes und Wetters richten, versprach, die Wetterhähne in der Mondenwelt erblicken zu können.

Noch ein andrer wollte erfunden haben, wie man ganze Städte und Königreiche, zu großer Ersparung des Holzes, mit einem einzigen Feuer, einem Topfe, und einer Tobackspfeife erwärmen, und versorgen könnte. Und noch ein andrer wußte ein Mittel, sich in Ueberschwemmungen zu retten, und auf einem Behältnisse so lange wegzuschwimmen, bis das Wasser wieder fiele.

Zwan-

Tuggo, die Zunge. 153
Wairthan, ſeyn. 156
Weſan, ſeyn. 156

Aus der Griechiſchen.

Αθεοι, Ohngötter. 76
Γυρος, ein Kreiß. 389
Δρυς, eine Eiche. 334
Ελευθερος, frey. 560
Ενναχοι, Frauenhut. 47
Καλεω, zuſamen ruffen. 110
Κεκμηρος, dunkel. 589
Ουατεις, Weiſſager. 361
Παντοπλασιος, ſehr reich an allen. 588
Σαρων, σαρωνις, eine Eiche 335
Ωον, ein Ey. 556

Aus der Holländiſchen.

Amer, Amber, Lederaſche. 361
Broeck, die Hoſen. 222
Duytſche, die Deutſche. 547
Ey, ein Ey. 556
Faten, faſſen. 361
Schillen, unterſcheiden. 111
Verſchillen, unterſcheiden. 111

Aus der Irrländiſchen.

Draoi, eine Eiche. 337

Aus der Isländiſchen.

Adal, ein Erbgut. 362

Aus der Italiäniſchen.

Golfo. 296
Uouo, Ey. 556

Aus der Lateiniſchen.

älterer u. mittlerer Zeiten.

Alauda 222
Alodium 360
Ancus 590
Ancilla ib.
Lingua 307
Panningus 110
Scilla ib.
Siliqua ib.
Skella ib.
Solidus 112
Vates 361
Verto 389
Volvo ib.
Vortex. ib.

Aus der Longobardiſchen.

Adel, der Adel. 224
Aſt, aiſt, ſchnell. 225
Bert, wehrt. ib.
Fayda, Fehde. ib.
Feld, Feld. ib.
Gild, Geld. ib.
Hoſa, Hoſen. ib.
Luit, Leute. ib.
Scalk, ein Knecht. ib.
Scala, ein Trinkgeſchirr. ib.

Aus der Peluſchen.

Jaic, Jaica, ein Ey. 556

Aus der Rumiſchen.

Barder, bardaman, bardagemadur, ein Sänger. 113
Bragur, ein Poet 111
Dáme, ein Exempel. 118
Dámeſagur, eine Fabel. ib.
Diar, ein Drude. 107
Drottar, Dreitnar, ein Druide 107
Harpa, Haurpa, Harpu, die Harfe, Leyer. 112

Zwanzig Aerzte hatten ein Arzneymittel, das Leben bis auf Nestors Jahre zu verlängern, erfunden. Die Gerechtigkeit verschob aber die Bewilligung so lange, bis sie an sich selbst die Probe gemachet haben würden. Tausend andre hatten an Kräften des Verstandes einen groſsen Ueberfluß, und zu jeder Kunst gaben sich mehr Lehrer als Schüler an. An Reichthum und Ehren aber hatte niemand zuviel; sondern jeder hielt sich berechtiget, noch vielmehr davon zu fodern.

Alte Leute, die spät heuratheten, und Kinder begehrten, fanden zur Noth andre, die derselben zu viel hatten, und ihnen eins abtreten wollten: aber der Tausch kam selten zu Stande. Die fremden Kinder stunden jenen nicht an: und daher versprachen sie bey öffentlichen Stiftungen irgend Liebeswerke zu thun; rathschlagten aber so lange über die Art der Anstalt und Ausführung, bis der Tod ihrer Unschlüßigkeit ein Ende machete.

Die Wahrheit wandte sich hier zum Verfasser, und verlangte sein Begehren zu wissen. Er erschrack über diese Frage so sehr, daß er erwachte.

Aus dieser Probe nun können unsre Leser sich leichtlich von der Art zu denken, und von den Erfindungen des Verf. einen Begriff machen. Damit sie sich aber auch von der Schreibart des Uebersetzers eine richtige Vorstellung machen mögen, wollen wir ihnen ein Stück aus dem hundert und fünf- und funzigsten Blatte des III. B. von den Regeln der Schreibart mittheilen. Doch wird uns derselbe entschuldigen, daß wir seiner Rechtschreibung nicht folgen.

folgen. Es machet unzähligen Leuten einen unüberwindlichen Ekel, das fürchterliche ʒʒ und Kk für tz und ck, das ui für ü; alle die kleinen i in bei, sei, frei, u. ſ. w. ingleichen den Mangel des h, in leren, ſelen, u. d. gl. nebſt den einfachen e, s, und f, in Wörtern zu ſehen, die man mit gutem Grunde doppelt ſchreibt. Warum ſuchet man ſich doch durch ſolche Seltenheiten zu unterſcheiden?

Nunquam aliud natura, aliud ſapientia dicit.
IVVEN.

Eine jede Regimentsverfaſſung, ſagen die Lehrer der Staatsklugheit, artet beſtändig zur Verderbtheit ab: von welcher ſie von Zeit zu Zeit durch die Wiederauflebung ihrer erſten Grundgeſetze, und durch die Wiederherſtellung ihrer urſprünglichen Einrichtung muß errettet werden. Ein jeder thieriſcher Körper neiget ſich, nach den Bemerkungen der Arzeneygelehrten, wegen der Oberherrſchaft einer oder der andern gar zu ſtark überhand nehmenden Eigenſchaft, beſtändig zur Schwachheit, und zum Tode: denen wir durch eine zeitige Zurückführung der ſchädlichen Feuchtigkeit zu dem richtigen Gleichgewichte, das zur Geſundheit erfodert wird, zuvorkommen müſſen.

Auf gleiche Weiſe eilen die menſchlichen Wiſſenſchaften, zum wenigſten alle, die keiner ſtrengen Beweisführung fähig, und daher dem Einfluſſe der Phantaſie und des Eigenſinns unterworfen ſind, beſtändig dem Irrthume und der Verwirrung zu.

Die

Die Einfalt der großen Grundwahrheiten, welche die ersten tiefdenkenden Weisen entdeckten, wird durch ehrsüchtige Zusätze ganz verwirret; ihre Deutlichkeit wird durch unrichtige Schlüsse verdunkelt; und so, wie sie von einer Folge von Schriftstellern zur andern hinabsteigen, verlieren sie, gleich dem Lichte, das von einem Zimmer in das andere geleitet wird, ihre Stärke und ihren Glanz; bis sie endlich verwelken und gänzlich verschwinden.

Es müssen daher die mancherley Lehrgebäude zuweilen nachgesehen, die Verwickelungen in die ersten Grundsätze aufgelöset, und die Erkenntniß vom Wahne abgesondert werden. Es ist nicht jederzeit ohne eine genaue Aufmerksamkeit möglich, die ächten Schößlinge der richtig folgernden Vernunft, die aus einem ursprünglich wohlgegründeten Heischsatze aufsprießen, von den Zweigen zu unterscheiden, welche die Kunst auf dieselben geimpfet hat. Die zufälligen Vorschriften des Ansehens werden oft, wenn die Zeit ihnen Ehrerbiethung zuwege gebracht hat, mit den Gesetzen der Natur vermenget: und diejenigen Regeln werden für gleich alt mit der Vernunft gehalten, deren ersten Ursprung man nicht zu entdecken vermag.

Die Kritik hat zuweilen der Einbildungskraft verstattet, die Gesetze vorzuschreiben, wodurch die Einbildungskraft hätte im Zaume gehalten werden sollen; und dem Betruge, die Grundregeln in Verwirrung zu bringen, durch welche der Betrug entdecket werden soll. Ihre Oberaufsicht auf andere hat sie in Ansehung ihrer selbst zur Nachlößigkeit verleitet;

und ſie hat, gleich den alten Scythen, indem ſie ihre Eroberungen und Siege über entfernte Gegenden ausgebreitet, ihren eigenen Thron ihren Sklaven zum Raube werden laſſen.

Von den Geſetzen, welche Leute von ſehr verſchiedenen Fähigkeiten, durch die Begierde ihr Anſehen zu erweitern, oder den heftigen Trieb, die Wiſſenſchaften zu befördern, der Nachwelt vorzuſchreiben bewogen worden, haben nicht alle, welche die Schriftſteller angenommen haben, ein gleiches gegründetes Recht, von uns eine genaue Beobachtung zu fodern. Einige müſſen als weſentliche und unwandelbare Grundgeſetze; andere bloß als nützlich und dienſam; einige als ſolche, die von Vernunft und Nothwendigkeit feſte geſtellet; andere als ſolche, die ein deſpotiſches Alterthum uns aufbürden wollen; einige als durch ihre Gleichförmigkeit mit der Ordnung der Natur und den Verrichtungen unſeres Verſtandes unumſtößlich unterſtützet; andere als bloß vom Zufalle veranlaſſet, oder nach dem Beyſpiele angeordnet, und daher allezeit dem Streite und der Veränderung unterworfen, angeſehen werden. u. ſ. w.

XI.

Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen mit Abhandlungen über dieſelben von Johann Andreas Cramern, kön. däniſchen Hofpred. I. Theil Leipz. bey Breitkopfen 1755. groß 8.

Der

Der hochehrw. Herr Ueberſetzer dieſer Pſalmen iſt Deutſchland ſchon durch andre, ſowohl überſetzte, als eigene Werke, als einer unſrer beſten Schriftſteller bekannt. Er hat ſich gewaget die Pſalmen nochmals in deutſche Lieder zu bringen; ob er gleich die Schwierigkeit dieſes Unternehmens wohl einſah. **Lobwaſſer**, **Opitz**, **Ernſt Lange** und **Johann Spreng** hatten dieſes vor ihm gethan; und ob ſie wohl nach Beſchaffenheit ihrer Zeiten nicht ganz unglücklich darinn geweſen: ſo hatte ſich doch noch niemand den Ruhm erworben, den **Rouſſeau** im Franzöſiſchen dadurch erlanget hat. Herr Hofpr. **Cramer** ſuchet die Schwierigkeit der Sache 1) darinn; daß es überhaupt ſchwer iſt, Gedichte, wieder in Gedichte zu bringen; 2) daß die Pſalmen aus dem Geiſte Gottes ihr Feuer haben, welches keines Menſchen Geiſt erreichen kann. Er will ſelbſt dem **Rouſſeau** noch Fehler dabey ausſetzen: aber von den beyden deutſchen Vorgängern, die zwiſchen **Opitzen** und ihm ſich in dieſem Felde gewieſen, ſcheint der Herr Ueb. nichts zu wiſſen.

Indeſſen glaubet er doch: in einer Proſa müßte das Original der Pſalmen noch immer mehr verlieren; als in einer poetiſchen Dollmetſchung. Hier könnte man zwar ſagen, daß ſelbſt die hebräiſche Poeſie nicht viel mehr, als eine lebhafte Proſe ſey; und daß **D. Luthers** deutſche Pſalmen ſehr voll feuriger Ausdrücke wären, die noch kein poetiſcher Ueberſetzer übertroffen. Doch iſt es allerdings wahr, daß das Sylbenmaaß und der Geſang ſehr viel zur Erhebung des Geiſtes thun: zumal wenn der Dichter dasjenige beſitzt, was der Herr Hofpr. ein lyriſches Genie nennet; wir aber

einen lebhaften muntern Geiſt nennen würden. Denn warum wollen wir den Dichtergeiſt in ſo viele Stücke zerreißen, als Gedichte ſind? Wer ihn überhaupt nur hat, der wird ihn in jeder Art zeigen können, worauf er ſich inſonderheit befleißigen will: ſo wie **Simon Dach**, in Kirchenliedern viel ſtärker geworden iſt, als **Opitz**; weil ſich dieſer auf ſoviel andre Arten der Gedichte weit mehr beflißen hatte.

Der Herr Verf. geſteht indeſſen, daß proſaiſche Ueberſetzungen der Pſalmen, allezeit den Vorzug der Kürze, vor den poetiſchen, voraus haben. Er meynt aber, andre Vortheile des Dichters erſetzten ſolches wieder: und hievon hat er ganz richtige Gedanken. Er giebt dabey die Regeln zu verſtehen, darnach er ſich in ſeiner Arbeit gerichtet hat. Er iſt aber auch nicht in Abrede, daß er bisweilen mehr Nachahmungen der Pſalmen, als Ueberſetzungen gemachet hat. Er wünſchet daher, von andern übertroffen zu werden.

Dieſem I. Theile er hat einige Abhandlungen beygeſetzet, die theils die Kenntniß ihrer Namen, Ueberſchriften und Verfaſſer, ihrer göttlichen Eingebung, ihrer Poeſie, ihrer Vorzüge vor allen menſchlichen Gedichten, ihrer Glaubens und Sittenlehre, ihren Prophezeihungen und einiger ſchweren Stellen betreffen. Sie werden nichts weniger als überflüſſig ſeyn, wenn ſie gleich nicht alle Leſer ganz neu bedünken ſollten. Das ſind wunderliche Kunſtrichter, die lauter Neues von Schriftſtellern begehren: gerade als ob alle Leſer ſchon alles das wüßten, und geleſen hätten, was ſeit der Sündfluth geſchrieben wer-

worden. Uebrigens meldet der Herr Hofpred. daß er ſchon mit der Hälfte der Pſalmen fertig, und auch mit der Boſſuetſchen Einleitung IVtem Theile bald zu Stande zu ſeyn denke.

Die Einleitung, die wir hier dem Pſalmiſten zu Ehren, leſen, iſt poetiſch, und heißt David. Sie hebt an:

Wenn durch den Geiſt des Herrn erhoben
Der Vater des Meſſias ſang,
Und deine Wunder, Gott, zu loben,
Die hymnenvolle Harfe klang:
Auf einmal hörten auf die Lieder,
Die Kinder Korah, Aſſaph ſtand,
Und ſtaunt, und warf den Pſalter nieder,
Den hohen Pſalter, und empfand.

Und Ethan ſah empor ihn dringen,
Und rief: da fleugt der Cherub hin! u. ſ. w.

Es iſt unſre Abſicht nicht, zu kritiſiren: ſonſt würden wir hier verſchiedene Fragen thun. Z. E. Warum heißt hier David, der Vater des Meſſias; da doch Meſſias nur Gott zum Vater haben konnte? Sein Ahnherr nach dem Fleiſche konnte er wohl heißen. Warum iſt doch Davids Harfe hymnenvoll? Warum nicht lieber pſalmenvoll? Iſt denn das heydniſche Hymnen etwa edler, als das chriſtliche Wort; welches ſchon die Apoſtel in der Schreibart des N. T. geheiliget haben: da jenes nur bey den Abgöttern und Hirngeſpinſten der Heyden gebräuchlich geweſen. Iſt ferner das ſchweizeriſche ſtaunt

so schön, daß es dem weit richtigern **Erstaunt**, oder **erstarrt** vorzuziehen wäre? Und was würde es für ein Aergerniß in der Hütten des Stifts gemachet haben; wenn Assaph bey dem Psalme, den er als Hof- und Kirchenharfenist, mit seinen Tönen begleiten sollte, die Harfe weggeworfen hätte? Und was wäre es für eine Entschuldigung gewesen, wenn er, auf Davids Begehren, Red und Antwort wegen solches Bezeugens zu geben, erwiedert hätte: **Er habe empfunden!** Ob endlich Assaph den königlichen Dichter, bey seinem Psalmensingen für einen Cherub gehalten haben würde, weil er schöne Psalmen gemachet; müssen wir so lange zweifeln, bis wir erörtert sehen: daß Assaphs Begriff von den Cherubim das Singen mit eingeschlossen. Soviel wir aus den ältern biblischen Büchern wissen, kömmt nichts ähnliches davon vor.

Doch wie gesaget, wir kritisiren nicht: und geben es gern zu, daß viele Leser auch dieses alles für schön halten werden, weil es fremd und ungewöhnlich ist. Wir finden selbst allerdings viel schönes in dem folgenden, wenn uns nur der gelehrte, der geistreiche Herr Verfasser, mit dem undeutschen

Heil! Heil! dem Sänger, dem Propheten ꝛc.

und

Heil! Heil! dem Manne ꝛc.

hätte verschonen wollen. Wir sind dieses Solöcismus in unsrer Sprache schon längst satt und überdrüßig: und können uns kaum enthalten, nachahmungsweise auszurufen:

Tod! Tod! dem Schnitzer, dem Bastarte!

wer-

worinn uns gewiß unzählige gute Patrioten, entweder ſo, oder ſonſt durch ein kräftiges Pereat! beypflichten werden. Solche kleine Kunſtgriffe geiſtloſer Neulinge brauchet der hochehrwürdige Herr Verfaſſer ganz und gar nicht ſeine Schreibart zu erheben. Er denket ſelber ſchön, und drücket ſich ſo ſtark aus, daß er dieſe brittiſchen Blümchen den lächerlichſten Nachahmern ſchlechter Muſter ganz ſicher überlaſſen kann. Eine ſchöne Probe von dem zweyten ſeiner Pſalmen, wird unſer Urtheil rechtfertigen. Wir ſetzen ihm M. Sprengs Arbeit bey, um den Unterſchied zu ſehen.

Der zweyte Pſalm.

Warum verſammeln ſich und dräuen
Die Heyden, welche Gott entweihen?
Wer hat die Völker aufgebracht?
Warum erhebet ihre Stimme,
In ihrem frevelhaften Grimme,
Doch ſo vergeblich ihre Macht?

Der nahe Streit wird ſchrecklich werden!
Empörte Könige der Erden
Beſchließen eine große That.
Die Herren halten, Gott der Götter!
Selbſt wider dich und unſern Retter,
Den Gott Meſſias, einen Rath!

„Laßt uns zerreißen ſeine Bande!
„Werft hin die Feſſel, ihm zur Schande!
„Wie leicht zerreißt ſie unſer Muth!
Gott wohnt und hört in ſeinem Himmel
Der ſtolzen Könige Getümmel,
Und lacht und ſpottet ihrer Wuth.

Er wird einſt ſeinen Zorn erwecken,
Sein Grimm wird reden, und ſie ſchrecken,
Und des Meſſias Rächer ſeyn.
„Ihr ſeyd vor eurem Gott zu wenig,
„Ich ſalbt und ſetzt ihn ſelbſt zum König,
„Auf Zions heilgen Bergen ein.

Dann ſollen groſſe Tage werden,
Wenn dieſer König aller Erden
Sich aufmacht und den Himmel neigt;
Wenn er, erſt niedrig und verſchmähet,
Aus ſeinem Staube ſich erhöhet,
Und Heyden ihren Heiland zeigt.

Er wird den Rathſchluß Gottes lehren;
Der Erdkreis wird ihn ſagen hören:
„Der Herr, mein Vater, ſprach zu mir:
„O du, den ich zum König weihte,
„Du biſt mein Sohn; Dich zeugt ich heute:
„Sohn, was Du bitteſt, geb ich Dir!

„Dir ſollen alle Heyden dienen,
„Und die Gewaltigſten aus ihnen!
„Die Erde ſey dein Königreich!
„Umſonſt, daß die Tyrannen wüten;
„Du ſollſt Tyrannen auch gebiethen;
„Denn Mir und Dir iſt niemand gleich.

„Wenn ſie Rebellionen wagen,
„Soll ſie dein eiſern Zepter ſchlagen;
„Sey denn im Strafen auch mein Sohn!
„Du ſollſt, wie Töpfen, die zerſchmeißen,
„Die dein ſo ſanftes Joch zerreißen,
„Und tollkühn deinem Stuhle drohn.

Horpa, berühren, angreiſſen. 112
Rya, herauskratzen. 112
Rynia, murmeln, heimlich reden. ib.
Sage, eine Geſchichte. 118
Spakonur, oder Spáqwinnor, eine Wahrſagerin. 107
Specke, die Weißheit, 107
Truin, getreu 107
Trulyndur, ein Druide. ib.
Tyrſpakur, Wahrſager. ib.
Wiſendam, Wahrſager. ib.
Wolfur oder Wolor, eine Wahrſagerin. ib.

Aus der Schwediſchen.

Bragwiſe, die Dichtkunſt. 112
Bragurskalldskap, die Dichtkunſt. ib.
Skall, ein Ton. 109
Skalla, ſchallen. 109
Skallda, die Poeſie. ib.
Skalldſiſle, ein ſchlechter Poet. ib.
Skalldmär, eine Poetin. ib.
Skalldſångare, ein Poet, Liederſinger. ib.
Skalldskap, die Dichtkunſt. ib.
Skallwingl, furor Poeticus. ib.
Skiälda, eine Sache Poetiſch beſchrieben. 108
Skiäldin, ein Poet. ib.

Aus der Sclavoniſchen.

Nef, Neſo, der Himmel. 223
Tad, der Vater. 223

Aus der Spaniſchen.

Huevo, ein Ey. 556

Aus der Sveviſchen.

Hermen, ein Held: 224
Olf, die Hülfe. ib.
Ric, reich. ib.
Ulf, die Hülfe. ib.

Aus der Vandaliſchen.

Giſil, Freund. 224
God, Gott. ib.
Hild, Huld. ib.
Ric, reich. ib.
Vis, weis, ſapiens. 224

Aus der Vindeliciſchen oder Rätiſchen.

Dun, eine Stadt. 224
Dur, eine befeſtigte Stadt. ib.
Nor, der Norden. ib.
Raet oder Rait, eine bergichte Gegend. ib.

Beherrſcher, laßt euch unterrichten;
Lernt, lernet des Gehorſams Pflichten,
Ihr Richter, ehrt ihn; dient ihm gern!
O fürchtet euch, ihn zu erbittern!
Dient ihm mit Furcht! Freut euch mit Zittern,
Und ehrt und küßt den Sohn des Herrn!

Küßt ihn, daß nicht ſein Zorn erwache!
Eilt, eilt, ihr Opfer ſeiner Rache,
Den Aufruhr itzt noch zu bereun!
Der Zorn des Herrn wird bald entbrennen.
Heil allen denen, die ihn kennen,
Und ihm ihr ganz Vertrauen weihn!

Hrn. Sprengs poetiſche Ueberſetzung des zweyten Pſalms.

Was lehnen ſich ſo viele Völker auf,
Und ſetzen ſich dem Herrn und mir entgegen?
Vergeblich droht ihr aufgebrachter Hauf,
Und eitel iſt ihr Dichten und Bewegen.
Es rotten ſich die Mächten aller Heyden;
Ihr Fürſtenrath verſtärkt die Meuterey;
Und faßt den Schluß, hinfort nicht mehr zu leiden,
Daß Gott ihr Herr, ich ſein Geſalbter ſey.

Wie lange ſoll, ſo pocht ihr tolles Heer,
Ein ſchmählich Joch uns Weltbeherrſcher drängen?
Genug gedient! Die Stunde kömmt nunmehr,
Die fremde Laſt der Feſſel zu zerſprengen!
Jedoch der Herr, der von des Himmels Throne
Der blinden Wuth und Mühe ſpotten muß,
Zerſtört bereits den Mächtigſten zum Hohne,
Wie ſpielend nur, den ſtolzen Bund und Schluß.

Sein Zorn entflammt, und ſeine Donnerſtimm
Soll euren Trotz, empörte Völker! brechen.
Erbebt und zagt vor ſeines Scheltens Grimm,
Und höret ihn im Wetter zu euch ſprechen:
„Tyrannenſchwarm! der meinen König höhnet,
„Verehr in ihm auch meine Göttlichkeit!
„Ich hab ihn ſelbſt geſalbet und gekrönet,
„Und feyerlich in Zion eingeweiht.

So zeugt von mir des Allerhöchſten Mund,
Daß alle Welt mit Schrecken vor ihm ſchweiget.
Mir aber thut ſein Rath ſich alſo kund:
„Du biſt mein Sohn! Heut hab ich dich gezeuget.
„Begehre nur, ich will den Wunſch vergnügen.
„Es ſteige dir kein Herr der Erden gleich!
„So weit ſich nur vor mir die Menſchen ſchmiegen,
„Erſtrecke ſich dein ewig Erb und Reich!

Dann ſoll das Volk der blöden Feinde ſchon,
„In ſtiller Angſt dein eiſern Zepter ehren.
„Dann wirſt du ſie, wie ausgebrannten Thon,
„Mit ſchwerer Fauſt in ſchnöden Graus verkehren.
Beſcheidet euch, ihr Völker, denn in Liebe!
Monarchen, trotzt die letzte Warnung nicht!
Lobſingt nun Gott mit ehrfurchtsvollem Triebe;
Und zahlet ihm mit Zittern eure Pflicht!

Empfangt den Sohn, den er euch vorgeſetzt;
Und huldigt ihm mit einem Kuß der Treue,
Damit euch nicht, wenn ihr euch ſicher ſchätzt,
Sein ſtrenger Fluch und Feuergrimm zerſtreue!
Denn reizen ihn nur einſt noch eure Sünden,
So rafft er euch zur Höllen jählings fort.
Die aber ſich auf ſeine Gnade gründen,
Die ſind geſchont, und ſelig hier und dort.

Begegnet ihm mit eilendem Verlangen,
Weil er noch ruft, und weils noch heute heißt!
Bedenkt, wie bald die Gnadenzeit vergangen,
Eh Gott ſein Herz hinwieder auch verſchleußt!

XII.

Reponſe, à la Lettre de Mr. de Voltaire, à ſa Maiſon de Campagne.

O Maiſon de *Voltaire*, & non pas d'*Epicure*,
Vous renfermez une tête à l'envers,
Qui ſans connoitre la Nature,
Veut la célébrer dans ſes Vers.
Plutus eſt le Dieu qu'il adore:
C'eſt pour lui ſeul qu'il a vécu.
Il donneroit *Pomone* & *Flore*
Pour un Ecu.
Non, dit-il, le parfait bonheur
Ne ſe trouve point ſur la Terre.
Pour le trouver, divin *Voltaire!*
Sçais-tu qu'il faut avoir un cœur?
Grand Philoſophe ſans Morale,
Toi, qui te fais un Dieu de l'Or,
Oſes tu nous chanter encor
Les douceurs d'une vie frugale?
Ma foi, qui m'offriroit ton Lot,
Avec le penchant qui t'entraîne,
J'aimerois mieux celui d'un Sot,
Vivant ſans ſoucis & ſans Haine.
Quitte *Berlin*, quitte *Paris*;
Tu ne deviendras jamais Pape;
Mais je ne ſerois pas ſurpris,
De te voir un jour à *la Trape*.

XIII.

Ausführliche Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften. Zweyter und letzter Theil; von M. Johann Jakob Hentschen. Leipzig 1755 bey Joh. Gottfr. Dycken, in 8. 324 S. mit Kupfern.

Der I. Band von Herrn M. Hentschens Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften ist so wohl aufgenommen; daß er auch den zweyten ungesäumt liefern können. Es enthält selbiger zuförderst die Mechanik und Optik; sodann aber auch den Zusammenhang der Sternkunst, mit der Geographie und Chronologie; folglich fünf der nöthigsten Theile der Mathematik. Sein Zweck ist, den Anfängern eine Wissenschaft leichter zu machen, die sonst mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden zu seyn pflegt. Er will aber auch solchen erwachsenen Leuten damit dienen, die wegen ihrer andern Geschäffte nicht Zeit haben, sich sehr weit in die tiefsten Geheimnisse dieser Wissenschaften einzulassen.

Ob er nun gleich nur die ersten Begrisse der Sachen vorzutragen gesonnen ist: so hat er sich doch bemühet, eine natürliche Ordnung dabey zu beobachten. Dieses hat mehr zu sagen, als viele sich einbilden, die der wahren synthetischen Methode nicht kundig sind; als die z. E. ein Hederich u. a. m. in ihren mathematischen Anleitungen gänzlich versäumet haben. Soviel sich auch ohne die höhere Mathema-

matik thun lassen, hat er die Sachen aus den gehörigen Gründen vorzustellen gesuchet; und dabey die Schriften aufrichtig angezeiget, aus welchen man nach Erlernung dieser Anfangsgründe seine Kenntniß derselben erweitern kann.

Von der Kriegsbaukunst, und andern praktischen Sachen, hat er deswegen hier nichts sagen wollen: weil dergleichen Künste eben so wenig, als das Feldmessen, die bürgerliche Baukunst, die Malerkunst, u. d. m. zur eigentlichen Mathematik gehören. Diese aber, und einige andre von ihm bereits ausgearbeitete practischen Künste, ist der Herr Verf. gesonnen, in einem besondern Bande bekannt zu machen. Ueberhaupt wünschet er, daß auch dieses Werk, wie überhaupt die Mathematik und Weltweisheit thun soll, zu mehrerer Erkenntniß der Größe und Hoheit des unsterblichen Gottes, aus den Werken seiner Hände dienen, und also seine Verehrung befördern möge.

Seine Mechanik handelt im I. Th. von dem wagerechten Stande der Körper. Dabey wird nun nach den ersten Gründen der Mechanik, erstlich der wagerechte Stand der festen und schweren Körper, an einfachen Rüstzeugen; sodann der wagerechte Stand und Druck der flüssigen Körper erkläret. Ferner handelt er von der Wirkung der flüßigen Materien in die Schwere der festen Körper, und von dem Drucke der Luft, und deren Gleichgewichte mit andern flüßigen Materien von schwererer Art.

Der II. Theil derselben handelt von der wirklichen Bewegung der Körper, und zwar erstlich überhaupt,

haupt, sodann von der gleichförmigen und ungleichförmigen Bewegung; und endlich von der einfachen und zusammengesetzten Bewegung.

Die **Optik** hat III. Theile, deren erster von dem Lichte, vom Schatten, und von den Gesetzen des Sehens; der II. von den Spiegeln aller Arten, darinn das Auge die Sachen sieht; der III. endlich von der Brechung des Lichtes in Gläsern, und wie das Auge durch Hülfe derselben die Sachen sieht, handelt. Man sieht also, daß sowohl die Katoptrik, als die Dioptrik darinn enthalten ist.

Die **Sternkunst** redet erst von den himmlischen Körpern überhaupt, sodann von den nordlichen Sternen, von den Gestirnen im Thierkreise, und von den südlichen insbesondre. Ferner von den Zirkeln oder Kreisen, die um die Weltkugel beschrieben worden; und vom Weltbaue. Nun folget die besondre Betrachtung der Sonne, des Mondes und der Erde, nebst den Finsternissen derselben; vom Merkur, der Venus, dem Mars, dem Jupiter und Saturn; imgleichen von den Fixsternen und Kometen. Ferner wird der Abstand der Planeten von der Sonne, nebst der Größe der Weltkörper abgehandelt, und sowohl die Ausübung der Sternkunst, als der Gebrauch der Himmelskugeln gewiesen.

Die **Geographie** erkläret erstlich die Kreise um die Erdkugel, nebst ihren verschiedenen Gürteln und abwechselnden Jahreszeiten. Sodann lehret sie die Lage der Weltkugel, in Ansehung der Erdkugel und die Weltstriche oder Climata, in Ansehung ihrer verschiedenen Lage, und des Sonnenschattens. Endlich wird von der Eintheilung der Weltgegenden und

den

den zwey und dreyßig Winden, und vom Gebrauche der Erdkugeln gehandelt.

Die **Chronologie** endlich handelt von den Theilen der Zeit, von den verschiednen bürgerlichen Jahren der Völker, von den chronologischen Epochen, oder Zeitpunkten, vom julianischen, imgleichen zuletzt, vom gregorianischen und verbesserten Kalender.

Man kann also leicht denken, daß hier sehr viel nützliche Dinge in beliebter Kürze und Deutlichkeit abgehandelt vorkommen; weswegen wir dem Hrn. Verfasser eine gute Aufnahme dieses Werkchens, nicht sowohl anwünschen, als vielmehr prophezeihen.

XIV.

Demonstration de la Quadrature du Cercle, par Mr. le Chev. de Causans, ci-devant Colonel du Reg. d'Infant. de Conti.

A Paris, in 4to. 22 pag.

Man hat bisher beständig geglaubet, und zwar nicht ohne Ursache: daß es eine vergebliche Arbeit sey, nach der Vierung des Zirkels zu streben. Alle Meßkünstler haben diese Erfindung nicht nur für unmöglich, und widersprechend, sondern auch für unnütz gehalten; weil man sich bey Ausrechnung der Zirkelflächen ohne dieselbe schon so genau zu helfen weis, als man es nur begehren kann. Es dörfte auch ziemlich schwer fallen, eine so allgemeine Meynung auszurotten.

Gleichwohl hat der Ritter von Causans sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen, sein Heil zu versuchen. Viele haben sichs nicht einbilden können, daß es sein Ernst wäre, als er sich rühmte, die Sache erfunden zu haben: und würden seinen Versuch für ein bloßes Gedankenspiel angesehen haben. Allein er hat ihnen diese Gedanken zu benehmen gewußt, indem er einen Unterzeichnungszettel von 1000 franz. Pf. in Vorschlag gebracht, denjenigen zu belohnen, der in seiner vermeynten Quadratur des Zirkels, einen Fehlschluß entdecken würde. Und dieß ist eben das oberwähnte kleine Werk. Eine

Eine ſo anſehnliche Belohnung nun könnte ſonder Zweifel dem Ritter Cauſans eine Menge ſtarker Gegner auf den Hals ziehen. Man würde ſich um die Wette um die Ehre bemühen, dafern es eine iſt, ſeine Gründe umzuſtoßen. Das aber mag er wohl nicht vermuthet haben, daß er unter der Menge der Kämpfer ein Frauenzimmer erblicken würde, die das Herz hätte, ihm ſeine Erfindung anzutaſten. Gleichwohl iſt es geſchehen. Die Schrift heißt:

XV. Le Quadricide, ou Paralogismes prouvés geometriquement, dans la Quadrature de Mr. de Cauſans, par Mademoiſelle L. A. le Mire, veuve J - - in 4. 28 p. chez Delaguette.

Die Frau le Mire iſt alſo durch das ungerechte Vorurtheil gegen ihr Geſchlecht, aufgebracht worden, deſſen Ehre zu retten, und zu zeigen: daß ihr Verſtand fähig ſey, auch geometriſche Wahrheiten zu erreichen. In der That gelingt es ihr darinn, eine weit größere Stärke zu zeigen, als unzählige Männer thun könnten. Sie hat ſich alſo in dieſe Schranken gewaget, und ihr Heil verſuchet. Die Frucht ihrer Arbeit iſt unter obigem Titel gedrucket; und es wird nun darauf ankommen, ob ihr Gegner es eingeſtehen wird, daß ſie ihm Fehlſchlüſſe gewieſen habe. Wenigſtens ſollte ers aus Gefälligkeit gegen das ſchöne Geſchlecht für vorzüglicher achten, von ihr, als von einer Mannsperſon überwunden, oder eines beſſern belehret zu werden.

XVI. Fables de la Fontaine, nouv. Edition, en IV. Vol. in Folio, ornée de Fleurons, & de culs de lampe, accompagnée de 276 planches, dediée au Roy, propoſée par ſouſcription.

Das iſt ein Anſchlag! Fontainens Fabeln in vier Foliobänden, mit 276 Kupfern, und viel andern Kupferzierrathen zu drucken! Du armer Aeſop! Wer drucket dich ſo prächtig? Biſt du denn nicht ſoviel werth, als deine Affen? Der erſte Band ſoll ſchon fertig ſeyn.

Ende des Aerntemonds 1755.

Ein marmor-nes Schmitzbild aus dem Herculano.

III. Regiſter der vornehmſten Sachen.

A.

Apuleji Schriften, deutſch 9
Ausdruck, wiederſinniſcher, woher er entſtehe 63

B.

Boetii Schriften, deutſch 9. 10. 448
Buchſtaben, zweyfach lautender Gebrauch 617. ſqq.
zu denſelben ſind die Deutſchen ſonderlich geneigt 618

C.

Caeſaris, Iulii, Schriften, deutſch 11
Catonis Diſticha, deutſch 12. 453
Catulli Gedichte, deutſch 12. 454
Celten, was man hierunter ehemals vor Völker begriffen 363
Ciceronis Schriften, deutſch 12. 18. 454-456
Codex argenteus, Urſprung dieſes Nahmens. 188. 429. Sein Alter, 189. 420. Schickſale, 188. 427. Muthmaſſungen, wem er zuerſt angehöret habe, 427. Deſſen Abſchnitte kommen oft mit den Canonibus Euſebianis überein, 438. Deſſelben Auflagen, 432. ſqq. Darin iſt die unter dem Text ſtehende Harmonie vergeſſen 438
Columellae Schriften, deutſch 18. 32
Cornelius Nepos, deutſch 18. 456. ſqq.
Curtius, deutſch 19

D.

Das, Unterſchied dieſes Worts von daß. 609. ſqq.
Der, Gebrauch dieſes Wortes. 343. ſqq.
Derjenige, ob es zwey Wörter ſeyn, 344. Ob und wo man derer, denen, oder der, den, ſchreiben ſolle. 347. ſq.
Dichtkunſt, ſ. Poeſie.
Druiden, wer ſie geweſen, 324. Verzeichniß der Scribenten von denſelben. 327. ſqq. Unterſchiedene Ableitungen des Namens 331. 334. 337

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Herbſtmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1755.

Inhalt.

I. Numiſmata Cimelii Cæſarei Regii Auſtriaci Vindobonenſis. Pars I, & II.

II. Verſuch einer hiſtoriſchen Beſchreibung der alten deutſchen Oekonomie.

III. Lettre à un Amateur de la Peinture.

IV. Hrn. Steffens Geſchichte der alten Deutſchen.

V. Nachricht von der deutſchen Dichtkunſt in Bayern.

VI. Nachricht von der Aufnahme der franzöſiſchen Chriſtiade.

VII. Die jährliche Feyer des Geburtsfeſtes Sr. königl. Hoheit des durchl. Churprinzen.

VIII. Hrn. Caſparſons Dankſagung des guten Geſchmacks, an ſeine Feinde. Ein Gedicht.

IX. Hrn. Meenens kleine Schriften. Erſter Band.

X. P. Habendorfs Anleitung zur teutſchen Sprache. I. II. Iter Theil.

XI. Nachricht von dem Meiſterſtücke eines deutſchen Künſtlers in Paris.

XII. Beſchluß der Nachrichten von den Alterthümern der Stadt Herkulanum.

I.

Numismata Cimelii Cæsarei Regii Austriaci Vindobonensis, quorum rariora Iconismis, cetera Catalogis exhibita, jussu Mariæ Theresiæ Imperatricis & Reginæ Augustæ. Pars I. & II. Vindob. Typis & sumtib. Jo. Thom. Trattner 1755. in fol. max.

Da von denen in dem kaiserl. königlichen Schatze zu Wien befindlichen Kostbarkeiten und Alterthümern, der gelehrten Welt noch niemals einige Nachricht gegeben war: so wünschte vor etlichen Jahren ein hiesiger Gelehrter, der selbige in Augenschein genommen hatte, in einer öffentlich gehaltenen und gedruckten Rede*, daß doch davon zur Ehre der grossen Besitzerinn, und zum Vortheile der schönen Wissenschaften, einige Nachrichten bekannt gemachet werden möchten. Und was war billiger, als eben dieses? Denn da die Ausländer mit ihren oft sehr mittelmäßigen und unerheblichen Sammlungen sich insgemein sehr breit machen; und da-

Ss 2 durch

* Singularia Vindobonensia, Auct. Jo. Chr. Gottschedio P. P. O. Lipsi. 1750. in 4.

durch faſt allein oben ſchwimmen: ſo ſind insgemein die deutſchen Cabinetter gleichſam vergrabene Schätze, die niemand kennet, und niemand brauchet; ſo daß ſie nur mit Roſt und Alter kämpfen, aber niemanden zu gute kommen; ja ihren Beſitzern ſelbſt keine Ehre machen.

Dieſer gute Wunſch ſcheint in Wien einigen Eindruck gemachet zu haben. Ihro kaiſerliche königl. Majeſtät haben bald darauf Befehl ertheilet, dero alte Münzſchätze zu beſchreiben, und das Merkwürdigſte davon der Welt vor Augen zu legen. Dieſe große Monarchinn hat ſich alſo auch hiedurch, theils um die Ehre ihres Hauſes und Kaiſerſitzes, theils um die gelehrte Welt, unſterblich verdient gemachet. Nunmehr darf doch nicht Berlin allein mit ſeinem begeriſchen Theſauro, oder Gotha allein mit ſeiner Gotha numaria, prangen: ſondern man kann ihnen nun ſicher auch den öſterreichiſchen, oder wieneriſchen Münzſchatz an die Seite ſtellen; und den Auswärtigen zeigen, daß nicht nur Welſchland Paris und England, ſondern auch Deutſchland ſehr beträchtliche Sammlungen von Alterthümern beſitze und zu nutzen wiſſe.

In der Vorrede wird gemeldet, daß das allerdurchlauchtigſte Haus Oeſterreich ein doppeltes Münzcabinet beſitze. Das eine iſt zu Schloß Ambras, unweit Innsbruck, der Hauptſtadt in Tyrol: das andre zu Wien in der kaiſerlichen Burg. Von beyden iſt noch Sr. kaiſerlichen Majeſtät, Herrn Franz des I. eigenes und beſondres Cabinet neuerer Münzen und Schauſtücke unterſchieden: welches dieſel-

ſelben mit groſſen Koſten, ſeit vielen Jahren ſelbſt geſammlet haben. Hier aber wird nur von dem mittlern oder wieneriſchen Münzcabinette Nachricht gegeben.

Nach des **Lazius** Zeugniſſe, der vieleicht das Innsbruckiſche mit dazu gerechnet, ſoll ſchon um Maximilians des I. Zeiten, ein groſſer Vorrath alter Münzen vorhanden geweſen ſeyn. Karl der VI. kaufte noch zwo andre Sammlungen dazu, nämlich der Carthäuſer ihre aus Rom, und des Grafen von Paar ſeine. Dieſe haben nun ſo lange im Verborgenen gelegen, bis die erhabene Kaiſerinn-Königinn ſie ans Licht zu bringen befohlen; und bis des Herrn Grafen von Khevenhüllers Excellenz, durch den Aufſeher der kaiſerlichen Cabinetter, Herrn de France, die Anſtalt und Verfügung gemachet: daß die bey der kaiſerlichen Bibliothek bisher in einem beſondern Zimmer aufbehaltenen Münzen, drey Jahre hindurch in Ordnung gebracht, und beſchrieben worden.

Die Gelehrten welche dabey ſonderlich beſchäfftiget geweſen, ſind vornehmlich der kaiſerliche Antiquarius und florentiniſche Bibliothekar, Herr **Valentin du Val**, Herr P. **Erasmus Frölich**, Prof. der Geſchichte und Alterthümer beym thereſianiſchen Collegio; endlich aber, an der Stelle des erſtern, der nach Lothringen verreiſet, Herr P. Joſeph Khell, Lehrer der Philoſophie und Experimentalphyſik eben daſelbſt.

Nachdem es nun dergeſtalt in Ordnung gebracht worden, hat es in dem kaiſerlichen Schatze eine vor-

zügliche Stelle bekommen. Denn es ſteht nunmehr unter andern Koſtbarkeiten des Alterthums und den trefflichſten in Schmelzarbeit verfertigten Gemälden; zwiſchen zweyen koſtbaren aus Metall gegoſſenen Bruſtbildern, beyder kaiſerlichen Majeſtäten; von des berühmten **Donners** Arbeit: darunter folgende Unterſchriften ſtehen:

FRANCISCVS. LOTHARING.
IMP. P. F. AVG.
AMPLIATO. NVMorum: THESAVRO
APOLLO. MONetalis.
MAR. THERESIA. AVSTR. REG.
AVG.
ANTIQVITatis. HONORE. RESTituto
JVNO. MONetalis.

Als man nun zu Rathe gieng, wie dieſer dergeſtalt eingerichtete Münzſchatz der Welt am beſten vorgeleget werden könnte, befand man es für gut, nur die ſeltenſten alten Münzen mit beygefügter Stufe ihrer Seltenheit in ein Verzeichniß zu bringen: die aber noch niemals bekannt geworden waren, auch mit einem beygefügten Abriſſe in Kupferſtichen vor Augen zu legen; um ſich deſto mehr Glauben zu erwerben. Erklärungen und Auslegungen aber hat man noch zur Zeit nicht beyfügen wollen, theils der Zeit, theils der Koſten wegen, die ein gröſſeres Werk verurſachen würde. Genug daß dadurch andre Gelehrten, die mehr Zeit übrig haben, in den Stand geſetzet worden, ihre Gedanken

ken von den merkwürdigſten Stücken zu eröffnen; wie Herr P. Frölich bereits von vielen ſolche Proben gegeben hat.

Anekdoten, oder noch unbekannte Münzen nennet man hier, etwas freygebiger, alle die, ſo in den groſſen Münzbüchern eines **Vaillants**, **Harduins**, **Gesners**, **Mezzabarba** und **Banduris**, noch nicht vorkommen. Doch hat man diejenigen auch noch mitgenommen, die **Vaillant** in der römiſchen Ausgabe ſeiner numorum præſtantiorum, aus eben dieſem kaiſerlichen Münzſchatze, ſoviel davon damals den Karthäuſern zu Rom gehöret hat, beſchrieben, ohne die Abzeichnungen zu geben; oder was neulich zu Florenz und Wien, aus eben demſelben ſchon ans Licht getreten. Alle dieſe nun hat der geſchickte Herr **Kleiner** aufs richtigſte und ähnlichſte in Kupfer geſtochen.

Die Zueignungsſchrift iſt an beyde kaiſerl. Majeſtäten, im Namen des Hrn. Kammerraths de France, auf einer ſaubern Kupferplatte geſtochen, die auf einem groſſen Schaupfennige Deren Bildniſſe, und auf zween kleinern der vier Erzherzoge königl. Hoheiten vorſtellet. Darauf folgen nun VII. groſſe wohl angefüllte Folioplatten voller Abbildungen ſeltner goldner Münzen; deren jede 24. St. von beyden Seiten darſtellet. Sie ſind alle in der natürlichen eigentlichen Gröſſe der alten Stücke, nicht aber ſo gehäuchelt rund, gleich oder ſchön, wie Golz oder Vaillant u. a. m. ſie vorſtellen: welche Aufrichtigkeit alles Lob verdienet. Auch die ſchiefen Gepräge der Alten, darinn unſre heutigen ſie ſo ſehr

zurück laſſen, ſieht man allenthalben, wo ſie vorkommen, ohne alle antiquariſche Schmäucheley.

Nunmehr folgen VI. Tafeln voll ſilberner Gepräge mit eben der Richtigkeit ausgedrücket: deren die erſten fünf gleichfalls jede 24, die letzte aber nur 14 Stücke liefert; den übrigen Platz aber mit einer Abbildung des Cabinets ſelbſt zeiget: wie wir ſelbiges auf dem Titelkupfer des künftigen Monaths mittheilen. Alsdann ſieht man zwo Tafeln voll eherne Münzen der Städte und griechiſchen Könige, darunter gewiß ſehr ſeltene Stücke vorkommen. Darauf kommen eherne Kaiſermünzen; davon die erſte den Auguſt mit dem Sphinx auf der Gegenſeite zeiget. Solche Tafeln ſind zwar mit Münzen von mittlerm Erzte zu 12, 14, 15, 22 bis 23 Stücken angefüllet. Und man kann leicht denken, wieviel die Kenner und Liebhaber hier zu thun und zu lernen finden, da die meiſten davon noch gar nicht in andern Münzbüchern vorkommen, oder erkläret worden.

Zu allen dieſen Kupfern nun folgen die Verzeichniſſe der ſeltenſten Stücke; in der Ordnung, daß die Städtemünzen und Königsmünzen vor den Kaiſermünzen ſtehen: ob dieſe gleich mit jenen oftmals gleich zeitig ſind. Sie ſind nach der alphabethiſchen Ordnung des erſten Buchſtabs ihrer Umſchriften geordnet; außer wo in dem Abſchnitte (Exergue) etwas merkwürdigers ſteht. Am Rande jeder Münze ſteht, ob dieſelbe entweder *Anecdota*, oder nur ſelten, ſeltener, oder höchſtſelten iſt; welches mit den Buchſtaben R. RR. oder RRR. angezeiget wird. Das

Ver-

Verzeichniß der goldenen allein füllet hier achtehalb Bogen.

Nun folgen die ſilbernen, und zwar wieder erſtlich die von Städten in der erſten Größe, doch nur die ſeltnen: ſodann die von den Königen, in gleicher Größe; worauf von beyden Arten die kleinern kommen. Dieſe werden von den römiſchen Familienmünzen abgelöſet, die vor andern merkwürdig ſind: und darauf folgen die größern ſilbernen Kaiſermünzen. Hiebey gefällt uns ſonderlich, daß man bey neuern griechiſchen, auch die beſondern Züge vieler Buchſtaben aufs genaueſte nachgeſchnitten u. gegoſſen hat.

Die Menge der ſilbernen geht vom achten Bogen bis auf den 20ſten halb, und füllet alſo zwölf ganze Bogen: worauf die ehernen folgen. Sie haben eben die Ordnung, die ſchon oben beobachtet worden; und gehen im zweyten Alphabethe bis auf den halben Bogen Pp.

Endlich erſcheint noch ein kleiner Anhang zu den goldenen Kaiſermünzen von zehn Stücken, die neuerlich aus Ungarn, nebſt 14 ſilbernen eingeſchicket worden: darunter die älteſte vom Titus Veſpaſianus, die neueſte aber vom Conſtantin dem Großen iſt.

Den Beſchluß machet ein großes Verzeichniß aller im kaiſerlichen Cabinet befindlichen, ſowohl doppelten, als dreyfachen, ja auch der nachgemachten falſchen Münzen. Das erſte dienet nicht nur den Reichthum und Ueberfluß deſſelben zu zeigen; ſondern auch diejenigen zu widerlegen, die aus einem wunderlichen Vorurtheile gegen das Alterthum be-

haupten, man habe vorzeiten zu einer jeden Münze einen beſondern Stämpel gemachet, indem nicht zwo ganz gleiche Gepräge angetroffen würden. Das zweyte aber, hat auch ſeinen Nutzen, indem man aus Gegeneinanderhaltung der falſchen mit den ächten Münzen viel lernen kann.

Es befinden ſich aber daſelbſt von goldenen Münzen große 12, kleine Städtemünzen 28, königliche von mittlerer und kleinerer Art 65, Familienmünzen 1572, unbekannte barbariſche 133, falſche 201, doppelte 302, dreyfache 190. **Zuſammen 2503 goldene Münzen.**

Von ſilbernen ſind große Städtemünzen 140, doppelte 14, barbariſche 20, königliche große 107, falſche Städtemünzen 22, falſche königliche 33, falſche kaiſerliche und andre große 55, kleinere Städtemünzen 734, königliche kleinere 58, galliſche 22, falſche 66, barbariſche 148. **Zuſammen 1319. ſilberne.**

Nun kommen aber noch römiſche Familienmünzen nach alphabetiſcher Ordnung, die auch mehrentheils ſilbern ſind, und ſich auf 1777 Stücke belaufen: ſodann ungewiſſe 85, hetruriſche 16, Incuſen 46, falſche ſilberne Familienmünzen 106, falſche berühmter Römer 41. **Zuſammen 2071 Stücke.**

Der größern ſilbernen Kaiſermünzen ſind 90, verdächtige 5, kleinere 4842, ungewiſſe 10, falſche 466. **Zuſammen alle Silbermünzen 8803.**

Aus dieſer Menge der goldenen und ſilbern Stücke nun, die an ſich ſchon einen beträchtlichen Schatz ausmachen, kann man leicht ſchließen, daß auch

der

E.

Echo in Verſen wird beurtheilet 672
Gloſſarium Etymologicum, oder Deutſcher Sprachquell, von wie groſſem Nutzen es ſey. 386. ſqq. wie es anzuordnen 400
Evangeliorum liber, oder Harmonie der Evangeliſchen Geſchichte, 191. Derſelben Urheber, ib. Schickſale, ib. Codices. ib. ſeq.
Eutropius, deutſch 457

F.

Florus, deutſch 20. 457
Frontinus, deutſch 20. 458
Für, wo es zu gebrauchen ſey 134. ſq. 567.

G.

Güntbers, Joh. Chr. Lebens-Beſchreibung, ein untergeſchoben Werk 247. ſqq.

H.

Heniſchens, Georg, Leben und Schriften. 572-578. Ausführliche Nachricht von ſeinem Schatz der deutſchen Sprache und Weisheit 583. 592
Hermann, Landgraf in Thüringen, ein Liebhaber der deutſchen Poeſie 596
Horatii Schriften, deutſch 21. 22. 458. 459
Hunold, Chriſt. Friedr. Leben 542

I.

Iunii, Franc. Leben 429. ſqq.
Iuſtiniani inſtitutiones, deutſch 23
Iuſtinus, deutſch 22. 459
Iuvenalis, deutſch 23

L.

Leibnitzens Gedanken von Ausübung und Verbeſſerung der Deutſchen Sprache 369. ſqq.
Livius, deutſch 23. 24. 460-478
Lucanus, deutſch 24

M.

Menantes Leben beſchrieben 542. ſq.
Milton, Joh. Leben 86-90
Nachricht von ſeinem Gedichte, verlohrnes Paradis, genannt 9098

der ehernen keine geringe Menge vorhanden ſeyn wird. Es beläuft ſich die Anzahl derſelben, nach einem flüchtigen Ueberſchlage auf die 10000 Stücke, die gewiß, bey ſolchen alten Stücken, ihren beſonderen Werth haben. Und gleichwohl verſparen wir die Nachricht von dem II. Bande dieſes Cimelii, noch auf ein andermal

II.

Verſuch einer hiſtoriſch pragmatiſchen Beſchreibung der alten deutſchen Oekonomie,

und des in der Folge der Zeit, daraus erwachſenen Kammerweſens, nebſt einem Repertorio, der dahin gehörigen Schriften und Abhandlungen, zuſammengetragen von einem Liebhaber der deutſchen Reichshiſtorie und der gemeinnützlichen Wiſſenſchaften. Leipzig bey Bernh. Chriſtoph Breitkopf 1755. in 4. 1 Alphabeth, 5 Bogen.

Wir haben allemal eine lebhafte Freude, wenn wir gewahr werden; daß gute Patrioten in die alten Verfaſſungen und Gebräuche unſerer Vorfahren eindringen, und ihren guten, oder ſchlechten Einrichtungen nachſpüren. Oft entdecket man nämlich durch ſolche Bemühung, die vernünftigen und tugendhaften Geſinnungen, und die klüglichen Anſtalten derſelben: oft aber ſieht man auch aus den unvollkommenen Verfaſſungen, die Urſprünge heutiger beſſerer Gebräuche; die man ſonſt kaum halb einſehen, vielweniger recht zu ſchätzen wiſſen würde. Wir müſſen alſo in dieſer Abſicht,

sicht, auch dem Herrn Kammerassistenzrath Fischer unsern öffentlichen Beyfall bezeugen, daß er in die alten Einrichtungen des vormaligen Oekonomie- und Kammerwesens deutscher Fürsten eindringen wollen: noch mehr aber, daß er uns seine erlangte Einsicht in öffentlichem Drucke, so deutlich und zulänglich mitgetheilet hat.

Der Herr V. hebt damit an, daß er über diejenigen Vorurtheile triumphiret, vermöge welcher man sonst die Oekonomie für ein sehr mageres Wesen gehalten, das außer der Landwirthschaft mit etwas Schreiben und Rechnen ausgerichtet werden könne: dazu folglich die einfältigsten Köpfe klug genug wären. Daher sey es gekommen, daß bey den Alten mehrentheils die Knechte und Weiber die Wirthschaft besorget; von den Söhnen eines Hauses aber die dümmsten Köpfe zur Haushaltung und zum geistlichen Stande bestimmet worden. **Reimann**, **Naudäus** und **Thomasius** sahen diesen Fehler endlich ein, und wünschten, daß die Oekonomie auch auf hohen Schulen gelehret werden möchte; und **Fürstenau** schrieb seine desideratam Oeconomiam davon. Diesem Wunsche ward endlich abgeholfen, und Herr Prof. Gasser schrieb 1728, als der erste Professor dieser Wissenschaft zu Halle, eine Einladungsschrift von dem Absehen der weisen Regenten dabey.

In Deutschland hat die Unwissenheit in der Hauswirthschaft länger als anderwärts gedauret. Gundling hat in seinem Discurs über Puff. Hist. angemerket, daß Frankreich von den Römern eher angebauet

bauet worden, als Deutschland. Und freylich gab es noch um des Tacitus Zeiten wenig Ackerbau hier; sogar, daß selbiger es den alten Einwohnern von Preußen nachrühmet: sie baueten ihre Felder viel fleißiger, als die nachläßigen Deutschen. Varro lehret, wie die Aecker in Welschland sehr fleißig gebauet worden, ehe die Römer in Wollüste verfallen; und mehr auf den Pracht und die Zierde ihrer Landgüter, als auf den Nutzen gesehen. Heutiges Tages sieht es um Rom her noch viel schlechter aus. Und bey uns bedauret der Herr V. auch, daß viele Landgüter, seit etlichen Jahren, durch gar zu kostbare Gebäude und Lustgärten, so die Nuzung der Felder weit übersteigen, beschuldet, und zu Grunde gerichtet worden: darauf sich doch die Vorfahren in ihren schlechten Hütten sehr wohl genähret haben. Mit den Weinbergen geht es eben so. Vor 50, 60 Jahren behalf sich ein guter Wirth mit den Seinigen bey der Weinlese mit einem kleinen Hüttchen, und mit schlechter Hausmannskost. Itzo hat man zum Theil so weitläuftige Gebäude dabey aufgeführet, deren Erhaltung mehr kostet, als der Berg einträgt: so daß itzo Weinberge unter die unnützbaren Grundstücke gezählet werden. Vermuthlich hat er dabey die dresdener Weinberge im Sinne gehabt: denn bey Meißen, Torgau und Naumburg ist der Verfall so groß noch nicht.

Der Herr Verf. ist der Meynung, wie die Gallier ihre Wirthschaft von den Römern gelernet; also hätten die Deutschen dieselbe den Galliern zu danken. So zweifelhaft uns dieses bedünkt, da in den mittlern

lern Zeiten, wohl die deutschen Franken, Burgunder und Gothen nach Gallien gezogen, und sich ihres Landes bemächtiget, aber keine Gallier nach Deutschland gekommen, unsrer Vorfahren Lehrer abzugeben: und da unsre Noriker, Vindelicier, Rhätier und Helvetier, ja selbst die Trevirer, Belger und Bataver eben sowohl unmittelbar von den Römern eine bessere Landwirthschaft haben lernen können: so wenig wollen wir uns itzo dabey aufhalten. Wir können uns aber nicht einbilden, daß man in Deutschland vor dem X. oder XI. Jahrh. an eine ordentliche Wirthschaft nicht gedacht haben sollte. Denn da die unruhigen Züge der deutschen Völker schon im VI. und VII. Jahrhunderte aufgehöret hatten, und also alle Länder zur Ruhe kamen: so mußten nothwendig Ackerbau und Viehzucht, und allerley andre Haushaltungskünste allmählich in Schwang kommen. Aber was der Herr Verf. hier von Einfällen der Gallier in Deutschland saget, das gehöret in weit frühere Zeiten, vor Christi Geburt.

Karl der Große war nicht für einen ausländischen König anzusehen, der wie der Herr V. sagt, mit seinen Heeren nach Deutschland kam; sondern für einen deutschen König der Franken, der von Deutschland aus, nämlich aus Achen, auch das von den Franken ersiegte Gallien, nebst dem größten Theile von Deutschland beherrschte. Er bekriegte also nicht die Deutschen, sondern die alten Sachsen um die Ems, Lippe und Weser, bis an die Elbe; um seine fränkischen und thüringischen Länder von den Streifereyen und Einfällen der Sachsen zu befreyen,

freyen, und beyläufig sie zu Christen zu machen. Hier merket der Herr V. sehr wohl an, daß diese Bekehrung mehr aus Staatsabsichten, als aus Religionseifer und Andacht unternommen worden. Cäsars Zeugniß von der Neigung der Deutschen zum Kriegen und Jagen, hätte sich auch besser zu den frühern Zeiten des I. Jahrh. christlicher Zeitrechnung geschicket.

Daß in folgenden Jahrhunderten, bis auf Kaiser Karl den IV. in Deutschland viele Unruhen gewesen, kann niemand läugnen. Allein wo war es damals anders? Von Wälschland ist es aus dem Muratori, und von Frankreich, unter Neuern, aus dem Herrn Voltaire bekannt genug.

Wie aber die Kriege nicht allen Ackerbau hindern, sondern ihn zum Unterhalt der Heere vielmehr voraussetzen: so kann auch die Wirthschaft des Landlebens in diesen Zeiten nicht ganz gefehlet, oder aufgehöret haben. Ja selbst viele Handthierungen, deren man beym Kriege nicht entbehren kann, als der Huf- und Waffenschmiede, der Schwertfeger, der Wagner, der Seiler, der Riemer und Sattler müssen geblühet haben; ja wegen der Schilde, darauf man die Wapen führte, hat man auch der Maler nicht entbehren können. Wo bleiben die Gerber und Kürschner, Schneider und Schuster, Weber und Zeugmacher? da gewiß unsre Vorfahren nicht nackend gegangen, auch nicht lauter Harnische getragen haben. Aus der Handlungsgeschichte nämlich ist es bekannt, daß schon auf der Ostsee zu Vineta, und nachmals unter den Hansestädten ein star-

ker Handel getrieben worden: des nürnbergischen und augspurgischen Handels nach Venedig zu geschweigen. Doch vieleicht rechnet der Herr Verf. alle diese Lebensarten nicht zur Wirthschaft.

Der Landfrieden unter Kaiser Maximilian dem I. hat indessen freylich das ruhige Leben der Deutschen vor Befehdungen mehr in Sicherheit gesetzet. Dieser that also mehr, als die Stiftungen der Kirchen und Klöster, die nur sich zu bereichern suchten, und die Sitten der Weltleute nicht änderten. Die Studien waren auch meist in die Klöster eingesperret, und bestunden mehr in einer aristotelisch-scholastischen kauderwälschen Sprache, als in einer wahren Erkenntniß der Dinge. Doch sollen einige gutherzige Mönche den Layenbrüdern ihre Anmerkungen über die Merkwürdigkeiten der Natur mitgetheilet haben; daraus nachmals einige Grundsätze als Wirthschaftsregeln entstanden wären, die noch unter dem Namen der Bauerregeln im Schwange giengen. Uns sind dabey viel alte gedruckte Stücke, die unter dem Namen der Practica, bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ans Licht getreten, beygefallen: als worinn viel vom Säen und Pflanzen, vom Wetter und der Viehzucht, u. d. gl. m. enthalten ist; wie es sich auf die astrologischen Gründe vom Einflusse der Planeten und Gestirne zu gründen schien.

Die Universitäten haben hernach zur Erkenntniß der Layen oder weltlichen Stände ungleich mehr beygetragen. Die Naturlehre, und die Arzneykunst, gaben mehr Nachricht von Kräutern und Thieren.

Die

Die Chymie ward nebst der Botanik hervorgezogen, und es entstunden dadurch allerhand Hausmittel, aus den einfachen Dingen der Natur. Selbst die Geistlichen dienten damit oft den Kranken, und zwar umsonst. Ob aber der Hr. Kanzler von Wolf seine Vermehrung des Getraydes, von einem regensburgischen Jesuiten gelernet habe, ist uns desto zweifelhafter; da er selbst in der Vorrede angiebt, daß ihm eine französische Monathschrift Anlaß gegeben habe, der Sache nachzudenken, und die bereits in Frankreich gemachten Versuche zu wiederholen.

Etwas merkwürdiges von der 19ten S. will ich mit des Hrn. Verfassers eigenen Worten anführen. „An etlichen Orten, heißt es, wo das Korn und „Mehl theuer ist, da kneten die Leute unter einem „Viertel Mehl, nach Belieben, etliche Hände voll „gekochten Kürbis. Davon bekommen sie viel mehr, „und schöner Brod, als das ordentliche Hausba„ckenbrod insgemein ist. Sagte man aber dieses „einem Thüringer oder Altenburger, so würde man „ausgelachet werden. Denn an diesen Orten bauen „die Leute soviel Getrayde, daß sie des Tages vier„mal essen müssen, damit es nur alle werde.„

Auf diese Art geht der Hr. Verfasser immer auf neuere Zeiten, mischet aber allenthalben auch eine schöne Belesenheit von den ältern Jahrhunderten, und vielen neuen Schriftstellern mit unter. Seine Lehrart wird dadurch ungezwungen: indem er um nichts weniger bekümmert ist, als wie er seine Anmerkungen und Lehrsätze in eine künstliche Ordnung

und Abtheilung bringen wolle. Ein solch Buch liest sich hernach auch von denen, die nicht bey der Gelehrsamkeit Herkommens sind, dergleichen die meisten Kammerbedienten sind, mit Vergnügen. Sie dörfen ihren Kopf nicht sehr anstrengen, und finden doch mitten unter historischen Nachrichten von ökonomischen Dingen verschiedener Länder, viel gelehrte Anmerkungen aus allerley Büchern, und eigene Betrachtungen des Hrn. Verfassers, womit sie sich hernach in Gesellschaften breit machen können. Ja die angeführten Schriftsteller können vielen zum Nachschlagen und Lesen derselben Anlaß geben. Mehr können und dörfen wir von diesem artigen Werke nicht anführen: indem es unsre Meynung nicht ist, unsern Lesern durch ausführliche Auszüge, die Bücher unnöthig; sondern vielmehr sie, durch einen Vorschmack daraus begierig zu machen, dieselben selbst zu lesen.

Den größten Theil dieses Buches aber machet hernach das sogenannte Repertorium von denen zum Oekonomie- und Cameralwesen gehörigen Schriften und Abhandlungen aus. Diese starke Sammlung von Schriftstellern kann billig eine ökonomische Bibliothek heißen, und würde bey eines jeden großen Herrn Cammeralcollegien gute Dienste thun können. Der Hr. Verfasser hat aber dieselbe in viele Titel und Classen getheilet. Z. E. Von Ablegung der Rechnungen; vom Abzugsgelde; von Abgebrannten, von der Accise, vom Acker und Ackersleuten, vom Aerario, vom Afterschlage, von Alaunwerken, Allodialgütern, Amtleuten, Amtsgütern,

gütern, Amtsphysicis, Amtsassen, vom Anbaue wüster Güter, Anlagen, Anschlägen, Anweisungen, Anwartschaften, Appanagen, Armen und Armenhäusern, Aufkäufern, Auszügen, Ausgehenden Waaren, und von der Aussteuer. Hier sieht man die Titel aus dem Buchstaben A, und eben so reich sind die folgenden, aus allen übrigen: wobey allenthalben die besten Bücher in lateinischer, deutscher und französischer Sprache angeführet werden.

Es ist also gar kein Zweifel, daß dieß nützliche Werk in vielerley Absichten brauchbar seyn, und seinen Käufern allerley Vergnügen und Vortheile verschaffen werde.

III.

Lettre à un Amateur de la Peinture

avec des Eclairciſſemens hiſtoriques ſur un Cabinet, & les Auteurs des Tableaux, qui le compoſent. Ouvrage entremélé de digreſſions, ſur la vie de pluſieurs Peintres modernes. A Dresde 1755 Chez George Conr. Walther Libr. du Roi. in 8. 368 P.

Es ist ein betrübtes Schicksal, daß Bibliotheken und Cabinetter, die von Liebhabern mit vielem Geschmacke, und großen Kosten gesammlet worden, nicht allemal in denen Händen bleiben können, denen sie so viel Ehre machen. Da sie allmählich zu kostbar werden, auch wohl nach Beschaffenheit der Umstände, wenn sie in Schilde-

reyen bestehen, zu viel Platz ersodern: so übersteigen sie sehr oft die Kräfte und das Vermögen eines Privatmannes, und sehen sich genöthiget, andre Herren zu suchen. Das beste ist alsdann noch dieses, wenn sie von vermögenden Prinzen oder andern reichen Liebhabern ganz erkaufet werden, und also beysammen bleiben können, ohne zerstreuet zu werden.

Einer solchen guten Absicht indessen haben wir dieß artige Buch zu danken, welches uns gleichwohl einer unsrer geschickten Landsleute, der königliche Legationsrath Herr von H. geliefert hat. Nachdem derselbe sich an verschiedenen Orten in Deutschland und Italien aufgehalten, allenthalben aber auf die Meisterstücke der größten Künstler im Schildern, Zeichnen und Malen aufmerksam gewesen, haben ihn seine natürliche Gaben, und erworbenen Kenntnisse zu einem der scharfsinnigsten Kenner und Liebhaber von Gemälden gemachet. Wer es weis, wie schwer, es ist bey solchem Geschmacke am Schönen, dem Triebe es zu besitzen zu widerstehen, der wird sich nicht wundern, daß auch der Herr von H. sich allmählich eins der artigsten Cabinetter angeschaffet, welches Privatleute besitzen mögen. Nachdem aber selbiges eine Zeitlang eine Zierde von Dresden gewesen, ist der Herr Besitzer entschlossen, selbiges einem andern zu überlassen, dem es irgend zur Grundlage einer größern und fürstlichen Sammlung dienen könnte.

Davon giebt nun derselbe seinem Freunde eine vorläufige Nachricht; eröffnet ihm aber auch zugleich

den

N.

Namen, deutſche, die ſich auf Mann endigen 685
Nutzen eines vollſtändigen deutſchen Namenregiſters 684

O.

Opera, derſelben ſeltſame Erklärung 671
Opitzens, Mart. Verdienſte um die deutſche Poeſie 631
Ottfried, wer er geweſen 190
Iſt ohnzweifel ein Deutſcher 634
Hat ſeine meiſte Lebenszeit in Weiſſenburg zugebracht 639
Urſprung des Irrthums, daß ihn Flacius vor einen Münch von S. Gallen gehalten 639. ſqq.
Hat die Deutſchen nicht zuerſt ſchreiben gelehret 643
Urheber der Harmonie der Evangeliſchen Geſchichte in Fränkiſchen Reimen 191. 644
Warum er dieſes Werk in 5 Bücher eingetheilet 644
Wer es zu erleutern geſuchet 651. ſqq.
Iſt vielleicht auch Autor der Catecheſeos theotiſcae 200. 657
Tritthemii Nachricht, von ſeinen Schriften verbeſſert 656
Ob er Caroli M. Grammaticam Theotiſcam vollendet habe 658
Ovidii Schriften, deutſch 25-32
Verwandlungen, deutſch 437-481
Verwandlungen, durch Meiſter Albrecht von Halberſtadt verdeutſcht, werden beurtheilet 118-129

P.

Palladius, deutſch 32. 481
Perſius, deutſch 32. 481
Phaedri Fabeln, deutſch 34. 482
Plauti Comödien, deutſch 33
Plinii Naturgeſchichte, deutſch 35. 482
des Jüngern, Briefe, deutſch 35
= = Lobrede ib.
Poeſie, Deutſcher, Vorzüge vor der Franzöſiſchen und Italieniſchen 202-215. 667
Wohlklang der Sylben in derſelben 209

den Entwurf und die Abſichten in welchen er ſein Cabinet geſammlet hat. Kenntniß und Geſchmack ſind bey Ihm durch Zeit und Glück unterſtützet worden, eine recht mannigfaltige Sammlung von Schilderreyen zu erlangen. Ohne Zweifel können nur groſze Herren, von allen Arten und von den berühmteſten Meiſterhänden vollſtändige Sammlungen aufſtellen; und gleichſam einen Tempel des Geſchmackes aufrichten. Privatleute hergegen müſſen nichts anſchaffen, was nicht werth iſt, in das Cabinet des ſtrengeſten Kenners zu kommen. Und von dieſer Art iſt die gegenwärtige Sammlung. Man wird darinnen nicht drey Stücke von angegebenen Künſtlern finden, die nicht ihre Brüder in denen Bildergalerien der gröſzten Fürſten von Deutſchland haben ſollten, die ſeit 1684 angeleget worden.

Freylich iſt noch nicht von allen verſchiedenen Schulen der Wälſchen etwas darinn anzutreffen. Allein es iſt auch nur eine Privatſammlung; die doch aus 225 Stücken beſteht, welche allemal den Preis werth ſind, dafür ſie geſchätzet worden; und den die Liebhaber bey Herrn Commercienrath Walthern in Dresden erfahren können. Ein verſtändiger und wohl unterrichteter Liebhaber (denn von denen redet man nicht, welchen der eingebildete Witz den Geſchmack verderbet hat) welcher die hiſtoriſchen Landſchaften eines Gaſpers, eines Claude, oder eines Elzheimers beſitzet, die ſoviel andre Landſchaften übertreffen, wird auch den bloſzen Mondſchein eines van der Neers nicht verſchmähen; obwohl die Menge ſeiner Stücke ſie ziemlich gemein gemachet

hat; so ungemein sein Pinsel ist. So dienet zuweilen auch ein schönes Rasenstück einem prächtigen Garten zur Zierde: und so wird manches Gemäld ein nothwendiges Stück eines Cabinets, um eine Classe desselben auszufüllen, welches gewisse kostbare Stücke nicht thun würden.

Nun hebt der Herr V. an, das Verzeichniß seiner Schildereyen zu geben, und nennet zuförderst ein Noli me tangere vom Solimena, drey Stücke vom Grafen Rotari, nämlich ein Stillschweigen, die Fabel vom Vertumnus und der Pomona, nebst dem Cimon mit seiner Tochter, die wir schon nach schwarzer Kunst von einem Augspurger in Kupfern haben; zwey Stücke vom Carlo Lotti, oder Loth mit seinen Töchtern, und den berufenen Silen, der betrunken schläft; dessen Sandrart im Leben desselben gedenket. Ferner eine Fabel vom Car. Liberi; ein Pan, mit halbem Leibe, nach Espagnolets Geschmacke, große heroische Landschaften vom Pet. Tempesta, andre schäfermäßige vom Marco Ricci u. s. w.

Darauf folgen die Stücke, die der Herr Sammler dieses Cabinets aus den französischen, und sodann die er aus der niederländischen oder flämischen Schule besitzet, dazu er auch die holländische zählet. Von jener sind Stücke vom Natoire, Vouet und Boucher. Die Landschaften eines Franciscus Milet, und van der Kabel sind zwar in Frankreich, aber von Niederländern gemalet, daher wir sie lieber zu den folgenden zählen. Unter diesen giebts Stücke vom Janson, oder Janssens, vom Rubens,

den

den wir doch unſern Oberdeutſchen ungern rauben laſſen, vom van Dyck, Rembrand, Enkhout, Bramer, Poorter und Poelenburg, u. a. m. von Thier- und Frucht- und Blumenmalern u. ſ. w.

Endlich kommen Stücke von guten deutſchen Künſtlern, die ſo oft unbillig beurtheilet werden: wenn man Leuten glaubet, die ohne Erwägung der Zeit, da ſie gelebet und geſchrieben haben, einander blindlings nachſchreiben: Sibi ignavi, nobis graves. Die älteſten reden mit Grunde von einer gothiſchen Trockenheit derjenigen Maler, die im Kleinen in Kupfer geſtochen haben; weswegen man ſie in Frankreich les petits Maitres, die kleinen Meiſter nennet. Dieſe guten Leute lebeten zu einer Zeit, da der gute Geſchmack nur entſtund: folget aber von ihnen wohl der Schluß auf unſre Zeiten? Geſetzt aber, es wäre noch zweifelhaft, ob ſich die Deutſchen gebeſſert haben: wer will das entſcheiden? Den Fremden fehlet es an Erfahrung und Kenntniß unſrer Leute; unſre Landsleute aber ſind gröſtentheils in ihrem Vaterlande ſo unbekannt, daß ſie nur ein verächtliches Echo der Ausländer abgeben.

Man findet alſo in dieſem Kabinete, Stücke von Karl Lothen, von Friedrich Moucheron, des von Oſtade, des von Minjon, ſolcher Deutſchen, die uns deſto mehr Ehre machen, weil die Fremden ſie auch zu ihren Schulen rechnen. Ferner Stücke vom Hagelſtein, von Franz Fergen, von Auguſt Querfurten, von Anton Fürſtenbergern, Hans Grafen, Joſeph Kaiſtenbergern, Vermer Tamen, Joſeph Orienten, C. H. Bran-

den, Beichen, Ermeln, Alexander Thielen, Schützen, Brinkmannen; endlich auch treffliche Köpfe von Manyocky, Dennern und Rupezken, wie auch von dem Dresdener Hofmaler Dietrichen. Wir übergehen noch viel andre, von Jannecken, Andreas Möllern, Joh. Rosen, Lauterern, Sauerlanden, und Burgauen; wozu noch der junge Holbein, ein Schweizer, kömmt, der nichts verliert, wenn er jenen Deutschen beygesellet wird.

Darauf nennet der Hr. Verfasser diejenigen Maler in Deutschland, die sein Cabinet gesehen haben, Dresdener, Berliner, Breslauer, Prager, Wiener, Münchner, Augspurger, Casseler, Frankfurter, Manheimer, Mäynzer, Bonner, Düsseldorfer, Haager, Dordrechter und Hamburger. Er giebt auch die Versicherung, daß alle seine Gemälde wohl erhalten sind: da er sie aus solchen Häusern gekaufet, und gewählet hat, die sie haben losschlagen wollen; oder so gar von den Meistern, auf Begehren des Sammlers, der selbst eines Künstlers Gaben besitzet, gemalet worden.

Nach dieser Einleitung folgen die historischen Erläuterungen, die der Hr. Verfasser einem Freunde zu gut geben wollen. Er beschreibt darinn die vornehmsten Merkwürdigkeiten und Lebensumstände, auch Vorzüge der Kunst und des Glückes von denjenigen Meistern, die er oben genennet. Die Stücke selbst, die er besitzet, werden ihrer Größe und Schönheit nach bezeichnet, die Art der Malerey, darinn sie verfertiget sind, auch wohl zuweilen ihre Mängel angemerket.

Von

Von Italienern findet man hier also den **Solimena**, **Rotari**, **Nogari**, **Liberi**, **Tempesta**, **Pellegrini**, **Torelli**, u. d. m. beschrieben, soviel der Hr. Verfasser Nachrichten von ihnen gehabt. Von Franzosen beschreibt er nur den **Natoire**, der auch nach Dresden gekommen, und seinen Bruder **Hütin** mitgebracht, der ein Bildhauer und Kupferstecher ist. Von Niederländern führet **Janssens** den Reihen, der ein Nacheiferer vom **Rubens** gewesen; **Rubens** und **van Dyck** folgen; **Rembrandts** Schule löset sie ab, und zeiget viel große Meister; unter andern den dresdenischen **Dietrich**, und **Pölenburg**, **van Lin**, **David de Konink**, **Dirk van Bergen**, **Niklas Berghem**, **Herman Swanfeld**, **Joh.** und **Andreas Both**, **Lukas van Uden** und **Franz Milet**, nebst einigen andern machen den Schluß. Hier kommen überall viel artige Umstände und Anmerkungen vor, die Liebhabern der Malerkunst, eine Art von Gelehrsamkeit beybringen werden, und also doppelt gelesen zu werden verdienen.

Die meisten Erläuterungen hat der Hr. Verfasser von den deutschen Malern gegeben, und darinn als ein guter Patriot gehandelt. Bey seiner großen Kenntniß der schönen Künste hat er dennoch gefunden, und gewiesen: daß unsre Landsleute nicht Ursache haben, den auswärtigen Künstlern in irgend einem Stücke nachzugeben. Er entschuldiget sie gar wegen gewisser Fehler, die man an einigen Stücken, auch großer Meister, zwar bemerket; aber höchst ungerecht ihren Werken ohne Ausnahme, und allen

allen Deutschen überhaupt Schuld giebt. Z. E. Die alten Kupferstecher kleiner Stücke beschuldiget man, daß sie ihren Personen papierne Kleidungen gegeben, wie die scharfen Brüche ihrer Falten anzuzeigen scheinen. Gesetzt nun, daß einige Stücke von **Albrecht Dürern**, vom **Lucas von Leiden**, u. d. m. solchen Fehler hätten. Hat es denn **Georg Pens** nicht in vielen Stücken dem **Raphael** gleich gethan? Es wäre nur zu wünschen, saget der Hr. Verfasser, daß unsre deutschen Kupferstecher nicht auf dem halben Wege stehen geblieben wären; und anstatt historischer Stücke fast lauter Bildnisse gestochen hätten. Und wir setzen hinzu: daß es auch mehr Liebhaber gegeben hätte, die ihnen historische Stücke so gut bezahlet hätten, als man Bildnisse zu bezahlen pflegt. Drücken nicht noch itzo die ausländischen Vorurtheile, bey unsern Fürsten und an ihren Höfen, alle deutsche Künstler zu Boden? Da wir doch einen **Menx** in Rom, als Director der Malerakademie, und einen **Will** zu Paris, als Graveur du Roi aufzuweisen haben.

Mit solchen schönen Anmerkungen nun sind die Artikel der deutschen Maler überall angefüllt. Z. E. Auf der 146 S. fraget der Hr. Verfasser, bey Gelegenheit des so genannten **gothischen** Geschmackes, den man unsern alten Künstlern so gern Schuld giebt: „Was ist doch das Gothische? Hat es sich „in ein gewisses Jahrhundert, oder in einen gewis„sen Zeitraum der Baukunst einschränken lassen? „Man nehme ihm nur den altväterischen Namen, „und suche es in der Aehnlichkeit der kleinen Ma-

„nieren,

„nieren, und in den überhäuften Zierrathen.„ Hiebey machet er die Anmerkung: „In diesem Ver„stande kann selbst der Geschmack der wunderlichen „Putzwerke mitten in Paris, und bey der Quelle der schönen Künste, unvermerkt wieder gothisch werden!„ Nichts ist richtiger, als dieses. Denn man sehe z. E. den so seltsamen Gout Barocq, das unförmliche und übelgeschaffene Muschelwerk der Pariser Goldschmiede, Kupferstecher, Maler und Tischler, auch Bildschnitzer u. d. gl. und sage uns, ob wohl jemals die Gothen solch verwirrtes Zeug gemachet oder geliebet haben? Es ist nur eine Schande, daß unsre deutsche Affen alle die Ungereimtheiten bloß darum nachmachen: weil sie parisisch sind; und es ganz vergessen, was schon im vorigen Jahrhunderte der vernünftige Rachel geschrieben:

Sollt ein Franzos es wagen
Die Stiefel auf dem Kopf, die Schuh an Händen tragen,
Die Sporen an dem Hut, die Schellen an dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks: der Deutsche thät es auch!
Zu einem sammtnen Rock, die groben Leinwandshosen,
Wer hätt es sonst erdacht, als Narren und Franzosen?
Wenn selber Demokrit den Plunder sollte sehn,
Er ließ, mit Gunst gesagt, vor Lachen, einen gehn.

Wir wünschen bey dem vielen Guten, das dieses schöne Buch, welches im Französischen den Fremden mehr, als den Deutschen dienen wird, auch unsern Landesleuten zu gut, und zwar von der eigenen

geschick-

geſchickten Feder des Hrn. Verfaſſers, auch in deutſcher Sprache erſcheinen möge. Wo will es hin, wenn unſre Landsleute franzöſiſche Bücher zu ſchreiben anfangen? Schreiben etwa die Pariſer deutſch?

IV.

Die Geſchichte der alten Bewohner Deutſchlandes nach ihren Claſſen, in einem Auszuge entworfen von Joh. Heinr. Steffens, des Zelliſchen Lycei Conrectors, und der kön. d. G. zu Gött. Mitgl. Zelle, Frf. und Leipz. 1752. In Verl. Ge. Conr. Geſellius. in 8. 400 S.

Wir freuen uns allemal, wenn wir Werke in unſrer Mutterſprache erblicken, die unſern Landsleuten die Kenntniß alter Zeiten erleichtern; und ſolches in einer untadelhaften Art des Vortrages thun. Unter dieſe Zahl rechnen wir auch des Herrn Conrector Steffens gegenwärtigen Tractat, und deſto lieber wollen wir denſelben unſern Leſern bekannt machen; je langſamer uns derſelbe zu Geſichte gekommen. Wenn die Verleger ſaumſelig ſind, ihre Neuigkeiten den Verfaſſern der Monathſchriften vor Augen zu bringen, müſſen ſie gewärtig ſeyn, daß ihrer ſehr ſpät, oder gar nicht gedacht wird.

Eine beſondre Veranlaſſung befahl dem Herrn Verf. die älteſten Bewohner der braunſch. lüneburgiſchen Lande aufzuſuchen, und nach ihrer Folge zu-

be-

beſchreiben. Dieß führte ihn weiter, als er gedacht hatte. Man mußte das Ganze kennen, um einen Theil recht zu entwerfen. Daher ſchicket er dieſe Beſchreibung aller vormaligen Einwohner Deutſchlandes voran. Der Herr V. rühmet ſeine Gönner und Freunde, die ihm faſt alles, was vor ihm von Deutſchland geſchrieben worden, theils bekannt gemachet, theils mitgetheilet. Und man ſieht in der That, daß er aus den beſten Quellen geſchöpfet. Er beliebte aber die Eintheilung der Claſſen, in welchen Tacitus und Plinius die deutſchen Völker vorgetragen.

Seine Abſicht iſt, denen von ſeinen Landsleuten zu dienen, deren Sache es nicht iſt, ſich große Werke anzuſchaffen, und ſie zu leſen. Er hat aber ſehr wohl gethan, daß er in den Anmerkungen die Schriftſteller angeführet, daraus ſeine Erzählungen fließen, damit auch die Jugend zum Nachſchlagen und Leſen der Alten angeführet werde. Dieß iſt die löbliche Art unſrer gelehrten Landsleute: da hergegen die Franzoſen, ſonderlich die heutigen, ſo ſich in die Geſchichte mengen, nicht anders thun, als ob ſie Orakel, oder Evangelia ſchrieben; die man auf ihr Wort annehmen, und ihnen blindlings glauben müßte, ohne zu wiſſen, wo ſie ſolches her haben? Dieß ſind die Voltairen, die Alemberts und Raynalds unſrer Zeiten, die nach des berühmten Herrn Raths Arkenholz Anmerkung, alle Geſchichte in Fabeln und Romane verwandeln.

Der Herr Verf. setzet eine kleine Charte von Deutschland, zwischen dem Rheine und der Weichsel, imgleichen der Donau, und der Nord- und Ostsee, vor sein Werk, in welches er die Lage der alten Volker gezeichnet hat. So gut dieses an sich ist, so sehr wäre es zu wünschen, daß er die Zeiten angemerket hätte, da sie diese Lage gehabt; und wenn er noch etliche andre von neuern Zeiten beygefüget hätte, nachdem im 4ten und 5ten Jahrhunderte, die meisten Züge der deutschen Völker geschehen waren. Doch vielleicht wird er dieses, nach Cluvers Beyspiele, in dem künftigen besondern Werke, von den braunschweig-lüneburgischen Völkern, nachholen.

Er hebt billig von der Herkunft der Deutschen an; und ist der Meynung, daß unsre Vorfahren insgemein Celten genennet worden; die vom Gomer, dem ältesten Sohne Japhets entsprossen, zuerst in Phrygien gewohnet, und allmählich durch Thracien, Ungarn, Deutschland, Gallien und Italien, nach den äußersten Gränzen Europens in Spanien gedrungen; ja sich bis nach Brittanien und Scandinavien ausgebreitet haben. Conring, Cluver, Leibnitz, Dithmar, Struve, Aſſedius, Herr Pelloutier und Herr Prof. Schwarz im Greifswald, sind hiebey seine Gehrmanner. Askenas, der eine Sohn Gomers, soll der besondre Stammvater der deutschen Völker gewesen seyn; von dem hernach die Chamavier, Cimbrer, Sikambrer, Titanen, und Teutonen; imgleichen nach dem Tacitus noch die Marser, Gambrivier, Sueven und Vandalen abge-

Kommt der Griechiſchen und Lateiniſchen nahe 214. ſq.
Verſchiedene Alter 280-291
ob ihr durch Lutherum aufgeholfen ſey 287
iſt durch Mart. Opitzen wiederhergeſtellet 288
Franzöſiſche, hat keinen harmoniſchen Wohlklang 212
Italieniſche, betrachtet kein Sylbenmaß 214
Prometheus, ob er ein Celte oder Scythe geweſen ſey 363

Q.

Quintilianus von den Urſachen der verderbten Beredſamkeit, deutſch 36

R.

Rabanus Maurus, Beförderer der deutſchen Sprache 636
Rebhun, Paul, beobachtet genau das Jambiſche und Trochäiſche Sylbenmaß 622. ſqq.
Hat auf zwölferley Arten deutſche Verſe gemacht 628
Rechtſchreibung, derſelben Regeln 613
Einige darunter werden unterſuchet 614
Recitativ, deſſen unrichtige Erklärung getadelt 670
Redner, deſſen Pflichten 18. Darf nicht wohl mit Erzehlungen anfangen 500. Muß bey dem Anfang nichts gekünſteltes anbringen 501. Soll in Gleichniſſen ſparſam ſeyn 518. Lobredner, hat groſſe Behutſamkeit nöthig 515
B. Rhenanus hat den Freyſingiſchen Biſchof Waldo nicht vor den Urheber des deutſchen Evangelienbuchs ſo Ottfried geſchrieben, gehalten 645
Runen, ob man ſie ſchon vor dem Ulphilas in Norden gehabt habe 418. ſqq.
Ihr Unterſcheid von den Gothiſchen Buchſtaben 445

S.

Salluſtius, deutſch 36. 38. 482-489
Schauſpiel, ein übeleingerichtetes, wird beurtheilet 139. ſq.
Schönheit der deutſchen Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung 55-69. Derſelben Gröſſe 65. Einfache 56. ſq. Zuſammengeſetzte 66. Leydet Eintrag durch fremde Wörter 58. und Redensarten 61. Durch Provinzialwörter ꝛc. ib. Durch wiederſinniſche Ausdrückungen 62. Durch ungewöhnliche verlegne Redensarten

abgeſtammet; und die eben ſowohl, als die Iſtäwoner, Ingävoner und Hermionen von Götterkindern entſproſſen geweſen.

Nach dieſes Schriftſtellers Grundriſſe richtet er ſeine ganze Abtheilung ein, und beantwortet ſich folgende Fragen:

1) Was hat man von des Tacitus Nachrichten aus der alten Deutſchen Liedern zu halten? 2) Wer iſt Tuiſto, und wer iſt Mann, ſein Sohn? 3) Welche Völker ſind die Ingevoner, Iſtewohner, und Hermionen? und wer ſind die andern Götterkinder, von welchen die Marſen, Gambrivier, Sueven und Vandalen abſtammen? Welche ſind die geſammten deutſchen Völker zu des Tacitus Zeiten? Woher kömmt der Namen der Germaner? und wo ſind die Tungrer? Auf alle dieſe Fragen antwortet er mit einer zureichenden Deutlichkeit und Kürze: obwohl vieleicht, in ſolchen alten Dingen, leicht ein andrer auch eine etwas andre Meynung behaupten könnte.

Die I. Claſſe begreift 1) die Vandalen oder Wandeler, die unſtreitig vom Wandeln, wie **Leibnitz** der Meynung geweſen, nicht aber von einem Könige **Vandalus**, den Namen gehabt haben. **Dankwerths** Meynung, daß ſie von **Wand**, welches vorzeiten die See geheißen, den Namen bekommen, iſt ſehr wunderlich; obgleich die Wandeler an der Oſtſee gewohnet. Denn **Boden** heißt zwar die See, aber nicht Wand: daher der **Bothniſche** Meerbuſen, der **Bodenſee**, imgleichen ποταμος den Namen hat. Der Herr Verf. theilet nun dieſe

Vandaler ganz richtig in ihre Völkerschaften, und sondert sie von ihren Nachbarn ab; zeiget auch, daß sie **Winiler**, **Winuler**, **Windeler** u. s. w. geheißen: nur vergißt er zu sagen, daß man sie nicht mit den Venedern oder Wenden vermischen müsse, wie einige alte und neuere Geschichtschreiber gethan haben.

Wenn aber **Procopius** die Vandaler zu einer Völkerschaft der Gothen machet, so ist das kein Wunder. Sie wohnten beyde neben einander; die Vandaler in Mekelnburg, und Vorpommern, die Gothen aber in Hinterpommern, Cassuben, und Preußen dießeit und jenseit der Weichsel, bis in Polen hinein. Sie wurden in der Mark auch **Sueven** genennet, weil **Wandeln** und **Umschweifen** einerley ist*, und beyde Namen also einerley bedeuten. Daher bekam auch der Oderstrom den Namen Suevus, und die Ostsee, hieß Mare Suevicum, bis an den Sinum Codanum, oder Gothanum zwischen Hela, Danzig, Pillau und Memel an der ganzen preußischen Küste, welche die Gothen und Aestier inne hatten.

Das 2te Volk waren also die Gothonen, die dem Plinius Guttonen, Ptolemäus Gythonen heißen; von andern aber auch **Geten** und Gothen genennet worden. **Plinius** setzet sie um die Weichsel, ans balthische Meer, **Cluver** und **Spener** bestätigen es, daß sie in Preußen den Bernstein gesammlet. Die Freunde von Scandinavien, **Stiernhielm**, **Loccenius**

* Wozu auch noch das Trecken oder ziehen kömmt, davon die Thracier, Θρᾷκες den Namen haben.

cenius, Rudbeck, wollen die Gothen daraus herholen. Jornandes aber, Paulus Diaconus u. a. Scribenten der mittlern Zeit beweiſen nichts mehr, als daß auch daſelbſt kleine Völkerſchaften dieſes Namens gewohnet. * Die Geten am Pontus Euxinus, die Juten in Dännemark, und die ſcandinaviſchen Guten, mögen wohl Zweige eines Stammes geweſen ſeyn: wo nicht die erſten eben ſowohl ihre Stammväter heißen können, als die Cimerier im thraciſchen Bosphorus die Väter der Cimbrer in Dännemark geweſen. Conring hat die Vorrechte Deutſchlands in dieſem Stücke deutlich gewieſen; im Tract. de antiquiſſ. ſtatu Helmſtadii & viciniis.

Nun folgen die Lemovier und Heruler, die an die Gothen in Pommern gegränzet, wo noch itzo das Städtchen Lebe, der lebiſche See, der Fluß Lebe, Lebbune, und Lauwenburg liegen: die Heruler aber ſollen bey dem Städtchen Hela gewohnet haben: wie wohl andre den Herlungsberg im Brandenburgiſchen, noch andre die Werra, und die Gere, für die alten Sitze der Heruler angeben. Der heruliſche König Odoacer, den das alte Heldenbuch durch den König Ortnitt, oder Ortney, wie er in der älteſten Ausgabe heißt, verſtehen, iſt berühmt genug, und hat ein mächtiges Volk nach Italien

* Prätorius aber in ſeinem Orbe Gothico hat deutlich gezeiget, daß die Gothen ein ſehr großes Volk geweſen, welches von der Oſtſee und Weichſel an durch ganz Sarmatien bis an den Ausfluß der Donau, und an Thracien, alles erfüllet: ob er gleich darinn unrecht hat, daß dieſelben ein ſlaviſches, oder ſarmatiſches Volk geweſen.

geführet, womit er das occidentalische Reich zerstörete, noch ehe die Ostgothen dahin kamen.

Auf diese folgen die Rugier, die Sidiner, Cariner, und Burgundionen, lauter Einwohner von Brandenburg und Niederschlesien, bis in Pohlen; die Reudinger, Avionen, Angeln, Variner, Suardonen, und Nuthonen, in Vorpommern, Holstein und Meklenburg. Die Langobarden machen den Schluß der I. Classe, die bis ins Lüneburgische und Magdeburgische gereichet haben.

Zur II. Classe, und zwar zu den Ingevonen zählet der Herr Verf. die Cimbrer und Teutonen, die in Jütland und Seeland; und die Chaucen, die in Bremen, Oldenburg und Ostfrießland, zwischen der Weser und der Ems gewohnet haben.

Zur III. Classe rechnet er die Herminonen, und darunter die Cherusker (d. i. Härzker), die unter dem Hermann, oder Arminius so berühmt geworden, und mit den Catten, oder Hessen, Bructerern und andern verwandt waren, und gemeine Sache macheten. Hier wird die Geschichte von der Niederlage der Römer unter dem Varus mit allen Umständen erzählet: fast eben so, wie sie Herr Baron von Schönaich in seinem treflichen Hermann zum Grunde geleget hat. Man liest aber auch die nachfolgenden und glücklichern Schlachten der Cherusker gegen den Germanicus; bis die Geschichte dieses tapfern Volkes in die Dunkelheit fällt: weil sie vermuthlich unter dem Namen der Franken mit ausgezogen und sich Galliens bemächtiget haben.

Es

Es folgen die Catten und Mattiaker. Cäsar, Strabo, Dio, Sueton, und Florus haben auch diese Völcker mit zu den Sueven gezählet: weswegen Cluver, Cellar, und Spener eines großen Irrthums zu beschuldigen sind. Der Hr. V. meynet, der Unterscheid der alten Völker sey nicht allemal so genau bestimmet gewesen. Die **Mattiaker** und **Bataver** sind unstreitige Colonien der Catten gewesen. Die letztern wohnten auf der Insel, zwischen den Armen des Rheins; die Mattiaker aber den Catten gegen Abend, bis an die Ufer des Mayns und Rheins, gegen Morgen aber bis an die Saale, wie gegen Norden an das Harzgebirge. **Mattium** soll Marburg, und das Castel des Drusus, das heutige Cassel seyn; wo noch ein so genannter Druselthurm befindlich ist. u. s. w.

Die **Hermunduren** sind eine suevische Nation gewesen, und ihr Gebieth hat sich zwischen der Elbe und Saale bis an die Donau erstrecket: ja sie sollen diejenigen seyn, die sich längst der Donau hinauf bis an den Neckar gezogen, und die heutigen Schwaben abgegeben; nachdem sie sich mit den Allemanniern vereiniget. Tacitus wird hierbey erkläret, und gerettet. Jenseit der Donau hatten sie Vindelicien und Rhätien zu Nachbarn, gegen Morgen die Norisker, Bojer, Markomannen, und Semnonen, gegen Westen aber die Catten; wie gegen Norden die Cherusker.

Die **Semnonen** wollten die vornehmsten unter den Sueven seyn, und wohnten jenseit der Elbe gegen Morgen, oder Nordostwärts, bis an den Suevus,

d. i. die Oder, wie Ptolemäus will. Sie vereinigten sich unter dem Hermann wider die Römer, nachdem sie dem Marbod abtrünnig geworden. Jenseit der Oder hatten sie die Burgundionen.

Die Quaden, Marsinger, Burier, Osier, Lygier und Gothinen, lagen höher hinauf jenseit der Oder, hinter den Markomannen, etwa wo itzo die schlesischen, böhmischen, und ungarischen Gebirge zusammen stoßen. Sie hatten Sarmaten zu Nachbarn, und waren ihnen eine Weile zinsbar: und haben die Osier, die pannonische Sprache geredet, so mögen sie bis an die Donau gestoßen haben.

Zur IV. Classe der Istevohner zählet der Herr Verf. die Markomannen, Heruler, Seelusier, Nariſker, Tenkterer, Usipeter, Sicambrer, Marser, Tubanten, Dulgibiner, Chamaver, Ansivarier, Angrivarier, Brukterer, Friesen, u. s. w. Wir können uns aber bey allen diesen Völkern nicht aufhalten.

Zur V. Classe werden die Peuciner, Bastarnen, Veneder und Finnen gerechnet. Allein es ist nach dem Tacitus ungewiß, ob diese Völker Deutschland, oder Sarmatien gehöret haben: und aus den letzten zu urtheilen, sind sie nichts weniger, als Deutsche gewesen. Da der Herr Verf. die Sitze der Veneder oder Wenden bestimmen will, so nimmt er sie erst in neuern Zeiten: als die großen Heerzüge der Wandalen und Sueven, Burgunder, Angeln und Sachsen, sonderlich der Westgothen, den nordöstlichen Theil von Deutschland von der Elbe bis über die Weichsel fast von Einwohnern entblößet hatte. Denn

da-

damals allererſt, vom dritten bis zum fünften Jahrhunderte ſind die wendiſchen und ſarmatiſchen Völker in ihre Sitze gerücket, und bis an, ja gar bis über die Elbe gedrungen. Wir können uns aber darauf eben ſo wenig einlaſſen.

In dieſer Claſſe nun wird auch noch vom Namen der Germaner, von den Allemannen, Franken, Thüringern, und Sachſen, die in neuern Zeiten berühmt geworden, zureichend gehandelt, und damit das ganze Werkchen beſchloſſen. Wir bezeugen mit Vergnügen, daß uns die ganze Einrichtung und ſonderlich die deutſche Schreibart des Herrn Conrector Steffens ſehr wohl gefallen habe.

V.

Nachricht von dem Zuſtande der deutſchen Dichtkunſt, in Bayern.

Die deutſchen Muſen fangen ſich auch in Bayern an zu regen. Durch die Gunſt eines vornehmen Freundes am daſigen churfürſtl. Hofe, ſind uns die neueſten Proben davon bekannt geworden, die unverwerfliche Beweiſe davon abgeben. Wir wollen unſern Leſern, die vielleicht niemals geglaubet haben, daß man zu München deutſche Verſe mache; oder die doch dergleichen niemals zu Geſichte bekommen haben, das Vergnügen machen, etwas davon mitzutheilen.

Das hohe Beylager einer durchl. kaiſerl. und churbayeriſchen Prinzeſſinn, mit des Herrn Markgrafen zu Baden Durchlauchtigkeit, hat unlängſt den bayeriſchen Dichtern Anlaß gegeben, ihre Kräfte zu verſuchen: und wir müſſen geſtehen, daß ſie unſere Erwartung weit übertroffen haben. Das erſte und wichtigſte Stück, daß wir davon in Händen haben, heißt dem Titel nach:

> Das Bilde einer churbayeriſchen Braut, in einem Traugedichte, entworfen ꝛc. und dem durchlauchtigſten Brautpaare (p. t.) in tiefeſter Ehrfurcht gewidmet, von Matthias Friedrich von Waydtmann, churfürſtl. bayeriſchen Rathe, und geweſenen Inſtructorn. 3 Bogen in Fol.
>
> Ipſi ſibi ſomnia fingunt.

Der Anfang wird zeigen, wie die Verſe des Dichters fließen:

Die Sonne gieng gemach mit ihrem Wagen unter,
Lucina wurde ſchon von jenem Schlummer munter,
Der uns die Nächte bringt; und Heſper trat hervor
Aus einer dicken Wolk, und zog den Sternenchor,
Nach ſich ganz ſachte her; da kam der Gott der Träumen,
(Die Urſach meines Kiels und jubelvollen Reimen)
Der Gott der Träumen kam, und warf in jedes Haus,
Den Samen, der das Aug zuſammenziehet, aus.
Auch mich hat dieſer Gott, mich hat er nicht vergeſſen,
Und ſeine ſtarke Macht iſt in mein Aug geſeſſen.
Ich wollt ihr widerſtehn, und ware doch zu ſchwach,
Die Schlafſucht riß mich hin, ſo wie ein ſchneller Bach.

Die

Die Sinnen lagen todt und in der Ruh begraben,
Und mußten ein Gesicht, das Morpheus malte, haben.
Ich stelle mir es vor, als sehe ich es noch,
Denn bald empfand ich Lust, und bald ein Schmerzen-
Joch ꝛc.

Unsre Leser werden aus dieser Probe selbst sehen, daß dieser Dichter alles das übertrifft, was wir bisher aus München und Bayern haben zu sehen bekommen; wenn wir diejenigen Stücke ausnehmen, die uns unter dem Titel eines Schubsacks voll bayerischer Gedichte, vor ein Paar Jahren in die Hände gefallen. Man muß nämlich billig seyn, und dem Hn. Verfasser dieses Gedichtes zugestehen: daß sein Schwung der Gedanken gut und geistreich, sein Ausdruck vernünftig, und bis auf einige Kleinigkeiten der bayerischen Mundart, auch nach der Sprachkunst richtig sind. Denn wenn er in der vierten Zeile anstatt zeucht, zog gesetzet; an Träumen und Reimen das n, und bey ware, das e weggelassen hätte: so würde das übrige so ziemlich gut klingen. Doch wir müssen den Traum selbst wissen.

Der Dichter bedünkt sich auf einem weiten Felde, nahe an einem Walde zu seyn. Dieser läßt einen lauten Ton hören, und allmählich kömmt des Landes Schutzgeist, setzet sich mit einer starken Gesellschaft an einem Flusse nieder, und läßt ein ues Lied hören. Er lobet den Himmel, der ihn zum Schutzgeiste von Baden gesetzet, und ihm ein so schönes Land zu bewachen gegeben. Den Mark-

grafen Ludewig lobet er auch, wegen seiner trefflichen Eigenschaften, und bedauret nur, daß er keine männliche Erben erlangen können; hoffet aber, daß solches sich noch wohl fügen könne.

Indessen entsteht ein Ungewitter, welches hier recht poetisch geschildert wird. Mitten unter Donnern und Blitzen kömmt Fama geflogen, und stößt ein Trauerlied in ihre Trompete, über den Tod der Fürstinn von Baden. Der Schutzgeist entsetzet sich, und bricht in Klagen aus. Der Himmel kläret sich indessen wieder auf; und Fama entfernet sich: an deren Stelle Merkur erscheint; um den Schutzgeist wieder aufzumuntern. Er verkündigt ihm nämlich, daß der Gott der Götter für Baden geforget, und ihm eine neue Landesmutter zugedacht habe. Auf Befragen, wer sie sey? erwiedert Merkur, sie solle aus Bayerland kommen; und Kaiser Karls des VII. Tochter seyn: wobey die Lobsprüche dieses durchl. Hauses eingeschaltet werden. Der durchlauchten Braut Namen und Eigenschaften werden auch gepriesen; sonderlich, daß sie die Wissenschaften und freyen Künste liebet.

Dadurch wird der Schutzgeist wieder froh. Er wünschet dem Markgrafen Ludewig Glück. Er sieht zwar den Schmerz vorher, der beym Abschiede der durchlauchten Braut aus München bevorsteht; prophezeiht aber darauf viel Gutes und Freude. Hierauf verschwindet der Schutzgeist, und der Dichter erwachet. Er sieht seinen Traum erfüllet, und wünschet der durchlauchtigsten Prinzessinn Maria, so wie ihrem neuen Gemahl, alles Vergnügen; und da er

in

ten 64. 67. Ihr iſt nicht aller uneigentlicher Ausdruck zuwieder 61. auch nicht deutliche alte, oder ganz neue Redensarten 64
Senecae Schriften, deutſch 38. 39. 482. 489.
Trauerſpiel, die Trojanerinnen 40
Skalden, waren die alten Nordiſchen Poeten 108
Ableitung dieſes Namens 109. Andre Namen 112. Aehnlichkeit mit den Druiden 107. 113. Inhalt ihrer Gedichte 114. ſqq. derſelben Glaubwürdigkeit 116. Warum ſie bey den Königen beliebt geweſen 116
Ihre Schreibart 117
Solimus, deutſch 40
Sprachen,
Urſachen von derſelben Veränderung 311. 312
Celtiſche, was ſie vor Mundarten in ſich begreife 218
Deutſche, wie man zur Critiſchen Hiſtorie derſelben nach allen Zeiten gelangen könne 219
Ob ſie eine Grundſprache, und beym Babyloniſchen Thurmbau entſtanden ſey 578
Drucket nebſt der Ebreiſchen die Natur der Dinge am glücklichſten aus 366
Iſt männlich 580. Bey der Kürze ihrer Wörter nicht dunkel ib.
Hat wenig zwey- oder vieldeutige Wörter 582. Iſt ein Probierſtein der Gedanken, und nimmt nicht leere Wörter an 374
Ihr Reichthum, und deſſen Urſachen 582. Beſonders in Worten, die Kunſt- und Handwerksſachen ausdrücken 372. Warum ſie einige abſtracte Dinge, imgleichen moraliſche Begriffe nicht wohl geben könne 375. Wie dieſem Mangel zum Theil abzuhelfen ſey 375. 395. Sie iſt mit Erdenkung neuer Wörter zu bereichern 399
Ihre Reinigkeit herzuſtellen und zu erhalten, brauchet groſſe Behutſamkeit 378. ſq. Welche Wörter man hiebey zu meyden habe 401. ſq. Dabey iſt nicht alle Einbürgerung fremder Wörter zu verwerfen 397. 405. ſq. Sonderlich aus dem Holländiſchen 398

in ihrem Dienste zwölf Jahre zugebracht: so empfiehlt er sich beharrlich-gnädigem Andenken.

Nun wissen wir wohl, was unsre itzo fast gar zu kritischen Witzlinge, die doch gemeiniglich selbst viel Stoff zum Tadel an die Hand geben, dabey denken werden. Allein, bey Beurtheilung der witzigen Schriften, muß man auch auf Zeiten und Oerter sehen, wo sie gemachet worden. Da findet sichs nun, daß etwas, das sehr mittelmäßig gewesen seyn würde, wenn es mitten im Schooße der schönen Wissenschaften, z. E. bey uns in Sachsen, zu diesen Zeiten gemachet worden; dennoch sehr viel Lob verdienet, wenn es in einem Lande hervorkeimet, wo so wenig Anleitung, als gute Vorgänger, zu der deutschen Dichtkunst vorhanden sind, als in Bayern: wo Mönchsart, Religion, und Buchhandel überdieß unzählige Hindernisse in den Weg legen, unsre besten Schriften zu kennen, zu haben, und zu lesen; und wo man folglich auch eine Morgenröthe eines artigen Witzes, schon hoch zu schätzen Ursache hat.

Wir wollen also nicht sagen, daß dieß Gedicht ein Meisterstück sey; vielweniger, daß die Sprache darinn ohne Tadel, und der Ausdruck überall zu loben sey. Nein, wir sagen nur, daß es eine gute Fähigkeit des Verfassers zeige, der bey fernern Bemühungen, zu Läuterung seiner Mund- und Schreibart, noch wohl weiter kommen, und seinen Landsleuten zu einem Beyspiele werde dienen können; daß auch Bayern den deutschen Parnaß dereinst ersteigen könne. Das Lesen der besten Dichter, und die flei-

fleißige Uebung in der Sprachkunst, werden ihm schon die rechte Spur zeigen.

Das zweyte Gedicht auf diese hohe Vermählung, so Hrn. Matthias Etenhueblern zum Verfasser gehabt, ist schon bey weitem so poetisch nicht. Einige Strophen davon, denn es ist eine Ode, sollen unsre Leser in den Stand setzen, davon selbst zu urtheilen. Es hebt so an:

Durchlauchtigstes Hochzeitpaar,
Wer Dich nach Würde will besingen,
Vertraut auf wärne Dädals-Schwingen,
Und gibt sich selbsten in Gefahr.
Daß nicht die Nähe Deiner Strahlen
Ihn heissen in das Meere fallen,
Wo er im nassen Thetis-Reich
Sein Schicksal findt dem Icar gleich.

Die Schärfe des Satyrschen Stahl,
Den man auf alle Dichter wetzet
Und manchen harten Stich versetzet,
Hält mich zurück vom Pindus Saal.
Für einen Bayrschen Reimen-Schmiede
Ist es genug, wenn er mit Friede
Nach seiner rauhen Mundart schreibt,
Und in dem Nichts verborgen bleibt.

Mein Kühnheit wagt sich nicht so weit
Jetzt, da es von Poeten wimmlet,
Die Musen foltert, Sylben stimmlet,
Daß ich vergeß der Sterblichkeit.

Die Werke, so erhabne Seelen,
Auf ihres grossen Geists Befehlen,
Erzeugen an das Tage-Licht,
Die hegen Feuer und Gewicht.

Genug! wir wollen den Herrn Verf. nicht wider seinen Willen mehr ans Licht ziehen. Nur dünkt uns, daß er in einem Gedichte auf so ein erhabnes Paar, nicht so viel von seiner Unfähigkeit zur Poesie hätte reden sollen. Denn glaubte er sie in der That, warum blieb er denn nicht zu Hause?

Das dritte Stück, so wir dießmal mittheilen wollen, ist auf des Herrn **Grafen von Seinsheim** Excell. mit einer **Gräfinn von Törring**, als ein **poetische Verlöbniß-Gedicht und Glückwunsch**, von einem der sich J. U. W. v. F. nennet, zween Bogen lang aufgesetzet. Anstatt einer Ueberschrift aus einem alten, oder sonst berühmten Dichter, setzet derselbe ein Paar sonder Zweifel selbst gemachte Zeilen voran; die so lauten:

Was Gott im Himmel schließt, richt das Verhängniß ein
Was jener will und dieses fügt, muß ohnvermeidlich seyn.

Ein jeder sieht, daß die zweyte Zeile einen Fuß zu viel bekommen hat; aber der Anfang des Gedichtes selbst, wird mehr solche Blümchen zeigen, die in unsern Landen schwerlich wachsen dörften:

Mich trieb ohnlängst ein Lust, mein Bücher zu durchsehen,
Ich gieng des Ends dorthin, wo solche pflegen stehen,

Und

Und nahm von ohngefähr das Wappen-Buch heraus,
Betrachte hin und her, was dies- und jenes Haus

In seinen Wappen führt: Es muste sich so schicken
Daß bey zwey wilden Schwein drey Rosen that erblicken,
Ich dachte kaum bey mir, die Rosen stehen gut,
Wer eine brechen will, der braucht Verstand und Muth.

So hörte eine Stimm: Ich will ein Wappen nennen,
Woraus du solchen kannst alsdann gar leicht erkennen.
Drey schwarze Weck lein in einem gelben Feld,
Ein Zang ist in der Mitt; merk, was ich weiters meld.

Drey rothe Kugelen jetzt auch dazu gehören,
Welche des Wappen Glanz mit neuem Licht vermehren;
Reim nun zwey wilde Schwein, ein Zang, und drey-
mal drey.
So wirst du sehen bald, wer Rosen-Brecher sey.

Doch wir glauben, unsre Leser werden wenige Lust haben, etwas mehr von diesem Dichter zu wissen. War es also wohl ein Wunder, daß ihn ein Eiferer für die Ehre des deutschen Parnasses, mit folgendem gedruckten Ruthenstreiche züchtigte?

Gerechter Eifer des Apollo, wegen der in einem sogenannten Verlöbnißgedichte nothgezüchtigten Calliope.

Unreifer Dichter Trieb, womit man Musen schändet,
Und durch elendes Zeug den dummen Pöbel blendet,
Wo ein verderbter Kopf sich schon poetisch schätzt,
Wann selber ungeschickt gleich einem Faunus schwätzt,
Freund!

Freund! ſage mir einmal, was hat dich doch bewogen?
Daß dein ſonſt hoher Geiſt auf anderthalben Bogen
Ein hochverlobtes Paar mit Knüttelvers beehrt,
Wo doch die Ehrfurcht ſonſt ein anders dichten lehrt?
Ein Gottſched lernet uns, du aber haſt vergeſſen
In reiner Mutterſprach die Sylben abzumeſſen,
Weil eine jede ſchreyt, und deine Wuth beweint,
In welchem Fall Hanns Sachs noch weit gelinder ſcheint,
Nach heutigem Geſchmack muß man nicht Worte leimen,
Das ſteht Pedanten zu, man muß vernünftig reimen,
Und die Allegorie iſt ziemlich weit gericht,
Wann in des Dichters Kopf ein Schwein die Roſen bricht.
Die Muſen, ſo die Spitz des Helicons beſteigen,
Seynd freylich voller Schaam, und müſſen hierzu ſchweigen,
Nicht, daß Ihr edler Trieb ſo ungeſchickt beſtellt:
Nein, weil ein Pfuſcher ſich zu Ihrer Zunft geſellt,
Allein es wäre noch ein Platz vor dich zu finden,
Mein Freund, fahr ferner fort die Worte ſchlecht zu binden,
Die Muſen ſeynd nicht bös, weil du ſo gütig biſt,
Und weil dem Pegaſo wird täglich ausgemiſt:
So wird es nöthig ſeyn, ein Mann von ſolchen Gaben,
Den man bey dieſer Zeit nicht allezeit kann haben,
Dahero bitte ich, wann es euch Muſen recht?
Macht ihn beym Pegaſo zu eurem Pferdeknecht.

Nächſtens wollen wir etwas noch viel ſchöners von ſolcher Art bekannt machen.

* * * * * * * * * * * * * *

VI.

Nachricht von der Aufnahme der französischen Christiade, die als ein Heldengedicht im vorigen Jahre herausgekommen.

Wir haben im vorigen Jahre schon dieses epische Gedicht angekündiget. Es sollte auf Vorschuß gedruckt werden, und ist wirklich erschienen. Wie auch leicht zu denken ist, so hat es so viel Lärmens gemacht, als bey uns der Messias, mit dem es von gleichem Inhalte ist; und sehr verschiedene Urtheile nach sich gezogen. Ehe wir dieselben melden, wollen wir von seinem Inhalte einige Anzeige thun.

Den Anfang machet es von der göttlichen Stimme, die bey der Taufe am Jordan, Jesum von Nazareth für den Sohn Gottes erkläret. Diese wird das Signal eines neuen Krieges, zwischen Gott und der Hölle. Das mit einem sterblichen Leibe vereinigte Wort wird der Held, dem der Allmächtige seine Rache aufgetragen hat. Satan erwachet darüber; ob ihn gleich der Verf. vorher auf dem Berge Libanon für das Beste der Hölle wachen lassen. Da man nun nicht zugleich schlafen und wachen kann: so muß er dieses vergessen haben; es wäre denn, daß Satan, wie manche faule Schildwacht, über dem langen Wachen endlich eingeschlafen wäre. Er erwachet also, und führet verstellt, den Heiland

in die Wüste; welches denn merkwürdige Begebenheiten hoffen läßt. Diese Versuchung wird nun viel beſſer, als im Milton ausgeführet, und entfernet ſich wenig vom Texte der Schrift. Die geographiſche Erzählung Satans von allen Reichen der Welt, iſt in der That ein wenig weitläuftig, und er giebt ſich nicht für den Fürſten, ſondern für den Gott dieſer Welt aus; erzählet ihm auch ſeine Tempel und Opfer, u. ſ. w. Er beut dem Sohne Gottes den Thron der Univerſalmonarchie an, ja Tempel und Altäre: und giebt dadurch ſeinen ſtolzen Charakter zu erkennen. So weit geht der I. Geſang.

Der II. Geſ. hebt mit einer poetiſchen Naturkunde an. Er beſchreibt den Palaſt des Fürſten der Luft, ſo wunderwürdig, als Milton das Rathhaus der Teufel in der Hölle. Satan ahmet die Rolle der Juno beym Aeolus, aus dem Virgil nach, und bittet um ein Sturmwetter, Jeſum zu erſäufen. Und hier vergißt er ſogar das Quos ego - - des lateiniſchen Poeten nicht: Indem Jeſus erwachet, und die Wellen bedrohet. Ob dieß eine erlaubte Nachahmung ſey, mögen die Kunſtrichter zuſehen.

Im III. Geſange rathſchlagen die Teufel, über das, was ſie zu thun haben: aber die Erzählung erniedriget ſich auf zu viele Kleinigkeiten, dadurch ſie matt wird. Die Beſchreibung des bethlehemitiſchen Kindermordes, die Satan machet, iſt ein Stück, das nach einiger Meynung, mit des Aeneas Erzählung von der Eroberung Trojens, und von der Bluthochzeit, in der Henriade, zu vergleichen iſt. Sodann halten die Teufel einen Rath, ob Jeſus ein Menſch,

oder ein Gott sey, darüber sie uneins sind: und hier ist alles Miltons höllischer Berathschlagung ähnlich.

Die Beschreibung weltlicher Gemälde, die den Tempel zu Tiberias schmücken, als wo Tiberius vergöttert wird; und die Erklärung aller Begebenheiten der Götter und Göttinnen, welche in Schildereyen und halb erhabenen Figuren vorkommen, sind vielen andächtigen Lesern sehr ärgerlich vorgekommen. Das Gastmahl der Herodias, das dem Täufer Johannes das Leben kostete, ist der Triumph der Ueppigkeit, und der Rachgier der Herodias; welche durch einen griechischen Tanz berühmt geworden. Die Schrift both den Verfasser diese Einschaltung dar; und er hat es sich eben sowohl, als die von der Maria Magdalena zu Nutz gemachet. Allein diese letztere hat unzählige Leser geärgert: obgleich das V. Buch ihre Bekehrung nachholet.

Aus dem Joseph, und andern neuern Kirchengeschichten, wird auch eine Verrätherey eingeschaltet, die zwischen der Herodias, dem Herodes Antipas und dem Sejan, des Tibers Günstlinge, wider diesen verabredet worden; um den Herodes für einen König und für den Messias ausrufen zu lassen. Ihr Character wird darinn wohl geschildert, und man trauet ihr vollkommen zu, daß sie das thun können, was sie am Johannes ausgeführet.

Nun kömmt die Verklärung auf dem Berge Thabor: wobey die Vermittelung des Wortes, nach dem Falle Adams, ein edles Zwischenspiel abgiebt; dabey aber die Geschichte der Schöpfung, der

Mensch-

Menschwerdung und seine geheimnißvolle Geburt, in ganz anderm als miltonischem Geschmacke, angebracht werden. Aber wer hätte das alles hier gesuchet?

Der VII. Ges. enthält die Versammlung des Sanhedrin, oder des großen Raths der jüdischen Priesterschaft, und stellet ein Parlament vor, wo die Sache Jesu, als ein Proceß ausgeführet wird. Die Beweise seiner Gottheit, und Sendung, werden aus den Schriftstellen, theils behauptend, theils verneinend vorgetragen; doch so, daß Nikodemus, der für ihn streitet, den Sieg davon trägt. Wer da weis, wie bey uns Ayrer diesen Proceß Christi und Belials abgehandelt, der wird sich vorstellen können, wie jener ausgefallen ist.

Soviel mag voritzo zu einer Probe genug seyn. Soviel sehen unsre Leser 1) daß dieser Poet sich die ganze Zeit des Lehramts Christi, auf Erden, von seiner Taufe an, zu beschreiben vorgenommen. Ist dieß den Regeln des epischen Gedichtes zu viel Zeit; so ist es doch der Schrift gemäß. 2) Daß der Dichter sich überhaupt weit mehr an den Text der Schrift gehalten hat, als der deutsche Verfasser des Messias. Alle seine erstaunlichen Fabeln von Engeln und Patriarchen, von den Himmeln und Welträumen, und vom Mittelpuncte der Erden, sind hier nicht zu finden. Gott hält keinen Gerichtstag; u. d. m.

Gleichwohl hat dieser französische Poet bey sehr wenigen Beyfall gefunden. Die Seltsamkeit seines Vorhabens, die Religionswahrheiten in ein Gedicht zu verwandeln, hat fast allen anstößig geschie-

nen: und selbst sein Vorbericht davon hat diesen Anstoß nicht aus dem Wege räumen können. Es ist ihm allemal der Hauptvorwurf übrig geblieben: daß man nicht weis, was man aus seinem Gedichte machen soll. Die meisten, denen alles gar zu wunderbare fabelhaft vorkömmt, nennen dieß Werk einen Roman: und diese werden dadurch bestärket, weil die Christiade in ungebundner Rede geschrieben ist; so daß sie keinem Gedichte ähnlich sieht. Noch andre, und zwar andächtige Personen, werden ganz irre, wenn sie sehen, daß die Begebenheiten und Thaten des Heilandes mit ganz andern Farben, und in ganz andrer Ordnung gemalet werden, als auf die reine und einfältige Art der Evangelisten. Sie halten es für ein Verbrechen, sich von dieser Vorschrift zu entfernen; und da es nicht nöthig sey, den Glaubenswahrheiten mit fremden Zierrathen auszuhelfen: so sey es eine Frechheit und Gottlosigkeit, sie in einem andern Lichte zu zeigen, als das Evangelium selbst sie gezeiget.

Es ist wahr, daß Kunstrichter, die alles wohl geprüfet und überleget haben, im geringsten nicht zweifeln, die Christiade ein Gedicht zu nennen, wie man den Telemach, und alle Romane mit Rechte so nennet. Allein, was den Inhalt betrifft: so dünket derselbe sie viel zu groß und zu prächtig, für ein episches Gedicht zu seyn. Die Geschichte Jesu, sind schon in der einfältigen evangelischen Erzählung, die doch alle Charaktere der ungekünstelten Wahrheit hat, so wunderbar und groß; daß sie, wenn sie noch in poetischem Schmucke, und mit allen Vergrö-

Sprachen, Deutſche, ihre Schönheit in Abſicht auf ihre Bedeutung 55-69
Unterſchied der Wörter in dieſer Abſicht 70-84
Vortheile, ſo ihr aus ſolcher Unterſuchung zuwachſen 81. ſqq.
Vorſchlag, wie ſie zu verbeſſern und im Anſehen zu erhalten ſey 274. ſq.
Alte Deutſche, ihre vornehmſten Periodi 221
Plattdeutſche, von derſelben unbilligen Verachtung, 3. 4-323. Urſachen dieſes Verfalles 312. Vorzüge vor der Oberſächſiſchen Mundart 314-320.
Ob ſie ſchon zu Ottfrieds Zeiten von der Oberdeutſchen unterſchieden werden 646
Sie iſt einförmig 314. älter als die Oberſächſiſche ib. Kennzeichen dieſes Alterthums 315
Ihre Reinigkeit, worin ſie beſtehe 318. Läßt ſich deutlich und angenehm ausſprechen 319
Fränkiſche, darin iſt die Harmonie der Evangeliſchen Geſchichte von Ottfrieden abgefaſſet 191
Franzöſiſche, wenn und warum ſie in Deutſchland eingeriſſen ſey 379
Gothiſche, wo ſie zu ſuchen 152. Darin ſind die vier Evangeliſten überſetzet 151. Iſt urſprünglich Deutſch ib. Doch mit andern Mundarten vermenget ib. 423. Iſt nicht urſprünglich Nordiſch, noch mit Altdeutſchen Mundarten vermiſchet 421. Iſt von der Schwediſchen ſehr unterſchieden 155
Spreng, Joh. ſein Leben in Verſen 50-52
Suetonius, deutſch 41. 489
Sylben, deren nach dem Gehör beurtheilte Länge iſt der Grund des Poetiſchen Sylbenmaßes im Latein. 206
Deren Quantitet, ob ſie die Franzöſiſche Sprache habe 213
Sylbenmaß, Deutſches, deſſen Grund 207
Iſt vor keine Kleinigkeit zu achten 630
Das Jambiſche, Trochäiſche, Dactyliſche und Anapäſtiſche iſt ſchon in der Mitte des 12. Sec. beobachtet worden 286. Die beyden erſtern Arten ſind ausdrücklich bereits A. 1540. gebraucht worden 622

größerungen der Einbildungskraft vorgetragen werden, einem nothwendig romanhaft, und unglaublich vorkommen müssen. Solche Gedichte verwandeln also wirklich die Religion in ein Gedicht, und geben der Wahrheit ein fabelhaftes Ansehen. Ob das nun den Glaubenslehren Vortheil bringe, mögen Theologen überlegen.

Hierzu kömmt, daß in beyden Gedichten, zwey der klügsten Völker, der französische Messias, der deutschen Christiade gar nicht ähnlich sieht. Bey der Uebersetzungssucht unsrer Landsleute wird man das französische Gedicht bald deutsch zu lesen bekommen. Und wer weis, ob nicht auch unser Messias bald französisch werden wird? Ein Stück davon hat man schon in der berlinischen Abeille gelesen. Was wird nun ein andächtiger Leser denken, wenn diese beyde neuen Evangelisten so handgreiflich von einander abgehen werden? Welch ein Aergerniß für die Religion muß nicht daraus entstehen?

Indessen wollen wir nicht verhölen, daß die französische Christiade auch bey einigen Lesern, was den Entwurf, und die Einrichtung betrifft, Beyfall gefunden hat. Die Ausbildung aber, in den Redensarten und Ausdrückungen, überlassen eben dieselben den Beurtheilungen der Kenner und Liebhaber der Richtigkeit. Diese aber werden sie schwerlich billigen können, da sie in vielen Stücken viel miltonischer, d. i. viel schwülstiger und übertriebener herauskömmt; als sie die Franzosen in ihren bisherigen Gedichten gewohnt gewesen sind.

VII.

Zu der jährlichen Feyer des hohen Geburtsfestes Sr. königl. Hoheit, des durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Christians, königl. Prinzen in Pohlen, Chur- und Erbprinzen zu Sachsen ꝛc. ꝛc. werden alle Gönner und Liebhaber der schönen Wissenschaften ꝛc. eingeladen, von der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig. Gedruckt bey Breitkopfen 1755. 1 und einen halben Bog. in 4.

Diese Einladungsschrift, ist eben sowohl, als die vor einem halben Jahre erschienene, von der Feder des Vorstehers dieser Gesellschaft der freyen Künste, Hrn. Prof. **Gottscheds.** Er setzet darinn zuförderst die Geschichte der vormaligen berühmten fruchtbringenden Gesellschaft, oder des Palmenordens fort, und zwar unter der Aufsicht Herzog Wilhelms zu Sachsen-Weimar, als ihres zweyten Oberhauptes. Dieser Zeitlauf ist ihr nicht minder merkwürdig und rühmlich gewesen, ob er wohl viel kürzer gedauert. Er hat nämlich nur von 1651 bis 1666. gewähret, da dieses zweyte Oberhaupt die Welt verlassen hat.

Zuförderst erzählet der Hr. Prof. G. die Wahlfeyerlichkeiten, die zu Köthen, nach dem Ableben des Fürsten Ludewigs zu Anhalt-Köthen, als ersten Oberhaupts, vorgenommen worden. Den 8ten des Jänners, oder Wintermonaths versammleten sich daselbst 24 der ansehnlichsten Mitglieder dieses Or-

Ordens, und erwählten, den Satzungen gemäß, ihr damaliges; ältestes fürstliches Mitglied, Herzog Wilhelmen zu Sachsen-Weimar, zum Haupte der fruchtbringenden Gesellschaft. Sie fasseten deswegen eine auf Pergament geschriebene Urkunde ab, die sie mit ihrer Namen Unterschrift, auch mit beygemalten Geschlechtswapen bestätigten. Sie erwählten sodann Herrn **Wilhelm Ludewig**, Fürsten zu Anhalt, und den Oberstlieutenant **Christian Ernst Knochen**, zu ihren Abgeordneten nach Weimar, gedachte Schrift zu überbringen, sobald das Trauerjahr verflossen seyn würde. Da dieser letzte aber, häuslicher Umstände wegen, gehindert ward, solche Bothschaft zu übernehmen, so ward solche Verrichtung **Wilhelm Heinrichen von Freyberg**, fürstl. anhalt. Rathe und Hofmeister aufgetragen.

Den 7ten May langte selbiger zu Weimar an, und Tages darauf, am Feste der Himmelfahrt, ward er durch den herzogl. Kanzler und den Hofmarschall, beyde Mitglieder des Palmenordens, nach geendigter Frühpredigt, nach Hofe abgeholet. Bey seiner Ankunft daselbst ließen sich Pauken und Trompeten hören: und der Herzog empfieng ihn in Anwesenheit der Herzoginn und seiner Prinzen und Prinzessinnen, vieler Hofbedienten und des Frauenzimmers. Zunächst um denselben stunden sieben bey Hofe befindliche Mitglieder des Palmenordens. Der Abgeordnete hub seine Anrede an, übergab sein Schreiben, und bath, es ablesen zu lassen; setzte darauf seine Rede fort, und erklärte zuletzt, im Na-

men des ganzen Palmenordens, den Herzog, zum rechtmäßigen Nachfolger des ersten Stifters, und Oberhaupts der fruchtbringenden Gesellschaft, mit Uebergebung des Siegels und der Urkunden.

Der Herzog ließ durch einen seiner Hofräthe diese Anrede beantworten, und erklärte sich durch selbigen: Er wolle, nach dem Exempel seines Vorfahrs, allen möglichen Fleiß anwenden, daß der deutschen reinen Muttersprache Zierde und Ehre, den Nachkommen unverfälscht möchte hinterlassen werden, u. s. w. Die Trompeten ließen sich hören, und man setzte sich zur Tafel, so, daß der Abgeordnete die Oberstelle einnehmen mußte. Die Gesundheiten wurden aus drey mäßigen Pocalen getrunken, und niemand genöthiget mehr, als ihm beliebte, zu trinken: ein Umstand, den der Hr. Verf. mit Fleiß bemerket, um zu zeigen, daß der aufkeimende Flor der freyen Künste, auch in die guten Sitten einen erwünschten Einfluß gehabt.

Nachdem er nun ferner die vornehmen herzoglichen, fürstlichen, pfalzgräfl. landgräfl. und gräflichen Mitglieder, der Zahl nach 37, nahmhaft gemachet, die unter diesem neuen Oberhaupte in den Orden aufgenommen worden: beschreibt er uns insonderheit des sächsischen Churfürsten, Herrn Joh. Georgs des II. persönliche Aufnahme in den Palmenorden etwas ausführlicher. Gedachter erhabene Churfürst kam 1658 von der Kaiserwahl Leopolds von Frankfurt zurück, und besuchte seinen Herrn Vätter, Herzog Wilhelmen zu Weimar. Hier ist es angenehm zu lesen, wie ein Paar so ansehnli-

cher

cher Reichsfürsten hier selbst ihre Rollen gespielet, und ihren patriotischen Eifer zur Aufnahme der Muttersprache an den Tag geleget. Wo war doch dazumal das allen Deutschen so schimpfliche Vorurtheil: Daß Fürsten und Hofleute mit einander in ausländischen Sprachen reden müßten? Herz und Mund stimmten damals noch überein, patriotisch-deutsch zu denken und zu reden.

Hierauf machet der Hr. Prof. G. auch diejenigen gelehrten Mitglieder nahmhaft, die durch ihre Federn dem Vaterlande gedienet; und die unter eben diesem Oberhaupte aufgenommen worden. Denn freylich mußten diese eigentlich den Kern der fruchtbringenden Gesellschaft ausmachen; als ohne deren Fleiß und Bemühungen, alle Großen der Welt einer Sprache nicht aufhelfen könnten. Diese sind nun gewesen:

Adam Olear, hochfürstl. hollsteinischer Rath und Gesandter nach Persien.

Wolf Helmhart Freyh. von Hohenberg, kaiserl. Oberster.

Matthias Abele, von und zu Liljenberg, J. V. D. und Com. Pal. kaiserl. Rath und Geschichtschreiber.

Karl Melchior Grotnitz von Grodnau, churb. Geh. Rath.

Georg Neumark, herzogl. sachsen-weimarischer Secretär.

Veit Ludewig von Seckendorf, fürstl. sächsis. Geh. Rath und Kanzler zu Zeiz.

Hans Heinrich von Lest; oder beſſer Hans Friedrich von Lehſten.
Sigmund von Birken, kaiſerl. Comes Palat.
Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg.
Chriſtian von Ryſſel, hollſt. glücksburgiſcher Rath und Hofmeiſter.
Andreas Gryphius, Landesälteſter in Schleſien.

Dieſe nun waren theils Heldendichter, tragiſche und komiſche Poeten, ſinnreiche Romanſchreiber, Geſchichtſchreiber, gute Ueberſetzer, Kunſtrichter, und Redner: die dazu den Grund geleget, was im itzigen Jahrhunderte vollkommener geworden, und mehr empor geſtiegen.

Ferner bringt der Hr. Prof. zwey Beyſpiele bey, da des Ordens Oberhaupt auch andern Vollmacht ertheilet, neue Glieder in den Orden aufzunehmen. Das eine war ein Hr. von Stubenberg im Oeſterreichiſchen; der zweyte aber Herzog Auguſt, poſt. Adminiſtr. zu Magdeburg. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Endlich holet er auch aus den Zeiten des erſten Stifters und Oberhauptes noch etliche gute Bücher nach, die gleich im Anfange der Geſellſchaft zu Köthen gedruckt worden; darunter eine deutſche Ueberſetzung etlicher griechiſchen Schriftſteller, ein deutſcher Terenz, und deutſche Inſtitutionen Juſtinians mit befindlich ſind; und zu deren Drucke ſonder Zweifel Fürſt Ludewig etwas beygetragen haben muß, weil er ſchöner iſt, als man damals zu drucken pflegte.

Nach

Nach diesem allen folget nun die Einladung selbst. Die Gesellschaft der freyen Künste hat dem 5ten des Herbstmonaths, als dem hohen Geburtsfeste Sr. königl. Hoheit, des durchl. sächs. Churprinzen, ihre Stiftung zu danken, als Selbige 1752. Dero 30stes Jahr zurücklegten. Sie feyret also diesen Tag allemal mit besonderm Vergnügen; und dießmal haben sich an Demselben zweene Ehrenglieder, und ein ordentliches Mitglied öffentlich von den wichtigsten Materien hören lassen.

Hr. **D. Joh. Jak. Reiske**, der arab. Sprache öffentl. Lehrer allhier, hat eine gelehrte Abhandlung von den durchlauchtigen Landesfürsten dieser Gegenden, aus dem Wettinischen Stamme, geredet, die vormals, entweder zur Zeit der Kreuzzüge, oder sonst, Wallfahrten ins gelobte Land gethan haben.

Herr **Gottlieb Müller**, Probst und Superint. zu Kemberg in der Chur Sachsen, handelte auf eine sehr beredte Art, von dem höchst uneigennützigen Charakter weil. Herrn Friedrichs des III. Churfürsten zu Sachsen, beym Anfange der Reformation.

Den Schluß machte Herr **M. Karl Friedrich Brucker**, kais. gekr. Poet, aus Augspurg, mit einer lebhaften Ode, auf den zu Augspurg vor 200 Jahren geschlossenen Religionsfrieden. Alle drey schlossen mit den lebhaftesten Wünschen für das hohe Wohl Sr. kön. Hoheit.

Am bestimmten Tage ist solches alles wirklich in Gegenwart des Herrn Rectors der Universität, als der Gesellsch. ältesten Ehrengliedes, verschiedener Herrn Grafen, und von Adel, vieler Gelehrten und

Stu-

Studirenden, zu allgemeinen Vergnügen, und mit vielem Beyfalle vollzogen worden. Die Glieder der Gesellschaft aber, soviel deren, ihrer Geschäffte wegen zugegen seyn können, 16 an der Zahl, darunter die Hälfte Doctoren und Professoren, die andre Hälfte aber, Magistri gewesen, haben den Abend bey einer vertrauten Mahlzeit vergnügt zugebracht.

Nach obigen drey Vorlesungen wurden noch durch den Secretär der Gesellschaft die Namen der neuen Glieder abgelesen, die seit der vorigen feyerlichen Versammlung am hohen Friedrichstage, aufgenommen worden. Diese waren folgende:

Verzeichniß der Ehren und ordentlichen Mitglieder, welche von der Gesellschaft der F. K. in Leipzig vom 5 März, bis auf den 5 Sept. 1755 sind aufgenommen worden.

Herr Joh. Adolf des H. R. R. Graf, von **Loos**, kön. pohln. und Churf. Kammerjunker auch Hof- und Justizrath.

Herr Joseph von **Cogollin**, Ritter des St. Ludwig Ordens, der königlichen Akademien zu Berlin und Nancy Mitglied.

Herr Johann Wenzel von **Brentano**, churpfälzischer Hofrath, und Legations-Secretär auf dem Reichstage zu Regenspurg.

Herr Jo. Georg **Lory**, Churf. bayerischer Hofrath.

Herr Georg Christoph Friedrich **Wenzel**. J. V. D. & Practicus in Zittau.

Herr

Herr Urban Gottlieb Hausdorf, Paſtor an der Hauptkirche zu St. Johann und Primarius in Zittau.

Herr Erdmann Benjamin Feuereiſen. J. V. D. und Practicus in Zittau.

Herr J. K. Heffter, L. M. D. und Practicus zu Zittau und des königlichen Geſtifts zu S. Marienthal Phyſ. O.

Herr Ernſt Salomon Hausdorf, M. A. Mittewochsprediger zu S. Petri, und Catechet in Zittau.

Herr Paſtor Boyſen, Paſt. in Magdeburg.

Herr Joh. Friedrich Freytag, in Schulpforte, königl. pohln. und churf. ſächſ. immatriculirter Advocat.

Herr Karl Ernſt Klein, königl. ſchwediſcher Oberpfarrer zu Carlskron.

Herr Ferdinand Willhelm Behr, J. V. C. und der churf. Maynz. Academie der Wiſſ. zu Erfurt Mitglied.

Herr M. Tauſcher, M. C. in Zwickau.

Herr Chriſt. Gottlob Schmidt, Paſtor in Melaune und Mauſelwitz in der Oberlauſitz.

Herr Joh. Gottfr. Röder, Pfarrer zu Bänzdorf bey Zittau.

Herr Friederich Ludew. Ettmüller, einer königlichen Commiſſion im Amte Freyberg zur Zeit Actuarius.

Herr Friedrich Sal. Schneider, M. C. in Zittau.

Herr

Herr M. Woldemar Salomon Hausdorf, M. C. der zittauischen Gesellschaft Secretär.
Herr Joh. Gottfried Schütze, Rector und Consistorialassessor in Altona.
Herr Joh. Philipp Friedrich Lesser, Pastor an der St. Blasiuskirche, zu Nordhausen.

VIII.

Danksagung des guten Geschmacks an seine Feinde.

Ein Gedicht, welches der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig, an ihrem den 5ten September gefeyerten Jahrstage, mit Ehrerbiethung übergiebt, J. W. C. G. Casparson, derselben ordentliches Glied.

Ja! strafen will ich ihn. Mein Satyr binde Ruthen,
Heut räch' ich mich an ihn, ätherisch soll er bluten;
Der ungeschlachte Schwarm, der mein Gesetz verhöhnt,
Sich eigne Regeln macht, und seinem Wahnwitz fröhnt.
Ich, der ich Griechenland den Hesiod gegeben;
Durch den Euripides, Homer und Pindar leben;
Durch den ein Orpheus schon, der Wälder Bürger zwang,
Und von dem kleinsten Stoff der Grajer prächtig sang;
Ich, der ich, als Athen von meiner Bahn sich wandte,
Ihm einen Lykophron zu seiner Strafe sandte;
Und als ich nun voll Harms die blinde Stadt verließ,
Mich jenem Haupt der Welt in vollem Glanze wies;
Ich, der ich dir, o Rom! die reizenden Catullen,
Den männlichen Virgil, die zärtlichen Tibullen,
Den denkenden Horaz, des Naso Elegie,
Den edlen Cicero, des Trojus Kiel verlieh;

Ich?

T.

Tacitus, deutſch 41-44
Terentii Comödien, deutſch 44-47. 490
Tibulli Gedichte, deutſch 490
Triumphlied, Königliches, in altdeutſchen Reimen, wem zu Ehren es verfertiget 196

V.

Valerius Maximus, deutſch 47-491
Überſetzungen, deren Abſichten überhaupt 1
Nutzen 2. 79. ſq. Dadurch zeigt ſich der Reichthum und Mangel einer Sprache 394
Franzöſiſche 2. Erreichen nicht allemal den Nachdruck alter Scribenten, ſo kurz ſchreiben 394
Italieniſche 3
Deutſche, von der ganzen Bibel, in mittlern Zeiten 202
Altdeutſche, von Tatiani Harmonie der Evangel. 198
Altdeutſche von dem Ambroſianiſchen Lobgeſang, Herr GOtt dich loben wir 201
Deutſche, von alten Lateiniſ. Scribenten 5-54. 447-496
Von Miltons verlohrnen Paradies in reimloſen Verſen 101
In ungebundener Rede durch Bodmer 290-303
Überſetzungen dieſes Gedichts in unterſchiedene Sprachen 291
Fränkiſche und Lateiniſche von dem Hohenliede Salomonis durch Willeramum 197
Gothiſche, der ganzen Bibel vom Ulphila 187. 424
Ob die Bücher der Könige und Chronicke darin übergangen worden 424
Ob ſie noch jetzo bey einigen Gothiſchen Nachkömmlingen zu finden ſey 424
Gothiſche, der 4 Evangeliſten, ihr Urheber 151. Übereinſtimmung mit der Griechiſchen Rechtſchreibung 153. Iſt etwas verſtümmelt 426. 441. Folget meiſtens dem Griechiſchen Texte 439. Weichet doch manchmal ab 441 Ihr Nutzen 243
Des ganzen N. T. ſoll in der Ruenariſchen Bibliotheck geweſen ſeyn 425
Vegetius, deutſch 48. 491. 492

Ich? ſoll von Deutſchlands Stolz mich heut verachtet ſehen?
Ein Volk, das ich erhob, will mich nunmehr verſchmähen,
Und nun, belehrt genug, aus Hochmuth, ſich allein,
Natur und Kunſt zu Trotz, Parnaß und Richtſchnur ſeyn.
Nein! ſtrafen will ich es, und aus gerechtem Haſſen,
Es ſeinem eignen Wahn und Dünkel überlaſſen.

Vom Nachbar ſtets verſchmäht, ſich ſelber kaum bekannt,
Lag, wie in einem Fluch, Thuiskons weites Land.
Da ſchallte kein Geſang, durch Witz erzeugter Lieder,
Und keine Laute rief von ſeinen Bergen wieder.
Kaum, daß von Celtens Müh, und des Eraſmus Fleiß,
Weil keiner deutſch verſtund, ich was zu rühmen weis.
Durch mich ſtand Opitz auf, die Dummheit zu beſiegen;
Die Laute ward geſtimmt, den Deutſchen zum Vergnügen;
Auch Flemming, Dach und Riſt, und Gryph, und Tſchernig kam,
Von welchen jeder ſie nicht ſonder Beyfall nahm.
Doch wer kennt Deutſchlands Stolz? Kaum daß es ſie noch ehrte,
Sobald ſein lüſtern Ohr den Hoffmannswaldau hörte.
Den deutſchen Loredan, der Balſam und Jasmin,
Und Ambra und Zibeth recht zu verſchwenden ſchien;
Sobald ein Lohenſtein den Gratian verdeutſchte,
Und Hallmanns wilder Schwulſt die armen Muſen peitſchte.
Noch ſpart' ich keine Müh, ein Neukirch trat hervor,
Durch einen Canitz ſtieg der Deutſchen Ruhm empor.
Und wollte Deutſchland nur nach meinen Regeln ſingen,
Wie manchem ſollte noch ein göttlich Lied gelingen!
Doch, wenn auch einer noch bey der Begeiſtrung denkt,
Und, wenn er Feuer fühlt, Natur und Kunſt nicht kränkt,

Die

Die Sprache nicht verhunzt, in Elegien nicht lärmet,
Im Lehrgedicht nicht ſchwillt, und nicht in Oden ſchwärmet:
So ſitzt ein andrer dort, nennt dieſen matt und ſeicht,
Und weil ihn jeder faßt, ſchal und proſaiſch-leicht.
Er ſelber bläſt ſich auf; tritt die Natur mit Füßen,
Schreibt engliſch-deutſch, aus Furcht, die Verſe möchten fließen,
Drückt feſt die Augen zu; (denn Milton war ja blind,)
Und ſchreibt Gedichte hin, die ihm kaum denkbar ſind.
Gebiert er denn ein Werk voll Schwulſt und übertrieben:
Und Stentor hat dazu ſein Heil dir! beygeſchrieben,
So quäckt ein ganzes Heer von jungen Fröſchen nach,
Zweydeutig, wie der Gott dort auf dem Dreyfuß ſprach.
Das ſeh' ich? und ich ſoll? Nein! Satyr! binde Ruthen;
Heut ſtraf ich dieſen Schwarm: ätheriſch ſoll er bluten.

Doch, welche Hitze hat ſo ſchnell mich aufgebracht,
Verdient es auch mein Feind, daß meine ganze Macht
Sich wider ihn empört? und hab' ich nichts, als Feinde?
Verkenn' ich mein Geſchlecht? verkenn' ich meine Freunde?
Iſt Sachſens Lindenſtadt nicht längſt mein Helikon?
Trug ich daſelbſt nicht oft den ſchönſten Preis davon?
Hat, wenn auch Schwulſt und Neid oft meinem Flor gedräuet,
Ihr Kiel nicht Leipzigs Zorn und ſeine Macht geſcheuet?
Viel Jahre ſind es ſchon, ſeit dem in dieſer Stadt
Ein Chor zu meinem Ruhm den Witz geſchärfet hat.
Natur und Kunſt nahm zu: Es hat mit reinern Zungen
Dem neuern Deutſchland erſt ein ſanftes Lied geſungen.
Es hat vom Rednerſtuhl den alten Wuſt verjagt,
Und was einſt Rom erhöht, in Deutſchland auch gewagt.

Es

Es ſchaffet, Deutſchland dir, zukünftge Ciceronen:
Und willſt du ſeinen Fleiß erkennen und belohnen,
So fehlt auch nicht Virgil. Trifft nur mein Wünſchen ein;
So wird er es dereinſt nach Fleiß und Müh doch ſeyn.
Es wuchs dieß edle Chor hernach zu neuen Chören,
Eins ſteigt daraus empor, euch Muſen! euch zu Ehren!
Das mit vereinter Kraft vor eure Rechte wacht,
Mich ſchützet, und den Neid durch Fleiß zu Schanden macht.
Heut, (ihr Camönen! jauchzt,) hör ich in ſeinen Schranken,
Wie ſie voll muntern Ernſts euch ihren Vorſatz danken,
Den ihr drey Jahre nun genähret und geſtärkt,
Daß Deutſchland ihn ſchon ehrt, und Gallien bemerkt.
Heut ſchwört es mir und euch den ſchönſten Bund der Treue,
Den edle Freyheit knüpft, aus innerm Trieb, aufs neue;
Und freut ſich ſeiner Luſt, die jene Brut nicht kennt,
Die Denken, finſter ſeyn, und Schreiben, ſtolpern nennt.
Ja, Leipzig! du erfährſt vielleicht noch goldne Zeiten,
Ich werde deinen Ruhm, ich werd' ihn ſtets verbreiten:
Wie um die Linde ſich die neuen Aeſte ſtreu'n,
So wirſt auch du dich bald grathner Kinder freu'n.
Ich ſeh' ſich deinen Ernſt ſogar nach Heſſen wenden,
O Muſen! möchtet ihr doch da ein Werk vollenden,
Das eurer würdig ſey! O, ſchützet und erhebt
Das Chor, das gleicher Zweck, mit jenem Chor belebt!
Sprecht: Caſſel! ja du wirſt noch viel zu beſſern finden:
Jedoch, Geſchmack und Zeit kann vieles überwinden.
Doch, Leipzig! Zittau ſchickt dir heut auch eine Schaar
Erleſner Freunde zu. Drum lern', es bleibt doch wahr,
Die Wahrheit muß doch ſtets, trotz aller Läſtrer Kriegen,
Zwar kämpfen; doch zuletzt, nach weiſen Wünſchen, ſiegen.
Und bleibt ihr Licht gleich oft dem ſchwachen Blick verſteckt,
Athens und Roms Geſchmack wird immer noch entdeckt.

Was aber klag ich denn, wächst doch mein Ruhm, und Glücke,
Wenn ich auch hier und da der Feinde Frucht erblicke.
Wie schwach ist ihre Wuth? Sie kennt nur ihre Zeit:
Mich hat Athen gekannt, mich kennt die Ewigkeit.
Fast glaub ich, selbst mein Feind befördert meine Ehre:
Ihm dankt' ichs, wüst' ichs nur, daß er die Ursach wäre.
Ja, Wahrheit! fällt gleich oft ein Nebel auf dein Licht;
Wenn nur dein Freund nicht fehlt, verfinstert man dich nicht.
Nein! wer dir folgen will, dem wirds gewiß gelingen,
Dein Glanz wird allezeit durch Nacht und Dünste dringen:
Und wer dich endlich sucht, der wird, hüllt man dich ein,
Um desto eifriger nach deinem Lichte seyn.
Ein kluger Seneca sah mich aus Rom entweichen,
Und fühlt sich stark genug, mich wieder zu erreichen.
Doch er verfehlt den Pfad, und von dem Schein verwirrt,
Sieht man, daß er so sehr, als ein Lucanus, irrt.
Das Licht, das Rom erlosch, war Deutschen kaum erschienen,
So stiehen sie vor ihm; es fliehet nicht vor ihnen.
Ein deutscher Milton kömmt; gleich miltont jedermann;
Zwar keiner gleichet ihm, und da es keiner kann,
Wird er doch nachgeahmt. Er schrieb nicht zum Verstehen:
Güt! ruft die tolle Schaar, man solls noch finstrer sehen!
Nun wird hexametrirt, gepsalmet und getränt,
Gehymnet und gestaunt; warum nicht auch gegähnt?
Mizraims Nacht zum Trotz, in der Aegyptens Feyen,
Durchzittert so wie öd, vorm nahen Schauer schreyen.
In Ueberwallungen des Baumwalds, wenn er säuft,
Durch eines Seraphs Schwung, der Griffe in sie greift.

Darauf

Darauf ein Motto schließt: He trembled as he strode:
Kein Englisch weis man zwar, doch schließt man nach der Mode.
Seht! welche Finsterniß beherrscht mein armes Reich!
Um desto ernstlicher, ihr Freunde! sieht man euch.
Ihr warnt durch Schluß und Grund; ihr zeiget Schimpf und Schaden,
Und wenn kein Rathen hilft, braucht ihr Bodmeriaden:
Weil doch die wüste Zunft, wenn sie was von sich würgt,
Sich hinter Bodmers Wall zu seiner Schmach verbirgt.

Doch keine Ruthe hilft. „Gut! hört man euch beschließen:
„Wie? wenn zu eignem Schimpf wir sie denn rasen ließen;
„Wir aber sähn dieß Volk mit stillem Mitleid an?
„Es sey! wir bleiben denn, Geschmack! auf deiner Bahn;
„Vielleicht, daß wenn sie nicht den Regeln folgen wollen,
„Wir durch Exempel sie vom Werth belehren sollen.
„Du zeigst uns nah genug des Schönen ächte Spur,
„Wir finden sie in dir, o Freundinn! o Natur!
„Ja! ihr nur folgen wir, und wer sie nicht will ehren,
„Den mag des Lohenſteins Schwulst, und Hoffmanns Spiel bethören.„

Beschlossen und befolgt. Ja, Freunde! ja ihr zeigt,
Wie sehr durch eure Müh der Musen Ehre steigt,
Groß sey einst euer Lohn! Gestärkt mit Männerkräften,
Erwerbet ihn euch selbst mit wichtigen Geschäfften:
Wie sie Homer gewagt, wie Maro sie gebahr,
Wie Tullius sie schuf, und jene edle Schaar,
Die auf des Nachruhms Höhn, mit Lorbern reich bekränzet,
Im Licht der Ewigkeit, uns zum Bewundern glänzet.

Ihr waget nicht zuviel. Es schützt euch ein Auguſt,
Es reizt euch Friedrichs Wink, und Ermelindens Luſt:
Es heiſchts der Neid von euch, drum will ich ihm verzeihen,
Und ſeinem Volke noch ein kurzes Danklied weihen:
Heil dir! du haſts gethan! durch dich ward Leipzigs Chor!
Du ſtärkeſt ſeinen Ernſt; dein Neid mehrt ſeinen Flor.
Heil dir! je mehr du tobſt, je mehr wird er ſich heben:
Heil dir! Doch ſtirb nur bald! und jenes müſſe leben!

IX.

Herrn Heinrich Meenens, hochf. ſchlesw. holſt. Conſiſt. R. Oberpredigers zu St. Bened. und Scholarchen in Quedlinburg, auch Ehrengliedes der Geſ. der fr. K. zu Leipzig, kleine Schriften. Erſter Band, mit kön. pohln. und churf. Privilegio. Quedlinburg verlegts Bieſterfeld. 1755. 8.

Der Herr Conſiſtorialr. Meene zu Quedlinburg hat uns nunmehr auch das 3te und 4te Stück ſeiner kleinen Schriften geliefert, und dadurch den I. Band derſelben vollſtändig gemachet. Wir haben vor einiger Zeit der beyden erſten Stücke mit Ruhme gedacht, und wollen itzo auch der beyden übrigen kürzlich Erwähnung thun: obwohl nicht alle Artikel derſelben zu unſrer Sphäre gehören.

Das erſte ſo wir erblicken, iſt gleich von dieſer Art: denn es liefert die Acten des Colloquii, welches 1608 vom 13ten bis 16ten Sept. auf dem Rathhauſe zu Schleswig mit den Wiedertäufern gehalten worden,

mit

mit Anmerkungen. Zur Kirchengeſchichte iſt dieß Stück ſehr erheblich, und zwar um deſto mehr: da man bisher nur von dreyen mit dieſen Sectirern gehaltenen Unterredungen, nämlich von der frankenthaliſchen, emdiſchen und lewardiſchen, ausführliche Nachrichten im Drucke gehabt. Dieß iſt alſo die vierte.

Der II. Art. liefert den großen Werth eines vernünftigen Weibes vor allen ererbten Gütern, in einem Sendſchreiben, an einen Freund. Hierinnen herrſchet ſo viel Einſicht, als wahre und ungeſchminkte Beredſamkeit. Was der hochehrwürdige Herr Verf. von der Rechtmäßigkeit und Nutzbarkeit des Eheſtandes im gemeinen Weſen voranſchicket, iſt zu unſern Zeiten nicht für überflüſſig zu halten: da es ſo viele Hageſtolzen giebt, die das ehloſe Leben, zu nicht geringem Schaden der Städte und Länder, dem ehelichen vorziehen; und da ſchon Kaiſer Auguſt, wegen gleiches Misbrauches in Rom, ſich genöthiget geſehen, die rechtmäßigen Heirathen durch Geſetze und merkliche Vortheile zu befördern und zu belohnen; den eheloſen Stand aber durch Strafen und Entziehung gewiſſer Vorzüge zu verhindern.

Der III. Art. zeiget die genaue Verwandtſchaft ſowohl zwiſchen den Wörtern Stultus, Stolidus, und ſtolz, als in den Sachen und Begriffen. Unter den Aufgaben der braunſchweigiſchen Anzeigen des 1746 ſten Jahres, hat die Frage geſtanden: Ob ſtolz, nicht von ſtultus, oder ſtolidus herkomme? Dieſe Antwort darauf hat ſchon in eben dieſen Anzeigen geſtanden, und iſt billig hier wiederum eingerücket

worden; da jene Anzeigen in einem ſehr engen Bezirke geleſen werden. Herr Wachter hat es bald von σεντας, minatus, bald von den Gallaldis, bald von Stolizeris, der alten deutſchen, als miſſis regiis, herleiten wollen. Dem Herrn Verf. gefällt keine davon recht; und findet es mit gutem Rechte für wahrſcheinlicher, ſie von ſtolidus oder ſtultus herzuleiten.

Das III. St. iſt eine Abhandlung von der weiſen Mittelſtraße, die ein rechtſchaffener Gottesgelehrter bey allen ſeinen Handlungen zu erwählen hat. Sie hat bereits, als eine Vorrede, vor dem IV. Th. der neueröffneten Schatzkammer geſtanden, die Benedict Bornius, oder Hr. Adj. Bieler zu Schweidnitz, aus den unſchuldigen Nachr. herausgegeben hat. Auch dieſe Sammlung iſt nicht in allen Händen, folglich wird dieſer neue Druck vielen ſehr angenehm ſeyn. Ariſtoteles hat nicht ganz unrecht, das Weſen der Tugend, in einer gewiſſen Beobachtung der Mittelſtraße geſuchet. Und ob ihn gleich Grotius darüber getadelt, ſo hat ihn doch Gronov deswegen vertheidiget. Der Herr Verf. erkläret ſich auch, in Anſehung der Glaubenslehrer, für Ariſtotels Partey. So weit geht das III. Stück.

Das IV. St. iſt gänzlich mit der Fortſetzung der ſchleswigiſchen Unterredung mit den Wiedertäufern angefüllet: und iſt alſo bloß den Schriftgelehrten und Kirchengeſchichten zum Beſten hier eingerücket worden. Wir bekommen die Verſicherung, daß der Herr Verf. uns noch mehr ſolche Sammlungen artiger Abhandlungen und Nachrichten liefern wolle: die entweder einzeln ſchon herausgekommen, aber

in wenige Hände gerathen können; oder noch niemals gedrucket worden.

Wir wollen aber unſern Leſern eine artige Anmerkung nicht misgönnen, die der Herr Verf. a. d. 110 S. des III. St. von der groſſen Aehnlichkeit des Deutſchen mit dem Lateiniſchen, mit einflieſſen laſſen. Er führet aus des berümten D. **Muhlius** zu Kiel, Rede: de origine linguarum variarum ſtirpeque ac matre græcæ, latinæ & germanicæ hebræa, an: daß man eine lateiniſche Rede von 27 Worten machen könne, die ein Deutſcher, der kein Latein kann, ohne Mühe verſtehen würde. Z. E. Ego habeo

Ich habe

unum hortum, & in horto ſunt ſex turres, einen Garten, und im Garten ſind ſechs Thürme, & muri cum feneſtris. In palatio ſtat una und Mauren mit Fenſtern. Im Palaſte ſteht eine perſona, cum longo naſo, & eſt contecta cum Perſon, mit langer Naſe, und iſt bedeckt mit roſis.
Roſen.

Was wollen wier hier ſagen? Iſt denn das Deutſche gar aus dem Latcine entſprungen? Denn es giebt wirklich noch eine Menge Wörter, die eben ſo mit dem Latein übereinkommen. Z. E. Meus

Mein

Pater, mea mater, & meus frater, ſunt in Vater, meine Mutter, und mein Bruder ſind in grandi anguſtia.
groſſer Angſt. u. d. gl.

Allein es hat keine Noth. Alle ſolche Wörter, ſind urſprüngliche celtiſche Wörter, die ſowohl das Latein, als das Deutſche, ja zum Theil auch das Griechiſche, als Schweſtern, von ihrer uralten Mutter geerbet haben: einige wenige ausgenommen, die man, zumal in Religionsſachen, aus dem Griechiſchen und Lateine angenommen hat.

X.

Anleitung zur teutſchen Sprache,

für die in den Schulen der Geſellſchaft Jeſu lehrbefliſſene Jugend überhaupt eingerichtet, und nach Anweiſung ihrer Lehrbücher in drey Theile abgetheilet. Zuſammengetragen von P. Petro Habendorff, der Geſellſchaft Jeſu. Iſter Theil für die erſte und anderte Schule. IIter Theil für die dritte und vierte Schule. IIIter Theil für die fünfte und ſechſte Schule. Cum Licentia ordinarii. Breslau, in der akadem. Buchdruckerey der Geſ. Jeſu. 1753. in 8.

Unſer Jahrhundert muß entweder dem höchſten Gipfel der Schönheit der deutſchen Sprache, oder ihrem Verfalle, oder beydem zugleich ſehr nahe ſeyn. Die große Menge deutſcher Sprachkünſte, die an allen Enden und Orten herauskommen, zeiget ſolches zur Gnüge. Denn entweder will man dadurch der Sprache zu ihrer äußerſten Vollkommenheit behülflich ſeyn; oder ihre angehende Verderbniß verhüten. Beydes indeſſen

wäre

Verſe, reimloſe deutſche, was davon zu halten 98. ſqq.
Virgilii Gedichte, deutſch 49=54. 493=495
Aeneis, deutſch zu überſetzen angefangen durch T. L. Lau 230=247
Vitruvius, deutſch 54. 495
Ulphilas, wer er geweſen 186. 414. Unterſchiedene Veränderungen ſeines Namens ib. Iſt kein Gothe von Geburt 415. Wenn er gelebet 416
Hat die ganze Bibel ins Gothiſche überſetzt, und die Buchſtaben dazu ſelbſt erfunden 187. 417. 418.
Ob er deswegen vor den Erfinder des ganzen Runiſchen Alphabetes zu halten ſey 419
Hat die Uberſetzung vermuthlich unternommen ehe er ein Arianer geworden 440
Vor, wo es zu gebrauchen ſey 132=134. 569
Unterſcheid der deutſchen Wörter, im Abſehen auf ihre Bedeutung 70

W.

Weiſſenburg, Kloſter, von welchem König Dagobert es geſtiftet ſey? 637
Hiſtorie deſſelben, von wem ſie abgefaſſet 638
Wörter, derſelben Bedeutung zu wiſſen iſt nöthig 66
Derſelben Ordnung in der Deutſchen Sprache 175=182
Deutſcher Wörter, ſowohl alter als neuer, gewöhnlicher und verlegner Unterſuchung und Ausſonderung aus andern Sprachen, wie ſie einzurichten 382. ſqq.
Kunſtwörter, derſelben Erklärung iſt von groſſem Nutzen 384. Wie zu deren Kenntniß zu gelangen ſey 390. ſqq.
Deutſche Worte findet man faſt in allen Sprachen 387
Fremde, ob und wo ſie zu gebrauchen 402. ſqq.
Franzöſiſche, kommen meiſtens von der Fränkiſch-Deutſchen Mundart her 360
Wortforſchung, ob ſie ein Werk der Einbildungskraft ſey 549. ſqq.

Z.

Zeichenkunſt, iſt bey jeder Sprache im rechten Verſtand und Gebrauch der Wörter zu ſuchen 372

wäre zu loben: und wir können die Abſichten unmöglich tadeln, wenn man ſich nur guter Mittel bedienet.

Die Herren Katholiſchen hat man bisher immer in dem Verdachte gehabt, daß ſie in ihren Schulen die deutſche Sprache gänzlich vernachläßigten. Dieſes aber iſt eines theils daher gekommen, daß uns insgemein ihre Schulanſtalten nicht ſattſam bekannt werden. Ihre claſſiſchen Bücher bleiben gemeiniglich in den Mauren ihrer Klöſter und Collegien eingeſchränket; und ihre Buchhändler haben zu wenig Verbindung mit den unſrigen. Den Beweis aber, daß ſie des gedachten Fehlers nicht überall ſchuldig ſind, giebt vorhabende Anleitung zur deutſchen Sprache; die nicht allererſt 1753, ſondern, wie die beyden letzten Theile zeigen, ſchon 1744 gedruckt, und alſo ſchon über zehn Jahre in dem Jeſuitercollegio zu Breslau eingeführet geweſen; itzo aber, was den I. Theil betrifft, neu aufgeleget worden.

Wenn alſo dieß Schulbuch gleich nicht eine gänzliche Neuigkeit iſt: ſo tragen wir doch kein Bedenken, es unſern Leſern, als etwas, das für uns neu heißen kann, vorzulegen. In allen gel. Zeitungen und Monathſchriften wird man es vergebens ſuchen: und vielleicht lernen es viele von den Herren Katholiſchen allererſt durch unſre Anzeige kennen: da ſie unter ſich noch keine gelehrte Tagebücher haben, da-

durch sie einander ihre Schriften bekannt machten*.

Da die breslauer Mundart unstreitig vor allen Mundarten katholischer Landschaften in Deutschland den Vorzug behauptet: so ist auch diese Anleitung zur deutschen Sprache, allerdings zu loben. Herr P. Habendorf hat zwar noch hin und wieder etwas eigenes an sich, daß nicht in ganz Schlesien, wenigstens nicht in Breslau gäng und gebe ist. Wir muthmaßen also, daß er ein Oberschlesier seyn müsse, der sich in vielem noch nach seiner besondern Mundart gerichtet. Allein dessen ungeachtet, bleibt seine Schreibart, in Ansehung aller andern katholischen Schriften, gülden: und es wäre zu wünschen, daß man in allen böhmischen, mährischen, österreichischen, bayerischen und schwäbischen, auch fränkischen Schulen der Katholischen, diese seine Anweisung einführen möchte.

Es ist wahr, daß dieß Werk, das doch, der Vorrede nach, aus verschiedenen der deutschen Sprache Wohlkundigen zusammengetragen seyn soll; noch nicht den höchsten Grad der Richtigkeit erreichet hat. Allein man muß bedenken, daß es schon vor mehr als zehn Jahren geschrieben worden, als selbst unsre Sprachlehren noch nicht das kri-

* Wir nehmen hier billig das unlängst in Wien angefangene gelehrte Wochenblatt aus, welches seit dem 1sten des Heumonaths dieses Jahres, unter dem Titel: Wienerische gelehrte Nachrichten, ans Licht getreten; und sowohl dem Inhalte, als der Schreibart nach, viel Lob verdienet.

kritische Ansehen hatten, das sie nach der Zeit bekommen haben. Ausserdem ist Rom nicht in einem Jahre gebauet: und es ist zu hoffen, daß entweder P. Habendorf, oder ein andrer von seinen Mitgenossen, wenn er die neuern und besten Sprachlehren der Evangelischen reiflich erwegen sollte, noch manches in dieser Anleitung zu verbessern finden dörfte, auch wirklich verbessern würde.

Indessen liefern diese drey Tractate nicht nur Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst; sondern auch eine kurze Anleitung zur Redekunst, zum Briefstellen, zur Rechenkunst, zur Dichtkunst, und zu Abfassung gerichtlicher Schriften; die sonst zu einer Notariatkunst gehören, und beym Advocatenhandwerke vorzukommen pflegen, z. E. Obligationen, oder Schuldverschreibungen, Quittungen, Wechselbriefe, Verträge, Reverse, Mortificationsscheine, Vergleiche, Bestallungen, Pacta, Verordnungen unter Lebendigen, Testamentsformeln, Cessionen in Schuldsachen, Zeugnisse, u. d. m.

Nach unsrer Art, in Schulen zu lehren, würde man freylich alle diese Dinge getrennet, die Sprachkunst besonders, die Redekunst wieder allein, die Rechenkunst und Dichtkunst gleichfalls für sich, und die gerichtliche Anweisung zu Formularen, auch einzeln abgefasset haben. Und ohne Zweifel wäre dieses besser gewesen. Allein die Herren Jesuiten haben vielleicht bey ihren Schulen gewisse Vortheile ge-

gefunden, wenn sie jeder Classe von allen diesen freyen Künsten nur etwas, in einem kleinen Buche beysammen, in die Hände gäben. Und wer kanns ihnen verargen, daß sie sich nach ihrer Bequemlichkeit gerichtet haben?

* * * * * * * * * * * * * *

XI.

Nachricht von dem Meisterstücke eines deutschen Künstlers in Paris, aus dem Mercure de France, vom Decemb. 1754. a. d. 159sten S.

Unter der großen Anzahl von Liebhabern, die bloß für sich Meisterstücke der Malerkunst sammlen, finden sich auch einige, die den Geschmack in Künsten zu befördern suchen, und der Welt gern alles mittheilen, was sie aufklären kann. Einer, der am brünstigsten ist, das Licht auszubreiten, ist der Herr Graf von Vence. Sein Kabinet steht allen Kupferstechern offen, die Geschicklichkeit und Ehrlichkeit verbinden. Er giebt ihnen aber seine Schildereyen nicht ohne Unterscheid; sondern theilet einem jeden dasjenige zu, was er gut erreichen kann. Obgleich nun seine Wahl bisher sehr glücklich ausgefallen: so hat er doch selten so einen allgemeinen Beyfall damit gefunden, als da ers dem Herrn Wille, einem Deutschen, aufgetragen,

eins

eins der schönsten Gemälde von Netschern in Kupfer zu stechen.

Dieser deutsche Maler, der sich in den Niederlanden aufhielt, hat fast lauter Bildnisse gemalet, genießt aber doch eines sehr großen Ruhmes: weil er die Stoffe, sonderlich den Atlas, sehr glücklich, ja vollkommen schön abzubilden gewußt. Daher werden nämlich seine Bildnisse, in den vornehmsten Kabinettern in Europa, unter die Werke der größten Meister gestellet.

So groß nun auch Netschers Talent in Bildnissen gewesen; so hat er sich doch nicht vollkommen daran gebunden, sondern sich zuweilen auch bis zu historischen Gemälden erhoben. Der Tod der Kleopatra ist unter seinen Schilderenen das bekannteste. Ueber den Werth seiner andern Stücke, hat dieses noch eine Lebhaftigkeit, und etwas so edles, das man bey den andern Meistern seiner Schule vergeblich suchen würde.

Hr. Wille, der schon durch seinen Grabstichel sehr berühmt war, hat dieß schöne Gemäld in aller möglichen Stärke und Anmuth in Kupfer geliefert. Dieser geschickte Künstler wohnet in der Augustinergasse, neben dem Pallaste von Auvergne.

Unsere Kupferstecher würden noch weit berühmter werden, als sie schon wirklich in Europa sind, wenn sie sich oft an die Gemälde großer Künstler wageten. Man sieht also mit Vergnügen, daß Herr Audran sich beflissen hat, uns zwey Stücke zu liefern, in deren einem Titian die Erscheinung Chri-

Chriſti zu Emaus; im andern aber Pouſſin die Abnehmung vom Kreuze mit aller ihrer Kunſt vorgeſtellet.

Dieſe beyde Kupferſtiche ſind des Hrn. Grafen von Brühl Excellenz zugeeignet. Dieſer Miniſter, und der König ſein Herr, beſitzen die Schätze von Italien. Sie vermehren ſelbige täglich, und bald wird man gezwungen ſeyn, eine Reiſe nach Dresden zu thun, um die ſicherſte Kenntniß von der Art großer Meiſter zu erlangen. Das Urtheil der Augen wird nur durch die Vergleichung geſchärfet. „

So weit geht die Nachricht im Mercur von Frankreich.

XII.

Beſchluß der Nachrichten von den Alterthümern der Stadt Herculanum.

Die Schnitzbilder, ſo man aus den herkulaniſchen Grüften gezogen, ſind viel vollkommener, als die Schildereyen. Das ſchönſte und vornehmſte Stück iſt eine Bildſäule zu Roß, von weißem Marmor, die den Nonnius Balbus vorſtellet. Es iſt ein junger Mann, deſſen Harniſch noch nicht bis an die Hüfte geht. Unter dem Küraſſe hat er eine Art von Hemde, ohne Aermel, welches ihm nur die Schulter decket; unter dem Harniſche aber, bis auf den dritten Theil des Beines

langet.

langet. Ein Mantel, den er auf der linken Seite trägt, decket ihm Schulter und Arm, so daß nur die Hand hervorkömmt, womit er den Zügel hält, welcher sehr kurz ist. Die Beine und Schenkel sind ihm nacket, bis auf die Halbstiefel, die kaum über den Knöchel gehen; wo sie mit zwoen Schnüren gebunden sind.

Dieses Schnitzbild ist überaus schön, obgleich die Einfalt der Zeichnung sie beym ersten Anblicke nicht so rührend machet, als sie nach einer reifern Prüfung wird. Der Kopf ist unvergleichlich, die Gestalt überaus richtig, die Oberfläche rein und fein, die Kleidungen von einfacher und großer Art. Obgleich das Pferd schön, und sonderlich der Kopf voller Leben und Feuer ist, so reichet es doch nicht an die Person. Wir stellen diese Bildsäule in der Figur dieses Monats von beyden Seiten vor.

Man hat noch ein Schnitzbild zu Pferde, gleichfalls von Marmor; imgleichen eilf bis zwölf andre weiße marmorne Bildsäulen, in Lebensgröße entdecket: die, ob sie wohl nicht von der größten Vollkommenheit sind, dennoch ihre Schönheit haben. Ihr Gewand ist mit vielem Geschmacke, und sehr fein gearbeitet; sieht auch nicht so gar der nassen Leinwand ähnlich, als an vielen andern alten römischen Schnitzbildern. Die Köpfe aber sind alle sehr mittelmäßig.

Außer dem sieht man an demselben Orte, wo diese Schätze stehen, sieben oder acht eherne Figuren, darunter eine in mehr als Lebensgröße hervorleuchtet.

leuchtet. Man hält ſie für einen Jupiter. Kopf und Leib ſind durch das Gewicht der Lava platt gedrücket; deſſen ungeachtet ſieht man noch viel Schönes daran. Die Beine ſind beſſer erhalten, und ſehr ſchön; faſt dem alten Faunus gleich, der den Bachus als ein Kind im Arme hat. Eine davon ſtellet einen Conſul vor, und eine ſcheint Augen von einem andern Metalle gehabt zu haben; denn man ſieht die Löcher, darinn ſie vorhin geſeſſen. Dieſe eherne Bildſäulen ſind überhaupt ihres Lobes werth, ob ſie gleich nicht von den beſten ſind.

u. ſ. w.

Nachricht.

Geſchichte und Handlung der engländiſchen Pflanzſtädte in Nordamerica, nebſt einer zuverläßigen Nachricht von der gegenwärtigen Anzahl der daſigen Einwohner, und einer umſtändlichen Beſchreibung der Landesverfaſſung, abſonderlich was Neu-England, Penſylvanien, Carolina und Georgien betrifft, zweyte vermehrte Auflage 8. Stuttgardt bey Johann Benedict Metzlern; deſſelben zweyter Theil, welcher die franzöſiſchen in ſich hält, 8. bey eben demſelben.

Ende des Herbſtmonaths 1755.

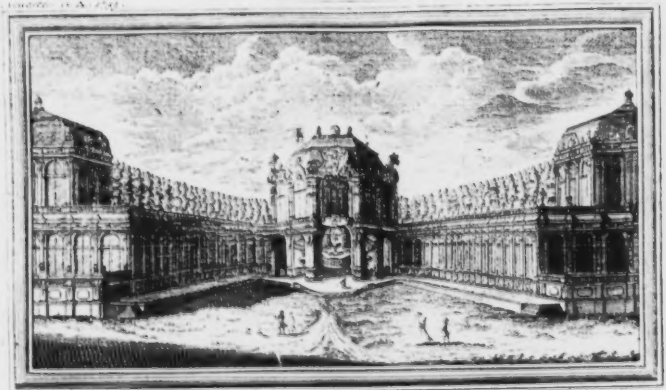

Das Königliche Dresdenische Zwinger-Gebäude

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Weinmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1755.

Inhalt.

I. De la Fontaine Fables choiſies miſes en vers. Tom. I.

II. Religio Philoſophi.

III. De la Poeſie Caſtillane; par Dom Velaſquez.

IV. Kurzer Entwurf der königl. Naturalienkammer in Dresden.

V. Der Donner. Eine Ode.

VI. Nachricht von einer allgemeinen Reichstagegeſchichte.

VII. Schreiben, das Herculanum betreffend.

VIII. Fables by the late Mr. Gay. II. Theile.

IX. Der helvetiſche Patriot.

X. Projet de Souſcription, de L'Orlando furioſo, poeme d'Arioſte.

XI. Hrn. Racinens auserleſene Schriften, von der Religion und Gnade.

XII. Hrn. Prof. Gottſcheds erſte Gründe der geſammten Weltweisheit. II. Theile VIſte Auflage.

I.

Fables choiſies miſes en vers, par J. de la Fontaine. Tom. I. A Paris, chez Deſaint & Saillant, & Durand. 1755. De l'Imprimerie de Charles Antoine Jombert.

Die prächtige Ausgabe der la Fontainiſchen Fabeln, die wir neulich angekündiget, iſt wirklich eines Theiles zu Stande gekommen. Wir haben den I. Band derſelben vor Augen; und können unſern Leſern Nachricht davon geben. Das Format iſt in groß Fol. auf das ſtärkſte und weiſſeſte Papier gedruckt. Die Schrift iſt neu und ſchön; doch das alles haben wir in Deutſchland und Leipzig auch in unſrer Gewalt. Das vornehmſte, dadurch ſich dieſe Auflage unterſcheidet, ſind die Zierrathe, an Holzſchnitten und Kupferſtichen; darunter wir doch in der That, die erſtern mehr, als die letztern loben müſſen. Wir wollen von beyden Nachricht geben.

Sowohl auf dem Titelblatte, als über der Zueignung an den König; beym Schluſſe der Nachricht,

richt, oder Vorrede, und beym Schluſſe jeder Fabel ſind ganz neue, und mit beſondrer Kunſt geſchnittene Holzfiguren, von ſehr feinem Geſchmacke zu ſehen. Sie ſtellen faſt alle Blumen und Früchte, Zweige von allerley Laub, auch wohl einige kleinere Thiere vor: wie denn die Titelfigur einen Bienſtock mit ſeinem Schwarme, neben einem Füllhorne voller Früchte, einer Larve, und einem Merkuriusſtabe der an dem einem Ende wie eine Fackel brennt, und verſchiedene Blumen darſtellet. Alles dieſes iſt nach dem Leben gezeichnet, und der Natur ſo ähnlich, als man wünſchen kann, auch ſo fein ſchattiret als nur möglich iſt: ſo daß man die Meiſterſtücke der erſten deutſchen Erfinder im Holzſchneiden, deren Geſchicklichkeit lange Jahre, ja Jahrhunderte her vermiſſet worden, glücklich wieder hergeſtellet ſieht.

So ſehr wir aber die Kunſt des Zeichners und Holzſchneiders loben, ſo wenig iſt doch in den Erfindungen und Anordnungen alles ohne Tadel. Z. E. die Titelfigur umgiebt alle die itzt erzählten Stücke, und zwar von unten herum, mit Wolken, auf welchen gleichſam alle gedachte Dinge ruhen. Iſt das der Natur gemäß? Und wo ſchweben alle ſolche ſchwere Sachen auf den Wolken herum? Eben ſo iſt der Zierrath über der Zuſchrift fehlerhaft. Eine Schlange, die ſich auf den Schwanz beißt, und einen Zirkel vorſtellet, iſt mit Lilgen und andern Blumen umwunden, und ſchießt rings umher Stralen von ſich. Wo kommen dieſe her? denn die Schlangen glänzen nicht, und eine Sonne iſt nicht da.

Ein

Ein Paar Palmzweige durchkreuzen dieß alles, die aber gar nicht nach der Natur gezeichnet ſind: denn wir kennen dieſelben in unſern Gärten: und ſodann ſprießen aus den unterſten Enden derſelben, Zweige von anderm Laubwerke heraus, davon die ganze Natur kein Beyſpiel weiſet.

Will man nun dieſen Erfindern und Zeichnern, mit der gewöhnlichen Ausflucht: Picloribus atque Poetis &c. aushelfen: ſo ſehen wir uns berechtiget ihnen mit eben dem Dichter zu antworten:

Scimus! & hanc veniam petimusque damusque vicissim.
Sed non ut placidis coeant immitia, non ut
Serpentes avibus geminentur, tygribus agni.

Ganz recht, ich geb es zu, und mach es ſelber ſo.
Allein man miſche nie die Flammen in das Stroh,
Kein Tyger zeug' ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.

So lange alſo die Natur allen ſchönen Künſten zum Muſter dienen ſoll, ſo lange wird auch alles das falſch ſeyn, und keine Entſchuldigung verdienen, was von dieſem Vorbilde abweicht: und wer dieſes thut, der öffnet einem längſt verworfenen gothiſchen Geſchmacke Thor und Thür.

Was die Kupferſtiche anbetrifft: ſo ſind dieſelben faſt alle vom J. B. Oudry erfunden; vom jüngern Cochin geätzet, und vom Grabſtichel des N. Dupuis vollendet. Man kann nicht läugnen, daß alle drey ſich als geſchickte und große Künſtler erwieſen. Zeichnung, und Schattirung ſind faſt unverbeſſerlich: außer daß bisweilen in der Größe und Aehnlichkeit

einiger nicht ſo gar gemeinen Thiere etwas zu fehlen ſcheint, die man aus dem Kopfe, oder nach ſchlechten Bildern entworfen hat, ohne ſie ſelbſt vor Augen gehabt zu haben. Sodann aber iſt in der Anordnung gewiſſer Kupfer auch manches zu erinnern, das man ſchwerlich für ungegründet wird ausgeben können. Wir wollen uns deutlicher darüber erklären.

Z. E. das Titelkupfer ſtellet das in Stein gehauene Bruſtbild des la Fontaine vor, welches auf einem ſteinernen ſehr breiten, und faſt plumpen Poſtamente, mitten in einem Walde ſteht; und mit abhängenden Blumenſchnüren um den Hals gezieret iſt. Aeſopus ſteht, als lebend, auf platter Erde davor, und ſtrecket beyde Hände nach ihm aus. Ueber des la Fontaine Schnitzbilde hängt eine große Tapete an den nächſten Baumäſten, deren einen Zipfel ein fliegender Adler im Schnabel hält, und gleichſam aufhebt. Drey Meerkatzen, (denn Affen ſind es nicht, wie man aus den Schwänzen ſieht) ſind um ihn beſchäfftigt; die erſte, ihm die Blumenſchnüre umzuhängen, die zweyte ihm einen Kranz aufzuſetzen, die dritte den Teppicht wegzuſchieben. Neben dem Poſtamente ſtehen ein Rind, ein brüllender Leu, ein Schaf, ein Wolf und ein Hund, alle mit offenen Schnauzen.

Was dünket nun unſre Leſer von einer ſolchen Erfindung? diejenigen, die alles für gangbare Münze annehmen, was rund und von Metall iſt, werden hier freylich nur die Zeichnung und den Grabſtichel anſehen, und bald die Bäume und das Buſchwerk, bald die Thiere, bald den Aeſop loben. Allein ein wah-

wahrer Kenner und Kunſtrichter der ſchönen Künſte iſt damit nicht zufrieden; ſondern wird ungefähr folgende Anmerkungen machen.

Wie kömmt, wird er zuerſt fragen, ein lebendiger Aeſop zur Bildſäule des La Fontaine zu ſtehen? Weder in dieſer, noch in der Unterwelt kann das geſchehen: und dieſe Vorſtellung ſieht alſo eben ſo ungereimt aus, als wenn Miltiades bey dem Schnitzbilde eines Themiſtokles, oder Alexander bey der Ehrenſäule eines Cäſars, als lebendig vorgeſtellet würde. Hier ſieht es ja aus, als ob Aeſop der Bewunderer und Nachahmer des La Fontaine wäre; da es doch gerade umgekehrt iſt. Aeſop ſollte auf dem Poſtamente ſtehen, und la Fontaine, als ein lebendiger, ihn von unten verehren.

Wie kommen ferner die Teppichte in den Wald? Wer hat ſie dahin aufgehenkt? Oder wozu ſollen ſie dienen? Denn geſetzt, daß dem Fontaine die Ehrenſäule in den Wald gebauet worden; (davon man doch keinen ſattſamen Grund ſieht: da ſie gewiß von den Thieren nicht aufgerichtet ſeyn kann) ſeit wenn iſt es denn gewöhnlich, über ſteinerne Schnitzbilder Teppichte zu hängen? Vielleicht ſoll der Regen und die Sonne von ihnen abgehalten werden, daß die lockigte Perrücke nicht ihre Kräuſelung verliere? Aber was wäre lächerlicher, als dieſes? da gewiß der Teppicht viel eher, als der Stein verfaulen und zerfallen wird. Und kurz, wo ſieht man wohl in Wien, Dresden, Sansſouci, Herrenhauſen oder Salzdahlen, auch über den koſtbarſten marmornen Schnitzbildern Teppichte aufgehenket?

Eben dergleichen Fragen kann man bey der ersten Fabel von der Heuschrecke und Ameise thun. Daselbst steht eine mit Blumen bewachsene, künstlich aus Stein gehauene Urne, auf einem dergleichen Gestelle, daran gleichfalls halberhabene Figuren geschnitzet sind; nebst einer starken und hohen korinthischen Säule. Um diese ist mit starken Schnüren eine kostbare reiche Tapete angebunden, die halb auf der Erde liegt, und auf derselben stehen die beyden sich unterredenden Thierlein. Was hat nun der Erfinder nicht für unnöthige Anstalten gemachet, diese beyden Ungeziefer zusammen zu bringen? Was brauchte es solche Urnen, Säulen und Tapeten, um Thiere, die in allen Feldern kriechen, zusammen zu paaren? Was würde nicht Horaz hier sagen?

Inceptis gravibus plerumque & magna professis,
Purpureus late qui splendeat unus aut alter
Assuitur pannus — — —
Sed nunc non erat his locus! Et fortasse cupressum
Scis simulare. Quid hoc? si fractis enatat exspes
Navibus, ære dato qui pingitur?
Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

Diese und dergleichen Anmerkungen ließen sich bey sehr vielen Erfindungen dieser Kupfer machen: und man würde dagegen wenig oder nichts zur Vertheidigung des Künstlers zu sagen wissen: es müßte denn dieses seyn; daß man es mit solchen Dingen so genau nicht zu nehmen pflege. Wäre diese Entschul-

ſchuldigung in der ganzen Welt zulänglich: ſo könnte ſie doch einem ſo klugen und aufgeklärten Volke nicht zu ſtatten kommen, als die Franzoſen ſind. Dieſe eingebildeten Hofmeiſter und Muſter des menſchlichen Geſchlechtes müſſen uns nichts, als was vollkommen iſt, zeigen, und zur Nachahmung liefern. Ihr Geſchmack ſoll ja der feinſte, der vollkommenſte ſeyn. An ihren Werken muß alſo, zumal in den ſchönen Künſten, kein Tadel, ja kein Schatten eines Fehlers erſcheinen. Denn wenn ſie fehlen, ſo fehlet der einfältige übrige Theil von Europa, blindlings nach. Wir aber, als dumme Deutſche, rufen ihnen aus guter Meynung zu, was wir von unſern alten Obermeiſtern gelernet haben:

Turpe eſt Doctori, quum culpa redarguit ipſum!

Wir ſind nicht Willens, alle ſolche Fehler anzumerken; z. E. wenn der Sternſeher bey hellem Tage mit ſeinem Sehrohre herumgeht, und in einen Brunnen fällt; oder ein Leu ſo klein gemalet iſt, als ein großer Hund; ein Fuchs aber ſo groß, als ein Wolf u. d. m. Unſer Raum leidet dergleichen Weitläuftigkeit nicht.

Doch freylich ſind nicht alle, ja die wenigſten dieſer Kupfer ſo heteroklitiſch eingerichtet; oder, uns franzöſiſch auszudrücken, mit ſolchen Fehlern wider die Ordonnance beſchweret. Ihrer ſind in allem, ohne das Titelkupfer 70 Stücke. Dieß iſt aber nicht der ganze Fontaine; ſondern nur drey Bücher von ſeinen Fabeln: deren manche zwey, drey, auch wohl mehr Kupfer bekommen hat. Der Druck der Fa-

beln ſelbſt iſt auch ſo verſchwenderiſch eingerichtet, daß jede Fabel ein beſondres Titelblatt bekommen hat, darauf weiter nichts ſteht, als z. E. Fable III. La Grenouille qui ſe veut faire auſſi groſſe, que le bœuf.

Da nun alſo überhaupt, allererſt 59 Fabeln in dieſem Folianten enthalten ſind, davon das kleine Duodezbüchlein, deſſen wir uns bedienen 244 in ſich hält: ſo haben wir noch drey ſolche Folianten zu gewarten. Und da dieſer erſte Theil nicht weniger als 24 Thl. deutſch Geld koſtet; ſo kann man leicht rechnen, daß das ganze Buch künftig 100 baare Thaler koſten wird. Wir zweifeln nicht, daß die meiſten unſrer Leſer ihre hundert Thaler viel zu lieb haben werden, als ſie auf ein ſo theures Fabelbuch zu wenden: welches man auch vor 8 bis 12 Groſchen kaufen kann; ſo ſchön es auch gedruckt, und mit überflüßigen Kupfern ausgeputzet iſt.

Bey Gelegenheit dieſer überflüßigen Kupfer wollen wir doch etwas von der bekannten Fabel, von dem Müller und ſeinem Sohne, mit dem Eſel, die auch Canitz in Verſe gebracht hat, um zu lehren, daß die Welt ihr Tadeln nicht läßt, beybringen. Dieſe Fabel allein hat fünf Bilder bekommen, um alle die verſchiedenen Theile derſelben vorzuſtellen. Indem wir die Ordnung derſelben erblickten, fanden wir, daß die erſte den Müller ſo vorſtellet, wie er mit ſeinem Sohne den Eſel mit zuſammen gebundenen Füßen an einer Stange trägt. Dieſe Seltſamkeit, die in unſers Canitz Fabel gar nicht als eine geſchehene Sache; ſondern bloß als eine Ungereimt-

heit

heit erwähnet wird, die der Müller vorherſah, wenn er ferner dem Reden der Tadler Gehör geben wollte:

Und ſagte: Wollt' ich mich in alle Leute ſchicken,
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken:

Dieſe Seltſamkeit ſagen wir, veranlaßte uns den Text dieſer Fabel nachzuſehen: weil wir uns nicht einbilden konnten, daß la Fontaine dieſelbe ſo widerſinniſch angefangen haben würde. Aber ſiehe! freylich iſt der Kupferſtecher dem Poeten gefolget. Er erzählet, Racan, ein alter franzöſ. Poet hätte den Malherbe um Rath gefraget; was für eine Lebensart er erwählen ſolle? damit er alle Welt vergnügen könne. Darauf antwortet Malherbe: Wie? alle Welt vergnügen? Höret, ehe ich euch antworte, dieſe Fabel, die ich irgendwo geleſen habe:

Qu'un meunier & ſon fils,
L'un vieillard, l'autre enfant, non pas des plus petits,
Mais Garçon de quinze Ans, ſi j'ai bonne Memoire,
Alloient vendre leur Ane un certain jour de Foire:
Afin qu'il fut plus frais & de meilleur debit,
On lui lia les pieds, on vous le ſuſpendit:
Puis cet homme & ſon fils le portent comme un luſtre.

D. i. daß ein Müller und ſein Sohn, der eine alt, der andre ein Kind, das zwar nicht ganz klein, aber ein Junge von 15 Jahren war, wo ich es recht behalten habe, an einem gewiſſen Markttage in die Stadt gegangen, ihren Eſel zu verkaufen. Damit er nun um deſto friſcher, und beſſer am Werthe ſeyn möchte, band man ihm die Füſſe zuſammen,

men, hieng ihn dabey auf, und dieß Paar trug ihn wie einen Kronleuchter.„

Wollen wir nun dem guten la Fontaine glauben, daß Malherbe dem Racan dieſe Fabel erzählet: ſo iſt es zwar gewiß, daß er ſie irgendwo geleſen haben muß; denn dieſelbe iſt wirklich alt, und von deutſcher Erfindung, wie wir bald zeigen wollen. Allein der gute Malherbe hat freylich kein gutes Gedächtniß gehabt, ſondern das hinterſte zu förderſt gebracht. Es iſt zu verwundern, wie ſowohl er, als nach ihm Fontaine, eine ſo unwahrſcheinliche Sache verdauen können, als womit ſie die Fabel anfangen. Denn wie iſt es möglich, daß ein Müller, der einen Eſel verkaufen will, auf die Narrheit gerathe, ſeinen Eſel, auf dem er ſonſt zu reiten pflegte, ſelbſt in die Stadt zu tragen? Könnte ihm das auch wohl in den Hundstagen einfallen? Müßte er nicht ganz im Kopfe verrückt, und noch viel dümmer, als ſein Eſel ſelber ſeyn; wenn er auf ſolch eine Thorheit verfiele? Geſetzt aber er fiele darauf, würde denn der darüber entſtehende erſte Tadel für ein Beyſpiel eines unbilligen Tadels gelten können? Dieſen aber wollte der Urheber der Fabel abſchildern: und er müßte ſehr einfältig geweſen ſeyn, wenn er mit einen ſo gerechten und wohl verdienten Tadel angefangen hätte. Gewiß, die erſten Richter haben ganz recht, die Fontaine ſagen läßt:

Le premier, qui le vit, de rire s'éclata:
Quelle farce, dit-il, vont jouer ces gens là?
Le plus Ane des trois n'eſt pas celui, qu'on penſe.

Am

Am wunderlichſten aber iſt es, daß Malherbe, oder doch Fontaine hernach meynt, der Eſel hätte drüber gemurret, als er wieder auf die Beine geſetzet worden; weil ihm das Tragen beſſer gefallen hätte:

L'Ane, qui goutoit fort l'autre façon d'aller,
Se plaint en ſon patois.

So einfältig iſt der alte Dichter bey uns nicht geweſen, der dieſe Fabel erdacht hat. Es hat nämlich der ſelige Scherz in Straßburg in ſeiner Philoſophia morali Germanorum medii ævi, die er 1704, in Geſtalt einiger Diſſertationen Bogenweis heraus gegeben, ein altes deutſches Fabelbuch bis auf die Hälfte abdrucken laſſen; ſo lange er nämlich die philoſophiſche Katheder noch nicht mit der juriſtiſchen verwechſelt hatte. Man lieſt alſo 51 alte Fabeln bey ihm, mit einigen Anmerkungen erläutert; darunter die 49ſte dieſe iſt, der er die Ueberſchrift giebt: de Patre & Filio iter facientibus una cum aſino. In dieſer Fabel nun hebt ſich die Erzählung ſo an, daß der Vater allein zu Markte reitet, der Sohn aber neben ihm geht. Als ihm das getadelt wird, läßt er den Sohn aufſitzen, und er geht zu Fuße. Als auch das nicht recht war, ſetzten ſie ſich beyde drauf: und da auch dieſes nicht Beyfall fand, giengen ſie beyde neben dem ledigen Eſel her. Endlich ward auch dieß verworfen: und da heißt es:

Da ſprach der ſun, vatter wol har,
Wir ſollen beide nemen war,
Ob wir den eſel mogen getragen,
So ſehen was werden dan dit Lüte ſagen,

Sie wurfent balde den eſel nider
Zuſammen bundent ſie ime ſin glider
Sie hingent ime an ein ſtange groß
Des ritens ine vil ſere verdroß ꝛc. ꝛc.
Die lut gerietten alle ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An witzen ſint ſie beide blint ꝛc.

So hängt nun die Fabel ungleich beſſer zuſammen. Die Wahrſcheinlichkeit bleibt unverſehrt: und gleichwohl hat Canitz das letzte Stück der Fabel nicht einmal als geſchehen erzählet, ſondern es nur als den höchſten Gipfel der Ungereimtheit angegeben:

Der Vater, der noch nie die Welt ſo wohl gekannt,
Der kehrte wieder um, wie ers am beſten fand,
Und ſagte: Sollt' ich mich in alle Leute ſchicken:
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

Das Alterthum dieſer deutſchen Fabel ſetzet Herr Scherz, aus guten Gründen ins XIIIte Jahrhundert: obgleich die Mundart ſeiner Abſchrift ſo alt nicht iſt. Bey andrer Gelegenheit irgend im III. B. der Sammlungen der Geſellſchaft der freyen K. wollen wir aus einer beſſern und ältern Abſchrift dieſelbe mittheilen, um den geſunden Witz unſrer Alten deſto beſſer ins Licht zu ſetzen.

II.

Religio Philoſophi, or the Principles of Morality and Chriſtianity illuſtrated from a view of the Univerſe, and of Man's ſituation on it. By William Hay, Eſq. The ſecond Edition. Lond. 1754. in groß 8vo. 232 S.

Wenn dieß gleich die zweyte Auflage dieſes Buches iſt, ſo kann es doch bey uns noch für neu gelten. Es iſt indeſſen eine Vermiſchung von Philoſophie und Theologie, ein philoſophiſches Chriſtenthum, oder eine chriſtliche Philoſophie zu nennen; deren Inhalt auf dem Titel ſehr wohl, durch folgende Zeilen aus dem Perſius, ausgedrücket wird.

Diſciteque o miſeri! & cauſas cognoſcite rerum!
Quid ſumus? aut quidnam victuri gignimur? ordo
Quis datus? — — — —
— — — — Quem te Deus eſſe
Juſſit? & humana qua parte locatus es in rè?

O lernt, ihr Sterblichen! der Dinge Grund erkennen.
Was ſind wir? und was iſt des Lebens Zweck zu nennen?
Wo ſind wir hingeſtellt? — — — —
— — — — Und was für Rollen
Hat Gott gewollt, daß wir hienieden ſpielen ſollen?

Man kann leicht denken, was eine ſo philoſophiſche Gemüthsart für Betrachtungen vorbereitet. So hebt indeſſen der Verfaſſer an.

Der Menſch iſt ſich ſeines eigenen Daſeyns bewußt; betrachtet aber ſelten wo, oder was er iſt? Aber ſeine Unwiſſenheit in dieſem Stücke iſt oft die Quelle ſeiner gröſten Irrthümer geweſen; wird es auch künftig noch öfters ſeyn.

Er iſt auf den dritten Planeten unſerer Sonnenwelt geſetzet; welche nur eine von unzählichen andern iſt; und welcher Planet weder der gröſte, noch der kleinſte in dem Syſtem iſt. Gleichwohl vergröſert die Nähe die Gegenſtände dergeſtalt: daß Menſchen, die denſelben bewohnen, denſelben allezeit eine Welt nennen; und Sonne, Mond und Sterne, die ſo klein ausſehen, allezeit ſo anſehen werden, als ob ſie bloß ihnen zu gut gemachet wären.

Wenn ich von Menſchen rede, ſo meyne ich das ganze menſchliche Geſchlecht: denn die Erdbeſchreibung und Sternkunde haben uns eine andere Sprache gelehret. Sie betrachten unſre Kugel nur, als ein einzig Glied in dieſer ausgeſpannten Kette; als ein kleines Rad, in der unendlichen Weltmaſchine: und den Menſchen ihren vornehmſten Einwohner, nur als eine Art, unter unzählichen andern Arten vernünftiger und verſtändiger Geſchöpfe.

Da nun dieß die Beſchaffenheit des Menſchen iſt: ſo will ich ihn fragen: wer ihn auf dieſe Kugel geſetzet hat? und von wem er ſeinen Urſprung herleitet? Will er ſagen, von ſeinen Aeltern: ſo will ich es zwar einräumen, ob er gleich die Art und Weiſe davon niemals erklären kann. Aber die kommen wieder von ihren Aeltern, und dieſe von den Ihrigen, und ſo ferner: welches denn vorausſetzet, daß

ſchon

ſchon immer Aeltern vorhanden geweſen, dieß Daſeyn mitzutheilen: bis wir auf irgend einige erſte Aeltern geführet werden, die ihr Weſen auf eine andre Art erhalten haben. Allein von wem bekamen ſie es? Von ſich ſelbſt gewiß nicht; denn ſie waren noch nicht vorhanden. Von der Erden auch nicht: denn die Thiere ſchießen aus ihr nicht hervor; ſie hat auch kein Vermögen, neue Arten hervorzubringen. Es muß alſo dieß erſte Paar von einer andern Urſache hergekommen ſeyn: und dieſe Urſache muß ein weiſes und verſtändiges Weſen geweſen ſeyn, welches ein Thier von ſo auserleſener Geſtalt hervorbringen, und es mit einem Vermögen begaben können, ſeines gleichen zu erzeugen.

Weil wir durch denſelben Vernunftſchluß, alle übrige Arten von Thieren und Gewächſen auf dieſer Kugel von einem Urſprunge herführen müſſen; welcher ſein Weſen und Daſeyn auf eine andre Art bekommen: ſo müſſen wir gleichfalls ſchließen, daß eben dieß weiſe Weſen, welches den Menſchen geſchaffen, ſie auch zu den Abſichten geſchaffen, wozu ſie dienen. Und da dieſe Kugel zu ihrer Erzeugung, Erhaltung und Wohnung dienet: ſo müſſen wir gleichfalls ſchließen, daß ihr Schöpfer dieſe Kugel auch erſchaffen habe. Und wenn dieſe Kugel, oder ein Planet von ihm erſchaffen worden, ſo müſſen alle andre Weltkugeln, alle Planeten in unſerm Sonnenwirbel, und folglich auch die Sonne, als ihr Mittelpunct, die alles erwärmet und belebet, von ihm herrühren. Rühret aber unſer Sonnenſyſtem von ihm her, ſo muß er auch der Urheber aller übri-

gen durch das ganze Weltgebäude seyn. Denn es ist unmöglich zu begreifen, daß derjenige, der ein Rad in einer Maschine gemachet hat, welches sich zu allem übrigen schicket, nicht die ganze Maschine gemachet haben sollte.

Wir glauben, unsere Leser werden aus dieser Probe des Verfassers sattsam sehen, wie unverwerflich seine Art zu denken und schließen sey; und wie gründlich er die Rolle eines Weltweisen spiele. Nun erkläret er, was er durch das Ganze verstehe, nämlich alle Fixsterne, die ein eigen Licht haben, nebst ihren sie umgebenden dunkeln Weltkugeln oder Planeten; deren jeder wieder ein Sonnensystem für sich ausmachet, aber mit allen übrigen, als ein Theil mit dem Ganzen, in Verbindung steht. Er meynet auch, nicht nur diejenigen Fixsterne, die von unserer Erde sichtbar sind; sondern alle diejenigen, die wir sehen würden, wenn nach allen Himmelspuncten Ferngläser gestellet wären; und selbst diejenigen, die wir noch von diesen entfernten Weltkugeln noch erblicken könnten, bis wir endlich in einen leeren Raum sehen würden, wo nichts mehr erblicket werden könnte. Dieß will er nun unser Weltgebäude nennen, und diesen leeren Raum, das Ende unsrer Welt; nicht aber das Ende der Natur. Denn es könnte wohl seyn, wie er meynet, daß hinter diesem Raume noch eine Sammlung von Körpern, von gleicher oder größerer Anzahl, Pracht und Herrlichkeit befindlich wäre. Denn obgleich die Anzahl dieser Weltkugeln, allen unsern Begriff überstiege: so wäre sie doch endlich; und erfüllete nur einen Theil desjenigen

gen Raumes, der alle unſre Einbildung an Unendlichkeit überſtiege, und mit dem göttlichen Weſen gleich ausgedehnet wäre; in welchem auf die buchſtäblichſte Art, alle Dinge lebten, webten, und wären.

Hier ſieht man einen geſchwornen Neutonianer, der den eingebildeten leeren Raum für etwas wirkliches, und Gottes Weſen ſelbſt für ausgedehnt hält. Solch Geſchöpf der Einbildungskraft ſieht nun andern Weltweiſen zwar gefährlich aus: doch hat es bey unſerm Schriftſteller weiter nichts zu ſagen. Er will ſich auch bey unſerer Sternenwelt, welche wir das Weltgebäud nennen nicht bekümmern, wann ſie entweder ganz, oder wann jedes Sonnenſyſtem insbeſondre angefangen habe, oder aufhören werde. Dieß weis Gott allein: es ſey nun allererſt ſechs tauſend, oder ſechs Millionen Jahre alt; es mag auch morgen, oder vieleicht niemals aufhören. Denn der, welcher es nach ſeinem Belieben erſchaffen, könne es auch erhalten, oder vernichten; oder es ohne Vernichtung nach ſeinem Wohlgefallen verändern und abwechſeln. Derſelbe Stern oder Planet, könne zwar immer in ſeinem gewöhnlichen Laufe rollen: und doch könne ſeine Oberfläche ſo verändert werden, daß ein neuer Zeitlauf darauf angehen könnte. Bezöge ſich ein Fixſtern mit dicken Flecken, ſo daß er nicht langer leuchten könnte: ſo geriethen alle ſeine Planeten mit ins gröſte Elend. Dieß Elend aber beträfe die andern Fixſterne nicht. Und wenn ein Planet auf ſeiner Oberfläche geändert würde, ſo gienge das die andern

Planeten nichts an; ob es gleich in ihm ſelbſt, für die Einwohner eben ſoviel wäre, als ob die ganze Welt untergienge. Würden aber neue Einwohner darauf geſetzet, ſo wäre ſolches bey ihnen für eine neue Schopfung anzuſehen.

Daß ſolche Dinge geſchehen könnten, wäre gewiß: denn bey Gott wäre kein Ding unmöglich; daß ſie aber geſchehen würden, ſey deſſen Weisheit und Vorſehung gemäß. Daß ſie bereits geſchehen wären, ſey auch ſo gar aus denen wenigen Beobachtungen ſichtbar, die aus unſrer kleinen Anzahl von Erfahrungen hieher gehöreten. Sind nicht neue Sterne erſchienen, und alte verſchwunden? Aendert ſich nicht die Oberfläche unſrer Sonne? Scheint nicht die Oberfläche eines Planeten ganz regulär, oder ordentlich; eines andern aber gebrochen und unordentlich; wie ein Bruchſtück von etwas vollkommnerm? u. ſ. w.

Bisher hat der Verf. unterſuchet, wo wir ſind. Nun hebt er an zu betrachten, was wir ſind. Ich bin ein Thier, heißt es, und zwar von der Art, welche unter allen andern auf dieſer Kugel die vornehmſte iſt. Jedes Thier auf derſelben muß ein Weſen, oder ein Ding in ſich haben, welches von dem Körper, darinn es wohnet, unterſchieden iſt. Denn es empfindet alle Eindrücke, die in jenen geſchehen, und es kann wiederum in denſelben wirken, und ihn bewegen. Der Körper allein kann das nicht: denn er iſt Materie, und die Materie kann zwar allerley Geſtalten annehmen; iſt aber zur Empfindung und eigenen Bewegung ungeſchickt. Ein

Erd-

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Bibliot
Universitati
Frider. Guil.
Berolin.
1857. 212

Fünftes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1733.

Erdkloß, ein Stein, ein Stuhl oder ein Tisch würden sich eben so wohl, als ein Pferd, Hund oder Mensch bewegen, und empfinden können: wenn diesen letzten nicht ein gewisses, von der äußerlichen Gestalt unterschiedenes Wesen, beygesellet wäre.

Dieß Wesen nennt er einen Geist, oder die Seele eines Thieres: wie selbige in den Körper wirke, weis er nicht; sieht aber aus der Wirkung, daß es geschieht, u. s. w. Die Würde der Thiere kömmt von der Fähigkeit ihrer verschiedenen Seelenkräfte her: und dadurch erhält der Mensch den Vorzug. Was den Thierseelen nach ihrer Trennung vom Leibe wiederfahre, ist uns nicht nöthig zu wissen. Aber desto nöthiger ist uns die Kenntniß unsrer eigenen Seele, und was für Hoffnung sie sich auf einen künftigen Zustand machen könne. Diesen behauptet der V. mit sehr guten Gründen: und schließt daraus, daß der Mensch Gott verschiedene Pflichten schuldig sey. Hier kömmt er denn auf die Religion, und zeiget die Mittel, wie Gott dieselbe habe offenbaren können. Er kömmt auf die Schöpfung unsrer Erdkugel; glaubet, daß dieselbe vor Adams Erschaffung eben so wohl, als zur Zeit der Sündfluth, ganz mit Wasser bedecket gewesen, und schon dieselbe Gestalt der Weltheile im großen, d. i. Berg und Thal, Flüsse und Seen gehabt habe: weil Moses schon der vier Ströme des Paradieses erwähnet; die er für die Arme des zusammenfließenden und sich wieder trennenden Tygers und Euphrats hält.

Ueberhaupt bezeuget er gegen Mosis Schriften alle Hochachtung: ihn aber hält er für einen Weltweisen, Geschichtschreiber und Propheten, der die Verehrung des wahren Gottes gelehret und fortgepflanzet habe. Die Geschichte der Schöpfung erkläret er nach dem Augenscheine, fast so, wie Whiston gethan. Den Fall Adams versteht er allegorisch, von der ersten Sünde; da durch die Schlange der Eva böse Lust zu verstehen sey, die hernach den Adam gereizet und verführet habe. Dieß ist fast das einzige, darinn er vom gewöhnlichen Lehrgebäude des Christenthums abgeht; in allem übrigen ist er orthodox, glaubet die Wunder und Sendung des Moses, und das ganze alte Testament.

Er kömmt auch auf das Christenthum im N. T. erkennet, daß Jesus von Nazareth kein bloßer Mensch, sondern mit der zweyten Person der Gottheit, (denn auch die Dreyeinigkeit giebt er zu,) genau vereinigt worden. Das athanasische Glaubensbekenntniß zieht er dem nicenischen vor, gesteht auch daß die Kirche viele Jahrh. durch, sehr in Aberglauben und Unwissenheit verfallen sey: und kurz, er ist bey aller seiner Philosophie ein guter Protestant; danket auch im Schlusse Gott, daß er zu einer Zeit, und in einem Lande lebe, darinn man die Freyheit zu denken habe: ohne welche keine Religion als gewiß und gegründet befunden werden könne. Verstellung, List, Macht oder Ansehen könnten niemals eine Religion sicher stellen. Das Christenthum brauche sol-

ſolche Waffen nicht. Es ſey beſſer zu zeigen, daß ſie der Vernunft und Philoſophie gemäß ſey; welches in dieſem Buche ſeine Abſicht geweſen. In kurzem ſoll eine Verdeutſchung dieſes ganzen Werkchens erfolgen.

III.

De la Poeſie Caſtillane; par Dom Louis-Joſeph Velaſquez; Chev. de l'Ordre de S. Jaques, de l'Academie Royale d'Hiſtoire, & de celles des Inſcript. & belles Lettres de Paris.

Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

à Malaga, chez François Martinez d'Aquilar, 1754.

Der Verfaſſer dieſes Werkes theilet ſeine Arbeit in 4 Theile. Im erſten will er die erſten Quellen der caſtilianiſchen oder ſpaniſchen Poeſie entdecken. Im 2ten will er ihre verſchiedenen Alter, bis zu unſerer Zeit abhandeln. Im 3ten will er den Urſprung ihrer verſchiedenen Arten von Gedichten erörtern; und im 4ten endlich, alles, was ihr angehörig iſt, erklären.

Im erſten Theile unterſuchet er alſo die erſten Quellen der heutigen ſpaniſchen Poeſie; und zwar erſtlich in ihrer uralten Sprache vor den Zeiten der Römer. Silius Italicus, ſaget in ſeinem 3 B. daß die Gallicier in ihrer eigenen Sprache Lieder gemachet, und geſungen hätten:

— — — — Misit Gallæcia pubem,
Barbara nunc patriis ululantem carmina linguis,
Nunc pedis alterno percussa verbere terra,
Ad numerum resonans gaudentem plaudere cetras.

Und Strabo im III. B. versichert, daß die Turditaner, das witzigste Volk in Spanien, auch Wissenschaften gekannt, und unter ihre älteste Schriften auch Gedichte und Gesetze in Versen gezählet. Der Verfasser meynet, diese alte Sprache der Spanier habe viel mit dem Griechischen und Phönicischen gemein gehabt: woran wir aber sehr zweifeln; wenigstens bevor die Karthaginenser sich in Spanien eingedrungen. Denn da die ersten spanischen Einwohner aus Gallien oder dem Lande der Celten gekommen seyn müssen, daher sie auch Celtiberier geheißen: so ist leicht zu sehen, daß ihre Sprache celtisch, oder altes deutsch gewesen seyn muß. Wenigstens stimmet die alte Sprache der nordischen Provinzen von Spanien noch itzo mit der irrländischen und der Mundart des Fürstenthums Galles oder Wallis in England sehr überein; welche für eine Tochter der alten gallischen Sprache gehalten wird.

Nachdem die Römer sich Spaniens bemeistert, lernten die Einwohner das Latein, und fiengen auch an, in der Sprache ihrer Sieger zu dichten. C. Jul. Hyginus, und Sextilius Hena, lebten schon um Augusts Zeiten. Den ersten nennet Sueton einen Spanier: dem letzten aber giebt Seneca die schwere und ungeputzte Schreibart Schuld, die Ci-

Cicero den corduanischen Poeten vorgerücket *. Unterm Nero brachte Cordua, die beyden Seneken, und den Lucan hervor. Unterm Domitian blühte Martial, der uns noch von einem Unicus, einem Canius von Cadix, einem Decianus von Emerita, und einem Lician von Bilbilis Erwähnung thut. Unterm Constantin und seinen Söhnen setzte der Priester Juvencus die Evangelien in Hexameter. Und Prudentius, Arator und Sedulius folgeten ihm in Verfertigung geistlicher Gedichte. Den Silius Italicus vergißt der Verfasser eben sowohl, als den Avienus, der unter dem großen Theodosius lebte, und Aesops Fabeln in Elegien brachte; auch ausdrücklich des Phädrus, als eines ältern Fabeldichters gedenket; dessen Daseyn und Alter man uns unlängst abstreiten wollen. Wir übergehen hier andre mehr, die minder berühmt sind.

Als Spanien von den Gothen und andern nordischen Völkern, den Vandaliern und Sueven, überschwemmet ward, so verlohr sich der gute Geschmack der Dichtkunst bald. Die geistlichen Dichter selbst wurden davon angesteckt, wie ihre Lieder, Grabschriften u. d. m. zeigen. Diese widerriethen den Christen gar, die heydnischen Poeten zu lesen, wodurch der Geschmack noch mehr verderbet ward. Vermuthlich haben die Gothen auch etwas von ihrer nordischen Dichtkunst mit nach Spanien gebracht; allein es ist nichts davon vorhanden, außer

was

* Or. pro Arch. Ut Corduba natis Poetis, pingue quiddam sonantibus atque peregrinum, aures suas dederit.

was sie im Lateine geschrieben haben. Daß sie aber Lieder und Gedichte gehabt, könnte der Verfasser aus dem Worte Madrigal geschlossen haben, welches Altdeutsch ist. Denn Madur heißt im Isländischen, welches mit dem Gothischen nahe verwandt ist, ein Mann, und Gall, heißt ein Ton, ein Klang, eine Singweise, oder ein Lied; wie noch bey uns in Nachtigall, und in dem Gällen der Ohren zu ersehen ist. Madrigal, ist also, seinem Ursprunge nach, ein verliebtes Liedchen, welches Männer an ihre Schönen zu singen pflegten: wie solches im Crescimbeni und Muratori angegeben wird. Selbst die Provenzaldichter, von denen man die ältesten Madrigale aus dem XII. Jahrhunderte hat, wohnten in einem Lande, woselbst die Gothen viele Jahrhunderte geherrschet hatten.

Einige gothische Aufschriften, die übrig geblieben, zeigen noch, wie sehr damals der Geschmack verderbet gewesen. Des Athaulfus (oder Adolphs) Grabschrift zu Barcellona, steht in des Morales Chronik, II. B. 14 Cap. imgleichen eine auf den Uamba, zu Toledo, und eine in der Johanniskirche, zu Bagnos, die Recesuinto gestiftet, bey eben dem Schriftsteller.

Als bald darauf die Araber Spanien überschwemten, entstund auch in der Dichtkunst eine merkliche Aenderung. Denn obgleich noch einige lateinische Dichter bisweilen aufstunden, die der Verf. nennet; so waren sie doch nichts besser, als die vorigen unter den Gothen: Dagegen ward die arabische, unter diesem Volke, das 800 Jahre in Spanien herrschte, die gemeinste.

Alles

Alles ließ das Latein fahren, und lernte arabisch, und schrieb bisweilen besser darinn, als die Araber selbst. **Nicolaus Antonio**, in seiner spanischen Bibliothek, gedenket derselben; wie auch Herbelot, in seiner orientalischen Bibl. thut. Die meisten lebten in Andalusien; und Cordua und Sevilien waren ihre hohen Schulen. **Ebn Tahun** schrieb im 691sten Jahre der Hegira, von der Schöpfung des Menschen und der Seele; und vom Tempel zu Mecca. **Dhialdin Alkharag**, der noch 100 Jahre vor ihm lebte, schrieb einen **Schatz der Poeten**. **Ebn Forgia**, war im 5ten Jahrh. der Hegira ein Dichter, und erklärte den **Almotnabi**. Auch das Frauenzimmer dichtete, zumal in Andalusien. **Maria Alphalsuli** von Sevilien, lebte schon im IV. Jahrh. der Hegira; und ward für die Sappho ihrer Zeiten gehalten. u. s. w.

Doch alles dieß geht die heutige spanische Dichtkunst nichts an. Ihr eigentlicher Ursprung ist aus der **Provenzal-** oder **limousinischen Dichtkunst** herzuleiten. Diese erstreckte sich im XII. und XIIIten Jahrhunderte so weit, als diese Sprache; nämlich durch Provence, Roussillon, Languedok, Catalonien, Valencia und Murcia, die Inseln Majorca, Minorca und Sardinien. Die Poeten nannten sich **Trovadores**, oder Erfinder, und ihre Kunst hieß, **Gaya Ciencia**, oder **Gay saber**; die lustige oder anmuthige Wissenschaft. Die spanischen Dichter in dieser Sprache, steigen bis ins XI. Jahrh. zurück. Damals lebte **Don Pedro** der I. von dem **Wilh. Castel** in der Hist. von Lan-

Languedoc Verse anführet. Im XII. Jahrhunderte machte Don Alphonso I. von Arragonien solche Verse: im XIII. Mossen Jardi, von Valenza, ein Bedienter Königs Don Jayme, des Eroberers, u. a. m. Selbst Raimund Lullus, aus Majorca, der mehr als ein Weltweiser bekannt ist, hat darinn gedichtet; und Don Pedro III. von Arragonien gleichfalls, wie er in seiner Chronik selbst gesteht. Aber im XIV. Jh. und in den folgenden Zeiten wuchs ihre Zahl noch stärker an: ob man gleich von vielen nicht den rechten Zeitpunkt weis: ihre Verse aber sind noch in den spanischen Liedersammlungen vorhanden.

7. Die Provenzaldichter bedienten sich gemeiniglich der zehnsylbigten Verse, darinn sie Sonnette, Schäferlieder, Gassenlieder, Madrigale, Serventesios, u. a. dgl. kleine Stücke machten. Sie schrieben auch Tenzones, d. i. scharfsinnige, über die Liebe: daraus der berühmte Cour d'Amour, oder das Gericht der Liebe entstund; worinn geschickte Leute über die poetischen Streitigkeiten den Ausspruch thaten. Die Serventesios waren Gespräche, die auch dramatisch aufgeführet wurden. Und da die Poeten mehrentheils vom vornehmsten Adel waren; so bildeten sie erst zu Toulouse, hernach zu Barcellona und zu Tortona Akademien. Endlich gieng der Eifer bey diesen Ergetzungen bis zum Aergerlichen. Man redete übel vom Hofe, und von der Königinn, Donna Sybilla de Forcia. Gleichwohl hatte man auch bey Hofe Contadores, (Erzähler,) Cantatores,

(San-

(Sänger,) Juglares, (Gaukler,) Truanes und Buffones, (Luſtigmacher und Hofnarren).

Die Könige zu Arragonien **Don Juan I. Don Martin**, und **Don Fernand** der redliche, verbeſſerten dieſe poetiſchen Geſellſchaften und ihre Gaya Ciencia. Allein dieſe Kunſt ſtieg bald zu ſolchem Anſehen, daß ſelbſt die Könige ihren akademiſchen Uebungen beywohnten, wo man den Werth der Dichter entſchied; auch allerley Gedichte herſagte, und Geſpräche aufführte; die mit Gepränge gekrönet wurden. Man gab hernach Erlaubniß, die gekrönten Stücke zu ſingen und vorzuſtellen; welches den verworfenen nicht frey ſtund. Cervantes wünſchte, daß dieſes wieder eingeführet würde: und wir treten ihm gern bey; da es itzo auf die Willkühr unwiſſender Komödianten ankömmt, durch was für närriſches Zeug ſie den öffentlichen Geſchmack verderben wollen.

Im 1328ſten Jahre führte der Infant Don Pedro, Graf von Ribagorſa, Bruder des Königes, und die vornehmſten Herren bey Hofe, Ballette auf, ſungen kurze Lieder, und ſtellten Geſpräche vor, die der Infant ſelbſt gemachet hatte; und das zwar bey den Krönungsfeyerlichkeiten Don Alphons des IV. Königs von Arragonien. Der **Jongleur** (Gaukler) **Ramaſes** ſang ein Lied, das der Infant gemachet hatte. Ein andrer, **Noveller**, ſagte mehr als 600 Verſe her, die auch der Infant, in gemeinen Reimen gemachet hatte. Dieſer Geſchmack an der Poeſie erhielt ſich im Hauſe dieſes Herrn, bis auf ſeinen Urenkel, Don Henriquez von Arragonien,

der die Kunſt der Gaya Ciencia, viele Poeſien und Geſpräche ſchrieb, die aufgeführet wurden.

Der Zeitpunct, da die Kronen von Caſtilien und Arragonien, durch die Vermählung Don Fernands mit Donna Iſabella vereiniget wurden, iſt zugleich die Zeit des Verfalls der Provenzalpoeſie in Spanien. Die Arragonier und Catalonier vernachläßigten ſie allmählich, ſobald die caſtilianiſche Sprache aufkam. Dieſe hatte ſchon ſeit der Zeit des Infanten **Don Fernando von Antequerra**, tiefe Wurzeln geſchlagen. Dieſe Neuerung gefiel ihnen ſo ſehr, daß ſie auch anfiengen caſtilianiſche Verſe zu machen: und ſelbſt die Provenzaldichter machten dergleichen wechſelsweiſe mit limoſiniſchen. **Miguel Pierez**, und **Juan von Verdancha** machten verſchiedene Gedichte in der *Arte mayor*, oder in langen Verſen, darinn die caſtilianiſche Art der Scanſion und Reime beobachtet war; andrer mehrern zu geſchweigen.

Von der Portugieſen Poeſie bemerket der Hr. V. daß ſie bis ins Ende des XIIIten Jahrhunderts hinaufſteigt; als König Alonzo I. regieret hat. Denn damals blüheten **Gonzalo Hermiguez**, und **Egar Moniz**, die beyden älteſten portugieſiſchen Dichter, davon man etwas weis. Unter ihren Königen haben **Don Denis** im XIII. und Don Alonzo der IV. im XIV. Jh. Verſe gemachet. Des letztern Sohn, Don Pedro I. dichtete auch, und der Infant Don **Pedro**, Don Juans des I. Sohn, machte viel Sonnette, auf den Vaſco de Lobeyra; den man für den Verfaſſer des galliſchen Amadis hält.

Inhalt.

I. Von den gleichgültigen Wörtern (Synonymis) in der deutschen Sprache. pag. 1

II. Benedict Veilers neue deutsche Sprachlehre vor die Engelländer. 23

III. Eines Ungenannten Critische Gedanken über den sterbenden Cato. 39

IV. Bescheidene Antwort darauf. 44

V. M. Joh. George Fricks Academische Abhandlung von den Druiden. 69

VI. Abhandlung von den zusammengesetzten Wörtern der deutschen Sprache. 85

VII. Herrn C. A. H. Verbesserung der Hofmannischen Übersetzung des 20. Capitels Ciceronis von den Pflichten. 117

VIII. Joh Ludwig Praschens gründliche Anzeige von Fortrefflichkeit und Verbesserung deutscher Poesie. 130

IX. Versuch einer Übersetzung Anakreons in reimlose Verse. 152

X. Kurze Nachricht von dem am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Dresden im Werke gewesenen Leopolden-Orden. 168

hält. Außer vielen neuern Dichtern der Portugieſen, werden **Camoens** und **Francisco Lobo**, für die beſten gehalten: und Graf Ericeyra hat ſich mit ſeinen Gedichten vielen Ruhm erworben.

Die Gallicifche Poeſie iſt nicht minder alt. Die Geſänge und Lieder der Pilgrime, die nach Compoſtell zogen, erhielten lange den Geſchmack an der Poeſie, auch in den finſterſten Zeiten. Der König **Don Alonzo**, der in Gallicien erzogen worden, machte in dieſer Spräche Geſänge, die noch unter den Handſchriften der Kirche zu Toledo, nebſt den Noten vorhanden ſind. Auch von einem gewiſſen **Maſias**, mit dem Beynamen des Verliebten, der aus Padron, in dieſer Provinz geb. war, hat man noch einige Ueberbleibſel. Von ſeinen Liebeshändeln, und unglücklichen Ende reden viele Schriftſteller; z. E. **Juan de Mena**, **Juan Rodrigez de Padron**, **Garcie Sanchez de Badajoz** u. a. m.

Im Biſcajiſchen hat es auch eigene Poeten gegeben, die von andern mit der cantabriſchen für einerley gehalten wird. Nächſtens ein mehrers, von der ſpaniſchen Dichtkunſt.

IV.

Kurzer Entwurf der königlichen Naturalienkammer, in Dresden. Mit allergn. Freyheit Dresden und Leipzig in der Waltheriſchen Buchhandlung 1755. in Med. Quart.

Dieſes prächtige Werk erfüllet einen Wunſch, den unzähliche Reiſende und Liebhaber natürlicher Seltenheiten längſt gethan haben. Die königliche Naturalienkammer in Dresden iſt ſeit einiger Zeit, nächſt der pariſiſchen, gewiß die merkwürdigſte in Europa geweſen. Sie hat ſich nach und nach unter zween allerdurchlauchtigſten Augusten ſo ſtark gemehret: daß ſie nunmehr den größten Theil des prächtigen Zwingergebäudes einnimmt. Sie war es alſo wohl werth, eben ſowohl als die königliche franzöſiſche, beſchrieben und bekannt gemachet zu werden: und wir freuen uns, daß ſolches auf eine ſolche Art geſchieht, die der pariſiſchen Hiſtorie der Natur, an guter Einrichtung der Lehrart, gewiß den Vorzug ſtreitig machet.

Der gelehrte Aufſeher dieſer königlichen Naturalienkammer ſelbſt, Herr Bergrath Eulenburger, hat die Feder dabey geführet; und was das beſte iſt, aus Liebe für unſre Nation, die Sprache unſers Vaterlandes dabey erwählet. Dieſe ſchickte ſich auch zu Beſchreibung ſolcher Dinge, die mehrentheils der deutſche Boden getragen, und von Kennern mit den beſten urſprünglich deutſchen Namen genennet werden, am allerbeſten. Denen zu gut indeſſen, die des Deutſchen unkundig ſind, hat man zugleich eine franzöſiſche Ueberſetzung beſorget, die man ſowohl einzeln, als mit dem deutſchen zugleich gedruckt haben kann. Beyde werden den Liebhabern der Naturgeſchichte theils zu einer Lockſpeiſe dienen, die ſie nach Dresden ziehen wird, ihre Augen und Gemüther, an Betrachtung dieſer Seltenheiten zu laben;

laben; theils ihrem Gedächtniſſe zu ſtatten kommen, deſſen was ſie geſehen haben, ſich deſto länger zu erinnern.

Indeſſen iſt dieſe Beſchreibung nicht das erſte, was von dieſer kön. Naturalienkammer im Drucke erſcheint. Sendels Beſchreibung der koſtbaren Bernſteinſammlung und Herrn D. Ludewigs Beſchreibung, der darinn befindlichen mancherley Erden, ſind davon längſt bekannt geworden. Da aber beyde lateiniſch erſchienen; ſo wäre wohl zu wünſchen, daß nunmehr zu dieſer allgemeinen Einrichtung und Beſchaffenheit aller natürlichen Sammlungen, auch von jenen beyden Folianten, etwas ausführliche Auszüge in deutſcher und franzöſiſcher Sprache gemachet würden: damit die Liebhaber alles in einer ähnlichen Lehrart, und gleichem Vortrage beyſammen haben könnten. Mit dem lateiniſchen Werken dieſer Art kann nur einer ſehr geringen Zahl von Gelehrten gedienet werden. Wir hoffen der Herr Bergrath werde ſeine rühmliche Sorgfalt auch auf die Erfüllung dieſes Wunſches erſtrecken, der gewiß zum Ruhme der königlichen Cabinetter ſehr viel beytragen wird.

Die Abbildung des königlichen Zwingergebäudes, worinn dieſe prächtige Sammlung aufbehalten wird, ſtellen uns zween große Kupfertafeln im Grundriſſe beyder Sockwerke, und zween Anfangsleiſten im Aufriſſe vor: die denn ſowohl die Weitläuftigkeit, als Schönheit der Baukunſt darlegen.

Den Anfang machet der Herr Verf. von der Mineraliengalerie, die hier beſonders ſtark und koſtbar

ist. Sie ist nicht nur an sich selbst 100 Ellen lang, und 13 Ellen breit; sondern auch prächtig gebauet. Lauter steinerne Säulen schließen auf beyden Seiten erhabene und geräumige Bogen, und die vielen Fenster zwischen jeder Säule gehen vom Fußboden bis an die Decke: so daß alles vollkommen beleuchtet wird, und alle Kleinigkeiten genau zu erkennen sind. An den Wänden derselben sind die sämmtlichen Erz- und Erdarten, gegen über aber, an den Fenstern, alle Gattungen der Steine angebracht. Von der gemeinsten Berg und Gangart wird der Anfang gemachet, und zu den kostbarsten Metallen hinauf gestiegen: doch kann man nach Belieben, durch einen andern Eingang, auch von diesen anfangen, und so allmählich zu den gemeinern hinabgeführet werden.

In dieser Beschreibung führet uns der Herr V. aus dem Kupferstichsaale, nach der Ordnung, durch alle Zimmer dieser Galerie. Gleich beym Eintritte sieht man drey viereckigte Pfeiler, die gleichsam ein besondres Cabinet abtheilen: und da findet man erstlich Mineralien, womit die Kunst verbunden ist; und zweytens ganz künstliche Dinge, die zur Untersuchung derselben und zum Schmelzwesen gehören.

Z. E. es hängen an den Pfeilern um und um, gefaßte Magnetsteine, von besondrer Stärke und Größe. Ein kleiner $2\frac{1}{2}$ Loth schwerer, trägt ein 2 Pfunde schweres Hufeisen; ein andrer trägt eine zehn Pfunde schwere Kette; und noch ein roher wiegt über einen Zentner. Ferner sieht man Probierwagen und Probieröfen, deren sich vormals Churf. August selbst bedienet hat; zween Pyramiden voller Berg-

männischen Vorstellungen, voll der kostbaresten Gold- und Silberstufen; einen mit reichen Stufen und Edelsteinen besetzten Pocal; große Spiegel von Marmor, u. d. gl.

Nun folgen die Goldstufen in einem besondern Schranke, oben mit Glasthüren, unten mit vielen Schubläden; und auf beyden Seiten mit Goldwagen. Der Herr V. meldet bey dieser allgemeinen Beschreibung nur einige der vornehmsten Stücke, darauf man Acht zu geben pflegt. Z. E. ein Goldgeschiebe aus dem reichen Arabien 102 Duc. schwer; einen Goldklump mit etwas Quarze 62 Duc. schwer; und noch eine peruanische gleiches Gewichts. Ein chinesischer Goldkloß wiegt 48 Duc. und ein guineisches ohne alles Gebirge, ist das merkwürdigste. Der Goldkörner und Goldflitschen itzo nicht zu gedenken, die von der russischen Kais. Katharina geschenket worden; u. s. w. Goldsand, Blättergold, mit andern Metallen vermischtes Gold, Pflanzengold, sogenannte goldene Regenbogenschüsselein; und endlich philosophisches, oder vermeyntes gemachtes Gold; davon sehr merkwürdige Stücke hier vorhanden sind: das alles berühren wir nur kürzlich.

Die Silberstufen haben ihrer Kostbarkeit und Menge wegen, wenige ihres gleichen: zumal, da Sachsen selbst mit diesen unterirdischen Schätzen reichlich begnadiget ist. Hier sind gediegene Silberstücke, dendritisch gewachsen Silber, Drat- und Fadensilber, gelbes Haarsilber, u. d. gl. Auch ein Stück von dem unterirrdischen silbernen Tische, darauf Herzog Albrecht mit seinen Räthen Tafel ge-

halten, 29 Mark schwer, ist hier zu sehen. Wo bleiben noch die derbzäunigt und baumförmig gewachsenen Silber, gediegene Silberblättchen, Silbernester, und mit andern Metallen vermischte Silbererze? u. d. m. An ausländischen norwegischen, peruanischen, potosischen, u. a. Silberstufen und Merkwürdigkeiten fehlet es auch nicht; der engländischen, ungarischen, siebenbürgischen, tyrolischen, böhmischen, russischen, schwedischen u. s. f. zu geschweigen.

Wollten wir uns bey den Kupfer, Zinn und Eisenstufen aufhalten, so würden wir das Maaß unsers Auszuges überschreiten. Eben aus dieser Ursache übergehen wir die Sammlungen des Kobolds, Wismuths, Spießglases, u. d. m. nebst den Salzen, Vitriol- und Alaunsammlungen: worauf die verschiedenen Erdarten, sonderlich die Siegelerden viel Platz einnehmen, die in den Augen der Kenner sehr merkwürdig sind.

Nun folgen die Marmorsteine, sowohl aus fremden, als hiesigen Landen. Die Alabaster lösen selbige ab, und die Serpentinsteine, Bergflüsse, Spat- und Quarzdrusen in einer verglasten Pyramide ziehen jedes Auge an sich. Wohl- und übelriechende Steine, Adlersteine, Asbest oder Amiantsteine, nebst daraus gefertigtem Leinen und Papiere kommen auch vor: und endlich folgen die harten und Edelsteine.

Zu den ersten gehören der Basaltes, Kiesel und Pflastersteine, Amethist, Jaspis, und Agatsteine, darunter die inländische Rochlitzeragath alle in der Welt an Schönheit übertrifft. Wo bleibt ein kostbarer

Rauch-

Rauchtopas, und die Sammlung von Cristallen, darunter die seltensten Stücke befindlich sind; die da zeigen, daß dieselben vormals flüssig gewesen sind.

Nun folgen die versteinerten Sachen in einer ganz neuen Abtheilung, die so groß ist, als die vorherigen zusammen genommen. Hier heben die Tropf- und Tophsteine an, worauf die mit steinernen Rinden bezogenen Dinge folgen. Die Baumsteine, oder Dendriten und Dendragaten: imgl. die wie Pflaumen, Nüsse, Castanien und Confect gebildeten Steine, als Spiele der Natur, führen nun zu den wahren Versteinerungen: da denn die Hölzer den Anfang machen, die Kräuter und Fruchtabdrücke fortfahren, und die Korallen und Seegewächse schließen.

Nach gewissen zweifelhaften Versteinerungen folgen die aus dem Thierreiche. Hier heben die Fische an, und zwar mit sehr auserlesenen Stücken: Krebse und andre Schalenthiere, Schnecken, Muscheln, und andre in den pirnischen Sandsteinen gefundene Seethiere, Ammonshörner und Nautilen, auch dergleichen Kröten und Luchssteine, Trochiten, Meersteine, versteinerte Zähne, Knochen, Wirbelbeine, Gerippe, Elephantenköpfe und Kinnladen, u. d. m.

Nun kommen wir auf Naturalien aus dem Pflanzenreiche, darinn Samen und Früchte den Anfang machen; Kräuter, Blumen, und Blätter aber theils getrocknet, theils gemalet folgen. Hier wird jedesmal gemeldet, wer dieselben zuerst gesammlet, und woher sie erkauset worden: da denn Volk-

mann, Jahrenius, Ruysch und unser Herr D. Hebenstreit sonderlich vorkommen. Nun folgen Rinden und Moossammlungen, Schwämme, und andre Auswüchse der Hölzer. Gummi, Harz, Pech Colophonium, Mastix u. d. gl. fehlen auch nicht: und ein 38 Pfunde schwerer Klump von Gummicopal ist ein kostbares Probestück von dem Werthe solcher Dinge. Die Holzsammlung ist ungemein beträchtlich: nur wundern wir uns, warum hier der fleißige und geschickte Sammler derselben, Herr Rector Clodius in Zwickau nicht auch erwähnet worden: der noch itzo eine weit vollständigere Sammlung davon im Vorrathe hat, und an einen großen Herrn oder vermögenden Liebhaber überlassen würde. Rohr und Schilfgewächse, Wurzeln, monströse Früchte und Blüthen, u. d. gl. übergehen wir gezwungen; wie auch wunderliche Hölzer, darinn Buchstaben, Hirschhörner, Haare, Hufeisen u. d. gl. verwachsen sind. Ein sehr großer Tisch von Tamarindenholze, und große riesenmäßige Schnitzbilder aus Cypressenholze sind auch zu bewundern.

Obgleich das vormalige kön. anatomische Cabinet nach Wittenberg geschenket worden: so ist doch wieder ein neues hier angeleget worden, und wächst zusehens. Hier sieht man Gerippe, Kinder von allen Monathen, und Miseeburten in Weingeiste; anatomische und chirurgische Werkzeuge, Injectionsspritzen von Ruyschen, u. d. m. Auch sogenannte Donnerkeile und Wirkungen der Blitze sind hier noch zu bemerken.

Weil

Weil aber Naturaliencabinetter wie ein Leib, ohne Seele sind, wenn sie keine Bücher bey sich führen: so findet sich hier in bequemer Lage, ein doppeltes Zimmer mit einer ganzen physikalischen Bibliothek angefüllet, die Se. Kön. Maj. aus der heucherischen Verlassenschaft erkaufet, und hieher zu stellen befohlen haben.

Solten wir uns nun auch noch in das **animalische Reich** von allen Vögeln, Fischen, Thieren und Ungeziefern wagen, welches hier erstaunend zahlreich ist, und in zwo Galerien, deren jede 50 Ellen lang ist, abgetheilet werden müssen; sollten wir das Muschelcabinet, die Corallen und Seegewächse, die damit ausgezierte Grotte, und das überaus reiche Bernsteincabinet, nach Würden beschreiben: so würden wir noch etliche Bogen damit anfüllen, und das Maaß unsrer Auszüge unendlich überschreiten müssen. Die vierfüßigen Thiere aber können wir doch nicht mit stillschweigen übergehen, die in einer 95 Ellen langen Galerie, theils ausgestopfet, theils in darneben stehenden Gerippen gestellet sind. Hier ist also beynah die ganze Schöpfung, theils in reißenden und wilden, theils in zahmen Thieren zu sehen: die zum Theil nach Herrn Secr. Kleins Methode gestellet sind.

Den Beschluß machet die berühmte Abbildung des Tempels Salomons und der Stifftshütte: welche von einem hamb. Rathsherrn Schott, herrühret, und nach des ersten Besitzers Sinne, nicht unter 5 000 Thl. hätten verkaufet werden sollen. Man hat 12 Jahre daran gearbeitet, und es sind

allein 6736 Säulen mit sauber geschnitzten Capitälen daran zu sehen.

Hieraus urtheile nun ein verständiger Leser, ob eine solche Naturalienkammer, dabey hernach auch die Kunstkammer folget, nicht ein ewiger Zierrath von Dresden, und sowohl aller Reisenden Betrachtung, als einer ausführlichen Beschreibung werth sey, die wir nunmehr von allen ihren Theilen zu hoffen haben sollen.

V.

Der Donner.

Eine Ode.

Die Welt erschrickt, Tyrannen fliehn,
Und suchen zitternd dunkle Grüfte;
Ihr Muth, dem nichts gefährlich schien,
Verliert sich itzt im Schooß der Klüfte.
Wie! ist die Rache zügellos?
Sind die gezückten Schwerter bloß
Die unterdrückte Bürger führen?
Zieht ein gepreßtes Volk in Streit,
Und öffnet die Gerechtigkeit
Nun plötzlich die verschlossnen Thüren?

Verwägne Rachen, eilt herbey,
Und stillt den Blutdurst im Erschlagen;
Wie! wollt ihr nun der Tyranney
Den ungestümen Schutz versagen?
Was seh ich! eure Lanze sinkt;
Die Furcht, die euern Trutz bezwingt,

Hat

I.

Von den gleichgültigen Wörtern (Synonymis) in der deutſchen Sprache.

Logique de Crousaz P. I. Sect. III. C. 2. p. 60.

Il y a peu d'objects qui n'ayent plus d'un nom, mais rarement ces differens noms sont de parfaits ſynonymes, l'un eſt propre á la repreſenter sous une certaine face, un autre la répreſente mieux ſous une face differente, c'eſt de ce choix précis d'une expreſſion, qui n'ait rien de louche, que dépend la parfaite clarté.

Die Sprache iſt uns Menſchen als ein Mittel geſchenket worden, womit wir alle unſere Gedanken und Begriffe an den Tag legen, und ſolche, zu Beförderung gemeinſchaftlicher Wohlfart, einander mittheilen können.

Aus dieſem Satze folgen in der natürlichſten Ordnung auch die nachſtehenden: Eine Sprache iſt vollkommen, die ſo viel Wörter beſitzet, als dazu erfordert

Hat euch den wilden Muth benommen.
Wer hemmet plötzlich eure Wuth?
Wer macht, daß ihr nicht grauſam thut?
Sind eure Helden umgekommen?

Nein, die Verderber leben noch,
Und die gedrückten Völker klagen;
Das Mordſchwert raucht und würget doch,
Wann ſie vor banger Furcht verzagen.
Ein Vorwurf ihrer Grauſamkeit,
Ein Blut, das ewig Rache! ſchreyt,
Muß auch, wann ſie verzweifeln, fließen;
Noch ſind die Arme ausgeſtreckt,
Die, wann ihr Schwert die Unſchuld ſchreckt,
Mit größerm Recht ihr Herz durchſtießen.

Wer heißt euch, wann ihr itzt entweicht,
In dunkele Gewölber fliehen?
In Höhlen, die kein Tag erreicht,
Die Nacht und Schatten überziehen?
Vor wem verbirgt ſich euer Trutz?
Was ſucht ihr in den Felſen Schutz?
Laßt mich die hohe Macht erfahren,
Vor der ſich eure Macht verlor:
Ich will ſie durch ein ſchwaches Rohr
Der Erde wieder offenbaren.

Verzagte Helden! merket drauf,
Und ſucht der Vorſicht Spuren drunter.
Noch gieng die Sonne feurig auf,
Und Abends wieder prächtig unter;

Kaum

Kaum ward der dunkle Himmel grau,
So mußte ſchon ein heitres Blau
An den gewölbten Bühnen prangen;
Die Düſte hielt der Sonnen Blick,
Der Abend dieß Gewölk zurück,
Die Winde nahm der Nord gefangen.

Der heiße Strahl erhitzte nur,
Und keine kühlen Weſte hauchten;
Der warme Süd verbrannt die Flur,
Und die verdorrten Berge rauchten.
Der bunten Auen Anmuth wich,
Die welken Blumen neigten ſich,
Und zeugten keine Knoſpen wieder;
Die Felder borſten vor dem Brand,
Ihr letzter Nahrungsſaft verſchwand,
Und ſchlug der Saaten Hoffnung nieder.

Die Luft war von den Dünſten ſchwer,
Die giftig aus den Sümpfen ſtiegen;
Der Strom, von ſeinen Fluthen leer,
Ließ weite Ufer trocken liegen.
Das Wild, ſo vor dem Jäger flieht,
Und durſtig nach den Quellen zieht,
Konnt kaum die matte Zunge kühlen;
Die Sonne ſchien der Welt zur Quaal,
Und ließ den heißen Feuerſtral
Verſchmachtende Geſchöpfe fühlen.

Der Vater der Natur erwacht,
Und überſieht den Lauf der Zeiten;
Er ruft dem Wind aus Mitternacht,
Und Wolken von des Abends Seiten.

Die Dünſte ſchweben in der Luft,
Die Erde haucht den Schwefeldunſt,
Und dieſer nähret Feuerflammen;
Die Sonne zieht den letzten Schein
Und ihre matten Stralen ein,
Der Sturm treibt das Gewölk zuſammen.

Die Völker ſehen zitternd drauf,
Und wollen ſich aus Furcht verſtecken;
Es ziehen ſchwere Wetter auf;
Nun hat der Himmel ſchwarze Decken.
Die hellen Blitze leuchten nur,
Die majeſtätiſche Natur
Läßt ihre Donner dumpfig brüllen;
Die Himmel weichen ihrer Macht,
Und Stral und Feuer bricht die Nacht
In Wolken, die den Tag verhüllen.

Der Tyger brüllt; der Panther flieht,
Und die geſchreckten Löwen weichen.
Das Wild, ſo von den Höhen zieht,
Verbirgt ſich unter Strauch und Eichen.
Nun ſind die dürren Triften leer,
Und werden keine Heerden mehr,
Die mit den blöden Hirten ziehen.
Die Vögel eilen nach dem Wald,
Und ſuchen einen Aufenthalt
Wohin ſie vor dem Wetter fliehen.

Itzt ſenket ſich der Nächte Graus
In dunkeln Decken tiefer nieder;
Die Blitze wirft der Aufgang aus,
Der Abend giebt ſie feurig wieder.

Die Erde weicht, der Donner spricht,
Die hagelschwangre Wolke bricht,
Und deckt das Land mit Wassergüssen;
Die Stürme drohn mit gleicher Wuth,
Die Flammen streiten mit der Fluth,
Das Licht mit Nacht und Finsternissen.

Dort liegen Städte umgekehrt,
Und rauchen unter Schutt und Leichen;
Der Strahl, der feurig niederfährt,
Zerbricht die Gipfel stolzer Eichen;
Der Strom, der aus den Wolken fließt,
Und schäumend von den Höhen schießt,
Schwillt in der Thäler Tiefen wieder;
Die Winde blasen stürmisch drein,
Und brechen mit den Fluthen ein,
Und reißen Damm und Mauren nieder.

Tyrannen flieht, die Rache wacht,
Und sucht euch in den dunkeln Gründen;
Erzittert vor der Blitze Macht,
Die euch im Schooß der Erde finden;
Vergeblich deckt euch Fels und Stein,
Der Donner schlägt am ersten ein,
Wo euch die Klüfte schützen wollen;
Erschrockne Völker! kommt ans Licht,
Der Abgrund selbst verbirgt euch nicht,
Wann euch die Wetter treffen sollen.

Verlaßt die Wohnung schwarzer Nacht,
Und hört die Donner ruhig toben;
Verehrt die unbegriffne Macht,
Und helft mir jene Vorsicht loben,

Die auch in Sturm und Wetter schützt;
Wann Luft und Himmel kracht und blitzt,
Und Furcht und Nacht die Welt bedecken,
So will ich zwar der Allmacht Spur,
In Werken mächtiger Natur
Bewundern, aber nicht erschrecken.

Ein Machtwort zieht die Blitze ein,
Die Vorsicht winkt, die Donner schweigen;
Sie heißt den Sturmwind stille seyn,
Und schwere Wolken aufwärts steigen.
Die Sonne blickt, der Tag erwacht,
Die Luft ist rein, die Erde lacht,
Und die Geschöpfe danken wieder.
Quell unerschöpfter Gütigkeit!
Wann deine Rache Flammen speyt,
Fällt auch auf uns ein Segen nieder.

Philippi.
Lieutnant in hochfürstl. Nassau-Dietzischen Diensten.

VI. Nachricht
von
der allgemeinen Reichstagsgeschichte,
welche der königl. preußische Regierungsrath und Director des Armenwesens im Herzogthume Magdeburg herausgeben will.

§. 1.

Ob es gleich nicht an Schriften fehlet, worinn die deutsche Reichshistorie vorgetragen wird: so hat doch noch niemand eine allgemeine Reichs-

Reichstagsgeschichte ausgearbeitet. Man versteht dadurch eine ausführliche und zusammenhangende Erzählung der merkwürdigsten Handlungen und Geschäffte, die bey allen und jeden Reichstagen besorget und verübet worden. Was der gelehrte **Pfeffinger** in diesem Theile der Gelehrsamkeit geleistet, ist allzu mangelhaft, und so wenig zusammenhängend, daß er darüber mit Grunde von dem sel. Kanzler **von Ludewig** in der Erläuterung der güldenen Bulle T. II. Bl. 558. getadelt wird. Einige haben ihren Fleiß bloß auf die Beschreibung einzelner Reichstage gewendet; andere allein die alten gesammlet, und noch andere haben die Materie von dem Reichstage bloß juristisch betrachtet. Die vorzüglichste unter den Schriften, die hieher gehören, ist ohne Zweifel das beliebte **Müllersche Reichstheatrum**, worinn man von den Reichstagen, welche unter den Kaisern Friedrich dem IIIten und Maximilian dem I. gehalten worden, eine ganz zuverläßige Nachricht findet. Allein auch dieses Werk, so pragmatisch es auch geschrieben worden, geht doch nur auf einen Zeitpunct.

§. 2.

Da der Herr Regierungsrath **Schröder** diesen Mangel einer allgemeinen Reichstagsgeschichte, und das Verlangen der Gelehrten nach derselben bemerket; so ist er sowohl dadurch, als durch den Vorwurf, welchen der sel. Kanzler **von Ludewig** seinen deutschen Landesleuten gemachet hat, bewogen worden, diejenige Zeit, welche ihm seine wichtigen Aemter übrig ließen, auf die Ausarbeitung eines solchen Werkes zu wenden. Da dergleichen Schrif-

ten

ten dem deutschen Staatsrechte die wichtigsten Dienste leisten, und in einen Hauptheil der nützlichen Gelehrsamkeit Einfluß haben: so hoffet der vortreffliche Herr Verfasser, daß seine Absicht, sein Vorschlag und seine Bemühungen der gelehrten Welt nicht unangenehm seyn werden.

§. 3.

Hier ist der Entwurf, den sich der gelehrte Hr. Regierungsrath gemacht hat. Er will nach dem Exempel der größten Geschichtschreiber, die merkwürdigsten Handlungen erzählen, welche sich auf den Reichstagen zugetragen haben. Er will ihren Grund, ihre Folgen und Wirkungen, ihre Verbindung untereinander, und die Vorfälle bemerken, welche die Ursachen der Begebenheiten geworden sind. Zugleich will er den Ursprung des heutigen Staatsrechts, das Reichsherkommen, die Reichsverfassungen, die Rechte des Kaisers und der Stände, und die vornehmsten Materien des öffentlichen Rechts mit berühren. Kurz, der Herr Verfasser will pragmatisch schreiben, und nicht allein erzählen, sondern auch unterrichten.

§. 4.

Der Herr Regierungsrath bedienet sich in seiner Reichstagsgeschichte der deutschen Sprache, die er rein und zierlich schreibt; als wovon er bereits einige Proben gegeben hat. Er kennet die Quellen, und er hat sie. Die Berichte der Zeitgenossen, die Urkunden und Erklärungsschriften, und die andern Hülfsmittel, welche diese Historie vollständig machen, und unterscheiden werden, sind von

ihm fleißig gesammlet worden; wie er denn eine zahlreiche und prächtige Bibliothek besitzet. Er wird seinem Buche eben die Gestalt geben, welche der Hr. Hofrath u. D. Mascou seiner Geschichte der Deutschen gegeben hat; und bey den Anmerkungen und besondern Untersuchungen dieses schöne Muster vor Augen haben.

§. 5.

Um die Verbindung der Geschichte nicht zu trennen, will der Herr Regierungsrath diejenigen Materien, welche es werth sind, daß sie genau untersucht, und in ein vorzügliches Licht gesetzet werden, am Ende eines jeden Theils abhandeln. Folgende Anmerkungen und Untersuchungen sind beträchtlich:

Ob das Reich der Franken ein Wahl- oder Erbreich gewesen?
Von den fränkischen Reichs- und Hofämtern.
Von den Herzogen, Grafen ꝛc. unter der fränkischen Regierung.
Von dem fränkischen Adel.
Von dem fränkischen Soldatenwesen.
Von dem fränkischen Münzwesen.
Von der fränkischen Reichs- und Hofkanzley.
Von der höchsten Kirchengewalt der ersten christlichen Kaiser.
Von dem Ansehen der Kaiser bey der Pabstwahl,
Von den Befugnissen der fränkischen Kaiser und Könige bey der Bestellung der Bischöffe
Von der kaiserlichen Kirchenadvokatie in ältern Zeiten.

Von

Von der beſondern kaiſerlichen Schutzvogtey über die Kirche zu Rom.

Von dem römiſchen Patriciat.

Von dem Zuſtande des abendländiſchen Kaiſerthums, von Conſtantin dem Großen bis auf Karln den Groſſen.

Die Kenntniß des Reiches, in deſſen Haupte und Gliedern, zur Zeit Karls des Großen, und unter einem jeden Kaiſer.

Dieſe wichtigen Abhandlungen ſollen den erſten Theil beſchließen.

§. 6.

Der Herr Verfaſſer iſt mit dem ſel. Gundling überzeuget, daß die fränkiſche Kaiſerhiſtorie zum deutſchen Staatsrechte weſentlich gehöre. Er wird daher ſeine Reichstagsgeſchichte von der Regierung Karls des Großen anfangen, zumal in dieſem Periodo die Initia Imperii Romano-Germanici anzutreffen ſind: und er verſpricht ſie unter göttlichem Beyſtande bis auf die gegenwärtige Zeiten fortzuſetzen. Er wird übrigens der Ordnung der Kaiſer nachgehen, und nach derſelben das Werk abtheilen. Vor jeder Abtheilung wird er das Bildniß des Kaiſers und die wichtigſten Begebenheiten, welche unter ihm vorgefallen ſind, malen, und die Leſer das Merkwürdigſte ſeiner Regierung ohne Mühe überſehen laſſen. Vor dem erſten Theile ſoll man eine Abhandlung von den deutſchen Staats- und Reichsverſammlungen in ältern, mittlern und neuern Zeiten antreffen. Ueberhaupt; der gründliche, bele-

sene, und geschickte Herr Regierungsrath ist gesonnen, ein vollständiges historisches System der deutschen Reichstage und aller ihrer Handlungen herauszugeben.

§. 7.

Er ist auch mit dem ersten Theile fertig, und wünscht sich nur einen billigen Verleger. Alle zwey Jahre soll ein Theil oder Band erfolgen, und der Herr Verfasser wird, so viel es ihm möglich ist, dahin sehen: daß dieses Werk nicht allzustark, und auch nicht allzutheuer werde. Wer das Vergnügen hat, diesen gelehrten Mann zu kennen, und seine Arbeiten zu sehen, der wird sich von seinem Character, und von seinem Fleiße, Wahrheit, Deutlichkeit, Ordnung, und eine gründliche Kritik versprechen müssen. Das Herzogthum Magdeburg wird ihn bald verlieren; da er schon dazu ernennet ist, künftig in dem Cammergerichte zu Wetzlar die ansehnliche Stelle eines Assessors zu bekleiden.

Magdeburg,
den 6ten des Weinmonats,
1755.

B.

VII.

Schreiben,
das Herculanum betreffend.

Verwundern Sie sich nicht über die Zeitungsschreiber, mein Herr! welche uns weis machen, daß man im Herculanum hundert

fordert werden, wenn wir ieglichem Dinge, das uns in die Sinnen fällt, oder der Verstand begreifet, seinen eigentlichen Namen geben wollen. Hingegen ist das eine unvollkommene Sprache, welcher es an einem genugsamen Vorrath von dergleichen Ausdrücken mangelt.

Der Reichthum einer Sprache bestehet also nicht in einer Menge nichts bedeutender, unnützer Wörter. In die Classe dieser letzteren, rechne ich, meines Ermessens, nicht ohne Grund, die sogenannten gleichgültigen Wörter, *Synonyma*.

Was braucht es einem einzigen Dinge, mehr als eine einzige Benennung zu geben, daferne ich nicht mit einer ieden etwan eine besondere Eigenschaft andeuten will? Ich nenne ein Haus, ein Haus. Hätten wir noch hundert andere Wörter, die uns denselben und keinen andern Begriff gäben; was wären wir damit gebessert? Weil es aber verschiedene Gattungen der Häuser giebet, so ist es zur Deutlichkeit der Rede gut, daß nach deren mannigfaltigen Unterscheid sich auch mehrere Ausdrücke finden, als: Schlösser, Palläste, Hütten ꝛc.

Die vielen Benennungen einer Sache, davon die eine nichts mehr saget, als die andere, fallen nur dem Gedächtnisse beschwerlich. Der Mensch hat unzählige andere Dinge zu fassen und zu behalten nöthig, die weit nützlicher und angenehmer sind, als die Erlernung leerer Töne und Wörter. Ich werde daher kein Bedenken tragen, es vielmehr für einen Fehler einer Sprache anzugeben, wenn sie viele dergleichen einerley bedeutende Wörter, aufweiset. Und eben aus diesem Grunde kan ich der

Meg-

dert Bücher in griechiſcher Sprache auf Pergament, geſchrieben, geſu den hat, davon die mehreſten wohl erhalten ſind? Ich habe dieſe unterirrdiſche Stadt mit einer Aufmerkſamkeit beſuchet, die man wohl gewiſſenhaft nennen kann. Ja ich habe noch mehr gethan; ich habe den Aufwärter bewogen, daß er mich allenthalben, an alle Orte hat herumführen müſſen, die ſonſt allen Fremden unterſaget ſind. Nun iſt es mir niemals möglich vorgekommen, daß ein ſo koſtbarer Schatz dem Unglücke hätte entrinnen können, welches die Entzündung des Veſuvius in dieſer Stadt angerichtet hat. Hier ſchreibe ich ihnen die Urſachen davon, und will ſie abkürzen, um Sie nicht zu ermüden.

Als unter des Kaiſers Titus Regierung der erſte Ausbruch geſchah, warf er eine ungeheure Menge Aſche heraus, welche, da ſie vermuthlich von einem Nordwinde fortgetrieben ward, ſich übers Herculanum ergoß, deſſen Grundlage nur in einer ſehr mittelmäßigen Höhe über der Oberfläche des Meeres lag. Hiervon ward dieſe Stadt ſo zu reden, überſchwemmet, und die Lava des Ausguſſes, welche durch ihre Senkung über die Aſche geleitet ward, die die Stadt bedeckete, machte dieſelbe ſowohl durch ihre Hitze als durch ihr Gewichte, ſteif und hart.

An einigen Orten, hat dieſe Lava, 6, 8, 10, und an andern, bis auf 12 und 15 Schuhe in der Dicke. Sie beſteht aus einer glasartigen Materie, die ſo hart iſt, daß man ſie ſchleifen kann. Alle die Sachen nun, die die Wuth des Feuers den Einwohnern nicht erlaubete zu retten, als ſie ſelbſt flüchtig

werden mußten, müssen sich folglich an demjenigen Orte befinden, welchen die Asche einnimmt: und eben wenn man dieselbe zerbricht (denn die Länge der Zeit hat ihr eine Festigkeit gegeben, die zerbrechlichten Steinen gleicht) findet man die meisten derer Alterthümer, die man suchet; sie mögen nun in Häusern, oder Tempeln, oder in Amphitheatern seyn. Denn die Asche drang auch in die verschlossensten Oerter ein, indem man sie allenthalben, wenigstens bis auf den heutigen Tag, ohne allen leeren Raum findet. Dieses befremdet mich auch gar nicht, in einem Lande, welches durch die Hitze der Sonnen, und durch die Nachbarschaft eines Volkans gebraten wird, und wo man allezeit nöthig hat, um Athem zu schöpfen, die äußere Luft zu genießen. Man rechne hierzu noch, daß man damals den Gebrauch des Glases, zu den Fenstern, nicht wußte.

Bey so bewandten Umständen nun, hat die ungeheure Masse der Lava, welche diese erhitzte Asche unterdrückete, einen großen Grad der Hitze annehmen müssen, um alle verbrennliche Materien in Kohlen zu verwandeln, dergleichen Thüren, und Balken sind. Wir sehen auch, daß das Feuer, da es durch die äußere Luft nicht verstärket worden, alle diese Materien in wirkliche Kohlen verwandelt hat, die auch noch vorhanden sind, und die man nach dem Maaße, wie man Entdeckungen machet, darinne erblicket. Ist nun dieses mit dem Holze geschehen, so haben die Manuscripte, welche noch viel leichter zu verwüsten gewesen, der Gewalt des Feuers gewiß noch weniger widerstehen können. Ich habe

ver-

verſchiedene derſelben geſehen, die man unter der Aſche hervor gezogen, und von welchen man mit Mühe einige Worte errathen konnte. Wenn man ſie Blätterweiſe aufhob, waren ſie wie zuſammengerollete Oblaten, die man wieder aus einander beugen wollte. Stellen Sie ſich, mein Herr ein beſchriebenes Stück Papier vor, welches verbrannt iſt, und auf welchem der Alaun, welcher in der Dinte herrſchet, noch einige Spuren hinterläßt. Ich habe viele, die ſo beſchaffen waren, in den Händen eines jungen Menſchen geſehen, welcher ſich Mühe gab, ſie zu errathen: allein derſelbe hat mir auch geſtanden, daß er zuweilen glücklich genug wäre, wenn er ein oder zwey Worte auf einem einzigen Stückchen gerolltem Papiere erhaſchen könnte, welches er nach und nach abzöge; ja, daß oftmals, wenn er eines abziehen wollte, er deren zehn andere mit aufhöbe.

Das Herz blutete mir, als ich dieſe Bemühung anſah, und indem ich meine Sinnen anſtrengete, um ein Mittel wider dieſen Unſtern zu finden: ſo rieth ich ihm, iede Manuſcriptenkohle mit groſſer Behutſamkeit anzugreifen; einen Tiſch von weißem Marmor zu haben, welcher mit einem leichten Gummiwaſſer überzogen wäre, und auf demſelben ſein Manuſcript abzurollen. Auf dieſe Weiſe würde er leichter ſeinen Vortheil davon ziehen. Er antwortete mir aber hierauf: er würde ſo ſchlecht beſoldet, daß er ſich ſo viele Mühe nicht geben würde: und wenn nicht die Freygebigkeit neugieriger Reiſenden wäre, ſo würde er kaum das liebe Brod bey einem Dienſte haben, den man in England oder in Frankreich nur

überaus verdienten Männern geben würde. Ich bezeugete ihm also ebenfals meine Mildigkeit und reiſete ab.

Mich würde es viel weniger wunder nehmen, wenn man zu Pompejane Handſchriften fände, welches durch ein Erdbeben eingeſunken iſt. Dieſe hätten doch die Wuth des Feuers nicht erlitten, und könnten noch wohl in den Trümmern, vor der Ver- Verwüſtung der Feuchtigkeit gerettet worden ſeyn. Allein wir finden nichts in den Ueberbleibſeln dieſer Stadt, ſeitdem man ſie durchſuchet; wenigſtens weis ich es nicht. Indeſſen wäre es nicht unmöglich daß dieſe Stadt uns dergleichen lieferte, wenn man nur die gehörigen Unkoſten darauf wendete. So viel iſt gewiß, daß ſie uns mehr Denkmäler darbeuth, als Heraklea: und die Urſache iſt leicht zu begreifen. Sie ward durch ein Erdbeben verſchüttet und umgekehret, bey welchem gar keine Zeit war, auch die allerkoſtbareſten Dinge zu retten. Herculanum hingegen hatte alle Zeit übrig, die die Lava verſtattet, bevor ſie ſich von dem Berge ergießt: und dieſe Zeit iſt dem Raume, der Menge der Materie, und der Schiefigkeit des Berges gemäß. Sie brauchete alſo drey bis vier Tage, vieleicht noch mehr, bevor ſie an dieſe Stadt kam; daher hatten die Einwohner Zeit ihre koſtbarſten Sachen zu retten, und deswegen findet man ſo viele Bildſäulen darinnen, und ſo wenig Gold, Silber, Edelgeſteine und Münzen.

Man giebt von dieſer Entdeckung ſehr viel Sachen vor, davon man wenigſtens drey Viertel abzie-

ziehen muß. Alles was ich geſehen habe trug die kohlenartigen Eindrücke des Feuers an ſich, wenn ich ſo reden darf; ausgenommen diejenigen Sachen die eine dergleichen Hitze nicht angreifen kann, z. E. Marmor und Erz. Gleichwohl habe ich ein Brod geſehen, welches auch wenige Spuren davon hatte; allein man verſicherte mich auch, das man es in einer Art von Keller gefunden. Ich habe auch Getrände geſehen, aber ganz in Kohlen verwandelt, und welches bey dem mindeſten Anrühren in Staub zerfiel.

Ich habe mich bey dieſem Artikel vieleicht ein wenig zu lange aufgehalten; allein ich habe geglaubet, daß dieſes Zeugniß eines Augenzeugen, und eines Menſchen der ſich beſtrebet redlich zu ſeyn, Ihnen mein Herr, nicht misfallen würde. ꝛc. ꝛc.

* * * * * * * * * * * * *

VIII.

Fables by the late Mr. Gay. The ſeventh Edition. London printed for J. and R. Tonſon and Wats 1753. Zween Theile in gr. 8. der I. 194 S. der II. 155 S.

So ſtark auch die Fabeln einiger unſrer neueſten und beſten Dichter abgegangen: ſo weit ſind ſie doch noch von einem Beyfalle entfernet, der ſchon die 7te Auflage erfodert hat. Hr. Gay hat denſelben bey ſeiner Landsmannſchaft erlanget; und dieſe neueſte Auflage zeiget durch den

beſondern Schmuck der Kupferſtiche, den man daran gewandt, daß man auch kein Bedenken trage, vier Thaler, für ein Paar dünne Octavbändchen zu geben: welches ich in Deutſchland keinem Buchhändler zu wagen rathen wollte.

Der I. Band enthält 50 Fabeln, zu welchen eine Einleitung gegeben wird, die gleichfalls eine Fabel iſt, und den Titel führet, der Schäfer und der Philoſoph: The Shepherd and the Philoſopher. Den Anfang wollen wir im Grundtexte mittheilen; um den Wohlklang der engliſchen Verſe, und den natürlichen Schwung der Gedanken des Verfaſſers, denen, die das Engliſche verſtehen, in einer Probe bekannt zu machen. Es ſind die reinſten vierfüßigen Jamben, die man leſen kann; die gewiß unſern heutigen ſchwerfälligen Denkern, und ſtolpernden Sylbenhenkern ſehr wäſſerigt und fließend, (NB. dieß heißt itzo bey den Gedankenhäſchern kein geringer Fehler) vorkommen würden; wenn ſie ſelbige nur ſo leicht, als etwas Deutſches verſtehen könnten. Doch wir wollens ihnen nur buchſtäblich verdeutſchen:

Remote from cities liv'd a Swain,
Unvex'd with all the cares of gain,
His head was ſilver'd o'er with age,
And long experience made him ſage.
In Summers Heat and Winters Cold,
He fed his Flock and pend the fold:
His Hours in cheerfull Labour flew,
Nor Envy nor Ambition knew;

His Wisdom and his honeſt Fame,
Throug all the Country rais'd his Name.

D. i.

Entfernt von Städten lebt' ein Hirt,
Von Geiz und Habſucht ungeplagt.
Sein alter Kopf war ſilberweiß,
Und durch Erfahrung voll Verſtand.
In Sommerhitz und Winterkält,
Verſorgt er ſeine Heerde treu.
Bey ſüßer Müh floh ihm die Zeit,
Und Neid und Ehrgeiz kannt er nicht.
Sein weiſes Herz und guter Ruhm
Durchdrang ringsum das ganze Land.

So klingen ſeine Verſe; außer daß dieſer ſo beliebte Dichter auch kein Feind von Reimen iſt, obgleich Milton ſein Landsmann nicht gereimet hat. Das Uebrige dieſer Fabel wollen wir proſaiſch herſetzen.

Ein tiefſinniger Philoſoph, (der ſeine Sittenlehren aus der Schule gezogen hatte) beſuchte die armſelige Heimath dieſes Schäfers, und ſtellete ſeine Gedenkensart dergeſtalt auf die Probe: Woher haſt du deine Gelehrſamkeit? Hat dein Fleiß das Lampenöl bey Mitternacht über Büchern verzehrt? Haſt du das alte Griechenland und Rom durchſpüret, und den weiten Verſtand Platons abgewogen? Hat Sokrates deine Seele geläutert, oder Ciceros Verſtand ausgeklaftert? Oder haſt du vieleicht wie der weiſe Ulyß, durch mancherley Schickſale in unbekannten Gegenden, manche Städte durchſtrichen, ihre Sitten, Geſetze und Gewohnheiten erwogen?

Der

Der Schäfer verſetzte beſcheiden: Den Pfad der Gelehrſamkeit habe ich nie verſuchet; auch niemals fremde Länder durchzogen, um Menſchen, Geſetze und Künſte zu lernen. Denn der Menſch iſt voller Verſtellung, und betrügt auch das ſchärfſte Aug. Wer wird alſo durch dieſe Unterſuchung weiſer werden, wenn wir uns ſelbſt niemals kennen lernen? Die geringe Erkenntniß, ſo ich mir erworben, iſt ganz aus der bloßen Natur hergefloſſen. Daher ſind meine Lebensregeln entſprungen; hieraus iſt mein feſter Haß der Laſter entſproſſen!

Die tägliche Arbeit der Biene erwecket mein Gemüth zum Fleiße. Wer kann die ſorgfältige Ameiſe beobachten, und nicht für den künftigen Mangel ſorgen? Mein Hund, der treuſte dieſer Art, entzündet mein Herz zur Dankbarkeit. Ich ſehe ſeine Aufrichtigkeit und unverſtellte Redlichkeit in meinem Dienſte. In Beſtändigkeit und ehelicher Liebe, lerne ich von der Taube meine Pflicht. Die Henne, ſo mit frommen Flügeln ihre Zucht vor rauher Luft beſchützet; und jeder Vogel, der nach Futter ausfliegt, unterrichtet mich in der Schuldigkeit eines Vaters.

So nehme ich nun meine Regeln von der Natur! ob es gleich verächtlich und lächerlich ſcheint. Niemals überhebe ich mich in Geſellſchaft mit einem gezwungenen Anſehen, das ich mir gebe. Kann denn ein verſtelltes ernſthaftes Weſen für weiſe gelten, wenn die Leute eine ſtolze Eule verachten? Meine Zunge regiere ich zwiſchen meinen Lippen; denn wer viel redet, redet umſonſt. Wir fliehen vor dem Wörterſtrome; und wen gelüſtet wohl nach einer

ſchwatz-

ſchwatzhaften Elſter? Ich mag auch nicht mit diebiſcher Hand in meines Nachbars Rechte greifen. Wir haſſen räuberiſche Thiere: Geyer, Habichte, und Wölfe verdienen ihr Schickſal. Und haben wir nicht vor der Kröten- und Schlangenbrut einen Abſcheu? Nun hegen aber Neid, Läſterſucht, und Verachtung viel ein ſtärker Gift in ihrem Biſſe. So kann denn jedes Geſchöpf zu Betrachtungen Anlaß geben: und von den allerkleinſten und verächtlichſten Thieren kann ſich ein tugendhaft Gemüth Sittenlehren ſammlen.

Dein Ruhm iſt gegründet, erwiederte der Philoſoph: deine Tugend erweiſt, du ſeyſt wirklich weiſe. Der Stolz führet oft des Schriftſtellers Feder; und die Bücher ſind eben ſo beſchaffen, als die Menſchen. Wer aber die Geſetze der Natur ſtudiret, der leitet ſeine Sittenlehren aus ſichern Wahrheiten her. Und dieſe langen auch ohne unſre Schulen zu, die Menſchen geſittet, gut und weiſe zu machen.„

Soweit geht nun die Einleitungsfabel unſers engländiſchen Fabeldichters. Ohne daß wir ſeine Erfindung, Art zu denken und zu erzählen, ſeine ungezwungene Schreibart, und den unvermerkten Vortrag der Lehre, viel anpreiſen dörfen, werden unſre Leſer leicht ſelbſt ſehen, wie ſchätzbar er in allen dieſen Stücken iſt. Auf gleichen Schlag klingen nun alle ſeine übrige Fabeln, davon wir weiter nichts anführen dörfen. Die erſte Fabel iſt Sr. kön. Hoh. dem Herzoge von Cumberland zugeeignet, und heißt der Leu, Tyger und Wandersmann; die 2te der Wachtelhund und Kameleon; die 3te die Mutter,

Am-

Amme und Zauberinn. Die 4te der Adler und die Verſammlung der Thiere; die 5te die wilde Sau und der Bock, die 6te der Arme und Plutus. Die 7te der Leu Fuchs und die Ziege; die 8te, das Frauenzimmer und die Weſpe u. ſ. w. Man findet darunter allerdings einige, die mit andern ſchon bekannten Fabeln einige Aehnlichkeit haben: die meiſten aber ſind ganz neu.

Die Kupfer des I. B. ſind nur von der Größe halber Octavſeiten, in dem großen Formate: aber die zum II. B. ſind völlige Octavblätter, an der Zahl XVI. ohne das Titelkupfer, und des Verf. Bild auf dem Titelblatte. Die Fabeln ſind aber alle viel länger, als die im erſten Theile. Vielleicht findet ſich bald ein geſchickter Ueberſetzer, der uns alle dieſelben ins Deutſche bringet, ſo wie etliche davon zu Paris in den Fables & Contes, unlängſt franzöſiſch erſchienen ſind.

Um aber noch eine Probe von der feinen Satire einiger Fabeln zu geben, ſoll uns die zehnte Fabel dienen. Sie heißt der Elephant und der Buchhändler. Nachdem die Erzählung es möglich und wahrſcheinlich gemachet, daß dieſe beyden Herren zuſammen gerathen können; fraget der Elephant, als das klügſte Thier, nach einem neuen Buche. Der Buchhändler zeiget ihm ein griechiſches, welches er eben nicht verſteht. Der Elephant ſieht eine Seite davon an, und hebt an, eine lange Rede drüber zu machen, als ob ers wohl verſtünde: und da er allerley kühne Wahrheiten ſaget; erſtaunet der Buchhändler und erwiedert: Mein Herr, ſind

ſie

Meynung derer nicht beypflichten, welche die Sinesische und Arabische Sprache, (davon die letztere z. E. 500. Wörter haben soll, um einen Löwen, und über 1000. um ein Schwerdt, (a) zu benennen,) wegen einer solchen Wörtermenge, über viele Europäische Mundarten erheben und hoch schätzen: Gleichwie ich, im Gegentheil der Hebräischen Sprache um deswegen den Vorzug nicht geben kan, weil sie unter allen andern, die wenigsten, und eine gar zu geringe Anzahl Wörter enthält, welches nothwendig zu vieler Dunkelheit und Verwirrung Anlaß geben muß: Wiewohl diese Armuth auch wohl daher entstehet, daß in derselben so wenig Bücher bis auf unsere Zeit aufbehalten, mithin viele treffliche Redensarten verlohren worden.

Die deutsche Sprache kan von sich rühmen lassen, daß beyderley Fehler nicht an ihr auszusetzen sind. Sie entdecket einen Schatz von allerhand vortrefflichen Wörtern, mit welchen ein geschickter Schriftsteller, alles, was er nur will, deutlich, lebhaft und eigentlich auszudrücken vermag. Sie macht sich nicht durch eine Menge nichts-oder gleichgeltender Wörter verdrüßlich.

Alle Sätze, die überhaupt etwas bejahen oder verneinen, sind gefährlich. Nichts destoweniger getraucte ich mir fast zu behaupten, daß, gleichwie es sonst in der Welt nicht zwo Sachen giebet, welche einander vollkommen ähnlich sind, also auch in unserer Mutterſprache nicht zwey Wörter gefunden werden, davon das eine so genau mit dem Verstande des

(a) Siehe Briani Walconi Bibl. Polygl. Proleg. XIV. §. 6 Lond. 1657.

ſie ſo ſtark im Griechiſchen; ſo ſchreiben Sie mir etwas wider die Dreyeinigkeit! ich wills ihnen gut bezahlen.

Hierauf erwiedert der Elephant folgendes, indem er ſeinen Rüſſel mit einem ſchnarrenden Tone, zuſammen bog: Freund, hieß es, ihr ſeyd gewiß betrunken! Behaltet euer Geld, und ſeyd klug. Erlaubet nur einem jeden Menſchen den andern zu tadeln; ſo wird es euch unter den ſinnloſen Menſchenkindern an Federn niemals fehlen. Sie werden ſchon unaufgefodert Bücher ſchreiben wollen. Der Neid iſt ein viel ſchärferer Sporn zum Schreiben, als die Bezahlung. Kein Schriftſteller ſchonete je ſeinen Bruder. Witzlinge gehen auf einander, wie die Kampfhähne los.„ Das Engliſche lautet ſo.

When wrinkling with a ſnear his trunk,
Friend, quoth the Elephant, you're drunk;
E'en Keep your money, and be wiſe;
Leave Man on Man to criticiſe,
For that you ne'er can want a pen
Among the ſenſeleſs Sons of men,
They unprovok 'd will court the fray,
Envy's a ſharper ſpur, than pay:
No author ever ſpar'd a brother,
Wits are game-cocks to one another.

IX.

Der helvetiſche Patriot. Baſel, gedruckt bey Dan. Eckſtein. 1755. in gr. 8.

460 S. Die

Die moraliſchen Wochenblätter haben ſich in Deutſchland ſeit dreyßig Jahren ſehr vervielfältiget: aber nicht die Hälfte davon ſind an die Würde dieſes helvetiſchen Patrioten geſtiegen. Der löbl. Stand Baſel hat die Ehre den Verfaſſer einer ſo vernünftigen und lehrreichen Schrift unter die Väter ſeines Staats, und die vornehmſten Obrigkeiten der Stadt zu zählen. Mehr dörfen wir von deſſen Perſon und Umſtänden nicht melden. Theils die Beſcheidenheit deſſelben verbeut es uns; theils hindert ſolches das Vorurtheil, welches den Werth ſolcher Verdienſte von einer unrechten Seite anſieht.

Wir, die wir in der Ferne, bloß auf die Sache ſelbſt ſehen, können hierinn unparteyiſcher urtheilen. Wir ſehen die patriotiſche Geſinnung des Hrn. Verfaſſers, die Gründlichkeit ſeiner Sittenlehren, mit der Redlichkeit ſeiner Abſichten vollkommen ein; und können ihm dieß Zeugniß auch öffentlich nicht verſagen. Wir wollen aber auch von dem Werke ſelbſt einige mehrere Nachricht geben, und endlich durch eigene Proben von der Denkensart deſſelben einigen Begriff machen.

Die Zuſchrift davon iſt an unſern Hrn. Prof. Gottſched gerichtet, den der Herr V. vor etlichen zwanzig Jahren in Leipzig von Perſon gekannt. Wir beſinnen uns hiebey, daß ſchon vor mehr als 12 oder 15 Jahren auch die Berner Sittenſchrift, die unter dem Titel des Brachmanen herausgekommen, demſelben gewidmet geweſen.

In der Vorrede entschuldiget sich der Herr V. warum er diese patriotischen Schriften ausgehen lassen? Er giebt sich weder für einen Schul- noch Schriftgelehrten, auch endlich für keinen Rechtsgelehrten aus. Er thut es also bloß, als ein Weltbürger, der sichs für eine Grundpflicht hält: Menschenliebe zu haben. Er freuet sich, wenn er sie ausüben sieht, und es thut ihm weh, das Gegentheil wahrzunehmen. Er wünschte solches geändert zu sehen, und befleißt sich selbst ein besser Exempel zu geben. Er ermahnet Freunde und Unbekannte dazu, und waget es endlich auch die Bösen eines bessern zu belehren. Er trägt die Wahrheit in allerley Gestalten, süß und bitter vor; erst thut ers mündlich, hernach in Schriften, und endlich wird es gar gedruckt: so ist es ihm gegangen.

Eine so redliche Absicht wie diese, kann den Hrn. Verf. sattsam entschuldigen: und es müßten wunderliche Köpfe seyn, die allem gedruckten Moralisiren zuwider seyn wollten. Allein der Herr V. hat recht, wenn er die dummen, gemeinen und trägen Geister, die er billig den Troß der Seelen nennet, sowohl alles Denkens, als alles vernünftigen Lesens überhebt: und sie bloß an die Eulenspiegel und dergleichen Bücher verweist. Er sieht aber auch die Classe der eingebildet starken Geister und Freydenker vor sich, denen ein Verhängniß, oder ein Ungefähr die Stelle der Vorsehung vertritt. Diesen ist ein Sittenrichter und ein Traum einerley: und diesen erlaubet er, sein Buch als eine einfältige Geburt des Vorurtheils der Erziehung an-

zusehen. Die politischen Freydenker, die alles verabscheuen, was nicht machiavellisch klingt, fertiget er auch kurz ab; und so weiter viele andre Classen von Ungerechten, Geizige, 18jährigen Dirnen, alten Buhlerinnen, u. d. m.

Er zeiget aber endlich auch noch eine Nutzbarkeit seiner Schriften, in Betrachtung der Werke Gottes; dadurch er die abscheulichen Geburten, sonderlich französischer Federn, beschämen will, aus welchen alle Scham und Ehrbarkeit verbannet, alles von einem blinden Geschicke hergeleitet, oder doch das Auge Gottes von seinen Geschöpfen sehr weit abgewendet wird; die auf ihre gänzliche Vernichtung im Sarge, als auf ein großes Gut hoffen, um desto frechere Bösewichter seyn zu mögen. u. s. w.

Endlich versichert er seine Leser, daß nicht alle Laster, die er geschildert, in seinen Vaterlande zu Hause wären. Er habe als ein Weltbürger, etwas mehr, als die helvetischen Lande gesehen. Die sämmtlichen deutschen und wälschen Lande, in Osten, Norden und Westen hätten ihm Stoff genug dargebothen: königliche und fürstliche Residenzen, freye Städte und andre Oerter hätten ihm in der Nähe und Ferne Stoff genug zu Tugenden, und Lastern, Denkungsarten und Charaktern an die Hand gegeben. Ein Viertel eines Jahrhunderts hindurch, so lange er nämlich gedacht, habe er daran gesammelt: und damit man dieß nicht für gepralet halte, setzet er hinzu, daß er etwas spät zu denken angefangen habe.

Unſers Erachtens giebt auch dieſe Vorrede ſchon den edlen Charakter unſers Schriftſtellers zur Gnüge zu erkennen.

Das ganze Buch beſteht aus IX. Stücken jedes von etlichen Bogen, darinn bisweilen Betrachtungen von allerhand Art, Erfindungen, Briefe, Fabeln, Geſpräche, Abbildungen, u. d. m. vorkommen. Wir glauben nicht beſſer thun zu können, als wenn wir itzo das Verzeichniß dieſes Inhalts mittheilen, und künftig eine Probe von des Herrn V. Schreibart herſetzen. Wird man an derſelben einen ſtärkern Geiſt und Witz finden: ſo wird man ihr leicht einen gewiſſen etwas fremden Ausdruck, der den alpiniſchen Ländern eigen iſt, zu gut halten. Und dieſes zwar deſto mehr, da ſich der gelehrte Herr V. in der Zuſchrift ſelbſt beſcheidet, daß er mit jenem Thebaner zu vergleichen ſey, von dem ein Alter urtheilte: Satis exercitatum, in dicendo; ut Thebanum ſcilicet, cui genti plus ineſt virium, quam Ingenii. Wir aber ändern dieſen Ausſpruch ſo, daß wir ſagen: cui genti plus ineſt ingenii, quam exercitationis in ſcribendo beneque dicendo.

Inhalt.

Das I. Stück. 1) Der Eingang. 2) Die Nothwendigkeit der Geſetze. Ein Brief darüber. Die Fiſche im Nil.

Das II. Stück. 1) Der Freyſtaat und deſſen Grundgeſetz. Der Politicus. Die Schreibart

des Patrioten, eine Digreſſion. 2) Die Proceſſ-ſucht, ihre Quellen und Charactere ꝛc.

Das III. Stück. 1) Die Gerechtigkeit überhaupt. Ein Traum von der Ungerechtigkeit: Ihr Tempel ꝛc. Der Falk und die Eule ꝛc. zur Digreſſion. 2) Ein Oſterſtück, die Oſterchriſten und die ſittliche Liebe.

Das IV. Stück. 1) Von ehelichen Verbindungen. Briefe. Ein Ehecalender ꝛc. 2) Ferner von den Geſetzen. Von den Rechtsgelehrten. Briefe über die Rabuliſten. Digreſſion von der Verachtung, und Nachahmung der Fremden.

Das V. Stück. 1) Fortſetzung von der Privat-Gerechtigkeit. Formulare der Ungerechtigkeit. Der Habicht, der Fuchs, ꝛc. und das Schaaf. 2) Fortſetzung von ehelichen Verbindungen. Das gute Weib und Xantippe, ein Geſpräch.

Das VI. Stück. Saturnalien. 1) Ein bacchiſches Gelach. Die Neugier, und die Läſterung in Briefen, zur Digreſſion. 2) Eine Schutzſchrift für die Saturnalien. Ein Brief wider den Autor, zur Digreſſion. 3) Chronoſolon. 4) Eleuterophilus, und die vollkommene Geſellſchaft. Auszug aus einem Reiſe-Tagebuche. Ein Brief über etliche ſaturnal. Misbräuche. Digreſſion über die Autoren.

Das VII. Stück. 1) Der Staatsmann, ſeine Pflichten, ſeine Erwählung ꝛc. Die vernünftigen und unvernünftigen Bürger. Ein pro Memoria. Ein Stück aus M. Klimm. 2) Ein Brief an das Frauenzimmer. Simonides, Gedicht wider ſie. Ein

Nach-

Nachſchreiben. Ein Brief von zwoen Frauenzimmern, zur Digreſſion. Die junge Löwinn und ihre Verwandten, eben ſo.

Das VIII. Stück. 1) Ferner von dem Staatsmanne. Das meine und deine ꝛc. Der Fuchs, Richter ꝛc. eine Digreſſion. 2) Der politiſche Staatsſchwätzer. 3) Der patriotiſche Redner.

Das IX. Stück. 1) Der zweyte Brief an das Frauenzimmer. 2) Eine Dedication. 3) Verſchiedenes. Gedanken über die Unſterblichkeit der Seelen. Die eiſerne Stirne. Der Landmann ꝛc. Der murrende Töpferthon. Eine heſiodiſche Fabel. Ein Todtengeſpräch.

X.

Projet de Souſcription, pour une Edition magnifique de L'Orlando furioſo, poeme del' Arioſto.

Die Wälſchen haben ſonderlich zwey heroiſche Gedichte, womit ſie ſtolzieren. Das eine iſt des Taſſo befreytes Jeruſalem, welches auch wir in einer ſchönen deutſchen Ueberſetzung vom ſel. Secr. **Kopp**, in breitkopfiſchem Verlage bekommen haben; nachdem es ſchon vor mehr als 125 Jahren vom Oberſten von dem **Werder** war verdeutſchet worden. Das zweyte iſt des Arioſto raſender Roland, welches wir auch in einer alten Ueberſetzung aufweiſen können, die aber ſelten anzutreffen iſt. Es iſt wahr, daß dieſelben auch des

Triſſino von den Gothen befreytes Italien, des *Marino Kindermord*, und Adonis, u. ſ. w. als epiſche Gedichte kennen. Allein das erſte hat wegen der reimloſen Verſe; die beyden letzten aber, wegen des ſehr verderbten Geſchmackes, der darinn herrſchet, keinen dauerhaften Beyfall erhalten.

Das befreyte Jeruſalem iſt daher noch vor wenigen Jahren zu Venedig beym Albrizzi, in einer prächtigen Ausgabe ans Licht geſtellet worden, daran Druck, Papier, Zeichnung und Kupferſtiche um die Wette geeifert hatten, recht was ſchönes zu liefern. Der raſende Roland hingegen hatte das Glück noch nicht gehabt, ihm darinn an die Seite geſtellet zu werden. Da nun Italien darinn ſaumſelig ſcheint: ſo will Frankreich dieſen Mangel erſetzen; Frankreich, welches itzo mit ſeinen einheimiſchen Reichthümern nicht mehr zufrieden iſt, ſondern ſich auch um die gelehrten Schätze ſeiner Nachbarn zu bekümmern anfängt; ſo wie es ſich bisher nur um ihr Geld beworben hat. Herr **Gerbault**, königl. franzöſiſcher Dollmetſcher zur wälſchen und ſpaniſchen Sprache, will dieſem Dichter eben denſelben Dienſt leiſten, den er ſchon dem italieniſch überſetzten Lucrez, des **Aleſſandro Marchetti**, geleiſtet hat; der eben ſo prächtig, als Taſſo, wiewohl in 8. im Drucke erſchienen.

Er wundert ſich, daß die Wälſchen, die doch den **Arioſt**, aller ſeiner ſeltſamen Träumereyen ungeachtet, il divino zu nennen pflegen, ihm die Ehre einer prächtigen Ausgabe noch nicht angedeihen laſſen. Die beſte, unter einer Menge von ſchlechten

Ausla-

Auflagen, iſt bisher die venetianiſche von 1584. in 4. mit des Girolamo Porro Figuren geweſen. Sie iſt aber ſehr ſelten geworden: ungeachtet Druck, Papier und Kupfer nur ſehr mittelmäßig waren. Die Zeichnungen zu den Kupfern ſind faſt alle von der Hand des berühmten Cochins zu Paris: und die Stiche ſind von den Händen der geſchickteſten Künſtler. An Papier und Druck wird gar nichts geſparet, wie die vor Augen liegende Probe ſattſam zeiget.

Es iſt dieſes ein Blatt vom Anfange des I. Buches, welches eine prächtige Anfangsfigur an der Stirne zeiget; die den Inhalt des I. B. in acht wälſchen Verſen, mit allerley wohlgezeichneten Bildern einſchließt, und die halbe Seite füllet. Unten liegt Roland bey ſeinen Waffen, und neben ihm ein Paar andre Helden, die den Kopf auf den Arm geſtützet, nach einem Paare ſchöner Nympfen ſehen, die mit halbnackter Bruſt und Schulter, Blumenſchnüre herablaſſen, womit Cupido Rolands Lanze umwindet. Oben und auf den Seiten herum ſchweben andre Liebesgötter in den Wolken, die gleichfalls mit Blumenſchnüren beſchäfftiget ſind; theils Pfeile empor ſtrecken, theils auch der Venus Tauben an zarten Seilen halten. Der Anfangsbuchſtab der erſten Strophe iſt gleichfalls mit ſolchen flatternden Liebeskindern, die Spieß und Küraß mit Roſenbändern ſchmücken wollen, ausgezieret.

Noch ſchöner iſt das Hauptkupfer des I. Buches. Es ſtellet die ſchöne Angelica vor, wie ſie im Walde vom Roland zuerſt angetroffen wird. Ein flüchtiges Kleid und Gewand, läßt gleichwohl ihre völlige Bruſt, die halben Arme, und die Schenkel, bis über die Knie bloß. Ihr Antlitz iſt von beſondrer Schönheit, mit einer zwar beſcheidenen, aber zärtlichen Mine, und beyde gegen ihn ausgeſtreckte Hände ſcheinen ihm keinen Unwillen zu drohen. Er kömmt mit ſtarkem Schritte gegen ſie zu, und ſcheint ſie mit ausgedehnten Armen umfangen zu wollen. Sein Schild, Helm, Spieß und Mantel liegen neben ihm abgeworfen: und die Bäume neben und hinter ihnen ſind ſowohl, als die Perſonen ſelbſt, von vollkommner Zeichnung und Ausarbeitung.

Von dieſer Art nun werden alle übrige Kupfer des ganzen Gedichtes werden. Es wird in vier Folianten abgetheilet ans Licht treten; deren erſter XIII. Geſänge, eben ſoviel große Kupfer, eben ſoviel Anfangsfiguren, eben ſoviel Schlußfiguren, das Bildniß des Dichters, das Titelblatt mit Verzierungen; und das Bild der Perſon, der es zugeeignet werden wird; in allem 43 Kupfer, und 360 Seiten Druck, in ſich halten wird. Der II. B. wird zehn Geſänge, zehn Kupfer, zehn Anfangs und Schlußfiguren, und ein verziertes Titelblatt, in allem 31 Kupfer und 350 bis 360 S. Druck liefern. Der III. B. wird zwölf Geſänge, eben ſoviel Kupfer, Anfangs- und Schlußfiguren, nebſt dem verzierten Titel; in allem 37 Kupfer, und 360 S.

Schrift;

andern überein kommt, daß es weder weniger, noch mehr in sich begreifen sollte. Wenigstens habe ich, nach einem ziemlich langen Uberdenken, nur etliche wenige zusammen bringen können, deren Deutung unter sich mir fast einerley geschienen, weil sie im gemeinen Leben, da man mehrentheils ohne sonderliche Achtsamkeit zu reden pfleget, vielfältig mit einander verwechselt werden. Im fernern Nachsinnen aber hat sich ihr Unterscheid so deutlich an den Tag geleget, daß meine vorangezeigte Meynung nicht um ein geringes dadurch bestätiget worden.

Hell und klar, sprechen und reden, betrübt und traurig, Freude und Lust, wapnen und wafnen, sind von solcher Gattung. Wir wollen ihrentwegen eine kleine Untersuchung anstellen.

Ich setze es als eine Regel fest: So bald sich ein Umstand findet, in welchem ich das eine Wort brauchen kan, und das andere nicht, so ist es ein Zeichen, daß diese Worte nicht gleichgültig sind. Lasset uns hiernach die obigen prüfen!

Wir sagen: Die Luft ist hell, das Wasser ist hell, das Glas ist hell, das Feuer brennt hell, die Farbe ist hell ꝛc.; Wir sagen auch: Die Luft ist klar, das Wasser ist klar, das Glas ist klar ꝛc. aber niemand sagt: Das Feuer brennt klar, die Farbe ist klar. Hie ergiebt sichs also, daß zwischen diesen beyden Wörtern, ein Unterscheid stecke, der aber etwas schwer zu entdecken ist, weil die Eigenschaften des klaren, mehrentheils mit den Eigenschaften des hellen verbunden sind, und daher in unserm Verstande leichtlich mit einander vermenget werden.

Schrift; der IV. B. endlich wiederum 11 Gesänge, u. s. w. in allem 34 Kupfer und 360 gedruckte Seiten darlegen. Kurz, dieß Buch soll zeigen wie hoch Druck, Erfindung, Zeichnung und Kupferstich in diesen Tagen gestiegen, und jeder Gesang soll einer vornehmen Person zugeschrieben werden.

Auf jeden Band werden 3 neue französ. Luisdor vorausbezahlet, das ist 19 Thaler unsers Geldes: so daß das ganze Werk den Vorschießenden 76 Thaler, denen aber, die es hernach kaufen, wenigstens 100 kosten wird. Die Zeit zum Vorschuss ist schon im Anf. des Brachmonds dieses Jahres vorbey gewesen. Es ist also unnöthig zu melden, bey wem man sein Geld vorschießen könne.

XI.

Herrn Ludewig Racinens, der kön. Akad. der schönen Wiss. Mitgl. auserlesene Schriften von der Religion und Gnade, in einer prosäischen Uebersetzung, und mit Anmerkungen ans Licht gestellet, von Mart. Friedr. Schäfern, kön. preußischen Oberconsistorialrathe und Oberamtsregierungssecretär. Breslau 1755. bey Meyern in 8.

Wie gut die Urschrift dieses Werkes von den Franzosen aufgenommen worden, dörfen wir hier nicht allererst erinnern. Die vielen Auflagen desselben zeigen es zur Gnüge. Auch ins Deutsche ist selbiges schon vor einiger Zeit, und

zwar in Versen, gebracht worden. Doch weil solche Dollmetschungen allezeit mit einiger Schwierigkeit verbunden sind: so hat der Herr Oberconsistorialrath Schäfer der Religion einen angenehmen Dienst gethan, da er ein so erbauliches Werk auch in ungebundener Schreibart übersetzet hat. Er giebt selbst in dem Vorberichte die Ursachen davon an. Ein doppelter Zwang des Sylbenmaaßes und der Reime nöthiget einen poetischen Uebersetzer oft von seinem Grundtexte abzuweichen; zumal wenn er einen reinen Vers liefern will. Eben daher hat der Hr. Präsid. von Loen seine 1752. zu Frankfurt zum zweytenmale abgedruckte Dolmetschung, eine freye Uebersetzung nennen müssen.

Solcher Freyheiten nun hat sich der Hr. Cons. R. Schäfer nicht bedienen dörfen: sondern sich genau an den Wortverstand seiner Grundschrift halten können. Nur 18 Verse, die eine bloße Anrede, an den König von Frankreich und Herzog von Orleans sind, hat er auf der 4ten Seite der Uebersetzung ausgelassen; und nur in diesem Vorberichte beygebracht. Es ist auch an diesen Complimenten einem deutschen Leser wenig oder nichts gelegen. Sonst hat der Hr. Uebersetzer sich durchgehends mehr einer fließenden, reinen und deutlichen, als einer hohen und schwülstigen Schreibart bedienet: welches man itzo überhaupt den schlesischen Schriftstellern nachrühmen muß. Die Worte des Hrn. Schäfers davon sind merkwürdig:

„Dergleichen Schriften, wie diese, sind nicht bloße Geburten eines spielenden Witzes: sie sollen rüh-

rühren, erbauen und unterrichten: und der ſtarke Racine hat ſelbſt ſeiner Muſe um eines ſo ſchönen und großen Endzweckes willen, den Zügel kurz gehalten. Um ſo viel mehr geziemte es mir, ihm darinn nachzufolgen: und ſollte ich ja bisweilen aus dem Gleiſe getreten ſeyn; ſo war ich es oft genöthiget, um ihn nicht unkennbar, und meine Proſe nicht allzu mager und trocken zu machen.„

Uebrigens hat er den Text mit vielen Anmerkungen erläutert, die theils ſchon bey des Herrn von Loen freyer Ueberſetzung geſtanden; theils itzo von neuem dazu gekommen. Endlich hat er dieſe Ausgabe mit einigen neuen Stücken bereichert, die in der holl. Raciniſchen Ausg. von 1750 ſtehen, und hier mit einem * bemerket ſind. So wird nun der deutſche Leſer den ganzen III. Th. der raciniſchen Werke als ſeine hauptſächlichſten Gedichte, vollſtändig hier antreffen.

Was der Herr Ueberſ. zur Entſchuldigung ſeiner eigenen Anmerkungen ſaget, iſt eine überflüſſige Behutſamkeit. Billige Leſer werden ſie nicht nur lehrreich, ſondern auch angenehm finden. Er hat ſie zum Unterſchiede der andern, allemal mit einem * bemerket. A. d. 282 S. hat er das Youngiſche Gemäld vom jüngſten Gerichte, gegen das Raciniſche geſtellet; ſo daß eins dem andern zur Aufhellung dienen kann. An denen im Werke eingeſtreuten beſondern Lehren der röm. Kirche nimmt er keinen Theil. Einen proteſtantiſchen Leſer werden dieſe Stellen, zumal vom römiſchen Stuhle, ſchwerlich irre machen. Es iſt zu hoffen, daß Werke von dieſer Art, nach dem

dem Wunsche des Hrn. Uebersetzers, und der Hoffnung des Rousseau, dem Triumphe des schlechten Geschmacks bald ein Ende machen werden; der uns bisher mit den Tändeleyen eines schwärmenden Witzes, und den Misgeburten des Unglaubens alles zu überschwemmen gedrohet.

Diese Sammlung hält nun zuförderst, Briefe des Verf. an den Pabst, Benedict den XIV. und Card. Valenti, nebst ihren Antworten in sich. Nach der Vorrede folget sodann das Gedicht selbst, die Religion, in VI. Gesängen, oder Büchern. Des Herrn Rousseau Urtheil davon, und dessen Schreiben an den Racine, nebst dessen Antwort, lösen dieses ab. Des Ritters von Ramsay Schreiben an den Verf. nebst dessen Antwort, und Ramsays zweyter Brief, folgen hernach. Sodann liest man des Herrn Pope Schreiben an Hrn. Racine, nebst der Beantwortung des letztern. Endlich kömmt die Vorrede des Gedichtes, von der Gnade, und dieses selbst, in IV. Gesängen, oder Büchern.

Die deutsche Schreibart des Herrn Verf. haben wir so richtig und schön befunden, daß sie unsern Zeiten Ehre machet. Licht und Deutlichkeit herrschen darinn, auch wenn er den poetischen Schwüngen seines Originals etwas kühner folgen muß, als es eine ungebundene Schreibart wohl sonst verstatten würde. Aber der vernünftige, der sanfte Dichter Racine hat sich selbst keinem wilden Feuer überlassen, sondern einer liebenswürdigen Muse geopfert. Wie viel sicherer geht hier nicht ein Uebersetzer, der französche Urschriften wählet; als einer, der englischen Führern folgen will, die sehr oft von einem unbändigen Pegasus hingerissen werden. Un-

Unsre Leser mögen aber selbst urtheilen, wie der deutsche Racine nunmehr klingt. So hebt sich das erste Buch an:

Die Religion. Erster Gesang.

Die Vernunft führet den Menschen in meinen Liedern zum Glauben. Sie ist es, die mir mit ihrer hellen Fackel vorleuchtet, die mich aufmuntert, nach einer wahren und dauerhaften Stütze mich umzusehen, die mich nach dieser Stütze hinweiset, und sie mir liebenswürdig macht.

Ihr falschberühmten Weisen, ihr Halbgelehrten, ihr unbeugsamen Geister, haltet auf einen Augenblick, trotzige Sterblichen! mit euerer Spottsucht ein. Die Vernunft, saget ihr, soll unsre Handleiterinn seyn: ich folge ja auch ihrem Lichte. Gut! Hier aber wird eben dieselbe Vernunft mich unter das göttliche Gesetz gefangen nehmen, dem ihr euch untersteht Hohn zu biethen: hier wird sie jedes Herz anreden, und es einladen, dasselbe anzunehmen. Ihr also, die ihr euere Vernunft auf den Thron setzet, würdiget sie doch wenigstens auch anzuhören.

Und Ihr, die ihr schon allen Werth des heiligen Joches kennet, auch für euch sind diese Gesänge geschrieben. So wie ein Mensch, den irrdische Titel und Würden bezaubern, ein Vergnügen daran findet, die Briefe und Urkunden seines Adels mehr als einmal zu lesen: Gleichergestalt trägt auch ein Christ alle Beweise seines Glaubens; alle Titel seiner wahren Größe zusammen. Herrlicher Schatz,

der ein Herz, das um sein Wohl bekümmert ist, in der Liebe brünstiger, in der Hoffnung feuriger machet. Und ach! wer ist unter uns, dessen Fuß noch nie gestrauchelt hat? Ein Prophet selbst wird zuweilen erschüttert. Kein Licht ist hier auf Erden ohne Schatten. Hier zeiget sich Gott uns nur in einem dunkeln Gewölke: die Säule, die uns in dieser schrecklichen Wüste leuchtet, kehret uns manchmal auch ihre finstere Seite zu. O möchten doch meine gesegneten Lieder den Gläubigen trösten, und den Spötter schamroth machen!

Ja, der Gott, an den man glauben muß, ist ein verborgener Gott. Doch so verborgen er auch ist, was für ein Heer schimmernder Zeugen sehe ich vor mir versammelt stehen, um mir seine Herrlichkeit zu offenbaren! Antwortet ihr Himmel, ihr Meere! und du, Erde, rede. Was muß das für ein Arm seyn, der euch hat aufhängen können, unzählbare Sterne? Du, funkelnde Nacht, sage, wo hast du deinen Schleyer her? O ihr Himmel, welch eine Größe, welch eine Majestät! Ihr verkläret einen Herrn, dem nichts zu schwer ist, der in eurem unermeßlichen Raume das Licht ausgesäet hat, wie auf unsern Feldern den Staub. Du, bewundernswürdige Fackel, von der Morgenröthe angemeldet, immer das alte, und doch immer neues Licht, auf wessen Befehl, o Sonne! steigest du aus dem Schoße der Flut hervor, uns die Stralen deiner alles belebenden Glut mitzutheilen? Ich warte täglich auf deine Wiederkunft, und du bleibst mir niemals aus. Bin ich es, der dich hervorruft, und nach dessen Winke du deinen gehorsamen Lauf lenkest? u. s. w.

Zum

Zum Schluſſe müſſen wir noch melden; daß eben die geſchickte Feder des Herrn Conſiſt. R. Schäfers auch das treffliche Werk des Cardinals Polignac, den Antilucrez, unter der Feder hat. Wir haben ſchon einen gedruckten Probebogen davon vor Augen, und können bezeugen: daß ſelbiges mit gleicher Schönheit nächſte Oſtermeſſe, fertig erſcheinen wird.

XII.

Erſte Gründe der geſammten Weltweisheit, darinn alle philoſophiſche Wiſſenſchaften in ihrer natürlichen Verknüpfung in zweenen Theilen abgehandelt werden, zum Gebrauche akad. Lectionen entworfen, mit einer kurzen philoſophiſchen Hiſtorie, nöthigen Kupfern und einem Regiſter verſehen, von Joh. Chr. Gottſcheden, ꝛc. Sechſte vermehrte und verbeſſerte Auflage, mit röm. kaiſerl. und königl. pohln. churfürſtl. ſächſ. Freyheit. Leipzig, verl. B. Chr. Breitkopf 1756. in gr. 8. II. Bände.

Von dieſem beliebten philoſophiſchen Handbuche erſcheint hier die VI. Auflage: ein Merkmaal, daß ſelbiges keinen geringen Beyfall auf den deutſchen hohen Schulen und Gymnaſien gefunden haben müſſe. Dieſes hat denn ſowohl den Hrn. Verfaſſer, als den Hrn. Verleger bewogen, auf die Verbeſſerung und Verſchönerung deſſelben nochmals bedacht zu ſeyn.

Der erſte hat es alſo nochmals ſorgfältig überſehen, ſowohl die Schreibart durchgehends zur Richtigkeit gebracht, als die Sachen ſelbſt, zumal in

der

der Naturlehre, mit allerley neuen Zusätzen vermehret; auch am Ende des II. Bandes, einige philosophische Abhandlungen beygefüget. Es sind dieselben, außer dem schon bekannten Gespräche von der Einigkeit Gottes, 2) Ein Beweis, daß diese Welt unter allen die beste sey. 3) Eine Untersuchung der Frage: Wie sich ein Weltweiser, der von einer göttlichen Offenbarung nichts wüßte, zufrieden stellen könnte. 4) Philosophische Muthmaßungen vom Aufenthalte der abgeschiedenen Seelen; und 5) eine Abhandlung der Frage: ob man die geoffenbarte Theologie in mathematischer Lehrart vortragen könne? Außer dem hat er, anstatt einer Vorrede des IIten Bandes, auf Begehren einiger Freunde, eine historische Nachricht von seinen ersten Schriften, bis auf die Ausfertigung dieses philosophischen Lehrbuches 1734. ertheilet, darinn man allerley Anekdoten finden wird. Er verspricht auch bey andrer Gelegenheit damit fortzufahren.

Der Hr. Verleger hingegen hat, diesem Werke ein besser Ansehen zu geben, auch nichts gesparet. Denn erstlich hat er demselben eben das ansehnliche Format, welches die übrigen Schriften des Hrn. Professors haben, nämlich groß Octav, ertheilet. Sodann hat er die Kupferstiche, die bisher sehr abgenutzet gewesen, von neuem stechen, in gehörige Ordnung bringen, und durch ein Paar neue Platten vermehren lassen: so, daß nun, außer dem Titelkupfer, in allem 16 Kupfertafeln dabey anzutreffen sind. Es ist also kein Zweifel, daß dieß brauchbare Buch, noch ferner seinen bisherigen Ruhm, in Ausbreitung einer gesunden und angenehmen Philosophie, behaupten werde.

Ende des Weinmonaths.

Palmyrenische Aufschrift.

N. I

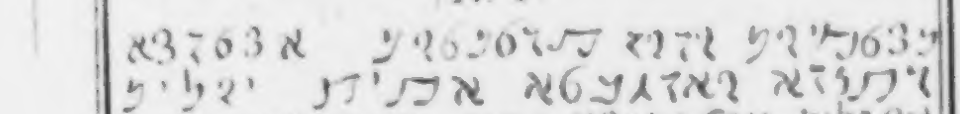

Griechische dazu gehörige Aufschrift.

N° II

ΘΕΠΙ . . . . ΟΥΟΡΩΔΗΝ
ΤΟΝΚΡΑΤΙΣΤΟΝΕΠΙΤΡΟ
ΠΟΝΣΕΒΑΣΤΟΥΔΟΥΚΗ
ΝΑΡΙΟΝΚΑΙΑΡΓΑΠΕΤΗΝ
ΙΟΥΛΙΟΣ ΑΥΡΗΛΙΟΣ
ΘΕΠΤΙΜΙΟΣΙΑΔΗΣΠ
ΠΙΚΟΣΘΕΠΤΙΜΙΟΥΑΛΕ
ΞΑΝΔΡΟΥ &c.

Palmyrenische Aufschrift.

N.° III.

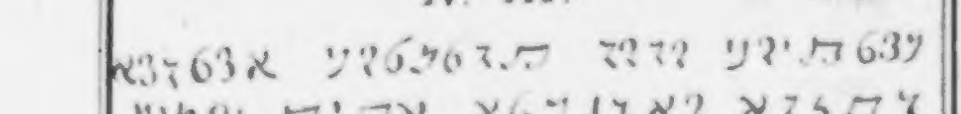

Griechische dazu gehörige Aufschrift.

N.° IV.

ΘΕΠΤΙΜΙΟΝΟΥΟΡΩΔΗΝ
ΤΟΝΚΡΑΤΙΣΤΟΝΕΠΙΤΡΟ
ΠΟΝΣΕΒΑΣΤΟΥΔΟΥΚΗ
ΝΑΡΙΟΝΚΑΙΑΡΓΑΠΕΤΗΝ
ΙΟΥΛΙΟΣΑΥΡΗΛΙΟΣΣΑΛΜΗΣ
ΚΑΣΣΙΑΝΟΥΤΟΥ ΕΝΑΙΟΥ
ΠΡΕΣΥΣΡΩΜΑΙΩΝΙΟΝΦΙΛΟΝ

Hell heissen demnach nur 1) alle leuchtende und scheinende Wesen, die ein Licht in sich selbst haben, und daher einen Schein von sich geben: als die Sonne, die Fixsterne, das Feuer ꝛc. 2) alle erleuchtete und wiederscheinende Dinge, welche zwar von sich selbst kein Licht haben, aber solches von leuchtenden Körpern empfangen, und wieder zurück werfen. z. E. ein an sich finsteres, durch eine brennende Kerze hellgemachtes Zimmer, der Mond und alle Irrsterne. Hieher gehören auch die Farben, es mögen dieselbigen entweder aus der mannigfaltigen besondern Beschaffenheit der Oberflächen herrühren, auf welchen sich die Strahlen so verschiedentlich brechen und zurück prallen können; oder sie mögen durch die manche Veränderung des Lichts in unserm Auge erzeuget werden, nachdem sich nemlich dieses bald stärker, bald schwächer mit dem dunkeln und Schatten vermischet, und daher auch eine unterschiedene Empfindung in unseren Sehenerven entstehet. So heißt es dann recht: Hellroth, hellgrün ꝛc.

Klar sol nur von durchsichtigen Körpern verstanden werden, welche die Ausflüsse des Lichts, nicht wie andere, zurück schicken, sondern herdurch fallen lassen. z. E. die Luft, das Wasser, der Himmel, die Edelsteine ꝛc. Weil aber diese, wie bereits zuvor erwehnet ist, indem sie dergestalt durchleuchtet werden, mehrentheils zugleich einen Glanz zeigen, oder vielmehr, die durchschiessenden Strahlen einen Schein von sich streuen, welchen wir hernachmals dem Körper selbst zueignen, so geschiehet es, daß man ihnen auch das Beywort hell beyleget. Daher sa-

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Windmond 1755.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1755.

Inhalt.

I. Reflexions ſur l'Alphabet & ſur la Langue Palmyrenienne, par Mr. l'Abbé Barthelemy.

II. Beyträge zum Nutzen und Vergnügen aus der Sittenlehre, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Haushaltungskunſt. Erſter Theil.

III. Des Abtes Terraſſons Philoſophie.

IV. Fortgeſetzte Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt.

V. Hrn. M. Strauß Jubelode auf den Religionsfrieden.

VI. Lettre de Mr. de Voltaire, à Mr. Rouſſeau avec la Reponſe du dernier.

VII. Chronoſolons Geſetze der Mahlzeiten, aus dem helvetiſchen Patrioten.

VIII. Hrn. Peter Coſtens Predigten. Erſter Theil.

IX. Hrn. von Juſti Anweiſung zu einer guten deutſchen Schreibart.

X. Der Cavalier und die Dame, ein Luſtſpiel.

XI. Wideburgii Panegyricus in ſæcularem memoriam Pacis religioſæ Anno 1555 d. 25 Sept.

I.

Reflexions ſur l' Alphabet & ſur la Langue, dont on ſe ſervoit autrefois à Palmyre, par Mr. l'Abbé Barthelemy, de l'Ac. Roy. des Inſcr. & bell. Lettr. Garde du Cab. des Medaill. du Roy. A. Par. Chez Guerin &c. 1754. in 4.

Da wir aufmerkſam ſind, unſern Leſern nichts unbekannt zu laſſen, was in dem litterariſchen Fache heutiges Tages die Aufmerkſamkeit der Gelehrten an ſich zieht: ſo können wir auch dieß Werk ihnen nicht vorenthalten. Ganz Europa redet itzo von den Palmyreniſchen Alterthümern. Alles iſt über die Pracht, Größe und Menge ſeiner Ueberbleibſel in Erſtaunen geſetzet. Alles will die Schrift und Sprache dieſes alten Reiches verſtehen lernen, um die alten Aufſchriften leſen zu können, die man unter jenen zerbrochenen Mauerwerken, Marmorn und Säulenſtücken findet. Wir könnten es alſo nicht verantworten, wenn wir unſern Freunden gar keine Nachricht davon ertheilen ſollten.

Wir ſchreiten alſo hiermit, nach dem Inhalte des obigen Tractats, zum Werke.

In Aſien, zwiſchen dem Mittelmeere und dem Euphrat, findet ſich eine ſehr dürre Wüſteney, in welcher vormals eine Stadt, unter dem Namen Tedmor, oder Palmyra geſtanden hat. Salomon ſelbſt ſoll ſie gebauet haben, und die Siege Odenaths und der Zenobia haben ſie berühmt gemachet. Ihre Einwohner hatten ſich durch den Handel bereichert, und zierten ihren Aufenthalt durch Gebäude, die der griechiſchen und römiſchen Pracht trotzeten. Die Bruchſtücke davon ſind noch vorhanden: und nachdem ſie uns ſchon vom le Brun, in ſeiner Reiſe nach dem Oriente, beſchrieben und abgebildet, auch von einigen ſchwediſchen Edelleuten, die auf königl. Befehl einen Riß aus dem Oriente mitgebracht, beſtätiget, und vom Fiſcher von Erlach, in ſeiner hiſtoriſchen Baukunſt auf der XIII. Tafel bekannter gemachet worden: ſo haben unlängſt einige Engländer alles noch beſſer ins Licht geſetzet, und ein prächtiges Werk mit den koſtbarſten Kupfern davon herausgegeben. Wir wollen auch von dieſem in kurzem Nachricht geben. Hier ſind wir nur um die alte Schrift und Sprache der alten Palmyrener bekümmert.

In

* Tremuit ſenectus, vacillavit planta pedis: ſub volam utique dæmonis Lucis indigena tuus mœſtus fuit, ſplendore ſqualor ejus (*i. e. ad ejus ſplendorem factum fuit*) ligatus eſt ipſe. Age, projice, domus in ſummo periculo verſata eſt, abundavit aller manſuetudinum irri-

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts setzte Gruter in seine Sammlung von Aufschriften auch eine palmyrenische, die man in Rom im Hause des Card. Campegna findet. Auf demselben Marmor sieht man ein halb erhabenes Schnitzwerk, welches zwo fremde Gottheiten vorstellet, und eine griechische Aufschrift darneben. Gruter vermuthete, die Buchstaben der ersten wären arabisch, und Jos. Scaliger mußte gestehen, daß er sie nicht kannte: da er sich doch sonst rühmete, soviel Sprachen zu können, daß er auch ohne Dolmätscher bis nach China reisen könnte.

Kurz nach diesem Geständnisse, welches diesem Vielwisser ohne Zweifel sauer ankam, gab Sam. Petit eine Erklärung dieser Aufschrift heraus, die aber keinen Beyfall fand. Da es nicht wohl möglich ist, sie in einer lebenden Sprache zu geben: so wollen wir sie im Lateine mittheilen, darinn sich alles sagen läßt, auch was man nicht denken kann. In einem Briefe an den Peirescius lautet sie so *. Wer kann sichs nun einbilden, daß anstatt dieses räthselhaften Unsinnes, den ein gar zu gelehrter Alterthumsforscher auf die Rechnung der guten Palmyrenier erdichtet hat, diese ganze Aufschrift nichts mehr, als die folgende Nachricht enthält, die in der

rigans petras sive solitudines, quæ quemadmodum, quod Memphim ducit iter, (*afflictam Palmyram indigitat Zenobiæ tempore ejusque situm*) datum abunde est, quidquid in universum desiderabat angustia. Summe misericors est umbra tua, portio æterna hemina ad libationem.

dabey stehenden griechischen Aufschrift auch steht: „In dem Monate Schebat des 547sten Jahres des „zu Palmyra gewöhnlichen Zeitlaufes, hat ein Bür„ger dieser Stadt, auf eigene Kosten, den Göttern, „Aglibolus, und Malabelus, für seine und seiner „Kinder Erhaltung, dieß Denkmaal aufführen „lassen„.

Diese Aufschrift nun hat man etlichemal bekannt gemachet: und da alle Abschriften von einander abgiengen; so hatten die Schwierigkeiten fast alle Gelehrten abgeschrecket, sich an die Erklärung derselben zu machen, als ein unerwarteter Zufall ihre Hoffnung wieder belebete, neue Untersuchungen, und neue Irrthümer veranlassete.

Im 1691sten Jahre hatten einige Kaufleute zu Alepp geb. Engländer, die Bruchstücke von Palmyra besuchet, und verschiedene Aufschriften in unbekannten Zügen entdecket. In der Eile schrieben sie etwas davon ab, und schickten sie nach England. Man machte viel Lärmens davon: und weil bey den meisten palmyrenischen Schriften griechische darneben stunden; so urtheilte man gleich, diese müßten Uebersetzungen davon seyn; und man würde also die alte palmyrenische Sprache, oder doch ihr Alphabeth leicht heraus bringen können. Allein umsonst. Man hatte gar zu wenig palmyrenische Schriften abgeschrieben, und zwar so unrichtig, daß fast in einer jeden etliche Wörter, und jedem Worte wesentliche Buchstaben fehleten. Die vielen Abschriften davon hatten auch die Fehler vervielfältiget; und diese unübersteiglichen Schwierigkeiten hielten den

Prof.

Prof. zu Oxfort, Eduard Bernard zurück, kein palmyreniſches Alphabeth zu wagen; wie er vorhin Luſt bezeiget hatte. Er begnügte ſich die griechiſchen Aufſchriften zu erklären: und ſagte, Palmyrenum vero, (Alphabethum) ſi quis dederit, erit mihi magnus Philologus!

In der Anrede an Roberten Huntington ſagete er: Sie haben die Reiſe nach Palmyra in der Abſicht gethan, uns die alten ſyriſchen Buchſtaben zu ſchaffen; und hätten uns auch ohne die Araber dieſe unbekannte Litteratur entdecken können. „Wollte Gott, ſchrieb er anderwärts, daß Halifax uns mehr Aufſchriften in ſyriſchen Buchſtaben mitgebracht hätte!„ Abr. Seller bedaurete eben das, und Thomas Smith, der die griechiſche Aufſchriften von Palmyra erkläret, rufet in der Vorrede ſeines Werkes: Welch ein Unglück, daß die Charaktere der palymyr. Aufſchriften nicht genauer abgeſchrieben worden: ſonſt hätten wir die alte ſyriſche Schrift daraus lernen können. Denn darinn kamen alle Gel. überein, daß die palmyreniſche Schrift ſyriſch ſeyn müßte: obgleich Scaliger ſie für ganz unbekannt, Gruter für arabiſch, der Card. Noris und Thomas Hyde für phöniciſch gehalten hatten; doch alle geſtunden, es ſey unmöglich, ſie zu leſen.

Alles dieß aber erſchreckte den Jak. Rhenferd nicht. Dieſer kühne Kunſtrichter unternahms, ohn alle neuere Hülfsmittel, nur mit einer großen orientaliſchen Litteratur verſehen, dieſe palmyreniſche Schrift zu entdecken. Er ſtrengte alle ſeine Kräfte an, zwiſchen den palmyreniſchen und griechiſchen

Aufschriften einige Aehnlichkeit zu finden. Allein umsonst. Er muß die größten Verwägenheiten begehen. Bald schaltet er Buchstaben, bald ganze Wörter ein. Bald versetzet er die Buchstaben ganzer Wörter. Bald suchet er die Wörter im Arabischen, bey den Juden, ja gar bey den Römern. Kurz, mit allen diesen Kunstgriffen machet er ein Alphabeth. Kaum ist er damit fertig, so findet sich eine andere palmyrenische Aufschrift mit ganz unähnlichen Buchstaben. Die giebt ihm ein neu Alphabeth, das aber nichts gewisser ist.

Im 1706ten Jahre trug es die französische Akad. der Aufschriften, die man oft über dieser Sache um Rath gefraget hatte, dem Abte Renaudot auf, zu untersuchen: ob diese Aufschriften genau abgeschrieben wären, und ob man etwas herausklauben könnte? Dieser zeigte in einer Abhandlung, die nachmals gedrucket worden; daß alle bisherige Bemühungen unnütze, und alle vermeynte Entdeckungen unzulänglich wären. Bald hernach bekam die Akad. von Rom eine ziemlich richtige Abschrift, die Gruter vormals bekannt gemachet hatte; und Herr Galland bekam den Auftrag, seine Gedanken davon zu sagen. Anfänglich glaubte er auch, daß die palmyrenische Aufschrift eben das bedeuten müßte, was die dabey gesetzte griechische sagete. Allein nachdem er die neue Abschrift recht angesehen hatte, fand er, daß sie nichts gemein hatten; daß die erste weder hebräisch, noch syrisch, sondern in einer ganz unbekannten Sprache wäre. Die Akademie that also den Ausspruch, man sollte mit allen Erklärungen die-

dieſer Räthſel in Geduld ſtehen, bis ſich neue Hülfsmittel dazu darbiethen würden.

Dieſe ſo lang erwarteten Hülfsmittel haben wir endlich erhalten; und ſind ſelbige eben dem Volke ſchuldig, das uns dazu Luſt gemachet hatte. Herr **Dawkins**, und **Robert Wood**, ein Paar Engländer, haben aus Eifer und Liebe gegen die Wiſſchaften und Künſte, die meiſten Oerter im Oriente beſuchet, die der Alterthümer wegen merkwürdig ſind; und haben dreyzehn palmyreniſche Aufſchriften mitgebracht, die faſt alle den vorigen Abſchreibern entwiſchet waren. Acht davon waren nach eben ſoviel griechiſchen Aufſchriften eingegraben; und dieſe Engländer ſelbſt bemerkten, daß ſie Dolmätſchungen der erſtern zu ſeyn ſchienen. In der erſten Vergleichung, die Herr Abt **Barthelemy** damit anſtellete, fand er ſoviel Aehnlichkeit, daß er einige Hoffnung ſchöpfete, ſie ganz heraus zu bringen. In kurzem nahm dieſelbe ſo zu, daß er ein ganzes Alphabeth herausbrachte, und es den 12 Febr. 1754. der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften vorlegen konnte. Er merket dieſes nur an, um die Leichtigkeit der Erfindung anzuzeigen, und nicht ſeine Geſchicklichkeit zu verſtehen zu geben.

Ehe er nun das ganze Alphabeth mittheilet, ſo machet er zuvor einige Anmerkungen. Wir theilen aber auf dem Kupfer dieſes Monaths, mehrerer Deutlichkeit wegen, ein Paar palmyreniſche Aufſchriften mit ihren griechiſchen Beyſchriften mit; damit ſich unſre Leſer üben können, dieſes **Abracadabra**, wo möglich, ſelbſt zu errathen.

1) Um das Alphabeth eines Volkes, dessen Sprache unbekannt ist, zu erfinden, ist es nicht allemal eine gute Regel, zum A. B. C. eines benachbarten Volkes seine Zuflucht zu nehmen. Noch schlimmer aber ist es, vieler Völker Schriften zusammen zu nehmen. Diese Art zu verfahren, bringet nur ungestalte Vermengungen heraus. Wenn es möglich wäre, Denkmäler in einer unbekannten Sprache zu finden, die unstreitig gewisse sonst bekannte Wörter ausdrücketen; so dörfte man nur jedes bekannte Wort unmittelbar unter das unbekannte setzen, so damit einerley wäre: so würde zwischen allen Buchstaben dieselbe Ordnung und Gültigkeit herauskommen. Kurz, man würde bald ein Alphabeth herausbringen, welches Stich halten, und wenigstens auch die übrigen unbekannten Wörter würde lesen lehren. Das ist nun eben der Vortheil, den uns die neulich erhaltenen palmyrenischen Aufschriften verschaffen. Nämlich acht derselben liefern uns griechische Uebersetzungen derselben: wie man unter andern daraus abnehmen kann. Da die griechischen durch verschiedene Zeitpuncte schließen: so enden sich auch die dazu gehörigen palmyrenischen durch Zahlbuchstaben, die unter sich in derselben Ordnung stehen, als die griechischen Zahlbuchstaben.

2) Wenn ein Wort oder Namen zwey oder dreymal in einer griechischen Aufschrift vorkömmt; so müssen sie mit einerley Buchstaben wiederkommen. Und trifft dieß in vielen Aufschriften zu: so muß man keinen andern Unterscheid darinn bemerken, als der von verschiedenen Händen kömmt.

3) In

ge ich nicht unrecht, die Luft, das Wasser, das Glas, der Himmel ist hell, ist klar.

Hell wird entgegen gesetzet, dem dunkeln, dem finstern: Klar, dem trüben. So sagen wir; die Sonne, der Mond ist verfinstert, dunkelroth, dunkelgrün ꝛc. das Wasser, das Glas, der Himmel ist trübe, ꝛc.

Sprechen und reden haben ebenmäßig nicht einerley Deutung. Sprechen nenne ich das Vermögen, vermittelst verschiedener Bewegungen der Luft in dem Munde, gewisse, vernehmliche Töne und Wörter hervor zubringen, in soferne solches dem Singen entgegen gesetzt wird. Reden zeigt schon mehr an, nemlich das Vermögen, seine Gedanken durch solche vernehmliche Worte einem andern mitzutheilen, überhaupt, vernünftig zu sprechen. In solchem Verstande ist es nichts ungereimtes, wenn ich sage: Man kan sprechen, ohne zu reden. Füget eine Anzahl unverständlicher, nichts bedeutender Sylben zusammen, leset sie laut ab, so werdet ihr zwar sprechen, aber nicht reden. Bileams Esel, der Papagoy, spricht und redet nicht; der Mensch allein spricht und redet. Cajus spricht gut; das ist: Er hat einen angenehmen Laut in seiner Stimme, nichts verdrüßliches in der Aussprache. Tullius redet wohl; das ist: Er drücket seine Gedanken wohl aus, er hat einen deutlichen, aufgeweckten, überzeugenden Vortrag. Daß diese Anmerkungen nicht ohne Grund sind, kan man aus denen von diesen beyden abstammenden, oder zusammengesetzten Wörtern wahrnehmen. Wer kennt nicht den Unterscheid zwischen Sprache und Rede; Sprachkunst und Redekunst; Gesprächig

und

3) In den Alphabethen der orientaliſchen Sprachen ſieht man Buchſtaben, die von verſchiedener Kraft ſind, ob ſie gleich ganz und gar, oder doch beynahe einerley Geſtalt haben. So iſt z. E. im Hebräiſchen das ב und כ, das ר und ר nur durch eine mehrere oder geringere Krümme unterſchieden. Im Arabiſchen und Syriſchen haben viele Buchſtaben faſt dieſelbe Figur, und haben keine ſelbſtlautende Puncte. Eben dergleichen muß in dem vorhabenden Alphabethe vorkommen.

4) Endlich, wenn die orientaliſchen Völker in ihrer Sprache griechiſche oder lateiniſche Wörter anbringen, ſo laſſen ſie verſchiedene Lautbuchſtaben aus, und erſetzen ſie durch Punkte, die ſie in den Handſchriften nicht allezeit, in Denkmälern aber noch weniger beyfügen.

Nach dieſen Vorerinnerungen nun theilet der Herr Abt Barthelemy ſein palmyreniſches Alphabeth mit: ſo wie auch wir es auf dem Kupfer des nächſten Monaths darlegen werden. Man wird beym erſten Anblicke gewahr, daß es mit dem hebräiſchen und ſyriſchen übereinkömmt; daher er in der zweyten Schichte die hebräiſchen darneben ſetzet, die bekannter, als die ſyriſchen ſind. Die Namen derſelben ſtehen in der dritten, und ihre Kraft drücket er mit griechiſchen, wir aber mit lateiniſchen Buchſtaben aus. Man muß ſich aber nicht einbilden, daß man jeden palmyreniſchen Buchſtab allemal auf einerley Art geſchrieben finden wird: weil verſchiedene Hände ſie eben ſowohl, als in der deutſchen täglichen Schrift, zu verändern pflegen.

Künftig die Fortſetzung.

* * * * * * * * * * * * *

II.

Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, aus der Sittenlehre, den schönen Wissenschaften, und der Haushaltungskunst. I. Theil 1753. und II. Greifsw. bey Weitbrechten in 4. 1 Alph. 10 Bogen.

Wir haben lange bey uns angestanden, ob wir dieses Werk zu unserer Gerichtsbarkeit ziehen könnten. Eines theils lockte uns der Titel, der von schönen Wissenschaften redet, solches zu glauben. Anderntheils aber gab uns der Inhalt so viel Haushaltungs- Handlungs- und Staatsbetrachtungen zu lesen, daß dasjenige, was noch einigermaßen zur anmuthigen Gelehrsamkeit geboret, fast unsichtbar ward. Wir sprechen darum einem Werke seinen Werth nicht ab. Der Nutzen, den solche Wahrheiten dem gemeinen Wesen bringen können, machet sie doch auf eine andre Art schätzbar. Vieleicht werden sie gar gewissen Lesern nur desto besser gefallen; nur zu demjenigen Felde gehören sie eigentlich nicht, welches wir anzubauen beflissen sind.

Doch es wird uns erlaubt seyn, uns, wie ein Spaziergänger, auf einem fremden Acker aufzuführen. Darf er gleich das darauf stehende Getäyd nicht abmähen: so kann er doch im vorbeygehen eine Hand voll blaue Kornblumen, oder Glitschrosen abpflücken. Wir wollen nämlich in diesem Werke blättern, und wo uns etwas aufstößt, das

zu

zu unſerm Fache gehöret, zugreifen, und es uns zueignen.

In der kurzen Vorerinnerung ſehen wir, daß dieſe Blätter 1753. den 6ten des Heumonds angefangen worden, und als Beylagen der öffentlichen Zeitungen mit ausgegeben worden. Da ſie nun guten Beyfall gefunden: ſo hätte man ſie auch beſonders liefern wollen. Die Verf. hätten ihren Lefern Vergnügen und Unterricht zu verſchaffen, die Verehrung Gottes auszubreiten, Tugenden und Laſter bald ernſthaft, bald ſcherzhaft zu ſchildern, und die Haushaltungskunſt, als die Seele des gemeinen Weſens, bekannter zu machen geſuchet. Man verſpricht künftig alle Jahre einen ſolchen Band zu liefern.

Im 1 Blatte ſieht man Gedanken vom Bücherſchreiben. Man giebt vernünftige Urſachen an, warum ſelbiges weder aufhören kann, noch ſoll. Die Aenderungen der Sprache; die Begierde, das Alte neu eingekleidet zu ſehen; die Veränderungen der menſchlichen Geſellſchaften, die zu Geſchichten Stoff geben; die Leidenſchaften der Menſchen, und ihre verſchiedenen Lebensarten, u. ſ. w. ſind die vornehmſten Urſachen davon. Die Ehre Gottes und der Unterricht andrer ſoll der Hauptzweck ſeyn, der Vortheil des Schreibenden aber eine Nebenabſicht. Kehret mans um, ſo wird das Schreiben tadelhaft. Die Wahrhaftigkeit und Einſicht, nebſt der Beſcheidenheit eines Schriftſtellers: die Liebe zum Vaterlande, und zur Nachwelt, u. d. gl. ſind auch nöthige Eigenſchaften. Allerley Fehler der Schriftſteller

ſteller werden nicht vergeſſen, u. ſo wird die Abſicht des Verlegers bekannt gemachet.

Am Ende werden ein Paar Aufgaben vorgelegt. 1. die Frage, ob nicht auch zu weltlichen Aemtern ein göttlicher Beruf gehöre? 2) Was iſt eine Policey, und was für allgemeine Regeln hat ſie bey Verbeſſerung des Juſtizweſens nöthig?

Das 2te Blatt iſt wieder das Einſiedeln gerichtet. Nicht zwar ſowohl wider das anachoretiſche, aſcetiſche und therapeutiſche; ſondern wider das ſogenannte bürgerliche, mitten in Städten und Geſellſchaften der Menſchen. Es giebt nämlich ſolche Nachteulen und Fledermäuſe unter den Sterblichen, die ihre Beſtimmung zur Beförderung des gemeinen Nutzes ganz aus den Augen ſetzen; ihre Gemüths- und Leibeskräfte unbearbeitet, oder doch ungebrauchet laſſen, und, ſo zu reden, nur für ſich ſelbſt leben wollen. Dawider werden nun einige Betrachtungen angeſtellet.

Das 3te Blatt handelt von der Eitelkeit, die eine Ehre darinn ſuchet, darinn doch keine zu gewinnen iſt. Dieſe iſt gemeiner, als man denket, und regieret auch die, welche ſich für ſehr frey davon achten. Hier kommen artige Charaktere und Abſchilderungen vor. Den Schluß machet ein kleines Modeliedchen nach Art unſrer heutigen zuckerſüßen Sänger, die aber nicht immer die beſten Moraliſten ſind. Es heißt: **Recht und Unrecht.** Wer ſollte dabey nicht etwas ernſthaftes von einem Schriftſteller erwarten, der die Ehre Gottes, und das gemeine Beſte, ſonderlich die Tugend zum Zwecke hat.

Allein

Allein wie sehr findet man sich betrogen? Die erste Strophe heißt:

Daß Mütter fromm sind, Tugend üben,
Und weil sie alt sind, nicht mehr lieben;
Das ist schon recht.
Doch daß sie das, was sie sonst thaten,
Itzt ihren Töchtern widerrathen:
Das ist nicht recht.

Die folgenden sind noch schlüpfriger, an der Zahl vier

Nun folget ein Schreiben über den bisherigen schlechten Fortgang der bisherigen Oekonomieverbesserungen. Die Sache gehöret so wenig, als das folgende Blatt für uns. Nun folgen vermischte Erfahrungen und Anmerkungen 1 St. Hier kommen sehr artige Gedanken vor; davon wir einige mittheilen müssen. Z. E.

Nichts ist betrüglicher, als der Schein. Man stellet sich zuweilen in Kleinigkeiten edelmüthig; nur damit man das Vergnügen haben möge, es künftig in wichtigern Dingen nicht seyn zu dürfen Man erweist kleine Gefälligkeiten; nur damit man ein Recht erhalte, größere abzuschlagen.

Einen bürgerlichen Gelehrten verachten, weil er kein Edelmann, oder nur ein halber ist; und einen Gelehrten, der arm ist, gering schätzen, weil seine Renten nicht zu Tausenden fallen, sind zwey Parallellinien: die sich mit der Narrheit anfangen, und mit der Dummheit enden.

Man muß sich wundern, daß heute zu Tage so viel aus der Genehmhaltung des Publici gemacht wird. Das Publicum würde sich selbst darüber wundern, wenn es sich selbst recht kennete. Was ist doch immermehr das Publicum?

Die noch so schön eingerichtete und beißendste Satire, die man wider das Frauenzimmer machen kann, wird niemals von Ungerechtigkeit und Thorheit frey seyn. Besserte man ihren Verstand aus, und fände sich in Ansehung der Geschicklichkeit und des Witzes ein Juvenal oder Boileau unter ihnen: was könnten sie nicht mit gleichem Grunde von den Männern schreiben? Wie viel Hochmuth und Niederträchtigkeit! Wie viel Kühnheit und Schwachheit! Welche Ungerechtigkeit und Betrug! Was für Narrheit und Eigensinn! Wie viel Unordnung! Was für Lüderlichkeit! O wie viel Materie zu schreiben für eine gelehrte Frau!

Den Anhang dieses Stückes machet ein satirisches Liedchen auf **Belindens Geschmack**. Es lautet so:

Daß Damon nie Belinden rühret,
Den doch Verstand und Tugend zieret;
Das wundert euch?
Verstand kann ihm sehr wenig nützen,
Ihm fehlt zu viel, sie zu besitzen:
Er ist nicht reich.

Daß Staren ihre Gunst beglücket,
Der doch nicht durch Verstand entzücket.
Das wundert euch?

Star

Star iſt zwar dumm, doch wär' er dümmer,
So hätt' er dieſes Glück doch immer:
Denn Star iſt reich.

Daß nicht Belinde beſſer wählet,
Und Thaler für Verdienſte zählet,
Das wundert euch?
Itzt herrſchet der Geſchmack bey allen,
Drum merkt das Mittel zu gefallen:
Seyd dumm und reich!

Auf ein Schreiben, warum die Menſchen nicht gern an ihren Tod gedenken, und ein hübſches Gedicht von 18 Strophen von der Glückſeligkeit, folgen fünf Stücke von Verbeſſerung der inländiſchen Wolle. Ein andrer Brief redet von der Verläumdung. Dieß wird durch das II. Stück von Erfahrungen und Anmerkungen abgelöſet, daraus wir wiederum etwas mittheilen wollen:

Das Amt eines **Lehrmeiſters** oder ſo genannten **Informators**, das doch das wichtigſte und nöthigſte unter allen iſt, weil es Menſchen zieht; ſcheint bey uns zu einer Verrichtung geworden zu ſeyn, die der erſte der beſte thun kann. Man wählet nicht; man prüfet nicht. Ein vornehmer Mann verläßt ſich dieſer Sorge wegen faſt allezeit auf gewiſſe vertraute Leute, die ihn niemals betrogen haben. Aus ihrer Hand und auf ihr Wort nimmt er den Unbekannten an, der ſeinen Sohn unterweiſen ſoll. Kommt es aber darauf an, ein Pferd, oder einen Jagdhund zu kaufen: ſo verläßt er ſich auf

niemanden. Die Sache ist zu wichtig; er nimmt sie selbst und mehr als einmal in Augenschein. Will man sagen, daß er dieses besser versteht; warum versteht er denn aber nicht wichtigere Dinge, die seiner doch würdig wären? Geht es nicht die menschliche Gesellschaft, geht es nicht den Staat und die Religion an, was für einen Menschen er ihnen in seinem Sohne geben wird? Die üble Wahl eines Lehrers ist oft die erste Quelle der Laster, die denen anklieben, für welche man so viel Geld hingiebt, daß sie schlecht erzogen werden: so wie Geiz und Unwissenheit die andere Quelle so vieler schlechter Erziehungen ist.

D.

Weil man den Großen und Reichen so oft vorsaget, daß sie alles haben: so überreden sie es sich, und schlafen in diesem Vertrauen ein. Wenn sie bisweilen wieder aufwachen; so werden sie mit so vieler Schamhaftigkeit als Erstaunen inne: daß man sie betrogen habe, daß sie nichts haben und nichts sind. Da man dem Armen so vielmal vorsaget, daß er nichts ist, und nichts hat; so weckt man seinen Witz auf, so erreget man seinen Muth: und dadurch gelangt er zu allem, und wird alles.

D.

Ein wenig Verbesserung in den Leidenschaften, eine unveränderte Lebensart, abgezirkelte Manieren, eine schlechte Kleidung, ein gezwungener Gang, eine dogmatische Weise im Sprechen, ein geheim-

niß-

niſsvolles Anſehen, ein wenig Freygeiſterey, und ein Biſchen Kunſt, die Laſter, die man an ſich hat, zu verbergen, machen nach dem Wahne des gröſsten Haufens die Hälfte von dem aus, was zu einem **Philoſophen** gehöret. Wie wenig koſtet es doch da ein Philoſoph zu ſeyn!

D.

Es giebt ganz gelehrte Leute, die, wenn ſie kaum einen gewiſſen Grad von Ehre und Glück durch ihre Geſchicklichkeiten erreichet haben; eben die Wiſſenſchaft, die ſie aus dem Staube gezogen hat, verachten, und für ihren itzigen Stand zu klein halten. Sie zeigen hierinn eine erbärmliche Eitelkeit. Indeſſen klingt das doch auch widerſinniſch, daſs ein Thor, von dem man nun nichts hört, als: meine Kutſche: meine Livree: mein Wapen: mein Pallaſt: meine Leute: ſich noch weiter will Herr Verfaſſer nennen laſſen.

D.

III.

Des Abtes Terraſſons Philoſophie,

nach ihrem allgemeinen Einfluſſe auf alle Gegenſtände des Geiſtes und der Sitten, aus dem Franzöſ. verdeutſchet, mit einer Vorrede von Joh. Chr. Gottſcheden. Leipz. verl. B. C. Breitkopf 1756. in 8. 280 S. ohne die Vorrede.

Nicht der Herr Pr. Gottsched selbst, sondern eben diejenige geübte Feder hat dieses artige Werkchen übersetzet, der man vor einigen Jahren den Triumph der Weltweisheit; der Fr. von Chatelet und des Herrn von Mairan Streitschriften von den lebendigen Kräften; und sowohl bey des bäylischen Wörterbuches IV. Bande, als bey der verdeutschten Theodicee, so manche philosophische Abhandlung des Herrn von Leibnitz zu danken gehabt. Mit einem Worte, die Fr. Prof. Gottschedinn hat einen Theil ihrer Nebenstunden mit denen sinnreichen und philosophischen Gedanken beschäfftiget, die von einem, 1750 in seinem 80sten Jahre zu Paris verstorbenen Mitgliede zwoer Akademien, auch öffentlichen Lehrer der Weltweisheit, nach seinem Tode ans Licht getreten. Sie fand eben das Vergnügen daran, welches nach dem französ. Mercur, des vorigen Jahres ganz Paris dabey empfunden. Und da sie den Verf. schon längst aus seinem Serhos hochschätzen gelernet: so trug sie desto weniger Bedenken, sich mit diesem lehrreichen Werkchen zu belustigen.

Von der Person und dem Leben des Verf. geben uns Herr von Alembert, Herr von Montcrif, und noch ein Ungenannter, in einigen vorangeschickten Schreiben sattsame Nachricht. Wir wollen das nöthigste daraus mittheilen. Der Abt Terrasson war 1670 zu Lyon geboren. Sein Vater, Peter Terrasson, war Rath und Beysitzer bey der Senechaussée, und dem Präsidial dieser Stadt. Dieser

hatte

und beredt. Inzwiſchen leugne ich nicht, daß man ſich in dem gemeinen Umgange vielfältig des Worts: Sprechen, überhaupt zu bedienen pflege, da es ſo viel als reden, ſagen, erzehlen, antworten andeutet, oder wohl gar dieſes alles zugleich in ſich begreifet: Wie dann Lutherus ſolchergeſtalt in der Bibel faſt allezeit gedolmetſchet. Er ſprach, wo im Griechiſchen bald εἶπε, λέγει, ἔφη, ſteht; welches aber in der Lateiniſchen Uberſetzung, durch inquit, dicit, ait, genau unterſchieden worden.

Betrübniß und Traurigkeit, betrübt und traurig, haben unter ſich eine groſſe Verwandſchaft. Jedes ſetzet eine unangenehme Empfindung zum Grunde. Sie ſind aber doch nicht eins. Betrübniß, glaube ich, entſpringet entweder aus der würklichen Empfindung eines gegenwärtigen, oder aus verdrüßlicher Erinnerung eines vergangenen Ubels.

So ſpricht zum Ex. der Heiland Matth. 26, 38. meine Seele iſt betrübt bis in den Tod ꝛc. als er die groſſe Seelenangſt im Garten ausſtehen muſte. it. Joh. 12, 27. ietzt iſt meine Seele betrübt, Vater! hilf mir aus dieſer Stunde. So klaget der geduldige Hiob unter der Laſt ſeiner gröſſeſten Schmerzen, Hiob 7, 11. Ich will heraus ſagen von Betrübniß meiner Seelen. In den angezogenen Stellen nehmen wir allemal eine Empfindung eines gegenwärtigen Ubels wahr. Man ſpricht ferner recht: Ich habe mit Betrübniß die Nachricht von meines Freundes Abſterben erhalten. Das Andenken meines ſeligen einzigen Sohns macht mich allezeit betrübt. Hier iſt ein vergangenes Ubel, aber die lebhafte Einbildungskraft zeiget es uns mehrentheils als

hatte vier Söhne, davon unſer Abt der älteſte war: und alle dieſe mußten den geiſtlichen Stand erwählen, und in die Congreg. des Oratorii gehen. Als man nach vielen Jahren unſern Abt um die Urſachen davon befragete; gab er ſcherzhaft zur Antwort: „Mein Vater war ein ehrlicher Mann: aber „nachdem er ſich verheurathet, und vier Kinder ge„zeuget hatte, nahm er ſichs aus Andacht vor, ſo„viel an ihm war, das Ende der Welt zu beſchleu„nigen„.

Als ſein Vater todt war, verließ unſer Abt das Oratorium, weil ſein philoſophiſcher Geiſt ſich einer ſo mechaniſchen Andacht der Kloſterſtunden, und andrer Gebräuche nicht unterwerfen konnte. Allein er hatte die Theologie vollkommen erlernet, und viele Auszüge aus den Schriften der Kirchenväter, auch Anmerkungen über die Schrift gemachet. Er gieng alſo in die Welt; allein mit einer gewiſſen Einfalt und Unerfahrenheit, die ihm von der Kloſtererziehung anklebte. Daher kam es, daß er bald um ſein weniges Vermögen betrogen ward, und die Kraft philoſophiſcher Einſicht an ſich ſelbſt verſuchen konnte. Ein wohlhabender Freund, Herr **Remond**, both ihm eine Zuflucht an, wenn er ſeinen Sohn das griechiſche lehren wollte: und hier überſetzte er zur Uebung des jungen Menſchen, der aber bald ſtarb, den **Diodor von Sicilien.**

Nun legte ſich Herr **Terraſſon** auf die Meßkunſt, und erwarb ſich dadurch die Stelle eines Beyſitzers in der Akademie der Wiſſenſchaften. Sein Vätter **Matthäus Teraſſon** unterſtützte ihn bey den ſchlechten

Vortheilen, welche er davon genoß, in seinem Hause; und gab ihm 1714 seinen Sohn zu den schönen Wissenschaften anzuführen; der itzo ein wichtiger Mann zu Paris geworden ist. Und in dieser Zeit schrieb er seine kritische Abhandlung über **Homers Ilias**, worinn er bey Gelegenheit dieses Gedichtes, die Regeln einer auf die Vernunft und Beyspiele der Alten und Neuern gegründeten Dichtkunst vorzutragen suchete. Dieß Werk machte in dem damaligen Streite vom Vorzuge der Alten und Neuern viel Aufsehens; indem Herr **Terrasson** die mittlere Partey erwählete; und also weder den Verächtern, noch den geschwornen Bewunderern der Alten in allem Recht gab.

Wie eifrig er in seinem Studieren gewesen, erhellet aus einer lustigen Begebenheit, die ihm damals begegnet ist. Weil er im dritten Stocke wohnete, sonst aber schlecht bedienet war, so kleidete er sich insgemein oben ganz an, bis auf die Schuhe und Perücke, die er unten in einem Vorsaale fertig stehen fand; wo er sie denn anzog und aufsetzete, seine rothe Mütze und Pantoffeln aber daselbst zurückließ, bis er wieder kam. (So schlecht sieht es auch mit den besoldeten Gliedern der Akad. der Wiss. zu Paris aus!) Eines Tages hatte er nun auszugehen, auch sein Röllerchen und Mäntelchen schon umgenommen; war aber von seinem Homer so eingenommen: daß er die Schuhe und Perrücke drüber vergaß, und mit Pantoffeln und seiner rothen Mütze, eine ganze Gasse lang nach der Michaelsbrücke zu spazierete. Man kann leicht denken, was für eine Begleitung von Pariserjungen und Maulaffen er bekom-

kommen haben wird; die ohne dieß über einen jeden Fremden schon das Maul aufsperren, der kein Kleid nach Parisermode trägt. Endlich erbarmte sich eine alte Frau über ihn, zupfte ihn beym Aermel, und sagte ihm, worüber man lachete. Er nahm es mit Danke auf, spazierte ganz gelassen zurück: und sagte seinen Leuten: „Ich habe dem Pöbel einen Spaß „gemachet, der ihn nichts gekostet hat, und mich „auch nicht.„

Als der berufene Actienhandel in Paris Lärmen machte, ward Abt Terrasson so glücklich dabey, daß er plötzlich reich ward. Er hub also eine eigene Haushaltung an, hielt Kutsche und Pferde, und hatte oft Gäste bey sich. Allein diese neue Wirthschaft fiel ihm sehr beschwerlich. Nichts verdroß ihn mehr, als das beständige Geldfodern des Kutschers: Er fragte also einmal ein gewisses Fräulein: **ob denn die Pferde auch des Nachts fräßen?** welches ihr, und den Anwesenden sehr viel zu lachen gab. Die Antwort fiel darauf: **daß nur ein witziger Kopf so dumm seyn könnte.** Allein sein Reichthum daurete nicht lange. Im 1720sten Jahre schlug der Actienhandel wieder um; und er verlohr alles. Wer war dabey froher als er, da er seine Bedienten, Kutsche und Pferde wieder abschaffete, und das beständige Geldfodern des Kutschers los ward? Nachmals erhielt er vom Könige eine Besoldung von 2000 Pf. etwa 5 bis 600 Thl. unsers Geldes, dafür er denn nach seiner Art, sehr artig leben konnte.

Nun ließ er 1731. seinen Sethos drucken, der vielen Kennern noch weit besser, als Telemach gefiel: ob dieser gleich ungemeine Schönheiten hat. Er ist auch wirklich voller erhabenen Schönheiten, und hat, welches nichts geringes ist, vielmehr Wahrheiten aus dem Alterthume in sich; dagegen Telemach ganz auf die Mythologie gegründet ist. Er war auch ein Lehrer im königl. Collegio zu Paris geworden: und da seine Schriften, auch in Ansehung der Schreibart, Beyfall fanden: so ward er 1735. an des Grafen von Morville Stelle zum Mitgliede der französischen Akademie erwählet. Nun übersah er seine Uebersetzung des Diodors von Sicilien, und gab 1737. die ersten zween Bände, 1741. die zween folgenden, und 1744. die drey letzten heraus. Man sieht selbige für eine von den besten in französischer Sprache an.

Uebrigens lebte der Abt Terrasson als ein wahrer und praktischer Weltweiser; besuchte beyde Akademien fleißig, davon er ein Mitglied war, wartete seine Vorlesungen fleißig ab, und studierte in der Absicht, alle seine Erkenntniß auf philosophische Gründe zu setzen. Davon beut uns dieß kleine Werkchen die schönsten Beweise dar, welches uns die Früchte seiner letzten Jahre liefert. Er starb 1750. 80 Jahre alt. Noch ein ander Werk vom erschaffenen Unendlichen soll er nachgelassen haben, darinn er die richtigste Religion mit der tiefsinnigsten Philosophie vereiniget haben soll.

Soviel mag hievon genug seyn: das übrige wird man mit Vergnügen in Hrn. Alemberts und Hrn. Mon-

Moncrifs Briefen lesen, die ihm gleichsam die schönste Leichenrede halten; und zugleich den Herren Parisern viel bittre Wahrheiten sagen, die den Verfall der schönen Wissenschaften und des guten Geschmackes daselbst betreffen. Sonderlich werden von vielen Großen zu Paris artige Bilder gemachet, die gern Patronen witziger Köpfe, und Häupter von Parteyen seyn wollen, ohne das geringste davon zu verstehen. Der Abt Terrasson hassete auch die besondern Zusammenkünfte, die sich zu Richtern der Schriftsteller aufwerfen. Und wenn man ihm sagte: daß sich doch dadurch der Witz mehr ausbreitete: so erwiederte er: „Dieser Witz eines Volkes gliche den „Goldblättchen, die immer dünner würden, je „mehr sie sich ausbreiteten; und alles, was sie an „der Fläche gewönnen, an ihrer Dicke verlöhren.„

Den Anfang des Werkchens machet eine Einleitung in die Weltweisheit. Hier saget er von alten und neuen Weltweisen seine Meynung: und da er auf den Cartesius große Stücke hält, welches ihm sehen Hr. Alembert, als einen Fehler anrechnet: so hat Hr. Prof. Gottsched in der Vorrede auch einige Anmerkungen darüber gemachet. Z. E. wenn Abt T. auf der 62sten S. saget: „Es sey dem menschlichen „Verstande schimpflich, daß er einen Cartesius nö„thig gehabt, um zu lernen: daß er die Unterfu„chung dem Vorurtheile, und die Vernunft dem „Ansehen in denjenigen vorziehen müsse, was unter „die Vernunft gehöret. Und auf der 63sten Seite: „Die menschliche Vernunft sey in Sachen, so die „Gelehrsamkeit betreffen, erst seit dem Cartesius

aus

„aus ihrer Kindheit getreten. „ Dieß widerlegt der Hr. Prof. zur Ehre aller alten griechischen und römischen, ja auch ältern deutschen, wälschen, spanischen, französischen und brittischen Weltweisen; ja des ganzen menschlichen Geschlechts. u. d. gl. m.

Alsdann folget die Weltweisheit des Verstandes, als der I. Theil dieses Werkchens: worinn das 1. Cap. von der Logik, 1) überhaupt, 2) vom Witze und der Urtheilskraft, 3) vom Geschmacke und der Erziehung, 4) vom Umgange, 5) von der Schreibart, und vom Lesen der Schriftsteller, 6) von Rednern und Geschichtschreibern handelt. In allen diesen Abschnitten kommen sehr artige Sachen vor: z. E. a. der 107. S.

„Die vollkommenste Schreibart ist diejenige, die, in „soweit sie Schreibart ist, gar keine Aufmerksamkeit „erwecket, und nur den Eindruck derjenigen Sache „hinterläßt, die man hat sagen wollen.

„Die Werke werden durch dasjenige schlecht, was „sie enthalten; und mittelmäßig durch das, was ihnen mangelt.

„Es gehöret eben kein Verstand dazu, derjenigen Meynung zu folgen, die gegenwärtig die allgemeinste ist. Aber dazu gehöret viel Verstand, „daß man noch diesen Tag einer Meynung beypflichte, welcher alle Menschen erst in dreyßig Jahren beypflichten werden.

„Ein Schriftsteller hat sein Glück als Schriftsteller gemachet, wenn er von einigen gelobet wird, „und allen bekannt ist.

„Die

„Die falſche Beredſamkeit ſpricht, und die wahre „beweiſt.

„Kömmt es darauf an, einem Helden eine Leichenrede zu halten: ſo wird ein Schüler Wörter „ſuchen: ein Neuling wird Einfälle ſuchen: ein „Redner aber wird einen Grundriß ſuchen u. ſ. w.„

Das II. Cap. handelt von der Dichtkunſt, und den verſchiedenen Gattungen der Gedichte: 1) von der Dichtkunſt überhaupt; 2) von Heldengedichten und Romanen; 3) von tragiſchen komiſchen und ſatiriſchen Gedichten. Hier kommen überall ſehr gründliche Gedanken vor.

Das III. Cap. von der Phyſik überhaupt, der Geometrie, der Bewegung der Materie, und der Aſtronomie. Auch dieſes iſt voll von den artigſten und einestheils ganz neuen Gedanken von allen dieſen Wiſſenſchaften.

Der II. Theil enthält die Philoſophie der Sitten. Das I. Cap. handelt im 1 Abſchnitte, von der Morale überhaupt, der 2 von Leidenſchaften und Laſtern. Das II. Cap. betrachtet die Staatskunſt, und handelt im 1 Abſchnitte von den verſchiedenen Regimentsarten, im 2) von der Politik, den Miniſtern und Staatsleuten; im 3) vom Kriege und den Siegen, im 4) von barbariſchen und geſitteten Völkern, der Menſchlichkeit, Geſellſchaft und dem Prachte; im 5) von der Armuth und Betteley.

Das III. Cap. von der Metaphyſik und Theologie, redet im 1 Abſchnitte von den Grundurſachen, im 2) von Gott und der Religion. In dieſem Abſchnitte hat ſich a. d. 23ſten S. die Fr Ueberſetzerinn genöthiget geſehen, ihre Unſchrift etwas zu ver-

verlassen: weil sie keinen innern Beruf bey sich gefühlet, die röm. kathol. Religion zu predigen. Sie hat also von diesem und einigen folgenden Stücken ihre eigene Gedanken eröffnet, die Terrasson selbst nicht misbilligen würde, wenn er das Glück gehabt hätte, protestantisch denken zu können. Der 3 Abschn. handelt von der Kirche, und ihren Merkmaalen. Der 4. von Ketzern, Secten und Parteyen; und bis ans Ende desselben gehen der Fr. Professorinn ihre Gedanken. Der 5te Abschnitt endlich redet von der Andacht, und ihren Ausübungen.

Der Anhang liefert einen Versuch eines philosophisch-theologischen Lehrgebäudes über das Vergnügen und den Schmerz, in Fragen und Antworten gestellet; welches der Verf. schon in seiner Jugend aufgesetzet. Sodann hat die Fr. Prof. diejenige schöne Leichenrede, die Abt Terrasson in seinem Sethos, von dem ägyptischen Oberpriester auf die verstorbene Königinn halten läßt, ganz übersetzet und beygefüget: weil in den Vorreden dieses Werckchens dieselbe als ein Meisterstück gerühmet wird; dessen sich auch Plato selbst nicht hätte schämen dörfen. Wir zweifeln nicht, daß nicht ein so artiger Tractat, der sonderlich in alle schöne Wissenschaften einschlägt, viel Leser und Liebhaber finden werde.

IV.

Fortgesetzte Geschichte der spanischen Dichtkunst, aus dem Don Louis Joseph Velasquez.

Aus

Aus dem neulich erwähnten Urſprunge der ſpaniſchen Poeſie erhellet nun ſehr leicht, warum dieſelbe ſich ſo unähnlich iſt. Denn da ſie bald dieſe, bald jene Art älterer Dichter nachgeahmet, ſo hat ſie nicht recht einträchtig gerathen können. Die arabiſche Poeſie liebet Wortſpiele, Zweydeutigkeiten, Anſpielungen und ſtarke Metaphoren. Daher hat ſie einen Reichthum an Ausdrücken, und eine große Mannigfaltigkeit von Bildern und Gedanken bekommen. Sie hat auch Wohlklang und Sylbenmaaß: allein wenn ſie majeſtätiſch reden will, ſündiget ſie faſt allemal durch eine unmäßige Begeiſterung, die dieſem Volke faſt eigen geworden.

Die Provenzalpoeten trieben nur verliebte Streitigkeiten: und wagten ſich an nichts ernſthaftes. Daher iſt ſie niedrig, luſtig, ſpaßhaft und witzig geblieben; das Erhabene und Große aber hat ſie niemals erreichen können. Die portugieſiſche ſcheint ſich bloß nach dieſem Muſter gebildet zu haben; daher iſt ſie auch nur ſinnreich und anmuthig geblieben: bis die Muſen durch des Camouens Mund wieſen, daß man auch im Portugieſiſchen prächtig dichten könne. Die gallicifche iſt mehrentheils bey der Andacht geblieben.

Alle dieſe verſchiedene Arten nun hat die caſtilianiſche nachgeahmet: ehe ſie in aufgeklärtern Zeiten die Griechen und Römer zu Muſtern genommen. Wir wollen alſo auch die verſchiedenen Alter derſelben kürzlich abſchildern.

Als die castilianische Sprache sich im XIIten Jahrh. zu bilden anfieng, war die arabische Poesie schon 500, und die limousinische, portugiesische und gallicische 100 Jahre im Schwange gegangen. Es war also kein Wunder, daß sie diesen Vorgängerinnen ähnlich zu werden suchete. Sie entstund also, wie alle Poesien alter Völker, mit dem Lobe der Helden, so sich im Kriege wider die Mohren gut hielten, und im Preise Gottes. Daher bekamen diese Gedichte den Namen Cantares und Decires, und die Sammlungen davon hießen Cançonieros. Um sich nun nach den Tönen der Musik zu richten, mußten sich die Zeilen in der Länge, und im Wohlklange der Sylben dazu schicken: woraus ein gewisses Sylbenmaaß entstund. Auch die Zahl der Zeilen richtete sich nach der Singweise, so oft diese widerholet ward: und daraus entstunden die Coplas, (Koppel) d. i. Strophen von gleicher Länge und Beschaffenheit, in den Abschnitten und Ruhepunkten des Singens.

Ueberhaupt kann man sie in vier Alter abtheilen: 1) von ihrem Ursprunge bis auf König Juan den II. 2) von diesem bis auf Kaiser Karlen den V. 3) von diesem bis auf Philipp den IV. 4) von hier bis auf unsre Zeiten. Das ist gleichsam ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Mannheit, und ihr Alter.

Der älteste castilianische Dichter den man weis, Gonzalo de Bercio hat erst nach dem Ende des XII. Jahrhunderts geblühet; und ist also unsrer Wolframe von Eschenbach, Albrechts von Halberstadt, Heinriche von Afterdingen, u.

a m.

gegenwärtig; und indem dadurch unsere Leidenschaften unleidlich, schmerzlich, gerühret und rege gemacht werden, so erwächset in der That auch in demselben Augenblicke, ein wahres Ubel. **Traurigkeit** wird allein aus sorgsamer Vorstellung eines noch künftigen uns bevorstehenden Ubels erzeuget. Ein melancholischer Mensch, der in allen Sachen Schwierigkeiten findet, und darinnen ein schlimmes Ende befürchtet, dem ein zur linken Hand fliegender Rabe, eine Sonnen- eine Mondfinsterniß, ein ieder ungewöhnlicher Umstand einen Unglücksboten abgiebt, wird **traurig**; heist ein **trauriger** Mensch; seine Leidenschaft, **Traurigkeit**. Die Bedienten des Königs Pharao in Egypten, hatten im Gefängniß einen schweren Traum; Als sie des Morgens niemand wusten, der ihnen denselben auszulegen vermochte, so sagt Moses: sie wurden **traurig**. Gen. XL, 6. 7. das ist: sie waren um den Ausgang dieses Traums bekümmert; sie wollten in das Geheimniß des künftigen einen Blick thun; sie fürchteten sich, daß ihnen ein Ubel, ein Unglück vorbehalten würde. **Betrübniß** wirket eine grössere und heftigere Empfindung: **Traurigkeit** dauret länger. Jenes geschiehet: weil die Einbildung dessen was entfernet von uns ist, und wir noch nicht erfahren haben, niemalen einen so heftigen Eindruck in dem Gemüthe verursachet, als der Genuß der Sache selbst. Dieses komt daher, weil einmal, nach der Weisheit des Schöpfers, die solches zu Erhaltung der schwachen Menschen also geordnet, die zärtlichsten und gewaltigsten Empfindunge, zugleich die allerkürzesten sind: Weil ferner wir von eben diesem gütigen Wesen, die Wohlthat

a. m. Zeitgeneſs geweſen: nachdem wir 400 Jahre vorher einen Ottfried, vor 200 Jahren, und ferner zu Kaiſers Friedr. des I. Zeiten einen Stricker; einen Heinrich von Veldecke, einen Winsbeck, und unzählige andre, gehabt hatten. Er hieſs Gonzalo de Berzeo, und lebte 1211. und ſeine Gedichte liegen geſchrieben auf der Bibliothek zu Toledo. Er erzählt eine Reiſe, die er durch einen hohen Berg gethan, und was ihm mit einem Bauermägdchen begegnet iſt; einen Streit des Don Careme, mit dem Don Carnaval, u. d. m. In einem andern machet er, zum Vortheile der kleinen Weiber vor den groſsen, den Schluſs ſo:

Sempre que es mager chica, mas que grande nin major,
Non es deſegnidado de grand mel fer fuidor:
Del mal tomar los menos: dicelo & ſabidor;
Por ende de las mugeres, la menor es major.

D. i. Weil das groſse Weibsbild nicht beſſer iſt, als das kleine: ſo iſt es nach dem Rathe des Weiſen klüglich, ein groſses Uebel zu fliehen, und das kleinſte zu wählen. Folglich muſs man unter zween Weibern allemal dem kleinſten den Vorzug geben.

Dieſs Jahrhundert nun giebt Velaſquez für die Kindheit der caſtilianiſchen Poeſie an. In einem Buche vom Leben und den Thaten Alexanders des Groſsen, welches Kön. Alphonſus der Weiſe gemachet haben ſoll, findet man dieſe Verſe:

Subjugada Egypto con toda ſu grandia
Con otros muchos tierras que contar non podria
El Reg. Alexandre, Senor de grand valia
Entrolen voluntad de ir en Romeria,

Dieß ist so leicht zu verstehen, daß wir nur sagen dörfen, daß das letzte Wort eine Pilgerschaft bedeutet. Der Infant **Don Manuel** hat seine Verse schon besser gefeilet. In seinem Grafen Lucanor liest man diese zehn sylbigten Verse:

Non aventures muchos tu riqueza,
Por consejo del home que ha pobreza.

D. i. Wage deine Schätze nicht auf den Rath eines Menschen, der arm ist. Man liest auch einen schönen Lehrspruch en Redondilla:

Si por el vicio, y folgura
La buona fama perdemos,
La vida mui poco dura,
De nostados fin caremos.

D. i. Wenn wir durch Weichlichkeit und Laster in Schande gerathen: so ist das Leben sehr kurz, und wir werdens ohne Ehre beschließen.

Es ist schade, daß Herr **Velasquez** nicht aus alten Dichtern Proben von ihrem Geiste und Geschmacke gegeben hat, wie er in den letzten Jahrhunderten thut. Allein es scheint, daß alle diese Stücke noch in den alten Büchersälen begraben liegen; und daß die spanische Litteratur noch in der Kindheit liegt, oder doch auf solche Untersuchungen noch keinen rechten Werth zu setzen weis. Sie ist mit Namen und Jahrzahlen zufrieden; d. i. sie bemerket den Lauf des Flusses, ohne die Natur des Wassers zu untersuchen: so wie einer, der aus dem Finstern kömmt, nur erst den Ort, wo er ist, gewahr

wahr wird, ohne die beſondern Gegenſtande zu unterſcheiden.

Wie begierig würden wir nicht ſeyn, ihre Mohriſchen, Gallicianiſchen, Biscajiſchen, Limouſiniſchen Gedichte herauszugeben, (dieß ſaget ein franzöſiſcher Tagebuchſchreiber) wenn alle dieſe Schätze in unſern Händen wären! Die Ueberſetzungen, Anmerkungen und Auslegungen würden unſre Gelehrten um die Wette beſchäfftigen. Iſt denn an dem Urſprunge koſtbarer Dinge nicht alles koſtbar? Darf denn den Unterſuchungen des Witzes und Geſchmackes wohl das geringſte entwiſchen?

So urtheilet ein Franzos. Soll uns dieſes nicht aufmuntern, gleiche Wißbegier, nicht ſowohl in Anſehung der Alterthümer unſrer Nachbarn, als vielmehr unſrer eigenen blicken zu laſſen? Wir haben viel ältere Schätze, als alle itzige europäiſche Volker aufzuweiſen. Kein italieniſches, franzöſiſches, oder ſpaniſches Denkmaal langet an unſern Otfried, geſchweige denn ans gothiſche Evangelium. Und wie reich ſind wir nicht an Gedichten des XI. XII. XIII. und XIV. Jahrhunderts? Allein die meiſten davon ſtecken noch in alten Bibliotheken, ungedruckt, und ungeleſen: und das ſchlimmſte iſt, daß ſo wenige Liebhaber davon ſind: widrigenfalls ſich bald Verleger um die Wette finden würden, ſolche Seltenheiten ans Licht zu bringen. Künftig ſchreiten wir weiter.

V.

Jubelode auf den im Jahre 1555. den 25ſten des Herbſtmonaths zu Augſpurg aufgerichteten Religionsfrieden bey Gelegenheit des zweyten Jubelfeſts 1755. von M. Joh. Gottfr. Straußen.

Erhabenſter! du Herr der Götter!
Wie groß biſt du im Heiligthum!
Auch ſelbſt in Waffen blitzt dein Ruhm;
Dein Donner kracht im Kriegeswetter;
Wie göttlich glänzt dein Friedensthron,
Um den in hellem Jubelton
Die Völker ihre Ruh beſingen.
Herr! laß ihr Freudenfeur auch meinen Geiſt durchdringen.

Die Wahrheit ſiegt; die Zwietracht weichet;
Die Freyheit hebt ihr Haupt empor;
Die Kirche jauchzt im höhern Chor,
Da ihr der Herr den Oelzweig reichet;
Was Paſſau unverhofft verſprach,
Beſtätigt Augſpurgs Schluß hernach;
Die Freyheit küßt die Wahrheit wieder;
Von Dan bis Berſeba ſingt Zion Jubellieder.

Kaum ſieht man den der Welt entweichen,
In dem Eliens Eifer glüht,
Der groß an Muth, doch Frieden rieth;
Gleich giebt die Zwietracht auch das Zeichen.

Des

Des Krieges Schauplatz thut ſich auf;
Kein Damm hemmt mehr der Waffen Lauf;
Das Schwert wird nun behend ergriffen,
Das Vorſicht theils gezuckt, das Argliſt theils geſchliffen.

Tag! den die Sonne blutroth zeugte,
Als der, des Muth den Löwen glich,
Der Uebermacht der Waffen wich,
Als ſich der Sieg von Zion neigte;
Da bebten Tempel und Altar,
Als Held und Schild gefallen war.
Der Wahrheit willen unterliegen
Erhebt der Wahrheit Glanz, und läßt die Wahrheit ſiegen.

Doch Moritz ſoll die Lorbern brechen;
Hier Schwert des Herrn und Gideon!
Er kömmt, er ſieht, er ſieget ſchon,
Und bringt des Friedens theur Verſprechen.
Der Waffen fürchterlicher Klang
Verwandelt ſich in Lobgeſang;
Zum Pflugſchaar wird das Schwert beſtimmet;
Zur Sichel wird der Spieß, den Blut getränkt, gekrümmet.

O Held! vor dem die Welten zittern,
Der Bogen bricht, den Spieß zerſchlägt,
Der Krieger Heer zu Boden legt,
Gerüſtet ſteht, wenn Feinde wittern!

Nur deine Rechte schenkt den Sieg;
Du steurst dem Ungeheur, dem Krieg;
Das Feld, so Blut und Leichen dringen,
Laßt bald auf deinen Wink den Saft in Oelbaum
bringen.

Wie, wenn der Sturm bey Ungewittern
Auf Libanon die Cedern fällt;
Der Blitz der Eichen Stamm zerschellt,
Und Berg und Thal und Wälder zittern:
Und wenn darauf der Sonnen Licht
Durchs schwarze Heer der Wolken bricht;
Die Erde nun in Anmuth lachet:
So freut die Kirche sich, da Gott ihr Frieden machet.

O Frieden! der zweyhundert Jahren
Gleich einem Füllhorn Heil geschenkt;
Den oft so List als Macht gekränkt;
Der manches Schicksal schon erfahren.
Doch steht, dem Irrthum zum Verdruß,
Bis diesen Tag der Friedensschluß;
Wodurch ist er geschützt geblieben?
Der Herr der Könige hat selbst ihn unterschrieben.

O Friedensgott, und Zions Stärke!
Du hast der Väter Wunsch erfüllt;
Du bist auch unsre Sonn' und Schild;
Wie groß sind deines Friedens Werke!

Des

Des Segen sich so reich ergießt,
Als wie der Thau von Hermon fließt:
Die Freyheit steht; das Wort schenkt Weide;
Die Wahrheit scheut sich nicht, sie geht im Feyerkleide.

Dort ehrt ein Volk aus Furcht im Stillen,
Das Lamm, des Zeichen es erhielt;
Es hat der Wahrheit Trieb gefühlt,
Und wünscht ein Licht, ihn zu erfüllen.
So wie ein Feur mit stiller Glut
In heißer Asche glimmend ruht;
So muß die Wahrheit schüchtern schweigen:
Allein zählt nur die Schaar verborgner Wahrheitzeugen!

Dort prangt der Muth der Glaubenshelden,
Die selbst der Fessel Last nicht schreckt;
Der Kerker, der ihr Leid verdeckt,
Kann uns den Werth der Freyheit melden.
Dort zieht ein Volk in Armuth aus,
Läßt Vaterland, und Freund, und Haus;
Es glänzt sein Zug gleich Taubenflügeln *,
In dem vom Zwange frey sich Glaub und Unschuld spiegeln.

Herr! trockne jene stille Thränen
Von der Bedrängten Wangen ab;
Die bey ergriffnem Wanderstab
Sich nur nach Licht, nach Freyheit sehnen.

(* Pf. 68, 14.)

Mach ihren Glauben Felsen gleich,
Damit ihr Muth auch palmenreich
Dich selbst in deiner Kraft erhöhe,
Zur Ehre deinem Volk, dem Feind zum Wunder
stehe.

Du Volk! bey dem die Freyheit thronet,
Wo Aberglaube nicht gebeut;
Wo man des Bannstrals Grimm nicht scheut;
Wo man nicht Wahn statt Tugend lohnet;
Wo man nur bey der Wahrheit Licht,
Im Heiligthum das Urtheil spricht;
Wirst du von deinem Vorzug schweigen,
So werden wider dich der Tempel Steine zeugen.

Du sitzest unter kühlen Schatten
Des Feigenbaums, und siehst in Ruh
Der Drangsal andrer sicher zu,
Die unter ihrer Last ermatten.
Dein Friede sey dir zwiefach theur!
Verdopple deines Eifers Feur!
Und laß aus deines Glaubens Früchten,
Wie dankbar du den Werth der Freyheit schätzest,
richten!

Singt, niedre Hütten! jauchzt Paläste!
Bringt her dem Höchsten Ehr und Ruhm!
Er schützt sein Wort, sein Heiligthum;
Er macht der Thore Riegel feste.

Der

Der Herr iſt Gott! der Herr iſt Gott!
O ſiegender Herr Zebaoth,
Laß jenen Bogen, Schwert und Pfeile:
Sey du nur deinem Volk ſelbſt Wolk- und Feuerſäule.

O Herr! laß dieſes Friedens Dauer
Ein Schild der ſpätſten Nachwelt ſeyn;
Nichts reißt den Bau des Friedens ein,
Bleibſt du der Kirchen Wehr und Mauer.
Ja wenn der Feind im Finſtern ſchleicht,
Und ſucht, wo er die Macht erreicht,
So Recht, als Wahrheit zu vertreiben:
So ſtreite, Herr, für uns! wir wollen ſtille bleiben.

VI.

Lettre de Mr. de Voltaire, à Mr. Rouſſeau avec la reponſe du dernier. 1755.

1 Bogen in 8.

Man ſieht hier dieſe artigen Stücke, ohne Benennung des Ortes und Buchdruckers, zuſammen gedrucket: und obgleich der erſte Brief ſchon bey dem neuen Trauerſpiele l'Orphelin de la Chine des Herrn von Voltaire erſchienen; ſo iſt doch der zweyte ganz neu. Wir hoffen alſo unſern Leſern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen dieſelben überſetzt mittheilen. Man wird daraus ſehen, wie es auch in Frankreich den berühmteſten Dichtern und Schriftſtellern zu gehen pflegt.

Schreiben des Hrn. von Voltaire, an den Herrn Rousseau.

Mein Herr,

Ihr neues Buch wider das menschliche Geschlecht habe ich bekommen, und danke Ihnen dafür. Sie werden Leuten, denen Sie die Wahrheit sagen, zwar gefallen, aber sie doch nicht bessern. Man kann die Abscheulichkeiten der menschlichen Gesellschaft nicht mit stärkern Farben schildern; von der man sich doch so vielen Trost verspricht. Niemals hat man soviel Verstand angewandt, uns zu Bestien zu machen. Man kriegt Lust auf vier Pfoten zu gehen, wenn man ihr Werk liest. Weil ich indessen diese Kunst schon seit sechszig Jahren verlernet habe: so spüre ich zum Unglücke, daß ich sie unmöglich wieder hervorsuchen kann; und ich überlasse diesen Gang denen, die seiner würdiger sind, als Sie und ich. Eben so wenig kann ich zu den Wilden in Canada absegeln: 1) weil die Krankheiten, davon ich geplaget bin, mich bey dem größten Arzte von Europa fest halten; und ich dergleichen Hülfe bey den Missouris nicht finden würde: zweytens weil itzo Krieg in diesen Ländern ist; und die Beyspiele unsrer Völker, diese Wilden schon fast eben so boshaft gemachet haben, als wir sind. Ich will also lieber ein ruhiger Wilder in der Einsamkeit seyn, die ich mir in ihrem Vaterlande erwählet habe; wo man sie so sehr zurück wünschet.

Ich

that erhalten, etwas vergessen zu können, mithin, durch Länge der Zeit, die Bilder des vergangenen sich immer schwächer in uns entwerfen, und folglich auch immer schwächer uns rühren und bewegen: Weil es endlich leichter fällt, einem gegenwärtigen Ubel, dessen Beschaffenheit wir kennen, abzuhelfen, und ein vergangenes, durch allerhand Mittel zu ersetzen, als einem künftigen vorzubauen, von welchem es uns verborgen bleibt, wann es eigentlich auf uns treffen soll? auf was Art es kommen werde? worinn es bestehe? wie heftig es sey? wodurch dann der Sinn nothwendig zwischen Furcht und Hoffen lange aufgehalten wird, und in Zweifel, Sorge, Mistrauen, Verlangen, als ein Vogel in den Lüften, unruhig schweben muß.

Freude und Lust kommen, wie Betrübniß und Traurigkeit einander gleichfals ziemlich nahe. Ich halte aber davor, man müsse folgenden Unterscheid nicht aus der Acht lassen: **Freude** ist mehr eine Wirkung der Sinnen, daher ein berühmter heutiger Weltweiser nicht unrecht gesaat: **Die Lust entstehe aus dem Anschauen der Vollkommenheit.** Wiewohl dieses nicht ihre einzige Quelle ist, sondern deren so viele sind, als wir Sinnen besitzen. **Die Freude** wird vielfältig durch die Lust erwecket, weil die äusserlichen Vorwürfe einen grossen Einfluß in das Gemüthe und das Innerste des menschlichen Herzens haben. Beyde können auch füglich beysammen seyn, und zugleich gefühlet werden. **Freude** ist eine Empfindung des Guten, welches zuweilen angenehm ist, zuweilen nicht. **Lust** ist eine Empfindung des Angenehmen, welches zuweilen gut

Ich bin mit Ihnen eins, daß die ſchönen Wiſſenſchaften bisweilen viel Unheils angerichtet haben. Des Taſſo Feinde machten ſein ganzes Leben zu einer Kette von Unglück. Des Galileus ſeine ließen ihn im 70ſten Jahre im Gefängniſſe ſeufzen, weil er die Bewegung der Erde eingeſehen hatte; ja was noch ſchimpflicher iſt, ſie nöthigten ihn gar, ſolches zu widerruffen. Sie wiſſen, was für Verdruß ihre Freunde auszuſtehen hatten, als ſie die Encyclopedie, das ſo nützliche, als unendliche Werk unternahmen; an dem Sie ſoviel Theil haben.

Dörfte ich mich zu denenjenigen rechnen, deren Arbeiten nur Verfolgungen zum Lohne gehabt: ſo würde ich ihnen Leute zeigen, die ganz erpicht ſind, mich zu Grunde zu richten, ſeit dem ich mein Trauerſpiel Oedipus ans Licht geſtellet: eine ganze Bibliothek von Pasquillen, die man wider mich drucken laſſen; einen Menſchen, der mir ziemlich bekannte Verbindlichkeiten hatte, und mich mit mehr als zwanzig Schmähſchriften begabete; einen noch boshaftern, der mein eigen Werk, das Jahrhundert Ludewigs des XIV. mit Anmerkungen drucken ließ, darinn er die gröbſte Unwiſſenheit, die ehrloſeſten Betrügereyen ausſpie; noch einen andern, der einige Capitel von einer vorgeblichen allgemeinen Weltgeſchichte, unter meinem Namen einem Buchhändler verkaufet; einem Buchhändler, der gewinnſüchtig genug iſt, dieſes ungeſtalte Gewebe von Schnitzern, falſchen Jahrzahlen, Geſchichten und verſtümmelten Namen zu drucken; und endlich ſolche ungerechte Menſchen, die mir die Ausgabe dieſer Rhapſodie

zueig-

zueignen. Ich würde Ihnen die menschliche Gesellschaft von solchen Leuten angesteckt zeigen, die, da sie keine ehrliche Lebensart, etwa ein Handwerk, oder einen Lakeyendienst ergriffen haben, und zum Unglücke lesen und schreiben können, sich zu gelehrten Mäklern aufwerfen, von unsern Arbeiten leben, Handschriften stehlen, sie verhunzen, und sie verkaufen. Ich könnte mich beklagen, daß Fragmente eines Spaßes, den ich vor beynahe dreyßig Jahren über eben den Stoff gemachet, darüber Chapelain so dumm gewesen, etwas ernstliches zu dichten, itzo durch die Treulosigkeit und Bosheit dieser Elenden in der Welt herumfliegen; welche die Lücken darinn, mit eben so vieler Narrheit als Bosheit ausgefüllet, und ihre eigene Grobheit in diesen Scherz gemischet haben; ja die endlich nach Verlauf von 30 Jahren ein Manuscript verkaufen, welches bloß ihr eigen, und nur ihrer würdig ist.

Ich würde noch schließlich hinzusetzen, daß man auch einen Theil von Materialien, die ich aus öffentlichen Archiven gesammlet habe, um sie zur Geschichte des Krieges von 1741 zu brauchen, als ich Historiograph von Frankreich war, mir gestohlen, und diese Frucht meiner Arbeit an einen Buchhändler verkaufet hat: daß man sich um die Wette meiner Güter bemächtiget, als ob ich schon todt wäre; und sie wohl gar in einer Steigerung ausrufen läßt. Ich würde Ihnen den Undank, Betrug und Raub abmalen, die mich seit vierzig Jahren bis an mein Grab verfolgen. Allein was soll ich aus allen diesen Trübsalen schließen? dieses, daß ich mich nicht zu

bekla-

beklagen Urſache habe; daß Pope, Carteſius, Bayle, Camouens, und hundert andre eben dergleichen, ja noch größere Ungerechtigkeiten ausgeſtanden; daß dieſes Schickſaal faſt allen denen eigen iſt, die eine gar zu große Liebe zu den Wiſſenſchaften verführet hat.

Geſtehen Sie mir nur in der That, mein Herr, daß dieſes nur kleine Unglücksfälle von Privatperſonen ſind, welche das gemeine Weſen faſt nicht gewahr wird. Was iſt dem menſchlichen Geſchlechte daran gelegen, daß etliche Hummeln das Honig gewiſſer Bienen rauben? Die Gelehrten machen ein großes Lärmen, aus allen ihren kleinen Zänkereyen: der übrige Theil der Welt weis entweder nichts davon, oder lachet darüber.

Von allen Bitterkeiten des menſchlichen Lebens ſind dieſe gewiß die erträglichſten. Die mit der Gelehrſamkeit und einem geringen Ruhme verknüpften Dornen, ſind in Gegeneinanderhaltung der andern Uebel, welche zu allen Zeiten den Erdboden überſchwemmet haben, nur für Blumen zu achten. Bekennen Sie nur, daß weder Cicero, noch Varro, noch Lucrez, weder Virgil noch Horaz, den geringſten Antheil an den Verbannungen gehabt. Marius war ein Idiot. Der barbariſche Sylla, der verſoffene Antonius, der dumme Lepidus, laſen den Plato und Sophokles nicht. Und was dem feigen Tyrannen Octavius Cepias betrifft: der ſo niederträchtig Auguſtus genennet worden, ſo war er nur damals ein verfluchter Mörder, da er des Umganges gelehrter Leute beraubet war.

Ge-

Gestehen Sie nur, daß Petrarch und Bocatius die italienischen Unruhen nicht verursachet. Gestehen Sie, daß Marots Spaß die Bluthochzeit nicht hervorgebracht; und das Trauerspiel Cid die Meutereyen der Fronde nicht gewirket. Die großen Verbrechen sind selten von andern, als berühmten Ignoranten begangen worden. Was nun die Welt zu einem Thränenthale machet, und jederzeit gemachet hat, ist der unersättliche Stolz der Menschen, vom Thamas Kuli Chan, der nicht lesen konnte, bis auf einen Zollner, der nur rechnen kann. Die freyen Künste nähren die Seele, bessern und trösten sie. Sie dienen auch Ihnen, mein Herr, indem Sie wider sie schreiben. Sie sind wie Achilles, der sich wider die Ehre erzürnete; oder wie P. Mallebranche, dessen glänzende Einbildungskraft wider die Einbildungskraft schrieb.

Sollte sich jemand über die Wissenschaften beschweren, so bin ichs; weil sie allezeit, und überall gedienet haben, mich zu verfolgen. Allein man muß sie lieben, ihres Misbrauches ungeachtet: so wie man die menschl. Gesellschaft lieben muß, deren Süßigkeit von so vielen Bösewichtern gestöret wird: wie man sein Vaterland lieben müß, so große Ungerechtigkeiten man auch darinn ausstehet.

Antwort des Hrn. Rousseau, an den Hrn. von Voltaire.

Mir gebühret es, mein Herr, Ihnen in allen Absichten zu danken. Indem ich Ihnen den Ent-

Entwurf meiner traurigen Träume ſchickte, glaubte ich nicht, Ihnen ein anſtändiges Geſchenk zu ſenden. Ich wollte mich nur einer Pflicht entledigen, und Ihnen eine Ehre erweiſen, die wir alle Ihnen, als unſerm Haupte, ſchuldig ſind. Uebrigens nehme ich Theil an der Ehre, die Sie meinem Vaterlande erweiſen, wie an der Dankbarkeit meiner Mitbürger; und hoffe, ſie werden noch wachſen, wenn ſie länger Ihren Unterricht werden genoſſen haben. Verſchönern Sie die Freyſtadt, die Sie ſich erwählet haben. Erleuchten Sie ein Volk, welches ihre Lehren verdienet: und da Sie die Tugend und Freyheit ſo ſchön malen können; ſo lehren Sie uns, ſie in unſern Sitten, wie in Ihren Schriften zu lieben. Alles, was ſich Ihnen nähert, muß von Ihnen die Bahn der Ehre und Unſterblichkeit lernen.

Sie ſehen wohl, daß ichs nicht im Sinne habe, unſre alte Dummheit wieder einzuführen; ob ich gleich meinestheils das wenige, ſo ich davon verlohren habe, bedaure. Bey Ihnen, mein Herr, würde dieß Wunder ſo groß ſeyn, daß Gott allein es thun, und doch ſo ſchädlich, daß nur der Teufel es wünſchen könnte. Verſuchen Sie es alſo nur nicht, auf vier Beinen zu gehen. Es würde niemanden in der That ſchlechter gelingen, als Ihnen. Sie bäumen ſich nur gar zu gut auf ihre Hinterfüße, um nicht bey dieſem Gange zu bleiben.

Ich gebe alle mit der Menſchheit verbundene Trübſaale zu, die von unſerm eiteln Erkenntniſſe unabhänglich ſind. Die Menſchen haben ſich ſelbſt ſoviel Thore des Elendes eröffnet, daß, wenn ja der

Zu-

Zufall einige davon abwendet, ſie dennoch nicht viel glücklicher werden. Uebrigens giebt es in dem Laufe der Dinge viel geheime Verbindungen, die der Pöbel nicht gewahr wird; die aber philoſophiſchen Augen nicht entwiſchen, wenn ſie nachdenken wollen. Weder Terenz, noch Cicero, noch Virgil; weder Seneca, noch Tacitus, haben die Laſter der Römer, oder das Unglück von Rom gewirket: aber ohne dieß langſame und heimliche Gift, welches unvermerkt, die männlichſte Regierungsart, deren die Geſchichte gedenkt, verderbte; würde weder Cicero noch Lucrez, noch Salluſt, noch alle andre gute Köpfe dieſer Zeit entſtanden ſeyn, oder doch nicht geſchrieben haben. Die liebenswürdige Zeit des Lälius und Terenz führte von weitem die glänzende Zeit des Auguſt und Horaz, und endlich auch die ſchreckliche Zeit des Seneca und Nero, des Tacitus und Domitians herbey.

Der Geſchmack an den Wiſſenſchaften und freyen Künſten entſpringt bey einem Volke aus einem innerlichen Uebel, welches er bald ſelbſt vergrößert. Und wenn es wahr iſt, daß alle menſchliche Progreſſen, der ganzen Art ſchädlich ſind: ſo beſchleunigen gewiß die wachſenden Vollkommenheiten des Verſtandes und der Wiſſenſchaften, die unſern Stolz mehren, und unſre Irrſale vervielfältigen, unſer Unglück. Allein es kommen Zeiten, da dieß Uebel nothwendig wird. Es iſt ein Gewehr, welches man in der Wunde laſſen muß; aus Furcht, der Kranke möchte den Geiſt aufgeben.

Was mich betrifft: ſo würde ich ſonder Zweifel glücklicher geweſen ſeyn, wenn ich meinem erſten Berufe gefolget wäre, und weder geleſen noch geſchrieben hätte. Wenn indeſſen die Wiſſenſchaften itzo vernichtet würden, ſo würde ich des einzigen Vergnügens beraubet, welches mir noch übrig iſt. In ihrem Schooße tröſte ich mich wegen aller meiner Uebel; und unter ihren berühmten Söhnen ſchmecke ich die Süßigkeiten der Freundſchaft, lerne ich des Lebens genießen, und den Tod verachten. Ich habe Ihnen das wenige, was ich weis, zu danken; und ſo gar die Ehre Ihnen bekannt zu ſeyn. Allein laßt uns den Vortheil in unſern Angelegenheiten; und die Wahrheit in unſern Schriften zu Rathe ziehen. Ob man gleich Philoſophen, Geſchichtſchreiber, und wahre Gelehrte haben muß, die Welt zu erleuchten, und ihre blinden Einwohner zu leiten: ſo kenne ich doch, wo anders der weiſe Memnon * recht hat, **kein ſo närriſches Volk, als ein Volk von lauter Weiſen.**

Geſtehen Sie mirs, mein Herr: wenn es gut iſt, daß große Geiſter die Menſchen unterrichten: ſo muß der Pöbel ihren Unterricht erhalten. Wenn ſich ein jeder ins Unterrichten mengete: wer würde lernen wollen? Lahme, ſaget Montagne, ſind ungeſchickt zu Leibesübungen; und lahme Seelen, zu den Uebungen des Geiſtes. Allein in dieſem gelehrten Jahrhunderte, ſieht man lauter hinkende, die andre

* Ein kleiner Roman vom Herrn von Voltaire.

dre im gehen unterweiſen wollen. Der Pöbel empfängt die Schriften der Weiſen, um ſie zu beurtheilen, nicht aber daraus zu lernen. Niemals hat man mehr Zoilen geſehen! laßt uns doch die erſte Quelle aller Unordnungen des gemeinen Weſens unterſuchen. Wir werden finden, daß alle Uebel der Menſchen weit mehr aus dem Irrthume, als aus der Unwiſſenheit entſpringen: und das, was wir nicht wiſſen, ſchadet uns weit weniger, als was wir zu wiſſen glauben. Und welches Mittel wäre wohl ſicherer, aus einem Irrthume in den andern zu fallen, als die Sucht alles wiſſen zu wollen? Hätte man ſich nicht eingebildet, man wüßte es, daß die Erde ſich nicht umdrehet: ſo hätte man den Galileus nicht geſtrafet, weil er geſaget hatte, ſie wälze ſich um. Hätten nur die Philoſophen allein ſich dieſen Namen angemaßet, ſo hätte die Encyclopædie keine Verfolger bekommen. **Wenn nicht hundert Mirmidons nach Ehre ſtrebten: ſo würden Sie, mein Herr, der Ihrigen ruhig genießen, oder würden doch nur Gegner haben, die Ihrer würdig wären.**

Wundern Sie ſich alſo nicht, daß Sie etliche Dornen empfinden, die von denen Blumen unzertrennlich ſind, welche große Gaben krönen. **Die Schmähſchriften Ihrer Feinde ſind das Gefolge ihres Ruhmes: wie die ſatiriſchen Zurüffe die römiſchen Triumphirer begleiteten.** Nur die Begierde der Welt nach Ihren Schriften bringt die Diebereyen hervor, darüber Sie ſich beklagen. Allein die Verfälſchungen ſind ſo leicht

nicht:

nicht: denn weder Eiſen noch Bley läßt ſich mit dem Golde vermiſchen. Erlauben Sie mir es, Ihnen, wegen des Antheils, den ich an Ihrer Ruhe, und an unſerm Unterrichte nehme, zu ſagen: **Verachten Sie ein eitles Geſchrey, womit man weniger Ihnen zu ſchaden, als Sie von nützlichern Beſchäfftigungen abzuhalten ſuchet. Je mehr man Sie läſtern wird, deſto mehr Bewunderung müſſen Sie ſich erwerben. Ein gutes Buch, iſt eine ſchreckliche Antwort, auf elende Schimpfworte.** Und wer wird ſich erkühnen, Ihnen Schriften zuzueignen, die Sie nicht gemachet haben; ſo lange ſie lauter unnachahmliche ſchreiben werden?

Ich bin übrigens durch ihre Einladung gerühret: und dafern ich gegen den Frühling wieder mein Vaterland beziehen kann; ſo werde ich mir Ihre Güte zu Nutze machen. Allein ich werde noch viel lieber das Waſſer aus Ihrem Brunnen, als die Milch von ihren Kühen trinken. Was die Kräuter ihres Küchengartens anlanget; ſo fürchte ich ſehr, daſelbſt mehr **Lotos** * anzutreffen, welches eine Weyde für das Vieh iſt, als das Kraut **Moly** **, welches die Menſchen hindert, Beſtien zu werden.

Ich bin von ganzem Herzen, und mit Ehrerbiethung ꝛc. ꝛc.

* Eine Pflanze, deren Circe ſich bedienete, die Menſchen in Beſtien zu verwandeln.

** Womit die von den Göttern begeiſterten Menſchen ſich vor den Zauberkünſten der Hexen bewahreten.

VII.

Chronosolons Gesetze der Mahlzeiten,

als eine Probe aus dem helvetischen Patrioten, von der 260 bis 266sten Seite.

Also spricht er ferner, mein Herr! Ich bin der Regent über die Fröhlichkeit der Gastmähler. Ich liebe die Sterblichen dabey zu sehen, und lasse eine wohlanständige Pracht gelten; und die Vernunft muß nicht davon verstoßen werden.

Der Reiche verbanne dabey allen Hochmuth, allen Geiz, und die Ehrsucht; und ziehe dagegen die Sanftmuth, die Leutseligkeit, und die Freygebigkeit an.

Alle seyn bey der Tafel einander gleich. Der Reiche, und der es nicht ist, der Vornehme und der Geringere. Der König selbst, lege seine Krone ab, so lange ihre Fröhlichkeit währen soll; und nehme sie nicht wieder, bis sie ein Ende hat.

Die Tafel leidet keine ernsthafte und kopfbrechende Geschäffte. Gleichfalls sollen alle Zoten, bey Strafe der Ehr- und Wehrlosigkeit, verjaget seyn. Hingegen höre man ein angenehmes Scherzen, liebreiche Reden, sittliche Erzählungen, Neuigkeiten der Zeit ohne Verläumdung, und anders, so den Geist nicht anspannet, und das Herz nicht aufhetzet.

Sonderlich sey das Lachen erlaubt, so es weder ausgelassene, noch thörichte Vorwürfe hat.

Wer

ist, öfters auch böse seyn kan. So freuet sich einer, an dem der Wundarzt einen glücklichen Schnitt vollführet, in Vorstellung des Guten, so darauf erfolgen wird, nemlich der baldigen Genesung: Hier ist eine Empfindung des Guten, mit dem unangenehmen vergesellschaftet. Ein Wollüstiger sättiget seine Begierden auf unerlaubte und ihm selbst höchstschädliche Weise. Er fühlet darin eine Empfindung des Angenehmen, eine **Lust**; aber nicht des Guten, sondern vielmehr das Gegentheil.

Freude kan durch Vorstellung des vergangenen, den Genuß des gegenwärtigen, und die Hofnung des künftigen Guten, ja auch durch die Erinnerung des überstandenen Bösen gezeuget werden: **Lust** wird nur durch die angenehme Empfindung des gegenwärtigen erwecket. Der **Freude** setze ich entgegen **Betrübniß** und **Traurigkeit**; Der **Lust**: **Schmerz** und **Leiden**. Ein ieder siehet leicht, daß, was wir von der Lust angeführet, nicht von dem Worte zu verstehen sey, welches ein unruhiges Verlangen nach einem eingebildeten Gute, andeutet, und mehr zum Willen des Menschen gehöret. In diesem letztern Verstande lesen wir Gen. 34, 19. Der Jüngling hatte **Lust** zu der Tochter Jacobs ꝛc. Hieraus zieht die Lustseuche ihren Ursprung. Ein anders ist, **ich habe Lust zu dem Dinge**, ein anders: **ich habe Lust an dem Dinge**. Nachdem wir diese Begriffe dergestalt auseinander gewickelt, so erhellet deutlich, wie man im Reden und Schreiben die Wörter, **Freude** und **Lust**, sorgfältig zu unterscheiden, *Ursache haben*. So sagen wir z. E. **Augen-Lust**, **Fleisches-Lust**, **Seelen-Gemüths-Freude**. Einen

lusti-

Wer auf den andern einen Groll hat, der lege ihn bey dieſem Anlaſſe ganz ab, ſo er weiſe iſt. Iſt er hierzu nicht menſchlich genug, ſo vergeſſe er ihn doch, während der Mahlzeit; bey Strafe hinausgeſtoßen zu werden, oder ein unbelebter Freudezerſtöhrer zu heißen.

Viel weniger erzürne ſich jemand, oder bedrohe, oder beſchimpfe den andern. Dem Troſſe allein muß ich dieß zugeben. Darum, wer es thut, ſoll darunter gezählet werden.

Einen andern aufzuziehen, halten viele für Witz. Ich aber erkläre den, ders thut, entweder für einen Unmenſchen, oder für einen Thoren. Dieß iſt er, und zwar ein einbildiſcher und eitler Thor, ſo er ſich an einen Einfältigen machet. Es erfodert ja wenig Kunſt hierzu. Zieht er einen Guten auf, ſo handelt er unmenſchlich. An einen Witzigen ſich zu wagen, iſt er zu feig; und thut ers, ſo wird er für ſeinen Ueberwitz geſtraft. Darum ſoll ihn der Einfältige nicht höher, als eine Krähe halten, die ihn ankrächzte, und der Gute beſchäme dieſen Böſen durch ſeine Aufführung.

Doch ſoll ein Wort dieſer Art, zur Fröhlichkeit, erlaubt ſeyn, ſo es fein und geiſtreich, nicht ſtachlicht iſt, und aus Freundſchaft herrühret, oder jemand dadurch gebeſſert wird. Wann der, den es angeht, zuerſt darüber lachen muß, oder ohne Thorheit, darüber nicht zürnen kann: ſo ſey es das Zeichen einer unſchädlichen Scherzrede.

Von der Menge der Speiſen, und ihrer Niedlichkeit, ſchreibe ich nichts vor. Ein jeder thue,

was er will. Allein wer übermäßig auftragen läßt, der rechne es den Gästen nicht an, wo er ſie nicht für ausgehungert anſieht, und ihnen, aus Bedauren, einmal den Bauch füllen will. Der Gaſt aber, der der Speiſen wegen allein kömmt, den heiße ich ein zweybeiniges Schwein, in menſchlicher Geſtalt.

Koſtbare Weine, verſchiedener Gattung, erlaube ich bey feyerlichen Gaſtgebothen, wiewohl es ein Zeichen der Unmäßigkeit iſt. Allein ein jeder trinke, was er will, und ſo viel er will. Hierzu ſoll man unter keinem Vorwande jemanden nöthigen. Weder des Vaterlandes Wohlfahrt, noch die Geſundheit des Herrn im Hauſe ſelbſt, ſoll darzu ein Grund ſeyn. Wer ſich aber zu einem Thiere zu ſaufen gedächte, den mag auch der Hauswirth abhalten. Es werde ihm nicht als eine Kargheit ausgelegt! Er darf wohl Menſchen zu Gästen behalten, und es wäre ihm ſchimpflich, Vieh gebethen zu haben.

Die Mahlzeiten, wo nicht beyderley Geſchlecht iſt, begünſtige euch nicht. Es regiret dabey, entweder eine ernſthafte Leblaſigkeit, oder eine taumelnde Fröhlichkeit. Oefters laſſe ich die Faunen und Silenen ab, und ſchicke eine tobende Luſtbarkeit unter die männlichen Gäſte. Sie verlangen denn etwas, ſo ſie nicht haben. Sie enden ihre Luſt ohne ein ganzes Vergnügen. Sie lüſtern nach Schönen, und verſinken öfters in Cloaken; ſo ſie zuerſt zu Satiren geworden ſind. Auch dem ſchwächern Geſchlechte allein fehlt die Seele ſeines Lebens, das Ebenbild, nach dem es gemacht iſt. Es erholet ſich an einem abgeſchmackten Spiele, einem nur äuſſerlichen

lichen Scheinvergnügen. Indeſſen ſehnet es ſich, verborgen, nach dem ſtärkern Geſchöpfe, und da ihm dieß fehlt, fühlt es nur eine matte Freude. Beyde Geſchlechter aber beyſammen, machen erſt ganze Menſchen aus. Das Vergnügen wird natürlich und voll. Die Geſellſchaft belebet ſich ohne Tollheit. Der Witz ſpielet. Ein jedes machet ſich liebenswürdig. Der Verſtand wird nicht durch bachiſche Geiſter verdrängt, und dasjenige vereinigt ſich mit Leib und Herz, was einander zur Luſt gemacht worden. Ich bin gutherzig, ihr Sterblichen! daß ich euch die Gründe meines Willens ſage. Nun befehle ich wieder als euer Geſetzgeber: ſtellet die einſeitigen Gaſtgebothe ab, ſonſt müſſen, indem ihr dem Wein- und Tafelgotte dienet, eure Weiber nach andern Männern gehen. Ihr ſollet fremde Kinder erziehen, und Unbekannte, ſollen an eurer Statt, ihren Müttern die Zeit vertreiben.

Das ſchöne Geſchlecht mache ſich nicht unwürdig, hervorgezogen zu werden. Bey Tiſche halte ſich keine reicher, oder ſchöner, oder vornehmer, oder geſuchter, als die andere; bey Strafe, ſo ſie ſichs merken läßt, ein andermal zu Hauſe zu bleiben.

Keine laufe von der Tafel, auf Anhörung eines etwas freyen Scherzes. Thut ſie es, ſo halte man ſie für eine verſtellte, bösdenkende Galathe.

Spricht ein vernünftiger Mann etwas zu einer Reichen, oder Vornehmen, oder Schönen, und ſie begegnet ihm höhniſch: ſo rufe man den ungeſtalteſten Aufwärter, und er ſoll ihr, vor der ganzen Geſellſchaft, zehn Küſſe geben.

Thut eine ſtolz gegen der andern, wegen Unterſchied des Standes, ſo ſoll ſie zu unterſt ſitzen, man trinke ihre Geſundheit zuletzt, und zuletzt ſoll ſie zum Tanze gezogen werden.

Die, ſo mit einem Geringen tanzet, oder der nicht ſchön iſt, und ſich dabey ſpröde gebärdet, oder ihn verächtlich anſieht, deren Geſichtszüge ſollen ihre Anmuth verlieren, ihr böſes Herz ſoll offenbar werden, und die Freyer abſchrecken: und dem Tänzer ſey es erlaubt, ſich ſpottsweiſe, noch thörichter gegen ihr zu ſtellen; jedermann ſoll ihm dafür danken, und mit den Händen klatſchen.

Es begegne eine jede einem jeden gleichgültig und freymüthig, aber doch höflich und liebreich. Machet eine irgend einen merklichen Unterſchied, ſo halte man ſie entweder für ſehr geil und mannſüchtig, oder doch wenigſtens für verliebt und unbelebt. Doch, einer heimlich oder öffentlich Verlobten, erlaube ich, gegen ihrem Geliebten, einen Vorzug: mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, der allgemeinen Achtung und Freundlichkeit gegen andere.

Ueberhaupt, ihr Schönen! ſollt ihr geheiligt ſeyn. Kein Sterblicher, nahe mit ſeiner Hand zu euch, wider euern Willen. Mit Worten begegne man euch ehrerbiethig. Euere Unſchuld glänze, wie der Schnee, und bringe dieſe Hochachtung. Seit eigenmächtig über euer Herz. Kein Kuß ſoll euch, euch zuwider, geraubet werden! Dieß nur ſey der Unterſchied, zwiſchen euch und den Veſtalinen, daß ihr euch, ſo ihr wollet, verſchenken möget, und jene nicht. Welches Mannsbild mit Gewalt dawider

thut,

thut, das ſey verdammet zu gemeinen Nymphen. Ihre Sitten und ihr Leib werden vollends von ihnen angeſtecket. Sie tragen indeſſen die Zeichen auf ihrem Angeſichte. Ihre Farbe verſchwinde, und ihr Mark verdorre. Die Matronen fliehen vor ihnen, und ſie ſeyn das Scheuſal aller Töchter! Dieſer ihre reinlichen Ohren, ihr züchtiges Betragen, ihre ungeheuchelte Freundſchaft, ihr unſchuldiges Herz, ſollen auf ſich und ihr Geſchlecht nehmen, was den Geſpielinnen in ihrer Gegenwart zu nahe geſchehen: oder ſie haben das nächſte mal, doppelten Schimpf zu erwarten, und ich würde ſie entheiligen, und den ungeſitteſten Waldfaunen Preis geben.

Wer von den Gäſten mit Willen etwas von Speiſen verderbet, der ſoll einſtens hungern, und nicht erſättigt werden. Wer ſich damit überladet, der verliere 24 Stunden ſeine Vernunft. Er werde inzwiſchen untüchtig, zu menſchlichen Verrichtungen, und leide doppelt mehr Schmerzen, als ihn ſeine unvergnügſame Luſt ergötzet hat.

Nach der Tafel befehle ich die Bewegung. Eine Wieſe, ein ſchöner Garten, ein Wäldchen, wo es kann, diene friſche Luft zu ſchöpfen. Habt ihr dieß nicht, ſo ergötzet euren Geiſt, mit einem angenehmen Spiele: da die Leibesübung und der Witz, nebſt dem Verſtande, in die Wette ſtreiten. Wo beyde Geſchlechter beyſammen ſind, ſo tanzet; aber nicht ausgelaſſen.

Wer an deſſen Statt um groß Geld würfelt, oder ſonſt hoch ſpielet, der ſoll den ganzen Tag faſten: und gewinnt er, ſo werde der Verlierer ſein Feind,

oder es entstehe Zank, Streit und Mord daraus. Seine Speise gehe unverdaut von ihm, und das nächste mal, solle ihm der Gram um den Verlust, den er machen wird, seine Freunde auch verbittern. Wer aber die Vernunft hat, die Zeit besser zuzubringen, der spiele niemals: diese Arbeit vergnügt nur leere oder gewinnsüchtige Gemüther.

VIII.

Herrn Peter Costens, ehemaligen Dieners des W. G. bey der franz. Gem. zu L. Predigten I. Theil, darinn die dogmatischen und sittlichen Wahrheiten in einem systematischen Zusammenhange vorgetragen werden. Mit einer Vorr. S. H. Herrn Abt Jerusalems ꝛc. übersetzt von M. Traugott Schulzen, der herzogl. deutschen Gesellsch. zu Jena, und der Gelellschaft der freyen Künste zu Leipzig Mitgliede. Leipz. bey W. H. Schönermarken 1755.

Der sel. Herr Coste ist, sonderlich in seinen jüngern und mitlern Jahren, als ein trefflicher geistlicher Redner bekannt geworden. Nicht nur seine Glaubensgenossen, sondern auch fremde, sonderlich Gelehrte und von Adel, haben ihn mit vielem Vergnügen und großer Erbauung gehöret: so lange seine beschwerlichen Zufälle ihm die Sprache und Stimme noch nicht gedämpfet hatten. Seine Stärke bestund aber nicht irgend in einem spitzfindigen redneriſchen Witze, in einem künstlichen

Aus-

Ausdrucke, oder in weitgeſuchten Blumen der Schreibart. Nein, dergleichen Kinderſpiele haſſete dieſer gelehrte Mann, und hielt ſie des Lehrſtuhls der erhabenſten Wahrheiten unwerth. Er überließ ſie kleinen Geiſtern, die, da ſie gern Redner ſeyn wollen, und nicht können, zu einem bloßen Wörterkrame ihre Zuflucht nehmen.

Herr Coſte hatte einen philoſophiſchen und geometriſchen Verſtand. Die Gründlichkeit der Erkenntniß war diejenige Vollkommenheit, der er gern alles übrige glänzende Weſen aufopferte. Er gieng in derſelben auch in theologiſchen Wahrheiten, bis auf einen Grad, den viele für unmöglich halten. Er ſetzte eine geläuterte natürliche Theologie zum Grunde, und bauete die geoffenbarte darauf. Er wollte das Herz ſeiner Zuhörer durch den Verſtand gewinnen: darum ſuchte er dieſen erſt zu überzeugen, ehe er jenes zu rühren ſuchete. Sein Ausdruck war aber rein und deutlich, erhaben, oder mittelmäßig, nachdem es die Materien erfoderten: gelaſſen, oder lebhaft, ja wohl gar feurig, nachdem es die Gelegenheit gab; allezeit aber vernünftig, und nach den beſten Muſtern der franzöſiſchen Schriftſteller eingerichtet.

Kein Wunder, daß die hinterlaſſene Gemeine ſeinen genoſſenen Unterricht auch im Drucke zu leſen begierig geweſen, und alles angewandt, die Ausgabe davon zu befördern. Kein Wunder! daß man ſie auch deutſch zu ſehen gewünſchet, damit ſie mehrern, auch unter unſern Religionsverwandten nützlich würden. Der gelehrte Herr M. Schulz, der ſich als

ein

ein Mitglied der Gesellschaft der freyen K. allhier, durch allerley Schriften hervorgethan, hat die Verdeutschung derselben übernommen, und ist sehr geschickt dazu gewesen. Den I. Band hat er an Ostern geliefert; den II. aber hat er nicht zum Ende bringen können. Eine abzehrende Brust- und Lungenkrankheit hat ihn in jungen Jahren hingerafft; als man noch viel Gutes von ihm hoffen konnte. Herr M. Tauscher in Zwickau hat ihm in seiner zunehmenden Krankheit, Hülfe geleistet; und sein Freund, Herr M. Titius, hat den II. B. mit seiner Vorrede ans Licht gestellet, auch seinem erblaßten Freunde dadurch ein Denkmaal gestiftet. Des Herrn Abt Jerusalems Vorrede dienet nur, unsern Glaubensgenossen ein Vertrauen zu diesen Predigten zu machen. Ihr Inhalt wird übrigens wenig Redner machen. Es würde um des Herrn Abts vortreffliche geistliche Reden sehr schlecht aussehen, wenn er keine andre Regeln derselben jemals gehöret und gelesen hätte, als die er hier gegeben hat.

IX.

Herrn Joh. Heinr. Gottl. von Justi,

königl. großbritannischen und churbraunschw. Bergraths und Oberpolicey-Commissars in Göttingen, Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart, und allen in Geschäfften und Rechtssachen vorfallenden Schriften ꝛc. Leipzig 1755. Verl. B. Chr. Breitkopf. in groß 8. 672 S. ohne Vorrede und Reg.

Wer

Wer in diesem neuen Werke von der deutschen Schreibart eine Redekunst vermuthet, der irret sich sehr: wie der Herr Verfasser in der Vorrede selbst erinnert. Es ist eine Frucht seiner ehemaligen Lehrstunden im weneriſchen Theresiano. Da er nämlich daselbst junge von Adel in der Schreibart unterrichten sollte; die doch gewiß keine Redner werden wollten oder konnten: so hat er diesen Unterricht für sie aufgesetzet; damit sie in Hof- und Welt- auch wohl Gerichtsangelegenheiten, auf eine geschickte Art die Feder sollten führen lernen.

Solche Bücher sind nun seit drittehalb hundert Jahren unzählige, unter dem Namen deutscher Rhetoriken, Formulare, gerichtlicher Feuerzeuge, Notariatkünste, u. d. m. herausgekommen: und gleichwohl ist die Schreibart in allen solchen öffentlichen Geschäfften doch immer verwirrt, kauderwälsch und schlecht geblieben. Etwa vor 20 Jahren hat Herr Glasey ein Buch von der weltüblichen Schreibart geschrieben: aber auch dieser hat die Krankheit gelassen, wie sie war; ja sie wohl gar durch seine Regeln und Exempel noch verschlimmert. Noch unlängst hat man in einem besonders deswegen herausgegebenen Buche, alle Fehler derselben in Regeln gebracht, und sie in Schönheiten zu verwandeln gesuchet: gerade, als ob die Höfe in Staatssachen eine andre Sprache reden müßten, und folglich eine andre Sprachkunst nöthig hätten.

Alle diese Werke nun gaben dem Herrn Verf. wenig Trost; als er sich um ein Lehrbuch bekümmerte,

merte, welches er zum Grunde legen wollte. Er setzte also selbst die Feder an, und es wäre nur zu wünschen, daß ers überall gethan; und seine Schüler und Leser nicht auf viel fremde Muster verwiesen hätte. Diese sind größtentheils noch nach dem alten Schlendrian aufgesetzet, und viel fehlerhafter gerathen, als er sie selbst gemachet haben würde. Wenigstens hätte er, als ein Mann, dem man schon eine deutliche, wohlfließende, und regelmäßige Schreibart zutrauet, die vorgelegten Exempel erst von ihren Sprachschnitzern reinigen sollen; ehe er sie Anfängern und jungen Leuten zu Mustern vorlegte. Denn itzo besorgen wir sehr, daß dieselben bey ihr nicht viel mehr Nutzen schaffen werden, als ihr die in der Glafeyischen Anleitung geschaffet haben.

Daß aber der Herr Bergrath zu einer solchen grammatischen Ausbesserung Kräfte und Fähigkeit genug gehabt haben würde, hätte man aus der seinem Buche vorgesetzten Einleitung schließen sollen. Er hat darinn einige Betrachtungen über die deutsche Sprache, und die Sprachkunst, anstellen wollen, um seine große Einsicht in dieselbe zu zeigen; die auch derjenigen ihrer Einsicht überlegen wäre, die sich darauf eben so sehr, und noch viel länger geleget, als der Herr Bergrath sich auf die Chymie, Bergsachen, Polizey- Kameral- und Oekonomiesachen, geleget hat. Es ist doch etwas schönes, ein allgemeiner Geist zu seyn, und neben den mühsamsten Erforschungen vom Manufactur- und Handlungswesen, von Kriegs- und Bausachen, vom

Wol-

luſtigen Anblick verurſachet uns etwan eine Gegend, die durch die mannigfaltige Abwechſelung der Tiefen und Höhen, der Wälder, Wieſen und Aecker, des Waſſers und des Trocknen, in dem Auge lauter angenehme und neue Bilder entwirft; Einen freudigen Anblick gibt uns ein werthgeſchätzter Freund, den wir nach einer geraumen Abweſenheit, unverhofft wieder finden: Eine liebe Frau, die den von der Reiſe kommenden Mann, auf den ſie ſchon lange mit Schmerzen und Sehnſucht gewartet, in Begleitung eines Häufleins artiger, wohlgezogener Kinder liebreich empfängt und bewillkommet. Ich habe Freude an einer tugendſamen Lucretia: Luſt, an einer wohlgebildeten Phryne, ꝛc. und ſo ferner.

Wafnen und wapnen ſcheinen ihren Unterſcheid nur in einem einzigen Buchſtaben zu haben. Es iſt aber derſelbe viel weitläuftiger. Wafnen heiſt ſo viel als allerhand Art Waffen, ſowohl zum Angriff und Schaden thun, als zu ſein ſelbſt Beſchützung und Vertheidigung anlegen; dahingegen wapnen bloß das Anthun der Rüſtung letzterer Art bezeichnet. So ſteht z. E. Luc. 11, 21. Wenn ein ſtarker Gewapneter, κεκωπλισμένος, ſeinen Pallaſt bewahret ꝛc. Hier giebet der folgende Vers, daß dieſes bloß von beſchützender Geräthſchaft zu verſtehen ſey, in den Worten: wenn ein Stärkerer über ihn kömmt, und nimmt ihm ſeinen Harniſch, πανοπλίαν. Ein ander Exempel finden wir 1 Petr. 4, 1. Weil nun Chriſtus im Fleiſche für uns gelitten hat, ſo wapnet euch, ὁπλίσασθε, mit demſelben Sinn. Der Sinn des Heilandes war gewißlich nicht den Waffen ähnlich, womit man ſeinen Feinden Abbruch thut; Er

gliche

Wollen- Flachs- und Seidenbaue, vom Bierbrauen und Weinpflanzen, von Heerstraßen, und Steinbrüchen, vom Jagd- und Forstwesen, und unzähligen andern Dingen mehr, gleichsam spielend und im Vorbeygehen auch die grammatischen Geheimnisse übersehen zu haben.

Wie glücklich oder unglücklich der Herr Bergrath darinn gewesen sey, wird die Folge zeigen. Denn wir sehen uns genöthiget, dessen versetzlichen Zunöthigungen gegen die gottschedische Sprachkunst, die er doch sonst für die beste erkläret, und anpreist, in etwas zu begegnen. Der Herr Bergrath nämlich ist kein P. Dornblüth, dessen Schimpfen und Schelten man mit lachen abfertigen kann; weil keine Gefahr ist, daß selbiger viel Glauben und Anhang finden werde. Ein Gegner nämlich, wie Er ist, könnte mehr Beyfall finden; weil er theils selbst in besserm Ansehen steht, theils seine Kritiken mit einem größern Scheine der Unparteylichkeit vorgebracht hat. Wir besorgen auch nicht, daß er uns eine Vertheidigung der gottschedischen Sprachkunst übel aufnehmen werde. Was ihm frey gestanden, muß uns desto mehr frey stehen: da er einen Angriff gewaget hat; wir aber nur vertheidigungsweise gehen werden. Der Herr Verleger seines Buches aber wird es auch nicht übel nehmen, daß wir hier sein Verlagsbuch widerlegen: da er es leiden können, daß Herr v. Justi ihm ein anders angetastet; welches ihm gewiß keinen Schaden gebracht.

Nach einigen sehr gegründeten Gedanken von der Vollkommenheit, und dem Reichthume unsrer

Spra-

Sprache, von der unbilligen Hochachtung der ausländischen, und Verachtung der unsern, suchet er die Ursachen von dieser letztern zu erklären. Er thut solches auf keine unrechte Art; doch weicht er auch bald von dem rechten Wege ab. Es klingt gar schön, wenn er im 7ten §. die Hoffnung besserer Zeiten, in Ansehung der Einigkeit in der Rechtschreibung, prediget. Allein wenn er will, daß alle kritische Verbesserungen einzelner Wörter, schlechterdings dem Gebrauche unterworfen werden müssen: so sieht es mit dieser Hoffnung sehr weitläuftig aus. Denn bleibt jede deutsche Landschaft bey ihrer, ja jeder Schreiber bey seiner bisherigen Gewohnheit; die Sprachlehrer mögen sagen, was sie wollen: wo soll denn die Eintracht und die Verbesserung herkommen? Der bloße Gebrauch soll nämlich der Probierstein seyn, ob eine Neuerung, die ein Sprachlehrer vorschlägt, gegründet ist. Wie nun? Wenn ein Sprachlehrer zuerst einen Vorschlag thut, und einen etymologischen Grund angiebt, ein Wort auf gewisse Art zu schreiben; z. E. Stängel, mit einem ä, weil es unstreitig von Stange, verkleinerungsweise, das Stängelein, herkommt: soll diese Anmerkung nicht eher gegründet seyn, bis der Gebrauch sie eingeführet hat? Der etymologische Grund bleibt ja augenscheinlich richtig; der Beyfall komme nun hinzu, oder nicht. Freylich muß der Sprachlehrer nichts auf eine pedantische Art gebiethen. Er muß nur Vorschläge thun, und sagen, was, und aus was für Grunde ers für recht hält. Befehlen kann er nichts, sondern rathen: und auf diese

vernünftige Weise sind schon unzähliche Verbesserungen geschehen. Der gute Gebrauch kömmt aber nicht plötzlich. Die Klügsten fangen zuerst an, einem guten Grunde zu folgen: die andern folgen allmählich nach, ohne zu wissen, warum; bloß, weil sie es von einigen sehen, die sie für gelehrt und klug halten. Sind nicht itzo schon unzähliche Dinge eingeführet worden, die 1728, da die deutsche Gesellschaft hier entstund, neu waren? Man gebe also dem **häucheln** und **schmäucheln**, welches der Herr V. an der gottschedischen Sprk. tadelt, nur auch so lange Zeit; so wird es auch Beyfall finden. Nur müssen Männer, wie Herr B. R. von **Justi** ist, und die sich sonst nach Gründen, nicht nach Vorurtheilen, zu richten pflegen, sich nicht unzeitig wider etwas erklären, dessen Einführung eben sowohl möglich ist; weil sie einen etymologischen Grund hat. Höchstens steht es ihnen frey, ihre Einsicht zu verläugnen, und selbst in ihren Schriften dem großen Haufen zu folgen. Wenn aber bisher niemand eine Neuerung in Verbesserung alter Fehler angefangen hätte; so würden wir noch, wie unsre Aeltervåter, die **Veter**, und **Vegel**, **Nienner** und **Stedte**, der **Nechſte**, und die **Kelte** schreiben; obgleich itzo ein jeder mit Grunde das å brauchet. Nun kömmt aber **häucheln** unstreitig von hauchen; so wie **schmäucheln** von Schmauch. **Schmäucheln** aber, ist seiner grammatischen Bildung nach nur ein frequentativum von **schmäuchen**; und bedeutet, einem, gleichsam wie einem Götzen, ein Räucheopfer zum süßen Geruche bringen. Diese zeigen auch so gar

die Redensarten der Franzosen, die aus eben der Metaphore herfließen, encenser quelqu'un, donner de l'encens á quelqu'un, einem mit Weihrauch räuchern, oder ein Räuchwerk anzünden.

Ob es aber überhaupt gegründet sey, Ableitungen aus Gleichnissen und Allegorien zu machen, welches der Hr. Verfasser zu läugnen scheint: das wird ein jeder einsehen, der sich auf hundert andre Redensarten besinnet. Z. E. einen **anschwärzen**, wird nach dem Hrn. von J. auch wohl unrecht mit dem å geschrieben werden, weil es ebenfalls aus einem Gleichnisse von Feuermauerkehrern, oder Malern hergenommen seyn müßte! **Ueber die Schnur hauen**, wird auch nicht von Zimmerleuten hergeleitet werden müssen, die sich mit einer geweißten oder geröthteten Schnur die Linie vorzeichnen, darnach sie ihr Bauholz beschlagen. **Aus dem Gleise treten**, wird auch nicht von Fuhrleuten; und einen **ankörnen**, nicht vom Vogelheerde genommen seyn sollen: weil solches Gleichnisse seyn würden! Man muß ja mit Fleiß die Augen zuthun wollen, wenn man solche Ableitungen verwerfen will; und wird gewiß eine schlechte Einsicht in die Sprache verrathen, wenn man solche offenbare Dinge zu läugnen, das Herz hat. Mit was für einem angemaßten Ansehen thut nun der Hr. Verf. den Ausspruch, velut ex tripode: **Man läßt es also allenthalben bey dem alten Gebrauche: nämlich schmeicheln und heucheln zu schreiben.**

Indem aber der Hr. Verf. dieses schreibt, so giebt er in dem Worte nämlich selbst ein Beyspiel, daß er

gram-

grammatischen Gründen folgen könne; auch sogar, wenn sie der allgemeinen Gewohnheit zuwider sind. Eben der Hr. Prof. G. ist es, der das nämlich, wiewohl vor etwas mehrern Jahren, zuerst aufgebracht hat. Sein Grund in der Sprachkunst, daß es von Namen und nicht von nehmen komme, im Englischen namely heiße, und die Bedeutung habe, namentlich, oder benanntermaßen, hat anfänglich bey wenigen, hernach bey vielen, endlich auch beym Hrn. Rathe J. Beyfall und Nachfolger gefunden. Ist das nun aber nicht einerley? Wer es nun für gut hält, nämlich zu schreiben, muß der nicht aus eben der Ursache, auch schmäuchzeln und häuchzeln schreiben? Oder will der Hr. Berarath erst warten, ob auch viel ungelehrte und unwissende Leute so schreiben werden? Will er denn lieber solchen Vorgängern, als seiner eigenen Einsicht und der Vernunft folgen? Das können wir uns von ihm schwerlich einbilden.

Im folgenden §. giebt der Herr V. der gottschedischen Sprachkunst das Lob, „daß sie unstreitig „die beste, gründlichste und vollständigste sey, die „wir haben; und daß sich unsre Sprache darinnen „viel regelmäßiger darstelle, als sie uns nach den „Arbeiten der vorhergehenden Sprachlehrer vorkommen können.„ Dieses ist nun ein Zeugniß, das Herr P. G. mit Danke erkennen wird. Wenn aber der Herr V. gleich darauf die Regeln desselben in sehr vielen Stücken, die von großer Erheblichkeit sind, zu kritisiren anfängt: so ist entweder sein voriges Lob falsch und verstellt, oder es

läuft wieder auf eine bloße Zunöthigung hinaus. Wir wollen doch aber sehen, was er denn erhebliches wider diese Sprachkunst einzuwenden hat.

Herr Pr. G. hat drey Hauptregeln der Rechtschreibung angegeben. 1) die Abstammung der Wörter; 2) die Aussprache; 3) den Gebrauch, und alle vernünftige Sprachlehrer werden hiermit einstimmen. Wenigstens hat Herr Bergrath J. keine bessern in Vorschlag zu bringen gewußt. Was hat er denn daran auszusetzen? Er will, man soll bestimmen, welche von diesen Regeln die wichtigste ist: und das hat Herr Pr. G. nicht gethan. Uns wundert es sehr, daß der Herr B. R. in der Sprachkunst etwas fodert, was er doch in Polizey- und Kammersachen, im Oekonomie- und Commercienwesen nicht zu thun vermag. Welches ist denn in diesen Dingen die allervornehmste Regel, von der man niemals abgehen muß? Sieht nicht ein jeder, daß nach Befinden der Umstände, der Zeiten und Oerter, bald diese, bald jene Regel die andern überwiegt; ja überwiegen muß?

Wie will man nun in Sprachen, die gleichsam aus lauter unrichtigen Redensarten des Pöbels zusammengesetzet sind, eine solche Foderung thun? Der Sprachlehrer bessert und flicket, so gut er kann, einem solchen Chaos, als alle Sprachen von der Welt sind, eine Art von Geschick und Richtigkeit zu geben, um ihre Erlernung zu erleichtern. Er versuchet alles. Die meisten Exempel geben ihm eine Regel; die wenigern Abweichungen werden Ausnahmen. In dem einen Stücke folget er dieser, in dem andern

jener

jener Betrachtung, wo er am leichtesten seinen Zweck zu erreichen hoffet. Wer will nun da von allgemeinen Hauptregeln reden? Hat denn das Griechische, oder Lateinische dergleichen? Oder giebt es unter allen heutigen Sprachen eine einzige, die dergleichen aufweisen könnte? In Wahrheit! man muß mit den besten Grammatiken sehr wenig bekannt seyn, wenn man dergleichen im Deutschen fodern will.

Vielleicht wird uns aber der Hr. Bergrath von Justi die Liebe erweisen, und es durch sein Ansehen festsetzen, welche von obigen Regeln die Hauptregel seyn soll. Wir wünschen und erwarten es begierigst von ihm. Allein er versuche es, mit welcher er will; so wird er sehen, oder wir wollens ihm zeigen, daß es nicht angeht. Weder die eine, noch die andre wird allezeit die Oberhand behalten können. Wir wollten es sogleich darthun, und von einer jeden die Unmöglichkeit weisen: wenn es nicht besser wäre, zu warten, bis er uns seine Meynung entdecket, welches die vornehmste sey. Wenigstens wollen wir hoffen, daß er den Gebrauch nicht auf den orthographischen Kaiserthron erheben werde. Denn es dörften diesem Monarchen gewiß alsdann solche Wahlcapitulationen vorgeschrieben werden, daß er sein Ansehen sehr schwerlich würde zu behaupten wissen. Fällt aber der Schluß dahin aus, daß, wie das Ende des 10 §. lautet, Die Regel, von Beybehaltung der Wurzelbuchstaben, gleichsam der Grund der Sprache sey, der die einreissenden Verwirrungen und Unordnungen

verhindert: also wird gewiß auch das Häucheln und Schmäucheln noch die Oberhand behalten; welches er oben so gebietherisch abzustellen suchete. Grammaticum oportet esse memorem!

Um nun seiner festgesetzten Regel ein Gewicht zu geben, wählet der Hr. Verf. eine Anmerkung über die Rechtschreibung des Wortes **Deutsch** oder **Teutsch**; und erkläret sich für das letztere. Dörfen wir es aber mit aller der Hochachtung, die wir den übrigen Verdiensten des Hrn. Vergraths gern zugestehen, auch schon mehrmals öffentlich bezeuget haben, wohl heraus sagen: so hat er hier sehr unglücklich gewählet. Er entscheidet hier recht herzhaft, aus der Schreibart der alten Römer, Teut, Teutones, Tuisco, daß man **Teutsch**, nicht **Deutsch** schreiben solle. Alle andre Gründe, womit man diese Sache in der bekannten Streitigkeit darüber, zwischen dem sel. D. **Fabricius**, Hrn. Prof. **Richey**, und Hrn. Prof. **Gottsched** zu erörtern gesuchet, verwirft er auf eine dictatorische Art, als nichtig; mit was für Rechte? ist hier die Frage nicht. „Genug, setzt er hinzu, wir „wissen einmal das Stammwort, und seinen Wur„zelbuchstaben: und da hier auf der Aussprache „nichts beruhet, so finden wir diesen Wurzelbuch„staben auch bey den Griechen; weil wir nicht dh, „sondern th schreiben. Hievon steht uns also nicht „frey abzugehen; wenn wir nicht der Verwirrung in „der Rechtschreibung Thür und Ther öffnen wollen.„

Wer sollte nicht bey dem despotischen und triumphirenden Tone, womit der Hr. Vergrath von J.

redet,

redet, denken, daß die Sache nun vor allen Reichsgerichten durchgefochten, und aufs allergründlichſte entſchieden ſey? Unvorſichtige, denen der wahre Grund der Sache unbekannt iſt, werden hier gewiß geblendet werden, wenn ſie einen Mann von ſolcher Wichtigkeit mit ſolcher Zuverſicht den Ausſpruch thun hören. Allein wir erſchrecken darum noch nicht, und wollen dieß fürchterliche Gutachten ſtandhaft und unerſchrocken auf die Probe ſtellen.

Der Hr. von J. redet vom Stammworte, und deſſen Wurzelbuchſtaben, des Wortes **Deutſch**, die wir nunmehr ganz ſicher wüßten. Und woher wiſſen wir denn das? Aus dem Worte Teuto, womit die Lateiner unſre Vorfahren benennet haben. Iſt es wohl möglich, daß ein ſo gelehrter Mann, als Hr. v. J. ſo handgreiflich irren kann? Wer hat denn jemals Stammwörter einer Sprache bey den Ausländern geſuchet? Oder ſind das Stammwörter, deren Bedeutung man nicht geben kann? Wenn wir die Ungarn, die ſich Awares nennen, Hungaros heißen; können wir wohl auf unſere Benennung trotzen; ſie für das Stammwort ausgeben, uns die rechten Wurzelbuchſtaben Hun zueignen, um ſie dadurch zu Hunnen und Abkömmlingen oder Landsleuten des Attila zu machen? Was wäre lächerlicher? Oder wenn wir die Türken, Muſelmänner, oder auch die türkiſchen Fußvölker Janitſcharen nennen: was beweiſt doch dieſes in der türkiſchen Orthographie dieſer Wörter? Wir ſchreiben ſie unſtreitig ganz falſch, wie diejenigen wiſſen, die der morgenländiſchen Sprachen kundig ſind; und ſollten ſie eher, Mos-

lehnten, als Muſelmänner; eher Jengitſcheri, als Janitſcharen nennen. So wenig beweiſt die Ausſprache eines Ausländers in einer fremden Sprache, die er nicht verſteht.

Was ſoll denn nun der Römer **Teuto** im deutſchen beweiſen? Hat irgend Teuto eine Bedeutung im Lateine, die es zeigte, daß ein T, und kein D hineingehöre? Nein! Oder iſt das deutſche Stammwort davon es herkömmt, mit einem T geſchrieben worden? Auch nicht. Wenigſtens ſagen **Cäſar** und **Tacitus** nichts davon. Hingegen ſaget der erſte, daß ſie a *Dite* ihr Geſchlecht herführen: welches er zwar, im römiſchen Sinne, vom Pluto verſteht; wir aber beſſer, vom alten Worte **Diet**, ein Volk, davon **Dietrich**, **Dietmann**, **Dietmarſen** u. d. gl. herkommen; ja davon auch das Wort *Dieta*, ein Landtag, eine Verſammlung des Volkes herkömmt. Wo iſt nun hier das T. im Anfange des Wortes, als der vermeynte Wurzelbuchſtab des Herrn B. Raths? Fürwahr es ſieht ſehr luſtig um denſelben aus: ſo lange man von dem Worte Teuto keinen lateiniſchen Urſprung angeben kann. Mit dem Worte Germani könnte das noch eher angehen. Das hätte doch noch eine Zweydeutigkeit: ob es gleich im Deutſchen einen ganz andern Urſprung erkennet; da die Lateiner ihm keine lateiniſche Etymogie geben können. Ein **Wehrmann**, oder Kriegsmann heißt doch etwas; wie Guerre noch wirklich von **Gewehr** den Urſprung hat. Aber mit Teuto iſt vollends im Lateine gar nichts anzufangen.

Was aber zweytens der Stammbuchſtab **Th**, bey den Griechen ſagen ſoll, das begreift vollends niemand.

Man

glieche vielmehr einem wohlgeſtalten Panzer, in welchem man die Pfeile des Wiederſachers getroſt auf ſich abdrücken läſt, und gelaſſen ſich denſelben entgegen ſtellet. Es geben zwar die lateiniſchen Uberſetzungen dieſe Worte mit: armatus, armatura, welche einen zum Anfallen ſich fertig haltenden völlig gerüſteten Mann zu bezeichnen ſcheinen; allein es haben bereits die Gelehrten angemerket: daß die Lateiner und Griechen durch arma, ὅπλα, nicht ſowohl Schwerdter und Geſchoß oder Pfeile, ſondern nur überhaupt, das, was den Leib bedecket, Schilde, und dergleichen angedeutet. (a) So heiſt auch παν-οπλία, armatura totum corpus tegens. (b) Geſtalt es denn Lutherus auch allemahl Harniſch verdolmetſchet. Doch halte ich dafür, dieſes Wort habe viel einen weitläuftigeren Verſtand, und faſſe alle die Stücke in ſich, die zu dem völligen Bewapneten erfodert werden. Solches erhellet aus Epheſ. 6, 11. woſelbſt der Apoſtel die Brüder mit Streitern vergleichet, und ſie folglich vermahnet: ἐνδύσασθε τὴν πανοπλίαν τοῦ Θεοῦ &c. Daß dieſes von vertheidigendem Gewehr zu verſtehen ſey, lehret uns das folgende: πρὸς τὸ δύνασθαι ὑμᾶς στῆναι πρὸς τὰς μεθοδείας τοῦ διαβόλου, imgleichen v. 13. ἵνα δυνηθῆτε ἀντιστῆναι &c. Daß aber πανοπλία mehr, als den Harniſch bedeutet, ſolches iſt vornehmlich in den beygebrachten Stellen daraus abzunehmen, weil nachmals der Apoſtel, indem er mit dem angefangenen Gleichniſſe fort-

(a) Siehe Fabri Theſ. voc. arma, und die angezogenen Stellen, aus dem Pichena ad Germaniam Taciti c. 29. It. Cuper. Obſerv. I, 7. 4, 2.

(b) Joh. Scapulæ Lexic. Græc. Lat. h. v.

Man weis zwar, daß ſie Θαλυτ, Θευτ, Θευτ, Θιοτνεν geſchrieben haben; man weis, daß ihr Θ ein Th bedeutet; daß ferner die Römer aus Θεος, Deus gemachet; u. d. m. Aber von einem Dh iſt überall nichts zu ſpüren. Es hat auch in dieſer Streitfrage kein Menſch auf ein Dh ſich berufen. Folglich iſt der ganze letzte Theil des obangeführten Satzes ein Blendwerk; ein unbedeutender Staub, den der Herr Verf. Unerfahrnen in die Augen zu ſtreuen ſuchet; um ihren Beyfall zu gewinnen. Verſtändige aber ſehen darinn nichts, als einen Beweis ſeiner Schwäche. Th und D aber ſind in der alten deutſchen und heutigen engländiſchen Sprache gleichgültige Buchſtaben. Dorn, Ding, der, die das, ſchreibet der Engländer: Thorn, Thing, ther, the, that. Folglich kann von Theut, Thuiſcon, eher deutſch als teutſch herkommen.

Im 12. §. kömmt der Herr V. auf die Unterſcheidungszeichen; und iſt nach Art der meiſten Juriſten recht böſe auf dieſelben. Sonderlich kann er den Doppelpunct nicht leiden; weil er nicht weis, oder nicht wiſſen und behalten will, wie er vom Strichpuncte unterſchieden iſt. Wir können uns zwar ganz wohl gefallen laſſen, daß er ſelbſt das Colon brauche oder nicht: wenn er aber ſo kühn den Ausſpruch thut: Das Colon iſt in der That überflüſſig ꝛc. und, wir ſind um ſo mehr befugt, eine Aenderung vorzunehmen; da wir die Laſt der ohne Noth vervielfältigten Unterſcheidungszeichen kaum hundert Jahre tragen: ſo zweifeln wir ſehr, ob Er der Mann ſey, der ganz

Europa hierinn eines bessern belehren wird. Denn alle Völker haben das Colon; wie wir. Uebrigens ist der Herr B. R. sehr übel berichtet, wenn er das für neuer hält, als das;. Wir können ihm mit alten gedruckten Büchern aufwarten, die fast seit dreyhundert Jahren das erste gehabt, von dem letzten aber keine Spur zeigen. Welches sollte nun wohl am ersten weichen?

Nun geräth er im 13 §. auf den Unterscheid des Artikels der und den, in der Zeug- und Gebendung der mehrern Zahl, und des Fürworts derer und denen; die der Hr. Prof. G. nach so vielen ältern Sprachlehrern, unterschieden hat. Die ältesten Bücher unsrer Vorfahren, so wie **Luthers** deutsche Bibel, unterscheiden sie: und grammatisch ist nichts richtiger, als das. Allein es fällt denen, die bey gerichtlichen Acten aufgewachsen sind, schwer, alte Gewohnheiten ihres Schlendrians fahren zu lassen. Es gehöret freylich einige Aufmerksamkeit dazu, bis man eine böse Schreibart loswerden kann. Ergo, ist es am besten, diesen Unterschied fahren zu lassen! Noch mehr! ein gewisser vornehmer Mann in Wien hat es ihm auch gesaget: den und denen wäre einerley; aber das letzte sey besser. Ein großer Minister wird es doch besser wissen, als ein Sprachlehrer! Es habe sich aber der Hr. Bergrath so ehrerbiethig über diesen Ausspruch verwundert, als er wolle: so thut uns das nichts.

Als König Philippus in Macedonien einem Poeten etwas Poetisches kritisiren wollte, versetzte dieser: Die Götter behüten dich doch, o König! vor dem Unglücke, daß du diese Kleinigkeiten besser,

wis-

wiſſen ſollteſt, als ich. Eben ſo werden die Sprachlehrer dem großen Miniſter antworten. Gott bewahre doch Eure Excellenz vor dem Elende, ſolche grammatikaliſche Grillen beſſer einzuſehen, als wir!

Dem Herrn Bergrath v. J. ſetzen wir getroſt, den Ihm ſonſt ſo wichtigen Gebrauch der heutigen beſten Schriftſteller entgegen: die ſchon ſeit geraumer Zeit dieſen grammatiſchen Unterſchied des Artikels und Fürworts ſehr wohl beobachtet haben; und laſſen es dabey bewenden.

Im 15ten §. bedauret der Hr. Verfaſſer, daß uns Deutſchen noch eine kritiſche Sprachkunſt fehle. Nach ſeiner Meynung ſollten darinn zuförderſt alle „weſentlichen Eigenſchaften, die zur Vollkommen„heit einer Sprache gehören, demonſtrativiſch „vorausgeſetzet; ſodann aber die Regeln der deut„ſchen Sprache daraus hergeleitet werden. Dabey „ſollte auch gezeiget werden, welche Regel mehr „zur Vollkommenheit der Sprache gehöret, und „alſo den Vorzug haben müſſe, wenn ſie mit einer „andern ins Gedränge kömmt.„ Dieſe Bemühung nun hat er dem Herrn P. G. zugedacht, den er dazu, ohne Widerrede, für den geſchickteſten hält: und das ſollte den II. Theil ſeiner Sprachkunſt abgeben.

Soviel wir hieraus abnehmen können: ſo verlanget der Herr B. R. hier erſtlich eine allgemeine philoſophiſche Sprachkunſt, deren Gründe der ſelige Kanzler von Wolf in ſeiner Metaphyſik, hernach Canz in einem beſondern Werkchen bereits geliefert haben. Aber noch vor dieſem letzten hat ſchon unſer gelehrter Herr Prof. Winkler, vor jenen 25 Jahren, in dem I. Bande der kritiſchen Beyträge, von er

Voll-

Vollkommenheit einer jeden, und sonderlich der deutschen Sprache gehandelt. Hier wird Er also den meisten seiner Wünsche bereits eine Gnüge gethan finden: und diese müßte man nur abschreiben und etwas erweitern, wenn man das noch etwa fehlende leisten wollte. Allein es ist schwer zu sehen, was dieses in der hier abgehandelten Frage helfen dörfte: ob man ein Knab, oder Knabe, ein Ochs, oder Ochse, ein Narr, oder Narre sagen solle. Eine einzige Regel, den Wörtern des weiblichen Geschlechts das e zu lassen; des männlichen und ungewissen Geschlechts aber, nicht ohne Noth anzuhängen, machet hier die ganze Sache schon aus. Die gesunde Vernunft saget: qui bene distinguit, bene docet. Dazu brauchet man also keine kritische Sprachkunst, es erst mit vielen Umschweifen darzuthun, was besser ist. Allein es klingt doch sehr groß, wenn man den Gelehrten viel Bücher zuschreiben aufgeben kann.

Was aber den Herrn Pr. G. anlanget, so steht derselbe in den Gedanken, daß er in seiner größern Sprachkunst, wirklich eine kritische Sprachkunst geschrieben habe. In der That hat er aus der allgemeinen und philosophischen Sprachkunst soviel Gründe angeführet, seine Regeln daraus herzuleiten, als sich ohne lächerliche Grübeleyen auf das deutsche anwenden ließen. Denn eine wirkliche Sprache, die gleichsam von ungefähr entstanden, gar zu sehr auf den Leisten einer bloß möglichen Vollkommenheit, einer philosophischen Sprache schlagen zu wollen, das wäre eben soviel, als wenn jemand ein Jus Publicum Germaniæ, auf Aristotels Begriffe von einer voll-

vollkommenen Monarchie, oder auf Platons Republik gründen wollte. Er hat seine kritische Sprachkunst auf die Sprache, wie sie ist, nicht aber auf das, was sie seyn könnte, gegründet: und damit sind bisher die meisten Sprachkenner zufrieden gewesen. Haben auch Griechen und Römer, Wälsche und Franzosen ihre Sprachen auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit bringen können, ohne solche kritische Universalgrammatiken geschrieben zu haben: so wird es verhoffentlich im Deutschen auch möglich seyn. Das übrige ein andermal.

X.

Der Cavalier und die Dame, oder: die zwey gleich edlen Seelen, ein Lustspiel, aus dem Italienischen des Hrn. Goldoni übersetzet.

Dresden; in der Grölliſchen Buchhandlung, 7 und einen halben Bogen. 8.

Wer den Hrn. Goldoni noch nicht aus seinen Werken, die in einigen Bänden herausgekommen sind, kennet, der wird schwerlich von dieser aus den italienischen übersetzten Komödie das erwarten, was er bey ihr finden wird. Sie entfernet sich nicht nur von dem, was man sonst auf dem italiänischen Theater zu sehen gewohnt ist; sondern sie gehöret sogar zu den beweglichen Komödien, die zärtlichere Empfindungen, als Lachen zu erregen, bestimmet sind. Die eine Hauptperson, eine Dame in Neapolis, wo der Schauplatz ist, Donna Eleonora, befindet sich in Abwesenheit ihres Gemahls, der wegen eines Duells verbannet wor-

worden, in dem äußersten Mangel; und ernähret sich kümmerlich durch ihre Arbeit: ohne daß sie von einem Freunde ihres Gemahls, Don Rodrigo, Hülfe annehmen wollte, um sich diesem nicht zu etwas, das ihre Pflichten verletzte, verbindlich zu machen. Don Rodrigo, der bey seiner Freygebigkeit, vollkommen uneigennützig ist, bedienet sich verschiedener Mittel, solche unvermerkt auszuüben. Endlich wird der Tod des Mannes gemeldet. Eleonora will sich der Welt entziehen, und Rodrigo räth ihr dazu, ob sie gleich beyde einander zärtlich lieben: und damit die ungleichen Urtheile, die von ihrem bisherigen Umgange gefället worden, nicht durch ihre Verbindung gerechtfertiget würden; bis ein Brief des Mannes, den er kurz vor seinem Ende geschrieben hat, sie rechtfertiget, und zu dem Schlusse bringet, einander zu heurathen. Man kann nicht läugnen, daß die Charakter dieser beyden gleich edlen Seelen etwas hoch getrieben sind. Vielleicht lässet sich dieses mit andern Beyspielen, und mit der Vollkommenheit, die, Muster zur Nachahmung zu geben, erlaubet ist, entschuldigen. Die Aenderung, die in beyden Entschließungen, durch den von uns erwähnten Brief verursachet wird, dürfte auch manchem etwas allzuplötzlich vorkommen. Die übrigen Personen sind auch alle so geschildert, daß sie jemanden, der sich aus ihrem Beyspiele bessern will, gefallen werden.

Ein Edelmann, der es ungnädig nimmt, daß ihn ein Kaufmann, seiner Schuld wegen mahnet; ein Advocat, der die Eleonora um Geld bringet, das sie zu ihrer höchsten Nothdurft brauchte;

Frauen-

Frauenzimmer, die es auf ein Haar wiſſen, wo Eleonora ihren Unterhalt her hat, und wie ſie mit Don Rodrigo ſteht, und andere dergleichen Schilderungen, können den Ueberſetzer, Herrn Carl Auguſt Svabe, zulänglich rechtfertigen, daß er den Deutſchen ein Luſtſpiel mitgetheilet hat, das ſich für ihre Sitten beſſer ſchicket, als ſehr viel franzöſiſche Komödien.

In einem Vorberichte erwähnet Herr Goldoni, daß dieſes Stück von ihm mit mehr Fleiß, als irgend eines ſeiner übrigen, ſey ausgearbeitet worden, und auch den meiſten Beyfall gefunden habe. Gegenwärtige Ueberſetzung iſt in einer fließenden und ungezwungenen Proſe abgefaßt. Wenn der Herr Ueberſetzer den bey uns gewöhnlichen Mißbrauch, Ihnen ſtatt Sie zu ſagen, nur den beyden lächerlichen Damen beygelegt hätte: ſo würde man geglaubet haben, er wolle dadurch Charaktere vollkommener vorſtellen, bey denen die Sprache ſo verderbt iſt, als Verſtand und Herz. Da er aber auch die Eleonora ſo reden laſſen: ſo iſt es wohl ein kleines Ueberſehen eines Fehlers, der durch Umgang und Ungewohnheit einem leicht anhängen kann.

XI. Panegyricus in ſæcularem Memoriam Pacis religioſæ Anno 1555. D. XXV. Septembris divinitus conceſſæ in regia Academia Fridericiana A. 1755. D. VI. Octobr. Juſſu Publico dictus a Friderico Widerburgio, Academiæ Oratore. Halæ Magdeburgicæ, Stanno Jo. Frid. Grunerti, in fol. 6½ Bogen.

Das Andenken des zur Beruhigung des ganzen deutſchen Reiches vor 200 J. geſchloſſenen Religionsfriedens, hat unter einer Menge geiſtlicher Reden, auch einige wenige weltliche

liche Reden hervorgebracht. Unter einige von den beſten gehöret unſtreitig die gegenwärtige, die der Hr. D. Wideburg zu Halle gehalten hat. Man ſieht aus derſelben, daß der redneriſche Geiſt eines geh. Rath Gundlings noch daſelbſt vorhanden ſey. Sowohl die Erfindung, als der ganze Stoff, ſowohl die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, als die Schönheit der lateiniſchen Schreibart, ſind hierinn untadelich.

Der Redner will die Spuren der göttlichen Aufſicht und Regierung bey dem ganzen Religionsfriedenswerke, aus den Geſchichten zeigen. Quaquaverſum oculos verto, nihil niſi excelſa divinæ gloriæ cerno argumenta, ſummæ ſapientiæ ac bonitatis ſpecimina, formidines temperatas ſpe, ſalvos calamitatum domitos impetus, obices valeſcentibus poſitos diſcriminibus, *ubique Deum, magni quod exorſus fuerat, operis, cuſtodem atque conſervatorem, optimum, maximum.* Vix eſſe arbitror, Auditores, ut in tali argumento favorem veſtrum operoſe ambiam, quem, pro rei magnitudine, ſponte mihi, non ſine fiducia, polliceor.

Wir können uns auf die Ausführung eines ſo wichtigen Satzes nicht einlaſſen, ohne ein großes Stück der Reformationsgeſchichte mitzunehmen. Wir müſſen alſo nur ſoviel ſagen, daß der Redner ſeinem Vorhaben eine völlige Gnüge gethan. Er hebt erſt den bedrängten Zuſtand der Evangeliſchen durch, als Kaiſer Karl der V den Churfürſten von Sachſen und Landgrafen von Heſſen gefangen genommen hatte; und ſich in ganz Deutſchland niemand mehr regen dorſte. Er zeiget, wie ſiegreich der neue Churfürſt Moritz zu Sachſen ſich ſeines Herrn Vätters und Bundsgenoſſen angenommen, den Kaiſer und römiſchen König in die Enge getrieben, und den paſſauiſchen Vertrag erzwungen; und wie endlich auch der augſpürgiſche Reichstag den Religionsfrieden ſelbſt hervorgebracht.

Nichts wundert uns mehr, als daß der Herr Profeſſor W. nicht auch die Rolle, die der damalige Churfürſt Albrecht zu Brandenburg im Reiche geſpielet, einiger maßen berühret, und zum Vortheile ſeines Hauſes zu erklären geſuchet. Uebrigens iſt ſein Ausdruck ſo ſtark und männlich, ſo rein und angenehm; daß wir uns viele Reden von einer ſo beredten Feder zu leſen wünſchen.

Ende des Windmonds 1755.

Palmyre-nische Schrift.	Hebräi-sche Schrift.	Ihre Nahmen.	Ihre Bedeutung.
א	א	Aleph	A E I O Y
ע	ב	Beth	B
ג	ג	Ghimel	G
ד ד	ד	Daleth	D
ה א	ה	He	E
ו	ו	Vau	V
ז	ז	Zain	Z
ח ח	ח	Heth	H
ט	ט	Teth	T
י	י	Jod	I
כ כ	כ	Caph	K
ל ל	ל	Lamed	L
מ	מ	Mem	M
נ נ נ	נ	Nun	N
ס	ס	Samech	S
ע ע	ע	Ain	A E I O Y
פ	פ	Pe	P
צ	צ	Tzade	T Z
ק	ק	Koph	K
ר ר	ר	Resch	R
ש	ש	Jan v. Schin	S
ת	ת	Thau	T H

fortfähret, alle die Stücke erzehlet, ſo die völlige Rüſtung zum wehren ausmachen; als da ſind: der Panzer, die Stiefel, der Schild, der Helm und das Schwerdt,(a) welches letztere ſowohl zur Beſchützung, als zur Verletzung dienet, in Betrachtung man ſchwerlich einen hitzigen und ergrimmten Feind von ſich treiben wird, wenn man ſeiner allezeit ſchonet, und nicht zugleich ihn ſelber, durch Zufügung einiges Schadens, auſſer Stand ſetzet, uns ferner zu beunruhigen. Ich bin alſo der Meynung, παναπλία würde im deutſchen beſſer mit dem Hauptworte, Rüſtung, ausgedrücket, wiewohl ich keines Wortes mich zu entſinnen weis, welches überhaupt nur die zur Vertheydigung gehörigen Stücke andeutet, ſo, wie wir hingegen die verletzenden Werkzeuge unter dem Namen, Waffen, verſtehen. Gewehr ſollte eigentlich nur jene bezeichnen, weil es von wehren ſeinen Urſprung zieht, aber der Gebrauch hat ſeiner Deutung weitere Schranken geſetzet. Man findet hin und wieder, ſonderlich bey ältern Schriftſtellern: Wehr und Waffen, z. E. in dem bekannten Kirchengeſange: Eine feſte Bura ꝛc. vielleicht iſt durch Wehr, die erſtere, durch Waffen, die letztere Art angedeutet worden. Allein in der heutigen Mundart iſt dieſer Ausdruck nicht mehr ſo üblich, zumal, wenn er allein ſtehen ſoll. Vielleicht kan auch dieſes Wehr eben unſer Wort, Gewehr ſeyn, welchem der Dichter, nach der, damals erlaubten Poetiſchen Freyheit, die erſte Syl-

be

(a) Livius Hiſtor. L. I. c. 43. *Arma* hic imperata, galea, clypeus, ocreæ, lorica, omnia ex ære, *hæc, ut tegumenta corporis eſſent: tela* in hoſtem, haſtaque & gladius.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

A. GELLIVS *L. VI.*

Cum inquinatiſſimis hominibus non eſt convicio decertandum, neque in maledictis adverſus impudentes & improbos velitandum: quia tantiſper ſimilis & compar eorum fias, dum paria & conſimilia dicas atque audias.

Chriſtmond 1755.
Mit einem dreyfachen Regiſter zum fünften Bande.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1755.

Inhalt.

I. Memoria fæcularis Pruſſiæ Libertatem vindic. per M. Kries.

II. Die Jagd, ein Lehrgedicht Oppians.

III. L. B. de Wolf. Inſtitutiones Juris Naturæ & Gentium.

IV. Fortſetzung der Betrachtungen über das palmyreniſche Alphabeth.

V. Epicteti Enchiridion, græce & latine.

VI. Diſcours politiques da Monſ. Hume, Tom. I, & II.

VII. Briefe. I. II. und IIIter Theil.

VIII. Moraliſche Kleinigkeiten.

IX. Sinngedichte über den Untergang der Stadt Liſſabon.

XII. Die drey Regiſter.

I.

Memoria ſæcularis diei, quo ante hos trecentos Annos Pruſſia, excuſſo tyrannidis Cruciferorum jugo, in libertatem ſe vindicatum ivit &c. juſſu & auct. Senatus Thorunienſis d. VII. Febr. 1754. publica oratione in Gymnaſio celebrata, interprete M. Jo Albino Kries, P. P. O. & Soc. Lat. Jen. Soc. Thorunii in folio.

Dieſe merkwürdige Einladungsſchrift, nebſt der beygefügten Jubelrede verdienen eine beſondere Achtung, da ſie nicht nur das Andenken alter Dinge erneuern; ſondern auch verſchiedene bisher unbekannt geweſene Umſtände aus ungedruckten Urkunden erläutern, ja dieſelben nach der Länge mittheilen. Wir wollen eine ſo wichtige Begebenheit, als die Befreyung des förderſten u. weſtlichen Preußens von dem Joche der Kreuzherren iſt, aus dieſen Nachrichten etwas bekannter machen: als ſie den meiſten itzo in Deutſchland zu ſeyn pflegt: und

zwar um desto mehr, da sie gar wohl mit der Losreißung der schweizerischen Cantons von der österreichischen Herrschaft, und der vereinigten Niederlande von Spanien, in Vergleichung zu stellen ist.

Nach der Zuschrift an den Rath zu Thorn, und dem Verzeichnisse der itzigen Mitglieder desselben, auch andrer obrigkeitlichen Personen, bey der Jubelfeyer, folget denn die Einladungsschrift selbst, die sieben Bogen in Folio mit sehr kleiner Schrift füllet. Wir übergehen den Eingang von dem vor 100 Jahren zu Thorn und Danzig gefeyerten Befreyungsfeste, geschlagenen Münzen, u. s. w. Die Stadt Thorn hat bey der alten Eroberung und Bekehrung Preußens, die vornehmste Rolle gespielet. Adalbert und Bruno hatten im X. und XIten Jahrh. umsonst das Evangelium hier verkündigen wollen. Als der deutsche Orden nach Preußen kam, ward Thorn am Weichselstrome ihr erster Sitz; und es erhielt nebst Culm die erste Handveste vom Orden; darinn ihre Vorrechte und Befreyungen enthalten sind, deren sich die andern Städte und das ganze Land nachmals zu erfreuen gehabt.

Der, Hohmeister Hermann von Salza war damals noch sehr schwach, als er im XIIIten Jahrh. nach Preußen kam. Nach Duisburgs Berichte wünschte er, bey seinem Antritte dieses Amtes, nur zehn gewaffnete Ritter zu haben: allein unter ihm wuchs der Orden, so daß kurz nach seinem Tode auf 2000 Deutsche von Adel gezählet wurden. Als indessen eine kleine Handvoll Ritter das wilde und tapfere Volk der alten Preußen angriff, mußten sie

sonder

ſonder Zweifel, ſowohl ihre gemeine Soldaten, als auch andre Einwohner und künftige Bürger mit Verheißung vieler Wohlthaten und Freyheiten nach Preußen locken. Von ſolchen freywilligen Fremdlingen nun ward 1231 Thorn, und 1232 Culm, bey Schlöſſern, die dem Orden gehörten, aber auf ihre eigene Koſten, erbauet und beſetzet. So ward auch nachmals Elbing von einer lübekiſchen Pflanzſchule angeleget; die Stadt Preuſchholland aber, von etlichen Edelleuten aus den Niederlanden aufgebauet. u. ſ. w.

Hier war nun der Orden ſehr freygebig in Vorrechten und Befreyungen, um mehr ſolche deutſche Einwohner in ein Land zu ziehen, deſſen alte Einwohner ſie nach und nach grauſamer Weiſe ausrotteten; unter dem ſchönen Vorwande, ſie mit geſtiefelten Apoſteln zu bekehren. Hätte man den ankommenden Fremdlingen ein ſo hartes Sklavenjoch auferleget, als der Orden ihnen nachmals zumuthete: ſo würde kein Menſch nach Preußen gezogen ſeyn, und folglich der Orden nimmermehr ein ſo ſchönes und großes Land gegen ſeine tapfern Einwohner haben behaupten können. Der Herr Prof. Kries unterſuchet hier verſchiedene ſtreitige Puncte der alten preußiſchen Geſchichte, und entſcheidet ſie ganz glücklich: z. E. Warum Culm hernach den erſten Rang unter den preußiſchen Städten bekommen? Wobey wir uns nicht aufhalten können.

Thorn wuchs indeſſen in kurzem, und erhielt ſchon 1252. von einem pommeriſchen Fürſten Sambor eine Zollfreyheit. Im 1345ſten Jahre gab ihr Caſimir der II. einen freyen Handel nach Pohlen.

Winrich von Kniprode, des Ordens Hohmeister, verlieh ihr 1365. das Stapelrecht aller pohlnischen Waaren. König Ludewig von Pohlen und Ungarn gab ihr 1372. in allen seinen Landen den freyen Handel. **Conrad von Jungingen**, der Hohmeister, verstattete ihr auch die Niederlagsgerechtigkeit aller fremden Waaren: und da sie also an Reichthum und Ansehen wuchs, so gereichte dieses auch den umliegenden andern Städten und Flecken zu besonderer Aufnahme.

Allein mit anwachsender Macht des Ordens, ward auch der Muthwillen der Ritter größer. Sie wollten also den Städten ihre alten Freyheiten schmälern: so daß der Hohmeister **Michel Kuchmeister von Sternberg** 1414 sich genöthiget sah, zu Bändigung ihrer Gewaithatigkeiten ein besondres Gericht zu setzen, in schweren Sachen ihm beyzustehen. Das sollten nun vier Ordensritter, zehn von Adel, und aus den Städten Culm, Thorn, Elbing, Königsberg und Danzig, aus jeder zween Rathsherren seyn; ohne welche er nichts in Landessachen vornehmen wollte. Im 1430sten Jahre erneuerte solches der Hohmeister Paul Bellizer von Rußdorf, indem er zu Elbing den preußischen Landrath niedersetzte, der aus dem Hohmeister, sechs Gebiethigern, (Comthuren oder Commandeurs) sechs Prälaten, sechs Edelleuten, und sechs aus den Städten bestehen sollte. Dabey beobachtete nun Thorn sorgfältig seine Vorrechte, und setzte den Orden öfters zur Rede, wenn ihm etwas zu Leide geschah.

Als

Als aber dieſes nicht viel helfen wollte, trug es 1440. vielen von Adel, und andern Städten, zu Elbing ein Bündniß an; welches auch bald hernach zu Marienwerder zu Stande kam. Von dieſem Bündniſſe liefert der Herr Verfaſſer zwo urſprüngliche Urkunden, die ihm aus dem Stadtarchive mitgetheilet worden. Das erſte enthält eine Vollmacht von den Ständen des thorniſchen und birgelauiſchen Gebiethes, an vier Abgeordnete, auf dem Elbinger Verſammlungstage: in ihrem Namen zu handeln, und zu verabreden, was zum Bündniſſe gehören würde. Das zweyte enthält den Inhalt des Bündniſſes ſelbſt, daß ſie nämlich ihrem gnädigen Herrn dem Hohmeiſter des Landes Preußen und ſeinem Orden treu und gewärtig ſeyn, und ihm alles leiſten wollten, was ſie ihm von Ehre und Rechtswegen pflichtig wären; nach Ausweiſung eines jeglichen Privilegien, Freyheiten und Gerechtſamen: indem es ihnen Recht bedünke, daß ein jeder dabey gelaſſen würde, was man ihm verſprochen; und die alten Beſchwerungen abgethan, neue aber ihnen gar nicht auferleget würden. Sollte ſie aber jemand darüber drängen; oder mit Gewalt zufahren wollen: ſo hofften ſie, daß ihr Herr das über ſie nicht verhängen, ſondern davor beſchirmen würde. Dafern aber ja dennoch jemand vorgewaltiget würde, ſo ſollte derſelbe erſt klagend bey ſeinem Herrn Hülfe ſuchen: wo er aber nicht dazu gelangen, oder Recht bekommen könnte, ſolle derſelbe auf einen jährlich angeſetzten Gerichtstag kommen. Könnte er auch hier nicht zu ſeinem Rechte gelangen: ſo ſolle ers durch Schrif-

ten oder Bothen der edeln Ritterſchaft im Lande Culm und Thorn melden: welche es dann nebſt dieſen beyden Städten der übrigen Ritterſchaft und Städten kund thun würden; und dieſe ſollten ſich verſammlen, und ihren Mitſtänden zu ihrem Rechte verhelfen; und ſolches nicht ungerächet laſſen. Geſetzt daß ſolches gegen Gewaltthätigkeiten auch mit gewaffneter Hand geſchehen müßte.

Dieß haben nun alle Ritter und Städte des preußiſchen Landes; ſodann auch die Gevollmächtigten der Städte Culm, Thorn, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Danzig, Knipau, Graudenz, Straßberg, Neumarkt, Reddin, Neuſtadt Thorn, Neuſtadt Elbing, Lebenicht (bey Königsberg), Welau, Allenburg, Heiligenbühel, Sinthen, und Landsberg unterſchrieben und beſiegelt. Das waren nun ſchon neunzehn Städte; hernach aber haben noch die Ritter und Knechte des Danziger, Lauenburger und Pußiger Gebiethes, nebſt den Städten Mewe, Altſtadt Danzig, Naumburg, Lauenburg, Lebe, Hele, und Putzke; ferner Stargard, Holland, Morungen, Liebſtadt, Tolkemit, Mülhauſen, Dirſchau, Marienwerder, Löbau, Conitz, Wormedith, Heilsberg, Reſſel, Gutſtadt, Wartenberg, Seeburg, Biſchofsſtein, Allenſtein, Frauenburg, und Melſag; imgleichen Bartenſtein, Schiffenbeil, Raſtenburg, Friedland, Marienburg, Tuchel, Creuzburg, Domnau, Stuhm, Gerdauen, Paſſenheim, Neidenburg, Soldau, Gilgenburg, Hohnſtein, Rieſenburg, u. ſ. f. d. i. 43 andre Städte, zuſammen 62 Städte, dieſen groſſen

ßen Bund unterſchrieben: wovon die Briefe noch alle im Elbingiſchen Archive vorhanden ſind.

Wie nun dem Orden und ſeinen meiſten Rittern bey einem ſo mächtigen Bunde zu muthe geweſen, kann ein vernünftiger leicht denken. Zwar der Hohemeiſter Paul von Rußdorf, hatte darum Wiſſenſchaft, und billigte ihn gar. Man ließ ihm auch den Inhalt deſſelben, nach geſchehener Unterſiegelung, durch eine Bothſchaft wiſſen, und ſo wohl er, als 38 Gebiethiger, und andre Beamte billigten alles. Die übrigen aber wollten vor Zorn berſten, und triebens ſo arg, daß der Hohmeiſter ſein Amt niederlegte. Dieß geſchah das Jahr darauf 1441. und Conrad von Ehrlichshauſen ward an ſeine Stelle erwählet. Auch dieſes war ein ſo billiger Mann, daß er den Bund anfangs gut hieß. Dieß daurete bis 1446, da der Biſchof von Ermland, Franz Kuhſchmalz, mit ſeinen Geiſtlichen wider den Bund, auf Anhetzung der Ritter, zu predigen und zu ſchelten anfieng; auch der Hohmeiſter ſelbſt, auf deren ungeſtümes Begehren, auf die Vernichtung des Bundes drang. Allein umſonſt. Die Ritter verbanden ſich, daß wer von ihnen Hohemeiſter würde, nicht ruhen ſollte, bis er abgeſchaffet wäre. Die Verbundnen aber blieben ſtandhaft. Ludwig von Ehrlichshauſen, der 1450 Hohmeiſter ward, drohte das ärgſte. Der Pabſt Niklas der V. ſchickte einen Bothen, und verdammte den Bund. Viel deutſche Fürſten ſchrieben, ſo wohl als der Kaiſer, Briefe; und ſchalten ihn einen Aufruhr: ſo daß auch etliche Ritter und Städte furchtſam wurden, nämlich Marien-

burg, Coniz, und die Thorner Neuſtadt, und vom Bunde abtraten. Slochau und Friedland folgten: und endlich ward die ganze Sache vor den Kaiſer Friedrich den III. gebracht, der ſie entſcheiden ſollte; indem ihn die Städte um die Beſtätigung ihrer Freyheiten anriefen.

Dieſer nennet in ſeinem Mandate, die preußiſchen Städte ſeine und des Reichs liebe Getreue: und zwar zu guter letzt; indem ſein Urtheil, welches von dem Orden durch Geld und Künſte erſchlichen ward, den Städten alles abſprach, und ſie dergeſtalt aufbrachte; daß ſie ſich lieber in pohlniſchen Schuz begeben, als länger Gewalt und Unrecht leiden wollten. Merkwürdig iſt, daß die Abgeordneten der Städte, die nach Wien reiſeten, unterwegens überfallen, gefangen, geplündert, und um ihre Urkunden gebracht wurden. Man kann leicht denken, von wem das geſchehen: nur wundert es uns, daß hier der Herr V. nicht aus des Aeneas Silvius Briefen, die beſondern Umſtände dieſes Proceſſes am kaiſerlichen Hofe mit beygebracht hat.

Kaum waren Ritter und Städte nach Hauſe gekommen, als ſich die tyranniſchen Klauen des Ordens nunmehr recht zu zeigen anfiengen. Sie machten Anſtalt 300 der anſehnlichſten Perſonen von der Ritterſchaft und Städten durch des Henkers Hand hinrichten; und ſechs mal hundert tauſend Gulden Strafe, altes und ſchweres Geldes, eintreiben zu laſſen. Nach reifer Ueberlegung war dieſen rechtſchaffenen Leuten kein ander Mittel übrig, als

ein

be Ge, weggeſchnitten, die ſich etwan nicht bequem in den Vers ſchicken wollen?

Die wenigen angeführten Exempel zeigen uns klärlich, wie behutſam einer in der Wörterwahl verfahren müſſe, falls er einen untadelhaften, regelmäſſigen Schriftſteller abgeben will. Ich getrauete mir, in den beſten Rednern und Dichtern hin und wieder Stellen zu finden, wo ſie darinn verſtoſſen, daß ſie ohne Bedenken, einen Ausdruck vor den andern niedergeſchrieben, und dadurch Anlaß gegeben haben, daß der Leſer einen weit andern Begriff bekommen, als ſie anfänglich in ihm erwecken wollen.

Es möchte iemand gegen meinen obigen Satz, daß ich die Menge der gleichgeltenden Wörter, vielmehr für einen Fehler der Sprache hielte, folgenden Einwurf machen: Nichts ſey dem Gehöre verdrüßlicher, als die öftere Wiederholung einerley Töne; dieſe ſtünde nun ſchwerlich zu vermeiden, wenn ſich zu einem ieden Dinge nicht mehr denn eine einzige Benennung ſchicken ſollte, weil man alsdann öfters in kurzen Aufſätzen ſich deſſelben Wortes, zu verſchiedenen malen, bedienen, und dadurch einen zärtlichen Ohren unleidlichen Ubelklang veranlaſſen müſte, welchem aber, durch einen eben das bedeutenden Ausdruck, mit leichter Mühe abgeholfen werden könnte. Ich leugne nicht, daß es eine unangenehme Wirkung thut, wenn ein Wort oder eine Redensart bald hinter einander, ohne Noth, wieder vorkommet. Aber die Urſache davon beruhet nicht bloß im Gehöre, ſondern vielmehr in unſerm Verſtande.

Entweder man wiederholet ein bereits gebrauchtes Wort, nebſt einem gleichfalls ſchon angebrachten

ein so barbarisches Joch ganz abzuschütteln: und Thorn machte herzhaft den Anfang dazu. Am Dorotheentage, wie Schütz es aus alten Chroniken erzählet, verkleiden sich die Bürger in Frauenleute, laufen mit tanzen und springen ins Schloß, wo die Ritter ganz sicher zecheten; nehmen sie, durch die unter ihren Kleidern verborgnen Schwerter gefangen, und bemächtigen sich des Schlosses: so wie Pelopidas fast mit gleicher List, Theben vom lacedämonischen Joche befreyet hat.

Nun erzählen zwar andre die Sache anders: allein die übrigen Städte und Schlösser folgten nach, so bald die Thorner ihnen Nachricht davon gegeben hatten. Darauf schickte man Gesandten an den König in Pohlen, Casimir, die den 18 Febr. in Cracau ankamen, und ihm einen großen westlichen Theil von Preußen (denn die größere Hälfte hatte der Orden doch wieder zu gewinnen gewußt,) in seinen Schutz, doch mit Vorbehalt aller ihrer vorigen Freyheiten und Rechte übergaben. Wäre nämlich gedachte Trennung nicht geschehen: so hätten die preußischen Stände eines auswärtigen Schutzherrn nicht nöthig gehabt, sondern so eine ansehnliche Republik ausmachen können, als die Schweiz, oder die Niederlande.

Wir müssen abbrechen, und unsre Leser, sonderlich Publicisten, versichern, daß sie hier viel wichtige und bisher nicht so bekannte Umstände, aus den richtigsten Urkunden erwiesen, antreffen werden. Eben das kann man von der schönen Rede des Herrn

Prof.

Prof. Kries ſagen. Sie iſt nicht nur an ſich ſchön, ſondern auch mit einem ſtarken Anhange merkwürdiger Urkunden reichlich verſehen; und läuft auf 16 bis 17 Bogen hinaus: ſo daß auch ein Singgedicht und die thorniſche Gedächtnißmünze dabey in Kupfer befindlich iſt.

II.

Die Jagd, ein Lehrgedicht, aus dem griechiſchen des Oppians in deutſche Verſe überſetzet. Leipzig bey Schönermarken 1755. in gr. 8.

Die Zahl guter Ueberſetzungen in unſrer Sprache vermehret ſich nach und nach, zu unſerm Vergnügen. Indeſſen daß wir noch des Herrn Overbecks virgiliſchen Feldbau, und den Homer aus Altona, ſo wie die Aeneis aus dem Hannöveriſchen, vollendet, im deutſchen erwarten: ſo liefert uns eine bisher unbekannte Feder den Oppian. Da Deutſchland eine ſolche Menge von Wild und Jägern ernähret, ſo iſt zu hoffen, daß auch dieß Gedicht angenehm ſeyn, und Leſer finden werde.

In der Vorrede machet der Herr Ueberſetzer eine Einleitung in Oppians Schriften. Er muß mit dem elenden Dichter nicht vermiſchet werden, der zu Martials Zeiten gelebet hat L. VII. 3. VIII. 5. Er lebte unter den Kaiſern Sever und Caracalla; nicht aber unter dem Antonin. Anazarbus in Cicilien war

ſeine

seine Vaterstadt; und sein Vater Agesilaus, eine oberkeitliche Person und ein Weltweiser, hatte ihn gut erziehen lassen. Als dieser um eines philosophischen Eigensinnes wegen, vom Kaiser Sever nach Melite ins Elend verwiesen ward, folgte ihm sein Sohn, Oppian; und machte daselbst 3 Lehrgedichte, die er dem Caracall überreichte. Dieser nahm sie wohl auf, und schenkte seinem Vater die Freyheit; ihm aber für jeden Vers seiner Gedichte eine goldne Münze von ungewissem Werthe. Als er kaum mit seinem Vater nach Hause gekommen, starb er mit demselben in seinem dreyßigsten Jahre an der Pest. Seine Landsleute setzten ihm ein Ehrenmaal, mit dieser Aufschrift:

Hier ruh ich Oppian, die Zierde meiner Zeit,
Des Schicksals strenger Schluß, und unerbethner Neid
Hat meinen hohen Geist der Welt zufrüh entrissen.
Es würden meinen Ruhm entfernte Länder wissen;
Es würde meine Kunst unsterblich lebend blühn:
Wenn, großer Zevs! dein Wink mir längre Zeit verliehn.

In seinem Jagdgedichte theilet er das Wild in Vögel, vierfüßige Thiere und Fische. Von allen diesen Arten der Jagd hat er Gedichte geschrieben: nur das erste ist verlohren gegangen. Das zweyte heißt Κυνεγετικων, oder das Jagdgedicht; von Κυων der Hund, und αγω, ich führe, oder von der Kunst die Hunde anzuführen. Es besteht aus vier Büchern; das 5te soll auch verlohren seyn: vielleicht aber ist dadurch das Fischergedicht zu verstehen.

Nach

Nach dem Eingange und der Anrufung handelt das I. B. von den Jägern, der Jagdzeit, dem Jagdgeräthe, den Pferden, und Hunden. Das II. B. machet den Eingang von berühmten Jägern, und redet sodann von den gehörnten Thieren, als Stieren, Hirschen, Büffeln, Schafen und Ziegen, Elephanten und dem Nasenhorne. Das III. B. von den übrigen Thieren: als Leuen, Pardern, Luchsen, Bären, Waldeseln, wilden Pferden, Wölfen, Hyänen, Tiegern, wilden Schweinen, Stachelschweinen, dem Ichneumon, Füchsen, Kamehlpardeln, Straußen und Hasen. Das IV. B. lehret nach einigem Jagdgeräthe, an den Beyspielen einiger Thiere, die Art, wie man das Wild fangen soll.

Das Gedicht vom Fischfange Ἁλιευτικων, von ἁλιευς der Fischer, hat V. B. und gehöret zu unserm Zwecke itzo nicht. Das vom Vogelfange soll Ἰξευτικων geheißen haben, und zwey oder drey Bücher stark gewesen seyn. Scaliger lobet diesen Dichter unmäßig: der Herr Uebersetzer aber geht vernünftiger zu Werke. Brauchet er gleich nach Beschaffenheit des Stoffes keine erhabene Schreibart, so dichtet er doch reizend und anmuthig. Seine Wahl der Wörter ist zu loben, seine Schilderungen aber sind zuweilen ausschweifend. Seine Gleichnisse sind zwar lebhaft, schicken sich aber nicht allemal zu den Sachen. Dunkel schreibt er gar nicht, menget auch die verschiedenen griechischen Mundarten nicht durch einander, über welchen Fehler vieler griechischen Dichter, schon Cicero geklaget. Zuweilen brau-

brauchet er aber lateinische Redensarten im griechischen, wenn er den Lucrez, Ovid und Horaz nachahmet: welches ebenfalls nicht viel tauget. Außer dem leuchten seine übrigen Tugenden überall hervor, und er verdient ein angenehmer und nützlicher Dichter zu heißen. Seine Fabeln in der Naturlehre muß man seinen Zeiten zu gut halten.

Die vornehmsten Ausgaben Oppians sind 1) von beyden Gedichten die pariſische von 1555 in 4, die Leidenſche des Rittershuſius von 1597. 8. u. die Genfer von 1606 in der Sammlung griechiſcher Dichter. 2) das Jagdgedicht allein, in Venedig beym Aldus, und zu Paris 1549 in 4. 3) Das Fiſchergedicht erſt zu Florenz, ſodann 1534 zu Straßburg in 4. endlich auch die hertelische Ausgabe, die der Herr Ueberſetzer nicht weiter kennet. Zu Venedig und Paris ſind Handſchriften davon, mit ſauber gemalten Thieren vorhanden.

Unter die Nachahmer **Oppians** gehöret hauptſächlich **Nemeſian**. Von neuern haben Bargäus, Natalis Comes, Fracaſtor, u. ſ. f. dergleichen Gedichte gemachet; aber mehr den **Gratius**, und **Nemeſian** vor Augen gehabt.

Von Ueberſetzungen hat man 1) Balins lateiniſche, von 1565. 4. ſodann 2) Mich. Pickarts zu Amberg 1604. 8. 3) Conr. Rittershuſens in ungeb. R. bey ſeiner Ausgabe. Ferner franzöſiſche 1) des Q. Septimii Flori Chriſtiani in Verſen 1575. 4. 2) eine ungebundne von 1690 zu Paris in 12 gedruckt. In andern Sprachen kennet der Herr Ueberſetzer keine:

sollte es welche geben, so bittet er sich eben so wohl zu entschuldigen, als den Oppian selbst: der sich auch für den ersten in dieser Art ausgegeben; obgleich schon Gratius vor ihm davon gedichtet hatte. Nun wollen wir eine Probe unsrer deutschen Uebersetzung hören: nachdem wir gemeldet, daß der Herr Uebersetzer seinen Text, auch mit einigen Anmerkungen erläutert hat.

Ich hörte jüngst erstaunt, wie Wolken Worte schuffen,
Es fieng die Göttinn an, mir also zuzuruffen:
Steh auf, und folge mir auf einem rauhen Pfad,
Den singend noch zuvor kein Sterblicher betrat.
Steh du mir, Göttinn, bey, sprach ich, und laß mirs glücken,
Das, was du göttlich denkst, hier menschlich auszudrücken.
Der du die Berge liebst, dich, Bacchus! sing ich nicht;
Nicht dein dreyjährig Fest, nicht dein erhitzt Gesicht.
Nicht, wie die muntern Nimfen Asopens Ufer zieren,
Nicht, Hekate, dein Fest. Oft ließ ich Tänze führen,
Um deinen liebsten Sohn, betrogene Semele.
So folgst du mir, sprach sie. Was Argo einst zur See
Für Thaten ausgeübt, wie Helden sonst gesieget,
Und wie man ehedem mit blutger Faust gekrieget:
Den Menschenmörder Mars, die Folgen seiner Wuth,
Dieß alles sing ich nicht. Dein Rohr stimt nicht für Blut.
Nein, Kriege sing ich nicht, auch nicht, wie Mars verherret,
Versetzte drauf mein Mund. Wer Ktesiphon zerstöret,
Und wer die Parther schlug, dieß alles weis ich schon.
Ja, sprach ihr holder Mund, sing keinen Trauerton;

Schweig

Schweig nur von Schwert und Blut, von Wolluſt und von Lieben:
Ich haſſe die, die ſich in deren Dienſten üben,
Die einſt vom Schaum entſtand. Ich, ſprach ich, weis es wohl,
Daß nie ein Myrtenkranz dich, Göttinn, zieren ſoll.
Nun wohl! ſo ſinge denn, und ſchildre das Vergnügen,
Wie mit dem ſchnellen Wild die ſchlauen Jäger kriegen;
Wie man die Pferde wählt, wie man die Hunde kennt,
Und wie der kluge Fleiß, der wildbegierig brennt,
Durch Spüren uns bezahlt. Sing ißt der Thiere Schlachten,
Sing auch den ſüßen Trieb, durch den ſie liebend ſchmachten.
Wie thränenfrey das Wild auf Bergen buhlend ſitzt,
Und drauf die Frucht gebiert, die keine Amme ſchützt.
Latonens ſchönes Kind befahl mir dieß zu ſingen:
Ich hört es folgſam an, und will es itzt vollbringen.
O träfe nur mein Lied dieß längſt geſuchte Ziel!

Der du vom Orient, ſo weit man denken will,
Das volle Meer regierſt, darinn du ſpiegelnd ſtraleſt,
Wenn es dein Auge malt, womit du röthlich praleſt:
Dein gütig freyer Mund, der mir die Dichtkunſt rieth,
Beglücke Stadt und Land, und auch mein Jägerlied.

III.

Institutiones Juris Naturæ & Gentium, in quibus ex ipsâ Hominis Natura, continuo nexu, omnes obligationes & jura omnia deducuntur. Autore Christiano L. B. de Wolf. &c. Hal. magdeb. prostat in Off. Rengeriana 1754. in 8. p. 782.

Wir haben noch aus dem vorigen Jahre eine Neuigkeit von Wolfischen Schriften nachzuholen. Es ist das kleine Recht der Natur, des sel. Herrn Kanzlers von Wolf in einer neuen Auflage an des durchl. Prinzen von Preußen, Herrn Wilhelms kön. Hoheit, noch von dem sel. Herrn Kanzler zugeeignet. Durch diesen Auszug aus dem größern Werke von dieser Wissenschaft, ist nun dem Verlangen derer eine Gnüge geschehen, denen jenes viel zu weitläuftig geschienen; als daß es ihre Ungeduld erlaubet hätte, es durchzugehen. Hier können sie sich nun das ganze Lehrgebäud des hochseligen Kanzlers gleichsam auf einen Blick bekannt machen; hernach aber diejenigen Materien, die sie ausführlicher abgehandelt zu lesen wünschen, in dem weitläuftigen Werke nachschlagen.

Es geschieht aber auch akademischen Lehrern, durch diesen Auszug kein geringer Gefallen: die gern ein Lesebuch über diese Wissenschaft, nach den Grundlehren des seligen Freyherrn haben wollten. Hier besitzen sie nunmehr ein Buch, welches sie ganz bequem, in einem ganzen, oder halben Jahre werden erklä-

erklären können; nachdem ſie viel oder wenig Stunden wöchentlich dazu ausſetzen. Und ob es gleich der Zahl der Blätter nach etwas ſtark zu ſeyn ſcheint: ſo iſt doch die Schrift ſo groß, daß es gar leicht auf 300 bis 400 Seiten hätte gedruckt werden können.

Der I. Th. handelt vom R. der N. überhaupt, und den Pflichten gegen ſich, gegen Andre und gegen Gott. Nachdem im 1. C. der Unterſchied menſchlicher Handlungen, und ihre Zurechnung abgehandelt worden, redet das 2 C. von der Verbindlichkeit, dem Rechte und Geſetze; nebſt dem Grundſatze des R. d. N. Das 3. von der allgemeinen Verbindlichkeit und dem Rechte der Menſchen; das 4. von den Pflichten gegen ſich ſelbſt; das 5. von den Pflichten gegen andre, und denen damit verbundenen Rechten; das 6. von den Pflichten gegen Gott.

Der II. Th. handelt von dem Eigenthume, und denen daraus fließenden Rechten und Pflichten. Hier redet das 1 C. von der urſprünglichen Gemeinſchaft aller Güter, und dem Urſprunge des Eigenthums. Das 2. von der älteſten Art ein Eigenthum zu erlangen; das 3. von denen Pflichten und Rechten, die daraus entſpringen; das 4. von den Ueberbleibſeln der alten Gemeinſchaft der Güter; das 5. von der neuern Art etwas eigenes zu erlangen; das 6. von der Mittheilung ſeiner Geſinnungen; das 7. von der Art ſich einander verbindlich zu machen, und von Verträgen überhaupt. Das 8. von der Bemächtigung, und Verjährung. Das 9. von Schenkungen; das 10 vom Werthe der Dinge und dem Gelde; das 11.

von verbindlichen Wohlthaten, oder milden Verträgen; das 12. vom Tauſchen, oder beſchwerlichen Verträgen. Das 13. von ſolchen, darinn ein Glücksfall herrſchet. Das 14. von den Scheinverträgen (quaſi-Contractus) das 15te von Pfändern und Dienſtbarkeiten (ſervitutibus). Das 16te von dem einträglichen Eigenthume, ſonderlich dem Lehne. Das 17. wie die Verbindlichkeit der Verträge aufhöre; das 18. wie man im natürlichen Zuſtande Streitigkeiten entſcheide. Das 19. von der Auslegung; das 20. von verſtorbenen und ungebohrnen Perſonen.

Der III. Th. handelt von der Herrſchaft und denen daraus fließenden Pflichten und Verbindlichkeiten. Der erſte Abſchnitt redet von der Privatherrſchaft, und zwar im 1 C. von der Herrſchaft oder Geſellſchaft überhaupt; im 2. vom Eheſtande; im 3. von der Verwandtſchaft und Schwägerſchaft; im 4. von der väterlichen Geſellſchaft und Gewalt; im 5. vom Erbrechte, und dem letzten Willen, auch der Erbfolge ohne Teſtament; im 6. von der Knechtſchaft und herrſchaftlichen Geſellſchaft, im 7. vom Hauſeweſen.

Der II. Abſchnitt handelt von der öffentl. Herrſchaft, oder dem Staatsrechte; und dabey zeiget das 1 Cap. den Urſprung der Staaten und Regierungen; das 2. die verſchiedenen Regierungsarten; das 3. die Aufrichtung des gemeinen Weſens; das 4. die Rechte der Majeſtät; das 5te die natürliche Theorie bürgerlicher Geſetze; und das 6te endlich, die Pflichten der Obern und Unterthanen.

Der

Gedanken; oder man trägt einen neuen, von dem erſtern weit abweichenden Gedanken, mit denſelbigen Worten vor, mit welchen man ſich zuvor erkläret hat. Jenes zeuget von einer ſehr ſchwachen und magern Einbildung, auch einer groſſen Unachtſamkeit des Verfaſſers; dieſes von ſeiner blöden Urtheilungskraft, Unordnung im Gehirne, Unerfahrenheit und Armuth in der Sprache: Beydes machet den Schriftſteller ekelhaft, und den Leſer verdrüßlich. Unſer Geiſt, deſſen Weſen in der Geſchäftigkeit beſtehet, iſt begierig, allezeit etwas zu lernen, was ihm vorher unbekannt geweſen. Er erwartet von demjenigen, der ſich gleichſam zu ſeinem Lehrmeiſter aufwirft, etwas neues.

Sobald er eine Sache gefaſſet hat, ſo richtet er das Ziel auf eine andere und fremde. Wenn man ihn nun immer mit einerley Begriffen aufhält, ſo wird ſein Verlangen nicht geſtillet, ſo wird er überdrüßig. Dieſes geſchieht aber, wenn dieſelben Worte und Gedanken verſchiedentlich aufgewärmet werden. Ferner, das gröſte Vergnügen unſerer Seelen entſpringt aus der Entdeckung und Erkenntniß der Wahrheit. Wir ergetzen uns, wenn wir eine genaue Aehnlichkeit zwiſchen der Sache und der Deutung des ihr beygelegten Wortes wahrnehmen. Wie kan uns alſo der Vortrag gefallen, der einen Rieſen eben ſo als einen Zwerg abbildet; der von dem Himmel redet, als von der Erden; der trocken und naß, ſüß und ſauer, mit gleichen Vorſtellungen beſchreibet! Dieſes geſchieht, wenn man zweyerley Gedanken dennoch mit einerley Worten ausdrücket.

Nechſt dem, ſo entſtehet aus ſolcher verwirrten und unrichtigen Schreibart eine Dunkelheit, welche eine

friſche

Der IV. Theil handelt vom Völkerrechte; und zwar im 1. Cap. überhaupt; im 2. von den Pflichten der Völker gegen sich selbst; im 3. von den Pflichten derselben gegen einander, und denen daraus fließenden Rechten; im 4. von dem Eigenthume eines Volkes; im 5. von Bündnissen und Bürgschaften; im 6. von der Art Streitigkeiten beyzulegen; im 7. vom Rechte des Krieges; im 8. vom Rechte der Völker im Kriege; im 9. vom Frieden, und Schliessung des Friedens; im 10 vom Rechte der Gesandtschaften.

Hieraus wird man nun unschwer den weiten Umfang der in diesem Werke abgehandelten Materien einsehen, und leicht begreifen: wie nützlich es seyn muß, wenn alle dieselben in systematischer Gründlichkeit abgehandelt werden. Diejenigen, so sich aus einem Esprit des Loix soviel machen können, wo doch alles wie Kraut und Rüben untereinander gemenget ist, und wo der Witz und die Belesenheit zum Schaden der Vernunft herrschen; oder die auch an einem magern Code de la Nature, der gleichsam ein Esprit des Loix in einer Nuß seyn soll, einen Leckerbissen finden, bloß weil beydes französisch ist: werden zwar freylich ein lateinisches Buch so hoch nicht schätzen. Allein auf ihren Ausspruch kömmt es im Reiche der Wissenschaften gewiß nicht an. Und wer weis, ob wir nicht auch dieß Buch bald in einer bekanntern Sprache, und angenehmern Schreibart zu lesen bekommen?

IV.

Fortsetzung der Betrachtungen über das palmyrenische Alphabeth, des Abts Barthelemy.

Nun ist es Zeit, das Alphabeth, welches der Abt B. entworfen, ans Licht zu bringen. Es steht auf dem Kupfer dieses Monaths in der ersten Schriftsäule. Beym ersten Anblicke zeiget sichs, daß es aus dem hebräischen oder syrischen entsprungen; und daher gab er ihm in der zweyten Säule, die hebräischen Buchstaben zu Nachbarn, die bekannter sind, als die syrischen. Die Namen derselben stehen in der dritten; und ihre Kraft drücken in der vierten die lateinischen Buchstaben aus. Man muß aber nicht begehren, daß derselbe Buchstab sich allemal vollkommen gleich aussehen soll. Die verschiednen Hände machen zuweilen einen merklichen Unterschied, wie wir das im Deutschen wohl wissen. Etliche hat er neben einander gesetzet; um ihre Aehnlichkeit zu zeigen.

Nur eine Schwierigkeit blieb ihm wegen des Tzade. Seine Figur war in den neuen Abschriften der Engländer nicht deutlich ausgedrücket: daher hat er sie aus der in Rom vorhandenen Abschrift entlehnen müssen. Alles kömmt nun darauf an, wie er sein Alphabeth rechtfertigen wird.

Man werfe das Auge auf unser neuliches Kupfer, so wird man N. II. eine griechische, und N. I. eine

dazu

dazu gehörige palmyreniſche Aufſchrift erblicken. Die griechiſche fängt mit dem Worte ΣΕΠΤΙΜΙΟΝ an; die palmyreniſche aber zeiget ein Wort, welches wir auflöſen müſſen. Der erſte Buchſtab iſt, ein Samech, der 2te ein Pe, der 3te ein Teth, der 4te ein Mem, der 5te ein Jod, der 6te ein Vau, d. i. ein O oder U, der 7te ein Samech. Dieſe Buchſtaben mit den Puncten der Selbſtlauter, deren ſie fähig ſind, vereiniget, machen das Wort ΣΕΠΤΙΜΙΟΣ. Wenigſtens ſetzet ers zur Zeit voraus, bis der Beweis folgen wird.

Das zweyte Wort der griechiſchen Aufſchrift iſt ΟΥΟΡΩΔΗΝ. Das dazu gehörige palmyreniſche Wort, muß ſeyn, und iſt nach ſeinem Alphabethe ΟΡΟΔ, wovon die Griechen Ουοροδης gemachet haben. Der erſte Buchſtabe iſt ein Vau, der zweyte ein Reſch, der dritte wieder ein Vau, und der vierte ein Daleth. Nun iſt zwar dieſes dem zweyten faſt gleich: allein die palmyreniſche Sprache war ſyriſch, und in derſelben unterſchied man dieſe beyde Buchſtaben nur durch die Vocalpuncte; die aber bey öffentlichen Aufſchriften ausgelaſſen wurden. Und ſelbſt im hebräiſchen ſind ja ר und ד einander ſehr ähnlich.

Die Wörter, ſo im griechiſchen folgen, ſind ΤΟΝ ΚΡΑΤΙΣΤΟΝ ΕΠΙΤΡΟΠΟΝ; und Herr A. Barth. hat nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß man dieſelben Wörter, das bloße Geſchlechtswort ausgenommen, auch im palmyreniſchen findet. Denn die erſte iſt ein Koph, die übrigen

sind schon oben vorgekommen, und haben hier dieselbe Kraft, nämlich Resch, Teth, Samech, Teth und ein Samech, die mit dem Koph κρατος ausmachen: die Vocalpuncte nämlich drunter verstanden. Das folgende Wort Επιτροπο ist im palmyrenischen auch, ob es gleich mit einem Aleph anfängt und aufhöret. Allein die Syrer und andre Morgenländer geben dem Aleph oft den Klang aller andern Lautbuchstaben: und was noch entscheidender ist: so haben die Syrer das Wort επιτροπο noch in ihrer Sprache, schreibens auch oft mit eben solchen Charaktern als hier das ist ‏אפטרופא‏. Da nun die bisherigen Wörter sowohl im griechischen, als palmyrenischen vorkommen: so rechtfertigen sie das Alphabeth auch in Ansehung der übrigen Wörter.

Ferner giebt es im griechischen ΣΕΒΑΣΤΟΥ ΔΟΥΚΕΝΑΡΙΟΝ; und im palmyrenischen liest er nach seinem Alphabethe ΔΟΥΚΕΝΑΡΟ. Die Buchstaben sind schon alle vorgekommen, bis aufs Nun.

Weiter findet man im Gr. die Wörter ΚΑΙ ΑΡΓΑΠΕΤΗΝ, und im Palmyrenischen ΑΡΓΑΒΕΤΟ, mit einem vorgesetzten Vau, welches das ΚΑΙ ausdrücket. In diesem Worte kommen das Beth und Gimel zum erstenmale vor; aber ihre Bedeutung ist auch durch andre Aufschriften, wo sie oft vorkommen, bestimmet. Hierauf folget im palmyrenischen das Wort ΑΚΙΜ, welches

ſyriſch poſuit, conſtituit, heißt. Man muß nämlich wiſſen, daß dieſe palmyreniſchen Aufſchriften gewiſſen vornehmen Leuten zu Ehren geſetzet worden.

Nach dem Worte ΑΡΓΑΠΕΤΗΝ ſieht man im Gr. den Namen deſſen, der das Denkmaal aufgerichtet, das war Julius Aurelius Septimius, und eben dieſe Namen findet man in der palmyreniſchen Schrift nach dem Worte ΑΚΙΜ. Das ΙΟΥΛΙΣ, oder ΙΟΥΛΙΟΣ ſteht am Ende der zweyten Zeile, und ΑΥΡΗΛΙΣ, d. i. Aurelius, fängt die dritte Zeile an. Beyde geben die Geſtalt des Buchſtabs Lamed, die wir noch nicht kannten. Das Wort Septimius, welches nun folget, iſt eben ſo geſchrieben, als im Anfange. Man ſieht im Gr. ſeinen Zunamen und Titel ΙΑΔΗΣ ΙΠΠΙΚΟΣ; und im Palm. ΙΑΔΟ ΕΠΙΚΟΣ. Die folgenden Aufſchriften geben ihm die Bedeutung des erſten Buchſtabs in dieſem Worte. Hier hat nun die erſte Aufſchrift ein Ende, vermuthlich, weil ſie entweder mit Fleiß verkürzet, oder nachmals verſtümmelt worden.

Und hierbey können wir es auch bewenden laſſen. Sprachenkenner werden daraus ſchon zur Gnüge abnehmen, wie geſchickt Herr Barthelemi bey dieſer Entdeckung verfahren iſt.

V. Epi-

V.

Epicteti ENCHIRIDION,

græce & latine, cum Scholiis græcis, nunc primum e Bibliotheca Regia Dresdenſi vulgatis & novis animadverſionibus. Dresdæ & Lipſiæ, imp. Mich. Gröllii 1756. in 8. 228 S. ohne Vorr. und Reg.

Der Hr. Herausgeber geſteht in der Vorrede, daß er mehr ungefähr, als aus eigener Wahl und mit rechtem Vorſatze, auf dieſe Ausgabe Epiktets gerathen ſey. Da er nämlich eben ſo wenig an denſelben, als an den Confucius gedacht; ja auch das Griechiſche ſeit etlichen Jahren faſt gänzlich bey Seite geſetzet hätte: ſo wäre vor ein Paar Monathen der königl. geh. Secr. Hr. Bibliothekar Clodius in Dresden, eines geſchriebenen alten Epiktets, mit noch ungedruckten Scholien habhaft geworden *. Dieſe Anmerkungen nun wurden von dieſem gelehrten Manne würdig geachtet, ans Licht geſtellet zu werden: und dieſer rieth es ihm eben an, dieſe Mühe über ſich zu nehmen. Er ſelbſt hatte weiter keine Entſchuldigung im Vorrathe, als daß er ſich zu einer ſolchen Arbeit nicht vorbereitet hätte. Doch nahm er dieſelbe mit dem

* Es war ſelbiger aus der hieſigen börnerischen Bücherſteigerung, für die königl. Bibliothek, vor kurzem erkauſet worden.

dem Bedinge über ſich, daß der Hr. Bibliothekar ihm alle dazu nöthige Bücher verſchaffen wollte.

Anfangs ſchien ihm die Arbeit ſehr leicht zu ſeyn: weil er glaubte, es würde ein Buch, welches in niedriger Schreibart, und ohne alle Zierrathe geſchriebrn iſt, wenig Schwierigkeiten haben. Allein bald ward er gewahr, daß die Ausleger nur bey leichten und bekannten Dingen, oder gewiſſen allgemeinen Lehrſprüchen ſtehen geblieben, bey ſchwerern Stellen aber geſchwiegen; viele, dem Scheine nach, leichte Dinge vorbey gegangen; die doch, als ſtoiſche Lehren nicht jedem Leſer verſtändlich wären: und kurz, daß man zur Erklärung eines Stoikers noch gar keine Einſicht in ihre Lehren angewandt hätte; ja daß nicht einmal eine kritiſche Scharfſinnigkeit bey dieſem Schriftſteller gebrauchet worden.

H. Wolf nämlich, habe ſich zwar fünf Ausgaben (die von vielen fälſchlich für Handſchriften verſtanden werden;) nämlich zwo baſeliſche von 1554. und zwo venetianiſche von 1528. und 1535. und eine ſtraßburgiſche von 1554. zu Nutze gemachet; aber doch vornehmlich die venetianiſche von 1535 abdrucken laſſen, der andern aber ſich nur an wenigen Stellen bedienet. Caſaubon hätte zwar zu London 1659. mit dem Epiktet zugleich die griechiſche Umſchreibung herausgegeben, und ſehr viel zum Verſtande dieſes Handbuches beygetragen; aber weiter nichts, als Wolfs Ausgabe und Politians Ueberſetzung bey der Hand gehabt. Berkel, der es in Holland mit verſchiedener Gelehrten Anmerkungen herausgegeben,

und

und Blancard nebſt Schrödern, die nur ihre Namen für einen neuen Abdruck geſetzet, hätten ſich um die Urtheile der Gelehrten nicht viel bekümmert. Meibom endlich, deſſen Anmerkungen Reland 1711. zu Utrecht ans Licht geſtellet, wäre nicht fertig geworden; und würde zweifelsfrey viel geändert und gebeſſert haben, wenn er die letzte Hand hätte daran legen können. Upton aber hätte dieß Enchiridion nur als eine Zugabe zum Arrian abdrucken laſſen, und alſo keinen beſondern Fleiß darauf gewandt.

Darüber hat ſich unſer Herausgeber am meiſten gewundert, daß, da man Arrians Abhandlungen und des Simplicius Schriften noch in Händen hätte, die zur Auslegung Epiktets nicht wenig beytragen könnten; man doch deſſelben ſich nicht recht zu Nutze gemachet. Den erſten nämlich hat Upton zuerſt zu Rathe gezogen: und Jo. Alb. Fabricius würde es auch gethan haben, wenn er die vergehabte Ausgabe Arrians und Epiktets zu Stande gebracht hätte. Des Simplicius aber, der doch zu einer Zeit geſchrieben, da die ſtoiſche Philoſophie noch nicht vergeſſen war, hatte ſich noch niemand recht, wie man wohl gekonnt hätte, bedienet. Daher hat unſer Herausgeber beyde mit Fleiß durchgeleſen, und manches angemerket, was zur Verbeſſerung des Simplicius dienen kann. Aus dem Arrian hat er das gelernet, daß er die Materie von ὑγιεινὸς und ἐφεκτὸς deutlicher, als ſeine Vorgänger erklären können. Auch die griechiſche Umſchreibung, die Caſaubon herausgegeben, hat er mit Gronovs

Ver

Verbeſſerung aus dem mediceiſchen Mſpte. durchgeleſen, und mit allen Capiteln verglichen. Er hat aber auch befunden, daß dieſe nicht mit Rechte eine Umſchreibung, (Paraphraſis) genennet wird; da ſie nichts anders iſt, als eben das Enchiridion, nur nach der chriſtlichen Lehre eingerichtet; ſo daß alles, was nach dem Götzendienſte ſchmecket, verändert worden.

Da man auch ein andres chriſtliches Enchiridion hat, welches der Abt Nilus, der Aſcet bengenamet, um 440. aufgeſetzet; und welches Suarez mit ſeinen Werken zu Rom herausgegeben: ſo hatte auch dieſes noch niemand mit unſerm Epiktet verglichen; daher es der Herr Herausgeber zuerſt gethan, und dieſe Mühe nicht bereuen dörfen. Ferner hat er ſich der Schätze Meiboms bedienet, die er aus einem Gerdeſiſchen, und einem Copenhagiſchen Codice angemerket hatte; andrer Hülfsmittel zugeſchweigen, die er ſich von andern Orten her zu Nutze gemachet.

Was nun den kön. dresdeniſchen Cod. MStum. betrifft: ſo iſt er zwar keiner von den älteſten; ſcheint doch aber nach einer ſehr guten alten Handſchrift, auf ſeidenes Papier abgeſchrieben zu ſeyn. Zwiſchen den Zeilen ſind, von eben der Hand, einige Gloſſen geſchrieben, die er aber nicht alle würdig geachtet, drucken zu laſſen. Er hält auch nicht den ganzen Epiktet, ſondern nur die vornehmſten Capitel deſſelben in ſich; doch ſo, daß man nicht muthmaßen kann, er ſey mangelhaft. Er hebt vom III.

Cap.

Cap. an. Ἐφ' ἑκάστῳ τῶν ψυχαγωγούντων. Das 4. C. ist ausgelassen: dann folgen das 5. 9. 11. 12. (daran etwas fehlet,) 15. 17. 18. 19. 22. bis 29. bis an die Worte θέλουσι, καὶ αὐτοὶ φιλοσοφεῖν. u. s. w. Doch so: daß nach dem 48sten Cap. alles fehlet, ohne daß man eine Verstümmelung wahrnimmt. Die Scholien, die er ans Ende gesetzet, sehen andern neuern Scholien ähnlich, und beschäfftigen sich mit grammatischen Kleinigkeiten; kehren sich aber an des Verf. Worte sehr wenig.

Man kann aus dem allen leicht sehen, wie geschickt der Herr Verf. gewesen, uns eine neue und bessere Ausgabe Epiktets zu liefern: und wir freuen uns, daß abermal ein neuer griechischer Schriftsteller bey uns darthut, daß es dieser Sprache an Liebhabern nicht fehle. Der Herr Verleger hat auch an sich nichts ermangeln lassen, ihm äußerlich alle Zierde des Druckes und Papieres zu ertheilen, die seinem Buchladen Ehre machet.

VI.

Discours politiques de Monsieur Hume, traduits de l'Anglois, Nouvelle Edition, par Mr. l'Abbé le Blanc. Historiographe des Batimens du Roy de France T. I. II. á Dresde chez Mich. Gröll, Libraire & Marchand d'Estampes 1755. in gr. 8. T. I. p. 286. T. II. p. 275.

Diese

frische Quelle des Misvergnügens ist. Wenn die Wiederholungen nur deßwegen unangenehm wären, weil der einförmige, gleichlautende Schall unsere Ohren ermüdet, so müsten sie uns allezeit unbeliebt und wiederwärtig fallen. Allein es fehlet so viel hieran, daß wir vielmehr aus der Erfahrung wahrnehmen, wie dadurch einer Rede, vielfältig eine nicht geringe Zierde und Anmuth zuwachse. Daher haben auch alle Rhetoricken und Anweisungen zur Beredsamkeit, eine besondere Art von Figuren aus der Wiederholung gemacht. Ich halte dafür: alle Figuren, als da sind, der Ausruf, die Frage, die Anrede an lebloſe Dinge, die Einführung redender Personen, u. d. g. haben ihren sicheren Grund, der in unsern Leidenschaften und der Beschaffenheit des menschlichen Herzens zu suchen ist. Deswegen kommen auch alle Kunstverständige darin überein, daß niemand einen tüchtigen Redner abgeben, noch etwas überzeugendes, etwas rührendes, bewegendes vorbringen könne, der nicht sich selbst, das ist, den Menschen, genau beobachtet und durchforschet hat. Und es würde der wahren Beredsamkeit einen grossen Vortheil schaffen, wenn iemand sich die Mühe gäbe, zu untersuchen, warum eigentlich diese oder jene Figur, eben diesen und keinen andern Affect erregen müsse, und auch wirklich errege.

Man hat zwar verschiedene Regeln von den Figuren überhaupt, und welchergestalt sie anzuwenden sind; aber ich wünschete, daß von einer ieden insbesondere dergleichen vorhanden wären, und man deren Gebrauch nicht bloß der Lebhaftigkeit unserer Einbildung, oder der Ubung und Nachahmung berühmter Redner,

über-

Dieſe politiſchen Abhandlungen ſind ſo voll angenehmer Beleſenheit in alten und neuern Schriftſtellern, und ſo reich mit den Zierrathen der ſchönen Wiſſenſchaften ausgeſchmücket, daß wir ſie gar wohl unſern Leſern anpreiſen können. Zudem iſt der Herr Ueberſetzer derſelben, als ein Ausländer ſo gerecht und billig gegen unſer Sachſenland, wo er ſich etliche Monathe aufgehalten; daß er bloß deswegen einige Aufmerkſamkeit verdienen würde: geſetzt, daß er ſonſt nicht unter die beſten heutigen Schriftſteller von Frankreich gehörete.

Die Zuſchrift hat er an den Marquis von Marigny, Bruder der Gräfinn von Pompadour, als königl. Oberbaudirector gerichtet. Wir erwähnen dieſer Zueignung deswegen, weil er darinn, wider die Gewohnheit der Franzoſen, viel rühmliches von Deutſchland ſaget. Wir können nicht beſſer thun, als wenn wir unſern Leſern dieß Stück überſetzet vorlegen. Es iſt nämlich angenehm, wenn man einen aufrichtigen Ausländer ſelbſt von unſern Merkwürdigkeiten reden höret. Nachdem er von der Beſchirmung der Künſte in Frankreich geredet; und bemerket, daß dieß Jahrhundert der Zeitpunct der Vernunft und Weltweisheit ſey, fährt er ſo fort:

„Ohne von dem Ruhme zu reden, den dergleichen Denkmäler (als die öffentliche Gebäude, z. E. der Militarſchule zu Paris) einem Volke geben: ſo haben die Künſte des Geſchmackes, ſogar die zum bloßen Prachte dienen, einen wahrhaften Nutzen: der zwar den Augen des Pöbels entwiſchen kann, aber

der wirkliche Zweck jedes erleuchteten Ministers ist; dessen Pflicht es ist, selbst die Laster der Privatpersonen zum Vortheile des Staates anzuwenden. Sachsen, mein Herr, wo ich mich itzo befinde, giebt einen der deutlichsten Beweise davon. Die Erde erhält daselbst durch die geschickten Hände, die daran arbeiten, einen Werth, der sie den kostbarsten Metallen an die Seite stellet, welche man so mühsam aus dem Eingeweide der Erden zieht. Die andern europäischen Völker bestreben sich, ihr Gold gegen eine Materie zu vertauschen, deren Zerbrechlichkeit selbst ihren Werth zu vermehren scheint. Billig kann also der König von Pohlen seine Porcellanfabrik zu den reichsten Bergwerken seines Staates zählen.

Was hätte ich Ihnen nicht von der königl. Bildergallerie zu Dresden zu sagen: wo alles den Geschmack und die Pracht des Monarchen verräth; wo die Kunst Reichthümer auskramet, die nicht einmal denen Schätzen weichen, womit die Natur Sachsen zu bereichern beliebet hat. Diese kostbare Sammlung von Gemälden, ist ein ungeheures Meer; welches unaufhörlich aus den verschiedenen Ländern von Europa, neuen Tribut erhält. Kurz, es ist eine vollkommene Malerschule. Ich sehe täglich Künstler darinnen, die eifrig sind, die Gnade des Prinzen zu verdienen; die durch seine Wohlthaten, und noch mehr durch seine Blicke, welche den schmäuchelhaftesten und mächtigsten Sporn abgeben, aufgemuntert, sich nach den Mustern der größten Meister

ſter bilden; und ſich würdig machen, das prächtige Gebäud zu zieren, welches ſeine Frömmigkeit der Religion gewidmet hat.

Was für Veränderungen hat nicht ſchon in verſchiedenen Ländern der Geiſt des Erkenntniſſes hervorgebracht, der ſein Licht auf allen Seiten ausbreitet, und von Tage zu Tage wächſt? Ich nehme noch einmal Sachſen zum Zeugen. Mitten in der Lauſitz, woher die alten Vandalen gekommen ſind, unſre Länder zu verwüſten, und ſie wieder in die Unwiſſenheit zu ſtürzen; da drucket man im Franzöſiſchen die Abhandlungen des Hrn. Hume, nach; ein Werk, welches nicht wenig beytragen kann, ein jedes Volk von ſeinen wahren Vortheilen zu belehren. Wie rühmlich iſt es nicht für unſer Jahrh. in einem Lande, deſſen Waffen vormals Europa ſo traurig geweſen, eine andere Art derſelben vervielfältigen zu ſehen, die zu Vertreibung der Barbarey am geſchickteſten ſind. Das Buch des Hrn. Hume iſt ein Schild der Pallas, den man ihr entgegen ſetzen kann. u. ſ. w.

So redet der Herr Abt Le Blanc von Sachſen: und zu völligem Verſtande deſſen, dörfen wir nur anmerken, daß dieß Buch ſelbſt auf der Herrſchaft Sr. Excell. des Hrn. Prem. Miniſters Grafen von Brühl, zu Pförten gedrucket worden; und doch an Schönheit keinem andern heutigen Buche das geringſte nachgiebt.

Nach einer langen und gelehrten Vorrede des Hn. Ueberſetzers folget das Werk ſelbſt: und beſteht aus

folgenden Abhandlungen. Der I. Theil enthält folgende: 1) Abh. vom Handel. 2) Abhandl. vom Pachte. 3) Vom Gelde. 4) Von den Zinsen. 5) Von dem Gleichgewichte des Handels. 6) Vom Gleichgewichte der Macht. 7) Von den Auflagen. 8) Vom öffentlichen Credit. Und schlüßlich politische Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von England, sonderlich in Ansehung seiner Auflagen und Schulden, nebst ihren Ursachen und Folgen. Im II. Th. redet die 9te Abh. von etlichen merkwürdigen Gewohnheiten. Die 10te, von der Fruchtbarkeit einiger alten Völker. Die 11te, von der protestantischen Thronfolge; und die 12te und letzte giebt eine Abbildung einer vollkommenen Republik.

Endlich hat der Hr. Uebersetzer ein Verzeichniß der vornehmsten Werke über den Handel, die Einkünfte, u. d. m. die er in den Anmerkungen angeführet hat, und die theils in England, theils in Frankreich im Drucke erschienen, beygefüget. Diese sind fast alle aus dem Engländischen übersetzet, als welches Volk, zuerst von dergleichen Materien geschrieben haben soll. Sollte das wohl auch in Ansehung der Deutschen wahr seyn? Das Buch ist indessen durchgehends schön geschrieben; und selbst ein Gelehrter wird es mit großem Vergnügen lesen.

VII. Briefe.

Gotha, bey J. P. Mevius 1753. Briefe, zweyter Theil 1755. und dritter Theil 1755. in 8. jeder 120 S.

Seit

Seitdem die alten talandriſchen und menantiſchen Briefbücher, die gleichſam Fuderweiſe in den Druck geliefert wurden; und ſoviel andre Briefſchmieralien, verächtlich geworden, haben wir in neuern Zeiten auch viel artigere Briefe bekommen. Es iſt hier der Ort nicht, ſie alle zu erzählen: genug, wenn wir ſagen, daß wir ſowohl ſpaßhafte, als verliebte, und freundſchaftliche Briefe von verſchiedenen guten Federn erhalten haben. Unter die letzten hauptſächlich gehören auch dieſe; die uns Hr. Bertram geliefert hat: deſſen Feder unſern Zeiten Ehre machet, und ihm ſelbſt den Beyfall aller Verſtändigen erwirbt.

Doch herrſchet in denenſelben eine ſo angenehme Abwechſelung, daß man ihrer im Leſen ſchwerlich überdrüßig werden kann. Scherz und Ernſt, Witz und Beleſenheit, Urtheilskraft und Kritik, ja auch die Satiren haben zuweilen an ſeinen Aufſätzen Theil. Und wenn ja nicht alle wirklich an ſeine Freunde und Freundinnen abgelaſſen worden; welches wir allezeit für eine nöthige Eigenſchaft guter Briefe halten: ſo ſind ſie doch mehrentheils der Natur und Wahrheit ſo ähnlich, daß man ſie leicht mit wirklichen ungekünſtelten Sendſchreiben vermengen, oder darunter verlieren könnte.

Selbſt die Liebe, oder doch die Artigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht, die man ſonſt undeutſch die Galanterie nennet, hat keinen geringen Antheil an dieſer Sammlung. Der Hr. Verfaſſer kennet den aufgeweckten und ungezwungenen Umgang mit denſelben.

selben. Er weis auch Witz und Scherz in die Höflichkeiten und Schmäuchelenen zu mengen, die er seinen Schönen vorsaget. Er bequemet sich zuweilen ihren Schwachheiten, um sie selbst zu belehren. Kurz, er schreibt natürlich, und doch zärtlich; artig, und doch witzig: so daß er weder die Sitten noch den Wohlstand vergißt.

Mehr können wir von dieser Sammlung nicht sagen; außer daß wir wünschten einige Kleinigkeiten in der Richtigkeit seiner Schreibart besser beobachtet zu sehen. Er schreibt fast überall schön, und grammatisch; nur zuweilen verräth er eine Patavinitatem: oder einige niederdeutsche Redensarten zeigen, daß er kein gebohrner Hochdeutscher ist. Doch sie kommen selten; und man merket sie gleich, wenn man ein hochdeutsches Ohr hat. Und

> Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
> Offendar maculis

Folgendes Schreiben, aus dem I. Th. a. d. 54 u. f. S. mag zum Muster von seiner Schreibart dienen.

Der 18. Brief.

Mein Herr,

Ich nehme sehr vielen Antheil an der Freude, die Sie mit Recht an Dero hoffnungsvollem Sohne haben. Er verdienet, daß man ihn liebet und werth schätzet. Und Sie können ihn anitzo ohne die geringste Furcht auf die Akademie schicken, da sein

noch

noch junges Herz ſchon ſo edel denkt, und ſeine Sitten ſo lobenswürdig ſind. Ich zittere ſonſt allzeit, M. H., wenn ich einen Jüngling ſehe, der nach Akademien reiſet. Wie leicht wird er doch verführet, und fällt in üble Geſellſchaften! Ich geſtehe, daß ſeit dem ich einige Jahre bey Hofe lebe, und das freye, artige, gefälli je und ungezwungene Betragen der höhern Perſonen bey den Höfen empfunden, und ich gemeiniglich das Gegentheil bey vielen Gelehrten, und ſelbſt bey vielen Lehrern angetroffen, ich oft darauf gefallen bin: ob dieſen Dingen nicht abzuhelfen wäre. Was hilft uns ein ſolcher Stock in der Republik, der ein Paar lateiniſche Wörter weis, eine Predigt aus zehnen zuſammen ſchreiben, einen juriſtiſchen Saz zum Schaden ſeines Clienten machen, ein Recept zur Verkürzung des menſchlichen Lebens entwerfen, oder gar wohl nur ein Paar düſtre metaphyſiſche Diſtinctionen auswendig herſagen kann? Sie ſind in Geſellſchaften der Spott und der Gegenſtand der Satire. Warum könnten ſie denn bey ihren oft wenigen Wiſſenſchaften nicht auch ein gefälliges Betragen haben? Warum könnten Sie nicht dabey eine ungeſchminkte Tugend, ſchöne Empfindungen, und edle Geſinnungen zeigen? Dieſes ſind bey den meiſten böhmiſche Dörfer. Und wie kann es anders ſeyn? Man geht in die Schule. Man lernt Latein, peitſcht die Wörter und Redensarten der alten Autoren durch; lernt ſonſt noch allerhand Dinge, theils nüzliche, theils unnüzliche; aber alle Dinge für den Verſtand. Niemand ſuchet das

Aeußerliche zu bessern, niemand suchet das Herz zu tugendhaften und schönen Handlungen anzufeuern. Und wie vielmal könnte man das Gegentheil sagen? In dieser Verfassung geht man auf die Akademie. Hilf Himmel! welch ein wildes Wesen herrscht unter den meisten Jünglingen. Wenn noch in einigen von den Aeltern etwas Gutes gebauet worden: so ist es hier in Gefahr, daß es wieder verloren gehe. Man nenne mir doch ein Collegium, wo gute Sitten gelehret, wo unsere Gesinnungen edler gemachet, und wo uns ein guter Geschmack gelehret wird. Ein demonstrirtes moralisches Lesebuch bessert uns nicht. Es überzeuget den Verstand: und der Wille thut, was ihm gefällt. Findet sich noch hier und da ein redlicher Mann, der auf eine feine Art die Sitten zu reinigen suchet, so ist das Uebel schon zu weit eingerissen. Denn, werden Sie nicht erschrecken, wenn ich Ihnen sage: daß ich selbst akademische Lehrer kenne, welche die Tugend junger Leute verderben; die in ihren Vorlesungen niederträchtiger als ein Bordelwirth reden; die mit Fleiß und Gewalt die Materien herbey ziehen, wo sie Gelegenheit haben, lüderlich zu sprechen, nur damit sie sich dadurch einen starken Zulauf erwerben? Wie kann es denn anders seyn, als daß junge Leute ihren Führern folgen und lasterhaft werden? — — — Auf diese Art bekommen wir denn so viele von Dünsten angefüllte Köpfe, und von Lastern ausgemergelte Körper nach Hause. Hier finden nun nicht alle die Gelegenheit sich zu bessern: und ist es denn zu verwun-

dern,

dern, daß die Anzahl der eingebildeten ſtarken Geiſter zunimmt? Dieſe Jünglinge ſind des laſterhaften Lebens gewohnt; ſie möchten gern, daß keine Tugend wäre. Sie leſen die Scheingründe eines de la Mettrie u. a. m. Sehen Sie, da haben wir die nützlichen Glieder der Republik: — — — Von welchem Aergerniß leider ſo viele Exempel vorhanden ſind.

Ich glaubte, daß dieſen Uebeln einigermaßen abzuhelfen wäre. Man müßte ſchon in der Schule anfangen, junge Leute zu beſſern Sitten anzugewöhnen, und ihnen einen guten Geſchmack im Außerlichen beyzubringen. Wie ſelten iſt doch dieſer, auch bey vielen ſo genannten ſchönen Geiſtern! Es müßte aber ohne den gewöhnlichen Stock geſchehen. Der Puckel empfindet ihn, aber das Herz nicht. Ferner ſollte man darauf bedacht ſeyn, daß nicht jedermann, und ſo viele arme und geringe Leute ſtudirten. Wozu nützet die überflüßige Menge der Gelehrten? und kann man wohl etwas beſonders von einem jungen Menſchen hoffen, der gar kein Vermögen anzuwenden hat, und der ſchlechteſten Erziehung genießt? Findet ſich ein außerordentlicher munterer Kopf: gut, ſo greife ihm die Republik unter die Arme. Allein ſo iſt es ja zum Sprüchworte geworden: wenn der Bauer eine lahme Gans hat, ſo bringt er ſie in die Schule, und muß lernen. Wenn ein Handwerksmann einen Jungen von ſtiller und melancholiſcher Natur hat, ſo muß er ſtudieren; und daß ſich Gott erbarme! ein Geiſt-

licher werden. Woher kömmt es hernach, daß man mit ſo vielen ſeinen Spott treibt? Man müßte endlich darauf ſehen, daß nicht ſolche Gelehrte zu Lehrern auf Akademien beſtellet würden, die ſchlecht leben, und Gelegenheit geben, daß junge Leute lüderlich ihre ſchönſten Jahre verderben. — — —

Doch dieſes, M. H., ſind vielleicht wohl lauter eitle Wünſche. Indeſſen haben alle dieſe Mängel einen gewaltigen Einfluß in die Republik; und es wäre gut, wenn man nur bey Erwählung der Lehrer auf weiſe und geſetzte Männer ſähe. Denn ich begehre nicht, daß der Profeſſor und der Student Höflinge ſeyn ſollen. Ich will nur, daß man junge Leute zu guten Sitten gewöhnen, und ihr Herz beſſern ſoll. Ich bin u. ſ. w.

VIII.

Moraliſche Kleinigkeiten.

— — Ridentem dicere verum
Quid vetat?
Hor.

aus dem Franzöſ. überſetzet. Leipz. bey Bernh. Chr. Breitkopfen. 1755. in 8.
172. S.

Als wir die franzöſiſche Urſchrift Baggatelles morales, unſern Leſern bekannt machten, wünſchten wir, um ihrer Artigkeit halber, daß ſie bald überſetzet werden möchte. Unſer Wunſch iſt dem Herr Ueberſetzer bekannt geworden, wie er

in

überlassen hätte. Ich will hier selbst einen kleinen Versuch thun, anzuzeigen, woher das Vergnügen entstehen kan, das wir aus der Wiederholung schöpfen.

Unser Verstand liebet die Deutlichkeit und Klarheit. Ohne diese kan er weder das Wahre gründlich erkennen, noch von demselben völlig überzeuget werden. Solche nun zu erlangen, so ist unumgänglich nöthig, daß wir gewisse Begriffe uns recht bekannt und eigen machen, von welchen wir hernach auf andere schliessen, und sodann erst unsere Meynung fest setzen und gründen können." Wie leicht geschieht es aber, daß die Flüchtigkeit des Gemüths unsere ietzige Gedanken zerstreuet, und fremde erreget; oder, daß äusserliche Umstände, besondere Empfindungen in unsern Sinnen verursachen? daher werden wir verhindert, die nöthigen Begriffe vollkommen zufassen; wir fallen in eine Unachtsamkeit, und werden müde, einen Vortrag weiter anzuhören, der uns deßwegen gähnen macht, weil wir das Vorhergehende vergessen haben, ohne welchem man in das Nachfolgende, wie ein Blinder in das Licht, siehet. Durch die Wiederholung aber wird der Zuhörer oder der Leser in beständiger Aufmerksamkeit erhalten. Ist ihm ein Satz gleich einmal entwischet, so wird er zum zweyten oder drittenmal ihm schwerlich entgehen. Ein einziges Wort giebt ihm oftmals wieder Gelegenheit, sich eines ganzen Periodens zu erinnern. Ja, wenn der Redner selbst seine Gedanken wiederholet, so wird uns die Mühe erspart, weitläuftig deßfals zurücke zu sinnen. Wir können, ohne uns aufzuhalten, ihm wieder auf dem

in der Vorrede gesteht; und die angeführten Proben haben ihm so gut gefallen, daß er sich zu einer völligen Uebersetzung entschlossen. Es ist ihm auch dieselbe nicht unrecht gerathen; ob er gleich die Schwierigkeiten wohl empfunden, auch selbst aufrichtig gesteht, die sich dabey geäußert. Die heutige französische Sprache machet sich täglich neue Leib- und Modewörter, die kein Wörterbuch darbeut; weil sie von ganz frischem Gepräge sind. Diese sind dann fast unmöglich deutsch zu geben.

Eben so geht es mit einigen andern, die, da die Sachen beynah den Franzosen eigen sind, auch im deutschen keinen Namen haben. Z. E. die Isle Frivole zu übersetzen, war darum schwer; weil der Fehler der Frivolité den Deutschen bisher unbekannt gewesen. Denn weder der Leichtsinn, noch die Tändeley, noch sonst ein ander Wort drücket diejenige Gemüthsart sattsam aus, die man an den Franzosen so nennet. Wir würden indessen die Tändelinsel noch für einen ziemlich glücklichen Ausdruck gehalten haben; wenn nicht z. E. in Wien und Oesterreich, ein Tändelmarkt soviel als ein Trödelmarkt hiße.

Das Wort Magot de Saxe, welches bey Erwähnung des prächtigen Hausraths vorkömmt, hat dem Herrn Verf. auch Mühe gemachet: und kein Wörterbuch hat ihn belehren können. Allein wir hätten ihm gern zurecht helfen wollen, wenn er uns solches entdecket hätte. Es sind die kostbarn sächsischen Porcellanpuppen, die itzo in Paris, und fast in

ganz

ganz Europa die theurſten Aufſätze auf Schränken und Caminen abgeben. Magots de Chine ſind chineſiſche Figuren, oder Pagoden. Und wie man in Paris und London auch Chine ſchlechtweg für Porcellan verſteht: ſo heißt itzo auch Saxe ſchon ſchlecht weg, ſächſiſches Porcellan.

Da wir nun dieß artige Werkchen einem jeden, der etwas feines und luſtiges leſen will, anrathen: ſo wollen wir von der Schreibart des Herrn Ueberſetzers den Vorbericht zur Probe geben, den er vor das Schreiben an ein vornehmes brittiſches Frauenzimmer geſetzet, welches vor kurzem nach Frankreich verheurathet worden.

Wir hoffen unſre Leſer uns verbindlich zu machen, wenn wir ihnen die Ueberſetzung eines Briefes liefern, welcher unter uns ſo bekannt noch nicht iſt; aber es zu ſeyn verdient.

Er ſchildert uns den Charakter des Lächerlichen: welches noch in dem letztern Auguſtmonate in Paris unter Leuten vom Stande Mode war.

Wir haben mit der Ueberſetzung geeilet, weil wir nicht ohne Grund befürchten mußten: daß dieſe Moden vieleicht im Jänner künftigen Jahres altväteriſch ſeyn möchten. Die Franzoſen ſind viel zu erfindſam, als daß ſie eine Thorheit länger, als einen Monath beybehalten ſollten; ſie erfinden eine neue, und wir Deutſchen ſind von ſo gutem Geſchmacke,

cke, daß wir die alten und die neuen Thorheiten zugleich nachahmen, und uns zu eigen machen.

Man glaubte, es sey nicht möglich, diesen Brief in die deutsche Sprache zu übersetzen, ohne die größten Schönheiten zu verlieren. Man hat es gewaget, und in der That mehr Schwierigkeiten dabey gefunden, als man anfangs vermuthet.

Die große Welt in Paris redet itzt eine ganz andre Sprache, als sie zu den Zeiten Ludewigs XIV. geredet. Ein Ausländer hat Mühe, sie zu verstehen. Es wäre wohl zu wünschen, daß jemand die Arbeit über sich nehmen, und uns den Richelet aus den Büchern vermehren, uno brauchbar machen wollte, mit denen sich itzo der französische Witz so rühmlich beschäfftiget. Wie fruchtbar ist dieses Volk nicht gegenwärtig, an allen möglichen Heremmärchen, und persianischen Erzählungen? Können wir Deutsche wohl an den Zuzu, Angola, das Ecumoir, bijoux indiscrets, und tausend solche Werkchen gedenken, ohne eifersüchtig zu werden? Aber, was hilfts! Einmal sind wir nur Deutsche! Denken können wir nicht; genug, daß wir noch übersetzen, und nachahmen können.

Es finden sich in diesem Briefe so viele Gebräuche, ganz neue Worte, und Moden, welche man im Deutschen schwerlich ausdrücken kann. Jede Sprache hat ihre Schönheiten, welche sich nicht übersetzen lassen. Wir haben uns hierbey geholfen, so gut, als es hat möglich seyn wollen. Anfänglich waren wir Willens, selbigen mit Noten her-

aus

aus zu geben. Und da der Ueberſetzer ein ſehr be-leſener Mann iſt, ſo hätte es leicht geſchehen können, daß ein Folioband draus geworden wäre. Der Verleger wünſchte es, weil er glaubte, man würde es deſto eher für ein deutſches Original halten: da ein gelehrter Deutſcher nicht leicht eher aufhört, zu ſchreiben, als bis er zehn Alphabethe voll allegirt hat. Wir haben uns aber anders entſchloſſen, und ſind ſo ehrgeizig, verſchiedenen der neueſten franzöſiſchen Schriftſteller nachzuahmen, welche kurz ſchreiben und wenig denken.

Wir können uns nicht helfen, wenn nicht alle Leſer unſere Ueberſetzung verſtehen. Diejenigen, welche nicht wiſſen, daß in Paris **Cometen** ein Spiel, und zugleich eine Frauenzimmertracht ſind; welche noch nicht gehört haben, daß **Rhinoceros** ein Kopfputz iſt, der drey Tage nach den Cometen entſtanden; die werden ſich noch vier Wochen gedulden müſſen. Es giebt Patrioten, welche Anſtalt gemacht haben, ſie zu verſchreiben, und die Tochter meines Wirths hat mir verſprochen, künftige Lichtmeſſe en Rhinoceros in der Thomaskirche zu erſcheinen. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer beruhigen.

Wem unbekannt iſt, was das Dictionaire neologique ſagen will, nach welchem ein Mann von der großen Welt ganz anders reden muß, als ein vernünftiger Mann redet; der mag ſich nur im Stillen ſchämen: wir wiſſen ihm nicht zu helfen. Der ganze Brief wird ihm griechiſch vorkommen; er iſt aber auch für ihn eben nicht geſchrieben.

Wir

Wir wissen nicht, wie wir Vapeurs deutsch ausdrücken sollen. Es ist eine Frauenzimmerkrankheit, die in Frankreich lange Mode, bey uns aber unter diesem Namen länger nicht, als seit der letzten Sonnenfinsterniß, bekannt ist. Der Uebersetzer hatte Dünste gesetzt; aber es ward ausgestrichen. Ein unachtsamer Leser würde es für eine politische Krankheit gehalten haben. Das Hypochonder gefiel einigen: allein wir Mannspersonen sind noch zu stolz, diese Krankheit dem Frauenzimmer zu überlassen. Die meisten Frauenzimmer vom Stande sitzen zu wenig am Nähtahm, und am Pulte; als daß sie hypochondrisch werden sollten. Diese Krankheit kleidet niemanden besser, als einen Philosophen; und es ist eine Art einer gelehrten Coquetterie, hypochondrisch zu thun. Ein Freund von uns hat sich die Mühe genommen, verschiedene verheurathete Männer von Einsicht darüber zu befragen. Er hat ihnen gesagt: Vapeurs wären, nach dem Füretiere, die Dünste, welche aus dem Magen in den Kopf stiegen, eine Frau mürrisch gegen sich selbst, ungeduldig gegen ihren Mann, neidisch gegen andere Weiber, heftig gegen die Bedienten, mit einem Worte unerträglich, und vernünftigen Zuschauern lächerlich machten. Ein jeder von diesen Männern hat die Achseln gezucket, und ihm versichert, seine Frau habe eben diese gefährliche Krankheit: und gleichwohl hat auch nicht ein einziger gewußt, wie diese Krankheit auf deutsch heiße. Sie mag also Vapeurs heißen, so lange, bis unsere kritische Aerzte

ei-

einen deutſchen Namen für ſie ausgefunden haben. Vieleicht wird ihnen dieſes ſchwerer, als wenn ſie einen griechiſchen Namen ſchaffen ſollten.

Eben dieſe Freyheit haben wir uns bey einigen Moden genommen. Wir nennen Pompons; Aigretten ꝛc. und glauben man werde uns verſtehen. Was Pantins ſind, das wiſſen wir alle; dem Himmel und den weiſen Männern ſey Dank! welche ſich den ſauren Weg nicht haben dauern laſſen, ſie ſelbſt aus Paris zu holen, und ihr Vaterland damit zu bereichern.

Es iſt in Paris gewöhnlich, daß bey den heiligen Reden der Modeprediger (ein Wort, daß bey uns auch nicht bekannt iſt) die Kirchenſtände ſehr theuer vermiethet werden: dieſes bezieht ſich auf die Stelle, wo der Engeländerinn der Vorwurf gemacht wird, daß ſie ſich für zween Kreuzer erbaue. Wir erinnern dieſes denen zum Beſten, welchen dieſe Gewohnheit unbekannt iſt, und welche glauben könnten, es ſey die Rede von einer Comödie.

Leipzig am 13 des Chriſtmonaths 1749.

* * * * * * * * * * * * *

IX.

Sinngedichte über den Untergang der Stadt Lissabon.

In der Leipziger Zeitung XLVI. St. vom 6. December stand folgendes, von einer nicht ungeschickten Feder.

Das prächtge Lissabon hieß lange schön und groß:
Doch eine halbe Viertelstunde
Verwüstet solches bis zum Grunde,
Aus seiner Kluft reißt sich der Gott der Winde los.
Gebäude, welche noch so feste,
Die schönsten Klöster und Palläste
Erschüttert bloß sein Hauch, und schmeißt dieselben um.
Vulcan stimmt da mit ihm zusammen,
Und es verzehren seine Flammen
Was Aeolus geschont. Man sieht es, und wird stumm.
Man siehts, und alle Glieder zittern:
Und wie bey schweren Ungewittern
Der bange Vogel scheu in Feldern sich verkriecht;
So flüchten König und Vasallen,
Da die Palläste stürzend fallen,
Erstaunt aufs freye Feld, den Vögeln gleich verscheucht.
O gräßlichs Schauspiel! welch Entsetzen!
Wer denket hier an ein Ergötzen?
Wer lebet nicht und denkt, daß ihn auch treffen kann,
Was dort in Portugall geschehen?
Ein solches Elend anzusehen
Greift auch die härtesten und kältesten Seelen an.

Bey dieſer Veranlaſſung hat eine andre poetiſche Feder folgende Gedanken entworfen.

Nicht Aeols-Hauch, des Schöpfers Richterhand;
Auch nicht Vulcan, Gott ſelbſt mit Rächerflammen
Stürmt über dir, o Liſſabon, zuſammen.
Denn was nicht ſtürzt und fällt wird jämmerlich verbrannt.
O Herr! vor deſſen Wink auch Fels und Berge beben,
Von deſſen Odem ſich auch Fluth und Wellen heben,
Wie ſchrecklich iſt dein Zorngericht!
Es koſtet dich kein viertelſtündig Wetter,
So ſinkt die Welt! und wo iſt dann ein Retter?
Und du o Menſch, erzitterſt nicht!
Ihr Spötter ſchweigt! laſt ab von eurem Höhne
Gott ſchlägt das Haupt, und ganz Europa bebt!
Ihr ſtolzen Städte zagt! und merkts an eurer Krone;
Wer weis, wann euch ſein Zorn in Schutt und Grauß begräbt?
Nicht Liſſabon allein hegt Sünder:
Wen dieſer Fall nicht lehrt, dem droht ſein Grimm nichts minder.

G.

X. Nachricht aus Augſpurg vom 13 des Chriſtmonaths.

Den 9ten December Nachmittags um 3 Uhr hat man hier, in Ulm, Memmingen und Lindau auch eine kleine Erderſchütterung, die aber nur einige Augenblicke ſich merken laſſen, wahrgenommen. Merkwürdig iſt, daß den 1ſten November, als den betrübten Unglückstag, hier alle Magneten von ihrer Stelle verrücket, oder gar abgeworfen gefunden, und die Magnetnadeln in eine völlige Unordnung gebracht worden. Wir hatten hier an dieſem Tage einen grauſam ſtürmenden Wind aus Südoſten, welchen Weg auch das Erdbeben genommen haben ſoll.

Erſtes Regiſter

der in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Nachricht von eines benachbarten hochfürſtlichen Hofes theatraliſchen Beluſtigungen 28

Verzeichniß derer, die im 1754ſten Jahre in verſchiedenen großen Städten gebohren und geſtorben ſind 80

Schreiben an die Verfaſſer dieſer Monathſchrift, aus Wien, einige grammatikaliſche Gewiſſensſcrupel betreffend 120

Antwort der Verfaſſer dieſer Monatshſchrift 122

Abgedrungene Verantwortung der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig, gegen den hämiſchen Angriff der göttingiſchen gelehrten Anzeigen, im 15ten Stücke dieſes Jahres 125

La lime de Vulcain, trouvée ſous les débris d'Herculanum 1755. 143

Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen der größten ſächſiſchen, nebſt einem Paar auswärtiger Städte, vom 1754ſten Jahre 160

L'Antimaterialisme. Poeme par Mr. le Chevallier de Cogollin 173

Datlings Beantwortung der Frage: wie ſollen Dichter einen großen Geiſt verrathen? 206. 342

Erſtes Regiſter.

Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der Geſellſchaft der freyen Künſte 227
Beſcheidene Erklärung gegen das 34ſte Stück der göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen 233
Proben der arabiſchen Dichtkunſt, in einem Auszuge aus dem Almotanabbi, überſetzet von D. J. Jac. Reisken 281. 283
Nachricht von Hrn. Volkelts, Conrect. zu Liegnitz, dramatiſchen Vorſtellungen auf dem Schultheater, zum Andenken des Sieges bey Molwitz 1741. den 9 April 385
Ode, quam Dn. Chriſtiano Ulrico Stoltenberg, J. U. D. accinuit Jo. Dan. Overbeck 391
Der Spiegel, eine kritiſche Abhandlung des Hrn. von Marivaux 405
Epitre écrite du Lac de Geneve par Mr. de Voltaire 551
Epitaphe de Louis Mandrin à Meſſieurs les XL. de l'Academie des Finances, nebſt der deutſchen Ueberſetzung 560
Die unvergleichliche Aloe des großbeſiſchen Gartens zu Leipzig, durch Kunſt und Fleiß des daſigen Kunſtgärtners Joh. Ernſt Probſts, zu voller Blüthe gebracht, und zur Ermunterung vernünftiger Beobachter einigermaßen abgebildet 1755. 621
Zweifel über das Daſeyn eines Publici 594
Auszug aus dem Briefe eines vornehmen Gelehrten, der in einer großen katholiſchen Reſidenz lebet, Herrn P. Dornblüthen betreffend 612
Reponſe à la lettre de Mr. de Voltaire à ſa maiſon de Campagne 635
Nachricht von dem Zuſtande der deutſchen Dichtkunſt in Bayern 679
Nachricht von der Aufnahme der franzöſiſchen Chriſtiade, die als ein Heldengedicht im vorigen Jahre herausgekommen 688

Dank-

Fusse folgen, und den Zusammenhang der ganzen Vorstellung ununterbrochen wahrnehmen. Oftmals hat ein Gedanke, eine Redensart, eine solche Schönheit, etwas so reizendes an sich, daß es uns verdrüssen würde, wenn man ihn, gleichsam in der Geburt, sofort erstücket hätte, und zu unserem desto gröſſeren Vergnügen, nicht ein oder etliche mal wieder aufführete; nicht anders, als sich ein Liebhaber beklagen würde, wenn seine Dulcinea nur im vorübergehen sich von ihm sehen lassen wollte. Je länger wir uns bey einem solchen Gedanken verweilen, ie mehr entdecken wir das Gute, das Angenehme, das darinn verborgen liegt. Unsere Leidenschaften werden immer heftiger, ie länger wir denselbigen nachhängen. Will man also das Herz recht in Bewegung setzen, so muß man mit der lebhaften Vorstellung des zu erregenden Affects anhalten. Dieses geschiehet am besten durch Wiederholung derselben Worte, derselben Ausdrücke. Denn dadurch wird das Gemüthe lediglich auf die Sache selbst geführet; wir achten nicht auf die Worte, weil sie uns zu bekannt worden, und ihre Deutung keiner Schwierigkeit mehr unterworfen ist: Wir beschäftigen uns bloß mit unserer Leidenschaft. Würde man sich neuer Redensarten, neuer Umschweife bedienen, so würden dadurch in uns auch neue Gedanken entstehen. Unsere Aufmerksamkeit würde wie vertheilet, und theils auf den ungewohnten Schall der neuen Wörter und deren Uebereinstimmung mit der Sache, theils auf diese selbst geleitet; mithin der Eindruck in das Gemüthe merklich geschwächet werden: Weil die Häufung vieler Ideen verursachet,

Erſtes Regiſter.

Dankſagung des guten Geſchmackes an ſeine Feinde; ein Gedicht, welches der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig an ihrem gefeyerten Jahrstage, übergiebt J. W. Caſparſon 702

Nachricht von dem Meiſterſtücke eines deutſchen Künſtlers in Paris 716

Der Donner, eine Ode 762

Nachricht von der allgemeinen Reichstagsſchichte, welche der königl. preußiſche Regierungsrath und Director des Armenweſens im Herzogthume Magdeburg herausgeben will 767

Schreiben, das Herculanum betreffend 772

Jubelode auf den im Jahre 1555. zu Augsburg aufgerichteten Religionsfrieden von M. Joh. Gottfr. Straußen 836

Schreiben des Hrn. von Voltaire an den Hrn. Rouſſeau 84

Antwort des Hrn. Rouſſeau an den Hrn. von Voltaire 846

Lettre de Mr. Voltaire à Mr Rouſſeau avec la reponſe du dernier 841

Chronoſolons Geſetze der Mahlzeiten, als eine Probe aus dem helvetiſchen Patrioten 852

Sinngedichte über den Untergang der Stadt Liſſabon 929

Nachricht von den Aenderungen der Magnetnadel, bey dem großen Erdbeben vom 1. November 950

Zweytes Regiſter
der Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Abhandlung, von einigen ſilbernen Dickmünzen der älteſten Herzoge von Bayern von Arnulfen an, bis auf Herzog Conraden 452

Adami, Ernſt Daniel, philoſophiſch-muſikaliſche Betrachtung über das göttlich Schöne der Geſangweiſen in geiſtlichen Liedern 308

Les Adieux du Gout, Comedie en un Acte à ſcenes épiſodiques 365

Allgemeine Hiſtorie der Natur, nach allen ihren beſondern Theilen, nebſt einer Beſchreibung der Naturalienkammer Sr. Maj. des Königs von Frankreich, des zweyten Theils I. und II. Band 254

Altmanni, Jo. Georg. Principia Ethica ex monitis legis naturæ & præceptis religionis chriſtianæ deducta 145

Analyſe raiſonnée de Bayle, ou abregé methodique de ſes principaux Ouvrages, particuliérement de ſon Dictionnaire hiſtorique & critique &c. 558

B.

Barbauld, Theoph. Louis, Oraiſon funebre de S. A. S. Monſeigneur le Prince George, Landgrave de Heſſe 473

Barthelemy, Abbé, Reflexions ſur l'Alphabet & ſur la langue, dont on ſe ſervoit autrefois à Palmyre 805

de Beauſobre, Diſſertations philoſophiques, dont la premiere roule ſur la nature du feu & la ſeconde ſur les differentes parties de la philoſophie 156

Zweytes Regiſter.

Beyträge zum Nutzen und Vergnügen aus der Sittenlehre, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Haushaltungskunſt 814

Bohmii, Jo. Gottlob., de Sigismundo, Hungariæ rege, S. R. I. Vicario generali, Commentatio 921

Briefe, II. und III. Theil 916

C.

Carpzov. Jo. Bened. ſempiterna memoriæ ſpectat. Conſ. Viri Caroli Ger. Guil. Lodtmanni 544

Cary, Hiſtoire des Rois de Thrace, & de ceux du Boſphore Cimmerien, eclaircie par les Medailles 3

Caſparſens, J. W. C. G., der Vater Heſſens, Wilhelm der achte, in einer Ode beſungen 377

der Cavalier und die Dame, oder die zwey gleich edeln Seelen, ein Luſtſpiel, aus dem Italieniſchen des Hrn. Goldani überſetzet 877

de Cauſans, Demonſtration de la Quadrature du Cercle 635

de Chevrier, le Retour du Gout, Comedie 518

Clement, David, Bibliotheque curieuſe hiſtorique & critique, ou Catalogue raiſonné des livres difficiles à trouver, T. V. 93

Clodii, M. Chriſt. Progr. ad Actum valedictorium &c. 615

Coſtens, Peter, Predigten, I. II. Theil, darinn die dogmatiſchen und ſittlichen Wahrheiten in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange vorgetragen worden, überſetzet von M. Joh. Traugott Schulzen 858

Cramers, M. Joh. Andr. poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, mit Abhandlungen über dieſelben 526

Crebillon, le Triumvirat, ou la mort de Ciceron, Tragedie 309

D.

Derlings Chriſt. Gottfr. Nachahmungen edler Dichter, ſammt einigen vermiſchten Schriften vierter Verſuch 205

Dornbluths, Auguſtin, Obſervationes oder gründliche Anmerkungen, über die Art eine gute Ueberſetzung in die

teutſche Sprache zu machen; wobey die Fehler der bisherigen teutſchen Ueberſetzungen entdecket werden . 527

E.

Einleitung in die Geſchichte des geſammten Ober- und Niederſchleſiens . . 571
Entwurf, kurzer, der königlichen Naturalienkammer in Dresden 783
Epicteti Enchiridion græce & latine, cum ſcholiis græcis nunc primum e Bibliotheca regia Dresdenſi, vulgatis & novis animadverſionibus auctum . 908

F.

Fables & Contes 216
Færſter, Car. Chriſt. Loci quidam Polybii a latinis interpretibus Livio, Caſaubono & Valeſio perperam translati; cum animadverſ. Jo. Jac. Reiskii ad libellum Plutarchi de tarda numinis ira 155
Fontaine, J. de la, Fables choiſies miſes en vers T. I. 640. 725
Freytag, Frid. Gotth. adparatus literarius, ubi libri partim antiqui, partim rari recenſentur, Tom. III. 196

G.

Gay, Fables, the ſeventh edition 777
Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerey und Bildhauerkunſt 537
Gedichte und Reden 608
Georgi, Theoph. I. und II. Supplement zu deſſen allg. europäiſchen Bücherlexico in welchem nach alph. Ordnung die Autoren der Bücher nachgetragen worden, die in den erſten vier Theilen fehlen 428
Geſchichte und Handlung der engländiſchen Pflanzſtädte in Nordamerica, zweyte Auflage 720
Geſchichte der königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinnen unzählige Abhandlungen aus den fr. Künſten ꝛc. enthalten ſind, VIII. Theil mit Kupfern, aus

aus dem Franzöſiſchen überſetzet, von Luiſen Adelgunden Vict. Gottſchedinn 187
Der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig Einladung zu der jährlichen Feyer des hohen Geburtsfeſtes Sr. kön. Hoheit des durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich Chriſtians, königlichen Prinzen in Pohlen, Chur- und Erbprinzen zu Sachſen 694
Gottſcheds, Joh. Chriſt. erſte Gründe der geſammten Weltweisheit, darinn alle philoſophiſche Wiſſenſchaften in ihrer natürlichen Verknüpfung, in zweenen Theilen abgehandelt werden, zum Gebrauche akademiſcher Lectionen entworfen, VI. Auflage 799

H.

Habenderfs, P. Peter, Anleitung zur deutſchen Sprache, für die in den Schulen der Geſellſchaft Jeſu lehrbefliſſene Jugend überhaupt, eingerichtet, und nach Anweiſung ihrer Lehrbücher in drey Theile abgetheilt 712
du Hamels du Monceau Abhandlung von der Erhaltung des Getraides, und beſonders des Weizens, aus dem Franzöſiſchen 583
Hanows, Mich. Chriſtoph, Seltenheiten der Natur und Oekonomie, III. Band 602
Hanway, Jonas, zuverläßige Beſchreibung ſeiner Reiſen von London durch Rußland und Perſien ꝛc. 263
Hay, William, Religio Philoſophi or the Principles of Morality and Chriſtianity illuſtrated from a View of the Univerſe and of Mens Situation on it 737
Helks, J. Chr. Fabeln, vermehrte und verbeſſerte Auflage 390
Der helvetiſche Patriot 783
Hentſchens, M. Joh. Jac. ausführliche Anweiſung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften 636
Hiſtoire de l'Academie royale des Inſcriptions & belles lettres avec les Memoires de Litterature 1744-1746. Tom. XVIII. 85

Zweytes Regiſter.

Hiſtoriſche Lebſchrift des weil. hoch- und wohlgebohrnen Herrn Chriſtians, Freyherrn von Wolf ꝛc. nebſt des höchſeligen Freyherrn Kupfertilde 461

Hommelii, Carol. Ferdinandi, Oblectamenta Juris Feudalis, ſive Grammaticæ Obſervationes, jus re clientelari & antiquitates germanicas varie illuſtrantes 492

Hume, Diſcours politiques, traduits de l'Anglois, par Mr. l'Abbé le Blanc. T. III. 512

J.

von Juſti, Joh. Heinr. Gottlob, Staatswirthſchaft oder ſyſtematiſche Abhandlung aller ökonom. und Kameralwiſſenſchaften, die zur Regierung eines Landes erfodert werden 443

— Anweiſung zu einer guten deutſchen Schreibart, und allen in Geſchäfften und Rechtsſachen vorfallenden Schriften 860

K.

Käſtners, Abr. Gotthelf, vollſtändiger Lehrbegriff der Optik, nach Herrn Robert Smiths Engliſchem, mit Aenderungen und Zuſätzen ausgearbeitet 10

— vermiſchte Schriften 358

von Khauz, Franz Conſtant, Verſuch einer Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten 111

der königlichen Akad. der Wiſſenſchaften zu Paris phyſiſche Abhandlungen XI. Theil, von den Jahren 1735. 1736. überſetzet von Wolf Balth. Adolf von Steinwehr 613

L.

Lambacher, Phil. Jac. Demonſtratio juris ſeu tituli, quo Imp. Rudolphus Habſpurgicus uſus eſt, quum evectus ad culmen imperii ditiones auſtriacas, ab Ottocaro Rege Bohemiæ, imperio vindicaret 103

Lettre à un amateur de la Peinture avec des Eclairciſſements hiſtoriques, ſur un Cabinet & les Auteurs des Tableaux, qui le compoſent 661

Zweytes Regiſter.

M.

Mänitius, Erh. Friedr. Ode von dem Andenken des 1454 entſtandenen königsbergiſchen Bürgerkrieges 382

Memoires de la Cour d'Auguſte; tirés de l'Anglois du Dr. Thomas Blackwell Tom. I. 246

Memoires de litterature tirés de l'academie royale des Inſcriptions & belles lettres, depuis l'année 1744-1746 Tome XVIII. XIX. 434

Memoria ſecularis diem, quo ante hos trecentos annos Pruſſia excuſſo tyrannidis Cruciferorum iugo in libertatem ſe vindicavit 868

Mertens, Heinr. kleine Schriften. Erſter Band 708

le Mire, L. A. le Quadricide, ou Paralogiſmes prouvés geometriquement, dans la quadrature de Mr. de Couſtans 640

Moraliſche Kleinigkeiten, aus dem Franzöſiſchen überſetzet 922

N.

Natter, Laurent. Traité de la methode antique, de graver en pierres fines, comparée avec la methode moderne & expliquée en diverſes planches 565

Numiſmata Cimelii Cæſarei Regii Auſtriaci Vindobonenſis, quorum rariora Iconismis, cetera Catalogis exhibita, juſſu Mariæ Thereſiæ, Imperatricis & Reginæ Auguſtæ. P. I. & II.

O.

Obſervations ſur les antiquités de la ville d'Herculanum, avec quelques Reflexions ſur la Peinture & la Sculpture des Anciens & une courte deſcription des environs de Naples, par Mrs. Cochin le Fils & Bellicard 20. 139. 223

La Oille, mélange ou Aſſemblage de divers MSCts, pour tous les Gouts, par un vieux cuiſiner Gaulois à Conſtantinople 469

Oppians Jagd, ein Lehrgedicht, aus dem Griechiſchen überſetzet 894

P. Paulke,

Zweytes Regiſter.

P.

Pantke, Ad. Bernh. Lobgedicht auf Georg den III. oder gottſeligen Fürſten von Anhalt, eines fürſtl. Gottesgelehrten im 1753ſten, als am Gedächtnißjahre ſeines 1753. den 17 Octob. erfolgten Abſterbens 71

Philoſophiſche Gedanken von dem wahren Begriffe der Ewigkeit 239

Pontoppidans, Erich, Verſuch einer natürl. Hiſtorie von Norwegen ꝛc. I. und II. Theil. Aus dem Däniſchen überſetzet von Joh. Adolph Scheiben 316

de Premontval, du Hazard ſous l'Empire de la providence, pour ſervir de preſervatif, contre la doctrine du Fataliſme moderne 40

Projet de Souſcription, pour une edition magnifique de l'Orlando furioſo, poeme del Arioſto 789

R.

Racinens, Ludw. auserleſene Schriften von der Religion und Gnade, in einer proſaiſchen Ueberſetzung und mit Anmerkungen ans Licht geſtellet. von Mart. Friedr. Schäfern 793

Reichels, Joh. Nath. Gedanken über den geſtirnten Himmel, zum Lobe des höchſten Weſens 379

Reiske, D. Jo. Jac. Abulfedæ Annales Moslemici 165

S.

Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, zweyter Theil 289

Schulzens, Joh. Traug. Muſter der Beredſamkeit aus den beſten geiſtl. und weltlichen Rednern der Deutſchen geſammelt, und mit einigen Anmerkungen über die Beredſamkeit, und einer Vorrede Herrn Prof. Gottſcheds, begleitet 465

der Schwärmer oder Herumſtreifer III. und IV. Band 619

Shakeſpear illuſtrated, or the novels and Hiſtories, on which the Plays of Shakeſpear are founded, collected and translated from the original Authors. T. I. 501

Zweytes Regiſter.

Steffens, Joh. Heinrichs Geſchichte der alten Bewohner Deutſchlands nach ihren Claſſen in einem Auszuge entworfen 670
Stegmanns, Joh. Gottlieb, Prof. der Naturl. und Math. Einladungsſchrift, von den großen Verdienſten des hochſeligen Landgrafen Karls des I. 575
Stiebritzens, Joh. Friedr. kurze Nachricht, von des Herrn Kanzlers und Freyherrn von Wolf rühmlichſt geführtem Leben und erfolgtem ſeligen Ende 154
Swift, le procés ſans fin, ou l'hiſtoire de John Bull, publiée ſur un manuſcrit 64

T.

Terraſſens, Abts, Philoſophie, nach ihrem allgemeinen Einfluſſe, auf alle Gegenſtände des Geiſtes und der Sitten, aus dem Franzöſiſchen verdeutſchet, mit einer Vorrede von Joh. Chriſtoph Gottſcheden 821

U. und V.

das berühmteſte Ueberbleibſel aus dem griechiſchen Alterthume, Homers Odyſſea oder Reiſegeſchichte des Ulyſſes, den deutſchen Leſern mitgetheilet, von einer Geſellſchaft gelehrter Leute 325
Velaſquez, Louis Joſeph, de la Poeſie Caſtillane 745
Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt, beſtehend in vier Trauerſpielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde, und Zarine, vom Herrn Baron von Schönaich 53
Verſuch einer hiſtoriſch pragmatiſchen Beſchreibung der alten teutſchen Oekonomie und des in der Folge der Zeit daraus erwachſenen Kammerweſens, nebſt einem Repertorio, der dahin gehörigen Schriften und Abhandlungen, zuſammengetragen von einem Liebhaber der deutſchen Reichshiſtorie und der gemeinnützlichen Wiſſenſchaften 653

W.

Wideburgii, Frid. Panegyricus in ſæcularem memoriam pacis religioſæ A. 1555. divinitus conceſſæ, in regia Academia Fridriciana, dictus 879

Winkelmanns, Joh. Jak. ſechſter Theil der gründlichen und wahrhaften Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen und Hersfeld 486

Winkler, Jo. Diet. philologemata Lactantiana ſcra variis locis ſ. Codicis illuſtrandis tum Lactantii explicandis & corrigendis inſervientia 78

von Wolfs, Chriſt. Freyherrn, übrige theils noch gefundene kleine Schriften und einzelne Betrachtungen zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften 334

de Wolf, Chriſt. L. B. meletemata mathematico-philoſophica, cum erudito orbe literarum commercio communicata, accedunt diſſertationes variæ ejusdem argumenti, diſperſe obviæ 276

— — — Inſtitutiones juris naturæ & gentium, in quibus ex ipſa hominis natura, continuo nexu, omnes obligationes & jura omnia deducuntur 900

Z.

der zittauiſchen Geſellſchaft fortgeſetzte Bemühungen aus dem Reiche der Wiſſenſchaften, des I. Bandes I. Abth. 510

die Zuſammenverſchwörung wider den freyen Staat von Venedig, aus den Werken des Hrn. von St. Real überſetzet. 149

sachet, daß wir von keiner eine rechte zärtliche Empfindung fühlen.

Mich dünket, mit wenigem, genug angeführet zu haben, woraus der Grund dieser Figur, von welcher die Rede ist, erhellet. Nichts ist nun leichter, als die Regeln zu deren Gebrauch heraus zuziehen. Man muß nemlich einen Satz, ein Wort, eine Redensart wiederholen, so ofte es zur Deutlichkeit etwas beyträgt. So finden wir z. E. in den geistlichen Reden des Saurin, und des Herrn Abts Mosheim (welcher letztere unstreitig unter die geschicktesten Kirchenredner unserer Zeiten und Länder gerechnet zuwerden verdienet) die Eintheilung ihrer Betrachtungen, die vornehmsten Hauptlehren und Anmerkungen, ja öfters Perioden von etlichen Zeilen, zwey und mehrmal kurz hinter einander gesetzet. Ferner, wenn ich einen besonders glücklichen, ausnehmenden Einfall gehabt, so wird dieser sehr zierlich, mehr dann einmal, auf eine Art vorgetragen. Endlich, wo eine ausserordentlich starke Gemüthsbewegung erwecket werden soll, da hat diese Figur vornehmlich statt. Es wäre überflüßig, hievon weitläuftig Exempel aus Rednern und Dichtern zusammen zutragen. Ein ieder, der ihnen mit Andacht zuhöret, oder ihre Werke mit Fleiß lieset, wird dergleichen selber genug anmerken.

Ist aber jemanden die Wiederholung einerley Wörter, einerley Redensarten, so gar verdrüßlich, so wird es ihm, daferne er der Sprache mächtig, und seiner Sache recht kundig ist, nicht schwer fallen, diesem vermeynten Ubel abzuhelfen. Eine kurze Beschreibung, welche gleichwohl keine Mathe-

Drittes Regiſter der vornehmſten Sachen.

A.

Abulfeda, Nachricht von ſeinen Schriften, beſonders ſeinen Annalibus Moslemicis 165 f.

Adel, niedere in Deutſchland kommt von den alten Militibus her 291

Aegypter haben unter ihren gegrabenen und geſchnittenen Werken wenige gute Stücke 567

Aeſthetik, warum ſie von den Neuern ausgebrütet worden 543 f. was ſie eigentlich iſt, und wie alles ihrige aus andern Künſten und Wiſſenſchaften entlehnet iſt 547. iſt eine lächerliche Wiſſenſchaft 550

Aloe, in einem Gedichte beſungen 621

Alphabeth, unbekanntes, durch welche Regeln es muß heraus gebracht werden 812

Anhalt zerbſtiſche Hof, hält theatraliſche Luſtbarkeiten, Nachricht davon 28

Antilucrez, des Cardinal Polignac, eine Ueberſetzung deſſelben haben wir von dem Herrn Schäfer zu hoffen 759

Arabien iſt jederzeit reich an poetiſchen Geiſtern und trefflichen Köpfen geweſen 282

Arnulfs, Herzogs in Bayern, Geſchichte, wird kürzlich bey ſeinen Münzen berühret 435 f. der Namen Arnulf iſt aus Arn, ein Adler, und Wulf entſtanden 436

Arragonien, einige Könige deſſelben haben der ſpaniſchen Dichtkunſt in alten Zeiten aufgeholfen 731

Aſen, ſind aus Aſien nach Norden, Schweden und Norwegen geflüchtet 320

Attalus, König von Pergamus, ſein Vermächtniß hatte den Grund zu der römiſchen Wolluſt geleget 231

Auguſt, wird vom Blackwell als einer der glücklichſten und ſchlaueſten Böſewichter für die römiſche Republik geſchildert 253
Auszug aus dem Briefe eines vornehmen Gelehrten, der in einer großen katholiſchen Reſidenz lebet, Hrn. P. Dornblüthen betreffend 612

B.

Banier, Abt, wenn er gebohren 195
Barthelemy entdecket das palmyreniſche Alphabeth 811
Baſilus kann im Deutſchen geſchickt durch Untermann ausgedrücket werden 495
Baſtarte, ſind ſo viel als eine niedere Art von Kindern 475
Bayeriſche alte Dickmünzen werden beſchrieben 452 f.
Bayern ob es ehemals Könige gehabt 459. ob es die aute deutſche Mundart hat 532. itziger Zuſtand der Dichtkunſt daſelbſt 679
Baylens ſchädlicher Schwung der Gedanken in ſeinen Schriften, ſoll durch einen Auszug noch gemeiner gemachet werden 538
Begriffe, ihre Menge nimmt jederzeit in der Welt zu, 424 f.
Belehnungen, in denſelben hat vor Alters keine Erbfolge ſtatt gefunden 107
von Bentink, Gräfinn, beweiſt ihren guten Geſchmack in den theatraliſchen Beluſtigungen am zerbſter Hofe 29
Bibel, hebräiſche, punctirte Abſchriften werden unterſuchet 438 f. und das Alterthum der Puncte in derſelbe beſtätiget 439 f.
Bocage, Frau von, bringt in ihrem irdiſchen Paradieſe viele Verbeſſerungen des Miltons an 409
Benaventurä Pſalterium, hat noch ältere Auflagen als die Herr Clement davon anführet 94
Bonifacius, der deutſche Apoſtel, ob er auch in Leipziger Gegenden das Chriſtenthum gepflanzet habe? 294
Brands Narrenſchiff, davon ſind alle Ausgaben ſelten zu finden 59. Ausgaben deſſelben 59. 190 ff.

der vornehmſten Sachen.

Bredekopf, Gregorius, de Lonitz, einige Nachricht von ihm 158

Bücher, einige werden erſt nach 10 oder 15 Jahren, nachdem ſie gedruckt ſind, geleſen, 95

Bücherverzeichniſſe, ihr Nutzen 429 ff.

Bund, den die preußiſchen Städte wider den Orden machen 590

C.

Cameralwiſſenſchaften ſind in den neuern Zeiten hoch geſtiegen 443. werden vom Herrn Juſti in ein Syſtem gebracht 444. 450

Carteſius wird vom Mairvaux ausſchweifend gelobet, als wenn er zuerſt denken gelehret 407. 408

Celtes, Conr. iſt kein Oeſterreicher geweſen 113

Chaos, wie es Heſiodus vorſtellet 87

Chapelain, was an ſeinem Mädchen von Orleans fehlet, und wie er es hätte beſſer machen können 410

Chriſtiade, franzöſiſche, Inhalt derſelben, nebſt der Nachricht, wie es vom Publico aufgenommen worden 688

Cicero, durch welche Mittel er zu ſolcher Größe und ſolchem Ruhme gelanget iſt 422

Cimmerier, gehören mit zu den Vorfahren der heutigen Deutſchen 441 f.

Clima, trägt nichts zur Gelehrſamkeit in einem Lande bey 113

Cogallins Gedicht wider den Antimaterialiſmus 174

Coſte, Peter, weiland franzöſiſcher Prediger zu Leipzig, ſeine Verdienſte und Beredſamkeit 859

Cramers poetiſch überſetzte Pſalmen, was daran irgend auszuſetzen wäre 629. 630

D.

Dankſagung des guten Geſchmacks an ſeine Feinde von J. W. C. G. Caſparſon 702

Daus kömmt unſtreitig aus dem Worte deux her 495

Den und denen ſind in der deutſchen Sprache gar wohl zu unterſcheiden 374

Denken, was die heutigen Witzlinge damit für einen Begriff verknüpfen 427

Deutſch oder Teutſch, welches von beyden richtig iſt 870 ff.
Deutſche, ihr Geſchmack an allen franzöſiſchen Büchern, wird von einem Franzoſen ſelbſt belachet 150 f. haben eher Griechiſch und Latein gewußt, als die Franzoſen 159. ſtammen nicht von den Scythen ab 293. haben zuerſt griechiſch gedruckt 299. haben an vielen Orten noch einen ſehr unrichtigen Begriff von den theatraliſchen Vorſtellungen 386. haben es im Malen und Kupferſtechen weit gebracht 543. ob ſie ihre Haushaltwiſſenſchaft von den Galliern gelernet, die ſie länger als andere Völker nicht kannten 654. 655. dürfen den Ausländern in der Maler- und Zeichenkunſt nichts nachgeben 667
Deutſche Sprache wird von vielen heutigen Gelehrten aus den Schriften verbannet 54. ihre genaue Verwandſchaft mit der nordiſchen 251 f. Aehnlichkeit derſelben mit der lateiniſchen 712
Diamanten werfen Licht im Dunkeln von ſich 614
Dichter, wie ſie einen großen Geiſt verrathen ſollen 226 ff. die älteſten portugieſiſchen, die man weis, waren Gonzalo Hermingues und Egas Moniz 772
Dichtkunſt, Proben der arabiſchen 281. ihr gegenwärtiger Zuſtand in Bayern 679. ihr ehemaliger in Spanien 744 ff. heutige ſpaniſche iſt aus der provenzal- und limouſiniſchen Dichtkunſt herzuleiten 749. ihr Schickſal 832 ff.
— portugieſiſche, ſteigt bis ins Ende des XIII. Jahrhunderts hinauf 752. Camöns hat ſie ſehr empor gebracht 831
— galliciſche iſt gleichfalls ſehr alt 753
— caſtilianiſche, wie ſie entſtanden 832. der älteſte Dichter in derſelben iſt Gonzalo de Bercio 832 f.
Dickmünzen, einige ſilberne der älteſten Herzoge von Bayern, werden beſchrieben 452
Directorium humanæ vitæ, ein ſeltenes Buch, iſt faſt in alle Sprachen überſetzet worden 202. Schickſal dieſes Buches 202 203
Dörfel, Pfarrer zu Plauen, hat die elliptiſche Laufbahn der Kometen von Neutonen bekannt gemachet 230
Der Donner, eine Ode 762

Doppelpunct oder Colon iſt nicht überflüßig in der Sprache, und iſt dabey ſchon in den älteſten deutſchen Büchern zu finden 873 f.
Dornblüths ebentheuerliche Sprachlehre und Verbeſſerungen der deutſchen Sprache 528 ff. Fehler, die er bloß auf dem Titel ſeiner Obſervationum begangen 534 f. Schreiben wegen ſeiner grammatikaliſchen Bemühungen 612. warum er ſo ſehr wider Herrn Prof. Gottſched aufgebracht iſt 613

E.

Edelgeſteine, wie die Alten ihre geſchnitten 566. ihrer ſind vor Alters eine groſſe Menge geſchnitten worden 568. warum ſich ſo wenige auf die Kunſt, ſie zum ſchneiden, legen 570
Engländ, unter welchem Bilde es Swift vorſtellet 69
Ehe, ad Morgengabam, warum ſie eine Vermählung zur linken Hand genennet wird 497
Ennenkel, Joh. iſt einer der älteſten Gelehrten in Oeſterreich geweſen 116
Erdkugel ſoll vor Adams Erſchaffung eben ſo wohl als zur Zeit der Sündfluth ganz mit Waſſer bedecket geweſen ſeyn 743
Erynna, eine lesbiſche Dichterinn, ihre Ode auf die Stadt Rom, proſaiſch überſetzet 247
Ewigkeit, der Begriff davon wird beſtimmet 240
Eyer, Kunſt, ſie lange gut zu erhalten 587

F.

Fabeln, die Quellen zu Erfindung derſelben ſind unerſchöpflich 396. die von einem Müller und Eſel iſt aus einem alten deutſchen Buche genommen 728
Feudum, Feodum kommt von dem alten deutſchen Worte Foeden, Fodern her 294
Feuer, die Natur deſſelben wird unterſuchet 157
Figuren die auf den Edelgeſteinen der Alten gegraben ſind, können unmöglich alle richtig erkläret werden 440
Fleury, Card. ſein Andenken wird von der franzöſiſchen Akademie verewiget 195
Fränkiſche Reich iſt wohl für kein anderes, als für ein deutſches Reich zu halten 454

Franzoſen halten ſich fälſchlich für die erſten Herſteller der Sprachen und Wiſſenſchaften 183. haben lange Zeit nichts von der Literatur der Deutſchen gewuſt 217. verwandeln durch das Weglaſſen der anzuführenden Geſchichtſchreiber alle Geſchichte im Romane und Fabeln 671
Frauenzimmer ſollten ſich nicht in die ganze Gelehrſamkeit miſchen 597. 598
Freyheit, im Denken, iſt zum Beſtande einer jeglichen Religion nothwendig 744
Friedrich der III, Kaiſer, iſt anfangs für die preuſſiſchen Städte, denen er hernachmals alles abſprach 892
Fruchtbringende Geſellſchaft, ihre Geſchichte wird entworfen 227 ff. 695 ff.

G.

Gebrauch, ob er der einzige Probierſtein einer gegründeten Neuerung in einer Sprache iſt 864
Gelehrte ſind faſt zu allen Zeiten unſchuldiger Weiſe verbannt worden 845
Georg der III. der gottſelige Fürſt von Anhalt, wird vom Hn. Pantken in einem Lobgedichte beſungen 70 ff.
Georg, Prinz von Heſſen, Lobrede des Herrn Batbauld auf denſelben 413 f.
Geſangweiſe, das göttlich ſchöne derſelben in geiſtlichen Liedern gezeiget 308 ff. des Liedes: Ich bin ja Herr in deiner Macht 314. 315
Geſchichte der Saracenen, werden am beſten aus arabiſchen Scribenten erlernet 281. Ueberhaupt ſollte auf Schulen beſſer getrieben werden 574
Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, ihre abgedrungene Verantwortung gegen den Angriff der göttingiſchen gelehrten Anzeigen 125 ff. Nachricht von ihrer feyerlichen Zuſammenkunft im Märzmonathe 227. ihre Schriften 289. erhält von der Geſellſchaft in Zittau eine Zueignungsſchrift, und nimmt die ſämtlichen Mitglieder derſelben auf 514 ff. ihre zweyte jährliche Verſammlung, nebſt der Anzeige ihrer neuernannten Mitglieder 700 f.
Geſellſchaften, gelehrte, ob die vielen der Gelehrſamkeit zuträglich ſind? 126. Ob, ohne beſtätigt zu ſeyn, ſich

Ihr

ihre Mitglieder vereinbaren und Zuſammenkünfte halten können 130 ff. Ob ſie ohne Beſtätigung ein Siegel führen können 134
Geſetze die bey Mahlzeiten in acht zu nehmen ſind 852 ff.
Geſchmack, der gute verliert ſich in Paris 365. 424. 425. 601. der gute hat ſich zuerſt in Griechenland gebildet 538. Dankſagung deſſelben an ſeine Feinde 702. was der gothiſche in der Malerey und Baukunſt iſt 668
Getränke wird vom Hrn. du Hamel durch eine neue Erfindung viele Jahre lang aufgehoben 383 f.
Götter, und ihre Hiſtorie werden vom Herrn de la Barre erläutert 86
Gothiſche, was es in der Malerey und Baukunſt heißt 668
Gothenen, wo ihr vormaliger Sitz geweſen 675
Gottesdienſt, griechiſcher, hat die natürlichen Weltkörper zum Gegenſtande gehabt 88
Gottſcheds, Joh. Chriſtoph. Erklärung wegen einiger Beurtheilungen der Göttinger Anzeigen, über ſeine Vorübungen der Beredſamkeit, und das neologiſche Wörterbuch betreffend 233. 236. hat in ſeiner größern Sprachkunſt wirklich eine kritiſche Sprachkunſt geliefert 876
Grab, heydniſches, unweit Danzig gefunden 604 f.
Grammatiker, was er nach dem alten Ausſpruche des Svidas, des Seneca des Quintilians iſt 494
Grammatiſche Streitigkeiten, ihre Beſchaffenheit 120 f.
Griechen, haben vor Cäſars Feldzüge keinen Handel nach den brittiſchen Inſeln geführet 92
Griechiſch, iſt zuerſt von dem Deutſchen gedruckt worden 299

H.

Handlung, Nachricht von ihrer Verfaſſung in Perſien 266. 268
Hafard, oder blinder Zufall, was er iſt 45. muß durch keine Wirkung ohne Urſache erkläret werden 47 f.
Hauswirthſchaft, von der Unwiſſenheit derſelben in Deutſchland 654
Heinrich, was es bedeutet, und wie der Namen recht geſchrieben werden ſoll 457. Münzen von Heinrich dem I. und II beſchrieben 457 f.

Drittes Register

Herculanum, wie verschiedene Namen diese Stadt bey den Alten hat 21. ihr Alter 22. wenn sie untergangen 24. die Schaubühne daselbst 139. Todtengerüste, welche daselbst gefunden worden 223 ff. wie die aufgegrabenen Häuser beschaffen gewesen 226. Nachricht von andern daselbst aufgegrabenen Alterthümern 478. Schnitzbilder die man daselbst herausgezogen hat 718. die allda gefundenen Mipte sind meistens verbrannt 774 f. die daselbst arbeitenden Personen werden sehr schlecht bezahlet 775 f.

Heringsfang, warum sich derselbe an den preußischen Küsten, wo er ehemals gewesen, verlohren habe 190. woher der Wahn rühre, als wenn der Heringsfang im 13 Jahrhunderte zu Grunde gegangen 198

Hermunduren sind eine suevische Nation gewesen, zwischen der Elbe und der Saale bis an die Donau 677

Heruler, sollen bey dem Städtchen Hela bey Danzig gewohnet haben 675

Hessens erlauchter Regent in einer Ode besungen 371 ff. Geschichte des Landes durch Herrn Winkelmann beschrieben 486

Hessus, Eob. klaget in seinen Briefen öfters über seine Armuth und schlechten Umstände 200

Herenmährchen, gefallen heutiges Tages wohl 405. 406

Heurathsgut, ob es besser wäre die Töchter ohne als mit demselben auszustatten? 265

Himmel, gestirnter, zum Lobe des Schöpfers in Versen besungen 379

Hochdeutsche Schreibart findet unter den oberdeutschen Katholiken guten Beyfall 531

Hörner auf dem Wappenschilden bedeuten das Jaghlehn 498. warum sie den geduldigen Männern aufgesetzet werden 498 f.

Holzsammlung ist in dem königl. dresdner Kabinette sehr ansehnlich und zahlreich 760

Homer, worinnen der Werth seiner Gedichte bestehe 326. wenn und wie seine Schriften in Ordnung gebracht sind 328 ff. seinem Heldengedichte hat man sowohl den Ursprung

ſprung der Beredſamkeit, als der Tragödien zu danken 438

Horus oder Orus, was es bey den ägyptiſchen Königen für ein Namen geweſen 435

Hoſtendirium, bedeutet ſo viel als Hoſten decem 497

J.

Jagdlehn, wird auf den Wappenſchilden durch die Hörner angedeutet 498

Ilias Homers, wird für ſchöner als die Odyſſee gehalten 321

Ingaevonen, haben in alten Zeiten aus den Cimbern und Teutonen, und aus den Chaucen beſtanden 676

Inveſtitur durch einen Schild, wird erläutert 498

Johann Georg II. Churfürſt von Sachſen, ſeine Aufnahme in den Palmenorden 696

Jubelode auf das 1755 den 25 Septbr. gefeyerte zweyhundertjährige Andenken des Religionsfriedes 816

von Juſti ſoll in ſeiner Anweiſung zur deutſchen Schreibart viele ungegründete Anmerkungen gemacht haben 563 ff.

K.

Käſtners Bemühungen um die Optik 12. 13. 14 ff. ſeine vermiſchte Schriften 358

Kampfſpiele, nackte, gaben den Malern und Zeichnern unter den Alten die ſchönſten Originale zu Zeichnungen an die Hand 541 f.

Karls des I. Landgrafens zu Heſſen, Verdienſte um die Mathematik 376 f.

Karl der-Große bekrieget die Sachſen mehr aus Staatsabſichten als Religionseyfer 656. 657

Kappadocier ſollen mit den Phrygiern, Lydiern und Parthern einerley Sprache gehabt haben 436

Könige haben einzig und allein das Vorrecht zum voraus, ein wenig alt zu ſeyn 419

Königsbergiſcher Bürgerkieg, deſſen dreyhundertjähriges Andenken wird poetiſch erneuert 788. Anlaß zu demſelben 789 f.

Körper der alten Griechen ſind wohlgebildeter geweſen, als der ſchönſte Körper unter uns 540

Krieg, wird vom Swift ſatyriſcher Weiſe als ein Proceß vor-

vorgeſtellet 67. hebt nicht alle Handwerker u. alle Landwirthſchaften auf 657
Kupfergeſchirr, wie fern es in der Haushaltung zu gebrauchen ſey 511 f.

L.

Lactanz, Schriftſtellen, welche er angeführet, oder ſonſt aus ihm erläutert werden können 78 f.
Lancelot, Anton, Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden 152
Landfriede unter Kaiſer Maximilian dem I. hat das ruhige Leben der Deutſchen vor Befehdungen in Sicherheit geſetzet 653
Lava im verſchütteten Herculano, iſt wohl 6 bis 12 Schuhe dick, und ſo hart, daß man ſie ſchleifen kann 773
Lehne, ſind ſchon um des fränkiſchen Königes Chlodoväus Zeiten im Gebrauche geweſen 496
Lehnrechte, welche die älteſten ſind 108
Leibnitz wird vom Hrn. Premontval angefochten 41
Licht der Diamanten und anderer Körper, iſt den Alten ſchon bekannt geweſen 614
Lobgedicht auf den Saifeddaulah Abulhaſan Ali ꝛc. aus dem Arabiſchen proſaiſch überſetzet 283
Ludwig der XIV. wird vom Swift auf der vortheilhafteſten Seite vorgeſtellet 67
Lutheriſche Sprache, heißt ein rein geſchriebenes Teutſch 613
Lygier gehören mit zu den erſten Bewohnern von Schleſien 576

M.

Madrigal, wo es herkömmt, und dem Namen nach heißt 748
Mahlzeiten, was dabey für Regeln nach dem Wohlſtande in Acht zu nehmen ſind 852 ff.
Mandrin, Grabſchrift auf denſelben, an die 40 Glieder der Finanzen 560
Marianne und Herodes machen den Stoff zu einem Trauerſpiele 58
Mariette, ſein Streit mit dem Herrn Natter, von der Art der Alten, die Edelgeſteine zu ſchneiden 565
Mantuanus ſetzet den berufenen engliſchen Schwarzkünſtler Merlin zu den Seligen im Himmel 199

matiſche Definition ſeyn darf; die Benennung einer Haupteigenſchaft, und andere Kunſtgriffe mehr kan ein geübter Schriftſteller anwenden, um dieſes zu verhüten. Es wäre aber zu weitläuftig, und von unſerm dermaligen Zwecke entfernet, alle dieſe anzuführen, nur kan ich nicht umhin noch zuſagen: daß wenn die Wiederholung ja ein Fehler ſeyn ſollte, es dennoch ein Fehler groſſer Leute ſey, welche ihn viel zu geringe geachtet, als daß ſie ſich viel hätten bemühen ſollen, (a) denſelben zu vermeiden, wie ſolches Quintilianus ſelber bezeuget.

Ich will zum Beſchluß, und gleichſam im Vorbeygehen noch eine Anmerkung beyfügen. Niemand kan von ſich rühmen, daß er eine Sprache in ſeiner Gewalt habe, wenn er nicht von der beſondern Kraft und Eigenſchaft eines ieden Worts, oder deſſen mannigfaltigen und beſtimmten eigenen Deutung, genaue Kenntniß beſitzet. Iſt nun dieſes, wie aus der Unterſuchung der wenigen obenbenahmten Wörter erhellet, ſo ſchwer in ſeiner Mutterſprache einzuſehen, wie vielmehr Mühe muß es in einer fremden und ſolchen Sprache koſten, die wir nicht mehr durch den täglichen Umgang und Gebrauch, ſondern nur durch Leſung etlicher für dem Raube der Zeit bis auf uns glücklich aufbehaltenen Bücher faſſen und erlernen müſſen? Ich zweifele alſo nicht, es würden die alten Römer an unſeren berühmteſten Criticis und beſten

(a) Ejusdem verbi & ſermonis iteratio, quamquam non magnopere ſummis autoribus vitata, interim vitium videri poteſt, in quod ſæpe incidit, etiam Cicero, *ſecurus tam parvæ obſervationis.* Quintilianus Inſtit. Orat. Lib. VIII. C. 3.

der vornehmsten Sachen.

Manuscripte, wie die in Herculane gefundenen aussehen 774 f. sollten sich noch wohl eher zu Pompejane finden, wo sie von der Wuth des Feuers vielleicht nicht werden zerstöret seyn 776

Mathemathik und Physik, der ausschweifende Geschmack an diesen Wissenschaften, soll den übrigen zum Nachtheile gereichen 188. wird durch Karln den I. Landgrafen in Hessen sehr befördert 376

Mattiaker, sind eine Colonie der Catten gewesen, denen sie gegen Abend gewohnt haben 677

Menschen werden vom Herrn Büffon in viele Gattungen getheilet 258 f. wie sie auf die Welt gekommen 738

Meermenschen, was von ihnen zu halten. 320

Meßias, ein Stück von ihm ist übersetzt in der berlinischen Abeille 693

— von seinen Erdichtungen geht die französische Christiade weit ab 693

Mohammeds Geburt und Aeltern 170. seine Sendung und Prophezeihung 172 f.

Monologen, lange, in den Schauspielen, sind nicht zu billigen 301

Montfaucons Lebensumstände kürzlich angeführet 195

Moralisiren, was es bey den meisten Leuten heißt 148

la Mottens Charakter wird auf eine billige Art geschildert und wider einige Vorwürfe vertheidiget 411. 414

Münzkabinette des Hauses Oesterreich 647. die Münzkabinette und Münzsammlungen sind von großem Werthe und Nutzen 617

Münzwissenschaft leidet durchaus nicht, daß darinnen allgemeine Sätze angenommen werden 453

Musik, zu sehr allzugekünstelte ist in der Kirche schädlich 311 f.

Mysteres sind die alten geistlichen Schauspiele der Franzosen, und von possirlichem Inhalte gewesen 192

N.

Nacht, wie sie Hesiodus beschreibt, und ihre Nachkommenschaft entwickelt 87

Nachricht von dem Zustande der deutschen Dichtkunst in Bayern, 679

Nachr. von der allgemeinen Reichstagsgeschichte, welche der königl. preußische Regierungsrath u. Director des Armenwesens im Herzogthume Magdeburg herausgeben will 767
— von dem Meisterstücke eines teutschen Künstlers in Paris aus dem Mercure de France 716
— von der Aufnahme der französischen Christiade die als ein Heldengedicht im vorigen Jahr herausgekommen 688
Nachwelt wird niemals genau wissen, wie hoch die großen Leute der Vorwelt zu schätzen sind 417
Natur, wird unter einem schönen Bilde vom Hrn. Marivaux vorgestellet 406
Naturalienkammer, welches die natürlichste Ordnung derselben seyn würde 255. die parisische weicht sehr von der Ordnung der Natur ab 255 f.
— königliche dresdnische wird beschrieben 754
Neuern, ob dieselbe in der Philosophie die Obermeister der Alten sind 90. haben es in vielen übrigen Stücken den Alten gleich und zuvor gethan 414 f.
Nonnius Balbus, Bildsäule zu Roß von ihm, wo sie gefunden worden ist? 718
Norwegen, natürliche Geschichte desselben, vom Pontoppidan beschrieben 316

O.

Odoacer, König der Heruler, hat ein mächtiges Volk nach Italien geführet 675
Oekonomie der alten Deutschen, Versuch einer Beschreibung derselben 653 f.
Oesterreich, ob es von Kaiser Rudolphen als ein Weiberlehn erkannt worden 104. ist durch Margarethen, Friedrich des Streitbaren ältere Schwester, an Ottokarn gekommen 105. ist ein alter Sitz der Gelehrten und der Gelehrsamkeit gewesen 112
Opitz und Malherbe, ob und worinn sie mit einander können verglichen werden 220
Oppians Jagd, aus dem Griechischen übersetzet 894 ff.
Orden in Preußen, wie die Städte und das Land von ihnen abfallen 890 ff.
Ordnung, ist von den geordneten Sachen allerdings unterschieden 49

der vornehmſten Sachen.

Orforeus will ein Perpetuum mobile erfinden, Bedenken des Hrn. Kanzlers von Wolf über daſſelbe 335

Overbeck, iſt ein guter lateiniſcher Dichter, ſeine Ode an Herrn Stolberg 391 ff.

Ovidius wird um die Zeiten Cotys des V. Königes in Thracien zu den Geten verwieſen, und ſchreibt an dieſen Herrn 9

P.

Palmenorden, Fortſetzung der Geſchichte deſſelben, wo? 694

Palmyre Nachrichten von den Ueberbleibſeln dieſer berühmten Stadt 806

Palmyreniſche Sprache und Alphabeth wird erfunden und von den alten Bruchſtücken der Stadt abgeſchrieben 808 ff. iſt ſyriſch geweſen 903 ff.

Perſpective, daraus die Maler ſo großen Vortheil ziehen, muß von den Steinſchneidern ganz vermieden werden 570

Pharao iſt das ägyptiſche Wort Phauro, und bedeutet einen König 435

Philoſophie, wie ſie allgemein kann erkläret werden 159

Philoſophiſche Erkenntniß hat den Vortheil, daß ſie ſich auf alle Dinge in der Welt erſtrecket 340

Pilgrim iſt aus Peregrinus entſtanden 496

von Polignac, Kardinal, ſein Leben und Verdienſte kürzlich berühret 195

Polniſche Geſchichte iſt in den älteſten Zeiten überaus dunkel und fabelhaft 608

Polybius iſt von den größten Leuten, dem Caſaubonus und Valeſius öfters nicht genugſam verſtanden worden 556

Pompejaͤ, eine vormals in Italien durch ein Erdbeben verſunkene Stadt, könnte vielleicht noch eher einige leſerliche Mſcrpte in ihrem Schutte haben, als das Herculanum 776

Pompejus kommt nach ſeinen Siegen als ein Privatmann nach Rom 249

Poppo von Oſternau, ſeine vornehmſten Begebenheiten 583

Portici, daſelbſt findet man die prächtigſten Ueberreſte vom Herculano 21

Portugieſiſche Poeſie hat durch den Camoens ein großes Anſehen gewonnen 831

Pra-

Practica, was sie sind? 658
Premontval, seine Klagen und Vorerinnerungen zu seinem Buche vom Hasard 40 ff.
Preußen fällt vor 300 Jahren von den Kreuzherren ab 889. 890 ff.
Provenzaldichter bedienten sich gemeiniglich der zehnsylbigten Verse, darinn sie allerhand kleine Stücke verfertigten 570. trieben nur verliebte Streitigkeiten 831
Psalmen, ob sie in einer prosaischen Untersuchung mehr verlieren müssen, als in einer poetischen 627
Publicum, Zweifel über das Daseyn desselben 594 ff.
Pytheas reiset zuerst um das westliche Europa in die nordischen Meere und beschreibt sie 436 f.

Q.

Quaden, sind nebst den Lygiern die ersten Bewohner Schlesiens gewesen 576. gehen unterm Kaiser Honorius durch Deutschland, und lassen sich in Spanien nieder 607

R.

Rechtsgelehrter, kann nicht ohne die Alterthümer und ohne die Kenntniß der römischen Geschichte fortkommen 518
Reformation wird poetisch geschildert 72 f.
Regel, ob in der Sprachkunst eine vornehmste angegeben werden kann 858
Religion kann ohne die Freyheit im Denken nimmermehr bestehen 744. wird vom Herrn Racine besungen, Probe davon 797
Reichstagsgeschichte, allgemeine, will der preußische Regierungsrath Schröder herausgeben 767 ff.
Reisen, wurden von den Alten erst in ihrem männlichen Jahren angestellet 332
Reiske, D. hat große Verdienste um das Arabische 222 f.
Renaudot versuchet es vergebens die palmyrenischen Aufschriften zu erforschen 810
Ringwald, Barthol. historisch-kritische Abhandlung von dessen Leben und Verdiensten 298
Römer haben viele gallische und deutsche Wörter in ihrer Sprache mit aufgenommen 500
Rollin, seine Geburt und Lebensumstände 194

Rom, Beschreibung seiner Macht und Größe 248. die Abtheilung ihrer Einwohner in Patricier und in das Volk leate den Grund zu aller Ordnung 249. Verfall der römischen Republik 250. kam bloß von der Ueberhand nehmenden Wollust her 251. wie die Sitten darinnen unterm Cäsar und Crassus verdorben worden 252 f.
Rousseaus Antwort auf Voltaires Schreiben 146
Russische Compagnie, ihre Handlung nach Persien über die caspische See 268 ff.

S.

von Salza, Herrmann, ist bey seiner Ankunft in Preußen sehr schwach an Rittern 268
Sarden, die alte Hauptstadt in Lydien, wird aus ihren Münzen erläutert 91
Schaubühnen der Alten, stellten insgemein einen Markt mit etlichen dahin laufenden Gassen vor 142
Scherz, Prof. Phil. in Straßburg, machet ein altes deutsches Fabelbuch bekannt 735
Schlesien, woher es seinen Namen hat 579. seine Geschichte beschrieben 579 ff. 608 ff.
Schönen, was sie für Regeln bey den Mahlzeiten zu beobachten haben 855 f.
Schreiben, das Herculanum betreffend 772
Scythische Sprache wird vom Boyhorn für die Mutter der alten griechischen, lateinischen, deutschen und persischen gehalten 97
Schröhre, ihr Erfinder soll Zach. Johannides, ein Seelander seyn, welches aber falsch ist, indem aus Bacons Buche de Perspectiva zu erweisen ist, daß er sie lange zuvor gekannt hat 97
Semnonen, wo sie vor Zeiten gewohnt haben 677
Sendebar, ein morgenländischer Fabeldichter, Nachricht von ihm 189
Sevin, Abt, Erzählung seiner Lebensumstände 193
Schakespear, wird von der Frau Lenox erläutert und seine Fehler angezeiget 502. worauf die Erfindung seiner Fabeln beruhet 503 f. sein größtes Lob besteht darinnen, daß er das Leben natürlich schildert 506. wie er seine Fabeln aus andern entlehnet 506. 509

Sigismund, König von Ungarn, verbietet im Königreiche Böhmen, das geringste für den römischen Stuhl zu sammeln 221. durch was für Mittel er zum Vicario imperii generali gelanget ist 221 ff.
Sieger, ihre Macht ist nicht dauerhaft, wenn sie nicht auf Redlichkeit und Tugend gegründet ist 250
Silberner Tisch, worauf Herzog Albert mit seinen Räthen Tafel gehalten hat, ein Stück davon, wo es sich befindet 757
Spanier, alte Sprache derselben, hat nach dem Louis Joseph Velasquez vieles gemein mit der griechischen und phönizischen 746. warum dieses sehr zweifelhaft ist 746. Beschaffenheit der Dichtkunst daselbst 747 ff.
Spectakel, eine neue Art derselben, vom Hrn. Servandoni zu Paris erdacht 526
Spiegeltelescope, werden auch in Deutschland nachgemachet 112 f. insbesondere durch die preiswürdigen Anstalten des Hrn. Erbmarschalls Grafen von Löser in Sachsen 19
Sprachkunst ist eine getreue Gehülfinn des Lehnrechts 494. ob uns noch eine kritische fehlet 875
Steingraber, warum sie lieber das alte, als etwas neues nachahmen 571. 572
v. Sürbek, Mitgl. der franz. Akad. seine Lebensumstände 193
Sylla, leget den Grund zu der Verschwendung in Rom 251

T.

Tasso prächtige Ausgabe von seinem befreyten Jerusalem 790
Terrassons Philosophie wird von der Fr. Prof. Gottschedinn übersetzet 821. Nachricht von seinen Lebensumständen 822 ff. hält auf den Cartesius gar zu große Stücke 827
von Teutleben hat die erste Stiftung der fruchtbringenden Gesellschaft veranlasset 228
Teuto hat im Lateinischen keinen Ursprung 872
Thau, ob er niederfällt, oder von unten aufsteigt 591
Theaterbelustigungen am Zerbsterhofe 28 ff.
Thorn, hat an den Abfalle der Preußen von den Creutzherren großen Antheil gehabt 886 f. sein Ursprung und Wachsthum 887
Thracier, sind von dem alten deutschen Worte, Trecken, Herumzieher, Herumschweifer benennet worden 4. was sie

sie vormals für ein Land bewohneten 6. 442. Reihe ihrer Könige 6 ff.
Thusnelde, ein Trauerspiel des Hn. von Schönaich 60
Titelkupfer, in der neusten Auflage des Fontaine, worinnen die Erfindung desselben fehlerhaft ist 728 u. f.
Titulaturen sind in Deutschland gar nichts allgemeines, sondern richten sich nach den Ländern 237
Tragische Dichtkunst der Deutschen erhält einen neuen Zuwachs 53
Trovadores, wer sie gewesen? 749
Tugend, worinnen das Wesen derselben nach dem Aristotcles besteht 710

U. und V.

Valvasor ist nichts anders als Verweser 496
Vandalen kommen nicht dem Namen nach von dem Könige Vandalus her 673
Vannius, ein Quade, wird vom Drusus zum Könige des schlesischen Reiches gemachet 576
Vasallus kömmt von Bassus her 495
Verzeichniß derer im Jahre 1754. in verschiedenen großen Städten Gebohrnen und Verstorbenen 80. besonders in sächsischen Städten 160
Vesuv, verschüttet die Stadt Herkulanum 24. Abbildung dieses Berges 25 f. wie viel Ausbrüche man von ihm zählet 27
Vierung des Zirkels ob sie erfunden worden 639
Volkelts Joh. Gottl. dramatische Vorstellung zum Andenken des Sieges bey Molwitz 385
Von, dieses Wörtchen ist ein Zeichen eines erhaltenen ritterlichen Lehngutes gewesen 500
Voltairens Brief in Versen 551. sein Schreiben an Hrn. Rousseau, der ihm sein Buch wider das menschliche Geschlecht übersandte 842. beklagt sich über das Unrecht, was ihm seit der Ausgabe seines Oedipus hin und wieder angethan worden 843 f.
Vulcans Feile, die im Herculano gefunden worden, Verse auf dieselbe 141. 144

W.

Weiß machen, einem etwas, ob es eine gute deutsche Redensart ist 121. 123
Welt, wie sie in Ansehung der Schriftsteller zu betrachten ist 416
Weltweisen werden vom Hn. Premontval wohl in sechs Klassen getheilet 49 ff.
Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Weimar wird zum Oberhaupte des Palmenordens gewählet 695
Will, ein Deutscher, machet gegenwärtig in Frankreich im Kupferstechen das größte Aufsehen, und hat den Tod der Kleopatra, ausnehmend schön gestochen 716 ff.
Wissenschaften, wie sie von den Gelehrten verwortren und voller Irrthümer gemachet werden 624. ihr Wachsthum beschleunigt das Unglück der Menschen 848
— schöne, haben bisweilen viel Unheil angerichtet 843
von Wolf, Nachricht von dessen rühmlichem Leben, und seligem erfolgtem Ende 154 f. seine kleine lateinische Schriften 276. dessen kleine einzelne deutsche Aufsätze 934. seine Schriften führen eine große Deutlichkeit bey sich 340. 341. historische Lobschrift desselben vom Herrn Prof. Gottsched abgefasset 461 f. machet von seinem größern Rechte der Natur einen kurzen Auszug 900

Z.

Zayde, ein Trauerspiel des Hn. Barons von Schönaich, Inhalt des Stückes 58
Züge der Völker sind in den ältesten Zeiten aus den Morgenländern in die Abendländer gegangen 3. 4.
Zusammenverschwörung wider die Republik Venedig, wird in einer Tragödie vorgestellet 149
Zweifel über das Daseyn eines Publici 594
Zwickau, die dasigen Ehrenglieder der Gesellschaft der freyen Künste in Leipzig, halten Versammlungen daselbst 618 u. f. die dasige Bibliothek hat einen guten Vorrath von Münzen 616
Zwist, und Zwistigkeit, welches von beyden Wörtern recht ist 121 ff.

Ende des Christmonds und fünften Bandes.

Marmorne Bildsäule
die 1755 Sr.
von Pohlen
Allerdt
aufgerichtet
Kön. Maj.
Herrn
in Danzig
worden.

beſten lateiniſchen Scribenten, den Scioppen, Scaligern ꝛc. viele unrichtige, und ſolche Ausdrückungen tadeln, denen dieſe einen ganz andern Verſtand gegeben, als ihnen etwan zu den Zeiten des Virgilius, Horatius, Tullius ꝛc. beygeleget worden. Dieſer letztere, deſſen Latein wir vor eine Regel annehmen, nach welcher alles übrige zu beurtheilen iſt; Cicero ſelber, ſage ich, muß, ohne der beyden Aſinier, des Calvus, Largus, Licinius und anderer zu gedenken, welche man einiger Partheylichkeit beſchuldigen könnte, von ſeinem Freunde, dem Brutus ſich Fehler in der Schreibart vorwerfen laſſen: ja er bekennet ſelbſt an ſeinen vertrauten Atticus, daß er eine geraume Zeit nicht verſtanden, was inhibere remos heiſſe. (a) Geſtehet nun das Haupt der lateiniſchen Redner, ſeine Unwiſſenheit, in einer ihm angebohrnen und gewöhnlichen Mundart; wie wollen denn Leute ſo viel hundert Jahre nach ihm, nachdem die Sprache mit der ganzen Nation verloſchen iſt, wie wollen wir, eine vollkommene Einſicht darinn erlangen? Ich gebe nur zwey Exempel: Die Verſetzung und Trennung der ſelbſtſtändigen, und beyſtändigen Nennwörter (ſubſtantivorum & adjectivorum) macht eine der gröſten Zierlichkeiten in dem lateiniſchen aus. Gleichwohl haben wir ſo weniger und faſt gar keine ſichere Regeln davon: Und doch iſt es nicht leicht glaublich, daß die alten Römer ſolches nur bloß auf den ungewiſſen Klang in den Ohren ankommen laſſen. Wie viel frembes und

(a) Lib. XIII. Epiſtol. XXI, ad Atticum. Confer. de hac phraſi. *Pitiſci* Lexic. antiq. Rom. voc. *inhibere remos.*

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, et mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum et mendacem?

Wintermond 1756

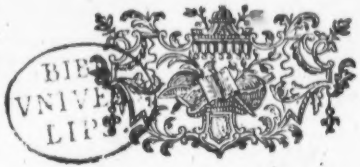

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1756.

Inhalt.

I. Wernsdorfii Oratio fæcularis; in memoriam Pruſſiæ liberatæ.

II. Recueil d'Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques, et Romaines.

III. Einweihungsrede, bey Einweihung der königl. Statue in Danzig, gehalten.

IV. Creuſa, the Queen of Athens, à Tragedy.

V. Briefwechſel über den Antilucrez; zwiſchen zween breslauiſchen Gelehrten.

VI. Copie de la lettre de Mr. de Voltaire, à l'Academie françoiſe.

VII. Verzeichniß der theatraliſchen Stücke die am Hochfürſtl. Zerbſtiſchen Hofe 1755. aufgeführet worden.

VIII. Der vernunftſinnliche Spötter, von Michael Ringeltauben.

IX. Verzeichniß der gebohrnen und geſtorbenen des 1755ten Jahres, in vielen anſehnlichen Städten.

I.

Oratio fæcularis in memoriam

Pruſſiæ ante CCC annos, excuſſa Ordinis teutonici dominatione, a Rege Poloniæ Caſimiro in fidem receptæ, ac regno ſpontaneo acceſſu junctæ, publice Fer. IV. Cin. D. XXVII. Febr. a. 1754. recitata a Gottlieb Wernsdorfio Eloq. P. P. Gedani Typ. Thom. Jo. Schreiberi in Fol. p. 70. und die Zugaben 60 Seiten ſtark.

Da wir neulich von der thorniſchen Jubelfeyer Nachricht gegeben: ſo iſt es billig, auch die danziger Freudenbezeigungen nicht zu verſchweigen. Hr. **Prof. Wernsdorf** hat auf Befehl E. E. Rathes eine Einladungsſchrift zu der angeordneten Feyerlichkeit, von den Vorwürfen geſchrieben, die **Zoſimus** und **Aurelius Victor** dem Kaiſer **Conſtantin** gemachet: weil er das Jubelfeſt, oder die Ludos fæculares von Erbauung der Stadt Rom, zu feyren unterlaſſen: als welcher Urſache ſie den Zorn ihrer Götter, und den Verfall das römiſchen Reiches zuſchrieben. Dieſe widerleget er nun gründlich, und la-

det zu dem 300jährigen Denk- und Dankfeste, wegen der Befreyung des westlichen Preußens, von der Tyranney des marianischen Ordens der Kreuzherren, ein.

Die Rede selbst ist, so wie die thornische, mit aller der Schönheit, und dem Nachdrucke geschrieben, die unsern Zeiten dereinst, über 100 Jahre, bey den Nachkommen Ehre machen werden. Gleich der Anfang zeiget von keinem gemeinen Feuer des Redners: welches um desto mehr zu schätzen ist, da er kein gebohrner Preuß ist, und also eigentlich nur fremde, oder wegen seines itzigen Aufenthaltes angenommene Gesinnungen ausdrücket *. Was wir dabey, als uns befremdlich, anmerken, ist dieses; daß der Herr V. hier und in etlichen folgenden Stellen, von ganz **Preußen** (Prussia universa) redet: gerade, als ob das ganze Preußen sich dem Orden entrissen, und dem Könige in Pohlen unterworfen hätte. Die Geschichte lehret aber ein anders, und der Hr. Verf. zählet hernach selbst nur 25 Städte die solches gethan: da das ganze Preußen deren nahe an hunderten zählet

* Libertatem, jura, immunitates vestras, moenia, tecta, possessiones, bona omnia, Vestra sacra, securitatem, otium, Vestrum vestrorumque omnium Vitam, Conjuges, liberos, Indigenæ Nobilitatis salutem, Urbium florem, *Prussiam universam*, summo Dei in vos amore, Augustissimorum Poloniæ Regum beneficio, nunc incolumem, conservatam atque restitutam videtis. Nihil horum vobis integrum, nihil salvum esset &c.

zählet; zum deutlichen Beweise: daß der gröſste Theil damals noch bey dem Orden geblieben; bis Markgraf Albrecht ein weltlich Herzogthum daraus gemachet.

Nachdem der Redner den Eingang kürzlich gemachet, verspricht er seinen Zuhörern, den Abfall ihrer Vorfahren von den deutschen Rittern, und die Befreyung ihres Vaterlandes zu beschreiben; und ihnen die vortrefflichen Tugenden und tapfern Thaten derselben, und die unsterbliche Ehre Preuſsens vor Augen zu malen. Das ist auch wirklich der Inhalt seiner Rede: und dieser allein muſste kräftig genug seyn, ihm aufmerksame Zuhörer zu verschaffen; so viele deren ihn verstehen konnten. Denn freylich würde eine solche Rede in einer Handelstadt weit mehrern Beyfall finden, wenn sie entweder deutsch gehalten, oder doch hernach in einer deutschen Uebersetzung gedrucket worden wäre. Unsers Erachtens nämlich, sollten alle solche einheimische Begebenheiten, welche die Ehre eines ganzen Volkes betreffen, und die Nachkommen zur Liebe ihres Vaterlandes, und zur Verehrung und Nachahmung ihrer Vorfahren anreizen können, von rechtswegen allen Kindern von Jugend auf in den Schulen eingepräget, und dem gemeinsten Manne in seiner Sprache bekannt gemachet werden.

Uebertreffen uns die alten Griechen und Römer in irgend einem Stücke, so ist es gewiſs darinnen: daſs sie ihre Jugend in ihrer eigenen Geschichte, nicht aber, in einer ausländischen unterrichteten; und ihnen

nen dadurch eine patriotische Liebe ihres Vaterlandes, und ihrer Vorfahren einprägten: da wir hingegen, unsern Kindern, zur Ehre der Griechen und Römer, die Köpfe mit vielen Vorurtheilen anfüllen; von unsern eigenen Vorfahren aber, ihnen entweder gar nichts sagen, oder sie wohl gar als verächtliche, dumme und unwissende Leute abmahlen. Verständige mögen urtheilen, ob wir irren.

Weil denn diese Rede nur lateinisch ist, und überdem in Deutschland in wenige Hände kommen wird: so wollen wir denen zu gut, die von dem damaligen Aufstande des westlichen Preussens gegen die Ritter, keinen Begriff haben, nur einige Stücke aus derselben verdeutschen. Daraus wird man theils von der Tyranney des Ordens, theils von der Gerechtigkeit des Bundes der Stände, die sich nicht wollten untertreten lassen, einige Einsicht bekommen. Z. E. a. d. 19. S. spricht der Redner so: „Nach der für den Orden so verderblich abgelaufenen tannebergischen Schlacht, als die Ritter fast gar verzweifelten, und alles aufzugeben dachten: wollte der Gebiethiger des Danziger Schlosses, welches damals eins von den stärksten, und eine Vormauer des Landes war, aus Schrecken über den erlittenen Verlust, und aus Mangel guter Anschläge, dasselbe den Danzigern selbst einräumen. Da nun diese sich, durch Annehmung desselben, sofort von der Herrschaft der Ritter hätten befreyen können: so schlugen sie doch dieß Anerbiethen grosmüthig ab; sprachen dem Gebiethiger einen Muth ein, und erbothen sich, ihm mit Kriegs und Mundvorrath an die Hand zu gehen,

hen. Zu gleicher Zeit hatten die Danziger das Residenzschloß des Hochmeisters zu Marienburg mit ihren Völkern besetzet; und trugen durch ihren Beystand nicht wenig bey, daß die Pohlen selbiges nicht erobern konnten.

Als nach dieser Niederlage die Ritter nicht nur ohne Volk waren, sondern nicht einmal einen Bothschafter nach Deutschland, um Hülfe anzusuchen, schicken konnten; weil die Pohlen alle Straßen besetzet hatten: so versteckt sich ein Bürgemeister aus Danzig, Conrad Lezkov, in Bettlerlumpen, schleicht sich durch verborgene Wege, und durch alle Wachten der Straßen; geht an die deutschen Fürsten, bittet um Hülfe, und erhält sie. Durch diesen Beystand wurden die Ritter so gestärket, daß die Pohlen einen Frieden machen mußten, der den Preußen höchstrühmlich war. . . . Was nun diesem wackern Manne, der allein durch seine Bothschaft der geschwächten Macht der Ritter wieder aufgeholfen, für ein Dank für seinen Dienst ertheilet worden, werden sie hernach hören.„

Um des Zusammenhanges willen, wollen wir dieß Stück gleich beyfügen. Es steht auf der 25sten Seite.

Es war in eurer Stadt ein tapferer und weiser Bürgermeister, Conrad Letzkov, ein treuer und redlicher, und gegen den Orden dienstfertiger Patriot; dessen ich oben schon erwähnet habe; wie er durch eine redliche That sich seine Herren verbindlich gemachet, und durch eine höchst gefährliche Gesandschaft, ihre wankende Herrschaft nicht nur gestützet,

ſondern wiederhergeſtellet hat. Wegen dieſer Verdienſte, ſtund er bey dem Hohmeiſter ſehr in Gnaden. Als aber die Ritter die Vorrechte der Stadt ſchmählern, und unbillige Dinge begehren wollten: ſah er mehr auf die Pflichten ſeines Amtes, als auf die Gnade des Fürſten; und widerſetzte ſich männlich den Gegnern der Stadt: welches ihm denn vieler Ritter Haß, und des Gebiethigers im danziger Schloſſe Todfeindſchaft zuzog.

Nach langen Streitigkeiten, ſchlug die Zwietracht in eine ſolche Flamme aus, daß der Hohmeimeiſter beſorgete: dieſer Zwiſt, zwiſchen dem Comthur und der Stadtoberkeit, möchte zum gänzlichen Aufruhre ausſchlagen. Er kam daher ſelbſt nach Danzig, verglich die erbitterten Gemüther, und brachte es dahin, daß beyde Theile, der Gebiethiger den Bürgermeiſter, auf billige Bedingungen, an heiliger State, gleichſam vor den Augen des gegenwärtigen Gottes, zum Zeichen wiederhergeſtellter Eintracht, den Handſchlag geben mußte.

Dieſen erneuerten Freundſchaftsbund nun, gleichſam durch einen nähern Umgang zu beſtätigen, bath der Gebiethiger bald darauf den Bürgermeiſter, und noch ein Paar andere des Raths, ins Schloß zum Gaſtmahle; mit der Verſicherung: daß alles ohne Gefahr ablaufen ſollte. Die ehrlichen Männer urtheileten von des Comthurs Geſinnungen, nach ihrer eigenen Redlichkeit; und giengen herzhaft ins Schloß. Ich ſage, dieſe drey, Conrad Letzkov und Arnold Hecht, als Bürgermeiſter, und Barthold Groß, ein Rathsherr: denn es wäre unbillig, dieſe

drey

drey Märtyrer eurer Freyheit, nicht namhaft zu machen: wagtens unerschrocken, ins Schloß zu gehen. Beym Eintritte, wurden sie von einigen Rittern höflich empfangen, und zum Gebiethiger geführet: die Thore aber wurden verschlossen.

Hier hebt der treulose Mann an, sie mit den ausgesuchtesten Schimpfworten und Schmachreden aufs heftigste zu schelten, zu schimpfen, und zu zerlästern. Er verweist ihnen, was sie mit Worten und Werken ihm zuwider gethan, drohet aufs heftigste, und freuet sich, itzo die Gelegenheit in Händen zu haben; da er alle ihre Beleidigungen auf einmal nach Würden vergelten könne. Der rechtschaffene und unerschrockene Bürgermeister, verzaget vor seinem dräuenden Gesichte, nicht im geringsten; und nimmt Gott zum Zeugen: er habe nicht das mindeste treulos, oder aufrührisch begangen; und was er gethan, sey nicht aus Haß gegen die Obern, sondern aus Religion und Pflicht, und zum Besten der Stadt geschehen. Er erinnert ihn zugleich des Handschlages, den sie einander so freundschaftlich, noch gestern, in der Kirche gegeben; wie auch seiner vormaligen Verdienste um den Orden.

Allein, wo die Wuth herrschet, da hat alle Unschuld schlechten Schutz. **Eine kleine Beleidigung verlöschet die größten Wohlthaten, die man Bosbaften erwiesen hat:** und bey Tyrannen ist weder Treue noch Religion heilig. Umsonst thut der wackere Mann alle seine Vorstellungen. Umsonst beruset er sich auf Gesetze und Rechte. Vielmehr wird jener Mörder, bey dem Namen der Ge-

ſetze, noch mehr erbittert. Was Rechte? ſchreyet er: Was Geſetze? Dieß iſt euer Geſetz! mit der Hand auf ſich ſelbſt zeigend. Dieſem Geſetze ſolltet ihr gehorchen. Kurz! der Henker wird geholet, der zu dieſer ſchon vorher beſchloſſenen That, aus Elbing war verſchrieben worden. Dieſem befiehlt man, dieſen dreyen redlichen Männern die Häupter abzuſchlagen.

Allein, dieſer erwiedert: Es ſtehe ihm nicht frey, einen nicht verurtheilten Menſchen zu ermorden; und ſchlägt es rund ab. So werden nun dieſe hochehrwürdigen und hochadelichen Helden, von dem elendeſten Henker, an Ehrfurcht gegen die Geſetze, an Menſchlichkeit, an Mitleiden gegen die Unſchuld, an Ehrerbiethung gegen oberkeitliche Perſonen, und an Abſcheu vor einer Mordthat, weitübertroffen! Der niederträchtige Menſch, der ſein Brodt mit Blutvergießen zu verdienen pflegt, muß einen Landpfleger belehren, was Recht, was Unrecht ſey?

Vieleicht werden ſie hören wollen, wie die deutſchen Ritter, nach der Ermahnung dieſes Lehrmeiſters, klüger geworden. . . Allein der ganz raſend gewordene Gebiethiger, von den Rachfurien getrieben, befiehlt, den Scharfrichter fortzuführen, ihn mit Riemen zu peitſchen, und hinauszuſtoßen. Die unſchuldigen Männer aber, die anſehnlichen Bürgermeiſter, als ſeine Gäſte, läßt er an Händen und Füſſen ſchließen, und in abgeſonderte Kerker werfen; damit ſie auch des Vergnügens der Unterredungen entbehren müſſen. Sie liegen darinn den ganzen Tag, und die halbe Nacht, im Finſtern, nüchtern,

matt,

uneigentliches würden ſie alſo nur, was dieſes Stück anlanget, in unſerm heutigen Latein bemerken? Dem treflichen Geſchichtſchreiber Livius, iſt von dem Aſinius Pollio, in der Schreibart ein Fehler aufgerücket worden, den er Patavinitas (a) nennet. Unſere Gelehrten ſind bis auf dieſe Stunde noch uneins, was darunter zu verſtehen ſey; vielweniger haben ſie ſich unterfangen dürfen, in deſſen noch übrig gebliebenen Schriften etwas auszuklauben, was mit der Schönheit des alten Lateins nicht übereinkommt. Denn ich rechne nicht dahin, was Tanaquil Faber von einem einzigen ſeiner Meynung nach unrechtgeſetzten Worte angemerket (b). Ich weis aber auch nicht, ob der gelehrte Morhoff eben ſo groſſe Urſache gehabt hat, die Meynung des Herrn de la Motte le Vayer, (c) vor thöricht und alber, (d) auszugeben, der davor gehalten, des Livius Fehler beſtünde in der Häufung vieler gleichgültigen Wörter. Dieſer Schriftſteller wird dem ungeachtet unter diejenigen gerechnet, welche das Bürgerrecht gewonnen, und die Zeiten der ſogenanten gül-

(a) Siehe *Morhoff.* Diſſert. de Patavinitate Liviana.

(b) S. *Tanaquil* Fabri, Epiſt. quarum pleræque ad emendationem ſcriptorum veterum pertinent. Ep. 47. ad Ægid. Menagium; in qua error T. Livii oſtenditur, qui non viderit, *Claſſes* in veterum hiſtoricorum ſcriptis, pro equitibus ſumi. Der Ort ſteht beym Livio Lib IV. §. 34. Claſſibus quoque ad Fidenas pugnatum, cum Vejentibus &c.

(c) Quelques uns penſent, que la *Patavinité*, conſiſtoit ſimplement en une repetition, ou plutot multiplicité de pluſieurs ſynonymes, dans une periode, *de la Motte le Vayer*. des anciens & principaux hiſtoriens, Grecs & Latins. P. 248.

(d) *Morhoff* Diſſ. cit. c. XVI.

matt, ungegessen; verlassen, an Armen und Beinen gefesselt. Indessen zechen die Ritter. Um Mitternacht allererst, denken sie, von Weine und Zorne trunken, und vom Bachus rasend, an ihre Gefangenen.

Gebunden läßt man sie herzuführen, um das, was vor dem ein Henker, aus Abscheu vor der Schandthat, nicht thun wollen, durch der Ritter Hände vollstrecken zu lassen. Letzkov und seine Gesellen, werden mit den Händen auf den Rücken gebunden, und mit geknebelten Mäulern herzugeführet; so, daß sie weder der Menschen Hülfe anrufen, noch sterbend ihre Seelen Gott befehlen können. Der ganze Schwarm der Besoffenen, fällt auf sie zu: und da ein Henker mit einem Hiebe zufrieden seyn würde, werden sie durch unzählige Stiche von Degen und Messern durchbohret. Der Rathsherr Groß, hat siebzehn, der Bürgermeister Hecht, sechszehn, Letzkau, aber zehn Wunden empfangen. Diesem letzten ward endlich auch noch die Kehle abgeschnitten.

Mit gleicher Lebhaftigkeit drücket sich der Hr. Verf. in dem folgenden aus. Wir könnten noch viel schöne Stellen anführen; wollen es aber nur bey einer bewenden lassen: weil sie einen Gedanken in sich hält, den wir neulich bey Gelegenheit der thornischen Jubelrede gehabt. Der Redner hat ihn a. d. 39. u. f. S. so ausgedrücket:

„Wenn Preußen gewollt hätte, so hätte es die Herrschaft über sich, die es sich durch seine Tapferkeit erwerben hatte, auch für sich selbst behalten können.

nen. Aber eben hier zeigete ſich der erhabene Geiſt, und die wunderwürdige Großmuth eurer Vorfahren aufs deutlichſte. Was iſt nämlich ein deutlicher Merkmaal eines erhabenen und großen Geiſtes, als die Verachtung deſſen, was die meiſten bewundern und begehren? Kann wohl eine ſeltnere Großmuth gefunden werden, als diejenige, die Regierungen und Herrſchaften fahren läßt, und den Zepter lieber andern übergiebt? Denn es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſich aus Kleinmuth und Blödigkeit, entſchloſſen, zu gehorſamen: weil ſie irgend ein Mistrauen in ihre Macht oder Tapferkeit geſetzet, oder die ungewiſſen Glücksfalle geſcheuet.

Denn was hätten diejenigen fürchten ſollen, deren Bruſt ſchon dem Tode gewidmet war? die ſich oft erkläret hatten, daß ſie lieber in der Schlacht, als auf den Foltern der Ritter ſterben wollten? Welchen Feind hätten ſie ſcheuen ſollen? Etwa die Ritter? deren Güter ſie doch ſchon in Händen hatten, denen ſie ſchon ihre Schlöſſer entriſſen, die ſie ſchon von allem Gefolge der Söldner und Bürger entblößet, und aus dem Lande getrieben hatten. Irgend den vaticaniſchen Bannſtral? Wie? wenn ſie ihn gar verachtet hätten? Etwan Kaiſer Friedrichen? von deſſen Langſamkeit nichts mehr, als irgend ein drohender Brief, oder eine klägliche Geſandſchaft zu beſorgen war? Vieleicht die Hülfe deutſcher Fürſten? Es war ja ungewiß, ob ſelbige erfolgen; und wenn ſie ja erfolgte, noch viel ungewiſſer, ob ſie auch ſiegen würde?

Warum

Warum hätte aber eine so große Landschaft, die Mutter so vieler tapfern Männer, und die so reich und vermögend war; gegen ihre eigene Kräfte mistrauisch seyn, und sich für unvermögend halten sollen, den Krieg mit den Kreuzherren auszuhalten? Eine Landschaft, die mit fünf und zwanzig Städten blühet, durch sechzig Schlösser befestiget, und mit 20000 Dörfern bevölkert ist? Hätte die so niederträchtig von sich denken, und nicht eben das von sich hoffen sollen, was vor hundert und vierzig Jahren, drey oder vier der kleinsten und ärmsten Cantons in der ganzen Schweiz vermocht hatten? Cantons, die keine berühmte Stadt, kein Schloß besaßen; Cantons, die sich auf nichts, als auf ihre Dürftigkeit, auf die Rauhigkeit ihrer Berge, und auf ihrer gute Sache verlassen konnten; die von der Wuth ihrer Vögte und Amtleute gedrücket, nicht nur von der Oesterreicher Herrschaft, sondern von dem ganzen deutschen Reichskörper abfielen, und ihre Freyheit und Sicherheit, mit den Waffen ganz glücklich verfochten hatten. Konnte wohl der deutschen Ritter Macht, ihnen größer bedünken, als das Vermögen von Oesterreich und ganz Deutschland? Sollte ihnen ganz Preußen schwächer vorkommen, als drey oder vier Cantons voll Schweizerbauren?„

Aus diesen Proben wird nun, theils die Grausamkeit der Ritter, theils die Geschicklichkeit unsers Redners sattsam abzunehmen seyn. Kurz, die ganze Rede verdiente auch deutsch bekannter zu werden.

Es sind ihr noch einige Gedichte, die nicht unrecht gerathen sind, und sodann noch die schöne Rede, die vor 100 Jahren, von dem berühmten Prof. Joh. Peter Titius in Danzig gehalten worden, beygefüget. Unser Raum läßt es nicht zu, uns dabey aufzuhalten. Man wird sie aber selbst mit Vergnügen lesen, zumal, wenn sie auch deutsch übersetzet würde.

II.

Recueil d' Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques, et Romaines.

à Paris, chez Desaint et Saillant &c. MDCCLII.
in 4. mit 107 Kupferstichen.

Obgleich dieß Werk nicht mehr für eins von den neuesten zu halten ist: so können wir doch nicht umhin, es noch nachzuholen; da wir bisher, durch andere wichtige Werke daran verhindert worden. Wir haben nämlich versprochen, unsern Lesern alles das bekannt zu machen, was die Kenntniß der schönen Alterthümer befördern und gemeiner machen kann. Dahin gehöret nun unstreitig dieß angenehme und saubere Werk, welches Liebhaber, als ein rechtes Handbuch der ägyptischen, hetruriſchen, griechischen und römischen Seltenheiten ansehen können: zumal wenn es ihre Umstände nicht leiden, sich größere Sammlungen davon anzuschaffen.

Nach

Nach einer Zuschrift an die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, dabey sich der Verfasser, Graf Caylus, unterschreibt, berichtet er in der Vorrede, daß er in dieser Sammlung nichts anders, als sein eigenes Cabinet beschreiben wolle. Er habe selbiges aufs genaueste abzeichnen lassen: und seine Beschreibungen wären gleichfalls sehr richtig. Es hätten ihm die Werkstäten der berühmtesten Künstler, und die Cabinette der Liebhaber überall offen gestanden, seine Einsicht zu vermehren. Was er nun daher gelernet, sey hier in der Beschreibung seiner Sammlung angebracht.

Die Alterthümer wären geschickt, unsre Kenntniß alter Gebrauche, auch dunkler und übel erzählter Begebenheiten, zu vermehren, den Fortgang der Künste zu zeigen, und Künstlern zu Mustern zu dienen. Man hätte sie aber aus diesem letzten Gesichtspuncte noch fast gar nicht angesehen: sondern sie nur für Erganzungen und Beweise der Geschichte, und abgebrochener Stellen von Schriften gehalten, die zu langen Auslegungen Stoff darböthen. Es wäre den Gelehrten schwer, diejenigen Wissenschaften nicht zu misbrauchen, davon sie so voll wären; sie hätten selbige auch so oft über Dinge verschwendet, die kaum zu schwachen Muthmaßungen Anlaß geben konnten.

Nach viel andern solchen Betrachtungen, gesteht er: daß man eine solche Erkenntniß der Alterthümer nicht in Frankreich erlangen könne. In Aegypten, Griechenland und Rom müsse man sie suchen; so viel als die Türken in den beyden ersten erlaubten nachzugraben. Zu allem Glücke aber für die

Länder, die dergleichen Schätze nicht besäßen, verdürben dieselben auch nicht in den Händen ihrer Besitzer: sondern die Kupferstiche machten sie allen gelehrten Völkern gemein. Die vielen Abdrücke hatten zwar nicht allemal denjenigen Geist, den man in den Urstücken bewundert; beeiferten aber doch einen gewissen Geschmack des Alterthums aus. Man könne also die Sammler solcher Denkmäler nicht genug anreizen, sie der Welt mitzutheilen. So klein auch ihr Vorrath seyn möchte; so könnte er doch wohl Seltenheiten in sich halten, die man in den größten Cabinettern nicht fände: und die Erklärung einer historischen Wahrheit hienge vielleicht nur von dem einzigen Bruchstücke des Alterthums ab, welches sie in Händen hätten.

Diese Betrachtung hat den Hr. **Gr. Caylus** zu dieser Sammlung bewogen, einen Theil seiner Stücke ins Kön. Cabinet zu stellen: nicht so wohl, weil sie es verdienen, als vielmehr, damit sie nicht verlohren gehen mögen; wie bey dem Tode von Privatleuten zu geschehen pflegt. Er hatte bey der Ausfertigung dieses Werkes sogleich den Gelehrten vor Augen, der in solchen Denkmälern nichts, als die Verhältnisse derselben zu den Zeugnissen alter Schriftsteller suchet. Darauf hat er sich also beflissen, so oft sie ins Auge fielen: aber oft hat er auch darauf gesehen, was Künstler anlocken kann; die solche Stücke als Proben von dem Geschmacke ihrer Zeiten ansehen werden.

Der Gottesdienst eines Volkes erhellet aus den Kennzeichen seiner Götzen, und aus der Art sie zu kleiden.

kleiden. Die Aufmerkſamkeit darauf, und die Vergleichung mit andern, drücket dem Verſtande ein Bild von dem Geſchmacke eines Volkes dergeſtalt ein; daß man bey Entdeckung eines fremden Alterthums in der Erde, wo man wohnet, ſogleich ſchlieſſen kann: der Künſtler ſey ein Ausländer geweſen, oder das Stück ſey von anderswo her. Da aber das Reich der Künſte die gröſsten Veränderungen erlitten: ſo ſey es ſchwer die Zeit anzugeben, da etwas gearbeitet worden.

Die gegenwärtige Sammlung theilet ſich von ſelbſt in gewiſſe allgemeine Claſſen, nach den Ländern wo ſie her ſind: und in jeder Claſſe nach der Zeitfolge. Dieſe Ordnung entwirfet gleichſam eine Hiſtorie der Künſte. In Aegypten bilden ſie ſich mit aller Pracht. Von hier gehen ſie nach Hetrurien, wo ſie in den Theilen vollkommener werden, aber mit dem Verluſte der Gröſse. Sodann gehen ſie nach Griechenland, wo ſie mit Hülfe der Gelehrſamkeit und Zierlichkeit zur gröſsten Vollkommenheit gelangen. Zu Rom endlich, wo ſie nur durch fremde Hände prangen, kämpfen ſie eine Weile mit der Barbarey, und verfallen endlich in dem Schutte des Reiches.

Dieſe Bahn ſind die Künſte unter Völkern gegangen, die der Handel verbunden hat. Doch, da er in jedem Theile eine Ordnung beobachten wollen, hat er ſich oft nach der Gröſse der Zeichnungen, die ſich auf ein Blatt bringen lieſsen; oft auch darnach richten müſſen, was er ſchon gehabt, oder nach und nach bekommen hat. Er hat auch ſo gar irdene

und gläserne Gefäße mitgenommen, die ihrer Zerbrechlichkeit wegen, noch mehr Sorgfalt verdienen; und zuweilen am besten den Geschmack der Alten anzeigen, der sich auch in dem schlechtesten Hausrathe in einer edeln Einfalt gewiesen hat. Uebrigens hat er sich hin und wieder der Hülfe des Hr. Abts Barthelemy bedienet, welches er mit Ruhme gesteht.

Wir machen den Anfang mit dem 1 Abschnitte dieser Alterthümer, darinn uns die ägyptischen Stücke vorgestellet werden. Der Ursprung dieses Volkes verliert sich in den fabelhaften Zeiten; und die Geschichte saget uns nichts davon. Es zeiget sich so gleich mit aller Weisheit und Größe auf dem Schauplatze der Welt; mitten unter Künsten, die es ergründet, und ins Feine gebracht hat *).

Die Geheimnisse, damit die Aegyptier ihre Religion verhüllet haben, um ihr mehr Ansehen zu verschaffen, hat auch ihre Geschichte verdecket. Ein Volk, welches nur für die Nachwelt zu arbeiten schien, sah nicht, daß es mit seiner Bilderschrift sich selbst an seinen Absichten hindern würde. Die ägyptischen Alterthümer können also nicht vollkommen erkläret werden: und was man itzo davon muthmaßet, giebt fast in keinem Puncte der Historie ein Licht. Der Hr. V. hat sich daher mit fremden und schon bekannten Meynungen behelfen müssen: hält sich aber an Stücke, die noch nicht erkläret worden, und etwas Neues zeigen. Er hätte gern die ältesten Stücke

* Indessen saget uns Homer noch nichts von den Pyramiden, oder andern ägyptischen Seltenheiten: und gleichwohl hatte er dieß Land gesehen.

Stücke von denen, aus der Ptolomäer Zeiten, und diese von denen unter der Regierung der Römer unterschieden. Allein bey den ersten mangelte es an einer genugsamen Menge zur Vergleichung: das letzte aber gieng an, und zeiget die Zeit des übeln Geschmackes. Die ersten aber sind durch den Adel erhabner Gedanken, die Muster der Hetrurier und Griechen geworden.

Die Aegyptier reiseten nicht, und liebten die Schiffahrt nicht. Denn was hätten sie anderwärts suchen sollen, das sie nicht so wohl an Fruchtbarkeit ihres Landes, als an Künsten, besser zu Hause gehabt hätten? Die andern Völker hatten auch nichts in Wissenschaften, was sie nicht in Aegypten gelernet hätten. Ihr Volk war ordentlich, mäßig, und gehorsam. Ein jeder blieb bey der Lebensart seiner Aeltern: alle ihre Gebräuche blieben beständig; und kurz, sie waren glücklich. So beschreibt sie **Bossuet** in seiner allgemeinen Historie. Indessen sind doch Osiris, Sethosis, und Sesostris weit herumgezogen.

Die Baukunst ist dasjenige gewesen, worauf sie sich am meisten beflissen haben. Indessen haben sie nicht das angenehme, was die Augen durch die Verhältniß und Mannigfaltigkeit rühret, sondern nur das Große gesuchet. Sie kannten keine Säulenordnungen; und ihr Ebenmaaß ist bey verschiedenen Ueberbliebseln der thebanischen Gebäude, niemals dasselbe. Die Beschreibung des Labyrinths im Herodot, und der Bruchstücke des alten Thebens in den Reisebeschreibungen, setzen einen in Erstaunen.

Die ungeheuren Steine, deren ſie ſich bey ihren Pyramiden bedienet haben, erwecken Bewunderung. Was für Mühe koſtete es, ſie zu behauen? Was für Kunſt, ſie an Ort und Stelle zu bringen? Hergegen haben ſie die Kunſt nicht gewußt, Gewölber zu machen; auch keine Metalle zur Verbindung der Steine gebrauchet.

Die Schnitzkunſt iſt in Aegypten langſamer zur Vollkommenheit gediehen. Gleichwohl geſchah es endlich; und man hat es nur ihrer Begierde, etwas Dauerhaftes zu liefern, zuzuſchreiben, daß ſie ſo lange bey den Bildſaulen mit ungetrennten Beinen geblieben ſind. Der Coloß zu Maranon iſt eins von den älteſten Stücken, und hat doch geſpaltene Beine; die aber hinten am Blocke haften. In andern Fällen haben ſie die Feſtigkeit in der Sache ſelbſt geſuchet: z. E. wenn ſie die Sphinxe allemal liegend vorgeſtellet. Anſtatt der halberhabenen Figuren haben ſie aus eben dem Grunde, die vertieften erwählet, weil dieſe viel dauerhafter ſind. Endlich haben ſie ſogar das Steinſchneiden gekannt, ja ſelbſt erfunden.

Man kann keinen Augenblick zweifeln, daß nicht das Zeichnen in einem Lande getrieben ſeyn muß, wo die ſymboliſchen Charaktere alle Schriftſteller nöthigten, Zeichner zu werden. Allein der gemeine Haufen begnügte ſich nur mit dem Ganzen, und vernachläßigte die Kleinigkeiten der Theile. Daher kann ſich der Hr. **Graf Caylus** einen ſchlechten Begriff von ihrer Malerkunſt machen. Ja es ſcheint, daß ſich die Aegypter dieſelbe als nichts ſonderliches

güldenen Latinität ausmachen. Es überführet uns aber dieſes Exempel deutlich, daß wir heute zu Tage nicht mehr alle und iede Eigenſchaften, und das Feine der alten lateiniſchen Zunge vollkommen einſehen. Wir werden zugleich dadurch gelehret, daß einer am beſten verfahre, wenn er ſich die Erlernung und Ausbeſſerung ſeiner Mutterſprache angelegen ſeyn läſſet, weil er doch niemals Hoffnung hat, in fremden Mundarten zur Vollkommenheit zu gelangen, und es ihm, aller verwendeten Mühe ungeachtet, dennoch ſo gehen dürfte, als dem Tyrtamus, aus der Inſul Lesbos; welcher, nachdem er ſich zwanzig Jahr in Athen aufgehalten, und ſeiner Wohlredenheit halber den Zunahmen Theophraſtus, der Göttlichredende, bekommen, dennoch von einem alten Weibe, auf dem Markte, an etlichen falſch ausgeſprochenen Sylben, für einen Fremdling und Ausländer erkannt wurde. (a)

II.

A new German Grammar &c.

d. i.

Neue deutſche Sprachlehre, vermittelſt welcher ein Engelländer leicht zu einer Kenntniß der deutſchen Sprache gelangen kan. Vornehmlich den Kaufleuten und Reiſenden zu Nutzen abgefaſſet und mit verſchiedenen bequemen und im gemeinen Leben vorkommenden Geſprächen begleitet von Benedict Beilern ꝛc.

(a) Quintil. Inſtit. Orat. Lib. VIII. c. 1.

berliches vorgeſtellet; indem ſie von keiner Dauer wäre, die der Zeit lange widerſtehen könnte.

Nun erkläret der Hr. V. die Kupferſtiche, die zu dieſer Art der Alterthümer gehören. Das erſte iſt eine ſteinerne Bildſäule, in Geſtalt einer Mumie. Mallet meynet, die Aegypter hätten vornehme Leichen nicht nur balſamiret, ſondern auch neben die Mumien, ſteinerne Figuren beygeleget, wie dieſelben ausgeſehen. Und dergleichen eine hat er, als franzöſiſcher Conſul in Aegypten herausgebracht.

I. Der Kopf und die Füße ſind von ſchwarzem Probierſteine. Der Körper iſt von grünem Marmor, und dieſe drey Stücke ſind fünf Zolle lang, vollkommen ſchön, und ſtellen ein Frauenzimmer vor. Der Hr. V. aber glaubet ihm das erſte nicht, und widerleget es; machet auch andere Beobachtungen darüber. Außerdem ſind ein Amulet, und ein kleiner liegender Leu, auf einer Cornaline geſchnitzet, die beyden Nebenfiguren dieſes Kupfers.

Die II. zeiget einen ehernen Oſiris, der wegen ſeiner Kleidung merkwürdig iſt; noch ein ander Amulet; und einen Hippopotamus aus Erz.

Die III. einen andern Oſiris von Metall 13 Zolle hoch. Sie iſt über und über, etwa eine Linie dick mit Gyps überzogen, und hernach vergoldet geweſen. Darauf hat ein Beſitzer derſelben, entweder aus Neugier, oder Geiz, dieſe Schaale zerbrochen, und hin und her abgeklaubet: und ſo wird ſie abgebildet. Auch dieß zeigt die große Sorgfalt der Aegyptier, ihre Sachen unverletzt auf die Nachwelt zu bringen. Im XIV. B. der Akad. der ſchön. W.

pariſer Ausgabe, iſt er beſchrieben. Das zweyte iſt eine halberhabene Abbildung auf einem ſchwarzen Probierſteine, von vier Menſchen auf einem Kahne; deren einer mit einer Stange ſchiebt, der andere auf einer doppelten Pfeife bläſt, und die zween übrigen tanzen und ſpringen. Man meynt dieß ſey eine Abbildung von den Luſtwallfahrten der alten Aegypter auf dem Nil, zu gewiſſen Feſten; deren Herodot ſchon gedenket.

Die IV. iſt eine Iſis, mit ihrem Sohne Horus auf den Knieen. Die V. ſtellet vier tönerne Puppen in verſchiedener Kleidung vor. 1) Eine Iſis mit dem Horus, 2) eine andere ohne den Horus, 3) ein Zwerg, den Kircher für ein Amulet hält; und 4) eine andere Iſis. Alle ſind mit einer Glaſur überzogen. Sie ſind aber alle ſchlecht gearbeitet. Die auf der VI. iſt deſto ſchöner. Ein ägyptiſcher Prieſter von Erz begleitet ſie, und hat eine Rolle in Händen, die vielleicht ein hieroglyphiſches Buch vorſtellet. Noch ein anderer von eben der Art, füllet den übrigen Raum. Die auf der VII. Tafel ſind noch wunderlichere Geſtalten: die einige Kinder beyſammen mit beſonderm Kopfputze, neben einem Gefäße, darinn etwas zu eſſen iſt; einen Ochſen Apis, und einen ägyptiſchen Richter vorſtellen.

Wir würden viele Bogen füllen, wenn wir nur alle ägyptiſchen Figuren erzählen, und erklären wollten: denn ihre Anzahl beläuft ſich auf XXVI. Kupfertafeln. Allein das würde uns zu weit führen. Genug daß wir unſern Leſern Luſt gemachet, dieſes beſonders ſchöne Werk ſelbſt zu leſen. Wem aber

aber das bisherige noch keine genugsame Reizungen gegeben, dem wollen wir nachstens einmal, von den hetcurischen, griechischen und römischen Sachen noch einem bessern Vorschmack geben; auch einige Kupfer davon zur Probe bekannt machen. Am besten wäre es, wenn sich ein Verleger zu dem ganzen Werke entschließen wollte, welches aber 107. Kupferplatten bekommen müßte.

III.

Rede, welche bey der feyerlichen Einweihung der dem Allerdurchlauchtigsten, Großmachtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Augusto III. Könige von Pohlen, und Großherzoge zu Lithauen, Reußen, Preußen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Herzoge zu Sachsen und Churfürsten, ꝛc. ꝛc. ꝛc. von der Kaufmannschaft der königlichen Stadt Danzig, im Artus-Hofe, allerunterthänigst und ehrfurchtsvoll aufgerichteten Statue, gehalten worden, den 7 October 1755. von Friedrich Gottlieb Rennmerson, ersten Quartiermeister vom Koggen-Quartier. Danzig, bey dem Buchhändler Johann Christian Schuster, in der Hundegasse.

Die glückselige Zeit, da vormals in dem dankbaren und kunstreichen Griechenlande, und in dem prächtigen Rom, der Tugend auch öffentliche Denk- und Ehrenmäler aufgerichtet wurden, scheint sich wieder hier und da zu zeigen. Man

fängt an Wohlthätern ganzer Länder und Städte, und den Verdienſten groſſer Männer öffentliche Bildſaulen zu widmen. Indeſſen, daß Paris ſchon zehn Jahre auf ein ſeinem Beherrſcher gewidmetes Schnitzbild ſinnet, tritt unverhofft die Danziger Bürgerſchaft, mit einer gleichen Ehrenbezeugung, gegen ihren in der That vielgeliebten **Auguſt**, freywillig und ungezwungen hervor. Sollte dieß Zeitverwandten, die an allem Theil nehmen, was dem menſchlichen Geſchlechte Ehre machet, nicht ein rührendes Schauſpiel ſeyn?

Wir können es nicht läugnen, daß uns dieſe Zeitung in den öffentlichen Blättern ſchon, auf eine lebhafte Art in Bewegung geſetzet. Wir wünſchten unſern Zeiten Glück, darinn es noch gnädige Landesväter, Beſchützer der Vorrechte und Freyheiten ihrer Völker: aber auch erkenntliche Bürger, und dankbare Unterthanen giebt; die ſich der erhaltenen Beſchirmung, durch öffentliche Denkmäler würdig bezeugen. Noch mehr hat es uns faſt vergnüget, da wir geſehen, daß ſelbſt aus dem Mittel der Bürgerſchaft, ein geſchickter Mann die Einweihungsrede dieſer marmornen Bildſaule gehalten. Nachdem nämlich bey Verſammlung der ſämmtlichen Vornehmſten der Stadt, die eine Hälfte der dazu beſtimmten Cantate, von dem Capellmeiſter Freislich aufgeführet worden, trat der erſte Quartiermeiſter, des einen Quartiers auf, und hielt folgende Anrede:

Hochwohl-

Hochwohlgebohrner, Gnädiger! Hochedelgebohrne, Hochedle, Hoch- und Wohlweise! Edle, Wohlehrenveste, Fürnehmgeachte! Nach Stand und Würden Hochzuehrende Hochgeneigte Anwesende!

So ist nun endlich der frohe Tag erschienen, an welchem man dasjenige, welches bisher das sehnliche Wünschen der Kaufmannschaft gewesen, als ein öffentliches Denkmaal, der Welt vor Augen legen, und für die Nachkommen aufstellen können.

Der heutige Tag also, als das unschätzbarste Geburtsfest unsers huldreichesten Landesvaters, **Augusts des Dritten**, Königes von Pohlen, welchen seit neun und funfzig Jahren, so viele Lande, als die Quelle ihres blühenden Zustandes verehren, ist von der bürgerlichen Kaufmannschaft dieser königlichen Stadt Danzig, zu dieser feyerlichen Handlung ausgesetzet worden. Sie will denselben, durch die entflammten zärtlichsten Regungen ihrer ehrfurchtsvollen Dankbegierde; indem sie diese hier aufgestellte, Seiner Königlichen Majestät, unserm allergnädigsten Könige und Herrn, geweihete Statue in tiefster Demuth opfert, für die Nachwelt merkwürdig machen.

Unter allen menschlichen Tugenden, ist die Dankbarkeit unstreitig die allervortrefflichste, die alleredelste. Sie ist die Seele edler menschlichen Handlungen. Was auch jemand dagegen einwenden könnte, so würde doch solches keine Aufmerksamkeit verdienen. Nichts ist rührender, nichts ausnehmender

mender, und nichts den Pflichten der Menschlichkeit gemäßer, als seine Dankbegierde durch eine würdige That erkennen geben zu können. Ich würde mich in einen Abgrund vertiefen, wenn ich die allervortrefflichsten und zärtlichsten Regungen, welche eine aus treuen Herzen entsprossene Dankbegierde hervorbringen kann, erörtern wollte. Ich begnüge mich, bloß bey der heutigen feyerlichen Handlung stehen zu bleiben, welche ein Inbegriff alles dessen ist, was Ehrfurcht, Devotion, Treue, Eifer, Erkenntlichkeit und Liebe, gegen seinen huldreichesten Landesvater, als ein wahres Opfer einer reinesten Dankbegierde an den Tag legen können.

Friede und Eintracht, schien bey dieser guten Stadt innerlich gestöret zu seyn, das Misvergnügen hatte das ganze Volk ergriffen: was konnte die Bürgerschaft, was konnte die getreueste Kaufmannschaft, von der ausnehmendsten Gnade, Gerechtigkeit und Billigkeit ihres theuresten Landesvaters wohl anders, als eine der unschätzbarsten Wohlthaten hoffen? Dero allerweiseste und allergerechteste Verfügungen, sind die allernachdrücklichsten Merkmaale Dero landesväterlichen Huld, Gnade und Fürsorge.

Die Kaufmannschaft, die erfreuete Kaufmannschaft dieser Stadt also, empfindet über solche ausnehmende, über solche erhabene, und über solche eines ewigen Andenkens würdige Wohlthaten, ihres Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Königes und Herrn, allzuviel zärtliche Regungen in ihren Herzen; als daß sie solche nicht, durch eine ihrer

Treue,

Treue, ihres Eifers und ihrer Devotion gemäße, und der geheiligten Person **Augusts des Huldreichen**, und Dero Königlichen Tugenden würdige und rühmliche That verewigen sollte.

Wenn ehemals ein durchlauchtigster August, als ein Wiederhersteller des innerlichen Friedens, als ein Vater des Volkes; wenn ehemals ein durchlauchtigster Justinian, als ein Wiederhersteller und Verfasser der bürgerlichen Rechte und Gesetze, von dem römischen Volke sind verehret worden: so verehren wir mit so viel größerm Rechte, und mit so viel größerm Vertrauen in der Allerdurchlauchtigsten Person, **Augusts des Dritten**, Königes von Pohlen, einen wahren Vater des Vaterlandes, als Die mit denen, Allerhöchstdenenselben von Dero glorwürdigsten Vorfahren angeerbeten königlichen Eigenschaften, und Dero Ihnen beywohnenden Gottesfurcht, auch die Gerechtigkeit, Gnade und Liebe gegen Dero getreue Unterthanen vereinet: welche Allerhöchstdieselben nach Dero weltgepriesenen Leutseligkeit, einem jeden angedeihen lassen; und davon die Kaufmannschaft dieser Stadt, die allernachdrücklichsten Merkmaale bereits erhalten, und unter dem Schutze Dero glorreichen Regierung, den Flor ihrer Commercien, der Gewerbe und Nahrungen, mit erfreuten und ehrfurchtsvollen Herzen entgegen sieht.

Was ist demnach ihrer Freude würdiger? Was der Ehrfurcht und Treue gegen ihren unschätzbarsten Wohlthäter gemäßer? Und was ist ihrer Dankbegierde rühmlicher, als gegenwärtiges Denkmaal

ihrer

ihrer Treue, ihres Eifers und ihrer Devotion, an demjenigen Orte, wo sie sich täglich versammlet, öffentlich aufzustellen? Die spätesten Nachkommen werden durch dieses in Stein gegrabene Denkmaal unsers Eifers, mit Ehrfurcht erfüllet; sie werden von der Große unsers huldreichesten Landesvaters überzeuget werden; sie werden Dessen königliche Tugenden bewundern; sie werden endlich in Nachahmung der Treue und des Eifers, ihren Vorfahren es zuvor zu thun, sich eifrigst bemühen.

Würdiges Denkmaal eines so großen Königes! welches die großen und heroischen Eigenschaften Desselben in Seinem völligen Glanze darstellet; und welches die Freude und das Vergnügen der hier versammleten Kaufmannschaft um so mehr erhebt, je größer der allerdurchlautigste Gegenstand ist, dem zu Ehren sie solches errichtet hat. Dessen Größe auch hauptsächlich darinn hervorleuchtet, daß durch Dero weiseste Regierung, die Glückseligkeit des ganzen pohlnischen Reiches, und aller getreuen Unterthanen, annoch auf einem festen Grunde steht, so daß unter so vielen großen Königen von Pohlen, Allerhöchstdenenselben man dieses göttliche Sinnbild mit Rechte zueignen könne:

Es gehen kleinere vorher, und werden kleinere.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Ich beuge mich in tiefster Ehrfurcht vor dem, Deiner geheiligten Majestät geweiheten Bilde! welches die hier versammlete Kaufmannschaft mit

erfreue-

erfreuetem und ehrfurchtsvollem Herzen, Deiner Majestät, als ein ewiges Denkmaal ihrer reinesten Dankbegierde opfert. Sie flehet Dich, großer König! demüthigst an: würdige, großer Monarch! würdige es gnädig aufzunehmen! Laß, großer König! Dir das Dankopfer ihres ehrfurchtsvollen Eifers, allergnädigst wohlgefallen, und würdige diese Stadt, würdige die Obrigkeit derselben, und sämmtliche Ordnungen, würdige die Kaufmannschaft und ihre Commercien, ja endlich, großer König! würdige die gesammte Bürgerschaft Deiner fernern landesväterlichen Huld, Gnade und Fürsorge. Wir werden für dieses Merkmaal Deiner Königlichen Großmuth, unsere getreuen und inbrünstigsten Seufzer, mit den demuthsvollen Wünschen aller getreuen Unterthanen vereint, unabläßig Himmel an schicken; damit Gott Deinem unschätzbaren Leben die spätesten Jahre menschlichen Alters zulegen wolle; und **Die Allerdurchlauchtigste Königliche Frau Gemahlinn, unsere theureste Landes-Mutter**, bey allem königlichen Wohlergehen unausgesetzt erhalten werden, und nebst **Dero Allerdurchlauchtigsten Königlichen Familie**, die Glückseligkeiten aller Zeiten erleben möge.

Hochwohlgebohrner, Gnädiger!

So wie Eur. Hochwohlgebohrnen Gnaden hohe Gegenwart bey dieser feyerlichen Handlung, die Kaufmannschaft mit geziemender Verehrung erkennet, und dafür den verpflichtesten Dank abstattet; so bitten sie in gebührender Submißion, Eure Hochwohl-

wohlgebohrnen Gnaden geruhen bey Seiner **Königlichen Majestät**, unserm **allergnädigsten Könige und Herrn**, vordiesem aus wahrer Treue und Eifer errichteten Denkmaale ihrer reinesten Dankbegierde, und den zärtlichsten Regungen, welche die hier versammlete Kaufmannschaft dabey empfindet, gnädig einzuleiten, und dieselbe der ferneren königlichen unschätzbaren Gnade und Huld zu empfehlen. Es wird die Kaufmannschaft dieses Kennzeichen Dero preiswürdigsten Wohlgewogenheit, Zeit Lebens mit der geflissenlen Ergebenheit und Dienstbegierde erkennen.

Hochedelgebohrne, Hochgeneigte Herren!

Einem Hochedelgebohrnen und Hochweisen Rathe, welcher Eure Herrlichkeiten aus Seinem Mittel zu dieser feyerlichen Handlung hat abordnen wollen, stattet die Kaufmannschaft für dasjenige, was derselbe zu Verherrlichung dieser Festivität gütigst und rühmlichst veranstalten wollen, ja für dasjenige, was derselbe mehr als man gebethen, hochgeneigt verordnet; hiernächst derjenigen geehrtesten obrigkeitlichen Person, welche durch die äußere und innere Auszierung dieses Gebäudes, dero um das gemeine Wesen bekannte Verdienste, so merklich vermehret, den verbindlichsten und pflichtmäßigen Dank ab. So, wie die Kaufmannschaft dieses Merkmaal Einer hohen obrigkeitlichen Wohlgewogenheit mit ehrfurchtsvollem und demüthigen Herzen erkennet; so wünschet sie Einem Hochedelgebohrnen und Hochweisen Rathe, alles hohe obrigkeitliche Wohlergehen,

damit

Londen 1731. 8. 1. Alph. 15. Bogen.

Die merkwürdigsten Schicksale und Veränderungen einer Sprache sind ganz natürlicher Weise mit den Schicksalen der Völker, die sie reden, aufs genaueste verbunden. So sehr ehedessen die Ebräische, Griechische und Lateinische Sprachen in Ubung und Ansehen gewesen, als die Ebräer annoch den besondern Vorzug, GOttes Volk zu heissen, genossen, die Republiken der Griechen auf das erwünschteste geblühet hatten, und die Römer beynahe den grössesten Theil des Erdkreises unter ihrer Botmäßigkeit sahen: So grossen Abfall erlitten sie hingegen in nachfolgenden Zeiten mit dem allmählichen Untergang ihrer vormaligen Besitzer; so, daß ihr Andenken jetzo allein noch in Schriften aufbehalten ist, sie selbst aber unter die todten Sprachen gezehlet werden.

Deutschland hat dermalen mehr als einen Ausländischen, vornehmlich den Großbritannischen und Schwedischen Thron, mit Fürsten aus deutschem Geblüte, und deutscher Ankunft, besetzet; und durch dißes, den vorigen Zeiten unbekante Glück, ist zu den unsrigen auch der Gebrauch und Werth der deutschen Sprache bey den Ausländern nöthiger und allgemeiner, sie selbst aber so zu reden lebendiger als iemals geworden. Man hat sich daher gemüssiget gefunden, zum Behuf verschiedener Ausländer, auch unterschiedene deutsche Sprachlehren abzufassen; unter denen zum Exempel, um nur vor diesesmal bey den zwey erwehnten Nationen

zu

mit Sie als wahre Väter der Stadt, dem Regimente derſelben, ferner bis in die ſpäteſten Jahre, würdigſt vorſtehen mögen. Eurer Hochedelgebornen Herrlichkeiten hochgeneigte Gewogenheit aber, welche Dieſelben in Beywohnung dieſer feyerlichen Handlung haben zu erkennen geben wollen, erkennet die Kaufmannſchaft mit gerührtem Herzen.

Hochedle, Hoch- und Wohlweiſe! Edle, Wohlehrenveſte, Fürnehmgeachte!

Eines Hochedlen, Hoch- und Wohlweiſen Gerichtes, wie auch Einer Hochlöblichen dritten Ordnung beſondere Gewogenheit, welche Dieſelben, in Anſehung dieſer feyerlichen Handlung, haben zu erkennen geben wollen, erkennet die Kaufmannſchaft mit unverletzter Ergebenheit. Sie erkennet Dero hochgeneigte Gegenwart bey dieſer Feſtivität, mit vielem Danke.

Es empfiehlt ſich hiernächſt die Kaufmannſchaft zu allerſeits gnädigem, hohem und hochgeneigtem Andenken.

Nach Stand und Würden Hochgeehrteſte, Hochgeneigteſte anweſende Mitbürger!

So, wie die bürgerlichen Pflichten, und die allerunterthänigſte Ehrfurcht und Devotion gegen unſern theureſten Landesvater, **Auguſt des Huldreichen Majeſtät**, zu einer unzertrennten Einigkeit uns verbinden: ſo iſt uns nichts mehr übrig, als unſere ehrfurchtsvolle und zärtlichſte Freude, durch einen

frohen Zuruf: **Lange lebe Auguſt der Dritte! Lange lebe Auguſt der Huldreiche!** zu erkennen zu geben.„

Hierauf ward nun auch die zweyte Hälfte der angefangenen Cantate abgeſungen; und mit Löſung der Karthaunen auf den Wällen der Schluß gemachet. Nach einer feyerlichen Mahlzeit führete noch die ackermanniſche Schauſpielergeſellſchaft ein beſonders Vorſpiel auf, welches mit artigen Verzierungen des Theaters, erſt einen Hayn Apollens mit einem erleuchteten Säulengange, hernach einen Tempel des Gedächtniſſes vorſtellend, gezieret war. Die Perſonen deſſelben waren die Schauſpielkunſt, im Gefolge des Trauerſpiels und Luſtſpiels; der Nacheifer, die Ruhe, die Zufriedenheit, im Gefolge der Scherze. Apollo, Mercur, die Redlichkeit des Vaterlandes, und die Freyheit, im Gefolge der Freuden.

IV.

Creuſa, the Queen of Athens, a Tragedy. by Mr. Whitehead. acted at Drurylane 1754.

Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels Kreuſa, iſt ſchon durch eine Sammlung von Gedichten berühmt, die 1755 bey **Dodſley** in 8. gedrucket werden. Noch mehr aber hatte ihn ein Trauerſpiel: The Roman Father, **der römiſche Vater** bekannt gemachet, welches 1750 geſpielet

werden.

worden. **Kreusa** iſt gleichfalls wohl aufgenommen worden; ob ſie gleich nicht in den vortheilhafteſten Umſtänden erſchienen.

Man wird bald merken, daß Hr. **Whitehead** außer dem **Jon** des Euripides, auch die **Athalia**, und **Merope** gekannt hat. Ob nun gleich **Kreusa** nur eine Verbindung der beyden letztern zu ſeyn ſcheint: ſo kann man ihn doch keines Diebſtahls beſchuldigen. Die griechiſche aber könnte viel eher den Stoff zu den beyden neuern gegeben haben, als zu dieſer. Kurz, der Knoten iſt ganz verſchieden: und kömmt er ja einigermaßen mit der **Merope** überein: ſo iſt doch die Auflöſung ganz neu, und weder der **maffeiiſchen**, noch **voltairiſchen** ähnlich. Wir wollen unſern Leſern erſt einen Auszug, ſodann aber auch eine Beurtheilung derſelben mittheilen, die gleichfalls aus England her iſt.

Die engländiſchen Trauerſpiele haben noch Vorredner; nicht zwar, wie kleine allegoriſche Schauſpiele, ſondern als Anreden einer einzigen Perſon an die Zuſchauer, eingerichtet. Insgemein aber bereitet der luſtige, oder doch vertrauliche Ton derſelben ſehr ſchlecht zu tragiſchen Leidenſchaften. Vielleicht brauchet die engländiſche Melancholie ſolche Behutſamkeit nicht. Dießmal hält er einige weſentlichere Nachrichten in ſich, die zum Verſtande des Stückes gehören. Folglich wollen wir ihn mitnehmen.

Vorredner.

Vormals, ſagen die Gelehrten, war ein Vorredner nichts, als eine Einleitung zum Inhalte des

Stückes. Er ward von Göttern, Schatten oder Menschen hergesaget, die alles vorher wußten, was in dem Laufe der Verwirrungen geschehen sollte; und so gefällig waren, solches den Zuschauern zum Voraus zu melden. Allein, der neuere Geschmack, sonderlich der Engländer, erlaubet es nicht, gar zu viel vorher zu sagen. Er würde nicht einmal nach dem Beyspiele unserer Nachbarn, die Vertrauten verstatten: denen die Hauptpersonen Geheimnisse anvertrauen, die sie längst gewußt; bloß um sie den Zuschauern bekannt zu machen. Die englandische Unterbühne will nicht so zeitig unterrichtet werden.

Indessen wollen wir doch bey dieser alten Tragödie etwas wagen, um uns ein wenig ins Gleis zu helfen. Die Bühne, M. H. ist diesen Abend in Griechenland, und vermittelst der poetischen Zauberey, seyd ihr auf einmal vor die Thore des delphischen Tempels versetzet. Hier ließen sich, wie ihr alle wisset, Könige und Helden vormals, wie noch so mancher Narr heute zu Tage, ihr gutes Glück vorher sagen: da ward oft, auf das Gutachten eines bejahrten Pfaffen, oder einer alten Jungfer, das Schicksal der Könige und Völker entschieden.

Glaubet darum nicht, daß sie alle betrogen worden. Einige wußten schon, woran sie waren; andere zweifelten, und noch andere glaubeten daran. Mit einem Worte, diese berufenen Orakel, waren nur heilige Betrügereyen ihrer Zeit; und weislich erdacht, das Volk in der Ehrfurcht zu erhalten; zu einer Zeit, wo der Glauben das Wunderbare, und das Gesetz die Religion selbst war. So viel ist

für

für Zuſchauer ſchon genug, die ſo wohl verſtehen als empfinden können. Durch die Verbindung der Auftritte, werdet ihr das übrige vernehmen.

Allein, ich hatte ja noch etwas an unſere Kunſtrichter zu ſagen. . . . Ich hätte es bald vergeſſen. . . Ich glaube gar, es iſt eine Anrufung.

O ihr! alſo, ihr Herren Kunſtrichter! deren wachſame Heere in dieſer Gegend beſtändige Schaarwachen aufziehen laſſen, die Einfälle abzuhalten, die dem Reiche des Geſchmackes drohen; unſer Dichter iſt weder ſtolz, noch gar zu furchtſam. Er bittet euch nur um eine doppelte Gnade; euch, M. H. die ihr alles vermöget. Zuförderſt gönnet ihm eure Aufmerkſamkeit, bis zum Ende. Hernach . . . urtheilet! . . . Aber aufrichtig! . . . und ſo wollen wir uns zum Voraus eurem Ausſpruche unterwerfen.

Die Bühne iſt im Vorhofe des delphiſchen Tempels, und in einem Lorberwäldchen, das den Tempel berühret. Die Perſonen ſind **Xuthus**, König zu Athen, **Kreuſens** Gemahl. **Ilyſſus**, ein junger Fremdling, der zum Dienſte des Tempels zu Delphis gebrauchet wird. **Alcibes**, ein weiſer Grieh. **Phorbas**, ein alter Athenienſer, Apollons Prieſter. Etliche Athenienſer. **Kreuſa**, Königinn zu Athen. Die **Pythia**, Apollens Prieſterinn. **Lyce** und andere Kammerfrauen der Königinn. Heilige Jungfrauen, im Dienſte des Tempels. Die Wachen.

Der I. Aufzug.

Ilyssus und die heil. Jungfrauen erscheinen im Vorhofe des Tempels: der junge Mensch dringet in sie, ein Opfer zu veranstalten. Denn, saget er, die Sonne ist aufgegangen, und ich habe ein groſses Geräusch von Wagen gehöret. **Phorbas** kömmt mit der **Pythia**, und verkündiget ihr, daſs seine Gebietherinn, Königinn **Kreusa**, und ihr Gemahl der Aeolier **Xuthus**, König von Athen, den Augenblick ankommen, das Orakel zu befragen. Sie, waren funfzehn Jahre vermählet, ohne Kinder zu haben, und kamen, die Götter um Erben zu bitten; oder doch zu erfahren, auf wen sie ihre Augen werfen sollten.

Xuthus hatte den Staat durch seine Tapferkeit gerettet; und zur Vergeltung hatte ihm König **Erechtheus** seine Prinzessinn **Kreusa** vermählet: so, daſs er als ein Fremdling, an seines Schwiegervaters Stelle zur Regierung gelanget. Ich fürchte sehr, seſset **Phorbas** hinzu, diese Heurath sey die Quelle alles unsers Unglückes gewesen. Denn die Prinzessinn ward damals von einem jungen Athenienser, **Nikandern**, geliebet. Der König bemerkte es, daſs sie ihm wieder günstig war, und ließ es nicht bey einer Verbannung bewenden, sondern ließ ihn vermuthlich hinrichten. Wenigstens hatte man Muthmaſsungen, als man auf einer Landstraße Nikanders zerrissene und blutige Kleider fand.

Bey der Zeitung von seinem Tode, war **Kreusa** eine Zeitlang untröstlich. Endlich bewog sie ihres

ihres Vaters Willen, die Nothdurft des Staates, und der Wunsch des Volkes zu Athen, den **Euthus** zu nehmen. Indessen hat sie **Oreandern** niemals vergessen können. Sie hat ihm ein Grabmaal aufgerichtet, auf welchem sie mit Erlaubniß ihres Vaters und Mannes, jährlich zum Andenken ihrer unglücklichen Liebe Opfer gebracht hat.

Indem **Phorbas** der Priesterinn dieß erzählet, läßt er seinen eingewurzelten Haß gegen einen ausländischen Herrn blicken. Die Priesterinn aber befiehlt dem jungen **Ilyssus** da zu bleiben, um die Königinn zu empfangen; und begiebt sich in den Tempel. Hernach, saget sie, wenn ihr dieser Königinn die gebührende Ehre erwiesen habet; so rufet den weisen **Alethes**, und thut ihm zu wissen: daß ein besonderer Umstand, und sehr wichtige Ursachen, seine Gegenwart allhier erfodern.

Kreusa kömmt, und saget zum **Ilyssus**: der König, ihr Gemahl, habe sich bey der Höhle des **Trophonius** aufgehalten, um gewisse heilige Gebräuche zu beobachten. Indessen daß dieser junge Mensch, ihr die gewöhnliche Ehre erweist, unterbricht sie ihn lebhaft: und fraget, wer er sey? wie er heiße? sein Vaterland? seine Aeltern? Der junge Mensch antwortet, er sey ein Diener des Tempels, und heiße **Ilyssus**; sein Vaterland aber wisse er nicht, sondern sey, vor achtzehn Jahren, in einem Korbe am Thore des Tempels gefunden worden. Die Priesterinnen hätten ihn in den ersten Jahren seines Lebens erzogen, und ein Weiser, **Ale-**

thes, der sich in dem benachbarten Berge der Welt entzogen, hätte ihn vollends auferzogen.

Die Königinn fraget ihn huldreich, ob er bey ihrem Rückzuge mit ihr nach Athen kommen wolle? Er machet einige Schwierigkeit dabey, und scheint zu zweifeln, ob es ihr Ernst sey? Hier sieht man nun einige Aehnlichkeit mit der **Athalia**, wo sie beym Anblicke des jungen **Eliakims** eben so neugierig ist; imgleichen mit der ersten Unterredung der **Merope** mit dem **Aegisth.**

Als sich alles wegbegiebt, nur den **Phorbas** und die **Lyce** ausgenommen, saget die Königinn ihnen: sie sey von der Aehnlichkeit des jungen Menschen mit **Mikandern**, gerühret worden. Sie befiehlt dem **Phorbas** sich fleißig nach dem Ilyssus und den Weisen, der ihn erzogen, zu erkundigen. Sie scheint zu argwöhnen, die Reise nach Delphos sey eine List des **Xuthus**; um auch nach ihm einen Fremden auf den athenienſischen Thron zu setzen. Sie erkläret sich auch dawider, und setzet gegen **Lycen** hinzu: Sie hielte ein wichtiges Geheimniß in ihrer Brust verborgen; aber das Schicksal hindere sie, es zu entdecken.

Der König kömmt. „Wir wollen uns entfernen saget sie, und unsere Bewegung verhölen. „Schmerz und Wallungen, die Gefahrten der „Schwachheit, sind der traurige Antheil unsers Geschlechtes. Die Götter haben uns zwar mehr Thränen zu vergießen; aber auch mehr Ursachen dazu, gegeben.„

Der

Der II. Aufzug.

Dieser zweyte Aufzug fängt mit einer dem engländischen Theater gewöhnlichen Unregelmäßigkeit an: die Gegend nämlich verwandelt sich in einen Busch. **Alethes** fraget den **Ilyssus**, ob die Königinn über seiner Gegenwart beweget worden. Er saget, ja, und er habe sogar Thränen an ihr gespüret. **Ilyssus** nimmt hier Gelegenheit wegen seiner Geburt Nachforschungen zu thun; worauf er aber keine deutliche Antwort erhält.

Die **Pythia** erscheint, und bleibt mit dem **Alethes** allein. Sie gestehe ihm zuvorderst, daß sie nur ihm alles ihr Ansehen in Griechenland zu danken habe: und fraget ihn, was sie auf die Fragen des Königes und der Kreusa antworten solle? Du mußt, erwiedert er, den **Ilyssus** für den Erben des atheniensischen Thrones erklären. Die Priesterinn thut hierüber schwierig, weil sie es für einen offenbaren Betrug hält: allein er bestillet sie damit, daß er ihr bekennet: er selbst habe diese Personen nach Delphos gelocket, das Orakel zu befragen: es werde alles gut gehen, und der Götterspruch müsse also lauten:

„Ein junger aus Athen verbannter Mensch
„ist die Ursache aller Trübseligkeiten des Staates.
„Sollen diese sich endigen, so muß an die Stelle dieses Verbanneten, Athen einen andern unbekannten Jüngling aufnehmen, den ich meinen Sohn „nenne. Dieser werde gekrönet! Das Schicksal,

„o Athen! erlaubet dir anitzt nicht, weiter nachzu„fragen. „

Die Priesterinn erwiedert ihm: es wäre ein gewisser alter Athenienser mit im Gefolge, welcher die Gesinnungen seiner Landesleute genau wüßte; die einen Abscheu vor allen ausländischen Regenten hätten, und der ihren Absichten leichtlich hinderlich seyn würde. **Alethes** antwortet: er kenne ihn, und wisse die Mittel, auch diesen mit in ihre Verabredung zu ziehen. Hierauf verspricht ihm die Priesterinn, daß sie ihm, nach der Feyerlichkeit, eine Unterredung mit der Königinn, in diesem Vorberbusche zuwege bringen wolle. **Alethes** saget ihr noch, daß der König selbst überredet werden müsse: Ilyssus sey ein junger Aeolier; er habe schon die Priester im Tempel, und die Diener des Trophonius dazu gestimmet. Beyde gehen ab, da sie den **Phorbas** und **Lycen** erscheinen sehen.

Diese reden von der Königinn Unruhe, seitdem sie den jungen **Ilyssus** gesehen; und von dem Antrage, den sie dem Könige gethan, ihn nach Athen mitzunehmen. **Euthus** hatte es nicht nur bewilliget; sondern auch verheißen, ihn zum Sohne anzunehmen: welches die Königinn sehr vergnüget hätte. **Phorbas** bezeuget, er wolle sich widersetzen; [illegible] drohet, **Ilyssus** solle Athen nicht sehen. Die Königinn kömmt. **Phorbas** saget ihr, er habe von den Priestern vernommen, er sey ein Aeolier. Der König habe die Höle des Trophonius befraget: und sein Vertrauter habe ihm, dem **Phorbas**, die Antwort eröffnet. Das Orakel verspräche dem Köni-

ge,

zu bleiben, (*) erſt ſeit wenigen Jahren eine eigene Anleitung vor die Schweden (**) und die gegenwärtige des Herrn Beilers vor die Engelländer, zum Vorſchein gekommen ſind.

Der Verfaſſer nennet ſein Werk eine neue Grammatik, in Abſehen auf einige ältere, die vor der ſeinigen an das Licht geſtellet worden.

(*) Sonſt hat man ins beſondere verſchiedene deutſche Sprachlehren zum Gebrauch der Franzoſen im Drucke geſehen, davon uns gegenwärtig folgende dreye beyfallen und bey der Hand ſind. 1) *Le veritable & unique Grammaire Allemande*, Straßburg 1687. 12. 2) *Nouvelle methode complete & facile pour apprendre la Langue Allemande par le moyen de la Françoiſe.* Eben daſelbſt, 1698. 8. 3) *L'art de parler Allemand, par le Sieur* C. Leopold, *S. Profeſſeur & Interprete des Langues, Allemande, Françoiſe, Italienne & Eſpagnole.* Wien 1718. 8. Die erſte hat ein Ungenannter denen, nach Aufhebung des Nantiſchen Edicts, nach Deutſchland geflüchteten Franzoſen zu gut aufgeſetzet, welche noch ſo ziemlich gerathen, iedoch weit unvollkommener iſt, als Herrn Leopolds ſeine. Wir gehen damit um, unſern Leſern mit der Zeit ein ausführliches, und, ſo viel möglich, vollſtändiges Verzeichniß aller deutſchen Sprachlehren in dieſem Werke vorzulegen, ſowohl derer, die vor die Ausländer geſchrieben ſind, als auch derer, die den Deutſchen ſelbſt ihre eigene Mutterſprache näher zu erkennen geben; wozu wir uns den Beytrag gelehrter Gönner geziemend ausbitten.

(**) Ihre Aufſchrift iſt: *Grammatica Germanica Suethizans*, eller den bäſte Beerädgen till Tyska Språket, för en Swänsk, wiſt af Andreas Heldmann. Stockholm och Upſala 1706. 8. Der Verfaſſer iſt von Gebuhrt ein Deutſcher, und, wie er ſchreibet, mehr als zweyhundert Meilen weit von Schweden zu Hauſe, hält ſich aber auf der Academie zu Upſal auf, und giebt daſelbſt Anweiſung in ſeiner Mutterſprache.

ge, er würde zu Delphis einen Erben seines Stammes finden.

Kreusa fällt in die tiefste Schwermuth dabey; und da sie ihrem Schmerze nicht mehr gewachsen ist, entdecket sie dem Phorbas und ihrer Vertrauten ihr ganzes Geheimniß mit Nikandern; nachdem sie einen Eid der Verschwiegenheit von ihnen genommen. Sie sey nämlich insgeheim mit ihm vermählet gewesen, und habe einen Sohn von ihm gehabt, der denselben Tag gebohren worden, als Nikander von Athen verbannet worden. Die Mutter der Lyce hätte Befehl gehabt, das Kind zu erziehen: sie hätte aber bisher geglaubet, daß es mit Nikandern ermordet worden. Gleichwohl hätten die Augen, Gestalt und Stimme, das Alter und die unbekannte Geburt des jungen Ilyssus ihr itzo geschmäucheit: dieß könnte vielleicht ihr Sohn seyn. Weil er aber von äolischer Abkunft seyn sollte: so begäbe sie sich solcher Hoffnung.

Phorbas bestärket sie darinn, und erbittert sie dabey desto mehr wider dieß Geschlecht, welchem ihr Gemahl und Kind aufgeopfert worden; läßt sich auch von ihr versprechen, eher alles zu unternehmen, ehe sie es leiden wollte, daß Xuthus einen neuen Aeolier auf den atheniensischen Thron brächte. Guth! saget sie: wenn das des Königes Vorhaben ist: so bin ich bereit mich mit dir, wider diesen schönen Jüngling zu verbinden: dessen Aehnlichkeit mit meinem unglücklichen Nikander mir zwar sehr lieb, aber auch sehr betrüglich ist!

Den

Den Augenblick tritt **Ilyſſus** herein, mit der Nachricht vom Könige: daß alles zum Opfer bereit ſey, und bloß die Königinn erwartet würde. **Kreuſa** antwortet nicht, geht ſchleunig ab, mit ihrem Gefolge, und läßt ihn allein. So ſchließt er den Aufzug mit einer Betrachtung über dieſe Veränderung der Königinn, die ihm ſehr empfindlich iſt, ohne zu wiſſen warum?

Der III. Aufzug.

Derſelbe iſt wieder im Vorhofe des Tempels, und in ſo weit hat ſich doch der Verfaſſer des Trauerſpiels in der gewöhnlichen Frechheit ſeiner Landesleute, theils darinn gemäßiget, daß er nur mit neuen Aufzügen den Ort geändert; theils daß er nur zween ſehr nah liegende Oerter, mit einander abwechſeln läßt. **Aethes** allein tritt auf, redet mit ſich ſelbſt, und bezeuget nur den Antheil, den er an allem dem nimmt, was drinnen vorgeht. Der König, **Kreuſa**, die Athenienſer ihres Gefolges, die Prieſter und Jungfrauen, alles, außer ihm, iſt beym Opfer, voller Begierde des Orakels Antwort zu hören. Die Königinn mit dem **Phorbas** und der **Lyce** kömmt ganz erſchrocken heraus, und beſchweret ſich über das Orakel, welches ſie, wie **Phorbas**, als von **Xuthus** angegeben, argwöhnet. Der alte Athenienſer giebt ihr den Rath, um deſſen Wirkung zu hintertreiben, den jungen **Ilyſſus** zu ermorden. **Kreuſa** weigert ſichs; und darüber kömmt der König mit dem Jünglinge, und ſtellet

ihr

ihr denſelben, als den ihnen vom Himmel beſtimmten Thronfolger vor.

Dieß machet ſie ſehr unwillig: und ſie geräth in eine neue Wuth. Sie verweiſt es dem Könige ſo hart, daß ein heftiger Bruch erfolget. Alles weicht, ausgenommen die Königinn mit ihren beyden Vertrauten. **Phorbas** vergißt ſeine Abſicht nicht; und beſtürmet die Königinn ſo lange; bis ſie ihm erlaubet, den jungen Acolier entweder durch den Stahl oder mit Gifte aus dem Wege zu ſchaffen. Indeſſen fühlet ſie einen heftigen Kampf von Reue und Verdruß. „Unglückſeliger Jüngling! „rufet ſie. Du biſt ſchon gerächet! der Tod ſelb', „der dich erwartet, iſt nur ein kleines Uebel, gegen „die Martern die mein Herz zerfoltern.„

Der IV. Aufzug.

Phorbas eröffnet denſelben abermal im Lorberhayne; indem er Meuchelmörder an die Pforten eines Saales ſtellet, wo das heil. Gaſtmahl gehalten wird. Er befiehlt ihnen, den **Ilyſſus** zu ermorden. „Stoßet zu! rufet er, und durchbohret „mit tauſend Stichen, die verächtlichen Räuber „des athenienſiſchen Throns!„ Als er die **Pythia** mit dem **Alethes** herauskommen ſieht, entfernet er ſich. Jene eröffnet dieſem, daß **Kreuſa** ihn nicht habe ſehen wollen; ſie würde ſich aber bald hieher begeben: er ſolle ſich nur bemühen, ſie allein zu ſprechen. Kaum verläßt ihn die **Pythia**, ſo kömmt **Ilyſſus**, um vom **Alethes** die Wahrheit

ſeines

seines Geschlechts zu vernehmen; und bezeuget: er wolle lieber in der Dunkelheit bleiben, als durch Betrug eine Krone erlangen. **Alethes** saget: vor Abend solle er alles wissen; und die Königinn selbst werde die gröste Zärtlichkeit gegen ihn annehmen. **Ilyssus** will ihn bewegen, dem Könige aufzuwarten und mit nach Athen zu folgen. Beydes ist mir, erwiedert dieser, durch ein strenges Schicksal verbothen: sonst würde ich dich, mein liebster Zögling, unmöglich verlassen. Wenn du aber den Gipfel menschlicher Hoheit besitzen wirst, so wirst du einen treuen Freund brauchen, der so selten zu finden ist. Vergiß doch, liebster Lehrling, auch mitten in den Vergnügungen, und Einbildungen nicht, daß du einmal unglücklich gewesen. Laß deine Ohren durch das Gift der Schmäucheley nicht einnehmen. Verbanne das so niedrige Laster von dir, welches der Stolz der Großen zu veredeln suchet. Strafe die Elenden, die dich über die Menschlichkeit erheben wollen. Erinnere dich, daß du ein Vormund, ein Beschirmer der Menschen seyn mußt. u. d. m.

Hier wird er durch die Ankunft der **Pythia** unterbrochen. Sie holet den **Ilyssus** zum heiligen Mahle, wo man auf ihn wartet. **Alethes** bleibt allein, und sieht die Königinn kommen. Er redet sie an: und nach einer sehr beweglichen Unterredung, erkennet sie ihn für den unglücklichen **Nikander**. Das Erstaunen stürzet sie in eine Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selbst kömmt, erkundiget sie sich, wie er dem Tode entgangen? und ob sich die Mörder an der unschuldigen Frucht ihrer

Liebe begnüget hätten? Sie lebet noch: versetzet **Alethes**. O treuer **Phorbas**! ruset die Königinn, nun wird deine Mordsucht eine Tugend! **Alethes** verfolget die Erzählung seiner Flucht; wie seine aufs Feld geworfenen blutigen Kleider nur ein Kunstgriff gewesen; seinen Tod auszubreiten. Er würde auch gern gestorben seyn, da er sie verlieren müssen; wenn er nicht das theure Pfand ihrer Liebe zu erhalten gehabt hätte. Die Königinn fraget ihn, wie selbiges hieße? **Jon**, antwortet **Nikander**. Wo ist er denn? fraget **Kreusa** hitzig. Kann ich ihn nicht sehen, und umarmen? Betrüge mich nicht! rede! Endlich ist **Nikander** gezwungen, ihr zu gehorchen. Wohlan! saget er, der **Jon**, das theure Kind, ist **Ilyssus** selbst.

Hier bleibt sie stumm und erstarrt; erholet sich aber bald, und erzählet das schwarze Complot zu seinem Tode. **Nikander** erschrickt, und heißt sie eilen, alles zu hintertreiben; besinnet sich aber gleich besser; aus Besorgniß, der Eifer einer zärtlichen Mutter, würde dem Könige alles verrathen. Er will selbst zur **Pythia** gehen, um die heilige Mahlzeit verschieben zu lassen; unter dem Vorwande: der Vogelflug sey nicht günstig *. Allein **Kreusa** höret nichts. Die **Pythia** würde die Flügel nicht haben, saget sie, welche mir die Liebe giebt. Ich laufe wie ein Blitz. O mein Sohn! wo ich zu spät komme, dich zu retten: so will ich doch zeitig genug kommen, dir zu folgen. Der

* Dieß ist ein Fehler wider die Geschichte. Die Griechen hatten keinen solchen Aberglauben auf den Vogelflug, und auf Vogelgeschrey, als die Römer.

Der V. Aufzug.

Lyce erzählet dem **Phorbas**: die Königinn sey plötzlich in den Tafelsaal gekommen, und habe vom **Xuthus** und allen Anwesenden, einen feyerlichen Eid gefodert, nach ihrem Tode den **Ilyssus** für den König zu Athen zu erkennen. Sogleich hätte sie dem Jünglinge eine Schaale, mit einem vermuthlich giftigen Getränke, aus den Händen gerissen; und darauf hätte sie dieselbe bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. **Phorbas** zweifelt nicht, die Königinn sey das Opfer irgend einer neuen Aeolischen Partey geworden; und entschließt sich plötzlich, den vorgehabten Mord ausführen zu lassen. Die **Pythia** kömmt nebst **Nikandern**; und beyde wissen nicht was geschehen ist. Allein die Königinn kömmt, von ihren Kammerfrauen unterstützet. Sie rechtfertiget ihre That, durch die Nothwendigkeit; da sie zween lebendige Männer hätte; und ein Bürgerkrieg zu besorgen sey. Meinen Tod, saget sie, bin ich meinen beyden Männern, meinem Vaterlande und meinem Sohne schuldig. Nun komme er, und erkenne seine unglückliche Mutter! Ich will in seinen Armen sterben! Mehr wünsche ich nicht.

Lyce kömmt darüber, und meldet: **Phorbas** habe mit einer Schaar bewaffneter Athenienser den Tafelsaal umringet; den König und den **Ilyssus** zu tödten. **Nikander** ist genöthiget, seine sterbende Gemahlinn zu verlassen, um den **Ilyssus** zu retten. Die Königinn verfluchet des **Phorbas** falschen Eifer; und bereuet es zu spät, daß sie es ihm

nicht

nicht entdecket. Ilyſſus ſelbſt kömmt und ſtöret ſie; erzählet wie Aleides ihn gerettet, und genöthiget hieher zu kommen, um ihm ſeine Mutter zu zeigen. Kreuſa erkennet ihn für ihren Sohn; und lehret ihn: Aleides ſey ſein Vater. Er war nämlich, ſaget ſie, mein erſter, mein einziger Gemahl! Nikander erſcheint auch, aber tödtlich verwundet. Ich habe den verwägenen Phorbas geſtrafet, ſaget er, und den Sclaven dazu, die den Gifttrank bereitet hatten. Xuthus verfolget die übrigen Verſchwornen. Mehr kann er nicht ſagen. Beyde Ehegatten erſtarren im Umarmen ihres Sohnes; und dieſer beſeufzet ſein Schickſal, welches ihm ſelbige raubet, da er ſie kaum wieder gefunden hat.

Xuthus erſcheint mit den bitterſten Klagen über die Königinn, denn er meynet, ſie habe den Aufruhr angeſponnen; kömmt aber bald aus dem Irrthume, und verfällt in die gröſte Betrübniß, als er ſie nebſt Nikandern todt hingeſtrecket ſieht. Dieſer Anblick, und der Eifer des Unbekannten, der den Ilyſſus gerettet hatte, machet ihn neugierig, denſelben zu kennen: allein, die Pythia hemmet ſeine Neugier mit folgenden Worten.

Ilyſſus lebet! Das muß dir genug ſeyn! Du haſt geſchworen, Xuthus, ihn für den König von Athen zu erkennen. Rede; beſtätige deinen Eid! Ich wiederhole ihn von neuem, erwiedert der fromme König: der Himmel ſtrafe mich, wenn ich meyneidig werde! Genug, ſaget Pythia: Mehr fodere nicht. Dieſe traurige Erzählung gehöret in ein

geheimes Gespräch. Komm, du sollst alles erfahren. Lerne bloß, daß Kreusa nicht schuldig gewesen, und niemals den Vorsatz gehabt, dir zu schaden. Sie hat sich die Rache der Götter zugezogen. Ja, der gerechte Himmel vergiebt auch den Vorsatz zu tödten nicht; das verhaßteste Laster vor dem Throne der Gottheit! Die Vorsehung allein kann strafen; und verdoppelt die Strafe derer, die ihr ins Amt fallen. Der gemeinste Ausgang ist der, daß der Mörder selbst in das Schicksal verfällt, welches er andern zugedacht hat.

Dieß ist der Ausgang des Trauerspiels; welches allerdings rührend und beweglich ist. Wir haben schon angemerket, daß es einige kleine Fehler, wider die theatralischen Regeln, und die Wahrscheinlichkeit hat; wie denn auch die einzeln Auftritte etliche mal vorkommen, die man nicht wohl billigen kann. Allein, gleichwohl muß man bekennen, daß dieß Trauerspiel alle engländische, die wir noch kennen, an Richtigkeit übertrifft. Die Handlung selbst ist einfach. Die Einheit der Zeit ist auch beobachtet. Die Charaktere sind fast alle wohl geschildert und beybehalten. Kurz, wenn die Engländer fortfahren diesem Muster zu folgen; so können sie noch einmal eine regelmäßige Bühne bekommen. Nächstens von der Kritik darüber.

V.

Briefwechſel zweener Gelehrten in Breslau, über die vorhabende Ueberſetzung des Antilucrez vom Card. Polignac.

Auszug eines Schreibens Hrn. Conſiſt. R. Schäfers an den Hrn. Prof. Stief.

— — — — Es gedenket wohlgedachter Herr Prof. Gottſched in ſeinem an mich abgelaſſenen Schreiben unter andern „einer poetiſchen Ueberſetzung des Antilucrez, welche Eure Hochedelgebohrn. herauszugeben verſprochen; dieſen Vorſatz aber vermuthlich wieder verlaſſen hätten, weil er in langer Zeit nichts davon vernommen.„ Eurer Hochedelgebohrn. nehme mir daher die Ehre, hierdurch zu eröffnen, daß ich mich ſchon eine geraume Zeit mit eben dieſer Ueberſetzung beſchäfftige, auch bereits den erſten gedruckten Bogen dem Herrn Prof. Gottſched, um deſſen Meynung darüber zu erfahren, durch die dritte Hand zugeſchicket habe: ſollten alſo Eure Hochedelgebohrnen dieſe Ueberſetzung wirklich noch unter der Feder haben, ſo erſuche Dieſelben hiermit ergebenſt, mir ſolches gütigſt wiſſen zu laſſen. Ich ſuche mit meinen geringen Verſuchen nichts, als die Ausbreitung der Wahrheit und der Religion. Wäre dieſes nicht mein Endzweck, ſo könnte ich mir

leichtere Nebenarbeiten wählen, als den Antilucrez: und dieser ist bey Eurer Hochedelgebohrnen in sehr guten Händen. Ich lege demnach gleich die Feder nieder, so bald Dieselben mir Dero wahre Gesinnung hierüber wissen zu lassen belieben werden: und diese bitte ich mir, so bald als möglich aus, damit ich meine kostbare Zeit nicht mit einer mühsamen Arbeit verschleudern möge; die doch nur prosaisch ist, und niemals die Hoheit erreichen kann, die sich die gelehrte Welt von Eurer Hochedelgebohrn. stärkern Muse zu versprechen hat.

Breslau, den 5ten December.
Vormittags um 8 Uhr.

M. F. Schäfer.

Antwort des Herrn Prof. Stiefs.

Hochwohlgebohrner,
Insonders hochgeehrtester Herr Consistorialrath,
Vornehmer Gönner.

So angenehm mir die geneigteste Zuschrift gewesen, womit mich Eure Hochwohlgebohrnen zu beehren gütigst beliebet haben; und so hoch ich zugleich die Ehre schätze, welcher ich ebenfalls durch Dero Aufnahme unter die Mitglieder der **leipziger Gesellschaft der freyen Künste**, als ein Mitglied dieser Gesellschaft theilhaftig geworden bin: so sehr bedaure ich es, daß ich durch die eben gleich bey Empfange Dero geehrtesten Schreibens mir unausbleiblich bevorgestandenen Amtsgeschäfte in der Schule, außer Stand gesetzet wurde, durch schleunige

Er macht zwar keine davon eigentlich nahmhaft; und wir können auch nicht beſtimmen, wie viel derſelben in allem ſeyn möchten. Doch wollen wir bey dieſer Gelegenheit nur von zweyen kürzlich gedenken, die uns ein durch verſchiedene geſchickte Ueberſetzungen guter Bücher ſattſam bekannter und der Engliſchen Sprache wohlverſtändiger Freund, Herr Theodorus Arnold, mitgetheilet hat. Die erſte iſt unter dem Titel: *Minerva. The* High-Dutch Grammar, *teaching The* Engliſhman *perfectly, eaſily and exactly the neateſt Dialect of the* High-German Language, zu Londen 1685. 12. gedruckt, und hat auſſer Zweifel einen gebohrnen Deutſchen von Adel, und zwar noch dazu ein ehemaliges Mitglied einer gewiſſen Genoſſenſchaft, zum Urheber. Auf dieſe Muthmaſſung bringet uns das vorangeſetzte Kupferblatt, welches die Göttin Minerva, deren Namen auch dem Buch ſelbſt gegeben werden, vorſtellet, auf deren Schild die Worte: A. Z. (an ſtatt A & Ω) des Aedelen hochdeutſhe ſprahkonſt für di Engliſhen, um deſſen Rand aber: ARTE ET MARTE, geſchrieben ſtehen. Wir haben hier ſeine Schreibart aus Vorſatz unverändert beybehalten, welche kein Irrthum des ausländiſchen Kupferſtechers iſt, ſondern von dem Verfaſſer mit Fleiß erwählet, und in dem Buche ſelbſt beſtändig beybehalten worden; zweifels ohne der gewöhnl. Ausſprache der Engelländer ſich damit in etwas zu bequemen. Inzwiſchen iſt uns, dieſer angegebenen Spur ungeachtet, zur Zeit noch nicht möglich geweſen, den wahren Namen des Aedelen ausfündig zu machen, den wir unter andern in George

Neu-

ſchleunige Beantwortung, meiner Pflicht eine Gnüge zu leiſten. Da ich mir aber mit der ungezweifelten Hoffnung ſchmäuchele, daß Eure Hochwohlgebohrnen meinen dadurch begangenen Fehler um deſto eher und geneigter zu verzeihen belieben werden; je weniger ich es in Anſehung der öffentlichen Schulſtunden auch nur auf einige Augenblicke zu ändern fähig war: ſo kann ich nicht umhin, durch gegenwärtige Zeilen theils Eurer Hochwohlgebohrn. für das im Namen der leipziger Geſellſchaft mir gütigſt überſandte Gedicht, und die dabey mir in eben derſelben Namen eröffnete Erinnerung wegen baldiger Einſendung einiger Beyträge zum dritten Bande ihrer Sammlungen, ergebenſten Dank abzuſtatten; theils auch zu Dero würdigſt erhaltenen Aufnahme unter die Mitglieder dieſer Geſellſchaft meinen eben ſo aufrichtigen, als verbundenſten Glückwunſch abzulegen. Und ob ich gleich in die Königl. deutſchen Geſellſchaften in Königsberg und Göttingen, wie auch in die Churf. Maynz. Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt, imgleichen in die Herzogl. Jenaiſche Deutſche und Lateiniſche Geſellſchaft, mit Beyträgen, ſo wie durch ein Paar andere Arbeiten, außer meinen ordentlichen Amtsſtunden, ſehr beſchäfftiget bin, ſo werde ich mich doch: durch die geneigte Aufmunterung eines ſo gelehrten und berühmten Mitgliedes, wie ich an Eur. Hochwohlgebohrn. aus Dero bereits ans Licht geſtellten Schriften zu bewundern die Ehre habe, um deſto mehr zu Beſchleuni-

gung meines schuldigen Beytrages nach **Leipzig** antreiben lassen.

Weil aber Eur. Hochwohlgebohrn. zugleich wegen einer **deutschpoetischen Uebersetzung des Antilucrezes**, mir nicht nur Dero bereits dießfalls gemachten Anfang einer **prosaischen** Uebersetzung dieses vortrefflichen Gedichtes, zu eröffnen gütigst belieben; sondern auch bey mir, wegen meines ehemals gefaßten Vorsatzes anfragen: ob ich etwa denselben gänzlich habe fahren lassen? so nehme ich mir die Freyheit, Eurer Hochwohlgebohrnen kürzlich zu berichten: daß ich zwar mit eben so vielem Vergnügen, als reizender Begierde Dero unstreitig dem Urbilde völlig ähnlich gerathene Uebersetzung gedruckt lesen würde; da ich aber, ohne mich jedoch mit meiner geringen Feder, mit einem so erhabenen Dichter, als ich an Eur. Hochwohlgebohrnen zu verehren, mich glücklich schätze, im geringsten zu vergleichen, allbereits vom **Antilucrez** zwey und ein halb Buch fertig, und auch dießfalls an einen Verleger zur Ausgabe schriftliche Versicherung gegeben habe: so bedaure ich von Herzen, daß ich dießfalls von meinem Vorsatze schwerlich weiter los, und diese Arbeit niemanden andern überlassen kann: die ohnedem längstens auf Michaelis künftiges Jahr gewiß, und unausbleiblich zum Vorscheine kommen soll und wird. Je weniger mir aber der bey dieser Uebersetzung, besonders in Ansehung verschidener Anmerkungen, gemachte Entwurf erlaubet, mit einer solchen Arbeit, als der Antilucrez ist, übereilt zu verfahren, desto glücklicher werde ich mich schätzen,

wenn

wenn nicht nur meine geringe Feder Dero eigenen und der gelehrten Welt geneigteſten Beyfall ſich zu erwerben fähig ſeyn; ſondern auch ich für meine Perſon oftmalige Gelegenheit erhalten ſollte, zu zeigen, mit wie vieler Hochachtung ich jederzeit zu verharren bemühet ſey, Eurer Hochwohlgebohrnen

Breslau, den 5. Tag des Dec. 1755. Abends nach 4 Uhr.

gehorſamſt ergebenſter
Stief.

Das zweyte Schreiben.

Ich muß es Eurer Hochedelgebohrnen aufrichtig geſtehen, daß es mir wehe thut, meinen Antilucrez wegzulegen, mit deſſen Ueberſetzung ich nicht nur durch einen ſeltenen Zufall, ſchon eben ſo weit als dieſelben, gekommen bin; ſondern auch gleichfalls auf Michaelis des mit Gott bevorſtehenden künftigen Jahres hervorzutreten gedachte. Ueberdieß iſt mir dieſes Werk mit Beyſtimmung einer hohen Perſon, durch den Herrn Profeſſer Formey, in der Pariſer Ausgabe aus Berlin zugeſchicket, und zum Ueberſetzen angetragen worden, und ich habe bereits ſechs ganzer Monate hindurch alle meine wenige Erholungsſtunden an dieſer für mich ſo reizenden Arbeit verwendet. Dieſes letztere, der Verluſt der unſchätzbaren Zeit, ſchmerzet mich am meiſten: indeſſen wenn ich dabey erwäge, daß Eure Hochedelgebohrnen eben dieſes auch für ſich anführen können, und bey dieſem unvermutheten Verfalle doch einer von uns beyden, es

koste was es wolle, das Opfer werden muß: so habe ich geglaubet, es sey der Billigkeit gemäß, und mir, als einem neuen Ankömmlinge in einer berühmten Gesellschaft, anständig, einem älteren gelehrten Mitgliede zu weichen, dessen geübtere Feder sich bey einer poetischen Ausführung ein schwereres Ziel gesteckt hat. Diese Selbstverläugnung bin ich der Ehre, dem Wohlstande und der ganzen gelehrten Welt schuldig, die bey der Vollendung Dero rühmlichen Verhabens unstreitig gewinnt: um so mehr, da die gute Sache der Wahrheit und der Religion dabey ihren gesegneten Fortgang hat, deren Ausbreitung ich in diesem Werke, mit innigstem Vergnügen einem andern Werkzeuge überlasse, das die Vorsicht selbst früher als mich, dazu berufen zu haben scheint. Ich habe also meinen Antilucrez schon bey Seite geleget, und sehe Dero alles versprechenden deutschpoetischen Ausgabe desselben mit Verlangen und Sehnsucht entgegen, mit dem herzlichen Wunsche: daß der Höchste Eure Hochedelgebohrnen bey einem so mühsamen Werke mit seiner Kraft und Gnade würdigst unterstützen wolle: und da übrigens dieser Zufall meine Hochachtung für Eurer Hochedelgebohrnen Person und Verdienste noch vermehret: so erwarte ich nichts so eifrig, als eine bequeme Gelegenheit, die mich in den Stand setzet, Denenselben die bündigsten Beweise davon zu geben.

M. F. Schäffer.

Nach-

Nachschrift. Zum Beweise, daß ich mit meiner prosaischen Uebersetzung gleichfalls schon im dritten Buche bin, nehme ich mir noch die Ehre, Eurer Hochedelgebohrnen den Beschluß des zweyten und Anfang des dritten Buches meines Versuches kürzlich mitzutheilen.

Beschluß des zweyten Buches.

„Wie steht es nun, mein Quintius, um deinen „leeren Raum? Bisher mußte er bey dir der „Gottheit Stelle vertreten; er gehörete nicht in „den Bezierk ihrer Macht; er brauchete keinen Ur„heber; er war unerschaffen, selbständig, er war „die Wiege der Welt. Kurz: da kein Gott war, „so mußte doch wenigstens ein anderes Urwesen „seyn; dein leerer Raum. O! Quintius, verwirf „doch diese Lüge. Eine Lücke in der Natur, ein „leeres Fach in dem geringsten Körper, ist ein „Blendwerk, ein Traum, eine Raserey deiner „Secte. Auf was für einen klaglichen Pfeiler hast „du den Weltbau gestützet? Ja, Quintius, du hast „die Natur von der unrechten Seite angesehen. „Du gründest sie auf ein Unding, auf einen lee„ren Raum.„

Der Antilucrez. Drittes Buch.

„Glückselig, und abermal glückselig ist der Sterb„liche, der sich über die Sinnlichkeiten er„hebt; der auf den sichern Schwingen einer geläu„terten Vernunft in die Tiefen der wahren Grund-

„ursachen einzudringen sachet; der eine Bahn be„tritt, die kein kurzsichtiges Auge entdecket; dessen „große Seele dem Urheber der Wesen nachspüret, „und in der seligen Bestrebung nach diesem Kleino„de, unerschüttert die Winkel der Natur durch„kreucht. Er verlachet der Könige elende und mis„liche Gunst. Des Glückes sanfter Zephyr hau„chet ihn vergebens an: und die Wollust, die ver„ächtliche Wollust, die sich mit so armseliger Kost „sättigen (behelfen) kann, machet ihm ein Mitleiden. „Nichts kann ihn bewegen. Die Wahrheit ist „sein höchstes Gut, sein letzter Zweck; ihr Heilig„thum will er betreten. Eine gemeine Seele er„beutet wohlfeile Wollüste: sie letzet sich unter „dem Dache eines schattichten Baumes, auf des „Grases weichem und blumenreichen Teppiche, „bewundert den Schimmer der niedlichen vom „Thaue beperlten Steinchen, athmet die Kühle „der säuselnden Wasserwogen, den Balsam des „Laubes und der Blüthen, die seine Ufer umkrän„zen, und schläft bey dem Gemurmel des lispelnden „Wasserfalles ein. Da bleibt der kleine, der kin„dische Geist! Ein Mann, ein Weiser geht wei„ter: er geht gerade auf den Quell, dringt in dessen „geheimstes Geäder, er will die Grundursache des „Wassers wissen ꝛc.„

Eure Hochedelgebohrnen werden die Unvollkommenheiten dieser Auszüge entschuldigen. Sie rühren daher, weil dieses noch mein erster Aufsatz ist, worüber ich noch nicht mit der Feile gekommen bin. Ich habe die Gewohnheit,

heit, einen Verfaſſer, den ich überſetze, zweymal vorzunehmen: das erſtemal ſuche ich ſeinen Sinn, das Feuer und den Schwung ſeiner Gedanken zu treffen, ohne auf den Ausdruck zu ſehen; das zweytemal werfe ich mein ganzes Augenmerk auf dieſen letzten. Ich will nur mit dieſer noch rohen und unreifen Probe, wie ich ſchon oben geſaget, beweiſen: daß ich eben ſo weit mit meiner Ueberſetzung bin, als Eure Hochedelgebohrnen.

An eben demſelben Tage Abends um 5 Uhr. M. F. Schäffer.

Drittes Schreiben, eine halbe Stunde darauf.

Indem noch mein Bedienter mit meiner Erklärung über den Antilucrez auf dem Wege zu Eurer Hochedelgebohrnen iſt, ſchicket mir Meyer das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit zu: worinn ich eine Anzeige meiner raciniſchen Ueberſetzung finde, deren Schluß aber, zu meiner größeſten Verwirrung auch den deutſchen Antilucrez ſchon auf meinen Namen angemeldet. Da nun Eure Hochedelgebohrnen ſelbſt gütigſt daraus abnehmen werden, daß dieſes unſerer Angelegenheit eine ganz andere Geſtalt giebt: ſo habe ich die Ehre den Bogen dieſer Anzeige aus dem Neueſten Denſelben hierbey zu überſenden, mit ergebenſter Bitte: mir über dieſen recht wunderſamen Vorfall Dero Gedanken geneigteſt wiſſen zu laſſen.

M. F. Schäffer.

Ant-

Antwort des Herrn Prof. Stiefs.

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Niemals habe ich etwas so erhabenes und schönes gelesen; als eben die vortreffliche Probe von Dero prosaischen Uebersetzung des Antilucrezes ist, welche mir Eure Hochwohlgebohrnen zum Durchlesen zuzuschicken gütigst beliebet haben. So großmuthsvoll aber Dero geneigte Entschließung ist, welche mir Dieselben zugleich durch Dero gütige Zuschrift zu eröffnen beliebten, wie daß Sie nunmehr den Antilucrez gänzlich bey Seite gelegt hätten: eben so sehr verwundre ich mich über das, was ich in dem mir gütigst zugesendeten Bogen des Neuesten angemerket finde. Allein beynahe scheint meine Verwunderung in etwas wieder zu verschwinden: wenn ich theils überlege, daß eben dergleichen Herausgebung einer poetischen Uebersetzung des Antilucrezes, bereits vom Hr. Past. Rosenberg in einem der letzteren Stücke seines Schles. Büchersaals, im Namen eines gewissen unbekannten Schles. Gelehrten, nebst Beyfügung einer Probe davon, angezeiget worden sey*, wodurch Herr Prof. Gottsched veranlaßet wurde, sich dießfalls schriftlich bey mir zu erkundigen; ob ich der Verfasser davon wäre? theils auch, wenn ich auf die Muthmaßung gerathe, daß Eure Hochwohlgebohrnen dem Herrn

* In dem neuen Büchersaale ist zwar der lateinische Antilucrez zweymal angezeiget, und dessen deutsche Uebersetzung gewünschet, nirgend wo aber schon angemeldet worden.

Prof. Gottsched, durch Uebersendung eines gedruckten Probebogens, vielleicht einigen Anlaß zu gewisser Vermuthung einer Ausgabe Dero Uebersetzung gegeben haben; oder vielleicht demselben eine schriftliche Nachricht davon ertheilet haben werden. Doch wie konnte ich auf das letztere gerathen, da Sie selbst so gütig gewesen sind, nicht nur dießfalls bey mir anzufragen, sondern auch mich von Entlassung Dero Vorsatzes auf das geneigteste zu versichern?

Um aber Eurer Hochwohlgebohrnen wegen dieses Puncts ganz aufrichtig meine Gedanken zu entdecken; so nehme ich mir die Freyheit, dieses folgendergestalt zu thun. Entweder werden Eure Hochwohlgebohrnen die Gewogenheit, sowohl für sich selbst, als auch für meine Wenigkeit haben, und den Herrn Prof. Gottsched durch ein Schreiben um die Wiederrufung und ächte Kundmachung dieses Vorsatzes zu ersuchen: wobey ich mich selbst erbiethe, Dero Schreiben auf das schleunigste, als ich selbiges von Eurer Hochwohlgebohrnen erhalten sollte, zu bestellen, und mit einem Briefe von mir zu begleiten; oder wir müssen beyderseits einerley Arbeit in zweyerley Schreibart der gelehrten Welt zur Beurtheilung überliefern, und es auf derselben Beyfall wagen: besonders da ich mich dermalen nicht mehr im Stande befinde, ohne Erfolgung vieler Weitläuftigkeiten, von dem mit einem Verleger bereits gemachten Vertrage abzugehen. Welcher von beyden Vorschlägen nun Eurer Hochwohlgebohrnen am billigsten und unserer beyderseitigen Ehre am zuträglichsten zu seyn scheine; und was dieselben über-

überhaupt von meinen Ihnen aufrichtig und mit aller Ergebenheit entdeckten Gedanken urtheilen: dieses überlasse ich Dero eigenen durchdringenden Einsicht, und erwarte mit eben so vielem Vergnügen Dero geneigte Antwort und nähere Erklärung, als unverbrüchlich die Hochachtung Dero schätzbarer Verdienste bleibt, mit welcher ich jederzeit verharre,

Eurer Hochedelgebohrnen

gehorsamst ergebenster

Desselben Abends um 8 Uhr. Stief.

Das vierte Schreiben.

Daß ich mir die Ehre genommen habe, Eur. Hochedelgebohrnen den Beschluß des zweyten, und den Anfang des dritten Buches vom Antilucrez, in meiner, obwohl noch unreifen prosaischen Uebersetzung, mitzutheilen, solches ist aus keiner andern Absicht geschehen, als Dieselben von der Wahrheit meines Vorgebens zu überführen, daß ich nämlich mit meiner Arbeit eben so weit gekommen bin, als Sie mir von der Ihrigen bezeuget haben. Ich machete dabey nicht den geringsten Anspruch auf das unverdiente Lob, womit Dieselben eine noch unzeitige Frucht zu beehren belieben; sondern wo ja noch ein fremder Trieb in mein Betragen mit eingeflossen: so war es eine entfernte Hoffnung, die mir schmäucheln wollte, ich würde vielleicht durch dieses Mittel eben diese Stellen auch aus Eurer Hochedelgebohrnen schönen Aufsätzen zu sehen kriegen.

Diese

Neumarks Nachricht von der Fruchtbringenden Gesellschaft vergebens nachgeschlagen haben.

Bey diesem allem müssen wir gestehen, daß er ein gelehrter und in den Geschichten und Sprachen der alten und neuen berühmtesten Völker nicht ganz unerfahrner Mann gewesen, auch die deutsche Sprache ziemlich wohl inne gehabt. Diese Wissenschaft hat ihn in den Stand gesetzet, nicht allein seine Regeln, die er von derselben giebt, vernünftig, und gröstentheils richtig, abzufassen, sondern auch hier und dar eine feine Anmerkung oder Erinnerung anzubringen, welche das innere Wesen unserer Sprache wohl erläutert. Wie wir denn, die Wahrheit zu bekennen, völlig glauben, daß dieses Buch von denenjenigen Engelländern mit vielem Nutzen gebraucht und gelesen werden könne, welche bey den Studien aufgewachsen, der Philologie insgemein nicht unkundig, und hauptsächlich der Deutschen Sprache bereits in etwas mächtig sind: Da es im Gegentheil schwer halten dürfte, daß ein blosser Anfänger, oder Unstudirter, z. E. ein Kaufmann, mit oder ohne Anweisung eines andern, gar zu viel deutsch daraus lernen sollte. Hiernächst hat auch der Autor ein gar heilsames Werk gethan, daß er am Ende eine Samlung, die 77. Seiten einnimmt, von eigenen Redensarten der Deutschen (!diotismis) angefüget und mit gleichgültigen Englischen erkläret hat, welche unter keine besondere Regeln gebracht werden können, sondern allein durch den Umgang und die Übung erlernet werden müssen. Wir wollen zur Probe noch ein paar Erinnerungen des Verfassers allhier mit anführen, daraus der Leser von der Art

und

Dieſe Hoffnung iſt mir fehlgeſchlagen. Eure Hochedelgebohrnen erſetzen aber dieſen Verluſt durch Dero geneigten Vorſchlag: daß wir uns beyde zugleich in eine Laufbahn wagen, ſo ſinnreich; daß ich ein ſo ſchönes Vergleichsmittel mit allem Danke annehmen muß: ob es gleich die Foderungen der Ehre an ſich ſelbſt ſchon nothwendig machen, nachdem einmal der deutſche Antilucrez auf meinen Namen; und zwar von einem Manne angemeldet worden, vor deſſen ungemeinen Verdienſten ich die größeſte Hochachtung hege: der auch ſeine vollgültige Anzeige ſo wenig wiederruffen wird, als ich, ohne mir ſeine gerechteſte Verachtung zuzuziehen, ein ſolches Opfer von ihm fodern kann. Ich werde alſo, wenn mir Gott Leben und Geſundheit verleihet, meine proſaiſche Poeſie, in ſehnlichſter Erwartung Ihrer gebundenen, herausgeben, und die gelehrte Welt darüber urtheilen laſſen: ob und in wie weit des Herrn Prof. Gottſcheds Kundmachung ächt geweſen iſt. Kein anderes Verfahren iſt meiner Denkungsart anſtändig. Es verſchaffet mir überdieß noch zweene höchſtreizende Vortheile. Denn ich werde 1) meiner Ueberſetzung alle Schönheit, und alle Vollkommenheit zu geben trachten, die mir nur möglich iſt: und dieſes werden auch Eure Hochedelgebohrnen thun. Der glückliche Antilucrez wird alſo zweymal deutſch erſcheinen, und das Reich der Wahrheit und der Religion, der einzige Vorwurf meiner ſchwachen Muſe, wird 2) doppelt ausgebreitet werden. Ein ſolcher Erfolg übertrifft alle meine Erwartung. Iſt dann meine Proſe ſo glücklich, auch

nur

nur einen einzigen unlateiniſchen Spötter zu bekehren, der aus einem verdorbten Geſchmacke nicht gern Verſe, beſonders wenn ſie nicht gereimt ſind, lieſt: ſo iſt meine ſelbſt veranſtaltete Auflage bezahlet. Warum mußte ich aber nicht ſelbſt auf einen ſo glücklichen Einfall kommen? Ich haſſe allen, vornehmlich den gelehrten Zwiſt: aber ich würde ihn lieben, wenn er immer das Werkzeug eines ſo geſegneten Friedens wäre.

Den 8ten December 1755.

M. F. Schäffer.

VI.

Copie de la lettre de Mr. de Voltaire, à l' academie Françoiſe *.

Meſſieurs, du 21. Xbre 1755.

D'aignes recevoir les trés humbles remerciments de la ſenſibilité publique que vous avez temoignée ſur le vol et la publication odieuſe de mes manuſcrits, et permettez moi d'ajouter, que cet abus introduit de puis quelques annees dans la librairie doit vous intereſſer perſonnellement: vos ouvrages qui exitent plus d'empreſſement que les miens, ne ſeront pas exempts d'une pareille rapacité.

L'hi-

* Auf inſtändiges Erſuchen des Hrn. von Voltaire, haben wir es ihm nicht verſagen können, dieſes Schreiben auch in Deutſchland bekannt zu machen: ohne uns in die Beurtheilung der Sache ſelbſt einzulaſſen.

L'hiſtoire prétenduë de la guerre de 1741. qui parait ſous mon nom, eſt non ſeulement un outrage à la vérité, défigurée en pluſieurs endroits, mais un manque de reſpect à notre nation, dont la gloire, qu'elle a acquiſe dans cette guerre, méritait une hiſtoire imprimée avec plus de ſoin. Mon véritable ouvrage compoſé à Verſailles, ſur les mémoires des miniſtres et des généraux, eſt depuis pluſieurs années entre les mains de Mr. le Comte d'Argenſon, et n'en eſt point ſorti. Ce miniſtre ſçait à quel point l' hiſtoire que j'ai écrite, différe de celle qu'on m'attribuë. La mienne finit au traité d'Aix la chapelle. Et celle qu'on débite ſous mon nom, ne va que jusqu'à la Bataille de Fontenoy. C'eſt un tiſſu informe de quelques unes de mes minutes, dérobées et imprimées par dés hommes également ignorants. Les interpolations, les omiſſions, les mepriſes, les menſonges, y ſont ſans nombre. L'Editeur ne ſait ſeulement pas le nom des perſonnes et des pays dont il parle, et pour remplir les vuides du manuſcrit, il a copié préſque mot-à mot prés de trente pages du ſiécle de Louis XIV. Je ne puis mieux comparer cet avorton, qu'à cette hiſtoire univerſelle, que Jean Neaulme imprima ſous mon nom il y a quelques années. Je ſçais que tous les gens de lettres de Paris ont marqué leur juſte indignation de ces procedez. Je ſais avec quel mépris, et avec quelle horreur on a vû les notes, dont un editeur a défiguré le ſiécle de Louis XIV. Je dois m'adreſſer à vous Meſſieurs, dans ces occaſions, avec d'autant plus de confiance

que je an'i travaillé, comme vous, que pour la gloire de ma patrie, et qu'elle ſérait flétrie par ces éditions indignes, ſi elle pouvait l'être. Je ne vous parle point, Meſſieurs, de je ne ſcais quel poëme entierement défiguré, qui parait auſſi depuis peu. Ces oeuvres de ténebres ne méritent pas d'être relevées, et ce ſerait abuſer des bontez dont vous m'honorez, je vous en demande la continuation; je ſuis avec un profond reſpect,

Meſſieurs.

VII.

Verzeichniß der im Jahre 1755 zur Beluſtigung des Hochfürſtlichen Zerbſtiſchen Hofes aufgeführten theatraliſchen Stücke, nebſt den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten, nach den Tagen eines jeden Monats.

Wintermond.

Am 10 die **Merope.**

In Gegenwart des Rußiſchkaiſerlichen Geſandten, Herrn von Kruſchzow, Hauptmanns der Simonowskiſchen Garde.

Am 11 der **Pylades** und **Oreſtes.**

Am 21 die **Panthea.**

Ebenfalls in Gegenwart des itzgedachten Herrn Geſandten; nachdem er einige Stunden zuvor ſein öffentliches feyerliches Abſchiedsgehör von der Durchlauchtigſten Herrſchaft erhalten hatte.

Am 31 die **Zayde** des Herrn von **Schönaich.**

Hornung.

Hornung.

Am 7 die Alzire des Herrn von Voltaire.

Am 11 ist der Pylades und Orestes wiederholet worden.

Am 21 der Seneka des Herrn von Kreutz. Wegen der Feyer des hohen Geburtstages des Durchlauchtigsten Großfürsten aller Reußen kaiserlicher Hoheit.

Am 22 ist die Alzire wiederholet worden. Es war der zweyte Tag der feyerlichen Begehung des itzgedachten hohen Geburtsfestes.

Wonnemond.

Am 9 wurde die Merope wieder vorgestellet. An diesem Tage begieng der Hof das hohe Geburtsfest der durchlauchtigsten Frau Großfürstinn kaiserlicher Hoheit.

Am 12 die Zaire. An diesem Tage begieng man das, bereits am 10 dieses Monaths, eingefallene hohe Geburtsfest, der regierenden Fürstinn hochfürstlicher Durchlauchtigkeit, aufs prächtigste. Nach geendigtem Frauerspiele, führete eine Gesellschaft von vier kleinen Kindern den verstellten Hammel mit großem Beyfalle und Vergnügen der Durchlauchtigsten Herrschaft auf.

Vorredner zur Zaire bey dem hohen Geburtstage der regierenden Fürstinn 1755.

gehalten von Friedrich Karl Bosen.

Anbruch sanfter Frühlingszeiten!
Du Anblick unbegränzter Weiten,

Die ein so glänzend Grün gewünschter Saaten krönt:
Jetzt macht ihr mein Empfinden milder,
Und schenkt dem Witze nähre Bilder,
Als er mit Zwange sonst aus dunkler Fern' entlehnt!

Wie quillt mein Blut mit lindem Fließen,
Ganz fern vom rauschenden Ergießen,
Die feinsten Röhren durch, zur jugendlichen Brust!
Erhöht vom süßesten Entzücken,
Wünsch ich, mich selbst mir zu entrücken;
So stark belebt mich heut die allgemeine Lust!

Was schallen dort für Zauberstimmen?
Wen seh ich hier zum Wolken klimmen?
Dort kräuselt Philomel den lebensvollen Ton!
Hier strecken sich zum höchsten Gipfel,
Der jungen Cedern stolze Wipfel,
Mit edler Kühnheit hin; wie Helden Schlachten flohn!

O säß ich doch in euren Schatten,
Wo Ruh und Einsamkeit sich gatten!
Ihr Wälder, deren Laub den Mittag dunkel macht!
Dann wollt ich mit erhabnem Dichten,
Den Geist auf jenen Herrscher richten,
Der einst in der Natur dieß Schauspiel angebracht!

Doch wie? in schattenreichen Wäldern?
Kann ich denn nicht in offnen Feldern,
In Auen, die der Stral des Weltlichts stark bestammt;
An den mit stiller Ehrfurcht denken,
Durch den sich alle Sphären lenken;
Vor dem, was lebt und spricht und blüht und reifet, stammt?

Ich

Ich sind auf saatenschwangern Fluren,
So, wie in Wäldern, tausend Spuren,
Von einer mächtigen, belebenden Gewalt!
Sie schimmern, wie im großen Glanze,
Auch unter uns, so wie das Ganze:
Dieß macht der Jubel klar, der heut verschwendrisch schallt!

Ein Jubel? Ja von unserm Munde;
Wir segnen froh die holde Stunde,
In der **Du, Fürstinn**, einst das erste Licht erblickt!
Sie floh dahin und kömmt zurücke:
O wechselnd reizungsvolles Glücke!
Ja, dieser Zirkel ists, der uns so sehr erquickt!

Den Frühling buntgeschmückter Wiesen,
Hab ich nur darum schön gepriesen;
Weil er ein selig Bild von **Deinem** Frühling ist!
Wie prächtig strahlt des Lebens Morgen!
Ganz leer von Wolken schwarzer Sorgen,
Naht sich **Dein** Mittag schon, der uns noch prächtger grüßt.

Ach, möchte mir ein Lied gelingen,
Dir das mit Rührung vorzusingen,
Was unser innres Mark mit voller Kraft empfindt!
Vergibs den unberedten Lippen!
Sie stoßen an verborgne Klippen:
Ich habs zu kühn gewagt und Muth und Geist verschwindt!

Heumonath.

Am 9 wurde der Seneka abermals vorgestellet.

August.

Am 9 der Triumph der Treue, von der Durch-

lauchtigſten Ermelinda Talea, nach der Ueberſetzung des Herrn Prof. Gottſcheds.

Wegen des am 8 dieſes bereits feyerlich begangenen hohen Geburtstages des regierenden Fürſtens hochfürſtlicher Durchlauchtigkeit. Der Schauplatz war dießmal dem Stücke ſelbſt gemäß; nämlich von grünen Tannen, auf freyem Felde, am Ende einer Hauptallee des ſo genannten Friedrichsholzes, außerordentlich dazu aufgerichtet. Die durchlauchtigſte Herrſchaft ſahen die Vorſtellung aus einem grünen Jagdſchirme mit an. Für die übrigen Zuſchauer waren bequeme Sitze zubereitet. Nach der Vorſtellung wurden alle ebengemachten Gänge des gedachten Holzes mit einigen tauſend Lampen erleuchtet, und unter Zelten an verſchiedenen Tafeln geſpeiſet; dabey Trompeten und Waldhörner wechſelsweiſe zu hören waren.

Bis daher iſt der Schauplatz im fürſtlichen Schloſſe ſelbſt, in dem ſo genannten grünen Saale geweſen. Man hatte aber ſeit einiger Zeit in dem Orangehauſe ein etwas weiteres und bequemeres Theater anlegen laſſen, welches nun an dieſem Tage gleichſam eingeweihet wurde.

Am 10 die Horazier des Herrn Behrmanns.

Vorredner zu den Horaziern des Herrn Behrmanns, an dem hohen Geburtstage des regierenden Fürſten 1755. gehalten von eben demſelben.

Wenn ſchon jemals Pflicht und Treu, der erweichten Bruſt befohlen,
Durch der Dichtkunſt hohen Ton Wunſch und Flehn zu wiederholen:

So

So gebiethen ſie es heute; itzt erſchallt ihr ernſter Ruf:
Und er iſts, der mir im Herze flammengleiche Triebe ſchuf,
Denen Ehrfurcht Nahrung giebt, ſchön durch fromme Zärtlichkeiten,
Die ſich, wie ein milder Thau, tief durch Mark und Adern breiten!

Großes **Rom**, das längſt verſchwunden, itzt in prächtgen Drümmern blüht;
Weil der Zeiten mächtger Wirbel alles in die Tiefe zieht:
Mögen deine Mauern doch ſich auf ewig nicht verjüngen,
Wird uns nur der beſte Trieb deiner Bürger ſtets durchdringen:
Jener Trieb voll edler Stärke; jener unbeſiegte Zug,
Durch den jedes **Römers** Herze nur für **Rom** und **Römer** ſchlug!

Seltner Anblick! ſeh ich ihn noch mit vollen Kräften grünen?
Völker noch nach **Römer** Art ihrem Vaterlande dienen?
Ja, noch reget deutſche Seelen, die den **Römern** ſonſt nicht lieb,
Vielmehr haſſenswürdig waren, dieſer patriotſche Trieb!
Heut begeiſtert ſeine Kraft uns und Bruſt und Herz und Glieder:
Und kehrt **Rom** ſchon nie zurück; kömmt ſein Geiſt doch zu uns wieder.

Heute, da ſich tauſend Herzen um Dein koſtbar Wohl erfreun,
Heute ſchimmert, glänzt und rühret dieſer Liebe ächter Schein!
Heut, (ich ſag es noch einmal) herrſcht und lodert in uns allen,
Von dem Greiſe bis auf die, die die Worte ſtammelnd lallen,
Dieſe Vaterlandesliebe mit ſo angeſtrengter Kraft,

Daß ſie ſich in ſelgen Thränen durch das Auge Durchbruch ſchafft.
Thränen, die ſo edel ſind; weil ſie für den **Vater** flieſſen,
Sollt ich die voll Furchtſamkeit hier vor **Dir** verſchweigen müſſen?
Nein, wenn ich ſie auch verſchwiege, würden ſie ſich ſelbſt erhöhn;
Weil ihr Urſprung ſo erhaben; wie das Ziel, darauf ſie gehn.

Auf **Dein** unverrücktes Wohl; auf die Dauer **Deiner** Tage;
Auf die Selbſtzufriedenheit; auf die fernſte Flucht der Plage:
Die ſo frech Paläſten drohet und des Purpurs Glanz nicht ſcheut;
Iſt der Wunſch, das Pfand gerichtet, das man ietzt dem Himmel beut.
Jeder opfert es für **Dich** mit ganz unumwölktem Blicke;
Spricht dabey mit reger Luſt von der Enkel künftgem Glücke.
Ja, von ganz unmündgen Lippen zittert doch ein wünſchend Ach!
Durch die Luft zur Gottheit Throne: die Erfüllung folget nach!
O ich ſehe, wie ſie naht. Schwer von tauſendfachem Segen,
Wird ſie grünen Lorbern gleich, ſich um **Deine** Scheitel legen;
Triefend macht ſie **Deiner** Jahre kleinſten Abſchnitt auch beglückt,
Dann ſind ſie den Flüſſen ähnlich, deren Lauf kein Fels verrückt.

und dem Werthe der übrigen wird urtheilen können. Bey dem Beschluß des zweyten Capitels, im ersten Abschnitte, welches von der Rechtschreibung handelt, meldet der Verfasser: Unsere Deutschen Vorfahren hätten sowohl, als ehedessen die Ebräer, Griechen und Lateiner, die Buchstaben ihres Alphabetes an statt der Zahlen gebrauchet, welches alle andere Westliche, zum Christenthum bekehrte Völker gleichfalls in acht genommen; bis sie vor etlichen hundert Jahren die noch heute zu Tage gewöhnlichen Zeichen: 1. 2. 3. ꝛc. von denen Arabern entlehnet hätten, welche aber vorhin, solche selbst den Indianern abgeborget haben. Doch, sagt er, bey gewissen und wichtigen Angelegenheiten sey dieser Gebrauch iezuweilen noch im Schwange, und wären zu diesem Ende folgende sieben Buchstaben, (nemlich die fünf selbstlautende, und zwey von den mitlautenden, S und W) ausgesondert, welche den Werth der Lateinischen Buchstaben und Arabischen Ziffern in dieser Ordnung ausdrückten:

Deutsch: E. J. A. S. O. W. U.
Lateinisch: I. V. X. L. C. D. M.
Arabisch: 1. 5. 10. 50. 100. 500. 1000.

Davon giebt er diese zwey Exempel:

gJb UnS dOh hErr dEn ädlEn frJdEn WJdEr!

und: gOtt gJbEt ÜnS dEn ädlEn frJdEr WJdEr.

Aus welchen beyden die Jahrzahl 1680. heraus komt.

Es ist Schade, daß der Verfasser keinen näheren Erweis dieses Gebrauchs gegeben hat, den vielleicht verschiedene, welchen diese Anmerkung etwas fremde

und

Am 13 iſt der **Pylades** und **Oreſtes** abermals vorgeſtellet worden.

Weinmonath.

Am 24 ward der **Mithridates** aus dem Franzöſiſchen des Herrn **Racine**, nach der Ueberſetzung des Herrn Prof. **Witters**, aufgeführet.

Das war der hohe Geburtstag der **durchlauchtigſten Frau Mutter**. Die Eröffnung des Schauplatzes geſchah mit dem, wirklich dazu ausgearbeiteten **Vorſpiele: der beſte Fürſt**, von der geſchickten Feder der berühmten **Frau Prof. Gottſchedinn**. Nach dem Trauerſpiele hielt der hieſige **Hofſekretär, Hr. Hauptmann**, eine **poetiſche Schlußrede**: dabey man auf dem Schauplatze einen Tempel, und in demſelben einen Altar, mit einem brennenden Rauchfaſſe erblickete, in welches einige dabeyſtehende Perſonen, Weihrauch warfen. Vor dem Eingange des Tempels, ſtreueten einige Kinder Blumen. Die Vorſtellung war nicht ohne Rührung anzuſehen.

Schlußrede.

Frohlockend herrſchet heut Scherz, Anmuth, Freud und Luſt!
Sie ſtreiten um den Preis in jeder treuen Bruſt.
Ein Jauchzen füllt den Staat: und frohe Luſtgeſänge
Erſchallen von dem Thron und aus des Volks Gedränge.
O Schauſpiel, da mein Geiſt ſich aus ſich ſelbſt verliert!
O Tag, der unſre Stirn mit neuen Lorbern ziert!
Die Luſt verbreitet ſich in Reichen und Provinzen:
Dort jauchzt ein Kaiſerthron, und hier die größten Prinzen.

Dort, wo der Nevaſtrom mit ſchnellem Rauſchen fließt;
Da wo der Mälerſee ſich in die Oſtſee gießt;

Dort, wo die Alster sich durch Fluth und Ebbe drängelt,
Da wo der Oberfluß durch Pommerns Hauptstadt schlängelt,
Da seh ich itzt im Geist dieß große Fest begehn:
Monarchen seh ich da am Opfertische stehn!
Ja, ja, der Tugend muß es nach Verdienst ergehen;
Wer sie verehren will, muß meine Heldinn sehen.

Hier ist Sie! welch ein Glanz durchdringt die Herzen nicht!
Komm, Ehrfurcht! lehre mich, wie man den Namen spricht.
Ich fühle hier den Zug, der mich hieher geführet,
Es ist **Elisabeth**, die meine Lippen rühret!
Die Fürstinn, der dieß Land ein ewges Denkmal setzt,
An der der Jüngling sich so wie der Greis ergetzt.
Hier pocht mein reges Herz, drum stimm ich meine Lieder,
Hier! **Fürstinn**, bück ich mich vor Dir zur Erden nieder.

Ich weis, wie groß du bist, und wie gering ich bin,
Die Luft beflügelt mich, reißt mich zum Purpur hin,
Es schreckt mich nicht der Glanz, der von dem Throne blitzet,
Weil du voll Großmuth bist und Großmuth um dich sitzet.
Die macht mich Blöden dreist; und meine Furcht verfliegt.
Wenn meine Denkungskraft in schwachen Schaalen liegt.
Wie matt wird doch der Ton von meinen Lippen klingen!
Denn Adelgunde nur kann Deinen Werth besingen.

Mein Herz, das jederzeit für Deine Tage schlägt,
Darinn die Andacht sich mit sanften Zügen regt,

Den

Den Himmel für Dein Wohl mit Inbrunst anzuflehen,
Dich **Fürstinn**, unbekränkt in steten Flor zu sehen,
Weiht voller Dankbarkeit Dir Ehrfurcht, Treu und Pflicht.
Dieß ist der Opferdampf, der dieses Herz durchbebt.
Will mich zwar mancher Gram um Deine Tage drücken:
So wird dein Morgen mich mit neuem Troſt erquicken.

So wie ein rauher Sturm die Wellen bergigt macht,
Wann statt der heitern Luft, der Schleyer dunkler Nacht
Den Horizont umwölkt: wann Mast und Schiff schon splittert;
Wenn der am Steuer sitzt, so wie das Schiffvolk zittert.
Bis daß der Sonne Licht die Wellen heiter macht,
Und ein gelinder West sanft in die Seegel lacht:
So zittert unsre Brust, wir kriechen nur im Dunkeln,
Wenn unsre Sonnen nicht vom Fürstenthrone funkeln.

Doch selger Ueberfluß von der erseufzten Luft!
Du gießest wie ein Strom dich in des Hofes Brust.
Des Fürsten Mutter lebt bey ihrem **groſen Sohne,**
Und **Caroline** glänzt von seinem Fürstenthrone.
O Zeitpunkt! Du bringst uns ein so schätzbares Gut,
Das uns wie Balsam sanft auf unsern Scheiteln thut.
Heut wird der Anfang seyn zu jenen späten Tagen,
Da Sie des Alters Schnee wird um die Schläfe tragen.

Der, der den Raum der Welt, mit einem Finger stützt,
Der dort in jenem Thron der Seligkeiten sitzt,
Der der Natur gebeut und ihren Umlauf wählet,
Der, der die Zeiten schuf und ihre Punkte zählet,

Der,

Der, wenn er einmal haucht, den ganzen Erdball lenkt;
Der für den Purpur wacht, und auf den Kittel denkt.
Beselge Fürstinn! Dich mit Glück und Wohlergehen,
Und lasse dich Dein Bild in Friedrichs Enkeln sehen.

Hier wird hinter dem Mittlern Vorhange der Ruf gehöret.

Zum Opfer!

(Der Redner fährt fort)

- - - selger Ruf: zum Opfer? sankter Schall!
Wie reizend ist der Laut von deinem Wiederhall!

Hier öffnet sich der Vorhang, und es zeiget sich der Tempel der Freuden. Sämmtliche tragische Gesellschaft hatte sich um den Rauchaltar gestellet, und streueten Weihrauch in die Flammen. Am Eingange zum Tempel stunden zwey Kinder und streueten Blumen.

Ja, Fürstinn! diese Pflicht bey frommem Händefalten,
Hat unsre Bühne dir in Ehrfurcht aufbehalten.
Denn da, Durchlauchtigste, wir bloß durch dich entstehn,
Ja, da wir schwache uns durch Dich beseelet sehn:
So wollen wir Dir hier des Dankes Opfer zünden.
Laß uns den Schatten nur von Deiner Huld empfinden!

Im Tempel.

Sey, Fürstinn, so beglückt, als Du es würdig bist!
Sey Friedrichs süßer Trost, so lang es möglich ist!
Sey Carolinens Lust bis in die spätsten Zeiten!
Dein Leben, sey ein Spiel zufriedner Seltenheiten.
Du, Gottheit! blicke doch in diesen Hayn zurück.
Es falle auf dieß Land dein segenschwangrer Blick.
Ach! es behage Dir der Rauch der Weihrauchdüfte;
Erhöre unsern Wunsch! empfang ihn durch die Lüfte.

Am 26 wurde die Alzire nochmals aufgeführet.
Am 29 die Merope und
Am 31 der Pylades und Oreſtes wiederhol't.

Wind.

Windmond.

Am 3 die Zaire.
Am 6 der Seneka.
Am 12 die Horazier.
Am 17 die verliebten Philoſophen des Herrn Destouches.

Dieß war der Jahrestag des Hochfürſtlichen Beylagers.

Am 20 der Seneka.
Am 25 die Merope und
Am 29 die Zaire, mit welcher die theatraliſchen Vorſtellungen in dieſem Jahre ſind beſchloſſen worden. Auch iſt noch anzumerken, daß faſt nach allen Trauerſpielen, wohl ausgeleſene Schäferſpiele aufgeführet worden. Unter dieſen Nachſpielen hat das Orakel des Herrn Prof. Gellerts den ſtärkſten Beyfall erhalten.

VIII.

Der Spötter, vernunftſinnlich entworfen von Michael Ringeltauben, Breslau, bey Carl Gottfried Meyern 1755. in 8. auf 102. Seiten.

Die Menge der Spötter, und das übertriebene Urtheil der Welt, die ſie für kluge Köpfe und große Seelen anſieht; die Ehre, die man ſich nach dem herrſchenden Geſchmacke daraus machet,

machet, nur spotten zu können, und eine lebhafte Ueberzeugung von der Niederträchtigkeit solcher elenden Leute, die ofternmals über etwas spotten; und doch wohl selbst nicht einmal wissen, warum? hat den Herrn Verfasser veranlasset, die eigentliche Beschaffenheit des Spötters genau zu überdenken, und ihn aus verschiedenen Auftritten und mancherley Ständen zu betrachten. Er giebt seine Schilderey für kein vollkommenes Gemäld aus: doch ist die Zeichnung hinlänglich genug, das Urbild des Spötters in allen veränderten Zuständen zu erkennen. Nach vorhergesetzten allgemeinen Begriffen, die zur Entwicklung seines Gegenstandes führen, kömmt er auf die Erklarung eines Spötters. Hier sieht man den Gegensüßler eines vernünftigen und ehrlichen Mannes. Dummheit und Bosheit sind seine wesentlichen Züge, und da das Laster die Sünden eben so mit einander verbunden hat, als die Tugend das moralische Verhalten: so zeiget uns der Herr V. die Familie des Spötters in den verschiedenen Abweichungen vom sittlichen Gesetze, so wohl in Absicht der Erkenntniß, als des Willens. Nach dieser Zeichnung entdecket sich in dem Spötter ein Sclave der Sinnen, und der sinnlichen Lust, ein unvernünftiger Tadler, ein Widersprecher ohne Widerlegung; ein Kopf, der viel Witz und wenig Verstand hat; ein Mensch, der in Vorurtheilen, Meynungen, Nachsprechen, Irrthum und Uebereilung steht. Ein Widersacher, ein Feind und Verfolger des vernünftigen, ein Erhalter der Unwissenheit, ein Lästerer, ein Hochmüthiger, ein Betrüger und Verführer

führer der Welt, ein Argliſtiger ohne Klugheit; ein Wankelmüthiger, Untreuer, Frecher und Leichtſinniger; ein Furchtſamer, ein Häuchler, ein Rechthaber, ein Lügner, der weder ehrlich noch tugendhaft iſt, ein Verächter ſolcher Dinge, die er nicht gleich begreifen kann, kurz ein unwürdiger Menſch und Bürger. Die Gedanken des Hrn. Verf. ſind zuſammenhängend, und der Vortrag iſt angenehm. Wer ein Buch nicht nach der Dicke des Bandes, ſondern nach ſeinem innern Werthe zu beurtheilen gewohnt iſt, der kann dieſer moraliſchen Schrift unmöglich ihr gebührendes Lob abſprechen. Wir wünſchen gar ſehr, daß dieſes Buch hauptſächlich von ſolchen möchte geleſen werden, die zwar noch zu klug ſind, als daß ſie öffentliche Religionsſpötter abgeben ſollten, denn dazu ſind nur Thoren * dreiſte genug; die aber doch denſelben an Bosheit nichts nachgeben, indem ſie ſich nicht ſcheuen, allerhand feindſelige und recht unvernünftige Spöttereyen wider manchen verdienſtvollen Mann, der ſeinem Vaterlande auch bey den Auswärtigen große Ehre machet, auszugießen. Sie würden hier ihr wahrhaftes Bild in Lebensgröße erblicken, und kann wohl was ſchändlicheres von ihnen geſaget werden, als dieſes? Leute. . . Doch wir nennen Niemanden! Ein Kluger denket nach.

IX. Ver-

* Ich erinnere mich, daß de la Bruyere im erſten Theile ſeiner Kennzeichen der Sitten ſchreibt: man habe die Verächter der Religion nur zum Spaße und zum Spotte Esprits forts, ſtarke Geiſter genennet.

IX.

Verzeichniß der gebohrnen und gestorbenen des 1755ten Jahres, in vielen ansehnlichen Städten.

	gebohren.		gestorben.
Paris — —	18909	—	21724
London — —	15209	—	21917
Amsterdam —	4328	Ref. u. Ev.	6512
Hamburg — —	2974	—	2845
Copenhagen —	2669	—	3821
Königsberg — —	2232	—	1987
Dresden — —	1886 Ev.	—	2198
Breslau — —	1188 Ev.	—	1260
Leipzig — —	990 Ev.	—	1153
Harlem — —	987	—	791
Braunschweig —	953	—	786
Frankfurt am Mayn	941	—	1029
Stutgard —	674	—	539
Halle — —	611 Ev.	—	816
Zerbst — —	269	—	299
Merseburg —	188	—	193
Plauen — —	167	—	137
Grimme — —	131	—	109

Ende des Wintermonds 1756.

Der erneuerte Ehrentempel des Russischen Reiche, als eine Illumination zur Freuden Bezeigung über die erwünschte Geburt Sr. Kays. Hoheit des Großmächtigsten PAUL PETROWITZ von dem Hause des Gen. und Grafen Peter Iwanowitz in Schuwalow: 1754. d. 20. Oct. vorgestellet

und unbekannt vorkommen wird, verlangen könnten.

Im dritten Capitel, da von den **Unterscheidungszeichen** in deutschen Schriften die Rede ist, geschiehet auch eines Zeichens von dieser Classe Erwehnung; von dem zwar angemerket wird, daß es einige unterliessen, welches aber doch sonsten eingeführet wäre. Wenn man nemlich spottweise redete, und was anderes, ja völlig das Gegentheil, im Sinne hätte, von dem was man saget, so würde dieses bey den Deutschen mit einem **umgekehrten** signo exclamandi (¡) bezeichnet. Als z. E. **Er ist gar ein tapferer Held**¡ **Sie ist die Keuschheit selbsten**¡ **Wir haben uns wacker verantwortet**¡ In dem zweyten Theile dieses Werkes, welchen der Autor *Etymologiam*, gleichwie den ersten *Grammatologiam*, den dritten aber *Orthologiam* und *Idiomatologiam* zu nennen beliebet hat, und der in der That der lesenswürdigste und mit vieler Gelehrsamkeit ausgearbeitet ist, kom̃t unter andern am 155. u. folgenden Blättern eine überaus schöne Anmerkung vor, deren fürnehmster Innhalt allhier gar wohl einen Platz verdienet. Der Verfasser sagt nemlich: Gleichwie die mancherley Provinzen und Staaten eines einigen Volkes und weitläuftigen Landes, z. E. in Deutschland, **verschiedene Mundarten**, (dialectos) angenommen hätten, da doch die Sprache in ihrem Grunde immer einerley ist, woraus so denn ganz verschiedene Arten und mannichfaltige Veränderung in der **Aussprache**, im Reden und Schreiben entstünden; also wären diejenigen **Veränderungen** noch weit gröſſer und wichtiger, welche iezuweilen die Länge der Zeit in einer Sprache verursachete,

was

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Hornung 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1756.

Inhalt.

I. Herrn M. Bruckers Ode auf den Religionsfrieden.
II. Fortsetzung aus des Herrn Velasquez Geschichte vom Ursprunge der castilianischen Dichtkunst.
III. Hrn. Herbsts fortgesetzte Prüfung der böldickischen Lehrsätze.
IV. Auszug aus der Beurtheilung des englischen Trauerspiels Kreusa.
V. C. M. kurze deutsche Untersuchung einer bekannten Stelle des Tacitus.
VI. Benastasii Liares vier Sendschreiben, wider den Herrn Pater Dornblüth.
VII. Hrn. Casparsons Begrüssungsode an Herrn Advocat Hillen.
VIII. Antwort an Herrn Casparson, von Hrn. Advocat Hillen.
IX. Beschreibung der Illuminationsvorstellung bey der Geburt des kaiserlich-russischen Großfürsten Paul Petrowitsch.
X. Der zittauischen Gesellschaft fortgesetzte Bemühungen, des I. Bandes II. Abtheilung.
XI. Hrn. Hofprediger Wollebs Psalmen Davids, mit üblichen Melodeyen.
XII. Prof. Stegmanni Progr. De iis, quæ in experiendo maxime sunt cavenda, &c.
XIII. Der Mann, eine wöchentliche Sittenschrift.
XIV. Reponse à Mr. de Voltaire. 1756.

I.

Ode auf den vor zweyhundert Jahren zu Augſpurg geſchloſſenen Religionsfrieden,

bey feyerlicher Verſammlung der Geſellſchaft der freyen Künſte, am hohen Geburtsfeſte Sr. Königl. Hoheit des durchl. Churprinzen zu Sachſen, öffentlich abgeleſen von M. Jacob Friedrich Bruckern, kaiſerlichem gekrönten Dichter, aus Augſpurg.

Wo iſt der Held von Sachſenland?
Dem Karl den Schmuck beſteinter Bogen,
Mit ſeiner kaiſerlichen Hand
Um die verdiente Stirn gezogen?
Wo iſt er? Muſen! zeigt ihn mir,
Wie Großmuth, Eifer und Begier,
Sein fürſtlich großes Herz ermannten;
Und wie ſein unbezwungnes Schwert,
Das ſelbſt der fünfte Karl geehrt,
Die Fürſten frey gemacht, geſchützt, was ſie bekannten.

Ich soll ihn sehn; die Ehre winkt,
Ich will an ihrer Seite stehen.
Der Vorhang jener Zeiten sinkt:
Nun werd' ich meinen **Moritz** sehen!
Ich seh, wie seines Schwertes Kraft,
Ihm Sieg, Triumph und Heil verschafft,
Wie keine Furcht die Hand ihm bindet:
Ich werd' ihn sehn, und seinen Muth,
Der dein erhobtes Fürstenblut
Preiswürdigster **August**! mit gleicher Kraft entzündet.

Karl fühlt ihn, als sein Mund verzog
Zween große Fürsten loszusprechen;
Der sieggewohnte Churfürst flog,
Die Fessel selber zu zerbrechen.
Schnell wie ein Blitz fährt er herauf,
Nichts hemmet seiner Krieger Lauf,
Bis sie die feste Stadt * gewinnen.
Eh mans vernimmt; so ist er nah,
Eh man ihn sieht, steht er schon da,
Man zittert, bebt u. flieht, u. **Karl** muß selbst entrinnen.

So bricht ein Leu mit Ungestüm
Durch Schaaren, die bewehrt erscheinen;
Und seines Muthes edlen Grimm
Im Blute zu ersäufen meynen.
Er sitzt und sieht in kühner Ruh,
Verborgen seinen Feinden zu,
Und freuet sich der großen Menge;
Doch plötzlich dringt er durch den Wald,
Und reißt mit sturmender Gewalt
Sich selber stark genug, durch ihr verzagt Gedränge.

Der

* Die Clausenburg, eine Festung unweit Inspruck.

Der Sieg war dein! o Lutherthum!
Dein Moritz hat für dich gefochten,
Nun krönt ihn der erworbne Ruhm,
Der ihm den Lorberkranz geflochten.
Ganz Zion macht ein Lustgeschrey:
Zween theure Helden werden frey,
Ein Haupt der Sachsen und der Hessen:
Und Passau sieht darauf den Tag,
Da sein bewilligter Vertrag
Dir schnödes Interim, das Grabmaal zugemessen.

Doch welch ein Lärm beginnet sich?
Ich hör' ein neues Kriegsgetümmel;
Des Donners Brullen schrecket mich.
Ein dicker Rauch verbirgt den Himmel!
Der Vorhang fallt. — O welch Gesicht!
Mein Held, mein tapfrer Moritz ficht;
Und bahnt den Weg sich über Leichen.
Sein kühner Krieger folgt ihm nach,
Und rächt an Albrechts * Heer die Schmach,
Und Feld u. Luft erbebt von ihrer Schwerter Streichen.

O Markgraf! will dein stolzer Sinn
Sich noch zum Frieden nicht bequemen?
Du weigerst dich noch immerhin,
Zu Deutschlands Ruh, ihn anzunehmen?
Der Fürsten Zorn erwachet schon,
Und Moritz steigt vom Fürstenthron,
Mit ihnen deinen Stolz zu dämpfen.
Hier steht sein Heer! es dringt voran,
Und macht durch seinen Stahl die Bahn
Auf der die Tapfern sich den Siegeskranz erkämpfen.

* Churfursten von Brandenburg, in der Schlacht bey Sieversharsen.

Zurück du gar zu kühner Leu!
Ach! schone doch dein theures Leben!
Zurück! hier fliegt ein mordrisch Bley,
Dem Zorn und Glut die Kraft gegeben!
O Furst! erhalt dich doch der Welt!
Zurück! Umsenst! Es trifft, er fallt;
Ein kalter Schweiß durchstromt die Glieder:
Der starren Hand entfallt der Stahl,
Er sinket zur erwürgten Zahl,
Die noch sein Blut besprützt, in blasser Ohnmacht nieder.

Wie, wenn in dickumzognet Nacht
Die lauten Donner drohend rollen,
Bis Gottes Glut das kenndar macht;
Was sie ihm itzt zerschmettern sollen:
Und dann der Blitze rothes Licht
Mit Krachen aus den Wolken bricht,
Und zornig Haus und Eiche splittert;
Der Mensch von seiner Angst betäubt,
Ganz starr vor Schrecken stehen bleibt;
So wird das ganze Land durch diesen Schlag erschüttert.

O mit Verlust erstrittner Sieg!
Bey dem das Blut der Tapfern rauchet!
Zu theurer Lorber, den der Krieg,
Ins Blut der Helden eingetauchet!
Die Hoffnung sieht Ihn, und erblaßt,
Sie, die schon wieder Muth gefaßt,
Und sich auf seinen Arm gestützet;
Sie stirbt; und du, Religion
Beweinst verlassen deinen Sohn,
In dessen Faust das Schwert zu deinem Schutz geblitzet.

Wer

Wer nimmt ſich itzund deiner an?
Wer ſtillet deiner Kinder Sehnen?
Wer wiſcht, wie ſeine Hand gethan,
Von deinem Aug des Kummers Thränen?
Die Zwietracht ſteigt bereits herauf,
Und bläſt die alten Flammen auf,
Mit Blut ſie wieder zu erſticken;
Und dieſes Feuers blutger Schein
Will dir die alten Plagen drau'n,
Und nun ſollſt du umſonſt nach einem Helfer blicken.

Umſonſt? Wie? lebt der Herr nicht noch,
Der jene Prüfung gut geheißen?
Iſt ſeine Hand zu ſchwach, das Joch
Von deinem Nacken abzureißen?
Wo iſt das heilige Vertrau'n,
Das dir gebeut, auf den zu ſchau'n,
Der den Bedrängten Hülf erwecket?
Der auch das Herz der Fürſten neigt,
Und deſto größre Wunder zeigt,
Je größre Noth u. Angſt das Volk der Frommen ſchrecket.

Karl, groß an Gnade wie an Ruhm,
Ergriff die kaiſerlichen Waffen;
Verließ ſein großes Kaiſerthum,
Den Ländern Ruh, ſich Recht zu ſchaffen.
O eil ihm nach! und ſieht ſein Blick
Auf dich Religion zurück;
So fall' ihm demuthsvoll zu Füßen:
Erzähl ihm deiner Kinder Schmerz!
Vielleicht bewegeſt du ſein Herz,
Dir ſeine Gnadenhuld von neuem aufzuſchließen.

Doch Karl, der voller Eifer glüht,
Für Deutſchlands wahres Wohl zu ſorgen,
Iſt für ſich ſelbſt, für dich bemüht:
Dein Kummer iſt ihm unverborgen.
Sein Herz weis deinen Jammer wohl,
Er endigt ihn ſchon mitleidsvoll,
Eh vor ſein Ohr dein Flehn gekommen.
Er fährt mit ſeiner Gnade fort,
Und hält ſein kaiſerliches Wort;
Das Paſſau ehemals vom Ferdinand vernommen.

Dort, wo der Vindelicier
Die ſchwere Streitart ſonſt geſchwungen,
Als Druſus und ſein ſiegreich Heer
Bis an den breiten Lech gedrungen;
Wo ſich die Burg erhaben weiſt,
Und Auguſts Huld im Namen preiſt,
Die Rems erhaltner Zierrath ſchmücket;
Vor der, als ſeiner Königinn,
Der wilde Rhätier vorhin
So bald er ſie nur ſah, mit Zittern ſich gebücket.

Die Stadt der Muſen und der Kunſt,
Wodurch ihr Ruhm ſo weit gediehen;
Die Stadt, der aller Kaiſer Gunſt
Der alten Freyheit Recht verliehen;
Die Stadt, die noch dein Zepter küßt,
Franz, der du Deutſchland Herrſcher biſt,
Und deſſen Gnadenſchutz ſies danket;
Daß durch ihr weiſes Regiment
Sich Glück und Friede niemals trennt,
Ihr Wohlſeyn feſt beſteht, u. deſſen Grund nicht wanket.

Mein

Mein Augsburg läßt den Friedensbund,
Den großen Friedensbund erschallen.
Ein jeder thuts dem andern kund,
Und selbst die frohen Kinder lallen.
Der Ruff verbreitet ihn so gleich,
Durch das nunmehr vereinte Reich,
Und jeder faltet frohe Hände;
Und eilt voll Danks ins Gotteshaus,
Und ruft mit heißer Andacht aus:
Herr Gott, wir danken dir! der Krieg hat nun ein Ende.

Ja, ja, der wilde Krieg ist satt,
Des Blutes ungezählter Haufen,
Die seine Hand geschlachtet hat,
Mit Wuth und Schäumen auszusaufen.
Der Frieden blüht nun ungestört,
Kein Feldgeschrey wird mehr gehört,
Es tönen nur die Freudenlieder:
Die Eintracht ist nun Herrscherinn,
Man wirft die stumpfen Schwerter hin,
Und beut sich Hand u. Mund, und grüßet sich als Brüder.

Gewissenstrieb! nun bist du frey!
Der schöne Tag ist nun erschienen;
Nun kannst du ohne Furcht und Scheu
Dem Gotte deiner Väter dienen.
Der Arm, der dir verhin gedroht,
Reißt dich nun selber aus der Noth,
Und schützet den bewährten Glauben.
Jtzt kannst du von der Drangsal ruhn:
Bezahle dein Gelübde nun,
Und laß dir ja das Lob der Dankbarkeit nicht rauben.

O Tag der Wonne! Tag der Luſt!
Den Gott dem Lutherthum erkohren!
O Tag, du Wunſch der frohen Bruſt,
Den hundert Sonnen neugebohren!
Herr, der du ihn, der Welt geſchenkt!
Und jener Fürſten Herz gelenkt;
Erhalt auch dieß Geſchenk auf Erden!
Und laß der ungebohrnen Zeit,
Ihr Glück und deine Freundlichkeit
In ungehemmter Zahl von Jahren kundbar werden.

Ihr Länder, wo **Auguſt** regiert!
Durch ſeines Zepters Huld muß Sachſen,
Das ſeine Gnade täglich ſpürt,
An Glücke, wie an Wohlfahrt wachſen.
Sein ehrfurchtsvoller Unterthan,
Fleht auf den Knien den Himmel an:
O! Höchſter laß dich doch erbitten!
Noch lange Zeit auf Sachſenland
Durch **Auguſts** milde Gnadenhand,
Den unerſchopften Strom des Segens auszuſchütten.

Mit gleicher Inbrunſt ruft die Pflicht,
Erhabner Churprinz, dir entgegen!
Verſchmäh ihr armes Opfer nicht,
Sie wills zu deinen Füßen legen.
Der Tag, den nicht des Schimmers Pracht,
Nein, **Dein Gebuhrtsfeſt** herrlich macht,
Kann dieß mit Rechte von ihr fodern:
Denn jeder Zeuge deiner Huld
Bekennt der Ehrfurcht fromme Schuld,
Und läßt anjetzt ſein Herz in ſüßen Flammen lodern.

Wie

was die Bedeutung einzelner Wörter betrifft. Denn entweder gehen diese in dem Lande allmählich gar unter, wo sie zu allererst ihren Ursprung genommen, da sie im Gegentheil in einem andern noch in beständiger Ubung sind: Oder sie erlangen eine weit eingeschränktere, ja öfters ganz wiedrige Bedeutung, als sie zuvor gehabt hatten. Die angebrachten Exempel können dieses klar erweisen. Die Wörter: *Earle, Lord, Lady, to bide, to write, to spell &c. &c.* waren in vorigen Zeiten in Sachsen, woher sie auch gekommen, eben so gebräuchlich, als sie in den gegenwärtigen in Engelland sind. Davor gebraucht man aber nunmehr in Deutschland folgende ganz andere Wörter unter eben dieser Bedeutung: Graf, grosser Herr, Fräulein oder Fräugen (welches letztere wir niemals gehöret) warten, schreiben, buchstabiren. Das hochdeutsche Wort der Krieg, und das holländische *Oorlogh*, hatte vor diesem einen ganz anderen und weit nachdrücklichern Namen, nemlich: *Waerr, werre*, oder *warr;* der eine solche Handlung anzeigete, auf welche unmittelbar und unvermeidlich die äusserste Unordnung und Verwirrung zu erfolgen pfleget; welches Wort, nebst einem anderen, Gewirre, unter dieser Bedeutung noch heute zutage von den Deutschen gebraucht wird. Davon haben die Engelländer den Krieg *Warre*, die Franzosen *Guerre*, und die Spanier und Italiäner *Guerra* zu nennen gelernet; und daher ist der ruhmvolle Namen *German* oder *Guerman*, das ist, ein kriegerischer Mann, der niemals gänzlich bezwungenen Tapferkeit der alten Deutschen, von den Ausländern

Wie ſollten alſo nur allein,
Die dir geweihten Pierinnen,
An deinem Feſte fühllos ſeyn,
Und keinen Wunſch, kein Lied beginnen?
Da ſie Dein gnädig Wort beſchutzt;
Dein Gnadenbeyfall unterſtützt,
Dein hohes Beyſpiel aber ehret;
Da ſelbſt Antonia ſie ſchätzt,
Und ſich in ihre Reihen ſetzt,
Und jener Vorzug noch durch ihren Glanz vermehret?

Nein, Herr! ihr Eifer nimmt nicht ab.
Dieß zeiget ihrer Wünſche Fülle:
Die Segen ſteigen ſchon herab,
Und dieß iſt ihres Gebers Wille.
Mein Geiſt ſieht in die ferne Zeit;
Die ſich der frohen Tage freut,
Die ſchon vergnügt vom Himmel fliehen.
Eilt nicht, ihr Tage! bleibt noch da!
Lebt Friedrich, lebt Antonia;
So muß der Sachſen Glück, der Künſte Wohlfahrt blühen.

II.

Fortſetzung aus des Herrn Velasquez Geſchichte vom Urſprunge der caſtilianiſchen Dichtkunſt.

Zweytes Alter derſelben.

Das II. Alter der caſtilianiſchen Poeſie, kann ſeit 1407. d. i. von Don Juans II. Regierung geſetzet werden; deſſen große Neigung

gung zur Dichtkunſt, und Gnade gegen die beſten Dichter, ſie auf einmal empor brachte. Fernand Perez von Guzmann ſchreibt in ſeinem Buche von berühmten Leuten, von dieſem Könige: daß er gern weiſe Leute gehöret, und nichts vergeſſen, was ſie ihm geſaget. Er habe das Latein verſtanden und geredet; ſehr viel geleſen, und die Bücher, ſonderlich hiſtoriſche geliebet. Er habe gern Gedichte leſen hören, auch ihre Fehler bemerket. Eben das bezeugen andre Schriftſteller: daher denn der Hof ſeinem Geſchmacke gefolget, und ſich auf die Poeſie geleget.

Don Enriques de Villena, ein berühmter Gelehrter, ſey für einen Zauberer (wie bey uns Klugsohr) gehalten worden; weil er in der Mathematik bewandert geweſen, die man damals für eine hölliſche Kunſt hielt. Er ſchrieb ein Gedicht von Herkuls Arbeiten, das zu Burgos 1499. gedruckt worden; imgleichen die Gaya Cientia, oder Dichtkunſt, davon Majanſius einen Auszug drucken laſſen. Er hat endlich auch Virgils Aeneis überſetzet (wie bey uns Voldeck) darüber ein anderer Auslegungen geſchrieben, die noch zu Toledo vorhanden ſind.

Fernand Perez von Guzman, Hr. von Barees lebte auch damals. Er ſchrieb Sinnſprüche in Verſen, über die Art wohl zu leben u. a. m. davon Don Nic. Antonio redet. In der Bibliothek der Kirche zu Sevilien, findet man noch eine Handſchrift von ihm über Tugenden und Laſter, und gereimte Lobgeſänge, Gott zu Ehren. Er ſchrieb auch eine Chronik König Juans des II. die noch vorhanden iſt.

Der

Der berühmte Marquis von Santillana, Jnigo Lopez von Mendoza, war ſein Zeitgenoß, und lebte bis zu Heinrichs des IV. Zeit. Einen Theil ſeiner Schriften findet man in den allgemeinen Sammlungen. Und Gonzalo Argote von Molina verſichert in ſeiner Abh. von der caſtilianiſchen Poeſie: er habe viel geſchriebene Lieder des Santillana in Händen gehabt. u. d. m.

Alvar Garcia von Santa Maria, der einen Theil von Don Juans des II. Chronik gemachet, hat auch Gedichte geſchrieben: davon etwas in den Handſchriften der Bibliothek des Grafen von Villambroſa befindlich iſt. Der Baccal. Fernand Gomes von Civdad-Real, Don Juans II. Leibarzt, machte auch einige Verſe, die in ſeinem Centon Epiſtolario zu finden ſind. Jn einem Briefe an den Joh. de Mena, gedenket er gewiſſer Verſe, die der Bruder des Doctors Caſtille, Kön. Rath auf die Beylager der Prinzen gemachet hat.

Um eben die Zeit ſoll Rodrigo de Cota gelebet haben, dem man die berühmte Tragödie vom Calixtus und Meliböa zuſchreibt; die bey uns 1520 zu Augſpurg deutſch heraus gekommen; von Caſpar Barthen aber unter dem Titel Pornoboſcodidaſcalus lateiniſch überſetzet worden. Auch der ungenannte Verfaſſer der Thaten Herkuls in Verſen der Arte mayor, ſoll in dieſer Zeit gelebet haben; davon Pellizer p. 119. ſeiner Bibliothek ein Stück abgeſchrieben hat.

Jn den allgemeinen Sammlungen findet man auch die Gedichte des Johann Rodriguez von Pa-

Padron, der zu dieſer Zeit gelebet hat, und wegen des Todesfalles ſeines Zeitgenoſſen, Maſias, ein Franciſcaner geworden. Auch Diego von St. Pedro, Richter, oder Alcade zu Ballabelid, ſchrieb in Verſen der Arte Mayor, ein Gedicht, die Thränen betitelt; welches man auch in den großen Sammlungen findet. Joh. Alfons von Baena, machte um dieſe Zeit eine Sammlung caſtilianiſcher Dichter; davon die Handſchrift noch auf der Bibliothek des Eſcurials befindlich iſt. Darinn kommen eine Menge Dichter vor, bey denen wir uns nicht aufhalten können.

Johann von Mena, von Cordua gebürtig, that das meiſte, die caſtilianiſche Poeſie aus dem Staube zu heben. Der König Juan II. machte ſich ſoviel aus ſeinen Verſen, daß er ſie ſelbſt zu verbeſſern pflegte, und ihn lange an ſeinem Hofe behielt. Er ſchrieb auch in Proſa einen Auszug aus der Ilias Homers: und Fernand Nunez, il Commendator griego, beygenamet, hat Auslegungen darüber geſchrieben.

Gomez Manriquez lebte eben damals, von dem man auch einige Stücke in den Sammlungen findet. Sein Neffe, Jorge Manriquez, machte die reinſten caſtilianiſchen Verſe: und doch mit leichterer Mühe, als irgend ein andrer. Seine moraliſchen Gedichte ſind zu Antwerpen 1594 mit des Franciſco Guzmans Auslegungen gedruckt. Garcias Sanches von Badajoz, iſt ihm an Reinigkeit der Schreibart gleich. Eine unordentliche

liche Liebe gegen eine ſeiner Muhmen, machte ihn irre im Kopfe, und veranlaßte ſeinen Tod.

Der Baccal. de la Torre iſt auch aus dieſer Zeit: und Herr von Velasquez, glaubet: er ſey Verfaſſer der Viſion delectable de la Philoſophie et des arts liberaux. Unter den Mſcten. der kön. Bibliothek zu Paris, findet ſich eine Sammlung von Poeſien, du grand Philoſophe Alonſo de la Torre. Juan de la Cezina lebte unter dem katholiſchen Könige Ferdinand und Iſabellen; und begleitete den Marquis von Tariſa auf ſeiner Wallfahrt nach Jeruſalem, die er in Verſe brachte. Dieſer iſt gleichſam der letzte Dichter dieſes Alters geweſen, und hat zu der guten Dichtkunſt folgender Zeiten den Anfang gemachet. Er hat unter andern Virgils Eklogen überſetzet, und ſie mit ſinnreichen Anſpielungen auf König Ferdinanden und ſeine Gemahlinn Iſabellen verſehen. Endlich ſchrieb er auch ein kleines Gedicht, der Triumph des Ruhmes; imgleichen hat man noch verſchiedene theatraliſche Stücke von ihm, die er bisweilen Eklogen nennet. Er ſchrieb auch in caſtilianiſcher Sprache, die Kunſt der caſtilianiſchen Poeſie. Das waren ſeine Jugendfrüchte, vom 15ten bis 25ſten Jahre; wie man aus einer beſondern Sammlung ſieht, die 1519 zu Sarragoſſa gedrucket worden.

Die Schriften der übrigen Dichter dieſer Zeiten, ſind in der allgemeinen Sammlung des Fernando del Caſtillo zu finden, welche oft wieder aufgeleget worden. Die III. Ausgabe iſt von 1535. zu Sevilien: und die antwerpiſche von 1573.

In dieſem zweyten Alter nun, hat die ſpaniſche Poeſie ihre Geſtalt ſehr geändert, und ihre alte Rauhigkeit fahren laſſen. Juan de Mena gab ihr einen edlern Ton an. Manrique, Garcia und Sanches von Badajoz, putzten die Schreibart durch die Reinigkeit der Sprache, und machte die Reime richtiger. Der Marquis von Santillana, zog ſie durch ſeine Lieder aus der Kindheit, und gab ihr das provenzaliſche und wälſche Sylbenmaaß. Juan de la Enzina, zeigte: daß ſie ſich auch zur Schaubühne ſchickete, und wies, nebſt dem Don de Villero, daß ſie zur Nachahmung fähig ſey; indem ſie die beſten lateiniſchen Dichter überſetzten, und die erſten Regeln der caſtiliſchen Poeſie gaben. Mehr konnte man in einem barbariſchen Jahrhunderte nicht fodern.

Das III. Alter.

Die Auferweckung der Gelehrſamkeit in Spanien, mit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, beſſerte auch ihre Dichtkunſt. Die aus dem Oriente verſcheuchten Muſen, flohen nach Italien; und die reiſenden Spanier brachten ſie von da mit nach Hauſe; als Sannazar, Bembus, Arioſt, Fracaſtor und Triſſino, die toſcaniſche Poeſie empor brachten, die ſeit dem Petrarch in einer Schlafſucht gelegen hatte.

Juan Boſcan Garcilaſſo de Vega, Don Diego de Mendoca, und Don Ludewig de Haro, waren die erſten, die in Spanien die wahre Dicht-

Dichtkunſt einführeten. Ihre Nachfolger waren, Miranda, Padillo, und Velaſco; welche nebſt der guten italieniſchen Reimart, alles was die gute Poeſie ausmachet, d. i. die Nachahmung, die Erfindung, die Schilderung, den prächtigen Ausdruck, die Schönheit und Flüßigkeit der Schreibart, und den Geiſt des Erhabenen und Wunderbaren, mit einander verbanden. Der erſte derſelben machte Sonnette, Lieder, Satiren und Eklogen, überſetzte die Fabel von Leandern und Hero, und ein Trauerſpiel des Euripides.

Er gab auch ſeines Zeitgenoſſen, de Vega, Gedichte heraus, den man für den Fürſten der ſpaniſchen Poeſie hält. Eben dieſer große Poet hatte den guten Geſchmack der Dichtkunſt in Neapolis, Italien und Deutſchland gelernet, wo er dem Kaiſer folgte, in deſſen Dienſten er war. Hätte ihn nicht ein zeitiger Tod hingeriſſen: ſo würde er es den beſten Griechen und Römern gleich gethan haben; wie man ihn denn ſchon den ſpaniſchen Petrarch genennet.

Mendoza hatte auch Italien, als Bothſchafter Kaiſers Karls des V. an den Pabſt, kennen gelernet. Seine Gedichte ſind von eben der Art, als des vorigen: allein man beſchuldiget ſeine Sonnette, Lieder und Eklogen einer ſehr harten Schreibart. Er machte auch poßirliche Gedichte: als das Lob der Azanahoria, la Conne und la Puce. Aber dieſe Stücke ſind nur bey dem Herrn Velasquez geſchrieben vorhanden. Miranda war ein Portugies; ſchrieb aber faſt alle ſeine Gedichte ſpaniſch. Padillo

dillo machte Eklogen, die ſowohl voller Erfindung, als ſehr fließend und ſchön von Schreibart waren.

Velasco that ſich durch ſeine Ueberſetzung der Aeneis hervor, wozu er noch einige virgiliſche und ſannazariſche Eklogen that. Guzmann überſetzte Virgils Gedichte vom Feldbaue, und die X Ekloge. Beydes kam 1586 heraus. Geronimo Bermudez, gab unter dem falſchen Namen Antons de Silva, ſeine Trauerſpiele, Niſa laſtimoſa, und Niſa laureada, d. i. die bethränte und die gekrönte Niſa heraus, die alles Lob verdienen. Lope de Rueda, ein Dichter und Schauſpieler fieng an, der ſpaniſchen Bühne einige Geſtalt zu geben; indem er Komödien und Geſpräche machte. Barth. de Torres folgte ihm bald nach, gab auch Klaglieder, Satiren, Romanen und Briefe, unter dem Titel Propaladia heraus. Juan de la Cueva iſt auch ein dramatiſcher Dichter dieſes Jahrhunderts: und Don Alonzo de Ercilla ein epiſcher geweſen.

Don Franciſco de Medtolano ſchrieb lyriſche Gedichte. Sie ſtehen hinter des Don Pedro Venegas de Saavedra Gedichten: Des remedios de amor; und man ſieht, daß er den Horaz überall nachahmet.

Fernando de Herrera, ward um dieſe Zeit der göttliche genennet, und ſchrieb ſo witzig als ſtark. Doch aus übermäßiger Künſteley, machte er ſeine Verſe denen, die Anmuth und Wohlklang liebten, ſehr unangenehm. Daher ſetzet man ihn dem Don Eſtevan Manuel de Villegas weit nach: der eine ungemeine Leichtigkeit der Reime und des Sylben-

hermaßes hatte. Er ahmte im ſpaniſchen die Wortfügung und die Versart der Lateiner, ſo wohl ſapphiſch, als in Hexametern und Pentametern nach. Man rühmt ihm Horazens Stärke, Anakreons Anmuth, Tibulls Zärtlichkeit, Properzens Spaßhaftigkeit, und Theokrits Naturell, die Natur zu bilden, nach.

Wir müßten noch den **Luis von Leon**, der viel Alte überſetzet hat, den **Gonzalo Perez**, der die Odyſſee und die 7 erſten Bücher der Metamerphoſen verdollmetſchete u. a. m. nennen, wenn wir weitläuftig ſeyn könnten. Allein die gute Dichtkunſt, die damals den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichet hatte, hub nach dem gemeinen Schickſale aller ſchönen Künſte, an zu ſinken. **Graf Rebolledo, Vicomte Eſpinal, Ulloa Eſpinoſa, Quevedo** u. a. m. hatten zwar noch einige Ueberbleibſel vom Geſchmacke: allein ſie überließen ſich einer einreißenden Verderbniß, die im ſpaniſchen Witze zu herrſchen begann, und trugen ſelbſt das Ihrige dazu bey.

Quevedo iſt noch einer der beſten davon; und gab unter dem Namen **de la Torre**, Gedichte heraus, die den Epiktet und Phocylides, und einige Satiren und Lieder enthalten. **Xauregui** überſetzte den Lucan, und des **Taſſo** Amintas: **Chriſtoph von Mieza** war 5. Jahre des **Taſſo** Freund und Schüler zu Rom geweſen, und hat die ovidiſche Fabel von Narciß, die Ode Beatus ille, qui procul negotiis, nebſt einem Auszuge der Artis Poeticæ in Verſen überſetzet.

Dieses Zeitalter ist nun das goldne der spanischen Poesie gewesen, die damals mit allen übrigen Künsten geblühet hat. Sie bediente sich der besten Mittel, sich zum guten Geschmacke zu erheben: nämlich des Lesens, Uebersetzens und Nachahmens der besten griechischen und römischen Dichter: und die großen Meister der Kunst, Aristotel und Horaz, waren die allgemeinen Lehrer der ganzen Nation geworden. So urtheilet Herr Velasquez: und wir selbst haben eine spanische Uebersetzung der aristotelischen Dichtkunst von Don Julepe Antonio Gonzalez de Salas in Händen; die 1633. zu Madrit in 4. gedruckt ist.

III.

Fortgesetzte Prüfung der Böldickischen Lehrsetze, von der Freyheit des Willens, dem Falle der Menschen, der Zulassung des Bösen ꝛc. ans Licht gestellet, von Nikol. Friedr. Herbsten, kön. Pr. Consist. R. adj. Superint. zu Minden ꝛc. Halle bey Gebauern 1755. in groß 8.

Ungeachtet wir des ersten Theiles dieser Prüfung nicht gedacht haben, weil sie uns zu spät in die Hände gefallen: so können wir doch diesen II. Th. nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist bekannt genug: daß der gelehrte Herr Past. Böldicke einen Versuch einer Theodicee geschrieben, dadurch er den vermeynten Mängeln abzuhelfen gesuchet, die Leibnitzens Theodicee noch übrig gelassen.

ländern und Feinden ſelbſt beygeleget worden. Die merkliche Veränderung in der Bedeutung einzelner Wörter, welche gröſtentheils von dem unwiſſenden Pöbel, wieder alle Gründe der Sprachkündigen und Gelehrten, wieder die Abſichten ihrer erſten Erfinder, und gleichſam dem Fleiſſe und der Bemühung der Verfaſſer von Wörterbüchern, zu Troz unvermerkt eingeführet wird und überhand nimmt, iſt ſo wohl in der deutſchen als engliſchen Sprache ebenfalls nicht ungewöhnlich. Die Wörter **Knab** und **Bub**, auf engliſch *Knave* und *Boy*, hieſſen Anfangs vollkommen einerley. und bedeutet es einen jungen Menſchen der die Jahre eines Jünglings noch nicht erreichet hatte. Nun aber haben ſie eine unterſchiedene Bedeutung, die im deutſchen und engliſchen völlig gegen einander umgekehret iſt. Ein **Knab** und a *Boy* hat bey beyden Völkern einen **guten**, und hingegen a *Knave* und ein **Bub** einen **üblen Verſtand**, und zeiget das leztere einen **ſchlimmen Geſellen**, oder **Taugenichts**, an. Das Ober- und Niederdeutſche Wort **Knecht**, auf Engliſch *Knight*, wird iezo durch ganz Deutſchland von einem Menſchen gebraucht, der um Lohn die **allerverächtlichſten Dienſte thut**; da es hingegen in Engelland nur die ſo von **guten Adel** und Herkommen ſind, ihrem Namen und Titel als ein **Ehrenwort** beyſezen. Das Wort **Magd**, Engliſch *Mayd*, hieß vor Zeiten in Deutſchland ſo wohl eine **Jungfer** als eine **Dienſtmagd**; und nun hat es bey uns bloß die leztе Bedeutung behalten; da es bey den Engelländern, wo nicht ein Beywort zugefüget iſt, eine ehrbare und unbe-

ſchimpfte

gelassen. Allein dieser neue Versuch hat das verhoffte Glück bey den Gelehrten nicht gefunden. Unter verschiedenen andern hat unser Herr Consist. R. Herbst sie scharf auf die Probe gestellet; und manchen wirklichen Mangel in derselben entdecket. Wir bleiben aber dießmal nur bey diesem II. Theile stehen: und unsre Leser werden aus diesen Proben leicht den Schluß auf den I. Th. machen können.

Nachdem er sich in der Vorrede, wegen des Verzuges entschuldiget, womit dieser II. Th. ans Licht tritt; und der bey Männern, in seinen Aemtern und Umständen, leicht Vergebung findet; so erzählet er: daß Herr D. Böldicke in seinem abermaligen Versuche einer Theodicee, bereits die Einwürfe beantworten wollen: die ihm theils von Herrn Consist. R. Herbsten, theils von andern gemachet worden. Diesen Antworten nun, hätte er gern bey diesem seinem II. Th. der Prüfung begegnen wollen; wenn es ihm nicht rathsamer geschienen, erst zu erwarten, was sein Herr Gegner hierauf antworten werde. Alsdann aber will er alle diese Einwendungen zusammen nehmen: in sofern er die Bestimmungsgründe seiner künftigen Entschließungen vorher sehen kann. Und scheint er gleich an fernerm und längerm Streiten keinen Gefallen zu haben: so wollen wir ihn doch, um der mehrern Aufklärung so wichtiger Wahrheiten willen, hiemit öffentlich ersuchen, die Feder noch nicht ganz niederzulegen. Wir haben Männer von einer so gründlichen philosophischen Einsicht nicht im Ueberflusse. Die Reinbeke und Canze sind todt;

und wenige haben die Gabe, sich in tiefsinnigen Wahrheiten so deutlich und überzeugend zu erklären.

Er prüfet aber schon in der Vorrede, gewisse Schlupfwinkel seines Gegners, z. E. seine Erklärung der Wahrheit. Herr D. B. meynet: wenn man bey der Verknüpfung oder Trennung zwoer Begriffe, eine gewisse Beruhigung empfände: so wäre dieses ein Kennzeichen, daß unsre Gedanken mit der Sache selbst übereinstimmeten, und folglich wahr wären. Herr Consist. R. Herbst zeigete ihm darauf im I. Theile sehr deutlich; wie betrüglich diese Beruhigung bey den meisten Menschen sey: und siehe, da verfiel Herr D. B. in seiner Vertheidigung darauf: daß er zu dieser Beruhigung eine Empfindung von der Ungereimtheit, oder Unmöglichkeit des Gegentheils verstanden hätte. Das war nun ein ganz anderes Kennzeichen der Wahrheit, als jenes; und gleichwohl will derselbe seine Leser überreden: sein Gegner habe seine Meynung nicht recht eingesehen. Andre solche Ausflüchte zu geschweigen, die ihm hier gründlich angemerket werden.

Doch wir müssen näher zum Werke selber treten. Nachdem der I. Th. drey Hauptstücke in sich gehalten: so hebt dieser mit dem IV. Hauptstücke an. Dieses prüfet den 8. 9. und 10. Satz des Herrn D. B. in dreyen Abschnitten. Und zwar im ersten seine Lehre von der Freyheit des menschl. Willens; im 2.) von dem Falle der ersten Menschen, und im 3) von der Zulassung des Bösen.

Von

Von diesen wichtigen Materien, sonderlich dem ersten Abschnitte, wollen wir einigen Vorschmack geben; weil es nicht möglich ist, von allen zu reden: so sehr sie es auch verdieneten. Das V. Hauptstück prüfet den II. Satz, und handelt von dem Orte der Hölle, nach des Herrn D. B. Meynung. Das VI. Hauptstück prüfet seine Lehre von der heil. Schrift, und ihrer vermeynten Dunckelheit. Man sieht leicht, daß diese Materien nicht für die schönen Wissenschaften gehören; weswegen wir sie nicht berühren werden.

Von der Freyheit des Willens einer der wichtigsten in der ganzen Philosophie und Theologie, giebt Herr D. B. eine der Leibnitzischen ganz entgegen gesetzte Erklärung. Diese will er auf einige vorangeschickte Sätze bauen, darunter der I. dieser ist:

1) „Die wahre Zufälligkeit der Handlungen ist die, „nach welcher, unter NB. einerley Umständen sowohl „den innerlichen, als äußerlichen, nicht allein das was „geschieht, sondern auch das Gegentheil, geschehen „kann.

2) Will er nach Maaßgebung der Erfahrung, Grundtriebe in den vernünftigen Geschöpfen annehmen, über welche NB. der Willen nicht völlige Gewalt hat.

3) Die Gewohnheit thue viel, daß ein Grundtrieb stärker werde, als er von Natur ist.

4.) Gott habe der Seele eine Thätigkeit beygeleget, eine Wirksamkeit selbst anzufangen, zu richten und wieder abzubrechen.

5.) Dieſer Thätigkeit wären auch die Grundtriebe unterworfen, ſo lange dieſe nicht verſtärket würden. Alsdann aber, könne auch die Freyheit nichts dagegen ausrichten.

6.) Es komme daher alles auf die Erhöhung der Kraft des Grundtriebes an: wie an dem Drucke der Körper auf einer Schnellwaage zu erſehen ſey.

7.) Die Vortrefflichkeit der Religion beſtehe alſo darinn: daß Gott durch die Offenbarung, gute Grundtriebe und Vorſtellungen wirke, damit die Thätigkeit des Willens ſich zu demſelben fügen, und alſo die böſe Natur und Gewohnheit überwiegen könne.

Dieß iſt das vornehmſte, was wir aus einer langen Stelle von etlichen vollen Seiten, als das weſentliche ſeiner Meynung heraus gezogen haben; um des Herrn Conſiſt. R. Herbſts Beantwortungen verſtändlich zu machen. Dieſen Sätzen von der Frey- „heit zufolge, da ſie eine Kraft ſeyn ſoll, die bey ei- „nerley Umſtänden, ſowohl zum Thun, als Laſſen, „imgleichen zu mehr als einerley Unternehmungen „geſchickt iſt; giebt Herr D. B. folgende Erklä- „rung von derſelben:

„Die Freyheit iſt der höchſte Grad der Thätig- „keit in einem Willen, vermöge welcher er eine „Wirkſamkeit ſelbſt anfangen, richten und wieder- „um abbrechen kann: ungeachtet dieſelben durch alle „dabey erfoderliche Bedingungen nicht mehr, als „möglich gemachet werden.

Dieſer

Dieser Erklärung nun giebt der Hr. D. B. vor der Leibnitzischen einen so großen Vorzug, daß er ihre Anhänger vorzüglich, Liebhaber der Freyheit nennet. Er giebt damit zu verstehen, als ob die leibnitzische diesen Namen nicht verdiene; weil sie die Handlungen des Menschen nothwendig machete. Der Hr. Consist. R. Herbst gesteht: daß man dieselbe würde verlassen müssen, wenn dieses Vorgeben gegründet wäre. Er nimmt also folgende Fragen zu prüfen vor.

1) Ob die angegebene Beschreibung von der unbestimmten Freyheit, ihren guten Grund und Richtigkeit habe? und brauchbarer, als die leibnitzische sey?

2) Ob Leibnitz, wenn er bey der Freyheit des Willens einen determinirenden oder zureichenden Grund annimmt, die Handlungen der Menschen so nothwendig mache, als die Bewegungen in einer Maschine sind?

Beyde nun untersuchet der Hr. Verfasser mit einer Gründlichkeit und Schärfsinnigkeit, die selten vorkömmt. Er prüfet seines Gegners neue Kunstwörter und Erklärungen, die Zufälligkeit, die Grundtriebe, die Grundthätigkeiten, den höchsten Grad der Thätigkeit, und die Wirksamkeit, die ohne alle Ursache und Veranlassung, jene selbst anfangen, richten, und abbrechen kann.

Nun besorget er zwar: daß sich bey seinem Gegner der böse Grundtrieb des Zorns, oder der Rache regen werde; wie man von andern Liebhabern dieser unbestimmten, d. i. irraisonnablen Freyheit

heit, gewohnt ist. Er hoffet aber, daß seine Freyheit, oder die Thätigkeit seines Willens, seinen Verstand nicht auf das Object des Zorns richten, und sich mit diesem bösen Grundtriebe vereinigen; sonden vielmehr mit dem Grundtriebe der Menschenliebe verbinden werde.

Den Anfang machet er von Prüfung der unbestimmten Zufälligkeit: und fraget: ob es wohl möglich, oder begreiflich sey, daß etwas bey völlig einerley Umständen geschehen, und nicht geschehen könne? Denn entweder haben die innerlichen und äußerlichen Umstände einen Einfluß in die Handlungen, oder nicht. Ist das letzte: so geschieht die Handlung blindlings, schlupfweise, und folglich ohne Vernunft: und man kann also dergleichen Freyheit mit Rechte eine unvernünftige Freyheit nennen; weil die Vernunft gar keinen Einfluß in die Handlungen haben soll. Wird nun, nach des Herrn D. B. Geständniß, a. d. 80. S. 47. §. durch die Freyheit des Gleichgewichtes (libertatem aequilibrii) ein ungereimter Hazard eingeführet, bey dessen Festsetzung des Menschen Glückseligkeit, und Gottes Ehre, Weisheit und Güte Noth leiden: so ist gewiß bey dieser vorausgesetzten seltsamen Zufälligkeit der Handlungen, eben das, ja noch weit mehr zu besorgen. Denn kann ein Mensch etwas thun, oder lassen, ohne zu wissen warum? so würden alle menschliche Handlungen den Handlungen der Träumenden, oder Mondsüchtigen gleich seyn. Es würde auch in der Erklärung der Zufälligkeit, der Zusatz: bey einerley äußerlichen

und

und innerlichen Umständen, ganz vergeblich seyn, und nur schlechthin gesaget werden dürfen: daß die Zufälligkeit der Handlungen dasjenige sey, nach welchem etwas ohngefähr geschehen, oder ohngefähr nicht geschehen kann.

Hätten aber gleichwohl die äußerlichen oder innerlichen Umstände noch einigen Einfluß in unsern Entschließungen; wie man denn nach der Erfahrung unmöglich läugnen kann: so sieht der Hr. Verfasser und wir mit ihm, nicht, wie es möglich sey, daß eben dieselben Umstände, die ihm zum Thun Anlaß geben, auch zugleich zum Lassen eben der Handlung Anlaß geben können. Man nehme hier welches Beyspiel man will; es sey nun ein Kauf, eine Miethe, eine Heurath, eine Reise, eine Lebensart, oder nur ein Spaziergang: so wird sich die Wahrheit deutlich zeigen. Denn bey dem Kaufe z. E. eines Buches, können gewiß eben die Umstände, die in mir eine Lust zum Kaufen erwecken, und mich dazu veranlassen, keinen Abscheu in mir wirken, eben dasselbe Buch nicht zu kaufen. Und im letzten Falle, kann das schöne Wetter, die angenehme Jahreszeit, die Gesellschaft, und die Muße so ich habe, welche mich zum Spazieren gehen reizen, mich unmöglich auch zum Daheimbleiben antreiben.

Der Hr. Verfasser führet dieses überaus scharfsinnig und ausführlich aus: und kömmt hernach auf die Grundtriebe, die man bey der irraisonnablen Freyheit, anstatt der Vernunft und Ueberlegung bey den freyen Handlungen, auf den Thron erheben will.

will. Er zeiget hier, auf eine überzeugende Art: daß solche Grundtriebe, die der Vernunft und Freyheit selbst oft zuwieder laufen, und beyde besiegen, rechte Qualitates occultæ, lauter je ne sai quoi? ja eine ärgere innerliche Nothwendigkeit bey den menschlichen Handlungen einführen würden, als alle bestimmende und lenkende Gründe des Verstandes und der Sinne bey den Leibnitianern. Das würde recht so heißen, wie die Medea dort beym Poeten saget:

Sed trahit invitam nova vis, aliudque cupido
Mens aliud suadet. Video meliora proboque,
Deteriora sequor.

Was? würde ein boshafter Sünder alsdann sagen können: Was verlanget Gott von mir? Die Vernunft, die er mir gegeben hat, wirket in meinen Willen nicht. Die Offenbarung hat auch keine Kraft, meine Freyheit zu lenken. Meine Freyheit selbst, die doch ohne Grund beydes thun kann, ist nicht im Stande den Grundtrieben zu widerstehen. Diese reißen Willen, Freyheit und Vernunft mit sich fort. Ich elender Mensch! Was kann ich davor, daß ich solche böse, solche unbändige Grundtriebe habe? Ich selbst habe sie mir nicht gegeben. Was kann ich dafür, daß ich damit erschaffen bin? Warum giebt mir Gott keine kräftigere Mittel sie zu überwinden? Ich gehe also ohne meine Schuld verlohren. Ich kann nicht anders, als diesen Grundtrieben unterliegen, und bin also nothwendig gezwungen, verdammt zu werden.

Wir

Wir müssen abbrechen; versichern aber, es werde niemanden gereuen, dieses gründliche Werk gelesen zu haben.

IV.

Auszug aus der Beurtheilung des englischen Trauerspiels Kreusa.

Ehe wir diesen Auszug mittheilen, müssen wir gestehen; daß wir neulich ein Paar Schlußreden an die Zuschauer, übergangen haben. Die erste ist in England sowohl, als bey uns gewöhnlich. Eine von den schönsten Schauspielerinnen hält eine Anrede, um bey der Versammlung ein günstiges Urtheil über das Stück, und dessen Vorstellung zu erhalten. Wir kennen diesen Kunstgriff auch; der oft dem elendesten Zeuge Gunst oder Nachsicht erwirbt. Hier kömmt die Komödiantinn, welche die Pythia gemachet, heraus; und hebt so an:

„Endlich bin ich dieses tragischen Gepränges los: „und ob ich gleich noch ein Mägdchen bin: so bin „ich doch keine Priesterinn mehr. Indem ich den „heiligen Ort verlassen, habe ich auch meine Kränze, „meinen Stecken und meine Betrügereyen abgele„get.„ Und darauf fährt sie fort allerley possirliche Einfälle über die Zauberkraft des Frauenzimmers, über ihre Betrügereyen u. d. m. zu sagen; die sich zu keinem solchen tragischen Stücke schicken.

Als

Als nun diese Anrede zum Ende ist; waget der Verfasser eine Neuigkeit. Sein Stück ward zu einer Zeit aufgeführet, als alles in die Provinzen zerstreuet war, um sich bey der neuen Parlamentswahl erwählen zu lassen. London war also halb wüste: und außer dem Frauenvolke und einigen Müßiggängern, war niemand, in der Tragödie. Die Schauspielerinn also, welche die Kreusa vorgestellet hatte, kömmt auch noch heraus; redet das Frauenzimmer an; und thut ihnen den Vorschlag: in Abwesenheit ihrer Männer ein weibliches Unterparlament zu machen, Gesetze zu geben, und dergleichen mehr. Sie thut Vorschläge dazu, z. E. daß die Männer nicht unter 25 Jahren heurathen, und nicht spielen sollen; daß sie große Steuern auf alle Weine legen, hergegen auf alle französische Moden, die Blonden, die Vergüldungen, die Spitzen, die Steifröcke aus Frankreich, die Stoffe aus Frankreich, die Leinwand aus Frankreich, die Gesichter aus Frankreich u. s. w. nichts, gar nichts legen wollen! u. d. m. Genug davon.

Hr. Whitehead hat einen Vorbericht vor sein Trauerspiel gesetzet, darinn er von dessen Inhalte Rechenschaft giebt. Er gesteht: daß die Geschichtschreiber dieser Geschichte kaum gedacht, ja daß sie gar als fabelhaft angesehen werden kann. Es ist aber dieselbe der Stoff zu des Euripides Jon. Es scheint in der That: der Verfasser habe aus Ehrfurcht gegen das Alterthum sich nicht erkühnet, von ihm sehr abzuweichen, oder die Fabel mehr unsern Sitten zu nähern. Einige Umstände, saget er, haben

mich

ſchimpfte Jungfer andeutet. Der Deutſche nennet heutzutage einen Tiſch, was der Engelländer *Table* heiſſet; und dieſer heißt eben daſſelbe Wort *Diſh*, eine kleine Schüſſel oder Teller, worinn Speiſen aufgetragen werden. Der Dreck oder Trek iſt dem Deutſchen ſo wohl als dem Holländer ſo viel als Koth; dem Engelländer aber bedeutet er die Hefen, lateiniſch fæces. Eine Stute, auf Engliſch a *Stud*, und in der alten Angelſächſiſchen Sprache *Stodmyra*, Equa ad fœtum, wird nun im Engliſchen vor einen braſen und muthigen Hengſt gebrauchet. Krank bedeutet in unſerer Sprache einen ſiechen und ſchwachen Menſchen; im Engliſchen aber völlig das Gegentheil. Die Franken und Angelſachſen wollten ehedeſſen mit ihrem Worte *Hereberga* und *Heriberga* nichts anders anzeigen, als was der Lateiner caſtra, oder manſionem exercitus, nennet; denn es iſt von *Her* oder *Haer*, eine Armee, Kriegsheer, und dem Wort bergen, verbergen, bedecken, abſcondere, zuſammen geſetzet. Nunmehr aber bedeutet das deutſche Wort Herberge, das Holländiſche *Herberghe*, das Franzöſiſche *Auberge*, das Italiäniſche *Albergo*, und das Spaniſche *Alvergue*, die alle mit einander von dem erſten abſtammen, bloß einen Aufenthalt eines ieden einzelen Reiſenden und Fremden; das ebenfalls verwandte Engliſche, *Harbour*, aber, mit einer gar eingeſchränkten Bedeutung, alleine einen Hafen darein die Schiffe einlaufen; Holländiſch *Schip-haven*; und vor das erſte Fränkiſche Wort ſagt der Deutſche nunmehr ein Heerlager, Kriegslager, Feldlager. Aus dieſem allem

machet

mich selbst in dem Entwurfe des griechischen Dichters verwirret: allein da sie zu wesentlich waren, um übergangen zu werden, habe ich sie wahrscheinlich zu machen gesuchet. Unsers Erachtens hat er wohlgethan; aber sein Kunstrichter meynt: er hätte sich entweder zum Herrn des euripidischen Stoffes machen, oder ihn lieber klüglich verlassen; als seinen alten unwahrscheinlichen Roman, wieder auf die Bühne bringen sollen.

„Wenn das Alterthum, schreibt er, einem drama„tischen Stücke eben sowohl als einer Münze, einen „Werth beyleget: so hat allerdings die Fabel der „Kreusa ein ausgemachtes Recht auf unsre Be„wundrung. Ist aber die vornehmste Würde ei„nes Stückes in der Wahrscheinlichkeit zu suchen: „so war diese Wahl nichts minder, als glücklich. „Die Ehrerbiethung einiger Schriftsteller gegen die „alten Schauspiele, bloß weil sie alt sind: sieht der „Raserey dieser falschen Kenner ähnlich, die ein „Stück Porcellan sehr theuer bezahlen, bloß weil „es alt ist; ob es gleich seiner Gestalt nach un„brauchbar ist; und nicht einmal den Augen gefällt: „weil es ein häßliches Fratzengesicht vorstellet, davon „zu allem Glücke kein Vorbild in der Natur ist.„

So wahr auch überhaupt der Satz ist: daß kein Ding bloß um des Alters halben schön ist: so sehen wir doch nicht, was der Wahrscheinlichkeit der alten Fabel von der Kreusa im Wege steht. Ohne Zweifel wußte Euripides besser, was zu Athen und Delphis wahrscheinlich war; als die Neuern es wissen können. Ein solch Stück aber mußte eben eine

griechische; nicht aber eine brittische Wahrscheinlichkeit haben. Sind nicht viele racinische und neuere Trauerspiele der Franzosen bloß darum fehlerhaft, wann sie einen Alexander, Porus, Titus, oder sonst einen Helden zum Petit-Maitre gemacht haben? Sonst aber hat es Herr Whitehead sonder Zweifel dem Euripides zu danken: daß sein Stück viel regelmäßiger, als alle engländische Trauerspiele gerathen ist. Wie gut wäre es also, daß er mehr alte Stücke der griechischen Bühne ins Englische brächte; um ihre brittische Verwirrungen allmählich abzubringen! Darinnen nämlich ist des Maffei Merope der voltairischen überlegen: daß jene der griechischen alten Wahrscheinlichkeit näher kömmt: die letztere aber weder die alte, noch die neuere erreichet.

Ferner tadelt man den Hrn. Whitehead: daß er den Staatsmann Phorbas zum alten Schwätzer, und die Pythia zur Ziegeunerinn gemachet, die erst die Bedienten ausforschet, um die Geschichte ihres Herrn zu wissen. Was diesen letzten Punct anlanget: so ist es ohne Zweifel der alte Kunstgriff der delphischen Priester gewesen, durch solche Künste hinter die Geheimnisse der Ankömmlinge zu kommen: wie van Dale in seiner Historie der Orakel gewiesen hat. Den ersten aber, beschuldiget man ohne Grund, eines Hasses, ohne Ursache, gegen den Xuthus und den jungen Menschen. Es ist deutlich gemeldet: daß er, als ein gebohrner Athenienser, einem ausländischen Könige gram gewesen; und da er glaubte: Ilyssus sey auch einer aus dessen

Lande

Lande und Geschlechte; wie das vom Alethes gestimmte Orakel des Trophanius gesaget hatte: so ist es kein Wunder, daß er auch denselben nicht zum Nachfolger haben wollen; um sein Vaterland Athen wieder einem einheimischen Könige zu liefern. Gesetzt nun, daß noch niemand vorhanden war, der nach der Krone strebte; vermuthlich, weil Xuthus noch jung genug war, und von Kreusen noch Kinder hoffen konnte: so war es doch wohl möglich, aus patriotischem Eifer, den die Athenienser gewiß hatten, allen Ausländern aussätzig zu seyn. Wie? wenn die Engländer einen Franzosen auf ihrem Throne leiden sollten? Würde sich da nicht natürlicher Weise mancher Phorbas finden. Ueberhaupt redet der Kunstrichter in sehr heftigen Ausdrücken, von Extravagance und Absurdity; welches einen wahren Kunstrichter und gelassenen Liebhaber der Wahrheit schlecht zieret.

Im folgenden will er einige Aehnlichkeiten der Kreusa mit der Merope u. andern Stücken zeigen: sie sind aber viel zu weit hergesuchet; als daß sie ihm zum Vorwurfe gereichen könnten. Der Unterschied zwischen ihr und der Merope fällt auch so deutlich ins Auge: daß man fast nichts mehr ähnliches, als zwo Mütter findet, die beyde ihre Söhne nicht kennen. Alles andre ist ungleich. Ist das nun ein Fehler? An dem Ilyssus tadelt er: daß man ihn keine stärkere Rolle spielen lassen; da man ihm doch den Alethes in der Weltweisheit, und in den Leibesübungen zum Lehrer gegeben. Allein die stärkern Rollen, die man heute zu Tage jungen Leuten von

15. 16. Jahren in den Mund leget, laufen wider alle Wahrscheinlichkeit: und die alten Griechen waren nicht fähig, sie so sehr aus den Augen zu setzen. Man weis ja wohl, was auch die beste Anführung, aus einem 16 jährigen Menschen machen kann: zumal, wenn er nicht bey Hofe, sondern im Tempel und in Einöden aufwächst.

Aber auch dieß tadelt der Kunstrichter: daß man ihm den Tempel zur Wohnung, und die heiligen Jungfrauen zur Gesellschaft gegeben. Dieser Umstand, meynet er, könne Spöttern Gelegenheit zum Lachen geben; die Zärtlichkeit der Tugendhaften aber in Unruhe setzen. Man saget uns: Ilyssus sey 18 Jahre alt, und zeiget ihn mitten unter einer Schaar von Mägdchen (NB. Es steht nirgends, daß er so alt sey). War es nicht zu besorgen, daß er, allen weisen Lehren des Alethes zu Trotze, den Trieben der Natur mehr, als ihnen folgen; und als ein hungriger Wolf in diesem artigen Schafstalle eine schreckliche Niederlage anrichten würde? So redet der Tadler.

Dieß mag vieleicht der heutigen engländischen Wahrscheinlichkeit gemäß seyn: wo die Regeln der Religion und der Sittenlehren sehr wenig Eindruck machen; und die Jugend sich allen Unordnungen überläßt. Allein war es denn auch in diesen alten Zeiten so? War denn auch ein Tempel nicht vermögend, einem jungen Menschen mehr Ehrfurcht einzujagen? War denn auch die Aufsicht eines Alethes, und einer Pythia für nichts zu rechnen? Und war es denn eben so gefährlich, einen Jüngling mit vielen

len Jungfern umringt, zu zeigen; als ihn mit einer allein zu laſſen? Kurz man ſieht wohl: daß dieſe Kritiken bloße Zunöthigungen eines Neidiſchen ſind; den irgend der Ruhm, den ſich Herr Whitehead durch dieß Stück erworben, eiferſüchtig gemachet hat.

Von eben der Art ſind die meiſten andern Ausſetzungen, bey denen wir uns nicht aufhalten können. Man ſieht aber unſchwer daraus: welch eine ſaure Ehre die theatraliſche iſt. Neid und Bosheit mengen ſich faſt nirgends mehr ins Spiel, als bey denen,

Quos tulit in ſcenam ventoſo gloria curru.

V.

C. M. Kurze deutſche Unterſuchung, wie die bekannte Stelle des Tacitus von den alten Deutſchen (de M. G. c. 19): Literarum ſecreta viri pariter ac feminæ ignorant, zu verſtehen ſey. (*)

I. §.

Wer des Tacitus Germanien leſen, und vollkommen begreifen will; muß vorher wiſſen, daß er die römiſchen Sitten ſich allenthalben vor Augen geſtellet; und im Sinne geführet hat, zu zeigen: wie weit die Sitten der alten

*) Dieſe Schrift iſt uns von Wien zugefertiget worden, mit dem Begehren, ſie bekannt zu machen. Wir bezeugen hiermit dem gelehrten Herrn Verfaſſer, den wir übrigens nicht kennen, unſer beſondres Vergnügen, über die darinn erwieſene ſchöne Richtigkeit der deutſchen Schreibart.

ten Deutſchen davon unterſchieden geweſen ſeyn. Nachdem er im achtzehnten Hauptſtücke geſaget: daß ſie ſich nur mit einem Weibe verehlichet: die Ehen bey ihnen unbefleckt gehalten worden: der Mann das Weib durch die zum Heurathsgute verehrten Geſchenke, zur Tugend und zur Unerſchrockenheit im Kriege aufgemuntert; und ihre Sitten in dieſem Stücke den römiſchen offenbar vorgezogen hat: ſo fährt er im neunzehnten Hauptſtücke fort, an ihnen zu rühmen: daß ſie die Keuſchheit wohl verwahret hätten; und durch reizende Schauſpiele und Gaſtmahle zur Unlauterkeit nicht verführet worden wären. Auf dieß folget die ſo berufene Stelle: Literarum ſecreta viri pariter ac feminæ ignorant. Gleich nach derſelben folget: daß der Ehebruch unter einem ſo zahlreichen Volke etwas ſeltſames geweſen; wenn er aber vom Weibe begangen worden, der Mann ſolchen ohne Nachſehen, auf friſcher That zu beſtrafen die Macht gehabt; die Ehebrecherinn kahl und bloß durch den ganzen Flecken gepeitſchet worden wäre: niemand da mit den Laſtern geſcherzet hätte *) ꝛc.

II. §.

Wenn man hier nur ein wenig überlegen will; an was für einem Orte und bey welcher Gelegenheit, die angeführten Worte des Tacitus eingeſchaltet worden: ſo wird wohl ſchwerlich jemanden in den Sinn kommen können: daß ſie von der Unwiſſenheit im Leſen und Schreiben überhaupt zu verſtehen ſeyn. Nebſt dem kann ſonſt nichts, als nur

per-

*) Tacitus de M. G. c. 18. 19.

verdeckte und unbekannte Buchstaben, Worte oder Schriften durch die Wörter: literarum secreta, im Lateine angedeutet werden; indem die Kunst zu lesen und zu schreiben unter denselben von keinem andern bewährten lateinischen Schriftsteller jemals begriffen worden ist [b]). Da aber verschiedene nichts desto weniger auf die Muthmaßung gerathen sind, als ob sie die Schrift insgemein angiengen; und durch diese Stelle des Tacitus erwiesen würde: daß unsere ältesten Vorfahren weder vom Lesen noch vom Schreiben etwas gewußt hätten: so ist auch Hr. Joachim in seiner Einleitung zur deutschen Diplomatik, auf der 14ten und 15ten Seite der ersten Ausgabe, noch auf ihre Seite getreten; ob die Bestätigung derselben Meynung gleich keinen Vortheil in der Beurtheilung der Urkunden verheißen kann. Denn es ist nur gar zu wohl ausgemacht: daß keine schriftlichen Denkmäler, von so entfernten Zeiten in Deutschland aufgewiesen werden können; und wenn ich nicht irre; so wird die älteste Urkunde, welche Mabillon in seinem Werke von der Diplomatik anführet, nicht über die Zeiten Kaiser Justinians hinauf reichen.

III. §.

Lipsius meynet zwar: Tacitus habe die angezogenen Worte an dem Orte, wo er die Reinigkeit der Deutschen in ihren Sitten lobet, aus dieser Ursache mit einfließen lassen: weil die Weiber eben so wohl durch die an sie heimlich geschickten Brie-

b) J. A. Ernesti not. ad c. 19. Tacit. de M. G. p. 430. 431.

ſe, als durch die Schauſpiele und Gaſtmahle zur Unkeuſchheit verführet würden. Da er aber mit ſich ſelbſt nicht recht zufrieden geweſen zu ſeyn ſcheinet: ſo läßt er ſeine Meynung gleich wieder fahren; und bleibet bey der Unentſchloſſenheit [c]). Indeſſen hält jedoch Gronov dafür: daß Liebesbriefe dadurch angezeiget würden, die bey den Römern im Schwange gegangen wären [d]); und vieleicht auch, wer weis mit was für unkenntlichen Ziffern oder Buchſtaben, zum Stande gebracht werden ſeyn mögen. Andere erklären ſie von den Zeichen und Merkmälern der Schwarzkünſtler; welche, nach langem Herumſchweifen aus Griechenland und Aegypten, in Italien gekommen, und ſich auch zu Rom hätten gebrauchen laſſen, mit ihrer Kunſt Anreizungen zu der unerlaubten Liebe zu erwecken [e]). Wenn dieſe zwo letztern Meynungen ſchon dem Zuſammenhange der Stelle mit dem vorhergehenden und dem folgenden nicht entgegen zu ſeyn ſcheinen: ſo wird doch aus dem nachgeſetzten erhellen: daß ſie nicht minder auf eine andere Weiſe ausgeleget, und von noch einer andern heimlichen Liebesentdeckung genommen werden könne. [f])

IV. §.

Gleichwie die verderbten und unanſtändigen Sit-

tun

c) *Lipſ.* not cit. p. 430.

d) *Gronov.* not. cit. p. 430.

e) *J. C. Dukmarus* ad c. 19. Tacit. de M. G. p. 113.

f) *Dukmarus* c. l. p. 113. 114. verdienet hier vor allen andern nachgeſchlagen zu werden.

g) Ovid verſtund dieſe Sprache und verſtehet Liebes-

erfindung

ten, bey den unzüchtigen Römern ſo ſehr überhand genommen hatten: daß es ſo gar, nach dem Weltgebrauche leben, genannt ward, wenn ſich jemand zu derſelben verleiten ließ, oder andere verführen konnte; ſie aber doch durch die Schärfe der Geſetze, wofern dieſe nicht völlig auſſer Vollziehung, und, ſo zu ſagen, gleichſam eingeſchlummert waren, bisweilen noch angetrieben wurden, ihre unerlaubten Ueberſchreitungen der Gränzen der Ehrbarkeit nicht an den Tag kommen zu laſſen: alſo ſannen beyderley Geſchlechter im Gegentheile auf allerhand Arten und Künſte, die verbothene Liebe einander durch unbekannte Zeichen zu eröffnen. Bey den Schauſpielen und Gaſtereyen geſchah es vornehmlich entweder durch das Nicken des Hauptes, oder Winken mit den Augen: überdas durch Umdrehung des Ringes, Berührung der Wangen, Ergreifung der Ohrläpplein und Anfaſſung des Tiſches. Zu geſchweigen, daß auch von ihnen noch mehr andere dergleichen Anzeigungen, zur Entdeckung der innerlichen Begierden beſtimmet geweſen ſeyn werden. Ja bey dieſen blieb es nicht; ſondern ſie tunkten auch unter den Mahlzeiten die Finger in den Wein; und ſchrieben ihre Gedanken in verborgenen Zügen auf den Tiſch [k]). Könnten ſolche nicht ebenermaßen gar

eröffnung am beſten. Er dichtet Heroid. Epiſt. XVII. v. 77. von der Helena, wie ſie dem Paris geantwortet habe; woraus der römiſche Gebrauch abzunehmen iſt. Die Stelle iſt von Duhmarn c. l. angeführet worden, und heißt:

„Cum modo me ſpectas oculis, lascive, proterva;
Quos vix inſtantes lumina noſtra ferunt:

Et

wohl für dasjenige ausgegeben werden, ſo beym Tacitus ſecreta literarum heißt; und worinn die alten Deutſchen unerfahren geweſen ſind?

V. §.

Dafern ich auch hier keinen Zuſatz weiter anhienge; ſondern die unternommene kurze Erklärung itzt ſchlöſſe: ſo glaubte ich dennoch, daß ich mein Vorhaben erreichet; und in unſerer Mutterſprach einen zweifelhaften Ort aus dem Tacitus in das Licht geſetzet haben würde. Allein weil derſelbe von vielen auf eine allgemeine Unwiſſenheit im Leſen und Schreiben gleichfalls gedeutet worden iſt; unterſchiedene

Et modo ſuſpiras: modo pocula proxima nobis
Sumis; quaque bibi, tu quoque parte bibis.
Ah quoties digitis, quoties ego tecta notavi
Signa, ſupercilio pene loquente dari.
Et ſæpe extimui, ne vir meus illa videret;
Non ſatis occultis erubuique notis.
Sæpe vel exiguo, vel longo murmure dixi:
Nil pudet hunc; nec vox hæc mea falſa fuit.
Orbe quoque in menſæ legi ſub nomine noſtro,
Quod deducta mero littera ſuit, amo.
Credere me tamen hoc oculo renuente negavi.
Heu mihi! jam didici: ſic quoque poſſe loqui.

Es gehört auch noch eine andere Stelle Ovids (L. I. Amorum Eleg. IV. v. 11.) hieher, die bey Dithmarn gleichfalls zum Theile zu leſen iſt; und an welcher unſer Dichter eine Buhlerinn folgendergeſtalt unterrichtet:

„Quæ tibi ſint facienda tamen, cognoſce: nec Eunis
Da mea, nec tetricis verba ferenda notis.

Ante

machet der Autor den vernünftigen Schluß, daß niemand, er sey auch sonst noch so gelehrt als er wolle, seine, oder irgend eine andere Sprache, die von der Deutschen herkommet, zumal aber die Englische, hinlänglich und aus dem Grunde verstehen könne, wo er nicht zugleich in der Deutschen wohl bewandert ist. Jedoch, genug hiervon.

Die andere deutsche Sprachlehre für die Engelländer hat folgende Aufschrift: *A Double Grammar for Germans to learn English; and for English-Men to Learn the German-Tongue &c. &c.* Zweyfache gründliche Sprachlehr, für Hochdeutsche Englisch, und für Engelländer Hochdeutsch zu lernen; darin alle lateinische Wörter zur Sprachlehr gehörig, ins Hochdeutsch und Englisch übersetzt seyn; ꝛc. ꝛc. alles fleißig zusammen getragen, und in den Druck verfertiget durch Henricum Offelen, *I. V. Doctorem*, wie auch Französischer, Englischer, Spanischer, Italiänischer, Lateinischer und Hoch- und Niederdeutscher Sprache, *Professorem*. Tot London, gedruckt voor den Autheur, en zijn te koop by Nathaniel Thompson, in der ingangh van Old Spring Garden by Charing-Crose 1687. 8. Man siehet gleich nur aus diesem Titul und der holländischen Unterschrift, daß der Verfasser, seiner Meynung nach, kein schlechter Held gewesen sey, und sich mit der Gabe der Sprachen viel gewust habe. Diese Meynung hat ausser Zweifel bey ihm noch mehr bestärket der freudige Poetische Zuruf, welchen er sich von einigen Freun-

dene Zeugniſſe von den alten Einwohnern Deutſchlandes aber, ihren Nachbarn und Verwandten bey glaubwürdigen Geſchichtſchreibern anzutreffen ſind, durch welche ſie davon vielleicht einigermaßen gerettet würden: ſo will ich dieſelben noch in ſolche Kürze zuſammen ziehen, daß ich dem Leſer keinen Ekel verurſachen werde.

VI. §.

Die Rollen von der Anzahl der Helvetier, und ihrer Bundsgenoſſen, welche Cäſarn in die Hände kamen, waren mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben [h]). Die Gallier bedienten ſich ſo wohl insbeſondern

Ante veni, quam vir: nec quid, ſi veneris ante,
Poſſit agi, video: ſed tamen ante veni.
Cum premet ille torum, vultu comes ipſa modeſto
Ibis, ut accumbas; clam mihi tange pedem.
Me ſpecta, nutuſque meos, vultumque loquacem;
Excipe furtivas, & refer ipſa, notas.
Verba ſuperciliis ſine voce loquentia dicam:
Verba leges digitis, verba notata mero.
Cum tibi ſuccurret veneris laſcivia noſtræ;
Purpureas tenero pollice tange genas.
Si quid erit, de me tacita quod mente queraris;
Pendeat extrema mollis ab aure manus:
Cum tibi, quæ faciam, mea lux, dicamve, placebunt;
Verſetur digitis annulus uſque tuis.
Tange manu menſam, quo tangunt more, precantes;
Optabis merito cum mala multa viro.

h) *Cæſar de B. G. l. I. c. 29*

dern als auch Staatshandlungen der griechischen Schrift i) Ariovist, ein deutscher König, der seine Herrschaft in Gallien ausgebreitet hatte, war so gar der gallischen Sprache mächtig, und redete sie oft k) Als Cicero im gallischen Kriege von den Nerviern, einem ursprünglich deutschen Volke, l) angegriffen ward; und Cäsar von den Gefangenen hörte, in was für eine Noth er mit seiner Mannschaft gerathen wäre: berichtete er ihm seine Ankunft in einem griechischen Briefe; damit die Feinde sein Vorhaben nicht entdecken könnten, wenn sie vielleicht den Brief auffangen sollten m). Tacitus erwähnet eines Altars, der nach einiger Meynung dem Ulysses in Deutschland geweihet gewesen, und mit seines Vaters Laertes Namen vor Alters gefunden worden wäre: und daß Denkmälen und Gräber mit griechischen Buchstaben an den Gränzen Germaniens und Rhätiens, noch bey seinen Lebzeiten gewesen seyn sollten n).

VII. §.

Die römische Sprache ist zugleich mit den römischen Waffen nach Deutschland gekommen. Sie wurde vornehmlich denselben bekannt, die viel mit den Römern zu thun hatten o). Arminius, ein freyer

i) *Idem de B. G. L. VI. c. 14.*

k) *Idem de B. G. L. I. c. 47.*

l) Die Nervier suchten einen besondern Ruhm darinnen: daß sie deutscher Abkunft wären: damit sie nur durch diese Ehre von den trägen Galliern unterschieden würden. *Tacit. de M. G. c. 28.* So verhaßt waren damals die Sitten der Gallier, und ihre Sitten in den Augen deutscher Völker.

freyer Fürſt der Cherusker, der ſich dadurch einen unſterblichen Namen zuwege gebracht: daß er die deutſche Freyheit ſo tapfer verfochten; und den römiſchen Landpfleger Quinctilius Varus, mit den drey auserleſenſten Legionen, auf das Haupt geſchlagen hat, trug bey einer Unterredung mit ſeinem Bruder Flavius viel in lateiniſcher Sprache vor p): und unter ſeinem Heere waren auch verſchiedene, die das Latein ebenfalls gut verſtunden; ja darinn ſo beſchlagen waren, daß ſie ſich mit dem Reden groß zu machen wußten. Einer davon ritt ſo gar in der Nacht vor das römiſche Lager; und ſchrie mit ſtarker Stimme, in lateiniſcher Sprache den Römern zum Spotte: daß er im Namen des Arminius denjenigen, die von ihnen zu den Deutſchen überzugehen Luſt hätten, Weiber, Aecker, und ſo lang der Krieg währete, täglich hundert Seſtertien verſpräche q). Man findet ingleichen Nachricht von Briefen, welche die Deutſchen an die Römer abgelaſſen haben. Denn als Marbod, der Markomannen König, aus ſeinem Reiche vertrieben ward; ſchrieb er an die Römer, und bath ſie um Hülfe r). Adgandeſter, ein Fürſt der Katten, erboth ſich in einem Schreiben gegen den Kaiſer Tiberius, den Arminius aus dem

fer; die doch ſchon eine lange Zeit bey ihnen jenſeit des Rheines gewohnet hatten.

m) *Ceſar* de B. G. L. V. c. 48.

n) *Tacitus* de M. G. c. 5.

o) *Maſcovius* in den Geſchichten der Deutſchen Lib. IV. §. 27.

p) *Tacitus* L. II. Annal. c. 10.

q) *Idem* L. II. Annal. c. 15.

r) *Idem* L. II. Annal. c. 63.

dem Wege zu räumen, wenn man ihm das Gift von Rom dazu ſchicken wollte *). Ich hoffe von dieſen beyden aus verſchiedenen Gegenden des alten Deutſchlandes nach Rom abgeſchickten Sendſchreiben an dieſem Orte nicht unfüglich Meldung gethan zu haben; indem ſie mir, zu Ausführung meines Vorſatzes, dienſam vorgekommen ſind: ſie mögen in lateiniſcher oder in deutſcher Sprache aufgeſetzt geweſen ſeyn; wiewohl das erſte, doch nach meinem Erachten, noch glaublicher zu ſeyn ſcheinet.

VI.

Benaſtaſii Liares, vier Sendſchreiben, wider Herrn P. Auguſtin Dornbluth.

Capitularen des hochlöblichen Reichs-Gotteshauſes Gengenbach. Aus dem Preißgauiſchen in das Teutſche überſetzet, Mit Genehmhaltung der Obern. Gedruckt in Ulm bey Wagnern in groß 8. 136 S.

Der Gengenbachiſche Goliath, Herr P. Dornblüth, der dem deutſchen Iſrael Hohn geſprochen, hat endlich unter ſeinen eignen Glaubensgenoſſen einen tapfern David gefunden; der ihn herzhaft angegriffen, und ihm gleichſamaus ſeiner Hirtentaſche, dieſe vier Sendſchreiben als vier glatte Schleuderſteine, nach der Stirne wirft. Die Zunöthigungen des ſchwarzwäldiſchen eingbil-

tten

*) *Liutp.* L. II. Annal. c. 18.

beten Obermeiſters hatten auch dieſen wackern Geiſtlichen nicht geſchonet; und eine ſeiner Lobreden und Predigten durch die Hechel gezogen. Dieſes hat ſelbiger nicht verſchmerzen können, ſondern ſich aufgemacht, dieſem ſchwäbiſchen Zoil ſo aus dem Walde zurück zu rufen, wie er hineingeſchrieen hatte. Wir haben daraus mit Vergnügen geſehen, daß es auch im Brisgau muntre redneriſche Köpfe giebt, die mit den beſten Fähigkeiten, eine redliche Abſicht verbinden, ihre Schriften nach einer reinen hochdeutſchen Mundart einzurichten.

Die Zuſchrift iſt von einem ſeiner Freunde, der ſich E. G. B. unterſchreibt, an die ehrliche Welt gerichtet. „Er ſaget: einem reißenden Bache werde mit Rechte Einhalt gethan; und fraget: Wieweit könnte die Tadelſucht unſrer Zeiten aus den „Schranken treten, wann ſich ihrer Unfreundlichkeit „niemand entgegen zu ſetzen getrauete? Man ſuche „ja heute zu Tage ſich mit wildem Beſchnarchen „andrer groß zu machen: und beym Abgange eigner Kräfte, haue ſich mancher Blöde, aus fremden „Steinen Staffeln, in die Höhe zu ſteigen„. Darauf meldet er: Herr Liarcs hätte wegen einer in Druck gegebenen Predigt, von einem ſtrengen Obſervationsmacher viel ſaftige Piſſe erdulden müſſen: daher hätte er demſelben auch etwas zurück ins Ohr ſagen wollen. Dieſe Briefe hätte er eigentlich an ihn, den Vorredner, abgelaſſen; und er hätte es für gut gehalten, ſie drucken zu laſſen. „Wiſſe! ſo ſchließt „er: wer die Muſic als eine Peſt der Klöſter tadele, (das hat P. Dornblüth gethan) der ſetze in den „finſtern

„ſtern Gewölbe der Schwermuth; und wer das Nied-
„liche aus der Redekunſt verbannen will, ſättige ſich
„mit ſchwarzer Galle„.

Nach etlichen Sinngedichten, die ziemlich ſcharf auf den P. Dornblüth zielen: folget der erſte Brief. Dieſer iſt allgemein; und handelt von der Nutzbarkeit und Nothwendigkeit einer geſunden Kritik. Noah vor der Sündfluth, Moſes am Hofe zu Memphis, Daniel zu Babylon, auch die Propheten ſind Critici, d. i. gottſelige Tadler der böſen Welt geweſen. Selbſt der Geiſt Gottes ſey nach dem Evangelio ein ſolcher Criticus geweſen, und habe die Welt wegen ihrer Irrthümer und Fehltritte beſtrafet. Rom habe Cenſoren beſtellet, u. ſ. w. Allein eine Kritik, welche den Hochmuth zum Vater, und die Miegunſt zur Mutter hätte, ſey ein böſes Kind. Ihr eigentlicher Namen ſey Tadelſucht. Nichts ſey unerträglicher von einem Menſchen, dem das Hirn über der Naſen hausſäßig ſey, als andere für Ochſen und Eſel anzuſehen, und ſich ſelbſt den Pegaſus zum Leibpferde zuzueignen. Solche Betrachtungen kommen noch viele, womit er den Boshaften Critikaſter überhaupt beſchreibt. Er vergleicht ihn mit einem Storche, der auf einer Wieſen, ſtatt aller ſaftreichen Kräuter, lieber einen elenden Froſch erſchnappet, und ihn triumphirend in die Höhe hebt. Er nennt ſie Worthäſcher, und vergleicht ſie mit dem Zoilus, dem Erzſchmäher: und einem gewiſſen Cäcilian, dem Martial dieß Sinngedicht an den Hals warf:

Cum

Cum dixi *ficus*, rides, quaſi barbara verba,
Et dici *ficus*, Cæciliane, jubes:
Dicemus *ficus*, quas ſcimus in arbore naſci;
Dicemus *ſycos*, Cæciliane, tuos.

Doch endlich erkläret er ſich, daß er die Muſterung der Sprachen nicht verwerfe. Die Sprachen würden ſeiner, wie das Porcellan zu Gengenbach. Wälſchland, Frankreich und Deutſchland hätten das ſattſam gewieſen. Allein auf perſönliche Dinge verfallen, die Geburt mit dem Vater ſchänden, mit Unvernunften, Böcken, und kindiſchem Weſen, Fehlern, Irrthümern und Windmachereyen ausbrechen, ſey für einen geſcheiden Mann zu weit gegangen. u. ſ. w.

Das zweyte Sendſchreiben geht nun etwas näher, auf den Zweck, und zeiget den nagelneuen Criticus, P. Dornblüth in Lebensgröße. Dieſer hat ſeine Predigt, die vor vier Jahren gedruckt worden, „ſehr genau durchgeleſen, und ihn ſogleich dem Hau„ſen zugezählet derer, welche er mit dem großen „Gottſched in die Schule nehmet, eine Sprache beſ„ſer zu erlernen, welche uns mit der Muttermilch „eingeſpritzet, und bis daher in 40, 50, und mehr „Jahren, ohne ihn geübet worden:„ Von deſſen Buche geht er nun Titel und Vorrede durch, und zeiget, daß es überall von Schnitzern wimmele. Ferner ſey ſein Buch in der Schreibart ein wahrhaftes Galimatias; oder ſieben Sachen um einen Kreuzer. Er fechte für die reine Schreibart, und ſey ſelbſt der Uebertreter ſeiner Gebothe. Er

würfe Deutſch, Franzöſiſch, Latein durcheinander. Das Regiſter der Capitel zu ſeinem deutſchen Buche ſey lateiniſch gegeben, und ſtünde, wie weiße Ueberſchläge an einem ſchwarzen Rocke. Er ſtelle ſich mit einer Ueberſetzung eines Buches, zum Muſter guter Ueberſetzungen vor; alle andere katholiſche Ueberſetzer nenne er abgeſchmackt, geiſtlos, ekelhaft, verdrüßlich. Und wenn P. Dornblüth will, man ſolle fremder Völker eigene Ausdrücke buchſtäblich überſetzen: wirft er ihm die Frage auf: ob man auch das: Helas! je ne ſai, de quel bois faire fleche! ſo geben ſolle: **Ach mich Armen! ich weis nicht, von was für einem Holze ich Pfeile machen ſolle;** anſtatt zu ſagen: ich weis nicht was ich anzufangen habe; antwortet ihm aber auf das erſte: **von einer Staude, darauf Dornblüthen wachſen: denn da fehlt es an Stacheln nicht.**

Doch Hr. Liares vertheidiget nicht allein ſich, ſondern auch Hn. Prof. Gottſched, und unſer Sachſen. Es heißt auf der 21ſten S. „Der theure G. „mit den weiſen Sachſen, iſt beſonders der „Zweck ſeiner Kritik. Er findet in der Redekunſt „des erſtern, und in der Sprache der andern eine „Menge von Ausſtellungen. Wer weis nicht, was „Hr. G. bey den Gelehrten, beſonders Rednern, „für einen Rang beſitze? Wem iſt es unbekannt, „daß er bey allerhöchſt kaiſerlich und königl. Hofe „zu Wien in großer Achtung ſtehe; allwo benann„tes Lehrbuch dieſes teutſchen Tullii, als ein Klei„nod angeſetzet wird. Und wer iſt ſo gehörlos,

„daß

„daß er die Sprache der gelehrten Sachsen, für die „annehmlichſte unſeres teutſchen Vaterlandes nicht „anpreiſe?„ So redet unſer Hr. Liares von unſerm Sachſen; und meynet endlich p. 23. Wenn endlich G. mit ſeinen Sachſen in dem gelehrten Leipzig aufwachet, werde es ohne Zweifel ſcharfe Kiele geben: und räth dem P. Dornblüth aus einem wälſchen Sprüchworte: Ein gläſerner Kopf, müſſe ſich mit einem ſteinernen in keinen Kampf einlaſſen.

Er hat lange bey ſich angeſtanden, ob er ſich vertheidigen wolle. Er glaubte, daß es übel ausſähe, wenn Ordensmänner ſich mit Schriften und Gegenſchriften würgen; ob es ſchon nur Wörter gilt, und andern Glaubensgenoſſen zur Aergerniß dienet. Hernach könne ſich auch der geſchickteſte eines Irrthums ſchuldig machen: und es ſey ohnedieß ein Sprüchwort: Heroum filii noxæ, oder: Groſſe Schweitzerkühe ſind Mütter groſſer Ochſen. In ſolchen Ueberſetzungen iſt unſer Schriftſteller mit Fleiß ſpaßhaft. Denn z. E. da er ſich den P. D. als einen Greis vorſtellet, rufet ihm Alvarus aus dem Cicero zu: Adoleſcentis eſt, majores natu vereri: und überſetzet es: Alte Geigen ſind beſſer, als neue. Ferner: Mens & ratio & conſilium in Senibus eſt; oder: in alten Schlöſſern giebts gern Poltergeiſter. Ferner p. 28. Tu ne cede malis! auf deutſch: Soldaten! den Bart ins Maul! die Bauren kommen mit Flegeln! u. d. m.

P. D. fodert auf der Kanzel überall einerley Art zu ſprechen. Das widerlegt Hr. Liares mit den

Beyſpielen aller alten und neuen Redner. Sonderlich lobet er von Katholiſchen den P. Peickart in Wien: der zu St. Stephan in die 25 Jahre als ein Redner ſich hervor gethan. Er beruſet ſich auch auf ſeine eigene oratoriſche Bibliothek; darinn aber ein Redner dem andern ſo ungleich ſey, als die Glocken im Kirchthurme. Er ſelbſt giebt auch ein Beyſpiel, auf wie vielerley Art man die Geſchichte von der Trennung Abrahams und Loths, auf der Kanzel vortragen könne. Wir geſtehen, daß er hier treffliche Blumen der Beredſamkeit gewieſen, und einen recht redneriſchen Reichthum der Einbildungskraft dargeleget. Und da P. D. ihm Schuld gegeben, daß er poetiſch ſchriebe: ſo zeiget er ihm auch einen Verſuch ſeiner Poeſie, in eben der Materie; um ihm den himmelweiten Unterſcheid des redneriſchen und poetiſchen Ausdruckes begreiflich zu machen. Wir wollen doch hören, wie ſeine Brisgauer-Muſe ſinget:

Loth und auch Abraham, beſitzen große Güter.
Die Gottsfurcht machte ſie, ſo gleich als die Gemüther,
Die ſüße Einigkeit verſtrickte und verband.
Sie wohneten zumahl in einem Feld und Land:
Der Unfried ſtörete ſie niemals in der Freude.
Auch beyder große Heerd genoſſen gleiche Weyde:
Man hörte nichts als Fried und Liebe. Auch ſo gar
Kein Stier dem anderen, kein Bock zuwider war.
Die Lämmer blärreten mit angenehmem Schreyen
Durch Thal und Wald und Buſch. Die Hirten mit Schalmeyen
Verkürzten ihre Zeit: wußten vom Verdruß,
Menalkas, Korydon, Alexis, Tityrus. u. ſ. w.

„Gerech-

den erbeten, und dem gegenwärtigen Werke vorangesetzet hat, deren bey nahe ein ieder aus einem solchem Lande gebürtig ist, dessen Sprache er hier zu verstehen und lehren zu wollen vorgiebt, und das Lob des Herren Offelen in seiner Zunge besungen hat. Dem ungeachtet müssen wir aufrichtig bekennen, daß er an gründlicher Gelehrsamkeit und Einsicht dem Aedelen gar weit nachstehe; ob wohl sonst sein Fleiß zu rühmen, und diese Arbeit nicht ganz ohne Nutzen ist. Er selbst ist von Geburt ein Deutscher; und hat, ehe er sich zu London niedergelassen, zu Rom und Wien, vornehmlich aber zu Paris, den Liebhabern Unterweisung in den ietztermeldeten Sprachen gegeben.

Doch, wir sehen nunmehr die Arbeit unsers Herren Beilers selbst an; auf deren Titel er sich einen Küster der deutschen Kirche im Dreyfaltigkeitsgäßchen zu London und deutschen Sprachmeister nennet. Er hat sie an des dermaligen Prinzen Friederichs von Wallis Königliche Hoheit in einer wohlgesetzten Zuschrift übergeben. Sonsten aber meldet er von sich in der Vorrede: daß er von Geburt ein Deutscher, und im Jahr 1725. zuerst nach Engelland gekommen seye; daß er fast diese ganze Zeit her in der deutschen Schule zu London, unter Aufsicht des dasigen deutschen Prediges Herr D. *Gerdes*, gedienet, und hiernächst jungen Englischen Herrn und Fräulein Anweisung in der deutschen Sprache gegeben habe. Diese letzte Bemühung ist ihm besonders nicht übel gelungen; obgleich die Ermangelung einer tüchtigen Deutschen Sprachlehre für die Engelländer auf seiner so wohl, als der

Lernen-

„Gerechter Apollo! ruset am Schluſſe des ganzen „Gedichtes der Herr V. aus: Wer ſollte hier den „Unterſchied unter Dichten und Reden nicht ſehen? „Sollte ein Menſch ſo hart gehirnet ſeyn, daß er „eine Mayenpfeiſe mit der Trompete vergliche? ꝛc.

Nach dieſem beantwortet er des P. D. Begehren: ein Prediger müſſe ſich zu der Einfalt der Zuhörer herunterlaſſen, und ſo reden wie ſie. Hier beruſet er ſich auf die Franzoſen, die ſolches nicht thun. Zwar will er nicht, daß ein Dorfprediger mit hochgedrechſelten Vernunftſchlüſſen ſolle aufgezogen kommen. Da dieſes ein gewiſſer Landpfarrer in Schwaben that, ſperrten die Bauren zwar den Mund bis zu den Ohren auf; aber ſie verſtunden ihn nicht. Der Pfarrer merkte das, und fieng an mit gemeinern Gleichniſſen zu reden. Als er nun aus der Kirche gieng, lief ihm ein Bauer auf dem Fuße nach, und wünſchte ihm mit dieſen Worten Glück: Herr Pfarr huit haund ihe ui reachte waul ghalta: kui Predig bomer ſo woul gfalla, als grad dui, denn worum? dorum! ſie iſt itt (nicht) gſtudirt gewea. Der gute Mann wollte ſagen, heut hat man euch verſtanden. Vide cui loquaris! Citronen-Schnitte taugen nicht zum Habermuß; ſetzet unſer Herr Verfaſſer hinzu. Gleich wohl will er auch nicht, daß ein Geiſtlicher ganz zum Bauer auf der Kanzel werden ſoll: und dieſes uns klar vor Augen zu legen, fraget er: wie es klingen würde, wenn einer etwa ſo auftreten möchte:

„Meine liebe Baura, ſo heißt er, Ihr wearet „ſchau offt ghairt hau, wie a mohl zwea ma gwea, „von deanne viner hot Abraham, der ander Loth „ghoiſſa, Vetter ſeand beid gſai, und zwohr, wie „dſchriffe ſait, zimli noh; jetz leſit, wie as beid ſo „wunderli gange; die zwea ma haund elles gmug „ghett, was ſie nu haund wella, enta, gainß, „ſauba, henna, keppa, ſchoff, küh, kälber, eksa, „roß oder geul, und Cameel, ar wearet ſchau wiſſa, „was des für thier ſeand, ſie haund lange häls, „und en burra uffm buckel, oder wenner no ans „kripple denckat, wie die heilige drey könig haund „mitbracht. Nu was gſchicht? wie es halt ellemehl „Leut geit, die nu a ſächle verderbet, ſo iſt es grad „do au gſchea, wie halt lang mit anander, wies „braf iſt, rumzoga ſeand, ſo haund ihre hierta, o! „i moi, i müeß dearne ſtrohl narra ell de grind biß „uff dſtumpa ra beiſſa, ſo haund, ſagi, die lum- „pahund mitanander uff der woid, grad wie eiſſere „roßbueba, hendel anghebt, gſcholta, gſchlaga, „griſſa, das dſetza davo gfloga, löcher haund ſie „offt ghett, wie d'oſa häſa, ietz denckat, was dbal- „bierer wearet koſtet hau. Wie des Ding der „Abraham hott inna woara, ſo hett er halt nu „möga qiſſtig weara, was, ſait er, hott er gſait, „Vetter Loth, ſait er, des ding thuets nimma, ſait „er, du weiſt, ſait er, das du i ellemehl fridli „mitanander gleabt, ſait er, i fürcht, mir zwea „kommet ſeal no hinderanander; ſait er, und grein- „get an anander auf wie zwea goggeler uf der miſte, „ſait er, den werum? derum, wenn dkneacht an-

„fanga

„ſanga anandet allddere, ſo kommt eas gwiß au no „a dherra ſeall. weiſt was, zieh du hi wo du „witt, i laß dir dwahl, goſt du hott, gangi wiſt, „goſt du wiſt, gangi hott, guck was ich am lieba „frida zlieb thua. „

Wir wiſſen nicht, ob unſre Leſer ſich in dieſe Leckerbiſſen werden finden können. Indeſſen haben wir ihnen dieſe Probe einer deutſchen Mundart nicht mißgönnen wollen; die es wohl werth wäre, in einem beſondern Idiotico beſchrieben zu werden.

Im dritten Sendſchreiben kömmt nun Herr Liares auf die beſondern Machtſprüche des P. D. der ſich als ein deutſcher Wortwardein, mit einem bloßen Sic volo, ſic jubeo; oder: Purſch rechtsum kehrt euch! der Hauptmann wills haben, hören läßt. Er treibt ihn hier gewaltig ein. Nos duo turba ſumus, heißt es unter andern: Schwarz und weiß machet gute Schecken; und da P. D. keine kurze Schreibart, ſondern lauter lange Perioden haben will, heißt es: Gemach, mein Vater! Eſt modus in rebus, Rippenſtöß mit einem Bajonette, giebt Löcher ins Leder. Und bald darauf, da er ihm den P. Peickart und P. Mannaſſador, zu ſeinem Beyſpiele angeführet, heißt es: Qui ignorant, blaſphemant: Biſt ein Narr, und kanſt nicht geigen? Er giebt ihm viel rührende Exempel kurzgefaßter beweglicher Reden, die gewiß, Geiſt und Leben verrathen. Er vertheidigt ſich auch gegen den Vorwurf P. Dornblüths, daß er bloß Herrn Pr. Gottſcheden, und den ſächſiſchen Poeten

nachgeahmet habe, ſehr gründlich. Sonderlich thut er dieß in Anſehung der Mataphoren und Allegorien, die ihm P. D. zur Laſt leget, und die er auch von Herrn Pr. Gottſcheden gelernet haben ſoll: den doch die Schweizerſchule für einen Feind davon erklären will. Und hier triumphieret er recht über ſeinen Gegner, aus den Exempeln der alten Kirchenväter und neuen Redner; der Griechen und Lateiner; und ſchließt den dritten Brief in Anſehung der guten Geſellſchaft, die er bekommen, mit dem Spruche: Solatium miſeris, ſocios habuiſſe malorum: **Brüder, wohlauf; morgen hangen wir alle drey am Galgen.**

Den IV. Brief, der noch viel luſtiger iſt, muß man bey ihm ſelbſt nachleſen. Am Ende iſt der Artikel aus den Leipz. gel. Zeitungen vom P. Dornblüth angehenket.

VII.

J. W. C. G. Caſparſons Begrüßungsode an Herrn Advocat Hillen, berühmten Rechtsgelehrten zu Rinteln, bey deſſen Aufnahme in die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig.

Freund! ja, es zählen die Camönen
Uns beyderſeits zu ihren Söhnen.
Drum nenn ich ſtolz mich deinen Freund.
O fühl dieß Wort in deinem Buſen,
Und liebe mich, wie dich die Muſen,
So hat uns Leipzig nicht umſonſt vereint.

Schon lange pries ich deine Saiten,
Die mit harmonisch-süßem Streiten
Schnell zu der Fulde Ufer flohn,
Sey Schminke! hier mein treuer Zeuge,
Und du Goddäus! Doch ich schweige,
Es zeüge künftighin mein Lied davon.

Dich ruft mit mir zu gleichen Pflichten,
Wie süß sind sie uns zum Verrichten!
Der freyen Künste, edles Chor.
Merk den Beruf, mein liebster Hille!
Ihr großer Wunsch sey nun dein Wille,
Und Hessens Ruhm steig einst durch uns empor.

Schilt nicht den Stolz der mich belebet,
Der neuen Freundschaft Regung hebet,
Jezt meine Muse über sich;
Ich hör dich Hagedornisch singen,
Ein edler Neid stärckt meine Schwingen;
Ich flieg dir eifrig nach, und fühle mich.

Euterpe, die schon lang dich kannte,
Und lang dich ihren Liebling nannte,
Reicht dir die Flote neugestimmt.
Spiel sie, erfreue unsre Herzen,
Und straf mit gesalznen Scherzen,
Den Stümper, der sie ungerufen nimmt.

Mir rast Melpomene zur Leyer,
Und hold vertraut sie mir die Feyer
Des Schicksals großer Seelen an:
O Kummer! daß mein Herz sie liebet,
Doch leider itzt noch ungeübet,
Die Saiten nicht nach Wunsche rühren kann.

Oft ſah' ich ſie in unſern Haynen
An Flaccus Seite mir erſcheinen,
Wann er mich ſtärkern Griff gelehrt;
Ihr folgten Frankreichs größte Geiſter,
Der ſteigenden Cothurne Meiſter,
Und weinend, ward von mir ihr Lied gehört.

Doch du, der ſeit des Knabens Tagen,
Die Muſen liebſt, weiſt ſelbſt zu ſagen,
Was oft ihr Trieb in uns erweckt;
Du kennſt die Glut, die in uns lodert,
Wenn die Begeiſtrung Lieder fodert,
Und unſre Bruſt des Himmels Einfluß ſchmeckt.

Laß nun dem neuen Ruf zu ehren,
Mich oft noch deine Flöte hören,
Die nicht mit Deutſchlands Schreyern heult.
Sie fühlen keines Meiſters Feuer,
Drum ſchafft ihr Stolz nur Ungeheuer,
Und Schwärmern bleibt der Lorber unertheilt.

Auch ſonder Epopön zu ſingen,
Wußt' Hagedorn ihn zu erringen;
Die Dichtkunſt ſey nicht mehr mein Neid!
Wo nicht die Gunſt der Pierinnen,
Natur, den aufgebrachten Sinnen,
Und ächte Kunſt, dem ſchwachen Kiel verleiht.

Caſſel, im Wintermonathe
1755.

VIII.

Antwort
an Hrn. Caſparſon, vom Hrn. Advocat Hillen.

Freund, den der Künſte Chor der Würden werth erkannt,
Wie froh erhalt ich nicht das Blatt von deiner Hand!
Mich rührt ein jeder Zug, den ich weit ſtärker fühlte,
Daſern dein reines Lied nicht meinen Ruhm enthielte.
Wie leicht ſieht es der Neid, dem fremdes Lob misfällt!
Ich blieb bisher für mich, und unbekannt der Welt;
Der Thorheit fürchterlich, die meine Muſe ſcheute,
Erblickt ich den Satyr, oft lächelnd mir zur Seite.
Doch ſind zu höherm Schwung die Flügel noch zu ſchwach.
Ich ſtrebe noch zur Zeit mit Eifer denen nach,
Die ich auf reiner Spur entfernt vom Wahn erblicke.
Allein, o Caſparſon! wie weit bin ich zurücke!
Zwar iſt die Demuth oft des Stolzes Ebenbild;
Dieß aber iſt ein Griff der nie bey Klugen gilt.
Ein aufgeklärter Geiſt pflegt auf den Grund zu ſehen:
Den Muſen bin ich hold; das will ich dir geſtehen.
Der Trieb iſt mir verliehn, die Kräfte fehlen mir.
Doch ſchätz ich auch dein Lob: warum? es rührt von dir
Nicht weil es meinen Werth aus Freundſchaft überſteigert;
Nun: weil es mir dein Herz, dein edles Herz gezeigt.

Das

Das ſich mir aufgedeckt in reiner Neigung weiſt.
Den Trieb der Zärtlichkeit fühlt kein gemeiner Geiſt.
Ich ſah dich ſchon vorhin in Caſſels Luſtgefilden,
Bemüht, dieß Paradies natürlich nachzubilden;
Den durchgeſchnittnen Gang, der auf die Seen führt,
Wo ſich bey ſo viel Pracht das Auge faſt verliehrt;
Wo ſich in ſeynem Raum zwey ſtolze Hügel blähen,
Die ſah ich, Freund, durch dich, und glaubte ſie zu ſehen.
Ein Feind hält dieß vielleicht für kühne Schmäucheley:
Mich aber ſpricht mein Herz von der Verſtellung frey.
Nicht lob ich dich darum; mich wieder zu erheben.
Von Tand und Furcht befreyt der Wahrheit nachzuſtreben,
Und ernſter Weisheit hold, bethörter Laſter Feind,
Selbſt ſtrenge gegen mich, dieß ſey mein Ruhm, o Freund!
Der ſich trotz Neid und Glück dennoch auf Tugend gründet,
Und wenn die Folgezeit mein Glücke günſtig findet,
So will ich noch erfreut dir Scherz und Lieder weihn,
Um deiner und zugleich der Ehren werth zu ſeyn.
Vielleicht daß ſie mein Kiel in Zukunft noch verdienet,
Und mir ein Lorberreis dereinſten würdig grünet.
Du aber fahre fort! beſinge Wilhelms Lob,
Das nach Verdienſt und Werth, noch kein Virgil erhob.
Geſtärkt durch Kunſt und Fleiß, ſey du der deutſchen Bühne
Ein ſtarker Addiſen, ein zärtlicher Racine,
Und an Erfindungskraft als ein Corneille reich.
Dem Führer unſers Chors und einem Schlegel gleich.

Ich

Ich werde, da der Welt noch keine Thoren fehlen,
Die Spuren des Deſpreaux, jedoch behutſam, wählen.

Hille,
Der Leipziger Geſellſchaft der freyen Künſte Ehrenglied.

IX.

Beſchreibung der allegoriſchen Illuminations-Vorſtellung, welche in allerhöchſter und allergnädigſter Gegenwart Ihrer käiſerlichen Majeſtät, zur öffentlichen Freudenbezeigung über die höchſterwünſchte Geburt ſeiner kaiſerlichen Hoheit, des Großfürſten Paul Petrovitſch zu St. Petersburg, vor dem Hauſe Sr. Erlauchten des Herrn Grafen Peter Iwanowitſch Schuwalof, ꝛc. ꝛc. aufgeführet worden, den 26 Oct. 1756.

Es ſind uns etliche in Kupfer geſtochene Erleuchtungen des ruſſiſch-kaiſerlichen Hofes, nebſt den gedruckten Beſchreibungen derſelben, durch einen werthen Freund an dieſem Hofe zugeſandt worden. Kein europäiſcher Hof wendet ſo viele Koſten, auf dieſe prächtigen Schauſpiele der Feuerwerkerkunſt, als eben der ruſſiſche kaiſerliche: und nirgends wird das Erhabene und Feine der allegoriſchen Bildungs- und Vorſtellungskunſt, mit glücklichern Erfindungen gewieſen, als eben daſelbſt. Deutſchland kann ſich rühmen: daß es die Feuerwerker

werker- und Erleuchtungskunst, durch seine Erfindungen und Kunstgriffe, auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Deutschland hat auch die Ehre, daß es dem russischen Hofe einen gelehrten Dichter und Erfinder symbolischer Vorstellungen geliefert, der durch seine Geschicklichkeit alle seine Vorgänger weit zurück läßt.

Hr. Hofrath Stählin, der vormals hier in Leipzig studiret hat, und seit mehr als zwanzig Jahren anfänglich als öffentlicher Lehrer nach Petersburg berufen worden; nachmals aber als kaiserl. Hofrath und Director aller öffentlichen Feyerlichkeiten bestallet worden, ist der glückliche Erfinder aller der ungemeinen Vorstellungen, die man seit vielen Jahren, in den gewöhnlichen Zeitungsblättern, beschrieben gelesen hat. Allein selbiger läßt es dabey nicht bewenden, daß er die Pracht seines Hofes, durch seine geistreichen Erfindungen vergrößert und zieret. Er suchet auch der gelehrten Welt, seine vieljährigen Arbeiten zur Belustigung, und Belehrung der Liebhaber anzuwenden. Er ist Willens, ein eigenes Werk von der so schweren Arte Symbolica, in Abbildung politischer und moralischer Gedanken, in Erleuchtungen, Feuerwerken, und dergleichen großen Vorstellungen abzufassen. Dieses wird um desto beträchtlicher werden, da es durch unzählige schöne Erfindungen des Herrn Verfassers, als durch so viel treffliche Beyspiele, erläutert werden wird.

Um unsern Lesern einigen Vorschmack davon zu geben, haben wir von vielen Rissen, die wir in Händen haben, einen der merkwürdigsten erwählet. Es

ist

Lernenden Seite, fast täglich neue Beschwerden und Hindernisse an erwünschterm Fortgang verursachet. Um nun denselben, so viel sich thun lassen wollte, abzuhelfen, auch selbst dem vielfältigen Verlangen seiner Schüler zu willfahren, und zugleich einen Versuch seiner gewöhnlichen Lehrart zu geben, hat der Verfasser gegenwärtiges Buch aufzusetzen übernommen. Er hat zu diesem Ende verschiedene Sprachlehrer und Anleitungen zur deutschen Sprache, wie auch zu der Dänischen, Schwedischen, Holländischen, Italiänischen, Französischen und Altenglischen, zumal aber der Hochdeutschen fleißig durchlesen, dieselbe untersuchet, und daraus die vornehmsten Anmerkungen hergenommen, die in diesem Falle und in dieser Absicht einem Engelländer am meisten zu statten kommen können. Weil auch die Deutschen in ihren Handschriften sich eines ganz andern Characters, als im Drucke bedienen, welcher letztere sonst mit der älteren Englischen gedruckten Schrift, die nunmehro aber nicht viel gebräuchlich ist, völlig einerley ist, so hat Herr Beiler vor dienlich befunden, gleich zu Anfang des Werkes die heutigen Schreibzüge der Deutschen, so wohl bey den gröſten und Anfangsbuchstaben, als bey den kleinen und gemeinen, in Kupfer vorstellen zu lassen, und eines ieden Bedeutung durch den darunter gesetzten Englischen, aus dem Lateinischen entlehnten Character zu erklären. Zu einer kleinen Ubung im Lesen und Schreiben hat er folgende Verse in der heutigen deutschen Handschrift beygefüget, welche alle Buchstaben des Alphabetes,

iſt ſolcher die Abbildung der auf eine groſſe Begebenheit veranſtalteten Erleuchtung; die der kaiſerliche General-Adjutant, General en Chef, Secondlieutenant der kaiſerlichen Leibcompagnie, Senator des Reichs, Kammerherr, und Ritter der heiligen Andreas- Alexander- und Annenorden; (in dieſer Ordnung folgen ſeine Titel) Hr. Graf **Schuwaloff** vor ſeinem Pallaſte, auf einem Canale des Newaſtromes hat aufführen laſſen. Das Kupfer dieſes Monaths ſtellet die Geſtalt und den Anblick derſelben dar, ſo gut es ſich im kleinen hat vorſtellig machen laſſen. Die Beſchreibung davon, wollen wir aus dem gedruckten Bogen, den wir in Händen haben, getreulich mittheilen. Wie vielen Antheil muß nicht Deutſchland an einer ſolchen Freudenbezeugung des fernen Nordens nehmen: da zwey der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer, das durchlauchtigſte Hollſteiniſche, und das durchlauchtigſte Anhaltzerbſtiſche, dadurch die Hoffnung beſtärket ſehen, dereinſt einen Zweig von ihren Stämmen, den Kaiſerthron von allen Reußen beſteigen zu ſehen!

Auf einer weiten Ebene, die mit einem feſten und prächtigen Säulengange umgeben iſt, erſcheint auf einem hohen und mit Stuffen rings um behauenen Berge, der erneuerte **Ehrentempel des ruſſiſchen Reichs.**

Sein erhabenſter und vornehmſter Schmuck iſt das gekrönte Namensſchild Ihrer kaiſerl. Majeſtät

über

über welchem das stralende Auge der göttlichen Providenz wachet.

Ueber dem Eingange dieses, von Ihrer kaiserl. Majestät neu befestigten und mit neuer Pracht geschmückten Ehrentempels, ist das Wappenschild des russischen Reichs, mit Lorbern und Palmen, als gewöhnlichen Zeichen der im Kriege und Frieden erworbenen höchsten Ehren und Ansehens, eingefasset, und zu beyden Seiten mit Posaunen, als Zeichen des in aller Welt ausgebreiteten Ruhmes, besteckt: und zu beyden Seiten des Tempels auf Gegenstützen, erscheinen die Namensschilder beyder kaiserl. Hoheiten des Großfürsten und der Großfürstinn, in der Mitten aber zwischen denselben der Namensschild Sr. kaiserl. Hoheit des neugebohrnen Großfürsten Paul Petrowitsch, auf einem neuen Postamente.

Die sechs Statuen auf dem Hauptgesimse des Tempels, zu beyden Seiten des Reichsschildes, stellen die erhabenen Eigenschaften und großen Thaten vor, vermittelst welcher Ihro kaiserl. Majestät den Ehrentempel des rußischen Reichs so ansehnlich erneuert, befestiget, und so herrlich ausgeschmücket haben: nämlich die bewährte Klugheit, die angeerbte Tapferkeit, die Verbesserung der Gesetze, die rühmliche und nützliche Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Handelschaft, die erstaunliche Vermehrung der Reichsmacht, und das erworbene hohe Ansehen bey allen andern Staaten.

Zwischen den Bogen der obgemeldten Colonnade, stehen wechselsweise alle Lorberbäume und Brustbilder glorwürdigster rußischer Monarchen, die durch

durch ihre Verdienſte zum Baue des erhabenen Ehrentempels des ruſſiſchen Reichs, theils den groſſen ebenen Platz zu rechte gemacht, theils den Berg erſtiegen, theils die Materialien zu ſolchem Baue zuſammengebracht, theils den Grund gelegt, theils den Bau aufgeführet, und theils denſelben in ſein hohes Anſehen geſetzet haben: Nämlich zuvörderſt Peter der Groſſe, und demſelben gegen über Catharina die huldreiche: ferner Alexei Michailowitſch und Michaila Feodorowitſch, weiter hinaus Iwan Waſiljewitſch und ſein Groſsvater Iwan Waſiljewitſch; und ſo ferner Alexander Newski, Wolodimer Monomach, Jaroslaus, Wlodimir der erſte, Swetoslaus, Olga und Rurick.

Poetiſche Erklärung in einer Anrede an das rußiſche Reich.

So haſt du nun, Ruthenia, ſeit dreyzehn nie erlebten Jahren,
Was deine Sehnſucht wünſchen könnt', an deiner Kaiſerinn erfahren!
So ſiehſt du deinen Ehrentempel, den Ihre Tugenden erhöhn,
Durch Ihren groſſen Geiſt und Thaten, in ſeinem vollen Glanze ſtehn.
Schon längſt hat zwar in grauer Zeit ſo mancher deiner alten Helden,
Von dem die Zeugen alter Schrift noch unvergeſſne Thaten melden,

Den faſt ungränzbarn Raum entworfen, der deine weiten Länder hegt,
Und zu dem hohen Berg und Tempel ſo manchen Grundſtein angelegt:
Schon längſt hat zwar auch der Monarch, der Aſtracan und Caſan ſtürzte,
Und Königreiche ſpielend nahm, indem er alle Hindrung kürzte,
Noch unbekannter Reiche Zirkel mit ſeinem neuen Reich vereint,
Und Stuffen auf die Tempelhöhe von Nord und Oſt zu haun vermeynt,
Allein die Mauren wichen aus, bis dich die Folgezeit beglückte,
Und dir des großen Peters Geiſt, das Wunder aller Zeiten, ſchickte.
Der mußt' mit unermüdten Händen den Grund und Umfang neu behaun,
Und deinen faſt verfallnen Tempel mit neuem Säulengang, umbaun:
Der mußte deines Tempels Grund, ja ſelbſt den Berg mit neuen Werken,
Mit Pfeilern, Säulen und Gewölb' in ſeinem ganzen Bau verſtärken.
So ſtund, Ruthenia, dein Tempel befeſtigt auf der Höhe da,
Bis ſich zu ſeinem vollen Schmucke die Vorſicht ihre Zeit erſah:
Die Vorſicht, die Eliſabeth mit ihrem Augſtral nie verlaſſen,
Und Ihr vor dreyzehn Jahren rief: „Du ſollſt des Vaters Zepter faſſen!

„Da

„Da ſoll durch Dein Verdienſt und Tugend des Ehrentempels Pracht und Schein,
„Verneut mit deiner Kaiſerkrone, in ſeinem vollen Glanze ſeyn.
„Da wirſt Du Deines Vaters Bau mit neuerhabnen Werken ſchmücken;
„Und von zween Pfeilern, die Du bauſt, den Dritten und noch mehr erblicken;
„Da wird dein Ehrentempel feſt, auf aller Nachwelt Zeit beſtehn,
„Und du wirſt deines Vaters Stamm, durch dich verſorgt, im Blühen ſehn.

Ueber die jetzt beſchriebene Illuminationsvorſtellung, vor dem Hauſe, war auch hinter demſelben in dem Garten eine prächtige Illumination von 10000 Lampen angebracht, welche, nach den verſchiedenen Luſtparterren, Alleen und Laubgängen ſowohl, als nach dem daſelbſt befindlichen Baßin und zwo großen Caſcaden eingerichtet, in der Mitten aber derſelben mit einem hohen Obelisk beſetzt war, woran der gekrönte Namensſchild Ihrer kaiſerl. Majeſtät mit Lorbern und Palmen eingefaßt erſchien.

X.

Der zittauiſchen Geſellſchaft fortgeſetzte Bemühungen aus dem Reiche der Wiſſenſchaften. Des I. Bandes II. Abtheilung. Zu finden im Zittauer Buchladen

1755.

Schon an der Michaelismesse, ist gegenwärtige zweyte Abtheilung dieser gelehrten Bemühungen ans Licht getreten. Die Herren Verfasser derselben fahren also fleißig fort, ihre Beyträge zu Ausbreitung der Wissenschaften der Welt mitzutheilen: auch nachdem ihre ganze Gesellschaft, der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste im vorigen Jahre einverleibet worden. Dieser Theil hält auch nicht weniger wichtige und merkwürdige Materien und Abhandlungen in sich, als der erste. Wir wollen ihren Inhalt unsern Lesern, nach Gewohnheit, kürzlich anzeigen.

Das I. Stück ist eine Ode auf den vor 200 Jahren geschlossenen Religionsfrieden; von Hn. M. Dan. Neumannen, Predigern zu Ober-Ullersdorf, der Ges. der freyen Künste zu Leipzig Mitgliede. Sie hebt so an:

O heilig göttliches Geschicke!
Germania mit frohem Blicke
In prächtig glänzendem Gewand,
Erhaben auf dem festen Throne,
Geschmücket mit der Lorberkrone,
Den grünen Oelzweig in der Hand!

So erscheint Germania in Begleitung Irenens, und ermuntert die Völker deutscher Staaten, die Wunderthaten des höchsten Friedensstifters nicht zu vergessen. Der Glauben eröffnet das Jubeljahr, die Dichtkunst reichet der Andacht den Gesang, und rufet: Friede! Friede! Die Zeit kömmt schnell herzu geflogen, und stellet Karls des V. Bildniß auf, der

durch

durch dieſen Frieden größer geworden, als durch alle ſeine Kriege.

Den ſcharfen Stahl im Blute färben,
War längſt Germaniens Verderben,
Germaniens gefühlter Stoß:
Verwirrter Zwiſt und Streitigkeiten,
O ſchwarzes Denkmaal jener Zeiten!
Da deutſches Blut wie Waſſer floß ꝛc.

Folgende Strophe malet ein recht poetiſches Bild vor Augen:

Des Krieges ungeſtalte Amme,
Die Zwietracht, die ſonſt Feuerflamme
Aus ihren vollen Brüſten drückt.
Grämt ſich bey dieſer Jubelfeyer,
Daß ihr, dem wilden Ungeheuer,
Des Friedens Umſturz nicht geglückt.

Das II. St. liefert Merkwürdigkeiten aus einem Exemplare des Corporis doctrinæ Thuringici. Dieſes iſt 1571. vom Herzoge Johann Wilhelm zu Sachſen herausgegeben. Darinn ſteht u. a. etwas, welches Herzog Johann Wilhelms Frau Wittwe, Dorothea Suſanna, Churfürſt Friedrichs des III. zu Pfalz Tochter, als eine treue Bekennerinn der reinen evangeliſchen Lehre, eigenhändig 1573 eingeſchrieben hat. Es iſt eine Ermahnung an ihren älteſten Sohn, Prinzen Friedrich Wilhelm. Sie iſt hier getreulich abgedruckt, für uns aber ſowohl, als die übrigen Zuſätze zu lang: zu geſchweigen, daß ſie zu ſehr ins theologiſche Fach gehören. Dieſer Arti-

Artickel ist von der Feder des Hochehrwürdigen Herrn Pastoris Primarii Hausdorfs, als des zittauischen Ministerii Seniors.

Das III. St. ist eine Abhandlung: daß ein frühzeitiger Tod kein wahres Uebel sey. Sie ist bey Gelegenheit des Verlustes eines redlichen Freundes aufgesetzet, und enthält nebst einer trefflichen Einsicht, Regungen eines wahrhaftig gerührten Herzens, in einer schönen und lebhaften Schreibart.

Das IV. enthält eine Muthmaßung von der Dauer der Welt, aus dem Alter des Erzvaters Abrahams. Der Verfasser ist kein Mitglied der Gesellschaft; hat aber derselben seine Schrift eingesandt. gleich anfangs führet derselbe die mislungenen Prophezeihungen vom Untergange der Welt an. Stiefel sagte ihn aufs 1533ste Jahr, Regiomontanus aufs 1588ste; ein Ungenannter beym Johann d'Espagne aufs 1691ste, der englische Wahrsager aufs 92ste, vorher: aber alle sind durch die Erfahrung widerleget worden; wie auch ohne Zweifel alle heutigen Grübler der Offenbahrung Johannis, zur Classe der neuern Propheten gerathen werden, die Herr Geh. Secr. Freiesleben so artig zu Schanden gemachet hat. Unser Herr Verfasser machet aus vielen Gründen den Schluß: daß das Ende der Welt noch nicht so nahe sey, als man sich insgemein einbildet. Seine Gründe aber fallen uns zu weitläuftig anzuführen; die Chiliasten kriegen beyläufig hier ihre gute Abfertigung, sie mögen nun Petersens Schüler, oder von neuerer Abkunft seyn. Er meynet

net indessen: die Dauer der Welt werde sich auf 7000 Jahre belaufen.

Die V. Abhandlung ist ein Glückwunsch an einen Geistlichen, Herrn M. Schmidt, zum Antritte seines Amts: und untersuchet die Frage: ob die schwere Verantwortung eines Predigers, ein hinlänglicher Bewegungsgrund sey, einem von der Gottesgelehrsamkeit abzurathen? Herr M. Schmidt ist ein Mitglied der zittauischen Gesellschaft: und diese Ehre ist ihm, im Namen derselben wiederfahren. Man kann leicht denken, daß die Frage mit nein beantwortet wird. Sie gehöret aber nicht in unsern Bezirk.

Die VI. Abhandlung handelt von den Doppelärten, und Streithammern der Alten; dergleichen auf der zittauischen Bibliothek, etliche aufbewahret werden. Die Römer nannten sie Bipennes; und man sieht hier ein Paar davon abgebildet. Die Griechen nannten sie ἀξινος, und πελεκυς; und wird durch σιδηρος αμφιτομος, ein zweyschneidig Eisen erkläret. Der Herr Verfasser geht tief in die Alterthümer zurück, und findet beym Homer, und andern Dichtern, auch Geschichtschreibern überall Spuren davon. Sie wurden theils als Hausgeräthe, theils als Kriegsgewehre gebrauchet. Hier ist viel Belesenheit und Gelehrsamkeit angebracht; unter andern auch der theokritische Bilderreim, der dergleichen Doppelart vorstellet. Hievon kommen viel artige Anmerkungen vor. Die vorkommenden poetischen Stellen sind auch artig deutsch gegeben. Diese Schrift ist etliche Bogen lang.

Da der Herr Verfasser a. d. 290sten S. von dem Worte Hellebart eine Erklärung geben will: so hat es mit dem Worte Bart allerdings seine Richtigkeit. Nur, da er die erste Sylbe von der Halle, wo bey den Höfen der Fürsten die Trabanten mit solchem Gewehre stehen, herleiten will: so wollen wir ihm eine Entdeckung mittheilen, die wir in einem alten Manuscripte gemachet haben. Daselbst stund Helmbarte; und dieses brachte uns auf diese Gedanken: weil diese Streitärte sonderlich die Köpfe der Feinde zu zerspalten gebrauchet worden, die mit Helmen bedecket waren: so hätten sie den Namen der Helmbarten bekommen; daraus aber wäre hernach unvermerkt Hellbarte geworden. Wir überlassen diese Muthmaßung der Prüfung der Kunstrichter.

Wenn Gregor von Tours saget: solche Streitärte wären Francesca genennet worden: so muß man das lesen Fränckische, nämlich Waffen: so wie Ottfried die deutsche Sprache Frenkisco Zungo, die fränckische Zunge oder Mundart nennet. Die Barangi oder brittannischen Trabanten, mögen wohl auch von Franken den Namen haben: weil F und B, G. und K. leicht verwechselt werden; und die Franken damals so berühmt waren, als heute zu Tage die Schweizertrabanten.

Das VII. St. von den Weinverfälschungen, und ihren Proben, gehöret nicht für uns; ist aber eine sehr ausführliche Abhandlung, die ins bürgerliche Leben einen nützlichen Einfluß haben kann. Man sieht also: daß gelehrte Gesellschaften auch dem Staate

viel

das einige X ausgenommen, begriffen. Wir wollen sie zur Lust hieher setzen:

Ich bin ein Ball, den das Verhängniß schläget;
Des Zufalls Spiel; ein Scherz der Zeit;
Des Kummers Zweck; ein Rohr durch Angst beweget;
Ein Zeughaus voller Quaal und Leid.

Wo es ihm ausser diesen in der Lehre von der Aussprache nicht möglich war, den wahren Ton und die volle Kraft eines ieden deutschen Buchstabens nach Englischer Manier hinlänglich auszudrücken, hat er die Französische und Griechische Sprache, denen zum Besten, die dieselben verstehen, zu Hülfe genommen; die übrigen aber müssen wohl das meiste in diesem Stücke auf die mündliche Unterweisung ankommen lassen.

Ein eigenes kleines Wörterbuch hat er dieser Sprachlehre, wie sonst zu geschehen pflegt, beyzufügen vor überflüßig gehalten; weil er gemeynet, die mancherley Bedeutungen und besondern Fügungen der Wörter liessen sich besser und leichter durch eine fleißige Lesung und Erklärung guter Autoren, als durch ein solches Mittel, in das Gedächtniß bringen; worinnen er unserm Ermessen nach, auch nicht übel geurtheilet hat. Er leugnet dabey nicht, daß ein wohlgeschriebenes Wörterbuch zu der Erlernung einer ieden, und also auch unserer Sprache unumgänglich nothwendig sey; nur bedauret er zugleich, daß das Englischdeutsche und Deutschenglische Wörterbuch des nunmehr verstorbenen Herrn M. Christian Ludwigs, welches 1716. zu

Leipzig

viel Vortheil verschaffen können. Sie ist vom Herrn D. Johann Carl Hefftern.

Das VIII. St. handelt von den Belustigungen einer vernünftigen Seele. Es ist sehr wohl geschrieben. Das IX. St. ist ein Sinngedicht auf einen Podagristen, aus dem Lateinischen. Das X. aber das Andenken der vor 500 Jahren erbauten 2ten Sechsstadt Zittau, in der Oberlausitz, besungen vom Hn. M. Ernst Salomo Hausdorfen. Es ist eine schöne Ode. Wir merken nur an, daß Zittau, und Königsberg in Preußen, eines Jahres Kinder sind, und beyde von dem böhmischen Könige Ottokar gebauet worden, als er mit einem großen Heere nach Preußen zog, die Provinz Samland in demselben, dem deutschen Orden zu gut, zu bezwingen.

XI.

Die Psalmen Davids, mit Beybehaltungen der üblichen Melodeyen, übersetzt und herausgegeben von Daniel Wolleb, königlich-preußischem Hof- und ersten Prediger bey der ev. reform. Kirche zu Halberstadt, auch Cons. R. und Inspectorn. Halberstadt verl. Friedrich. 1751.

Wir haben nicht leicht mehr Uebersetzungen eines Buches aufzuweisen, als von den Psalmen. Wir getrauten uns, nur aus unserm Vorrathe, eine ziemliche Anzahl derselben in eine chronologische Ordnung zu bringen. Die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19145/070

neuern Zeiten sind auch nicht saumseliger darinn; als die alten gewesen sind: und unser Herr Conf. R. **Wolleb**, ist gewiß keiner von den unglücklichen, die in dieser Aernte gearbeitet haben.

Die alten lobwasserischen Psalmen, sind fast 200 Jahre in ungestörtem Besitze der reformirten Kirchen geblieben: ungeachtet nach ihnen verschiedene bessere Uebersetzungen, von **Opitzen**, Ernst **Langen** und andern ans Licht getreten. Diese letzten hatten gar den Vortheil: daß sie auch nach denen bey den Reformirten gewöhnlichen Melodien gesetzet waren: und dennoch hat man sie nicht annehmen wollen. So groß ist die Macht des Alterthums! Was einmal im Besitze gewisser Vortheile ist, das ist schwer zu verdringen. Es vereinigen sich allerley Vorurtheile und schützen es gewaltig; auch wider die Vernunft.

Im itzigen Jahrhunderte, haben die Herren Reformirten selbst einige Poeten bekommen, die sich getrauet haben, eine Arbeit anzugreifen, die vorhin nur von Evangelischen unternommen worden. Unter diese gehöret auch Herr Consistorialrath **Wolleb**. Er ist anfangs nur willens gewesen, Lobwassers Arbeit aus zubessern: allein es wollte nicht fort: und es war also besser, sie von neuem auszuarbeiten. So gut auch diese Mühe ihm gelungen ist: so wenig getrauet er sich, zu hoffen: daß sie zum öffentlichen Gebrauche der Kirchen werde angenommen werden: daher hat er auch noch keine Noten beyfügen wollen. Es hat aber der Verleger derselben, am Ende, von einem Componisten,

eine

eine Anweisung beyfügen lassen, wie man diese Psalmen nach andrer geistlicher Lieder Melodeyen, bey Hausandachten singen könne.

Die Psalmen selbst sind, nach Art der Juden, in fünf Bücher abgetheilet. In der Vorrede suchet der Herr Verfasser seine Absichten dabey noch mehr zurechtfertigen: die aber unsers Erachtens keine Vertheidigung braucheten. Zum Dienste des Heiligthums kann ja ein jeder seinen Beytrag thun. Es wäre nur zu wünschen, daß die reformirten Landes-Herren, endlich die Nothwendigkeit einer Verbesserung einsehen, und ihren geistlichen Gerichten auftragen möchten, diesen Theil ihres öffentlichen Gottesdienstes besser zu versorgen, als mit dem altväterischen Lobwasser bisher geschehen ist.

So prächtig und erbaulich nun aber gewisse Lob- und Bußpsalmen auch sind: so unbequem ist es uns doch allemal vorgekommen; wenn man in der Kirche des N. T. sich bloß mit diesem alten jüdischen Gesangbuche behelfen soll: wie die französischen Reformirten thun. Warum machet man es nicht wie wir evangelischen Deutschen? Wir behalten einige Psalmen, die sich für uns schicken; und singen außerdem neuere Lieder, die sich besser auf unsere Geheimnisse des Glaubens, und heutigen Umstände schicken, als die Gesänge der Juden: die mehrentheils nur von Aegypten und ihrer Befreyung, von der Wüsten, und dem gelobten Lande zu singen wußten. Vieleicht kömmt bald die Zeit, da man solches einsieht, und auf Mittel zur Besserung denket. Eine

ne Probe von der Dichtkunſt des Herrn **Wollebs** ſey der erſte Pſalm:

Der 1. Pſalm.

Wie ſelig iſt, wer ſich der Welt entzieht,
Und allen Rath der Feinde Gottes flieht:
Der Sünder Weg und Gänge meiden lernet,
Auch von dem Sitz der Spotter ſich entfernet,
Und Gottes Wort mit aller Luſt erwegt,
Ja Tag und Nacht im Sinn und Herzen trägt!

Er iſt gleich wie ein Baum, den eine Hand
Mit Fleiß gepflanzt an eines Fluſſes Rand,
Den ſeine Frucht zu rechter Jahrszeit zieret,
Und der im Froſt die Blätter nicht verlieret:
Weil all ſein Thun, da er im Glauben ſteht,
Nach Herzens Wunſch und wohl von ſtatten geht.

So ſelig ſind Natürlichfromme nicht,
Weil ihnen doch zur Frucht die Kraft gebricht,
Daher ſie nur den leeren Hülſen gleichen,
Die, wie ihr Herz, dem ſchwächſten Winde weichen.
Wo bliebe dann in härtrer Prüfungszeit,
Derſelben ſo berühmte Heiligkeit?

Sie werden, glänzt ihr Thun hier noch ſo ſchön,
Alldort doch nicht bey den Gerechten ſtehn,
Als derer Weg allein zum Leben leitet,
Und Gott gefällt, weil er ihn ſelbſt bereitet,
Da derer Weg, die noch das Fleiſch regiert,
Zu lezt vergeht, und in den Abgrund führt.

XII.

De iis, quæ experiendo maxime ſunt cavenda, inquirit, Lectionesque ſuas

per hoc ſemeſtre æſtivum habendas indicit M. Io. Gottl. Stegmannus, P. P. Phyſ. et Math. Reg. Soc. Teut. Gœtt. & Art. Liber. Lipſienſis Membr. hon. Caſſellis. Typis Hüteri 1755. in 4.

Mit dieſer gelehrten Einladungsſchrift, hat Herr Prof. Stegmann einen neuen Beweis ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und ſeines löblichen Eifers in Ausbreitung der Wiſſenſchaften gegeben. Es iſt nicht zu läugnen, daß bey Anſtellung der Verſuche allerley zu beobachten iſt, deſſen Verſäumung hernach bey den Erfahrungen und Beobachtungen ein Blendwerk machet: ſo daß man glaubet, Dinge geſehen und erfahren zu haben, die man doch nicht geſehen, auch nicht erfahren hat. Da aber die Naturlehre eigentlich unſer Werk nicht iſt, können wir uns nicht länger dabey aufhalten.

XIII.

Der Mann, eine wöchentliche Sittenſchrift, Leipzig bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, in gr. 8. ein halber Bogen.

Seit dem neuen Jahre, hat der jüngere Herr Breitkopf eine neue Wochenſchrift ans Licht

zu geben angefangen, davon wir bereits 4 St. auf den Monath Jänner, in Händen haben. Sie wird allemal Freytags ausgegeben; und iſt überaus ſauber gedruckt.

Den Inhalt anlangend: ſo iſt ſie von einem ſo geſetzten Charakter, als ſich für die Ueberſchrift ſchicket. Der unbekannte Verfaſſer will die Sitten der männlichen Jahre ſonderlich zum Gegenſtande nehmen: weil er bemerket, daß viele in männlichen Jahren noch kindiſche, oder doch Jugendſitten haben. Die erſten Blätter ſind ſowohl in Abſicht auf die Gedanken und Wahrheiten, als auf den Vortrag, ſehr gut gerathen: und es ſcheint, daß ſie ſich mit Vortheile in dieſer guten Meynung erhalten werde.

XIV.

Reponſe à Mr. de Voltaire.

1755.

En vain tu cherches le Bonheur
Sur les bords du Lac de Genêve;
La ſource en eſt dans notre cœur:
Hors de là, ce n'eſt qu'un beau rêve.
Tes Jardins & ta Liberté
N'en offrent qu'une fauſſe image,
Et, malgré ton doute affecté,
Le vrai bonheur eſt pour le Sage.
Mais quel eſt-il, ce Sage, enfin?
Eſt-ce un diſciple d'Epicure,
Qui, ſuivant en tout la Nature,
En fait ſes moyens & ſa fin?

Eſt-

Eſt-ce un Stoicien hypocrite,
Qui ſoutenu par ſon orgueil,
Affecte de braver l'ecueil,
Dans lequel il ſe precipite?
Eſt-ce un Bel-Eſprit, dont le nom
Retentit dans toute l'Europe;
Qui, fier du ſuccès de Mérope,
Se croit un nouveau Salomon?
Eſt-ce un Uſurier litteraire,
Qui revend vingt fois ſes Ecrits,
Reconnoit ceux qui ſont proſcrits,
Quand ils rapportent du ſalaire?
Seroit-ce un Poëte indiſcret,
Dont la Muſe, ſans retenuë,
Conduit Ixion dans la nuë,
Complice du même forfait?
Eſt-ce un Courtiſan téméraire,
Qui ſeduit par la vanité,
Ou par un excès de bonté,
Se croit, tout d'un coup, le confrere
Du Trône & de la Majeſté?
Eſt-ce un Politique irrité,
Qui, frondeur de la Monarchie,
Sous le beau nom de Liberté,
Nous conduiroit à l' Anarchie?
Eſt-ce un François denaturé
Sans pudeur & ſans politique,
Qui fait un oeuvre impi-comique,
D'un trait d'Hiſtoire révéré?

Ces

Ces gens-là ne ſont pas mon Sage,
Le Bonheur n'eſt pas fait pour eux:
Vainement ils forment des vœux,
L'inquiétude eſt leur partage.
Mon Sage reconnoit un Dieu,
L'adore en tout tems, en tout lieu;
Il ſoumet à ſa Providence
Ses travaux & tous ſes projets;
Il borne toute ſa ſcience
A l'art d'étendre ſes bienfaits;
Ses jours coulent dans l'innocence;
Et les divers événemens,
N'alterent point ſes ſentimens.
Son ame, ſans être inſenſible,
Soutient les plus rudes revers,
Reſpectant la main inviſible,
Qui dirige cet Univers.
Mon Sage attend d'un eſprit ferme,
La fin des jours, qu'il à reçus;
A peine ſont-ils aperçus,
Qu'il croit en entrevoir le terme.
Après avoir bien combattu,
Il avance d'un pas tranquille,
Dans ce delicieux aſyle,
Où conduit enfin la Vertu.
Si ma route te paroit dure,
Je t'offre un chemin plus nouveau;
Fais retrograder la Nature,
Et deviens l'homme de Rouſſeau.

DE GENEVE.

Ende des Hornungs 1756.

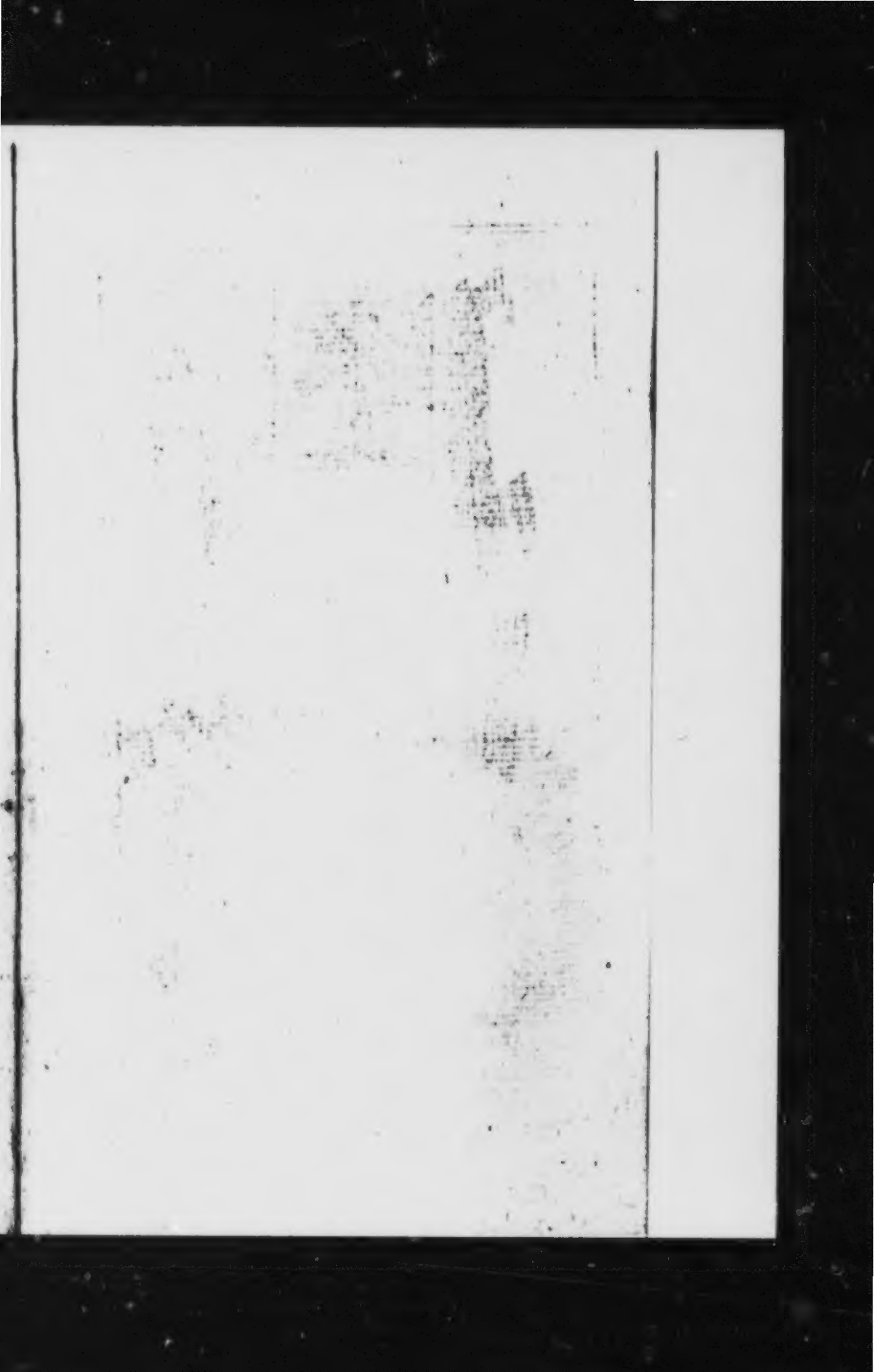

Leipzig in Quarto zum Vorschein gekommen, und bisher das einzige dieser Art gewesen, theils in dem Preise gar zu kostbar, theils vor Anfänger zu beschwerlich und unbequem im Nachschlagen sey. Herr **Beiler** ist demnach willens in kurzem selbst ein solches Buch mit allem gehörigen Fleisse zu verfertigen; welches, so viel als wir wissen, zur Zeit noch nicht zum Vorschein gekommen ist; bey dem allen aber gar wohl zu wünschen wäre.

In vier Hauptstücken ist der ganze Innhalt dieser **Deutschen Sprachlehre** begriffen. Das erste handelt von der **Aussprache** der Wörter, oder der *Prosody*: Das andere, von der *Orthography*, und zeiget wie ein iedes Wort durch seine eigene Buchstaben geschrieben werden müsse, welche entweder dessen Ursprung und Abstammung, oder auch manchmal der blosse Gebrauch erfordert. Das dritte nennt er *Etymology*, und redet darinnen von der eigentlichen Natur und Bildung der Deutschen Wörter. Ein Theil derselben ist in gewissen Fällen, Veränderungen unterworfen, nemlich die Nenn- und Zeitwörter; die übrigen, als die Nebenwörter, Zwischenwörter, u. s. w. bleiben immerzu unveränderlich. Von den letztern hat Herr Beiler zuerst, wieder die Gewohnheit anderer Sprachlehrer, zu handeln, vor gut befunden; vielleicht weil er gemeynet, man müsse mit den leichtern den Anfang machen; und man kan ihm auch gar gerne hierinn seinen Kopf lassen. Das vierte Hauptstücke endlich machet die Lehre von der Wortfügung, *Syntax*, aus; wobey der Verfasser den Grundsätzen des **Herrn Bödikers** grösstentheils gefolget ist; den er

Ein Theil der Bruchstücke von Palmyra.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Lenzmond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1756.

Inhalt.

I. Orazione de Cadmite Dorico.

II. Les Ruines de Palmyre.

III. Eſſais ſur la difference du nombre des Hommes.

IV. Gedanken vom Tode und der Ewigkeit. Ode.

V. Velaſquez Beſchluß der Hiſtorie der caſtilianiſchen Dichtkunſt.

VI. Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte.

VII. Hrn. Schäfers ſämmtliche phyſikaliſche Beobachtungen.

VIII. Hrn. Hillens neues Jahr, eine Ode.

IX. Hrn. Janotzki Lexicon, von den Gelehrten in Pohlen. I. und II. Theil.

X. Hrn. Prof. Reiskens Thograis, ein lamiſches Gedicht.

XI. Hrn. Paſt. Pantkens Andenken der durchlauchtigſten Churfürſtinn von Brandenburg, Eliſabeth.

XII. Projet d'une Encyclopedie traduite, par M. Formey.

I.

Orazione de Cadmite Dorico.

Detta nel Campidoglio per l'Academia del diſegno, il di 24 Novembre 1754. alla preſenza del Sacro Collegio. In Roma. 4. 3 Bogen.

Dieſe gelehrte Rede, iſt von einem Mitgliede der arkadiſchen Akademie zu Rom, **Cadmites Doricus**, beygenamet, in vornehmer Gegenwart des Cardinals-Collegii, im Capitol gehalten worden. Sie iſt Ihrer **königl. Hoheit**, der durchlauchtigſten **Maria Antonia Walburgis**, gebohrnen Princeſſinn aus Bayern, vermählten königl. Prinzeſſinn von Pohlen, und Churprinzeſſinn zu Sachſen, zugeeignet worden. Vor dieſer Zuſchrift nennet ſich der Verfaſſer mit ſeinem rechten Namen, Tommaſo Antonio Grimaldi. Er hebt ſelbige ſo an:

„An niemanden anders, als an E. K. H. muß ich dieſe meine Abhandlung zum Lobe des edlen Geiſtes der Dichtkunſt und der ſchönen Künſte, unterthänig

thänig empfehlen: angesehen ich einmal das Glück gehabt, in Dero erhabenen Person, diesen poetischen Geist, mit so vielen andern trefflichen Vorzügen vereiniget zu sehen; womit Selbige an dem erlauchten Hofe Kaisers Karls des VII. Dero preiswürdigsten Herrn Vaters, hervorleuchteten. Als ich hernach zurück nach Rom gekommen, habe ich sehr oft in den arkadischen Versammlungen, Dero reizende Gedichte rühmen hören: die nicht weniger dero Namen, als unsrer italienischen Sprache Ehre machen. Hierzu kam, daß Selbige mit dem durchlauchtigsten königl. Prinzen von Pohlen, vermählet worden, der eine Zeitlang die Lust von Rom gewesen, und mit Seiner Gegenwart einer andern Rede, in der Zeichnerakademie beygewohnet. So ist es ja kein Wunder, wenn ich wünsche: daß auch diese meine Rede zum Lobe der schönen Künste frohlockend prange, und Dero durchlauchtigsten Namen an der Stirne trage.

Daß ich aber mit dem Dichtergeiste auch den Geist der Malerkunst, und anderer schönen Künste in einem Paare gehen lasse; wird E. K. H. desto weniger Wunder nehmen: da Sie an einem der prächtigsten Höfe leben, der sich auch dadurch von so vielen andern in Europa unterscheidet; daß Dero preiswürdigster König und Schwiegervater ein besonderer Beschirmer derselben ist, und eine so prächtige Sammlung der vortrefflichsten und berühmtesten Meisterstücke besitzet; daß ganz Italien trostlos darüber seyn würde, wenn sie nicht so anständig aufgestellet wären.

E. K.

E. K. H. gönnen alſo meiner geringen Arbeit auch Dero hohen Schutz, und nehmen dieſelbe zum Zeichen derjenigen tiefſten Ehrfurcht an, mit welcher ich allezeit Dero unvergleichliche Eigenſchaften bewundert habe. Rom, den 17. des Ehriſtmonats 1754.

Die Rede ſelbſt hat zur Ueberſchrift: Vt pictura poeſis erit. Hor. Art. Poet. und dieſes zeiget uns auch den Inhalt der ganzen Rede an. Der V. hebt damit an, daß er die ungewohnte Furcht, die ihn beym Anfange der Rede überfällt, nicht nur Rom, dem Capitol, und der erlauchten, (und wie er ſie nennet), königlichen Verſammlung; ſondern auch der Materie ſelbſt zuſchreibt, davon er reden wolle. Denn ob er gleich ein Bewunderer der ſchönen Künſte ſey: ſo habe er ſie doch nicht ſo vollkommen inne, als es von rechtswegen ſeyn ſollte, um wohl davon zu reden. Er habe ſich alſo ſchon öfters davon loszumachen geſuchet; aber endlich doch einem großmüthigen Gönner gehorchen müſſen, der es ihm auferleget habe. In dieſer Verwirrung ſey ihm der alte Spruch Horazens eingefallen: daß es mit der Malerey, wie mit der Dichtkunſt beſchaffen ſey. In wem aber die Natur nicht die Fähigkeit zum Dichten gewirket habe, der werde ſich umſonſt darnach beſtreben. Folglich, habe er bey ſich geſchloſſen: werde es mit der Malerkunſt und ihren beyden unzertrennlichen Schweſtern, der Baukunſt und Bildſchnitzerkunſt, eben ſo beſchaffen ſeyn.

Er wisse es zwar nicht genau zu sagen, was für ein genaues Band sie alle verbinde: soviel wisse er nur, daß sie zuerst auf den Ufern des Nils entsprungen, vereinigt bey den Griechen und Römern, zur höchsten Schönheit aufgewachsen; hernach zugleich matt geworden, und sich in den Finsternissen der Barbarey versteckt hätten. Sodann hätten sie sich von neuem die Hände gegeben, und zu Zeiten Pabst Julius des II. und Leons des X. wieder gewiesen, um Rom und die Welt wieder zu verschönern.

Da er nun diesen Augenblick, sein Herz, durch einen neuen Muth erhitzet empfände, vom diesem verwandelnden Geiste zu reden: so bittet er um Erlaubniß von Malern, Baumeistern und Bildschnitzern, als soviel stummen Dichtern zu reden. Dieses schiene eben der Ort und der bestimmte Tag zu seyn, davon, gleichsam als auf einer siegreichen Wahlstadt, zu reden: angesehen, die Werke so vieler berühmten Künstler, gleichsam als eine reiche Beute auf dem Capitol vereiniget wären u. s. w.

Es sey zwar schwer, es begreiflich zu machen, was derjenige Geist, die Fähigkeit, oder das Naturel eigentlich sey, der innerlich die Gemüther treibt, beseelet und anspornet, mehr eine, als die andre Lebensart zu erwählen; und sie auch vor allen andern dazu geschickt machet. Noch schwerer sey es zu sagen, ob dieses Naturell eine geschickte Einrichtung der Werckzeuge sey, die zu solcher Kunst gehören; oder eine richtige Mischung der Lebensgeister, oder nur ein besonderer Trieb, der von Natur, den Seelen

len eingepräget ſey? Gleichwohl könne man nicht läugnen, daß ſich nicht dieſer Geiſt, dieſe Fähigkeit in uns befinde, ſich nicht zeige, ſich nicht entzünde; nicht oft ſchon in der zarteſten Jugend, und in den ſchlechteſten Umſtänden zu erkennen gebe. Herkules wäre noch ein Kind geweſen, als er ſchon angefangen Schlangen zu zerquetſchen; Achill hätte ſchon in Mädchenkleidern, Schild und Lanze ergriffen; Hannibal hätte ſchon als ein Knab, an nichts anders gedacht, als an Italien; und ſo gienge es auch bey unzähligen andern:

Eſt Deus in nobis, agitante caleſcimus illo,
Impetus ille ſacræ ſemina mentis habet.

Wir würden zu weit gehen, wenn wir ſeine Betrachtungen über dieſen Trieb, oder Inſtinct weiter verfolgen wollten. Nur der Schluß davon auf der 6. S. iſt uns merkwürdig vorgekommen: „In der That, heißt es: wenn unſer Italien nicht ſolche große und vortreffliche Männer hervorgebracht hätte, welche ihm der Himmel vielleicht zur Erſetzung ſo vieler herben Unglücksfälle gegeben hat: wie hätte es immermehr der Macht, der Stärke, dem Reichthume benachbarter Gegenden die Wage halten können? Und du, o Rom! die du zwar noch das Haupt und die Königinn der Welt biſt, nicht ſowohl wegen der göttlichen Religion, deren Mittelpunct, und Meiſterinn du biſt: wenn du nicht eine fruchtbare Mutter ſovieler Helden, ein Tempel ſovieler Tugenden, eine Herberge und der Aufenthalt tauſend vortrefflicher Köpfe geweſen wäreſt;

wo würde wohl itzo, dieser dein so unsterblicher Ruhm, wo deine ganze Größe seyn? „

Hierauf redet er nun zuerst von den Poeten, und zeiget durch eine ciceronische Stelle, daß sie ohne eine Art einer Raserey nicht seyn können. Dieser natürliche Trieb wäre ihr geflügelter Pegasus, ihr Mercur, der sie in die schattigten Lorberwälder des heiligen Busches führe; der Stral des Phöbus, der ihnen schöne Gedancken eingäbe, u. s. w. Und daher käme es, daß die Dichtergaben so selten wären, u. d. m. Die Natur theile zwar ihre Gaben jedermann, aber mit Unterschiede aus: so wie nicht jeder Boden Gold und Silber, und Edelsteine, aber doch andre Gewächse hervorbrächte.

Er beantwortet sodann den Einwurf: daß vielmehr auf die Erziehung ankäme; die den biegsamen Geist der Jugend, wie ein zartes Wachs zu allem lenken könnte. Allein er zeiget aus der Ungleichheit aller Dinge, daß auch die Seelen nicht ganz gleich seyn könnten. Er fraget, obwohl jemand gehöret, daß ein Vater seinen Sohn zu einem Poeten machen wollen? und doch gäbe es in der arkadischen Akademie soviele! Doch gesteht er, daß man allerdings zur Dichtkunst auch Anführung haben müsse, das Sylbenmaaß, und die Kraft der Wörter zu lernen; so wie ein Maler die Zurichtung der Farben, und die Schattirungen lernen müsse. Aber gleichwohl könne ein Lehrer der Dichtkunst und Malerey, bey seinen Schülern nichts anders thun, als was Sokrates bey denen that, die er unterrichtete; wobey er, nach seinem eigenen Bekänntnisse,

das

das Handwerk seiner Mutter trieb, die eine Hebamme war.

Hiebey merket er an, daß jemand, der ein Talent zum Redner hat, darum nicht gleich zum Dichter ein Geschick habe, wie Cicero und Boccacio gewiesen. Daher hätten manche Maler, die sehr stark in Blumen und Landschaften gewesen, an Schlachten und Heldenthaten der Könige ihre Schande gemalet. Er will keines Wälschen Tadel hier einstreuen: wenn aber der Flamänder Teniers, bey seinen kleinen Figuren in dunklen Dorfschenken geblieben wäre; würde sichs niemand haben einkommen lassen, daß er so ungeschickt wäre, größere Stücke zu entwerfen, als man in einer Galerie in Flandern wahrnimmt. Virgil allein habe das Vorrecht gehabt, Schäfer und Helden, die anständige Frömmigkeit des Aeneas, und die Raserey der Dido, gleich glücklich zu malen.

Hier sieht er den Einwurf vorher: ob nicht vielleicht das Studiren des Alterthums, die Nachahmung, Rathschläge und Anführungen erfahrner Kenner, auch der Unfruchtbarkeit des Witzes zu statten kommen könnten? Er läugnet es nicht, daß alle diese Stücke der vornehmste Grund der schönen Künste sind. Aber er meynet, es sey ein großer Unterschied, ein vom Vitruv beschriebenes Gebäud, nachzubauen, wie Palladius zu Vicenza gethan; oder ein Bild vom Raphael nachzuschildern, wie Sarto gethan, als der Pabst dem Herzoge von Mantua ein Geschenk geben wollen; oder wie Pouſſin den Einfall des Timantes, in Vorstellung der Betrübniß Aga-

aber, wie sich geziemet hätte, zu nennen unterlassen. Wir errathen nicht, warum er dem Herren Lediard nicht eine gleichmäßige Billigkeit wiederfahren lassen, aus dessen vor etlichen Jahren zu Hamburg gedruckten, und mit gutem Beyfall aufgenommenen Englischen Sprachlehre er die am Ende angehängten Gespräche entlehnet und von Wort zu Wort abgeschrieben hat. Den Beschluß machen sieben kurze Briefe von mancherley Innhalt; die aber so beschaffen sind, daß nach ihrer Vorschrift schwerlich iemand einen guten deutschen Brief wird schreiben lernen.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin gleichsam im Vorbeygehen zu erinnern, wie wir neulich den allerersten gedruckten deutschen Briefsteller auf hiesiger Universitätsbibliothek entdecket haben. Er ist bald nach dem Anfange der Buchdruckerkunst in einem Folianten von ungefähr zweyhundert Blättern an das Licht getreten, und die Buchstaben sind noch in Holz geschnitten. An statt des Titels lieset man nach damaliger Gewohnheit auf der umgekehrten Seite des ersten Blattes nachfolgendes:

Hie hebt an der formalari darinn begriffen sind allerhand brief auch rethorick mit Frage und Antwurt zegeben tyttel aller stände, sendbrief, synonima und colores, das alles zu dem briefmachen dienen ist.

Der Beschluß aber heist also:

Hie endet sich der formalari darinn begriffen seind allerhand brief. Getruke und vollendet in der stat Augspurg von

Antho-

memnons nachgeahmet: und selbst etwas neues zu erfinden; und mit einer großen und männlichen Nachahmung, wenn man sich erst den Geist mit einem Vorrathe wahrer Schönheiten der Alten angefüllet, selbst aus eigener Kraft Dinge zu liefern, die Geist und Leben, Saft und Blut an sich zeigen.

So hätte Virgil den Homer, so Cicero den Demosthenes Tag und Nacht studiret, um ihn nachzuahmen. So hätte Raphael die stummen Bildsäulen, wie Prometheus die Sonne bestohlen; als er in der Capelle Sixtus des V, den Michel Angelo gesehen, Gott den Vater malen. Hier wären seine Begriffe wider Vermuthen so edel und erhaben geworden; daß er plötzlich nach seiner Arbeit gelaufen; uud das was er vorhin auch in Gestalt eines ehrwürdigen Mannes gemalet hatte, nun so erhöhet; daß er eine solche Majestät und göttliche Größe herausgebracht, die alles, was menschlich war, übertroffen. Wenn das kein Talent heißt: fraget er: was wird denn immer so heißen können?

Doch gesteht er endlich auch den Unterschied ähnlicher Talente, deren eins zeitiger, das andre später ausbricht. So hat Annibal Caracci, zwischen dem Guido, und Domenichino das Urtheil gesprochen; als beyde in einer Kirche ein Paar Stücke in frischen Gyps oder Kalk (al fresco) gemalet hatten: Daß nämlich Guido, als ein Meister, Domenico aber als ein Schüler gemalet hätte: gleichwohl hielte er mehr auf den Schüler, als auf den Meister.

Im Beschlusse bedauret er, daß oft die besten Köpfe im Staube lägen; preiset auch die Freygebigkeit

keit Pabſt Clemens des XI, der den Künſten dieſen unſterblichen Tempel der Ehren, das Capitol, zum Sitze gegeben; imgleichen Benedicts des XIV. des itzt regierenden Pabſtes Großmuth, der der Malerkunſt einen neuen Saal aus dem Grunde erbauet; ihn auch mit ſolchen Schätzen angefüllet. Er muntert dabey alle Künſtler auf, unter einem ſolchen Haupte, alles Mögliche zu thun.

II.

Les Ruines de Palmyre, autrement dite, Tedmor, au Deſert. A Londres, chez H. Millar dans le Strand 1753. in imper. Fol.

Wir haben unſern Leſern verſprochen, ihnen von den [illegible]ſten neuen Werken, die zur ſchönen Litteratur gehören, Nachricht zu geben. Dahin gehöret nun ohne Zweifel die Beſchreibung der Drümmer und Bruchſtücke einer vormals ſo prächtigen Stadt, als Palmyra geweſen: und wir halten alſo durch dieſen Auszug unſer Wort. Ein Werk, das ſo koſtbar iſt, daß es auch mit 12 Ducaten und drüber bezahlet wird, kann ſich nicht ein jeder anſchaffen; daher wird es den meiſten lieb ſeyn, hier faſt umſonſt, eine Kenntniß davon zu bekommen.

Die Engländer haben ganz allein das größte Verdienſt um dieſes alte Palmyra. Schon im 1696 ſten Jahre, gab Abrah. Seller zu London in gr. 8. heraus

heraus: The Antiquities of Palmyra, containing the History of the City, and its Emperors, from its Foundation to the present time &c. Damals hatten schon englische Kaufleute von Aleppo aus, die Reise in die wüsten Gegenden von Syrien gethan, und sowohl die Drümmer dieser Stadt überhaupt abgezeichnet, als ihre griechischen Aufschriften und Denkmäler abgeschrieben. Beyde waren dem gedachten Werke theils in Kupfer, theils gedruckt beygefüget; und daher hat auch **Fischer von Erlach**, in seiner historischen Architektur, die schöne Vorstellung von den Ruinen und Drümmern von Palmyra entlehnet.

Die zweyte neuere, und viel genauere Nachricht von gedachter alten Stadt, haben wir abermals den Engländern zu danken. In der Vorrede dieses prächtigen Werkes, wird uns folgende Nachricht davon gegeben. Zwo Personen, die aus Neugier schon etliche male Italien durchreiset hatten, glaubten: daß eine Reise, die mit Verstande, an die berühmten Oerter des Alterthums, sonderlich um das mittelländische Meer herum, unternommen würde, sowohl der Welt nützlich, als den Reisenden selbst angenehm und lehrreich werden könnte. Diese ihre Absicht theilten sie dem Herrn **Robert Wood**, dem Verfasser dieses Werkes mit, der bereits die meisten Oerter gesehen hatte, die sie besuchen wollten.

Die Freundschaft und Aehnlichkeit der Neigungen, verband sie immer genauer; aber sie sahen auch bald, daß sie noch einen vierten Mann nöthig hätten

ten, der der Baukunſt, und des Verfertigens der Riſſe kundig wäre. Sie ſchrieben an ihn, und beſprachen ihn zu ihrer Reiſe: ſeine Zeichnungen zeigen auch zur Gnüge, wie geſchickt er geweſen. Zu Rom war der Sammelplatz ihrer Geſellſchaft, wo ſie den Winter zubringen, ſodann nach Neapolis gehen, und ſich auf einem zu London gemietheten Schiffe, mit allem, was ihnen nöthig ſchien, einſchiffen wollten. Und das geſchah.

Sie ſtudirten den Winter durch die alte Geſchichte der Gegenden, dahin ſie dachten: giengen im Frühlinge nach Neapel, u. fanden ihr Schiff, welches eine Bibliothek von alten griechiſchen Geſchichtſchreibern, Poeten, und Alterthumsforſchern, auch Reiſebeſchreibungen, geladen hatte. Es brachte auch mathematiſche Werkzeuge mit, die ſie brauchen möchten; und allerley Geſchenke, für vornehme Türken und andre, deren Beyſtand ſie vieleicht nöthig haben könnten.

Sie ſegelten wirklich ab, und beſtrichen die meiſten Inſeln des Archipelagus, einen Theil des europäiſchen Griechenlandes, die europäiſchen, und aſiatiſchen Küſten des Helleſponts, des Propontis und des Bosphors, bis ans ſchwarze Meer. Sie drungen ferner in klein Aſien, Syrien, Phönizien, Paläſtina und Aegypten, und beſahen alle merkwürdige Oerter. Man weis wohl, daß hier allenthalben, vielerley merckwürdige Dinge zu ſehen ſind: allein dieſe Reiſenden ſuchten nicht ſowohl den itzigen, als den vormaligen Zuſtand dieſer Länder zu erforſchen; und ein jeder von ihnen richtete ſein Augenmerk auf etwas anders.

Es ist unmöglich, die Länder gleichgültig anzusehen, wo die schönen Wissenschaften entsprungen sind; wo Feldherren, Redner, Weltweisen, Poeten und Künstler ihrem Geiste so kühn den Schwung erlaubet, und der Menschheit Ehre gemachet haben. Auch mittelmäßige Umstände werden merkwürdig, wenn sie mit berühmten Thaten in den Geschichten in Verbindung stehen. Mann kann des **Miltiades** und **Leonidas** Leben nirgends angenehmer lesen, als in den marathonischen Feldern, und in der thermopylischen Enge. Am Ufer des **Skamanders** findet man neue Schönheiten in der **Ilias**; und die Odyssee hat nirgends mehr Reizungen, als in den Ländern, wo **Ulysses** gereiset ist, und Homer gesungen hat.

Wenn sie nun fanden, daß manche Gegend zur Erläuterung dieser oder jener Stelle eines Schriftstellers dienen konnte: so ließen sie dieselbe abzeichnen. Sonderlich haben sie geographische Karten für die Poeten entwerfen lassen, und 14 Tage mit großem Vergnügen angewandt, mit dem **Homer** in der Hand, eine Karte vom Flusse **Skamander** zu machen. Sie haben Aufschriften abgeschrieben, wo sich welche fanden, auch Stücke Marmor mitgenommen, so oft sie gekonnt; welches aber schwer, ja bisweilen, wegen des Geizes und Aberglaubens der Bewohner, unmöglich war.

Handschriften haben sie keine andre zu Kaufe gefunden, als bey den syrischen Maroniten. Und ob gleich ihre griechischen Bücher nicht sonderlich waren: so haben sie doch viel syrische und arabische

gekau-

gekaufet. Es war beſſer, auch viel ſchlechtes Zeug nach Europa zu bringen, als etwas nützliches in Sprachen, die ſie nicht verſtunden, zurück zu laſſen.

Die Baukunſt hat ihre vornehmſte Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, und damit iſt es ihrer Sorgfalt nach Wunſche gelungen. Da es hier auf ein genaues Maaß ankömmt: ſo haben ſie in klein Aſien alle Oerter beſuchet, wo ſie alte Gebäude vermuthen konnten; auch ſonderlich in Lydien, Jonien und Carien, ihre Mühe nicht bereuen dörfen. Sie hatten Grabſcheite und Hacken mit ſich, und haben den daſigen Bauren mit Ausgraben genug zu ſchaffen gemachet.

Die Muſter von drey Ordnungen der griechiſchen Baukunſt, die ſie gefunden, können zu einer ziemlichen Geſchichte, vom Urſprunge und Wachsthume dieſer Kunſt dienen; wenigſtens ihre Aenderungen vom **Perikles** bis auf den **Diocletian** lehren. Sie haben aber geglaubet, ſie müßten bey **Palmyra** anfangen, ihre Schätze bekannt zu machen; als auf welches die Welt am begierigſten war. Deſſen Aufnahme wird das Schickſal der übrigen beſtimmen. Von Athen werden ſie uns aber nichts liefern: weil ſie bey ihrer Ankunft daſelbſt, zween engländiſche Maler, **Steward**, und **Revet** gefunden, die bereits alles abzeichneten, in der Abſicht, die Welt damit zu beſchenken.

Was für Mühe, Beſchwerlichkeiten und Aufwand das alles gekoſtet, und was für Hinderniſſe dieſe wackern Männer zu überſtehen gehabt, kann ein jeder leicht ſelbſt denken: zumal, da ſie auch

III.

Essais sur la difference du nombre des Hommes, dans les tems anciens & modernes, dans lequel on établit, qu'il étoit plus considerable dans l'Antiquité. Traduit de l'Anglois de M. R. Wallace, par Mr. Joncourt, Prof. des Langues êtrangeres à Paris. A Londres 1754. in 8. p. 292.

Der Verfasser dieses Tractats ist ein Mitglied der philosophischen Gesellschaft zu Edenburg, und hat selbigen darinnen vorgelesen. Er wollte ihn auch nicht eher bekannt machen, bis gedachte Gesellschaft ihm unter ihren Werken Platz gegeben haben würde. Da sie aber keine gewisse Zeit zu ihren Sammlungen gesetzet hat, rieth man ihm, sich die Gelegenheit zu Nutz zu machen, da Herr Hume schon durch seinen politischen Discours von der Menge der Menschen bey den alten Völkern, die Aufmerksamkeit der Welt auf diese Materie gezogen. Das ist nun die Ursache, warum er seiner Abhandlung die erste Gestalt gelassen hat.

An der gegenwärtigen Gestalt der Erdkugel ist nichts zu finden, daraus man ein nothwendiges Daseyn derselben schließen könnte. Nichts lehret uns ihre Ewigkeit: und alles zeiget, daß das menschliche Geschlecht einen Anfang darauf gehabt habe. Ja die Erde ist nicht einmal überall zugleich, sondern nach und nach erst bevölkert worden. Eine kleine Zahl derselben, hat sich allmählich vermehret, und

sich

sich immer mehr von ihrem ersten Aufenthalte entfernet: nachdem Macht, Nothdurft oder Wahl sie dazu getrieben hat; bis endlich fruchtbare und unfruchtbare Gegenden besetzet werden.

Es ist ein angenehmer Anblick, die ersten Züge und Bevölkerungen der Welt zu übersehen; ihre Anführer, die erwählten Gegenden, und andre Umstände der ersten Pflanzvölker zu betrachten. Ohne die Schrift würden wir hier kein sattsames Licht haben. Ehe die Menschen Zeit und Lust bekommen konnten, ihre Geschichte aufzuzeichnen: mußten sie schon in gewisse ordentliche Verfassungen gerathen seyn; und dazu hat viel Zeit gehöret. Die Ursprünge der meisten Völker, sind also unmöglich herauszubringen. Noch schwerer ists, zu sagen, wie viel Zeit zur sattsamen Bevölkerung der Welt gehöret habe? Doch thut der Verf. einen Versuch, und will heraus bringen: wie bald durch ein einzig Paar, die Welt besetzet werden können.

Er setzet voraus, daß alle Menschen von reifem Alter heurathen; daß aus jeder Heurath 6. Kinder entstehen, und daß zwey davon, ein Knab und ein Mädchen jung sterben: so bleiben viere die Welt zu bevölkern. Man setze ferner, daß 33⅓ Jahre, nachdem das erste Paar geheurathet hat, die sechs Kinder gebohren worden; daß in den zweyten 33⅓ Jahren, auch die zwey neuen Paare eben so viele Kinder erzeuget, und daß diese vier neuen Paare, es in den dritten 33⅓ Jahren es eben so gemachet haben werden. So werden am Ende des ersten Jahrhunderts der Welt, 24 Menschen vorhanden seyn: dergestalt

kann man ſich in den erſten 200 Jahren der Welt, die Zunahme des menſchlichen Geſchlechts, und die Bevölkerung der Welt in folgendem Täfelein vorſtellen.

Perioden des Zeitlaufs.	Jahre des ganzen Zeitraums.	Seit letzter Periode Gebohrne.	Sind alſo ſeit letzter Periode geſtorben.	Bleiben alſo zur Fortpflanzung am Leben.	Die ſeit letzter Per. vor Alter Geſtorbene.	Summe derer in allen Perioden Lebendigen.	Vereinigte Summen der letztern Spalte.
1 S.	2. Sp.	3 Sp.	4 S.	5 Sp.	6 S.	7. Spalte.	8 Sp
0	1	0	0	0	0	2	2
1	$33\frac{1}{3}$	6	2	4	0	2+4	6
2	$66\frac{2}{3}$	12	4	8	2	6+8—2	12
3	100	24	8	16	4	12+16—4	24
4	$133\frac{1}{3}$	48	16	32	8	24+32—8	48
5	$166\frac{2}{3}$	96	32	64	16	48+64—16	96
6	200	192	64	128	32	96+128—32	192

Man darf bey dieſem Täfelchen nur wiſſen, daß in der 7. Spalte ein + die Addition, ein — die Sub-

Subtraction bedeutet; ſo daß aus dieſen Operationen allemal das Facit der 8 Spalte heraus kömmt, als die Zahl der Menſchen, die am Ende jeder Periode von 33⅓ Jahren wirklich leben. Ein jeder wird ſehen, daß die Vermehrung nicht übrig groß angenommen iſt. Denn wenn manche Aeltern nicht 6 Kinder zeugen: ſo giebt es dagegen andre, die 8. 10. 12. und mehrere zeugen. Manche heurathen auch viel zeitiger als im 33ſten Jahre; zumal in den alten Zeiten, wo man ſoviel Bedürfniſſe zum Eheſtande nicht nöthig hatte, als itzo. Da könnten alſo in 100 Jahren wohl vier bis 5 Perioden angenommen worden ſeyn. Allein das hat man nicht thun wollen. Manchen Aeltern ſtirbt auch eben nicht der dritte Theil ihrer Kinder: und die erſetzen die Zahl derer, wo die Hälfte, oder die meiſten ſterben. Aber auch dieſes iſt in den alten Zeiten der Einfalt weniger geſchehen, als bey der heutigen Weichlichkeit der Sitten in großen Städten geſchieht. Außerdem werden Adam und Eva wohl nicht 33⅓ Jahre gewartet haben, ehe ſie ihre ſechs Kinder erzeuget haben. Die Fortpflanzung in den erſten 100 Jahren wird alſo unſtreitig viel geſchwinder geſchehen ſeyn: zumal, da die erſten Menſchen nach ihrem 66ſten Jahre noch nicht aufhörten Kinder zu zeugen, auch ſelbſt viele 100 Jahre lebeten.

Geht man nun mit dieſem Entwurfe aus der 6 Periode weiter hinaus: ſo wird folgende Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts in den erſten 1000 Jahren herauskommen:

Anthonio Sorg am Dornſtag nach ſanct Michelstag do man zalt nach der Gepurt Criſti M CCCC und in dem LXXXIIII Jare.

III.

Eines ungenannten Gönners unſerer Arbeiten Critiſche Gedanken über den ſterbenden Cato.

Ich werde ſowohl als alle, die den Vortheil, den wir Deutſchen durch das Wachsthum unſerer Poeſie erhalten, lebhaft erkennen, von einem herzlichen Vergnügen gerühret, daß der in dieſem Stücke billig berühmte Herr Prof. Gottſched der Tragiſchen Poeſie durch den Deutſchen Cato die Bahn brechen wollen. Wäre ich Willens ihm die verdiente Lobrede aufzuſetzen, ſo ſollte es mir an nichts weniger, als ſattſamen Gründen dazu fehlen. So ſehr ich aber von dieſen ietzt verſchwiegenen Vollkommenheiten eingenommen werde; ſo hindert doch auch ſolches mich nicht, daß ich nicht geſtehen ſollte, daß ich hier und dar etwas wahrgenommen, welches ich als kleine Unvollkommenheiten anſehe. Es beſtehen dieſelbe kürzlich hierinne.

1) Deucht mich, der Herr Verfaſſer habe es ſich allzuſehr merken laſſen, daß er die Regel des Theaters beobachten wollen, nach welcher man ſich hüten ſoll, daß ſich die Handlung niemals in einer leeren Scene verlieren möge. Um dieſes zu vermeiden, heißt es faſt immer: Doch (z. E.) Cato kömmt bereits; dieſer oder jener erſcheinet: Wie dann

Perioden.	Jahre.	Summe derer, die in jedem Zeitlaufe am Leben sind.
7	233	384
8	266	768
9	300	1536
10	333	3072
11	366	6144
12	400	12, 288
13	433	24, 576
14	466	49, 152
15	500	98, 304
16	533	196, 608
17	566	393, 216
18	600	786, 432
19	633	1, 572, 864
20	666	3, 145, 728
21	700	6, 291, 456
22	733	12, 582, 912
23	766	25, 165, 824
24	800	50, 331, 648
25	833	100, 663, 296
26	866	201, 326, 592
27	900	402, 653, 184
28	933	805, 306, 368
29	966	1610, 612, 736
30	1000	3221, 225, 472

Hier wird nun mancher erstaunen, wie groß die Zahl der Menschen schon in der Welt gewesen seyn muß, als

als Noah gebohren worden. Will man noch 600 Jahre weiter fortgehen, bis an die Sündfluth, wie es denn leicht ist, die Zahlen jeder Periode zur folgenden zu verdoppeln: so wird man noch mehr erschrecken. Und gleichwohl hat der Verfasser das menschliche Leben nur auf 100 Jahre gesetzet; da doch die Menschen vor der Sündfluth viel länger gelebet haben. Fallen nun gleich hin und her Unrichtigkeiten vor; z. E. daß nicht alle Leute heurathen, oder manchmal ein Sterben einreißt: so werden auch wieder andre desto fruchtbarer seyn, und den Mangel ersetzen. Kurz man wird die Billigkeit der Rechnung leicht einsehen; zumal wenn von weit ältern Zeiten die Rede ist, wo viel weniger zum menschlichen Leben gehörte. Doch gesteht der Verfasser, daß noch immer an dieser Rechnung viel fehlen wird.

Nach diesem machet derselbe den Ueberschlag; wie stark wohl itzo die Welt bevölkert seyn mag. Wenn alle Länder so volkreich wären, als England: so würde sie 4960 Millionen Menschen haben. Wäre sie nicht stärker bewohnet als Schottland: so würde sie doch über 1650 Millionen hegen. Wäre alles, Spanien gleich, so wärens nur 1055 Millionen. Wenn sie aber Holland gliche: so würde sie 34700 Millionen Menschen haben: so wie sie hingegen nur 475 Millionen halten würde, wenn sie dem russischen Kaiserthume überall gleich wäre. Will man nun zwischen diesen beyden die Mittelzahl nehmen: so muß sie wenigstens 1000 Millionen Menschen in sich halten. Soviel aber ist gewiß,

wiß, daß vor der Sündfluth viel mehr Menschen gewesen seyn müssen, als itzo leben. Denn da wir schon im 1000sten Jahre der Welt 3221 Millionen hatten; und da nach der Sündfluth vorm Cyrus 1800, bis auf Alexanders Zeiten aber 2000 Jahre verflossen: so kann man leicht denken, daß auch damals erstaunlich viel Menschen gewesen seyn müssen.

Wir können dem Herrn Verfasser nicht überall so genau folgen; in dem er fortfährt zu zeigen: wie volkreich die Welt in vorigen Zeiten gewesen. Er setzet dabey einige Wahrheiten zum voraus: 1) Daß ein wildes Volk, welches bloß vom Jagen, Fischen und der Viehzucht lebet, niemals so zahlreich seyn könne als ein anders, wo der Ackerbau im Schwange geht, und der Handel blühet. 2) Da außerdem, auch nicht alle Himmelsgegenden, und Erdstriche ganz gleich fruchtbar sind; so müßte ein großer Unterschied in der Bevölkerung der Länder sich äußern. 3) Komme auch auf die Einrichtungen und bürgerlichen Verfassungen der Völker sehr viel an, ob sie sich sehr oder wenig ausbreiten. Wo jeder Eigenthümer viel Land hat, da kann es nicht so gut angebauet werden, und so volkreich nicht seyn, als wo jeder nur ein klein Stück Feld hat. 4) Weil alles auf die Menge der Heurathen ankömmt: so würde jedes Land volkreich werden, wo man das Heurathen beförderte; die Ueppigkeit im ledigen Stande aber hinderte; imgleichen dem Prachte und der Verschwendung steurete, welche die Leute vom Heurathen abschrecken. 5) Da die Menschen von Erdfrüchten und vom Viehe leben;

leben: so müsse man, ein Land volkreich zu machen, den Ackerbau, die Viehzucht, das Fischen und Jagen befördern. Die Handwerker und Künstler, hält er für so geschickt nicht, ein Land volckreich zu machen; weil sie die Nahrungsmittel wohl verzehren, aber nicht vermehren: worinn ihm aber Holland und alle große Städte widersprechen. Doch ist es auch wahr, daß in großen Städten viel Laster einreißen, welche die Anzahl der Menschen merklich vermindern. Wo man am wohlfeilsten lebet, und am wenigsten brauchet, da vermehren sich die Menschen viel stärker, als da, wo alles theuer ist, und viele Schwälgereyen, Putzwerke und Ueppigkeiten im Schwange gehen.

Hier hebt er nun an zu zeigen: daß die alten Völker viel zahlreicher gewesen, als itzo die gesittetsten Völker sind. Die alte Geschichte setzet uns durch die Größe und Kostbarkeit öffentlicher Werke, durch die Größe ihrer Heere, u. d. gl. in Erstaunen. Isaak Vossius ist zwar zu sehr für das Alterthum eingenommen gewesen, und hat das heutige Europa nur auf 30 Millionen stark bevölkert gerechnet. Und Montesquiou ist eben so ausschweifend, wenn er in seinen Lettres Persanes L. 108. Europa um Cäsars Zeiten, für dreyßigmal volkreicher hält, als itzo. Diodor von Sicilien, der um Cäsars Zeit lebte, behauptet, daß vormals die Welt viel mehr Volk gehabt, als zu seiner Zeit: und Strabo, der unterm August und Tiber schrieb, bemerket auch den Verfall sehr vieler volkreichen Städte. Z. E. der Theil von Italien bey Tarent, zählte vormals 13 große

Städte

Städte, davon zu seiner Zeit nur Tarent und Brundusium übrig waren. Die alten Kriegsheere des Ninus und der Baktrianer, deren jedes sich auf die 400,000 Mann belaufen, ingleichen der Gothen und Dacier, die sich oft auf die 200,000 erstrecket; beweisen eben das. Die Meder hatten einmal wider die Cadusier 800,000 M. Wider Troja führten die Griechen auf 1185. Schiffen ein Heer, dergleichen sie nachher niemals ins Feld gestellet haben, nämlich über 100,000 Mann. Als die Helvetier aufbrachen, ihr Land zu verlassen, zählten sie ihre Mannschaft mit Weibern und Kindern, und fanden

263000 Helvetier,
36000 Telinger,
14000 Latobriger, aus dem Brisgau,
23000 Rauraker, Baseler,
32000 Bojer, oder Bayern,

in allem 368000 Mann,

davon 92000 das Schwert trugen; und den vierten Theil der Nation machten.

Aus diesen und dergleichen Anmerkungen, sonderlich über Aegypten und Palästina, über Griechenland, und Rom, und Sicilien, und Gallien, u. s. w. zeiget der Herr Verfasser, wie zahlreich die Menschen gewesen, ehe die verderblichen Menschenfeinde, die herrschsüchtigen Römer, sich die Welt unterwürfig zu machen angefangen. Ihre ewigen Kriege, mit ihren nächsten Nachbarn, schafften keine unglaubliche Menge von Menschen aus der Welt.

Die

Die Aequer und Volsker, waren so wehrhaft als die Samniter; und Livius wundert sich selbst, wo sie bey so langen Kriegen alles Volk hergenommen.

Nun läugnet er zwar nicht, daß es auch andre Ursachen der Verminderung des menschlichen Geschlechts geben könne: z. E. die Veränderungen der Luft und Sonnenwärme; die abnehmende Kraft der Erden, u. d. gl. Aber es scheint nicht, daß dergleichen irgendwo, geschweige denn überall, vorgefallen seyn sollte. Auch Krankheiten könnten etwas wirken, z. E. die Blattern und die geile Sucht, die aus Asien und America nach Europa gekommen. Denn jene hat man in Europa, vor dem 640sten Jahre Christi nicht gekannt: und von 11 Personen sterben mindstens 2 daran; welches im Ganzen schon sehr viel beträgt. Diese aber ist erst 1493. in der Belagerung vor Neapolis unter den Franzosen entstanden: und ob gleich wenige daran sterben; so machet sie doch unzählige Personen beyder Geschlechter unfruchtbar. Hierzu kömmt die Schwälgerey neuer Zeiten, welche die Gesundheit schwächet, und ungesunde krüpplichte Kinder erzeuget.

Doch schiebt der Herr Verfasser sonderlich die Entvölkerung der Welt auf folgende Ursachen: 1) Der Unterschied der Religionen, deren einige den ehelosen Stand einführen, und die Länder ganzer Millionen Kinder berauben. 2) Die verschiedenen Gewohnheiten im Hauswesen, da man die Bedienten nicht heurathen läßt; und in Unterhaltung der Armen. 3) Die heutige Art vieler Länder in der Erbfolge, da man nur den ältesten Sohn reich, und alle

andre Kinder arm machet. 4) Die wenige Aufmunterung zum Heurathen, die es itzo überall giebt. 5) Die unzählbaren Kriegsheere, die man in Europa auf den Beinen hält, und nicht heurathen läßt. 6) Die allzugroße Ausbreitung des Handels zur See, die viele tausend Menschen dahin reißt. 7) Die Vernachläßigung des Ackerbaues. 8) Die allzugroßen Staaten, die es heute zu Tage in Europa giebt: wo insgemein die einzige Hauptstadt alles an sich zieht, alles andre aber entblößet und elend wird. 9) Der Untergang aller kleinen Staaten, durch die mächtigen Monarchien, sonderlich durchs römische Reich; endlich 10) Der Verlust der alten Einfalt in den Sitten, die zum Besten des menschlichen Geschlechtes, so lange geherrschet hatte.

Alle diese Stücke führet der Herr Verfasser gründlich aus. Sonderlich hat uns die Ausführung des neunten Puncts ungemein gerühret. Man muß nothwendig gegen das unruhige, gegen das blutdürstige und mörderische Rom recht aufgebracht werden; wenn man dasjenige liest, was er aus den alten Schriftstellern von seinen verderblichen Kriegen gesammlet hat. Alle Pesten und Erdbeben, alle Schiffbrüche und Henkerknechte, haben soviel Menschen nicht aufgerieben, als das herrschsüchtige Rom. Sie verwüsteten fast alle Städte, die sie unter sich brachten. Männer, Weiber und Kinder, mußten in Ausonia, Minturea, Vescia und Luceria bey den Sammnitern über die Klinge springen. Innerhalb 50 Tagen nahmen sie ein und

vierzig

vierzig Flecken der Aequer ein, und verbrannten und ermordeten alles, wie Livius erzählet. Kurz über die Samniter triumphierten sie in 50 Jahren 24mal, wie Florus saget, und rotteten das ganze Volk aus u. s. w.

IV.

Gedanken vom Tode und der Ewigkeit.

Entschlafne Sinnen, kommt zurück!
Werft endlich einen düstern Blick,
In ungewißheitvolle Zeiten.
Der schwache Körper kracht und bricht,
Und unser Auge dringt doch nicht
In jene dunkeln Ewigkeiten.

Der Muth entfällt, die Kraft entweicht,
Der Augenblick, der itzt verstreicht,
Hat wirklich unser Ziel verkürzet:
So schnell fährt unser Leben hin,
Bis uns des Schicksals Eigensinn
In finstre Särg' und Grüfte stürzet.

Der Tod, vor welchem sich zuletzt
Die menschliche Natur entsetzt,
Zerstört doch einst den Bau der Glieder.
So geht des Schöpfers Meisterstück
In sein gewesnes Nichts zurück:
So stirbt der Mensch, und kömmt nicht wieder.

Ihr Gräber, öffnet einen Riß!
Ich will durch Nacht und Finsterniß
Den Rest verdorrter Leichen schauen.
Der Anblick scheint zwar fürchterlich:
Ich seh mein Bild, ich sehe mich,
Im Voraus schon nicht ohne Grauen.

Da liegt der Mensch in Asch und Staub!
Die Schönheit ist des Moders Raub,
Der Hochmuth muß die Erde küssen.
Dem Mächtigen gebricht die Kraft,
Dem Weisen ist die Wissenschaft,
Dem Reichen der Genuß entrissen.

Ist das der Mensch, dem alles weicht?
Dem kein Geschöpf der Erde gleicht?
Den keine ganze Welt vergnüget?
Der Mensch, der seiner selbst vergißt,
Der eher nicht zufrieden ist,
Bis er in Sand und Erde lieget?

So fährt er hin, so hört er auf!
Sein sorgenvoller Lebenslauf,
Hat endlich dieses Ziel gefunden.
Er hofft, er wünschet, denkt und sinnt;
Und eh er einen Schluß verbindt,
So ist sein irdisch Seyn verschwunden.

Soll

Soll unser Wesen länger nicht,
Als bis der schwache Körper bricht,
Nur diese kurze Zeit bestehen?
Soll selbst der Geist, der uns beseelt,
Wann ihm die alte Wohnung fehlt,
Ins dunkle Reich der Schatten gehen?

Wie? läßt ein Wink, der uns gebaut,
Ein harter Schluß der Ewigkeit,
Die Menschen sonder Hoffnung sterben?
Beweist der Schöpfer seine Macht,
Durch die er uns hervorgebracht,
Aufs Neue so, daß wir verderben?

Wo ist ein Schluß, der uns beweist,
Daß der vom Leib entrißne Geist
Sich nicht, wo dieser stirbt, verlieret?
Wo hat uns noch von seiner Kraft,
Und von der Seelen Eigenschaft
Ein Weiser deutlich überführet?

Hier spricht Natur und Beyfall: Nein!
Die Seele muß unsterblich seyn;
Und nach dem Tode noch bestehen.
Sie, die ein denkend Wesen ist,
Wird, wann sie gleich den Leib vermißt,
Kein Grab in seiner Asche sehen.

Tritt selber auf, verborgner Geist!
Sprich, wer dich also denken heißt,
Und wer dich diese Hoffnung lehret?
Du schweigst, o unerkanntes Licht?
Wird uns dein Wesen eher nicht,
Als in der Ewigkeit erkläret?

dann in der Erſten Handlung der 2. 3 5. in der andern Handlung der 3 4. in der dritten der 2. 3. 4. in der vierdten der 2. 3. 5. durch ſolche Formeln mit dem vorhergehenden verknüpfet iſt. Die fünfte Handlung gefällt mir in dieſem Stücke ungemein. Der nöthige Zuſammenhang iſt deutlich genug in der Sache ſelbſt zu ſehen, und daß dieſer oder jener kommt, iſt gleichwohl niemals zu ſehen.

2) So iſt es auch nach den Regeln nothwendig, daß man den Character der Perſonen, ſonderlich des Haurthelden, bald zu erkennen gebe. Dieſes thut Arſene, welche der Phenice den Cato nach ſeiner völligen Gemüthsbeſchaffenheit abmahlet. Weil aber dieſes geſchiehet, da ihnen der Cato ſchon zu Geſichte kommt, und die Rede von ihm doch ziemlich lang währet, ſo wird es unwahrſcheinlich, daß Cato, der in den Saal kommt, nichts davon gehöret und ſie ſollte Zeit gehabt haben, ihn alſo abzumahlen.

3) So kommt es ſowohl mir, als noch dreyen Freunden, denen ich dieſe Tragödie vorgeleſen, für, als wann Cäſar, wo nicht gröſſer, doch eben ſo groß als Cato characteriſiret ſey. Cäſar ſcheint billiger als Cato. Man tadelt gleichſam bey ſich ſelbſt den Cato, daß er ſo eigenſinnig alles verwirft, und dem ſo ſchön vorgeſtellten Cäſar mit ſolcher Grobheit begegnet. Als zum Exempel: Im dritten Auftritt der vierdten Handlung fraget Cäſar: Was der Rath der Römer in Utica wünſchete? und der Ausdruck iſt ſehr freundlich abgefaſſet. Cato aber antwortet:

Nichts bringet dieſen Geiſt zur Ruh:
Er nimmt nur an Verlangen zu;
So lang ihn noch der Körper bindet.
Gewiß, ſein Trieb geht viel zu weit,
Und ſuchet in der Ewigkeit
Die Ruhe, die er hier nicht findet.

Wär unſerm Geiſt die Denkungskraft,
Von Gott und ſeiner Eigenſchaft,
Und Pflicht und Ewigkeit verborgen:
So würd' er ja für ſonſt nichts mehr,
Als wie er zeitlich glücklich wär,
Und für kein ander Leben ſorgen.

Wer bringt uns aber auf die Spur?
Die Allmacht wirkt in die Natur,
Wer glaubt, daß dieſe trügen ſollte?
Die Hoffnung iſt ja allgemein:
Der Schöpfer mußte grauſam ſeyn,
Wann er uns doch verderben wollte.

Zwar, ſeine Macht iſt unumſchränkt,
Weil alles, was man von ihm denkt,
Die ſchwachen Sinnen überſteiget.
Wir ſehn ihn nur in Dunkelheit,
Bis endlich Licht und Ewigkeit,
Uns ſeinen Zweck erſt näher zeiget.

O Weſen! dem kein Weſen gleicht!
So wie dich kein Begriff erreicht,
So wie dich keine Sinnen faſſen:
So unbegreiflich zeigt ſich mir,
Auch wieder deine Güte hier:
Du kannſt mich nicht verderben laſſen!

Mein Glauben baut auf dieſen Grund,
Und mit ihm will ich noch geſund,
Natur und Todesfurcht beſtreiten.
Brich, ſchwacher Körper, wann du willt;
Die Seele, die du eingehüllt,
Wird dich nicht in das Grab begleiten!

Philippi,
Lieutn. in Naſſ. Diezischen Dienſten.

V.

Beſchluß des Auszuges, aus des Don Velaſquez Hiſtorie der caſtilianiſchen Dichtkunſt.

Nach dieſem bisherigen Flore, fiel die ſpaniſche Dichtkunſt beym Eintritte des XVII. Jahrhunderts, in eine große Mattigkeit. Zu dieſem Verfalle trugen die Wälſchen, durch ihre böſen Exempel, nicht wenig bey, welche Spanien ſich zu Muſtern erwählet hatte. Die Schickſale des guten Geſchmackes bey allen Völkern, ſind einander ähnlich: und verdienen alſo, auch uns Deutſchen zur Lehre, genau bemerket zu werden. Umſonſt hatte ſich die toſcaniſche Dichtkunſt, ſeit ihrer Auferweckung, zum höchſten Gipfel erhoben: ſie konnte doch der Verderbniß des übeln Geſchmackes nicht widerſtehen. Ein Arioſt und Guarini ſpielten vor; ein Marino und Loredan aber verderbten, durch ihre falſche Spitzfindigkeit, alles auf den Grund. Sie ſchminkten ihre natürliche Schönheit und Pracht, durch den falſchen Glanz ihrer Concetti, und durch gezwungene Metaphoren und Anſpielungen: eine Peſt, die

schon in Griechenland und Rom so ansteckend gewesen war; daß sie das goldne Alter ihrer Dichtkunst und Sprache in ein silbernes und ehernes verwandelt hatte.

Die wälsche Seuche des übeln Geschmackes aber, drang auch über die See nach Spanien: dessen Einwohner damals fleißig nach Wälschland reiseten, und so angesteckt wiederum heimkehrten; daß bald die Liebe zum Schwulste der herrschende Geschmack von Spanien ward. **Lorenz Gracian** trug nicht wenig durch ein Werk dazu bey, welches den Titel führte: Agudeza, y arte de ingenio; und welches auch unsern Lohenstein verführet hat. So geht es, wenn man den Witz zur Kunst machen; und ihn durch unzeitige Regeln erzwingen will! **Manuel Thesaurus** schadete seinen Wälschen eben so eifrig durch seinen Tractat: Anteojo Aristotelico; (oder de dictione arguta: von der sinnreichen Schreibart: den bey uns Wagenseil bekannter gemachet, und wodurch er die Pegnitzschäfer verführet hat.) Seit der Zeit verschwand der gute Geschmack in der Dichtkunst und Beredsamkeit in Spanien.

Indem also die Dichter dieses Jahrhunderts, dem wahren Fleiße in den schönen Wissenschaften entsageten; um sich den Spitzfindigkeiten ihres Witzes, und dem Feuer ihrer Einbildungskraft zu überlassen: so vergaßen sie allmählich die rechten Regeln der Kunst *. Man unterschied indessen drey besondre Rot-

* Geht es bey uns Deutschen itzo nicht eben so schlimm, als es Velasquez von seinen Spaniern erzählet?

Rotten von Dichtern, die Verderber des Geschmackes geworden.

Die erste war diejenige, die aus Unwissenheit, oder der noch schändlichern Verachtung der guten Regeln, von der dramatischen Poesie, die Schaubühne verderbte; indem sie darauf den Mangel der Regularität und des Wohlstandes, die Pedanterey, und sonderlich das seltsam Wunderbare, oder Ungeheure einführeten **. Die vornehmsten Häupter dieser Rotte waren, Christoph von Virues, Lopez de Vega, und Juan Perez von Montalvan, auf welche Calderon, Salazar, Candamo und Jamoza, nebst verschiedenen andern gefolget sind. Diese setzten nämlich, zu den übrigen Fehlern, den Schwulst in der Schreibart, den selbst die Epopee nicht übertreffen, und die dithyrambische Poesie nicht erreichen konnte.

Die zweyte war der Liebhaber der Spitzfindigkeiten (concetti) d. i. derer, welche den poetischen Ausdruck in der Grübeley, dem Zwange, dem Flittergolde, und den Wortspielen, in außerordentlichen Metaphoren, und ungeheuren Vergrößerungen; ferner in Paronomasien, Antithesen, Zweydeutigkeiten, und klingenden prächtigen Wörtern suchten *. Die Urheber dieser Schreibart sind in der lyrischen Poesie eben die-

** Ist es bey uns wohl ein Haar anders, seitdem man bey uns die englische Schaubühne einzuführen gesuchet?

* Könnte man unsre heutige Zürcherschule wohl mit lebendigern Farben abschildern? Und doch redet Hr Velasquetz von seinen Spaniern des vorigen Jahrhunderts.

dieselben gewesen, welche die dramatische verderbet haben.

Die dritte Rotte war diejenige, die sich los cultos nennete; und eine gewisse Art von poetischer Gelehrsamkeit zeigen wollte: indem sie eine dunkle, und von der gemeinen Mundart abgehende Sprache redete. Sie erfand neue, prächtige und rauschende **Pompwörter**; außerordentliche Wortfügungen, kurz, ein seltsames Gewäsch, und zwar mitten in Castilien **. Don **Luis von Gangara**, war der Urheber dieses Geschmackes; der Graf von **Villa-Mediana** folgte ihm; **Manuel**, Bruder **Palavißino**, oder **Don Felix de Arteaga**, nebst vielen andern traten in seine Fußtapfen. Diese treuen Schüler nun trieben sogar die allgemeine Verderbniß noch weiter und höher, als ihr Anführer *** gethan hatte.

Kurz, dieses alles war von einem verderbten Jahrhunderte zu vermuthen, darinn die schönen Wissenschaften vernachläßiget, und der gute Geschmack gleichsam aus der Nation verbannet war. Der Geist der Kleinigkeiten, der sich gleichsam des ganzen Volkes, so wie der Dichter und Redner bemächtiget hatte, theilte die Titel der Discretiones denjenigen aus, die in einem erleuchtetern Jahrhunderte nichts, als Verachtung verdienet haben würden.

Man

** Ist das nicht abermal ein Bild von den Zürcher Epopöendichtern? ausgenommen, daß sie nicht mitten in Meißen schreiben.

*** Wie es bey uns auch, mit den Nachahmern eines gewissen Dichters gegangen.

Man weis es nur gar zu gut, daß in einer Zeit, wo die Unwissenheit oben schwimmt, die eitle Spitzfindigkeit allemal für Geist und Witz gelten muß.

Hr. Velasquez glaubet nicht verbunden zu seyn, zu untersuchen: ob die Werke der vornehmsten Häupter dieser Zeiten es verdienen, auf die Musterrolle des spanischen Parnasses gesetzet zu werden? Allein er erkläret im Namen von ganz Spanien: daß man den Portugiesen, oder einer jeden andern Nation, die sichs anmaßen wollte, sehr gern die Ehre einer solchen Schreibart abtreten wolle, als Gongora eingeführet; und es von Stund an, bey dem Widerrufe Manuels von Faria y Souza (in s. Europa Portuguesa. T. III. P. 4. Cap. 8) bewenden lasse: daß Sie nämlich die ersten gewesen, die in dem stilo culto, oder der gefirnißten Schreibart geschrieben haben *. Er setzet noch hinzu: daß ihre Aufsätze in der Prosa difficile, die von eben der Art sind, als ihre Verse im stilo culto, es darthun: daß sie wirklich in dieser Art vorzügliche Gaben besitzen. Daß aber die Griechen, die Lykophrons Cassandra zum Muster in dieser Schreibart angeben konnten, sich niemals eine Ehre daraus gemachet haben.

Diese Griechen, setzet Hr. Velasquez hinzu, die alle andre Völker für Barbarn hielten, haben sich dieses poetischen Werkes niemals gerühmet. Indessen waren sie, dessen ungeachtet, nicht weniger ehrliebend, auch nicht ungelehrter als die Spanier, oder Portugiesen, zur Zeit Don Sebastians gewesen sind.

* So wie wir es itzo den Schweizern gern einräumen.

Die Nachahmer der gongorischen Schreibart, haben sich erkühnet, zu unsern Zeiten wieder hervorzu kommen **: allein man hat ihnen bey Gelegenheit, des Gedichtes auf den heiligen Antonius, vom Don Pedro Nolasco de Ozejo einen kurzen Proceß gemachet. Hr. Velasquez begnüget sich, das Urtheil zu wiederhohlen, welches die Verfasser des spanischen Tagebuches der Gelehrten, in dem Auszuge dieses Gedichtes im stilo culto, gefället haben: „Viele glückliche Geister, welche die Neuig„keit der gongorischen Schreibart verführet hat„te, haben sie mit so gutem Erfolge nachgeah„met, daß sie den Erfinder beschimpfet; und sich nebst „ihm zum Gegenstande des öffentlichen Gelächters „und der Verachtung gemachet haben! „

Herr Velasquez verschiebt es auf ein andermal, im Abschnitte von der spanischen Komödie, vom Lope de Vega, und den Unordnungen, die er auf der Bühne eingeführet hat, zu reden. Diese Unordnung, saget er, gieng immer weiter. Allein um die Geschichte des IV. Alters der castilianischen Poesie zu schließen, benachrichtiget er die Liebhaber der spanischen gelehrten Historie: daß es mitten in diesem verderbten Jahrhunderte, noch immer standhafte Gelehrte gegeben, die den Credit der Nation in den schönen Wissenschaften behauptet; in dem sie in ihren Schriften, diese verderblichen Neuerungen herzhaft verdammet haben.

Diese bisherigen Auszüge von der spanischen, oder castilianischen Dichtkunst, aus dem Werke des

** Wie bey uns die Lohensteiner wieder aufgestanden.

des Herrn Velasquez, können nun ſchon zulangen, unſern Landsleuten einen Begriff von den witzigen Köpfen dieſes Volkes zu machen: ob wir gleich noch nicht bis aufs itzige Jahrhundert gekommen ſind. Vielleicht bekommen wir ſelbiges gar einmal in einer bekanntern Sprache zu leſen: bis dahin müſſen ſich die Liebhaber der ſpaniſchen Litteratur gedulden.

VI.

Nachricht von der neulichen öffentlichen Verſammlung der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte, am hohen Friedrichstage den 5. des Lenzmonaths.

Zu der Feyer dieſes für ganz Sachſen dreyfach merkwürdigen Jahrstages, hatte der Vorſteher der Geſellſchaft durch einen gedruckten Bogen eingeladen: darinn die zweyte Fortſetzung und der Beſchluß der Geſchichte des erlauchten Palmenordens enthalten war. Nachdem nämlich Herzog Wilhelm der IV. zu Sachſen-Weimar, 1662 den 17 May geſtorben war: blieb zwar, verſchiedener wichtigen Vorfälle wegen, der Orden etliche Jahre ohne Haupt. Endlich aber vereinigten ſich vier Söhne des erblichenen Herzogs, mit einigen der vornehmſten Mitglieder, dieſe Würde Herzog Auguſten, Adminiſtratorn zu Magdeburg in Halle, aufzutragen. Dieſes geſchah 1667. durch den geheimen Rath und Kanzler D. Krauſen. Und ſeit dem

dem beſorgte gedachter Herzog Auguſt alles, was einem Obervorſteher des Palmenordens gebührete; ernannte auch von Zeit zu Zeit neue Mitglieder deſſelben. In Neumarks neuſproſſendem Palmbaume ſtehen nur die von zweyen Jahren; weil dieß Buch 1668 herausgekommen, und alſo nicht weiter gehen konnte. Allein in den kritiſchen Beyträgen, hat der Hr. Prof. G. ſchon vor 20 Jahren 1736. die ganze Zahl derſelben, auf die zehn folgenden Jahre, bis 1678. bekannt gemachet. Da aber der Orden noch zwey Jahre hernach, nämlich bis an den Tod Herzogs Auguſts 1680. geſtanden: ſo fehlten noch einige neuernannte Mitglieder: und dieſe hat Hr. Paſt. Herdegen zu Nürnberg, in ſeiner Nachricht vom Pegnitzſchäferorden, vollends bekannt gemachet. Daraus erhellet nun, daß Herzog Auguſt XIII. fürſtliche Perſonen, und überhaupt 101. Mitglieder aufgenommen: der ganze Orden aber, vom Anfange 1617. bis zum Ende 1680. auf 890. Perſonen angewachſen ſey.

Nach einigen Lobſprüchen Herzogs Auguſts werden auch die gelehrten Mitglieder bekannt gemachet, die durch ihre Schriften berühmt geworden. Dieſe ſind **Caſpar Stieler**, ſonſt der Spate genannt, **Martin Rempe**, **Chriſtian Franz Paulini**, Herr **Ferdinand Albrecht**, Herzog zu Braunſchweig, **Joh. Chr. Arnſchwanger**, und **Joach. von Sandrart**. Nach Beantwortung einiger Vorwürfe, die man der fruchtbringenden Geſellſch. gemachet, erfolgete die Einladung ſelbſt, mit der Anzeige der dießmaligen Redner, und der Materien

ihrer

ihrer Vorlesungen; die wir sogleich, bey der Versammlung selbst melden wollen.

Den 5ten des Lenzmondes nämlich, nachmittags um 3 Uhr, fand sich eine ansehnliche Zahl vieler charakterisirten vornehmen königlichen Bedienten, einiger hiesigen Herren Grafen und Freyherren, vornehmen des Raths, Gelehrten und von Adel, nebst dem dermaligen Rectore Magnifico der Universität ein; der studirenden Jugend zu geschweigen, so sich gleichfalls häufig eingestellet hatte. Herr Professor Gottsched, machte mit einer Abhandlung, von der ersten Einführung der schönen Wissenschaften in Sachsen, den Anfang.

Wir wollen einige Stellen, und einen Auszug davon vorläufig mittheilen, bevor irgend das ganze Stück durch den Druck bekannt wird, welches so bald noch nicht geschehen dörfte. Der Anfang lautete so:

P. P.

„Ein Tag, der mit dem größten Rechte ganz Sachsen heilig ist; ein Tag, den Hof, Stadt und Land, als eins ihrer herrlichsten Jahrfeste begehen; ein Tag, den auch die sächsischen Musen mit innigster Freude, als einen vollkommenen Freudentag ansehen; fodert gewiß auch von unserer Gesellschaft öffentliche Opfer, und redliche Wünsche.

Vergnügtes Sachsenland! ein dreyfach glückliches Gestirn erscheint heute über deinem aufgeklärten Horizonte. Wie du vor 100 und mehr Jahren dreyer durchlauchtigsten Johann Georgen, des Vaters, Sohnes und Enkels Namenstage, zugleich gefey-

. . . . dir, was du ihm gedroht,
Das iſt, den Untergang, wo nicht, ſich ſelbſt den Tod.

Dieſe Antwort habe ich, ſo oft ich die Tragödie überleſen, nicht billigen können, und habe gefunden, daß, ſo oft ich ſie Fremden vorgeleſen, ſie allemal gemeynt haben: Es wäre kein Wunder, daß Cäſar die Gedult verlohren hätte.

Was das anbelangt, daß Cäſar und Cato gleich groß dargeſtellt werden, ſo kan in eben beſagter Scene folgendes eine Probe ſeyn:

Cato, ſpricht er, wolle **morgen früh** mit der Beſatzung einen Ausfall gegen die Belagerer thun und in ihrem Lager Mord und Verheerung ausbreiten.

Cäſars Antwort zeiget hierauf alle Gröſſe Catonis, und im Verfolg derſelben iſt eine ſolche Rechtfertigung ſeines Thuns, daß man faſt dem Cäſar mehr Glück gönnet, als den Belagerten. Es heißt:

. . . . Meynt ihr, daß Cäſars Macht
Euch nicht beſtürmen kan, eh ihr vom Schlaf erwacht,
Mein Vorſatz war bisher der Römer Reſt zu ſchonen,
Allein, da Stolz und Grimm ſo reichlich bey euch wohnen,
Als ſchwach die Kräfte ſind, ſo ſeyd ihr Schuld daran,
Wann ich die Blitze nicht zurücke halten kan. ꝛc. ꝛc.

Es ſcheint mir, als wenn man vom Cäſar und Cato ſagen könne, was von dem Alexander und Porus des Racine in Frankreich geurtheilet ward.

gefeyret hast: so erfreuet dich auch itzo dreyer erhabenen Friedriche hohes Namensfest auf einmal. Deines allerdurchlauchtigsten Beherrschers königliche Majestät; deines durchlauchtigsten Churprinzen königliche Hoheit; und der späten Hoffnung deiner Enkel, des durchlauchtigsten Erbprinzen königliche Hoheit, begehen zugleich einen Jahrstag, der ihrer aller huldreichesten Namen führet. Ist es bey so vielfacher Freude wohl möglich, daß nicht dir, und uns allen, die regen Herzen klopfen; daß nicht alle Adern vor ungekünstelten Freuden wallen; und viele tausend patriotische Lippen ihre Seufzer gen Himmel schicken sollten?

Thut, was ihr wollet, ihr eingebohrnen Bürger dieser Stadt! ihr sämmtlichen Einwohner dieser gesegneten Churlande! Eröffnet, oder unterdrücket die patriotischen Triebe eurer Brust, wie es euch gefällt: Unsere Gesellschaft will und kann nicht schweigen! Dieser Tag ist unser jährlicher Festtag! **Friedrich August**, unser gnädigster Monarch und Schutzherr lebet! **Friedrich Christian**, sein Ebenbild an Huld und Gnade, unser theuerster Beschirmer lebet! **Friedrich August**, die Augenlust seiner erhabensten Aeltern, und majestätischen Großältern, dieser aussprossende Zweig der sächsischen Raute, grünet und blühet auch! Was kann unsre Seelen kräftiger rühren, als solch ein dreyfacher Einfluß eines einzigen Tages? Was kann uns stärker verbinden, den Weihrauch unsrer Wünsche, von den Altären unsrer Herzen aufsteigen, und durch die Wolken dringen zu lassen?„

Nach-

Nachdem er nun ſeine Zuhörer, auf die vorhabende Abhandlung aufmerkſam gemachet; indem es ihnen nicht unlieb ſeyn könnte, das Lob ihres Vaterlandes, von einem Auswärtigen beſchreiben zu hören: ſo verſprach er, ſie würden den Ruhm ihrer Vorfahren, mit dem Preiſe der durchlauchtigſten Beherrſcher von Sachſen verbinden hören; ſie würden die erſten Stralen desjenigen Glanzes ſehen, der Meißen unter der itzigen preiswürdigen Regierung in ganz Deutſchland ſo anſehnlich machet; ſie würden endlich erkennen, daß mehr, als 130 Jahre dazu gehöret hätten, ehe alle ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte zu der itzigen Stufe der Vollkommenheit hätten gelangen können.

Hierauf räumte er zuförderſt den Misverſtand beyſeit, als ob etwa die Einführung der ernſthaften und nothwendigen Gelehrſamkeit, in Sachſen nicht älter wäre. Es wären freylich ſchon viertehalb 100 Jahre verfloſſen, ſeit dem in Leipzig die hohe Schule geſtiftet worden. Allein was dieſe ſonſt wackern Männer, die erſten Lehrer derſelben, in den erſten 100 Jahren für Thaten gethan, ſey von der Nacht der Zeiten faſt gänzlich verdecket. Sachſen ſey damals, wie ganz Deutſchland, dennoch eine rauhe Gegend geblieben, wo ſich die ſanftern Muſen niederzulaſſen geſcheuet hätten. Faſt hundert Jahre hernach, wäre erſt das Licht der ſchönen Wiſſenſchaften in Wälſchland aufgegangen, und auch nach Deutſchland und Sachſen gedrungen. Dieſes hätte die Finſterniſſe ſcholaſtiſcher Winkel aufgekläret, und die Spinnenweben einer halb barbariſchen Gelehrſamkeit

ſamkeit aus den Studirſtuben der Gelehrten zu verbannen geſuchet. Petrus Moſellan, Melanchthon, Hermann Buſch, und Camerar, wären gleichſam die Väter der ſchönen Gelehrſamkeit geworden; auf welche im nächſten Jahrhunderte, ein Taubmann und Barth, ein Buchner und Daum, ein Reineſius und Jakob Thomaſius gefolget wären. u. ſ. w. Hierauf fuhr er fort:

„Doch, theuerſte Zuhörer, wie klein iſt die Zahl von fünf oder ſechs Gelehrten, auf ein ſo großes Land, innerhalb vollen hundert Jahren? Können auch die Muſen einem ganzen Volke ein milder und geſitteter Anſehen geben, ſo lange ſie nur in fremden und abgeſtorbenen Sprachen reden, und in die engen Studirſtuben weniger Humaniſten eingeſchloſſen ſind? Thun ſie nur einen Blick, auf das alte Athen und Griechenland. War es irgend der Fleiß auf ausländiſche Mundarten; war es eine phöniziſche und ägyptiſche Gelehrſamkeit, was dieſem witzigen Volke das ſchöne Anſehen gab, und aller Völker Augen auf Athen zog? Nein! einheimiſche Dichter und Redner, einheimiſche Weltweiſen und Geſchichtſchreiber, ein Homer und Heſiod, ein Sophokles und Euripides, ein Herodot und Thucydides, ein Iſokrates und Demoſthenes, und die ganzen Schulen joniſcher, pythagoriſcher und ſokratiſcher Weiſen, die alle in ihrer Mutterſprache philoſophirten, dichteten und redeten, und Geſchichte ſchrieben; Die! die machten Athen vor allen Völkern ſo klug, ſo witzig, ſo gelehrt, ſo berühmt. Eben das kann man in Rom anmerken. Denn obwohl die Römer

ihren erſten Anfang in den ſchönen Wiſſenſchaften den Griechen zu danken hatten; indem Livius Andronikus, ihr erſter Dichter, ein gebohrner Griech war; auch ihre folgenden tragiſchen und komiſchen Dichter faſt lauter Ueberſetzer und Nachahmer der attiſchen Bühne; wie **Cicero** des **Demoſthenes**, und **Virgil** des **Homers**, und **Horaz** des **Pindars** waren: ſo haben doch alle dieſe edeln Geiſter niemals in fremden Sprachen, ſondern in ihrer einheimiſchen, allen verſtändlichen Mutterſprache, geſchrieben. Dadurch ward nun das römiſche Volk allererſt ein witziges, ein aufgewecktes und kluges Volk; welches ſich nicht nur der fremden, ſondern auch einheimiſcher Muſen rühmen konnte.

Allein er ſetzete gleich hinzu, daß hier noch etwas mehr fehle: nämlich die Erfindung und glückliche Ausübung der ſchönen Künſte, der Malerey und Bildhauerkunſt, der Baukunſt und Muſik, und der Tanzkunſt; als welche den Griechen vor allen Völkern des Erdbodens den größten Glanz gegeben hätten; ja welche auch Rom nachmals verſchönert hätten, und ohne welche es niemals das Wunder der Welt geworden, ſondern ein rauher Auffenthalt barbariſcher Krieger, und wilder Weltbezwinger geblieben ſeyn würde.

„Sie ſehen alſo A. H. Anw. fuhr er fort: was ich dem zu Folge, zu zeigen habe. Ich muß darthun, daß alle dieſe ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, auch in Sachſen ihren Sitz genommen, und ihr geliebtes Vaterland verſchönert haben. Ich muß beweiſen, daß auch der ſächſiſche Adel, Witz, und Ge-

ſchmack; der Bürger und Künſtler aber Geſchick und Kunſt bekommen. Ich muß zeigen, daß Hof und Städte auf die Reizungen der Muſen aufmerkſam und begierig geworden: und daß ſich Gelehrte gefunden, die ihnen in ihrer Mutterſprache die Schönheiten des Helikons nicht nur angeprieſen, ſondern auch ſelbſt gewieſen haben. Kurz, ich muß zeigen, wie Muſiken, Schauſpiele, Gedichte, Reden, Tänze, Baukunſt, Malereyen und Bildſäulen in Sachſen zuerſt bekannt und beliebt geworden, und den heutigen Grad der Vollkommenheit vorbereitet haben.„

Nun hätte zwar der churſächſiſche Hof ſchon in den älteſten Zeiten, bey ſeinen Feyerlichkeiten Pracht und Aufwand geliebet. Vor 200 Jahren hätte z. E. Churf. Auguſt, ſeines Herrn Bruders Churfürſt Moritzens Tochter, an den Prinzen von Oranien vermählet; und hier in Leipzig ein prächtiges Beylager veranſtaltet. Aber bey allem Prachte von Einzügen, Turnieren und Tänzen hätten die Muſen noch keinen Antheil daran gehabt. Es hätten beſſere Zeiten erſcheinen müſſen, in welchen die ſächſiſchen Geiſter ihre Kräfte fühlen, und die Gemüthsgaben mehr, als die Stärke des Leibes würden ausüben können. Dieß ſey unter Johann Georgs des I. Regierung geſchehen, und zwar, als derſelbe 1627. ſeine Prinzeſſinn Maria Eleonora, an den Landgrafen zu Heſſen, Georgen II. vermählet hätte.

Und darf ichs ihnen wohl noch ſagen, fährt der Redner fort, wer hier zuerſt die ſanften Muſen nach Hofe geführet habe? Opitz war es, der unſterbliche Martin Opitz, der damals allenthalben, wo er hin

kam,

kam, den Helikon mit ſich brachte. Sein Singgedicht Dafne, dazu er den Stoff aus dem Wälſchen entlehnet, ward von dem churfürſtlichen Capellmeiſter Schützen zu Dresden in Muſik geſetzet und daſelbſt aufgeführet. Dieß war nun der erſte feyerliche Auftritt der Muſen an der Elbe, und beym churfürſtlichen Hofe.„ Hier fuhr der Herr Pr. fort, alle die übrigen Beweiſe davon, unter allen Drey Johann Georgen, zu zeigen: bey denen allezeit die theatraliſchen Vorſtellungen, Muſiken, Ballete, und deutſche Gedichte, höchſtbeliebt geblieben; ja ſich von Dresden aus, auch an die Höfe zu Weimar, Halle, Altenburg, Merſeburg und Weißenfels ausgebreitet: ſo daß dazumal gleichſam die goldne Zeit der deutſchen Muſen in Sachſen geweſen.

Hier begegnete er einem Einwurfe: ob denn die beyden hohen Schulen im Lande, bey ſolchen ſinnreichen Beluſtigungen der Höfe, geſchlafen hätten? Er geſteht, daß es ihnen wenig Ehre geweſen ſeyn würde: wenn ſie den ſchönen Künſten bey ſich keinen Eingang verſtattet hätten. Allein er rettet ihre Ehre, indem er zeiget, daß hier in Leipzig Flemming, Finkelthaus und Schoch die deutſche Poeſie mit glücklichem Erfolge getrieben; in Wittenberg aber Auguſt Buchner und Caſpar Ziegler die Ehre der Muſen vertheidigt hätten. Er beantwortete zugleich den Einwurf, warum er Taubmannen und Caſpar Barthen nicht mit hieher gezogen: weil ſie nämlich bloß für die alten Sprachen geſorget; im Deutſchen aber entweder nichts, oder ſehr elendes Zeug geſchrieben: wie Barthens Phönix zur Gnüge

zeigen könnte. Taubmann hätte noch darinn am klügsten gehandelt, daß er nichts Deutsches geschrieben, und sich wenigstens das Gelächter der Klugen erspart hätte.

Nun war es Zeit von den schönen Wissenschaften, auch auf die schönen Künste zu kommen, und auch deren Einführung in Sachsen zu zeigen. Hier ward nun dem hochsel. Könige Friedr. August, wie billig, alles Lob beygeleget. Diesem preiswürdigen Haupte habe Sachsen den ersten Grund seines äußerlichen Glanzes zu danken; weil sein feiner Geschmack, und seine Liebe zu den Künsten, alles das vorbereitet hätte, was wir itzo in einem weit höhern Grade der Vollkommenheit erblickten. Er hätte die schönsten Reisen in die mittäglichen Länder von Europa gethan, und sowohl die Ueberbleibsel der alten Römer und Griechen, als die Meisterstücke neuerer Künstler kennen und hochschätzen lernen. So hätte er sich einen Geschmack gebildet, der nirgend schätzbarer, als auf dem Throne ist; und ganze Völker zur Kenntniß und Liebe des wahren Schönen anführen kann. Doch wir müssen den Redner selbst ein wenig hören:

„Die Vorsehung hatte beschlossen, Sachsen zum Sitze der schönen Wissenschaften und Künste in Deutschland zu machen: und Prinz Friedrich August, war zum Werkzeuge dieser großen Absicht ersehen worden. Sie fügte es also, daß er wider Vermuthen, nicht allein zur Regierung dieser Churlande; sondern auch bald darauf, auf den pohlnischen

ſchen Königsthron erhoben ward. Und kaum hatte derſelbe das Ruder dieſer Staaten ergriffen; als die ſchönen Künſte es gewahr wurden, was ſie unter ihm gewinnen würden. Sein erhabener Geſchmack übernahm ſowohl das Regiment der ſchönen Künſte, als ſeine Klugheit und Staatskunſt das Regiment von Königreichen und Fürſtenthümern. Ob wohl ſeine Regierung im Anfange vielen Unruhen unterworfen war: ſo blickte doch, auch mitten in den kriegeriſchen Zeitläuften, ſeine Liebe zur Baukunſt, zur Malerey, zur Schnitzkunſt, zur Schaubühne, und zur Muſik allemal hervor. Er ſelbſt hatte Erfindungen, er ſelbſt machte Riſſe, er ſelbſt gab allen Künſtlern Anſchläge. Sobald er aber nur einigermaßen zur Ruhe kam; welches in der letzten Hälfte ſeiner preiswürdigen Regierung geſchah: ſo überließ er ſich völlig dieſen friedlichen Künſten; und gab darinn ſolche Beweiſe ſeines feinen Geſchmackes, daß ſein ganzes Land, ſonderlich ſeine Reſidenz, dadurch ein neues Anſehen gewann.„

Hier führte nun der Hr. Prof. alle die ſchönen und prächtigen Gebäude an, die theils der hochſel. König ſelbſt gebauet, theils zu ſeiner Zeit, von ſeinen Großen bey Hofe, und andern Einwohnern und Bürgern gebauet worden; die Schildereyen und Porcellanſammlungen; die aus Wälſchland angeſchaffeten, theils antiquen, theils neuern marmornen Bildſäulen; die nach Dresden gelockten Meiſter der Künſte; die daſelbſt aufgerichtete Malerakademie; die im Lande überall aufgerichteten Meilenſäulen,

und sonderlich der ins ganze Land ausgebreitete Geschmack an der guten Baukunst, nebst denen dazu abgezielten Baubegnadigungen, wurden hier mit gebührendem Lobe hervorgezogen; und die schönsten Städte in Sachsen namhaft gemachet, die unter der vorigen Regierung ein ganz neues Ansehen bekommen haben.

Leipzig erhielt hiebey, wie billig, seinen merklichen Vorzug: denn der Herr Pr. erzählte alles, was er daselbst schon schönes gefunden, und wie es sich unter dem vorigen Könige noch gebessert. Gebäude, Gärten, Bildsäulen, Schildereyen, Cabinetter, und andre Merckwürdigkeiten; ja auch die bereits verstorbenen Dichter; die unter dem vorigen Herrn entstandene deutsche Gesellschaft; die unter ihm eingeführte regelmäßige Schaubühne, u. d. m. alles ward kürzlich berühret. Doch enthielt er sich mit Fleiß, alles dasjenige nach Würden zu preisen, was unter der itzigen Regierung für Wunder hinzu gekommen: als welches er sich auf eine andre Gelegenheit vorbehielt. Endlich schloß er folgendergestalt:

„Großmächtigster Friedrich August! Allergnädigster König und Herr! Deine Majestät stammet von lauter Ahnherren her, welche die schönen Wissenschaften und freyen Künste seit mehr als hundert Jahren geliebet, und in ihre Staaten eingeführet haben. Die sächsische Raute ist fast zu allen Zeiten mit den Lorberzweigen des Helikons durchflochten gewesen: und dieser glücklichen Verbindung, hat Sachsen keinen geringen Theil seines auswärtigen Ruh-

Ruhmes zu danken gehabt. Du ſelbſt, preiswürdiger Monarch! biſt auf den Spuren Deiner Vorfahren rühmlichſt einhergegangen; und haſt ſie alle weit zurückgelaſſen. Unter Deiner ruhmwürdigſten Regierung, ſind die ſchönen Künſte faſt auf den höchſten Gipfel geſtiegen. Deine prächtigen Gebäude; Deine bezaubernden Muſiken und Schauſpiele; Deine wunderwürdige Porcellanfabrik; Deine recht königliche Bildergallerie, Dein ganz unvergleichliches Kupfercabinet, und die geſammleten Schätze der Natur, werden allezeit Zierden deines Landes, und Wunder aller Auswärtigen bleiben. O! ſey noch lange ein Schutz der Künſte! Ziere ferner deine Staaten, auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften: ſo wird dein Ruhm in dieſem, wie in andern Stücken unvergeßlich, und unſterblich ſeyn. Die Bürger einer dankbaren Stadt an den Ufern des Belts, haben dir ſchon lebend marmorne Ehrenſäulen aufgeſtellet: weil du ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ihre Freyheiten geſchützet haſt. Was werden die erkenntlichen Muſen nicht thun, wenn du auch ſie beſchirmen wirſt! Nach hundert und mehr Jahren, werden Geſchichtſchreiber, Dichter und Redner auftreten, die deine Gnade gegen Sie, eben ſo hervorziehen werden; wie ich heute den Preis deiner durchlauchtigſten Vorfahren ans Licht gezogen habe.

Durchlauchtigſter Friedrich Chriſtian! Erhabener Churprinz! Ganz Deutſchland kennet Deine Liebe zu den Muſen, und ihren Bemühungen. Ganz Europa verehret in deinen Armen eine drey ja ſechs-

Ceſar eſt trop grand pour Caton, ou Caton ne l'eſt aſſés pour Ceſar, & ni l'un ni l'autre ne connoiſſent pas la veritable grandeur.

Dann Cäſar iſt herrſchſüchtig, und Cato iſt gar zu eigenſinnig. Zu geſchweigen, daß ſein Selbſtmord nur wenige zum Mitleiden beweget; die meiſten aber ihn deswegen tadeln müſſen.

4) Pharnaces und Portius ſind in ihren Ausdrücken zuweilen etwas niedrig: Wie mir dann die beyden erſten Verſe in der erſten Handlung ſehr matt vorkommen, indem ſie erſtlich beyde einerley ſagen, und hernach der letzte gar zu gemein klingt. Portius aber, der doch ſonſten ſo ſchön dargeſtellet wird, ſpricht in der allerletzten Scene etwas, welches er, meinem Bedünken nach, auch nicht hätte ſagen ſollen. Er will die Leiche ſeines Vaters für Cäſars Angeſicht getragen haben, um ihn zur Erbarmung zu bewegen; und indem er dieſes ſagt, ſo folgt daraus, daß er die Vermahnungen ſeines ſterbenden Vaters Sc. 8. der V. H. pag. 82.

Du aber, ruffe nie den Feind um Gnade an,

ſchon müſſe vergeſſen haben. Meines Erachtens wäre es dem Sohne Catons anſtändiger geweſen, wenn er nach deſſelben Erinnerung:

Verſäume niemals was, die Freyheit Roms zu retten.

Den Reſt ſeiner Freunde zur Herzhaftigkeit aufgemuntert, ſich die eingelaufenen Nachricht vom Pompejo zu Nutze zumachen, und im Fall ihm alles fehl ſchlagen ſollte, dem Vater auch im Sterben nachzuahmen verſprochen hätte.

5) Es

sache Muse, die durchlauchtigste Maria Antonia. Deine und Ihre Gnade muntert alle Liebhaber der schönen Künste auf, und reizet die Meister der schönen Wissenschaften, nach solchen Kränzen zu streben, die sie aus Deinen und Ihren Händen empfangen können. Der Himmel erhalte Dich uns allen, als einen wahren Musageten; Sie, als eine Beschirmerinn des Helikons, und aller seiner Einwohner. Er verlängere Deine und Ihre Jahre, wie die längsten Deiner durchlauchtigsten Vorfahren, eines Johann Georgs des I. gewesen sind; dem Sachsen die erste Einführung der schönen Wissenschaften zu danken gehabt. Sein allsehendes Auge, wache auch über der zarten Jugend Deines durchlauchtigsten Erbprinzen, Friedrich Augusts, königliche Hoheit. Er lasse diese zarte Pflanze ferner unter Deiner, und Seiner höchst erleuchteten Frau Mutter königlichen Hoheit, als einen wahren Sohn und Verehrer der Musen aufwachsen; damit Sachsen, und sonderlich Leipzig, auf die spätesten Zeiten, wenigstens weit ins folgende Jahrhundert, ein Sitz und Mittelpunct aller schönen Wissenschaften in Deutschland seyn, und bleiben möge.„

Hierauf folgte Herr Prof. Ernst Friedrich Wernsdorf, der geistl. Alterthümer ordentlicher Lehrer allhier. Dieser handelte mit einer gelehrten Art, von den Grabmälern der Churfürsten und Herzoge zu Sachsen, aus dem vormaligen ascanischen Stamme zu Wittenberg: die zu der Zeit, als Karl der V. Wittenberg belagern wollte, und die alte Franciscanerkirche, aus dringender Noth zum

Korn-

Korn- und Proviantʒhauſe gemachet wurde, aufgehoben und umgekehret, vorher aber vom Philipp Melanchthon abgeſchrieben worden. Auch dieſer beſchloß mit den eifrigſten Wünſchen für die beſtändige Wohlfahrt und Dauer des itztregierenden hohen Churhauſes zu Sachſen.

„Die Grabmäler der Churfürſten und Herzoge zu Sachſen, aus dem aſcaniſchen Hauſe zu Wittenberg, ſind unbekannter geblieben, als der meißniſchen Markgrafen zu Altenzelle, auf dem Petersberge, ꝛc. ꝛc. welche alle ſehr ſchön, von Sam. Reyhern in den Monumentis Landgrav. Thur. & March. Miſn. Gotha 1692. in fol. mit Kupf. beſchrieben worden. Sie ſind durch einen beſondern Umſtand des Krieges, mit der Kirche, worinn ſie befindlich ſind, ganz unkenntlich worden; und würden noch unbekannter geworden ſeyn, wenn nicht Phil. Melanchthon die Aufſchriften derſelben abgezeichnet, und ſo, wie Cicero, für die Entdeckung des Grabes des Archimedes, geſorget hätte. Es ſind dieſe Grabmäler in der Franciſcaner- oder Barfüßerkirche zu Wittenberg, und zwar von zwanzig churfürſtlich-ſächſiſchen Perſonen dieſer Linie, daſelbſt befindlich. Die erſte iſt die Stifterinn dieſes Barfüßerkloſters u. der Kirche, Helena, Gemahlinn Churfürſt Albrechts des erſten, und Tochter Herzogs Otto des vierten von Braunſchweig: welche im 1273ſten Jahre dahin begraben worden: worauf ihr Sohn, Churfürſt Albrecht der zweyte, imgleichen die Churfürſten Rudolph der erſte, Rudolph der 2te, Wenzel, Rudolph der dritte, Albrecht der

dritte, mit ihren Gemahlinnen und Kindern folgen. Die letzte fürstl. Person aber, welche dahin begraben worden, war Barbara, die churfürstl. Wittwe Rudolphs des 3ten, gebohrne Herzoginn zu Liegnitz und Brieg, welche 1435. dahin geleget worden. Es sind die Grabsteine meistens alle von rothem italienischen Marmor: das Denkmaal Churfürst Rudolphs des ersten, mit seiner dritten Gemahlinn Agnes, ausgenommen, welches von Alabastersteine ist, und den Churfürsten mit derselben Gemahlinn in Lebensgröße, mit unter die Füße gegebenen Löwen, vorstellet. Aber es ist dieses Denkmaal auch nicht in dieser Kirche geblieben, sondern schon von Churfürst Friedrichen dem Weisen herausgenommen worden, der es in der Schloßkirche daselbst nächst dem Altare aufrichten lassen; es hat auch selbiges der Hr. Prof. Kirchmayer, seinem Tractate von Wittenberg, in Kupfer gestochen, vorsetzen lassen.

Als im 1547sten Jahre Churfürst Joh. Friedrich Wittenberg in Vertheidigungsstand setzen ließ, im Falle eine Belagerung von Kaiser Karl dem fünften auszuhalten; und Zeit und Umstände nicht gestatteten, ein bey der Festung nöthiges Kornhaus von neuem zu bauen: so wurde diese Franciscanerkirche dazu angeleget, die inwendigen Zierrathen derselben hinweggenommen, und das Gebäud zu einem siebensachen Kornbehältnisse eingerichtet. Die Leichensteine wurden umgekehret, vorher aber hat Phil. Melanchthon die Aufschriften abgeschrieben, und das Verzeichniß davon, als im Jahre 1558. die Schloßthürme gebauet worden, in den Knopf derselben geleget;

legt, auch eine Abschrift davon der Universitäts-matricul einverleibet. Da nun die Franciscanerkirche zu dem Gebrauche bis itzt geblieben ist, zu welchem sie zur Zeit des Krieges angelegt worden, auch diejenige Seite der Steine, worauf die Aufschriften befindlich sind, in die Erde gekehret worden: so kann man heutiges Tages wenig oder gar nichts davon erkennen.

Es hätte scheinen können, als wenn die Grabmäler keine angenehme und sich zu dem Friedrichstage schickende Materie wäre. Aber da es Gräber von einer Reihe Fürsten sind, die dem itzigen regierenden Hause Platz gemacht haben: so wünschete Derselbe: daß diejenigen Ehren- und Gedächtnißmäler, welche nach dem Tode aufgerichtet werden, für die durchlauchtigsten Friedriche, deren Jahrstag itzt gefeyert wird, noch lange mögen hinausgesetzt seyn. „

Endlich ließ sich Herr M. Friedrich Wilh. Sonnenkalb, Vesperprediger zu St. Pauli alhier, hören: und zwar von den merkwürdigsten Alterthümern der hiesigen Pauliner-Kirche. Er zeigte hier aus den bewährtesten Geschichtschreibern die Zeit ihrer Erbauung vor 516. Jahren, ihre merklichsten Veränderungen, bis auf die Zeit, da sie vor 206 Jahren der Universität geschenket worden: die merkwürdigsten Denkmäler an steinernen Schnitzbildern und Gemälden in derselben, die fürstlichen Personen, so darinn begraben liegen, u. d. m. schloß aber ebenfalls mit den brünstigsten Seufzern für das hohe

Wohl-

Wohlergehen der erhabnen Drey Friedriche, denen dieser Tag gewidmet war.

Schlieſslich trat der Secretär der Gesellschaft der freyen Künste auf, und machte die neuen Ehrenglieder und Mitglieder bekannt, die seit der letzten feyerlichen Versammlung aufgenommen worden. Selbige waren nun folgende:

Verzeichniß der Ehren- und ordentlichen Mitglieder, die seit der letztern feyerlichen Versammlung sind aufgenommen worden, vom 5. Sept. 1755. bis 5. März 1756.

Herr Carl Johann Graf von **Gyllenborg**, aus Schweden.

Hr. Oberster von **Brüchting**, bey dem Regimente Ihrer Maj. der Königinn in Pohlen.

Hr. Johann Georg Leberecht von **Wilke**, beyder Rechten Doctor, und königl. pohlnischer und churfürstl. sächsischer Appellationsrath.

Hr. Lieutenant von **Schmidt**, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Auerstädt.

Hr. Johann Adam **Laurentius**, beyder Rechten Doctor, und des königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Consistorii zu Leipzig ältester Advocat.

Hr. Johann Georg **Hoffmann**, V. R. D. und Professor Juris auf der Universität Tübingen.

Hr. Johann Gottfried **Schröder**, V. R. Doctor und Prof. Jur. auf der Universität Rinteln.

Hr.

Hr. Johann Ernſt Stief, der Weltweisheit und Arzneygelahrheit D. der römiſch-kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher Mitglied, und Practicus in Breßlau.

Hr. Martin Friedrich Schäfer, Oberconſiſtorialrath und Oberamts-Regierungsſecretär in Breßlau.

Hr. Johann Georg Richter, Theol. Baccal. und Philol. S. Prof. Extr. allhier.

Hr. Jakob Chriſtian Schäfer, evangeliſcher Prediger zu Regensburg, und Mitglied der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen.

Hr. Elias Caſpar Reichardt, Prof. und Rector des Gymnaſii zu Magdeburg.

Hr. Johann Gottfried Schütz, Rector zu Altona, Prof. Theol. Extraord. zu Copenhagen, wie auch der berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften Mitglied.

Hr. Jonas Appelbladt, verordneter Lehrer zu Upſal, Canzelliſt beym Reichsarchiv, und der königl. Bibliothek zu Stockholm,

Hr. M. Johann Gottlieb Hadelich, Secretär der chur-maynziſchen Societät der Wiſſenſchaften in Erfurt.

Hr. Johann Gottfried Hille, Advocat in Gießen.

Hr. Chriſtian Friedrich Koch, Advocat in Zwickau.

Hr. Carl Gotthelf Hellwig, der Weltweisheit Magiſter, und des heil. Predigtamts Candidat.

Hr. Chriſtian Gottlob Bürger, der Weltw. Magiſter, und des heil. Predigtamts Candidat.

VII.

Herrn Jakob Christian Schäfers, Ev. Predigers in Regensburg, und der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Mitglieds, sämmtliche physikalische Beobachtungen. Regensburg, bey Eman. Adam Weißen, 1753. bis 1755. in 4.

Wie lobwürdig es sey, wenn gelehrte Geistliche, neben eifriger Verwaltung ihres heiligen Amtes, auch einen Theil der Wissenschaften, zur Belustigung müssiger Stunden wählen, sieht man nicht deutlicher, als am Herrn Pastor Schäfer zu Regensburg. Nebst dem Buche der Offenbarung, hat er nun seit etlichen Jahren auch das große Buch der Natur studieret, und darinn solche Entdeckungen gemachet; die einem verständigen Leser, Verwunderung und Erstaunen, über die unergründlichen Werke Gottes in der Schöpfung, erwecken.

Zugleich hat derselbe diese sorgfältigen und scharfsinnigen Beobachtungen, mit einer so vorzüglich richtigen und schönen deutschen Schreibart vorgetragen, und ans Licht gestellet: daß wir auch als patriotische Deutschen nicht umhin können, unser Vergnügen öffentlich darüber zu bezeugen. Denn obwohl der sel. Frisch, Hr. Rössel, Hr. Prof. Denso, und andre mehr, bisher in eben diesem Felde mit gutem Fleiße und Fortgange gearbeitet: so können wir doch nicht läugnen, daß wir an der geschickten Feder des Herrn

Pastor

Paſtor Schäfers ein beſondres Vergnügen gefunden: welches uns in den andern wenigſtens nicht ſo lebhaft vorgekommen iſt. Er bereichert unſre Sprache mit den geſchickteſten Kunſtwörtern natürlicher Dinge, auf eine ſo ungezwungene und analogiſche Art, daß wir uns über ihre Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit, im bequemen Ausdrucke natürlicher Dinge, recht erfreuen. Was für einen Flor können wir nicht der deutſchen Gelehrſamkeit in dieſem Jahrhunderte noch verſprechen; wenn ſich in allen übrigen Theilen derſelben eben ſo geſchickte Federn finden ſollten, dieſelben zu bearbeiten.

Doch wir müſſen etwas näher anzeigen, was für Stücke unſers Hrn. Paſtors Fleiß in phyſikaliſchen Wahrnehmungen bereits geliefert. Soviel uns davon bekannt geworden, war das:

I. Die Egelſchnecken in den Lebern der Schafe, und die von dieſen Würmern entſtehende Schafkrankheit. Nebſt einer Kupferplatte. Regensburg 1753. in 4. 46 S. Dieß iſt eine wirthſchaftliche Beobachtung, welche die Haushaltungsregel ſehr ins Licht ſetzet: daß man die Schafe nicht auf naſſe Weide, voller Sumpf und Pfützen treiben müſſe; weil ſie ſonſt dieß Ungeziefer mit einſchlucken, welches ihnen eine Krankheit und den Tod wirket.

II. Die Sattelfliege, mit ihrer Abbildung. Regensb. 1753. 20 S. in 4. Dieſe ſonderbare und ſchöne Fliege, war noch von keinem Beobachter wahrgenommen, und zureichend beſchrieben worden. Hier ſieht man ſie in aller ihrer Schönheit vollkom-

men

men entworfen und zergliedert. VI. Figuren, mit ihren Erklärungen, legen sie vollständig vor Augen.

III. Neuentdeckte Theile an Raupen und Zwieſaltern, nebſt der Verwandlung der Hauswurzraupe zum schönen Tagvogel mit rothen Augenſpiegeln: Mit zwo Kupfertafeln voll Figuren in Farben. Regenſp. 1754 in 4. 54. S. ſtark. Auch hier hat ſich der Herr Verfaſſer als einen ſehr aufmerkſamen und ſcharfſichtigen Beobachter erwieſen. Man kann die Genauigkeit nicht sattſam loben, womit er allen Theilen dieſer Thierchen nachgeſpüret; und die gefärbten Kupfer ſtellen ſie überaus lebhaft dar.

IV. Der fiſchförmige Kieſenfuß in ſtehenden Waſſern, um Regensburg: anfangs lateiniſch, nun aber in deutſcher Mundart beſchrieben. Nebſt einer Kupferplatte in Farben. Regensb. 1754 20 S. in 4. Dieß iſt einer von des Herrn Verfaſſers erſten Verſuchen, den er in lateiniſcher Sprache, an den großen Naturforſcher in Frankreich, Herrn von Reaumür gerichtet hatte. Man muß es den Freunden des Herrn Verfaſſers Dank wiſſen, daß ſie ihn bewogen haben, denſelben auch im Deutſchen zu liefern, und ihn deſto bekannter zu machen.

V. Die Armpolypen in ſüßen Waſſern um Regensburg, nebſt 3. Kupferplatten mit Figuren in Farben. Regensb. 1754. 84 S. in 4. Kaum hatte Herr Trembley die Polypen in Holland entdecket, als der Herr Verfaſſer begierig ward, ſie auch an ſeinem Orte zu finden. Etliche Jahre war ſeine Mühe vergebens. Endlich im 1753ſten fand er

nicht

nicht allein alle Arten des Herrn Trembleys; sondern noch viel neue Arten, die er hier beschreibt. Diese Schrift hat den Herrn Pastor Schäfer am berühmtesten gemachet, und liefert überaus wunderbare Dinge, aus diesem besondern Thiergeschlechte.

VI. Die Blumenpolypen der süßen Wasser beschrieben, und mit den Blumenpolypen der salzigten Wasser verglichen. Nebst dreyen Kupfertafeln mit Figuren in Farben. Regensb. 1755 54. S. in 4. Auch dieß ist eine ganz neue Entdeckung des Herrn Pastors, womit er die Erkentniß des Thierreiches sonderbar erweitert hat. Wie erstaunenswürdig ist doch die Natur in ihren kleinsten Geschöpfen! Und wie unmöglich ist es, sie ganz zu ergründen! Thiere, die wie Blumen aussehen! Wer hätte sich das träumen lassen?

VII. Die grünen Armpolypen; die geschwänzten und ungeschwänzten zackigten Wasserflöhe; und eine besondere Art kleiner Wasseraale. Nebst dreyen Kupfertafeln mit Figuren in Farben. Regensb. 1755. 94. S. in 4. Auch hier sind lauter neue Wunder der Natur. Wer will sie zählen? Und wer hat Augen genug, sie alle zu sehen?

VIII. Der Afterholzbock, vormals in einem lateinischen Schreiben, an Herrn von Reaumür, itzo in deutscher Sprache beschrieben, mit einer Nachricht von der Frühlingsfliege, mit kurzen Oberflügeln begleitet. Regensb. 1755. 20. S. in 4. Mit bunten Figuren. Dieß ist auch einer von den ersten

5) Es tadelt der Herr Verfasser des Deutschen Catons den Verfasser des Englischen, daß in demselben die Personen abgiengen und kämen, ohne daß man wüste, warum. Es kommt mir aber vor, als wenn ihm dieser Ubelstand auch einmal wie seinem Vorgänger, entwischt sey, nemlich Act. II. Sc. 5. redet der Portius die Arsene in sehr heftiger Bewegung an.

Prinzeßin, sorgt nur nicht vor eure Sicherheit,
Wenn alles euch verläst, ist Portius bereit,
Und folgt des Vaters Spur die Unschuld zu beschützen,
Befehlt, so soll mein Stahl vor eure Wohlfahrt blitzen.

Arsene aber kehrt gleichsam statt der Antwort diesem muthigen Verfechter ihrer Sicherheit den Rücken, und nimmt ihren Abtritt. Von diesem stillen Abschiede weis ich keinen Grund zu finden, so sehr ich auch nachgedacht habe.

6) Es deucht mich endlich, als wenn Cato selbst einmal von seinem Character abwiche. Es geschiehet dieses Sc. III. Act. 1. wo er die Nachricht bekomt, daß seine Tochter noch lebe und bey Anhörung dieser Nachricht in vier affectuöse Frage ausbricht.

Wie? Was? Mein Kind am Leben?
Was sagst du? . . . . .

Es scheint mir, als wann dieser abgebrochene Ausdruck viel zu viel Bewegung anzeige, als sich vor den Cato schicke, der bey dem Anblick seines todten Sohnes mehr freudig als traurig ist.

Dieses

Versuchen des Herrn Verfassers, und gleichfalls den Liebhabern zu gut deutsch übersetzet worden.

Alle diese schöne Schriften haben sowohl, als die schönen geistlichen Reden des Herrn Verfassers, die hiesige Gesellschaft der freyen Künste bewogen, denselben unter die Zahl ihrer auswärtigen Ehrenglieder aufzunehmen.

VIII.

Das neue Jahr.

Der erste Jänner! welche Plage!
O! daß das Jahr so bald verschwand.
Warum? an dem erwünschten Tage
Verfolgt uns jeder Gratulant.
Wo flieh ich hin, mich zu erretten?
Die Höflichkeit wird gar zu groß.
Man läuft sich in den kleinsten Städten,
Beschwert mit Wünschen athemlos.

Ein schwärmendes Gewühl von Leuten,
Das durch die Gassen flüchtig rennt,
Erscheint, und jauchzt von allen Seiten,
Das freudenvolle Compliment.
Es eilt, das Jahr sich anzusagen,
Der Greis, so wie das kleinste Kind.
O! sagt, ob das nicht Landesplagen,
Besonders für die Städte sind?

Die

Die halbe Stadt ſcheint faſt zu raſen,
Denn kaum, daß ſie die Nacht verläßt,
Verkündigt einſt das Lermenblaſen
Bereits das alte Bacchusfeſt,
Dann folgen wirklich die Bacchanten,
Wie ſonſt zu Rom die Mode war;
Und ſtellen ſich als Gratulanten
Mit ausgeſtreckten Händen dar.

Wer klopft? Herein! Mein Herr, ihr Diener ...
Ich weis, was das zu ſagen hat!
So ſtürmten vormals die Sabiner,
Am Tyberſtrom die Romulsſtadt.
Zwar ſchont man mich und meines gleichen;
Euch aber wünſcht die halbe Welt:
O! roth euch Großen und euch Reichen!
Und das zum Theil für baares Geld.

Dort rennt ein Mann mit finſterm Blicke,
Der ſeinen Gönner eifrig ſucht,
Er wünſcht ihm Leben, Heil und Glücke,
Ob gleich er heimlich auf ihn flucht.
Gut, daß die Wünſche nichts bedeuten,
Denn ſie ſind doch gedankenleer.
So ſtark iſt der Gebrauch der Zeiten,
Auf Sinn und Herz ſieht niemand mehr.

Der junge Herr kömmt mit der Weſte,
Wie lockicht rollt ſich nicht ſein Haar!
Als ein Adon zum Hochzeitfeſte,
Und wünſcht der Stadt das Neue Jahr.

Er weis sich zierlich auszudrücken,
Ihn sieht erstaunt so mancher Ort.
Er kömmt und biegt den steifen Rücken,
Und geht dann schweigend wieder fort.

Doch braucht man sich nicht auszudehnen,
Denn dieß erlaubt die Mode nicht.
Man wackelt nur mit Mund und Zähnen,
Und weis oft selbst nicht, was man spricht:
So singen bunte Papageyen,
Die schlauen Elstern und der Staar,
Die längst gewohnten Melodeyen:
Viel Glück! mein Herr, zum Neuen Jahr.

Wie sehr bist du doch zu beneiden,
Du stilles und beglücktes Land!
Wo man bey unschuldsvollen Freuden
Die Moden und den Zwang verbannt.
Euch Gönner, Freunde und Bekante,
Euch wünsch ich herzlich Glück und Heil.
Doch komm ich nicht als Gratulante;
Denn mir sind keine Wünsche feil.

Hille.

IX.

Lexicon der itztlebenden Gelehrten in Pohlen, heraus gegeben vom Canonicus und Bibliothecar Janotzky I. und II. Th. Breslau verl. Johann Jakob Korn. 1755.

Ohne

Ohne Zweifel ist die Ehre der kräftigste Sporn, die Wissenschaften und Gelehrsamkeit überhaupt in einem Lande empor zu bringen. Wenigstens muß dieses in einem Volke nicht fehlschlagen, wo es schon eine Menge wohlversorgter Leute giebt, die den Namen der Gelehrten führen, und es von rechtswegen seyn sollten. Ein solches Land ist nun Polen. Es fehlet seinen weitläuftigen Provinzen an Universitäten, Gymnasien, Collegiis, Klöstern und Schulen nicht, darinn besoldete, und wohl verpflegte Lehrer, Mitglieder, und Ordensleute die Menge sind. Diese könnten nun wohl etwas mehr thun, als sie wirklich leisten: wenn nur der Zunder der Ehre sie anfeuerte. Honor alit artes; heißt es hier. Diesen aber hat mehrentheils ein einziger wohlmeynender Gelehrter besser, als alle große Herren in seiner Gewalt. Wenn ein solcher anfängt durch beliebte Schriften diejenigen hervor zu ziehen, die sich gewisser maßen von ihren Mitbrüdern unterscheiden; wenn er ihre Verdienste, kleinen Anfänge, oder auch nur Lust und guten Willen, öffentlich anpreist: so wirft er gleichsam Funken in die Gemüther. Auch die schläfrigsten wachen auf, und fangen an, sich zu regen: und so zündet einer den andern an, sich auf eben der Rennbahn Lorberkränze zu erwerben.

Ein solcher patriotischer Gelehrter ist Herr Canonicus Janotzky. Denn nachdem die beyden großen Gebrüder, der Fürst Bischof zu Cracau, und Herr Kronreferendarius Zalusky, sich durch die löblichsten Anstalten, am meisten aber durch ihre beyderseits

derseits großen Exempel, um die Fortpflanzung der Gelehrsamkeit in Pohlen unsterblich verdient gemächet: so hätten sie gewiß kein geschickteres Werkzeug zu Beförderung ihrer Absichten brauchen können; als da sie den gelehrten Herrn Janotzky, der in Deutschland, sonderlich bey uns in Sachsen den Grund zu seiner Gelehrsamkeit geleget, zu ihrem Bibliothekar erwählet. Dieser wohlgesinnte Mann suchet nun auf alle Weise die trägen Gemüther sovieler fähigen Köpfe, und der Ordensleute in Pohlen, aufzumuntern, und ihnen einen Trieb zur Ehre einzupflanzen. Zu dem Ende hat er nun, nicht nur schon in andern Schriften, die Ehre verstorbener pohlnischen Schriftsteller hervorgesuchet, und aus der Vergessenheit gerissen; sondern er fähret auch fort, die itzo wirklich noch lebenden schon, vor der Welt Augen zu stellen: um sie dadurch, theils wegen ihres bisherigen Fleißes zu belohnen, theils aber auch zu fernern gelehrten Bemühungen anzuspornen. Denn,

Aut virtus nomen inane est;
Aut decus et pretium recte petit experiens vir.

Dieß gegenwärtige Lexicon der itztlebenden Gelehrten in Pohlen, ist also vieleicht ein Werk, das in keinem Lande und in keiner Sprache seines gleichen hat. Haben wir gleich vom Herrn Pastor Bruckern, Götten, Rathlev, u. a. m. auch von itztlebenden Gelehrten in Deutschland etwas aufzuweisen: so ist doch das alles vieleicht nicht der hundertste Theil der itzigen Gelehrten in Deutschland. Man kann also leicht denken, was der Herr

Ver-

Verfaſſer für Briefwechſel, Mühe und Arbeit wird nöthig gehabt haben, ehe er dieſe Nachrichten zuſammen gebracht; die ſich auf ein ſo weitläuftiges Reich als Pohlen iſt, erſtrecken: zumal, da die Poſten daſelbſt ſo bequem noch nicht eingerichtet ſind, daß nur unter den vornehmſten Städten eine rechte Verbindung wäre.

Man findet indeſſen in dieſen beyden Theilen Gelehrte von allen Claſſen. Beſchirmer und Gönner der Wiſſenſchaften, deren es unter den pohlniſchen Magnaten viele giebt; Gottesgelehrte, Weltweiſe, Humaniſten, Geſchichtſchreiber, Dichter, Redner, Arzneyverſtändige, ja auch einige Rechtsgelehrte ſind hier anzutreffen. Endlich lieſt man auch ſogar viele, die noch nichts ſelbſt geſchrieben; aber doch gelehrte Reiſen gethan, Bibliotheken, oder Manuſcripte beſitzen, oder auf Akademien, Gymnaſien und Schulen die Lehrämter bekleiden. Alle ſolche Mitglieder der gelehrten Welt verdienen allerdings ihr gewiſſes Lob.

Da es viel zu weitläuftig werden würde, nur von jeder Claſſe einige wenige nahmhaft zu machen und zu beſchreiben: ſo wollen wir uns nur an die Claſſe der Mäcenaten halten, und dieſe großmüthigen Beſchirmer der Wiſſenſchaften, den Deutſchen bekannt machen. Wir folgen hierinn der alphabetiſchen Ordnung.

Herr Franz Bielinsky, Großmarſchall von Pohlen, und erſter Ritter des weißen Adler-Ordens.

Hr. Theodor Czartoryisky, Biſchof von Poſen.

Hr. Ant. Seb. **Dembowsky**, Bischof zu Cujavien und Ordensritter.

Hr. Steph. **Garczynski**, Woywod in Posen, und Ordensritter.

Hr. Ad. Stan. **Grabowski**, Bischof in Ermland und Ordensritter, Fürst des heil. Röm. Reichs.

Hr. Jos. Alex. **Jablonowski**, Truchses in Groß-Litthauen und Fürst des heil. Röm. Reichs. Er besitzet eine vortreffliche Bibliothek, und das Verzeichniß davon wird ehestens in drey Quartbänden prächtig gedruckt erscheinen. Er hat selbst viel treffliche Werke geschrieben.

Hr. Stan. Vinc. **Jablonowski** Woywod von Rava, und des heil. Röm. Reichs Fürst, hat gleichfalls selbst allerley in gebundener und ungebundener Rede geschrieben.

Hr. Franz. Ant. **Kobielski**, Bischof von Lutzko, Ritter, und der Königinn Kanzler.

Hr. Ad. Stan. **Leski** Bischof zu Culm.

Hr. Ant. Ben. **Lubomirski** Fürst, Starost zu, Kazimiers und Ritter des Andreas-Ordens, hat allerley geschrieben.

Hr. Joh. **Malachowski**, Starost zu Opozno, Kron-Großkanzler und Ritter, hat auch verschiedenes selbst geschrieben.

Hr. Michael **Massalski**, Unterfeldherr in Litthauen und Ritter.

Hr. Ant. Cas. **Ostrowski**, Bischof in Liefland.

Hr. Stanisl. **Poniatowski**, Castellan zu Cracov und Ordensritter.

Hr

Hr. Anton Potocki, Woywode von Belski, Ritter und der Königinn Hofmarschall.

Hr. Mich. Caſ. Radzivil, Woywod von Wilda und Groß-Feldherr in Litthauen.

Hr. Ulrich Radzivil, Großſtallmeiſter von Litthauen und Fürſt.

Hr. Wenzelsl. Rzewuski. Woywod von Podolien und Ritter, ein gelehrter Herr.

Hr. Joſeph Sapieha, Biſchof zu Wilda, ein gelehrter Herr, hat eine ſchöne Bibliothek.

Hr. Michael Sapieha, Unterkanzler von Litthauen und Ritter, ſchreibt ſelbſt Gedichte.

Hr. Joſ. Euſt. Szembek, Biſchof von Plozko und Ritter.

Hr. Andr. Stan. Koſtka Zaluski, Biſchof von Krakau, und Herzog von Severien, der itzige größte Mäcenat in Pohlen: und

Hr. Martin Zaluski, Weihbiſchof und gefürſteter Probſt zu Plotzko; ein gelehrter Herr, der ſelbſt vielerley ſchöne Schriften herausgegeben hat.

X.

Thograis ein lamniſches Gedicht,

aus dem Arabiſchen überſetzet, nebſt einem kurzen Entwurfe der arabiſchen Dichterey. Friedrichſtadt, bey Chriſtian Heinrich Hagenmüller 4 ½ B. in 4.

Dieß kleine Werkchen, haben wir der geſchickten und gelehrten Feder unſers Herrn Profeſſors, D. Joh. Jak. Reiskens, zu danken;

ken: dem das neuliche Beylager des Herrn Präs. von Globig, zu einer Veranlassung dazu gedienet. In der Vorrede meldet der Herr Professor, daß es seine Absicht sey, einen kurzen Begriff von der arabischen Dichtkunst mitzutheilen. Zum Muster derselben hat er ein Gedicht erwählet, das längst bekannt ist; aber doch nicht von vielen gehörig erkannt worden.

Die arabische Dichterey ist der hebräischen sehr ähnlich. Das machet, beyde Sprachen sind Schwestern, und beyde Völker waren Brüder: sie wohnten unter einerley Himmelsgegend in der Nachbarschaft, und hatten fast einerley Lebensart. Beyder Geist war flüchtig und lebhaft; daher kömmt beyder Neigung in kurzen Sprüchen und starken Metaphoren, mehr durch Bilder, als ungekünstelt zu sprechen. Da wir nun von sanftern Regungen und gemäßigter Einbildungskraft sind: so müssen uns ihre Ausdrücke oft schwülstig, übertrieben und schwärmend vorkomen. Der Herr D. R. ist nicht gesonnen, ihr überall das Wort zu reden; er will nur zeigen, wie sie ist: und das hatte vor ihm im Deutschen niemand gethan. Er ist aber so unparteyisch, als wenige Uebersetzer zu seyn pflegen; indem er gesteht: daß er die bisweilen närrischen und rasenden Einfälle arabischer Dichter, nicht billige, sondern ihrer spotte, ja sie hasse. Es gehöret aber zur Ergänzung der Geschichte des menschlichen Verstandes, auch die Kenntniß des arabischen Geistes und Witzes. Er ist seltsam; aber doch ist nicht alles so albern, als es uns etwa vorkömmt. Sie ersetzen ihre Fehler nämlich, mit einer Menge sinnreicher

Gedan-

Gedanken. Wären wir in ihrem Lande, und in ihren Umständen: so würden wir eben so heftige Leidenschaften, und eben so wilde Gedanken haben.

Wir können uns aber nicht darauf einlassen, die ganze Geschichte und Abschilderung der arabischen Dichtkunst hier ins Kurze zu ziehen. Sie verdienet ganz gelesen zu werden: und wir hoffen sie, in dem III. B. der Ges. der fr. K. bald nach der Länge anzutreffen. Man wird recht wunderbare Dinge darinn antreffen. Wir begnügen uns von dem Gedichte selbst, einige Kenntniß zu geben.

Thograi, der Urheber dieses Gedichtes, heißt mit seinem vollständigen Namen beym Abulfeda, aufs 515 Jahr nach Muh. Flucht; d. i. 1121 nach Christi Geburt, Mowariadoddin ol Hasan, der Sohn Alis, des Sohns Muhammeds, und war seinem Amte nach, **Thograi**, ol **Monschi**, d. i. ein Staatssecretär. Er wird sehr hochgeschätzet, und hat viel geschrieben. Dieß Gedicht heißt das Lamicum persicum, zum Unterschiede des Lamici arabici. Diesen Namen bekam das Gedicht, nach arabischer Gewohnheit: vom letzten Buchstaben, womit es schließt; dieser ist aber ein l, das arabisch Lam heißt; da andre, die mit m oder mi, endigen, mimica; andre vom t, oder ta, taica u. s. w. heißen. Persicum heißt dieß, weil es in Persien gemachet worden: seine Sprache aber ist so schön arabisch, als etwas seyn kann.

Der Inhalt davon ist ein Murren über sein widriges Glück: und hernach ein Trost durch allerley Vorstellungen. Er streicht seine eigene Wissenschaft,

Kennt-

Dieſes iſt das Wenige, welches in der Durchleſung des ſonſt trefflichen Catons, angemerket habe, welches aber in Anſehung der übrigen Trefflichkeiten gar nichts vorſtellt, und auch leicht überſehen wird.

P. S. Was die Einrichtung der Verſe betrifft, ſo heißt es ſehr offt Ihr, an ſtatt Du. Nun aber erinnere ich mich in einer Schrift des Herrn Profeſſor Gottſcheds geleſen zu haben, daß er ſelbſt vertheidiget, man ſolle ſich, wann man auch ungebundene Geſpräche ſchriebe, lieber des lateiniſchen Du bedienen, als daß man, nach Art der heutigen Deutſchen und Franzoſen im Plurali rede, als wenn man ein halb dußend Perſonen anrede. Ich glaube alſo, daß er in dem Poetiſchen Geſpräche des Cato ſich mit vollem Recht des Du beſtändig bedienen können. Zumahl, da es Römer ſind, die mit einander ſprechen.

IV.

Beſcheidene Antwort auf die vorhergehenden Critiſchen Gedanken über den ſterbenden Cato.

Es iſt ein beſondres Glück vor dieſes Trauerſpiel, daß es in die Hände ſo gelehrter Kenner von Gedichten gerathen iſt; und noch ein gröſſeres, daß es einiger maſſen Beyfall bey ihnen gefunden hat. Ich bin daher demjenigen gelehrten Manne, der ſich die Mühe gegeben, ſeine und ſeiner Freunde Gedanken davon aufzuſetzen, und mir zukommen zulaſſen, überaus verbunden: Wie ich denn auch

Er.

Kenntniß der Welt, vormalige Liebeshändel, u. d. gl. heraus; klaget aber, daß ihm alles das nichts geholfen, sich aus dem Staube zu erheben. Gleichwohl hat Ant. Thysius selbiges für ein Hochzeitgedicht ausgegeben. Golius hat dieses Gedicht, nebst andern 1629. zu Leyden in 8. arabisch drucken lassen. Pierre Vatier gab 1650. zu Paris eine französische Uebersetzung davon heraus, und nannte es eine Elegie. Aber er konnte das Arabische nicht recht. Das Jahr darauf gab Pocock es zu Oxford mit einer lateinischen Uebersetzung ans Licht; und dieser verstund es aus dem Grunde: nur seine Noten sollten philologischer seyn. Sam. Clark that es nach seinem Tode: und Ancherſen ein Däne, gab es 1708. mit Gols lat. Uebersetzung heraus. Es sind aber die meisten Abdrücke davon auf der See verunglücket, als man sie aus Holland nach Dännemark schiffete. Das Gedicht selbst hebt so prächtig an, daß man auch aus der feurigen Uebersetzung den Geist des Dichters sattsam erkennen wird. Unser Herr D. Reiske aber, hat alle schwere Stellen mit seinen Anmerkungen begleitet.

Thograis Gedichte.

Die Gründlichkeit der Einsicht, behütet mich vor dem Wanken, und der Schmuck der Wissenschaft, zieret mich auch beym Mangel alles andern Schmuckes. Meine spätere Ehre ist meiner jüngern Ehre gleich. Die Sonne im Mittage gleicht der Morgensonne. Warum bleibe ich denn zu Zaura liegen? wo doch mein Verbleiben nicht ist, wo ich weder Camel, noch Camelinn habe; weit von meinen Angehörigen weg, wo ich nichts in Händen habe, und so einsam, so entblößt bin, als ein blanker Sebel. Weder einen treuen Freund habe ich um mich, dem ich mein Leid

klagen

klagen konnte, noch einen Gesellen, mit dem ich meine Freude theilte. So lange bin ich in der Welt herumgestrichen, biß vor Verdruß des unaufhörlichen Umherlaufens, meine Camelinn, meine Reisewiege, und der Schaft der schlanken schwankenden Lanzen zu girren angefangen; bis vor Müdigkeit mein abgetriebnes Thier schrie, und vor Ungeduld wegen meiner Begegnüße murrete, auch meine Reisegefährten mit ihren Vorwürfen auf mich losstürmten. Die Absicht meiner Reisen war das Bestreben nach einem anständigen Auskommen, das mich in den Stand setzte, den mir obliegenden Pflichten der Ehre, ein Gnügen zu leisten. Aber das Schikſal kehrte meine Hoffnung um, und hieß mich zufrieden seyn, und mich glücklich schätzen; wenn ich nach vieler Mühe im Nachjagen meiner Beute, wieder mit leeren Händen in meinen vorigen Zustand zurück kam. Wie manchen baumstarken lanzenmäßigen Reiter, der eine ihm ähnliche Lanze zwischen seinen Schenkeln und dem Pferde hielt, der gar nicht feige, noch blode war, dessen Scherz süß, dessen Ernst bitter, dessen Artigkeit in Liebeshändeln mit Beherztheit und Nachdruck gemenget war. Wie oft hab ich die Heerde des Schlafens von der Tränke der Augen eines solchen nicht abgetrieben? wann die Nacht die Heere des Schlummers auf die Augen zutrieb; wenn die Reisegefährten auf ihren Reisekörben, sich theils als nüchterne frolliche Tänzer, theils als vom Weine der Schlaftrunkenheit berauschte, anstellten. Wie oft habe ich nicht zu einem solchen gesaget: Ich rufe dich in einem wichtigen Unternehmen um Beystand an; du aber läßest mich in einem schweren gefährlichen Vorhaben stecken. u. s. w.

XI.

Das verehrungswürdige Andenken,

der durchlauchtigsten Churfürstinn von Brandenburg, Elisabeth, geb. kön. Prinzessinn von Dännemark, Norweg. und Schwed. am Gedächtnißtage ihres tödtlichen Hintritts 1555. den 9 Julii besungen ꝛc. v. M. Ad. Bernh. Pantken, Pfarrern zu Kleinkniegnitz in Niederschles. der kön. D. G. zu Kön. und der Ges. der fr. K. zu Leipz. Mitgl. Königsb. bey Driesen 1755 4 B. in 4.

Dieſes ziemlich ſtarke Gedicht, hat der Herr Verfaſſer der kön. D. G. zu Königsberg, bey Feyer ihres Stiftungstages, den 21. des Windm. 1755 gewidmet und überſandt. Die Prinzeſſinn, ſo er darinn der Vergeſſenheit entriſſen, iſt um die Zeit der Glaubensreinigung ſehr merkwürdig geworden: da ſie ſich um die evangeliſche Lehre in brandenburgiſchen Landen ſehr verdient gemachet. Der Herr Verfaſſer, hebt ſo an, die Tugend um ihren Beyſtand anzuflehen.

Dich, deren hoher Trieb in frommen Seelen wacht,
Wenn ſie der Glaube rein, gerecht und heilig macht,
Dich, Tugend, red ich an: laß mir ein Lied gelingen!
Ich will mit kühnem Blick in jene Zeiten dringen,
Die längſt verfloſſen ſind; doch deren Segenskraft
Auch unſern Tagen noch Licht, Ruh und Freude ſchafft.
Mich rührt die beide Zeit, in welcher Glaub und Wahrheit,
Durch höhern Beyſtand ſich, mit unverhoffter Klarheit,
Der Finſternüß entriß; die durch viel hundert Jahr
Des Irrthums Urſprung blieb, der Laſter Quelle war. ꝛc.

Es iſt nichts leichtes, hiſtoriſche Sachen, durch eine edle Erzählung, bis zur Würde der Dichtkunſt zu erheben. Viele gerathen dabey in eine Mattigkeit; und andre ſchläfern gar ihre Leſer ein. Unſer Dichter aber kann dieſe Kunſt. Man ſehe nur, wie er einem Virgil, in edler Einfalt, ſein Vrbs antiqua fuit &c. nachzuahmen weis:

Das Trauerjahr verfloß, das zweyte Jahr war da,
In welchem Joachim das Regiment verſah:
In dem ließ Gott und Glück ihn dieſe Freud ergetzen,
Der ältern Schweſter Haupt den Brautſchmuck aufzuſetzen.
Der erſte Friederich, aus jener Heldenſchaar,
Die Dännemark erhebt, ſtellt ſich als Bräutgam dar; ꝛc.

Schon

Schon zweymal hatte sich das Königreich der Dänen
Mit dieser Ehre vermählt. Nun soll sich diese sehnen
Ein Kleinod Dannemarks bey ihr verwahrt zu sehn.
Die Vorsicht will es so, drum sieht mans auch geschehn.
Es kennet Joachim Elisabethens Gaben,
Und wunscht dieß Königskind mit sich vermählt zu haben.
Das königliche Paar der Aeltern willigt drein,
Gott selbst spricht ja dazu: so muß der Bund gedeihn.
Drey Reiche lassen Sie mit Segen von sich ziehen,
Und Brandenburg erseufzt ihr ein beständigs Bluhen.

Dergleichen Erzählungen putzet er auch hin und wieder mit poetischen Betrachtungen aus. Z. E. über das vorige liest man folgende.

Beglücktes Band für dich, erhabnes Heldenhaus!
Wie prächtig schmuckt hinfort dich ihre Tugend aus.
Die Königstochter prangt mit königlichen Sinnen;
Des Glaubens Reinigkeit verherrlicht Sie von innen;
Der Tugend Uebung ziert von außen ihren Lauf;
Ihr Eifer wird nicht matt, noch minder hört er auf,
Und stellt ein Muster dar, dem Frauen, die auf Erden,
Der Länder Mütter sind, stets ähnlich sollen werden. ꝛc.

Unser Raum leidet es nicht, viel längere Stellen anzuführen: aber da wir diese gleich vom ersten Bogen genommen haben; so kann man leicht denken, daß in den folgenden neuern Zeiten, noch viel rührendere Stellen vorkommen müssen. Den Schluß machet er durch eine Anrede an die Kön. D. Gesellschaft zu Königsberg. Diese Stelle hebt so an.

Gesellschaft! der dieß Lied von mir gewidmet worden,
Du kennst den Segen wohl, den jener Fürstenorden,
Der Brandenburg beherrscht, der Kirche längst verschafft;
Und rühmst der Helden Treu, der Allmacht Gnadenkraft.
Der Grund, den Albrecht einst im Preußenlande legte,
Als Ihn der Wahrheit Kraft ihr beyzustehn bewegte,
Ist bis auf diesen Tag dir noch verehrenswerth.
Sein großer Namen bleibt auf spate Zeit verklärt,

Und

Und sein Gedachtniß muß in seiner Albertinen,
Wo Glaub und Weisheit thront, auch bey der Nachwelt grünen. u. s. w.

Wir wünschen, daß der berühmte Herr M. Pantke, noch mehr Nebenstunden finden möge, solche merkwürdige Glaubenshelden und Heldinnen aus dem Staube hervor zu ziehen, um seine Poesie auch der Religion nützlich zu machen; wie er schon mehr als einmal rühmlich gethan hat.

XII.

Projet d'une Encyclopedie reduite,

par M. Formey.

Die pariſiſche Encyklopedie, findet zwar auch in Deutſchland hin und wieder Liebhaber: allein die Größe und Koſtbarkeit des Werkes ſchrecket unzählige Liebhaber ab. Der berühmte Hr. Prof. Formey iſt alſo ſchlüſſig geworden, einen bequemen Auszug daraus, in eben ſoviel Quart- oder großen Octavbänden zu veranſtalten, als dort Folianten ſind. Zu dem Ende will er den rechten Kern aus dem großen Werke herausziehen, die Erklärungen und Exempel, die unausbleiblich ſind, beybehalten; die langen metaphyſiſchen, juriſtiſchen, moraliſchen und mathematiſchen Vernunftſchlüſſe und Demonſtrationen aber weglaſſen; auch alle Kunſtgriffe der Handwerker ausſchließen. Es wird indeſſen noch Stoff genug für lehrbegierige Leſer übrig bleiben; ihnen das Buch angenehm und nützlich zu machen. Endlich will der Hr. Prof. Formey es auch hin und wieder an Verbeſſerungen und neuen Einſchaltungen nicht mangeln laſſen: wozu er ſich den Rath und Beytrag der Gelehrten ausbittet. Wir wünſchen, daß dieſer Anſchlag bald zu Stande kommen möge.

Ende des Lenzmonds 1756.

Hetru- rische Alter- thümer.
Fig. I.
Fig II.
Fig. III.
Fig. IV.
Fig. V.
Fig. VI.
Fig. VII.
Ostermond der lieuesten 1750

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Oſtermond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1756.

Inhalt.

I. Herrn Bruckers Bildersaal berühmter Schriftsteller X. Zehend.

II. M. Haltaus Glossarium Germanicum.

III. Des Herrn Koltiz Ode vom majestätischen Schöpfer.

IV. Fortsetzung des Auszuges, aus dem Recueil d'Antiquités Egyptiennes &c.

V. Cartes, de toutes les parties du monde, par Mr. Gautier.

VI. Nachricht von der Aufnahme des Hn. Krongroßreferendarii Grafen von Zaluski, in die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig.

VII. Memoire sur la Necessité de diminuer le Nombre des Maisons religieuses.

VIII. Le Muse fisiche, al Signor Metastasio.

IX. D. Chladenius Untersuchung: Ob der Mensch alle Laster begehen könne?

I.

Bildersaal heutiges Tages lebender und durch Gelahrtheit berühmter Schriftsteller, nach Originalmalereyen entworfen ꝛc. und ihre Lebensumstände, Verdienste um die Wissenschaften und Schriften ꝛc. von Jakob Bruckern, der Akad. der Wiss. zu Berl. und Bol. Mitgl. und Joh. Jak. Heyden, X. und letztes zehend. Augsp. bey Joh. Jak. Haiden 1755. in Fol.

Endlich bekommen wir den Schluß vom II. Bande dieses prächtigen Bildersaales auch zu sehen. Der Verzug desselben, ist weder dem berühmten Herrn Verfasser, noch dem geschickten Künstler zuzuschreiben gewesen; sondern andern Hindernissen, von Seiten der Herren Schriftsteller selbst, darüber schon in den vorigen Zehenden geklaget worden. Diese haben sich bey dem Beschlusse noch stärcker, als vormals gewiesen: wodurch auch beyde bewogen worden, eine so mühselige Arbeit zu schließen; da sie ohne dieß itzo zu einer Größe angewachsen, darinn ihr Preis manchem Liebhaber

Sr. Hochedlen, Herrn Prof. Stollen viele Erkenntlichkeit ſchuldig bin, der mir ſolche gütigſt zuzuſenden die Gewogenheit gehabt. Ich habe niemals gedacht, daß irgend ein groſſes Epiſches, oder Theatraliſches Gedichte ohne alle Fehler zu Stande gebracht werden könne. Die menſchliche Unvollkommenheit läßt ſolches kaum in kleinen Gedichten, von einem Bogen, zu; geſchweige denn in ſolchen weitläuftigen Werken. Selbſt Homerus, der doch nach aller Critikverſtändigen Urtheil an ſeiner Ilias und Odyſſee rechte Meiſterſtücke gemacht, und ſelbſt vom Horaz faſt durchgehends bewundert wird; muß es leiden, daß eben dieſer geſteht, daß er zuweilen matt werde, oder einſchlafe. Allein, er ſetzt auch zu deſſen Entſchuldigung gleich den Vers hinzu:

Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.
de Art. poet.

Ja kurz vorher hat er überhaupt angemerket, daß es gewiſſe Fehler giebt, die man gern überſieht, wenn nur das meiſte in einem Gedichte wohl gerathen iſt.

Sunt delicta tamen, quibus ignoviſſe velimus:
Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus & mens,
Poſcentique gravem perſaepe remittit acutum;
Nec ſemper feriet, quodcunque minabitur arcus.
Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis,
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Die.

schon zu beschwerlich fallen dörfte. Doch wird man auf eine andre Art zu dienen suchen, davon künftig ein mehreres folget.

Der Hr. V. der in der Vorrede sein Vergnügen über diese, zum Besten der gel. W. und zum Ruhme gegenwärtiger Zeiten, bey der Nachwelt, vollendete Arbeit bezeuget, versichert zugleich: daß er durch die Wahl von 100 Gelehrten, sich nicht einfallen lassen, andre berühmte Männer, die hier nicht zu finden sind, aus dieser Zahl auszuschließen; oder eine Stuffe niedriger zu setzen Er ist zufrieden gewesen, solche Schriftsteller in seinem Bildersaale aufzustellen, deren Verdienste um das Reich der Wissenschaften öffentlich erkannt sind; und allgemeinen Beyfall verdienet haben. Mancher, dem man diese Ehre auch zugedacht, hat nicht gewollt; mancher auch nicht gekonnt: weil er keine tüchtige Maler bey der Hand gehabt, ein gutes Bild zu liefern. Indessen hoffet er, durch den neuen Entwurf zu einem ähnlichen Werke, manchen Schwierigkeiten vorzubeugen.

Nach unsrer Gewohnheit wollen wir kurze Auszüge aus den Leben dieser zehn Gelehrten mittheilen. Den Trupp derselben führet dießmal Herr Gerard, Freyherr van Swieten, kaiserl. Rath und Leibarzt, wie auch Bibliothekar, Aufseher der medicinischen Facultät zu Wien, der Pariser Akad. der Wiss. und Chirurgie, der bononischen und der unbekannten gel. Ges. Mitglied. Nach einem gelehrten und herrdten Eingange, meldet der Hr. V. daß der Herr Baron v. Sw. aus einem alten adelichen

Geschlechte

Geschlechte in den Niederlanden herstammet, das vorhin schon von Kaisern und Königen die Ritter- und Freyherrenwürde erhalten gehabt. Die bekannten Unruhen in den Niederlanden, und die Religionsspaltungen theilten dieß Geschlecht in zween Aeste. Das Landgut Swieten ist noch in den Händen der protestantischen Linie; der katholische Ast aber ist, nach den Landesgesetzen der vereinigten Provinzen, von dem Besitze der Ländereyen ausgeschlossen. Von diesem stammet unser Freyherr her, und ist zu Leiden den 7. May 1700 gebohren: gleichsam, als ob er mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts ein neues Licht desselben hätte abgeben sollen.

Leiden ließ es ihm an schönen Beyspielen großer Männer nicht fehlen, so bald er die niedrigen Schulen verlassen hatte. Man ersah aber Löwen zu derjenigen Rennbahn, wo er durch die Weltweisheit seinen Verstand ausbessern sollte: und er war schon von 16 Jahren, unter zwölf auserlesenen Jünglingen, welche ihres Fleißes halben hervorgezogen wurden, derjenige, den man an ihre Spitze stellete. Nachdem er nun hier den Grund geleget, auch sich im Griechischen fest gesetzet hatte, kehrte er nach Leiden zurück; und legte sich auf die Chymie, oder Schmelz- und Scheidekunst. Die Lesung der griechischen Aerzte, und der Unterricht des großen **Boerhaven**, in allem was er las, machten ihn so vollkommen in der medicinischen Gelehrsamkeit; daß ihn dieser nach erlangter Doctorwürde eines besondern Vertrauens würdigte, ja ihm sterbend das Zeugniß gab: er wüßte keinen vollkommnern auf seinen Lehrstuhl vorzuschlagen, als den Herrn v. Swieten; wenn

es nur die Landesverfassung, und seine Religion zuließe.

Die schwere Entbindung der durchl. Erzherzoginn Gouvernantinn der Niederl. Mariannä, und die tödtliche Krankheit derselben, gab Gelegenheit, den Herrn v. S. zu Rathe zu ziehen: und dadurch ward er in Wien, einer großen Kaiserinn bekannt. Diese suchte ihn seit dem an sich zu ziehen; um sich seine Rathschläge nicht nur zu Erhaltung ihrer Gesundheit, sondern auch in Verbesserung ihrer Wiener hohen Schule, und sonderlich der medicinischen Gelehrsamkeit zu bedienen. Dieß geschah 1745. und er hat sich bisher des auf ihn gesetzten Vertrauens vollkommen würdig gemachet; auch die größten Gnadenbelohnungen erhalten. Als ein Schriftsteller hat er sich durch die Commentarios in Hermanni Boerhave aphorismos, in dreyen Quartanten bekannt gemachet; und dadurch den Ruhm eines zweyten Boerhavens erhalten.

Hr. Joh. Jak. Quandt, der h. Schr. D. und oberster Lehrer zu Königsberg, Kön. Preuß. Oberhofpred. und Ober Consistor. R. auch General Sup. des Königr. Preußen, und der Kön. D. Gesellsch. Präsident, ist den 27sten März 1680. gebohren. Sein Vater war Consist. R. und Pastor an der Pfarrkirche zu Königsberg. Seine besondern Naturgaben, und die treue Anführung der besten Lehrer, zeigten früh, was man von ihm zu hoffen hätte. Er studirte seit 1701. auf der dasigen Universität, die Philosophie, oriental. Sprachen, Beredsamkeit und deutsche Dichtkunst, auch die Mathe-

Mathematik; und disputirte unter Raben, philosophisch, unter dem berühmten **Wilkins**, (einem geb. Preußen, der nun in England berühmt ist) philologisch und unter Bläsungen mathematisch. Die Theologie aber studirte er unter D. von Sanden, und D. Pesaroven. Hierauf gieng er nach Leipzig und nahm die Magisterwürde an, vertheidigte auch als Präses die Streitschrift: de Sagan, s. Pontificis max. vicario. Von hier gieng er nach Jena, wo er Budden, Danzen, Hambergern, Russen, und Jochen hörte.

Darauf that er eine Reise über Weimar, Erfurt, Gotha, nach Altdorf, Tübingen, Heidelberg, Marpurg, Gießen und Maynz; gieng durchs Hanöverische, und Lüneb. nach Hamburg, Lübeck und Rostock, zum großen Fecht; unter dem er de approximatione Spiritus S. 1709 disputirete. Von hier gieng er nochmals auf eine weitere Reise, nach Holland und England, wo er sich auch in den neuern Sprachen festsetzete. Er kam zurück nach Königsb. disputirte 1712. und 1713. wider den Millius; und diese Schriften sind in den holl. Thesaurum philologicum, und in die venedische Ausgabe der zu den hebr. Alterth. gehör. Schriften eingerücket.

Im 1714sten Jahre ward er Aufseher der Rathsbibliothek, und der Theologie außerordentlicher Lehrer. Er nahm die höchste Würde darinnen zu Rostock 1715. unter Krackewitzen an, und 1716. trat er sie mit zwo feyerlichen Disputationen, de doxologiis Paulinis, und de gestis Christi quadrigesimalibus post resurrectionem, an. Im 1718 Jahre

ward er Pastor an der dritten Haupt- und Stadtkirche zu Königsberg, und königl. Consistorialrath, 1721. aber Oberhofprediger, und ordentlicher Lehrer der Theologie; 1734. aber oberster Lehrer derselben, und Rector Magnificus. Er gab die deutsche Bibel mit seiner Vorrede, und im folgenden Jahre nochmals eine Hausbibel heraus; ja er hat auch eine litthauische Bibel, denen gegen die äußersten Gränzen von Preußen noch übrigen Ueberresten der alten Bewohner des Landes zu gut, zweymal ans Licht gestellet. Im 1742sten Jahre ward er zum kön. Kirchenrathe und Generalsuperintendenten von ganz Preußen, und 1743. zum Präsidenten der königl. deutschen Gesellschaft daselbst, vom Könige selbst ernennt. Man bedauret nur, daß er von seinen geistl. Reden, die ihm den größten Ruhm der Beredsamkeit erworben, noch keine Sammlung im Drucke erhalten können; da er doch den größten Männern, einem Mosheim und Reinbek an die Seite gesetzet zu werden verdienete. Seine Programmata XIII. an der Zahl, seine XVII. Dissert. und XIII. lat. Reden, verdienten auch längst in besondern Bänden ans Licht gestellet zu werden.

Hr. D. Joh. Albert Gesner, herzogl. würtenbergischer Leibarzt, der kön. Preußis. und Stockholm. Akad. Mitgl. ist 1694. den 17 Sept. gebohren. Er verlohr seinen Vater in seinem 11ten Jahre; ward 1723 zu Altdorf Doctor; und ward gleich darauf Physicus des Oberamts Gunzenhausen im Anspachischen. 1728. ward er zum Hofarzte und zweyten Stadtphysico zu Ludwigsburg berufen; 1734. aber

zum

zum Leibarzte und herzogl. Rathe ernennet; hat sich auch nach Herzog Karl Alexanders Tode dabey erhalten. Er hat mit den durchl. Prinzen eine Reise nach den Niederlanden gethan: und seine Historie des Kobalds hat ihm die beyden Stellen in den Berliner- und Stockholmer-Akademien, nebst einem Platze im Oberbergamte zu Stutgard erworben.

Hr. **D. Christoph Jak. Treu**, kaiserl. und markgräfl. anspachis. Rath und Leibarzt, nürnbergischer Stadtphysicus, des H. R. R. Edler Herr, und Pfalzgraf, der kaiserl. Akad. der Naturforscher Director, der london. berlinischen und florentinischen Gesellschaften Mitglied, ist 1695. den 26. April. im nürnbergischen Gebiethe gebohren. Im 1715ten Jahre ward er zu Altdorf Doctor; 1717. gieng er auf Reisen, über Frankfurt, Straßburg, in die Schweiz, und nach Paris: wo er sich in allen Theilen der medicinischen Gelahrtheit festsetzte; hernach über die Niederlande zurückgieng, Boerhaven, Ruyschen und Albinussen kennen lernte. u. s. w. über Hamburg, Wismar, Rostock bis Danzig, wo er über ein Jahr bey den großen Naturforschern, Hrn. D. Breynen und Secr. Kleinen, verblieb. Ja er gieng 1720. über Elbing auch nach Königsberg, wo er einen Monath lang, alle berühmte Gelehrten, die Rasten, Hartmänner, von Sanden, Lilienthale, Graben, Volbrechte, und Bayer, nebst allen Bibliotheken daselbst kennen lernete. Nun bekam er einen Wink nach Hause zu kommen, weil in Altdorf eine Lehrerstelle erlediget worden. Er eilte also über Frankfurt an der Oder, Berlin, Wittenberg,

Leipzig und Jena zurück, doch so, daß er alles merkwürdige mitnahm. Im 1720sten Jahre ward er ein Mitglied des Collegii Medici zu Nürnberg; erhielt auch nach und nach die übrigen Würden, die wir ihm oben beygeleget haben, wobey wir uns nicht länger aufhalten können.

Hr. **Joh. Jak. Zimmermann**, öffentl. Lehrer der Theologie, Chorherr beym Münster, und der Akademie der Wiss. Mitglied, ist den 10. des Christmonaths 1695. zu Zürch gebohren. Er konnte sich in der Jugend nicht entschließen, was er werden sollte, und dienete also im Schweizerkriege 1712. als Wundarzt. Endlich bekam er Lust die Theologie zu studiren, und ward 1715. unter die Candidaten aufgenommen. Er gieng nach Bremen, und studierte unter Lampen u. a. m. Hier lernte er auch einen Gerdes und Nonn, ja andre durch Bremen nur durchreisende Gelehrte kennen; worunter auch der Kanzler von Mosheim gewesen. Auf der Rückreise über Frankfurt und Tübingen ward er mit dem B. M. von Uffenbach, und dem Hrn. Kanzler Pfaffen bekannt. Seit dem 1725. J. hat er zu Zürch Vorlesungen gehalten; bis ihm 1731. das Lehramt des Naturrechts, 1737. aber die theologische Katheder anvertrauet wurde.

Hr. **Franz Christoph von Scheyb**, auf Gaubickolheim, ein Costnitzer Patricius, der niederösterreichischen Landschaft Secretär, der arkadischen und cortonischen, imgleichen der königsbergischen und der österreichischen Gesellschaften Mitglied, ist den 26 Hornung 1704. gebohren. Sein Hr. Vater war

war Joh. Chriſtoph von Scheyb, Rath und Oberamtmann der gefürſteten Grafſchaft Tengen in Oberſchwaben; und ſeine Frau Mutter war eine von Gegelshofen. Im 1717ten Jahre verlohr er ſeinen Hrn. Vater, als er kaum die erſten Gründe der ſchönen Wiſſ. bey den Prämonſtratenſern geleget hatte. Seine Verwandten ſchickten ihn alſo 1718. nach Wien, wo ihm ſein Vätter, der edle Hr. von Spaun, an Vatersſtelle trat. Er ward ein Koſtgänger der Jeſuiten, und vollendete die übrigen Schulſtudien, die Dichtkunſt, Redekunſt und Weltweisheit, nach ihrer gewöhnlichen Art. Ein lateiniſches Gedicht, welches er 1722. auf die Kaiſerinn Eleonora öffentlich herſagte, machte ihn zeitig bekannt. Er ward unter 80 Baccal. der dritte, und unter 60 Magiſtern wieder der dritte; diſputirte auch über Sätze aus der ganzen Philoſophie: kurz, er erwarb ſich überall vorzügliche Hochachtung. Die Rechtsgelehrſamkeit, Geſchichte, Mathematik und neuern Sprachen trieb er auch hernach eifrig. Da er Gelegenheit hatte, fürſtl. hohenzolleriſcher Rath zu werden, ſo ſchlug ers doch aus, weil er Hoffnung hatte, eine Reiſe nach Italien zu thun; gieng auch wirklich über Straßburg, Breyſach, Villingen, und Coſtanz, die Seinigen zu beſuchen.

Unterdeſſen gieng Graf Aloyſius von Harrach, als Vicekönig nach Neapel, und nahm unſern Herrn von Scheyb in ſeinen Dienſten mit dahin. Er ſchickte ihn mit 60 Perſonen und 200 Pferden über Fiume und das adriatiſche Meer nach Apulien, wo er den 16. des Weinmonds anlangte. Hier ſah er ſich allenthalben, als ein Kenner um; erlangte aber vom Vicekönige bald die Erlaubniß, ſeinen

6 Edelknaben, die Vernunftlehre, Erdbeschreibung, Rechenkunst, und die ersten Gründe des Rechtes beyzubringen; wobey er sich selbst vollkommener zu machen hoffte. Und als der Sohn des Vicekönigs, der itzige Reichshofraths Präsident Graf von Harrach nach Neapel kam, wußte sich Herr von Scheyb ihm so beliebt zu machen, daß er mit ihm das ganze erste Buch des Euklides durchgieng; wie er denn auch einem Grafen von Thun in der Rechtsgel. Geographie und Mathem. Unterricht geben konnte: weswegen er demselben zum Reisegefährten, und Gehülfen in der Erziehung 1730 verlanget und beygegeben ward.

Hierauf gieng die Reise über Rom, Siena, Livorno, Florenz, Bologna, Modena, Mantua, Mayland, und Trident, wo überall die merkwürdigsten Dinge zu sehen und viele Gelehrte zu sprechen waren: und wo ihm überall die wälsche Gelehrsamkeit einen Ekel vor der Schullehrart der deutschen Katholischen machte. Von hier gieng der Weg über München, Augspurg, Ulm, Ludwigsburg, Straßburg, Speyer, Frankfurt, Mäynz, nach Leyden in Holland, wo er den 1. des Windmonaths ankam. Hier fand er einen Vitriar, Burmann, Gravesande und andre, die seine Lehrbegierde reichlich stilleten. Er konnte gegen den Abt Marci seine Schuljahre nicht ohne Thränen beklagen, als er gleichsam alles von vorn anzufangen hatte. Er hörte über den Grotius, die deutsche Geschichte, die Experimentalphysik und das Staatsrecht. Er trieb das Griechische, und machte seinen Grotium in Nuce, d. i. einen

nen Auszug in lateinischen Versen. Hn. von Swieten und Hn. Prof. Schöpflin lernte er daselbst kennen: und dieser las täglich dem Herrn Grafen von Thun, ein Stück aus den Geschichten vor. So sah er 1731. Amsterdam mit seinen Cabinettern, einen Ruysch und Le Clerc; zu Utrecht, einen Muschenbroeck, und in den Niederlanden die vornehmsten Städte, und endlich Paris selbst, seine Büchersäle, Akademien, Cabinetter, und Gelehrten, einen Tournemine, Montfaucon, Banduri, Clairaut, Fontenelle u. a. m. nebst den Werkstäten der Maler und Kupferstecher; wodurch er seine Kenntnisse immer erweiterte und seinen Geschmack immer feiner machete.

Doch er ward nach Rom gerufen, und sollte sein Secretariat antreten: und als er solches that, fand er auch daselbst Büchersäle und einen Zutritt zu allen Gelehrten. In nächstem Jahre, als sein Graf die Gesandtschaft zu besorgen anfieng, giengen die wichtigsten Geschäffte, in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache durch seine Hände. Im 1737. Jahre ward er von dem Vicekönige mit wichtigen Verrichtungen nach Wien geschicket: und seine bisherigen getreuen Dienste wurden 1739. mit dem einträglichen Secretariat der niederösterreichischen Stände vergolten. Er blieb aber noch immer in harrachischen Diensten; auch nach dem Tode des Vaters 1742, bey dem Generalgouverneur der Niederlande, Graf Friedrichen von Harrach, bis an dessen Tod 1749 den er auch mit der prächtigen Lobrede beehret hat, die 1750. hier zu Leipzig ans Licht getreten

Dieſes ſcheint mein gelehrter Ariſtarchus ſelbſt vor Augen gehabt zu haben, da er meinen Cato ſeiner Beurtheilung gewürdiget: Ja ich glaube, daß er, aus gar zu groſſer Güte gegen dieſen tragiſchen Verſuch, noch manchen weit wichtigen Fehlern überſehen habe. Wenn ich mirs alſo vorſetze, demſelben auf die gelehrten Anmerkungen ſo er mir mittheilen wollen, zu antworten. So geſchieht es gar nicht in der Abſicht, als ob ich mich ganz weis brennen, und alles vor Schönheiten ausgeben wollte, was er getadelt hat. Nein, ſo groß iſt meine Selbſtliebe nicht. Ich weis, daß ich ſowohl, ja vielleicht noch eher, als ein anderer, fehlen kan; werde es auch hier geſtehen, wo ich mich deſſen überzeugt finden werde. Doch wird es mir erlaubt ſeyn, eins und das andre zu meiner Entſchuldigung anzuführen; und bey der Gelegenheit manches beyzubringen, was zu Beförderung des Geſchmackes von Theatraliſchen Gedichten, bey unſern Deutſchen etwas beytragen kan.

Der erſte Punct, den man mir vorrückt, iſt ſo ungegründet nicht. Es kan leicht kommen, daß man aus einem entgegengeſetzten Fehler in den andern fället. Horaz ſpricht:

In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

Ich geſtehe es, daß ich eine ähnliche Verbindung der Auftritte gar zu oft wiederholet habe: Und dieſes iſt es, was ſie zum Fehler macht. Denn an ſich ſelbſt iſt es kein Verbrechen, daß eine Perſon, die von weitem eine dritte kommen, oder erſcheinen ſieht, zu der andern mit der ſie redet, ſagen kan: Doch, ich ſehe, daß dieſer oder jener zu mir kommt, auf den ich warte; oder der dieſes, wovon wir ſprechen,

ten. Was er in der Dichtkunst zu leisten gewußt, zeiget seine Theresiade, ein großes und erhabenes Ehrengedicht, auf der Kaiserinn-Kön. Majestät: so wie seine übrige antiquarische Gelehrsamkeit aus der vortrefflichen Ausgabe der peutingerischen Tafel, in aller Stärke erschienen ist. Mehr erlauben unsre engen Gränzen nicht von ihm beyzubringen; als daß er auch bey seiner erhabenen Monarchinn in vorzüglichen Gnaden steht, und oft bey Abfassung der wichtigsten Staatsschriften mit Dero Vertrauen beehret wird.

Hr. **Joh. Ulrich Freyherr von Cramer**, kaiserl. Reichskammergerichts-Beysitzer, ist zu Ulm den 6 Nov. 1706. gebohren. Sein Hr. Vater war ein ansehnlicher Kaufmann; und er sollte anfänglich die Theologie studiren. Hernach reizte ihn die Arzneykunde: nachdem er sich aber besser geprüfet, entschloß er sich zu den Rechten; und das zwar zu Marpurg, wohin ihn der Ruf des großen Wolfs damals gezogen hatte. Die ordentliche Art zu denken, so dieser Weltweise ihm beybrachte, öffnete ihm eine neue Bahn in den Rechten; und zeigte ihm ein Licht, bey welchem er sicher fortkommen konnte. Ja er faßte den Entschluß, das in der Rechtskunde zu leisten, was sein Lehrer in der Philosophie gethan hatte. Er gab die trefflichsten Proben davon, die den Gelehrten bekannt sind: und diese brachten ihm ein ordentliches Lehramt zuwege; und das heßische Haus bediente sich seiner Rathschläge. Man suchte ihn nach Frankfurt an der Oder, Halle und Göttingen zu ziehen: allein Kaiser

ſer Karl der VII. rief ihn zum Reichshofrath, auf die gröſste Stufe, die ein Rechtsgelehrter in Deutſchland beſteigen kann. Nach deſſen Ableben aber ward er von den Ständen des fränkiſchen Kreiſes zum Beyſitzer des Kammergerichts erſehen, darinn er noch wirklich das Recht handhabet.

Hr. **Joh. Heumann**, V. R. D. und des Staatsrechts öffentl. Lehrer zu Altdorf, iſt den 11. des Hornungs 1711. zu Muggendorf im Culmbachiſchen gebohren. Erlangen legte im Gymnaſio den Grund zu ſeiner Gelehrſamkeit. Er lernte die Mathematik, Sprachen, Naturlehre, philoſophiſche Hiſtorie und die welſiſche Philoſophie. Doch trieb er auch ſein Hauptwerk, die Rechtsgelahrtheit 1730 in Altdorf nicht mit geringerm Fleiſse. Er war willens nach Jena zu gehen: als er eine Hofmeiſterſtelle bekam; und dadurch Gelegenheit erhielt, nach Wien zu kommen. Hier lernte er die groſse politiſche Welt kennen; und faſſete auſser den andern Sprachen, die er ſchon konnte, auch die ſpaniſche, böhmiſche und ſclavoniſche. Er beſchrieb auch daſelbſt das prächtige Gebäude des kaiſerl. Bücherſchatzes, ſo wie ſelbiges in Kupfer geſtochen der Welt vor Augen liegt, und nirgends ſeines gleichen hat. Im 174. ſten Jahre ward er zu Altdorf Doctor, und 1714. an Prof. Rinks Stelle ordentlicher Lehrer des Staatsrechtes. Er hat viel geſchrieben.

Hr. **Wilh. Friedr. Kraft**, der heil. Schr. D. Oberpfarrer zu St. Marien, und des evangel. Miniſterii zu Danzig Senior, iſt zu Krautheim im

Weimarischen, den 9. Aug. 1712. gebohren. Sein Vater war Pfarrer daselbst. Seine treffliche Fähigkeit wies sich schon in früher Jugend. Er studirte 1722. zu Erfurt, hernach in der Schulpforte, ward aber überall versäumet, weil man ihn wegen seiner Jugend, in gar zu niedrige Classen setzete. Im 1729sten Jahre gieng er nach Jena; studirte die wolfische Philosophie, wovor ihn doch Syrbius warnete, imgleichen die Mathematik und das Naturrecht, auch endlich die Theologie, und orientalischen Sprachen bis 1732. da er eine Hofmeisterstelle annehmen mußte. Allein sein Trieb mehr zu lernen, zog ihn nach Leipzig; bis er 1734. in die Lausitz gieng, wo er abermal einen Hofmeister abgeben mußte. Er kam aber 1739. wieder nach Leipzig, ward Magister, und bald darauf zu einem Diaconat berufen: da ers aber antreten wollte, sollte er dafür eine schlechte Dorfpfarre annehmen. Er schlug sie aus, und gieng zurück nach Leipzig; mußte sie aber doch noch annehmen; und hat sie bis 1747. verwaltet, da er nach Göttingen zum Universitätsprediger und Adjunct der theolog. Facultät berufen ward. Im 1748sten Jahre ward er daselbst Doctor, in des Königes Gegenwart: 1750. aber ward er nach Danzig zum Senior berufen, wo er alle mögliche Liebe und Ehre genießt.

Hr. Gottfr. Schütz, der Gottesgel. öffentl. Lehrer zu Kopenhagen, Consistorialassessor, Rector des Pädagogii zu Altona, der königl. preußis. und dänischen Societät der Wiss. Mitglied, ist zu Wernige-

nigerode 1719. den 7 May gebohren. Sein Herr Vater war Rector daſelbſt; und ward 1738. als Prof. nach Altona berufen; wo er 1740. Prediger ward. Zu Halle hat er ſtudiret, und 1740. kam er nach Leipzig, wo er auch Magiſter ward, und als ein Lehrer zu bleiben Luſt hatte. Allein er ward nach Altona als Paſtor adjunct, hernach zu Ottenſen als Prediger, und endlich, als Rector nach Altona berufen. Im 1750ſten Jahre ward er Conſiſtorialbeyſitzer, und endlich Prof. Extraord. zu Kopenhagen. Seine ſchöne Schriften betreffen mehrentheils die deutſchen Alterthümer, weswegen ihn die Geſellſchaft der freyen Künſte allhier unlängſt zu ihrem Ehrengliede erkläret hat.

II.

Gloſſarium Germanicum præcipue

Iuris et fori Germanici, maximam Partem e Diplomatibus, et præterea ex legibus civitatum, pluribusque aliis monumentis, Medii Aevi tam editis quam manuſcriptis, eruit, compoſuit, illuſtravit, indicibusque neceſſariis inſtruxit Chriſtianus Gottlob Haltaus, Philoſ. Mag. et Scholæ Nicol. Rector. Lipſiæ, in officina Libraria Joan. Friderici Gleditſchii. MDCCLVI.

Das Werk, deſſen Aufſchrift wir hier mittheilen, iſt von einem weit wichtigern und mannigfaltigern Nutzen, als es dem erſten

Anſehen nach ſcheinen möchte. Weder bloß die deutſchen Sprachlehrer, noch die Rechtsgelehrten allein; ſondern die Liebhaber und Kenner vieler andern Theile der Gelehrſamkeit werden in demſelben nicht wenig finden, was ſie zu verſchiedenen Abſichten mit Vortheile gebrauchen können.

Da alle Sprachen mit der Zeit eine ganz andere Geſtalt bekommen, bis ſie todte Sprachen werden; dieſe Veränderung aber gemeiniglich viele Stammwörter und manche Arten des Ausdrucks, die davon abhängen, in Vergeſſenheit bringet: ſo iſt es unmöglich, ihren Reichthum, ihren Nachdruck, ihre Schönheit recht kennen zu lernen, ſie zu vermehren, oder zu verbeſſern; wenn man nicht in die vorigen Zeiten zurückgeht, und ſie gleichſam nach ihren verſchiednen Altern überſieht. Dieſes iſt vornehmlich in Anſehung derjenigen Zeiten nöthig, worinn ſie theils zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, theils bey öffentlichen Angelegenheiten gebrauchet ſind. Das erwähnte Werk wird demnach für die **deutſchen Kunſtrichter** eine reiche Vorrathskammer ſeyn: indem es eine große Lücke in unſrer Sprache ausfüllet, ſie ſo, wie ſie vor vier und fünfhundert Jahren ausſah, darſtellt, und die heutige aus ihren erſten Quellen bereichern, und in ihrem urſprünglichen Glanze zeigen kann.

Es müſſen dabey nothwendig manche **deutſche Alterthümer** aufgekläret werden. Viele Wörter beziehen ſich auf alte Gebräuche, und ſind oftmals die einzige Anweiſung, ſie zu verſtehen. Der Herr Verfaſſer hat auch beſonders ſein Abſehen darauf ge-

gerichtet: und da unser Vaterland in verschiedener Betrachtung mit andern Ländern Gemeinschaft hat, und mit denselben in seinen Gewohnheiten und Gesetzen übereinkömmt: so bekommen zugleich deren Alterthümer dadurch in vielen Stücken ein Licht. Aus diesem Grunde kann es denn auch den **Ausländern** brauchbar werden; zumal es in einer Sprache abgefasset worden, die ihnen nicht unverständlich ist.

Die alte Staatsverfassung, die Rechte, die Gesetze und Verordnungen von Deutschland, liegen größten Theils in den Worten der mittlern Zeiten versteckt. Wer diese nicht kennet, wird von jenen keinen vollständigen und richtigen Begriff haben können. Wie viel muß sich also die **Reichsgeschichte** nicht von einem solchen Werke versprechen, das die dabey vormals gewöhnlichen Wörter und Redensarten genau bestimmet, und durch Beweise und Zeugnisse bestärket?

Das deutsche Recht überhaupt, und ins besondre das Staatsrecht und Lehnrecht, müssen in vielen Stücken gänzlich aus der Reichsgeschichte hergeholet werden. Ein Werk, das der letzten zu einem Leitfaden dienet, muß daher den **Lehrern** und **Liebhabern aller Arten des deutschen Rechtes** unentbehrlich seyn.

Doch werden auch die andern **Rechtsgelehrten** noch manches brauchbare darinnen antreffen. Denn eines Theils stehen ja alle Rechte, auf eine oder die andere Art, mit einander in Verbindung: so daß durch die Erkenntniß des deutschen Rech-

tes nicht wenige Stücke derſelben in ihrer Anwendung aufgekläret und beſtätigt werden: andern Theils wird wenigſtens in Deutſchland ſich niemand ohne eine gute Einſicht in die deutſchen Rechte für einen großen Rechtsgelehrten ausgeben.

Dieſen Betrachtungen kömmt endlich noch der Namen und außerordentliche Fleiß des Herrn Verfaſſers nicht wenig zu ſtatten. Schon andere, obgleich kleinere Verſuche, haben ihm in dieſer Art von Erkenntniß einen Ruhm erworben. Er hat in ſeiner Jugend bereits die Schriftſteller aus den mittlern Zeiten zu leſen und ins Lateiniſche zu überſetzen angefangen. Des Hern. Menkens ſcriptores rerum Germanicarum enthalten davon mehr als einen Beweis. Inſonderheit aber lernte die gelehrte Welt ſeine Stärke aus ſeinem calendario medii æri kennen. Außer dem gab er ſchon 1738 eine Probe von dem gegenwärtigen Werke, an welchem er ſeit einiger Zeit gearbeitet hatte, die den Wunſch der Gelehrten nicht ohne Beyfall nach deſſen völliger Ausfertigung erregte *. Dieß alles iſt billig als ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Arbeit anzuſehen. Jedoch, da er ſich mit derſelben über zwanzig Jahre beſtändig beſchäfftigt hat; und die übrigen Verſuche, wegen ſeiner Geſchicklichkeit dazu keinen Zweifel übrig laſſen: ſo dürfen wir zur Anpreiſung deſſelben nichts mehr ſagen.

Die

* Siehe Leipz. gel. Zeit. 1738 p. 210. Nov. Act. Erud. Supplem. T. III. Sect. VII. n. 8. Der deutſchen Geſellſ. in Leipz. Nachrichten ꝛc I. Th. p. 137.

Die Veranlaßung zu solchem ist eigentlich eine andere Absicht gewesen. Er arbeitete an einem großen Werke von dem Gerichtswesen der alten Deutschen mittler Zeiten. Zu dem Ende mußte er sich aus alten Urkunden, Gerichtsbüchern und andern Quellen die Sachen, und die Sprache der alten Gerichte bekannt machen. Weil ihm aber im Fortgange die Materien von dem deutschen Gerichtswesen allzuweitläuftig vorkamen, fing er an, aus seinen vielen Collectaneis sich ein alphabetisches Verzeichniß der vormals gewöhnlichen Rechtswörter aufzusetzen. Dieß brachte ihn zu der Entschließung, das gegenwärtig angekündigte Werk, welches einen noch allgemeinern Nutzen hat, auszuarbeiten.

Außer den eben angezeigten Quellen, hat er sich aller dienlichen Hülfsmittel bedienet. Die geschriebenen deutschen Urkunden, welche noch vorhanden sind, reichen nicht über das dreyzehnte Jahrhundert hinaus: und selbst in Ansehung dieser Zeit ist ihre Anzahl nicht sehr groß. In vierzehnten Jahrhunderte findet man sie schon häufiger. Die deutsche Sprache war damals schön, reich und männlich: aber im funfzehnten Jahrhunderte nahmen alle diese Vorzüge noch zu. Deswegen hat der Herr Verfasser seine vornehmsten Bemühungen auf diese drey Jahrhunderte, als das eigentliche mittlere Alter der diplomatischen Sprache, gerichtet. Er hat aus denselben, und auch noch aus dem sechzehnten Jahrhunderte, die alten Gesetze und Verordnungen der ansehnlichsten Städte, ihre Bücher nebst den Büchern

der Schöppenstühle, die alten deutschen Dichter, Jahrbücher und Chroniken zu Rathe gezogen; ja so gar die lateinischen Diplomata aus eben denselben Zeiten nicht aus der Acht gelassen, sondern daraus entweder die Erklärungen, oder die deutschlateinischen Wörter und Redensarten, die gemeiniglich den Verstand des Deutschen sehr gut ausdrücken, hergenommen und an ihren gehörigen Ort eingetragen. Pöbelmäßige und schlechte Wörter hat er nicht gesammlet: nur die besten, so wol einfachen als zusammengesetzten Wörter, die in kaiserlichen und fürstlichen Kanzeleyen und Lehnshöfen gebräuchlich waren, und zum Theile noch sind, oder es wieder zu werden verdienen, haben seine Aufmerksamkeit beschäftiget.

Die Einrichtung ist so gemachet, daß man, ohne die abgeleiteten Wörter unter ihre Stammwörter zu setzen, welches bey vielen eine Unbequemlichkeit verursachen könnte, der alphabetischen Ordnung schlechterdings gefolget ist, als die sich für die meisten Leser am besten schickt. Es wird allemal die Kraft eines jeden Wortes nach dem eigentlichen Sinne, den die Alten damit verknüpfet haben, angegeben. Zum Beweise sind eine oder mehr Stellen, und zwar da, wo sie sehr zahlreich gewesen, die besten angeführt. Der Hr. Verfasser hat dabey mit Vergnügen befunden, daß ein Wort bey den Alten oft mancherley Bedeutungen gehabt, wovon die heutige Sprache nicht selten nur eine einzige aufweisen kann. Er hat sich daher bemühet, dieselben nebst einer großen Anzahl itzt nicht so bekannter

Wör-

Wörter, die sich doch für den Mund eines wohlredenden Deutschen sehr gut schicken, und die Stelle fremder oder neugekünstelter Ausdrücke vertreten können, der Vergessenheit zu entreißen. Die Sachen, welche unter den Wörtern beygebracht sind, dienen allemal entweder zur Erklärung, oder zur angenehmen Unterhaltung des Lesers: damit sich das Werk von einem magern Wörterbuche unterscheide, und doch nicht ohne Noth vergrößert werde.

Man würde sich irren, wenn man auf die Gedanken geriethe, daß es mit des Hrn. Wachters, oder des Hn. Schilters Glossario für einerley zu halten sey. Der erstere hat nur den Ursprung und die Alterthümer der Sprache, die uralten und ungebräuchlichen Wörter und Namen, nebst den Wörtern der itzt gewöhnlichen Sprache vorgestellet, sie nach ihrer Ableitung, und, so viel möglich gewesen ist, aus den ersten Gründen erkläret, auch vornehmlich die verschiedenen Stufen der Bedeutungen nach ihrem Zusammenhange richtig bestimmet; aber sich in das weite Feld der mittlern deutschen Sprache nur wenig gewaget. Der letztere hat die alten malbergischen Wörter sorgfältig untersuchet, und aus den beyden speculis iuris, aus den ungedruckten straßburgischen und augspurgischen alten Gesetzen, aus Kaiser Ruperts Diplomatario und einigen Weisthümern, die er haben konnte, Wörter von allerley Art gesammlet: jedoch, da er von einem so großen Vorrathe diplomatischer Schriften, als wir nunmehr haben, noch nichts wußte; so reichen seine sonst nützlichen Bemühungen nicht weit genug,

chen, nicht hören ſoll u. d. gl. Ich kan dieſes mit unzehlichen Exempeln der beſten tragiſchen Poeten erweiſen. Z. E. Corneille im Cid läßt Elviren die mit dem Roderich ſpricht, in der III. Handlung am Ende des I. Auftritts, bey Erblickung der Chimene, die von weitem kommt, ſo ſagen:

Elle va revenir, elle vient, je la voy;
Du moins pour ſon honneur, Rodrigue, cache toi.

In derſelben Handlung am Ende des V. Auftritts ſpricht Don Diego, als er ſeinen Sohn Roderich kommen ſieht:

Rodrigue ne vit plus, ou reſpire en priſon.
Juſtes Cieux! me trompay-je encore à l'apparence?
Ou ſi je vois enfin mon unique eſperance?
C'eſt lui, n'en doutons plus, mes voeux ſont exaucez,
Ma crainte eſt diſſipée, & mes ennuis ceſſez.

Im erſten Auftritte der IV. Handlung ſpricht gleichfalls Elvire zur Chimene bey Ankunft der Infantin:

Moderez ces Transports, voici venir l' Infante.

In dem folgenden vierten Auftritte kömmt gar Don Alonſo die Ankunft der Chimene gleich in der erſten Zeile zu vermelden; ob ſie ſelbſt gleich erſt in der fünften Handlung erſcheint. Es heiſt:

Sire, Chimene vient vous demander juſtice!

Endlich im IV. Auftritte der V. Handlung ſieht Chimene, am Ende, den Don Sancio kommen, und ruft beſtürzt:

Que

und außer dem iſt vieles an dem unrechten Orte verſteckt.

Damit nun die Liebhaber ſolche nützliche Arbeit nicht länger entbehren möchten: ſo hat ſich die gledit-ſchiſche Buchhandlung entſchloſſen, dieß neue Werk, das ſich im Drucke bis auf zwölf Alphabet belaufen wird, unter folgenden Bedingungen in der Oſtermeſſe des 1757ſten Jahres zu liefern. Man zahlet nämlich zwiſchen hier und Michaelis 2 Thl. 12 Gr. voraus, und bey dem Empfange des Werkes noch 2 Thl. 12 Gr. als Nachſchuß. Diejenigen aber, die es auf Schreibpapier verlangen, werden ſich noch vor Michaelis melden, und 4 Rthl. Vorſchuß, zum Nachſchuſſe hingegen noch 3 Rthl. erlegen: weil man nicht mehr Exemplare auf Schreibpapier drucken zu laſſen willens iſt, als beſtellet werden. Uebrigens werden Druck und Papier der Probe gleich ſeyn; und man kann ſich des Werkes wegen in allen Buchhandlungen melden.

ACHT, dialecto Saxoniae inferioris effertur pro ECHT legitimum. Vnde ACHT pro ACHTDING iudicium ſolenne ac legitimum, vid. ECHTDING.

ACHT, deliberatio, conſultatio, ab ACHTEN mente et cogitatione *perſequi*, vt bene WACHTERVS. In Formula des Freyen Gerichts zu Sikte: *Fraget der Richter ferner — — was er heiſſen vnd verbieten ſoll? Der Freymann: Herr Richter, ich bitte des* ACHT. *Der Richter:*

ter: ACHTE *vnd ſinde, was Recht iſt*, ap. NOLTEN. in Tr. de Bonis Probſting. p. 171. vid. ACHTS-LEUTE. Statuta Verd. art. CV. *So welk Man den andern in ſine* ACHT *biddet, vnd ſecht æhme ſine heimlichkeit, vnd wolde men æhne darna mit dem Manne vortügen, dat mæ hte nicht ſein.* In LL. Kalendarum Kilon. de an. 1334. *Were dat we meldede vnſe hemelke* ACHTE, *he vnd ſine Olderen ſolden entberen vnſer Broderſchop vnd aller guden Werke* etc. in margine: in revelatores *arcanorum*, ap. *Dn.* de WESTPHALEN *T. III. p. 564.*

ACHT, per meton. Iudicium. In Ordinat. des Braunſchweig. Fæm-Gerichts ap. REHTMEIER. in Chr. Brunſv. p. 627. *ſo ropet de bœdele to dem Volke. Gy heret gat in de* ACHTE. In Guntheri AEp. Magd. dipl. an. 1410. *ab eyn criſthen menſche einen Joden ſchuldigethe eyner ſache in wertlicher* ACHTE *adder geiſtlicher, das der Jode der ſache ſal neher ſyn czu entghende nach dem Jodeſchen rechte vff Moyſes buch vor yrer ſcholen* etc. ap. *Dn.* de DREYHAUPT *in der Beſchreibung des Sal-Creiſſes T. I. p. 98.* Iudicia Weſtphal. dicebantur *die heimliche* ACHT, it. *die heimliche freye* ACHT, vid. DATT. de *Pace* p. 728.

ACHT, ſpatium deliberandi, dilatio forenſis, LL. Goslar. c. I. p. 518. n. 109. *de Klegere vnde vppe dene de Klage geyt, moten wol vmme jowelke rede der* ACHTE *bidden, de ſchall men one*

one geven, deme aver de Klage an den Hals geyt, de ſchall vorwiſſenen weder van der ACHTE *vor gerichte to komen.* Conf. ib. p. 519. n. III. et p. 524. n. 223. Cod. Iur. Hamb. art. IX. §. 25. ap. *Dn.* de WESTPHALEN *T. IV. p. 3013. ein Mann mot ok wol hebben drey* ACHTE *er he Antword gifft, vnde ſo ſchall he Antword geven.* In Ordinat. Crim. Heruord. ap. MEINDERS de *Iudiciis Centenariis p. 291.* ita: *So frage des Klegers Vorſprecke etc. wo manniche* ACHTE *de Man mit Rechte ſcholle hebben* (vt Meinders explicat: quot *dilationes iuridicas* ſiue tempora iuri dicundo præfigenda) Reſp. *He mœge hebben — — negen* ACHTE (i. e. novem terminos juridicos.) Inde ACHT pro temporis interuallo in genere. ERNESTUS *de* KIRCHBERG *in Chron. Mecklenb.* ap. *Dn.* de WESTPHALEN c. I. p. 667.

In des in kortzir ACHTE
Man eynen ſichin brachte.

ACHT, conſideratio, reſpectus, conditio, qualitas. In dipl. an. 1362. *ſo mach herman vnde de ſine, de halven hove vorſetten vorkopen keren to werliker, to geſtliker* ACHTE *etc.* in Dni. PISTORII *Amœnit.* P. III. p. 531.

ACHT, perſecutio corporalis. OTTOCAR. ab HORNECK. c. XLIX.

Vnd Herrn Philippen, der als ein Wolf
Gotz-Schaf het in AECHT.

ACHT, REICHS-ACHT, ſenſu famoſiori in Imperio Germ. hoſtilis conſectatio publicumque

cumque odium omnium, per ſententiam decretum & imperatum. GASSARUS in *Annal. Auguſt.* ap. MENCK. *T. I. p. 1573. A. proſcriptiones eas, quas a perſequendo* ACHTAS *vulgariter vocamus*, etc. Ludovicus R. Germ. in dipl. an. 873. in Dni. HARENBERGII *Hiſt. Eccleſ. Gandersh p. 139. Deinde vt publicum hoſtem Regni omni gratia, honore ac iuſtitia priuamus, et iudicialis gladii noſtri animaduerſione perſequendum, et de terra exterminandum, nemine parcente, ac miſerente, foras mittendo, publice damnationi exponendo, proſcribimus.* HARTMANNUS ab OWE vocat *des viches has*, in GOLDASTI *Paraenet.* itemque Lubecenſes in ARNOLDI *Chr. L. IV. c. 12. ciuitas noſtra ſub ditione Romani Imperii ſita eſt, a quo ſi alienata fuerit, proſciptione Imperatoris mulctabimur, et ſic* odibiles omnibus *erimus.* FREYDANCK, quem Librum MS. poſſidet Cel. GOTTSCHED. ita in Proi.

Allmenglich mich verſchmocht
Als ob ich wer in der ACHT.

Wenceslaus R. an. 1379. vocat *des heiligen Reichs* GROZZ PEN VND ECHTE, in Dni. HERRGOTT *Geneal. Habsb. T. II. p. 742.* Et Sigiſm. Imp. an. 1434. in diffidatione Philippi Burgundi: huiusmodi inſolencias *virtute* ſacri *Imperii* iuxta demerita *rigoroſa* refrenare, ap. *Dn.* de SENCKENBERG in *Sel. Iur. et Hiſt. T. VI. p. 474.* Dicitur alicubi etiam *eine böſe Staupe*, vid. ſuo loco. &c. &c.

III.

Betrachtung

der

immerwährenden Fürsorge und Regierung eines majestätischen Schöpfers.

Eine Ode, von A. G. F. Koltitz.

Herr! der in jener Ferne thronet,
Wo reine Seeligkeit verklärte Seelen lohnet,
Erhohte Sinnen ewig tränkt;
Zum Preise deiner Macht mit stärkern Trieben lenkt,
Dort, wo der Seraphinen Menge,
Mit gottlichstralendem Gepränge,
Den ewigfesten Thron in jenem Licht umschließt,
Das stets aus deinem Schooße fließt:
Dort wirkst du Heiligster, nach nie durchdrungnen Gründen,
Das Schiksaal niedrer Welt mit göttlichem Ersinden!

Einst schuf dein Wink die blanken Flächen,
Drauf tausend Sonnen stets die kühnen Blicke schwächen;
Aus nichts rief sie dein Wort hervor,
Und schnell drang sich ihr Glanz zu deinem Thron empor.
O schimmernd Lichtmeer! klare Sterne!
Ihr schwimmt in ungemeßner Ferne,
In Weiten, die kein Mensch noch Menschenwitz bestimmt:
Wie heftig auch sein Feuer glimmt!
So groß, Unendlicher, bist du und deine Werke!
Du selbst erkennst dich nur in deiner Kraft und Stärke!

O Zweif-

O Zweifler, der mit falschen Schlüssen
Des irrenden Verstands, sich seinem Gott entrissen,
Sein wahres Daseyn, frech bekämpft,
Und aus unseelgem Stolz der Ehrfurcht Weihrauch dämpft:
O schwing dich zu des Himmels Bühnen!
Sie können zum Erweise dienen,
Daß sie kein Ohngefähr so schön hervor gebracht;
So giftig auch dein Herze lacht.
Denn kann ein prächtger Bau nie durch sich selbst entstehen,
Wie sollten Welten wohl sich sonder Allmacht drehen?

Nein, Herr, dein schöpferischer Wille
Hat das, was dein Verstand in einsam ewger Stille,
Mit tiefer Weisheit abgezirkt,
Zur allererſten Zeit mit seltner Zier gewirkt!
Du sprichst! so stralen tausend Sonnen,
Die durch dein Wort ihr Licht gewonnen:
Du regest deinen Arm; ein ungezähltes Heer,
Macht schon die lichten Höhen schwer!
Ach, Zweifler! möchte doch von diesen blauen Zimmern
Der Wahrheit seelig Licht dein zweifelnd Herz durchschimmern.

Wohlan, du lernst den Schöpfer kennen;
Weil so viel Lichter dort, ihn zu bezeugen, brennen,
Darinn sein theurer Ruhm sich malt;
So oft ihr Glanz dich rührt, und feurig abwärts strolt.
Erhöhte Vorsicht willst du schmähen,
Um desto stolzer dich zu blähen!
„Wie, schrichst du, sollte Gott auf diese Kugeln schaun?
„Ihm war es gnug; sie schön zu baun!
„Sie drehen sonder ihn, mit eigenem Gewichte,
„Und ohne daß er sie nach festen Regeln richte.

O Mensch,

O Mensch, welch Irrlicht, das dich neiget
Und schmäuchelnd den Verstand in schwere Fessel beuget;
Du glaubest Gott und läugnest ihn,
So bald du ihm die Kraft der Vorsicht willst entziehn?
O sieh nach den bestimmten Kreisen,
In denen alle Kugeln reisen;
Erblikst du wohl die Hand, die sie im Wirbel hebt,
Im Laufen ordnungsvoll belebt?
Bedenke dieses Thuns so seltne Trefflichkeiten,
Und dann versuche noch die Vorsicht zu bestreiten.

Sieh dort die aufgebrachten Wellen,
Die bald ihr nasses Haupt, als stolze Berge stellen;
Bald in den Abgrund brausend fliehn;
Wenn tolle Winde sich in ihre Holen ziehn:
Ja sieh auf weiten Oceanen,
Wie sich die Masten Fahrten bahnen;
Wenn mancher Wirwelwind mit Blitz und Donner stürmt
Und die gesalzne Fluth sich thürmt;
Schwimmt nicht die schwerste Last auf ungeheuern Seen,
Die Klipp und Syrten recht mit Unglück übersaen?

Wer lenkt wohl auf erzürnten Meeren,
Des Mastes schnelle Fahrt, die tausend Dinge stören,
Und stündlich Tod und Unglük drohn?
(O frecher Durst nach Gold sieh den erschifften Lohn!)
Der Steuermann ist sein Regierer;
Sein wachsam unermüdter Führer!
Es irrt, vom Schlummer fern, sein stetsverdächtger Blick
Von Osten bis zum West zurück,
Vom Süd zum Norderpol; bis er den Hafen findet,
Und drohende Gefahr durch Vorsicht überwindet!

So

So lenkt auch Gott der Sterne Schwingen,
Damit sie sich nicht selbst aus ihrer Ordnung dringen;
Sich richtig um die Achsen drehn
Und in dem weiten Raum in dichten Schrancken gehn!
Kein Stoß verwirrt die heitern Sphären,
Kein Wirken blinder Ohngefahren,
Erzeugt den Kreisellauf. Gott formet Bahn und Stand
Und Vorsicht knüpft ihr sinkend Band,
Mit steter Wirksamkeit, daß sichs nicht schlaffer dehne,
Noch irgend sich ein Stern zu fremder Bahn gewöhne.

Doch hemm einmal der Vorsicht Kräfte!
Entreiß der Gottheit stolz dieß ewige Geschäffte,
Darinn sie Welt und Himmel trägt,
Und alles weisheitsvoll nach einem Zwecke regt:
Ja, stürze sie in finstre Tiefen,
Den Lauf der Dinge nicht zu prüfen,
Die Himmelskörper nicht mit dauerndem Bemühn,
Auf Zirkelbahnen fortzuziehn!
Kurz, gieß nur über sie des Schlummers feuchte Dünste:
Was sind die Folgen wohl von diesem Hirngespinste?

Kein Gott stützt ausgespannte Himmel?
Ein schmetterndes Getös; ein krachendes Getümmel
Durchrauschet die bewegte Luft:
Vielleicht zerbirst anitzt der Hölle finstre Kluft!
Nein, Welten sinken, uns zu decken.
Kometen stürzen: grauses Schrecken!
Und Feuerballen drehn mit stromengleicher Glut,
Recht, wie des Aetna Schwefelfluth,
Den schnellsten Untergang nach dem geschmolznen Bande,
Von Ordnung, Maaß und Reih und abgezirktem Stande!

Die nun zerrißnen Himmelskreise,
Erschüttern unsern Ball in dem bestimmten Gleise;
Ihn preßt der allzuschwere Druck;
Hier hemmt kein Gleichgewicht den immer stärkern Zug.
Bald dörrt die Hitze Meer und Seen,
Bald sieht man Stein und Erz zergehen,
So wie ein Wachs zerfleußt. Dann starrt dieß Rund, wie Eis;
Berührt Saturnus fernen Kreis:
Es gienge Welt, Natur, in tausend Drümmern unter;
Wenn Gott nur einmal schlief; drum bleibt er ewig munter.

Nun wirst du seinen Zweck ergründen,
Betrogner Erdensohn im Wirken und Verbinden;
Wie weislich er den Weltbau führt;
Den Bau, der ohne ihn sich in sein Nichts verliert!
Sein Arm ists, der die Körper lenket,
In länglichtrunde Zirkel senket,
Und der, dem Risse nach, in seinem Rath gestellt,
So viele lichte Kugeln hält:
Alsdann befürchte nicht, daß dich Kometen tödten;
Wenn Feuerstralen schon die langen Schweife röthen.

Doch zeuch nun von den heitern Sphären,
Den steifen Blick herab. Du mußt die Vorsicht ehren;
So bald du dieses unser Rund,
Mit Achtsamkeit durchläufst. Denn Nichts ist ohne Grund!
Sieh, was die offnen Fluren zeigen;
Wenn Frost und Hitze wechselnd steigen!
Sieh, welche Hand das Meer mit festen Ufern schränkt,
Und unsers Schicksals Räder lenkt.
Geh denkend weiter fort in unergründte Hölen;
Wo manch Geschöpf entspringt! Sprich, kannst du sie beseelen?

Wer

Wer wirkt das stetige Bewegen,
Worinn sich alles muß zu einem Ziele regen?
Wer läßt die Dinge so vergehn,
Daß tausend andre bald aus ihrem Staub entstehn?
Wie kommts, daß dort in blöden Thieren,
Die Triebe der Natur vollführen,
Was bey uns Urtheilskraft, nach wahren Gründen wirkt;
Was Ueberlegung abgezirkt?
Wer lehrt die Spinne hier die zartsten Netze weben?
Wer läßt das Schuppenvolk in kalten Fluthen leben?

Dort schwitzt der Mohr in dürren Zonen;
Hier muß der starre Lapp' in ewgen Nachten wohnen:
Wer machte sie für diesen Strich?
Wer wars, der ihr Gefühl mit jeder Luft verglich?
Wer schafft ans Obs fernen Gränzen;
Wo Eis und Schnee die Fluren kränzen;
Den Zobel, dessen Fell die weichen Glieder deckt,
Und wider strengen Nord versteckt?
Wie mag der Crocodil ins Nilus fetten Flüssen,
Vier volle Monden lang die nöthge Kost vermissen?

Wer nährt Vesuvens Feuerflammen?
Wer bringt ins Aetna Kluft das Schwefelmeer zusammen?
Wer kühlt der Afrikaner Land,
Mit einer lindern Luft, vom fernen Meeresstrand?
Wer mindert dort des Westes Erden,
Die allerschrecklichsten Beschwerden,
Des finstern Heydenthums; wer gönnt das selge Licht,
Und lehrt den Wilden seine Pflicht?
Ja, wer entschloß den Weg auf unbekannten Fluthen,
Dem Martin Behaim einst? Vielleicht ein blind Vermuthen?

Que vois je? Malheureuſe! Elvire, c'en eſt fait! Ich enthalte mich mehrere Exempel aus andern Stücken des Corneille oder andrer Poeten anzuführen, weil ein ieder ſie leicht ſelbſt nachſehen kan. Ich habe aber mit Fleiß aus dem Corneille, und zwar aus ſeinem erſten guten Stücke die obigen Stellen angeführet. Denn es iſt gewiß, daß ſelbiger, als er dieſes verfertiget hat, die Regel von dem Zuſammenhange der Auftritte noch nicht einmal gewuſt; ja vielfältig dawieder verſtoſſen hat. Wie oft laßt er nicht die Schaubühne leer werden, noch ehe eine Handlung aus iſt! Wie oft gehen ein paar Perſonen weg; und es erſcheinen ein paar andere, ohne daß man ſieht warum? Hat nun Corneille, auch ohne die Regel von dem Zuſammenhange der Auftritte zu wiſſen, oder beobachten zu wollen, ganz natürlicher Weiſe obige Verſe ſeinen Perſonen in den Mund legen können: Warum ſollte ich es in meinem Cato nicht wahrſcheinlicher Weiſe haben thun mögen?

Zudem iſt es auch nicht ſo oft geſchehen, als man mich beſchuldiget hat, daß ich eben dieſelbe Verbindung der Auftritte gebrauchte. Z. E. in der andern Handlung iſt der dritte Auftritt nicht dergeſtalt mit dem II. verbunden. Denn der Beſchluß von dieſem enthält die Antwort des Cato an den Domitius auf den Antrag Cäſars, und Arſene ſcheinet bey dem Abtritte des Cato, ganz von ungefehr dahin zu kommen. Doch vielleicht iſt dieſe Zahl verſchrieben, und es hat etwa heiſſen ſollen, der andere und vierte Auftritt: von welchem es allerdings eintrifft. In dem IV. Auftritte der vierten Handlung finde

ich

O Thor, der Gottes Vorsicht läugnet,
Da doch der Weltlauf selbst ein selig Bildniß zeichnet:
Entwickle dieser Dinge Reih,
Und sieh ihr Innres ein, von Dunst und Nebel frey!
Der Zuruf lehrender Geschichte,
Schlägt deines Zweifels Bau zunichte;
Betritt doch nur ihr Feld! Nicht ganz faßt dein Verstand:
Wie prächtig Gott die Kette band.
So wie des Triebwerks Gang nur äußerlich an Uhren;
So sieht dein Aug, o Mensch, gerechter Vorsicht Spuren!

Ja, forsche nur in jenen Blättern,
Die Zeit und Unfall nicht, wie Stein und Erz, zerschmettern!
Sie hegen freylich manche Spur
Des Satzes: Unser Gott sey Herrscher der Natur!
Du glaubst: Es sind erdachte Fälle?
O ihre Wahrheit stralt zu helle!
Denn was vordem geschah, das kannst du itzt noch sehn;
Wird nur dein Blick nichts übergehn.
Und, was Erfahrung lehrt, gleicht keiner eitlen Sage;
So folgre dann zurück auf die verfloßnen Tage!

Sieh, wie noch heut die Wetter toben!
Die Erd erschüttert sich von unten und von oben.
Dort brauſt ein Sturmwind in der Luft;
Hier öffnet krachend sich die grausenvollste Kluft.
Dort stürzen Thürme, Dächer, Ziegel;
Hier hebt des Windes starker Flügel
Oft Felsen meilenweit und wirft sie in das Meer:
Nichts scheint für ihn zu stark und schwer!
Und in dem Augenblick, da er so heftig wüthet,
Hört Hauch und Wüthen auf; so bald der Herr gebiethet.

Ein

Ein Wink! und hole Donner brüllen.
Ein Wink! und Eis und Schnee und Fluth und Hagel füllen
Die Berge, Teiche, Fluren an:
Es koſtet einen Wink: ſo iſts um uns gethan;
So ſieht man Damm und Wälle brechen,
Und traurig überſtrömte Flächen.
Ja, mit Palläſten ſpielt die angeſchwollne Fluth,
Wie man mit Federflocken thut.
Dann ſchreyt man ängſtiglich! Gott ſiehts, u. hörts u. winket.
Drauf weichet Well und Fluth zu ihrer Sphär und ſinket.

Ganz unbeſorgt von aller Plage,
Zerfielſt du, Liſſabon, ans Windmonds erſtem Tage:
Du ſtürzſt in öde Drümmer ein,
Und wirſt das künftig nicht, was du geweſen, ſeyn.
Wie? konntſt du nicht dem Sturz entweichen,
Der mehr, als dreyßig tauſend Leichen,
In deinen Mauern ſchuff? O nein! ein Augenblick
Bringt dir das ſchreklichſte Geſchick:
Vor dem Europa bebt, und Enkel noch erbeben;
Dafern ſie nimmer auch dergleichen einſt erleben!

Ja leſet, Enkel, in Geſchichten,
Was hier Erſchütterung, was Flamm und Gluth verrichten!
So bald der Herr ſich rächen will;
So ſind wir nur ein Staub; nur Spreu, der Winde Spiel!
Seht, Wellen kochen in dem Meere,
Es kracht die allerſtärkſte Schwere,
Und bricht, als wie der Halm, den dort ein Wind zerknickt.
Ja, was Verwüſtung nicht zerſtückt,
Das tilgt die Feuersbrunſt zu ewigen Ruinen;
Denn alles muß dem Herrn zu Züchtigungen dienen!

Dahin ist nun die Zier der Städte,
Darinn sich Kunst und Pracht so wunderwürdig blähte,
Dahin des Ostes Ueberfluß,
Und was Amerika der Habsucht zollen muß!
Mich überfällt ein schweres Schauern!
Da liegen jene stolze Mauern,
Des Handels Mittelpunct, des Reichthums liebster Sitz,
Getroffen durch der Vorsicht Blitz!
O Stadt! berühmte Stadt, dein trauriges Gefilde
Lehrt die Vergänglichkeit in keinem Schattenbilde!

Wohl uns! wenn wir dieß stets ermessen,
Und unsrer Pflichten nie, vor wildem Stolz vergessen!
Beglückt, den dieses Beyspiel rührt,
Und von dem Irrweg ab, zum Tugendpfade führt!
Der Herr hat annoch tausend Waffen,
Die stolzen Frevler zu bestrafen:
Nur seine Langmuth trägt mit ihnen noch Geduld;
Noch schont er ihrer voller Huld.
Um ihr verhärtes Herz zur Buße zu erweichen,
Läßt er die ganze Welt noch nicht ihr Ziel erreichen.

Nein, Herr, noch laß sie nicht vergehen!
Laß sie noch fernerhin in ihren Angeln drehen!
Wir fühlen deine Richterhand:
Der Andacht Eifer hat schon unser Herz entbrannt.
Wir beugen uns vor deinem Throne.
Gerechtigkeit sey unsre Krone
Und Demuth unser Schmuck, der dir so wohlgefällt;
Der Rache Blitz zurücke hält.
Dein Sohn der Mittler lebt. Sein Blut vertilgt die Sünden,
Und läßt im Herrscher uns, den Vater wieder finden.

Ach

Ach, Liſſabon! wie manche Flammen,
Erhuben ſich in dir ſonſt über die zuſammen,
Die jenes ſtrenge Blutgericht
Für ſchnöde Ketzer hält, und ungehört vernicht!
Du ſahſt mit Luſt die lauen Ströme:
Und, daß man Blut und Leben nähme,
Das hieltest du für Pflicht, die unſer Gott gelehrt;
Der doch den Haß in Liebe kehrt:
Gewiſſen, voller Huld, mit ſanftem Ernſte leitet,
Und durch der Gründe Kraft zur Ewigkeit bereitet.

Drum, Heiligſter! vor deinem Lichte,
Erſtarrt mein ſchwacher Witz und mein umſchränkt Geſichte!
Dein Geiſt, der keine Schranken kennt,
Hat in der Wirkſamkeit noch nie ſein Ziel vollendt.
Er knüpfet ſtete Harmonien,
Läßt eins aufs andre ſich beziehen;
Durch Mittel kömmt der Zweck, wie ihn dein Rath beſtimmt,
Der täglich neue Wege nimmt.
O laß mich deinen Ruhm in deinem Thun erblicken;
Bis mich ein ſtärkres Licht, zu dir erhoht, wird ſchmücken!

IV.

Fortſetzung des Auszuges, aus dem Recueil d'Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques & Romaines &c.

Wir ſind noch in unſrer Leſer Schuld. Wir haben verſprochen, denſelben von den hetruriſchen Alterthümern einigen Vorſchmack

ſchmack zu geben, die in dieſem ſchönen Wercke den zweyten Platz anfüllen. Wir halten unser Wort itzo deſto lieber; je näher dieſe Ueberbleibſel Deutſchland ſelbſt angehn. Es iſt nämlich keine geringe Wahrſcheinlichkeit, daß die älteſten Hetrurier, oder Thuſcier, mit zu den Vorfahren der Deutſchen zu rechnen ſind. Es würde ſich ſolches aus verſchiedenen Gründen behaupten laſſen, wenn man eine beſondere Abhandlung davon ſchreiben wollte.*

Es iſt ſchade, daß dieß geſchickte Volck der Hetrurier keine Geſchichtſchreiber gehabt; oder wenn es dergleichen gehabt, daß uns keine davon übrig geblieben. Allem Anſehen nach haben die ſo ehrgeizigen als herrſchſüchtigen Römer, als die ſich dieſes Landes bemächtiget, auch alle Schriften dieſer Nationen vernichtet: wie es die Griechen mit unzähligen orientaliſchen und perſiſchen Sachen, aus Eiferſucht gethan, um allein für klug gehalten zu werden. Soviel wir indeſſen von ihnen, in andern Schriften der Alten finden: ſo erhellet, daß ſie ein herzhaftes und mächtiges Volck geweſen, auch eine Zeitlang die Herrſchaft des Meeres behauptet. Die Schwälgerey und Ueppigkeit ſchwächte es nachmals; und

* Thuſcier und Däniſche, oder Deutſche ſind nah genug verwandt. Das hetruriſche Gebieth reichte vormals bis in die tyroliſchen Alpen, und durch dieſe waren die erſten Einwohner deſſelben aus Deutſchland dahin gezogen, wie im IX. B. der Geſch. der Akad. der ſchön. Wiſſ. zu Paris erwieſen wird. Dieſen muß man nachſchlagen, indem er ſchon deutſch heraus iſt. Nur beyläufig eins zu erwähnen, was uns ein vornehmer Gelehrter aus Schwaben unlängſt bekannt gemachet. Die höchſte Obrigkeit in Hetru-

und ſo ward es zu einer Beute der Gallier und Römer. Es war überdem ſehr abergläubiſch, auf Weiſſagungen aus dem Vogelfluge, und aus den Eingeweiden. Es liebte ſehr die Schauſpiele, und beſudelte zuerſt die Bühnen mit dem Blute der Fechter. Indeſſen liebte es die Künſte, und übte ſie glücklich aus.

Herr Buonarotti glaubet, die Hetrurier hätten dieſelbe von den Aegyptiern gelernet: ja es ſey wohl gar von ihnen hergeſtammet. Strabo ſaget, die Mauren der ägyptiſchen Tempel wären mit ſolchen Schnitzwerken gezieret, wie die älteſten griechiſchen und hetruriſchen. Dieſe beyden Völker hatten auch die Gewohnheit, Greife, und geflügelte Leuen auf ihre Denckmäler zu ſetzen, auch Aufſchriften ſelbſt auf die Schnitzbilder zu graben. Selbſt die Spitzſeule, die auf des Porſenna Grabe geſtanden, lehret: daß Hetrurien mit Aegypten in Verbindung geſtanden. Die Zeit aber kann man nicht angeben; ob ſie gleich ſehr hoch hinauf geſetzet werden muß.

Indeſſen ſind doch die Thuſcier ſehr von der Aegypter Religion und Gebräuchen unterſchieden geweſen; und ſelbſt ihre neuern Denckmäler haben

Hetrurien hieß Lucumon. Was das heiße, kan nur ein Deutſcher erklären. Lugen heißt auf alt deutſch, und noch itzo in Schwaben, ſehen; und das engländiſche look, welches luuk geſprochen wird, heißt eben das. In Nürnberg heißt einer von den Thürmen auf der Mauer, darauf die ſchönſte Ausſicht iſt: Lug ins Land, d. i. eine Specula, eine Warte, ein Sehthurm. Mon aber heißt in ſchwäbiſcher, ja auch fränkiſcher Ausſprache ein Mann. Lucumon, heißt alſo ein Sehemann, ein Mann, der auf alles Acht haben muß, ein Aufſeher. Was iſt ein König anders?

nichts ägyptiſches mehr an ſich. Man findet nichts bey ihnen vom Einbalſamiren der Körper: und alſo fällt die Meynung weg: daß ſie von ägyptiſchem Urſprunge wären. Solche Gebräuche behalten die Pflanzvölcker allemal bey.

Unter denen Künſten der Hetrurier, iſt zuförderſt die Baukunſt bey ihnen ſehr alt geweſen. Haben wir nicht eine ganz beſondre toſcaniſche Säulenordnung? Und zeiget eine ſolche Erfindung nicht einen recht eingeführten Trieb zum Bauen prächtiger Gebäude? Dazu gehöret nun viel! Eine ſolche Säulenart bey einem ganzen Volke einzuführen, muß man viel gebauet, viel verſuchet, und endlich dieſe Art für die beſte erkannt haben.

Dempſter, Buonarotti, Gori, und die Cortoniſche Akademie beweiſen, daß die Thuscier alle Arten der Schnitzkunſt, ja auch das Steinſchneiden gekannt haben. Plinius ſelbſt verſichert: es habe zu Bolſena 2000 Bildſäulen gegeben; und redet von einem Schnitzbilde Apollons 50 Fuß hoch. Viel andre alte Schriftſteller beſtätigen das; und ſind von der Schönheit ihrer Schnitzwerke ſehr gerühret geweſen. Gleichwohl haben ſie nichts ausführlich beſchrieben; und z. E. die Schönheit ihrer Gefäße, ihren Schwung, ihre Zierlichkeit, und die Kunſt, womit ſie den Thon zu treiben, und die Handhaben anzuſetzen gewußt, nicht angemerket. Dieſe Dinge kommen zu beſtändig an dieſen Kunſtſtücken vor, als daß es ein bloßer Zufall ſeyn könnte. Ohne viel Kunſt und Geſchicklichkeit, hätten die Hetrurier ſolche unnachahmliche Meiſterſtücke nicht

machen können; als man heute zu Tage nicht einmal in Silber gearbeitet sieht.

Zwar haben wir von ihrer Malerey keine Ueberbleibsel: allein sie können in derselben nicht unwissend gewesen seyn, da ihre Figuren so gut gezeichnet sind. Auf ihren Gefäßen findet man freylich nur drey oder vier Farben; und zwar ohne Schattirung: allein es ist keine Folge, daß sie auf andern Flächen die Farbenmischung und allmählige Vertreibung derselben nicht gekannt haben sollten. Kurz man kann diesem Volcke die Lust und das Geschick zu den Künsten, und einen feinen Geschmack darinn nicht absprechen. Alles was man von irrdenen, marmornen und metallenen Kunstwerken von ihnen findet, zeiget, wie geschickt sie mit diesen so verschiedenen Materien umzugehen gewußt: so gar, daß auch einer von ihren Königen, **Arimmus** *, den Ehrgeiz gehabt, seinen Thron dem olympischen Jupiter zu schenken; und also der erste Ausländer gewesen, der sich durch ein solches Opfer hervorgethan; wie Pausanias in der elischen Reise, berichtet.

Zur Probe wollen wir nun diejenigen Figuren nehmen, die wir auf dem Kupfer dieses Monaths unsern Lesern vorlegen können. Die erste N. I. ist von Erz, sechs Zolle eine Linie hoch, und stellet einen Herkules vor; ist auch sehr wohl erhalten. Die Leuenhaut hat er noch über dem Kopfe, nur in

* Sollte nicht dieser Namen, der mit **Arminius** oder Hermann so nahe verwandt ist, einen neuen Beweis von der Uebereinkunft der alten Sprache dieses Volkes, und ihrer Aehnlichkeit mit dem Deutschen, abgeben?

in den Händen fehlet ihm das Merkmaal, das er darinn gehalten haben mag. Der Herr Graf Caylus hat noch ein ähnliches Stück nur zwey Zolle hoch. Im königl. Cab. ſind noch zwey oder drey etwas verſchiedene; aber keines gleicht dem im Muſeo Hetruſco völlig.

Die zweyte Figur ſcheint in der Kindheit der Kunſt gemachet zu ſeyn: doch zeiget der Guß eine Schönheit, der ſich ein Meiſter nicht ſchämen darf. Man hat noch die Kunſt nicht verſtanden, Falten und Gewand auszudrücken; und anſtatt der Zierrathen nur Puncte gemachet. Kurz dieß Stück ſcheint eines von den älteſten hetruriſchen Kunſtſtücken zu ſeyn. Die Trennung der Hände und Füße, eine Art der Bewegung, der Putz des Kopfes, und die ganze Art der Zeichnung, haben nur eine ſehr entfernte Art der Aehnlichkeit mit den ägyptiſchen Figuren. Der Hr. Verf. glaubet alſo, daß dieſes Bild noch vor der Zeit gemachet worden, ehe noch die Hetrurier mit Aegypten in Verbindung geſtanden. Wäre dieſes: wie viel Ehre würde es nicht für die Thuſcier und überhaupt für Europa ſeyn, die Künſte ſchon aus eigner Erfindung ſo weit gebracht zu haben, ehe man noch auswärtige Muſter davon geſehen: welches gewiß die Griechen ſich nicht rühmen können. Dieß Stück iſt fünf Zolle und fünf Linien hoch, und ſcheint eine alte Gottheit vorzuſtellen, die in die Claſſe der älteſten des Muſei Hetruſci zu ſtellen iſt. Herr Gori nennet es eine Juno; allein die den Hetruriern eigne Göttinn **Volumna**, oder **Volturna**

gleicht

gleicht ihr noch mehr. Sie hat offene Augen; und Herr Gori meynet: die griechischen Figuren hätten darum dergleichen nicht, weil Dädalus sie sorgfältigst vermieden, da er sie nicht vorzustellen gewußt. Allein der Hr. Graf saget ganz recht: ein jedes Land hätte seinen eigenen Dädal: und der hetruriſche hätte gewiß vom griechischen nichts gelernet. Die Vollkommenheit der nachmaligen griechischen Kunstwerke hat alle Kenner so eingenommen, daß sie den Griechen alles geglaubet, was sie von sich selbst gepralet haben. Allein, saget er: **dieſes blendet geſcheide Kunſtrichter nicht.** u. ſ. w.

Die III. Fig. stellet einen alten thuſciſchen Tänzer vor. Unter denen daſelbſt gewöhnlichen Tänzen hat es welche gegeben, da der Tänzer ganz bewaffnet seyn müſſen; und die ein Stück ihrer Religion ausgemachet. **Buonaroti** und **Gori** haben das erwieſen. Hier sieht man den Kopf mit einem Helme, die Bruſt mit einem Küraß, und die Beine mit Schenkelſtücken bewaffnet. Sieht nun die Rüſtung gleich kriegeriſch aus: so iſt doch die Stellung weit friedlicher. Das muntre und lächelnde Geſicht scheint auch mehr Luſt, als Wuth; und die Geſtalt, einen jungen Menſchen anzuzeigen. Kurz alles zeiget einen Tänzer an. Auf dem Helme scheint ein Thier zu seyn, das einer Leuinn ähnlich; deren Kopf aber abgebrochen iſt. Der kleine Finger an der rechten Hand fehlet auch. Die Augäpfel ſind hohl, und darinn haben vermuthlich Edelſteine geſtecket; die aber ſehr klein geweſen ſeyn müſſen. In den Händen mag er auch was gehabt haben,

das

ich dieſen Zuſammenhang auch nicht. Denn obgleich Domitius zehn Verſe vor dem Ende deſſelben, nach abgeſtattetem Berichte von dem Tode des Marcus, ſagt:

Mich dünkt man bringt euch ſchon den Leichnam hergetragen.

So iſt doch dieſes entweder keine Verknüpfung, die den obigen ähnlich wäre; oder man hätte auch aus der fünften Handlung den achten Auftritt hieher rechnen müſſen: wo Portius es den übrigen gleichfalls ankündiget, daß man den Cato hinbringen werde:

Die Diener bringen ihn zu euch hiehergetragen.

Da es aber meinem gelinden Richter nicht gefallen, dieſes für einen Fehler anzurechnen: So wird jenes auch wohl nicht davor anzuſehen ſeyn. Es bleiben alſo in dem ganzen Trauerſpiele nur 10. Auftritte übrig, die auf obgedachte ähnliche Art mit den vorhergehenden zuſammen hängen. Und da das ganze Stücke aus 31. Auftritten beſteht, ſo ſieht man, daß dieſes noch nicht einmal der dritte Theil derſelben iſt.

Bey dem andern Puncte dünkt es meinem Hrn. Critik-Verfaſſer, daß der Character, den Arſene von dem Cato macht, nachdem ſie ſeiner ſchon gewahr geworden, zu lang ſey; und daß er ſelbſt folglich ihre Worte müſſe gehöret haben. Sie heiſſen:

. . . . Phenize, ſiehſt du nicht
Daß ſeiner Weisheit Stral, durch Schmerz und Kummer bricht?
Bewundre doch den Held. Er hat nicht ſeines gleichen!

das verlohren gegangen. Wer Lucians Geſpräch vom Tanzen lieſt, wird keinen Augenblick zweifeln, ob dieß einen Tänzer vorſtelle.

Wir geben ihm zur Geſellſchaft in der IV. Figur eine Tänzerinn, die mit ihrer Mütze auch fünf Zolle und ſieben Linien hoch; und zugleich mit ihrem Geſtelle gegoſſen iſt. Der Hr. Verf. meynet, dieß Stück ſey nicht ſehr alt, aber vollkommen im hetruriſchen Geſchmacke. Es ſoll in vielen Cabinettern dergleichen geben. Er bezeuget aber auch, daß er viel japaniſche Figuren geſehen, und ohne Mühe bemerket, daß ſie einerley Geſchmack in der Zeichnung gehabt; und daß die ganze Arbeit damit übereingekommen. Er erinnert dieſes zur Warnung aller Liebhaber des Alterthums: daß ſie nicht eher urtheilen ſollen, bevor ſie alle mögliche Unterſuchungen angeſtellet haben. Wiſſen wir nicht, daß ein holländiſcher Antiquarius die Puppe eines meißniſchen Bergmanns, der eine Mulde von Stuffen trug, für einen Prieſter der Iſis angeſehen, der die Naviculam Iſidis trüge? So leicht irren dieſe Allwiſſer.

Die V. ſtellet ein ſchönes Gefäß vor, welches aber ſehr beſchädiget worden. Man ſieht noch die Spuren einer wunderwürdigen Bildſchnitzerey. Es iſt fünf Zolle hoch, und etwa zween Zolle neun Linien im Durchmeſſer. Die halb erhabene Figur, womit es gezieret geweſen, ſtellet ſich hier nur in ihren Ueberbleibſeln dar. Der Hr. Verf. glaubet, man habe die Caſſandra vorſtellen wollen, wie ſie bey den Haaren hingeriſſen wird: und ſaget, er

habe

habe wenige dergleichen Figuren auf hetruſciſchen Denkmälern geſehen: ob ſie gleich fleißig die Helden des trojaniſchen Krieges vorgeſtellet. Deswegen darf man noch nicht glauben, Homer ſey bis nach Hetrurien gereiſet, oder habe die Thuſcier gekannt. Allein ſeine Wercke können wohl in dieſem Volke bekannt geworden ſeyn, und ſeine Muſe kann die Künſtler angefeuert haben, ſeine Beſchreibungen in Bilder zu verwandlen. Iſt nun gleich dieſe halb erhabene Arbeit nicht die lebhafteſte: ſo haben doch die beyden Köpfe, und das Pferd eine Leidenſchaft. Doch was kann man von einer ſo ſchlecht erhaltenen Figur viel fodern? Der Schwung des Gefäßes iſt deſto ſchöner.

Die folgende VI. Figur ſtellet ein Gefäß vor, das bey allen ſeinen hervorragenden Theilen deſto beſſer erhalten worden, und von beſondrer Schönheit iſt. Man bemerket darauf etliche Figuren von halbrunder Arbeit, mit derjenigen Art zu bilden, oder zu zeichnen vermiſchet, die bey den Hetruriern auf irrdenen Gefäßen gebrauchet worden: und das kömmt nicht oft vor. Die vier geputzten Weiberköpfe, womit der Deckel verzieret iſt, ſind einander gleich, und ſind vermuthlich in derſelben Forme abgedrücket worden. Auf der hintern Seite zeiget ſich ein Satir, mit einem Ziegenſchwanze und dergleichen Füßen, der ein Weibsbild um Rath zu fragen ſcheint. Dieſe letzte Figur, die auf ſolchen Stücken unzählichemal vorkömmt, iſt auch auf der Vorderſeite dieſes Gefäßes zu ſehen; und von einer vor ihr knienden Mannsperſon begleitet, die ſie zu

Rathe

Rathe zieht, oder ſie um etwas bittet; und zwar in einer bey den Thuſciern nicht gemeinen Stellung. Die Höhe des Gefäßes mit dem Kopfe des Deckels iſt fünf Zolle und ſieben Linien hoch; und jeder Kopf hat vom Ende des Halſes bis zur Spitze des Haarputzes einen Zoll und acht Linien.

Die VII. Figur ſtellet einen zierlichen Napf vor, deſſen man ſich bey Tiſche, oder beym Gottesdienſte des Bacchus bedienet haben mag. Denn er hat inwendig die Abbildung eines Weinrebens mit Trauben. Die andern Figuren, die man an ihm von außen ſieht, ſind ſchöner gezeichnet und ausgearbeitet, als gemeiniglich die andern ſind. Der Hr. Verf. hat verſchiedene andre, theils etwas gröſſere, theils kleinere Näpfe, die nur durch die Beugung der Henkel unterſchieden ſind. Dieſe iſt aber mehr als drey Zolle tief; ſein Durchmeſſer hat noch nicht volle ſechs Zolle, und ſeine Handhaben ragen über den Umfang etwas über einen Zoll hervor.

Es iſt noch eine große Menge andrer ſolcher Gefäße und Figuren hier zu ſehen, die alle von dem beſondern Geſchicke und Geſchmacke der alten thuſciſchen Künſtler, rühmliche Zeugniſſe ablegen.

V.

Cartes en Couleurs des Lieux, ſujets aux tremblemens de Terre, dans toutes les parties du Monde, ſelon le Syſteme de l'impulſion ſolaire, par M. Gautier, de l'acad. des ſciences et bell. Lettr. de Dijon et penſionaire du Roy, a Paris chez l'Auteur. 1756. in fol. vier Blätter Schrift, u. 4. Kupferplatten.

Dieſ

Dieß auf Kosten des Verfassers ganz in Kupfer gestochene kleine Werkchen, ist seiner Sonderbarkeit wegen mehr, als wegen seines Inhalts merkwürdig. Der Herr Verf. wird gewiß mit seinem System vom Sonnentriebe so wenig; als gewisse Weltweisen mit ihren Grundtrieben, eine Secte stiften. Am allerwenigsten wird er zur Erklärung der Erdbeben beytragen. Wer indessen buntgemalte Kupferstiche liebet, der dörfte es vielleicht deswegen noch kaufen; um auch etwas von dieser Art in seiner Sammlung zu haben. Da aber diese sechs Blätter 6. französische Livres, d. i. etwa anderthalb Thaler deutsch Geld, schon zu Paris kosten: so dörften wohl wenig Abdrücke davon nach Deutschland kommen. Um destomehr wollen wir unsern Lesern diese Seltenheit nicht vorenthalten.

„Die Bewegung der Erde, ihre Gestalt, ihre Hö„len, die Wasser, so überall durchdringen; die „Feuerschlünde, so sich auf ihrer Fläche hervorgethan, „und seit undenklichen Zeiten dauren; die Erdbe„ben, die allemal an einerley Orten, und nach eben „den vorhergehenden Witterungen erfolgen, sind zu„reichende Gründe, die wahre Ursache dieser Erschei„nungen fest zu setzen.„ So prächtig fängt unser Philosoph an. Wir räumen diese zureichenden Gründe gern ein, und wollten wünschen, daß er der Mann wäre, das auszuführen, was er sich vorgesetzet hat. Allein wir zweifeln sehr an dem Erfolge.

„Dem Centralfeuer, fährt er fort, kann man es nicht zueignen.„ Wir möchten gern wissen, was? ob es die Bewegung, oder die Gestalt, oder die Hö-

len der Erde ꝛc. ꝛc. ꝛc. oder sonst etwas seyn soll. Das saget er uns aber nicht: aber vermuthlich muß er das Erdbeben im Kopfe haben. Denn so heißt es ferner: „weil die aller bloß gestelltesten Oerter allezeit in derselben Lage sind.„ Das ist dunkel. „Wenn ein Centralfeuer vorhanden wäre: so wür„de ihm die ganze Kugel gleichgültig seyn. Es wür„de mehr die Fläche, als die felsigten und schar„fen Bergspitzen durchdringen; und nichts in der „Welt würde die Feuerschlünde hemmen können.„ u. s. w.

Fürs erste wissen wir noch niemanden, der eben das Centralfeuer für die nächste Ursache des Erdbebens angegeben hätte. Dieses würde viel zu tief in der Erde stecken, als daß es so stark auf die Oberfläche wirken sollte; die doch gewiß auf einer Rinde, etliche hundert deutsche Meilen dick, ruhen würde. Denn da die Erde 1720 deutsche Meilen dick ist: so wollen wir setzen, das Centralfeuer wäre die Hälfte davon, d. i. 890 Meilen im Durchmesser. Folglich bliebe denn zu der festen Erdrinde bey uns, und bey den Gegenfüßlern, noch ein ziemlich sicheres Gewölbe, 445 Meilen dick unter den Füßen. Ehe nun die Centralflamme das durchdränge, müßte sie gewiß viel Kraft haben. Ja wenn der feurige Kern der Erde 1000 Meilen dick wäre: so bliebe doch noch immer ein Boden 360 Meilen dick unter unsern Städten, der gewiß so leicht nicht beben würde. Zu geschweigen, daß in dem Falle, eine so beständige Ursache, auch beständige Wirkungen

gen haben, und die Erde also Jahr aus Jahr ein, beben müßte.

Das haben nun die Naturkündiger so ziemlich begriffen; und es hätte also diese Meynung keiner Widerlegung gebrauchet. Aber viele glauben mit Kirchern, daß es hin und wieder in der Erde gewisse hohle Klüfte giebt, die zwar nicht immer mit wirklichem Feuer angefüllet sind, aber doch verbrennliche und elastische Materien in sich halten, die sich zuweilen entzünden können. Diese Klüfte nun liegen nicht etwa viele hundert Meilen tief, sondern vielleicht nicht 10, 20, oder 30 Meilen von der Oberfläche; und also können sie bey ihrer Entzündung, wie eine zu tief gelegte, oder zu schwachgeladene Mine, wohl eine gewaltige Erschütterung, aber keinen gänzlichen Ausbruch ihrer Flammen wirken.

Diese Meynung nun hat der Herr Verfasser unrecht verstanden, aber auch sehr schlecht widerleget. Denn fürs erste ist es nicht wahr, daß das Erdbeben hauptsächlich die höchsten Felsenspitzen erschüttere. Liegen denn Lissabon, Setubal, Cadix, Sevilien, Bayonne, und in Deutschland Frankfurt, Maynz, Achen u. d. gl. Oerter mehr, nicht an der See, oder doch an den Ufern der Ströme; die gewiß der niedrigste Boden eines Landes sind? Haben denn nicht auch die untersten Böden der Meere, Seen und Ströme, die Kraft des Erdbebens empfunden; daher ihre gewaltigen Aufwallungen, bey der stillesten Luft entstanden? Und sind gleich hier und da einige kleine Berge eingestürzet: so haben sie eben nicht am höchsten, auch mehrentheils nahe an der

See, das iſt, am niedrigſten Orte der Länder gelegen. Kurz, der Verf. iſt ſehr unglücklich mit ſeiner Widerlegung. Und wie es in dieſem Puncte iſt, ſo geht es ihm auch in den andern Meynungen, die er widerlegen will.

Wir wollen alſo lieber hören, was er ſelbſt für eine Meynung hat. Dieſe iſt nun recht ſonderbar. Er ſaget, die heutigen Philoſophen hätten nur zwo Quellen aller natürlichen Wirkungen eingeführet, nämlich die **Schwere**, und die **Anziehung**. Aber das wäre nichts. Es gäbe noch eine allgemeine wirkende Urſache, welche alle Meteoren und Phänomenen wirke, und alle Elemente durchdränge: und das ſey der einzige Antrieb der Sonne (Impulſion du Soleil). Das will er durch die Phosphoren, durch die Elektricität, und durch die Funken von Stahl und Feuerſtein erklären. Ja ſelbſt der Donner, alle andre Meteoren, (ſo allgemein redet er, als ob nicht auch Regen, Schnee und Hagel Meteoren wären), die feuerſpeyenden Berge, und die Erdbeben, ſollen bloß davon herrühren. Wenigſtens ſaget er es mit einer Zuverſicht, die einem bange machet, es möchte wohl gar wahr ſeyn. Dabey ſchilt er auf die alte Phyſik, die nur von Vitriol, Nitrum, Harz, Schwefel, Salpeter und andern ſolchen Ingredientien rede; deren Gährung eine Entzündung machen könne. Und er meynet, die Unnützlichkeit aller dieſer Dinge, habe das, was neulich in Europa und Africa geſchehen, ſehr deutlich gewieſen.

Hier

Hier verweist er uns nun a. d. 5. S. auf seine Carte, die uns die Erdkugel im Durchschnitte vorstellet, und zwar innerlich ganz voller Hölen. Allein auf diese sieht er nicht sonderlich, sondern bloß auf die äußerliche Lage der Länder und Meere; sonderlich wie die Küsten von Europa und Africa gegen Abend zu liegen. Hier bemerket er, daß das Erdbeben dießmal lauter westlich gelegene Städte und Länder getroffen, welche die bald untergehende Sonne sehr bescheinen und treffen kann. Diese Wirkung ihrer Stralen nun, soll so stark gewesen seyn, daß sie die Erde in solche gewaltige Erschütterung gesetzet. Sie wären nämlich, nach einem sehr heißen und dürren Sommer, den Spanien, Portugal und Marocco gehabt, so tief in die Erde gedrungen, daß sich ihr Inneres entzündet hätte; und daher wären soviel Städte verschüttet, viele verwüstet, viele nur erschüttert worden; nachdem die Sonne sie stark oder weniger getroffen. Er bemerket noch oben drein, daß auch Lima in Peru, welches vor etlichen Jahren zu Grunde gieng, gegen Abend von America, nach dem Südermeere zu gelegen; daß auch die Städte von Asien, die seit etlichen hundert Jahren Erdbeben gehabt, an der westlichen Küste dieses Welttheils gelegen. u. s. w.

Dieß ist nun die ganze Weisheit dieses großen Philosophen: die wir aber nur mit einem Paar Fragen zu Grunde zu richten uns getrauen. Fürs erste fragen wir: ob es denn nicht noch mehr gegen Abend gelegene Küsten giebt, als die portugiesischen und marocanischen? Haben nicht Frankreich, Irrland,

England, Schottland, Norwegen, Dännemark, Schweden, noch viel längere Strecken westlicher Ufer, als Portugal? Ist nicht Gallicien eben sowohl an der einen Seite der Abendsonne zugekehret? Und gleichwohl haben alle diese Küsten entweder gar keine, oder doch sehr schwache Erdbeben empfunden. Was die Küste von Africa betrifft; so ist ja das marockische Reich der kleinste Theil seiner westlichen Küste. Hat nun die Sonne hier das Erdbeben gewirket; warum nicht auch längst seiner übrigen Küste hin, bis ans Vorgebirg der guten Hoffnung? Warum nicht an den Küsten von Madagascar und von ganz Ostindien, auf allen seinen Inseln? Und warum nicht auf allen westlichen Küsten von von dem langen America, das doch nebst Africa unter dem heißen Weltgürtel liegt, und die heißesten Sonnenstralen empfindet?

Ferner fragen wir, warum doch die Sonne nicht jährlich dergleichen Erdbeben auf diesen Küsten wirke? Es ist umsonst, daß er solches auf die Wolken schiebt, die bisweilen die Sonnenstralen hindern. Denn Wolken giebt es jährlich, und zwar an allen Orten: und es ist noch nicht erwiesen, daß Portugal und Marocco im vorigen Sommer keine gehabt haben. Warum kam auch das Erdbeben voriges Jahr nicht im Sommer, bey der größten Hitze; sondern erst im November, da schon die kalte Witterung einfiel? Warum fuhr das Erdbeben endlich den ganzen December, Januar und Februar durch fort, bis in den März? da gewiß die Sonnenstralen in der größten Schwäche waren,

und

und kaum den Schnee bey uns ſchmelzen könnten; wenn ein mäßiger Winter gekommen wäre.

Zuletzt aber iſt noch eine Hauptfrage übrig, die vollends das ganze Lehrgebäu unſers Hn. Gautiers über den Haufen wirft. Wir haben ihm bisher gewiſſermaßen eingeräumet, daß die zum Untergange ſich nahende Sonne eine größere Wirkung haben könne, als zu andern Tageszeiten. Allein wer wird ihm das ernſtlich zu geſtehen? Iſt denn die Sonne nicht immer eine Sonne? Sind ihre Stralen des Morgens auf den Küſten von Japan, China, Oſtindien, Africa, und America, Griechenland, Italien, Sicilien, Dännemarck und Großbrittannien nicht auch kräftig? Fangen die hohen Ufer und Gebirge auf den Küſten dieſer Länder ſie nicht eben ſo ſchräg auf, als die weſtlichen die untergehenden auffangen? Dringen ſie nicht hier auch in die Tiefe? Und warum entſtehen denn hier keine Erdbeben?

Doch es iſt falſch, was er voraus ſetzet, daß die ſinkenden Stralen kräftiger wären, als die Stralen der hohen Mittagsſonne. Alle Erfahrungen zeigen es, daß die Brenngläſer, Brennſpiegel, ja die bloß natürlichen Stralen, des Mittags viel ſtärker wirken, als früh, oder ſpät. Die Beſchaffenheit der Dunſtkugel machet das. Folglich müßten ja die africaniſchen und americaniſchen Länder im heißen Weltgürtel, wo die Sonnenſtralen ſenkrecht herabfallen, die ſtärkſte Wirkung davon empfinden. Selbſt unſere europäiſchen Länder müßten ſie des Mittags ſtärker, als gegen Abend fühlen. Träfen ſie aber in Thä-

Die Götter haben ihn mit vielen Unglücksſtreichen
Bisher umſonſt verſucht. Er ſteht noch immer feſt:
Weil ihn ſein ſtarker Muth nicht einmal wanken läßt;
Er bleibet gleich geſinnt bey allen ihren Schlägen;
Und ſetzet ihrem Zorn nichts als ſich ſelbſt entgegen.

Vors erſte gebe ich abermal zu, daß auf einer engen und kurzen Schaubühne, dergleichen auch die unſrige in Leipzig noch iſt, freylich ein Theil der Worte von dem Cato gehöret wird, wenn er allmählich herzukommt. Allein auf einer gröſſern, dergleichen die Dreßdeniſche Churfürſtl. Schaubühne iſt, gienge es ſehr wohl an, dieſe Worte auszuſprechen, ehe Cato nahe genug käme. Er muß ja eben nicht gelaufen kommen, da er ein ſo ansehnlicher, und zumal ganz kummervoller Mann iſt: Und kan alſo in der Zeit daß acht Zeilen geſagt werden, ſchon zehn, oder funfzehn Schritte thun, ehe er zu ihr kommt. Allein 2) geſetzt er hörte einen Theil ihrer Rede: Was wäre es denn für ein Fehler? Vielleicht hat ſie ihn mit Fleiß wollen hören laſſen, was für einen hohen Begriff ſie von ſeiner Tugend und Standhaftigkeit habe! Das iſt ja nicht wieder die Wahrſcheinlichkeit, und pflegt vielfältig zu geſchehen. Endlich 3) hat auch Arſene nicht allererſt am Ende des Auftrittes den Character des Cato gemacht. Sie hat ja gleich im Anfange geſagt:

Allhier ſoll Cato mir den beſten Troſt ertheilen,
Von ihm erwart ich ihn: Er iſt der groſſe Mann
Auf den das freye Rom noch einzig bauen kan.

ler zwiſchen zweyen Bergen, wo die Morgenſtralen von einem weſtlichen, die Abendſtralen von einem öſtlichen Berge, die Mittagsſtralen aber vom vollen Thale aufgefangen würden: was müßte das nicht für Erdbeben wirken?

Kurz, nichts iſt luſtiger, als eine Philoſophie, die auf ſolche willkührliche Dinge gebauet iſt, als dieſe. Wir übergehen noch, daß das Erdbeben dießmal auch auf der nordlichen Küſte von Africa, und auf der ſüdlichen von Spanien gewüret hat: daß wir es in Deutſchland, wenigſtens was die Waſſerbewegungen betrifft, auch mitten in Ländern, als im Thüringiſchen, Heſſiſchen, Hanöveriſchen und Brandenburgiſchen, und wohl gar an der öſtlichen Küſte von Hollſtein empfunden haben. Will er nun ſagen, daß hier gewiſſe Höhen ſich gegen Weſten kehren: ſo wird wohl kein Land in der Welt ſeyn, wo das nicht auch wäre. Und da gewiß der fränkiſche Fichtelberg, die vogtländiſchen, böhmiſchen, und ſchleſiſchen Gebirge, das alle auch thun: warum iſt denn hier überall nirgend ein Erdbeben geſpüret worden?

Soviel von dieſem ſeltſamen Philoſophen, dem es gewiß nichts geholfen hat, daß er ein Mitgl. der Akademie zu Dijon iſt, und ein jährliches Gehalt vom Könige bekömmt. Aber er hat vieleicht jenen alten Ausſpruch von neuem beſtätigen wollen: Quod nihil tam abſurdi dici poſſit, quod non dictum ſit ab aliquo Philoſophorum.

VI. Nach-

VI.

Nachricht von der neulichen feyerlichen Aufnahme Sr. hochgräflichen Excellenz, des hochgebohrnen Grafen, Joseph Andreas Zaluski, Krongroßreferendarii des Königreichs Pohlen, in die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig.

Neulichen 21sten März, hatte die hiesige Gesellschaft der freyen Künste die besondre Ehre, Se. hochgräfl. Excellenz, den hochwürdigsten und hochgebohrnen Herrn, Herrn Joseph Andreas Grafen Zaluski, Krongroßreferendar des Königreichs Pohlen, und Prälaten verschiedener geistl. Stifter in Pohlen und Lothringen, in die Zahl ihrer vornehmen Ehrenglieder, feyerlich aufzunehmen. Dieser große Mäcenas der Gelehrten, und Beförderer der Wissenschaften in Pohlen, der mit seinem erlauchten Hrn. Bruder, dem berühmten Fürsten Bischofe in Cracau, gemeinschaftlich die prächtige Bibliothek zu Warschau, anleget, welche sie beyde ihrem geliebten Vaterlande, der Krone und Republik Pohlen geschenket haben; war aus Dresden auch hieher gekommen, um aus der ansehnlichen menkischen Bibliothek bey währendem öffentlichen Verkaufe derselben, seine Schätze noch zu vermehren. Als Ihnen nun der Vorsteher der Gesellschaft der freyen Künste, zu Erneuerung seiner alten Ehrfurcht gegen dieß hocherlauchte Brüderpaar, aufwartete; erkundigten sich Se. Excell. unter

ter andern nach der hiesigen Gesellschaft, und fragten: ob man nothwendig im Deutschen stark seyn müßte, um in dieselbe aufgenommen zu werden? Als sie nun vernahmen, daß die Absichten gedachter Gesellschaft nicht sowohl auf die Sprache; als vielmehr auf die schönen Wissenschaften und freyen Künste, in allen den Sprachen giengen, darinn solche nur anzutreffen wären: erklärten sich Dieselben aufs leutseligste, daß sie sich eine Stelle in derselben ausbitten wollten.

Kaum hatte der Vorsteher derselben solches vorläufig beantwortet, als er selbiges der ganzen Gesellschaft bekannt, und zu einer feyerlichen Aufnahme eines so großen Gönners der Musen, bey Dero persönlichen Anwesenheit, Anstalt machete. Dieselbe geschah dann nächste Mittwoche darauf, in einer der gewöhnlichen Zusammenkünfte derselben, zu der von Sr. Excellenz selbst angesetzten Stunde, um 5. Uhr gegen Abend. Die Gesellschaft sandte ein Paar ihrer Mitglieder, darunter Hr. **Prof. Behm** allhier das Wort führete, in einer Kutsche, Se. hochwürd. Excell. abzuholen: indessen daß eine vornehme Versammlung, die ausdrücklich dazu eingeladen war, und aus vielen vornehmen königl. Bedienten, dreyen hier studierenden Herren Grafen, verschiedenen Doctoren und Professoren, auch Cavalieren bestund, nebst den sämmtl. Gliedern derselben, in den Zimmern des Vorstehers, Dieselben schon erwartete. Dieser nebst dem Herrn Prof. **D. Reiske** empfiengen Se. Excell. unten an der Kutsche, und führten sie herauf; präsentirten auch denenselben

alle

alle diejenigen Personen, so sie noch nicht kannten. Als selbige sich auf der angewiesenen Stelle niedergelassen hatten, wurde die Thüre des Vorsaals geöffnet, wo sich eine große Anzahl von Studirenden versammlet hatte: und Herr Prof. Gotsched hub an, Dieselben in einer kleinen Anrede zu bewillkommen, die wir hier mit einrücken wollen.

✧ ✧ ✧

Hochwürdigster, Hochgebohrner Graf,
Erlauchter Krongroßreferendar,
Mein insonders gnädiger Graf und Herr!

Eure hochgräfliche Excell. unter den heutigen größten Beschirmern der Gelehrsamkeit, eine vorzügliche Stelle einnehmen zu sehen, das ist bereits eine in ganz Europa nur gar zu bekannte Sache. Was vormals in Frankreich ein großer Cardinal Richelieu, in Wälschland ein gelehrter Graf Marsigli, in den Kaiserl. Erblanden ein Prinz Eugen, und noch neulich im venetianischen Gebiethe ein ehrwürdiger Card. Quirini gewesen: das sind unstreitig zu unsern Zeiten, die beyden erlauchten Herren Gebrüder; der Fürst Bischof zu Cracau, und der Großreferendar Graf Zaluski, in dem benachbarten Königreiche Pohlen geworden.

Schon von Jugend auf hatten E. H. Exc. die Wissenschaften brünstig geliebet, und sich in den meisten derselben, zu Hause und auf Reisen, so fest gesetzet: als ob Sie Dero ganzes Glück, bloß durch die-

dieſelben bauen und machen müßten. Kaum hatten Dieſelben, als eine anſehnliche Belohnung ſolches Eifers, von des gottſel. Königs Auguſts des II. Majeſtät, die Kanzlerwürde, bey Dero durchl. Churprinzen kön. Hoh. erhalten: als Sie ſich in dieſer Würde mit allen denjenigen Gaben und Geſchicklichkeiten hervorthaten, die Dero Fähigkeit zu viel größern Kronämtern darlegte. Eine von Dero Pflichten verrichteten Sie zu der Zeit, als Sr. itztregierenden kön. Maj. von Rom aus, ein geweiheter Hut und Degen überſandt, u. von dem päbſtl. Nuntio zu Warſchau überreichet ward; und das zwar ſowohl mündlich, als ſchriftlich, mit einer ſo vorzüglichen Beredſamkeit: daß der gottſel. König nicht umhin konnte, auf nachdrückliche Empfehlung Dero theureſten Churprinzens kön. Hoh. Denenſelben die anſehnliche Würde eines Großreferendarii des Königreiches Pohlen allermildeſt beyzulegen.

Sogleich brach die in einem ſo edlen Geiſte verborgene Gabe mit Macht hervor. E. H. E. waren von Natur zu einem **Tullius** ihres Vaterlandes beſtimmet: und Dero großes Talent konnte ſich auf keinem würdigern Schauplatze zeigen, als auf einem Reichstage zu Warſchau; vor der zahlreichen, ja faſt unzählbaren Verſammlung, eines der größten Königreiche in Europa. Dero Beredſamkeit ließ ſich beym Anfange deſſelben mit einer geiſtl. Rede hören, dadurch Sie die ſämtl. Magnaten und Stände, nach ſo vielen fruchtlos abgelaufenen Reichstagen, zu einer patriotiſchen Einigkeit ſo nachdrücklich ermahneten: daß die Wahl eines Landbo-

then

then Marschalls, die sonst eines der schwersten Stücke in Pohlen zu seyn pflegt, gleich in den ersten Versammlungen, auf einmal zu Stande kam. Und was würde man nicht ferner für glückliche Folgen von Dero eindringendem Vorstellung gesehen haben: wenn nicht der Herr des Lebens, den bereits krank nach Warschau gekommenen König, in die Ewigkeit abgefodert, und dem Reichstage also ein frühes Ende gemachet hätte.

Es ist weltkündig, was für Spaltungen hierauf das gute Königreich Pohlen betroffen: und mitten darinnen, als der Ausgang derselben noch ungewiß war, wurden E. H. Excell, zu einem königl. Bothschafter nach Rom ausersehen. In dieser Hauptstadt der vorigen Welt, befestigten sich nun Dieselben, auch neben der Verrichtung der Staatsgeschäffte, in dem edeln Geschmacke an der schönen Gelehrsamkeit; den Sie einmal lieb gewonnen hatten. Sie sahen alle die dasigen Anstalten zu Beförderung der Wissenschaften: Bibliotheken, Alterthümer, Cabinetter, gelehrte Gesellschaften. Alles dieses aber flößte denenselben den eifrigen Wunsch ein: wo möglich, dereinst Dero wertheftem Vaterlande, eben dergleichen Zierrathe und Vortheile zu verschaffen.

Ein dreyjähriger Umgang mit den gelehrtesten Männern daselbst, einem Cardinal **Gotti**, einem **Fontanini**, einem **Fortiguerra**, einem **Assemanni**, und vielen andern, konnte damals nicht anders, als die edeln Neigungen bestärken, die schon vorhin, eine freundschaftliche Bekanntschaft mit dem

grosen

großen Cardinal Polignac zu Paris entzündet hatte. Und selbst die römische Akademie degli Infecondi, machte sich eine besondere Ehre daraus, einen so gelehrten ausländischen Prälaten, zu ihrem Mitgliede zu ernennen: indessen daß ihr damaliger Vorsteher, der Abt Ercolani, das Glück hatte, sich einer vertraulichen Freundschaft mit Denenselben zu rühmen.

Wenn ich hier weitläuftig seyn könnte, was würde ich nicht ferner von E. H. Excell. nachmaligem Aufenthalte in Lothringen, bey des Königes Stanislaus Majestät, zu sagen haben? Wie so manche gelehrte Schrift haben Dieselben nicht, wie vormals in Dero Vaterlande, also auch hieselbst, der gelehrten Welt geliefert! Wie viele gelehrte Männer haben Sie nicht allda, und auf Dero Rückreise in Holland, England, Dännemark und Schweden persönlich kennen und hochschätzen lernen! Ein berühmter Abt Calmet, ein Brüzen la Martiniere, ein Des Maizeaux und Maittaire, ein Holberg und Benzelius, waren die berühmtesten davon: denn wer kann alle übrigen nennen? Und mit was für einem Eifer haben Dieselben nicht nach Dero Rückkunft in Pohlen, den Flor der Wissenschaften und freyen Künste zu befördern gesuchet?

Die Geschichte, die Dichtkunst und die Beredsamkeit waren hier gleichsam die drey Gratien, deren besondre Reizungen sich die ganze Huld und Zuneigung E. Hochgräfl. Excell. zu erwerben wußten. Mit deren täglichem und vertrautem Umgange kürzten sich Dieselben Dero Stunden, ja theilten

sich

ſich gleichſam mit allen ihren Gemüthskräften unter dieſe angenehmen Geſpielinnen. Aber was für herrliche Früchte trug auch nicht eine ſo genaue Freundſchaft mit ihnen! Ganz Pohlen bewundert Dero auf öffentlichen Reichstagen, und in den größten Verſammlungen gehaltene geiſtl. und weltl. Reden, als ſoviele Meiſterſtücke, in öffentlichem Drucke. Dero eigene vortreffliche Gedichte, und die, durch Dero großmüthige Veranſtaltung gedruckten Werke älterer und neuerer Dichter, haben bisher allen ſchönen Geiſtern Sarmatiens, theils ſo viele Muſter der Nachfolge, theils einen kräftigen Antrieb dazu gegeben; zugleich aber die Möglichkeit gewieſen, wie weit es ein glücklicher Kopf bringen könne, wenn er ſeinen Geſchmack geläutert hat.

Was ſoll ich von E. H. Excell. glücklichen Bemühungen um die Verbeſſerung Ihrer Mutterſprache ſagen? Es war derſelben nicht anders, als der unſrigen, im Anfange dieſes Jahrhunderts gegangen. Aus Liebe zu dem Lateine, und andern ausländiſchen Mundarten, hatte man ſie gänzlich vernachläßiget. Man hatte ſie mit einem Wuſte fremder Wörter, und unförmlicher Redensarten verſtümmelt; ihre eigene natürliche Schönheit aber war, wo nicht verſchwunden, doch gewiß unſichtbar geworden. Nichts wenigers, als E. H. Excell. patriotiſcher Eifer gehörte dazu, derſelben ihre alte Reinigkeit wieder herzuſtellen, und ſie mit hundert neuen Schönheiten zu bereichern. Ein ſo großes Beyſpiel war es, was Pohlen brauchte, auf ſeine einheimiſche Ehre eiferſüchtig zu werden. Nunmehr folgen

alle

alle geschickte Federn in Pohlen einem so erlauchten Vorgänger, und finden täglich Ursache sich zu verwundern; daß man so lange diejenigen Zierlichkeiten von Ausländern erborget hat, die man doch weit besser auf eigenem Grunde und Boden hätte antreffen können.

Und was soll ich endlich von Dero gelehrten Arbeiten in der geistlichen, politischen und gelehrten Geschichte sagen: wodurch Sie unzählliche Namen, Thaten und Schriften aus der Nacht der Vergessenheit gezogen haben? Das allerwenigste, was man davon rühmen kann, ist dieses: daß selbige gleichsam der ganzen Gelehrsamkeit in Pohlen ein neues Ansehen, und sehr vielen vergessenen Gelehrten ein neues weit dauerhafteres Leben ertheilet haben.

Hier darf ich mich ganz sicher, auf Ihrer aller Gedächtniß und Kenntniß verlassen, A. H. Anwes. Irre ich? oder Sie kommen mir schon allerseits mit Ihren Gedanken zuvor? Sie erwarten nicht nur, Sie fodern es alle von mir, daß ich derjenigen recht wunderwürdigen Bibliothek erwähnen soll: die zwar auf gemeinschaftlichen Trieb, und mit getheilten Unkosten beyder hocherlauchten Herren Gebrüder **Zalusky** gestiftet; aber doch sonderlich durch Veranstaltung, Fleiß und Sorgfalt, Eurer hochgräflichen Excellenz erwählet, angeschaffet, in Ordnung gebracht und aufgestellet worden. Dieses ungemeine Kleinod nun, dergleichen ganz Pohlen in seinem weiten Umfange nicht mehr aufzuweisen hat, leuchtet seit etlichen Jahren ganz Europa in die Augen; und wird künftig ein ewiges Denkmaal, sowohl von Dero allge-

allgemeinen Bücherkenntniß, als von Dero patriotischen Gesinnung, gegen Dero Vaterland, als auch endlich von Dero unbeschreiblichen Liebe zu den Wissenschaften ablegen.

Seit E. H. Excell. zwölftem Jahre schon hat sich die Liebe zu der Kenntniß guter Bücher an denenselben auf eine ausnehmende Art gewiesen. Der nunmehr öffentliche Zaluskische Büchersaal in Warschau, bewahret unter unzählichen andern, eine Anzahl von 3000 Bänden, die seit Dero 12ten bis 18 Jahre, die Lieblinge und der Zeitvertreib Ihrer Jugend gewesen: wie die eigenhändige Inschrift Dero Namens, womit sie prangen, sattsam zeiget. Hier sieht man, was den Zwischenraum dieser sonst so schlüpfrigen Jahre bey Denenselben ausgefüllet, und wie viel ernstlicher Dero Nebenstunden beschäfftiget gewesen, als sonst die Zeitkürzungen der adelichen Jugend in allen Ländern zu seyn pflegen. Kenner von Gemüthsarten, hätten es also bereits damals weissagen können, was E. H. Exc. bey reifern Jahren, für Dero Vaterland, und zur Aufnahme der wahren Gelehrsamkeit, thun würden. So glücklich sie aber auch in ihren Ahndungen gewesen seyn möchten: so würden sie doch gewiß nichts prophezeihet haben, das nicht durch die That selbst noch weit vortheilhafter und reichlicher wäre erfüllet worden.

Alle Wissenschaften, alle Arten der Geschichte, alle freyen Künste, alle Sprachen und Länder der Welt, haben an diesem so prächtigen Büchersaale Theil. Alles was Deutschland und England, Frank-

Ihm ſelbſt will ich mein Glück und Leben anvertrauen,
Bey ihm will ich mich frey von ſo viel Wettern ſchauen,
Die mich bisher beſtürmt.

Es würde alſo der Regel Theatraliſcher Gedichte noch nichts abgegangen ſeyn, wenn gleich die letzte Beſchreibung von der Standhaftigkeit Catons gar ausgeblieben, oder doch viel kürzer gerathen wäre.

Was den dritten Punct anlanget; ſo betrifft derſelbe allerdings das rechte Hauptwerk eines Trauerſpiels. Ein Poet ſoll freylich der Hauptperſon ſeiner Fabel einen merklichen Vorzug vor allen übrigen geben, und die Zuſchauer dergeſtalt vor dieſelbe einzunehmen ſuchen, daß nachmals das Schrecken und Mitleiden in den Unfällen derſelben, deſto empfindlicher werde. Wieder dieſe Regel ſoll ich nun verſtoſſen haben; und wo dem alſo iſt, ſo habe ich freylich einen groſſen Fehler begangen. Nun könnte ich mich zwar auf den Herrn Deſchamps berufen, der in ſeinem Cato ſchon vor mir eben das gethan. Allein es würde mir nichts helfen, wenn ich ein Verſehen meines Vorgängers blindlings nachgeahmet hätte. Ich muß mich alſo mit Gründen ſchützen, und erweiſen, daß Cato in meinem Trauerſpiele weit gröſſer ſey, als Cäſar; und wenn ja Cäſar in demſelben auch als groß vorgeſtellet wird, daß doch ſeine Gröſſe nur die Gröſſe Catons deſtomehr zu erheben diene.

Dieſes zu bewerkſtelligen muß ich zum voraus ſetzen, daß die wahre Gröſſe eines Helden, in der Liebe ſeines Vaterlandes und einer tugendhaften Groß-

reich und Wälschland, Holland und die Schweiz, ja der ganze Norden gelehrtes und prächtiges aufzuweisen haben, ist darinnen beysammen anzutreffen. Das bereits gedruckte Verzeichniß der daselbst befindlichen Manuscripte allein, kann uns den edelsten Begriff davon machen. Aber wie groß wird nicht die Verwunderung der gelehrten Welt seyn, wenn sie das ganze Verzeichniß aller daselbst vorhandenen gedruckten Wercke erblicken wird: wozu E. H. Excell. uns eine nahe Hoffnung machen? Ich selbst kann mich noch von der Erstaunung nicht erhohlen, in die ich gerathen bin, als ich dasselbe im Manuscripte, in sehr vielen Folianten, und in der schönsten Ordnung, von Dero eigenen Hand zu erblicken das Glück gehabt.

Alles dieses nun, Hochwürdiger, Hochgeb. Graf und Herr, alles dieses, sage ich, was Er. H. Excell. unter den heutigen Mäcenaten und Beschützern der Wissenschaften einen so ausnehmenden Rang giebt: sollte das eine gelehrte Gesellschaft, wie die unsrige ist, nicht von rechtswegen schüchtern machen? weit gefehlet, daß wir uns erkühnen sollten, denenselben eine Stelle unter unsern vornehmsten Ehrengliedern anzutragen.

Es ist wahr, gnädiger Herr; und wir würden solches nimmermehr gewaget haben, wenn uns nicht eine doppelte Ursache beherzter gemacht hätte. Anfangs zwar, sind wir nicht die erste gel. Gesellschaft, die sich solches unterstanden hat. Die kaiserl. Akad. der Wiss. zu Petersburg, die königliche zu Berlin, und die zu Bononien haben sich schon um die Wette beeifert,

beeifert, Dero Namen, in die Regiſter ihrer Mitglieder zu ſetzen. Ja was noch mehr iſt; ſelbſt ein paar deutſche Geſellſchaften, die zu Greifswald und zu Jena, haben ſolches gewaget; und was noch mehr zu bewundern iſt, ſind einer gnädigen Genehmhaltung von E. H. Excell. gewürdiget worden. Doch was Wunder? Große Geiſter von ſo allgemeinen Verdienſten, gehören gewiß nicht einem einzigen Lande zu. Die Vorſehung, die ſie der Welt ſehr einzeln ſchenket, will, daß ſie einem großen Theile derſelben zur Bewunderung und zum Nutzen dienen ſollen. E. H. Excell. aber, die faſt alle europäiſche Sprachen verſtehen, und viele davon ſo vollkommen ſprechen; daß ſie auch öffentliche Reden darinn abgeleget haben, welche ſonder alle Schmäucheley für Meiſterſtücke gehalten worden; E. H. Excell. ſage ich, verdienen allerdings die Ehre, bey allen dieſen Völkern das Indiginat und Bürgerrecht zu erhalten.

Würde es alſo nicht vielmehr ein Vorwurf gegen unſre ſächſiſchen hohen Schulen ſeyn, die doch gewiß mit dem Königreiche Pohlen in näherer Verbindung, als alle obige Länder und Städte ſtehen; wenn ſelbige ſich einen ſo großen Beſchirmer der Muſen, ganz allein auf keine Art zuzueignen geſuchet hätten? Bey den öffentlichen Vorleſungen, die des durchl. Churprinzen kön. Hoheit, ſich ſeit vielen Jahren auf hieſiger Pauliner Bibliothek haben halten laſſen, ſind E. H. Excell. ſchon mehr als einmal ein hoher Zeuge geweſen: und ich ſelbſt habe zu zweyen verſchiedenen malen das Glück

gehabt, Dieſelben unter meinen erhabenen Zuhörern zu ſehen. So ſehr alſo unſre Muſen Denenſelben ſchon verbunden ſind: ſo groß iſt gewiß dieſe neue Gnade, die Selbige, bey Dero itzigen Anweſenheit allhier, der Geſ. der fr. Künſte zugedacht haben.

Es war nämlich; (ich ſage es hier vor dieſer anſehnlichen Verſammlung, mit einer Art von Ruhmredigkeit;) es war bloß Dero eigenes gnädiges Anerbiethen, hochwürdigſter, gnädiger Graf und Herr! da Dieſelben ſich vor einigen Tagen erklärten: daß Sie ein Verlangen trügen ein Mitglied derſelben zu werden. Wir läugnen es nicht: ſo groß auch unſre Verehrung gegen ſo einen großen Prälaten und erhabenen Beſchützer der Gelehrſamkeit längſt geweſen: ſo wenig würden wir uns noch zur Zeit erkühnet haben, unſre Augen ſo hoch zu erheben. Allein bloß Dero Gnade machet uns ſo kühn. Wir wagen alſo zwar viel; aber freylich mehr, E. H. Excell. zu unſerm Gönner und Beſchirmer, als zu einem Ehrengliede unſrer Geſellſchaft zu erklären. Wir erkennen und verehren den ganzen Werth von Dero Leutſeligkeit: wir wiſſen auch, von wie großem Gewichte Dero gnädiges Urtheil von uns, ſowohl in fremden Landen, als an unſerm königl. Hofe ſeyn wird. Dieſes eben hoffen und wünſchen wir von E. H. Excellenz, als Dero wahre Verehrer, deſto zuverſichtlicher; je näher wir nunmehr mit Denenſelben verbunden zu ſeyn die Ehre haben werden.

E. H.

E. H. Excell. geruhen also gnädig, die gedruckte Erklärungsschrift der Gesellschaft der freyen Künste von den Händen ihres ergebensten Dieners anzunehmen. Wir erkühnen uns noch zugleich, die beyden ersten gedruckten Bände der gesellschaftlichen Sammlungen, als einen geringen Beytrag, zu Dero prächtigem Bücherschatze, unterthänig zu überreichen; und denenselben ein gnädiges Urtheil auszubitten. Möchte doch übrigens das Glück und das Leben Eur. Hochgräfl. Excellenz so groß, als Dero ungemeine Verdienste um die gelehrte Welt; und so dauerhaft seyn, als die tiefste Verehrung unsrer Gesellschaft seyn wird. Die sämmtlichen Mitglieder derselben empfehlen sich in Deroselben beharrliche Gnade, und ersuchen Dieselben eine von ihren gewöhnlichen Vorlesungen, mit Dero gnädiger Gegenwart und Aufmerksamkeit zu beehren; sich auch dieselbe in Gnaden gefallen zu lassen. „

Diese Vorlesung hielt dießmal Hr. D. **Joh. Jak. Reiske**, der arabischen Sprache öffentlicher Lehrer allhier. Er behauptete darinn ein besonders Paradoxum litterarium: Daß nämlich der alte vandalische Held, **Anthyr**, dessen **Mareschalcus Thurius**, und andere meklenburgische Schriftsteller gedenken, und auf welchen altdeutsche Loblieder vorhanden sind; niemand anders, als der alte arabische Held und Dichter **Anthara**, um Muhammets Zeiten, gewesen sey; von welchem eben soviel abentheuerliche Sagen bey den Morgenländern, sonderlich arabischen Dichtern vorkämen. Er machte diesen Satz so wahrscheinlich, als sichs thun ließ; und als er

ſchloß, übergab noch ſchlüßlich Herr **Prof. Behm** ein artig s lateiniſches Sinngedicht an Se. Excellenz, um Dero Aufnahme dadurch zu verehren. Dieſelben bedankten ſich hierauf an die ganze Geſellſchaft; und brachten wohl noch eine gute Stunde in freyern Unterredungen mit allen anweſenden Vornehmen, und Gelehrten zu; worauf ſie wiederum in Dero Quartier geführet wurden. Das artige Sinngedicht des Herrn **Prof. Behms** theilen wir auch mit.

Illuſtriſſ. ac Reverendiſſ.
Domino
Joſepho Andreæ Com. in Zaluskie Zaluski
Supr. Regni Pol. Referend. rel.
in Societatem
L. L. A. A. Lipſienſ. recepto.
Adplauſus
Criſenii Beroenſis
Paſt. Arcad.

Quæ nova lux, noſtris dudum exſpectata Camenis
Exoritur? Patrio ſurgit quæ gloria Pindo?
Ejn! igitur ZALUSKUS adeſt, ſuper æthera notus,
Doctrina, ingenio, ſcriptis, virtuteque multa;
ZALUSKUS, decus Aonidum ac tutela Minervæ,
Cui Cytharam Phœbus, dulcem cui Suada loquelam
Conceſſit, plauditque ſuo Parnaſſus alumno.

Ejal

Eja! igitur novus hospes adeſt: gaudete ſodales!
Agnoſco vultumque viri, frontisque decorem,
Et placidos mores, et docto in vertice lauros.
Non ita deſpicimur! nec tantum carmina Muſæ
Aurea Teutonicæ Muſæ bona Numina temnunt.
Et Zaluskiadem, magnum ceu pignus amoris,
Excipimus, lætique alios meditamur honores.
Sic TE oratores dicant, centumque Poetæ;
Muſarumque chorus, cunctas per Teutonis oras,
Aeternum referat nomen, tradatque nepoti.

A. D. XXXI. Mart. A. R. S. cIↃ IↃ CCLVI.

VII.

Memoire ſur la Neceſſité de diminuer le Nombre & de changer le Syſteme des Maiſons religieuſes. 1755. 2 Bog. in 8.

Was der franzöſiſche Verfaſſer dieſes wohlgeſchriebenen kleinen Werkchens im Schilde führe, zeiget ſchon der Titel zur Gnüge. Staatskundige, ſo wohl in Frankreich, als ſonſt überall, ſehen es zur Gnüge ein, wie ſtark ſeine Gründe ſind; und wie nöthig es ſey, einem Uebel zu ſteuren, welches ſchon ſo groß geworden iſt, daß es auch die Einfältigen, ja Kinder ſehen können. Wir Evangeliſchen ſind Gottlob! davon ſeit 200 und mehr Jahren befreyet; und könnten es alſo ganz gelaſſen anſehen, daß andre Länder dadurch entkräftet, erſchöpfet, und ausgeſogen würden. Unſre Für-

Fürſten, wenn ſie gleich kleinere Länder beſitzen, haben mehr, und wohlhabendere Unterthanen; als die katholiſchen, wenn ſie gleich weit größere Länder beſitzen; und können folglich größere Dinge thun. Allein die Menſchenliebe lehret uns gleichwohl, andern eben die Vortheile zu gönnen, die wir genießen: wenn ſie nur Verſtand und Muth genug hätten, ſich dieſelben zu verſchaffen.

Was indeſſen die katholiſche Geiſtlichkeit dazu ſagen wird, läßt ſich leicht errathen. Sie ſind auch Menſchen; und ein Wurm ſogar windet ſich, wenn er getreten wird. Da wir ihnen aber auch alles Gutes gönnen, in ſo weit es mit dem gemeinen Beſten der Welt beſtehen kann: ſo würden wir es gewiß keinem katholiſchen Herrn anrathen, auf einmal alle Klöſter, ja nicht einmal ein einziges ganz abzuſchaffen, oder aufzuheben. Leuten, die einmal geiſtliche Gelübde gethan haben, und ſie, obgleich aus irrigem Gewiſſen, zu halten geſonnen ſind, muß man keinen Gewiſſenszwang anthun. Aber man muß auch niemanden zwingen, wider ſeinen Willen der Welt unnütz zu ſeyn, und ſich auf lebenslang einzuſperren. Was iſt alſo zu thun? Man könnte unſers Erachtens, diejenigen Ordensleute, die ſich nach der Freyheit ſehnen, herauslaſſen; die andern aber, die darinn bleiben wollen, darinn ungeſtöret leben und ſterben laſſen: und ſo thäte man niemanden unrecht. Verminderte ſich nun die Zahl der Mönche dadurch: ſo könnte man, die zu einerley Orden gehören, aus zweyen Klöſtern in eins zuſammen thun; und ihnen bloß Regeln vorſchreiben,

was

was für Leute, und in welchen Jahren ſie künftig aufzunehmen hätten.

Die Einkünfte der eingezogenen Klöſter aber könnten doch zu milden Stiftungen gebrauchet werden. Man könnte Werſenhäuſer, Armenſchulen; ja auch Häuſer zum Unterhalte alter Leute, daraus machen, die der Welt ſatt, und unbrauchbar geworden ſind. So würden dieſe Häuſer den Ländern Nutzen ſchaffen, ſie von betagten, preßhaften und kranken Bettlern befreyen; das junge, ſtarke, und geſunde Volk hergegen, das itzo in Klöſtern müſſig geht, und der Welt unnütz iſt, zum Nutzen des Staats in allerley Lebensarten behalten und brauchen können. Ja endlich könnten auch ſolche Gelehrte, die ſich auf gewiſſe Wiſſenſchaften legen, womit ſie kein Brod verdienen können, darinn frey verſorgen, unterhalten, auch ihre Schriften drucken laſſen; um alſo alle Theile der Gelehrſamkeit in Flor zu ſetzen.

Die Einkünfte eingehender Nonnen-Klöſter könnte man zu Ausſtattung armer Mädchen anwenden; um ihnen zu anſtändigen Freyern zu helfen. Einige aber könnten dennoch bleiben, nicht zwar junge Kinder einzuſperren, und ſie der Welt zu entziehen: ſondern um arme Wittwen, oder auch ledige Perſonen, über 40 oder 50 Jahre, die keine Luſt, oder Hoffnung zum Heurathen haben, zu verpflegen. Dieſe aber müßten alsdann nützliche Mädchenſchulen bey ſich halten, und freye weltliche Kinder in allerley weiblichen Arbeiten umſonſt unterrichten. Ja es könnten auch wohl ſolche treffliche

Stifte für junge Perſonen von gutem Adel und Stande, die mit Glücksgütern nicht verſehen ſind, gemachet werden; die darinn erhalten würden, bis ſich eine Heurath für ſie fände: Dergleichen Ihro kaiſerl. königl. Majeſtät unlängſt zu Prag, auf eine höchſtpreiswürdige und landesmütterliche Art, geſtiftet haben.

Wir ſind alſo mit dem franzöſiſchen Verfaſſer dieſer Bogen nicht völlig einerley Meynung; ungeachtet ſeine Abſicht eben nicht unrecht iſt. Darinn hat er recht: daß, weil die Macht der Geiſtlichen in katholiſchen Landen bisher immer gewachſen, der weltliche Theil aber am Vermögen und Anzahl immer abgenommen, es rathſam ſey, den geiſtlichen Eroberungen nach und nach Schrancken zu ſetzen: und zwar um ſoviel mehr, da ſelbſt gewiſſe geiſtl. Orden ſchon längſt dergleichen Meynungen geheget, und ſo gar im Drucke bekannt gemachet. Eben dieſes nun mag die ſchweizeriſchen und fränkiſchen Buchhändler bewogen haben, dieß Stück nachzudrucken und überſetzen zu laſſen. Und vieleicht haben katholiſche Politici ſelbſt eine heimliche Freude, daß jemand das Herz gefaſſet, das öffentlich heraus zu ſagen, was ſie lange gedacht haben. Montesquiou in Frankreich, und Herr von Loen bey uns Deutſchen, zeigen ſattſam, daß man dergleichen Stück gewünſchet. Außerdem iſt es nicht ſchwer zu ſagen, wer Richter ſeyn ſoll, wenn ſich der weltliche Stand über den Geiſtlichen beſchweret? Das Publicum, oder die vernünftige Welt muß hier den Ausſpruch thun; ſonderlich, da eigentlich die

Reli-

Religion ſelbſt, auch bey Verminderung der überflüßigen Ordenshäuſer, nichts leiden würde.

Es iſt zwar auch eine ſogenannte Wiederlegung dieſer Schrift heraus gekommen. Aber wes Geiſtes Kind der Verfaſſer und ſeine Geburt ſey, wollen wir unſre Leſer nur aus folgender Probe urtheilen laſſen. Es ſchließt nämlich ſelbige mit folgender ſinnreichen, als höflichen Grabſchrift, auf den Verfaſſer der obigen Schrift:

Hier unter dem Stein,
Begraben muß ſeyn
Der Mönchen ihr Feind!
Der Hund ihn beweint,
Und hebt auf den Fuß,
Bespritzt ihn zur Buß.

Ex ungue Leonem!

VIII.

Le Muſe ſiſiche, al chiariſſimo Signor Pietro Metaſtaſio, Poeta di S. M. Imperiale in Firenze 1754. in 4. p. 231.

Dieß iſt ein phyſikaliſches Hirtengedicht, an den Abt Metaſtaſio, kaiſerl. Hofpoeten; deſſen Kupferbild dem Werke vorgeſetzet iſt; nebſt einem Entwurfe einer Schaumünze, darauf man ihn Apollinem auſtriacum nennet. So hoch wir die Verdienſte des Hrn. Abts ſchätzen; ſo iſt es doch eine große Frage: ob ein in Deutſchland fremder

muth beſtehe; die Herrſchſucht aber, und die mit einer liſtigen Verſtellung überfirniſte Tyranney unmöglich eine rechte Gröſſe ſeyn könne. Z. E. Marcus Aurelius Antoninus ſoll einen Krieg für die Wohlfahrt und Sicherheit des Römiſchen Reichs führen: Er hat aber kein Geld in der Caſſe. Ehe er hier den Römern einen ſchweren Tribut auferlegt, die Kriegskoſten zu beſtreiten: So verkauft er lieber ſeinen eigenen koſtbaren Hausrath in einem öffentlichen Ausruffe. Er ſieht es ohne Misgunſt an, daß Bürger und Edle ſeinen Kayſerlichen Pallaſt leer machen, und nachmals mit ſeinem prächtigen Geräthe ſtolziren: Wenn er nur ohne ihre Beſchwerde den Feind zurücke halten kan. Er ſchenket ein andermal dem aufrühriſchen Caßius das Leben, und bittet für ſeine Frau und Kinder bey dem Rathe um Vergebung. Nero hergegen plündert halb Rom aus; und führt einen unendlichen Staat. Er beluſtiget zwar die Stadt mit den prächtigſten Schauſpielen; aber es iſt von dem Gelde der Erſchlagenen und Verbannten. Er will zwar dem Scheine nach kein Todesurtheil unterſchreiben: Allein heimlich wünſcht er, daß der ganze Rath nur einen Hals hätte. Wer iſt nun von beyden gröſſer? Ich weis, daß kein Menſch ſeyn wird, der nicht des M. Aurelius Armuth, des Nero ſeinem Uberfluſſe; und jenes ungekünſtelte Vorbitte vor ſeine Feinde, der verſtellten Weichherzigkeit des andern vorziehen ſollte.

In eben den Umſtänden befinden ſich Cato und Cäſar. Jener iſt unglücklicher als dieſer: Aber deſto gröſſer an Eigenſchaften. Cäſar fällt mit ſeiner

der und ausländiſcher Poet, der **öſterreichiſche Apollo** heißen könne? Gewiß, ſo groß auch Herr **von Voltaire** ſchon war, als er zu London lebte, und ſeine Henriade daſelbſt neu herausgab: ſo würde ihn doch niemand den **brittiſchen Apollo** genennet haben. Wenigſtens hätte man ihn nachmals in Berlin nicht den Titel eines **märkiſchen Phöbus** beylegen können.

Die Perſonen in dieſem Hirtengedichte ſind **Lycidas, Aminias** und **Daphne**. Der Inhalt deſſelben erſtrecket ſich auf folgende neun Materien: 1) Von den Trabanten Jupiters. 2) Von der Schwere der Körper, oder anziehenden Kraft. 3) Von dem Schalle. 4) Vom Lichte und ſeinen Eigenſchaften. 5) Vom Leben und der Beſamung der Pflanzen. 6) Von der Wirkung himmliſcher Körper. 7) Von der Vielheit der Welten. 8) Von der Verwandlung der Körper im Feuer. 9) Von der Natur des Waſſers.

So neu es iſt, dergleichen phyſikaliſche Materien zu Schäferunterredungen zu machen: ſo ungeſchickt iſt es auch. Weder die alten Schäfer der goldenen Zeit, noch die neuern aus unſern Tagen, können ſich bis an die Trabanten Jupiters, und an die neutoniſchen Lehren von der Anziehung, dem Lichte, u. d. gl. mehr verſteigen. Woher wüßten ſie das alles? Es läuft alſo wider alle Wahrſcheinlichkeit, ſie zu ſolchen tiefſinnigen Naturforſchern zu machen. Ihre ganze Naturkunde muß in Beobachtung der Jahreszeiten und Witterungen, des Auf- und Unterganges der Geſtirne, dazu ſie keine Ferngläſer brau-

brauchen, und in der Kenntniß der Kräuter beſtehen, die ihren Heerden geſund, oder ſchädlich ſind. Singt ein Schäfer etwas anders davon, ſo wird ihn Apollo beym Ohr zupfen; eben ſo wie ers dem Virgil that, da dieſer von Schlachten und Königen ſingen wollte:

Cum canerem Reges & prœlia, Cynthius aurem
Vellit & admonuit: Paſtorem, Tityre pingues
Paſcere oportet oves.

Von Arezzo indeſſen hat man noch eine poetiſche Neuigkeit. Bellotti, ein Buchhändler und Buchdrucker daſelbſt, hat im März des vorigen Jahres eine Ankündigung ausgegeben, darinn er meldet: daß er des Arioſts raſenden Roland, mit des Dolce Inhalte oder Auszuge aller Bücher, und des Porcacchi Allegorien; und zwar ins Latein überſetzet, herausgeben wolle. Der Marquis Torquat Barbolani, ein Graf von Montauto, iſt Urheber davon, der ſowohl ſeiner Gelehrſamkeit, als Tugend wegen berühmt iſt. Die Ueberſetzung ſoll ſehr ſchön ſeyn, ſowohl was das Latein, als was die Poeſie betrifft: und man hat viel Mühe anwenden müſſen, die Beſcheidenheit des Verfaſſers zu überwinden, und die Erlaubniß des Druckes von ihm zu erhalten. Man wird ihr aber den wälſchen Grundtext überall an die Seite ſetzen: und daran wird man ſehr wohl thun. Denn wenn dieſe Ausgabe von niemanden anders geleſen werden ſollte, als von den Liebhabern der lateiniſchen Poeſie: ſo würde der Verleger ſchlecht dabey fahren.

Da aber dergestalt das Gedicht doppelt so stark, und so theuer werden wird, als einzeln: so zweifeln wir doch, ob er seine Rechnung sehr dabey finden wird? und wir sind sehr geneigt, hiebey die Frage eines alten großen Römers aufzuwerfen: Cui bono? Vielleicht übersetzet ehestens ein andrer den rasenden Roland noch ins Griechische, oder ins Hebräische. Den Vortheil solcher Arbeit und Ausgabe, begehren wir nicht mit ihm zu theilen.

Man wird indessen Arioſts und des Uebersetzers Kupferbilder, und einen schönen Kupfertitel von den besten Meistern dazu stechen lassen. Das Werk wird 18 paoli, d. i. ungefähr einen Ducaten kosten; die Hälfte bey Auslieferung des ersten Bandes, die andre beym Empfange des zweyten. Man begehret also keinen Vorschuß; bloß die Namen nebst dem Aufenthalte der Liebhaber, bittet man vorher zu melden.

IX.

Johann Martins Chladenius, D.

Untersuchung, ob der Satz: daß der Mensch ein angebohrnes Recht habe, alle Schande und Laster zu begehen, wenn nur ein anderer dadurch nicht beleidiget wird, in der lutherischen Kirche erträglich sey? Zur Beantwortung der schmaußischen Vertheidigung seines neuen Juris Naturæ. Erlangen, gedr. bey Joh. Carl Tetschnern. 2 B. in gr. 8.

Wir

Wir haben uns bisher bey dieser Streitigkeit über dem schmaußischen Rechte der Natur ganz gleichgültig erwiesen; und gethan, als ob wir ganz unachtsam auf dieselbe wären, ungeachtet uns die deswegen ans Licht getretenen Schriften ganz wohl bekannt geworden. Eines Theils besorgten wir, man möchte uns, als Verehrer der wolfischen Verdienste, für gar zu parteyische Richter in diesem Zwiste ansehen; so gar, wenn wir uns bemühen würden, nur historisch zu berichten, was von beyden Theilen geschrieben worden. Andern Theils sahen wir, daß die Rechte der Vernunft und Natur, in die Hände eines sehr guten und starken Sachwalters gefallen waren; und unsers Beytrittes zu ihrer Vertheidigung gar nicht nöthig hätten. Drittens aber sind auch freylich Materien, die gar zu tief ins philosophische Fach greifen, nicht eigentlich der Gegenstand unsrer Monathschrift: es müßte sie denn die Art des Vortrages, dem Felde der schönen Wissenschaften mit einverleiben.

Da wir aber aus dieser zwar kleinen, aber sehr wichtigen Schrift, mit Verwunderung ersehen: wie weit es mit der Schule der Libertiner, auch sogar im Naturrechte gekommen ist; und wieviel gefährliche Vorwürfe sie unsern protestantischen hohen Schulen von Seiten der Katholischen zuziehen dörfte; wofern ihre Frechheit nicht gehemmet wird: da wir ferner sehen, daß nicht nur die Wahrheiten der Offenbarung, sondern so gar auch der gesunden Vernunft Gefahr laufen; und das wahre Wohl der

akademiſchen Jugend vernachläßiget wird, wenn man ſolchen unbändigen Grundſätzen den freyen Lauf läßt, als der Herr D. Chladenius hier gerüget hat: ſo haben wir dieſe leſenswürdige, und einem evangeliſchen Theologen höchſtanſtändige Schrift, nicht unangezeiget laſſen können.

Wie wir uns aber auch haben, aller Bitterkeit mit Fleiß enthalten; und einen Mann auch um ſeiner grauen Haare, und andrer Verdienſte wegen ehren, die er um die gelehrte Welt hat: ſo brechen wir hier mit gutem Bedachte ab, ohne einmal die Beſchuldigungen zu wiederhohlen, die man ihm mit ſo großer Wahrſcheinlichkeit gemachet hat.

Nur eine Betrachtung können wir nicht umhin, in Anſehung der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie zu machen; die an dieſem neuen Lehrer des Libertinismus einen ſehr heftigen Gegner gefunden hat. Denn lieſt man die entſetzlichen Lehrſätze dieſes Wolfiſchen Widerſachers in moraliſchen Dingen; und hält Wolfs Sittenlehren von eben den Stücken, dagegen: ſo gereicht es wahrlich dieſem großen Lehrer der Weisheit und Tugend zu einem wahren und dauerhaften Ruhme, von ſolchen Gegnern angegriffen zu werden. Ja man kann ſich, bey Vergleichung ihres beyderſeitigen Lehrbegriffes vom Rechte der Natur, (nach dem Exempel jenes Pabſtes, der den Seneca las) kaum enthalten zu rufen: O ſancte Leibniti! o ſancte Wolfi! orate pro nobis!

Ende des Oſtermonds 1756.

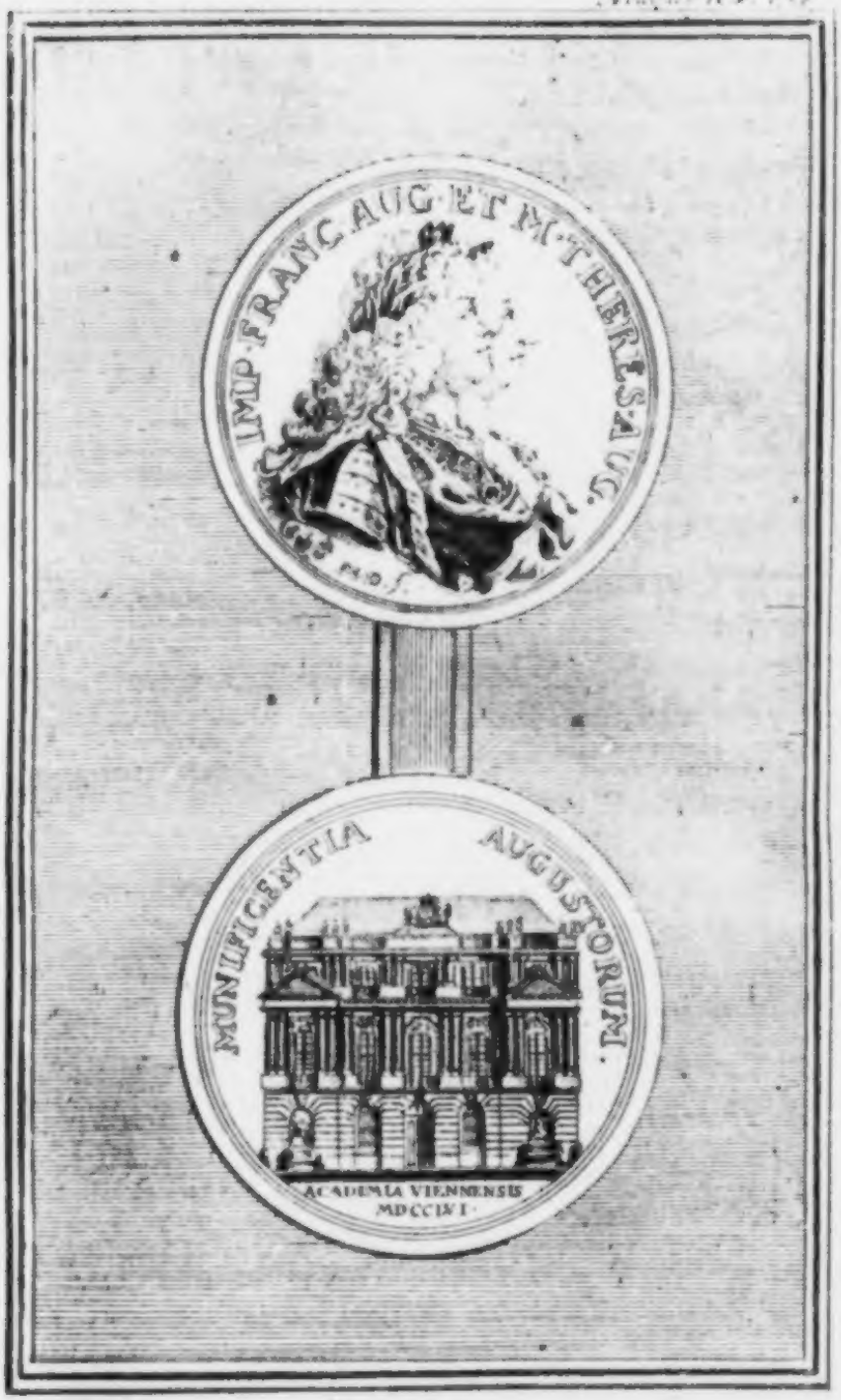
IMP·FRANC·AUG·ET·M·THERES·AUG·
MUNIFICENTIA AUGUSTORUM
ACADEMIA VIENNENSIS
MDCCLVI

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſius honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Wonnemond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1756.

Inhalt.

I. Panegyricus Franciſco & Mariæ Thereſiæ Auguſtis dictus, &c.

II. Hn. Heydens Ode auf die Einweihung des Univerſitätshauſes in Wien.

III. Giovanni di Giſcala, Tyranno del Tempio. Tragedia.

IV. Unmaaßgebliche Gedanken, bey Ertheilung der Ehrennamen.

V. Der endlich glücklich gewordene, arme Gelehrte. Eine poetiſche Erzählung.

VI. Tchao-Chi-cou-Eulh. Tragedie chinoiſe.

VII. Diſcorſi ſopra differenti ſoggetti.

VIII. Von dem Urſprunge der Coſacken.

IX. Jeſchemésætſchija Sotſchinénija.

X. Der verſchwenderiſche Kaufmann. Ein Schauſpiel, in fünf Handlungen.

XI. Vernünftige Gedancken vom Misbrauche der Religion.

XII. Herrn Laurentii Anmerkungen, von dem älteſten deutſchen Sprachlehrer.

I.

Panegyricus Franciſco & Mariæ Thereſiæ Auguſtis, ob Scientias optimasque artes ſuis in terris, inſtauratas, ornatas, dum Senatus, Populusque academicus Vindobonenſis, Auguſta munificentia ſplendidiſſimarum ædium e fundamentis recens conditarum poſſeſſione donaretur, coram Iisdem Auguſtiſſimis Majeſtatibus dictus, a *Georgio Maiſter*, e Soc. Jeſu, Theol. D. Eloqu. Prof. Publ. Ord. Vindobonæ, prelo Jo. Thom. Trattner &c. 1756. in fol.

Das vortreffliche neue Univerſitätsgebäud, welches Ihre kaiſerl. Majeſtäten, die Zeit her von Grunde aus, auf dem Platze gegen über den kleinen Jeſuiten erbauen laſſen, iſt nunmehr zu ſeiner Vollkommenheit gediehen; und den 5ten Tag des vorigen Oſtermondes feyerlich eingeweihet worden. Früh um 9 Uhr geruheten beyde Kaiſerliche Majeſtäten, nebſt

ner politischen Gelassenheit mehr ins Auge. Aber es ist nur eine Scheintugend. Es ist lauter Rachgier und Herrschsucht, was ihn treibet. Seine Gnade ist nur eine Verstellung, um auch damit etliche Widerspenstige unter das Joch zu bringen. Cato hergegen sucht nichts für sich; für Rom hergegen alles. Kan er dieses nicht frey sehen; so will er lieber sterben. Cäsar will ihm Gnade erweisen: Allein er will von einem Tyrannen keine andre annehmen; als die Freyheit seines Vaterlandes. Diese will ihm Cäsar nicht bewilligen; erzwingen kan er sie auch nicht: Darum stirbt er. Ist nicht seine unglückliche Tugend unendliche mal gröſſer, als Cäsars geschminktes und glückliches Laster?

Es ist wahr, daß Cato eigensinnig zu seyn scheinet. Allein das ist eine unentbehrliche Sache, daß der tragische Held, der unglücklich werden soll, einiger massen an seinem Unfalle Schuld haben muß. So hat Aristoteles uns denselben abschildern gelehret. So haben ihn die alten Poeten der Griechen allezeit gebildet. Hat nicht Oedipus auch an seinem Unglücke einigermassen Schuld; da er ja in der That zu hitzig gewesen, als er seinen Vater erschlagen; wiewohl er ihn nicht gekannt? Hat nicht Orestes an seiner Raserey mit Schuld, da er seine Mutter Clytemnestra ermordet; wiewohl ers auf Befehl eines Orakels thut? Hat nicht Phädra an ihrem Tode Schuld, da sie zuvor ihrer Vertrauten, und zwar in Gegenwart des Chores, ihre verbotene Liebe gegen ihren Stiefsohn Hippolytus entdecket: ob sie wohl von der Göttin Venus selbst zur Liebe war gereizet worden? So muß denn Cato auch

des durchlauchtigsten Kronprinzen und ältesten Erzherzogs, und der zwoen ältesten Erzherzoginnen kön. Hoheiten, sich in die akademische Kirche zu erheben. Dieses geschah unter Vortretung der Hofämter, des gesammten Kaiserlichen Ministerii, aller anwesenden Herren geh. Räthe, und kaiserl. königl. Kämmerer, auch Begleitung aller Hofdamen. In der Kirche wurden Ihre Majestäten von dem Erzbischofe, Fürsten von Trautson, als ernanntem Protectore Studiorum, oder Oberaufseher der Universität, empfangen, und bis vor den hohen Altar begleitet. Ihre Majestäten, nebst den königlichen Hoheiten nahmen sogleich die für dieselben innerhalb des Chores zubereiteten Bethstühle; die Damen, Minister und Kämmerer aber die Bänke auf einer Seite, die Universität aber auf der andern ein. Der Erzbischof stimmete den ambrosianischen Lobgesang an; und der Weihbischof, und Universitätskanzler Anton Xaver Mayer sang das hohe Amt.

Ehe dasselbe noch geendiget war, verfügte sich die Universität in den neuen ihr bestimmten Pallast, in folgender Ordnung; 1. Die der Universität einverleibten Doctoren aller Facultäten, in ihrem Range. 2) die Aufseher derer, bey der Universität befindlichen 27. Stiftungen für arme Studenten. 3) die Consistorialräthe in Judicialibus, in Mantelkleidern. 4) die Procuratores der akademischen 4 Nationen. 5) die vier Senioren der Facultäten. 6) die sämmtl. Professoren, 27 an der Zahl, in Mantelkleidern. 7) Die

Die vier Decani in der gewöhnlichen Kleidung. 8) Die vier kaiſerl. kön. Directores Studiorum. 9) Der Pater Rector des Jeſuiter Collegii. 10) Der Univerſitäts Canzler. 11) Der Rector Magnificus, Hr. Joh. Ad. von Penz, kaiſerl. kön. wirklicher Nied. Oeſt. Regierungsrath.

Nach Endigung des hohen Amtes geruhten denn auch beyde kaiſ. kön. Majeſtäten mit dero Gefolge, über den kleinen Jeſuiterplatz, worauf die ſtudirende Jugend, nach den Facultäten geſtellet war, ſich in das neue Univerſitäts-Gebäude zu begeben; wo ſie unter dem Thore von dem Rectore Magnifico und den übrigen Proceribus Vniv. empfangen, und in den, mit Marmor und prächtiger Malerey ausgezierten großen Saal geführet wurden. Beyde Majeſtäten ſetzten ſich unter den daſelbſt aufgerichteten Baldachin; Ihre Hoheiten aber ſaßen Ihnen zur rechten Hand; woſelbſt auch die ganze kaiſerl. Hofſtatt ſtund; zur Linken aber hatte die Univerſität die andre Seite des Saales eingenommen.

Hierauf näherten ſich des oberſten Kanzlers, Herrn Grafen von Haugwitz Excell. beyderſeits kaiſerl. Majeſtäten; erhielten kniend in der Stille Befehl, nahmen die auf einem ſammtnen Polſter liegenden Schlüſſel des Univerſitäts-Pallaſtes von den Händen des Direct. Hofraths und geh. Refer. von Dobbelhofen, und übergaben ſelbige, mit einer kurzen lateiniſchen Anrede, im Namen beyder kaiſerl. Majeſtäten, dem Herrn Erzbiſchofe, als Protectorn. Dieſer ſtattete zuförderſt Ihren kaiſerl. Maj. die unterthänigſte Dankſagung ab, wandte ſich ſodann

an den Rector der Universität und händigte demselben die Schlüssel, mit einer kurzen Anrede ein: worauf dieser, beyderseits kais. Majestäten, im Namen der ganzen Universität, für alle derselben so häufig und freygebig ertheilten Gnaden, gleichfalls lateinisch, den allerunterthänigsten Danck abstattete.

Sodann allererst näherte sich P. Ge. Maister, der Theol. Doctor, und der Beredſ. ord. Lehrer, beyden kaiserl. Majestäten, und überreichte denselben sowohl, als den kön. Hoheiten die bereits fertigen Abdrücke, der von ihm verfertigten Dank- und Lobrede, welche wir hier angekündiget haben. Er bestieg hierauf in allerhöchster Gegenwart die an der linken Seite des Saales gestellte Katheder, und hielt selbige mit einer guten Beredsamkeit.

Wir können es nicht läugnen, daß dieses Stück unsre Erwartung um ein vieles übertroffen hat. Es zeiget sich darinn nicht nur ein geschickter Lateiner, dergleichen wir von katholischer Seite in Deutschland noch nie gesehen; sondern auch ein vernünftiger u. lebhafter Redner; der mit aller edlen Einfalt eines Plinius seine höchsten Herrschaften zu preisen, und ihre ungemeine Wohlthätigkeit gegen die Wissenschaften und ihre Liebhaber zu loben weis. Er ist kein niederträchtiger Schmäuchler, aber auch kein aufgeblasener Praler. Die Wahrheit und ein feiner Geschmack mäßigen alle seine Ausdrücke. Um nun unsre Leser selbst von der Richtigkeit unsers Urtheils zu überführen; wollen wir ihnen den Anfang, ein Stück aus der Mitte, und den Schluß der Rede mittheilen.

Quod

Quod unum omnium maxime unumquemque populum ab immortali Numine precari decet, ii ut ſibi quovis tempore obtingant Principes, qui ſubjectarum ſibi gentium commoda & ſapienter ſciant, & præclare poſſint, & prolixe velint promovere: ejus nos voti in VOBIS, AUGUSTI PATRIÆ PARENTES! cumulatiſſime damnatos, tametſi dudum ſenſimus, nunquam tamen intelleximus luculentius, atque hac ipſa die, qua, quidquid adhuc AUGUSTI favoris a VOBIS in litterariam rempublicam profluxit, uno velut obtutu conſpiciendum omnibus offertur. Imponitis hodie ſupremam manum grandi illi operi Scientiarum & optimarum artium munifice inſtauratarum, immenſasque illas largitiones, quas ſive olim Auguſti Majores VESTRI, ſive VOS ipſi nullo non tempore in hanc antiquiſſimam Scientiarum Univerſitatem erogaſtis, AUGUSTA præſentia VESTRA ſic ratas habetis, ut donis ſuapte natura pretioſiſſimis, hoc etiam, quod omnem æſtimationem ſuperat, a donantium coram aſpectabilium manibus pretium accedat. Accepit jam faſtigium præclara hæc ædes Academica, ſpe, votis, exſpectatione omnium major: uni par, qui magnitudinis modum non habet, VESTRO in litteras amori. Accepit faſtigium; ſuaque magnificentia omnes, quotquot uſpiam Palladi militant, ad ſe invitat, ut hinc velut e ditiſſimo ſcientiarum emporio eruditas merces petant, hic optimarum artium agnoſcant pretium, dignitatem intelligant, mirentur majeſtatem. &c.

Hernach p. 7.

Quæ cum ita ſint; diem ego hodiernum, totumque hunc ſplendidiſſimæ poſt natos homines pompæ apparatum ne quidem quo nomine appellem, ſcio. Etenim ſi magnificum Scientiarum de profligata ignorantia triumphum dixero: video quidem non pauca, quæ mihi aliquam triumphantis Romæ ſpeciem exhibeant; ſed tamen ſimulacra captarum urbium, & vinctos ante currum victoris hoſtiles duces, & gementium captivorum agmina non video; imo potius læta omnia, eosque ipſos, ſi qui fuerunt, quorum immodicus vetuſtatis amor vinci debuit, de nova ſibi felicitate gratulantes. Quid igitur? alterum Vindobonenſis Academiæ natalem appellabo? Jure id quidem; ſiquidem hodie multo felicius, quam olim ſuo Alberto, Rudolpho, & Luitpoldo æterna memoria dignis Sereniſſimis Fratribus naſcitur: ſed tamen glorioſiſſimæ diei hujus lætitiam ſatis haud explicabo. Convertar igitur ad novam iſtam, tot ornamentis illuſtrem Academicam Curiam, eamque demirabor? Hæc vero dum mihi verſatur ob oculos, non unam domum videre mihi videor, ſed Regnum Scientiarum omnium, ſed arcem communis felicitatis, fulcrum utriusque reipublicæ, ſpem Auſtriæ, decus Germaniæ, pignus denique ac firmamentum pacis, religionis, juſtitiæ, ſalutis univerſorum. &c.

Sein Vorhaben und die Abtheilung der Rede drückt er a. d. 8ten S. ſo aus:

Grande opus, & AUGUSTIS Authoribus ſuis

ſuis dignum! in quo commemorando oratio mea ita verſabitur, ut principio de nova, eaque numeris omnibus abſolutiſſima hujus palæſtræ litterariæ inſtructione, tum de ornamentis ſane Regiis eidem adjectis loquar. Quarum rerum altera Auſtriæ incolas bonarum artium cupidos in Patria retineat, altera peregrinos Scientiarum amantes in hanc Urbem invitet. De utraque differere aggredientem angit me quidem vehementer ille metus, ut incredibili hujus Academici Cœtus erga VOS, quos ALTEROS CONDITORES ſuos non immerito nominat, amori ſatisfaciam. Ita enim illi a me VOBIS pietatem erga VOS ſuam exponi cupiunt, ut plane intelligatis, beneficia VESTRA, & apud æſtimantes doni magnitudinem, & apud gratiſſimos, & apud æternum prædicaturos eſſe collocata. Sed tamen ad hoc præſtandum ſi quid defuerit Oratoris facundiæ, ut ſeni deſunt omnia, eo me conſolabor, quod tanti operis gloriam, vel me tacente, ſaxa ipſa, & ſtatuæ, & inciſæ marmori notæ, quibus hoc VESTRI in Scientias amoris illuſtre monumentum decoratur, ignorare neminem patiuntur. VOS interim id unum ſupplex deprecor, AUGUSTI, ut quam VOS in ornandis, promovendisque Scientiis munificos probaviſtis, tam in me tantiſper audiendo clementes præbeatis. &c.

Den Schluß der Rede machet er ſo: p. 46.

Gloriare igitur Vindobonenſis Scientiarum Univerſitas! gloriare, gaude, triumpha. Gloriare tantorum PRINCIPUM in te benevolentia,

fruere liberalitate, beneficium tam inſigne, qui bus potes, erga OPTIMOS PRINCIPES obſequiis demerere. Concipe vota, fatiga precibus Superos, precare Vitam, Nepotes, Victorias, Felicitatem. Bene tecum agetur, donec FRANCISCUS, & MARIA THERESIA AUGUSTI populis imperabunt. Qui, conſeneſcente apud tē Auſarum gloria, tui cauſa tantum voluerunt, tantumque æris erogaverunt: ab iis, vide, quantum tum perfecte floroeris, eorumque votis plene reſponderis, habeas polliceri. VOS vero AUGUSTI, quos Cæſarea benignitate provocaſtis, Senatum hunc, populumque Academicum, habete æternum VESTROS. Nulla ex annalibus noſtris, nulla e gratis Academicorum pectoribus dies VESTRI memoriam eradet. Quin potius dabimus operam, ut id, quod munifica conſilia VESTRA cumprimis ſpectant, opere ipſo impleamus, nimirum ut præſcriptæ a VOBIS Studiorum normæ partem nullam, nullum apicem transgrediamur. Quo fiet, ut Univerſitas hæc, quam a VOBIS, hodie inſtauratam accipimus, omni tempore ea Scientiarum laude floreat, quæ non modo juventutem Auſtriacam in Patria retineat, verum etiam exteros huc invitet, verbo: e qua quisque intelligat, a VOBIS, hoc eſt, a Principibus Sapientia, amore in litteras, potentia, liberalitate maximis eſſe inſtauratam. Denique ſic de nobis habete: felices, victores, glorioſos, amatos a populis, ab hoſtibus formidatos, imperantes omnibus, nemini

mini obnoxios VOS, FILIOSque VESTROS, & SERAM NEPOTUM PROGENIEM, dum ſtabit Auſtria, eſſe cupimus, &, ſi flectuntur ullis precantium Votis Superi, profecto eritis.

DIXI.

O. A. M. D. G.

Hierauf begaben ſich Ihre kaiſ. Majeſtäten und königl. Hoh. unter oberwähnter Vortretung und Begleitung, unter Trompeten- und Pauckenſchalle, auch Läutung der Glocken, zurück nach der kaiſerlichen Burg, womit dann dieſe merkwürdige und prächtige Feyerlichkeit vergnügt beſchloſſen ward.

Nach der Hand aber ſind nicht nur häufige gedruckte Exemplarien von der gehaltenen Lobrede, ſondern auch eine große Menge goldener und ſilberner Denkmünzen, von verſchiedener Größe, ausgetheilet worden. Auf deren einer Seite befinden ſich die Bruſtbilder beyder kaiſerl. königl. Majeſtäten, mit der Ueberſchrift:

IMP. FRANC. AVG.
ET M. THERES. AVG.

Die andre Seite ſtellet das neue Univerſitätsgebäud vor, mit der Ueberſchrift:

MVNIFICENTIA AVGVSTORVM.

Unten aber lieſt man folgende Worte:

ACADEMIA VIENNENSIS. M. DCC. LVI.

Es hat ſich auch über alles dieſes die Kaiſerl. königl. Milde und Freygebigkeit noch weiter erſtrecket

cket; maaßen allerhöchst Ihre kaiserl. königl. Majestäten Seiner fürstlichen Gnaden dem Herrn Erzbischofe tausend Ducaten einzuhändigen allergnädigst anbefohlen haben, um selbige unter die alhier sich befindlichen mittellosen Studenten austheilen zu lassen.

Ueber das an eben dem Tage dieser feyerlichen Handlung eingefallene Schneewetter hat ein Mitglied der mediciniſchen Facultät folgendes Sinngedicht verfasset:

Magna THERESA novam dum Musas ducit in Ædem,
Plurima Sole diem nix fugiente ruit.
Scilicet Austriacæ nequiit [illegible]are nitorem;
Palladis, hinc Faciem condit Apollo suam.
Scis lucem, scis, Phœbe, quidem tolerare minorem;
Fulgorem nescis, invide, ferre parem.
Funde nives, absconde diem, tege lumina, majus
Vidimus AUGUSTAE GENTIS in ore jubar.

Es ist auch eine deutsche Ode auf diese merkwürdige Feyerlichkeit auf einen Bogen in 4. erschienen; die zwar viel besser hätte seyn können, und sollen; doch aber nicht ganz zu verachten ist. Wir wollen sie mittheilen:

II.

Ode, auf die feyerliche Einweihung des neuen Universitätshauses zu Wien, am fünften Tage des Aprilmonats, im 1756sten Jahre, von Ludewig Jakob Heyden.

Weih

Weih mir, o Nachwelt, spate Ohren!
Ich singe keine theure Schlacht,
Noch Länder, die man öd gemacht,
Noch Reiche, die der Feind verlohren.
Wiens neu entstandner Musenthron
Erweckt mein Lied und stimmt den Ton,
Und machet meinem Geiste Flügel,
Und führt ihn auf Parnassens Hügel.

Du Morgenröthe bring mir frühe
Den auserwählten Jubeltag,
Den je der Mund der Vorsicht sprach:
Er werde heiter, schön und blühe.
Schmück ihn mit Pracht und Lieblichkeit;
Sein Schutzgeist winkt und ist bereit,
Um festlich aus der Zeiten Reihen
Ihn für die Ewigkeit zu weihen.

Als den aus Nichts gerufnen Welten
Der allererste Tag entsprang,
Der himmlisch durch die Wolken drang,
Des Schöpfers Meisterstück zu melden;
So sah die zärtliche Natur
In ihrem Schooße selbst die Spur,
Durch welche Gott sich ausgedrücket,
Sie fühlte es, und ward entzücket.

So

einigermaſſen an ſeinem Unglücke Schuld haben: Und in den Umſtänden, darinn er ſich befindet, kan ſolches bloß durch den Eigenſinn geſchehen; der in ihm ſonderlich von der Stoiſchen Philoſophie herzukommen ſchien, obwohl auch ſein Naturell viel dazu mag beygetragen haben. Deswegen aber hört doch das Mitleiden gegen ihn noch nicht auf. Er hat ſo viel Tugenden an ſich, er iſt ſo uneigennützig, ſo begierig ſeinem Vaterlande zu helfen, ſo ſtandhaft im Unglücke, ſo großmüthig, ſo redlich, ſo mitleidig, ſo gerecht, und auch zuletzt ſo ſorgfältig für die Wohlfahrt ſeiner Freunde; daß man ſich unmöglich enthalten kan, ihn hochzuſchätzen, ihn zu bewundern, ihn zu lieben, ja ein Mitleiden mit ihm zu haben, wenn man ſieht, daß er bey alle dem Guten, ſo er an ſich hat, dennoch umkommt. Wäre Cato ganz unſchuldig, und vollkommen ohne Tadel geweſen: So würde man der Tugend einen ſchlechten Dienſt gethan haben, wenn man ihn dennoch unglücklich werden laſſen.

Ich komme auf den vierten Punct. Hier wird die Art der Ausdrückungen und Gedanken getadelt, die theils zu niedrig, theils den Perſonen nicht anſtändig ſeyn ſoll. Die Anmerkung iſt wichtig, und ich weis nicht, ob ich mich ſattſam werde rechtfertigen können. Es iſt freylich eine gemeine Meynung, daß die Schreibart der Trauerſpiele die erhabenſte und prächtigſte ſeyn müſſe, die man haben kan. Allein dieſes Vorurtheil iſt wohl bey den meiſten aus dem Leſen des Tragiſchen Seneca entſtanden, der freylich allezeit auf Stelzen geht, und die gemeinſten Sachen ſo ſchwülſtig ausdrückt, daß

So zärtlich reizest du uns heute
O Tag! den auf die trübe Nacht
Die Weisheit uns hervor gebracht,
O Quell von nie empfundner Freude!
Du strömst in unsre treue Brust
Den Ueberfluß verklärter Lust,
Und zeigest uns in ihrer Stärke
Der Weisheit würdge Wunderwerke.

Ja sie, die Weisheit, wirft die Blicke
Der Huld auf unsern Musenhain,
Weiht ihn mit heilgen Händen ein,
Und segnet ihn mit sichrem Glücke.
Eil, Ister! sag es dem Tartar,
Wie göttlich diese Feyer war;
Erzähle an Euxinens Meere
Des Freudenfests der Künste Ehre.

An Nils glückseligen Gestaden
War einst der Wissenschaften Sitz;
Geheime Weisheit, Fleiß und Witz,
Nicht wilde kriegerische Thaten
Verbreiteten Aegyptens Ruhm,
Und machten es zum Heiligthum,
Wohin die Griechen eifrig eilten,
Und sich in seine Lehren theilten.

Rom lernte in Athen Geſetze
Rom unterrichtete die Welt,
Erzog den Bürger und den Held,
Beſaß Gelehrſamkeit und Schätze.
Du aber Wien! (dein ſchneller Flor
Stellt mir weißagend dieſes vor)
Du wirſt ein Sammelplatz der Weiſen,
Und Rom, Athen und Memphis heißen.

Sagt mir, ihr Stifter der Provinzen!
Die ihr die Volker zahm gemacht,
Und zu der Menſchlichkeit gebracht,
Sagt mirs, ihr längſt erblaßten Prinzen!
Wer ſtützte euren Thron und Reich?
Wer machte euch den Göttern gleich?
Das eure Namen ewig währten,
Daß euch die Völker göttlich ehrten.

Wer lehrte dich die Sterne nennen,
Wer machte dir im Ocean,
O kühne Vorwelt! ſichre Bahn?
Wer lehrte dich die Pole kennen?
Wer maaß der Erde Lauf und Stand?
Wer war es, der das Recht erfand?
Wer ließ die Sterbenden geneſen?
Ihr Wiſſenſchaften! ſeyds geweſen.

Das Land nur, welches Wissen nähret,
Blüht, lebt beglückt, genießt der Ruh,
Der Handel führt ihm Reichthum zu;
Die Bürger leben aufgeklärer;
Der Fürst belohnt der Künste Schweiß,
Und schärfet seiner Volker Fleiß;
Das Alter lehrt, es forscht die Jugend;
Es herrscht Geschmack, man übt die Tugend.

Wien! geh nicht erst in fremde Gränzen,
Und suche diesen reichen Flor:
Er bricht in dir so schön hervor,
Als wie die Blumen in dem Lenzen.
Wem aber dankst du dieses Glück?
Sieh auf den Kaiserthron zurück.
Danks den Gesalbten, die regieren,
Daß sie dich zu der Weisheit führen.

Ich sehe Thränen, Freudenthränen.
Nun wünscht der Greis ins Grab zu gehn,
Nachdem er diesen Tag gesehn,
Und saget segnend seinen Söhnen:
„Liebt die Gesalbten, liebet sie,
„Schwört mirs noch, eh ich von euch zieh.
Frohlocket Volker! jauchzt ihr Staaten!
Bewundert Oestreichs Wunderthaten!

141.

Giovanni di Giscala Tiranno del Tempio, Tragedia. In Venezia, appresso Pietro Valvasense 1754. D. i. Johannes von Giskala, Tyrann des Tempels zu Jerusalem, ein Trauerspiel ꝛc. in 8.

Man muß nicht denken, daß dieses Stück, nur bloß dem wälschen Schlendriane gemäß, der den prächtigen Namen Tragedia, fast bey allen Opern verschwendet, so genennet worden: nein, es ist wirklich ein wahrhaftes Trauerspiel, das nicht zum Singen verfertiget worden. Es geht also auf den edeln Spuren eines Gravina, einer maffeischen Merope, und eines Ulysses einher, die in neuern Zeiten die Wälschen wieder auf den alten athenienſischen und römischen Geschmack zu führen gesuchet. Und wir bemerken es mit Vergnügen, daß die so lächerliche, als boshafte satirische Tragödie, Ruscvanlcad il Giovine, die vor etlichen Jahren in Italien, wider die Nachahmung der griechischen Schaubühne ans Licht getreten (*), noch nicht alle Vernünftige abgeschrecket, mehr den wahren Regeln der theatralischen Dichtkunst, als dem Strome ihrer Zeiten zu folgen.

Dieß Trauerspiel ist indessen dem Pabste Bened. dem XIV. selbst zugeeignet. Darinn untersuchet der Verf. woher es komme, daß man so wenig Trau-

* S. den Auszug davon im Neuen Büchersaale der sch. Wiss. u. f. K. I. B. a. d. 116. u. f. S.

erspiele bey den Italienern sieht; da es doch eine solche Menge von Epopöen aufzuweisen hat? Er meynet, die bloße Furcht, seine Stücke von elenden Schauspielern verhunzet und verderbet zu sehen, habe große Männer abgehalten, diese Art der Dichtkunst zu treiben. Es ist wahr, daß das beste Stück, das beste Trauerspiel, durch eine schlechte Vorstellung, matt oder lächerlich wird: und in dieser Absicht möchte man beynah auch in Deutschland ein solch Gesetz machen, welches nach Plutarchs Berichte im Leben Lykurgs geboth: der Secretär der Stadt solle die Stücke des Aeschylus, Sophokles und Euripides öffentlich vorlesen; allen Komödianten aber solle es untersaget seyn, sie aufzuführen.

Die Bühne des gegenwärtigen Stückes ist zu Jerusalem, unter der westlichen Halle des Tempels, zur Zeit, da diese Stadt vom Titus belagert ward. Die Personen sind, **Johannes** der Tyrann des Tempels, **Phanias**, der Hohepriester der Juden. **Mariamne**, die Tochter des vorigen Hohenpriesters **Ananias**; **Manasse**, ihr Gemahl, und des Johannes Sohn. Elioneus, ein Priester; Arsimanes, ein Vertrauter des Johannes; **Flavius Josephus**, des Titus Bothschafter. **Eleasar**, ein junger Knab des Manasses und der Mariamne; ein römischer Hauptmann, ein Priester, ein Chor hebräischer Soldaten, einer von Priestern, und einer von jungen Mädchen des Stammes Levi.

Weil der Held des Stückes, Johannes, vielen unbekannt seyn möchte: so wollen wir ihn ein wenig bekannt machen. Giskala, eine Stadt im Stamme

Asser,

Aſſer, war ſeine Vaterſtadt; und von der heißt er ſo. Er war arm; ward aber durch Räubereyen reich. Hernach vereinigte er ſich mit andern Straßenräubern, und brachte auf die 4000 Mann zuſammen, mit welchen er ganz Galilea ausplünderte. Dabey redete er von lauter großen Unternehmungen, bewies viel Religionseifer, und Leutſeligkeit; wodurch er ſich zum Haupte der Zeloten aufwarf, und großen Anhang bekam. Unter dem Vorwande des Eifers fürs gemeine Beſte, drängte er die Stadt Jeruſalem ſehr, und entheiligte den Tempel, deſſen er ſich bemächtiget hatte, mit vielen Schandthaten. Den Hohenprieſter Ananias ließ er vergiften, und den Phanias an ſeine Stelle wählen; der doch ein dummer Landmann war, und nichts vom Prieſterthume verſtund.

Endlich bildete ſich Johann von Giskala, auf den Misverſtand einiger prophetiſchen Stellen, gar ein: er ſey der Meßias, der beſtimmet wäre, über alle Völker zu herrſchen: weswegen er von keinem Frieden mit den Römern hören wollte; und ſowohl Jeruſalem, als dem Tempel den Untergang zuzog. Stolz, Grauſamkeit, Betrug und Zuverſicht machten nunmehr ſeinen Charakter aus. Hierzu kam ein geſchworner Haß gegen den Simon, der die Stadt Jeruſalem vertheidigte; und ſich gleichfalls mit der Hoffnung einer allgemeinen Herrſchaft ſchmäuchelte.

Phanias iſt ein ſchwacher Mann, und Jaherr. Mariamne, ſeine Tochter, iſt fromm, ihrem Manne treu, und Gott ergeben. Manaſſe iſt herzhaft, redlich in Haltung ſeines Wortes; ſeiner Gemahlinn

zärtlich, gegen seinen Vater voll Liebe und Gehorsam. **Josephus** ist ein gebohrner Jude, und Freygelassener Vespasians; kurz, der bekannte jüdische Geschichtschreiber. u. s. w.

Hieraus kann man nun von der Wahl des Verfassers urtheilen. Scheint der Held, und die Hauptperson, wider die Regeln des Trauerspiels, ein Bösewicht zu seyn, der sich kein Mitleiden, sondern den Haß der Zuschauer zuzieht: so ist hier nicht sowohl er, als der Verfall des Tempels, und der Stadt Jerusalem dasjenige, was Schrecken und Mitleiden erwecken soll. Auch die andern Personen tragen das Ihrige zu diesen Leidenschaften bey; so daß es sehr rührend wird.

Den ersten Auftritt machen Manasse und Mariamne. Jener ist in dem Gefechte mit den Römern verwundet, und will wieder dahin: wovon ihn Marianne abhalten will; weil es unmöglich sey, dem Himmel zu widerstreben.

Leggesti forse
Chiaro scritta lassù la strage nostra,
E di Gierusalemme, e del suo Tempio
L'estremo eccidio? O in te forse discese
Di Geremia lo spirito, annunziatore
Di lutto et morte. d. i.

„Ohne Zweifel hast du dort oben, unsern Untergang, und Jerusalems Verderben, und des Tempels Zerstörung ganz klar geschrieben gefunden: oder vielleicht ist des Jeremias Geist auf dich gerathen, der nichts als Trauren und Tod ankündiget.„

Der

Mariamne. Der Himmel giebt oft Kindern und blöden Weibern eine Erleuchtung, die er den Stolzen versaget, welche die Herrschsucht verblendet. Aber sage mir, lieber Manasses, was brauchet es einen Prophetengeist, diesem Orte den Untergang zu weissagen: da unser letzter Verlust ihn deutlich genug prophezeihet? Titus belagert uns. Hunger, Schwert und Elend entkräften uns. Die zweyte Mauer ist schon eingestürzet. Die dritte kann nicht lange widerstehen. Simon plündert die Stadt, der sie doch vertheidigen soll. Die Burg Antonia ist erobert. Ein Vorhof des Tempels ist eingeäschert. Und wer vertheidiget doch diesen Tempel des lebendigen Gottes? Ach liebster Manasses! es ist Johannes! Es ist dein Vater! Was hat er nicht alles gethan? und was würde ich nicht sagen, wenn er nicht diesen Namen führte. u. s. w.

Manasses saget ihr zwar die Gründe seiner Hoffnung: allein sie zeiget ihm deren Schwäche sehr nachdrücklich. Endlich gesteht sie: sie glaube, Messias sey schon gekommen; weit gefehlt, daß man einen zu hoffen hätte. Jesus von Nazareth sey es gewesen; und dieser würde itzo die Jüden strafen. Manasses erwiedert: ob er sie gleich aus Liebe bey diesem Glauben lasse, ihr auch erlaube, ihre Kinder darinn zu erziehen: so könne er sich doch dadurch seinen Muth nicht rauben lassen, und will sofort in die Schlacht eilen.

Phanias, ihr Vater, der Hoheprieſter, erscheint mit vollen Klagen, über des Johannes hartnäckigten Muth. Er hätte die Burg Antonia wieder ero-

bern wollen; sey aber von den Römern zurückgeschlagen worden. Hierauf sey er, Phanias, zurückgeeilet, die Leviten ans Thor des Tempels zu stellen; um zu verhindern, daß nicht die Feinde mit den Flüchtlingen eindrängen. Manasse eilet seinem Vater zu Hülfe. Mariamne verweist ihrem Vater die Meynung, daß dieses die Sache Gottes sey.

Tu dunque causa
Di Dio credi esser questa, & tu paventi?

Du glaubest also, dieses sey Gottes Sache; und du zitterst doch? Das ist ein wahrhaftes Erhabenes in ihren Gesinnungen. Sie erkläret ihre Meynung deutlicher: und Phanias beneidet endlich seiner Tochter das Glück, daß sie sich mit Gott allein trösten kann. Indessen stürmen die Flüchtlinge, Johannes selbst und Arsimanes herein, und bringen die Zeitung: Manasses sey gefangen worden, als er seinen Vater zu retten, in den Feind gedrungen. Hierauf schließt der I. Aufzug mit einem Chore; da bald eine Stimme, bald etliche, bald der ganze Chor singet. Das muß beweglich klingen: und wir wünschten wohl im Deutschen dergleichen Oden in Trauerspielen angebracht, zu hören.

Im zweyten Aufzuge bezeuget Elioneus seinen Abscheu gegen das Siegszeichen, so Johannes im Tempel aufrichten lassen: die Feinde aber haben ein Kreuz aufgerichtet, um einen Gefangenen daran zu nageln: welches, wie hernach bekannt wird, Manasses seyn soll. Man will den Johannes zum Frieden bewegen, allein umsonst. Mariamne bittet ihn weh-

wehmüthigſt, nachdem er ihr die Gefangennehmung ſeines Sohnes geſtanden. Er verweiſt ſie aber mit ihren Klagen von ſich weg, weil er mit dem Elioneus etwas zu rathſchlagen habe. Er meldet ihm die Abſendung Joſephs; und daß man ſeinem Sohne den Tod drohe, dafern man ſich am Joſeph vergreifen würde, den er einen Ueberläufer nennet. Er höret vom Elioneus, daß Simon, ſeines Bruders Jonathas Tod zu rächen, eins ſey, mit ihm einen neuen Angriff zu wagen; doch dörfe man ihm nicht allemal trauen. Den Zuſtand der Stadt Jeruſalem beſchreibt er ihm, vor Hunger und Elend, abſcheulich: indem ein Weib ihr Kind geſchlachtet, ſich an einem Stücke davon ſatt gegeſſen; das übrige aber auf ein andermal aufgehoben.

Joſeph der Geſandte kömmt; ehe er ihn aber vorläßt, fraget er den Arſimanes: ob er Friedensvorſchläge annehmen ſolle? Dieſer räth ihm die Zärtlichkeit eines Vaters beyſeit zu ſetzen. Anſtatt eines Sohnes, den er verlöhre, würde er tauſend unter ſeinem Gefolge finden. Er geht ab, und Joſephus wird eingeführet; und verlanget, daß er den Tempel überliefern, und mit den Seinigen über den Jordan, wohin er wolle, ziehen ſolle. Er zeiget ihm die Unmöglichkeit, ſich länger zu halten; und den nahen Tod ſeines Sohnes. Aber er bekömmt lauter trotzige Antworten, und nimmt Abſchied: worauf Johannes ſein Elend beklaget, und die Prieſter um ihr Gebeth anſpricht, ſelbſt aber zu fechten verſpricht.

es alle Wahrſcheinlichkeit und Natur überſteiget. Es iſt daher derſelbe von den verſtändigſten Kunſtrichtern längſt getadelt worden, und man hat ſich mit beſſerm Rechte die griechiſchen Tragödienſchreiber mit ihrem edlen und ungekünſtelten Ausdrucke der erhabenſten Gedanken zu Muſtern zu nehmen. Selbſt die neuern Franzöſiſchen Poeten ſind von dem Riccoboni in ſeiner Hiſtoire du Theatre italien, und dem ungenannten Italiäniſchen Scribenten, deſſen Paragone della Poeſia Tragica Herr Prof. Bodmer neulich ans Licht geſtellet; imgleichen von dem Herrn Becelli in der Vorrede zu der Merope des fürtreflichen Herrn Maffei mit Grunde deswegen getadelt worden. Daß dieſe, als Ausländer, ihnen darinn nicht zuviel gethan, bezeuget Fenelon, in den Gedanken von der Tragiſchen Poeſie, die ich am Ende des Cato beygefüget habe; als woſelbſt er ſeinen Landesleuten eben den Fehler vorrückt. Ein gleiches hat ihnen der P. Brûmois in ſeinem Theatre des Grecs, an verſchiedenen Orten ausgeſetzet. Horaz ſelbſt hat uns längſt die Regel gegeben:

Et Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri,
Telephus vel Peleus; cum pauper & exſul
vterque,
Proiicit ampullas & ſesquipedalia verba,
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Der Tragiſche Telephus und Peleus ſoll alſo in der niedrigen Schreibart reden, wenn er als ein vertriebener und armſeliger Prinz a fgeführet wird. Er ſoll alle hochtrabende Reden und ſchwülſtige

Der III. Phanias und Elioneus entdecken einander ihre Gesinnungen; die sehr widrig sind. Johannes besorget, man werde ihm seinen gebundnen Sohn wieder schicken, um ihn bey seinem Anhange verdächtig zu machen; und verzaget also an den Prophezeihungen, daß er Messias sey. Er fasset sich aber wiederum, wie ein Held. Manasse kömmt: und dieser Auftritt ist schön. Johannes will ihn nicht für seinen Sohn erkennen, weil er vom Titus kömmt. Manasse saget: er habe bey dem unaussprechlichen Namen Gottes geschworen, wieder ins Lager zu kommen, die Antwort möchte lauten wie sie wollte; und verlanget seines Vaters Handschlag, ihn daran nicht zu hindern. Dieser umarmet ihn zärtlich und giebt ihm die Hand darauf; und erhält des Titus Brief, der ihn auffodert. Aber Johannes verachtet seine Drohungen, und geht ab. Elioneus will die Leviten bereden, den Tempel zu erhalten, und ihn dem Sieger zu liefern. Manasse will ihn hindern, aber umsonst; bedauret, seines Vaters Schicksal, und läßt einige Zweifel blicken: ob nicht Jesus der Messias gewesen? Indem kömmt seine Gemahlin Mariamne, welches eine besonders zärtliche Unterredung giebt. Dieser Auftritt endet sich mit seiner Bekehrung, und Mariamne selbst taufet ihn, ehe er zurück ins Lager geht. Ein Chor von Jungfrauen aus dem Stamme Levi beschließt denselben.

Der IV. Aufzug erkläret den verwirrten Zustand, nach des Manasse Abzug. Alles klaget über des Johannes Eigensinn; und Elioneus räth den Leviten

ten den Tempel dem Feinde zu öffnen, um ihn zu erhalten, wenn Johannes überwunden würde. Johannes iſt noch nicht beſiegt, ruft Arſimanes, der mit Soldaten auf die Bühne tritt. Er läßt den Elioneus in Ketten legen, bis Johannes kömmt. Dieſem entdecket man ſeinen Anſchlag; und er läßt ihn ſammt den Leviten in einen Thurm werfen. Phanias kömmt mit erſchrockenem Geſichte, und erzählet, er habe das Geſpenſt des Propheten Jeſus geſehen; welches ihm den Untergang der Stadt und des Tempels angekündiget. Es habe ihm geſaget: die Engel ſtritten für die Römer; und habe den Fluch wider die Juden wiederholet; worauf es verſchwunden ſey. Hierauf habe er den Cometen, der ſie ſchon einmal erſchrecket hätte, wieder geſehen. Die Luft ſey voll gewaffneter Wagen und Streiter geſehen worden, u. ſ. w. welches ein treffliches Stück iſt.

Johannes legt ihm das Stillſchweigen auf; und ſchilt ihn einen Träumer: befiehlt ihm aber, ihm in den Sturm zu folgen. Mariamne beſeufzet ihr Elend, als die Prieſter hereintreten, und noch andre Wunder erzählen.

Die große Pforte des Tempels hat ſich ſelbſt aufgethan; und eine ſtarke ſchreckliche Stimme hat ſich hören laſſen: **Laßt uns von hinnen ziehen, und dieſen Ort der Wuth der Feinde überlaſſen:** Worauf ſich ein Geräuſch erhoben, als ob ſich eine große Schaar in die Flucht begäbe. Ohne Zweifel wären das die Engel geweſen, deren Schutze der Tempel anvertrauet geweſen. Mariamne antwortet mit einem Seufzer, und man wird gewahr, daß

an

an dem fernen Kreuze jemand angeſchlagen hängt. In der feſten Verſicherung, daß es ihr Gemahl Manaſſes iſt, entfernet ſie ſich, um ſich ihrem Schmerze zu überlaſſen: und ein Chor von Prieſtern ſinget den Schlußgeſang. Eine Stimme hebt an:

D'ululati e d'alto pianto
Gia risuona il Tempio Santo:
Ecco il ſangue che gia gronda
Ed inonda ogni ſentier &c. &c.

Der V. Aufzug, zeiget den Arſimanes, der in Begleitung einiger Kriegsknechte, mit gezücktem Schwerte eindringt. Unſer größter Feind, ſaget er zu den Prieſtern, iſt der Gott, den ihr mit eurem Seufzen bewegen wollet. Aber er höret uns nicht mehr: er höret nur ſeine Rache. Der innere Tempel iſt ſchon in Feindes Händen, die ſeine Thore mit Stahl und Flammen in der Fauſt geſtürmet haben. Die Prieſter fliehen. Arſimanes rathſchlaget, was zu thun ſey. Phanias iſt erſchlagen. Vielleicht lebet Johannes noch! Der Verräther Simon iſt an unſerm Unglücke Schuld. Er eilet fort, dem Titus die Eroberung der Stadt zu erleichtern, und ſich an dem Simon zu rächen.

Mariamne mit dem jungen Eleaſar kömmt; und das giebt eine ſehr bewegliche Unterredung. Wohin führeſt du mich, o Mutter! Hier iſt der heilige Ort, wo nach deiner Verſicherung, Gott für uns geſtorben iſt. Soll ich niederfallen, und ihn anbethen, wie ich alle Morgen thue? Sohn der Thränen und

Schmer-

Schmerzen, saget sie, folge nur deiner Mutter, bis es Gott gefällt, uns zu trennen, u. s. w.

Dieß Gespräch eines jungen Kindes ist sehr rührend: und schließt mit der Trennung desselben von seiner Mutter. Manasse, den sie für todt hält, kömt selbst, weil Titus ihm das Leben geschenket, und zwar seinen Sohn Eleasar zu erretten; und hernach für seines Vaters Erhaltung zu wachen. Elioneus, der verfolget wird, kömmt und wirft sich vor des Hauptmanns Füßen nieder; und berichtet ihm: Simon habe die Brücke abgeworfen, darüber man aus dem Tempel nach der Stadt kommen können. Arsimanes habe sich in die Flammen gestürzet, Johannes habe sich erstechen wollen, sey aber gehindert worden. Indessen daß Manasses und Mariamne seine Wuth beweinen, erscheint er selbst: und seine heftigste Leidenschaft bricht wider den Simon aus, als er höret, daß Stadt und Tempel eingenommen sind; und stirbt in solchem Wüthen, an den empfangenen Wunden.

Als der Hauptmann sieht, daß die Flammen den Ort ergreifen, wo die sind, die man seiner Hut anvertrauet hat: versammlet er sie, um sie über den Jordan zu führen, wo Titus ihnen eine Zuflucht bestimmet hat. Und so endiget sich das ganze Stück.

Man wird leicht sehen, daß in diesem Stücke viel edles und erhabnes ist; daß es desto rührender ist, jemehr Antheil die Religion daran hat; und daß es also auf den Schlag der alten griechischen Trauerspiele eingerichtet ist, welche ein Theil des

Got-

Gottesdienſtes waren. Wir möchten wohl wünſchen, daß der geſchickte Herr Molter, dem wir die Merope des Hrn. Maffei deutſch zu danken haben, uns auch mit einer Ueberſetzung dieſes Stückes beſchenken möchte.

IV.

Unmaßgebliche Gedanken, wie man ſich bey der Ertheilung der Ehrennamen, einigermaßen zu verhalten habe *.

Inhalt.

I. §. Die Beylegung der abgezogenen Ehrennamen iſt noch ſehr verſchieden. II. §. Dieſe haben im Deutſchen das größte Recht. III. §. Der heutige Gebrauch derſelben beym Anreden anderer Perſonen iſt ſehr unrichtig. §. IV. Wie er zu verbeſſern ſey. V. §. **Euren Gnaden** ꝛc. in der Gebendung und Nehmendung, iſt richtiger als **Eurer Gnaden** ꝛc. VI. §. Sowohl das unveränderliche **Ihr** und **Ihro** bey den Ehrenwörtern; als auch das **Dero** und **Deroſelben** bey den Hauptwörtern, ſind zu vermeiden. VII. §. Die Anreden: **Eure Hochgräflichen Gnaden, Eure Wohlgebohrnen.** ſind beſſer; als wenn dort beym Beyworte das n abgekuppet wäre, und hier **Wohlgebohren** ſtünde. VIII. §. Wenn man einer dritten vornehmen Perſon durch den Ehrennahmen erwähnet: ſo läßt man das **Sie** oder **Ihr** mit demſelben

* Dieß Stück iſt uns aus Wien eingeſandt worden.

ſelben übereinſtimmen. IX. §. Die Kunſtwörter: Nennendung, Zeugendung, Gebendung, Klagendung, Rufendung und Nehmendung ſind gut.

I. §.

Seit der Zeit, da man erkannt hat, daß es nicht hinlänglich ſey, unſere Mutterſprache mit der erſten Milch eingeſogen, und von den Ammen oder Kindermägden gelernet zu haben, ſind verſchiedene Misbräuche aus derſelben verſtoßen worden. Wenn jemand dieſe insgeſammt erzählen wollte: ſo würde er ſich eine eben ſo langwährende als ekelhafte Arbeit auf den Hals laden. Gleichwohl nimmt man heutiges Tages noch oft wahr: wie manche eine Ungewißheit und Unrichtigkeit in vielen Stücken, ſowohl beym Reden, als auch beym Schreiben, verrathen. Nur der Art, nach welcher man ſich zu richten pflegt, wenn man andern die ihnen zukommenden Ehrennamen beyleget, zu gedenken; wie mannigfaltigem und unterſchiedenem Gebrauche iſt dieſelbe nicht unterworfen? Da dieſer ſich hauptſächlich auf eine zweyfache Weiſe an den Tag leget: ſo will ich bey einer jeden die zwar gewöhnlichen, doch aber durch keinen Grund unterſtützten, ſondern von der Sprachrichtigkeit abgehenden Beyſpiele berühren; auch wie ſie zu verbeſſern ſind, kürzlich hinzufügen.

II. §.

Wir thun von vornehmen Perſonen durch die abgezogenen Ehrennamen nicht allein Meldung, wenn wir entweder an andere ſchreiben, oder mit ihnen ſpre-

ſprechen; es aber nöthig iſt, daß derſelben Erwähnung geſchehe: ſondern reden ſie auch dadurch bey ihrer Gegenwart mündlich, und dafern ſie abweſend ſind, ſchriftlich an. Denn ob die Lateiner gleich einander in der zweyten Perſon der einzelnen Zahl nennen; auch dieſes ein Kennzeichen iſt, daß ein Schriftſteller zu denjenigen Zeiten gelebet habe, da der Verfall der römiſchen Sprache entſtanden iſt, wenn in deſſelben Werken die abgezogenen Ehrenwörter anzutreffen ſind: ſo hat es doch mit der deutſchen Mundart eine ganz andere Beſchaffenheit. Gleichwie das eine durch den Gebrauch des güldenen Alters beſtätiget wird; und diejenigen von einem Fehler nicht frey zu ſprechen ſind, die ſich heutiges Tages der lateiniſchen Sprache im Reden oder Schreiben zwar bedienen; andere aber mit den abgezogenen Ehrennahmen und in der dritten Perſon der einzelnen, oder was noch ärger iſt, in der dritten der mehrern Zahl anreden wollen: alſo haben im Gegentheile die deutſchen abgezogenen Ehrennamen, und die dritte Perſon in der mehrern Zahl, durch den Gebrauch derſelben Zeiten, zu welchen unſre Mutterſprache zu ihrem Glanze und ihrer Schönheit gelanget iſt, eben ſo großes Recht erhalten: als von den Franzoſen der zweyten Perſon in der mehrern und von den Wälſchen der dritten in der einzelnen Zahl eingeräumet worden; auch keines von beyden Völkern ſich entſchließen wird, nach der Eigenſchaft einer andern Sprache einen neuern Lehrſatz in der ſeinigen feſtzuſetzen. III. §. Wie

* Im Valerius Maximus, ſteht in der Zueignung an den Domitian: Divinitas Tua.

III. §.

Wie mancher Anstoß nun so wohl bey den mündlichen, als auch schriftlichen Anreden anderer Personen begangen werde, wird nicht besser erhellen; als wenn ich den heutigen Gebrauch selbst zum Theile anziehe. Denn wie viele sagen und schreiben nicht in allen Endungen: **Euer Majestät, Euer Durchlaucht, Euer Hochgräfliche Gnaden, Euer Wohlgebohren** ꝛc.; da es doch in der Nennendung und Klagendung **Eure**, anstatt **Euer**; in der Zeugendung, Gebendung, und Nehmendung hingegen **Eurer**; oder, dafern der Ehrennamen in der mehrern Zahl stünde, in der Gebendung und Nehmendung **Euren**: imgleichen **Hochgräflichen** und **Wohlgebohrnen**, anstatt **Hochgräfliche** und **Wohlgebohren**, in allen Endungen heißen sollte?

IV. §.

Um die Anfänger und Ungeübten in der ächten deutschen Schreibart, nicht in eine Verwirrung zu bringen; will ich dasjenige, was in dem Vorhergehenden enthalten ist, in richtigen Beyspielen noch deutlicher ausdrücken. Wenn daher jemand bey dem allerhöchsten Oberhaupte, dem Kaiser, oder bey der Kaiserinn etwas mündlich oder in einer Bittschrift vorzutragen hätte; und seine Anrede vielleicht folgendergestalt setzte: **Eure Kaiserliche Majestät wollen allergnädigst erlauben** ꝛc. **Eurer Kaiserlichen Majestät allerpreiswürdigste Bemühungen das Beste aller Unterthanen**

thauen je länger, jemehr zu befördern, frischen mich an ꝛc.; Eurer Kaiserlichen Majestät trage ich allerunterthänigst vor, daß ꝛc: so würde nichts daran ausgestellet werden können. Weiter schreibt und redet man der Sprachrichtigkeit gemäß, in der Nennendung und Klagendung: Eure Königliche Majestät, eure Kuhrfürstliche Durchlauchtigkeit, Eure Excellenz, Eure Hochgräflichen Gnaden, Eure Hochwürden, Eure Wohlgebohrnen, eure Hochedelgebohrnen ꝛc: in der Zeugendung: Eurer Königlichen Hoheit, Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht. Eurer Hochgräflichen Gnaden, Eurer Wohlgebohrnen ꝛc: in der Gebendung und Nehmendung: Eurer, oder, von Eurer Königlichen Majestät, Hoheit; Euren, oder von Euren Hochgräflichen Gnaden; Euren, oder, von Euren Hochedlen ꝛc.

V. §.

Bey den drey letztern Beyspielen muß ich mich etwas länger aufhalten; weil sie in der Gebendung und Nehmendung der mehrern Zahl stehen; und diejenigen sind, welche man ebenermaßen noch nicht durchaus angenommen hat. Aus dem, was ich schon gesaget habe, erhellet: daß ich die Anreden in

a) Hr. Popowitsch saget gleichwohl in seinen nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst auf der 184sten Seite: daß man heute zu Tage im zweyten und dritten Biegefalle Eurer Wohlgebohrnen ꝛc. richtig rede und schreibe. Wie sollte aber dieses bewiesen werden können?

in folgenden Aussprüchen: ich eröffne Eurer Hochedelgebohrnen, daß ꝛc; ich habe von Eurer Wohlgebohrnen einen Brief erhalten, als fehlerhaft verwerfe. Denn da wir im Deutschen alle Wörter, wenn sie die Stelle der Beywörter vertreten, in diejenige Endung setzen, in welcher ihre Hauptwörter stehen: so vergienge sich derjenige gewiß sehr, wider die Richtigkeit unserer Sprache, welcher dieselben im Schreiben oder Reden billigen wollte; indem Eurer hier unstreitig in der Zeugendung der mehrern Zahl, Hochedelgebohrnen oder Wohlgebohrnen aber in der Gebendung oder Nehmendung eben derselben Zahl, und nicht in der einzelnen, wie Majestät, ist. Daher würde in der Gebendung und Nehmendung Euren Gnaden, Euren Wohlgebohrnen, Euren Hochedlen ꝛc. viel richtiger, als Eurer Gnaden, Eurer Wohlgebohrnen, Eurer Hochedlen ꝛc. gesprochen und geschrieben werden a). Weil ich in unterschiedenen Schriften, die sonst unter die reinsten zu rechnen sind, gemerket habe, daß ihre Verfasser in diesem Stücke noch irren; und mich nicht erinnere, daß ein Sprachkünstler davon deutlich genug gehandelt hätte: so hat mich solches vornehmlich veranlasset, diesen kurzen Aufsatz unter vorangesetzter Aufschrift abzufassen.

können? Ich glaube daher vielmehr, daß er Eurer Wohlgebohrnen ꝛc. nur von der zweyten oder Zeugendung habe verstehen wollen: ob solches gleich aus seinen Worten nicht abgenommen werden kann; indem er mit denselben auch des dritten Biegefalles eben so ausdrücklich, wie des zweyten gedenket.

Worte wegwerfen, wenn er ſeinen Zuſchauer zum Mitleiden bewegen will. Das hat Seneca nicht geglaubet. Das hat auch Lohenſtein nicht beobachtet.

Die wahre Regel der Scheibart iſt bloß die Wahrſcheinlichkeit, und die allgemeine Pflicht des Poeten, die Natur ſelbſt nachzuahmen. Was ſagt Horaz?

Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
Doctum imitatorem, & veras hinc ducere voces.

Wie würde ſichs nun in einer Tragödie ſchicken, wenn man den jungen Portius ſo wollte reden laſſen, als einen erfahrnen und geſetzten Cato; oder einen niederträchtigen und boshaften Pharnaz, als einen edelmüthigen Cäſar? Es muß doch der Unterſcheid ihrer Charactere auch aus ihren Worten hervorleuchten. Die Perſonen der Tragödie ſind nicht ſinnreiche Poeten, die ſo künſtlich denken und reden können, wie Seneca und Lohenſtein. Sie ſind ordentliche Menſchen, die nach Beſchaffenheit ihres Standes, Alters, Geſchlechtes, Glückes und Unglückes, dieſe oder eine andre Sprache führen. Da heiſt es denn nach Horatii abermaliger Fürſchrift:

Ne forte ſeniles
Mandentur iuueni partes, pueroque viriles;
Semper in adiunctis aeuoque morabimur aptis.

Dieſes mag genug ſeyn das erſte zu beantworten, da mein Criticus des Portius und Pharnazes Ausdrückungen, vor gar zu niedrig geſcholten hat. Denn weil er keine beſondre Stelle davon anführt, ſo kan ich auch keine vertheidigen. Aber eben das kan auch die erſten beyden Zeilen des ganzen Trauer-

ſpiels

VI. §.

Das den Ehrennamen zugesellete **Eure, Eurer, Euren** wird von andern vermieden; und **Ihr, Ihro**, anstatt desselben gesetzet. Gleichwie dieselben aber wider die Richtigkeit der deutschen Sprache dadurch sehr fehlen; indem sie das zueignende Fürwort in allen Endungen und beyden Zahlen entweder unverändert stehen lassen, oder an solches, allen Veränderungen der deutschen Beywörter zuwider, das o flicken: also verdienet ihr Vorgang gar keine Nachahmung. Schrieben und sprächen sie nach der Verschiedenheit der Zahlen und Endungen: **Ihre, Ihrer Majestät: Ihre, Ihrer, Ihren Gnaden** ꝛc.; so könnten sie freylich die Frage mit Rechte aufwerfen: ob sie nicht am höflichsten handelten? Da ich nicht Willens bin, hierinn den Ausspruch zu thun: so überlasse ich solches denen, welche für die Reinigkeit des Deutschen eben so gute Gesinnungen hägen, als **Cicero** und **Pompejus** für das Latein an den Tag gegeben haben; und es der Mühe werth halten, sich um einzelne Wörter und die richtigen Ausgänge derselben zu bekümmern; nicht aber mit dem spöttischen **Martial**, zu dessen Zeiten das ächte Latein immer mehr in Abnahme gerieth, dergleichen Bemühungen verhöhnen. Jedoch will ich noch angeführet haben: daß derjenige

b) Hr. Popowitsch saget an dem angeführten Orte ebenermaaßen noch Hochgräfliche, anstatt Hochgräflichen. Allein vielleicht ist da das n aus Uebersehung des Buchdruckers weggeblieben.

c) Das bestimmte Geschlechtwort ist **Der, die, das**; welchem

derjenige die Gränzen der Höflichkeit und Ehrerbiethung sehr überschreiten würde, welcher sich gegen Vornehmere folgenderweise herauslassen wollte: **Eure Befehle will ich gleich vollziehen**; indem er **Ihre Befehle** ꝛc. reden und schreiben sollte. Das **Dero** und **Deroselben** wäre hier eben so unrichtig als überflüßig. Denn wo diese immer eingerücket worden sind, da kann das **Ihr** gar füglich dafür gebrauchet werden; wenn man es nur nach der Zahl und Endung des Selbstwortes verändert. Die Beyspiele: **Dero Sanftmüthigkeit erwecket bey mir die Zuversicht** ꝛc; **von Deroselben Bekannten habe ich gehöret** ꝛc, können also ausgebessert werden: **Ihre Sanftmüthigkeit** ꝛc; **von Ihren Bekannten** ꝛc.

VII. §.

Ich habe oben (im III. und IV. §.) gemeldet: daß die Anreden: **Eure Hochgräflichen Gnaden, Eure Wohlgebohrnen**, besser wären; als wenn bey der ersten das Beywort **Hochgräfliche**, b) und bey der letztern der Ehrennamen **Wohlgebohren** hieße. Denn gleichwie die Beywörter in der mehrern Zahl nach dem bestimmten Geschlechtsworte, imgleichen nach den anzeigenden und einigen uneigentlichen Fürwörtern, c) allezeit in n ausgehen: also

welchem das unbestimmte **Ein, eine, ein** entgegen gesetzt wird. Ein anderer Sprachlehrer saget **Namengefährt**, anstatt Geschlechtswort; füget auch dem bestimmten und unbestimmten, noch den nachgesetzten, als den dritten bey. Die anzeigenden Fürwörter in der mehrern Zahl sind: Die,

wird auch das n denſelben angehenket; wenn ſie auf die Zueignenden Fürwörter, Mein, Dein, Ihr, Unſer, und Euer folgen. Eben ſo verhält man ſich, wenn die Beywörter als Hauptwörter gebrauchet werden. Denn alsdann bekommen ſie gleichermaßen am Ende ein n: wie die Beyſpiele Eure Wohlgebohrnen, Eure Hochedlen, ausweiſen; in welchen die Ehrenwörter in der mehrern Zahl ſtehen; und das eine davon in der einzelnen Wohlgebohrner, das andere Hochedler gebildet wird.

VIII. §.

Soviel von den Anreden vornehmer Perſonen. Jzt muß ich noch eine andere Weiſe ihnen ihre gebührenden Ehrennamen zu geben; und wie man die bey derſelben vorkommenden Beyſpiele einzurichten habe, kürzlich anzeigen. Wenn wir an andere ſchreiben, oder mit ihnen reden; ſo bringt es das Geſchäfft, in welchem wir begriffen ſind, oft mit ſich:

Die, Dieſe, Jene, Solche, Dieſelbe, Diejenigen. Zu den letztern, nämlich den uneigentlichen gehöret Keine. Die auf ſolches und auf die erſtern folgenden Beywörter empfangen am Ende ein n; welches ihnen auch nach dem uneigentlichen Fürworte Alle, und noch mehr andern von einigen gegeben wird. Man redet und ſchreibet daher: Die, dieſe ſchönen Zeiten; jene, ſolche betrübten Nachrichten: dieſelben, diejenigen anſtändigen Sitten; keine wichtigen Dinge; alle Gelehrten: anſtatt: ſchöne, betrübte, anſtändige, wichtige Gelehrte. Doch dörfte alle Gelehrten, anſtatt alle Gelehrte, ſich keinen allgemeinen Beyfall zuziehen. Ob das auf die perſönlichen Fürwörter Wir, Jhr, Uns und Euch in der Klagendung,

ſich, daß einer dritten vornehmen Perſon Erwähnung geſchieht. Da man nun von dieſer durch ein abgezogenes Ehrenwort ebenfalls vielmal Meldung thut: ſo muß man zu demſelben das zueignende Fürwort, Sein, oder Ihr fügen; nachdem man entweder von dem männlichen oder weiblichen Geſchlechte ſich erklären will. Von dem Kaiſer ſaget man Seine Kaiſerliche Majeſtät tragen für die Künſte und Wiſſenſchaften aller ruhmwürdigſte Sorgfalt. Von der Kaiſerinn: Ihre Kaiſerliche Majeſtät haben einen lang verborgen gelegenen Münzſchatz im vorigen Jahre bekannt machen laſſen. Vom kaiſerlichen Prinzen und Erzherzoge Joſeph: Seine Königliche Hoheit ſind ein rechter Fürſt der Tugend. Von den Kaiſerlichen Prinzeſſinnen und Erzherzoginnen: Ihre Königlichen Hoheiten, die kaiſerlichen Prinzeſſinnen und Erzherzoginnen Marianna und Chriſtiana, waren gleichfals gegenwärtig; als ein prächtiges vom Grunde aufgeführtes Gebäud der hohen Schule

dung, folgende Beywort, oder vom Beyworte hergeleitete Hauptwort in der mehrern Zahl, ſich auf ein n endigen müſſe: darüber wollen andere ihre Meynung eröffnen. Ich begnüge mich hier, nur ſo viel geſaget zu haben: Daß Wir Elenden, Ihr Glückſeligen manchem beſſer in das Gehör fallen möchte; als wenn die angezogenen Beyſpiele in e ausgiengen. Was das perſönliche Fürwort Sie in der mehrern Zahl betrifft: ſo käme es nicht wohl heraus, dafern man ſolches vor einem Beyworte oder Selbſtworte ſtehen laſſen wollte. Man ſpräche daher nicht gut: ich habe ſie vornehmen Männer geſehen, illos viros principes vidi. Denn es würde viel beſſer lauten: ich habe dieſe vornehmen ꝛc.

zu Wien geschenket ward. Von einem Fürsten und einer Fürstinn: Seine, Ihre Hochfürstliche Durchlaucht. Von einem Grafen und einer Gräfinn: Seine, Ihre Hochgräflichen Gnaden; Seine, Ihre Hochgräfliche Excellenz ꝛc. Das Ihro bleibt folglich auch hier verbannet.

IX. §.

Da ich mich aber in diesem Aufsatze nachgesetzter Kunstwörter; Nennendung, Zeugendung, Gebendung, Klagendung und Nehmendung bedienet habe: so will ich zum Beschlusse noch unmaaßgeblich entdecken; was von diesen Benennungen überhaupt, die Rufendung auch mit eingeschlossen, zu halten sey; und mich also beym Ende in eine andere grammatikalische Kleinigkeit einlassen: ob sie gleich sonst nicht hieher gehöret hätte. Nämlich so viel die Anwendung derselben betrifft: so beschuldiget man alle, welche solche anstatt der lateinischen gebrauchen, daß sie Neuerungen einführen wollten. Allein ist dieses eine tadelhafte Neuerung zu nennen, wenn man die ausländischen Wörter im Deutschen ausmustert, und dafür einheimische, die die Sache, wo nicht besser, doch eben so gut, als jene, an den Tag legen, entweder erfindet oder

d) S. P. Pomey Universalregister, das ist, vollständige deutsch-lateinische Nomenclatura, oder Wörterbüchlein, auf der 404ten Seite der nürnbergischen Ausgabe 1740.

e) Ja es haben vielmehr schon weit ältere Sprachlehrer

oder zum Gebrauche annimmt? Daß aber **Endung, Nennendung, Zeugendung** ꝛc. wenigstens so füglich Benennungen, als casus, nominativus, genitivus &c. sind, ist nur gar zu offenbar. Warum sollte man nun nicht so viel Liebe für die Reinigkeit unserer Muttersprache zeigen, daß man wegen Vermeidung alles Mischmasches, die lateinischen fahren ließe, und denselben die deutschen vorzöge? Da über das die angeführten Kunstwörter in P. Pomey deutschlateinischem Wörterbüchlein d) schon beygebracht; und die zweyte Endung darinn durch **Geschlechtsendung**, wovon **Zeugendung** nur den Namen nach, unterschieden wird, angedeutet worden ist: so sieht es mit dem Vorwurfe, welchen man Herrn **Gottscheden** und allen, die ihm folgen, machet, eben so schlecht aus; als wenn mans für eine ungegründete Neuerung halten wollte e) dafern einer den Beywörtern in der mehrern Zahl, nach dem bestimmten Geschlechtsworte, oder anzeigenden und zueignenden Fürworte, das n anhenket. Doch übertrifft dieses noch jene am Alter weit. Denn ich habe gedachtes n in alten Urkunden und Handschriften schon wahrgenommen.

rer seit hundert und mehr Jahren diese Benennung grammatischer Kunstwörter beliebet und gebrauchet: die denen, die sie für neu halten, nur unbekannt sind. Man sehe Schotteln, Stielern, oder den Spaten, Gueinzen, Bödickern u. a. m.

V.

Der endlich glücklich gewordene, arme Gelehrte. Eine poetiſche Erzählung.

HORAT.

Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit, fecitque puer, ſudavit & alſit.

Ein Sohn Apollens, und ſein Freund,
Ergab ſich von der erſten Jugend
Der ächten Frömmigkeit und Tugend;
Und war der Laſter größter Feind.
Er hatte den Verſtand geſchliffen,
Und Kunſt, und Wiſſenſchaft begriffen.
Vom ſtolzen Aberglauben ferne,
Sah er der ewgen Gottheit Spur,
An Sonne, Mond, und jedem Sterne,
Wie an der kleinſten Kreatur.

Kaum hatte ſich der Weisheit Sohn
Vom dummen Pobel losgeriſſen:
So trug ſein Witz und tiefes Wiſſen
Der klugen Muſen Gunſt davon.
Entfernet von der Welt Getümmel,
Sang er mit ihnen von dem Himmel.
Nun, ſprach er, hab ich ſie gefunden,
Die längſtgeſuchte Einſamkeit!
Mich dünken Tage, nur wie Stunden;
Ein Jahr, wie eine kurze Zeit.

Doch einſt warf er die Feder hin;
Das Buch, und alle ſeine Lieder.
Voll Unmuths gieng er auf und nieder;
Und ward betrübt in ſeinem Sinn.
Ein Gram verwirrte ſein Gehirne;
Er runzelte die trübe Stirne.
Kurz, aller Zuſpruch war vergebens,
Den Pallas ihn ſehr reichlich gab.
Wie krumme Greiſe, ſatt des Lebens;
So wünſchte dieſer ſich das Grab.

Aus einer kummervollen Bruſt
Sprach dieſer unzufriedne Kluge:
Des Oeles Mangel in dem Kruge,
Erſtickt zur Weisheit alle Luſt.
Den Schuſter, Schneider, Sattler, Färber,
Den Tiſchler, Seiler, Nadler, Gerber;
Und alle, ſo ein Handwerk wiſſen,
Nährt doch noch die bemühte Hand.
Kaum aber wird ein magrer Biſſen
Durch allen Fleiß mir zugewandt.

Der arme war beklagenswerth.
Die Aeltern waren ihm geſtorben;
Und, was ſie noch dem Sohn erworben,
War auf den Schulen längſt verzehrt.
Was dem Soldaten Schwert und Flinte;
Das war ihm Feder, Buch und Dinte.
Ein Kleid, zum Anziehn kaum mehr nütze;
Ein alter Philoſophenhut,
Und eine kahle Reiſemütze,
Das war ſein Reichthum, Haab und Gut.

Was that der Arme vor Verdruß?
Um nicht im Elend zu verderben,
Und wohl vor Hunger gar zu ſterben,
Entſprang ein glücklicher Entſchluß.
Er gieng, wiewohl mit matten Schritten,
Aus Deutſchland zu den klugen Britten.
Mit Kleidern, wie ſie Bettler tragen;
Mit einem Stab' in ſeiner Hand;
Mit trocknem Mund, und leerem Magen,
Kam er in dieß entfernte Land.

Allein er wich gar bald zurück.
Denn ward er gleich von vielen Alten,
Für einen mäßgen Geiſt gehalten:
So macht' er dennoch nicht ſein Glück *.
Er ſtrich durch Länder und Provinzen,
Und ſah daſelbſt ſo manchen Prinzen.
Nach langen Reiſen fand er Gönner;
Ein Prinz war von Gelehrſamkeit,
Und von Gelehrten ſelbſt ein Kenner;
Und ſprach ſie gern, und allezeit.

Gerührt

* Sonſt haben bisweilen die Deutſchen und andere ausländiſche Gelehrte in England ihr Glück gemacht. Itzt aber ſcheinen die Engländer, da viele von uns alles, was ſie ausheckten, auf eine übertriebene und recht niederträchtige Art bewundern und verherrlichen, anzufangen, wie die Franzoſen ſchon längſt die üble Gewohnheit gehabt haben, alles zu verachten, was nicht von ihnen ausgegangen iſt.

Gerührt in ſeiner edlen Bruſt,
Von nicht gewöhnlichem Erbarmen,
Erhob den Pilgrim, unſern Armen,
Ein unvergleichlicher Auguſt.
Aus angeſtammter Huld und Liebe,
Empfand er zärtlichrege Triebe.
Er gab ihm Unterhalt und Mittel.
Kurz, von der Pallas angeflammt,
Erhielt der Kluge Stand und Titel:
Was? — — leere Titel? — — auch ein Amt.

VI.

Tchao-Chi-cou-Eulh, ou l'Orphelin de la Maiſon de Tchao. Tragedie Chinoiſe traduite, par le *R. P. de Premare*, Miſſionaire de la Chine, avec des éclairciſſements ſur la Theatre des Chionis, et ſur l'Hiſtoire veritable de l'Orphelin de Tchao, par *M. Sorel Desflottes.* A *Pecking*, 1755. et à Paris chez *Duchêne.*

D. i.

Tſchao-Chi-cou-Eulh, oder der verwayſte Prinz, aus dem Hauſe Tſchao. Ein chineſiſches Luſtſpiel, durch den P. von Premare, Glaubensbothen in China überſetzet; mit Erläuterungen über die chineſiſche Schaubühne, und der wahren Geſchichte des verwayſten Prinzen Tſchao begleitet, vom Herrn Sorel Desflottes. Pecking 1755. und zu Paris bey Düchene.

Bey

ſpiels entſchuldigen. Es iſt wahr, Arſene macht kein groß Geſchrey im Anfange, wie Lohenſteins Heldinnen thun.

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem,

Cogitat.

Sie redet natürlich, wie eine Prinzeßin ihr Kammerfräulein anzureden pflegt:

Phenize komm nur her. Hier will ich mich verweilen,

Allhier ſoll Cato mir den beſten Troſt ertheilen.

Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſie als eine bedrangte und in der Fremde verlaſſene Prinzeßin, ohne Vater, ohne Gemahl, ohne Hofſtadt, ohne Armee, von dem Cäſar bedrohet, vom Pharnaz geängſtet, mit groſſen Prunkworten auftreten wird, um ihrer Vertrauten zu ſagen, daß ſie bey dem Cato allein Troſt ſuchen wolle? Sie ſagt aber auch in beyden Zeilen nicht einerley. Die andre ſagt unſtreitig mehr als die erſte, indem ſie die Urſache enthält, warum ſie ſich an dem Orte in etwas verweilen wolle.

Was die letzte Scene betrifft, da Portius ſich ſelber nicht ähnlich ſoll geblieben ſeyn, indem er ſeine vorige Herzhaftigkeit vergißt, und den todten Leib ſeines Vaters zum Cäſar will tragen laſſen:

Kommt, tragt den todten Leib vor Cäſars Angeſicht,
Wer weis, ob ihm nicht noch ſein hartes Herze bricht,
Wenn er den Helden ſieht in ſeinem Blute liegen.

So hat es allerdings einen groſſen Schein; ja es iſt in der That ſo, daß er ſich ſelbſt gar nicht mehr

Bey so vielen Stücken von ausländischem Geschmacke, die unsere deutschen Schaubühnen eine Zeitlang verzieren und verheeren müssen, wollen wir doch auch einmal ein chinesisches Stück bekannt machen. Es ist tragisch, und wider alle Regeln; folglich wird es ihm an Liebhabern wohl nicht fehlen.

Dieß Trauerspiel ist in fünf Abtheilungen eingetheilet, die unsern fünf Handlungen gleich kommen sollen; und die der Uebersetzer so genennet hat, um sich den Begriffen der Europäer zu bequemen. Vor diesen fünf Abtheilungen steht eine Art von Vorrede, welcher diejenigen Vorfälle erzählet, so vor der Geburt des verweysten Prinzen hergegangen. Folgendes sind diese Begebenheiten.

Toun-gan-kou, einer von den Staatsräthen des Königreichs China, welcher über die Tugenden eines andern Staasrathes, und die Gunst, in welcher er stand, eifersichtig war, nimmt sich vor, ihn zu stürzen. Ein Mensch, den er erkaufet, um denselben zu ermorden, bringt sich selbst um, und nöthiget ihn also, seine Zuflucht zur Argliſt zu nehmen. **Toun-gan-kou** überredet den König, daß man heiml. nach seinem Leben trachtete, und übergiebt ihm einen Hund, von welchem er vergiebt, er könne die Mörder erkennen. Dieser Hund fällt den **Tschao-tune** an, so bald er ihn nur erblicket. **Toun-gan-kou** hatte ihn zu dieser Wuth abgerichtet. Er hatte Schafsgedärme in den Bauch eines Strohmannes gestecket, der von des **Tschao-tune**

tune Leibesgeſtalt und recht ſo gekleidet geweſen, wie derſelbe. Auf dieſen hetzte er ſeinen Hund an, nachdem er ihn etliche Tage hungern laſſen. Tſchao-tune entflieht, ſo bald ihn dieſes Thier anfällt. Der König glaubet, er ſey überzeuget; und Toun-gan-kou beeifert ſich die Rache des Königes zu vollſtrecken; da er das ganze Haus des Tſchao-tune, 300 Perſonen an der Zahl, ermorden läßt. Es bleibt niemand als Tſchao-ſo, ein Sohn des Tſchao-tune und Eidam des Königes übrig. Dieſer letzte Titel hätte ihn wohl retten ſollen: allein der erſte behielt die Oberhand ihn zu verderben. Der Feind ſeines Hauſes erdichtete einen königlichen Befehl, nach welchem ihm nichts, als die Wahl zwiſchen dem Stricke, dem Gifte, oder dem Dolche gelaſſen ward. Tſchao-ſo erwählte den Dolch, nachdem er der Prinzeſſinn ſeiner Gemahlinn, die damals ſchwanger war, empfohlen hatte, das Kind, welches gebohren werden ſollte, ſorgfältig zu erziehen, wenn es ein Sohn wäre; damit er einmal das Unrecht ſeines Hauſes rächen könnte. Die Vorſichtigkeit des Toun-gan-kou aber verſichert ſich der Prinzeſſinn, die er in ein enges Gefängniß einſperren läßt.

Erſte Handlung.

Die Prinzeſſinn bringt einen Prinzen zur Welt. Toun-gan-kou höret dieſe Nachricht: er trauet auf den Hankue, Schildwacht desjenigen Palaſtes, wo die verwittibte Prinzeſſinn eingeſchloſſen war. Toun-gan-kou giebt Befehl, das Kind Tſchao

bey

bey Lebensſtrafe nicht zu retten. Ein Arzt, Namens **Tſching-ing** leiſtet der Princeßinn alle mögliche Hülfe. Dieſe fällt ihm zu Fuße, bittet ihn, und ihren Prinzen zu retten, und erdroſſelt ſich mit ihrem Leibgürtel. Der Arzt ſchließt es in ſeinen Arzeneykaſten ein; allein da er es fortbringen will, wird es von dem **Hankue** im Kaſten entdecket. Dieſer ſaget indeſſen: ſo viel Geld er auch von ſeinem Feinde bekommen könnte, wenn er ihm das Kind überlieferte, wolle er es doch nicht thun. Er ermordet ſich ſelbſt, um weder den **Toun-gan-kou**, noch den **Tſchao**, noch den **Tſching-ing** zu verrathen, der mit dem Kinde davon flieht.

Zweyte Handlung.

Toun-gan-kou iſt ganz wüthend, daß ihm das Kind entgangen iſt, und befiehlt; eine allgemeine Niedermetzelung aller Kinder unter ſechs Monathen. Der Arzt indeſſen vertrauet ſein gefährliches Pfand dem **Kong-ſiue**, einem tugendhaften Greiſe, der ehemals ein großer Beamter des Königs geweſen; allein wegen der Laſterthaten des **Toun-gan-kou** ſein Amt niedergeleget hatte, und an einem ganz unbekannten Orte einſam lebete. Unter dieſen beyden Männern entſteht ein Wettſtreit der Großmuth, der da hinausläuft: daß der Arzt einen Sohn, den er hatte, und der ungefähr von dem Alter des Prinzen war, dem **Kong-ſiue** überliefert, und den jungen Prinzen an Kindesſtatt zu ſich nimmt; und damit der Arzt dem anbefohlnen Kindermorde vorbeugen

beugen möge: ſo giebt er dem Tyrannen an die Hand, daß der **Kong-ſiue**, den verweyſten Prinzen bey ſich beherberget, und überliefert alſo ſein eigen Kind dem Tode.

Dritte Handlung.

Der Tyrann machet ſich dieſe Angabe zu nutze; er überfällt die Wohnung des **Kong-ſiue**, der ſich ermordet. Das Kind wird bey ihm gefunden, und **Toun-gan-kou** bringt es in Gegenwart ſeines Vaters, des Arztes, um, der ſeinen tiefen Schmerz verbirgt. Aus Erkentlichkeit gegen dieſen Arzt, der das Geheimniß entdecket hat, nimmt der Tyrann das verweyſte Kind des Arztes für ſein eignes auf, und durch dieſen ungefähren Zufall, wird der Verheerer des Hauſes vom **Tſchao**, der Pflegevater des verweyſten Prinzen.

Vierte Handlung.

Der Tyrann ſetzet ſeiner Ehrſucht und ſeinen Verbrechen kein Ende. Er ſtrebet nach dem Throne, und nach des Königs Leben; er nimmt ſich vor, ſeine Anſchläge ſeinem Pflegeſohne anzuvertrauen, welcher bereits 20 Jahre alt war; allein **Tſching-ing**, welcher glaubete, nunmehr wäre es Zeit, dem verweyſten Prinzen zu ſagen, wer er wäre, entdecket ihm ſeine ganze Geſchichte, durch ein Gemälde. Der Prinz ſieht es an: das Schickſal des Hauſes **Tſchao** geht ihm nahe, er wird auf den Tyrannen erhitzet. Der verſteckte Arzt tritt endlich hervor, und erkläret ihm alles; der Prinz ſchwöret dem Wüthrich den Tod, und der Arzt verſpricht ihm ſeinen Beyſtand.

Fünfte Handlung.

Die Geschichte des geretteten Prinzen wird kundbar. Der König erkennet die Unschuld des ermordeten Tschao-tune; er geräth wider die erstaunliche Gewalt und die Freveltaten seines Staatsbedienten in Zorn. Er befiehlt dem verweysten Prinzen, denselben in Verhaft zu nehmen. Dieser richtet den Befehl eifrigst aus; der Tyrann wird in Verhaft genommen, dem Tode übergeben, und nach dasiger Landesgewohnheit, trifft ein gleiches Schicksal alle die Seinigen. Der verweyste Prinz, und der Arzt werden mit Ehren überhäufet; den Todten werden herrliche Grabmäler aufgerichtet: und so wird denn endlich doch noch, nach fünf wunderseltsamen und verwirrten Handlungen, die Tugend belohnet, und das Laster bestrafet.

Es wäre über diese chinesisch-theatralische Mordgeschichte gar vieles zu sagen: allein da viele Leute seit wenigen Jahren glauben, auf der Schaubühne sey nur das schön, was wider alle Vernunft ist; so wollen wir es bey einigen wenigen Betrachtungen bewenden lassen.

Ist es nicht zum Erstaunen, daß in allen Handlungen dieses Stücks auf Befehl des Monarchen so viel Menschen ohne Noth umkommen; und viele sich das Leben selber nehmen; ohne daß man auch noch eben sieht, ob denn kein anderer Rath gewesen wäre. Die Grausamkeit gegen sein Kind ist wider die Natur, und folglich viel zu hoch getrieben.

Ferner sind die Gesänge sehr unnatürlich und lächerlich, womit fast alle Personen ihre Reden unter-

ter-

terbrechen. Tſchao-ſo, welcher gezwungen iſt, unter dreyerley Todesarten zu wählen, ſingt ſeine Entſchließung muſikaliſch ab: und die Melodie gefällt ihm ſelber ſo wohl, daß er lange Zeit zaudert, ehe er ſeinem Schwanengeſange durch den Dolch ein Ende machet. Wer ſich über einen Verbrecher ereifert, der ſingt; wer ſich zur Rache ermuntern will, der ſingt; wer die Tugend bewundert, ein Unglück bedauret, und ſich zu guter letzt gar umbringt, der ſingt. Dieſe Singerey geht von unſern europäiſchen Opern nur in ſo weit ab, daß ſie nicht an einander hängend iſt, und immer durch andere ungeſungene Reden unterbrochen wird.

Ferner kann man wahrlich kein ernſthaftes Geſicht behalten, wenn jede auftretende Perſon ihren Nahmen herſcandiret, und z. E. ſaget; ich bin Hankue; ich bin Tſching-ing. Das bekannte;

Meiſter Bulla Bütain werd ich genannt,
Und bin in dieſem Spiel die Mauer (Wand),

fällt einem gar zu nothwendig dabey ein. Allein die chineſiſchen Helden gehen in ihrer Offenherzigkeit noch weiter: ſie ſagen auch, warum ſie dahin kommen; und vermeynen nichts zu wagen, wenn ſie ihre vorhabenden verborgenſten Unternehmungen etlichen 1000 Zuſchauern: (denn ſo ſtarck werden die Schauſpiele in China beſuchet) ins geheim ins Ohr raunen.

Endlich, und wobey wir nicht umhin können, uns des bekannten Hans Sachſen, eines fränkiſchen Dichters und Schuſters zu erinnern, ſo iſt

der verweyste Prinz in der ersten Handlung ein Kind, und in der letzten zwanzig Jahre alt. Wir müssen aber billig seyn, und alles sagen: obiger **Frank** hat die Sache doch noch besser verstanden, wie aus mancher wunderschönen Haupt- und Staats-Action desselben erhellet. Darinnen ist bisweilen fast die ganze Historie der Patriarchen von **Adam** bis auf die Sündfluth; und man muß nur noch froh seyn, daß nicht auch das jüngste Gericht schon mit hinein gekommen ist.

Auf das sogenannte Trauerspiel, davon wir hier eine Nachricht gegeben haben, und welches doch endlich diesen Vorzug vor andern beliebten Stücken hat, daß der Hauptheld darinn kein Spitzbub ist, der der den Galgen verdienet, und auch daran stirbt, folget ein Brief des **P. Premare** an den ältern Herrn **Fourmont**, der einige wenige Nachrichten über das **chinesische Theater**, und dessen **Trauerspiele** enthält.

VII.

Discorsi sopra differenti soggetti.

In Venezia 1755. presso Giam Battista Pasquali. in 8.

Dieses Werk eines Ungenannten besteht aus sechs Abhandlungen über verschiedene Materien, darinn der Verfasser Gelehrsamkeit, Geschmack und gute Absichten zeiget. Sind seine Lehren und Meynungen bey uns nicht alle neu; so

sind

sind sie doch für Wälschland sehr brauchbar. Wir wollen eins und das andre davon bekannt machen.

In der I. Abh. wird untersuchet: was man den Opern für eine Gestalt geben solle. Nichts ist schwerer, als diejenigen zu vergnügen, die da begehren, daß man ihnen alles erklären soll. Dieses hier zu leisten, müßte man das Gedicht, die Musik, die Art zu singen, die Tänze und die Bühne durchgehen. Daraus würde aber ein ganzes Buch werden. Der Verfasser schränket sich also auf allgemeine Betrachtungen und Regeln ein, daraus die besondern fließen.

Er dringet stark auf eine Verbesserung der Opern, wodurch die Sänger und Musikanten, den Erfindern und Urhebern der Verse und Musik, unterworfen seyn sollen; ohne sich in die Einrichtung und Anordnung des Stückes zu mischen. Man sieht daraus, daß die wälschen Bühnen nicht von den Fehlern andrer Länder frey sind. Wer haibigt weis, was dabey vorgeht, der weis, wie gemein es dabey ist; daß eine Schauspielerinn, die das wenigste Geschick hat, den Verfasser nöthiget, ihre Rolle zu ändern, zu verlängern, zu verkürzen. Bald muß er eine langweilige Wassersuppe hinzuflicken: weil sie glaubet, hier könne sie sich länger bewundern lassen. Den nachdrücklichsten Vers muß er bisweilen ihrer Furcht aufopfern: sie würde irgend ihren ohne dieß großen Mund gar zu weit aufthun mussen: gerade, als wenn sich der Zimmer- oder Mäurergesell den Baumeister unterwerfen wollten.

In der neuen Opernrepublik soll, nach des Verfassers Absicht, der Poet den obersten, der Tonkünstler den zweyten Platz haben. Die Spielleute, die Tänzer und Maler, müßten sich lenken lassen, und sich nach den Gedanken und Absichten der beyden ersten bequemen; die den ganzen Sinn des Schauspiels im Kopfe haben. Nichts ist vernünftiger, als das. Nun kömmt alles auf die Stücke an, die man aufführen will.

Der Stoff der ersten Opern, ein Schauspiel, das Italien zur Wiege gehabt, war durchgehends aus der Mythologie genommen. So waren Daphne, Euridice, und die Ariane des Octavio Rinuccini *), die gegen 1600 aufgeführet wurden. Man stellete sie bloß bey Gelegenheit irgend eines Beylagers oder andern Festes, an Höfen, und in den Pallästen der Großen vor. Dabey brauchte man Maschinen, Tänze, und andre Ergetzungen, die mit dem Stücke eine Verbindung hatten. So sehen auch die ersten Französischen Opern aus, die der Card. Mazarin in Paris eingeführet: und eben so sind die ersten, die Opitz, Schirmer und andre am Dresdenischen und braunschweigischen Hofe aufführen lassen. Daß Possenhafte war noch bisweilen mit dem Ernste vermischet; so wie es in Wälschland auch geschah.

Endlich kam die Oper von den Höfen der Prinzen auf öffentliche Bühnen, die für Geld spielten; und

* Wo bleibt aber der Pastor fido des Guarini, der ein bloßes Schäferstück ist? Und wo bleiben die singenden Schauspiele, die wir in Deutschland schon 30. Jahre eher gehabt haben? S. die krit. Dichtk. in der Ausgabe vom 1750sten Jahre.

und sich nicht lange im ihrem ersten Zustande erhalten konnten. Die Ursache waren die großen Besoldungen, die Sänger und Spielleute foderten; und die der Director nicht aufbringen konnte: da vormals eine Sängerinn in Venedig die Centovinti genennet ward; weil sie am Ende des Carnevals, darinn sie gesungen hatte, hundert und zwanzig Thaler bekam.

Weil nun die Personen soviel kosteten: mußte man den Aufwand an den Maschinen ersparen. Um nun ohne dieselben, dieß Schauspiel noch zu erhalten, mußte man auf Materien denken, wo keine Erscheinungen der Götter nöthig waren. Man nahm also anstatt des mythologischen Wesens, einen historischen Stoff; und die Zwischenspiele und Ballette, ersetzten den kostbaren Betrug der Verzierungen.

Dieß giebt dem Verfasser Gelegenheit, die Veränderung des Stoffes der Opern zu untersuchen, und zu bestimmen: was derselbe vortheilhaftes oder nachtheiliges für den Dichter habe. Es scheint, er wünsche, der Stoff einer Oper solle von vermischter Art seyn; weil er erkennt, daß die ganz fabelhaften, und die ganz historischen gleich schwer abzuhandeln sind. Die ersten, die ganz voll von allerley Wunderbarem sind, setzen den Poeten zu sehr in die Verlegenheit, eine Handlung in bestimmter Zeit zum Schlusse zu bringen; und die Charaktere und Leidenschaften aller Personen in Bewegung zu setzen. Geht solches gleich zuweilen an; wie wir uns wohl erinnern dergleichen Fabeln gelesen zu haben: Z. E.

ähnlich iſt. Allein darum habe ich noch nichts verlohren. Er hat ſo ſeyn müſſen, wenn er Portius, das iſt, ein Jüngling, und zwar in ſolchen Umſtänden als er war, hat ſeyn ſollen. Sollte ich ihn denn etwa ſo geſetzt, als ſeinen Vater gebildet haben? Wie wäre das bey einem Jünglinge wahrſcheinlich geweſen? Ich müſte nicht gewuſt haben, was abermal Horaz ſagt, wenn er uns den Character der Jünglinge beſchreibt. Da hat er in einem einzigen Verſe den trotzigen Sinn, die Heftigkeit der Begierden, und die Unbeſtändigkeit zugleich abgeſchildert:

Sublimis, cupidusque & amata relinquere pernix.

Mein Portius hat alle dieſe drey Eigenſchaften bewieſen. Er iſt ſtolz und trotzig, da ſein Vater noch lebt, auf den er ſich verlaſſen kan: Darum begegnet er dem Pharnaz ſo heftig und höniſch. Er iſt heftig in Begierden, indem er ſich in Arſenen verliebt hat, und hernach bey entſtandenem Tumulte der erſte ſeyn will, der den Pharnaz erlegt. Er iſt endlich auch unbeſtändig in ſeinen Entſchlüſſungen: Denn da er ſich bey den letzten Lehren ſeines Vaters am Ende der 4ten Handlung ſo willig erkläret, daß er ein ſolches Leben, als ihm Cato vorſchreibt, unmöglich haſſen könne: So verläßt er freylich am Ende, da ihn der unvermuthete Tod des Cato zaghaft macht, dieſen löblichen Vorſatz, und will lieber den Cäſar in der Güte gewinnen. Er iſt alſo ein vollkommener junger Menſch, ſo wie die Natur und Erfahrung uns dieſelben vorſtellet. Und was hätte doch ein unerfahrner Jüngling ſchon viel auf des

jungen

des Herrn von Fontenelle Thetis und Peleus, oder auch seinen Endymion: so sind diese Stücke auch von vermischter Art, da theils Menschen, theils Göttinnen und Götter ihr Rollen machen. Wären sie ganz göttlich, oder ganz menschlich: so würde es viel schwerer gehalten haben.

Nach unsers Verfassers Meynung fehlen die historischen Sachen darinn, daß sie gar zu ernsthaft sind: (N3. wie wollen denn die sogenannten musikalischen Tragödien bestehen?) und er glaubet, es sey schwer, mit solchen Erfindungen die Putzwerke zu verbinden, z. E. mit römischen Geschichten Ballette zu verknüpfen? Unsers Erachtens hatten die Römer auch feyerliche Tänze. Horaz saget:

Ve festis matrona moveri jussa diebus &c.

Und wo blieben die Reihen der Knaben und Mädchen, die zuweilen öffentlich singen und tanzen mußten.

Virgines lectas, puerosque castos,
Dis, quibus septem placuere colles,
Dicere carmen. *Hor. Carm. Sæc.*

Aber freylich würde sichs nicht thun lassen, in jeder römischen Oper Ballette anzubringen; so wenig als es sich schicken wird, die Götter selbst tanzen zu lassen. Aber muß es denn auch immer getanzet seyn? oder kann man nicht Tänze als Zwischenspiele einschalten, die ohne allen Zusammenhang mit dem Hauptwerke sind?

Ueberhaupt wäre es gut, wenn man alles ein wenig seinem Ursprunge näherte. Vormals, da die

Poe-

Poeten Tonkünstler waren, würde sich wohl kein Dichter sein Stück durch die musicalischen Künste so unverständlich gemachet haben, als heute zu Tage die Componisten und Sänger die Opern machen. Damals war die Musik nichts anders, als eine etwas lebhaftere Aussprache eines Gedichtes, daraus man den Zustand der Seele besser erkennen konnte. Itzo, da der Musicant seine Ehre allein in Tonen suchet: so verkünstelt er dadurch dergestalt den Text, daß man ihn gar nicht mehr erkennen kann.

Sonderlich vernachläßigen die heutigen Tonkünstler die Recitative sehr: als ob selbige gar nicht gefallen könnten. Indessen, saget unser Verf. erinnern sich viele: daß gewisse einfache Stellen unsrer vormaligen Recitative mehr Eindruck auf die Gemüther der Zuschauer gemachet, als heute zu Tage die besten Arien. Zum Beweise führet er die Recitative des III. Aufzuges der Dido vom Vinci an: wo von den Worten, va crescendo il mio tormento, bis zum Ende, alle Recitative wunderwürdig sind.

Hernach würde auch zwischen den Arien und Recitativen nicht eine so große Ungleichheit seyn, wenn sich die Componisten etwas mehr Mühe dabey geben wollten. *) Diese Ungleichheit ist so groß, als wenn man sähe, daß ein Mensch mitten im ordentlichen Gehen die künstlichsten Capriolen schnitte.

*) Wer sich erinnern will, was in dem Cap. von Opern in der kritischen Dichtkunst allhier, schon vor jenen 25. Jahren davon gesaget worden, der wird sehen, daß die gesunde Vernunft in Italien auch endlich anfwachet, und eben dergleichen Anstellungen machet, als sie bey uns zuerst an den Opern gemachet hat.

Diesen Mangel der Aehnlichkeit abzustellen, würde es besser seyn, weniger Symphonie in den Arien zu brauchen, und die lauten Instrumente nicht so unmäßig zur Begleitung der Stimmen zu brauchen *). Man könnte auch mehr Mannigfaltigkeit hineinbringen, wenn die Instrumenten sich nach Beschaffenheit der Leidenschaften des Textes abwechseln möchten.

Ferner müßten die Modulationen der Arien viel einfacher und nicht mit einem falschen Wunderbaren angefüllet seyn. Nichts ist so gefährlich, als von den Regeln abzuweichen. Die gar zu hohen Tone sind in der Musik, wie das Bleyweiß in der Malerey. Sie erheben sie, das ist wahr; aber man muß sie mäßig brauchen. Man sollte auch dieselben Worte nicht öfter wiederhohlen, als es die Leidenschaft erfodert, und nur wann der Sinn der Rede aus ist. **) Auch sollte man die erste Hälfte der Arien nicht immer wiederhohlen, welches eine neuere Erfindung ist, die aber der Folge der Reden, und der Leidenschaften zuwiderläuft. Kurz, der Componist sollte allezeit denken, daß die Vocalmusik sowohl in Arien, als in Chören, als in Recitativen, nichts anders ist, als eine versteckte redneriſche Aussprache.

Damit

*) Alles dieß ist auch bey uns schon vorlängst gesaget worden. Allein wer achtete darauf? da es nur ein Deutscher war, der es sagete; die Musikmeister aber geschworne Italiener sind? Itzo hat es ein Welscher gesaget: wir wollen sehen, ob es hinfuhro mehr fruchten wird.

**) Auch dieß ist in der ged. Crit. Dichtkunst bey uns vorlängst erinnert worden.

Damit nun aber die Musik die gehörge Wirkung thue: so ist es nicht genug, daß die Composition gut sey, sondern sie muß auch gut ins Werk gesetzet werden. Es scheint aber, daß die meisten Sänger und Sängerinnen, niemals darauf gedacht haben, daß es nöthig sey, ihre Sprache gut aussprechen zu lernen. Sonderlich sollten sie die böse Gewohnheit ablegen, die Endsylben zu verschlucken. Eine jede Aussprache aber, wobey man nöthig hat, das Buch nachzulesen, um zu verstehen was gesungen wird, gleicht jenen Bildern, dazu man schreiben mußte: questo e un cavallo, questo é un cane. Das ist ein Pferd, das ist ein Hund. Nach des Nicolini Ausspruche, heißt singen heute zu Tage nur Töne, ohne Verstand hervorbringen; welches gewiß den Sängern keine Ehre machet: Daher schreibt er auf seine Opern Zettel, si recita per musica, e non si canta: Man spricht musikalisch aus, nicht aber, man singet **)

Unsre Sänger suchen ihre ganze Ehre darinn, in ihren Arien bewundert zu werden: und an ihnen liegts nicht, daß der ernsthafteste und männlichste Text nicht weibisch und läppisch werde. Weil sie alle Läufer und Triller und Bebungen gelernet haben: so machen sie dieselben bey aller Gelegenheit; und so verderben und verwirren sie alles. Diese Fehler verwies jener Singmeister seinem Schüler so: Du quäleſt mich recht, hieß es: Ich habe dich singen gelch-

**) Und was würde man von einem Redner halten, den zu verstehen, man seine gedruckte Rede in Händen und vor Augen haben müßte?

gelehret, und du ſpieleſt: Triſto a me! io t' ho inſegnato à cantare; et tu vuoi ſonare. Selbſt die ſogenannten Cadanzen oder Schlußläufer ſollten nicht bey allen Arien erlaubet ſeyn; weil ſie oft dem Inhalte derſelben zuwider ſind. Dieß würde ein Mittel ſeyn, ſaget der Kunſtrichter, diejenige Muſik wieder einzuführen, welche die Seele rühret; da itzo unſre Opernbühnen nur Tanzböden gleichen. Gleichwohl, ſaget er, folgen unſre Italiener itzo dem Vorſchlage jenes Franzoſen, der in Anſehung des heutigen Geſchmackes, ſehr ſpaßhaft ſagete: **Um die Schaubühne wieder empor zu bringen, dörfe man nur die Tänze länger, und die Unterröckchen der Tänzerinnen kürzer machen.**

Das übrige folget nächſtens.

VIII.

Vom Urſprunge der Coſacken.*

I. Abſchnitt.

Von den kleinrußiſchen Coſacken.

Indem man von Coſacken redet, pfleget man diejenigen Völker zu verſtehen, welche die ſüdlichſten Gegenden von Rußland bewohnen, in der Sprache und Religion mit den Ruſſen übereinkommen; aber eine andere, und faſt ganz kriegeriſche Einrichtung ihres Gemeinenweſens haben: ja die, wir

* Dieſe Abhandlung iſt uns eingeſchicket worden.

wie das alte Rom, ihren Ursprung dem Kriege zuschreiben können. Diese Cosacken sind sowohl nach der Geschichte ihres Herkommens, als nach ihrer gegenwärtigen Verfassung, in zween Hauptzweige einzutheilen: in die maloroßiskischen (kleinrußische) und donnischen Cosacken. Wie von den ersten die saporower und slobodischen Regimenter des belogrodischen Gouvernements abstammen: also sind die wolgischen, terkischen, grebenskischen, jaikischen und sibirischen Cosacken Abkömmlinge der letztern.

Die maloroßiskischen, oder die Cosacken von Kleinrußland, gehen unstreitig den donnischen am Alterthume vor. Ihr Land war der Hauptsitz des rußischen Volks, von dem Großfürsten Igor an, bis auf die Zeiten des Großfürsten Andrei Jurjewitsch Bogolubskoi: welcher im 1157sten Jahre Christi den großfürstlichen Sitz von Kiew nach Wolodimer verlegte. Darauf hatte zwar Kiew noch einige Zeit seine eigenen vollgewaltigen Fürsten: wie denn auch zu Galitsch, in Rothrußland, sich ein Fürstenthum hervorthat, das mit dem kiewischen um den Vorzug stritt. Allein dieses währete nicht länger, als bis im 1240sten Jahre die Tatarn, unter ihrem Chane Bati, Kiew eroberten, und das ganze Land fast zu einer Einöde machten. Von der Zeit an setzten die Tatarn zu Kiew und in andern dortigen Städten rußische Fürsten ein und ab. Gedimin, der berühmte Großfürst von Litthauen, den man nach Zusammenhaltung der rußischen mit den polnischen Geschichtschreibern, für den ersten

Stamm-

Stammvater ſeines Geſchlechts halten muß; indem, was die vor ihm geweſenen Fürſten von Litthauen und ihre Abſtammung betrifft, eine große Uneinigkeit und Ungewißheit unter den Schriftſtellern beyder Nationen herrſchet: Gedimin, ſage ich, machte endlich der tatariſchen Herrſchaft über Kiew im 1320 Jahre ein Ende. Er überwand den dortigen Fürſten Stanislaw, aus dem Geblüte der alten ruſſiſchen Großfürſten, an dem Fluſſe Irpen, bemächtigte ſich ohne Widerſtand der Hauptſtadt Kiew, und ſetzte daſelbſt ſeine Statthalter. (Annal. MSctt. und Synopſ. Kioviens.)

In dieſe Zeiten, und nachdem die Polen im 1340 Jahre Rothrußland unter ſich gebracht, iſt, meiner Meynung nach, der Urſprung der maloroſſiſkiſchen Coſacken zu ſetzen. Die Furcht vor einer fremden Herrſchaft hat manchen überreden können, ſeine Heimath zu verlaſſen, und in der unterſten Gegend des Dniepers eine Freyſtadt zu ſuchen. Die beſtändigen Ueberfälle und Streifereyen aber, ſo die Flüchtigen von den benachbarten Polen, Litthauern und Tatarn auszuſtehen hatten, brachte bey ihnen diejenige kriegeriſche Einrichtung zuwege, zu der ſie ſonſt von Geburt nicht gewohnet waren. Dieſes zu behaupten, beweget mich erſtlich, ihre Sprache: welche, ob ſie gleich in der Ausſprache etwas von der polniſchen angenommen; dennoch im Grunde ganz rußiſch iſt. Zweytens die Religion, worinn ſie auf das eifrigſte der griechiſchen und unverfälſchten ruſſiſchen Kirche beypflichten; ohne daß die Geſchichte eine Bekehrung derſelben anzugeben weis. Folglich müſe-

müssen die Cosacken russisches Ursprungs seyn: und ihre Absonderung kann nicht füglich eher, als unter der litthauischen und polnischen Regierung angenommen werden. Denn unter dem tatarischen Joche, so lange das Land noch von Fürsten aus seinem eigenen Volke regieret wurde, war noch nicht genugsame Ursache dazu vorhanden: da hingegen der zwischen Nachbarn gewöhnliche, und hier stark eingewurzelte Haß des einen Volkes gegen das andre nothwendig viel dazu beytragen mußte.

Dergleichen Unternehmungen pflegen weder in einem Jahre, noch in eines Menschen Alter, ihre Vollkommenheit zu erreichen. Es ist wahrscheinlich, daß die zweyte im 1415ten Jahre geschehene tatarische Verheerung der Stadt Kiew, und des umliegenden Landstrichs, den Haufen der Flüchtlinge vermehren helfen. Und was hat nicht auch geschehen müssen, seitdem im 1471sten Jahre das Fürstenthum Kiew von dem Könige Casimir, des Jagello Sohne, dem polnischen Staatskörper einverleibet worden? Dieser so kluge als mächtige König, welcher auch die Preußen und Moldauer zu Vasallen annahm, ließ, um besserer Ordnung willen, das Land in Districte eintheilen. Er setzte aller Orten Woywoden, Castellane, Starosten, Richter und andere Bedienten; alle von russischer Nation. Er wollte dieselben auf keine Weise den polnischen Standespersonen und Adlichen nachgesetzet wissen. Ja er machte diese Einrichtung zu einem ewigen Gesetze, welches alle seine Nachkommen zu immerwährender Beobachtung verbinden sollte. Allein es währete nicht lange,

so

ſo ſchlichen ſich viele Polen ein, welche ſich Güter im Lande anſchafften, die vornehmſten Ehrenſtellen unter ſich theilten, von keiner Gleichheit der Ruſſen mit den Polen etwas wiſſen wollten; ſondern dieſelben verächtlich hielten, ſie als ihre Unterthanen anſahen, und dem Volke ſo überläſtig waren, daß natürlicher Weiſe noch immer mehrere zu ihren entwichenen Mitbrüdern überzugehen, ſich entſchloſſen. Damals, oder auch vielleicht noch unter der litthauiſchen Regierung entſtund der Namen von Kleinrußland, um es von dem großen rußiſchen Reiche zu unterſcheiden. So lange das Land mit dieſem vereiniget war, oder auch mit demſelben unter der tatariſchen Regierung einerley Schickſal hatte, wußte man nichts von einem dergleichen Namensunterſchiede.

Nach und nach breiteten ſich die maloroſiskiſchen Flüchtlinge bis an den Bug und Dnieſter aus, und erfülleten das ganze Land, welches von dieſen Flüſſen und dem Dnieper eingeſchloſſen wird. Nach und nach legten ſie Städte und Dörfer an, worinn ein jeder zur Winterszeit bey ſeiner Familie wohnte; dagegen alles junge und muntere Volk des Sommers in der Steppe umherzog, und den Türken und Tatern auf den Dienſt lauerte. Nicht anders, als die Maltheſerritter, ſetzten ſie einen beſtändigen Krieg gegen die Ungläubigen zur Grundregel ihres gemeinen Weſens. Daher dienten ſie dem Königreiche Polen und Großfürſtenthume Litthauen, gleichſam zu einer Vormauer wider dieſe Feinde. Daher wurden auch ihre Unternehmungen von polniſcher Seite

nicht

nicht nur gar nicht verhindert; sondern es waren vielmehr einige Könige von Polen noch darauf bedacht, wie eine so nützliche Einrichtung durch mehrere Vorrechte und bessere Ordnung befördert werden möchte.

Man sieht wohl, daß, wenn ich den Ursprung der maloroßiskischen Cosaken beschreibe, die Saporower mit darunter begriffen sind. In der That waren sie anfänglich nicht von einander unterschieden. Denn damals waren sie alle Saporower; weil alle jenseit den Wasserfällen wohnten. Der König Sigismund der I. welcher von 1507 bis 1548. der Regierung in Polen vorstund, machte darinn eine Veränderung, indem er einen Theil des Volkes dadurch zurückzog, daß er ihnen einen guten Strich Landes, oberhalb den Wasserfällen, einräumte, damit sie vor den türkischen und tatarischen Streifereyen desto mehr gesichert seyn möchten. Eben dieser König vermehrte auch die von den Königen ihnen verstatteten Vorrechte. (Annal. MSti.)

Es scheint, weil die vornehmste Absicht auf die allgemeine Sicherheit gieng, daß damals auch ein fester Ort oberhalb den Wasserfällen für die neue Gränzmiliz, zu Verwahrung ihres Gewehrs, groben Geschützes und übrigen Kriegsvorraths angeleget werden müssen; damit den Feinden, wenn sie einen solchen Ort angreifen sollten, mit bessern Widerstande, als aus andern ihren Städten begegnet werden könne. Tschigirin aber und Tschirkaßi waren Städte, die einen dergleichen Ursprung können gehabt haben. Von der ersten sind die Cosa-

jungen Pompeji Armee denken können; da er ja noch einen viel elendern Feldherrn derſelben würde abgegeben haben, als jener? Ein Cato hätte an ihrer Spitze ſtehen müſſen: Und vielleicht wäre auch dieſer dem kriegeriſchen und glücklichen Cäſar nicht gewachſen geweſen! Portius kannte ſich ſelbſt: Darum verſprach er nicht mehr, als er halten konnte.

Der fünfte Punct, den man mir angemerket hat, iſt dieſer, daß ich nemlich ſelbſt den Fehler begangen, den ich an dem Addiſon getadelt habe: Indem ich Arſenen in der II. Handlung im 3ten Auftritte einmal weggehn laſſe, ohne daß ſie ſagt, warum? Es iſt wahr, Arſene hört die Worte des Portius, der ſich zu ihrem Vertheidiger anbietet; ſie ſagt nichts dazu, und geht ab. Allein was hätte ſie ihm noch antworten ſollen, da vielmehr Portius in dieſen Worten ihr die Antwort auf ihre vorhin geſchehene Bitte und Anklage des Pharnazes gegeben? Sie ſchloß ſo:

Drum kommt und rettet mich, und eures Vaters Ehre,
Und gebt, mein Portius, der Hinterliſt die Lehre,
Daß Rom die Bosheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
Und keine Königin in Mörderarme legt.

Hierauf ſetzt Portius den Pharnaz zur Rede, und verweiſet ihm, daß er ſeinen Vater einen Betrüger geheiſſen habe. Er verſichert die Königin des Schutzes, den Cato ihr verſprochen, und ſetzt hinzu daß Pharnaz ſelber in Utica ihm unterthan ſey.

Als

cken, ſo lange dieſe Stadt geſtanden, im Beſitze geweſen. Die andre war ihre Hauptſtadt zu Königs Sigismunds Zeiten, deren vorher nirgends mit einem Worte Erwähnung geſchieht.

Noch ein mehreres that der kluge und tapfere König Stephan Bathori. In Betrachtung, wie nützlich die Coſacken im Kriege zu gebrauchen wären, wenn ſie eine ordentliche Einrichtung bekämen, richtete er im 1576ſten Jahre ſechs Regimenter, jedes von 1000. Mann unter ihnen auf, und theilte dieſelben in Sotnen oder Fähnlein ein; dergeſtalt, daß ein jeder zu dieſen Regimentern gehörige Coſack bey ſeiner Sotna eingeſchrieben wurde, und ſich, wenn es verlanget ward, bey derſelben ſtellen mußte. Jede Schaar, jede Sotna, bekam ihre gewiſſe und unveränderliche Befehlshaber, oder es ſollten wenigſtens ſolche Aemter nach der Abſicht des Königs unveränderlich ſeyn; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß die Freyheit des Volks nachmals noch oft Veränderungen darinn getroffen hat. Ueber alle Regimenter ward ein oberſter Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns geſetzt: welchen der König, mehreres Anſehens halber, mit einer königl. Fahne, einem Roßſchweife, (Buntſchuk) einem Com-

* Der Engländer nennet es Head, der Plattdeutſche Heft, der Hochdeutſche Haupt, bisweilen auch wohl Häupt; wovon der gemeine Mann, aus Bequemlichkeit im Reden, auch Heet machet. Z. E. ein Krauthaupt, heißt hier in Leipzig auf dem Markte ein Krautheet, holländiſch heißt es ein Hooft. Es iſt alſo ſchwerlich zu behaupten, daß die Hochdeutſchen das Heet allererſt im Haupt

Commandostabe, (Bulava) und einem Siegel beschenkte. Auch wurden zu gleicher Zeit die Aemter der Starschinen, oder Aeltesten des Volks, als des Obosnoi, des Sudia, des Pissars, und des Jessauls auf könial. Verordnung eingeführet. (Annal. MSti. Jac. Sobiecki de Bello Chotim. L. II. p. 109 sqq. Cellarii Descript. Polon. p. 51. Hartknoch. Respubl. Pol. p. 887. Diar. Europ. Contin. XIX. p. 563.)

Zwar pflegen die im Manuscripte vorhandenen maloroſſiskiſchen Geſchichtbücher den Anfang der oberſten Würde und Befehlshaberſchaft über die Coſacken weiter hinauszuſetzen; und alle diejenigen mit dem Titel der Hetmänner zu belegen, welche von den erſten Jahren Königs Sizismunds des I. her, die Coſacken im Kriege angeführet haben. Allein man hätte mit einer ſo vornehmen Würde ſparſamer umgehen ſollen. Die Polen nennen ihre Kron- und lithauiſchen Großfeldherren, als die nächſten Bedienten nach dem Könige, Hetmanne, welches Wort ſie vor Alters von den Deutſchen angenommen haben: bey denen Het ſoviel als ein Kopf geheißen; *) wie denn dieſes Wort noch in der engliſchen Sprache aus dem Angelſächſiſchen übrig

Haupt verwandelt hätten. Eben ſo iſt aus glauben, gläuben, globen, gleben, gloven gloven geworden: und doch ſteht im gothiſchen Evangelio aus dem IV. Jahrh. ſchon galauben, ſo wie man in alten allemanniſchen und fränkiſchen Büchern, z. E. in Kerens Gloſſario ſchon Haubit, caput, findet, davon auch die Haube kommt.

G.

geblieben iſt; da es bey den Deutſchen ſelbſt in Haupt verwandelt worden. Hat nun aber der König Stephan den oberſten Befehlshaber der Coſacken, durch Beylegung dieſes Titels, den polniſchen Großfeldherren gleich gemacht: ſo ſieht man wohl, daß die vorher geweſenen coſackiſchen Anführer darauf keinen Anſpruch machen können. Die beſagten Ehrenzeichen beſtärken ſolches, indem mit eben dergleichen auch die polniſchen und litthauiſchen Großfeldherren pflegen beſtaliet zu werden.

Ueberdem ſchenkte der König Stephan dem damaligen erſten Hermanne, welches der Fürſt Bazdan Roſchinski war, für ihn und ſeine Nachfolger, die Stadt Terechtemirow zum Eigenthume; den Coſacken aber erlaubte er, die ganze Gegend von ſelbiger Stadt an, bis an Kiew zu bewohnen; wie denn auch auf der öſtlichen Seite des Dniepers ihre bisherigen Ländereyen noch mit einem Striche Landes von 20. Meilen vermehret wurden. Terechtemirow ward alſo damals die Hauptſtadt der Coſacken, anſtatt daß es bis dahin Tſcherkaſſi geweſen. Daſelbſt pflegte der Hermann, oder wer an deſſen Stelle die Oberbefehlshaberſchaft führte, ſich aufzuhalten. Daſelbſt wurden die Freyheitsbriefe des Volkes verwahret. Daſelbſt war der Waffen- und Sammelplaz der Schaaren, wenn ſie ins Feld rücken wollten. Waffen und alle Kriegsnothwendigkeiten mußten ſie ſich auf eigene Koſten halten: und ſie bekamen ordentlicher Weiſe keinen Sold, es ſey denn, daß man gewiſſe Geſchenke, da der König den eingeſchriebenen Coſacken, einen Ducaten

caten und eine Ochsenhaut, und auch zuweilen einen Pel; für jede Person, jährlich reichen ließ, also nennen wollte. Bey dieser Einrichtung mußte eine gewisse Anzahl Cosacken sich beständig bey dem Hetmanne aufhalten; den übrigen war es erlaubet, in ihren Dörfern zu wohnen: dergestalt, daß für die Anbauung des Landes auf gleiche Weise gesorget wurde. (Auctores qui supra.)

Zum Unglücke währete die gute Begegnung der Polen gegen die Cosacken nicht länger, als Stephan der Regierung vorstund. Sein Nachfolger Sigismund der III. sah den Vortheil nicht genug ein, den das Königreich von ihnen haben konnte, wenn sie demselben gegen die Türken und Tatarn zu einer sichern Vormauer dienten. Auf einkommende Klagen von den Türken, verboth er ihnen alle Streifereyen gegen diese gefährlichen Nachbarn; ohne zu bedenken, daß er dadurch die Grundregel ihres gemeinen Wesens aufhob. Er nahm sich vor, den Cosacken ihre wohlhergebrachte Freyheiten zu beschneiden. Die vornehmsten Bedienungen in Kleinrußland wurden mit gebohrnen Polen besetzet. Selbst der cosackische Hetmann sollte von dem Kronhetmann abhängig seyn. Zu gleicher Zeit legten verschiedene polnische Magnaten in Kleinrußland Flecken und Dörfer an, welche zu bewohnen, sich auf ihre Versprechungen Liebhaber genug einfanden; aber wo sie nicht lange mit Vergnügen zubrachten, weil man sie, der Landesgewohnheit zuwider, als Leibeigene traetirte. Dazu kam, daß auch die römisch-katholische Geistlichkeit in Kleinrußland sich einnistete; so daß

man zu Kiew, nebſt dem rußiſchen Metropoliten, einen polniſchen Biſchoff ſetzte; daß katholiſche Kirchen und Klöſter daſelbſt geſtiftet, und katholiſche Schulen angeleget wurden, welche nichts anders, als die Ausbreitung der römiſchen Religion zur Abſicht zu haben ſchienen; daß endlich an einer Vereinigung der rußiſchen und römiſchen Kirche gearbeitet, und die Geiſtlichkeit von Kleinrußland im 1595 Jahre auf einer Kirchenverſammlung zu Breſte in Litthauen, die päbſtliche Oberkirchengewalt zu erkennen, und hingegen dem griechiſchen Patriarchen zu Conſtantinopel allen Gehorſam aufzukündigen, überredet ward. [Annal. MSti. Baron. Annal. Eccleſ. Tom. VII. append.)

So viele Beſchwerden nun brachten alles Volk in den Harniſch; und ins beſondre glaubten die Coſacken einen Beruf zu haben, nicht weniger die Lauterkeit der griechiſchen Religion, als die Vorrechte ihres Landes, bis aufs äußerſte zu verfechten. Es entſtund ein langwieriger Krieg, der mit abwechſelndem Glücke, drey königliche Regierungen hindurch, zwiſchen den Polen und Coſaken geführet ward. Endlich gab Bogda Chmelnizki, ein Mann von großer Klugheit und Geſchicklichkeit, den die Coſaken ſich zu ihrem Hetmann erwählet hatten, der Sache den Ausſchlag. Er ſah, daß die vortheilhaften Bedingungen, welche ihm die Polen bey verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ſie in der Enge waren, verſprachen, und noch zuletzt die ſborobiſchen Verträge vom 1642 Jahre nicht mit demjenigen ernſtlichen Vorſatze, der billig allen Verträgen zum

Grunde

Grunde dienen soll, gemacht waren. Er erfuhr, daß die Pohlen sich so bald davon entfernten, als sie sich im Stande zu seyn glaubten, mit den Cosacken von neuem anzubinden. Er fand daher kein besseres Mittel zu seiner und der seinigen Sicherheit, als sich wieder mit derjenigen Nation zu vereinigen, von der die Vorfahren der Cosacken entsprossen waren, ich will sagen, sich der Bothmäßigkeit des Czars von Rußland zu unterwerfen, der ohnedem ein gegründetes Recht auf klein Rußland hatte; weil es seinen Vorfahren in der Regierung durch die lithauischen Großfürsten gewaltthätiger Weise war entrissen, und bis dahin von den Polen unrechtmäßiger Weise vorenthalten worden.

Diese Unterwerfung kam den 6. Jänner 1654 zu Pereaslawl zu Stande; da denn bald darauf auch alle Städte und Einwohner auf der östl. Seite des Dniepers, nebst der Hauptstadt des Landes Kiew, dem Exempel der Cosaken folgten. Chmelnizki hatte schon in währendem Kriege, nämlich im 1650 Jahre, die Macht der Cosaken, welche wirklich zu Felde dienten, bis auf 40000 Mann gebracht, und selbige in 15 Schaaren eingetheilet, wo von aber die meisten auf der westl. Seite des Dniepers ihre Heimath hatten; wie sie denn auch nach den dortigen Städten Tschigirin, Tscherkassi, Kanew, Korsun, Uman, Braslaw u. s. w. benennet waren. Nunmehr wurde die Anzahl der Cosaken bis auf 60000 fest gesetzet, und dieselbige in 10 Schaaren vertheilet, die alle auf der östl. Seite des Dniepers ihre angewiesenen Wohnungen bekamen, und auch nach

den dortigen vornehmſten Städten beygenahmet wurden. Dieſes iſt die Verfaſſung, die nun ſchon 100 Jahre gewähret hat, und die Städte Kiew, Tſchernigow, Starodub, Neſchin, Bereaslaw, Priluki, Lubni, Hadiatſch, Mirgorod, und Poltawa ſind die Haupt-Sitze einer jeden Schaar; Baturin aber ſoll die Reſidenz des Hetmanns ſeyn; ſo wie zu Gluchow bisher die Interims Regierung des Landes beſtellet geweſen iſt.

Die Fortſetzung folgt künftig.

IX.

Jeſchemèhſætſchnija Sotſchinénija

Kpólſe y Uwelelénıju ſluſchátchtchija. Génwar, 1756. Góda. Dlêa Ffech. Ffanctpeterbúrge, pri Imperàtorski Académii Naùk.

D. i.

Allmonathliche Abhandlungen, zum Nutzen und Vergnügen gereichend.

Jänner des 1756ſten Jahres. Für alle. In St. Petersburg, bey der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

Dieß iſt der ruſſiſche und deutſche Titel einer witzigen Monathſchrift, die ganz in ruſſiſcher Sprache, zu Petersburg ans Licht tritt. Wer als ein Weltbürger an dem Wachsthume der Gelehrſamkeit und freyen Künſte überhaupt, Theil nimmt, der wird es mit Vergnügen wahrnehmen, daß auch in dieſem Volke,

Volke, wo vor 50 Jahren noch an keine Wissenschaften zu denken war, itzo sogar die schönen Künste blühen. So weit hat es ein groſser Kaiser Peter, nebst seiner Gemahlinn Katharina, und würdigsten Tochter Elisabeth bringen können!

Doch wir müssen unsern Lesern auch den Inhalt dieser ganz mit rußischen Buchstaben gedruckten Monathschrift mittheilen. Die letzte Seite des Jänners zeiget,

Das Verzeichniß der Abhandlungen dieses Monaths.

I. Beschreibung und Erklärung der Feuerwerksvorstellung am Neujahrsabende 1756. vom Herrn Hofrath Stählin Seite 3

II. Russische Uebersetzung einer zu Göttingen in deutscher Sprache gehaltenen Rede, auf die glückliche Geburt Sr. kaiserl. Hoheit des Groſsfürsten Paul Petrowitsch, von D. . . . 14

III. Mikromegas, eine philosophische Erzählung, vom Voltaire 32

IV. Sechs äsopische Fabeln, in russischen Versen, von dem Obersten A. S. 64

V. Eine moralische Erzählung, vom Jrus und Toraris. Major Jel. . . . 66

VI. Poetisches Sendschreiben an den Grafen W. über das Glück geruhiger Zeiten, und die erwünschte Regierung Ihrer russisch-kaiserl. Maj. vom Rath L. 71

VII. Anmerkungen über die nothwendige Unterhaltung der Wärme und Ausdünstung des menschlichen

lichen Leibes, nebſt Mitteln, die ſchädlichen Verkältungen zu verhüten, vom Prof. S. 72
VIII. Betrachtung über den Tod, vom Aſſ. N. 92

So iſt die Einrichtung dieſer Monathſchrift beſchaffen. Oefters trifft man auch Abhandlungen von der Handlung, von der Oekonomie, von Künſten und Gewerben, noch öfter aber Gedichte über moraliſche Sätze von daſigen Dichtern an: die ſeit der glorreichen Regierung Ihrer Majeſtät, der Kaiſerinn Eliſabeth, die ſonſt im Ruſſiſchen unbekannt geweſene Scanſion, ganz auf deutſchen Fuß eingerichtet und Mode gemacht haben. Aus der ältern ruſſiſchen Hiſtorie, wie auch aus den Geſchichten der ruſſiſchen Nachbarn, als Tatarn und Calmucken, kommen oft beträchtliche Abhandlungen vor. Die meiſten Stücke dieſer Monathſchrift werden von Liebhabern daſelbſt, aus Moſcau und andern ruſſiſchen Städten eingeſandt. Das wenigſte ſchreiben die akademiſchen Mitglieder oder Profeſſores. Manche ſchöne Abhandlung wird auch aus engliſchen, Leipziger- und Hamburger-Magazinen genommen, und von den Akademiſten oder andern Ueberſetzern in das Ruſſiſche gebracht. Bey der hiſtoriſchen Verſammlung aber der Akademie, wird die Wahl der Stücke und die monathliche Fortſetzung dieſer Schrift, ſowohl als der Druck und die Ausgabe beſorget.

Jeder Monath koſtet 20. Copecken oder 5 oder 6. gGr. und das ganze Jahr, mit eingerechneter Zuſchickung, 2½ Rubel.

X. Der

X.

Der verſchwenderiſche Kaufmann,

ein Schauſpiel in fünf Handlungen.

Hamburg 1756.

Seit dem man bürgerliche Trauerſpiele von Kaufleuten aus England zu uns gebracht hat: wird auch wohl ein Deutſcher Kaufmann die Erlaubniß haben, mit einem erbaulichen Schauſpiele die Bühne zu betreten. Der Herr Verfaſſer dieſes Stückes iſt eben derjenige wohlmeynende Handelsmann, der vor ein Paar Jahren ſchon Briefe vom Handlungsweſen und andern moraliſchen Inhals herausgegeben hat: und die ſehr wohl aufgenommen worden.

Eben dergleichen gute Abſicht hat er bey dieſem Stücke gehabt. Er ſieht die Verderbniß manches jungen Kaufmans ein, der nach einer ſchlechten Erziehung ein Verſchwender, und darauf unglücklich wird. Er wünſchet, als ein guter Patriot, dieſem Unheile vorzubeugen, und manchen angehenden Mitbürger beyzeiten zu warnen. Hierzu kann dieß Stück in der That dienen. Eine vernünftige Frau, und ein gutherziger Schwager, retten einen ſolchen Verſchwender gleichſam aus dem Schiffbruche.

Die Zeit und der Ort, da das Stück vorgeht, ſind ziemlich gut beobachtet. Die Geſchichte geht des Abends ſpät an, da man die Rückkunft eines Trunkenbolds zu Hauſe erwartet. Ein neues Schlemmen und Spiel währen, durch die Nacht, bis an den

Als dieſer ſich dadurch beſchimpft hält, ſagt er ihm auf gut römiſch unter die Augen:

In Pontus ſeyd ihr König,
Doch nicht in Utica. Hier gilt ein Prinz ſehr wenig.

Und hierauf folgt die letzte Verſicherung, daß er im Falle der Noth ſelbſt für ihre Wohlfahrt fechten wolle. Nun hat ja Arſene ihren Zweck erreichet. Sie ſiehet es gern, daß ſie dem Pharnaz was anders zu thun gegeben. Ohne Zweifel wird er ſich noch wegen der letzten Worte verantworten wollen. Die Gelegenheit nimmt ſie in acht, und geht davon. Sie hat ohne dem nur mit Verdruß den Pharnaz neben ſich leiden müſſen. Es hieß am Ende der III. Scene:

Doch welch ein Ungelücke!
Pharnaz erſcheinet hier. Verdrüßliches Geſchicke!

Sie will ihn im IVten Auftritte fliehen, und beſchwert ſich, daß er ſie auch in Utica verfolge. Ein ſo unangenehmes Geſpräche mit ihrem vermeynten Brudermörder und verhaßten Liebhaber, der mehr ihre Krone, als ſie ſelbſt liebte, muſte ſie wohl überdrüßig werden. Was iſt es alſo Wunder, daß ſie davon geht, ohne zu ſagen, warum? Portius konnte es leicht denken, daß ſie nicht ihm, als ihrem Vertheidiger; ſondern dem Pharnaz den Rücken kehre. Pharnaz ſelbſt wuſte ja, daß ſie ihn ſchon vorhin entgehen wollen. Folglich dünkt mich nun die Urſache ihres Abtritts klar genug zu ſeyn; und ich habe auch hier wieder keine Theatraliſche Regel geſündiget.

Nun muß ich endlich auch noch Rede und Antwort geben, ob ich auch den Cato ſelbſt einmal von

den Morgen, wo sich hernach alles aufkläret. Scheint gleich die Aenderung und Bekehrung zwoer Personen ein wenig plötzlich zuzugehen: so läßt sichs doch noch einiger maßen entschuldigen. Die Characteres sind ziemlich nach dem Leben, und die Sitten auf hamburgischen Fuß; der bey Leuten solcher Art im Schwange seyn mag. Anderwärts würde er so genau nicht eintreffen; welches aber kein Fehler ist.

Die Schreibart nur scheint zuweilen ein wenig zu studiret, und nicht ganz nach der täglichen Art des Umganges zu seyn. Es ist leicht zu sehen, woher das kömmt. Hätte der Herr Verf. eine plattdeutsche Komödie machen wollen: so würde ihm an einem Orte, wo alle Kaufleute platt reden, alles natürlicher gelungen seyn. Eben daher kömmt es auch wohl, daß die Richtigkeit der hochdeutschen Wortfügungen hin und wieder etwas gelitten hat, weil sie oft nach dem Plattdeutschen schmecken. Indessen fehlet es dem Stücke an Schönheiten nicht, denen zu Liebe man solche Kleinigkeiten gern übersieht.

XI.

Vernünftige Gedanken, vom Misbrauche der Religion und des geistlichen Standes, zu einer Masque des Ehrgeizes und Eigensinnes. Halle, im Verlage der rengerischen Buchhandlung 1756. in gr. 8. 3 Bogen.

Gegen-

Gegenwärtige Schrift ist von besondrer Art. So ehrwürdig der geistliche Stand zu allen Zeiten und bey allen Völkern gewesen ist: so sehr ist auch diese Achtung aller Völker gegen die Diener der Religion gemisbrauchet worden. Diese waren Menschen, wie andre: und es ist kein Wunder, daß, wie allenthalben, auch in dieser Zahl der kleinste Theil etwas redliches zur Absicht gehabt. Die meisten haben sich der Vortheile, so ihnen das günstige Vorurtheil für ihren geistlichen Stand verschaffete, zu unreinen Absichten bedienet.

Dieses zu zeigen, ist der Zweck der vorhabenden Schrift. Ihr Verfasser scheint ein Mann zu seyn, der die Religion, und den geistlichen Stand gar wohl von den Fehlern der sogenannten geistl. Personen zu unterscheiden weis. Ein Freygeist, würde beydes mit einander verwechselt, und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben. Allein er schätzet den Glauben der Christen so hoch, als er die Laster seiner vorgeblichen Diener verabscheuet. Und diese suchet er ein wenig abzuschildern.

Stolz und Eigensinn sind die beyden vornehmsten: denn wer kann läugnen, daß sich nicht auch Geiz und Wollust bisweilen unter einer schwarzen Kappe finden sollten? Aber von diesen redet der Hr. Verfasser nicht: vermuthlich weil er so glücklich gewesen, dergleichen Originale nicht so häufig zu kennen. Es ist ein Glück für diese Herren, daß sie nicht auch einem so geschickten Maler unter den Pinsel gefallen. Denn die beyden gedachten Fehler

hat er ſo lebhaft geſchildert, daß man ſie im Bilde ſo lachend anſieht, als abſcheulich ſie in der Natur ſind.

Doch darf niemand denken, daß er hier beſondre Züge von einzelnen Perſonen finden werde. Ein Sittenrichter hütet ſich billig davor, daß ſeine Bilder nicht die Liebe verletzen, die man ſeinem Mitbruder übrigens ſchuldig iſt. Er macht allgemeine Schildereyen, die aber deſto lehrreicher ſind, je mehrern ſie gleichen. Es wird auch nicht leicht ein nur etwas volkreicher Ort ſeyn, der zumal mehr als einen Geiſtlichen hat, wo nicht ſeine Bilder ihre Vorbilder antreffen ſollten.

Wir wünſchen nichts mehr, als daß dieſe Mühe des Herrn Verfaſſers, der ſeiner Sache recht gewiß geweſen zu ſeyn ſcheint, ihm keine Unluſt und Rache von Seiten der Getroffenen zuziehen möge. Denn das alte Reimchen unſrer Vorfahren iſt dieſe Stunde noch wahr:

Wer da will haben viel zu ſchaffen:
Der ſchimpfe ein Weib, oder ſchlage einen Pfaffen. ꝛc.

XII.

Herrn Johann Gottlob Laurentii, Aſſeſſ. in dem hochfürſtl. ſachſen-gothaiſchen Kriegs-Collegio zu Gotha. Anmerkung von dem älteſten deutſchen Sprachlehrer.

Albrecht Oelinger wird insgemein für den älteſten deutſchen Sprachlehrer gehalten. Claſſus

jus hat ſeine Grammatik ſelbſt gehabt; denn er ſchreibt a. d. 29 S. der jenaiſchen Ausgabe von 1651, in 12.

Quae Oelingerus affert in ſua grammatica, ea non agnoſco.

Aber einen ältern deutſchen Sprachlehrer führet er, meines Wiſſens nicht an. Gleichwohl iſt Valentin Jckelſamer, ein Zeitgenoß D. Luthers, der erſte, ſo viel ich weis, deſſen deutſche Grammatica zu Nürnberg durch Ioh. Petreium 1537, in 8, gedruckt worden. Hieraus kann Herrn Prof. Reichards Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt a. d. 23. S. ergänzet werden. Jedoch hat Jckelſamer nur eine halbe deutſche Sprachkunſt, von der Rechtſchreibung und Wortforſchung verfertiget.

Auf dieſen folgte Laurentius Albertus, ein Frank in Würzburg, deſſen deuſche Grammatik oder Sprachkunſt, Aug. Vindelicor. 1573, in 8, heraus gekommen iſt, und alſo ein Jahr eher, als Oelingers Arbeit. Nur erwähnter Albrecht, deſſen Hr. Prof. Reichard a. d. 38-45 S. auch gedenket, hat ſeine Zuſchrift ausgefertiget Wurtzburgi, 20 Septemb: anno 72, und alle zur Grammatik gehörigen 4 Theile abgehandelt. Und in ſo fern verdient er den Namen des älteſten deutſchen Sprachlehrers mit mehrerm Rechte als Oelinger. Sein Werkchen theilet er in 4 Abſchnitte ein, in deſſen 1ſtem er von der Orthographie handelt, und im 2ten von der Proſodie, darinn der Anfang alſo lautet:

Hie-

Hæc comprehendit accentus ſeu vocum pronuntiationem, et rhythmorum ſive verſuum rationem. De priori illa parte hoc loco pauca dicemus, alteram in calcem libri rejicientes.

Im dritten von der Etymologie; u. im 4ten vom Syntaxe; dann zuletzt de Proſodia, Grammaticæ quarta parte. Hierinn nun ſchreibt er zwar Anfangs:

Carminum noſtrorum ratio, non a dimenſione pedum, ſed numero ſyllabarum ſumitur.

Allein er erkläret ſich bald deutlicher; redet de pedibus, von Jamben und Spondäen; giebt Exempel davon an, und ſchreibt endlich, de Quantitate Syllabarum:

Non omnino caret lingua noſtra hac parte proſodiæ, quamvis Verſifices noſtri eam negligere videntur.

Und ganz am Ende:

Sic autem ſcandi vel cani debent rhythmi, ut impar ſyllaba ſemper raptim legatur, & ſonus acutus paribus incumbat.

Ja ſeine Regeln von der Länge und Kürze der Sylben ſind faſt eben diejenigen, welche Clajus angiebt; und ich dürfte beynahe behaupten: daß dieſer jenen in ſehr vielen Stücken ausgeſchrieben habe; wie man aus der Zuſammenhaltung beyder Schriftſteller deutlich wahrnimmt.

Ende des Wonnemonds 1756.

Aufriss des Königl. Marktes zu Nancy von der Mittagseite
den König Stanislaus gebauet hat

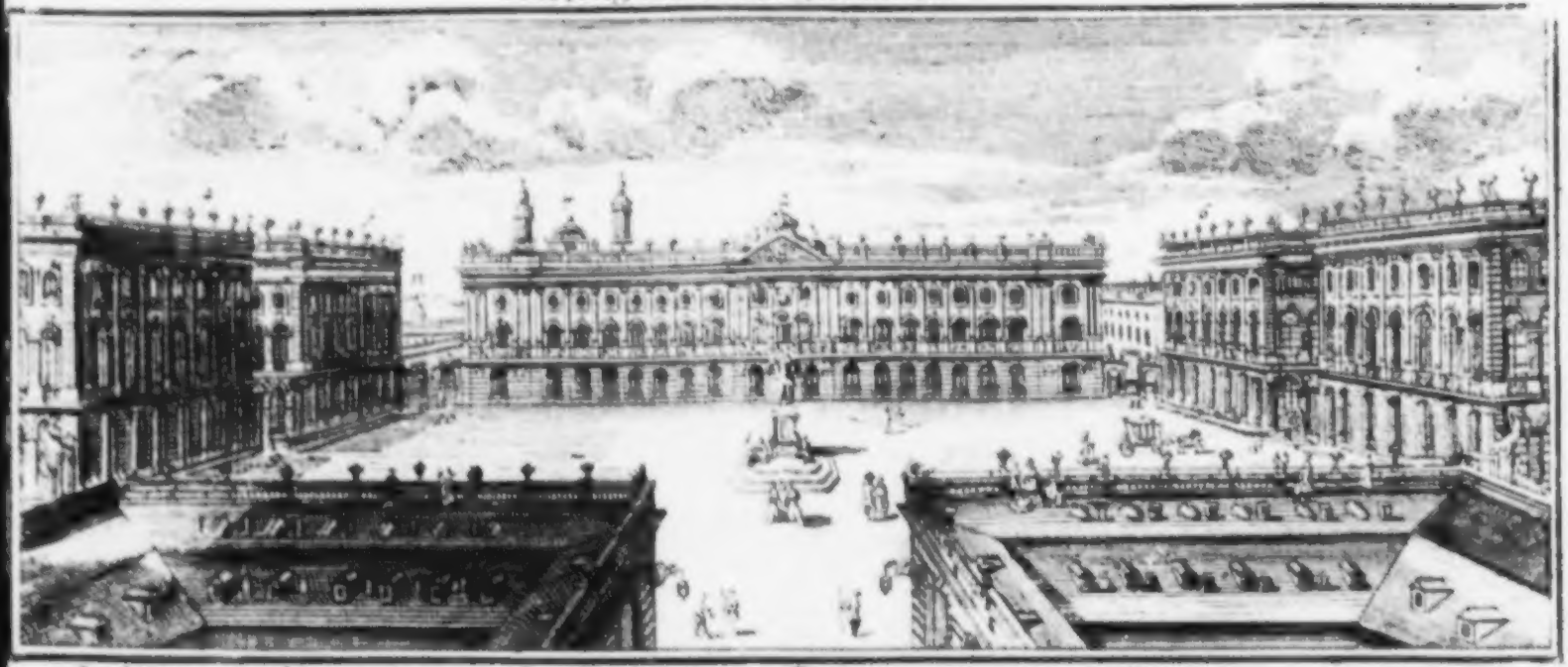

1. Bild Säule Ludwigs des XV. 2. das Rathhaus zu Nancy. 3 das Comedienhaus. 4. die Königl. Häuser
5. und 6. ein Paar Privatgebäude. 7. Thürme der Pfarrkirche. 8. Gasse des H. Stanislaus
9. die Catharinengasse. 10. die Kirchengasse. 11. die Jacobinergasse. 12. eine Nonnen Kirch

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Brachmond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1756.

Inhalt.

I. Catalogo degli Antichi Monumenti diſſotterrati di Ercolano.

II. Zuſätze und Verbeſſerung, der Anecdote litteraire im Journal étranger.

III. Fortſetzung der Abhandlung von den Coſaken.

IV. Adunanza tenuta degli Arcadi in congiuntura della ſolenne Acclamatione &c.

V. Fortſetzung des Auszuges, aus den Diſcorſi ſopra differenti Soggeti.

VI. Eine Parodie, nach der Ode des Herrn von Hagedorn.

VII. Geſchichte der königl Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris IX. Theil.

VIII. Herrn Paſt. Schäfers krebsartiger Kiefenfuß.

IX. Herrn Profeſſor Schützens Beurtheilung, einer den alten Deutſchen angedichteten Grauſamkeit gegen ihre Kinder.

X. Herrn Kriegsrath Engelhards Verſuch eines allgemeinen peinlichen Rechtes.

XI. Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſch. der fr. Künſte. III. Band.

I.

Catalogo degli Antichi Monumenti diſſotterrati dalla diſcoperta città di Ercolano, per ordine della Maeſtà di Carlo, Re delle due Sicilie, e di Gierusalemme, infante di Spagna &c. &c. compoſto & ſteſo da Monſignor Ottavio Antonio Bayardi, Protonotario Apoſtolico &c.

In Napoli MDCCLIV. nella regia Stamperia.

in Imperialfolio. 448 Seiten.

Nach ſo vielen kleinern Nachrichten vom Herculano, und denen in demſelben gefundenen Alterthümern, iſt denn endlich auf königl. Befehl, und auf königl. Koſten, gegenwärtiges prächtige Verzeichniß alter Denkmäler, die man aus der neu entdeckten Stadt Herkulanum ausgegraben, ans Licht geſtellet worden. Papier, Format und Druck ſind ſo groß und koſtbar, daß es wenige ſeines gleichen hat: daher es denn auch in keinem Buchladen feil iſt, und nur vom Könige beyder Sicilien an andre hohe Häupter zum Geſchenke verſandt wird. Gegenwärtiges Exemplar, ſo wir vor Augen haben, iſt

ſeinem Character habe abweichen laſſen. Mein geſchickter Criticus glaubt, dieſes ſey da geſchehen, wo derſelbe die Zeitung von dem Leben ſeiner Tochter erhält, die er für todt gehalten hatte. Cato ſollte nicht ſo ſehr dadurch bewegt worden ſeyn, meynt er, daß er in eine ſo heftige Verwunderung gerathen wäre, als aus der viermal wiederholten und kurz abgebrochenen Frage erhellet. Allein ich frage nur, ob Cato, aller ſeiner Philoſophie ungeachtet, nicht noch ein Menſch geblieben? Gewiß auch die Stoiſchen Lehren konnten die Zärtlichkeit eines Vaters nicht ganz erſticken. Als der Kayſer Marcus Aurelius um den Tod eines ſeiner Lehrmeiſter Thränen vergoß, und ſeine Hofleute ihn fragten, ob ſich das für einen Kayſer und Weltweiſen ſchicke? So ſprach er: Erlaubet mir doch auch einmal ein Menſch zu ſeyn! Warum ſollte nun Cato die Freyheit nicht auch gehabt haben? Die Zeitung kam auch allzu unverhofft, da er nichts weniger denken konnte, als daß ſein Kind noch leben ſollte. Von ſeinem Sohne Marcus hört er den Tod mit Freuden erzehlen: Theils, weil er rühmlich geſtorben; theils, weil Cato durch die vorhergehende Erzehlung allmählich dazu vorbereitet worden. Es haben ſich auch die Stoiker ſchon zum voraus auf dergleichen Trauerfälle vorbereitet. Sie ſtelleten ſichs oft vor, daß ſie dieſen oder jenen aus ihrer Familie einbüſſen könnten. Todesfälle ſind nemlich leicht möglich, und was gewöhnliches. Aber, daß todte Leute lebendig würden, das hatte nicht ſo viel Wahrſcheinlichkeit. Darauf hatte ſich Cato noch nie vorbereitet. Er konnte alſo bey einer ſo ſeltſamen Zeitung leicht aus ſeiner

Gleich-

an unſers durchl. Churprinzen königl. Hoheit überſandt worden. Es iſt in rothen Saffian gebunden und reichlich vergüldet.

Der Vorredner und Verfaſſer dieſes Verzeichniſſes weis in der Zuſchrift und Vorrede an den König, die Wichtigkeit der ganzen herkulaniſchen Entdeckung, und die Vorzüge der daraus gezogenen Sammlung von Alterthümern, in einer prächtigen Schreibart herauszuſtreichen. Er ſaget unter andern: Wenn ſoviel wackere Leute ihre Heimath verlaſſen, und ſich den Anfällen wilder Araber und Türken bloß geſtellet, um die Ueberbleibſel eines alten Palmyra, Perſepolis, Babylon, Ninive, Troja, Epheſus, Ancyra, Sparta, Korinth, Megara und Athen zu entdecken; die Alterthümer von Memphis und Theben, von den Pyramiden, und von Karthago, ja den Labyrinth, und den See Möris, und andre ſolche Dinge zu ſehen: ſo hätte man ja noch viel mehr Urſache, auch die wunderwürdigen Alterthümer, die aus den herkulaniſchen Grüften gezogen worden, mit eigenen Augen zu ſehen. Die Reiſe wäre ja, gegen jene zu rechnen, ſo kurz, daß ein jeder Neugieriger wenigſtens einmal in ſeinem Leben ſie unternehmen ſollte.

Alle Fremde, die bisher dahin gekommen, giengen voller Verwunderung zurück: und es gäbe gleichſam eine neue Epoche in der europäiſchen Hiſtorie, daß in allen europäiſchen Geſellſchaften vom Herkulano geredet würde. Die 700 Gemählde, ſo da vorhanden ſind, wären theils aus einer Farbe ſchattiret, theils mit zweyen, dreyen, vier und mehrern

rern Farben gemalet; und ſchienen zum Theile von den geſchickteſten Händen zu ſeyn. Sie ſtellten Geſchichte, Fabeln, Bachanalien, Menſchen, Thiere; Gottheiten, Opfer, Landſchaften, Gebüſche, Ausſichten, Schlachten, Flüſſe, Seeufer, Häfen, Handwerke, Kleidungen und Hausgeräthe von allen Arten vor. Das geſteht er aber, daß die Vorſtellungen der Baukunſt darinnen zeigen, daß die Kenntniß der Alten in der Perſpectiv, noch unvollkommen geweſen.

Sonderlich ſieht man darinn viele Vorſtellungen von ägyptiſchen Gottheiten, von hetruriſcher Baukunſt und Schnitzwerken; wodurch noch viele Entdeckungen gemachet werden könnten, die den bisherigen Schriftſtellern aller europäiſchen Völker noch unbekannt geweſen: ſonderlich, was die Larven und Mummereyen der Alten anbetrifft, die bey ihren mimiſchen, pantomimiſchen und tanzenden Schauſpielen, gewöhnlich geweſen.

Die ſilbernen, ehernen, ſteinernen, irdenen, gläſernen, und andern Gefäße, ſo daſelbſt vorhanden ſind, könnten noch eine ernſthaftere Betrachtung an die Hand geben. Es giebt deren zu heiligem und gemeinem Gebrauche, von großer, mittelmäßiger und geringer Größe, von verſchiedenen Figuren und Geſtalten eine große Menge. Krüge, Näpfe, Bächer, Schüſſeln, Teller, Keſſel, Töpfe, Tiegel, Flaſchen, Kannen, Nößel und halbe Maaße, Thränengefäße, Eimer, Kufen, Wannen, Mezzen, Schalen, Kelche, Pocale, Mörſer, Büchſen, und hundert andere kleinere Geſchirre, ſind in erſtaunli-

cher Anzahl zu sehen. Hier führet der Verfasser die Beschauer dieser Seltenheiten redend ein; so daß der eine dieß, der andere jenes bewundert. Mit einem Worte, der Küchengefäße und anders Hausrathes ist so eine Menge, daß Schriftsteller daraus eine ganz neue rem culinariam der Alten herausbringen könnten: wie denn wirklich eine Pastete gefunden worden, die aber sogleich in Staub zerfallen ist.

Ja unser Verfasser führet nicht nur die Menge und Mannigfaltigkeit der Schüsseln und Gefäße an, er preiset auch die Schönheit der Arbeit an denselben so sehr, daß er spricht: man sollte denken, sie wären zu Paris, oder London gemachet worden. Ferner meldet er eine Menge chirurgischer Werkzeuge, die großentheils den heutigen ähnlich sind; großentheils auch viel Kopfbrechens geben, wozu sie wohl gebrauchet worden. Dadurch aber wird auch die Wundarzney der Alten eine große Erläuterung bekommen, wenn man ihnen recht nachdenken wird. Was die alten Opfergefäße anbetrifft: so ist alles vorhanden. Rauchfässer, Feuerzeuge, Bäcken, Hämmer, heilige Schalen, Wasserkrüge, Hobel, Messer, Stücke von Leuchtern, Stücke von Hörnern zum Blasen, Töpfe, Trompeten, Schällen zum Klingeln, Sprengwedel, u. d. m. im Ueberflusse.

Wie glücklich ist unsre Zeit! ruset der Hr. Verf. aus; wegen einer so beglückten Entdeckung. Er verkündiget, daß alle künftige Zeiten uns beneiden, und häufig nach Portici kommen würden, um den dasigen Vorrath zu besehen. Hier erzählet er die

Bild-

Bildsäulen in Marmor, die man gefunden; nämlich außer dem Nonius Balbus, auch eine Ceria, seine Mutter, eine griechische Pallas, die den Schild auf eine neue Art am Arme trägt, viele von consularischer und senatorischer Würde, viele vom Priesterstande; ja Könige, Fürsten, Weltweise, Faunen, Satiren, Nymphen, Bachantinnen, Kinder, und verdoppelte Stücke (Gruppen). Dabey bemerket man nun allerley Barete, Hüte und Kappen, nach römischer, attischer, spartanischer und phrygischer Art. Es fehlet nicht an macedonischen, attischen und parthischen Priesterhauben, Mützen, Binden, Schleyern und Ueberhängsein. Ja es giebt Kopfputze, in welche sich auch das Frauenzimmer vom besten Geschmacke verliebet.

Wo bleiben nun noch die Brustkleider, Hemde und Wämser von allerley Art? wo die Pantoffeln, Sohlen, Schnüre, Halbstiefel, hohen Schuhe, Beinkleider, Socken, Kriegskleider, Feldmäntel, Feldherrnkleider, breitstreifigte, und schmalstreifigte Togen, mit Palmen gestickte u. a. m. von unzähligen Arten? Wo alle Reisekleider, Sklavenjacken, Winterpelze und Regenmäntel; wo alle Frauenzimmerputze, die auf den Bildsäulen ohne Ende angetroffen werden? Was für Arten von Kronen und Kränzen, Schäferstäben, Blashörnern, Gürteln, Binden, Armbändern, Ueberhängen, Brustlappen u. Schweisstüchern findet man nicht? Kurz, die ganze Lebensart und Haushaltung der Römer liegt nun am Tage.

Nun redet der Herr Verfasser wiederum den König an, und saget, daß dieses itzo die gelehrten Unterre-

dungen, auf allen europäischen Universitäten wären. Man spräche mit Erstaunen davon; man lache über die seltsamen Priapen, über die Hausgötzen, und Schutzbilder der Geschlechter: und wundre sich über die ungeheure Menge der kleinen Schnitz- und Gußbilder von Göttern, Philosophen und Schäfern, Nymphen, und Thieren. Man rede von den unendlich vielen Larven, Siegeln, Schlössern, Schlüsseln, und Dietrichen, von allen Arten der Metalle. Der eine lobe die Marmorsäulen: der andre die großen und kleinen Tische von Marmor, die so fein gearbeitet wären, als die schönsten heutigen; indem sie Götter, Philosophen, Satiren, Bachanten und tausend andre Dinge vorstelleten.

Er kömmt auf die Brunnen, Bäcken, Röhren, und Bäder von Marmor; auf einen jungen Herkules, auf einen barbarischen König, auf Philosophen, auf einen Flußgott, und soviel andre halberhobne Vorstellungen in Marmor. Es folget ein eherner Herkules, dergl. Hirten, Abbildungen der Isis, in allerley Gestalten, imgleichen des Jupiters, Mercurs, Aeskulaps und der Hygiäa, wie auch andrer Gottheiten in Menge. Wo bleiben noch die unendlichen vielen Lampen und Leuchter, die Altäre, Rauchfässer, oberleitliche Stühle oder Sessel? Alle sind schön, bezaubernd, und wunderbar; sowohl als die Halsbänder, goldnen Bullen, Ringe, Schnallen, und Spangen von allerley Metallen. Es giebt auch rothe Schmelzfarben, und irdene Gefäße, die damit glasiret sind.

Würfel

Würfel von allerley Arten, Wageschaalen, Maaßstäbe, u. Getreidemaaße von allen Arten fehlen auch nicht. Viele davon findet man in der Gerste, im Roggen, im Weizen, in Datteln, Mandeln, Nüssen Pistacien, Bohnen und Feigen. Alle diese Dinge sind in den herkulanischen Grüften gefunden worden, und ein jeder Verständiger kann daraus schließen zu welcher Jahreszeit das Herkulanum verschüttet worden. So gar Kämme, und Schreibzeuge mit allem Zubehör sind gefunden worden: und wenn eine Dame in ihrem Cabinette einen Nachttisch aufstellen wollte: so könnte sie keinen von bessern Geschmacke finden, als einen der von einer Isis unterstützet ist. Der musivischen Arbeiten nur im Vorbeygehen zu gedenken.

Was für schöne Gefäße von Bergeristallen findet man nicht? Wie viel metallene Spiegel, wie viel Münzen von allerhand Metallen! Es sind sehr viel consularische, meistens aber kaiserliche: die denn, weil sie niemals neuer sind, als vom Titus, die Zeit der verschütteten Stadt ganz deutlich angeben. Alle Zweifler werden hier bey diesen Denckmälern nachgeben müssen: wenn sie zumal die Schaubühne, die (ital.) Meilen langen Gebäude und Straßen, Quer- und Kreuzgassen, u. d. gl. sehen, und bemerken werden: daß hier nicht etwa ein Landhof, oder Dorf, sondern eine wahre, große, und ansehnliche Stadt gestanden haben müsse.

Hierauf bestimmet der Herr Verfasser etwas genauer das Jahr, wenn die Stadt untergegangen, dabey wir uns nicht aufhalten können. Er meynet

aber, das Herkulanum sey im 2757sten Jahre der Welt vom thebanischen Herkules erbauet worden; habe 1327 Jahre gestanden, und sey unter dem Kaiser Titus zu Grunde gegangen. Darauf wird gemeldet: daß, wenn erst alle Bilder, die man abzeichnet und in Kupfer bringt, fertig seyn werden, man auch zu den Bildsäulen schreiten werde. Wird man indessen noch mehr Bilder finden: so wird man einen zweyten, einen dritten Band daraus machen. Wird man im Pompejano etwas entdecken: so will man das besonders aufheben und bekannt machen. Es solle auch kein Grübler beym Anblicke der Kupfer ekel thun, und an der Wahrheit zweifeln: weil man die geschicktesten Zeichner dabey gebrauchet. Der Herr Verfasser will übrigens der Ordnung folgen, der sich Montfaucon bedienet hat. Er will auch eine genealogische Tafel beyfügen, darauf man vom Inachus bis auf den Herkules sein Geschlecht und seine Verwandschaft mit den übrigen griechischen Königen sehen wird: wer Theseus, wer Minos, wer Cekrops, wer Danaus, wer Europa gewesen: welches unsers Erachtens, bey den herkulanischen Alterthümern eben so nöthig nicht wäre,

In der Beschreibung selbst verspricht er alle Richtigkeit und Wahrheit zu beobachten. Auf das Kupfer und seine Nachrichten, soll man sich völlig verlassen können: indem er nicht allein seinen eigenen Augen trauen, sondern auch Männer von feinem Geschmacke zu Hülfe nehmen wolle. Das übrige sind Complimenten an den König: und nun kommen wir auf das Verzeichniß selbst.

Die

Die Malereyen machen den Anfang. Hier findet man Ziegen, Tyger, Hirſche, Papageyen, Vögel, Ausſichten, Siegeszeichen, Menſchen, Adler, Pfauen, Landſchaften, Feldſtücke, und hundert andre Sachen, an der Zahl 138. Nun folgen die Schnitzbilder und gegoſſenen Bruſtbilder von Marmor und Metall, imgleichen Köpfe, halb erhobene Sachen, Wegeſäulen, und Larven, an der Zahl 350.

Darauf erzählet man, Gefäße, Schüſſeln, Töpfe Keſſel und Handhaben von allen Arten der Geſchirre, alles von Metall, 722. Stücke: wozu aber auch noch irrdene und gläſerne kommen, die mit den vorigen 915. St. machen.

Dreyfüße oder Seſſel und Stühle, an der Zahl 24. Zu einem, zwey, oder mehr Lichtern 163 St. Leuchter, 40 Stück. Allerley vermiſchte Sachen, als Thronen, Altäre, Meſſer, Hammer, u. d. gl. 732. Stücke.

Man kann leicht dencken, daß hierunter eine ungemeine Menge und Mannigfaltigkeit alter Sachen vorkommen muß: darüber manchem Liebhaber alles deſſen, was griechiſch und römiſch iſt, gewiß der Kopf in die Runde gehen wird; bis er es entweder ſelber geſehen, oder ſich doch in Kupferſtichen bekannter gemacht haben wird, als ihm die heutigen Dinge in ſeiner eigenen Vaterſtadt ſind.

II.

Zuſätze und Verbeſſerung, der ſo betitelten Anecdote litteraire, im Journal étranger, vom Aprilm. 1756. Die alte Fabel, vom Muller und ſeinem Eſel betreffend.

In diesem angeführten Artikel a. d. 177. u. f. S. wird gesaget: alle Welt kenne des la Fontaine Fabel, le Meunier, son fils, et l'Ane. Mit gleichem Rechte können auch wir sagen: alle Welt kenne die Canitzische Fabel, der er die Ueberschrift gegeben: **Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.** Um sie unsern Lesern, die vielleicht seine Gedichte nicht bey der Hand haben, ohne Mühe ins Gedächtniß zu bringen, wollen wir sie hersetzen. Sie hat eine so edle und liebenswürdige Einfalt, daß man sie billig allen heutigen gefirnißten Fabelschreibern zum Muster anpreisen kann. Sie klingt so:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fieng.
Ein Esel war sein Pferd; sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch auf schwachen Füßen traben?
Drum stieg der Vater ab und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieß für übel nahm.
Es schrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden,
Man pflegt nicht, so wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Der kehrte wieder um, wie ers am besten fand;

Und

Und sagte, sollt ich mich in alle Menschen schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rucken.

Von dieser Fabel nun ist die Frage: wer sie zuerst erfunden habe, oder ihr wahrhafter Dichter sey? Die Franzosen haben bisher geglaubet, la Fontaine habe sie vom Racan, und dieser vom Malherbe gehöret, und zuerst in Verse gebracht. Denn das saget er selbst in der langen Vorrede dazu:

Je t'en veux dire un trait assez bien inventé;
Autre fois à *Racan* Malherbe l'a conté.

Da nun Fontaine unstreitig lange vor Canitzen gelebet; dieser auch in Frankreich gewesen, und die französischen Poeten gar wohl gekannt hat: so dörften auch wohl viele der unsrigen darauf verfallen, zu glauben: Canitz habe diese Fabel vom Fontaine erborget, und nur die unnöthigen Umschweife weggelassen, womit der wortreiche französische Dichter seine Erzählung verbrämet hat. Allein es hat keine Noth: der Augenschein giebt es nur gar zu deutlich, daß Canitz den Fontaine gar nicht gebrauchet, ja nicht einmal nachgeahmet hat.

Dieses unsern Lesern überzeugend vorzutragen, muß ich die fontainische Art, sie zu erzählen, meinen Lesern auch bekannt machen: und zwar in einer Uebersetzung von Worte zu Worte, um ihnen nichts zu verhölen. Ich lasse, der Kürze halber, Racans Worte aus, die zur Fabel nicht gehören.

Ich habe irgendwo gelesen, spricht Malherbe **, daß

** Malherbe ist also so ehrlich, daß ers gesteht, er habe diese

Gleichmüthigkeit kommen, und wiederum einmal auf einige Augenblicke ein Menſch werden.

Alle dieſe Vertheidigungen der mir angemerkten Fehler will ich nunmehro meinem unbekannten Richter und ſeinen gelehrten Freunden, deren Beyſtand er gehabt, imgleichen dem berühmten Manne, der die mir überſchickten Gedanken ſelbſt mit ſeinem Beyfalle beſtärket hat, zu eigener Beurtheilung und Prüfung überlaſſen. Ich habe vielleicht auch hierinn Fehler mit Fehlern gehäufet, und die Schwäche meiner Einſicht in die theatraliſche Poeſie verrathen. Wie leicht könnte dieſes kommen, da ich unter meinen Landesleuten noch ſo wenige Vorgänger darinn gehabt? Sollte alſo mein neues Urtheil ſo ausfallen, ſo werde ich mich gefangen geben, und kein Wort mehr ſagen, mich von neuem zu vertheidigen. Ja auch iezo gebe ich meinem Critico in der letzten Anmerkung ſchon vollkommen recht. Es iſt wahr, daß ich beſſer gethan hätte, wenn ich durchgehends alle Perſonen einander auf gut Römiſch hätte du heiſſen laſſen. Allein, ich will ſagen, was mich verführet hat: Ich dachte, daß man unſere Deutſchen nicht auf einmal mit einer ſo groſſen Veränderung zu übereilen hätte. Es dünkt uns ſehr grob, wenn eine Bediente zu ihrer Prinzeßin, ein Sohn zu ſeinem Vater, u. ſ. w. du ſaget. Daher habe ich eine Mittelſtraſſe halten wollen. Phenize heißt ihre Prinzeßin, dieſe den Cäſar, den Cato, den Pharnaz, ſo lange ſie noch höflich mit ihm redet, den Portius, ſo lange ſie ihn noch nicht für ihren Bruder erkennet, u. ſ. w. Ihr! Cato nennt die Arſene als eine Königin, den Cäſar als einen groſſen Feldherrn,

ſo

daß ein Müller und sein Sohn, der eine ein Greis, der andre ein Kind, doch nicht von den kleinsten eins, sondern irgend funfzehn Jahre alt, wo ich es recht behalten habe, an einem Markttage zur Stadt gegangen, ihren Esel zu verkaufen. Damit er nun recht munter seyn, und desto besser abgehen möchte, band man ihm die Füße, hing ihn daran auf; und so trugen ihn der Mann und sein Sohn, wie einen Kronleuchter.

Du armes Volk! ihr Gümpel! unwissendes und dummes Paar! Der erste, der sie sah, lachte überlaut. Was für ein Narrenspiel, hieß es, werden uns diese Leute noch zeigen! Der ärgste Esel unter ihnen ist gewiß nicht der, den man dafür ansehen sollte! Bey diesen Worten erkannte der Müller seine Unwissenheit. Er setzet die Bestie auf die Beine, und läßt sie losbinden. Der Esel, dem die erste Art zu gehen sehr wohl gefiel, beklaget sich in seiner Baurensprache. Der Müller fraget nichts darnach, läßt seinen Sohn aufsitzen, und folget ihm.

Von ungefähr begegnen ihm drey gute Kaufleute. Der Anblick misfällt ihnen. Der älteste von ihnen rief dem Jungen zu: Hola, ho! steig herab, junger Bursch; daß man nicht sage, du habest einen graubärtigen Diener hinter dir. Du sollst von rechtswegen hinterhertraben, und der Alte soll reiten. Ihr Herren, versetzte der Müller, man muß euch gehor-

diese Fabel nicht selbst gemachet; sondern anderswo gefunden: und das muß wahr gewesen seyn, wie bald erhellen wird; ob er sie gleich durch Mangel des Gedächtnisses sehr verderbet und verstümmelt hat.

gehorchen. Der Knab ſteigt ab, und der Greis ſitzet auf: als von dreyen vorbeygehenden Mädchen die eine ſchreyt: Iſt es nicht eine Schande, den jungen Menſchen da ſo nachhinken zu ſehen; da der alte Geck wie ein Biſchof da ſitzet, ein Kalb auf dem Eſel vorſtellet, und ſich dabey für recht geſcheid hält.

In meinen Jahren, verſetzte der Müller, giebt es keine Kälber mehr. Mädchen, ziehe du deine Straſſe, und laß mich machen. Nach manchem Spotte, der Schlag auf Schlag hin und wieder fiel, glaubte doch der Mann endlich unrecht zu haben, und ſetzte ſeinen Sohn hinter ſich. Kaum war er dreyßig Schritte weit gekommen: ſo fand ein dritter Haufen wieder etwas zu meiſtern. Der eine ſprach: die Leute ſind närriſch! Der arme Eſel kann nicht mehr fort; und wird unter ihren Prügeln bleiben. He! wer wird denn das arme Vieh ſo beladen? Habt ihr denn kein Mitleiden mit eurem alten Hausgenoſſen? Ohne Zweifel wollt ihr ſeine Haut auf dem Markte verhandeln.

Zum Geyer! ſagte der Müller, der iſt im Hirne verrückt, der es aller Welt und ſeinem Vater zugleich recht machen will. Gleichwohl wollen wirs noch einmal verſuchen; ob wirs noch auf einige Art treffen können. Sie ſteigen beyde ab: und der Eſel geht ganz prälatenmäſſig vor ihnen her. Ein Reiſender ſiehts, und ſpricht: Iſt denn das Sitte, daß ein Eſel gemächlich einhergeht, und der Müller zu Fuße trabet? Iſt denn der Eſel, oder ſein Herr dazu gemachet, ſich abzumatten? Ich rathe den guten Leuten, ihn gar in Glas einzufaſſen. Sie

vernutzen ihre Schuhe, und schonen ihren Esel! Niklas macht es ganz anders: denn wenn er zu Hannen geht, steigt er auf den Esel; wie das Lied lautet. Ist das nicht ein schönes Eselkleeblatt!

Der Müller erwiedert: Ich bin ein Esel; das ist wahr, ich gestehe und bekenne es. Allein man mag mich künftig entweder tadeln oder loben: Man mag etwas, oder gar nichts von mir sagen: so will ich doch meinem Kopfe folgen. Das that er auch, und that recht daran.„

Da haben wir nun die ganze Fabel, nach Fontainens Erzählung: und nun urtheile ein jeder, ob Canitz den Fontaine nachgeahmet habe. Seine Erzählung ist ganz umgekehrt; aber zehnmal gescheider als die fontainische. Der Müller ist willens, nicht zu Markte, sondern auf Reisen zu gehen. Und wie wäre das erste wahrscheinlich, da er nichts zu verkaufen mitgenommen hatte? Fontaine dichtet also, er hätte den Esel selbst verkaufen wollen. Gesetzt nun, das wäre so gewesen: würde wohl ein gescheider Mensch auf die Gedanken kommen, ihn selbst hinzutragen? Fürwahr, um die vorhabende Lehre heraus zu ziehen, daß die Welt ihr tadeln nicht läßt, dorfte man eben nicht mit einer Narrheit den Anfang machen. Der erste Tadler nämlich hatte gewiß recht, als er sagte: der größte Esel sey nicht der vierbeinigte.

Eben so wunderlich ist es, wenn weiter folget: Dem Esel hätte die erste Art zu reisen besser gefallen, als die zweyte. Wer das glauben kann, der versuche es, einen Esel mit zusammen gebundnen

Füßen

Füßen über eine Stange zu hängen, und ſehe, wie es ihm behagen wird! Wie viel geſcheider läßt Canitz es zu dieſer Thorheit gar nicht kommen! Er läßt ſeinen Müller dieſen Anſchlag als eine Ungereimtheit anſehen; die ihm noch zu letzt von allen Tadlern zugemuthet werden würde: weit gefehlt, daß er von ſich ſelbſt darauf fallen ſollte.

Und ſagte: Sollt ich mich in alle Leute ſchicken:
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken!

Nun urtheile man, welcher Dichter die Natur beſſer nachgeahmet habe: und ob es wohl möglich ſey, daß dieß ſchöne Nachbild, nach einem ſo ſchlechten Originale gemalet ſeyn könne.

Doch wird man ſagen: vielleicht hat Canitz jene ungeſchickte Fabel als einen rohen Stoff angeſehen, den er beſſer zugeſchnitten, und in Ordnung gebracht. Er iſt gewiß der erſte nicht, der alten Fabeln einen beſſern Schwung, und eine neue Wendung gegeben hat. Wir wollen es nicht in Abrede ſeyn; weil allerdings auch dieſes eine Ehre für unſern deutſchen Dichter ſeyn würde: wenn nicht ältere Vorgänger vorhanden wären, welche dieſe Fabel ebenfalls auf Canitziſche Art erzählet hätten.

Joachim Camerar, ein vormals berühmter Profeſſor dieſer hohen Schule, gab 1564. Fabulas æſopicas plures quingentis heraus; und der beſte Buchdrucker damaliger Zeiten in Deutſchland, der belobte **Vögelin** alhier, machte 1570 eine neue Ausgabe davon, in 8. die wir ſelbſt beſitzen. Auf der 170ſten u. f. S. ſteht dieſe Fabel unter der Aufſchrift:

schrift: Asinus vulgi. Die Herren Verfasser des Journal Etranger haben dieselbe durch einen Aufsatz kennen lernen, den unser Herr Prof. Christ einem seiner Freunde zugesandt. Wir kennen denselben Freund; es ist der Herr Abt Couché, der vorigen Sommer zweymal durch Leipzig gegangen; und dem wir viel ältere deutsche Dichter gewiesen, darinn diese Fabel lange vorm Camerar gestanden hat. Herr Prof. Christ hat also darinn recht, daß Camerar eben die Fabel, und zwar in umgekehrter Ordnung erzählet, den Esel zuletzt auf der Stange tragen, und endlich, als auch dieß getadelt ward, in einen Fluß stürzen läßt. Er hat recht, wenn er den Camerar für älter, als den Fontaine und Malherbe hält, und muthmaßet: daß dieser vielleicht Camerars lateinische Fabeln gelesen haben kann. Endlich hat er auch darinn recht, daß dieser sein Landsmann (denn er war 1500 zu Bamberg gebohren) keinen sehr erfindungsreichen Witz gehabt; und folglich selbige einem ältern Vorgänger abgeborget haben mag.

Allein in vielen andern Stücken hat dieser berühmte Mann groß Unrecht; und hätte den Herrn Franzosen wohl bessere Nachrichten geben mögen. Denn erstlich ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Camerar, wie er vorgiebt, diese Fabel von einem alten deutschen Maler gelernet. Wenzel Hollard zwar, gebürtig aus Prag, ein Kupferstecher, hat 1520 fünf artige Kupfer davon zu Frankfurt am Mayn herausgegeben, darinn er die fünf besondern Aufzüge des Müllers mit seinem Esel entworfen hat.

hat. Ist nun dieß gleich richtig: so ist es doch nicht möglich, aus fünf solchen Bildern, die ganze Fabel zu machen: wenn diese nicht schon vorher bekannt gewesen. Vielmehr muß, der natürlichen Ordnung nach, die Arbeit des Dichters vorhergegangen seyn, und den Hollard bewogen haben, seine fünf Zeichnungen darnach zu machen. Wer würde sichs wohl träumen lassen, daß Homer, Virgil, Ovid oder Phädrus, imgleichen bey uns Heinrich von Alkmar, und Rollenhagen, ihre Fabeln nach gewissen vorhandnen Bildern allererst erdacht hätten?

Es muß also vor Hollarden bereits eine solche Fabel vom Müller und seinem Esel vorhanden gewesen seyn, die ihm zu seinen fünf Kupferstichen Anlaß gegeben: eben sowohl, als lange vor Everdingen, die Fabel vom Reinke Fuchs da war, die seine Kupferstiche durch alle ihre Theile vorstellen *. Die eigentliche Frage ist nur: wer der eigentliche Erfinder derselben gewesen; ein Franzos, oder ein Deutscher? Denn so viel ist gewiß, daß sie weder in den griechischen, noch römischen Schriftstellern vorkömmt; weder vom Aesop, noch vom Phädrus, noch vom Avienus erdacht worden. Und das hätte Hr. Prof. Christ, als ein deutscher Litterator, zur Ehre seines Volkes, entdecken und darthun sollen; nicht aber einem bloßen Maler oder Kupferstecher die Ehre einräumen müssen, diese so schöne Fabel erfunden

* S. die neueste und prächtige Ausgabe des Reinke Fuchs, die Hr. Prof. Gottsched bey Peter Schenken zu Amsterdam herausgegeben.

funden zu haben; die gewiß einem der feinsten Köpfe Ehre machen könnte, die Griechenland und Rom hervorgebracht hat.

Nun besinnen wir uns zwar irgendwo gelesen zu haben: daß ein gewisser churpfälzischer Rath und gelehrter Mann, gegen das Ende des XVten Jahrh. eben diese Fabel, in lateinischer Sprache, in einem schon damals gedruckten Buche, vorgetragen. Weil uns aber die Stelle entfallen ist; so können wir itzo den Namen desselben nicht anzeigen. Es ist aber desto weniger daran verlohren, da es gewiß ist, daß auch dieser, wer er auch gewesen seyn mag, nicht der wahre Urheber derselben seyn kann; da wir einen viel ältern Dichter angeben können, der sie in deutscher Sprache und Reimen vorgetragen hat. Der berühmte D. Jo. Ge. Scherz, weiland öffentl. Lehrer zu Straßburg, hat denselben bereits im 1704 u. f. J. im öffentl. Drucke ans Licht gestellet; und um desto mehr hätte selbiges einem ordentl. Lehrer der Dichtkunst bekannt seyn sollen.

Das Werk hat den Titel: Philosophiæ moralis Germanorum medii ævi Specimen I. ex MSC. nunc primum in lucem publicam productum. Arg. Litt. Jo. Fr. Spoor in 4. Hierinn ist nun ein altes Fabelbuch enthalten, welches Scherz aus sehr guten Gründen in die Hälfte des XIII. Jahrhunderts setzet. Ob er nun gleich derselbe, in den 180 Quartseiten, die er zu einzelnen Bogen davon ans Licht gegeben, nicht das ganze Werk zum Ende gebracht: so ist doch obige Fabel vom Müller und

seinem

ſeinem Eſel darinn bereits enthalten. Sie iſt nach ſeinem ſtraßburgiſchen Mſpte. die 49ſte in der Ordnung; und hebt ſo an:

Einstags zu marckt fur ein man
Einen ſun er zu im nam,
Und ſin eſel auch durch das
Das er möcht ritten deſter baß
Uff den eſel ſaß der man
Und reit der ſun muſte gan. ꝛc.

Wir würden die ganze Fabel ſo mittheilen, wenn uns nicht zwo andre alte Abſchriften davon in die Hände gefallen wären. Die eine hat Herr Profeſſor Gottſched vor etlichen Jahren aus der Verlaſſenſchaft des berühmten Gottfr. Thomaſii zu Nürnberg, mit nahe an funfzig andern deutſchen Mſpten in Fol. und Quartbänden erhandelt; und die zweyte hat ſelbiger von der herzogl. Wolfenbüttelſchen Bibliothek zum Gebrauche hier gehabt, und Abſchrift davon genommen. Beyde ſtimmen faſt durchgängig überein: einige wenige Stellen ausgenommen, die nur eine andre Mundart zeigen.

Die erſte davon, iſt nach allen Merkmaalen etwas älter, als die zweyte. Weil aber weder vorn noch hinten eine Jahrzahl zu finden iſt: ſo kann man das eigentliche Jahr davon nicht angeben. Beyde ſind auf Papier geſchrieben, und mit vielen Figuren aller Fabeln gezieret; die aber in der erſten Abſchrift weit ſchönere Zeichnungen und Farben zeigen, als der Wolfenbüttelſchen; welche noch dazu ſehr zerriſſen, und ſo mangelhaft an Blät-

tern ist, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln nebst ihren Bildern fehlen. Daher haben wir unsre Abschrift nach Wien gesandt, und sie allda durch einen werthen Freund, aus einem auf der Kaiserlichen Bibl. vorhandnen Mspte. durchgehends ergänzen lassen.

Weswegen uns aber dieser braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl, und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51. drucken lassen; obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Unser eigner Codex hält 75 Fabeln in sich, und der Müller mit dem Esel ist die 50ste. Der Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verf. wie die Fabeln selbst das XCI Capitel nennet. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCss. Der Namen des Verfassers, wird in folgenden Zeilen erwähnet:

Von Kiedenburg ist er genannt,
Gott muß er ymmer sein bekannt,
Vnd das er das zu teutsch hat gepracht,
Von Latein, so mus sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In Hymel und auf erden.

Diese Worte lauten nun so, als ob sie nicht von dem Urheber selbst wären; wie man denn auch in andern alten Dichtern, z. E. bey Heinrichs von Veldeck Aeneis, Beschlüsse von fremder Hand findet. Daß er nun saget, es habe der von Kiedenburg diese Fabeln nur aus dem Lateine übersetzet, ist freylich

von

von den meiſten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es iſt aber augenſcheinlich, daß viele, ja faſt die Hälfte, aus keinem itztbekannten ältern Fabeldichter genommen; ſondern von urſprünglich deutſcher Erfindung ſind. Da die angegebne Jahrzahl nur das Jahr dieſer Abſchrift anzeiget; die alſo nunmehr 354 Jahre alt iſt: ſo kann ſie die Gründe des ſeligen Scherzens nicht entkräften, der den erſten Urheber in die Zeiten Kaiſer Friedrichs des II. geſetzet hat; ſo daß das Alter unſres Fabelbuches nunmehr auf die 500 Jahre hinanſteigt.

Nun theilen wir die genaue Abſchrift unſrer Müllerfabel mit: ſo daß wir die abweichende wolfenbüttelſche Leſeart an der Seite ganz mit beyfügen wollen.

Unſer Codex. Die 50 Fabel.	Der wolfenb. Cod. 51 Vone Unglimpfe.
Das 1 Bild.	
Der Alte reitet, der Knabe geht.	
Xins tags zu marckit fur ein maier *	Eynes dages zu marcke vor ein man
Sein Sun er mit im nam	Synen ſone er auch mit eme nam
Vnd ſeinen eſel auch durch das	Auch ſyn eſel mit eme waz
Daz er mocht reiten deſter paß	Das he mochte ryden deſte baß
Auf den eſel ſas der man	Uf den eſel ſaz der man
Vnd rait ſein ſun der muſten gan	Vnd reit ſin ſone muſte en nachen gan

* maier ſcheint nur ein Schreibfehler zu ſeyn, für Mann

ſo lange er noch gelaſſen mit ihm redet, gleichfalls Ihr. Seine Bedienten gegen ihn thun es gleichfalls: wie auch Pharnaz gegen die Königin, den Cato und den Cäſar thut. Allein eben dieſe Perſonen, theils, wenn ſie im Affecte ſtehen; theils, wenn ſie mit ſchlechtern reden; theils, nachdem Cato die Arſene für ſeine Tochter erkläret hat, heiſſen einander auch du. Doch, ich geſtehe es, ich hätte beſſer gethan, wenn ich durchgehends dieſes beobachtet hätte. Es wäre ein Verantworten geweſen. Soll ich künftig noch ein Trauerſpiel machen, ſo werde ich mir ein Geſetz machen, ſolches zu thun, und alſo auch hierinn die edle Einfalt alter Sitten, zum wenigſten auf der Schaubühne zur Bewunderung darſtellen. Andere werden das, was ich verſehen habe, beſſer machen.

Fungar vice cotis, acutum,
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Zuſatz.

Als das Vorige bereits im Drucke war, erhielte ich ein abermaliges Schreiben von obgedachtem gelehrten Manne und werthen Gönner; darinn mir ſelbiger noch folgende Erinnerung zumachen beliebet hat: „Was mir noch beyfällt, heißt es, iſt, „daß der Tod des Cato nicht beſchrieben worden, „wie ich ihn im Plutarchus, Florus und Seneca „vorgeſtellt angetroffen. Man ſehe ſonderlich Sen. „de Providentia Cap. II. add. Epiſt. XCIII. Ich „habe das Schauſpiel iezt nicht bey der Hand, da„her ich mich auch nicht deutlicher erklären kann.

Was

Mit jm der hett zerreitten nit
Nu fugt es sich von geschicht
Daz jn die lewt bekamen
Die groß wunder namen,
Sy sprachen sehend wie der man
Reit vnd leßt den Knaben gan.
Ließ er den Knaben reitten
Vnd ging bey seinen Seitten
Daran tet er verre pas
Do der alt erhöret das
Ab dem esel sas er da,
Der jun sas auf vnd ward fro
Daz er da reiten solte
Der alt gern wolte
Neben bey dem esel gan.

Mit eme wenn he hatte zu riden nicht
Nu fuget sich von vngeschicht
Daz eme Lude entgegen quamen
Die sich deß greß wonder namen
Sie sprachen: wie daz der man
Ridde vnd liez den jungen gan
Ließ he den Knaben riden
Vnd ging hee newen siner siden
Darane deet hee vel deste baß
Do der alde erhöret daz
Vone deme esel saz er abe do
Der sone saß vff vnd wart vel fro
Daz er nu riden solde
Der alde gerne daz wolde
Bie deme esel er gane

2 Figur.

Der Sohn reitet, der Vater geht hinter her.

Do bekomen jm zwen ander man
Der ain zu dem andern sprach
Do er den Knaben reitten sach
Wärtta trauwt gesell mein
Der alt mag wol ein tor sein
Das er reitten lat den Knaben
Der solt laufen vnd traben

Da begeyne eme andern mane
Der eyne czu deme andern sprach
Do er den Knaben riden sach
Wartta trutt geselle myne
Der alde mag wol eyne tor sin
Daz er riden lesset den Knaben
Der selde lauffen vnd traben

Vnd

Vnd ſolt der alt reitten
Vil kaum mocht er gepeitten
Daz er auf den eſel kam
Zu ſeinem ſun und reit von dan.

Vnd ſolde der alde riden
Vele kume mocht hee gebeiden*
Daz er auch uff den eſel quame
Zu deme Knaben vnd riden begane.

3. Figur.

Es reiten beyde zugleich.

Den eſel ritten beyde
Das ward in ſchier laide
Da im die Lewt bekamen
Numer dum namen
Sprachen ſy nemend alle war
Wie der alt tore var
Geſattelt auf dem eſel ſein
Er und auch das Knäbelein
Sy wend den eſel haben todt
Iwar das tut In kein nodt
Der alt ſolt wol rue han
Reitten vnd der Jung gan
Do dieſe red alſo geſchach
Der vatter zu dem Sun ſprach
Wol ab, wir ſullen beyd gan
Der eſel ſol auch rue han
Do kamen frowen vnd man

Den Eſel ridden ſie beyde
Daz watt eme vel eze leyde
Do eme die Lüde engegen quamen
Große wunder ſie dez namen
Sprachen ſy alle, nemet ware
Nu wi der alde Narre
Geſaczet hatte ſich vff daz eſelne
He vnd auch der Knabe ſine
Sie wollen den eſel haben tott
Czware eſ thut eme keine nott
Der ald ſolde wol ruwe han
Vnd riden dahte der junge gan
Do die rede alſo geſchach
Der Vater ezu deme ſone ſprach
Wol abe wir ſollen beide gan
Do qvamen beide Frauwen vnd man,

4. Figur.

* Beiten d. i. warten.

4. Figur.

Der Esel geht leer; und beyde geben nach.

Sy sprachen sehend alle an
Wie gar torheit sie byd sind
Der alt man auch sein Kind
Daz ir sinn nit zu reiten stat
Den esel der doch ler gat
Do sprach der vater sin wolber
Wir welleu baid nemen war
Ob wir den esel mogen tragen
Las sehen, was wil man dann sagen.
Sy warffen pald den esel nyder
Zusammen pundens seine glider
Vnd hiengen in an ein stange gros
Des reittens in vil sere verdros
Er wer vil liber selbs gegangen
Dann geritten an einer stangen.

Sie sprachen seet ane
Der esel sol der auch ruwe hane
Er eynes auch zu deme andern sprach
Die wulne nicht haben gut gemach
Wie gar thorrecht die beyde sint
Der alde man und auch sein Kynt
Daz jr synne nicht czu riden stat
Den esel der so ledig gat.
Do sprach der Vater zu deme son zware
Wir sollen beyde nemen ware,
Ob wir den esel mogen tragen,
Laz sehen waz woln die Lúde dan sagen
Sie worffen den esel balde nyder
Czusammen bunden se eme sine glider
Vnd heyngen en ane eyne stangen gros
Des redenß ene vel sere verdroß
Der esel were vel liber gegangen
Den daz hee muste riden an eyner stangen

Das 5. Bild.

Sie tragen den Esel.

Ohy wol auf der Vatter sprach
Der sun viel jämmerlich sach
Daz er den esel mußt tragen
Die leut gerietn aber sagen
Wartta secht an,
Ain esel tragen zwen man
Der solt sy paid pillig tragen
Man mag es wol zu mär sagen
Man siebt wol daz sy narren sind
An Witz sind sr paid plint
Do der alt das ersach
Das yemand wol auf in sprach
Vil ser er seufzen began
Seinen sun sach er an
Vnd sprach hor was ich dir sag
Es sey daz mich der esel trag
Oder dich so sind wir torn
Trägt er vns paid er ist verlorn
Geet er lär, so sind wir narren
Tragen wir in an einem sparren

Nu wol hene der vatter sprach
Der Sone vel gemerlichen sach
Daz hee den esel muste tragen
Die lüde begunden do zu sagen
Nu warthe, warthe sehet ane
Eynen esel tragen zwene man
Der solde sie beyde bilche tragen
Man mag daz wol czu Wunder sagen
Man seht wol daz sie narren sint.
Ane Witze sint sie beyde blint.
Do der alde daz ensach
Daz nymant wol von eme sprach
Sewsitzen er do sere began
Seinen Sone sahe er an
Er sprach Sone was hor ich sagen
Es sey das mich der esel trage
Trait er dich so sein wir torn
Trait er mich so sein wir verloren
Geth er ledig so sein wir narren
Tragen wir sun an einer Sparren

So

So ſind wir den aber narren
So iſt niemand töber daß wir
Darumb ſo wil ich ratben dir
Daz du tueſt recht vnd wol
Die welt iſt aller ſchalkeit vol
On ſtraf mag lätzel lewt pleiben *
Wer mag an hinderred gneſen
Wer an den eren wil beſtan
Der ſol durch kein red ablan
Er ſol thun, was im fugt wol
Der recht tut wird ſelten vol
Wie viel ein menſch guts tut
Es danckt die welt ein Hallers gut
Der hertzen alſo giftig ſind
Waz ſy boren oder ſehen
Das ſy darczu das pöſt ieben
Der ſich vor den gehüten kan
Es ſein frawen oder man
Der mag wol frölich loben got
Kumpt er hin on allen ſpot.

So iſt niemand torichter den wir
Davon ſone ſo rate ich dir
Daß du thuſt recht vnd wol
Wann die Werlt iſt boßheit vol
One ſtraff mag niemand geweſen
Wer mag one Hinderrede geneſen
Der an den eren wil beſtan
Der ſol durch nichts abelan
Er ſoll thun was Im fuget wol
Wer recht thut der vindet es wol
Wie viel ein menſch gutes thut
So dunkt es doch den vierden nit gut
Es ſein vil lewt Kint
Der Hertz alſo giſtig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Sie nymer gutes darczu Jehen.
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſej frawe oder man
Der mag wol frolich leben got
Kumpt er hin one allen ſpot.

Aus

* ſollte heißen weſen wie der Reim es fodert.

Aus Vergleichung dieſer beyden alten Abſchriften und Leſearten wird man unſchwer ſehen, daß der wolfenbütteliſche Codex von eines Thüringers oder niederrheiniſchen Schreibers Hand, nach ſeiner halbplattdeutſchen Mundart umgeſchmolzen worden: wiewohl er keine Zeile mehr hinzugeſetzet. Im ſtraßburgiſchen Mſpte. aber fehlen verſchiedene Zeilen aus dem Beſchluſſe Meynet nun gleich der Verfaſſer des Journal etranger, daß ſeines Landsmanns Fontaine Art zu erzählen lieblicher ſey, als Camerars lateiniſche: ſo würde er dieſe deutſche Erzählung des erſten Urhebers gewiß billigen, wenn ſie nur in einer neuen Mundart, die er verſtünde, genau nachgeahmet wäre. Wenigſtens geſteht er, daß die Fabel an ſich ſelbſt ſo viel natürlicher und wahrſcheinlicher klingt; als Fontainens ſeine, die wider alle Vernunft, den Müller vom Tragen des Eſels anfangen, und den Eſel an demſelben ein Belieben finden läßt.

III.

Fortſetzung der Abhandlung von den Coſaken.

Als noch der Krieg der Coſaken gegen die Polen währete, zogen beſtändig viele Familien mehrerer Sicherheit halber, von der weſtlichen Seite des Dnipers über, nach der oſtl. Seite. Dieſe aber hatten nicht alle Platz innerhalb den eigentlichen und alten Gräntzen von klein Rußland.

Des-

Deswegen begaben sich ihrer viele noch weiter hin gegen Osten nach dem Gebiethe der Stadt Belgorod, wo ihnen, mit Beybehaltung ihrer vorigen cosakischen Einrichtung und Freyheiten, auf der Seite gegen die Crimmische Steppe hin, unbewohnte, aber mit vielen Vortheilen der Natur begabte Gegenden zu bewohnen angewiesen wurden. Dieses ist der Ursprung der fünf so genannten Slobodzkischen Regimenter von Achtirki, sumi Charkow, Isium, und Rybna. Der Anfang ihrer Verhausung geschah im 1652 Jahre. Sie fanden aber daselbst ein so großes Feld zu bewohnen vor sich, daß sie im 1659 Jahre noch eine größere Menge ihrer Mitbrüder bey sich aufnehmen konnten. (Annal Mlli.)

Wann die so genannte Setscha der Saporower Cosaken, als ein befestigter Ort, auf den Inseln des Dniepers jenseits den Wasserfällen, den Anfang genommen, läßt sich nicht eigentlich bestimmen, sondern nur muthmaßlich schließen: daß solches zu Königs Sigismunds des I. Zeiten geschehen sey. Anfänglich, und noch vor der ordentlichen Einrichtung der Cosakischen Regimenter, hatten die Cosaken dabey keine weitere Absicht, als daß diejenigen, welche sich im Kriege versuchen wollten, daselbst zusammen kamen, sich einen Anführer erwählten, und über die zu nehmenden Maaßregeln rathschlageten. (Rascii Chron. p. 45.) Nach und nach aber wurden diese Absichten weiter ausgedehnet. Die Setscha ward zu einer beständigen Wohnung unverheuratheter Leute, welche alle gewöhnliche Nahrungsmittel hindan setzten, und bloßerdings

dings den Krieg ihr Hauptwerk seyn ließen. Wer in den Städten und Dörfern sich durch unerschrockenen Muth hervor thun wollte, der pflegte sich wenigstens 3 Jahre in der **Setscha** aufzuhalten. Oft wurden 7 auch 10 Jahre also zugebracht, wo hernach solche Krieger, mit Ehre und Gut belohnet, nach ihrer Heimath zurückkehrten. Auf solche Weise entstunden die **Saporower** Cosaken; welche aber mit den **Maloroſſiskiſchen** die ganze Zeit, da diese noch unter Polen stunden, so genau vereiniget waren, daß auch die polnischen Schriftsteller der damaligen Zeiten nicht einmal von einigem Unterschiede zwischen ihnen etwas wissen.

Woher rühret aber der Namen Cosaken, und was ist desselben Bedeutung? Es ist merkwürdig, daß die **maloroßiskiſchen** Cosaken schon lange Jahre gewesen, ehe sie mit diesem Namen benennet worden. Der polnische Geschlechtbeschreiber **Okolski** (Orb. Polon. P. III. p. 318) meldet bey Gelegenheit eines Feldzuges, den die Cosaken im 1516ten Jahre unter Anführung eines **Prezlaw** oder **Predislaw Lanskoronski**, gegen die Türken zu **Akkiermen** oder Belgorod am Dnieſter, gethan: daß damals der Namen der Cosaken zuerst in Polen gehöret worden sey. Wollte man dieses also verstehen, daß die Cosacken durch diese That erst angefangen, bey den Polen berühmt zu werden; oder daß der Namen der Cosacken auf einige polnische Heere, die den **Lanskoronski** begleitet, fortgepflanzet worden, den sie also nach ihrer Heimath zurückgebracht: so ist zwar das erste nicht unwahrscheinlich.

Und wegen des andern ist nicht zu läugnen, daß manchmal auch Polen, welche dem Kriege nachgegangen, sich haben Cosacken nennen lassen. (Kalecii Chron. p. 45.) Um das 1579 Jahr wird der litthauischen Cosacken gedacht, die einen **Franz Suka** zum Anführer gehabt, (Neugebauer. Hill. Pol. p. 678.). Und so sind auch die von ihrem Anführer, einem edlen Litthauer **Lissowski**, also genannten lissowischen Cosacken bekannt: welche, nachdem sie unter der Regierung des Czaars **Wasilei Iwanowitsch Schuiskoi** viel in Rußland herumgestreifet, dem römischen Kaiser Ferdinand I. zu Anfange des 30jährigen Krieges in Deutschland gedienet haben. (Lubienski Censura Julii Belli Opp. Polth. p. 226.) Allein damit scheint doch die Sache noch nicht ausgemachet zu seyn. **Okolski**, der so weitläuftig in seiner Schreibart zu seyn pflegt, würde, wenn er dieses hätte sagen wollen, sich schwerlich so kurz und undeutlich erkläret haben. Der natürliche Sinn seiner Worte ist; daß selbst bey den Cosacken dieser Namen damals erst in Gebrauch gekommen. Und eben dasselbe kann auch von dem Namen Tschirkassen, womit sie gleichfalls beleget zu werden pflegen, und wornach ihre erste Hauptstadt Tschirkassi genennet worden, mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet werden. Beyde Namen sind entweder von den donnischen Cosacken, die solche, wie unten gezeiget werden soll, von den Tatarn angenommen haben, auf die **maloroßiskischen** Cosacken gekommen: oder die Fortpflanzung des Namens von den Tatarn auf die **maloroßiskischen** Cosacken ist unmit-

mittelbar geschehen. Und es ist also eine vergebliche etymologische Bemühung, wenn verschiedene Schriftsteller (z. E. Hartknoch. Resp. Polon. p. 884 sq.) den cosackischen Namen von **Kosa**, eine Ziege, ein Reh, oder **Kossa**, eine Sichel, herleiten wollen.

Der griechische Kaiser Constantinus Prophyrogenneta (de adminiſtr. Imp. p. 113) hat schon im 9ten Jahrhunderte nach Christi Geburt einer Landschaft Καταχια, zwischen der schwarzen und kaspischen See, am südlichen Fuße des caucasischen Gebürges Erwähnung gethan. Zu folge den rußischen Jahrbüchern hat der Fürst **Mstislaw** zu **Tmutracan**, ein Sohn des großen **Wlodimirs**, im 1021 Jahre ein Volk **Kasagi** bekrieget. Das scheint wohl beydes einerley Volk gewesen zu seyn. Allein von was für Geschlechte, von was für Sprache? das ist so unbekannt, als selbst die Lage der Stadt und des Fürstenthums Tmutracan ist; daher auch in Ansehung dieses, die Wohnsitze der Cosagen im XI. Jahrhunderte, welche seit dem 6ten Jahrhunderte viele Veränderungen können erlitten haben, schwer zu bestimmen sind. Man hat aus der Aehnlichkeit des Namens geschlossen, daß die Cosaken des Constantini Porphyrogennetæ Stammväter unserer Russischen Cosaken gewesen seyn. (Assowische Historie p. 72.) Allein ist das wohl sicher genug, einen dergleichen Satz in der Geschichte, auf eine bloße Uebereinstimmung der Namen zu gründen: da der Namen, ohne die Abstammung, hat können von dem einen Volke auf das andere fort gebracht werden?

„Was mir an einigen Verſen zu verbeſſern vorkom„met, ſind Kleinigkeiten, die ich Ihnen aber doch „auch, wo Sie ſie wiſſen wollen, überſchicken will. „Critiſiren iſt leichter, als ſelbſt was vollkommenes „machen: Inzwiſchen hat jenes doch ſeinen groſſen „Nutzen, wenn es mit Verſtande und Beſcheiden„heit geſchieht. Wie ich denn auch nicht zweifle, „daß dero Cato noch ein vollkommenes Meiſter„ſtücke werden könne.

Mein Criticus hat in dem erſten vollkommen recht. Cato iſt freylich in der Hiſtorie etwas anders, als in dem Schauſpiele geſtorben. Ich will die aus dem Seneca angezogenen Stellen herſetzen, und zwar die erſte, nach der ſchönen Ueberſetzung, die wir von Herrn M. Mayen haben: Es heißt am Ende des II. Capitels ſo: Die Götter müſſen wahrhaftig mit groſſem Vergnügen zugeſehen haben, da dieſer Mann mit ſich ſelber ſo hart umgieng, andern ein ſo vortreffliches Exempel gab, und ihnen zeigte, wie ſie entfliehen ſollten; da er noch in der letzten Nacht ſtudirte; da er ſich den Dolch in die Bruſt ſtieß; da er ſein Eingeweide ausſchüttete, und die herrliche Seele, welche nicht verdienete, daß ſie durch das Eiſen verunehret werden ſollte, mit ſeiner eigenen Hand heraus führete. Der Stich mislung ihm, und war nicht tödtlich. Ich glaube, die unſterblichen Götter lieſſen dieſes deswegen geſchehen, weil es ihnen nicht genug war den Cato nur einmal ſterben zu ſehen. Er behielt ſeine Kraft noch, und ſie wurde ihm geſtärket, damit ſie ſich auch in dem ſchwerſten Falle zeigen möchte. Denn es gehört noch lange kein ſo groſſer Muth dazu, ſich in den

Tod

Die Cosacken am Caucasus werden vermuthlich von tatarischer Abkunft gewesen seyn. Ihre Lebensart wird ihnen den Namen der Cosacken zuwege gebracht haben: so wie die Kirgis-Cosacken, oder die insgemein sogenannten Casarschia-Orda, ein tatarisches Volk jenseits des Flusses Jaik, von ihrer flüchtigen Art Krieg zu führen, also genennet worden. Denn Kasak bedeutet in der tatarischen Sprache einen leicht bewaffneten Kriegesmann; einen, der mehr durch Streifereyen, als durch förmlichen Angriff, dem Feinde zu schaden suchet; einen, der sich von einem zum Kriege dingen läßt; einen der mit geschornem Kopfe einhergeht. Bedeutungen, die sich alle bey den tatarischen Cosacken vereinigen, wenn gleich nur einige davon bey den russischen zutreffen. Wie viel Wörter sind nicht in der rußischen Sprache, die ihrem Ursprunge nach tatarisch sind?

So lange die Tatarn von den südlichen Gegenden des rußischen Reichs im Besitze waren, wußte man von keinen rußischen Cosacken. Diese nahmen ihren Anfang, als die tatarische Herrschaft selbiger Orten zu Grunde gieng. Sie entstunden in eben denselben Gegenden, worüber die Tatarn geherrschet hatten. Wie nun auch eben daselbst Cosacken unter den Tatarn gewesen waren: so war es natürlich, daß die Russen, welche jener Wohnplätze bezogen, und eine ähnliche Lebensart erwählten, mit dem Nämen der Cosacken beleget wurden.

Der tatarischen Cosaken geschieht in den russischen Geschichtbüchern unter der Regierung des Großfürsten

fürsten Iwan Wasiliewitsch, der des unter gleich m Namen berühmten Czaars Grosvater war, öftere Erwähnung. Es gab zu der Zeit ordinskische, es gab asowische Cosaken. Es gab auch Cosaken, deren bey Gelegenheit gewisser tatarischer Fürsten, als wenn sie in derselben besondern Diensten gewesen, gedacht wird. Nach Art dieser letztern hatte auch der Großfürst Wasilei Iwanowitsch, des vorigen Sohn, tatarische Cosaken in seinen Diensten: von deren etlichen vorkömmt, daß sie in Verschickungen nach der Crimm gebrauchet worden. Daher mag es auch rühren, daß man ehmals in Rußland Dienstbothen, die bey Privatpersonen für Lohn gedienet, Cosaken zu nennen pflegen. Gleichwie die ordinskischen Cosaken den Namen von der großen Orda, dem Hauptsitze der Tataren an der Wolga, hatten. Also gehörten die asowischen unter Asow, welche Stadt, nach dem sie eine geraume Zeit in den Händen der Genueser gewesen, sich gemüßiget sah, zu Ende des 14ten Jahrhunderts die Bothmäßigkeit der Tataren zu erkennen; denen sie hinwiederum im 1471 Jahre von den Türken entrissen wurde.

Es wird nicht allzuweit von unserm Endzwecke entfernet seyn, wenn ich bey dieser Gelegenheit einen wichtigen Umstand, die Geschichte der Stadt Asow betreffend, erläutere: dessen bey absonderlicher Beschreibung der Begebenheiten dieser Stadt, so ehemals in der Sammlung russischer Geschichte herausgekommen, nicht gedacht worden. In der kaiserl. Kunstkammer zu St. Petersburg sind über 500

Stücke tatariſche Münzen vorhanden, die nach der von dem Verſtorbenen **Profeſſor Geo. Jak. Kehr** davon gegebenen Erklärung den Namen Adſak, oder Aſak, als die tatariſche Benennung der Stadt Aſow, deutlich vorſtellen, oder doch davon noch einige Züge enthalten; wenn der Namen durch die Länge der Zeit und den Gebrauch der Münzen meiſtens abgenutzet worden. Die Aelteſten ſind von dem 759. Jahre der Hegira, von einem **Chann Huſſein Beg**. Darauf folgen einige von **Chedhyr = Chan**, von **Kildybeg**, von **Toktamyſch**. Sie endigen ſich aber mit dem 797. Jahre der Hegira, in ſo weit die Jahrzahlen darauf deutlich zu erkennen ſind. Unter denen von Toktamyſch ſind verſchiedene, welche vom **Temur-Arac**, nach dem dieſer jenen überwunden, umgeprägt worden. Und eine dergleichen iſt auch von **Chedhyr = Chan**, dergeſtalt daß gedoppelte Stämpel darauf zu ſehen ſind. Nun hat aber das 157 Jahr der Hegira, nach chriſtlicher Zeitrechnung, den 13 December 1357 angefangen, und das 797 Jahr hat den 14 Oct. 1395 aufgehöret (Jo. Gravii Tabula Epochar.) folglich begreift dieſer Zeitlauf von Aſow, wovon Münzen vorhanden ſind, bey nahe 38 Jahr. Wollte man hieraus ſchließen, daß Aſow unter der Tataren von der großen Orda Bothmäßigkeit geſtanden: ſo wäre nichts natürlicher. Allein man würde ſich doch betriegen. Die Chane derſelben Horde mögen vieleicht mit den Genueſern zu Aſow in gutem Vernehmen geſtanden haben, daß dieſe ihnen erlaubet, in Aſow, und vieleicht durch genueſiſche Meiſter, Münzen prägen zu laſſen. Doch

ſie

ſie haben zu derſelben Zeit ſo nahe an Aſow gewohnet, daß ſie den Ort ihres Aufenthalts nicht beſſer, als nach dieſer Stadt, zu bezeichnen gewußt. Nur allein die Münzen von dem Temir Arac, von dem Weltberühmten Sieger, den andere Timur-leng nennen 1) ſind ein Beweis ſeiner Herrſchaft über Aſow. Um das 1388 Jahr finden wir in den rußiſchen Chroniken ein unläugbares Zeugniß, daß damals die Genueſer noch im Beſitze von Aſow geweſen. Der rußiſche Metropolit Pimen reiſete von Moskau über Aſow nach Conſtantinopel: von welcher Reiſe er, durch jemanden von ſeinem Gefolge, eine Beſchreibung verfertigen ließ, die in den rußiſchen Chroniken aufbehalten worden. Darinn ſteht ausdrücklich, daß damals noch die Franken, Friäſi Nemzi, (eine allgemeine Benennung der Europäer bey den morgenländiſchen Völkern) * Aſow inne gehabt. Tog-daſch W' Aſowe ſchiwutſchtſche Fraſowe Nemzi wladutſchtſche temmeſtom, ſind Worte der rußiſchen Geſchichtbücher. Temir-Arac hat um das 1392 Jahr ihrer Herrſchaft daſelbſt ein Ende gemacht: wovon die Umſtände in des Petits de la Croix aus dem Perſiſchen überſetzten Lebensbeſchreibung des Timur leng

* Friäſi Nemzi heißt die freyen Deutſchen. Denn Niemcz heißt auf Pohlniſch ein Deutſcher; von welcher Benennung auch das Geſchlecht derer von Nimptſch den Namen hat: weil ſie urſprüngliche Deutſchen geweſen, und vielleicht unter Wenden gewohnet. Eben davon hat die Stadt Niemek bey Wittenberg den Namen; nicht aber von Niemägen, wie einige Chronikſchreiber, die kein pohlniſch verſtanden, gefabelt haben.

Tom. II. p. 365. anzutreffen sind. Denn in besagtem Jahre war es, da Temir-Arac seinen in den orientalischen Geschichten so berühmten Feldzug gegen Rußland that, in welchem er, nach des persischen Geschichtschreibers Cherefeddin unrichtiger Erzählung, Moscau soll erobert und ausgeplündert haben: da er doch nach einhälligem Berichte aller rußischen Geschichtbücher, nicht weiter, als bis in das Fürstenthum Resau gekommen. Es muß hier eine Vermischung mit der 1382 den 26 August von Taktamysch geschehenen Eroberung und Verheerung von Moscau vorgegangen seyn. Weil der Großfürst Dimitri Iwanowitsch seinem Feinde Temir-Arac bis an die Occa entgegen rückte: so bestund diese seine Eroberung auf selbiger Seite, einzig und allein in der Stadt Jelez, deren Fürsten er gefangen bekam. Von dort kehrte er zurück, längst dem Flusse Don: und da führet ihn die angezeigte Lebensbeschreibung nach Assow. Was daselbst nicht mahometanisch war, das ward niedergemachet, das ist: alle Genueser, und übrigen sich daselbst aufhaltenden Europäer, waren das Opfer seiner Grausamkeit; und die Häuser dieser Unglücklichen wurden auf seinen Befehl ausgeplündert und in Brand gesteckt. Nach Temir-Aracs Tode, der im 1400ten Jahre erfolgte, entstunden die Chane in Crim, und behielten Assow im Besitze, so wie sie auch von Caffa, oder Theodosia, und andern Orten ihrer Halbinsel, welche den Genuesern zugehörten, sich Meister machten. Endlich kam Assow im 1471sten Jahre an die Türken, welches diejenige Regierung ist,

iſt, worunter der aſowiſchen Coſaken Meldung geſchieht. Man könnte dieſe daher für türkiſche Unterthanen halten; wenn ſie nicht vieleicht ihre Freyheit dadurch beybehalten haben, daß ſie bey dem Uebergange der Stadt Aſow, ſich von ihren darinn befindlichen Mitbrüdern getrennet; und wie ſie vorher ſchon in der Steppe gewohnet, alſo dieſe Lebensart, worinn ſie von den Türken nicht leicht bezwungen werden können, fortgeführet haben. Beyde, ſowohl die ordinſkiſchen, als aſowiſchen Coſaken, ſind für den letztern Ueberreſt, der ſich zum Untergange neigenden tatariſchen Herrſchaft, anzuſehen, wovon Rußland einige Jahrhunderte hindurch ſo viele Ueberlaſt erlitten.

Agus Tſcherkaß und Karabai, waren im 1500 Jahre die Häupter der aſſowiſchen Coſacken, von denen ihre Thaten zeugen, daß ſie als freye Leute zwiſchen Aſſow und den rußiſchen Gränzen in der Steppe gewohnet. (Annal. MSti. ad d. a.) Vieleicht war Agus aus dem Lande Tſcherkaßien gebürtig. Vieleicht hatte er mehrere ſeiner Landesleute bey ſich. Vieleicht iſt nach denſelben, als dem größten Haufen, der Namen der Tſcherkaſſen auf die Coſacken gekommen. Oder hat vieleicht Agus ſelbſt zu dieſer Benennung Gelegenheit gegeben? So viel iſt gewiß, daß Coſacken und Tſcherkaſſen in den folgenden Zeiten gleichgültige Wörter geworden; wovon man ſchwerlich eine wahrſcheinlichere Urſache, als dieſe, wird angeben können.

IV.

Adunanza tenuta degli Arcadi in congiuntura della ſolenne Acclamatione dell' Altezza Sereniſſima di Clemente Franceſco, Duca dell' alta e baſſa Baviera &c. in Roma, nella Stamperia di Antonio de Roſſi 1755 in 8.

Aus der Nachricht von der arkad. Geſellſchaft, die im I. Bande der Samml. der hieſ. Geſellſch. der Freyen Künſte befindlich iſt, wird es ſchon bekannt ſeyn, daß Perſonen von erhabenem Stande, und weltbekannten Verdienſten, nicht durch ſtille Zettel, ſondern durch laute und einhällige Stimmen der verſammleten Mitglieder, zu Schäfern des neuen Arkadiens erwählet werden. Man nennet das per acclamationem, oder durch einen Zuruf erwählen: und durch dergleichen Wahl iſt in vorigem Jahre, der durchl. **Prinz Clemens von Bayern** zu einem arkadiſchen Mitgliede erwählet worden. Wir wollen zuforderſt das nöthige davon beybringen, und hernach das poetiſche Verdienſt erwähnen, womit dieſer erhabene Prinz ſolche Ehre ſich erworben.

Die Zueignungsſchrift, iſt an Se. Durchl. ſelbſt, durch dero Cappelan **Antonio Papi**, gerichtet worden; der wieder aus Bayern nach Rom gekommen, und daſelbſt unter den arkadiſchen Akademiſten, den Geſchmack und die Wiſſenſchaft dieſes Prinzen, ſonderlich in der toſcaniſchen Poeſie, gerühmet hatte. Er

wies

nies ihnen aber auch das vortreffliche Oratorium, oder geiſtl. Bethſtück, d. i. eine Kirchenmuſik, vom Gehorſame Jonathans, welches aus der vortrefflichen Feder deſſelben gefloſſen. Man las ſelbiges, und bewunderte es: und das machte, daß Se. Durchl. zu einem Mitgliede dieſer Akademie aufgenommen wurden. Die ſämmtlichen Glückwünſche der arkadiſchen Schäfer, ſammlete er darauf, und ſtellete ſie zugleich mit dem gedachten Kirchenſtücke ans Licht.

In einer vorgedruckten Erlaubniß, verſtatteten der General Cuſtos von Arkadien, Mireo Roſeatico, und der Unter-Cuſtos, Norindo Tritonide, daß die Herausgeber dieſes Werkchens ſich ihrer arkadiſchen Schäfernamen bedienen können; welches ſie ohne beſondre Vergünſtigung nicht thun dörfen. Dieß iſt geſchehen im I. Jahre der XVII. Olympiade. Nach den gewöhnlichen Druckcenſuren folget ein Sonnet des A. T. eines gleichfalls durch Zuruf erwählten arkadiſchen Schäfers, an den durchl. neuen Schäfer. Es lautet ſo:

Io ſul Iſtro, o Signor, te non invito
De' grand' Avi a ſeguir l' orme guerriere,
Non feroci à domar armate Schiere,
Ne di ſtragi à coprir il Tracio lito;
Gli Arcadi ameni colli io qui t'addito,
Ove con ſaggie note e luſinghiere,
Muovon Ninfe e Paſtor l'aure leggiere,
E il lor canto alle Muſe é ſi gradito.
Sai pur, che di furor d' armi bollente
Il Giovane Pelleo le luci intete
Negli Omerici carmi ebbe ſoverte;

Ne

Ne l' Invidia temer, che in lui accese,
Che se modestia al tuo valor consente,
Basti solo a cantar l' alte tue imprese.

In der Einleitung wird nun ausführlicher von den Verdiensten des durchlauchtigsten bayerischen Hauses geredet. Nach kurzer Erwähnung der andern Arten seiner Vorzüge und Würden, kömmt man besonders auf seine Verdienste um die arkadische Akademie. **Violanta Beatrix**, Prinzessinn von Bayern, als verwittwete Großherzoginn von Toscana, ist schon unter dem Namen **Emira Talea**, durch Zuruf in diese Schäferzunft aufgenommen worden. Der itzige durchl. Churfürst von Bayern, Herr Clemens August, ward gleichfalls bey seiner Anwesenheit in Rom, unter dem Namen Etindo Aristerio, und sein Herr Bruder, Prinz Philipp, der zu Rom starb, als Italgo Ermionco, aufgenommen.

Ihnen folgete die königl. polnische und Churſächsische Prinzessinn, Fr. **Maria Antonia**, geb. kaiserl. Prinzessinn von Bayern: die von ihrem allerdurchl. Herrn Vater eine besondre Neigung zur wälschen Poesie geerbet hatte, und mit den vortrefflichsten Naturgaben versehen war: wie so viele ihrer Proben in französischer und italienischer Sprache überflüssig zeigen; und erhielt den Zunamen **Ermelinda Talea**. Ihr durchlauchtigster Gemahl, der durchl. königliche Churprinz zu Sachsen, Hr. **Friedrich Christian**, ward gleichfalls unter dem Namen Lusatio Argireo durch Zuruf erwählet: und endlich

endlich iſt obgedachter durchl. Prinz, Clemens Franciſcus, ein Neffe, oder Brudersſohn, des in Gott ſeligen Kaiſers Karls des Siebenten, und zwar mit unausſprechlicher Freude, und allgemeinem Rufe: Er lebe! aller an Stande und Anzahl ſehr beträchtlichen Anweſenden, ihnen gleichfalls beygefüget worden. Den Zunamen Norico Aretuſeo hat er bekommen, den erſten von dem Theile von Bayern (wie es hier heißt) Noricum genannt; den zweyten, von den arethuſiſchen Feldern, bey dem Brunn Aretuſa; davon ſchon der Großherzog Joh. Gaſton von Florenz, Tirrenius Aretuſeus geheißen hat.

Nun folget eine große Menge von Glückwünſchen und Sinngedichten, auf dieſe feyerliche Aufnahme. Das erſte Sonnet iſt vom Abte Michael Joſeph Morei, dem itzigen General Cuſtos von Arkadien. Das 2. vom Abte Joſeph Brogi, mit dem Zunamen Acamante Pallanzio, Unter-Cuſtoden von Arkadien: worauf noch 8 andere wälſche, von Aebten, Prinzen, Grafen, Marcheſen und Herzogen folgen. Dieſe löſet eine lateiniſche Eklege ab, die ſo anhebt:

Laurus, io! Laurus! præcingite tempora lauro,
Arcades! exoritur noſtris lux aurea Sylvis,
En Cyrrhæ renovatur honos: en delphica rupes
Panditur, ecce novem redolentia ſerta ſorores,
Undique: contectis mediis de collibus Hyblæ
Floribus intexunt; Cytharæque repertor Apollo
Ingeminat pæana; ſuos ad carmina poſcit
Pan vates; fremit arcadicum nemus omne tumultu.
Namque coronatus regali tempora lauro,
En CLEMENS, ſoboles alto de ſanguine Divum

Mente

Tod zu wagen, als denſelben noch einmal aus zuſtehen„ Die andere finde ich zwar in dem angezogenen Orte nicht; allein es ſind ſonſt verſchiedene Briefe, darinn davon gehandelt wird. z. E. im LXVII. Adſpice M. Catonem, ſacro illi pectori puriſſimas manus admouentem & vulnera parum demiſſa laxantem. Im LXXſten heißt es: Non eſt, quod exiſtimes: magnis tantum viris hoc robur fuiſſe, quo ſervitutis humanæ clauſtra perrumperent. Non eſt, quod iudices, hoc fieri, niſi a Catone non poſſe, qui, quam ferro non emiſerat, animam manu extraxit. Siehe auch den XCV. Brief, der aber nur einen bloſſen Lobſpruch und keinen Hiſtoriſchen Umſtand in ſich hält. Dieſes alles iſt nicht zu leugnen, und weder dem Addiſon noch Deſchamps, noch auch mir unbekannt geweſen. Allein gleichwohl haben wir unſern Tragiſchen Cato nicht eben ſo ſterben laſſen. Die Urſache iſt dieſe, daß unſer Cato kein hiſtoriſcher, ſondern ein poetiſcher; kein wahrhafter, ſondern erdichteter und nach den Regeln der Schaubühne eingerichteter Cato iſt. Wer ſich aus Ariſtotelis Poetic, dem Pater Boſſü, oder auch aus der Critiſchen Dichtkunſt erinnert, daß die Fabel des Poeten erſt allgemein abgefaßt wird, um eine Sittenlehre dadurch ins Licht zu ſetzen; hernach aber allererſt durch die Benennung ihrer Hauptperſonen aus der Hiſtorie der Wahrheit ähnlich gemacht wird: Der wird es leicht begreifen, was ich hier ſagen will. Das würde kein Gedichte, ſondern eine Geſchichte geweſen ſeyn, wenn man die kleinſten Umſtände vom Tode Catons aus der Hiſtorie beybehalten hätte. Viele

Mente potens, animo, & magnis virtutibus Heros,
Ingreditur ſoſpes Noricia rura, chorosque
Inter Paſtorum patitur numerarier, atque
NORICIUS peſthac gaudebit dicier. Eja! &c. &c.

Dieſe hat P. Ignatius a Cruce, ein Auguſtiner-Barfüßer, gemachet. Nach vier neuen wälſchen Sonnetten, folget ein lat. Sinngedicht, in elegiſchen Verſen vom P. Raymund Cunigh, einem Jeſuiten; welches wieder von neun wälſchen Sonneten abgelöſet wird: deren letztes von der Gräfinn Franceſca Gherardi, aus dem cheroſiniſchen Geſchlechte abgefaſſet iſt. Den Schluß machet ein langer Geſang von 31 achtzeiligten Strophen. Er iſt edel und erhaben. Zur Probe mag die letzte Strophe dienen;

Giorno, che lieto fra armoniosi cori
Il buon *Mirèo*, co' ſuoi Paſtori a lato,
Sulla ſcorza de fagi e degl'allori,
Eterna ad onta d'ogni avverſo fato,
Gradiſci intanto i paſtorali onori,
Che all' alme grandi ogn' umil dono è grato;
NORICIO, e grazie in ſen ſempre ti piova
Il Sol che muore, e quel che il dì rinnova.

Del Conte Antonio de Papi,
Romano, Cavalier della Chiave d'Oro,
di S. A. S. E. di Baviera, fra gl'
Arcadi, Cleofanto
Doriano.

Nun folget das geiſtliche Singgedicht, oder Kirchenſtück ſelbſt, und führet den Titel L' Obbedienza di Gionata, Oratorio a cinque voci di Noricio Are-

Aretuſeo, P. A. Acclamato, in Roma nella Stamperia de Antonio de' Roſſi MDCCLV. in 8. p. 35. Der Inhalt deſſelben iſt der blinde gehorſam Jonathans gegen Sauls, ſeines Vaters, Willen, der alle Iſraeliten in Erſtaunen ſetzte. Saul verdammte ihn nämlich zum Tode, wegen eines Fehlers, den er unwiſſend begangen hatte; und zwar wider ein unbedachtſames Gelübd des Sauls: daß derjenige ſterben ſollte, der eher Speiſe zu ſich nehmen würde, bevor ſich Iſrael an ſeinen Feinden gerächet haben würde. Dieß Gedicht ſtellet alſo die völlige Unterwerfung und Gelaſſenheit Jonathans in ſeines Vaters Willen vor: aber freylich mit gewiſſen Epiſoden vermiſchet, die in der Schrift nicht vorkommen. Wegen dieſer aber bezeuget und verſichert der durchl. Herr Verfaſſer, daß er ſie bloß als Zierrathe, die Geſchichte der Schaubühne zu bequemen, eingeſchaltet, nicht aber die That in ihrer urſprünglichen Reinigkeit zu beſudeln. So gewiſſenhaft geht man mit der Schrift um! Das Stück hebt bey der Ueberrumpelung des philiſteiſchen Feldlagers an; und man dichtet, daß ſolches in der Gegend von Gibeon geſchehen ſey.

Die Perſonen ſind **Saul**, König von Iſrael, **Ahinoam**, die Königinn, ſeine Gemahlinn, **Jonathan**, ihr Prinz, **Michal**, die Prinzeſſinn, und **Abner**, der Feldhauptmann, Jonathans Freund. Sie ſind alle ſehr wohl gewählet: und die That iſt ſo wichtig und edel, daß man ſich wundern muß, warum ſie nicht längſt von einem Dichter, die es doch an bibliſchen Trauerſpielen nicht haben fehlen laſſen,

laſſen, erwählet worden. Sie kömmt uns nicht anders vor, als die Geſchichte des Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verdammet, oder des Titus Manlius, der ein gleiches that. Es würde einem, der die tragiſche Dichtkunſt in ſeiner Gewalt hat, leicht ſeyn, dieſes Singſtück in ein deutſches Trauerſpiel zu verwandeln; welches voll von edeln Bewegungen, und frommen Geſinnungen ſeyn würde.

Das Stück iſt, wider die Art weltlicher Singgedichte, nur in zween Theile oder Aufzüge abgetheilet, deren erſter IX. der zweyte aber X. Auftritte hat. Der Schluß wird ſo vorgeſtellet, daß, als eben Jonathan, in Begleitung der Bedienten und Prieſter, auf des Königes Urtheil, bey einer traurigen Muſik nach der Stadt geführet wird, um am Leben geſtrafet zu werden, **Michal** erſcheint, und folgende Worte hören läßt: Vater! ihr heiligen Diener Gottes! ſtehet, und höret! Und du, Mutter, hemme deine Zähren. Erhebe fröhlich deine Augen, mein Bruder, du biſt glücklich! **Abinoam.** Wie? **Saul.** Was ſagteſt du? **Jonathan.** O Himmel! Was höre ich,? **Michal.** Vom Manne Gottes Samuel, bringe ich dir, o Herr, den Befehl. Dieß waren ſeine Worte: Geh, eile, ſprach er: mache die hohe Gnade des Gottes, der alles ſieht, bekannt; Er begehret nun das Blut Jonathans nicht ferner. Saul hörete die Stimme ſeines Volkes. Und hier wollte der Prophet ein andres Opferthier an ſeiner Stelle ſchlachten. Allein ein Feuer vom Himmel ſchoß plötzlich herab, zum deutlichen Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit: und ſo ward

durch

durch ein neues Wunder das Opfer augenblicklich verzehret.

Saul. O Gnade! o Gütigkeit! Abinoam. Ich danke dir, o höchſter und ewiger Gott! Michal. Endlich, o Bruder, biſt du errettet. Abinoam. Kom, laß dich umarmen. Jonathan. Sparet eure Umarmungen, ihr Wertheſten, bis auf eine andere bequemere Zeit. Ich ſchenke die erſten Augenblicke meiner Erlöſung Gott. Ja, ja, Gott Iſraels! dir habe ich mein Leben zu danken, dir will ich es widmen. ꝛc. ꝛc.

V.

Fortſetzung des Auszuges, aus den Discorsi sopra differenti Soggetti, in Venezia, presso Giovamb. Pasquali 1755.

Hier nimmt der Verfaſſer Anlaß von den Tänzen zu reden. Was iſt doch, ſo fraget er, ein heutiger Tanz, für den man ſo ſehr eingenommen iſt? Zuförderſt iſt er kein Theil des aufgeführten Stückes. Allein nicht genug. Er iſt eine beſtändige Wiederholung einer ſehr kleinen Zahl von Schritten, und Wendungen, und Sprüngen, davon man ganz betäubet wird: von unartigen, geilen Sprüngen, die auf keine Weiſe den Beyfall verſtändiger Leute verdienen.

Wer keinen andern Begriff vom Tanzen hat, als nach den unſrigen, der muß es für eine bloße Fabel

halten, was die Geſchichtſchreiber von den Wirkungen des Tanzes der Furien zu Athen, und von den Gaukelwerken, die ein Tanz des Pylades und Bathyllus zu Rom gewirket; deren jener lauter Schrecken und Mitleiden, dieſer aber Lachen und Vergnügen gewirket; Rom aber ſich in zwo Partenen getheilet. Man ſieht ſelten, daß unſre ernſthaften Tänzer die Anmuth und Stärke, u. die Geſchmeidigkeit der Arme, mit der Behendigkeit der Füße, verbinden: ob dieß gleich nur der erſte Grund des theatraliſchen Tanzes iſt. Denn es muß ebenfalls eine Nachahmung der Natur und der Leidenſchaften des Gemüths, durch die taktmäßigen Bewegungen des Leibes ſeyn.

Ein Ballet muß eben ſowohl, als ein Schauſpiel, ſeinen Eingang, ſeine Knoten und ſeine Auflöſung haben. Es muß ein ſaftiger Auszug von einer Handlung ſeyn. (Un compendio fugoſiſſimo di' un' azzione.) Im Poſſenhaften (grotesque) hat man bey uns redende Ballette und Tänzer geſehen, die vielleicht nicht ſo gar weit vom Bathyll unterſchieden waren. Allein in edeln Tänzen übertreffen die Franzoſen alle Völker. In einigen ihrer Opern haben ſie Proben von der alten Tanzkunſt gegeben.

Vom Singen und Tanzen kömmt der Verf. zu den Kleidungen: und was er davon ſaget, iſt der Meynung gemäß, die alle Verſtändigen haben; ob ſie gleich auf keiner Bühne beobachtet wird. Die Schauſpieler ſollen, ſo viel möglich iſt, nach den Sitten und Gebräuchen der Völker gekleidet ſeyn,

die

die man auf die Bühne bringet. Er saget mit Rechte, es sey lächerlich, die Gesellen des Aeneas mit holländischen Pumphosen und der Tabackspfeife im Maule vorzustellen. Aber die Verzierungen der Bühne müssen damit übereinstimmen: eine Kunst, die man heute zu Tage sehr schwach treibt; so hoch man es auch in der theatralischen Malerey gebracht hat. Allein aus Begierde zu künsteln, verstellet man die Bühnen. Aus einem Saale machet man eine Gallerie. Ein Gefängniß wird ein Markt. Und was noch ärger ist: so machet man ganze Labyrinthe von Baukunst, die sich ganz von der Wahrheit entfernen, und ungeheuer werden: so wie auch die Kupferstecher insgemein, bey einem Bilde eines mäßigen Gelehrten oder Edelmannes, eine riesenmäßige Säule stechen, die zu einem Tempel groß genug wäre.

Die Maler könnten der Bühne viel schöne Verzierungen schaffen, wenn sie die Gebäude des Alterthums entwerfen wollten, davon wir noch Abbildungen haben. Aber dabey müßten sowohl die Maler, als die Aufseher der Kleidungen in den Alterthümern bewandert seyn; und selbst verstehen, was den Zeiten und Oertern gemäß ist. Dagegen sieht man oft die gröbste Unwissenheit bey ihnen: so wie z. E. in einer gedruckten Pantomime zu Braunschweig, die Stadt Athen nach Aegypten gesetzet ward. Eben so redet der Verfasser von der Erleuchtung der Bühne. Er glaubet, wenn man mit den Kerzen recht umzugehen wüßte: so würde man erst die Vorzüge recht sehen, die eine heutige Vorstellung bey Lichte

vor einer griechiſchen, oder römiſchen bey Tage, voraus hätte. In dieſem Stücke ſind wir gar nicht ſeiner Meynung. Unſre Lichter dienen zu nichts, als ein wenig Glanz von falſchem Silber auf den Kleidungen, und den böhmiſchen Edelſteinen an den Köpfen und Hälſen der Theater-Prinzeſſinnen, zu erblicken. Die wahren Schönheiten der Natur verdecket die Nacht, auch bey den hellſten Bühnen.

Wenn man nun das alles vereinigte, meynet er: ſo würde man aus der Oper ein Schauſpiel machen, daran ein Muratori, Gravina, Addiſon, Marcello, St. Evremond, Deſpreaux und Dacier nichts mehr würden zu erinnern haben. Er meynet es: aber unſers Erachtens würden ſie doch noch ſehr viel übrig behalten; wie man ſehen wird, wenn man ihre Kritiken lieſt. Das Singen an ſich ſelbſt, machet das ganze Singſpiel unnatürlich: und das iſt der Grund und das Weſen der Opern: daher man auch ſchon in Wien angefangen hat, ungeſungene Opern, wie Komödien, bloß redend zu ſpielen. Die kaiſerlichen Herrſchaften haben ſich zu Schönbrunn dergleichen vor etlichen Jahren ſchon aufführen laſſen. Gleichwohl verzaget der Verf. dergleichen jemals anderswo, als in Platons Republik eingeführet zu ſehen. Er ſchlägt indeſſen ein Paar Stücke dazu vor. Das eine iſt **Montezum**, welches zu Berlin aufgeführet worden *, und den Aeneas zu Troja, aus dem II. Bu-

* Aus dieſem Beyſpiele ſchließen wir, daß Hr. Graf Algarotti der Verfaſſer dieſes Werkes ſey, der es in Berlin verſtellen geſehen: und daher kann er auch die kritiſche Dich-

II. Buche der Aeneis, woben wir uns nicht aufhalten können. Hier ist ein voller Entwurf zu einem Schauspiele; daraus sich aber besser ein Trauerspiel, als eine Oper würde machen lassen. Denn er will, daß alles genau zusammenhängen, und immer ein Aufzug zum folgenden vorbereiten solle. Er giebt auch noch einen Grundriß zur Iphigenia in Aulis, dem nur die Verse fehlen; es ist aber fast alles aus des Racine seiner genommen, die wir auch deutsch haben; bisweilen auch aus dem Euripides, und aus Fontenellens, Peleus und Thetis.

Daß der Verfasser ein feiner Kopf sey, erhellet aus dem Schlusse dieser ersten Abhandlung. Der Leser mag urtheilen, saget er, ob dieser Versuch meiner theatralischen Ausübung, mit meiner Theorie übereinkömmt, und ob ichs nicht mache, wie jener, der nach den besten Regeln der Taktik, die er gegeben, nicht zwanzig Fußknechte eine Wendung rechtsum konnte machen lassen.

Die II. Abhandlung handelt von der Dauer des Reiches der alten Könige zu Rom. Der Herr Verfasser hält selbige für sehr ungewiß: und dieß darf niemanden befremden, da die römischen Archive bey der gallischen Eroberung Roms, im Feuer aufgegangen; und ihre Geschichtschreiber sich auf bloß mündliche Sagen verlassen müssen. Daraus folget nun, daß ihre Chronologie auf die bloßen

Dichtkunst mit ihren Einwürfen gegen die Opern haben kennen lernen: ob er gleich keinem Deutschen die Ehre anthun wollen, ihn zu nennen.

Namen ihrer Könige, und die Anordnung gebauet werden, die ſie den Begebenheiten zu geben beliebet; deren Andenken ſich erhalten hatte. Uebrigens hatten ſie nicht zu beſorgen, Lügen geſtrafet zu werden; wenn ſie gleich aus einer allgemeinen Schwachheit aller Völcker, das Alter ihrer Geſchlechter, ihres Volkes und ihrer Stadt ſo weit zurück ſetzten, als es ihnen möglich war.

Solches will nun der Herr Verfaſſer ſonderlich aus dem Livius darthun. Um nämlich die Geſchichte dieſes Schriftſtellers zu retten, muß man durchaus ſeine Zeitpuncte verlaſſen: weil Sachen, und Zeitrechnung bey ihm einander widerſprechen. Dieſes zeigt er mit vieler Richtigkeit und Gelehrſamkeit; man kann es aber nicht wohl ins Kurze ziehen. Die Folge davon iſt, daß die Zeit der ſieben römiſchen Könige ſich nicht höher, als auf 132 Jahre beläuft; obgleich Livius 244 Jahre daraus machet. Dieſer große Irrthum kann durch die Begebenheiten, und das gewöhnliche Ziel des Menſchenalters, welches 33 Jahre ſind, widerleget werden. Denn wenn man dieſe Zahl in währenden 7 Regierungen viermal wiederhohlet: ſo kommen 132 Jahre heraus, welches mit Neutons chronologiſchen Sätzen übereinſtimmet. Denn wenn man nach dieſem Weltweiſen, jeder Regierung ungefähr 19 Jahre giebt: ſo kommen in 7 Regierungen auch 132 Jahre heraus.

Durch dieſe Zeitreichnung kann auch Virgil entſchuldiget werden, der die Dido zu des Aeneas Zeit leben laßt: man kann ferner das Vorgeben derer rechtfertigen,

fertigen, die den Numa zum Schüler Pythagors gemachet haben. u. s. w.

Die III. Abh. bestreitet die Schlachtordnung, welche Folard dem Scipio beymißt, als er bey Zama den Hannibal geschlagen. Es ist wahr, daß Scipio von der sonst bey den Römern üblichen Art das Herr zu stellen sehr abgegangen: deswegen aber hat er seine Völker noch nicht in Colonnen oder viereckigte Hausen geordnet. Ist es auch wohl glaublich, daß Folard Scipions Kunstgriff besser errathen habe, als Polybius, der in Scipions Hause erzogen, und des Lälius vertrauter Freund war? Gleichwohl saget dieser bloß: Scipio habe in Ansehung der Elephanten Hannibals, eine andere Schlachtordnung gemachet; und weiter nichts. Cäsar befand sich in der pharsalischen Schlacht in gleichen Umständen, nämlich in Gefahr, vom Pompejus überflügelt zu werden, dessen Heer zahlreicher war, als das seinige. Weit gefehlt aber, daß er seine Völker in viereckigte Hausen zusammen gezogen hätte, so hat er sie soweit ausgedehnet, daß er dem Feinde eine eben so breite Stirne biethen können, als die seinige gewesen. Agricola hat es in Schottland, gegen die stärckern Heere der Schotten, eben so gemachet.

Die IV. Abhandlung ist eine Bestürmung des Carteſius. Der Herr Verfasser behauptet: daß nichts als die Geometrie demselben ihr weiters Wachsthum schuldig sey; alle übrigen Theile der Philosophie aber ihm nichts zu verdanken haben. Hierinn hat er unstreitig recht. Denn selbst in der Physik, worinn

von unſern deutſchen Verfertigern der gemeinen Schauſpiele haben dadurch alle Regeln der Dramatiſchen Poeſie übertreten.

Es ließ ſich aber dieſe Todesart des Cato deswegen nicht ſo, wie ſie geweſen, vorſtellen: Weil ſie ſich auf der Schaubühne unmöglich zeigen ließ. Wie hätte man das ſchreckliche Spectakel ertragen können, daß ein Mann ſeinen Bauch mit eigenen Händen aufreißt, und das Eingeweide heraus zerret, um deſto gewiſſer und eher zu ſterben? Nur den bloſſen Tod, nachdem der tödtliche Stich ſchon geſchehen war, vor den Zuſchauern erfolgen zu laſſen, das iſt ſchon eine Verwegenheit, die einigen zärtlichen Kunſtrichtern verwerflich vorkommt. Man ſoll ja, wie ſie glauben, gar keinen Todesfall auf der Bühne vorſtellen: Wiewohl andere es in gewiſſen Fällen verſtatten; wo es ohne Blutvergieſſen geſchehen kan. Aber das wäre, bey dieſem wahren Catoniſchen Tode nicht möglich geweſen. Vielmehr würde ſein Selbſtmord dadurch ſo abſcheulich geworden ſeyn, als wenn Medea ihre Kinder vor den Augen der Zuſchauer ermordet; oder Atreus Menſchenfleiſch auf der Schaubühne geſotten, und dem Thyeſtes zu eſſen vorgeſetzet hätte. Beydes aber verbietet uns Horaz:

Nec coram populo pueros Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem:
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Nun könnte man zwar ſagen: Es hätte wenigſtens dieſer ſchreckliche Umſtand des Catoniſchen Selbſtmordes

worinn er doch zuerſt das meiſte Lärmen gemachet, iſt keine einzige Entdeckung zu nennen, die er gemachet hätte, und die noch richtig befunden würde. Die Franzoſen ſelbſt haben ihn in allen ſeinen willkührlichen Sätzen verlaſſen. Seine Wirbel am Himmel, ſeine Erklärung des Lichtes durch den Druck, ſeine Erklarung der Ebbe und Fluth, der Cometen, des Magneten, der Farben, der Vereinigung der Seele und des Leibes, der Thierſeelen u. d. m. alles iſt abgeſchaffet: nichts hat ſich erhalten können, als was ſchon vor ihm, durch den Lucrez, den Copernicus, den Kepler, den Galilei, den Scheiner, den Simon Marius, u. a. m. erfunden geweſen.

Die V. Abh. handelt von der Malerkunſt; und enthält nicht viel Neues. Indeſſen kann ſie Anfängern zur Beſtätigung deſſen dienen, was ſie von den beſten Lehrern gelernet haben. Alle weſentliche Theile dieſer großen Kunſt, ſind mit einer reinen Beurtheilungskraft, und mit einem ſichern Geſchmacke aus einander geſetzet. Der Herr Verfaſſer dringet ſonderlich auf die Zergliederkunſt, Perſpective, Optik und die Verhältniſſe. Er hätte noch die Sitten und Zeiten, ſonderlich in hiſtoriſchen Gemählden, und die Baukunſt dazu nehmen ſollen. Die Alten, ſaget er, reden von einem Schnitzbilde Polyklets, welches man die Regel, oder das Muſter genennet. Dieß war ein Meiſterſtück, von welchem die Künſtler das Maaß aller Theile des Leibes erborgten. Man kann dieß Maaß, ſetzet er hinzu, auch

auch vom Apollo im Belvedere zu Rom, von Laokoon, der mediceiſchen Venus, dem Faunus, und dem Antinous nehmen.

Nach vielen andern Regeln von den Kleidungen, und Verzierungen der Bilder, wobey er diejenigen Künſtler verſpottet, die nur die Putzwerke an Gold, Edelſteinen, Sammt und Ordensbändern verſchwenden, wenn ſie ein ſchönes Gemälde machen wollen; erzählet er den Spott eines witzigen Kopfes, der zu einem Maler, welcher die Helena ſo prächtig gemahlet hatte, ſagete: Triſto a te! Non ſapeſte far Elena bella, la faceſti ricca! Ich bedaure dich: du haſt die Helena nicht ſchön machen können, darum haſt du ſie reich gemachet.

Die ſechſte und letzte Abhandlung redet vom Reime. Er zieht darinn die italieniſche Versart, der franzöſiſchen vor, weil dieſe ganz an den Reim gebunden iſt; den die erſtere entbehren kann. Es iſt dieſes wohl wahr: aber gleichwohl hat des Triſſino reimloſes Heldengedicht, auf das von den Gothen befreyte Wälſchland, lange den Beyfall nicht gefunden, als der gereimte Gottfried des Taſſo, oder der gereimte Roland des ſchwärmenden Arioſts. Es wäre auch zu wünſchen, daß die wälſchen Verſe eine etwas beſſere Scanſion beobachteten, als ſie wirklich haben, um den Mangel der Reime zu erſetzen. In den Operarien ſieht man, daß ſie beydes können.

VI.

Eine Parodie, nach der Ode des Hn. von Hagedorn:

Stolzer Schönen Grauſamkeiten ꝛc.

Kleiner Geiſter Fruchtbarkeiten
Sind noch immer ungemein,
Und viel Federn unſrer Zeiten,
Können niemals müßig ſeyn.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ſie entbehren kann.

Stolz und eitle Ruhmbegierde
Sind Klean ders Eigenthum,
Und er ſucht als eine Zierde
Der gelehrten Welt, nur Ruhm.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ihn enthehren kann.

Dieſer Durſt nach Rang und Ehre,
Dieſe Krankheit, dieſe Sucht,
Zeiget uns zwar oft das Leere
Von ſo mancher Afterfrucht:
Dennoch ſagt ꝛc. ꝛc.

Sprecht mit dem Pedrill nach Gründen,
Demonſtriret und beweiſt:
Was wer ſonſt gleich wahr befinden,
Glaubet kein ſo ſtarker Geiſt.
Dennoch ſagt ꝛc. ꝛc.

Lob und Beyfall zu verdienen,
Ruht ein Polyhiſtor nicht:
Der mit weisheitvollen Mienen
Sein gelehrtes Urtheil ſpricht.
Dennoch ſagt und glaubet man
Daß man es entbehren kann.

Strephon wird zwar hoch geprieſen.
Weil er durch ſo manches Blatt
Der gelehrten Welt gewieſen,
Daß er Luſt zu ſchreiben hat:
Dennoch ſagt ꝛc.

Edle Wahrheit! mein Vergnügen!
Ruft ein ſcharfer Kriticus,
Den man in den Wörterkriegen
Helden gleich bewundern muß.
Dennoch ſagt ꝛc.

Grundgelehrte Weisheitsſchlüſſe
Sind Nikanders Zeitvertreib:
Daß die Welt von dir was wiſſe,
Spricht Nikander: o ſo ſchreib!
Dennoch ſagt ꝛc.

Kleon dichtet, reimt und ſinget,
Flickt und beſſert ein Sonnet;
Und was er zu Markte bringet,
Iſt ein buntes Quodlibet.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ihn entbehren kann.

Polemen ſchreibt für die Preſſen,
So bekömmt die kluge Welt,
Folianten auf die Meſſen,
Aber nur für baares Geld.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ſie entbehren kann.

Sind die Schriften wohl zu zählen,
Die uns ſo viel Federn weihn?
Ach! zu allen Bücherſälen
Wird der Welt der Raum zu klein.
Gleichwohl ſagt und glaubet man:
Daß man ſie entbehren kann.

Hille.

VII.

Geſchichte der königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, darinnen zugleich unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen, und Alterthümern, enthalten ſind. Mit Kupfern. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet, von Luiſen Adelg. Victorien Gottſchedinn. IX. Theil. Mit allergn. Freyheit. Leipz. 1756. verl. Joh. Paul Kraus, Buchhändl. in Wien, in Groß 8. 548. S. u. 5. Kupfer.

Wir können unſern Leſern abermal eine Forſetzung der großen Arbeit anmelden, welche die Fr. Profeſſorinn unermüdet fortſetzet, und nun bald bis zur Hälfte dieſes Jahrhunderts gebracht haben wird. Die Artikel dieſes Bandes

des sind von den Jahren 1744. 1745. und 1746. und folglich fehlen noch vier Jahre; davon irgend noch ein Paar Bände folgen werden. Den X. hat sie schon wirklich im Drucke; und der begreift das 47. und 48ste Jahr. Den Steff zu dem XI. der das 49 und 50ste enthalten wird, erwartet sie ehestens aus Paris. Und alsdann wird zu diesen XI. Bänden, ein Band von nützlichen Registern gefüget werden; die ein in dieser Art der Gelehrsamkeit sehr geübter Gelehrter allhier zu verfertigen übernommen hat. Dergestalt wird in Jahresfrist alles dieses völlig zu Stande seyn.

Der gegenwärtige IX. B. enthält zuförderst die kurze Geschichte der oberwähnten drey Jahre, die nichts ausserordentliches in sich hält. Es werden nur die Preisschriften gemeldet, die in denselben aufgegeben, und andern vorgezogen worden. Der Preis des 1744sten Jahres handelte von denen mit gewissen Familien verbundenen Priesterämtern, und diesen trug ein Parlamentsadvocat Martin davon. Der Preis des 1745sten war auf die Bestimmung des Verhältnisses, zwischen den griechischen Hauptstädten und ihren Pflanzstädten gesetzet; und diesen gewann Herr von Bougainville. Die Materie des 1746sten Jahres, war der Zustand der Wissenschaften in Frankreich, unter Karls des VI. und Karls des VII. Regierungen; und den Preis darüber erhielt der Abt von Guasco, ein Mitgl. der Akad. zu Cortona.

Sodann werden die Veränderungen der Mitglieder der Akademie erwähnet. Anstatt des verst.

Herrn

Herrn Mahudels, kam Herr Ab. Belley. An die Stelle des Abtes Rothelin, kam Herr Falconet, und dessen Beysitzerstelle bekam Herr Abt Fenel. An des Marquis von Caumont Platz, ward der Herr Graf von Ciantar ein auswärtiges Ehrenglied; und Herr Fourmont der ältere starb. Seinen Platz erhielt Herr von Foncemagne, und des Abt Fourmonts des jüngern Bruders, Tod folgte zween Monath hernach. Die zwo erledigten Beysitzerstellen erhielten die Herren Gibert und von Bougainville. Endlich verlohr die Akademie noch den Abt Mongault, und den Abt Souchai.

Es liefert nunmehr dieser Band 33. Abhandlungen, und sieben Lebensbeschreibungen; deren Inhalt wir kürzlich anzeigen müssen. Der Abt Fontenü stellet Betrachtungen über die Nutzbarkeit an, welche die schönen Wissenschaften aus der heil. Schrift, insonderheit, was das erste Weltalter betrifft, ziehen können. Hier wird sonderlich die Neuigkeit der heydnischen Abgötterey und Mythologie erwiesen, deren Arten nur als verschiedene Ketzereyen, oder Abweichungen von der wahren natürlichen Religion anzusehen sind. Herr Prof. B. hat diesen und verschiedene folgende Artikel mit vielen Anmerkungen zu erläutern gesuchet.

Eben des Abts Fontenü Untersuchung von der Zeit, da die berühmte Stadt Tyrus erbauet worden, nimmt den zweyten Platz ein. Der Ruhm dieser Stadt ist so groß, daß ihr schwerlich eine andre im Alterthume gleich geht. Selbst zu Erklärung der

Schrift-

Schriftstellen, darinn ihrer gedacht wird, kann diese Abhandlung vortreffliche Dienste leisten. Die Schwierigkeit ist, sie von dem Palaötyrus, oder dem alten Tyrus zu unterscheiden; welches im Lande, ziemlich weit von der See gelegen, da das neue auf einer kleinen Insel, vier Stadien vom Seeufer gestanden hat. Marshams Einwürfe werden hier sonderlich beleuchtet.

Hr. Freret, der die Zeitreichnung der Indianer untersuchen wollte, hat sich dazu durch eine Abhandlung von den geistlichen und weltlichen Sagen dieser Völker vorbereitet. Weiter hinaus, als bis 3600 Jahre vor Christi Geburt, wohin die samaritanische Uebersetzung der Bücher Mosis, und der griechische Text der 70 Dollmetscher, die Zerstreuung der Kinder des Noah setzen, geht keine einzige alte Sage der heydnischen Völker hinauf. Man muß nur die historischen Sagen von den fabelhaften unterscheiden. Auf diesen Fuß prüfet Herr Freret auch die indianischen, chinesischen, ägyptischen, und chaldäischen. In einer Anmerkung setzet Herr Prof. G. auch etwas von den nordischen Alterthümern hinzu.

Ferner theilet Hr. Freret allgemeine Begriffe, von dem Ursprunge und der Vermischung der alten Völker mit, zeiget auch, wie deren Geschichte recht zu erlernen sind. Dieß sind sehr vernünftige Anmerkungen, die man beym Lesen der ältesten Geschichte beobachten muß, wenn man in keine Irrthümer verfallen will. Beyläufig widerleget in etlichen Anmerkungen Hr. Pr. G. die Meynung: daß die Picten von den Lateinern, wegen ihres Malens mit blauer Farbe, so genennet

nennet worden, und zeiget, aus alten und neuen Schriftſtellen der Engländer, daß ſie von Phighti, Phightians, d. i. Fighters, oder Fechtern ſo genennet worden; ſo wie die Cimbrer eigentlich Kiemper, d. i. Kämpfer, die Schotten, Schützen, die Belger, Balzer geheißen, u. a. m.

Mit faſt noch glücklicherm Erfolge zeiget eben der Verf. im V. St. den Urſprung der älteſten Völker Italiens, und woher dieſelben zuerſt in dieß Land gekommen. Die Schiffahrt iſt erſt in viel neuern Zeiten ſo hoch getrieben worden, daß man über die See dahin hätte kommen können. Die erſten Colonien müſſen alſo theils durch die kärnthiſchen und julianiſchen Alpen nach Friaul, theils an der mittäglichen Seite, wo die Kette der Alpen aus Mittelmer ſtößt, über den Varo, hineingekommen ſeyn. Nächſt dieſen iſt der dritte Weg über Trident, durchs Tyroliſche. Dieſer und der erſte, hat nichts anders, als illyriſche und celtiſche oder deutſche Völker hinein führen können; durch den mittlern aber ſind galliſche und ſpaniſche gekommen: ſo daß immer die neu ankommenden, die ältern Colonien vor ſich her, bis an die Spitze von Italien getrieben.

Zum VI. hat Herr Abt Heinoz fortgefahren, den Herodot zu erläutern, und iſt vom 91ſten Cap. bis zum 172ten fortgeſchritten.

Ebenderſelbe hat den Zeitpunct der marathoniſchen Schlacht genauer beſtimmet, als er ſonſt bekannt geweſen.

Herr

Herr Freret hat eben das bey der plataiſchen Schlacht geleiſtet; die eben ſo ungewiß geweſen war.

Eben derſelbe hat auch einige Punkte der techniſchen, oder künſtlichen Chronologie bey den Griechen in Richtigkeit gebracht: wie denn dieß Volk darinn ſehr nachläßig geweſen.

Das bithyniſche Jahr iſt unter der römiſchen Herrſchaft geändert worden; wie es aber beſchaffen geweſen, hatte man noch nicht beſtimmen können. Herr Freret hat es ausgeſpüret und ſattſam erkläret.

Abt Sallier liefert eine freye Ueberſetzung aus Platons zehntem Buche von den Geſetzen: darinn Sokrates mit dem Klinias redet, und die Gottesläugner widerleget. Dieß iſt ein vortreffliches Geſpräch.

Der Abt Fenel ſtellet einen Ort aus dem III. B. Cicerons von der Natur der Götter wieder her. Das Wort Tympanidis rogum machte die Schwierigkeit: er zeiget, daß es Timonidis heißen müſſe, und daß Timæus gemeynet ſey.

Die Menſchenopfer der Alten, ſind noch vielen Dunkelheiten unterworfen geweſen. Da ſie nun auch bey den Galliern im Schwange gegangen: ſo unterſuchet ſie Herr Freret, auf eine leſenswürdige Art.

Eben dieſes thut er in Anſehung andrer Lehrſätze der alten galliſchen Religion, und der Natur derſelben überhaupt; wie auch in einem neuen Artikel,

mordes können erzehlet werden; Gleichwie Portius auch das übrige, ſo ſich in dem Schlafgemache zugetragen, erzehlen muß. Allein auch dieſes ließ ſich nach den Abſichten der Tragödie nicht thun. Man will den Cato nicht zum Scheuſal der Zuſchauer machen; ſondern zu einem herzhaften Stoiker, der den Tod nicht fürchtet, und die Freyheit mehr als ſein Leben liebt. Hierzu iſt genug, daß er das Herz hat ſich zu ermorden. Daß es auf eine grauſame Art geſchehe, iſt gar nicht nöthig. Dieſes würde ihn nicht mitleidenswürdig machen: Jenes aber läßt ihm noch einiges Erbarmen bey dem Zuſchauer übrig; wenn man ſeine Umſtände in Betrachtung zieht. Und wie? wenn man gar den heftigen Schlag hätte auf der Schaubühne vorſtellen wollen, den Cato ſeinem Bedienten, der ihm das Gewehr nehmen wollte, ins Geſichte gegeben; daß ihm etliche Zähne davon in den Hals gefallen, und ihm ſelbſt die Hand davon ſo blutig geworden, daß ſie verbunden werden müſſen? Wie? Wenn man ihn ſelbſt vor den Zuſchauern hätte aus dem Bette auf die Erde fallen laſſen? Alles dieſes iſt zwar der Geſchicht gemäß; war aber gar nicht zu den Abſichten des Trauerſpieles nöthig, und muſte alſo mit Bedacht von einem Poeten übergangen werden.

Was ferner die Fehler meiner Verſe anbetrifft: So ſehe ich ſchon vorher, daß ich mich darinn am allerwenigſten werde vertheidigen können. Man kan allerdings darinn eine groſſe Vollkommenheit fordern, die aber ſehr ſchwer zu erlangen iſt, wenn man ein 1500. bis 1800. Verſe machen ſoll. Nicht, als ob es unmöglich wäre; ſondern, weil es gar zu viel

von dem Namen der Druiden: wobey Herr Pr. G. wieder verſchiedene Anmerkungen gemachet hat.

Der Abt Belley hat den Abſtand der Alten Inſel Pharus vom ägyptiſchen Ufer unterſuchet; weil man heute zu Tage die Meynung der Alten, daß das niedere Aegypten nur vom Schlamme des Nilſtroms entſtanden, zu beſtreiten angefangen. Auch hiebey hat Herr Pr. G. die Möglichkeit der alten Meynung auf eine wahrſcheinliche Art behauptet.

Die Lage des Landes der Hyperboräer, iſt bey den Alten gleichſam ein Räthſel, welches in ſo viele Wiederſprüche verhüllet iſt; daß ſeine Auflöſung Schwierigkeiten hat. Hier trägt Herr Freret alles zuſammen, was die Wahrheit entdecken kann. Die Griechen waren überhaupt in alten Zeiten ſchlechte Geographen, und glaubten, wann etwas über der Donau gelegen war, daß es am Ende der Welt, im äußerſten Norden wäre. Daher ſetzten ſie den Nordwind Boreas, als einen König in Thracien, wo er in einer Höhle wohnen ſollte. Was alſo hinter Thrazien, d. i. dieſſeit der Donau lag, mußte bey ihnen Hyperboräiſch heißen. So hat Hr. P. G. die Meynung des Hn. Verf. beſtätiget, der einen Berg Boras, der Macedonien Nordweſtlich lag, für die Gränze der Hyperboräer gehalten.

Die Himmelsbreite der Stadt Athen wird im XVIII. Art. vom Herrn Freret beſtimmet. Eine Stelle aus Cäſars IV. Buche vom gall. Kriege, wird vom Herrn Levesque de la Ravaliere erkläret. Herr Mandajor handelt von einem gewiſſen Geſetze, welches Kaiſer Marcus Aurelius den Chriſten zum

Beſten

Beſten gegeben haben ſoll. Herr von Valois erkläret einige alte unbekannte Münzen. Abt Belley erläutert ein Schauſtück des Kaiſers Hellogabalus. Herr Freret ertheilet ſeine Gedanken über eine Aufſchrift zu Brunt, die Herr Prof. Schöpflin erkläret hatte: und Abt **Lebeuf** machet über einige Auf- und Grabſchriften der Römer ſeine Erklärungen, die unlängſt zu Lyon entdecket worden.

Eben dieſer gel. Mann liefert Zuſätze, zu derjenigen Nachricht von der peutingeriſchen Charte, die im XIV. Bande der Werke dieſer Akademie eingerücket ſteht. Hier muß man merken, daß der berühmte Herr **Franz Chriſtoph von Scheyb**, zu Wien, in ſeiner prächtigen Ausgabe dieſes Alterthums, alle Forderungen des Abts Lebeuf, nicht nur erfüllet, ſondern weit übertroffen hat; wie die Fr. Ueberſetzerinn in einer kleinen Note angemerket.

Herr Prof. Schöpflin, theilet ſeine Gedanken über die Vereinigung der Donau mit dem Rheine mit, welche Karl der Große vorgehabt. Eine ſchöne Charte von den Gegenden zwiſchen Donauwerth, Pappenheim, und Wilzburg, auch Nürnberg u. a. m. zeiget die Spuren dieſes alten Canals, zwiſchen Graben und Dettenheim, der aus dem kleinen Fluſſe Altmühl, welcher bey Kehlheim in die Donau fällt, in den ſchwäbiſchen Rezat, der in die Regnitz, und mit ihr in den Mayn führet, gehen ſollen. Schade! daß ein ſo großes Werk nicht vollendet worden.

Der Abt Belley unterſuchet den wahren Ort, wo König Sigismund von Burgund getödtet worden. Herr Bonamy, machet Anmerkungen über des Valeis Notitiam Galliæ. Abt Lebeuf beſchreibt eine Handſchrift der Jahrbücher von St. Bertin. Eben der erkläret einen Canton in Frankreich, der Cupedenſis genennet wird; und Bonamy machet über einen Ort, Tricines genannt, Anmerkungen.

Die Ritter von der runden Tafel ſind in alten Heldenfabeln und Ritterbüchern ſo berühmt: und doch kann man den Urſprung dieſer Benennung nicht recht herausbringen. Herr Foncemagne will ſie nicht vom Könige Arthur herleiten; auch dem deutſchen Könige Heinrich dem Vogler die Ehre der erfundenen Turniere nicht gönnen. In beyden hat ihm Herr Prof. G. verſchiedenes entgegen geſetzet.

Ein beſondres Diptychon, welches die Legenden der heil. Margaretha vorſtellet, erkläret Herr Bon ſehr wahrſcheinlich: und endlich lieſt man Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, welche die Akad. der ſchön. Wiſſenſchaften in dieſen Jahren verfertiget hat.

Nun folgen die Leben verſtorbener Mitglieder der Akademie: und dieſe ſind der Abt **Rothelin**, der des Card. **Polignac** Vertrauter geweſen, und nach deſſen Tode, der Herausgeber ſeines Antilucrez geworden iſt. Abt Gedoyn, iſt durch mehr gelehrte Arbeiten bekannt, und hat ſelbſt an den Schriften der Akad. groſſen Antheil gehabt. Der Marquis von Caumont iſt nur ein Ehrenglied zum Briefwechſel geweſen.

geweſen. Der Tod der beyden Fourmonts iſt ein wichtiger Verluſt für die Akademie geworden. Ihre Leben ſind ſehr leſenswürdig, und ſehr ausführlich. Der Abt Mongault iſt gleichfalls ein fleißiger Mitarbeiter der Akad. geweſen, und hier ſehr rühmlich beſchrieben. Endlich machet des Herrn Abtes Souchay Leben den Beſchluß.

Die gewöhnliche angenehme Schreibart der Fr. Ueberſetzerinn, wird man auch hier nicht vermiſſen. Sie hat freylich aus dieſem Bande verſchiedene Artikel weglaſſen müſſen, die im franzöſiſchen Originale auf dieſe Jahre vorkommen, um den Theil nicht gar zu ſtark und koſtbar zu machen. Allein die deutſchen Leſer ſollen ſie nicht entbehren. Der folgende Band, der im Grundtexte ſehr ſchwach iſt, wird ſie alle mit einander nachhohlen, und alles liefern, was hier übergangen worden. Er wird ſchon gedrucket, ſo daß er auf Michael erſcheinen wird, welches den Kennern und Liebhabern dieſer Schriften gewiß nicht unangenehm ſeyn wird.

VIII.

Der krebsartige Kiefenfuß, mit der kurzen und langen Schwanzklappe, beſchrieben von Jakob Chriſtian Schäfern, evangel. Prediger in Regensburg, der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen, wie auch der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig Ehrengliede, nebſt 7 Kupfertafeln in Farben. Regensb. bey E. A. Weiß. 1756. in 4.

Unſer deutſcher Reaumür fährt fleißig fort, die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen. Er entdecket immer neue Arten der Thiere, die andern genauen Beobachtern verborgener Dinge noch entwiſchet waren. Wie reich ſind nicht die Schatzkammern des Schöpfers aller Dinge! Ueberall, wo ſich ein aufmerkſamer Naturforſcher hinwendet, findet er neue Gegenſtände der Verwunderung. Nur ein jeder hat nicht Augen und Verſtand genug, ſie wahrzunehmen.

Dieß beſondre Stück iſt Sr. königl. Majeſtät in Schweden zugeeignet, und 142 S. ſtark. Der Hr. Verfaſſer bemerket, daß dasjenige, was man vormals für Seltenheiten der entfernteſten Länder gehalten, itzo in unſerm Welttheile ſelbſt gefunden wird. Die Jungfer Merianinn reiſete nach Surinam, ſchöne Raupen, Käfer und Zwiefalter zu finden, und abzuzeichnen. Heute zu Tage hat man in Frankreich, Deutſchland und Schweden eben dergleichen gefunden. Vorhin fand man nur in der See die berufenen Polypen, oder Vielfüße: itzo ſieht man deren in allen ſtehenden und ſüßen Waſſern. Ja ſelbſt den marſigliſchen See- und Corallenblumen, kann man itzt die Blumenpolypen in ſüßen Gewäſſern entgegen ſtellen.

Der moluckiſche Seekrebs iſt in Naturalienkammern bisher als etwas Judianiſches bewundert worden. Hr. Paſtor Schäfer aber hat dieſen krebsartigen Kiefenfuß entdecket, der jenem überaus ähnlich iſt. Der ſel. Friſch zu Berlin, Hr. Secr. Klein in Danzig, und Hr. Linnäus in Schwe-

den

den nennen ihn etwas anders: aber der Hr. Verf. zeiget die Urſachen ſeiner Abweichung an, und überläßt den Leſern das Urtheil von ihrer Gültigkeit. Hr. Linnäus hat keinen lebendigen geſehen. Hr. Friſch, auf den er verweiſt, auch nicht. Hr. Klein hat ſie zwar lebendig gehabt, aber ſie in den engl. Transactionen nur ſehr obenhin beſchrieben; vermuthlich, weil er ſie nicht friſch genug, oder nicht in genugſamer Menge gehabt, ſie recht betrachten zu können.

Im I. Abſchn. beſchreibt der Hr. Paſt. Schäfer ſie nach ihren äußern Theilen, in natürlicher Größe. Im II. Abſchn. betrachtet er ſie durchs Vergrößerungsglas. Im dritten handelt er von ihrer Lebensart, Nahrung und Fortpflanzung. Im vierten meldet er die Verſuche, die er mit ihnen angeſtellet hat; und ſtellet eine Vergleichung derſelben mit dem moluckiſchen Seekrebſe an. Im fünften endlich redet er von der neuen und zweyten Gattung derſelben krebsartigen Kiefenfüße, die eine lange Schwanzklappe haben. Schlüßlich rechtfertiget er die neue Benennung dieſer Waſſerthierchen, und füget einige nützliche Anmerkungen hinzu.

Wir müſſen geſtehen, daß wir dieſe Beſchreibung mit beſondern Vergnügen geleſen; nicht allein, was die Sachen, ſondern auch, was den Vortrag betrifft. Endlich haben wir einmal die glückliche Zeit erlebet, da unſre Weltweiſen auch die Annehmlichkeit der Schreibart in ihrer Gewalt haben. Herr Paſtor Schäfer kann darinn ſehr vielen zum Muſter dienen.

IX.

Beurtheilung einer den alten nordischen und deutschen Völkern angedichteten unnatürlichen Grausamkeit gegen ihre Kinder. Eine Einladungsschrift, zu einer Redeübung des kön. Pädagogii zu Altona, von Gottfr. Schützen, Prof. und Consistor. Ass. Rectorn und der Akad. zu Copenh. und Berl Mitgl. Altona 1756. in 4.

Der Herr Prof. Schütz hat bisher in vielen kleinen Schriften einen glücklichen Vertheidiger der alten Deutschen abgegeben. Itzo will er das so rühmlich geführte Sachwalteramt in allem Ernste niederlegen. Er machet dagegen Hoffnung, daß er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute mit ernsthaftern Betrachtungen, von dem Lehrbegriffe der altdeutschen Religion unterhalten will. Um aber einen feyerlichen Abschied von ihnen zu nehmen, will er zum letzten male beweisen: daß unsern Vorvätern fälschlich eine unnatürliche Grausamkeit gegen ihre Kinder angedichtet worden.

Der Vorwurf, den man unsern Vorfahren machet, ist dieser: daß sie ihre neugebohrnen Kinder ins Wasser geworfen haben sollen, um aus ihrem Schwimmen zu urtheilen, ob sie ächt, oder Bastarte wären. Davon zeiget der Herr Prof. daß diese hydromantische Fabel aus einem bloßen Misverstande entsprungen sey, und daß die Deutschen rechte Tribarbaren, d. i. Erzungeheuer gewesen seyn müßten,

ten, wenn ſie ſo grauſam mit den Ihrigen verfahren wären.

Es iſt wahr, und der Herr Verf. läugnet es nicht, daß Claudian, Euſtathius, Gregor von Nazianz, Julian der Abtrünnige, Nonnus, Theophylakt, Tzetzes und noch ein ungenannter griech. Dichter, den alten Deutſchen dieſen Vorwurf gemachet. Der Erſte ſinget L. II. in Ruſin. V. 112.

Et quos naſcentes explorat gurgite Rhenus.

Der zweyte ſaget in Dionyſ: Hic autem celticus eſt Rhenus, qui dicitur, foetus ſpurios a legitimis diſcernere: nam legitimos ſuſtinet, ſpurios vero in aquæ fundum ſubmergit. Der dritte ſchreibt in carm. ad. Nicob. patr-

Natorum e numero procul ejice; non ſecus, acſi
Sim ſpurius, liquidas Rheni compertus ad undas.

u. ſ. w.

Dieſen böſen Zeugniſſen ſetzet der Herr V. unter andern erſt das Stillſchweigen eines Cäſars und Tacitus entgegen, die doch unſtreitig Deutſchland beſſer, als jene gekannt. Ferner das Stillſchweigen der erſten Kirchenverſammlungen des neubekehrten Deutſchlandes, die faſt alle am Rheine gehalten worden. Und Strabo ſelbſt im 7. B. ſeiner Erdb. nennet die Leutſeligkeit unſrer Vorfahren Ἔθνικον χαρακτῆρα, einen Nationalcharakter der Deutſchen. Er führet Cluvers, Cleffels, Zeibichs, Conrings, Schefſers, und andrer Vertheidigungen an, und prüfet ſie.

Hauptſächlich aber glaubet der Herr V. daß die alten Deutſchen einen beſondern Religionsgebrauch gehabt, und eine Reinigung ihrer Kinder durchs Waſſer ausgeübet. Daß ſie zwar alle Flüſſe und Brunnen dazu gebrauchet, doch ſonderlich dem Waſſer des Rheinſtroms eine beſondre Kraft zugeſchrieben: Kurz, daß es eine Art von Taufe geweſen. Man wird die Ausführung dieſer Sache mit Vergnügen bey ihm ſelbſt nachleſen. Der Herr V. iſt vor einiger Zeit zum Mitgl. der Geſ. der fr. K. allhier aufgenommen worden.

X.

Verſuch eines allgemeinen peinlichen Rechtes, aus den Grundſätzen der Weltweisheit, und beſonders des Rechtes der Natur hergeleitet von Regner Engelhard, hochfürſtl. heſſiſchem Kriegsrathe. Frankf. und Leipzig in der Weidemanniſchen Handlung 1756. in 8. 2. Alph. und 4. Bogen.

Der Herr Kriegsrath hat die gelehrte Welt ſchon mit verſchiedenen lateiniſchen Werken beſchenket, davon wir ſein Jus militare naturale, oder ſein natürliches Kriegsrecht, vor nicht gar langer Zeit angeprieſen haben. Itzo liefert er auch ein deutſches Werk, von einem Zweige der natürlichen Rechtsgelahrtheit, nämlich dem peinlichen Rechte. Da der gemeine Schlag von Rechtsgelehrten ſich bis an die philoſophiſchen Quellen aller Rechte niemals ver-

verſtiegen hat: ſo wird es ſie ſonder Zweifel ſehr Wunder nehmen, von einem peinlichen Rechte, aus Grundſätzen der Weltweisheit und des Rechts der Natur etwas zu hören. Was weis denn die Philoſophie vom Criminalrechte? ſo werden ſie fragen. Endlich wird man noch alles aus der Vernunft herleiten wollen, was doch auf die bloße Willkühr der Fürſten und Regenten ankömmt!

Allein unſer Herr Kriegsrath achtet ſichs für keine Schande zu geſtehen, daß er ein Schüler des großen Kanzlers und Freyhern von Wolf geweſen; und daß dieſer ihm die erſten Begriffe davon in ſeinem Rechte der Natur an die Hand gegeben. Freylich machet das wenige, was im achten Bande deſſelben davon vorkömmt, noch kein zuſammenhangendes Lehrgebäud aus. Allein einem Manne, der ſelbſt denken gelernet, und die wolfiſche Lehrart in ſeiner Gewalt hat, war es ſo ſchwer nicht, alles was noch fehlete, zuſamen zu nehmen, und in die Geſtalt einer Wiſſenſchaft zu bringen. Dadurch aber leiſtet er der Criminal- oder peinlichen Rechtsgelehrſamkeit keinen geringen Dienſt: indem er diejenigen Lehren mit einer Art von Licht und Gewißheit verſieht, die bisher nach dunkeln und ſchwankenden Lehrſätzen abgehandelt, und ausgeübet worden.

Denn zu geſchweigen, daß Kaiſer Karl der V. ſelbſt, ſehr viel auf das Ermeſſen und Gutachten der Richter und Rechtsverſtändigen ankommen laſſen: wer weis es nicht, wie ſehr die lieben Facultäten und Schöppenſtühle in ihren Meynungen unterſchieden ſind, wenn ſie der Leitfaden der bürgerlichen

Gedult, Zeit und Mühe koſtet, in allen Zeilen gleich regelmäßig zuſchreiben. Ich ſehe ſelbſt unzehliche kleine Fehler in meinen Verſen, zumal in dieſem Cato, die ich keinem als Schönheiten anpreiſen will. Allein, wer kan ſie bey dem groſſen Zwange, den uns unſre gereimte Verskunſt auferlegt, ſo genau vermeiden?

Sunt delicta tamen, quibus ignoſſe velimus:
Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus & mens,
Poſcentique grauem perſaepe remittit acutum;
Nec ſemper feriet, quodcunque minabitur arcus.

Doch ſoll es mir überaus lieb ſeyn, wenn mein gelehrter Criticus es auch in dieſem Stücke mit mir machen wird, wie Horaz es von dem Quinctilius Varius rühmet; oder was er von einem ieden redlichen und klugen Manne überhaupt ſaget, den man um ſein Urtheil erſuchet:

Vir bonus & prudens verſus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum,
Transverſo calamo ſignum, ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget.
Arguet ambigue dictum, mutando notabit.

Dieſes alles will ich mir auch von demſelben ausbitten, und ich verſpreche, ſo viel möglich, hierinn bey einer neuen Auflage alles zu ändern. So kan es vielleicht einmal geſchehen, daß Cato durch fremden Beyſtand mit der Zeit diejenige Vollkommenheit erhalten wird, die ich allein ihm zu geben nicht im Stande geweſen bin.

V.

chen Rechte verläßt? Ein und derselbe Fall, darinn es auf Leib und Leben, Ehre und Vermögen eines Menschen ankömmt, wird von verschiedenen solchen Dikasterien auf ganz verschiedene Art, ja oft ganz widrig entschieden. Wie wankend sind also nicht die Meynungen der Herren Juristen, wenn sie nicht in den Gründen des Vernunftrechts festen Fuß fassen können; und sich mit einem bloß scheinbaren videtur behelfen müssen.

Alle diese Herren, oder doch wenigstens junge Leute, die dereinst ihre Plätze bekleiden sollen, werden in diesem kleinen Buche einen Pharus und Wegweiser finden: und wir wünschen, daß man auf hohen Schulen fleißig drüber lesen möge. Wir hoffen es auch desto mehr, da der Herr Verf. nicht ein bloßer Theoreticus ist, sondern selbst viele Jahre das Amt eines Feldschultheißen, und wirklichen Kriegsraths verwaltet hat. Außer dem aber hat er sich auch einer so richtigen und schönen Schreibart bedienet, als es von einem Ehrengliede der hiesigen Gesellsch. der freyen Künste zu vermuthen ist.

XI.

Sammlung einiger ausgesuchten Stücke, der Gesellschaft der fr. Künste zu Leipzig III. Theil. Leipzig verl. Bernh. Christ. Breitkopf 1756. gr. 8. 478 S. ohne Zuschr. und Vorrede. Mit Kupfern.

Die

Die Gesellschaft der freyen Künste allhier, hat die Fortsetzung ihrer Sammlungen mit einer solchen Art geliefert, daß Kenner und Liebhaber mit ihr noch besser, als bisher zufrieden seyn werden. Dieser Theil ist Sr. Kön. Hoheit, dem durchl. königlichen Churprinzen, mit aller der Unterthänigkeit gewidmet, die ein solcher Musaget verdienet. Die Gesellsch. ist am 30 Geburtstage Sr. kön. Hoheit gestiftet worden; sie begeht dero Jahrfest allemal mit einer öffentlichen Feyer; Se. K. H. haben um die Musen die größten Verdienste. Die Geschichte werden schwerlich einen sächsischen Prinzen aufzuweisen haben, der mit den gelehrten Schwestern des Helikons in genauerer Bekanntschaft gestanden hätte. Dieß wird weiter ausgeführet, und sonderlich durch die vielen Vorlesungen bestätiget, die S. K. H. auf der Pauliner-Bibliothek zu Leipzig von den Professoren daselbst sich haben halten lassen.

In der Vorrede werden einige Veränderungen, die in der Gesellschaft drittem Jahre vorgegangen, erzählet, auch diejenigen Mitglieder nahmhaft gemachet, die in selbige aufgenommen worden. Es werden auch verschiedene neue Erfindungen angemerket die von den Mitgliedern der Gesellschaft ans Licht gebracht worden. Dahin gehöret eine ganz neue Art der Wachsmalerey, die Herr Pagenhofmeister Reisstein zu Cassel; und eine neue Art Noten zu drucken, die der jüngere Herr Breitkopf allhier zu Stande gebracht; und davon diesem Bande eine Probe beygefüget ist.

Von

Von dem sämmtlichen Inhalte dieses Bandes wird am besten das Verzeichniß der Artikel zeugen, welches wir mittheilen, und das Urtheil davon, den Lesern überlassen wollen. Nur soviel können wir nicht ungemeldet lassen: Daß Se. Hochgräfliche Excell. der Herr Cabinetsminister Graf von Wackerbart-Salmour, unserm Hrn. Prof. D. Reiske, für die Erklärung eines sehr alten in Helfenbein geschnitzten Kunststückes, ein Geschenk von 20 Louis-d'or gnädig zugefertiget haben. Ein deutliches Merkmaal, daß es auch itzo noch großmüthige Mäcenaten giebt, die gelehrte Männer zu den Studien großmüthig aufzumuntern wissen. Die Abbildung dieses sonderbaren Stückes, nebst einigen andern Kupfern zieren diesen Band nicht wenig.

Inhalt des dritten Bandes.

I. Hrn. D. Joh. Jak. Reiskens, Abhandlung von dem Ursprunge des Wortes Gala.

II. Hrn. Joh. Christ. Gottscheds, Nachricht von einem alten deutschen Landrechte.

III. M. Joh. Traugott Schulzens, Vorlesung von dem Abgotte der alten Deutschen dem Puster.

IV. Sonnet auf das von der durchl. arkadischen Schäferinn, Ermelinda Thalea, selbst ausgearbeitete, auch selbst in Musik gesetzte Pastoral': Il trionfo della fedeltà.

V. Hrn. M. J. G. Wellers, Ursachen, warum in Deutschland so wenig überbliebene Denkmaale von den alten Deutschen angetroffen werden.

VI. Hrn. M. Joh. Georg Friedr. Brauns, Abhandlung von dem Urim und Thumim, oder Lichte und Rechte.

VII. M. Adam Bernh. Pantkens, die Jugend, in einer dramatiſchen Vorſtellung, in einem Aufzuge.

VIII. Hrn. Joh. Gottl. Laurentii, Nachleſe zu dem Leben des alten deutſchen Sprachlehrers, M. Johann Clajus, aus Herzberg.

IX. Hrn. Prof. Karl Franz Lubert Haaſens, Anmerkungen von den verſchiedenen Theilungen und Vereinigungen des Herzogthums Sachſen in den mittlern Zeiten; wobey zugleich kürzlich unterſuchet wird, ob Heſſen zum Eigenthume der Verfahren des Herzogs von Sachſen, Heinrichs des Löwen, gehöret habe.

X. Hrn. Prof. Joh. Chriſt. Gottſcheds Weihnachtsgedicht, an der Frau Gräfinn von Bentink, geb. Reichsgräfinn von Oldenburg, Excellenz.

XI. Hn. D. Joh. Friedr. Hoffmanns, Etwas zum Jubelgedächtniſſe des ſo bekannten ſächſiſchen Prinzenraubes.

XII. Hn. Raths Gottfr. Chriſt. Freiesleben, verſuchte Beſtätigung der alten Meynung, daß die heimlichen Gerichte in Weſtphalen von Karln dem Großen geſtiftet worden.

XII. Hrn. M. J. N. Reichels, Gedanken über die Unſterblichkeit der Seele.

XIV. Hrn. Joh. Chriſt. Gottſcheds Einladungsſchrift zu der jährl. Feyer des hohen Friedrichstages.

XV. Hrn. Prof. Abrah. Gotth. Käſtners, Nachrichten von dem Erfinder der wahren Kometenbahn, Georg Sam. Dörfeln.

XVI. Hrn. M. Joh. Joach. Schwabens, von den Ritterorden des churfürſtl. und fürſtl. Hauſes zu Sachſen.

XVII. Hrn. Adv. Joh. Paul Meisners, kurze Abhandlung, von des berühmten Markgrafen Dietrichs in Meißen, ſonſt Diezmanns, merkwürdigem Leben und Tode.

XVIII. Hrn. J. W. C. G. Caſparſons, zwo betrübte Nächte eines Sohnes, der ſeinen Vater beweinet, und ſeine Mutter tröſtet. Erſte Nacht.

XIX. Hrn.

XIX. Hrn. Prof. Joh. Gottl. Stegmanns, kurze Untersuchung der Frage: warum die Poeten mit Epheu bekrönet vorgestellet werden.

XX. Hrn. Adv. Friedr. Gotth. Freytags, Nachricht von einer höchstseltenen Vertheidigung der Dichtkunst und der Dichter, aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

XXI. Hrn. Caſparſons zweyte Nacht.

XXII. Hrn. Kriegsrath Engelhards Fortsetzung des Versuchs einer bequemen deutschen Benennung der bey dem Kriegswesen vorkommenden Sachen und Aemter.

XXIII. Hrn. D. Joh. Friedr. Hofmanns Anmerkungen von der Landplage der geistl. und heimlichen Gerichte, aus dem XVten Jahrhunderte.

XXIV. Hrn. M. J. Nathanael Reichels, etwas zum Andenken des alten deutschen Strafdichters, Joachim Rachels.

XXV. Hrn. Pr. A. G. Käſtners Beschreibung eines runischen Kalenders, welcher sich auf der Leipziger Rathsbibliothek befindet.

XXVI. Hrn. Pagenhofm. Reifſteins Gedanken von einigen verlornen enkaustischen Malerkünsten der Alten, und einer neulich in Paris wiedergefundenen Art derselben, nebst einer Anzeige einer neuentdeckten Art in trocknen Wachsfarben zu malen.

XXVII. Hrn. Rath Freyeslebens Hochzeiträthsel.

XXVIII. Hrn. Joh. Chriſtoph Gottscheds nähere Abbildung der alten Chronik, die dem oberwähnten alten Landrechte zur Einleitung dienet.

XXIX. Hrn. D. Joh. Jak. Reiskens muthmaßliche Erklärung eines alten Kunststücks, zu den christl. Alterthümern gehörig.

XXX. Die Fabel, das Bild und der Schwamm.

Hrn. M. Joh. Traugott Schulzens Lebenslauf, vom Hrn. Prof. Joh. Dan. Titius.

Ende des Brachmonds.

ENSE PTRIS SVPERAS REX OTTOCARE BOR
ARA NOVA MONTE STEHT
SAECVLA QVINQVE VIGET FASTIGIA REGIS ASTRO
FRIDERICO
REGIOMONTVM
SAECVLARIA CELEBRAT

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Heumond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1756.

Inhalt.

I. Le Coſtituzioni, e'l Catalogo degli Academici Agiati di Roveredo.

II. Fortſetzung und Beſchluß von den Coſaken.

III. Die Freundſchaft, ein Gedicht an Herrn Archivarius Schminken, von Hrn. Hillen.

IV. Hrn. Prof. Gottſcheds Schreiben an die Herren Verfaſſer der freyen Urtheile in Hamburg.

V. Herrn Commercienrath Liederts jubilirendes Königsberg in Preußen.

VII. Ueberſetzung der Oden des Horaz. Erſtes Buch.

VII. Lettre au ſujet des Remarques ſur les Finnois ou Finlandois.

VIII. Phyſikaliſche Beobachtungen der Saamenthierchen.

IX. Geſchichte der Manon Leſcaut, und des Ritters von Grieux. I. und II. Theil.

X. Verſuch einer Abbildung der gelehrten Welt in ihrer Hoheit.

XI. Das auferweckte Interregnum.

XII. Die nach der Seelenfinſterniß ſcheinende Gnadenſonne. Eine Ode Hrn. D. Hudemanns in Muſik.

XIII. Sendſchreiben an den Reiß- und Zeichnungsmeiſter Hrn. Kerl, von den rühmlichen Bemühungen einiger nürnbergiſchen Künſtler.

I.

Le Coſtituzioni, e'l Catalogo degli Academici Agiati di Roveredo. Sotto i felicitſimi ſovrani auſpicii di MARIA TERESA, auguſtiſſima Imperatrice, Regina &c. &c. L' Anno IV. della fondazione in Roveredo 1753. Appreſſo Franceſcantonio Marcheſati. in 8. 2 B.

Der Flor und die Liebe der ſchönen Wiſſenſchaften, erſtrecket ſich heute zu Tage auch in diejenigen Landſchaften, darinn ſonſt nicht daran zu denken geweſen. Weit gefehlt, daß man davon etwas böſes beſorgen ſollte; ſo erfreuet ſich vielmehr ein guter Patriot, über dieſes Wachsthum der Gelehrſamkeit. Sonderlich muß man ſich darüber vergnügen, wenn man ſieht, daß angehende gelehrte Geſellſchaften an ſolchen dunkeln und unberühmten Orten, ſo gleich Schutz und Gnade ihrer Beherrſcher finden: ein Glück, welches

V.

De Druidis, Occidentalium populorum philoſophis, &c.

d. i.

Von den Druiden, als den Weltweiſen der Occidentaliſchen Völker, handelt in einer Diſſertation M. Joh. George Frick, der Poeſie Prof. zu Ulm.

1731. 4.

Dieſer gelehrten und wohl ausgeführten Schrift haben wir in dem I. Bande unſrer Beyträge am 341. Blatte Erwehnung gethan, und daſelbſt verſprochen, einen beſondern Auszug von derſelben zu geben. Die Kenntniß der alten Weltweisheit gehöret zwar nicht eigentlich zu den Abſichten unſrer Arbeit: Doch kömmt uns die Wiſſenſchaft der deutſchen Alterthümer ſo annuthig vor, daß wir nicht zweifeln, es werde unſern Leſern eine vollſtändige Nachricht von den Druiden, als den älteſten Weltweiſen unſrer Vorfahren, nicht unangenehm ſeyn, da ſie ſich das Verzeichniß unterſchiedener Schriften von denſelben nicht haben misfallen laſſen.

Die Vorgänger des Herrn Verfaſſers in Unterſuchung der deutſchen gelehrten Alterthümer haben mit hiſtoriſcher Einfalt dasjenige von der Weltweisheit der alten Deutſchen erzehlet, was ſie davon bey den griechiſchen und römiſchen Scribenten

wohl den berühmteſten Städten und ihren Geſellſchaften nicht ſo bald zu Theile wird.

Ihro kaiſerliche königliche Majeſtät, die groſſe Maria Thereſia, haben ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften nicht nur in Wien, ſondern faſt in in allen Dero Landen bereits an den Tag geleget. So gar das Tyroliſche hat die Wirkung davon ſchon vor mehr als ſechs Jahren gefunden. Denn eben in Tyrol, hinter Trident, auf den äußerſten Gränzen von Italien, liegt dieß ſonſt ſo unbekannte Roveredo, wo ſich dieſe neue Akademie degli Agiati, d. i. der Bequemen, der Gemächlichen, befindet. Denn ſo muß man wohl wahrſcheinlicher Weiſe, dieſen Namen verſtehen, da Agiamento, Agiatezzo, die Bequemlichkeit, die Langſamkeit; agiato aber, nach den Wörterbüchern, zwar auch geſchickt und reich, aber auch langſam, faul und bequemlich heißt. Gewiß ein ſchöner Namen für viel gelehrte Geſellſchaften auch in unſerm Deutſchlande!

Indeſſen hatte ſich dieſe Geſellſchaft 1750 gebildet, als ſie von ihrer höchſten Monarchinn die gnädigſte Beſtätigung, nebſt verſchiedenen Freyheiten und Vorrechten erhielt. Wir wiſſen es aus der mündl. Nachricht eines Reiſenden, der an dem Orte geweſen, und den Verſamlungen der Geſellſchaft beygewohnet, was für Vortheile man ſich daſelbſt vor ſo vielen andern italieniſchen Geſellſchaften verſpricht. Die Aufſicht über den Druck ſteht in Wälſchland faſt überall bey der Geiſtlichkeit: und man kann leicht denken, wie viel Gutes bey gelehrten Geſellſchaften gehindert werden muß, wenn je-

der

der Schriftsteller bey allen Worten, die ihm aus der Feder fließen, an den Pater Censor denken muß. Gewiß dieses Schreckbild ist für einen witzigen Kopf weit wirksamer, als das beste niederschlagende Pulver; und kann den Wissenschaften unmöglich zur Aufnahme gereichen. Im Tyrolischen aber, saget man, sey von Alters her eine mehrere Freyheit eingeführet. Man muß sehen, was dieselbe künftig für Früchte bringen wird. Es ist aber ein Wunder, daß sie bisher noch so unwirksam gewesen. Wiewohl die Freyheit allein machet freylich nicht gelehrt.

In der Vorrede dieser Nachricht redet man von dem Nutzen gemeinschaftlicher Bemühungen: die aber ohne Satzungen, und weise Anstalten, so wie auch ohne höhern Schutz nicht bestehen können. Den letztern hätte nun ihre Gesellschaft auf die vortheilhafteste Art, und zwar mit so vortreflichen Befreyungen erhalten, daß sie nicht Ursache hätten, auch die berühmtesten Akademien zu beneiden. Ihre Satzungen aber wollten sie hiermit bekannt machen, in Hoffnung, daß durch ihre höchste Bestätigung, und genaue Beobachtung, viel Gutes zum gemeinen Besten und zur Ehre Gottes erwachsen würde. Nun folgen die Verordnungen.

I. Von Regierung der Akademie. 1) Soll kein einzelnes Glied einen Auswärtigen aufnehmen können; sondern solches soll bloß in der Versammlung geschehen, die der Vorsteher, den sie Agiatissimo, den Bequemlichsten nennen, zusammen berufen hat. 2) Ohne diesen, und die Revisoren,

kann keine Versammlung gültig seyn. 3) Alle Glieder werden in drey Classen getheilet; von welchen jede nach der Reihe vorlesen muß. 4) Niemand kann sich den gewöhnlichen Vorlesungen, ohne ein rechtmäßiges Hinderniß, entziehen; oder er muß seine Schrift dem Secretär zum Ablesen übergeben. 5) Bey den Versammlungen sitzet der Agiatissimo an der Oberstelle, und hebet an mit einer prosaischen Schrift; und wenn er will, hernach auch mit Versen. Nach ihm lesen die aus der Classe, an welcher den Monath die Reihe ist; und zuletzt der Secretär. 6) Wer nicht in der Rolle der Akademie steht, kann nichts vorlesen; wo es ihm die Akademie nicht besonders erlaubet. 7) In die Akademie kann niemand aufgenommen werden, der nicht seine Philosophie ganz durch gehöret hat; es müßte denn jemand bereits durch herausgegebene Schriften berühmt seyn. 8) Die Eröffnung geschieht allemal den 27 Dec. am Tage Johannis des Evangel. ihres Protectors u. s. w. 13) Jedes Mitgl. so etwas drucken läßt, muß einen Abdruck davon an die Akademie liefern. 15). Wenn die Akad. oder eines ihrer Glieder ehrenrührig angegriffen wird, und dasselbe Beystand suchet, müssen die andern Mitglieder selbiges vertheidigen.

Die folgenden Abtheilungen betreffen 1) den Vorsteher, Agiatissimo, der nach der Reihe, wie die Mitglieder eingeschrieben stehen, einen Monath lang das Ruder führet u. s. w. 2) die Revisoren, deren zweene an der Zahl sind, die ein ganzes Jahr bleiben

und

und erwählet werden. Sie haben den Sitz nächst dem Vorsteher. 3) Den Secretär, der auch jährlich erwählet, oder bestätiget wird, und seine Pflichten und Vorzüge hat. 4) Den Historiographen, der auch ein Jahr bleibt. 5) Den Bibliothekar, der gleichfalls jährlich wechselt. 6) Den Schatzmeister. 7) Die Aufnahme selbst. Diese geschieht so, daß man sich durch ein Mitglied melden läßt, indem man eine italienische oder lateinische Probeschrift einsendet, die von den schönen Wissenschaften handelt: worauf er vorgetragen, erwählet, eingeschrieben, und mit einem akademischen Namen versehen wird; den ihm der Secretär bekannt machet.

Den Schluß machet die Satzung von Auslegung der Gesetze, und das Verzeichniß ihrer Mitglieder. Sie stehen nach alphabethischer Ordnung ihrer neuen Namen, Adonio, Agiride, Aglario, Agonide, Alboniano, u. s. w. und füllen bereits 10 Seiten an, ungeachtet die Akad. damals 1753 kaum drey Jahre gestanden hatte. Wir haben itzo Nachricht, daß auch der berühmte Herr Past. Brucker in Augspurg, und der gleichfalls berühmte Hr. von Scheyb in Wien, von derselben aufgenommen worden.

II.

Fortsetzung und Beschluß der Abhandlung von den Cosaken.

II. Abschnitt.

Von den donnischen Cosaken.

Entweder sind die tatarischen Cosaken, ihrer öftern Streifereyen wegen, so sie gegen die russischen Gränzen unternommen, von den Russen vertilget worden; oder sie haben sich von selbst zerstreuet, und mit andern tatarischen Völkern vereiniget. An ihrer Stelle entstund eine neue Art von Cosaken, welche wir die donnischen nennen. Diese sind aus eben den Gründen, die wir bey den maleroſſiskischen angeführet, unstreitig von russischer Abkunft. Ihre Sprache ist vollkommen russisch, so wie auch ihre Religion. Hätten sie zu dieser letztern bekehret werden müssen, wie würde solches von unsern russischen Geschichtschreibern, da sie sonst in der Lebensgeschichte des Czars **Iwan Wasiliewitsch** und **Fedor Iwanowitsch** viele Bekehrungen im Lande der Pjätigorischen Tschickassen und in Georgien, als von ihm angeordnet, beschrieben haben, übergangen worden seyn? Es war damals kühnen Jünglingen ein leichtes, aus ihrer Heimath, auch so gar ohne Erlaubniß der Obrigkeit, hinweg zu ziehen. Ja man sah es vieleicht gern, weil sie der vorigen tatarischen Cosaken Wohnstäte bezogen, und, indem sie zu ihrer Vertheidigung und Sicherheit gegen die Türken und crimmischen Tatarn eben dieselben Maaßregeln erwählten, welche jene gegen

gen die Russen ausgeübet hatten, dem ganzen Reiche zu einer nützlichen Schutzwehre wurden.

Wider diese russische Abstammung der Cosaken streitet nicht, daß ihre Gesichtsbildung einen starken Zusatz von tatarischem Geblüte zu verrathen scheinet. Die ersten Urheber des Volks, da sie gröstentheils unverheirathet gewesen, hatten auch darinn eine Aehnlichkeit mit den ersten Einwohnern des alten Roms, daß sie ihre Weiber von den Tataren durch Krieg erbeuteten. Es kann auch seyn, daß einige von den tatarischen Cosaken bey ihnen nachgeblieben. Ueberdem machten sie viele Kriegsgefangene, und nahmen Ueberläufer von den Tataren unter sich auf, denen sie das Bürgerrecht verstatteten. Da ist denn wohl freylich eine Vermischung vorgegangen. Allein wie eben dergleichen auch bey europäischen Colonien in andern Welttheilen geschehen, und diese dem ungeachtet nicht aufhören, nach den Völkern, wovon sie entsprossen, benennet zu werden: also haben auch die Cosaken nicht Ursache ihren russischen Ursprung zu verkennen.

Es kann immittelst die russische Bevölkerung am Don und an denen dahin einfallenden Flüßen, so weit sich das Land der donnischen Cosaken erstrecket, nicht auf einmal geschehen seyn: sondern es wird vielmehr der gute Anfang und die Nachsicht des Hofes zu Moscau immer mehr Liebhaber dahin gezogen haben. An den Flüßen **Don**, **Donetz**, **Medwediza**, **Choper** und **Busuluk** sind gegen 130 Städtchen und 17 Sloboden, von denen allen die donnischen Cosaken im Besitze sind. Die Größe dieses

ſes Landes wird ſich auf nicht viel weniger, als auf 500 Werſte von Süden gegen Norden und auf 3 bis 400 Werſte von Oſten gegen Weſten erſtrecken. Ja es war vordem noch gröſſer, bevor im Jahre 1708. ein guter Theil deſſelben, der itzt die Provinz Bachmut ausmacht, zum Gouvernement von Woroneſch, und einige Städte zu dem Gouvernement von Belgorod geſchlagen worden.

Nachdem im Jahre 1569. die Türken ihren unglücklichen Feldzug über Aſſow gegen Aſtracan gethan, und Aſſow, von Einſchlagung des Wetters in den Pulverthurm, faſt ganz ruiniret worden: (Oderborn. vita Johannis Baſilid. inter Script. rer. Moſcov. p. 272 ſq.) ſo wurden die Coſaken ſo kühne, daß ſie gleich im folgenden Jahre 1570. 60 Werſte von Aſſow die Stadt Tſcherkaſſi anlegten, und zu bewohnen anfiengen. (Geſchriebene Nachrichten.) Tſcherkaſſi iſt, wie bekannt, der Hauptſitz der donniſchen Coſaken: wo ihre oberſten Befehlshaber, denen ſie, nach tatariſcher Gewohnheit, den Titel Ataman beylegen, zu reſidiren pflegen; wo ihr grobes Geſchütz und übriger Kriegesvorrath verwahret wird; wohin ſie zu Kriegszeiten ihr beſtes Vermögen in Sicherheit bringen, und wo das Volk zuſammenkömmt, wenn es, nach der unter ihnen eingeführten demokratiſchen Staatsverfaſſung, über allgemeine Angelegenheiten rathſchlagen, oder zu einer kriegeriſchen Unternehmung ins Feld ziehen ſoll. Die Lage dieſer Stadt iſt zwar eigentlich auf dem rechten, oder daſelbſt nordlichen Ufer des Donfluſſes: doch ſind diejenigen Landkarten nicht ganz irrig.

tig, welche ſowohl Tſcherkaſſi, als die in neuern Zeiten erbauete Feſtung St. Anna auf Inſeln ſetzen; indem ſie wirklich die meiſte Zeit des Jahres, vom öftern Austreten des Stroms, mit Waſſer umgeben ſind. Zu Tſcherkaſſi pfleget nur ein einziger hoher Ort, wo eine groſſe ſteinerne Kirche mit einem anſehnlichen Glockenthurme ſteht, von den Ueberſchwemmungen verſchonet zu bleiben. Die Wohnhäuſer, deren gegen 8000 ſind, ſtehen meiſtens auf Pfählen, zwiſchen welchen Brücken und Stege auf den Gaſſen nicht vermögend ſind, die Gemeinſchaft zu erhalten. Man fähret bey hohem Waſſer von einem Hauſe zum andern mit Kähnen. Und ſo haben auch die hölzernen Befeſtigungswerke auf Pfählen ihren Grund, die daher einer öftern Verbeſſerung bedürfen.

Im 1579ſten Jahre treffen wir zum erſtenmale donniſche Coſaken in czariſchen Dienſten an, da 300 Mann von ihnen einem liefländiſchen Feldzuge beygewohnet, wofür ſie auch von dem Czaren **Iwan Waſiliewitſch** beſoldet worden. (Kosrädnic.) Wenn man etliche allgemeine Rebellionen unter ihnen ausnimmt, als ſonderlich des **Stenka Raſins** von 1670, und des **Bulawins** von 1708: ſo muß man geſtehen, daß ihre Tapferkeit bey manchen Vorfällen dem ruſſiſchen Reiche ſehr nützlich geweſen.

Von den donniſchen Coſaken entſtunden bald die wolgiſchen, oder dieſe waren vielmehr mit jenen einerley, weil ſie ſich nur zur Sommerszeit an der Wolga aufhielten; den Winter aber in ihren Städtchen am Don zubrachten. Der geringe Abſtand bey-

beyder Flüße unweit der Stadt Zarizin, deſſen ſich auch die Türken bey ihrem vorbemeldeten Feldzuge gegen Aſtracan bedienten, war ihnen zu einer ſo öfftern Verhauſung beförderlich. Sie konnten ihre kleinen Fahrzeuge von dem Don mit ſich über Land ſchleppen, wenn ſie ſich nicht die Zeit nehmen wollten, an der Wolga neue zu bauen. Daher ſtammen die Coſaken zu Samara, Saratow und in andern Städten an der Wolga. Doch dieſe ſind kaum mehr als Coſaken kenntlich; und ſtehen den ruſſiſchen Befehlshabern ſelbiger Städte unwiederſprechlich zu Gebothe.

Allem Anſehen nach würden die donniſchen Coſaken ſich weiter an der Wolga ausgebreitet, und die unbewohnten Gegenden dieſes Flußes nach eben der Art, wie am Don, bevölkert haben: wenn nicht ein Zufall dazwiſchen gekommen wäre, wodurch ihrer viele andere Wohnſitze zu ſuchen gezwungen worden. Man gab ihnen Schuld, und vieleicht hat die Unzufriedenheit über den Mangel genugſamer Beute von Fremden, ſie dazu veranlaſſet, daß ſie ſich an ihren eigenen Mitbrüdern, den Rußen, zu vergreifen pflegten. Sie ſollen ſich auf das caſpiſche Meer gewaget, und eben des Rechtes gegen die perſiſchen Unterthanen angemaaßet haben, was ſie an den übrigen Ungläubigen auszuüben gewohnt waren.

Wie aber zu derſelben Zeit der Czar Iwan Waſiliewitſch ſich angelegen ſeyn ließ, ſein Reich unter andern auch durch Beförderung der Handlung mit den angeränzenden aſiatiſchen Völkern in Aufnahme

zu

zu bringen; wie zu dem Ende Gesandtschaften von ihm nach Persien abgeschicket wurden, und auch von dem persischen Schach bey ihm ankamen; wie schon Caravanen mit Kaufmannswaaren ab und zu reiseten, da so wohl Gesandte, als Kaufleute, nicht selten von den Cosaken beunruhiget, und in Schaden gesetzet, mithin die heilsamen Anstalten des Czars in ihrem Fortgange nicht wenig gehindert wurden: so konnte es nicht anders seyn, man mußte Mittel anwenden, solchem Unwesen zu steuren. Dieses aber geschah dadurch, daß im 1577. Jahre eine starke Macht zu Wasser und zu Lande, unter Anführung eines Stolniks Iwan Muraschkin gegen sie ausgeschicket wurde.

Damals entflohen 6000 Mann von diesen Cosaken, über welche der Ataman Jermolai, oder mit abgekürztem Namen Jermark Timofeew: Oberster Befelshaber war, die Flüße Kama und Tschussowaia aufwärts nach Sibirien. Daselbst legten sie, durch Ueberwindung und Verjagung eines tatarischen Cans, Kutschum, den Grund zu der nachmahligen Eroberung des ganzen Landes. Und indem sie die von ihnen neubezwungenen Völker der czarischen Regierung freywillig unterwarfen: so wurden sie dafür wiederum als getreue Unterthanen erkannt, und zu Gnaden angenommen. (Sibirische Historie 1 Buch Cap. 1 u. 2). Das waren die Vorväter der siberischen Cosaken, welche, unter Anführung der ihnen aus Rußland zugeschickten Befehlshaber, sich bis an die chinesische Gränze und das orientalische Weltmeer ausgebreitet haben. Es ist

aber

haben finden können. Er selbst aber nimmt sich vor, philosophisch davon zu handeln, das ist, alles selbst zu untersuchen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und nach der Glaubwürdigkeit der alten Scribenten nur das anzunehmen, was uns einen echten Abriß von der alten Weltweisheit unsrer Vorfahren abgeben kan. Er hat deswegen für nöthig erachtet, seine Gedanken erstlich von denen zu eröffnen, deren Zeugnisse er in der folgenden Arbeit anzuführen gedenket. Unter den Römern erwehnet der Herr Prof. sonderlich des Cäsars und Tacitus mit vielem Ruhme; wie er denn zulängliche Ursachen findet, sie allen übrigen lateinischen und griechischen Scribenten, als dem Diodorus Siculus, Strabo, Laertius, Plinius dem ältern, Pomponius Mela und Lucanus, weit vorzuziehen. Cäsar hatte in seinen Gallischen Feldzügen mit den Deutschen viel zu thun: Uber das ist er der erste, welcher von dem Zustande derselben etwas aufgezeichnet hat. Tacitus lernte, als Stadthalter in den Niederlanden, Deutschland als seine Nachbarschaft, ziemlich kennen. Beyde haben ihre Fehler, welche der Verfasser in dem folgenden anzumerken verspricht. Doch stehen sie auch dagegen wegen ihrer Aufrichtigkeit, und der guten Urtheilskraft, so sie in ihren Büchern gezeiget, in solchem Ansehen, daß ihnen niemand als Ammianus Marcellinus an die Seite zu setzen wäre; wenn dieser wahrheitliebende und glaubwürdige Geschichtschreiber nicht allererst zu des Constantius, und Julianus des Abtrünnigen Zeiten, in Deutschland zu Felde gelegen hätte.

Unter

aber auch derselben Anzahl durch Leute, die man in Cosaken-Dienste aufgenommen, zu allen Zeiten ansehnlich vermehret worden.

Nicht weniger sind unter desselben Czaars Regierung, entweder bey dieser, oder anderer Gelegenheit, starke Parteyen donnischer Cosaken nach den Flüssen Jaik und Terek, die beyde in das caspische Meer fallen, übergezogen. Diese haben nicht nur ihre vorige Einrichtung in allen Stücken beybehalten, sondern sind auch bis in das 1708 Jahr von den donnischen Cosaken einigermaaßen abhängig gewesen.

Die am Jaik haben, unweit der Mündung dieses Flußes, auf einer Insel das Städtchen Guriew erbauet, und zu ihrem Hauptsitze erwählet. Ob auch **Jaizkoi Gorodok**, oberhalb an dem Flusse Jaik, ihnen den Anfang zu danken habe, darüber sind keine gewisse Nachrichten. Und man möchte fast daran zweifeln, weil der Ort von der **Wolga** zu nahe liegt, als daß er von Flüchtlingen zum Aufenthalte hätte erwählet werden können. Allein man kann auch vermuthen, daß, weil die Cosaken, allem Ansehen nach, diesen für den nächsten Weg nach dem Jaik-Flusse, werden gehalten haben, sie auch am ersten zu **Jaizkoi Gorodok** Stand gefasset.

Die Cosaken am Flusse **Terek**, wurden ehemals in **terkische u. grebenskische** unterschieden; nicht als ob ein wesentlicher Unterscheid unter ihnen gewesen wäre: sondern bloß den Unterschied ihrer Wohnungen anzuzeigen, der auch noch itzo ist; obgleich der Unterschied der Namen aufgehöret hat. Die grebenskischen Cosaken sind die ältesten in selbigen Gegenden. Sie dienten

gleich-

gleichsam dem Czaar, Iwan Wasilievitsch, zu Vorläufern, als er seine Herrschaft bis dahin ausbreitete; und sie wurden also genennet, weil sie sich in einem Gebirge setzten, das seiner hervorragenden felsichten Spitzen halber, mit einem Kamme (Greben) verglichen, und auch mit diesem Namen beleget wird.

Nach der in den 1552. und 1554sten Jahren geschehenen Eroberung von Casan und Astrachan, sahen die pjätigorischen Tscherkassen sich nicht mehr im Stande, den siegreichen Waffen des Czaars, wenn solche wider sie gerichtet würden, zu widerstehen. Sie ergaben sich, und ein Fürstenthum nach dem andern, freywillig. Die Söhne der Fürsten, welche der Czaar, zum Unterpfande ihrer Treue, nach Moscau kommen ließ, nahmen meistens die christliche Religion an, und hatten davon um so viel weniger Abneigung, als eine alte Sage sie versicherte: daß schon ehemals das Christenthum unter ihnen geblühet habe, aber durch das Gesetz Muhamets verdrungen sey. Auf solche Weise geschah es, daß im 1559sten Jahre ein tatarischer tscherkassischer Fürst zu Tümen, an dem Flusse Tumenka, der ein Arm des Flusses Terek ist, sich mit seinem Volke dem Czaare unterwarf, und zu dem Ende eine Gesandschaft nach Moscau schickte. (Siberische Geschichte I. Buch p. 214 sq.) Wenige Jahre hernach, geschieht in den Feldzügen des Czaars gegen Liefland, Polen und Schweden, zweener tumenischer Fürsten, Roman und Wasilei, die Söhne eines Fürsten Agisch gewesen, öftere Erwähnung.

(Rosrädnie.) Demnach ist es mehr als wahrscheinlich, daß Agisch derjenige Fürst von Tümen gewesen, welcher im 1559sten Jahre die russische Oberherrschaft zu erkennen angefangen.

Tümen war zweifelsohne eben dieselbe Stadt, welche nach der Hand Terki genannt worden. Sie bekam von dem Czaare Iwan Wasiliewitsch eine russische Besatzung, und wurde nach damaliger Art mit hölzernen Wänden und Schießthürmen befestiget. Man findet zwar in einer alten geschriebenen Landbeschreibung von Rußland, (Bolschoi Tschertesch Wsego Rossiiskago Gosudarstwa) die in der kaiserl. Bibliothek befindlich ist, daß Tümen an der Mündung des Flusses Tumenka gelegen gewesen: und von Terki wissen wir, daß von dort bis an die See vier Werste gerechnet worden. Allein das meiste von diesem Abstande hat aus niedrigen sumpfigten Gründen bestanden. Folglich hat entweder die See seitdem, wie anderwärts auch beobachtet worden, viel abgenommen, oder die Lage der Stadt ist in der Landbeschreibung nur so überhaupt bezeichnet. Genug Terki lag auch an dem Tumenka. Die Landbeschreibung verschweigt den neuern Namen. Sie scheint aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da die Stadt schon lange in russischen Händen war, und zwar mit gutem Fleiße verfasset zu seyn. Was kann man daraus anders schließen, als daß der Verfasser den alten Namen, der damals noch in Schriften gebräuchlich gewesen seyn muß, anstatt des neuern, beybehalten wollen; und daß folglich

lich Tümen und Terki einerley Ort geweſen? Weil übrigens Terki die vielfache Zahl von Terek iſt: ſo wird vorher die ganze Gegend, welche von den verſchiedenen Armen des Flußes eingeſchloſſen iſt, ſo bald ſie den Rußen bekannt geworden, alſo geheißen haben. Die Stadt Tümen brauchte einen Beynahmen von ihrer Lage, wodurch ſie von der ſiberiſchen Stadt Tümen unterſchieden würde. Dieſer hat endlich den alten Namen dergeſtalt verdränget, daß auch in dem Gedächtniſſe der Menſchen keine Spur deſſelben mehr übrig geblieben.

Die Zeit, da Tümen, oder Terki, mit ruſſiſchen Völkern beſetzet worden, kann verjetzt nicht genauer, als daß es unter der Regierung des Czares Iwan Waſilievitſch geſchehen, beſtimmet werden. Wüßte man das eigentliche Jahr: ſo würde man auch etwas näher die Zeit wißen, da die grebenskiſchen Coſaken in dieſen Gegenden angekommen. Denn dieſe waren ſchon da, als jenes geſchah. Die Beſatzung des Terki wurde nebſt einigen von Moſcau geſchickten Streliţen meiſtens aus grebenskiſchen, jaikiſchen und donniſchen Coſaken zuſammen gezogen. Das waren die nachmals ſo genannten terkiſchen Coſaken; welche zwar unter ihrem, von den Woywoden des Orts geſetzten Befehlshaber, in einer ziemlichen Abhängigkeit ſtunden; doch aber wegen der Nachbarſchaft mit den grebenskiſchen Coſaken, und weil ſie an der Gränze ſehr nützliche Dienſte thaten, einige vorzügliche Freyheit behielten. (Geſchriebene Nachrichten von dem geweſenen Artillerieoberſten Gerber.)

Im 1594 Jahre schickte der Czaar Feodor Iwanowitsch den Fürsten Andrei Iwanowitsch Chworostinin mit einem Kriegsheere nach Terki, um zu Erweiterung der russischen Gränzen an der Mündung des Flußes Koisa, oder Koi-ssu, welches ein Arm des Flußes Arai ist, eine Stadt zu bauen, wie auch von Tarchu, einer alten dageſtanischen Stadt, der Residenz des Schemchals, Besitz zu nehmen, und dieselbe besser zu befestigen. Da wurde zwar die Stadt Koisa erbauet; aber bey Tarchu fand man von den Dageſtanern und Kumücken zu viel Wiederstand, als daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben konnte. (Letopis o Mäteschach). Zu gleicher Zeit kam ein tscherkaßischer Fürst, Sumtschelei Kanklitscheiwitsch, mit seinem Volke nach Terki, bauete daselbst auf dem gegenseitigen Ufer des Flußes eine Vorstadt, und that dem Reiche viele Dienste (ibidem).

Czaar Boris Godunow, wollte die Eroberung in Dageſtan fortsetzen, und nicht nur Tarchu besetzen und befestigen; sondern auch noch an zwoen andern Orten, hauptsächlich in dem bekannten Dorfe Endery, Andre, oder Andräwa, Städte und Festungen anlegen. Allein er verlohr darüber selbst Koiso. (Geschichte von Rußland unter der Regierung dieses Czaars.) Solchergestalt blieb Terki der letzte Ort, wovon Rußlands Gränzen von dieser Seite bedecket wurden. Und daher geschah es, daß der Czaar, Michael Fedrowitsch, glorwürdigsten Gedächtnißes, denselben, anstatt der vorigen hölzernen Wände und Thürme, durch einen niederländischen

ländischen Ingenieur, Cornelius Clausen, mit Erdwällen und Bollwerken nach neuester Art befestigen ließ, (Olearius Reisebeschreib. p. 304) welche Werke der Czaar Alexei Michailowitsch im 1670 Jahre durch einen Schottländer, Namens Bayley, noch um ein ansehnliches vermehrte. (Staat von Casan, Astrachan ꝛc. p. 129)

In diesem Zustande war Terki, als der Kaiser Peter der Große auf seinem persischen Feldzuge im 1722 Jahre dahin kam. Seine glückliche und schleunige Eroberungen, machten Terki aus einer Gränzfestung zu einer Landstadt. Die Gegend von Swätoi-Kreſt, am Flusse Sulak, 20 Werste von Derbent, gefiel ihm besser, daselbst eine Festung anzulegen. Nachdem nun damit, alsobald nach des Kaisers Rückreise nach Rußland, der Anfang geschehen war, und der im 1725 Jahre erfolgte große Aufruhr des dagestanischen Schemchals, und der übrigen dortigen Fürsten, die Fortsetzung des Baues nicht verhindern können: so wurde Terki im 1728 Jahre demoliret, und die Besatzung nach Swätoi-Kreſt verleget. Nach der Zeit ist auch der Ort, wo ehemahls Terki gestanden, von der See überschwemmet worden und ist jetzt gar nicht mehr zu sehen.

Endlich hat auch Swätoi-Kreſt zu seyn aufgehöret; und zwar solches vermöge des im 1736 Jahre mit dem Schach Nadir geschloßenen Friedens und Gränztractats. Anstatt dessen wurde die Gränzfestung Kislar, am Flusse Terek, erbauet, und mit der aus jener genommenen Besatzung versehen.

hen. Weil aber dieſelbe ziemlich weit den Strom aufwärts liegt, und gleichwohl Schiffe von Aſtrachan nach dem Fluße Terek zu kommen pflegen. So hat man nicht umhin können, da, wo jetzt das Ufer der See iſt, ein neues Terki anzulegen. Daſſelbe aber iſt nur eine kleine Feldſchanze, und hat eine ſehr wenig beträchtliche Beſatzung. Dieſemnach giebt es heut zu Tage keine terkiſche Coſaken mehr. Ja man hat auch ihre Nachkommen niemals nach den Feſtungen Swätoi-Kreſt und Kislar benennet.

Hingegen beſtehen die grebenskiſchen Coſaken noch wirklich. Und wie ſie an dem Fluße Terek vier mit Bruſtwehren von Erde umgebene Städtchen, worunter das vornehmſte Kurdukowa heißt, nebſt andern geringern Orten, bewohnen: ſo haben ſie auch nach Art der donniſchen Coſaken einen eigenen Ataman, und thun gegen die umherliegenden räuberiſchen Tataren ſehr nützliche Dienſte. Ihre Freyheiten ſind nun mehr, als vor dem, eingeſchränket. Und ſo bekommen ſie auch von Aſtrachan eine jährliche, obgleich mäßige Beſoldung. (S. des Obriſten Gerbers Nachrichten.)

Wir ſind bey dieſen letztern weitläuftiger geweſen, als ſonſt die Abſicht der gegenwärtigen Abhandlung erfodert hätte; weil dieſes vieleicht alles iſt, was wir von ihnen zu ſagen haben. Da hingegen von den fernern Begebenheiten der maloroſſiskiſchen und donniſchen Coſaken, hinkünftig beſondere Abhandlungen folgen ſollen.

III.

Die Freundſchaft, nach Plutarchs Anleitung, an Herrn Archivarius Schminken.

Freund! den ich ſtets getreu, wiewohl entfernt verehrt,
O Schminke! ſage mir, wie werd ich deiner werth?
Darf ich für ſo viel Huld, zum Abtrag meiner Pflichten,
Aus reiner Dankbegier dieß Opfer dir entrichten?
So nimm es, und zugleich, wenn dir die ſchwache Hand
Nicht Hekatomben weiht, mein Herz zum Unterpfand.
Das, was Plutarch gelehrt, das wird dich doch entzücken;
Bin ich gleich viel zu ſchwach es zierlich auszudrücken.

Einſt fragte Sokrates, der klügſte ſeiner Zeit,
Den Meno, einen Mann, von viel Vermeſſenheit,
Und der ſich dünken ließ, wie ihn ſein Stolz beredte,
Daß er den höchſten Grad bereits erſtiegen hätte,
Wie mancher kleine Geiſt: Was wahre Tugend ſey?
Und der erwiederte vermeſſen, kühn und frey,
So ſtolz, wie dazumal Athens Pedanten waren,
„Die Tugend iſt ein Kind, ein Greis ſehr alt an Jahren;
„Ein Richter, und zugleich von beyderley Geſchlecht,
„Ein Weib und auch ein Mann, ein Herr und auch ein Knecht.

Allein der Weiſe ſah, da der ſo viele nannte,
Daß er, ſo ſtolz er war, die Tugend doch nicht kannte,
Und ſprach: ich frage dich, was, Meno, dünket dir,
Um eine Tugend nur? und Freund! du nenneſt mir
Faſt ſo viel Tugenden, als einen Schwarm von Bienen.
Darf dieſe Spötterey wohl hier zum Gleichniß dienen,

Daß, da uns das Geschick noch keinen Freund geschenkt,
Man doch voll Zuversicht gar viel zu finden denkt?
Die Wahl ist wirklich schwer, sich Freunde zu erwählen,
Wie der vergeblich hofft, dem Hand und Glieder fehlen,
Daß er in Zukunft noch ein Briareus wird.
So leicht ein Wandersmann, so bald er wählt, sich irrt,
So seh ich, daß sich die auch größtentheils vergehen,
Die bey der Freunde Wahl bloß auf die Menge sehen.
Das, was Menander sonst so zierlich ausgedrückt,
Der Satz bleibt ewig wahr: ein Freund macht uns beglückt.
Was aber hindert uns der Freundschaft Werth zu fühlen,
Als bloß der Wankelmuth, und die Begier nach vielen?
Ein Freund vergnügt uns nicht: wir wünschen uns stets mehr,
Denn ist wohl unser Herz jemals an Wünschen leer?
So wie gemeiniglich, sich eitle junge Schönen,
Aus eklem Unbestand nach vielen Freunden sehnen,
Und die noch zarte Hand, die Kranz und Blumen pflückt,
Wann der erwünschte Lenz die bunten Fluren schmückt,
Bald bricht, bald von sich wirft; weil keine sie vergnüget,
Und wie das Bienenvolk vom Mohn zur Rose flieget:
So wechselt auch der Mensch, aus Lust zur Neuigkeit,
Das, was er heute wünscht und morgen wieder scheut.
Er wählt, verlangt und flieht, bleibt immer unzufrieden,
Und was er schon besitzt, das pflegt ihn zu ermüden.
Der Grund liegt bloß in uns, und ruht auf Unbestand.
Der uns am ersten kömmt, dem biethen wir die Hand:
Bloß weil wir flatterhaft und unbeständig denken.
Ein neuerworbner Freund wird uns willkürlich lenken.
Wir fangen Freundschaft an, sind voll Vertaulichkeit,
Doch die gedeiht uns nie bis zur Vollkommenheit;

Weil

Weil wir, da uns zu bald die neuen Freunde rühren,
Der alten unwerth sind, und diese leicht verlieren.

O! die ihr Freunde sucht, wählt nicht auf äußern Schein,
Soll die getroffne Wahl euch nicht zu spät gereun.
Des Freundes Eigenschaft sind wahre Trefflichkeiten.
Kommt her, und folget mir, und seht in ältern Zeiten
Der Freundschaft Beyspiel an, das ich euch zeigen will.
Wie zärtlich liebte nicht Patroklus den Achill,
Den Damon Pythias, und Pylades Oresten?
O! wählt nur einen Freund, und wählet euch den besten.
Die Freundschaft liebt und sucht zwar die Geselligkeit;
Allein die Menge nicht; nicht wie zur Frühlingszeit
Das leichte Flügelvolk, in ungezählten Schaaren,
Aus Antrieb der Natur, sich etwa pflegt zu paaren.
O nein! denn die Vernunft begleitet unsre Wahl.
Der Freundschaft wahres Glück besteht nicht in der Zahl.
Was ist ein ander Ich? ein Freund, den ich so nenne,
Wenn ich ihm einen Theil von meiner Freundschaft gönne.
Der Strom, der sich zertheilt, wird endlich nur ein Bach;
Und ein getrenntes Herz in seiner Neigung schwach.
Pflegt jede Mutter nicht nach eingepflanzten Trieben,
Den eingebohrnen Sohn weit zärtlicher zu lieben?
Durch ein geschliffnes Glas auf einen Punct vereint,
Brennt schnell der Stral, der kaum getrennt zu wärmen scheint.

Was ist mir deine Huld, was deine Freundschaft nütze,
Dafern ich nur, mein Freund! dein halbes Herz besitze?
Was hilft es, daß ich dich zu meinem Glück gewann;
Wenn ich dich, mein Oreſt, nicht ganz besitzen kann?
Laß andre unsern Bund nur immerhin beneiden:
Sey du ein Menschenfreund, leutselig und bescheiden;

Unter den neuern hat niemand die Materie von der Celtiſchen Religion und Philoſophie mit mehrerm Fleiſſe abgehandelt, als der gelehrte Benedictiner Jacob Martin, in dem treflichen Werke, welches unter dem Titel: La religion des Gaulois zu Paris 1727. herausgekommen iſt. Dieſer hat die Lehrſätze der Gallier auf eine philoſophiſche Art unterſuchet, und einen vollkommen Critiſchen Abriß davon gegeben. Der Herr Verfaſſer hat ſich das vornehmſte aus den Capiteln, darinn Martin davon ausführlich geſchrieben, zu Nutze gemachet; doch ſo, daß man ihn keines gelehrten Diebſtahls wird beſchuldigen können.

Hierauf folgen zwo Vorerinnerungen. I. Daß die Weltweisheit der Zelten auch die Weisheit der alten Deutſchen geweſen ſey: Welches mit des Dio Caßius, des Menage, Wolfs, Hechts, des Herrn von Bünau, Herrn Wachters, und Gundlings Zeugniſſen beſtätiget wird. II. Daß er durch die Weisheit der Alten nicht nur die Philoſophie im engern Verſtande, ſondern ihre ganze Gelehrſamkeit verſtehe, in welcher Bedeutung auch Herr Brücker und Herr Feuerlein Ihnen eine Philoſophie zugeſtanden haben.

Nach dieſem kurzen Eingange wendet ſich der Herr Verfaſſer zu der wirklichen Ausführung ſeiner Materie. Dieſe theilet ſich gar natürlich in zwey Hauptſtücke ein, in deren erſtem er von den Druiden ſelbſt, in dem andern von der Beſchaffenheit ihrer Weisheit handelt. Was den Urſprung des Namens der Druiden betrifft, ſo hält der Herr Prof. es mit denen, die ihn von dem Brittanniſchen

Nimm durch Gefälligkeit nur jeden liebreich ein;
Allein, geliebter Freund! dein ganzes Herz sey mein.
Ich will nicht, daß dein Blick verächtlich andre fliehe,
Daß sich um einen Freund, ein Freund der Welt entziehe;
Nein, haltet einen nur mit Recht des Verzugs werth,
Mit dem ihr, wie man spricht, den Scheffel Salz verzehrt:
Denn übereilte Wahl pflegt leichtlich zu gereuen.
Verliert ihr einen Freund, so wählt nicht gleich den neuen.
Verstellung, Schein und List beherrschen meist die Welt:
Der ist oft unser Feind, der uns zu Füßen fällt;
Und wird der erste seyn, kehrt uns das Glück den Rücken,
Uns mit Gelassenheit den Dolch ins Herz zu drücken.
O wählt nicht gleich den Freund, der euch bey Wein und Spiel,
Dem äußern Ansehn nach, das erstemal gefiel;
Noch jenen, der vielleicht euch liebenswürdig dünket;
Weil ihr mit ihm den Rausch aus vollen Gläsern trinket:
Nicht den, den ihr vielleicht am Lombertische seht,
Der zierlich mischen kann, und Paroli versteht;
Nicht den, mit dem ihr jüngst nur um die Stadt gegangen:
Der Freundschaftsbund wird nie so hitzig angefangen.
Prüft euren Freund vorher, und seht den Unterscheid;
Was uns die Kunst verbarg, entdecket oft die Zeit.

Zwar den Orontes hat der Schmäuchler Lob erhöhet,
Als deren Schwarme stets sein Tisch zu Dienste stehet;
Bey dem der volle Heerd in steten Flammen brennt,
Und der bey Freunden gern das Seine täglich gönnt;
Die ihm zum Zeitvertreib zur Tafel dienen müssen,
Und wenn sie hungrig sind, ihm beyde Hände küssen:

Warum? bey ihm ſind ſtets die Speiſen fett und warm.
Und nährt die Küche gleich den ſtärkſten Fliegenſchwarm;
Sind doch der Freunde mehr, die ſeine Huld ernähret,
Bis daß er unvermerkt ſein ganzes Gut verzehret.
Iſt nun Oront beglückt? der ſo geprieſne Mann!
Die Freunde ſehen ihn kaum mit dem Rücken an.
Wie leer iſt ſein Pallaſt, da ſie ſo ſchnell verſchwinden;
Als wie die Fliegen ſelbſt, weil ſie kein Fleiſch mehr finden.
So denkt der kleine Geiſt, der bald den Dank vergißt,
Der Pöbel, der den Freund nach ſeinem Nutzen mißt.
Der, wann ſein Gönner erſt mit ihm ſein Gut verpraſſet,
Selbſt ſein Verfolger wird, ihn für die Wohlthat haſſet.
Alsdann entdecket ſich zuerſt der Herzensfreund,
Wann uns das Schickſal drückt, und unſer Auge weint.
So wie das reine Gold ſich durch das Feuer läutert,
So iſt die Noth ein Stein, an dem der Freund leicht ſcheitert,
Der Schwur und Treu vergißt, ſo bald der Wein ihm fehlt:
Drum nehmt die Zeit zu Rath, bevor ihr Freunde wählt!
Nie wird ein leichter Bau dem Sturme widerſtehen,
Und ſo iſt auch ein Freund, wann Unglückswinde wehen,
Auf den man ſich verläßt, eh man ihn noch erkannt:
Denn was man ſchnell erbaut, iſt niemals von Beſtand.
Und Zeuxes hatte Recht, der einſt dem Kenner ſagte,
Der ihn, warum er doch ſo langſam malte? fragte:
Der Vorwurf kränkt mich nicht; er ſey auch noch ſo wahr.
Allein ich male nicht bloß für ein einzig Jahr.
Es mag auch Polydor die Treue bündig ſchwören,
Doch läßt euch nur einmal das Glück den Rücken kehren,
Wo bleibt der treue Freund? Wo bleiben Schwur und Eid?
Er kennt euch itzt nicht mehr, und weis nicht, wer ihr ſeyd.

Ent-

Entfernet euch von mir, ihr pöbelhaften Seelen!
Nie werd ich einen Freund von eures gleichen wählen.
Die Tugend sey der Grund, und kein vergänglich Gut,
Worauf der Freundschaftsbau als festem Marmor ruht,
Ein Herz, das edel denkt, und gleich gesinnte Triebe,
Vernunft und Redlichkeit, und wahre Menschenliebe.
Wir sind von einem Stoff. Des Schöpfers weise Hand
Gab uns, des Vorzugs Werth, zum Führer den Verstand,
Des Herzens Neigungen nach seiner Schnur zu lenken;
Zur Freude das Gefühl, und eine Kraft zu denken;
Und zur Geselligkeit den Trieb, der uns erhält;
Bey Gütern der Natur, zur Wohnung eine Welt.
Bloß weil nach seiner Huld, die unsre Wohlfahrt wollte,
Das menschliche Geschlecht sich stets erhalten sollte.
Allein das Licht in uns verlieret seine Kraft,
Der Mensch von Wahn geführt, folgt seiner Leidenschaft,
So wie ein grimmig Thier den angebohrnen Trieben;
Und dieses wird gleichwohl doch seines gleichen lieben.
Der Löwe findet stets bey Löwen Aufenthalt.
Ein Tygerthier verehrt im Tyger die Gestalt.
Es wird in Libyen bey andern sicher wohnen,
Und wenn er alles würgt, doch seines gleichen schonen.
Nur bloß die Creatur, die sie beherrschen soll,
Sieht und erkennt ihr Glück, und flieht ihr eignes Wohl,
Das, weil es ein Gesetz auf fremde Wohlfahrt gründet,
Als Bürger einer Welt zur Eintracht uns verbindet.
Ein innerlich Gefühl zeigt uns der Tugend Spur:
Wie aber folgen wir der Stimme der Natur:
Wohin Vernunft und Licht auf steilen Wegen leiten?
Sind wir vielleicht zu schwach selbst wider uns zu streiten?
Fehlt dem Verstande Kraft, der Sonn und Welten mißt,
Den Erdenball umspannt, und doch sich selbst vergißt?

Nein,

Nein, unſer eignes Herz, das pflegt uns zu verführen,
Weil wir zu ſchläfrig ſind die Winkel auszuſpüren.
O daß uns kein Gefühl bey fremder Noth erweicht!
Durch Mitleid und durch Troſt wird Kreuz und Kummer leicht.

Was iſt wohl göttlicher, als bey des Nächſten Flehen,
Im Elend und in Noth, ihm hülfreich beyzuſtehen?
Dieß ſagt uns die Vernunft, dieß lehrt gemeine Pflicht.
Wir ſehen fremde Qual, allein ſie rührt uns nicht.
Und wer ein Herz beſitzt, das Thränen leicht bewegen,
Dem fehlt gemeiniglich zum Beyſtand das Vermögen.
Ach daß uns kein Geboth zur Eintracht zwingen kann!
Wir ſehen fremdes Wohl mit ſcheelen Augen an.
Dieß iſt noch nicht genug. Man nimmt durch Liſt und Tücke
Dem Nächſten was er hat, und untergräbt ſein Glücke.
Wo bleibet, ſage mir, o Menſch! hier deine Pflicht?
Statt tugendhaft zu ſeyn, wirſt du ein Böſewicht.
Ein Beyſpiel, das mich drückt, kann dieß vielleicht bezeugen:
Ich leide mit Geduld: die Klugheit heißt mich ſchweigen.
Die Welt iſt einmal ſo, und unſrer Zeiten Lauf:
Der wilde Dornenſtrauch wächſt auch bey Roſen auf.
Und darum bleibt gleichwohl der Grundſatz immer feſte,
So zweifelhaft er ſchien: dieß iſt der Welten beſte.
Wir ſind nicht alle gleich: Doch ſelbſt der Unterſcheid
Gereichet uns vielleicht mehr zur Vollkommenheit;
Theils gut, theils laſterhaft, doch mehr geneigt zum Böſen.
Zwar ſcheint es vielen ſchwer, dieß Räthſel aufzulöſen.
Das Laſter wird uns leicht, die Tugend koſtet Zwang.
Die Ordnung dieſer Welt und den Zuſammenhang

Gefiel

Gefiels der Allmachts Hand so weislich einzurichten.
Wie schätzbar ist also, da wir zu leichten Pflichten
So träg und schläfrig sind, der edle Herzensfreund,
Der sich mit uns erfreut, und der auch mit uns weint,
Der unsre Schmerzen fühlt und unsre Wunden heilet,
Und wann der Mangel drückt, sein Glücke mit uns theilet.
O! klag ihm deine Noth, er siehet deine Pein,
Und wird, dir unbewußt, dein milder Retter seyn.
Und, kann er mit der That, dein Elend nicht vermindern;
Doch Sorgen, Angst und Schweiß, durch Trost und Zuspruch lindern.
Ein großmuthvolles Herz, bewohnet seine Brust.
Durch ihn wird alles leicht, und selbst die Qual zur Lust.
Er wird sich gegen dich als wie ein Schutzgott zeigen,
Und Wohlthat und Geschenk doch großmuthsvoll verschweigen

O lernte doch der Mensch, sich und der Welt zu gut,
Daß unser eignes Wohl auf fremder Wohlfahrt ruht.
Wo blieben Qual und Noth, und Kummer und Beschwerden.
Wir hätten, welch ein Glück! ein Paradies auf Erden.

H. A. Hille,
Der Leipziger Gesellschaft der freyen Künste Ehrenglied.

IV.

Schreiben an die Herren Verfaſſer der freyen Urtheile zu Hamburg.

Hochzuehrende Herren!

In dero freyen Urtheilen, habe ich bisher öfters auch meiner geringen Schriften Erwähnung bemerket; und dabey mehrentheils, ſo wohl dero Wahrheitliebe, als eine vernünftige Billigkeit gegen meine geringe Bemühungen hochgeſchätzet. Ich würde von Freundſchaft und Zuneigung reden müſſen, wenn ich die Ehre hätte, mit einem oder etlichen von den gelehrten Herren Verfaſſern ihrer fr. U. bekannt zu ſeyn. Sonderlich würde ich dieſelbe demjenigen dankbar nachrühmen, der im XVII. St. dieſes Jahres meine Vertheidigung gegen den bösartigen Angriff eines gewiſſen Ketzermachers übernommen, welcher nicht üble Luſt bezeuget hatte, mich zum Freygeiſte zu erklären. So ſehr ich ihm dafür verbunden bin, ſo leid iſt mirs, daß einige harte Redensarten, deren er ſich wider meinen Gegner bedienet, mir einen neuen Feind zugezogen; der beynah noch hitziger und heftiger in ſeinem Eifer iſt, als der erſte: ob ſie wohl, wie zu vermuthen iſt, aus einer und derſelben Schule herſeyn, oder gar hinter einerley Mantel ſtecken mögen. So kaltſinnig ich ſonſt bey vielen Zunöthigungen übelgeſinnter Feinde zu ſeyn pflege: ſo kann ich doch bey einer

ner solchen Beschuldigung, da man mich meiner Religionsgesinnungen wegen angreift, nicht gleichgültig bleiben. Man will mich zum **Polstermacher für die heutigen Heyden, die unter uns sind,** und zum **Verkleisterer der Mängel der natürlichen Religion machen, der stolzen Weichlingen eine Gefälligkeit damit erweisen wolle.** Die Beschuldigungen sind hart, und könnten denen, die mich weder persönlich, noch aus meinen Schriften kennen, eine sehr üble Meynung von mir beybringen. Ich bin also gezwungen, sie aufs feyerlichste von mir abzulehnen: und mein Gegner mag es sich selbst zuschreiben, wenn ich ihm, als einem **Eiferer mit Unverstande,** auch etwas härter, als mir lieb ist, die Wahrheit sagen werde. Die Nothwehre steht nach allen Rechten frey: und wer mich gewaltsam angreift, den kann ich mit eben den Waffen, ja mit stärkern zurück weisen.

Fürs erste ist es sonderbar, daß der Verf. dieses Angriffes, a. d. 361. S. gesteht, daß seine **Umstände ihn nicht veranlassen, mein philosophisches Handbuch näher, als aus dem XVII. St der freyen Urtheile, kennen zu lernen.** Dieß nehme ich ihm nun gar nicht übel. Mein Buch ist auch nur für Anfänger geschrieben; und gehört für solche gelehrte Leute, als er ist, oder seyn will, gar nicht. Es wäre dann, daß er als ein Wächter an der Zinnen, sich im Gewissen gedrungen sähe, auf alles was gefährlich aussieht, Achtung zu geben. In diesem Falle nun müßte er sich auch die Mühe nicht dauren lassen, auf die kleinsten Schriften Achtung

tung zu geben, damit ja keine vorbothne Waare auf den Markt gebracht würde. In diesem kurzen Auszuge meiner neuen Ausgabe aber, war, wie in dergleichen Nachrichten gewöhnlich ist, nur eine sehr flüchtige Anzeige, von dem Inhalte dieses Buches geschehen. Die völlige Ausführung und Abhandlung besondrer Materien hingegen, kann man nicht einmal von Monathschriften, vielweniger von gel. Zeitungsblättern sodern. Ist nun das wohl Kenntniß genug für einen, der wider ein neues Buch die Feder ergreifen, und es verdammen will? Gewiß, wenn der Herr Verf. des Artikels, mit seinem obwohl etwas harten Ausdrucke vom **dummen Eifer**, sonst niemanden getroffen hätte; so wäre es doch bey ihm geschehen. Denn welcher Eifer ist wohl unverständiger, als der, welcher im Finstern zuschlägt, und nicht weis, auf wen? Der seinen Gegner nicht sieht, nicht höret, auch weder lesen noch vernehmen will; **weil ihn seine Umstände nicht veranlassen, ein solch Buch zu lesen:** aber gleichwohl einen Trieb bey sich empfindet, dagegen zu schreyen, es zu verketzern und zu verdammen. In Wahrheit, wenn es noch dazu wahr ist, **daß er von demjenigen Stande nicht ist, der mit der Religion sein Brodt verlieret:** wie er a. d. 362sten S. saget: so hätte er doch eine treffliche Gabe gehabt, auf dem costnitzischen oder tridentinischen Concilio die Evangelischen auch ungehört und ungelesen zu verdammen; und nur zu schreyen: Hæreticum de vita!

Wenn sich ferner der Hr. Verf. a. d. 361sten S. für einen **Freund und Verehrer der geoffenbarten Religion** ausgiebt: so ist das sehr gut. Aber hätte er die gerügte, und so grämisch angeschnarchte Schrift, nur vom Anfange gelesen: so würde er gesehen haben, daß ichs nicht weniger bin, als Er. Sage ich denn darinn nicht ausdrücklich: **Man giebt es gern zu, daß ein Weltweiser die göttliche Offenbarung mit Danke annehmen wird, so bald er dieselbe erkennen gelernet?** Was hätte ich nun deutlichers sagen können, auch mich, als einen Verehrer der geoffenbarten Religion zu bezeugen? Wenigstens heißt das nicht ein Verächter der Offenbarung seyn. In andern Stellen meiner Schriften, sonderlich in den Noten zu Bäylens Wörterbuche, und seinen Abhandlungen vom Cometen; imgleichen bey Leibnitzens Theodicee, habe ich solches noch viel öfter und nachdrücklicher erkläret. Es hat mich auch, seit meinem 25jährigen akademischen Lehramte, noch kein Mensch deswegen in Anspruch genommen, daß ich nicht die gehörige Hochachtung gegen die Religion hätte. Vielmehr habe ich auch in Schriften, die ohne meinen Namen erschienen, noch viel nachdrücklicher für die Ehre der Offenbarung geeifert, als mein Herr Gegner denket; ja die Ehre erlebet, daß auch berühmte Theologen über meine unbekannte Bücher Collegia gelesen. Würden sie das wohl gethan haben, wenn ich der Religion zu nahe getreten wäre? Und wie sollte mir das in den Sinn kommen, da ich mehr als zehn Jahre lang aus der Theologie mein Hauptwerk

werk gemachet, und selbst, theils in Königsberg, theils in Leipzig, über hundertmale geprediget habe? Wer die Weltweisheit nur obenhin gelernet hat, sagte der Kanzler Bacon, der kann wohl ein Gotteslängner werden; wer sie aber gründlich eingesehen, der kann es unmöglich seyn. Ich setze hinzu: Wer die geoffenbarte Religion obenhin kennet, der kann noch wohl ein Naturalist werden, und die Offenbarung verachten. Wer sie aber aus dem Grunde eingesehen, der kann auf diese Thorheit gar nicht verfallen.

Und was brauchet es, mich in diesem Stücke zu vertheidigen? Eben das Buch, wovon die Rede ist, leget meine Gesinnungen von der Offenbarung an mehr als einem Orte an den Tag: wenn ich nur nicht einem Richter in die Hände falle, der es weder gelesen hat, noch lesen will; sondern mich unverhört, auf den Artikel einer gel. Zeitung, zu verdammen Lust hat. Er lese mich also, wenn er nicht ganz ungerecht seyn will. Der 165ste §. a. d. 88. S. des II. Th. lautet so: „Schließlich mer„ken wir hier noch an, daß alle bisher gegebne Leh„ren, und die vorgeschlagnen Mittel, tugendhaft zu „werden, noch weiter zu nichts, als zu einer philo„sophischen Tugend verhelfen werden: die aber, in „Ansehung der christlichen, noch allezeit unvollkomen „bleibt.„ Was hat der Herr Gegner an dieser Erklärung auszusetzen? Aber es folget noch mehr. „Die Absicht der philosophischen Sittenlehre ist nur, „durch den natürlichen Gebrauch der Vernunft, die „vernünftigen Einwohner der Welt, zu rechten „Menschen zu machen. Sie bedienet sich zu diesem

Worte Dern ableiten, welches ebenfalls bey den Zelten eine Eiche bedeutet hat *). Dieſe Abſtammung kommt ihm deſto gründlicher vor, je bekannter es iſt, daß die Druiden den Eichbaum vor andern heilig gehalten, und geglaubet haben, diejenigen geiſtlichen Handlungen wären den Göttern am angenehmſten, welche unter einer Eiche vorgenommen würden. **) Dahero verwirft er die Muthmaſſungen derer, die das Wort von dem Alten Sächſiſchen Dry, welches nach Alfrici Zeugniß einen Zauberer bedeutet, herholen wollen. Eben ſo wenigen Beyfall verdienen bey ihm diejenigen, welche die Druiden von dem Griechiſchen δρῦς, oder von Druhtin, welches bey den Alten Deutſchen einen Herrn, und GOtt bedeuten ſoll, benennet wiſſen wollen. Denn er kan nicht abſehen, warum unſere Vorfahren GOtt und die Prieſter mit einem Namen ſollten beleget haben. ***)

Auſſer

*) S. Beytr. 1. Band. p. 334.

**) Herrn Theodor. Halaco kommt es nicht wahrſcheinlich vor, daß die Brittannier ſo hochgeachtete und angeſehene Männer, als die Druiden waren, von einer ſo geringen Sache, dergleichen ein Eichbaum iſt, ſollten benennet haben. S. ſeine diſſ. vom Urſprunge des Namens der Druiden, welche die 10te iſt in der Sammlung ſeiner diſſertationum, die zu Bremen 1731. 8. herausgekommen.

***) Herrn Halaco ſcheinet dieſe Etymologie nicht ſo gar ungereimt zu ſeyn. Denn Druhtin bedeutet einen Herrn: Die Druiden aber waren die vornehmſten in ihrem Volke. In den Niederlanden wird noch heute zu tage ein Prieſter vom gemeinem Volke der Dominé genennet. Indeſſen will er das Wort doch lieber vom true, oder truth, die Wahrheit, herleiten. Denn die Druiden waren ſo zu reden,

„Endzwecke auch bloß derjenigen Regeln und Mit„tel, die uns die Natur und die den Menschen ver„liehenen Kräfte an die Hand geben. NB. Denn „obleich ein christlicher Weltweiser, die Of„fenbarung und ihren großen Werth gar „wohl kennet: so hüter er sich doch billig „vor der Vermengung zweyer unterschiedenen Lich„ter; und überläßt die höhern Bewegungsgründe „der Tugend denen, die aus der heil. Schrift selbi„ge zu lehren, berufen sind.„

Was will nun mein Hr. Gegner mehr? Bin ich noch ein Polstermacher? Suche ich noch stolzen und weichlichen Heyden eine Gefälligkeit zu erweisen, indem ich ihnen die Offenbarung als entbehrlich vorstelle? Ich hoffe, daß ein jeder die Ungerechtigkeit einer solchen Beschuldigung einsehen wird. Und doch hält mein Buch noch mehr solche Stellen in sich. A. d. 348sten S. dieser neuen Ausgabe des II. Th. im 677 §. wird der dreyfache Grad der Tugend in der Welt erkläret. Der erste ist die natürliche Tugend, der auch ein Gotteslängner fähig ist: 2) Die philosophische Frömmigkeit; und der dritte ist die christliche Tugend oder Gottesfurcht. „Endlich, heißt es, kömmt die christliche, die sich „derer aus der göttlichen Offenbarung hergenomme„nen Bewegungsgründe bedienet, ihren Trieb zum „Guten zu stärken: und dieser Grad ist nur bey „wahren Christen anzutreffen.„ Will man im Register die Artikel Offenbarung, Religion, Gottesdienst, Gotteslängner; ingleichen die ganze natürliche Theologie, und im Rechte der Natur

tur die Lehre von den Pflichten gegen Gott, d. i. der Erkenntniß, Liebe und Furcht, der Ehrfurcht, dem Vertrauen und der Gelassenheit gegen Gott, endlich vom Gebethe, der Danksagung und dem Gottesdienste, nachlesen: so wird man solches noch deutlicher einsehen. Ich schäme mich fast, daß ich dergleichen Beweise meiner Gesinnungen anführen muß, die der Welt nun schon 25 Jahre vor Augen gelegen haben; die damals durch die Censur eines theologischen Licentiaten, des sel. Lic. Jenichen allhier gegangen, ehe sie gedruckt worden; und die mein philosophisches Handbuch bisher fast auf allen Universitäten und Gymnasien so brauchbar und beliebt gemacht haben.

Sind nun erst meine Gesinnungen, in Ansehung der geoffenbarten Religion, in Sicherheit: so wird es auch mit dem neuen Zusatze zu der VI. Auflage keine Gefahr haben. Denn 1) muß ja die, aus dem Eingange dazu, oben angeführte Stelle, mir unstreitig auf eine entscheidende Art das Wort reden. 2) Ist dieses beygefügte Stück gar nicht so neu, als es vielen scheinen möchte. Es ist eben so alt, als mein Handbuch selbst, ja noch etwas älter; indem es 1730. schon aufgesetzet, und damals in einer philosophischen Societate disquirentium, vorgelesen und beurtheilet worden. Die Mitglieder derselben leben größtentheils noch, und sind allzumal öffentl. Lehrer der hiesigen und fremder Universitäten geworden, an deren Orthodoxie niemand bisher gezweifelt hat. Ich kann sie daher ohne Bedenken nennen, da ich mir eine Ehre daraus mache, sie schon damals zu

Freunden gehabt zu haben. Sie waren Hr. Prof. **May**, Hr. Prof. **Winkler**, und Hr. Prof. **Ernesti** allhier; Hr. Hofrath **von Steinwehr** in Frankfurt, und der sel. Prof. **Lotter** in Petersburg, nebst dem sel. Assessor M. **Stübner** allhier. Diese waren damals meine Richter, und prüfeten meine Vorlesung, ohne die geringste Besorgniß einer Freygeisterey blicken zu lassen. 3) Ist es ja nichts unerhörtes, daß ein Gelehrter hypothetische Untersuchungen anstellet; wie weit man es in dieser oder jener Sache, in einem gegebenen, oder vorausgesetzten Falle bringen könne. Ich kann mich hierinn auf einen sehr großen Vorgänger berufen, dessen Beyspiel mich destomehr bedecken wird, je ähnlicher sein Verfahren dem Meinigen ist: wie schon in den **Erfurtischen gelehrten Nachrichten** mir zum Vortheile angemerket worden. Es ist solches der große und gelehrte Römer, **Anicius Manlius Torquatus Sev. Boethius.** So bekannt es den Gelehrten ist, daß er ein Christ gewesen: so wenig trug er ein Bedenken, in einer hypothetischen Abhandlung, kurz vor seinem Ende, im Gefängnisse, noch eine Consolationem Philosophiæ zu schreiben. Er setzet hierinn, auf eine Zeitlang, sein Christenthum beyseit; und will untersuchen: wie weit es die Vernunft in Entdeckung der Trostgründe bringen könne, deren ein Mensch bisweilen benöthiget ist, wenn ihn bey seiner Unschuld und Tugend, dennoch schwere Unglücksfälle betreffen. So gewiß es ist, daß auch in diesen Umständen, die heil. Schrift einem Christen viel stärkere Trostgründe geben kann, als die

Ver-

Vernunft: so thut doch Boethius, als ob er das nicht wüßte; und bemühet sich bloß, aus natürlichen Lehren der Weisheit, einen unschuldig Leidenden aufzurichten und zu trösten. Er hat auch nicht einmal die Unzulänglichkeit dieser Gründe gezeiget; so wenig, als ich solches in meiner Abhandlung gethan: und doch hat ihn kein Religionseiferer verketzert, oder zum Polstermacher der Weichlinge und Heyden erkläret. Warum soll ich denn nun das Unglück haben, so hart angesehen zu werden? zumal, da ich auch, wegen meiner Religionsgesinnungen, durch eine Vorerinnerung mich in Sicherheit gesetzet habe: welches Boethius nicht einmal gethan hat.

Nachdem ich dergestalt die wahre Gestalt der Sache vor Augen gestellet: so muß ich noch einige Anmerkungen hinzu setzen, theils die Unwissenheit, theils aber die Bosheit meines Gegners darzuthun. Das erste ist zuförderst aus seinem Gebrauche des Wortes Heyden zu ersehen. Denn dadurch verräth er handgreiflich, daß seine Einsicht sehr seicht sey, da er nicht einmal weis, was ein Heyd ist. Das Heydenthum besteht, nach aller Theologen Meynung, in der Vielgötterey; in der Anbethung, und Verehrung von Geschöpfen, die man, als soviele Götter, dem höchsten Wesen an die Seite setzet. Wo ich diesen Begriff also nicht finde, da sehe ich auch keinen Heyden. Kein Türk, kein Jude kann ein Heyd heißen; weil beyde keine Vielgötterey glauben, sondern ein einziges ganz vollkommnes Wesen verehren, das aller Dinge Urheber ist. Was haben nun immermehr die alten und neuern Philosophen gesündiget,

diget, ein Anaxagoras, ein Sokrates und Plato: ein Cicero, Seneca, und Antonin, die gewiß keine Polytheisten in ihren Herzen gewesen. Ein Philosoph, kann nämlich durchaus kein Heyd seyn: u. unsre heutigen Naturalisten mögen nun sonst so verwerflich seyn, als sie wollen; so sind sie doch darinn unschuldig, daß sie Polytheisten seyn sollten. Gewiß, das ist ihr Fehler nicht: viel weniger werden sie Geschöpfe vergöttern und anbethen. Ist es also nicht seltsam, die heutigen Naturalisten und Freygeister, des Heydenthums zu beschuldigen, wie mein Gegner thut; und sich also selbst zu verrathen, daß man in seinem blinden Eifer nicht weis, mit wem man zanket, oder wen man vor sich hat. Gewiß, solche Eiferer machen der Religion wenig Ehre.

Die grobe Bosheit meines Gegners erhellet aus dem zweyten Theile seines Artikels überaus deutlich; indem sie so gar mit einer ungesitteten Heftigkeit verbunden ist, die ich um ihn nicht verdienet habe. Ohne mich vorher gelesen zu haben, ist er damit, was ich gethan habe, nicht zufrieden; meynet aber, ich hätte nothwendig die Unzulänglichkeit der Offenbarung, oder die Zulänglichkeit der vernünftigen Trostgründe beweisen müssen. Wenn ich nun das nicht gethan hätte, so wüßte er nicht, was ich denn gethan haben möchte! Ist das nicht ein seltsamer Gegner! Der Herr lese es doch erst, so wird ers wissen! Muß denn ich, oder auch ein jeder andrer, müssen wir uns denn nach seinem stolzen Dünkel richten, und vor seinen dictatorischen Machtsprüchen

chen auf die Kniee fallen? Er schreibe doch selbst zum Dienste der Religion, und wider die Freygeisterey, so viel er will. Wenn er es gescheid machet, so werde ich ihn selbst loben, so wie ich das vortreffliche Buch des Herrn Professer **Reimarus** gelobet habe. Aber dazu ist seine Einsicht gewiß zu klein, daß er andern Gelehrten, die lange da gewesen, wo er noch hin zu kommen denket, Maaß, und Ziel setzen will, was und wie sie schreiben sollen.

Daß ein jeder unparteyischer, Philosoph, die Mängel und Lücken der natürlichen Religion siehet, glaubet er nicht ein Haar mehr, oder besser als ich. Aber steht es denn niemals frey, wie die Gelehrten reden, exercendi ingenia causa, auch hypothetische Abhandlungen abzufassen, die andern Gelegenheit geben können, gewisse Materien aufzuklären? **Boethius** hat es gethan. **Laurentius Valla**, **Bayle**, und andre mehr, haben es gleichfalls in neuern Zeiten gethan, und dadurch zu vielen gelehrten Werken Anlaß gegeben. Dadurch sind unzählige Puncte der natürl. und geoffenbarten Religion mehr und mehr aufgeklaret worden: ja selbst die freygeisterischen Schriften der Engländer, haben der Offenbarung zum Vortheile gedienet. Gesetzt nun, daß mein Versuch, wie sich ein Weltweiser trösten würde, der von der Offenbarung nichts wüßte; nicht zureichend ist, wie ich denn selbst gestehe: so habe ich doch darinn kein feindseliges Gemüth gegen die Offenbarung verrathen; ich habe meinen Philosophen nicht zum **Julian**, zum **Toland**, zum **Spinosa** gemachet. Er kennet nur die wahre Offenbarung

nicht: das ist sein ganzer Fehler! sonst hat er das beste Herz von der Welt. Er meynet es mit Gott und andern Menschen gut; und ist gleichsam ein Bruder desjenigen geschickten Schriftstellers, der die wahre Bestimmung des Menschen so schön ins Licht gesetzet hat. Hat man nun diesen nicht mit Galgen und Rad verfolget: wie kömmt denn mein erdichteter Weltweiser dazu?

Daß ich zufriedne Heyden hätte machen wollen, ist eben so falsch, als daß Philosophen Heyden sind; und verräth also seine Unwissenheit abermal. Dünkt ihm dieß geschimpfet, so ist es gewiß von seiner Seite noch ärger geschimpfet; da er einen solchen angeblichen Philosophen (wie mich) entweder für keinen Christen, oder für keinen vernünftigen Mann hält. Gott lob! daß mein Herr Gegner nicht des Censoramt in der christl. Gemeine, oder gelehrten Welt hat. Denn wie viel brave Leute würde er nicht in den Bann thun, oder gar ins Tollhaus bringen lassen? Aber es hat keine Noth; sein weniges Urtheil gilt zu allem Glücke nicht viel: zumal, da er, als ein lichtscheuender tückischer Fuchs, nur in seinem Loche billt, ohne sich zu zeigen, wer er ist. Er trete heraus, daß man sehen kann, mit wem man zu thun hat: so wird es sich zeigen, ob er der Mann ist, der von Streichen eines unbesonnenen Charlatans reden kann; ohne zu besorgen, daß es aus dem Walde heraus schallen möchte, wie er hinein gerufen hat. Es würde sich aus dieser seiner beißigten und großpralenden Schreibart, womit er andre friedliebende

Leute

Leute angreift, zur Gnüge zeigen laſſen, wer der gröſte Charlatan wäre. Und wann er zum Schluße noch einmal von Heyden und getauften Heyden lärmet: ſo verräth er noch immer derber ſeine grobe Unwiſſenheit; die ohne dieß ein ſo grämiſches Gemüth gar wohl zieret. Da er aber mit einem Verſe beſchloſſen hat, an dem ich nichts auszuſetzen habe: ſo will ich ihm mit folgendem Spruche aufwarten: Adſpicite, Adſpicite, Pontifices, hominem religioſum! et ſi vobis videtur, (quod eſt bonorum Pontificum) monete eum: modum quendam eſſe religionis; nimium eſſe ſuperſtitioſum non oportere. *Cicero in Orat.*

Doch, da ich gewahr werde, daß es nichts poetiſches iſt, womit ich ihn beſchenket habe: ſo will ich ihm noch einige Zeilen, aus der II. Sat. der Love of fame, beyfügen:

I know the now, both what thou art, and who?
No Mask ſo good, but, Marcus moſt ſhine through;
False Names are vain! Thy lines their Author tell,
Thy beſt concealment had been writing well:
But thou, a brave neglect of fame haſt ſhown;
Of others fame, great Genius! and thy own.

Da er endlich ſelbſt auf den vernünftigen Einfall kömmt, daß er ſich vielleicht ſeine Fragen am beſten würde beantworten können, wenn er meine Schrift ſelbſt läſe: ſo will ich ihm zwar nicht ganz widerſprechen: doch habe ich, nach ſeiner verrathenen Art zu denken, das völlige Vertrauen nicht zu ihm. Gewiſſe Leute, die ein herrſchſüchtiger Eifer blen-

den,

bet, verlieren das Gefühl der Billigkeit, und sehen das gerade nicht, was den Nächsten zu entschuldigen dienet. Er aber würde dieß destoweniger sehen, da er nicht einmal sieht, daß es blutwenig zu seiner eigenen Entschuldigung hilft, daß viele andre die freyen Urtheile lesen, die eben so wenig, als Er Lust haben, sich mein philosophisches Handbuch anzuschaffen. Denn freylich sind alle die dazu nicht verbunden, die den Zweck nicht haben, wider mich zu lärmen. Er aber hätte sich diese Mühe nicht sollen dauren lassen; wo er nicht vieleicht besorget hat, es würde sich nicht so gut schreyen lassen, wenn er erst recht wüßte, worüber er schriee. Ich rathe es ihm also gar nicht, seine Bibel zu verkaufen; es wäre denn, daß er sich eine bessere Auflage davon anschaffen wollte: denn in meiner Philosophie wird er den Beweis, daß man sich ohne Bibel behelfen könne, gewiß lebenslang vergeblich suchen.

Ich bin und beharre mit vieler Hochachtung

Meiner hochzuehrenden Herren

Leipzig,
den 1. des Heumonds
1756.

ergebenster Diener
Joh. Chr. Gottsched.

V.

Das jubilirende Königsberg in Preussen, bey dem erneuerten Andenken seiner vor 500 Jahren 1255. geschehenen Anlage, nebst einem Vorberichte von dessen Erbauung, und denen deshalb im 1755 Jahre angestellten Jubelfeyerlichkeiten. Herausgegeben von Jak. Heinr. Lieberten, kön. preuß. Commerc. und königsb. Stadtrathe ꝛc. u. der kön. deutsch. Ges. Ehrengliede. Königsb. gedr. und zu bek. bey Driest. in 4. zwey und ein halb Alph.

Königsberg ist eine von denen Städten in Europa, die nicht wenig Achtung verdienen. Seine glückliche Lage, am Ausflusse eines schiffreichen Stromes nach der Ostsee, setzet es in die Zahl der vornehmsten Handelsstädte an derselben, der kaum Petersburg und Copenhagen gleich gehen; alle andre aber, als Stockholm, Riga, Reval Danzig, Stetin, Stralsund, Colberg, ꝛc. weichen müssen. Seine Universität ist im ganzen Norden unstreitig die berühmteste, und giebt selbst wenigen in Deutschland, an Lehrern und Lernenden etwas nach. An Zahl der Einwohner selbst, heget das weitläuftige Deutschland kaum drey oder vier Städte, die es übertreffen, nämlich Wien, Berlin, Prag, und Hamburg: indem es jährlich auf die 2200 Gebohrne liefert, dessen sich weder Dresden, noch Danzig, Nürnberg, Augspurg, Frankfurt, Erfurt, Breslau oder Braunschweig und Lübek rühmen kön-

Auſſer dieſem Namen der Druiden, findet man noch andere, damit man ſie benennet hat. Bey dem Ammianus Marcellinus heiſſen ſie Dryſidae: Laertius nennet ſie Semnotheos: Diodorus Siculus Saronidas: Strabo Bardos und Vates: wobey der Herr Verfaſſer mit Cluvern davor hält, daß in der bekannten Stelle beym Ammianus anſtatt Eubages und dem verderbten Ουαγες, Ουατεις, oder Vates zu leſen ſey. Der obgedachte Martin hat wie er T. I. p. 177. und T. II. p. 64. rühmet, eine ganz neue Benennung herausgebracht, die er in einer alten zu Paris gefundenen Inſchrift wahrgenommen, in der ſie Senanes heiſſen ſollen. Er leitet dieß Wort von dem Griechiſchen σεμνες her, und vergleicht damit die Semnotheos: Die Senanes ſelbſt aber groſſentheils mit einer Secte Indianiſcher Philoſophen, welche Clemens Alexandrinus σεμνες των Ινδων nennet, und die ſo wohl aus Männern als Weibern beſtunde.

Es iſt ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, den Urſprung der Druiden mit einiger Gewißheit zu beſtimmen. Diejenigen, welche den Samothes, Thuiſco, Druydes, oder Belenus vor derſelben Urheber angegeben, haben ſich den gerechten Vorwurf der Leichtgläubigkeit, und Liebe zu Fabeln zugezogen. Man thut dahero am beſten, wenn man ihren Urſprung auf die älteſten Zeiten hinausſetzet, ohne ein gewiſ-

den, Meiſter der Wahrheit: Indem ſie in geiſtlichen und weltlichen Händeln den Ausſpruch thaten. Uber das findet man noch ietzo, daß ein Prophet im Deutſchen ein Wahrſager, in Oberdeutſchland aber und in der Schweiz eine Hexe eine Thrute genennet wird.

können; welches unstreitig die größten Städte sind, die nach den vier obigen verhanden sind. Endlich giebt die Regierung des ganzen Landes, durch die dazu gehörigen hohen und niedrigen Collegia derselben einen solchen Zusammenfluß von Adel, und guten Sitten, daß sie auch hierinnen wenige über sich haben wird. Wo sich dergestalt, Lebensart, Gelehrsamkeit, Handel und Reichthum glücklich vereinigen, da kann nichts anders, als eine ansehnliche Stadt entstehen. Auch die freye Religionsübung muß nicht vergessen werden; indem außer 16 lutherischen Kirchen, auch drey reformirte und eine katholische Kirche; und außer ihnen auch eine mennonistische Versammlung, nebst einer Judenschule daselbst anzutreffen sind.

Eine so ansehnliche Stadt nun, ist es wohl noch werth, daß man sich um ihren Ursprung bekümmere; oder wenigstens kann man es ihr nicht verargen, daß sie auf ihre eigene Geschichte aufmerksam ist. Dieß ist nun im 1755sten Jahre geschehen; als in welchem dieselbe, seit ihrer Erbauung im 1255sten Jahre, 500 volle Jahre gestanden hatte. Zittau, die so ansehnliche Handelstadt in der Oberlausitz, die Krone ihrer übrigen Schwestern, der sechs Städte, ist mit Königsberg gleich alt, und hat in eben dem Jahre das Andenken ihrer Stiftung begangen. Ja was noch mehr ist, sie erkennen beyde in dem böhmischen Könige Ottokar ihren ersten Stifter. Die deswegen angestellten Feyerlichkeiten nun, beschreibt und sammlet der Herr Stadt- und Commerzienrath Liedert auf eine patriotische Weise; und wir wollen

von

von allem, was er geleistet hat, zulängliche Nachricht geben.

Anstatt einer Vorrede, ist eine Nachricht von König Ottokars siegreichem Kreuzzuge auf Samland zu lesen, welcher zum Baue des Schlosses Königsberg Anlaß gegeben. Der deutsche Orden, hatte 1230 kaum Preußens Gränzen betreten, um, nach damaliger Art, durch die Macht der Waffen das heydnische Volk in demselben zum Christenthume zu bekehren; als es ihm in kurzem gelung, die vordersten Landschaften Culm, Pomesan, Hockerland, Ermland und Barten zu erobern. Allein die Freude währte nicht lange. Die armen Preußen lernten ihre Apostel bald kennen: an denen sie, anstatt der Religion, nichts als schwere Dienstbarkeit, unerträgliche Arbeit, große Abgaben und ein gebrochenes Versprechen gewahr wurden. Sie griffen also vom neuen zu den Waffen; und der Krieg währte bis 1250; da der Friede mit ihnen erfolgte. Anstatt dessen fielen die Kreuzritter, mit neuen in Deutschland gesammleten Hülfsvölkern, den Kern von Preußen, das bis dahin unberührt gebliebne Samland an, welches an der Seeküste liegt, reich an Börnstein und Einwohnern, auch fruchtbaren Gegenden war. Diese einzige Provinz konnte damals 40000 Mann zu Fuß, und viertausend zu Pferde ins Feld stellen; ja manches einzelne Dorf konnte 500 streitbare Leute liefern. Dieß Land, welches überdem als eine Insel, durch breite Ströme einen großen Landsee, und das frische Haf, vom festen Lande abgeschnitten war, hätte nun dem Orden

noch

noch viele Jahre zu ſchaffen gemachet, wenn nicht der Pabſt, durch Verheißung des Ablaſſes, die deutſchen Fürſten zur Kreuzfahrt angereizet hätte. Opiſo, der Abt von Maſſano, war der Kreuzprediger, und bewog viele das Kreuz anzunehmen. Der Pabſt ſchickte 1254 einen gewiſſen Bernhard nach Prag, zu Primislaven dem III. oder Ottokarn dem II. Dieß half ihn nun zu einem großen Zuge nach Preußen bewegen.

Ottokar nahm, außer ſeinen Böhmen, auch Oeſterreicher und Mähren, unterm Biſchofe Bruno von Olmütz mit. Markgraf Otto von Brandenburg ſtieß auf dem Zuge bey Breslau zu ihm; und ſo kamen ſie 1254. an die Gränze von Preußen: wo Poppo von Oſternau zwar Hohmeiſter war, doch ſeinen Sitz noch nicht in Preußen hatte. Seine Stelle vertrat der Landmeiſter, Heinrich von Welda; und ſowohl dieſer, als die Biſchöfe von Culm und Ermland vereinigten ihre Völker auch mit ihm; ſo daß ein damals unerhört ſtarkes Heer, von 60000 Mann, ohne den Troß, zuſammen kam. So viel Mühe koſtete es, eine einzige Provinz von Preußen, die nicht den VI. Theil des Landes ausmachet, zu bezwingen. Außer obbenannten Fürſten, war auch Friedrich, ein Markgraf zu Meißen, Tilemann, Landgraf zu Thüringen, Bruno, Graf von Schönburg, und Rudolph Graf von Habsburg, der nachmals Kaiſer ward, dabey. Von Biſchöfen ſind Heinrich von Cöln, Bruno von Olmütz und Bruno von Prag dabey geweſen; des hohen und niedern Adels aus halb Deutſchland nicht zu gedenken.

Ein

Ein ſtarker Winter ſchlug, auf den Wink der Vorſehung, mit unſichtbarer Hand, dieſem Heere die Eisbrücke über das friſche Haf, und öffnete ihm alſo ohne Mühe das Land. Den pommeriſchen Herzog Schwantepol hielt der Herzog von Cujavien, durch ſeinen Einfall in Pommern, ab, den Preußen zu Hülfe zu kommen. Ottokar gieng alſo von Elbing übers Eis nach Balga, erfuhr die Stärke der Samländer von einem bekehrten Preußen, und beſchloß, ſie mit der ganzen Macht anzugreifen. Einige ſagen: er habe zuvor die heilige Eiche zu Romove, nebſt dreyen großen Götzen der Preußen zerſtöret. Er gab Befehl, nicht, wie vorhin, alles über die Klinge ſpringen zu laſſen, ſondern nur wehrhafte Männer, die ſich widerſetzten, nieder zu machen; die andern aber gefangen weg zu treiben.

So brach er im Winter ins Medenauiſche, gewann eine große Schlacht bey Rudau, eroberte eine ſtarke Veſtung, wohin alles geflüchtet war, und viel andre Oerter mehr. Dadurch gerieth alles in Schrecken; und die niedergeſchlagenen Samländer ſahen wohl, daß ihnen dieſe Macht zu ſtark wäre. Sie ergaben ſich alſo, und bathen um Gnade; verſprachen Chriſten zu werden, und gaben Weib und Kind zu Geiſeln.

Ottokar hatte alſo ſeinen Zweck erreichet, und ohne etwas für ſich zu behalten, trat er das erſiegte Land dem Orden ab. Er ſetzte einen Biſchof in Samland, Heinrichen von Brünn, den er in Thorn weihen ließ; und rieth eine Burg, d. i. ein Schloß, oder eine Veſtung am Pregelſtrome, auf einem Berge,

ge, den er selbst wählete, zu bauen, gab auch selbst viel Geld dazu. Endlich ließ er viel von seinem Heere zur Besetzung des Landes, und zog zurück nach Böhmen. Der alte preußische Chronikschreiber Jeroschin schreibt davon so:

Nach denselben Fristen
Da dis was wol gesant
Der Kunig die Gißle
Beschit den Brüdern da sant
Vnd zogte her dan
Dis zu dem Berg vnd an die Stat
Da Kunigsperg nu ist gesat
Vnd rit den Brüdern sa
Das sie eine Burg alda
Buweten durch Sicherheit
Und durch Beschirm der Christenheit
Zur Buwung er auch schoß
Und gab in Gabe gros
Alz sinen Wirden wol gezam
Als sin arbeit ein ende nam
Der pilgerinischen berhevart
Da zug der edle Künig zart
Mit Freuden so hin gliche
Wider in sin Riche ꝛc.

Nach dem Schlosse, hat der Orden auch die Stadt zu bauen angefangen, die in kurzem so zugenommen, daß 200 Jahre hernach der Hohemeister des Ordens, Ludewig von Ehrlichshausen, seinen alten Sitz von Marienburg nach Königsberg, als der größten und wichtigsten Stadt des ganzen Landes verleget, auch alle seine Nachfolger da geblieben. Wir können uns aber bey der fernern Geschichte dieser Stadt nicht länger aufhalten. Der Herr Commercienrath beschreibt alle Veränderungen, Belagerungen, und Erweiterungen derselben sorgfältig; und hier wird man alles aus beglaubten Zeugnissen mit einer guten Urtheilskraft entworfen finden. Nun müssen wir noch von der Feyer des

Jubel-

Jubelfeſtes ſelbſt, und denen dabey gelieferten Schriften Nachricht geben.

Den erſten Tag des Jubelfeſtes begieng am Donnerſtage den 1 May 1755. die Parochialſchule. Die Lehrer derſelben luden durch eine deutſche Einladungsſchrift, 4 Bogen lang, von dem ſchnellen und merkl. Wachsthume der Stadt Königsberg, ein. Der Rector derſelben führte in einer kurzen Anrede 5 Jünglinge als Redner auf, die theils lateiniſch, theils deutſch, allerley artige dahin gehörige Sätze abhandelten; theils auch Geſprächsweiſe, die Merkwürdigkeiten der Reſidenzſtadt vortrugen: worauf der Prorector den Beſchluß in frohen Wünſchen für die Wohlfahrt derſelben machte; und eine Cantate abgeſungen ward.

Den 2ten Jubeltag feyerte die zweyte große Stadtſchule im Löbenicht, am Freytage den 2ten May. Eine deutſche Einladungsſchrift kündigte ſelbige an. Der Rector derſelben ließ ſich zuerſt von den königsbergiſchen Jubelfeyern hören. Ein junger Poet folgte mit einem lateiniſchen Gedichte, de Præſtantia Regiomonti. Drey andre hielten eine deutſche Unterredung von den Wappen der drey Städte in Königsberg: und der Conrector machte den Beſchluß, worauf eine Cantate folgte.

Den dritten Tag feyerte die Cathedralſchule; Sonnabends den 3 May; wozu ihr Rector, der berühmte Herr Prof. Flottwell, durch eine Schrift einlud, darinn er Königsberg in vielen Stücken mit Rom verglich: und man muß geſtehen, daß ſein Einfall ſinnreich ausgeführet worden. Er ſelbſt

eröffnete die Feyer durch eine Anrede in einer schönen lateinischen Schreibart, und stellete etliche junge Redner der ersten Classe auf; die von schneller Einführung der evangel. Religion lateinisch, von den Verdiensten Königsbergs um auswärtige Staaten deutsch, und vom Vorzuge der dreyen Städte zu Königsberg in einem Gespräche handelten: worauf der Herr Rector selbst deutsch den Schluß machte, und eine Cantate folgte. Dieses alles nun füllet das erste Alphabeth.

Nun folgete den 4ten Jubeltag, Sonntags, Rogate, den 4. May, die Jubelfeyer der Kirchen. Hievon liefert man Auszüge aus den Jubelpredigten, 1) des zweyten königl. Hofpredigers Hn. D. Langhausens, und des dritten Hofpredigers Hn. D. Arnolds: beyde in der Schloß- und Residenzkirche, theils vor, theils Nachmittags gehalten. Darauf folgen dergleichen aus den Predigten in der Pfarrkirche, von Hn. D. Schulzen u. s. w. in der Steindammischen, in der neuroßgärtischen und in der Hospital-Kirche, als Filialen derselben. Ferner die Auszüge aus dreyen Predigten in der Thum-Kirche; und zweyen der haberbergischen, als einer Filialkirche derselben: imgleichen der löbenichtischen Pfarr- und ihrer Filiale, der Hospitalkirche. Es folgten weiter, die aus der litthauischen, sackheimischen, waysenhäusischen, altroßgärtischen, tragheimischen, friedrichsburgischen u. den Garnisonskirchen; endlich noch von der im Collegio Fridericiano. Das waren nun in 18 lutherischen Kirchen 34 Predigten.

Die

Die zweyte Abtheilung begreift die reformirten Kirchen, sowohl deutsch als französisch, und polnisch, wie auch im Waysenhause, in 6. Predigten. Die III. Abth. liefert die katholischen, 2 an der Zahl. Die IV. Abth. endl. die Predigten aus denen zu Königsberg gehörigen Landkirchen, Mansfeld, Ottenhagen, und Neuendorf; und endlich alle Cantaten, die in den Stadtkirchen abgesungen worden.

Der V. Tag der Jubelfeyer ward von der Universität Montags den 5ten May begangen. Ein Programma im Namen des Rectoris, Cancellarii und Directoris lud zu der Rede ein, die M. Jo. Bernhard Hahn, Eloqu. Prof. Extr. in Erledigung der ordentlichen Profession gehalten: und wobey abermal eine Cantate aufgeführet worden.

Den VI. Jubeltag feyerte die königliche deutsche Gesellschaft, Dienstags den 6. May. Der Director derselben, lud dazu durch eine Schrift ein, die Königsberg als eine Mutter der preußischen Städte darstellete. Eben derselbe führete einen geschickten Redner, Herrn Christoph Heinr. Liedert, auf, der Königsbergs Ehre im Wachsthume der Wissenschaften durchgieng. Diese reiche Materie ist ausführlich abgehandelt. Der Director machte den Schluß, und ein Singgedicht folgte; eine gedruckte schöne Ode aber ward unter die Zuhörer vertheilet.

Den VII. Tag des Jubelfestes feyerten die Seefahrer auf dem Pregelstrome, Mittwochs den 7. May, in einem Gedichte, darinn Herr Wolson den redenden Pregel einführte. Es ist von sehr männlichem und feinem Geschmacke. Noch ein ander

Gedicht stellet den Mercur am Pregel vor: und so schließt das zweyte Alphabeth der Jubelschriften; worauf noch einige andere solche Schriften folgen. Herr Professor Bock, der würdige Nachfolger eines großen Pietsch, führet den Reihen, in einem starken Gedichte. Ein andrer hat die Spuren der Vorsehung in der Erhaltung Königsbergs, in ungeb. Rede vorgestellet. Und endlich hat auch das thornische Gymnäsium, an dieser Freude in einer öffentl. Handlung Theil genommen. Andrer Zugaben zu geschweigen, die den völligen Schluß dieser Sammlung machen: welche allerdings wegen ihres merkwürdigen Inhalts, und der vielen Abwechselungen halber verdienen gelesen zu werden. Die Jubelmünze stellet das Titelkupfer dieses Monaths vor Augen.

VI.

Uebersetzung der Oden des Horaz. Erstes Buch. Braunschweig, im Verlage des großes Weysenhauses 1756. in 8.

Horaz hat seit langer Zeit das Glück gehabt, vor allen lateinischen Dichtern vorzüglich hochgeschätzet und gelesen zu werden. Ob er dieß mehr, als ein Virgil, oder Ovid verdiene, ist eine andre Frage; die wir itzo nicht entscheiden wollen. Es geht aber sehr natürlich zu, daß Leser, die nicht viel Geduld haben, lange Gedichte zu lesen, und zu verstehen, sich lieber an eine kurze horazische Ode

Ode, als an ein langes Lehr- oder Heldengedicht halten. Es ist nur zu verwundern, daß auch zu unsern Zeiten, da die so genannten Gelegenheitsgedichte so verächtlich und gering geschätzet werden, dennoch Horaz mit den Seinigen noch im Ansehen bleibt.

Im vorigen Jahrhunderte hat Gotthilf Flamin Weidner zu Halle, Horazens Oden in ziemlich guten Versen verdeutschet. Nur ist diese Uebersetzung so selten geworden, daß man sie schwerlich mehr antreffen kann. Verleger, die bisweilen in Noth sind, etwas Neues auf die Messe zu bringen, thäten viel besser, eine saubere neue Auflage eines solchen alten Dichters zu veranstalten, als sonst etwas schlechtes zu drucken;

Das plötzlich dahin kömmt, da es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

Wir wären selbst erböthig, hülfliche Hand dabey zu leisten, wenn man uns dergleichen Vorsatz eröffnen wollte.

Indessen ist es gar nicht unrecht, daß sich auch neue Uebersetzer finden, die ihre Vorgänger zu übertreffen suchen. Der ungenannte Hr. Uebersetzer, dessen Arbeit hier zum Theile im Drucke erscheint, brauchte also weiter keinen Freybrief dazu, als seinen eigenen Trieb, und seine Liebe zu den horazischen Gedichten. Was schön ist, gefällt: und was einem gefällt, das reizet zur Nachahmung. Eine Uebersetzung aber ist nichts anders, als eine Nachahmung eines Dichters in einer andern Sprache.

ſes Jahr zu benennen, darinn ſie von iemand beſonders angeordnet worden. So viel kan man mit gutem Grunde aus den Zeugniſſen des Ariſtoteles, und Sotion beym Laertius, folgern, wieder welche ſich keiner von den ſonſt ruhmſüchtigen Griechen zu regen unterſtanden hat. Zudem giebt Celſus ein wichtiges Zeugniß von dem Alter der Druiden, wenn er bey ſeinen Spöttereyen über das Alterthum der Chriſtlichen Religion den Werth derſelben dadurch geringe machen will, weil die Weisheit der Galliſchen Druiden eben ſo alt ſey. Dieſes iſt alſo wohl ausgemacht, daß damals als in den Morgenländern die ſo genannte Barbariſche Weltweisheit in Aufnehmen geweſen, auch in den Abendländern einige Leute wegen ihrer Philoſophie ſich einen beſondern Ruhm erworben haben. Woher aber den Druiden ihre Weisheit gekommen ſey, und ob ſie Schüler oder Lehrer der Indianiſchen Brachmanen geweſen ſind, wovon ein mehrers beym Martin T. I. p. 184. nachzuleſen, iſt nicht ausgemachet. Indeſſen iſt es überaus wahrſcheinlich, daß ſie ihre wichtigſten Wahrheiten aus dem Orient hergeholet, ohne ſich einer gewiſſen Secte auf knechtiſche Art zu unterwerfen. Alſo ſind die Bemühungen vieler alten und neuen Gelehrten, welche den Pythageras zum Lehrmeiſter der Druiden machen, eben ſo lächerlich, als derjenigen Wahn dem Cicero abgeſchmackt vorkommen iſt, welche den weiſen Römiſchen König Numa vor einen Pythogoreer ausgeben wollten. Jene hätte längſt eine ausdrückliche Stelle bey dem Clemens Alexandrinus 1. B. Strom. p. 304. ed. col. zu rechte weiſen können, da Alexander

Dieſe Ueberſetzung iſt Ihrer königl. Hoheit der durchl. königl. Churprinzeſſinn zu Sachſen zugeeignet. Dieſe erhabene Dichterinn und Kennerinn alles deſſen, was ſchön iſt, verdiente dieſe Ehre um ſoviel mehr, da die Ausgabe in einem anſehnlichen Formate, auf prächtiges Papier gedrucket, und mit ſchönen Kupfern gezieret iſt. Gleich über Dero Namen ſteht z. E. ein Apollo, der das in Metall getriebene halberhabene Bruſtbild derſelben im Arme hält. Die Zuſchrift iſt in Verſen, und lautet ſo:

Durchlauchtigſte!

Der Geiſt, den nur die Muſe ſchenkt,
Der in Dir feurig, rein, und hoch und gründlich denkt,
Da Dich die Wiſſenſchaft und wahrer Weisheit Gaben
Auch über Dein Geſchlecht und Deinen Stand erhaben;
Der Glanz der Tugenden, der Kaiſerahnen Ruhm,
Die Großmuth, und die Huld, dein Erb und Eigenthum,
Sind nicht ein Gegenſtand für meine matte Seyten:
Dieß wäre nur ein Werk für Dichter güldner Zeiten.
Die ſchwache Biene naht ſich zu der Sonne nicht:
Und Deiner Hoheit Pracht bedarf auch kein Gedicht.
Du hörſt jedoch von ihr in vielen Ländern ſingen,
Wenn kühne Dichter ſich mit Haufen zu Dir dringen.
O lebte itzt Horaz! Er ſäng von Dir mit Luſt,
Und ſetzt Dich Göttern bey: wie damals den Auguſt.
Horaz lebt zwar nicht mehr; doch können ſeine Schriften,
Durchlauchtigſte! auch Dir ein würdig Denkmaal ſtiften.
Leutſeligkeit und Huld, Verſtand und großer Geiſt,
Iſt, was ſein ſchönes Lied an ſeinen Helden preiſt:

Was

Was, Fürſtinn, auch an Dir nach Würden zu erhöhen,
Nur ein Horaz, und kaum, ſich dürfte unterſtehen.
Wie aber? wagſt du nicht, o Muſe! itzt zuviel?
Iſt nicht dieß Lied zu ſchwer für einen deutſchen Kiel?
Willſt du dieß öffentlich, als deiner Schwäche Zeichen,
Der großen Kennerinn zum Urtheil überreichen?
Wie? kommt dein mühſam Werk doch endlich an den Tag,
Das dreyßig Jahre ſchon in Staub verbannet lag?
Ja, Große Frau, allein der Ruhm von Deiner Güte,
Die aller Welt bekannt, beruhigt mein Gemüthe.
Du haſt mein eigen Lied wohl ehmals nicht verachtt;
Solltſt Du dem, was Horaz auf römiſch hat gedacht,
Und was im Deutſchen ich nach ihm geſucht zu denken,
Zu Deiner Hoheit nicht den freyen Zutritt ſchenken?
Itzt, da die Dichterkunſt ſelbſt an den Thron ſich ſchwingt,
Und eines Kaiſers Kind gleich Melpomenen ſingt:
Itzt ſollte ſich Horaz vor Hof und Purpur ſcheuen,
Und keiner Gnade ſich in deutſcher Tracht erfreuen?
Ich wags, und leg dieß Buch zu Deinen Füßen hin,
Durchlauchtigſte, der ich in tiefſter Ehrfurcht bin,

Eur. königl. Hoheit

* * * *

In der Vorrede ſaget der berühmte und gelehrte Hr. Hofrath Madai, der durch Verdienſte von mehr als einer Art, unter den Gelehrten bekannt iſt: daß dieſe Ueberſetzung aus der Feder einer hohen Standesperſon gefloſſen. Der Namen des Hrn. Verfaſſers würde alſo dem Werke keine geringe Ehre machen: wenn er nicht lieber unbekannt bleiben

wollte. Er will ſich nämlich durch Meldung deſſelben dem Schickſale nicht entziehen, welchem ſich auch Standesperſonen in der gelehrten Republik unterwerfen müſſen, wenn ſie Schriftſteller werden. Eben deswegen hat er auch ſelbſt keine Vorrede vorſetzen wollen, oder durch eines andern Dichters Feder ſich empfehlen laſſen. Hierdurch meynet der Herr Hofrath ſattſam erkläret zu haben, wie Er ſelbſt, als ein Ungar, der auf dem Parnaſſe der Deutſchen ein Fremdling iſt, zu der Ehre eines Vorredners gekommen. Er hat nur die Ausgabe beſorgen, aber keinen Lobredner abgeben wollen. Er ſetzet hinzu, daß Horaz ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er erführe: daß ſeine Gedichte, nicht nur von Schulmännern, ſondern auch von Standesperſonen geliebet und hochgeſchätzet würden; ja daß der Herr Ueberſetzer mehr als 30 Jahre ſich mit dieſer Arbeit beſchäfftiget hätte. Daß derſelbe nicht allein das Urtheil vieler geſchickten Dichter, ſondern auch mehr als anderthalbhundert Ausgaben vom Horaz zu Rathe gezogen, um ſeinen wahren Sinn zu erfahren.

Viel groſſe, erhabene und gelehrte Frauen und Männer haben ihn zur Ausgabe ſeiner Verdeutſchung aufgemuntert: er aber hat ſich nicht geſcheuet, ſelbige allen Verbeſſerungen zu unterwerfen. Indeſſen, wenn einen Dichter ſein hoher Stand und wichtige Geſchäffte entſchuldigen können: ſo wird der Herr Ueberſetzer gewiß einige Nachſicht verdienen. Gleichwohl iſt er ſo groſsmüthig, daß ers den Kunſtrichtern nicht übel nehmen will, wenn ſie ihm auch Fehler auf eine anſtändige Art zeigen wollten. Ja

er

er iſt auch geneigt, am Ende des Werkes Verbeſſerungen beyzufügen.

Die übrigen Bücher der Oden ſind auch ſchon fertig, und das zweyte ſchon in des Herrn Herausgebers Händen. Sie werden dem erſten bald folgen, und vieleicht auf Michael ſchon erſcheinen. Man ſieht hier bey dem erſten den lateiniſchen Text des Dichters, allemal gegen über der Ueberſetzung abgedrucket. Machet dieſes das Buch etwas theurer, ſo dienet es auch zu der Bequemlichkeit, daß man deſto leichter das Vorbild und Nachbild vergleichen kann.

Zur Probe wollen wir unſern Leſern die III. Ode des I. B. vorlegen. Dieſe iſt ein Glückwunſch Horazens, an den zur See nach Griechenland abreiſenden Virgil. Sie hebt an: Sic te diva potens Cypri &c. und man gebe ſonderlich acht, wie ſtark der Herr Ueberſetzer die Strophe gegeben:

Illi robur et æs triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commiſit pelago ratem
Primus &c. &c.

Die dritte Ode.

Verſchleuß deine Söhne, du Vater der Winde!
Weh, gütiger Weſtwind, doch etwas gelinde!
Du Göttinn aus Cypern, bereite die Bahn.
Ihr Söhne der Leda, vermehret das Glänzen;
Ihr Ruder, bringt Maron an attiſche Gränzen;
Es hänget mein Leben zur Hälfte daran.

Deß

Deß Herze war dreyfach mit Eiſen umgeben,
Der wenigen Bretern' ſein koſtbares Leben,
Am erſten, auf brauſenden Wellen vertraut:
Das Siebengeſtirne bereitet uns Regen,
Da Südwind und Nordwind die Fluthen bewegen;
Wie, hat dir, Verwegner! davor nicht gegraut?

Wie ſtreng auch der Südwind dem Meere befiehlet,
Der in adriatiſchen Waſſern oft ſpielet,
Und hauchend die hangenden Segel berührt;
Oft Maſtbaum und Steuer an Felſen zerſchmeißet,
Die Meere vermiſchet, die Berge zerreißet;
Die Wellen bis an die Geſtirne hinführt.

Der Ocean öffnet abſcheuliche Klüfte;
Es thürmt ſich die Fluth in verdünnete Lüfte;
Es ſchwimmen die Wunder im ſchäumenden Meer:
An Klippen, die Grauen und Schrecken einjagen,
Mit trockenen Augen ſich näher zu wagen,
Fällt ſelbſten der äußerſten Frechheit zu ſchwer.

Die Länder ſind weislich durch Meere geſchieden;
Doch unſre Begierden, die nimmer zufrieden,
Beſchreiten zu Schiff den verbothenen Steg:
So öffnet der Menſchen verwegnes Geſchlechte,
Zum Trutz der Natur und der göttlichen Rechte,
In allem dem Geiz und der Herrſchſucht den Weg.

Prometheus erkühnt ſich mit liſtigen Ränken
Das Feuer des Himmels den Völkern zu ſchenken,
Das ihnen die zornigen Götter entwandt:
Doch folgen die Strafen in wenigen Tagen;
Denn Krankheit und Seuchen und zehrende Plagen
Bedecken, erfüllen und drücken das Land.

Da vormals das Alter ſich friſcher erzeiget,
Und man ſich viel ſpäter zur Grube geneiget,
Wird itzund kein Anſehn der Jahre geſpürt.
Ein Dädalus findet den Weg durch die Lüfte,
Und trennet mit wächſernen Flügeln die Düfte,
Die vor ihm kein menſchlicher Körper berührt.

Alcides verachtet die feurigen Drachen,
Ein Cerberus kann ihm kein Hinderniß machen:
Was iſt wohl der ſterblichen Kühnheit zu ſchwer?
Die Thorheit ſucht Wege zum Himmel zu finden:
Wir reizen die Götter mit täglichen Sünden,
Als wäre kein Donner zur Rache nicht mehr.

VII.

Lettre aux auteurs du Journal encyclopedique de Liege au ſujet des Remarques ſur les Finnois on Finlandois &c. a Francfort et Leipſic 1756. in 8. p. 56.

Der gelehrte Herr Verf. dieſer kleinen Schrift, billiget im Anfange, die Unternehmung dieſer neuen Monathſchrift, als welche durch ihren weiten Umfang, zu Erſparung vieler andern dienlich ſeyn würde. Allein eben die Weitläuftigkeit des Vorhabens machet auch, daß viele ſchon mit der Ausführung deſſelben übel zu frieden ſind. Qui ubique eſt, nullibi eſt. Die politiſchen Neuigkeiten könnten wenigſtens mit gutem Gewiſſen erſparet werden; um nichs mehrers

ſagen. Der Herr Verfaſſer dieſer Schrift hat recht, wenn er glaubet; es könnte auch ſonſt noch viel daran verbeſſert werden.

Unter dieſe Anzahl rechnet er auch im Februar dieſes Jahres, die Abhandl. über die Finnen, oder Finländer. Viele würden ſich über das hohe Alter dieſes Volkes gewundert haben, da ſie vernommen, daß es von den alten Juden, die in die aſſyriſche Gefangenſchaft weggeführet worden, herſtamme. Allein in Schweden ſey das längſt eine erwieſene Sache geweſen. Die Finnen ſind alſo Abrahams Saamen, und Brüder der Juden: aber dieſe Abhandlung dünket dem Herrn Verfaſſer ſehr flüchtig und obenhin gemachet zu ſeyn: und er warnet die Journaliſten zu Lüttig, künftig beſſer auf ihrer Hut zu ſeyn. Er will aber auch ihre Mängel ergänzen, und ihre Fehler verbeſſern.

Dieſes thut er erſtlich in Anſehung des Urſprungs der Lappen und Finnen von den Iſraeliten. Die alten Hauptvölker in Europa waren die Griechen *, Celten und Scythen. Allein mit dieſen haben die Lappen und Finnen nichts gemein. Wenn indeſſen Rudbek meynet, daß mit denſelben die eſthniſche, biarmiſche, ſclavoniſche, wendiſche, moſcovitiſche, polniſche, böhmiſche, ungariſche und moldauiſche Sprache eine große Aehnlichkeit hätten: ſo irret er ſich ſehr, wenn man die ungariſche und eſthniſche ausnimmt. Alle übrigen ſind Schweſtern, und Töchter

* Die griechiſche Sprache iſt eben ſo wohl vor Alters eine Tochter der Celtiſchen geweſen, als nachmals das Latein durch Vermiſchung verſchiedner Mundarten entſtanden.

Töchter der alten ſcythiſchen Sprache, die mit dem Ungariſchen und Eſthniſchen, folglich auch mit dem Finniſchen gar keine Aehnlichkeit haben.

Die grammatiſche Uebereinſtimmung mit dieſen Sprachen, zeiget eben das: wie Prof. Juslenius, ein geb. Finländer, und nachmal. Biſchof zu Scara, erwieſen hat. Die finniſchen Hauptwörter haben keine Geſchlechter, (Genera) wie die türkiſchen, armeniſchen, iberiſchen, und ungariſchen. Sie haben 14 Endungen (caſus). Sie haben Affixa, oder Anhängſel, auch ſieben Abwandlungen (Conjugationes) wie die hebräiſche. Mit der lappländiſchen iſt es eben ſo, daß ſie mit dem Hebräiſchen ſehr übereinſtimmet: wie Ganander, ein evangeliſcher Glaubensbothe, die Lappländer zu bekehren, in ſeiner Grammatik von ihrer Sprache, bewieſen hat. Etliche Beyſpiele machen es klar.

Hebräiſch,	Lappiſch.	Finniſch,	Deutſch.
Tzinok,	Suodnac,	Suoniko,	eine Seyte.
Tzelem,	Zisibme,	Silmä,	ein Auge.
Jala,	Juolke,	Jalca,	ein Fuß.
Kiad,	Kiedta,	Käſi,	eine Hand.
Jadah,	Jodam,	Judan,	ich reiſe.
Barah,	Poram,	Puren,	ich eſſe, beiße.
Hamah,	Human,	Humiſen,	ich lärme.

Ganander will bemerket haben, daß die lappiſche Sprache unmittelbar von der hebräiſchen, das Finniſche, wendiſche und Eſthniſche aber aus dem Lappiſchen entſprungen ſey. Wir nehmen abermal nur die Wendiſche aus, die unſtreitig von ſclavoniſchem Urſprunge; aber itzo mit vielem Deutſchen vermiſchet iſt. Das Finnländiſche erſtrecket ſich nicht nur durch das Großherzog-

herzogthum Finnland, ſondern auch durchs ruſſiſche Gebieth, bis ans caſpiſche Meer; woher dieſes Volk zuerſt gekommen ſeyn muß. Man ſoll auch alte finniſche Lieder haben: die unter dem Namen der Runen, bekannt ſind, aber ſelten Reime haben; ſondern nur die Wörter mit einerley Buchſtaben anfangen: wie folgende Proben zeigen.

Jlos tulin, ilos lähdin,
Lapi laxo, wuoret warat,
Aja paha edellänſa
Pertos tuli, Paiwan tulo.

Manchmal geſchieht beydes zugleich. Z. E.

Pojat, parat, paucaham,
Neitzet, wuoret ilotcam;
Wanhal wahwaſt weilatkam.

Der Herr Verfaſſer führet ihre Sprüchwörter an, u. unterſuchet, ob ſie vor Alters ein eigen Alphabeth gehabt: wobey Bäyer, und Leibniz, zu Zeugen angeführet werden. Aber alles iſt verlohren, ſeitdem 1439. alle ihre alte Schriften zu Kuſto, unweit Abo, verbrannt worden: weil die alten Mönche, alles was ſie davon gefunden, für lauter Zaubercharactere angeſehen und verbrannt haben. Wenn der Herr Verfaſſer glaubet, die Finnen hätten viele Kriege mit ihren Nachbarn geführet, und in Schweden, Norwegen und Dännemark, Spuren davon hinterlaſſen: ſo beweiſt er das durch die Namen Finſpong. Finwede. oder Finnhede, Fionia, oder die Inſel Fünen ſehr gut. Wenn er ſolches aber auch von

Preußen

Preußen und Pohlen, bis an die Weichſel behaupten will: ſo ſehen wir keine Beweiſe davon; und es mag wohl nur von Liefland, wo die Eſthner davon übrig ſind, zu verſtehen ſeyn. Eben ſo wenig können wirs glauben, daß die Wurzeln der alten ſchwediſchen Wörter, ſich im Finniſchen finden ſollen; indem die ſchwediſche Sprache mit der deutſchen einerley celtiſchen und und gothiſchen Urſprung hat. Vielmehr ſchlieſſen wir, daß die Finnen einige ſchwediſch deutſche Wörter angenommen haben: Z. E.

Finniſch,	Altſchwediſch,	Deutſch.
Alta,	Alda,	Wallen.
Oris,	Ors,	Ors, Roß, engliſch horſe.
Leipe,	Lef,	ein Laib Brod, gothiſch: Hlaip.
Arku,	Aurk,	Lateiniſch: arca, eine Kiſte.
Walda,	Valda,	Gewalt, von Walten.
Waldamies,	Waldman,	ein Gewaltiger, Gewalthaber.
Kaupungi,	Kaupung,	eine Kaufmannsſtadt.
Kota,	Kot,	Kothen, Hütten, davon Köthen.

u. ſ. w.

Dieſe artige Schrift, hält noch viel mehr ſchönes und nützliches in ſich; welches die Herren Lütticher-Encyclopediſten in manchem Puncte zurecht weiſen kann. Es wäre gut, wenn den ſeichten Herren, die von allen reden und urtheilen wollen, ohne es aus dem Grunde zu kennen, oft ſolche gute Erinnerungen gegeben würden. Unter andern wünſchten wir, daß dem Herrn von Voltäire, in ſeinen neueſten hiſtoriſchen Schriften, die ſeltſamen Irrthümer gewieſen würden, die er in Anſehung von Preußen hin und wieder aufgewärmet hat. Es iſt eine Schande für neue Schriftſteller, ſo unwiſſend zu ſeyn.

der Polyhiſtor berichtet, Pythagoras hätte die Gallier und Brachmanen gehöret.

Das Vaterland der Druiden iſt ſolchergeſtalt nirgends, als in den Abendländern zu ſuchen. In denſelben aber ſind ſie zuerſt ihren Namen, und ihren Anſtalten nach in Britannien bekannt geweſen, ehe beydes in Deutſchland und andern Ländern fortgepflanzet worden. Julius Cäſar giebt uns zwar hievon das einzige Zeugniß, welches aber um ſo viel glaubwürdiger iſt, weil Britannien bis zu ſeinen Zeiten den Römern unbekannt geweſen. Nähere Nachricht von dieſer Sache kan man nicht finden, wo man nicht Fabeln vor Wahrheit annehmen will. Diejenigen aber, welche genauern Unterricht begehren, werden in Seldens unvergleichlicher Schrift, ſo er Acta Anglo-Britannica betitelt, und die Vol. II. ſeiner Werke T. II. p. 861. ſeqq. zu leſen iſt, ihr völliges Vergnügen antreffen. Cäſar führet uns mit den Druiden aus Britannien in Gallien, wohin ſie ſich nach einhelligem Bericht andrer Geſchichtſchreiber gewendet haben. Tacitus und der ältere Plinius ſcheinen es zwar gerade umzukehren; Allein Cäſar verdienet wohl aus wichtigen Urſachen den meiſten Glauben. Martin ſuchet ihn mit dem Tacitus ſo zu vergleichen, daß er glaubet, die Gallier hätten zuerſt Britannien durch Colonien bevölkert, auch ihren Gottesdienſt dahin gebracht: Nachdem ſie aber die Reinigkeit ihres Glaubens durch viele Kriege, und oftermalige Veränderungen der Colonien verlohren, hätten ſie dieſelbe durch die Britannier, bey denen ſie unverändert geblieben wäre, wiederherſtellen laſſen.

Daß

VIII.

Physikalische Beobachtungen der Saamenthierchen, durch die allerbesten Vergrößerungsgläser, und bequemsten Mikroscope betrachtet, und mit einer unparteyischen Untersuchung und Gegeneinanderhaltung der Büffonischen und Leuvenhoekischen Versuche, in einem Sendschreiben, mit denen hiezu gehörigen Figuren mitgetheilet von M. F. L. Nürnberg, bey Monathen 1756. 4. 28 S.

Der Hr. Verfasser, ein gelehrter Rechtsbeystand in Nürnberg, ist nicht sogar den Rechtshändeln ergeben, daß er seine Nebenstunden nicht auch mit andern angenehmern Studien würzen sollte. Sonderlich vergnüget er sich durch Betrachtung natürlicher Dinge, die ihm die Größe des Schöpfers im Kleinen darstellen. Er ist aber sehr weit von dem Stolze gewisser heutiger Naturforscher entfernet, die sich einbilden, alle Geheimnisse der Natur schon erreichet zu haben; ob ihnen gleich noch vieles unergründlich ist. Z. E. Hr. le Cat, ein Mitglied der königl. Akad. der Wissensch. zu Rouan, hat vom Wasserinsecte Polypus, oder Vielfuß geschrieben: aber nach allem dem, was Hr. Trembley, Hr. Rösel, und Hr. Pastor Schäfer davon entdecket, dennoch gestehen müssen, dieß Thier sey ihm unbegreiflich: da eine bloße belebte Haut, die eine hohle Röhre ausmachet, das ganze Thier ist. „Diese Haut, schreibt er im 2 §. muß also

„billig

„billig die Neubegierde der Naturforſcher ungemein „erwecken, daß ſich ſich bemühen, in ihr zu entde„cken, worinnen die thieriſche Haut beſtehe? Ich „möchte inzwiſchen weit lieber, dieſen Hauptmecha„nismus der Polypen, als ſeine verſchiedenen Ar„ten kennen.„ Das heißt, Hr. le Cat geſteht, er wiſſe auch nicht, worinn dieſe thieriſche Haut beſtehe?

Hr. Hofrath **Treu**, hat dem Hrn. Verfaſſer Hrn. Büffons Hiſtoire naturelle, generale & particuliere, avec la Deſcription du Cabinet du Roy, mitgetheilet. Nun will er ſich zwar nicht zum Richter deſſelben aufwerfen; und iſt allen den kleinen Geiſtern von Herzen gram, welche ſich „dadurch in der Welt groß und berühmt machen wol„len, wenn ſie andre berühmtere und ſo große Män„ner, deren Schuhriemen ſie aufzulöſen nicht werth „ſind, mit ihrem boshaften Geifer zu beſudeln ſich „erfrechen.„ Allein er hoffet, es werde ihm erlaubet ſeyn, über einen einzigen Artikel, den er genau unterſuchet, ſeine Gedanken zu ſagen. Die Worte des Hrn. **Büffons** gehen darauf hinaus: Leuwenhöcks Vergrößerungsgläſer wären der engl. Societät vermachet, und Needham habe ihn, Hrn. Büffon, verſichert, ſie thäten ſoviel Wirkung nicht, als des Hrn. Büffons beſtes, womit er alle ſeine Beobachtungen gemachet. Wenn nun dem alſo wäre, ſo ſtellten die meiſten Kupfer Leuwenhöks, ſonderlich die von den Saamenthierchen, ſie viel dicker und länger vor, als er ſie geſehen hätte.

Diese Worte haben ihm nun Gelegenheit gegeben, die Sache selbst zu untersuchen, um das Gewisse vom Ungewissen, zu unterscheiden. Er vermuthet anfänglich, Hn. Nieuhams Nachricht von Leuwenhöks Vergrößerungsglasern wäre aus einer trüben Quelle geflossen. Herr Büffon trauet selber nicht sehr darauf. Si cela eſt, saget er zweymal, und a ce qui paroit, hernach auch noch. Gleichwohl verwirft er auf diesen seichten Grund die lebendigen Saamenthierchen mit beweglichen Schwänzen: die doch jeder Unparteyischer durch gehörige Vergrößerungsgläser nothwendig sehen müsse; die aber Hr. Büffon in bloß leblose Kügelchen verwandelt haben will. Herr L. beruset sich hier auf Augenzeugen, sonderlich Hrn. Seligmann, der sich unter den Naturkundigern schon einen Namen erworben, und solche erst bey ihm, sodann auch zu Hause vielfältig beobachtet hat.

Der Herr V. liefert daher in s. ersten u. 2ten Figur diese Thierchen so, wie er sie durch die besten englischen Gläser vom Herrn Cuff gesehen *; und in soweit gesteht er dem Hn. Büffon, daß Leuwenh. seine Figuren zu groß habe stechen lassen. Da er mit den besten englischen Gläsern versehen zu seyn glaubet, und diese einen Gegenstand im Durchmesser 180 mal, in der Fläche aber 32400 vergrößern; und gleichwohl die Thierchen nicht größer, als so erscheinen; Leuwenhoek aber schlechtere gehabt haben soll: so ist allerdings seine Abbildung der Thierchen zu groß gerathen.

Hinge-

* Wir wollen sie auf dem nächsten Monathe im Kupfer vorstellen.

Hingegen aber, habe Herr Büffon, den entgegen geſetzten Fehler begangen, und die unſchuldigen Saamenthierchen, nicht nur zu klein, ſondern auch ohne den Theil ihres Leibes dargeſtellet, dadurch ſie ihr Leben verrathen, und fortſchwimmen können. Wer hat nun am meiſten geſündiget? ſonderlich, da weder der Herr V. noch ſonſt jemand, die büffoniſchen Figuren wahr befunden, oder ſo ſehen können; ob man ſich gleich eben des Mikroſcops bedienet, welches er gebrauchet. Wenn nämlich der Saamen warm auf das Glas gebracht wurde, ſchwommen ſie friſch herum, wie die jungen Frösche: nur wenn er dick und zähe ward, ſchienen ſie anzukleben; und da bemühten ſie ſich gleichſam ihre Schwänzchen los zu reißen. Dieſes deutlicher zu erfahren, nahm der Herr V. mit einem zarten Pinſel warmes Waſſer und verdünnete die Materie. Sogleich wurden ſie wieder los und frey, und ſchwommen ſo friſch herum als vorher.

Der Herr V. geht weiter, und verwirft das Büffoniſche doppelte Mikroſcop. wodurch man die Sachen von oben nach unten zu ſieht: als mit welchem er nimmermehr die Schwänzchen der Saamenthierchen ſehen würde. Der Unterſchied der von beyden gebrauchten Gläſer nämlich, verhielt ſich, wie 1. zu 50. Denn der Herr V. hat auch ſo eins, welches ihm alles auf büffoniſche Art vorſtellet. Allein da er ſich eines beſſern, welches die Sachen horizontal gegen das Licht vorſtellet, bediente; ſo brauchte er dabey eine Behutſamkeit, damit ihm die Feuchtigkeit nicht das Glas herab lieſe. Ein kleines Geſtell, eines Schuhes hoch, daran er einen Holzſpie-

gel zur beſſern Erleuchtung ſtellete, und ſein Vergr. Glas anſchrob, that die gewünſchte Wirkung: welches er in der XIV. Fig. abgebildet hat, und noch genauer beſchreibt.

Er beantwortet auch den Einwurf, daß die vom Leuwenhoek gebildeten Schwänzchen der Samenthiere, von den kleinen Bläschen, Faſern oder Unreinigkeiten der Gläſer herkämen. Dieſes iſt unmöglich, wie alle Schüler der Optik einſehen müſſen. Hernach iſt es unbegreiflich, wie Herr Büffon ſo lange Zeit mit ſeinem fluido ſpermatico Beobachtungen anſtellen können. Derſelbe hat in 12. bis 24. Stunden, ja nach dreyen Tagen ſeine Verſuche damit gemachet: er ſelbſt aber hat es nicht länger, als zwey Stunden in ſeiner Flüſſigkeit erhalten, und lebendige Geſchöpfe darinn ſehen können. Die Güte ſeines Glaſes aber darzuthun, giebt er Beobachtungen an, die er in Gegenwart Herrn Prof. Lowitzens, Herrn Seligmanns und Herrn Barons von Diez gemachet; nämlich die kleinen Aalchen, oder Schlänglein im Buchbinderkleiſter, die wohl gar lebendige Junge im Leibe zeigen ſollen. Dieſes u. d. gl. m. iſt in dieſem ſehr artigen Werkchen, mit einer ungemeinen Aufrichtigkeit und Sorgfalt beſchrieben, zu leſen. Wir freuen uns, daß ſich unter unſern Landsleuten geſchickte Männer finden, die ſolche ſcharfſinnige Beobachter der Natur abgeben, und dadurch auch die Ehre der erſten niederländiſchen Beobachter, die unſre Brüder und Landsleute ſind, gegen die Verkleinerungen der Ausländer retten können. Der Namen unſers Verfaſſers iſt. Herr Ledermüller, ein Rechtsconſulent und Anwalt zu Nürnberg.

IX. Ge-

IX.

Geſchichte der Manon Leſcaut, und des Ritters von Grieux, aus dem Franzöſiſ. des Hrn. Prevot d'Exiles überſetzet. I. und II. Theil. Leipzig, in Lankiſchens Buchhandl. 1756. in 8.

Die beſondre Gabe des Hrn. Prevot d'Exiles, hat ſich ſchon in mehr als einem Werke von dieſer Art [illegible] Welt gewieſen. Seine Nachrichten von einem vornehmen Manne, der die Welt verlaſſen hat; ſein Cleveland, Cromwells Sohn, oder der engliſche Philoſoph, u. a. m. haben den Liebesfabeln des itzigen Jahrhunderts beynah einen neuen Schwung gegeben. Er iſt ein Mann, der das menſchliche Herz und die Welt kennet, und allen nöthigen Geiſt und Witz beſitzet, beydes recht zu ſchildern. Er kennet aber auch den Unterſchied von Tugenden und Laſtern, und weis ſeine Fabeln allemal ſo zu lenken, daß ſie der erſten zum Vortheile gereichen, und die verderbliche Art der letztern ſichtbar machen. Sein Herz führet hier, wie es ſcheint, ſelbſt die Feder, und man zweifelt im Leſen keinen Augenblick, daß es ihm ein Ernſt ſey, ſeine Leſer zu rechtſchaffenen Leuten zu machen.

Noch einen Vorzug müſſen wir ihm beylegen; und das iſt, die ungemeine Wahrſcheinlichkeit, die er ſeinen Erdichtungen zu geben weis. Haben Horaz, Boileau und Fenelon das Kunſtſtück am Terenz bewundert, daß er ſeine Perſonen ſo lebendig darſtellet, daß ſie nicht mehr Schildereyen und Bil-

der, ſondern wahrhafte lebende natürliche Väter, Söhne oder Knechte, und andre Leute zu ſeyn ſcheinen: ſo muß man dieß gewiß von den ganzen Erzählungen des Hrn. Prevot d'Exiles geſtehen. Alle ſeine Bilder leben. Man ſollte darauf ſchwören, daß alles, was er erzählet, wirklich geſchehen ſeyn müſſe. Denn mehrentheils weis er durch unſchuldige Kunſtgriffe, ſeine erdichtete Begebenheiten, mit einigen bekannten wirklichen ſo zu verbinden, und durch einander zu flechten; daß man gewiſſermaßen gezwungen wird, entweder beydes zu glauben, oder beydes zu verwerfen.

Von eben der Art iſt beygehendes kleine Werk. Die Manon, oder Mickchen Leſcaut, iſt ſo ein ſchönes, reizendes, aber leichtfertiges Thier, daß ſie den armen unvorſichtig verliebten, und unbedachtſamen Ritter von Grieux, plötzlich ins Narrenſeil zieht, und auf Lebenslang unglücklich machet. Dieſes läßt ihn der Verf. ſelbſt erzählen: und dieſer Schwung eines Romans dünket uns viel natürlicher, als der heutige engländiſche Kunſtgriff, alle Liebesgeſchichte in Briefe zu verwandeln.

Ein gelehrtes und geſchicktes Mitglied der Geſellſchaft der freyen Künſte, das ſchon durch viel andre lateiniſche Schriften der gelehrten Welt bekannt iſt, hat ſeine Nebenſtunden nicht übel anzuwenden geglaubet, wenn es dieſes ſo anmuthige als lehrreiche Werk verdeutſchete. Es verſpricht auch die obgedachten Nachrichten eines vornehmen Mannes, der ſich der Welt entzogen hat, nochmals zu überſetzen; welche bisher unter dem närriſchen Titel des Miraculoſo Floriſonti bekannt geweſen ſind.

X.

Versuch einer historischen Abbildung der gelehrten Welt in ihrer Hoheit, vor und nach Christi Geburt, bis auf den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts. Leipzig, verl. Bernh. Chr. Breitkopf. 1756. in gr. 8. 210 S. ohne Vorrede und Reg.

Es kann zur Aufmunterung junger Prinzen und vornehmer Standespersonen nicht wenig beytragen, wenn man ihnen alle bisherigen Könige, Fürsten und Regenten bekannt machet, die sich von Anbeginn um die Wissenschaften verdient gemachet haben. Exempel sind weit lehrreicher und eindringender bey solchen Gemüthern, als die stärksten Gründe. Geister von mittelmäßiger Fähigkeit fragen immer eher, was andre vor ihnen in dergleichen Fällen gethan haben, als was man billig zu thun hat? In großen Geschichtbüchern aber nachzulesen, oder aller Moreri, Baylen, Buddeen, u. d. gl. historische Wörterbücher durchzulaufen, um die Beyspiele großer Beschützer der Gelehrten aufzusuchen, ist viel zu beschwerlich für flüchtige Köpfe; die zumal zu allen Vergnügungen des Lebens Mittel und Reizungen vor sich sehen. Man muß ihnen also gleichsam nur kurze Verzeichnisse solcher Musageten in die Hände geben, darinn sie in einem Anblicke alles übersehen können, was ihnen zur Liebe der Gelehrsamkeit einigen Antrieb geben kann.

Aus diesem Gesichtspuncte muß man die gegenwärtige Arbeit des gelehrten Hrn. Pastor Sonnenschmids, bey der evangelischen Gemeine zu Moskau, ansehen. Wohin er seine Absichten gerichtet habe, kann man leicht denken, ungeachtet ers nicht deutlich saget. Er widmet seine Arbeit dreyen Rittern des russisch-kaiserlichen Alexanderordens, dem Hrn. Generallieutenant von Bruce, dem Hrn. Generallieutenant von Korf, und dem wirklich geheimen Etatsrathe von Stroganov. In der Vorrede erkläret er die Ursachen seines Titels, und rettet sich gegen den Vorwurf einer Micrologiæ litterariæ, eines berühmten Hrn. D. Heumanns. Gelehrte Regenten und Fürsten behaupten, nach seiner Meynung, in der gelehrten Geschichte mit gleichem Rechte eine Stelle, als alle andere Gelehrte. Sie dienen der gelehrten Welt nicht nur mit Schriften, sondern theilen ihr durch ihre Hoheit einen Glanz mit, den man von den eigentlichen Handwerksgelehrten vergeblich erwarten würde.

Da nun der Hr. Verf. diesen seinen Aufsatz nur für einen Versuch für solche Leser ausgiebt, die das Studieren nicht zum Hauptgeschäffte haben: so kann man leicht denken, daß er weder alle gelehrte Prinzen, noch alle ihre Verdienste im völligem Umfange enthalten wird. Man kann von einem Schriftsteller nicht mehr fodern, als seine Absichten unentbehrlich gemachet haben. Hier hebet die Reihe gelehrter Fürsten von einem chinesischen Fohi an, und geht bis aufs Ende des XVI. Jahrh. nach Christi Geb. da dann Pabst Sixtus der V. Landgraf Wilhelm

helm der II. zu Caſſel, Henriette von Cleve, Herzoginn zu Mantua, und Prinz Anton von Portugal den Schluß machen. Von allen iſt nur das Nöthigſte und Zuverläßigſte beygebracht; und am Ende ſind die beſten Quellen, daraus dieſe Nachrichten gefloſſen, mit beygefüget. Da im Werke ſelbſt die chronol. Ordnung herrſchet: ſo machet ein alphabetiſches Verzeichniß den Schluß. Die Schreibart des Herrn Verfaſſers iſt ohne Tadel. Druck und Papier aber ſind ſchön, und machen dem Herrn Verleger Ehre.

XI.

Das auferweckte Interregnum.

Frankfurt und Leipzig 1756 zu finden bey Ernſt Lud. Siegm. Pollmann, Buchh. in 8. 1 Alph. und 4 Bogen.

Allem Anſehen nach, haben wir dieß hiſtoriſche Werkchen der gelehrten Feder des berühmten Hrn. Paſt. Oetters zu danken, der ſich ſchon ſonſt als einen fleißigen Geſchichtſchreiber der gelehrten Republik gewieſen hat. Das berühmte Interregnum in Deutſchland, iſt ſeit einigen Jahren ein Zankapfel unter den Publiciſten und Geſchichtſchreibern der Deutſchen geworden. Eine ſeit fünfhundert Jahren hergebrachte Sage, behauptete ſelbiges, und es erkühnte ſich gleichſam niemand daran zu zweifeln: als der Hr. geheime Juſtizrath Gebauer zu Göttingen, in ſeiner trefflichen Geſchichte Kaiſer Richards, das Gegentheil zu behaupten auftrat; und das hauptloſe Zwiſchenreich in Deutſchland unter die hiſtoriſchen Fabeln verwies.

Wie es aber in der Gelehrſamkeit geht, daß in allen Stücken eine vollkommene Freyheit herrſchet; und ein jeder berechtiget iſt, in dem Rathe der gelehrten Republik ſeine Stimme zu geben: ſo hat auch der Hr. Paſtor Oetter

Daß die Deutschen, welche ehemals nebst den Galliern mit eben demselben Namen der Celten beleget wurden, ihre Druiden gehabt, ist wegen der klaren Stellen, die wir davon beym Tacitus und Strabo finden, ausser allem Zweifel: Als aus welchen die genaue Übereinstimmung beyder Völker in philosophischen und geistlichen Lehrsätzen zur genüge erhellet. Cäsar sagt zwar ausdrücklich, die Deutschen hätten keine Druiden: Und einige der neuern Gelehrten haben sich durch ihn verführen lassen. Allein dem Tacitus ist hierinn wohl mehr zu trauen, indem er den Cäsar in der Kenntniß derjenigen Sachen, so die Deutschen angehen, weit übertroffen. Und ob er gleich den Namen der Druiden hiebey nicht genennet, so folget doch daraus weiter nichts, als daß derselbe von den Deutschen nicht angenommen sey; dadurch aber gehet der Richtigkeit der Sache im geringsten nichts ab. Die Zeit aber, wenn sie nach Deutschland übergegangen sind, kan man aus Mangel deutlicher Stellen bey den Scribenten so genau nicht angeben.

Was von der Druiden Gewalt und Ansehen, Rechten und Freyheiten, Verwaltung des Gottesdienstes, Regimente, und Versammlungen, imgleichen von ihrem Vorsteher, ihren Schulen, der Unterweisung ihrer Schüler, und ihrer Kleidung, wie auch von den Druidissen, welche ebenfalls in grossem Ansehen gestanden, zu sagen wäre, übergehet der Herr Verfasser mit Stillschweigen; weil es eigentlich zu seinem Vorhaben nicht gehöret. Cäsar, Tacitus und andere von den Alten; Schedius, Keyßler und Martin unter den neuen Scribenten kön-

ſich dieſes Rechtes bedienen wollen. Er glaubet, im Nachforſchen der alten Urkunden des XIII. Jahrhunderts Beweiſe gefunden zu haben; daß demnach ein wirkliches Interregnum in Deutſchland viele Jahre lang gedauret; indem der vermeynte Kaiſer Richard nicht durch einhällige, ja nicht einmal die meiſten Stimmen erwählet, auch daher nicht in ganz Deutſchland für einen Kaiſer erkannt worden. Daß ferner gewiſſe kaiſerl. Handlungen und Vorrechte zwar von König Richarden de facto ausgeübet, aber auch von ſeinen Nachfolgern nicht für gultig wären erkannt worden, u. d. m.

Von der Gründlichkeit dieſer ſeiner Beweiſe, wollen wir uns kein Urtheil zu fällen anmaßen; bevor wir des Herrn Geh. Juſtizraths darauf zu vermuthende Gegenerinnerungen geſehen haben werden. Er wird ſonder Zweifel ſeinem Gegner ſogleich das Feld nicht räumen, ſondern die Ehre Kaiſer Richards zu retten ſuchen; und dabey die für ihn angeführten Gründe noch in ein beſſers Licht zu ſetzen wiſſen. Die gelehrte Welt aber wird allemal von dem Streite ſo gelehrter und beſcheidner Männer ihren Vortheil ziehen. Die Hiſtorie erlanget heute zu Tage durch die Entdeckung ſo vieler alten Urkunden immer ein größeres Licht; und dadurch werden allmählich auch diejenigen Zeiten und Begebenheiten beſſer aufgekläret, die man bisher für dunkel gehalten hat.

Wir ſind zufrieden, daß wir dieſe artige Schrift unſern Leſern angezeiget haben, damit ſie allen Liebhabern der Geſchichtkunde in die Hände gerathe, und ſie aufmerkſam mache. Es iſt nur Schade, daß Schreibart, Druck und Papier unſern heutigen Zeiten nicht gleich ſehen; ſondern noch die Geſtalt haben, wie man etwa vor 50 Jahren die deutſchen Bücher zu ſchreiben und zu drucken pflegte.

XII.

Die nach der Seelenfinſterniß ſcheinende Gnadenſonne. Eine geiſtl. Ode Hrn. D. Hudemanns in Muſik geſetzt.

1. Ich

1.

Ich heb, o Gott, die matten Augen,
Nach deinen Höhen schmachtend auf.
O laß mich deiner Gnade saugen!
Die Weltlust beut mir Kampf und Lauf.
Ich seh, ich seh im Augenblicke,
Die mir gelegten Sündenstricke.
Die mich in mein Verderben ziehn.
Was tilget das Gesetz der Glieder
Was legt die Kraft des Fleisches nieder?
Was lehrt mich Gottes Zorn entfliehn?

2.

Der Schlangenzug tobt in dem Herzen,
Und reißet es vom Schöpfer ab.
Der Abgrund ewig neuer Schmerzen,
Eröfnet mir sein scheußlich Grab.
Hier sollen Geist u. Leib erliegen,
Und sich in starre Ketten schmiegen,
Weil sie sich wider Gott geregt.
Du Ungeheuer toller Sünden,
Kannst du so schmächtend mich entzünden,
Da uns dein Gift und Dampf erlegt?

3.

Ach unerschöpfte Lebensquelle,
Die voll Erbarmens ewig wallt;
Fleuß, daß dein Zug die Seele schwelle.
Wie ruh ich, wenn dein Brausen schallt!
Verkläre mich im Sohn der Liebe
Der, o der gnadenreichen Triebe!
Sein göttlich Blut mir strömen ließ.
Durch ihn schenkst du die Schönheit wieder,
Die in des ersten Menschen Gliedern,
Der Odem deines Mundes blies.

4.

Ja, Herr, du machst mich zum Schilde,
Das nicht mehr starre Dornen trägt!
Wie fließt der Lebensbach so milde
Wenn sich dein Werk in mir bewegt!
Es kehrte meines Geistes Schonen
Nicht seinem Kleinodrichte traut:
Nun lenkest du ihm das Gesicht.
Er fähret durch den Dampf der Sinnen;
Er eilt, den Schimmer zu gewinnen,
Der Leben, Ruh und Trost verspricht.

5.

In dich, den Mittelpunct des Schönen,
Fließt nun die Seele brünstig ein!
Drum soll dein Lob durch mich ertönen:
Mich äfft nicht der Geschöpfe Schein.
Ich blick auf deiner Gottheit Spuren;
Wall auf des Himels helle Flure,
Ich schränke stets mein Herz an dich
Zerfallt verhaßte Sündenbande!
Es herrsch im Willen und Verstande
Des Geistes Freyheit ewiglich.

6.

O sichre mir die Lebensschritte!
Durch dich sey die Natur gedämpft!
Auf, tritt in meines Herzens Mitte,
Wenn mich die Fleischeslust bekämpft!
Dann muß dem Geist der Sieg gelingen.
Dann will ich das Triumphlied singen,
Das deines Namens Ruhm erhebt.
Und wann entseelt die Lippen schweigen,
So soll mein Geist die Pflicht bezeigen,
Die laut ins Chor der Engel strebt!

Etwa

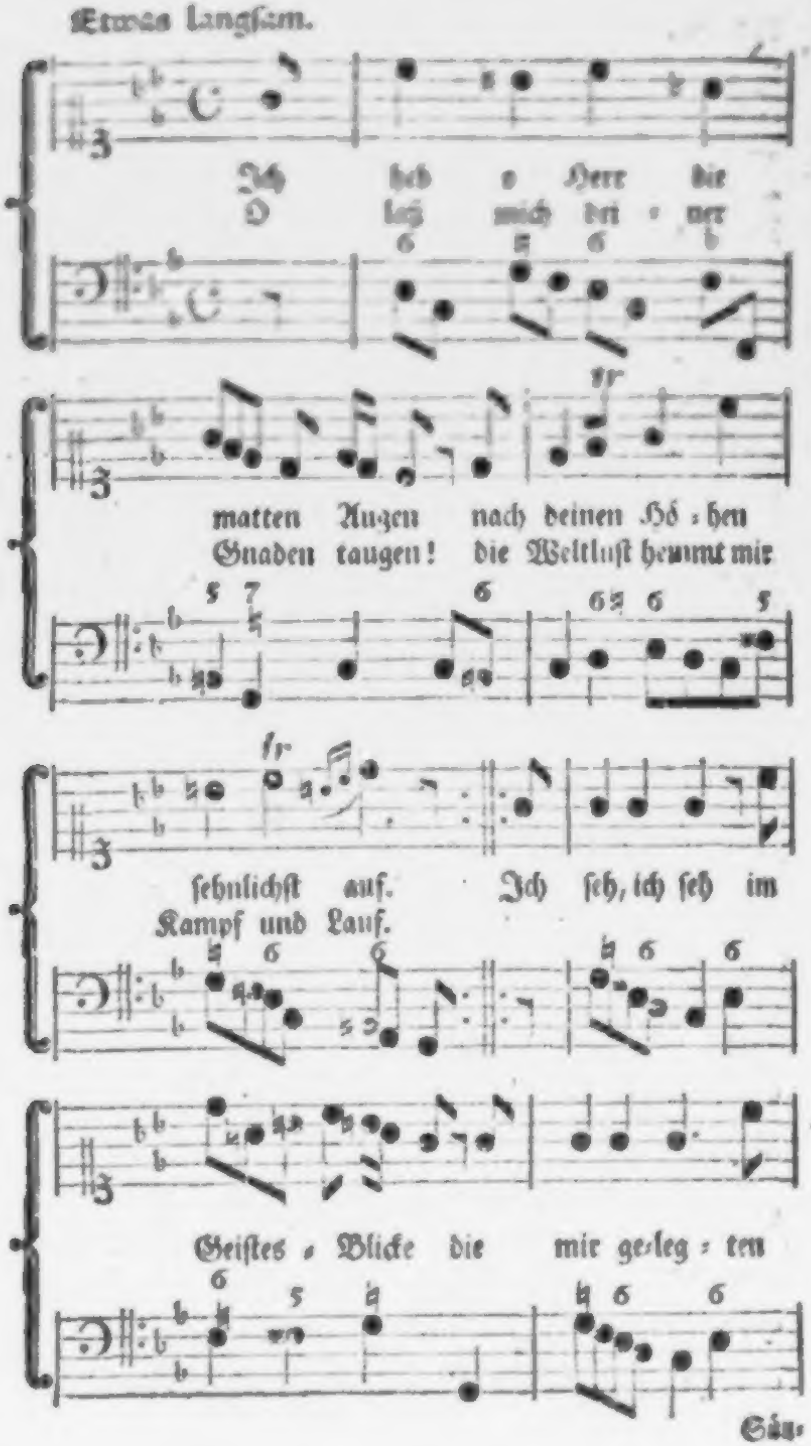
Etwas Langſam.
Ich heb o Herr die
O leg mich hei = ter
matten Augen nach deinen Hö = hen
Gnaden taugen! die Weltluſt hemmt mir
ſehnlichſt auf. Ich ſeh, ich ſeh im
Kampf und Lauf.
Geiſtes = Blicke die mir ge=leg = ten

Sän=

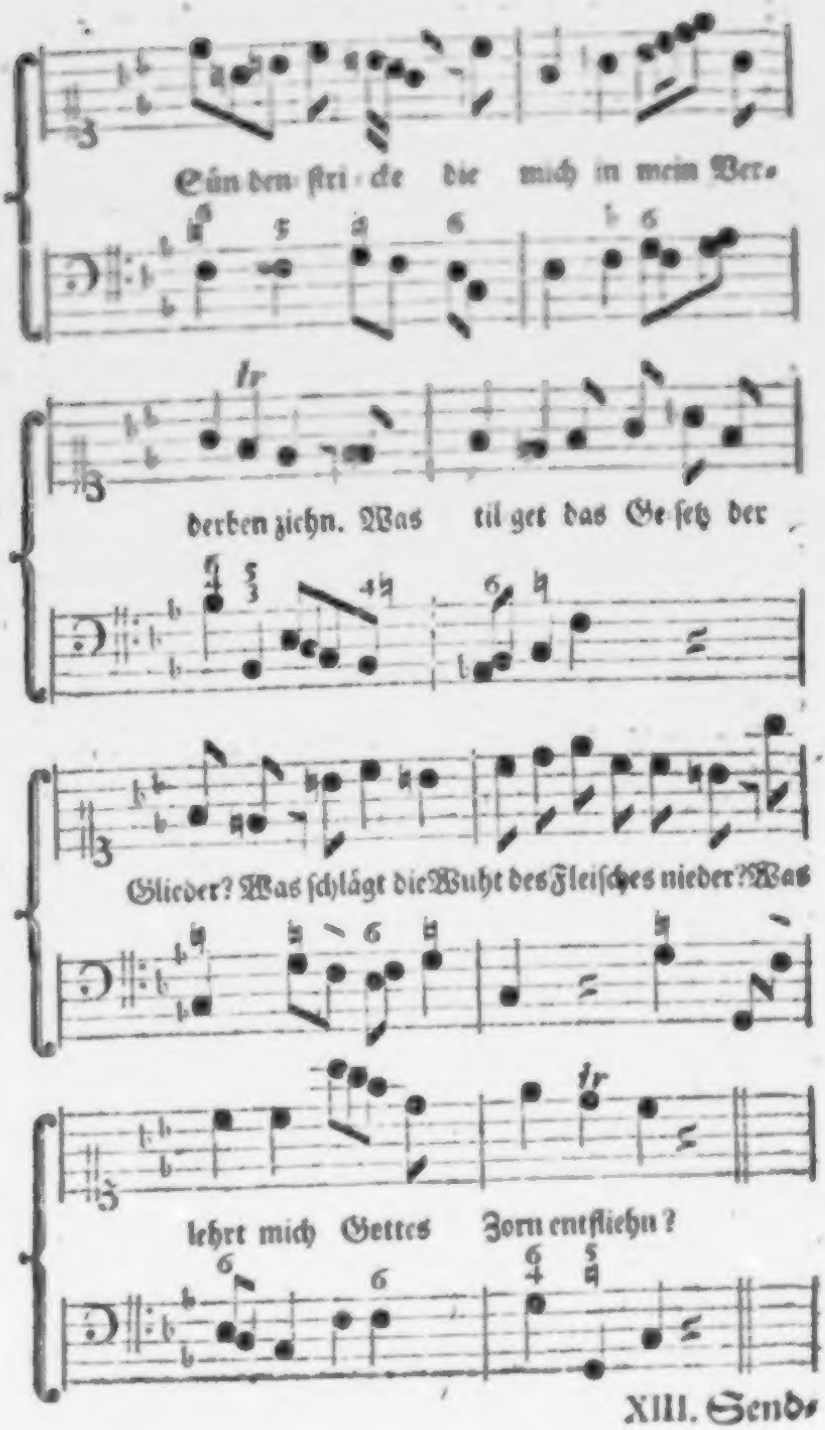
Sün den ſtri cke die mich in mein Ver-
derben ziehn. Was til get das Ge ſetz der
Glieder? Was ſchlägt die Wuht des Fleiſches nieder? Was
lehrt mich Gottes Zorn entfliehn?

XIII. Send-

XIII.

Sendschreiben an den königl. pohln. und churfürstlich-sächsischen Mahler- u. Zeichnungmeister, Hrn. Mich. Keyl, von den rühmlichen und nützlichen Bemühungen einiger nürnbergischen Künstler dieses Jahrhunderts, zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften.

Dresden 1753 bey Haarpeterin. in 4to.

2½ Bogen.

In diesem Sendschreiben werden allerley gute Nachrichten von berühmten und geschickten nürnbergischen Malern, Zeichnern, Kupferstechern und Steinschneidern gegeben. Künstler von dieser Art bringen einem Lande, und einer Stadt viele Ehre, und sind es also werth, bekannt gemachet zu werden. Nürnberg ist seit ganzen Jahrhunderten im Besitze des Ruhmes, viel solche geschickte Männer hervorgebracht und ernähret zu haben. Was ist also billiger, als das Gedächtniß der geschicktesten darunter zu erhalten?

Der Hr. Verfasser hat also aus Liebe zu seiner, und Hrn. Keyls Vaterstadt, dieses alphabethische Register von seinen geschickten Landsleuten aufgesetzet; und allerley Merkwürdigkeiten von ihren Personen und Verdiensten beygebracht. Die Namen sind, Delsenbach, Ditsch, Dorsch, Eisenberger, Hemmerich, Henning, Heumann, Homann, Keyl, Knorr, Kopetzky, Lichtensteger, Meyer, Müller, Preisler, Regenfuß, Renz, Rössel, Roth, Schwoickhart, Seeligmann, Stör, Tuscher, Vestner, Vogel, Weigel, Werner, Winter, Winterschmidt, Wüst, u. a. m. an der Zahl 37 Personen.

Sind nun gleich diese Nachrichten noch nicht vollständig: so ist es doch besser etwas, als nichts zu wissen: und der Hr. Gröll, Kunst- und Buchhändler in Dresden, wird sonder Zweifel darauf bedacht seyn, sie allmählich zu ergänzen. Wir wünschen, daß er sie alsdann in chronologische Ordnung setzen möge, welches den Lesern ein mehrers Licht in der Zeitfolge giebt, wer dem andern zum Vorgänger und Lehrer gedienet habe.

Ende des Heumonds 1756.

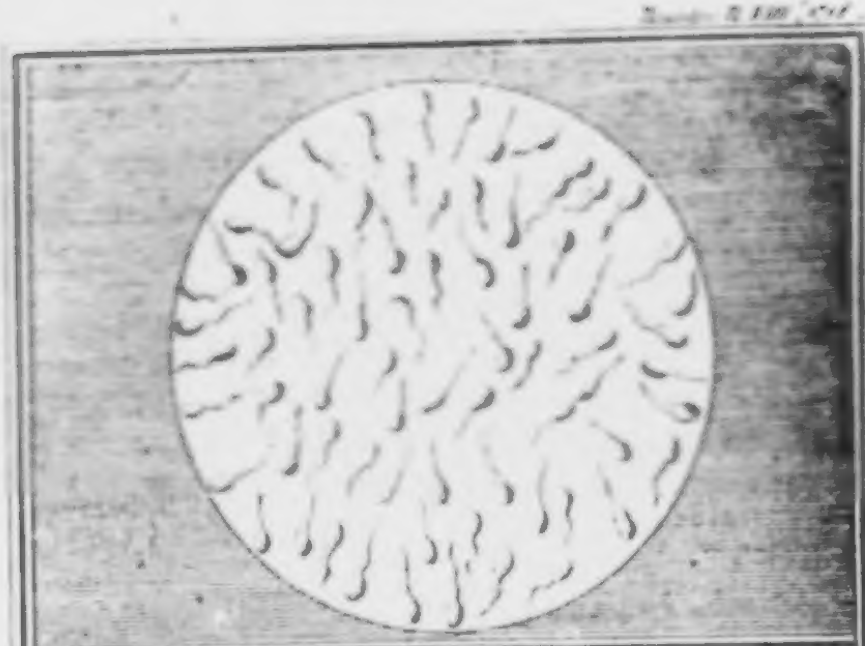

Neueste Beobachtung der Saamenthierchen mit den besten Englandischen Vergrösserungsglase.

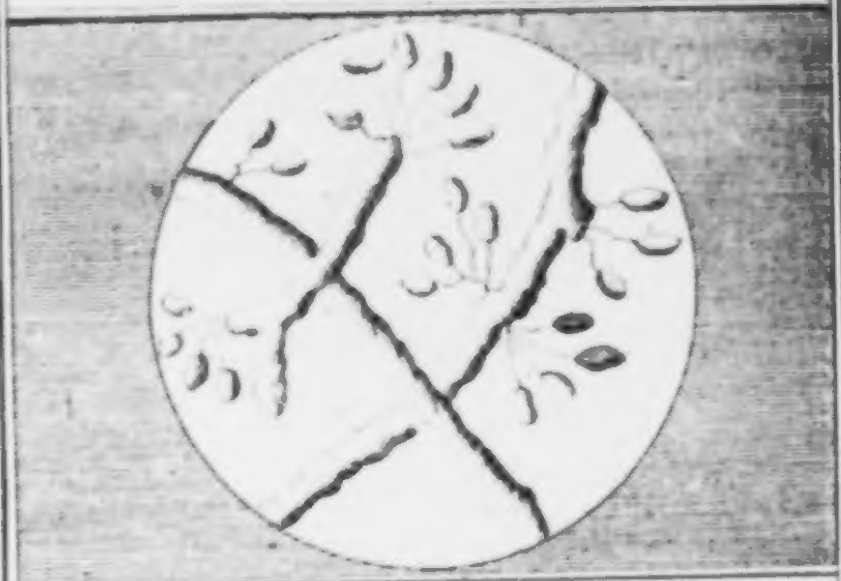

Herrn Buffons Abbildung derselben mit einem schlechtern Glase.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Aerntemond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1756.

Inhalt.

I. Geſchichte von dem blühenden Griechenlande, und den berühmteſten Griechen.

I. La Chriſtiade. Tom. I-VI.

III. Hrn. Prof. Beers Abhandlungen, zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geſchichte. II. und III. Theil.

IV. The Pleaſures of Imagination, a Poem, in Three Books, by Dr. Akiſide.

V. Hrn. Prof. Bocks Gedichte.

VI. Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de Madame de Maintenon. Tom. I-XV.

VII. Hrn. M. Reichels Schriften für den Wiß und das Herz.

VIII. Schreiben an Hrn. Paſtor Fuchs, wegen ſeines im hamburgiſchen Correſpondenten eingerückten Artikels.

IX. Hrn. Hillens Abriß eines Helden.

X. J. G. Bœhmii, de Origine vera Rutæ Saxonicæ. Lib. Sing.

I.

Geſchichte von dem blühenden Griechenlande, und den berühmteſten Griechen,

ſeit dem trojaniſchen bis auf den peloponneſiſchen Krieg, mit Erläuterungen, Anmerkungen, Landkarten und Kupferſtichen auch mit der Zeitbeſtimmung der vornehmſten Begebenheiten dieſer Geſchichte, nach Ordnung der Olympiaden ꝛc. von einer Geſellſch. gelehrter Leute, Frf. und Leipz. 1756. in 4. bey den Gebrüdern van Düren.

Die gelehrten Männer zu Frankf. am Mayn, die uns bisher die Reiſegeſchichte der älteſten Zeiten in verſchiedenen Bänden geliefert, und derſelben noch letzlich Homers Ilias und Odyſſee, als die merkwürdigſten Stücke des Alterthums eingeſchaltet haben, fahren im dieſem neuen Bande in ihrem Vorhaben fort. Sie liefern ein wichtiges Stück der griechiſchen Geſchichte, welches wir in einem ſolchen Zuſammenhange in unſrer

können davon mit mehrerm gelesen werden. Damit man sich aber doch von ihren Kleidern einen Begriff machen könne, so hat der Herr Prof. auf einem Blatte, zwey Monumente von halb erhabner Arbeit, davon das erste von Erz auf dem Felde bey Narbonne, unter dem Pflügen ausgegraben; das andere so von Steine ist, zu Autun im Herzogthum Burgund gefunden worden, in Kupfer stechen lassen. Bey dem ersten ist das merkwürdigste, daß darauf unter andern ein ganz junger Druide in völligem Staate eines obersten Vorstehers abgebildet ist. Woraus denn zu schliessen ist, daß man in den ältesten Zeiten, ehe dieses Recht an eine gewisse Familie gekommen ist, kein Ansehen der Person, noch des Alters bey Vergebung dieser Ehrenstelle gelten lassen. Auf einer andern kleinen Platte sind abermal einige Druiden und eine Druidißin in Haarzöpfen, einem Gallischen Weiberrocke, mit engen Ermeln, und Handschuhen zu sehen. Alle Figuren sind aus dem Martin T. I. p. 212. 217. und T. II. p. 59. 65. hergenommen.

Hierauf wendet sich der Herr Verfasser zu dem andern Hauptstücke, darinn er von der Weisheit der Druiden ins besondere reden will. Er erinnert nochmals, daß er darunter nur eine genaue und weit zulänglichere Erkenntniß vieler wichtigen und nützlichen Wahrheiten verstehe, als der Pöbel besitzet. Man wird also die Druiden mit so gutem Rechte Philosophen nennen können, als die Egyptischen Priester, die Brachmanen der Indianer, und die Magi bey den Chaldeern diesen Namen erhalten haben. Diodorus Siculus und Pomponius

Mela,

Sprache noch nicht aufzuweisen gehabt. Denn hat man uns in vorigen beyden Jahrhunderten gleich Uebersetzungen alter historischer griechischer Schriftsteller genug geliefert: so hat doch niemand aus ihrer aller Vergleichung eine zusammenhängende Geschichte dieses berühmten Volkes zu Stande gebracht. Noch ein, oder der andre Band, wird uns den ganzen Ueberrest dieses Unternehmens vollends liefern; dafern mans nicht für rathsamer hält, die Geschichte der andern Völker um eben diese alten Zeiten erst mitzunehmen; welches nicht zu misbilligen wäre.

Kaum war Griechenland aus der blinden Unwissenheit gerissen, darinn Aberglauben, und ein Mischmasch von wunderlichen Fabeln, es so lange vergraben hatte; als eine allgemeine Begierde entstund, sich durch Wissenschaften, Staatskunst, und Handel, Verdienste und Ansehn zu erwerben. Diesen Zustand stellet nun dieser Band vor Augen. In der ersten Abtheilung, sieht man den Lykurg eine neue Regierung zu Sparta einrichten, und dabey Großmuth und Klugheit zeigen. Die sieben Weisen aus Griechenland folgen ihm; und die Herren Verfasser merken an, daß Gott durch die Erfindung der Weltweisheit dieß Volk zur künftigen Annehmung des Evangelii zu bereiten gesuchet: als auf welches der Segen Sems dereinst kommen sollte. Von ihnen sollten die Wissenschaften auf die Römer kommen, durch welche, bey Aufrichtung des größesten Reiches, die Predigt der Apostel in aller Welt erschallen sollte.

Dazu

Dazu nun bahnet Thales den Weg, indem er nach Aegypten reiset, die Sternkunde und Weisheit zu lernen; und bringet diese Wissenschaften zurück in sein Vaterland mit. Solon lernet, bey einer andern Reise, die ägyptischen Gesetze, und forschet bey ihren Priestern nach dem Ursprunge der Welt. Pythagor begnügte sich in Aegypten nicht, sondern drang bis zu den Chaldäern und Indianern, zu den Arabern, Syrern und Phönicіern, um alle Geheimnisse der Barbaren zu lernen. Die übrigen Weltweisen treten in ihre Fußtapfen. Griechenland wird lichter, als andere Länder. Es hebt schon an Rom zu unterrichten; und so wird seine erleuchtete Vernunft, auch die reine Religion unsers Heylandes annehmen.

Doch die Wissenschaften, führten auch Stolz und Herrschsucht bey sich. Ein Volk wollte sich über das andere schwingen; und dazu erfand man Waffen und die Schifffahrt. Hierauf folgten die Kriege; und der Ruhm der Ueberwinder, die noch im ruhmvollen Andenken schweben. Herodot, Diodor von Sicilien und Plutarch sind voll davon. Aus diesen Quellen, ist das meiste gezogen, was dieß Werk enthält: und die Herren Verfasser gestehen, man würde dieselben nur haben abschreiben dörfen, wenn nur nicht eine verworrene Zeitrechnung, der Aberglauben und andere Mishälligkeiten, sie heute zu Tage fast unbrauchbar gemachet hätten.

Da sie also gestehen, das Ihrige aus ihnen großen theils entlehnet zu haben: so wird wohl jeder Leser einsehn, wie viel Nachdenken es gekostet, alles in Ordnung

und Verbindung zu bringen. Sie gestehen auch, daß des sel. Herrn D. Schulzens, und unsers Herrn M. Kinds Anmerkungen zum Plutarch, ihnen viel Licht gegeben; und versprechen in den künftigen Bänden desto mehr Fleiß anzuwenden, je neuer die Zeiten werden, und je mehr Stoff dieselben darbiethen.

Dem ganzen Bande, ist eine kurze Nachricht von den ersten Schiffahrten der Griechen vorgesetzet. Griechenland lag, so zu reden, auf dreyen Seiten mitten im Meere, und war mit unzählichen Inseln umgeben. Das gab ihm nun die Vortheile der Schiffahrt. Die älteste Erfindung derselben bleibt zwar im Dunkeln; wie alles, was in der ersten Zeit ihrer Geschichte, von der Schöpfung, bis auf des Ogyges Wasserfluth. In der zweyten Zeit, von dieser bis auf die marathonische Schlacht, gab es schon Poeten; die etwas aufzeichneten, ob sie es gleich mit Fabeln verstelleten. Da findet man nun schon eine Nachricht von Schiffahrten. Jedes Volk an der See, legte sich darauf, und trieb Seeräuberey, landete wo es konnte, machte Beute und plünderte Städte. Von diesen Raubvögeln, reinigte Mines die See; weil er Kreta, eine von den größten Inseln beherrschte.

Funfzig Jahre nach seinem Tode geschah der Zug der Argonauten nach Kolchis, unter Jasons Anführung. Sein Schiff war größer, als man es bis dahin in Griechenland gehabt; wie wohl die Aegypter schon vorher dergleichen gebauet hatten. Die tapfersten jungen Prinzen aus Griechenland

führen

fuhren mit ihm, an der Zahl 50. bis 80. Soviel Menſchen konnte das Schiff Argo tragen. Bald darauf fiel der trojaniſche Krieg ein; dahin aber Agamemnon auf die 1000, 1100 bis 1200 Schiffe führete. Troja ward erobert, und die Griechen fuhren mit reicher Beute zurück: nur Ulyſſes mußte eine längere Fahrt, mit 12 Schiffen thun. Ein Sturm trieb ihn zuerſt nach Thracien. Von da ſchiffte er nach Delos, und da verlohr er ſein Schiff durch ein Ungewitter; ſo dann nach Cythera, und zu den Lotophagern, die einige in Africa, andre in Sicilien ſetzen. Hier kam er, unweit dem Aetna, zu den Cyclopen, von welchen Polyphem ſechs ſeiner Geſellen fraß. Von hier ſegelte er an die Inſeln des Aeolus, und ſodann faſt bis nach Ithaka: aber ein Gegenwind trieb ihn weiter zu den Leſtrigoniern; wo itzo Gaeta liegt. Dieſe fraßen einen Theil ſeiner Gefährten, und verderbten ihm die übrigen 11 Schiffe. Er floh zur Circe; die ſeine Leute bezauberte: und als er ſich hier los machte, ſoll er, nach einiger Meynung, bis in den Ocean geſegelt ſeyn, Liſſabon (Olyſſippo) gebauet haben, ja bis in die Nordſee gekommen, und den Rhein herauf gefahren ſeyn. Ja ein ſchwediſcher Schriftſteller, will ihn zum alten Odin (Odius) machen, der die Kalypſo auf einer Inſel der Oſtſee beſuchet habe. Andre laſſen ihn nur an den Küſten von Campanien und Laconien, die Syreneninſel beſtreichen, die Scylla und Charybdis vorbey ſegeln, und durch Schiffbruch ſein letztes Schiff verlieren; da er ſich ſchwimmend auf einem Maſtbaume, auf der Inſel Ogygia, bey

der Kalopso rettet. Die Reizungen dieser Göttinn oder Nymphe, hielten ihn 7. oder mehr Jahre auf; endlich erwachte die Liebe seines Vaterlandes, er bauete sich selbst ein Schiff, und segelte davon; bis er Ithaka von fern sah. Allein ein neuer Sturm jagte ihn nach Phönicien, wo er abermal Schiffbruch litt, und fasennackt ans Land schwamm. Alcinous nahm ihn gütig auf, und schickte ihn sodann vollends nach Ithaka.

Die übrigen Schiffahrten der ältesten Griechen erzählen die Verfasser eben so; wobey wir uns aber nicht aufhalten können. Der II. Abschnitt erkläret den allgemeinen Zustand Asiens, und Griechenlandes damaliger Zeiten, der sehr lesenswürdig ist. Der III. erzählet die verschiedenen Staaten, woraus das alte Griechenland bestanden; als Sicyon, Argos, Mycenä, Athen, Theben, Sparta, Korinth, Macedonien, u. s. w. Der IV. erzählet die besondre Geschichte der Herakliden, die viel von sich zu reden gemachet. Der V. beschreibt die Einrichtung Athens, seines Areopagus, und des Prytanei, u. s. w. Und nun folget das Werk selbst.

Das I. Hauptstück, geht vom Lykurg bis auf die Zeit der 7 Weisen; und der I. Abschnitt erkläret die Einrichtung Lacedämons; dessen Lage und heutiger Abriß in Kupfer vorgestellet wird. Der II. hebt von der ersten Olympiade an, und geht bis zur 40sten fort; darinn die merkwürdigsten Dinge, Helden, Könige und Thaten vorfallen.

Das II. Hauptstück handelt von der Zeit der VII. Weisen, von der XL. bis zur LXII. Olympiade,

d. i.

d. i. beynah eines ganzen Jahrhunderts. Dieß war gleichsam eine goldene Zeit, darinn, nach Platons Wunsche, die Weisen regierten, und Könige die Weltweisheit trieben. Sie hießen Thales, Pittakus, Bias, Solon, Kleobulus, Myso und Chilo; an deren letztern Stelle andre lieber den Periander Epimenides und Anacharsis setzen; noch andre aber den Pisistratus, Thrasibulus und den Pherecydes stellen. Auch Aesopus und Krösus, haben in diesem Weltalter gelebet, und kommen hier vor.

Der 1ste Abschnitt handelt vom korinthischen Fürsten Periander; der 2te vom mytilenischen Pittakus; der 3te vom milesischen Thales; der 4te von gnossischen Weisen Epimenides; der 5te vom attischen Gesetzgeber Solon; der 6te vom Scythen Anacharsis; der 7te vom prienischen Bias.

Das III. Hauptstück fährt fort bis auf die LXX. Olympiade, dessen 1ster Abschnitt vom phrygischen Aesopus handelt, und vieleicht etwas zu weitläuftig und leichtgläubig, des ganzen Planudes Mährlein wiederholet; auch ein Paar unnöthige Kupfer anbringt. Der 2te Abschn. handelt den Myson, Pherecydes, Kleobulus, Chilo und Thrasibulus aus Milet ab. Der 3te schildert den Tyrannen zu Athen, Pisistratus; und ein Kupfer zeiget seine Einfahrt mit der vermeynten Minerva ins Schloß daselbst. Der 4te liefert die Geschichte der Pisistratiden; der 5te die Geschichte Anaximanders und des Xenophanes; der 6te endlich die Begebenheiten des Samiers Pythagoras. Und bis dahin ist hier, so zu reden, eine philosophische Historie zu lesen gewesen.

Nun machen noch zwey besondere Stücke einen Anhang des ersten Theiles aus. Das I. stellet die Geschichte des Weltweisen und Dichters Simonides, das II. aber den syrakusanischen Tyrannen Gelon vor; womit sich dieser Theil schließt.

Die II. Abtheilung, enthält die Geschichte Griechenlandes von der Zeit der VII. Weisen, bis auf den peloponnesischen Krieg. Hierzu wird mit einer vorläufigen Abhandlung vom Seewesen der Griechen, in den Kriegen mit den Persern der Anfang gemachet; die mit vielen Kupfern von den Ruderschiffen der Alten gezieret ist; die aber auch ganz anders aussehen, als uns die Münzen selbige vorstellen. Es herrschet ein großer Misverstand beynah bey allen Antiquariern, wenn sie die Triremes, Quinqueremes, u. d. gl. bis 40 ruderige Schiffe, von so viel Schichten von Ruderbänken verstehen, die übereinander gestanden; welches schlechterdings unmöglich ist: da sie nur 3, 5, 20, 30 bis 40 Paare Ruder hätten verstehen sollen. Doch wir können uns dabey nicht aufhalten. Ein Anhang von diesen alten Schiffen sammlet alles, was die Gelehrten davon gemeynet, geirret und geträumet haben, und was sonst vom athenienſischen Seewesen bekannt ist.

Das I. Hauptstück erzählet die Geschichte von V. Olympiaden bis zur LXXVsten, darinn Themistokles, und Leonidas, in so viel Abschnitten vorkommen. Das II. geht wieder V. Olympiaden oder 20 Jahre weiter; darinn Aristides der Gerechte, und der Feldherr Cimon, in so viel Abschnitten beschrieben werden. Das III. Hauptstück geht von der LXXX. bis

bis zur LXXXVII. Olympiade, und stellet den Perikles, den vornehmsten Feldherrn des peloponnesischen Krieges dar, welcher den Schluß dieses ganzen Bandes ausmachet.

Man kann nicht läugnen, daß in allen diesen Ausführungen der Kern der alten Schriftsteller, die von diesen Dingen gehandelt haben, enthalten ist. Gleichwohl dünken wir uns auch oft die Spuren vieler neuern französischen Geschichtschreiber gefunden zu haben, die man fleißig gebrauchet haben mag. Dieses würde uns nicht so anstößig geworden seyn, wenn man nicht die falsche Rechtschreibung vieler Namen, womit dieselben, nach Art ihrer Sprache beflecket sind, auch hier anträfe. Zur Ehre der Deutschen wollten wir also wohl wünschen, daß man künftig solche Fehler vermiede, die unsre Sprache gar nicht erfodert, u. die sie nicht zieren. Man könnte viel genauer bey der alten griechischen Buchstabierart bleiben; und würde dadurch Kennern nicht so misfällig, jungen Leuten aber, die damit noch nicht bekannt sind, nicht so verführend werden.

Indessen sehen wir der Fortsetzung eines so trefflichen Werkes, dieser kleinen Flecken ungeachtet, begierig entgegen, und wünschen ihm einen ununterbrochenen Fortgang. Es ist unstreitig eins von denjenigen, die unsre Zeiten zieren, und einen hübschen Platz in den deutschen Büchersälen bekleiden werden.

II.

La Chriſtiade ou le Paradis reconquis, pour ſervir de ſuite au Paradis perdu de Milton. T. I - VI. A Bruxelles, chez Vaſe 1753. in gr. 12.

Endlich haben wir dieß proſaiſche Heldengedicht, davon in franzöſiſchen Monathſchriften ſoviel Gutes und Böſes geſtanden, ſelbſt herbekommen. Da das weiſe Parlament zu Paris, bereits den ſtrengen Schluß gefaſſet, es vom Henker verbrennen zu laſſen: ſo werden unſre Landsleute wohl neugierig geworden ſeyn, zu wiſſen, was denn der Inhalt deſſelben ſey? So ſieht man aber doch, daß ein weltliches Gericht zu Paris, viel aufmerkſamer iſt, die Religion vor allem Misbrauche zu bewahren, als die ſonſt ſo eifrige Sorbonne; der dieſer Entſchluß viel beſſer angeſtanden hätte.

Der I. Band hält nichts als den I. Geſang * und eine entſetzlich lange Einleitung von 224 S. in ſich, davon wir itzo Nachricht geben wollen. Der ungenannte Verfaſſer meynt, ſein Vorhaben würde deſto verwegener ſcheinen; da er ſein Werk für eine Folge des verlornen Paradieſes vom Milton ausgäbe.

* Iſt das nicht eine ungereimte Benennung? Denn wer wird ein proſaiſches Buch ſingen? Da ſieht man die Gewalt der Moden in Frankreich. Taſſo nennete ſeine Bücher Canto, weil ſie wirklich aus Strophen beſtehen, die ſich ſingen laſſen, und wirklich noch itzo geſungen werden.

In

gäbe. So sehr er nun dieses lobet; so sehr schlägt er dessen wieder erlangtes Paradies nieder: dem er völlig alle gute Eigenschaften eines Gedichts abspricht. Dieß aber hat ihm eben zum Sporne gedienet, ein solch neues Werk zu unternehmen. Der französische Uebersetzer des ersten, ist mit demselben nach Art seiner Nation verfahren, und hat alles verstümmelt und ausgelassen, was einem katholischen Leser anstößig und einem Franzosen kindisch und lächerlich vorkommen müssen. Dessen ungeachtet saget er: sey dennoch das verlohrne Paradies kein Gedicht ohne Fehler; aller addisonischen Vertheidigungen ungeachtet: wie die bey der Uebersetzung des Herrn du Pré de S. Maur befindliche Kritik zeiget. Doch meynet er, die Schönheiten überträfen noch die Fehler: aber so sehr er den Milton darinn bewundre; so viel Mitleiden verdiene er im wiedererlangten Paradiese. Dieses sey so gar schlecht, daß kein Mensch eine Kritik darüber geschrieben. Wie ist es nun möglich, daß ein und derselbe Dichter sich in zweyen ähnlichen Gedichten so gar ungleich seyn können; wenn es nicht wahr ist, daß er in dem ersten sehr viel Hülfe aus seinen lateinischen Vorgängern gezogen, und sich also mit fremden Federn geputzet? Denn wo es ihm daran gefehlet, da hat er aus bloß eigenen Kräften recht was elendes gemachet.

Hier

In Frankreich machte man den Namen Chant den Wälschen nach; obgleich ihre Heldengedichte nicht in Strophen eingetheilet sind. Nun aber müssen gar prosaische Bücher eines Gedichts, Gesänge heißen. So hat doch Fenelon die Bücher seines Telemachs nicht geheißen!

Mela, nennen ſie ausdrücklich Φιλοσοφους und Magiſtros ſapientiae. Zudem thaten ſie an den Galliern alles, wodurch ſie ſich des Namens der Philoſophen würdig machen konnten. Sie flößten ihnen heilſame Wahrheiten ein: Sie ſuchten ſie aus der wilden und ungeſitteten Lebensart heraus zu reiſſen; und ihre gegenwärtige und zukünftige Glückſeligkeit zu befördern. Von ihrer Methode zu philoſophiren giebt uns Cäſar die beſte Nachricht: Sie muſten 20. Jahre als Untergebene aushalten, und eine groſſe Menge Verſe auswendig lernen, welche ſie durchaus nicht aufſchreiben durften. Dieſes geſchahe theils deswegen, damit ihre Lehrſätze geheim blieben, theils, damit ſie das Gedächtniß deſto beſſer erhalten möchten, welches bey der Bequemlichkeit des Aufſchreibens ſchwächer zu werden pfleget. Ihre eigentliche Lehrart aber beſtand darinn, daß ſie unter Fabeln, Bildern und Räzeln die ernſthafteſten und tiefſinnigſten Wahrheiten vortrugen.

Gleichwie nun ſolchergeſtalt überhaupt ihre Lehren ſehr dunkel und verworren waren, alſo iſt es ungemein ſchwer, von ihrer Theologie, als dem vornehmſten Zwecke ihrer Bemühungen etwas zuverläßiges zu entdecken. Der Herr Verfaſſer wirft hiebey drey Fragen auf:

Erſtlich, ob denn die Celten gar einen GOtt geglaubet haben? welche er mit ja beantwortet, und ſich beſonders auf Cäſars Worte beziehet, daß die Gallier dem Gottesdienſte ſehr ergeben wären. Er wünſcht daher, daß Cicero, dem doch Cäſars Schriften wohl bekannt ſeyn muſten, die Gallier nicht vor Feinde der unſterblichen Götter ausgegeben hätte.

Dem

Hier erzählet der Verfasser seinen Begriff vom Erlösungswerke, welchen Milton ganz verfehlet; indem er das wieder erlangte Paradies in der Versuchung Christi in der Wüsten gefunden zu haben geglaubet. Das ist nun freylich ungereimt: andrer lächerlichen Stücke zu geschweigen, wovon dieß Stück wimmelt; die ihm wie das Fellin de Pierre, oder eine opera burlesque vorkommen. Ja Milton läßt den Heiland in seiner Rede, nicht nur eines Gideons, Jephtha, und Davids, sondern auch eines Fabricius, und eines Quintus Curtius und Regulus erwähnen; den Hiob mit dem Sokrates paaren, und diesen gar zum Märtrer machen. Eine treffliche Urtheilskraft! die aber gewiß ihre Spuren im verlohrnen Paradiese auch schon reichlich gewiesen hatte. So fährt er fort, auch die andern Fehler dieses Gedichts zu zeigen.

Diese Fehler nun haben ihn vermocht etwas besseres zu wagen. Er entschuldiget sich wegen des Namens **Christiade**, und saget: die Ehre der Erfindung sey den Marcus Hieron. Vida eigen, der zuerst ein Gedicht, unter solchem Titel Christias gemachet; der sich aber, so wohl als Sannazar, als einen abgeschmackten Nachahmer Virgils aufgeführet; das Heilige mit dem Weltlichen, das Christenthum und Heydenthum vermischet hätte. Er hat aber auf der königlichen Bibliothek noch eines Tolosaners, Escorbiac, Christiade entdecket; welche in possenhaften französischen Versen geschrieben ist. Sie bestehet aus fünf Büchern, die da heißen 1) La Promesse d. i. die Verheißung des Weibessamens.

2) La

2) La Naiſſance, d. i. von der Verlobung Joſephs und Maria, und der Geburt Chriſti, bis an den Kindermord Herodis. 3) La Vie, d. i. das ganze Leben und Lehramt, nebſt den Wundern Chriſti. 4) Le Martyre, d. i. das ganze Leiden Chriſti, und 5) Les Gloires, oder die Auferſtehung. Obgleich die Einrichtung hier ſchriftmäßig iſt: tadelt der V. dennoch die Ausführung, als in welcher viel Lobſprüche Franz des II. Heinrichs des IV. und der Maria von Medicis, nebſt der andern Prinzen vom Geblüt, ja auch heydniſche Götter, und Fabeln, eingeſtreuet ſind. Mehr Chriſtiaden kennet der V. nicht; wir wollen ihm alſo noch ein Paar bekannt machen.

Die 1. iſt eine *Chriſtcis*, hoc eſt, Ieſu Chriſti, Dei Patris, et Virginis Mariæ Filii Θεανθρωπε, Nativitas, Paſſio et glorioſa Reſurrectio, lab legeo metri miſſa, ab Erasmo Steinpach à Steinpach &c. nobili Bohemo, Witebergæ MDCVII. Dieſer Dichter, hat ſchon vor anderthalb hundert Jahren, das ganze Leben und Leiden Chriſti mit poetiſcher Feder beſchrieben. Er hebt an:

Non ſemper veterum tanto ſudore Sophorum
Rimari monumenta juvat: nunc dicere verſu
Mens avet ætheream prolem, quæ ſede polari
Lapſa, ſacræ intactam Matris deſcendit in alvum &c.
— — — et rurſum cœli remeavit ad oras.

Dieß Gedicht iſt klein, füllet nur 57. Octavſeiten, und bleibt genau bey der Bibel: welches das beſte daran iſt: wie wohl die Verſe nicht ſchlecht ſind.

Die II. führet den Titel: *Chriſtiados*, ſive de Paſſione domini, Libri XVII. Authore Domino Roberto Clarke, Carthuſiano Anglo, davon die zweyte Ausgabe 1708. zu Anaſo. und Dillingen in 8. 463 Seiten anfüllet. Der Verfaſſer iſt ein Kartheuſer geweſen, und hat ungefehr vor 100 Jahren gelebet; wie aus der Cenſur des Patris Generalis, Priors der Karthauſe, Johannis, erſehe, die 1652 unterſchrieben iſt. Ein Sinngedicht auf den Dichter iſt werth, daß wir es mittheilen:

Aeneidos celebranda Maro contexuit acta;
Chriſtiados Clarkus grande peregit opus.
Quid mirum Angelico cellæ quod cauſus in anglo
Angelicos verſus fuderit? *Anglus* erat!
Philippus Jennys.

Dieſer Dichter nun, hat keinen ganzen Lebenslauf, ſondern noch beſſer als der franzöſiſche Dichter, bloß die letzten 24 Stunden des Heilandes beſingen wollen. Er hebt vom Garten Gethſemane an, wo er vom Judas verrathen und gefangen wird.

Bis genitum Cœli Regem, qui morte perenni
Damnatos roſeo divini ſanguinis imbre
Dite triumphato tenebroſi e faucibus Orci
Eruit; et ſcelerum puros vitæque capaces
Reddidit æternæ, ſuaque in regna vocavit,
Qua datur ire, cano.

Er menget aber auch Erdichtungen, und heydniſche Fabeln hinein. Z. E. Tiſiphone muß dem Judas die Verrätherey eingeben.

In-

Ingreſſu rerum ſublata ſecundo
Tiſiphone læta conſcitum erumpit ab aula &c.

So viel mag von beyden genug ſeyn. Der Verf. machet hier eine Vergleichung der Ilias und Aeneis mit ſeiner Chriſtias, und meynet: daß an dieſer dem ganzen menſchlichen Geſchlechte weit mehr, als den Griechen und Römern an jenen gelegen geweſen; woran er allerdings recht hat: wobey er aber den Auguſtin anführet, und glaubet: alle Götzen der Heyden wären Teufel geweſen. Der Inhalt der Chriſtias wird auch bis ans Ende der Welt bleiben, ſo lange es Chriſten geben wird. Das kann man zugeben; ohne deswegen ſeinem Gedichte die Unſterblichkeit zu verſprechen. Er unterſuchet den Urſprung der Dichtkunſt, nämlich der Religion zu dienen; wie Huet geglaubet, und ſowohl Homers als Virgils Gedichte zeigten. Die geiſtlichen Dichter, oder Propheten des A. T. hätten eben den Zweck gehabt; denen die heydniſchen, an Erhabenheit der Gedanken und Ausdrücke nicht das Waſſer reicheten. Und nunmehr kömmt er auf das Urtheil des Boileau, von geiſtlichen Gedichten:

De la foi des Chretiens les myſteres terribles,
D'ornemens égayés ne ſont pas ſuſceptibles.

Er giebt ihm anfänglich recht, daß der Misbrauch des XV. Jahrhunderts, die heydniſchen Fabeln ins Chriſtenthum zu mengen, verwerflich ſey. Er meynet aber, Boileau habe unmöglich alle Erdichtungen der Einbildungskraft aus der Religion verbannen wollen; wenn ſie nur beſcheiden und weislich aus-

gedacht wären. In eben der Abſicht habe er hinzugeſetzet:

Et de vos Fictions le Melange coupable
Même à des Verités donne l'Air de la Fable.

Er fraget ihn aber nochmals: was er durch Erdichtungen verſtehe? Meynet er die Perſonendichtung gewiſſer Denkbilder? oder ſoll man nur nicht mit dem Sannazar, die Juno Lucina mit den Nymphen, der Jungfrau Maria bey ihrer Geburt beyſtehen laſſen; oder mit dem Vida das Brodt im Nachtmahle ſacram Cererem nennen? Dieß letzte giebt er zu: aber das erſte nicht, und meynt, er würde ſonſt durch ſein Urtheil, Davids, Hiobs, Salomons, und aller Propheten Schriften verdammen, die voll ſolcher Erdichtungen wären. Hier beruft er ſich auf die Netze des Todes, aus dem 17ten Pſ. auf die Sünde, die vor Kains Thüre ruhet, u. d. gl. Allein ſolche metaphoriſche oder verblümte Redensarten, ſind noch keine förmliche Fabeln. Denn wer deswegen erzählen wollte, wie die Sünde gekommen wäre, und ſich vor Kains Thüre geſetzet hätte; oder wie der Tod ſein Netze gewebet hätte, die erſten Menſchen zu fangen, und ins Verderben zu ziehen, wie in dieſer Chriſtiade auf einem Kupfer vorgeſtellet wird: der würde gewiß einen ſchlechten Schutz dafür in der Bibel finden. Ein anders iſt, allegoriſch oder verblümt reden; ein anders dichten und fabuliren. Die Schrift ſaget: die Hölle habe ihren Rachen aufgeſperret, oder ſie rufe. Aber wie lächerlich würde ſich ein Dichter machen, der die

Hölle

Hölle als ein Thier beſchreiben wollte, welches ſchreyen, brüllen und verſchlingen könne.

Hier füllet ein großes Verzeichniß bibliſcher Metaphoren viele Blätter; aber alles umſonſt. Denn dieſe verdammet Boileau nicht; ob ſie gleich Bilder darſtellen. Die Parabeln oder Gleichniſſe Chriſti ſind es auch nicht. Er ſaget zwar, er ſey ein Weinſtock; allein wie abgeſchmackt würde ein Dichter handeln, der eine Fabel auf den Grund bauen wollte. Der Bräutigam, der Dieb in der Nacht, und die Gluckhenne, u. d. m. ſind eben von der Art. Davon heißt es längſt: Similia non eſſe extendenda ultra ſuum tertium. Und die Stelle aus Hueets Tractate, vom Urſprunge der Romane, zeiget zwar: daß die Morgenländer die Allegorien und Parabeln geliebet; giebt aber den Dichtern kein Recht, ganze Fabeln darauf zu bauen. Bileams Stern aus Jakob, muß darum keine chriſtliche Aſtrologie gründen.

Daß Chriſtus ſich zuweilen anders geſtellet, als ihm geweſen, um gewiſſe Abſichten zu erreichen, wie beym ſamaritaniſchen Weibe, oder der Magdalena, und den Jüngern am Oſtertage, beweiſt unſers Erachtens das Recht eines Dichters, Fabeln in die Bibel zu wirken, nur nach einer ſehr ſchlechten Logik. Jakobs Betrug mit den Lämmerfellen gewiß noch ſchlechter: wenn ihn gleich Auguſtin und St. Gregorius gebilliget haben. Man muß eine ſehr ſchlechte Sache haben, wenn man zu ſo ſchwachen Gründen ſeine Zuflucht nehmen muß. Erdichtungen ſollen alſo erlaubt ſeyn; ja! ſagen wir, nur

nicht in biblischen Dingen, die das Heilswerk betreffen, und den Hauptkern der Religion mit Fabeln vermengen.

Er beruset sich noch auf die Bilder als Zierrathe der Kirchen. Diese wären auch Erdichtungen u. s. w. und die Ketzer thäten übel, die sie verbanneten. Gut, wenn sie nur wahre Geschichte der Schrift vorstellen; sobald sie aber Chimären vom Ritter St. Georg mit dem Lindwurm, vom großen Christoph, u. d. gl. darstellen: so sind sie lächerlich. Die Vorstellung der Dreyeinigkeit, hat in der Schrift ihren Grund. Sie ist also ohne Tadel: aber das ist keine Fabel. Die Gesichte der Propheten, und der Offenbarung Johannis, geben auch keinem Jakob Böhm oder Pordätsch ein Recht, eben dergleichen zu erdichten; wenn sie nicht Lügenpropheten heißen wollen, wie jener beym Könige Achab. Die Kirche leidet alles, was von Gott kömmt; was aber ein Geist der Lügen in den Glauben menget, ist ihr abscheulich.

Die weltliche Gelehrsamkeit, die von den Vätern einem geistlichen Lehrer erlaubet worden, machet es auch nicht aus, daß man in die Bibel fabeln dörfe. Denn wie schließt das? Ich darf den Homer und Virgil, ja gar Ovids Metamorphosen lesen: also darf ich im Werke der Seligkeit Dinge erdichten, die Gott nicht offenbaret hat. Paulus führet heydnische Dichter an: aber er dichtet selbst nichts von Christi Worten und Thaten. Die Evangelisten haben weniger erzählet, als Christus gelehret und gethan: also darf ein Schwärmer ihm allerley andichten, was er gelehret und gethan haben könnte

und

und ſollte? Iſt das wohl richtig geſchloſſen? Hr. Rollin redet von Figuren, da ich Himmel und Erde anreden, und lebloſen Dingen eine Erkenntniß und Sprache beylegen kann; aber erlaubet er darum Unwahrheiten auf die Rechnung Chriſti und der Apoſtel, ja Gottes und der Engel zu dichten, und ſie als ernſtliche Geſchichte zu erzählen, die ſich unter den wahrhaften Begebenheiten vermiſchen?

Boileau ſaget weiter:

L'Evangile à l'Eſprit, n'offre de tous cotés,
Que penitence à faire & tourmens merités

Hierauf ſaget der Verfaſſer: er habe beſſer den Horaz, als den Matthäus, beſſer die Dichtkunſt, als das Evangelium gekannt. Allein hat denn Boileau was falſches geſaget? Prediget nicht Chriſtus Buße, und ſchicket er nicht ſeine Jünger mit gleichen Befehlen aus? Iſt das ganze Leben eines Chriſten wohl etwas anders, als eine beſtändige Buße? Das Erhabene und Wunderbare in Chriſti Lehren, bleibt, was es iſt; wenn es die Poeten gleich nicht mit fabelhaften Zuſätzen und Träumen vermehren. Alle Kirchenväter, die er anführet, haben zwar geiſtliche Gedichte zur Erbauung, zum Singen, zum Leſen von Sittenlehren gemachet: aber nicht die Geheimniſſe mit Fabeln verbrämet. Sannazar, Vida, Milton haben dieß freylich gethan; hättens aber lieber ſollen bleiben laſſen. Racinens Gedicht von der Religion, iſt von ganz andern Schlage; und die Trauerſpiele Athalia und Eſther, betreffen das Werk der Erlöſung, und die Geheimniſſe nicht. Sogar

das vortreffliche Stück, von der Andacht einer erhabenen Dichterinn, Ermelinde Thalea, von der Bekehrung des heil. Auguſtins, ſuchet er zu ſeinem Vortheile anzuwenden: aber hier iſt nur eine Bekehrungsgeſchicht poetiſch vorgetragen, die in den Geheimniſſen der Schrift nichts ändert, nichts zuſetzet, oder davon thut. So ängſtlich ſuchet der Verfaſſer alles zuſammen, daß er auch ganz unbequeme Stützen ergreift.

Er beruſet ſich ferner auf die Beyſpiele, ſo ihm von zween Dichtern zwoer Nationen gegeben worden. Der erſte iſt ein Wälſcher, und hat 1752. zu Venedig ein Gedicht La Redenzione in XII. Geſängen herausgegeben. Der zweyte iſt ein Deutſcher, der au fond du Nord de l'Allemagne, en Langue Tudesque, wie der Verfaſſer ſaget, d. i. im äußerſten Norden von Deutſchland, den Meſſias herausgegeben. Es wäre ſelbiger zu Kopenhagen gedruckt worden: welches wenigſtens 1753. da er dieß ſchrieb, noch nicht geſchehen war; und außerdem wiſſen wir nicht, ob Leipzig, im äußerſten Norden von Deutſchland liege? Die Langue Tudesque klingt auch ſo fürchterlich, als ob das Gedicht in plattdeutſcher Sprache geſchrieben wäre; und wir wiſſen nicht, warum er nicht Allemande dafür gebrauchet hat, wie man ſonſt das Deutſche zu Paris nennet. Hierauf nun ruſet er aus: Que d'autorités pour la Chriſtiade, que je donne au public! Que d'Argumens contre les ennemis de tout Poeme ſacré en general, & de celui-ci en particulier! d. i. **Was für Zeugniſſe für die Chriſtias, die ich herausgebe**

gebe! und was für Gründe wider die Feinde geiſtlicher Gedichte überhaupt und des Meinigen inſonderheit! Antwort: Multitudo errantium, non parit errori Patrocinium. Wieviel Legenden-Schreiber hat es nicht vormals in allen Ländern gegeben! Wurden ſie aber dadurch wohl ein Haar beſſer und erbaulicher, und nützten ſie wohl der chriſtlichen Religion um ein Haar?

Dieſes mit den Worten eines franzöſiſchen Schriftſtellers, der unſerm Chriſtiadenſchreiber gewiß gewachſen iſt, zu widerlegen, will ich ein ganz unparteyiſches Urtheil, aus dem XXI. B. der Schriften der königl. Akad. der Aufſchr. und ſchön. Wiſſenſchaften zu Paris anführen, welches nächſtens im X. B. der verdeutſcheten Geſchichte dieſer Akad. a. d. 174ſten S. bekannter werden wird. Es iſt kein minderer Schriftſteller, als der jüngere Hr. Racine ſelbſt, ein Dichter, ein ſtarker Dichter: ja was noch mehr iſt, der ſelbſt ein Paar geiſtl. Gedichte von der Religion und Gnade geſchrieben hat. Was hält nun dieſer von den Erdichtungen und Fabeln in Religionsſachen, ſo fromm und wohl gemeynt ſie auch ſeyn können? Er hat es bey Gelegenheit eines alten Gedichtes geſaget, das ein alter Mönch von unzähligen Wunderwercken der Jungfr. Maria in alten franzöſ. Verſen geſchrieben. Hier zeiget ſich nun die ganze Stärcke ſeiner Einſicht, von dem Schaden, den ſolche Erdichtungen und fromme Fabeln in der chriſtl. Religion nach ſich gezogen. Wir wollen ſeine Worte herſetzen, und dieſen Artikel damit beſchließen:

Dem Pauſanias, Valer. Maximus und Juſtinus lieſet er gleichfalls einen ſcharfen Text, daß ſie den Galliern hierinn zu viel gethan hätten.

Der andern Frage, von wem die Gallier ihre Religion empfangen hätten? thut der Herr Profeſſor ſolchergeſtalt eine Genüge, daß er ihr Geſchlecht mit Joſepho und vielen andern von Gomer, dem Sohne Japhets, und Enkel Noah, herleitet, und glaubet, weil ſie aus einer ſo reinen Quelle hergefloſſen, ſo könne ſie doch nicht gar zu ſehr verderbet geweſen ſeyn, wenn ſich auch gleich mancher Aberglauben mit untergemiſchet habe.

Die dritte Frage iſt noch übrig, was denn unſere Vorfahren, vornehmlich aber die Druiden von GOtt in Anſehung ſeines Weſens und ſeiner Eigenſchaften, wie auch der ihm ſchuldigen Verehrung geglaubet haben? Hier bringen nun einige Stellen der Alten dem Herrn Verfaſſer einen gar guten Begriff von den Gedanken der Druiden bey. Die Ungewißheit, in welcher Lucanus ſtehet, daß der Gallier Religion entweder die einzige wahre, oder einzige falſche ſeyn müſſe, giebt ihrer guten Sache ein groſſes Gewichte. Taciti Zeugniß, daß ſie die Götter nicht in Mauren einſchlöſſen, oder nach dem Bilde eines Menſchen vorſtelleten, iſt nicht zu verwerfen. Denn die Vielgötterey, deren er hernach gedenket, verunreinigte erſt mit der Zeit ihren Glauben. Der Herr Verfaſſer ſchlieſſet gar aus Taciti Worten, daß ſie GOtt vor ein unermeßliches, geiſtliches, unſichtbares, und für das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen gehalten haben. Der Irrthum von der Vielgötterey ward von den weiſen Hey-

den

„Wir wollen noch hinzusetzen, heißt es, daß die Religion des gemeinen Mannes, in dem Jahrhunderte, in welchem dieses Werk aufgesetzet worden, sich mit solchen unanständigen Mährchen nährete, welche durch den falschen Begriff erhalten wurden, den man sich damals von der Gewalt der Jungfrau Maria machete. Trotz den reinen Grundsätzen der christlichen Sittenlehre, hatten dennoch der Eigennutz, und die Unwissenheit unter dem Volke, eine Art von Lehrgebäu in Ansehen gebracht, welches der gesunden Vernunft so sehr zuwider war, als der Religion: von dem Antheile, den NB. **Die Einwohner des Himmels und der Höllen, an dem Schicksale der Menschen nehmen.** Man eignete ihnen Körper, Waffen und seltsame Gestalten zu, (thun das nicht unsre geistlichen Epopoendichter auch?) die man sich als Kennzeichen ihrer Eigenschaften und Gesinnungen, in Ansehung ihrer Gesinnung gegen die Menschen, erdachte. **Die Schaubühnen stelleten diese wunderlichen Vorstellungen beständig vor Augen. Die Sinne gewöhnten sich daran; und durch eine natürliche Ansteckung, veränderte dieses Mischmasch grober Bilder die Begriffe. Es gab Hirngespinsten eine Wirklichkeit, und brachte** NB. **gewissermaßen das Heydenthum wieder herbey.**„

So urtheilen, selbst mitten in Paris, vernünftige Katholiken, von den frommen, andächtigen Fabeln von geistlichen Dingen, von den poetischen Bildern geistiger Wesen und Begriffe; und entdecken den Ur-

sprung von dem groben Aberglauben darinn, in welchen ihre Kirche damals gefallen; so daß sie fast dem Heydenthume ähnlich geworden. Sollten wir nun, als Glieder einer gereinigten Kirche, die in so aufgeklärten Zeiten leben, nicht eben so vernünftig denken? Sollten wir nicht beyzeiten das Unwesen vorhersehen, das solche schwärmende Dichter uns vorbereiten; indem sie die reinen Begriffe der Religion, wieder in körperliche Schlacken verhüllen, und zu tausend falschen Vorstellungen Anlaß geben: die uns von neuem in Aberglauben stürzen, und, wofern die gesunde Vernunft nicht sieget, den Christenglauben abermal in ein Heydenthum voll willkührlicher Mythologie verwandeln werden?

Künftig ein mehrers von dieser Christiade, woraus solches noch deutlicher erhellen wird.

III.

Herrn Ferdinand Wilhelm Beers, der churfürstlich-maynzischen Societät nützlicher Wissenschaften, imgleichen der Leipziger Gesellschaft der freyen Künste ordentlichen Mitgliedes, Abhandlungen, zu Erläuterungen der alten Zeitrechnung und Geschichte, **Zweyter Theil,** welcher die Zeitrechnung der jüdischen Geschichte, vom Ausgange aus Aegypten bis auf Simsons Tod enthält, in med. 8v. 27 Bogen. **Dritter Theil,** welcher die Zeitrechnung der jüdischen Geschichte vom Samuel bis auf die Zerstörung des salomonischen

schen Tempels, nebst einem Register über alle drey Theile enthält, in med. 8. 20 Bogen. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.

Der gelehrte Hr. Professor **Beer**, dem wir zu seiner wohlverdienten Beförderung zu Erfurt aufrichtig Glück wünschen, hat uns nunmehr auch die beyden übrigen Bände seiner chronologischen Abhandlungen geliefert: wornach alle Kenner solcher Materien recht begierig gewesen, seitdem sie den ersten Theil derselben hatten kennen gelernet. Derselbe war so reich an einer gründlichen Gelehrsamkeit und großen Belesenheit, daß man sich ungemein viel Gutes von der Fortsetzung versprechen konnte. Und diese Hoffnung hat wirklich eingetroffen.

Das Lehrgebäude des Hrn. Verfassers, besteht in folgendem. Weil bey den bisherigen Bemühungen der heil. Zeitrechnung, allemal einige, und zwar eben dieselbigen Zeitangaben übrig bleiben, davon man gar nichts sagen, oder gar keine Auflösung geben konnte: so liegt die Schwierigkeit in der innerlichen Beschaffenheit besagter Zeitrechnung: und man muß vor allen Dingen bemühet seyn, dieselbige, und was dazu gehöret, absonderlich aber, die von ihr gebrauchte Jahresforme, aus ihren eigenen Angaben zu entdecken. Man darf aber nicht ein beliebiges Jahr zum Voraus annehmen, und die Angaben nach demselbigen einrichten. Nun findet man verschiedene gedoppelte, das ist, auf zweyerley Weise

an

angegebene Zeitbestimmungen. Also wird der Tempelbrand vom B. d. Kön. auf den 7ten T. des 5ten Monaths, vom Jeremias auf den 10ten Tag gesetzet; die Erhöhung Jojachins von jenem auf den 27 Tag des 12ten Mon.; von diesem aber auf den 25sten. Jenes saget, am 8ten Tage der salomonischen Tempelweihe, d. i. den 22sten des Mondmonaths sey das Volk nach Hause gegangen: allein die Chronik setzet den 23sten, u. s. w. Demnach ist es offenbar, daß diese verschiedenen Tage, darinn eine und eben dieselbige Begebenheit sich zutrug, unmöglich zu einerley Monathe gehören können; sondern daß sie zu zweyerley, von verschiedener Forme, gehöret haben; und daß folglich die heil. Zeitrechnung zweyerley Jahre gebrauchet, aus den Monathen und Tagen derselbigen Gleichungen gemachet, und dadurch, als durch eigene, aus dem Wesen der Zeitrechnung selbst hergenommene Merkmaale, die Zeit merkwürdiger Begebenheiten unumstößlich festgesetzet; also, daß man dieselbige mit gar keiner andern verwechseln kann, wofern man nämlich die wahre Forme der von ihr gebrauchten Jahre weis.

Daß Moses seine Feste, nur das Darbringen der Erstlinge ausgenommen, mit einem Mondjahre verknüpfet, das ist einem jedweden bekannt. Ob es aber ein eigentliches Mondjahr, oder ein vergleichenes (Lunisolaris) gewesen, das erhellet aus seinem Jubelcyclo. Denn der allererste Jubelcyclus, begann im Aerntemonathe; und in diesem mußte, vermöge der mosaischen Vorschrift, jedweder folgender mit seinem Anfange gebracht werden. Da aber

ein

ein solcher Cyclus im 7ten Monathe seines 49sten Jahres, das 50ste oder Jubeljahr anfangen, und bis zu Anfange des folgenden Cycli fortdauren läßt: so ergiebt es sich von selbsten, es könne hier kein verglichenes, sondern ein ordentliches Mondjahr Platz haben. Nebst der eigenen und ausdrücklichen Beschreibung, die Moses von seinem Jubelcyclo giebt, erhellet die Beschaffenheit desselbigen, und daß er kein verglichenes Jahr leidet, aus der Gleichung 1. Kön. 6, 37. 38. Man habe vom 2. Mon. des 4ten salom. Jahres, bis in den 8ten Mon. des 11ten Jahres am Tempel gebauet, also daß sie 7 Jahre daran baueten. Denn es ist unmöglich, daß die Gleichung Platz haben könnte, woferne nicht die salomonischen Regierungsjahre mit cyclischen angegeben würden; von diesen letztern aber das 49ste nur 6 Monathe gehabt hätte. Die Monathe des cyclischen Mondjahres, heißen schlechtweg der erste, zweyte, u. s. w. und man findet, so lange die alte jüdische Verfassung stund, das ist, vom Ausgange bis auf die babylonische Gefängniß, nie einen eigenen Namen für sie.

Die heilige Schrift, giebt die Zeit vieler Begebenheiten mit Tagen, und durch eine Vergleichung des Sonnen- und Mondenjahres. Da nun diese Gleichungen die Characteres ihrer Zeitrechnung ausmachen: so muß man vor allen Dingen die Beschaffenheit beyder Jahre aus den Angaben selbst ausfündig machen. Da nun der Mondlauf in ganze Tage eingetheilet werden muß, folglich abwechslende Monathe von ungleicher Länge verursachet, und

zu seiner Zeit Einschaltungen erfodert: so muß man allerdings, vermittelst der von ihr selbst beygebrachten Angaben, alles, was zum Auflösen ihrer Zeitbestimmungen durch Tage erfoderlich ist, erörtern. Folglich muß man einen Monath finden, welcher ganz gewiß entweder 29 oder 30 Tage gehabt. Es ist nämlich nur einer deswegen genug; weil sodann die Abwechslung beständig fortgeht. Ferner, da in einem bloßen Mondjahre alle 33 Mon. ein Tag eingeschaltet werden muß; welche Einschaltung der Verf. die kleine nennet: so muß ein Monath ausgemachet werden, darein sie wirklich fiel. Ja, da diese kleine Einschaltung den Mondlauf nicht völlig erschöpfet, sondern mit der Zeit ein ganzer Tag einzubringen ist; welche Einschaltung bey dem Verf. die groſie heißt: so muß man nicht nur wissen, ob die heil. Zeitrechnung diese große Einschaltung wirklich gebrauchte; sondern auch, was für einen Zeitraum sie ihr beylegte, und was für eine Meynung von der genauen Länge eines Mondmonaths man damals hatte. Denn, wofern man nicht alles dieses weis: so kann den Zeitbestimmungen der jüdischen Zeitrechnung, welche ihre Characteren ausmachen, entweder gar keine, oder doch keine zuverläßige Genüge geschehen, mithin keine Auflösung geleistet werden. Wie aber der Hr. Verf. alles dieses finde, davon wollen wir, so viel der Raum leidet, etwas beybringen.

Es läßt sich beweisen, der Auszugstag der Juden aus Aegypten, sey ein Donnerstag gewesen. Man nehme aber einen Donnerstag, oder einen andern

dern: so fällt doch, wofern man dem Auszugsmonathe 30 Tage giebt, allemal einer oder der andere von den Tagen im ersten und andern Jahre, davon Moses die Zeit angiebt, auf einen Sabbath. Da nun dieses, unter eigener Anführung der Wolkensäule, unmöglich geschehen konnte: so hatte der Auszugsmonath 29 Tage, wornach mit Hülfe des Donnerstages, alle Züge in Ordnung sind. Aus dem Angeben des Josua, läßt sich beweisen: der Durchgang durch den Jordan, sey an einem Sonntage geschehen. Nun war dieser Tag der 10. des 1. Monaths, im 40 Jahre; folglich der erste des Jahres ein Freytag. Gesetzt, es wäre der Anfang des Auszugmonaths zugleich auch die Epoche der Einschaltung, und es fiele keine große in den 40jährigen Zeitraum: so wäre, weil der Auszug an einem Donnerstage geschah, der 1 Tag des 41sten Jahres eine Mittwoche. Da es aber ein Freytag ist: so folget, es falle in den besagten Zeitraum nicht nur die kleine Einschaltung so oft als möglich, nämlich 15mal, sondern auch eine große; mithin sey diese eben sowohl, als jene beobachtet worden. Zugleich erhellet auch, der Auszugsmonath sey nicht die Epoche der Einschaltungen; sondern es reiche die Mondrechnung, deren sich Moses bedienet, weit über seine Geburt hinaus: darum weil jedwede große Einschaltungszeit, weit mehr Jahre in sich schließt, als Moses lebte. Die Monathe da hinein beyde Einschaltungen fielen, findet man folgender gestallt. Vermöge der Zeitangaben des Moses, wurde vor dem 14 Mon. nach dem Auszuge, oder dem 2 Mon. des 2. Jahres, gar

nicht

nicht eingeſchaltet. Nun ſind die äußerſten Schranken, für die kleine Einſchaltung, der 18. Mon. nach dem Auszuge, darum weil ſie in den 40 Jahren 15mal vorfiel: gleichfalls muß die große, vor dem Anfange des 3. Jahres eingefallen ſeyn; weil ſonſt die Iſraeliten an einem Sonnabende in die Wüſte Zin gekommen wären: da man nun, ohne die eigentlichen Schaltmonathe zu wiſſen, die Wochentage, damit die 38 Strafjahre anfingen und aufhöreten, herausbringen, folglich auch ſehen kann, daß keine große Einſchaltung in dieſe Zeit, noch auch hernach, fiel: ſo iſt die beſagte große Einſchaltung zwiſchen den 14. und 17. Mon. nach dem Ausgange beſchränket; indem der Aufbruch von Kadesbarnea, mithin der Anfang der Strafjahre, in den 18. gehöret. Man ſetze für die Zeit der großen Einſchaltung 288 Mondjahre, als welche Zeit den Meynungen der beſten Sternſeher gemäß iſt; und unterſuche, in welchem Monathe der kleinen Einſchaltungszeit, die große unterdeſſen, bis ſie beyde einen neuen gemeinſchaftlichen Anfangspunct erreichen, allemal anfangen müſſe, ſo bekommt man folgende Reihen:

0, 24, 15, 6, 30, 21, 12, 3, 27, 18, 9, 0.
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11.

Bey der erſten Nulle beginnen beyde Einſchaltungen mit einander zugleich; nach 288 Mondjahren, wird ein Tag eingeſchaltet, und zwar im 24. Mon. der kleinen. Das eilftemal fallen beyde Einſchaltungen in einen Monath zuſammen, und laufen von neuem neben einander. Machet man nun die

Anwendung auf den gegenwärtigen Fall: so findet man, die große falle in den 3 Monden der kleinen, d. i. in dem 5. Monden des 2. Jahres; gleichwie die kleine in den 2ten: und es sind mit besagtem 5 Monath bereits 7 große Schaltzeiten, seit ihrem gemeinschaftlichen Anfangspuncte, verflossen.

Wir haben dieses hier so kurz, als es uns möglich fiel, beybringen wollen, indem vieleicht einige Leser begierig seyn möchten, die Weise, wie man dergleichen Dinge aus den Angaben der h. Schrift herausbringen könne, zu wissen. Allein was die Weise betrift, wie man des Moses, oder doch Salomons Meynung, von der eigentlichen Länge eines synodischen Mondmonathes entdecken kann: so müssen wir die Leser auf das Buch selbst verweisen; indem sie auf einer Verbindung sehr vieler Sätze, die man nicht ins kurze fassen kann, beruhet. Wir melden nur, daß, vermöge der daselbst beygebrachten Ausführung, ein salomonischer Mondmonath um 4 Tertien kleiner war, als ein keplerischer, mithin 29 T. 12 St. 44 Min. 3 Sec. 7 Tertien betrug.

Gleichfalls übergehen wir die Weise, wie die Forme des Sonnenjahres, und die Länge seiner Monathe gefunden wird, und bemerken nur: es habe sich dasselbige auf ein Himmeljahr, dessen sämmtliche Monathe nach dem Sonnenlaufe eingerichtet gewesen, gegründet, nur aber 13 Tage später, als selbiges angefangen; indem der Auszugsmonath, als die Epoche der jüdischen Zeitrechnung, mit dem 13ten Tage eines Himmelmonathes begann. Die Sonnenmonathe hatten eigene Namen, als z. B.

Abib,

Abib, Sif, u. ſ. w. gleichwie man denn auch Stellen findet, da die heil. Schrift beyderley Monathe, um beſſerer Deutlichkeit willen, durch die Benennungen Chodáſch und Jerach von einander unterſcheidet.

Ordentlich giebt die altjüdiſche Zeitrechnung die Zeit der Begebenheiten mit dem cykliſchen Mondjahre und deſſen Monathen. Laufen aber zwo Geſchichtreihen neben einander, z. B. die Zeiten Simſons und der Philiſter Herrſchaft; die Zeiten der Könige von Juda und Iſrael: ſo gebrauchet ſie auf einer Seite Sonnen- auf der andern Mondjahre; gleichfalls gebrauchet ſie Sonnenjahre zum Summiren: z. B. die 300 J. des Jephtha, die 480 im B. d. Könige, u. ſ. w. Die Urſache iſt, weil dadurch Gleichungen entſtehen, folglich die Zeit auf alle Weiſe feſt geſetzet, und gegen allen Misverſtand verwahret wird. Der Grund dieſes Verfahrens, liegt in dem Cyklo, als auf welchen die ganze altjüdiſche Zeitrechnung gebauet iſt. Seine Jahre, welche die Feſte mit ſich bringen, ſind bloße Mondjahre: allein ſie werden durch das Sonnenjahr in Ordnung gehalten, und es müſſen jedwede erſte Oſtern eines Cykli in den Abib oder Stiermonath fallen, auf welche weiſe jedweder Cyklus beynahe 48. Sonnenjahre beträgt: dergeſtalt mußte dem Zeitrechner das Sonnenjahr eben ſo gut bekannt ſeyn, als das Mondjahr, und die Gleichungen bothen ſich bey jedweder Gelegenheit von ſelbſt an.

Unerachtet nun der Cyclus überall zum Grunde liegt: ſo bemerket man doch, was die Zeitrechnung

den allemal verworfen, und hatte nur in dem Gemüthe des Pöbels Wurzel gefasset. Also ist kein Zweifel, daß auch unsere Celten, welche in Ansehung der Religion vor die Weisesten gehalten wurden, die Einigkeit GOttes geglaubet haben. Was seine Werke betrifft, so glaubten sie die Schöpfung, durch welche der Mensch aus der Erden hervor gebracht wäre. Daß sie eine göttliche Vorsehung zugegeben, bezeugen Aelianus, Tacitus und Plinius, am allerwenigsten aber die vielen Weissagungen, Loose und Vogelprophezeyungen, wodurch sie sich von dem Einflusse der Vorsehung zum voraus unterrichten wollten. Von der Art des Gottesdienstes der Druiden hat Diogenes Laertius nichts eigentliches erwehnet, sondern nur überhaupt ihren Lehrsatz vorgetragen: Man müsse die Götter ehren. Ohne Zweifel ist ihm nichts besonders davon bekannt gewesen, weil diese, bey ihrer räzelhaften Art zu philosophiren, von so edlen Wahrheiten nichts auskommen liessen. Tacitus hat in der obangeführten Stelle etwas genauer die Sache bestimmet. Als Nachkommen des Noah haben sie von der alten, reinen Religion vermuthlich vieles behalten, und in andere Länder mit sich gebracht: Bis die Kriege und der Umgang mit den Römern, und die Begierde sich denselben gefällig zu machen, an statt der ersten edlen Einfalt, den Tand der Götzen und Götzentempel zuwege brachten. Man kan daher von dem andern Jahrhunderte nach Christi Geburt, den Einbruch des Verderbens anrechnen, darinn sie gerathen sind. Bey aller Lauterkeit aber, der sie sich zuvor in geistlichen Dingen beflissen, war dennoch die abscheuli-

betrifft, einen groſsen Unterſchied in der Methode. Es hat nämlich jedwedes hiſtoriſches Buch ſeine eigene. Die Urſache iſt im geringſten nicht die bloſse Willkühr des Verfaſſers geweſen, ſondern ſie liegt in den damaligen Umſtänden der Nation, und in der Vollkommenheit des Ganzen. Moſes war der Stifter der neuen Einrichtung; daher findet man bey ihm die nöthigen Angaben, daraus man die Beſchaffenheit des Cycli, des eingeführten Mondjahres, der Einſchaltungen, und die Zeit des Auszuges entdecken kann. Aus dieſer Urſache bringet er dieſe und keine andere Zeitangaben, bey dieſer und keiner andern Gelegenheit bey. Der Augenſchein zeiget, er gebe die Zeit von mancher Begebenheit, die man für unerheblich achten ſollte, als etwa eines angetretenen Zuges, auf das genaueſte an; dagegen gebe er ſie von ſehr wichtigen, z. B. vom Geſetzgeben, nicht mit Monathstagen. Weil nämlich die erſtern den ganzen Grund ſeiner Rechnung, abſonderlich die Zeit der Einſchaltung, entdecken: ſo findet man hernach die Zeit der letztern von ſelbſt. Dahingegen wenn jene fehleten, niemand im Stande ſeyn würde, die eigentliche Beſchaffenheit der altjüdiſchen Zeitrechnung aus ſeinen Schriften zu entdecken, noch die Zeit der von ihm angeführten Begebenheiten mit Zuverläſsigkeit zu ordnen. Was alſo bey dem erſten Anblicke ein Fehler zu ſeyn ſcheint, das iſt vielmehr ein Werk einer tiefen Weisheit. Das ſonderbareſte iſt, daſs man vermöge der von ihm beygebrachten Merkmaale, das rechte Auszugsjahr aus ſich ſelbſt finden, und

in den Per. Jul. ſetzen kann: nur muß die Beſchaffenheit des **Cykli** vorher bekannt ſeyn, gleichwie denn der V. §. 140. u. f. zu thun anweiſt. Beſagtes Jahr iſt das 3259. A. Der 18 May war der erſte Tag des Mondmonaths, darinn der Auszug geſchah. Es erfolgte dieſer Freytags den 1 Jun. Den 4 Jun. trat die Sonne in die Zwillinge. In der Nacht, zwiſchen dem 17. und 18, als der Sabbath zu Ende war, geſchah der Durchgang durchs Meer. Nebſt dem bemerken wir noch, der Herr habe die Worte auf dem Berge Sinai an einem **Donnerſtage** den 20 Jul. geſprochen, am folgenden Tage, einem **Freytage**, wurden die Iſraeliten mit dem Blute des Bundes beſprenget, folglich der Bund über die geſprochnen Worte geſchloſſen.

Weil der Herr Verfaſſer alles, was zum Verſtande der altjüdiſchen Zeitrechnung gehöret, aus den eigenen Angaben der heiligen Schrift herausbrachte, und nicht das geringſte dabey annahm, oder vorausſetzete: ſo machten ihm die Jahrzahlen des Buches der Richter deſto weniger Schwierigkeit. Er behauptet vielmehr, es ſey dieſes Buch das leichteſte unter allen. Denn es gebrauchet den Cyklum in ſeiner gröſten Einfalt; es giebt durch lauter Jahre, ohne je eines Monathes zu erwähnen. Seine Zeitmerkmaale ſind alle aus der Natur hergenommen, das iſt von der Aernte, Weinleſe, u. ſ. w. Bey dem allen bemerket es am Ende, vermittelſt der zweymal gemeldeten 20 Jahre des Simſons gleichwohl, um wieviel der Anfang des cykliſchen Sonnenjahres unterdeſſen vorgerücket ſey; oder

es giebt vielmehr, durch die besagte gedoppelte Meldung, dem Leser eine Erinnerung, auf die Ursache derselbigen zu denken. Weil es mit lauter ganzen Jahren angiebt, so ist allemal ein und dasselbige Jahr, sowohl dem Ende des Richters, als dem Anfange der auf ihn folgenden fremden Herrschaft gemein. Dergestalt darf man die vom Buche angegebenen Zeiten der Richter und ausländischen Beherrschung bis an Simsons Tod, nur in cyklischen Mondjahren aneinander setzen: so kommen vom Anfange des Cusans 337 Sonnenjahre, vom Ausgange 423 Jahre, 83 Tage heraus. Doppelte Reihen hat das Buch der Richter nur zwo, sie werden auch deutlich genug angezeiget. Erstlich machet die 18jährige Bedrückung der Philister und Ammoniter, nebst den 6 Jahren des Jephtha, eine Nebenreihe, die mit seinem Tode erlischt. Zweytens fallen die 20 Jahre Simsons in die 40jährige Philister-Dienstbarkeit. Beyläufig beschreibt der Hr. Verf. ein zu Versammlungen bequemes Gebäu, das über den Haufen fallen muß, wofern man die mittelsten zwey Pfeiler wegreißt. Um auch einigen Schwierigkeiten, die Person der Richter betreffend, abzuhelfen, hat er eine Erläuterung der damaligen israelitischen Regierungsform vorausgeschicket, und den Begriff, den man sich von einem solchen Richter machen muß, beygebracht. Simsons Ende, damit das Buch der Richter schließt, trifft auf ☉ den 19 Jul. P. J. 3682 D.

Samuel gebrauchet als Zeitmerkmaale die Wochen und Feste. Er befreyete Israel von der 40jährigen

rigen Philisterdienstbarkeit, darein des Eli Ende fällt. Die Schlacht geschah am Versöhnungstage, den 16 Aug. 3683 C. An der vorhergehenden Aernte war die Lade wieder gekommen. Sie blieb 20 Jahre zu Kiriath-Jearim, bis nämlich David Jerusalem eroberte, als ein Eigenthum behielt, und sie dahin schaffte. Sauls Wahl fället in das Jubeljahr des IX. Cykli, welches den 23 May 3690 begann. Er war ein Sohn des Jahres; desjenigen nämlich, welches diesen Namen per excellentiam führet: mithin war er in einem Jubeljahre gebohren, und kam in einem Jubeljahre, folglich im 49sten seines Alters, zur Regierung. David ward 3695 gesalbet. Bald nach Isboseths Tode eroberte er Jerusalem, A. 3703. Vier Jahre vorher starb Samuel, als er ohngefehr 66 Jahre alt war. Die Bücher Samuels schließen mit dem Opfer auf des Arafna Tenne. Die eigentliche Zeit desselbigen, läßet sich aus dem Umstande des Weizendreschens, als welches den Sabbath ausschließt, ingleichen aus der gegebenen Zeit von Jobs Außenbleiben zum Volkzählen, ausmachen. Es kann in keinem andern Jahre geschehen seyn, als 3733 D C. Sonntags den 30 May. Da nun Samuel sein Buch mit einer Erzählung vom Eli beginnet, dessen 40 Richterjahre in dem Jubeljahre des VIII. Cykli anfangen, mit dessen erstem Tage, den 14 May 3642, die Sonnen- und Mondjahre ihren Lauf, gleich wie ehemals mit Anfang des Auszugsmonathes, von neuen mit einander beginnen:

nen: ſo haben die Bücher Samuels inſeferne einen in der jüdiſchen Zeitrechnung ſehr merkwürdigen, und genau bezeichneten Anfang und Ende.

Das übrige folget nächſten.

IV.

The Pleaſures of Imagination, a Poem in Three Books. By Dr. Akenſide. London for Dodley at Tylly's Head in Pall-mall. 1754. in gr. 8.

D. i.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft. Ein Gedicht.

Das Vorhaben in dieſem Gedichte, werden wir am beſten mit des Verfaſſers eigenen Worten ausdrücken können; womit er in der Vorrede ſich erkläret hat.

Es giebt gewiſſe natürliche Kräfte in der menſchlichen Natur, die ein Mittel, zwiſchen den körperlichen Sinnlichkeiten, und der moraliſchen Empfindung halten. Sie werden mit einem allgemeinen Namen die Einbildungskraft genennet. Sie erſtrecket ſich, wie die äuſſerliche Sinne, auf Materie und Bewegung; und geben der Seele zugleich Begriffe, die mit dem ſittlichen Beyfalle u. Verabſcheuen ein Verhältniß haben. Wie ſie nun dem auserleſenſten Vergnügen, das wir kennen, zum Einlaſſe, oder zur Pforte dienet: ſo hat ſichs eräuget, daß Leute von hitzigem und empfindlichem

Na tu-

Naturelle, auf Mittel gedacht, die angenehmen Empfindungen, welche ſie verſchaffen, auch ohne die Gegenwart derer Gegenſtände, ſo ſie wirken, wieder zu erneuren. Dieß hat die nachahmenden Künſte, oder das Zeichnen und Bilden empergebracht; deren einige, als das Malen und Bildhauen, gerade zu die äußerliche Geſtalt der Dinge darſtellen, die in der Natur bewundert werden. Andre, als die Muſik und Dichtkunſt, bringen ſie nur durch allgemein eingeführte und verſtändliche Zeichen wieder ins Gedächtniß.

Als aber dieſe Künſte richtiger und überlegter wurden, geriethen ſie in den Schwung, ihre Nachahmung, auch außer ihren beſondern Gegenſtänden der Einbildungskraft, zu erweitern. Sonderlich iſt die Dichtkunſt, welche ſich der Sprache zum Werkzeuge bedienet, womit ſie nachahmet, eine unumſchränkte Nachahmerinn aller Arten und Beſchaffenheiten der Dinge geworden. Doch da ihr eigentlicher Zweck nur war, Gegenſtände der Einbildungskraft vorzuſtellen; und ſie ſonderlich an ſolchen Begriffen reich iſt: ſo behält ſie folglich auch ihren Originalcharakter; und alle verſchiedenen Arten von Vergnügungen, ſo ſie erwecket, werden überhaupt **Vergnügungen der Einbildungskraft** genennet.

Die Abſicht dieſes Gedichtes iſt alſo, einen Begriff von denſelben in der weitläuftigſten Bedeutung zu geben: ſo daß alles, was nur eure Einbildung von den angenehmen Erſcheinungen der Natur empfindet, und alle die mannigfaltigen Vergnügungen, ſo wir von der Poeſie, Malerey, Muſik,

oder einiger schönen Kunst empfinden, von einem oder dem andern Grundsatze derselben, in der Beschaffenheit des menschlichen Gemüths herfließe, welche hier festgesetzet und erkläret worden.

In Ausführung dieses Hauptentwurfs, war es zuförderst nöthig, die Einbildungskraft von unsern andern Gemüthskräften zu unterscheiden; und sodann die ursprüngliche Natur und Eigenschaften derjenigen Dinge, womit sie umgeht, zu bestimmen, und die ihr von Natur bestimmet sind, wie das Licht für die Augen, und die Wahrheit für den Verstand.

Diese Eigenschaften, hat Herr Addison auf die drey Hauptclassen der **Größe**, der **Neuigkeit**, und der **Schönheit**, gebracht: und in selbige kann man jeden Gegenstand auflösen, der, eigentlich zu reden, der Einbildungskraft gefällt, er sey noch so vielfach. Allein solch ein Gegenstand kann noch mehr Quellen des Vergnügens in sich haben, und seine Schönheit, Neuigkeit und Größe können vermittelst derselben einen stärckern Eindruck machen.

Außer dem können die nachahmenden Künste, sonderlich die Poesie, viel von ihren Wirkungen, der gleichmäßigen Darstellung ganz entfernter Eigenschaften schuldig seyn: so gar, daß in jeder Zeile berühmter Gedichte, wir entweder sinnliche Begriffe, oder Wahrheiten, die dem Verstande entdecket werden, oder Erklärungen der Einrichtung und der Absichten, oder außer dem allen noch Umstände wahrnehmen, die geschickt sind, Leidenschaften zu erregen und zu erhalten. Es war derowegen nöthig, die verschiedenen Arten des Vergnügens zu erzählen,

und

und mit Beyſpielen zu erläutern; ſonderlich das aus den Leidenſchaften: welches, wie es in den edelſten Werken des menſchlichen Witzes das vornehmſte iſt, alſo auch in gewiſſen Stücken nicht wenig in Verwunderung ſetzet; und alſo Anlaß gegeben, den dogmatiſchen Schwung des Gedichtes, durch Einmiſchung einer allegoriſchen Erzählung, ein wenig zu beleben.

So viel ſey aus der Vorrede genug. Das I. Buch hebt ſo an:

With what attractive charms this goodly frame
Of Nature touches the conſenting hearts,
Of mortal men; and what the pleaſing ſtores
Which beauteous imitation thence derives,
To deck the Poet's, or the painter's toil;
My verſe unfolds. d. i.

„Mit was für anziehenden Reizungen die gütige Macht der Natur einſtimmende Herzen ſterblicher Menſchen rühre, und was die gefallenden Züge ſind, welche eine ſchöne Nachahmung davon herleitet, des Dichters oder Malers Blatt damit zu bedecken, das ſoll mein Vers entdecken.„

Dieß iſt der Vorſatz des Dichters. Nun folget die Anrufung, nach dem Muſter Virgils vom Feldbaue, faſt an ein Dutzend Gottheiten: 1) die ſanfte Macht muſikaliſcher Ergetzung, 2) die nachſehende Einbildungskraft, 3) die Erdichtung, 4) die Harmonie, 5) die Wahrheit, 6) die Freyheit, und 7. alle die Geiſter, welche die wallenden Fußſtapfen junger Barden zu ihren Quellen und Schatten leiten,

ten, u. ſ. w. Der Anfang des Gedichtes ſelbſt lautet ſo:

Oft have the laws of each poetic ſtrain
The critic-verſe imploy'd; yet ſtill unſung,
Lay this prime ſubject, tho importing moſt,
A poets name: for fruitleſs is th'attempt
By dull obedience and by creeping toil
Obſcure, to conquer the ſevere aſcent
Of high Parnaſſus. — — — —

Unſre Leſer ſehen aus dieſen Proben, wie die heutige engliſche Dichtkunſt klingt. Sie befreyet ſich bisweilen von dem Schmucke der Reime, ohne irgend etwas gleichgültiges an die Stelle zu ſetzen. Sie beobachtet keinen gewiſſen Abſchnitt in den Zeilen; endet auch den Verſtand faſt niemals mit einem vollen Verſe, ſondern greift immer mehr oder weniger in den folgenden. Freyheiten genug! es iſt wahr: mit denen aber gerade eben ſo viele Schönheiten verlohren gehen, die er doch unter dem Namen der Harmonie angerufen hat. Entweder iſt es ihm mit dieſer Bitte kein Ernſt geweſen; oder dieſe Göttinn hat ihn keiner Erhörung gewürdiget. Wir kennen den engliſchen Parnaß und ſeine Freyheiten wohl, wollen uns auch nicht zu ſeinen Dictatoren aufwerfen. Wenn aber die Dichtkunſt noch das Anſehen haben will, daß ſie Verſe mache: ſo ſollte ſie doch auch nicht alles, was Verſe angenehm machet, aufopfern, um nichts als eine wildere Proſe übrig zu laſſen, an der die Muſen und die Gratien wenig oder gar keinen Antheil haben.

Auf

Auf diesen Schlag indessen fährt der Vers. fort, die Schwierigkeiten, von dieser Sache poetisch zu reden, abzuhandeln. Die ersten Begriffe des Schönen leitet er aus dem göttl. Verstande her. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Gemüther, wird auch beschrieben, und ihre Absicht entdecket. Was eine feine Einbildungkraft ist, und der Zustand der Seele, im Genusse ihrer Vergnügungen folget darauf. Alle ursprüngliche Belustigung der Einbildungskraft, entsteht aus Empfindung der Gröse, des Wunderbaren und des Schönen: von welchen er einzeln handelt, und ihre Absichten erkläret. Sodann zeiget er die Verbindung der Schönheit, mit dem Wahren und Guten, in Absicht auf den Lebenswandel. Hier ladet er zur sittlichen Weltweisheit ein; und erkläret die verschiedenen Stufen der Schönheit in mancherley Gegenständen. Die Farben, Gestalten, natürlichen Körper, Pflanzen, Thiere, Seelen werden einzeln mit ihren Schönheiten erzählet; sonderlich das Erhabene, Schöne und Wunderwürdige des Gemüths, nebst der Verbindung der Einbildungskraft, und der moralischen Fähigkeit zu handeln; worauf der Beschluß folget.

Das II. Buch hebt an die Werke der Einbildungskraft von der Weltweisheit abzusondern; und die Ursache zu entdecken, warum sie von den Neuern so gemisbrauchet werde. Hierauf machet er einige Hoffnung, sie wieder, unter dem Einflusse der öffentlichen Freyheit, vereiniget zu sehen.

There

che Menschenopferung bey ihnen eingerissen; welche aus der Historie vom Opfer Abrahams, der Isaac opfern wollte, die man übel verstanden und verkehrt ausgedeutet, etwan ihren Ursprung genommen hat. Nachhero aber nahm die schändliche Abgötterey mehr und mehr überhand. Den Dingen, die man ehedessen als Zeichen der Gegenwart GOttes in Ehren hielte, gab man besondere Figuren und eigene Namen, damit Götzen daraus würden; deren denn eine ungeheure Menge bey den Geschichtschreibern namentlich angeführet wird.

Da unsere Vorfahren von GOtt mehrentheils so gesunde Gedanken geheget haben, so ist es kein Wunder, daß sie in der Lehre von der Seele eben so wohl unterrichtet gewesen sind. Sie behaupteten derselben Unsterblichkeit, und hatten davon den Nutzen, daß ihre Kriegsleute den Tod weniger scheueten, und sich desto tapferer erwiesen. Anbey glaubten sie, daß die Seelen nach der Trennung vom Leibe in ein besseres Leben versetzet würden. Der Tod wäre gleichsam ein Durchgang von einem zu dem andern. Und dieses würde nicht sowohl von neuem angefangen, als nur fortgesetzet. Mela beschreibet unterschiedene Gebräuche bey ihren Beerdigungen, daraus zu schliessen ist, daß sie von der Wahrheit dieser Lehre völlige Uberzeugung und darneben die Meynung gehabt, daß die Seelen mit einem ganz andern Körper dereinst angethan werden würden. Viele Gelehrten suchen den Grund dieser Lehre in der Pythagorischen Seelenwanderung: Unter denen einige dieselbe, etwas mildern wollen, wenn sie sagen, Pythagoras hätte die Wanderung

There shall the Virtues, ther shalt Wisdom's train
Their longlost friends rejoining, as of old,
Imbrace the smiling Family of arts,
The Muses and the Graces. Then no more
Shall vice, distracting their delicious gifts
To aims abhor'd, with high distaste and scorn
Turn from their charms the philosophic eye,
The patriot bosom &c. &c.

Sodann werden die zufälligen Vergnügungen erzählet, welche den Einfluß angenehmer Gegenstände in die Einbildungskraft verstärken. Die sinnl. Vergnügungen werden nunmehr beschrieben, und gewisse besondre Umstände des Gemüths dabey angemerket. Die Entdeckung der Wahrheit ist mit eine Belustigung der Seele; wie nicht weniger die Wahrnehmung der Ordnung, und künstlichen Einrichtung zusammengesetzter Dinge zu einer Absicht. Endlich führet die Erregung der Leidenschaften dergleichen Vergnügen bey sich, als welche von einer angenehmen Empfindung entspringen. Der Zweck derselben, wird durch ein allegorisches Gesicht beschrieben, und durch die Beyspiele des Kummers, Mitleidens, Schreckens und Zornes erläutert.

Wir würden gern diese allegorische Dichtung mittheilen, wenn sie sich kurz fassen ließe. Vielleicht thun wirs nächstens einmal: wiewohl wir die Hoffnung haben, dieß ganze Gedicht bald deutsch lesen zu können.

Das III B. zeiget das Vergnügen, in Betrachtung der Gemüthsarten und Sitten der Menschen,

so

ſo gar, wenn ſie laſterhaft und abgeſchmackt ſind. Der Urſprung der Laſter, wird aus den falſchen Vorſtellungen der Einbildung hergeleitet, die falſche Begriffe vom guten und Böſen wirket. Hier unterſuchet der Verf. das Auslachenswürdige; erzählet die allgemeinen Quellen des Lächerlichen in den Gemüthern und Charaktern der Leute; und erkläret den Zweck bey der Empfindung des Lächerlichen, die dem Menſchen eigen iſt. Da auch gewiſſe Geſtalten unbeſeelter Dinge mit den Empfindungen und Eigenſchaften des Gemüths eine Aehnlichkeit haben: ſo werden dieſelben beſchrieben. Die Wirkungen der Seele, in der Hervorbringung der Werke der Einbildungskraft, werden auch beſchrieben; und das Nebenvergnügen von der Nachahmung erkläret. Dabey bemerket der Verfaſſer, die gütige Ordnung in der Welt, in willkührlicher Verbindung, mit den Gegenſtänden, ſo ſie erwecken. Die Natur und Lenkung des Geſchmackes wird endlich auch erkläret: und ſodann beſchließt er, mit einer Anpreiſung der natürlichen und ſittlichen Vortheile, die von einer empfindlichen und wohleingerichteten Einbildungskraft entſtehen.

„O Geſegneter des Himmels! den weder die matten Lieder der Ueppigkeit, der Sirene, noch die Lockungen eines ſchmutzigen Reichthums, noch alle die ſchnöden Räubereyen des Ehrgeizes verführen können, die immer beblümten Süßigkeiten zu verlaſſen, welche eine ſchöne Einbildungskraft von der Quelle der Natur entlehnet, eine belebte Seele zu reizen. Wann gleich nicht alle Sterbliche dieſe Höhe eines

benei-

beneidenswürdigen Lebens erreichen; wiewohl nur wenige, fürstliche Schätze oder kaiserliche Staaten besitzen können: so hat doch die gegen alle ihre Kinder gerechte Sorgfalt der Natur, mit viel reichern und weitläuftigern Gütern einen jeden glücklichen Menschen begabt, der ihrer zu genießen Lust hat. Ihm gehöret der Städte Pracht, sein ist die Ehre der Ländereyen. Alles was der Fürsten Palläste schmücket, die Säulen und Bogen, die athmenden Marmor, und das Gold der Schnitzwerke, welches der stolze Besitzer eng und klein nennet, genießt seine frohe Brust. Für ihn träufelt ihr Springbrunn seinen Thau ꝛc. für ihn färbet die Hand des Herbstes jeden fruchtbaren Ast mit blumigtem Golde und reiner Röthe, gleich dem Morgenhimmel. Jede Stunde liefert von ihren Flügeln ihren Tribut, und neue Schönheiten schmücken seinen lieblichen Spaziergang; ja die ungefärbte Liebe reizet ihn. u. s. w.„

So sang schon einer unsrer Dichter vor 30 Jahren:

Noch hat es mir an Gütern nicht gefehlt,
Warum? Der Weltkreis ist mein eigen:
Des Reichen Hand hat nur das Geld gezählt,
Mir täglich neue Lust zu zeugen.
Sein Haus und Hof, sein Garten, Wald und Feld
Giebt ihm die Last, und mir die Freude:
Und wenn er gleich den Namen Herr, behält;
Genießen wirs doch alle beyde:

V.

Gedichte von Johann George Bock,

der Universität zu Königsberg ordentl. Prof. der königl. preußischen Akad. der Wissensch. Mitgl. Druckts und verl. Joh. Heinr. Hartung. 1756. in gr. 8.

Herr Professor Bock zu Königsberg ist längst durch einige starke Proben seiner Dichtkunst, auch in Deutschland bekannt geworden; und auch in unsrer Monathschrift, haben wir zuweilen einige davon mitgetheilet. Der preußische Parnaß konnte also gewiß Ehre davon hoffen, wenn er eine vollständige Sammlung derselben ans Licht stellete: und das sahen seine Freunde gar wohl ein, die ihn oft inständigst dazu ermahnten. Allein, es kostete Mühe, ihn dazu zu bereden, da das Splitterrichten über die Poeten zur Mode geworden; und eine Menge von Alltagskritikastern, sich eine dictatorische Macht auf dem Helikon anmaßet.

Endlich überwanden gleichwohl die triftigen Vorstellungen wohlmeynender Freunde, seinen Widerstand. Einer von denselben, vertritt, in einem langen Schreiben an den Hrn. Professor Bock, die Stelle eines Vorredners, und räumet alle diejenigen Scrupel beyseit, die ihn bisher, von der Ausgabe seiner Gedichte, abgehalten haben. Der Schwung ist neu; und es wird niemanden gereuen, dieß Stück gelesen zu haben. Wir muthmaßen nicht ohne Grund, daß Herr Prof. Flottwell, der Verfasser desselben

gewesen, der seiner Vaterstadt, als ein Redner viel Ehre machet.

Die Gedichte selbst, sind in verschiedene Classen abgetheilet. Die erste hält 6. St. heilige Glaubensgedanken in sich, darunter uns die Unermeßlichkeit Gottes, sonderlich gefallen hat. Es hebt so an:

Ach! fühl ich denn umsonst der Sehnsucht heilges Brennen,
Dich, der du alles kennst, voll Ehrfurcht zu erkennen?
Warum verbirgst du dich, von mir geforschter Geist,
Der alles in sich faßt, ob ihn gleich nichts umschleußt?
Laß deine Gotteskraft mir deine Größe zeigen,
Und der Erkenntniß Maaß mit deinem Ruhme steigen.
Bey deiner Größe wird auch meine Seele groß,
Die sich in dich versenkt, und frey, und schrankenlos
In deine Tiefen wirst, nach deinen Höhen hebet,
Und, aller Wesen Grund! nach deinem Grunde strebet.

So männlich singt unser Dichter; und so frey ist er von so vielen neuern Abwegen der Dichtkunst, die so manchen itzo verführen. Die nächste Classe liefert Gedichte, auf die königlichen Krönungs- und Geburtstage, die der Herr Verfasser amtshalber, jährlich durch Gedichte verehren muß, und wobey er allemal auserlesene Materien ausgeführet hat. Hier zeiget der Dichter, daß er ein würdiger Erbe der heroischen Trompete sey, die sonst Hofrath Pietsch in seiner Gewalt gehabt, dessen Nachfolger der Herr Prof. seit 20 Jahren gewesen ist. Sonderlich haben S. königliche Maj. der itzt regierende König, einen würdigen Herold ihrer Thaten an dem

Herrn

Herrn Professor Bock gefunden; in welcher Betrachtung er denn wohl ein billiger und glimpflicher Urtheil über seine Gedichte verdienet hätte, als ihm neulich eine berlinische Zeitung gefället hat. In Wahrheit, man muß sich wundern, wie solch eine Frechheit, wider eine königlich preußische Universität, in der Residenz selbst verstattet wird? Würde man dergleichen wohl in Hannover wider Göttingen gestatten?

Die III. Abtheilung, enthält Gedichte, auf denkwürdige Begebenheiten; und auch diese betreffen mehrentheils das königliche Haus, oder Siege, Friedensfeste, Huldigungen, Jubelfeste, die Universität Göttingen, ein Invalidenhaus, u.d.m. Zum Exempel sollen einige Strophen dienen, die aus dem Jubelgedichte auf das II. Jahrh. der Universität zu Königsberg genommen sind.

Durch diese Natterbrut, die sich den Hader nennt,
Wird, wie der Ordnung Band, der Künste Bau zertrennt,
So Heerd als Hirt zerstreut. Wie mag die Wahrheit siegen,
Wann Lehrer wider sich in bittern Waffen liegen?
Wer immer um sich tobt, wen jeder fürchten muß,
Dem dient der Kettenschmuck des schwarzen Cerberus:
Es treffe Phöbus Pfeil die, so mit Zank und Krachen,
Den grünenden Parnaß zu einer Wildbahn machen.

Daher hat Albrecht uns den Frieden eingeprägt,
Den sein Gedächtnißstück noch unter Augen legt.
Er hat die Musenburg am Pregel auferbauet,
Nicht, weil man diesen Strom in öftrer Unruh schauet,

Nicht als ein Kriegesbild; vielmehr ſoll ſeine Fluth
Ein ſpiegelnd Muſter ſeyn, daß wir ſo Lehr als Muth,
Wie deſſen Tropfen ſich weich an einander ſchließen,
Und ihm es nachzuthun, ſo ſanft verbinden müſſen.

Die Völker, die der Grund an unſre Gränzen ſchleußt,
Zieht noch der Tempel her, den angeſtreckten Geiſt,
Wie die Natur ihr Land mit unſerm zu verbinden.
Hier läſſet ſich ein Kern bemühter Seelen finden,
Auf die als Stützen ſchon der ferne Vater ſchaut.
Ihr, die der milde Schooß der Nachbarn uns vertraut!
Ihr könnet, wenn wir euch am Helikon erblicken,
Ihn ſo, wie unſern Strand der edle Börnſtein ſchmücken.

Laß, Preußen! dieſes Glück dir unvergeßlich ſeyn,
Auch ſolches macht dich ſchon vor vielen ungemein.
Du kannſt den Stoff zur Kunſt in deinen nahen Gründen,
Und was die Weisheit pflanzt, auf deinem Acker finden.
Die Koſten werden dir zu einer weitern Fahrt,
Und fremde Laſter auch hiedurch zugleich erſpart.
Dir darf kein langer Weg erſt weiſe Bürger lehren,
Du ziehſt, du findeſt ſie an deinen eignen Söhnen.

Dich kränkt, dich ſtöret nicht ein ihrendes Geſchrey,
Als ob den Franzen nur die Einſicht erblich ſey:
Der muntre Weingeiſt mag ihr flüchtig Blut erregen,
Wie leicht ermüden die, die ſich zu ſchnell bewegen?
Auch findet um den Belt des Witzes Tiefe ſtatt.
Und wem kein Vorurtheil den Witz verdunkelt hat,
Der merkt, daß durch den Hauch des unbequemen Norden
Die unverloſchne Kunſt mehr unterhalten worden.

Verge-

Vergebens hat der Neid sich wider uns empört,
Weil unsre Feder nicht die Bücherschranken mehrt;
Man schätzt die Wissenschaft nicht nach der Schriften Menge:
Wird der papiernen Last nicht schon der Raum zu enge?
Der Mangel ist beglückt, wenn uns nur dieses fehlt,
Daß uns die Schreibsucht nicht, wie andre Geister quält;
Daß wir den Leser nicht um Zeit und Geld betrügen,
In rothen Titeln stehn, und unerröthet lügen.

Es überfärbe die ein schminkend Zeitungsblatt,
Die des Verlegers Klang zum Raub gedungen hat;
Die ihr gebrütet Werk aus zehn Registern fassen,
Und statt der Stirne nur die Presse schwitzen lassen;
u. s. w.

Die IV. Abtheilung liefert Zeugnisse der Wehmuth u. Pflicht; auf Todesfälle vom vorigen Könige, Staatsministern, Feldherren, Hofpredigern, Hofrath Pierschen, u. d. m. Die V. Abth. zeiget Lieferungen der Ehrfurcht, Hochachtung u. Freundschaft; auf Staatsminister, und andere ansehnliche Leute, beyderley Geschlechts. Die VI. enthält Cantaten. Die VII. eine Nachlese von Gedichten; die theils geistlich, theils weltlich sind, sowohl auf die durchlauchte Personen, als auf andre Begebenheiten und vermischte Gegenstände. Z. E. auf den Börnstein, als das Eigenthum Preußens. Einige Uebersetzungen aus Horazens Oden; auf den Thee, die Zunge, die Bücher, die Heldendichter, an seine Verfolger. u. d. m.

Wir gestehen aber unsern Lesern gern, daß sie hier nirgends ein Haberrohr, das nur von Wein und

Liebe tönet, und meiſtens ſehr froſtige Gedanken in ſchwere Wörter verſtecket, finden werden. Unſer Dichter ſchreibt feurig und erhaben, wenn es ſein Gegenſtand erfodert: aber auch fließend und zierlich, wenn ſein Stoff nur mittelmäßig und niedrig iſt. Seine Kühnheit in Ausdrücken, treibt ihn niemals ins Unvernünftige; und ſeine Begierde zu Scherzen niemals ins Poßirliche. Genug, er verdienet denen beygeſellet zu werden, die unſern Zeiten und ihrem Vaterlande Ehre machen.

V.

Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de Madame de Maintenon, & à celle du Siecle paſſé. Tom. I. XVI. à Amſterd. aux depens de l' Autour 1755. in groß 12.

Der Herr von Beaumelle, der ſchon vor einem oder zwey Jahren ein Bändchen Briefe der Fr. von Maintenon herausgegeben, that ſolches nur in der Abſicht, von allerley Innehabern und Beſitzern mehrerer Nachrichten von dieſer berufenen Frau, allen möglichen Vortrag zu dieſem Vorhaben herauszulocken. Sein Vorſatz iſt ihm gelungen. Itzo hält er Wort, und liefert ſehr weitläuftige Nachrichten zu ihrem Leben, oder auch zur Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Es war nicht anders möglich, als daß ein Frauenzimmer, welches 30 Jahre eine ſolche beträchtliche

Rolle

Rolle gespielet, die zwischen einer Gemahlinn, und Buhlschaft Ludewigs des XIV. das Mittel gehalten, und aller seiner Vertraulichkeit, auch in Staatssachen gewürdiget worden, viel Theil an den öffentlichen Angelegenheiten gehabt haben muß. Wer also ihre Geschichte etwas ausführlich schreiben will, der muß nothwendig unzählige Dinge ins Licht setzen, die den französischen Hof, die Geschichte von Frankreich, ja, wegen der Vertreibung der Hugenotten, und unaufhörlichen Kriege, auch ganz Europa betreffen. Der Titel dieses Werkes ist also nicht pralerisch, sondern der Wahrheit gemäß, so eingerichtet.

In der Vorrede, entdecket der Verfasser seine Absichten, seinen Begriff von einer zuverläßigen, und nützlichen Historie, und die Quellen seiner Nachrichten. Die ersten wissen wir schon aus dem obigen. Das zweyte, nämlich seinen Begriff, von einer rechten Geschichte, erkläret er so ausführlich, als gründlich.

Er ist kein Freund von den heutigen Abkürzern aller Geschichte; die gleichsam die ganzen Weltbegebenheiten, in eine Nuß einschließen wollen. Das giebt ein bloßes Gerippe ohne Fleisch und Sehnen, ohne Saft und Kraft. Die allzugroße Kürze erleuchtet den Verstand nicht, giebt keine Ursachen, und folglich weder Zusammenhang noch Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten an die Hand. Kurz, diese Abkürzer kommen uns vor, wie Hübners zehnter Theil; wo es z. E. sehr erbaulich für Kinder zu lernen ist, wenn sie in der Geschichte der persischen Monarchie lesen; „Smerdes war ein Küchen-

der Seelen auch in die Leiber der Thiere behauptet; die Druiden hingegen hätten dazu bloß den menschlichen Körper ausgesetzet. Allein dieses letztere hat keinen Grund. Jenes beruhet auf der irrigen Meynung, als wenn die Druiden den Pythagoras zum Lehrmeister gehabt hätten, welche oben bereits verworfen worden. Mela würde gewiß der Lehre von der Seelenwanderung nicht vergessen haben, da er der behaupteten Ewigkeit der Seelen erwehnet, wenn beyde so genau mit einander verbunden wären. Endlich ist es ja vor sich selbst klar, daß eines aus dem andern gar nicht folge. Ch. Pufendorf erweiset vielmehr aus den Gebräuchen, so bey ihren Beerdigungen beobachtet werden, welche diejenigen selbst anführen, die vor die Seelenwanderung geneigt sind, mit gutem Grunde das Gegentheil.

Von den Physischen Lehrsätzen der Druiden ist wenig zu finden, und man kan es, wegen des dunkeln Vortrages, auf allerley Art erklären. Daß sie die Schöpfung der Welt behauptet haben, ist sehr wahrscheinlich; ob man gleich nicht wohl heraus bringen kan, was vor eine Art der Schöpfung sie angenommen. Strabo und andere von denen Alten, welche sich um der Druiden Lehren bekümmert, haben hievon nichts, oder doch nichts zuverläßiges aufgezeichnet. Martins Gedanken gefallen dem Herrn Verfasser am besten.

Plinius der ältere hat ein grosses Werk gemachet von dem Schlangeney, als einem Wahrzeichen und kostbaren Schmucke der Druiden. Er gedenket der wunderbaren Kräfte, welche ihm von den Druiden zugeschrieben würden, und der Mühe, womit es aufgefan-

„junge, und ward an den abgeschnittenen Ohren er„kannt.„ Eine vortreffliche Kenntniß!

Der H. V. ist also der Meynung, man müsse sich auch in die Umstände der Begebenheiten, und in die Ursachen aller Veränderungen einlassen, wenn man die Geschichte schreiben will. Er ist dagegen kein Liebhaber von den Abschilderungen der Personen, wovon einige neue Geschichtschreiber soviel Werks machen. Er sieht insgemein in diesen gekünstelten Bildern, viel erdichtetes; und beschuldiget diese vermeynten Maler, daß sie oft die Begebenheiten selbst, nach ihren Bildnissen verdrehen. Und unsers Erachtens, hat er nicht unrecht. Dagegen glaubet er, man werde aus seinen Erzählungen die wahren Abbildungen seiner Personen selbst machen lernen; und das werde viel sicherer seyn.

Was die Quellen seiner Nachrichten betrifft: so meldet er aufrichtig, wo er dieselben gefunden. Sie sind theils bereits gedruckte Schriften, theils vornehmlich viel geschriebene Sachen, die er aus solchen Händen, und von solchen Federn erhalten, die unmöglich verdächtig seyn können. Er lobet die Glückseligkeit unsrer Zeiten, da man alles, was wahr ist, schreiben darf; wenn nur die Leute schon todt sind: und muntert die Großen der Welt auf, den historischen Federn keine Schranken zu setzen: weil sie sonst Gefahr laufen, daß viel falsches und ungereimtes von ihnen, auf die Nachwelt kommen wird. Aber kann es nicht leicht kommen, daß das Falsche von manchem Prinzen, vortheilhafter für ihn klingen wird, als das Wahre? Damit schmäucheln sich die Großen dieser Welt: da ihre vertrautesten Hofleute

leute und Diener, welche die Wahrheit wohl wissen, fast niemals Bücher schreiben; die Schriftsteller aber, die den Höfen insgemein gefährliche Leute zu seyn scheinen, mit Fleiß vom Hofe entfernet werden; damit sie alles nur durch einen Nebel sehen mögen. Kurz die Vorrede ist werth, gelesen zu werden.

In dem I. Buche, handelt der Hr. von Beaumelle, von dem Geschlechte derer von Aubigne, aus welchem die Frau von Maintenon entsprossen. So trocken dasselbe im Anfange klingt, da er selbiges aus dem XII. Jahrhunderte herleitet: so lebhaft und wichtig wird es bald bey dem Großvater der Frau von Maintenon; um die Zeiten Königs Carls des IX. Heinrichs des III. und Heinrichs des IV. in Frankreich. Es ist bekannt, daß um diese Zeit die grausamen Zerrüttungen der Religion wegen, die schreckliche Bluthochzeit, die Umsattelung Heinrichs des IV. und das Edict von Nantes, das allen Hugenotten die Religionsfreyheit gab, vorgefallen. Bey allen diesen Dingen, hat der Herr von Aubigne eine wichtige Person gespielet, ist einer der vornehmsten Helden der Protestanten gewesen, und, aller Lockungen ungeachtet, als ein standhafter 80 jähriger Greis zu Genf gestorben. Hier sieht man aus genau erzählten Umständen, wie klein in der That, der so gepriesene große Heinreich der Franzosen gewesen; und wie abscheulich man mit den armen Calvinisten umgegangen. Gewiß, ein jeder Evangelischer wird es nicht ohne Entsetzen lesen können.

In den übrigen Büchern, werden die Begebenheiten der Frau von Maintenon nach der Ordnung erzählet. Ihre Jugend, ihre Heurath mit

mit dem krüppelichten Scarron, ihr Wittwenstand, ihre Gnade beym Könige, ihre Macht, und ihr Einfluß in viele Staatssachen, ihre Entfernung vom Hofe, und Erbauung des Stiftes zu St. Cyr; kurz: alles wird so umständlich, und mit einer so lebhaften Schreibart vorgetragen, daß es einen jeden Leser vergnügen wird; und wir werden sonder Zweifel, bald eine Deutsche Uebersetzung davon zu gewarten haben, die wir nur in gute Hände wünschen. Die Bildnisse der Frau von M. theils in ihrer Blüthe, theils in ihrem Alter, und sonderlich neue Bände von Briefen von ihr, und an sie, geben diesem Werke auch eine Zierde.

* * * * * * * * * * * * *

VII.

Schriften für den Witz und das Herz,

verfasset und herausgegeben von M. Joh. Nathan. Reicheln, der Ges. der fr. Künste zu Leipzig, und der schönen Wiss. zu Oettingen im Rieß Mitgl. bey Joh. Chr. Langenheimen. 1756. in 8.

Unter vielen artigen Sammlungen neuerer Gedichte, sind uns gegenwärtige Schriften in beyderley Schreibart merkwürdig vorgekommen. Sie sind einem Paare rechtschaffener Patrioten u. wahrer Freunde zugeschrieben. Der Herr Verfasser schildert diese beyden Männer als ein Paar schätzbare Personen, die ihm ihre Söhne zu bilden anvertrauet. Er glaubet nicht, daß in diesen Bogen ein Wort vorkommen werde, welches die Ehrfurcht verletzen sollte,

sollte, die man Verehrern der Religion, Weisheit und Tugend schuldig ist. Seine Muse habe sich allemal gescheuet, Lieder zu dichten, welche der vernünftigen Nachwelt eine Aergerniß sind.„ Diese treffliche Gesinnung des Hrn. Verf. hat uns vorzüglich wohlgefallen. „Der Haß gegen die Laster, und verderbte Sitten, habe ihn zwar bisweilen zu einem Strafgedichte verleitet; niemals aber habe er, durch eine freche Schandschrift, den guten Namen seiner Mitbürger, oder sein eigenes Gewissen zu beleidigen gesuchet. Was kann man löblichers, als ein solches Geständniß lesen?

In der Vorrede übergiebt der Dichter seine Arbeiten der Kritik. Er sieht es ein, daß keine fußfällige Bittschrift, keine Pralerey, keine Anpreisung Gedichten Beyfall erwerbe; und wenn man sich ja in trägen Gemüthern einigen Beyfall erschliche, daß dennoch der feine Geschmack endlich die Oberhand behielte. Diese Erfahrung habe ihm alle Streitschriften über den Geschmack lächerlich gemachet. Der Werth einer Schrift werde durch Zänkereyen nicht bestimmet. Matte Reimschmiede, und schwülstige Mährchendichter, würden vergessen, ohne daß sich unsre Galle wider sie empören dörfte. „Lasset sie träumen, sich selbst lieben, rasen oder jauchzen! Lasset sie spielen und klappern, und in vielen Bänden ihren Schwalbenwitz zeigen. Die Zeit bleibt doch Richter!„

Hans und Spitz, sein Hund, sind eine Erzählung. Das II. Stück ist eine anakreontische, aber christliche Ode. Wir wollen sie zur Probe wählen:

Anna-

Anakreontisch denken,
Mit Tod und Himmel scherzen;
Anakreontisch singen,
Mit Davids Liedern spotten;
Anakreontisch leben,
Die edle Zeit vertrinken,
Beym Weine sie verbuhlen,
Und wenn die Kraft verschwunden,
Durch Schlaf sich neue saugen:
Nennt ein gesunder Jüngling,
In Wollust auferzogen,
Ein Fremdling in der Weisheit,
Des Lebens Zweck und Freude.

Wie aber? wenn ein Fieber
Ihn auf das Siechbett reißet?
Wenn ihm die besten Aerzte
Die letzte Stärkung reichen,
Und ihn die Freunde bitten:
Er soll sein Haus bestellen,
Die Krankheit sey zum Tode?
Wird die verwirrte Seele
Sich Trost aus Büchern schopfen?
Wird er sich am Gewäsche,
Am Tändeln und am Küssen
Der Buhlerinn erquicken?
Wird ihm die dunklen Wege
Zum ewigen Bewußtseyn,
Anakreon erleuchten?
Wird er zufrieden sterben?
Und ewig fröhlich leben?
O Jüngling, wärst du weise!

Das IV. St. ist ein Brief an eine Braut, mit Versen vermischet. Das V. ist eine Erzählung von einem Prinzen in Japan, der die Hunde sehr liebte. Es folget die VI. von einer nutzbaren Kuh; das VII. vom Cato von Utica. Das VIII. ist wieder ein Brief an ein Frauenzimmer, das Poeten liest. Nun folget eine Ode an einen Freund. Die folgenden beyden sind wieder artige Erzählungen. Nun kömmt eine daktylische Ode, von der es nur schade ist, daß die langen Zeilen keinen Abschnitt haben:

Mußte die Tugend der siegenden Rahel dein Herz nicht entziehen?
Liebst du nicht ferner den sächsischen Freund?
Pflegt denn die Freundschaft vorm lächelnden Anblick der Liebe zu fliehen?
Sind sie nicht Schwestern, nicht ewig vereint? u. s. w.

Der

Das XVIII. Stück wollen wir mittheilen:

Die versöhnliche Frau.

Ein junges muntres Weib, das oft zum Tempel kam,
Nie plauderte noch nickte,
Die Bibel mit zur Kirche nahm.
Und sich an jedem Spruch erquickte.
Sprach, nach erklärter Christenpflicht,
Vergebet euren Feinden!
Das ist die Pflicht, die ich nie unterlasse:
(Die fromme Seele!) denn ich hasse,
Auch meines Mannes Mörder nicht.
Dieß hört die Nachbarinn. Sie muß die Wittwe fragen:
Wer ihren Mann hat todt geschlagen?
Je! spricht sie, wenn etwa sich einer finden sollte,
Der meinen Mann erschlagen wollte:
Von Herzen wollt ichs ihm verzeihn!

Das laß mir eine Christinn seyn!

Dergleichen Abwechslungen nun kommen durchgehends vor. Man wird überall artige neue Gedanken, schöne wohlklingende Verse, und weder schwülstige noch niederträchtige Ausdrücke finden. Wir wünschen, daß der Hr. Verf. an seinen Leben der deutschen Dichter fleißig arbeiten möge, damit wir bald, wenigstens die aus dem vorigen Jahrhunderte, bekommen mögen.

Der Druck dieser Schriften ist auch sehr sauber gerathen, und mit vielen kleinen Zierrathen und einem Kupfertitel ausgeputzet.

VIII.

Schreiben an Herrn Pastor Fuchs,

umweit Dresden auf dem Lande, wegen seines im hamb. Correspondenten eingerückten Artikels.

Hochwohlehrwürdiger und Hochwohlgelahrter

insonders werthgeschätzter Herr Pastor!

Es hat Eurer Hochwohlehrw. gefallen, wider meine freymüthige Anzeige einiger Irrthümer, welche Herr Zachariä, in seinem Gedichte auf den Tod des Herrn v. Hagedorn begangen hat, eines und das andere in dem hamburgischen Correspondenten zu erinnern. Die Art, wie Sie solches gethan haben, verbindet mich, Ihnen in dieser Zuschrift eine Antwort darauf zu geben. Ich bin zwar der Hr. M. Joh. Nathanael Reichel nicht, welchem die Anzeige zugeschrieben worden; allein ich muß auch aus Freundschaft gegen gedachten Herrn Magister, mich als den wahren Verfasser angeben, und dasjenige vertheidigen, was ich sehr zuverläßig geschrieben habe. Auf der 27sten Seite meiner Anzeige, erwähnete ich des Geschenkes von zwanzig Thalern, welches Eu. Hochwohlerw. von dem Herrn von Hagedorn anfänglich empfangen haben. Dawider machen Sie eine unerhebliche Erinnerung: daß Sie näml. drey Jahre lang auf die

die 400 Thaler von dem Herrn von Hagedorn bekommen hätten. Hierinnen will ich Ihnen zwar nicht widersprechen: Sie widersprechen aber auch meinem Vorgeben nicht: denn das erste Hagedornische Geschenk zu einem Kleide, hat doch ungefähr aus 20 Thalern bestanden. Das Uebrige, was Sie hernach empfangen haben, sind nicht bloß Hagedornische, sondern vielmehr fremde Wohlthaten gewesen. Es bekannte ja der Herr von Hagedorn, noch bey seinem Leben, solches öffentlich, in der zweyten vermehrten Ausgabe seiner moralischen Gedichte auf der 67 Seite. Er schreibt

„Ihre besondere Fähigkeit und Begierde zu den „Wissenschaften, sey durch die Gutthätigkeit vie„ler Standespersonen, Hamburger und dasiger „Engelländer, insonderheit aber durch die „Milde des herzogl. braunschw. Carolini, ver„mittelst der Fürsorge des Herrn Abt Jeru„salems, rühmlich unterstützet worden.

Wir sind also in dem ersten Punkte mit einander einig: denn Sie werden hoffentlich eben so wenig, als ich, dem öffentlichen Zeugnisse des sel. Herrn von Hagedorn widersprechen wollen.

Was nun den zweyten Punkt betrifft: daß es Ihnen nicht verbothen worden, zum Herrn Professor Gottsched zu gehen, und Wohlthaten von ihm anzunehmen; sondern daß der Hr. Professor Gottsched vielmehr ihnen seine Wohlthaten nachmals, da Sie besser versorget gewesen, entzogen habe: darauf gebe ich Eurer Hochwohlehrwürden folgende

Ant-

Antwort. Erstlich war dieses Verboth unter den jungen beaux Esprits, die damals in Leipzig bey der Tabackspfeife peinliche Halsgerichte hegten, eine allgemeine Sage. Zweytens kamen Sie, wertheſter Herr Pastor! nach erhaltenem ersten Geschenke, weder in des Herrn Prof. Gottscheds Collegia, die er Ihnen umsonst gab; noch außer den Stunden mehr zu dem Herrn Prof. Gottsched. Da sie sich nun nicht mehr sehen lieſten; und nach ihrer eignen billigen Einsicht, niemanden eine Wohlthat aufgedrungen werden mag; der Herr Prof. Gottsched Sie auch durch die dritte Hand mit seiner Wohlthat nicht beschämen konnte, und mochte: so ist es freylich, wie wohl ohne seine Schuld, unterblieben.

Jedoch ich weis es, Sie ziehen die guten Gesinnungen des Herrn Prof. Gottscheds nicht in Zweifel. Es ist auch meine Absicht niemals gewesen, Sie, durch Erwähnung dieser Umstände, zu beleidigen. Herr Zachariä hat Sie auf eine gewaltsame Art in diesen Streit gezogen. Der Herr Conferenzrath von Bar, hat der Wohlthaten, des sel. Herrn von Hagedorn in seinem Trauergedichte auch gedacht; er hat es aber auf eine solche Weise gethan, die dem verstorbenen Ehre, und den annoch lebenden keine Schände machte.

Eure Hochwohlehrw. verehren den sel. Herrn von Hagedorn, als einen Wohlthäter; ich schätze ihn als einen geschickten Dichter hoch. Wegen seiner Verdienste habe ich manches zurückbehalten, was den Hrn. Zachariä hätte beschämen können. Ich

habe

habe den Hrn. von Hagedorn, so viel mir möglich, gewesen ist, geschonet; ich habe aber auch einiger unangenehmen Umstände gedenken müssen: da ich mit einem unbescheidenen Anbether desselben, einen Streit habe; der da geglaubet, er könne dem Verstorbenen keine Ehrenpforte bauen, wenn er nicht zugleich einem Lebendigen, der ihm doch niemals feind gewesen, eine Schandsäule aufrichtete. Herr Zachariä, hatte keine gelindere Antwort verdienet; und nur seiner Grobheit, müssen es die Freunde des sel. Herrn von Hagedorn zuschreiben, wenn ich ja etwas unangenehmes von ihm eingestreuet hätte: welches aber wenigstens dazu dienen könnte, ein gar zu sehr vergöttertes Bild, auf den ihm gebührenden Grad herunter zu setzen, ohne es in den Staub zu treten.

Uebrigens schieben Euer Hochwohlehrw. es dem Herrn Prof. **Gottsched** ins Gewissen, ob er eines Mannes Großmuth könne in Zweifel ziehen lassen, mit dessen Zeugnisse von seiner Dichtkunst, er sich doch zu schützen suchete. Ich muß mit ihrer Erlaubniß bekennen, daß ich in dieser Gewissensrüge keinen Zusammenhang finde. Im 1730 Jahre, lobte der sel. Herr von Hagedorn den Herrn Prof. Gottsched. Nachgehends, da sich die Neider, und Feinde des Herrn Prof. viele Mühe gaben, den Herrn von Hagedorn zu gewinnen, und ihn auch gewissermaßen gewonnen, ward er freylich gegen den Herrn Prof. Gottsched sehr kaltsinnig. Zu dieser Kaltsinnigkeit, trug ein anderer bekannter Zufall, auch etwas bey; den ich itzo nicht berühren mag. Ich behalte mir denselben auf ein andermal vor, wenn man mich nöthigen sollte, weiter die Feder anzusetzen.

gefangen werden müste, ausführlich. Martin hält davor, Plinius sey hier bey den Schalen stehen geblieben, und habe den Kern nicht untersuchet. Wie, wenn hierunter gar die Wahrheit von dem Ursprunge der Welt aus einem Eye verborgen läge? Laertius berichtet wenigstens, die Druiden hätten auch diese in Fabeln eingehüllet: Und vielleicht haben sie dieselbe nach dem Exempel des Orpheus und der alten Egyptier auch geglaubet?

Wenn wir den Strabo hören, so haben die Druiden geglaubet, die Welt werde einstens durch Feuer und Wasser untergehen. Er ist der einzige, der dieses von ihnen berichtet. Daher man fast auf die Gedanken gerathen könnte, er habe ihre Meynung entweder nicht recht eingenommen, oder so, wie sie ihm von andern vorgetragen worden, ohne fernere Untersuchung niedergeschrieben. Wenn sie aber so beschaffen ist, so findet man darinn eine grosse Aehnlichkeit mit dem Satze der Stoiker und Platoniker, welche der Welt eben diese Art des Unterganges bestimmeten. Die Druiden hätten indessen, wenn dem also wäre, etwas wahres und falsches vorgebracht. Wahr ist es, und in der ganzen Heydnischen Theologie vor bekannt angenommen, daß die Welt ehemals durch Wasser sey verderbet worden. Hingegen ist es falsch, daß sich künftig Wasser und Feuer zu ihrem Untergange vereinigen sollten. Denn was uns GOtt von demselben offenbaret hat, saget davon nichts; die Druiden hätten es auch nicht wissen können.

Was die übrigen gelehrten Beschäftigungen der Druiden anlanget, so sollen sie die Gestirne und derselben Bewegung fleißig untersuchet, imgleichen die

So leicht es dem sel. Herrn von Hagedorn nun ankam, seine Gesinnungen zu ändern; eben so leicht, kann er auch einen jungen Poeten, von dem Herrn Prof. abzuziehen gesuchet haben. Lieber Herr Pastor! distingue tempora, sic concordabit Scriptura.

Man kann es sich kaum vorstellen, wie sehr sich des Herrn Prof. Gottscheds Widersacher bestreben, seine Verdienste, bey allen nur möglichen Gelegenheiten, zu verleugnen. Was Herrr Zachariä seines Theils gethan hat, liegt am Tage. Diesem hitzigen Manne mußte man ein Wort des Ernstes sagen; und es war nicht anders möglich, Eure Hochwohlehrw. mußten auch zulassen, daß man dabey Ihrer gedachte. Ich habe Ihnen indessen nichts zur Beleidigung geschrieben; sondern ich versichere Sie vielmehr hierdurch öffentlich, daß ich mit schuldigster Hochachtung bin

Eurer Hochwohlehrwürden

Altenburg,
den 26sten Jul. 1756.

ergebener Diener
Johann Gottfried Reichel.

IX.

Der Abriß eines Helden, entworfen

von H. A. Hillen, ordentlichen Advocaten und Procuratorn bey der hochfürstl. hessischen Kanzley zu Rinteln, und der Gesellschaft der fr. Künste zu Leipzig Mitgliede. Rinteln, gedruckt bey Joh. Gottfr. Enax, Univ. Buchdr.

Mr.

Mr. de Voltaire dans ſon Henriade
Chant premier:
Le Heros part, & vole aux Plaines d'Albion.

Europens Ruheſtand blieb unbewegt und feſt.
Der Frieden blühte noch: auf einmal ſchickt der Weſt
Aus bloſſer Eiferſucht, von ungebauten Hügeln,
Die Zwietracht und den Krieg auf Zephyrs lauen Flügeln;
Nachdem er kurz zuvor um Gränzen ſich entſpann.
Der laute Trommelſchlag ſagt ihn in Heſſen an.

Es ſtellt ſich der Soldat in Reihen und in Glieder.
Wie? öffnet denn die Zeit des Janus (a) Tempel wieder?
Das wilde Canada, ein Theil der neuen Welt
Ruft dich, erleſne Schaar! ſo zeitig in das Feld,
Auf Wilhelms hohes Wort eilſt du mit muntern Schritten
An Stadens Ufer hin, zum Beyſtand tapfrer Britten:
Da, wo im Ocean, ſo weit man ihn erblickt,
Der Schiffe, ſchwimmend Heer, die Flagg und Segel ſchmückt,
Schnell durch die Fluthen fährt, die Waſſerwogen theilet,
O Volk! am frohen Bord dich zu empfangen eilet.
Georg der winket dir, und Flotten warten ſchon.
So ſchiffte Cäſar einſt zum fernen Albion, (b)

(a) Der zweyköpfigte Janus, hatte ſeinen Tempel zu Rom, der im Kriege geöffnet, und zur Zeit des Friedens wieder geſchloſſen wurde. Macrob. Saturn. 1. cap. 9.

(b) Cæſar de bello Gallic. l. 4. & 5.

Mit ungezählter Macht durch die erstaunten Meere.
O daß Dir, Isenburg, Neptun so günstig wäre!
Wie ihm, der doch die Fahrt aus Ehrsucht unternahm,
Und fern vom Tyberstrom mit Legionen kam,
Dieß abgetrennte Land als Sieger zu bestürmen.
Er kam also als Feind, Du kömmst, es zu beschirmen,
Und, drohet die Gefahr, ihm hülfreich beyzustehn.
Dir wird der frohe Strand mit Lust entgegen sehn.
Wohlan! so zeuch nur hin, der Sieg sey Dir zur Seiten,
Weil ich nicht selber kann, soll Dich mein Wunsch begleiten.

Indessen aber itzt die Fahnen westwärts ziehn,
So, Freunde, winket Euch der Hessen Antonin,
Der Vater seines Volks, auf den verlaßnen Wällen,
Der Stadt zur Sicherheit, die Wachten auszustellen;
Euch, die Ihr, seit der Zeit des Friedens Oelzweig grünt,
Dem Musensitz zum Schutz und auch zur Zierde dient.
Der Tag bricht kaum heran, und zwingt die Nacht zu weichen.
Sogleich erschallt und rollt das erste Aufbruchszeichen.
Der muntre Musquetier hängt Tasch und Säbel um,
So wie den Reisesack, sein ganzes Eigenthum.
Eilt noch zur Schönen hin; doch die zerfließt in Zähren.
Man sieht doch insgemein den Kriegsgott bey Cytheren. (c)
Dort steht ein zärtlich Paar, das sich zum Abschied küßt,
Sich stete Treue schwört, die es doch bald vergißt.
Ein Abschiedskuß, ein Blick, ein Handschlag trennt sie beyde.
Der zweyte Trommelschlag zerstört die kurze Freude.
Die Fahnen wehen schon, und auf ein einzig Wort
Eilt gleich ein jeder Zug aus Stadt und Thoren fort.

Noch

(c) Hæc fuit in toto notissima fabula Cœlo.
Ovid. Metam. l. 4.

Noch folget manches Kind, und weis' sich kaum zu fassen,
Es fällt ihr gar zu schwer den Liebsten zu verlassen.
So, Freunde, nahet sich der trübe Abschiedstag.
Ich fühle selbst mein Leid, und seh Euch zärtlich nach.
Die Hoffnung scheinet mir nicht gänzlich zu verschwinden,
Euch noch in kurzer Zeit in Helm und Zelt zu finden.
Ich weis, dieß wünschet Ihr. Wie leichtlich kanns geschehn,
Daß Schelde, Maaß und Rhein Euch bald am Ufer sehn.
Die wahre Ruhmbegier verachtet die Beschwerde,
Flieht die Bequemlichkeit, und schläft auf harter Erde,
Wie träge Wollust sanft auf leichten Federn ruht:
Denn stolzer Müßiggang entehrt ein edles Blut.

Zwey Mittel sind es nur, die Feder und der Degen,
Wodurch wir auf der Welt Ruhm zu erlangen pflegen.
Zu beyden öffnet uns, wiewohl mit Unterscheid,
Ein ungebahnter Weg, das Thor der Ewigkeit.
Der Weise, wie der Held, schwingt sich zur Sternenbühne,
Durch Thaten ein Trajan, durch Weisheit Antonine.
Ein Aristoteles eilt, seinem Schüler gleich,
Wo nicht noch würdiger, in das gestirnte Reich.
Den Solon wird Athen wie den Perikles ehren,
Ihm dankt es seinen Schutz, und jenem für die Lehren.
Allein, die Ewigkeit ist nicht für jeden Geist,
Der flüchtig denkt und schreibt, und Satz durch Satz beweist.
Der prächtigste Quartant enthält oft Kleinigkeiten.
Ein Leibnitz und ein Wolf sind wahre Seltenheiten.
Vielleicht erscheinen sie als ein Gestirn der Welt,
Das den bestimmten Lauf stets periodisch hält.
Doch auch nicht jeder Held, und führet er gleich Heere,
Erwirbt bey Kampf und Schlacht den stolzen Zweig der Ehre,

Den wie Germanicus, Vespasian verdient,
Und der zu unsrer Zeit um Friedrichs Schläfe grünt.
Zu schlüpfrig ist die Bahn, die Helden sich erwählen,
Der Weg zu steil und schwer, der Zweck leicht zu verfehlen,
Umsonst der Schmäuchler Lob, das feile Palmen streut;
Die Wahrheit, wenn sie gleich das Ansehn schweigend scheut,
Wagt es, der späten Welt doch Fehler zu entdecken,
Und sieht mit scharfem Blick selbst in der Sonne Flecken.
Doch findet sich hiezu die Dichtkunst viel zu schwach.
Sie folget nur der Spur berühmter Helden nach,
Und sucht, vom Tadel fern, zu schwach zum Unterrichten,
Ein Göttern gleiches Bild, bloß in den Weltgeschichten.
Seyd, Helden! noch so kühn, und kühner in Gefahr,
Als Alexander einst, am breiten Ganges war:
Wenn sich stets Sieg und Glück mit Euch nach Wunsch vermählen,
So soll mein schwacher Kiel von Euch den Abriß wählen.
Allein, nach Kannä folgt ein schädlich Capua (e):
Was mancher Sieg versprach, vereitelt Pultawa (f).
Dem Helden, den bereits so viele Palmen schmücken,
Dem kehrt das falsche Glück veränderlich den Rücken.
Doch darum bleibt ein Held auf seinem Vorsatz fest,
Dafern ihn gleich das Glück auf kurze Zeit verläßt;
Erfahrung, Klugheit, Muth, kann bald ein Mittel finden,
Das, was unmöglich schien, dennoch zu überwinden.
Nur Zagheit oder Furcht, verräth ein kaltes Blut;
Oft macht ein Augenblick, den Fehler wieder gut.

Ein

d) Der unüberwindliche Held gesteht selbst, nachdem er den Porus, und dessen Heer betrachtet hatte, daß er endlich eine Gefahr vor sich sähe, die seinem Heldenmuthe gleich wäre. Curt. l. 8. c. 14.

(e) Den fürchterlichen Hannibal, würde die Eroberung Roms, leicht gewesen seyn, wenn er sich seines Sieges, zu bedienen gewußt hätte. Das wollüstige Capua, war ihm schädlicher, als der Verlust einer Schlacht.

Ein Held wird ſtandhaft ſeyn, gleich groß und edel denken:
Wie bald kann ſich das Glück, auf unſre Seite lenken?
Und zwiſchen Fall und Sieg iſt eine kleine Zeit,
Von einer blutgen Schlacht oft nur der Unterſcheid.
Beglückt! dafern uns nur, was andern wiederfähret,
Ein warnend Beyſpiel zeigt, und klug vermeiden lehret,
Indem die Sicherheit gar leichtlich ſcheitern kann. (g)
Zeigt nicht ein Ueberfall der Vorſicht Mangel an?
Dann die befiehlet ſtets, auch auf den kleinſten Wachten
Aufmerkſam, mit Bedacht, auf alles ſcharf zu achten.
Seyd munter und ſeyd wach, verachtet keinen Feind,
Der euch vielleicht zu ſchwach und zu verächtlich ſcheint;
Und laßt euch allemal im Helm und Harniſch finden:
Ein unbewaffnet Volk iſt leicht zu überwinden.
So wie der ſchlaue Wolf bey ſpäter Dunkelheit,
Wenn Hund und Hirte ſchläft, den ſchwachen Pferch zerſtreut,
Die halbe Heerde würgt, mit Zahn und Klauen ſchlachtet:
So ſchleicht auch oft ein Feind, den man zu kühn verachtet.
Im Kriege gilt die Liſt, und wo Gewalt nichts kann,
Giebt die Verſchlagenheit den Weg zum Angriff an.
Wer bloß der Menge traut, der wird leicht zu verwägen,
Oft iſt ein kleines Heer dem größern überlegen,
Und ungeheure Macht, die faſt dem Sande glich,
So wie der leichte Troß, in Schlachten hinderlich.
Der Griechen kühner Held ſchlug des Darius Schaaren,
Die dort am Granicus (h) faſt nicht zu zählen waren,

f) Dieſer für die Schweden höchſt unglückliche Tag, unterbrach einen Vorſatz, der nicht geringer war, als den Darius vom Throne zu ſtürzen.

(g) Den das Glück niemals betrogen hat, der lernt nicht, ſich in Acht zu nehmen; ſagt Hannibal zum Scipio. Liv. L. 30.

(h) Der Ueberwinder des Darius verwundert ſich, daß es ſeinem Feinde möglich geweſen, eine ſolche ungeheure Macht zuſammen zu bringen. Curt. l. 4. c. 9.

Vor ihm Miltiades, nach leichter Gegenwehr,
Im Felde Marathon i) der Perser ganzes Heer.
Kurz, die Entschlossenheit, des Schlachtfelds Ort und Lage,
Anordnung, Fursicht, Muth, hält größrer Macht die Wage.
Wiewohl, verwegner Kiel! es faßt ein schwach Gesicht
Das zu erhabne Bild so großer Sieger nicht.
Der Helden hohe Bahn erfordert Stuffenjahre,
Und für den Siegeskranz sind meist besonevte Haare.
Doch schmückt die Jugend oft, wie den erfahrnen Greis,
Ein würdig Heldenlaub, ein ewig Lorberreis.
Wen wählte vormals Rom, als mit entblößtem Schwerte
Der harte Hannibal ganz Latien verheerte, (k)
Bis an die Pforten drang, und alles flüchtig war,
Bey allgemeiner Noth, zum Retter in Gefahr?
Als dich, o Scipio, und deine Heldentugend!
Denn Großmuth und Verstand, die zierten deine Jugend.
Dich wählt der weise Rath, du rächst des Vaters Fall,
Und das vergoßne Blut, am kühnen Asdruball,
Und zwingst, da Völker dir erfreut entgegen eilen,
Fast ganz Iberien bis an die Herkulssäulen. (l)
Denn das erschrockne Volk, das deine Huld gewann,
Sah dich, o Scipio, als seinen Schutzgott an.

Die

(i) Noch nie ist ein Sieg glorreicher gewesen; denn niemals hat ein so kleines Heer, eine so große Macht geschlagen. Corn. Nep. in vita Miltiadis.

(k) Die Furcht und die Bestürzung der Römer, war so groß, daß die meisten würden Rom verlassen haben; wenn Hannibal nicht vor den Thoren gewesen wäre. Allg. W. Hist. 10. Th. 6. Hauptst. §. 541.

(l) Er hatte das zwanzigste Jahr erreichet, als ihm vom Rathe die Legionen, in Spanien anvertrauet wurden. Doch die Eroberung dieses weitläuftigen Reichs rechtfertigte seine Wahl.

(m) Wie großmüthig und leutselig sich Scipio, gegen eine Spanische Gefangne erzeiget, deren Reiz doch stark genug gewesen, bey einem Helden von blühender Jugend,

eine

Die Unſchuld kam zu dir mit offnem Arm gegangen,
Und gab, voll Zuverſicht, ſich dir, o Held, gefangen.
Dein großmuthsvolles Herz ließ ſie doch wieder frey, (m)
Warum? Gefangenſchaft, iſt keine Sclaverey.
Ein Solimann pflegt nur, Gefangne anzuſpannen.
Verdammte Grauſamkeit abſcheulicher Tyrannen!
Kein Adler in der Luft, kein Tieger iſt ſo wild. (n)
Der Menſch zerfleiſcht und würgt ſein eignes Ebenbild.
Die klügre Creatur erfindet Keil und Blitze,
Das ſchreckliche Metall, das donnernde Geſchütze
Durchwühlt der Erden Schooß, und ſucht im tiefſten Schacht
Ein' tödtlich Erz, den Stahl, zu Schwertern in der Schlacht.

Doch wenn des Stärkern Stolz die Nachbarn unterdrücket,
Und Philipps kühner Sohn aus ſeinen Gränzen rücket,
Verwüſtung, Ueberfall, und allgemeine Noth,
Aus wilder Herrſchbegier, oft ganzen Ländern droht:
So, Helden, zieht das Schwert, doch lernt von Scipionen,
Die wahre Kriegeskunſt, zu ſiegen und zu ſchonen.
Allein die Gegenwehr, der Feinde Widerſtand, (o)
Giebt euch zum Siege nur die Waffen in die Hand.

eine aufwallende Leidenſchaft zu erwecken, hat Livius zu ſeinem unſterblichen Ruhme der Nachwelt aufbewahrt. L. 26. c. 50.

(n) A t' on vu quelques fois dans les plaines d' Afrique
Dechirant à l' envie leur propre republique,
Lions contre Lions, Parens contre Parens,
Combattre follement pour le choix des Tyrans.
Boileau Deſp. S. 4.

(o) Der römiſche misbilligte das harte Verfahren des Popilius, gegen die Stelliater, befahl ihnen Waffen und Freyheit wieder zu geben, und beſchloß den Befehl mit folgenden Worten: Der Sieg iſt glorreich, wenn er auf die Bezwingung eines unverſöhnlichen Feindes eingeſchränkt wird; er wird aber zur Schande, wenn man denſelben zur Unterdrückung der Unglückſeligen anwendet. Allg. W. Hiſt. 11ter Theil, 7 Hauptſt. §. 23.

Ein Trenk und ein Barbar, ein Mörder und ein Räuber
Erwürgt den alten Greis, und schändet schwache Weiber,
Verheeret, sengt und brennt. Doch sieht Aemilian;
Karthago deinen Brand nicht ohne Thränen an;
Und die gereichen ihm, dem Helden, noch zur Ehre.
Zwar lehrt Machiavel, daß man ein Land verheere,
Das uns in Zukunft leicht noch neue Sorgen macht!
Allein, dieß ist ein Satz, den Bosheit ausgedacht.
Weit edler denkt ein Held. Ein Beyspiel sey mir Meißen!
Wer wehrte damals auch, euch sieggewohnten Preußen,
Daß nach erfochtner Schlacht, die Segenreiche Flur,
Das edle Sachsenland, dieß Schicksal nicht erfuhr,
Daß kaum ein Denkmal noch von Tyrus übrig bliebe.
Wer hemmte dieß Geschick? nur Friedrichs Menschenliebe.
Stund gleich dein Untergang auf seinen Wink bereit:
Allein, o weit gefehlt! er sieget und verzeiht.
Wie sehr ist doch ein Held vom Wüthrich unterschieden,
Der kriegt aus Blutdurst nur, und jener kriegt um Frieden,
Wird ganzer Völker Heil, wie seiner Länder Glück,
Und bringt den Sterblichen die goldne Zeit zurück; —
Die Zeit, da Ueberfluß auf harten Felsen reiste,
Kein Feind, kein Attila in fremde Gränzen streifte,
Das unschuldsvolle Volk in Hütten sicher schlief,
Und noch kein Feldgeschrey in Helm und Rüstung rief. (q)
O daß sie noch einmal den Erdball doch beglückte!
Die Zeit, die jeden Baum mit Früchten lächlend schmückte,
Und die den Rebenstock, den edlen Göttertrank,
Rund um den Ulmenbaum als seinen Gatten schlang.
Allein, wo seyd ihr hin, ihr frohen Dichterzeiten!
Haß, Zorn und Leidenschaft, die waffnen uns zu streiten.

Seit

(p) So viele Auftritte des Schreckens, lockten dem römischen Feldherrn Thränen aus den Augen. Eben daſ. §. 57.

(q) Non Tuba directi, non æris cornua flexi,
Non Galex, non Enses erant.

Ovid. metam. l. 1.

Seit dem der Erden Rund aus seinem Chaos stieg,
Seit Menschen Menschen sind, entstund auch Zank u. Krieg,
Und Brüder würaten sich von Anbeginn einander.
Ein Cyrus herrscht und siegt, nach ihm ein Alexander;
Und endlich schreibet Rom der Welt Gesetze vor.
Ein Reich vergeht und fällt, das andre kommt empor.
Das Werkzeug pflegen wir uns selbst zum Fall zu schmie-
den:

Der Trieb ist einerley, die Waffen sind verschieden.
Hat nicht der Menschen Witz auf Untergang gedacht,
Sich Lanzen, Helm und Schild, und Schwert und Spieß
gemacht?

Es waffnet sich der Mohr mit Bogen und mit Pfeilen,
Der Marcomann, der Goth, der Cimbrier mit Keulen;
Ihn deckt, wie Herkules, ein harigtes Gewand. (r)
Im heißen Asien erscheint der Elephant,
Mit Rüssel und mit Zahn, die Feinde zu zerstücken.
Und trägt ein halbes Heer, in Thürmen auf dem Rücken:
Da noch die deutsche Faust mit langen Pfriemen droht.
Der Nachwelt klügre Zeit erfand erst Kraut und Lohe,
Ein ausgehöhltes Erz, so wie bey Ungewittern,
Durch Blitze, Knall und Schlag, den Erdball zu erschüt-
tern.

Goß ein zerschmetternd Bley, der Bomben hohlen Ball,
Karthaunen und Geschoß, zu vieler Menschen Fall.
Wer weis, wie furchtbar einst noch unsre Enkel werden?
Zwar schuff uns die Natur zu Bürgern einer Erden;
Doch von verschiedner Art, und, nach dem Himmelsstrich,
Theils weiß, gelb, braun und schwarz, theils wild und furch-
terlich;

Und tapfer, starck und kühn, nach drey verschiednen Zonen,
Den Californier, wie friedliche Huronen. (s)
Denn

(r) Man sehe hievon in Gottscheds Erdbeschreibung B. 58. den merianischen Kupferstich.

(s) Diese Nation soll von andern wildern Völkern des nordlichen America vertilget seyn. Nach den neuesten amerikanischen Geschichten.

Grösse der Erde, die allgemeine Natur der Dinge, und die Gewalt der Götter in reifliches Nachsinnen gezogen haben. In Bemerkung der Zeit zehlten sie nach Nächten und nicht nach Tagen; worinn sie die allerälteſten Menschen nach dem Zeugniſſe Cluvers, Schedens und Keyßlers zu Vorgängern gehabt. Dem Monde schrieben sie einen grossen Einfluß in die glücklichen Begebenheiten der Menschen zu: Daher sie auch ihre wichtigſten Verrichtungen zur Zeit des Vollmondes vornahmen.

Auſſer der Naturlehre haben die Druiden auch die Sittenlehre getrieben, wie Strabo ausdrücklich meldet. Wenn man aber darinn etwas ſyſtematiſches ſuchen wollte, würde man ſich lächerlich machen. Ihre Sittenlehren floſſen aus ihren Gedanken von GOtt und der Unſterblichkeit der Seelen. Geſchriebene Geſetze haben ſie ohne Zweifel nicht gehabt, weil ſie nichts aufſchreiben lieſſen, und alle ihre Lehren dem Gedächtniſſe ihrer Schüler anvertrauten.

Dieſes iſt es, was dem gelehrten Herrn Verfaſſer von den Druiden beyzubringen beliebet hat. Wir müſſen daher von ihrem Untergange noch etwas weniges melden. Lucius, der erſte Chriſtliche König, hat ſie aus Britannien vertrieben: Und Auguſtus die Ausübung ihrer Religion verbothen. Tiberius hat die Druiden aus der Stadt Rom gejaget, und Claudius ſie gänzlich auszurotten geſuchet. Doch hat er es ſo weit nicht bringen können, daß man nicht in Rom ſelbſt und in den Provinzien, inſonderheit in Gallien noch lange Zeit hernach bis in das ſechste und ſiebende Jahrhundert von ihrem Menſchenopfer,

Denn Wärme, Waſſer, Luft, der feuchte Nahrungsſaft,
Verändern überall der Menſchen Eigenſchaft.
Der wohnt am Iberus, jenſeits den Pirenäen,
Und der, wo Seine ſich und die Garonne drehen,
Bevor ihr krummer Lauf den Ocean erreicht,
Faſt unter einem Grad, da ſich doch keiner gleicht.
Nur du, Germanien, du zeugſt von alten Zeiten,
Zwar ein noch rohes Volk, allein, beherzt zum ſtreiten.
Den Held, (t) der den Quintil in Schlachten überwand,
Der hier den Untergang mit ſeinen Adlern fand; (u)
Die doch die halbe Welt ſchon überzogen hatten,
Euch tapfre Cherusker, und euch berufne Catten.
O Volk, dem die Geburth, ein männlich Blut verliehn!
Noch ſeh ich deinen Ruhm in ſpäten Enkeln blühn.
So weit der Donauſtrohm und Rhein und Schelde fließen,
Der Po, die Adda ſich in krummen Ufern ſchließen,
Und wo Veſuvens Schlund, und Aetna Flammen ſpeyt,
Da zeigt ſich noch die Spur von alter Tapferkeit.

Doch, da im fernen Raum ſich leicht ein Blick verlieret,
So bleibt dieß weite Feld von mir itzt unberühret.
Ich ſeh den Heldenſaal, den heilgen Lorberhayn.
Die blöde Dichtkunſt ſchweigt, aus Furcht, ihn zu entweihn.

Die Tugend führte Sie den ſteilen Weg der Ehren,
Ihr Nachruhm lebt und blüht auf ewigen Altären:
Und wenn ein Publius, den noch die Nachwelt preiſt,
Ein Carl, ein Friederich, der Erden ſich entreißt;
Folgt ihm der Thaten Glanz, zum Beyſpiel ſpäter Zeiten,
In das geſtirnte Reich der grauen Ewigkeiten.

X. Joh.

(t) Arminius war ein Sohn Sigismars, einer der anſehnlichſten Herren unter den Katten, ein Fürſt, oder vielmehr ein Heerführer der Cherusker und Brukterer.

(u) Von der Varianiſchen Niederlage geben die Monumenta Paderbornenſia mehrere Nachricht. Den Ort derſelben, hat der Herr Garniſons-Prediger Fein in Hameln, umſtändlicher bemerket.

X.

Joh. Gottlob Bœhmii, in Acad. Lipſ. P. P. E. Paſt. Arc. De Origine vera Rutæ Saxonicæ Lib. Sing. Lipſiæ Apud Ioh. Frid. Gleditſchium. 1756. in 4. p. 5C.

Herr Prof. Böhm, deſſen gelehrte Feder ihre Stärke in der deutſchen Geſchichte jemehr und mehr zeiget, liefert von neuem einen Beweis davon. Es iſt lange ein wahrhaftes Räthſel unter den Heraldikern geweſen: was die ſo genannte ſächſiſche Raute, im ſächſiſchen Wappen, eigentlich für einen Urſprung habe? Hiervon ſtellet der Herr Prof. Böhm, eine Unterſuchung an: die deſto weniger überflüſſig iſt, da er eine ganz neue Meynung davon vorträgt, die allerdings eine Ueberlegung verdienet.

Im I. Hauptſtücke handelt er von den älteſten Wapen der Sachſen. Wo ſie ja dergleichen gehabt haben: ſo iſt es doch nicht in den älteſten Zeiten geweſen. Zu krieqeriſchen Zeichen ſollen ſie, nach dem corveyiſchen Mönche Witichind, den Leuen, den Adler, und wohl gar den fliegenden Drachen gehabt haben. Kranz ſaget, ſie hätten ein ſchwarzes Füllen gehabt, ſo lange ſie Heyden geweſen; ſeit dem aber Wittekind ein Chriſt geworden, hätte er dieſes, in ein weißes verwandelt. Cöln hat ein weißes Roß geführet; und es iſt zweifelhaft, ob es ſelbiges von den Lüneburgiſchen Landen, oder dieſe von jenen erhalten.

Im

Im II. Hauptſtücke, kömmt der Herr Verfaſſer auf die Raute, oder den Rautenkranz; der unter dem aſcaniſchen Hauſe ſchon bekannt geworden. Kranz giebt es für einen Rautenkranz aus: und der pirniſche Mönch, nennet es um eben die Zeit: das grüne Zweigkräntzlein, das ihm der Kaiſer von ſeinem Haupte reichte. Kaiſer Friedrich nämlich, ſoll es Albrechten, dem Bären, zum Wapen verliehen haben. Ein Theſaurus, ändert die Sage ein wenig: aber Tenzel widerleget ſie ganz. Andre haben einen Balken daraus machen wollen; und Eccard muthmaßet, wie ſelbiger zur Raute geworden. Ruten ſoll nämlich von rieten, reißen kommen. Allein warum nicht lieber von den Rauten Rhombis, denen die hervorragenden Spitzen nicht unähnlich ſehen? Struv hat ein Degengehenk daraus machen wollen. Zollmann will einen halben Kranz der Habsburgiſchen Agnes daraus machen, die 1273 Alberten dem II. vermählet worden; und der zu Liebe er ihn ins Wapen genommen. Herr Hofrath Buder endlich, hat es aus des aſcaniſchen Bernhards Inveſtitur per pileum & ſertum, für einen umkränzten Hut angeſehen: dawider aber allerley erinnerte wird: weil die ſächſiſchen Herzoge mehrentheils durch Fahnen, imgleichen durch ein Stück Raſen, oder einen grünen Zweig inveſtiret worden.

Das III. Hauptſtück endlich zeiget, die alten Herzoge wären durch herzogliche Krenen, die man auch goldene Zirkel, imgleichen Kränze genennet, gezieret, und unterſchieden geweſen. Daher kämen

die

die Kaiſerkronen, oder die Kränze; und die Königskronen, die von den herzoglichen nicht weit unterſchieden geweſen. Ein Herzog wäre auch faſt auf ähnliche Art, mit den Königen, eingeweihet worden. Johann, Herzog der Normannen, iſt mit einem goldenen Zirkel, daran goldene Roſen hervorgeraget, gekrönet werden. Auch die öſterreichiſchen Herzoge, haben einen mit goldenen Kronſpitzen gezierten Kranz, und nachmals auch die Erzherzoge Erzherzog-Hütlein mit einem gezimmerten oder geſpitztem Rhranz getragen.

Die ſächſiſchen Herzoge, unter den Billingern, haben ſich der Kronen bedienet. Die Erzbiſchöfe von Cöln auch. Die aſcaniſchen Herren ſind auch gekrönet worden: und Churfürſt Johann Friedrich hat einen Hut mit einem Kranze getragen; wie ihre Münzen bey Tenzeln zeigen. Dieſer Kranz, oder dieſe Krone nun iſt ins Wapen gekommen, wie dergleichen auch im großherzoglich toſcaniſchen geſchehen iſt, weil ſie den Königen gleich geſchätzet worden. Die Frage iſt nur, wann ſolches zuerſt, und ob es durch den Kaiſer geſchehen?

Die Guelphen haben es noch nicht gehabt, die thüringiſchen Landgrafen auch nicht. Auf Alberts des I. Schilde, ſteht ein Kranz, wenigſtens iſt die Raute ſchon vor Alberts II. Vermählung mit der Agnes dageweſen. Dieß iſt alſo des Hrn. Profeſſors ſehr wahrſcheinliche Meynung, der wir auch nichts entgegen zu ſetzen wiſſen: da in allen uralten Bildern von Kronen, eben ſolche dreyblättrige Kronſpitzen bemerket werden, als die halbzirkelförmig gebogene

bogene ſächſiſche Raute zeiget: die alſo mehr um der Figur, als ihrer wahren Natur, und von Urſprunges wegen den Namen einer Raute erhalten hat. Welch eine ſchöne Quelle von Anſpielungen, und Vergleichungen aber geht dergeſtalt nicht Rednern und Dichtern durch dieſe Entdeckung verlohren!

Die Schreibart des berühmten Hrn. Profeſſors iſt ſo angenehm, als ſeine Beleſenheit und Beſcheidenheit groß ſind: und wir wünſchen viel ſolche gelehrte Abhandlungen von ihm zu leſen.

Nachricht.

Die obenwähnten Memoires, pour ſervir à l'hiſtoire de Madame de Maintenon, oder Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon, heimlichen Gemahlinn König Ludewigs des XIV. von Frankreich, werden im Breitkopfiſchen Verlage ins Deutſche überſetzet, und ſollen in drey Octavbänden ans Licht treten. Der große Einfluß, den die Begebenheiten der letzten 30 Jahre, in die Weltgeſchichte von ganz Europa gehabt haben, und die beſondere Wahrheitliebe dieſes reformirten Schriftſtellers, ſonderlich in der Hiſtorie von Verfolgung der Hugonotten, und ihrer Vertreibung aus Frankreich, nebſt ſeiner muntern und ſinnreichen Schreibart, werden das Werk bey jedermann beliebt machen.

Ende des Aerntemonds 1756.

bogene ſächſiſche Raute zeiget: die alſo mehr um der Figur, als ihrer wahren Natur, und von Urſprunges wegen den Namen einer Raute erhalten hat. Welch eine ſchöne Quelle von Anſpielungen, und Vergleichungen aber geht dergeſtalt nicht Rednern und Dichtern durch dieſe Entdeckung verlohren!

Die Schreibart des berühmten Hrn. Profeſſors iſt ſo angenehm, als ſeine Beleſenheit und Beſcheidenheit groß ſind: und wir wünſchen viel ſolche gelehrte Abhandlungen von ihm zu leſen.

Nachricht.

Die oberwähnten Memoires, pour ſervir à l'hiſtoire de Madame de Maintenon, oder Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon, heimlichen Gemahlinn König Ludewigs des XIV. von Frankreich, werden im Breitkopfiſchen Verlage ins Deutſche überſetzet, und ſollen in drey Octavbänden ans Licht treten. Der groſſe Einfluß, den die Begebenheiten der letzten 30 Jahre, in die Weltgeſchichte von ganz Europa gehabt haben, und die beſondere Wahrheitliebe dieſes reformirten Schriftſtellers, ſonderlich in der Hiſtorie von Verfolgung der Hugonotten, und ihrer Vertreibung aus Frankreich, nebſt ſeiner muntern und ſinnreichen Schreibart, werden das Werk bey jedermann beliebt machen.

Ende des Aerntemonds 1756.

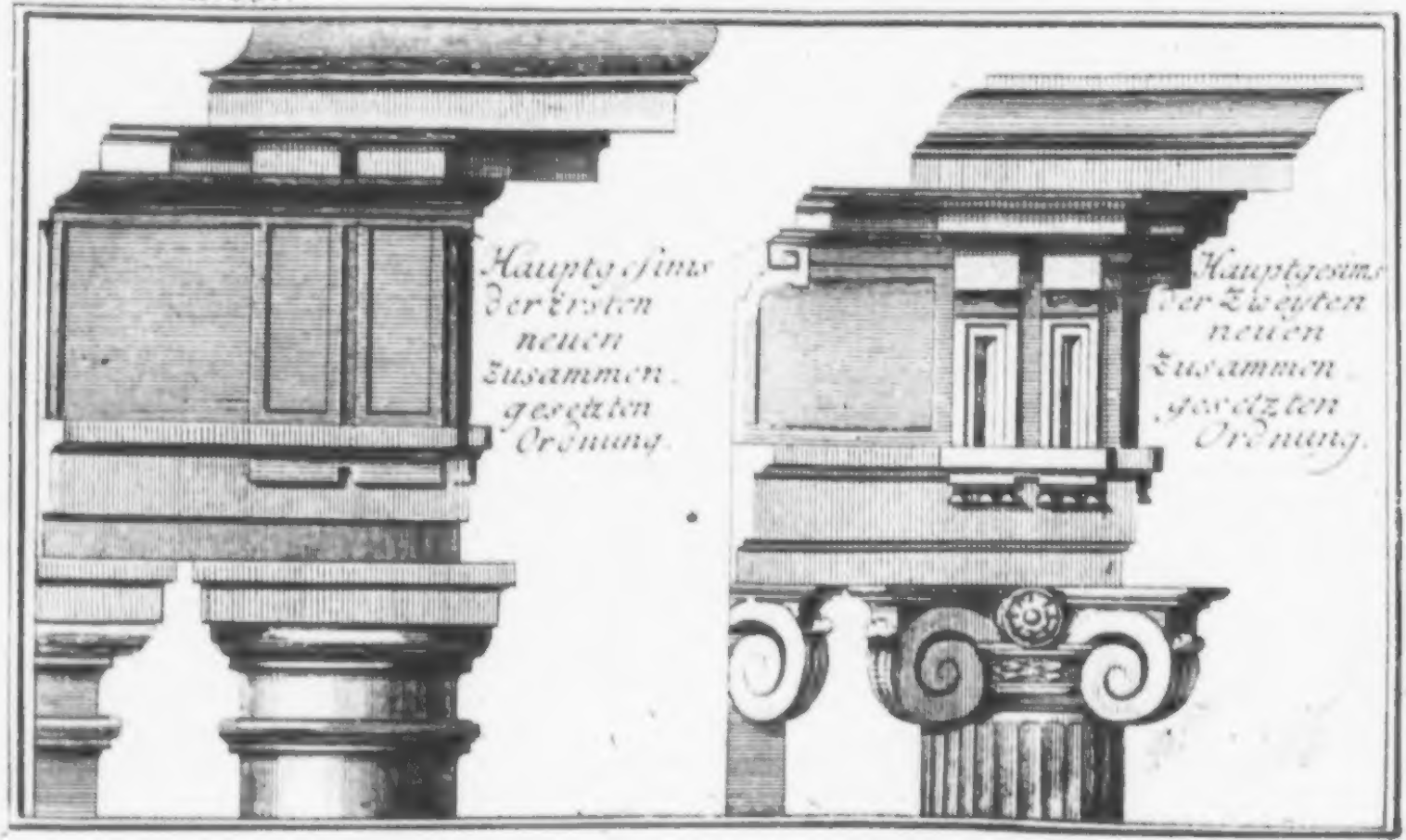
Hauptgesims
der Ersten
neuen
Zusammen-
gesetzten
Ordnung.
Hauptgesims
der Zweyten
neuen
Zusammen-
gesetzten
Ordnung.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Herbſtmond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1756.

opfer, und andern abscheulichen Gewohnheiten Spuren gefunden hätte. So stark ist die Macht des Aberglaubens, daß er sich kaum völlig austilgen läßet, wenn die Menschen einmal vor der Wahrheit einen Ekel bekommen haben.

VI.

Abhandlung von den zusammengesetzten Wörtern der deutschen Sprache.

§. 1.

Die Wörter der deutschen Sprache sind in Absicht ihrer eigentlichen Natur und Beschaffenheit entweder **Stammwörter**, oder **abstammende Wörter**. Jene müssen immer einfach seyn, und gleichen den so genannten Elementen, das ist, dem ersten Zeuge in der Natur, daraus die andern Dinge auf mancherley Weise zusammen gesetzet sind: Oder, daß wir nicht zuweit von unserer Sache abgehen, den einfachen Buchstaben, woraus die Sylben zusammen gefüget werden. Diese aber, nemlich die abstammenden Wörter sind theils einfach, theils zusammen gesetzet. Die abstammenden einfachen Wörter lauten öfters eben so, wie das Stammwort, ohne die geringste Veränderung, als: Leben, das Leben; schreiben, das Schreiben. Zuweilen werden sie durch eine, zween oder mehrere dazukommende, oder veränderte Buchstaben und Endsylben ihrem Stammworte in etwas unähnlich, als: Schreiben, ein Schreiber; die Krone, krönen;

Inhalt.

I. Il Trionfo della Fedeltà, Drama paſtorale per Muſica.

II. Pieces d' Eloquence et de Poeſie, prononcées dans l' Academie des beaux Arts de Madrit.

III. Herrn Wagners gründliche Anweiſung zur Civilbaukunſt. I. Theil.

IV. Fortſetzung des Auszugs aus Herrn Prof. Beers chronologiſchen Abhandlungen II. und III. Theil.

V. Schreiben eines Gelehrten aus Wien, nebſt der Antwort eines hieſigen Gelehrten.

VI. Herrn Boſſuets Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion. III. Fortſ. IV. Theil.

VII. Der Tugendfreund, eine moraliſche Wochenſchrift. I. II. und III. Theil.

VIII. Hiſtoriſche Einleitung in die Kenntniß der Reiche und Staaten.

IX. M. Gunneri Ars hevriſtica intellectualis.

X. Herrn Prof. Gottſcheds Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt.

XI. Der gelehrte Bauer.

XII. A Collection of the Moral and Inſtructive Sentiments. &c.

XIII. Verzeichniß derer in die Geſellſchaft der freyen Künſte aufgenommenen vornehmen Ehrenglieder.

I.

Il Trionfo della Fedeltà, Drama pastorale per Musica, di E. T. P. A. in Lipsia dalla Stamperia di Giov. Gottl. Immanu. Breitkopf. 1756.

Da dieſes Schäferſpiel nicht nur an ſich, ſeiner großen Vorzüge wegen, ſondern auch, weil es das erſtere vollſtändige Werk iſt, das mit denen in der breitkopfiſchen Schriftgießerey neu erfundenen Notenlettern abgedrucket worden, eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienet: ſo würden unſere Blätter zu viel verlieren, wenn wir ſolches nicht nach ſeinem innerlichen Werthe den Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften, insbeſondere aber den Liebhabern der Tonkunſt näher bekannt machen wollten.

Es iſt jedoch itzt nicht unſer Vorhaben, die Schönheiten der Poeſie, die in dieſem Schäferſpiele vorkommen, zu berühren; ſondern wir wollen bloß der vortrefflichen Sätze und Stellen, die in Abſicht der muſikaliſchen Setzkunſt darinn anzutreffen ſind, dießmal Erwähnung thun. Indeſſen gereicht es dieſem Werke mit zu einem deſto größern Vorzuge, daß Poeſie und Muſik von einer Meiſterhand verfertiget worden; da heutiges Tages nichts gewöhnlicher zu geſchehen pflegt, als daß in großen muſikaliſchen Werken die Worte ihren eigenen, die Melodien aber auch ihren beſondern Verfaſſer haben. Billig ſollten nach dem Beyſpiele der Alten, beyde Künſte, Poeſie und Muſik jedesmal in einer Perſon miteinander verbunden ſeyn; damit nicht denen Affecten, die der Poet in dieſer oder jener Stelle auszudrücken ſich vorgeſetzet, durch die Melodie eines andern Componiſten, der dieſelbe Empfindung, als jener nicht dabey gehabt, nicht ſo ſehr entgegen gehandelt würde. Denn in wie vielen Opern wird man nicht gewahr, daß der Componiſt ganz anders, als der Poet gedacht, und ſich von dem wahren Schönen, das der Sinn der Worte eigentlich verlanget, himmelweit entfernet hat?

An unſerm Werke aber haben wir wiederum ein Muſter des Gegentheils erlanget: und Deutſchland kann

auf

auf dieſe Ehre ſtolz ſeyn, daß es, gleich wie es bisher in allen Künſten und Wiſſenſchaften, die ein reifes Nachdenken erfodern, alſo auch in dieſem Werke, gegenwärtig ein von ſeinem Durchlauchtigſten Landeskinde verfertigtes Meiſterſtück aufzuweiſen hat; das es ſeinen neidiſchen wälſchen Nachbarn, die ſich Worte und Melodie als einen ihrer Nation beſonders eigenthümlichen und angebohrnen Vorzug in der Muſik, anmaßen, getroſt entgegenſetzen kann.

Nach dieſer beyläufigen Anmerkung wollen wir nunmehr von der in dieſem Werke befindlichen Muſik, insbeſondere anführen: daß durchgängig darinn Melodie und Harmonie herrſche; daß die Sätze überall gut gewählet und gut ausgeführet, der Unterſchied der Charaktere fleißig beobachtet, die Leidenſchaften wohl abgeſchildert, Geſang und Vortrag begeiſternd; zugleich aber auch deutlich, fühlbar u. dem Halſe zum Abſingen bequem und leicht; die Wiederhohlung der Worte, desgleichen die Cadanzen in den Arien nicht übertrieben, ſondern ſparſam: und überhaupt die Aufmerkſamkeit und Empfindung des Zuhörers, theils durch die Abwechſelung eines langſamen und geſchwinden Zeitmaaßes in den Arien, theils durch eine gute Wahl und Veränderung

der Instrumenten, und sonst, beständig unterhalten werde.

Gleich im Anfange ist der in der Symphonie angenommene Satz gut vertheilet und zergliedert. Die Instrumente wechseln zu rechter Zeit, und in beständigen Nachahmungen des Hauptsatzes ab, und werden von einem laufenden und sprechenden Basse fleißig unterstützet. Insbesondere aber ist in dem Andandino eine wohl zusammenhangende und dabey sehr gefällige Melodie, die sich durch die Begleitung der Violinen noch mehr erhebt, anzutreffen.

Die Melodie in der erstern Arie: Si! sperar tu sola puoi, ist dem Charakter der Chloris völlig gemäß, und darinn das arglistige und verspottende auf eine muntere und dabey zu überreden suchende Art und Weise ausgedrucket.

Bey der zweyten Arie fällt sogleich das erste Schöne in die Augen, daß das Ritornello weggelassen, und der Acteur Thirsis, ohne sich Bedenkzeit zu nehmen, was er antworten solle, der Nice, seiner Geliebten, mit einer verwundernden Frage ihren Zweifel zu heben; alsbald aber die Kennzeichen seiner Liebe durch einen doppelten Ausspruch der Worte: So, che t' adoro gleich beym Anfange der Arie zu eröffnen suchet.

Wie

Wie oft wider dergleichen Stellen, wo entweder die erſten Zeilen einer Arie die Antwort auf das vorhergehende in ſich enthält, oder aber der Affect den Ausbruch der Worte ſo gleich, und alſo ohne eine Wiederkehr verlanget, von den mehreſten Componiſten geſündiget wird, werden diejenigen, die Opern mit einiger Aufmerkſamkeit gehöret, oft genug angemerket haben. Ferner iſt in dieſer Arie der Satz auf die Worte: Nè dite mai mi ſconderò; fremd, ſprechend und zugleich verſichernd, auch im zweyten Theile der Arie bey einer ähnlichen Stelle ſchön wieder angebracht. In dem darauf folgenden Recitative iſt die Verwirrung und der Zweifelmuth der Nice durch das abgewechſelte Stoßen und Anhalten des Baſſes; in der Arie ſelbſt aber durch das Bewegende und Seufzende, beſonders über die Worte: oh Dio! und in dem 2ten Theile derſelben das Lebhafte und Zornige, durch Veränderung des Taktes und durch die Abkürzung der Cadanz imgemein wohl entworfen. Der Vortrag oder die Melodie iſt dabey ſo genau beſtimmet, daß, wenn ſie durch die ausgeſuchteſten und gekünſtelten Manieren und Zuſätze verändert worden ſollte, ſie gewiß den vornehmſten Theil ihrer Schönheiten verlieren würde.

In dem Ritornello der 4ten Arie a. d. 57. S. kömt folgender angenehmer und wohlausgearbeiteter Septimen-Gang vor:

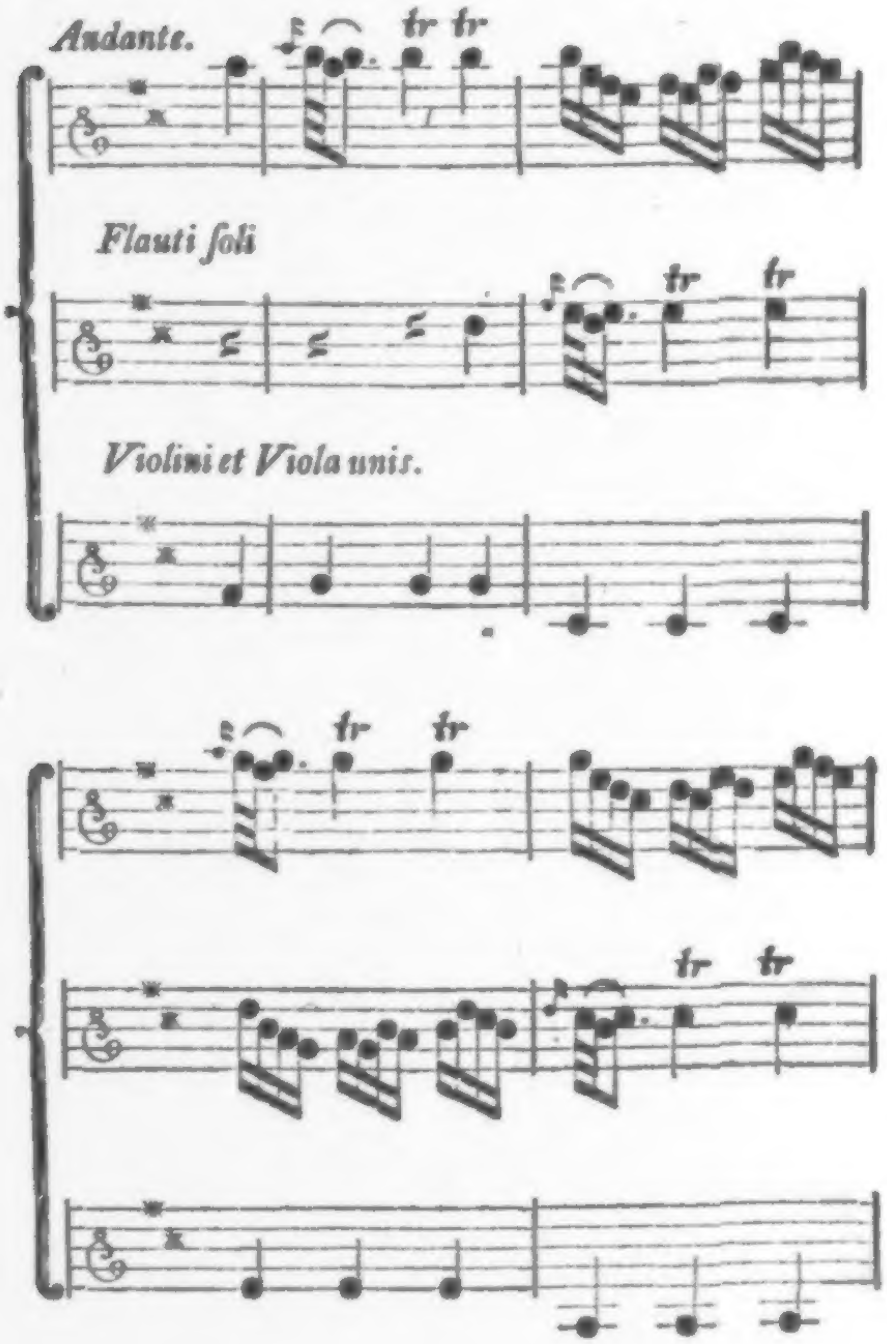
Andante.
tr tr
Flauti soli
tr tr
Violini et Viola unis.
tr tr
tr tr

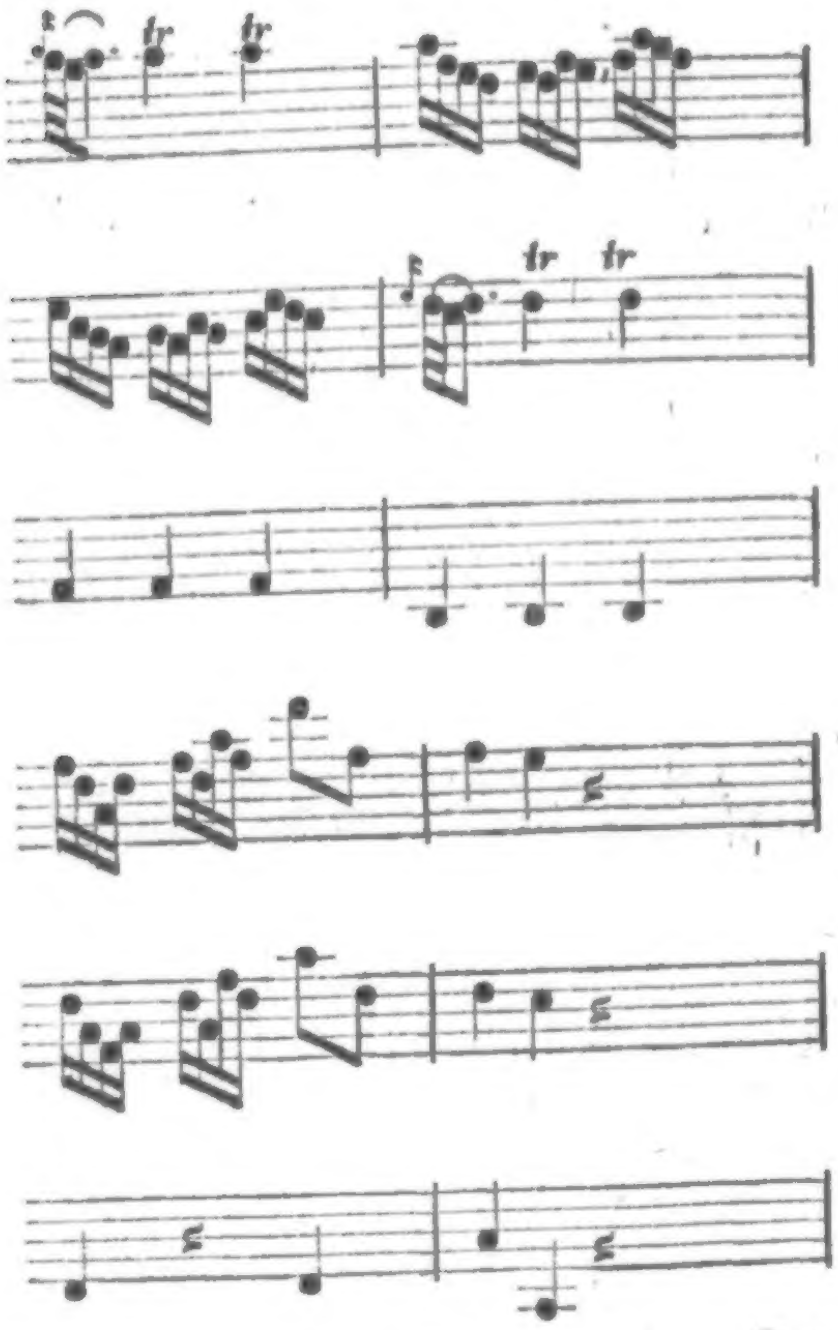
tr
tr
tr
tr

Desgleichen ſind in dem 2ten Takte a. d. 90. S. die Worte dieſer Arie: di, che col ſuo rigore emphatiſch und ſprechend; die Worte aber: morire mi fara ſehr rührend und beweglich mit dieſer Melodie ausgedrucket:

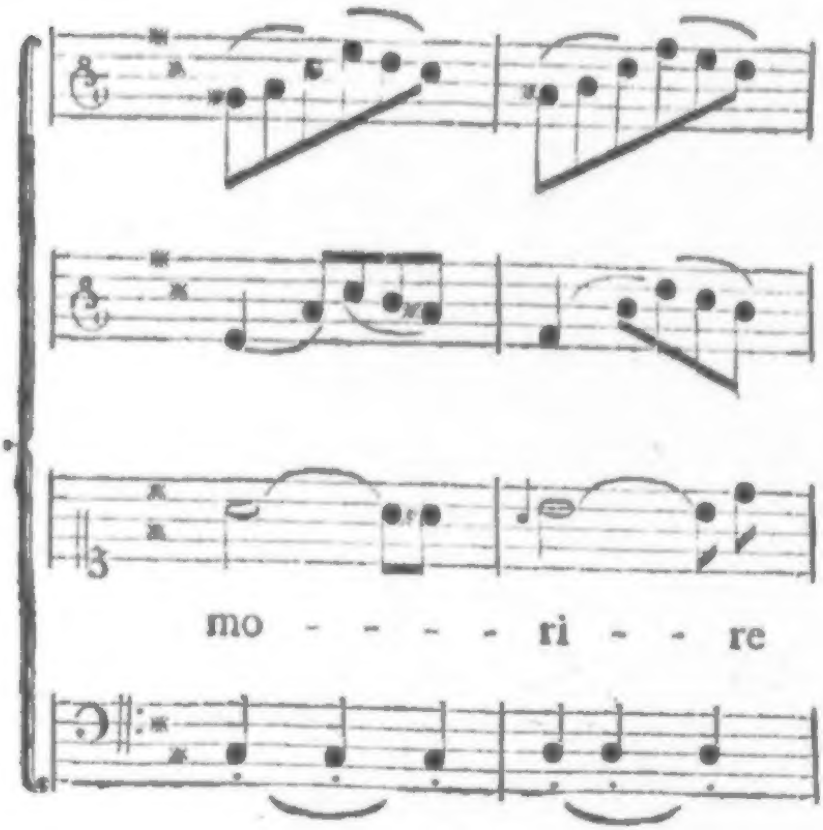

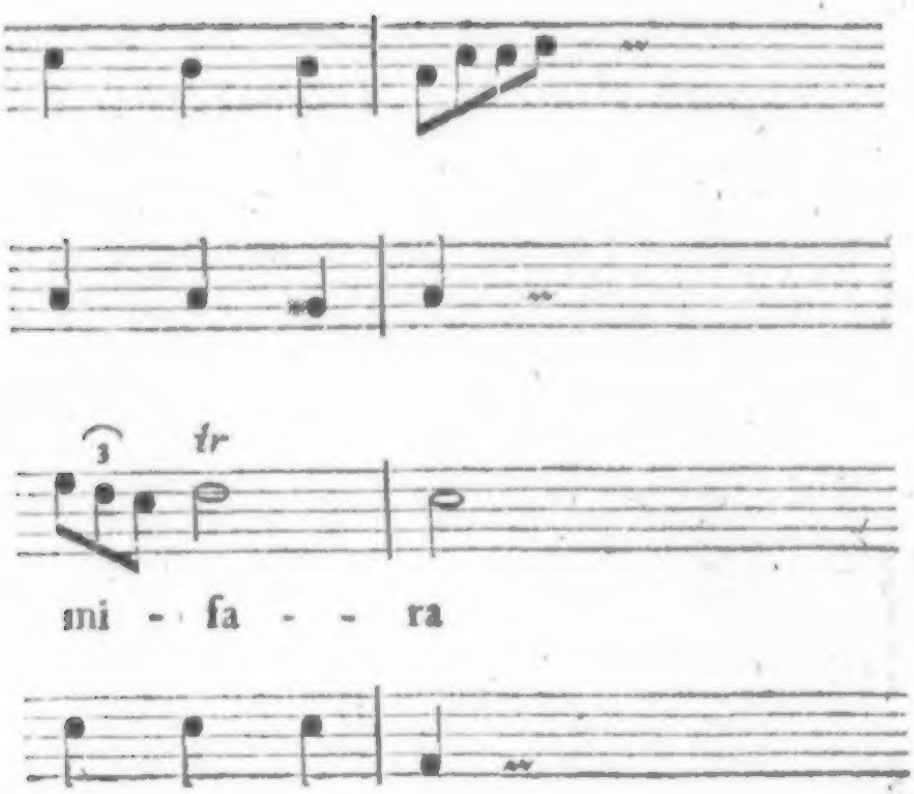

In der 5ten Arie a. d. 76. S. iſt das Ritornello zu neu, und in jeder Partie viel zu ſchön und nachahmend, als daß wir ſolches hier mitzutheilen unterlaſſen könnten:

Stein, ſteinigen. Je wenigere Buchſtaben demnach hinzugeſetzet, abgenommen oder verändert werden; ie ähnlicher iſt ein abgeleitetes Wort ſeinem Stammworte. Wörter von dieſer Art werden alſo in Abſicht einer andern Art, einfache genennet; Weil ſie nur von einem Stamme abſtammen, von einer Quelle hergeleitet und zum Theil am Ende nur mit einigen Sylben, die an ſich ſelber nichts bedeuten, (*) als ig, icht, chen, lich, keit, lichkeit, ey, ung, ten, ſten, en, iſch, u. ſ. w. nicht ſo wohl zuſammengeſetzet, als vielmehr verlängert und unterſchieden werden. Inzwiſchen wünſche ich, daß man die Stammwörter ausmachen, und die mancherley Arten, die abſtammenden Wörter zu machen, unterſuchen möchte.

§. 2. **Zuſammengeſetzte Wörter** ſind ſolche, welche aus zwey oder mehrerern Wörtern verknüpfet worden, wovon wir anietzo handeln wollen: und zwar alſo, daß wir aus bemährten Exempeln alter Wörter, Grundſätze machen, darnach wir neuere und ſelbſtgemachte Wörter prüfen und beurtheilen können.

§. 3. Faſt eine jede Sprache hat zuſammengeſetzte Wörter: doch eine mehr, als die andere. Obgleich die alten Sprachverſtändigen ſolches von der Hebräiſchen Sprache nicht zugeben wollen: So findet man doch in der Bibel Wörter, die wirklich zuſammen geſetzet worden, als: Belijaal, ein Taugenichts, Zalmavet, der Schatten des Todes. Nicht

zu

(*) Daß ſie allerdings faſt alle ihre Bedeutung haben, zeiget, u. a. der gel. Herr Wachter in der Einleitung zu ſ. Gloſſario Germanico.

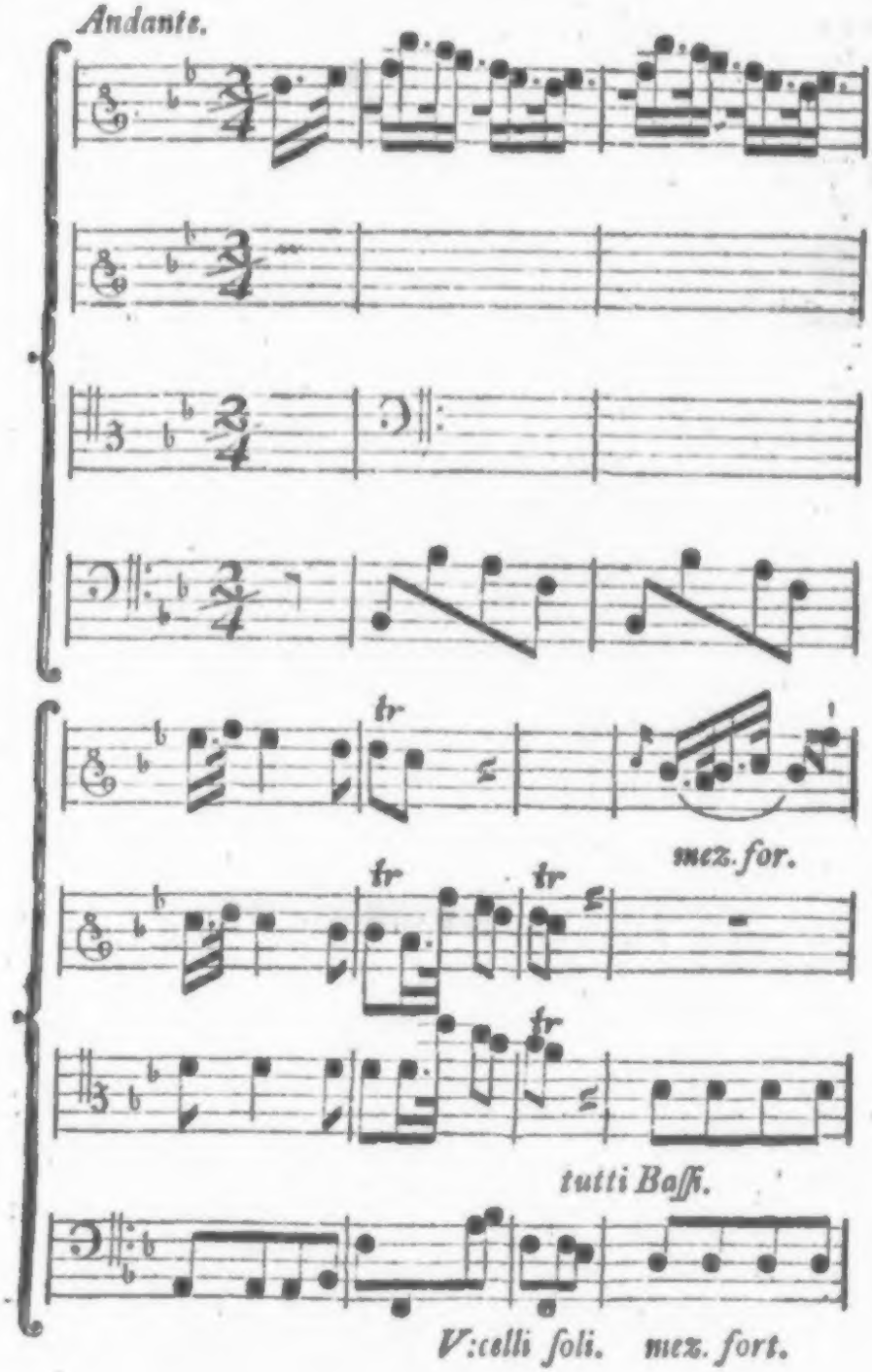
Andante.
tr
mez. for.
tr
tr
tr
tutti Baſſi.
V:celli ſoli.
mez. fort.

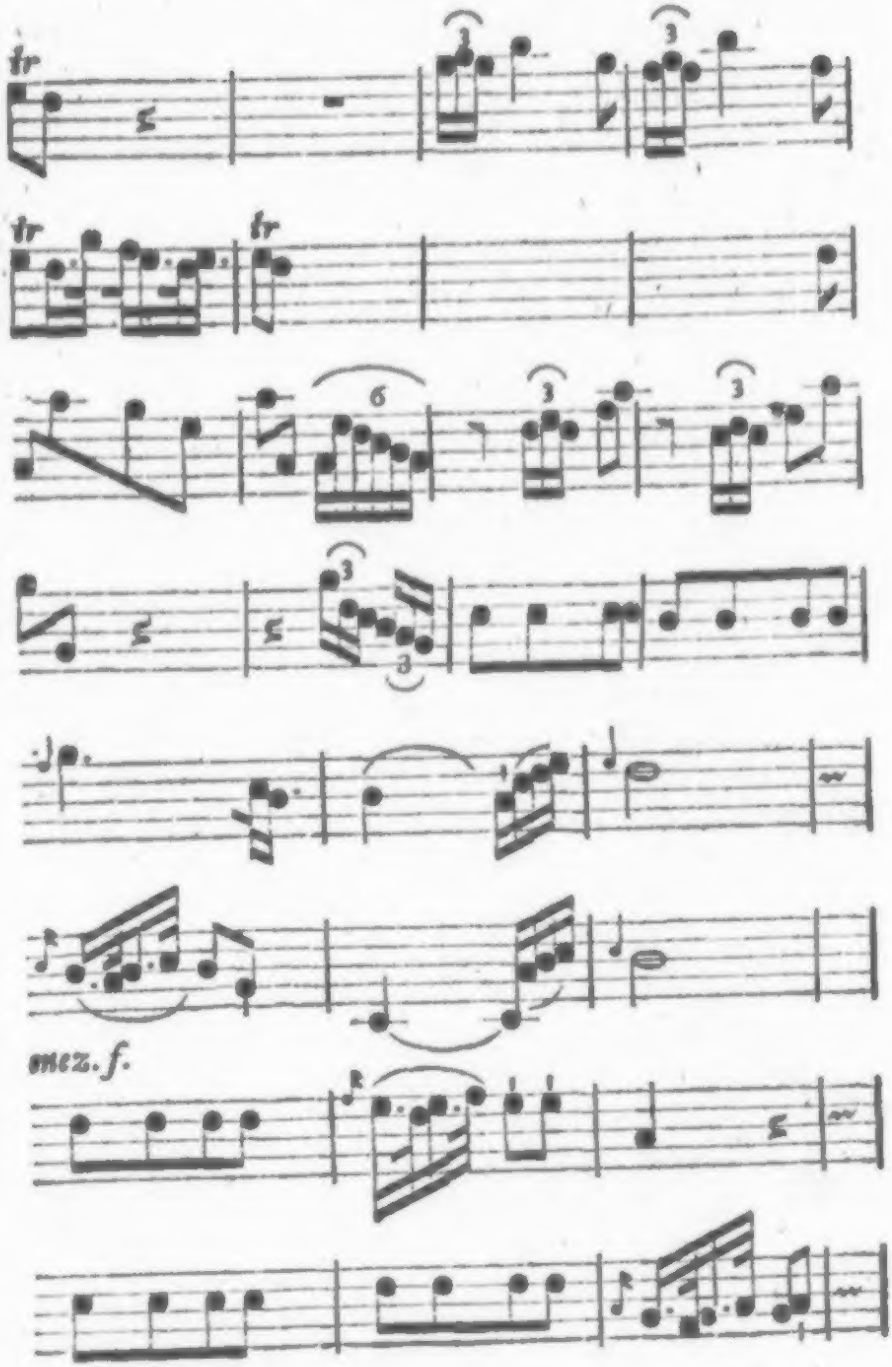
tr
tr
tr
6
3
3
3
3
3
mez. f.

Der zweyte Theil dieſer Arie iſt mit Veränderung des Taktes und des Zeitmaaßes in den begleitenden Inſtrumenten, mit einer prächtigen Harmonie ſo trefflich ausgefüllet, daß wir ſolches ebenfalls mittheilen würden, wenn es der Raum unſerer Blätter verſtattete.

Die 6te Arie iſt ungemein fließend und gleichförmig abgefaſſet, und derſelben 90. S. vor dem Schluſſe des erſtern Theiles durch Verbindung der Anfangsworte amalo mit den Schlußworten: tutto lo cedo ꝛc, ein beſonderer Nachdruck gegeben worden.

In der 7ten Arie iſt die Freudigkeit und Hoffnung der argliſtigen Chloris mit einer lebhaften Melodie wohl ausgedrucket, der ausgedehnte Geſang, oder der Lauf über das Wort risaltar, aber neu und komiſch, doch dabey dem Hauptſatze völlig gemäß.

Im II. Aufzuge iſt die erſte Arie voller rührenden und begeiſternden Gedanken; und mit einer

durch

durch und durch ausgearbeiteten Begleitung verſehen. Die Clauſeln über die Worte: reſiſter non ſaprò unterſcheiden ſich dabey vorzüglich, die Ausdehnung des Wortes coſtante iſt einnehmend, und überall zeiget ſich Reichthum, Stärke und die Sprache des Affects, in beyden Theilen dieſer beſonders ſchönen Arie.

In der Wiederkehr der darauf folgenden 2ten Arie dieſes Aufzuges a. d. 22. S. ſtreiten und ahmen die erſte und zweyte Violine in der Melodie ſich treflich nach; in der Wiederkehr der 3ten Arie aber iſt a. d. 33. S. wieder ein ausnehmender Septimengang angebracht. Wir müſſen den Liebhabern der ſchönen Ausarbeitungen davon etwas bekannt machen.

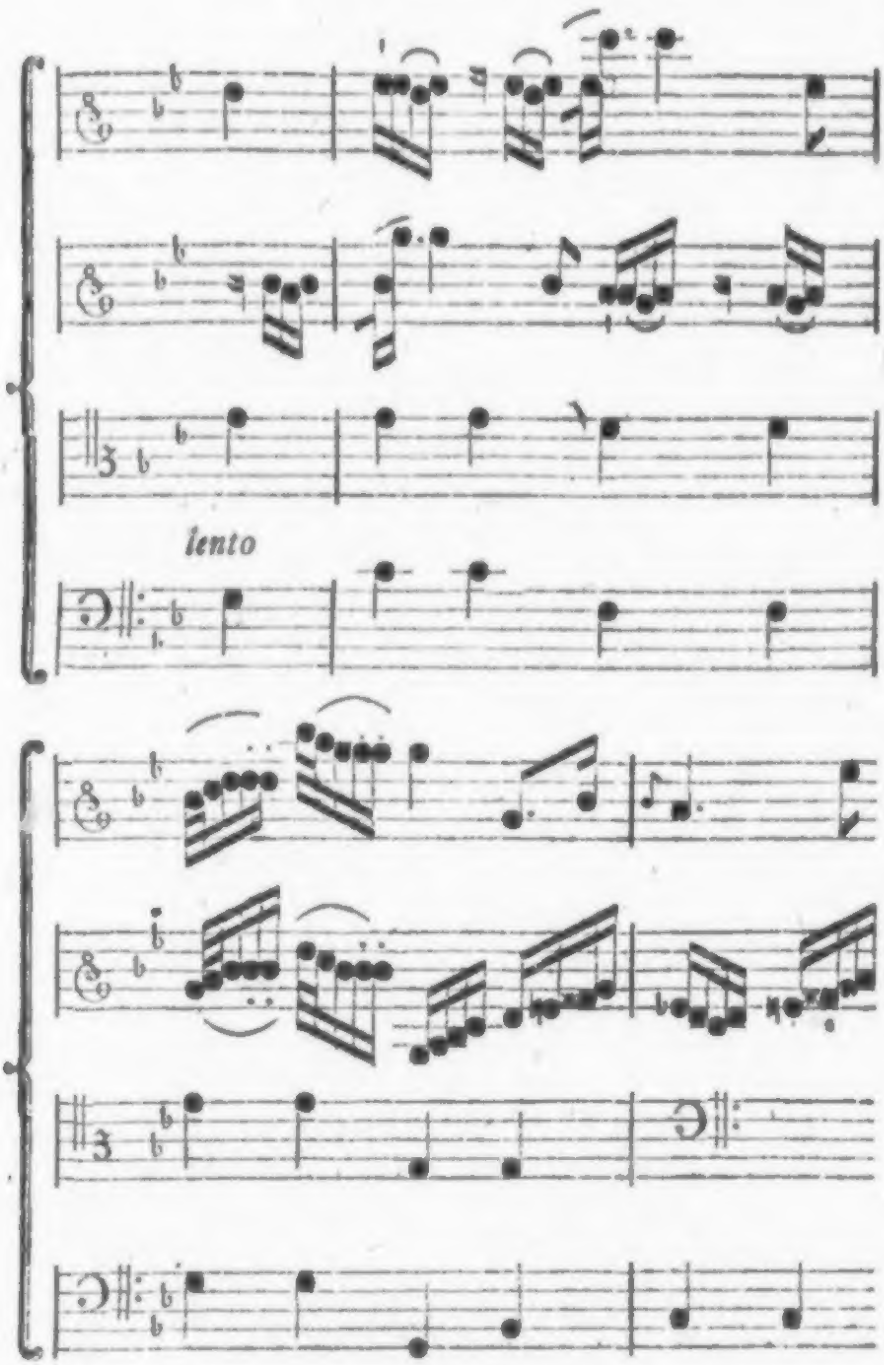
lento

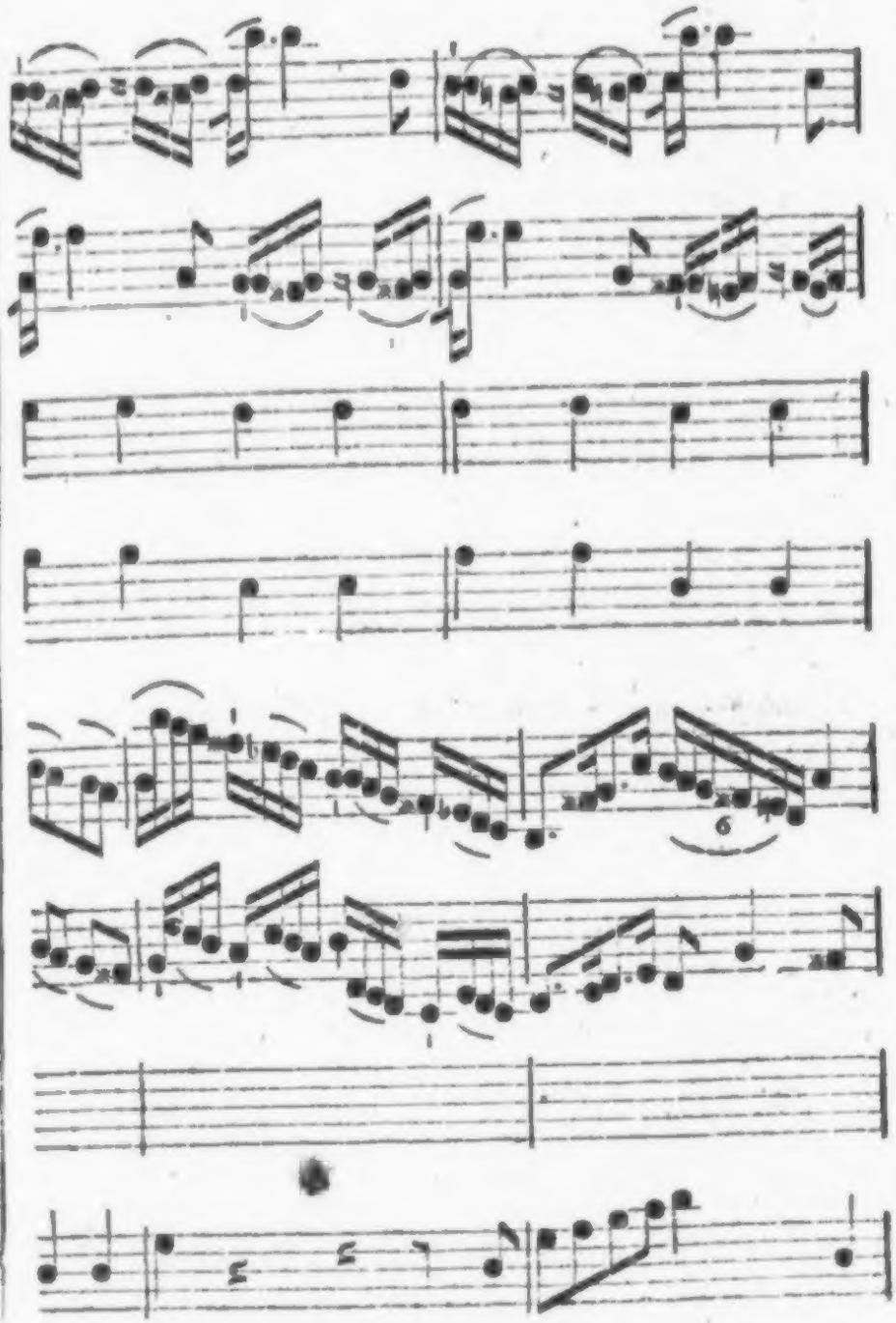

Die 4te Arie iſt ein Muſter feuriger und trotzender muſikaliſchen Ausdrücke, und ein Beweis: daß man den ſtärkſten Affect erregen, und prächtig genug ſchildern könne, ohne die gewöhnliche Zerrung und Ausdehnung der Wörter mit zu Hülfe zu nehmen.

Die Worte: Perfido! Amico indegno, und ma tu del traditore &c. ſind mit ſolchem Nachdrucke und mit einer ſo lebhaften Begleitung der Inſtrumenten abgefaſſet, daß ſie unfehlbar Zorn und Schauder bey dem Zuhörer erwecken müſſen. Die Abwechſelung des Takts mitten in dem 2ten Theile dieſer Arie a. d. 59. S. vergrößert die Schönheit derſelben ſehr, und trägt zur Erhebung des Affectes nicht wenig bey.

Die 5te Arie: Vado lieta di mia ſorte hat gleichfalls durchgängig eine wohl ausgearbeitete Begleitung, und wechſelt bald mit anhaltenden, bald mit ſchleifenden, bald mit ſtoßenden, bald mit ſpielenden Clauſeln ab. Nicht weniger iſt mitten in der Hälfte des 2ten Theils das Tempo und der Takt in einer uner-

unerwarteten Abweichung des Tones verändert, welches den Zuhörer nothwendig aufmerkſam machen, und ſonſt ſich ſehr gut ausnehmen muß.

Das Klagende, und zugleich die Verſicherung der Treue in dem erſten, und das zuverſichtliche und muthige Begehren in dem 2ten Theile der 6ten Arie iſt, wie in den Worten des Tirſis, alſo auch in der Muſik auf eine entzückende Weiſe abgeſchildert. Bey einer andern Gelegenheit würde der Anfang der Worte: Parto, ma un guardo ſolo concedi al mio dolore, ohne Ritornello abzuſingen geweſen ſeyn. Hier aber, da Tirſis ſich zu entſchließen hat, ob er, oder ſeine Geliebte weichen und ſich entfernen ſolle, iſt das Verweilen durch ein rührendes Ritornello, davon wir nachſtehenden Auszug nebſt dem Anfange der Arie liefern, ſehr gut angebracht.

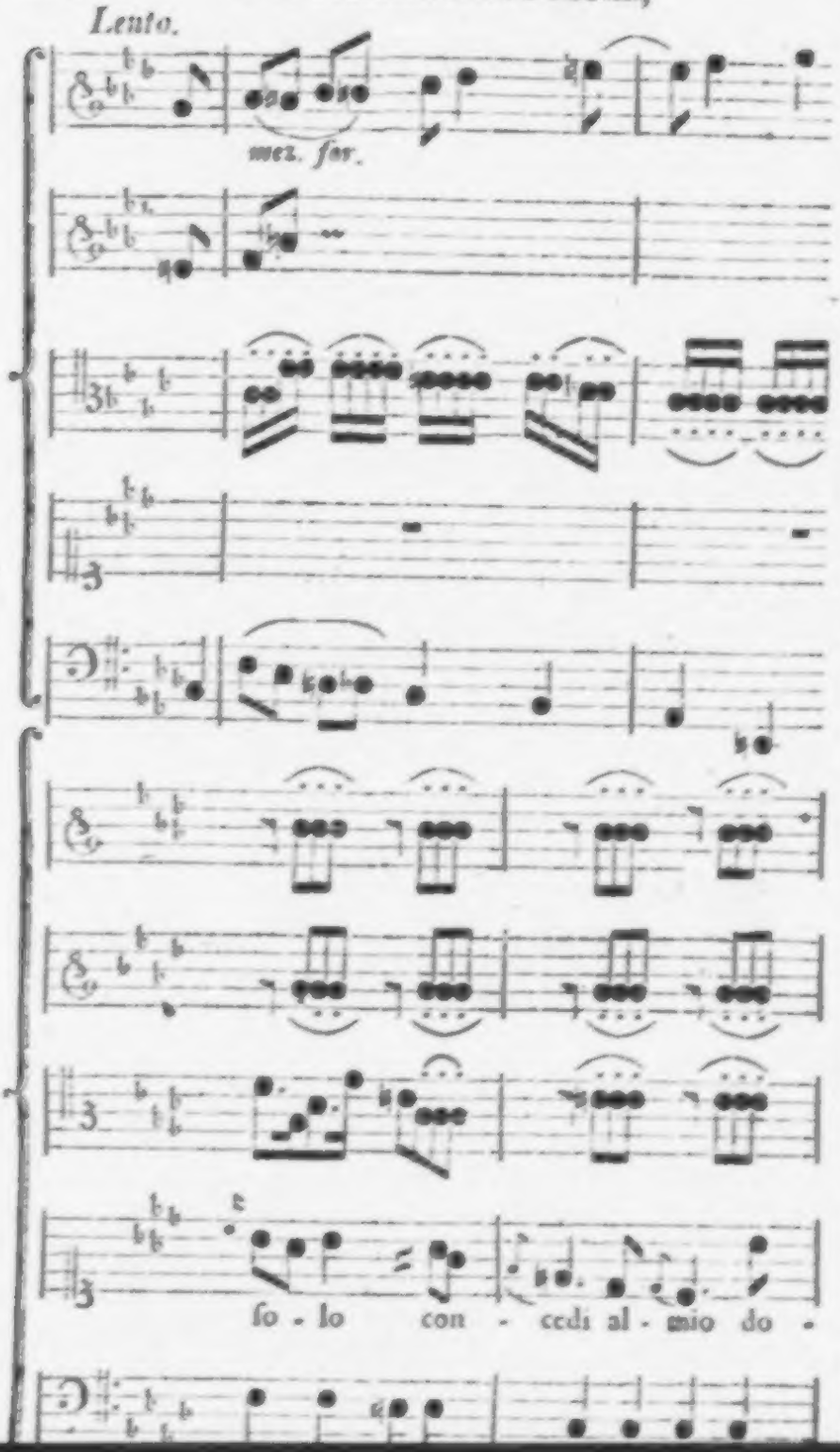
Lento.
mez. for.
so - lo con - cedi al - mio do -

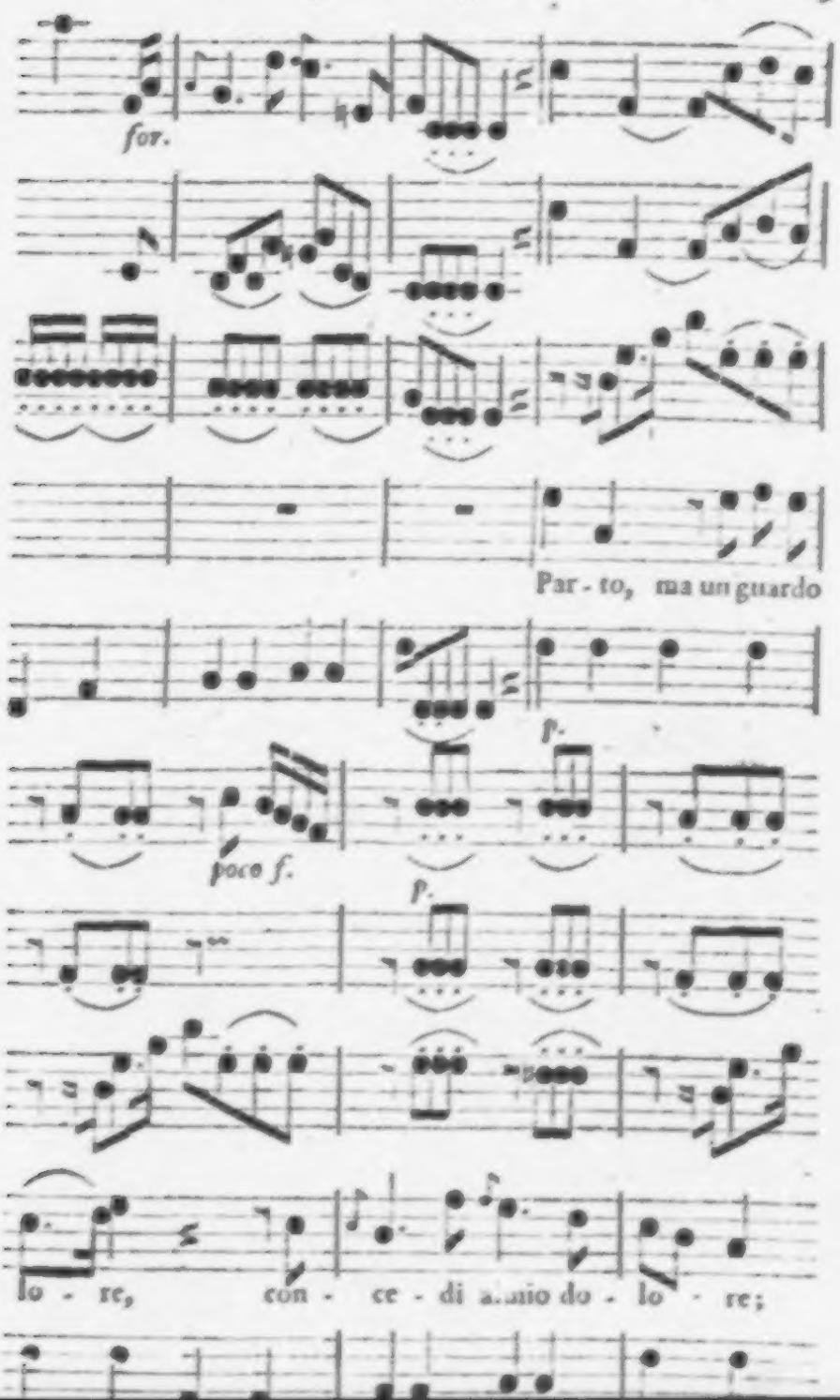
for.
Par - to, ma un guardo
f.
poco f.
f.
lo - re, con - ce - di a.mio do - lo - re;

zu gedenken der eigenen Namen einzelner Personen oder Oerter, welche mehrentheils zusammengesetzet sind: auch der Buchstaben nicht zu gedenken, die zu Anfange, von forne, zu den Wörtern gesetzet werden, und der gewöhnlichen Anhängsel, woraus doch auch eine gewisse Art zusammengesetzter Wörter erwächset. Ja wäre die Sprache noch vollkommen: So würden wir mehrere dergleichen aufweisen können. Die Lateinische Sprache ist hiervon auch nicht ganz ausgenommen, insonderheit was die zusammen gesetzten Wörter anlanget, die mit den Vorwörtern der Namen gemacht werden, als: Semidoctus, sesquihora, quare, quocirca, armiger, signifer, pomifer. praedico, praedictio, praetereo, cet. Insonderheit ist die Griechische Sprache darinnen glücklich, daß sie viele Wörter mit einander verbinden, und dadurch alles ausdrücken kan, als χρονοτάξις, αὐτόθεος, αὐτόφιλος, φιλανατολικογλωττὴς u. d. g. In unserer deutschen Sprache findet man davon eine ziemliche Anzahl, und zwar zu unseren Zeiten mehr, als vor Alters: So daß die Anzahl der zusammengesetzten Wörter, in Absicht auf alle mögliche Verknüpfungen, die Anzahl der einfachen Wörter wohl beynahe übertreffen dürfte.

§. 4. Drey Stücke sind bey dieser Art Wörtern vor allen Dingen zu untersuchen nöthig. 1. Die mancherley Gattungen der zusammengesetzten Wörter: 2. Wie dieselben zu beurtheilen sind, und 3. wie man sie schreiben soll.

§. 5. 1. Um besserer Ordnung und Deutlichkeit willen müssen wir unterschiedene Gattungen bemer-

Ferner iſt auf die Wörter: leggimi und non ti mancai di fè, ein ſich ſtark hervorthuender Nachdruck geleget, und der ganze 2te Theil dieſer Arie iſt mit lauter erhabenen und prächtigen Gedanken ausgefüllet.

Die letzte Arie in dem 2ten Aufzuge giebt ein ſchönes Muſter ab, wie man bey dem Streite widriger Leidenſchaften, durch gute Anordnungen und Abwechſelungen den Zuhörer in Bewegung und Entzückung bringen kann. Die in dieſer Arie angebrachten Sätze, die öfteren und unerwarteten Veränderungen des Tempo und des Accompagnements, ſo wohl im währenden Singen, als auch in dem Ritornello und der mit der Singeſtimme concertirende Oboe, kann ſich nicht anders, als vorzüglich rührend ausnehmen.

In der erſten Arie des III. Aufzuges iſt Kunſt und Geſchmack auf eine Weiſe verbunden, dergleichen man in den Opern der heutigen Italiener, die nur auf eine gute Melodie zu denken, die

Har-

Harmonie aber außer Acht zu laſſen pflegen, wenig antrifft.

Wir wollten dieſe ſchöne Arie am Ende gern mittheilen, damit die Freunde und Kenner guter Muſie den Nonengang in dem Ritornello, die Bindungen, und das Accompagnement ſelbſt beurtheilen mögten: Wenn ſolches in einem ſolchen kleinen Format als dieſe Schrift hat, möglich wäre.

Die 2te Arie vederti ancor voglio iſt gleichfalls voller Feuer und lebhaften Ausdrücken; und in der 3ten Arie, die durch ein mit Inſtrumenten begleitetes Recitativ, dergleichen mehrere in dieſem Schäferſpiele vorkommen, gut vorbereitet wird, iſt der Anfang des Ritornello und der Geſang der Bratſche fremd, neu und rührend. Nachfolgender Auszug wird es erweiſen.

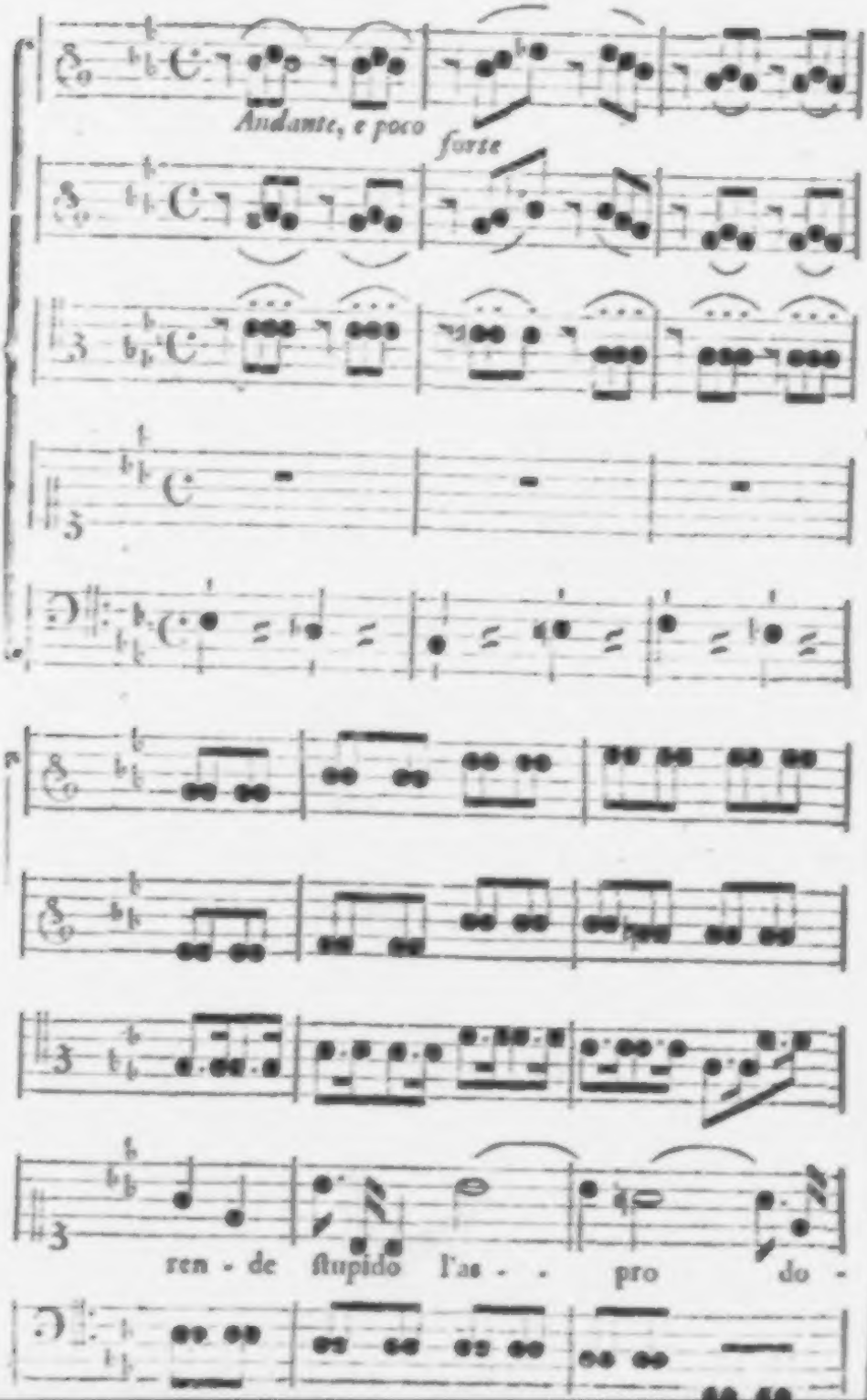
Andante, e poco forte
ren - de stupido l'as - - pro do -

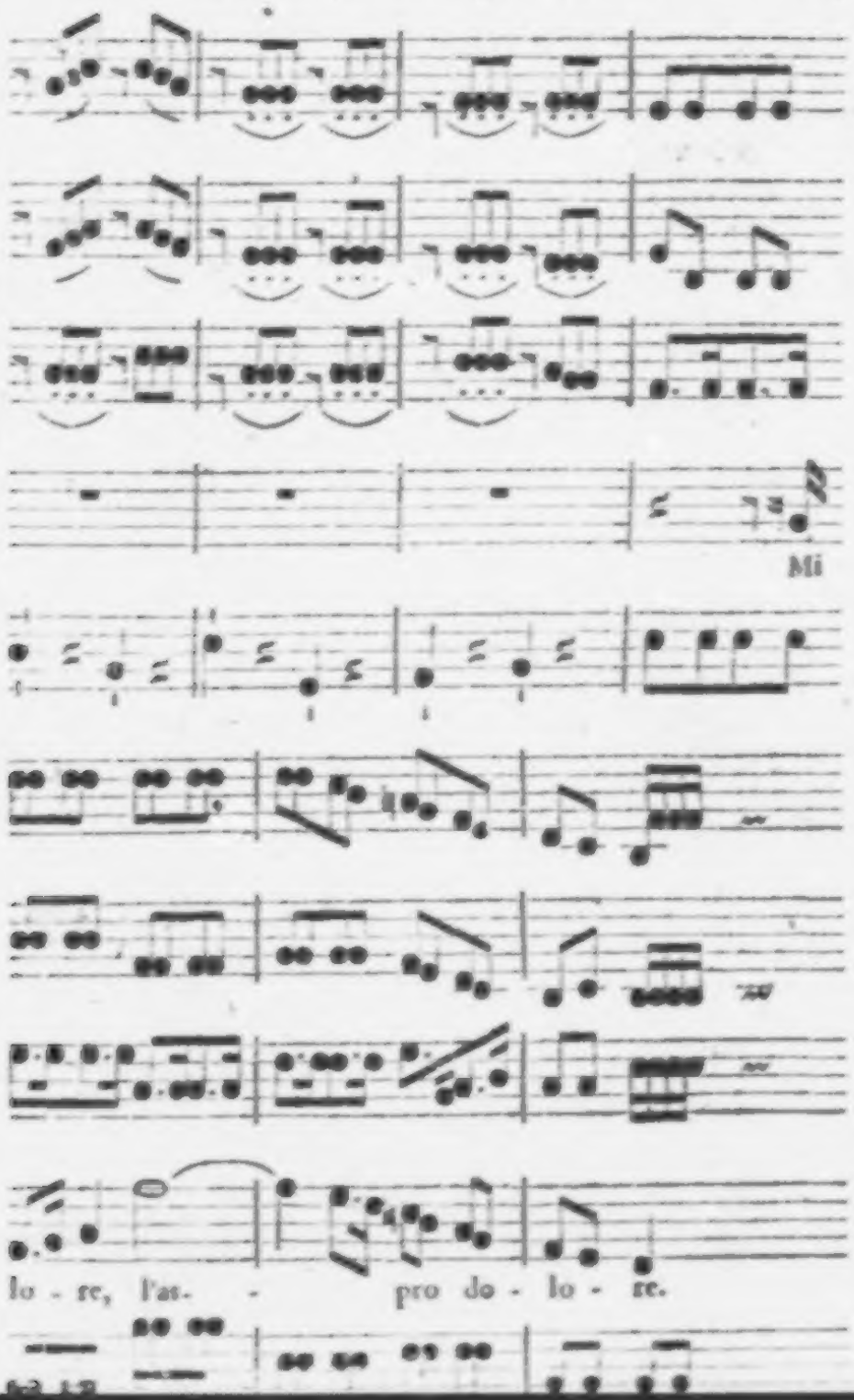
Mi
lo - re, l'as - pro do - lo - re.

Doch wir müßten mehr als die Hälfte des Schäferſpieles abdrucken laſſen, wenn wir die ſich beſonders unterſcheidenden ſchönen Stellen, ſo wohl in der Melodie als Harmonie, unſern Leſern vor Augen legen und bekannt machen ſollten. Wir wollen alſo nur noch mit wenigem anführen, daß das Duetto reizend und angenehm, der Schlußchor aber mit vollen und prächtigen Ausfüllungen geſetzet ſey, und daß überhaupt das ganze Werk einen augenſcheinlichen Beweis abgebe: was für ein merklicher Unterſcheid es ſey, wann der Poet ſeinen Worten die Melodie, und den muſikaliſchen Nachdruck ſelbſt geben und verſchaffen kann; oder wenn er es hingegen dem Gutfinden und der öfters mangelhaften Einſicht eines andern Componiſten überlaſſen muß.

Uebrigens wird ein jeder Freund, und Kenner der Tonkunſt mit uns wünſchen, daß dieſes vortreffliche Werk allgemeiner werden, und man daſſelbe ſowohl häufiger in Beſitz haben, als auch es von einer dresdenſchen oder berlinſchen Capelle theatraliſch aufführen hören möchte.

II.

Pieces d'Eloquence et de Poeſie, prononcées dans l'Academie des beaux Arts de Madrit, pour la diſtribution des Prix.

Spanien und Madrit haben auch eine Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Sie heißt

heißt die königliche Ferdinandiſche Akademie; und genießt der beſondern Beſchirmung ihres Königes, Sr. kathol. Majeſtät. Was die ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte dadurch für eine Aufnahme erlangen, iſt leicht zu denken. Vorizo wollen wir nur von dieſen Stücken Nachricht geben, die bey Gelegenheit ausgetheilter Preiſe öffentlich hergeſaget worden.

Der Tod ihres erſten Protectors, des berühmten Marquis von Carvajal, des ſpaniſchen Colberts, hatte zu der erſten Schrift des Viceprotectors, Don Tiburtius von Aguirra, Anlaß gegeben; der mit dem Verſtorbenen in beſondrer Verbindung geſtanden. Als ein geſchickter Redner ergriff er die Gelegenheit, ſich das berühmte Gemäld des Timantes von dem Opfer der Iphigenia zu Nuz zu machen. Dieſer hatte ſchon in den Geſichtern des Kalchas, Ulyſſes und Menelaus alle traurige Züge verſchwendet: ſo daß ihm zur Abbildung des Vaters der Prinzeßinn nichts mehr übrig geblieben war, als die gänzliche Verhüllung ſeines Antlizes. Hievon redet der Marquis ſo:

„Laſſet uns über das Bild dieſes großen Mannes einen Vorhang ziehen, deſſen Tod die Akademie beſeufzet; weil ſie ihren Beſchirmer, jedes Mitglied einen Vater an ihm verloren hat, deſſen unſterbliches Andenken zu erneuern, mir die Dankbarkeit gebeut.„ Hier kommen nun alle die Lobſprüche dieſes Miniſters, die jedem andern Staatsmanne eine Luſt wirken könnten, dereinſt auch von einer gel. Societät, die er beſchirmet hätte, gelobet zu werden.

Darauf fährt er fort: „Allein unsre Akademie überlebet ihren Beschirmer, unser Monarch überlebet ihn auch. Die Sonne hat nicht allezeit eines Zwischenkörpers nöthig, uns ihre milden Stralen mitzutheilen. Die Huld, die Zärtlichkeit, die gröste Liebe des Wohls seiner Unterthanen, machen den großmüthigen Charakter unsers Beherrschers: und kein Zufall kann uns den Einfluß dieser edlen Eigenschaften hemmen.

Die Akademie überlebt ihren Verlust, und man wird nicht ermangeln, in ihrem fruchtbaren Schooße einen Nachfolger zu finden, der ihr Ruder führen, und sie vorm Schiffbruche bewahren kann. Ja, die Akademie lebet noch, und wir können nicht daran zweifeln, weil sogleich nach dem traurigen Augenblicke seines Unterganges, wir seine Morgenröthe über den Horizont steigen, und einen so hellen und kräftigen Glanz von sich stralen gesehen, der uns die glücklichsten und dauerhaftesten Wirkungen verspricht.„

Bey diesen allegorischen Ausdrücken ist zu wissen, daß **Alba** im Spanischen die Morgenröthe heißt, und daß der Herzog von **Alba** ihr neuer Beschirmer, dadurch anspielungsweise bedeutet wird. Diese altfränkische Art des Witzes herrschet in Spanien noch, wie vormals bey uns; und daher kommen auch die Ausdrücke; das **Zenith der Gnade**, der Zodiakus der spanischen Sonne, der Himmel der Akademie, und die gemeine Ordnung ihrer Planeten, u. d. m. welche bald darauf folgen.

Nach dem Lobe des Ministers **Don Richards von Wal** kömmt das Lob des Königes, als Schutzherrn

herrn der Akademie. Sodann erzählet er die guten Wirkungen, die selbige schon in Spanien gehabt: darunter er die öffentlichen Gebäude rechnet, die selbige angegeben hat, und die Spanien Ehre machen. Er führet hiebey auch alte Wunder der Kunst an, die selbiges Land hervorgebracht. Er nennet die spanischen Künstler, einen Monegro, der an der Peterskirche zu Rom Theil gehabt, einen Cespedas, der zu einer Bildsäule seines Landsmanns Seneca, dem in Rom der Kopf fehlete, einen so geschickten angesetzet, daß alle Kenner erstaunet, u. a. m. Dadurch suchet der Redner die heutigen Künstler aufzumuntern, lenket aber alles auf ein feines Lob seines Monarchen, und zeiget, daß alle Stände des Reiches ihren Vortheil bey dem Flore der Künste finden müssen.

Der Adel, spricht er, muß sie zuerst als eine Zierde seiner Erziehung ansehen; und ihnen seine Nebenstunden widmen: damit er nicht einmal in das Lächerliche Kaiser Hadrians verfalle, der auf einen von ihm angegebenen Tempel der Venus stolz war; aber sehr beschämet ward, als er den Apollodor um seine Meynung befragte. „Wenn die Göt„tinn, erwiederte dieser, sich von ihrem majestäti„schen Throne erheben sollte, so würden sie sich den „Kopf am Gewölbe zerstoßen.„ So wenig sich nun die Großen selbst ins Handwerk mengen dürfen: so nützlich ist es für sie, so viel Kenntniß und Einsicht zu erlangen, daß sie das Schöne vom Mittelmäßigen und Schlechten unterscheiden können; um alles zur Vollkommenheit zu bringen, um die Verhältnisse

hältnisse eines Gebäudes, eines Canals, einer Landstraße zu beurtheilen, und alles zur Wohlfahrt des Landes und Ehre des Fürsten zu leiten. Alles wird wichtig unter den Händen derer, die des Fürsten Gnade austheilen, und seine Schätze verwalten. Mit einem Winke erhöhen oder ersticken sie die Gaben der Künstler; befördern und vernichten sie die Künste; erhalten oder stürzen sie die Ehre der Völker.

Auf diesen Ton fährt er noch weiter fort, aller übrigen Stände Vortheile von den Künsten zu erzählen; und prophezeihet endlich: Madrit werde mit der Zeit die Schule, die Richtschnur und das Muster der unermeßlichen Weite des spanischen Reiches; so wie dieses das Vorbild, die Regel und die Schule aller übrigen Völker werden.

So patriotisch ist dieser Redner gesinnet! Seine Schreibart ist übrigens leicht, und edel, und seine Lobsprüche sind nicht abgeschmackt. Gleichwohl reichet er noch nicht an den Herrn von Luzan. Dieser geschickte Schriftsteller besaß die wahrhafte Deutlichkeit der Schreibart: die darinn besteht, daß man nicht nur so schreibt, daß man verstanden wird, sondern so, daß es unmöglich ist, nicht verstanden zu werden. Folgende Eklоge zu seinem Lobe erweiset solches. Sie war das zweyte Stück das man vorlas; und hat sich allgemeinen Beyfall erworben. Don Augustin von Montiano y Luyando las es vor. Er führet ein Paar Schäfer, Damon und Menalkas redend ein. Es ist eine vollkommen schöne Nachahmung der schönsten Eklogen Virgils. Sie

heben

heben vom Schäferleben an, um hernach den Menalippus zu loben, welchen Namen Don Ignatius von Luzan in einer ſicilianiſchen Schäferakademie geführet hat. Wir können uns aber in einen Auszug nicht einlaſſen, weil ein Geſpräch deſſen kaum fähig iſt. Nur ein Stück von der Rede Menalks ſoll zur Probe dienen, darinn er von dem Schutze des Königes gegen die ſchönen Wiſſenſchaften redet.

Von den beglückten Ufern des Manzanares (der Strom der durch Madrid geht) ſehen wir die prächtigen Gebäude, die ſich bis zum Himmel erheben, und dem Beherrſcher von Spanien den würdigſten Thron aufführen. Von hier ſehe ich den weiten Umfang ſeiner höchſten Macht und Vaterliebe. Von hier will ich meinen Flug nehmen, und mich den Trieben überlaſſen, die mich entflammen. Sie entflammen mich, und zwar mit Rechte: wenn ich mich des Tages erinnere, da die freyen Künſte um die Wette Grabſtichel, Winkelmaaß und Pinſel ergriffen, um das dauerhafteſte und würdigſte Denkmaal Ferdinands zu bilden. Sie entflammen mich, und treiben eine Glut in meine Lippen, die ich faſt nicht mehr einſchließen kann. Mein Muth belebet ſich, und der Ton meiner Stimme, die ſchneller iſt, als der Winde Flügel, werden den heroiſchen Namen meines Fürſten bis ans Ende der Welt tragen. Ueberall wo der brennende Sand des Mittages, überall wo die traurigen Eisberge des Nordens die Kühnheit und Kraft von Menſchen und Thieren erſchrecken, wird man ihn erſchallen hören.

bemerken. Dergleichen ſind 1) die Wörter, welche forne oder hinten einen Zuſatz von kleinen Theilchen der Rede bekommen haben. Dahin gehören dreyerley Arten der Wörter. Erſtlich ſolche Hauptwörter und Namen, welche mit gewiſſen Anfangsſylben oder ſolchen Vorwörtern, die nie für ſich alleine ſtehen; aber doch eine gewiſſe Bedeutung haben und verurſachen, vermehret ſind. Solche Anfangsſylben ſind: Ant in Antwort, antworten, dieſes kan aus dem Griechiſchen ἀντὶ, welches bey der Zuſammenſetzung eine Erwiederung, Abwechſelung, ein Entgegenſeyn bedeutet, als ἀντικαλεῖν, wieder einladen, hergeleitet werden; daß daher Antwort ſo viel bedeute als ein Wort, das einem erwiedert, oder einem Fragenden wieder gegeben wird. Dawieder ſtreitet nicht das Provinzialwort, das ich in Barby öfters gehöret habe, antüchten, d. i. fremde, wiedrig dünken oder vorkommen. Be, welcher Zuſatz vielleicht aus bey entſtanden iſt, vermehret die Bedeutung, zeiget einen Nachdruck, eine Gegenwart und Allgemeinheit an, als: Bedrengen, bedenken, befallen, befinden, beflecken, befliessen, befrachten, befreunden, begleiten. Emp und ent, kommen entweder aus in, oder aus dem Griechiſchen ἀντὶ her, ſo daß ant in ent oder emp verwandelt werden. Dieſe Zuſätze bedeuten ein Eindringen, eine Vollendung und Entfernung, als empfehlen, empfangen, empfinden, empor; entblöſſen, entfahren, entwiſchen, entzünden. Daraus kan auch wohl et in etwas, etwa entſtanden ſeyn: oder es müſte ſo viel ſeyn ſollen, als ichtswas oder es iſt was, (et is wat:)

Er

Je mehr neue Gründe zum Nacheifer er den Künſten giebt; je mehr er die Akademie, dieſe Tochter ſeiner Sorgfalt und ſeiner Liebe, anreizet, ſich mit neuen Lorbern zu krönen ꝛc. deſto mehr beſtreben ſich auch dieſe, von ihrer Seite, dieſem großmüthigen Beſchirmer dankbar zu ſeyn. Sie tragen es der Göttinn mit hundert Zungen auf, ſeinen Namen bis in die Feldhütten, bis in das Herz der Wälder, zu tragen: damit Wälder und Felder vom Lobe des Monarchen, und dieſer berühmten Geſellſchaft unterrichtet, beyden anſtändige Lieder erſchallen laſſen mögen.

So breche dann die in meiner Bruſt verſchloſſene Glut durch meine Stimme aus: wie der erſchrockene Landmann die Stralen der Blitze aus dem Schooße der Wolken brechen ſieht. Sie ſey deren Ungeſtüme gleich, und laſſe ihre Wirkungen durch Berg und Thal erſchallen, durchdringe die dicken Wälder, und erfülle die weiteſten Flächen ꝛc. Der ſpaniſche Geiſt ſchmachtete in einer dunkeln Trägheit. Dieſe Spornen der Ehre, die ſonſt ſo kräftig für ihn geweſen, fanden ihn fühllos. Aber wir ſahen ſchon die Morgenröthe eines glücklichen Tages; und unſre koſtbarſten Früchte heben ſchon an, den Früchten andrer Völker den Preis ſtreitig zu machen. Die Gaben entſpringen aus der Akademie, als aus ihrer Wiege, und finden ihre Belohnung in dem Glanze den ſie daraus ſchöpfen. So ſah das kunſtreiche Rom unter ſeinen Kindern die Ehrliebe wieder entſprießen, um einen Kranz von Mirthen oder Oelzweigen, von Epheu oder Lorbern zu gewinnen.

Bloß

Bloß den Vaterſorgen Ferdinands ſind unſre Völker den Dank für dieſe Wunder ſchuldig. Sie leben nur unter ſeinem Reiche, um ſeine Wohlthaten zu empfinden. Alle ſeine Tage, die durch ſo viele Wunder bezeichnet werden, ſind die glückliche Vorbedeutung deſſen, was wir noch erleben werden. u. ſ. w.

Wenn dieſe Gedanken und Ausdrücke für Schäfer etwas zu erhaben und prächtig ſind: ſo muß man doch geſtehen, daß König Ferdinand ſie durch ſeinen Schuß der Muſen und Künſte zu verdienen gewußt. Wie ſüß muß nicht ein ſolches Lob demjenigen ſeyn, dem ſein Gewiſſen das Zeugniß giebt, daß es ihm nicht zu groß iſt! Hierauf folget eine prächtige Ode, ſo die Schäfer ſingen. Z. E. Auch die elendeſten Viehſtälle werden die Richtigkeit der Verhältniſſe zu bewundern geben. Selbſt unſre Hirtenſtäbe werden mit Geſchmacke gearbeitet ſeyn; und der junge Schäfer wird die Blumen, damit er die Fenſter ſeiner Geliebten ſchmücket, mit Kunſt und Zierlichkeit zu ordnen wiſſen. Die Eichen unſrer alten Wälder, dieſe grauen Kinder der Zeit und der Erden, die ſo lange den Stürmen getrotzet, unter welchen man ſie oft ſeufzen hörete; werden nicht mehr zu einem dunkeln Gebrauche in Stücke geſpalten werden; ſondern ein edlers Schickſal gewinnen:

Los mas robuſtos troncos
Verde anciano padron de las edades,
Que con gemidos roncos
Supieron afrontar las tempeſtades.

No

No inutiles, no broncos
Se haran haſtillas par ſequir villana;
Mas culto empleo ſu materia gana.

Weis doch der Beherrſcher der weiten Länder zweer Welten, anſtatt ſie ihrer Schätze zu berauben, ſie nur zu ihrem Beſten anzuwenden; wie ſchön weis er ſeine Macht in ſeiner Bürger Vermögen zu finden, und ſeine Schätze unerſchöpflich zu machen, indem er ſie wiederum denen in die Hände liefert, die ſie ihm gegeben haben.

Que al vaſto continente
De los dos mundos que ſupremo abraza
Suo dominio clemente
No con vanos diſpendios embaraza
En ſu bien los conſiente:
Y aſſi immenſo el teſoro ſe reputa,
Porque le vuelve à aquel que le tributa. u. ſ. w.

Endlich folgte noch ein lateiniſches Gedicht, welches den Titel führte:

NOVVS ARTIVM ORBIS, A FERDINANDO VI. DETECTVS.

Quis me Pegaſeis agit impetus ocyor alis?
Quo feror? Arreptum ſubito mens turbine vatem
Quas vehit in terras? Mundi quo limite ſiſtor
Inſcius? En alium ſolem, altera ſidera cerno,
Inſolitos campos, ignota cacumina luſtro.
Novus ecce! novus mihi panditur orbis.
Auſpice FERNANDO &c.

So ſchön klingen die Lobſprüche ſpaniſcher Muſen gegen einen wohlthätigen Monarchen!

III.

Hanns Christoph Wageners, Ingenieur-Capitains, u. Directors der bürgerl. Baukunst, bey der kön. und Churf. Ritter- u. Militar-Akad. der adel. Cadets, Gründliche Anweisung zur Civil-Baukunst. I. Theil u. s. w. Dresden zu finden bey Mich. Kevl. Zeichnungsmeister bey besagter kön. Ritterakademie, in Fol. 5. Bog. Text 19. Blätter Figuren.

Der geschickte Baumeister in Dresden, Hr. Hauptmañ Wagner, liefert hiermit der Welt eine vorzügliche Probe von seiner architektonischen Einsicht. Es enthält dieser erste Theil nicht nur den Unterricht von den fünf Säulenordnungen, sondern auch die Beschreibung zwoer neuen, aus der toscanischen, dorischen und ionischen abstammenden, zusammengesetzten Ordnungen. Er giebt ferner Anweisung darinnen, wie diese sämmtlichen Ordnungen, nach der neuen Bauart aufzureißen, bey einfachen und doppelten Säulen zu gebrauchen, und auf verschiedene Zwischenweiten anzuwenden sind. Alles dieses belehret uns schon das ausführliche Titelblatt.

Die bürgerliche Baukunst ist allerdings eine von den schönsten und nützlichsten Wissenschaften; und eine treffliche Zierde der Städte und Länder. Prächtige Gebäude in einer Residenz, oder in jeder Stadt, sind die dauerhaftesten Denkmäler preiswürdiger Fürsten, oder ihrer Eigenthümer und Erbauer. Ja die Baukunst ist eine wahrhafte Mut-

ter vieler tausend Menschen in einem Staate; denen sie, nach ihren verschiedenen Künsten und Handwerken, Arbeit und Unterhalt verschaffet.

Sie ist eine Wissenschaft, ein jedes Gebäud, nach den Absichten des Bauherrn dauerhaft, bequem und schön anzugeben, und auszuführen. Was zu diesen drey Eigenschaften gehöre, erkläret hier der Vorbericht: und darinn besteht das Wesentliche der ganzen Kunst. Doch ist der Herr Verfasser nicht Willens, in gegenwärtigem Werke auf gemeine Bürgerhäuser und Landgebäude zu sehen; wobey man schlechterdings auf die Bequemlichkeit zur Handthierung und Nahrung zu sehen hat. Dieß wissen die gemeinen Maurer und Zimmerleute schon: wiewohl auch diese öfters einen Unterricht brauchten, gewisse unnöthige Fehler und Uebelstände zu vermeiden, die solche Gebäude ohne Noth verstellen, und unansehnlich machen.

Seine Absicht ist weit mehr auf große und ansehnliche Gebäude gerichtet, bey welchen mehr auf Schönheit und Pracht ankömmt: wiewohl die Dauer und Bequemlichkeit allemal zum Grunde liegen muß. Hier muß auf das äußerliche Ansehen der Vorderseiten, auf die Vorlagen, auf die Anordnung der Hauptthore und Nebenthüren gesehen werden. Man muß auf die Wandpfeiler, die Pylaster und runden Säulen, und ihre Zwischenwände Acht haben; ihre Schäffte sowohl inwendig regelmäßig, als von außen zur Zierde eintheilen; wobey die Regeln der Schönheit schon als bekannt vorausgesetzt werden.

Dörsten

Dörften wir hier eine philoſophiſche Anmerkung machen: ſo wird es dieſe ſeyn. Wir haben noch in keiner Anweiſung zu den fünf Säulenordnungen ſolche Erklärungen gefunden, die uns den Grund ihrer Regeln aus den allgemeinen Begriffen der Schönheit hergeleitet hätten. Alles gründet ſich darinn auf willkührliche Verbindungen der verſchiedenen Glieder, oder Theile des Ganzen. Nichts iſt demonſtrativ; es wäre denn, daß die Nachahmung der alten Kunſtwerke einen genugſamen Beweis von der Schönheit einer Sache abgeben könnte. Allein ſelbſt Vitruv giebt keine philoſophiſche Gründe von den Verhältniſſen der Säulendicken und ihrer Höhen an; daher auch unſers Erachtens, in den Ordnungen der Simſe, Capitale, und ihrer Zierrathe, alles willkührlich bleibt, und noch unzählige Abänderungen erfunden werden können. Wann werden wir einmal einen philoſophiſchen Baumeiſter bekommen?

Wie nun der wahre Baumeiſter dergeſtalt von einem bloßen Strichzieher, oder Rißmacher ſattſam unterſchieden iſt: ſo gehören auch verſchiedene andre Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu ſeiner Vollkommenheit. Die Kenntniß des Alterthums, die Geſchichte, die Fabellehre, Bildekunſt, Wappenkunſt, Zeichenkunſt; eine ziemliche Einſicht ins Malen und Bildhauen, die Erfindung der Sinnbilder, Wahlſprüche und Aufſchriften, u. d. gl. mehr Stücke ſind ihm unentbehrlich: denn alle dieſelben können bey Erbauung großer Palläſte, prächtiger Rath-

und Zeughäuser, Kirchen, Thürme, Bibliotheken, u. d. gl. auch bey Ehrenpforten, Denksäulen, Trauergerüsten und Erleuchtungen u. s. w. vorkommen.

Nun sind zwar die Säulenordnungen bisher von den Baumeistern fast für das einzige gehalten und ausgegeben worden, wodurch dergleichen große Gebäude ihren vornehmsten Zierrath erhielten. Wir aber können es nicht läugnen, daß uns dieses allemal als ein Paradorum vorgekommen: da die wenigsten großen Palläste, Kirchen, Schlösser und Rathhäuser heute zu Tage mit Säulenwerken aufgeführet werden. Wir haben keine geringe Anzahl prächtiger Gebäude in Dresden, Berlin, Breslau, Prag, Wien, Cassel und Gotha gesehen; aber überall sehr wenige mit Säulen angetroffen. Wo sie auch noch hin und wieder vorgekommen, da sind sie mehrentheils gleichsam ohne Noth, und zum Ueberflusse mehr wie angekleber, als zum Wesen der Gebäude nöthig und gehörig erschienen: welches bey architektonischen Schönheiten kein geringer Fehler ist. Und das ist gar kein Wunder.

Die Alten, so in Asien, Griechenland und Italien große Tempel und Palläste baueten, hatten in diesen warmen Ländern mehr auf Säulen, die ein Dach trugen, als auf Wände mit Fenstern zu sehen. Denn sie wollten nur vor Sonne und Regen bedeckt seyn, der kühlen Luft und den Winden aber den Eingang zu versagen, hatten sie so nöthig eben nicht. Diese erfrischten sie, und allenfalls hielt ein aufgehangener Teppicht diese Kälte zur Gnüge ab. Mit unsern Ländern aber ist es ein anders.

Wir

Wir müssen Mauren und Wände haben, uns vor der Kälte und dem einjagenden Schnee zu schützen. Tapeten allein, würden ein schwacher Schutz seyn; ja wir müssen geschlossene Glasfenster haben, uns Wärme genug zu erhalten. Was sind nun die Säulen bey uns nütze? da unsre Mauren schon die Dächer tragen, und die Säulen also nichts, als ein bloßes Blendwerk werden; einige wenige Gallerien, wie z. E. die vor der Peterskirche in Rom, ausgenommen.

Dieß ist ein Einfall, den wir bey dieser Gelegenheit den Herrn Baumeistern zu überlegen geben; die uns insgemein von ihren Säulenordnungen soviel Werks machen, als ob wir heute zu Tage lauter ephesische Dianen-Tempel, oder palmyrenische Säulengänge bauen müßten: da doch mancher Architekt in seinem Leben wohl keine einzige Gelegenheit findet, eine Säulenordnung anzubringen, die er so mühsam machen gelernet. Unser Herr Verf. aber, merket gar wohl an, daß auch verdoppelte und einfache Bildsäulen, Siegszeichen, Gefäße, Wappen, halberhobene Figuren, und andre gegypste und geschnitzte Figuren, zu den Schönheiten der heutigen Baukunst gerechnet werden; und das zwar mit viel besserm Rechte, als die lieben Säulen, mit denen man sich so lange geschleppet hat. Indessen wird er zu allem, in diesem und folgenden Theilen zureichende Anleitung geben; Grund- und Aufrisse, auch Durchschnitte von kleinen und großen Gebäuden machen lehren, und alles was zur Baukunst gehöret, zureichend abhandeln.

Er iſt indeſſen ſo ehrgeizig nicht, ſeine Arbeit für etwas ganz neues auszugeben. Wir haben viel ſchöne Werke von alten und neuen Baumeiſtern, die billig von Kennern gerühmet werden. Allein viele untermengte Spinneweben, von hieromyſtiſchen, xenokratiſchen, cabbaliſtiſchen, und diagrammatiſchen Figuren, haben die Wiſſenſchaft eben nicht ſehr gebeſſert. Endlich richtet ſich auch die Bauart oft nach dem Geſchmacke der Zeiten, der ſich gewiß ſeit kurzem merklich geändert hat: wobey der Herr Verf. mit einer rühmlichen Einſicht geſteht, daß die Säulenordnungen der Alten, ohne Aenderung, heutiger Bauart gemäß, nicht wohl zu brauchen ſind.

Er rühmet ſich übrigens nicht, nach Art der gelehrten Schriftſteller, eine große Geſchicklichkeit in der Hiſtorie der Baukunſt erwieſen, oder ſich bey Muthmaßungen aufgehalten zu haben: wo dieſe oder jene Bauart erfunden worden; ob dieſe Ordnung einem Bauer, und jene einer Jungfrau ähnlich ſehe, u. d. m. Er wird auch die ältern architektoniſchen Schriften nicht tadeln, oder widerlegen, oder Dinge vortragen, die man in der Kalkgrube, im Steinbruche, oder auf dem Baugerüſte am beſten lernen kann. Indeſſen wird er ſich auch mit den Kunſtwörtern ſo ausdrücken, daß ihn auch der Werkmann wird verſtehen können: wozu gleichwohl, unſers Erachtens, manches Kunſtwort wohl hätte deutſch gegeben werden können.

Der Herr Verf. hat indeſſen auch ein paar neue zuſammengeſetzte Säulenordnungen in Vorſchlag gebracht; die er dem Urtheile der Kenner unterwirft.

Im

Im folgenden wird er Beyspiele zeigen, in was für Gebäuden sie am bequemsten angebracht werden können: wir aber haben den Liebhabern zu gut, die verkleinerten Abrisse von ihren Hauptgesimsen auf dem Kupfer dieses Monaths bestmöglichst vorstellen lassen. Die Kupfer sind insgesamt sauber gestochen; und verdienen viel Lob.

IV.

Fortsetzung des Auszuges, aus Hrn. Prof. Beers chronologischen Abhandlungen. II. und III. Theil.

In den Büchern der Könige ist die Kunst gleichsam auf das höchste getrieben. Man findet sowohl in währender doppelten Reihe, als vor und nach derselbigen, recht ausgesuchte Gleichungen und unverwechselbare Zeitmerkmaale: und es thun sich die Zeiten des Salomo hierinnen absonderlich hervor. Sowohl diese Bücher, als die vorhergehenden lassen sich nicht nur jedwedes aus sich selbst erklären, sondern sie müssen es auch seyn. Aber mit der Chronik hat es eine andere Bewandniß. Sie ist der allgemeine Probierstein, ob man alles vorhergehende recht verstanden habe. Ist dieses nicht, so wird man sie nimmermehr verstehen: denn sie setzet das Verständniß der vorhergehenden Geschichtbücher voraus, und vermehret ihre Zeitangaben hin und wieder, wo es ihr dienlich scheint, mit einigen neuen. Alles und jedes im Auszuge beyzubringen, fällt

Er kommt vielleicht aus her oder ver her, und bedeutet eine Gewinnung, Vermehrung, Aushaltung, Vollendung und Erwiederung, als: erbitten, erblassen, erdrosseln, ereignen, erfreuen, erhellen, erhöhen, erklären, erröthen, erspriessen, erstatten, ergetzen. Ge, in Gebäu, Gebirge, Geberden, gewiß, (die Plattdeutschen sagen noch, wisse,) geliebet, gelesen. Ver bedeutet eine gänzliche Aenderung, Wechselung, Zernichtung und einen Verlust, und kömmt vielleicht aus vor her, als: verdorren, verleugnen, verspielen, verkommen, verkürzen. Ur, soll nach einiger Meynung auch von vor oder verherkommen. Die Bestimmung der eigentlichen Bedeutung will ich andern überlassen. Indessen findet man diese Anfangssylbe in folgenden Wörtern: Urkunden, Urlauben, Urtheilen, Ursprung, Urjicht, Urheber, Urfehde, Ursache, Urtheil, uralt. Urgroßvater: Man findet auch urplötzlich. Un ist so viel als ohne, bedeutet eine Beraubung, Verneinung oder so viel als nicht, ohne, als: Unart, Unheil, Unstern, Unglück, ungestalt, unmöglich, unstät, untadelich. Zer scheinet mir ein natürliches Wörtlein und von dem Tone, so bey einer Zerreissung und Zerscheiterung gehöret wird, hergenommen zu seyn und bedeutet eine Zernichtung, Zerstörung, als zerbrechen, zerquetschen, zerdrümmern, zerfleischen, zerhauen u. d. g.

§. 6. Zum andern gehören hierher die Zeitwörter, welche von forne mit Namenswörtern, zufälligen Beywörtern und Nebenwörtern (Praepositionibus, adiectiuis und aduerbiis,) vermehret sind, aus welchen dann Nennwörter

nicht wohl möglich: erſtlich wegen der Menge der Materien, und ſodann auch, weil der Verfaſſer ſelbſt, ſich ſo kurz, als ohne Abbruch der Deutlichkeit möglich war, gefaſſet hat. Daher wollen wir nur eines und das andere erwähnen, und müſſen übrigens den geneigten Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen.

Man möchte ſich wundern, warum der heil. Geſchichtſchreiber die Zeit, da Baeſa gegen Juda heraufzog, mit dem 36ſten Jahre des Königreiches Aſſah, das iſt, mit der Dauer der Trennung angiebt. Die Urſache iſt, weil in dieſer Angabe ein vortreffliches Zeitmerkmaal verborgen liegt. Denn Jerobeam beginnt nach Sonnenzeiten mit dem Jungfermonathe oder 15ten Sept. 3772. Eben dieſer Tag nun im Jahre 3807 beginnt 1) den dritten Monath in des Aſſah 17tem Regierungsjahre, 2) das 22ſte Mondjahr des Cycli, 3) das 15te Regierungsjahr des Baeſa, 4) das 36ſte Sonnenjahr nach der Trennung, 5) ein Sabbathjahr, und er war 6) an ſich ſelbſt der heil. Sabbath des Blaſens. Daher zeiget es ſich von ſelbſt, warum die Angabe nicht mit Regierungsjahren des Aſſah geſchah: denn da ſelbige mit dem Krebsmonathe anfangen, ſo hätte dieſes Zeitmerkmaal bey ihnen nicht Platz gehabt. Es kommen noch mehr Fälle vor, da der Geſchichtſchreiber, um einen Vortheil zu gewinnen, nicht mit einem Jahre des regierenden Königes, ſondern mit einem andern angiebt.

Das erſte Buch der Könige ſchließt mit der Nachricht von Joſaphats Tode und Jorams Folge.

Es

Es beginnet nämlich Jorams erstes mit dem Wagemonath, und es machet eben dieser Tag zugleich auch dem 20sten Mondjahre des laufenden Cyklus den Anfang. Es ist aber etwas seltenes, daß ein cyklisches Mondjahr mit einem Sonnenmonathe zugleich anfängt, und noch seltener, daß ein solcher Anfang eines der vier Hauptzeichen treffe: gleichwie er hinwiederum zum Summiren der bisher verlaufenen Zeiten sehr bequem ist. Gleichfalls setzet das 2te Buch der Könige des israelitischen Jorams Anfang ins 2te des jüdischen; ungeachtet jener, wie aus dem 1sten Buche bekannt, lange vorher schon regierete. Denn dieses 2te Jahr ist dasjenige, damit das zweyte Buch die Geschichtreihe fortführet, es fällt der erste große Schalttag nach Salomons Zeit hinein: und zwar trifft der Anfang seines Monaths in den 1sten Monath von Jorams zweytem Jahre. Und von diesem Puncte, nämlich dem großen Schalttage, muß man bis auf das unglückliche Ende des Ahasja und Jorams fortzählen.

Die Chronik machet den Ahasja zu einem Sohne des 42sten Jahres. Nun sagt das Buch der Könige, er sey beym Antritte seiner Regierung 22 Jahr alt gewesen: es muß also unter dem 42sten Jahre sonst etwas verborgen seyn, und diese Angabe eine Absicht haben. Was für eine? Das erhellet, wofern man alle vor der Chronik hergehende Bücher wohl verstanden hat: indem sie, wie ich schon gemeldet, aus sich selbst nicht gänzlich erkläret werden kann. Der Verfasser hat im 87sten u. f. §§. umständlich erkläret, wie man die Meynung von

der eigentlichen Länge eines Mondmonathes zu des Salomo Zeiten entdecken könne; daß nach des Salomo Meynung eine große Schaltzeit nicht genau 288 Mondjahre, ſondern noch etliche Monathe darüber betrug; daß er, weil dieſe überſchüßigen Monathe allmählich zu ganzen Jahren anwuchſen, ſolche für ſo lange Zeit, als die Cykli ihr Erinnerungsamt thun konnten, einbrachte, und zu dieſem Ende die kleine Einſchaltung um einige Monathe rückwärts, die große hingegen um gewiſſe Jahre vorwärts rückte, folglich die Mondzeiten vollkommen ausglich. Alles dieſes läßt ſich aus den Angaben des Buches der Könige entdecken, folglich die Meynung der Chronik im gegenwärtigen Falle einſehen. Hätte Salomo die Mondzeiten nicht ausgeglichen, ſo wäre der große Schalttag auf den 3ten Aug. 3819. gefallen. Da es aber geſchah, ſo iſt beſagter Tag der erſte im himmliſchen Löwenmonathe, und im 4ten Monathe des laufenden cykliſchen Mondjahres. In ſolcher Zeit aber, im 3860. Jahre, kam Ahasja zur Regierung. Daher giebt die Chronik nicht nur ſeinen Regierungsanfang durch eine Gleichung, ſondern ſie bemerket auch einen für die altjüdiſche Zeitrechnung höchſtmerkwürdigen Umſtand; nämlich die Stelle des alten Schalttages: und eben dieſes letztere iſt die Urſache, warum ſie ſo weit zurück geht: denn außerdem hätte ſich eine Gleichung für den himmliſchen Löwenmonath zum Anfange des Ahasja in einer größern Nähe finden laſſen.

Das Ende Samaria fällt ins 3990. Jahr P. J. Ahas war ein Unterthan der Assyrer worden: und Hiskias blieb es eine gute Zeit ebenfalls; allein nachgehends fiel er ab: dieses erste Jahr seines Königreiches, das ist, seiner eigenmächtigen Regierung, hat ein Merkmaal. Er wollte Passah halten, und ließ deswegen den Tempel reinigen, die Priester brachten 15 Tage damit zu. Hierauf hätte Hiskias gerne noch Passah gehalten, wenn es die wenige Anzahl der geheiligten Priester, und die Abwesenheit des Volkes erlaubet hätte: demnach mußte er es auf den folgenden Monath verschieben. Weil er am 16ten Tage des Sonnenmonaths Passah halten wollte, so fieng der Mondmonath um zween Tage später an, folglich ist das eigentliche Jahr nebst dem Monathe festgesetzet: absonderlich da die Geschichte dabey erinnert, man habe im dritten Monathe den Anfang mit Bringen allerley Gaben und Zehenden gemachet, im 7ten aber beschlossen. Der besagte 1ste Monath des Königreiches fing an den 11ten Mart. 3995. und war der Ethanim; in welchem vorzeiten Salomo seine Tempelweihe ebenfalls begangen. Der Mondmonath begonn den 3. März. Sonst war es das eilfte Jahr nach des Ahas Tode. Daher fällt zugleich die Schwierigkeit wegen des Hiskias Alter weg. Und man versteht, warum der Geschichtschreiber saget: nach diesen Geschichten und Treue, als nämlich der König das ganze Land durchzogen war, und den Gottesdienst hergestellet hatte, kam Sanherib, im 14ten Jahre des Hiskias. Zu bemerken ist, daß noch in mehrern

Stellen

Stellen die Jahre des Königreiches, von den ſchlechtweg angeführten Jahren einer Perſon unterſchieden ſind, folglich der Auflöſende darauf Acht geben muß.

Der eigentlichen Zeit der Tempelzerſtörung hat der Verf. einen eigenen Abſchnitt gewidmet. Er zeiget darinnen, man könne vermittelſt der beygebrachten Merkmaale das rechte Jahr im Per. Jul. für die Zerſtörung außerhalb des Zuſammenhanges finden; das iſt, ohne daß man hiezu nöthig hätte, weder die genaue Dauer der vorhergehenden jüdiſchen Verfaſſung, noch auch die Zeit für irgend eine Begebenheit, es ſey nun der Auszug aus Aegypten, oder eine andere in beſagtem Periodo, anders woher, und vorläufig zu wiſſen. Noch weniger iſt es nöthig, beſagtes Jahr auf die Nachrichten der weltlichen Geſchichte zu gründen, als welche vielmehr eines Lichtes aus der heil. Schr. bedürfen. Da man nun das Jahr des Auszuges ebenfalls aus den gegebenen Merkmaalen finden, und mit keinem andern verwechſeln kann: ſo iſt die Dauer der jüdiſchen Verfaſſung auf das feſteſte beſtimmet; und die Klage, als ob die heil. Schrift die beſagte Dauer nicht angebe, fället gänzlich weg. Die Stadt wurde erobert Montags den 19. Jul. 4125. DC. Donnerſtags den 19. Aug. wurde der Tempel zerſtöret und eingeäſchert. Mit Ende des fünften oder Brandmonathes, waren ſeit der Trennung 353 Jahre verſtrichen. Seit dem Auszugs-Neumonde, biß auf den Tempelbrand 866 cykliſche Sonnenjahre, und 102 Tage. Um nur etwas von der Weiſe zu gedenken, wie man das Zerſtörungsjahr

außer

außer dem Zusammenhange findet: so wird die Kenntniß von der Einrichtung des Cykli, und vom Wochentage des Auszuges vorausgesetzet. Beydes kann man nicht nur, sondern man muß es auch wissen, ehe man das geringste Jahr für irgend eine Begebenheit der altjüdischen Geschichte bestimmen will. Nun ist aus dem Berichte der heil. Geschichtschreiber offenbar, die Zerstörung sey im 5. Monathe des dritten Jahres nach einem Jubeljahre (Deror) geschehen. Weil der Auszugsmonath mit einem Donnerstage anfieng, so sind zugleich die Wochentage für alle Jubeljahre bestimmet. Daher gehet es nicht an, das Verstörungs Jahr so weit vom Auszuge zu entfernen, und in einen Cyklus zu setzen, in den man will, z. B. in den 18. 20. u. s. w. sondern es muß durchaus im 19 seyn, weil man sonst keinen Donnerstag zum Auszuge bekäme. Daher ist die Dauer der ganzen jüdischen Verfassung unverrücklich fest gesetzet. Nun ist die Zeit des Tempelbrandes bezeichnet, denn in demselbigen Jahre war der 10. Tag des 5. Mondmonathes, zugleich der 7. im fünften Sonnen- das ist im Löwenmonathe. Nebst dem ist auch, weil der Wochentag des Auszuges bekannt ist, der Wochentag des Tempelbrandes zugleich gegeben; indem aus der schon bekannten Einrichtung des Cykli die Anzahl der Tage zwischen der Epoche und dem Tempelbrande gefunden wird. Dergestalt ist auch das Jahr im P. J. dahinein der Tempelbrand fällt, zu finden, wofern man nur das Jahrhundert, das ist einen Zeitraum von 100 oder mehr Jahren, darinn er ge-

geſchehen ſeyn muß, durchgeht. Einen ſolchen Zeitraum aber muß ja ein Zeitrechner zu wahlen wiſſen, oder er müßte ſeine Kunſt ſo leicht verſtehen. Der Verf. geht zur Probe einen Zeitraum von 50 Jahren durch, indem nach Beſchaffenheit der Umſtände ſchon dieſer gleichſam gröſſer, als anzunehmen nöthig iſt. Unterdeſſen fällt es leicht ihn vor- oder rückwärts weiter auszudehnen und durchzugehen.

Den Zeitbeſtimmungen im Jeremia und Ezechiel iſt ein eigener Abſchnitt gewidmet. Wir wollen nur von den letztern etwas gedenken. Weil der Prophet im 24 Cap. ſaget, im 6. Jahre, am 10 T. des 10. Monden ſprach der Herr: ſchreib dieſen Tag an, denn an dieſem Tage hat der K. von Babel ſich gegen Jeruſalem gerüſtet, ſo könnte man glauben, ſeine Jahre lieſen mit den Jahren des Zedekias, oder ſie hätten eben dieſelbige Forme, und einerley Epoche; indem ſowohl das B. d. Kön. als Jeremias meldet: Nebucadnezar ſey im 9. Jahre des Zedekias am 10. T. des 10. Monden wider Jeruſalem gekommen. Allein dieſe Meynung hält die Probe nicht: denn im 25. Jahre des Propheten, im Anfange des Jahres am 10 T. des Monden, war es das 14. Jahr, da die Stadt geſchlagen war, eben an demſelbigen Tage kam die Hand des Herrn über den Propheten; des Zedekias eilf Jahre aber, reichen, wie Jeremias ausdrücklich ſaget, weil ſie Sonnenjahre ſind, bis in den Monath des Tempelbrandes. Dagegen findet man vermittelſt beyder Stellen den wahren Anfang des prophetiſchen Zeitlaufs nach Wegführung des Jechanja, nämlich

lich Montags den 8. Nov. 4114 und es zeiget ſich, daß ſie bloße Mondjahre, keine verglichene, gebrauchet.. Der Tag, da ſich der Himmel öffnete und dem Propheten Geſichte zeigte, war der 5. im vierten Monathe eines gewiſſen 30ſten Jahres. Demnach begonn das erſte dieſer 30 Jahre Sonntags den 21. May 4090, mit welchem Tage zugleich auch der cykliſche Stiermonath oder Abib ſeinen Anfang nimmet. Es iſt alſo hier eine Gleichung für beyderley Zeiten, und zwar zu Anfange des Abibs, folglich iſt ſie zum Summiren der Jahre höchſtbequem. Beſagtes dreyßigſte Jahr war das 401. ſeit Sauls Wahl, welche im Stiermonathe 3690 geſchah; und in der That das gröſte Verbrechen war, das die Iſraeliten je gegen den Herrn begiengen. Im 4119 Jahre und abermals im Abib, empfieng der Prophet den Befehl wegen des Liegens: folglich waren ſeit beſagter unglücklichen Staatsveränderung bis dahin 430 volle Sonnenjahre verfloſſen; ſeit dem Ausgange aber noch einmahl ſoviel nämlich 860.

Sah der Prophet bey dem Anfang ſeines Zeitlaufs bloß auf die Gleichung mit dem Abib, ſo konnte er ſie näher haben, nämlich den 10 May 4109. C. B. Allein er wollte alle Zeiten Jojachins darinn begreifen, folglich auch ſeine Geburt; daher geht er ſoweit als nöthig zurück. Jojachins Geburt fället ins 8te Jahr der Aera, welches mit Sonnenzeiten den 10ten May 4097 beginnt. Daher wird es verſtändlich, warum die Chronik beſagten König einen Sohn des achten Jahres nennet, nämlich ſeines eigenen Zeitlaufes. Gleichfalls iſt merkwürdig, daß die

heil.

Schrift die Zeiten des erſten und letzten Königs, nämlich Sauls und Jojachins auf eine ſo beſondere Weiſe bezeichnet. Sie errinnert dadurch an das natürliche Verfahren bey dem erſten und letzten Gliede einer Reihe; nämlich an das Fortzählen, wornach alle vermeynte Schwierigkeit verſchwindet.

Jojachim iſt derjenige König, von welchem die letzte Zeitbeſtimmung vorhanden iſt, nämlich ſeine Erhöhung. Sie wird durch eine Gleichung mit dem 25ſten und 27ſten Tage des 12ten Monaths gegeben. Dieſer Tag iſt der 27ſte Sept. 4150. Am 1ſten Sept. trat die Sonne in die Jungfer. Dergeſtalt geht der heil. Geſchichtſchreiber aus dem cycliſchen Sonnenjahre in das chaldäiſche über, welches mit dem Eintritte der Sonne in die Wage anfing. Von nnn an hat die cykliſche Rechnung ein Ende. Die ſpätern Geſchichtbücher gebrauchen das chaldäiſche Jahr, und die Namen ſeiner Monathe. Der Anfang des Sonnenjahres bleibt auf dem Eintritte der Sonne in die Wage, der dazu gehörige Mondmonath heißt Tisri, der ſiebente von ſolchem, welcher um die Frühlingsgleiche fällt, heißt Niſan, beyde haben 30 Tage. Der Geſchichtſchreiber ſetzet ſeine mit Mondjahren laufende Aera ſo lange fort, bis der letzte Monath des Jahres der nächſte vor dem chaldäiſchen Tisri wird: da nun beſagtes Jahr mit dem vierten Monathe eines cykliſchen aus dem XIX. Cyklus, folglich mit einem 30tägigen begonn: ſo bekömmt der erſte Monath des neuen Jahres, der Tisri, nothwendiger Weiſe ebenfalls 30 Tage, und behält ſie vermittelſt der

Ein-

Einrichtung des Jahres, dazu er gehöret, allemal. Dergestalt geschieht der Uebergang aus einer Zeitrechnung, welche bloße Mondjahre gebrauchet, in eine andere, welche verglichene gebrauchet, die von dem Eintritte der Sonne in die Wage, in Schranken gehalten worden, auf das schönste, auch ohne das Abwechseln mit 30 und 29 zu verrücken.

Aus dem wenigen was bisher angeführet worden, erhellet schon, was für ein schönes Werk die altjüdische Zeitrechnung sey, imgleichen daß aller Argwohn einer Verfälschung gänzlich wegfalle. Ein gleiches geschieht was die vermeyntlichen Schreibfehler betrifft. Es sind alle und jede Zeitbestimmungen richtig, und sie machen durch ihren Zusammenhang das festeste Zeitengebäude das möglich ist: wie überhaupt die ganze altjüdische Zeitrechnung in ihrer Art ein unvergleichliches Meisterstück ist, welches uns eine Sache, davon wir bisher nichts wusten, nämlich wie eine vollkommene Zeitrechnung beschaffen seyn solle, lehret. Der Verfasser hat dieses in der Vorrede weitläuftiger ausgeführet. Ihr Inhalt ist: daß die alte jüdische Zeitrechnung der heil. Schrift gemäß sey, und von dem göttlichen Ursprunge und der unverfälschten Beschaffenheit derselben, Zeugniß ablege. Sonst pflegten die Uebelgesinnten die heil. Schrift von dieser Seite, als der schwachen anzufechten: voritzt zeiget sich dieselbige auf dieser Seite sowohl als auf allen übrigen, als ein wahres Werk der Weisheit. Daß man dieses zeigen konnte, dazu ward erfodert, daß man das Ansehen der Rabbinen, und die hergebrachte Sage vom verglichenen Jahre zur Zeit der alten Verfassung,

wörter und zufällige Wörter gemacht werden. Als ab von ἀπὸ, ἀπ' von; abſagen, die Abſagung, abgeſagt; abgöttiſch. An von ἄν oder ἀνὰ, angeben, anbefahlen. Auf, auffetzen, auflegen. Aus, auslernen, ausbrechen. Dar, darbringen, darreichen. Ein, einſchreiben, einnehmen. Durch, durchbringen, durchbrechen. Gegen, gegenlaufen, Her, herbringen. Hin, hingeben. Hinzu, hinzuführen. Hoch, hochbringen, hochreden. Hinter, hinterbringen. Mit, aus μετὰ, μετ' (met) mitnehmen. Neben, nebengehen. Nieder, niedertreten. Neu, neugebähren. Vor und für, vornehmen, vorſprechen, fürſprechen, d. i. vertreten. Mis, mislingen. Um, umſtoſſen. Ueber, von ὑπὲρ über (*) überführen. Zu, zubringen u. d. g.

§. 7. Zum dritten gehören hierher die Namen und zufällige Namen, welche hinten gewiſſe Endungen bekommen, die ihre beſondere, aber zum theil noch

(*) Als ὑπὲρ κεφαλῆς, über den Kopf: ὑπὲρ ἁλὸς, über das Meer. Eben das meynet A. Gellius N. A. die hälliſche griechiſche Grammatic. p. 268 und Herr Heumann in Poecile. Alſo hat die deutſche Sprache vieles mit der Griechiſchen gemein, als z. E. νῦν, nun, λύσω, ich löſe. βρωτὸς, Brodt: βεβρωκὼς, βέβρωκα, Brocken, eine Brocke. μίσγω, ich miſche. σπένδω, ſpenden, θὴρ, Thier: νεὸς, neu: πῦς, Fuß, πῦρ, (für,) Feuer: λάκκος, eine Lache; κύω, κύσω, ich küſſe: μαρμαίρω, μάρμαρον, Marmor; λάμπω, die Lampe: λύχνος, Licht: ἀξίνη, die Axt: ἕσπερος, Veſper: νέμω, nehen: δόμος, Dom: μέσπιλον, Miſpel: τάξις, die Taxe, τίτθη, Titte, Zitze: πατὴρ, Väter u. d. g. Welches Volk aber von dem anderen geborget, iſt noch ſtreitig. Ich finde Urſache zu glauben, daß die Celten und alten Deutſchen, von den Griechen dieſe Wörter angenommen: wovon auf eine andere Zeit ſoll gehandelt werden.

fahren ließe; dagegen aber, den Lehren unſerer Kirche gemäß, das Licht zum Verſtändniſſe der heil. Schrift in ihr ſelbſt ſuchte, nichts annähme oder hineinbrächte, was nicht darinnen war, ſondern die Beſchaffenheit der Jahre, die ſie gebrauchet, und was dazu gehöret, aus ihren eigenen Angaben herausbrächte.

Noch müſſen wir erinnern, daß der Verfaſſer der natürlichen Beſchaffenheit des gelobten Landes einen eigenen Abſchnitt, nämlich den erſten, gewidmet hat. Die heil. Schrift gebrauchet hin und wieder natürliche Zeitmerkmaale, das iſt ſolche, welche von dem Reifen gewiſſer Früchte, von der Aernte, Weinleſe u. ſ. w. hergenommen ſind, daher ſuchte der Verf. aus denen zur Hand geweſenen Reiſebeſchreibungen das zuſammen, was er von dem Zuſtande der Witterung, von der Aernte und Leſezeit, von der Zeit da es regnet, da man ſäet, da dieſe oder jene Gewächſe reifen u. ſ. w. ingleichen vom Jordan, darinnen fand. Doch nahm er nichts an, es erzähle dann der Reiſende als ein Augenzeuge, und melde wie er es ſah, damit man wegen der Gewißheit außer Sorge leben könne. Es war dieſe Vorſichtigkeit um ſoviel nöthiger, weil die Rabbinen die Aerntezeit um die Zeit der Frühlingsgleiche ſetzen, folglich den ägyptiſchen Auszug falſch geordnet, und andere mit ſich in Irrthum gebracht haben. Unwiderſprechliche Zeugniſſe beweiſen, die Aernte geſchehe im gelobten Lande um den Eintritt der Sonne in die Zwillinge, folglich ſey der Abib der Stiermonath. Auf gleiche Weiſe werden die

übrigen

übrigen natürlichen Zeitmerkmaale der heil. Schrift erläutert.

Uebrigens, da jedwede Schönheit in der Art des Zusammenhanges und Verhältnisses aller Theile mit dem Ganzen besteht: so müssen wir jedweden, der einen hinlänglichen Begriff von der Schönheit der altjüdischen Zeitrechnung haben will, auf des Verf. Buch selbst, verweisen. Unsers Erachtens kömmt dieses Buch zu einer ganz gelegenen Zeit, indem nämlich viele darauf ausgehen Variantes vom hebr. Texte aufzusuchen, und aus selbigen vermuthlich ein Systema zu ordnen, oder sonst etwas zu folgern. Dergleichen Bemühen konnte allenfalls für nützlich erachtet werden, als man die wahre Beschaffenheit der altjüdischen Zeitrechnung nicht kannte; sondern sich mit Versuchsätzen behalf, u. das Licht von außen hineinbringen wollte; und dergestalt ein Opus desperatum, ein unauflösliches Gewirr aus ihr machte. Wer aber vorizt noch mit dem Auszuge um die Frühlingsgleiche, mit dem rabbinischen Jahre u. s. w. aufgezogen käme, der käme unsers Erachtens etwas zu spät. Dergestalt sind die Variantes etwas vergebliches. Wollte jemand sich darauf steifen, den könnte man ersuchen, er möchte nur mit Hülfe derselbigen, nicht etwa ein rabbinisches Spinnengeweb voll willkührlicher Sätze und Widersprüche erzwingen; sondern ein Systema ordnen, das allen und jeden Datis und Zeitmerkmaalen, absonderlich den Tagen, ein völliges Genügen leiste: so wird die Sache sich von selbst geben, und es wird unnöthig seyn, daß man über seine Variantes sich weitläuftig einlasse.

V.

Schreiben eines Gelehrten aus Wien,

das voltairiſche Sinngedicht auf der Kaiſerinn-Königinn Majeſtät betreffend, nebſt der Antwort eines hieſigen Gelehrten.

Eurer Hochedelgebohrnen getraue ich mir nur in einem Falle zu ſchreiben, da ich mir von Denſelben etwas auszubitten habe; indem mir gar wohl bekannt iſt, daß Sie bey Dero überhäuften wichtigſten Geſchäfften an bloßen Complimenten kein Belieben tragen; wohl aber ſich nach Ihrer edlen Gedenkungsart ein Vergnügen machen, da Ihnen die Gelegenheit gegeben wird, auch nur in den mindeſten Ihren Dienern und Verehrern, unter deren Anzahl ich mich rechne, eine Gefälligkeit zu erweiſen, wie ich dieſes ſelbſt ſchon zum öftern werkthätig erfahren habe. Was ich vor der Hand zu bitten habe, iſt folgendes.

Die gelehrte Frau Gräfinn von Benting, ſo ſich dermalen allhier befindet, und unlängſt bey Petronel die Ueberbleibſel des alten Carnunts in Augenſchein genommen, hat hiervon eine Nachricht an den berühmten Voltaire abgehen laſſen, der in ſeinem Antwortsſchreiben hernach dieſe vier Verſe beygefüget:

Marc Aurele autrefois des Princes le modele,
Sur les devoirs des Rois ecrivoit en ces lieux:
Et THERESE fait à nos yeux
Tout ce qu'ecrivoit Marc Aurele.

Gleich-

Gleichwie dieſe Verſe allhier vollkommenen und allgemeinen Beyfall gefunden, ſo bin ich von einem vornehmen Herrn angegangen worden: ob dieſelben nicht eben ſo ungezwungen und fließend in das Deutſche könnten überſetzet werden? Ich habe zwar nichts weniger, als dieſes auf mich zu nehmen erachtet: allermaßen ich mich auf dergleichen Sachen niemals geleget. Nichts deſtoweniger iſt mir folgendes von ungefähr beygefallen:

Marc Aurel hat hier geſchrieben,
Was die Fürſten ſollen üben:
Und Thereſ' übt in der That,
Was Aurel geſchrieben hat.

Nun vermeynen einige, daß die 3te Zeile einen öſterreichiſchen Ausdruck, der nicht gut hochdeutſch wäre, enthielte. Andere hingegen, die gebohrne Oberſachſen und Sprachverſtändige ſind, verſichern mich des Widerſpiels. Ich wünſchte demnach, wie auch viele andere mit mir, des einen oder des andern von E. Hochedelgeb. als welche ſowohl wir, als das ganze Publicum hierinn, als für einen untrüglichen Richter erkennen, vergewiſſert zu ſeyn. Meine ohnedem große Verbindlichkeit gegen E. Hochedelgeb. wird durch eine beliebige Antwort hierauf einen neuen Zuſatz bekommen, und ich werde mich ſowohl für dieſe, als alle andere mir bereits erwieſene Gefälligkeiten, allſtets erkennen und nennen

E. Hochedelgeb.

Wien den 7. Aug. 1754.

verpflichteſten Diener,
N. N.

Antwort.

P. P.

Eurer Hochedelgebohrnen gütiges Vertrauen gegen mich, ist an sich so schätzbar, und mir so schmäuchelhaft, daß ich es für eine neue Probe von Dero besonderen Zuneigung erkennen muß. Ich gehorsame also Dero Befehle mit Vergnügen, und eröffne mein geringes Gutachten über Dero Verdeutschung des voltairischen Sinngedichtes, mit aller Freymüthigkeit. Die Besorgniß einiger Wiener-Freunde, daß die dritte Zeile desselben irgend nicht gut deutsch seyn möchte, ist in der That überflüßig. Ich finde nichts anstößiges darinnen, so weit die Gerichtsbarkeit der Sprachkunst sich erstrecket. Die Redensarten sind richtig, und nach üblicher Art zusammen gesetzet: so daß in dieser Absicht, das ganze Sinngedicht untadelich ist.

Ein anders wäre es, wenn es sich fragete: ob der ganze Sinn des französischen Dichters im Deutschen ausgedrücket wäre? Da scheint nämlich die erste halbe Zeile: autrefois des Princes le modele, in der Dollmetschung ganz zu fehlen. Dieser Zusatz aber im Originale war nicht überflüßig; maßen es den Regeln der Regierungskunst Marcus Aurels kein geringes Gewicht giebt, wenn sie von einem Fürsten gekommen, der selbst ein Muster guter Regenten gewesen.

Hernach dünkt es uns Sachsen, daß es nicht mit gehörigem Anstande von einer so großen Kaiserinn gespro-

geſprochen ſey, wenn man ſie ſchlechterdings und zwar noch darzu abgekürzt, Thereſ' nennet. Es iſt wahr, daß der Franzos keine mehrere Behutſamkeit gebrauchet hat: vielleicht weil der Namen Thereſia im Franzöſiſchen nicht gemein iſt, und alſo an ſich ſchon edel genug klingt. Da es aber im Deutſchen nicht ſo iſt: ſo klingt es in unſern Ohren ſo gemein, als ob ich einen König Johannes Hans, oder einen Michael Paläologus Michel hieße. So würde denn die Zärtlichkeit unſerer Ohren, und die Ehrerbiethung gegen eine ſo groſſe Kaiſerinn es allerdings erfodern, daß man Thereſia mit der lateiniſchen Endung ſchriebe; als durch welche der Name ſeinen edlen Klang behielte, und von der pöbelhaften Ausſprache abgeſondert würde.

E. Hochedelgeb. werden es vergeben, daß ich hier vielleicht einen gar zu kützlichen Kunſtrichter abgebe; und auch über Dinge, darüber ich nicht gefraget worden, und wovon kein Streit vorgefallen, ein Gutachten ertheile. Ich vermuthe aber, daß diejenigen, ſo die dritte Zeile getadelt, ſich über das Anſtößige derſelben nur nicht recht ausgedrücket; und es auf einen Sprachfehler geſchoben, was nur dem Wohlſtande und der Ehrfurcht zuwider klingt. Dieſen meinen Anmerkungen zufolge nun, würde ich gedachtes Sinngedicht irgend ſo überſetzet haben:

Hier ſchrieb ſonſt Marc Aurel, der Fürſten Muſterbild,
Die ihnen nöthigen Regentenpflichten:
Doch alles, was er ſchrieb, und noch kein Prinz erfüllt,
Sieht man Thereſia verrichten.

In der letzten Zeile kann es auch heißen: Sehn wir ꝛc. ꝛc. um dem Französischen desto näher zu kommen. Es scheint auch, daß es besser sey, das Lob der Kaiserinn, als den Aculeum Epigrammatis, in der letzten Zeile, als in der vorletzten anzubringen. Und ist hier gleich ein Zusatz in der zweyten Hälfte des dritten Verses, der im Französischen nicht steht, so dienet er doch den Gedanken selbst zu verstärken, und das Lob desto höher zu treiben. Würde nämlich dieses nicht darunter verstanden, und hätten schon viele andere Fürsten Aurels Vorschriften genau beobachtet, so wäre es so was großes nicht, das zu erfüllen, was Aurel geschrieben hätte.

Doch ich unterwerfe alles Dero Gutdünken, und beharre mit aller schuldigen Ergebenheit,

Euer Hochedelgebohrnen,

Leipzig,
den 13ten des Aerntemonaths,
1 7 5 6.

ꝛc. ꝛc. und gehorsamer Diener
N. N.

P. S. Hat sich denn aber in Wien kein Criticus gefunden, der das Sinngedicht des Herrn von Voltaire beleuchtet hat? Hier hat es nicht soviel Beyfall gefunden. Ist Marc Aurel ein Muster der Fürsten? hat er nicht die Christen verfolgt? die doch dem römischen Staate keinen Eintrag thaten. 2. Ist denn Kais. Antonins Buch eine Regierungskunst? Nichts weniger! es sind moralische Be-

Betrachtungen über die Sitten und menſchlichen Pflichten überhaupt. Herr v. V. ſcheint es nicht geleſen, oder ſich nicht recht erinnert zu haben. 3) Hat die Kaiſerinn das alles gethan, was Marc Aurel geſchrieben? Man darf es nur leſen, ſo wird man auf allen Blättern das Gegentheil finden. Es würde ſich auch manches für ſie nicht ſchicken. So iſt denn faſt im ganzen Sinngedichte nichts wahres: und ohne Wahrheit, iſt nichts recht ſchön: wie Bouhours längſt gelehret hat. Es iſt alſo nicht alles Gold, was da gleißt: aber ſolche blendende Schönheiten finden oft mehr Beyfall, als ſie verdienen: dagegen oft die gründlichſten Gedanken und wahrhaftig witzige Einfälle unbemerkt verüber gelaſſen und vergeſſen werden. Allein Voltaire iſt ein Ausländer!

VI.

Jacob Benjamin Boſſuets, Biſchofs von Meaux, Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion, fortgeſetzet von Johann Andreas Kramern, königl. däniſchen Hofpredigern. III. Fortſetz. IV. Theil. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1756. in 8.

Der Herr Hofprediger Kramer fähret in ſeinem Fleiße, das boſſuetiſche Werk von der Univerſalhiſtorie zu erläutern und fortzuſetzen, unermüdet fort. Wir ſehen dieſes mit Vergnügen, und wünſchen die Arbeit bald vollendet zu ſehen.

Der I. Abschnitt dieses Theils enthält einen kurzen Abriß der allgemeinen Weltgeschichte von beynah zweyen Jahrhunderten. Es ist aber die Zeit des XIII. u. XIV. Jahrhunderts von 1273, bis 1400 viel reicher an Begebenheiten; und einer Menge vorhandner Nachrichten. Der Herr Verf. hat daher wegen des Zusammenhanges mit dem folgenden, alle merkwürdige Begebenheiten, darauf im folgenden etwas gegründet werden kann, fleißig mitgenommen. Er hat auch alle merkwürdige Personen, die entweder des Abscheues oder der Bewunderung werth sind, sorgfältig abgeschildert.

Der II. Abschnitt betrachtet die Schicksale der Religion; und holet wiederum viel ältere Zeiten nach, vom V. Jahrhunderte bis auf die pisanische Kirchenversammlung. Hierauf entwirft der Herr Verf. die Streitigkeiten über die Lehren von der Menschwerdung Christi, u. vom Ursprung und Wachsthume der Verehrung und Anbethung der Heiligen und Bilder. Diese Geschichte des christlichen Aberglaubens ist ziemlich ausführlich gerathen: daher hat er die Betrachtungen über die Lehre vom Abendmahle und ihre Schicksale über die Zeugen der Wahrheit, imgleichen über die kleinen Secten dieser Jahrhunderte auf den folgenden Theil versparen müssen.

Von der Geschichte des Bilderdienstes kömmt er auf die Geschichte der muhammedischen Religion; die Bossuet zwar versprochen, aber nicht geliefert hatte. Sodann beschließt er mit zween Abhandlungen; 1) über den Ursprung der Metropoliten, und

und Patriarchen; 2) über den Urſprung und das Wachsthum der päbſtlichen Hoheit und Gewalt.

Im III. Abſchn. endlich erwäget er die Urſachen vom Verfalle und Untergange des griechiſchen Kaiſerthums; und giebt eine kurze Beſchreibung von den Staatsveränderungen des deutſchen Reiches: wodurch wir wieder zurück in die neuern Zeiten des XIII. u. XIV. Jahrh. geführet werden.

In der nächſten Fortſetzung wird der hochehrw. Herr Verf. bis auf die Zeiten der Glaubensreinigung, oder Religionsverbeſſerung fortſchreiten; verſpricht aber nicht, daß er auch die neuern Zeiten noch, auf eben die Art abhandeln wolle: wie er denn auch zum letzten Theile der Fortſetzung keine gewiſſe Zeit ſetzet. Er will nämlich erſt einen neuen Theil ſeiner poetiſchen Ueberſetzung der Pſalmen, auch einige andere Schriften liefern, womit er ſeit einigen Jahren beſchäfftiget geweſen iſt.

Aus dem I. Abſchnitte etwas von des berühmten Herrn Verf. Arbeit beyzubringen, ſo meldet er auf der 1. und 2. S. daß Ottokars, des II. Königs von Böhmen Staaten, vom adriatiſchen Meere an bis nach Lithauen gegangen. Wie dieſes möglich ſey zu behaupten, werden vielleicht wenige einſehen. Denn wenn er gleich Böhmen, Oeſterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain beſeſſen: ſo liegen noch Schleſien, Mähren, Groß- und Kleinpohlen, und andre pohlniſche Provinzen von ziemlicher Größe, zwiſchen ihm und Lithauen. Vielleicht aber kann der Herr Verf. noch etwas zu ſeiner Vertheidigung beybringen.

Auf

noch verborgene Bedeutung haben: ob sie gleich nicht alle allein und abgesondert zu stehen pflegen; indessen, meinem Bedünken nach, doch von denen §. 1. angeführten Endungen unterschieden sind. Dergleichen sind: bar, strafbar, erbar, ehrbar, dankbar, wunderbar, mannbar, Nachbar. **Schaft**, welches eine Geschäftigkeit andeutet, als: Wirthschaft, geschäftig ein Wirth zu seyn, Vormundschaft, Kundschaft, Endschaft, Vaterschaft, Sohnschaft. **Haft**, welches ein Anheften, eine Bemächtigung ein Bleiben andeutet, als: Verhaft, wohnhaft, zaghaft. **Massen**, bedeutet ein messen, folgendermassen, gedachtermassen. **Mal** bedeutet eine Zeit oder eine Handlung, so darinn geschicht; dasmal; abermal, dreymal. **Thum**, bedeutet etwas Eigenes, Herzogthum, Eigenthum, Heydenthum, Alterthum. **Sam**, sattsam, ehrsam, arbeitsam, genungsam, gleichsam. **Wärts**, welches eine Bewegung von einem Ort zum andern andeutet, als: Rückwärts, dahinwärts, himmelwärts, u. s. w. Bey denen Wörtern, die eine Veränderung leiden: **Schiedsmann** für **Scheidsmann**, **Schubsack** für **Schiebsack**, **Jachzorn** für **Jähzorn**. **Wiedehopf** für **Weidenhopf**, weil er auf die Weidenbäume gerne hüpfet, oder darauf sein Hop ausruft.

§. 8. 2) Die andere Gattung der zusammengesetzten Wörter bestehet aus **Nenn-Zufälligen und Nebenwörtern**, die aus zwey ordentlichen Wörtern zusammen geschmiedet sind. Daß wir hier der Nennwörter, die von denen zusammen gesetzten Zeitwörtern abstammen, davon im 6. §. gehandelt

Auf der 4ten und 5ten Seite, erzählet der Herr Hofpred. die Lehnsreichung Kaiser Rudolfs an Ottokarn noch nach der gemeinen Art, mit der unverhofften Niederlassung der Verhänge seines Gezelts, die aber unlängst durch neuere Schriftsteller widerleget worden. Er läßt auch den König Ottokar, Kaiser Rudolfen verachtungsweise seinen vormaligen Hofmarschall, nennen: obgleich auch dieses von vielen neuern Geschichtschreibern in Zweifel gezogen wird. Dieses erinnern wir nur, um zu zeigen, welchen Meynungen der Gelehrten der Herr Verf. gefolget ist.

VII.

Der Tugendfreund, eine moralische Wochenschrift. I. II. und III. Theil.

Berlin, bey Ge. Lud. Wintern, 1755. in gr. 8.

Es muß einen jeden Wohlgesinnten erfreuen, wenn er wahrnimmt, daß es auch in Berlin nicht an Schriftstellern fehlet, welche sich die mehrere Ausbreitung der Tugend angelegen seyn lassen. Der Hr. Verf. oder vielmehr die Herren Verf. dieser Sittenschrift bekennen von sich in der Vorrede: daß sie sich die Mühe gegeben haben, die Tugend nach ihren vortrefflichen Eigenschaften recht liebenswürdig zu schildern. Ihre wahren Verehrer, sagen sie, wären mit dem bloßen Namen derselben nicht zufrieden, sondern wünschten sie genau zu kennen, und bestän-

beständig mit ihr umzugehen. Dieses hätten sie ihren Lesern in verschiedenen Bildern und Einkleidungen vorzustellen gesuchet. u. s. f.

Es ist auch ein gutes Merkmaal, daß dieser Tugendfreund, nicht nur in seinem ersten Drucke, stückweise Beyfall und Abgang gefunden, sondern auch zu einer neuen Auflage gediehen. In der Vorrede derselben beantwortet man verschiedene Einwürfe, z. E. 1) daß man im ersten Blatte keine Nachricht von der Einrichtung dieser Wochenschrift gegeben. Allein dieselbe war ihr mit andern solchen Blättern gemein, und folglich schon bekannt. 2) Daß dieselbe zu theologisch geschrieben sey. Allein können die Leser es wohl übel nehmen, daß man ein so gutes Vertrauen zu ihnen hat? Verliebte Thorheiten aber, im Tugendfreunde zu suchen, würde widersinnisch gewesen seyn. Darinn brauchet die Welt keinen Unterricht. 3) In manchen Stellen soll kein Zusammenhang seyn. Allein Personen, die den Vortrag der Redner kennen, werden so nicht urtheilen.

Man findet auch Briefe von andern Freunden der Tugend eingerücket, die nicht unrecht gerathen sind. Die Schreibart hat man sorgfältig so einzurichten gesuchet, daß sie von allem dem frey wäre, was sie verunstalten kann: sonderlich, da man wünschete, auch der lernenden Jugend etwas in die Hände zu geben, woraus sie ohne Schaden des Gemüths, sich zum guten Vortrage ihrer Gedanken gewöhnen könnte. Und wir geben ihr gern das Zeugniß, daß sie mit unter diejenigen gehöre, die ohne sehr merk-

liche

liche Fehler des Ausdruckes geschrieben sind. Zuweilen nur scheint uns die Zierlichkeit der Redensarten gar zu gesuchet, und poetisch; und die Menge der Beywörter für einen ernsthaften Schriftsteller gar zu sehr gehäufet zu seyn: andrer Kleinigkeiten zu geschweigen, die wir um des vielen Guten willen nicht rügen wollen.

Jeder Band hält 26 Bogen, das ist soviel Wochenblätter in sich. Im ersten Bande hat uns sonderlich der Reichstag der Tugend im 14ten und 20sten Stücke gefallen. Wir würden ihn zur Probe geben, wenn er nicht zu lang wäre. Eben das sagen wir von der Reise aufs Land im 18ten und 24sten St. Wir verweisen, als zu einem Muster der Schreibart und Erfindungskraft der Herren Verfasser, auf das 6te Blatt, welches einen Traum in sich hält. Wir sagen nichts von seinem Inhalte, unsern Lesern die Anmuth der Neuigkeit zu gönnen. Doch gestehen wir, daß wir keinen zureichenden Grund sehen, warum der Weg zu dem lustigen Lande durch so abscheuliche Gegenden gegangen. Die Leser selbst mögen den Ausspruch thun. Ob wir gleich wissen, daß in natürlichen Träumen viel ohne Zusammenhang und Ordnung statt findet: so müssen doch poetische Träume nicht ohne Ursache dichten; und darinn ihr Vorbild übertreffen.

VIII.

Historische Einleitung in die Kenntniß der Reiche und Staaten, in welcher von derselben Ursprunge, Fortgange und itzigem Zustande, nebst der Staatsverfassung gehandelt wird. Zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen vermehret und verfertiget von S. C. v. Z.

Breslau, bey Joh. Jak. Korn, 1755.
229 S. in 8.

Dieß artige Werkchen muß sich wohl ursprünglich vom Hrn. Consist. Rathe und Prof. Bocken aus Königsberg herschreiben. Der Hr. Herausgeber bezeugt in der Vorrede, daß es nicht von ihm herrühre, und nur von ihm vermehret und erweitert worden. Er entschuldiget sich deswegen, als ein junger Gelehrter, der kaum die Universitäten verlassen hat: führet auch aus einem Schreiben des Hrn. Consist. Raths Worte an: darinn dieser es ihm erlaubet, sein Buch zum Grunde seiner Erläuterungen zu legen; auch selbst angerathen hat, daß jeder Lehrer selbiges nach der Fähigkeit und Bedürfniß seiner Zuhörer einrichten möge.

Nun liest der Hr. v. Z. in Breslau denen daselbst stehenden Kriegsbedienten über dieses Handbuch von den Staaten. Dieses ist ein rühmlicher Beweis von der Liebe der preußischen Befehlshaber zu den Wissenschaften und freyen Künsten; welchem Beyspiele auch andre Gebiethiger der müßigen Stunden, daran es ihnen niemals fehlet, folgen möchten.

Die-

Dieſer I. Theil faſſet die Staaten von Portugal, Spanien, Frankreich, Holland, England, Dännemark und Schweden in ſich. Im II. wird ganz Deutſchland und die Schweiz abgehandelt werden. Im III. wird Italien, Griechenland, Ungarn, Siebenbürgen, Pohlen und Lithauen vorkommen. Im IV. wird Preußen, Liefland, Curland, Rußland, und die kleine Tartarey; im V. aber endlich Aſia, Africa, und America abgehandelt werden.

Soviel wir dem erſten Anblicke nach urtheilen können, ſtehen überaus viel gute Sachen und gegründete Nachrichten darinnen. Sollten aber ja auch Unvollkommenheiten dabey mit untergelaufen ſeyn: ſo iſt ja nicht leicht ein hiſtoriſches Werk dieſer Art ohne Fehler. Nur wünſchten wir, daß in den folgenden Theilen, die vermiſchte Schreibart der Herren Publiciſten, ſich ein wenig von ihren Schlacken ſaubern möge.

IX.

M. Jo. Erneſti Gunneri, Prof. Theol. Publ. in Univ. Hafnienſi, Comm. Praep. & Soc. Lat. Jen. Membr. hon. Ars Hevriſtica intellectualis, uſibus Auditorii accommodata. Lipſ. apud Fr. Chr. Mummii, Bibl. Hafn. 1756. in 8. p. 202.

Zu ſo vielen kleinen Logiken, die wir in lateiniſcher und deutſcher Sprache haben, geſellet ſich nun auch gegenwärtige; die ſich unter dem neuen Titel einer

einer Erfindungskunſt anmeldet. Es hatte zwar ſchon der berühmte Hanſch eine artem inveniendi, und wo uns recht iſt, auch Herrn Prof. Hanov eine ähnliche deutſche Erfindungskunſt geſchrieben. Allein eine Hevriſtik fehlte uns noch. Nun iſt alſo auch der griechiſche Namen verbrauchet; und künftig wird man ſonder Zweifel einen hebräiſchen, oder arabiſchen hervorſuchen müſſen.

Der Herr V. geſteht in der Vorrede, daß die Welt unter der Laſt der Logiken ſeufze: gleichwohl glaubt er nicht, daß die ſeine überflüſſig ſey; und man müſſe nur einen Unterſchied unter den neuen Logiken machen. Denn wofern die Hauptaufgaben, wie insgemein geſchähe, nicht vollſtändig aufgelöſet würden, ſo daß niemand dergeſtalt die Wahrheit erfinden könnte: ſo hätte die Welt dergleichen Geburt leicht entbehren können. Aber über den gar zu großen Ueberfluß ſolcher Vernunftlehren, darinnen der Weg zur Wahrheit deutlich gewieſen, und die Aufgaben genau und vollſtändig aufgelöſet wären, würde kein Kenner klagen können, u. ſ. w.

Daß er nun der gleichen Werkchen zu ſchreiben im Sinne gehabt, werde folgender Inhalt zeigen. Die Theorie handelt im I. Cap. von denen zu erfindenden Sachen und Gegenſtänden; und zwar im 1) Abſchn. von Ideen, im 2) von Urtheilen und Sätzen, im 3) von Vernunftſchlüſſen und Schlußreden; und im II. Cap. von den hevriſtiſchen Kunſtgriffen; oder Hülfsmitteln. Die Unterabtheilungen übergehen wir.

Die Praxis handelt im I. Cap. von der Kunst deutliche Begriffe zu erfinden; im II. von der Art Sätze zu erfinden; die beyde in ihre Classen abgetheilet werden; im III. von der Art deutliche Begriffe, durch Demonstrationen zu finden, und die Wahrheit willkührlich zu erweisen; im IV. von der Art Wahrheiten a posteriori und priori zu erfinden, im V. von der Art nach zusammen und Lehrgebäude zusammen zu setzen; im VI. von der Art Wahrheiten durchs Erklären zu finden; im VII. von der Art die Wahrheit historischer Erzählungen zu erforschen; im VIII. von der Art andre zu überführen; im IX. von der Widerlegung und Vertheidigung; und im X. von der Disputirkunst.

Es ist nicht zu läugnen, daß in allen diesen Hauptstücken, die meisten logischen Wahrheiten verkommen, auch hin und wieder in der Art des Vortrages etwas geändert ist. Wir zweifeln also nicht, daß auch über diese Vernunftlehre, oder Erfindungskunst, mit Nutzen wird gelesen werden können. Der Herr Verfasser rechtfertiget sich auch noch wegen der Benennung einer Hevristicæ intellectualis, die er nur darum erwählet, um sie von der Aesthetica, oder sinnlichen Erfindungskunst zu unterscheiden. Da sehen wir nun doch den Ursprung des Namens! Denn daß die Logik eine Sache sey, die den Verstand angehe, und daher intellectualis heißen könne, hätten wir sonst nicht erfahren, wenn es keine Aesthetik in der Welt gegeben hätte. Hinc illæ lacrimæ!

X.

Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt, zum Gebrauche der Schulen entworfen, von Joh. Chriſt. Gottſcheden, der Weltweisheit und Dichtkunſt Prof. zu Leipzig.

Verl. Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1756.
16 Bog. in 8.

Verſchiedene geſchickte Schulmänner haben den Hrn. Prof. G. ſeit vielen Jahren erſuchet, zum Gebrauche ihrer Claſſen, eine kleine Dichtkunſt, als einen Auszug aus ſeiner kritiſchen Dichtkunſt herauszugeben. Allein eben ſo wenig, als er aus ſeiner ausführlichen Redekunſt einen kurzen Begriff für die Schulen machen können: eben ſo wenig hat er ſolches aus ſeiner größern Dichtkunſt zu leiſten vermocht.

Die Urſachen davon erkläret er in der Vorrede an die ſämmtlichen Schullehrer in Deutſchland. Er beziehet ſich gleich anfangs auf die Gründe, ſo er in der Vorrede zu ſeinen Vorübungen der Beredſamkeit angeführet: warum ſich die Regeln der groſſen Beredſamkeit auf Trivialſchulen noch nicht treiben ließen. Eben dergleichen Urſachen giebt er hier von der Dichtkunſt an. Die noch unreife Fähigkeit junger Leute, der Mangel an Materien, Erfindungen und Beleſenheit, hindert auch die beſten Köpfe in ſo frühen Jahren ſchon groſſe Gedichte zu unternehmen: und die Erfahrung lehret es bey

denen, die solches zu früh gethan, auf was für Abwege sie gerathen sind.

Allein wie man in Schulen gewisse Progymnasmata Eloquentiæ treiben kann, wodurch junge Leute zur größern akademischen und männlichen Beredsamkeit vorbereitet werden: so sind auch in der Dichtkunst gewisse Vorübungen möglich, und denen nöthig, die einmal gute Dichter werden wollen. Die Verskunst, (ars versificatoria) ist dasjenige, was junge Leute lernen können; und zwar sowohl in lateinischer als deutscher Sprache. Und zu beyden will der Hr. Prof. G. hier Anleitung geben; damit die unselige Spaltung zwischen den lateinischen und deutschen Dichtern aufhören; und junge Knaben beydes zugleich hochschätzen und ausüben lernen mögen.

Ferner zeiget er die Ursachen, warum nach so vielen Anweisungen zur Dichtkunst, auch für die Schuljugend, die bereits vorhanden sind, dennoch itzo noch eine neue nöthig gewesen. Dieß aufgeklärtere philosophische Jahrhundert erfodere auch in den Regeln der freyen Künste mehr Richtigkeit und Gründlichkeit. Die viel höher gestiegene Poesie der Deutschen erfodere auch, daß Dinge, die vormals erlaubt hießen, verbothen würden; andre aber, die sonst verbothen wurden, erlaubet werden müßten. Endlich verlangete auch die mehrere grammatische Richtigkeit unsrer Sprache manche Warnung, die man vorzeiten nicht geben können.

Hierauf entschuldiget sich der Herr Prof. Gottsched wegen einer grammatischen Ketzerey, in die er

er verfallen; da er behauptet: daß man in der lateiniſchen Sprache, wie in der deutſchen, alle lange Sylben lang, und alle kurzen kurz ausſprechen ſolle. Die Folge aus dieſer Regel iſt, daß man die lateiniſchen Verſe nach ihrem metriſchen Wohlklange (Numero) leſen, oder nach Art der Alten ſingen, d. i. ſcandiren; nicht aber wie eine barbariſch ausgeſprochene Proſe ausſprechen ſolle: wie bisher die meiſten Lehrer auf hohen und niedern Schulen geglaubet. Er hat dieſes mit Gründen und Zeugniſſen der größten Kunſtrichter erwieſen: dafern man aber ſelbige noch nicht für zulänglich halten ſollte; machet er Hoffnung, eines gel. Engländers, Herrn Edv.. Manwarings Recovery of the Latin, Greek and Hebrew Numbers, d. i. Reſtitutio Numerorum Latinorum, Græcorum et Hebræorum, lateiniſch oder deutſch ans Licht zu ſtellen. Wir wünſchen, daß ſolches lateiniſch, und zwar in Geſellſchaft des ſo ſelten gewordenen Voſſiſchen Tractats: De Poëmatum cantu et viribus Rhythmi, geſchehen möge.

In der Lehre von dem Zeitmaaße der lateiniſchen Sylben hat der Herr Verf. nicht nur beym Schluſſe des erſten Abſchnittes ein großes alphabethiſches Verzeichniß der kurzen, gleichgültigen und langen Sylben eingerücket: ſondern auch am Ende, als eine Zugabe, Ulrichs von Hutten Artem verſificandi in lat. Verſen beygefüget. Eine Sache, die ein bloßes Gedächtnißwerk iſt, lernet ſich freylich in Verſen leichter, als in Proſa; und junge Schüler werden hier zugleich Gelegenheit finden, die gute

handelt worden, nicht gedenken: ſo ſind derſelben folgende Arten: 1) Die, welche aus zwey **Nennwörtern** beſtehen: Gottesfurcht, Vaterland, Dankfeſt, Schiefertafel, Rieſenlänge, Freudenbezeugung, Stammbuch, Handgriff, Menſchenkind. 2) Die, ſo aus einem **weſentlichen** und einem **zufälligen Namen** zuſammen gefüget ſind, und zwar theils, daß der Weſentliche voran ſtehet: Zahlreich, fußfällig, nothwendig, pechſchwarz, nagelneu, gottlos, fingernackend, tannenrund, zitternvoll, ſchamroth, ſorgen- oder donnerſchwanger, ſchlaflos, ehrenrührig, himmelblau, meergrün, u. d. gl. wo **voll, würdig, reich, los**, angehänget iſt: Theils doch der **weſentliche Name hinten ſtehet**: Geheimerrath, Neujahr, Altvater, Stiefvater.

3) **Aus einem Vor- oder Nebenworte und weſentlichen Namen**: Afterkönig (iſt ſo viel, als der Platdeutſchen achter, hinter, Achterkorn, d. i. Afterkorn, afterreden,) Gutbefinden, Zuſammengeſellung, Mitbürger, Mitknecht, Nebenmenſch, Vorbericht, Zwergholz, Antheil, Zwiſchenraum, Tagtäglich, Zeitlang, Gegenſchall, Ebenbild, Gegenwart, Wehmuth, Ohnmacht.

4) **Aus einem Zeitworte und weſentlichen Namen**: Blendwerk, Kehrbürſte, Schreibtafel, Schreibpapier, Zeigefinger, Blaſebalg, Bedenkzeit, Dienſtleiſtung ꝛc.

5) **Aus einem Zahlworte und weſentlichen Namen**: Neunaugen, viereck, dreyeck, achteck, viertheil, drittheil, achttheil, u. a. m. welche aber im Reden alſo verkürzet werden, viertel, drittel, achtel, daher man ſie auch ſo ſchreiben kan.

6) Aus

Scanſion der Hexameter zu faſſen; wenn ſie Huttens Gedicht, recht nach dem poetiſchen Wohlklange auswendig behalten.

Im erſten Abſchnitte wird von der Tonmeſſung und dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, ſo wohl im Latein, als im Deutſchen, in 7 Hauptſtücken gehandelt. Im II. Abſchnitte findet man die Erklärung aller verſchiedenen Versarten der Lateiner und Deutſchen in 8. Hauptſtücken. Und im III. Abſchnitte wird von der poetiſchen zierlichen Schreibart in 4. Hauptſtücken gehandelt, deren letztes auch zu den Uebungen junger Leute im Versmachen, Anleitung giebt. Wir hoffen, daß dieß ein brauchbares Schulbuch ſeyn wird.

XI.

Der gelehrte Bauer, mit D. Chr. Gotthold Hofmanns, kön. poln. und churfürſtl. ſächſ. Oberacciſecommiſſarii und Inſpectors zu Dresden, Vorbericht, mit Kupfern. Dresden, bey Hekeln, 1756. 8. 176 S.

Es iſt ein beſondres Beyſpiel unſrer Zeiten, welches Johann Ludewig, ein Bauersmann zu Coſſebaude, unweit Dresden, der philoſophiſchen Welt liefert. Eine Pflicht, die ihn als Acciſe-Einnehmer ſeines Dorfes, 1736, da er ſchon etliche 20 Jahre alt war, zum Rechnen führete, trieb ihn an Peschecks arithmetiſche Bücher zu leſen. Er gieng dieſelben mit eignem Fleiße durch, und verſtund

ſie

ſie bis 1739 vollkommen. Er gerieth auf deſſen Vorhof der Meßkunſt, und auf Anrathen des Buchhändlers kaufte er ſich denſelben; begriff ſie auch 1740 im kalten Winter, zu ſeinem großen Vergnügen; machte ſich hölzerne Inſtrumente, viſirte, maß und rechnete, daß es eine Luſt war.

Darauf machte er ſich an die Trigonometrie, und lernte die Tabulas Sinuum und Tangentium brauchen; bekam auch Luſt zur Sternkunde, weil er von Jugend auf an den Calendern ein Vergnügen gefunden. Peſchecks Vorhof der Sternwiſſenſchaft vergnügte ihn anfänglich, bis 1741 um Oſtern: nun aber bekam er Luſt zu wiſſen, was denn die Philoſophie ſey? Er hatte einen ſehr vortheilhaften Begriff davon: weil er gehöret, daß die Weiſen aus dem Morgenlande Philoſophen geweſen. Bey fernerm Forſchen und Nachfragen, ward ihm Wolfs Philoſophie bekannt, und deſſen Logik, Metaphyſik, und übrige Schriften wurden nunmehr ſeine Lieblinge. Er las, er begriff ſie nach und nach: und es iſt ein Vergnügen, ſeine eigene Erzählung davon zu leſen. Kurz, er ward ſelbſt ein Philoſoph.

Die Vorrede des Hrn. Oberacciſecommiſſarii D. Hofmanns iſt in einer ſpaßhaften Schreibart abgefaſſet. Selbiger entdecket der Welt dieſen ſonderbaren Gelehrten, der ohne einen lebendigen Lehrmeiſter, aus lauter Büchern die Wiſſenſchaften erlernet hat. Wir ſelbſt kennen den wackern Hauswirth, Johann Ludewig, von Coſſebaude, perſönlich; und haben ihn nicht allein vor zwey Jahren in Dresden, ſondern auch vor einem halben

Jahre allhier gesprochen, und auf die Probe gestellet. Er ist eben derselbe, den Herr Prof. Gottsched in seiner historischen Lobschrift auf den sel. Kanzler von Wolf, als einen Schüler desselben, gerühmet hat: und was selbiger von ihm saget, ist eher zu wenig, als zuviel gewesen.

Diese historische Erzählung ist aus seiner eigenen Feder geflossen. Er schreibt besser und ordentlicher; als unzählige so genannte Gelehrte, oder ordentlich studirt-habende Leute. Seine Gedanken sind vernünftig, sein Ausdruck ist natürlich und mehrentheils fehlerfrey, außer wo er im Lateine irgend bisweilen falsche Endungen brauchet; weil er keine lateinische Grammatik getrieben hat. Hergegen die deutsche Sprachkunst und Redekunst des Hrn. Prof. Gottscheds hat er gelesen, und sich nebst seiner Philosophie gar wohl zu Nutze gemachet: wie seine Schreibart zeiget.

Er hat nicht über 50 Bücher; auch in einer besondern Abhandlung gründlich erwiesen, daß ein Gelehrter nicht viel Bücher brauche. Wenn er durch einen Gelehrten einen Weltweisen verstehet, so hat er recht: allein je weniger jemand ein Weltweiser seyn mag, desto mehrere Bücher brauchet er.

Die Gesinnungen des Herzens bey unserm Dorfphilosophen sind eben so edel und rechtschaffen, als seine Einsicht ist. Er wünschet wenig, und ist mit seinem Stande zufrieden; folglich glücklich er, als unzählige Reiche und Gelehrte, die niemals genug haben.

XII.

A Collection of the Moral and Inſtructive Sentiments, Maxims, Cautions and Reflections, contained in the Hiſtories of Pamela, Clariſſa, and Sir Charles Grandiſon, digeſted under proper Heads &c. London, printed for S. Richardſon 1755. in groß 12. 18 Bogen.

Hier bey Herrn Wendlern zu haben.

Als bey uns Lohenſtein mit ſeinen Trauerſpielen und proſaiſchen Heldengeſchichten, vom Arminius und der Thusnelde, im größten Werthe gehalten wurde, machte man Auszüge aus dieſen Werken, darinn alle kluge Sätze, ſchöne Gedanken, Gleichniſſe und Lehrſprüche enthalten waren. Das geſchah theils in dem Lohenſtein ſo ſententioſo, theils im Arminio enucleato, die ein liegnitziſcher Schulmann Männling ans Licht ſtellete. Fanden nun dieſe Bücher damals bey den Bewunderern Lohenſteins guten Eingang: ſo werden vermuthlich auch itzo die Liebhaber der Pamela, Clariſſa, und des Grandiſons, dem gegenwärtigen Auszuge aus dieſen beliebten Romanen, eine gütige Aufnahme gönnen.

Es enthält nämlich dieſes kleine Werkchen, alle die ſchönen Gedanken, Lehrſprüche, Warnungen, und Betrachtungen, die in obgedachten erdichteten Geſchichten enthalten ſind. Das ſind nun mehrentheils ganz feine Sittenlehren, ſo wie ſie durch die beſondern Begebenheiten ſo vieler Perſonen veranlaſſet

lasset worden. Wer also gedachte weitläuftigen Werke, sich entweder nicht hat anschaffen können, oder nachdem er sie gelesen, sich kürzlich alles dessen wieder erinnern will; der wird hier sein völliges Vergnügen auf wenigen Bogen finden. Da aber die Schrift sehr klein ist: so steht gewiß der ganze Kern obiger Bücher darinn, der im Deutschen wohl anderthalb oder zwey Alphabethe füllen würde.

Am Ende sind noch zwo Abhandlungen in Gestalt von Briefen beygefüget. Die erste ist eine Antwort an ein Frauenzimmer, welches noch einen Band, als einen Anhang zum Grandison, gewünschet. Der zweyte ist gleichfalls eine Antwort an einen Herrn, der den Einwurf gemachet: Grandison hätte die Religionsgesinnungen in Gefahr gesetzet, wenn er ein katholisches Frauenzimmer geheurathet. Beyde wird man mit Vergnügen lesen. Das Werkchen ist für etliche wenige Liebhaber, allhier in der wendlerischen Handlung zu finden: woselbst auch sonst die trefflichsten englischen Bücher angetroffen werden.

XIII.

Verzeichniß
Derer am neulichen hohen Geburtsfeste Sr. königl. Hoheit, des durchlauchtigsten Churprinzen zu Sachsen, den 5ten Sept. 1756. in die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig aufgenommenen vornehmen Ehrenglieder.

Da

Da der hohe Jahrstag Sr. königl. Hoheit, unſers durchlauchtigſten königl. Churprinzen dieß Jahr auf einen Sonntag einfiel, an welchem es ſich nicht thun ließ, eine öffentliche gelehrte Verſammlung anzuſtellen; theils auch die weltkündigen Umſtände und Vorfälle die vorhergehende Woche allhier ſehr unruhig machten: ſo können wir von der ſonſt gewöhnlichen Feyer dieſes erfreulichen Tages keine andere Nachricht ertheilen; als daß wir die ſämmtlichen vornehmen Ehrenglieder bekannt machen, welche von der Geſellſch. der freyen Künſte ſeit ihrer letzten öffentlichen Verſammlung aufgenommen worden. Es ſind aber folgende:

Herr Joſeph Andreas Graf Zaluski, Kronreferendar der Krone Pohlen, und Prälat verſchiedener anſehnlicher Stifter in Pohlen und Litthauen.

Herr Friedrich Ludwig, des heil. röm. Reichs Graf zu Solms und Tekelnburg, auf Rückerswalde, Ihrer ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät wirkl. geheim. Rath, Sr. königl. Majeſtät in Pohlen und churfürſtl. Durchl. zu Sachſen Landeshauptmann, und des königl. pohln. weißen Adlerordens Ritter.

Herr Alexander Sumarokov, ruſſiſchkaiſerl. Brigadier in Petersburg.

Herr

Herr Johann Heinrich, des heil. röm. Reichs Graf von Geyersberg, allhier in Leipzig studierend.

Herr Jakob Stählin, russis. kaiserlicher Hofrath, und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg Mitglied.

Herr Gerhard Friedrich Müller, der Geschichtkunde Professor, und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg Mitglied.

Herr Johann Friedrich Burg, königl. preuß. Oberconsistorialrath, der Hauptkirche zu Breslau Oberpfarrer, des geistl. Ministerii, wie auch der Gymnasien und Schulen daselbst Inspector.

Herr Jakob Brucker, der evangel. Kirche zum heil. Kreuz in Augsp. Oberpfarrer, der königl. preuß. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, des bononischen Instituti Scient. und der Akad. zu Roveredo Mitglied.

Herr M. Christian Gottlob Haltaus, der Schule zu St. Nicolai. allhier zu Leipzig, Rector. Und

Herr M. Johann Adam Schier, der Stadtschule zu Schöningen im Braunschweigischen, Conrector, und des Klosters zu St. Laur. Conventual.

Ende des Herbstmonaths.

1756.

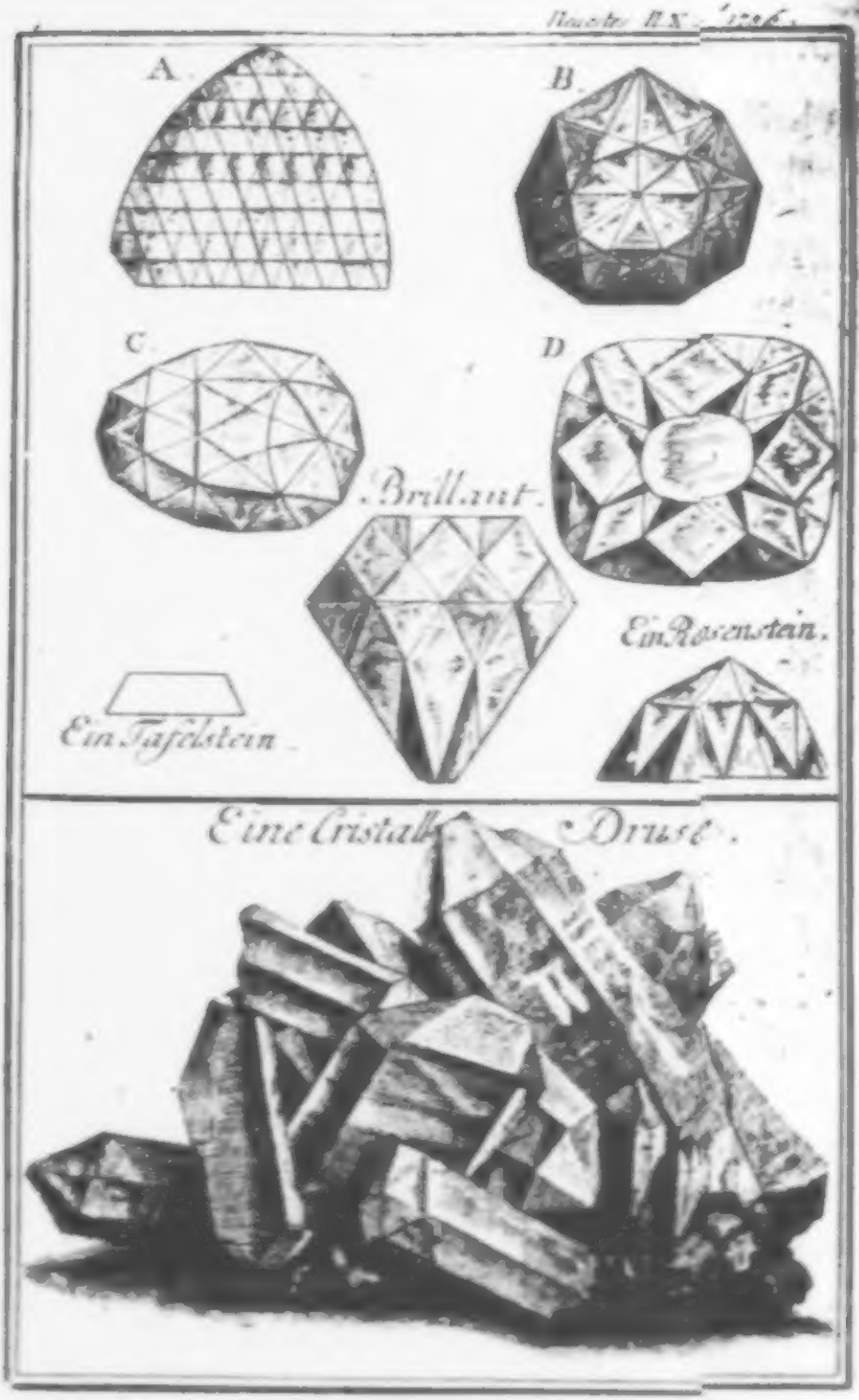
A.
B.
C.
D.
Brillant.
Ein Rosenstein.
Ein Tafelstein.
Eine Cristall Druse.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Weinmond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1756.

6) Aus zween zufälligen Namen: Allmächtig, dunkelgelb, altväteriſch, argliſtig, Chriſtmildeſt, unterthäniggehorſamſt, irdiſchgeſinnt, buntbefleckt, ſonſtgehofft, irrigerkannt, boshaftargliſtig; beſſer aber ſagt man davor, boshaftig und argliſtig, oder boshaftiger Weiſe argliſtig, liebreich, herzlich, fromm ꝛc.

7) Aus einem Zeitworte und zufälligen Namen: Merkwürdig, das iſt würdig zu merken, habſüchtig, denkwürdig, das Gnädigſeyn.

8) Aus einem Zahlworte und zufälligen Namen: Einhellig, vierjährig, vierzigtägig, hundertfältig, hundertmalig, hundertfach.

9) Aus einem Neben- oder Vorworte und zufälligen Namen: Vorſichtig, länglichtrundes, hochbeliebt, ſchwermüthig, nächſtverwichen, ſcharfgeſchliffen, hochdeutſch, alleſamt, alda, alhier, weichherzig.

10) Aus zwey Neben- oder Vorwörtern: Uberaus, durchaus, dennoch, iedoch, doppeltlänglicht, ausdaß, worauf, gleichwie, zuvor, überdas, vorher, hierbey, insgeſamt, insgemein, alſobald, immerdar, dabey, obwohl, hinterher, derowegen, damals, überall.

11) Aus zween eigenen Namen: Heſſen-Caſſel, Holſtein-Plön.

12) Aus lauter Zahlwörtern: Vierhundert, ſechszehn, achtzehn, hunderttauſend.

§. 9. 3) Die dritte Claſſe begreift die Wörter, ſo aus dreyen zuſammen geſetzet ſind. Als 1) aus dreyen weſentlichen Namen: Silberbergwerk, Oberſteuereinnehmer, Schifsholzwurm, Meerholzwurm, Reichshofrath, Schweſtertochterkind,

Oſt-

Inhalt.

I. L'Hiſtoire Naturelle, eclaircie dans une de ſes parties principales l'Oryctologie.

II. Jakſons chronologiſche Alterthümer der älteſten Königreiche, vom Anfange der Welt durch fünf Jahrtauſende.

III. Sendſchreiben an Hrn. H. ſeine Poeſien betreffend.

IV. Hr. Fein verſuchet es, einen dunkeln Ort auf den peutingeriſchen Tabellen zu erklären.

V. Lettre à M. Gr. S. de M. le D. d'O. à Paris.

VI. Diſſertation ſobre las Comedias de Eſpana.

VII. Bruckeri Inſtitutiones Hiſtoriæ philoſ. Ed. II.

VIII. Briefe an einen jungen Prinzen, von einem alten Manne. Zweyter und letzter Theil.

IX. Oeuvres de François de la Mothe le Vayer. T. I. & II.

X. Hrn. Hofrath Geßners kleine Schriften.

I.

L' Hiſtoire Naturelle, éclaircie dans une de ſes parties principales l'ORYCTOLOGIE, qui traite des Terres, des pierres, des metaux, des mineraux et autres foſſiles &c. enrichi de Figures deſſinées d'apres Nature. Par M *** des Societés Royales des Sciences de Londres et de Montpellier. A Paris, chez de Buré 1755. in groß 4.

Der Herr Verf. dieſes Werkes iſt ſchon durch ſeine Conchyliologie rühmlich bekannt geworden; davon dieſe Oryktologie gleichſam die Fortſetzung iſt. Er hat ſie der kön. Akad. zu London zugeſchrieben. Sie iſt in III. Abſchnitte getheilet; und der I. enthält eine vorläufige Abhandlung von der Oryktologie, darinn er eine kritiſche Nachricht von den Werken giebt, die von der Lithologie und Conchyliologie geſchrieben worden; imgleichen eine neue Methode, alle Foſſilien einzutheilen, nebſt einer Auslegung vieler Kunſtwörter aus der Naturlehre, und Chymie.

In der erſten zeiget der Herr Verfaſſer eine ſchöne Beleſenheit und philoſophiſche Kenntniß des Weltgebäudes, ſonderlich was die Mannigfaltigkeit der Körper auf unſrer Erdkugel betrifft. Plinius der ältere iſt gleichſam ſein Leib- und Handbuch; auf den Telliamed * aber iſt er übel zu ſprechen, denn er ſaget: dieſer habe den meiſten heutigen Schriftſtellern, verſtehe von phyſikaliſchen Sachen, den Kopf verrücket. Wen er damit meyne, iſt Kennern neuer franzöſiſchen Werke nicht unbekannt. Die Verfaſſer der Hiſtorie des kön. Natur Cabinets, und der Encyklopädie, fallen einem zu erſt dabey ein; die gewiß auf eben ſo willkührliche Hypotheſen bauen, als Telliamed.

Wir merken dieſes mit Fleiß an, um zu zeigen, daß es ſelbſt in Frankr. Gelehrte giebt, die damit ſchlecht zufrieden ſind: wie wir denn ſolches aus Handbriefen der größten Philoſophen zu Paris beſtärken könnten. Als wir nämlich unlängſt des Herrn **Ledermüllers** mikroſcopiſche Rechtfertigung der Leuwenhoekiſchen Beobachtung der Saamenthierchen, an einen der größten Männer in dieſer Wiſſenſchaft ſchickten, gab dieſer unſerm Landsmanne und **Leuwenhöken** völlig recht, und geſtund: daß ſeinen Gegner eine bloße Begierde zu Neuerungen von dem richtigen Pfade der Vorgänger abgeführet hätte.

Wir können uns in die Sache ſelbſt, nach dem kleinen Umfange unſrer Monathſchrift nicht einlaſſen.

* S. d. II B. unſres Neueſten, s. d. 743. u. f. S. wo wir Nachricht davon gegeben haben.

laſſen. Er leitet indeſſen alle irdiſche Körper aus den vier Elementen her, und theilet ſie mit den Chymiſten in das Thier- Pflanzen- und Mineralreich; worunter ſich alle Metalle, und Steine begreifen laſſen. Er nimmt auch Boerhavens Eintheilung in fünf Grundſtoffe natürlicher Dinge an, deren drey wirkſam, als Luft, Oel, und Salz, zween leidend ſind, als Waſſer und Erde. Doch iſt das elementariſche Feuer, als das vornehmſte wirkende Weſen vergeſſen. u. ſ. w.

Das Mineral- oder Steinreich, das hauptſächlich ſein Augenmerk iſt, begreift Metalle, Erden, Boluſſe, Salze, Harze, edle und gemeine Steine, d. i. Criſtalle, Agathe, Jaſpiſſe, Porphyre, Granite, Albaſter, Marmor und Kieſel. Dieſe ſind entweder hart, aber nicht ſchmelzbar, und geſchmeidig, wie Steine; a) oder hart und ſowohl ſchmelzbar als geſchmeidig unter dem Hammer, wie Metalle b); oder weich, wie die geronnenen Säfte. Wir wundern uns, daß er nicht auch diejenigen, ſo ſich im Waſſer auflöſen laſſen, in eine neue Claſſe geworfen. Er hält auch die Benennung der Foſſilien für allgemeiner, als der Mineralien. u. ſ. w.

Was dieſes Werk ſonderlich zieret, ſind die ſchönen Kupfer, die ſowohl, als die bey der Conchyliologie, von der Hand des Herrn Chedels, oder Schebels, und überaus ſauber gemachet ſind. Um dem Verleger die Koſten zu erleichtern, haben verſchiedene Liebhaber und Freunde des Herrn Verfaſ-

a) Laſſen ſich aber nicht viele Steine in Glas zuſammen ſchmelzen.

b) Wo bleibt aber der Schwefel, der zwar ſchmilzt, aber nicht geſchmeidig iſt?

ſers, jeder eines davon auf ihren Beutel ſtechen laſſen; deren Namen am Ende der Einleitung genennet werden.

In der Nachricht von phyſikaliſchen Schriften, die Stein und Muſchelkenntniß betreffend, finden wir allerdings viel ſolche Werke, die ſeit dem **Ariſtoteles, Theophraſt, Dioskorides** und **Plinius**, geſchrieben und wir freuen uns, daß er ſie nach der Zeit geordnet. Wir wollen ſie doch nennen. **Claudius Aelian, Athenaeus, Oppian,** u. **Philcas** beſchließen die Alten. **Marbodäus**, de lapidibus pretioſis iſt aus dem XI Jahrhunderte. Aus den neuern Zeiten kommen Ge. **Agricola, Rondelet, Belon, Enzel, Conr. Gesner, Dolce, Ruäus, Cäſalpin, Columna, Arnobio, Aldrovandus, Book von Brügge, Erken, Kircher, Clavius, Barba, Jonſton, Imperato, Major, Charleton, Boccone, Liſter, Scheuchzer, Lemery, Bonnanni, Luid, Venette, Perriver, Woodward, Rumph, Leuwenhoek, Baier, Lange, Marſilly, Colonne, Micheli, Vallisnieri, Swedenborg** (der hier Swendenborg genennet wird) und **Bourguet.** Mehrere hat der Hr. Verfaſſer nicht gekannt. Wir vermiſſen alſo hier **Hartmannen** de Succino, **Helvings** Lithographiam Angerburgicam; **Bechers**, und **Mellens Werke, Mylii** Saxoniam ſubterraneam u. a. m. Und wo bleiben die prächtigen Werke, die unſer Leipzig davon geliefert hat? als das **Linkiſche Werk** de Stellis marinis, das **Muſeum Richterianum**, das **Ludewigiſche** de Terris u. d. m.

Index

Indeſſen finden wir doch die Breuniſchen u. Kleiniſchen Werke, auch Sendeln Hiſtoriam ſuccinorum u. a. mehr, noch zuletzt angeführet. Alle obige aber und viele mehrere, ſind vermuthlich nach Frankreich noch nicht gedrungen, oder wenigſtens unſerm Herrn V. nicht bekannt geworden. Wir wollen hiermit etwas zur Erweiterung der franzöſiſchen Bücherkenntniß beytragen; da wir bemerken, daß unſre Monathſchrift auch in Frankreich geleſen wird.

Hierauf folget die neue Methode alle Foſſilien unter gewiſſe Claſſen zu bringen, in franzöſ. und lat. Sprache: die ſchon vor etl. Jahren in 8. beſonders heraus gekommen war. Wir überlaſſens den Kennern, dieſelbe zu prüfen. Sie hebt an von Terris, und Bolis, welche die I. Claſſe machen. Die II. enthält die Steine 1) ſehr harte a) durchſichtige, b) halbdurchſichtige, c) dunkle, α) die ſich glatt ſchleifen laſſen, β) grobkörnigte, die ſich nicht glatt ſchleifen laſſen, 3) Feuerſteine, a) criſtalliſirte, b) durchſcheinende, c) dunkle, d) gemeine, α) die Feuer ſchlagen, β) die keins geben, 2) weiche Steine; a) grobkörnigte, b) zarte oder dichtere, c) ſchuppigte, α) durchſichtige, β) dunkle, d) ſandigte, e) lockere, oder ſchwammigte Steine, 3) Salze, Schwefel, Metalle und Mineralien, u. ſ. w. dabey wir uns nicht aufhalten können.

Endlich kommen die in der Erde fremden Körper: 1) Theile von Thierkörpern, darunter wir gar einen verſteinert ſeyn ſollenden ganzen Todtenkopf in Kupfer geſtochen antreffen. 2) In Stein gedruckte Theile von Thieren; 3) Pflanzen, a) wirkliche Stücke davon, b) eingedruckte Theile u. d. m.

Die Erklärung der phyſikaliſchen Kunſtwörter betrifft die franzöſiſche Sprache, die ſich immer mit lateiniſchen Wörtern behilft, die alſo gemeinen Leſern unverſtändlich ſind. Doch kann es auch Ausländern dienen, die ihre Kenntniß aus franzöſiſchen Büchern erweitern wollen.

Nun kömmt der II. Hauptabſchnitt des Werkes, der die natürlichen Foſſilien der Erde, und zwar ihre 1. Claſſe, die verſchiedenen Arten der Erden, die 2 von den Steinen, unter dem Namen der Lithologie und die 3te von Metallen und Mineralien enthält. Nach einer Vorrede folget eine vorläufige Einleitung von der Bildung der Steine, ihrer Eintheilung, Eigenſchaften und Nutzbarkeiten. Der Herr Verfaſſer erkläret ſich darinn überall auf die vernünftigſte Art, er verwirft mit Recht die ſeltſame Meynung eines Imperato, die auch Tournefort angenommen hat: daß Steine wie Pflanzen wüchſen, organiſche Theile hätten, und vieleicht gar aus Samkörnern erzeuget würden. Die Erfahrung hat ſowohl dieß, als die Meynung von der uralten Schöpfung der Steine umgeſtoßen. Die Steine erzeugen ſich täglich. Das Waſſer, welches allerley Salze, Erden, und Schlamm auflöſet, läßt ſeinen Bodenſatz fallen, und dieſer verhärtet ſich allmählich in Steinſchichten; die wagerecht über einander liegen, wie nach und nach ein Satz über dem ältern ſtehen geblieben, und allmählich verhärtet worden. Oft hat ein abträufelndes Waſſer in Berghölen ſteinigte Theilchen in ſich, die ſich unten anſetzen, und den Tuffſtein erzeugen. Dringet ein ſolches

in

in die Löchlein der Hölzer und andrer lockerer Dinge, so versteinern sie sich: so wie sie mit einer steinernen Rinde überzogen werden, wenn sich die festen Theilchen auf der Fläche anlegen; so wie das Carlsbaderwasser zu thun pflegt. u. s. w.

Die eigentliche Lithologie geht nun die Steine, nach allen denen oben erzählten Abtheilungen durch, und erkläret alle ihre Eigenschaften und Merkwürdigkeiten. Die erste Art unter der Gattung der harten sind die cristallischen, oder durchsichtigen, 2) die dunkeln, und 3) die Kiesel.

Er hebt von den ersten, und zwar von den Diamanten an, deren verschiedene Arten, Farben und inneres Wesen er genau beschreibt. Man wird sich nicht wundern, wenn er auch der vier grösten Diamanten in der Welt Meldung thut: aber es wird unsern Lesern vermuthlich angenehm seyn, wenn wir ihnen die wahre Größe und Abbildung derselben in dem Kupfer dieses Monaths vor Augen legen, und beschreiben.

Bey A sieht man den großen Diamant des großen Mogols in Indien, der als ein Rosenstein geschliffen ist, 279 $\frac{5}{16}$ Carat wiegt, und eilf Millionen 723278 französ. Livres, das Carat zu 150 Livres gerechnet, geschätzet wird. Da nun 4 heutige franz. Livres ungefähr einen Thaler machen: so kommen 2,930,819 $\frac{1}{2}$ oder wegen des kleinen Ueberschusses der 4 Liv. über einen Thaler, 3 Millionen Thaler heraus.

Bey B sieht man die Größe und Gestalt des großen Diamants des Großherzogs von Toscana,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19146/071

der 139½ Carat wiegt, und rings um ſehr ſchön geſchliffen iſt. Tavernier (NB. ein Franzos) ſchätzet das Carat nur auf 135 Livres, weil er ihm ein wenig gelblicht vorgekommen iſt. So würde er denn nur 2,608,335 Livres oder nach unſerm Gelde ungefähr eine Million Kaiſergulden werth ſeyn. Er hat die völlige Größe eines Taubeneyes, und man zeiget den Fremden, nur einen eben ſo geſchliffenen Bergkriſtall.

Bey C. und D. ſieht man die zween großen Diamante des Königs in Frankreich; ſie heißen Sancy und der Regent. Jener C. hat ſeinen Namen vom franzöſ. Bothſchafter Harlay Baron von Sancy, der ihn zu Conſtantinopel für 600,000 Liv. gekauſet hat. Er wiegt nur 56½ Carat oder 226 Gran. Weil er aber ein ſehr ſchönes Waſſer hat, ſo wird er viel höher geſchätzet. Den zweyten D. hat der Herzog Regent einem Engländer abgekaufet. Er wiegt 547. Gran, oder 137 Carats minder ein Gran, und iſt alſo noch 2¾ Carat leichter, als der Toſcaniſche. Er hat drittehalb franzöſiſche Millionen Livres gekoſtet; die Franzoſen ſchätzen ihn aber 5 Millionen werth: welches ihnen allerdings frey ſteht; ob es ihnen gleich niemand geben wird. Er iſt faſt viereckigt mit abgeſtümpften Spitzen; und ſoll ſo ſchön und rein ſeyn, daß er für den ſchönſten in der Welt (NB. in Paris) ausgegeben wird. Er iſt nur 9 Linien dick, aber 14½ Linien lang. Bey großen Feyerlichkeiten, wird er gebrauchet die höchſte Spitze der königlichen Krone zu zieren.

Wir

Ostfriesland, Reichsfeldherr, Reichsadelstand, Bettelordensmann.

2) Aus einem zufälligen und zween wesentlichen Namen: Alltagskleid, Privatgottesdienst, Schmerzensthränenvoll.

3) Aus einem wesentlichen und zween zufälligen Namen: Halbzirkelrund, allerannehmungswürdigst, allermerkwürdigst.

4) Aus lauter zufälligen Namen: Allerbereitwilligst, drittehalbhundert, anderthalbfüßig.

5) Aus zween wesentlichen Namen und einem Nebenworte: Oberhofmeister, Obervormund, Unterfeldherr.

6) Aus einem Nenn- oder Hauptwort und zwey Vor- oder Nebenwörtern: Landeinwärts, wohleinrichten, unumgestossen, vernachtheiligen, vorhereſſen, vorauszahlen, wohlhergebracht, berathschlagen, unwiedersprechlich, hochwohlgebohren, nichtsdestoweniger, unüberwindlicher.

7) Aus lauter Nebenwörtern: dazumal, dahingegen, iedennoch, miteinander, hochfreyherrlich, allzuhoch, alldieweil, bevorab, u. d. gl.

§. 10. 4) Die vierdte Classe begreift die Wörter, die aus vieren oder mehreren Wörtern zusammen gesetzet sind. Deren sind gleichfalls verschiedene Arten: Wir wollen sie aber nur unter einander hersetzen, um nicht allzuweitläuftig zu werden: Die Gegeneinanderhaltung, höchstunverantwortlich, allzuweitläuftig, allzuhochtrabend, allzutiefsinnig, ineinandermengen, unaussprechlichgroß, nächstvorhergehend, Erzschatzmeisteramt, Goldschmiede-Amtshaus, Stern-Kreuz-Ordens-Dame, General-

Wir hoffen unſrer Leſer Dank durch dieſe Nachricht zu verdienen, da dieſelbe nicht überall vorkömmt. Wir fügen hierbey zum beſten derer, die es nicht wiſſen, die Geſtalten der drey gewöhnlichen Unterſchiede der Diamanten bey. Bey a, iſt ein Tafelſtein, als der platteſte und ſchlechteſte; bey b, ein Roſenſtein, der am ſchönſten blißet, und bey c ein Brillant abgebildet, der am beſten die Farben ſpielet.

Der Verf. geht hierauf alle Arten der Edelſteine durch, und beſchließt mit den Criſtallen. Die ſchönſten Stücke derſelben ſtellet er in Kupfer vor, und wir wählen denen zu gut, die ſolche natürliche Wunder niemals geſehen haben, das ſchönſte von der 3. Tafel; ſo wie es die Natur hervorbringt. Dergleichen auserleſene Stücke aller Arten, zumal von Dendriten, oder Baumſteinen, und andern beſonders gebildeten Arten, ſieht man hier eine große Menge, in den ſchönſten Kupfern: ſo daß dieß Werk eine beſondre Zierde in den Bücherſälen der Liebhaber der Natur abgeben wird.

Was er von Metallen und ihren Stuffen, und andern Mineralien ſaget, müſſen wir mit Stillſchweigen übergehen. Wiewohl es ſeinen Werth allerdings hat, ſo langet es doch nicht an die Nachrichten und Beſchreibungen, die man in deutſchen Werken davon beſitzet, z. E. in unſerm richteriſchen Cabinete. Es iſt auch kein Wunder, da Deutſchland am Erzgruben viel reicher iſt, als Frankreich, und folglich die Bergwiſſenſchaft bey uns viel höher geſtiegen iſt. Was würde man nicht nur aus unſern

Stö-

Störischen und Pfannschmiedischen Cabinettern für seltene Stücke ans Licht bringen können! des königl. Dresdenischen Vorraths zu geschweigen.

Der III. Theil oder Abschnitt handelt von Petrefacten oder Versteinerungen. In einer Einleitung erkläret der Herr Verf. seine Gedanken von der Versteinerung, die sehr vernünftig, aber eben nicht neu sind. Das vornehmste ist hier die natürliche Historie von allen Provinzen in Frankreich, wo dergleichen Steine, Metalle, Mineralien und Versteinerungen gefunden werden. Den Schluß machen einige sonderbare Vögel und Fische. In Herrn Secr. Kleins Werken von beyden findet man diese und noch viel mehrere beschrieben. Indessen ist es des Herrn Verfassers Absicht nicht gewesen, diese Seltenheiten zu seinem Hauptwerke zu machen. Was sind nicht nur von sächsischen Vögeln für ungemeine Stücke in des Herrn Prem. Min. Grafen von Brühl Cabinette befindlich; die gewiß diesem Lande viel Ehre machen würden, wenn sie so schön in Kupfer gestochen und beschrieben würden.

II.

Johann Jaksons chronologische Alterthümer der ältesten Königreiche, vom Anfange der Welt durch fünf Jahrtausende, worinn die wahre hebräische Zeitrechnung des alten Testamentes, vor und nach der Sündfluth, wieder hergestellet ist, die Schwierigkeit der bibl. Zeitrechnung erör-

erörtert, die Uebereinſtimmung der chaldäiſchen, phöniciſchen, ägyptiſchen und chineſiſchen Zeitrechnung ſowohl untereinander, als mit der bibliſchen gewieſen, und die ganze alte Zeitrechnung in ein Syſtem gebracht wird. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit einer Vorrede verſehen, von **Chriſt. Ernſt von Windheim**, 1756. Nürnberg, bey Georg Peter Monathen, 5 Alph. 7 Bog. nebſt 3 Bog. Vorrede in groß 4to.

Der engliſche Hr. Verfaſſer zeiget in dieſem Werke nicht nur redliche Geſinnungen, ſondern auch eine ungemeine Beleſenheit, und nicht geringern Fleiß; gleichwie ihm dann dieſe Arbeit eine funfzehnjährige Bemühung gekoſtet hat. Schwerlich iſt in denen noch vorhandenen Werken alter Schriftſteller etwas zu dieſer Materie dienliches anzutreffen, das nicht angeführet und gebrauchet wäre. Viele Stellen ſind aufgekläret, verbeſſert, und die eingeſchlichenen Fehler entdecket worden. Dieſ Ueberſetzung iſt fließend, und machet das Buch angenehm zu leſen.

Weil der Hr. Verfaſſer ſelbſt die bibliſche Zeitrechnung zum Grunde leget, und die Menge der Materien in ſeinem Werke uns nicht erlaubet, alles Merkwürdige und Beſondere zu berühren: ſo müſſen wir uns, um dem geneigten Leſer einen Begriff von ſeinem Lehrgebäude zu geben, hauptſächlich nur an ſeine Erklärung der bibliſchen Zeitrechnung halten.

Nach ſeiner Meynung, nahmen die Jüden mit ihrem Texte allerley muthwillige Veränderungen vor.

vor. Erſtlich nahmen ſie hundert Jahre von dem Alter der fünf erſten Erzväter, imgleichen des Lamechs, vor Erzeugung ihrer Söhne weg, legten dieſelbigen ihrer folgenden Lebenszeit bey, und verkürzeten alſo den Zeitlauf zwiſchen der Schöpfung und der Sündfluth zur Ungebühr. Dagegen haben die Siebenzig die wahren Jahrzahlen. Nun müßte freylich, ihrem Angeben zu Folge, Mathuſalah vierzehn Jahre nach der Sündfluth noch gelebet haben. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß dieſe Irrung ſchon zu des Origenes Zeit in ihrem Texte geſtanden. Allein der Hr. Verf. giebt ſie a. d. „33ſten S. für eine vorſetzliche Verſtümmelung aus, „welche die helleniſtiſchen Juden in der Abſicht da„mit vornahmen, den Werth der griechiſchen Ueber„ſetzung zu mindern: dahingegen ſie die Vorſicht „gebrauchten, daß in ihren hebr. Abſchriften, ſo „verſtümmelt ſie auch waren, die wahre Zahl ſtehen „blieb.„ Auch geſteht er, die Zahl der LXX bey dem Lamech, nämlich 188 ſey falſch, und ſie hätten den Zahlbuchſtaben für den unrechten angeſehen. Nach ſeiner Meynung kam die Sündfluth im 2256ſten J. d. Welt, am 27ſten T. des 2ten Monaths, und an eben dieſem Tage 2257. gieng Noah aus dem Kaſten. Zwar machet ſowohl der hebräiſche als ſamaritaniſche Text den 17ten T. des 2ten Mon. zum Anfange der Fluth: allein er folget lieber den LXX. und dem Joſeph. Uns wundert a. d. 35ſten S. folgendes zu finden: „weil die Frühlingsgleiche nach „unſerm Caiender (dem julianiſchen) auf den 10ten „März fällt, ſo muß die Sündfluth den 6ten May

ange-

angegangen ſeyn. Denn es müßte vielmehr der 10 Jun. geweſen ſeyn; indem das angegebene Sündfluthsjahr das 3170 vor der gemeinen Rechnung iſt, da nämlich die Gleiche auf dem 15ten Apr. ſtund.

Der Hr. Verfaſſer nimmt nämlich a. d. 20ſten S. an, Moſes und alle andere Schriftſteller des A. T. beginnen das Jahr mit der Frühlingsgleiche. Als Beweiſe der vorgegangenen Verfälſchung führet er an, es müßten zu Folge der hebräiſchen Angabe, fünf Erzväter vor zurückgelegtem neunten oder zehnten Theile ihres Alters, ja noch früher, als einige Patriarchen nach der Sündfluth, Kinder gezeuget haben: welches eben ſo wäre, als wenn die Leute voritzt im 7 oder 8 Jahre Kinder zeugeten.

Den zweyten Beweis giebt ihm die Verſchiedenheit des abend- und morgenländiſchen hebräiſchen Textes. Denn der letztere machet den Zeitraum zwiſchen der Schöpfung und Sündfluth um 100 Jahre kürzer, als jener. Es führet nämlich Abraham Echellenſis den Iſmael Schachinſchach, und den Hamadaddin Iſmael an, welche beyde bezeugen: ſie hätten in dem hebräiſchen Texte nur 1556 Jahre für beſagten Zeitraum gefunden: woraus der Hr. Verfaſſer ſchließt: es hätten alſo die öſtlichen Juden ihn um 100 Jahre mehr verfälſchet, als die weſtlichen. Noch ärger machten es die Samaritaner, welche nur 1307 Jahre angeben. Sie bezwackten nicht nur um der Einförmigkeit willen, alle Erzväter vor der Sündfluth einen wie den andern um 100 Jahre vor Zeugung ihrer Söhne; ſondern auch nach ſelbiger, jedweden

um ſoviel als nöthig war, damit keiner die Sündfluth überleben konnte; doch geſchah dieſes Bezwacken nicht auf einmal, ſondern nach und nach: dahingegen die Juden ihre Verſtümmelung auf einmal vorgenommen.

Als hiſtoriſche Beweiſe nurbeſagter Verſtümmelung bringet der Hr. Verf. bey, 1) das Buch Henoch ſage, die Egregori hätten ſich zu Jareds Zeit, im 1170 Jahre der Welt in die Töchter der Menſchen verliebet. Nun trifft zwar dieſes nach den LXX. nicht zu; indem Enoch, Jareds Sohn, ſchon 1122 gebohren worden: allein es wurde hier, der Hr. Verfaſſer ſaget nicht von wem? das Wort ἑκατοστῷ untergeſchoben, da doch die Stelle 1070. heißen ſollte. Nurgemeldetes Buch ſaget auch, der Engel Uriel habe im 165ſten Jahre Enochs, und 1286ſten J. der Welt, dem Enoch entdecket, was ein Monath und eine Sonnenuhr ſey; welches mit den LXX gleichfalls eintrifft.

2. Das ſogenannte Teſtament der zwölf Erzväter; denn es meldet, die Betrübniß Kains, über ſeine Verſtoßung von der göttlichen Gegenwart, habe in ſeinem 200ten Jahre angefangen. Er betrübte ſich aber, ehe Seth gebohren wurde: folglich ſetzen die LXX Seths Geburt mit Recht ins 230ſte Jahr Adams.

3. Die kleine Geneſis, und einige vorzeiten im Schwange gegangene Sagen, von der Zeit gewiſſer antediluvianiſcher Begebenheiten.

Man ermißt leicht, der Hr. Verf. halte es in den Zeiten nach der Sündfluth noch weniger mit dem

dem hebräiſchen Texte, als in den vorhergehenden. Denn da trifft der ſamaritaniſche mit den LXX überein; wiewohl es dennoch Schwierigkeit machet, daß er den Kainan ausläßt. Hr. Jakſon giebt ſich viele Mühe, das ehemalige Daſeyn dieſes angeblichen Erzvaters im hebräiſchen und griechiſchen Texte zu behaupten, und beruft ſich zu dieſem Ende auf den Demetrius und Eupolemus; oder vielmehr auf das was Euſebius und Clemens aus ihnen anführen. Er ſchließt folgendergeſtalt: weil Demetrius und Eupolemus bald nach Verfertigung der LXX ſchrieben, ſo konnte in ſo kurzer Zeit kein Hauptunterſchied zwiſchen den griechiſchen und hebräiſchen Abſchriften gefunden werden; folglich ſtund damals Kainan im hebräiſchen Texte. Gleichfalls ſaget Joſeph, der beyden Griechen Geſchichte weiche wenig von der Wahrheit ab. Nun hat zwar Joſeph den Kainan nicht: allein wie ſollte das ſonſt kommen, als daß man ihn weggeſtrichen? Denn Joſeph ſaget: Abraham ſey der zehnte vom Noah geweſen, folglich zählte er den Kainan mit. Wundert ſich jemand, wie das folge? ſo antwortet der Hr. Verfaſſer, man dürfe weder den Noah noch den Sem mitzählen, ſondern man müſſe bey dem erſten Abſtämmlinge des Noah nach der Sündfluth anfangen. Nachgehends bemerkte Origenes in ſeinen Hexaplis den Kainan mit dem Zeichen, daß er im Hebräiſchen nicht ſtehe, und ausgemerzet werden müſſe: daher gab es nachgehends Abſchriften der LXX. mit und ohne den Kainan. Die Urſache, warum die Juden den Kainan ausmerzeten, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen, es

ſey denn etwa, weil ſie meyneten: er habe einerley Namen mit dem Kanaan gehabt, folglich würde Sems Geſchlecht durch einen ſolchen Namen beſchimpfet. Wir übergehen die Gründe, weil ſie ſonſt bekannt ſind, welche der Hr. Verf. gegen die Kürze der hebräiſchen Zahlen nach der Sündfluth beybringt: nur bewundern wir, daß ein ſo gelehrter Mann heutiges Tages noch behauptet: die griechiſche Ueberſetzung ſey auf Befehl des Ptolemäus und des Hohenprieſters zu Jeruſalem verfertiget worden; auch habe Joſeph ſeine Zahlen aus dem hebräiſchen Texte genommen.

Zur Urſache, warum die Jüden ihren hebräiſchen Text muthwillig, und zwar in den Jahren der Erzväter verfälſchet haben, giebt Hr. Jakſon an: weil ſeit des Orpheus Zeit eine Sage unter den Griechen im Schwange gegangen, die Welt werde 6000 Jahre ſtehen. Orpheus hatte ſie von den Aegyptern, und dieſe vermuthlich von den Jüden empfangen. Nun glaubten ſowohl die alten Jüden, als die Chriſten, einmüthig und ganz richtig, wie Hr. Jakſon ſaget: der Meſſias werde im ſechſten Jahrtauſend erſcheinen: da er aber kam, verfälſchten die damaligen Jüden die Lebensjahre der Erzväter, um zu beweiſen, Jeſus ſey nicht der Meſſias.

Die Schwierigkeit mit dem Thara hebt Hr. Jakſon damit, daß Moſes nicht ſage: Abraham ſey nach Tharahs Tode aus Haran gezogen; letzterer ſey alſo daſelbſt verblieben, und geſtorben.

Er rechnet von der Sündfluth bis zum Abraham 1072, von da bis zu ſeiner Reiſe nach Kanaan 75,

und

und von da bis zum Ausgange der Kinder Iſrael aus Aegypten 430, dieſen ſetzet er ins 1593. Jahr vor C. G. der Welt aber ins 3833.

Wir müſſen nun den Abriß von ſeinem Syſtem ſo vollſtändig, als es in der Kürze möglich fällt, machen; abſonderlich etwas von der Weiſe, wie er den Zeitlauf zwiſchen dem Ausgange und dem Tempelbaue ordnet, erwähnen. Er ſetzet ihn auf 576. 579. Jahre. Zwar ſtimmet weder der Hebr. noch griechiſche Text, noch auch Joſeph damit überein, doch Hr. Jakſon giebt ſich gewaltige Mühe die Verfälſchungen, welche allenthalben vorgegangen ſeyn ſollen, zu erweiſen. Wir bemerken voritzt nur, wie er den beſagten Zeitraum ausfülle.

Nach Moſes Tode, lebte und regierete Joſua noch 25 Jahre, worauf ein zweyjähriges Zwiſchenreich, darinn die Aelteſten ihren Abſchied aus dieſer Zeitlichkeit nahmen, folgete. Es erſcheinen ſodann die Zeiten der Dienſtbarkeit und der Richter, dem Buche der R. gemäß, bis auf den Jair. Dieſen löſet die ammonitiſche Dienſtbarkeit ab. Sodann folgen Jephthah, Ebzan, Elon, Abdon, und die 40 jährige Philiſter-Herrſchaft. In den 20 letzten Jahren derſelbigen, waren Simſon und Eli zugleich Richter: allein die 20 übrigen Jahre des letztern laufen nach geendigter Dienſtbarkeit fort. Auf den Eli folget ein Zwiſchenreich von 20 J. 7. Mon. hernach Samuel mit 20 Jahren, Saul mit eben ſo vielen, David mit 40, den übrigen Reſt geben die 3 Jahre Salomons. Dergeſtalt würde

der Tempel im 4406 Jahre der Welt, vor Christi Geburt 1017. J. gegründet.

In dem königl. Zeitlaufe sind nach Hr. Jaksons Versicherung alle Fehler von ihm verbessert, und der wahre Zeitpunct bestimmet worden. Die Verbesserung besteht darinn, daß er die von der heil. Schrift zwischen der Trennung und dem Jehu gemeldeten Regierungsjahre nach Befinden ändert. Der Athalja giebt er 7 J. dem Joas noch 40 besonders. Asarjâ Anfang fällt nicht ins 27 sondern ins 15 Jerobeams. Nach des letztern Tode fällt ein 11 jähriges Zwischenreich ein. Auch war Hiskias beym Antritte seiner Regierung nicht 25 sondern 15 J. alt. Zwischen dem Pekah und Hosea gab es eine neunjährige Anarchie. Samaria wurde im 721 J. v. C. zerstöret, nachdem das Königreich Israels 256 Jahre gedauert hatte, und mit Jerusalem ging es 586 J. vor C. eben also. Ungeachtet sowohl der hebräische als griechische Text. die Vulgata und die chald. Paraphrasis, in der Stelle II. Kön. 25. v. 18. den 7 T. des 5 M. zum Tempelbrande angeben, so zieht doch der Hr. V. den 10 Tag vor, weil solchen alle Abschriften beym Jer. LII. 12. einstimmig haben.

Der Hr. V. schließt mit den Worten: „Ich „habe ohne irgend eine Hypothesis anzunehmen, der „klaren und natürlichen biblischen Geschichte allein „zu folgen, die wahren Jahre dieses so langen Zeit„raumes entdecket; und solche aus dem ursprünglichen „ungeänderten hebräischen Texte, durch Hülfe der „griechischen LXX, welche denselben aufbehalten hat, „heraus gezogen. — — Ein kleiner Irrthum um

einige

ral-Oberfinanz-Krieges- und Domainen-Directorium.

Jedoch iſt es beſſer und deutlicher, wenn man ſich der allzulangen und allzuoft zuſammen geſetzten Wörter enthält, und ſich anders auszudrücken bemühet iſt.

§. 11. II. Wollen wir nun die Geſchicklichkeit erlangen, dieſe Wörter gründlich zu beurtheilen, und mit Gewißheit ſelber zu verfertigen: ſo müſſen wir ſowohl die äuſſerliche als innerliche Geſtalt recht kennen lernen. Zur äuſſerlichen Geſtalt gehöret die Art und Weiſe, wie die Wörter zuſammengeſetzet werden, wie ſie alsdann klingen und ausſehen. Da denn einige in der Verbindung alſo lauten, als ſie lauten, wenn ſie alleine ſtehen: Einige bekommen einen Zuſatz, welcher gleichſam das Band ausmachen muß: Andere aber leiden eine Verkürzung, und ſtehen gleichſam in ſtatu conſtructo, das iſt, ſie ſind im eingeſchränkten und gepaarten Zuſtande.

§. 12. Einige und zwar die allermeiſten Wörter bleiben in der Zuſammenſetzung unverändert, daß man wohl dieſe Grundregel annehmen kan: Bey der Zuſammenſetzung der Worte behält ein iedes ſeine natürliche Geſtalt und Endung. Was aber davon abgehet, das kan man als Ausnahmen anſehen. Es iſt nicht nöthig und viel zu weitläuftig, auch zu mühſam, alle Endungen, welche unverändert bleiben, herzuſetzen, wie ich erſt entſchloſſen war: Weil man alſo durch eine allgemeine Regel dieſes kurz faſſen kan. Als: Grabmaal, Machtſpruch, Gemachthüre, Habergrütze, Adelſtand.

„einige wenige Jahre in den vorbemerkten Zeiten iſt „faſt unmöglich zu vermeiden, die Zeitrechnung „kann nicht zu der Gewißheit gebracht wer„den, wie die Sternkunde. Doch habe ich in „meinen Rechnungen keinen Irrthum wahrgenom„men, und es wird mir angenehm ſeyn, wenn mir „die etwa begangenen von den Gelehrten entdecket „werden„ Der Herr Verfaſſer hat, wie wir hören, keine ſehr vertheilhaftige Meynung von der Zeitrechnung. Gleichwohl aber ſollten doch wenigſtens die Hauptzahlen auf einem feſten Grunde beruhen. Wir wollen ihm demnoch alle ſeine Gründe, das Anſehen der LXX, den Anfang des Jahres mit der Frühlingsgleiche, und die Form des alten Jahres zugeben. Da nun der Hr. V. der klaren und natürlichen bibliſchen Geſchichte gefolget iſt: ſo müſſen allerdings die Hauptzahlen, z. E. das Schöpfungs- Auszugs - und Tempelgründungsjahr am rechten Orte ſtehen, und es wird uns erlaubt ſeyn dieſes zu unterſuchen.

Der Hr. Verfaſſer ſetzet die Schöpfung ins 5426 Jahr vor C. Geb. d. i. P. J. præc. 7268 G. 12. Unſere Stammältern wurden wie er a. d. 21 S. ſaget, geſchaffen, als die Sonne im 3 oder 6 Grade des Widders war, in welchen Worten wir einige Dunkelheit finden. Nun, wäre damals die Frühlingsgleiche auf dem 3 May geſtanden, und dieſer Tag in beſagtem Jahre ein Donnerſtag geweſen; folglich Adam, des Hn. V. Angabe zu Folge, entweder am Sabbath, oder am Dienſtage erſchaffen worden. Wir wollen alſo das nächſte Jahr nehmen, deſſen

erſter Tag oder Frühlingsgleiche auf einen Sonntag fällt, dieſes iſt 7270 D. Allein der Auszug geſchah nach dem Herrn Verf. im 3833, J. d. W. folglich vorigt im 3123. J. P. J. C. daher geſchah er, anſtatt des Donnerſtages daran er wirklich vorfiel, am Sonntage. Der Hr. Verf. nämlich, will a.d. 364 S. es werde im moſaiſchen Geſetze des Mondjahres gar nicht gedacht. Moſes habe in ſeiner Geſchichte ſich eines auf beyde Gleichpuncte geſetzten Sonnenjahres von 365 Tagen, denen alle 4 Jahre einer zugeſetzet werde, bedienet; und das Paſſah ſey ohne alle Beziehung auf den Mond, den 14 des 1 Mon. von beſagtem Jahre gefeyert, das Mondjahr aber erſt den Griechen abgeborget worden. Es ſtund aber im 3123 J. die Frühlingsgleiche auf dem 4 April: folglich geſchah, wie geſagt, der Auszug am 18 und an einem Sonntage: allein es muß ein Donnerſtag geweſen ſeyn. Das nächſte Jahr da dieſes Merkmaal einträfe, wäre das 3126. F. mithin fiele auch das erſte Sabbathjahr, das der Hr. V. ſonſt ins 1545 v. C. oder 3169 P. J. ſetzet, nunmehr ins 3174. Allein, da er den Tempelbau im 580 Jahre nach dem Auszuge geſchehen läßt, vorigt im 3705. Jahre P. J. ſo fiele er in kein Sabbath- oder Jubeljahr, wie doch ſeyn ſollte, ſondern ins nächſte vor einem, demnach iſt, dieſe Angabe wieder irrig. Setzen wir dieſe Begebenheit ins folgende 3706 Jahr, NB. ſo wäre es zwar ein Sabbathjahr: allein es wäre der Tempel an einem Sabbath gegründet worden. Denn die Frühlingsgleiche ſtund damals auf dem 30 März, mithin war der zweyte des 2 Monaths

Monaths der 30 Apr. und ein Sabbath. Soll nun die Zeit für alle dieſe Begebenheiten den chronologiſchen Merkmaalen gemäß angeſetzet werden: ſo beſorgen wir, der Herr Verfaſſer werde genöthiget ſeyn, ſein Syſtema ziemlich zu ändern; und manche Beſtimmungsgründe, darauf dieſer mit Eifer dringet, fahren zu laſſen: abſonderlich da eben dergleichen Irrungen auch bey dem Synchronismo vorkommen. Z. E. er ſetzet den Anfang des Cycli canicularis aufs 2616 oder 2663. J. vor C. G. das iſt aufs 2098 oder 2051. P. I. Allein das ſtimmet mit den Vierungen des I. Thots beym Ptolemäus gar nicht überein. Man ſetze zu nur erwähnten Jahren zween ganze Cyclos, ſo hat man das 305 oder 258 Jahr Chriſti zum Anfange einer Vierung. Allein es fällt der wahre Anfang der Vierungen, wie bekannt, in die Jahre 256 und 304: dennoch ſollte der allererſte Cyclus mit dem dritten oder zweyten Jahre einer Vierung angefangen, welches etwas widerſprechendes iſt. Wir ſollten faſt glauben, es werde das, was eigentlich Chronologie heißt, in England nicht allemal geachtet oder gebrauchet: denn wir finden in manchem Werke, davon viel Weſens gemachet wird, gar ſeltene Spuren davon. Wenn nun die Zeit für die Hauptbegebenheiten, wornach man die übrigen ordnet, mit ſolchen Irrungen behaftet iſt: ſo hat das ganze Syſtem ſchwerlich auf alle Wahrſcheinlichkeit, die man einer Hypotheſe geben kann, Anſpruch.

Um den geneigten Leſer mit einer angenehmern Materie zu unterhalten, wollen wir von des Hrn. Verfaſſers

ſaſſers Erläuterung der alten heydniſchen Geheimniſſe, ſo viel als der gegenwärtige Ort erlaubet, beybringen.

In den erſten Zeiten der Welt, glaubte man einen höchſten Gott, der die Welt erſchaffen habe, und regiere. Man verehrete ihn auch durch Opfer, Gebethe und andere Handlungen. Allein man glaubte auch, es habe vor der Schöpfung der ſichtbaren Welt verſchiedene Geiſtergattungen gegeben: dieſe wären dabey gegenwärtig geweſen, und hätten geholfen. Ihr Sitz ſey in der Sonne, im Monde, in den Sternen, in der Luft und auf der Erde, und ſie würden von Gott bey der Regierung des Weltgebäudes gebrauchet; ſie hätten nämlich die Aufſicht über die Länder, und einen Einfluß in die menſchlichen Dinge. Wie es ſcheint, ſo beruhete dieſe Meynung auf einer fortgepflanzten Sage, von den Erſcheinungen der Engel vor und nach der Sündfluth. Genug, weil man glaubte, ſie wären über das Weltgebäude, abſonderlich aber, über die menſchlichen Dinge geſetzet: ſo erachtete man es der Schuldigkeit gemäß, ſie als Hüter und Wohlthäter zu verehren und anzubethen. Daher bemühete man ſich, ihren günſtigen Einfluß und ihre Gegenwart, durch Opfer, Weißagen, Verfertigen der Teraphim, und ſichtbarer Bilder derſelbigen zu erhalten. Da man nun die himmliſchen Weſen deswegen verehrete, weil man glaubte, ſie hätten Macht über die Menſchen und thäten ihnen Gutes; ſo glaubte man auch: wer dem menſchlichen Geſchlechte große Wohlthaten erzeiget, Pflanzvölker geführet, Städte er-

erbauet, Geſetze gegeben, nützliche Künſte erfunden habe, der werde nach ſeinem Tode ein Mitgenoß der himmliſchen Gottheiten; er wohne bey ihnen in der Sonne u. ſ. w. und erhalte die Aufſicht über ſeine Landesleute: daher heiligte man dergleichen Perſonen Tempel, Wälder oder andere Orte, und ſtellete ihre Bilder hinein. Dieſe Bilder glaubte man durch Opfer, magiſche Gebräuche und Anrufungen mit der Gegenwart und dem Einfluſſe der Helden, die ſie vorſtelleten, zu beleben: folglich dachte man ferner, könne man ſie auch um Rath fragen, und künftige Dinge von ihnen erfahren. Dergeſtalt entſtunden die Orakel. Unvermerkt wurde dieſer Aberglauben allgemein. Denn jedermann glaubte, eine Gottheit, die ſein Landsmann geweſen war, werde ihm mit vieler Willigkeit Gehör ertheilen, und alles Gute erzeigen. Die vornehmern Gottheiten wohneten in der Sonne, im Monde, den Sternen u. ſ. w. Für die geringern machte man nur in der Luft, im Waſſer und auf der Erde Quartier. Wer ein Kriegesheld oder berühmter Jäger geweſen war, dem opferte man Menſchen und Thiere; den Sanftmüthigen Früchte; die Verliebten wurden ebenfalls nach ihrer ehemaligen Neigung bedienet. Indem dieſes ungereimte Weſen geradesweges zur Atheiſterey führete, und der Dienſt des wahren Gottes darüber faſt gänzlich erloſch, ſo dachten die Prieſter und Weltweiſen auf Mittel, wie die Erkenntniß Gottes beybehalten werden könne: indem es in ihrem Vermögen nicht ſtund, das Unweſen gar abzuſchaffen; abſonderlich, weil es aus Gottes Zulaſſung

von

von den böſen Geiſtern unterſtützet wurde. Sie erſannen alſo die Geheimniſſe, und ließen niemanden, als die Könige, imgleichen tugendhafte und verſtändige Perſonen, wiewohl nur nach einem abgelegten ſchweren Eide dazu. Eben hierinnen liegt die Urſache, warum weder die jüdiſche noch die chriſtliche, noch auch die ſineſiſche Religion dergleichen Geheimniſſe einführete; denn jedwede von dieſen dreyen richtete ihren Dienſt nur an den höchſten Gott, und theilete die Erkenntniß deſſelbigen einem jedweden mit.

Dagegen beſtund der Endzweck der Geheimniſſe darinnen, die eingeweiheten in der Erkenntniß und dem geiſtlichen Dienſte des höchſten Gottes zu unterrichten, ihnen die geiſtlichen Weſen, welche die Vorſehung zu Vorſtehern des Weltſyſtems beſtellet hatte, bekannt zu machen, und ſie zu lehren: daß dieſer Dienſt ein reines Herz und tugendhaftes Leben erfodere. Man bekannte, die Heldengötter wären Menſchen geweſen, und man verwandelte ihre in den heiligen Büchern verzeichneten guten und böſen Handlungen in Allegorien, die Elemente und Naturwirkungen betreffend. Alſo entſtund ein Syſtema der Theologie und Naturlehre, das in Sinnbildern abgefaſſet war. Die Aegypter gebrauchten ihres Ortes die Hieroglyphen dazu; andere Völker hingegen beſondere heilige Buchſtaben, welche nur den Prieſtern und Eingeweiheten bekannt waren.

Gleichwohl miſchete ſich der Aberglauben auch in die Geheimniſſe, abſonderlich wurden die Geheimniſſe des Oſiris und der Iſis verfälſchet, nachdem die Griechen ſie der Ceres und dem Bacchus zugeeig-

geeignet hatten. Wahrſcheinlicher Weiſe wurde die Abgötterey des Heldendienſtes zuerſt in Phönicien, und zwar von Kanaans Nachkommen, als welche die erſten Heldengötter oder ſogenannte Cabiri waren, eingeführet, und von da nach Aegypten, Syrien, Babylon, Phrygien u. ſ. w. gebracht. Die älteſten Cabiren, die man zu nennen weis, waren Uranus, Saturn, Jupiter, die Gee, die Veſta oder Rhea, die Aſtarte, der Taaut, der Aeſculapius, die Themis, der Neptun, die Nereiden u. ſ. f. Nach den phöniciſchen Geheimniſſen, waren die ägyptiſchen des Oſiris und der Iſis der Zeit nach, die älteſten. Man feyrete ſowohl dem Oſiris als der Iſis jährlich ein Feſt, das mit großen Klagen begangen wurde, welches Ezechiel das Klagen über den Thamuz nennet. Plutarch giebt vor, der Endzweck der Iſis-Geheimniſſe ſey die Erkenntniß des erſten allwiſſenden Herrn, welcher mit Verſtand und Heiligkeit Theil daran nehme, geweſen. Kadmus brachte ſie nach Griechenland, ſie wurde aber da verändert, und dem griechiſchen Bacchus zu geeignet. Wie es ſcheint, ſuchten die Griechen ihre neuen Heldengötter durch allerley Liſt in großes Anſehen zu bringen. Als einſtens des Prötus Töchter toll wurden, hieß es: ſie hätten die Geheimniſſe des Bacchus nicht gefeyert, oder doch dem Bilde der Juno die gehörige Ehrerbiethung nicht erzeiget. Gleichwohl mußte die materia peccans den Sitz bey ihnen anderswo als im Gehirne gehabt haben: denn Melampus brachte ſie mit einer guten Purgation wieder zurechte.

Die

Die eleuſiniſchen oder der Ceres Geheimniſſe waren von der Iſis ihren ganz unterſchieden. Der Grund dazu war, daß einſten eine groſſe Theurung in Attica einfiel, und der Aegypter Erechtheus eine groſſe Menge Getrayde dahin brachte, worauf ſie ihn zum Könige wählten. Unſers Erachtens mußten die Athenienſer damals wenig Heimlichkeiten haben, weil ſie hieraus eine machten. Allein es gieng freylich bey der Einweihung ſehr geheimnißvoll zu: man jagte den Einzuweihenden ſoviel Angſt ein, als man nur konnte, und ergetzte ihn hernach wieder. Er hörete ein entſetzliches Gebrüll, er ſah viele fürchterliche Geſichter und Erſcheinungen, er wurde bald von Donner und Blitz umgeben, bald in die dickeſte Finſterniß eingehüllet: nachgehends aber wurde er in eine angenehme Gegend geführet, da er mit Singen, Tanzen, feyerlichen Reden und heiligen Geſichten erquicket wurde.

Dieſes wird genug ſeyn, dem geneigten Leſer eine Probe zu geben: es enthalte dieſes Werk eine Menge leſenswürdiger Anmerkungen, und es müßte einem Liebhaber der Alterthümer vieles Vergnügen erwecken, geſetzt auch, er fände bey der Zeitrechnung des Herrn Jakſons eines und das andere zu erinnern.

III. Send-

III.

Sendschreiben an Herrn H. die Herausgabe seiner Poesien betreffend.

Fürwahr, Horaz hat Recht! durch Uebung, Müh und Fleiß,
Erreichet man allein der Dichtkunst hohen Preis!
O, die ihr nach ihm geizt, erfüllet diese Lehre;
Sonst krönet euer Lied nicht Beyfall, Gunst und Ehre.
Geweihte Lorbern stehn nicht jedem Kopfe feil;
Und nie erstürmt man sie in ungestümer Eil.
Wie? hebt ein leichter Sprung auf Pindus heitre Spitzen,
In jener edlen Zunft mit Würdigkeit zu sitzen?
Ein ungemeiner Fleiß macht erst des Vorzugs werth,
Der dann, dadurch ersiegt, so adelt, als verklärt!

Uns hat zwar die Natur mit Gaben ausgeschmücket,
Und Fähigkeit und Trieb in Herz und Brust gedrücket:
Wahr ists, sie gab uns Witz; doch roh und ungebaut.
Wie nun des Künstlers Hand ein Werkstück scharf behaut;
So muß ein reger Fleiß Verstand und Witz verbessern;
So hoher Gaben Werth verschönern und vergrößern.
Ein Edelstein besitzt den seltnen Schimmer nicht,
Der glänzend an ihm spielt, und stralend aus ihm bricht.
Der Künstler hat zuvor die Hülsen abgeschliffen,
Und Arbeit, Werk und Thun nach Regeln angegriffen.
Drum darf auch unser Geist, so viel er an sich ist,
Nie ohne Beßrung seyn! Wer dieß Gesetz vergißt,
Entehret die Natur und stört die hohen Zwecke;
Bleibt ewig wild und roh und trennet nie die Decke,

Der

Der tiefen Dunkelheit, die seinen Geist bezirkt,
Und dann nur Irrthum, Tand und ekle Thorheit wirkt.

So, wie des Landmanns Hand den Acker zubereitet.
Und den geschärften Stal auf breiten Flächen leitet,
Die harte Rinde bricht, das Erdreich milder macht;
So wird durch langen Fleiß der Witz empor gebracht.
Allmählich muß er sich in seinem Grad erweitern,
Und jene grause Nacht, die ihn bezieht, erheitern.
Freund, so ermüde doch in dieser Arbeit nie!
Je länger du sie treibst; je stärker fruchtet sie.

„Was? krönte die Natur mit tiefversenkten Gaben?
„Ihr wärs ja rühmlicher, sie ausgeputzt zu haben!
„O, warum giebt doch nur ein müherfüllter Fleiß,
„Die reizende Gestalt, den liebenswerthen Preis?

Wie thöricht, wenn man fragt! Entweiht verworfner Tadel,
Ein seliges Gesetz und dessen wahren Adel?
Wie weislich zeiget sich die wirkende Natur!
Durchforsche nur bemüht des sanften Zweckes Spur!
Zwar wird es nie dem Blick, so kühn er ist, gelingen,
In ihr Geheimniß ganz und völlig einzudringen.
Doch dieses braucht man nicht. Wird uns nur vieles klar;
So folgert man auf das, was nicht so offenbar,
So aufgehellet ist. Zerstör verjährte Bande
Des wüsten Vorurtheils; des dunkeln Wahnes Schande!

Man klaget die Natur mit strengem Richten an;
Man schilt sie ungerecht und meistert Lauf und Bahn,
Und überschauet nie die ungemeßne Kette:
Wie thöricht dünkt mich nun das richtende Gespötte!

Ja,

ſtand. Von ſolcher Art, die einen Zuſatz oder eine Veränderung der Endſylben leiden, ſind unter andern folgende: Liebesſeile, Liebesarme, Mitternacht, Norderbreite, Norderelbe, Zwietracht, Zwieback, derentwegen, ihrentwegen, insgemein, insgeſamt, anbetungswürdig, worinn, woraus, woran, wornach, worauf, u. d. gl. die unten noch vorkommen ſollen. Allein darinn kömmt her aus dar und in: Jenes findet man auch in immerdar. Von denen, die am Ende eine Verkürzung leiden, bemerke ich nur folgende: Fiſchreich, Frankreich, Schifreich, Erdboden, Endzweck, Elbſtrom, Stillſchweigen, allgemein, Augapfel, Fegopfer, Sprachrohr, Kohlfeuer, Kalbfleiſch, Ehrfurcht, denkwürdig, Irrgeiſt, Chriſtnacht, Chriſtüblich, u. ſ. w.

§. 13. Jedoch wir müſſen uns bemühen, die äuſſere Geſtalt der zuſammengeſetzten Wörter noch genauer kennen zu lernen: Deßwegen wir folgende aus vielen Beyſpielen gezogene Regeln merken können. 1) Wenn zwey kleine Theilchen der Rede oder eins davon, und ein anderes Wort mit einander verknüpfet werden: ſo bleibt das vorangeſetzte Wort unverändert. Als: Anieżt, gleichwohl, abermal, alſobald, hernach, durchaus, dabey, dennoch, mithin, hiernächſt, überhaupt, anderweit, darüber, hierüber, Gegenwart, Gegenpartey, das Garaus, Fortgang, Durchfluß, Einfluß, Gutdünken, Gutbefinden, himmelwärts, Wiederſacher, unterirrdiſch, vielfältig, aberwitzig, immergrün, hartnäckig, eigenſinnig, Eigenliebe, halbverbrannt, kindlichſchwach, wiedriggeſinnet. Doch bey einigen wenigen wird entweder die Endſylbe,

oder

Ja, Stolze! die ihr hier so dictatorisch seyd,
Erkennet euer Ziel und übt Bescheidenheit!
O dämpft die wilde Fluth der schwellenden Gedanken,
Und fügt euch selber gern in abgezirkte Schranken!
Noch fehlte die Natur in ihrer Ordnung nicht;
Nur wir erkennen nie das innerste Gewicht.
Ihr Räder, die ihr hier das große Ganze reget,
Ihr liegt dem Blick zu tief, der spähend euch erwäget!

Der Satz verbleibt gewiß und hat den stärksten Grund:
Es wird uns nur ein Theil des ganzen Zweckes kund.
Es wird der Forschbegier ein Etwas aufgedecket,
Wann unerhellte Nacht den Rest vor uns verstecket.
Drum unterdrücke man so Vorurtheil, als Wahn,
Und brauche künftig nie des Theons wilden Zahn.
Ein Kluger rühmt ihr Thun und ruft zu ihrer Ehre:
Was wär ich, wenn ich gleich in Wiegen weise wäre?
Ein Triebwerk, welches sich maschinenmäßig regt;
Von Ueberlegung fern; bey Gründen unbewegt.
Ich dächte sonder Reiz; weil ich so denken müßte,
Und nie mit Freyheit mich recht zu beschäfftgen wüßte.
Nur dann entzücket uns der Wahrheit seligs Bild,
Wenn es nach Schweiß und Müh den leeren Geist erfüllt;
Wenn wir es selbst gesucht und nach und nach gefunden,
Und wenn des Irrthums Nacht durch unsern Fleiß verschwunden,
Und schön verkläret ist. Nur dieser machts beliebt,
Und das erhält den Trieb, daß man sich ferner übt.

Ein Lisimon ererbt von lorberreichen Ahnen,
Durch die Geburt ein Von, mit blutgetränkten Fahnen:
Was nützt ihm dieser Ruhm, wenn ihn nicht eigne That,
So würdig, als geschickt dazu erkläret hat?

Wenn sein Verdienst ihn nicht zu großen Ahnen setzet;
So wird er von der Welt nur als ein Thor geschätzet;
Drum ringe man für sich, nach Weisheit, Glanz und Ruhm:
Dann heißt es unser Gut und wahres Eigenthum.
Daß wir, nicht Thieren gleich, in tiefem Schlummer leben;
So wirket die Natur ein dauerndes Bestreben.
Hier geht man stufenweis zu der Vollkommenheit:
Ich irre mich; so gar in grauer Ewigkeit,
Die einst verklärt erscheint, wenn Stund und Tag sich endet,
Wird nie der Einsicht Maaß und Wachsthum ganz vollendet.

Und was? Hier nimmt mich fast der Eifer völlig ein:
Wie lachenswürdig wird des Himmels Fügung seyn,
Wenn Kinder allbereits, wie Männer weise denken,
Und bey der Muttermilch, wie Maro, Verse schränken:
Wenn jener Jüngling dort mit Wolfens Ruhme blitzt,
Und, großer Leibnitz! dir schon an der Seite sitzt.
Wo bliebe, sage doch, der Unterschied der Stände,
Des Alters und der Zeit? Mich dünket, er verschwände!
Nein, weiseste Natur! es trifft dich keine Schuld.
Man meistert dein Gesetz aus stolzer Ungeduld.
Nur Fleiß und Uebung soll die rohen Kräfte schärfen,
Wenn Wahn und starrer Stolz sie ohne Grund verwerfen.

Besonders sey die Pflicht nur denen auferlegt,
In deren Busen sich die Glut der Dichtkunst regt.
Der steile Helikon wird nach und nach erstiegen.
Wie manches Hinderniß muß man zuvor besiegen,
Eh man sein Heiligthum, entschlossen, offen findt,
Eh sich ein Epheuzweig um Stirn und Scheitel windt.
Man lernt nach Jahr und Tag durch wiederholtes Singen,
Nur erst die große Kunst, so Brust, als Herz zu zwingen.

Im

Im Augenblick gelingt kein sanft und reiner Ton.
Der Ansatz trug noch nie der Kenner Lob davon.
Man muß erst manches Blatt mit Aemsigkeit bereimen,
Eh uns auf dem Parnaß die ächten Lorbern keimen:
Bevor man fehlerfrey die holde Cither schlägt,
Des Hörers Ohr entzückt, des Lesers Mark bewegt.
Des Phobus Schwester muß sich oft im Zirkel winden.
Da müssen Jahre noch im Meer der Zeit verschwinden;
Verlangt des Helden Bahn das hohe Stufenjahr;
So heischt des Dichters Laub ein überschneytes Haar.
Drum soll dem Liede nicht, so Kunst als Ordnung fehlen;
So putze Lied und Vers, und lerne klüglich wählen!
Sey kritisch gegen dich! Daß sich der Kiel versieht,
Ist gar zu leicht geschehn. Sey immerfort bemüht,
Den fehlerhaften Zug mit wohlgetroffnen Zügen,
Scharfsichtig zu erhöhn; dann wird dein Vers vergnügen!
Laß Freund und Kenner oft die Probestücke sehn.
Ihr Urtheil reiniget: Der Tadel macht sie schön.
Man kann in sich verliebt, bey Liedern und Gedichten,
Nie unparteyisch gnug die Besserung selbst verrichten.
Ja lies des Kiels Versuch geübten Männern vor;
Bezauberst du hier nicht ihr sehr entscheidend Ohr:
Wohl! höre drauf den Spruch, den sie bey matten Stellen,
Und manchem falschen Putz nach wahren Regeln fällen!
O hier sey aufmerksam? und ändre Tag und Nacht,
Bis Bild und Ausdruck recht ist ins Geschick gebracht.
Weg starrer Eigensinn! Wer Beyfall will erreichen,
Den daure doch kein Wort, es muthig durchzustreichen.
So gab ja Maro selbst der schönsten Epopee,
Die prächtige Gestalt, die wundervolle Höh!
Beleckt der Bärinn Mund die ungestalten Jungen;
Des Liedes Unform wird mit gleicher Art verdrungen.

Wer Ton und Vers nicht prüft; nicht Sylb und Worte mißt;
Wem dieser edle Fleiß zu unerträglich ist,
Der wird sich bey der Welt mit seinen plumpen Schriften,
Gewiß kein dauernd Maal zu seinem Ruhme stiften.
Man wird kein Cedernöl für solche Blätter weihn,
Daß sie vor Moder, Asch und Würmern sicher seyn.

Ihr Stümper! die ihr oft so viel Gedichte schmieret,
Als Tag im Jahre sind; wenn wahrer Ruhm euch rühret;
So hecket ferner nicht gereimte Bogen aus,
Von rauhen Tönen voll; von Schnitzern bunt und kraus.
Der ist noch kein Poet, der schnell auf einem Beine,
Bey Lachen, Scherz und Spiel, beym Mußkatellerweine,
Ein hundert Verse träumt! Das kauderwälsche Zeug!
Wie sehr ist itzt die Welt an Bänkelsängern reich,
An Aristarchen arm! Der Magen treibt die Geister:
Ein Sylbenschmid dünkt sich der Dichtkunst größten Meister.
Bey jeder Meß erscheint ein ganzes Alphabeth,
Durch Bavens stumpfen Kiel mit Reimen übersät.
Durch Baven? Ja, daß einst, noch die Kalender melden,
Er sey der gröste Held von allen Reimerhelden!
O Vorzug dieser Zeit! wer glaubte nun wohl nicht;
Was mancher Journalist von diesen Tagen spricht:
Kein goldnes Alter sey mit ihnen zu vergleichen:
Maronen müßten wohl die vollen Segel streichen!

Doch genug! mein Eifer wird zu heftig angeflammt:
Wiewohl er ganz gerecht aus reiner Quelle stammt.
Mich regt seit langer Zeit im jugendlichen Busen,
Ein ungemeiner Zug zur Dichtkunst edler Musen.
Verstand, Geschmack und Witz die stralen ja aus ihr;
Drum Dichtkunst stärke selbst die edle Glut in mir!

Erhei-

Erheitre Brust und Stirn, daß ich mit Anmuth dichte:
Gib meinen Tönen stets ein rührendes Gewichte!
Kein kranker Vers erhält der Kenner seltne Gunst;
O bilde du mein Lied durch Regeln deiner Kunst!
Kein stolzes Vorurtheil soll blendend mich betrügen;
Noch bey der Prüfung mich in eklen Schlummer wiegen.
Kein Mitleid fälle die Brust; so bald mein Werk nichts taugt.
Die Welt braucht nie das Glas, das mancher Dichter braucht.

Wenn sichs für Kenner nicht nach allen Zeilen schicket;
So sey es noch zehn Jahr bedächtig unterdrücket.
Freund, geh die linde Spur. Was neu, was edel ist,
Das kömt die kluge Welt, die jede Sylbe mißt!
Soll Eigenliebe dich nach seichtern Regeln beugen?
Nein, hemme diesen Zug! Es mag ihr Zuruf schweigen!
Noch ist dein muntrer Witz zur Reife nicht gediehn.
Er wird erst männlich stark durch emsiges Bemühn.
Da itzt dein dichtrisch Feur mit Rauchen mäßig glimmet;
So sey des Kieles Frucht nicht gleich zum Druck bestimmet!
Du meynst, es sey schon gnug, wenn jugendlicher Fleiß,
Ein ungehirnt Gedicht schnell auszuhecken weis;
Wenn mancher schaale Kopf bey Thyrsis Hochzeitfeyer,
Ein Liebeslied erfindt? Mir sind die Musen theuer!
Den hab ich niemals noch des Beyfalls werth geschätzt,
Der stets gelegentlich, zwölf Strophen künstlich setzt;
Der oft ums liebe Brod erhabne Pierinnen,
Mit Flor und Boy verhüllt, drey Gulden zu gewinnen!
Der wahre Dichter singt nur für Unsterblichkeit,
Und dann besiegt sein Lied den strengen Strom der Zeit!

Ihr, die ihr bis daher Apollens Kunst gelehret,
Sein Heiligthum geschützt, dem Reimerschwarm gewehret,

Voll Einsicht, Gründlichkeit, sein Wesen aufgehellt,
Den fremden Wust zerstreut, der seinen Glanz verstellt,
Den Ausspruch jederzeit nach der Vernunft gewaget:
Ihr, die ihr seinen Thron, als starke Säulen, traget;
Verdoppelt euren Fleiß! Setzt alle Schultern an,
Und gehet voller Ernst auf dieser schweren Bahn!
Forscht, prüfet, untersucht, zerstreuet das Geschwätze,
Der Reimer leeren Tand! und schützt des Pindus Schätze!

Vermoderter Horaz! O Zierde voriger Welt,
Dein kritsiber Fleiß hat sich zur Poesie gesellt!
Es quillt dein trefflich Werk von ausgekannten Lehren,
Die itzt noch manchen Kopf bey seinem Nebel stören.
O Schrift, die euren Geist, Pisonen! einst getränkt,
Und ihm so manche Kraft, so manches Licht geschenkt:
Du lockst auch unsre Brust und wirst uns stets gefallen,
Da deine Töne selbst im Deutschen rein erschallen.
Dir spielte Gottsched nach. Er folgte Flaccus Spur
Und wies den Dichter stets im Dichten auf Natur.
Gedanken, Vers und Reim nach Gründen scharf zu richten,
Und dennoch geistreich, stark und ohne Schwulst zu dichten.
Durchblättre, Freund, sein Werk, voll ächter Wissenschaft,
Verwandle, was er sagt, in Blut und Nahrungssaft;
Dann wird der Ode Geist in deinem Geist entstehen;
Dann kannst du in den Hayn geweihter Dichter gehen!
O selig! seh ich dich, als Beyspiel später Zeit,
In jenem lichten Reich ersungner Ewigkeit.

Zoltitz.

IV.

C. F. Fein versuchet es, einen dunkeln Ort auf dem ersten Blatte der peutingerischen Tabellen zu erklären.

Die Liebhaber der Erdbeschreibung klagen über die geographischen Finsternisse, in welche die alte Zeit das große Germanien verhüllet hat. Und wie gerecht sind ihre Klagen!

Nichts findet sich auf diesem magern Felde so häufig, als der Beweis: daß unser menschliches Wissen Stückwerk sey. Gleichwohl würden wir etwas minder Dunkelheit antreffen, wenn die Reisebeschreibung Antonins und die theodosischen Tabellen sich bis in unsern Theil von Europa erstrecketen. Aber diese vortrefflichen Denkmäler des Alterthums bleiben beyde am linken Ufer des Rheins stehen; und hören gerade da auf, wo sich das innere Deutschland anhebet. Denn was man auf der Tabelle, die itzo für die erste gehalten wird, an dem jenseitigen Ufer gezeichnet findet, ist gewiß sehr wenig.

Ohngefähr gegen Santen (Vetera) über, erblicket man ein Häuflein von Buchstaben, die ziemlich durch einander geworfen zu seyn scheinen. Die Gelehrten sind in so weit eins, daß dadurch deutsche Völker angedeutet werden. In der Auslegung selbst äußert sich zwischen ihren Meynungen ein merklicher Unterschied. Besagten Ort hatte ich in der Welserischen Ausgabe mehrmals betrachtet; doch blieb er mir zur Hälfte unverständlich.

Die Tabellen, welche ihren Erhaltern, dem Peutinger und verewigten Prinzen Eugen von Savoyen, ihren Herausgebern dem Velſer und Herrn von Scheyb, nicht minder ganz Deutſchland ſo viele Ehre machen, erſchienen indeſſen aufs neue in der prächtigſten u. richtigſten Geſtalt. Kaum ſchlug ich in der im 1753 J. ans Licht getretenen Ausgabe den erſten Abſchnitt auf; als mir die vorhin dunkele Stelle leſerlich vorkam. Sie wird der Deutlichkeit halber dem künftigen Monathe des Neueſten in einem Kupferſtiche vorgeſetzet. Ich will nun die Völker, wie ſie mir der erſte Anblick ohne mühſames Nachſinnen darſtellete, anzeigen.

So las ich:

1) Rhe--ni. Die beyden Sylben, aus welchen dieſes Wort beſteht, ſind in einer gewiſſen Entfernung von einander getrennet. Die Buchſtaben deſſelben ſcheinen ausgedehnter und von einem geläuſizern Zuge zu ſeyn, als die benachbarten, zwiſchen welchen das Rheni ſich beynah in der Mitte befindet. Dem Anſehen nach hat der unbekannte Verfaſſer die jenſeitigen Anwohner des Rheins überhaupt damit bezeichnen wollen.

Ortelius berühret dieſe Rhener mit wenigen in ſeinem Schatze der Geographie. Pontanus handelt mit mehrerm von ihnen, im Urſprunge der Franken S. 81 und 82. Daſelbſt wird gemeldet, daß der lateiniſche Dichter Perſius und der griechiſche Stadtbeſchreiber Stephan dieſe Rheinländer (Rhenos ἔθνος) in ihren Büchern ausdrücklich namhaft machen.

2) Chaci

2) Chaci, d. i. Chauci, Cayci, die Kauken, ein bekanntes Volk an der Nordsee, welches Tacitus gelobet und Schildius beschrieben hat. Sie bewohneten Ostfriesland, etwas von dem nördlichen Münsterlande, das Oldenburgische, Bremische, Verdensche, und einen Theil des Lüneburgischen Landes. Kunkenbrügge, Kakenbek bey Stade, und Kakerbek im Amte Klötze mögen Ueberbleisel ihres Namens seyn. Man muß ein gar vieles, sonderlich den historischen Gesichtspunct des Tacitus zum Voraus setzen, um den Bogen (a) zu erklären, in welchen sie sich um andere Völker bis an die Catten schlungen. Ihr Namen hat sich endlich unter der Benennung größerer Völker ganz verlohren (b).

3) Chamavi. Diese liebeten nach Art der meisten Deutschen die Veränderung ihres Aufenthalts. Am Ende des ersten Jahrhunderts trifft man sie im Lande der kleinen oder äußersten Bruckterer an (c); nicht weit vom teutoburgischen Walde (d) und der Oberlippe; welche durch dasselbe Land floß (e). Hamm u. Camen sollen (f) von ihrem Namen zeugen.

Beyläufig merke ich an, daß man die Beschreibung ihrer Lage, welche Tacitus (g) ertheilet, nicht in einem zusammengesetzten, sondern getheileten Verstande nehmen müsse; nämlich also: Wer im Lande der

(a) Tacit. Germ. 35.
(b) Steffens alte Bewohner Teutschlandes S. 99.
(c) Tacit. G. 33.
(d) Tac. Annal. 1, 60.
(e) Strabo Geogr. lib. 7. p. m. 331.
(f) Hertius de populis Germaniæ.
(g) Tacit. Germ. 34.

Engern ſteht, und ſein Geſicht zu den Frieſen (h) kehret, der hat die Dulgibinen (oder kleinen Harzer um die Emmer) im Rücken. Und wer im Lande der Chamaver ſich ſo ſtellet, daß er nach den Frieſen hinſieht, der hat die Chasvaren hinter ſich. Meine Meinung oder vielmehr Taciti Sinn wird begreiflicher werden, wenn ich bald von den Attvaren werde gehandelt haben. Itzo folgen

4) Die Franci, welche mit dem Vorhergehenden durch qui & zuſammenhangen. Obgleich das t allhier einem l ziemlich ähnlich ſteht: ſo haben doch die Forſcher der Alterthümer vorlängſt und gar recht erkannt, daß man nicht Elfranci leſen müſſe.

Die Oſt- und Weſtfranken, d. i. der **fränkiſche Kreis**, und **ganz Frankreich** theilen die Ehre mit einander, die ihnen durch gemeinſchaftliche Beybehaltung des fränkiſchen Namens zuwächſt. Valeſius und Pontanus haben von dem Urſprunge dieſes Volks gründlich geſchrieben. Selbſt diejenigen Franzoſen, welche, ohne eine ſeichte Kenntniß zu verrathen, aus den beſten Quellen ſchöpfen, treiben die Eigenliebe nicht ſo weit, daß ſie ihre fränkiſche Herkunft aus dem innern Deutſchlande, deren ſich ſo gar franzöſiſche Könige (i) gerühmet haben, verläugnen ſollten.

Die

(h) Die itzige Süderſee machet ohngefehr die Mitte der alten Frieſen, Tacit. G. 34. conf. Altingii Notitia germ. inferioris.

(i) Ioh. Werlhofii Notitia S. R I. inucleata pag. 68 & 69.

oder die erste Anfangssylbe von einem Worte weggeschmissen; als: Halbwege, alwo, allmächtig, allgemach, irrglaubig, rechtschaffen, für rechtbeschaffen: Wie auch bey einigen andern Wörtern zu bemerken ist, als: Hausrath für Hausgeräthe, Hirnschädel für Gehirnschädel.

§. 14. 2) Wenn zwey Beywörter, oder ein Beywort und Nennwort verknüpfet werden, so bleibt ein iedes auch gern unverändert: Als: Allezeit, derjenige, desjenigen, dunkelbrennend, u. s. w. Doch leiden hier wiederum einige vorgesetzte Beywörter eine Verkürzung, wenn sie noch Beywörter sind, denn man könnte sie auch für Neben- oder Zeitwörter ansehen. Als: Irrgläubig, kundmachen, für kundbar machen, Blendwerk für ein blendendes Werk, Wunderkraft, für wunderbare Kraft, Lehrmeister, für lehrender Meister, Nährsaft, für nährender Saft, wie auch Nährstand, Wehrstand, wehrender Stand, Schmeichelreden, schmeichelnde Reden, oder Reden, die da schmeicheln.

§. 15. 3) Was die Nennwörter betrifft, die vor einem andern gesetzt werden: so stehen die meisten in der Zahl der Einheit, und zwar im Nennfalle, wenn die Zusammensetzung zur Erklärung, Bestimmung und Einschränkung geschiehet, als: Weserfluß, Maynstrom, Goldsand, Hauptstadt, Wunderfluß, Wasserwogen, Meerwasser, Wintertage, Mittelpunct, Stückwerk, Wunderhülfe, Loblied, Wahnwitz, Wahnglaube. Einige stehen im Zeugefall, und zwar bald das Erstere auf die Frage wessen, oder wenn das folgende Wort selbi-

Dieſe Charten ſind, einer genauen in der letzten Ausgabe befindlichen Ausrechnung zufolge, unter dem Kaiſer Theodoſius am Ende des vierten Jahrhunderts verfertiget. Dazumal war in Gallien noch kein Frankreich, kein Gallofranke, kein Franzos, anzutreffen. Eine ſpätere Vermiſchung der ſiegreichen Franken mit den zurückgebliebenen Römern und überwältigten Galliern verlieh jenen ihren Urſprung. FRANCIA ſteht mit großen unauslöſchlichen Charaktern am rechten Ufer des Rheins und die Franci bey den Chamavern; zu einem Beweiſe, daß die Franken der Zeit zwiſchen dem Rhein- und Weſerſtrome gewohnet haben.

Der gleichzeitige Kirchenlehrer Hieronymus ſtellet daher die Franken zwiſchen den Sachſen und Alemannen in die Mitte (k). Was über den ravennatiſchen Erdbeſchreiber und ſeine **Linie der Franken an der Elbe**, (l) zwiſchen dem großen Leibniz und berühmten Gundling verhandelt iſt, wäre zu weitläuftig allhier anzuführen. Kurz, der fränkiſche Namen begriff eine Anzahl anderer Völker in ſich: chamaviſche, attvariſche, ſaliſche Franken u. d. g.

Dahin rechnet Pontanus (m) vor andern die in ihren alten Wohnungen zurückgebliebenen **Sicambern**: denn was ein und anderer Scribent, ſonderlich

(k) Hieronymus in vita Hilar. cap. 8 conf. B H. Struvii ſyntagma Hiſt. Germ. diſſert. 5, §. 5. pag. 125.

(l) Geographus Ravennas lib. 1. conf. Gundlingiana das dritte Stück.

(m) Pontani origines Francicæ pag. 103 ſeqq.

lich ein gleichzeitiger Zeuge (n), von einem Theile zurückgebliebener Sicambrer bejahet, das überwiegt allen spätern, und noch dazu verneinenden Widerspruch.

Wer in einer nähern Bekanntschaft mit denen überrheinischen Völkern steht, wider welche Cäsar zuerst den Degen zog, wider welche nach ihm so mancher ehrgeiziger Käiser den Krieg fortsetzete, dem kann es nicht schwer fallen einzusehen; daß mit dem Anfange des fränkischen Namens eine Anzahl eben dieser Nationen sich verbunden; nach gerade den Rheinstrom, die natürliche Scheidung, überschritten, die Grenzlinien zerrissen; sich der herrschsüchtigen Römer erwehret, ja bemeistert; Gallien erobert, und endlich dasjenige ausgeführet habe, was der allzutapfere König Arioviſtus schon längst zuvor im Sinne gehabt hatte.

5) Nuſpii, welche auch Uſipii, Uſipeti, Uſipetes heißen. Ihr Ursprung wird nicht unwahrscheinlich von der Uſe im Uſingischen Lande (o) hergeleitet. Cäsar, Lollius und Druſus nebst andern Römern haben mit ihnen gestritten. Schon bey dem Strabo heißen sie Nuſipi (p). Ich kann nicht sagen, woher es kömmt, daß der Verfaſſer auf die Nachahmung des Erdbeschreibers verfallen: so viel kann ich sagen, daß der An-

(n) Strabo l. 7.

(o) Hertius de pop. Germ.

(p) Strabo l. c.

Anfangsbuchstab bey dem Strabo von einem aus dem nächst verhergehenden Worte (Βρυκτερων) herzugezogenen n herrühret: ein Vorfall, der nicht ohne Exempel ist, und sich, wenn dem Abschreiber die Worte vorgesaget werden, gar leicht begeben kann. Ubrigens ist nun für meine Erklärung kein Buchstab zu viel, keiner zu wenig vorhanden: denn alles was noch übrig ist, das erschöpfen

6) Die *Att-varii*, sonst Chasvarii und Catvari genannt. Das t gleichet auch hier einem l: ist aber schon vorhin in der Sylbe et als ein t erkannt und angenommen. Fara zeigete bey unsern Vorfahren das Geschlecht, die Herkunft an (q). Attvarii, oder Chasvarii werden also eine Völkerschaft vom Stamme der Catten, Hassen oder Hessen seyn. Der Cattvaren Wohnung war an der Oberweser, ohngefähr zwischen der Diemel und Eder größtentheils im Waldekschen und Hessischen Lande. Daherum sind in den mittlern Zeiten die Pagi, Hasti und Hestiga übrig blieben (r).

Zuerst war diese Gegend das Vaterland der Mazen (Mattiacorum), welches der berühmte Schmink in den Hessischen Denkmaalen (s) dargethan hat, ohne die Nachfolger zu erlangen, deren

(q) Warnefridi de Langob. 2, 9. conf. Leges Rothari Regis capitulo 177. edit Murator. pag. 28.

(r) Grupen. origines Pyrmont. & Swalenberg. pag. 46. & 147 seqq.

(s) Schminckii Monimenta Hassiaca.

ren ſeine gründliche Erfindung werth war. Die Matzen rücketen an den Rhein, in den Platz der Ubier. Und wer bekam ihr Land? durch Länge der Zeit und nicht ohne Mühe entdeckete ſichs, daß Sveven ihre Nachfolger geweſen. Aber nicht alle Sveven. Ihr geſammter Körper war viel zu groß für dieſen Strich Landes: er war viel zu groß dazu, daß ihn Tiberius, wie gleich folgen wird, hätte über den Rhein verſetzen können. Es war nur ein abgeſonderter Haufen von Sveven, der ſich dahin lagerte; und ſammt ſeinen Nachbarn den Harzern und Sicambern dem Feinde ſo tapfern Widerſtand that (t). Des Druſus Arm vermochte weniger gegen ſie, als ſeines Bruders Tiberis Liſt (u). Dieſer lockete beſagte Sveven und Sicambrer mit ſüßen Worten auf die galliſche Seite des Rheins. Der Matzen alter Wohnſitz ward dadurch abermals erledig[illegible] und gleich nach der Zeit thun ſich in der Gegend die Attvaren hervor, die nicht ſo bald von dannen withen.

Die Römer aber fingen an, ſo gar auf den Grund und Boden, der durch ihren Vorſchub beyderwärts erlediget war, einen Anſpruch zu machen. Sollten nun nicht die Matzen der cattiſche Haufen ſeyn, dem dieſe vermeynten Herren der Welt ein Stück Landes w) geſchenkt hatten? Ohne Zweifel wollten ſie die durch ihre

(t) Albinovanus in conſolat. ad Liviam apud Ovidium. Florus lib. 4. cap. 12. Dio lib. 54. ſub finem, lib. 55. ſub initium. Alii.

(u) Suetonii Auguſtus conf. Tac. Annal. 2, 26. Strabo de Sicambris lib. 7.

(w) Dio Caſſ. lib. 54. pag. 545.

ihre Bemühung entblößeten Länder auch hinwiederum nach römiſchen Abſichten und Vortheilen beſetzet wiſſen.

Es iſt mir hier nicht erlaubet ſo umſtändlich zu ſchreiben, als es die Vielheit der Sätze erfodert, die meiſtens neu, und daher einer anderweitigen Ausführung bedürftig ſind. Genug die römiſche Freundſchaft mit den Matzen (x) iſt eben ſo bedenklich, als ihre Erbitterung wider die Attvaren.

Die Abgeordneten dieſes Volks, welche aus den vornehmſten Geſchlechtern waren, hielte K. Auguſt ſo übel, daß einige von ihnen ſich aus Verdruß ums Leben brachten (y). Hernach mußte Tiberius ihnen ins Land fallen (z). Germanicus that desgleichen, da er über die Eder ſetzete, und Matze, jetzo Metz (Mettiacum) als den Haupt-Ort, verwüſtete (a). Die Umſtände geben es, daß durch die Catten allhier beſonders die Cattvaren zu verſtehen ſind; wie denn Germanicus desfalls dieſe Chasvaren und zugleich den Sicambriſchen Fürſten Diedrich in dem erfolgeten Triumphe (b) zur Schaue aufführete.

Die römiſche Großſprecherey ſetzet nicht ſelten ein ganzes Volk für einen Theil, oder für eine verpflanzete Völkerſchaft. So gering dieſe meine Nebenanmerkung ſcheinen möchte, ſo brauchbar iſt ſie für alle

(x) Tac. G. 29.
(y) Dio ex edit. Leunclavii lib. 55. pag. 550.
(z) Vellejus Paterc. lib. 2. cap. 105.
(a) Tacit. Annal. 1, 56. conf. Schminckius l. c.
(b) Strabo Geogr. lib. 7. pag. 331. & 332.

alle diejenigen, welche bey Aufſuchung unſerer alten Völker die ſonſt unumgängliche Verwirrung vermeiden wollen.

Wer ſich mitten ins Land der Attvaren, etwa zwiſchen **Waldeck** und **Caſſel** ſtellet, und ſein Geſicht zu den alten Frieſen kehret, deſſen Geſichtslinie durchſchneidet die vorhin bemerkten Wohnungen der Chamaver. Tacitus (c) iſt nicht ſo gar unrichtig in ſeinen Beſchreibungen von Deutſchland. Ein Schriftſteller des vierten Jahrhunderts (d) rechnet die **Attvaren** zu ſeiner Zeit zu den überrheiniſchen, ja zu den fränkiſchen Völkern. So weit für dieſesmal! Ich habe einen Verſuch gemachet, eine dunkele Stelle der Tabellen zu beleuchten.

Velſer, Bertius, Cluver, Conring, Pontan, Alting, Gundling, und andere hatten eben daſſelbe, doch mehrentheils beyläufig verſuchet. Alle bisherige Meynungen davon, können füglich unter zwo Claſſen gerechnet werden. Einige laſſen den Text unverändert: ihre Erklärung machet ihn aber nicht deutlicher, als er ohne ſie ſchon war. Andere bringen bekannte Völker heraus. Allein viele Buchſtaben müſſen ſichs vorhero gefallen laſſen, daß ſie verſetzet, eingeſchaltet oder ausgemerzet werden. Die Anführung verſchiedener Meynungen wäre nicht dieſes Orts. Doch darf ich hier wenigſtens dasjenige nicht übergehen, was in der mehr belobten letzten Ausgabe der Tabellen a. d. 49ſten S. der gelehrten Anmerkungen davon geſchrieben ſteht. Man erblicket

(c) Tacit. G. 33. & 34.
(d) Ammian. Marcell. 20, 25.

erblicket daſelbſt folgende Namen: Haci, Vapli, Varii, Chirepſini, Chamavi qui & Franci.

Die Geſchicklichkeit und Verdienſte des Hrn. Herausgebers bleiben mir allemal ſehr verehrungswürdig: Seine Beſcheidenheit und Wahrheitsliebe bleiben es nicht weniger. Selbſt zu der Unpartenlichkeit des gelehrten Hrn. von Scheyb trage ich, wie zu den Einſichten anderer Kenner, das Zutrauen: die Rheni, Chaci, Nuſpii, Attvarii &c. werden ihnen nicht gänzlich misfallen.

Meine Deutung kömmt der Urſchrift wenigſtens eben ſo nahe, als irgend eine andere. Sie wird überdem durch die am Ende eines Volks befindlichen Puncte, welche die letzte Ausgabe genau bemerket, in etwas beſtätiget. Ferner bedienet ſich meine Deutung keiner kritiſchen Gewaltthätigkeit, und geht doch von dem, was unbekannt iſt, zu dem Bekanntern ohne ſonderlichen Zwang fort; indem ſie endlich die Benennungen ſolcher Nationen heraus bringt, die zwiſchen dem Rheine und der Weſer wirklich vorhanden geweſen ſind.

Ein Menſch, der geweſen iſt, ſchildert das Bild der Sterblichkeit im Kleinen. Ganze Völker, die geweſen ſind, ſtellen ein groſſes Gemälde der Vergänglichkeit dar: ein Bild der Vergänglichkeit, welche ihre Herrſchaft über die Bewohner der Erde, und über ihre Regierungsform, auch über den Gebrauch ihrer Worte verbreitet.

Zwar haben einige Benennungen unſerer Verweſer ſich bis auf dieſen Tag unter uns erhalten. Die Sveven oder Schwaben (Sver, Svebi, Svabi) woh-

nen noch da, wo sie sich auf der Tabelle befinden, und schon zu Cäsars Zeiten befanden. Der **Friesen** und **Sachsen** Land hat seinen vorigen Namen nicht durchgehends abgeleget. Das Andenken der **Franken** ist nicht erloschen.

Wo aber höret man itzo noch etwas von **Ubiern** und **Marzen**, von **Kauken** und **Usipeten**, von **Chamaven** und **Attvaren**? Wie fremd klingen diese rauhen Namen in den Ohren der Nachwelt, selbst an denen Oertern, wo sie eigentlich zu Hause sind? Die Unbeständigkeit läßt auf demselbigen Schauplatze ganz andere Personen auftreten, ganz andere Namen erschallen. So eitel, so vergänglich sind die Sachen unter der Sonne! Welcher Arm stellet unsere gegenwärtig blühenden Staaten gegen ein gleiches Schicksal ihrer Verwelkung in Sicherheit?

Es ist wahr, die Geschichtkunde beschäfftiget sich mit der Erhaltung dessen, was ohne ihren Dienst verlohren schien. Sie stellet längst vergangene Gegenstände als gegenwärtig dar, zündet in der Dunkelheit des Alterthums ein Licht an, schützet gegen die Drohungen der Vergeßlichkeit, und verlängert den Todten das Leben.

Aber auch diese unschuldige, diese nutzbare, diese edle Bemühung, das bloße Andenken der Dinge fortzupflanzen; ist sie wohl von dem weiten Umfange des Reichs der Eitelkeit ausgeschlossen?

Hameln
Im 1756sten Jahre.

V.

LETTRE

à Mr. Gr. S. d. M. le D. d'O. à Paris.

Vous me marquez Monſieur, par Votre derniere Lettre, qu'on vient de me blamer dans le Mercure de France, à cauſe d'un article du journal allemand, dont j'ai la direction. Vous me grondez même, d'avoir donné occaſion à cette critique, ou à ce reproche ; qui indirectement ſemble donner un dementi à mes Amis de Paris: qui ſe ſont efforcés à donner une idée tant ſoit peu avantageuſe de mon peu de merite, par rapport aux belles Lettres. Mais j'ai l'honneur de Vous dire, Monſieur, que n'ayant jamais cherché l'Encens des Etrangers, mais l'Utilité & le Progres de la Litterature allemande, & l'Approbation de mes Compatriotes; les Louanges & le Blame du reſte de l'Univers ne me touchent gueres. Le merite d'un Homme, qui n'a viſé pendant pluſieurs Années, que de retablir la Pureté de ſa Langue maternelle, & de faire revivre, le bon Goût par rapport aux belles Lettres, à l'Exemple des Anciens, & des Nations voiſines; le Merite d'un tel Homme me paroit tellement borné dans ſa Patrie, qu'il ne doit ſe ſoucier nullement de l'Applaudiſſement des Etrangers. Et comment ceux-ci, pourroient ils être les Juges competens de mes Travaux, ne connoiſſant pas notre Langue; et ſe glo-

riſiant même quelque fois, de l'ignorer parfaitement?

C'eſt de ce Point de Vüe, mon cher Ami, qu'il faut regarder ma Situation, et mes Sentimens, touchant les Louanges et les Critiques des Etrangers, par rapport à mes Ecrits. Cependant je l'avoüe, que je ne ſuis pas tout à fait inſenſible à la Gloire.

Nec enim mihi cornea fibra eſt! Juv.

Et comment pourrois je être aſſez indifferent, pour mepriſer entierement l'Approbation d'une Nation auſſi éclairée que la Françoiſe? En effet j'ai felicité depuis quelque Tems la nôtre, qu'enfin les Etrangers ont commencé à ouvrir les Yeux ſur l' Allemagne et ſa Litterature, qui jusqu'ici leur avoit été parfaitement inconnüe.

Pulcrum eſt monſtrari digito, et dicier: hic eſt!

HOR.

Au moins l'Allemagne meritoit elle d'être regardée de ſes Voiſins pour quelque choſe; elle, qui rend tant de Juſtice aux Etrangers; jusqu'à pouſſer même ſouvent trop loin ſes Admirations pour tout ce, qui n'eſt qu'étranger. Auſſi l' indifference de nos Voiſins envers nous, tournoit elle jusqu'ici plutôt à leur Deſavantage, qu'au notre: vûque nos Savants avoient profité depuis un Siecle entier, des Travaux de nos Voiſins; ſans que les Etrangers euſſent été en Etat, de tirer la moindre Utilité des nôtres. On ſe ſoucie donc à preſent de nous; et on ſait enfin, que nous ſommes au Mon-

gen erfordert, als: Würdig, werth, weise, wegen, massen, gleichen, halben. Als: Krieges-Flamme, Menschenwerk, Kunstwerk, Todesschatten, Freudenlied, Herzensgrund, Anbetungswürdig, Pfandsweise, Gebetsweise, Rucksweise, Wechselsweise, Andenkenswerth, deswegen, dieserwegen, von rechtswegen, solchergestalt, gedachtermassen, desselbengleichen, dieserhalben. Münchswesen, allerhand, Ehrentempel, Kirchenversammlung, Lebenslang, gehörigermassen, allermassen, anderswo. Bald stehen beyde Worte im Zeugefall: Keinesweges, meinestheils, meistentheils, solchenfalls, allenfalls, schlechterdings, einsmals, beyderseits, bedürfendenfalls, schlechterdings. Auch wohl das hinterste Wort, als: Indessen, nachgehends. Hieraus erhellet, daß ein iedes Wort seine natürliche Gestalt, die es in diesem Falle sonsten hat, behält. Nur bisweilen wird ein s an das erste Wort gehänget, das es eigentlich nicht hat, als: Unschuldsseide, Hülfsmittel, Andachtsflamme, Liebesflamme. Einige wenige schmeissen das s weg, zumal, wenn ein s folget, als: Ackermann, Rathmann, (dafür einige besser sagen, Ackersmann, Rathsmann,) Bruderliebe, Abendstunde, Meerholzwurm, Schreckenvoll, Kummerreich, ꝛc. Wiewohl einige also erkläret werden können, als stünden sie in einem andern Falle: Landmann, Landstand, Landüblich, nemlich, ein Mann vom Lande, ein Stand vom Lande, üblich im Lande. Sonsten sagt man im andern Verstande, Landesmann, Landesherr. Wobey noch zu merken ist, daß zuweilen das e herausgeworfen werde, als Landsmann, Kriegsrath, ꝛc. Einige stehen im Gebefall,

monde; comme il paroit par plusieurs Ecrits, qui parlent de nos occupations litteraires, tantôt en bien, tantôt en mal.

Le Siécle des Card. du Perron, et des P. Bouhours à laissé encore bien de Rejettons, qui ne savent que médire des Choses, qu'ils n'éntendent qu' à demi, ou point de tout. L' Allemagne elle même nourrit dans son Sein des Refugiés asses ingrats envers leur Nourrice bienfaisante & liberale, pour en oser médire hautement. Quelques Articles dans le Journal œconomique de Paris, p. e. celui sur la depopulation de l'Allemagne; plusieurs passages dans les Ecrits de Mr. de - - - & du M - - d'A - - & les fameuses Lettres - - - le montrent assés. Je passe sous silence un petit Livret, publié il y a peu d'Années en France, sous le Titre des Muses en France; & une Lettre publiée dernierement dans le Journal des Sav. Janv. 1756. sur l'Imprimerie: dont les Auteurs, sans connoitre les meilleurs Ouvrages de nos Artistes, leur disent bien des Injures, sur leur Negligence pretenduë & leur mauvais Goût.

Jugés Monsieur, si, dans ce conflit entre les deux Nations en Matiere de Litterature, le Crime peut être assez grand, lorsqu'un Auteur allemand ose critiquer à son tour, je ne dis pas toute la Nation françoise, mais quelque Artiste françois; comme on a fait dans le Journal sus-mentionné. Il s'y-agit de la nouvelle Edition des Fables de la Fontaine; et des estampes sur tout, dont on l'a embellie. On en a critiqué quelques unes, qui

visiblement sont fautives, pour l'Invention; comme l'Auteur de l'Article en Question l'a assés bien montre; à ce que je crois: sans vouloir pourtant adopter tout ce qu'il a dit à cette Occasion, de desavantageux de la Nation françoise en General.

Vous voyez Monsieur, que je me dedis de cet Article de mon Journal; comme en verité je le dois faire, pour ne me pas attribuer ou le merite, ou le blame, dû à un autre. Et voilà l'injustice de mon Accusateur dans le Mercure de France, mise en plein jour! Car qui lui avoit dit, que tout ce que mon Journal contient, est de ma Plume? N° est il pas dans l'Ordre, que les Editeurs des Journaux ayent des Assistans et des Aides dans leurs Travaux? sur tout quand ils sont chargés d'Emplois publics, et d'autres Occupations aisés gênantes? Ne pouvoit il pas presumer équitablement, que j'en aurois aussi quelques Amis, comme j'en ai en effet plusieurs, assez officieux, pour me prêter de tems en tems leur Plume, en se chargeant, de faire des Extraits? Assurement nous autres Allemands nous sommes assez équitables, pour n'attribuer pas tout ce, que nous lisons dans le Mercure, à son Auteur connû: non plus qu'à celui du Journal étranger tout ce, qui se trouve dans cet Ouvrage. Ne pouvois je donc pas esperer & prétendre même, autant d'équité de la part de Mess. de Paris?

Et comment pouvoit on attendre de ma Part quelque chose d'injurieux contre la Nation françoise, sans me méconnoitre entierement? Un Auteur

teur moderne, Mr. de la B. remarque, que Guillaume III. Roi d'Angleterre a dit, du tems de la paix de Riswick: „Le Roi de France ne devroit „point me haïr: car perſonne ne l'a plus loué que „moi. Des qu'il fait un nouveau reglement, dans „ſes troupes, je l'établis dans les miennes. Je „l'imite en beaucoup de choſes: je le crains en „pluſieurs, & je l'admire en toutes.„ Voila mes ſentimens, Monſieur, envers la Nation Françoiſe! „Elle ne devroit pas me haïr! Perſonne en Alle„magne ne l'a plus loué, que moi. Des qu'elle „fait un nouveau livre pour les belles Lettres, je „tache d'en faire un ſemblable en Allemand. Je „l'imite en beaucoup de choſes; je l'admire enfin, „ſi non en toutes, au moins en pluſieurs.„ Faites ſavoir ceci à Vos amis, Monſieur, & faites leur comprendre, que je dis vray, comme il Vous ſera facile. Peutêtre qu'alors l'auteur de la Critique, ou mon Accuſateur dans le Mercure, ſera deſavoué publiquement.

Car en effet, quel Ecrivain allemand a tant travaillé, pour faire connoitre le Merite eminent de la Nation françoiſe, depuis trente Ans? J'ai traduit pluſieurs Satires de Boileau, de même qu'un Chant de ſon Lutrin. J'ai donné une Poetique allemande, ou à la fin de chaque Chapitre j'ajoute les Preceptes de cet Apollon françois, pour confirmer ce que j'avois preſcrit & avancé. J'ai donné le Panegyrique de Flechier ſur le Mar. de Turenne en allemand. J'ai traduit l'Iphigenie de Racine, & j'ai concouru à la Traduction de la Pratique

tique du Theatre de l'Abbé d'Aubignac, pour former le Gout ſur notre Theatre. J'ai traduit les Oeuvres de Mr. de Fontenelle, qui ont eû un Applaudiſſement univerſel; & j'ai encouragé ma Compagne à entreprendre la Traduction des Ouvrages de l'Academie des belles Lettres, ce qu'elle continue jusqu'ici. Enfin j'ai taché d'etablir ici à Leipſic des Societés pareilles à celles de Paris; & elles ont aſſez reuſſi, autant qu'il eſt au pouvoir d'un Particulier, ſans l'Aſſiſtance de quelque Prince puiſſant. Tout cela peut il partir d'un homme, ennemi de la France, Monſieur?

Mais Vous me grondez, Mon cher Ami, en me ſuppoſant toujours l'Auteur de la Piece en queſtion, quoi qu'à tort. Vous me reprochez, de connoitre auſſi peu Paris, que certains Auteurs; qui ſe donnent pour grands Athletes & Champions de l'Honneur françois, contre nous autres. A la bonne heure! Vous avez raiſon, Monſieur. Je l'avoue. Je ne connois pas Paris, en tant que Ville, ſi non par des Deſcriptions, & par d's Satires, que ſes propres Enfans en ont fait. Je ne connois pas le Charme ſeducteur de la Societé qui ſe trouve dans les bonnes Compagnies de Paris. Je ne connois pas les déhors rebutans de Vos Theatres, ni les Attraits de vos Actrices en vogue, leſquelles ajoutent tant de Beautés aux Pieces qu'elles daignent faire valoir. Je ne connois pas non plus le Luxe & la Delicateſſe des Tables de Paris; ni les Aſſemblées du grand Monde, ou le jeu donne entrée, même à des Gens de rien, ſans Nom

&

& ſans Famille. Je ne connois enfin ni les Thuilleries, ni les Boulevards de Paris, que ſur le Recit des Voyageurs, ſur quelques deſcriptions, & ſur quelques Tailles Douçes.

Mais au contraire Monſieur, je connois aſſéz le merite infini, de Vos Academies illuſtres, qui ont tant rehauſſé la Gloire de la France. Je connois ſes Corneilles, ſes Racines, ſes Crebillons, ſes Molieres & ſes Destouches, ſes Rouſſeaux & ſes la Mottes, ſes Deſcartes & ſes Mallebranches, ſes St. Evremonds & ſes Bayles: dont j'ai même procuré une Traduction allemande, accompagnée de mes Remarques. Je connois enfin la Decadence du Goût, reprochée tant de fois à un grand Nombre de ceux qui ecrivent a Paris, par ſes propres Compatriotes, tels que Mr. le C. de Bernis, Mr. Remond de St. Mard, Mr. de Voltaire, M. le Marquis d'Argens & Mr. d'Arnaud. Ne puis-je pas me fier à des temoins de cette Nature? Car, en verité, il ne s'agit pas ici, ni des Modes des Dames, ni des defauts des petits Maitres. Il s'agit des Sciences, et des Arts liberaux; dont on ſe forme aſſurement des Idées bien plus ſures par les Livres, que nous devorons; que par la Converſation des Pariſiens, qui nous manque. Et cependant nous n'en manquons pas entierement; ayant eu tres ſouvent Occaſion, de voir ici des Voyageurs de diſtinction, qui à pluſieurs Egards ont fait Honneur a leur Patrie, et qui ont été comblés de Politeſſes de notre part.

Jugez donc, Monſieur, ſi notre Manque de Connoiſſance de Paris, peut tellement influer ſur nos Jugements, par rapport aux Arts; que nous devions nous taire abſolument, ſur les Defauts de quelques Gravures, ou Peintures françoiſes? Aſſurement, nous voyons les belles Pieces de Vos Graveurs avec le même Plaiſir, que des François peuvent en reſſentir. Nous nous glorifions même d'avoir prêté à la France un fameux *Schmid*, à preſent Graveur du Roi de Pruſſe; comme autre fois un *Rubens*, un *Edeling*, & pluſieurs autres. Nous ſommes fiers, de voir briller parmi ceux d'aujourd'hui un *Will*, qui fait tant d'honneur au genie Allemand; que Mr. *Menx* en fait à notre Saxe, à Rome. Mais tout cela ne nous aveugle pas, ſur les Defauts que nous trouvons quelques fois dans les meilleures Pieces. Par Ex. voyez les Figures gravées de la main du fameux Picard, dans la grande Edition des Oeuvres de Mr. de Fontenelle. Le frontiſpice, devant le Jugement de Pluton aux Enfers, nous montre un Diable de la façon des Peintres chretiens, armé d'une Lance, de belles cornes & de griffes, planté en Satellite aupres du Trone des Juges infernaux. De quel Auteur ancien a-t-il tiré cette idée de l'Enfer payen? Ou ſur quel Original a-t-il copié les petits Diablotins, voltigeans vers la voute du Palais de Pluton?

Ajoutez Monſieur, à ceci, les belles Eſtampes des Avantures de Don Quixote, deſſinées par le grand Coypel, Peintre du Roi. Croyez vous donc;

donc; que nous ſommes aſſez ignorans en Allemagne, ſur tout ce, que les Italiens appellent *i Coſtumi*, pour croire: que toutes ces figures Eſpagnoles du XVI. Siecle, y-ſoyent repréſentées d'apres Nature? Comment? les ſervantes d'une Hotellerie de Village en Eſpagne, étoient elles habillées & dreſſées ſi galamment, que Coypel les repreſente, ou Don Quixote eſt reçu Chevalier, au Clair de la Lune? J'ai comparé un Don Quixote Eſpagnol, orné de figures; mais j'y ai trouvé des figures ſi naturelles (quoique moins belles infiniment), que du coté du Vrai, elles gagnent tout ce, qu'elles perdent du coté des Graces. Tant il eſt vrai, qu'Horace a donné la Leçon au Peintres, auſſi bien qu'aux Poetes:

Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcumque volet, poſcat ſibi fabula credi.

Et autrepart:

Quodcumque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Apres cela Monſieur, oſeroit on ſoutenir, que tous les Artiſtes modernes ont plus de Droits à l'Infallibilité, que Coypel et Picard en ont eus? Où bien, eſt ce qu'un Allemand ſeroit obligé d'admirer tout, ſans examen, auſſitôt, qu'il ſauroit, qu'un tel Ouvrage eſt d'un Artiſte françois? La raiſon certainement eſt de tout pais; et il a été toujours libre de donner de bons Avis à ceux, qui ne ſont que trop portés a l'Imitation des Etrangers. Vous le ſavez Monſieur, et je n'en fais

point

point de Myſtere, que c'eſt le Defaut general de notre Nation: et une Imitation aveugle de cette, Nature nous à ſouvent communiqué plus de Fautes, que de vrayes Beautés. Le Goût baroque s'eſt emparé de nos Artiſtes, d'apres le Modele ſeduiſant de nos Voiſins; comme la Frivolité s'empare de nos jeunes Ecrivains et de nos Theatres ſur l'Exemple de ceux de Paris. Ne ſeroit il donc pas permis à un Connoiſſeur, de devenir un Ariſtarque rigide, pour garantir ſa Nation, du Danger de tomber dans des Defauts ſemblables.

Felix, quem faciunt aliena pericula cautum!

Enfin vous me mandez Monſieur, qu'on vient de prononcer contre moi la Sentence terrible, laquelle je repete, ſans rougir: ſavoir: „Que cet „Ariſtarque fameux, que pluſieurs de ſes Amis éta„blis à Paris depeignent, comme le premier Homme „d' Allemagne n'y brille certainement qu'au der„nier Rang.„ Je n'ai jamais été aſſés ridicule, pour pretendre au Rang du premier homme d'Allemagne; et je ne ſai, ſi jamais quelqu'un de mes Amis s'eſt aviſé de m'élever a ce Rang. Mais pour ſavoir au juſte, ſi je ſuis preciſement *le dernier de tous;* je laiſſe au Public à en decider, aprés ce, que je viens de dire; ſçavoir: 1) que l'Article en queſtion n'eſt pas de ma Façon; 2) que je ne me ſuis jamais dechainé contre toute la Nation françoiſe; 3) que perſonne n'a plus loué en Allemagne les grands Hommes de la France, et ſes bons Auteurs, que moi; en les traduiſant même, et en les

les imitant, depuis trente ans. 4) que la Nation Fr. eſt trop raiſonnable, que de pretendre, que tout ce qui ſe fait en France ſoit exemt de defaut. 5) qu'il eſt permis à un Ecrivain de les faire remarquer, à des Ecoliers de ſa Nation, qui ne ſont toujours que trop portés à imiter tout ce qui eſt étranger, ſans aucun Diſcernement. 6) Que je rendrai toujours Juſtice aux grands Hommes de la France, aux *Fontenelles*, aux *Reaumurs*, aux *Mairans*, aux *Clairauts*, aux *Alemberts*, aux *Voltaires*, & à tant d'autres, reconnus pour tels univerſellement; ſur tout à *Meſſ. de l' Academie des Inſcriptions et des belles Lettres*, chacun dans ſon genre, comme je l'ai toujours fait, en donnant des Extraits de leurs Ouvrages.

Etes Vous content de moi, Monſieur? Je le ſuppoſe, quoi que vous m'ayez offenſé par vos Reproches, trop vifs peutêtre, pour un ancien Ami. Mais je Vous les pardonne: vûque le Fond, dont elles venoient étoit trop bon, et trop eſtimable, pour qu'ils puiſſent être mal recus. Continués moi votre Amitié, et gagués moi celle de Vos Amis, en leur faiſant part de cette Lettre: au moins ſi vous la jugés aſſes paſſablement écrite, pour ne pas gâter ma Cauſe. Car je ſai, que je ne m'exprime pas aſſes bien en françois, pour pouvoir gagnér mes Lecteurs, par la Beauté du Diſcours. Mais ayez auſſi la Bonté de leur faire comprendre, qu'un Etranger, qui dans ſa vingtieme année ne ſavoit pas encore un mot de François, ne peut pas écrire com-

comme un homme élevé à Paris, ou établi comme Vous, au Milieu de la France, depuis tant-d'Années. Ce qu'il y a de certain, c'eſt, que nous autres Allemands, nous ſerions fort portés à pardonner à un Etranger quelques fautes de Langage; quand même il en commettroit plus que moi; et que l' imperfection de ſes Expreſſions ne nuiroit jamais à la Bonté de ſa Cauſe. Je ſuis

Monſieur,

Votre

A Leipſic,
ce 10me Sept.
1756.

treſh. & treſob.
Serv.
Gottſched.

VI.

Diſſertation ſobre las Comedias de Eſpana. Madrid 1749.

D. i.

Abhandlung von den ſpaniſchen Luſtſpielen. Madrit 1749.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung iſt Herr Blaſius Anton Nazarre, Aufſeher über den Bücherſaal Sr. Königl. Majeſt. in Spanien. Die geſunde Kritik dieſes Mannes, und beſonders die in

fall, und bleiben gleichfalls so, wie sie in diesem Falle klingen: Demnach, nachdem, Blutbegierig oder Blutgierig, Seelenschädlich, Landverderblich, Menschengefällig, Gottgelassen, Gottverhaßt, Gottgeheiliget. Einige muß man ansehen, als stünden sie im **Klagefall**, die denn auch unverändert bleiben, als: Dienstleisten, kreuztragen, kreuzflüchtig, kreuzscheuend, Ehrenrührig, Schwerdtträger, tüchtigmachen, Buchdrucker, Schriftschneider, Buchbinder, Landverderblich, Rathgeber, Fleischessen. Einige stehen im **Nehmefall** auch unverändert, als: Jederzeit, allerzeit, das ist, zu ieder, zu aller Zeit, Meerschnecke, Fischfleisch, Volkreich, Geldbusse, gottselig, Nothstand, Weltkundig, Weltklug, Nothhelfer, Siegreich, Schutzrede, Heilgebäude, Seestrand, Meergrund, Seegenschwanger, Siegprangend, Segelfertig, handgreiflich. Wenn eine Menge angedeutet werden soll: so werden einige **Wörter in der Zahl der Vielheit voran gesetzet**, die auch unverändert bleiben, als: Drachenmilch, Christenverfolgung, Haufenweise, Schaarenweise, Predigeramt, Mäusefalle, Läusekamm, (nicht Mausefalle, Lausekamm,) Gänsehirte, Pferdehirte, Lämmerhirte, Rinderbraten, Kälberbraten. Doch sagt man, Kalb- Rind- Lamm-Fleisch. **Der Zeugefall**, in der Zahl der Vielheit ist in dieser Art Wörter: Allerbeste, d. i. der beste unter allen, allerfrömste u. d. gl. Einige können **in der Zahl der Vielheit und in der Zahl der Einheit** seyn, weil die Endsylben in beyden Fällen einerley seyn, als: Pathengeschenk, Soldatenweiber, Dukatenbeutel, Schlangentreter, Schlangeninsel. Sonsten,

in dieser Abhandlung wohlangebrachte Gelehrsamkeit desselben verdienen allerdings, daß wir hier derselben mit Ruhme Erwähnung thun. Er hat dieselbe in Gestalt einer Vorrede vor eine Sammlung der besten Lustspiele des berühmten Spaniers **Michael Cervantes**, des Verfassers vom **Don Quixote** gesetzet. Er erinnert darinnen seine Landesleute beyläufig der Regeln der Schaubühne; und nach dem er ihnen die besten Muster, worinne diese Regeln auf das genaueste beobachtet worden, vorgeleget: so saget er ihnen, daß sie den guten Geschmack in Schauspielen eben so wohl aus einheimischen, als fremden Beyspielen lernen könnten.

So vielmal auch des **Cervantes** übrige Werke in Spanien sind aufgeleget worden, so waren doch die Lustspiele desselben, vor dieser letzten Auflage, sehr selten. Und was mochte wohl die Ursache davon seyn? Sie war, nach dem Hrn. **Nazarre** keine andere, als diese: daß dieser gescheide Mann so sehr wider das auf der spanischen Schaubühne eingerissene Verderben, so wohl die Sitten als die Regeln des guten Geschmackes betreffend, geeifert hatte: ein Betragen, welches man auch schon bey uns einigen Kunstrichtern zum Verbrechen gemachet hat. Wie er seinen **Don Quixote** in der Absicht schrieb, den närrischen Geschmack seiner Zeiten an den ebentheuerlichen Ritterbüchern lächerlich zu machen; so suchte er eben dieses auch durch seine Lustspiele zu bewerkstelligen, und so zu sagen, das Lustspiel durch sich selbst zu bessern.

Allein

Allein bey dieser Verbesserung fanden weder die, welche für das Theater arbeiteten, noch die Komödianten selbst ihre Rechnung. Was Wunder, wenn sich die ersten alle ersinnliche Mühe gaben, seine Stücke zu unterdrücken, die letztern aber gar keine davon aufführen wollten? Wie glücklich hat man diese geheime Kunst auch bey uns Deutschen erfunden, den Bemühungen einiger gelehrten Männer zu begegnen, die sich beredeten: die gesunde Vernunft und reinen Sitten müßten auf der Schaubühne, eben so wohl als anderswo, in Ehren gehalten werden!

Doch Herr Nazarre hat das gute Vertrauen zu seinen Landesleuten, daß er sie in dem Stücke noch auf bessere Wege werde bringen können. Das ist die Absicht, in welcher er diese sechs Lustspiele des Cervantes von neuem ans Licht gestellet hat; und die man beym Lesen derselben niemals aus den Augen setzen darf. Sie heißen El Gallardo Espanol, **der lustige Spanier**; La Gaza de los Zelos, **das Haus der Eifersucht**; Los Banos de Alger, **die Algierischen Bäder**; El Juez de los Divorcios, **der Richter der Ehescheidungen**; El Rufian Vicido, **der verwittwete Kuppler**; La Eleccion de los Alcaldes de Daganzo, **die Wahl der Alcaider von Daganzo**; La Guarda Cuidadosa, **die sorgfältige Wache**; El Viscaino fingido, **der falsche Biskajer**. Die Ausschweifungen der damaligen Zeiten werden darinnen so glücklich nachgeahmet, daß man sie für ordentliche Lustspiele halten sollte; da sie doch nichts als ein Tadel derselben sind.

Man

Man kann dieſes aus dem verwittweten Kuppele augenſcheinlich ſehen. Der Verfaſſer führet in demſelben zwey närriſch gekleidte Mägdchen redend ein. Sie halten jegliche ein Schild, auf deren einem Luſtſpiel, auf dem andern aber Neugierde ſteht!

– Die Neugierde hebt ſo an: Luſtſpiel!

Das Luſtſpiel verſetzet: Neugierde was willſt du?

Neugierd: ich möchte doch gern von dir hören, warum du deine gewöhnlichen Zierrathe verläſſeſt, den Kothurn in dem Tragiſchen, den niederen Schuh in dem gemeinen komiſchen, und den ſchleppenden Rock in denen ein wenig erhabenern Stücken? Warum haſt du die fünf Aufzüge, die dir eine Zeitlang, wie du ſelbſt weiſt, ein beſcheidenes und anſtändiges Anſehen gegeben, auf drey zurück geſetzet? Du ſpieleſt in einem Augenblicke hier und in Flandern. Du veränderſt ohne Grund die Zeiten, die Verzierungen und die Oerter. Ich ſehe dich, und kenne dich doch nicht. Rede! mache mir deine Neuigkeiten bekannt, damit ich dich wieder kennen lerne, weil ich deine ſehr gute Freundinn bin.

Das Luſtſpiel. Die Zeit verändert alles, und machet die Künſte vollkommen: zu dem, was ſchon erfunden iſt, kann man leicht noch etwas hinzuthun. Ich war für die vergangene Zeit gut, und für die jetzige; wenn du ſie rechtbetrachteſt, ſchicke ich mich auch nicht ſo gar unrecht: ob ich mich gleich von dieſen großen Regeln, die mich ein Plautus und Terenz, und die griechiſchen Schriftſteller, die du ſchon kenneſt, gelehret haben,

entferne. Einen Theil derselben habe ich verlassen, den andern habe ich behalten: so will es der Gebrauch haben, als welcher sich nie den Gesetzen der Kunst unterwirft. Heut zu Tage stelle ich tausenderley Dinge vor, die ich sonst nur erzählete. Ich muß also nothwendig den Ort des Schauplatzes verändern. Wie die Begebenheiten an verschiedenen Oertern geschehen; so versetze ich mich dahin, wo sie geschehen. Hier hast du die Rechtfertigung dessen, was dir so lächerlich scheint, und was du mir vorwirfst. Die Schaubühne ist heut zu Tage eine Landcharte, wo man **Rom**, **London**, **Genf** und **Valladolid**, kaum einige Finger breit von einander kann liegen sehen. Was liegt den Zuschauern daran, daß ich in einem Augenblicke aus Deutschland nach Guinea gehe, ohne den Schauplatz zu verlassen. Der Geist des Menschen ist geschwind. Sie können mir mit ihren Gedanken allerwegen hinfolgen, ohne mich aus dem Gesichte zu verlieren, noch mich zu verlassen. Ich war den Augenblick in **Sevilien**, und stellete einen jungen unbesonnenen Menschen vor, der seinen Ruhm in den Waffen suchete, ein großer Schläger, und eben so tapfer in der That, als mit Worten war. Indessen verübete er nichts so schändliches, als die sonst thun, die sein Handwerk treiben. Er liebte das Studiren, bethete öfters Bußpsalmen, und ließ keinen Tag verben, ohne den Rosenkranz abzubethen. Er bekehrete sich zu **Toledo**. Allein es schickt sich nicht, daß man euch zu **Sevilien** mit der Erzählung dessen, was weit von hier geschehen ist, beschwerlich falle.

Zu

Zu Toledo ward er beſchoren, und dort in Mexico ward er ein Mönch, wohin uns das Geſpräch in dieſem Augenblicke durch die Lüfte weggeführet hat. Er verließ ſeinen Beynamen Luzo für die vom Kreuze, und man nennet ihn Bruder Chriſtoph vom Kreuze. Du ſiehſt, daß ich in einem Augenblicke Mexico und Sevilien vereiniget habe, indem ich die drey Stücke der merkwürdigen Lebensgeſchichte Bruder Chriſtophs mit einander verbunden. Sein wildes Leben, das iſt der erſte Theil, ſein ordentliches Leben, das iſt der zweyte, und ſein heiliger Tod, worauf viel große Wunder gefolget ſind, das iſt der dritte. Wie viel würde ich nicht verlieren, wenn ich mich an die Regeln der Kunſt binden wollte; da ich itzo den Vortheil habe, daß ich unterweges in den Herbergen, und auf meinen Seereiſen, wozu ich kein Schiff brauche, ſo manches Gute lernen kann; u. ſ. w.

Hat man das Lächerliche an den ſchlechten Stücken der Schaubühne wohl beſſer empfunden, als es dieſer Spanier noch vor dem Boileau in ſeiner Dichtkunſt, in dieſem Luſtſpiele dargeſtellet hat? Ja ſcheint es nicht, als habe der Franzos allererſt verſchiedene Gedanken und lebhafte Ausdrücke von dem Spanier entlehnet? Unter vielen nur eines anzuführen; ſo ſpricht Boileau einmal.

Enfant au premier acte, et Barbon au dernier.

Der Spanier ſagt

Parió la Dama eſta jornada

Y En otra tiene el nino ya ſus barbas. d. i.

In dem einen Aufzuge gebiert ihn seine Mutter zur Welt; in dem andern ist er ein Graubart. Wie ähnlich sind diese zwo Stellen einander!

Man sieht also hieraus, daß es keiner langen Untersuchung brauche, um sich zu überzeugen: daß Cervantes einen gesunden und richtigen Begriff von dem Lustspiele gehabt hat. Hr. Nazarre beklaget sich deswegen über die Ungerechtigkeit einiger Ausländer, die, wenn sie Stücke der spanischen Schaubühne untersuchet, allemal nur von den schlechtesten geredet, hingegen die besten mit Stillschweigen übergangen, ja so gar ihre eigene Bühne damit bereichert hätten. Er lobet aber auch zugleich andere, und darunter besonders den Thomas Corneille und Moliere, die es aufrichtig gestanden, daß sie verschiedenes von den Spaniern genommen hätten.

Hierauf handelt Hr. Nazarre nach Cervantens Beyspiele, von dem Ursprunge, dem Wachsthume, der Vollkommenheit, und dem Verfalle der spanischen Schaubühne.

Den Ursprung der Schaubühne überhaupt anbetreffend: so wundert er sich, wie man denselben so lange von den Griechen habe ableiten können; die den ersten Begriff davon aus Homers Ilias und Odyssee sollten geschöpfet haben. Er spricht, daß sich dieselbe vielmehr auf den Trieb der Nachahmung gründe; einen Trieb, der allen Menschen so eigen und gemein ist. Die Spanier insbesondere dürften den Geschmack an der Schaubühne gewiß

nicht

nicht außer ihrem Vaterlande ſuchen; ſondern hätten ihn mit der Dichtkunſt der Araber aufs längſte zugleich bekommen. Als ſie Chriſten geworden, hätten ſie die Araber, die allezeit große Versmacher geweſen, nachgeahmet; und man hätte noch heute zu Tage Geſänge aufzuweiſen, die von dergleichen Luſtigmachern bey öffentlichen Feyerlichkeiten wären abgeſungen worden. Uebrigens will er hierdurch den Troubadours die Ehre der Erfindung des Luſtſpiels nicht ſtreitig machen. Doch müſſe man auch, ſpricht er, nach der Erfahrung, die man von allen menſchlichen Erfindungen hat, geſtehen, daß ihre Stücke nicht die vollkommenſten in ihrer Art geweſen. Er geſteht, daß es unter ihnen allezeit ſolche geſcheide Leute gegeben, die die Alten ſtudieret, und ſich nach ihrem Beyſpiele mit den Regeln der Schaubühne bekannt gemachet hätten. Allein ihre Geſpräche, die ſie Komödien genennet hätten, wären allzulang, und könnten folglich nicht wohl vorgeſtellet werden. Da ſie ſonſt nicht uneben abgefaßt und beſonders ſehr lehrreich wären: ſo würde man nach ſeiner Meynung wohlthun, wenn man das Ueberflüßige in denſelben davon wegnehmen, und ſie dadurch zur Vorſtellung bequemer machen wollte: zumal, da es ohnedieß öfters mehr ſchädlich als nützlich wäre; indem es unter dem Vorwande, die Leidenſchaft zu beſſern, dieſelbe ganz entblößet vorſtellete.

Nach und nach hat ſich das ſpaniſche Luſtſpiel je mehr und mehr gebeſſert. Herr Nazarre ſetzet den Zeitpunct ſeiner Verbeſſerung in die Zeiten des

Lope de Queda, der sich nach den Mustern eines Plautus und Terenzes gebildet. Dieses Lob würde er auch dem Castillejo nicht versagen, wenn seine Stücke nur nicht so geil und satyrisch wären. Nach dem Lope de Queda hat Bartholomäus de Torres Nazarro, ein Geistlicher von Torre bey Badajoz gebürtig, unterm Pabste Leo dem Xten, dem Lustspiele eine glücklichere Gestalt gegeben. Eben derselbe hat auch Anmerkungen, wie man gute Lustspiele machen soll, verlassen. Johann von Encina hatte in seiner Dichtkunst schon so viel gesaget, als für seine Zeiten, und zur Verbannung der Zoten und Narrenpossen von der Bühne hinreichend war; als es Pinciano wiederhohlte, und die Regeln des Lustspiels und anderer Gedichte, in seinem Werke von der alten Philosophie vollkommener machte. Joh. Paez von Castro hat Aristotels Poetik ins Spanische übersetzet: und solchergestalt haben die Spanier dieselbe eben so zeitig als ihre stolzen Nachbarn gekannt. Cascal hat in seinen poetischen Werken nach dem Aristotel und Horaz die gesundesten Regeln von der Schaubühne gegeben, und seine Zeitgenossen deswegen gescholten, daß sie in einem Geschmacke für die Bühne arbeiteten, der jener ihren Regeln zuwider war. Und endlich kannte auch Cervantes die guten Regeln vollkommen.

Zu diesen guten Regeln kam auch noch die glückliche Ausübung derselben; ehe Lope de Vega mit seinen Stücken die spanische Bühne verderbete. Lange vor ihm hat Cervantes schon an die zwan-

zig

zig bis dreyßig Luſtſpiele verfertiget, die alle zu Muſtern dienen können. Die vornehmſten darunter ſind nach Cervantens Ausſpruche ſelbſt, La gran Turquesca; La Batalla Naval; La Jeruſalem; La Amaranta, el Boſque Amoroſo; La Arſinda, und beſonders La Conſuſa. So hat man auch gute Stücke vom Franz de Roxas; vom Hoz; vom Melchior Ferdinand von Leon; vom Solis von Moreto, die alle auf der Bahn des guten Geſchmackes einhergegangen. Vieler andern, die zwar nicht ſo gut, doch aber auch nicht ganz zu verwerfen ſind, zu geſchweigen. Herr Nazarre bittet deswegen, die Herren Franzoſen, Italiener, und Engländer, die dieſes vielleicht der ſpaniſchen Nation zur Laſt legen wollten, auf eine ungleich größere Menge ſchlechter Stücke von ihren eigenen Landesleuten abzurechnen. Ja er zeiget den Franzoſen zu ihrer Demüthigung, daß ihre berühmteſten theatraliſchen Schriftſteller, ein Thomas und Peter Corneille, ein Moliere und Scarron in ihren meiſten Stücken nichts als Nachahmer oder gar Abſchreiber der Spanier geweſen. Und weil er nichts ohne Beweis geſaget zu haben ſcheinen will; ſo führet er die Stücke, woraus ſie geſchöpfet haben, alle mit Namen an. Hierauf warnet er ſie nochmals, die Fehler eines oder zweenen Schriftſteller nicht einer ganzen Nation anzurechnen; zumal wenn dieſelbe ſelbſt erkennete, daß ſie fehlerhaft wären, wie es mit dem Lope und Calderon wirklich geſchehen. Von dem letztern machet er ſo dann eine weitläuftige Abſchilderung, woraus man zur Genüge abneh-

nehmen kann, was die Gelehrten in Spanien für gesunde und richtige Begriffe von der Schaubühne haben; und wie wenig sie aus Schriftstellern machen, die dieselben nicht beobachten: sie mögen auch sonst noch so angenehm und belustigend schreiben. Weil wir uns aber bey dieser Abhandlung, von welcher wir bloß einen Auszug haben mittheilen wollen, nicht länger aufhalten können: so sagen wir nur noch, daß Herr Nazarre in dem Verfolge derselben einen kurzen Entwurf von den Regeln des Lustspiels giebt; die sich aber alle auf die Beschreibung, die er von der Komödie gemacht hat, gründen.

Wie glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir durch die Bekanntmachung dieses Tractats den gewünschten Endzweck erreicheten: daß sich unsere Landesleute, nach ihrer angebohrnen Liebe zu allem was fremd ist, das von einem Ausländer sagen ließen, was sie sich von ihren eigenen Kunstrichtern anzunehmen schämen? Vielleicht würde alsdann auch ein großer Theil unserer Gelehrten andere Gedanken von der Schaubühne bekommen, und nicht mehr, wie der gemeinste Pöbel, die Sinnen allein von theatralischen Vorstellungen urtheilen lassen.

VII.

Iacobi Bruckeri, Academ. Berol. et Bonon. Membri Institutiones Historiæ Philosophicæ, Vsui Academicæ Juventutis adornatæ.

Ed. II auct. et emend. Lipsiæ Impens. Bernh. Christ. Breitkopfii 1756. in 8. maj.

Der

wenn ein zuſammengeſetztes Wort in der Zahl der Vielheit ſtehen ſoll, wird das letzte nur alſo gebeuget, das erſte bleibt alſo, wie es in der Zahl der Einheit gelautet hat: Sprachrohr, Sprachröhre, Diebesgeſelle, Diebesgeſellen, Liebesſeile.

§. 16. 4) Wenn ein **Zeitwort** mit einem **weſentlichen oder zufälligen Nennworte** verknüpfet wird: ſo fällt theils die letzte Sylbe weg, als: Klappmann, Pachtmann, (ein Mann, der da pachtet; doch kans auch wohl das Nennwort ſeyn, wie ein Amtmann, ein Mann, der das Amt hat.) Säemann, Zimmermann, Backtrog, merkwürdig, Brennholz, Schlupfwinkel, Packhof, Pflanzgarten, Sendſchreiben, Richthaus, Richtſchnur, Mordgedanken, Schauplatz, Schreibtafel, Tummelplatz, Lauerort, Schleichhändler, Blendwerk, Lockſpeiſe, Kennzeichen, Meßſtab, Spinnrocken, Schlachtbanke, theils fällt der letzte Buchſtab weg: Taugenichts, Blaſebalg, Zeigefinger, Sterbekleider, Löſegeld, Nehepult, Scheidebrief; theils wird die Endung des Zeitworts, das nichts beſtimmet, (der Infinitivus,) mit einem s vermehret, ſonderlich vor den Wörtern **würdig** und **werth**: Liebenswürdig, Andenkenswerth. Bisweilen bleibt auch wohl die Endung, als: Hörenſagen, Gefangennehmung.

§. 17. Hieraus kan man nun die allgemeine Grundregel folgern: **Bey der Zuſammenſetzung der Wörter behält eine iede Art Wörter, und ein ieder Fall ſeine eigene Geſtalt.** Jedoch gehen einige nach Anweiſung des Gebrauchs oder der Gewohnheit in Reden davon ab, wie bereits zum Theil erinnert worden iſt. Nemlich es leiden 1)

eine

Der beliebte Auszug aus der gröſsern philoſophiſchen Hiſtorie, des hochberühmten Herrn Paſt. Bruckers iſt ſo wohl aufgenommen worden, daſs der Herr Verleger zu einer neuen Auflage ſchreiten müſſen. Da nicht leicht ein anderer Gelehrter ſich um dieſen Theil der gel. Geſchichte ſo verdienet gemachet hat, als der hochw. Herr Verfaſſer: ſo iſt es gewiſs, daſs auch dieſs Handbuch das beſte ſey, was man der ſtudirenden Jugend anpreiſen kann. Aber dieſe neue Auflage hat noch verſchiedene Vorzüge erhalten, die daſſelbe um deſto ſchätzbarer machen werden.

Zuvörderſt hat er im Texte verſchiedenes dunkle verbeſſert, und manches fehlende ergänzet, um dem übrigen deſto mehr Licht zu geben. Da in der vorigen Ausgabe, bey den alten und mittlern Zeiten, auf Einrathen verſtändiger Freunde, die Zeugniſſe alter Schriftſteller angeführet, bey den neuern aber ausgelaſſen waren: ſo hat der Herr Verfaſſer nicht nur die erſten noch vermehret, ſondern auch bey den letztern aus ſeinem groſsen Werke die vornehmſten Quellen angezeiget, daraus er geſchöpfet. Da nämlich dieſs weitläuftige Werk bey weitem nicht in jedermanns Hände kommen kann: ſo wird itzo die groſse Zahl der Gelehrten, ſich auch dieſes Auszuges mit gröſserm Nutzen als vorhin bedienen können.

Nachdem aber ſeit der erſten Ausgabe, der groſse Kanzler und Freyherr von Wolf in die Ewigkeit gegangen: ſo hat der Herr Verf. auch von deſſen Weltweisheit einen ſolchen hiſtoriſchen Auszug

geben wollen, als dieſes Handbuch ſeiner Einrichtung nach ertragen konnte. Wir müſſen geſtehen; daß der Hochwürdige Herr Verf. hier eine große Probe ſeiner Unparteyligkeit, und Einſicht abgeleget, u. dadurch ſolchen Gottesgelehrten ein treffliches Beyſpiel gegeben, die noch itzo wider die wolfiſchen Lehren ein ohnmächtiges Lärmen blaſen; aber ſeine wahren Verdienſte niemals werden verdunkeln können.

Da wir übrigens von der Einrichtung dieſes Handbuches ſchon bey der erſten Ausgabe Nachricht ertheilet haben; ſo können wir uns hier darauf beziehen. Wir ſetzen nur hinzu, daß der gel. Herr Verf. dieſe verbeſſerte Auflage der berühmten Akad. zu Roveredo zugeeignet habe, die ihn vor kurzem der Anzahl ihrer Mitglieder beygeſetzet hat; wozu wir ihm unſern Glückwunſch öffentlich abſtatten.

VIII.

Briefe an einen jungen Prinzen, von einem alten Manne. Zweyter und letzter Theil. Aus dem Schwediſchen überſetzet. Mit Kön. und Churfürſtl. Freyheit. Leipzig verlegts Bernh. Chr. Breitkopf. 1756 in gr. 8.

Wie der erſte Band dieſer vortrefflichen Briefe in Schweden und ganz Deutſchland aufgenommen worden, iſt jedermann bekannt. Es war ſolches auch gar kein Wunder. Der durchdringende Verſtand eines großen Staatsmannes, der

aus

aus allen Seiten derſelben hervorblickte; die ſinnreiche Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft, die alle ſeine Gedanken beſeelete; und die Schönheit des Ausdruckes, womit alles von einer geübten Feder verſchönert ward, mußte nothwendig alle Kenner ſolcher Schriften gewinnen. Was alſo für einen großen Kronprinzen geſchrieben war, das ward gleichſam ein allgemeiner Unterricht auch für die übrige wohlgebohrne Jugend. Ja ſelbſt Erwachſene haben dasjenige mit Vergnügen und Nutzen geleſen, was eigentlich nur zarten Jahren zum Beſten beſtimmet war.

Nunmehr erſcheint der vierte Jahrgang dieſer Briefe; der erſtere vom 23ſten May des 1754ſten Jahres iſt. Von hier bis zum 8ten März 1756. gehen ſie in einem fort: ſind aber mehrentheils viel weitläuftiger gerathen, als die vorigen. Mit dem anwachſenden Alter des durchl. Thronerben haben ſie aber lehrreicher und tiefſinniger werden müſſen: und man kann ſagen, daß auch die Staatskunſt und die patriotiſche Geſinnung des erlauchten Verfaſſers, die ſich vorhin zuweilen verbarg, oder nicht in aller ihrer Größe zeigen durfte, ſich nunmehr in ihrer vollen Stärke gewieſen hat. Es iſt alſo kein Zweifel, daß dieß treffliche Werk künftig, bey Erziehung eines Prinzen, dem mit Recht ſo beliebten Telemach billig an die Seite zu ſetzen ſeyn wird.

Wie rühmlich iſt es nicht für die ſchwediſche Nation, und den ganzen Norden überhaupt, einen Geiſt hervorgebracht zu haben, der mit dem großen Fenelon in dieſem Stücke in einem Paare gehen kann.

Gelehr-

Gelehrſamkeit und Beleſenheit ſtreiten hier überall mit der Liebe zur Wahrheit, Billigkeit und Tugend um die Wette. Die edelſten Geſinnungen der Menſchenliebe herrſchen überall, und ſuchen ſich auf eine einſchmäuchelnde und rührende Art eines jungen Herzens zu bemächtigen. Wie ſehr iſt es zu hoffen, daß dieſe Lehren eines weiſen Mentors eine erwünſchte Wirkung haben werden! Die großen Begebenheiten des neulichen Reichstages in Schweden haben die Augen von ganz Europa auf dieß Reich gewandt: und folglich wird alles auch auf den würdigen Telemach dieſes weiſen Mentors aufmerkſam bleiben.

IX.

Oeuvres de François de la Mothe le Vayer, Conſeiller d'Etat &c. nouvelle Edition revuë & augmentée. T. I. & II. avec Privil. imprimé à Pförten & ſe trouve à Dresde, chez Mich. Grœll. 1756. in 8. maj.

Nächſt dem Carteſius und Michael von Montaigne, deſſen Werke man nunmehr auch deutſch leſen kann, iſt wohl la Mothe le Vayer, der berühmteſte Philoſoph unter den Franzoſen: aber ein Philoſoph bey Hofe, und nicht in der Schule; ein Mann, der Prinzen, ja gar einen König zum Schüler hatte; und alſo die Welt und das Hofleben eben ſowohl, als die Wiſſenſchaften kannte. In dieſem Stücke nun iſt er mit einem Huet und Fenelon zu vergleichen;

gleichen; zumal er auch in seiner Muttersprache, als eins der ersten Glieder der französischen Akademie, schon mit einiger Anmuth und viel besser, als Montaigne geschrieben hat.

Dieses alten Philosophen Werke nun sind bisher ziemlich selten geworden: und es ist ein Wunder, daß der fleißige Pierre Coste, der so manchen alten französischen Schriftsteller in neuen Ausgaben ans Licht gestellet, nicht auch diesen in einer neuen Tracht geliefert. Was nun in diesem Stücke Frankreich und Holland nicht gethan, das thut itzo Deutschland und Sachsen. Man liefert hiermit die beyden ersten Bände dieses Hofphilosophen, und wird in kurzem mit den folgenden aufwarten.

Des I Bandes 1 Theil hält zuvörderst das Leben desselben in sich. Sodann folget der Unterricht oder die Anweisung des Dauphins, darinn er ihn kürzlich zu der Religion, Gerechtigkeit, den Finanzen, Waffen, Wissenschaften, und sieben freyen Künsten, als der Sprachkunst, Redekunst, Vernunftlehre, Rechenkunst, Tonkunst, Meßkunst, und Sternkunst; ferner zu der Natur- und Sittenlehre, auch Weltbeschreibung anführet. Es folgen die sieben mechanischen Künste, der Ackerbau, die Jagd, der Krieg, die Baukunst, die Wundarzney, die Weberkunst, die Seefahrt, die Dichtkunst und Malerey, das Reiten und Fechten, das Tanzen und Schwimmen, das Ball- und Maillenspiel, das Wettlaufen, Karten- Würfel- Trictrac- und Schachspiel, das Nativitätstellen, die Chymie und Magie, nebst dem Beschlusse. Wann das

nicht

nicht eine rechte Hof-Encyklopädie heißt, darinn man von allem was, und keins recht lehret und lernt; so wissen wir keine bessere zu nennen.

Der 2te Theil enthält die Geographie eines Prinzen, die Redekunst, und die Sittenlehre, die Oekonomie und Politik, nebst der Vernunftlehre desselben; als Wissenschaften, die ihm nützlich werden können.

Der II. Band liefert die Physik und die Beredsamkeit noch einmal; nebst einigen Anmerkungen über die Ausarbeitung und das Bücherlesen. Man kann leicht denken, daß die Physik sehr altväterisch seyn wird.

Der 2te Theil liefert einige kleinere Tractate: 1) von dem Lesen Platons und seiner Beredsamkeit, 2) vom Schlafe und den Träumen, 3) vom Vaterlande und den Fremden, 4) vom Gebrauche und Misbrauche des Vorlesens, 5) vom Reisen und Entdecken neuer Länder, 6) von Kleidern und ihren verschiedenen Aenderungen, 7) von der Verschwiegenheit und Treue.

Man kann leicht denken, daß in allen diesen Stücken sehr viel Artiges und Angenehmes vorkommen muß. Druck und Papier sind sauber, und an artigen Zierrathen von Kupfern und Holzschnitten fehlt es auch nicht. Kurz die Liebhaber französischer Bücher werden ganz wohl mit dieser Ausgabe zufrieden seyn.

X.

Joh. Matthias Gesners kleine Schriften. Göttingen und Leipzig, im Verlage Dan. Fr. Küblers 1756. 8. 379 S.

Obgleich Hr. Hofrath Gesner ein ſtarker lateiniſcher Stiliſt iſt; ſo hat ers doch niemals für eine Sünde gehalten, auch in ſeiner Mutterſprache zu ſchreiben: vielmehr hat er geglaubet, es ziere einen Humaniſten ſehr, wenn er ſolches beſſer, als andre Gelehrte thun könne. Seine Aemter haben ihm auch häufige Gelegenheiten gegeben, ſeine Feder im Namen der göttingiſchen hohen Schule zu brauchen.

Es enthält nämlich dieſe Sammlung 1) Briefe, die im Namen der Univerſität an des Königs von Großbritannien Majeſtät abgelaſſen worden, worinn die Zärtlichkeit, Treue und Dankbarkeit die Feder führet. 2) Oeffentliche Anſchläge, die Sittenzucht und Beſſerung der akademiſchen Jugend zu befördern: darinn nach Gelegenheit, Ernſt und Strenge herrſchet. 3) Anſchläge, allerley Handlungen u. öffentliche Reden der daſigen deutſchen Geſellſchaft anzukündigen. 4) Oeffentliche Reden, die bisher ungedruckt geweſen. Sie ſind alle in der deutſchen Geſellſchaft, bey Einführung neuer Aelteſten und Secretarien gehalten worden; und handeln kürzlich gewiſſe Hauptſätze ab, die nicht gemein

ſind.

5) Vorschläge von Verbesserung des Schulwesens, die theils als Vorreden, theils als Abhandlungen, die in dem hannöverischen gel. Anzeigen schon gedrucket gewesen; theils als Bedenken eingerichtet sind, die der Hr. Verfasser auf Begehren stellen müssen: z. E. wie ein fürstliches Gymnasium aufs beste eingerichtet werden könne.

Alle diese Stücke sind mit der rühmlich bekannten Einsicht des Herrn Hofraths in die schönen Wissenschaften überhaupt, und das Schulwesen insonderheit abgefasset. Die Schreibart ist ungekünstelt und fließend, so wie Männer schreiben, die mehr auf die Sachen, als auf die Worte denken: nicht aber wie unsere Witzjäger es haben wollen, bey denen jedes Wort beißen, stechen und kützeln soll. Der Herr Hofrath hat nämlich den Seneca wohl inne, der da schreibt: Non erunt sine dubio, singula circumspecta, nec in se collecta; nec omne verbum excitabit & pungeț; fateor. Exibunt multa, nec ferient; & interdum otiosa præterlabetur oratio: sed multum erit in omnibus locis, & ingens sine tædio spatium. Denique illud præstabit, ut liqueat tibi, illum sensisse quæ scripsit. Intelliges actum hoc, ut tu scires, quid illi placeret; non ut ille placeret tibi. Epist. C.

Ende des Weinmonaths.

Pretorii dg Rippine
Lugduno
Manlone .v.
albaniam .m.
Caspin
fano adriani .xii
flemo .xviii
tabis .xii
viromio .xi
Tenoanna
xxii
Hemetaro .xiii
ff. patabus.
Ossum.
Tesoguaco quod nunc Castello Menaptorū .xi.
Bonoma .xviii
xiii
Antomagi.
.vii.
Adulia .xi
x. Braunium.
Ratum
Medio
Veiseti
Augustoduro
Brevoduro
Cosevia .xix
diaegenue.

eine Verkürzung die zufälligen und wesentlichen Namen oder Bey- und Nennwörter in e, welche dieses e mehrentheils wegschmeissen, als: Sprachlos, Sprachkunst, Argliſt, Sachwalter, Schwarzwald, bettlägerig, Erdboden, Endzweck, Todfeind, Elbstrom, Holzapfel, Stillschweigen, Ehrfurcht, Rückweg, liebreich, Thierhäute, Lobgesang, hülflos, Lehrstücke, Geschichtbücher, erbeigenthümlich, Thürschwelle. So leiden auch die Namen, die in der Zahl der Vielheit vorgesetzet werden, zuweilen eine Verkürzung, daß entweder e, oder die Sylbe en wegfält, als: Eichbaum, Eichbret, (dafür andere Eichenbret, Holz- Laub- Wald sagen) Fischreich, Friesland, Frankreich, (in Frankenthal bleibt das en,) Sprüchwort, Kohlfeuer, Wortreich, Todbette, einige Todtenbette, Erdfall, Kirchgemeine. Zuweilen fällt das s, die Sylbe es oder ens weg, als: Feldfrüchte, Kalbfleisch, glaubwürdig, Lebetage, Ackermann, Ackerhof, Neujahr, d. i. neues Jahr, allverzehrend. In dem Worte glorwürdig ist ie, und in mannichfarbig, erley weggeschmissen worden. Wie die Zeitwörter verkürzet werden, ist schon oben angemerket.

§. 18. Einige vorgesetzte Wörter lauten also, wie sie in der Zahl der Einheit lauten, da sie doch billig in der Zahl der Vielheit stehen sollten, und dienen nur zur Erklärung, Einschränkung und Bestimmung des andern Wortes, als: Baumschule, Spruchreich, Fußsteig, Fußeisen, Rindvieh. Bey einigen ist es gar ungewiß, was weggeworfen worden, indem man eigentlich nicht recht sagen kan, was die vorgesetzten Wörter seyn sollen, oder wofür man sie zu halten hat, ob sie Nenn- Bey- Zeit- oder Ne-

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Windmond 1756.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1756.

Inhalt.

I. Memoires ſur la Langue Celtique &c. par Mr. Bullet. Tom. I.

II. Scipionis Aquiliani, Piſani, de Placitis Philoſophorum &c. auxit Bruckerus.

III. Nachricht und Probeſtück von des churpfälziſchen Raths, Hrn. Joh. Chriſtoph Schwarzens Gedichten.

IV. Hrn. Probſt Süßmilchs göttl. Ordnung in den Veränderungen des menſchl. Geſchlechts ꝛc.

V. Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Malerey und Bildhauerkunſt. II. Auflage.

VI. Hrn. D. Arnolds Zuſätze zu ſeiner Hiſtorie der königsbergiſchen Univerſität.

VII. J. W. Pohl. Grammatica Linguæ Bohemicæ.

VIII. Hrn. M. Hentſchens Verſuch über die Veränderungen der menſchlichen Seele.

IX. Der beſchämte Aberglaube im Stufenjahre. Eine Erzählung.

X. D. Reiskii Abi'l Walidi Ibn Zeïduni, Riſalet.

XI. Auszug eines Schreibens an den Aufſeher dieſes Neueſten.

XII. Lettre à l'Auteur de la Reponſe aux Remarques ſur les Finlandois.

XIII. Der Herren Perrault, Charras und Dobarts Abhandlungen zur Naturgeſchichte der Thiere und Pflanzen.

XIV. Edition complette de l'Hiſtoire politique de Siecle &c.

XV. Nachricht.

I.

Memoires ſur la Langue Celtique &c. par Mr. Bullet, premier Profeſſeur royal et Doyen de la Faculté de Theologie de l' Univerſité de Beſançon, de l' Acad. des Sciences, belles Lettres et Arts de la meme ville. T. I. A Beſançon chez Daclin. 1754. avec Privil. in Fol.

Dieß große und wichtige Werk, welches aus dreyen Folianten beſtehen wird, iſt nunmehr, was den erſten Band betrifft, wirklich erſchienen. Es iſt nicht zu läugnen, daß es ſeinem Verfaſſer, in Anſehung der Beleſenheit und ſeines angewandten vielen Fleißes, Ehre mache. Ob es aber auch in Anſehung der Wahrheit, Gründlichkeit und Urtheilskraft, eben ſo vortheilhafte Urtheile verdienen wird, wollen wir auf unſre Leſer ankommen laſſen.

In der Vorrede zeiget der Herr Verf. die Wichtigkeit ſeines Unternehmens. Denn da die alten Gallier die celtiſche Sprache geredet haben: ſo haben

die Gelehrten einhällig erkannt, man würde die gallischen Alterthümer, ohne die Kenntniß dieser Sprache niemals in Richtigkeit bringen können. Sie wünschen die Bedeutungen der Namen ihrer Städte, Berge, Flüsse und Dörfer zu wissen. Auch dieß trieb sie an, der celtischen Sprache nachzuforschen: wiewohl es unstreitig ist, daß es auch sehr viel neuere Namen darunter geben muß.

Gleichwohl hat es bisher noch nicht gelingen wollen, die alte celtische Sprache wieder zu finden. Dieses schmäuchelt sich aber Herr D. Bullet geleistet zu haben. Der I. Theil seines Werkes, ist eigentlich die Geschichte des Celtischen, oder Gallischen. Er verfolget dieselbe in allen ihren Veränderungen. Vom Ursprunge desselben, kommt er auf sein Wachsthum, und bemerket seine Dauer, zeigt auch die Denkmäler an, darinn es noch vorhanden ist. Vor allem aber beweist er, daß die babylonische Verwirrung nur verschiedene Mundarten hervorgebracht *; und entscheidet die Frage, von der ersten Sprache der Menschen, deren Stammwörter auch im Celtischen noch übrig geblieben seyn sollen; ob sie gleich mit unzählichen neuen Wörtern bereichert worden: wobey wiederum, nach der französischen Philosophie, das Clima viel gethan haben soll.

Nach seiner Meynung, hat sich die Erde unvermerkt bevölkert, und die Namen ihrer Wohnungen sind von ihrer Lage, in Ansehung der Berge, Thäler, Flüsse und Gegenden gegeben worden. Die Gallier

* Dieß hat schon Stiernhielm, in der Vorrede zum gothischen Evangelio vortrefflich ins Licht gesetzet.

Gallier ſind die erſten Einwohner der weiten Landſchaften geworden, die die Franzoſen bewohnen: woher ſie aber gekommen, vermeidet der Herr Verf. recht ſorgfältig zu ſagen; aus Furcht, er würde geſtehen müſſen, daß ſie von dieſſeit des Rheines, oder aus Deutſchland gekommen. Von da hätten ſie ſich nach Brittannien, Spanien und Wälſchland ausgebreitet: und da ſie ſich mitten in Italien mit den Griechen begegnet; ſo hätten ſie ſich mit ihnen vereiniget, und daraus wären die Römer entſtanden.

Unſers Wiſſens waren die Albaner, Sabiner, Vejenter, Thuſcer, Volſcer, Picentiner u. a. m. die Romulus zuſammen lockte und bezwang, keine Gallier: und niemals haben die Römer die Gallier, ſo Rom hernach verbrannten, für ihre Anverwandten, oder Abkömmlinge ihrer Vorfahren gehalten. Die meiſten Colonien, die Italien bevölkert, ſind auch aus den illyriſchen und tyroliſchen Alpen, das iſt, aus Deutſchland dahin gezogen; wie ſelbſt die Herren der Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, im IX. B. ihrer Geſchichte, nach der deutſchen Ueberſetzung bewieſen haben. Daher aber ſind entweder keine Celten gekommen, oder man muß geſtehen, daß ganz Deutſchland voller Celten geweſen; die auch ihren Namen in die Galliam cisalpinam der Römer mitgenommen haben. Wir müſſen erwarten, wie der Verfaſſer in ſeinem Wörterbuche darthun wird, daß das Latein eine Menge celtiſcher Stammwörter in ſich habe: und dieſe werden alsdann gewiß gröſtentheils deutſch ſeyn.

In der Vorrede rühmet sich der Verf. nichts ohne die tüchtigsten Beweise behauptet zu haben; sonderlich den Satz: daß die Gallier ihre alte Sprache beybehalten, auch seitdem sie unter die Gewalt der Römer gekommen; weil er der gemeinen Meynung zuwider läuft. Allein wir besorgen sehr, daß er die linguam romanam rusticam für gallisch, oder celtisch angesehen. Wenn er aber gar saget, daß sie dieselbe auch noch unter den beyden ersten Stämmen ihrer fränkisch deutschen Könige beybehalten: so verliert er völlig allen Glauben. Denn diese Könige redeten das altfränkische Deutsch mit ihren kriegerischen Landesleuten, den Franken: in Gallien aber redete alles besiegte Volk das verderbte Bauerlatein, daraus allmählich das heutige Französische entstanden ist.

Im zweyten Theile dieses Werkes, will er seinen Sätzen die höchste Gewißheit, durch Beweise geben, die sich auf handgreifliche Wahrheiten stützen. Er will aus dem Celtischen Grund von allen Namen ihrer Städte, Flüsse, Wälder, Berge u. s. w. geben; und rühmet sich in der Vorrede, solche richtige, leichte und natürliche Etymologien gefunden zu haben, daß sie einen jeden, der sie höre, zum Beyfalle nöthigten. Wir wollen ihm solches nicht durchgehends in Abrede seyn. Allein das müssen wir gestehen, daß uns die wenigsten den Beyfall abgedrungen; wo sie nicht etwa offenbar deutsche Wörter gewesen, die er für celtisch ausgegeben. Er nimmt aber auch eine Menge brittischer, spanischer

und

und italienischer Wörter mit für celtisch an; deren doch gewiß eine Menge gut lateinisch sind.

Der letzte und größte Theil dieses Werkes, wird das celtische Wörterbuch in sich halten. Wir können nicht umhin, hier ein Stück der Vorrede von Wort zu Wort zu liefern. Hier wird man sehen, heißt es, wie das Hebräische, Syrische, Chaldäische, „Arabische, Persische, Tartarische, Malayische, „Malabarische, Siamische, Pegnanische, Javani„sche, Tunquinische, Chinesische, Japanische, Ceylo„nische, Borneische, Moluckische, Armenische, Geor„gische, Mingrelische, Circassische, Türkische, Kopti„sche, oder alte Aegyptische, Aethiopische, Mauri„tanische, Jalophische, Nigritische, Guineische, „Congische, Caffrische, Hottentottische, Mozam„biquische, Quiloische, Madagascarische, Carai„bische, Brasilische, Mexicanische, Peruanische, „Galibische und Canadische; (noch nicht genug!) „Man wird sehen, heißt es, wie das alte Toscani„sche oder Hetrurische, Deutsche, Gothische oder „Runische, alte Sächsische, Lombardische, Griechi„sche in allen Dialekten, das Latein in allen sei„nen Altern, das Albanesische, das Lappische, das „Schwedische, Dänische, Norwegische, Grönlän„dische, Finnländische, Isländische, Siberische, „neu Deutsche, Frisische, Flamändische, Englän„dische, Böhmische, Preußische, (wir wissen nicht „was er hier für eine Sprache meynet, da Preußen „itzo deutsch, und nur an der pohlnischen Gränze „pohlnisch spricht; es müßte denn das alte Lit„thauische seyn, welches aber noch kömmt,) das

„Vandalische, Polnische, Litthauische, Liefländi-
„sche, Moscovitische, Hungarische, Dalmatische,
„Bulgarische, oder Servische, Walachische, Mol-
„dauische, Siebenbürgische, Spanische, Italieni-
„sche; die Ueberbleibsel des alten Indianischen, das
„alte Persische, Parthische, Medische, Scythische,
„Thracische, Phrygische, Phönizische, Punische,
„oder Karthaginensische, Lybische, alte Spanische,
„Ligurische, Umbrische, Oscische, Sabinische,
„Volscische, Marsische, Samnitische, Etruscische,
„oder alte Toscanische (Gottlob! daß wir durch sind!)
„was, sage ich, alle diese Sprachen mit dem Celti-
„schen gemein haben.„

Wir zweifeln nicht, daß alle unsre Leser über diese Menge von Sprachen; und noch vielmehr darüber erstaunen werden, daß der Hr. Verf. ihrer aller mächtig ist: welches gewiß ohne alle Hexerey schwer zu begreifen ist. Andre werden bemerken, daß die Ordnung, in die er alle diese Namen gesetzet, eben nicht die beste Kenntniß derselben verräth; indem sie oft nach dem Alphabeth nicht übler gepaaret werden könnten. Noch andre werden viele, die nur verschiedene Mundarten sind, als besondre Sprachen angeführet finden: und endlich werden viele noch Lücken, theils in Ansehung alter, theils in Ansehung neuer Sprachen antreffen. Denn wo sind die alten baktrianischen, sacischen, colchischen, assyrischen, palmyrenischen, kappadocischen, taurischen, gethischen, illyrischen, und andre solche Mundarten mehr? Wo sind von neuern die esthnischen, lettischen, samojedischen, kamtschatkischen, tschutzkischen,

ſchen, mogolliſchen, tatariſchen, koſackiſchen und kalmuckiſchen Sprachen geblieben? Und warum hat er ſein eigenes Franzöſiſches vergeſſen, welches gewiß mit dem Celtiſchen am meiſten übereinkommen muß? In Wahrheit, von allen dieſen muß dem Hrn. Verfaſſer ſein Spiritus familiaris nichts ins Ohr geziſchelt haben; ſonſt hätte er uns gewiß mit dieſen fürchterlichen Namen, auch noch beſchenket, und güldene Berge davon verſprochen. Alles dieß große Verſprechen aber, wird er uns erſt in den folgenden zween Folianten leiſten: und folgende Proben aus dieſem erſten ſollen zeugen, was wir zu gewarten haben.

Nachdem nämlich der Hr. Verfaſſer auf ſieben vollen Folioblättern von allen Verwandlungen der Buchſtaben Nachricht gegeben, welche im Celtiſchen die Wörter verändern, und darnach gewiß quidlibet, ex quolibet gemachet werden kann: ſo ſetzet er noch das Verzeichniß der grammatiſchen Figuren hinzu, die in derſelben viele Veränderungen veranlaſſen. Aphæreſis, Apocope, Epentheſis, Hyperthesis, Metatheſis, Protheſis und Syncope, werden mit vielen Beyſpielen erläutert: nur iſt es ſowohl hier, als im folgenden, Schade, daß der Herr Verfaſſer gar nicht meldet, woher er alle die altgalliſchen Wörter habe, oder verſtehen gelernet. Er ſcheint auch gar zu freygebig vorauszuſetzen, daß das Irrländiſche und Biscayiſche wirklich mit dem Altgalliſchen einerley ſey; da es doch ſchon in neuern Zeiten entdecket worden: daß das irriſche eine aſiatiſche tartariſche Sprache iſt; wie ſolches ein Irrländer,

der in der groſsen Tartarey geweſen, entdecket hat, als er tartariſche Aufſchriften der Münzen, ohne Mühe verſtanden. S. den Mercure de France des vorigen Jahres.

Es folget nunmehr eine etymologiſche Beſchreibung von Gallien. Celtæ, Keltæ, Galatæ, Galli, und Gaules, iſt daſſelbe Wort. Gallu, Gallued oder Galloued, ſoll im Walliſchen und Brittiſchen tapfer; Kelt aber im Bretoniſchen ein berühmter Kriegsmann heiſsen. Iſt das nicht unſer Wort Held? In der That haben ſchon unſre Wortforſcher die Kelten für Helden ausgegeben. Denn das H iſt vormals wie Ch aus dem Halſe geſprochen worden, ſo daſs es leicht wie ein K. oder G. geklungen.

Von den galliſchen Flüſſen giebt der Verfaſſer ſehr künſtl. Ableitungen. Er vergiſst es zu ſagen, daſs die Rhone, ſowohl als der Rhein vom rinnen herkomme. Denn die erſte, Rhodanus, ſoll von rho, einem Vermehrungsartikel, und von Dan geſchwind, herkommen: darum, weil die Rhone ſehr geſchwind läuft. Vom Rheine giebt er nichts, als die Beſchreibung des Martiniere, die nichts von der Etymologie ſaget. Wenigſtens hätte ihm das griechiſche ῥέω einfallen ſollen. Bey der Maaſs ſoll auch Moch oder Mos geſchwind bedeuten. Von der Garonne ſaget er gar nichts, als daſs Garu gleichfalls geſchwinde heiſsen ſoll; ohne zu melden, wo ers her hat. Sollte aber nicht wieder das Rinnen, gerennen, gerunnen, das Stammwort abgeben?

Doch

benwörter ſind, als: Bettelorden, ſo viel als Bettlers Orden, oder bettelnde Orden, oder der Orden, der bettelt. Irrweg, an ſtatt irriger Weg, oder ein Weg in der Irre. So auch irrgläubig, Irrthum, Irrgeiſt, Irrwiſch, Irrlicht. Rückwärts, (dem Rücken zuwärts,) Blendwerk, ein blendendes Werk, oder ein Werk, das blendet. Scheingut, ein Gut, das da ſcheinet, oder ſcheinbares Gut, oder ein Gut zum Schein: ſo auch Scheingrund. Habſüchtig, ſüchtig zu haben, oder nach der Habe. Schwindſucht, ſo viel als ſchwindende Sucht. Feldfrucht, eine Frucht auf dem Felde, oder des Feldes. Chriſtnacht, Chriſtmeſſe, ſo viel als Chriſti Nacht: Aber Chriſtrühmlich, Chriſtmilde, Chriſtlöblich, Chriſtritterlich, iſt ſo viel als Chriſtlich, rühmlich ꝛc. Eigenwille, Eigenſinn, entweder eigener Wille, eigenen Sinn, oder der Wille und Sinn, der einem eigen iſt. Buchſtab, ein büchener Stab, oder ein Stab von einem Buche. Sonderbar ſind auch folgende: Muthwille, Platzregen, Willkommen, Willkühr, Hochzeit, Spannbette, Stiefvater: Vielleicht ſollen dieſe Wörter ſo viel ſeyn, als: Ein muthiger Wille, ein Regen, der da platzt, mit gutem Willen kommen, eine Kühr oder Wahl mit Willen, ein Bette, das aufgeſpannet iſt, eine hohe Zeit, ein ſteifer (ſtiefer) Vater, d. i. ein harter Vater, wie die Lateiner ſagen, in juſta noverica. Ein Stiefſohn, ein Sohn, der ſtief und hart gehalten wird, Desgleichen, Feyerabend, Erzbiſchof, meyneidig, naſeweis, kauderwelſch.

§. 19. Hingegen wird 2) ein Buchſtab oder eine Endung zuweilen hinzugethan, die das Band aus-

Doch wir wollen weiter gehen, und bemerken, daß der Verf. die celtiſche Sprache ſehr reich machet. So haben wir gefunden, daß er auf drey Blättern die Wörter, Ac, Iw, Iwet, Gill, Wr, Lug, Cler, Cur, Couer, Is, Y, Loch, Red, Eu, Lat, A, On, Mer, Jo, Llient, Nant, Ren, Mor, Ox, Jou, Lis, und zwar alle in der einzigen kleinen Isle de France, einen Fluß, oder Bach bedeuten läßt. In den andern Provinzen, kommen deren noch mehrere vor. Eben ſo müſſen ihm Lutetia von Luh-touez-y, d. i. eine Wohnung mitten im Waſſer, Paris von Par ein Schiff, und Gwiß man weis, in der Zuſammenſetzung Ys, Leute, alſo Par-ys, erfahrne Schiffleute heißen. Eben das ſoll Badau, welches ein Schimpfnamen der Pariſer iſt, nicht ſot, ſtupide, ſondern von Badawr, Matelots, Schiffleute, heißen. Argenteuil, ſoll kommen von *Ar*, pierre, *gan*, blanche, *tol*, qui ſe coupe.

Eben das Is oder Y, welches ein Fluß war, ſoll auch Leute, auch eine Wohnung, und wer weis was mehr? heißen. Ein Berg ſoll Saw, Mon, Cal, Clip, Siad, Pi, Pei, Ber, Bor, Din, Dun, Bi, Moyl, Pech, Pach, Sen, Cre; eine Wohnung Y, Ac, Auc, Dy, Ty, Cy, Zy, Han, Ash, Wick, Ai, Court, Thag, Gwie, Hom, Gic, Tod, u. d. gl. m. heißen. Credat Judæus Apella! Wenigſtens hat uns der Verfaſſer ſeine Quellen nicht angegeben. Wir erkennen ihn übrigens für einen eben ſo ſinnreichen Etymologiſten, als weiland Goropius Becanus in Holland geweſen, und erwarten die Beweiſe im folgenden. II. Sci-

II.

Scipionis Aquiliani, Piſani, de Placitis Philoſophorum, qui ante Ariſtotelis tempora floruerunt, ad principia rerum nat. et cauſſas Motuum aſſignandas pertinentibus. Stud. et opera Ge. Moralis, ex ſcriniis paternis edidit, & annot. auxit Carolus Fridericus Bruckerus, Jac. F. P. M. Lipſ. 1756. apud Jac. Korn. Bibl. Wrat. in 4.

Das gegenwärtige ſehr ſeltne, und von wenigen geſehene Werk, hatte der ber. Herr Paſt. Brucker der gel. Welt längſt in einer Aufl. zu liefern verheißen. Ein ſaumſeliger Buchhändler nur hat es ſo lange aufgehalten. Itzo hat dieſer mit den Verrichtungen ſeines geiſtl. Amtes beſchäfftigte Gelehrte, ſeine dazu geſammleten Anmerkungen und Verbeſſerungen, ſeinem geſchikten Sohne, Herrn M. Bruckern aufgetragen, der verſchiedene Jahre bey uns den Studien eifrig obgelegen; und die Liebe zur philoſ. Hiſtorie ſich gleichſam durch das Blut eingepflanzet fühlet. Dieſer hat jedes an ſeinen Ort vertheilet, die Stellen der Alten nachgeſchlagen, und nach den Abtheilungen neuerer Ausgaben angeführet; doch auch die alten Arten derſelben beybehalten.

Endlich hat er des ſeligen augſpurgiſchen Rectors, M. Crophius Abhandlungen, von den gel. Gymnaſien der Athenienſer, wegen ihrer Seltenheit, und

Ge-

Gelehrſamkeit angehänget, und mit Anmerkungen verſehen. Ob er nun gleich, alles was dieſe Schriften gutes in ſich haben, entweder ihren Verfaſſern, oder ſeinem Herrn Vater ſchuldig iſt: ſo muß man ihm doch allerdings Dank wiſſen, daß er dieß alles aus der Finſterniß, dazu es der letztere bereits verdammet hatte, ans Licht gebracht. Noch mehr wird man ihm verbunden ſeyn, wenn er die eigene Abhandlung von der alten Celtiſchen Philoſophie, wozu er Hoffnung machet, zu ihrer Zeit ans Licht ſtellen wird.

Die Zueignungsſchrift des erſten Tractats an den berühmten Junta, hat Georg Moralis, der erſte Herausgeber 1620 zu Venedig unterſchrieben. Er iſt ein portugieſiſcher Arzt geweſen, der auch 1655. ein Enchiridion medicum, ethicum et theologicum, imgleichen 1948, zu Ven. Comment. in Hippocratis Coi aphorismorum L. II. priores im 4. u. d. m. herausgegeben. In der Vorrede, an die Liebhaber der Weltweisheit, ſaget er: daß ſein vormaliger Lehrer **Scipio Aquilianus**, dieß Werk mit beſonderm Fleiße, und großer Gelehrſamkeit ausgeführet; er ſelbſt aber, ohne deſſen Wiſſen und Willen, es ans Licht geſtellet habe.

In einer Anmerkung meldet der neue Herr Herausgeber, daß die Seltenheit dieſes Buches, aus dem **Jonſius, Dornen, Königen, Struven, Fabricen, Stollen, Engeln, Gerdeſſen, Vogten** genugſam erhelle: von welchen allen faſt niemand, als Johann Fabricius im I. B. der Bibl. Gräca durch einen langen Auszug gezeiget, daß er es

wirk-

wirklich gekannt und in Händen gehabt. Ferner lehret er uns, wer Scipio Aquilianus gewesen. Er war 1577 zu Pisa gebohren. Sein Vater hieß Valesius; und er studirte unterm Franz Bonamico, die peripatetische Philosophie. Nachdem er der Weltweisheit und Arzney Doctor geworden, ward er 1600 Professor der Vernunftl. zu Pisa, und lehrte die Weltweisheit. Er ward 1606 Ritter des Stephansordens, und gab 1620 zu Ven. Joh. Gaeriglii Buch de placitis Philosophorum, qui ante Aristotelis tempora floruerunt, heraus. Drey Jahre hernach starb er, den 6. Jänn.

Das I. Buch handelt im 1. Hst. von der Absicht des Verfassers. Er redet hier überhaupt von den Meynungen der alten Weltweisen, über die Grundsätze der Naturlehre: die Aristoteles zwar fleißig angeführet, aber mehrentheils verdreht, verstümmelt und widerleget hat. Oft hat er auch die Schriften seiner Vorgänger, ohne Meldung ihres Namens geplündert; wie es auch itzo noch gewisse Leute machen, die Wolfen nur dann nennen, wann sie auf ihn schmählen, nicht aber wann sie ihn bestehlen. Der Verf. will also die Meynungen derjenigen Philosophen, die Aristoteles im Anfange seiner Bücher kürzlich anführet, etwas weitläuftiger darstellen, und von den ältern den Anfang machen.

Das II. Hauptstück erzählet Anaximanders Lehrsätze. Er soll nach Herodots und Ciceros Berichten, die Unendlichkeit der Natur zuerst gelehret haben, aus welcher alles entsprünge, und in welche alles aufgelöset würde. Er hat aber nicht gesaget,

was

was das Unendliche sey; die Luft, oder die Erde, oder sonst ein Körper? u. d. m.

Das III. Hauptstück handelt, nach des Anaxagors Lehre, von den materialischen Ursachen der Erzeugung. Von den berufenen Homœomerien desselben liefst man hier eine Untersuchung; wie dieselben einander ähnlich, und doch widerwärtig, klein, und doch unendlich seyn können: wovon **Bayle** in seinem Wörterbuche sehr ausführlich gehandelt hat. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Herr P. Brucker, hat eine gel. Anmerkung dabey gemachet.

Im IV. Hauptstück wird von dem verständigen Geiste (Νους) des Anaxagors gehandelt. Es ist klar, daß selbiger zu den materialischen Ursachen der Welt auch eine geistliche, als den Urheber und Werkmeister aller Dinge gefüget. Auch hiebey finden sich schöne Anmerkungen.

In V. Hauptstück wird des Anaxagoras Meynung von der Erzeugung der Dinge erkläret: eben so werden im VIten aus ihm die Ursachen der Veränderungen untersuchet; und im VIIten die Schlüsse vom Wachsthume und der Abnahme, auch der Bewegung, daraus gezogen.

Im VIII. Hauptstücke, wird des Leucippus und Demokritus Meynung von den Ursachen der Dinge erkläret, wobey Lucrez fleißig gebrauchet ist: und im IX. wird gefraget: ob Demokritus, außer den Stäubchen und dem leeren Raume noch irgend ein drittes Urwesen, als eine wirkende Ursache zugegeben, und was das für eine gewesen? Da haben nun

einige dafür gehalten: er habe den Urſprung des Himmels dem blinden Zufalle; der Unterwelt aber (Sublunaria) der Natur zugeſchrieben; woraus andre auch einen Geiſt gemachet, der bald ſo, bald anders genennet würde.

Im X. Hauptſtücke lehret er, was Demokritus ſeinen Stäubchen beygeleget habe. Im XI. fraget ſichs: ob die Stäubchen empfindliche Beſchaffenheiten haben ſollen. Lucrez hat ſich darinn widerſprochen. Im XII. handelt er von der Bewegung der Stäubchen, deren eins ſchwerer, als das andere geweſen ſeyn ſoll. Das XIII. redet von der Erzeugung der Dinge aus den Stäubchen; welches auch im folgenden noch näher erkläret wird. Im XV. wird der Unterſchied der erzeugten Dinge gezeiget; und im XVI. die Erzeugung von den Veränderungen unterſchieden; im XVII. aber die Urſache des Wachsthums und der Abnahme erkläret

Im XVIII. Hauptſtücke, werden des Pherecydes, als des Stifters der italiſchen Schule, Meynungen erwogen. Dieſer ſoll Gott und die Erde, für die zwey Urweſen gehalten haben. Im XIX. betrachtet er die Meynungen des Thales, des Erfinders der griechiſchen Philoſophie; im XXſten Platons und Alkmäons Lehren; im XXI. des Anarimenes, und des Apolloniſchen Diogenes ſeine. Das XXII. erkläret des Empedokles Gedanken von der Zahl und Beſchaffenheit der Urweſen; das XXIII. was er von denſelben gelehret hat; und das XXIV. was nach ſeiner Meynung von der Erzeugung und dem Untergange der Dinge, imgleichen von andern Bewe-

gungen

gungen geſaget wird. Im XXVſten endlich, werden des mileſiſchen Archelaus, und des epheſiſchen Heraklitus Meynungen in Betrachtung gezogen.

Hier endiget ſich nun das Werk unſers **Scipio Aquilianus**, ohne daß eine Spur von einem zweyten Buche anzutreffen wäre. Wir finden auch in der Vorrede nichts von der Urſache, warum dieß Buch das erſte heiße; und müſſen es alſo dahingeſtellet ſeyn laſſen, ob der Verf. jemals etwas mehrers davon geſchrieben, oder nur ſchreiben wollen? Ueberall aber ſind viel gelehrte Anmerkungen des berühmten Herrn Paſt. Bruckers anzutreffen; von deren Wichtigkeit man nichts mehr hinzuſetzen darf, ſobald man den Namen deſſen genannt hat, aus deſſen Feder ſie gefloſſen ſind.

Wir ſchreiten alſo zum Anfange, von den alten gelehrten Gymnaſien, oder Schulen der Athenienſer, von der Feder des vormaligen augſpurgiſchen Rectors, **Phil. Jak. Crophius**. Das Leben dieſes gel. Mannes iſt in den Miſcellaneis hiſtorico-philoſophico-litterariis Part. III. obſ. 13. beſchrieben. Dieſer Tractat deſſelben aber iſt längſt einzeln nicht mehr zu haben geweſen.

Nach einem allgemeinen Lobſpruche der Stadt Athen, erkläret der Verfaſſer das Wort Gymnaſium. Eigentlich bedeutet es einen Verſammlungsort, wo Leibesübungen getrieben wurden: nachmals aber fieng man auch an, die Schulen ſo zu nennen. Die Stelle aus des Plautus Bacchid. aber, die er zum Beweiſe anführet, enthält dieſen Namen nicht:

Inde de Hippodromo & Palæſtra ubi reveniſſes domum,
Cinctulo præcinctus in ſella apud magiſtrum aſſideres;
Tum librum legeres.

Beſſer beweiſt es die Stelle Quintilians, im XII. B. 2. Cap. aber doch nicht recht. Sie heißt: Sed quia deſerta ab iis, qui ſe ad eloquentiam contulerunt ſtudia ſapientiæ, non jam actu ſuo, atque hac fori luce verſantur, ſed in Porticus et Gymnaſia receſſerunt primum, mox in conventus ſcholarum. Denn Quintilian ſaget nur, daß die Lehren der Weisheit ſich von der Beredſamkeit getrennet, und in die Hallen, (Porticus) wie die Stoiker; und in die Kampfplätze (Gymnaſia) wie Sokrates that, begeben; endlich in die Schulverſammlungen gewichen. Denn es iſt bekannt, daß Sokrates, Plato, Ariſtoteles oft an denen Orten philoſophiret haben, wo Leibesübungen getrieben wurden. Daraus folget aber noch nicht, daß die Schulen Gymnaſia genennet worden: als welche Quintilian ausdrücklich davon trennet. Hernach zeiget der Verfaſſer, was für Zierrathe dieſe Schulen bekommen: nämlich die Bildſäulen Merkurs und des Herkules, auch der reinen Liebe, davon er die Zeugniſſe und Urſachen angiebt.

Für die älteſten Kampfplätze, wo die Gelehrſamkeit in Athen ihren Sitz genommen, hält der Verf. die Akademie, wo Plato das Lyceum; wo Ariſtoteles und Cynoſarge; wo Antiſthenes gelehret haben. Dazu ſetzet er noch die Stoa, wo Zeno, Epikurs Gärten, und das ptolemäiſche Gymnaſium. Man nannte den Vorſteher derſelben den Gymnaſiarchen. Denn ſo meldet Diog. Laertius: daß der Gymnaſiarch

ſiarch dem Karneades, der eine ſehr ſtarke Stimme gehabt, die Erinnerung gegeben, er ſolle nicht ſo ſchreyen! Man ſieht hieraus, daß der Gymnaſiarch nicht der Schuloberſte, ſondern irgend ein Fecht- oder Kampfmeiſter geweſen, dem des Philoſophen Geſchrey hinderlich gefallen.

Waren nun ſolche Gymnaſia gleich außer Athen, ſo waren ſie doch nahe bey, auf der Vorſtadt angeleget. Sie waren auch nicht den Rednern, nicht den Aerzten, Rechtsgelehrten, oder Prieſtern ihrer Religion; ſondern bloß den Weltweiſen eigen, die bisweilen ganz beſondere Secten machten; und Lehren vortrugen, die von der eingeführten Religion, und den Geſetzen des Staats ſehr abwichen. Auch merket Conring an: daß dieſe Gymnaſia nicht von der Republik, oder dem Athenienſiſchen Volke den Philoſophen gegeben werden. Epikur hat ſeinen Garten kaufen müſſen u. ſ. w. So ſchlecht ſorgte damals der Staat für die Fortpflanzung der Wiſſenſchaften! Dieſes mögen ſich diejenigen merken, die alles, was alt, zumal griechiſch und römiſch iſt, ſo ſehr über die Anſtalten der itzigen Zeiten erheben: da auch faſt keine elende Stadt iſt, die nicht Lehrer der Wiſſenſchaften auf gemeine Koſten beſoldet.

Der Verfaſſer will zwar behaupten, die Oberſten des Volkes, hätten dem Plato, als er aus Aegypten kam, die Akademie zum Lehrſaale eingeräumet; gleichſam, um das Verbrechen zu büßen, welches ſie mit der Hinrichtung des Sokrates begangen. Aber der gelehrte Herr Paſt. Brucker bemerket dieſen Irrthum, und zeiget, daß Plato auch die Akademie, oder

vielmehr ein kleines Gärtchen darinn, für sein Geld kaufen müssen. Eben das hat er vom Anaxagoras in der Hist. crit. Phil. T. I. p. 499 bewiesen.

Der Verfasser untersuchet weitläuftig die Etymologie des Namens der Akademie: und man muß erstaunen, wie uneins selbst die Alten darüber sind; und wie unmöglich es ist, etwas gewisses davon zu bestimmen. Eigentlich soll der Held, der die Akademie zuerst angeleget, Ἑκαδήμος, nicht Ἀκαδήμος geheißen haben; wie Suidas, Hesychius, und Diog. Laertius bezeugen. Wer aber der Held gewesen, findet man nicht. Weiter können wir uns damit nicht einlassen. Wir suchen niemals durch unsre Auszüge die Bücher selbst entbehrlich zu machen; sondern durch einen Vorschmack davon, die Leser zu Anschaffung derselben zu reizen. Wer viel Sammlungen aus den Alten liebet, wird hier eine erstaunliche Belesenheit antreffen.

III.

Nachricht und Probestück von des churpfälzischen Raths, Hrn. Joh. Christoph Schwarzens Gedichten.

Es hat der churpfälzische Rath, Hr. Johann Christoph Schwarz, sich auf Zureden guter Freunde entschlossen, eine Sammlung von seinen eigenen Gedichten herauszugeben: welche in Trauerspielen, moralisch-geistlichen, Schäfer- und Sinn-

ausmachen muß, als das e in insgemein, insgesamt, in den fremden Wörtern, zumal, wenn der Zeugefall angedeutet werden soll; Majoransblume, Balsyfaffe; und in einigen Wörtern die im Zeugefall kein s haben, als: Liebesseile, Liebesbrief, Gewaltsbrief, Anmuthsblicke, Anbetungswürdig, Redensarten, dafür man auch sagt, Redarten. Einige nehmen ein n an, als: Gallentrank, Schwanengesang, Backenstreich, Taschenmesser, Kastenmacher, sonnenklar, Kirchenanstalten, Pfauenschwanz, wovon auch einige, wenn sie alleine stehn, zuweilen mit einem n ausgesprochen werden. Ein r wird angenommen in Mitternacht, Norderbreite, Norderelbe, worinnen, woraus, worauf, worein, gedachtermassen, wiewohl dieses letzte der Zeugefall seyn soll, welchen der Anhang, massen zu sich nimmt. Das t merkt man in anderthalb, und o in derowegen, destoweniger.

§. 20. Zuweilen wird das Wort, welches einem andern vorgesetzet wird, gar 3) verändert: Wiewohl ich davon annoch wenige Exempel angemerket: Ich glaube aber, daß mehrere dergleichen seyn werden. Nemlich, Zwieback, Zwietracht, Zwiefältig, Zwiespalt: Sollte eigentlich Zwey heissen. Rädelsführer, Hochzeit, ihrentwegen, derentwegen, für ihrerwegen, dererwegen. Mittelpunct kömmt nicht von mitten her: sondern ist so viel als der Punct, der das Mittel ist. Bisthum, für Bischofsthum. Aschermittewoche.

§. 21. Hier muß ich noch eine Anmerkung einschalten, welche schon vorher, da wir von den manchrley Arten der zusammengesetzten Wörter handel-

Sinngedichten, nebſt einem Anhange von ſeinem entdeckten Wege zur Inſel Felſenburg, beſtehn. Aus gegenwärtiger Probe kann man von der Reinigkeit der Verſe, und der Denkensart des Dichters urtheilen. Dieſe Sammlung wird ungefähr anderthalb Alphabeth ſtark werden, höchſtens 1 Rthlr. koſten, und ultimo Novembris dieſes Jahres die Druckerey verlaſſen. Regensburg, den 3. Aug. 1756.

Theophilus erwog die Unbeſtändigkeit
Des wankelbaren Glücks. Die Unzufriedenheit
Verleitete ſein Herz, die Menſchen zu verlaſſen,
Und die Geſelligkeit, mithin ſich ſelbſt zu haſſen.
Der Umgang, welchen er mit ſeinen Freunden pflog,
War ihm ein Strick, der ihn in lauter Unruh zog.
Er ſpürte keine Treu und wahre Lieb an ihnen:
Auch dieſe waren falſch, die noch ſo redlich ſchienen.
Sein Schickſal, das gewiß beſonders wunderbar
Und leſenswürdig iſt, bewies es ſonnenklar:
Daß unter tauſenden, die unſer Glück erfreuet,
Kaum einer ſey, der uns zur Zeit der Noth nicht ſcheuet.
Er ließ ſich allzutief in die Gedanken ein.
Wie? dacht er, ſollte wohl ein ſolches Weſen ſeyn,
Das auf der Frommen Thun und auf der Böſen Werke,
Zu aller Zeit genau und unparteyiſch merke?
Wie kömmt es, daß es dem, der recht thut, übel geht,
Daß der, ſo ruchlos lebt, auf Wohlfahrts Säulen ſteht?
Er gab ſich tauſend Müh, die Urſach auszugründen,
Und konnte ſich doch nicht in dieß Verfahren finden.

Es war die Einſamkeit ſein liebſter Aufenthalt.
Einſt kam er unvermerkt in einen düſtern Wald.
Der Schwermuth Labyrinth, worein er ſich verwirrte,
Verführt ihn dergeſtalt, daß er ſich ganz verirrte.
In dieſer Wüſteney gieng er ſehr lang herum.
Zuletzt kam er dahin, allwo ein Heiligthum,
Ein alter Tempel ſtund, den er genau beſchaute.
Er forſchte, wer und wem, und wenn man ihn erbaute?
O wie erſchrack er nicht! Hilf Himmel! was iſt das?
Was ſeh ich? fing er an, als er die Aufſchrift las,
Die an den Pfoſten ſtund. Er trat erſtaunt zurücke,
Da er die Worte ſah: **Hier opfert man dem Glücke.**
Verflucht ſey, wer dich ehrt, ſo rief Theophilus.
Sein Herze war voll Furcht, voll Kummer und Verdruß:
Drum wußt er ſelber nicht, was er im Eifer ſagte,
Weil es recht heydniſch klang, als er ſein Elend klagte.
Wohin verfällt ein Menſch, der ungeduldig iſt!
Es war Theophilus kein Heyd; er war ein Chriſt,
Und alſo von dem Glück ein beſſers unterrichtet,
Als was das Heydenthum von ihrer Göttinn dichtet.
Und gleichwohl legt er ihm Vernunft und Kräfte bey,
Gerad, als ob das Glück ein wirkſam Weſen ſey.
Er ſah den Tempel an, und gieng durch deſſen Pforte
Ins Heiligthum hinein, und ſagte dieſe Worte:
O Glücke! hätt ich dir doch nie ſo viel getraut!
Ein Thor iſts, der ſein Wohl auf deine Kugel baut:
Die ſich, weil ſie nur bloß auf einem Puncte ſtehet,
Gar leicht bewegen läßt, und auf die Seite drehet.

Wie blind und falsch bist du! o schmeichle noch so sehr,
Verblende, wen du willst, ich traue dir nicht mehr.
Ich habe deine List nunmehr genug erfahren;
Ich will sie aller Welt zur Warnung offenbaren.
Verlogne Gönnerinn! o Glücke! das bist du.
Du warfst mir zwar dein Horn des Ueberflusses zu,
Allein, du nahmst es mir ganz unbarmherzig wieder.
Du hobst mich in die Höh, und stürztest mich hernieder.
Der helle Mittag ward mit einer Nacht bedeckt,
Und ich bey heitrer Luft vom Donnerschlag erschreckt.
Kurz: deine Gunst verschwand in einem Augenblicke,
O du in Ewigkeit von mir verfluchtes Glücke!
Und ich, den du betrogst, soll dein Verehrer seyn?
Hier riß er den Altar des Götzentempels ein.
Kaum aber, kaum hatt' er, in solchem seinem Grimme,
Dieß Heiligthum verheert, so stört ihn eine Stimme:
Bethörter! klagest du die durch den falschen Wahn
Des blinden Heydenthums erdachte Göttinn an?
Ein besserer Begriff vom Unglück und vom Glücke
Beruhiget dein Herz, und ändert dein Geschicke.
Worüber klagest du mit solcher Ungeduld?
Lebst du höchst misvergnügt, so gieb dir selbst die Schuld.
Wie? darfst und kannst du wohl mit überklugen Geistern,
Die lauter Thoren sind, des Höchsten Weisheit meistern?
Erkenn erst Gott und dich. Nimm mich zum Lehrer an.
Auf! such ein andres Herz. Ich selbst will dir die Bahn
Und den gewissen Weg zur wahren Klugheit weisen:
So wirst du dich hernach vollkommen glücklich preisen.

Der bange Pilgrim rief: Herr! offenbare dich,
Hilf meinem Irrthum ab, und unterrichte mich!
Verändre meinen Sinn, und zeige meiner Seelen
Ihr Grundverderben an: ich will dir nichts verhehlen.
Drauf fuhr die Stimme fort: Ich heiße Theophrast,
Nach dessen Wort allein du dich zu richten hast,
Wenn du nicht irren willst. Drum geh und untersuche
Den Weg zur Seelenruh, such ihn in diesem Buche!
Als nun Theophilus begierig um sich sah,
So lag das älteste von allen Büchern da.
Er nahm es, schlug es auf, er las und traf die Worte:
Ringt, hieß es, ringt darnach: geht durch die enge Pforte.
Wie man erstaunt und bebt, so oft Vesuvens Wuth
Neapel staubicht macht, wenn die erregte Glut
Den Schwefelberg zerreißt, der, wenn es kracht und rauchet,
Durch den entflammten Schlund gesprengte Felsen hauchet:
So stund der Pilgrim itzt an einem Berge da,
Den er bey starkem Blitz und Donner rauchen sah,
Wo der Posaunen Ton und eine Stimm erschallte:
Auf die das Wort: **verflucht**, beständig widerhallte.
Hierbey erschreckten ihn die wildsten Thiere noch,
Da manches dort und da aus einer Höhle kroch;
In deren Umgang er mit Ueberzeugung glaubte:
Daß jedes tödtlich sey, und ihm das Leben raubte.
Durch dieser Stimme Kraft, die Seel und Mark durchdrang,
Erschrack Theophilus. Es ward ihm angst und bang:

Ein

Ein Schauder kam ihn an; es bebten alle Glieder.
Er fiel in solcher Angst auf seine Knie nieder:
Er weinte, bath und rief in voller Zuversicht
Zum Theophrast um Hülf: und bald sah er ein Licht,
Das ihm zur Friedensstadt den schönen Ausgang zeigte,
Wo Theophrast sein Haupt ganz freundlich zu ihm neigte,
Und voller Liebe sprach: Du suchst die Seelenruh,
Komm, eile, folge mir, ich führe dich hinzu:
Denn ich bin selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben;
Ich muß dir auch die Kraft zum neuen Wandel geben.
Du suchst das wahre Glück, hier ist die rechte Bahn,
Auf dieser findest du, was dich vergnügen kann.
Geh nur gerade fort, und nimmermehr zurücke,
Denn sonst versäumst du dich an deinem eignen Glücke.
Behalte dieses Buch beständig in der Hand,
Und lies, und thu es auch. Ich will dir den Verstand
Und eigentlichen Sinn ganz lebhaft offenbaren:
Du wirst des Wortes Kraft und Wirkung schon erfahren.
O! was für Freudigkeit, welch ungemeine Lust
Entstund in des bisher betrübten Pilgrims Brust!
u. s. w.

IV.

Die göttl. Ordnung, in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, besonders im Tode, durch einige neue Beweisthümer bestätiget ꝛc. von Joh. Pet. Süßmilch Kön. Pr. Ober Consist. R. Probste in Cöln, Past. prim. zu St. Petri, Mitgl. der kön. Ak. der Wiss. Berlin bey Hauden und Spenern. 1756. in Quart.

Unge-

Ungeachtet diese Schrift als eine Streitschrift wider den Herrn Bergrath von Justi gerichtet ist; der dem Herrn Probste Süßmilch in den gött. Policeynachrichten widersprochen hatte: so wollen wir sie doch bloß auf der dogmatischen Seite ansehen. Sie hält nämlich soviel schöne Nachrichten und Anmerkungen in sich, daß sie allerley Arten von Lesern vergnügen kann. Sonderlich sollten Staatsleute und Kammerbediente großer Herren dieselbe mit der größten Aufmerksamkeit lesen. Der Flor eines Staats, kömmt nicht nur an sich, auf die Zahl seiner Bürger und Einwohner an in soweit sie Menschen sind, und die eigentliche Macht eines Landes ausmachen; sondern auch in so weit viele Unterthanen mehr Auflagen und Abgaben entrichten, folglich die Einkünfte des Fürsten vermehren. Nichts ist also reiflicher in Ueberlegung zu ziehen, als durch was für Mittel die Menge der Bürger eines Staates vermehret werden kann. Und dazu giebt gegenwärtiger Tractat den reichsten Anlaß. Wir übergehen, was die Arzneykunst für Vortheile davon haben kann.

Graunt, King, Arbuthnot, Derham, Nieventyt, und verschiedene andre gelehrte Männer, haben seit geraumer Zeit der göttlichen Ordnung in Erhaltung und Vermehrung des menschlichen Geschlechts nachgespüret. Ihren Beyspielen ist Herr Probst Süßmilch gefolget: und wir selbst haben uns seit vielen Jahren bemühet, in Sammlung der Geburts- und Todtenregister, Beyträge dazu zu liefern. Ein Beysitzer eines großen Obereonsistorii

aber

aber hat unstreitig mehr Gelegenheit, dahin gehörige Nachrichten zu sammlen, als ein anderer: zumal in den weitläuftigen Staaten eines so großen Herrn, als Se. Pr. Majestät sind. Wie viel Dank muß also die gel. Welt nicht dem Herrn Verf. wissen, daß er das wirklich gethan hat, was so viele hunderte vor ihm eben sowohl hätten thun können.

Beobachtungen von vielen Ländern und Städten, haben ihn darauf geführet, daß er das Verhältniß der Gebohrnen und der Gestorbnen, gegen die wirklich lebenden Einwohner auf gewisse Zahlen gesezet. Wir wollen, unsern Lesern einen Vorschmack zu geben, erst einige andre Verhältnisse bekannt machen. Es werden in allen Städten und Landschaften jährlich mehr Knaben, als Mädchen gebohren: da verhalten sich nun die Mädchen zu den Knaben wie 1000, zu 1050; oder für 20 Mädchen, kommen 21 Knaben zur Welt. Eben so sind die Schranken der Fruchtbarkeit in den Ehen, zwischen $3\frac{1}{2}$ und 5. Kindern bestimmet; wenn man alle Eheleute etwas volkreicher Orte durch die Bank nimmt.

Eben das hat man bey der Aufmerksamkeit auf die in Frankreich und England gewöhnlichen Tontinen, in Ansehung der Sterblichkeit befunden. Auf dem Lande sterben jährlich weniger Menschen, als in Städten, und in kleinen Städten weniger, als in volkreichen. Herr Bergrath Justi, billiget des Herrn Pr. S. Verhältniß auf dem Lande; daß nämlich daselbst jährlich von 40gen einer stirbt. Nur von großen Städten will ers nicht einräumen, daß daselbst jährlich der 25ste, oder wohl gar in sehr gro-

ßen

ßen, der 20ſte ſterben ſoll. Er meynt nämlich, daraus, daß in Städten ſich viel fremde aufhielten, folge gerade das Gegentheil deſſen, daß mehrere darinn ſtürben: weil nämlich dieſelben gemeiniglich in den beſten Jahren des Lebens, zwiſchen 20 und 40 wären; die alten und kränklichen aber gern an ihren Orten zu bleiben pflegten *. Er meynt alſo, von allen Fremden an einem Orte dörfte kaum der 100ſte Theil ſterben (wofern nämlich kein fremder an einem Orte älter wird, als 40 Jahre. Allein ſetzen ſich nicht viele, werden alt, und ſterben auch in eben der Verhältniß, als andre?) Er nimmt hier 750 Studierende zum Beyſpiele: von denen in einem Jahre ſehr wenige ſterben. Allein das ſind auch lauter junge Leute, die wieder wegziehen; dergleichen es aber in Hamburg, Berlin, Wien, Amſterdam u. ſ. w. nicht in eben der Maaße giebt. Von 1500 Soldaten ſollen jährlich nicht 10 Mann ſterben: allein, da gilt eben die Anmerkung.

In Wien ſollen, nach des Herrn Verf. Angabe, jährlich 5500 Menſchen ſterben; ungeachtet wir gedr. Zettel geſehen, darinne die Zahl viel kleiner geweſen.

* Wir bemerken hier eine falſche Vorausſetzung, die Hr. Probſt Süßmilch dem Hrn. von Juſti geſchenket hat. Er nimmt an, daß die Fremden nach dem 40ſten Jahre die Städte verlaſſen. Das iſt aber größtentheils falſch. Sie laſſen ſich gemeiniglich daſelbſt nieder, und die Zahl derſelben übertrifft in Reſidenzen und Handelsſtädten oft in allen Ständen die Zahl der Eingebohrnen. Z. E. bey uns in Leipzig übertrifft die Zahl der fremden Gelehrten und Kaufleute die Zahl der Eingebohrnen ſehr weit. Eben ſo iſt es mit den Mei-

weſen. Nach dem Verhältniſſe, daß der 30ſte Theil ſtirbt, müßten alſo in Wien nur 165000 Einwohner darinn leben: und wir glauben, daß das noch zu viel iſt; weil gewiß in einer ſo großen und wollüſtigen Stadt wenigſtens der 25ſte jährlich ſtirbt. So wären dann bey der obigen Zahl der Todten nur 137500 Einwohner daſelbſt. Hr. von Juſti aber will: es ſollen unter Carl dem VI. 700000 Menſchen darinn gefunden worden ſeyn: ja er will allein 40000 fremde Dienſtmägde darinn haben. Daraus ſchließt er nun, daß in ſolchen Städten kaum der 60ſte, ja der 100ſte Theil der Lebendigen jährlich ſtürbe.

Dieſe kühnen Vorausſetzungen, und die ſchon alle Wahrſcheinlichkeit verletzten, ſuchet Herr Pr. S. durch Beantwortung folgender Fragen zu widerlegen: 1) wie das Verhältniß der Sterbenden gegen die Lebenden auf dem Lande ſich verhalte? 2) wie viele in mittelmäßigen, und 3) wie viele in großen und wollüſtigen Städten ſterben? 4) Wie das Verhältniß beſchaffen ſey, wenn von ganzen Landſchaften alles in eine Summe geworfen wird? Hierauf prüfet er 5) des Herrn B. R. J. Gründe des Gegen-

Meiſtern aller Innungen und Gewerke; der Geſellen, der Dienſtbothen u. ſ. w. Wenn nun alle dieſe Fremden da ſterben, wo ſie nicht gebohren worden: ſo muß nothwendig die Zahl der Todten in Städten viel größer werden, als auf den Dörfern, deren Kinder die Städte an ſich gezogen haben; ſo daß ſie dort zwar gebohren worden, aber nun nicht ſterben. Und von dieſen Fremden iſt hier hauptſächlich die Rede: ob wohl auch von kleinen Städten viele ſich nach größern wenden, und die Zahl der Todten daſelbſt vermehren helfen.

Widerſpiels; und 6) prüfet er die Zahl der Einwohner zu Wien.

Um die erſte Frage zu beantworten, giebt der Hr. Verfaſſer eine Tabelle von 1098 Dörfern der Churmark Brandenburg, davon er ganz richtige Verzeichniſſe bekommen; ob ſie gleich noch 700 Dörfer mehr hat. Hier haben innerhalb 6 Jahren

gelebet 225357.
ſind geſtorben 31549.
jedes Jahr gleich durch 5255.

Folglich ſind die Todten gegen die Lebenden wie 1. zu $42\frac{8}{10}$ d. i. von 42 bis 43gen iſt allemal einer geſtorben. Die Urſache iſt leicht zu ſehen. Der Landmann lebet mäßig und wird alt, zeuget geſunde Kinder, die ſo dauerhaft ſind, daß nicht ſo viele jung weg ſterben. In einzelnen Diöceſen trifft das Verhältniß nicht ſo genau zu. Denn wenn in manchen der 27ſte Mann geſtorben: ſo iſt in andern nur der 50ſte geſtorben: und in der alten Mark, um Salzwedel, ſterben die wenigſten; nämlich in Jahren, wenn keine epidemiſche Krankheiten wüthen.

Die zweyte Frage beantwortet er durch Nachrichten aus 20 kleinen Städten, aus der Churmark. Im 1755ſten lebten 17877. Seelen darinn. Die Mittelzahl der Todten war 604. So verhielten ſich die Todten zu den Lebenden, wie 1 zu $32\frac{7}{10}$ d. iſt, es ſtarb von 33gen einer. Die Urſache iſt leicht zu ſehen: denn die Lebensart in Städten iſt ſchon unmäßiger, als auf Dörfern; die Leute verkürzen ſich alſo ihre Kräfte und Leben, und ſterben eher. Hierzu kömmt, daß

nach

ten, hätte ſollen angebracht werden, aber vergeſſen worden: Nemlich, daß einige **Wörter dem erſten Anſehen nach, zuſammengeſetzte zu ſeyn ſcheinen, aber nicht ſind**; ſondern die Worte nur herum geſetzet worden, nemlich der Zeugefall vor dem Nennfalle, welcher jenen erfordert, als: Deiner Thränen Quell, iſt ſo viel, als die Quelle deiner Thränen, meiner Treue Gold, der Höllen Heer, ſonſten müſte ich ſagen, das Höllenheer, des ſanften Friedens voll, ſeiner Zweige Pracht, der Tugend Glanz, nach Adler Art, (dieſe beyde könnte man auch als zuſammengeſetzte Wörter ſchreiben,) der Erden Getümmel, der Sorgen Ungemach, der Segel Flug, ſeiner Engel Heer. Des Anblicks würdig.

§. 22. Demnach wir nun die äuſſerliche Geſtalt der zuſammengeſetzten Wörter beſehen haben: ſo wollen wir auch bemühet ſeyn, die innere Geſtalt zu beſchauen, wodurch ich das **Verhältniß eines Worts gegen dem andern, die Urſache und den Endzweck, warum die Zuſammenſetzung geſchehen iſt**, verſtehe. Der allgemeine Endzweck bey allen zuſammengeſetzten Wörtern iſt die Erklärung des Worts, das einen Zuſatz bekömmt. Dieſe Erklärung aber geſchiehet auf mancherley Weiſe, nemlich 1) eine eigentliche **Beſchreibung durch angeſtellete Vergleichung** zu geben; darunter die Fragewörtlein, **wie, wovon**, zu verſtehen ſind, als: pechſchwarz, fingernackend, nagelneu, tonnenrund, nachtgeſchwärzt, windgeſchwind, Demantſchluß, Wermuthleiden, Centnerlaſt, Engelbild, goldgelb, himmelblau, Felſenherz, himmelweit, ſperrweit, edelgeartet, muttternackend, kieſelgleich,

Schnee-

nach unſrer Anmerkung, ſich viel Leute vom Lande in die Städte ziehen, und da ſterben, wo ſie nicht gebohren waren.

Die dritte Frage zu beantworten, nimmt Herr Pr. S. nicht nur Conſtantinopel, Paris, Neapel für große Städte; ſondern auch andere Reſidenzen und Handelsſtädte wo viel Reichthum, Pracht und Ueppigkeit herrſchet. Und hier findet der Herr Verf. daß unſer Leipzig, welches doch von Amſterdam kaum ein Sechstheil, und von London ein Achtzehntheil ausmachet, dennoch eben ſo ſtark an der Sterblichkeit der Einwohner iſt; welches er auf den Reichthum ſchiebt. Hier behauptet er nun, daß die Verhältniß der Todten zu den Lebenden eines Jahres, wie 1 zu 25, zu 28, oder zu 30 ſeyn müſſe. Die Urſache iſt wieder leicht zu begreifen. Denn in ſo reichen Städten herrſchet viel Schwälgerey und Wolluſt, welche das Leben verkürzen, und ungeſunde ſchwächliche Kinder zeugen, die bald hinfallen und ſterben: unſerer beygefügten obigen Urſache noch zu geſchweigen.

Der hochehrwürdige Hr. Verfaſſer beſtätiget dieß durch das Beyſpiel von Berlin. Im 1747ſten J. waren daſelbſt 107224 lebendige Seelen. Von 1745 bis 1749, alſo in 6 Jahren, waren in Berlin 18514 begraben; das machet auf ein Jahr 3702. Dieſe verhalten ſich alſo gegen die Lebendigen, wie 1 zu 28, d. i. von 28gen iſt einer geſtorben. Nach des Hrn. von Juſti Satze, da von 60gen nur einer ſtirbt, müßte Berlin 222120 Einwohner haben, die es aber nicht hat; wie die ſorgfältigſte Zählung gewie-

ſen. Eben das beſtätiget Rom. Im 1724ſten Jahre lebten daſelbſt 134050 Seelen. Von 1709 bis 1714. waren 31627 geſtorben, d. i. jährlich 5271. Alſo war von 25gen einer geſtorben. Eben das erhellet aus zwo andern Jahren von eben der Stadt, die wir übergehen müſſen.

Struyk hat nach fleißiger Unterſuchung herausgebracht, daß in Amſterdam 1752. noch keine 200,000 Menſchen gelebet. Nun waren von 1747. bis 1752. in 6 Jahren, 49494, folglich in einem Jahre 8247. geſtorben. Auch dieſe Zahl verhält ſich zu den Lebenden wie 1. zu 24gen; und kömmt alſo Rom ganz nah. Short hat für London eben das angenommen, daß der 24ſte Menſch jährlich ſtirbt. In Leuwarden und Harlem iſt es auch ſo: in Schiedam aber und einigen andern holländiſchen Städten, ſtirbt von 26gen einer. Soviel davon.

Was ganze Landſchaften anbetrifft, mag uns die Neumark die Probe geben. Im 1755ſten Jahre ſind darinnen

geſtorben 18051.
getauft 23794.
getrauet 5825. Paar.

Sie hat 50 Städte, darunter Berlin, Potsdam, Brandenburg, Havelberg, Frankfurt, Prenzlau, Ruppin, Perleberg, Salzwedel und Stendal, die vornehmſten ſind. In den Dörfern waren 9833. geſt. in den Städten 8218. Multipliciret man nun die Dorfleichen mit 42, und die Städte mit 30, ſo hat ſie

in Dörfern 412986.
in Städten 246540.

Ueberhaupt 659526. lebendige Einwohner.

Hier sind allemal die Soldaten mit ihren ganzen Familien mitgerechnet. In Preußen aber, welches der Hr. Verfasser zwar nicht nennet, aber deutlich genug bezeichnet, lebten in eben dem Jahre, aber ohne die Soldaten und ihre Familien, 635998 Seelen. In Berlin machen die Soldatenfamilien den fünften Theil der Stadteinwohner; nämlich auf die 26000 Seelen. Gienge das in allen Städten der Mark also: so wären von den Einwohnern der märkischen Städte überhaupt, auf die 49308 abzuziehen. Allein wir wollen nur 40000 rechnen, weil die kleinen Städte so sehr nicht belegt seyn mögen, als Berlin. Diese nun von der ganzen Zahl der märkischen Einwohner abgezogen,

659526.
40000.

lassen 619526. bürgerliche Einwohner.

Folglich ist das Königreich Preußen mit seinen 635998 Seelen friedlicher Einwohner, der Churmark um 16472 Seelen überlegen, und also wirklich das volkreichste Land des Königes in Preußen, ohne die einquartirten Soldaten zu rechnen.

Außer überaus vielen höchstbeträchtlichen und merkwürdigen Betrachtungen des Herrn Verfassers, die wir unsern Lesern zu eigenem Nachlesen anprei-

sen müssen, wollen wir der Neugierde unsrer Leser folgende Tabellen von der Anzahl der Einwohner in den preußischen Ländern und Provinzen mittheilen; um diejenigen zurecht zu weisen, die selbige für unbevölkert, oder arm an Leuten ausgeben.

In Preußen lebten 1755.	635998. Seelen, ohne die Soldaten.		
An Soldaten mit Weib und Kind	40000.		
In der Mark mit Sold.	659526.	geb. 23794.	gest. 18051.
In Pommern	361576.	geb. 13325.	gest. 9460.
In der Neumark	227850.	geb. 8045.	gest. 6081.
	1,924,940.		

Es enthalten also bloß diese vier Länder, nahe an die 2 Millionen Menschen. Wo bleiben nun noch Schlesien, Magdeburg, Halberstadt, Ostfriesland, Cleve, Geldern, Minden, Mark, Ravensberg, das Hohensteinische, Mansfeldische, und andere kleine Herrschaften?

Folgende Liste von Berlin, wird vermuthlich auch angenehm seyn.

Liste

Liste der Verheiratheten, Getauften, Gestorbenen und wirklich Lebenden in der königl. preußischen Residenz Berlin von 1747. bis 1755.

Jahre.	Getraute Paar.	Getaufte Knaben.	Getaufte Mädgchen.	Getaufte Summa.	Gestorbene.	Zahl der wirklich Lebenden. Bürger.	Soldat.	Summa.
1747	774	1846	1666	3512	3458	85064	21905	106969
1748	879	1784	1661	3445	4235	85126	22509	107635
1749	846	1658	1617	3275	3863	87313	23620	110933
1750	1062	2056	1935	3991	4275	89523	23766	113289
1751	1121	2127	2022	4149	4632	92446	24037	116483
1752	1199	2189	2068	4257	3822	94688	24536	119224
1753	1152	2255	2241	4466	3600	97728	25169	122897
1754	1281	2398	2181	4579	4445	100103	25255	125385
1755	1158	2377	2253	4630	4358	100336	26325	126661
9 Jahr	9472	18688	17644	36295	36686			1,049,476
Mittelzahl von 9 Jahren.	1052	2076	1960	4032	4076			

Folgende Stelle, kann noch denen dienen, die London mit vielen preußischen Provinzen, als Magdeburg, Minden, Halberstadt, Hohenstein, Pommern, und der Neumark vergleichen, und sie allein, ihnen allen vorgezogen haben. Unsers Hn. Probsts S. Worte lauten davon so: „hierinn hat es Herr M. Reischauer versehen. Es heißt: Im Herzogthum Magdeburg, im Fürstenthum Minden und Halberstadt, in der Grafschaft Hohenstein, im Herzogthum Pommern, und in der Neumarck waren im Jahr 1737 zusammen gestorben 25945: in dem einzigen London war die Anzahl der Todten in selbigem Jahre 27581. London ist also fast volkreicher, als alle angezogene Herzogthümer und Länder. Dieser Schluß kann nicht statt finden. Es ist vorher dargethan, daß in London von 25, in ganzen Provinzen aber von 36, und 37 bis 38 jährlich nur einer sterbe. Nach solcher Proportion, würde die Anzahl der Einwohner im Jahr 1736 gewesen seyn

In benannten
Provinzen = 25645 × 37 = 959965
In London = 27581 × 25 = 689525

Also weniger in London = 270440

Wegen der verschiedenen Proportion der Sterblichkeit in großen Städten und ganzen Provinzen, ist es also nicht möglich, daß ich von einem London auf ganze Länder einen Schluß machen kann. Und man muß noch eine andre Behutsamkeit mit dieser ver-

verbinden, nämlich daß solche Schlüsse nur von den Jahren gelten, von welchen man die Zahlen der Todten gebrauchet hat. Was also im 1736 Jahre wahr gewesen ist, ist es jetzt nicht mehr, weil die Einwohner in London abgenommen, in gedachten Provinzen aber ungemein zugenommen haben. In diesen sind im 1755. Jahre gestorben 30785, in London aber sterben anjetzt jährlich circa 22000, folglich leben nach der vorigen Proportion

In gedachten Provinzen anjetzt	=	1,139,045
In London	=	550000
Also weniger	=	589045

Es leben folglich jetzt in London nicht halb so viele als in gedachten Provinzen.

V.

Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst, zweyte vermehrte Auflage, Dresden und Leipzig, 1756. im Verlage der Waltherischen Handlung in 4. 172. S.

Wir haben es gleich bey der ersten Ausgabe dieses Werkchens vorher gesehen, daß es mehr Liebhaber finden würde, als die damalige schwache Auflage befriedigen konnte. Es erscheint aber diese zweyte mit merklichen Vermehrungen. Wir wollen uns also bey demjenigen nicht aber-

abermal aufhalten, was schon in der ersten Ausgabe gestanden; wiewohl sich auch dabey noch eins und das andre würde sagen lassen. *

Wir gehen also nur zu der starken Vermehrung, womit die neue Auflage bereichert worden. Ein großer Liebhaber und Kenner der schönen Künste, der Herr Leg. R. von Hagedorn, hat an den Herrn Winkelmann, als Verf. des Tractats, ein weitläuftiges Sendschreiben, über die Ged. von der Nachahm. der griechischen Werke, abgelassen. Dieses geht von der 40sten bis a. d. 98ste Seite, und hält Anmerkungen in sich, die sowohl von dem feinen Geschmacke, als von der großen Belesenheit des Herrn Leg. Raths zeugen. Es ist überaus angenehm, wenn man freundschaftliche Bemühungen anwenden sieht, die schönen Künste zu bearbeiten; und wenn selbst die Uneinigkeit in Meynungen, der Freundschaft unbeschadet, der Welt Vortheile bringt, die sie von zänkischen Kritikastern nicht erwarten kann.

Außer dem ist Herr v. H. ein Mann, der eine geübte Feder führet, und das, was er witzig denket, mit vollkommener Schönheit zu sagen weis. Er zei-

* Nur eine kleine Probe mag dieses geben. Der Herr V. saget: in Griechenland habe sich der gute Geschmack zuerst gebildet. Dieß kömmt uns bedenklich vor, wenn wir die Ueberreste der ägyptischen und hetrurischen Kunstwerke betrachten; die einen so unstreitigen guten Geschmack verrathen. Hätten wir nun noch mehrere Stücke davon, so würde sichs noch deutlicher zeigen, daß die

zeiget dieſes gleich im Anfange. „Mein Freund, hebt er an: Sie haben von den Künſten und Künſtlern der Griechen geſchrieben; und ich hätte gewünſchet, daß Sie mit ihrer Schrift, wie die griechiſchen Künſtler mit ihren Werken, verfahren wären. Sie ſtelleten ſie den Augen aller Welt, und ſonderlich der Kenner bloß, ehe ſie dieſelben aus den Händen ließen: und ganz Griechenland urtheilete von ihren Werken in den großen Spielen, ſonderlich in den olympiſchen. Sie wiſſen, daß Aetion ſein Gemäld von Alexanders Vermählung mit der Roxane, dahin brachte. Sie hätten mehr als einen Proxenides, der dort den Künſtler richtete, nöthig gehabt. Wenn Sie nicht gar zu heimlich mit ihrer Schrift geweſen wären: ſo hätte ich dieſelbe, ohne den Namen des Verfaſſers zu melden, einigen Kennern und Gelehrten, mit denen ich hier in Bekanntſchaft gekommen bin, vorm Drucke mittheilen wollen.

Einer von ihnen, hat zweymal Italien, und die Gemälde der größten Meiſter an den Orten ſelbſt, wo ſie gemachet ſind, ganze Monathe angeſehen. Sie wiſſen, daß man nur auf dieſe Art ein Ken-

die Griechen nur Schüler und Nachahmer dieſer Völker geweſen. Hernach folget gleich: Minerva habe den Griechen, wegen der gemäßigten Jahreszeiten, ihren Wohnplatz da angewieſen, als in einem Lande, welches kluge Köpfe hervorbringen würde. Iſt das nicht zu franzöſiſch philoſophiret? Warum bringt denn Griechenland nicht noch itzo kluge Köpfe hervor, nämlich ſolche, die nicht nur Fähigkeit, ſondern auch wirklich Geſchicklichkeit zeigen?

ner wird. Ein Mann, der ihnen so gar zu sagen weis, welche von des Guido Reni Altarblättern auf Taffend, oder auf Leinwand gemalet sind; was für Holz Raphael zu seiner Transfiguration genommen, u. s. w. Dessen Urtheil, glaube ich, würde entscheidend gewesen seyn!

Ein andrer von meinen Bekannten hat das Alterthum studiret. Er kennet es am Geruche.

Callet et Artificem solo deprendere odore.
Sect. Sat.

Er weis, wie viel Knoten an Herkuls Käule gewesen, wie viel Nestors Bächer, nach heutigem Maaße gehalten; ja man saget, er werde endlich in Stande seyn, alle Fragen zu beantworten, die Kaiser Tiber den Sprachlehrern vorgeleget hat.

Noch ein andrer hat seit vielen Jahren nichts als alte Münzen angesehen. Er hat viel neue Entdeckungen, sonderlich zur Geschichte der alten Münzmeister gemachet: und man saget: er werde die Welt, durch einen Vorläufer von den Münzmeistern der Stadt Cyzicum sehr aufmerksam machen. Wie sicher würden sie gefahren seyn, wenn ihre Arbeit vor den Richtstuhl solcher Gelehrten wäre gebracht worden ꝛc.

Mit einem so feinen satirischen Salze weis der Herr L. R. v. H. seine Schriften zu würzen. Er fährt damit noch weiter fort, Vorwürfe und Ausstellungen solcher gel. Kenner, zu melden; die aber insgesamt lächerlich sind, und bald einen Engel aus Raphaels Werken, bald aber den Bart Laokons

und

schneeweis, Silberquell, Hornwerk, schnurgleich, schnurstracks, Ambralüfte, Bruderliebe, Riesenlänge, Purpurfarbe, Perlenthau. Zuweilen liegt die Vergleichung in dem letzten Worte, als: Sorgendorn, Thränenlauge, Sündenrus. 2) Zuweilen wird eine eigentliche Beschreibung gegeben ohne Vergleichung, nach der wahren Beschaffenheit der Sache, oder nach einer Haupteigenschaft, da denn ein Wort das andere erkläret, und die Fragewörter, wie, was, für, zu verstehen sind. Als: Plattgehölt, scharfgeschliffen, Spitzmaus, todkrank, erbeigenthümlich, Abendstunde, Eilfertigkeit, Gegenschall, Klapperstorch, Gluckhenne, (von der natürlichen Stimme der Hennen, dergleichen Zusammensetzungen die Niederdeutschen mehr haben, als: Muhkoh, Pipvogel, Bälamm, Brummbär, Singsang, Quaackente, Kükrükühan, ꝛc.) Rindvieh, Hornvieh, Federvieh, Helpurpurfarbe, Baumschule, Fischmarkt, Scheingut, Bluturtheil, Maulaffe, Mahlzeichen, Schneidermeister, Weitschweifigkeit, Schandfleck.

§. 23. Zuweilen wird eine fernere Erklärung gegeben 3) durch Beyfügung der Materie, woraus oder womit die Sache gemacht ist, darunter aus oder von oder mit zu verstehen ist, als: Goldgestickt, blutbesprützt, Erdreich, Schiefertafel, (das Wort Schiefer kommt vielleicht von dem Hebräischen Wort *Schiber*, er hat zerbrochen, her, weil der Schieferstein gebrochen werden muß.) Jammerlohn, wasserreich, Schwefelpfuhl, Wassermüller, Purpurmantel, Blumenkranz, Gerstenbrodt, salzgemischt. Oder die Materien, worinn es geschehen;

und Mosis, bald die Peplen der Vestalen, bald den Schleyer der größten Vestale zu Dresden betreffen. Diese Vestalen überhaupt, finden viel Widerspruch. Es ist nicht bewiesen, daß sie von griechischen Händen sind. Der Marmor, daraus sie bestehen, soll nicht Lychnites seyn; ja sie sollen nicht einmal Vestalen seyn.

Der Münzengrübler hat gesaget: der V. hätte die schönste Gelegenheit vorbey gelassen zu sagen, was die Alten durch eine viereckigte Nase meynen. Aber H. v. H. hat das Herz zu sagen, daß die Nasen an einigen der berühmtesten griechischen Statüen, ja an der mediceischen Venus selbst, viel zu dick scheint, als daß sie unsern Künstlern für ein Muster der schönen Natur seyn könnte: ein Urtheil, welches ein hiesiger blinder Verehrer des Alterthums, der nun zu seinen Vätern gefahren, gewiß für eine Lästerung gehalten haben würde.

Indessen kömmt derselbe auf einige ernstliche Erinnerungen, die er selbst machet. Die eine betrifft die Rettung des Nordens, von dem Vorwurfe des fehlenden Geschmackes. In Schweden ist das Bild eines großen Künstlers in einem Stalle gefunden worden. Der Herr Verf. meynt, dieß sey aus Teßins Briefen genommen. Aber es steht schon in der Christina Leben. Nichts ist begreiflicher, als solch ein Schicksal, wenn von Soldaten, Städte geplündert werden. Sollen denn alle Musquetier Geschmack haben? Indessen dienet es den Deutschen und Schweden zu großem Troste, daß auch französische Seelen und Hände nicht besser mit

schönen

schönen Schildereyen umgegangen. Als Bonn, die Residenz des Churf. zu Cöln von den Franzosen geplündert ward, schnitten sie die großen Gemälde ohne Unterschied aus den Rähmen, und spanneten sie über die Bügel der Feldwagen, worauf die Kostbarkeiten des churfürstlichen Schlosses nach Frankreich geführet wurden. Das waren nun die feinsten Kenner von Europa, die unter einerley Clima mit dem griechischen Himmel, gebohren und erzogen waren.

Doch das war nur der Eingang. In dem folgenden wird er noch ernsthafter: und seine Erinnerungen betreffen 1) die griechischen Nachläßigkeiten. Z. E. daß Phidias seinen Zevs zu groß gemachet; weil er mit dem Kopfe das Dach des Tempels würde durchgestoßen haben, wenn er aufgestanden wäre. Man müsse auch den Begriff der Nachläßigkeiten bestimmen, und ja nicht alle Fehler der Alten unter diesem Namen mit durchschleichen lassen. Z. E. wie ein Bewundrer der alten Münzen, die ungeheuren Aehren in der Hand einer Ceres, auf einer Münze, wohl gar zu einer Schönheit machen wollte; ob sie gleich wider alles malerische Verhältniß der Größen waren. Da sieht ein solcher blinder Anbether des Alterthums seine Schnitzer wie ein Vater die Mängel seiner Kinder an:

Strabonem
Appellat Pætum pater, et pullum, male parvus
Si cui filius est.

Der

Der H. v. H. schreibt hier vollkommen nach unserm Sinne, als ein Kenner ohne Vorurtheil; der auch den Alten nichts schenket, um der Abgötterey vorzubeugen, dazu gewisse Leute gegen sie so geneigt sind. Das Rebhuhn des Protogenes bey seinem Jalysus, des Dioscorides Diomedes, in einem geschnittenen Steine, des Félix Verbesserung davon, der Diomedes beym Mariette, Polyklets Doryphorus, u.d.m.

A. d. 61. S. wird von dem Geheimnisse der Griechen, aus blauen Augen schwarze zu machen, geredet; wo es an Zeugnissen der Alten fehlen will. Der Mangel der Blattergruben wird bey den Athenienſern durch einen andern Fehler ersetzet, der sie am Hintertheile getroffen. Das Nackende der Griechen, soll zu Paris an der Seyne, vom 6ten bis zum 50sten Jahre im Sommer zu sehen seyn; wir wissen nicht, ob an beyden Geschlechtern?

Auf d. 63. S. werden die neuern Bildhauer vertheidiget, die man gar zu tief unter die griechischen herunter gesetzet. Wenigstens haben die Alten keine schöne Kinder bilden können. In Wien hat in sieben Jahren kein Mensch nach einem antiquen Cupido zeichnen wollen. Ihre mit Haaren bedeckten Stirnen taugen nichts. Selbst Antinous erscheint überall so finster. Bernini zog Lud. dem XIV. die Haarlocken aus den Augen, und sagte ihm: Ein König könne seine Stirn der ganzen Welt zeigen: und das ward bey Hofe zur Mode.

Die halberhabenen Figuren werden aus ihrer Quelle hergeleitet. An den Säulen der Borromäi Kirche zu Wien, trug dadurch nicht Matielli, son-

ſondern Mader, ein Deutſcher, den Preis davon. Die Gedanken davon ſind gründlich. Er beſcheidet ſich zwar, daß er ausſchweife; allein ſolche Ausſchweifungen ſind allen Künſtlern nützlich, wenn ſie ſelbige nur leſen wollten. Es wäre zu wünſchen, daß ſie ſelbſt die Geheimniſſe ihrer Kunſt beſchreiben möchten. Allein das überſteigt ihre Kräfte. Salvator Roſa ſchreibt mit Wahrheit von ihnen:

Ma di coſtor, che à lavorar s'accingono
Quattro quinti, per dio, non ſanno leggere.
Sat. M.

das iſt.

Doch von der Künſtler Zahl, die ſich zur Arbeit wendet,
Kann kaum der vierte Mann, ja kaum der fünfte leſen.

Unſer Sandrart hat was mehr gekonnt, und auf ihn berufet ſich alles. Allein, außer einigen hiſtoriſchen Nachrichten, iſt ſeine Anweiſung überaus ſeicht und unzulänglich. Ja es fehlet ihm überall an Theorie.

Auf der 70. und 71. S. kommen ſchöne Nachrichten vom Michel Angelo und Bernini vor. Auf der 72ſten vertheidigt er den Jordans; und das Urtheil eines Kenners, von der Wahrheit, im maleriſchen Ausdrucke, iſt werth, daß man es auch hier leſe, weil es ſo vielfältig übertreten wird: wenn unſre Künſtler uns in Kleidern, die wir nicht tragen, bey großen Säulen und Tapeten, die wir in unſern Häuſern gar nicht haben, u. d. m. ſchildern. „Die Wahrheit, heißt es, iſt der Grund und die Urſache der Vollkommenheit und der Schönheit: eine Sache

che, von was für Natur sie auch ist, kann NB. nicht schön und vollkommen seyn, wenn sie nicht wahrhaftig ist, alles was sie seyn muß; und wenn sie nicht alles das hat, was sie haben muß.

So würden wir fortgehen, und noch viel schönes anmerken können, wenn unser Platz es zuließe. Allein wir wollen das Werk nicht entbehrlich machen, sondern nur Lust dazu erwecken. Derjenige Künstler, der das Herz, und Verstand genug hat, dieß zu lesen, wird uns gewiß dafür danken.„

Auf eine so freundschaftliche Auffoderung eines großen Kenners, gehörte gewiß eine artige Antwort. Und daran hat es Herr Winkelmann nicht fehlen lassen. Die Einsicht, Bescheidenheit, und Billigkeit führen auch ihm die Feder. Er hat sie aber als ein Reisefertiger aufgesetzet, und ihr folglich nicht alle Vollkommenheit geben können. Doch ist eine schöne Gelehrsamkeit und Belesenheit von malerischen und bildhauerischen Werken, der Hauptcharackter der Schreibart des Hrrrn Verfassers.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Antworten, die der Herr Verf. seinem Freunde giebt, beybringen wollten. Er übergeht indessen nichts. Einiges räumet er billig ein, weil es ihm nicht zuwider ist; einiges schränket er ein; einiges vertheidigt er. Z. E. des Phidias Jupiter; weil es die Unendlichkeit Gottes vorstellen sollen, die alles erfüllet, und nirgends recht Raum hat. Ferner das Clima der Griechen. Er erläutert es mit dem Beyspiele der Franzosen; und meynet Spuren gefun-

funden zu haben, daß die Gallier zu Cäsars Zeiten schon eben solche Leute gewesen, als die heutigen Nachkommen der deutschen Franken. Er führet ein Zeugniß Kaiser Julians an: daß zu seiner Zeit mehr Tänzer, als Bürger zu Paris gewesen. Er führet noch mehr Beyspiele, Gründe und Zeugnisse an, die beweisen sollen, daß das Clima schöne Menschen bilde. Uns hat indessen das alles nicht überzeuget. Schöne Leute sind überall selten. Von der Sprache glauben wir eben das. Pohlen hat einerley Clima mit Frankreich. Aber sind ihre Sprachen gleich sanft? Italien und Griechenland auch: und doch klaget ein griechischer Gregor. Thaumaturgus im Paneg: an den Origenes: daß die römischen Gesetze in einer Sprache geschrieben wären, die schrecklich klänge. Aber freylich waren die Griechen so sehr in sich allein verliebt, als die heutigen Franzosen.

Es ist indessen ein großes Vergnügen, alles das zu lesen, was dieser freundschaftliche Streit zweener großen und gelehrten Kenner der schönen Künste hervor gebracht hat. Wenn man den einen liest, so giebt man ihm recht: und wenn man die Antwort liest, so zweifelt man, ob sie nicht eben so gründlich ist. Wie gut wäre es um die kaiserliche Akad. der Künste zu Augsp. bestellet, wenn sie viel solche Mitglieder hätte!

VI.

D. Daniel Heinrich Arnolds Zusätze zu seiner Historie der königsbergischen Universität, nebst einigen Verbesserungen derselben, auch zweyhundert und funfzig Lebensbeschreibungen preußischer Gelehrten. Königsberg, in Verl. sel. Hartungs Wittwe, 1756. im gr. 8.

Herr D. Arnold, der Theol. Professor zu Königsberg, und dritter Hofprediger daselbst, hat vor etlichen Jahren eine so ausführliche Geschichte dieser hohen Schule, in zween starken Octavbänden geschrieben, daß wenige Universitäten eine so vollständige Historie aufzuweisen haben. Wie es aber in historischen Untersuchungen zu gehen pflegt, daß einem nicht alle nöthige Materialien zugleich in die Hände fallen: so hat auch der Herr D. A. nach der Zeit noch manches entdecket, was seinem Werke zu einer Nachlese dienen kann. Einiges sind bloße Zusätze und Ergänzungen; einiges aber sind auch Verbesserungen. Wäre es von dem gedachten Werke bald zu einer neuen Auflage gekommen; so würde er dieselben dabey an gehörigen Orten eingeschaltet haben. In der Ungewißheit aber, ob er eine solche Ausgabe erleben werde, hat er sehr wohl gethan, daß er seine Sammlungen besonders ans Licht stellet. Sie werden einem künftigen Ausgeber sehr gute Dienste thun.

Er hat indessen bey dem Vortrage die Vorsicht gebrauchet, daß alles, auch ohne das Hauptbuch

bey der Hand zu haben, verstanden werden kann. Ist gleich eben dadurch mancher Aufsatz etwas länger gerathen; so ist dabey doch mehr gewonnen, als an dem wenigen Papiere verlohren worden. Die angehängten Lebensbeschreibungen, halten nur Nachrichten von verstorbenen, und zur Geschichte des königlichen Preußens gehörigen Gelehrten in sich. Sind sie nicht alle von gleicher Wichtigkeit: so werden doch theils die Liebhaber der gelehrten Geschichte, theils wenigstens die preußischen Patrioten es ihm Dank wissen, daß er sie der Vergessenheit entrissen hat. Von wieviel unscheinbaren und unerheblichen griechischen und römischen Weltweisen, Geschichtschreibern, Rednern und Dichtern, haben nicht ein Diogenes Laert. Cicero, Vossius, Stanley, le Fevre, Lilius Giraldus, u. a. m. Nachrichten gegeben?

Aus einem Buche von dieser Art, läßt es sich schwerlich einen Auszug machen. Es besteht aus lauter einzelnen Stücken u. Anmerkungen, die in die Hauptgeschichte eingeschaltet werden müssen. Es sind Nachrichten von Geburtsjahren, von Todestagen, von Beförderungen, und Schriften; von Streitigkeiten und andern Begebenheiten der Gelehrten. Von den ganzen Lebensbeschreibungen, die a. d. 112. S. anheben, wollen wir nur einige Namen melden. Sie heißen Adersbach, Agricola, Ammon, Appel, Arnold, Bartsch, Baumgarten, Beckenstein, Behm, Behrend, Blume, Bodenstein, Böhm, Böhnke, Bornmann, Boy, Bredelo, Büthner, Cäsar, Joh. Camerar, Christiani, ein Paar Ciegler, Cluver, Colb, Colberg, Columbus, Concius

cius, Corſch, Coſter von Roſenberg, Crell, Curſor, von Derſchau; Deutſch, Dörfer, Dreyer, Dreßler, vom Ende, Engelbrecht, Erasmi, Fabricius, Falk, Farenhorſt, Fiſcher, Flottwell, Frieſen, Gaſſer, Gottſched, Gregorov, Grube, u. a. m. die zum Theil noch viel merkwürdiger ſind, und ſelbſt dem großen Gelehrten Lexico, zu einem anſehnlichen Beytrage dienen können.

VII.

Grammatica linguæ Bohemicæ, oder die böhmiſche Sprachkunſt, beſteht in vier Theilen, benanntlich der Orthographi, Ethymologi, der Syntaxi, der Proſodi, oder Ausſprachkunſt. Allen Liebhabern dieſer Sprache, ſowohl Lehrenden, als Lernenden zu einem erforderlichen Werkzeug, gefertiget von Joh. Wenzl Pohl, Jur. Pr. und in der kaiſ. kön. Kriegs Acad. p. t. dieſer Sprache Lehrern. Wien, Prag und Trieſt. Verl. bey Joh. Thom. Trattnern 1756. in groß Octav.

Der Herr Pohl, hat es für gut befunden, ſeine Sprachkunſt dem heil. Wenceslao zu zueignen; den er ſo anredet: „hochpreislich heiliger Landes Patron, „WENCESLAE! Es hat der Herr „aller Herrſcheren in Beſtand des ſämmtlichen menſch„lichen Geſchlechts, unter andern unermeßlichen „Vorſichtigkeits-Würkungen, auch dieſe an ſelbten

„bewürket ꝛc. Man kann leicht denken, was für schöne Kernreden noch weiter hier vorkommen werden. Z. E. eine wohlverpflogene Befolg, ein ewig gekrönter Landesfürst, eine Mühe-volle Last, eine Krone dem gekrönten Haupt aufrücken, ein förchterlicher Held; eine fürträglichere Würde, ein Fürsteher am Throne des Allerhöchsten; der durch erregte Religions-Spaltung in den Wuth gerathene Mars; eine Menge deren in der Landessprache verfaßten ruhmwürdigen Büchern, sind dem Vulcano zum Opfer gerathen; die in weitsichtigen Ländern Platzgreifende Sprache; die itzige Kaiserinn, ist gleichsam einer hellglänzenden Sonne in den böhmischen Horizont gepflanzet; die Abstillung des Anliegens; sein Buch ist an sich selbst ein gringes, aber durch die Würde und Glorie seines Namens groß werdendes Werklein, darüber er schutzbare Hand halten, und dem vaterländischen Heyl früchten möge u. d. m.

In der Vorrede kommen eben dergleichen Blumen vor. Z. E. des mehrern, beangenehmen, der Natur zunahen und beypflichten. Den Leser erachtet er nicht von dergleichen Gelüster zu seyn; u. s. w. Von seiner Sprache saget er: daß sie in dem größten Theil von Europa gesprochen werde, nicht nur in Hungarn, Dalmatien, Croatien, Sclavonien, Servien, Bosnien, der Wallachey, Moldau, und Bulgarien, sondern auch durch Pohlen, Litthauen, Rußland, Ukrain und Tartarey, dann durch das gesammte kleine Asien, bis an Armenien und Persien. Er schließt: „Vernehme an mit dieses wenige, das mehrere

Kupferstich, Marmorbruch ꝛc. Durch Beyfügung 4) des **Werkzeuges**, womit etwas geschehen: Schwerdtschlag, Handschlag, handhaben, Schiffahrt, Stockschläge. Durch Beyfügung 5) der **Quelle**, des **Ursprungs**, und der **Ursache**, woraus etwas entspringet und herkommet, darunter aus oder von zu verstehen ist, als: Schamroth, Freudenfeuer, Nothdurft, Nothmittel, Herzensinbrunst, Glaubensfreudigkeit, Lustspiel, d. i. aus Lust, Wurmstichig, Freveltat, Nägelwunden, wie man auch sagt, Nägelmaal; Angstgeschrey.

§. 24. Zuweilen wird angezeiget 6) die **Sache**, womit was zu thun hat, auf die Frage worüber, wovon, womit, worinn, als: Halsgerichte, Stammbuch, Glaubenslehre, Naturkunde, Menschenliebe, landverderblich, ehrenrührig, Backenschläge. 7) Die **Sache**, womit man beschweret, erfüllet, begabet und versehen ist, darunter oft voll zu verstehen ist: Jammerzunge, Blumenbeet, Angstbeschwerden, blutgefüllt, Anmuthsblicke, Sündenherz, Wunderkampf, morderfüllt, Schwefelrachen. 8) Die **Sache**, die man an den Tag legen will: Freudenbezeugung, Rathgeber, Zetergeschrey. 9) Die **Sache**, die man meidet, da vor zu verstehen ist: Kreuzflüchtig, Menschenfurcht, Leutescheu.

§. 25. Es wird 10) der **Ort** angezeiget wo etwas ist, woher es kommt, wohin es gehet: Stadtschule, Domschule, weltberühmt, weltkündig, Mordschein, Grundsuppe, Himmelbrodt, himmelschreyend, reichskündig, Fersenstich, landüblich, Hauszucht, Angelstern, Tischgebet, gottselig, Hauptputz,

„rere aber bey dir selbst erwege, und was bestens „seyn wird, erwähle.

Aus der Sprachlehre selbst, können wir von dem Böhmischen nichts sagen; weil wir es nicht verstehen. Nur das ist merkwürdig, daß selbiges, wider aller Sprachen Art, Wörter ohn alle Vocalen hat: Z. E. Prst, Finger, Brst, Handvoll, Smrt, Tod, Whrl, er hat geschoben. Allein im deutschen finden wir allerley artige Blumen. Z. E. verböhmischen, ansonsten, sammentliche, obenthalbene, gedruckter, für gedruckt, der gezohene, Düpflein, die Lindwerdung, anderte, kommeten, Zusamzug, hierortigen, behaltet, wiederumen, eine Mause, ein Zweydeut, benahmset, ein Begrief, mitsamen, Zuwort (Adverb.) Zwischenwurf (Interjectio) derley, von darumen, Kandtschaft, allmahlen, verzweyfachte Dinge, Erlinderung, geneset, zugemeynet, einbleibende Wirkung Baberl Mann. Diese Wörter sind nur aus den ersten Bogen; indessen wollen wir damit dem Buche im Böhmischen seinen Werth nicht absprechen; der Hr. V. scheint mit seiner Sprache sehr bekannt zu seyn, und von seinen Regeln ziemlichen Grund zu wissen. Der Druck und das Papier sind auch so sauber, als mans aus der Trattnerischen Druckerey gewohnt ist; und sind allerdings zu loben. Wenn sich der Herr V. etwas mehr aufs Deutsche leget, so wird eine neue Auflage gar leicht noch eine bessere Gestalt bekommen.

VIII.

Versuch über die Veränderungen in der menschlichen Seele, worinnen der Weg zu einer genauen Kenntniß derselben gebahnet wird, von Joh. Jakob Hentschen. Leipzig, bey Bernh. Christoph Breitkopfen 1756. in 8.

Nachdem sich der Hr. Verfasser durch verschiedene mathematische Schriften in lateinischer und deutscher Sprache rühmlich gewiesen hat; schreitet er auch zur Philosophie fort. In diesem Werkchen ist er bemühet, die Lehre von der menschlichen Seele aufzuklären, die vielen noch als ein Räthsel vorkömmt: weil sie das nicht lesen wollen, was so viel tiefsinnige Männer davon in grossen Werken geschrieben haben. Dahin rechnen wir das lockische Werk, vom menschlichen Verstande, wooon wir ehestens eine recht schöne deutsche Uebersetzung zu gewarten haben. Sie ist wirklich bereits unter der Presse: und Hr. Prof. Poley zu Weißenfels, wird sich dabey in den Anmerkungen selbst als einen tiefsinnigen und gelehrten Weltweisen zeigen; wie wir aus denen Proben urtheilen können, die wir davon in Händen haben.

Dahin rechnen wir ferner die wolfische Psychologie; die aber vielen, theils als ein lateinisches, theils als ein großes Buch nicht ansteht. Hier versieht sie nun, Hr. M. Hentsch, mit einem kleinen; welches

ches zwar kein Auszug aus jenem ist, doch aber von den wolfischen Grundlehren nicht weit abweicht. Der Hr. Verfasser denket selbst, und giebt seinen Untersuchungen einen so ursprünglichen Schwung, daß ihm alles eigen zu seyn scheint. Er hat auch eine feine Gabe der Deutlichkeit und des guten Vortrages, der sich zu philosophischen Sachen schicket. Er jaget dem Witze nicht nach; er hüpfet nicht nach Art der Schmetterlinge von einem aufs andre, um das sogenannte **Lebhafte** oder **Rührende** zu erhaschen; sondern er suchet das **Gründliche** zu erreichen.

Seine Worte davon sind in der Vorrede merkwürdig. „Es hat zwar, heißt es, die mit anmuthigen Farben und Schilderenen des Witzes ausgeschmückte Lehrart dieses Besondre, daß sie die Sinne und Einbildungskraft rühret, und geschickt ist, die Gemüther einzunehmen, und gleichsam zu fässeln. Allein weil sie den Verstand des Menschen nicht erleuchtet, und der Beyfall weg ist, sobald die Bilder uns nicht mehr vor Augen schweben: so kann eine solche Lehrart in Wissenschaften, worinn man nach dem Grunde der Sachen fraget, nicht statt finden.„

Er hat Recht; und diese Schriften kommen uns nicht anders, wie die Schattenspieler mit der magischen Laterne vor, die eine Zeitlang dienen, Kinder zu belustigen; da ein Kranach und Rubens für die Ewigkeit malen, und Kenner vergnügen.

Die Hauptstücke dieses Tractats zeigen seinen Inhalt. Nach einem Vorberichte von der menschli-

chen Seele, wird in der I. Abhandlung die Folge der Veränderungen im Verſtande gezeiget. Das 1. Cap. handelt von der Seele überhaupt; das 2) von den Empfindungen; das 3) von den Einbildungen; das 4) von den Erinnerungen; das 5) von der Reflexion und der Aufmerkſamkeit.

Die zweyte Abhandlung zeiget die Folge der Veränderungen in dem Willen, und handelt im 1. C. von Begierden und Verabſcheuungen; im 2) von den Leidenſchaften; im 3) vom Einfluſſe des Verſtandes in den Willen; im 4) von der Freyheit der menſchlichen Seele. Dieß alles iſt auf 136 S. ausgeführet, und alſo kurz genug, daß es unſre flüchtige Zeiten in wenig Stunden überſehen können; wiewohl der fleißige Hr. Magiſter auch ordentliche Leſeſtunden darüber hält.

IX.

Der beſchämte Aberglauben im Stufenjahre. Eine poetiſche Erzählung.

CVNAEVS
in Orat. de Ann. Climact.

Equidem ego, ut veterum receptiſſimis ſententiis non libenter obluctor; ita exiſtimo, ſervile, & ingenuo homine indignum eſſe, præjudicatis opinionibus ſe mancipare.

Er

Er ſtirbt, mein Fürſt, der tapfre Held;
Dieß große Muſter ſeltner Gaben,
Soll unſer Land nicht länger haben.
Ein Stufenjahr raubt es der Welt.
Wie ſelten hat es doch gefehlet,
Daß Sieben, ſo man eilfmal zählet,
Die Greiſe nicht getödtet hat?
Hier kann kein Kraut von Hyblens Spitzen;
Kein kluger Arzt aus Gilead;
Kein Stein aus Japan ſicher ſchützen.

Und, wie viel Schilde dieſer Welt,
Hat dieß verwünſchte Jahr der Stufen,
Ins Land der Ewigkeit gerufen,
Und ihnen längſt den Fall beſtellt?
Dann ſterben auch die größten Helden;
Wie ſichere Geſchichte melden.
Ja, ja, des Landes Herr ſinkt auch;
Der Unterthanen Haupt wird ſterben.
Des Stufenjahres giftger Hauch
Wird treuer Bürger Luſt verderben.

O! legt die Feyerkleider ab,
Ihr Redlichen, beym nahen Leiden!
Hängt eure Harfen an die Weiden!
Thaut Thränen auf des Fürſten Grab!
Laßt uns, obgleich in matten Schriften,
Ihm, eh er ſtirbt, dieß Denkmaal ſtiften:
Hier ſchläft ein kronenwerthes Haupt!
Hier ruhen unſers Fürſten Schaalen,
Den uns ein Stufenjahr geraubt.
Verdammtes Jahr! verfluchte Zahlen!

Bigot, des Fürsten Unterthan:
Zum Scheine zwar im Wandel richtig;
Zum Denken aber gar nicht tüchtig,
Fing dieses Lied der Klagen an.
Er pflegt mit Saul, und andern Alten,
Auf Wahrsagungen viel zu halten:
Er achtet Vögel und Gestirn,
Und prophezeiht aus seinem Fenster:
Voll Aberglaubens im Gehirn,
Hält er die Schatten für Gespenster.

Es hatte dieser treue Freund
Der Zeichendeuter und Propheten,
Die Menschen nach den Zahlen tödten,
Der Augen Naß fast ausgeweint:
So warf auf ihn zu seinem Glücke
Ein Feind des Aberglaubens Blicke.
O Thor! sprach er, was machst du doch?
Und wozu dienen deine Schmerzen?
Dein Landesvater lebet noch.
Verbann den Kummer aus dem Herzen!

Wie? läßt in diesem Stufenjahr
Der Herr der Großen dieser Erden,
Sie allezeit zu Staube werden?
Entgeht denn niemand der Gefahr?
Hat diese Zahl das höchste Wesen
Zum Ziel des Lebens auserlesen?
Ists da ums Leben stets geschehn?
Kömmt Kraut und Arzt nunmehr zu späte?
Hilft nun kein zuversichtlich Flehn?
Nichtswürdger Träumer und Prophete!

Kaum schloß der Kluge seinen Spruch:
So schrieb ich die geprüften Lehren,
Die ich das Glück genoß zu hören,
Ganz wohlbedächtig in ein Buch.
Die Wahrheit schien sie zu bestärken:
O möchte sie die Thorheit merken!
Ich las, und prüfte jedes Wort.
Und, welch ein Vortheil! jede Zeile
Trieb den verhaßten Argwohn fort,
Und wies der Einfalt Vorurtheile.

Ihr Aberwitz ist sonnenklar.
Der Fürst von so gerühmter Tugend
Blüht itzo noch, wie seine Jugend
Vor dreyßig, vierzig Jahren war.
Der weise Mann hat nicht gelogen;
Der Träumer sich recht grob betrogen.
Getrost mach ich nunmehr den Schluß:
Ein Kluger kann die Furcht ersparen;
Wer glaubt nun, daß man sterben muß,
In einem von den Stufenjahren?

Benjamin Christoph Olearius,
der Weltweisheit Magister.

X.

Abi'l Walidi Ibn Zeiduni, Risalet,

seu Epistolium arabice & latine cum notulis edidit, J. J. Reiske. Lipsi. prostat in Off. Gleditschiana, 1756.

Unser

Unſer gel. Herr D. Reiske, der der arabiſchen Sprache öffentlicher Lehrer iſt, bekennet gleich im Anfange dieſer Schrift, daß man es ihm mehrmals übelgedeutet, daß er ſeiner Pflicht, in Haltung arabiſcher Vorleſungen, nicht nachkäme. Er hat aber Urſachen dazu gehabt. Wenn ſich einige Zuhörer fanden, die ſolche Sprache bey ihm treiben wollten: ſo pflegte er ihnen aufrichtig zu ſagen: ſie ſollten lieber nicht anfangen, die erſten Buchſtaben derſelben zu faſſen, dafern ſie es nicht zur Vollkommenheit zu bringen gedächten. Verſtändige pflegten die nur auszulachen, die ſich einbildeten, mit den Anfangsgründen die ganze Sprache gefaſſet zu haben: und es ſchicke ſich für keinen weiſen Mann, die Bewunderung des Pöbels zu ſuchen. Es verlohne ſich alſo nicht die Mühe, anzufangen: dafern ſie es nicht ſoweit zu bringen gedächten, daß ſie arabiſche Bücher fertig leſen und brauchen könnten.

Dadurch ließen ſich nun zwar nicht alle abſchrecken: doch wenn es zur Sache ſelbſt kam; ſo wies die Erfahrung, was ihre Bemühungen fruchtlos machete. Es war ſehr ſchwer, eine nicht gar zu nüchterne arabiſche Sprachkunſt zu bekommen. Die erpeniſche nämlich koſtet zu viel, als daß ein armer Prophetenjünger ſie anſchaffen könnte. Die übrigen Studirenden aber fragen nichts nach dem Arabiſchen. Wollte man nun noch weiter gehen; ſo wäre es noch ſchwerer, einen Alkoran, und am ſchwerſten, andere arabiſche Bücher zu bekommen. Denn es giebt ſehr wenig gut abgedruckte Werke dieſer Art; ſie

ſind

sind in Buchläden kaum zu finden, und kosten sehr viel. Da es nun an einer Grammatik, an einem Wörterbuche, und an Büchern fehlet: wie will man denn das Arabische von ihm lernen?

Doch will er seinen Eigensinn fahren lassen; und thun, soviel er kann. Melanchthons und Camerars glükliche Zeiten sind vorbey. Denn unsre gemächlichen Studenten, sind aus Nachsicht gutwilliger Lehrer verwöhnet, und wollen in Privatstunden selbst nichts thun, sondern alles auf den Lehrer ankommen lassen. Er soll lesen, und erklären, und alle Worte auflösen. Erkühnt er sich sie zu fragen, und zu prüfen: so verlassen sie ihn, weil sie keine Schulknaben mehr seyn wollen; wie es ihm neulich gegangen, als er Aristophans Wolken erklären wollen. Er will sich nunmehr der Zeit bequemen, und läßt in dieser Absicht ein arabisches Werklein abdrucken, welches seinen Lehrlingen zur Uebung dienen soll.

Auf der Leidenschen Bibliothek, ist eine Handschrift, daraus ers genommen, und nebst vielen andern Stücken derselben übersetzet hat. **Ibn Nobatah**, ist ein Ausleger von des **Ibn Zeiduni, Risalet**, deren es viele geben soll. Er hat zu Alcahir in Aegypten gelebet, und ist 686. J. nach der Flucht Muhameds gebohren, und achtzigjährig im 1366. J. Chr. gestorben. Der Verf. ist ol Wezir Abull Walid Ahmed, ein Sohn des Abdalla, des Sohns Galebs, **Ibn Zeiduni**, ein Spanier von Geburt, ein berühmter Cateb seiner Zeit, d. i. ein prosaischer Schriftsteller; der zu Corthoba im 1004 oder 5ten J. Christi gebohren worden. Er

hat

aber auch schöne Gedichte hinterlassen. Dieß Werkchen Risâlet, oder Resâlah, wie Herbelot es ausspricht, ist ein Brief eines vornehmen Fräuleins an einen Freyer, dem sie den Korb gegeben; und davon saget sie ihm die Ursachen. Wir wollen doch unsern Lesern einen Vorschmack davon geben. So hebt es an, nachdem das Lob Gottes und Muhameds vorhergegangen:

O! der du am Verstande Schiffbruch gelitten hast, den seine Narrheit dahin reißt, und dessen Verfall und schändliches Vergehen offenbar ist, indem er in seinen Mantel verwickelt strauchelt; der vor Blindheit die Sonne des Tages nicht sieht, dessen er geneußt, sondern wie eine Fliege ins Getränk fällt; und wie ein Zwiefalter ins Licht fliegt: du hättest wissen sollen, daß diejenigen sich sehr betrügen, die sich selbst gefallen, und sich bewundern; diejenigen aber gerades Weges ihres Wunsches theilhaftig werden, die selbst ihre Kräfte kennen, und sich nach ihrer Decke strecken. Du hast mir ein Geschenk geschicket, um meine Gunst anzuhalten, davon die Hände solcher Leute, als du bist, immermer leer seyn werden; und nach derjenigen Vertraulichkeit bey mir gestrebet, dafür alle deinesgleichen, die darnach streben, einen Faustschlag auf die Nase bekommen werden.„

Genug von den Galanterien der arabischen Schönen! Behüte der Himmel unser Frauenvolk, daß es nicht arabisch lerne!

XI. Aus-

fuß, Landgut. 11) Das Ziel wohin etwas gehet: Stückweg, fußfällig, erdgewöhnt, Feldzug. 12) Der Zweck, den man vor sich hat, der Nutzen oder Schaden, die Sache wozu man geneigt und verpflichtet ist: Lustspiele, d. i. Spiele zur Lust: Lustgerichte, Richthaus, Opferfeuer, Richtschnur, Holzaxt, Schreibpapier, Schandfleck, Deckmantel, Brennofen, Schutzrede, dankverbunden, Heilgebäude, Pflanzgarten, Sendschreiben, Schlupfloch, Lehrstücke, Luftloch, Lobgetümmel, Spottname. 13) Die Zeit, wenn etwas ist, oder gewesen ist, und wie lange es währen wird: Morgenröthe, Taufbund, Nachtschein, Nachtlicht, Nachtstücke, Morgenbrodt, Todfeind, d. i. bis in den Tod. Endlich so werden mit reich, würdig, voll, werth, los, weise, massen, halben u. d. g. allerley Worte gemacht und verknüpfet.

§. 26. Will man nun wissen, wie man die zusammengesetzten Wörter, die man theils in den Büchern findet, theils selber macht, beurtheilen solle, wie billig ist, und überzeuget werden könne, welches Wort gut, und welches verwerflich sey? so dienet darauf zur Antwort: Man muß prüfen, ob der Aehnlichkeit nach 1) die äusserliche, 2) die innerliche Gestalt recht und ungezwungen sey, und ob 3) auch in der Sache selbst nichts wiedersprechendes und ungereimtes anzutreffen sey, als: Lichtnacht. Denn das Licht leidet keine Nacht: wohl aber die Nacht ein Licht, daher man wohl Nachtlicht sagt. So auch göttlich tief.

§. 27. Es sind demnach folgende Wörter unrecht: 1) wo die gewöhnliche Verkürzung nicht

XI.

Auszug eines Schreibens an den Aufseher dieses Neuesten.

P. P.

Ich nehme mir die Freyheit, Eur. Wohlgeb. zu hinterbringen, daß, da mein Amt mich nothiget, und die Neigung, die ich bey mir verspüre, munter macht, darauf zu denken, wie die Instrumenta mathematica und physica, zu mehrerer Vollkommenheit gebracht werden möchten, ich so glücklich gewesen, verschiedene wichtige Verbesserungen anzubringen, welche ich nunmehro bey denen unter meiner Aufsicht gearbeiteten Instrumenten geliefert. Es ist bekannt, daß alle bisher bekannt gewesene Luftpumpen, jederzeit einen schädlichen Raum gehabt, welcher sich zwischen dem Hahn und dem Stiefel befunden, daß mit saurer Mühe ein großer Recipient hat ausgeleeret werden müssen, und daß man nicht zugleich beym evacuiren, hat eben die ausgezogene Luft comprimiren können. Diesen gedachten schädlichen Raum habe ich bey meiner neuen Art von Luftpumpen nicht nur gänzlich vermieden, sondern auch dafür geserget, daß mit der geringsten Mühe die Luft ausgezogen, und eben diese zu gleicher Zeit comprimiret werde. Wodurch nicht nur mehrere, sondern auch weit accuratere Experimente angestellet werden können. Sie besteht

aus

aus zween Cilindern, davon ein jeder 16 Zoll lang und 3 Zoll im Lichten weit ist. Sie ruhet auf einem zierlich verfertigten Tische, an welchem ein Schwungrad nebst zugehörigem obern Gestelle befindlich ist, um Sachen im vacuo schnell oder langsam zu bewegen; hat einen Compreßionscylinder von Kupfer, welcher 6 Zolle lang und 4 Zolle im Durchmeßer groß ist, nebst 4 Glocken von verschiedener Größe und messingenen Aufsätzen, einem Schlagewerk, Springbrunn u. einer kleinen Handantlia mit Ventilen. Außer diesen Stücken ist ein richtiger Inder, um zu sehen, wie stark die Luft verdünnet, nebst andern kleinen Maschinen, die zur Luftpumpe gehören. Alle diese Stücke sind aufs accurateste und zierlichste von Messing verfertiget, daß sie nicht nur den englischen gleich kommen, sondern sie an Accuratesse noch weit übertreffen. Der seel. Mathematicus Leupold verkaufte dergleichen Stücke, nicht unter 600 Thl. und die Luftpumpe desselben hatte die wichtige Verbesserung und Vortheil, die Luft zu gleicher Zeit zu comprimiren nicht. Nach meiner Einrichtung aber könnte ich, wenn ich nur einige abzusetzen Gelegenheit hätte, eine solche Luftpumpe mit dem nahmhaftgemachten Zubehör vor 350, auch wol 320 Thl. verlassen.

Die zweyte Maschine ist eine Machina hydraulica universalis, welche die Gewalt des Wassers zeiget, die es erlanget, theils von dem Drucke der Luft, theils von seiner Höhe, theils durch die Expansion der Luft, theils durch die Dünste, also daß dieselbe alle bisher bekannte

kannte Arten, das Wasser zu nutzen, erkläret und beweist. Das Wasser springt aus zwo Röhren, und circuliret aus der untersten Etage in die obern, von der obern zur untern; daß man mithin mit einerley Wasser alle Versuche beständig anstellen kann. Ich brauche nicht zu erinnern, daß man dasjenige nur mit der Zeit ersetzen müsse, was durch die Ausdünstung weggeht. Man kann nach Gefallen die Maschine hoch springen lassen. In der untern Etage steigt es 3. Schuhe hoch, in der obern kann es 32 Schuhe hoch springen; die gantze Maschine aber ist nur 5½ Schuh hoch. Alle Theile derselben sind von polirtem Kupfer verfertiget, und das Gestell von Holze. Die Wasserkasten sind mit Bley ausgefüttert. Um die Maschine zu mehren Endzwecken zu nutzen, habe ich in der Mitte einen gläsernen Cylinder angebracht, in welchem, sobald das Wasser springt, die Cartesianschen Täucherlein ihre gewöhnlichen Bewegungen verrichten. Obgleich alle Theile in der genauesten Verbindung stehen; so kann man doch einen jeden Theil besonders arbeiten lassen. Diese Maschine könnte ich vor 80 Thl. lassen.

Ich habe auch Pyrometra verfertigen lassen, welche so empfindlich sind; daß sie so gar die Wärme der Luft anzeigen, und zweymal stärkere Wirkung haben, als diejenigen, welche der große Muschenbroek angegeben; wie auch Microscopia universalia, die nicht nur zur Anatomie der Insecten zu gebrauchen, und zum Theil so eingerichtet sind, als der geschickte Liberkühn machen lassen; sondern auch zu andern Observationen, mit größter Bequemlichkeit zu nutzen.

Dabey finde ich dieſes noch anzumerken nöthig, daß ich bey einem einzigen Objectivglaſe 3 verſchiedne ſtärkere Vergrößerungen gebe. Ein jedes dieſer Stücke iſt mit größter Accurateſſe und Zierlichkeit ausgearbeitet: und es kann ſowohl das Pyrometrum, als das Microſcopium jedes vor 50 Thaler verfertigt werden.

Meine Abſicht geht dahin, um zu zeigen, daß man in Deutſchland noch beſſere Arbeiten machen könne, als in Frankreich und England; und ich wollte, weñ ich nur in Abſetzung verſchiedner Stücke glücklich wäre, alhier eine mechaniſche Schule anlegen; in welcher ich mit der Zeit Leute ziehen könnte, wovon das gemeine Weſen einen großen Vortheil ziehen könnte. So viel verſichere ich, daß diejenigen Inſtrumente, welche ich durch meine Mechanicos bisher geliefert, alhier die größte Approbation gefunden. Nur fehlet es an fernern Abſatz, welcher nöthig iſt, wenn das Werk nicht ins Stecken gerathen ſoll.

Eur. Wohlgeb. werden nach dero gründl. Einſicht finden, daß, nach der ſehr kurzen Beſchreibung dieſer Stücke, ich gewiß nicht ohne Nutzen arbeiten laſſe; und ich ſehe mich daher genöhtigt, Dieſelben gehorſamſt zu bitten, vermöge Dero unſchätzbaren Liebe gegen mich, mir behülflich zu ſeyn, daß ich einige von dieſen gewiß ſehr wichtigen und nutzbaren Inſtrumenten abſetzen möge. Ich weis, daß Dieſelben nach Dero patriotiſchen Denkungsart die Maſchine deswegen nicht herunterſetzen, weil ſie in Deutſchland verfertiget, wenn ſie die ausländiſchen an Accurateſſe und Schönheit übertreffen: und da Dero

Na-

men und Anſehen ſo wichtig iſt; ſo hoffe ich, daß ich durch Eur. Wohlgeb. meine unſträfl. Abſichten erreichen, und entweder in Leipzig, oder einem andern Orte Liebhaber durch dieſelben finden werde; zumalen da der Preis ſo geringe iſt, daß ein Mechanicus, welcher ſein Brodt durch dieſe Arbeit haben muß, nicht im Stande ſeyn kann, für ſolche Preiſe dieſe Stücke in der Beſchaffenheit zu liefern. Die Quantität muß mich ſchadlos halten, und das Vergnügen an guter Arbeit, meine eigene Mühe, da mir alles durch die Hände gehet, bezahlen. Ich erſuche demnach Eur. Wohlgeb. mir die beſondere Freundſchaft zu erzeigen, und mein Unternehmen, welches ſehr hoch ins Geld läuft, durch dero Empfehlung beſtens zu unterſtützen und mir zu melden, ob ich hoffen könne, in Leipzig oder einem andern Orte einige Stücke los zu werden; dabey ſich aber verſichert zu halten, daß ich mehr halte, als ich verſprochen, und daß alſo dero Empfehl. denenſelben ſelbſt zum Vergnügen gereichen werde. Ich beſtehe mit aller Hochachtung

Eur. Wohlgeb.

Caſſel, den 29ſten Aug. 1756.

ergebenſter Diener
M. Jo. Gottl. Stegmann.
P. P. am hochfürſtl. Carol.

XII.

Lettre à l'Auteur de la Reponſe aux Remarques ſur les Finlandois, oppoſée à l'Analyſe raiſonnée du Journaliſte de Liege. A Francf. & Leipz. au Mois d'Août 1756. 1 Bog. in gr. 8.

Unſre Leſer werden ſichs erinnern, daß wir ihnen die Lettre adreſſée aux Auteurs du Journal encyclopedique bekannt gemachet haben. Auf ſelbige iſt bald darauf eine Analyſe raiſonnée & Reponſe zu Lüttich im Heumonathe herausgekommen. Dieſe war nun ein wenig grob gerathen; und hatte ſich aus Uebereilung an ganz unrechte Gegner gemachet. Ihre Klagen darüber kann man in den gött. gel. Anzeigen leſen.

Hier findet ſich ein dritter Gelehrter, der an den Urheber der erſten Anmerkungen über die Finnländer ein Schreiben abläßt. Es iſt ſelbiges der Analyſe raiſonnée der Herren Lütticher entgegen geſetzet; und man kann ſagen, daß es aus dem Walde widerſchallet, wie dieſe Herren hineingerufen haben. Der Anfang wird mit dem bekannten: Ingenii artifex venter, gemachet. Bey ſeiner bezeigten Grobheit ſtund es ihm trefflich an, von belle education und von manque de politeſſe zu reden! die gewöhnliche Sprache der gröbſten im Volke. Man ſaget ihm, er habe das ganze Anſehen eines wohlgerathenen Sohnes, der dem Zuchthauſe zu Bi-

cetre

cette entgangen, und großmüthig Paris verlassen, in dem rühmlichen Vorhaben, das übrige Europa zu unterrichten. Die anmuthige Spötterey des Hrn. Abts Coyer, in seinem Briefe an einen Großen *: **Ein Franzos, der da reiset, etwas zu lernen, thut seinem Vaterlande einen Schimpf an. Er muß sich nicht anders den Ausländern zeigen, als um sie zu lehren** = = = nimmt er für lauter Ernst an. Nach dem Beyspiele der Tanzmeister und Sprachmeister, die seit des Card. Richelieu Zeiten, Colonienweise in die europäischen Staaten geschicket worden, um die Fremden methodisch hüpfen, und über die Romane predigen zu lehren; habe auch unser gelehrter Journalist an der Spitze seiner Bande sich an den Gränzen Deutschlandes niederzulassen gut befunden. Es wäre doch in der That etwas schönes, durch neue Entdeckungen und erhabene Wissenschaften das arme Deutschland, und andere nordlichere Länder, zu erleuchten; indem man sich bemühet, die dicken Finsternisse der Unwissenheit zu zertheilen, womit sie bedecket sind. u. s. w.

In diesem Tone fährt der Hr. Verfasser fort, den Lütticher Jounalisten den Text zu lesen. Er widerholet ihre Angriffe gegen die Herren Göttinger, welche ihm einen Fehler vorgerücket hatten: daß sie nämlich einen **Archagathus** zum **Arcabutus** gemachet; die gewiß von keiner Höflichkeit zeigeten. Kurz darauf sey der Streit wegen der Finnländer angegangen. Die Herren Lütticher werfen sich zu Schulmeistern des Nordens auf, und geben Re-

* S. die moralischen Kleinigkeiten.

geln, wie die Geſchichte geſchrieben werden ſollen; beobachten aber ihre Regeln ſehr ſchlecht; indem ſie Dinge ſchreiben, die ſie nicht mit Zeugniſſen darthun können. Die Anmerkungen über die Finnländer wollen ſie aus Copenhagen geſchickt bekommen haben; ſagen aber nicht von wem? Wenn ſie ihre Meynung von den Finnen zu beſcheinigen, ſich auf den Tacitus, Jornandes, und Olaus Magnus berufen, ſo iſt alles falſch; denn keiner von dieſen Schriftſtellern hat ſie für Iſraeliten ausgegeben. Das Copenhagenſche Journal, welches ihnen das ſicherſte Magazin nordiſcher Nachrichten heißt, (ohne Zweifel, weil es franzöſiſch geſchrieben wird) ſoll endlich ihr Wehrmann ſeyn. Allein in Copenhagen iſt wohl kein Kenner der nordiſchen Alterthümer ſo thöricht, daß er glauben ſollte, die Finnländer redeten noch itzo faſt ein reines Hebräiſch.

Wir können dem Hrn. Verfaſſer unmöglich in allen Anmerkungen und Antworten folgen. Er iſt aber den Gegnern in allen Stücken nicht nur gewachſen, ſondern überlegen. Nur das müſſen wir beybringen, daß er ihnen a. d. 9ten S. die heutige neumodiſche Art der Franzoſen, aus dem Kopfe Hiſtorien zu ſchreiben, und ihre zufälligen Gedanken mit einzumengen, vorrücket. „Als wahrhafte Romanſchreiber dieſer Zeit, heißt es, brauchen ſie nur ein klein Zipfelchen von einer Begebenheit; um eine lange Kette von Betrachtungen und Vernünfteleyen anzuhängen, wobey ſie ſich endlich ſelbſt verlieren. Dadurch, ſagen ſie, wird der Leſer nachdenken und überlegen lernen: indem ſie vieleicht alle

Leſer

Leser für Dummköpfe halten. Dieß ist der große Grundsatz in Ansehung der Geschichte, den Hr. v. A. seit wenigen Jahren entdecket hat. „Alle Geschichte ohne Betrachtungen, saget er, sind „keine Geschichte. Betrachtungen muß man „machen, sie mögen nun gut, oder böse seyn! S. la Lettre ses Rem. des Memoires de Christine Reine de Suede.

In diesem Geschmacke sind die Anekdoten Kön. Ludewigs des XIV. vom Hrn. von Voltaire geschrieben; die unfehlbar bald in die Classen der Geschichte kommen werden, darinn Varillas steht.

Auf der XII. S. spottet er mit Rechte seines Lüttticher Polyhistors, der da glaubet: daß zwar das göttingische Journal eins von den besten sey: daß aber das Journal des Savans, das von Trevoux, und seine Lüttticher Monathschrift, einen vollständigen Begriff, von der Litteratur der ganzen Welt geben könnten. Schließlich müssen wir hier anmerken, und unsern Lesern mittheilen, was eben dieser gel. Schriftsteller, der allem Ansehen nach kein Deutscher ist, uns in einem Handbriefe, bey Uebersendung des Gedruckten geschrieben hat:

Vous en jugerés Monsieur, comme un Savant neutre, & je m'assure, que Vous reflechiréz sur les Suites, que cette sorte de Societés de demi-savans Fr. pourroient un jour occasionner dans les Universités d'Allemagne, si on les laisse s'établir, tranquillement, de la maniere que cela s'est fait, avec les Maitres de Langue & de Danse de leur

Nation, qui ſe trouvent preſentement repandus presque dans tous les Etats de l'Europe. Je m'étonne même, de n'avoir pas remarqué, qu'aucun de Vous autres Allemands, n'en ait pris le moindre ombrage, ni penſé ſur le tort, que de pareils établiſſemens feront avec le tems, aux Savans d'Allemagne, à leurs Enfans, & à d'autres, qui s'appliquent aux études. Car il pourroit bien arriver, que l'envie prit aux Princes, & aux Seigneurs allemands, de former des ſemblables Societés dans leurs païs, comme il y en déja à —— —— & à Copenhague. Vous ſavez Monſ. que le Siecle ou nous vivons, eſt fecond en frivolités, & que pluſieurs Dames & Seigneurs des Cours font grand cas de Petits-Maitres de —— —— dont Vous connoiſſès la Hardieſſe. Vous n'ignorez non plus, que ces Avanturiers Litteraires ont été reçûs dans les Cours d'Allemagne à bras ouverts, & ont emportés par leur babil de quelques jours, ou de quelques ſemaines, de plus grands avantages, que des profonds Savans allemands ne gagneront pas par leurs leçons & par la Compoſition de leurs Ouvrages ſolides toute leur vie, &c.

XIII.

Der Herren Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur Naturgeſchichte der Thiere und Pflanzen; welche ehemals der königl. franz. Akad. der Wiſſenſchaften vorgetragen worden. Mit vielen Kupfern verſehen, aus dem Franzöſiſchen überſetzet. Leipzig bey Arkſtee und Merkus 1756. Nach-

nicht beobachtet worden, als: Essewaare, Elbestrom, Schmeichelrede, Ehespiegel, Kennezeichen, Elbestrand, Ferneglas. 2) Wo ein Buchstab zu viel ist, als: Erbarmungsreich, da reich doch einen Nehmefall zu sich nimmt: Nach einiger Meynung. Erbarmungsvoll, ungewisheitsvoll, segensvoll, da voll auch einen Nehmefall zu sich nehmen, und so viel seyn soll, als voll von Segen. So auch schreckenvoll, zitternvoll. 3) Wo eine Verkürzung unrecht angebracht worden: Herzenkind, Heilquelle, wo noch ein s dazwischen seyn sollte. In Aehrlese, Leichrede, soll noch en dazwischen seyn. Sterbsaal, für Sterbesaal. 4) Die Zwitterwörter, die aus einem deutschen und einem fremden Worte bestehen, sind nicht allzugut, und wo möglich, zu vermeiden: Privatübung, Privatgottesdienst, Finanzwesen, Kroncompetent, Fixsterne, eine Hochzeitcantate, Kirchenparaden. Davon aber die meisten schon durch den langen Gebrauch das deutsche Bürgerrecht erlanget haben. 5) Alle hartklingende, ungewöhnliche und sonderliche Zusammensetzungen muß man billig meiden, wiewohl ein Dichter darinnen billig noch eine grössere Freyheit hat, als ein Redner, als: Bosheitsmenschen, für Menschen der Bosheit. Krankheitelend, für elend an der Krankheit. Denn das Wort elend weis nicht von dergleichen Zusammensetzungen, als Magen-Kopf-Fieber-elend. Herzfliessend, auf die Frage woraus, da man sonst auf die Frage, wovon, womit? sagt: blutfliessend, blutflüßig, blutriefend. Blutverwundt, gleichsam so viel, als blutig verwundet, da man sonst auf die Frage wie,

Nachricht von der Ausgabe des vorhergenannten Werkes.

Die Naturwissenschaft, ist wohl unstreitig eine der nützlichsten und angenehmsten Beschäfftigungen, die sich der menschliche Fleiß zu seinem Gegenstande wählen kann; und die auch seiner Bemühungen vollkommen würdig ist. Sie lehret uns tausenderley Sachen, womit wir umgeben sind, nebst dem wahren Nutzen und Gebrauche und der eigentlichen Absicht derselben, kennen; ja der Mensch lernet durch sie erst sich selbst, und seine rechte Beschaffenheit gehörig einsehen. Vielleicht hat auch niemals eine andere Wissenschaft so viele Liebhaber gefunden, als eben die Kenntniß der Natur. Selbst diejenigen, deren Stand, Lebensart und Umstände es nicht erlauben, sich selbst mit Erforschung derselben abzugeben, werden dennoch durch ihre Annehmlichkeiten und die vielen merkwürdigen Umstände bey ihr gereizet. Ihre Neugier wird rege gemachet; und so wenig sie auch selbst ihre Erkenntniß durch eigene Untersuchung zu erweitern, oder gewiß zu machen Lust und Gelegenheit haben; so wünschen sie dennoch zu wissen: was die Naturkündiger erforschet, wie sie hinter die Geheimnisse der Natur zu kommen gesuchet, und ob sie wirklich etwas davon entdecket haben?

Das Feld dieser Kenntnisse aber ist von einem so weitläuftigen Umfange, daß man sich genöthiget gesehen, solches in verschiedene Abtheilungen zu fassen, und jede besonders zu bearbeiten, vor sich zu

nehmen. Die Naturforscher haben sich so zu sagen darein getheilet; und der eine hat sich angelegen seyn lassen, dieses, der ander ein anderes Stück anzubauen. Dadurch ist es denn vornehmlich geschehen, daß man die Naturkunde zu demjenigen Flore gebracht, worinnen man sie heutiges Tages erblicket. Dieses entstund aus denen gelehrten Gesellschaften, wo sich einzelne Mittglieder mit einzelnen Untersuchungen sorgfältigst beschäfftigten, sie der Einsicht der andern zur Prüfung vorlegten, und dadurch die Vollkommenheit des ganzen Lehrgebäudes der Naturwissenschaft mit der Zeit zu bewirken suchten.

Zu dieser Absicht gehören unstreitig auch die beyden Werke der Herren Perrault und Dodarts: nämlich des ersten seine Beschreibung u. Zergliederung vieler Thiere, in Absicht einer vollkommenern Naturgeschichte derselben; und des andern Entwurf der Naturgeschichte der Pflanzen, nebst seiner Beschreibung vieler seltenen und vor ihm noch niemals oder nicht richtig beschriebenen und abgebildeten Pflanzen: von welchen beyden Werken wir itzo den Liebhabern der Naturkunde eine deutsche Uebersetzung ankündigen.

Es sind von denselben vormals zween Bände in französischer Sprache, unter der Regierung des grossen Beförderers der Künste und Wissenschaften, Ludwigs des XIV, auf dessen eigene Kosten sehr prächtig in Folio gedruckt, und mit vielem Gelde bezahlet worden. Nach der Zeit hat man solche noch um einen dritten Theil vermehret, und sie den Werken der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris vor ihrer Erneuerung, unter den Jahren 1666.

bis

bis 1699. mit einverleibet, die in dem 1733ſten und folgenden Jahren ans Licht getreten. Aber auch dieſes iſt ein ſehr groſſes und koſtbares Werk, welches ſich nicht ein jeder anſchaffen kann; und von demjenigen, deſſen Ueberſetzung man dem Herrn Hofrathe von Steinwehr zu danken hat, ganz unterſchieden. Es ſind daher dieſe Abhandlungen aus der Naturgeſchichte, in Deutſchland nicht ſonderlich bekannt geworden, ob ſie es gleich vor andern wohl verdienet hätten. Denn da es hauptſächlich ausländiſche ſeltene Thiere und Pflanzen ſind, die darinnen zergliedert und beſchrieben worden: ſo werden auch ſelbſt Kenner der natürlichen Hiſtorie noch manches darinnen angemerket finden, welches ihnen vorher nicht ſo genau bekannt geweſen.

Weil wir nun die ſchönen und prächtigen Kupferplatten an uns gebracht, welche die berühmteſten Meiſter, ein **Düflos**, ein **Folkema**, ein **Tanye**, ein **Van der Laan**, und ein **Fritſch**, zu dieſen beyden Werken geſtochen haben; der in dieſen Theilen der Wiſſenſchaft ſo berühmte als gelehrte Profeſſor **Albinus** aber, auf das fleiſſigſte nachgeſehen und ausgebeſſert hat: ſo ſind wir entſchloſſen, dieſelben mit einer guten deutſchen Ueberſetzung der Beſchreibung der Thiere und Pflanzen, drucken zu laſſen. Man hat dabey die letztere Pariſer Ausgabe zum Grunde geleget, weil ſolche in vielen Stücken vermehret und vor der erſtern verbeſſert iſt. Bey dieſer Ueberſetzung wird man zugleich dahin ſehen, daß die aus den Alten und andern Schriftſtellern angezogenen Oerter, welche oftmals mit einer gewiſſen Flüchtigkeit oder Leichtſinnigkeit nur

obenhin, unbestimmt und unrichtig, oder auch wohl gar nicht bemerket sind, ordentlich und richtig angeführet, auch die Stellen selbst beygebracht werden. Man hoffet dadurch den gelehrten Liebhabern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, und der Uebersetzung vor dem Originale selbst einen Vorzug zu geben. Was die Kupfer selbst aber anbetrifft; so sind solche, wie einige besorgen möchten, durchaus nicht abgenützet, ja zum Theile noch ganz und gar nicht einmal gebrauchet worden; wie mann denn einige Abdrücke davon zur Probe, so wohl bey uns, als in den vornehmsten Buchläden, sehen kann.

Es soll aber das ganze Werk aus drey Bänden in Medianquart bestehen, wovon die Beschreibung der Thiere und Vögel 100 Kupferplatten, die Naturgeschichte der Pflanzen und deren Beschreibung aber 38 Platten enthält: wozu noch ein schönes Kupfer nebst dem Tittelblatte kommen soll.

Damit wir nun solche den Liebhabern für einen geringen und wohlfeilen Preis in die Hände bringen mögen: so haben wir den Weg des Vorschusses dazu erwählet. Wir nehmen also von itzo bis mit Ausgange künftiger Michaelismesse auf den ersten Band zwey Thaler Vorschuß an; und wird dieser erste Band sodann in der Ostermesse 1757 g. G. unfehlbar geliefert werden. Beym Empfange desselben bezahlet man 1 Rthlr. Nachschuß, und wieder 2 Rthlr. Vorschuß auf den 2ten Band, welcher die darauf folgende Michaelismesse gegen 1 Rthlr. Nachschuß, und 2 Rthlr. Vorschuß auf den 3ten Band

gelie-

geliefert wird; und in der Oſtermeſſe 1758 bekömmt man dieſen dritten und letzten Band gegen 1 Rthlr. Nachſchuß: daß demnach die Herren Pränumeranten dieſe ſo prächtigen und vormals ſo koſtbar geweſenen Werke itzo in Zeit von einem und einem halben Jahre für 9 Rthlr. bekommen. Wer die Zeit des Vorſchuſſes verſäumet, wird ſich gefallen laſſen, jeden Band nachher mit 4 Rthl. zu bezahlen, welches in Anſehung der Koſtbarkeit des Werkes dennoch ſehr wohlfeil iſt.

An Druck und Papiere werden wir als Verleger nichts erſparen, wie aus unſern andern Werken, nämlich der allgemeinen Reiſebeſchreibung, Helyots Geſchichte aller Klöſter und Ritterorden, und andern, vielen ſchon wird bekannt ſeyn. Die Hrn. Pränumeranten werden auch eben ſo, wie bey itzt genannten Werken, zu geſetzter Zeit nicht vergeblich um Ihre Exemplare anfragen. Ihre Namen, als der Beförderer eines ſo nützlichen Werkes, wird man dem erſten Bande mit vordrucken; nur bittet man ſich die Nachrichten und Titel dazu bey Zeiten und Poſtfrey aus.

Auswärtige Liebhaber können ſich dießfalls an die berühmteſten und nächſten Buchhandlungen ihres Ortes wenden, welche die Gefälligkeit haben werden, das Geld gegen einen Schein in Empfang zu nehmen: jedoch werden wir Verleger nur für unſere eigenhändig unterſchriebenen Scheine ſtehen. Leipziger Oſtermeſſe 1756.

Arkſtee und Merkus.

XIV.

Edition complette de l'Hiſtorie politique du Siecle, ou ſe voit developpée la Politique de toutes les Cours et leur Conduite liée avec les Evenemens, qui les determinérent et ceux qui les ſuivirent, d'un Traité à l'autre depuis la Paix de Weſtphalie depuis 1648. jusqu'a la Paix d'Aix la Chapelle en 1748 &c.

Dieß iſt der Titel eines neuen Werkes, welches uns Herr Maubert, ein Schweizer, der ſich aber zu London aufhält, ans Licht zu ſtellen verſpricht. Es iſt nichts geringes, die Staatskunſt aller europäiſchen Höfe, durch ein ganzes Jahrhundert zu beſchreiben; alle Friedensſchlüſſe, vom Weſtphäliſchen bis zum Aachenſchen, mit allen Begebenheiten, die ſie veranlaſſet, und darauf gefolget ſind, ordentlich zu erzählen, die Beweiſe davon, durch den Erfolg ſelbſt, und durch Vernunftſchlüſſe, durch Anführung der Urkunden, Nachrichten, und andrer beſondrer Anekdoten anzuführen; und noch ein Supplement, von den letztern ſieben Jahren mit beyzufügen.

Dieſes alles will der Herr Verf. in einem Quartbande von 6. bis 700 Seiten, mit dergleichen Papier und Schrift, als dieſe Probeſchrift iſt, auf Vorſchuß der Käufer liefern. Von dem hiſtoriſchen Character, womit er ſolches zu leiſten gedenket, legt er folgendes Bekenntniß ab:

Tros Rutulus ve fuat, nullo diſcrimine habebo,

Der Druck wird zu London, und alſo in dem eigent-

gentlichen Lande der Freyheit, was die Presse betrifft, besorget werden. Man kann also wirklich eins der unparteyischten Werke, das unsre Zeiten nur kennen, vermuthen und hoffen.

Der Vorschuß ist eine Guinee oder 6 Thaler, und mit dem Ende des Jahres ist es fertig.

XV.
Nachricht.

Es hat sich der kön. Pohln. und Churfürstl. Sächs. Oberkapelldirector, Herr Hasse, auf Ansuchen seiner Freunde, entschlossen, seine musicalischen Wercke ans Licht zu geben, und solche in Leipzig, nach der, vom Herrn Breitkopf nur neulich erfundenen saubern Art, drucken zu lassen.

Die Liebhaber, welche bisher die Haßischen Werke verlangten, waren genöthiget, sich an Notenschreiber zu wenden, worunter viele aus Unwissenheit oder aus Nachläßigkeit öffters so falsch schrieben, daß der Compositeur kaum selbsten seine Arbeit kannte.

Dieser Umstand ist der Hauptgrund gewesen, daß selbiger seine Wercke, wie sie aus seiner Feder geflossen, dem Publico mittheilet. Er erkläret anbey, daß er künftighin keine andere Werke für die seinigen erkennen wird, als nur diejenigen, welche er von neuen durchgesehen, und durch diesen genannten Druck öffentlich bekannt machen würde; wodurch dann zugleich künftig dem übeln und falschen Abschreiben abgeholfen wäre.

Der Unternehmer dieser Musicalien wird mit der Opera OLYMPIADE den Anfang machen,

und

und wird nach und nach die andern Opern ebenfalls heraus geben, dergestalt, daß man alle Jahre 2. Opern, eine neue, und eine von denen vorigen, bey ihm haben kann. Jede Opera bestehet aus der ganzen Music mit Arien, Recitativen und dem Texte, so wie dieselben auf dem königl. Theatre zu Dresden aufgeführet worden. Man wird nichts spahren, diese Wercke so wohl an Papier als an Druck, so schön als möglich zu machen. Jede Opera soll mit einem Titulblatt, welche die Haupt-Decoration der Opera vorstellet, mit Anfangsleisten und andern Schlußzierrathen, in Kupfer gestochen, und von geschickten Meistern gezeichnet, versehen seyn. Man kann desto sicherer glauben, daß alle Fehler bey dem Drucke werden vermieden werden, da der Herr Obercapelldirector Haße die Correctur selbst besorget.

Damit nun die Liebhaber sich diese musicalischen Werke mit mehrerer Bequemlichkeit anschaffen können; so offeriret der Entrepreneur dem Publico eine Subscription. Diejenigen, welche sein Unternehmen auf gedachte Weise befördern wollen, bekommen jede Opera vor 7 Rthlr. 8. gr. wovon 3. Rthlr. 8. gr. voraus bezahlet, und die übrigen 4 Rthlr. beym Anfange des Werkes nachgegeben werden. Oberwähnte Subscription geht von datò an, und dauert bis zu Ende des Decembr. a. c. Nach dessen Verlauf keine Opera anders als vor 9 Thlr. gelassen werden wird.

A. d. 840sten S. in der 6sten Zeile vorm Ende, beliebe der geneigte Leser so zu lesen: Die Akademie, wo Plato; das Lyceum, wo Aristoteles; und Cynosarge, wo Antisthenes gelehret. Dazu setze er noch: die Stoa, wo Zeno gelehret; u. s. w.

Ende der Windmonaths 1756.

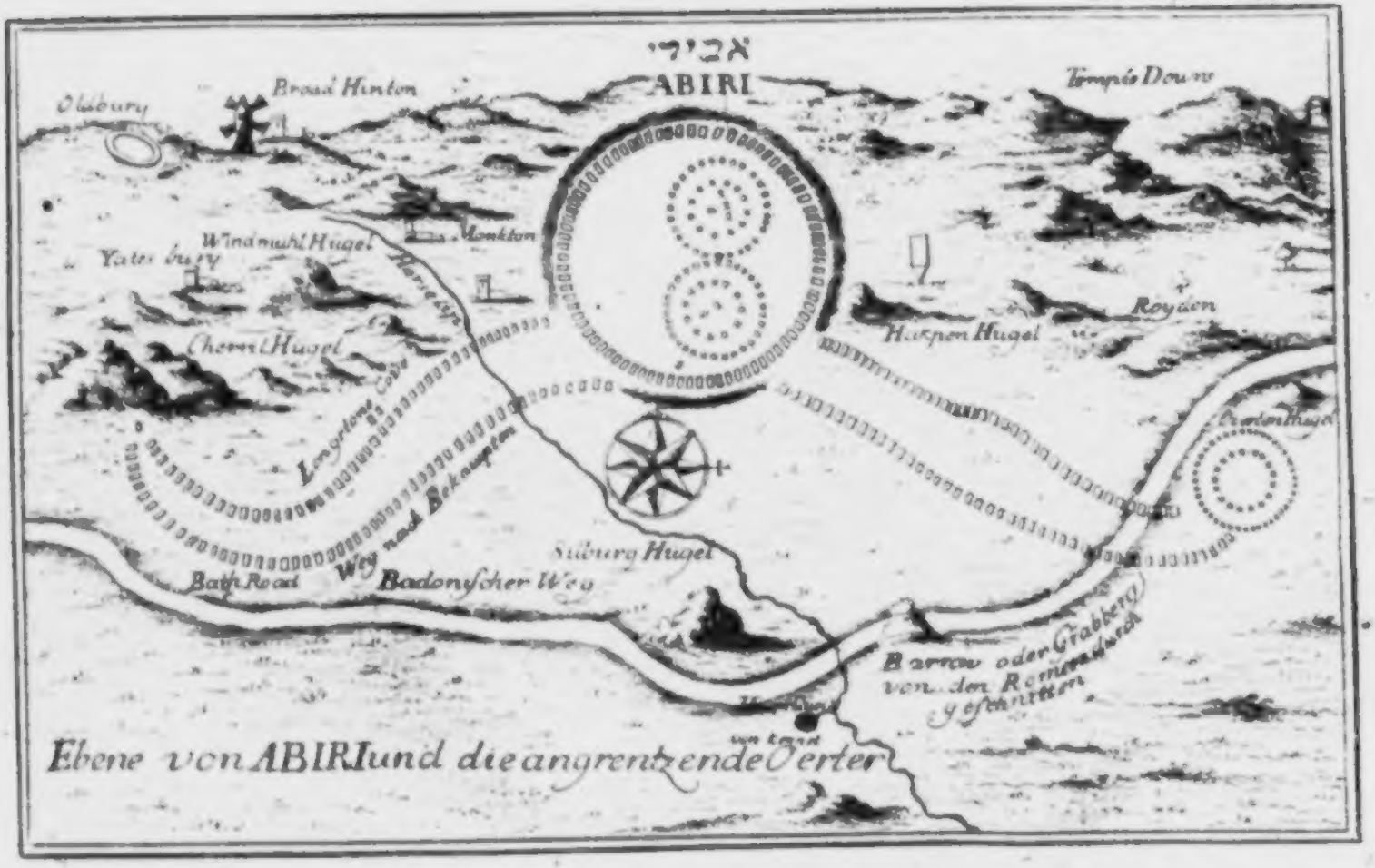
אבירי
ABIRI
Broad Hinton
Oldbury
Temple Down
Windmühl Hügel
Monkton
Yatesbury
Horsetop
Cherrill Hügel
Royden
Harpen Hügel
Longdown Copse
Silbury Hügel
Bath Road
Weg nach Bekampton
Badonischer Weg
Barrow oder Grabberg von den Romanen
Ebene von ABIRI und die angrenzende Oerter

mit einem Nebenworte ohne Verkürzung sagt, hart-tief-geringverwundt, und es hier das Ansehen hat, als sollte das Werkzeug angedeutet werden. Göttlichtief, denn von GOtt kan man nicht tief sagen. Weichflüßig ist unnöthig, denn was flüßig ist, das ist auch weich: sonsten soll es so viel seyn, als weich und flüßig. Hochseyn, Hochergehen für Wohlseyn, Wohlergehen, kommt mir abgeschmackt vor, imgleichen höchst, allerhöchst dieselbe. Die Sprachkunst kan sich darnach nicht allemal richten, was der thörichte Hochmuth gerne eingeführet wissen wollte, und die Niederträchtigkeit schmeichelnshalber erdenket. Auserbaulich, für erbaulich scheinet mir unnöthig zu seyn. 6) Allzulange und zu vielfach zusammengesetzte Wörter, weil sie nur Dunkelheit verursachen, siehe §. 10. Burgvogtey-Gerichtsstuben-Bediente. 7) Einige wollen auch folgende Wörter, die doch ihre Aehnlichkeit haben, nicht gelten lassen: Nachtgeschwärzt, blutbesprützt, Mordervüllt, blutgefüllt, todgewöhnt, salzgemischt, schuldbefleckt, angstbeseelt, liebentbrannt u. d. g. Es klingen selbige in der That etwas hart; welches aber auch daher kommt, daß sie nicht so gewöhnlich sind, als andere, die eben solche Zusammensetzung zeigen. Oder vielleicht hat man sie eben deswegen nicht so oft gebraucht, weil sie so hart klingen. Doch will ich andern dieses zu entscheiden überlassen.

§. 28. Hier muß ich noch erinnern, daß viele von denen alten zusammengesetzten Wörtern, die doch sehr bekannt sind, gefunden werden, davon das eine Wort dunkel, unbekannt oder für

sich

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Mordear opprobriis falſis! mutemne colorem?
Falſus honor juvat, & mendax infamia terret,
Quem? niſi mendoſum & mendacem?

Chriſtmond 1756.

Mit einem dreyfachen Regiſter zum ſechſten Bande.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1756.

Inhalt.

I. William Cookens Unterſuchung der Religion.

II. Chriſtiani L. B. de Wolf Oeconomica methodo ſcientifica &c.

III. Grammatiſche Anfrage, an den Aufſeher dieſer Monathſchrift.

IV. Antwort.

V. An Eſſay on the Writings and Genius of Pope.

VI. Frage eines gelehrten Wieners, wegen eines poetiſchen Zweifels, nebſt der Beantwortung.

VII. Das dreyfache Regiſter.

I.

William Cookens, M. A. Hofpred.

des Grafen von Suffolk u. ſ. w. Unterſuchung der Religion, und Tempel der Patriarchen und Druiden, ꝛc. beſonders von den erſtaunlichen Werken von Abiry und Stonehenge in Wiltshire, mit Kupfern erläutert. Aus dem Engl. überſ. von Joh. Phil. Caſſel, Prof. Bremen bey Rumpen 1756. 8.

Wir haben bereits im neuen Bücherſaale der ſchön. Wiſſ. u. fr. K. von dem alten patriarchaliſchen, oder druidiſchen Tempel Nachricht gegeben, den die heutigen Engländer Stonehenge oder die Steinhänge nennen. In dieſem neuen Werkchen hat uns Herr Cooke eine genauere Nachricht von einem andern ſolchen alten Druidentempel gegeben; der in einer andern Gegend von England vorhanden iſt: ob er wohl auch von dem obgedachten, eine kurze Beſchreibung und Abbildung mitgetheilet. Da die alten celtiſchen Alterthümer ſo ſelten ſind, gleichwohl Deutſchland eben ſo wohl, als Frank-

Inhalt.

I. William Cookens Unterſuchung der Religion.

II. Chriſtiani L. B. de Wolf Oeconomica methodo ſcientifica &c.

III. Grammatiſche Anfrage, an den Aufſeher dieſer Monathſchrift.

IV. Antwort.

V. An Eſſay on the Writings and Genius of Pope.

VI. Frage eines gelehrten Wieners, wegen eines poetiſchen Zweifels, nebſt der Beantwortung.

VII. Das dreyfache Regiſter.

I.

William Cookens, M. A. Hofpred.

des Grafen von Suffolk u. ſ. w. Unterſuchung der Religion, und Tempel der Patriarchen und Druiden, ꝛc. beſonders von den erſtaunlichen Werken von Abiry und Stonehenge in Wiltshire, mit Kupfern erläutert. Aus dem Engl. überſ. von Joh. Phil. Caſſel, Prof. Bremen bey Rumpen 1756. 8.

Wir haben bereits im neuen Bücherſaale der ſchön. Wiſſ. u. fr. K. von dem alten patriarchaliſchen, oder druidiſchen Tempel Nachricht gegeben, den die heutigen Engländer Stonehenge oder die Steinhänge nennen. In dieſem neuen Werkchen hat uns Herr Cooke eine genauere Nachricht von einem andern ſolchen alten Druidentempel gegeben; der in einer andern Gegend von England vorhanden iſt: ob er wohl auch von dem obgedachten, eine kurze Beſchreibung und Abbildung mitgetheilet. Da die alten celtiſchen Alterthümer ſo ſelten ſind, gleichwohl Deutſchland eben ſo wohl, als Frank-

reich und Brittannien angehen: so hat uns diese kleine Schrift nicht gleichgültig seyn können.

Die Einleitung des Verf. ist ein wenig hieroglyphisch und mystisch gerathen. Er wünschet erkläret zu sehen, warum man vor Alters den Geist Gottes, durch ein paar ausgebreitete Flügel vorgestellet; übernimmt aber selbst zu beleuchten 1) die Säulen und Pfeiler, 2) den Zirkel, 3) die Schlange. Wer das Kupfer dieses Monaths betrachten wird, wird die Veranlassung dazu leicht wahrnehmen. Kürzlich kommen ihm die Säulen wie offene Tempel vor, die um die Altäre aufgerichtet worden. Der Zirkel oder Kreis ist ein Sinnbild der Unendlichkeit Gottes; oder auch des Sonnenkörpers, den man vor erfundner Schreibekunst nicht anders ausgedrucket. Die Schlange, oder der Seraph, der ein Werkzeug des Falles Adams gewesen, und darauf verfluchet worden, ist ein noch redenders Bild. Und wir haben es desto lieber in Kupfer vorstellen wollen; weil unsre heutigen Poeten soviel von Seraphen reden, ohne sie von Person zu kennen.

Die Babylonier, Phönicier, Aegypter, Griechen, und selbst die Peruvianer haben die Schlange für ein Sinnbild des Lichtes und Lebens, der Weisheit und der Gesundheit gehalten; dabey auf ihre jährliche Verjüngung, Krümmung, Scharfsichtigkeit, Farbe und Glanz gesehen worden. Ihr Name שרף drücket die geschwinde Flamme der von ihr zurückprallenden Sonnenstralen aus. Das Wort Chuia, oder Chevia חויא wird vom Hutchinson im Syrischen und Chaldäischen gefunden, und hat

eine

eine Verwandschaft mit dem Namen der Eva חוה, und soll heißen erklären, kund thun. Kircher hat ein phönicisches Fragment beygebracht, darinn es auch vorkömmt; und dieß erkläret die ganze Figur von Abiry. „Jupiter, saget das Ueberbleibsel, ist eine „erdichtete Kugel. Aus derselben wird eine Schlange „hervorgebracht. Die Kugel zeiget, die göttliche Na„tur sey ohne Anfang und Ende. Die Schlange „bedeutet sein Wort, welches die Welt beseelet, und „fruchtbar machet. Seine Flügel bedeuten den „Geist Gottes, der durch seine Bewegung dem gan„zen Weltgebäude das Leben giebt.„ Bey der fernern Ausführung können wir uns nicht aufhalten. Solche eine Figur nun hatte der alte patriarchalische Tempel.

In der Untersuchung selbst wird erstlich gewiesen, daß das Christenthum nicht etwas neues sey. Sodann wird das Alterthum, und die Allgemeinheit der Opfer erwiesen, und dargethan, daß auch die Feyer des siebenten Tages sehr alt sey; wovon Homers, Hesiods und Kallimachs Zeugnisse sehr merklich sind. Es folget der Gebrauch der Altäre, und die Erklärung des Namens Jehovah, aus der Bibel; imgl. einige den Patriarchen gegebene Gesetze. Der Spruch Hiobs im 26. 28 V. des 28. Cap. wird erkläret, daß er dem Regen ein Ziel machte, und dem Blitzen und Donnern den Weg ꝛc. Ob aber der Verfasser daraus richtig gefolgert habe, daß die Patriarchen das Mittel ihrer künftigen Erlösung völlig gekannt, wollen wir andern überlassen.

Die ersten Tempel, Hayne und Altäre, werden im 7. §. beschrieben. Wo nur ein Altar stund, da war auch ein Tempel des Jehovah: welches mit Jakobs Aufrichten eines Steins, oder einer Säule erläutert wird, den er Beth-El, oder ein Gotteshaus hieß: daher dergl. Steine hernach Bethylia genennet worden. Die geheiligten Höhen waren nämlich in einer nöthigen Entfernung, mit einem Graben oder Gehäge versehen: 2 B. Mos. 24, 4. 2 B. Mos. 19, 12. 23. Manchmol waren sie auch mit Baumen umpflanzet, wie zu Berseba. 1 M. 21, 33. Diese sind alle im Kreise gewesen; um die feurige Umstralung Gottes, sonderlich die Person Gottes des Vaters anzudeuten. Ferner werden hier die Petræ ambrosiæ, oder lebendige Steine, und das Ambrosia der Alten, d. i. Rosenöl, womit sich beym Homer die Götter salben, imgl. die Säulen des Herkules erkläret, und gezeiget, wenn der tyrische Herkules gelebet. Es giebt Münzen im Vaillant, darauf Herkules an einem Altare opfernd, neben zween Säulen, und noch eine, darauf ein Oelbaum zwischen zwo Säulen, und ein Altar darunter zu sehen ist. Diese bedeuten, daß Herkules Colonien nach Africa, Spanien, und in die brittannischen Inseln geführet, und überall diese Denkmäler der patriarchalischen Religion hinterlassen. Der Herr Verf. zeiget, daß Tyrus zu des Patriarchen Jakobs Zeiten gebauet worden; und D. Stuckely stimmet mit ihm ein. Auch Bochart und Eusebius stimmen ziemlich überein, und Sanchoniathon auch; der den Herkules zum Sohne Demaroons, mit dem Zunamen

Zevs,

Zevs, der ein Sohn des Ouranus (Noah) wie dieſer des Hypſiſtus oder Elions, (d. i. Gottes) geweſen ſeyn ſoll.

Nun unterſuchet der V. die Religion der Phönizier und Kananiter. Was für eine es damals geweſen, lehret die Schrift. Abimelech, ein König der Philiſter, oder Paläſtiner, glaubete an den wahren Gott; und hatte Erſcheinungen von ihm. Herodot ſaget, bey den Phöniziern ſey die Beſchneidung geweſen. Die Religion war auch kein Hinderniß der Heurath, zwiſchen der Dina und dem Sichem. Melchiſedech war ein Verehrer des wahren Gottes. Der König von Aegypten ſogar fürchtete Gott: als Abraham von ihm bewirthet ward. Plutarch bezeuget, daß man in Oberägypten allein den Gott Cneph verehret; der nach des Philo Byblius Berichte, unter dem Bilde einer Schlange mit einem Habichtskopfe, mitten in einem Zirkel vorgeſtellet worden. Aus alten Urkunden aber ſetzet er hinzu: daß es der Schöpfer aller Dinge, ein ewiges Weſen, ohne Anfang, und ohn alle Theile ſey. Porphyr nennet daher den Cneph δημιουργον, den Schöpfer. Grotius bemerket deswegen, daß zu Joſephs Zeiten noch keine Spur der Abgötterey in Aegypten geweſen. Selbſt zu Gades hat Herkules keine Spuren der Götzenbilder hinterlaſſen; wie Silius Ital. bezeuget: und Bochart glaubet, der alte Gottesdienſt zu Cadix ſey von den Juden her gekommen: da es doch gewiß iſt, daß der phöniziſche Herkules älter als die Juden geweſen. Noch mehr, der tyriſche Held iſt gar von einigen Nachkommen Abrahams

auf seiner Schiffahrt begleitet worden. Apher, Midians Sohn (1 Mos. 25, 4.), hat Africa seinen Namen gegeben; und Herkules zeugte von dessen Tochter den Dodorus.

Die Cassiterischen Inseln, die eben soviel als Barat. Anak, oder Zinninseln heißen, (S. den Bochart) sind Britannien, und von da holten die Tyrier alles Zinn. Der Verf. glaubet gar, man habe damals schon den Gebrauch der Magnetnadel gehabt, ohne welche man so weit nicht hätte schiffen können. D. Wallis schreibt ihre Erfindung den Engländern zu. Allein die Chineser haben sie seit undenklichen Zeiten; und die Araber brauchen sie, in ihren Sandwüsten zu reisen. Nach Herwarts Meynung haben die alten Aegypter sie schon gekannt. Fuller behauptet solches von den Phöniziern: ja die Portugiesen haben ihren Gebrauch schon am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden. Fauchet aber führet einen alten Poeten, aus dem 1180sten Jahre an, der den Compaß sehr deutlich beschreibt. Hierauf folget die salomonische Schiffahrt nach Ophir, u. s. w. wobey die Zeugnisse der Alten, und der Schrift vom Magneten, gesammlet vorkommen, der Lapis Herculeus, auch Heraclius geheißen; und daß das Bild des hammonischen Jupiters nichts als eine Compaßbüchse gewesen, welche die Priester in einem goldenen Schiffe herumgetragen, so oft sie das Orakel gefraget. Hier kommen artige Muthmaßungen vom goldenen Vließe, dem Schiffe des Phryxus, oder Aphricus, und dem Schiffe Argos vor, welche mit Sinnen begabet gewesen seyn, und die

ſich alleine nicht mehr gebräuchlich iſt als: Scheiterhaufen, vielleicht der Haufen, wo gleichſam die Beine zerſcheitert werden, oder beſſer, ein Haufen wo viele Scheite Holz übereinander liegen. Nothdurft, die Dürftigkeit in- oder aus der Noth. Heimat, heim iſt ſo viel, als zu hauſe, was aber at ſeyn ſoll, weis ich nicht. Heirath, Zierath, Rebhun, Ruchlos, Böſewicht: (Die Mecklenburger nennen ein Kind noch ein Wichtchen, oder ein kleines Wicht.) Muthmaſſen, zumuthen, bey den Niederdeutſchen heiſt muthen, waſchen. Roſſat, ſo viel als ein Kothſaß. Ein Saſſe iſt ein Einwohner, wie man ſagt ein Freyſaſſe, einer der ſeine Wohnung frey hat, und nichts davon geben darf. Kothe heiſt ein kleines Haus, Hütchen, die Niederdeutſchen ſagen noch, die Kathe, oder Koathe. Und in Halle hat man die Salzkothen. Trunkenbold, Kobold, Tückebold. Bey den Engländern heiſt bold kühn, frech, ob es davon kan hergeleitet werden, weis ich nicht. Handthieren, boshaft, kleinmüthig, Fuſtapfe. Weinwachs, Zuwachs. Jetzo ſagt man für Wachsthum auch alleine der Wuchs. Stiefmutter, die harte oder unrechte Mutter. Sorgfalt. Abergläubig, aberwitzig: kauderwelſch oder kauderwendiſch. Das Wort kauder iſt wohl ein natürliches Wort, hergenommen von der Stimme der Calekutiſchen Hähne. Naſeweis iſt ſo viel als weiſe, daß mans einem an der Naſen anſehen kan; oder das die Naſe eine beſondere Geberde dabey machet. Ein Schierbaum, ein Baum oder eine Stange damit man das Feuer zuſchüret. Maulſchelle: es müſte denn

die Gabe zu reden gehabt haben ſollen. Homer beſtätiget von den Phöniziern etwas ähnliches. Odyſſ. L. 8. gegen das Ende.

Nun zeiget der Hr. Verfaſſer die Spuren einer morgenländiſchen Colonie in Britannien. Die Einwohner von Cornwallien haben noch eine alte Sage, daß ihre Bergwerke vormals von Juden bearbeitet worden; ja glauben ſelbſt von morgenländiſcher Abkunft zu ſeyn. Hartlande *Point* in der Grafſchaft Devon iſt verkürzt Herkuls Promontorium; und die Stadt Hartlepole, iſt Heracleopolis. Ja auf dem Kirchhofe zu Corbridge iſt ein alter, dem tyriſchen Herkules zugeſchriebner Altar, der in den Transactionen beſchrieben iſt. Vom Apher ſollen auch in Abermenai, עבר—מנע, Aphri Prohibitio, und Aberdoch, עפר—דוח Aphri lavacrum, Aberyſlwyth, Aphri exitus, Aber geleh, Aphri transfretatio, zeigen. Alle dieſe Oerter mit dem obigen Hartlands-Point, liegen an einer Küſte vom St. Georgs-Canal, der wegen alter druidiſchen Gebräuche berühmt iſt. So wird auch der Stein Main-Ambre erkläret; der in Cornwallien befindlich iſt.

Endlich folget der Patriarchaltempel der brittiſchen Inſeln, der nahe bey dem vorigen Steine zu Penſans ſteht, und Biſcawoon heißt. Er hat 19 Säulen im Kreiſe, und eine im Mittelpuncte Kebla. Der Eingang iſt aus zween größern zuſammengeſetzet. Eben ſo rund war der zweyte zu Stonehänge, und der dritte zu Abiri; wobey noch die geflügelte Schlange, oder der Seraph iſt. Hier-

inn findet der Verfaſſer die ganze Dreyeinigkeit. Der Zirkel ſtellet den Urſprung aller Dinge, die erſte Perſon vor; der Seraph den Ausfluß der zweyten Perſon vom Vater, in alten Zeiten Phthah, das Wort, die Offenbarung genannt. Die Ausbreitung der Flügel aber, mit dem Namen כנף, Cneph, der Geflügelte, ſtellet den heiligen Geiſt vor. So hieß denn die ganze hieroglyphiſche Figur כנף־פתה, und iſt mit Kirchers Οφιο-κυκλο-πτερυγο μορφος einerley. Daher hießen dieſe Tempel Draconia, und daher kam die Sage, ſie wären von Drachen bewohnet.

Das vornehmſte indeſſen iſt nunmehr der Grundriß und die Beſchreibung von Abiry ſelbſt. Der berühmte D. Stuckely hat die Ehre, dieſe alten Ueberreſte ausgemeſſen zu haben. Abiry liegt auf dem erhabenern Theile einer großen Ebene, von welcher man ringsum unvermerkt herabſteigt. Die ganze Figur iſt ein Seraph, oder eine geflügelte Schlange, die durch einen Zirkel geht. Der äußerſte Theil des Zirkels iſt ein großer und prächtiger Wall mit einem tiefen Graben, der an der innern Seite 80 Fuß, oder Cubitos breit iſt. Der Umfang hat 2250 Cubitos, und der eingeſchloſſene Platz enthält 22 Morgen Land.

Innerhalb dem Graben war ſonſt ein Zirkel von 100 ungeheuren Steinen, die 15, 16 oder 17 Fuß hoch, und faſt eben ſo breit waren. Fünf und zwanzig Fuß war der gemeinſte Abſtand des Mittels eines Steins von einem jeden andern, und der Abſtand des einen vom andern 15 Fuß; ſo daß das Dichte

zum

zum Leeren dieſes Kreiſes ſich, wie 2 zu 3 verhielt. Von dieſen 100 Steinen waren 1722. als D. Stuckely ſie maß, noch 44 zu ſehen; 17 nämlich ſtunden, und 27 lagen, oder drohten zu fallen. Zehn hat Tom Robinſon 1700 zerſtöret, und die Plätze eben gemachet. Die Spuren der übrigen waren noch zu ſehen. Als noch alle 100 geſtanden, muß es einen ſchönen Spaziergang zwiſchen ihnen und dem Graben gegeben haben.

Innerhalb des Kreiſes waren die Flügel, als zween kleinere Tempel von gleicher Geſtalt und Größe. Jeder beſtund aus 2 Zirkeln, die um den Mittelpunct giengen. Die auswendigen Zirkel hatten 30 Steine von gleicher Größe, gleich weit von einander; die innern aber nur 12, von gleichem Maaße und Abſtande. Der innere Kreis hatte alſo 100 Fuß im Durchſchnitte, der äußere aber 250, ſo daß der Umfang eines Flügels dem Durchſchnitte des großen Zirkels gleich war. Der ſüdlich gelegene Tempel hatte eine Spitzſäule im Mittelpuncte, nachdem ſie im Gottesdienſte ihr Antlitz gerichtet. Der zweyte hatte das erſtaunliche Werk in der Mitte, welches die Phönizier קובה, Kobbe, und die alten Britten davon Cove nannten. Es waren Steine, die mit ſtumpfen Winkeln gegen einander geſtellet waren, als wenn es ein Zirkelbogen wäre. Dieß war das Allerheiligſte des Tempels, und öffnete ſich gegen Nordoſt. Die Größe und Majeſtät deſſelben iſt erſtaunend. Die Spitzen der äußern Pfoſten ſind 20 Fuß hoch, und 10 in der Tiefe. Auf dem Grunde vor dieſer Höhle lag der Altar. Im

1713ten Jahre iſt der nordliche Pfeiler davon umgefallen; deſſen Länge 7 Yards oder Ellen war, d. i. 17 Fuß. Der Obelisk oder Spitzkegel iſt ein ungeheurer Klump, 12 Cub. lang, 5 im Durchſchnitte an der Erde: und da er ſtund, war er höher, als die übrigen. Die meiſten Häuſer der Stadt ſind von den Stücken dieſer Steine gebauet. Und unter einem Eſchenbaume hat man ein altes Meſſer, oder eine Art ausgegraben, damit man die Miſteln von den Eichbäumen abgeſchnitten.

Wir können uns nicht bey dem übrigen, als dem heiligen Wege, und den ſämtlichen Theilen des Seraphs aufhalten. Die ganze Länge deſſelben hat aus 100 Steinen beſtanden, und 1722 iſt ihre Zahl noch 72 geweſen. Am Oſten des Zuganges ſteht ein fünfeckigter Stein, als ein Becken, welches allemal voll Waſſers iſt, und zum Abwaſchen gedienet haben mag. Das Uebrige muß man bey dem Hrn. Verfaſſer ſelbſt nachſehen. Man wird auch den Grundriß der Stonehänge dabey antreffen. Kurz, ungeachtet das Deutſche hier nicht das beſte iſt: ſo wird man doch dem Hrn. Prof. Kaſſel viel Dank wiſſen, daß er dieß Werkchen bekannter gemachet hat.

II.

Chriſtiani L. B. de Wolf, Potentiſſ. Boruſſ. Reg. Conſ. int. Frideric. Cancell. Oeconomica methodo ſcientifica pertractata Pars reliqua; in qua agitur de Societatibus minoribus, conjugali, pater-

paterna et herili. Post fata B. Auctoris, continuata & absoluta à Mich. Christ. Hanovio, Gymn. Acad. Ged. Prof. Philos. ejusdemque Bibliothecario. Cum Privil. Halæ Magdeb. apud Reng. 1755.

Daß der große Weltweise unserer Zeiten, Freyhr. und Kanzler von Wolf, mitten in dem Laufe seiner moralischen Werke gestorben, ist theils sonst, theils aus unserm Auszuge seiner Oekonomik in dieser Monathschrift bekannt. So sehr die Liebhaber einer gründlichen Weltweisheit solches bedauret haben; so angenehm ist es ihnen gewesen, daß ein gelehrter Mann, der zwar niemals den Herrn Kanzler selbst gehöret, aber sich bereits durch viel gründliche Schriften der Welt bekannt gemachet, sich der Fortsetzung und Vollendung dieser sittlichen Philosophie unterzogen. Es ist solches der berühmte Hr. Prof. Hanov, dessen wir schon mehr als einmal mit verdientem Lobe erwähnet haben: und wir haben nunmehr schon zween Bände von seiner Arbeit erhalten.

Dieser erste liefert die Fortsetzung der Oekonomik vom 224sten §. an, wo der sel. Hr. Kanzler stehen geblieben. In der Vorrede bezeiget der Hr. Verf. daß die wolfischen Werke zweifelsfrey auf die Nachwelt kommen und ewig bleiben werden. Wenn ja ein Neid, der beständige Gefährt großer Verdienste, dieselben verfolgte: so würde doch selbiger nach seinem Tode erlöschen und ruhen, oder durch ein gleiches Schicksal der Natur absterben müssen. Die wahr-

Wahrheitliebenden aber würden frey von dieser boshaften Gemüthsart, dasjenige allezeit im Werthe halten, was der Wahrheit so viel Licht gebracht hat. Wenigstens werden in allen Bibliotheken, daraus die Weltweisheit nicht verbannet ist, diese wolfischen Werke einen Platz finden: die nicht nur an Zahl der Bände, und am Preise, sondern an Ausführlichkeit der Materien, an Ordnung und Gründlichkeit die sämmtlichen Bücher der Weltweisen übertreffen.

Wenn jemand an der Wahrheit dieses Vorgebens zweifelt, dem füget der Herr Verf. zu wissen, daß er gar keine Verbindung mit dem sel. Manne gehabt, die ihn hätte bewegen können, zu schmäucheln. Er hat in keiner Bluts- oder Gemüthsfreundschaft mit ihm gestanden; ist auch sein Landsmann nicht gewesen; hat ihn niemals gehöret, oder gesehen, auch keinen Briefwechsel mit ihm gepflogen. Daher zweifelt er gar, ob der sel. Freyherr ihn, als einen Unbekannten, zur Fortsetzung seiner Werke erwählet haben würde, wenn er solche Arbeit ja jemanden hätte auftragen wollen? Dieses ist ihm aber niemals in den Sinn gekommen. Er war zu sehr überzeugt, daß die göttliche Weisheit zu allen ihren Absichten die geschicktesten Mittel viel besser erwählet, als die menschliche Vorsicht solches leisten kann.

Niemand darf indessen glauben, daß diese Arbeit so gar leicht gewesen: und niemand wird so eitel seyn zu glauben, er werde es dem hochsel. Herrn Kanzler darinn völlig gleich thun können. Der Herr Verf. ist so bescheiden, daß er so gar glaubet,

es würden viele andre Gelehrten viel geschickter dazu gewesen seyn. Er gesteht einige Schwierigkeiten, die er dabey gefunden; entdecket doch aber die Ursachen, die ihn zu Uebernehmung dieser Arbeit bewogen.

Er war mit in der Zahl derer, die da wünschten: daß zur Ehre Deutschlandes ein philosophisches Werk, welches bis zum XXIIIsten Bande angewachsen war, nicht mangelhaft bleiben; sondern lieber in Deutschland, als jenseit der Alpen vollendet werden möchte. Hier trug sichs nun zu, daß auf göttliche Fügung, er selbst zum Vollführer dieses Wunsches erwählet wurde. Da der Hr. Prof. 30 Jahre die Weltweisheit gelehret, und auf keines Lehrers Meynungen und Worte geschworen; sondern bloß ihre Gründe erwogen, so weis er nicht, ob man irgend bloß auf seine Schriften, oder auf das Ansehen seiner Freunde allein gesehen. Das weis er, daß sein Entwurf, wie des Hochsel. Werke fortgesetzet werden müßten, Beyfall gefunden; und daß man ihn gebethen, den Anfang der Fortsetzung weiter auszuarbeiten; wie solches im Anfange dieses Werkes, und im Inhalte der Oekonomik, am Ende derselben zu sehen ist.

Nunmehr entdecket er, worauf er sich sonderlich zu befleißigen gehabt habe. Die Haushaltungskunst fortzusetzen, hat er die deutsche Politik des Hochsel. nachlesen, sodann erwägen müssen, wie er im I. Abschn. und im Anfange des II. Abschnittes des lateinischen Systems, die Sache angegriffen hätte. Darauf hat er die Erklärungen des Hrn. Verfassers zu Rathe ziehen müssen, die aus seinem Munde

nachgeschrieben worden; und die vieleicht nirgends so vollständig, als in Danzig angetroffen werden: indem man den Hochsel. darinn gleichsam mit lebendiger Stimme reden höret. Daß ihm nun solche Nachschriften mitgetheilet worden, rühmet er hier dankbarlich.

Außerdem mußte man aus den vorhergehenden Theilen des Lehrgebäudes, sonderlich des Rechts der Natur VII. Th. die übrigen Gründe und Hülfsmittel, seinen Sinn zu treffen, entlehnen. Man mußte auch die Einleitung in Betrachtung ziehen, um alles Versprochene zu leisten. Im 1. §. derselben stund: In der Haushaltungskunst müßte auch von einem Flecken gehandelt werden, der aus vielen Häusern bestünde; wovon weder im R. der N. noch sonst etwas von ihm abgehandelt worden. In der Anm. ward erinnert: daß diese häuslichen Gesellschaften von der bürgerl. Verf. gar nicht abhiengen, sondern älter wären, als dieselbe, und als außer derselben begriffen werden müßten. Diese Ursache hat ihn bewogen, daß er im letzten Hauptstücke, nach dem Sinne des Verf. vom Flecken gehandelt hätte.

Eben daraus hat er gesehen, daß die Haushaltungskunst in einem Bande abgehandelt werden müsse. Diesem zufolge hat er die Vorschriften so kurz gefasset, daß sie nicht stärker, als einer von den andern Bänden werden möchte. Und ob gleich nach dem Tode des Hochsel. der Anfang desselben, als der I. Theil verkaufet worden: so ist doch solches sowohl der Absicht desselben, als des Herrn

Fort-

Fortsetzers nicht gemäß gewesen. Wer dieser Absicht folgen will, wird sich also den Anfang des Hochsel. mit dieser Fortsetzung in einen Band binden lassen. Hätte es an dem Herrn Pr. H. gelegen, so wäre der letzte Bogen des erstern, worauf das Original abgebrochen worden, umgedrucket, und unmittelbar des Herrn Fortsetzers Arbeit hinzugedrucket worden. Was indessen geschehen, war nicht mehr zu ändern.

Da der sel. Philosoph gewünschet, daß jemand die Meynungen der Alten sammlen, und mit einem neuen philosophischen Lichte aufklären, auch die Wahrheiten dieses Lehrgebäudes dadurch bestätigen möchte: so hat Herr P. H. bey dieser Gelegenheit die vornehmsten alten Schriftsteller von der Haushaltungskunst zu rathe gezogen; und diese Lehrsätze dadurch zu erläutern gesuchet. Doch ist er dabey immer auf der Spur des hochsel. Hrn Kanzlers geblieben: wie z. E. aus denjenigen Stellen erhellen wird, wo er die Meynungen der Chineser und andrer angeführet. Ja er hat sich auch denen gefällig zu machen gesuchet, welche die Ursprünge der Wahrheiten bey denen zu suchen pflegen, welche bloß die Natur zur Lehrerinn erwählet haben; soviel man davon durch die Ueberbleibsel des Alterthums erkennen kann.

Der Hr. Verf. hat sich übrigens beflissen, gut Latein zu schreiben; damit er niemanden ohne Noth, als ein Barbar vorkäme. Wenn ihn also jemand darüber antasten wollte, daß er von der philosophischen Schreibart abgewichen: so würde er ihn eben so wohl reden lassen, als den, der ihm vorrücken

würde, seine Schreibart wäre kein recht schönes Latein. Beyder wegen würde er sich auf das Vorbild seines Weltweisen berufen, dessen Lehren er vorträgt. Wo es nämlich lateinische Wörter gab, seine Sachen zu benennen: da hat er sich derselben bedienet. Wo er sich auf nichts bessers besinnen können, da hat er seiner Vorgänger Worte behalten.

Uebrigens will er nicht behaupten, daß er allenthalben mit dem hochsel. Verfasser einer Meynung sey: weil es doch unmöglich ist, daß ihrer zweene verschiedene Leute sind, und doch einerley Gedanken haben. Darüber wird sich niemand wundern, der das obige erwogen, und weis: daß nur die gewissen Wahrheiten sich jedermanns Beyfall erwerben; die wahrscheinlichen aber auch eine Abweichung erlauben. Dieses mit einem Beyspiele zu erläutern, gesteht der Hr. Verf. daß er von der Kraft der Einbildung schwangerer Weiber andrer Meynung sey, als der hochsel. Kanzler, der darinn Malebranschen gefolget ist. Findet man noch mehrere Spuren seiner Abweichung von Wolfs Lehren, der hat das Recht, zu prüfen und zu wählen.

Uebrigens hat sich der Hr. Verfasser zwar bemühet, seine Zusätze den Grundsätzen des Hrn. Kanzlers, und seiner natürlichen Lehrart zu bequemen: ob ers aber auch erreichet habe, das will er eben nicht behaupten, im Falle es jemand läugnen wollte. Er hat sich, wie er bescheiden gesteht, selbst niemals eine Genüge thun können, sowohl in der Ordnung, als in der Herleitung der Lehrsätze. An einigen Orten hätte er manches noch ändern und verbessern kön-

von Schelle, tintinabulum, herkommen. Erzbischof, Erzprieſter, Erznarre ꝛc. Meyneidig, wie man auch ſagt, rechteidig. Habſüchtig, Milzſüchtig, von dem Worte Sucht, davon auch wohl ſeuchtig herkommt. Leumund. Frauenzimmer, Ukermark, Markgraf, Churfürſt, Pflugſtürz, die Plattdeutſchen ſagen der Stert, d. i. Schwanz. Einkünfte, Zukünfte, Ausflüchte, Gottesfürchtigkeit, Gottloſigkeit, Zwietracht, Zwieſpalt, die Plattdeutſchen ſagen Spalk, d. i. ein Lerm. Spanferken, Schlorfſucht, Spanbette, entweder von aufſpannen, oder von Sponde, welches von ſponda herkömmt. In Bothſchafter, bothſchaften, Kundſchafter, kundſchaften, iſt wohl nur die ſonſt gewöhnliche Endung ſchaft alſo mit neuen Zuſätzen vermehret worden; blutrünſtig. Antwort, in Sachſen ſagt man ahnt, vordeuchten, d. i. fremde vorkommen. Spiesgärte, Weihrauch, Weihnachten, Narrentheidung, Bollwerk, Botmäſſigkeit, verwahrloſen, nothwendig. Zetergeſchrey, Trunkenbold, der bey ſeiner Trunkenheit kühn iſt. Schlagbaum, heiſt eigentlich nicht ein Baum der vorgeſchlagen wird: ſondern ein Baum vor einem Schlage d. i. vor einer abgezäunten Weide und Hütung. Denn das bedeutet das Wort Schlag in der Mark, dafür man in Mecklenburg die Koppel ſagt: als in dem und dem Schlage. Davon auch einige eigene Namen der Dörfer herkommen, als Germersſchlag, Rengersſchlag, d. i. Rengers ſein Schlag oder Gehege.

§. 29.

können: wenn nicht die Eilfertigkeit des Verlegers ihn genöthiget hätte, an der Michaelismeſſe fertig zu ſeyn. In dieſer Eile nun, ſind etliche Zahlen der §§. unrichtig geſetzet: welches aber leicht zu verbeſſern iſt. Soweit der Hr. Prof. Hanov.

Wir können nicht läugnen, daß die Fortſetzung dieſes Werkes ſchwerlich in beſſere Hände hätte gerathen können. Ein Mann von ſo reifer Urtheilskraft, tiefer Einſicht, und vieljähriger philoſophiſcher Erfahrung mußte es nämlich ſeyn, der in die Fußtapfen eines ſo großen Vorgängers treten ſollte. Er hat alles reichlich erfüllet, was er ſich vorgenommen und verſprochen: und die Liebhaber einer gründlichen Erkenntniß werden es ihm allerdings Dank wiſſen.

Nächſtens wollen wir auch von der Politik oder Staatskunſt einige Nachricht ertheilen.

III.

Grammatiſche Anfrage, an den Aufſeher dieſer Monathſchrift.

P. P.

Eur. Hochedelgeb. nehmen nicht ungütig, daß ich als einer, der nicht die Ehre hat, Ihnen bekannt zu ſeyn, mich unterſtehe, Sie mit gegenwärtigem zu behelligen. Ich habe meine Gedanken auf das Leſenlehren und Lernen nach Gründen gerichtet, und zwar

ſo, daß nur eine einzige Grundregel gegeben wird, wornach eine einträchtige Leſ-Lehrart eingeführet werden kann. Aber Euer Hochedelgeb. Meynung in Dero Grundlegung zur deutſchen Sprachkunſt, iſt mir bey dem ß und ch entgegen. Und Sie werden es mir nicht übel deuten, daß ich meine Gedanken darüber folgendermaßen auslaſſe. Es iſt wahr, in den angeführten Wörtern: Preu-ßen, Reu-ßen, Mei-ßen, hau-chen, rie-chen, hätte Ihre Regel, wegen der langen, oder wegen der Doppellauten, und daß der Ton auf der erſten Sylbe lange liegen bleibt, Grund: allein es iſt doch auch nicht weniger wahr, daß man dennoch ein obgleich kleines Ziſchen in der Ausſprache der erſten Sylbe angeführter Wörter höre. Und inſonderheit will mir nicht in den Kopf: ſprech-en, buchſtabieren zu laſſen. Denn ſoll nach dem 4ten §. p. 45 eine jede Sylbe mit den Buchſtaben geſchrieben werden, die man in der Ausſprache deutlich höret: ſo muß ich, wenn ich mit den Jeſuanern oder andern nicht ſprech-chen buchſtabieren und ſchreiben laſſen will, eher: ſprechen als ſprech-en buchſtabieren und ſchreiben laſſen, denn chen höre ich ſchlechterdings, und es gehet eher an, ſpre-chen, als ſprech-en zu reden; wie denn auch p. 43 ſo getheilet wird: ſpre-chen. Sprechen und Sprache, ſind auch ähnliche Wörter, alſo nach der 5ten Regel p. 53. Wenn aber alles dieſes nicht gelten kann noch ſoll: ſo nehme ich, um meine Regel geltend zu machen, und in ihrem Werthe zu erhalten, meine Zuflucht zu folgenden Eur. Hochedelgeb. eigenen Ausſprüchen: p. 10 in der 2ten Auflage de

anno 1749. „So kömmt es bey der Größe der Voll-
„kommenheit auch darauf an, ob eine Sprache viel
„oder wenig Regeln hat. Je weniger und allgemei-
„ner nun dieselben sind, und je weniger Ausnahme
„sie haben, desto größer ist ihre Vollkommenheit.
„p. 31. Es würde wieder die allgemeine Gewohn-
„heit laufen, wenn man sprech-en buchstabieren
„wollte. p. 51 §. 12 die 3te Regel: u. p. 60. Man
„schreibe so, wie es der allgemeine Gebrauch eines
„Volks seit undenklichen Zeiten eingeführet;„ Im-
gleichen an einem andern Ort: „eine solche Kleinig-
„keit verdienet keine Ausnahme.„ Meiner Regel un-
beschadet, können auch nach p. 57 solche Mitlauter,
die im Latein beysammen bleiben, im Deutschen ge-
trennet werden: allein in der Hällischen Bibel wird
pf, als ein doppelt stummer beybehalten. Ob es auch
z. E. in den Wörtern empfangen, empfohlen, nicht un-
theilbar bleiben müsse, lasse ich E. Hochedelgeb. aus fol-
gendem Grunde beurtheilen. Wenn ich emp-fangen,
emp-fehlen buchstabiere, so führen mich die Sylben
fangen, fehlen, auf die Zeitwörter: Fangen,
Fehlen, welche ganz andere Begriffe bey sich
führen. Und es klinget doch: hü-pfen, Tö-pfe,
pfro-pfen, der Ton muß nur etwas lange auf
der ersten Sylbe bleiben, und zum Theile hell, zum
Theile tief ausgesprochen werden. Jedoch hievon
nicht viel. Nur daß ich bey dieser Gelegenheit
wegen des Einwurfs p. 55 noch sage: Man kön-
ne die Selbstlauter in hell- und tieftönige eintheilen,
z. E. in dem Worte mich, hat i einen tiefen, in dem
Worte mir aber, einen hellen Ton, und so in andern

mehr. Wenn ich über dieſen Berg herüber bin; So bitte Eur. Hochedelgeb. gehorſamſt, mir Dero Meynung zu eröffnen: ob ich recht habe, in dieſer Lehrart fortzufahren? Wenn dieſes iſt, und wenn Sie es gut finden, noch etwas darinn zu verbeſſern: ſo werde ich es mit dem größten Danke erkennen und annehmen. Wo Eur. Hochedelgeb. Buch rechten Nutzen ſchaffen ſoll; ſo muß wahrlich beym Leſenlehren und Lernen der Grund dazu geleget werden. Und was iſt nöthiger? Die Kanzeln werden ſchon durch die Sprachſchnitzer derer, ſo darauf reden, beſchimpfet. Und es wird immer ſchlimmer, und kann faſt nicht verbeſſert werden. Bürger- und andere Kinder werden in franzöſiſche Schulen geſchicket: da lernen ſie reden, **das gehöret an mich**, (c'eſt à moi.) Man giebt nicht auf ſich acht, man weis nicht, daß man falſch ſpricht. Ich bin ſelbſt ein Exempel auch noch wohl in gegenwärtiger Arbeit. Ich habe auch Deutſch geredet und geſchrieben, und wußte nicht, daß ich falſch redete ꝛc. Da aber das Geboth, die **Grundlegung zur deutſchen Sprachkunſt**, kam, da erregete es allerley Zweifel ꝛc. Im Reden aber ſich erſt auf die Regeln beſinnen wollen, iſt gemeiniglich zu ſpät. Ich erhalte nun Dero Beypflichtung, oder nicht; ſo bitte gehorſamſt, mir die Einlage wieder zurück zu ſchicken. Ich will ſie, wenn ich ſie zu nichts weiter gebrauchen kann, unter meinen Papieren aufheben, und ſie ſollen meine beſtändige Zeugen vor meinen Augen ſeyn, daß ich mein Handwerk nicht ohne Ueberlegung und Nachdenken getrieben habe, und ferner

nicht

nicht ohne daſſelbe treiben will. Gegenwärtiger mein Brief iſt in Potsdam auf die Poſt gegeben, und ich bitte, die Sache nur dahin wieder an meinen guten Freund, Namens

El

auf meine Koſten zurückzuſenden, mit dem Beyſatze: Abzugeben unter den Linden bey der Wittwe Ohneſorginn.

Den erſten Bogen, worinn von dem Zwecke und der Einrichtung des Buches gehandelt wird, habe ich beygeleget, um in dem Briefe deſto kürzer ſeyn zu können. Ich empfehle Eur. Hochedelgeb. in den göttlichen Schutz, und bin

Eur. Hochedelgeb.
Meines hochgeehrteſten Hrn. Profeſſors,

Berlin, den 15ten Mart. 1756.

gehorſamſter Diener
El.

IV.

Antwort,
auf das vorhergehende Schreiben.

Hochedler,
Inſonders hochzuehrender Herr,

Eur. Hochedlen haben mir durch Zufertigung Dero vorhabenden Leſebüchleins, ein Merkmaal eines

nes besondern Vertrauens gegeben, das mir nicht anders, als angenehm hat seyn können. Nichts ist vernünftiger, als was E. H. in der Vorrede zu demselben schreiben, daß auch in Sprachen alles seinen zureichenden Grund haben müsse. Dieser große Satz der leibnitzischen und wolfischen Philosophie, ja der gesunden Vernunft, hat mich zuerst auf die Sprachlehre geführet; ja ihm habe ich das meiste von dem zu danken, was ich hernach darinn geleistet habe.

Auch darinnen haben E. H. vollkommen recht, daß der erste Grund zu einer richtigen Sprache und guten Mundart am sichersten in den Leseschulen geleget werden könne. Wie groß aber der Mangel an guten Lehrern in dieser untersten Klasse von Schulmännern sey, ist niemanden besser als Er. H. bekannt.

Wie viel Dank müssen also alle patriotische Deutsche Er. H. nicht wissen, daß Sie diesem Mangel, so viel an Ihnen ist, abhelfen; oder ihn wenigstens, so viel in Ihrer Gewalt steht, vermindern wollen. Eine deutliche Lehrart, die ihrer guten Gründe halber Ueberzeugung mit sich führet, ist das beste Mittel, unzählichen Fehlern und Misbräuchen abzuhelfen,

In eben der Absicht habe ich schon aus meiner größern Sprachkunst einen kleinen Auszug für die Schulen gemachet: und dieser hat bey sehr vielen Schullehrern erwünschten Beyfall gefunden. Wenn nun E. H. noch mit Dero Unterrichte den ersten Schulen zu Hülfe kommen, so ist zu hoffen, daß sehr viel Gutes dadurch gestiftet werden kann.

E. H.

E. H. sehen es aber wohl selbst ein, daß nichts der deutschen Sprache bisher mehr geschadet, als die Widerwärtigkeit der Sprachlehrer und ihrer Regeln. Wenn sich ein jeder eine besondere Lehrart, Rechtschreibung und andere Seltsamkeiten angewöhnen will: so dienet dieses hernach den französirenden Verächtern des Deutschen zum Vorwande, das Deutsche, als eine ungewisse, mit sich selbst nicht einige Sprache zu verachten.

So sehr ich mich also beflissen, in meiner Sprachkunst alles dasjenige in Regeln zu bringen, was bisher am allgemeinsten im Schwange gegangen; oder doch der Analogie am gemäßesten gewesen: so bereit und willig bin ich auch, von einsehenden und wohlgesinnten Männern Gründe anzuhören, oder anzunehmen, die zu einiger Erleichterung und Beförderung der guten Mundart dienen können.

Ich würde also Eur. H. in der Buchstabirung des Wortes sprechen, brechen u. s. w. gleich vollkommen recht geben, so wie ich solches in den Wörtern Spra-che, Hau-chen, Preu-ßen u. d. g. gestehe, daß der stumme Buchstab zur zweyten Sylbe gehöret. Allein der Unterschied ist bloß in dem langen und kurzen Selbstlaute der ersten Sylbe zu suchen. Sehen E. H. nur auf die Wörter Sprache und auf Rache. Kann man dieselben wohl auf einerley Art buchstabieren; da jenes klingt, als wenn Spraache; dieses aber, als wenn Rachche geschrieben stünde. Buchstabirte ich nun b, r, e, so würde diese erste Sylbe klingen, als wenn das e lang oder doppelt wäre, bree; käme aber das ch en hinzu;

hinzu: so würde entweder die Aussprache falsch, breechen; oder ich müßte in der Zusammensetzung beyder Sylben anders sprechen, als ich vorher jede besonders gesprochen habe. Ob dieses nun Kindern oder Ausländern nicht eine Schwierigkeit machen würde, können dieselben am besten einsehen.

Eben das kann nach seiner Art, auf die Wörter Hüpfen, Töpfe, pfropfen u. d. g. gedeutet werden. Wir sind es gewohnt, Selbstlauter, die am Ende der Syllben stehen, lang zu sprechen. So würde ich denn, bey Hü das Hü lang hören lassen; käme nun das pfen dazu, so würde ich entweder falsch aussprechen müssen, wenn ich den Ton der ersten Sylbe getreülich wiederholete: oder ich würde im Lesen andere Töne angeben, als im Buchstabiren; welches doch nicht recht ist, und also nicht seyn sollte.

Dieses ist die nähere Erklärung meiner Gedanken, die ihre ganze Stärke oder Schwäche von Dero Beyfalle erhalten werden. Ich bin nämlich kein solcher Pedant, daß ich anderen Gesetze aufdringen wollte, die sie nicht einsehen und nicht billigen. Es ist billig, daß ein jeder vernünftiger Mann nach seiner eigenen Vernunft handle; zumal ein solcher, der schon einsieht, daß man nichts blindlings, sondern alles aus zureichendem Grunde thun müsse.

Eben dieses Grundes wegen aber, schiebe ich es Er. H. ins Gewissen, ob Sie noch bey den doppelten Mitlautern, die ich so häufig in Dero Aufsatze antreffe, bleiben wollen. z. E. helffen, Wercken, Nachdencken u. d. g. Ferner, ob man solche zusammen-

mengeſetzte Wörter, als Sprachſchnitzer noch getrennet und mit großen Buchſtaben in der Mitte ſchreiben müſſe? Ob man noch Ewer für Eüer, Meinung für Meynung, eröfnen für eröffnen (von offen) ſchreiben ſolle? und d. gl. Kleinigkeiten mehr z. E. das ß in Beſſern für ſſ. die ich in Dero Schreibart bemerke: darinn übrigens das meiſte ſchön und regelmäßig iſt.

Das Vertrauen, deſſen E. H. mich gewürdiget haben, verſichert mich, daß Sie ſolches nicht übeldeuten werden: da ich es nicht auf eine gebietheriſche Weiſe, ſondern nur fragweiſe thue, und es gar wohl leiden kann, daß jemand denen Gründen folge, die ihm am ſtärkſten bedünken.

Uebrigens habe ich die Ehre, mit vieler Hochachtung zu ſeyn.

Euer Hochedlen

Leipzig den 23ſten des Lenzm. 1756.

bereitwilliger Diener,
Gottſched.

V.

An Eſſay on the Writings and Genius of Pope.

D. i.

Verſuch von den popiſchen Werken, und dem popiſchen Geiſte.

Der Verfaſſer dieſes Verſuches ſcheint die Zeit erwartet zu haben, worinnen die verrauchte

Hitze

Hitze es leiden kann, eines beſſern unterrichtet zu werden; da er ſich unterſtanden, einen großen Mann anzugreifen, deſſen friſches Andenken vor einigen Jahren in ſo großem Anſehen war: daß die Engländer einen, der ihn hatte tadeln wollen, als einen gelehrten Hohnſprecher würden verfluchet, und mit dem Namen eines Zoils angeſchwärzet haben. Die Zueignungsſchrift, welche zur Vorrede dienet, iſt an den berühmten D. Young, den Verfaſſer einer Samlung von Satyren, die ſehr hoch geſchätzet werden, gerichtet. Unſer Ariſtarch bringet die engliſchen Dichter unter vier Claſſen. In der erſten findet man den **Shakeſpear**, **Spencer**, und **Milton**, als Dichter, die im höchſten Grade pathetiſch und erhaben ſind; und in einem etwas geringern Grade den **Otway** und **Lee**, denen man noch den **Southern**, den Verfaſſer der **unglücklichen Hochzeit**, oder des **unſchuldigen Ehebruchs**, beyfügen könnte. In der andern Claſſe ſind diejenigen, die einen wahrhaften poetiſchen Geiſt hatten, wiewohl in einem gemäßigtern Grade. An die Spitze derſelben ſtellet er den **Dryden**, **Donnen**, **Denhamen**, **Cowleyen** und **Congreven**. Diejenigen, ſo ſich beſonders durch einen glücklichen Schwung des Witzes, und in einem feinen und richtigen Geſchmacke in geſellſchaftlichen Werken hervorthaten, als **Waller**, **Prior**, **Gay**, **Parnel**, **Swift**, **Fenton**, u. ſ. w. machen die dritte Claſſe. Und in die letzte ſetzet er die Versmacher, das heißt, diejenigen, deren Verdienſt in unglücklichen Verſen, und einem niedri-

§. 29. III. Das letzte Stück, das wir hier noch zu unterſuchen haben, iſt die Frage, wie dieſe Wörter zu ſchreiben ſind. Bey der Rechtſchreibung dieſer Wörter kommen dreyerley unterſchiedene Fragen vor: 1) Ob die zuſammengeſetzten Wörter zertheilet und mit ein paar Querſtrichlein verbunden zu ſchreiben ſind, wie bisher in vielen geſchehen iſt: oder ob man ſie in eins, wie ein Wort ſchreiben ſolle, wie man anietzo anfängt? Das ſicherſte wird hier ſeyn, daß wir einige alte zuſammengeſetzte Wörter erwegen, und die neugemachten nach ſolcher Aehnlichkeit auch alſo ſchreiben. Dergleichen ſind: Pachtmann, Amtmann, Knabenſchänder, Augenblick, Schlangentreter, Blendwerk, Kleinmüthig, Frauenzimmer, Mahlzeit, Mauleſel, Vaterland, Oſterburg, Chriſtnacht, Markgraf, Reichstag, Gottesfurcht, Erdbeben, Oeſterreich, Churfürſt, Spanferken, Jungfrau, Mitternacht, Königreich, Griechenland, Sprüchwort, Steuermann, Kohlfeuer, Endzweck, Dornbuſch, Hauptmann, Sonntag, Tiegerthier, Schlupfwinkel, Nothdurft, Fabelwerk, Gegentheil, Säemann, Vormittags, Querſtrich, Feldteufel, Morgenröthe, Hoherprieſter, Weinſtock, Ackerbau, Viehzucht, Landsmann, Kirchhof, Ehfrau, rechtfertigen, Wortkriege, Befehlshaber, Thürſchwelle, Rathsherr u. ſ. w. Aus dieſer groſſen Menge von allerley Gattung kan man ſchlieſſen, daß man die neugemachten zuſammengeſetzten Wörter in eins ſchreiben müſſe, weil die Alten ſo geſchrieben haben, und wir ihnen in den alten Wörtern nachfolgen. Inſonderheit muß man die Wörter, die nur mit kleinen Theilchen der

Rede,

niedrigen * Ausdrucke beſteht. Unter dieſe Anzahl gehören **Pitt**, **Sandys**, **Fairfax**, **Broane**, **Buckingham** und **Landown**. Der berühmte **Pope** iſt, wie man ſieht, ausgelaſſen, jedoch mit Fleiß. Man hat es dem Leſer überlaſſen, was er ihm, den folgenden Anmerkungen zu Folge, für einen Platz anweiſen will.

Der Band **vermiſchter Werke**, der unter den **popiſchen** Werken, der Zeitordnung ſeiner Verfaſſung und des Druckes nach, der erſte iſt, iſt der Gegenſtand dieſes Tadels. Der Kunſtrichter fängt bey den Hirtengedichten an, die, wenn man ſie als Abſchilderungen des Landlebens betrachtet, ohne Zweifel ſo ſtreng, als er mit ihnen verfährt, beurtheilet zu werden verdienen. In der That ſind es, wie er ſpricht, Stücke, die aus alten und neuen, aus griechiſchen und engliſchen Gedanken zuſammen geſetzet ſind. Hierauf vergleicht er einige Stellen, wo **Pope** ein Nachahmer oder Ueberſetzer geweſen, mit denen, die er nachgeahmet oder überſetzet hat; und hier thut er faſt allemal den Ausſpruch zum Vortheile der Originale: allein ſeine Beweiſe ſcheinen uns nicht überzeugend zu ſeyn. **Theokritus** zum Beyſpiele, läßt ſeinen Schäfer ſich wünſchen, daß er

* Man hüte ſich hier, den niedrigen Ausdruck mit dem kriechenden zu verwechſeln. Wir haben dieſes darum zu erinnern für nöthig gefunden, weil es bereits einige Sylbenſtecher gegeben, die es einem gewiſſen Kunſtrichter, der mit Rollinen und Quintilianen die Schreibart in die pathetiſche, ſinnreiche, und natürliche eingetheilet, zur Laſt haben legen wollen.

er doch eine Biene werden möchte, damit er sich unter diese Krone von Epheu und Farenkraut ansetzen könnte, die seine Geliebte zum Kopfputze trägt. In Popen wünschet sich der Schäfer, der gefangene Vogel zu seyn, der bey seiner Schäferinn in dem Busche singet; damit er sie durch seine Töne reizen, und die Küsse, die sie an ihn verschwendet, empfangen könnte. Unser Aristarch zieht des Theokrits Gedanken vor, als die dem Landleben viel gemäßer, viel zärtlicher, und nicht so gemein wären. Es ist einem Verliebten natürlich, zu wünschen, alles das zu seyn, wodurch er sich dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit nähert; allein es ist noch etwas mehr, zu verlangen, dasjenige selbst zu werden, was sie liebet, was sie liebkoset. Wir sehen also nicht, worinnen dieser Vorzug des Theokrits bestehe. Keiner von beyden verstößt hierinnen wider die Zärtlichkeit; und es scheint sehr schwer zu seyn, wenn man den Ausspruch thun soll: welcher von beyden Gedanken, zu der Zeit, als diese zween Schriftsteller geschrieben, am mindesten gemein gewesen; denn dieser Umstand muß den Ausschlag geben, ob die Gedanken neu sind?

Indessen muß man gestehen, daß in den Hirtengedichten die Erfindung nicht die glänzende Seite unsers Dichters ist. Es giebt in seinen vier Jahreszeiten keinen Gedanken, der ihm neu wäre: und ich stimme dem Kunstrichter bey, daß ihr ganzes Verdienst einzig und allein auf der musikalischen, und einen guten Wohlklang habenden Art seiner Verse beruhet.

In

In seiner Prüfung des Hirtengedichts, das den Titel der **Messias** führet, und welches eine Nachahmung von **Virgils Pollio** ist, haben uns seine Anmerkungen ein wenig hart geschienen. Er führet aus dem Propheten **Jesaias** eine Menge Schönheiten an, die **Pope** nicht angebracht hat. Wenn er aber alle schönen Stellen dieses göttlichen Buches, welches man als das allererhabenste Gedicht, das nur jemals gemachet worden, ansehen kann, hätte vereinigen wollen: so hätte er es ganz übersetzen müssen. Es ist nicht möglich, etwas darinnen auszulassen, daß man nicht auch eine Schönheit auslassen sollte. Sonst läßt man dem **popischen** Pinsel die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er in einem Gesichtspuncte, und in einem so kleinen Raume, eine so große Menge angenehmer, und majestätischer Bilder habe vereinigen können.

Bey Gelegenheit des Gedichtes auf den **Lustwald bey Windsor**, machet sein Tadler anfänglich **Popen** das Geschick zum Schildern, welches die Beschreibungen erfodern, streitig; nämlich, es wäre in diesem Gedichte nichts neues, und was sich nicht auf alle Arten von Wäldern schickete. Hätte man nicht zuvor untersuchen sollen; ob **der Lustwald bey Windsor** im Grunde einem Dichter auch etwas ganz besonders darböthe? Nichts scheint ihn von andern Hölzern zu unterscheiden, als seine Lage und seine Gegenden. Man kann leicht sehen, wie

* Man verstehe dieses von dem Ausdrucke, nicht aber von den Sachen.

wie weit Pope ſich dieſes Beſondere zu Nutze zu machen gewußt? Die Könige und die Dichter, welche die Gegenden des Waldes berühmt gemachet haben, die Themſe und das Bächlein Loddon, welches ihn wäſſert, ſind eben ſo viel Quellen, woraus der Verfaſſer eine große Menge ſinnreicher Erdichtungen, und wohl ausgeſonnene Epiſoden gemachet hat; die wirklich zu ſeinem Vorhaben gehören, und ſeine Beſchreibung beſonders genug machen. Sein Tadler findet weiter, daß die Hirſchjagd, in eben demſelben Gedichte, nicht ſo vollkommen, nicht ſo lebhaft, nicht ſo ausführlich abgeſchildert ſey, als Sommervillens ſeine. Heißt das ein Werk mit gehöriger Genauigkeit kritiſiren, wenn man bloß ſaget, daß es beſſer oder ſchlechter ſey, als ein anderes? Empfiehlt es uns Pope nicht ſelbſt, daß man den Gegenſtand des Verfaſſers, den man kritiſiret, niemals aus den Augen ſetzen ſolle? Laßt ihn uns nach ſeinen eigenen Geſetzen richten. Bey Sommervillen iſt die Jagd das Hauptwerk, und er hat Grund, ſie umſtändlich zu beſchreiben: in Popens Gedichte aber iſt es bloß eine zufälllge Zwiſchenerzählung, die er noch mehr hätte ausbilden müſſen. Wenn er von Tompſonen redet, von dem wir einige Hirtengedichte haben: ſo machet unſer Tadler die Anmerkung, daß die Beſchreibungen allemal verſtoßen, aus Mangel einer genugſamen Erkenntniß, die man dem Leſer vor Augen legen will. Er nimmt daher Gelegenheit, diejenigen hungrigen Reimſchmiede lächerlich zu machen, welche ſich auf einem Boden am Strande einſchließen, und

glau-

glauben, ſie hätten Augen, die ſchon hinreichend wären, Thäler, Flüſſe u. ſ. w. im Weiten zu entdecken, und genau zu ſchildern. Er ſagt uns auch, daß Pope willens geweſen, amerikaniſche Schäferſtücke zu ſchreiben: und ich glaube mit ihm, daß wir nicht viel dabey verloren haben, daß er von ſeinem Vorhaben abgeſtanden. Da er nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von den Einwohnern von Peru haben konnte: ſo würde er uns nur eingebildete und unwahrſcheinliche Perſonen haben ſchaffen müſſen: die ohne Zweifel die Trümmern des Sonnentempels, und den Verluſt ihrer Freyheit, und ihrer Quipos in einer fantaſtiſchen Sprache, und in einem ſelbſt gemachten Ausdrucke würden beklaget haben.

Nach dem Gedichte auf das Luſtwäldchen bey Windſor, kommen die lyriſchen Gedichte. Popens Tadler ſetzet die Ode auf das Feſt der heil. Cecilia unter Drydens ſeine. Er tadelt Popen, daß er in einer Stelle dieſer Ode ein lächerliches Sylbenmaaß gebrauchet, und dieſes ſein Vorgeben beweiſt er dadurch, daß er dieſes Stück mit einer komiſchen Stelle aus dem Singſpiele Roſimunda vom Addiſon zuſammenhält. Ich gebe zu, daß das Sylbenmaaß in dieſen beyden Stellen einerley ſey: ſollte es aber nicht möglich ſeyn, daß beyde Dichter Grund dazu hätten? Sie haben alle beyde eine lebhafte Freude vorſtellen wollen; die Entzückung eines triumphirenden Helden iſt ohne Widerrede von den Kreuzſprüngen eines Bauers ſehr weit unterſchieden, dem etwas glückliches begegnet iſt. Indeſſen

iſt es bey dem einen ſo wohl Freude, als bey dem andern. Und ich glaube nicht, daß die Lehre vom poetiſchen Sylbenmaaße einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit ſollte erreichet haben, daß man einer jeden Nebeneintheilung der Leidenſchaften ein eigenes Sylbenmaaß angewieſen hätte. Endlich muß man auch die Verſchiedenheit unter Werken von verſchiedener Art in der Wendung der Gedanken und Ausdrücke ſuchen, und nicht in dem Sylbenmaaße der Verſe. Das aber kann man Popen und Dryden nicht vergeben, daß einer wie der andere, ihre Ode mit einem Sinngedichte von vier Zeilen ſchließen; eine Art von Witze, die in der lyriſchen Dichtkunſt noch lächerlicher, als im Heldengedichte iſt.

Nach einer Ausſchweifung von der lyriſchen Art der Gedichte, und von den Schriftſtellern, die ſich dadurch einen Namen erworben, kömmt unſer Tadler wieder auf **Popen**, und redet von der Ode: **vom ſterbenden Chriſten an ſeine Seele**; mit Lobe. Nachdem er eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen einem Abſatze dieſer Ode, und einer Stelle aus dem **Flatman**, einem alten engliſchen Dichter gefunden: ſo nimmt er daher Gelegenheit, ſich ſeiner Neigung zu gelehrten Anführungen gänzlich zu überlaſſen: denn er läßt keine Gelegenheit vorbey, von Schriftſtellern, Werken und Vorfällen zu reden, von denen er glaubt, daß ſeinem Leſer etwas daran gelegen ſeyn könne. **Pope** iſt allemal der Vorwand dieſer gelehrten Ausſchweifungen. Er läßt ſich auf eine gefällige Art, auf alle ähnliche

Stellen

Stellen ein, die ſich in verſchiedenen Dichtern befinden; es ſey nun durch ein Ohngefähr, oder durch die Nachahmung. Zu dem Ende führet er eine Stelle aus dem Abte Du Bos an: „Es iſt ein „Verdienſt, ſpricht dieſer Kunſtrichter, einen ſolchen „Raub zu begehen, weil man es niemals ohne Mühe, „und ohne wenigſtens das Geſchick zu haben, es neu „auszudrücken, thun kann. Man brauchet eben ſo „viel Fleiß und Geſchick dazu, wenn man dieſes „glücklich bewerkſtelligen will, als man zu Lacedä„mon brauchete, wenn man mit Artigkeit einen „Raub begehen wollte.„ Dieſe Geſchicklichkeit, iſt nach unſerm Schriftſteller, eine dem Pope und Boileau eigene Geſchicklichkeit. Beyde ſcheinen die Gedanken eines andern neu zu ſchaffen; und, wie Dryden von einem andern nachahmenden Dichter geſaget, beyde plündern die Schriftſteller als ſiegeriſche Monarchen: und das, was bey andern ein Raub ſeyn würde, iſt bey ihnen weiter nichts, als eine Eroberung.

Nachdem er von der Ode auf die Einſamkeit, die Pope in ſeinem zwölften Jahre gemachet hat, auf eine vortheilhafte Art geredet: ſo kommt unſer Kunſtrichter auf ſeinen Verſuch von der Kritik; den er für ein gelehrtes Wunder anſieht. Pope war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er dieſes Werk ſchrieb; welches aller ſparſamen und ſchlechten Lobeserhebungen des eiferſüchtigen Addiſons ungeachtet, ein ewiges Denkmaal des frühzeitigen und richtigen Geiſtes dieſes großen Mannes bleiben wird. Die Gedanken unſers Tadlers über dieſes

Gedicht ſind ſehr weitläuftig. Die Gränzen, welche uns unſer Entwurf vorſchreibt, verſtatten uns nicht, dem Verfaſſer in dieſem Labyrinthe von Tadel und Lobe, welches er mit guter Einſicht hin und wieder zerſtreuet hat, und noch weniger in denen Ausſchweifungen zu folgen, die er von verſchiedenen Schriftſtellern, die von der Dichtkunſt geſchrieben haben, zu machen für gut befindet. Wir wollen bloß ſagen, daß er dem **Boileau** unter allen denen, die **Ariſtoteles** und **Horazens** Fußtapfen betreten haben, den Vorzug giebt. Er wirft es Popen vor, daß er den **Petron** unter die Anzahl der kritiſchen Schriftſteller geſetzet hat; wiewohl derſelbe niemals etwas gemachet, wodurch er dieſe Ehre verdienen könnte. Seine Anmerkung iſt in dem Stücke ſehr richtig; wir pflichten auch dem bey, was er von der vorgegebenen Abſchrift von **Petrons** Werke ſaget, die vor einigen Jahren zu **Belgrad** ſoll ſeyn gefunden worden, und welche verfälſchet, und von einem Franzoſen nachgemachet worden iſt. Allein er hätte beſſere Beweiſe wählen können. Er bleibt zu dem Ende bloß bey der Redensart: ad caſtella ſeſe receperunt, ſtehen. Die Aehnlichkeit zwiſchen Caſtella und dem franzöſiſchen Worte Château, iſt das, was ihm anſtößig iſt, und was ihn darauf bringet, den Ausſpruch zu thun, daß dieſe Abſchrift falſch ſey. Indeſſen war das Wort Caſtellum lange vor **Petronen** gebräuchlich, und wir finden es in **Cäſars Commentarien**: cunctis oppidis caſtellisque deſertis.

Bey

Bey Gelegenheit einer Stelle im **Pope**, wo dieser Poet vorgiebt, daß eine einzige Wissenschaft schon genug sey, einen einzigen Geist anzufüllen, führet er viele Beyspiele an, die die Wahrheit dieses Satzes beweisen, und nachdem er gesaget hat, daß es gleich schwer für einen Schauspieler, und für einen Verfasser sey, die Lorbern der Thalia und Melpomene in einem hohen Grade mit einander zu verbinden: so preist er England deswegen glücklich, daß es allein diese zwo großen Erscheinungen hervorgebracht, den unsterblichen **Schakespear**, der den ehrgeizigen **Macbeth** eben so natürlich hat erfinden und ausführen können; als den abenteuerlichen, aber doch wahrscheinlichen **Sir John Falstaff**; und den berühmten **Garrick**, von dem man gemeiniglich zu London saget, daß kein Charakter von Gott an, bis aufs Unding wäre, den er nicht spielen könnte.

Auf den **Versuch von der Kritik** folget die **geraubete Haarlocke**. Man findet hier eine sehr ausführliche Geschichte dieser neuern Erfindung, die unter dem Namen eines spaßhaften Heldengedichtes bekannt ist. Nachdem er **Boileaus Pulte**, und dem komischen Heldengedichte **Garths** * welches

* Samuel Garth, Popens guter Freund, ein berühmter englischer Dichter und Arzt, aus der Provinz York gebürtig, ward im 1693sten Jahre in das Collegium der Aerzte aufgenommen. Er arbeitete mit vielem Eifer an der Errichtung des Dispensary, welches ein Zimmer im Collegio ist, worinnen die Aerzte den Armen einen guten Rath umsonst, und die Arzneyen um einen geringen Preis geben

ches den Titel The Diſpenſary führet, ihr Recht wiederfahren laſſen: ſo kommt er auf die geraubete Haarlocke, der er vor allen andern Werken in dieſer Art den Vorzug giebt; welches auch wahr iſt. Dieſer Theil ſeines Buches iſt nicht ſowohl ein Tadel, als eine formale Lobrede. Uebrigens ſind ſeine Lobeserhebungen nichts weiter, als ein in der That etwas zu hochgetriebener Ausdruck deſſen, was ein jeder vernünftiger muß erkañt haben, wañ er auch nur nicht eben allzugenaue Ueberſetzungen, die man von dieſer geraubten Haarlocke in vielen Sprachen gemachet hat, geleſen. Da er das Werk von Stelle zu Stelle durchgeht: ſo hat er mit ſeinen Anmerkungen über Popen, bey der Gelegenheit, gewiſſe Vergleichungen verbunden; ja er hat nicht unterlaſſen, bey einer jeden merkwürdigen Stelle, Boileaus, Garths, und anderer ihre an den Rand zu ſetzen, als welche dazu dienen könnten, daß ſich unſer Dichter beſſer unter ihnen ausnähme. Endlich betrachtet er dieſes Gedicht als die beſte Satyre, die nur jemals geſchrieben worden.

Gleich nach der geraubeten Haarlocke kommen das Klaggedicht über den Tod einer unglücklichen Frau; der Vorredner zu Addiſons Trauerſpiele Cato betittelt, und der Nachredner zum Trauerſpiele Jane Schore. Nachdem er das Ver-

geben. Dieſes Werk der Liebe des Herrn Garths hatte ihn dem Neide und Haſſe vieler Aerzte und Apotheker ausgeſetzet Deswegen machet er ſie in einem Gedichte von ſechs Geſängen, welches betitelt iſt: The Diſpenſary; mit vielem Witze und Feuer lächerlich.

Rede, mit Vor- oder Nebenwörtern vermehret worden, unzertrennt ſchreiben, und es iſt unrecht, wenn man ſchreiben will: Vor-Rede, Nach-Satz, Klein-Muth, Jahr-aus, Jahr-ein, u. ſ. w. Auf ſolche Weiſe wäre des Zertheilens kein Ende. Beſſer iſt es alſo, um die Gleichheit im Schreiben auch deſto eher zu erhalten, daß man nicht nur dieſe Art Wörter: ſondern auch die, ſo aus weſentlichen Namen oder Nennwörtern zuſammengeſetzet ſind, nach der alten Weiſe unzertrennt ſchreibet.

§. 30. Doch müſſen hier **ausgenommen** und allerdings **zertheilt** geſchrieben werden: 2) Die, ſo aus **zween eigenen, beſonderen Namen zuſammengeſetzet** worden ſind, als: Heſſen-Caſſel, Baden-Durlach, Holſtein-Beck, Römiſch-catholiſch, Weigelianiſch-geſinnt, u. d. g. Weil man keine Oerter und Sachen findet, die eigentlich einen ſolchen Namen haben. 2) So iſt es auch nicht ganz unrecht, wenn man ſolche Wörter, die aus zweyen weſentlichen Nennwörtern, die den beſondern Namen einiger maſſen ähnlich ſind, zuſammengeſetzet worden, zertheilt ſchreibet, als: Schneider-Meiſter, Nord-Weſt, Süd-Weſt, Zimmet-Inſel, Norder-Elbe. 3) Wenn ein Wort nicht ausgeſchrieben worden und die Endung in dem folgenden Worte erſt folget, ſo bedienet man ſich auch mit Recht ſolcher Strichlein, als: Sonn- und Feſttage, unterthänig-gehorſamſter, u. d. m. Doch thut man in den meiſten Fällen beſſer alles ganz auszuſchreiben. 4) Die vielfältig zuſammengeſetzten Wörter, weil ſonſt ein Wort zu lang werden dürfte, als: Kirchen-Jubelfeſt, Reichs-

Verdienſt des erſten dieſer Stücke durch allgemeine Lobeserhebungen geprieſen, ſo läſt er ſich in eine ausführliche Beſchreibung der Schönheiten dieſes kleinen Meiſterſtückes ein. Hierauf machet er, wie gewöhnlich, einige Ausſchweifungen über verſchiedene Stellen, die einiges Verhältniß mit dem vorhabenden Werke haben; und giebt uns eine Ueberſetzung von dieſer berühmten Beſchreibung von **Ugolins** Tode und von ſeinen Kindern; auf den Schlag, wie man ſie in **Dantens** Hölle findet. Man kann ſie wirklich als die allereinfältigſte und erhabenſte Beſchreibung anſehen, die nur jemals gemachet worden.

Unſer Tadler lobet hierauf den **Vorredner** zum **Cato**, als ein Trauerſpiel ins kurze gebracht, welches mehr erhabene Gedanken in ſich enthält, als **Addiſons** ganzes Trauerſpiel: welches nach ſeiner Mennung nichts weiter, als ein ſchönes Geſpräch von der Liebe des Vaterlandes und der Freyheit iſt, worinnen die Natur und das Pathetiſche dem Vergnügen aufgeopfert ſind, die unbiegſamen Geſinnungen des ſtoiſchen Charakters auszudrücken. Er mag ſagen, was er will, ſo bleibt dieſes Stück gleichwohl das allerregelmäßigſte der engliſchen Schaubühne, die er mit der athenienſiſchen und römiſchen vergleicht.

Wenn er von dem Nachredner des Trauerſpiels, vom **Jane Schore** redet: ſo tadelt er die meiſten Nachredner engliſcher Stücke mit recht, daß ſie beynahe allemal nichts weiter, als abgezirkelte Gefälligkeiten von der Schauſpielerinn ſelbſt ſind, die draußen bleiben muß. In dieſem Tadel befindet ſich der **Nachredner**, wovon hier die Rede iſt, verwickelt. Gleichwohl, da der Tadel nicht auf die Verfaſſer,

ſondern bloß auf die Gewohnheit fällt, die dieſen Fehler ehrwürdig gemachet hat: ſo verhindert dieſes unſern Ariſtarch nicht, das Salz zu zeigen, welches man in dieſem Nachredner, ſo man wie in andern von Dryden und Herrn Garrick verfertigten Stücken antrifft. Hier lieſet man einen beſondern Zuſatz wegen der Vorredner des Dryden. Sie hatten einen ſo großen Ruhm, daß kein Stück ohne einen Vorredner dieſes Verfaſſers was taugen konnte; und der geſetzte Preis für einen ſolchen Vorredner war vier Guineen. Als Southern ein Stück gemachet hatte, gieng er zum Dryden, und verlangete von ihm einen Vorredner zu ſeinem Trauerſpiele. Allein Dryden ſagte ihm, daß er ſechs Guineen kriegen müßte: nicht als ob ers theurer bezahlen ſollte, als andere; ſondern weil die Komödianten bisher an ſeiner Waare viel Profit gehabt hätten.

Der Sappho Brief an den Phaon iſt eine Nachahmung des Ovidius. Auch Ovid und Sappho ſind, mehr als Pope, der Gegenſtand aller Unterſuchungen und Anmerkungen unſers Gelehrten.

Dar-

* Es iſt unlängſt eine Parodie auf dieſen Brief zum Vorſcheine kommen. Dieſes Stück iſt das beſte von den kleinen witzigen Schriften, die ſeit ſechs Monathen in Londen ans Licht getreten. Da es eine bloße Parodie iſt, und das parodirte Werk ſonſt bekannt iſt: ſo wird man uns erlauben, daß wir nicht weitläuftig dabey ſeyn. Es wird genug ſeyn, wenn wir das Publicum von der Begebenheit belehren, die zu dieſem Stücke Anlaß gegeben. Der Herzog von Norfolk lud den ganzen londoniſchen Adel auf eine Abendmahlzeit, und auf einen Tanz zu ſich zu Gaſte. Weil ers vergeſſen hatte, oder aus ſonſt einer andern Urſache, ſchickte er nicht zu einem Fräulein, welches

Darum gehen wir so gleich zu Heloisens Briefe an den Abälard fort, den er ausführlich untersuchet. Er folget der empfindungsreichen Heloisen in den Stellen von der Liebe zur Ehrerbietung, und von der Ehrerbiethung zur Liebe, die in diesem bewundernswürdigen Stücke so schön geschildert sind. Ueberall, wo er Gelegenheit findet, vergleicht er die verschiedenen Stellen dieses Briefes mit denen, die in den Briefen der Heloise an den Abälard * ihnen ähnlich sind.

Was macht nun unser Aristarch aus seinen Anmerkungen für einen Schluß? Er hat sichs als ein Engländer nicht zu thun gewaget; er wendet also auf Popen nur bloß dasjenige an, was Herr von Voltaire vom Boileau gesaget hat: „Vielleicht „war er zum Erhabenen, welches die Seele erhebt, „und zu zärtlichen Empfindungen, ungeschickt; allein „er war gemachet, denenjenigen ein Licht aufzusteckken, „denen die Natur beydes zugestanden. Er war ar„beitsam, ernsthaft, richtig, rein; seine Verse hat„ten einen guten Wohlklang; und endlich wurde „er ein vernünftiger Dichter.„ Wir halten diesen Aus-

ches eben so viele Vorzüge der Schönheit, als der Geburt hatte. Das verdroß sie, und umsich zu rächen, ließ sie allen ihren Bekannten melden, daß sie diesen Abend selbst bey sich eine Versammlung halten wollte. Allein aller ihrer Einladung, und alles ihres Reizes ungeachtet, giengen sie, alle zum Herzoge von Norfolk; und in dem Stücke, wovon hier die Rede ist, beklaget sie sich über die Verlassung und Einsamkeit, worinnen sie sich befindet. Die parodirten Stellen sind mit vielem Witze abgefasset, und sind weiter mit einander durch solche Züge verbunden, die in der Vergleichung nichts verlieren. Sie hat den Titel: Klaggedicht, geschrieben in einem von aller Versammlung leeren Saale.

Ausspruch in Absicht auf den Boileau für richtig. Allein ist die Anwendung desselben auf Popen auch so glücklich? Sein Vorredner zum Trauerspiele Cato; die erhabenen Schönheiten, die er dem Homer in seiner schönen Uebersetzung in englischen Versen geliehen; das Klaggedicht über den Tod einer unglücklichen Frau; und Heloisens Brief an Abälarden sind unwidersprechliche Beweise von Popens Gabe zum Erhabenen und Pathetischen. Unser Aristarch erkennet es selbst, daß in dem nur itzt angeführten Klaggedichte hin und wieder lebhafte Empfindungen sind. Allein er bemerket, daß das Unglück, worüber sich der Dichter beklaget, keine Erdichtung sey; und daß die Thränen, die er über das Schicksal dieser Frau vergossen, wirkliche Thränen gewesen. Wollte er nicht, als er sagete, daß Pope zu keinen zärtlichen Empfindungen geschickt wäre, damit so viel zu verstehen geben, daß er nur bloß von derjenigen dichterischen Empfindung, von derjenigen Zärtlichkeit des Herzens reden wolle, die von einer starken Einbildungskraft herrühret? Allein, wenn man wirkliche Unglücksfälle lebhaft empfindet, und diese Empfindung wohl auszudrücken weis, ist man denn nicht im Stande, anderer, oder bloß ein eingebildetes Unglück gut zu beschreiben? und erhitzet denn die Einbildungskraft eines Dichters nicht seine ganze Seele? Es sind keine wirklichen Thränen, die Pope über Heloisens und Abälards Unglück vergossen. Es ist wahr, daß er die Briefe dieser beyden Verliebten vor Augen hatte; und daß sie sehr geschickt sind, das Empfindungsvermögen rege zu machen. Allein ein jeder

unparteyischer Leser wird sagen, daß die allerschönsten Stellen in diesem Briefe diejenigen sind, die Pope nur lediglich seiner lebhaften Einbildungskraft zu danken hatte, die, indem sie ihn an die Stelle dieser unglücklichen Liebhaberinn setzete, ihn alle die verschiedenen abwechselnden Leidenschaften hat fühlen lassen, die er so nachdrücklich und wahrhaft geschildert hat.

Man kündiget uns eine Fortsetzung dieses Werkes an. Allein der Verfasser will uns bereden, daß er seine Lebenszeit bereits mehr, als um die Hälfte vollendet habe. Man kann nicht läugnen, daß in seinem Buche keine vortrefflichen Anmerkungen und gelehrten Züge seyn sollten, die, wenn sie gleich ein wenig zusammengehäufet sind, einen Gelehrten vergnügen.

VI.

Frage eines gelehrten Wieners, wegen eines poetischen Zweifels; nebst der Beantwortung.

P. P.

Da ich der Zuversicht lebe, daß Eure Hochedelgebohrnen in einer die Dichtkunst angehenden Kleinigkeit ihr Gutachten ertheilen; und dasselbe in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit einrücken werden: so hat mir dieses Anlaß gegeben, Ihnen von derselben Eröffnung zu thun. Als mir unlängst ein gewisses Gedicht in die Hände gerieth; und ich ungefehr in demselben wahrnahm, daß Schutzgöttinn und fliehn einen Reim mit einander ausmachen sollten: so ließ ich

mich

mich heraus: daß sich diese zwey Wörter nicht gut reimeten; weil sie keinen vollkommen ähnlichen Klang hätten, da Schutzgöttinn auf der letzten Sylbe einen scharfen, fliehn aber einen gezogenen Ton hätte. Wie nun dieses dem Verfasser des Gedichtes, ich weis nicht, auf was für eine Weise, zu Ohren gebracht worden ist; derselbe aber dem gemachten Einwurfe kein Gehör gegeben, sondern ihn vielmehr als ungegründet verworfen hat: so ist von ihm die hier einverleibte Vertheidigung seines Geschöpfes aufgesetzet worden.

„*Ei, qui, ut puto, non satis rerum intelligens,*
„*carpsit versiculos:* Schutzgöttinn, fliehn.
„Qui non legit auctores, auctorum saltim legat
„exempla.
„Wer ists denn? ein Zelot, der Kirchen Cherubin,
„Bereit den Strick am Hals in Himmel mich zu ziehn.
„Hallers verdorbene Sitten p. 142.
„Die Barbarey wird ihn und seine Muse fliehn,
„Und durch ihn aufgestützt die schöne Sprache blühn.
„Bodmer, auf die Mariamne.
„Stets gestürzt durch laute Fälle, die sich wirbelnd tiefer ziehn,
„Rinnen ihre reine Fluthen unumwohnt und einsam hin.
„Tralles p. 29. das schlesische Riesengebirge.
„Mir schmeckt er, sitz ich beym Camin:
„Mir schmeckt er, wenn die Veilchen blühn.
„Lonsbruch, p. 47.
„Als Thrar jüngst im Gericht erschien;
„So drang der Richter selbst in ihn.
„Eben derf. p. 52.
„Es wüthet frech um den Lurin;
„Weil er uns diesen Trank verliehn.
Schrenkendorf, p. 41.
„Kann er sich wohl der Lieb entziehn,
„Die Schönen putzen sich für ihn.
„Eben derf. p. 74.

„War

„War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
„Dem der Geſchöpfe Glück nicht auch entgegen lief.
„Haller über den Urſprung des Uebels,
p. 77. *pari modo* p. 82. 83.

„Selbſt Hr. v. Haller reimet ſo gar: Höhen, ſtehen: „Höh, Schnee: quod paſſim videas in operibus. „*Item* verdienen, grünen: cecur non etiam Schutz„göttinn, fliehn? non video; niſi hoc velis, ut te „rideam.

Dieſes iſt ſein Beweis, daß ſich Schutzgöttinn und fliehn gut miteinander reimen ſollen. Da aber in den angeführten Beyſpielen gemeiniglich auf einen vorhergehenden gezogenen Ton wieder ein gezogener geſetzet worden iſt: ſo könnten ihm die Reime; ziehn und hin, Begriff und lief, zur Behauptung ſeiner Meynung am beſten dienen. Denn weil Cherubin ein fremdes Wort iſt: ſo kann man in ſeinem Werthe und Unwerthe laſſen, ob ſich ziehn mit demſelben gut reime, oder nicht. Das Wort: Begriff hingegen hat ohne allen Zweifel auf der letzten Sylbe einen ſcharfen, und lief einen gezogenen Ton; ingleichen ziehn hat einen gezogenen und hin einen kurzen Ton. Allein daß ſich die Sylben ſchlecht reimen, wenn ein gezogener Ton zu einem ſcharfen oder kurzen geſellet wird, lehret uns ein genaues Gehör, welchem ein jeder folgen muß, der gute und richtige Reime zum Stande bringen will. Herr Gottſched beſtätiget dieſen Satz, und verwirft daher unter andern unrichtigen Reimen auch ziehn und hin *; welcher dem Reime: Schutzgöttinn und fliehn ganz ähnlich iſt.

Es

* S. Gottſcheds Kern der deutſchen Sprachkunſt, auf der 239ſten Seite der zweyten Auflage, von 1754.

Es thun daher die beygebrachten Beyspiele, nach meiner Meynung, dem Gegentheile gar keinen Vorschub; was für Männer sie auch zu ihren Urhebern haben mögen. Denn es reimet sich sowenig lief auf Begriff, und hin auf ziehn, als bin auf ziehn u. fliehn auf Schutzgöttinn. Das bloße Anschauen der Buchstaben, aus denen die Sylben bestehen, sollte hinlänglich seyn, einen jeden in den Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil hierinn fällen zu können. Zu geschweigen, daß in Ansehung der Wörter: Begriff und Schutzgöttinn, die Verdoppelung der Mitlauter am Ende wegen der scharfen und geschwinden Aussprache geschehen ist: die Wörter: ziehn und fliehn aber um so weniger eines kurzen Tones fähig sind; da man zu den Sylben: zie und flie welche in der vollständigen Bildung der Wörter; ziehen und fliehen, wegen der zwey Selbstlauter schon lang sind, noch die zwey Mitlauter, h und n füget.

Ob ich nun gleich sattsam dargethan zu haben glaube, daß meine Meynung weit gegründeter, als die widrige sey, so werden dennoch Eur. Hochedelgebohrnen mir keinen größern Gefallen erweisen; als wenn Sie, wie ich hoffe, Sich geneigt finden lassen möchten, in dem erwähnten Streite den Ausspruch zu thun. Womit ich in aller Hochachtung verbleibe,

Hochedelgebohrne,
Hochgeehrteste Herren,

Wien,
den 24sten des Windmonats,
1 7 5 6.

Ihr
ergebenster Diener.

Antwort. Der Hr. Verfasser dieses Schreibens hat völlig recht.

Erstes

VII.

Nachricht aus Petersburg.

Die petersburgiſchen monatlichen Abhandlungen, wovon p. 392 eine kurze Nachricht befindl. iſt, kommen ſeit dem Anfange des 1755. Jahres unter Aufſicht Herrn Prof. Müllers, kaiſerl. rußiſchen Hiſtoriographs und Conferenzſecretairs bey der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, Prof. der Geſchichte, und der engl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, auch der Geſellſchaft der fr. Künſte zu Leipzig Mitgliedes, heraus. Ein jedes Mitglied der Akademie ſo Luſt hat, trägt das ſeine dazu bey, einige durch Originalſtücke, andere durch Auszüge aus fremden Schriften, und durch Ueberſetzungen: was aber von Fremden eingeſchicket wird, iſt ſehr wenig. Bey dem Verzeichnüſſe der Abhandlungen des Januars von 1756 läßt ſich folgendes erinnern. No. 2. Die zu Göttingen gehaltene Rede, welche rußiſch überſetzet worden, iſt vom Herrn Alexander Demidow, einem jungen rußiſchen von Adel, der damals zu Göttingen ſtudirte. No. 4. Die hier vorkommenden Fabeln ſind keine äſopiſche, auch nicht vom Oberſten, ſondern vom Brigadier Alexander Sumarokow. No. 5. Die moraliſche Erzählung vom Jrus ꝛc. iſt kein Original. Es iſt der Jrus des Hrn. Rabeners ruſſiſch überſetzet vom Hrn. Major Jelagin. No. 6. Poetiſches Sendſchreiben an den Grafen W. vom Rathe L. Es iſt weder an einen Grafen, noch vom Rathe L. Der Verfaſſer iſt

Adrian Dubrowski, ein Lehrer bey dem hiesigen Gymnasio. Das Sendschreiben ist an T. B. (G. W.) gerichtet. G. aber bedeutet hier nicht Graf, sondern Gospodin, d. i. Herr, und W. bedeutet Woronzow. Nun ist zwar der Vicekanzler Woronzow in den Grafenstand erhoben. Allein seine Brüder sind es nicht: und diese haben Söhne, an deren einen das Sendschreiben gerichtet ist. No. 7. Anmerkungen über die nothwendige Erhaltung der Wärme ꝛc. sind nicht vom Prof. S. Die Aufschrift kann aus dem 7den Theile des hamburgischen Magazins verbessert werden, als in welchem die Urschrift steht, vom Hrn. D. Unzer; wie denn auch bey der im Monathe Februar vorkommenden Fortsetzung, und Beschlusse dieser Anmerkung solches gemeldet worden. No. 8. Vom Tode von Aff. M. ist auch ein Fehler. Es ist ebenfalls eine Uebersetzung aus irgend einer deutschen Wochenschrift. Die Uebersetzer vergessen zuweilen ihre Quellen anzuzeigen. Und man sieht so genau nicht darauf, diesen Mangel zu ersetzen, ob mir gleich die Origin[illegible] eingeliefert zu werden pflegen; damit ich u[illegible]dere, denen es anbefohlen ist, die Uebersetzung darnach beurtheilen können. Zu Ende dieser Uebersetzung vom Tode, stehen bloß die Anfangsbuchstaben A. N. welche Andreas Nartow bedeuten. Dieser war damals noch Cadet. Itzt ist er Lieutenant bey der Artillerie.

Erstes

General-Feld-Zeugmeister. Ungetrennt wird geschrieben ein Mitnachfolger: Aber folgendes muß wohl zertheilt geschrieben werden; das Ach- und Weh-Geschrey.

§. 31. Es fragt sich 2) ob man die Haupt- Neben und zufälligen Nennwörter, die von forne mit einem wesentlichen Namen vermehret sind, mit einem großgeschriebenen Buchstaben anfangen solle, oder nicht? Das ist ausgemacht, daß das wesentliche Nennwort, wenn es nachstehet, und vor sich ein kleines Vor- oder Nennwort hat, klein geschrieben werde, als Hauptmann, Amtmann, Vorrede. Aber das ist noch nicht ausgemacht, wie man die wesentlichen Nennwörter alsdann schreibe, wenn sie voranstehen, und des folgenden andern Worts wegen gleichsam ihre Natur ändern, und ihre vorige Würde verliehren? Einige schreiben sie klein, nicht ohne Grund: Doch die meisten schreiben sie groß, auch aus einem guten Grunde. Dieses letzte gefällt mir besser, und pflege ich auch diese Weise zu haben. Doch will ich dieses der Gesellschaft ihrem Gutdünken und Ausspruche überlassen.

§. 32. Es finden sich 3) Redensarten, deren Wörter füglich für sich alleine stehen könnten, von andern aber als zusammengesetzte Wörter in eins geschrieben werden: Es fragt sich also, welches recht sey? Dergleichen sind: In einander mengen, nichts destoweniger, überaus merkwürdig, davon laufen, zu hören, zu gehen, weich geworden, groß geworden, Aehren sammlen, zu geschweigen, mit nichten, bis hieher, etlicher massen, ey lieber, höchst vonnö-

Erſtes Regiſter

derer in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten Gedichte und Briefe.

Briefwechſel, zweener Gelehrten in Breslau, über die vorhabende Ueberſetzung des Antilucrez vom Cardin. Polignac S. 51

Copie de la lettre de Mr. de Voltaire, à l'Academie Françoiſe 64

Verzeichniß derer im 1755. Jahre zur Beluſtigung des Hochfürſtlichen Zerbſtiſchen Hofes aufgeführten theatraliſchen Stücke, nebſt denen dabey voracfallenen Feyerlichkeiten, nach den Tagen eines jeden Monaths 66

Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen des 1755ſten Jahres, in vielen anſehnlichen Städten 80

Ode auf den vor 200 Jahren zu Augſpurg geſchloſſenen Religionsfrieden, bey feyerlicher Verſammlung der Geſ. der fr. Künſte abgeleſen von M. Jacob Friedrich Bruckern 85

L. M. kurze deutſche Unterſuchung einer bekannten Stelle des Tacitus, die Sitten der Deutſchen betreffend 117

Herrn Caſparſons Begrüßungsode an Herrn Hillen 136

Antwort an Hrn. Caſparſon von Hrn. Advocat Hillen 139

Reponſe à Mr. de Voltaire 1755. 158

Gedanken vom Tode und der Ewigkeit, eine Ode 189
Nachricht von der feyerlichen Verſammlung der Geſ. der fr. K. am hohen Friedrichstage 1756 199
Verzeichniß der Ehren- und ordentlichen Mitglieder, die ſeit der letzten feyerlichen Verſammlung in die Geſ. der fr. Künſte, vom 5ten Sept 1755. bis zum 5ten März 1756. ſind aufgenommen worden 216
Das neue Jahr, eine Ode, von Hrn. Hillen 226
Projet d'une Encyclopedie reduite par Mr. Formey 240
Betrachtung der immerwährenden Fürſorge eines majeſtätiſchen Schöpfers, eine Ode, von Hrn. Koltitzen 270
Nachricht von der am 21ſten des Lenzmonds dieſes 1756ſten Jahres geſchehenen feyerlichen Aufnahme des Hrn. Kron-großreferendarii Grafen von Zaluski in die Geſellſchaft der freyen Künſte 299
Hrn. Prof. Behms bey dieſer feyerlichen Aufnahme an den Herrn Grafen übergebenes lateiniſches Sinngedicht 310
Hrn. Heydens Ode auf die Einweihung des Univerſitätshauſes in Wien 334
Gedanken von dem Verhalten bey Ertheilung der Ehrennamen 350
Der endlich glücklich gewordene neue Gelehrte. Eine poetiſche Erzählung 362
Von dem Urſprunge der Koſaken 380
Hrn. Laurentii Anmerkung von dem älteſten deutſchen Sprachlehrer 398
Zuſätze und Verbeſſerung der ſo betitelten Anecdote litteraire im Journal étranger 413
Fortſetzung der Abhandlung von den Koſaken 431
Hrn. Hillens Parodie, nach Hrn. Hagedorns Ode: Stolzer Schönen Grauſamkeiten ꝛc. 458
Fortſetzung und Beſchluß von den Koſaken 489
Die Freundſchaft, ein Gedicht, an Hrn. Schminken von Hrn. Hillen 503
Hrn. Prof. Gottſcheds Schreiben an die Verfaſſer der hamburgiſchen freyen Urtheile 511

Hrn.

Erſtes Regiſter.

Hrn. D. Hudemanns Ode: Die nach der Seelenfinſterniß ſcheinende Gnadenſonne; in Muſik geſetzt 557

Hrn. M. Reichels Schreiben an den Hrn. Paſt. Fuchs, wegen ſeines im hamburgiſchen Correſpondenten eingerückten Artikels 622

Hrn. Hillens Abriß eines Helden, ein Gedicht 623

Nachricht von einer deutſchen Ueberſetzung der Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de Madame de Maintenon, die mit eheſten im breitkopfiſchen Verlage herauskommen wird 640

Schreiben eines Gelehrten aus Wien, ein voltäriſches Sinngedicht, auf der römiſchen Kaiſerinn-Königinn Majeſtät betreffend, nebſt der Antwort eines hieſigen Gelehrten auf daſſelbe 696

Verzeichniß derer in die Geſellſchaft der freyen Künſte aufgenommenen vornehmen Ehrenglieder 718

Hrn. Koltitzens Sendſchreiben an Hrn. H. die Herausgabe ſeiner Gedichte betreffend 771

Hrn. Feins Verſuch einer Erklärung eines dunkeln Ortes auf dem erſten Blatte der Peutingeriſchen Tabellen 779

Lettre de Mr. Gottſched à Mr. Gr. S. d. M. le Duc d'O. à Paris 791

Nachricht und Probeſtück von Hrn. Rath Schwarzens Gedichten 842

Hrn. M. Olearius poetiſche Erzählung: Der beſchämte Aberglauben im Stufenjahre betitelt 876

Auszug eines Schreibens an den Aufſeher dieſes Neueſten von Hrn. Pr. Stegmannen 883

Nachricht von einer bey Arkſtee und Merkus bevorſtehenden deutſchen Ausgabe vieler zur Naturgeſchichte der Thiere und Pflanzen gehörigen Abhandlungen der Herren Perrault, Charras, und Dodarts 892

Nachricht von einer Edition complette de l'hiſtoire politique du Siecle &c. 898

Nachricht vom Hrn. Oberkapellmeiſter Haſſens muſikaliſchen Werken, die mit eheſten bey Herrn Breitkopfen die Preſſe verlaſſen ſollen 899

Zweytes Register.

Grammatiſche Anfrage an den Aufſeher dieſer Monathſchrift 921
Antwort auf dieſelbe 925
Frage eines gelehrten Wieners, wegen eines poetiſchen Zweifels; nebſt der Beantwortung 945
Nachricht aus Petersburg 949

Zweytes Register derer Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Abhandlungen zur Naturgeſchichte der Thiere und Pflanzen der Herren Perrault, Charras und Dodarts 892
Ab'il Walidi Ibn Zeiduni, Riſalet ſ. Epiſtolium arabice & latine c. not. J. J. Reiskii 879
Adunanza tenuta degli Arcadi in congiuntura della ſolenne Acclamazione dell' Altezza ſereniſſima, di Clemente Franceſco, Duca dell' alta e baſſa Baviera 442 ff.
Aquilian. Scip Piſan. de Placitis Philoſoph. ex edit. Car. Friderici Bruckeri 834 ff.
Arnolds, Dan. Heinr. Zuſätze zu ſeiner Hiſtorie der königsbergiſchen Univerſität 869 ff.
Auferwecktes Interregnum 555

B.

Bauer, der gelehrte 714 ff.
Bayardi, ſ. unter dem Buchſtaben C. Catalogo degli cet.
Beers, Ferd. Wilh. Abhandlungen der alten Zeitrechnungen und Geſchichte, II. und III. Theil 487. 683
Beſchreibung der Illuminationsvorſtellung bey der Geburt des rußiſchen Großfürſten Paul Petrowitſch 141 ff.
Bilderſaal berühmter Gelehrten. X. Zehend 245 ff.

Bocks, Joh. Georg. Gedichte 609 ff.
Bœhmii, Jo. Gottlob, Tract. de origine vera Runæ Saxonicæ 637 ff.
Boſſuets Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion, fortgeſetzet von Joh. Andr. Cramern, III. Fortſ. IV. Th. 701 f.
Bruckeri Inſtitutiones Hiſt. Philoſophicæ 812 f.
Bullets Memoires ſur la langue celtique 825 ff.

C.

Cartes en couleurs des Lieux ſujets aux tremblemens de Terre par Mr. Gautier 288 ff.
Caſtilianiſche Dichtkunſt, Velaſquez, vom Urſprunge derſelben 93 ff.
Beſchluß davon 193 ff.
Catalogo degli Antichi Monumenti diſſotterrati di Ercolano, compoſto da Mr. Bayardi 495 ff.
Charras, ſ. Abhandlungen der Naturgeſchichte.
Chladenii, Joh. Mart. Unterſuchung des Satzes: ob der Menſch alle Laſter begehen könne? 318 f.
La Chriſtiade, Tom. I — VI. 574 ff.
Cookens, Will. Unterſuchung der Religion und Tempel der Patriarchen und Druiden 905
A Collection of the Moral and Inſtructive Sentiments 717 ff.
Le Coſtituzioni e'l Catalogo degli Academici Agiati di Roveredo 485 ff.
Creuſe, the Queen of Athens à Tragedy 34 ff.
Beurtheilung derſelben 111 ff.

D.

Diſcorſi ſopra differenti Soggetti 972 ff.
Fortſetzung davon 449 ff.
Diſſertation ſobre las Comedias de Eſpana 802 ff.
Dodart, ſ. Abhandlungen zur Naturgeſchichte.

Zweytes Regiſter.

E.

Edition complete de l'hiſtoire politique du ſiecle ou ſe voit developpée la politique &c, 898
Einweihungsrede bey der Einweihung der königl. Statue Auguſts III. in Danzig gehalten, von Remmerſonen 25 ff.
An Eſſay on the Writings and Genius of Pope 929
Eſſai ſur la difference du nombre des hommes 178 ff.

G.

De Gautier cartes en couleurs des Lieux ſujets aux tremblemens de Terre 288 ff.
Gedanken über die griechiſchen Werke in der Malerey und Bildhauerkunſt 859 ff.
Der gelehrte Bauer 714 ff.
Geſchichte der königlichen Akad. der ſchön. Wiſſ. zu Paris IX. Th. überſetzet von Luiſ. Adelg. Vict. Gottſchedinn 460 ff.
Geſchichte der Manon Leſcaut und des Ritters von Grieux aus dem Franz. des Herrn Prevot d'Exiles überſ. 1. und 2ter Th. 551 ff.
Geſchichte von dem blühenden Griechenlande und den berühmteſten Griechen 556 ff.
Geſners Joh. Matth. kleine Schriften 819 f.
Di Giſcala, Giovanni Tiranno del Tempio Tragedia 339 ff.
Gottſcheds Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt 711 f.
Grammatica Linguæ Bohemicæ von Joh. Wentzl. Pohl 871. ff.
Gunneri Jo. Erneſt. Ars heuriſtica intellectualis 708 f.

H

Haltaus Chriſt. Gottlob Gloſſarium Germanicum 259 ff.
Hentſchens Joh. Jak. Verſuch über die Veränderungen in der menſchlichen Seele 874 f.
Herbſts Nik. Fridr. fortgeſetzte Prüfung der Böldickiſchen Lehrſätze 102 f.

L'hi-

L'Hiſtorie naturelle éclaircie dans une de ſes Parties principales, l'Oryctologie 725 ff.
Hiſtoriſche Einleitung in die Kenntniſſe der Reiche und Staaten von E. L. v. Z. 707 ff.
Horazens Oden, erſtes Buch, eine deutſche Ueberſetzung. 534 ff.

J.

Jakſons chronologiſche Alterthümer 754 ff.
Janotzky Lexicon der jetzt lebenden Gelehrten in Polen 1. u 11. Th. 228 ff.
Je ſche mehſætſchnija Sotſchninenija Kpólſe &c. eine rußiſche Monatſchrift 392 ff

K.

Kaufmann, der verſchwenderiſche, ein Schauſpiel 395
Kieſenfuß, der krebsartige mit der kurzen und langen Schwanzklappe v. Jak. Chriſtian Schäfern 469 ff.

L.

Lettre aux auteurs du Journal encyclopedique de Liege, au ſujet des Remarques ſur les Finnois ou Finlandois 541 f.
Lettre à l'Auteur de la Reponſe aux Remarques ſur les Finlandois 888 ff.
Liares vier Sendſchreiben wider P. Dornblüthen 126 f.
Liederts, das über ſeine im 1255ſten Jahre geſchehene Anlage jubilierende Königsberg in Preußen 525 ff.

M.

Der Mann, eine Wochenſchrift 157.
Memoire ſur la neceſſité de diminuer le Nombre des Maiſons religieuſes 311 f.
Memoires pour ſervir a l'hiſtoire de Madame de Maintenon et à celle du Siecle paſſé Tom. I. - XVI. 614 ff.
Le Muſe fiſiche al Signor Metaſtaſio 315 ff.

Zweytes Regiſter.

O.

Oeuvres de François de la Mothe le Vayer Tom. I. II. 816 f.
Orazione de Cadmite Dorico 165. ff.

P.

Panegyricus Franciſco et Mariae Thereſiae Auguſtis dictus a Georg. Mailler 325 ff.
Pantkens, Ad. Bernh. Andenken der Kurfürſtinn von Brandenburg Eliſabeth, in einem Gedichte beſungen 237 f.
Perrault ſ. Abhandlungen zur Naturgeſchichte,
Phyſikaliſche Beobachtungen der Saamenthierchen 546 ff.
Pieces d'Eloquence & de Poeſie, prononcées dans l'Academie des beaux Arts de Madrit, pour la diſtribution des Prix 668 ff.
The Pleaſures of Imagination, a Poem in Three Books 600 ff.
Pohl. Wenzl. Grammatica Bohemica 871
Pſalmen Davids, überſetzt von Welleben 153 ff.

R.

Recueil d'Antiquitéz Egyptiennes, Etruſques, Grecques & Romaines 14 ff.
Fortſetzung des Auszuges aus denſelben 279 ff.
Reichels, Joh. Nathan. Schriften für den Witz und das Herz 618 f.
Reiskii, J. J. Epiſtolium Arabicum & Latinum 879
Remmerſons Einweihungsrede bey Einweihung der königlichen Statue Auguſts III. in Danzig gehalten 25 f.
Ringeltaubens, Mich. vernunftſinnlicher Spötter 77 f.
Les Ruines de Palmyre 173 ff.

S.

Saamenthierchen, derſelben phyſikaliſche Beobachtungen v. M. F. L. 546 ff.

Samm-

Zweytes Regiſter.

Sammlung einiger ausgeſuchten Stücke der Geſellſchaft der fr. K. zu Leipzig, III. Th. 476 f.
Schäfers, Chr. Jak. ſämmtl. phyſikaliſche Beobachtungen 218 f.
— — deſſelben krebsartiger Kieſenfuß 469 f.
Schützens, Gottf. Einladungsſchrift, die Beurtheilnng einer den alten deutſchen Völkern angedichteten unnatürlichen Grauſamkeit gegen ihre Kinder betreffend 472 f.
Sendſchreiben an den Hrn. Keyl, von den Bemühungen einiger nürnbergiſchen Künſtler dieſes Jahrhunderts 560 f.
Der Spötter, vernunftſinnlich entworfen 77 ff.
Stegmanni Programma de iis, quae in experiendo maxime ſunt cavenda 157
Süßmilchs, Joh. Pet. göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchl. Geſchlechts 847 ff.

T.

Tchao-Chi-cou-Eulh, ou l'Orphelin de la maiſon de Tchao. Tragedie chinoiſe, traduite p. le Pere de Premare 365 ff.
Thograis, ein lammiſches Gedicht, aus dem Arabiſchen überſetzet, nebſt einem kurzen Entwurfe der arabiſchen Dichterey, von D. Reiskn 233 f.
Il Trionfo della Fedeltà Drama Paſtorale per Muſica, di E. T. P. A. 645 ff.
Der Tugendfreund, eine Wochenſchrift. I. II. III. Th. 704 f.

V.

Le Vayer (François) Oeuvres. Tom. I. II. 816 f.
Velaſquez Geſchichte der caſtilianiſchen Dichtkunſt 93. 193
Vernünftige Gedanken vom Gebrauche der Religion und des geiſtlichen Standes, zu einer Maske des Ehrgeizes und Eigenſinnes 396 ff.
Verſuch einer hiſtoriſchen Abbildung der gelehrten Welt in ihrer Hoheit, bis aufs XVIte Jahrhundert 553 f.

Drittes Regiſter

W.

Wagners, Hanns Chriſt. gründliche Anweiſung zur Civilbaukunſt 677 ff.
Wernsdorfii, Gottl. Oratio ſecularis in memoriam Pruſſiæ liberatæ 3 f.
Wolfii, Chriſt. Oeconomia methodo ſcientifica pertractata, edita a Mich. Chriſt. Hanovio 915
Wollebens, Joh. Dan. Pſalmen Davids in Verſen 153 f.

Z.

Der zittauiſchen Geſellſchaft fortgeſetzte Bemühungen I. B. II, Abth. 147 f.
Zuſätze und Verbeſſerungen der ſo betitelten Anecdote litteraire im Journal étranger, vom April 1756. die alte Fabel vom Müller und ſeinem Eſel betreffend 413

Drittes Regiſter
der vornehmſten Sachen.

A.

Abiry, Beſchreibung dieſes Tempels 512 f.
Acht, mancherley Bedeutungen und Erklärungen dieſes Wortes 266 ff.
Ackermanniſche Bande, führet bey Einweihung der Statue König Auguſts III. zu Danzig ein Schauſpiel auf 34
Aegyptier, von ihrem Urſprunge läßt ſich nichts gewiſſes beſtimmen 20. Urſache davon; ebendaſ. ihre Alterthümer können nicht vollkommen erkläret werden eb. daſ. reiſen, und lieben die Schiffahrt nicht 21. von ihnen haben alle andere Völker gelernet. eb daſ. ihre Character eb. daſ. haben ſich hauptſächlich auf die Baukunſt geleget eb. daſ. die Schnitzkunſt kömmt bey ihnen langſamer

vonnöthen, keinesweges, unterwegens, wieder auf, zu hauſe, da hingegen u. d. g. Nun hat man zwar darinnen eine Freyheit: Wenn aber doch eine einſtimmige Gleichheit in der Rechtſchreibung ſoll eingeführet werden: ſo wird man auch wohl nach und nach alle dergleichen Wörter unterſuchen und beſtimmen müſſen. Was dieſe Wörter anlanget: ſo meyne ich, daß man ſie alſo am beſten ſchreiben werde: In einander mengen, durch einander rühren; weil man ſagt und ſchreibt, mit einander eſſen, gehen ꝛc. Einander ſchreibt man in eins, die andern Wörter aber beſonders, es wäre denn, daß man daraus ein weſentliches Nennwort machen wollte, als das Durcheinander rühren ꝛc. Deſtoweniger pflegt man faſt immer zuſammen zu ſchreiben, und wird man nicht unrecht thun, wenn man das Wort nichts auch gleich anhänget. Es wird doch für ein Verbindungswort gerechnet, die meiſten ſchreiben es alſo, und die Engländer haben ein gleiches Wort, das ſie auch in eins ſchreiben, Newertheleſs, nichtsdeſtoweniger. Uberaus wird in eins geſchrieben: Weil man nun das Wörtlein höchſt im Schreiben pfleget mit dem folgenden Worte zu verknüpfen, als höchſtmerkwürdig, höchſtdieſelbe: So kan man dieſe Wörter auch wohl in eins ziehen. Erwegt man aber, das man ſehr beſonders zu ſchreiben pflegt: ſo findet man auch einen Grund das Gegentheil zu thun. Davon ſchreibt man zuſammen, und kan man das Zeitwort auch gleich daran hängen, wenn daraus ein weſentliches Nennwort wird, als, das Davonlaufen, davongelaufene, weggelaufene; ſonſten aber kan man ſie zertheilt auch

ſamer in Schwung 22. Malerkunſt wird bey ihnen nicht ſonderlich getrieben daſ.
Akademie der ſch. K. und Wiſſ. iſt auch in Spanien 668. wer der erſte Protector derſelben ſey 669
Altäre mit Säulen ſtelleten vor Alters ganze Tempel vor 908
Alten, die Bewunderung derſelben, bloß weil ſie alt ſind iſt verwerflich 113,
Alterthümer, Nutzen derſelben 17. ihre rechte Kenntniß kann man nicht in Frankreich erlangen, ſondern man muß ſie in Rom, Griechenland und Aegypten ſuchen daſ.
Attuarii, wer ſie geweſen 789
Anreden der Schauſpielerinnen erwerben oft dem ſchlechteſten Stücke Nachſicht oder gar Beyfall 111
Anthyr, ein vandaliſcher Held, wer er ſeyn ſolle 309
Antilucrez, wegen einer Ueberſetzung deſſelben wechſeln ein Paar Gelehrte Briefe miteinander 51
Arabiſche Dichtkunſt iſt der hebräiſchen ſehr ähnlich 234
Arcadiſche Geſellſchaft, verſchiedene beygelegte Namen derer in dieſelbe aufgenommenen hohen Häupter 444
Arioſt, deſſelben raſender Roland ſoll zu Arezzo lateiniſch heraus kommen 317
Ariſtotels Poetik wird ins ſpaniſche überſetzet 810
Auguſt der dritte, demſelben wird zu Danzig eine Bildſäule geſetzet 26
Auguſt dem zweyten hat Sachſen ſeinen äußerlichen Glanz zu danken 208
Auguſt, Adminiſtrator zu Halle und Magdeburg wird das Haupt des erlauchten Palmenordens 159

B.

Babyloniſche Sprachenverwirrung hat nicht verſchiedene Sprachen, ſondern nur verſchiedene Mundarten hervorgebracht 826
Baena, Johann Alfons Sammlung caſtillianiſcher Dichter 964

Balbek, von dieſer Stadt melden die alten Geſchichte wenig 174
Ballet, Regeln deſſelben 454
Barthelemi, denſelben hat Caylus bey ſeiner Sammlung von Alterthümern gebrauchet 20
Bauer, der gelehrte 714
Baukunſt, iſt bey den Hetruriern ſehr alt. 282
Baumeiſter, was er verſtehen muß 679
Beaumelle hat Briefe der Maintenon herausgegeben, 614. giebt ihr Leben heraus, daſ. iſt kein Freund der abgekürzten Geſchichte 615
Begebenheiten, einheimiſche ſollten den Kindern von Jugend auf in Schulen beygebracht und dem gemeinſten Manne in ſeiner Mutterſprache bekannt gemachet werden 5
Beſchneidung, ſoll auch bey den Phöniciern üblich geworden ſeyn 909
Blattern, woher ſie gekommen 187
Bocks Gedichte werden gelobet 609
Böhmiſche Grammatik 871
Boldikens Beſchreibung von der Wahrheit wird von Herbſten angefochten 104
Borromäikirche zu Wien, die Säulen daran hat ein Deutſcher gemacht 865 f.
Briefe von einem alten Manne an einen jungen Prinzen 814 für wen ſie geſchrieben worden 815
Brucker, Paſt. wird in die Geſellſchaft degli Agiati zu Roveredo aufgenommen 489. deſſelben Inſtitutiones hiſtoriae Philoſophicae 812. eignet dieſes Buch der Akademie zu Roveredo zu 814

C.

Canitz, woher er ſeine Fabel vom Manne und dem Eſel genommen 415
Carteſius, welches Feld der Gelehrſamkeit er am meiſten bearbeitet 455
Carvajal, iſt der erſte Protector der ſpaniſchen Akademie der

der schönen Wissenschaften 669. Lob- und Trauerrede auf denselben daſ.
Cassel, übersetzet Wil. Coockens Untersuchung der Religion und Tempel der Druiden und Patriarchen 905
Caßiterische Inseln, was sie heißen, und was sie itzt sind 910
Casus der Lateiner, deutsch zu geben, ist keine Neuerungssucht 360
Cat hat vom Vielfuße geschrieben 546
Caylus, dessen Sammlung, ägyptischer, hetrurischer, griechischer und römischer Alterthümer 14
Celtæ, was dieses Wort eigentlich heiße 832
Celtische Philosophie soll geschrieben werden 835
Celtische Sprache, davon schreibt Bullet ein Werk 826. soll der Grund fast aller andern Sprachen seyn 829 f.
Censur der Schriften haben in Wälschland die Geistlichen 486
Cervantes schreibt spanische Lustspiele 803 seine Absicht in denselben 803
Cezina, Jouan leget den Grund zur guten Dichtkunst in Spanien 97. übersetzet Virgils Eklogen, daſ. schreibt ein Gedicht: der Triumph des Ruhms, daſ. machet Tragödien und Komödien daſ. schreibt eine Anweisung zur castilianischen Dichtkunst daſ.
Chaci, wer dieses alte Volk gewesen 781
Chamavi ein altes deutsches Volk 781
כהן was dieses Wort eigentlich heiße 906
Christenthum ist nichts neues 907
Christiade, Beurtheilung derselben 574 soll zu Paris vom Henker verbrannt werden 574. ist eine Folge von Miltons Paradiese, daſ. außer dem Vida hat auch Escorbiac eine in possenhaften französischen Versen geschrieben 576 noch zwo andere Christiaden 577
Civilbaukunst, Anweisung zu derselben 677
Clarissa, aus derselben wird ein Auszug von schönen Gedanken gemachet 717
Cneph, ein Gott, den man in Oberägypten allein verehrete 909

Componist, was er bey Verfertigung der Musik zu einer Oper zu bedenken hat 378
Constantin, ihm werden vom Zosimus und Aur. Victor Vorwürfe gemacht, daß er die Ludos saeculares wegen Erbauung der Stadt Rom zu feyern unterlassen 3
Cota Rodrigue soll ein Trauerspiel Calixtus u. Meliböa gemachet haben 95
Criminalrecht, wird nach den Grundsätzen des Rechts der Natur geschrieben 474 Einwürfe darwider werden gehoben 475

D.

Deutsche thun unrecht, daß sie ihren Kindern ihre Vorfahren als dumme und unwissende Leute abschildern 6. was bisher das Wachsthum ihrer Sprache gehindert 927
Dichtkunst, Verbindungen der lateinischen und deutschen, zum Gebrauche der Schulen 711. Endzweck derselben 712
Dispensary, ein spaßhaftes Heldengedicht des Hrn. Garths 939 f.
Doppelärte der Alten, eine Abhandlung davon 151
Dracontia, woher die Tempel diesen Namen haben 912
Druiden, von ihren Tempeln ist bereits im N. Büchersaale Erwähnung geschehen 905
Dukaten, 1000 werden bey Einweihung des neuen Universitätsgebäudes zu Wien unter die daselbst armen Studierenden ausgetheilt 334

E.

Egelschnecken in den Lebern der Schafe, Beobachtungen davon 219
Ehebruch wird bey den alten Deutschen hart bestrafet 118
Ehre muß der Sporn der Gelehrsamkeit seyn 229
Ehrennamen, was man bey Ertheilung derselben, in Absicht auf die Sprache zu beobachten hat 350 ff.
Einbildungskraft, Vergnügungen derselben, ein englisch Gedicht 602. ihre Eigenschaften bringet Addison in 3 Classen 602

England, daſelbſt haben ſonſt die deutſchen Gelehrten ihr Glück gemachet 364
Engliſche Dichtkunſt, der heutigen Beſchaffenheit 604
Enzina, Juan, machet die caſtilianiſche Dichtkunſt zur Schaubühne geſchickt, überſetzet die beſten lateiniſchen Dichter, und giebt die erſten Regeln der caſtilianiſchen Dichtkunſt 68
Erdbeben, Gautiers Meynung von der Entſtehungsart deſſelben 294
Erde, aus ihrer itzigen Geſtalt kann man ihr nothwendiges Daſeyn nicht ſchließen 178. wie viel Menſchen ungefähr itzo darauf leben 183
Erdichtungen, ſind in bibliſchen Dingen nicht erlaubt 580 ff. allerhand Vertheidigungen derſelben 580 ff.
Europa ſoll zu Cäſars Zeiten dreyßigmal volkreicher geweſen ſeyn, als itzo 185
Exempel ſind bey großen Herren kräftiger, als die ſtärkſten Gründe 553
d'Eriles, Prevot, Lob deſſelben 551

F.

Feuerwerkerkunſt haben die Deutſchen zuerſt erfunden 142. wird itzo in Rußland auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht 141
Finnen, woher ſie abſtammen 542
Fiſcher von Erlach, woher er in ſeiner hiſtoriſchen Architektur die Vorſtellung der Ruinen von Palmyra genommen 174
Foßilien, Eintheilung derſelben in gewiſſe Claſſen 729
Franci, wer ſie geweſen, und wie weit ſich ihr Gebieth erſtrecket 782
Franzöſiſche Sprache, woraus ſie entſtanden 828
Franzoſen haben von den Spaniern in den Werken des Witzes ein Vieles entlehnet 807. 811
Freißlich führet bey Einweihung der königlichen Statue in Danzig eine Cantate auf 26

Freundſchaft, wird nach Plutarchs Anleitung poetiſch beſungen 503
Freyheit des Willens, worauf Böldicke dieſelbe bauet 105. die Beſchreibung derſelben 106

G.

Gallier, die alten haben celtiſch geredet 825. ſollen die erſten Einwohner der weiten Landſchaften ſeyn 827 woher ihr Namen ſeinen Urſprung habe 832. waren zu Cäſars Zeiten eben ſo geartet, als die heutigen Franzoſen 860
Ganander, deſſelben lappländiſche Grammatik 543
Geheimniſſe, der heydniſchen Erläuterungen 766 ff.
Geiſt Gottes ward vor Alters durch ein Paar ausgeſtreckte Flügel vorgeſtellet 906
Gelehrte, misbrauchen öfters ihre große Gelehrſamkeit 17
Gemälde, davon hat der dresdeniſche Hof einen koſtbaren Vorrath 166. die koſtbarſten werden bey der Plünderung Bonns von den Franzoſen zerſchnitten, und über die Feldwägen geſpannet 864
Geneſis, die kleine, Nachricht davon 718
Geometrie, darinnen iſt Carteſius am ſtärkſten 455
Geſang, Misbrauch dieſes Wortes bey den heutigen Dichtern 574
Geſners kleine Schriften, ihr Inhalt wird angezeiget 819
Di Gionata l'obbedienza, ein Kirchenſtück 446
Goliath, an dem Orte wo er erſchlagen worden, ſoll Salomon die Stadt Palmyra erbauet haben 175
Gottesdienſt eines Volkes, woraus er erhellet 18 f.
Gotteslängner, wer einer werden könne? 515
Gottſcheds franzöſiſches Sendſchreiben an H. Gr. 791. vertheidiget ſich wider einen unglimpflichen Vorwurf der Freygeiſterey 511
Grabmäler, der Churfürſten zu Sachſen 212
Grandiſon, aus ihm wird ein Auszug der ſchönen Gedanken gemachet 717
Griechen machen ihrer Jugend ihre eigene Geſchichte frühzeitig bekannt 5

Griechiſche Sprache, woher ſie abſtammet 542
Groß, Barth. ein Danziger Rathsherr wird umgebracht 11
Gymnaſien, gelehrte der Athenienſer, eine Abhandlung davon 834. 839

H.

Hagedorn, eine Ode deſſelben wird parodirt 458
Hanov ſetzet des Freyherrn von Wolfs Oekonomie fort 915
Haſſe, will ſeine muſikaliſchen Werke herausgeben 899
Hecht, Arn. ein Bürgermeiſter zu Danzig, wird erbärmlicher weiſe umgebracht 11
Hetmänner, wer bey den Koſaken ſo genennet werde 387
Heet, was es heiße 387
Heinrich der IV. König von Frankreich, iſt nicht ſo groß geweſen, als man immer vorgiebt 617
Held, Abriß deſſelben, ein Gedicht 626
Hellebarte, woher dieß Wort komme 152
Herkulanum, Verzeichniß von den alten Denkmälern deſſelben 405 ff. wenn es gebauet worden, und wieder untergegangen 472
Herzoge, der alten Unterſcheidungszeichen 638
Hetrurier, die älteſten gehören mit zu den Vorfahren der Deutſchen 280. von ihnen ſind keine Geſchichtſchreiber mehr da, eb. daſ. ſind die erſten Urheber der blutigen Klopffechterepen 281
Heyde, wer ſo genennet werden könne 519
Hiſtoriſche Freyheit ſollte nicht gehindert werden 616
Horaz, eine deutſche Ueberſetzung ſeiner Oden 534
Hyperboräer, wo ihr Land gelegen 566

J.

Jakſons chronologiſche Alterthümer, von Windheimen überſetzet 755
Ickelſamer, Valent. hat um D. Luthers Zeiten eine deutſche Sprachlehre geſchrieben 599

Drittes Regiſter

Illuminationsvorſtellung zu Petersburg, poetiſch beſchrieben 145
Interregnum, darüber iſt ſeit einigen Jahren in Deutſchland viel geſtritten worden 555. deſſen Wirklichkeit wird bewieſen 556
Johannes von Giſcala Lebensumſtände 540. glaubet, er ſey der Meßias 541
Juan II. iſt ein großer Liebhaber der Gelehrten 64
Jupiter des hammoniſchen Bild ſoll eine bloße Kompaßbüchſe geweſen ſeyn 910

K.

Kaufmann der verſchwenderiſche, ein Luſtſpiel 395
Kinder haben die Alten nicht ſchön malen können 865
Klaggedicht, geſchrieben in einem von aller Verſammlung leeren Saale, ein engliſches Gedicht 943
Kleidungen der Schaubühne, wie ſie beſchaffen ſeyn ſollen 450 f.
Klöſter ob ſie abzuſchaffen ſind 314. wozu die Einkünfte der eingezogenen zu brauchen ſind 313
Knaben wrden mehrere gebohren als Mägdchen 849
Könige die Dauer der alten römiſchen iſt, ungewiß 453
Königsberg Geſchichte der Univerſität daſelbſt 869, Lob dieſer Stadt 525, wenn es und von wem es erbauet worden 526, von dem ſchnellen u. merklichen Wachthume deſſelben, eine Einladungsſchrift 531. von den Wappen der drey Städte deſſelben eb. daſ. wird mit Rom verglichen eb. daſ. wird als eine Mutter aller andern Städte in Preußen vorgeſtellet 533
Kreuſa, iſt das richtigſte unter allen engliſchen Trauerſpielen 50. hat keine Aehnlichkeit mit der Merope 115
Kritik, wenn ſie zu verwerfen 128
Künſte kommen aus Aegypten nach Hetrurien, von da nach Griechenland, von da nach Rom 19. bey denſelben kömmt es viel auf ein glückliches Naturell an 169 aber auch auf die Nachahmung der beſten Muſter 171. bey dem Flore derſelben finden alle Stände eines Reiches ihren Vortheil 671

L.

Latein, ſoll viel celtiſche Stammwörter haben 827
Lateiniſche Sprache, wenn ſie nach Deutſchland gekommen 124
Laurentius hat von der älteſten deutſchen Grammatik geſchrieben 399. Nachricht davon 400
Leichen, dieſelben balſamiren die Aegypter nicht nur, ſondern legen ihnen auch ſteinerne Figuren bey, wie ſie ausgeſehen 23
Leykov ein Danziger Bürgermeiſter verkleidet ſich in einen Bettler, um ſich bey den damaligen Unruhen dieſer Stadt einen Zugang zu den deutſchen Fürſten zu ſchaffen 7. wird äußerſt verfolget 8, 9. ſoll enthauptet werden 10. wird endlich von Meſſer und Degenſtichen ermordet 11
Liebe, was die Zeichen der verbothenen bey den Römern geweſen 121
Liederts jubilirendes Königsberg 525
Livius, in ſeiner römiſchen Geſchichte widerſprechen die Sachen und Zeitrechnungen einander 454
Logik, einer neuen Beurtheilung 708 ff.
Löwenhöks Vergrößerungs Gläſer, an wen ſie ſind vermachet worden 547
Ludwig, Joh. ein Bauer, iſt in der Mathematik und Weltweisheit gelehrt 714. woraus er die Weltweisheit erlernet 715. beweiſet in einer Abhandlung, ein Gelehrter brauche nicht viel Bücher 776
Luftpumpe, eine neue und wohlfeilere Art derſelben 883
Luſtſpiel, ein chineſiſches ins franzöſiſche überſetzet 365. iſt wider alle Regeln der Bühne 366 ff.

M.

Machina hydraulica uniuerſalis, eine neue Art davon 834
Magnetnadel ſollen die Engländer erfunden haben 910 verſchiedene Nachrichten davon, ob daſ.

Maintenon die Briefe und das Leben derselben 614 ihre Historie soll bald deutsch erscheinen 640. ihr Großvater ist ein großer Verfechter der protestantischen Freyheit gewesen 617
Malerakademien, werden in Sachsen angelegt 209
Maler, die für die Schaubühne arbeiten, was sie zu beobachten 451
Malerkunst, worauf man bey derselben vornämlich zu sehen hat 456
Der Mann, eine Wochenschrift, Urtheil davon 157 f.
Manbert will eine Geschichte der Staatskunst vom westphälischen Frieden 1648 bis zum Aachener 1748 liefern 898
Meilensäulen, wenn sie in Sachsen sind gesetzet werden 209
Mena, hat sich um die castilianische Dichtkunst besonders verdient gemachet 96
Menschen, warum ihre Anzahl nicht mehr so groß, als sonsten ist 187
Merope, warum Voltaireus seine nicht so gut, als des Maffei seine ist. 114
Microscopia universalia von besonderer Güte werden verfertiget 855
Mineralreich, was es in sich begreift 727
Molter hat die Merope des Maffei ins deutsche übersetzet 350
Monathschrift, eine rußische kommt zu Petersburg heraus 292
Muscheln, wer davon geschrieben 728
Naturwissenschaft, Lob derselben 893
Nazarre, desselben Abhandlung vom spanischen Lustspiele 802
Neumanns, Dan. Ode auf den Religionsfrieden 148
Niedriger Ausdruck darf nicht mit dem kriechenden vermenget werden 931
Nürnberg, mit welcher Art von Künstlern dasselbe sonderlich prangt 560
Nuspi, ein altes Volk, wer sie gewesen 754

nach der Aehnlichkeit mit andern zuſammengeſetzten Zeitwörtern, unzertheilt ſchreiben. Das Wörtlein zu muß billig allezeit an das Zeitwort gehänget werden, weil es in einem zuſammengeſetzten Worte in das Wort ſelbſt eingeſchoben, oder zwiſchen beyde Wörter geſetzet wird, als: Durchzukommen, zuſammenzubleiben, alſo kan man auch zugeſchweige zuſammen ſchreiben. Aehren leſen, Aehren holen ſchreibt man beſſer zertheilt; aber das Aehrenleſen, die Aehrenleſe, das Athemholen wird in eins gezogen. Die übrigen hier angeführten Wörter können alle zuſammen geſchrieben werden, wie auch achtehalbhundert, drittehalbtauſend. Doch haben auch die Lateiner in dieſem Stücke noch ihre Freyheit, als: quamobrem und quam ob rem, quare und qua re.

§. 33. So viel habe ich können von dieſer ſchweren und weitläuftigen Sache entdecken und aufſetzen. Ich will wünſchen, daß andere dieſem nachgehen und etwas gründlichers und vollſtändigers erfinden mögen. Zu dem Ende habe ich viele Exempel angeführet, damit es andern deſtoleichter werden möchte: Sintemal alle Regeln aus der Anweiſung und Uebereinſtimmung vieler Exempel gezogen werden müſſen.

(o)

O.

Oelinger, Albr. wird für den erſten deutſchen Sprachlehrer gehalten 358
Opern, was ſie für eine Geſtalt bekommen ſollten 373. was der Stoff zu den erſten geweſen 374. wie ſie untadelich zu machen 452
Orden, dem deutſchen, demſelben hat ſich nicht ganz Preußen, ſondern nur 25 Städte entriſſen 4
Orycologie, eine neue ſchreibt ein Franzoß 725
Ottokar, deſſen Kreuzzüge auf Samland 527 ff.

P.

Palmenorden, eine Einladungsſchrift von denſelben 199
Palmyra, um die Beſchreibung deſſelben haben ſich die Engländer ſonderlich verdient gemacht 173. die alten Geſchichte haben wenig davon gemeldet 174. verſchiedene Meynungen der Gelehrten von dem Alter und der Erbauung derſelben 175. Nebukadnezar ſoll es zerſtöret haben. daſ. unter dem Odenat und der Zenobia iſt der Zeitpunkt ihrer größten Hoheit 176 wird von den Römern zerſtöret 177
Pamela, aus derſelben wird ein Auszug der ſchön. Gedanken gemachet 717
Paradies, das verlorne iſt nicht ohne alle Fehler 575. ein Beweis, daß Milton ein vieles dazu aus lateiniſchen Dichtern genommen daſ.
Patriarchaltempel der brittiſchen Inſeln wird beſchrieben 911
Pauliner Kirche zu Leipzig, Abhandlung von den vornehmſten Merkwürdigkeiten derſelben 215
Peutingeriſche Charte, Erklärung eines dunkeln Ortes auf derſelben 779
Pflanzen, Entwurf einer Naturgeſchichte derſelben von Dodarten 894
Picten, woher ſie ſo ſind genennet worden 463
Podagriſt, ein Sinngedicht auf einen 151
Poeten ſind ſonſt ſelbſt Tonkünſtler geweſen 376
Poley wird Locks Werk, vom menſchlichen Verſtande: mit

mit gelehrten Anmerkungen ins deutſche überſetzet herausgeben 874
Polniſche Sprache, hat wie die deutſche das Schickſal vom Lateine verderbet zu werden 305
Pope, Verſuch von den Werken und dem Geiſte deſſelben 929 ff.
Prediger, ihre ſchwere Verantwortung darf keinen von der Gottesgelahrheit abhalten 158
Pſalmen Davids, überſetzet Welleb ins deutſche 153 was ſich ſchon für deutſche Federn daran gewaget 154 werden bey den Juden in 5 Haupttheile getheilet 155
Pyrometra, gute werden verfertiget 885

R.

Racinens des jüngern Urtheil von Erdichtungen in Religionsſachen 485. f.
Raute im ſächſiſchen Wappen, der Urſprung derſelben wird erkläret 637 verſchiedner Gelehrten Gedanken davon 638
la Redenzione, ein italieniſch Gedicht in XII Geſängen 584
Reichshiſtorie von S. L. v. Z. wird beurtheilt 707
Reicheis Joh. Nath. Schriften für den Witz und das Herz 918
Reime, Gedanken davon 638
Reiſke giebt ein arabiſch Werk heraus 881
Religionsfrieden, Ode auf denſelben 68
Religion, Abhandlung von dem Misbrauche derſelben zur Maske des Ehrgeizes und Eigenſinnes 996 ff.
Rhein-ſtrom, wird von den alten Deutſchen für ihre Kinder für das beſte Reinigungswaſſer gehalten 474. woher er ſeinen Namen hat 832
Rheni, wer dieſes alte Volk geweſen 780
Rhone, woher ſie ihren Namen habe 832
Römer, machen ihrer Jugend ihre eigene Geſchichte frühzeitig bekannt 5

Roveredo, daſelbſt iſt eine gelehrte Geſellſchaft, die Geſchäftlichen genannt 456. ihre Geſetze 457.
Runiſche Schriften, werden alle verbrannt 544

S.

Saamenthierchen ſind nach dem Herrn Büffon lebloſe Kügelchen 548. Ledermullers Beobachtungen derſelben 546 ff.
Sachſen, wenn die ſchönen Wiſſenſchaften zuerſt darinnen ſind eingeführet worden 201. 203. am Hofe iſt ſchon vor 200 Jahren bey großen Feyerlichkeiten die größte Pracht geweſen 206. was es ſonſt für ein Wappen gehabt 637
Santillana, ein Marquis, gab der ſpaniſchen Dichtkunſt das Provenzal- und wälſche Sylbenmaaß 98
Sattelfliege, Beobachtung derſelben 219
v. Scheyb wird in die Geſellſchaft degli Agiati zu Roveredo aufgenommen 489
Schiffahrt, Urſprung derſelben 568
Schilters deutſches Wörterbuch, was es zum Zwecke habe. 265
Schlachtordnung des Scipio bey Zanca 455
Schlange, ihre Bedeutung bey unterſchiedenen morgenländiſchen Völkern 906
Schnitzkunſt, haben die Hetrurier gehabt 282
Schönheit, davon ſoll die Himmelsgegend eine Urſache ſeyn 868
Schöpfung, in welches Jahr und auf welchen Tag Jakſon dieſelbe ſetzet 763
Schreibart, das wahre Kennzeichen der deutlichen 672
Schrift, heil. daraus können die ſchönen Wiſſenſchaften großen Nutzen ziehen 460
Schwarz, giebt eine Nachricht und ein Probeſtück von ſeinen Gedichten 842
Schwediſche Sprache, woher ſie ſtamme 545
Seele, die Beluſtigungen einer vernünftigen 153
Seller, Abr. ein Engländer, hat die Alterthümer von Palmyra beſchrieben 173

Siebente Tag, die Fever deſſelben iſt ſehr alt 907
Singen, was es nach Nicolinens Ausſpruche heiße 179
Sinngedicht auf der Kaiſerinn-Königinn Majeſtät 696. zwo deutſche Ueberſetzungen deſſelben 697. 699. wird kritiſch beurtheilt 700 f. ein anderes lateiniſches auf den Grafen Zalueſki 310
Sonne, ihr Antrieb, ſoll eine allgemeine Urſache natürlicher Wirkungen ſeyn 294
Spaniſche Dichtkunſt, wer ſie zuerſt eingeführet 98 wodurch ſie verderbet worden 191 dreyerley Arten von Dichtern haben ſie beſonders verderbet 195
Spiegel, metallene ſind mit im Herkulano gefunden worden 411
Spötter, Charakter deſſelben 78
Sprachen, in denſelben muß der Satz des zureichenden Grundes auch gelten 926
Sprachlehrer, der deutſchen Uneinigkeit hat bisher dem Fortgange der Sprache ſehr geſchadet 927
Sprachſchmitzer, werden auf den Kanzeln viele gemacht 924
Stählein, deſſelben Verdienſte um die Feuerwerker und Erleuchtungskunſt in Rußland 142
Steigmann machet in einen Sendſchreiben unterſchiedene phyſicaliſche und mathematiſche Inſtrumente von ſeiner Arbeit bekannt 117
Steine, wer davon geſchrieben 728
Stonehenge, oder Steinhenge nennen die heutigen Engländer einen Tempel der Druiden 905
Süßmilchs göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts 147

T.

Tacitus, was man bey Leſung ſeines Buches von den Sitten der Deutſchen, zu beobachten hat 112
Tänze, feyerliche haben die Römer auch 376. was ein heutiger ſey 440 in edlen Tänzen übertreffen die Franzoſen alle andere Völker 450

Teſtament wird getadelt 716
Teſtament der Patriarchen 758
Thiere, Perraults Beſchreibung und Zergliederung vieler 894
Thograis ein arabiſcher Dichter, wie er mit ſeinem ganzen Namen heißt 235. Nachricht von verſchiedenen Ausgaben und Ueberſetzungen ſeines Gedichtes 236
Thuſcier gehören mit zu den Vorfahren der Deutſchen 288
Titius Joh. Pet. hält vor 100 Jahren eine Rede in Danzig 14
Tod, ein frühzeitiger iſt kein wahres Uebel 150
Trionfo della Fedeltà, die Noten zu dieſem Stücke 645 ff.
Triumph der Treue der durchl. Ermelinde Thalea wird nach Gottſcheds deutſchen Ueberſetzung zu Zerbſt aufgeführet 69
Tugendfreund eine berliniſche Wochenſchrift 704. Einwürfe, die man ihren Verfaſſern gemachet hat, werden gehoben 703
Tyrus, wenn es gebauet worden 908

U.

Ulyſſes, ihm ſoll, nach einiger Meynung, in Deutſchland ein Altar gewidmet geweſen ſeyn 124
Univerſitätsgebäude, ein neues wird zu Wien eingeweihet 325 ff.

V.

Vayer, iſt ein großer Philoſoph 816. ſeine Werke werden gelobet 817 f.
Vega, wird für den Fürſten der ſpaniſchen Dichtkunſt gehalten 99. hat die ſpaniſche Bühne verderbt 810
Veneriſche Krankheiten, wo ſie zuerſt hergekommen 187
Vergnügungen der Einbildungskraft, was ſo genennet werde 601
Verſuche, bey Anſtellung derſelben hat man viel zu beobachten 157
Villena, Heinr. v. wird für einen Zauberer gehalten 94

Virgils Aeneis, wird ins Spaniſche überſetzet 100. desgleichen ſeine Eklogen daſ.
Vorredner, dergleichen giebt es noch in den engliſchen Trauerſpielen 35. ihre Beſchoffenheit eb. daſ.

W.

Wachters deutſches Wörterbuch, was daſſelbe zu ſeinem Zwecke habe 265
Wackerbarts, Hr. anſehnliches Geſchenk an Hrn. D. Reisken 478
Weltweisheit, hat die Griechen zur Annehmung des Evangelii vorbereitet 566
Welt, Muthmaßung von der Dauer derſelben 150
Witwad, eines Engländers, Trauerſpiel Kreuſa 35. dieſes Trauerſpiel iſt unter allen engliſchen das richtigſte 50. den Stoff dazu hat man aus des Euripides Jon genommen 112
Wörter, deutſche, haben vor Alters mancherley Bedeutungen gehabt, davon ſie heut zu Tage kaum noch eine einzige haben 264

Z.

Zaluski beyder Grafen Büchersaal wird als einer der koſtbarſten geprießen 306 ff.
Zeitrechnung, die heilige hat zweyerley Jahre 585
Zerſtörung des Tempels der Juden, ob der Zeitpunct davon könne angegeben werden 688
Zirkel, iſt ein Sinnbild der Unendlichkeit Gottes 909
Zittau, Andenken der Erbauung dieſer Stadt 153

Avertissement.

Denen Liebhabern der botanischen Wissenschaften ist unlängst durch eine gedruckte Nachricht bekannt gemacht worden, welchergestalt ich durch Anlegung einer botanischen Druckerey allhier in Halle angefangen habe, Abdrücke von lebendigen Pflanzen, Kräutern, Blumen und Gewächsen zu liefern. Bisher habe ich mich nun bemühet, solche Arbeit aufs möglichste und schleunigste zu fördern, und die theils mit schwarzer Farbe abgedruckten, theils genau nach dem Leben illuminirten Stücke auf saubern Papier, mit darunter gedruckten Namen der Pflanzen aus des Ritters Linnäi Spec. Plantar. und Hrn. D. und Prof. Ludwigs Definition. Gener. Plantar. und mit jedesmaliger Anzeige der Officinalkräuter, sowohl einzeln, als auch zusammen, um billigen Preis zu verlassen. Es haben auch alle Kenner, die solches in Augenschein genommen, mündlich und schriftlich ihre Zufriedenheit, Beyfall und Vergnügen darüber bezeuget.

Nachdem es nun unter göttlichem Segen dahin gediehen, daß das erste Hundert ganz fertig und vollständig zu haben ist, welchem versprochenermaßen ein alphabethisches Verzeichniß der Pflanzen beygefüget worden, doch so, daß, weil jegliche Pflanze auf einen halben Bogen in Folio besonders gedruckt ist, ein jedweder auch die Ordnung nach eigenem Belieben einrichten kann: so hat man für dienlich erachtet, eine anderweitige Nachricht von dieser nützlichen Anstalt hiermit zu ertheilen.

Avertissement.

1) Ich bin zwar bisher nicht willens gewesen, den Weg des Vorschusses zu erwehlen, daher ich auch auf das erste Hundert keine Pränumeration angenommen habe. Dieweil ich aber keine gar zu grosse Quantität von jeglicher, zumal seltenen u. auswärtigen Pflanzen abdrucken kann, noch vielweniger einen starken Vorrath davon liegen habe; und ich doch denenjenigen, welche sich das erste Hundert angeschaffet haben, gern den Vorzug gönnen will, daß sie zuerst und beyzeiten auch mit der Fortsetzung befriediget werden: so bin ich gesonnen, zum Behuf und auf Verlangen solcher Liebhaber, die folgenden Hunderte, vermittelst einer gewissen Art des Vorschusses, ans Licht zu stellen.

2) Es wird nemlich das zweyte Hundert auf künftige Leipziger Ostermesse 1757. g. G. theils schwarz abgedruckt, theils auch illuminirt gewiß zu haben seyn. Diejenigen nun, welche dasselbe nur schwarz verlangen, bekommen es für zwey Rthlr. wenn sie die Hälfte des Preises zum voraus, die andere Hälfte aber beym Empfang zahlen; und die, welche es lieber illuminirt haben wollen, erhalten es für drey Rthlr. auf eben dieselbe Weise, daß sie die eine Hälfte voraus, die andere aber beym Empfang abtragen. Doch werden die Liebhaber dienstlich ersucht, sich beyzeiten und je eher je lieber zu melden. Wer nicht darauf pränumerirt, dem kann hernach das Hundert schwarz nicht anders als für 2 Rthlr. 18. Ggr. und illuminirt für 4 Rthlr. 4. Gr. verlassen werden, und ein solcher wird sich auch gefallen lassen, etwas länger darauf zu warten weil man nicht jegliche

liche abgedruckte Pflanze so gleich wieder, wenn und so oft man will, aus der Presse liefern kann.

3) Weil auch einige Liebhaber dieser Abdrücke verlanget haben, daß man etwas größeres Papier dazu nehmen möchte; ich aber solchen Vorschlag nur auf die Anzahl dererselben einschrenken kann: so werden dieselben sich unverzüglich deswegen zu melden belieben; da sie denn das Hundert schwarz für zwey Rthlr. zwölf Groschen, illuminirt aber für drey Rthlr. zwölf Groschen, auf obgedachte Weise des Vorschusses erhalen sollen. Welche aber solches nicht so gleich bestellen, denen kann hernach nicht damit gewillfahret werden.

4) Gebe ich mir alle mögliche Mühe, die Pflanzen also in ihrer Natur zu liefern, daß schöne große Zweige dazu genommen und abgedruckt werden, wie jederman aus dem ersten Hundert leicht ersehen kann. Da auch, außer der sehr beträchtlichen Anzahl von einheimischen und ausländischen Pflanzen, welche des Hrn. Prof. **Ludwig** Hoch-Edelgeb. mir bisanhero gütigst mitgetheilet haben, und künftig ferner hochgeneigt wollen zukommen lassen, mir sowohl von dem allhiesigen Wänsenhause die in der daselbst befindlichen schönen Naturalien-Sammlung zugleich vorhandene, auf der Küste von Coromandel gesammlete hornartige Seepflanzen zum Abdrucke gütigst sind überlassen; als auch von einem auswärtigem Gönner und Liebhaber der Botanik ein ebenmäßiger Beytrag von dergleichen aus andern Gegenden gesammleten Pflanzen geneigt ist offeriret worden: als werde ich mir solche vortheilhafte Gelegen-

Avertissement.

legenheit dergestalt zu Nutze machen, daß ich allemal zu einem jeden Hundert wenigstens etliche derselben beyfüge, in Hofnung, daß auch dieser neue Zusatz von dergleichen noch niemals gemachten Abdrücken denen Liebhabern dieser Wissenschaft nicht unangenehm seyn werde.

5) Bey dem dritten Hundert wird der Titelbogen unter folgender Aufschrift: Botanica in originali, seu Herbarium vivum, in quo plantarum tam indigenarum, quam exoticarum, peculiari quadam operosaque enchiresi atramento impressorio obductarum, nominibusque suis ad methodum illustrium nostri ævi Botanicorum, LINNAEI & LVDWIGII, insignitarum, elegantissima ectypa exhibentur, opera & studio *Joannis Godofredi Trampe*, Typographi Halensis, erscheinen, derselbige auch mit lebendigen Pflanzen verzieret, das Werk selbst aber mit einer dienlichen Vorrede begleitet werden.

Es können sich demnach die Liebhaber botanischer Sammlungen nunmehro in Zeiten entweder bey mir selbst, in der Rannischen Straße in der güldnen Rose allhier in Halle wohnhaft, melden, oder in Leipzig sich an Hrn. **Bernhard Christoph Breitkopf**, wie auch in Meßzeiten an Hrn. **Johann Justinus Gebauer**, in der Nikolaistraße im Brewhanbrauhause addressiren, und aller gefliſſentlichen Dienstfertigkeit gewärtig seyn. Halle im Magdeburgischen, den 7ten September, 1756.

Johann Gottfried Trampe,
Verleger.

Ende des sechsten Bandes.

VII.

Hrn. C. A. H.

Veränderung und Verbesserung der Uebersetzung des zwanzigsten Capitels, im dritten Buche Ciceronis von den Pflichten, welche Herr Johann Adolph Hoffmann verfertiget hat in seiner Uebersetzung desselben ganzen Werkes pag. 475-480.

Da es bekannter massen sehr viel zur Ausbreitung der Vernunft und Wissenschaft beyträgt, wenn man die Schriften der Alten, auch wohl der heutigen Ausländer in seiner Muttersprache übersetzet: So verdienen diejenigen Uebersetzungen allerdings den Vorzug, die nicht nur am wenigsten von ihrem Grundtexte abweichen, sondern auch vor sich am zierlichsten sind. Ob man nun in beydem zugleich den höchsten Grad der Vollkommenheit iemals erreichet habe, oder noch erreichen werde, das ist eine andere Frage. Wenn man alle Uebersetzungen der berühmtesten und geschicktesten Männer genau durchgehen wollte: So würde sichs leicht zeigen lassen, daß selbige nicht ohne alle Flecken seyn, und entweder in einem, oder dem andern Stücke mangelhaft erfunden werden würden. Alle Sprachen haben ihre eigenthümlichen Ausdrückungen, die sich in andern nicht ohne Schwierigkeit geben lassen. Will man hier seinem Originale eine völlige Gnüge thun, so muß man seiner Muttersprache zu nahe treten: Will man aber diese in ihrer Zierlichkeit und

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Wintermond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1757.

Inhalt.

I. Fables choiſies miſes en vers par J. de la Fontaine. Tome II.

II. The Engliſhman return'd from Paris. A Farce. By Samuel Foote.

III. Nachleſe von dem epiſchen Gedichte, Reineke der Fuchs.

IV. Ueberſetzung der Oden des Horaz. Zweytes Buch.

V. Geſchichte der königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. Zehnter Theil.

VI. Hrn. Gedickens Ode zum Gedächtniß des zweyhundertjährigen augſpurgiſ. Religionsfriedens.

VII. Nachricht.

I.

Fables choiſies miſes en vers par J. de la Fontaine. Tome II. A Paris MDCCLV. de l'Imprimerie de Charles-Jombert, in Fol.

Nachdem wir vom I. Bande dieſer überprächtigen Ausgabe der Fabeln des la Fontaine eine Nachricht gegeben, hat ſich NB. in unſern Landen, ein gern ſeyn wollender Franzos gefunden, der an die Verf. des Mercure de France zu Paris, eine Anklage wider uns eingeſchicket: daß wir uns unterſtanden, etwas an derſelben auszuſetzen. Der zweyte Theil des Monaths Julius a. d. 79 u. f. S. liefert den Beweis davon, in den bitterſten Ausdrückungen. Man hat dem Aufſeher dieſer Monatſchrift Schuld gegeben: daß er allezeit ſehr aufmerkſam ſey, Deutſchland vor dem übeln Geſchmacke zu bewahren, der in Frankreich herrſchet, und ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr hervor gethan habe.

Es ist ein schlauer Fechterstreich, seinen Leserh durch eine so allgemeine Beschuldigung, Staub in die Augen zu werfen. Hr. P. G. hat niemals ganz Frankreich eines übeln Geschmackes beschuldiget; auch niemals gesaget, daß derselbe darinn überall herrsche. Wie oft hat er nicht französische Schriftsteller gelobet! Wie oft hat er nicht ihre Dichter und Redner den Deutschen als Muster angepriesen! wie oft hat er sie selbst nachgeahmet! Dieß ist ganz Deutschland, und selbst den Franzosen, die sich um deutsche Sachen bekümmern, schon bekannt. Nur der Vers. als ein hitziger Vorfechter einer Nation, zu der er gern gehören wollte, ob er gleich seine Deutsche Geburt nicht verläugnen kann, weis es nicht, oder will es nicht wissen. Ist das redlich mit seinem Gegner zu Werke gegangen?

Ferner will ers nicht wissen, daß die gescheidern Franzosen selbst, ein **Rousseau**, ein **Voltaire**, ein Rémond de St. Mard. ein d'Argens, ein Graf **Bernis**, und viel andre mehr, über den verfallenden Geschmack in Frankreich geklaget. Auf öffentlichen Bühnen hat man ja l'Adieu du Gout, den Abschied des Geschmackes von Paris, den Parisern selbst vor Augen gestellet. Soll Hr. P. G. das nun nicht glauben, was solche Lichter des französischen Helikons selbst sagen? was sie ihrer Nation zum Schimpfe, in und außer Landes ausbreiten? Gewiß; unser Ankläger ist der Mann nicht, der sie entweder eines bessern belehren, oder die Welt von dem paradoxen Satze überführen, könnte: daß alle französische Stümper in Wissenschaften und Künsten,

lauter

lauter groſſe Meiſter und vollkommene Künſtler ſind, bloß weil ſie Franzoſen ſind; und daß ein Deutſcher gleich vor allem, was aus Paris kömmt, wie ein dummer Gümpel den Hut abnehmen, und einen tiefen Bückling machen müſſe.

Allein was hat denn unſer Gegner, an unſrer damaligen Beurtheilung der la Fontainiſchen Fabeln, oder vielmehr der Kupferſtiche und Holzſchnitte, auszuſetzen? Kann er ſie denn einer Falſchheit, oder Unrichtigkeit überführen? Iſt das alles ſchön, was wir getadelt haben? Iſt es recht, daß der vor 2000 Jahren geſtorbene Aeſop noch lebendig im Walde herum geht, und auf die Bildſäule des Laſontaine, als auf ſeinen Helden zeiget? daß man über ſteinerne Schnitzbilder Tapeten aufhänget, ſie vor Schnee und Regen zu bewahren? Daß die Affen und Meerkatzen ihrem Patron dieſen Liebesdienſt erweiſen? Daß ein Sternſeher aus dem Alterthume, bey hellem Tage mit einem Sehrohre herum läuft, um die Sterne zu ſehen; und darüber in die Grube fällt? u. a. m. Was kann er immermehr aufbringen, ſolche Schnitzer nur zu entſchuldigen; man will nicht ſagen, zu vertheidigen?

Nichts, überall nichts! Er machet es nur, wie die ſchlechten Strafprediger. Wenn dieſe ihre Gemeine aushunzen wollen, ſo ſagen ſie nur, was dieſe zu thun pflegt. So leben ſie! ſo machen ſie es! ſo iſt der Lauf der Welt! Ob es aber böſe und unrecht ſey, das zeigen ſie nicht. Genug, es heißt in ihrem Concepte: hier ſchmähle ich! Eben ſo machet es unſer franzöſiſcher Vorfechter. Er be-

weiſt und widerlegt nichts; er will nur das allgemeine Vorurtheil beſtärken: alles was franzöſiſch iſt, alles was aus Paris kömmt, iſt ſchön; das alles muß ein dummer Deutſcher mit einem blinden Köhlerglauben annehmen, und mit gebogenen Knieen bewundern. Wahrhaftig! ſolche blinde Anbether fodern die klügern Pariſer ſelber nicht. Denn was für Ehre würde es ihren großen Meiſtern ſeyn, von ſolchen dummen Bewunderern, ohne Geſchmack und Unterſcheidungskraft gelobet und verehret zu werden?

Wir laſſen alſo dieſe plumpe Zundthigung eines bösartigen Läſterers uns nicht anfechten, und fahren fort, den II Band der lafontainiſchen Fabeln, der vorigen Sommer ans Licht getreten iſt, auch ein wenig zu beleuchten. Zwar an die Fabeln des Dichters wollen wir uns itzo nicht machen: ungeachtet auch dieſe große Diana der Epheſer, bey weitem nicht über allen Tadel weg iſt. Es regieret auch in Anſehung ſeiner, ſowohl als in Anſehung des Moliere, eine gewiſſe vortheilhafte Verblendung in Frankreich: ob wir gleich hoffen, daß eben ſowohl als Corneille ſchon, und als neulich Pope in England ſeine Kunſtrichter gefunden; auch dieſe dereinſt erleuchtetere Beurtheiler finden werden. Ja, ehe noch dieſelben in Frankreich aufſtehen möchten, wären auch deutſche Augen wohl fähig, Fehler an ihnen zu ſehen. Z. E. diene die LXX. Fabel, deren Kern folgender iſt:

On avoit mis des gens au guet,
Qui voyant ſur les eaux de loin certain objet,

Ne-

Ne purent s'empecher de dire,
Que c'etoit un puiſſant navire.
Quelques momens apres l'objet devint brulot;
Et puis nacelle, et puis balot,
Enfin bâtons flotans ſur l'onde.
J'en ſais beaucoup de par le monde,
A qui ceci conviendroit bien:
De loin c'eſt quelque choſe; et de près ce n'eſt rien.

Wenn man hier alles unterſuchen wollte, was bey einer Fabel zu beobachten iſt, würde es eine lange Kritik geben. Wir wollen aber nur bey der Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit ſtehen bleiben. Die auf eine Wacht geſtellten Leute, ſehen auf der See etwas von weitem. Sie halten dafür, es ſey ein großes Seeſchiff. Es kömmt näher: da ſagen ſie, es ſey ein Brander; hernach ein Boot, und endlich nur ein Ballen Waare. Zuletzt, als es noch näher kömmt, ſehen ſie weiter nichts, als etliche ſchwimmende Holzſcheite. Hier fraget ſichs nun: iſt das, was der Dichter erzählet, wahrſcheinlich, oder nur möglich? Daß ein großes Schiff in der Ferne irgend einem Brander ähnlich ſehe, ließe ſich noch wohl hören: denn beyde ſind Schiffe; wiewohl von verſchiedener Größe. Allein daß eben dieſer Gegenſtand, wenn er näher kömmt, ſich in einen Kahn, ferner in einen Ballen Waare, und endlich gar in etliche Holzſcheite verwandle, das iſt eine ganz unmögliche Sache. Denn alle Regeln der Sehkunſt, und die Erfahrung ſelbſt, lehret alle Kinder: daß ein Gegenſtand in der Ferne nicht größer, ſondern

kleiner erſcheine. Was alſo ein Scheit Holz iſt, das kann in einiger Entfernung unmöglich wie ein Balken Waaren, noch weiter hin wie ein Boot, noch weiter wie ein Brander, und endlich gar wie ein puiſſant Navire, ein großes Kaufahrteyſchiff oder Kriegsſchiff ausſehen. Denn wer begreift nicht, daß ein Ding, welches immer näher kömmt, auch immer größer erſcheint; nicht aber immer kleiner werden muß? Wie kann nun eine Fabel, die ſo erzählet wird, daß kein Menſch ſie glauben kann, ſchön ſeyn? Doch genug davon.

Der gegenwärtige Band hält das IV. V. und VI. Buch der Fabeln des la Fontaine in ſich. Alle dieſelben ſind prächtig, und bis zur Verſchwendung des Papiers abgedruckt, ſo daß faſt jede ein überflüſſig leeres Titelblatt hat. Von der 61ſten Fabel geht es an, und geht bis zur 124ſten, wobey 66 bis 70 große Kupferſtiche vorkommen. Das machet, zu mancher Fabel ſind zweene beſtimmet. Sie fallen alle ſehr gut ins Auge, und mittelmäßige Kenner, die nur gute Zeichnungen, und einen guten Grabſtichel zu ſchätzen wiſſen, ſind gar wohl damit zufrieden. Wenn man aber etwas genauer auf die Erfindung, auf die Perſpectiv, u. d. gl. ſieht, ſo findet ſich allerley zu erinnern.

Wir haben alſo nicht mit den Kupferſtechern, Ouvrier, Chedel, Tardieu, Legrand, Marvie, Moitte, Beauvarlet, Chenu, Martenaſie, Reland, Avelines, Aliamet, Le Mire, Flipart, Gaillard, Baquoy, l'Empereur, Cochin, du Puis, Pitre, Teucher. (NB. Dieſer ſcheint unſer Landsmann zu ſeyn,) Cars, Menil, Pasquier und Radignes zu thun. Sie ſind alle

ſehr

Richtigkeit erhalten; ſo muß man von ſeinem Grundtexte ein wenig abweichen.

Cicero ſelbſt, der doch, nach allgemeinem Geſtändniſſe, ſeiner Mutterſprache vollkommen mächtig, auch des Griechiſchen ſattſam kundig geweſen; hat dieſes nicht nur eingeſehen, ſondern auch von ſich ſelbſt geſtanden. In ſeiner kleinen Schrift von der beſten Gattung der Redner, die als eine Vorrede zu ſeinen Uberſetzungen einiger Reden Demoſthenis und Aeſchinis anzuſehen iſt, bekennet er frey heraus, daß er eine freyere Art der Uberſetzung erwehlet, und die Worte ſeines Originals nicht ſowohl ſeinen Leſern zugezählet als zugewogen habe. Converti heiſſen ſeine Worte im V. Cap. ex Atticis duorum eloquentiſſimorum nobiliſſimas orationes inter ſe contrarias, Æſchinis, Demoſthenisque: Nec converti ut interpres, ſed ut Orator, ſententiis iisdem, & earum formis tamquam figuris, verbis ad noſtram conſuetudinem aptis: In quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere; ſed genus omnium verborum vimque ſervavi. Non enim ea me annumerare lectori putavi oportere, ſed tamquam appendere.

Hier zeigt nun Cicero ausdrücklich, daß er, um die Zierde der römiſchen Sprache und guten Schreibart zu erreichen, nicht wie ein ſtrenger Uberſetzer bey den Worten habe bleiben können: Und giebt zu verſtehen, daß ſeine Uberſetzungen ſehr ſchlecht im Lateiniſchen würden geklungen haben, wenn er ſich gar zu genau an den Grundtext hätte binden wollen. Eben das iſt die Meynung des Aulus Gellius geweſen. Man leſe das neunde Capitel

ſehr geſchickt; obwohl einer und der andre vor den übrigen noch einen Vorzug hat. Es iſt auch allerdings viel, daß eine ſolche Menge geſchickter Künſtler an einem Orte beyſammen lebet. Indeſſen iſt es auch in einer Stadt, wie Paris, am wenigſten zu bewundern; zumal, da in den übrigen Städten von Frankreich, Lion ausgenommen, ein deſto größerer Mangel daran zu finden iſt; weil gleichſam alle Künſtler eines ſo großen Königreichs allein in Paris leben.

Wir tadeln auch nicht ganz Paris, oder noch weniger ganz Frankreich: wir wollen nur mit dem einzigen Hrn. Oudry, dem Erfinder oder Zeichner dieſer Figuren, ein paar Worte ſprechen. Die meiſten ſeiner Bilder ſind zwar recht hübſch gezeichnet. Denn man muß billig ſeyn, und ihm auch ſein Lob laſſen, wo ers verdienet. Allein es iſt ihm nicht überall gelungen; und dieß wollen wir, nur zu Vermehrung der Aufmerkſamkeit andrer Künſtler, zeigen, die ſich an dem Beyſpiele eines ſo geſchickten Mannes eine Regel nehmen mögen, wie leicht man etwas verſehen könne.

Zur LXVII. Fabel gehöret das Kupfer, wo der Affe auf dem Delphin in der See ſitzet, und von ihm getragen wird. Wer da weis, daß ein jeder Fiſch, (gravitate ſpecifica) ungefähr ſo viel wiegt, als ein gleiches Stück Waſſer ſchwer iſt; der wird auch begreifen, daß kein Fiſch ſo ſchwimmen kann, daß er mit dem halben Leibe außer dem Waſſer ſey. Sollte er aber noch eine Laſt auf ſich liegend haben, ſo muß er noch tiefer unterſinken, und kann kaum mit einer kleinen Spitze ſeines Rüſſels aus dem

Waſſer hervorkommen. Die Hydroſtatik lehret, und beſtätiget ſolches, wie allen Mathematikern und Naturkündigern bekannt iſt.

Sehen wir aber die Zeichnung dieſer 67. Fabel an, ſo ſchwebet der Delphin hoch über dem Waſſer empor, ſo daß ihn auch die aufſprudelnden Wellen nicht bedecken können. Er ſcheint alſo viel leichter, als das Waſſer zu ſeyn, und ſo ſehr hervor zu ragen, als ob er von Sandelholz wäre; welches ſich ſehr wenig eintauchet. Und gleichwohl ſitzet der Affe noch oben darauf, der, weil er ziemlich groß und ſchwer iſt, ihn nothwendig noch tiefer unterdrücken, ja ſelbſt halb im Waſſer ſtecken müßte. Man ſtellet das Urtheil darüber jedem aufmerkſamen Kenner der Natur anheim. Die Zeichenkunſt iſt eine Nachahmung der Natur: und was dieſe nicht zeigen kann, das muß auch jene nicht abbilden.

Bey der 70ſten Fabel wird unſre obige Erinnerung ſehr ſinnlich ins Auge fallen, und die Erfindung des Dichters der Unmöglichkeit überführen.

Bey der 71ſten Fabel iſt die Maus, die ſich an den Froſch binden laſſen, ein entſetzlich großes Thier gegen das kleine Fröſchchen. Und wollte man nun gleich ſagen, jenes wäre eine Ratze, dieß aber nur ein junges Fröſchchen: ſo bliebe doch die Schwierigkeit noch übrig: wie ſich ein ſo großes Thier getrauet haben würde, von dem kleinen übers Waſſer gezogen zu werden? Zu geſchweigen, daß der Körper dieſer Ratte beynah eben ſo groß, als des Habichts ſeiner iſt, die Flügel ungerechnet. Was müßte das nicht für ein Thier ſeyn?

Bey der 73ſten Fabel jaget der Reuter dem Hirſche nach; aber gerade verkehrt: denn da dieſer links um läuft, ſo jaget jener rechts fort.

Bey der 74ſten iſt der Fuchs ſo groß, als ein plumper Wolf gerathen. Man darf ihn nur gegen das Gebüſche, und gegen das Bruſtbild halten.

Zur 77ſten Fabel, wo ein Wort des Sokrates in Kupfer geſtochen ſeyn ſoll, iſt der Weltweiſe entweder viel zu groß; oder die andern Dinge, Haus, Wagen und Menſchen ſind viel zu klein, wenn man nach der Perſpectiv urtheilen will. Sodann lebte Sokrates in Athen; hier aber iſt er auf dem Lande, bey einer einzigen elenden Hütte gebildet, wo ſein ordentlicher Aufenthalt gewiß nicht war.

Wo der alte Scythe ſeinen Söhnen das Steckenbündel zu zerbrechen giebt, da haben dieſe gute franzöſiſche Kleider an. Iſt das, nach dem, was die Wälſchen i coſtumi nennen, wohl recht?

Bey der 79ſten iſt der Tempel Apollons gewiß nicht nach den Regeln der Baukunſt gezeichnet. Denn die Säulen ſind ſo dicht an einander geſetzet, daß der Menſch, der dabey bethet, gewiß nicht zwiſchen zwoen durchkönnte. Und für korinthiſche Säulen, wie man aus den drey Schichten Blätter am Capitale ſieht, iſt ihr Schaft viel zu dick gegen die Höhe.

Die 82ſte Fabel ſtellet das reife Getrayde vor, welches der Wirth einärnten will. Nach den Aehren zu urtheilen, müßte es Weizen ſeyn. Allein theils haben die Halmen die gerade Steifigkeit des Weizens nicht; theils ſind ſie viel zu hochhalmigt,

da die Aehren alle über des Mannes Kopf hinaus reichen. Wer hat dergleichen Weizen je geſehen?

Die 84ſte Fabel zeiget den eiſernen und irdenen Topf, der ſich an jenem zerſtoßen hat, auf dem trockenen Lande. Würde der aber hier ſtehend wohl entzwey gegangen ſeyn?

Doch wir wollen aufhören. Aus dieſen wenigen Proben wird man zur Gnüge ſehen, daß zu einem vollkommenen Zeichner ſehr viel Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit gehöre. Wir ſprechen indeſſen dem Hrn. Oudry ſeine vielfältige Geſchicklichkeit nicht ab. Aber auch ein großer Meiſter kann ſich zuweilen vergeſſen.

Scimus, & hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Nur ſind doch ſolche Verſehen an einem Orte, wo Zeichnungsſchulen und Malerakademien genug ſind, noch höher anzurechnen, als bey uns, wo es an ſolchen Anſtalten fehlet. Wir wollen alſo durch ſolche Beobachtungen unſre großen Lehrmeiſter, die Herren Franzoſen, und ihre geſchwornen Bewunderer, die unſre Künſtler kaum über die Achſel, oder doch nicht ohne Mitleiden anſehen, nur ein wenig erinnern, daß es überall zerbrochne Töpfe giebt. Können nun auch Franzoſen, auch Pariſer fehlen: wie will man doch eine Vollkommenheit von deutſchen Künſtlern fodern?

II.

The Engliſhman return'd from Paris: being the ſequel to the Engliſhman in Paris. A Farce in two Acts. As it is perform'd at the Theatre-Royal in Covent-Garden. By *Samuel Foote*, Eſq. London, Printed for Paul Vaillant, facing Southampton-Streat, in the Strand 1756.

D. i.

Der aus Paris zurückgekommene Engländer; eine Folge vom Engländer zu Paris. Ein kleines Luſtſpiel, in zwoen Aufzügen, ſo wie es auf der königl. Schaubühne zu Kovent-Garden vorgeſtellet werden. Von Samuel Footen, Rittern. London, bey Paul Vaillant, am Strande der Southamptonſtraße gegen über. 1756.

Im 1754ſten Jahre trat in England ein Luſtſpiel unter der Aufſchrift: Der Engländer zu Paris, ans Licht, zu welchem gegenwärtiges eine Zugabe iſt. Der Ritter Sam. Foote, der der Verfaſſer von jenem iſt, hat auch dieſes verfertiget. Und ſo wie Buck und Lucinde in jenem die Hauptrollen ſpielen: ſo ſind ſie auch in dieſem die vornehmſten Perſonen; nur auf eine andere Art. Die Nebenperſonen ſind Crab, der, als ein Menſchenfeind, bey ſeinem wilden und unbiegſamen Weſen, doch ſehr fromm und aufrichtig iſt; Mylord Jo-

hann

hann, ein junger, aber ſehr vernünftiger Menſch, welcher in Lucinden verliebt iſt; Macruthen, ein Irrländer, Bucks Hofmeiſter; Tallyhoe und Racket, Bucks gute Freunde; Latitat, ein Advocat; ein Wundarzt; Jonquille, Loire, Bearnois, und andere Bediente. Wir wollen aus jedem Auftritte, ſo viel, als es unſer Vorhaben leidet, auszugsweiſe mittheilen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Crab kömmt mit dem Teſtamente ſeines Freundes, Johann Bucks, welcher der Vater des Helden iſt, von dem das ganze Stück handelt, auf die Bühne. Der Verſtorbene hat ihn in ſeinem letzten Willen zum Vormunde der Lucinde, die des jungen Bucks Braut werden ſoll, geſetzet. Er hat ihm auch alles geſaget, was er in währender Abweſenheit ſeines Sohnes, der ſich auf Reiſen befindet, thun ſoll. Crab iſt ungemein ungehalten darüber, daß er ſich wegen ſeines guten Freundes in eine Menge von Proceſſen, die unfehlbar die Liederlichkeit des jungen Bucks veranlaſſet hätte, verwickelt ſieht. Beſonders aber iſt er mit der Aufführung eines Laffen, den ſeine Erziehung zu einem Narren, und ſeine Reiſen zu einem Thoren gemachet hatten, übel zufrieden. Hierzu kam noch eine junge Unmündige, die mannbar war, und ſich nicht mehr wollte ziehen laſſen. Alles das, ſpricht er, hat man einem alten Manne von ſechs und ſechzig Jahren, der der Welthändel überdrüſſig

drüßig iſt, und alles, was ſie in ſich hält, nicht achtet, auf die Schultern gewälzet, u. ſ. w. Man meldet den Latitat, einen von ſeinen Sachwaltern, bey ihm an.

Zweyter Auftritt.

Dieſer Latitat iſt ein Mann, der viel ähnliches mit dem Metaphraſt im Dépit amoureux hat. Er iſt ein unerträglicher juriſtiſcher Pedant, der, indem er den Crab von den im Teſtament erwähnten Proceſſen belehren will, ihm mit Anführungen aus dem Coder, mit juriſtiſchen Kunſtwörtern, und einem ewigen Geſchleppe, das bey Proceſſen iſt, beſchwerlich fällt. Crab wird ungeduldig, und jaget ihn zum Zimmer hinaus; befiehlt auch ſeinem Bedienten, ihn nicht wieder über die Thürſchwelle zu laſſen.

Dritter Auftritt.

Macruthen, des jungen Bucks Hofmeiſter, vermeldet ihm die Ankunft ſeines jungen Herrn. Er iſt ein ſchnöder Schmäuchler, ſuchet ſich auf eine niederträchtige Art gefällig zu machen. Dabey iſt er ein durchtriebener Häuchler, der Bucks Ausſchweifungen allen Vorſchub thut; kurz, es iſt kein Laſter, welches ihm der Verfaſſer nicht beyleget. Unfehlbar hat er ſeine Landsleute dadurch warnen wollen, inskünftige bey der Wahl ſolcher Leute vorſichtiger zu werden, denen ſie ihre Kinder auf Reiſen anvertrauen. Dieſes Ungeheuer von einem Hofmeiſter, von welchem hier die Rede iſt, ſaget dem alten Crab viel vor, wie weit es ſein

Zögling gebracht, und wie angenehm, und tugendhaft er ſey; und endlich ſchlägt er eben dieſem Crab vor, ihn auf gemeine Unkoſten um ſeines Vaters Erbe zu betrügen. Crab jaget ihn voll Unmuth von ſich, und ſeine Bosheit beſtärket ihn je mehr und mehr in dem Abſcheu, den er gegen das menſchliche Geſchlecht heget. Er läßt Lucinden kommen, und redet auf eine ſo wilde, aber auch tugendhafte Art mit ihr, daß ſein gerechter Character daraus erhellet. Er holet ſie wegen der Ankunft des jungen Bucks aus, der ihr Bräutigam werden ſoll. Und ob ſie ihn gleich verſichert, daß ſie gar keine Neigung zu ihm habe: ſo hält er es doch für eine eitle Ausflucht, und für eine romanhafte Entſchuldigung. Sie werden in ihrem Geſpräche von einem Bedienten unterbrochen, der ihnen des Herrn Bucks Ankunft meldet. Er ſaget zugleich, daß ein Karren ſeinen Wagen zerriſſen, und ihn auf einen Kothhaufen geworfen; wobey er wie ein Granadier fluchet. Gut, ſpricht Crab; ſchaffet ſeinen Wagen zum Sattler, ſein Kleid zum Fleckausmacher, ihn aber bringet vor den Richter. Sogleich tritt Buck herein, der eben ſo leicht als ſein Pantoffelholz, und eben ſo flüchtig als die Feder auf ſeinem Hute iſt.

Vierter Auftritt.

Buck, als ein franzöſiſcher Stutzer gekleidet, beſchweret ſich über das Pflaſter in London, und über die Grobheit der Leute daſelbſt, in halb engliſchen und halb franzöſiſchen Ausdrücken und Flüchen.

Als

Als Crab herein tritt, bewillkommet er ihn auf eine flatterhafte Art, und da dieser ihm nicht gleich antwortet, nennet er ihn den Jakob Rosbif aus dem französischen Lustspiele. Crab bittet ihn, ein paar mal im Zimmer herum zu gehen, damit sich vielleicht die überbrausende Hitze bey ihm setzen möchte; und versichert ihn, daß ihn niemand könnte fallen gesehen haben, weil er sonst wohl in einem Lande, wo man allen seltenen Thieren so sehr nachläuft, schon sein Glück würde gemachet haben. Buck erwiedert, daß Crabs Person gut in die französischen Lustspiele tauge. Der Mylord Johan machet sodann die Betrachtung, daß die Gebräuche in allen Ländern verschieden; und folglich in einem etwas lächerlich wäre, was es im andern nicht ist. Der alte Crab verwundert sich über des jungen Mylords gute Urtheilskraft; nur befürchtet er, daß der unsinnige Buck keinen Schluß davon auf sich werde machen können. Der junge Buck versetzet: der Teufel möchte seine Vörder- und Schlußsätze holen: er mache aus dem, was er gesehen, diesen Schluß, daß die Franzosen das vornehmste Volk unter der Sonnen wären. Daß sie in dem, was die Lebensart anbeträfe, der ganzen Welt Gesetze gäben, oder doch geben sollten; und wer zierlich essen, trinken, sich ankleiden, tanzen, ja auch so gar niesen wollte, der müßte nach Paris gehen, und es da lernen. Das, spricht er, sey sein ganzes Glaubensbekenntniß. Er zeiget ihm sodann seine Bedienten, die er alle mit aus Paris gebracht, nämlich einen Schweizer,

einen Koch, und einen Parückenmacher. Er lobet ſie insgeſammt als Leute, dergleichen es keine mehr in der Welt gäbe. Beſonders aber ſtreichet er die gar zu große Höflichkeit und Gefälligkeit der Franzoſen gegen die Ausländer heraus. Crab aber ſaget ihm offenherzig, was die Triebfeder dieſer Gefälligkeit ſey, und daß ihm ihre Artigkeit keine Guinee im Beutel gelaſſen; ja daß die franzöſiſche Freundſchaft ſo weit gienge, daß ſie, wenn es in ihrer Macht ſtünde, den Ausländern keinen Fußbreit Land auf der Welt laſſen würden. Buck wendet ſich hierauf von dieſem alten Thoren, der keinen Geſchmack an der franzöſiſchen Lebensart hat, zum Mylord Johann, den er in dem Stücke, vor ſeinen andern Landesleuten eine beſſere Einſicht zutrauet; u. wirft den Engländern ihre mürriſche und melancholiſche Gemüthsart vor. Doch, ſpricht er, wie könnte dieß anders kommen, da ſie nichts als grobe und und harte Speiſen äßen? Paris hergegen, ja Paris, das wäre die Reſidenz des guten Geſchmackes! Da liebte man, da lachte man, da wäre man luſtig und vergnügt. Als ihm Crab deswegen nochmals widerſpricht, und ſaget, daß es nicht ſein Ernſt wäre: ſo beruft er ſich dießfalls auf den Mylord Johann und ſeinen Hofmeiſter Macruthen, und ſtellet eine weitläuftige Vergleichung zwiſchen einem engliſchen und franzöſiſchen Gaſtmahle an. Crab ſaget hierauf, daß er es ungemein bedaure, daß ſein Vater es nicht erlebet hätte, daß er ſelbſt ein Zeuge von ſeines Sohnes erlangten Vorzügen geweſen. Der junge Buck giebt ihm Recht, und Crab ſagt ihm, daß

ihm

ſeines IX. Buches, welches er gleich mit dieſen Worten anhebt: Quando ex poematis graecis vertendae mutandaeque ſunt inſignes ſententiae, non ſemper aiunt enitendum, vt omnia omnino verba in eum, in quem dicta ſunt modum, vertamus: Perdunt enim gratiam pleraque, ſi quaſi invita & recuſantia violentius transferantur. Hierauf lobt er den Virgil, der mit ſolcher Geſchicklichkeit viele Stellen aus dem Homer, Heſiodus, Callimachus und Theocritus überſetzet, daß er oft nur einen Theil davon beybehalten, das übrige aber weggelaſſen. Was hier von einem Poeten gelobt wird, iſt allerdings auch an einem ungebundenen Scribenten zu loben, wenn er es mit Verſtande thut. Und dieſes iſt eine Anmerkung, die ein ieder, der von Uberſetzungen urtheilen will, allezeit vor Augen haben muß; damit er keinem Uberſetzer zuviel thue, oder ihn ohne Noth tadle, daß er ſeinen Grundtext nicht verſtanden habe.

Es war dienlich dieſe kurze Voerinnerung unſern Leſern zugeben, ehe wir ihnen die deutſche Verdollmetſchung eines Capitels aus dem Cicero von der menſchlichen Pflicht, die uns ein berühmter und gelehrter Mann zugeſandt hat, vor Augen legen kennten. Wie es bekannt genug iſt, ſo hat uns nach dem berühmten Gottſchling, auch Joh. Adolph Hofmann, irgend vor ſechs oder acht Jahren, eine Uberſetzung dieſes ganzen Werkes geliefert, und viel Ehre damit eingeleget. So ſehr wir überhaupt die Stärke dieſes gelehrten Mannes in unſerer Sprache erkennen und loben: So wenig können wir ihn als ein vollkommenes Muſter in derſelben anpreiſen. Er

ihm, wiewohl wider seinen Willen, die Vollziehung des Testaments wäre aufgetragen worden. Er befraget ihn um den Hauptpunct desselben, seine Neigung zur **Lucinde** betreffend. Er eröffnet ihm zugleich, daß sein Vater es so gemachet habe: daß sie zwanzig tausend Pfund Sterling bekommen sollte, wenn er sie heurathen wollte; aber nur fünf, wenn er sie nicht haben wollte. **Buck** will sie sprechen; **Crab** läßt sie holen. **Macruthen** räth ihm, ein ander Kleid anzuziehen, wenn er mit seiner Gebietherinn sprechen wollte. **Crab** versetzet, daß sie auf seine Person, und nicht auf seinen Anzug sehen dürfe. **Buck** hergegen folget seinem Rathe, und ruset seine Bedienten, ihn anders anzukleiden. **Macruthen** soll ihm in währender Ankleidung etwas von seiner eigenen Arbeit vorlesen. Er empfiehlt sich der Gesellschaft, und indem er weggeht, singet er

Car le bon vin
Du matin,
Sortant du tonneau
Vaut bien mieux que
Le Latin
De toute la Sorbonne, cet.

Sechster Auftritt.

Crab betrachtet ihn mit mitleidigen Augen. Ich hatte es schon, spricht er, seinem Vater gesaget, was für grose Narrheiten sein Sohn mit von Paris bringen würde. Doch das liebe Reisen, das ist ein groses Wort, und die

Folge davon iſt die, daß man uns nach England alle Thorheiten der Ausländer mitbringet. So ſind die ungezwungenen und natürlichen Geſinnungen unſerer Vorfahren, durch die Thorheiten anderer Völker erſticket worden. Das, was uns vor allen andern einen Vorzug gab, haben wir verloren. Wir ſind ein ungeheurer Haufen, da immer eins dem andern widerſpricht; ein Rock von tauſenderley Flecken, ein wahrhaftes Harlekinskleid geworden. Mylord Johann, der nicht ſo mürriſch und deswegen klüger, als Crab iſt, zeiget ihm, was das Reiſen für Vortheile habe. Crab behauptet wider ihn, daß man dabey allemal verlieren müſſe, ſo, daß man die Nationalvorurtheile, die allezeit unſchuldig, und öfters ſo gar glücklich ſind, andern ſtrafbaren und unnatürlichen aufopfert. Der Ritter Johann erkennet, wie ſtreng dieſe Sittenlehre ſey, und fertiget ſie auf eine ſehr höfliche Art ab. Crab giebt es nicht zu, und klaget ihn an, daß er ſeiner Seits Frankreich zu ſehr ſchmäuchele. Da er Lucinden ſieht, geht er ab.

Siebenter Auftritt.

Lucinde und der Mylord tadeln beyderſeits Crabs äußerliche Grobheit; loben aber doch ſeinen innern Charakter einhällig. Mylord Johann preiſet Lucinden deswegen glücklich, daß die gute Erziehung, die ſie in Frankreich gehabt hat, ſie gleichwohl nicht verhindere, eine Freundinn der

Ehre

Ehre und Aufrichtigkeit zu seyn. Er schließt damit, daß, wenn seine Denkungsart ihr dergestalt gefallen sollte, daß sie dem Buck entsagete, er für sich alles hoffete. Crab rufet den jungen Lord recht zur ungelegenen Zeit zu Lucinden, als welche itzo ihren letzten Worten nachdenken will. Ihr Herz und ihre Vernunft machen sie dem jungen Buck abgeneigt. Doch das, was sie dem Andenken seines Vaters, der ihr Freund und Wohlthäter gewesen, schuldig ist, läßt sie noch keinen entgegen gesetzten Schluß fassen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Buck kömmt mit seinen drey Dienern, und dem Macruthyn. Der letzte zweifelt, ob Crab ein so ehrbarer Mann sey, als er wohl scheine? Buck bittet ihn, dieses Ungeheuers nicht mehr zu erwähnen. Als er eines engländischen Spiegels ansichtig wird, ist er mit demselben übel zufrieden, und verfluchet deswegen sein Vaterland; wünschet auch, daß sein Vater lieber ein oder zwey Jahre länger möchte gelebet haben, ehe er wieder hieher hätte kommen müssen. Mylord Johann kömmt; Buck bittet bey ihm um Verzeihung, und schiebt die Schuld davon auf die entsetzlichen Stöße des Wagens, die ihm seine gekräuselten Haare ganz in Unordnung gebracht hätten. Hierauf fraget er ihn, mit wem er sich indessen die Zeit vertrieben hätte; der Lord versetzet, mit derjenigen Person, die ihn bald zum

glücklichſten Ehemanne machen ſollte. **Buck** kann ſich nicht darein finden, wie ſich glücklich, und ein Ehemann ſeyn, zuſammen ſchicken. Der **Lord** erkläret ihm, daß ihn dieſes die Schönheit und Tugend des **Fräuleins**, das ihm ſein Vater zur Braut beſtimmet hätte, nebſt ſeiner eigenen Liebe zu ihr, hätte muthmaßen laſſen. **Buck** aber erwiedert ihm, daß er ihre Schönheit beſitzen, ihre Tugend belohnen, und ſeine Neigung ſättigen könne, ohne daß er eben ſeines Vaters Befehl zu gehorchen brauche. Der **Lord** will es nicht glauben. **Buck** verſichert ihn, daß es ganz wohl angehe, nur wäre dieſes nicht jedermanns Ding. Er fodert ſeinen Muff; und nun geht er hin, die **kleine Perſon** hinters Licht zu führen.

Zweyter Auftritt.

Da er ſich anſchicket, zu **Lucinden** zu gehen, kommen zween von ſeinen alten lüderlichen und groben Kameraden, **Tallyhoe** und **Racket**, die weder Artigkeit noch Erziehung hatten, zu ihm. Sie ziehen ihn mit ſeinem Anzuge, mit ſeinem Franzöſiſchreden, und mit ſeinem Putze auf. Der arme **Buck** entgeht ihnen, vermittelſt des Mylords. **Racket** und **Tallihoe**, die dieſes verdreußt, thun dem Mylord den Vorſchlag, daß er mit ihnen kommen, und die franzöſiſchen Tänzer ausziſchen ſoll. Der Lord entſchuldiget ſich deswegen. Die zween Thörichten beſchuldigen ihn, daß er ein Freund von Frankreich wäre. Er vertheidiget ſich deswegen nachdrücklich, und ob er gleich ihren Waffen keinen

glück-

glücklichen Fortgang wünschet: so ist ers doch zufrieden, sich an ihren Tänzen zu vergnügen. **Lucinde** kömmt; und sogleich leget **Buck** seinen Besuch bey ihr ab.

Dritter Auftritt.

Buck läßt sich bey **Lucinden** melden. Er kömmt zu ihr, befraget sich nach ihrem Wohlbefinden, tadelt ihren schlechten Anzug und Kopfputz. Besonders aber beklaget er sich, daß sie sich nicht geschminket hätte; und biethet ihr etwas aus seinem Vorrathe an, das er bey seiner Abreise von Paris beym **Düffreny** mitgenommen hätte. **Lucinde** schlägt es aus, und beruft sich auf die keuschen Sitten ihres Landes, die keine gekünstelte Schönheit litten. **Buck** suchet ihr dieses Vorurtheil zu benehmen, indem er ihr saget: daß nach seiner Denkungsart ein Frauenzimmer ungeschminkt, ungepudert, und ohne Unterkleid nicht angenehm seyn könne. Da sie dieses nicht zugeben will: so fraget er, ob vielleicht Herrn **Crabs**, des mürrischen Mannes, des Frauenzimmerfeindes Urtheil, in Ansehung des Aufzuges entscheidend seyn sollte? Er klaget weiter über die schlechten Lustbarkeiten, die man in **London** hätte. **Lucinde** erwiedert, daß es allerdings welche daselbst gäbe, und saget: daß sie auch Singspiele hätten. **Buck** versetzet, etwan italiänische? und das wäre gerade erbärmlich Zeug! Sie hätten auch Tragödien, fährt **Lucinde** fort. Das läugnet **Buck**, und wenn sie ja dergleichen hätten, spricht er: so wären sie närrisch in ihrer Einrichtung, und würden lächerlich durch ihre Vorstellung. **Lucinde**

giebt zu, daß ſie den Streit mit ihm nicht werde aushalten können; beruſet ſich aber auf Shakeſpears Stücke. Der alte Crab ſagt hierauf, wo dieſer Thor ſeine Anmerkungen über die engliſchen Stücke herhabe; nämlich vom Hrn. von Voltaire, der in der Vorrede zu ſeiner chineſiſchen Weyſe, Shakeſpears Stücke, Farces monſtrueuſes nennete. Buck verſetzet, und darinnen hätte er recht. Lucinde lobet ſodann ihre Komödianten, die es wegen ihres pathetiſchen Naturells, und wegen ihrer lebhaften Ausſprache allen andern zuvorthäten. Buck erwiedert ihr, daß man ſie falſch berichtet hätte. Er nennet etliche franzöſiſche Komödianten mit Namen; das, ſpricht er, ja das wären rechte Acteurs! Und endlich ſaget er, daß er ſelbſt ein Trauerſpiel recht auf voltäriſchen Schlag verfertiget habe; woraus er auf Lucindens Begehren, in ſeinen Witz verliebt, etliche Stellen mit einer automäßigen Zufriedenheit herſaget. Der Lord Johann verwundert ſich darüber, und ſpricht, daß er es nicht gewußt, daß Buck es in den ſchönen Wiſſenſchaften ſo weit gebracht hätte. Buck ſpricht, ja das wäre itzo der Modegeſchmack: und wenn er nur nicht in dem verfluchten Lande gebohren wäre, ſo würde man ſeinen Namen gewiß in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der franzöſiſchen Akademie voranſtehen ſehen. Crab giebt ihm die Verſicherung, daß ſichs alle ſeine Landesleute würden gefallen laſſen, wenn er ſie öffentlich verläugnen wollte. Buck verſetzet, das wäre unmöglich, weil man es ihm doch an ſeiner barbariſchen Erziehung anſehen

würde,

würde, daß er ein Engländer wäre. Sie alle versichern ihn Nein! und besonders sein Hofmeister saget, daß er öfters gehöret hätte, daß gebohrne Franzosen zu einander gesaget hätten: **Wie kann doch ein lustiger Mensch ein Engländer seyn?** **Buck** bedanket sich für ihre gute Gesinnung von ihm. Der alte **Crab** fraget ihn sodann, ob er seines Vaters Testament gelesen? **Buck** giebt zur Antwort: **englisch läse er nicht**; wenn es ins Französische übersetzet würde, dann wollte ers lesen. **Crab** mag sich nicht länger mit ihm aufhalten, sondern eröffnet ihm gleich den Punct, **Lucindens** Heirath betreffend. Er saget ihm, daß er sich deswegen entschließen möchte, und darum wollte er ihn und **Lucinden** itzo allein lassen; damit sie selbst alle beyde mit einander Abrede nehmen könnten Sie gehen alle ab; nur **Buck** und **Lucinde** bleiben.

Vierter Auftritt.

Buck beklaget sich bey sich selbst, daß er in einer so verfluchten Sprache, als die englische ist, lieben solle. **Lucinde** spricht für sich, sie glaube: **Buck** werde immer noch von sich selbst eingenommen bleiben. **Buck** hält sich gegen **Lucinden** über den alten **Crab** auf, und fraget sie, was sie vom Mylord halte? Sie hält ihn für einen vernünftigen Mann, der zu leben wisse. **Buck** läugnet dieses zum Theil, indem er noch immer so was engländisches an ihm finde. Er hätte das gefällige Ansehen, das **Ich weis nicht was**, den artigen Ton, nicht; inzwischen bedauret er den armen Teufel.

Doch,

Doch, ſpricht er zu Lucinden, unter uns geredt: er weis zu leben, und was das vornehmſte iſt, er iſt reich. Lucinde weis nicht, wie ſie dieſes verſtehen ſolle. Buck ſaget, er glaube, ihre Augen hätten einen Anfall auf ihn gethan, und wie es aus ihrem Lobe ſchiene, ſo habe er ſich auch ſchon ergeben. Lucinde, um bey dem Gleichniſſe zu bleiben, ſpricht, ſie hielte ihn für einen allzu guten General, als daß er eine unnütze Belagerung unternehmen würde, da er die Bedingungen dieſer Stadt ſchon wüßte. Buck fraget, welches dieſelben wären. Sie verſetzet, daß er vom Herrn Crab ſchon ſo viel erfahren habe, daß ſie es ihm nicht erſt zu erklären brauche. Er fällt ſo dann auf den Punct in dem Teſtamente ſeines Vaters, ſeine Heyrath mit Lucinden betreffend, und vergeht ſich noch mit den ſchändlichſten Ausdrücken gegen ſeinen Vater im Grabe; indem er ſpricht: daß derſelbe ſein böſes Herz, eben ſo wie ſeine Güter, auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen geſuchet. Lucinde ihres Orts ſieht die Verachtung, die er gegen ſie bezeuget, für ein Compliment an; nur bittet ſie, ſeines eignen Vaters, dem ſie ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig wäre, in ihrer Gegenwart zu ſchonen. Buck treibt ſeinen Spott mit ihr; worauf ihm Lucinde folgende Strafpredigt hält. Undankbarer! Unwürdiger Sohn eines ſo rechtſchaffenen Vaters. Muſt du die Aſche deſſen, deſſen gröſte Unruhe in dem letzten Augenblicke ſeines Lebens deine Glückſeligkeit zum Zwecke hatte, mit Füſſen treten?

Buck

Buck hält ſie für verwirrt. Sie aber fährt fort: Doch ich habe unrecht! Wer ein heilig Band zerreißt, wie kann der die andern in Ehren halten? Wie ſollte ein Ungeheuer, welches ein Herz hat, das böſe genug iſt, ſeinen Geburtsort zu verachten, diejenigen in Ehren halten, die ihm das Leben gegeben haben? Das iſt unmöglich. Buck fährt fort, ihrer zu ſpotten. Sie verfolget ihre Rede: verachtungswürdigſtes Geſchmeiß . . doch ich will mich mäßigen! Buck ſpricht, es wäre genug, ſie wollten weiter von ihrer Heurath reden. Lucinde verſetzet, da er ſchon ihre Hand ausgeſchlagen: ſo brauche es zu ihrer Trennung nichts weiter, als ſeinen Brief und ſein Siegel. Buck erwiedert, daß ſein Vater es verordnet hätte, daß er ihr zwanzig tauſend Pfund Sterlings für den Abtritt geben ſolle. Allein das wolle er eben ſo wenig, als ſie heurathen. Lucinde drohet ihm mit den Gerichten. Er aber brauchet einen Advocatenſtreich, und ſpricht: ſo vorſichtig ſein Vater ſonſt auch geweſen, ſo habe er doch keinen gewiſſen Tag zu ihrer Heurath angeſetzet; und folglich könne er ſie noch ſo lange verſchieben, als er wolle, und ſie könne eben ſo leicht als eine Jungfer ſterben müſſen, als er als ein Junggeſelle lebete. Sie verſichert ihn, daß ſie ſchon ein Mittel finden werde! Buck ſpricht, er habe ſchon zwey gefunden. Denn erſtlich, ob er gleich eine unüberwindliche Abneigung vor dem Eheſtande habe: ſo wäre er doch nicht gegen ihre perſönlichen Reizungen unempfindlich. Wollte ſie ihm nun den völligen Genuß der-

derſelben überlaſſen: ſo ſollten nicht allein die beſagten Pfunde Sterlings, ſondern auch ſein ganzes Vermögen zu ihren Füßen liegen. Sie bittet den Himmel, wegen einer ſo ſchändlichen Anmuthung, um Geduld, und läßt ſich das andere Mittel auch von ihm ſagen. Es iſt daſſelbe dieß, daß er und der Mylord, ſo wie ſie ihre Perſon theilen würden, auch ihr Glück theilen wollten. Sie giebt ihm hierauf die lebhafteſten Verweiſe, und ſaget: daß ſie nichts auf der Welt dahin bringen ſollte, daß ſie ſeine Gemahlinn würde. Sodann fraget ſie ihn, was denn wohl ſein Reiz wäre, worauf er ſich ſo viel einbildete? was er denn von ſeinen Reiſen für Nutzen hätte, da ſeine Minen nur ſchwache Nachahmungen von ſeines Peruquenmachers ſeinen wären? da er ſein Kleid ſeinem Schneider zu danken, und da er ſeine Mutterſprache darüber verlernet hätte? Wie glücklich, fährt ſie fort, bin ich, daß dein Hochmuth mir deine Niederträchtigkeit entdecket hat; ich würde mich ſonſt durch den mir ſo ehrwürdigen Namen, den du verunehreſt, haben verleiten laſſen, auf Lebenszeit das allerunglücklichſte Bündniß einzugehen. **Buck** bedanket ſich bey ihr, für dieſe Erklärung. Doch eins, ſpricht er, könnte ſie ſehen, das er in der Fremde gelernet hätte, nämlich, daß er mit kaltem Blute den Ungeſtüm eines wüthenden Weibes ertragen könne. Er empfiehlt ſich, und verſpricht ſich, wenn ſie erſt wieder bey ſich ſelbſt werde ruhig werden, einen Handbrief von ihr zu leſen. Sie giebt ihm auf ewig Abſchied. Er geht

mit

iſt voller niederſächſiſchen Provinzialwörter, ſeltſamen Redensarten und ganz unrichtigen Wortfügungen, die der wahren hochdeutſchen Sprache ganz fremde, und reingewöhnten Ohren unerträglich ſind. Wir behalten uns auch vor, jungen niederſächſiſchen Schreibern zum Beſten, einmal ein Regiſter ſolcher Provinzialfehler zu ſammlen, und in dieſen Beyträgen mitzutheilen: Und das zwar um ſoviel freymüthiger, da wir bemerken, daß die andern berühmten Scribenten, die uns die niederſächſiſchen Länder gegeben, ſich mit Fleiß aller ſolcher Abweichungen von der rechten hochdeutſchen Mundart zu enthalten bemühet haben.

Es iſt aber auch in einer andern Abſicht nicht unbillig, daß man ſeine Uberſetzung auch mit dem Originale zuſammen halte, und wo möglich, ſeine Mängel zu entdecken und zu verbeſſern ſuchet. Die Probe, die wir mittheilen wollen, iſt in ſolcher Abſicht gemacht, und uns deswegen mitgetheilet worden. Wir maſſen uns aber kein Recht an, zu urtheilen, ob es der neue Uberſetzer in allen Stücken beſſer gemacht habe, als ſein Vorgänger. Wir wollen dieſes Urtheil unſern deutſchkündigen Leſern anheimſtellen, und ihnen zu dem Ende das ganze Capitel, erſt lateiniſch, hernach aus Hofmanns Uberſetzung deutſch herſetzen; hernach aber auch die Verbeſſerung derſelben hinzufügen. Wir hoffen auch, daß dieſe Art deſto beliebter fallen wird, da wir finden, daß Herr Rollin, in ſeinem trefflichen Werke, wie man die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudieren ſoll, mit nicht geringem Nützen ſeiner Leſer, eben das gethan hat; wenn er

Regeln

mit der Versicherung ab, daß sie eine gute Rolle in seinem Trauerspiele machen könnte.

Fünfter Auftritt.

Mylord Johann und Crab haben das Gespräch mit angehöret. Der Mylord wünscht Lucinden wegen ihrer edlen Gesinnungen Glück, und fängt wieder von den seinigen an zu reden. Lucinde will zuförderst ihrem Unwillen freyen Lauf lassen, und saget ihnen, daß sie auf eine gehörige Rache denken würde. Sie läßt ihre Kammerfrau rufen, und sich Thee bringen. Sodann bittet sie den strengen Crab, den Buck, der noch nicht weg seyn kann, wieder zu ihr zu schicken. Sie bittet, daß man sie eine Viertelstunde mit ihm allein lassen solle. Buck kömmt.

Sechster Auftritt.

Er schätzet sich, wegen der schleunigen Wirkung seiner Vorschläge glücklich, und machet Lucinden sein Compliment, daß er sich so bald wieder eingestellet habe. Lucinde bittet ihn, sich niederzusetzen, und entschuldiget sich erstlich wegen ihrer hitzigen Ausdrücke bey ihm; sodann setzet sie ihm Thee vor. Sie trinken beyde mit einander; und so bald die Tafel aufgehoben ist, spielet sie auf einmal die Rolle einer bis zur Raserey Verliebten. Sie machet, daß er glaubet, sie habe Gift in den Thee gethan, um sie beyde ums Leben zu bringen, und ihr trauriges Geschick mit der Rache eines Ungetreuen zu enden. Geh, spricht sie, Meineidiger! nun habe ich doch wenigstens den Trost, daß, da

ich

ich dich nicht nach dem Geſetze beſitzen kann, dich keine andere Weibsperſon in ihre Arme ſchlieſſen wird. Das Vergnügen, mit dir zu leben, wird mir verſaget; der Tod aber, der Tod ſoll uns auf immer vereinigen. Der einfältige Buck wird darüber troſtlos, er verzweifelt, und glaubet ſchon die Wirkungen des Giſts zu fühlen. Er geht, ſich Hülfe zu ſchaffen. Crab und der Mylord freuen ſich über Lucindens Erfindung, und ſchicken ſich an, ſich dieſelbe zu Nutze zu machen. Buck kommt den Augenblick im Schlafpelze in der Nachtmütze, und unter der Begleitung ſeiner Leute, eines Arztes, und eines Wundarztes wieder. Dieſer läßt ihm zur Ader, und brauchet Blaſen ziehende Mittel an ihm. Buck, dem es empfindlich iſt, glaubet, er müſſe ſterben, und verflucht Lucinden, das Gift und ſeine Wiederkunft nach England, immer einmal ums andere. Crab beſuchet ihn, und verſpricht ihm, ihn zu heilen; wenn er nur Lucinden öffentlich entſagen wollte. Hier iſt die Entwickelung des Knotens. Von dieſer Entſagung hangen die 20000 Pf. Sterlings ab. Buck entſaget ihr von ganzem Herzen. Es werden Zeugen dazu genommen. Weiter fodert man von ihm eine gänzliche Entſagung der Schminke, der Balſamen, der Kleider, die er mitgebracht. Er opfert alles auf; und Tallyhoe und Racket, ſeine beyden alten Kameraden, verbrennen ſie im Hofe. Was ihm am ſauerſten ankömmt, iſt dieß, daß er ſeine Leute, den Bearnois, Loire, und Jonquille, und andere Franzoſen, die er mit

von

von Paris gebracht, zurück schicken soll. Weil ihm aber das Leben lieb ist: so muß ers um deswillen geschehen lassen. Nun kömmt das Mittel für seine Krankheit. Es ist dieses ein geschwindes, aber auch ein geringes Mittel. Er saget ihm: daß er ein Thor sey, und daß das Gift eine Fabel, eine bloße Einbildung sey. Buck, der Lucinden wiederkommen sieht, glaubet es mit leichter Mühe. Er erröthet über seine Thorheit. Crab wendet sich hierauf zu Lucinden, und saget ihr: daß Bucks öffentliche Entsagung, sie wieder in den völligen Besitz ihrer Freyheit, und der ihr im Testamente ausgemachten 20000 Pfunde Sterl. setzet. Sie giebt dem Mylord Johann ihre Hand, der sie mit ungemeiner Freude annimmt. Macruthen, voller Erstaunen, tröstet Bucken, und räth ihm, seine blasenziehenden Mittel wegzuthun. Crab aber beschließt mit dieser Lehre, die er ihm giebt: Nehmet, Jüngling, diese Lehre von einem alten Freunde eures Vaters an. Wie dieses euer Glück ist, daß ihr ein Engländer von Geburt seyd: so sey dieses auch bey euch der Gegenstand eines edlen Hochmuths. Wisset, daß die Freyheit, dieses unschätzbare Gut, euer Vorrecht der Geburt sey. So lange ihr diesen Schatz erhalten werdet, so lange werden die andern Nationen euch fürchten, oder euch beneiden können; doch niemals werden sie euch überwinden, oder verachten können. Glaubet endlich, daß das französische Wesen der Gesinnungsart eurer Nation eben so zu wider

sey, als die französische Staatslist der Ruhe eures Vaterlandes. Werdet ihr von diesen heiligen Wahrheiten wohl überzeuget seyn: so wird das eingebildete Gift, welches, wie ihr geglaubet habet, euren Körper angestecket hat, für euren Geist ein wirklich heilsamer Balsam werden.

III.

Nachlese einiger Nachrichten von dem alten epischen Gedichte: Reineke der Fuchs.

Seitdem ich die neue Ausgabe dieses Gedichtes 1752. in P. Schenkens Verlage, mit Everdings Kupfern, ans Licht gestellet, sind mir verschiedene Dinge bekannt geworden, die zur Ergänzung desjenigen dienen können, was ich in meiner Einleitung dazu gesaget habe. Ein Tag lehret den andern: und sonderlich steht in solchen litterarischen Untersuchungen nicht alles in unsrer Gewalt, wenn wirs am meisten wünschen und brauchen können. Ja selbst unsre unvollkommenen Versuche und Nachrichten geben unsern Freunden und Bekannten Anlaß, uns mit Zusätzen an die Hand zu gehen. Man sage nicht, es würde also besser gewesen seyn, dieselben zu erwarten, ehe man mit etwas unvollkommenem ans Licht getreten. Denn zu vielen Nachrichten würde man gar nicht gelanget seyn, wenn man sich nicht auch mit unvollkommenen ans Licht gewaget

get hätte. Auch vorhin unbekannte Gönner lassen sich dadurch erwecken, zu Beförderung des gemeinen Besten einem damit an die Hand zu gehen, was ihnen bey Gelegenheit bekannt geworden. Ich werde bald das Vergnügen haben, aus eigener Erfahrung Beyspiele davon anführen, und solche Beyträge erkenntlich zu rühmen: wenn ich nur vorher dasjenige gemeldet haben werde, was ich, seit der Zeit meiner Ausgabe, selbst entdecket habe.

Das erste und wichtigste war wohl, die erste plattdeutsche Ausgabe von Reinecken dem Fuchse; die ich damals, als ich die neue Uebersetzung machte, noch nirgends gesehen hatte. Ich nahm sie damals auf guten Glauben Prof. Hackemanns an, der nach ihr seine neue, die 1711. in 4. mit lat. Buchstaben gedruckt worden, veranstaltet hatte. Das tiefe Stillschweigen, welches er von seinem ersten Abdrucke beobachtet, wann und wo ihm nämlich, dieselbe in die Hände gerathen, hatte mich außer Stand gesetzet, einige Nachfrage deswegen zu thun. Ich hatte glauben müssen, daß er selbst der Besitzer eines so alten Exemplars gewesen: und wer konnte erfahren, wo selbiges nach seinem Tode hingekommen? Denn nichts war natürlicher zu denken, als daß er denjenigen Bücherſaal wohl genennet und gerühmet haben würde, wo er dieß höchst seltne Stück angetroffen; im Falle ihm dasselbe nicht eigenthümlich zugehöret hätte.

Allein ganz unvermuthet kam ich auf diejenige Quelle, daraus er seine Kenntniß geschöpfet hatte. Als ich im 1753sten Jahre eine litterarische Reise

über Gotha, Cassel, Göttingen, Hannover und Braunschweig that, kam ich auch nach Wolfenbüttel, den dasigen vortrefflichen Bücherschatz zu sehen. Unter andern vortrefflichen deutschen Manuscripten, und alten gedruckten Büchern, ward mir auch dieser höchstseltne und vielleicht einzige noch vorhandene Abdruck, von Reineken dem Fuchse, vorgeleget. Man kann leicht denken, wie groß meine Freude bey dem Anblicke eines Buches gewesen, welches weder ein **Morhof**, noch sonst einer von den Kennern und Verehrern dieses Werkes mit Augen gesehen; und von dessen Daseyn ich bis dahin bloß durch Hackemanns Zeugniß versichert gewesen. Hier giengen mir also die Augen auf, woher der gute Mann diese so selten gewordene Ausgabe bekommen? Denn was ist natürlicher zu denken, als daß ein helmstädtischer Professor, die Bibliothek in der Residenz seines Landesherrn besuchet, und daselbst dieß schätzbare Stück des deutschen Alterthums und Witzes angetroffen haben müsse?

Was mich dabey am meisten Wunder nahm, war dieses, daß er solches auch mit keiner Sylbe erwähnet hatte. Ich kann es noch nicht begreifen, wie und warum er es seinen Lesern verschweigen können, oder wollen: daß er den ersten Druck des neu herausgegebenen Werkes eben auf der Wolfenbüttelischen Bibliothek gefunden. Und war ihm ja die Erkenntlichkeit für eine solche wichtige Entdeckung, die ihn in den Stand setzte, allen deutschen Helden in der Litteratur ein Licht anzuzünden; war ihm der Stolz und die Ehrliebe, in seines Herzogs Bücher-

saale

ſaale dieſen Schatz entdecket zu haben, nicht Bewegungsgrundes genug, uns ſeine wahre Quelle anzuzeigen: ſo hätte ihn doch billig die Sorgfalt, ſich ſelbſt bey ſeinen Leſern, und der ganzen gel. Welt Glauben zu erwerben, dazu bewegen ſollen. Denn gewiß, die Gelehrten ſind ſo leichtgläubig nicht. Sie wollen auch durch eigene Augen ſehen, oder doch durch Anführung recht glaubwürdiger Umſtände überführet werden: daß wirklich ein ſolches Buch in der Welt ſey, zumal wenn ſo gar wenig Abdrücke davon vorhanden ſind; daß ſich auch außer ihm, noch kein einziger rühmen konnte, dergleichen geſehen zu haben.

So weit gieng mein Eifer, um des gemeinen Beſtens willen; für mich ſelbſt aber, ward ich gar böſe über ihn. Denn ſein unüberlegtes Stillſchweigen hatte mich unfähig gemachet, bey meiner neuen Ausgabe zur Quelle ſelbſt zu gehen. Hätte er nämlich mit einem Worte gedacht, daß dieß alte Buch zu Wolfenbüttel vorhanden ſey: ſo würde ich nicht geruhet haben, bis ich deſſen, zu meiner Einſicht und Vergleichung mit dem Hackemanniſchen Nachdrucke, habhaft geworden. Ich würde ſolches eben ſowohl erlanget haben, als ich nachmals zu meinem beſondern Vergnügen deſſen theilhaft geworden; um es nämlich mit meinem neuen Abdrucke zu vergleichen, und denſelben durch und durch darnach zu verbeſſern. Allein Prof. Hackemann hat durch ſein tückiſches Stillſchweigen, mich und die Welt um eine ſo richtige und genaue Ausgabe gebracht; welches ich ihm auch im Grabe noch nicht vergeben kann.

Es ist aber dieß seltne Werk ein kleines Quartbuch, auf starkes Schreibpapier, mit ziemlich großer und leserlicher Schrift gedrucket. Es ist mit Holzschnitten reichlich gezieret, die im Anfange viel häufiger, als gegen das Ende vorkommen; aber nur bloße Umrisse der Figuren darstellen, und etwas grob aussehen. Auf einer Seite steht nicht mehr als eine Columne von Versen, und diese stimmen genau mit denen überein, die ich habe abdrucken lassen. Auch die eigene Vorrede Heinrichs von Alkmar, nebst seinen Erklärungen und Anmerkungen, stehen von Wort zu Wort darinn: nur in der Rechtschreibung ist zuweilen ein Buchstab anders, als in Hackemanns seiner abgedruckt. Der Titel heißt schlecht weg, **Reyncke de Voß**, und ein Holzschnitt füllet vollends das Blatt, nebst folgenden Worten:

Ut vulpis adulatio
Nu in der werlde blyket
Sic hominis est ratio
Gelyk dem Vosse gheschicket.

Die bloße Vorrede Heinrichs von Alkmar füllet vier Blätter: und auf dem 7ten Blatte hebt der Text mit der Ueberschrift an: Hyr beghynt dat erste boek, von reynken deme vosse vñ von allen deren. Ueberhaupt sind der Blätter 241. und die letzten Zeilen heißen eben so, wie in dem von mir ans Licht gestellten plattdeutschen Texte:

Dyt boek is seer gud to deme koep,
Hyr steyt vast in der werlde loep.

Wulte

Wultu wetten der werlde ſtad,
So koep dyt boek da is rad.
Alſus endyget ſyck Reynkens yſtorien.
God helpe vns in ſyne ewyge gloryen.

Die zweyte Entdeckung, ſo ich nach der Zeit gemachet habe, iſt beynah nicht minder merkwürdig zu nennen. Als ich das Jahr hernach, nämlich 1754. im Herbſtmonde nach Dresden kam, und die königliche Bibliothek daſelbſt beſuchte, fand ich unter andern ſehr merkwürdigen Stücken, die mir der gelehrte und gefällige Hr. Geh. Secr. und Bibliothekar, Hr. Clodius, vorlegte, auch eine eben ſo unerwartete Erſcheinung, als jene geweſen. Es war eine ſehr alte, obwohl 20 Jahre neuere Ausgabe des Reineke Fuchs; aber eine ſolche, die weder Morhof, noch Hackemann, noch ſonſt jemand, der dieſes Buches gedacht hat, jemals geſehen hatte. Nichts war mir alſo angenehmer, als abermal ein Zeugniß anzutreffen, wie hoch dieß Buch von unſern Vorfahren geſchätzet; und wie oft es gleich bey ſeiner erſten Erſcheinung wieder aufgeleget worden. Sein Format war ebenfalls in klein Quart, und ſein Titelblatt lautete ſo:

Van Reyneken dem Voſſe vnde deſſülften mennigvoldygher Lyſt mit angehengeden ſeddelikem ſynne vnde veler guden lere Ein höueſch kortwylich leſent.

Darunter ſteht ein Holzſchnitt, der zwo Fuchshölen vorſtellet, in deren einer ein Fuchs lauret; nach der

andern aber trägt ein Fuchs einen gefangnen Hahn, den er beym Halse gefasset hat. Auf dem 2 Blatte steht

Eine Vorrede ouer dyt boek
van Reynken dem Vosse.

Man leset, dat hyrbenören yn olden yaren vnde vor der gehebort Christi vnseres Heren sint gewesen ꝛc.

Manck dyssen ys eyn gheweſt ꝛc.

Uebrigens hat diese Ausgabe zwar weniger, aber bessere und ganz neu gezeichnete Holzschnitte, als die erste lübekische. Sie ist mit keinen Blattziffern versehen, und durchgehends mit Schwabacherschrift gedrucket. Sie hat ebenfalls noch nichts, als die ersten Glossen Heinrichs von Alkmar; dessen Namen auch in der Vorrede steht: „Nck Hinryck von Alk„mer, Scholemeyster vnde tuchtlerer des eddelen Dö„gentlicken vörsten vnde Heren Hertogen von Lotrin„gen ꝛc.„ Die Bogen gehen bis auf den Buchstaben T, auf schönem und feinem Papiere. Am Ende steht:

Impressum Roslochii Anno
MCCCCC xvij.

Unsere königl. dresdenische Bibliothek besitzet also einen Abdruck dieses Gedichtes, der meines Erachtens eben so selten, und bey nah von eben dem Werthe ist, als der wolfenbüttelsche. Und es kann leicht seyn, daß diese beyden Exemplare die einzigen sind,

Regeln giebt, wie man die Franzöſiſche Sprache recht lernen ſoll.

Cicero de Offic. L. III. c. XX.

AT ENIM, cum permagna præmia ſunt, eſt cauſa peccandi. C. Marius, cum a ſpe conſulatus longe abeſſet, & jam ſeptimum annum poſt præturam jaceret, neque petiturus unquam conſulatum videretur; Q. Metellum, cujus legatus erat, ſummum virum, & civem, cum ab eo, imperatore ſuo, Romam miſſus eſſet, apud populum Romanum criminatus eſt, bellum ducere: Si ſe conſulem feciſſent, brevi tempore, aut vivum, aut mortuum Jugurtham ſe in poteſtatem populi Romani redacturum. Itaque factus eſt ille quidem conſul, ſed a fide juſtitiaque diſceſſit, qui optimum & graviſſimum civem, cujus legatus, & a quo miſſus eſſet, in invidiam falſo crimine adduxerit.

Ne noſter quidem Gratidianus officio boni viri functus eſt tum, cum prætor eſſet, collegiumque prætorum tribuni plebis adhibuiſſent, ut res nummaria de communi ſententia conſtitueretur. Jactabatur enim temporibus illis nummus, ſic ut nemo poſſet ſcire, quid haberet. Conſcripſerunt communiter edictum cum pœna atque judicio; conſtitueruntque, ut omnes ſimul in roſtra poſt meridiem deſcenderent. Et ceteri quidem alius alio: Marius a ſubſelliis in roſtra recta, idque quod communiter compoſitum fuerat, ſolus edixit; & ea res (ſi quæris) ei magno honori fuit. Omnibus vicis ſtatuæ: ad eas

ſind, die von zween ſo alten Auflagen noch in der Welt vorhanden ſind.

Die dritte Entdeckung, die ich von den Ausgaben des Reincke Fuchs gemachet habe, iſt dieſe, daß ich die neuere Roſtocker oder Lübeker vom 1592ſten Jahre, die ich damals noch nicht gekannt hatte, wo mir recht iſt, auf der Caſſeler Bibliothek gefunden und geſehen habe. Sie iſt auch in 4. und hat den Titel:

Reyneke Voſs de olde.

Am Ende aber ſteht: MDXCII. Roſtock bey Stephan Möllemann, in Verlegginge Laurentz Albrechts, Boekhändlers in Lübeck 1592. Und ſoviel von den verſchiedenen Ausgaben.

Ich komme auf die Ueberſetzungen. Und hier muß ich zuförderſt eine aus der Zahl derer, die ich muthmaßlich dafür angegeben hatte, wieder ausſtreichen. Ich hatte damals nach Angabe des Titels, die Parabolas Vulpium des Rabbi Barachias für eine hebräiſche Ueberſetzung unſers Gedichtes gehalten. Allein es iſt mir nach der Zeit das Buch ſelbſt in die Hände gefallen, ſo wie es P. Hänel 1661 zu Prag im Jeſuiter Collegio neu heraus gegeben. Der ganze Titel heißt hebräiſch und lateiniſch alſo:

משלי שועלים לרבי ברכיח הנקדן תסועת קים מלשון עברי ללשון רמי &c.

Parabolæ vulpium Rabbi Barachiæ, Nikdani, translatæ ex hebraica in Linguam Latinam, opera R. P. Melchioris Hänel, Soc. Jeſu, cum Lic. Sup.

Pragæ in Typ. Vniv. in Coll. Soc. J. ad S. Clementem A. M DC LXI. in 8.

Nach P. Hänels Zueignungsschrift folget eine Vorrede des ber. P. Kirchers, der da bezeuget: daß ihm der gelehrte Peirescius dieß hebräisch geschriebene Büchlein zugesandt, und ihn gebethen, es ins Lateinische zu bringen. Er lobet es als ein von vielem Witze und Salze strotzendes Werkchen, welches voll kluger Sprüche und Sittenlehren sey: und meldet, daß er durch viele andere Geschäffte seinen Vorsatz und sein gegebenes Wort, es zu verdolmetschen, nicht halten können; sondern es dem P. Hänel übergeben habe. Dieser bezeuget in seiner Vorrede selbst, daß die meisten dieser hebräischen Fabeln aus dem Latein ins Hebräische gesetzet worden, und mehrentheils äsopische Erfindungen wären. Und das sind sie auch in der That, wie der beschnitne Poet in seiner eigenen Vorrede es selbst gesteht. Was er aber dabey geleistet habe, mag er mit seinen eigenen Worten selbst sagen.

DIXIT RABBI BARACHIAS, FILIVS NITRENSIS NIKDANI, ad dandam simplicibus astutiam, adolescenti scientiam atque intelligentiam, eructavit cor meum verbum bonum, ut replerem corda, sicut hortus irriguus, parabolis vulpium et animalium. Nonne vero, dicet aliquis, hæ parabolæ sunt usitatæ in ore omnium totius orbis hominum, quas jam in libro viri cujusvis linguæ reposuerunt? Sed institutum meum est, ab institutis eorum diversum, quia auxi et amplificavi illas per similes ipsis parabolas, rhythmis et carmi-

nibus,

nibus, qua cooperta ſunt ſaphiris. Aſſequetur in illis Lector multa, deſiderabiliora auro obryzo, et lapidibus pretioſis æſtimabiliora, modo oculi videntium videant, quæ recta ſunt.

Da hören wir nun, wie der gute Rabbi die allenthalben bekannten Fabeln nur mit Saphiren verſetzet, d. i. in hebräiſche Reime gebracht, und ſie köſtlicher, als Gold und Edelgeſteine, gemachet habe. Denn wirklich reimen ſich die Verſe die ſein Herz ausgehuſtet, oder ausgeduftet hat. Aber warum er das Buch, Fabeln der Füchſe genennet habe, ſaget er mit keinem Worte. Und in der That handeln die wenigſten Fabeln von Füchſen. Die 1) zum Exempel handelt vom kranken Löwen, deſſen alle Thiere ſpotten. Die II.) von der Maus und dem Froſche, die III) vom Wolfe und Lamme; die IV.) von Hahne und dem Edelſteine, die V.) vom Hunde und dem geſtohlnen Käſe, der ſich im Waſſer ſpiegelte; die VI. vom Fuchſe mit den Fiſchen u. ſ. w. Doch der Schluß hat vieleicht die Urſache davon angeben ſollen. Er heißt:

Finitæ ſunt parabolæ animalium, parabolæ Vulpium appellatæ. Quia Vulpes ingreditur in denſitatem trabis per conſilia ſua, quibus ſuperat omne quod creatum eſt, ex animalibus, juxta ſpecies ſuas. Ideo inventum eſt nomen ejus ſuper illas.

Wem das keine Genüge thut, dem kann ich nicht helfen. Mir wäre es lieber geweſen, wenn er den Titel anders eingerichtet hätte: denn ſo wäre ich nicht hintergangen worden. Allein ſo wenig kann man ſich oft auf die Büchertitel verlaſſen.

Das

Das zweyte Stück, das ich unter den Uebersetzungen des Reineke Fuchs kennen gelernet, ist eine neuere Engländische, als ich angegeben habe. Es ist mir nämlich folgende in die Hände gefallen. Sie ist in 12. und zwar zu London 1708, als die dritte Ausgabe, herausgekommen. Ihr Titel heißt:

The most pleasant and delightful History of Reynard the Fox, and Reynardine his Son. In two Parts, with Morals to each Chapter, explaining what appears doubtful or allegorical: and every Chapter illustrated with a curious device, or Picture, representing to the Eye all the material Passages. &c. The third Edition, London, printed by W. O. and sold by C. Bates 1708. d. i.

„Die allerlustigste und ergetzlichste Geschichte von „Reineken dem Fuchse, und von Reinardin, seinem „Sohne; in zween Theilen, mit Sittenlehren zu „jedem Capitel, zu Erklärung der zweifelhaften, und „allegorischen Stellen; auch jedes Cap. mit einer ar„tigen Figur, oder Malerey versehen, die dessen In„halt vor Augen leget.

In der Vorrede wird zuförderst, zum Lobe des Buches überhaupt etwas gesaget, insonderheit aber versichert: daß man darinn Policey, Betrug, Weisheit, Macht, Gewalt, und viel andere Dinge lieblich abgebildet sehen könne, und so weiter. Hier sey ein Spiegel, darinn ein Staatsmann sein Bild erblicken; der schmäuchelnde Schmarotzer sehen könne, wie man mit allen Winden segeln; der Gewaltige und Mächtige aber wahrnehmen könne, wie schwach es sey, sich bloß auf seine Stärke zu verlassen,

ſen, wenn er mit einem ſchlauen Feinde zu thun habe, u. ſ. w. Endlich giebt er folgende Nachricht, die mehr zu unſern Abſichten gehöret. „Es iſt ein „Buch, heißt es, das in den meiſten europäiſchen „Sprachen, als niederdeutſch, franzöſiſch, italieniſch, „u. ſ. w. und bey andern Nationen gedrucket iſt, die „ihm die gröſsten Lobſprüche gegeben haben. Ur„ſprünglich iſt es von einem vornehmen Staats„manne des deutſchen Reiches * geſchrieben, eini„gen Menſchen ihre Thorheiten zu zeigen, und die „Laſter der Zeiten zu beſſern, darinn ſie gelebet. „Man nehme es alſo nicht als eine Kleinigkeit, ſon„dern als ein Werk von groſser Wichtigkeit auf; „welches viel Mühe und geſunde Urtheilskraft „beym Ausarbeiten gekoſtet. Ins Engliſche über„ſetzet, iſt es ein wenig vom Originale unterſchieden. „Gleichwohl empfehle ich es euch, ſo wie es iſt, in „Hoffnung, ihr werdet es eben ſo luſtig und nütz„lich zu leſen, und zu überdenken finden, als ich,

Euer Freund

und demüthiger Diener
P. D.

Wer dieſer P. D. ſey, weis ich zwar nicht, doch ſcheint er gute Nachrichten von dem Buche gehabt zu haben: und ich wollte, daſs er die italieniſche Ueberſetzung deſſelben deutlicher angegeben hätte.

Darinn

* It being originally written by an eminent Statesman of the German Empire, to ſhew ſome Men their Follies, and correct the Vices of the Times he lived therein.

Darum ist er, zur Ehre Deutschlandes, mit uns eins, daß ein deutscher Staatsmann sein Urheber gewesen; welches sich auf Heinrichen von Alkmar sehr wohl schicket: weil Lothringen damals noch ein deutsches Herzogthum war; und ein Hofmeister eines großen Erbprinzen gar wohl ein Staatsmann heißen kann.

Er gesteht aber auch aufrichtig, daß diese engländische Uebersetzung etwas von der Urschrift abgehe. Dieses zeiget zuförderst der Anfang, der mit einer sehr hochtrabenden Umschreibung, den natürlichen Schwung unsers Dichters, so zu reden, verenglischet:

When the Sun &c. hebt er an; d. i. „Als die Sonne wiederkehrte, um die triefende Erde aus den kalten Umarmungen des Winters zu empfangen, und jeden Baum und Feld in eine liebliche grüne Tracht, mit düftenden vielfarbigten Blumen eingeschmelzt, kleidete: damals geschah es, daß der edle Leu, König der Thiere, seine königlichen Befehle allen seinen Unterthanen, den Einwohnern der Wälder, Büsche und Felder aussandte, ihm in seinem königl. Pallaste zu Sanden aufzuwarten, um das jährliche Pfingstfest zu feyren.„ Wer sieht hier nicht den altväterischen Schwung hochtrabender Romane, der zur Zeit des vorigen Jahrhunderts in England wie bey uns noch geherrschet hat?

Bey den übrigen Abweichungen will ich mich nicht aufhalten: ich bemerke nur, daß zwar die meisten Thiere ihre deutschen Namen behalten, z. E. Isgrim, der Wolf, Grimbart, der Dachs,

Cragant

Cragant oder Creyant, der junge Hahn; Brun, der Bär; Maleparrus, das Schloß des Reineken, Ermelin, die Füchsinn, Reinardin und Rossel, die zween jungen Füchse, u. a. m. Indessen ist nicht zu läugnen, daß etliche auch andere Namen bekommen haben. Z. E. Der Kater heißt Tybert, der eine Hahn Canticlär, der kleine Hund Curtis, der Hase Reywärd, u. d. m. Es sind auch die Capitel sehr verändert und ins kurze gezogen: indem nicht mehr als acht Capitel sind, deren leßtes Reinekens Zweykampf mit dem Wolfe und den Schluß des Gedichtes in sich hält. Kurz, die ganze Fabel ist so sehr ins kurze gezogen, daß sie nur 99. Seiten in 12. füllet.

Allein das ist auch nur der erste Theil desselben. Der II. Theil hebt sich auf der 100ten Seite an; und dieß ist ein ganz neues Gedicht, das wir im Deutschen noch nicht kennen. Ein neuerer Dichter, vieleicht ein Engländer, hat es für unrecht angesehen, daß Reineke, ungeachtet aller seiner Bosheiten, glücklich durchgekommen; und hat daher eine Fortsetzung der Fabel erdichtet, um ihn endlich zur gebührenden Strafe zu ziehen. So wie Maffei zum Virgil das XIII. Buch erdacht, um die, seiner Meynung nach, unvollkommene Fabel der Aeneis zu schließen: so ist es hier auch gegangen. Ich würde davon einen Auszug geben, wenn ich es nicht auf eine andre Zeit versparete, wo ich mehr Platz dazu haben werde. Ich will nur noch melden, daß hier noch ein kleinerer Anhang folget, den man um einiger Aehnlichkeit willen beygefüget: so wie Hackemann

bey

bey seiner deutschen Ausgabe den Kooker, d. i. den Köcher angehenket hat.

Dieser viel kleinere Anhang, (denn er beträgt nur 22 Seiten, da der vorige 41 füllete) hat den Titel: The History of Cawwood the ROOK, or the Assembly of Birds, with the several Speeches, they made to the Eagle, in Hopes to have the Government in his Absence. How the Rook was banish'd; with the Reason why crafty Fellows are call'd *Rooks*.

Dieß ist ein Gedicht von einer Versammlung der Vögel; darinn ihr König, der Adler, ihnen meldet, daß er eine Reise in die arabische Wüste vornehmen wolle, folglich einen Statthalter bestellen müsse, der in seiner Abwesenheit das Ruder führe. Deswegen wolle er von einem jeden unter ihnen, seine Verdienste und Tugenden hören, die sie dazu geschickt machen könnten; damit er den würdigsten wählen könne. Weil aber der Habicht und die Dohle, die wegen ihrer Verbrechen ein böses Gewissen hatten, nicht erschienen waren: so wird ihnen ein Bothe gesandt, der ihnen, als Vättern des Königs, Gnade verkündigen, und sie einladen muß. Sie kommen. Hierauf fangen der Zaunkönig, das Rothkehlchen, die Eule, die Nachtigall, der Guckuk, der Rab, die Elster, die Gans, der Hahn, und die Amsel an, ihre eigenen Verdienste zu erzählen. Allein der König zeiget einem jeden von ihnen, wie wenig er sich dazu schicke. Er ernennet also seinen Vätter, den Habicht, zum Regenten, und die Dole zum geheimen Rathe, und reiset ab. In seiner Abwesenheit

aber

aber bringt die diebiſche Dole die Vögel um Haabe und Gut, der Habicht aber frißt ſie, weil ſie die Unkoſten eines Schmauſes, dazu er ſie geladen, nicht bezahlen können. Nächſtens ein mehrers.

IV.

Ueberſetzung der Oden des Horaz.

Zweytes Buch. Braunſchweig, im Verlage des großen Wayſenhauſes. 1757. in gr. 8.

Dieſer Theil der wohlgerathnen Horaziſchen Ueberſetzung iſt Ihrer Kön. Hoh. der reg. Herzoginn zu Braunſchweig und Lüneb. geb. kön. Prinzeſſinn von Preußen zugeeignet. Die erſte Strophe klingt ſo:

Durchlauchtigſte! laß hier dein reizend Bild
Dieß kühne Werk mit ſeinem Schatten decken,
Und gleich Minervens Götterſchild,
Den Läſterer verſtummen und erſchrecken,
Damit ſein Mund vor tiefer Ehrfurcht ſchweigt,
Sobald dein Antlitz ſich in vollem Glanze zeigt.

Solcher Strophen folgen noch viere! von gleicher Schönheit: und daraus ſieht man, daß der vornehme Herr Ueberſetzer von dieſer erhabenen Prinzeſſinn mit ihrem Bildniſſe beſchenket werden.

In der Vorrede meldet der Herausgeber, Hr. Hofrath Madai, daß der I. Theil dieſer Ueberſetzung ſo wohl aufgenommen worden, daß man den zweyten unmöglich des Druckes unwerth ſchätzen können. Sollte nun derſelbe gleich

vortheilhafte Urtheile erfahren: ſo würde das übrige auch bald nachfolgen. Der Herr Verf. aber giebt nochmals die Verſicherung, daß er ſich ſehr verbunden erachten wolle, wenn fähige Kunſtrichter auf eine anſtändige Art zeigen wollten, wo er gefehlet. Er wünſchet aber, daß man nicht überhaupt von der ganzen Ueberſetzung urtheilen, ſondern einzelne Stellen anführen möge, an welchen etwas auszuſetzen ſeyn möchte.

In der That iſt es eine Unart gewiſſer Tadler, daß ſie mit allgemeinen Richterſprüchen, oft ganze Werke, überhaupt niederzuſchlagen ſuchen; indem ſie ſelbige durchaus für ſchlecht, und Ueberſetzungen für übel getroffen ausſchreyen. Wenn man aber nach den Gründen, oder Beweiſen ihrer Urtheile fraget, wiſſen ſie insgemein nichts anzugeben; oder beſtehen doch ſehr kahl damit, wenn man es prüfet. Solche Zoilen alſo verdienen den ehrwürdigen Namen der Kunſtrichter nicht; welche unparteyiſch, ſowohl das Gute, als das Fehlerhafte anzumerken wiſſen, und nichts ohne zureichenden Grund tadeln. Daher hat der hochgeb. Herr Ueberſetzer auch ein Recht, zu fodern: daß diejenigen, welche glauben, daß einige Stellen beſſer überſetzet werden könnten, zugleich die Güte haben mögen, ihm ihre Verbeſſerungen mitzutheilen.

Zum Beweiſe, daß er wirklich billige Anmerkungen anzunehmen geneigt ſey, dienet zur Probe, daß des Herrn Conr. Overbecks aus Lübek eingeſandte Erinnerungen hier mit eingerücket, und gerüh-

tus & cerei. quid multa? nemo umquam multitudini fuit carior.

Hæc ſunt, quæ conturbant homines in deliberatione nonnumquam, cum id, in quo violatur æquitas, non ita magnum: illud autem, quod ex eo paritur, permagnum videtur: ut Mario, præripere collegis & tribunis plebis popularem gratiam, non ita turpe; conſulem ob eam rem fieri, quod ſibi tunc propoſuerat, valde utile videbatur. Sed omnium una regula eſt, quam tibi cupio eſſe notiſſimam: aut illud, quod utile videtur, turpe ne ſit; aut, ſi turpe eſt, ne videatur eſſe utile. Quid igitur? poſſumusne aut illum Marium, virum bonum judicare, aut hunc? Explica atque excute intelligentiam tuam, ut videas, quæ ſit in ea ſpecies, forma & notio viri boni. Cadit ergo in virum bonum, mentiri emolumenti ſui cauſa, criminari, præripere, fallere? nihil profecto minus. Eſt ergo ulla res tanti, aut commodum ullum tam expetendum, ut viri boni & ſplendorem, & nomen amittas? quid eſt, quod afferre tantum utilitas iſta, quæ dicitur, poſſit, quantum auferre, ſi boni viri nomen eripuerit? fidem juſtitiamque detraxerit? Quid enim intereſt, utrum ex homine ſe quis conferat in beluam, an hominis figura immanitatem gerat beluæ?

Das Deutſche aus J. A. Hofmanns Buche: pag. 475.

Dennoch aber läſt mancher ſich durch ſehr groſſe Belohnungen veranlaſſen zu ſündigen, wie etwa C. Marius.

Er

rühmet werden. Nun wollen wir einige Proben des Herrn Ueberſetzers mittheilen.

Die I. Ode dieſes II. B. klingt im Lateine ſo; weil der Hochgebohrne Herr Ueberſetzer es nicht ohne Grund gut gefunden, die vierte des Horaz in den Anfang zu ſetzen.

Inſigne mœſtis præſidium reus.
Et conſulenti Pollio curiæ,
Cui laurus æternos honores
Dalmatico peperit triumpho.

Dieſe klingt im Deutſchen ſo:

Mein Pollio, durch deſſen Mund
Die Weisheit ſich im Rath läßt hören,
Den die Verlaſſenen als Schutz und Helfer ehren:
Dein Ruhm iſt allen Völkern kund.
Dein Kranz, der noch im Tempel lieget,
Zeigt vom Triumph, da du Dalmatien beſieget:
Nun ſollen dir auch deine Schriften
Ein unverwelklich Denkmaal ſtiften.

Man kann nicht läugnen, daß der Sinn Horazens in ſehr guten und reinen Verſen ausgedrücket worden. Das einzige, was man dabey wünſchen könnte, wäre, daß die Dollmetſchung nicht doppelt ſo weitläuftig, als der Text gerathen wäre. Die Liebhaber Horazens bewundern an ihm auch ſeine Kürze; und glauben, ein Ueberſetzer ſchwäche ihn, wenn er ihn ſo wortreich reden läßt. Wir wiſſen, daß es in allen Sprachen ſchwer iſt, Gedichte ohne Umſchweiſe, völlig eben ſo kurz, und nachdrücklich zu geben: und ſon-

derlich machet es im Deutſchen zuweilen Mühe. Doch hielten wirs nicht für unmöglich, auch dieſe vierzeilige Strophe, in gleicher Kürze, und ohne groſſen Verluſt zu geben; wenn wir die zwo letzten Zeilen des Herrn Ueberſ. die im Texte nicht ſtehen, wegließen. Wie? wenn wirs ſo machten:

Du Schutz und Troſt in ſchweren Kummerſtunden,
O Pollio! Orakel unſrer Stadt.
Dem längſt den Kranz Dalmatien gewunden,
Womit er triumphiret hat.

Wir laſſen es dahin geſtellet ſeyn, wie eine Ode gefallen würde, die durchgehends ſo kurz überſetzet wäre. Wenigſtens würde ſie der deutſchen Sprache den Vorwurf nicht machen, den des **Longuepierre** franzöſiſch überſetzter Anakreon dem Franzöſiſchen gemachet hat: daß es nämlich ſehr weitſchweifig und wortreich ſey, und die Gedanken alter Schriftſteller mit einer gar zu langen und dünnen Brühe erſticket, oder zuviel Waſſer in ihren Falerner geußt. Wenigſtens hat unſre deutſche keine Sylbe mehr, als das Original, wie wir ſonſt auch bey dem Anakreon die Proben gemachet.

Doch es iſt keine Kunſt, ſolches in einer Strophe zu leiſten. Einen ganzen Horaz zu überſetzen, dazu gehöret etwas mehr: und wir geſtehen es gern, daß wir die Geduld dazu nicht haben würden. Der hochanſehnliche Herr Ueberſetzer wird es uns alſo nicht ungnädig deuten, daß wir Dero Aufforderung zu Folge, einen kleinen Verſuch gethan, wie weit wirs bringen könnten. Wir wollen aber itzo folgende

Probe

Probe ſeiner Arbeit mittheilen, die uns beſonders gefallen hat. Es iſt die X. Ode dieſes II. Buches: Reclius vives &c.

Wenn du dein Leben denkſt in Ruhe zuzubringen,
Licin, beſtrebe dich nicht ſehr nach hohen Dingen.
Fahr nicht voll Sicherheit ſtets auf dem hohen Meer,
Noch ſtreich, aus Furcht vor Sturm, zunah am Ufer her.

O güldne Mittelſtraß! wer dich hält findt Vergnügen.
Darf nicht auf faulem Stroh halb bloß und hungrig liegen:
Doch iſt ſein reinlich Haus auch nicht voll großer Pracht,
Die man an Höfen ſieht, und die nur Neider macht.

Der Wind beſtreicht zuerſt der hohen Tannen Wipfel,
Es bricht ein ſtarker Thurm der größten Thürme Gipfel:
Viel härter wird der Fall der hohen Mauren ſeyn,
Viel öfter ſchlägt der Blitz auf hohen Bergen ein.

Ein wohl geſetztes Herz hofft, wenns ihm widrig gehet,
Und fürchtet, wenn ſein Glück am allerhöchſten ſtehet.
Zevs ſchickt uns rauhe Kält und wieder Frühling her;
Bald zeigt ſich beßre Zeit, geht es gleich itzo ſchwer.

Apolle hält nicht ſtets den Bogen ſtraff geſpannet;
Die Muſe wird von ihm erwecket und ermannet.
Wenn ihre Zitter gleich auf eine Weile ruht,
Erheb den trägen Geiſt, und ſchöpfe friſchen Muth.

Gib nicht der Schwermuth Raum, wenn Unglücksſtürme wehen,
Sey ſtark, und lern der Noth recht ſtandhaft widerſtehen:
Doch wenn des Glückes Wind dir günſtig ſcheint zu ſeyn,
Dann ſieh dich glücklich vor, und zieh die Segel ein.

Noch eine, und zwar die letzte, oder XX. mag zum Schluſſe dienen. Non ulitata &c.

Als Dichter von Wolken umgeben zu werden,
Den Neidern entrücket, entflieh ich der Erden:
Kein ſchwacher, kein üblicher Flügel erhält
Und trägt mich verändert zur höheren Welt.

Ich, der ich aus niedrigem Stamme gebohren,
Ich, den du Mäcenas zum Liebling erkohren,
Ich werd nicht im Tode wie andre vergehn,
Noch jemals Cocytus Gewäſſer erſehn.

Ich fühle die Beine ſich bis zu den Knieen,
Mit hartem und ſchwärzlichtem Felle beziehen:
Der Mund wird ein Schnabel, der Hals wird ein Kropf,
Ich hab einen weiſſen und fedrigten Kopf.

Ein wolligtes Weſen bedecket die Glieder,
Es decket den Rucken ein weiches Gefieder:
Ich werde zum Schwane! Nun bin ich es ſchon,
Nun flieg ich viel ſchneller, als Dädalus Sohn!

Nun ſeh ich, wie unter mir Boſphorus Wellen,
Am härteſten Felſen, ſich ſchäumend zerſchellen;
Nun flieg ich nach Süden, und ſtimm als ein Schwan,
Mein Lied bey den Klippen in Lybien an.

Nun ſeh ich von Schnee ganz gebeugete Wälder,
Da drücket ein ewiger Winter die Felder.
Nun ſeh ich den Parther; ein römiſcher Held
Erſchreckt ihn, ſo ſehr er das Zittern verſtellt.

Der Kolcher und Scythe wird von mir erblicket;
Im Reich, das des Rhodanus Waſſer erquicket:
Und in der begeiſterten Spanier Land,
Wird ewig mein Namen mit Ehrfurcht genannt.

Du brauchest um mich nicht die Hände zu ringen,
Nicht Leide zu tragen, kein Klaglied zu ſingen;
Kein Opfer zu ſchlachten, kein Grabmaal zu baun,
Man wird meinen Leichnam im Grabe nicht ſchaun.

Wer ſollte nicht begierig ſeyn, den ganzen Horaz in ſolchen muntern und geiſtreichen Verſen zu leſen, die ſowohl das Gehör, als den Verſtand ergötzen?

V.

Geſchichte der königl. Akad. der ſchön. Wiſſenſchaften zu Paris, darinn unzählige Abhandl. aus allen freyen Künſten, gelehrten Sprachen und Alterthümern, enthalten ſind. Mit Kupfern, aus dem Franzöſ. überſetzet, von Luiſ. Adel. Victorien Gottſchedinn. Zehnter Theil, mit allergn. Fr. Leipz. 1757. verl. Joh. Paul Kraus. Buchh. in Wien.

Die Fr. Prof. Gottſchedinn iſt in ihrem Fleiße bey Ueberſetzung dieſes trefflichen Werkes, nun ſo weit gekommen, als ſelbiges zu Paris ſelbſt gediehen iſt; nämlich bis aufs 1748ſte Jahr dieſer Geſchichte. Dieſer Band nämlich liefert alles dasjenige, was im XIX. Quartbande der Akad. davon enthalten iſt, und der XX. und XXI. Band derſelben halten lauter Memoires in ſich. Da nun alſo der Herr Verleger mit dieſem einen Theile des Werkes ſoweit zu Stande iſt, daß er ein vollſtändiges Regiſter deſſelben, in einem beſondern Bande verfertigen läßt; denſelben auch an nächſter Oſter-

messe gewiß liefern wird: so ist sehr zu wünschen, daß er nunmehr auch die bey dem II. Bande abgebrochenen ausführlichen Schriften der Gesellsch. vor die Hand nehme, und die Fortsetzung derselben liefere. Gewiß, alle Kenner einer feinen und angenehmen historischen und philologischen Gelehrsamkeit, werden ihm keinen geringen Dank dafür wissen.

Dieser Band liefert Abhandlungen von den Hrn. Freret, Foncemagne, Barthelemy, la Navaliere, Egli, Lebeuf, Gibert, Secousse, de Brosses, Racine, Sallier, Nikolai, Bonamy, Oeter, und Grafen von Caylus; lauter berühmten Namen, die einen jeden begierig machen können, ihre gelehrten Aufsätze zu lesen. Außer dem kommen noch vier Lebensläufe, des Herrn Bureite, von Valois, Danchets, und Mandajors vor, die gewiß voll merkwürdiger Begebenheiten und Betrachtungen sind.

Ehe wir aber einige Proben aus dem allen geben, ist folgendes zu melden. Der vorige Band war im französischen viel zu stark an Materien und Bogen, als daß man ihn im Deutschen ganz hätte liefern können, ohne die beliebte Gleichheit der Bände zu stören. Die Fr. Uebersetzerinn sparte also einige Artickel davon in diesen zehnten Band: der ohne das im Grundtexte viel zu schwach gerathen war. Sie hat aber die Artikel des vorigen, weder ganz im Anfange, noch ans Ende des itzigen Bandes gesetzet; sondern sie zwischen die ersten Artikel des itzigen Theiles eingeschaltet. Die Leser bekommen

also alles, was im französischen steht, und haben das Vergnügen, daß die Bände einander gleicher sind; und daß dieser letzte auch mit Kupfern gezieret erscheint, da er im Französischen keine hat.

Der I. Art. liefert Herrn Freerets allgemeine Betrachtungen über den ersten Ursprung und die alte Geschichte der ersten Einwohner Griechenlandes. Einige Gelehrte haben diese aus Aegypten und Phönicien hergeholet; andre haben Celten, Deutsche, Schweden, Liefländer, und Ungarn daraus gemachet; nach dem sie eine Art von Sprachen, Geschichten oder Studien liebten. Unser Verf. meynet, Griechenland sey zuerst von den angränzenden illyrischen, thracischen und macedonischen Gegenden her bevölkert worden. Diese aber hält er nicht für celtisch, oder altdeutsche, oder gallische, sondern für slavonische Völker: bloß, weil itzo in diesen Gegenden dergleichen wohnen. Herr Pr. G. hat in seinen Anmerkungen einige Einwürfe dagegen gemachet; doch derjenigen Gelehrsamkeit und vielen artigen Sachen unbeschadet, die sonst darinn vorkommen. Herr Freret irret sich nur darinn, daß er glaubet, die alten Thracier und Pelasger wären nebst den Geten ein slavonisches Volk gewesen: da wir doch gewiß wissen, daß das gothische Evangelium deutsch ist, und die Gothen mit den ältesten Thraciern eine gemeinschaftliche Sprache gehabt.

Im III. Art. handelt Herr Abt **Barthelemy** von dem Flusse Paktolus, der vorzeiten Goldkörner in seinem Sande geführet haben soll, und deswegen

sehr berühmt worden; aber diese Eigenschaft bald verlohren hat.

Im IV. bestimmet **Ravaliere** die Gränzen Frankreichs gegen das Reich, im XIV. Jahrh. Auch hier hat Herr Pr. G. seine Gründe ein wenig geprüfet.

Herr Egli machet im V. Art. Anmerkungen über den Gott **Telesphorus**; und meynet, daß der Abgott der heutigen Caffern viel Aehnlichkeit mit dem griechischen Telesphorus habe.

Der VII. Art. ist vom Herrn **Freret**; und handelt vom alten Götzendienste Aeskulays, der zu Epidaurus, Cyrene, Kreta, Pergamus, Smyrna, und in Rom eingeführet gewesen.

Der VIII. Art. ist des Herrn **Ravaliere** Arbeit, und erkläret einige alte helfenbeinerne halb erhabne Schnitzbilder, die ein kleines Kästchen umgeben. Sie sind sehr artig in Kupfer vorgestellet, und davon stellet das Titelkupfer dieses Monaths das zweyte vor. Der Herr V. meynet nicht unrecht, diese Figuren müßten irgend aus einem alten Roman entlehnet seyn, und dessen Ebentheuer vorstellen. Im ersten liegt ein schlafender Ritter in voller Rüstung auf einem kleinen Wagen, der vor dem Thore einer Burg steht, von welcher eine Königinn mit ihrem Frauenzimmer herabsieht. Sein Schwert hält der Schlafende gerad in die Höhe: von oben aber fallen aus den Wolken Spieße und Schwerter auf ihn. Ein paar Löwen sitzen zu seinen Füßen, und ein gezämmtes Pferd guckt zum Burgthore heraus. Auf den Bäumen liegen todte Vögel auf

dem

dem Rücken. Dieß ſieht Herr Ravaliere für die Abbildung eines Traumes an, den der Ritter gehabt, und der allen ſeinen Ebentheuern zur Abndung und zum Vorſpiele gedienet. Unter dem Wagen des Ritters hängen ſechs kleine Glocken.

Das zweyte Bild ſtellet ein Turnier vor, wo zween Ritter mit ihren ſpaßhaften Lanzen auf einander zurennen. Zween Trompeter blaſen, auf Bäumen ſitzend, zum Angriffe; und das Frauenzimmer, nebſt der Prinzeſſinn, ſehen von einem erhabenen Geländer zu. Die folgenden Figuren ſtellen einen Streit zwiſchen Rittern und wilden Männern vor, die gewiſſe Schönen entführen wollen, aber überwunden, und in Ketten zum Gefängniſſe geführet werden, dazu eine Schöne den Schlüſſel hat. Im vierten iſt eine Hirſchjagd vorgeſtellet, wobey zween Ritter, zwo Frauenzimmer, und ein paar blaſende Jäger vorkommen, einer aber den Hirſch erlegt. Endlich das fünfte zeigt, wie der eine Ritter den Hirſchkopf mit dem Geweihe, der Königinn, die über dem Burgthore ſteht, außer demſelben hinauf reichet; ſein Gefolge von Gefährten und Hunden aber hinter und neben ſich hat. Dieß erkläret man nur ein wenig nach Romanengeſchmacke. Indeſſen haben einige Frauenzimmer und Jäger die Falken auf ihrer Hand ſitzen; welche Art von Jagd vormals das Federſpiel geheißen.

Hr. Gisbert erkläret im IX. Art. eine zu Tripolis gefundene griechiſche Aufſchrift. Im X. giebt Hr. Secouſſe Muthmaßungen über ein Siegel aus der mittlern Zeit. Es iſt ſelbiges in Kupfer geſte-

chen

chen, und sieht seht bunt aus, so daß sich ein Heraldiker ziemlich den Kopf darüber zerbrechen kann. In der That hat der Hr. Verf. sich große Mühe gegeben, es zu erklären: und als man nun hätte denken sollen, er hätte alles glücklich errathen: siehe! so war alles falsch. So sind oft die Erklärungen unsrer Antiquarier beschaffen.

Hr. Freret giebt im XI. den Zeitpunct genau an, darinn Athen vom Dictator Sylla eingenommen worden; und der war schwer, recht zu bestimmen. Hr. Abt Lebeuf aber untersuchet, im XII. zu welcher Zeit man in der Kirche zuerst angefangen, ein Corpus Canonicum zu machen, und die bürgerl. Gesetze nach der Ordnung der Materien einzurichten. Ein gewisser Erzbischof **Anselmo** hat solches einem Mönche aufgetragen; der aber gesteht: daß schon Ferrand, ein Diakonus zu Karthago, und Cresonius bey den Griechen vor ihm dergleichen gemachet. Dieß geschriebene Werk soll älter seyn, als **Reginons**, des prumischen Abts seines, der doch schon um 915. gestorben ist.

Im XIII. Art. kündiget Hr. Präs. de Brosses, ein Supplement zum Sallust, in einem verlohrnen Werke an: etwa wie Freinsheim den Livius und Curtius zu ergänzen gesuchet. Im XIV. giebt Hr. Raeine von einem alten Manuscripte Nachricht, welches in französischen Versen geschrieben ist. Nachdem er die Gestalt und das Alterthum des Werkes bemerket, und es ins XIII. Jahrhundert gesetzet, meldet er: daß es eine Uebersetzung sey, die ein Mönch aus der Abtey St. **Medards**, bey Soissons, mit

Namen

Er war von der Hoffnung zur Bürgermeiſterſchaft weit entfernt, und lag bereits ſieben Jahrlang, nachdem er Richter geweſen, gleichſam im Staube; niemand gedachte einmal, daß er ſich bewerben würde Bürgermeiſter zu werden, als er den trefflichen Mann und Patrioten Quintus Metellus, deſſen General-Lieutenant er war, und von dieſem ſeinem General nach Rom geſchickt ward, beym Volk angab; als ob er den Krieg auf die lange Bank ſchöbe; Mit dem Beyfügen: daß, ſo man ihn zum Bürgermeiſter machen würde, er den Jugurtha in kurzem dem Römiſchen Volke entweder lebendig oder todt liefern wollte.

Darauf ward Marius zwar Bürgermeiſter; allein mit Hindanſetzung von Treu und Glauben; indem er einen der allerbeſten und anſehnlichſten Bürger, deſſen Lieutenant er war, und der ihn nach Rom abgefertiget hatte, durch falſche Beſchuldigung beym Volke verhaßt machte.

Auch handelte unſer Gratidianus dazumal nicht als ein ehrlicher Mann, da er Richter war, und die Zunftmeiſter das Collegium der Richter zu Rath zogen, wie man das Münzweſen einhellig auf einen beſſern Fuß ſetzen möchte? ſintemal das Geld damals von einem ſo ungewiſſen Gehalt war, daß niemand wuſte, was er hätte.

Da verfaſſete man einhellig ein Edict, mit angehängter gerichtlichen Strafe; und man verabredete deßwegen Nachmittags ſämtlich auf dem Markte zu erſcheinen. Hiemit gieng die Verſammlung auseinander, und ein ieglicher ſeinen Weg. Marius Gratidianus aber begiebt ſich von der Stelle gerades

Namen Coinci, oder Comfi gemachet. Seine Anrufung lautet ſo:

LA mere Dieu qui eſt la lume
Qui tót éclaire & tót élume
Elumer doint & climer
Pour ſes miracles beau rimer,
La Langue Gautier de Comfi
Qui pour l'amour commence emfi.

Die Urſchrift iſt in lat. Proſe geweſen, und der Inhalt liefert 75 beſondere Legenden, oder Wundermährlein, ſo die Jungfrau Maria gethan haben ſoll. Aus Andacht, und denen zu gut, die kein Latein verſtunden, überſetzte ers in franzöſiſche Verſe:

A la Loenge et à la gloire
En remembrance & en memoire
De la Reyne & de la Dame
Cui je commun mon cors & m'ame
A jointes mains ſoir & matin
Miracles que je truis en latin,
Translater veuil en rime et metre
Que cil & celles qui la Lettre
N'entendent pas puiſſent entendre.

Sind unſre alten Verſe aus dieſem Jahrhunderte nicht gülden, gegen dieſes kauderwälſche Zeug? Hr. Racine iſt ſo vernünftig, alle dieſe läppiſchen Erdichtungen falſcher Wunder, als für die Religion nachtheilig und ſchimpflich zu erklären; und Hr. P. G. beſchämet durch dieß Beyſpiel eines geſchriebenen Katholiken, diejenigen unſrer neuern Dichter, die in einer ſo erleuchteten Zeit, als die itzige iſt, die

göttl.

göttl. Offenbarung selbst, mit ihren Träumen und Legenden besudeln und verbrämen; ärger, als es die alten Mönche der finstern Jahrhunderte gethan haben.

Der XV. Art. ist abermal vom Hrn. Freret, und handelt von Trajans Feldzuge nach Indien, den Eutropius und Sextus Rufus voraussetzen. Er wird aber widerleget. Darauf folgen zum XVI. Hrn. Salliers Anmerkungen über das Buch, Arbre des Batailles, welches der Prior Honoré Bonnet, unter König Karlen dem VI. geschrieben. Im 1748sten Jahre ist zu Nöttingen, unfern des Rheins, eine alte römische Meilensäule gefunden worden, darauf das Wort Leuga vorkömmt: darüber werden Anmerkungen gemachet. Ein paar lateinische Aufschriften auf den Kanzler von Hospital füllen den XVIII. und des Hrn. Ravaliere Betrachtungen, über die Meynung, daß Prokopius Verfasser der geheimen Geschichte Justinians sey, den XIX. Der XX. handelt von entsetzlichen Verfolgungen der Waldenser zu Cabrieres und Merindol. Der Hr. V. geht hier, als ein wahrheitliebender Geschichtschreiber, so deutlich mit der Sprache heraus, als ob er ein Protestant wäre: und man muß sich wundern, wie ihm dieses in Paris frey gestanden. In den Noten sind noch einige Zeugnisse von der großen Verderbniß der röm. Kirche im XIII. und XIV. Jahrhunderte angebracht.

Eine lustige Historie kömmt hier vor, wie man einmal in Frankreich, bey einer großen Landplage von Ratten, dieselben auf allen Kreuzwegen bey Trom-

peten-

petenschalle vor den Official vorgeladen hat. Als dieß dreymal fruchtlos geschehen war, begehrte der Fiscal, man möchte nunmehr zum Banne schreiten. Allein das geistl. Gericht fand es erst für nöthig, den Ratten einen Advocaten zu geben, und sie zu hören; weil es doch auf ihren gänzlichen Untergang ankäme. Der Advocat kam also ein, und bewies: daß die Vorladung nichtig wäre, weil man den Ratten kein sicher Geleit gegeben, da die Katzen auf allen Straßen ihnen auflauerten; so daß die Verbrecher eine sichere Ursache ihres Außenbleibens hätten. Dieß gelung, und der Bann blieb aus. Eben der Advocat war ein Richter geworden, als man die Waldenser verfolgte. Als er nun auf dem Sprunge stund, und diese armen Leute in den Bann thun wollte; erinnerte ihn ein andrer Advocat, seines vormaligen Mäuseprocesses; und sagte: „Ach! mein Herr Präsident! hier ist nicht von Mäusen, sondern von Menschen und Christen, die Rede.„ Diese Rede bewog denselben dergestalt, daß er das Kriegsvolk zurückrief.

Der XXI. Art. handelt von der Kindesannehmung durch die Waffen, und hält auch merkwürdige Begebenheiten von einer Fürstinn von der Wallachey in sich. Bonamy erläutert einige Puncte von Gundewalds Geschichten. Noch merkwürdiger ist die Geschichte Hrn. Otters, von der Eroberung von Africa, durch die Araber; imgleichen Lebeufs kritische Untersuchung zwoer Fabeln von Karl dem Großen.

Doch

Doch wir müſſen abbrechen, wenn wir gemeldet haben: daß der Artikel überhaupt XXXIX. an der Zahl ſind, die noch ſehr viel leſenswürdige Sachen in ſich halten: die angehängten Lebensbeſchreibungen ungerechnet.

VI.

Das Gedächtniß des zweyhundertjährigen augſpurgiſchen Religionsfriedens in einer Ode beſungen von Friedrich Gedicken, Predigern der Gemeine zu Beberow in der Mark, und der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen Mitglied.

SILIVS ITAL.

Pax optima rerum,
Quas homini noviſſe datum eſt: pax una triumphis
Innumeris potior: pax euſtodire ſalutem,
Et cives æquare potens . .

Ja, ſtimm nur die verſtimmten Seyten,
Da tauſend Chöre mit dir ſtreiten,
Und Tauſend dieſes Feſt begehn.
Ja, tauſend Lieder ſind zu wenig,
O Zion, Zion! deinen König,
Und ſeinen Purpur zu erhöhn.
Dieß iſt ſein Feſt. Kein ſchwaches Lallen
Darf ſonſten ſeinen Glanz entweihn:
Doch will die Andacht ſich erfreun,
So wird dem Stammlen auch gefallen.

Ja, ſtammlend ſoll mein Lied erklingen,
O Feſt! laß große Dichter ſingen,
Was großen Dichtern nur gebührt.
Gelingt mir denn, ihr ſanften Reime!
Kein Lied von eurem heilgen Hayne;
Gelingt mir dennoch was mich ziert.
Und was? Der Andacht redlichs Wollen.
Wer Aſaphs Lied im Munde trägt,
Und ſeine Harfe lobend ſchlägt,
Darf auch nur Aſaphs Herze zollen.

Hier iſt es, Schöpfer unſrer Freude!
Dein Volk ſchmückt ſich im Feyerkleide
Und deine Kinder jauchzen ſchon.
Was hundert Jahre ſtumm geblieben,
Weckt dieſer Tag mit tauſend Trieben,
Und ſtimmet itzt den Jubelton:
Den Ton der frohſten Dankpoſaune,
Die alles ruft und lockt und regt,
Was Berg und Thal und Anger hegt,
Vom Brocken bis zum Weidenzaune.

Und du, du Volk in niedern Hütten,
Wirſt mit der ſüßten Luſt beſtritten;
Ein Friedensfeſt erquicket dich.
Kommt Brüder! laßt mit Wiederhallen
Das Lied beym Friedensaltar ſchallen:
Verleih uns Frieden gnädiglich!
Ja, Höchſter! ja, verleih uns Frieden,
So fleht der Greis, des Säuglings Mund:
Dir, Herr, iſt unſer Herze kund,
Du haſt uns dieſe Luſt beſchieden.

O süßer Blick! der Vater tönet;
Der Enkel ist noch nicht entwöhnet
Und kröchzend stimmt er schon mit ein.
Dort siehts der Greis. Sein Auge regnet,
Seht, wie er ihn mit Thränen segnet,
Und Thränen sind sein Freudenwein.
Hier liegt er zu des Altars Füßen,
Und drückt den Enkel an die Brust:
Entzückend flieht die matte Luft:
Ach laß mich nun der Ruh genießen!

So seufzt er, und die müden Hände
Erflehen noch ihr Friedensende,
Die ihm des Glaubens Eifer biegt.
Und flehend hält er mit Erwarmen
Das süße Kind noch in den Armen,
So sanft um seine Schläfe liegt.
Und kaum entflieht des Kindes Schlummer.
So segnet ein errungnes Ach,
Den Enkel nochmals tausendfach,
Und bannet allen Schmerz und Kummer.

Ja, ja, er bannet Schmerz und Sorgen,
Denn dieser süße Frühlingsmorgen
Stärkt seiner Adern Mark und Saft.
Hier zeigt er seine weißen Haare,
O! ruft er; ihr vollbrachten Jahre,
Ihr habt mir diesen Schmuck geschafft!
Nun geb ich ihn mit Luft der Erden,
Mein Stündlein währet nicht mehr lang:
Nun stimm ich noch den Jubelklang:
Ich muß bald Salems Bürger werden!

Geſeufzt! Gewünſcht! Gehofft! Geſchehen!
Er kann noch nicht vom Altar gehen,
Sein Friedensgott winkt ihm zur Ruh.
Er fällt und ſinkt im ſanften Schlafe;
Der Tod wirkt andern Schmerz und Strafe,
Spricht ihm ſein ſüßes Halljahr zu.
Der Enkel lacht: der Vater zittert.
Allein mein Greis ſingt jenem Chor
Den Friedensjubel doppelt vor,
Wo lauter Licht und Klarheit wittert.

So ſüß iſt unſre Jubelfeyer!
O Sulamith! wirf weg den Schleyer,
Die Nacht iſt hin! der Tag iſt da!
Kein Simeon fährt mehr im Frieden,
Als dieſer Alte oft hiernieden
Nach ſeiner Ruhe ſeufzt' und ſah.
Und was der Greis nach Wunſch gefunden
Iſt auch des Jünglings Wanderſtab;
Der Frieden krönt der Chriſten Grab
Und ſegnet ihre letzten Stunden.

Wie iſt mir, ſeh ichs nicht von ferne?
Ein Engel bringt durch Luft und Sterne
Ein ewig Evangelium.
Das Irrlicht ſchnöder Nacht verdunkelt,
Der Glanz des Glaubens ſtralt und funkelt,
Und machet Tetzels Ablaß ſtumm.
Was Wahn und Wuth und Liſt verſperren,
Wird Herr durch dich ans Licht gebracht;
Bringt her dem Höchſten Ehr und Macht,
Ihr Völker, ſingt dem Friedens-Herren.

Ja singt! der Glaube kämpft und sieget,
Er siegt, weil Babels Macht erlieget,
Hört Völker, hört des Glaubens Lied;
Die Erd ertönt, die Himmel schallen;
Auf Israel, sie ist gefallen!
Ja Babel sinkt und fällt und flieht!
Glück zu, Glück zu den frohen Landen!
Wo Wahrheit Kron und Thronen ziert,
Und Licht und Recht das Ruder führt,
Da darf der Glaube nimmer stranden.

So siegt der starke Held im Streite,
Und Land und Völker werden Beute
Und beyde sind ihm unterthan.
Vor ihm auf den bekränzten Wegen
Geht Glanz und Licht und Kraft und Segen,
Und alles macht dem Sieger Bahn.
Und alles eilet mit Verlangen
Und wirft der Zuversicht Panier:
O Zion! jeder eilt mit dir,
Den neuen Zepter zu umfangen.

Ja, segne dich in deinem Herzen,
Und lache nur, doch dir zum Schmerzen,
Du stolz gethürmtes Capitol!
Wo Gottes Brünnlein sich ergießen,
Und durch Gebirg und Thäler fließen,
Da steht die Stadt des Höchsten wohl.
Was hilft der Hohn der sieben Hügel?
Umsonst daß sich die Tiber bläht,
Der feste Grund des Himmels steht;
Der weiße Berg führt Gottes Siegel.

Wie? Luther, kannſt du heute ſchweigen?
Komm, ſchmücke deiner Brüder Reigen,
Komm, brich durch Sarg und Gruft hervor!
Noch muß dein Seufzen, Flehn und Bethen,
Mann Gottes! uns vor Gott vertreten:
Noch weckt dein Eifer Herz und Ohr,
Noch küſſen wir die ſanfte Erde,
Wo dein Gedächtniß ſiegend ruht.
Noch ſtärkt dein Glauben unſern Muth!
Noch ſind wir Glieder deiner Heerde!

Noch ruht er dort in Ruhm und Ehren,
Den ſelbſt der fünfte Karl nicht ſtohren,
Noch ſeine Gruft verletzen mag.
Noch ruft der Sieg gerechter Sache:
Da iſt ſein Grab! bey Gottes Wache,
Grünt ſein Gebein noch dieſen Tag.
O Leukoris! wenn Orte ſtreiten
Um eines groſſen Dichters Stadt:
So muß das Grab, das Luthern hat,
Um Luthers Grab dein Heil verbreiten.

Hier iſt ſein Grab! o Liebe weine!
Dein Licht verlöſcht im ſchönſten Scheine,
Und hat ſich dir zum Dienſt verzehrt.
O! ſetze dich zu ſeiner Aſchen,
Mit Zähren ſelbige zu waſchen:
Gewiß, ſein Tod bleibt Thränen werth!
Doch Luther lebt, da er geſtorben;
Hier iſt ſein Staub, er redet noch.
Sein Glaubenseifer hat ihm doch
Das Leben ſterbend noch erworben.

Ja komm Germanien, und höre,
Dein Luther ſtarb, nicht Luthers Lehre:
Die lebt noch, da ſie Frieden beut.
Lebt noch durch Zions Licht und Rechte,
Wenn ſeine Schaar der heilgen Knechte
Auf Griſim tröſt, auf Ebal dräut,
Daß, wann ihr heilger Donner tönet,
Der Sünder ſtarrt, erſtaunt und bebt,
Der Fromme voller Freuden ſchwebt,
Weil Gott mit ihm ſich ſanft verſöhnet.

Doch weh! hier ſtockt mir Geiſt und Feuer.
Er ſtarb, ſein Flehen war zu theuer,
So lebend Krieg und Streit verbath.
Mein Luther ſtarb, die Kirchen traueu:
O wie erbeben Zions Mauren!
O harter Schluß im Wächterrath!
Schmalkaldens Bund zerreißt im Binden,
Wie rinnt der Brüder warmes Blut!
Wie frißt die Tempel Flamm und Glut!
Wo wird der Glaube Rettung finden?

Ja, kaum war Luther uns entgangen,
So hielt uns neue Noth gefangen,
Und alles drohte ſeiner Schaar.
Neun Jahre drückt uns Angſt und Schrecken,
Mit Würgen, Sengen, Brennen, Pflöcken,
Doch endlich kam das Friedensjahr.
Doch endlich ſchließen Augſpurgs Gränzen
Die Noth der bangen Brüder ein:
Dieß iſt das Feſt! kommt laßt uns freun,
Kommt ſchmückt das Feſt mit Laub und Kränzen.

rades Weges auf den Markt, um dem Volke für ſich ganz alleine zu verkündigen, was man doch insgeſamt zu thun verabredet hatte.

Frageſtu warum? Er erlangte dadurch groſſe Ehre. In allen Gaſſen wurden ihm Statuen aufgerichtet, auch dabey Kerzen und Weyhrauch angezündet. Kurz zuſagen, niemand war dem Volke angenehmer, als er.

Dieß iſt die Beſchaffenheit der Dinge, welche die Gemüther iezuweilen in ihrer Uberlegung verwirren: wenn man ſich die Kränkung der Billigkeit nicht eben ſo groß zu ſeyn dünken läſt, als den Vortheil, welcher daraus entſtehen kan.

Denn es ſchien dem **Marius Gratidianus** nicht ſehr ſchändlich zu ſeyn, ſeinen Collegen ſowohl, als denen Zunftmeiſtern die Gunſt des Volks zu entreiſſen; dahingegen aber ließ er ſichs einen groſſen Vortheil dünken, deswegen Bürgermeiſter zu werden, als worauf er ſeine ganze Abſicht gerichtet hatte.

Doch iſt bey allen dergleichen Fällen nur eine einzige Regel zu merken, welche ich will, daß du ſie dir wohl bekannt macheſt! **Daß nemlich, was uns nützlich ſcheint, nie ſchändlich ſeyn muß: ſo es aber ſchändlich wäre, daß wir uns nie einbilden, daß es nützlich ſey.**

Wie? ſprichſtu: Soll man denn weder dieſen noch jenen **Marius** für einen ehrlichen Mann halten? Ey lieber, gehe recht mit deinem Verſtande zu rath, um zu erfahren, was derſelbe ſich für eine Vorſtellung von der eigentlichen Geſtalt eines ehrlichen Mannes mache.

Wie dort auf den bethürmten Schiffen,
Die der ergrimmte Nord ergriffen,
Und in den grausen Abgrund stieß,
Der Schiffer Herz, wenn er sich leget,
Sich wiederum beseelt beweget,
Das Othem, Kraft und Muth verließ:
So macht der Frieden die begeistert;
Ihr Lustgeschrey von neuer Ruh
Eilt Wolken, Luft und Sternen zu,
Die Angst und Pein zuvor bemeistert.

So sieht ein Gosen Licht und Wonne,
Wenn sich Aegyptens Trauersonne
Verhüllt in Schreckensschatten sticht.
Komm, Israel, streich doppelt Ziegel,
Dann, dann bricht Moses deine Riegel,
Wenn deines Treibers Stecken bricht.
Ja, ja, er bricht; verlaß die Bande
Und stimme dein Triumphlied an;
Auf, auf, dort glänzet Kanaan!
Dem Ruhm bleibt doch Aegyptens Schande.

Nicht anders, als erlöste Haufen
Nach halb zerstörten Tempeln laufen,
Ganz schwach vor Gram, vor Freude matt;
Die Trümmern der Altäre suchen,
Und dem bezwungnen Feinde fluchen,
Den Gott und Stolz geschlagen hat;
Und so vor offnen Tempeln knieen,
Ja jauchzend nach den Kindern schreyn;
Und über Leichen, Schutt und Stein
Zum Rest verbrannter Hütten fliehen.

So so, und mit weit größrer Freude
Eilt Augspurg schnell im Friedenskleide
Und drängt sich zu des Tempels Thor.
Hört, wie viel tausend Friedenssöhne
Erheben bey dem Strom der Töne,
Herr Gott dich loben wir! empor.
Die Freude jauchzet hier mit Zähren:
Was Mord und Angst und Pein gebahr,
Verlöscht mit eins dieß Friedensjahr;
Wer mag sich hier der Thränen wehren?

Doch welch entzückendes Gesichte!
Dort eilet schnell beym hellen Lichte
Dem Altar Noahs Taube zu;
Schnell streicht sie durch das Weltgetümmel,
Ihr Oelblatt bringet sie vom Himmel,
Und siegelt Augsburgs Friedensruh?
O süßer Blick! O sanfte Wonne!
Wenn Babel knirscht, und schäumt erboßt,
So bleibt des Höchsten Stadt getrost:
Der Herr ist Zions Schild und Sonne!

Ja, Deutschland schreib auf allen Blättern,
Nur deinen Trost mit ewgen Lettern,
Der Höchste bleib dein Sonn und Schild!
Und wenn die Donner rollend knallen,
Und wenn die Felsen krachend fallen,
Und Sturm und Fluth erschrecklich brüllt;
So bleibt der Herr dir doch zur Seiten;
Sein Arm beut Zions Feinden Trutz,
Sein Aug ist aller Freunde Schutz,
Und seine Macht wird für uns streiten.

Kaum iſt die Arche ſo geborgen,
Wenn ſie nach Stößen, Sturm und Sorgen
Auf Ararats Gebirgen ruht:
Kaum kann Bethesdens Bad ſo ſtärken,
Wenn die bewegten Wirbel merken,
Ein friſches Mark, ein neues Blut;
Als Ziens Volk nach Wunſch empfindet,
So jetzt ſein Eben-Ezer baut,
Und nur nach ſeinem Pharus ſchaut,
Bis Zoar ſich mit ihm verbindet.

Zwar geben die gezuckten Waffen
Dem Franz und Britten ſchon zu ſchaffen,
Nur Deutſchland jauchzt noch ohn Gefahr;
Nur Deutſchland ſtärket ſeine Brüder,
Und doppelt ſeine Friedenslieder
Im ſchönſten Friedens-Jubeljahr!
Nur Deutſchland bleibt ein Luſt-Exempel!
Der Oelbaum grünt; Bellona flieht:
Irene kömmt und ſiegt, und ſieht,
Und ſchließt des Janus Friedens-Tempel.

Wo ſeyd ihr treuen Mitgenoſſen?
Auf! euer Oelbaum treibet Sproſſen,
Jauchzt Ungarn, Schweden, Dännemark!
Vom Belt bis zu dem ſchwarzen Meere
Erquicket euch die Friedenslehre,
Und machet Glaub und Hoffen ſtark.
Wohlan! ſo lernt das dreymal Schöne,
Lobſingt, lobſingt, lobſinget Gott!
Damit die Andacht Babels Spott
Und ſeine ganze Macht verhöhne.

Was seh ich dort in jenem Lichte?
Wie ist mir, seh ich ein Gesichte,
Was regt sich für ein Ungestüm?
Ja, blöde Blicke! werdet dreister,
Ihr seyds verklärte Fürstengeister,
Ihr, Friedrich, Philipp, Joachim!
O singt mit uns, was ihr errungen,
Steht noch, steht noch durch Gottes Macht:
Noch hat der Himmel auf uns Acht,
Noch ist sein Juda unbezwungen.

So sprachen unsre Sioniten:
Gleich fodert Gabriels Gebiethen
Die ganze Schaar zum Loben auf.
Ich höre tausend Cherubinen
Und Millionen Seraphinen,
Der Väter und Propheten Hauf!
Sie wallen jauchzend auf und nieder:
O welch entzückender Gesang!
O Engellust, o Himmelsklang!
Hier weichen Assaphs schönste Lieder.

Und mitten unter diesen Schaaren
Kam Luthers Geist herzugefahren,
Von Palmen reich, von Lorbern schwer.
Die Fürsten standen ihm zur Seiten,
Die ihm für Zion halfen streiten,
Und alles sang am gläsern Meer.
Und was? nur unsre Friedenspsalmen:
Und o! wie stärkt sich Blick und Muth;
Man wechselt Stab und Fürstenhut
Mit den errungnen Siegespalmen.

Doch,

Doch was erhebt ſich, welche Stille
Bezwingt des Himmels ganze Fülle,
Und höret, was die Schwachheit lallt?
Und kaum iſt Kedars Lob erklungen,
So tönt von Millionen Zungen
Das Echo, ſo im Himmel ſchallt.
Wie werd ich hier ſo ſanft entzücket?
Ich ſeh, ich höre, welches Glück!
Jedoch in dieſem Augenblick
Wird mir das Bild, ich ihm entrücket.

Wie wird mir nun? wo bin ich wieder?
Du weckteſt Deutſchlands Glaubensbrüder
Zu unſrer ſüßen Friedensluſt.
Wohlan! ſo bauet aller Orten
Dem Gott des Friedens Friedenspforten,
Nichts banges ſey dir heut bewußt!
Nichts, nichts muß unſre Freude mindern!
Was Zion und was Babel droht,
Erhöhe dieſes Morgenroth
Bey Kindes-Kindes-Kindes-Kindern.

Verehrt die Vorſicht, edle Brennen!
Schätzt euer Glück, und lernt erkennen:
Daß Titus euer Rom erhöht.
Die ſendet ſie nicht oft auf Erden,
Die aller Völker Wohlfahrt werden,
Wie Friedrich, den ihr um euch ſeht.
Ihr ſeht Ihn; und mit Vatertrieben
Hat eure Bruſt Sein Reich erbaut;
Da ſich ein Wütrich keinem traut:
Und Sich zu eurem Heil verſchrieben.

Noch segnen wir die frohen Stunden,
Da Mars Ihm Kranz auf Kranz gewunden,
Und um die Heldenschläfe bog.
Noch denken wir mit Lust zurücke
An jene holden Augenblicke,
Da Er der Völker Leben wog.
Er wogs wie Seiner Länder Segen.
Die Huld gieng hier dem Eifer nach.
Die Huld, die fünfmal Lorbern brach,
Trug auch den Oelzweig bald entgegen.

So kämpft und siegt Er ohn Ermüden,
Noch höher schätzet er den Frieden,
Er, unsrer Zeiten Salomo.
Vollkommner König, lange lebe!
Daß Ruh und Glück das Haupt erhebe,
So machst du Land und Völker froh!
Ja, Land und Völker froh zu machen;
So präg in aller Völker Brust,
O Friedrich! Deines Namens Lust,
So, so, wird auch dein Zion lachen.

Auch Dir, mein Karl, glorwürdger Kaiser,
Flicht Dank und Treu noch Lorberreiser,
Und segnet Dein geweihtes Grab.
Die Wahrheit lockte Dir mit Sehnen
Zu Augspurg schon die heißen Thränen
Bey unsrer Brüder Eifer ab.
Nun zog ein Zug von höhern Trieben
Dein Kaiserherz zum Frieden hin,
O großes Werk! so hat Dein Sinn
Sich Deutschlands Ruh zum Zweck verschrieben.

Wohlauf! erfreute Sioniten!
Auf! Jakobs Held wird euch behüten,
Flehet nur für Zions Heil und Glück!
Ja, flehet vor dessen Heil aufs beste;
Der bey des Himmels Gnadenveste
Zerstäubt der Mordsucht scheelen Blick.

Und

Und an der Brennen Tempelpfoſten
Den Friedenszweig ſo ſanfte ſteckt:
Wenn andre Sturm und Schwert erſchreckt,
Die ſchon den Tod in Töpfen koſten.

Ja, auf, wer Gott und Zion ehret,
Auf, wer zu Iſrael gehöret,
Der mache Baals Dienſt zu Spott!
Ja ruft an Dagons Tempelpforte
Des Glaubens feſte Loſungsworte,
Der Herr iſt Gott! der Herr iſt Gott!
Gott iſt der Herr, ſein Volk ſoll leben,
Der Herr iſt König! Gott allein!
Fort, fort, mit Opfer, Heerd und Hayn,
Wenn Grund und Catacomben beben.

Sie beben ſchon! Du Herr von Welten.
Wie kannſt Du meinen Vorſatz ſchelten,
Ein Herold deiner Huld zu ſeyn?
Ein Tag, der tauſend andern lachet,
Und tauſend durch ſich fröhlich machet,
Muß dir auch tauſend Lieder weihn.
Ja Hand und Herz jauchzt Dir auf Erden.
Doch irr ich noch in Kedars Licht,
Soll dort Dein dunkelſtes Gericht
Mein helſtes Halleluja werden.

Legt Engel, frohe Salemsbrüder,
Legt Wunſch und Flehen vor dem nieder,
Der Sulamith ſo wohl bedenkt.
Er ſieht des Säuglings ſtumme Freude,
Ihm weint das Herz, und jauchzt im Leide,
Und lobt ihn, wenn es ſich gleich kränkt.
Er, Er gab uns den Stoff zum Liede,
Sein Feſt, ſo keiner mehr wird ſehn,
Soll Welt und Nachwelt noch erhöhn;
Und Zions Loſung bleibe: Friede!

OVID.

Frondibus Attiacis comtos redimita capillos
Pax ades, & toto mitis in orbe mane!

VII. Nachricht.

In der Breitkopfischen musikalischen Officin, sind seit Ostern 1756. folgende musikalische Werke, mehrentheils fürs Clavier, fertig worden:

1) Recueil d' Airs à danser, executés sur le Theatre du Roy à Dresde, accommodés pour le Clavecin. Diese Ballets, welche auf dem königlichen Operntheater in den vorigen nächsten Jahren aufgeführet worden, sind von dem königlichen Balletcomponisten, Herrn Johann Adam gesetzt, und von eben demselben, auf Ersuchen, selbst aufs Clavier eingerichtet. Die Liebhaber der französischen Setzart, werden an diesen Stücken ihre Zufriedenheit finden; die Tanz- und Balletmeister vielen neuen Vorrath für ihre Kunst darinnen antreffen, und die Claviermeister angenehme Handstücke ihren Scholären vorlegen können: die wegen ihrer Leichtigkeit, auch Anfängern nicht zu schwer vorkommen werden. Der Inhalt besteht, aus

3 Marches,
5 Airs,
1 Air en Rondeau,
3 Menuettes,
1 Sarabande,
2 Musettes en Rondeau,
2 Passepieds,
5 Contredanses en Rondeau,
1 Chaconne,
2 Rigaudons,
2 Entrées,
2 Gavottes,
1 Tambourin,
2 Giques,
1 Passecaille,

Zusammen 36 Stücke. Kosten beym Verleger 1 Thaler.

2) Berlinische Oden und Lieder. Die 48 Lieder, welche diese Sammlung ausmachen, sind größtentheils solche, welche sonst noch nicht in die Musik gesetzt sind. Die Herren Patzke, Zachariä, Gleim, Ossenfelder, Utz, Lieberkühn, Leßing, Käßner, Ewald, v. Hagedorn, v. Kleist,

v. Kleiſt, v. Gemmingen, Consbruch, Gellert, Schellhaſer und Alxardus, ſind die Dichter, aus deren Werken ſie genommen worden. Die angenehmen und ungekünſtelten Melodien, die wegen ihrer Leichtigkeit gar bald zum Singen im Gedächtniſſe bleiben, müſſen nicht allein aus dieſer Urſache gefallen; ſondern ſie verdienen auch deswegen Achtung, weil angeſehene und durch ihre Werke berühmt gewordene Glieder der Königl. Preuß. Capelle zu Berlin, die Herren Sack, Rackemann, Nichelmann, Agricola, Schale, Marpurg, Krauſe, C. P. E. Bach, Janitzſch, Roth, und Quantz, an denſelben gearbeitet haben. Koſtet in Leipzig 1 Thl.

3) Raccolta delle più nuove compoſizioni di Clavicembalo, *per l' Anno 1756.* Fatta ſtampare dal Feder. Guigl. Marpurg. Der Verleger iſt geſonnen, alle Jahre zur Michaelmeſſe, zum Vergnügen der langen Winterabende, eine Sammlung von Handſtücken, von verſchiedenem Gusto, und von verſchiedenen Meiſtern herauszugeben, welche von allem, was ſich für das Clavier ſchicken will, von gröſſern Stücken eins, und von kleinern mehrere Stücke, enthalten ſollen. Er verſpricht ſich um deſto eher den Beyfall der Liebhaber, theils, weil dergleichen Sammlung noch nicht vorhanden iſt: theils auch, weil eben die Glieder der Königlichen Berliniſchen Capelle, von welchen die Berliniſchen Oden und Lieder herkommen, auch an dieſer Sammlung gearbeitet haben. Es iſt dieſes die Erſte, und enthält XII. Partien und eine Zugabe von Liedern. Dieſe beſtehen, aus

1 Ouverture	13 Menuetten
1 Cantate mit Accompagnement.	7 Polonoiſen
1 Sonate	1 Marche
1 Concert	3 Ballets
1 Fuga	1 Rondeau
1 Sinfonie	6 franzöſiſchen, italiäniſchen, und engliſchen Liedern.
2 Allegro	

Die Liebhaber von franzöſiſcher, von italieniſcher und deutſcher Setzart, werden darinnen eine Vermiſchung

ſchung vom Leichten und Schweren, nach jedes Verlangen finden. Die ſämtlichen Herren Componiſten werden in der Vorrede erſuchet, an den künftigen Theilen dieſer Sammlung, Theil zu nehmen, und ihre Beyträge an den Herrn Herausgeber oder Verleger einzuſenden. Koſtet beym Verleger 1 Thl. 8 gl.

4) Lavinia à Turno, Cantata I. à Soprano Solo, con Violini, Viola e Baſſo, di Giov. Placido Rutini, Fiorentino. Herr Rutini in Prag, der ſchon verſchiedenes herausgegeben, hat ſich vorgenommen, nach und nach eine Anzahl Cantaten, in Partitur, drucken zu laſſen, davon dieſes die erſte iſt. Sie beſteht aus zwo Arien und ſo viel Recitativen. Es unterſcheidet ſich dieſe Cantate, außer dem, daß die Affecten, Schmerz, Betrübniß, Zorn und Liebe, ſchön ausgedrücket ſind, auch darinnen von andern, daß eine deutſche Ueberſetzung unter die italiäniſchen Worte geleget iſt, welche zwar nicht in Verſen beſteht, gleichwohl aber alſo nach den Noten eingerichtet worden, daß ſie eben ſo wohl, als das italieniſche, darnach geſungen werden kann. Koſtet 12 gl.

5) Fritzens, Barth. Anweiſung, wie man Claviere, Clavecins, und Orgeln nach einer mechaniſchen Art, in allen zwölf Tönen gleich rein ſtimmen könne, daß aus ſolchen allen, ſowohl dur als moll wohlklingend zu ſpielen ſey. in 4to. Der Verfaſſer dieſer Schrift iſt ein beliebter und durch Niederſachſen ſehr bekannter Inſtrumentmacher, welcher durch eine lange Erfahrung und bey Verfertigung 300 Claviere, ſich die Grundſätze der Stimmung geſammlet hat, die er hier, ohne Vorenthalt, der Welt bekannt machet. Die Zuſchrift an den berühmten großen Clavierſpieler Herrn Carl Philipp Emanuel Bach in Berlin, beweiſt den Beyfall, die Richtigkeit und Geſchwindigkeit dieſer Stimmungsart: und ſowohl deſſen, als des berühmten Herrn Capellmeiſters Hurlebuſch in Amſterdam, Beyfall, macht dieſen kleinen Tractat aller Achtung würdig. Koſtet 3 gl.

Ende des Wintermonds 1757.

Steht es einem ehrlichen Manne zu, um seines Vortheils willen zu lügen, zu verläumden, zu entwenden, zu betrügen? Fürwahr nichts weniger! Ey so muß denn nichts in der Welt so hoch, so schön, oder so vortheilhaftig und reizend seyn, daß man den Namen und Werth eines ehrlichen Mannes darüber verlieren wollte.

Nimmt dir doch der sogenannte Nutzen viel mehr, da er dir den Namen eines ehrlichen Mannes raubet, und dir Treue, Glauben und Gerechtigkeit entzieht? Was bleibet alsdann für ein Unterscheid: sich aus einem Menschen zur wilden Bestie machen; oder unter der äusserlichen Gestalt eines Menschen, die Grimmigkeit einer Bestie an sich tragen wollen.

Uebersetzung von Hrn. C. A. H.

Ho, möchte mancher sagen, wo man etwas grosses zu hoffen hat, da kan man wohl wieder sein Gewissen handeln. Also war C. Marius von der Hoffnung zur Bürgermeisterwürde noch weit entfernet, und waren bereits sieben Jahr nach der Zeit, da er Oberrichter gewesen, war, verflossen, so, daß man meynete, er würde niemals sich bewerben, Bürgermeister zu werden, als er den vortrefflichen Mann, und zugleich guten Patrioten, Quintum Metellum, dessen General-Lieutenant er war, und von diesem seinem General nach Rom abgeschicket ward, bey dem Volke angab, als ob er den Krieg mit Fleiß auf die lange Bank schöbe: mit dem Beyfügen, daß, so man ihn zum Bürgermeister machen würde, er den Jugurtham in kurzem dem Römischen Volke entweder lebendig oder todt liefern wollte.

Darauf

Anblick des Königsplatzes zu Nancy den König Stanislaus gebauet hat von der Nordseite zu sehen

Neuestes No II 157

1 Schluss der Rennbahn 2 Triumphbogen 3 Stehende Bildsäule Ludewics XV
4 Kon. Caffehaus 5 Kon. Billard 6 Brunnen u. Gatterwerck 7 Komödienhaus
8 das Kämmergebäude 9 die Stanislaer Gasse 10 die Catharinenstrasse.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Hornung 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1757.

Inhalt.

I. Ode panégyrique à Céſare, dell Adami.
II. Critik des helvetiſchen Patrioten.
III. Fortſetzung vom Alterthume des epiſchen Gedichtes, Reineke der Fuchs.
IV. Diſcours ſur l'Origine & les changemens des Loix Ruſſiennes.
V. Hrn. D. Conradi Anmerkung über Hrn. Hofrath Gonnens Diſquiſitionem, de Ducatu Franciæ Orientalis.
VI. Hrn. Dir. Hauptmanns Anmerkungen und Regeln der lohenſteiniſchen Schreibart.
VII. Diſcours ſur l'Origine de l'Inégalité parmi les Hommes &c.
VIII. Der Chriſt in der Einſamkeit.
IX. Hrn. Laurentii Abhandlung, von den Kriegegerichten zu unſern Zeiten.
X. Geſchichte vom Leben und den Glaubensmeynungen Andreas Dudiths.
XI. Abhandlung von den Fingern.
XII. Abbildung und Beſchreibung aller hohen Ritterorden in Europa.
XIII. Verzeichniß der an vielen großen Orten im 1756ſten Jahre Gebohrnen und Verſtorbenen.

I.

Ode panégyriche à Céſare, dell Cavaliere Antonio Filippo Adami, Poëſie raccolte, con una diſſertazione ſopra la Poëſia Dramatica e Muſica di Teatro.

D. i.

Oden auf den Kaiſer, vom Hn. Ritter Adami; Sammlung von Gedichten deſſelben Verfaſſers, nebſt einer Abhandlung von der theatraliſchen Dichtkunſt und Muſik.

In der Vorrede ſaget der Verfaſſer, daß es vielen nicht ſonderlich gefallen werde, daß er ſeine Oden in freyen Verſen und unregelmäſigen Strophen, ſo wohl was die Länge der Zeilen, als auch was das Sylbenmaaß und den Reim anbelange, aufgeſetzet habe. Allein, ſpricht er, er hielte es für etwas unerträgliches, wenn man da, wo man die Feſſeln zerbrechen könnte, im Staube kriechen wollte. Andre Tadler, fährt er fort, würden ſich vieleicht daran ſtoßen, daß er ſeinen Oden den Titel Lob-Oden, oder panégyriche gegeben. Sie würden ſprechen, dieſes Wort ſchicke ſich nur auf den Red-

nerſtuhl. Allein Claudian, Tibullus und Sidon Apollinar ſollen dafür ſeine Gewährsleute ſeyn. Endlich, ſaget er auch, hätte er die gemeinen Quellen der Begeiſterung verlaſſen. Allein da die Morgenländer keine Mythologie hätten, und gleichwohl Gedichte ſchrieben: ſo glaubte er auch, daß man, was einem Gedichte an dem Schönen der Erdichtung abgienge, durch die Neuigkeit der Gedanken erſetzen könne.

Gleich in der erſten Ode hebt er ſo an: „Wir „wollen den Beyſtand der Fabel gedankenleeren „Köpfen überlaſſen, die ſich mit den närriſchen Ge„ſichten des Alterthums unterhalten. Die Welt„weisheit, von der Vernunft begleitet, führet mich ei„ne ganz neue Bahn. Sie redet niemals verge„bens; ſelbſt ihre Ausſchweifungen unterrichten uns: „und wenn ſie in die Irrgänge der Natur ausſchwei„fet: ſo findet ſie darinnen den Sterblichen unbekann„te Geheimniſſe. O Sokratiſche Muſe, feurige „Muſe, die du ſchrecklicher biſt, als die Wuth eines „Volkes, und als das Gift der Wütriche, öffne mei„nen Augen dieſe prächtigen Schauſpiele, dieſe alle„zeit neuen Auftritte, wo die Dinge, in einer un„glaublichen Geſchwindigkeit auf einander folgen, „und unſern Geiſt in eine bezaubernde Begeiſterung „mit ſich dahin reißen; erleuchte meinen Geiſt mit „dieſem heiligen Strale, der die Wahrheit entde„cket. Doch nun bin ich ſchon weit von der Erde; „die Wolken fliegen unter meinen Füßen dahin. „Ich durchſchiffe jene unabſehlichen Weiten des lee„ren Raumes, vor den Feuerkugeln und unerſchöpf-

„lichen

„lichen Quellen von Lichte vorbey. O Himmel! „nun werde ich weder Menſchen mehr gewahr, noch „die Spitzen ihrer Palläſte; und das Geräuſch ih„rer Kriege, und der Flug ihrer Gedanken erreichen „die Höhen, wo ich bin, nicht mehr.

Wir wollen dem Verfaſſer in ſeinen Ausſchweifungen folgen. „Der ewige Schöpfer erfüllet mit „ſeinem Weſen die zerſtreueten Glieder dieſes unge„heuren Körpers, den die Zeit in ihren beſtändigen „Veränderungen herum wälzet. Ohne Ausdeh„nung und ohne Theilbarkeit findet er ſich überall, „in dem leeren und in dem erfüllten Raume, überall „gleich gegenwärtig. Unſichtbar und verborgen, „breitet ſeine Macht ſeinen wohlthätigen Einfluß „in ſeinen Werken aus. Sehet! wie er die Schätze „ſeiner fruchtbaren Unermeßlichkeit, und ſeiner zärt„lichen Vorſehung über Weſen, ausbreitet, die er „der Gabe der Vernunft beraubet hat. Wie er„nähret, wie bedecket, wie vertheidiget er ſie! Re„det, ihr Vögel, die ihr den Luftraum erfüllet, ihr, „die ihr in dieſen unermeßlichen Betten ſchwimmet, „die für die Wellen zubereitet ſind; ihr, die ihr, „zum Schrecken in den Wäldern herum irret, ihr „unſchuldigen Heerden, ihr Freunde des Friedens „und der Menſchen, ihr, die ihr unter dem Graſe „ziſchet; und ihr Ungeziefer, die das Auge kaum „entdecket: ihr wiſſet, mit welch einem reichen Maaße „der Schöpfer ſeine Reichthümer in den Lüften, „auf der Erde, und in dem Schooße der Meere aus„geſtreuet hat; mit welcher Liebe und väterlichen

„Sorgfalt er über das Glück und die Dauer eurer „Tage wachet?

Wer ein Liebhaber von dem Reize der Vergleichungen ist, die den Reichthum in der Poesie ausmachen, der kann hier etwas lesen:

„Ich lasse mich durch die liebenswürdige Raserey „dahin reißen, die mich über mich selbst erhebt, und „die, da sie mich zu angenehmen Irrthümern ausschweifen läßt, mich von weitem die Wahrheit sehen läßt, die ich suche. So wie der Holländer, „von einer thörichten Hoffnung getrieben, und brennend vor Durst nach Gelde, welches ihm in seine „verblendeten Augen glänzet, muthig und vergnügt „auf dem Vordertheil seines Schiffes steht, Wind „und Wellen Troß biethet, und die Freude verdoppelt, wenn er die glänzende Aernte, die seine Habsucht rege machen soll, an den morgenländischen und „asiatischen Küsten ansichtig wird.„

Hier ist eine Stelle, wo das Angenehme und Schröckliche auf eine vergnügende Art mit einander streiten, welches nur große Seelen empfinden und schildern können.

„Indeß, daß alle Flammen des Krieges um „Toscana herum angezündet waren: so genoß daselbe eines stillen Friedens. Die fremden Segel „flogen in seinen Häfen; und indem der Reisende „das Ungewitter floh, welches von allen Seiten daher brauſete, stund er still, diese glückseligen „Ufer zu betrachten, und seufzete, wenn er sie verließ.

„So wie der erschrockene Schäfer, wenn der „Berg Aetna flammenreiche Wirbel aus seinen bren-

„brennenden Schlünden ſpeyet, und der Donner,
„unter den Hammerſchlägen der Cyklopen, in ſei-
„nem Innerſten brüllet; wenn er ſeine zitternden
„Blicke auf die Füße des Berges wirft, u. bey dem
„Anblicke dieſer blumenreichen Felder, worauf die
„Natur den Ueberfluß des Frühlings, und das
„Kühle der Morgenröthe ausbreitet, vor angeneh-
„mer Entzückung ganz außer ſich wird.

Tal chi da lungi vide
Di Etna le ardenti cime,
E udi nel cavo ſeno
Il rimbombo tonante
Sulle Sicaane incudi,
Dei fieri colpi dei Cielopi igmudi;
Se avian che il piè tremente
Giunga a poſar ſulla vicina arena,
Stupido mira, e crede al guardo appena.
Ridere a piè dei turbini voraci.
In tranquillo ricetto,
Di primavera eterna
Luſſu reggiante aſpetto.

Verlanget man etwas von lebhaften Vorſtellungen, von dem glücklichen Feuer, wodurch die Einbildungskraft ſich aller Sinne bemeiſtert? Man leſe folgendes:

„Ich will in dem Aufenthalte des Lichtes die un-
„erforſchlichen Zeichen der Gottheit leſen. Alles
„das, was uns ein blinder Zufall zu ſeyn ſcheint,
„iſt eine Wirkung der unendlichen Kunſt des Schö-
„pfers; alles muß ſeine Abſichten vollziehen. Nis-
„mus ſieget; allein die Frucht ſeiner Palmen wird
„einem unbekannten Erben vorbehalten, der in der
„Stille in einer entfernten Himmelsgegend erzogen

„wird. Cyrus beunruhiget ſich vergebens, Aſien „in Feſſeln zu legen; das Verhängniß bereitet ihm „in Griechenland einen Thronfolger, den er nicht „würde erkohren haben. Doch dieſer neue Erobe„rer klaget, daß die Welt für ſeine große Seele all„zuenge Gränzen habe. Der Thor ſieht nicht, daß „ſeine Beute einem Hirtenvolke, und einem Ueber„bleibſel von Flüchtlingen werde zum Raube wer„den. O wie ſchön iſt es nicht, ſeine Blicke an „dieſem wunderbaren Gewebe von großen Bege„benheiten zu weiden, die die Vorſehung von Ewig„keit her in die Abſichten ihrer unerforſchlichen Frucht„barkeit geleget, und in den unerreichlichen Schä„tzen ihrer Weisheit verborgen hält.„ Im Italiäniſchen drücket er ſich ſo aus:

Bello è il vagar fra queſti.
In volubil concerto gli arditi giri
Di eventi portentoſi,
Già *modellati prima eternamente*
Nell' *inſcrutabil creatrice mente*
E frà i non accettibili teſori
Di un infinita Sapienza aſcoſi.

Doch wir wollen auf das Haus Lothringen kommen, welches der Gegenſtand dreyer Oden iſt, die ein beſonderes Stück des ganzen Werks ausmachen.

Etwas ganz beſonderes, wodurch der Verfaſſer daſſelbe charakteriſirt, iſt dieß, daß er ſaget: die Erweiterung des Ruhmes und der Größe deſſelben, würden mehr durch glückliche Verbindungen in hohen Vermählungen, als durch die Gewalt der Waffen befördert; und daß es die Begierde anderer

Mächte

Darauf ward Marius zwar Bürgemeiſter, allein er handelte nicht als ein ehrlicher Mann, ſondern wieder Recht und Billigkeit, indem er einen der allerbeſten und anſehnlichſten Römer, deſſen General-Lieutenant er war, und der ihn nach Rom abgefertiget hatte, durch eine falſche Beſchuldigung bey dem Volke verhaßt machete.

Auch handelte unſer Gratidianus dazumal nicht als ein ehrlicher Mann, da er Oberrichter war, und die Zunftoberſten das Collegium der Oberrichter zu rathe zogen, wie man das Münzweſen einhellig auf einen beſſern Fuß ſetzen möchte: ſintemal das Geld zu ſelbiger Zeit von einem ſo ungewiſſen Gehalte war, daß niemand wuſte, was er eigentlich hatte.

Da verfaſſete man nun einſtimmig ein Edict, mit angehängter gerichtlichen Strafe, und man verabredete, deßwegen Nachmittags ſämtlich auf die ſogenannten Roſtra ſich zu begeben. Und hiermit gieng dieſe Verſammlung aus einander, und ein ieglicher ſeinen Weg. Gratidianus aber begiebet ſich von der Stelle gerades Weges auf den Markt, und ertheilete dem Volke für ſich alleine die Verordnung, die ſie doch mit einander gemachet hatten. Gleichwohl erlangete er dadurch (wenn du es wiſſen willſt,) groſſe Ehre. In allen Gaſſen wurden ihm Ehrenſäulen aufgerichtet, auch bey denſelben Kerzen und Weihrauch angezündet. Kurz, niemand iſt iemals dem Volke beliebter geweſen, als er.

Dergleichen Dinge nun verwirren die Gemüther iezuweilen bey der Uberlegung, wenn nemlich dasjenige, worinnen man unrecht handelt, eben kei-

ne

Mächte nach der Erweiterung ihrer Staaten durch Bündniſſe in Schranken hielte, um das Gleichgewicht, welches Europens Sicherheit befördert, und demſelben Hoffnung zu einem immerwährenden Frieden verſchaffet, zu behaupten.

Doch man muß ſelbſt leſen, wie unſer Dichter den Glanz dieſes Hauſes durch die Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich ſich ausbreiten läßt. Das ſind ſeine Worte.

„Erbinn ſo vieler Halbgötter! alle Könige rei„chen dir die Hände, und wünſchen die deinige. „Wem hat ſie nun der Himmel aufgehoben? O un„nachahmliche Verſehung! O eine, dem unſterbli„chen Schiedsrichter, der in einem und eben demſelben „Augenblicke das Künftige und Vergangene ſieht, „würdige Wahl! An dem Ufer der Moſel fing „das Oeſtereichiſche und Lothariugiſche Blut „ſeinen Lauf an. Von hieraus giengen dieſe zwey „für den Thron gebohrne Häuſer, verſchiedene Völ„ker, in verſchiedenen Himmelsgegenden, zu beherr„ſchen. Endlich kam, nach Jahrhunderten von „Hoheit, das eine erſchöpft und ſterbend, an die letz„ten Augenblicke ſeines Ruhmes, da Hymen das „andere zum Beyſtande rief. Dieſes kam, in „ſeinen Adern das übrige eines ſo edeln Blutes zu „ſammlen, und ſich ſelbſt unſterblich zu machen; „indem es einen bey nahe ganz erloſchnen Stamm „wieder erweckete. So wie man zween ſtolze Flüſ„ſe, die aus benachbarten Felſen entſpringen, von „ihrer Quelle getrennt, durch neue Wege, durch an„genehme Gefilde, dahin fließen ſieht; bis ſie nach

„einem langen Laufe wieder zuſammen kommen;
„ihre irrenden Waſſer in einem Strome vereinigen,
„und aus ihren verſammleten Wellen einen maje-
„ſtätiſchen und künftig unerſchöpflichen Fluß
„machen.

Nun kömmt das Lob der Kaiſerinn. Ihre Errichtung der Akademien, der Klöſter, und einer Ritterſchule, die Entdeckung der Bergwerke, die Anlegung eines neuen Hafens zu Trieſte, die Abſchaffung der Feſttäge, und der thereſianiſche Codex; alles Denkmäler, deren Nutzen auf die gegenwärtige Zeit ſo wohl, als auf die Nachwelt wirken wird.

Sodann kömmt er auf die Verordnungen des Kaiſers in ſeinen Toſcaniſchen Staaten. Er erwähnet der piſaniſchen Länder, der Gewerke zu Piſa und Livorno, der offenen und reichen Bücherſäle der mariniſchen Schulen, der Lazarethe am Fluſſe Levante, der Geſetze, wegen Abſchaffung des ſo großen Gepränges bey Leichenbeſtattungen: unter allen andern aber iſt die Akademie des Ackerbaues merkwürdig.

Wir kommen nunmehr auf die theatraliſche Dichtkunſt und Muſik. Hier hat er es hauptſächlich mit den Herren Franzoſen zu thun, die immer ſprechen: es wäre lächerlich und abentheuerlich, die Dido auf dem Scheiterhaufen zu ſehen, wie ſie eine lange wohlgeſetzte Ariette abſänge, und mit öftern Wiederholungen eine abgemeſſene Klage ſteigend und fallend hertrillerte. Wie ſchickte ſich das für einen ſterbenden Helden! Allein er erwiedert: warum ſie,

wenn

wenn ihnen dieſes anſtößig wäre, nicht auch den Reim und das Sylbenmaaß, die poetiſchen Ausdrücke und Gedanken, die Stellungen und theatraliſche Ausrede u. d. m. weg würfen; da gewiß dieſes alles in einem Trauerſpiele ſo unnatürlich, als der Geſang wäre. Er wüßte auch nicht, warum ſie, wenn ſie ein Stück, dergleichen Hekuba und Polyxena wären, mit Beyfall aufnähmen, nicht auch die andern mit eben dem Beyfalle anſähen? Er ſeines Ortes glaubete vielmehr, wenn in einem Stücke die Gedanken richtig, die Bilder wahr, und die Schreibart natürlich wäre: ſo verſchlüge es nichts, ob es in Verſen oder in Proſa, Geſangsweiſe oder nur redend aufgeführet würde.

Er machet ſich hierauf noch einen Einwurf, den er von den Franzoſen gehöret; wie beleidigend u. verdrüßlich es nämlich ſey, wenn man hörete: daß ein Held, der nunmehr unter den Feſſeln und dem Gifte eins wählen ſollte, nichts als ſehr ſchöne Noten wiederholte, und die ihm zur Beſtimmung ſeines Todes noch übrige Zeit damit zubrächte, daß er ſeine Kehle übete. Allein er antwortet ihnen, daß die Griechen, ihre ſo belobten Muſter, in dem Trauerſpiele auch Chöre zum Singen gehabt?

Er lehnet hierauf noch einige Einwürfe ab, die von der ſchädlichen Wirkung und den niederträchtigen Abſichten der wälſchen Muſik auf dem Theater hergenommen ſind.

Sodann giebt er nach dem Begriffe der Franzoſen eine Beſchreibung der alten griechiſchen und römiſchen Tonkunſt, und ſaget, daß bey ihnen zwo Arten

ten derſelben im Schwange gegangen. Die eine wäre ernſthaft und anſtändig geweſen, und dieſe machte dem Alterthume noch Ehre; die andere aber wäre weibiſch, weichlich und kindiſch geweſen: und auf dieſe wäre die Verderbniß der Sitten gefolget.

Nun kömmt er darauf, daß ſich die Franzoſen einbildeten, ſie wären die einzigen, die eine Tonkunſt hätten; da gleichwohl andere Völker nicht ihre, ſondern die italiäniſche angenommen hätten. Sie rühmen ſich, ſind ſeine Worte, in dieſem Stücke noch Schüler des Lülly zu ſeyn: den ſie den Schüler der Natur, aber einen Todfeind aller Triller, und aller nichts bedeutenden gekräuſelten Zierlichkeiten der wälſchen Bühne nennen. Geſetzt auch, Lülly wäre allemal in dem anſtändigen und ernſthaften Tone geblieben; müßte man ihm wohl blindlings folgen? Iſt wohl das Pathetiſche und Ernſthafte bey einer Hochzeitnacht ſo gut angebracht, als bey einem Trauerfalle? Dieſe einförmige Harmonie iſt, nach ſeinen Gedanken, der größte Fehler der franzöſiſchen Muſik; geſchweige denn, daß ſie derſelben Ehre machen ſollte. Man weis wohl, daß es lächerlich und verlegen ſeyn würde, wenn bey Catons Tode, wo die Augen auf den entblößten Dolch gerichtet ſind, das Ohr, bey dieſem ſchröcklichen Gegenſtande, durch leichtſinnige und flatternde Töne gerühret würde. Allein iſt es wohl minder beleidigend, wenn ſie (die Franzoſen) mit einem kläglichen Geſange angezogen kommen, wenn Cäſar vergnügt der Juno zu Fuße fällt? Bey

der

der Natur muß man die Vollkommenheit und Wahrheit der theatraliſchen Harmonie ſuchen; und in dem Stücke bleibt er dabey, daß Italien die einzige Schule der guten Tonkunſt ſey. Dieſe Mannigfaltigkeit, dieſer Streit, und dieſe glückliche Verbindung des luſtigen mit dem Ernſthaften, des Schnellen mit dem langſamen, iſt eben der Wiederhall der Natur und Empfindung, welcher alle Leidenſchaften erreget: ſo daß mehr die Seele, als das Ohr der Zuſchauer gerühret wird. Wie, wenn ein verliebter Dichter ſeine Schöne beſtändig lachen, oder beſtändig weinen ſehen wollte? Dieſe Einförmigkeit iſt ihm verdrüßlich und abgeſchmackt. Die Muſen beweinen nicht alle das Unglück des Oreſtes; man ſieht ſie nicht allezeit an den Ufern des Acherons den hölliſchen Schiffmann bitten, dieſe kläglichen Schatten überzuführen, die das ſalamiſche Meer mit ihrem Blute gefärbet haben. Als Töchter der Freude und des Vergnügens führen ſie bisweilen das Lachen und Scherzen auf. Mit ihrer Lever in der Hand, worauf ſie ſpielen, wollen ſie die träge Lykoris, die ihr Müßiggang martert, zur Luſt ermuntern. Sie wachen mit den Liebhabern, und geben ihnen dieſe zärtlichen Töne ein, womit ſie den Schlaf einer Gebieterinn auf eine vergnügende Art ſtören. Iſt die Schaubühne nicht eine Abbildung des menſchlichen Lebens? und iſt ſie nicht gemachet, dieſe Abwechſelungen von Freude und Traurigkeit, von Hoheit und Mittelmäßigkeit vorzuſtellen, die unſer Schickſal ausmachen? Und das hat die italiäniſche Dichtkunſt vor

zug-

zügliches, daß ſie ſich in alle Falten zu legen weis; wegen der Freyheit des Sylbenmaaßes, und der Entfernung ihrer Reime: welche dem Ohre nicht immer dieſen einförmigen und beſtändigen Klang wiederbringen, wodurch die franzöſiſche Dichtkunſt, nach ſeinen Gedanken, verſtellet wird.

Die Recitative wird man uns nun ſo hingehen laſſen; heißt es: allein wegen der Arien wird man uns Vorwürfe machen. Man merke alſo, daß dieſes kürzere Sylbenmaaß, wenn es auf lange Verſe folget, eben dieſe Abweichung machet, welche der Reiz der Dichtkunſt, die Ergötzung des Ohres, und die Erweckung der Aufmerkſamkeit iſt: wenn nur übrigens dieſe Arien aus dem Grunde der Dinge ſelbſt hergenommen ſind; wie dieſes der unvergleichliche Metaſtaſio ſo wohl bewerkſtelliget hat: und wenn man uns nur nicht kindiſche, und nicht zur Sache gehörige Dinge darinnen ſaget.

Hiermit will er nicht behaupten, daß ſie nicht auch Stümper in der Muſik ſo wohl, als in der Dichtkunſt hätten. Allein die griechiſche Sprache hatte auch in dem Munde gewiſſer Griechen, eine ſchlechte Anmuth. Liegt wohl die Schuld an den Materialien, wenn ein ungeſchickter Künſtler eine ungeſtalte Figur, die kein Ebenmaaß hat, aus eben dem Marmor machet, woraus ein vortrefflicher Bildhauer einen Helden, oder eine Gottheit würde gemacht haben? Würde man es wohl einem Volke vorwerfen können, daß es einige ungeſchickte Künſtler hervorgebracht hätte? Die Dichtkunſt iſt zweifelsohne ausgeartet. Sie war zum Unterrichte gemacht;

machet. Allein seitdem sie einige ausschweifende Köpfe verderbet haben; seitdem man sie zu allem gebrauchet hat: so hat sie ihren Glanz nebst ihrem wahren Endzwecke verloren. Sie war eine Dollmetscherinn der Wahrheit. Die Väter der ersten Zeiten der christlichen Kirche behielten die Ueberbleibsel der alten Dichter bey, und führeten sie den Christen bey den Lehren des Evangelii an. Sie würden auch die Schaubühne ohne Zweifel nicht verbannet haben; wenn man auf derselben nichts, als eine dergleichen Sittenlehre geprediget hätte: und die heutigen Eiferer können das singende Theater nicht tadeln: worauf man nichts als große Handlungen, und zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft nützliche Beyspiele, vorträgt.

Auf diese Abhandlung folget eine Sammlung dramatischer Poesien. Allein ob es gleich Singgedichte sind: so sehen sie doch, weil sie nicht sowohl eine Erzählung, als eine Handlung sind, einem Gespräche viel ähnlicher.

II.

Critik des helvetischen Patrioten,

aus dem 9ten Blatte des helvetischen Merkurs.

Es ist neulich zu Basel, bey Hrn. D. Ebenstein, in 8. eine Monathschrift, in deutscher Sprache, unter dem Titel: des helvetischen Patrioten, an das Licht getreten. Obschon man nicht

glaubet, daß dieſe Geburt der heutigen Welt gefallen werde: ſo wird es doch nicht übel gethan ſeyn, bey den Leſern gewiſſen Grundſätzen, welche darinnen herrſchen, vorzubeugen.

Der Verfaſſer behauptet zwar, daß er ſeine Charaktere aus den Menſchen ſelbſt gezogen habe. Allein es erhellet im Gegentheile, daß er noch ein Philoſoph aus der alten Zeit iſt; welche die große Welt nicht kennen, und ſich allerhand Hirngeſpinſte in ihren Studierſtuben machen. Ich werde einen Auszug davon geben; und alsdann überlaſſe ich den Leſern ſelbſt das Urtheil. Das Buch hat 9 Stücke, und ein jedes Stück hat noch ſeine beſondern Abtheilungen.

Der Verfaſſer entdecket ſeine Geſinnungen gleich auf der 7. S. Er ſaget: Er ſchätze die Mächtigen der Erde nicht anders, als nach ihren Tugenden. Er verehre die Reichen nicht wegen ihres Reichthums. Er ſetze beyden ihren Werth, nur nach ihren guten Eigenſchaften; in Ermangelung deren ſie ihm ſo gar verächtlich vorkämen. Wer wird doch von einem ſolchen ſagen, daß er die Welt und ſein eigen Wohl kenne?

In der 11ten S. redet er von der Nothwendigkeit der Geſetze. Es iſt wahr, dieſer Satz iſt ohne alle Widerrede. Allein wie beweiſt er ihn? Er ſpricht: Unſere Eigenliebe ſey ſo ausſchweifend und gefährlich für uns und andere, daß wir, um dieſelbe zurück zu halten, der Geſetze nicht entbehren könnten. Gut!

Dieß

Dieß wäre noch irgend zu unſerer Uralten Zeiten etwas geſprochen geweſen. Allein, iſt nicht in unſern Tagen die allgemeine, und am meiſten ausgeübte Regel: **Es ſolle ſich ein jeder, über alle andere, ja ſo gar mit Ausſchlieſſung aller andern, lieben; wo er anders nicht allen Vortheilen abſagen wolle?** Iſt es nicht ferner wahr, daß die Geſetze nur wider die **Kleinen** gegeben werden, damit die **Groſſen** Mittel haben, ſie zu unterdrücken; oder, ſie aufs wenigſte eigenmächtig beherrſchen zu können? **Der König iſt nicht an die Geſetze gebunden**; dieß iſt ſchon ein Grundſatz des römiſchen, eines durchgehends beliebten Rechtes.

Auf d. 23ſten S. giebt ers als eine Grundregel aller Freyſtaaten an: **Das Heil des Volkes, ſolle ihr höchſtes Geſetz ſeyn.** Er zieht einen blinden **Homer**, und einen elenden **Xenophon** dabey an. Allein, was iſt denn das Volk anders, als der gröbſte Auswurf des menſchlichen Geſchlechts? Der Stoff, darauf der Regent arbeiten ſoll? Der Thon, woraus er ſich, entweder Gefäſſe der Ehren, oder der Unehren machet? Hieraus erhellet ja, daß vielmehr das **Heil des Regenten das höchſte Geſetz ſeyn ſolle**; und daß das Volk nichts anders iſt, als ein Wachs für den Monarchen, es nach ſeinem Eigenwillen zu bilden. Dieß wäre die wahre Staatslehre geweſen, welche unſer Schriftſteller vortragen und einſchärfen ſollte, wofern er geleſen werden wollte.

Man kann eben diese Anmerkungen über die 122. S. machen, wo er auf eben eine so verkehrte Weise von den Gesetzen zu reden forfährt.

Auf der 33sten S. gedenkt er einen Staatsmann lächerlich zu machen, welcher doch gewiß ein wahrer Staatsmann ist. Denn er verfolget und suchet nichts, als seinen eigenen Vortheil. Allem Ansehen nach verachtet unser guter Schriftsteller ihn nur darum; weil er selbst weder genugsame Erfahrung, noch Fähigkeit des Geistes besitzt, es ihm nachzuthun. Vielleicht ist auch sein Herz nicht männlich genug, für die Wirkungen, welche einer gesunden Staatslehre schaden sollen.

Was er a. d. 39sten S. wider die Liebhaber der Processe saget, könnte noch hingehen; wenn er nur die wahre Ursache ihrer Thorheit anführete. Er saget: Sie sollten sich unter einander zu lieb haben, um sich einander also zu befehden. Sollte er nicht eher sprechen: Es sey lächerlich, daß dergleichen Richter aus dem Volke sich um etwas herumraufen, da sie doch alle selbst, mit allem, so sie haben, nichts als ein Eigenthum ihrer Regenten wären?

Auf der 50sten S. will er die Schönheit der Gerechtigkeit, durch einen metaphysischen Schluß beweisen. Er zeiget gleich anfangs, die Schönheit der sichtbaren Welt. Von da kömmt er auf die Schönheit der unsichtbaren, und auf ihre Mächte. Sodann fährt er fort: Diese Schönheit bestehe in einer gewissen Ordnung, in einem Ebenmaße; eben wie die

Schön-

ne grosse Sache, hingegen das, was man dadurch erlanget, etwas recht grosses zu seyn scheinet. Also schien es dem Gratidiane nicht sehr unrecht zu seyn, seinen Collegen sowohl, als denen Zunftobersten, die Gunst des Volkes für dem Munde wegzunehmen: Dahingegen aber ließ er sichs einen grossen Vortheil dünken, deswegen Bürgern eister zu werden, als welches eben hierbey seine Absicht war.

Aber es giebt bey allen dergleichen Fällen nur diese einzige Regel, und wünsche ich, daß du sie dir wohl bekannt machen mögest, daß nemlich, was uns nützlich scheinet, nie unrecht seyn muß; so es aber unrecht ist, daß wir uns nie einbilden, als ob es nützlich sey.

Was meynest du nun wohl? kan man wohl den Marius, oder den andern, dessen ich Erwehnung gethan habe, für einen ehrlichen Mann halten? Denke doch nach, und nimm alle deine Gedanken zusammen, damit du erkennen mögest, was dein Verstand sich für eine Fürstellung von der eigentlichen Gestalt eines ehrlichen Mannes mache?

Kan das wohl ein ehrlicher Mann thun, daß er um seines Vortheils willen lüge, verläumde, betrüge, oder einem etwas für dem Munde wegschnappe? Fürwahr nichts weniger. Oder ist wohl etwas so viel werth, oder irgends ein Vortheil so nachstrebenswürdig, daß man darüber den herrlichschönen Namen eines ehrlichen Mannes verlieren sollte? Wie kan dir doch das so genannte Interesse so viel einbringen, als du verliereſt, wenn du nemlich hierbey den Namen eines ehrlichen Mannes verliereſt, und dir niemand mehr trauet, sondern dich für einen

Unge-

Schönheiten in der ſichtbaren Welt. Daraus folgert er: daß, da beyde dieſe Welten nothwendig denſelben Urheber haben müßten: ſo müßte dieſer eben ſo wohl an der Schönheit der unſichtbaren, als der ſichtbaren Welt, ein Belieben tragen. Nun aber, da die Gerechtigkeit, als ein Theil derſelben, dieſe Schönheit unterhalte, ſo müßte ſie auch ſchön ſeyn, und der Urheber müßte dieſelbe haben wollen.

Gütiger Gott! glaubt denn unſer Verfaſſer, daß man heutiges Tages, Vernunftſchlüſſe von dieſer Art liebe? Wo der alte Plato, mit dergleichen Gründen wieder käme, ſo würde man ihn auszischen. Inſonderheit, wofern er die Verpflichtung zur Gerechtigkeit, einem, mit dem Hange unſerer Welt, ſo ungezeumten Weſen, lehren wollte. In unſern Tagen, hält man ſich nicht mehr auf, dem Beweisthume eines ſittlichen Satzes nachzugehen. Man liebet bequemere Beweisthümer. Man muß dergleichen Sittenſchriften, nur leicht, wie ein Zeitungsblatt, überlaufen können. Will jemand gefallen, ſo muß er ohne viele Schlüſſe zu machen, dasjenige anbefehlen, welches unſere Herzensneigungen begünſtiget. Die Leſer müßten erſt alsdann die Gründe ausfündig machen, zu beweiſen, daß dieſe Neigungen gut ſeyn. Nichts iſt leichters. Aber lange Vernunftſchlüſſe, wider unſere Buſen-Lüſte, werden nur in den Wind gemachet. Einer, der ganze Nächte durchbringt, eine Wechſelrechnung durch ganz Europa heraus zu finden, wird nicht einen An-

genblick anwenden, sich etwas zu bereden, welches seinen Gewinn mindert.

In einem Traume (S. 72.) vermeynet der Autor die **Unseligkeit des Tempels der Ungerechtigkeit, und die gräßlichen Gestalten ihrer Unterstützung** (er versteht dadurch unsere bösen Leidenschaften) **vorzustellen.** Was ist dieß wiederum nicht für eine Philosophie? Durch einen Traum beweisen wollen, daß die **Ungerechtigkeit eine Sammlung von Unseligkeiten sey, und von ihren abscheulichen Unterstützungen hervorgebracht werde;** da wir doch in dieser Welt wachend erfahren, daß sie uns reich, und groß, und mächtig machet; und daß sie allein die Mittel anschaffe, unsern Lüsten genug zu thun.

(Auf Veranlassung der Träume, soll eben das von 8 Fabeln gelten, welche in diesem Werke zerstreuet sind. Wir suchen in unsern Tagen, Wirklichkeiten, keine Tropen: wir suchen weder **Füchse zu Richtern, noch Fische im Nyl, noch eiserne Stirnen** ꝛc. s. S. 18. 82. 107. 380. 452. ꝛc.)

Auf der 151. S. fährt er **von der Gerechtigkeit fort, und zwar, von der Gerechtigkeit der Privatpersonen.** Für einen Patriarchen Abraham und seinen Sohn, wären seine Sätze gut gewesen; aber den Christen heutiges Tages, werden sie gänzlich unnütz. Diese verstehen ihren wahren Nutzen besser. Wollte er diese zur **Gerechtigkeit bereden,** so müßte er, z. e. **den Rentirern,** nach der Rechenkunst, beweisen: daß, wenn sie gerecht wären, sie ihnen 10 und 15 für hundert, anstatt der

4 oder

4 oder 5. ſo ſie nun ziehen, einbringen werde: den Kaufleuten, daß die Gerechtigkeit ſie vor den Bankruten ſicher ſtellen werde, und ihre Waaren würden deſtomehr ſteigen, jemehr ſie ſich in dieſer Tugend vollkommener machen. Dem Handwerksmanne, daß die gute Waare viel eher, als die ſchlechte zerriſſen; daß man bey den Gerechten mehr beſtellen werde, oder ſo ſie nicht betrögen, würden ſie die Arbeit geſchwinder, und mit geringerer Mühe fördern können ꝛc. Dieß wären handgreifliche Gründe geweſen, und geſchickt einen Eindruck zu machen; aber ganz anders, als die Gründe des Verfaſſers dieſer Schrift ſind.

Auf der 177. S. beweiſt er wiederum, daß er die Welt im geringſten nicht kennet. Er führet verſchiedene Beyſpiele von Ungerechtigkeiten an. Er geſteht, die Menſchen hätten einen natürlichen Hang darnach. Warum hält er ſich denn dabey auf? und will ſie durch Wege ändern, welche ihrer Natur ganz zuwider laufen? Er giebt unter andern den letzten Willen eines bemittelten Ungerechten. Dieß beweiſt ja, daß ein Ungerechter ſich bereichern, und im Ueberfluſſe abſterben kann. Ein herrlicher Schluß, einen von der Ungerechtigkeit abzuleiten! Sollte er ihn nicht weit eher dazu anreizen?

Von der 220ſten bis 300. S. beſchreibt er Saturnalien. Da iſt dieß Buch am leidlichſten. Es heißt die Luſtbarkeit; gut. Dieß heißt noch den Menſchen kennen! Er verwirft die Uebermäßigkeit. Auch noch gut. Die Natur ſelbſt,

warnet uns vor dem Selbſtverderben: auch führet der Verfaſſer, unter andern, dieſen Grund an, uns vor den übertriebenen Fleiſchesluſten zu warnen.

Und doch hat er ſich in einem Stücke nicht ganz verläugnen können. Er will die Reichen bereden, die Saturnalien der Alten, einigermaßen wieder hervorzuſuchen, und wie jene, freygebig gegen würdige Arme zu ſeyn. Bildete er ſich denn ein, daß die Reichen für jemand anders, als für ſich, reich ſind? Die Armen mögen ſich mit dem Stande behelfen, darein ſie das Glück geſetzet hat. Ihr Elend iſt die geringſte Sorge des Reichen. Er hat die Zeit nicht, daran zu gedenken. Ja er darf nicht einmal, nach dem Grundſatze: **Man müſſe ſich ſelbſt, mit Ausſchluſſe aller andern, lieben.**

Von der 300ten S. bis 330ſten, und von 364. bis 412. kömmt er wiederum auf die **Gerechtigkeit.** Doch nennet er ſie nicht. **Er fürchtet,** (wie er ſelbſt geſteht) **dieß Wort möchte den Leſern endlich ekelhaft vorkommen.** Er redet von der Gerechtigkeit der Großen. Allein man mache darüber wiederum mit wenigem Unterſchiede eben die Anmerkungen, welche ich über die 11te und 23ſte Seite gemachet habe.

Man ſollte denken, der Verfaſſer habe die Werke **Antonins** ausgeſchrieben: ſo geneigt iſt er für das Beſte der Unterthanen. Er wähnet, die heutigen guten Fürſten ſollten ſich eben nach den Beyſpielen eines **Trajans**, eines **Cyrus**, eines **Rodrus**, eines **Veſpaſians**, eines **Servius Tullius**, oder eines **Decius**, oder eines **Dions**, des Bewunde-

rers des Platons, oder nach andern Prinzen des Alterthums richten. Er vergißt aber den Grundſatz: qui bene diſtinguit, bonus eſt ſcripturæ interpres, und ſollte auch die Zeiten unterſcheiden.

Gewiß, als der gute Mann ſein Buch ſchrieb, ſo vermeynte er, die Seele des Sokrates begeiſtere ihn. Er redet eine Sprache, die niemand verſteht. Er nimmt Grundſätze an, die ſchon längſtens verworfen ſind. Er fodert, gerade wider das Herz, ſtreitende Neigungen. Meiner Meynung nach, ſollte er ſeinen patriotiſchen Redner daraus weglaſſen, welchen er auf der 398ſten S. prächtig aufſtellet; damit er Lehrſätze predige, welche einem großen Geiſte heutiges Tages unausüblich ſind. Hingegen ſollte er im Ernſte die Lehre des politiſchen Schwätzers anbefehlen, welcher a. d. 383. S. auf eine ironiſche Weiſe auftritt. Da ſieht man, wie wir fehl gehen, wann wir die Welt nicht kennen.

Zur Veränderung, (denn der Verfaſſer merkte wohl, daß dieſe Materien nichts minders, als nach dem allgemeinen Geſchmacke wären) ſtreuet er zuweilen Stücke mit unter, die das ſchöne Geſchlecht betreffen. In der That iſt dieß ein Gegenſtand, leichter zu gefallen, als ſo düſtere Regeln einer zwingenden Sittenlehre. Der Leſer erlaube mir, etwas zurück zu gehen, um dieſen Punct zu zergliedern: dann ob ſchon hier der Verfaſſer nicht ſo beſondere Meynungen, als anderswo, heget; ſo iſt doch daben daran noch ein vieles auszuſetzen.

Er ſpricht z. E. auf der 103 S. von den übelgepaarten Ehen; er bringet einen Brief, von einem ſchon verſtändigen Frauenzimmer, welches ſich über die Denkart unſeres Weltalters, in Eheſachen beſchweret, und daß man nur nach dem Gelde läuft. Eine reiche ſchreibt ihm auch: aber dieſe klaget über die Menge überläſtiger Freyer. Der Autor füget ſeine eigene Gedanken bey, und fodert in alle Wege die Tugend, um eine glückſelige Ehe zu machen.

Alles dieß wäre noch gut für eine platoniſche Welt. Der Leſer aber urtheile ſelbſt, ob dergleichen Grundſätze, zu unſern Zeiten, nicht verachtet ſind? Jedermann kennet die Macht des güldenen Regens. Das ſchöne Geſchlecht war freylich befugt, ſich durch einen äuſſerlichen Glanz verblenden zu laſſen. Seit langer Zeit ſind die Liebesheurathen nicht mehr gebräuchlich. Man ſuchet eher die Heurath, als eben darinnen in einer ehrbaren Einigkeit zu leben. Da ſollte dann unſer Autor lange wiſſen, daß die Liebe nicht mehr der Zweck der ehelichen Verbindungen iſt. Man will nichts, als nur ſich ſetzen; dabey etwa Geld erwerben, ſich Ehre verſchaffen, und einen oder höchſtens zween Erben hinterlaſſen, oder ſonſt was von dieſer Art. Solches alles aber kann man erwerben, ohne ſich eben zu lieben, ohne eben den Hausfrieden zu pflanzen: folglich können die Regeln, die er vorſchreibt, höchſtens bey dem gemeinen Manne Platz haben; die Großen ſind ſicherlich derſelben unbenöthigt.

Auf

Auf der 191ſten S. giebt er eine überaus einnehmende Abſchilderung eines jungen Ehepaares. Allein, was das ſchlimmſte iſt, ſo glaube ich: es hat ſolches nirgends ſein Weſen erlanget, als in dem Gehirne des Autors.

Von der 194ſten S. bis 223ſten findet ſich eine freye Ueberſetzung der Xantippe des Erasmus, über die Weiſe, ſich in der Ehe zu betragen. Mit aller Hochachtung, die ich für dieſen ſchönen Geiſt habe, ſo fürchte ich doch, er möchte, da er als ein Geiſtlicher, immer in dem ledigen Stande zugebracht hat, kein recht geſchicklicher Richter über das Frauenzimmer geweſen ſeyn.

Auf der 233ſten S. giebt der Autor ein ökumeniſches Sendſchreiben an das ganze weibliche Geſchlecht. Er redet darinnen von ihrer Schönheit, und auf was Weiſe ſie ſich derſelben bedienen ſollen: allerwegen ſehr ſchmäuchelhaft für dieſe Hälfte der Menſchenkinder; welche ohne dieß ſchon ſehr ſtolz, auf ihre Vortheile, und ſonderlich auf dieſe ihre Eigenſchaft ſind, die er ſo ausſtreicht. Doch ich wollte ihm dieſe Lobſprüche noch nachſehen, wo er ſich nur nicht den Patrioten nennete: allein hätte er als ein ſolcher mit ihnen nicht etwas deutſcher reden ſollen?

Er verlachet unter andern die Stutzereyen: allein ich fürchte, er werde nicht zu ſeinem Zwecke gelangen. Das ſchöne Geſchlecht hat einen allzufeinen Geſchmack, und das Herz iſt zu zärtlich, dergleichen, ihm ergebne Sklaven, ſo unbarmherzig abzuweiſen; zumal da ſo das glänzende Aufenwerk

der-

derſelben, die Hofſtatt dieſer Göttinnen, noch mehr zu erheben ſcheint. Vermeynt denn der gute Mann, unſern Damen, die Gedenkart eines alten Platons einzuflößen? Wahrlich es wird dem weiblichen Geſchlechte immer natürlicher werden, in ſeine ſaure Sittenlehre zu fallen. Der feigſte Weichling ward immer dem tugendhaften Philoſophen vorgezogen.

Auf der 349 S. füget der Autor, als eine Zugabe, die Ueberſetzung eines Fragments aus dem Simonides bey. Ein Stück wider die Weiber. Ich will nicht heraus ſagen, was ich darüber gedenke; aus Furcht, ſie zu ſtark wider ihn aufzubringen. Allein geſetzt, er halte in der That unſere Weibsleute tugendhafter, als die aus der alten Welt; ſoll natürlicher Weiſe ein Mann, der in andern, ſo wenig von unſern Zeiten kennet, der gebührende Richter über das ſeyn, ſo das heutige Frauenzimmer angeht?

Es folgt S. 415. ein zweytes allgemeines Schreiben an das Frauenzimmer. Er lobet darinnen ihren Witz. Er greift die Buhlſchweſtern an. Er ſchildert die Aspaſia: allein auch noch viel zu ſchmäuchelhaft für einen Patrioten. Er muntert das ſchöne Geſchlecht zum Leſen auf, ihren Geiſt zu bilden. Er prediget ihnen dabey, den Zweck tugendhafter zu werden, wie in dem vorigen ꝛc.

Was die Buhlereyen betrift, ſo halte ich dafür: Er habe unrecht. Ich finde nichts liebenswürdigers, als eine Buhlſchweſter. Dieſe Eigenſchaft, ſcheint

mir

mir von einer ſchönen Frau unzertrennlich. Ja, wie mir däucht, ſo gehöret ſie unter das Weſentliche des ſchönen Geſchlechtes. Deſto ſchlimmer für uns, wenn wir thöricht genug ſind, und uns fangen laſſen. Es bedünket mich darum, der Verfaſſer hätte eher die Damen anfriſchen ſollen, ihre Sorgfalt auf neue Eroberungen zu verdoppeln. Uns liegt es nur alsdann ob, auf der Hut zu ſtehen, und uns von keiner Bezwingerinn beſiegen zu laſſen, als die unſer Glück machen kann.

Aus dieſem Satze. (Ich bin verſichert, ein jeder vernünftiger Leſer wird ihn annehmen) ziehe ich eine Folge, das Leſen betreffend. Es leſe das Frauenzimmer! Es bilde ſich dadurch ſeinen Witz: allein, nur um ſich in der Buhlerey vollkommen zu machen; und um dieſe, den Schönen ſo anſtändige und ſo natürliche Eigenſchaft, ins ſeine zu bringen.

Opern, Komödien, Romane, Liebesbriefchen, Arietten, zärtliche Geſpräche, Herenmährlein, Ebenteuer, galante Briefe, Spielbücher, und höchſtens etwa ein Haushaltungs und ein Kochbuch; dieß gehöret für Sie. Sie bedörfen keiner andern Wiſſenſchaft, als uns eine verliebte Geſellſchaft zu werden, uns Kinder zu ſchaffen, ſie aufzuziehen, und zu Tiſche und zu Bette, uns fröhlich zu unterhalten.

Ich dürfte nicht ſagen, daß Bücher von einem erhabenen und ſattern Geſchmacke für das ſchöne Geſchlecht zu hoch wären. Allein da es nur gemachet iſt, dem Manne eine kurzweilige Geſellſchaft abzugeben: ſo glaube ich überhaupt, daß ſie ſehr

froh

froh seyn werden, einer Mühe überhoben zu werden, welche sie in einen Kreis versetzen würde, für den sie nicht gebohren sind.

Um nicht zu langweilig zu werden, übergehe ich eine Menge anders, wo unser Autor, ob schon er eben nicht schulmännisch schreibet, doch auf abgeschaffte und altväterische Gründe bauet. Und dieß ist zu unsern Zeiten desto ungereimter, weil man hermalen, was die praktischen Lehren betrifft, die Vernunft nicht mehr so sehr zu Rathe zieht, als ehedessen.

„Gleichwie etwa ein geschickter Fürsprecher vor „allen Dingen auf die Neigung seines Richters „merket, ehe er der Gesetze achtet, oder auf die „Billigkeit seiner Sache sieht; also soll zu unserer „Zeit ein Autor vor allen nur die Erfahrung der „Welt, und was darinnen üblich ist, zu Hülfe neh„men. **Wir andern heutigen Sittenrichter** „halten uns hauptsächlich an das Herz des Men„schen. Es ist das unser Leitstern. Diese unerschöpfliche Quelle der Leidenschaften führet uns. „Wir gestehen einerseits, daß die große Zahl der Men„schen sich gegen das neiget, was die Alten böse „hießen. **Andererseits aber**, da wir einen Hang „darnach spüren, so heben wir auch vernünftig an „zu zweifeln: ob nicht unsere Voraltern sich irgend „gröblich betrogen haben, das zu verwerfen, was un„sere Natur so inniglich liebet? und ob es nicht „daraus folge: das müßte wohl gut seyn, was sie „als böse verworfen haben! Daran sind wir heu„tiges Tages: dieß ist die Regel, der wir in den

Aus-

Ungerechtigkeitliebenden Mann hält? Denn was iſt doch für ein Unterſcheid, ob einer aus einem Menſchen in eine wilde Beſtie verwandelt wird, oder ob er in menſchlicher Geſtalt einer Beſtie an Grauſamkeit vollkommen gleich iſt?

* * *

Weil es dem Herrn Verfaſſer dieſer Uberſetzung gefallen hat, ſich auch an den erſten Satz des ganzen Buches von den Pflichten zu machen, ſo wollen wir es auch hiermit eben ſo halten, und erſtlich das Original, ſodann aber Hofmanns Dollmetſchung hierherſetzen, und die neuere dann allererſt darauf folgen laſſen. Hier können wir aber zum Voraus, nicht unbezeuget laſſen, daß uns die Hofmanniſche Abtheilung des ſo weitſchweifigen Ciceroniſchen Satzes in etliche kleinere weit angenehmer und zierlicher zu ſeyn bedünket, als die dunkele Weitläuftigkeit der neueren, die dem Lateine von Wort zu Worte folget; aber eben deswegen von der guten Deutſchen Art die Worte zu fügen, gar zu ſehr abweichet. Kurz, Hofmanns Satz ſieht wie ein Deutſches Original aus; dieſer letztere aber klingt in deutſchen Worten lateiniſch. Doch der Leſer mag ſelbſt ſehen, wie es ihm gefällt.

Cicero de Officiis Lib. I. Cap. 1.

QVAMQVAM te, Marce fili, annum jam audientem Cratippum, idque Athenis, abundare oportet præceptis inſtitutisque philoſophiæ, propter ſummam & doctoris auctoritatem, & urbis; quorum alter te ſcientia augere poteſt, altera exem-

„Ausübungsfolgen feſt verſichert ſind, daß auch wahr-
„haſte Gründe einſtens unſere Einſicht unterſtützen
„werden.„

Ich thue noch dieß hinzu: Unſer Patriot bilde ſich nicht ein, daß der Charakter eines helvetiſchen Patrioten, auf welchen er Anſprüche machet, ſeinen gothiſchen Lehrſätzen ein Gewicht geben werde. Die heutigen Schweizer ſind nicht mehr die alten. Sie leben nicht mehr in den Tagen der Alberte, oder eines Ludwigs des XI. Sie verſtehen die feine Staatsklugheit ſowohl, als ihre klugen Nachbaren; ſie wiſſen eben ſowohl als ſie, was *Ratio Status* heißt.

Ich erſuche den helvetiſchen Herrn Patrioten, er ſey, wer er wolle, meine Freyheit für entſchuldigt zu halten. Als ein Schweizer aus der alten Welt, deſſen Sätze er annimmt, ſchmäuchle ich mir, er werde ſich meiner Critik wegen nicht beleidiget finden.

III.

Fortſetzung der neuen Entdeckungen vom Alterthume des epiſchen Gedichtes, Reinike der Fuchs.

Im vorigen Stücke habe ich dasjenige gemeldet, was mir ſelbſt in Anſehung dieſer Unterſuchungen zu entdecken geglücket. Nunmehr will ich auch bekannt machen, was mir von einem Paare entfernter Gönner davon mitgetheilet werden. Der erſte

erste war Hr. Prof. Heinrici in Altona. In einem Schreiben vom Maymonde 1756. meldete er mir, daß ein gewisser Engländer, Hr. Low, der sich vor einigen Jahren eine Zeitlang in Leipzig aufgehalten, ihm gemeldet: Er hätte eine englische Ausgabe vom Reineke Fuchs, die vom Carton 1485. gedruckt worden, und also älter sey, als unsre deutsche vom Heinrich von Alkmar.

Was war nun hierauf zu sagen? Zu vermuthen, daß der Freund in England die Jahrzahl nicht recht gesehen, oder nicht genau angegeben, wäre zwar leicht genug; aber der Achtung nicht gemäß, die man gegen vernünftige und gelehrte Liebhaber der Wissenschaften zu bezeugen schuldig ist: zumal wenn sie von einer Sache nicht beyläufig, sondern ausdrücklich und mit Fleiß schreiben. Könnte es denn nicht seyn, daß Heinr. von Alkmar wirklich, wie er in der Vorrede saget, einen ältern Dichter gefunden hätte, der die Geschichte von Reineken dem Fuchse vor ihm beschrieben; die er also zum Grunde seiner Arbeit geleget, und in Reime gebracht hätte? Er würde dabey noch allemal viel Verdienste behalten, und auch den Namen eines redlichen Mannes noch weit besser behaupten können, als Baumann, sein Nachfolger: indem er sich gar nicht für den Erfinder, sondern nur für den Uebersetzer dieser Fabel ausgegeben, wie seine ausdrücklichen Worte lauten: Mank dessen (Poeten) is eyn gheweſt, de to nute vnde lere der mynschen geschreven heft eyne Hystorie vnde Fabele von Reyneken deme Vosse ꝛc. und bald hernach: Ick Hinreck

van

van Alkmer ꝛ ꝛ ꝛ hebbe dyt yeghenwerdyge Boek uth walſcher vnde franszöſeſcher ſprake geſogt, vn vmmeghebſath in dúdeſche ſprake ꝛc.

In dieſen zweifelhaften Gedanken blieb ich den vorigen Sommer und Herbſt über; in der gewiſſen Hoffnung, daß ſich vieleicht noch mit der Zeit etwas nähers zeigen würde, was der Sache ein Licht geben, und die in den tiefſten Alterthümern begrabene Wahrheit wiederum an den Tag bringen würde. Und ſiehe, geneigter Leſer, dieß iſt nach meinem Wunſche und Hoffen geſchehen. Itzt folgendes zweytes Schreiben eines gelehrten Mannes aus Lübek, wird dich davon mit mehrerm belehren. Es lautet ſo:

Hrn. Subrector Geßners, Bibliothekars zu Lübek, Schreiben an den Verfaſſer dieſer Monathſchrift, Reineken den Fuchs betreffend.

P. P.

Eur. Hochedelgeb. werden ſich über die Freyheit wundern, die ich mir nehme, Denenſelben mit einem Briefe beſchwerlich zu fallen; da ich doch die Ehre nicht habe, Ihnen bekannt zu ſeyn. Die Sache, wovon ich ſchreibe, kann mir vieleicht Verzeihung meiner Dreiſtigkeit zu wege bringen. Reinecke der Fuchs iſt die Urſache dieſes Briefes. Es kann ſeyn, daß ich mir zuviel ſchmäuchle, wenn ich glaube, es würde Eur. Hochedelgeb. nicht unangenehm ſeyn, einige Nachricht von einer ſehr alten Ausgabe dieſes Buches zu bekommen:

dennoch bestärket mich in dieser meiner Hoffnung, die viele Mühe, welche sich Dieselben um dieses Gedicht gegeben haben.

Der öffentliche Büchersaal unserer Stadt, besitzet eine Ausgabe von diesem Buche, die 37 Jahre älter ist, als die Baumannische vom 1522. Jahre Sie ist holländisch, und in ungebundener Sprache, und zu Delst 1485 gedruckt. Ob ihr Format 4. oder 8. sey, kann ich nicht bestimmen. Doch eben itzo sehe ich, daß die Signatur zeiget, es sey 8. denn sie gehet so, aj. ajj. ajjj. ajjjj. Dem folgen vier Blätter, die kein Zeichen haben. Auch die Seitenzahl ist unten bemerket, sie geht aber nicht durch das ganze Buch. Auf dem Titelblatte steht diese einzige Zeile: Die Historie van reynaert de Vos.

Nach dem Titelblatte folget auf zweyen Blättern das Verzeichniß der 49 Capitel, worein das Buch getheilet ist. Durch das ganze Buch ist bey dem Anfange eines neuen Capitels der Anfangsbuchstab ausgelassen, weil man sie damals einzumahlen pflegte. Die kurze Vorrede ist diese.

„Hier begint die Hystorie oste die Parabolen „van reynaert die Vos. In welcken Historie di „parabolen beschreuen sijn veel scone leren „ende merkelike punten. bij welke punten „men mach leren kennen die subtile cloeche„den die dagelics' gehandert ende ghebruyct „worden, onder den raet daer heren ende „prelaten ghestelic ende waerlic ende onder die „coopluden. ende oec onder den gemeene volc. Ende „dit boec is ghemaect tot nutscap ende tot profijt „alre goeden menschen op dat si daer in lesende „sellen mogen verstaen ende begripen die voernoem-

„de

„de ſubtile ſcalcheden die daglics in der werelt „gepruyct worden. nit om dat men ſe gebruyken „ſal. mer om dat hem elc menſche ſal mogen wach„ten ende hoeden dat ſie van den ſcalken niet be„drogen en worden. ende ſoe wye dan welcomen „verſtant hier of wil onſangen die moet hem poe„ghen dicwyl hier in te leſen ende naerſtelic aen te „mercken dat ghene dat hij leſet. wanttet ſeer ſub„tyl geſet is. ghelijck als ghi al leſende vernemen ſult. „alſo dat men mit een ouerleſen den rechten ſin „of dat rechte Verſtant niet begripen en can. „mer dicwijl ouer te leſen. ſoe iſt wel te verſta„ene. ende voer den verſtandelen ſeer ghenuechtelijck „ende oeck profuelijck.

So wenige Nachricht in dieſer Vorrede von dem wahren Verfaſſer dieſes Buches zu finden iſt, eben ſo wenig Spuren findet man von demſelben, in den übrigen Theilen. Sollten Eur. Hochedelgeb. dieſes Buch ſelbſt in die Hände bekommen, ſo glaube ich, Sie würden Heinrichen von Alkmar bey ſeinem Worte halten, und glauben: er ſey ein Ueberſetzer. Damit will ich aber nicht ſagen, daß er es aus dem Franzöſiſchen überſetzet habe. Darf ich muthmaßen, ſo möchte ich ſagen, das Wort wälſch, ſey damals ſchon in der weitläuftigen Bedeutung genommen worden, in welcher es meine Franken gebrauchen. Sie ſagen von einem jeden, der undeutlich ſpricht, und den ſie nicht verſtehen können, er ſpreche wälſch. Dürfte dieſe Muthmaßung nicht dadurch beſtärket werden, daß beydes, franzöſiſch und italiäniſch, wälſch genannt wurde*?

* Das habe ich ſchon in der Einleitung zu Reineken dem Fuchſe gemeldet. Aber vom holländiſchen glaubte ichs nicht.

So viel ist wohl gewiß: daß man es der plattdeutschen Ausgabe in Versen, wenn man sie gegen diese alte holländische hält, auf allen Seiten ansehen kann: sie sey eine Uebersetzung, und keine Urschrift. Der poetische Uebersetzer, (es sey dieses Heinrich von Alkmar, wie ich dafür halte, oder ein anderer gewesen,) hat sich die Freyheit genommen, 1) den mehresten Thieren andre Namen beyzulegen; 2) manche Stellen mit mehrerer Schamhaftigkeit auszudrücken, und einige allzudeutliche Erzählungen abzukürzen; 3) manches zweymal zu sagen; oder des Reims wegen manches hinzuzusetzen, welches er in der Urschrift nicht gefunden hat. Ich tadle ihn hiermit ganz und gar nicht, sondern ich führe es nur an, zu zeigen: daß die plattdeutsche Ausgabe in Versen eine Uebersetzung sey. Dessen ungeachtet will ich diese holländische Ausgabe nicht für die Urschrift dieses Buches ausgeben. Aber dieses wird mir wohl eingeräumet werden können, sie sey keine Uebersetzung aus dem plattdeutschen Reinike der Fuchs: denn was hätte den Uebersetzer alsdann bewegen können, so manches auszulassen, oder ganz anders auszudrücken, als der Poet gethan hat?

Diese drey Stücke, daß der poetische Uebersetzer andre Namen gebrauchet, manches ausgelassen, und andre Dinge hinzugesetzet habe, zu beweisen, will ich einige Stellen abschreiben, und gleich den Anfang hieher setzen:

„Et was omtrent pinxteren alsoe dat tet wout
„dan gaerne lustelic ghestelt plech te wesen. Van
„loueren bloetsseme bloemen wel rukende ende me-

de

„de van voghelen ghesanghe. Alsoe dat die edel „coninck van allen dieren woude des pinxteren „daghes te state een eerlic hof houden dat hi ouer „al sijn lant te weten dede Ende liet dat met naer„ste gebieden an een yeghelic dier al daer te comen „Alsoe dat alle de dyeren groot ende cleyne te houe „quamen Sonder reynaert die Vos. want hi be„kende hem seluem broeckich aen menighen dyeren „dye daer wesen souden. Alsoe dat hi dat niet „waghen en dorste daer te comen. Doe die coninc „aldus alle syn hof versament hadde doe en was „daer nyemant dan alleen die das, sie en hadden „alle ouer reynaert swaerlic te claghen.

Die erste claghe von ysegrim den wolf ouer reynaert.

„Ysegrim mit sinen magen die ghinc staen voer „den coninc ende sprac. lieue ghenadige here. „Heer coninc doer uwe grote mogbentheit doer recht „ende doer uwe grote ghenade so wilt mijnre ont„fermen der groter onredeliker misdaat die reyna„ert die Vos aen mi ende aen mine Huysvrouwe „ghedaen heeft Alsoe dat hi to minen Huys nit „mit wille van mijnre huusvrouwe gheweest is„ende daer beseykede hi mijn kynderen daer si lag„hen. alsoe dat sie daer al blint of geworden „sijn Noch meer so sijn hier dage afgeraempt ende „verdadingt waert also dat reynaert soude hier enn „oensculd voer doen. alsoe dat doe die heilegben „voert gebrocht worden. Doe bad reinaert hem „anders bedacht ende hi ontvoer rockeloes weder „in sien veste Ende lieue heer coninck dit weten „vele van de besten die hier tot uwen houe sijn ghe„comen. Noch hest hi mi in vele meer anderen „salen seer grotelic misdaen Ende hi en leeft niet „diet v al gesegben soude die ic op desen tijt staen „will laten. Mer die scande ende die Vnere die

„bi minen Wiue ghedaen heeft dye en wil ic niet „verſwighen noch enghewroken laten hij en ſalt „mij beteren.

Die claghe van cortoys

Noer deſe woerden ſo ſiont daer een hondkijn „op ende biet cortoys ende claghede den coninc hoe „hi des winters in den haerden Vorſie te male ſere „verwintert was. alſoe dat hi niet meer van ſpi„ſen behouden en hadde dan een worſie Ende die„ſelue hadde reynaert die vos hen ghenomen.

Doe ſprac tybert.

„Noer des ſoe coemt tybert die cater mit toerni„gem moede. ende ſprane in den rinc ſegghende„heer coninck Jc hoer hier reynaet heeft v onbulde „Ende hier en is nyemant hi en bevet wel te wroe„gene. Dat certois hier claget dats ouer mennich „iaer gheſchiet. Al en claghe ic des niet. Die „worſt die was mijn. want ic had ſe bi nacht „ghewonnen in eenre molen. die molenaer lach ende „ſliep. Had certois hier wat aen das was ouer„mits mi. Het is beſt dat hi van deſen ſake all „ſtille ſwighe op deſe tijt Panther die ſprac docht „v dat goet tybaert dat men deſe claghe ſwege van „reynaert. Dat is een recht moerder rouer ende „een dief. Hy en heeft niemant ſoe lief Jae onſen „here den coninck of wi dat hi ſyen woude dat hi „verloer goet ende ere Op dat hy daer ſo vele als „enen boute van eenre vetter Hennen aen winnen „mochte.

Jc wil v ſeggben wat hy ghiſteren an den daghe „cuwaert miſdede. die hier ſtaet in des conincs „vrede ende gheleyde. Soe gheloefte hij cuwaert ende „ſede dat hij hem ſinen credo leren ſoude ende ma-

ken

„ken hem eenen goeden capellaen Hij deden voer
„hem gaen ſitten tuſſchen ſine bern al vaſt hou-
„dende Soe begonden ſi te ſamen te leſene ende te
„ſingen ende riepen lude credo credo Mijnen wech
„die lach daer ben Soe dat ic deſen ſanck daer ho-
„erde doe trad ic wat naerre ende vijnde Meyſter
„reynaert ende alſoe hi iertſie las ende ſanck dat had
„hi begeuen. ende hi ſpeelde ſijn oude ſpeel want
„hi hadde Tijwaert bi der Keele. ende had ic op
„die tijet niet gheeomen hi ſoude hem ontlift heb-
„den hier an hem ſien moget Sonder twivel heer
„coninc laet die hem dit te goete vergaen dat hi
„uwen vrede aldus ghebroken heeft ghi en wilt
„daer recht af geſchien laten nae wtwiſinge uwer
„mannen. Nien ſalt ouer menich iaer uwen kin-
„deren mispriſen

„Seker panther ſprac yſegrym ghij ſeyghet waer
„het waer goet dat men recht dede voer den ghenen
„die gheerne met vreden leuen ſouden.

Hoe grymbaert die daſſe reynaert verant-woert. ende voer hem ſpreect voer den coninc.

„W ſprac grimbart die daſſe ende was reinaerts
„ſrnre ſuſierſoen. met eene toernigben moede heer
„yſegrym dats harde qualike gheſeit doch het is een
„oude ſprake. Viants mont ſeit ſelden goet. Wat
„wijt di minen oeme Reynaer Ic woude dat ghi
„des aengaen dorſt een wedſpel dat hi hinghe bi
„ſijnre keelen an enen boem als een dief Soe wie
„van v ende van minen Oem den anderen meeſt
„misdaen hat al en coemt hij nu hier niet te cla-
„ghen. Nier waer bi ſo wael te bore ende ſtont
„bi ſoe wael mit minen heere den coninc als ghi
„doet Ten ſoude hem waerlijken niet goet duncken

„ende ghi en ſout hem dat niet te vergheues ghe-
„daen hebben. Ghi hebt minen oem met uwen
„fellen tanden ſo dicke ghenepen ende ſo mennich-
„werf gedrongen meer dan ic wael vertellen can
„doch ſoe wil ic ſomme Punten ſeggen die bewi-
„ſeliken ſijn. Wet di niet hoe ghi hem misdeylde
„and' pladdyſe di bi v van der karrenn werp de
„ghi vaſt van verres nae volgede. ende ghi aet
„die goede pladdyſe allene in v gherief ende en
„gaeſt hem daer niet af ſonder die grate ende dat
„gi ſeluer niet en moecht. Aldus ſo dede ghi hem
„oec van den vetten bake die alſoe wel ſmakede.
„ende die ghi allene in uwen buuck hemelde Ende
„do reynaert mijn oem ſijn deel eyſchede doe ant-
„woerde ghi hem weder in ſpotte Reynaer ſcono
„ioncheliuc Jc wil v gaerne v deel gheuen. Mer
„mijn oem en creech niet ende hem en wart des
„niet te bat. Nochtans hadde hi den baeck alleen
„gewonnen met Anxte. want die man die quam
„ende werp hem in ſeenen ſack daer bi nauwelic
„wt quam hy en was ierſte bij nae doot. Aldus
„danighen noot ſo heeft reynaer menich weruen
„meer ende meer doer yſegrim gheleden.

„Ghij heren duncket v dit goet ghenoech. Noch
„iſt menre bij claget ho dat reynar mijn oem hem
„aen ſijn wijf ſeer miſdaen heeft. Mijn oem
„heefſe gemint Jae dat is wel ſeuen iaer gheleden
„eer dat hi ſe trouwede. Of dan reynaert daer
„doer minne ende houeſcheit ſinen wille dede. wat
„waſt dann Sie was daer ſchiere ſof ghenefen.
„Hier en ſoude billicr gheen claghen of weſen waer
„yſegrym wijf. hi ſoude dat ghelaten hebben. hi
„en doet hem ſeluen daer gheen eer mede dat hi
„ſijn wijf aldus bedraget want ſie en claget doch
„niet. Nu maket cuwert die haſe oeck een claghe.
„dat dunct mi oec een Viſcuaſe weſen. Of hi ſijn
„leſſe niet te rechte en laß. ſoude reynaert ſijn mee-
„lier

exemplis; tamen, ut ipſe ad meam utilitatem ſemper cum Græcis Latina conjunxi, neque id in philoſophia ſolum, ſed etiam in dicendi exercitatione feci: idem tibi cenſeo faciundum, ut par ſis in utriusque orationis facultate.

Herrn Hofmanns Uberſetzung.

Du biſt nunmehro von ſolchem Alter, mein Sohn Marcus, daß du einen reichen Vorrath an Gebothen der Weisheit haben ſollteſt. Den Cratippus haſtu auch bisher zu Athen ein Jahr lang gehöret. Ein ſolcher Mann konnte dir viele herrliche Lehren, und die berühmte Stadt manch erbauliches Exempel, geben. Nichts deſtoweniger bin ich der Meynung, daß du dich nicht minder aus lateiniſchen als griechiſchen Büchern erbauen müſſeſt; weil ich aus eigener Erfahrung weis, wie zuträglich mir die Verknüpfung der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, ſowohl zur Weisheit als zur Beredſamkeit geweſen iſt.

Hrn. C. A. H. Uberſetzung.

Wiewohl du, lieber Sohn, weil du ſchon ein ganzes Jahr des Cratippi Zuhörer geweſen, und zwar zu Athen, an philoſophiſchen Lebensregeln und Lebensarten einen groſſen Vorrath haben muſt; indem du einen unvergleichlichen Lehrer haſt, in einer unvergleichlichen Stadt, ſo, daß jener deine Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit vermehren, dieſe aber dir gute Exempel darſtellen kan: So bin ich doch der

„ſter hem niet ſlaen moeten Sould men die clercken „niet ſlaen ende van bore bouerye niet wennen „nimmermeer en ſouden ſi leren. Nu clagede cor„tois dat hij met pynen een worſt vercregben hadde „in den winter Alſoe dye coſt die nauwe te winnen „was deer mocht hi bet of ſwigben want hi hadſe „gbeſtolen Male queſiſti male perdidiſti. Tis recht „dat men qualike quijt wort dat men qualiken ge„wint. u. ſ. w.

Der klagende Hahn heißt hier Cantencleer. Von den beyden andern, Cantart und Craeyant heißt es:

„Twee die ſcoenſte hanen die men tuſſchen Hol„lant ende ardennen vijnden mocht. Deſe twe Ha„nen die waren coppen beide boer broeders Ende „ſie riepen beyde ſo rouweliken O wach ende o „we om doots wille boerre lieuer ſuſier coppen.„

Dieſer Ihre Grabſchrift iſt hier ganz kurz:

„die goede Coppe Canteklers Dochter. Die reynaert „din Vos met valſcher lagen verbeten beeft die „leyt hieronder begrauen. beclaget boer. want „ſie ſamelic in boren doot ghecomen is.

In dem 14ten Capitel des erſten Buches erzählet dieſe Ausgabe, die Geſchichte des Pfaffen und des Katers nicht ſo züchtig, als die plattdeutſche. Es heißt hier:

„ende voer den paep tuſſchen ſine beenen metten „clauwen ende metten tanden. Alſoe dat hi hem „ſinen rechteren cul of haelde. Deſen ſpronck be„quam den paep ſo qualiken ende tot groten ſcan„den

Dit dinc viel nedder op die vloer Vrouwe iule„ke dit vernam ende ſwoer groſlick bi boers va„ters ſiele. ſi wonde datter boer ghecoſt waer die „offerhande van eenen helen iaer dat den Paep

„die ſcade die ſcande ende die leemde niet „gheſchiet en waer. ende ſprack In des dúuels „namen wort dit ſtrick hier ye gheſettet. Sich „mertinet lieue ſoen dits van dijns vaders ghewa„de, dat is een altengroten ſcande ende mi alte grote „ſcade al genaſe hi hier van ſo is nocht an mi ver„derft ende ewelic des ſouten ſpeels ommachtich. „Reynaert ſiont buten vor dat gat. ende heerde „alle die woerden ende lachte alſoe vermaten ſere „dat hi nauwe geſtaen en coude Hi ſprac aldus in „ſchimpe. Vrouwe iulocke ſwyghet all ſtille ende „laet uwen groten rouwe ſincken. Al heeft v here „ſinen cul verloren. ten ſcact hem niet als hi v „anders van bachten dienen wille. Hi ſal v noch„kans wel gherieuen Menige capellen ſijn oet „in die Werelt daer men niet den met eenre clo„cken en luijdt Aldus ſoe ſtraffede reynaert al „ſciempende vrouwe iulocke. want ſi temale rouwe„lick ghebeerde.

Inſonderheit weicht in dem andern Buche das 7te Capitel gar ſehr von der Ausgabe in Verſen ab. Welche von beyden am artigſten ſey, werden Eure Hochedelgeb. ſelbſt am beſten beurtheilen können: deswegen will ich die Ehre haben, auch hievon ein Stück abſchriftlich vorzulegen:

„Wat lieue neue wie doer die Werelt gaen wil „dit te horen ende dat te ſien ende dat dan weder „te vertrecken dat en is waerliken ſo claer niet te „doen. Hoe ſoude enich man honich handelen bi „en ſoude die vingheren licken. Ic werde wel di„cke in mijnre conſciencien ghewecket. als gode „boven al te minnen. eñ mijn euen kerſten ghe„like mi ſeluen. Alſo dat dit wel gode behaghelike „waer. ende voer gode dat beſte recht. want waendi „hoe vechten dan die teden van binnen teghen die „uter

„uterſten wille. den ſoe ſtae ick al ſtille in mi ſelven „dat ick bi nae in minen ſinnen verſuft werde Ende „ick en weet niet wat mij is Ende ick ben dan in „een verdriet Jc hebt nu al ghelaten. ende hate „alle dinck dat god niet en is: Ende ic climme „hoghe in beſcouwender contemplacien bouen ſijn „ghebode. mer deſe ſonderlinghe gracie die ghe„ſien mij als ic alleen ben. mer ouer een corte „wile daer nae. ende mj een luttel des werels in „coemt ſoe vinde ick ſon vele ſtenen in minen weghe „ende ick vinde de voetſporen daer deſe loſe prela„ten Ingaende ſijn ſo werde ick vluchs weder ghe„uanghen. So coemt die werelt. ende will dat „hoer. ende dat vleyſch met groter ghenuchten „houden. Ende deſe leggben mi ſo vele te voeren „Alſoe dat ic dan den goden ſijn al verlieſen. Jc „hoer daer ſinghen pipen lachen ſpelen ende alle „vroulich it. Ende ick hoer dat deſe al anders „ſeggben dan ſi dencken. Daer ſoe leer ick lye„ghen. Die loeghen die bedrijft ſonderlinge in „der Heren hove meeſt aen twivel. Heren vrouwen „Papen ende clerken die ſierdken die loeghen „meeſt. Men daer den Heren die Warheyt niet „ſeggben. Lief neue hier leer ick aen. Jc moet „mede loventuten af men ſoude mi buten die „Dore ſluden Jc heb dicke luden horen ſpreken „die waerachtich ende rechtuaerdich leken, ende „ſi een reden vertoghen daer ſi een loeghen die „totter reden ghelcec meede in brochten ende lie„tenſe mede doer ſtriken op dat hoerre reden te „ſchoenre ghelijken ſoude die loghen die coemt „dicke ſonder verraet ende ſi valt onverſiens in „een redene Ende want ſi daer in wel cledet ſo „laet menſe mede doere gaen.

Ich muß noch ein Wort von dem Beſchluſſe dieſes Buches ſagen, welcher zu beweiſen ſcheint:

daß

daß bey der amsterdammer Ausgabe, diese sey gebrauchet worden. Da ich die Amsterdammer nicht habe zu Gesicht bekommen können, so konnte ich sie auch nicht mit einander vergleichen. Ich will also noch den Beschluß abschreiben:

„Soe wie v nv van reinaert meer of min seit „dan ghij hebt ghehoert dat sijn al logbenachtighe „worden. Met dat ghij hier van hem voer ghe„hoert hebt ende ghelesen des moechdi wel gle„louen Ende soe wie das niet en ghelouet die en is „nochtans niet ongelouich. Doch hat sijn veel lu„den hadden siit ghesien sij souden te min tzyve„len. Doch soe sijn daer veel dingen ghesciet die „man wel geloefde al en was des nie ghesien. „Eck soe sijn veel Figuren ende byspeel dicke ghe„uonden die nie en waren noch en gescieden. Met „om een exempel den luden te gheuen daer sij bi „mochten ghedencken die doghet voert te setten en„de dat quat after te laten. Alsoe maect hier om „wesen. So wie dat dit wel verstaen wil al ist „boerdeliken bi vint daer vele wise leeren ende „goede sinnen in dat hem licht hier na doget ende „ere in brengen mocht. Daer en is niemant inne „belogen. Het is int gemeine voert gebracht. Elc „die treckes hem aen dat hem toe behoert. So wie „dattet verbeteren can die mac et bet. Wie dat „sijn beste doet die en is niet te witen. Nice die „alle dinc berechten wil die en is gheen dinc te „wille te maken. Ende soe wie dit verscrijft die „wil dit doch laten also hiet eynt.

„Hier eindet die historie van reynaert die Vos. „Int iaer ons heren M CCCC, ende lxxv opten „vierden dach van Junio. Delf in hollant.„

In

In dieſem Bande befinden ſich noch verſchiedene alte Stücke, als: een amoroeze Hiſtorie van den eedelen lantſloet, eende die ſcone Sandrijn in verſen die Konſt om te leren ſprecken ende ſwighen alſt tijt is, van Alberthanus van brixien.

Eyne ſchone leſſlike lere wo ein jewelik man ſyn huß regeren ſchal van Sunte bernardus.

Diet is dat boec van Arent boſiman. Es fängt an; Hier begint een miracxel dat geſciede int iaer ons her m, cccc, ende xxxiij. in die maent november in een dorp ghebieten meyerie in den lante von cleve by een ſtat ghenoemt does borch.

Das letzte iſt plattdeutſch, und iſt hier in Lübeck 1485 bey Matheus Brandis gedruckt. Es hat kein Titelblat, ſondern hebet ſich gleich alſo an. Dit bok het lucidarius dat ſprickt to dude ſo vele alſe ein vorluchter. Es handelt hauptſächlich die Gottesgelahrtheit, die Erdbeſchreibung und die Naturkunde der damaligen Zeiten ab. Wenn der Verfaſſer nicht ſelbſt davon ſagte: wat me in andern Boken duſter unde unvorſtendlich gheſchreuen vindet, dat vorclaret meſter lucidarius ganz ſchickelken; ſo ſollte man nicht glauben, daß es von einem Gelehrten geſchrieben ſey. Doch das gehöret nicht hieher. Ich bin ohnedieß weitläuftiger geweſen, als ich mir vorgenommen hatte. Ich bitte deswegen Eure Hochedelgebohrnen, nochmals gehorſamſt um Vergebung, und wünſche von Herzen, daß der bevorſtehende Jahreswechſel

Denen-

Denenselben höchst beglückt und gesegnet seyn möge. Ich habe die Ehre mit vollkommener schuldiger Hochachtung und Ehrerbiethung zu seyn. ꝛc.

Ew. Hochedelgeb.

Lübeck
den 19. Dec.
1756.

Johann Georg Geßner.
Subrect. und Bibliothekar.

Was ist nun nach dem allen zu sagen? Nichts anders, als ich vorher schon gesaget: daß nämlich Heinrich von Alkmar nicht der erste Erfinder, (dafür er sich auch gewiß nicht ausgegeben) sondern der poetische Uebersetzer, Abtheiler und Verbesserer dieses epischen Gedichtes gewesen; ein Mann, der das, was er unter die Hände bekommen, zu verschönern, und durch seine Dollmetschung die Urschrift selbst zu verdunkeln gewußt. So selten diese Kunst ist, so hoch hat man den zu schätzen, der sie in solchem Grade besessen. Gewiß unser Neukirch, der dem Telemach eben den Dienst leisten wollen, hat sie so gut nicht gekennt. Denn der prosaische Grundtext wird allemal unendlich viele Schönheiten behalten, die der deutsche poetische Telemach niemals bekommen hat, auch niemals bekommen wird.

Nach diesem folgen nun also die nunmehr bekannten Ausgaben des Reineke Fuchses also:

1) Die

1) Die Delfter, in holländiſcher Sprache, von 1485.
2) Die londonſche, in engliſcher Sprache, die Carton 1487. gedrucket.
3) Heinrichs von Alkmar poetiſche plattdeutſche, von 1497. zu Lübek gedruckt.
4) Die Roſtocker, von 1517. zu Wolfenbüttel, ohne Namen des Buchdruckers, auf der königl. Dresd. Bibliothek.
5) Die Lübeker, von 1522. die Baumann beſorget hat, und die Merhof für die erſte gehalten, u. ſ. w.

Könnte aber jemand noch die wälſche oder franzöſiſche entdecken, die Heinrich von Alkmar gehabt; ſo würde man eine neue große Entdeckung machen. Denn es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß er das holländiſche oder engliſche, wälſch und franzöſiſch genennet haben ſollte.

Gottſched.

IV.

Diſcours ſur l'origine & les changemens des Loix Ruſſiennes, lu dans l'Aſſemblée publique de l'Académie Imperiale des Sciences, le 6 Sept. 1756. &c. par Mr. Strube de Piermont. A St. Petersbourg, de l'Imprimerie de l'Acad. Imp. des Sciences, in 4. 40 S.

Der Herr Verfaſſer dieſer gelehrten, und artigen Schrift iſt bereits durch andre Werke der

Welt

Welt auf eine vorzügliche Art bekannt geworden. In dieser neuen Probe seiner Gelehrsamkeit zeiget er sich als einen Alterthumsforscher. Der erlauchte Präsident der kaiserlichen Akad. der Wissenschaften hat nach seiner Einsicht und patriotischen Liebe seines Vaterlandes, unter andern auch diese Untersuchung aufgegeben: woher die russischen Gesetze ihren Ursprung hätten, und was für Veränderungen sich mit ihnen bisher zugetragen?

Diejenigen Schriftsteller, welche der Hr. Verfasser darüber zu Rathe gezogen, haben die russischen Gesetze nicht sattsam gekannt. Der gute Präs. von **Montesquion** wird hier namentlich eines groben Fehlers überführet; wenn er vorgiebt: die russ. Unterthanen könnten ihr Vermögen nicht ohne Erlaubniß aus dem Lande führen: folglich wäre so wohl der Wechsel, als der Handel selbst, den Reichsgesetzen zuwider. Beydes ist grundfalsch. Um nun den wahren Ursprung der russischen Gesetze zu entdecken, geht der Herr V. auf den Ursprung des Reiches selbst zurück.

Die Jahrbücher desselben lassen keinen Zweifel, daß ein Prinz aus einer Nation, die unter dem Namen der Russen bekannt gewesen, wie ein andrer **Numa**, zur Regierung der Stadt Novogrod berufen worden, die damals von sclavonischen Einwohnern besetzet gewesen. Er habe ein paar Brüder, und eine gute Zahl seiner Landesleute mit dahin gebracht, und sey so glücklich gewesen, diese Herrschaft nicht nur zu erlangen, sondern auch auf seine Nachfolger fortzupflanzen.

Eine

Eine Stadt kann ohne Gesetze nicht bestehen, folglich muß auch Novogrod, nebst den umliegenden Ländereyen schon welche gehabt haben: nur schade, daß sie verlohren gegangen. Die Russen, daher der Prinz kam, müssen die ihrigen auch gehabt haben; und da ihre Uebereinstimmung mit den alten Deutschen Gesetzen sattsam zeiget, daß sie ein Zweig von deutschem Stamme gewesen, der ausser Deutschland, (vielleicht von gothischer, bastarnischer, gepidischer Ankunft, am Pontus Euxinus) sich aufgehalten; so ist es desto ausgemachter, daß es unter diesen Stämmen der Deutschen daran nicht gefehlet haben könne; wie denn die gute Einrichtung der alten deutschen Sitten und Gewohnheiten ohne Zweifel eine Wirkung derselben gewesen.

Eine deutliche Probe davon weisen die Friedensschlüsse, so die Russen 912 und 942, mit den griechischen Kaisern gemachet. Man erwähnet in einigen Artickeln ausdrücklich russischer Gesetze: und man sieht wohl, daß in den andern die Russen von ihren eigenen Gesetzen reden, die sie bisweilen mit den griechischen zusammen nahmen. Kann man daraus nicht schließen, daß sie diese ihre Gesetze, in den Staat, wo sie zu herrschen anfingen, auch werden mitgebracht, und eingeführet haben; wie alle andere deutsche Völker in den Ländern gethan haben, deren Herrschaft sie sich bemächtiget?

Noch deutlicher erhellet dieses sowohl aus den Gesetzen, die der Grosfürst Jaroslav 1017 schriftlich den Bürgern zu Novogrod gab, als aus den

Zusätzen, die seine Söhne Jslaslav, Wsewolod und Swetoslav ihnen beyfügten. Diese stimmen so vollkommen mit den deutschen Gesetzen überein, daß man sich wundern muß. Z. E. einen Todschlag zu bestrafen, wurde den Anverwandten des Ermordeten freygestellet, den Thäter entweder zu tödten, oder sich 40 Grivnas von ihm zahlen zu lassen. Man verordnet auch, keinen Unterschied unter einem Russen, und einem Sclavonier zu machen. Man bestrafte auf eben die Art einen, der dem andern eine Hand abgehauen, oder gelähmet hätte. Für einen abgehauenen Finger sollte man nur drey Grivnas bezahlen: für den Bart, oder Knäbelbart aber 12 Stück dieser Münze, hatte man einen blutig oder braun und blau geprügelt, so kostete es 20.

Hatte ein Knecht einen Freyen geschlagen, und sein Herr wollte ihn nicht ausliefern: so ward er mit Gewalt abgeholet; und außer 12 Grivnas, die der Herr geben mußte, konnte der verletzte auch den Knecht nach Belieben strafen. Wer eines andern Pferd, Waffen oder Kleider entwendet hatte, mußte nicht nur alles wieder erstatten, sondern auch drey Grivnas Strafe erlegen. Eben das erlegte der, so sich eines fremden Pferdes ohne Erlaubniß bedienet hatte. u. d. m. Wer die Gesetze der alten Longobarden, Franken, Sueven, und Schweden nachsieht, wird fast eben dergleichen Satzungen finden; wie der Herr Verf. zeiget.

Doch wir können uns dabey nicht länger aufhalten, Wir übergehen auch die Jagdregeln, die wegen der Hunde, Falken und a. m. gegeben waren: weil die

Meynung, daß, gleichwie ich iederzeit zu meinem Nutzen das lateiniſche mit dem griechiſchen verknüpfet habe, und zwar nicht nur in der Philoſophie, ſondern auch in der Redekunſt; alſo auch du dich bemühen ſolleſt, in beyden Sprachen gleich geſchickt und fertig zu werden.

VIII.

Johann Ludwig Praſchens gründliche Anzeige, von Fürtrefflichkeit und Verbeſſerung Teutſcher Poeſie. Samt einer poetiſchen Zugabe.

Regenſpurg 1680. 12. 4. Bogen.

DEr Name des Herren Praſchen iſt gegen das Ende des letztverwichenen Jahrhunderts unter den Deutſchen ziemlich bekannt und bey vielen gar beliebt geweſen. Er beſaß einen guten Verſtand, nicht wenig Gelehrſamkeit und eine weitläuftige Erfahrung, vornehmlich aber einen löblichen Eifer vor die Aufnahme und Beförderung der angenehmen Wiſſenſchaften unter unſern Landsleuten, und ins beſondere ihrer eigenen Mutterſprache. Er war demnach der ihm in ſeiner Vaterſtadt Regenſpurg kurz nach einander aufgetragenen wichtigen Aemter eines Syndici, Rathsherren, Präſidenten bey dem daſigen Conſiſtorio, Oberſcholarchen, und anderer mehr, allerdigs würdig; davon er die beyden letztern im Junio des Jahres 1690. im 53. ſeines Alters, durch ſeinen Tod niederlegte. Die Gelehrten

die Russen gleich den alten Deutschen die Jagd liebten. Wir wollen nur eins noch anführen, davon ausdrücklich im jütischen Loowbook, oder Gesetzbuche, folgende Verordnung steht; in keinem andern deutschen Rechte aber der Fall bestimmet ist. Ritt jemand eines andern Mannes Perd ane desienen Willen, dem dat Perd thohöret, debrikt davor, den Marc an den Bonden (Bauren). Das russische Gesetz saget von Wort zu Wort: Reitet jemand ein fremdes Pferd, ohne Erlaubniß, so zahlet er 3 Grivnas. Was wollen wir mehr?

Die Gränzgesetze würden eben das zeigen. Allein Johann Basilovitz hat 1542 ein neu Gesetzbuch gemachet, welches Soudebnik heißt, und noch vorhanden ist. Ein andres Sto-Glaf genannt, betrifft nur geistliche Sachen. Beyde beschreibt der Herr Verfasser, kömmt hernach auf neuere Zeiten, unter dem Czaar Alexei Michaelovitz in der Hälfte des vorigen Jahrh. so dann auf den großen Petrus, und auf seine itztregierende würdigste Tochter, die Kaiserinn Elisabeth. Vielcicht befördern wir eine völlige Uebersetzung dieser Schrift irgend in einer gelehrten Sammlung nächstens zum Drucke.

V.

Hrn. D. Joh. Ludwigs Conradi Anmerkung über Hrn. Joh. Gottlieb Gmelins, markgräfl. brandenburgischen Hofraths und Professors

ſeſſors der Rechte, Diſquiſitionem, de Ducatu Franciæ Orientalis. Erlangen 1756. in 4. 20 Bogen.

Es iſt der Mühe wohl werth, zu unterſuchen, warum der Biſchof von Würzburg ſich des Titels eines Herzoges von Franken bediene? ſo wie überhaupt die Geſchichte von dem Herzogthume Oſtfranken beſſer, als bisher geſchehen, erläutert zu werden verdieneten. Wenn wir die Abhandlung des Hrn. Hofraths betrachten: ſo hat er ſich beſonders bey der gedachten Frage aufgehalten; und ſie eben nicht zum Vortheile der biſchöflichen Seite entſcheiden wollen. Seine Meynung aber hat einige Aehnlichkeit mit der, welche der ſel. Kanzler von Ludewig geäußert: daß nämlich, weil einige Biſchöfe zu den alten Grafen von Limpurg gezählet worden; ſie ſich ſo fort eines herzoglichen Titels angemaßet hätten. Denn der Hr. Verfaſſer giebt vor: Biſchof Sigismund habe ſich zuerſt einen Herzog nennen laſſen; aus keiner andern Urſache, als weil er aus dem Geſchlechte der Herzoge von Sachſen geweſen ſey. Sein Nachfolger Gottfried habe den Titel eines Herzoges behalten; ſich aber zu Franken genennet, (welche Benennung unter den Biſchöfen zu Würzburg gewöhnlich war,) und auf die Art wäre der Titel eines Herzoges zu Franken bey ihnen eingeführet worden. Wir zweifeln ſehr, daß dieſe Muthmaßung wahrſcheinlich könne gemachet werden. Einmal iſt nicht zu läugnen: die Biſchöfe haben lange vor dem funfzehnten Jahrhun-

hunderte, als in welche Zeit die Muthmaßung fällt, ſich mit dieſem Titel ſchmäuchelu laſſen, wenn ſie ihn gleich nicht öffentlich, oder in der Curialſchreibart geführet. Dahin gehöret die merkwürdige Ueberſchrift eines Briefes vom Hugo Metellus, welche wir aus einer Anmerkung unſers berühmten Hrn. Hofrath Maſcows ad res Conradi III. S. 370. hier einrücken: Embriconi, venerabili Erbipolenſi *Præſuli & Duci*, Hugo Metellus, *utriusque officii dignitatem* digne Domino adminiſtrare. Wir halten alſo vielmehr dafür, die Biſchöfe haben den herzoglichen Titel deswegen angenommen, weil ſie in ihrem Kirchſprengel ſowohl die geiſtliche als weltliche Gerichtsbarkeit ausübeten; welcher Vorzug ſo groß war, daß ſie nur den nächſten Schritt zu thun hatten, um zu der herzoglichen Würde zu gelangen.

Allein der Hr. Verfaſſer hat hier ganz andere Gedanken. Er leget alle hieher gehörigen Urkunden ſo aus, daß ſie nur eine Befreyung des Biſchofes und ſeiner Miniſterialen von dem Gerichtszwange enthielten. Von den meiſten geben wir es zu, aber nicht von allen. Vornehmlich kömmt uns hierinn eine Stelle des Adami Bremenſ. IV. 5. zu ſtatten, die wir ebenfalls aus einer Anmerkung zu dem Comment. des Hrn. Hofrath Maſcows de rebus Imper. ſub Henric. IV. Lib. I. §. 12. n. 5. nicht vorbeylaſſen können. Potuit, ſagt er, eccleſia noſtra dives eſſe; potuit Archiepiſcopus noſter Colonienſi aut Moguntino in omni rerum gloria non invidere. Solus erat Wurzeburgenſis Epiſcopus,

qui in epiſcopatu ſuo neminem dicitur habere conſortem. Ipſe enim cum teneat omnes comitatus ſuæ Parochias, *Ducatum etiam Provinciæ gubernat.* Cujus æmulatione noſter Præſul ſtatuit, omnes comitatus, qui in ſua diœceſi aliquam jurisdictionem habere videbantur, in poteſtatem Eccleſiæ redigere. Hieraus kann gewiß für die Jurisdiction der würzburgiſchen Biſchöfe ein guter Grund hergenommen werden. Der Hr. Verfaſſer wird uns dieſe Erinnerung nicht übel auslegen! da wir ſonſt von keinem Triebe zu widerſprechen eingenommen ſind.

In der Diſputation mit Hrn. von Eckardt geben wir ihm vollkommenen Beyfall. Dieſer von dem Intereſſe des Biſchofes zu Würzburg ſo ſehr eingenommene Mann behauptet in ſeinen fränkiſchen Geſchichten, in gegenwärtiger Frage ſolche Dinge, die wir ihm nicht für Ernſt auslegen können. Wie hat er immermehr darauf fallen können: Carolomann habe dem Biſchoffe Burkard das Herzogthum Oſtfranken verliehen: da er ſelbſt an einem andern Orte geſteht; das Herzogthum ſey unter den Carolingern, wer weis, wann? aufgekommen. Er bringet für ſeine Meynung aus alten Kirchenſatzungen Gründe vor, die ein jeder, der nur eine mäßige Einſicht hat, verwerfen wird: weil ſie nicht von dem Herzogthume Franken, ſondern von Thüringen zu verſtehen ſind. Wir übergehen das Uebrige mit Stillſchweigen; z. E. den Theil der Heerſteuer und einiger Dörfer, welche den Biſchöfen ſollen verliehen worden ſeyn; wovon jedoch,

wie

wie der Herr Verf. ganz recht saget, auf die Verleihung des Herzogthums, welches man noch nicht einmal dem Namen nach kannte, der Schluß sich nicht ziehen läßt.

Wir erinnern zuletzt, welches wir zu Anfange zu verstehen gegeben: daß, um die ganze Sache in ihr gehöriges Licht zu setzen, es nöthig wäre, den wahrer Ursprung des Herzogthumes Ostfranken, aus sichern Nachrichten ordentlich vorzutragen. Wobey zugleich die Herzoge zu Franken, wie sie nach einander regieret, kürzlich angezeiget werden müßten; nicht aber nach Pfeffingers Art. Denn dieser setzet Kaiser Heinrichen den Heiligen in die Reihe der Herzoge von Franken; indem er nicht bedacht: daß Franken, so wie Thüringen, eine Zeitlang unmittelbar unter dem Kaiser gestanden, und keine Herzoge gehabt habe; bis Heinrich der Vte, aus Unwillen wider den damaligen Bischof Erlungum, aufs neue Conraden zum Herzoge eingesetzet.

VI.

Hrn. Joh. Gottfried Hauptmanns,

Directors des Gymnasii zu Gera, Anmerkungen und Regeln, zu der itzt neu wieder aufblühenden lohensteinischen Schreibart. Gera, gedruckt bey Joh. George Schraders sel. hinterlassenen Wittwe. 1756.

Gryphius:

Vornehmlich, wenn man von Ternat und Martapan,
Von Ventimiglia und Peru sprechen kann:
Wenn Quinsoy, Potosi, ja selbst das Louvre pralen;
Wenn das Escurial, mit seinen Sonnenstralen,
Die hohe Redensart, nebst der Sorbonne, ziert;
Das heißt die Poesie recht um das Licht geführt!
Versichert, Idalis wirft solche Silberflackeln
Auf unsre Tellus nicht. Wie wird dein Reichsstuhl wackeln,
Verweaner Cicero! wie werden wir erhebt,
Wenn dieser Marzipan auf unsrer Tafel steht!

* Ich habe vor einiger Zeit versprochen, in einer andern Schreibart, von ähnlichen Weisen des Ausdruckes zu handeln. Weil ich demnach dort getadelt habe, so will ich allhier loben; und, nachdem ich um eine deutsche Einladungsschrift ersuchet worden, die treuesten Verehrer der Bacchusspiele bey den Deutschen, in ihrem prächtigsten Putze, hervortreten lassen. Weise Leser mögen dabey selbst urtheilen, wiefern sie Bewegungsgründe vor sich sehen, die sogenannte **Lohensteinische Schreibart**, die iedoch mehr seine bewundernden Anbether, als er selbst, ausgearbeitet haben, zu erwählen. Ich beziehe mich, mein Vorhaben zu rechtfertigen, auf **Swifts Antilongin.** Ob ich aber Ursache finde, dergleichen Mühwaltung nochmals über mich zu nehmen

* Man hat hier den Eingang der Einladungsschrift des Herrn Directors vom 21. Apr. des vorigen Jahres weggelassen; und nur das allgemein nützliche daraus mittheilen wollen.

nehmen, mögen die beantworten, welche diesen oder jenen Phönix, dort in hohen Lüften, neuerdings, obschon etwas verändert, herum flattern sehen, und die Räthsel einer Sphynx lesen wollen.

Gewiß: die dämmernden Gegenden entdecken sich schon wiederum dem reisenden Auge: die siegende Morgenröthe fängt an den Ehrenruhm der sinkenden Sterne zu verdüstern. Mächtige Thürme steigen empor, und unterdrücken die Wolken: viele Myriaden Cherubim, so darinnen thronen, erblassen über den cyclopischen Heldenmuth neuer Babylonier; über die Luftschlösser, so mancher in der gebundenen Redekunst, schon aufgeführet hat, und mancher, in der ungebundenen, aufzuführen anfängt. Kostbare, drey und viermal glückliche Zeiten! da der Olympgott die eisernen Felder der Natürlichkeit überwältiget, und seine Heldenliebe dieselben, statt der Blumen, mit Sonnen bepflanzet! längst hat der Banise nächtliche Thräne die Vergnügungen erkauset, die der Autoren Rosenmund itzo verkündiget.

Sclavische Lehrer pedantischer Sprach- und Redekunst! bald werdet ihr schamroth verstummen müssen, da sich die himmlische Freyheit der verhaßten Fesseln entlastet; und unser neues Rom den eigensinnigen Orbil vertreibt, der sich bisher der edelsten Federn bemächtigen wollen! Wenn nicht nur der Dichter, aus seiner allmächtigen Harfe, göttliche Töne rufet, sondern auch, aus dem schlunddeckenden Dreyfuße der Suada, delphische Orakel schallen; dann wird erst der Ocean lehrbegierig schweigen, und der geistige lebendige Sturmwind,

zwiſchen den ehernen Bergen unbeweglich halten; bis unnachahmliche Worte, auf die labyrinthiſchen Tafeln der Herzen, geſchrieben worden.

Wir ſehen ſchon ein feſtliches niederwallendes Glänzen, vom Fluſſe der Unſterblichkeit, aus dem Munde des Redners, als von unwirthbaren Bergen olympiſche Wetter, im Silbergewölke ſanftwandelnd, auf die Sandflächen herunter fließen; wir hören ſchon, in der Ahndung, alle Zuhörer jauchzend entgegen ſegnen. Erwachet nur von ſchüchternem Schlummer, ſeraphiſche Redner! Die Zukunft ſpitzet das Ohr, und träume: vom rieſenmäßigen Wachsthume der ſonnenverliebten Annehmlichkeiten. Wird einſt die Mandelblühte eure Silberſcheitel beſtäuben: was für Lorber- Cedern- und Cypreſſenhayne wird man in dir, vergöttertes Teutonien, ſtat jener Eichen, Birken und Buchen, gewahr werden! Auf! flieget mit Adlersſchwingen, über Millionen Welten; laſſet euch keine Ketten der Natur, Vernunft und Gewohnheit, zurückhalten.

Man hat lang genug der Göttinn gefröhnet, welche man die natürliche Schönheit nennet; und der allergrößte Theil unſerer Landesleute bleibt noch ſo hartnäckig, das Geſchminktſchöne, als Gleißnerey und Schwulſt, eigenſinnig zu verachten. Sollte dieſes nicht zu den kindiſchen Schwachheiten der alten Welt gezählet werden, daß man ſich überwinden kann, dergleichen Hirngeſpinnſten, ſo viele Jahre, zu hofiren? Fängt man nicht billiger widerum an, die übernatürliche gratienreiche Venus zu verehren,

welche

welche, vor mehr als vor funfzig Jahren, einen guten Theil unsers Vaterlandes beherrschete, und noch immer, bey den Spaniarden, Wälschen und Pohlen, zahlreich angebethet wird; ja bereits in alten Zeiten, sich das Land der Sonnen, ein brathendes Lybien unterworfen hatte. In Wahrheit so mancher großer Pan und Arminier unserer Deutschen würde ihr keine Iweges gedienet, noch sie, bis an die funkelnden Feuerballen der überhohen Himmelsblumen erhoben haben; wenn sie die hellblitzenden Augen seiner tief überlegungsvollen Einsicht nicht vor die gewaltigste Götterköniginn und kunstreichannehmliche Herzenszauberinn angesehen hätten.

Man bedenke nur: die sonnenbrennende Liebe nach diesem gesunden Geschmacke vom neuen zu erwärmen, ob nicht das höhere dem niedrigern, das ungewöhnliche dem alltäglichen, das übernatürliche dem natürlichen, iederzeit vorzuziehen sey? Der gröste Unsinn wird doch lieber von den Sternen, als von einem niedern Hügel fallen. Dieser Satz bleibt eine himmelfeste Wahrheit; und eben darauf gründet sich die wohlverschanzte Redekunst, die wir itzt preisen. Warum erstaunet man, wenn etwas Seltsames und Wundervolles vorgeht? Warum machet ein Erdbeben, fast durch ganz Europa, mehr Eindruck, als ein Sturmwind, der etwa einen schwachen Baum umgerissen hat.

Gewiß, ein Herz muß Taurens Felsen und die blitzenden Diamanten an Härtigkeit unendlich überwiegen; wenn es, durch das schmetternde Zetergeschrey eines mit Jupiters Donnerkeilen spielenden Redners, nicht beweget, durch die brennenden Bli-

cke von Phöbus Gold- und Silberfackeln, welche dem hochgebiethenden und ſprachmächtigſten Monarchen allenthalben vorleuchten, nicht entzündet werden ſollte. So bald nur das holdſeligſte Morgenroth aus ſeinen Roſenzimmern hervorbricht, muß auch der ſtarreſte Todtenſchlummer, vom Geſichte des erwachten Bewunderers, verſchwinden; und der ſauertöpfichte Cato, Lacedämonier und Stoiker, in freudenreichſter Begierde ſtaunen, bis die bezaubernde Magnetenklippe lebendigmachender Sirenen, das Schiff des Gemüthes ſcheitern, und ſtranden läßt.

Wer ſollte nicht geblendet werden, wenn ein kryſtallener Spiegel, in welchem ſich die Wunder der entzückenden Redekunſt voll lauter Sonnen zeigen, vor Augen geſtellet wird? Wen ſollte nicht eine ungeduldige Neugier befallen, ſich mit den Beniſtern hoher Hügel in die Wolken zu ſchwingen? O möchte der ſonnengierigſte aller Sophiſten wieder lebendig werden! Ich bin kaum geſchickt, dieſen Weg von ferne zu zeigen: indem ich aus Sande Stricke drehen, und mit leichter Hand den ſtärkſten Vorhang wegziehen müßte; daſern ich die ſchweimelnden Zinnen wolkenreicher Vortrefflichkeit genugſam zu entwickeln gedächte. Doch, es hat mein bloßer Zuruf vielleicht ſchon etwas lehrreiches. Sollten aber eines Fittichen noch Federn mangeln: habe ich mich zugleich bemühen wollen, einigen Adlern ausgefallene zu ſammeln.

Vor allen Dingen, ſtelle man ſich Trauerſpielſchreiber und lyriſche Dichter, nebſt den kühn-

ten halten ihn auch billig in gutem Andenken, (*) welches auch deſto weniger und ſpäter gänzlich und gar erlöſchen wird, jemehr er vor ſich ſelbſt bemühet geweſen, daſſelbige durch verſchiedene nützliche Schriften bey ihnen zu erhalten. Wir übergehen diejenigen, welche nicht zu unſern gegenwärtigen Abſichten gehören, allhier ohne Bedenken mit Stillſchweigen, und erwehnen ietzo nur ſeiner zween Abhandlungen von dem Deutſchen Urſprunge der Lateiniſchen Sprache; ſeines Werks, welches er Geheimniſſe der Deutſchen Sprache genennet; ſeines Entwurfs einer Deutſchliebenden Geſellſchaft, und denn endlich der kleinen Schrift, deren Titel wir nur ietzo oben hingeſetzet haben. Von dieſer letztern Innhalt und Werthe wollen wir vordiesesmal eine hinlängliche Nachricht geben, die übrigen aber auf eine andere Zeit vorzunehmen, verſparen.

Was uns zuförderſt an dieſem Werkchen wohl gefallen hat, iſt der, wieder die zu des Verfaſſers Lebzeiten faſt allgemeine Gewohnheit, kurze, ungezwungene und deutliche Titel. Man glaubte vordem in Deutſchland nicht, wie es auch noch heute zu tage manche Scribenten nicht zu glauben das offenbare Anſehen haben, ein Buch würde ſeine Leſer, Liebhaber und Käufer finden, wenn ihnen der

(*) Dieſes hat vor andern der wackere und geſchickte Schulmann zu Ilefeld, Herr M. George Niclas Kriegk, befördert, da er der durch ſeinen Fleiß zu Jena 1702. beſorgten andern Auflage von Herrn Praſchens Roſeto, ſeu praeceptis ſtili latini, eine kurze, aber nett geſchriebene, Nachricht von ſeinem Leben vorgeſetzet, die gar wohl zu leſen iſt.

kühnſten Romanen zur Nachahmung vor. Wenn ein Aeſchylus auf Stelzen geht, iſt er weit anſehnlicher, als der kleine Alexander: je näher ein Redner dem Pindar kömmt, deſto mehr lernet er mit der hohen Scheitel an die Sterne ſtoßen: ja, was beflügelt endlich die Sprache ſo manches Cupido, als jener ſtillen Lehrer entzückende Träume?

Indeſſen darf man auch hier nicht alles ohne Unterſchied anwenden. Man ſuche nur das Seltſamſte aus ihren Schriften. Was nur einmal vorkömmt, wird die prächtige Heroldinn des Phöbus und Galimatias billig für das beſte halten.

Ferner bemühe man ſich die aufgeblaſenſten Gedanken der Schriftſteller, durch Umſtände, Beywörter, Umſchreibungen und dergleichen Herrlichkeiten, noch vortreffli-cher darzuſtellen. Kinder ſpielen mit kleinern, Erwachſene mit größern Ballonen. Wenn ſich demnach Hiner entſetzet, daß die Sonne den Einfall einer alten Stadt mit anſehen können; und es ſelbſt den Vögeln des Himmels misgönnet, daß ſie dem gemeinſchaftlichen Unglücke entflohen ſind: muß unſer Redner den Allmoſenmeiſter Gottes über dieſes kalt, unbarmherzig, unempfindlich; die Vögel laſterhaft, feige, untreu, und undankbar nennen. Er mag dazu dichten, die Sonne habe wirklich einen ſchwarzen Sack angezogen; und ſich entſetzen, daß ſie nicht gar verloſchen, oder vom Himmel gefallen ſey.

Weiter muß sein Vortrag in einer fast beständig abwechselnden Allegorie geschehen. Die Mannigfaltigkeit vergnüget; und die Tropen gehören ja zur Zierlichkeit, welche, sammt den Leidenschaften, den Grundbegriff der Redekunst ausmachet.

Insonderheit wähle er sich den abentheurlichsten Helden, aus dem Fabelreiche des Homers, oder den alten Geschichten, mit welchem er seinen Gegenstand vorzüglich zusammen halte; gesetzt, daß er auch bey dem Sarge eines Menschen redete, dessen Leben eine Sklaverey, oder schon ein Tod gewesen. Das ist überhaupt der Kern seiner Annehmlichkeiten, große Dinge klein, kleine groß zu machen.

Eben hierauf wird er in der ganzen Ausarbeitung zu sehn haben, damit um so viel weniger etwas Erwartetes mit unterlaufe. Andere berufen sich auf das Zeugniß ihrer Zuhörer: ein Gigantengeist muß höher steigen. „Dich, du Urquell des Lichts, du unendlicher Feuerball, du ungeheure Tagslaterne; dich, hekateischer Silberschein, du blasse Schwester der schwarzen Finsterniß; euch, ihr blitzenden Himmelsarmeen; dich, du schwimmendes Erdenrund; dich, du dreyzäckigter Meergott; dich, dich, unvergleichliche Wasserköniginn, mit den ungeheuern Meerwundern; ja dich, dich, Pluto, mit deinen hündischen Schlangenköpfen, euch insgesammt, euch sag ich, ruf ich zu Zeugen an, daß Bav dem Battus drey Ziegen

geſtohlen. Himmliſcher Einfall! unvergleichlicher Ausdruck! „

Doch, es iſt zu wenig, nur in den Gedanken hoch zu ſteigen; nicht ein Wort darf gemein herauskommen. Den Kahn Kahn, die Biene Biene, den Mund Mund zu nennen, ſoll man ſich nimmermehr bewegen laſſen. Jener heißet das Orlogſchiff im verjüngten Maaßſtabe, der kleine Liebling großer Meerhäuſer, das offne Gefängniß ſo mancher Waſſerbürger. Die andere, die Zuckerbäckerinn der Natur, deren Handwerksſtäte eine feuchte Chymie iſt, wenn der künſtliche Brennkolben ihrer reinigenden Bemühung den Garten zu lauterm Golde münzet. Der Mund endlich, der Aufenthalt der Seele, die Pforte der Worte, der Brunnen der Beredſamkeit, die Wahrſagerinn der Gedanken, die Mutter der ſüßeſten Menſchenſtimmen, und ſo weiter.

Es folget aus dieſen noch eine andere Regel: Deutliche Kürze iſt eine Feindinn erhabener Seelen. Dieſe muß aus dem ungeheuren Umfange ihres kunſtreichen Gehirnes verbannet werden. Erzürne dich nicht ſo ſehr, meine Freundinn, ſagt der Pöbel: weg damit! die Leidenſchaft eines atlantiſchen Grands d'Eſpagne muß mehr und höhere Worte brauchen, und die Gedanken mit Zibeth beſſer durchzubiſamiren trachten. Der feurige Rubin der unvergleichlichfarbigten Wangen verſtellet ſich in blaſſen Schnee: ein Alabaſter bedeckt den holden Roſenmund: das himmliſche Geſicht umflort eine catoniſche Mine: der innerſte

Her-

Herzensgrund speyet, wie Vesuv, unzählige seufzerreiche Flammen: Phlegeton geht in Ädern und Gebeinen: ein Aetna kochet die Brust zu ausgeloderter Asche; ein donnernder Hekla wäscht sie mit Schwefel; Lipare raucht in der Seele. Sehet, wie die brennenden Carfunkel, die erschrecklichen Blitzen ihrer beyden Sonnen, auch einen Marmorsinn zerschmelzen können! Mars erbebet, da er, aus hellen Stralen, die jovianischen Feuerbolzen schießen, und die Donnerkeile, nach entbrannter Gluth, bey Nebel und Kometen, scherzen sieht. Ists möglich, sollten denn, in Cyperns Blumenfeldern, solche Colocquintengärten erbauet werden? Kann dasjenige, was sonst, wie lieblicher Morgenthau, die Perlen der süßesten Gegenhuld in so viel Geister schüttete, nur Tod und Verderben aushauchen? Ach! du Schutzgöttinn meines Lebens! laß doch endlich die Sündfluth blutender Augen, die Pest der Verläumdung, so in der harten Felsenburg hellodernd funkelt, auslöschen; damit das goldene Bild meiner kreideweißen Unschuld nicht gar zerschmelzen, und unsers himmlischen Theils kothurnmäßige Aufrichtigkeit zu Falle kommen möge! Hast du die Menschheit ausgezogen, und dich in einen Diamant verstellet, daß du mich ohne Ende schneiden, foltern und kreuzigen könnest? Leichte Götter! ich sehe wohl, daß eure feindselige Unerbittlichkeit die fressende Glut meines erbarmenswürdigsten Verhängnisses nur mit Oele löschet; ich muß gewahr werden, daß der Hafen meines Heils mir zum grausen Wirbel werde. Wohlan, beschließet immerhin, daß mein Le-

Lebensſchiff zu Grunde gehe, weil ohnedieß kein Anker mehr haftet. Hier haſt du die geopferte Bruſt! tödte mich, Grauſame, mit deinen Baſiliskenaugen! martere, peinige mich: meine Beſtändigkeit ſelbſt ſoll dich ermüden. Aber ich bin verſichert, du läſſeſt dich erbitten; die Einbildung ſtellet mir ſchon die Ausheiterungen deines Antlitzes vor Augen. O wie wird noch das Rieſengebirge meiner Hoffnung, von dem angenehmen Thaue deiner Freundſchaft, zum befruchteten Eden werden! Doch ich träume: dein finſtres Angeſicht läßt mich hungrig ſtehen, und, in zweifelhafter Ungewißheit, mit wolkenreichen Schatten ſpielen. Sieh, Erinnys, wie mir dein Zorn den Verſtand verrücket!

Genug unvergleichlicher Roland! wir haben bereits aus deinem Beyſpiele mehr als einerley gelernet. Nun erkennen wir erſt, daß es, in dieſer Kunſt, mehr auf Exempel als Regeln, ankomme. Deine Worte ſind ätheriſch; was ſchadet es, ob ſie ſich gleich von der Vernunft entfernen? Man wundert ſich vielleicht über dieſen Ausdruck. Doch es wird ſich bald entdecken, daß es nur darum geſchehe; weil man die Kunſt nicht recht eingeſehen hat.

Man erwege nur, wie unſer Redner ſo unzählliche Begriffe glücklich vereinigen, und eine ſchmackhafte Ollapotrida, ein geſundheitsvolles Mancherley-Pulver, ſeinen Zuhörern eingeben kann. Hier zeiget ſichs recht, wie vielfältig ſeine Weisheit ſey; wie man, nach Horazens Ausſpruche, Vögel, Schlangen, Tieger und Schafe, durch feſte Blumenbinden, zuſammenkoppeln müſſe; ja, wie man, auch wohl

aus dem Spital erborgte Gedanken, mit den höchsten Ausdrücken der Romanenschmiede, geistreich überfirnissen könne. Ist die ganze Stelle einem Labyrinthe ähnlich, darinnen sich der Redner selbst verlieret: so muß man wissen, daß dieses eben die höchste Vollkommenheit sey, wenn er seinen Ausdruck nicht zu übersehen vermögend ist. Wie veränderlich weis er nicht das Rasende vorzustellen! wie poßierlich sind seine Einfälle, in den ausgekünstelten Leidenschaften! wie viel schöne Spielwerke, wie viel metaphorischprächtige Scharfsinnigkeiten, wie viel Sonnen- Mond- und Sternen-reiche Vergleichungen, finden wir in seinem Busen!

Ich folgere hieraus sogleich noch die Regel: **in Leidenschaften wähle man die gekünstelten Worte, und suche dieselben, mit den verstiegensten Gedanken zu erheben; mit einer epigrammatischpathetischen Schreibart aufzukräuseln.**

Es verbindet sich damit noch folgende: **Gleichnisse und Beyspiele müssen nicht nur allenthalben eingemischet; sondern auch aus den entferntsten Zeiten, oder unbekanntesten Gegenden hergeholet, und zugleich mit allerhand mißisippischen Beywörten verbrämet werden, daß sie den Zuhörern und Lesern lauter Räthsel zu seyn scheinen.**

Ich empfehle dabey, um niemanden von den neuern eifersüchtig zu machen, Nämlings Zueignungsschriften und Vorreden, zu seinem Arminius enucleatus, und das Werk selbst.

Ich

Ich könnte noch viel andere Vorschriften dieser wundervollen Schreibart darlegen, und dieselben mit unzählichen erbaulichen Beyspielen bewähren; dafern es erlaubt wäre, unschätzbare Schätze so verschwenderisch zu mishandeln. Doch, der ist gewiß kein Freund beträchtlicher Meteoren, welcher nicht allein durch den itzt belobten Verfasser, wie dort ein Jon durch die Gedichte des Homers, begeistert, und in andere Welten versetzet wird. Was meynet man wohl, sollten uns nicht die ehrlichsten Versammlungen der Sophisten den erhabensten Thron öffnen, und uns zu Kaisern und Königen in ihrer Kunst erklären; wenn wir unsere Vorträge, mit so prächtigen Machtsprüchen, allenthalben zu verewigen wissen? O! warum muß ich doch abermals bekennen, daß wir, am hiesigen Orte, von jener Heliopolis, wie zugleich der übermorgende Tag entdecken wird, noch weit entfernet leben! Gera den 25 April, im 1756. Jahre.

VII.

Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les Hommes, pour servir de Reponse au Discours, que M. Rousseau a publié sur le même sujet &c. par Mr. Jean de Castillon, Prof. en Philos. et Math. à Utrecht &c. A Amsterd. chez Jolly 1756. in 8.

p. 368.

Nach dem des Herrn Rousseau Kriege wegen der Schädlichkeit der schönen Wissenschaf-

ten, und dem Werthe der französischen Musik ins Stecken gerathen: scheint sich ein neuer, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen anzuspinnen. Herr Prof. Castillon ist unsers Wissens der erste, der wider ihn zu Felde zieht. In der Vorrede saget er: „Ich bin ein Mensch, und „glaube verbunden zu seyn, die Sache des menschlichen Geschlechts zu führen. Als uns Herr R. „die Augen eröffnete, und uns das Unheil zeigte, „welches Künste und Wissenschaften den Sitten verursachet hätten, verfochten tausend Schriftsteller „die Ehre derselben. Als er es unternahm, Frankreich um seine Musik zu bringen, stritten tausend „Federn wider einen Satz, der kaum die Oberfläche „der Ehre des Volkes angriff. Es ist nun fast „ein Jahr, daß er die epikurischen Schwärmereyen „(delires) über unsern Ursprung erwecket; unsre „Vorältern in die Classe der dümmsten Bestien „verstößt; uns selbst für die boshaftesten und wil„desten unter allen Thieren erkläret: und auf diese „Lästerungen hat man noch nichts geantwortet? „Wollen wir warten, daß andre auf dieser Bahn „noch weiter gehen, und uns alles rauben . . ? „Doch ich weis nicht, was man uns noch rauben „kann, nachdem man uns sogar die ganze Menschheit schon entzogen hat.

Aus dieser Probe, wird man sowohl die Gesinnungen, als den Muth und die Stärke dieses Gegners, zur Gnüge abnehmen. Im Anfange des Werkes selbst entschuldiget er sich, daß er, als ein Schweizer, sich erkühnet, französisch zu schreiben. Es

ist

iſt zu wünſchen, daß es ihm beſſer damit gelinge, als unſern Deutſchen, und einigen Holländern die ſich bisher ein gleiches gewaget. Der franzöſiſche Ekel fällt immer mehr auf die Schreibart, als auf die Sachen: und man ſchlägt die beſten Gründe damit zu Boden, wenn man ſchreyt: Quel ſtile! combien de Germanismes! Mögen alſo doch dieſe Zärtlinge deutſch lernen, wenn ſie wiſſen wollen, was wir ſchreiben, und von ihnen denken. Herr Chaſtillon ſaget ganz recht: Ich erwarte nichts von meiner Schreibart, und verlaſſe mich bloß auf die Wahrheit. Entwiſchet mir dieſe: ſo wird man mich wenigſtens loben, daß ich ſie geſuchet. Die Stimmen meiner Parten und meiner Richter konnen wenigſtens meinen Abſichten nicht entſtehen: Ich werde dem Cato und den Göttern gefallen.

Nach dieſem edlen Eingange apoſtrophiret er die heutigen Gelehrten folgendergeſtalt: „O ihr! die ihrs ſo geduldig leidet, daß dieſer Weltweiſe alle Schönheit ſeines Witzes, allen Nachdruck ſeiner Schreibart brauchet, unſere Vorfahren in Beſtien zu verwandeln; die Dummheit zu der Würde der koſtbarſten Güter zu erheben, und die Vernunft in die Claſſe der ſchrecklichſten Uebel zu verſtoßen; die Unwiſſenheit, als die Quelle der Unſchuld und Ruhe auszupralen, die Wiſſenſchaft aber, als die Pflanzſchule alles Elendes und Frevels vorzuſtellen. Ihr, die ihr mit Grauſen ſehet, wie die Geſellſchaft als ein Ungeheuer geſchildert wird, welches ſeine Glieder, durch Wiſſenſchaften, die es treibt, durch Künſte, die es fodert, ſo gar durch Nahrungsmittel,

die es darbeut, aufreibt: wie ein Tyrann, der desto abscheulicher ist, weil er nicht zufrieden ist, auf die Thaten einen Einfluß zu haben; sondern die Herzen foltert, und die Menschen nöthiget, einander zu hassen, ihre Freunde zu ermorden, ihre Blutsfreunde zu vergiften, ihre Nachkommen selbst vor der Geburt zu vernichten. Beruhiget eure Besorgniß. Diese Kinder der Drachenzähne, so nur aus der Erde keimen, einander niederzumetzeln, sind nicht die Menschen, unter denen ihr lebet. Der Kinderfresser Saturn ist nicht die Gesellschaft, darinn ihr seyd. Es sind Menschen, es ist eine Gesellschaft, die dennoch gewesen wäre, gesetzt, das menschliche Geschlecht wäre sich selbst überlassen geblieben. Wir aber sind zum Lichte und zur Seligkeit himmlischer Geister berufen ꝛc. „

So redneriſch hebt unser Schriftsteller seine Vorstellungen an! Aber er hat auch alle nöthige Einsicht, einen philosophischen Gegner anzugreifen. Um nur eine kleine Probe davon zu geben, mag folgendes dienen. Es steht a. d. 44sten S.

Hängen aber die Bestimmungen des Willens allemal von Bewegungsgründen ab? Sind sie nichts als Wirkungen unsrer Thätigkeit? Eine Frage, die mehr dunkel, als nützlich ist. Gehöre denn zur Freyheit ein Eigensinn? Und ist die Seele minder Urheberinn ihrer Wahl, weil Bewegungsgründe sie lenken? Treibt darum das Pulver die Stückkugel weniger, weil ein Mensch die Lunte ans Zündloch hält? Beraubet dich deine Einsicht deiner Freyheit, du erhabenes Wesen, daß du dich niemals von den

Aus-

Autor nicht ſtatt einer kleinen, geſchickten, und wohl-erdachten Aufſchrift, ſo gleich auf dem allererſten Blatte eine ganze Vorrede vor die Augen gelegt hätte. Vielleicht haben wir nicht Unrecht, wenn wir dieſen Gebrauch, oder vielmehr Misbrauch, vor ein Überbleibſel der abgeſchmackten Mönchszeiten, welche man das mittlere Alter zu nennen pfleget, ausgeben, davon die Exempel bekannt genug ſind. Denn den aufgeräumten Köpfen der alten Griechen und Römer war dergleichen verdrießlicher Prunk gar nicht angenehm; und es iſt nur zu wünſchen, daß unſere deutſche Schriftſteller denenſelben auch in dieſem, dem Anſehen nach geringfügigen Stücke, immer mehr nachahmen möchten. Unterdeſſen dürftens einige bey dem allen nach der Grundrichtigkeit unſerer Sprache dem Herren Praſchen nicht unbillig verdenken, daß er, als ein Scribente, die Canzeley auch in dieſen wenigen Worten nicht ganz vergeſſen können, und unbeſtimmt, Verbeſſerung deutſcher Poeſie, anſtatt der Deutſchen Poeſie, mit dem gehörigen Vorworte geſetzet hat.

Der Leſer merket ohne unſere weitere Erinnerung, daß dieſe ganze Arbeit aus zween Theilen, nemlich der Anzeige ſelbſt, und dem der Poetiſchen Zugabe, beſtehe. Dieſe nimmt vollkommen funfzig, jene aber nur acht und vierzig Seiten ein, und es iſt, wie man ſonſt etwa nicht vermuthen ſollte, in dem Vortrage die Abhandlung von der Fürtrefflichkeit der Deutſchen Poeſie mit der von ihrer Verbeſſerung völlig unter einander gemenget. Wir wollen es, ſo viel ſich thun läßt, aus einander wickeln, und gröſtentheils ſeine eigene Redensarten

beybe-

Ausſprüchen deines Verſtandes entferneſt? Selige Menſchen, wenn ſie niemals andern Führern, als ihrer Vernunft folgeten! Ob ſie gleich irren kann, ſo kann ſie uns doch vor Fehlern behüten. In der Gewißheit befiehlt ſie, der Deutlichkeit zu gehorchen. Im Zweifel räth ſie uns, wo möglich, die That zu verzögern; oder, wenn man ja gezwungen wird, etwas zu thun, der Wahrſcheinlichkeit zu folgen. Je mehr unſre Seele ſich durch die Vernunft lenket, deſto mehr beſtimmet ſie ſich ſelbſt, und deſto freyer iſt ſie. Die Reizungen der Sinne, und die Gaukeleyen der Einbildungskraft, ſind uns ſo fremd, als ihre Gegenſtände. Je mehr die Seele durch äußerliche Reizungen beſtimmet wird, deſto weniger lenket ſie ſich ſelbſt, deſto minder iſt ſie frey. „

Hier hören wir einen geſunden Philoſophen reden. Er denket richtig: und drücket ſich deutlich und bündig aus. Einen ſolchen Verfechter haben die Rechte und Vorzüge der Menſchlichkeit, zu allem Glücke gefunden. Der blendende Glanz der Scheingründe, die uns zu Beſtien machen, und mit Affen und Bären in eine Verwandtſchaft ſetzen wollen, verſchwindet bey dieſem Lichte. Wir freuen uns, daß wir beyde Tractate bald im Deutſchen werden zu leſen bekommen.

VIII.

Der Christ in der Einsamkeit. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte.

Breßlau bey Joh. Jak. Korn 1756.
in gros 8. 138. S.

In dieser Schrift haben sich Andacht und Witz verbunden, einen gemeinschaftlichen Zweck zu befördern. Er ist die Erbauung: und das lehren die XII. Abtheilungen, welche folgende Titel führen: der Schöpfer, Morgengedanken, der Ewige, Abendgedanken, der Allmächtige, die aufgehende Sonne, der Allwissende, die untergehende Sonne, der höchstgütige, der Morgen, die Vorsehung, der Abend.

Wir billigen allemal den guten Gebrauch schöner Gaben des Geistes, und haben uns gefreuet, denselben in dieser Schrift fast überall wahrzunehmen. Es herrschet eine gesunde Philosophie, eine geläuterte Vernunft, und ein redliches wohlgesinntes Herz darinn. Das zeigen alle Seiten. Der Herr Verfasser denket auch bisweilen neu und kühn; und unsre neuen Sprachverderber würden wohl gar schwören, daß er das undeutsche Ding besitze, was sie Genie nennen; aber mit keiner deutschen Zunge ausgesprochen werden kann. Wir aber, die wir bey deutschen Sylben eben so viel, als sie bey ausländischen denken, würden es Geist und Lebhaftigkeit des Witzes nennen.

Wie sehr wollten wir aber wünschen, daß derselbe nur allemal auf der Bahn des richtigen Geschmackes

ſchmackes bliebe! Wir lieben den ſinnreichen, obwohl unbekannten Verfaſſer ſo ſehr; daß wir uns recht betrüben, ſo oft er von dem guten Pfade abweicht, den er ſich doch erwählet zu haben ſcheint. Es geht uns, wie dem Horaz, der aus gleichen Urſachen, den Homer bedaurete:

Ihdignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Aber wir freuen uns, daß es nicht gar zu oft geſchehen iſt, und faſt überall der vernünftige Geiſt Meiſter der Einbildungskraft geblieben iſt. Vielleicht wird obige Hauptmanniſche Schrift dem gel. Herrn Verfaſſer die Ausſchweifungen der neuen Lohenſteine vollkommen verleiden! Wir wünſchen es.

IX.

Joh. Gottlieb Laurentii, hochf. ſächſ. goth. Kriegscommißionsraths, Abhandlung von den Kriegsgerichten zu unſern Zeiten ꝛc. nebſt einem zwieſachen Anhange ꝛc. Altenburg bey Richtern 1757.

Der Herr Kriegscomm. Rath Laurentii hat uns bereits vor etlichen Jahren von den Kriegsgerichten der alten Deutſchen bis zum zehnten Jahrhunderte einen artigen Tractat geliefert. Da nun derſelbe, als etwas hiſtoriſches in unſer Feld gehörte, konnten wir ihn nicht unangezeiget laſſen. Da wir aber hofften, der gel. Herr Verfaſſer würde dieſe Arbeit bis ins XVI. Jahrhundert, ſodann aber bis auf unſre Zeiten fortſetzen: ſo liefert er uns, mit

Uebergehung des allen, gegenwärtiges Werklein; das uns zwar wohlgeschrieben zu seyn dünket, doch in unser Fach der Gelehrsamkeit nicht einschlägt. Denn was haben unsre Musen mit der peinlichen Gerichtsbarkeit zu thun?

Alles was hier unsere Liebhaberey locken kann, sind die beyden Anhänge. Der 1. handelt von der ersten deutschen Kriegsordnung, die im Drucke herausgekommen. Diese ist von Nickel Otten, kaiserlichen und des schwäbischen Bundes Zeugmeistern, und seinem Lieutenant, Jacob Preußen, zusammen getragen, und 1530 unter dem kurzen Titel **Kriegsordnung**, in Fol. gedruckt worden. Leonhard Fronsperger hat sich desselben in seinen Kriegsbüchern stark bedienet. Der Herr Verfasser hat diese und andre Umstände aus Handschriften, und durch Schlüsse sehr wohl herausgebracht, und giebt am Ende allerley Aufgaben auf.

Der II. St. handelt von Reinhards, Grafen zu Solms, Herrn zu Münzenberg, sieben Kriegsbüchern, und denen darinn beschriebenen 24 Kriegsämtern, zu Kais. Maximilians Zeiten. Diese sind Oberster Feldhauptmann, Feldmarschall, Oberster Zeugmeister, Oberster Lieutenant, oder Feldhauptmann, Oberster Provos, Oberster Provianther, Oberster über die Reuterey, Wagenburgmeister, Reiter-Wachtmeister, Wagenmeister, Reiterquartiermeister, Reiterhauptleute, oder Rittmeister ꝛc.

XI. Ver-

X.

Verſuch einer ausführlichen und zuverläßigen Geſchichte, vom Leben und den Glaubensmeynungen Andreas Dudiths, geweſenen Biſchofes und dreyer Kaiſer Rath und Geſandten ꝛc. von Carl Benj. Stiefen, Lehrern des eliſab. Gymn. zu Bresl. und zehn gel. Geſellſ. Mitgl. Bresl. bey Carl. Gottfried Meyern. 1759. in 8.

Wir bedauren es, daß die Schranken unſrer Monathſchrift es uns nicht erlauben, in dieß theologiſche Feld auszuſchweifen. Glaubensſtreitigkeiten und Ketzereyen ſind unſer Augenmerk nicht, wenn wir gleich dahin gehörige Schriften gern leſen, und zu ſchätzen wiſſen. Unſre Leſer fodern ſolche Nachrichten nicht von uns, ſondern von ganz andern Monathſchriften. Dieſen wollen wir alſo das Urtheil davon überlaſſen: wenn wir nur angezeiget haben, daß der Herr Verfaſſer dieß Werk der churfl. Maynziſchen Akad. zu Erfurt, als ein neu aufgenommenes Mitglied derſelben, zugeeignet habe.

Aus der Vorrede erhellet ſo viel, daß ſich derſelbe viel Mühe gegeben, dieſes merkwürdigen Mannes Lebensumſtände vollſtändiger, als ſeine Vorgänger zu beſchreiben. Da ihm nun von dem berühmten und hochw. Hrn. Ober-Conſiſtor. R. Burg, auf der eliſab. Bibliothek viel geſchriebene Briefe deſſelben

angezeiget worden: ſo hat er ſich vornehmlich derſelben bedienet, die noch fehlenden Lebensumſtände des Mannes ans Licht zu bringen.

Es erhellet überall viel Fleiß und Beleſenheit aus dieſer Schrift, die ihrem Herrn Verfaſſer Ehre machet. Wir ſehen zwar daraus, wodurch er bisher abgehalten worden, ſeinen deutſchen Antilucrez ans Licht zu ſtellen: allein wir hoffen gleichwohl, daß er uns denſelben nicht ſchuldig bleiben werde.

XI.

Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und ſymboliſchen Bedeutungen, in ſofern ſie der deutſchen Sprache Redensarten geliefert, aus allerley Arten der Alterthümer erwogen, von einem Mitgl. der kön. d. G. zu Königsberg und der Geſellſchaft der fr. Künſte zu Leipzig. Eiſenach und Leipzig 1756. in 8. bey Grießbachen.

Der Herr Secr. Groſchuff, der uns bereits durch einen gel. Tractat von der Händeſprache, mit Ruhme bekannt geworden, auch durch einen proſaiſch verdeutſchten Horaz berühmt iſt, hat auch gegenwärtiges Werk ausgearbeitet. Es enthält eine ungemeine Beleſenheit in Alterthümern, Fabeln und Geſchichten. Alles, was Griechen und Römer, Wälſche, Franzoſen, Engländer und Deutſche von Fingern geſaget, geglaubet, geträumet und gelogen haben,

ben, ist hier auf eine ungezwungne Art zusammengeflochten.

Man muß sich oft im Ernste wundern, wie weit die Belesenheit des Herrn Verf. sich erstrecket: noch mehr aber, wie sinnreich derselbe alles, was er gefunden, es mochte nun alt oder neu, theologisch, juristisch, medicinisch, historisch, moralisch, chiromantisch, magisch, astrologisch, arithmetisch, oder galant, verliebt oder spaßhaft seyn, in einen Zusammenhang zu bringen gewußt.

Indessen liest sich ein Werkchen von dieser Art sehr angenehm, und kann einem die Stunden auf anmuthige Art kürzen. Man wird einen ganzen Schatz von Gelehrsamkeit darinn finden, und zwar in einer fließenden reinen Schreibart, die dem Leser auch nicht die Weile lang werden läßt.

XII.

Abbildung und Beschreibung aller hohen Ritterorden in Europa, gezeichnet von G. Eichlern; gestochen und im Verlage bey Jakob Andreas Friedrichen, Kupferstechern in Augspurg. 1756. in 12.

Dieses saubere und angenehme Werkchen ist eine neue Probe, wie sich der feine Geschmack in Künsten zu Augspurg heutiges Tages darstellet. Ein gelehrter und berühmter Mann daselbst hat die Beschreibungen aller Orden aus den Geschichten ins Kurze gezogen. Einige davon hat man schon in

veri-

vorigen Jahren bey den ſogenannten Rittercalendern geleſen. Itzo aber ſind ſie der Zahl nach dergeſtalt angewachſen, daß ſie nun ein eigenes Werkchen ausmachen können, das theils der Jugend, theils auch erwachſenen Liebhabern zum Handbuche wird dienen können. Die Kupfer aber ſtellen die ganze Tracht der Ritter, auf eine zierliche Art vor.

Nach einer vorläufigen Erklärung des Ritterſchlages der Ritter des heil. röm. Reiches, der auch in Kupfer vorgeſtellet wird, folget die Beſchreibung der Ritter des deutſchen Ordens, oder der ſogenannten Kreuzherren von 1191. Es folgen die Hoſpitalier St. Johanns von Jeruſalem, oder heutigen Maltheſer Ritter, von 1048. Dieß waren geiſtl. Orden: unter den weltlichen ſtehen die päbſtlichen vom goldnen Sporne oben an, die 1559. geſtiftet worden. Ihnen folgen die Ritter des Conſtantinordens, der 313 entſtanden ſeyn ſoll. Der Orden des heil. Andreas in Rußland von 1698. und des Alexander Newsky von 1725. löſen ihn ab. Der heil. Geiſterden von 1578. der von St. Lazarus von 1607. nebſt dem St. Ludewigsorden von 1693. u. der St. Michaelsorden von 1469. gehören Frankreich. Spanien hat den Jakobsorden von 1175. England das blaue Hoſenband von 1350. und den Orden des Bades von 1725. nebſt dem ſchottiſchen Diſtelerden von 1542. Portugal beſitzet den Orden Chriſti von 1319. und den Avisorden von 1147. Schweden den Seraphinen-Orden von 1334 und den Schwertorden; Dännemark den Elephanten- und Dannebrocks-Orden, von 1190 und 1219, imgleichen den Orden der Treue von 1732. Pohlen hat den weißen Adler

ler von 1325. Preußen den ſchwarzen Adler von 1701. du Merité von 1740, und de la Generoſité von 1685. aller übrigen von herzoglichen u. fürſtlichen Höfen und Republiken hier zu geſchweigen.

Auch ſind zum Schluſſe noch die Sternkreuzordensdamen von 1688. die Sklavinnen der Tugend, von 1662. zu Wien, und die Ritterinnen des Katharinenordens zu Petersburg von 1714. nebſt den adelichen Fuß- und Ritterturniern, in Kupfer, ſehr ſauber vorgeſtellet. Druck, Papier und Kupfer ſind ſchön, und machen den Künſtlern Ehre.

XIII.

Verzeichniß der an vielen großen und mittlern Orten im 1756ſten Jahre Gebohrnen und Verſtorbenen.

Zu Paris ſind	19412	gebohr.	und	20021	geſt.
London —	14839	—	—	20871	—
Wien —	5585	—	—	4598	—
Amſterdam —	4302	luth. u. Ref.		7011	—
Berlin —		—			—
Hamburg —	3023	—	—	3138	—
Copenhagen —	2653	—	—	2792	—
Königsberg —		—			—
Dresden —	2103	—	—	2432	—
Danzig —	1973	—	—	2475	—
Breslau —	1190	luth.	—	1375	—
Harlem —	979	—	—	795	—
Frankfurt am Mayn	977	—	—	1303	—
Braunſchweig —	966	—	—	972	—

Leipzig

Leipzig	—	931	—	1286 —
Halle	—	725	—	976 —
Gotha	—	358	—	357 —
Merſeburg	—	201	—	249 —
Frankenhauſen		106	—	150 —

In Paris ſind

Zwiſchen	70 und 80	Jahren	280	geſtorben.
—	80 und 90	—	283	—
—	90 und 100	—	61	—
—	100 und 107	—	7	—

Summe 631

In Wien ſind

Von				Von			
60	J.	59	geſtorb.	81	J.	13	geſtorb.
61	—	17	—	82	—	18	—
62	—	36	—	83	—	19	—
63	—	37	—	84	—	10	—
64	—	44	—	85	—	7	—
65	—	35	—	86	—	12	—
66	—	40	—	87	—	8	—
67	—	38	—	88	—	7	—
68	—	27	—	90	—	7	—
69	—	26	—	91	—	2	—
70	—	57	—	92	—	3	—
72	—	28	—	93	—	2	—
73	—	18	—	94	—	2	—
74	—	22	—	95	—	3	—
75	—	23	—	96	—	1	—
77	—	26	—	97	—	1	—
78	—	17	—	98	—	3	—
79	—	28	—	99	—	2	—
80	—	20	—	100	—	1	—
				101	—	1	—
Summe		611		Summe		122	

Ende des Hornungs 1757.

beybehalten, wo uns nemlich dieſelbe, nach unſerer Einſicht, entweder nachdrücklich oder bedenklich ſcheinen.

Bald anfangs geſtehet Herr Praſch offenherzig: Er habe ſich zwar nach ſeiner Wenigkeit der Lateiniſchen Poeſie eine zeither ohne Unterſcheid, wie der Deutſchen, bedienet: Er wolle aber dieſes nunmehro mäßigen, und verſuchen, ob er ſeines geringfügigen Ortes unſerer deutſchen Mutterſprache und Poeſie in etwas beförderlich ſeyn möchte; weil er doch derſelben mehr, als der Lateiniſchen verpflichtet und verwandt wäre. So wäre ſie auch dieſer Ehre noch wohl werth, uneracheet ſie bey vielen in gar ſchlechtem Anſehen ſtünde; und hielte er auch in der That auf ein deutſches Gedichte mehr, als auf ein Lateiniſches, wenn das übrige gleich wäre.

Er unterläßt von der Fürtrefflichkeit unſerer uralten Haupt- und Helden-Sprache insgemein alhier etwas zu gedenken; weil Opitz und Schottel (*) dieſelbe bereits zur Genüge dargethan hätten; und will allein in den Schranken der Poeterey bleiben. Und da bekennet er ein für allemal feſte zu glauben: Die deutſche Zunge ſeye gleichſam zu und mit der Poeterey gebohren, und ſtehe ihr daher vor andern die Poeterey wohl an. Wir wollen die Gründe dieſes Ausſpruches kürzlich anſehen.

Der erſte Grund lieget in der großmüthigen Art der deutſchen Sprache. Zum Dichten gehöret

(*) Opitz in ſeinem *Ariſtarcho*, ſive de contemta Linguæ Teutonicæ; und Schottel in ſeinem Werke von der deutſchen Hauptſprache.

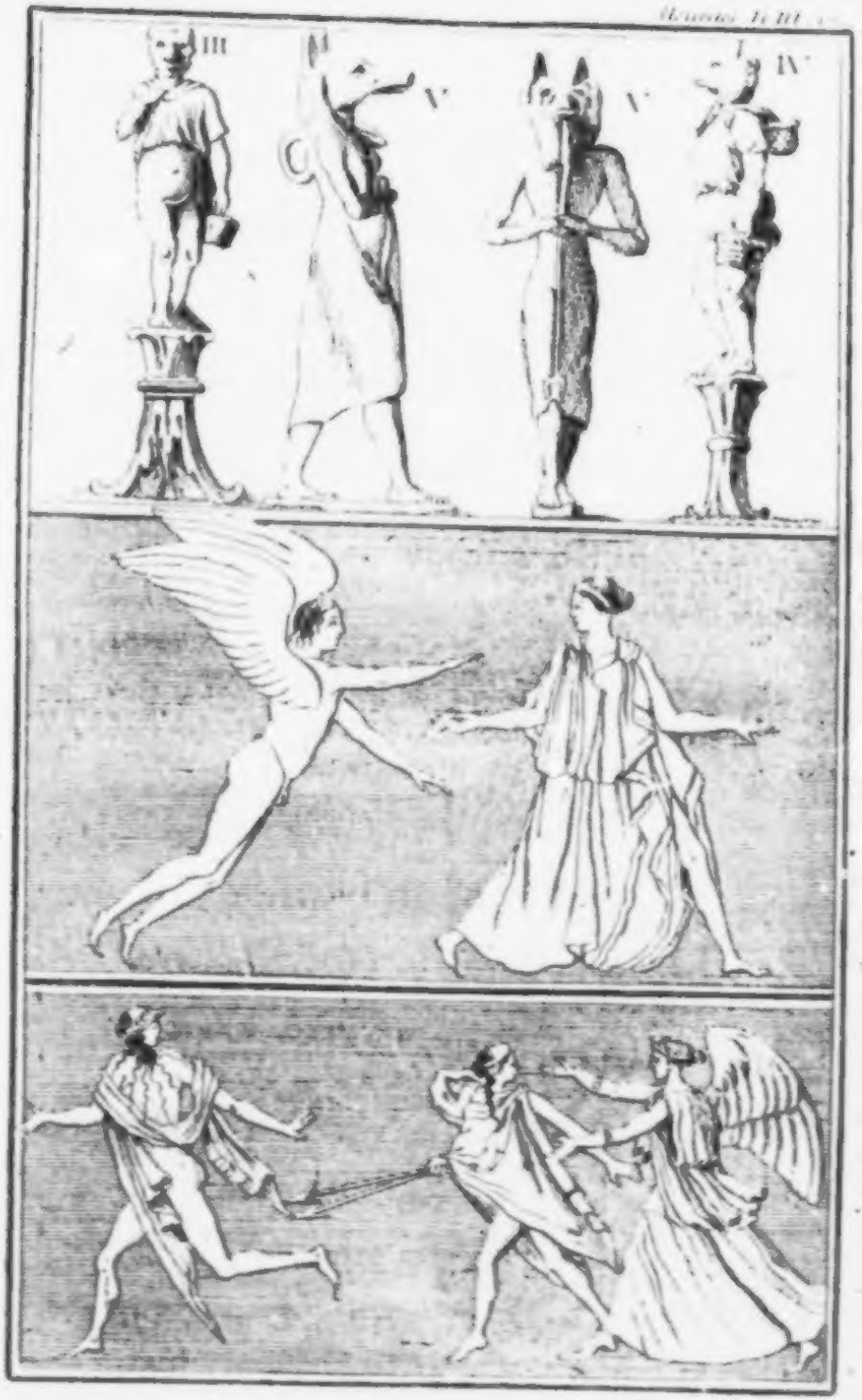
III
II
V
I
V
IV

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Lenzmond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1757.

Inhalt.

I. Des Hrn. Grafen von Sachſen Einfälle über die Kriegskunſt.

II. Recueil d'Antiquités égyptiennes, étrusques &c. T. II.

III. Verzeichniß der im Jahre 1756. zu Zerbſt aufgeführten theatraliſchen Schauſpiele.

IV. Encomia Cœlitum digeſta per ſingulos Anni dies.

V. Eſprit Fleſchiers Lob- und Trauerreden. I. II. und III. Theil.

VI. J. J. Reiske Animadverſionum ad Græcos Auctores. Vol. I.

VII. Des helvetiſchen Patrioten zweyter Jahrgang.

VIII. Indicis Librorum expurgandorum in ſtudioſorum gratiam confecti Tom. I. &c.

IX. J. M. Gesneri primæ lineæ Iſagoges in Eruditionem univerſalem &c.

X. Hrn. Prof. Gottſcheds vollſtändigere und neuerläuterte deutſche Sprachkunſt. Vierte Auflage.

XI. Hrn. Probſt Müllers Geſchichte der Ruth.

XII. Nachricht von denen, am hohen Friedrichstage 1757. in die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig aufgenommenen Ehrenglieder.

XIII. Hrn. Hofrath Trillers Sinngedichte auf den Hrn. von Fontenelle.

XIV. Die Bildung eines zukünftigen vollkommnen Officiers.

XV. Nachricht von einem auf Vorſchuß ans Licht tretenden illuminirten und gemalten Pflanzenwerke.

I.

Des Herrn Grafen Moritz von Sachsen, Herzogs zu Curland und Semgallen, General-Marschalls der königl. französischen Armeen, Einfälle über die Kriegskunst, herausgegeben vom Herrn von Bonneville, Kön. Preuß. Ingen. Hauptm. ins Deutsche übersetzt von G. R. Fäsch, Kön. pohln. Churf. Ingen. Major. Leipzig und Frf. in der Weidemannischen Handlung 1757. in Fol.

Wenn Frankreich unter seinen Standespersonen mit einem Ritter Folard, als einem Schriftsteller von Kriegssachen stolziret; so können wir demselben mit großem Uebergewichte den Grafen Moritz von Sachsen entgegen stellen. So hoch nämlich dieser an seinem Stamme, und verwalteten hohen Kriegsämtern über jenen erhaben ist: eben so hoch ist er auch an seltner Einsicht in die wichtigsten Dinge, über alle Helden des vorigen und itzigen Jahrhunderts zu setzen. Frankreich hat ja wohl, so wie Walschland an seinem

Grafen Marsigli, auch unter den Kriegsleuten Schriftsteller aufzuweisen. Allein es ist ganz was anders, frostige Memoiren oder Nachrichten von etlichen Schlachten oder Belagerungen schreiben, oder Vorschläge und Regeln geben, wie man Plätze befestigen, oder bestürmen, und vertheidigen soll: und ganz was anders, mit einem philosophischen Auge die ganze heutige Kriegskunst zu durchschauen, allen herrschenden Vorurtheilen darinn zu entsagen und ein ganz neues Lehrgebäu davon zu entwerfen: welches unsern Zeiten und unserm Vaterlande, dessen Sohn und Bürger der Marschall von Sachsen zu seyn nie aufgehöret hat, bey der späten Nachwelt noch Ehre machen wird.

Der Marschall von Sachsen ist so bescheiden bey seiner Einsicht gewesen, (ein wahres Merkmaal großer Geister) daß er seine Gedanken von der Kriegskunst nur *Reveries*, das ist Träume, Einbildungen oder **Einfälle** genennet. Der Herr Uebersetzer entschuldiget sich, daß er dieß letzte Wort erwählet: und es war allerdings das beste, wenn er nicht das allgemeinere, und ernsthaftere, **Gedanken**, oder **Betrachtungen** brauchen wollte. Doch darauf kömmt nichts an. Das Werk ist in seiner Art allemal vortrefflich, und zeigt einen so philosophischen Kopf, als Cartesius in der Weltweisheit selbst gewiesen. Dieser nennte seine physikalischen Reveries, oder Träume, Principia; der deutsche Held aber nennet seine festgegründeten Principia der Kriegskunst, Reveries.

In der Vorrede hat er schon ein Meisterstück gewiesen. Sie zeiget Belesenheit und tiefsinniges

ges Nachdenken; Kenntniß aller Zeiten und eigene Erfahrung; zugleich aber einen Kopf, der selbst denket, alles prüfet, in die Gründe der Wahrheit dringet, und den Vorurtheilen allen ihren Schein entziehen kann. „Die Kriegskunst, heißt es, ist eine Wissenschaft, die dergestalt mit Dunkelheit umgeben ist, daß man bey derselben immer im Finstern tappen muß, und keinen sichern Schritt thun kann. Sie gründet sich auf Gebräuche und Vorurtheile, als natürliche Folgen der Unwissenheit.„ Was für Einsicht leuchtet nicht schon aus diesen Worten hervor! Der gemeine Schlag von Menschen, die Sclaven der Unwissenheit, tragen das Joch der Gewohnheiten und Vorurtheile; und dünken sich groß dabey. Ein edler Geist erhebt sich über diese Sclaverey pöbelhafter Gemüther; er will nach Gründen und sichern Regeln denken und handeln: und wo er die nicht findet, da suchet er sie selbst. So fährt der Marschall fort.

„Alle Wissenschaften haben ihre Grundsätze und „Regeln: nur die einzige Kriegskunst nicht. Die „größten Feldherren, so von derselben geschrieben ha„ben, geben uns keine an. Man muß folglich viel „Erfahrung haben, um sie wohl zu verstehen: und „es ist unmöglich, aus den Nachrichten der Geschicht„schreiber eine richtige Kenntniß von derselben zu er„langen; weil diese vom Kriege so geschrieben, wie „sie sich die Sachen nach ihrer Einbildung vorgestel„let. Diejenigen Feldherren aber, die uns hievon „einige Nachricht hinterlassen, haben mehr gesuchet „zu gefallen, als zu unterrichten; weil das Mechani-

„sche von der Kriegskunst trocken, und verdrüßlich „zu lesen ist. Daher kömmt es denn auch, daß die„jenigen Bücher, so von den Grundsätzen der Kriegs„kunst handeln, sehr wenig gesuchet werden, und „alsdann nur erst in Achtung kommen, wann durch „länge der Zeit sich alles geändert hat. Bücher „hingegen, so vom Kriege nur in soweit handeln, als „er in die Geschichte läuft, haben ein weit günsti„ger Schicksal. Sie werden von den Liebhabern „aufgesuchet, und in Büchersälen aufbehalten. Das „ist auch die wahre Ursache, warum wir einen so „dunkeln Begriff von der Griechen und Römer ih„rer Kriegszucht haben„.

In dem folgenden meldet er, der große **Gustav Adolph** hätte eine neue Art Krieg zu führen erfunden, und versichert: alle, die selbige angenommen, hatten große Thaten ausgerichtet. Nachmals sey man davon abgegangen, weil man sie ohne Einsicht, bloß aus der Erfahrung angenommen. Ein jeder hätte etwas davon weggelassen oder hinzugesetzet. Aus des Montecuculi Nachrichten aber, der sein Zeitgenoß gewesen, erhelle, daß die heutige Art Krieg zu führen, weit mehr von Gustavs seiner, als von der Römer ihrer unterschieden sey. Die ganze Kriegskunst bestünde itzt in Gebräuchen, davon man keine Grundregeln anzugeben wisse.

Der Ritter Folard sey der einzige gewesen, der sich unterstanden, die Gränzen der Vorurtheile zu überschreiten. Seine Dreistigkeit sey zu loben; denn nichts sey elender, als ein Sclav der Vorurtheile zu seyn. Allein er rechnet zu sehr auf lauter tapfre Leute, und überleget nicht, daß eben das Heer einmal

mal tapferer ficht, als das andre; und daß es auf viel kleine Umstände dabey ankommt, die ein guter Feldherr sich zu Nutze zu machen wissen muß. Z. E. er glaubet, daß Völker, die gewiß gesieget hätten, wenn sie den Angriff gethan hätten, den Kürzern ziehen werden, wenn sie in ihrer Verschanzung angegriffen werden. Die Ursache davon soll man im menschlichen Herzen suchen. Und doch hat niemand davon geschrieben; so wichtig die Sache auch ist. Der Marschall zeiget dadurch seine philosophische Kenntniß des Menschen, und erläutert es durch folgendes Beyspiel.

In der Schlacht bey Friedlingen hatten die Franzosen den Sieg über die Kaiserlichen schon fast in den Händen. Aber plötzlich fällt es jemanden ein zu rufen: Wir sind abgeschnitten! weil sich ein paar Schwadronen sehen ließen; die wohl gar französische seyn mochten. Sogleich nahm das sämmtliche Fußvolk in größter Unordnung die Flucht, lief durch den Wald zurück, und war nicht eher zum Stillstande zu bringen, als weit hinter der Wahlstatt. Alle Mühe des Marschalls von Villars, sie zum stehen zu bringen, war umsonst. Ein plötzliches Schrecken hatte sie so betäubet, daß sie sich kaum besinnen konnten. Dieß hat der M. v. Sachsen, vom Villars selbst gehöret.

Indessen will er doch den Theil des Kriegshandwerks, der bloß mechanisch ist, und den Dienst angeht, nicht verachten. Er leget den Grund zu allem. Auch in der Baukunst ist es nicht allein mit einem Risse ausgerichtet. Man muß auch Steine behauen, und sie gut in den Grund legen können; ohne welchen das Haus bald sinken würde.

So muß auch ein Feldherr wissen, wie er seine Völker stellen und alles anordnen soll. Daher kam es, daß die Römer, mit kleinen Heeren unzählbare Barbaren schlugen. Zwar würde ein kluger Befehlshaber auch mit einem Schwarme Tartarn mehr ausrichten, als ein andrer. Aber es ist doch schwerer die Leute erst abzurichten, als sie so zu nehmen, wie man sie findet.

Zu dem Ende will der Marschall von S. in diesem Werke zeigen, wie Heere angeworben, gekleidet, verpfleget, gestellet und zum Fechten geschickt gemachet werden sollen. Alle bisherige Arten dieser Stücke taugen nach seiner Meynung nichts: aber er will das Heiligthum der Gebräuche nicht ganz antasten; sondern nur die Misbräuche zeigen. Im II. Cap. handelt er von der Legion, in welche er die heutigen Heere theilen will. Im III. von der Reuterey, ihrer Rüstung u. ihren Waffen; von ihren Bewegungen, vom Futter holen und Füttern, von den Zelten und ihrem Lager, und von ausgeschickten Parteyen.

Das IV. handelt von Bildung und Stellung eines Heeres, und von der Colonne. Das V. vom Schießgewehre und seinem Gebrauche. Das VI. von den Fahnen. Das VII. vom Geschütze und dem Fuhrwesen. Das VIII. von der Kriegszucht. In allen diesen Hauptstücken kommen fast lauter neue Dinge vor, die das meiste bisherige Unwesen beym Kriege abstellen, und alles auf einen ganz andern Fuß setzen würden. Wir wünschten zwar lieber aller Kriege in der Welt überhoben zu seyn: aber

höret ein hoher Geiſt und kühner Muth, allen Sachen einen prächtigen Glanz und körnigen Nachdruck zugeben. Dieſe Eigenſchaften beſitzen die Deutſchen vor vielen andern Völkern; und eben daher ſind ihnen die Heldengedichte, ſeiner Meynung nach, wohl die leichteſten. Ja was noch mehr iſt, obgleich das **Verſemachen** eine Sache iſt, die faſt aller Orten von Gelehrten und Ungelehrten ohne Maaſſe getrieben wird, nach dem Verſe des Horatius:

Scribimus indocti doctique poemata paſſim;

welchen Herr **Praſch** alſo zu verdollmetſchen beliebet hat:

Was gelehrt und ungelehrt,
Will in Verſen ſeyn gehört;

ſo ſcheinet dem Verfaſſer dennoch nirgend eine ſolche Neigung und Bequemlichkeit zu dieſen Uebungen anzutreffen zuſeyn, als bey uns. „Man vernimmt, ſchreibt er, ja ſchier nichts anders in Schimpf „und Ernſt als Reim und Verſe, ſo, daß die „Buchdrucker mit den Leſern ſolcher Arbeit längſt überdrüßig worden.„ Dieſer Misbrauch gefällt ihm gar nicht; und ſtehet er in den Gedanken, er würde gar bald aufgehoben werden, wenn dieſe Reimſchmiede mehr Kunſt, Wiſſenſchaft, Fleiß und Lieblichkeit, daran es ſo vielen fehlete, dazu brächten; wenn ſie zuvor die nothwendigen Bücher von der deutſchen Sprach- Dicht- und Reimekunſt läſen und etwas eintrachteten; wenn ſie ſich der behenden Griffe und herrlichen Schätze beſſer gebrauchten, ſo

aber weil es doch nothwendige Uebel giebt: so ist es gewiß, daß der Krieg ein viel kleineres Uebel seyn würde; wenn man die Hälfte Menschen und Geld dabey sparen könnte, wie der Marschall zeiget.

Um unsern Lesern einigen Vorschmack von dem Inhalte dieses Werkes zu geben, wollen wir kürzlich einige Proben anführen. Mit der heutigen Art zu werben ist der Graf von Sachsen nicht zufrieden. Gezwungene Soldaten taugen nichts, und laufen davon. Die Capitulationen werden nicht gehalten. Die Lieferungen von Städten und Ständen bringen nur einen Ausschuß von Menschen. Er will also, daß alle junge Leute eines Staates, zwischen dem 20sten und 30sten Jahre, ohne Unterschied des Standes, Adels und Geschlechts, 5 Jahre dienen, hernach aber lebenslang frey davon seyn sollen; es wäre denn, daß sie freywillig dabey blieben. So würde es eine Art von Ehrliebe werden, eine Zeitlang gedienet zu haben, und die es gethan hätten, würden die andern mit Verachtung ansehen. u. s. w.

Ferner ist der Marschall mit der itzigen Soldatenkleidung nicht zufrieden. Die Hüte taugen weder für die Hitze und den Regen, noch für die Kälte. Der ganze Kopf wird dem Soldaten im Regen naß; und des Nachts kalt; woraus viel Krankheiten entstehen. Er will ihnen eine Art warmer Stutzperüken von spanischen Schafsfellen, im Kriege aber römische Helme aufsetzen, die bis in den Nacken heruntergehen. Die Röcke mit weiten Aermeln und Falten stehen ihm auch nicht an. Sie

ſollen außer Bruſtlätzen, nur Camiſöler tragen: außer dem aber kurze und enge Mäntel haben, mit Kappen am Halſe, die ſie bey Märſchen im Regen, oder bey Nacht übern Kopf ziehen können. Ihre Schuhe ſollen auch die Waſſerprobe halten, und im Marſche hölzerne Sohlen haben. Die Beinkleider ſollen, wie die Stiefletten, von Leder ſeyn. u. ſ. w.

Er will ferner die ſtarken ledernen Schilde bey den Fußknechten, bey Reutern aber die ganzen Harniſche wieder eingeführet haben; die man bloß aus Bequemlichkeit abgeſchaffet hätte. Das Schießgewehr thut im Treffen die Wirkung nicht, die man davon hoffen ſollte: denn das Zielen vergeht einem Soldaten wohl, wenn er in der Gefahr ſteht, ſelbſt getroffen zu werden. Die Verrückung des Gewehrs um ein paar Zolle zu hoch, oder zu tief, machet unendlich viel Fehlſchüſſe in die Luft oder in die Erde. Er will alſo die beyden hinterſten Glieder mit Lanzen verſehen haben, die über den Schultern der erſten Glieder liegen, und dem Feinde die fürchterlichſten Spitzen darbiethen. Er will ferner auch leichte Fußknechte zwiſchen die ſchwerer bewaffneten eingeſchaltet haben, die hurtig zu Fuße ſeyn, und das Treffen anfangen ſollen.

Seine Legion ſoll aus vier Regimentern: jedes Regiment aus vier Centurien beſtehen; jede Centurie ſoll eine halbe Centurie leicht bewaffnete (*), und

(*) Der Hr. Ueberſetzer hat gezweifelt, wie er bey den leichten Jagdflinten, von hinten zu laden, das Wort Vex oder

und eine halbe Centurie Reuterey bey sich haben. Im Frieden soll eine (Nb. französische) Compagnie, aus einem Sergeanten, einem Corporal und fünf Soldaten bestehen. Im angehenden Kriege sollen dieselben auf 15 Mann erhöhet werden, welches bey der Legion 1600 Mann Verstärkung giebt. So bekömmt jede Centurie zehn solche Compagnien, jede von 17 Mann, und mit ihrem Hauptmanne, zwey Lieutenants, Fähnrich, Feldwaibel, Fourier, Capitain d'Armes, Querpfeifer und drey Trommelschlägern, 180 Mann. Der große Kriegsfuß aber steigt bey dem ganzen Regimente auf 876., vier solche machen 3528 Mann, oder eine Legion.

Wir übergehen viele andre Stücke, die Kriegsbedienten nöthig und angenehm zu wissen sind. Z. E. Das neue Geschütz, Amusette genannt: welches wir eine kleine Feldschlange heißen könnten; imgleichen den militarischen Takt im Maschiren, den zu regieren, die Trummeln dienen sollen; und den nach den alten Römern nur die heutigen Preußen beobachten; wie ihnen Hr. Major Fäsch das Zeugniß giebt. u. d. m.

Soweit geht das I. Buch. Im II. handelt das 1. Cap. von Befestigung, Angriffe und Vertheidigung der Plätze. Das 2. giebt Betrachtungen vom Kriege überhaupt; imgleichen eine Beschreibung von Pohlen, nebst einem Entwurfe, wie es eine Macht angreifen müßte, wenn sie sich genöthiget sähe

oder Secret nennen solle. Wir glauben, es könnte ein Spund, oder ein Schieber gegeben werden: weil es vermuthlich ein beweglicher Boden der Flinte seyn muß.

sähe, gegen diese Republik Krieg zu führen. Das III. vom Kriege in Gebirgen. Das IV. von durchschnittenen Ländern, welche mit Hecken und Gräben angefüllet sind. Das V. vom Uebergange über Flüsse. Das VI. von den unterschiedenen Lagen der Gegenden, und wie die Heere sich nach denselben lagern und ihre Schlachtordnungen einrichten sollen. Das VII. von den Verschanzungen und Linien. Das VIII. vom Angriffe der Verschanzungen. Das IX. von den Redouten und ihrem vortrefflichen Nutzen bey einer Schlachtordnung. Das X. von den Spionen und Bothen. Das XI. von den Merkmaalen daraus man des Feindes Vorhaben schließen kann. Das XII. endlich von den Eigenschaften, die zu einem obersten Feldherrn erfodert werden.

Man kann sich leicht vorstellen, wieviel wichtige Gedanken und Betrachtungen in diesem Werke vorkommen müssen; die dem Kriege eine ganz andere Gestalt geben würden. Alles nöthige ist mit sehr vielen Kupfern erläutert, so daß diese fast den größten Theil des Werkes ausmachen.

Indessen lassen wir uns auf die übrigen Gedanken des Hrn. Marschalls nicht ein. Seine Vorschläge zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts scheinen uns nicht die besten zu seyn: so wie uns desselben Meynung von dem Mangel der Menschen in Deutschland, handgreiflich falsch zu seyn bedünket. Der Hr. Marschall ist zu lange außer Deutschland gewesen, als daß er sein Vaterland recht kennen könnte. Dieß giebt jährlich an Ungarn, Pohlen,

Ruß-

Rußland, Schweden, Dännemark, Holl- und England, ja an Frankreich und Wälschland so viel Menschen ab; als ob ganze Heere hinaus zögen. Und wo bleibt die Menge derer, die nach Ost- und Westindien gehen, um daselbst ihr Glück zu suchen.

Kurz, große Leute sind nicht in allen Arten der Wahrheiten auf einmal glücklich; haben auch nicht in allen Recht. Wir verlieren aber deswegen kein Quentchen von derjenigen Hochachtung, die wir im Kriegswesen gegen seine Gedanken haben. Dieß verstund er als ein Meister, und hier muß man ihm Gehör geben. Es scheint auch, als wenn Frankreich im itzigen Feldzuge sich viel von seinen Erfindungen zu Nutze machen wollte. Gott gebe, daß das, was ein Deutscher erfunden hat, nicht Deutschland zum Schaden gereiche!

II.

Recueil d'Antiquités égyptiennes, étrusques, grecques & romaines. T. II.

A Paris, chez Duchesne MDCCLVI.

in 4.

Als wir von dem I. Bande dieses Werkes Nachricht gaben, wußte man noch nicht, daß wir einen zweyten zu gewarten hätten. Nun er aber erschienen ist, müssen wir unsern Lesern auch Nachricht davon geben. Er ist eben so stark und wichtig an Nachrichten und Kupfern, als der erste: und die ägyptischen Alterthümer machen den Anfang.

Er-

Er giebt selbst die meisten seiner Erklärungen davon, nur für Muthmaßungen an. Wir wissen zu wenig von diesem alten Volke, als daß wir seine Gebräuche erklären könnten. Das haben wir der griechischen und römischen Verachtung alles dessen, was nicht griechisch war, zu danken. Der einzige Plutarch hat sich im Tractate von der Isis und dem Osiris bemüht, uns ein Licht anzuzünden. Allein auch dieser gelehrte und witzige Mann rechtfertiget unsre Unwissenheit, durch seine Ungewißheit. Er lebte zu einer Zeit, da Aegypten den Römern unterthan war, und doch noch seinen alten Gottesdienst behielt. Gleichwohl hat auch der fromme und neugierige Plutarch diese Finsternisse nicht aufklären können.

Der Hr. Graf Caylus giebt hier im Anfange einen kurzen Auszug des obgedachten plutarchischen Tractats, um viele seiner Leser ein wenig mit Aegypten bekannt zu machen. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. So viel sey genug, daß die ältesten Aegypter bey ihrer dunkeln Erkenntniß Gottes, das Feuer und das Wasser für sichtbare Bilder desselben angesehen. Dieser reine Deismus ist bald durch die Pfaffen verderbet worden. Sie mengten in diese Zeichen der Gottheit bald ihre metaphysischen Begriffe; verdeckten ihre Ceremonien unter der Hülle von Geheimnissen; und machten aus der Anbethung Gottes eine Wissenschaft, die sie für sich allein behielten.

So wurden nun auch die Bilder ein Gegenstand der Anbethung; und die Priesterschaft zog ihren Ver-

Vortheil haben. Die Religion ward in eine heilige Dunkelheit verwickelt, die niemand ergründen dorfte. Der menschliche Verstand gleicht sich überall, und allezeit. Das Wunderbare rühret ihn; und daher nimmt er die abgeschmacktesten Dinge an, die Betrug und Aberglauben ausheckt. Gescheide Leute seufzen über die herrschenden Irrthümer, aber umsonst: die Staatskunst sieht sie für ihre Stützen an. So ist alle, auch die ägyptische Abgötterey entstanden. Plutarch zeiget ausdrücklich, daß die Aegypter nicht den Hund Merkur nennen; sondern nur die Eigenschaften desselben, die Aufmerksamkeit, Wachsamkeit und Schlauigkeit desselben, Freund und Feind zu unterscheiden, diesem verschlagenen Gotte beylegen, u. s. w.

Auf der I. Kupferplatte zeiget sich in der 1. und 2. Figur eine besondere Gestalt; die ein Weibergesicht mit einem Schleyer vorstellet. Insgemein nennet man sie die Isis: aber die Art ihres Kopfputzes, und die wenigen Unterscheidungszeichen erwecken billig einen Zweifel. Das Gesicht ist gut, aber der Leib ist nur ein unförmlicher Klump. Sie ist drey Zolle und vier Linien hoch, unten zwanzig Linien breit, und aus einem grauen ins Grüne fallenden Porphyr gemachet.

Die 3. und 4. Figur stellet einen Cynocephalus, d. i. Hundekopf vor, der auf einem blätterichten Fußgestelle steht; das keinem Lotus ähnlich sieht. Die ganze Figur ist räthselhaft. Der kleine viereckigte Kasten auf dem Rücken, und der Korb in ihrer Hand lassen sich nicht erklären. Vieleicht ist

es eine in Aegypten fremde Gottheit, die nur von Reisenden verehret werden. So würde ein Antiquarier muthmaßen. Allein Hr. Gr. von C. hält aus dem halb nackten Unterleibe dafür: es sey eine Art von Vorstellungen des Osiris, nach Plutarchs Beschreibung. Es ist 2 Zoll und 1 Linie hoch. Eben das hält er von der V. Figur, die einen deutlichen Wolfskopf hat; welches Thier in Cynopolis verehret worden. Es soll auch, nach allen Alterthumsforschern, den Osiris bedeuten; und hat zum Anhängsel (Amulet) gedienet. Sie ist 2 Zoll und 8 L. hoch.

Solcher ägyptischen Platten voll ägyptischer Figuren sind hier XII. anzutreffen. Wir müssen aber zu den hetruriſchen eilen; davon der II. Abschnitt handelt, der ganze XXVI solche Tafeln erkläret.

Der Hr. Verfasser hat niemals geglaubet, daß er die Dunkelheit der ersten Einwohner Italiens durchdringen müsse; welches ihn auf viele Abwege geführet haben würde. Die Aboriginer, Euganier, Pelasger und Tyrrhenier haben dieß Land vormals inne gehabt. Allein er eignet alle diese Ueberreste bloß den Hetruriern zu. Die Römer haben von diesem gescheiden Volke so stockstille geschwiegen, als die Griechen von den Aegyptern. Es scheint, sie haben aus Neid sein Andenken vernichten wollen, von dem sie nichts als ihre Vogeldeuterey und einigen andern Aberglauben angenommen haben. Kein andrer alter Schriftsteller redet mit Vorsatze von ihnen.

Bonarotti, Dempster, Gori und Passeri haben sehr mühsam die zerstreuten Stellen gesammlet,

let, und uns dadurch einiges Licht von Hetrurien geben wollen. Allein es sind lauter allgemeine Dinge, was sie herausgebracht. Aber die besondern Figuren zu erklären, das war so leicht nicht. Man stolpert fast bey jedem Schritte. Sowohl die Zeit ihrer Verfertigung, als die vorgestellten Gegenstände, als die Absicht der Kunstwerke, sind und bleiben Geheimnisse für uns. So wenig Licht können die Künste der Hand, ohne die Wissenschaften, einem Volke bey der Nachwelt dienen! Man muß sich bloß damit begnügen, daß man von der Geschicklichkeit ihrer Künstler urtheilet.

Die Töpferarbeiten sind in Hetrurien sonderlich im Schwange gewesen: und die Menge der davon übrigen Stücke ist in allen europäischen Cabinettern erstaunlich groß. So zerbrechlich irdene Sachen sind, so wunderbar ist es, daß sie sich soviel tausend Jahre erhalten haben. Nach einer billigen Rechnung, kann man setzen, daß zu hundert noch vorhandenen, zehntausend andre gehöret haben, die nicht mehr da sind. Dieser Ueberschlag aber setzet die Einbildungskraft in Erstaunen; und machet es wahrscheinlich: daß die Hetruier das ganze Wälschland, von den Alpen bis nach Rom, eingenommen haben müssen, ehe dieses erbauet worden. Vielleicht sind aber unter dieser Menge von Gefäßen auch viel griechische und ägyptische. Auf der Insel Samos hat man auch vor Alters die berufenen Vasa Samia gemachet.

Von den Tyrrheniern glaubet der Herr V. daß sie aus Asien, aus der Nachbarschaft der Samier nach Italien gekommen, und also ihre Kunst wohl mit dahin gebracht haben könnten. Da wir sie aber nicht zu unterscheiden vermögen, so müssen wir sie für hetruriſch halten. Ohne Zweifel sind ihre Gefäße eine Zeit lang in dem Werthe des heutigen Porcellans gewesen: und der Vertrieb derselben muß sehr ansehnlich gewesen seyn; weil man so eine Menge davon findet. Zu Volaterra, in den Ruinen zu Rom, und selbst im Herculano findet man sie; welches doch niemals in Hetrurien gelegen. Aber findet man itzo nicht auch chineſiſches und ſächſiſches Porcellan, da, wo man keins machen kann? Die Römer aber haben kein Wort von dieſer Geſchicklichkeit ihrer Beſiegten geſaget; obgleich ihre Werke von unendlicher Mannichfaltigkeit ſind.

Auch bey denen an ſich ähnlichen Gefäßen ſind die Verzierungen ſo verſchieden und abwechſelnd, daß man einem Volke viel Witz und Naturell nicht abſprechen kann, welches ſo viel Veränderungen machen kann. Es giebt einige bisher unbemerkte Stellen bey den Alten, die darauf zielen, daß man etwas aus dieſen Ueberbleibſeln wird entdecken können. Er ſelbſt will gern das Seine dazu beytragen: und dieß ſoll ihm zur Entſchuldigung der großen Lobſprüche dienen, die er dieſem Volke im I. Th. gegeben hat. Jemehr er deſſen Werke betrachtet, deſtomehr ſcheint ihm das Licht aufzugehen, welches zu einer beſondern Abhandlung dienen könnte. Indeſſen iſt er noch der Meynung, daß ihre Künſtler

in den Poeten der Griechen (*) (deren die vornehmſten und berühmteſten mit Namen genennet werden) verborgen liegen. Er meynet, es geſchehe nicht ohne höhern Trieb, daß wir in der Kirche in allen Predigten Vers und Reimen höreten, welche Gabe und Art der Prophezeyung uns Evangeliſchen hauptſächlich zukäme. Mit den Reimen würde ſo zureden alles condiret, dadurch haffte und ſaffte alles leichter in den Kindern, und gienge denſelben in den Kopf; ja daran hätten auch ſo gar die Weibsbilder (heute zu Tage würden wir etwas höflicher ſchreiben: das Frauenzimmer) ihr Belieben, daher auch verſchiedene hochgebohrne deutſche Poetinnen entſprungen wären, deren ſüſſes Andenken ihn der Poeten ſchier vergeſſen machte, unter welchen erſtern er der unvergleichlichen Frau von Greiffenberg (**) mit Namen gedenket. Und nachdem der Herr Verfaſſer zuletzt noch gleichſam im Vorbeygehen des hohen Alters der Reim-

(*) Der Verfaſſer hat allhier wohl nur aus Eilfertigkeit, und nicht aus Vorſatz, die lateiniſchen Dichter ebenfalls zu erwehnen und anzupreiſen unterlaſſen. Denn obgleich dieſe die Griechen, wie z. E. Virgil den Homer, ſich zur Nachahmung auch vorgeſtellet haben, ſo iſt es doch vielen derſelben in ihrer Kunſt nicht weniger ſo glücklich gelungen, daß ſie gleichermaſſen unſeren neuern Dichtern anſtatt unverbeſſerlicher Muſter und Vorſchriften dienen können.

(**) Von dieſer und andern berühmten Dichterinnen ſind wir entſchloſſen, eine beſondere hiſtoriſche Nachricht in dieſen Beyträgen mitzutheilen, ſo bald uns der dazu geſammlete Vorrath anſehnlich und zulänglich genug ſcheinen wird, damit an das Licht zutreten.

ler vor den griechischen geblühet, und daß sie zwar die ägyptischen Werke vor Augen gehabt, aber doch nicht knechtisch nachgeäffet haben.

Nachdem der Herr Graf nun auf der XIII. Tafel die unvollkommensten, und vermuthlich die ältesten Figuren vorangesetzet, nach und nach aber die vollkommensten abgezeichnet und beschrieben, kömmt er auf solche Gefäße, die allerley Personen und Stellungen derselben auf ihren Oberflächen zeigen. Unter diesen sind nun sehr viele schöne Stücke, deren Erklärungen zu wissen, auch mittelmäßige Kenner wohl wünschen möchten. Aus der großen Menge derselben nun, wollen wir nur ein paar mitnehmen, die uns einer Aufmerksamkeit werth geschienen; weil sie uns geflügelte Personen vorstellen, wie unsre christlichen Maler die Engel vorzustellen pflegen.

Die I. zeigt die XXV. Tafel in der 1. Fig. Es ist, wie man aus dem Kupfer dieses Monaths ersehen wird, ein geflügelter Jüngling, der auf ein Frauenzimmer zukömmt, die sich vor ihm zu scheuen, und zu fliehen scheint. Seine Zeichnung ist zum fliegen eines menschlichen Körpers viel geschickter eingerichtet, als unzählige, die wir von heutigen Malern und Kupferstechern gesehen haben. Der schwerere Theil seines Körpers nämlich, der keine Flügel hat, sinket unterwärts, und wird von den Flügeln getragen; ganz anders als man es gemeiniglich sieht. Diese beyde Figuren nun zieren ein wohlerhaltenes Gefäß von besondrer Schönheit. Da man nun im Museo Etrusco viel mehr geflügelte Figuren findet: so kann man nicht zweifeln, daß

dieſe nicht auch hetruriſch ſey. Sonſt möchte wohl mancher denken, es ſey eine chriſtliche Vorſtellung der Verkündigung Mariä.

Der Herr Verfaſſer trägt kein Bedenken dieſe Abbildung für die Geſtalt eines Geiſtes zu halten: und meynt, alle Völker wären von Natur zum Wunderbaren geneigt, und hätten auch eingebildete Weſen geglaubet; ja ſie hätten ihre Begriffe davon auf andere fortgepflanzet, und es ſchiene, als ob die Religion der Hebräer ſolche den Hetruriern mitgetheilet hätte. Dieß iſt nun leichter geſaget, als wahrſcheinlich gemachet: und was ſollte dieſe Vorſtellung wohl bedeutet haben, als die Erſcheinung eines Geiſtes oder Geſpenſtes?

Noch wunderbarer wird unſern Leſern folgende vorkommen. Hier iſt der erſcheinende Geiſt etwas ſchamhafter; denn er hat hübſche lange Kleider an. Es iſt dieſe Figur von der XXXV. Platte genommen: und hier erſcheint das Geſpenſt zweenen Menſchen, die gleichwohl mit gewaltigen Schritten die Flucht nehmen. Ja was noch mehr iſt, ſo machet der Geiſt ſelbſt ſolche lange Schritte, wie die Geſpenſter auf den Schaubühnen zu machen pflegen, wenn ſie einen Furchtſamen verfolgen. Iſt es nicht merkwürdig, zu ſehen, daß der Glauben von ſolchen Erſcheinungen ſchon unter heydniſchen Volkern, welche vor mehr als 3000 Jahren geblühet haben, im Schwange gegangen?

Auch dieſe Figur iſt auf dem Bauche eines zierlichen Kruges mit engem Halſe und zween Henkeln zu ſehen. Es ſcheint als ob die erſte Figur die un-

be-

bewaffnet ist, vor der mittelsten flieht, die mit zween Spießen versehen ist; und als ob der Geist diesen letztern ergreifen und von Beschädigung des ersten zurück halten will. Beyde sehen daher zurück, nach der Erscheinung, und dem, was sie thun will. Sowohl die Zeichnung der Stellungen als der Mantel und Gewande ist ungemein natürlich und schön: so daß man sich wundern muß dergleichen von so alten Zeiten zu sehen. Was mag das wohl für eine Geschichte oder Fabel vorgestellet haben? Die fliehende Personen und der Geist sind siebentehalb Zolle hoch; die bewaffnete ist einen Zoll kleiner.

Von den übrigen Theilen dieses Werkes reden wir nächstens etwas mehrers.

III.

Verzeichniß

der im Jahre 1756 zur Belustigung des Hochfürstlichen Anhalt-Zerbstischen Hofes aufgeführten theatralischen Stücke, nebst den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten.

Am 7 May ward der Graf Esser, bey der Feyer des hohen Geburtstages der Grosfürstinn kaiserlichen Hoheit, vorgestellet: und als Vorredner trat Christian Gottlieb Süßmilch mit folgenden Versen auf.

In der grausenvollsten Zeit und bey strengen Ungewittern,
Die des Erdballs schwere Last bis zum Untergang erschüttern:

In der Mitte des Getümmels, das von Norden zu uns dringt;
Wo die Zwietracht blutge Fahnen rachbegierig um sich schwingt;
Wo sie den geschliffnen Stahl kaum im Blute satt getränket,
Schon mit mörderischer Faust schwirrend durch die Lüfte schwenket:
In der Mitte des Geräusches, das Europa zitternd macht;
Schauen wir die schönsten Proben, daß die Allmacht für uns wacht!

Noch ist Anhalts stille Flur in der ungestörten Lage!
Noch begeistern unire Brust diese sorgenfreyen Tage!
Tage, voll des milden Friedens, dessen unser Land genießt,
Seyd mir tausendmal gesegnet, und aus Dankbarkeit gegrüßt!
Mich entzündt ein heilger Trieb, durch den Ton geweihter Seyten,
Eure sanfte Seligkeit, ädel, prächtig auszubreiten:
Mir, der ich bisher geschwiegen, glücke nun ein feurig Lied,
Das die huldervüllten Ohren heute lockend auf sich zieht!

Dort, wo sich im fernen Ost jenes weite Reich erhebet;
Dort, wo Peter glorreich sich in der Tochter überlebet,
Die mit eifervollen Schritten auf den edlen Spuren geht;
Schon in jenen prächtgen Reihen lorberreicher Helden steht:
Wo der Oby, wie der Don, die gepriesnen Ufer nehet:
Wo geschützter Musen Chor triumphirend sich ergötzet;
Da erheben treue Reussen dankend die gefaltne Hand,
Zu des Himmels lichter Höhe und erbitten für das Pfand,
Das wir ihnen dargereicht, unermeßlich Wohlergehen;
Segnen jenen Zeitpunct schon, sich von ihm beherrscht zu sehen!

Zweig.

Zweig, ſo kronenwerther Ahnen! wie nun Rußland freudig tönt;
So erſchallen Inhalts Fluren: Sey vom Himmel ſtets gekrönt!
Nichts umwölke Deinen Thron, den er Dir bereits erhoben;
Sey ein wahres Schutzgeſtirn für das Volk, das Dir geſchworen!
Schimmernd ſieh in ſpäten Enkeln Deiner Eigenſchaften Bild:
Dann iſt unſers Herzens Ahndung; Rußlands Sehnen ſchön erfüllt!

Völker! wenn nun einſt auf euch dieſes ſelge Glück gefloſſen:
Denket dann mit Ehrfurcht auch, daß es nur von Der entſproſſen,
Deren zepterwerthen Purpur, voller Ehrerbiethigkeit,
Sich mit allgemeinen Trieben unſer ganzes Herze weiht!
Ja, geprieſne Fürſtinn, ja, heute will ichs herzhaft wagen,
Fern von aller Schüchternheit, Dir die Regung vorzutragen;
Die uns ungetilgt durchwallet, erſt mit unſerm Leben ſinkt;
Oder gar aus düſtern Grüften, als ein ewger Lorber dringt!
Sieh doch, wie Dein hoher Stamm ſich in Oſt und Nord verbreitet!
Sieh nur, wie er einſt bey uns ſich in friſchen Aeſten ſpreitet!
Hier, von dieſer freyen Bühne, mache Dir noch oft der Mund
Treugeſinnter Landeskinder, Dank und Freude rührend kund:

Ja, der Zukunft Dunkel flieht! Unaussprechlich süße Wonne!
Noch im Alter glänzest Du, wie des heitern Frühlings Sonne;
Nebst Augusti und Karolinen. Anhalts Bürger, welch Geschick!
Preiset heute! rühmt in kurzem ein so ungemeines Glück!

Am 8 May, als am zweyten Tage desselben Festes, ward **Pylades und Orestes**; ein deutsches Original-Trauerspiel des Herrn von Derschau, und

Am 10 desselben, **Brutus** aufgeführet.

An dem hohen Geburtstage der durchlauchtigsten regierenden **Fürstinn**, war der Vorredner von dem Herrn Hofsekretär **Hauptmann** verfertiget, und ward auch von ihm gehalten: und

Am 13 May ward die **Merope**; nebst dem molierischen Nachspiele; die **Liebe, ein Mahler**; wie

Am 1. des Brachmonats abermal **Pylades und Orestes**, mit dem Nachspiele Herrn Gellerts, die **kranke Frau**, vorgestellet.

Am 9 August stellte man den **Arminius** des Herrn **Mösers** vor, und zwar auf den hohen Geburtstag des regierenden **Fürsten**, bey hoher Anwesenheit des durchlauchtigen **Erbprinzen** und der **Prinzessinnen von Bernburg**. Der Vorredner dabey ward gehalten vor Johann Karl Schulzen, und lautete so:

O hätte mich ein Stral der edeln Glut durchdrungen,
Durch die ein Opitz neu, ein Flemming schön gesungen!
Mir glückte heut ein Lied!

Ein

Ein Lied, das Trieb und Wunſch mit ſanften Zügen malte;
Ein Lied, aus dem kein Witz; wie heller Firniß, ſtralte;
Das Herzen an ſich zieht!

Umſonſt! was wünſch ich mir die Glut erleſner Dichter?
Ich ſinge heut mein Herz; ſo ſey das Herz der Richter.
Und nicht die freche Kunſt!
Nein, heute wagt ſies nicht, den Kenner zu entzücken!
Ein ſtreich, voller Schwung, wie Pindar, auszudrucken:
Das lockt das Ohr zur Gunſt!

Da jüngſt des Phöbus Stral auf weiten Flächen braunte,
Und mancher milden Flur des Wachsthums Kraft entwandte;
Da Halm und Gras erſtarb:
Wie ſehnlich ſucht' ich mir, nicht ganzlich zu ermatten,
Des Zephyrs linden Hauch in kühlungsreichen Schatten,
Den mir ein Hayn erwarb.

Dort liegt der ſtille Wald von vielbejahrten Eichen,
Die dickbelaubt dem Stral der Sonne wenig weichen;
Nein, trotzend wiederſtehn!
Hier, wo der Mittag ſich mit dunkler Nacht vermählet;
Wo manches Schäfers Bruſt das ſüße Leid gequälet,
Dem Schäfer ſchwer entgehn:

Hier hat der Andacht Hand aus ganz verwirrtem Triebe,
Geſchnitzten Göttern einſt in ehrfurchtsvoller Liebe,
Ein Opfer dargebracht:
Hier hat des Helden Bruſt die Mordbegier vergeſſen.
Erwägend, einſam, ſtill des Schickſals Lauf ermeſſen;
Sein glänzend Nichts verlacht.

Er-

Ermüdet ſank ich hier auf weichen Raſen nieder.
Doch Zephyr kühlte mir die ſchweißbenetzten Glieder,
Im Schooße ſüßer Ruh!
Mit Rieſeln floh der Bach auf glattgewaſchnen Steinen,
Bey klarer Silberfluth zu noch entlegnern Haynen;
Dem horcht ich freudig zu!

Ich hörte nichts, als Laub auf ſtolzen Wipfeln rauſchen;
Doch ſah ich hin und her die kleinen Sänger lauſchen,
Wovon der Wald ertönt!
Entzückt und wollustvoll ihr göttlich Lied zu fühlen,
Vermißt' ich jene Kunſt, mit Anmuth nachzuſpielen,
Mit der Apollo krönt.

Du immer ſanfter Schlaf, du Liebling reiner Freuden,
Du Freund der Einſamkeit, du Störer ſchwerer Leiden,
Umgabſt mein Auge ſchon.
Im Schlummer traumt ich drauf mit wallendem Vergnügen.
Der Zukunft Dunkel wich. Ich ſah der Vorſicht Fügen,
Den längſtbeſtimmten Lohn!

Ich ſchien mir unvermerkt zur höhern Sphär entrücket,
Dahin der leichte Flug befreyten Geiſtern glücket,
Mein Auge war verklärt!
Ich ſah die ganze Pracht der lichterfüllten Sterne,
Den unbezirkten Raum, die ungemeßne Ferne:
Mir ward noch mehr gewährt!

Und was? Ein lichter Thron im Schooß der Ewigkeiten,
Von dem ſich Kraft und Heil, als volle Ströme, breiten:
Auf dem die Vorſicht ſitzt.
Begeiſtert ſah ich nun im ſchimmernden Gepränge,
Von Ehrfurcht fromm beſeelt, der Trefflichkeiten Menge,
Womit ſie göttlich blitzt!

Ich ſtand gedankenvoll, im nie gefühltem Triebe.
Sie winkte: welcher Wink! wie hold und voller Liebe!
Ich nahte mich zu ihr!
„Hier, ſprach ſie, ſiehſt du ihr recht unter deinen Füßen,
„Ein unerſchöpflich Meer von Licht und Glanze fließen:
„Dir ſtralt der Welten Zier!

„Der Erdball wälzt ſich dort in dem beſtimmten Kreiſe,
„Voll Ordnung, unverrückt, in zugemeßnem Gleiſe;
„So lang mein Wink gebeut!
Hier ſah ich unſrer Welt noch nie geſehnen Rücken.
Erwägend ſah ich ihn, mit ſeligem Entzücken,
In Ehrerbiethigkeit!

Wie prächtig ſtralte mir, im wunderbaren Lichte,
Des Erdballs ſchöner Theil verblendend ins Geſichte:
Du warſt es: Anhalts Flur!
Ich ſah den Elbſtrom recht von Oſten zu dir eilen,
Und mit geſtärktem Lauf die frohen Gränzen theilen.
O ſegensreiche Spur!

Die Vorſicht ſprach: „Dieß iſt das Land, das ihr bewohnet,
„Das Huld und Güte deckt, mit ſtrengem Grimm verſchonet,
„Und mächtig unterſtützt;
„Dem hat mein ewger Rath ein ſanftes Glück beſtimmet.
„So lang der Erdball ſich im Zirkelbogen krümmet;
„So lange wirds geſchützt!

„Schon ſieht mein freyer Blick dein unverſtelltes Sehnen!
„Erweicht bemerk ich heut die ſtillen Freudenthränen,
„Die Anhalts Auge weint.
„Wohlan! ſie ſind erfüllt! Hier ſieh in langen Reihen.
„Des Fürſten Jahre ſich zu eurer Ruh verneuen,
„Mit Freud und Glück gekrönt!

„Mit

„Mit Freud und Glück gekrönt soll Fürst und Fürstinn leben!
„Um Die, so Ihn gebahr, soll ewaer Segen schweben:
Dieß wirket meine Macht!
Die Vorsicht schwieg, und schnell war Thron und Glanz verschwunden,
Und ich, von dem bewegt, was ich so stark empfunden,
War unvermerkt erwacht!

Am 11 des Augusts ward wiederum der Graf Esser, nebst dem, aus dem Französischen dazu übersetzten Nachspiele: Zeneide vorgestellet.

Der hohe Geburtstag der Hochfürstlichen Frau Mutter ist zwar am 24 des Weinmonats gefeyert worden; allein die Aufführung theatralischer Stücke ist dießmal aus bewegenden Ursachen unterblieben. Die unterthänigsttreuen Wünsche und freudigen Triebe eines treugehorsamsten Landeskindes enthalten folgende Zeilen:

Wenn bisher, durchlauchtigste Fürstinn, nur fremde Lippen, die reinen Wünsche und ehrerbiethigen Regungen meiner schwachen Muse, Deinen erhabnen Ohren, von einer, mit glücklichem Fortgange tragischen Bühne, bey feyerlichen Gelegenheiten vorgetragen haben; so wird es meinen eigenen auf einmal vergönnet seyn, jene sanften und ehrfurchtsvollen Triebe, hier freymüthig zu entdecken. Die Kühnheit, Deine erhabnen Eigenschaften nach Ihrer glorreichen Größe abzuschildern; besonders Dein mildes und von der Gnade beseeltes Herz, welches in dem göttlichen Vergnügen, andern wohlzuthun, sein

kunſt erwehnet hat, als welche anfangs die Celtiſchen Künſtler, das iſt, die Druiden, (*) und nach ihnen die Meiſterſänger, getrieben, von denen er ſchreibt, daß ſie nunmehr Tag-Laternen wären, ſo zum Lachen dienen; ſo füget er folgenden, uns zur Zeit noch ganz unbegreiflichen, Schluß hinzu: „Summa, ich darf kecklich ſagen, daß die „deutſche Poeſie, ihrer Natur und Eigenſchaft nach, „(denn die Kunſt halte ich zum wenigſten für gleich, „auſſer, daß die Griechen und Lateiner zweifelsfrey „obſchweben) aller andern Sprachen Dichterey weit „überſteiget.

Den andern Grund der Vortrefflichkeit der Deutſchen Poeſie machen die Reimen aus. Die Griechen und Lateiner haben zwar das Reimen (**) für etwas Barbariſches gehalten, weil

es

(*) Wir werden hierbey von Herr Praſchen auf *Eliam Schedium* de Diis Germanorum Cap. 17. und Matthiä Berneggers Quæſtiones Miſcell. in *Tacitum* de moribus German. Cap. 2. Quæſtion. 6. alleine verwieſen.

(**) Dieſe Beſchuldigung haben unter den Neuern zwey Gelehrte von erſten Range insbeſondere wiederholet, nemlich *Iſaacus Voſſius* in dem ſeltnen Werke de poematum cantu & viribus rhythmi, gedruckt zu Oxford 1673. 8. und der Franzöſiſche Biſchof *Huet* in ſeinen alſo genannten *Huetianis*. Es hat aber erſt kürzlich der berühmte Lehrer unſerer hohen Schule, Herr D. George Chriſtian Gebauer, in ſeiner anmuthigen Schrift, die er Diſſertationum Anthologicarum librum zu nennen beliebet hat, in einer beſonderen Abhandlung, *pro Rhythmis ſeu Ὁμοιοτελευτοις poeticis adverſus ea quæ* in Huetianis *leguntur*, welche in der Ordnung die ſechſte iſt, den Ungrund derſelben ſo vernünftig als beſcheiden gezeiget, und dieſe zwey groſſe Männer in dieſem Stücke zurechte gewieſen;

sein seligstes Glück findet, mit lebhaften und rührenden Farben, gleichsam in seiner ganzen prächtigen Lage zu entwerfen: diese Kühnheit hat wenigern Antheil an diesem Unternehmen, als die Treue und ungefälschte Ehrfurcht, mit der ich für dich, bis zu dem traurigen Reste der Sterblichkeit erfüllet seyn werde. Da ich in den glücklichen Gränzen eines Landes gebohren bin, in welchem die Denkmäler Deiner Weisheit und Gnade, welche du Dir in einer, mit so vielen Segen gekrönten **Regentschaft** und **Verwaltung** gestiftet hast, über die rauschenden Anfälle der Zeit, mit unverrückter Dauer siegen werden; so habe ich mirs zur süßesten Pflicht gemachet, gleich andern redlichen Einwohnern, **Deine** Verehrung nicht allein in der Tiefe meines Herzens mit untilgbaren Zügen einzuschließen; sondern auch mit lauten Tönen zu verkündigen, und in frohen Liedern auf die künftige Nachwelt fortzupflanzen. Vergib es meiner Schwachheit, und meinem noch nicht zur Reife gediehenen Geiste; wenn die Art und Weise der Verehrung nicht an die Größe reichet, mit der Du glänzest. Bisher hat es eine junge Feder gewaget, Dir die Regungen meines Herzens abzubilden: dereinst versucht es eine Feder von männlicher Stärke nicht minder.

Mit welcher lebhaften Hoffnung sehe ich nicht dem Zeitpuncte entgegen, in welchem **Du** der erhabne Gegenstand einer feurigern und glücklichern Muse seyn wirst! Heute wallet die munterste Bewegung in meiner von Deiner Verehrung ganz durchdrungnen Brust. Gleichsam auf den stolzen

Gipfel

Gipfel eines Berges erhaben, überſchaue ich heute unter freudigen Ahndungen, mit einem vor Freuden bethränten Auge, die ganze Reihe der Jahre, die ſich annoch, an die bereits erlebten knüpfen ſoll. Das zärtliche Bitten eines **Durchlauchtigſten Sohnes** und einer erhabnen **Schwiegertochter**, das brünſtigſte Flehen eines zahlreichen Hofes, das ehrfurchtsvolle Seufzen aller Treugeſinnten Diener; ja die lautern und ungezwungenen Wünſche zweyer Länder, Zerbſt und Jever, ſind ſichre Bürgen der ſegensvollen Erhörung einer preiswürdigen Vorſicht, der mächtigen Erhalterinn aller Staaten und Länder. Lebe lange, theuerſte **Fürſtinn**! mit allen hohen **Anverwandten**, in der Nähe und in der Ferne, zu unſerm Glücke, zu unſerm Wohl, und zu unſerm Vergnügen! Deine uns ſo koſtbare Geſundheit, welche bisher verſchiedene Zufälle zu erſchüttern gedrohet haben, erfriſche ſich bis zu dem ſpäteſten Ziele menſchlicher Tage! Dein geläutertes Ohr genieße noch öfters des ſanften Vergnügens, welches die göttliche Melpomene auf ehrwürdigen Bühnen ausſtreuet! Dein Auge entzücke ſich noch oft an dem edlen Anblicke ihrer, mit unvergänglichem Ruhme gekrönten Helden, die ſie zur Bewunderung und Nachahmung wieder lebendig machet! Dein großes Herz fühle noch oft die männlichen Bewegungen der Traurigkeit und des Mitleides, bey der lebhaften Vorſtellung einer gedrückten; aber nicht beſiegten Tugend! Und Deine vortreffliche Seele erweitere ſich noch oft in erhabnen Betrachtungen, bey dem ſinnlichen Anſchauen der Nichtigkeit aller weltlichen

lichen Hoheit, der Abſcheulichkeit der Tyrannen, und ſchwinge ſich gleichſam in denſelben ſchon hier zu den ſeligen Gefilden der Ewigkeit auf, zu dem Aufenthalte der vollkommenſten Dauer, der ungeſtöhrteſten Ruhe! Helden der tragiſchen Melpomene, ſeyd ihr, durch Vollkommenheiten und Tugenden, nachahmungswürdige Muſter der jetzigen Tage: ſo wird nicht eine preiswürdige Eliſabeth, bey der Fülle auserleſener Trefflichkeit, ein reizendes und glorreiches Beyſpiel der jetzigen und künftigen zugleich ſeyn?

am 24ſten des Weinmonaths,
1756.

A. G. K. Roltitz,
der Geſ. der fr. Künſte zu Leipzig Mitglied.

IV.

Encomia Cœlitum digeſta per ſingulos Anni dies, una cum veterum faſtis, recenſentibus victorias, triumphos, ſacrificia, cetera-que res inſignes Romanorum imprimis atque Græcorum, quibus Chriſtianæ Religionis præponuntur faſti &c. Auct. Io. Baptiſta Maſculo, Neapolitano, e S. J. Ob raritatem et elegantiam recuſa, ornata tabulis æneis cura et impenſis A. A. L. L. Societatis P. I. II. III. IV. Viennæ et Aug. Vindel. A.R. S. MD. CCLIV.

in 4.

Die von kaiserl. Majestät bestätigte Gesellschaft der freyen Künste zu Augspurg, hat nach einigen kleinen Proben von der Geschicklichkeit ihrer Künstler, nunmehr eine ansehnliche und kostbare ans Licht gestellet. Da sie die Kunst der Religion zum Vortheile anzuwenden, und die Aufnahme der erstern, auch durch Beyhülfe der Andacht zu befördern schlüssig geworden; so hat sie auf ein geistliches Werk gedacht, wobey sich sehr viele Kupfer anbringen liessen. Hierzu haben ihr des ehemaligen neapolitanischen Jesuiten, P. Masculus Enconia Cœlitum bequem geschienen: weil er sich auf alle Tage im Jahre einen Heiligen ausgesuchet, dessen Lob, Wunder und Märtyrertod er, in einer sinnreichen Schreibart abgefasset, und in kurze Inscriptiones, oder Aufschriften gebracht. Hierbey fand nun die Zeichner- und Kupferstecherkunst ein groſses Feld vor sich, 365 Bilder von Heiligen, mehrentheils von ihren Leiden, oder gewaltsamen Todesarten, zu entwerfen, und aufs sauberste auszuarbeiten.

Wir haben also von zween Gegenständen Nachricht zu geben: der erste ist das lateinische Buch, so sie erwählet haben; und dieſs geht die Gesellschaft der fr. Künste nichts an, und kann derselben weder Ehre noch Schande machen. Es ist vor mehr als 100 Jahren in Neapolis geschrieben worden. Es ist in einer spitzfindigen und spielerichten Schreibart abgefasset, womit damals der falsche Witz ganz Wälschland angesteckt hatte, bevor die arkadische Schäfergesellschaft diesen übeln Geschmack abschafsete

ſete und reinigte. Das Latein iſt ſchlecht, und gar nicht nach den guten Muſtern des alten Roms eingerichtet. Es iſt voll ſchwülſtiger Ausdrücke, weit geſuchter Anſpielungen, froſtiger Gegenſätze, und ſchlechter Wortſpiele, die ein Emanuel Thesaurus vormals in Schwang gebracht, und womit Wagenſeil auch Deutſchland angeſtecket hatte. Das vorige Jahrhundert hielt ſolche Spielwerke des Witzes für ſehr ſinnreich: und durch gewiſſe Sprachgeſellſchaften ward auch die deutſche Sprache zu einem Tummelplatze des falſchen Witzes, deſſen ſich das itzige Jahrhundert, ſowohl in Wälſchland, als bey uns zu ſchämen angefangen.

Um dieſes durch ein ſehr deutliches Beyſpiel zu erhärten, wollen wir dasjenige Elogium wählen, welches auf den V. April trifft, der dem **Vincentius Ferrer** gewidmet iſt. Hier wird man ſehen, wie fruchtbar beyde Namen der ſpielenden und tändelnden Einbildungskraft des Verfaſſers geweſen ſind. Vincere und Ferrum haben den ganzen Stoff dazu hergegeben. So lautet

Das XCV. Encomium.

Totus ad *Victoriam* factus, totus ad pugnam
habuiſti & *vincentis* auſpicium, & *ferrum*, quo
vinceres
ferrens dici maluiſti, quam aureus.
dimicatti *ferro*, quo te ſponte vexabas.
ſed aureas retuliſti *victor* exuvias.
Mirum narrant, *gravidæ* matris uterum a te non
gravatum,

licet tantum postea in sermone habueris *pondus*,
licet totum te *oneraveris ferro*;
tamen effugisti cupidinem *levior* alato
hostem ipsum tuæ *victoriæ* fecisti præconem.
Stultitiæ fuit, conari extorquere *victoriam* a *Vincentio*,
Nec tamen hostis, vel *victus* desitit vafer
esse &c. &c.

Auf eben den Schlag ist Pabst Leo, überall mit den Leuen herumgetummelt worden.

Fuisti Leo, generositate animi *leoni* simillimus;
Sed hoc major, quod te nulla deterruerit, *leonis*
more. u. s. w.

Von diesem Geschmacke nun sind alle andre, ausser daß, da nicht alle Namen zu so glücklichen Spielwerken Gelegenheit gaben, ganz andere Wörter und Nebenumstände den Steff dazu geben müssen. Hätte man die einfältige Geschichte oder Begebenheiten der guten heiligen Männer, Jünglinge, Weiber und Jungfrauen auf eine glaubwürdige Art, mit Anführung der Quellen, daher sie geflossen, an die Stelle gesetzet: so würde man der Religiön einen weit bessern Dienst geleistet haben.

Doch es ist hier dießmal nicht sowohl auf die Lobschriften des Jesuiten Masculus, als auf die schönen Kupferstiche zu sehen, womit sie itzo von der löbl. Ges. der fr. K. zu Augspurg ausgeputzet worden. Und gewiß in dieser Absicht, ist alles an dieser Ausgabe sehr zu loben. Der Druck ist in Wien besorget, und überaus sauber, auch auf weißem und

seinem

ſeinem Papiere bewerkſtelliget werden. Die Zeichnungen ſo vieler Bilder, als Tage im Jahre ſind, zeigen bey ſovielen ähnlichen Begebenheiten, als die Todesarten der Märtyrer insgemein ſind, eine große Fruchtbarkeit der Einbildungskraft. Man ſieht hier menſchliche Geſtalten, Stellungen, Wendungen und Verbindungen der Figuren, von großer, und faſt unendlicher Mannichfaltigkeit. Schlechte Zeichner, die aus dem Kopfe malen, machen faſt lauter ähnliche Geſichter; nur Meiſter wiſſen darinn den Reichthum der Natur, die unendlich in Abwechſelungen iſt, nachzuahmen, daß ſie lauter neue Geſichter bilden, deren keins dem andern gleich kömmt. Und das findet man hier überall beobachtet.

Eben ſo viel rühmliches muß man von den zarten, von den fleißigen, von den ſtarken Grabſtichen ſagen, womit dieſe Zeichnungen ins Kupfer gebracht worden. Gewiß, wir haben auch von wälſchen und franzöſiſchen Händen ſehr wenig zu ſehen bekommen, was dieſen Stichen vorzuziehen wäre. Und das vornehmſte iſt, daß man hier nicht bloß todte Figuren, lebloſe Riſſe und Schattirungen ſieht; ſondern Bilder, die zu leben ſcheinen; Köpfe, die gleichſam Gedanken an der Stirne geſchrieben haben, deren Augen und Geſichtszüge ihre Leidenſchaften verrathen, deren Lippen endlich zu reden ſcheinen. Das iſt nun allemal das Meiſterſtück der Kunſt, wenn ſie ihre Geſchöpfe beſſer, als vormals Prometheus, oder Pygmalion, zu beſeelen weis.

Doch es ist nicht genug, daß wir diese Stiche überhaupt loben, wir müssen die geschickten Meister namentlich anzeigen, die sich dadurch gewiesen haben. Wir thun solches desto freudiger, da es allerseits unsre wackere Landesleute, kunstreiche Deutsche sind. Hr. Baumgärtner hat die Zeichnungen gemachet: Die Hrn. Steidlin, Ebersbach, Lobeck, Heumann, Warmuth, Rein, Praunz, Eichel, Hallbauer, Wagner der jüngere und ältere, Rugendas, Winkler, Wörlitz, Wolfgang, Thelot, Pinx, Wangner, Rösch und Sedletzky haben mit ihren fleißigen Händen um die Wette dabey geeifert, wer es dem andern zuvorthun könnte. Und was am meisten zu bewundern ist, ist dieses, daß alle ihre Arbeiten einander in der Art des Stiches so ähnlich sehen, als ob sie von einem und demselben Griffel verfertiget wären.

Mit diesem prächtigen und kostbaren Werke nun hat sich die löbl. Gesellschaft der freyen Künste des allergnädigsten kaiserlichen Privilegii allerdings würdig erwiesen, wodurch ihre Stiftung vor etwa ein paar Jahren bestätiget worden. Wir wollen nächstens Gelegenheit nehmen, mit mehrerm davon zu sprechen, und den kaiserl. Bestätigungsbrief nach dem völligen Inhalte bekannter machen.

V.

Esprit Fleschiers Lob und Trauerreden, nebst den Leben desselben, von einigen Mitgliedern der königl. deutschen Gesellsch. zu Hö i s-

berg

berg überſetzet ꝛc. I. II. u. III. Theil zweyte Auflage, Leipzig und Liegnitz, verl. David Sigert, 1755. in 8.

In was für einem groſſen Werthe nicht nur bey Franzoſen, ſondern in ganz Europa, Fleſchiers Reden gehalten werden, iſt auch ohne unſer Erinnern ſchon bekannt. Daß auch von dieſen Meiſterſtücken der I. Band bereits vor etlichen Jahren, von der kön. D. Geſellſch. zu Königsb. deutſch ans Licht geſtellet worden, dörfen wir ebenfalls nicht erinnern. Man weis, daß Herr Prof. Flottwell zu Königsberg dieſelben damals ans Licht geſtellet, und daß Herr Prof. Gotſched allhier eine Vorrede dazu gemachet, darinn er des Dionyſius von Halikarnaß Regeln der panegyriſchen Reden beurtheilet hatte.

Vielleicht aber wiſſen es nicht alle unſre Leſer, daß dieſe Reden in ihrer deutſchen Tracht ſo guten Beyfall gefunden: daß man begierig geworden, auch die andern Lobreden dieſes groſſen Redners, worinn er einige Apoſtel, und Heilige des N. T. geprieſen, deutſch zu leſen. Der Verleger ſah ſich alſo nach einem geſchickten Ueberſetzer um, der auf der Bahn ſeiner Vorgänger einher gehen, und den II Band derſelben liefern könnte. Er fand dazu Herrn S. J. Bierling; der ſolches übernahm, und mit gutem Erfolge bewerkſtelligte. Dieſer II. Band kam 1754 ans Licht, und enthielt folgende Stücke.

1. Lobrede auf den Apoſtel Thomas, 1675 im Louvre gehalten.

2. Rede auf den Apostel Paulus 1682 zu Paris gehalten.

3. Rede auf den heil. Joseph 1682. bey den Carmelitern zu Paris geh.

4 Lobrede auf die Mar. Magdalena 1683 zu Paris geh.

5. Lobrede auf den heil. Augustin 1679 zu Paris bey den Augustinern gehalten.

6. Lobrede auf den heil. Antonius, 1684. zu Par. geh.

7. Lobrede auf den heil. Ludewig König von Fr. 1981. in der Lud. Kapelle gehalten. Darauf folgten noch einige moralische oder dogmatische Reden.

Z. E. 8. Rede von den Trübsalen, zu St. Germain vorm Könige u. der Königinn von Engl. geh.

9 Rede von der Pflicht Almosen zu geben. 1681 vor den Neubekehrten geh.

10 Rede von der brüderlichen Bestrafung.

Dieser II. Theil fand nun gleichfalls so guten Beyfall, daß er sowohl als der 1. bald abgieng, und den Lesern eine Begierde erweckte, noch mehrere Meisterstücke dieses französ. Plinius zu lesen. Es war auch in der That die Uebersetzung sehr wohl gerathen; und konnte dem I. B. in den meisten Stücken gar wohl an die Seite gesetzet werden.

Dieß bewog nun den Herrn Verleger nicht allein die abgegangene erste Ausgabe wieder auflegen zu lassen; sondern sie auch mit dem III. Bande zu vermehren, und vollständig zu machen. Dieser erschien nebst den vorigen, 1755. von eben der Feder Herrn Berlings verdeutschet; und lieferte

1. Lob-

es ſich zu der Art ihrer Sprachen nicht allerdings geſchicket hat. Doch kommen auch in ihren Schriften genug Exempel von reimhaften Figuren vor; die ſie unter den Namen der Epizeuxis, Anaphora, Epiſtrophe, Homoeoptoton, Homœoteleuton, Paronomaſia u. ſ. f. mehr gebilliget oder entſchuldiget, als verworfen haben; ja, die ihnen oft ungebeten und unvermerkt in die Feder gefloſſen ſind. Insbeſondere iſt die lateiniſche Sprache nach der Zeit von ſelbſt auf die Reimen und ſogenannten *Verſus leoninos* (*) gerathen; davon der Verfaſſer

ſeh; bey dieſer Gelegenheit auch am 294. und folgenden Blättern ſeine Gedanken von dem wahren Urſprunge des Wortes Reime eröffnet, welche die Liebhaber von Unterſuchungen ſolcher Art bey ihm ſelbſt nachſchlagen mögen. Sonſt iſt es der Mühe wohl werth, damit zu vergleichen, was der fürtreffliche *Scipione Maffei* in einer eigenen Diſſertation Sopra i verſi ritmici die ſeinem ausbündigen Werke Iſtoria Diplomatica, gedruckt zu Mantua 1727. in Groß-Quarto, vom 177. bis zum 198. Blatte einverleibet iſt, eben davon gar bedächtig erinnert hat, welche Diſſertation mit der Zeit Lateiniſch überſetzt, und der gedachten Iſtoria Diplomatica angehänget werden dürfte. Den von Hrn. D. Gebauern angeführten Exempeln der Reime, welche unvermerkt *Virgilio*, *Ovidio* und andern entfahren ſind, wollen wir hier nur ein einiges aus dem *Homero* beyſetzen, das wir der Anmerkung des belobten *Maffei* zu danken haben. Es iſt nemlich folgender Vers:

Εσπετε νυν μοι Μουσαι Ολυμπια δωματ' εχουσαι.

Dieſer hat dem ehrlichen *Homero* ſelbſt ſo wohl gefallen, daß er ihn in der einigen Iliade zu mehrmalen unverändert gebraucht und wiederholet hat; nemlich *Iliad.* B, v. 484. Λ, v. 218. Ξ. v. 508. und Π, v. 112. wie uns der gelehrte Herr M. Andreas Büttig zu erſt angezeiget hat.

(*) *Eliae Majoris* de verſibus leoninis Commentatio, ge-

1 Lobrede auf den h. Bernhardus 1683 zu Paris geh.

2 Lobrede auf den h. Franciscus Laverius, eben das Jahr geh.

3 Lobrede auf den h. Benedictus, von 1680.

4 Lobrede auf den h. Sulpicius von 1681.

5 Lobrede auf die h. Theresia vom 1679. J.

9 Lobrede auf den h. Ignatius Loyola in Geg. der Königinn 1679 gehalten.

7 Lobrede auf den h. Franciscus von Paula 1681. gehalten.

8 Rede auf den Tag aller Heiligen. 1682.

9 Rede vom samaritischen Weibe, und endlich

10 Eine Rede von dem Neide.

Man wird sich leichtlich vorstellen, daß die meisten Reden der beyden letzten Bände, sich mehr bey den Katholischen, als bey Evangelischen beliebt machen werden. Und in der That haben jene bereits so viel Geschmack an der guten deutschen Schreibart unsrer heutigen guten Schriftsteller in Sachsen gefunden; daß diese und viel andre Reden und Bücher häufig in katholischen Landen begehret und gelesen werden. Wenn sie aber diese Lobreden der Heiligen auch aus Andacht lesen; so werden gewiß unsre Evangelischen sie als Meisterstücke der Kunst hochschätzen: so wie wir auch schöne Malereyen und Kupferstiche der Heiligen mit Vergnügen sehen und loben, ob wir gleich ihre Legenden und falschen Wunder nicht glauben.

Außerdem sind ja hier auch etliche schöne Materien aus der Sittenlehre abgehandelt zu lesen. Man

lese hier z. E. die drey letzten Reden des II. Theiles, und die letzte Rede des dritten. Ueberall wird man eine gesunde, eine sanfte, eine vernünftige Sittenlehre finden. Z. E. in der Rede vom Neide zeiget der Bischof 1) die Ursachen, die wir haben, dieses Laster zu hassen, und sodann 2) die Gegenmittel, und die Behutsamkeit, die wir anwenden müssen, es zu vermeiden. Wir wollen doch aus dem Schlusse des ersten Theiles eine Probe mittheilen. Sie steht auf der 355. u. f. S. und lautet so:

✣ ✣ ✣

Nichts aber sollte uns mehr Furcht vor dem Neide erregen, als die Strafe, die er sich selbst zuziehet. Alle Sünden, von welcherley Art sie auch seyn mögen, zerstören in einer Seele, die sie begeht, den wahren und dauerhaften Frieden, der eine Frucht des heiligen Geistes, und das Vorrecht gerechter Seelen ist: entweder, weil Gott gewollt hat, es solle die erste Bestrafung der Sünde seyn, sich selbst zur Strafe zu werden; oder weil, da der Frieden von der Gerechtigkeit unzertrennlich ist, der Mensch, in welcherley Zustande er sich befindet, nie mit sich selber eins ist, wenn er mit Gott übel steht. Weil aber doch das Object des Willens nicht das Böse als Böses ist, und man die Sünde nur in der Meynung und Hoffnung eines scheinbaren Gutes begeht: so machen sich die Sünder aus der Erfüllung ihrer Begierden einen falschen Frieden. Sie freuen sich Böses zu thun, sagt die Schrift, und sie schläfern sich in einer betrüglichen und eingebildeten Ruhe ein. Wenn aber überhaupt kein wahrer

Frieden

Frieden bey den Sündern iſt, ſo iſt bey einem Neidiſchen ſo gar kein falſcher Friede. Er iſt allezeit betrübt und unglücklich, ſowohl wenn ihm Böſes, als wenn andern Gutes wiederfahrt. Er wird innerlich und äuſſerlich beſtrafet, indem er ſich einer Laſt, die ihn drücket, nicht entledigen kann, ſie auch, um ſich die Linderung zu ſchaffen, nicht an den Tag geben will: ſo daß man ſagen kann, er trage ſein Kreuz in ſeiner Leidenſchaft, und die Strafe ſeiner Sünde ſelbſt. Wie verdreuſt es ihn, wann er ſieht, daß ein Haus, das Gott ſegnet, von ſich ſelbſt groß wird! Wann groſſe Vorzüge, die ſich auf Tugend gründen, aus dem Dunkeln ins Licht kommen? Wann groſſe Gaben ſich guten Ruf erwerben, und ſelbigen, ſelbſt durch die Beſcheidenheit, die ihnen beywohnet, vermehren! Wie quälet es ihn, wenn er bemerket, daß etliche mehr Geſchicklichkeit beſitzen; daß andere mehr Gelegenheit haben, ſich hervor zu thun! daß viele ohne Bemühung und Unruhe bekommen, was er mit Arbeit und Ränken nicht hat erlangen können!

Wie elend iſt er, ſaget der heil. Chryſoſtomus, daß er alles übel aufnimmt, was die göttliche Vorſehung andern Gutes thut; daß er ihre Glücksumſtände wie böſe Zeitungen höret; daß ihr Lob ihn betrübet, als ob er geſchimpfet würde! Wie untröſtlich iſt er, wenn er gewahr wird, daß man ſich vergebens gequälet hat; daß alle Wolken, mit denen man den Ruhm eines rechtſchaffenen Menſchen verdunkeln wollte, ſich zerſtreuet haben; daß deſſen Tugend dadurch nur reiner und glanzender gewer-

den;

den; und daß die Waffen, mit denen man ihn zu vertilgen gesuchet hatte, seiner Geduld und seinem Muthe nur zu Siegeszeichen gedienet haben!

Aus dieser Ursache nennet die heil. Schrift den Neid einen Eiter in den Gebeinen: weil er ein innerer und heftiger Schmerz ist, welcher das Herz frißt, und in das Innerste der Seele dringt. Aus dieser Ursache nennet ihn der heil. Basilius eine unzeitige Noth: weil sich ein Neidischer nur ängstiget, um sich zu ängstigen, und er niemanden mehr dadurch schadet, als sich selbst. Aus dieser Ursache sagen auch die Väter der Kirche, bald, daß der Neid gleichsam Verstand habe: weil er nicht denjenigen angreift, der beneidet wird, sondern denjenigen, welcher beneidet und strafbar ist; bald auch, daß dieses Laster das einzige sey, welches man gerecht nennen könne: nicht, als ob es in der That gerecht sey; sondern, weil es durch seine eigene Quaal den, der es in sich herrschen läßt, straset, und folglich hierinnen Gerechtigkeit ausübet.

Aber die letzte und schrecklichste Eigenschaft, die ich an diesem Laster finde, ist, daß es fast keiner Besserung fähig ist. Der heil. Chrysostomus giebt zwo Ursachen hiervon. Die erste: Es ist ein geistliches Laster, welches man für eine Schwachheit, ohne weitere Folgerung ansieht. Man glaubet, es sey etwas natürliches, zu begehren; es sey nicht verbothen, sich um das, was uns bequem ist, zu bewerben; man nehme es andern nicht, aber man wolle es sich gern selbst zueignen; es sey endlich eine bloße Versuchung des Gemüthes, und es schade nur dem,

dem, der ihm ergeben iſt. Alſo betrachtet man es ohne Schrecken, man begeht es ohne Bedenken, man denket nicht daran, es zu verbeſſern. Die zweyte Urſache, welche dieſer Kirchenlehrer anführet, iſt, weil der Neid ein hartnäckiges Laſter iſt, und welches ſich faſt von nichts aufhalten läßt. Sanftmuth und Unterwerfung beſänftigen den Zorn; die Hinfälligkeit des Alters und deſſen Schwachheiten thun der Unkeuſchheit Einhalt; die Unfälle und Anfechtungen des Lebens bezähmen den Hochmuth und die Eitelkeit. Der Neid findet kein Hinderniß. Höflichkeit, gefälliges Bezeigen, Geſundheit, Krankheit, Wohlfahrt, widriges Geſchick, nichts hält ihn auf. So leſen wir auch im Evangelio Bekehrungen der Zöllner, der Räuber und Sünderinnen, aber nicht eine einzige Bekehrung der Phariſäer: deren gemeines Laſter und herrſchende Sünde der Neid war. Habe ich demnach nicht Urſache zu ſagen: daß dieſe Betrachtungen euch Schrecken und Abſcheu vor dieſem Laſter erregen ſollten? Es iſt nunmehr noch übrig, zu zeigen, welche Gegenmittel, oder beſſer zu ſagen, welche Vorſichtigkeit man dawider anwenden muß. Dieß wird das zweyte Stück unſerer Rede ſeyn. u. ſ. w.

VI.

Joannis Jacobi Reiske Animadverſionum ad Græcos Auctores, Vol. I. quo Diodorus Siculus & ambo Diones, Chryſoſtomus & Caſſius pertractantur. Lipſ. Litteris Lucretianis 1757. in 8. Was

Was man sonst den holländischen Universitäten beygeleget, nämlich daß die griechische und lateinische Philologie daselbst im schönsten Flore sey, das kann man itzo mit Rechte der unsrigen beylegen. Denn wie viel schöne Ausgaben der alten Schriftsteller sind nicht seit 10 oder 15. Jahren hier ans Licht getreten? Wieviel gelehrte Anmerkungen zu denselben, wie viel Abhandlungen kritischer und antiquarischer Materien sind nicht seit kurzem geliefert worden? Hat nicht selbst unser Herr D. Reiske uns schon eine griechische Anthologie geliefert? wenn wir gleich des Ceremonialis des byzantinischen Hofes voritzo nicht gedenken wollen.

Voritzo liefert er uns seine Anmerkungen zu verschiedenen griechischen Schriftstellern; die so mancher Gelehrte in seinem Leben nicht liest. Gleichwohl sind sie mit unter die vornehmsten zu zählen. Diodor von Sicilien ist derjenige, dessen Geschichtbücher von der größten Wichtigkeit sind; und die beyden Dionen sind nicht viel geringer zu schätzen. Gleichwohl sind dergleichen Werke noch lange nicht von allen den Flecken gesäubert, die sie aus den finstern Jahrhunderten mittlerer Zeiten mit gebracht haben. Es ist erstaunlich, daß alle bisherige Ausfertiger neuer Ausgaben, den Text derselben noch nicht zu einer zuverläßigen Richtigkeit zu bringen vermocht: so groß man auch ihre Einsicht ins griechische, und in die sogenannte einzige wahre Gelehrsamkeit, der schönen Wissenschaften des Alterthums, zu machen pflegt.

In

In der Vorrede meldet der Hr. D. und Prof. Reiske, warum er eben von dieser Schriftsteller Erläuterung den Anfang gemachet. Die Anmerkungen zu den ersten beyden waren reifer zum Drucke, als diejenigen, so er zu andern alten Autoren gesammlet. Die zum Dio Cassius aber, wollte er gern bey der ersten, der besten Gelegenheit ans Licht stellen, um das Andenken gewisser vormaligen Beobachtungen ins Vergessen zu bringen, die er bey der hamburgischen Ausgabe desselben gewaget. Er gesteht, daß mehr Fehler darinn vorkommen, als ihm lieb ist. Dieß ist ein aufrichtiges Geständniß eines Philologen, das man um seiner Seltenheit wegen hochschätzen muß.

Wie viel Bände solcher Anmerkungen er ans Licht stellen werde, kann der Hr. D. noch nicht sagen. Der II. B. indessen ist schon unter der Presse, worinn Lysias, Polybius und Aristides ihn beschäfftigen werden. Auf den mittlern sonderlich glaubet er so vielen Fleiß, sowohl in Ausbesserungen, als in Erklärungen verwandt zu haben, daß er sich darinn gleichsam selbst übertroffen hat. Mehr will er noch nicht melden; als daß er den Libanius, und Plutarchs kleinere vermischte Werke, mit mehrerm Fleiße als andre gelesen, und viel zu ihrer Aufheiterung beyzutragen im Stande sey.

Seine Art mit griechischen Schriftstellern umzugehen, will er nicht weitläuftig rechtfertigen. Man kennet sie schon, aus dem, was er über den Sophokles, Euripides, Aristophan, den Herodot, und Thucydides, ja auch bey der Anthologie geleistet hat.

Doch

Doch will er einigen Grübeleyen der Tadler begegnen. Viele werden ſeine Art für trocken und mager ausgeben. Andre werden ihn für ſtolz und aufgeblaſen ſchelten, weil er ſich unterſtanden, die Helden des vorigen Jahrh. einen Caſauben, und Valeſius vor Gericht zu fodern. Ja auch ein paar neuere Herausgeber hat er geprüfet, die doch mit unglaublicher Gelehrſamkeit zum Werke geſchritten waren.

Er entſchuldiget ſich nun, daß er auch nach ſolchen Männern noch etwas geſehen, was ihren ſcharfen Blicken entwiſchet war. Es geht aber nicht anders. Sie haben in Eile manches überſehen, was ihm in die Augen gefallen; wie man auf einem abgeärnteten Felde auch noch Aehren leſen kann. Dieſe Freyheit muß in der gelehrten Welt noch allemal bleiben: und dieſe kann man dereinſt unſern Nachkommen auch an unſern Schriften nicht verſagen. Hr. Weſſeling hat den Heinrich Stephan und Rhodemann verbeſſert; Hr. Reimarus hat auch den Xylander und Leunklau zurechte gewieſen: was iſt es Wunder, daß es ihnen ſelbſt eben ſo geht?

Er will indeſſen auch ſeines Gartens Früchte nicht durchgehends für zeitig und reif ausgeben. Fehler werde man bey ihm auch finden, ja er giebt vieles nur für Muthmaßungen aus. Gehts doch in der Natur auch ſo, daß Treſpen mit unter dem Weizen wachſen. Ein Kunſtrichter darf ſich alſo nicht ſchämen, wenn er nicht alles gleich gut getroffen. Schämet ſich doch eine Mutter nicht; wenn ſie nach vielen ſtarken und geſunden Kindern auch ein ſchwächliches zur Welt bringt.

End-

Endlich begegnet er noch denen, die nur zum Prunk ausgesuchte prächtige Anmerkungen zu lesen wünschen; verschiedene Lesearten aber, und Buchstabenkritiken für Kleinigkeiten ansehen. Diesen antwortet er mit des Valesius Worten, aus der Vorrede zu des Kirchenscribenten Sokrates Vorrede: daß auch solche Verbesserungen Urtheilskraft, Witz und Fleiß, erfodern; und den alten Schriftstellern sehr nöthig sind, um sie recht zu verstehen. Auf Kleinigkeiten kommen oft sehr wichtige Dinge an.

Dieses mag genug seyn, des Hrn. D. Reisken angewandten Fleiß allen Liebhabern alter Schriftsteller bekannt zu machen: wenn wir nur noch hinzusetzen, daß er auch beym I. Theile zu Theophrasts sittlichen Charakteren, oder Kennzeichen der Sitten, viele Anmerkungen geliefert hat.

VII.

Des helvetischen Patrioten zweyter Jahrgang. (Obloquantur, modo non obterant.) Basel, gedruckt bey Daniel Eckenstein. 1756. in 8.

Diese Baseler Sittenschrift ist mit dem zweyten Jahre noch lehrreicher und stärker geworden, als sie im ersten gewesen. Es ist sowohl für den Hrn. Verfasser, als für seine Leser ein gutes Zeichen, daß sie unverrücket fortgesetzet worden. Diesen Band eignet man den Herren Staatsfreydenkern zu, die man mit dem Titel Gestrenger Herren

anredet. Sie ist sehr satyrisch und bitter geschrieben; und der Hr. Verf. gesteht, daß er schlechten Dank bey ihnen zu gewarten habe.

In der Vorrede bekennet er, daß es etwas von einer Eigenliebe gewesen, was ihn diesen zweyten Band zu schreiben veranlasset. Der I. hätte mehr Gönner ausser Basel, als in demselben gefunden. Dieß hätte ihn gereizet fortzufahren: weil sein Beyfall also noch gröſser gewesen: als im Gegenfalle. Gleichwohl hätte er als ein Patriot das Widerspiel gewünschet. Er wünschet indessen diesem Theile nur des vorigen Schicksal: und verdenket den Unpatriotischen nicht einmal ihre Denkensart. Denn er würde selbst solche Blätter für den Tod nicht leiden können, wenn er sich unvaterländisch zu denken vorgenommen hätte. Er würde sie alsdann für ungestüme Wecker aus dem süſsen Schlafe seiner Leidenschaften, und als Störer seiner gesetzlosen Sicherheit angesehen haben. Ja er ersuchet sie, die Welt mit einer entgegen gesetzten und soweit erhabenern Schrift zu erfreuen, als sie ihren Geist, über den Seinen setzen.

Er glaubet indessen voller Bescheidenheit, daß seine Gönner seine Fehler noch übersehen haben. Den hochdeutschen Lesern, sonderlich den Herren Sachsen, bittet er seine helvetischen Fehler ab. Dafür aber befleiſsiget er sich, desto reiner zu denken. Es dienet ihm aber zu sonderbarem Vergnügen, daß ihm seine deutschen Athenienser dieß nicht abgesprochen, und in Ansehung dessen eine Nebensache verziehen haben. Er wünschet übrigens von guten

Köpfen

aus einer ſo ungeheuren Menge Beyſpielen allein die bekannte Scholam Salernitanam anführet. In denen aus ihrer Verderbung und Vermiſchung hernachmals entſtandenen gemeinen Sprachen, (linguis vulgaribus) der Italiäniſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, ſind die Reimen ebener maſſen ganz gebräuchlich; auch wohl gar, wie Herr Praſch ſagt, von den Deutſchen zu erſt auf dieſe Völker gediehen. In der heiligen Erzſprache, nemlich der Ebräiſchen, und dero Abſatz, der Arabiſchen, ja faſt in allen andern, ſind die Reimen auch gültig und gemein. Und doch hat bey dieſen allen, nach ſeiner Meynung, darinn die deutſche Sprache vor jenen einen ſonderbaren Vorzug, Reichthum, Wohlſtand, Lieblichkeit und regelmäßige Geſchicklichkeit erlanget; ſo, daß man ohne Reim kein deutſches Gedicht erkennen, ſchreiben oder loben kan. Bey dieſer Gelegenheit werden die heutiges Tags zu gutem Glück ganz aus der Mode gekommenen Arten gewiſſer Gedichte als was beſonders angeprieſen und heraus geſtrichen, in denen nemlich ein Ton durch vielfache Reimen, als durch ein vielfältiges Echo, wiederholet wird; und die ehedeſſen unter den Namen der Wiederkehr, des Gegentritts, der Gleichreimens

---

druckt zu Oels in Schleſien 1652. 8. iſt von vorgerühmtem Hrn. D. Gebauer ermeldeten Diſſert. Anthologicis in der ſiebenden Numer ganz eingeſchaltet, und in der nachfolgenden angehänget werden, was der franzöſiſche Arzt, *Renée Moreau*, in der Vorrede zu der Pariſer Auflage der Scholæ Salernitanæ 1672. 8. von eben dieſer Materie geſchrieben hat.

Köpfen und Federn einige Beyträge bekommen zu haben: welches in beyden Bänden nur zweymal geschehen iſt: nämlich im I. der patriotiſche Redner, im II. aber der Entwurf einer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften; die beyde ſehr wohl geſchrieben ſind.

Im Schluſſe verſpricht der Hr. Verfaſſer, wo er ja noch mehr ſchreiben ſollte, nur wenig, und ſelten, ans Licht zu ſtellen.

Es würde ſehr trocken lauten, wenn wir unſre Leſer mit einem Verzeichniſſe der abgehandelten Materien beſchenken wollten. Wir wollen lieber eine Probe ſeiner Gedanken und Schreibart geben. Es ſey gleich aus dem erſten Stücke die Betrachtung der Zeit. Man wird ſehen, wie rührend der Hr. Verfaſſer in die Gemüther ſeiner Leſer zu dringen weis.

I. Die Zeit.

O ewiges Weſen! was iſt die Zeit? Sie iſt die ganze ewige Dauer deiner Währung, und alſo ohne Anfang und ohne Ende. Sie lief Dir, ehe Du den Weltgrund geleget haſt, und mit Dir. Alle Welten, die Du ſchon geſchaffen haſt, und alle, die Du noch ſchaffen wirſt, machteſt Du in der Zeit. Und ſie wird ſo wenig aufhören, als Du. Dann ſie iſt zuſammen die Dauer deines ewigen Seyns, und darum iſt ſie uns unbegreiflich.

Ewig, ewig, ewig biſt Du, o Herr! darum mußt Du auch von Ewigkeit her wiſſen, daß Du ewig warſt, und ewig ſeyn wirſt. Ein

unendlich groſſes Weſen! auch wegen der Zeit unendlich groß!

Als Du die Welten ſchuffeſt, und ihren Weſen ein Fünkchen von deinem alleſfaſſenden Verſtande mittheilteſt, ſo wußten auch die Welten, und ihre Theilchen, daß eine Zeit iſt. Dann ſie fühlten die Dauer ihrer Währung, und von einem Ende derſelben, bis zu dem andern Ende rechneten ſie eine fortwährende Zeit.

Die Aeonen ſind nur unendlich kleine Theilchen deiner Ewigkeit. Denn da die Ewigkeit weder anfängt noch aufhöret, o wie unendlich klein muß ein aufhörender, auch der gröſte Theil, gegen der endloſen Währung deines Ganzen ſeyn? So ich ſchon die völlige Dauer unſerer unendlich groſſen ſichtbaren Welt, von ihrem Anbeginnen an, bis zu ihrem Ende, (allein wann wird dieß ſeyn? du allein weißt es, o Allmächtigewiger!) nur ein einziges Aeon heiſſe: ſo wird doch dieſe Dauer, ſo groß ſie auch uns iſt, mir zu einem Nichts; ſie verſchwindt in meinen auch ſchwachen Gedanken, ſo ich ſie gegen der ganzen Zeit halte.

O des erſchrecklichen Augenblicks! in welchem Augenblicke Du unſer Sonnenreich, und vielleicht das Heer der übrigen Fixſterne zerſchmelzen, und durch eine umarbeitende Schöpfung, neue Aeonen, und neue Welten hervorbringen wirſt. (Doch auch, o des göttlichſchönen Augenblicks!) Und wiederum: O deiner unbegreiflichen Gröſſe! Herr! Herr! wo alle dieſe, uns kleinen Nichtern, undenklich lange Aeonen, gegen

den

den unzählichen Myriaden von Aeonen, welche deine Ewigkeit fasset, nur unendlich kleine Theilchen sind.

Seit dem Falle Lucifers, o unbegreiflich ewiges Wesen! bis auf unsere Zeit, da ich dieß schreibe, und die ganze folgende Zeit, bis diese unsere Weltverfassung wird aufhören; aller dieser undenkliche Zwischenraum einer so viel tausend Jahre fortwährenden Dauer, soll deiner Ewigkeit nur ein Theilchen seyn? Ja, Herr, es ist deme also; wir verlieren uns, Du Ewiger, in deiner durchgängigen Grösse.

Doch wie gut bist Du nicht, gütiger Schöpfer! (dann Du bist nicht nur unendlich groß, Du bist auch unendlich gütig) daß Du uns Endliche, nicht gar von dieser Einsicht ausgeschlossen hast. Nein; so viel ein endliches, so schwaches Wesen, Fähigkeit hat; so viel Antheil gabst Du ihm von dieser undenklichen Idee der Ewigkeit. Darum gabst Du uns nicht nur einen Geist der Zeit, die Gedächtnuß, sondern Du schuffest uns noch, in unserm Aeon, ein Maaß der Zeiten; diese göttliche schöne Lichtquelle; dieses beständige Feuermeer; diese wundergroße Lichtssammlung, welche nicht anders, als ein flüßiges gediegenes Gold, glänzend sprudelt; die immer stralende Sonne, welche durch deine Kraft ihr ganzes Reich, als dein prächtiger Statthalter, erleuchtet und belebt, und also um sich herumreißt, daß wir dadurch Jahre und Tage zählen können: aber so ordentlich herumreißt, daß ob wir schon fast bey Myriaden der Jah-

ren zählen, demnoch die Dauer eines jeden, der Dauer des andern ganz gleich ist. Nicht ein geringerer Zeitmesser gebührete es deiner Größe, o Herr! und unserm ganzen Sonnenreiche: obschon wir gegen diesem ganz genommen, sehr wenig, und auch es gegen deiner Majestät, so herrlich es auch ist, nur ein Ausfluß deiner unendlich wirkenden Allmacht ist. u. s. w.

VIII.

Indicis Librorum expurgandorum in studiosorum gratiam confecti Tom. I. in quo Quinquaginto auctorum Libri, præ ceteris desiderati emendantur. Per Fr. Ioh. Mar. Brasichellum S. Pal. Apostolici Magistrum &c. Romæ ex Typogr. R. Cam. Apost. 1607. Superior. Permissu. in 8.

Dieß ist zwar freylich kein neues Buch, und sollte also billig in dieser Monathschrift keinen Platz finden. Allein da es auch ein seltnes, und vormals zu Regensburg confiscirtes Buch ist; davon noch einige Abdrücke vorhanden, auch hier in Leipzig bey Hrn. M. Herrichen zu haben sind: so haben wir es unsern Lesern die von solchen Stücken Liebhaber seyn möchten, nicht ungemeldet lassen wollen.

Man kennet die Art der römischen Kirche schon, daß sie sich ein Recht über andre Bücher anmaßet: unter dem Vorwande sie von Irrthümern und Fehlern

lern zu reinigen. Die Regeln, darnach ſie in dieſem Werke verfährt, ſind unter andern folgende, die dieſem Buche vorgedrücket ſind; ſo wie ſie Clemens der VIII. vor das Verzeichniß verbothener Bücher geſetzet hat.

II.) Die Bücher der Erzketzer (haereſiarchae), die entweder neue Ketzereyen erfunden, oder alte erwecket haben, oder Anführer und Häupter von Ketzern geweſen, als da ſind Lutherus, Zwinglius, Calvinus, Schwenkfeld, u. d. gl. wes Namens oder Titels ſie ſind, werden verbothen.

V. Bücher, die durch ketzeriſche Schriftſteller bisweilen ans Licht treten, in welchen ſie wenig oder nichts von dem Ihrigen ſetzen, ſondern nur fremde Sachen ſammlen, als Lexica, Concordanzen, Apophthegmata, Gleichniſſe, Verzeichniſſe u. d. gl. wenn ſie etwa einer Reinigung bedörfen, können weil ſolches durch den Biſchof, oder Inquiſitor, auf Einrathen katholiſcher Theologen, ausgemuſtert oder verbeſſert worden, erlaubet werden.

VII. Bücher, die geile Sachen oder Unfläthereyen mit Fleiß abhandeln, erzählen oder lehren; weil ſie nicht nur der Religion, ſondern auch den Sitten zu wider ſind, die ſich dadurch leichtlich verderben; ſo werden ſie ſchlechterdings verbothen, und wer ſie hat, ſoll ernſtlich von Biſchofe geſtrafet werden.

VIII. Bücher, deren Hauptinhalt zwar gut iſt, worinn aber doch bisweilen etwas vorkömmt, was zur Ketzerey, Gottloſigkeit, zum Wahrſagen, oder Aberglauben gehöret, können, wenn ſie von Katho-

lischen Theologen, im Namen der Inquisition gereiniget worden, erlaubet werden. Eben das ist von den Vorreden, Auszügen und Anmerkungen, verworfner Schriftsteller, von unverworfnen Büchern zu verstehen; die nur nach der Ausbesserung gedruckt werden sollen. ꝛc.

Hierauf folgen die Regeln Pabsts Clemens des VIII. wie die Bücher verbessert werden sollen; wobey wir uns nicht aufhalten.

Unter die Bücher, darinn viel auszustreichen ist, gehöret zuerst Alberti Argentinensis Chronicon, welches bey Ottens von Freysingen Geschichten gedruckt zu werden pflegt, und 1569. zu Basel herausgekommen. Hier sollen z. E. die Worte: dolis Cleri prævalentibus contra eum; ferner de potentia et superbia Sedis Apostolicæ, ac Praedicatorum et minorum, ja andre ganze Capitel ausgestrichen werden.

Im Albert Kranz, dem bekannten Geschichtschreiber, soll ausgestrichen werden, Constantini donatio fabulosa. Ferner im V. B. die Worte: Quid enim hodie per dispensationem papalem non obtinetur? u. d. gl. m.

Hierauf folgen die Schriftsteller, Amatus Lusitanus, eine Analysis dialectica, Andreas Masius, Antonius de Rampilogis, Arnaldus de villa nova. Beatus Rhenanus, Benedictus Arias Montanus, die Bibel Robert Stephans, fast durch und durch, die Bibliotheca Patrum nach der II. pariser Ausgabe von 1589. hier werden fast alle alte Kirchenlehrer castriret; sie mögen gelebet haben in welchem

Jahr-

Jahrhunderte ſie immer wollen. Ferner muſtert man Alphonſi Vivaldi Candelabrum aureum, und Caroli Molinæi Schriften, recht wie der Schulknaben Probeſchriften durchgeackert werden. Eben ſo geht es dem Decius, welcher Commentarien zum bürgerlichen Rechte geſchrieben; imgleichen den Conſiliis Alexandri, dem Didacus Stella über den Ev. Lucas, dem Emanuel Sa, in ſeinen Aphoriſmen der Beichtväter, den Floribus Epigrammatum, dem Franciſcus Georgius in allen ſeinen Schriften, dem Franz Hottoman, Gerald Mercator, Gulielmus Gratarola, Hieronymus Cardanus, in allen ſeinen Schriften; dem Janus Cornarus, dem Joh. Bodinus, dem Carion, dem Joh. Forſter, in ſeinem hebr. Wörterbuche, dem Joh. Wilh. Stuckius, dem Joh. Oldendorp, dem Joh. Pet. de Ferrariis, dem Joſias Simmler, Laurenz Schraderus, ꝛc. dem Levin Lemnius und Ludewig Caſtelvetro in ſeiner Poetica d'Ariſtotele volgarizata. Die 1570 zu Wien, und 1576. zu Baſel gedrucket werden. Hier wird unter andern getadelt, daß er den Jupiter und die Juno himmliſche Götter, und den heydniſchen Aberglauben eine Religion genennet u. ſ. w.

Nicht beſſer geht es dem Ludovicus Vives, der doch ein Spanier war. Denn er hat ſich einmal unterſtanden zu ſagen: tolerabile eſt, quia Auguſtinus dicit. Siquis noſtrum diceret? u. d. gl. m. Matth. Weſenbeck, Melchior Clingius, Petrus Crinitus; ja Plato ſogar

muß nach Serrans Ausgabe in die Schule. Polydor Virgil, ein Neapolitaner, muß ſich ſein Buch, von den Erfindern der Dinge, auch durchhecheln laſſen. Sebaſtian Münſters hebr. Wörterbuch kömmt nicht beſſer weg. Das Theatrum vitæ humanæ von Theodor Zwingern, iſt nichts glücklicher, und im XXIV. Bande iſt ſogar der Namen, Theodorus Zwingerus, bey der Zueignungsſchrift, eine Ketzerey: denn es heißt: in dedicatione dele, Theod. Zwingerus. In Scaligers Auslegung über den Theophraſt de Cauſis plantarum iſt ſehr viel zu erinnern. Pagins Theſaurus Linguæ S.; Valeſius de Sacra Philoſophia, und Xenophon endlich, müſſen auch noch herhalten. Denn von dieſem heißt es zum Schluſſe: Ex Xenophontis Operum interpretationibus Græcolatinis deleantur præfationes, et nomina hæreticorum, *Joachimi Camerarii, Sebaſtiani Caſtalionis, Joannis Ribitti, Bilibaldi Pirckhaineri, et Conradi Gesneri.*

So weit geht der Eifer unſrer Gegner; da wir hingegen, voll Zuverſicht auf unſre gute Sache, allen ihren Büchern bey uns freyen Lauf laſſen.

IX.

Jo. Matthiæ Gesneri Primæ lineæ Isagoges in Eruditionem Vniverſalem, nominatim Philologiam, Hiſtoriam et Philoſophiam, in Vſum Prælectionum ducta. Gottingæ et Lipſiæ Apud Dan. Fried. Kublerum. 1756.

Seit-

Seitdem die Pariser eine Encyklopädie herauszugeben angefangen, ist dieser Titel wieder Mode geworden. Man hat gar eine encyclopädische Monathschrift zu Lüttich angefangen: und es hätte ein groſses Wunder seyn müssen, wenn der deutsche Nachahmungsgeist sich nicht auch in diese ausländische Sitte verliebet haben sollte.

Doch zur Ehre unsers Vaterlandes kann man es wohl sagen, daß unsre Landsleute ihre Muster oft auch im Nachahmen übertreffen. Wenigstens geschieht es hier. Das groſse Wörterbuch aller Wissenschaften und Künste heißt mehr eine Encyklopädie, als es eine ist. Ein Werk von X Foliänten ist wahrhaftig keine Kleinigkeit; und wer Geduld hat diesen Auszug aller Gelehrsamkeit und Künste durchzustudiren, der könnte auch wohl 20, 30, ja 40 andre kleinere Bücher gelesen und gebrauchet haben. Sodann ist ein Wörterbuch, darinn alles vermenget, und nichts im Zusammenhange steht, ein sehr schlechtes Mittel sich von dem Inhalte einzelner Theile der Wissenschaften einen Begriff zu machen. Es ist bald so, als wenn ein Zergliederer nach einem fricassirten Huhne, die Anatomie desselben studiren wollte.

Weit ordentlicher ist der Weg, den man itzo in Göttingen einschlägt, zu einzelnen Theilen der Gelehrsamkeit kurze Einleitungen abzufassen; und jungen Leuten, die auf die Universität kommen, den Inbegriff alles dessen bekannt zu machen, was sie zu lernen haben, wenn sie etwas rechtes darinn thun

wollen.

wollen. Freylich ist es wahr, daß bey der heutigen Freyheit im Studiren nicht jeder Jüngling das ganze Feld übersieht, was er zu durchlaufen hat. Er denket also irrig, es sey mit drey oder vier höchstnöthigen Brodt-Collegiis, die er besuchet, ausgerichtet. Hat er die gehöret, so hat er absolviret, verstopfet seine Ohren, vor den akademischen Lehrern, wie eine taube Otter vor der Stimme ihres Beschwerers; und zieht nach Hause, um mit seiner seichten Gelehrsamkeit, Aeltern und Vaterland zu betrügen.

Es ist also ein sehr heilsamer Anschlag, angehenden Studenten gleich anfangs auf einen Anblick das große Feld der Wissenschaft zu zeigen, dem sie sich widmen wollen. Giebt nun ein solcher nur ein wenig auf den Grundriß, die verschiednen Theile und den Zusammenhang derselben acht: so lernet er zwar die Sachen selbst dadurch noch nicht; aber er sieht und begreift doch, was er zu lernen hat. Ja er höret auch viele fruchtbare Regeln und Vorschläge, wie er sich in dieser Laufbahne verhalten muß, wenn er glücklich fortkommen will. Er lernet gewisse Unordnungen und Abwege vermeiden; die so mancher mit großem Zeit- und Geldverluste betreten, und hernach zu spät bereuet hat.

In solchen heilsamen Absichten ist diese humanistische Anleitung des Hrn. Hofrath Geßners geschrieben. Sie enthält, so zu reden, eine ganze Pansophie auf wenigen Bogen. Sie giebt eine lehrreiche Anweisung, wie man 1.) die Philologie lernen soll. Die Einleitung zur Gelehrsamkeit überhaupt

machet

menden, Dreygeschränkten, Endschallenden, doppelgängigen Reimen und der Wechsellieder in Gewohnheit und Hochachtung gestanden sind. Den Werth der deutschen Reime vergröſſert hiebey noch dieſes, daß man bey uns nicht ſo ſchlechtweg ein iedes Wort mit dem andern reimen darf, das ihm ähnlich scheinet, ja öfters eben deßwegen manches als ein Reimwort zugebrauchen unterlassen muß, weil es einem andern gar zu gleich iſt. Kurz, wir haben es, nach des Verfaſſers Ausſpruch, mit dem Reimen dahin gebracht, daß wir alles, was nicht füglich und vernünftig iſt, ungereimt heiſſen; und daß hingegen gute Reime durchdringen und zum Beyfall bewegen, wie Orakel. Wie kräftig ſind nicht die gereimten Sprüchwörter: z. E. Andere Jahr, andere Haar: Fleiß bricht Eis: Noth ſucht Brodt: Saufen und weiben will ſich nicht leiden: Vieler Griff, hält ein Schiff: Was bald reif, hält nicht ſteif: u. d. m.

Der dritte Preis kömmt der deutſchen Poeſie von dem Unterſchiede und der lieblichen Abwechſelung der männlichen und weiblichen Verſe, die andern Völkern, den Italiänern z. E. unbekannt iſt, daher ſie auch nicht ſo viel Arten der Gedichte haben; obſchon der Verfaſſer ſich entſinnen will, in einigen Italiäniſchen Geſängen auch etwas von dergleichen Abwechſelung vermerket zu haben. Die männlichen Reime ſind an ſich ſelbſt vollkommener und richtiger als die weiblichen; und da in der deutſchen Sprache die Bequemlichkeit und Menge der einſylbigten, ſonderlich der Stammwörter,

machet den Anfang, und erkläret wer gelehrt ſey, und was dazu gehöre, und giebt allgemeine Regeln zum ſtudieren. Nun folgen die Sprachen, und zwar nebſt der Mutterſprache, die der Hr. Hofrath nicht vernachläßiget haben will, die fremden, nämlich die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche und heutigen europäiſchen Sprachen, dazu er gute Anſchläge ertheilet. Nun folget die Dicht- und Redekunſt überhaupt, ſodenn jene inſonderheit, nebſt der Mythologie, den Versarten, der Muſik und Malerkunſt; ferner die Redekunſt ausführlicher.

Nun kömmt der II. Abſchnitt, der die hiſtoriſchen Diſciplinen enthält. Es folgen die Geſchichtkunde, der hiſtoriſche Glauben, die Geographie, Chronologie, allgemeine Weltgeſchichte, alte Staats- und neuere Geſchichte der Reiche: worauf die Genealogie, Wappenkunſt, und das Reiſen ſchließt. Doch die Kirchen- und gelehrte Geſchichte machen erſt den völligen Schluß der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften.

Der III. Abſchnitt ſtellet die Philoſophie überhaupt dar. Die philoſophiſche Hiſtorie machet den Anfang, in kurzen Sätzen; ſodann folget die Erzählung ihrer Theile. Man ſieht hier die Pſychologie, und die Erklärung des Willens, der Affecten, der Freyheit, und der Verbindung der Seelen und des Leibes oben an. Nun kömmt die Ontologie, und die natürliche Theologie; darinn ſonderlich die Vorſehung und Lehre vom Urſprunge des Böſen, berühret wird. Nach dieſer bekömmt erſt die Logik ihren Platz, nebſt der Lehrart, und andern dahingehörigen Materien.

Nun-

Nunmehr folget das Recht der Natur mit seinen Pflichten, wobey auch von der Weisheit und den Hindernissen der Tugend geredet wird. Man giebt Anreizungen zu derselben, und handelt insonderheit von der Großmuth, Gerechtigkeit, Auferziehung, und dem Hauswesen. Von der Politik, oder Staatskunst, und von der Naturlehre ist also hier nichts zu finden: ohne Zweifel weil davon andre Lehrer der göttingischen hohen Schule gehandelt haben. In der That hat Herr Prof. Kästner eine Encyklopädie der Naturkunde und Mathematik geliefert.

Wir haben überhaupt in diesem Werkchen sehr viele Gedanken angetroffen, die wir mit dem Herrn Hofrathe gemein haben. Mehr können wir nicht sodern. Wir erinnern uns aber, daß schon vor mehr als 30 Jahren der sel. Her Prof. Stolle in Jena einen kurzen Entwurf zu der ganzen Gelehrsamkeit überhaupt in deutscher Sprache ans Licht gestellet hat. So gar geschieht nichts neues unter der Sonnen!

X.

Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset, und bey dieser vierten Auflage merklich vermehret, von Joh. Chr. Gottscheden, der Uni-

Universität Leipzig zum fünftenmale Rectorn ꝛc. Leipzig, verl. Bernh. Chr. Breitkopf. 1757. in gr. 8.

Es scheint doch, als wenn die vielen deutschen Grammatiken, die an verschiedenen Orten seit sechs oder sieben Jahren herausgekommen, dieser gottschedischen Sprachkunst keinen Schaden verursachet hätten. Selbst der Kern dieses Buches, der zum Gebrauche der Jugend verfertiget, und schon zweymale gedrucket worden, hat ihr keinen Eintrag gethan. Und in der That ist nichts bequemer, als daß ein Lehrer diese größere Sprachkunst brauchet, und sich geläufig machet; indessen daß die Anfänger und Lehrlinge sich mit dem kleinen Auszuge behelfen. Wir wollen indessen von dieser neuen Ausgabe einige Nachricht geben.

Nach der Vorrede der ersten Auflagen folget die Vorrede dieser vierten Ausgabe, darinn der Hr. Verf. Nachricht giebt, was er dabey geleistet. Zuförderst erkläret er sich, warum er wider diejenigen neuern Sprachlehrer nicht zu Felde gezogen, denen sein Buch ein Dorn im Auge gewesen, und die es gern aus den Händen der Leute gebracht hätten. Da er gar nicht zum Neide geneigt ist, so stellte ers jedem frey, seine Kräfte auch in diesem Felde zu versuchen. Und da er von des Kaisers und Reichswegen kein Ausschließungsrecht auf die deutsche Sprachkunst erhalten: so konnte ers nicht begehren, daß alle Welt auf einmal die Feder niederlegen sollte; sobald er von einer Sache geschrieben hätte.

Fer-

Ferner hat er seit dreyßig und mehr Jahren gewünschet, daß Deutschland es in seiner Sprache zu besserer Richtigkeit und Schönheit bringen möchte, und hat es daher gern gesehen, daß viele Hand ans Werk geleget. Er gesteht auch, daß einige unter den neuern Sprachlehrern gelehrte und eifrige Patrioten gewesen. Dieses Zeugniß giebt er ihnen, ungeachtet ihrer Widerwärtigkeit gegen ihn; und hoffet sie dadurch zu überführen, daß er nicht so rachgierig sey, als sie vieleicht denken.

So viel aber gesteht er, daß er, und seine neuern Gehülfen an der deutschen Sprachkunst, unparteyischen Lesern nicht anders vorkommen müssen, als die Arbeiter am babylonischen Thurmbaue. Sie waren alle eifrig; aber sie stimmten nicht überein. Ein jeder meynte, er redete recht, und verdammte seine Mitarbeiter. Darüber gerieth nun der Bau ins Stecken. Eben so lustig müßten seine und der übrigen neuen Grammatiker Bemühungen vernünftigen Zuschauern aussehen. Allein er hat sich in seiner Arbeit und Bemühung nichts stören lassen. Er hat seine Nacheiferer nach ihrer Einsicht arbeiten lassen, und gethan, als ob er es nicht wüßte, daß sie ihn hindern wollten. Deutschland hat den Ausspruch gethan, wer es am besten getroffen. Diesen hat er in Geduld erwartet, ohne ihn durch Schelten und Pochen erzwingen, oder durch andre niedrige Künste erschleichen zu wollen. Ein so zweydeutiger Beyfall kann ja kein edles Gemüth vergnügen. Und was hätte er dergleichen Künste vonnöthen gehabt?

Außer

Außer dem baldigen Abgange dreyer Ausgaben der größern Sprachkunſt, und zwoer Auflagen des Kerns derſelben, iſt auch die franzöſiſche Straßburger Ausgabe zum zweytenmale unter der Preſſe, und von dem Pariſer Auszuge, wird in Wien ein neuer Druck veranſtaltet. Er nahm alſo das Begehren des Hrn. Verlegers mit Vergnügen an, dieſe größere Sprachkunſt von neuem zu überſehen. Und dabey geſteht er gleichwohl aufrichtig, daß die Leſer faſt alle Verbeſſerungen und Zuſätze, mehr andern, als ihm ſelbſt zu verdanken haben. Ein paar wackere deutſche Patrioten in Niederſachſen haben ihn durch viele Erinnerungen, Fragen und Zweifel auf die meiſten Puncte aufmerkſam gemachet, wobey noch etwas zu verbeſſern geweſen.

Er wünſchte ihnen den Dank namentlich abzuſtatten; wenn ſie ſich ihm entdecket hätten. So aber rühmet er nur ihre Scharfſinnigkeit und Einſicht, womit ſie in das innerſte der Sprache eingedrungen, und ihn genöthiget, ihnen in ſehr vielen Stücken recht zu geben. Sonſt haben ſie ihm auch manchen eingeſchlichenen Druckfehler angemerket, und gewiſſe Nachläßigkeiten wahrgenommen, wo er wider ſeine eigene Regeln verſtoßen hatte. „Solche Schwachheiten, ſaget er, kleben uns Schriftſtellern an, ſo lange wir Menſchen ſind: und wir ſind glücklich, wenn wir Freunde finden, die ſie uns auf eine ſo liebreiche Art entdecken, daß wir ſie ohne Beſchämung annehmen können.„

Indeſſen iſt er auch ſelbſt nicht müſſig geweſen, ſeinem Buche zu größerer Richtigkeit zu verhelfen.

Man wird dieß an unzähligen Orten wahrnehmen, obgleich die Zahl und Ordnung der Hauptstücke unverändert geblieben; und das Buch kaum um ein paar Bogen stärker geworden. Die Hauptregeln sind alle geblieben, auch in den Ausnahmen ist nichts verändert. Die Exempel aber sind oft bereichert, oft in bessere Ordnung gebracht, und zuweilen sind neue Anmerkungen beygefüget worden. Endlich sind auch die Anhänge theils etwas verbessert und vermehret, theils noch mit einer dritten Zugabe bereichert worden. Es ist selbige das orthographische Bedenken, das der gelehrte Hr. Verfasser der erfurtischen vergnügten Abendstunden, schon im 1748sten Jahre, und also vor der ersten Ausgabe dieser Sprachkunst, seiner Ehegenossinn öffentlich abgefodert hat. Man wird hierinn die trockensten grammatischen Materien mit einer so aufgeweckten Feder beblümet finden, daß man sie nicht ohne Vergnügen lesen wird.

Endlich ist diese IV. Auflage von dem Hrn. Verleger mit einem neugestochenen und wohlgetroffenen Kupferbilde des Hrn. Verfassers gezieret worden. Das Gemälde und der Riß dazu ist vor 3 Jahren in Cassel gemachet worden. Die Hand, des durch Verdienste von viel wichtigerer Art berühmten hochfürstl. Pagenhofmeisters zu Cassel, Hrn. Joh. Fr. Reifsteins, entwarf solches mit besonderer Geschicklichkeit, aus bloßer Freundschaft gegen den Hrn. Verfasser. Daher hat dieser es für seine Pflicht gehalten, sich in folgenden Zeilen erkenntlich dafür zu bezeugen.

Freund,

Freund, dessen Dichterrohr mich schon vorlängst besang,
Itzt soll mich auch dein edler Pinsel schildern.
O spare den, zu größern Bildern:
Denn Fürsten wissen ihm schon Dank.
Die Künstler ehren dein Erfinden;
Apollo deinen Geist und Kiel,
O könnte nur mein Saitenspiel,
Wie deine Hand, den Weg zu tausend Herzen finden!

XI.

Die Geschichte der Ruth, aus dem Hebräischen übersetzet von Hrn. Gottlieb Müllern, Probst und Superintendenten zu Kemberg, Leipzig gedr. bey Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf 1757. in gr. 8.

Soviel übelgerathene Uebersetzungen biblischer Bücher, sollten uns bald in die Furcht gesetzet haben: es werde unmöglich seyn, jemals im Deutschen D. Luthern zu übertreffen. Allein so geht es, daß auch die schwersten Dinge möglich werden, wenn sich die rechten Leute daran wagen. Man hat bisher geglaubet, die Bibel zu verdeutschen, sey schon genug, wenn man Hebräisch, oder Griechisch, kann, oder zu können glaubet. Allein wer keinen edlen Geschmack, und keine sprachrichtige Schreibart im Deutschen hat, der wird bey einer solchen Arbeit allemal wenig Ehre einlegen. Man lese nur eines Zinzendorfs, eines Bengels, und andre Uebersetzungen. Kann man sich wohl bisweilen

des Lachens enthalten? Und ist das die Absicht, warum man die Bibel verdeutschet, daß man sie verächtlich machen will?

Unser Herr Probst Müller greift das Werk mit einer andern Fähigkeit und Vorbereitung an. Hebräisch kann er, das lehret theils seine Vorrede, theils der Augenschein. Er ist von den gehörigen Pflichten eines Uebersetzers, und von dem Unterschiede der Sprachen vollkommen unterrichtet. Er weis das rechte Mittel, zwischen einer buchstäblichen, und folglich gezwungenen und undeutschen Dollmetschung, und zwischen einer werthheimischen gar zu freyen Umschreibung zu halten. Er hat sich ferner die historische Schreibart geläufig gemachet, die sich zu einem Buche, wie das Buch Ruth ist, am besten schicket. Er hat auch endlich die Reinigkeit der Deutschen Sprache in seiner Gewalt: wie man von einem Ehrengliede der Gesellschaft der freyen Künste vermuthen kann.

Wir können uns indessen nicht darauf einlassen alles was er in seiner Vorrede schönes, wahres und nöthiges beygebracht hat. Diese muß derjenige zweymal lesen, der ihn beurtheilen will. Wir können nur zweyerley thun: 1) ein Stück von seiner Uebersetzung zur Probe geben, und hernach ein paar wohlgemeynte Erinnerungen beyfügen. Das erste sey der Anfang des 1. Hauptstückes.

„Währender Zeit die Regierung (in Israelien) annoch von den Richtern verwaltet ward, entstund im Lande eine solche Theurung, daß ein Mann aus Bethlehem in Juda, dadurch bewogen ward, sich nebst seiner

ſeiner Frau und zween Söhnen in die Fremde, nach Moabien zu begeben. Dieſer Mann hieß Elimelech, ſeine Frau Noomi, und ſeine beyden Söhne Machlon und Chiljon, insgeſammt gebohrne Ephrater aus Bethlechem in Juda. Wie ſie nun in Moabien anlangten; ſchlugen ſie daſelbſt ihre Wohnung auf. Indem aber Elimelech, der Noomi Ehemann, bald hierauf verſtarb, und ſie mit ihren beyden Söhnen hinterließ: ſo nahmen dieſelben moabiſche Weibsperſonen zur Ehe, deren die eine Orpa, und die andre Ruth genennet ward. In ſolchem Zuſtande lebten ſie ohngefähr zehn Jahre lang beyſammen; als ſie beyde, Machlon und Chiljon, gleichfalls ſtarben; folglich die Frau, nach dem Verluſte ihrer beyden Söhne und ihres Ehemannes, allein übrig blieb. u. ſ. w.

So klingt die Schreibart unſers neuen Bibelüberſetzers: und ich glaube unzählige werden wünſchen, die Bücher Moſis, oder, was noch beſſer wäre, das ganze Alte Teſtament ſo zu leſen.

Allein wir müſſen auch das zweyte, ſo wir vorhaben, leiſten, d. i. einige Erinnerungen mittheilen. Anfänglich gefällt uns die Veränderung der eigenen Namen, in die gar zu hebräiſch klingende Rechtſchreibung nicht. Gewiß, die werthheimiſche Bibel iſt auch dadurch mit ſo unangenehm geworden, daß ſie alles ſo jüdiſch ausſprechen gelehret. Warum müſſen wir nun eben, die Iſraelen ſagen; nachdem wir Iſrael oder Judäa, oder das gelobte Land, oder Paläſtina lange gewohnt geweſen? Warum müſſen wir Bethlechem für Bethlehem, Moa-

bien, für das Moabiterland, oder Moab sagen, welche wir lange gewohnt sind. Oder werden uns **Machlon, Noomi, Orpa**, besser, als Mahlon Naemi und Arpa vergnügen? Gewiß auf solche Kleinigkeiten kömmt die Richtigkeit einer Dollmetschung nicht an: zumal, wenn sie dienen sollten auch das wahre Gute, was seine Arbeit an sich hat, nieder zuschlagen, oder verächtlich zu machen?

Zweytens will es uns nicht gefallen, daß das Wort Jehova allemal **der Ewige** übersetzet worden. Es ist wahr, die französische Bibel saget, l'Eternel: aber im Deutschen will es nicht klingen: Der **Ewige** sey mit euch, der **Ewige** segne euch: So reden wir nicht! Warum nicht Gott sey mit euch; Gott segne euch? Denn für das **Adonai** haben wir der **Herr**; für Elohim aber können wir sagen der **Höchste** oder **Allerhöchste**. So redet ein Deutscher: jenes aber klingt gar zu fremd, und das ohne alle Noth.

Drittens scheint es uns, daß eine biblische Uebersetzung gewisse altdeutsche Wörter gar wohl vertragen könne; ja daß selbige sie vielmehr zieren, als verstellen. Hat Virgil in dem erhabensten Gedichte zuweilen mit Fleiß einige alte lateinische Wörter und Endungen gebraucht, ein aulai, ein dicier, und dergleichen, um seine Schreibart zu heben: warum sollte man nicht in der Bibel eben das thun? Dahin rechnen wir das Wort **Dirne**. Dieses gefällt uns in der Bibel immer besser, als das matte neumodische Mädchen; es wäre denn, daß

man

ter, dazu kömmt, daran dieselbe so ungemein reich ist: so gehen denn auch durch eine nothwendige Wirkung die männlichen Reime ein, wie Pfeile und Donnerschläge.

Herr Prasch gestehet zu, daß sich bey den Griechen und Römern mehrere Kunst und Zärtlichkeit der Sprache befinde als bey uns; doch, sagt er, könnten sie im Gegentheil auch die angeborne Lieblichkeit der Deutschen Poesie bey weitem nicht erreichen, welche ihren vierten Vorzug ausmachet. Diese Lieblichkeit aber gründet sich auf die Aussprache der Wörter, wie man sie entweder kurz oder lang, oder bald kurz und lang, schallen lässet. Im Deutschen darf man nicht, wie bey jenen geschehen muß, auf die sogenannte *Position*, (da eine kurze Sylbe die sich auf einen mitlautenden Buchstaben endiget, lang wird, so bald eine andere Sylbe oder Wort darauf folget, welche sich auch mit einem mitlautenden anhebet;) noch auch andere gar beschwerlich im Gedächtniß zu behaltende Regeln, noch auf die auctoritaten, oder den sonst üblichen Gebrauch der berühmtesten Poeten sehen, und zu diesem Ende alle Augenblick den Smetis befragen, ob eine Sylbe lang oder kurz zu gebrauchen sey. Nein. Der Mund und das Ohr ist uns Deutschen der einige Lehrmeister, den wir stets bey uns haben. (*) Es

ist

(*) Was der Verfasser allhier saget, scheinet er uns nicht genug überlegt zu haben. So wenig ein Deutscher zum Versmachen einer Art von *Smetiis* nöthig hat; so wenig hat dessen Hülfe Ovidius, oder Homerus ja Opus Prosodicum Græcum des *Petri Colemanni* bey ihren Gedichten benrft, da sie beyde in ihrer

man Mägdlein ſagen wollte; welches aber nicht allemal angeht. Doch dieß alles ſteht der Hochachtung und dem Beyfalle gar nicht im Wege, die wir dem Hrn. Probſte bey dieſer Arbeit übrigens zu bezeugen, nicht umhin können.

XII.

Nachricht von denen am hohen Friedrichstage den 5ten des Lenzmondes 1757. in die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig aufgenommenen Ehrengliedern, und andern Neuigkeiten.

Bekannter öffentlichen Umſtände wegen, die den Muſen gemeiniglich ein Stillſchweigen auferlegen, hat obgedachte Geſellſchaft ihr ſonſt jährliches Feſt nur mit ſtillen gleichwohl deſto brünſtigern Wünſchen für das höchſte Wohl ſeiner erhabenen drey Friedriche gefeyret. Um aber vor der Welt nicht ganz unwirkſam und entkräftet zu erſcheinen, hat ſie gleichwohl an dieſem Tage in die Zahl ihrer Ehrenglieder und Mitglieder folgende Gönner und Freunde ernennet, die ſich theils um die ſchönen Wiſſenſchaften verdient gemacht; theils zu Annehmung dieſer Ehrenbezeugung geneigt und willig haben finden laſſen. Es waren ſolche.

1. Der hochwohlgebohrne Herr Alexander Jelagin, ruſſiſch-kaiſerl. Oberſter, ein um die ſchönen Wiſſenſchaften ſeiner Nation hochverdienter Mann.

2. Der hochwohlwürdige, hochedelgebohrne Herr, Hr. **Auguſt Schulz**, Canonicus des Stifts zu Petri u. Pauli in der Neuſtadt zu Magdeburg, der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. Mitglied.
3. Der hochedelgebohrne und hochgelahrte Herr, Hr. **Strube**, von Piermont, der kaiſerl. Akad. zu Petersburg Mitglied, und Profeſſor daſelbſt.
4. Der hochedelgebohrne und hochgelahrte Herr **Johann Gottfried Hauptmann**, Director des Gymnaſii zu Gera.
5. Der wohlehrwürdige und großachtbare Herr **Friedrich Gedicke**, wohlverdienter Paſtor der evangel. Gemeine zu Boberow, in der Mark, und der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg Mitglied.
6. Der wohlehrwürdige und hochgelahrte Herr **Joh. Georg Heinrich Oelrich**, Diener des Wortes, der königl. Friedrichsſchule zu Cüſtrin, Rector.

Von Petersburg hat die Geſellſchaft Nachricht, daß eins ihrer daſigen Ehrenglieder, Hr. **Hofrath von Stählin**, von der königl. Akademie zu Madrit ein Diplom erhalten, und zwar als das erſte und einzige Mitglied von deutſcher Nation, und was noch mehr iſt, von evangeliſcher Religion. Die Glieder dieſer Akademie, 12 an der Zahl, ſind lauter Vornehme vom höchſten Adel, die das Ehrenwort Don führen: und das Diplom hebt ſo an:

Don Sebaſtian del Caſtillo, Ruia de Molina, del Conſejo de S. M. ſue Secretario, Chroniſta, Rey de Armes, Oficial de la Secretaria de la Camera, de Gracia, y Juſticia, y Ercado de Caſtilla, y Aca-

y Academico Secretario de la Real Academia de la Hiſtoria.

Certifico, que in acta celebrada par la coprefada Real Academia en el preſente dia de la fecha, con aſſiſtenzia del Senor Director, Don Agustin de Montiano y Lugando, y de los Semores Don Francisco de Ribera, Cavallero del Orden de Santiago, Don Pedro Rodriguez &c. &c.

Außer dieſem haben unlängſt Se. Excell. der kaiſerl. Kammerherr **Schuwalov**, Curator der Univerſität zu Moſcau, an Hrn. Prof. Gottſched allhier, Dero Verlangen eröffnen laſſen, ein paar junge Gelehrte zu haben, die geſchickt und geneigt wären, bey gedachter Univerſität die ſchönen Wiſſenſchaften u. die deutſche Sprache zu lehren. Als nun dieſer ein paar geſchickte Mitglieder der Geſellſchaft der freyen Künſte allhier, Hrn. **Joh. Gottfr. Reicheln**, aus der Niederlauſitz, und Hrn. **Chriſt. Gottlob Kölnern**, aus Weißenfels, der Philoſ. Baccal. in Vorſchlag gebracht, ſind ſelbige ſofort bewilliget, und in Beſtallung genommen worden. Sie ſchließen ihren Vertrag auf 3. Jahre, gegen ein jährlich Gehalt von 400 Thl. und werden in Monathsfriſt dahin abgehen, indem ein anſehnliches Reiſegeld bereits eingelaufen.

XIII.

Hrn. Hofrath Daniel Wilh. Trillers Sinngedichte, auf den Hrn. Bern. v. Fontenelle, der kurz vor völlig erreichtem hundertſten Jahre im verwichenen Jänner geſtorben.

Da ein solcher Phönix unter den Gelehrten, der so stark in der Mathematik und Weltweisheit, und ein so großer Redner als Dichter ist, kaum in 100 Jahren in der Welt erscheint; zu geschweigen, daß kaum in 1000 Jahren einer davon so alt wird: so wäre es wohl billig, daß alle europäische Gelehrten, sein Gedächtniß, und seinen Tod mit einigen Zeilen beehren möchten. Was man in Deutschland ihm zu Ehren aufsetzen will, erbiethen wir uns, in dieser Monathschrift bekannt zu machen. Den glücklichen Anfang dazu theilen wir von einem der berühmtesten Dichter unsers Vaterlandes mit, der ihn auch zu Paris persönlich gekannt, und oftmals besuchet hat.

I.

Von mehr, als einer Welt, hat vormals Fontenelle
Ein angenehmes Werk, mit Ruhm, ans Licht gestellt:
Nun kömmt er durch den Tod, zu der erhabnen Stelle,
Woher er wissen kann, ob mehr, als eine Welt?

II.

Wenn so viel Welten sind, als er einst vorgegeben,
Nicht sonder allen Grund, und großen Wahrheitsschein:
Wird auch sein Lobgerücht in so viel Welten schweben,
Der Raum von einer Welt ist seinem Ruhm zu klein.

III.

In dieser engen Gruft ruht Bernard Fontenelle,
Dem die gelehrte Welt verbunden bleiben muß:
Und gleichwohl ruht zugleich, auf eben dieser Stelle,
Aratus, Lucian, Plutarch, Theokritus.

IV.

Er hat sich überall den gröſsten Ruhm erworben,
Fast hundert Jahr erlebt, und ist zu früh gestorben.

V.

Plutarchus und Theokritus,
Van Dalen, und Hugenius,
Sind in ihm wieder aufgestanden:
Was diese letzten erst erfanden,
Das hat er der gelehrten Welt
Mit gröſserer Anmuth dargestellt.

VI.

Gelehrter Lebenslauf hat er so schön beschrieben,
Daſs es ihm keiner noch hierinnen gleich gethan:
Allein, wer wird nunmehr, von seinem Geist getrieben,
Daſs er sein Leben uns so schön beschreiben kann?

VII.

So grundgelehrt, als ein Pädant,
Und als ein Hofmann, so galant.

XIV.

Die Bildung eines zukünftigen vollkommenen Officiers, oder eines zu Kriegesdiensten bestimmten jungen Edelmanns, in einem Schreiben, an den ꝛc. von T. Frankf. an der Oder, bey Kleyben 1755. in 8.

Da das Soldaten Handwerk bey diesen kriegerischen Zeiten fast mehr, als alles andre getrieben wird: so ist es kein Wunder, daſs man auch die Wissenschaften zu Hülfe nimmt, einen recht geschickten Gebiethiger oder Befehlshaber zu bilden. Man ist es längst gewahr geworden, daſs ein unwissender und übelerzogener Mensch wohl ein wilder Wüthrich, aber kein vernünftiger Kriegsmann wer-

den

den könne. Die barbariſche Art aber, nur durch Sengen und Brennen, Plündern und Rauben, Morden und Metzeln die Lorbern zu ſuchen, iſt ſo verhaßt geworden, als abſcheulich ſie iſt: und geſittete Feldherren ſehen es ſelbſt ein, daß ſie durch ſolche hunniſche und tartariſche Art Krieg zu führen, mehr verlieren, als gewinnen würden.

Vis conſilii expers, mole ruit ſua;
Vim temperatam Di quoque provehunt
In majus. HOR.

Es iſt alſo kein Wunder, daß vernünftige Aeltern, die ihre Söhne dereinſt den Waffen widmen wollen, beyzeiten darauf bedacht ſind, denſelben eine ſolche Anführung geben zu laſſen, wodurch ſie dereinſt wohlunterrichtete und wohlgeſittete Helden werden können; die ihrem Handwerke Ehre, und dem menſchlichen Geſchlechte keine Schande machen.

Der Hr. Verfaſſer dieſes Werkchens, der ſelbſt einen ſolchen Untergebenen hat, iſt daher von deſſen Aeltern veranlaſſet worden, gegenwärtigen Unterricht aufzuſetzen. Ein gräfl. Vater, der ſelbſt ein vornehmer Befehlshaber in preußiſchen Dienſten iſt, genießt alſo billig die Ehre, daß ihm dieſe Frucht ſeiner Sorgfalt zugeeignet wird. Sie enthält alles das, was ein junger Edelmann von Kindheit an lernen muß. Er ſoll ein Held, ein würdiger Vorgeſetzter, ein guter Bürger, ein Staatsmann, und ein Chriſt werden. Daraus fließen alle Regeln, die der Hr. Verfaſſer giebt. Die Tugenden, dazu er anführen will, ſind Unerſchrockenheit, edle Ehrliebe, Gerechtigkeit, Gehorſam, Klugheit, Höflichkeit, und Gottesfurcht.

Man

Man kann leicht denken, was auf diesen Grundriß von einem aufgeklärten Schriftsteller für ein Gebäud aufgeführet worden. Er führet seinen Untergebenen durch alle Klassen der Sprachen und freyen Künste, der Wissenschaften und Leibesübungen. Und wir können ihm das Lob nicht absprechen, daß er einen sehr guten Wegweiser abgeben wird.

XV.

Nachricht von einem auf Vorschuß ans Licht tretenden illuminirten und gemalten Pflanzenwerke.

Pflanzen und Blumen haben außer ihren Annehmlichkeiten und mannigfaltigen Reizungen für unsere Sinne, so viel lehrreiches für unsere Erkenntniß und so viel vortheilhaftes für unsere Bedürfnisse, daß man nie ermüden wird, sie immer geflissentlicher zu betrachten, aber auch nie im Stande seyn, ihre Reichthümer zu erschöpfen. Die zahlreichen Bemühungen der Naturforscher sowohl, als Künstler, welche die Welt mit Pflanzenwerken beschenket haben, bestätigen diese Wahrheiten. Ich geselle mich zu ihnen mit einer neuen Arbeit. Ich werde zum Theil ihre Entdeckungen bestärken, und der Naturgeschichte dieser Art ein zuverläßigeres Vertrauen durch wiederholte Bemerkungen erwerben. Ich werde mich aber auch bemühen, ihre Fehler zu verbessern, ihre Mängel zu ersetzen, die glücklichere Kräuterkunde der Neuern allgemeiner zu machen, und ein botanisches Handbuch zu liefern, so die Stelle vieler andern kostbaren Werke in den Handbibliotheken der Gelehrten, insonderheit der Aerzte,

Land.

Landwirthe, Gartenfreunde und mancherley Blumenkünstler vertreten könne. Die nachtheiligen Folgen einer neuen lateinischen Sprache, in der Naturgeschichte, drucken uns überdem zu sehr bey dem Unterrichte der Jugend, als daß nicht ein Schulmann versuchen sollte, denenselben nach seinem geringen Vermögen abzuhelfen. Dieses kann nicht ohne eine richtigere Bestimmung der deutschen Sprache in diesem Stücke geschehen. Es wird daher solches eine meiner vornehmsten Absichten seyn. Ich werde nicht nur in der erklärenden Kräuterkunde mich jedesmal bestimmter Ausdrücke bedienen; sondern auch die Geschlechts- und Gattungsnamen der Pflanzen nach kritischen Regeln in deutscher Sprache zu berichtigen suchen. Ich gehe mit Stillschweigen die Vortheile vorüber, welche in verschiedener Absicht hievon abhangen. Mir genüget, wenn diese Arbeit zur Erweiterung edler Vergnügungen, zur Erleichterung des Unterrichts und hauptsächlich zur Beförderung tugendhafter Gesinnungen durch eine tiefere Erkenntniß der Werke des Herrn etwas beyträgt. Vernünftige Einsichten in die Natur sind nicht nur eine Handleitung zum Glauben; sondern auch ein kräftiges Schutz- und Bewahrungsmittel in den Wegen der Gottesfurcht. Sie legen dem Unglauben sowohl, als dem Aberglauben Hindernisse. Durch sie wird unser unartiges Herz heilsamlich oft beschämet, oft ermuntert.

Die Aufschrift des Werks wird seyn; **Geschichte der Pflanzengattungen**, darin dieselben sorgfältig untersuchet, nach dem Leben abgebildet, nach bestimmten Grundsätzen und Ausdrücken benennet, be-

bezeichnet und beschrieben werden, mit hinzu gefügten Anmerkungen von ihrem Bau, Nutzungen und andern Merkwürdigkeiten.

Man wird es stückweis ans Licht stellen und iede Ausgabe wird zehn Pflanzen auf so viel sauber illuminirten und gemalten Kupfertafeln in Folio liefern. Die Pflanzen werden sämmtlich in natürlicher Größe, so vollständig, als nöthig und möglich, mit der Zergliederung der Blume, nach den lebendigen Gewächsen abgebildet und so vorgestellet, daß sie nach allen Kräutersystemen untersuchet werden können. Maler und Kupferstecher werden dabey alle ihre Geschicklichkeit und Fleiß anwenden. Jede Pflanze wird ein halber Bogen Text begleiten.

Die Kostbarkeit des Werks und die daher entstehende geringe Auflage von nur 300 Exemplaren nöthiget uns, den Liebhabern durch den Vorschuß theils eine Erleichterung, theils die Gewißheit ihres Exemplars zu verschaffen. Wir werden demnach auf jedes Zehend, so auf großem starken Papier abgedruckt ist, 1 Rthlr 8. Gr. auf weißem Franzpapier, 1 Rthlr. 12 Gr. und auf ganz großem, 1 Rthl. 20. Gr. auf unilluminirte aber 18 Gr. Vorschuß annehmen. Proben sind in den vornehmsten Buchhandlungen zu sehen. Auf die wenigen Bogen Text wird der Nachschuß einige Groschen betragen. Auf die erste Ausgabe nehmen wir bis Ostern 1757. die Pränumeration an. Die Anzahl der Liebhaber wird die Geschwindigkeit der Ausgaben bestimmen. Diejenigen Herren Buchhändler und andere, so 6. Exemplare zusammen nehmen, erhal-

ten

ten das siebente von unilluminirten ganz frey. Ohne Pränumeration wird kein Exemplar anders, als 12 Gr. höher verlassen werden. Auswärtige können sich beliebigermaßen an mich, oder an den Buchhändler allhier in der breiten Straße, Tit. Herrn Lange, addressiren, als welcher es auch auf den Messen distribuiren wird. Nach andern Orten aber hin werden die Liebhaber selbst das Porto übernehmen.

Da mich mein Amt in zwey berühmten Anstalten seit mehreren Jahren an diese Arbeit gezogen hat, die mich seitdem in den nothigen Bewegungs- und Vergnügungsstunden beschäfftiget; da ich auch allen rühmlichsten Beystand von den hiesigen Herren Botanicis genieße, absonderlich aber in den weltberühmten Garten des Herrn Krause und anderer die vortrefflichste Gelegenheit habe: so ist bereits ein ziemlicher Vorrath von untersuchten Pflanzen sowohl als Gemälden und Kupferstichen fertig, so, daß ich hoffe unter Gottes Segen nicht ganz unfruchtbarlich fortfahren zu können. Dessen ungeachtet aber, da der Umfang der Arbeit weit und unsere Veränderungen zufällig sind: so wird eines theils das Werk systematisch und so eingerichtet werden, daß allemal die noch fehlenden Pflanzengattungen an ihrem Orte, ohne dem Bande zu schaden, eingeschaltet werden können, wie zu seiner Zeit mit mehrerm angezeiget werden soll: andertheils aber werde ich auch, wenn Gott will, nicht leicht aufhören, ohne jemand zu wissen, der es an meiner Stelle auf ähnliche Art fortsetzet, wozu ich eine vortheilhafte Aussicht habe. Schließlich bitte ich alle Gelehrte und geneigte Gönner, mir mit gütigem Rathe und That in dem, was zur Verbesserung dieses Werkes gereichen könnte, zu Hülfe zu kommen, so ich mit dem verbindlichsten Danke erkennen, und mit der ehrerbiethigsten Hochachtung gebrauchen werde. Berlin den 2 September 1756.

Johann Gotthilf Müller,
Conrector des Gymnasii zu Cöln an der Spree.
Wohnhaft in des Kaufmanns, Herrn Simons, Hause, dem Cölnischen Rathhause gegenüber.

Ende des Lenzmonds 1757.

ist nicht leicht ein Ohr so gar dicke, daß es die Lieblichkeit des Reimmasses (metri) nicht gleich empfinden und alsobald vernehmen könnte was Verse sind oder nicht. Hingegen im Lateinischen und Griechischen wird es kaum der zehende von sich selbst merken, ob er gleich sonst ein Poet in diesen Sprachen ist. Erasmus von Roterdam hat dieses gar artig in einem eigenen Gespräche, *Impostura* betittelt, gewiesen; zu dessen Anfange ein Unterredner mit dem andern in allerhand Arten von Versen redet, ohne daß es der letztere gewahr worden ist. Aber im Deutschen, sagt Herr Prasch, kan es gar nicht verborgen bleiben, weil die Verse in ihren Reimen dergestalt daher rollen und klingen, wie ein trabendes Schlittenpferd in seinem hochzierlichen Aufputz und silbernen Schellengeläut, oder ein galopirender Hengst quadrupedante pedum sonitu sich hören lässet. Zu dieser Lieblichkeit hilft hiernächst auch ein gar vieles, daß bey uns Deutschen nicht, wie im Griechischen und Lateinischen, mancherley Füsse unter einander laufen, dadurch zwar die benöthigte Abwechslung der Töne erhalten, aber kein allzugrosser Unterscheid der gebundenen von der ungebundenen Rede übrig gelassen wird. So kan zum Exempel bey den Lateinern ein Hexameter ohne Unterscheid, ausser der fünften und sechsten Stelle, einen Spondaeum und Dactylum haben, als wenn ich schriebe:

– ⏑ ⏑ – – – – –

Scire cu|pis qui|sim, qui|vivam, |quoque pa|rente &c.

und

ihrer Muttersprache schrieben, deren wahre Aussprache sie doch ja nothwendig inne hatten: obwohl sie uns beyde in den neuern Zeiten gar wenig bekant sind

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Oſtermond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1757.

Inhalt.

I. Memoires de Literature tirés des Regitres de l'Academie Royale &c.

II. Hrn. Prof. F. W. Beers Verantwortung gegen die Einwürfe des Hrn. D. Baumgartens.

III. Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen.

IV. Fortsetzung des Auszuges aus den Antiquités egyptiennes &c.

V. Hrn. Prof. Gottscheds sterbender Cato, ein Trauerspiel. Zehnte Auflage.

VI. Hrn. Prof. Michaelis Mittel, die hebräische Sprache zu verstehen.

VII. Nachricht von der künstlichen Gold- und Silberarbeit in den ältesten Zeiten.

VIII. Projet d'un Glossaire François.

IX. P. Finetti Abhandlung von der hebräischen Sprache.

X. Hrn. Abts Trombelli Kunst, das wahre Alter der lateinischen und italienischen Handschriften zu erkennen.

XI. Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon. I. und II. Band.

XII. Gedanken über die Sterblichkeit.

XIII. Inscriptio.

I.

Memoires de Litterature tirés des Regitres de L' Academie Royale des inſcriptions et belles Lettres, depuis l'année 1744. jusques et compris 1746. Tome XX. A Paris, de l' Imprim. Royale 1753. in Quart.

P. 847.

Wir ſind unſern Leſern noch ein paar Bände von dieſem koſtbaren Werke bekannt zu machen ſchuldig; und itzo wollen wir den XX. Band vor die Hand nehmen. Nach unſrer Gewohnheit nennen wir erſt die berühmten Verfaſſer der Artikel. Deren ſind dießmal ihrer dreyzehn. Sie heißen die Herren Falconet, Fenel, Gibert, Freret, Abt Lebeuf, Bonamy, Herzog von Nivernois, Foncemagne, Levesque la Ravaliere, Graf Caylüs, Abt Sallier, Secouſſe, und Cürne de la Ste Palaye.

Von den Materien dieſes Bandes iſt zu merken, daß die Herren von der Akademie nunmehr ganz; von den griechiſchen und römiſchen Alterthümern abgehen, und allen ihren Fleiß auf die franzöſiſchen Geſchichte und Alterthümer zu wenden be-

ginnen. Dieſer ganze Band hält auch nicht einen einzigen Artikel in ſich, der in die alte gelehrte Litteratur einſchlägt, welche von den geſchwornen Griechen und Römern ganz allein für eine Gelehrſamkeit gehalten wird. Allein wer will es einer franzöſiſchen Akademie übel deuten, daß ſie auch um die Ehre ihres Volkes bekümmert iſt? Und wer kann es läugnen, daß auch dieſe Kenntniß des alten Zuſtandes von Frankreich eine Art der Gelehrſamkeit erfodert; die eben ſo viel Schwierigkeiten hat, und eben ſoviel Geſchicklichkeit und Beleſenheit brauchet, als die kritiſche Unterſuchung älterer Dinge?

Soviel iſt indeſſen gewiß, daß dieß an ſich ſchon ſehr theure Werk, künftig noch weniger außer Frankreich bekannt werden dörfte, als bisher geſchehen: zumal ſeit dem die Holländer aufgehöret haben, es in kleinerm Formate nachzudrucken. Gleichwohl kommen auch allerhand Dinge darinn vor, die wenigſtens uns Deutſchen, in Anſehung unſrer alten Litteratur, nicht gleichgültig ſeyn können. Man wird es aus folgenden Nachrichten deutlich abnehmen können.

Herr Falconnet liefert eine Abhandlung über die Grundſätze der franzöſiſchen Wortforſchung. Plato hat geſaget, wer die Worte recht verſtünde, würde auch die Sachen verſtehen. Das will nun der Herr V. zwar ſo ſchlechterdings nicht behaupten; und hat allerdings Urſache dazu. Denn wieviel griechiſche und lateiniſche Wortgrübler und Sylbenklauber giebt es nicht, die übrigens bey allem ihrem ſchönen Latein, unwiſſend in den wahren

Wiſſen-

Wiſſenſchaften ſind. Allein gleichwohl iſt die Kenntniß der Wörter freylich auch keine bloße Stillung einer unnützen Neubegierde zu nennen. Sie hat einen vielfältigen Nutzen.

I. Kann man nicht läugnen, daß die Unterſuchung des Urſprunges vieler Wörter ein Hülfsmittel ſey, den Urſprung der Völker, ihre Züge, ihre Handlung, und andre Alterthümer zu erläutern.

II. Giebt die Bildung der Wörter einiges Licht in Erkenntniß des Charakters und der Fähigkeit der Völker: eine Betrachtung, die eines philoſophiſchen Geiſtes nicht unwürdig iſt.

III. Was für ein weites Feld eröffnet übrigens nicht die Wortforſchung der wahren Kritik? Was muß man nicht für Scharfſinnigkeit beſitzen, wenn man nicht durch falſche Aehnlichkeiten will betrogen werden? u. ſ. w. Indeſſen muß der philoſophiſche Geiſt bey den grammatiſchen Kleinigkeiten allezeit den Vorſitz haben: und endlich muß man mit dem Varro urtheilen: Qui de originibus verborum multa dixerit commode, potius boni conſulendum, ſi aliquid nequiverit, quam reprehendendum. Dieß wenige haben wir aus ſeiner Einleitung anführen wollen; in die Abhandlung ſelbſt können wir uns nicht einlaſſen. Er hat übrigens ganz geſunde Grundſätze, und geſteht auch, daß die alten Franken eine deutſche Mundart nach Frankreich gebracht, daraus viel heutige franzöſiſche Wörter erkläret werden müßten.

Eben dieſer Herr Falconet liefert Anmerkungen über die Bedeutung des Wortes Dunum, worüber er und Herr Fenel groſſe Zwiſtigkeiten gehabt. Dieſer behauptete, mit dem Herrn Freret, es bedeute un lieu fermé, einen umſchloſſenen Ort, eine Anhöhe: da jene meynten, es hieſſe un lieu elevé, einen erhabenen Ort. Unſrer Einſicht nach hat der letzte recht, wie die Dünen an den Seeufern, u. die Federdunen, u. der Anblick aller Oerter, die ſo heiſſen, zur Gnüge zeigen, z. E. Lugdunum, Campidunum, oder Kempten u. d. m. So ſieht man, daß die Franzoſen ohne das Deutſche in ihrer Etymologie oft fehl ſchieſſen. Herr Conſiſt. R. Pelloutier hat dieß in ſeiner Hiſtoire des Celtes ungemein gut erwieſen. Plutarch ſaget ausdrücklich: die Erbauer von Lugdunum hätten ihm den Namen, von Λευγον, welches im Celtiſchen einen Raben bedeute, und von Δουνον, welches einen Hügel hieſſe, genennet: weil ſie auf den Bäumen daſelbſt Raben ſitzen geſehen.* So hieſſe denn Lugdun, ein Rabenhügel.

Es ſey uns erlaubt, wegen des Wortes Lug eine andere Meynung zu ſagen. To look heiſt engliſch ſehen. Dieß kömmt aus dem deutſchen Lugen, welches in alten Büchern eben das heiſt. Z. E. in einer elſaſſiſchen Ueberſetzung der äthiopiſchen Geſch. Heliodors vom 16ten Jahrh. findet man auf dem 37. Blatte. „Derſelbig halt mich beſchloſſen, darf nicht

ſin

* Plut. de Fluviis. §. Arar. Λουον γαρ την αρχαιαν διαλεκτον τον κορακα καλουσι· δουνον δε τον λοφωδη, ſubaudi τοπον. oder vielmehr Clitophon in den Geographis minoribus T. II.

„zu der Thür hinaus lügen.u.ſ.w.„ und in Nürnberg heißt noch dieſe Stunde ein Thurm auf der Stadtmauer, daraus man eine ſchöne Ausſicht hat, **Lukinsland**. Eben daher heißen gewiſſe Oeffnungen in Häuſern Lucken, wodurch man ſehen kann; und ſelbſt Lücken ſind nichts anders. Im Cambriſchen heißt **Lug** ein Auge; und Lux im Latein iſt ihm verwandt, wie das **Licht** im Deutſchen. So hieße denn **Lugdunum** nichts anders als ein Schauhügel, eine Warte, von welcher man ſich weit und breit umſehen kann: dergleichen die Alten bey ihren kriegeriſchen Zeiten ſehr werth hielten: daher ſie auch faſt alle ihre Schlöſſer auf Bergen bauten. Kenner der Etymologie mögen entſcheiden, ob **Plutarch**, oder wir, recht haben. Unſer Verf. nähert ſich dieſer Meynung a. d. 20. S. ohne doch alle unſre Gründe zu wiſſen.

Ueber den Artikel vom Worte Dunum hat Herr **Fenel** Anmerkungen gemachet. Dieſer führet auch die holländiſchen Dünen, **Dünkerken**, das engländiſche **Down**, u. a. m. an: wiewohl **Down** eigentlich nieder heißt. Im irrländiſchen heißt Dun beym Toland auch ein Hügel.

Herr **Gibert** hat den Namen der Merowinger unterſuchet, davon der erſte Stamm der franzöſiſchen Könige den Namen hat; ja alle Franzoſen ſind ſo genennet worden. Merováus der dritte König nach dem Pharamund, hat freylich ſo geheißen. Aber wie hat er dem ganzen Stamme, und allen Franken den Namen geben können? Dieſer Namen war ſchon vor ihm gewöhnlich. Der Abkürzer **Gregors von Tours** hat jene Meynung

zuerſt aufgebracht: und zwar auf den Grund einer Fabel. König Clodio ſaß einmal mit ſeiner Gemahlinn am Meere; als ein Meerwunder plötzlich ans Land kam, die Königinn ergriff, und indeſſen, daß der König entflohen war, zu ſeinem Willen zwang; weswegen das Kind hernach Meroweus genennet ward. Aber wer wird das glauben? Er ſelbſt behauptet, das merowingiſche Geſchlecht ſey ſchon ſeit Auguſts Zeiten in einem Theile Deutſchlandes auf dem Throne geweſen, und habe ſich hernach in Frankreich niedergelaſſen und fortgepflanzet; kurz, er meynet den König Marobod. Wir können uns in ſeine Gründe nicht vertiefen.

Hr. Freret aber hat Anmerkungen darüber gemachet; darinn viel Umſtände zur Aufklärung der alten deutſchen Geſchichte vorkommen.

Hr. Lebeuf erkläret die Inſel Oſcellus, die in der Seyne bey der Normandie liegt, deren in Denkmälern des IX. Jahrhunderts gedacht wird. Uns ſcheint dieſer Namen nichts anders, als eine nermanniſche, d. i. altdeutſche Benennung eines Eylandes zu ſeyn, wie bey Liefland noch itzo die Inſel Oeſel heißt.

Hr. Bonamy hat über eben dieſe Frage eine andre Meynung behauptet; und Hr. Lebeuf hat noch einige Zuſätze gemachet, ſeine Meynung gegen alle Einwürfe zu vertheidigen. Es iſt eine Charte davon beygefüget.

Der Herzog von Nivernois hat über die Staatskunſt des Clodoveus, oder Ludwigs des I. Königs der Franken, Betrachtungen angeſtellet. Sein Staat iſt damals gegen Morgen bis an Burgund, gegen Mittag, bis ans Reich der Weſtgo-

then

und wiederum:

– – – ⏑ ⏑ – – – ⏑ ⏑
Nil non | ſcire cu | pis. Sed | dum cupis | omnia | ſcire &c.

und daran hat niemand nichts auszuſetzen. Dieſes gehet aber bey den Deutſchen nicht an. Da machet die beſtändige Gleichförmigkeit des Reimmaſſes einen groſſen Theil der Lieblichkeit und Kunſt aus, die, wie Herr Praſch ſchreibet, uns im XVII. Saeculo (*) von oben herab verehret worden. In der Italiäniſchen und anderen neueren Sprachen iſt faſt gar kein metrum oder Regel, auch zum Theil kein gewiſſer Abſchnitt nicht. Dieſen ausländiſchen Dichtern iſt es ſchon genug, wenn ſie nur eine gewiſſe vorgeſetzte Zahl Sylben erfüllet haben; ob, und wenn, ſie lang oder kurz ſeyn ſollen, darum bekümmern ſie ſich gar nicht. Ja, auch dieſes darf nicht einmal in allen Arten ihrer Gedichte ſeyn, daß ſie eine gewiſſe Zahl von Sylben in allen Zeilen beybehalten. So haben auch die Deutſchen Verſe unſerer ehrlichen Vorfahren gelautet; deren man ſich aber ietzo ſchämet, und nur zur Kurzweil bedienet. Die Verſe anderer Nationen klingen auſſer dem zum öftern faſt noch weniger als Verſe, weil ſie gar nicht die in den Ohren verdrüßliche Zuſammenkunft der Selbſtlautenden Buchſtaben vermeiden, oder aber dieſe nicht ſelten auf eine gar harte

(*) Herr Praſch würde auſſer Zweifel das ſechzehende Jahrhundert an ſtatt des ſiebzehenden geſetzet haben, wo ihm die Bemühungen Paul Rebhuns bekannt geweſen, oder bevgefallen wären; von denen wir in dem vorhergehenden vierdten Stück ausführliche Erwehnung gethan haben.

then, gegen Abend bis an die Normandie und Bretagne, gegen Norden aber an viel kleine Staaten gegangen, die von des Clodoveus Vettern regieret wurden. Seine Absicht ist gewesen, sich mit seiner Nachbarn Schaden zu verstärken und zu bereichern, welches allemal der Ursprung großer Reiche gewesen ist. u. s. w.

Eben dieser Verfasser machet eine neue Abhandlung, über die Unabhänglichkeit der alten französischen Könige vom Reiche. Er will hauptsächlich dem Gabriel Trivorius, einen französischen Geschichtschreiber Ludewigs des XIII. und Altingen zu Leibe; deren Meynungen der Abt Du Bos noch mehr bestärket hat. Es wäre wohl werth, daß diese Abhandlung von einem guten deutschen Publicisten geprüfet und untersuchet würde. Wir haben eine kleine deutsche Schrift unter dem Titel: Franco-Germania, d. i. H. G. D. C. Franco polita. Wahres Frankreich, oder Bericht von dem Königreich Germanien ꝛc. Gedr. im J. 1682. 12. die verschiedenes dazu an die Hand geben könnte.

Herr Bonamy beschreibt die Geschichte Gundewalds, vorgebl. Sohnes Chlotars des I. um einige Münzen, die zu Arles und Marseille geschlagen worden, zu erklären, die hier in Kupfer erscheinen.

Herr Foncemagne machet kritische Anmerkungen über die Acta der Bischöfe zu Nions.

Der Abt Lebeuf giebt Nachrichten über die Martinische Chronik; d. i. die Jahrbücher des bekannten Martini Poloni, der im XIII. Jahrhunderte in Wälschland geblühet.

Eben derselbe handelt von dem Gebrauche auf

gewichſte Tafeln zu ſchreiben; und unterſuchet, ob dieſelbe mit dem V. Jahrh. der chriſtl. Zeitrechnung aufgehöret. Er läugnet ſolches; indem die Reiſen ihrer Könige ins gel. Land, im XIII. u. XIV Jahrh. noch ſo beſchrieben vorhanden ſind. Ein alter Poet ſchreibt 1376.

Les uns ſe prennent à écrire,
Des greffes en tables de cire,
Les autres ſuivent la coutume,
De fournir lettres à la plume.

Herr la Ravaliere beſchreibt das Leben eines Joinville, der des heiligen Ludewigs Geſchichtſchreiber geweſen. Herr Graf Caylus handelt von den alten Fabeln (Fabliaux) der franzöſiſchen Dichter. Er verſteht dadurch die alten Romane, oder Ritterbücher, darinn Liebesgeſchichte und Heldenthaten erzählet werden, und meynt, daß Frankreich und England dieſelben erfunden. Er holet etwas weit aus, bis von μυθος, dem alten und neuen Teſtamente, und dem Homer; er kömmt auf den Aeſop, Anakreon, Pherecydes, Iſokrates, Plato, Lucians Eſel, die Pſyche, u. d. m. wir können uns aber nicht tiefer einlaſſen. Auch dieſe Schrift wäre werth, ein wenig bekannter zu werden. Es kommen ſehr luſtige Fabelchen darinn vor, die unſre luſtigen Fabeldichter gern verdeutſchen würden. Kurz der Herr Graf will dem Bocatius die Ehre nicht laſſen, die erſten verliebten Fabeln geſchrieben zu haben.

Herr Lebeuf beſchreibt zween Bände franzöſiſcher und lateiniſcher Gedichte, aus einer Carmeliter Bibliothek zu Paris. Herr Graf Caylus

aber

aber theilet Nachrichten vom Leben Wilhelm **Machauts**, eines alten Dichters und Tonkünſtlers mit, der im XIV. Jahrhunderte gelebet hat. Herr **Falconet** handelt von **Jakoben von Dondis**, dem Erfinder einer beſondern Uhr, und bey dieſer Gelegenheit von allen alten Uhrwerken. Hier iſt alles von des Abas Sonnenzeiger an, zuſammengetragen.

Herr **Foncemagne** unterſuchet die verſchiedenen Meynungen vom Urſprunge des III. Stammes der Könige in Frankreich. Es iſt dieß der capetingiſche. Man weis nämlich nicht recht, wer Hugo Schapplers Vater geweſen.

Eben derſelbe handelt auch vom Urſprunge der Wappen überhaupt, und der franzöſiſchen Lilien inſonderheit. Hiebey würde ein deutſcher Heraldiſt allerley zu erinnern finden.

Nun folgen zum Beſchluſſe dieſes ſtarken Bandes noch V. Abhandlungen des Herrn de Ste Palaye, von der alten Ritterſchaft, (Chevalerie): und dieſe machen allein ein ordentliches Buch davon aus, welches für ſich ein paar Bändchen in groß 12 hätte anfüllen können. Allerdings iſt dieſe Materie denen, welche die Geſchichte der mittlern Zeit leſen, und verſtehen wollen, nicht von geringer Erheblichkeit. Wer aber auch die alten Dichter, Romanſchreiber und Ritterbücher verſtehen will, der wird ſie noch nöthiger brauchen. Denn da kommen die ritterl. Ebentheuer auf allen Seiten vor. Ja ſelbſt die heutigen Ritterorden haben ihren erſten Urſprung von jenen alten Begriffen und Gewohnheiten genommen.

Der Herr Verfaſſer ſuchet alſo folgende Puncte dabey feſt zu ſetzen. 1) Wie junge Leute haben erzogen werden müſſen, um zur Ritterſchaft vorbereitet zu werden. 2) Die Uebungen der Turniere, ſo ſie zum Kriege geſchickt machten. 3) Wozu man die Tapferkeit, die Geſchicklichkeit und Erfahrung der Ritterſchaft bey den Kriegsheeren gebrauchet. 4) Die Belohnungen, welche denen, die ſich im Kriege hervorthun würden, verſprochen; und die Strafen die man denen gedrohet, die ihre Pflichten verabſaumen würden. Endlich V. will er auch die Urſachen anzeigen, warum dieß alte Ritterweſen in Verfall gerathen.

In dem allen ſieht der Herr Verfaſſer dieſe alte Ritterſchaft, als eine politiſche und kriegeriſche Anſtalt der damaligen Fürſten und Regenten an; die mit gutem Bedachte geſchehen und erhalten worden; wiewohl die Poeten hernach viel Fabelhaftes mit eingemenget haben. Sehr viel gelehrte Anmerkungen erläutern dieſe V. Abhandlungen; ſo daß eine große Beleſenheit in den Schriften mittlerer Zeiten daraus erhellet. Allein freylich wünſchen wir, daß ein deutſcher Geſchichtkundiger noch neue Unterſuchungen und Prüfungen darüber anſtellen möchte.

II.

Herrn Prof. F. W. Beers zu Erfurt Verantwortung, gegen die Einwürfe S. Hochw. des Herrn D. Baumgartens in Halle, den I. und III. Theil der chronol. Abhandlungen, betreffend.

In dem 50. Stücke der Nachrichten von merkwürdigen Büchern, welches mir seit weniger Zeit zu handen gekommen, finde ich auf der 183. S. der hochw. Verfasser besagter Nachrichten, H. D. Baumgarten in Halle, „glaube, an„derer erheblichen Gründe nicht zu gedenken; man „müsse nicht nur den ausdrücklichen Worten vieler „Schriftstellen große Gewalt anthun; sondern man „setze auch die göttlichen Gesetze, und den Israeliten „verordnete Festzeiten unbeantwortlichen Beschul„digungen ungereimter Widersprüche aus, wenn „man (wie ich) annähme, was ich mit des H. D. eigenen Worten sogleich anführen werde.

Die Beschuldigung klingt sehr hart: Es kömmt darauf an, wie weit sie gegründet sey. Ich habe mich auf zweyerley zu verantworten, nämlich was die Sachen selbst, und sodann was das Annehmen betrifft. Da ich versichert bin, des H. D. Urtheil fließe bloß aus einem Eifer die Wahrheit zu vertheidigen; so glaube ich: es werde demselbigen vielmehr angenehm seyn, wenn ich die Uebereinstimmung meines Lehrgebäudes mit der h. Schrift gegen die erregten Zweifel darthun kann. Nur thut

es

es mir leid, daß ich bey dieſer Gelegenheit zeigen muß, es finde ſich für beſazte Zweifel nicht die geringſte Veranlaſſung in meinem Lehrgebäude; ſondern vermuthlich nur in der wenigen Achtſamkeit, deren man es bey dem Durchgehen gewürdiget hat.

Man wirft mir erſtlich vor, „daß nach mei„ner Meynung (1) die im 3 B. Moſ. 23. auf alle „Jahre verordneten drey großen Feſte, nämlich Paſ„ſah, das Wochen- und Laubhüttenfeſt, der moſai„ſchen Einſetzung nach, durch alle verſchiedene „Jahrszeiten hätten durchlaufen müſſen; und (2) „das **Paſſah** nur erſt in jedem 50ſten oder Jubel„jahre, nach verkürztem 49ſten oder letztem Sab„bathjahre, welches nur von 6. Monathen geweſen, „wieder (3) auf den 15 des Monathes Abib ver„leget worden, unerachtet die Haltung dieſes Feſtes „nicht nur auf den erſten Monath, ſondern auch „ausdrücklich (4) auf den Abib, den erſten Monath „des Sonnenjahres 2. Moſ. 23, 15. 34, 18, und „5. Moſ. 16, 1. verordnet geweſen„. Ich antworte „darauf:

1) Indem **die Zeit des Wochenfeſtes auf der Zeit des Erſtlingbringens, folglich auf der Aerntezeit beruhet**, ſo wäre es allerdings höchſtungereimt, wenn ich es durch alle verſchiedene Jahreszeiten rücken ließe. Aber darf ich mir wohl eine Stelle aus meinen Abhandlungen ausbitten, da ich dieſes thue?

Ich ſage nicht nur etwa einmal, ſondern ſehr oft gerade das Widerſpiel. Auf den erſten Theil, als wovon voritzt die Rede nicht iſt, und auf die darinn befindliche ausführliche Abhandlung vom

Ju-

Jubelcyclo will ich mich nicht einmal berufen, sondern nur aus dem zweyten Theile ein paar kurze Stellen angeben. Man beliebe den 378 und folg. §. anzusehen, da ich weitläuftig hievon rede, und a. d. 83. S. sage: „Alle übrige Feste, Ostern, den h. Sabbath des Blasens, den Versöhnungs- und Laub„hütten-Tag verknüpfte Moses mit einem gewissen „Monathe seines Jahres; das Darbringen der „Erstlinge aber, und das davon abhängige „Wochenfest mit keinem, ungeachtet er öfter als „einmal davon redet. Die Ursache ist von selbst „klar, wofern man weis, sein Jahr sey ein bloßes „Mondjahr, das mit seinem Anfange durch alle „12. himml. Zeichen rücket; davon aber nur eines, „nämlich der Anfang der Zwillinge, die Aernte mit „sich bringt„ und a. d. 87. S. das einzige jüdische „Fest, welches gewissermasien vom Sonnenlaufe ge„meistert wurde, nämlich der Erstlinge, fiel um „den Anfang der Zwillinge: die übrigen Feste wa„ren mit einem bloßen Mondjahre verknüpfet„.

Gänzlich wurde das Erstlingbringen deswegen nicht vom Sonnenlaufe gemeistert, weil es den nächsten Tag nach dem Sabbathe geschehen solle. Auf dieser Zeit beruhete folgends die Zeit des Wochenfestes, als welches 50. Tage hernach einfiel.

Wären diese oder auch andere ähnliche Stellen, dem Herrn Doctor bey dem Durchblättern meines Buches in die Augen gefallen: so bin ich versichert, es würde die beygebrachte Beschuldigung keine Stelle gefunden haben.

Mit der zweyten und dritten, hat es eben die vorige Bewandniß. Es ist schwer zu errathen wie jemand der mein Buch gelesen hat, auf die Gedanken gerathen könne: daß nach meiner Meynung das Passah im 50sten oder Jubeljahre in den Abib und zwar auf den 15. desselbigen fallen solle? der Abib ist der Stiermonath, dessen 15ten Tag das Passah innerhalb 1500 Jahren nur selten trifft; dagegen ist es mit dem 14. des 1. Mon. im Mondjahre verknüpfet. Gleichfalls muß nicht das 50ste Jahr des Cycli, sondern das erste sein Passah allemal wieder in den Abib bringen, als welcher ihm die Schranken setzet. Alles dieses habe ich so ausführlich abgehandelt, und so oft wiederholet, daß es verdrießlich fiele, eine jede Stelle anzuzeigen. Man sehe unterdessen den II. Theil. §. 29. absonderlich die 45. und f. S. Eben diese Beschränkung des Passah machet die Einrichtung des mosaischen Cycli, welcher hinwiederum der Grund der ganzen altjüdischen Zeitrechnung ist. Es fällt einigermaßen verdrießlich, daß ich mich auf Einwürfe einlassen soll, welche aus einem Unbewußtseyn des Hauptgrundes von meinem ganzen Lehrgebäude entspringen. Uebrigens da Moses das Beginnen der Jubelzeit ausdrücklich in den 7. Monath des 49. Jahres setzet: so vermuthe ich nicht, daß mir, der ich nichts anders, als was Moses will, behaupte, die Kürze des besagten Jahres zur Last geleget werden wolle.

4. Würde das Passah in den Stellen 2 Mos. 23. u. s. w. ausdrücklich auf den Abib, oder den

ersten

erſten Monath des Sonnenjahres verordnet, gleichwie der Einwurf ſolches angiebt: ſo wäre mein Lehrgebäud freylich mit einem unheilbaren Fehler behaftet. Es fehlet aber weit an einer ſolchen Verordnung, u. ich habe den Zweifel, welchen die gewöhnliche Ueberſetzung beſagter Stellen etwa verurſachen könnte, im 31. §. des II. Th. ſchon zum Voraus gehoben. Denn der göttl. Befehl Exod. 23, und 34 ſaget ſonſt nichts, als dieſes: „Du ſollt 7. Tag lang ungeſäuert Brod eſſen, ſo wie ich „im Monath Abib, da du aus Aegypten „giengeſt, befohlen habe. Eben ſo wenig ſteht „Devt. 16, 1. das geringſte Wort davon, daß jedwedes Paſſah im Abib gehalten werden ſolle; ſondern es wird nur die richtige Beobachtung dieſes Monathes eingeſchärfet: damit man Oſtern allemal zu rechter Zeit halten könne. Er war nämlich die Wurzel aller Paſſahfeſte; (§. §. 31. 32. 105.) und ich darf mich in dieſem Stücke nur auf die eigene Entſcheidung des Herrn D. berufen, woferne es demſelbigen beliebig fallen wird, den hebräiſchen Text anzuſehen.

Ferner wird mir vorgeworfen, (1) „daß das Laub„hüttenfeſt, zu deſſen Begehung grüne Zweige nöthig geweſen, ebenfalls durch alle Jahreszeiten durchlaufen müſſen; welcher Schwierigkeit durch die „(2) Meynung, daß dieſes Feſt ſeit des Joſua Zeiten „bis auf den Nehemias nie gefeyert worden, wie „§. 364. Th. 3. S. 66. aus Nehemia 8, 17. dar„gethan werden ſoll, nicht abgeholfen wird, indem „doch (3) alsdann die göttliche Verordnung einen

„sehr oft unmöglichen Gegenstand betroffen haben „würde.„

1. Das Durchlaufen des Laubhüttenfestes durch alle Jahreszeiten, hat Moses zu verantworten; der es mit dem siebenten Monathe seines Mondjahres verknüpfte. Es ist wie bekannt, etwas vergebliches eine Conclusion anzufechten. Werden erst meine beygebrachten Gründe: daß nämlich Moses ein bloßes Mondjahr, kein verglichenes angeordnet, widerleget seyn: so wird es sich mit dem Rücken des Laubhüttenfestes von selbst geben.

2. Die Worte des Nehemia sind deutlich und leiden keinen andern Verstand. Es heißt: „Die „ganze Gemeine machete Laubhütten, und wohnete darinn. Denn die Kinder Israel hatten „seit der Zeit Josua, des Sohns Nun, bis „auf diesen Tag nicht also gethan„. Eine Meynung beruhet auf ungewissen Gründen; das klare Zeugniß der heil. Schrift von einer Begebenheit, giebt die gänzliche Gewißheit davon. Warum soll nun mein Beyfall den ich ihrem klaren Zeugnisse gebe, nur eine Meynung seyn? Ist denn eine von der heil. Schrift erzählte Begebenheit nicht ganz unstreitig gewiß, und die Wirklichkeit derselbigen außer allen Zweifel gesetzet?

Daher ist ja auch unstreitig gewiß, was unmittelbar daraus folget. Nämlich, daß also Salomo seinen Tempel keinesweges am Laubhüttenfest eingeweihet. Denn dieses, sonst nichts, sage ich an dem vom Herrn D. angeführten Orte, a. d. 66. S. Ich sage; „Salomo versammelte zur Tempelweihe

„ganz

te Art entweder zusammen ziehen, oder gar wegwerfen, andere aber hinwiederum theilen und gedehnt als mehrsylbig aussprechen. Dieses alles wird an unsern Deutschen Poeten, die gut heissen sollen, gar nicht gelitten, und macht vielmehr diese unvermischte Reinlichkeit des Reimmasses unsere Poesie viel poetischer als die andern, und, so zu sagen, zur unzweiflichen Kayserin derselben.

Diese Reinlichkeit erwirbt ihr demnach mit Recht einen besondern, und, nach der beliebten Ordnung des Verfassers, den fünften Vorzug. Er zeiget bey dieser Gelegenheit gar wohl, wie die sorgfältige Beobachtung dieser Tugend eine Quelle der allergrössesten Anmuth abgebe, welche sich bey den fast ungemessenen poetischen Freyheiten der Ausländer unmöglich finden oder bestehen kan. Zugleich fügt er einige nützliche Erinnerungen von den mancherley möglichen Dichtarten der Deutschen, als der Jambischen, Trochäischen, Dactylischen, Anapästischen, und so ferner, und derselben vernünftigen Gebrauche nach dem Unterschiede der vorhabenden Materien bey; womit wir uns aber, als einer zur Genüge bekannten Sache, gar nicht aufhalten wollen. Eines können wir hier doch als ein Muster seiner Verbesserungen anzuführen, nicht gänzlich vorbey gehen, was nemlich Herr Prasch von dem ungewissen Gebrauch, oder vielmehr Misbrauch, der einsylbigten Wörter in der Deutschen Poesie ganz vernünftig geurtheilet hat. Man hat vor und zu seinen Zeiten in dem Wahne gestanden, als wenn die einsylbigten Wörter, entweder alle

mit

„ganz Iſrael von Hemath bis an den Bach Aegypti;
„eine ſehr große Gemeine: und es iſt gar nicht dar-
„an zu gedenken, daß er bey dem Begehen ſeines
„Feſtes das Weſentliche deſſelbigen unterlaſſen habe.
„Gleichwohl ſaget Nehemias: Iſrael habe ſeit den
„Zeiten Joſua nicht in Laubhütten gewohnet. Dem-
„nach wohnete es bey der Tempelweihe nicht
„darinnen: folglich war auch das Feſt an welchem
„ſie vorgenommen wurde, im geringſten nicht das
„Laubhüttenfeſt, ſondern ein anderes„.

3. Dieſes iſt alles, was ich aus des Nehemias Berichte folgere. Keinesweges gebrauche ich ihn dazu, das Begehen des rückenden Laubhüttenfeſtes von einer vermeyntlichen Schwierigkeit zu befreyen, gleichwie der Herr D. mir Schuld giebt. Das Entſtehen der Schwierigkeit, davon der Einwurf redet, war vermöge der Landesbeſchaffenheit ſchlechterdings unmöglich.

Um den Zweifeln, welche eine nicht genaue Kenntniß beſagter Landesbeſchaffenheit irgend erwecken könnte, vorzubeugen, habe ich gleich im erſten Abſchnitte des II. Theiles alle Monathe des Jahres durchgegangen, und den natürlichen Zuſtand des Landes in einem jedweden, aus unverwerflichen Augenzeugniſſen beygebracht. Beliebet es dem Herrn Doctor beſagten Abſchnitt des Durchleſens zu würdigen: ſo werden ſich Zeugniſſe darlegen, daß im Chriſtmonathe die Gärten wunderſchön ſtehen, und die Wieſen, gleichwie auch im Jänner und Hornung, mit trefflichem Graſe und den ſchönſten Blumen, Anemonen, Ranunkeln, blauen Lilien, Narciſſen,

eissen, u. s. w. gezieret sind; daß im halben März die Pommeranzenbäume schon so voll Früchte hangen, als ob sie mit Golde bedecket wären, u. s. w. wie kann es doch bey solcher Beschaffenheit, in irgend einer Jahreszeit an grünem Laube fehlen, oder eines solchen Mangels wegen, das Begehen des Laubhüttenfestes unmöglich werden? Von der Bequemlichkeit der Israeliten bey diesem Feste, ist die Frage nicht. Freylich befindet man sich in einem Hause bequemer, als in einer Laubhütte. Allein, es war dieses Fest, gleichwie ich schon im ersten Theile erinnert habe, um ihrer Bequemlichkeit willen nicht angeordnet. Seine Absicht war vielmehr, den Israeliten das Wohnen ihrer Vorältern in Hütten erinnerlich zu machen.

Die dritte Quelle ungereimter Widersprüche in meinem Buche, ist nach des Herrn D. Angeben, (1) weil ich sage; „daß die 3 Mos. 23, 10. verord„nete Webegarbe der Erstlinge der Aernte, und die „nach 50. Tagen * befohlenen Webebrode, mit „dem Oster- und Pfingstfeste nicht verknüpft gewe„sen, sondern sich nach der jedesmaligen Aerntezeit „gerichtet: ungeachtet (2) die Israeliten sodann vor „dem Herrn in der Stiftshütte, oder hernach im „Tempel erscheinen, folglich mehr als dreymal im „Jahre zusammenkommen mußten; wider 5 M. „16

* Vorhin wurde ich beschuldiget, ich ließe das Wochenfest zur Ungebühr durch alle Jahreszeiten laufen: ich lasse es aber auch von der Aerntezeit abhängen, welches eben so wenig tauget. Ich kann es nimmermehr glauben, daß der berühmte Herr D. Baumgarten der Verfasser dieser verwirreten Einwürfe sey.

„16, 9. ꝛc. 2 M. 23, 17. 34, 21. 22. und 3 M. „23, 15. 21„.

Aus Hochachtung gegen den Herrn D. beantworte ich dieſen Einwurf nicht anders, als ſehr ungern. Gleichwohl darf ich es, weil er einmal vorgebracht iſt, nicht unterlaſſen. Moſes ſaget 3 B. 23, 10. „Wenn ihr ins Land kommet, das „ich euch geben werde, und werdets ärnten, ſo „ſollt ihr eine Garbe der Erſtlinge euerer Aernte „zu dem Prieſter bringen: da ſoll die Garbe ge„webet werden vor dem Herrn. Und 5. B. 16, 9. „Sieben Wochen ſollſu dir zählen, wenn man „anfährt mit der Sichel in der Saat, und ſollt „halten das Feſt der Wochen„. Der Herr D. „ſaget: ich nähme an, es habe ſich die Erſtlingsgarbe, und die nach 50. Tagen anbefohlene Webegarbe nach der jedesmaligen Aerntezeit gerichtet, und ich ſetze dadurch die Feſtzeiten unbeantwortlichen Beſchuldigungen ungereimter Widerſprüche aus. Sage ich denn nicht eben das, was Moſes mit den ausdrücklichſten Worten einſchärfet? Was für unbeantwortliche Beſchuldigungen ungereimter Widerſprüche zieht denn wohl die moſaiſche Anordnung nach ſich? Sodann nähme ich an, und ſodann würden ungereimte Dinge folgen, wenn ich von der moſaiſchen Vorſchrift abwiche, der rabbiniſchen Anſtalten mich theilhaftig machete, und die von Moſe vorgeſchriebene Zeit des Erſtlingbringens und Wochenfeſtes, mit unſerer oder der rabbiniſchen Oſter- und Pfingſtzeit verknüpfen wollte. Denn da beſagte Oſtern viele Wochen vor dem Anheben

mit der Sichel in der Saat einfällt, so ist die Verknüpfung beyder Zeiten miteinander freylich etwas ungereimtes. Im Gegentheile ist es ein Vortheil meines Lehrgebäudes, daß es dem widersprechenden Anordnen der Rabbinen kein Gehör giebt; sondern bey der ausdrücklichen Verordnung Mosis verbleibt.

Ferner: Moses befiehlt den Israeliten sehr oft, alle Jahre dreymal vor dem Herrn zu erscheinen. Ich, meines Ortes, sage nichts hievon abweichendes; auch werde ich das nicht beschuldiget, sondern nur dieses: weil ich das Erstlingbringen nicht mit dem Passahfeste verknüpfen wolle; so folge daraus, es hätten die Israeliten des Jahres öfter als dreymal vor dem Herrn erscheinen müssen. Ich antworte: Diese Folge setzet einen grundfalschen Förderſatz voraus, nämlich diesen: So oft ein israelitisches Fest mit keinem der drey Hauptfeste zusammenfiel, so oft mußten die Israeliten desselbigen Festes wegen, besonders vor dem Herrn erscheinen. Dieser Satz ist grundfalsch. Sie hatten nebst dem Erstlingbringen, auch noch den heil. Sabbath des Blasens, nebst dem Versöhnungstage zu feyern. Beyde Feste waren heilig; man begieng eines wie das andere mit Opfern; weder eines noch das andere war mit einem der drey Hauptfeste verknüpfet: folglich hätten die Israeliten sechsmal vor dem Herrn erscheinen müssen. Allein Moses verlanget es nur dreymal, daher ist der besagte Förderſatz, wie erwähnet, grundfalsch, mithin auch die daraus gezogene Folge. Dagegen ist dieses richtig: weil Moses das Erscheinen

aller

aller Mannsperſonen nur an den drey Hauptfeſten verordnet, ungeachtet die Iſraeliten mehr Feſte hatten: ſo iſt das eine eigenmächtige Anſtalt, davon Moſes nichts weis, wenn man ſie mit ihren Erſtlingen durchaus vor den Herrn ſchicken; und zu dieſem Ende das Erſtlingbringen mit dem Paſſahfeſte verknüpfen will. Eben dergleichen eigenmächtige Anſtalten verrücken die moſaiſche Feſtordnung, und ſetzen ſie unbeantwortlichen Widerſprüchen aus.

Gleichwie das Erſtlingbringen, davon Moſes redet, vermöge ſeiner Natur mit keiner andern, als der Aerntezeit verknüpfet ſeyn kann: alſo giebt auch die heil. Schrift eine ſonnenklare Erzählung von einem Paſſah, das keinesweges im Abib oder zur Zeit des Erſtlingbringens gefeyert wurde. Hiskias wollte Paſſah halten im erſten Mond; wegen einer zufälligen Hinderniß hielt er es im zweyten; „hernach brachten die Kinder Iſrael „viel Erſtlinge vom Getrayde, Moſt, Oel, Honig, „und allerley Einkommens vom Felde, und allerley „Zehenden brachten ſie viel hinein. Im dritten „Monathe fiengen ſie an Haufen zu legen, im 7. „Mon. richteten ſie es aus.„ 2 Chron. 30, 5 • 7. Wo bleibt nun der Abib zum Paſſahhalten? Die Verknüpfung des Erſtlingbringens mit der Paſſahzeit? Die Aernte geſchieht in Paläſtina im May, die Weinleſe im Herbſtmonathe; in der Zwiſchenzeit reifen allerley andere Feldfrüchte, daher währete das Bringen vom 2ten bis in den 7ten Monath: das Paſſah hingegen fiel in keinen einzigen von allen

diesen, sondern in den ersten. Man sehe III. Th. §. 458 - 463.

Viertens nehme ich dem Hrn. D. zu folge an: „daß Salomo diese ganze Feyer der Feste eigenmächtig verändert, und sie auf die Monathe des Sonnenjahres verleget; nach welchem hernach die Könige Juda ihre Jahrzahl gebrauchet: so wie hernach „als Jerobeam die Beobachtung | der mosaischen „Mondjahre wieder hergestellet, die beyden Jahrzahlen der Kön. Israels oder der 10 Stämme gebrauchet „worden; daher vor Salomons Zeiten die Jahrzahl nach Mondenjahren gerechnet werden müsse, „obgleich Moses die Zeitrechnung der Erzväter nach „Sonnenjahren eingerichtet.„

Dürfte ich eines Zweifels, den mir dieser Einwurf in die Gedanken bringt, erwähnen: so wollte ich muthmaßen, der Hr. D. habe mein Buch gar nicht gelesen, sondern nur von irgend jemanden, dem es vieleicht am Gedächtnisse, oder sonst an Bequemlichkeit gefehlet, sich daraus vortragen lassen.

Ich darf dagegen nur die eigenen Worte aus meinem Buche anführen. Ich sage im II. Theil §. 122. „Der Grund der altjüdischen Zeitrechnung ist der „Cyclus. Gleichwie dieser aus Mondjahren, welche durch den Sonnenlauf in Ordnung gehalten „werden, besteht: also gebrauchet auch die alte jüdische Zeitrechnung ordentlicher Weise Mondjahre, „und rechnet solche, wo es ihr nöthig scheint, mit „Sonnenjahren zusammen; oder vergleicht dieselbigen zu Verhütung der Undeutlichkeit und der Zweifel auf andere Weise damit. Ein solches Zusammenrechnen

„rechnen geschieht durch die 300. J. im B. d.
„Richter, und durch die 480. J. im B. der Könige.
„laufen die Begebenheiten in einer doppelten Reihe
„nebeneinander, so hat eine Reihe Sonnen- die
„andere Mondjahre. Diese Regel ist allgemein,
„und hat nicht nur bey den Regierungsjahren der
„K. von Juda und Israel statt, sondern auch in
„allen übrigen Fällen, da zweyerley Regierungen,
„Zeiträume oder Geschichtreihen, wie man sie nen-
„nen will, miteinander zu vergleichen sind. = = =
„denn was die Lebensjahre betrifft, so sind es
„allemal Sonnenjahre, und habe ich nie eine Aus-
„nahme bemerken können„. Es kommen dergleichen gedoppelte Reihen schon im B. der Richter und Samuels vor; dagegen des Salomo Zeiten, darum weil er allein regierete, lauter Mondjahre sind, gleichwie ich denn S. 58 u. 92. den Anfang für alle 40 hingesetzet habe. Man darf nur meine Zeittafeln ansehen so giebt es der Augenschein: daß auch nach geendigter doppelten Reihe, das ist, nach zerstöretem Königreiche Israels, die Rechnung mit Mondjahren fortgeführet werden muß; woferne anders man den Gleichungen und Zeitmerkmaalen ein Genügen thun will, und daß folglich die ganze altjüdische Zeitrechnung vom ägyptischen Ausgange bis auf den Jechanja, beyderley Jahre gebrauche.

Offenbar ist, daß Jerobeam mit den biblischen Geschichtbüchern und ihrer Zeitrechnung nicht das geringste zu thun hatte. Alles was ich von ihm in meinem Buche sage, ist folgendes §. 387. Eine „andere Frage ist es, wie der Anfang Jerobeams

„zu

„zu bestimmen sey? Da der Geschichtschreiber sonst „nichts angiebt, als Salomons Ende, so wird wohl „das beste seyn, es dabey zu lassen: und es ist in „der That keine andere Bestimmung nöthig. Re„habeam ordnet an seinem Orte sich von selbst. „Davids Regierungsjahre, waren cyclische Mond„jahre; Salomons ebenfalls: nun aber, da eine „geboppelte Reihe von langer Dauer angeht, über„läßt der Geschichtschreiber die Mondjahre den isra„elitischen Königen, und gebrauchet bey den jüdischen „cyclische Sonnenjahre. Da es aber unmöglich „angeht, aus einem Jahre in das andere zu sprin„gen, es sey denn mit einem gemeinschaftlichen An„fangstage für beyderley Monathe, so muß auch „Rehabeams Anfang mit einem solchen Tage be„ginnen, folglich darf man diesen Tag nur aufsu„chen. Dergestalt ist hier gar keine Irrung zu be„sorgen, und es erhellet zugleich die Ursache, „warum der Geschichtschreiber den Anfang „beyder Könige, nicht anders, als er wirk„lich thut, bestimmete. Denn wofern man auf „dem rechten Wege ist, so findet man Rehabeams „Anfang von selbst, und man ist überzeuget, er müsse „es seyn: ist man aber auf Irrwege gerathen, so „wird man der Sache nicht zu rathen wissen, folg„lich wird man eben dadurch wegen der begange„nen Irrung gewarnet„.

Salomo verknüpfte die Feste des mosaischen Mondjahres mit keinen Tagen der Sonnenmonathe; sie blieben wie vorhin, auf dem 15. u. s. w. Tage eines Mondmonathes: nur

blieben

blieben ſie in einer Jahreszeit, und durchwanderten nicht mehr wie vorhin, alle Jahreszeiten nach der Reihe. Dieſe Aenderung nehme ich keinesweges nur an. Sie iſt eine nothwendige Folge der Vörderſätze: dieſe ſollte man von rechtswegen angreifen, nicht die Concluſion. Es ſind zwo höchſtklare Stellen der heil. Schrift vorhanden, daß die Tempelweihe nicht am Laubhütten- ſondern am Oſterfeſte begangen worden; gleichwohl wurde ſie, vermöge der unzeüglichen Zeitmerkmaale die ich angeführet habe, im 7. Monathe des Mondjahres, dahinein ſonſt das Laubhüttenfeſt gehörete, begangen. Wie gieng nun dieſes zu? wenn keine Aenderung gemachet worden war. Aus dem Paſſah des Hiskia, aus dem Verſöhnungstage, den Aſſah begieng, iſt es unſtreitig, daß man die neue Feſtordnung nachgehends beſtändig beybehalten. Was nehme ich denn nun an: daß Salomo der Urheber der Aenderung ſey? Meinetwegen mache man immerhin einen andern dazu; genug die Sache ſelber iſt da, und zwar erſt zu Salomons Zeit. Sage ich doch im 119. §.„ Ich „habe oben den Salomo für den Urheber der Ver„änderungen, die man bey dem Einſchalten bemerket, „ausgegeben. Die Sache ſelbſt iſt offenbar genug „vorhanden, und dieſer geht nichts darunter ab, er „mag ihr Urheber geweſen ſeyn oder nicht u. ſ. w. Hätten vielmehr unſere Zeitrechner, anſtatt die rabbiniſchen Erfindungen für Grundſätze anzunehmen, ihre Augen auf die klaren Zeugniſſe der heil. Schrift gerichtet: ſo hätten ſie den Ungrund des verglichenen Jahres, des Auszuges um die Frühlingsgleiche,

des Erſtlingbringens am Paſſahfeſte, und alles übrige ungegründete Vorgeben, nebſt der Unmöglichkeit den gedoppelten Zeitbeſtimmungen mit einerley Jahre eine Genüge zu thun, längſt ſehen müſſen.

Der Vorwurf, ich nehme in meiner Auflöſung dieſes oder jenes an, iſt etwas vergebliches; man darf nur mein Buch leſen, ſo lehret der Augenſchein das Gegentheil. Eben deswegen, weil ich ſah, daß die bisherigen Erklärungen der altjüdiſchen Zeitrechnung, ſich um nichts weniger, als um ihren Grund, das iſt, um die Jahre, die ſie gebrauchet, und um die Beſchaffenheit derſelbigen bekümmerten, folglich nicht einmal eine Wahrſcheinlichkeit hatten, war ich genöthiget, vor allen Dingen dieſen Grund aus den eigenen Angaben der heil. Schrift ausfündig zu machen. Aus deſſen Angaben habe ich gezeiget, was für Jahre ſie gebrauche. Eben aus ihren eigenen Angaben habe ich die Beſchaffenheit und Länge der Monathe, ihre Ordnung im Abwechſeln, die Einſchaltungsweiſe im Mondjahre, Zeiten, da wirklich eingeſchaltet wurde, mit einem Worte, alles was den Grund der altjüdiſchen Zeitrechnung betrifft, entdecket. Sollte ich im Entdecken dieſer Dinge gefehlet haben, ſo darf man die Fehler nur zeigen. Iſt der Grund unrichtig, ſo fällt alles darauf gebauete von ſelbſt auseinander. Allein hievon ſchweigt alles ſtille. Die Folgen der Förderſätze greift man an, die Prämiſſen ſelbſt übergeht man; oder man giebt mir Dinge ſchuld, davon das Gegentheil in meinem Buche ſteht. Hoffentlich iſt es nicht zuviel, wenn ich bitte,

mit einander, oder doch wenigstens die meisten, frey wären, das ist, nach Belieben, kurz oder lang gebraucht werden könnten. Es ist aber diese Regel, oder vielmehr Ausziehung aus der Regel, in dem höchsten Grade irrig, und der Natur unserer Aussprache und der Erfahrung vollkommen entgegen. Selbst iezuweilen die vortrefflichsten unter unsern Dichtern haben sich mit dieser Meynung betrogen, welche aber der Verfasser allhier mit vieler Bescheidenheit und ohne etwas ihrem unsterblichen Nachruhm und Verdiensten zu entziehen, zu rechte weiset. Er nimmt die gewöhnliche Aussprache einer ungebundenen Rede nach allen Sylben, welche selbst der gemeine Mann besser beobachtet als öfters diese Poeten gethan haben, zu einem Grundsteine des Reimmasses an; und behauptet demnach, daß etliche einsylbigte Wörter ihrer Natur nach lang, etliche kurz, etliche frey (ancipites) wären; daß ferner wiederum etliche nur zufälliger Weise lang oder kurz wären, nachdem sie an einem Orte stünden oder mit andern vereiniget würden; und endlich daß etliche ganz, etliche aber nur halblang oder halbkurz seyn. Und dieses will er nun besser ausstreichen und erläutern.

Zum Voraus erinnert er noch, daß um das Maas, oder die Quantität der einsylbigten Wörter zu unterscheiden, zuförderst auf den eignen Verstand eines iedweden vor sich, so dann auf dessen Kraft und Wichtigkeit, welcher der Ton insgemein folget, und zuletzt auf dessen einfache oder gedoppelte Bedeutung (Homonymiam) wohl Acht

gege-

bitte, man beliebe mein Buch vorher zu lesen, ehe man es widerlegen oder beurtheilen will: und ich zweifle, ob im gegenwärtigen Falle die Eilfertigkeit bey dem Durchgehen, sonderlichen Platz finden könne; gleichwie zwar vielleicht wohl bey manchem Buche geschehen kann.

Ich begreife wohl, es könne bey so vielfacher und unabläßiger gelehrten Arbeit, damit der Hr. Doctor sich beschäfftiget, auch die größte Arbeitsamkeit zuweilen ermüden. Unterdessen nehme ich mir die Freyheit zu erwähnen, es liege allerdings viel daran, daß Männer von solcher Einsicht, Wissenschaft und Scharfsinnigkeit, als der Hr. Doctor, die Gründe meines Lehrgebäudes, und die Anwendung derselbigen, mit Muße untersuchen, und sodann ein gegründetes Urtheil davon fällen. Keinesweges erwarte ich dergleichen in Absicht auf meine eigene Person: denn da die bisherigen Erklärungen der altjüdischen Zeitrechnung alle miteinander dergleichen Beschaffenheit, als ich vorhin erwähnte, an sich haben, so könnte es mir weder Schimpf noch Nachtheil verursachen, wenn gleich die meinige nicht besser, als die übrigen alle, wäre. Allein dem Hrn. D. als einem so berühmten Gottesgelehrten, ist eigen bekannt, was für unsäglichen Nutzen die wahre Entdeckung der biblischen Zeitrechnung gewähren muß. Vielerley Umstände wegen, sind die allerwenigsten zu eigener Beurtheilung eines Lehrgebäudes von dergleichen Materie geschickt; der größte Theil verläßt sich in diesem Stücke auf das Urtheil angesehener Männer? Thut nun dieses der

Sache

Sache zu viel, oder zu wenig, so schadet es der Wahrheit und ihrer Kenntniß weniger, oder mehr, das ist, es schadet bey den Umständen des Hrn. D. sehr viel. Von der Verunglimpfung eines Verfassers, dem man ungereimte Sätze aufbürdet, ungeachtet er das Gegentheil ausdrücklich saget, will ich nichts gedenken. Zu der Gemüthsbilligkeit des Hrn. Doctors, als eines Gottesgelehrten vom ersten Range, hege ich das gegründete Zutrauen, derselbige werde die Gründe, darauf mein Lehrgebäud fußet, und den Zusammenhang desselbigen reiflicher erwägen, und sodann, wofern es ihm beliebig ist, nach Befinden ein Urtheil davon fällen.

III.

Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen. Versuch eines Heldengedichtes vom Verfasser des Herrmanns.

Res dura & regni novitas me talia cogunt,
Moliri & late fines custode tueri.

Virg.

Berl. bey Spenern, 1757. in 4.

Der berühmte Herr Verfasser des Herrmanns hat seinen bisherigen Feinden und Kritikastern eine gute Weile das Wort allein gelassen; und so stille gesessen, als ob keine Widerrede in seinem Munde wäre. Wir haben uns wohl eingebildet, daß er seine Ursachen dazu hätte: da es ihm gewiß nicht schwer fallen konnte, die schlechten Einwendungen

dungen gegen sein Heldengedicht zu Boden zu schlagen. Entweder hat er der aufgeklärten deutschen Nation so viel Einsicht zugetrauet, daß sie die Nichtigkeit solcher Einwendungen, auch ohne seinen Beystand wohl einsehen würde. Oder er hat es für eine viel zu niedrige Beschäfftigung für einen der etwas besseres zu thun weis, gehalten, sich mit einem Gezänke aufzuhalten, das niemals ein Ende nimmt, wenn man sich mit jedem Lästerer einlassen will, der das am verwegensten tadelt, was er am wenigsten versteht.

Und was hat man auch, in der That, am Hermann ausgesetzet? Bald soll er nicht genau mit der Historie übereinstimmen, die noch einige andre Umstände von diesem Helden beygebracht hat. Bald soll seine Schreibart nicht poetisch, das ist, nicht so schwülstig und ästhetisch, klingen, als es unsere neuen ätherischen, olympischen, seraphischen, und mizraimischen Dichter, oder Schwärmer wünschen. Bald hat er nicht genug gedichtet, das ist, ungereimtes Zeug geträumet, gephantasiret und geschwärmet, wie sie und ihres gleichen zu schwärmen pflegen.

Allein was an dergleichen Urtheilen sey, kann ein jeder sehen, der auch nur halbigt mit den schönen Wissenschaften bekannt ist. Die Natur des epischen Gedichtes bringt es mit sich, daß man darinn geschehene Sachen erzählen muß; wie Homer den Zorn Achills, und Virgil des Aeneas Ankunft in Italien erzählet hat. Allein derjenige würde seine grobe Unwissenheit verrathen, der sich einbilden wollte: der Poet müsse ein strenger und tro-

ckener Geschichtschreiber seyn, der allenthalben bey jeder Kleinigkeit kleben bliebe. So hat es weder Homer, noch Virgil, so hat es weder Tasso, noch Voltaire gemachet. Die Geschichte giebt nur den Grund zu ihren Gedichten ab: die Erfindungskraft aber ist dabey in Fabeln geschäfftig gewesen: doch so, daß alles wahrscheinlich geblieben:

ita veris falsa remiscent
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Was verrathen also dergleichen Tadler, die dem Dichter alles Recht zum Dichten benehmen, und ihm also die Flügel verstümmeln wollen, anders, als eine Unwissenheit in den Regeln der epischen Dichtkunst; und einen Mangel der Kenntniß in allen poetischen Meisterstücken? Und wie wenig Ursache hat doch der Hr. Baron von Sch. sich an ihre Aussprüche zu kehren, oder sich sehr dagegen zu vertheidigen? Er hat viel besser gethan, daß er geschwiegen, und seine Rechtfertigung der Zeit, und einer aufgeklärtern Nachkommenschaft überlassen hat: zumal wir itzo nicht nur Aristotels Poetik, sondern auch des Bossü Tractat vom Heldengedichte deutsch lesen können.

Der zweyte Vorwurf ist nichts wichtiger gewesen. Denn er kam von Leuten her, die durch den miltonischen Schwulst bezaubert und geblendet waren. Da hieß es nun:

Quisquis amat Ranam, ranam putat esse Dianam.

Hermann aber sah viel eher dem Homer und Virgil, als dem verlornen Paradiese ähnlich. Kein

wildes

wildes Feuer blähte die Schreibart des Dichters auf. Sein Ausdruck gieng nicht auf Stelzen, und die Phantaſie des Dichters blieb bey einer gemäßigten Wärme; die nach Verſchiedenheit der Umſtände, auch wohl in eine vernünftige Hitze ausbrach, niemals aber in Raſerey gerieth. Auf dieſem Wege hatte bey den Kunſtrichtern Virgil dem Lucan, Statius, Silius und Claudian den Vorzug abgewonnen; die doch alle viel feuriger und hochtrabender haben, als er geſchrieben. So hat Taſſo dem Arioſt und Marino den epiſchen Lorber entriſſen; ungeachtet ganz Wälſchland getheilt geweſen; ja eine Zeitlang mehr dem romanhaften Schwärmer im raſenden Roland, als den ſittſamern Verfaſſer des befreyten Jeruſalems angehangen. Taſſo hat dennoch den Sieg behalten, und wird noch itzo in ganz Wälſchland als der Fürſt ihrer Dichter erkannt; dahingegen Arioſt nur zum Lachen, als ein Wuſt abgeſchmackter Träumereyen geleſen wird.

Indem wir dergeſtalt unſre Gedanken von den bisherigen Kritiken des Hermanns entdecket, begehren wir gar nicht für durchgehende Bewunderer deſſelben angeſehen zu werden. Wir ſagen nur, daß er noch zur Zeit unſer beſtes und vernünftigſtes Heldengedicht bleibt, bis irgend eine glücklichere Zeit ein beſſers hervorbringen wird. Der Hr. Verfaſſer iſt auch noch zur Zeit ſo wenig mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er faſt noch täglich daran beſſert. Wir können alſo hoffen, daß er uns künftig noch eine vollkommenere Ausgabe davon liefern wird: ſo wie Voltai-

rens Henriade fast bey jeder neuen Auflage mit neuen Schönheiten erschienen ist.

Es ist aber werth zu hören, wie sich der Herr Baron in seiner Vorrede dieses neuen Heldengedichtes darüber erkläret hat. Seine Gesinnungen sind weder zu stolz, noch zu niederträchtig; sondern so, wie einer der ein gut Gewissen hat, auch seinen Gegnern unerschrocken unter die Augen tritt: „Ich werde „weder mit einer knechtischen Behutsamkeit, schreibt „er, die Barmherzigkeit einiger Splitterrichter zu „gewinnen; noch durch ein trotziges Zutrauen auf „mich selbst, den Schwarm leichtgläubiger Leser „zu verblenden suchen. Jene würde zu groß seyn, „mir einige Gnade wiederfahren zu lassen: und „die Ehre diese letztern zu gewinnen, ist mir „viel zu klein, um mir dieserhalb einige Mühe zu „geben. Ich würde untröstlich seyn, wenn ich „mich mit einem Versuche ans Licht wagte, der „gar nicht verdiente beurtheilet zu werden. Die Mu„ster, die ich vor mir gehabt, und denen ich, wiewohl „nur von weitem nachfolge, sollten mich fast über„reden heißen: daß mein Gedicht verdiente neben den „Hermann gestellet zu werden. Können die Hun„nen nicht allerdings die Stelle der Römer vertre„ten: so verdienet doch ihre Menge und ihre Ge„wohnheit, der Völker Ruthen zu seyn, betrachtet „zu werden; denn auch zu diesem kann ein Volk „nicht ohne kluge Anführer, und eine natürliche Ge„schicklichkeit gelangen. Heinrich aber ist Grund„gesetzen des Krieges gefolget, denen sich weder ein „Hermann, noch ein Feldherr itziger Zeiten zu schä-

„nen

„men hätte. Beyder Absichten waren groß und „einerley. Beyde befreyten ihr Vaterland von den „grausamsten Feinden, die es gehabt hatte: und „Heinrich noch dazu die Religion; die ein noch wü„thendes Heydenthum zu zerstören drohte. Beyde „legten ein unwidersprechliches Zeugniß dar; daß „Deutschland allein vermögend war, ein Joch „zu zerbrechen, welches die übrige bezwun„gene Welt trug. Hermann und Heinrich he„ben zween Zeitpunte der deutschen Größe und „Siege an. Durch sie erhielt sich, durch sie „ward Deutschland groß. Sie sind die besten Mu„ster, denen ihre Enkel folgen konnten und sollten. „Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich ihrer großen „Thaten Gedächtniß durch meine Gesänge erneuren „könnte! Wenn ich die Stelle der Sänger verträte, „die unsere Väter, zur Aufmunterung ihrer Helden, „an ihren Tischen die Handlungen ihrer Vorfahren „erheben ließen! Diese Ueberzeugung würde mir ein „Schild seyn, von dem jede höhnische Aufdeckung „meiner Mängel, als ein Pfeil zurückprallen würde. „Vielleicht ist es eine Art von List von mir, daß ich „mich hinter die Größe von Helden verberge: „die ich am besten besungen zu haben, so lange glau„ben werde, bis ich einen andern Versuch, es noch „besser zu machen, werde gesehen haben. Meine „Tadler mögen einen andern Hermann, und einen „andern Heinrich machen! Unsre Helden werden desto „bekannter werden, und durch unsern Zwist gewin„nen. Ein Tonkünstler findt sich gar nicht verneh-

„ret, wenn auch Schwache sein Stück versuchen.
„Ich habe es versuchet: man mache es besser! „

Dieß ist die ganze Vorrede des Hrn. Barons: aber wie edel klingt dieselbe nicht! Die wahre Größe seines Gemüths beschäfftiget sich nur mit der Ehre seines Vaterlandes, dem Ruhme seiner alten Helden, und dem Vortheile, den die neuern aus jener ihren Beyspielen ziehen könnten. Kurz, das gemeine Wohl rühret sein Herz mehr als alles, und dieses suchet er auch, auf die Gefahr vielen Splitterrichtern zu misfallen, zu befördern. Er sieht und geht derselben herzhaft entgegen; ja es würde ihm leid seyn, wenn man ihn keiner Beurtheilung würdigen sollte. Aufmunterung genug für die heutigen Zoilen, ihm nichts zu schenken! Aber je eifriger sie wider ihn schreiben werden, desto ähnlicher werden sie ihn einem Tasso und Voltaire machen: wider die sich gleichfalls eine Menge Kritikaster gewaffnet aufgemachet hatten, ehe die Güte ihrer Werke dem Neide das Maul gestopfet, und ihre Ehre der Ewigkeit übergeben haben.

Doch wir müssen auch von dem Gedichte selbst einen Auszug und eine Probe geben. Kaiser Heinrich, den man insgemein den Vogler nennet, fand das Reich in der traurigen Nothwendigkeit, den barbarischen Hunnen Tribut zu geben; und faßte den großmüthigen Entschluß, sein Vaterland von diesem Schimpfe zu befreyen. Er ermahnet zuförderst seinen Nacheiferer, Herzog Arnulfen von Bäyern, gemeine Sache mit ihm zu machen, und allen Privatgroll beyseite zu setzen. Es kömmt eine

hunnische

hunnische Gesandtschaft an, die den versagten Tribut mit Ungestüm fodert. Der Kaiser antwortet ihnen herzhaft; und da sie trotzig ihren Zorn auslassen, läßt er ihnen, statt des Tributs, einen Hund vor die Füße werfen.

Des folgenden Tages wird ein Turnier gehalten, dem die hunnischen Gesandten beywohnen. Crako spottet dieses Rennens; da er aber selbst eine Lanze brechen will, wird er aus dem Sattel gehoben, und vom Pferde geworfen. Zum Schlusse werden die Preise ausgetheilet.

Aus Sorgfalt für Deutschlands Sicherheit, geht Heinrich an die dänischen Gränzen, wo ihm der König mit seiner Mutter Thyra entgegen kömmt. Sie halten ein langes Gespräch; darinn der Kaiser den Zustand Deutschlands voriger Zeiten abschildert; seine Händel mit Konraden, und dem Hatto, auch seine Gelangung zum Throne, nebst Arnulfs Widerstande, und was sonst vorgefallen war, erzählet.

Heinrichs Vater, Otto, erscheint dem Kaiser im Traume, und ermuntert ihn zu großen Unternehmungen, zeiget ihm das künftige Glück der Ottonen, auch des IV. und V. Heinrichs Schicksale, die Macht der Päbste, das habspurgische und österreichische Haus; die Religionsreinigung, ja Karls des VI. Tod, und Kaiser Franzens und Theresiens Regierung. Er berühret auch der Sachsen Fürsten, und giebt dem Enkel Augusts des III. gute Lehren. Darauf erwachet Heinrich, trifft im Spazieren seinen Sohn an: und vollendet, als König Harald erscheint, seine abgebrochene Erzählung; die wir der

Kürze halber übergehen; so muthig, lebhaft und rührend sie an sich selbsten ist.

König Harald wird durch das alles bewogen, selbst dänische Hülfsvölker wider die Hunnen zu geben. Heinrich eilet zum Dankward, der dem kaiserl. Prinzen Otten das Heer nicht überlassen will; worüber Gero ihm zuredet. Heinrich stillet den Zwist, rücket nach Merseburg, und hier wird sein Heer beschrieben. Wido wird dessen Befehlshaber, Albrecht aber und Helena, des Kaisers Tochter, bleiben in der Stadt; so sehr diese mit in den Krieg zu gehen wünschet.

So weit geht das VI. Buch. Wir behalten uns vor im folgenden Wonnemonathe das übrige nachzuholen, und einige Proben zu geben.

III.

Fortsetzung des Auszuges aus den Antiquités egyptiennes, etrusques, grecques & romaines, T. II. des Herrn Grafen Caylus.

Wir sind neulich bey den griechischen Alterthümern stehen geblieben. Itzo fahren wir fort. Der Hr. Verfasser hebt an mit der Anmerkung: daß nichts vermögender sey, uns von der Pracht Griechenlandes einen richtigen Begriff zu geben, als die Reisebeschreibung des Pausanias. Dieser hat auf seinem Zuge durch die vornehmsten Provinzen desselben 2827. Bildsäulen gesehen, und aufs genaueste bemer-

gegeben werden müſſe. Z. E. Das Wörtlein **Doch** iſt lang wenn es heiſſet *tamen*; als:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Die Tugend bringet reiche Frucht;
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Und **doch** iſt niemand der ſie ſucht.

heiſt es aber *age*, ſo iſt es **kurz**; als:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Sieh **doch** wieder was du nimmeſt ꝛc.

Nun iſt kurz, wenn es bedeutet *atqui*; und lang, wenn es bedeutet *nunc* oder *iam*; als:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Nun weiſt du ja daß Freuden ꝛc.

und:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Nun erſcheint die Gnadenzeit ꝛc.

Da und **wohl** werden bald **lang**, bald **kurz** ausgeſprochen, nachdem ihre Bedeutung iſt; als:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Da iſt alles an gelegen.
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Wer **da** hat, dem wird gegeben.
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Es iſt **wohl** wahr, iedennoch hart.
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Er iſt mir **wohl** ein guter Freund.

Von der Sache ſelbſt zu reden, ſo ſind nach Herrn Praſchens Meynung vollkommen und beſtändig **lang** von einſylbigten Wörtern:

1) Die **Nennwörter**, die ein Weſen oder deſſen Eigenſchaften anzeigen (*ſubſtantiva & adjectiva*;) als: **Mann, Baum, Blut.** Inſonderheit die eigenen **Namenswörter** (beſſer **Namen**) als **Mars, Styx**; und vornehmlich der Name **GOtt.** Es laſſen ſich dieſe Wörter nicht ſo obenhin und mit Eilen ausreden und gleichſam verſte-

bemerket; iſt aber gleichwohl bisweilen genöthiget geweſen, nur überhaupt zu ſagen, ſehr viele Bildſäulen; wenn er entweder nicht alle zählen konnen, oder nicht alle von Wichtigkeit geweſen.

Unter den zwey tauſend achthundert ſieben und zwanzig Schnitzbildern nun, ſind zwar auch viele kleiner als in Lebensgröſſe, aber auch 33 coloſſiſche, d. i. überaus große Bildſäulen geweſen. Drey darunter waren von Holze, dreyßig von Erze, und überdem noch zwey und dreyßig zu Pferde von Metall. Hölzerne Figuren zählet man unter der obigen Menge nicht mehr als 74.; eiſerne zwo, ſteinerne zwo oder drey, und nur eine aus Gyps. Alle übrige ſind von Marmor, einige von Silber, eine einzige von Golde; und einige von Gold und Elfenbein, oder Gold mit Erz, Marmor oder Holz verbunden. Unter allen dieſen Stücken aber iſt nur ein einziges Nachbild (Copie): woraus die groſſe Fruchtbarkeit des griechiſchen Witzes erhellet. Der halberhabenen Figuren zu geſchweigen.

Man hat in Griechenland 24 Wagen in ordentlicher Gröſſe, meiſtentheils mit zwey Pferden, oft auch mit vieren beſpannet, und mit einer oder zween Perſonen beſetzet, ja bisweilen von Läufern begleitet gefunden. Ferner meldet Pauſanias mehr als vierzig Thiere von Metall, in anſehnlicher Gröſſe, und von allen Arten; als Tyger, Leuen, Pferde, Ochſen, Ziegen, u. d. gl. darunter auch eines goldenen Pfauen gedacht wird, der mit Edelſteinen verſetzet geweſen. Dieſen hatte Kaiſer Hadrian geſchenket; und das zeiget den ausländiſchen Geſchmack: indem

die Griechen immer die Vollkommenheit der Kunst, der Kostbarkeit der Materien vorgezogen. Die Pracht in solchen Dingen die allezeit eine Feindinn der Kunst ist, blendet nur gemeine Seelen. Bey Kennern aber machet sie keinen Eindruck.

Nun ist aber Pausanias noch nicht in allen griechischen Städten gewesen. Setzet man indessen zu dem allen noch siebenhundert und dreyzehn Tempel hinzu, ohne soviel Altäre, Capellen, Schwiebogen, Triumphbogen, Grabmäler, und Ehrensäulen zu nennen, davon es in Griechenland wimmelte: so kann man leicht einen Ueberschlag machen, wie groß die Pracht dieses Landes gewesen. Und gleichwohl schrieb Pausanias dieses, nachdem die Römer schon 300 Jahre Zeit gehabt, Griechenland zu plündern, und ihre besten Kunststücke nach Rom zu schleppen. Nero allein z. E. hatte aus der einzigen Stadt Delphis, fünfhundert Bildsäulen weggeführet. Doch hatten sie freylich mehr die Malereyen, als die Schnitzbilder geraubet. Denn Pausanias hat zu seiner Zeit nicht mehr als drey und vierzig Bildnisse und acht und achzig Schildereyen und Mauergemählde (al fresco) angetroffen. Ueberhaupt haben die Griechen mehr das Schnitzen, als Malen geliebet. Pausanias nennet nur funfzehn berühmte Maler; dagegen er hundert neun und sechzig Bildschnitzer angezeiget hat. Es ist wahr, daß Plinius 133 griechischer Maler gedacht. Allein er hat auch alle von klein Asien, Sicilien und groß Griechenland, oder Neapel, dazu genommen;

men; da Pauſanias nur im eigentlichen Griechenlande geblieben iſt, und das nicht einmal ganz beſuchet hat.

Nach dieſem allgemeinen Lobe der Griechen kömt der Herr Graf auf die Erklärung beſondrer Kunſtwerke: und machet den Anfang von einer ſehr alten Bildſäule, darinn noch Hände und Füße mit dem Rumpfe und Kleide der Perſon in einem Klumpen erſcheinen, wie man an den ägyptiſchen oft bemerket. Er ſtellet ſeine Betrachtungen darüber an, und zeiget, daß dieß die Kindheit der Kunſt geweſen, aus welcher ſie ſich hernach zu ihrer männlichen Stärke erhoben. Was er davon ſaget, iſt ſehr gelehrt und gründlich. Dieſe Bildſäule iſt ſieben Fuß hoch, und von Probierſteine gehauen.

Es folget ein Kopf vom Jupiter Hammon auf einen ſyriſchen Granat geſchnitten. Da aber ſeine Hörner nicht krumm, ſondern gerade ſind; ſo ſieht er faſt aus, wie Moſes gebildet zu werden pflegt. Es ſteht aber ΔIΩC dabey, welches keinen Zweifel läßt. Des Künſtlers Name iſt da geweſen, aber durch ein neues Ausputzen abgeſchliffen worden. So vergänglich iſt die Ehre der Sterblichen. u. ſ. w.

Die XLI. Tafel zeiget etwas herkulaniſches. Ein Satyr ſitzet und ſpielet auf der Leyer, und dieß hat ein franzöſ. Zeichner aus der römiſchen Schule gezeichnet. Die Leyer hat nur fünf Seyten. Das zweyte Stück iſt ein Bächer, ohne ſonderbare Geſtalt; oben weiter als unten, nur von halb erhabener Arbeit, Jupiter iſt auf dem Adler ſitzend darauf vorgeſtellet. Vielleicht aber ſoll es auch eine Vergötterung irgend eines Kaiſers vorgeſtellet haben. Die Perſon

son sieht sehr nachsinnend aus, wie Homer bisweilen den Jupiter beschreibt.

Die XLII. Tafel zeiget auch eine halberhabene Figur, von einem beschädigten Gefäße aus dem Herkulano, darauf man einen vierspännigten Wagen nach alter Art sieht.. Wir haben ihn diesem Monathe zur Zierde gewöhlet, um die unbequeme Art derselben im fahren zu zeigen. Weil man die Eule auf einer Lanze sitzen sieht, so muthmaßet der Herr Verfasser, dieß stelle die Minerva vor, und zwar die athenienſische. Da man sie nun auch mit dem Helme und Schilde bewaffnet sieht, so meynt er, es habe sie der Künstler so vorstellen wollen, wie sie zur Zeit des persischen Einfalls des Xerxes, die Burg zu Athen verlassen; wenigstens wie Themistokles, nach seiner Klugheit den Athenienſern es weis gemachet; um dergestalt die Stadt Preis zu geben, und das Volk zu erhalten. Es läßt sich nicht unrecht hören.

Die XLIII. Tafel stellet einen runden Agath vor. Dieser stellet einen Helden auf dem Wagen der Ceres vor, der mit geflügelten Schlangen bespannet ist, und durch die Luft fährt. Man kann muthmaßen, es sey Triptolemus, der Ceres Sohn, der die Menschen den Feldbau gelehret. Der Hr. Verfasser erläutert es aus dem Pausanias. Auch dieses Fuhrwerk der Alten theilen wir unsern Lesern mit, um die schlechte Bequemlichkeit solcher Wagen vorstellig zu machen.

Die XLIV. Tafel zeigt ein Camee, der auf einen Agath geschnitzet ist, und stellet die Iphigenia

mit

mit dem Oreſtes vor. Der Beſchuldigte ſteht nackend mit der gröſten Aufmerkſamkeit, und hält mit der linken ein junges Frauenzimmer neben ſich, die er für die Iphigenia hält. Durch ihre Stellung und das Falten ihrer Hände zeiget ſie einen groſſen Antheil, den ſie an ſeinem Schickſale nimmt. Neben ihr ſieht man die Bildſäule der Minerva, woraus der Herr V. ſchlieſſen will, die Geſchichte gehe zu Athen vor. Ein Oelbaum ſteht hinter ihr, der Minerven heilig war; und der Herr V. meynet, ein einziger Baum habe auf den alten Schnitzwerken einen ganzen Götterhayn vorſtellen ſollen: gewiß ein Zeichen einer ſehr ſchwachen Kunſt. Die Perſon, mit dem Helme, ſo vor dem Oreſtes ſteht, hält er für die Göttinn ſelbſt, die für den Helden ihre Stimme gegeben haben ſoll; welches zu Athen durch Bohnen geſchah.

Die folgenden Platten zeigen einen ſchönen Faunus, der ein Kind auf dem Arme trägt, eine Diana, mit einem halben Monde in der Hand, ein ſeltnes Stück! und einen Priap, der nicht ſo unverſchämt iſt, als er ſonſt zu ſeyn pflegt, und Früchte vor ſich im Schurze trägt; einen Kopf Anakreons, einen Kopf Hannibals, mit ein Paar Worten in puniſchen Buchſtaben, um die Kenntniß dieſer Sprache zu befördern; eine Diana, die von ihren Anbethern Geſchenke empfängt; eine Venus, einen Ring, einen Cupido, mit Pans ſiebenröhrigter Pfeife; und einen Ganymedes, der vom Adler geraubet wird, die alle in Herkulanum gefunden werden; einen jungen Faunenkopf, einen andern ſchönen marmornen

Her-

Herkules, den ihn der Baron Stosch geschicket, oder einen jungen Kämpfer, den man mit diesem Halbgotte vergleichen wollen.

Die XLIX. stellet einen Sphinx vor, von dem der Hr. Verfasser viel Rühmens machet. Er ist von Bley, und wiegt zwey Pfunde, vier Unzen, und etwas drüber, und scheint noch nichts gelitten zu haben. Er sitzt auf einer alten Amphora, d. i. ein länglich Gefäß mit zwey Handhaben, unten aber spitz. Eben so findet man ihn auf etlichen Münzen aus Chios. Daß dieß Gewicht zwo griechische Minen gewogen, schließt der Herr Verfasser aus der Beyschrift ΔΥΟΜΝΑ. Auf eben dieser Platte steht auch ein Kopf von dem Gotte Men, den die Lateiner Deus Lunus genant haben, und der seinen Ursprung aus Phrygien hat. Ein neuer Beweis, daß die alte phrygische Sprache der alten deutschen verwandt gewesen, indem wir noch den Mond, plattdeutsch Maan, im männlichen Geschlechte haben; da die Griechen μην η im weiblichen brauchten. Diese altphrygische Sprache nennet Homer bey den Trojanern die Götterspracke, auf welche die neuere griechische, als eine Sprache der Menschen, gefolget. Hesychius saget nämlich ausdrücklich, daß die Phryger in ihrer Sprache soviel, als ελευθερει, d. i. die Freyen, de Fryen, geheißen haben.

Die L. Pl. stellet einen Januskopf vor. Die LI. einen Stein mit einer Schrift in einer runden Einfassung, und mit allerley Menschengliedern und schneidenden Werkzeugen umgeben. Die LII. einen schönen Pferdekopf, imgleichen ein trinkendes

Pferd,

Pferd, nebst einer schönen Schrift auf einem länglichrunden Onyx. ΑΕΥΚΑC ΚΑΛΗ ΧΑΙΡΕ, d. i. schöner Leukas sey gegrüßt. Hiebey machet der Hr. Verf. eine weitläuftige Anmerkung über die Schönheit der griechischen Schrift auf den Marmorn; welche die Römer niemals hätten erreichen können. Allein es sind nicht alle griechische Schriften schön; wie nicht alle römische schlecht. Der casselische Marmor, den Hr. Hofrath Geßner beschrieben hat, ist gewiß im Originale mit einer sehr ungeschickten Schrift versehen. Hergegen haben wir auf der Wiener Bibliothek in den Gängen, wo man die Treppen hinauf geht, solche schöne römische Schriften, von Augusts Zeiten in Marmortafeln gesehen, die aller heutigen Schreib- und Druckerkunst den Preis rauben. Die LIII. zeiget endlich einen großen marmornen Dreyfuß; und die LIV. einen schönen runden Altar zum Räuchern.

Das ist nun der Inhalt des Abschnittes, der von griechischen Schnitzwerken handelt. Der folgende Abschnitt liefert Marbres du Roy, d. i. Marmortafeln voller Aufschriften, die der Graf Maurepas 1749 aus dem Oriente bringen lassen. Die meisten davon sind in den Bruchstücken von Cyciclus gefunden, und vom französ. Consul zu Smyrna erhandelt worden, der ein Correspondent der Akad. der schön. Wissensch. zu Paris ist. Der Herr Abt Belley, Bewahrer der geschnittenen Steine beym Herz. von Orlean, hat dieselben übersetzet, und mit Anmerkungen versehen. Ihre Zahl geht

von

von I.V. bis LXXVI. Man findet viele Namen von Oberkeiten und Aemtern und Siegern darauf, die in den Spielen gekrönet worden. Die heutigen Antiquarier, die ein innerer Trieb naget, in allen Winkeln des längst verfallenen Athens bekannter zu seyn, als in den Hauptstraßen ihrer eigenen Städte, werden hier viel Steff zu einem gelehrten Kopfbrechen finden, wozu wir ihnen herzlich Glück wünschen, ohne sie im geringsten zu beneiden.

V.

Herrn Joh. Chr. Gottscheds sterbender Cato, ein Trauerspiel. Nebst Fenelons Gedanken von Trauerspielen, und einem kritischen Anhange, darinn die Einrichtung desselben getadelt, und vertheidiget wird. Zehnte Auflage, Leipz. bey Joh. Mich. Taubnern 1757. in 8.

12. B.

Es ist in Frankreich bemerket worden, daß der Druck eines neuen Schauspiels, welches auf der Bühne noch so sehr bewundert worden, insgemein die Klippe desselben ist; daran sein Ruhm zerscheitert wird, und zu Grunde geht. Die Ursache ist leicht zu begreifen. Bey der Vorstellung kommen vielerley vortheilhafte Umstände zusammen, die auch ein mittelmäßiges Stück heben können. Verzierungen der Bühne, beliebte Schauspieler, Kleidungen, Stellungen und Gebärden, und sonderlich eine lebhafte Aussprache, kommen

fast

fast jedem Worte desselben zustatten, und ertheilen ihm eine grosse Anmuth und einen Nachdruck, der Herzen gewinnet. Im Drucke hergegen fällt dieses alles weg. Der Dichter stellet sich darinn gleichsam von allen Zierrathen entblösset, vor des Lesers Augen. Er will durch sich allein gefallen; und weh ihm! wenn sein Stück schlecht ist: da auch wohl ein gutes unendlich viel verliert, wenn sein Leser, wie es gemeiniglich geschieht, es so kaltsinnig und ungeschickt liest;

Als wär es um Gebeth vom Habermann gewesen.

Günther.

Wenn also ein Schauspiel diese gefährliche Probe des öffentlichen Druckes, nicht nur ein, zwey oder dreymal überstehet; sondern sechs, acht ja zehnmal aushält; wenn es auch die bittersten Beurtheilungen und härtesten Verfolgungen der Widersacher seines Urhebers aushält; wenn es des allen ungeachtet, sich zehn, zwanzig, ja fünf und zwanzig Jahre nicht nur auf den Schaubühnen, sondern auch in den Buchläden in der Nachfrage erhält: so kann man nicht unrecht schliessen: daß es einen gewissen Werth haben müsse, der es auf die Nachwelt bringen wird; so sehr auch von einigen aufgebrachten Kunstrichtern, und andern, die ihren Widerhall abgeben, dawider getobet worden.

In diesen Umständen nun befindet sich ungefähr gegenwärtiger Cato. Es sind 27 Jahre verflossen, seitdem er ausgearbeitet und aufgeführet worden; 25 Jahre aber, seitdem er zuerst im Drucke er-

schienen. Seit der Zeit ist er fast in allen großen Städten in Deutschland, ja auch außer demselben in Danzig, Königsberg, Riga und Petersburg, in Straßburg, Basel und Bern viele hundertmal vorgestellet worden. Alle gute und schlechte Schauspielergesellschaften haben sich seiner bemächtiget. Studirende, Kaufleute und Schulknaben haben ihn aufgeführet; ja selbst einige Höfe haben ihn durch Hofbediente vorstellen lassen. Alles dieses nun hat seit 25 Jahren ein unverdächtiges Zeugniß abgeleget: daß doch einiger Werth an einem Trauerspiele seyn müsse, welches sich so lange auf den Bühnen erhalten hat.

Eben so entscheidend scheinen die vielen wiederholten Auflagen des ersten Abdruckes gewesen zu seyn. Eben derselbe Verleger, der ihn 1732, 1735. und 1740 drucken lassen, läßt ihn itzo abermals erscheinen; ungeachtet er ihm in Berlin, Wien, Gotha, Leipzig und noch anderwärts mehrmals nachgedrucket worden. Die Liebhaber haben ihn sonder Zweifel noch gesuchet: widrigenfalls würde er keine neue Kosten darangewaget haben.

Der Herr Verfasser hat es für seine Schuldigkeit gehalten, ihn nochmals zu prüfen, und zu verbessern; auch wohl hier und da einige neue Zeilen noch einzuschalten. Die alten Vorreden und Zusätze der ersten einzelnen Auflagen sind geblieben, und nur übersehen worden. Die kritischen Gedanken des Erzbischofes von Cambray dienen diesem Trauerspiele gleichsam zum Schilde, gegen viele Vorwürfe, die man ihm gemachet, seitdem Cato in verschiedenen Sammlungen, und einzeln, ohne sie erschienen

cken, ſondern ſie brechen, ſagt der Autor, mit Macht herfür. Zufälliger Weiſe werden ſie wohl iezuweilen kurz, doch nicht völlig, wie andere von Natur kurze ſind; ſondern nach Herrn Praſchens Redensart nur halbkurz; wenn nemlich andere noch länger auszudehnende Wörter neben ihnen zu ſtehen kommen. Z. E.

Ein Mann, kein Mann.

Imgleichen:

Mein GOtt! Mein GOtt! haſtu mich
Ganz verlaſſen zorniglich?

So auch in der Zuſammenſetzung. Da wird von zweyen Wörtern, die beyde, als einzeln, von Natur lang ſind, das letztere halbkurz, das erſte aber, in dem der eigentliche Unterſcheid des Dinges und die Kraft des Wortes ruhet, bleibt lang. Als: Blutroth; Hoffart; von Blut und roth und hoch und Fahrt.

2) Die Zeitwörter. Als: Trägt, bringt, ſtehn, gehn. Dabey aber kommen wiederum die Hülfs-Zeitwörter, (verba auxiliaria) muß, kan, will, ſoll, hat, iſt, in Ausnahme, und ſind frey, weil ſie nur anderer ihre Gehülfen ſind, und daher mit ihnen etwas unachtſam oder gemein verfahren wird. Z. E.

Es hat Gefahr, hat nicht Gefahr.

Will einer nur, ſo will der Hauſe.

3) Die Beywörter, welche eine Zeit oder einen Ort andeuten. Als: Jezt, heut, bis, vor, erſt, ſeit, dort, hier.

4) Die

schienen ist. Die Erinnerungen eines Kunstrichters in Jena, nebst den Verantwortungen des Verfassers, sind auch nach der Länge wiederholet worden: und diese Stücke waren hauptsächlich von dem Herrn Verleger gefodert worden.

Doch hat diese Ausgabe noch einen neuen Zusatz und Vorzug erhalten. Herr Kölner, der Philos. Baccal. und der Gesellschaft der freyen Künste allhier Mitglied, der itzo als öffentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften und deutschen Sprache nach Moscau abgegangen, hat eine Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato in Frankreich und Deutschland, aufgesetzet. Er hat darinn alles gesammlet, was ihm von den Urtheilen der Ausländer und Deutschen über dieses Stück bekannt geworden. Hier findet man alles, was in des Herrn Riccoboni Schriften, im Journal des Savans, in dem Mercure de France, in der Bigarrure, in dem Almanac des Theatres, von diesem Cato gestanden; und was ihm sonst in Deutschland davon bekannt geworden. Er hat so gar der Schmähschrift des Pyra erwähnet, und die wichtigsten Einwürfe beantwortet, die derselbe, und andre dagegen gemachet. Kurz; er hat gleichsam eine kritische Historie dieses Trauerspiels geschrieben, die Anfänger in den schönen Wissenschaften, ja auch andre, schlecht, oder übel unterrichtete nicht ohne Nutzen lesen werden.

Wir begnügen uns dieses alles kürzlich angezeiget zu haben, ohne uns auf besondere Stücke einzulassen. Wir setzen nur zum Beschlusse eine ge-

wisse Stelle aus den Briefen des berühmten Dichters Rousseau hieher, die vieleicht wenigen bekannt geworden, und sich doch auf den deutschen Parnaß itziger Zeiten sehr wohl schicket. Die Deutung lassen wir unsre Leser selbst machen. Capiat qui potest! So lautet sie: *)

„Nichts ist weniger entscheidend, als die gute „Aufnahme einer Neuigkeit. Hat es wohl jemals „eine vollkommenere gegeben, als bey des Quinaut „Trauerspielen? Der Zulauf war so groß, und das „Händeklatschen so übermäßig, daß der Schall da„von in den benachbarten Gassen ertönte. „Was ist indessen itzo vergessener und verachteters? „Die Welt, die sich niemals in die Länge be„trügt, wird doch sehr oft bey Neuigkeiten betrogen. „Eine Rotte vornehmer Thoren, die einen Günst„ling bewundern; etliche Häufchen kleiner Geister „die

*) Rien ne conclud moins, qu'un succes dans la nouveauté. Y en eut-il jamais de plus eclatant, que celui des Tragedies de Quinaut? Le concours etoit si grand, & les applaudissemens si excessifs, que le bruit en retentissoit, jusque dans les ruës du voisinage. Cependant y a-t-il rien de si oublié, & de si mepriſé.

Le public, qui ne se trompe jamais à la longue, est souvent trompé dans la nouveauté. Une Cabale de Sots de Qualité, voués à l'admiration d'un Client; quelques pelotons de petits Esprits, gagnés par l'amitié, ou subjügués par l'insolence d'un Confrere appuyé, suffisent pour attirer la foule, qui ne decide d'ordinaire, que par Echo. Quelques fausses beautés, qui sont toujours celles, qui ebloüissent le plus, accreditent l'illusion, la malignité, ou la faveur la soutiennent quelque tems, jus-

„die durch Freundſchaft gewonnen werden, oder „durch den Stolz eines bey Hofe unterſtützten Mit„bruders, hingeriſſen werden, ſind zureichend ge„nug den Schwarm mitzuſchleppen, der insgemein „nur als ein Wiederhall entſcheidet. Einige falſche „Schönheiten, (dieſe ſind allzeit diejenigen, die am mei„ſten blenden) beſtärken die Verblendung, dieſe oder die „Bosheit erhalten ſie eine Zeitlang; bis die Zauberey „ſich verliert: u. alsdann ſieht man erſt die Sachen, wie „ſie ſind. Aber die Welt gelanget erſt mit der Zeit und „allmählich, zu dem Gipfel der Gerechtigkeit, welcher „die Achtung eines Schriftſtellers auf immerdar feſt „ſetzet. Es ſind nun zwanzig Jahre, da ich der „einzige war, der la Mottens Oden nicht bewundern „wollte. Heute zu Tage würde ich der einzige meiner „Meynung ſeyn, wenn ich ſie rühmen wollte?„

jusqu'à ce, que le charme étant diſſipé, on voit les choſes telles qu'elles ſont. Mais ce n'eſt, qu'avec le tems, & peu à peu, que le public parvient à ce point de juſtice, qui fixe pour toujours la reputation d'un Auteur. Il y a vingt ans, que j'etois presque le ſeul, qui ne vouloit pas admirer les Odes de la Motte. Aujourd'hui, ſi je les vantois, je ſerois ſeul de mon ſentiment. Lettr. de Rouſſ. T. V. p. 59. Ed. de Gen.

Und p. 198. Car il ne faut point douter, que l'ignorance & les ſottes ſubtilités de nos Critiques modernes, ne nous rendent auſſi ridicules à la poſterité, que nous lui aurions été recommendables, ſi nous avions continué d'écrire ſenſement. Vous ne ſauriez mieux faire, Mr. que d'employer votre loiſir & vos talens, à ſoutenir la Raiſon, ſi impitoyablement dechirée. &c.

Und an einem andern Orte ſchreibt er ſo. „Denn man darf nicht zweifeln, daß die Unwiſſen„heit und die närriſchen Grübeleyen unſrer heutigen „Kunſtrichter, uns bey der Nachwelt eben ſo lächer„lich machen werden, als wir ihr ſchätzbar geworden „ſeyn würden, wenn wir fortgefahren hätten, ver„nünftig zu ſchreiben. Sie können nicht beſſer „thun, Mein Herr, als ihre Muße und ihre Ga„ben zum Schutze der Vernunft zu brauchen, die „itzo ſo unbarmherzig gemishandelt wird„.

Als der große Corneille, den erſt ganz Frankreich bewundert hatte, durch die zärtliche und verbuhlte raciniſche Partey faſt ganz unterdrücket ward; erklärte ſich St. Evremond dennoch öffentlich für jenen: Mr. Corneille ſchrieb er, eſt presque le ſeul qui ait le bon Gout de l' Antiquité. Hierauf antwortete dieſer: Vous m'honoréz de Votre eſtime en un tems, ou il ſemble, qu'il y ait un parti fait, pour ne m'en laiſſer aucune. Vous me ſoutenez, quand on ſe perſuade, qu'on m'a battu.

VI.

Joh. Dav. Michaelis, Prof. der Phil. und der kön. Soc. der Wiſſ. zu Gött. Mitglieds, Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die ausgeſtorbene hebräiſche Sprache zu verſtehen. Göttingen, bey van den Hoeks Wittwe 1757. in 8.

Herr

Herr Prof. Michaelis, dem eine beſondere Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, von ſeinem berühmten Herrn Vater, ſeit früher Jugend her eingeflößet worden; hat damit auch eine weitläuftige philoſophiſche Einſicht verbunden, die ſehr ſelten mit der Philologie zuſammen zu kommen pflegt. Aus dieſer Verbindung nun iſt es leicht zu begreifen, daß es demſelben leicht fallen müſſe, in Erlernung der heil. Sprachen manches Vorurtheil abzulegen, das ſo manchem rabbiniſchen Grammatiker ſonſt feſter anklebet, als ob es unmittelbar vom Berge Sinai herſtammete, und durch Gottes Finger in ſein Herz geſchrieben wäre.

Wir haben uns alſo ſehr gefreuet, endlich einmal einen Philologen anzutreffen, der von der ſo lange blindlings bewunderten alten Sprache der Juden, dennoch als von einer menſchlichen, zu denken und zu reden, das Herz gefaſſet. Es iſt wahr, er hat auch darinn einige Vorgänger gehabt: allein ſie ſind theils ſehr dünne geſäet geweſen, und noch dünner aufgegangen; theils auf alle Weiſe von den chriſtlichen Maſorethen unterdrücket und verketzert worden: damit ja die Vernunft nicht empor käme, ſondern gleich beym Aufſchlagen der hebräiſchen Grammatik abgedanket, oder doch unter das Joch der Rabbinen gefangen genommen würde.

In dieſem kleinen Werkchen wird ein vernünftiger Leſer eine ſo große Menge philologiſcher Wahrheiten ins Licht geſetzet finden, daß es ſich nicht, wie ſo viele andre, ſchämen darf, in einem philoſophi-

schen Jahrhunderte geschrieben worden zu seyn. Und da gewisse Glaubenslehrer hier und anderwärts sich eifrig bemühen, Verwirrung und Dunkelheit in die geoffenbarte Religion wieder einzuführen; die von andern großen Männern, einem Reinbek, Mosheim, Canz, Ribov, Carpov, Schubert, Herbst, und andern mehrern daraus verbannet worden: so haben wir an dem Hrn. Prof. Michaelis einen Mann, der dieses im Reiche der Philologie verhüten wird. Man darf nur sein Buch lesen, um davon überzeuget zu werden.

Nachdem er die Schwierigkeiten deutlich gewiesen, eine ganz ausgestorbene Sprache, davon so wenige Schriften übrig sind, recht zu erlernen: so giebt er Nachricht von der Einrichtung seiner Abhandlung. Er theilet die Mittel, wie man das Hebräische bisher hat lernen wollen in Classen. Einige sind ganz verwerflich; andre zwar gut, aber unzulänglich: endlich ist die Kenntniß der übrigen morgenländischen Sprachen das allerbeste. Zum Schlusse will er Anschläge geben, wie es der zu machen hat, der seinen Lehrern nicht blindlings folgen will: und dieß alles hat er redlich geleistet.

Er hebt an die Gründe dazu, durch allgemeine Betrachtungen über die Wörter einer jeden Sprache, zu legen; unterscheidet die Grundbedeutungen von denen, die ein Wort hernach bekommen; schränket die Regel ein, daß man von der eigentlichen Bedeutung ohne Noth nicht abgehen solle; und setzet drey andre an die Stelle. Er widerlegt den Bohlius, der sich einbildet, die Stammwörter bedeuteten

deuteten allemal Geſchlechter; welchem große Secten von Philologen nachgeirret haben. Die Art wie die Bedeutungen der Wörter zu entſtehen pflegen iſt völlig wider ſie.

Die Etymologie iſt das zweyte, daraus man die Bedeutungen der Wörter herausbringen will. Bisweilen kann man ſie brauchen; aber bisweilen iſt ſie ganz unmöglich zu entdecken; bisweilen iſt ſie auch ganz unnütz; wie Herr Prof. M. mit vielen Beyſpielen zeiget. Aus den Juden und ihren Büchern kann man die Bedeutung der hebr. Wörter auch gar nicht mehr beweiſen: z. E. die Namen der Bäume, Pflanzen und Thiere, die unſre Länder nicht hervorbringen, können uns alle heutige Juden nicht erklären. Ihre Sprache iſt auch von dem alten Hebräiſchen himmelweit unterſchieden. Der Zuſammenhang der Rede kann auch bisweilen den Sinn eines Wortes entdecken. Allein es giebt tauſend Fälle, wo dieſe Houſetiſche Regel nicht zutrifft; welches der Herr Verfaſſer mit Beyſpielen erweiſt. Der Zuſammenhang wird gleichfalls nach Bohlens Syſteme gemisbrauchet: und Houſet treibt dieſen Misbrauch noch weiter; weswegen hier gründliche Erinnerungen gemachet werden.

Es giebt noch eine andre Art Wörter zu verſtümmeln, und zu verdunkeln, die man die Rümelinſche nennen kann. Sie beſteht in Verwechſelung und Verſetzung der Buchſtaben; dadurch man alles, was man will, erzwingen kann. Dieſe machet der Herr P. M. durch ein Beyſpiel aus dem Virgil, welches er auf dieſe Art gut rabbiniſch auslegt, höchſt

lächerlich; und zeiget, daß es höchst falsch sey, daß alle Buchstaben ejusdem organi, verwechselt werden können.

Andre haben das Hebräische aus allen Sprachen der Welt erläutern wollen, weil alle von ihm herstammen sollen. Wie seicht der Kunstgriff sey; zeiget sich hier in vollem Lichte. Hardt wollte es bloß aus dem Griechischen erklären; ward aber zum Gelächter. Die Helmontische, Neumannische und Löscherische Erklärung der hebr. Buchstaben, ist viel zu hieroglyphisch, als daß sie wahr seyn könnte; und setzet zum voraus: daß das Hebräische eher geschrieben als geredet worden, welches lächerlich ist. Es müßte sich auch das Hebräische, seit dem Paradiese her, nicht im geringsten geändert haben: welches vollends abgeschmackt ist. u. s. w.

Nach allen diesen Mitteln das Hebräische zu erklären, kömmt er auf die alten Uebersetzungen, überhaupt und insbesondere; und gesteht zwar, daß man dieselben noch zu wenig gebrauchet habe; zeiget aber gelehrten daß man sie dennoch nicht für ganz entscheidend halten könne. Die alten Kirchenväter nützen auch etwas, aber die verwandten Dialekte geben doch die besten Erläuterungen an die Hand. Diese sind nun das Syrische, Chaldäische, Samaritanische, Arabische, Phönicische, Palmyrenische und Aethiopische. Von allen handelt der Herr Verf. besonders, und giebt unter allen dem Arabischen den Vorzug. Er beantwortet auch alle Einwürfe, die man dagegen machet, und sieht es für eine Providenz und Wohlthat Gottes an, daß er die Araber

als

als Brüder der Juden, soviel 1000 Jahre mit ihrer lebenden Sprache erhalten, um daraus das Hebräische erläutern zu können.

Wir können dem Hrn. Verf. nicht in allen seinen Gründen und Betrachtungen folgen; müssen ihm aber in den meisten das Lob geben: daß er seine Wahrheiten in ein helles Licht gesetzet, und den Gegengründen zureichend genug begegnet habe. Sonderlich geben wir ihm darinn Beyfall, was er von Verbesserung der hebräischen Wörterbücher gesaget.

Indessen wird es uns nach so vielem Beyfalle auch wohl erlaubt seyn, einen Einwurf, gegen das Lehrgebäude des Hn. Verf. mitzutheilen, den wir noch nicht beantwortet gefunden. Es gesteht selbiger: das Arabische sey ein andrer Dialekt, als das Hebräische. Und da dieses die Sprache Abrahams, als des gemeinen Stammvaters der Juden und Araber, ohne Zweifel viel näher und getreuer beybehalten hat, als die viel neuern arabischen Schriftsteller, die wohl ein 1500 oder 2000 Jahre neuer, als Moses und die Propheten gelebet: so kann man nicht in Abrede seyn, daß man, wegen der von Zeit zu Zeit von ihren Ursprüngen abweichenden Sprachen, zumal bey Völkern, wo sie wenig oder gar nicht geschrieben wird, gar wohl behaupten könne, das Arabische sey gegen das Hebräische wie eine Tochter gegen die Mutter zu rechnen. Diese lebet nun zwar, nachdem jene lange todt ist, hat aber auch soviel andre Worte, Redensarten und Ausdrücke, angenommen; daß aus ihr kein sicherer Schluß auf die Redensarten ihrer Mutter zu machen ist.

J. E.

Z. E. das Wälsche, Spanische und Französische sind Töchter des alten Lateins. Sie haben fast noch dieselben Wörter, und können ihren Ursprung nicht läugnen. Sie leben auch noch, das Latein aber ist eine todte Sprache. Folglich würde man, nach des Herrn P. M. Vorschrift, um gut Latein zu lernen, vom Italienischen, Spanischen und Französischen den Anfang machen müssen. Allein wir geben es einem jeden Kenner dieser neuern Sprachen, die nur ein ausgeartetes und verderbtes Latein sind, und, des Lateins selbst, zu bedenken, wie man dabey fahren würde; und ob es nicht weit sicherer sey, das Latein selbst unmittelbar anzugreifen. Das Arabische nämlich sehen wir ebenfalls für nichts anders, als für ein sehr ausgeartetes Hebräisches an; weil Muhamet und die sämmtlichen arabischen Schriftsteller, so sehr lange nach Mosis und der Propheten Zeiten allererst aufgestanden; da das Arabische, durch die natürliche Aenderung aller Sprachen ungleich weiter von seiner Urquelle abgewichen. Denn wie weit ist nicht unser Deutsches in noch nicht vollen 1000 Jahren vom Otfried abgegangen?

Wir brauchen einem so aufgeklärten Manne nichts mehr hinzuzusetzen; um unsern Einwurf zu bestärken. Er wird ihm durch seine eigene Einsicht noch mehr Kraft geben können; und wir sind gleichwohl nebst vielen andern gelehrten Lesern seines Buches nicht im Stande zu sehen, was er darauf gründliches zu antworten haben werde.

VII. Ver-

4) Die Zahlwörter, wenn ſie bloß ſtehen. Als

– ⏑ – ⏑ –
Einmal eins iſt eins,

– ⏑ –
Drey ſind frey.

Wenn ſie mit andern Wörtern verbunden ſind, lebdoch ohne Vergleichung mit andern Zahlen, ſind ſie frey oder halbkurz. Als:

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
Es giengen zween Menſchen hinauf
in den Tempel zu beten ꝛc.

Auf den Fall einer ausdrücklichen Vergleichung aber, ſind ſie allerdings lang. Als:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Zween Soldaten meiſtern einen.

Das Zahlwort Ein iſt allemahl lang, zum Unterſchiede des unbeſtimmenden Artickels.

5) Die Zwiſchenwörter (interjectiones) um den Affect auszudrücken.

Die übrigen ſind alle kurz, oder wenigſtens frey. Bey den mit den Zeitwörtern zuſammengeſetzten Partickelchen hat es einige Schwierigkeit, Regeln davon zu geben; und kömmt es mit deren Ausſprache bloß auf den Gebrauch an. Lang ſind zum Exempel:

Ab in Abſteigen.	Ein in Eintreffen.
An in Anzeigen.	Mit in Mitbringen.
Auf in Aufgehen.	Ob in Obſiegen.
Dar in Darreichen.	Weg in Wegtragen.

Etliche kurz: Als:

Mis in Miſslingen. Voll in Vollenden.

VII.

Versuch einer historischen Nachricht von der künstl. Gold- und Silberarbeit in den ältesten Zeiten. Berlin 1757. bey Henningen in 4. 4 und einen halben Bogen.

Die Geschichte der Künste ist zwar in Ansehung der gelehrten und freyen Künste bisher mit vielem Eifer getrieben worden. Allein von den bloßen Handarbeiten und ungelehrten Künsten, ist sie noch ziemlich zurückgeblieben. Die Musik, Malerey und Bildschnitzkunst sind sowohl, als die Schiff-Bau- und Buchdruckerkunst noch am ersten und meisten daran gekommen; ja auch von der Kupferstecher- und Holzschneiderkunst hat man schon historische Versuche gesehen. Bloß von der künstlichen Gold- und Silberarbeit hat es bisher noch an einer Geschichte gefehlet: Und gleichwohl steht sie mit vielen der vorigen in genauer Verbindung. Wer sich etwan einbildet, daß die Geschicklichkeit der Gold- und Silberarbeiter irgend in Verfertigung der Löffel, Schnallen und Fingerhüte bestehe; der wird seine Unerfahrenheit sehr verrathen.

Der Hr. Verfasser geht hier so weit, daß er schon in der Vorrede die Erfindung des Kupferstechens einem florentinischen Goldschmiede, Finiguerra, zuschreibt, der um 1460. darauf gekommen seyn soll. Allein dieß ist schon von andern widerleget worden.

Wah-

Wahrer iſts, daß Albrecht Dürer ſelbſt ein Goldſchmidt geweſen; indem man noch ſieben Stücke des Leidens Chriſti von getriebener Arbeit in Silber von ihm hat. Er geht auf die griechiſchen und römiſchen Münzen, als Beweiſe der Geſchicklichkeit der alten Silberarbeiter; u. auf die neuere Erfindung in erhabenen Figuren, auf Trinkgeſchirren und andern ſilbernen Gefäßen. Selbſt zu neuern Zeiten ſind die geſchickteſten Stämpelſchneider zu Münzen, z. E. Falz in Berlin, Croker in London, Kornemann in Rom und Venedig, Goldſchmiede geweſen.

Dieß, und noch viel mehr bringt der Hr. Verfaſſer in der Vorrede bey, und entſchuldiget ſich, daß er keine vollſtändige Geſchichte der Gold- und Silberarbeit liefern kann. Er iſt nur von den älteſten Zeiten, bis auf den Flor der Künſte unter den Griechen gegangen. Künftig will er ſie unter den Römern beſchreiben, und die alte Art zu ſchmelzen, vergulden, löthen, u. d. m. entwerfen; auch die damalige Galanteriearbeit bekannt machen. Und obwohl die Zerſtörung Roms, von unwiſſenden Völkern, dieſen Künſten das Garaus gemachet: ſo wird er doch Denkmäler derſelben auch aus den finſterſten Zeiten anzuführen haben; worauf die wenigen Spuren davon im Norden, und unter den Deutſchen den Beſchluß machen werden.

In der I. Abtheilung handelt er von den Vorzügen dieſer Kunſt. Dieſe ſuchet er erſtlich in dem Anſehen, darinn die Wiſſenſchaften ſtehen, die zu ihrer Ausübung erfodert werden; 2) in der Materie, darinn gearbeitet wird, 3) in der Würde und dem

Ge-

Gebrauche der Dinge, die von ihr verfertiget werden. Das alles deutet er zum Vortheile der Gold- und Silberarbeit.

Die II. Abtheilung handelt vom Alterthume derſelben. Die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit zugleich haben metallene Gefäße hervorgebracht. Tubalkain erfand ſie alſo noch vor der Sündfluth. Das I. B. lehret alſo ihre älteſte Geſchichte. Die Haus- und Küchengeräthe foderten Bächer, Schalen, Bäcken u. d. gl. Iſaaks Freywerber hatte ſchon goldne Spangen, und ein Paar Armringe, die zuſammen 10½ Seckel, d. i. 42 Ducaten ſchwer waren; auch andere Kleinode. Pharao hatte einen Bächer, wie jener Traum lehret; und Joſeph ließ den ſeinen dem Benjamin in den Sack ſtecken. Goldne Ketten, Ringe und Ohrringe hatten die Juden zum goldnen Kalbe; und Labans Götzen wie auch das Kalb ſelbſt, zeigten gar die Bildſchnitzerkunſt. Und was mußte nicht zur Hütte des Stiftes alles gemachet werden? Bezaleel brauchte 29 Centner 730 Seckel an Golde, 100 Centner und 1775 Seckel an Silber dazu. Was findet man nicht für Waffen, Trompeten und Schilde, und andere Gefäße in der Schrift? Salomon allein ließ der letztern 5400 Stücke machen. Wo bleibt das eherne Meer, die geſchnitzten Cherubim und Seraphim, u. d. m.? Eben ſo fleißig ſuchet der Hr. Verfaſſer den Homer, Herodot, und andre weltliche Schriftſteller durch. Achills Schild wird nicht vergeſſen, und Heſiods Beſchreibung andrer Werke Vulkans fehlet auch nicht u. ſ. w.

Der

Der III. Abschnitt handelt von den berühmtesten Gold- und Silberarbeitern unter den Griechen. Den Ruhm, den itzo Berlin, Augspurg und Wien in Verfertigung künstlicher Gefäße von Silber erlanget, haben, zu Alexanders Zeiten, Sycion, Samos, und Korinth gehabt. Die Anfänge des Malens waren bloße Umrisse nach dem Schatten von Thieren und Menschen gewesen. Dibutades, ein Töpfer zu Korinth, machete nach dem Risse, den seine verliebte Tochter, nach dem Gesichtsschatten ihres schlafenden Freundes an die Wand gezeichnet hatte, ein thönernes Modell, und ließ es im Ofen hart werden. Er war von Sycion, welches 2000 J. vor Christi Geburt erbauet worden. Rhäcus und Theodor, waren von Samos; und schmelzten Metalle, machten auch Bildsäulen daraus. Dädalus verbesserte die Kunst, indem er die Hände und Füße vom Rumpfe absondern lehrte. u. s. w.

Phidias hat unter den griechischen Künstlern die Oberstelle erlanget. Er lebete 448 Jahre vor Christi Geburt. Sein Meisterstück war der olympische Jupiter; ein Wunder der Welt. Skopas hat am Tempel der Diana, und am Mauseleo gearbeitet. Myron war sein Zeitgenoß, und Ovid beschreibt eine Kuh, die er aus Erzte gemachet. Praxiteles der ältere lebte 300 Jahre vor Chr. G. und vor dem jüngern. Cicero und Plinius gedenken dieses letztern; und er soll die alte Wachsmalerey entfunden haben. u. s. w. Wir können hier nicht weiter folgen, und wünschen, daß der Herr Verf.

nicht

nicht nur fortfahren, ſondern auch einmal die künſtliche Arbeit in Helfenbein, die ſonderlich ſeit 200 Jahren in Deutſchland geblühet, und davon zu Braunſchweig eine groſſe Sammlung iſt, auch nach Würden beſchreiben möge.

VIII.

Projet d'un Gloſſaire François. à Paris chez Guerin et de la Tour 1756. in 4.

Da uns dieſer Entwurf eines franzöſiſchen Wörterbuches, von alten Wörtern und Redensarten unmittelbar von Paris zugeſchicket worden: ſo können wir nicht umhin ſelbiges bekannt zu machen. Ueberhaupt ſieht man daraus, daß die Herren Franzoſen auf ihre alte Sprache mittlerer Zeiten auch aufmerkſam werden; ſo wie die Deutſchen und Engländer ihnen von den ihrigen das Muſter gegeben haben.

In der Nachricht der Verleger ſieht man, daß ſie ſich eher zu nichts anheiſchig gemachet, bis der Verfaſſer erſt die Gedanken und das Urtheil der Gelehrten von ſeinem Vorhaben eingeholet haben würde. Indeſſen iſt dieſer Entwurf deſſelben kein bloßes Hirngeſpinſt, auf deſſen Ausführung man umſonſt hoffen wird. Nein, man hat bereits den Stoff zu ſeinem Buche viel Jahre her geſammlet, und alphabetiſch geordnet. Nun kömmt es nur noch aufs Ausputzen an: aber da man ſieht, daß ein

einziger der Arbeit schwerlich gewachsen seyn dörfte, so hat der V. sich einen Gehülfen dazu erwählet, der vollkommen geschickt dazu ist, und sich willig dazu finden lassen: nachdem er unzählige andre vergeblich dazu aufgefodert hatte. Es ist solches der Abt Guiron, königl. Bücher-Censor welchem man alle Geschicklichkeit und allen Fleiß zutrauet und nachrühmet.

Im Entwurfe selbst meldet der Herr V. daß schon um Kön. Franzens des I. Zeiten **Wilhelm von Bellay** den edlen Entschluß gefasset, eine Untersuchung der französischen Alterthümer zu unternehmen; und das Chaos der alten gallischen und fränkischen Begebenheiten zu entwickeln. Um nun eine Concordanz der alten und neuen Namen der Landschaften und Städte zu haben, mußte er ein alphabetisches Register davon machen, u. s. w. Allein seine Geschäffte hinderten ihn solche Arbeit zu vollenden. **Du Tillet**, Oberschreiber des Parlaments, vollbrachte eines theils, was jener angefangen hatte: allein Pasquier, Pithöus, Nicot und Fauchet, leisteten noch mehr, in Ansehung der Alterthümer Frankreichs. Allein wie weit habens nicht nach der Zeit **Düchene, Dupuis**, die **Pithön**, die **Valesier, Du Cange, Labbe, Sirmond, le Cointe, D'Achery** und **Mabillon** gebracht?

Nach so vielen Vorgängern, und Vorbereitungen, hält es der V. für eine Schande müssig zu sitzen, zu einer Zeit, wo der prüfende kritische Geist zu seiner Reife gekommen ist. Die Archive, und Bibliotheken stehen ja offen, und biethen unerschöpfliche

schöpfliche Schätze dar. Wieviel Urkunden, Chroniquen, und andre alte Documente haben nicht die Sammler zu hauf getragen? Allein Budäus und andre Hersteller der alten Gelehrsamkeit sahen ein: daß es nicht genug sey, Schriftsteller drucken zu lassen, wenn man nicht Wörterbücher machete: und Herr Falconet hat schon 1727. in einer der Akademie vorgelesenen Abhandlung ein altfranzösisches gewünschet. Kleinere zu besondern alten Büchern sind vorhanden: aber niemand hat noch das ganze Feld bearbeiten wollen. Man hat oft einerley wiederholet; aber viele andre Redensarten vernachläßiget, und es unterlassen, den schon bekannten Wörtern alle verschiedene Bedeutungen zu geben.

Die Ursachen, warum man an ein solches Werk noch nicht die Hand geleget, sind verschiedene gewesen. Einige haben es für unnütz gehalten. Was brauchen wir ein solch Glossarium? hieß es bey einigen. Soviel Gelehrte hatten keins, und haben doch in alten Chroniken und Urkunden fortkommen können. Andre sagen: Was soll man sich in die alten, ekelhaften u. barbarischen Papiere und Schwarten begraben; und die verwirrten Sprachen von Landschaften lernen, die weder Regeln noch Uebereinstimmungen beobachteten? Soll man sein Leben aufopfern, alte Wörter aufzuklauben, und sie einer aufgeklärten, und nur gar zu ekeln Nation vorlegen? u. s. w.

Diese Einwürfe beantwortet der Hr. V. sehr gut; zeiget den Nutzen eines solchen alten Wörterbuches, in den Kirchen- und Staatsgeschichten, in

den Rechten und Gebräuchen, in den alten Dichtern, bey Handwerken und Künsten, bey Münze, Maaß und Gewicht; sonderlich aber bey den Alterthümern, und Lehnrechten. Er zeiget, daß in Ermangelung solcher Kenntniß gelehrte Männer sich in Erklärung, alter Wörter umsonst gequälet. Z. E. in dem I. B. der Akademie der schönen Wissenschaften steht, eine Untersuchung des Wortes caienaire, welches in Handschriften bey den Namen der Könige vorkömmt. Hier habe man sehr geirret; denn es hieße nichts, als ça en ariere, d. i. cidevant oder weiland; anzuzeigen, daß St. Ludewig damals schon todt gewesen.

Mabillon selbst hätte oft in solchen Dingen gefehlet; und wenn man gleich den neuern eine Unwissenheit der alten Sprache zu gute hielte, so hätte schon vor 300 Jahren **Molinet**, in Erklärung des Romans von der Rose, und **Marot**, als er **Villons** Sprache erklären wollen, sehr viel Schnitzer gemachet; z. E. als er aus fouignantage, feingneuriage gemachet: da es doch von fouuignantage, d. i. ex concubitu, von fouuiner, fupinare, käme, wie im Roman vom **Brutus** erhellete, wo **Willhelm** der Eroberer, oder der Baskart, so gebohren worden.

Nachdem nun der Herr V. den itzigen Flor antiquarischer Bemühungen in Frankreich gerühmet, und seine eigene Muße den glücklichen Umständen, darinn er sich befände zugeschrieben: so saget er, daß er sich an diese Arbeit gemachet, in der Absicht, wo nicht ein so gelehrtes Werk als **Du Cange**, doch

ein

ein ſehr nützliches zu machen. Zur Probe von ſeiner Einſicht und Art der Ausführung, giebt er die beyden Wörter Buiſine, d. i. Trompete, deutſch Poſaune, welches er von Buccina herleitet; und Bragard, welches von Bragues, d. i. Hoſen herkommen ſoll. Wir müßten uns ſehr irren, wenn dieß nicht das plattdeutſche Wort **Broock** wäre. Er merket dieſes aber nicht an; ohne Zweifel weil er kein Deutſch verſteht: und wir beſorgen, daß er dergeſtalt von ſehr vielen altfranzöſiſchen Wörtern die wahren Bedeutungen und Urſprünge nicht treffen wird: wie es ſchon andern ſeiner Landsleute gegangen.

Indeſſen wird er ſonder Zweifel viel gutes leiſten, welches wir bald ſelber zu ſehen wünſchen.

IX.

Des P. Bonifacii Finetti, eines Dominicaners, Abhandlung von der hebräiſchen Sprache, nebſt einer Vertheidigung des 2ten Cap. Matthäi, wider einen engliſchen Ungläubigen. Venedig in 8vo.

Der Verfaſſer theilet die hebräiſche Sprache in neun Mundarten ab, welche die chaldäiſche, ſyriſche, ſamaritaniſche, arabiſche, äthiopiſche, puniſche und amariſche oder abyſſiniſche Sprache ausmachen, und alle von der Mutterſprache unſerer erſten Väter abſtammen ſollen. Dieſe Abhandlung iſt nur

ein Versuch von einem großen Werke, von allen Sprachen der Welt; ein Unternehmen, welches, wenn es gelingt, einen besondern Zeitpunct in diesem Jahrhunderte ausmachen, und verursachen kann, daß man dasselbe das gelehrte Weltalter von Europa dereinst nennen wird. Man sieht gar wohl ein, daß eine allgemeine Geschichte der Sprachen ein solches Werk sey, zu dessen Ausführung sich viele Gelehrten vereinigen müssen; daher erbittet sich der P. Finetti die Beyhülfe aller Gelehrten. Er fodert hiezu vornehmlich den P. Monigia, Professorn in Pisa, und Hrn. Callenberg, Prof. in Sachsen auf; sodann aber auch alle diejenigen, welche ohne Bekanntmachung ihres Namens, ihre Kräfte zu einer der wichtigsten Unternehmungen zusammensetzen wollen.

Den Anfang will er mit den morgenländischen Sprachen machen; hernach wird er zu den tartarischen oder mitternächtlichen fortgehen; sodann seine Sprachreise durch ganz Europa und Africa fortsetzen, und selbige in America beschließen. Nach der Ausführung dieses schönen Grundrisses, wird nichts mehr übrig seyn, als ein allgemeines Wörterbuch zu verfertigen, welches den Ursprung von allen Sprachen anzeiget, eine allgemeine Muttersprache wieder erwecket, und dem Umgange der Nationen aufs neue die Bequemlichkeiten erleichtert. Da nun der allgemeinen Historie nichts zuträglicher, als die Geschichte der Sprachen ist; so kann man den Hrn. P. Finetti nicht eifrig genug ermuntern, ein so weit aussehendes Vorhaben zu Stande zu bringen.

Ueber-

Einige beydes: Z. E. Durch iſt

bald lang: in	bald kurz: in
– – ⏑	⏑ – –
Durchtreiben.	Durchſchieſſen.
– ⏑ ⏑	⏑ – –
Durchlaſſen.	Durchſuchen.

Unter die Zahl der freyen, die nach ihrer Lage lang oder kurz werden können, gehören endlich zum Exempel: Man; Was; auch; u. ſ. w. Der Herr Verfaſſer beſchließt dieſe Materie mit einer wiederhohlten Ermahnung an die deutſchen Poeten, daß ſie doch ja die einſylbigten Wörter iedesmal der natürlichen Ausſprache gemäß zu fügen, und zu ſetzen befliſſen ſeyn möchten, als wodurch ihre Verſe allein recht lebendig, feurig, ſchneidend, rund, geſchicklich und verwunderlich würden, und mithin den ermeldeten Vorzug unſerer Poeſie in der That wahr machten und behaupteten.

Statt einer Zugabe fügt er noch, als den ſechſten und letzten Vortheil hinzu, daß die Deutſchen die Wörter nicht gewaltſam entzwey brächen, und das andere Theil davon in den folgenden Abſatz oder Vers ſetzten, wie unter den Lateinern Horatius iezuweilen, bey den Griechen aber Pindarus zum öftern gethan haben. Doch meynt er, es gienge noch einiger maſſen hin, wenn den Poeten eine ſonderbare kunſtmäßige Urſache dazu veranlaſſete. Wie, wenn einer ſchriebe:

Worauf ihm Lacheſis den güldnen Faden ab-
Geſchnitten, und das Trumm geleget in das
Grab.

Welches aber nach unſerm Bedünken ein bloſſes Spielwerk iſt. Die Deutſchen dulden auch gar

keinen

Uebrigens hat man Urſache zu wünſchen, daß er ſeine unlautere und ketzeriſche Abſichten, nebſt den ungewiſſen Vortheilen möge fahren laſſen: um welche man ewig zanket, und die wenigſtens in Vergleichung des großen Nutzens, ungemein geringe ſind, der aus ſeinem gelehrten Werke der ganzen Welt zuwachſen kann.

X.

Die Kunſt, das wahre Alter der lateiniſchen und italieniſchen Handſchriften zu erkennen, von Joh. Chryſoſt. Trombelli, Abte, Vorſteher der ordentlichen Domherrn von der Verſammlung des Heilandes, wie auch Mitgliedes der Academie der Wiſſenſchaften. Bologna. 1756. 116 Seiten. in 4to.

Dieſes iſt eine Art von einer Zugabe zu der diplomatiſchen Kunſt, die in Frankreich durch die arbeitſamen Bemühungen zweener Väter vom Benedicäner-Orden, bekannt geworden iſt. Mabillon, Montfaucon, und Maffei haben dieſes Feld ſchon bearbeitet, und der P. Trombelli waget ſich auch noch nach ihnen, nicht ohne Nutzen in daſſelbe. Er ſchränket die Wiſſenſchaft der Handſchriften in 3 Puncte ein, nämlich in die Materie, die Form und den Charakter derſelben. Er läuft alle Gattungen der Materien durch, der man ſich zum Schreiben bedienet hat, von den metallenen Blechen, Baumrinden, helfenbeinernen Tafeln,

der Seyde, und dem Pergament bis auf das Papier. Das ganze Werk ist in 20 Kapitel abgetheilet; die erstern zehn sind nicht so merkwürdig, als die letzteren. Es ist eine rechte Lust zu sehen, wie er seine Kunst bey einer alten Abschrift vom Lactanz anbringet, die ungefähr gegen das 6te Jahrhundert geschrieben, und in der Bibliothek des Heilandes zu Bologna aufbehalten wird; und bey einem andern Manuscripte vom Raban le la Croix.

Der Verfasser entdecket, durch Vergleichung der Rechtschreibung, der Abkürzungen, und Characteren, das Mittel den Zeitpunct der Manuscripte ausfündig zu machen, welche man gar nicht dabey antrifft, oder welche doch falsch sind. Er erinnert uns an die unschuldige Beschäfftigung und die gelehrte Muße der Mönche, welche vor Erfindung der Buchdruckerey, alle ihre Ehre darinn suchten, daß sie die Sammlung der Antiphonien abschrieben, die Sprache durch die seltsame Veränderung ihrer Orthographie verderbten, und diese fürchterliche Bücher in gothische Zierrathen einwickelten.

XI.

Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon und zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erste und zweyter Band; aus dem Französischen übersetzt. Leipzig verlegts Bernh. Chr. Breitkopf 1757. in 8.

Das

Das gegenwärtige Werk ist in seiner Grundsprache allenthalben so wohl aufgenommen worden, daß man in kurzer Zeit schon etliche neue Ausgaben davon machen müssen. Es ist also kein Wunder, daß man deutschen Lesern zu Gefallen, auch auf eine Uebersetzung gedacht hat. Wir haben dieselbe vor wenigen Monathen angekündiget: und itzo erscheint wirklich der gröste Theil davon. Da im Französischen VI. Bändchen sind; so enthalten diese zween deutschen Bände vier davon. Der dritte wird gegen Michael die beyden letzten Theilchen der Urschrift liefern.

Von den Personen der Uebersetzer sagt uns der ungenannte Vorredner nichts mehr, als daß es zwey Frauenzimmer sind; deren eines der Welt schon durch andre Schriften bekannt ist; das andre aber nur noch durch einige Gedichte im Drucke erschienen. Mit ihrem Geiste und Witze würde auch Herr von Beaumelle, so wie mit ihrer Tugend die Frau von Maintenon zufrieden seyn. Das ist es alles, was wir unsern Lesern davon verrathen können: aber das Werk selbst wird seine Meisterinnen loben. Und da es nichts leichtes war, den sinnreichen, und oft sehr abgebrochenen Ausdruck des Verfassers gut Deutsch zu geben: so muß man doch gestehen, daß sich diese Dollmetschung, so ungezwungen, wie ein Original lesen läßt.

Von dem Inhalte des Werkes selbst haben wir schon vorhin unser Urtheil und zulängliche Nachricht gegeben. Um aber unsre Landsleute nochmals auf ein Buch aufmerksam zu machen,

dörfen wir ihnen nur ein paar Stellen aus der Vorrede mittheilen, darinn derselbe im kurzen vorgestellet wird.

„So schwer es einem Franzosen auch fällt, die Nationalvorurtheile zu überwinden: so stark hat sich der Hr. „von Beaumelle doch auch in diesem Stücke gewiesen. „Er hat den so angebetheten, ja fast vergötterten XIV. Ludewig in allen seinen Schwachheiten entblößet; er hat „den französischen Hof seiner Zeiten, dessen Glanz doch „damals ganz Europa blendete, und zu einer unseligen „Nachahmung reizete, in allen seinen Gräueln gezeiget; „er hat ihn in aller seiner Ueppigkeit, Ungerechtigkeit, „Ehrsucht, Gleißnerey, Sodomiterey, Giftmischerey, Unterdrückung der Unterthanen, Verschwendung im Bauen, „Verbannung unschuldiger Hugenotten, und Grausamkeit „in Vergießung ihres Blutes abgeschildert. Kurz, wir „getrauen uns zu sagen, daß die Leser dieses Werkes, die „etwa diesen so berüchtigten Ludewig noch für groß gehalten haben, ihn künftig für sehr klein halten und ungescheut dafür erklären werden.

„Es sind nämlich in diesem Werke nicht lauter Liebeshändel des französischen Hofes; sondern zugleich die wichtigsten Begebenheiten der damaligen Zeit enthalten. „In der Erzählung des Geschlechtes der Frau von Maintenon kommen gleich die ersten Verfolgungen der armen „Hugenotten, unter Carlen dem IX. und Heinrichen dem IV. „vor. Man lernet auch diesen für groß gepriesenen Heinrich, durch die Geschichte des tapfern und klugen Aubigne, ihres Großvaters, in aller seiner Kleinigkeit einsehen. Man liest seinen gewaltsamen Tod mit Entsetzen, „zumal er ihm vom Aubigne, wegen seiner leichtsinnigen „Religionsänderung, prophezeihet worden. Man sieht „hernach die Herrschsucht Ludewigs, die Vertreibung Jakobs des I. Königs von England, und wie würdig er seines harten Schicksals gewesen; man sieht König Wil-

„helms

„helms Tapferkeit und Glück; das abwechselnde Glück der „Waffen zu Wasser und zu Lande; und das zuletzt durch „seines Königs Herrschsucht völlig erschöpfte, und an den „Bettelstab gebrachte Frankreich.

„Was sieht man nicht ferner in Religionssachen? „Die Händel der Jansenisten trennen Frankreich, und „spalten den Hof selbst in zwo Parteyen. Die Frau „Guion, stiftet die quietistischen Irrungen; eine Ketzerinn, „die durch ihre Schönheit und Gefälligkeit im Umgange, „kurz, durch Buhlerkünste, den Lehren der Fanatisten ein „Gewicht zu geben, und so gar den großen Fenelon zu „verführen weis.' Der römische Hof wird ins Spiel ge„mischet, und ist lange zweifelhaft: ob er einem Bossuet, „oder Fenelon Recht geben soll? aber endlich dem blinden „Hasse Ludewigs beytritt; der mehr den Verfasser des Te„lemachs, als den Anhänger der Frau Guion nicht leiden „kann.

„Kurz, alles in diesem Buche wird gefallen. Der „Gelehrte, der Theolog, der Staatsmann, der Ge„schichtschreiber, das tugendhafte Frauenzimmer, die Ga„lanteriefchwester, und die Kopfhängerinn werden darinn „ihre Bildnisse, und ihre Lehren finden. Sonderlich wer„den Hofleute und die fürstlichen Personen beyderley Ge„schlechts sehen, was die Nachwelt von ihren Fehlern und „Schwachheiten denket und saget. Wäre es nur zu hoffen, „daß solche Urtheile, die auch in Purpur verhüllte Laster „nicht schonen, einen Einfluß auf ihr itziges Betragen ha„ben könnten!„

Hin und wieder sind einige Anmerkungen beygefügt, wo es nöthig geschienen, theils den Herrn v. B. wegen seiner Religionsgesinnung zu rechtfertigen; theils wegen seines unbilligen Hasses gegen König Wilhelmen von England, zurecht zu weisen. Es ist auch als eine Einschaltung, bey Gelegenheit

der

der Eroberung von Namur, theils des Boileau Ode auf dieselbe, theils des Engl. Staatsmanns und Dichters Matthew Priors, Beantwortung derselben, hinzugekommen. Beyde werden an dieser bequemen Stelle keine üble Wirkung bey einem deutschen Leser thun.

Das Kupfer der Frau von Maintenon erscheint hier sehr sauber, und überhaupt ist der Druck und das Papier einem so angenehmen Werke gemäß. Kurz, es ist zu hoffen, daß dieß Buch ein Liebling der artigen Welt, und vornehmlich der Standespersonen, der Höfe, und des Frauenzimmers werden wird.

XII.

Gedanken über die Sterblichkeit, auf die Melodey: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt ꝛc. *

Mein Leben steht in Gottes Hand,
Wie lang es währt, ist ihm bekannt.
Der Zeiten Strom eilt schnell dahin,
Kein sichrer Sinn
Kann wirken, daß ich ewig bin.

Eh Gott den Bau der Welt erschuff,
Da winkte mir bereits sein Ruff.
Eh noch des Erdballs erstes Jahr
Begonnen war,
Sah mich sein Auge schon ganz klar.

Ich

* Da wir bemerken, daß auch geistliche Gesänge so erst aufgenommen werden, haben wir diesem eine Stelle nicht ausschlagen wollen.

Ach ja! Du, Vater alles Lichts,
Zeigst mich allmählich aus dem Nichts.
Dein Rathſchluß wollte mich erhöhn,
Hieß mich entſtehn,
Und aus des Nichtsſeyns Schatten gehn.

Bevor ich noch den Odem zog,
Und an der Mutter Brüſten ſog,
Hattſt Du ſchon meine Zeit gezählt,
Das Paar vermählt,
Das Du zu Aeltern mir erwählt.

Was iſt mein Leib? ein feuchter Staub;
Ein morſcher Bau, der Würmer Raub.
Was iſt mein Odem? Nur ein Hauch:
Wie Dampf und Rauch
Verflattern, ſo verfliegt er auch.

Kein Gliedmaß iſt von Stahl und Stein,
Die doch nicht unzerſtörlich ſeyn.
Faſt jedes Jahr, faſt jeden Tag,
Wies Fall und Schlag
Mir deutlich, daß ich ſterben mag.

O Schöpfer! nichts, als deine Hand,
Hat mich ſo oft der Gruft entwandt,
Dein Anſehn ſchützte Gang und Tritt;
Bey jedem Schritt,
Gieng auch dem Vaterauge mit.

Wie oft verkürzen Speis und Trank,
Luft, Waſſer, Obſt des Menſchen Gang.
Die beſte Frucht, ein Korn, ein Haar,
Bringt oft Gefahr
Und würzt den Stärkſten auf die Bahr.

Durch deine Vorſicht iſts geſchehn,
Daß ich dem allem mußt entgehn,
Nicht eigne Weisheit, und Verſtand,
Nur deine Hand
Beſchützte mich vor Mord und Brand.

Bal

Mach mir nur, eh ich ſcheiden muß
Den ſchnöden Weltlauf zum Verdruß;
Und gib, wen dieſer Leib zerſchellt,
Und alles fällt,
Den Vorſchmack einer beſſern Welt.

Mein Glauben hofft und wanket nicht,
Bis mir ſo herz als Auge bricht.
So fahr ich, wenn dein Wink gebeut,
Aus dieſer Zeit,
Zum Throne deiner Herrlichkeit.

G — — d.

XIII. INSCRIPTIO. *

A ☧ Ω.

Heic perpetua quieſcit in pace *Carolus* Marchio *Ginorius*. Laurentii Senatoris ex Anna Maria Minerbetia Fil. Domo Florentia. Ex antiquis Dynaſtis de Calenzano. Comes de Urbek in Agro Cluſentino. Natus Anno Aerae Chr. MDCCII. Equeſtri Ordini D. Stephani ineunte aetate adſcitus. Et in eodem commenda beneficiaria donatus. Hinc vocatus ad Patriae dignitates non interrupta ſerie. Nec imbelli pretio mercatus. Sed meritis. Primum illi urbis Magiſtratus & Praetores Provinciae deligendi jus commiſſum. Et Praefectura ſecretioris R. P. Flor. Archivi, et Commentarior. publicor. demandata. Deinde in Senatum florenti aetate lectus. Extincta poſtmodum Mediceorum Principum ſtirpe, quum imperium Etruriae Lotharingorum & Barenſium domui ceſſiſſet, ex decreto Senatus ipſe miſſus eſt Vindobonam, ut *Franciſco* III. magno Etruriae Duci nuper inaugurato, et tunc in expeditione Pannonica contra Turcas bellum adminiſtranti. Tuſcorum ſuffragia A. vota primum obtineret. Quumque ibi ingenium ejus ad omnia aptum comiſiſſet, ex munificentia Principis a Conſilio

* Dieſer iſt uns aus Wien zu geſchickt worden

filiis ſuis renunciatus. Sacrar. largition. & Patrimon. Principis unus ex Curatorib. factus; et inter Principes Viros Etruriam regentes conſcriptus. Plura addidit dona *Thereſia* Aug. Hungariæ & Bohemiæ Regina, quæ eum inter penitiores Conſiliarios ſuos adhibuit. Quadrageſimo ſexto vertentis Seculi Anno *Franciſcus* Magnus Dux ad Imperium Germanor. evectus ſuum præſentem intimum Conſiliarium declaravit, et civitatis portus & oræ maritimæ Liburnenſium Præſidem conſtituit, eique curam Commercii & ſalutis tutelam commiſit. Hanc ille ſpartam eximie auxit ornavitque. Comitiis triennalibus equeſtris Ordinis D. Stephani An. MDCCLV. juſſu Cæſaris præfuit. Murrhinarias Officinas & Artem primus in Etruriam invexit. Ad Coeinæ oſtia Aedes maximis proprio ære excitavit, illicque Colonos illexit & Coralliorum piſcationi addixit. Intra Liburni mœnia auſpice Imp. Brephotrophium a fundamentis erexit, et alimentarios conſtituit. Cæſari ut extenderentur urbis pomœria ſecus mare auctor fuit, opusque feliciter incœptum ad incrementum excitavit. In Americam & Indias onerariis navibus inſtructis novum Tuſcorum commercium primus auſpicatus eſt. Literarios cœtus & ſapientes viros fovit. Etruſcam Academiam Cortonen. fere per biennium Princeps rexit. Picturam, Sculpturam, Plaſticen, Muſivorumque operum artem excoluit. Artifices omnis generis aluit, ipſe doctus, et omnis præcipue hiſtoriæ naturalis & Chemiæ conſultiſſimus. Demum Religione erga Deum, erga Principem fide, liberalitate in Pauperes, in Amicos benevolentia, in adverſis conſtantia, in proſperis moderatione clariſſimus. Immortalem ſibi Famam apud exteros & inquilinos promeritus. Apoplexiæ ictu immatura morte ſublatus eſt A. D. III. eid. Aprilis. Anno Rep. Sal. MDCCLVII. *Vixit* Ann. LV. M. III. D. III. Hor. XXIII. *Eliſabeth* Conjux, Bartholomæi Principis Corſini Filia, *Clementis* XII. Pont. Max. Proneptis. *Laurentius* Eques Filius. Et *Franciſcus Maria* Epiſcopus Fæſulanus Frater. Marito. Patri. Et Fratri beneremerentiſſimo cum lacrymis & merore fecerunt.

O Liberi! O Patria! Heu! Heu! Quando ullam invenient parem?

Ende der Hiermondo etc.

keinen *Verſum hypermetrum*, oder der ein Glied zuviel hat, und ſind ſonſt in dem Gebrauche der Endabkürzungen (*Apoſtrophorum*) mehrentheils gar behutſam; welche die Griechen und Italiäner im Gegentheil auch in ungebundener Rede ſelbſt gar gewaltig herrſchen laſſen. Dieſes letztere wird nur mit ein paar Worten erinnert, und damit der erſte Theil dieſes nicht übelgerathenen Werkleins beſchloſſen.

Von dem andern Theile deſſelben, oder der Poetiſchen Zugabe, welche in allem ſechs und funfzig Gedichte begreifet, finden wir nur dieſes allhier zu melden nöthig, daß es mehrentheils kleine Sinngedichte und Aufſchriften ſind, deren die gröſte Zahl die Uberſetzungen aus fremden Dichtern, als dem Sophocles, Pindarus, Martialis, Catullus, und einigen neuern, die aber nicht allemal genennet ſind, ausmachen. Sie ſcheinen je zuweilen etwas hart, auch nicht eben allemal nach den von Herren Praſchen ſelbſt gegebenen gegründeten Regeln allzugenau ausgearbeitet; oder nach und nach verbeſſert worden zu ſeyn: Doch ſind ſie vor ſeine Zeiten, und vor einen mit Geſchäften zeitlebens ſo ſehr überhäuften Mann, als er war, noch gut genung gerathen. Wir wollen unſern Leſern zu Gefallen, die dieſes Büchlein nicht bey der Haud haben, aber doch etwa begierig ſeyn möchten, die Muſe dieſes redlichen Deutſchen etwas genauer kennen zu lernen, die XLVII. Nummer, welche eins von den längſten aber auch beſten Stücken iſt, zur Probe ganz hieher ſetzen, und ſie hernach ſowohl von derſelben, als unſerm darüber insgemein gefällten Ur-

Aus den Griechischen Alterthümern
der Grafen Caylus

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Wonnemond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Theoph. Breitkopf.
Num. V. 1757.

Inhalt.

I. P. Cœleſtin Schirmann, de Mundo optimo.

II. Doct. L. F. Hubemanns Beantwortung einiger Einwendungen.

III. La Colombiade, de Madame du Bocage ou la Foi porteé au nouveau monde.

IV. Herrn Johann Lockens Verſuch vom menſchlichen Verſtande, aus dem Engliſchen überſetzet.

V. Cato, oder Briefe von der Freyheit und dem Glücke eines Volks, unter einer guten Regierung.

VI. Ueberſetzung der Oden des Horaz, III. Buch.

VII. D. Friederici Wideburgii, de Vita et Scriptis Iohannis Petri de Ludewig.

VIII. P. Ovidii Naſonis Opera omnia.

IX. Lyriſche und andere Gedichte, von J. P. Uß, dritte verbeſſerte Auflage.

X. Io. Gottlob Boelmii, inter Arcades Criſenii Berrhoenſis, Poemata.

XI. Nachricht aus Halle.

I.

De Mundo optimo, Libertati, Potentiæ et Sapientiæ Dei convenientiſſimo, Diſſertatio Academica. Auctore P. Cœleſtino Schirmann, Ord. B n. in Mon. Cremifanenſi profeſſo, ac in eadem Academia Philoſ. Profeſſ. Ord. A. D. MDCCLVI. Cum permiſſ. Superior. Styræ. Typis Greg. Menhardt. p. 160. in 4. maj.

Wir haben das Vergnügen, unſern Leſern hier etwas recht beſonders bekannt zu machen. Herr Prof. Schirmann zu Cremsmünſter iſt es werth, als ein Zeuge der philoſophiſchen Wahrheit aufgeführet zu werden. Zu einer Zeit, da mitten unter uns Evangeliſchen von vorgeblichen Eiferern für die reine Theologie, die Lehre von der beſten vorhandenen Welt, als gottlos und ſchädlich ausgeſchrieen wird; da man der akademiſchen Jugend durch allerhand ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten weiß machen will, daß dieſelbe Gott um ſeine Freyheit, Allmacht und Weisheit bringe; da man bey gelehrten Akademien Preiſe darauf ſetzet, und damit gewinnet, daß man die Werke Gottes der Unvoll-

kommenheit beschuldiget: steht unter den Katholischen ein Mann auf, der die angefochtene Wahrheit und Ehre Gottes nicht nur besser einsieht, sondern auch herzhaft und glücklich vertheidiget.

Der Orden der Benedictiner hat uns schon viel gelehrte Männer geliefert; und selbst in Deutschland ist er seit einiger Zeit fruchtbar daran geworden. Ein Abt Vessel, ein P. Herrgott, ein P. Ziegelbauer, ein P. Legipont, und ein Rothfischer haben demselben viel Ehre gemachet. Selbst in der neuern Philosophie hat P. Weiß, mit seinem Pharus Intellectus sich viel Ruhm erworben. Itzo tritt nun auch der ehrw. P. Schirmann mit einem metaphysischen Werke ans Licht, das aus einer tiefen und reinen Einsicht geflossen ist. So darf nun die gesunde Weltweisheit nicht verzagen, wenn sie gleich unter den Protestanten, durch allerley widrige Schicksale verdrungen werden sollte. Die römische Kirche selbst wird ihr Retter verschaffen.

Den Anfang machet auf der zweyten Seite des Tittelblattes eine schöne Stelle aus dem Augustin,* einem Kirchenlehrer, dessen Einsicht allemal für so groß, als seine Frömmigkeit geachtet worden. Hat nun dieses Licht der alten Kirche die Lehre von der höchsten Vollkommenheit der Welt, nicht für anstößig gehalten: so sollten wenigstens heutige Schriftgelehrte mit mehrerer Behutsamkeit dabey zu Werke gehen. „Auch das erinnere ich, schreibt er, hüte

* Illud quoque moneo, heißt es, caveas, ne forte, non dicas quidem, melius fuisse ut non essent; sed dicas: aliter fieri debuisse. Quidquid enim tibi vera ratione

„se dich, nicht etwa zu ſagen: es wäre beſſer, wenn „gewiſſe Dinge nicht wären; ſondern nicht einmal: ſie „hätten anders ſeyn ſollen. Wenn dir nämlich et„was mit Grunde als beſſer vorkommen ſollte, ſo wiſ„se, daß Gott, der Schöpfer alles Guten, es ge„machet habe. Denn du kannſt in der Creatur „nichts beſſers erſinnen, was dem Urheber der Crea„tur unbekannt geblieben wäre„.

Es iſt der Aufmerkſamkeit eines vernünftigen Leſers werth, die kurze Vorrede des Verfaſſers zu wiſſen; um ſeine Geſinnungen bey dieſer Ausführung kennen zu lernen. Man wird daraus theils die Umſtände, darinn er ſich befindet, theils das Licht, darinn er dieſe Lehre anſieht, theils ſeine Abſichten beſſer einſehen, ja ſeine ganze Fähigkeit beurtheilen können. So lautet ſie:

„Es wird viele bedünken, daß ich etwas ungewöhnliches unternehme, und man wird wohl gar deswegen etwas gefährliches beſorgen. Allein, meinetwegen mag man ſich wundern, und andre mögen fürchten. Sie mögen nur Lehre annehmen, und nicht aus Ungeduld gleich auf der Schwelle umkehren; ſondern die Vorurtheile ablegen, die ſie mit der Muttermilch eingeſogen, und gern auch andern durch heimliche Ränke beybringen wollen; bevor ſie ſich unterfangen zu urtheilen. Ich gebe mich für denjenigen nicht aus, von deſſen Ausſpruche die ge-

re melius occurrerit, laus ſeculis Deum, tamquam bonorum omnium Conditorem. Neque enim tu potes aliquid melius in creatura cogitare, quod creaturæ artificem fugerit. Aug. Lib. 3. de libero arbitr. c. 5.

lehrte Welt abhänzt; der ich mir vielmehr meiner Schwäche bewußt bin, und ſie aufrichtig geſtehe. Ich ſollte aber eine philoſophiſche Abhandlung der öffentlichen Prüfung unterwerfen; und es gefiel mir, unſre beſte Welt zu vertheidigen: als welche allein die Ehre des Allerhöchſten zu offenbaren geſchickt iſt. Dieß iſt nun der Zweck meiner Arbeit, die Ehre unſers Gottes. Denke alſo nicht, daß ich nur aus Liebe zu Neuerungen getrieben worden; da mich der Apoſtel gelehret, alles wegen der Liebe Chriſti für Schaden zu achten.

Es iſt auch in der That dieſe Lehre ſo wenig neu, daß das Licht der Kirche, der h. Auguſtin ſie an vielen Orten für die Seinige ausgiebt. Sollte man ſie daher nicht billig alt, obgleich gar nicht veraltet oder abgeſchaffet, nennen? Hier ſind ſeine Worte *. Ja was der beſten Welt am allermeiſten im Wege

* Quid ergo dicemus? an quia præſciebat Deus hominem peccaturum, nec in ſuæ imaginis perfectione manſurum, non ſingilatim, ſed cum ceteris, cum dicere voluit bonum, velut intimans, quid eſſet futurum? Quia cum ea quæ facta ſunt, in eo, quod facta ſunt, quantum acceperunt manent, ſicut vel illa, quæ non peccaverunt; vel illa quæ peccare non poſſunt, et ſingula bona, & in univerſo *bona valde* ſunt. Non enim fruſtra additum eſt VALDE; quia et corporis membra, ſi etiam ſingula pulcra ſunt, multo ſunt tamen in univerſi corporis compage omnia pulcriora: quia oculum v. g. placitum atque laudatum, tamen ſi ſeparatum a corpore videremus, non diceremus tam pulcrum, quam in illa connexione membrorum, quum loco ſuo poſitum in univerſo corpore cernimus: ea vero, quæ peccando amit-

Wege zu ſtehen ſcheint, das iſt ihr, nach Auguſtins Urtheile, gar nicht zuwider, wenn er im IV Buche de Geneſi, c. 16. fortfährt **. Könnte Gott das Gute nicht machen, ſo wäre es keine Allmacht; könnte ers aber, und thäte es nicht; ſo wäre es ein groſſer Neid. Und im I. Buche de Geneſi, wider die Manichäer im 21. Cap. ſaget er: Fürwahr, man muß es nicht fahrläßig übergehen, was geſchrieben ſteht: Und Gott ſah, daß alles, was er gemachet hatte, ſehr gut war. Denn da er von einzelnen Dingen redete, ſagete er nur daß ſie gut wären. Da aber von Allen die Rede war, war es zu wenig, es bloß gut zu nennen; wenn er nicht hinzuſetzete, daß es ſehr gut wäre„. Im 11ten §. aber habe ich einen Hebraismus bemerket.

Nach der von der allerdurchlauchtigſten Kaiſerinn erhaltenen Freyheit ***, habe ich alſo in den

amittunt decus proprium, nullo tamen modo efficiunt, ut non etiam ipſa recte ordinata cum toto atque univerſo bona ſint. Lib. 3. de Geneſi ad litteram c. 24.

** Bona facere, ſi non poſſet, nulla eſſet potentia; ſi autem poſſet, nec faceret, magna eſſet invidia.

*** Sane non eſt negligenter prætereundum, quod dictum eſt: et vidit Deus omnia, quæcunque fecit, eſſe bona valde. Cum enim de ſingulis ageret, dicebat tantum: vidit Deus, quia bonum eſt; quum autem de omnibus diceretur, parum fuit dicere bona, niſi adderetur et *Valde*.

**** Man kann hieraus ſchlieſſen, daß der Hr. Verf. auch nicht ohne Widerſpruch geweſen, und die Sache gar bis an den höchſten kaiſerl. Hof gedrungen; woſelbſt ſie bey der Kaiſerinn Majeſtät Schutz gefunden.

Druck gegeben: Daß die beſte Welt, den göttlichen Eigenſchaften nicht zuwider, ſondern höchſt gemäß ſey. Ein jeder erkennet, daß man in philoſophiſchen Sachen der Vernunft folgen müſſe; das Anſehen aber nur in ſo weit gelten könne, als es der Vernunft gemäß iſt. In der Theologie iſt es billig umgekehrt: hier muß das Anſehen gelten, und die Vernunft ſich unterwerfen. Damit ich alſo zeigen möchte, dieſe Welt ſey die beſte, bemühte ich mich darzuthun: ſie ſey weder der göttlichen Weisheit, wie es einigen wenigen bedünket; noch der Macht, wie andere dafür halten, noch auch der Freyheit Gottes zuwider, wie beynah der ganze Schwarm der Gegner ſchreyt.

Ich habe den Begriff einer Welt überhaupt auseinander gewickelt, und alles, was ſonſt dazu gehöret, oder daraus folget, mitgenommen. Darauf bin ich zum Werkmeiſter unſerer vorhandenen Welt fortgeſchritten, und habe ſeine Vollkommenheiten, aus der Beſchaffenheit der Welt geſchloſſen. Da wir alſo, aus dem Endzwecke der Schöpfung, nämlich der Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit ſchließen; dieſe Welt ſey das geſchickteſte Mittel geweſen, den gedachten Zweck gewiß zu erhalten: ſo kann ich mit aller Sicherheit ſchließen: daß unſere Welt die beſte ſey; nachdem ich die gewöhnlichſten Einwürfe beyſeite geräumet.

Es ſchien mir nöthig zu ſeyn, daß ich den engliſchen Lehrer, (den Thomas Aquinas) erſt anführen müßte: damit es offenbar würde, daß unſere Phi-

loſo-

theil, wiederum nach Belieben urtheilen laſſen. Die Aufſchrift heißt:

An das Weinglas.

Du Ruhm Venedigs, von Muran,
Du edles Glas, auf welchem man
Von Pallas ſelbſt geſchnitten ſiehet
Ein Kind, das Seifenblaſen macht,
Und lehret, (wie anbey gedacht,)
Daß alle Wolluſt alſo fliehet:

Es wird ein guter Freund anheut,
Um drey aus ſeiner Einſamkeit
In meiner Muſen Tempel kommen;
Ein Freund, mit dem ich allzeit pur
Nicht ein gefülltes Salzfaß nur,
Und Weinfaß auch, zu mir genommen.

So ſteig nun bald herab vom Schrank,
Und harre ſein auf dieſer Bank.
Du muſt dich aber voraus baden,
Und heller, als du ſelber, ſeyn;
Damit des trinkbarn Goldes Schein
Die Lippen möge zu ſich laden.

Wie jene Kleider, welche man
Zu Co vorzeiten feilet an,
Gar rein, und ſo durchleuchtig, waren,
Daß Weiberhaut dadurch erſchien;
Alſo muß Bachus, mein Rubin
Und Chryſolith, dein Eis durchfahren.

Du

losophie von seiner englischen Lehre nicht abgienge, wie einige zu lästern sich unterstanden haben.

Diese Abhandlung ist vormals der öffentlichen Prüfung unterworfen worden, da sie dann der edle und gelehrte Hr. Karl Joseph Lachberger, aus Wels in Oesterreich, ein zweyjähriger philosophischer Zuhörer, sehr rühmlich verfochten hat. Gefällt jemanden die Lehrart nicht, so ist sie doch philosophisch, und scientifisch. Daß ich nicht allen allerley werden könne, ob ich es gleich wünsche, lerne ich aus des h. Paulus Beyspiele; dem ich auch darinn nachzuahmen mich nicht schäme, daß es mir nicht beliebet, den Menschen zu gefallen, der ich lieber das sanfte Joch Christi tragen will. Gefällt dir, geneigter Leser, mein Werkchen, so danke ich Gott; mißfällt dirs aber, so danke ich auch dafür Gott. Du kannst solches an deinem Theile, sowohl deinet- als meinetwegen thun. Lebe wohl!

So bescheiden schreibt unser Philosoph, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er sein Versprechen redlich gehalten, und seinen Zweck wohl erfüllet habe. Es herrschet eine gesunde Art zu denken, eine Deutlichkeit und Gründlichkeit in diesem Werkchen, die nicht sehr gemein ist. Er setzet viel metaphysische Grundwahrheiten voraus; z. E. was ein endliches und unendliches Ding, was zugleich sey, und auf einander folge; was Zeit, Raum, verknüpft und unzertrennlich, was der Zusammenhang und der Endzweck sey; was die Verbindung und Einheit eines Dinges heiße: das alles geht vor der Erklärung der Welt her, die er Ens, ex fini-

tarum, tum ſimultanearum, tum ſucceſſivarum rerum inter ſe connexarum ſeriebus reſultans unum nennet: doch ſo, daß er auch den Zuſatz noch beyfüget, den Hr. Prof. G. in ſeinen erſten Gründen der Weltweisheit zuerſt zur Wolfiſchen Erklärung gefüget: quæ non eſt pars alterius.

Die Wirklichkeit dieſer Erklärung beweiſt er durch die Erfahrung an der vorhandenen Welt, ſtückweiſe. Er zeiget was innerlich und äußerlich möglich, beſtimmet, und nothwendig iſt, und wie das determinatum a neceſſario unterſchieden iſt: worinn ſich insgemein die Feinde der beſten Welt irren, und verlieren. Er zeiget ferner die Zufälligkeit alles deſſen, was in dieſer Welt eine beſtimmte Wahrheit hat, beweiſt die Möglichkeit vieler Welten, und zeiget, daß der Dinge Zuſammenhang weder die Zufälligkeit noch die Freyheit ſtöre, u. ſ. w.

Man wird aus dieſer kleinen Probe ſchon ſehen, daß ein Philoſoph, der ſo ordentlich verfährt, keine geringe Stärke beſitzen müſſe: und wie wir ſein Buch allen Gegnern der neuern Weltweisheit zu leſen empfehlen; alſo wünſchen wir, daß es durch eine neue Auflage noch bekannter gemachet werden möchte.

II.

D. Ludwig Friedrich Hudemanns Beantwortung einiger Einwendungen, welche eine unbekannte Perſon, unter den Anfangsbuchſta-

ſtaben J. H. im IXten Stücke der Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte, in den königlichen däniſchen Reichen und Ländern, und deſſen 14tem Abſchnitte ſeiner kleinen wider den Meſſias des Herrn Klopſteks gerichteten Schrift entgegen geſetzet.

Anfänglich ſcheint meine im Eingange geführte Klage über das Verderben der itzigen Zeiten, in ihren Ausdrücken, dem mir unbekannten Herrn Gegner etwas zu fürchterlich: obzwar zugleich von ihm geſtanden wird, daß ſie zum Theil gegründet ſey. Dieſen Vorwurf hätte ich nimmermehr von einem Freunde unſerer Religion, dafür ich meinen Herrn Gegner nach der Liebe gern achte, vermuthen können. Iſt das Verderben zu unſern Zeiten nicht groß genug, um unſre Augen weinend, und unſere Herzen blutend zu machen, da man ſolche Zerrüttungen mitten in dem evangeliſchen Zion erblicken muß, die man am hellen Mittage der ſeligmachenden Lehre nicht erwarten ſollte? Was kann geiſtliches geſaget werden, das nicht billig noch weit heftiger lauten ſollte? Iſt es gleich eine unläugbare und einem jeden Chriſten bekante Wahrheit, daß die Kirche Chriſti von den Pforten der Höllen, ſelbſt bey den ſchärfſten Anfällen, nicht ſoll überwältiget werden: ſo trauren, ächzen, und wehklagen doch mit Rechte alle redliche Knechte Gottes, wenn die Ehre des Allmächtigen unbeſonnener, leichtſinniger, häuchleriſcher, und verruchter weiſe gekränket wird. Indeſſen iſt es ſchwer zu beſtimmen, ob die erſten Bekenner des Namens Jeſu in weit gefährlichern Zeiten, als wir, gelebet haben;

wenn

wenn wir die Gefahr der Seelen, als als die hauptsächlich im Christenstande zu erwägen ist, in Betrachtung ziehen. Dieses würde eine weitläuftige Untersuchung erheischen, wozu hier der Platz fehlet. Derer ihr Trost ist indessen auch unserer, daß nämlich endlich der Arm des Herrn siegen, und mitten unter seinen Feinden herrschen werde. Dieser Trost aber berechtiget keinesweges uns zum Schweigen und läßigen Dulden; sondern soll uns billig ein Antrieb seyn, unsere Stimme desto stärker zu erheben, verruchte Schänder der göttlichen Ehre freymüthig zu schrecken, Sichere und Träge aufzuwecken, Müde zu stärken, und im Glauben erstärkte zur Beharrung im Guten anzufrischen.

Was den meinem Herrn Gegner anstößig scheinenden Satz betrifft, in welchem ich urtheile, daß Herr Klopstock das allertheuerste Geheimniß der Erlösung, zum Pfande einer spielenden Einbildungskraft gemachet; so wollte ich wünschen, daß ich ihn nach der Wahrheit widerrufen könnte, und mich alsdann hiezu ganz willfährig bezeigen. Ist das aber genug, den Herrn Klopstock von dieser meiner Beschuldigung frey zu sprechen, daß man saget: **Er beschreibe nicht das Geheimniß unserer Erlösung!** Zeigt nicht das Wort Geheimniß selbst durch seinen Namen eine Tiefe an, die unsern schwachen und eingeschränkten Begriffen unerreichlich ist? Was würde unser dunkler und ohnmächtiger Verstand bey einem Unternehmen ausrichten, das unendlich weit über seine Denkensfähigkeit sich erstrecket? Wird nicht in dem Geheimnisse der Menschwer-

werdung des Heilandes, welches wegen der persönlichen Vereinigung beyder Naturen, der Grund unserer Erlösung ist, den seligen Geistern das παρακυπτειν beygeleget, und dadurch mit großem Nachdrucke von dem Apostel angezeiget: daß selbst die herrlichsten Geister die Tiefe dieses Geheimnisses mit ihren Verstandeskräften nicht durchschauen können? Allein eben das Verbrämen dieses höchsterhabenen und an Wichtigkeit alles übertreffenden Geheimnisses mit dichterischen Ausschmückungen, ist das Strafbare, welches anzugreifen mich mein Gewissen gedrungen hat. Ich bin kein Feind (wie mein Herr Gegner zu glauben scheint) von kühnen Metaphern; denn ich weis, daß das Edele der Dichtkunst großentheils darinn zu setzen ist; habe auch vielleicht eben so starke Metaphern in meinem Heldengedichte, meinen Geistesbelustigungen, wie auch gedruckten und noch ungedruckten Trauerspielen, als Herr Klopstock, gewaget; preise imgleichen alle diejenigen, selbst im Messias, welche 1) eine klare oder deutlich zu bemerkende Aehnlichkeit mit der vorgestellten Sache zu erkennen geben; 2) am rechten Orte, oder zur rechten Zeit erscheinen; 3) ohne eine vorzügliche starke Leidenschaft nicht gar zu sehr gehäufet worden; tadele sie hingegen billig, wenn man das itzt Angeregte nicht an ihnen wahrnimmt. Diese guten und nothwendigen Eigenschaften fehlen aber augenscheinlich; wie in den oft wiederholten und zum Theil ganz unverständlichen Schauern, so auch allen andern von mir namhaft gemachten verblühmten

ten Redensarten im Messias, denen ich meinen Beyfall habe versagen müssen.

Daß sich die immer unermeßlichen Handlungen der Gottheit durch keine Bilder der menschlichen Einbildungskraft abschatten, ich geschweige würdig beschreiben lassen, ist ein Satz, den mir ein jeder Vernünftiger willig zugeben wird, der nur einigermaßen den großen Abstand und Unterscheid eines Unendlichen und Unerschaffenen erkennen will. Dieses vorausgesetzt, habe ich geglaubet, daß die bloße Anzeige der von Herrn Klopstocken unter sinnlichen Bildern entworfenen Ausführung des göttlichen Rathschlusses der Erlösung der Menschen, ein hinlänglicher Grund sey, solchen Einwurf zu verwerfen. Itzo aber sehe ich mich genöthiget, die Unanständigkeit desselben durch Gründe zu bestätigen, die ich in möglichster Kürze darlegen will. Diese Gründe sind theils aus dem göttlichen Vater, theils aus dem Mensch gewordenen Heilande, theils aus der Beschaffenheit und Natur des Leidens Jesu, theils aus den Bildern des Herrn Klopstocks, wodurch er die Anhebung des Erlösungswerks bezeichnet, herzunehmen.

Die erste Person der anbethenswürdigen Gottheit, die in und auf dem wesentlichen Sohne ihrer Liebe von Ewigkeit zu Ewigkeit, durch die ununterbrochene göttliche Zeugung, mit dem innigsten Wohlgefallen ruhet, hat das ewigdaurende Verhältniß ihrer wesentlichen Liebeswirkungen, selbst in den Stunden des allerentsetzlichsten Leidens des Versöhners, nicht einen Augenblick aufheben, noch

in

in ein anderes verwandeln können; würde auch mit einem solchen Leiden, zur Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit, den eingebohrnen Sohn nicht haben belegen können, wenn unser Immanuel nicht sich selbst in höchster Bereitwilligkeit hiezu dargegeben hätte. Die Beschaffenheit dieses Leidens bleibt uns zwar, nach seinem unermeßlichen Umfange, auch noch nach der innern Art und Weise, ein ewiges Geheimniß: so viel aber können wir hievon, nach unserer durch die heilige Schrift erhaltenen Erkenntniß bezeugen: daß die mit der Gottheit erfüllte, und ohne Maaß gesalbte Menschheit Jesu, zur Zeit ihrer tiefen Erniedrigung dieser ihrer einwohnenden Gottheit, dergestallt, und zwar freywillig, sich geäußert, daß sie 1) die Armuth, Unruhe, und den Hunger einer zum Genusse Gottes zwar geschaffenen, aber desselben gänzlich beraubten Creatur, und zwar im allerhöchsten Grade, empfunden; als in welcher Beraubung der geistliche und ewige Tod, wiewohl in einem verschiedenen Maaße, zu setzen ist: 2) daß sie nach ihrem und des allerhöchsten Vaters Willen, sich in den scheußlichsten Versuchungen des Abfalls von Gott, des Mistrauens, der Verzweifelung, und der Gotteslästerung, dem höllischen Mordgeiste blos gestellet, und von der ihr beywohnenden Gottheit in keinem größern Maaße damals unterstützet worden sey; als zur kümmerlichen und mühsamen Abtreibung solcher Versuchung vonnöthen gewesen. Wäre es mir erlaubt, bey diesem so wichtigen Gegenstande ein Gleichniß zu wagen, so glaubete ich nach meiner geringen Einsicht, dieses durch den

natürlichen Schein am besten erläutern zu können. Man stelle sich einen Menschen vor, der in der besten Blühte seiner Jahre, bey dem reichsten Zuflusse und empfindlichsten Genusse aller nur möglichen irdischen Ergetzungen, vermittelst einer plötzlich ihm widerfahrnen gewaltsamen Beschädigung der Lunge, seinen Tod klar vor Augen sieht, der durch eine Erstickung bald erfolgen wird. Welch ein Schrecken muß ihn überfallen! in welch eine Angst, und in welch ein Zagen muß ihn dieser schmerzhafte Zufall reißen, der die ihm so wehrten Bande seines Lebens zertrennet, und die ganze Reihe seiner Glückseeligkeiten vernichtiget! Eine zwar ähnliche, aber unermeßlich stärkere Wirkung hat der Mangel der empfindlichen Einwohnung der Gottheit, der Menschheit Christi in der allerschmerzlichsten Leidenszeit verursachet, da (wenn ich mich so ausdrücken darf) das kräftige Einhauchen, Durchdringen, und Beleben der Gottheit, derjenigen Menschheit gefehlet, welche von der Gottheit in die Selbständigkeit ihres Wesens aufgenommen worden.

Hieraus erhellet deutlich, daß der Vater nicht seinen hochgelobten Sohn, die stäte Wonne seines Herzens, sondern in demselben allein die Sünden aller Menschen (als welche zu büßen und dafür genug zu thun er den Vorsatz gefaßt) gerichtet habe. Bloß in diesen Sünden des menschlichen Geschlechts ist der große Stifter des neuen und bessern Bundes, nach seiner Menschheit zum Fluch und zur Sünde vor den Augen der Welt gemachet; dabey jedoch diese Menschheit, selbst in den Stunden der Verlassung

lassung Gottes, der innig geliebte Gegenstand des himmlischen Vaters unverrückt geblicken.

Was schaffen demnach hier die Bilder des dreymal sichtbar hervorbebenden Gerichtstuhls, die Schreckensdonner Gottes, und andere dergleichen fürchterliche Anspielungen, die eine richterliche Strenge gegen den Heiland der Welt ausdrücken sollen? Doch wir müssen in der angezognen Stelle ihre Unanständigkeit noch etwas genauer erwägen.

Es sind deren der Zahl nach, vier: 1) das aus dem göttlichen Blick langsam hervorbrechende Gericht; 2) Gottes Donnern und Schrecken von ferne; 3) die Züge des unaussprechlichen Lächelns in seinem Antlitz voll Gnade, 4) das stille Weinen der andern Thräne. In allen vier Bildern ist theils das Unwahrscheinliche, theils das Unmögliche vorhanden.

Unwahrscheinlich ist das zweyte Bild, das Gottes Donnern und Schrecken in der Ferne anzeiget. Denn was ist der Zweck dieses Donners und Schreckens in die obern seligen Gegenden? Sollen die im Glauben an den versprochenen Weibessaamen vollendeten Gerechten, die nicht mehr die Bürde der beflekkenden Natur, und des zu Staub gewordenen Leibes fühlen, dadurch geängstiget werden? Soll ihre Seligkeit dadurch eine Zeitlang aufhören, und zwar eben in einem solchen Zeitpunkte, in welchem sie die größeste Ursache zu frohlocken haben? Wollte Herr Klopstock einwenden: Dieß erfodere die Würde und Hoheit des ihre ehemaligen Sünden büssenden Erlösers, daß sie mit dem Wiederherstellter ih-

rer Seligkeit eine kurze Zeit trauren, und das Schrecken Gottes wegen der Sünde zugleich nebst Ihm empfinden müssen; so frage ich billig: Ist denn kein ander Mittel ausfündig zu machen, ihrer vorigen Sünden sie zu erinnern, als ein solches, das ihrer Seligkeit einen so gewaltigen Abbruch thut, und sie fast in Besorgniß setzen muß, durch die richterliche Strenge Gottes sich derselben beraubet zu sehen; da sie doch, nach der Aussage der heiligen Schrift, in kein Gericht, auch nur auf einen Augenblick, kommen dürfen, sondern sogleich vom Tode zum immerwährenden Leben hindurchdringen? Könnte nicht die wehmüthige Erzählung eines Engels dieses Gericht der menschlichen gesammten Sünden, und zugleich deren Scheußlichkeit, ihnen aufs neue lebhaft einprägen, und sie daneben zur stärksten Empfindung des für sie sich freywillig opfernden Lammes Gottes reizen? Und warum stellet Herr Klopstock dieses Schrecken und Donnern als in der Ferne vor? Entkräftet er nicht dadurch die Fruchtbarkeit seines willkürlichen Bildes, die er doch ohne Zweifel gern in der größesten Gewalt darlegen will?

Das erste Bild steht mit dem dritten in dem allergenauesten Verhältniß, machet einen unnatürlichen und wiedrigen Contrast, und fasset schlechterdings eine Unmöglichkeit in sich. Zorn, der in den fürchterlichsten Ausbrüchen wittert; und zugleich Züge des unaussprechlichen Lächelns in dem göttlichen Antlitz voll Gnade, sind offenbar sich widersprechende und einander aufhebende Wirkungen. Und was nöthiget ihn, auch dieses Bild durch das Wort:

lang

Du muſt, fürs andre, allezeit
Zu Dienſten ihme ſtehn bereit,
Und voll zu laufen nicht vergeſſen.
Es will das alte Völker-Recht,
Daß ihnen, die im Hauſe, ſchlecht,
Den Gäſten aber redlich meſſen.

Die Waſſerfluth laß ferne ſeyn.
Er ſchöpfet gerne puren Wein.
Jedoch vom ſüſſen Pferdebrunnen,
Beliebt es ihm zuweilen auch,
(Wie aller weiſen Leute Brauch,)
Wann etwas in den Wein gerunnen.

Du muſt ihn ferner von der Haut,
Wie ofe er auch in dich geſchaut,
Du mannlich Glas, nicht eher laſſen,
Als bis das kalte Silberlicht
Der Luna vor die Venus bricht,
Und bis er nährlich kennt die Straſſen.

Allein ſieh zu, daß keiner dich
Zu Scherben mache freventlich:
Du haſt mich gleichwohl viel geſtanden.
Und wiſſe, daß ich nicht vermag,
Um Geld zu ſchaffen alle Tag,
Ein ſolch Gefäß aus fernen Landen.

Zudem ſo muſtu, wann ich hin
Ins Grab, wie alle, werde ziehn,
Auf meine Baar zu ſtehen kommen.
Wann Ritter fallen, pflegen wir
Die Waffen auf den Sarg herfür
Zu thun, daron ſie Ruhm genommen.

langsam, zu schwächen, da alle Wirkungen des Eifers, nach ihrer Natur, nebst der Heftigkeit, eine Schnelle bey sich führen?

Das vierte Bild, dadurch der ersten Person der Gottheit das Weinen der andern Thräne zugeschrieben wird, ist unstreitig dasjenige, was der göttlichen Majestät am klärsten widerspricht, und daher das allerunzulässigste. Würdig hat allein der Sohn Gottes in seinem sichtbaren Wandel auf Erden weinen können, da er sich der unsündlichen Schwäche unserer Natur, im Stande seiner tiefsten Erniedrigung freywillig unterzogen. Keinen Engel aber, und am allerwenigsten den Vater in der hochgelobten Gottheit, kann man auf eine anständige Art weinen lassen, und wenn es auch nur eine einige Thräne wäre; obzwar Herr Klopstock diese Freyheit mehr als einmal sich herausgenommen. Mit dem Stande der vollkommenen und allervollkommensten Seligkeit stimmen keine Zähren überein, weil diese allein das Loos der in ihrem Elende sich und andere fühlenden Sterblichen sind. Nirgends ist auch in der h. Schrift eine Spur vorhanden, daraus man diese Art des Mitleidens beym Genusse der höchsten Seligkeit wahrscheinlich machen könnte.

Daß Herr Klopstock dem menschlichen Geschlechte keine Unsündlichkeit, in seinem Herzen zuschreibe, glaube ich mit meinem Herrn Gegner: aber eben daher tadele ich ihr mit recht, daß verschiedene Ausdrücke seines Gedichts so hoch getrieben worden, daß man aus dem den sittlichen Eigenschaf-

ten der Jünger Christi (die damals annoch voll unlauterer Begriffe und Neigungen waren, und da ihr Glaube im ersten Anbruche war, noch auf der untersten Stuffe der wahren Heiligkeit stunden) beygelegten großen Lobe eine Unsündlichkeit schließen muß. Ich meyne durch das Anführen verschiedener Stellen hievon einen überzeugenden Beweis gegeben zu haben. Sogar die Engel verlieben sich in die durch das natürliche Verderben verdunkelten, geschwächten, und verstellt gewordenen sittlichen Eigenschaften derjenigen Personen, denen sie zu Beschützern und Gefährten hier auf Erden gegeben worden. Ob nun gleich nicht zu läugnen ist, daß bey einigen Menschen vermittelst einer guten Erziehung, und feinerer, wie auch lebhafter Naturgaben, die Ausbrüche der Sünden sich weniger, als bey andern, äußern, ja wohl gar ihnen eine so künstliche Kappe angeleget werde, wodurch man sie für wahre Tugenden achten sollte; so liegen diese Abweichungen von der Heiligkeit Gottes doch eben sowohl unter dem Fluche des Gesetzes, als die gröbste Ausschweifung. Es ist demnach eine unläugbare Wahrheit, daß alles Gedenken, Thun, und Begehren, selbst des allergesittetsten und mit den besten Naturgaben bereicherten Menschen, dem Fluche und der Verdammniß unterworfen bleiben, so lange sie nicht durch die Gnade Jesu geheiliget, und also durch eine wahre Bekehrung Gott angenehm gemacht werden. Aber auch dann verdienen sie keine hohe Lobeserhebungen, weil sie noch täglich mit mancher von der Erbsünde herrührenden Unlauterkeit beflecket werden, darüber

über sie roth werden, darüber sie wehmüthig bey Gott im Blute des Versöhners Vergebung zu suchen haben. Rechtschaffene Christen hüten sich auch sorgfältigst, Lobsprüche für ihre Personen anzunehmen, oder andern auszutheilen, es sey denn, daß sie nach der ihnen beywohnenden Weisheit urtheilen können, daß solch ein Lob diesen nicht zum Nachtheile, sondern zu deren desto mehreren Befestigung im Guten, gereichen werde: denn sie wissen, daß selbst der Heiligste in dieser Unvollkommenheit den Schatz der göttlichen Gnade in einem unreinen und irdischen Gefäße trage.

Wenn der geistreiche Watts rechtschaffenen Christen die Lehre giebt, nach einer hohen Stelle unter den Seligen zu trachten, so frägt sichs hierbey: Wie wird dieselbe erhalten? und die Antwort lautet nach dem Inhalte der Bergpredigt, Matth. 5: durch die getreue und beständige Ausübung und Anwendung wahrer, das ist, von Gott in der Seele gewirkter Tugenden; unter denen die Armuth, die ein Gläubiger in seinem geistlichen Vermögen empfindet, als der Grund einer ächten Demuth, obenan steht. Zwar verlanget Gott von seinen Kindern nicht, daß sie gegen die wahre Ehre, die vor ihm gilt, gleichgültig seyn, oder sie wohl gar verachten sollen; vielmehr gebeut er, derselben nachzustreben. Dieß ist aber eine solche, die man im Glauben aus Gott empfängt, (da er uns in der Gerechtigkeit seines Sohnes, vermittelst der neuen Geburt, zu seinem Bilde wieder herstellt) in Ihm (durch die Kraft und den Fleiß der Heiligung) ge-

neußt, und (vermittelſt einer wahren Demuth und Verläugnung unſerer ſelbſt und aller geſchaffenen Dinge außer uns, wenn ſie den Chriſtenpflichten entweder widerſtreiten, oder Eintrag thun (wieder zu Gott führet, und Ihm aufopfert. Wenn demnach Jakobus den ſchwülſtigen und von ſeinem Schutzgeiſte dennoch gebilligten Wunſch thut: daß er wünſche durch den Ausſpruch Gottes und Chriſti an dem großen Gerichtstage verehrungswürdig zu ſeyn: ſo flattern und brauſen beyde in dem Dunſte eines ſich hochſchwingenden und ſündigen Naturfeuers; nicht aber reden ſie nach dem Charactere eines von Gott erleuchteten Geiſtes, der ſeine Krone zu den Füßen des Allmächtigen niederleget. Der ſtäte Wahlſpruch eines Kindes und Knechtes Gottes iſt dieſer: „Nicht uns, Herr, nicht uns, „ſondern deinem Namen gib die Ehre„!

Die von meinem Herrn Gegner angezogenen Worte Röm. 2, 7. müſſen nach dem griechiſchen Texte ſo überſetzt werden: „denen, die beharrlich, (denn dieſe Bedeutung erfordert hier der Ausdruck κατ' ὑπομονὴν, nach der Ausdaurung (des guten Werkes„) (wodurch des ſeligmachenden Glaubens thätige Geſchäfftigkeit in der Liebe, und alſo der ganze Wandel eines Chriſten in allen ſeinen Lebenspflichten, und deren Gott gefällige Beweiſung zu verſtehen iſt:) „Herrlichkeit, Preis und Un„vergänglichkeit ſuchen„ wird Gott das ewige Leben geben. Hier wird alſo dem guten Werke, anſtatt der es ausübenden Perſonen; Herrlichkeit, Preis, und Unvergänglichkeit zugeeignet. Fragt

man,

man, warum? so antworte ich: deswegen, weil Gott, der einige Urheber alles Guten, es in den Seelen der Seinigen gewirket hat; ob zwar seine Kinder selbst ihren Antheil an dieser Ehre auch bekommen, dessen sie aber in tiefer Demuth vor Gott sich stets verzeihen. Selbst in der Ewigkeit wird die Menge der Auserwählten den vornehmsten Engeln Gottes mit Fug, und dieser ihrer völligen Beystimmung, so zurufen können, wie ichs in der letzten Strophe der 30ten Ode des vierten Buchs meiner harmonischen Geistesbelustigungen ausgedruckt habe:

Dunkelt euch, ihr hehe Thronen,
Schwärzet euch, ihr Lichtessonnen,
Wenn der Herr der Majestät
Herrschend [vor euch übergeht! / euch zur Seite geht!]
Bücket euch, ihr Engelschaaren!
Willig seyd von Pracht entkleidet,
Weil ihr bey der Gottheit fahren,
Kaum ein schwacher Schatten seyd.

Mein Herr Gegner wundert sich, daß ich dem Herrn Klopstock die Beschreibung des Thomas zur Last lege, worinn er seinen Umbriel sagen läßt: die Natur habe ihm ein redliches Herz und Tugend gegeben. Wenn aber Herr Klopstock einen Menschen vom Thomas diesen Ausspruch hätte thun lassen, so würde ich vielleicht dagegen mich nicht geregt haben. Allein, ein seliger Geist muß auf die bestimmteste Art, wie auch nach den reine-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50952-9
GOTTSCHED,J.C. FN. 19147/072

sten, deutlichsten und vollkommensten Begriffen sich ausdrücken. Wenn demnach Umbiel einer Natur gedenket, die ihrem Besitzer ein redliches Herz und Tugend geschenket, so muß man diese Worte in der größesten Schärfe, und dem allereigentlichsten Sinne nehmen, so, daß sie nichts weniger und nichts mehr als das Gesagte enthalten. Daher hat Umbiel falsch geredet, wenn er der Natur nach, dem Thomas ein redliches Herz und Tugend beygeleget: denn ein redliches Herz und Tugend müssen in unserm durch die Sünde zerrütteten Seelenzustande, allein von Gott vermittelst der neuen Geburt gewirket werden. Eine bloß natürliche Tugend kann also kein Engel an einem noch unvollkommenen Menschen Tugend nennen; so wenig es ihm frey steht, dessen natürlich-redlichem Herzen Redlichkeit beyzulegen.

Wenn Lazarus als ein erleuchteter Christ reden soll (wie er denn unstreitig also in dem Messias allenthalben reden muß,) so erkläret man billig seinen Ausdruck als abgöttisch, wenn er spricht: Wenn er wüßte, daß nur eine Zähre der Cidli um ihn geweinet wäre, so wollte er sich selig preisen. Das Wort μακαίρις, dessen sich Paulus Apostelg. 26, 2, bedienet, kommt dem Herrn Klopstock zur Rechtfertigung seines Ausdrucks nicht zu statten. Ob zwar dieses Wort von heydnischen Schriftstellern sowohl von der Glückseligkeit im Leben, als von der Seligkeit nach dem Tode, gebraucht wird; so zeigt es doch bey ihnen insgemein den höchsten Grad der Glückseligkeit an: wie denn Hesiodus

selbst

ſelbſt die Götter deswegen μάκαρες nennet. Das Wort εὐδαίμων zwar faßt den Begriff einer geringern, irdiſchen, und in die äußern Sinnen fallenden Glückſeligkeit in ſich. Wenn aber in der heil. Schrift das Wort μακάριος vorkömmt, ſo wird es allemal in der richtigſten Bedeutung genommen, und bezeichnet ein Wohl, das in der Gemeinſchaft mit dem allerhöchſten Weſen, und in dem daraus fließenden rechtſchaffenen Gottesdienſte genoſſen wird. Mit dieſem Begriffe kömmt auch das beregte Wort ſehr wohl überein, wenn es nach meiner Muthmaßung von dem Stammworte κέαρ (das Herz) abzuleiten iſt; ob zwar Ariſtoteles in ſeiner Sittenlehre dafür hält, daß es ἀπο τῦ χαίρειν herrühre, und alſo einen hohen Grad der Freude anzeige. Denn die von Gott in ſeinen Kindern gewirkte höhere Glückſeligkeit (welche das Wort Seligkeit im Deutſchen, und μακαριότης im Grundtexte des neuen Teſtamentes anzeiget) ruhet eigentlich in dem Grunde des Herzens; erfüllet, belebet, und erhöhet auch daſelbſt weit mehr die innern Sinnen, als ſie die äußern weidet. Wenn demnach der Apoſtel in der angezogenen Stelle ſich ſelig ſchätzet, ſo geſchieht es nicht daher, weil er vor einem irdiſchen Könige reden ſoll; (denn einer ſolchen abgöttiſchen Schmäucheley hat der erleuchtete Geiſt des Apoſtels unmöglich ſich ſchuldig machen können) ſondern aus dem Grunde, weil er wegen der Lehre Chriſti von den Juden angeklaget, und von Gott gewürdiget worden, mit Freymühtigkeit von der Wahrheit derſelben vor dem

dem Agrippa, als einem in den jüdischen Sitten und Religionssatzungen sehr erfahrnen Manne, zu zeugen, und von dieser Wahrheit ihn vielleicht zu überzeugen. Eben in diesem Bekenntnisse fand Paulus seine höchste Ehre und vorzügliche Seligkeit.

Daß Herr Klopstock in einem Gedichte, welches geistlich heißen soll, durch das Beyspiel anderer Dichter dergestalt geblendet und hingerissen worden, daß er prächtige Lobeserhebungen an ihm selbst verschwendet, gereicht ihm zu keiner Entschuldigung. Geistliche Gedichte müssen allenthalben die Sprache der Wahrheit und Bescheidenheit führen. Durch die Redensart **fromme Sängerinn** hat er seine Muse viel zu hoch gemessen: denn es soll diese Benennung anzeigen, daß seine Poesie von Gott belebet, Gott geweihet, und Gott daher angenehm sey; da sie doch eine unlautere Frucht seiner natürlich erhitzten Einbildungskraft ist. Daß die Ode an den König der Dänen viel königliches in sich fasse, bejahet mein Herr Gegner; ich aber muß es verneinen, wenn ich nicht meine Einsicht und Empfindungen unzeitig verläugnen soll. Sie besteht mehrentheils aus gekünstelten und mühsam gesuchten Gedanken, unzuläßigen Wortfügungen, (deren geflissentliche Trenn- und Versetzung dem Verstande nicht minder, als dem Ohre, wegen des verstümmelten und unharmonischen Klanges, beschwerlich ist) und aus übertriebenen Vorstellungen. Ich berufe mich hierin freymüthig auf die Entscheidung unparteyischer und aufgeklärter Kunstrichter.

Was

Was die von mir angefochtene Zärtlichkeit betrifft, mit der Herr Klopstock fast auf allen Blättern des Messias spielet; so steht leicht zu erachten, daß ich sie nicht würde haben tadeln können, wenn sie eine von Gott selbst in der Seele gewirkte, und also heilige Liebe anzeigte. Denn diese ist die wichtigste Frucht, der thätige Beweis, ja das rechte Leben des seligmachenden Glaubens, und nebst diesem der Hauptgrund aller christlichen Tugenden. Zeiget aber nicht zum wenigsten die Episode des Lazarus und der Cidli offenbar an: daß, wo nicht eine fleischliche, doch bloß natürliche, und daher unlautere Liebe allenthalben in derselben obwalte; die dennoch mit den prächtigsten Farben geschildert wird, und derentwegen Lazarus sich fast zu Tode härmet, da er ihres Genusses sich beraubet sehen soll?

Die zwo Stellen des Boileau, darauf ich mich berufen, hat mein Herr Gegner nicht nachgeschlagen; denn der französische Dichter redet daselbst nicht von dem, was dieser anzeiget; (als darinn ich dem Boileau nicht beystimme:) sondern die gedachte Stellen handeln von der strafbaren Vermischung der Liebe zu Gott und einem sündigen Geschöpfe; da man nämlich die Liebe gegen solch ein Geschöpf durch eine erhitzte Einbildungskraft zu einer gottesdienstlichen Handlung machet, Gottes in einer dürftigen Creatur zwar zu genießen meynet, aber entweder allein, oder doch zum wenigsten vornehmlich seinem sündigen Fleische Raum und Weide giebt, und also nicht in Gott, sondern in der Creatur, sich

IX.

Versuch einer Uebersetzung Anacreons in reimlose Verse.

Es ist bereits in der Critischen Dichtkunst angemerket worden, daß man die reimlosen Verse nirgends besser anwenden und durch keine Gattung der Gedichte leichter einführen könnte, als durch Uebersetzungen alter Poeten. Wer es im Deutschen jemals versucht hat, ein Stücke eines griechischen oder lateinischen Dichters in deutsche gereimte Verse zu bringen, der wird wissen, was das für eine Arbeit ist, und welch ein unerträglicher Zwang daraus erwächst; wenn man die Gedanken eines andern getreulich ausdrücken, seiner Sprache aber dabey keine Gewalt thun, das Sylbenmaaß unverletzt beybehalten, und gleichwohl auch noch ungezwungene Reime finden will.

Doch wir Deutschen sind nicht allein diejenigen, so sich darüber beschweren müssen.

Die Franzosen haben diese Schwierigkeiten eben so wohl als wir Deutschen empfunden: Wiewohl dieselben ihre Verse ohne Scansion machen, und nur in den langen, von zehn und mehr Sylben, einen gewissen Abschnitt beobachten. Daher ist es dann gekommen, daß sie fast alle Uebersetzungen alter Poeten in ungebundener Rede abgefasset: Die Pharsale Lucans, unsern Anacreon, und wenige andre ausgenommen. Allein auch diese beyde die wir dem Brebeuf, und Abt von Longepierre

beluſtiget. Der Gräuel des herrnhutiſchen Hauſens bey ihrem Ehegeheimniſſe, kann denen, die ihn kennen, hieben zur Erläuterung dienen; wiewohl ich wünſchte, daß eine ewige Decke dieſen ſchändlichen Schauplatz vor jedermanns Augen verhüllen möchte. Wie herzlich bedaure ich es, daß ich die Spur einer dieſer ähnlichen Schwärmerey im Meſſias des Herrn Klopſtocks, wie auch deſſen Ode an Gott, angetroffen habe! Es ſey zwar fern von mir, zu gedenken, daß er den Scheuſal des Ehegeheimniſſes der erwähnten Sekte billige: allein, auch ſelbſt die erſte Grundlage zu ſolcher Schwärmerey muß innigſt verabſcheuet werden, weil alles Böſe bey unterbleibender Wachſamkeit (als die ſelbſt dem erſten, und noch geringe ſcheinenden Uebel ſorgfältig vorbauen muß) wie eine im Finſtern ſchleichende Peſt, anwachſen, und alles verwüſten kann.

Was ich von den jemehr und mehr überhandnehmenden Laſtern, und dem immer ſcheußlicher werdenden Verderben des letzten Weltalters geſchrieben, ſtimmet ſowohl mit dem göttlichen Worte, als der Erfahrung überein; und der römiſche Dichter, den ich anführe, hat ſeine Zeiten ohne Zweifel mit einem ſehr aufmerkſamen und aufgeklärten Auge betrachtet, als er den beregten Ausſpruch hinterlaſſen: welches hiſtoriſch ausgeführet und dargethan werden könnte, wenn der Raum und mein Zweck dieſes verſtatteten. Der von meinem Herrn Gegner angezogene Seneca, widerſpricht eigentlich in ſeinen Worten dem Horazius nicht, ſondern will nur als ein der ſtoiſchen Sekte nicht blind-

lings

lings folgender Weltweiser, daß man die sträflichen Handlungen der Menschen nicht einem unvermeidlichen Schicksale, das ist, der zwingenden und nicht zu hintertreibenden Bestimmung einer höhern, unsichtbaren, und alles so ordnenden, als beherrschenden Kraft, sondern dem freyen Willen der Menschen beymessen: daher auch die Schwälgerey, Ueppigkeit und das Verderben der Sitten nicht den Zeiten, sondern denen in diesen Zeiten lebenden Menschen zuschreiben soll; weil zu allen Zeiten moralische Verschuldungen sich hervorgethan. Dieß ist der Wahrheit gemäß, und wird weder vom Flaccus, noch von mir geläugnet. Hierinn gehen wir aber beyde weiter als Seneca, daß wir eine Verschiedenheit der Zeiten, in Absicht der frechen und unbändigen Aeußerung solcher Laster, imgleichen der schädlichen, und einer mehrern Zahl der Menschen, theils gefährlichen, theils Unglück zuziehenden Würkungen solcher Laster, annehmen.

Hieher gehöret zu unsern Zeiten insonderheit der sectirische Geist, der nicht nur in der Kirche Christi, sondern auch in dem Kreise menschlicher Wissenschaften und freyen Künste oft die größesten Zerrüttungen und eine solche Erbitterung der Gemüther anrichtet, welcher man christliche Tugenden, redliche Absichten, Verdienste in geist und weltlicher Gelehrsamkeit, Bescheidenheit, Billigkeit, Wahrheit, ja selbst Gott, Gewissen, Himmel, und Seligkeit aufopfert.

Dieses hat an seinem Beyspiele der geschickte und redlich gesinnte Herr Pastor Volquarts erfahren müssen. Wie höhnisch und vermessen hat

ein

ein Ungenannter dessen Eifer für die Ehre Gottes durchgezogen! und wie sorgfältig hat dieser Gegner seine natürliche Scharfsinnigkeit angewandt, und fast erschöpfet, um seine Galle über diesen rechtschafenen Mann auszugießen!

Daß der Messias des Herrn Klopstocks kein Kirchengesang sey, hätte von meinem Herrn Gegner nicht wiederholet werden dürfen: denn, wer hat ihn doch dafür jemals aus Einfalt angesehen? Daß er auch keinen Unterricht in der christlichen Lehre geben könne, ist eben so offenbar. Muß er aber nicht bey dem darin behandelten hohen Gegenstande den ächten Charakter eines geistlichen Gedichtes führen, das zur Erbauung seiner Leser gereichet? Kann diese durch ihn erfolgen, da er (wenn ich die von den Evangelisten verfaßten Hauptumstände ausnehme) nichts als ein Gewebe vorstellet, das aus lauter tändelnden Bildern einer, soll ich sagen durchgehends natürlichen, oder oft unnatürlichen Einbildungskraft? zusammengeflochten ist?

Ich will diese Fragen meinem Herrn Gegner zur Beantwortung anheim geben, und wegen meiner ihm zu hart und heftig scheinenden Ausdrücke nur noch dieses hinzufügen; daß man in der Sache Gottes wissentlich nicht das geringste vergeben müsse. Habe ich Schärfe zu rechter Zeit und auf die gehörige Art, wider den Herrn Verfasser des Messias gebrauchet, so werde ichs nie bereuen, daß ich meine Christenpflicht hierinn mit Nachdruck beobachtet: bin ich aber von meinem Naturfeuer hie und da überrascht, und unvorsetzlich, aus Schwäche meiner

ner Urtheilskraft, in einen unzulässigen Eifer gerathen; (wovor ich doch sorgfältigst mich zu hüten getrachtet): so bitte ich den Herrn Klopstock dieser Vergehung wegen öffentlich um Verzeihung, und versichere ihn, als meinen unbekannten Herrn Gegner, daß ich selbst im Strafen meiner Brüder ihr wahrer Freund sey, und ihnen herzlich alles Gute im Zeitlichen und Ewigen von Gott anwünsche.

III.

La Colombiade, ou la Foi portée au nouveau monde, Poeme per Madame Du Bocage. A Paris 1756. in 8, 184. S. mit 10. Kupfern.

Ehe wir die Fortsetzung des schönaichischen Heldengedichtes Heinrich, liefern, wollen wir die Nachricht von einer französischen Epopee mittheilen, womit die berühmte Frau Du Bocage in Paris die Welt beschenket hat. Wir haben von derselben vor etlichen Jahren schon das Paradis perdu, oder verlohrne Paradies, als einen artigen Auszug aus dem Milton bekommen. Dieß kleine epische Gedicht hielt alles das in sich, was in dem Engländischen noch vernünftig oder zu entschuldigen war; und war von allen den überwitzigen Schwärmereyen und abscheulichen Teufeleyen desselben gereiniget. Daran nun hatte sich ihre poetische Feder nur geübet, etwas grösters und eigenes zu unternehmen.

Zum Stoffe desselben hat sie sich eine der wichtigsten Begebenheiten der Welt erwählet, die nur in den Geschichten zu finden war. Nichts mindere, als die Entdeckung der neuen Welt ist der würdige Gegenstand ihres Gesanges; eine That, die keinen mindern Heldenmuth erfodert, oder voraussetzet, als Alexanders Feldzug nach Asien, oder sonst die größte von Cäsars Thaten, die pharsalische Schlacht, die Lucan besungen hat. Sieht man aber auf die Folgen derselben, die allezeit eine Begebenheit erst recht wichtig machen: so ist kein Zweifel, daß kein Sieg eines Helden so vielen Einfluß in ganz Europa gehabt, als die Erfindung der neuen Welt. Warum hat sie aber den Columbus zu ihrem Helden erwählet?

Wir müssen ihre Erklärung darüber selbst hören. „Ein Gedicht von der Eroberung der neuen „Welt, schreibt sie in der Vorrede, bringt einem „sogleich in dem Sinn, der Held desselben müsse „Cortez seyn„. Der hohe Begriff, den **Solis** uns von den seltenen Gaben dieses Feldherrn giebt, hatte mich selbst auf die Gedanken gebracht. Allein bey Untersuchung der Geschichte von Mexico habe ich geglaubet, daß das Glück der Spanier, welches sie bloß der Schwäche **Montezums** zu danken gehabt, wenig Leser rühren würde. Man hätte also den Charakter dieses unglücklichen Prinzen ändern, die Umstände seiner Schlachten verkürzen, und Begebenheiten von andrer Art beyfügen müssen, die sich auf einen einzigen Zweck vereinbaren ließen.

Die

Die Eroberung von Peru würde eben dergleichen Einschaltungen erfodern. Die Grausamkeit Pizars hat sie verhaßt gemachet: und die verschiedenen Schlachten, so die Incas unters Joch brachten, haben mir keine Haupthandlung dargebothen. Weil ich also wäre genöthiget worden, fast alle Zwischenfabeln, die einer großen Materie zur Abwechselung dienen müssen, zu dichten: so habe ich sie lieber auf den Christoph Columb verwenden wollen; der zuerst, durch seine astronomische Kenntniß den Vorsatz gefasset, im atlantischen Meere dasjenige feste Land zu suchen, wovon die Alten geredet hatten. Er eröffnete sein Vorhaben vielen europäischen Prinzen. Der Hof zu Madrit billigte und beförderte seinen Entwurf. Die Königinn Isabelle von Castilien erhob ihn zur Würde eines Admirals *, und er segelte 1492 ab.

Zuerst entdeckte er die antillischen Inseln, unterwarf Spanien die große Insel St. Domingo, und berührte sogar das feste Land von America. Die Hindernisse, so dieser tapfre Genueser in seiner Schiffahrt antraf, und das Erstaunen der Völker, die er überwand, haben mir viel geschickter geschienen, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln; als alle Ebentheuer derer, die nach ihm seinen Spuren gefolget sind,.. Und wer kann hier anderer Meynung seyn, als diese geschickte Dichterinn? Allein sie fährt fort: und man bemerke ihre Bescheidenheit.

* Unsers Wissens ist er nach der Rückkunft erst mit diesem damals ganz neuen Titel beehret worden.

„Dieser neue Ulyß verdiente sonder Zweifel einen andern Homer. Ich fühle, daß dieß Unternehmen die Kräfte meines Geschlechts übersteigt. Ist mir der Leser günstig, so werde ich dieß Glück als ein Wunder ansehen: welches im Namen eines Pabstes gethan worden, der einen Tractat davon geschrieben, welcher so fromm als gelehrt ist; und mir erlaubet hat, ihm dieß Werk zu widmen.

Ich habe es der Geschichte bequemet, so viel als möglich war. Die Zemes, Teufel, welche von den Judianern angebethet wurden, haben mir zur Fabel des Gedichtes gedienet. Denn unser Glauben verbannet die Gottheiten des Heydenthums: der philosophische Geist unsers Jahrhunderts aber bequemet sich sehr ungern den Gaukeleyen der Zauberkunst, und der Macht der Hexen. Die Hülfe der Engel und Bosheit der Geister der Finsterniß, die durch die Schrift bestätiget wird, sind also das einzige Wunderbare, welches sich mit unsern Begriffen zusammen reimet. Ich würde meine Anwendung derselben vergeblich zu rechtfertigen suchen. Die Welt mag mich richten! Könnte ich doch ihren Beyfall verdienen„!

So redet die liebenswürdige Verfasserinn, deren schönes Kupferbild dieses Gedicht zieret; und welches mit Rechte zur Unterschrift hat: Forma Venus, arte Minerva! d. i.

Der Venus an Gestalt, an Kunst Minerven gleich.

Das Werk selbst aber zeigt nicht nur eine vollkommene Kenntniß der Regeln des Heldengedichts, sondern

dern auch eine große Belesenheit in den Geschichten, zumal von der Erfindung der neuen Welt; hernach auch viel Gelehrsamkeit in der Philosophie, Sternseherkunst, Weltbeschreibung, Fabel, und den Alterthümern. Doch wir wollen unsern Lesern den Inhalt aller Bücher kürzlich vor Augen legen.

Die Anrufung ist an Kalliopen gerichtet, nachdem sie ihr Vorhaben so erkläret hat:

Je chante ce Genois, conduit par Uranie,
Combattu par l'Enfer, attaqué par l'Envie,
Ce Nocher, qui du Tage abandonnant les Ports,
De l'Inde le premier decouvrit les Tresors;
De l'Aurore au Couchant, son Art vainqueur de l'onde
Pour y porter la Foi, conquit un nouveau Monde.

Die Anrufung wollen wir lieber verdeutscht mittheilen:

„Mutter des Orpheus, du, die du durch deines „Sohnes Stimme auf der See den Jason und Ty„phis bezaubert hast, erlaube meiner Kühnheit zu „viel längern Unternehmungen die Töne des thrazi„schen Sängers nachzuahmen. Hat er die Hölle, „Ungeheuer, und Waldgötter gebändiget; kann ich „denn nicht Menschen durch meine Stimme gewin„nen? Muse, komm, erweitre doch die Herrschaft „deines Geschlechts. Verleih meinen zitternden „Seyten den hellen Klang deiner Leyer. Zeige hier, „daß unsre den Göttern beliebte Gesänge sowohl auf „dem Parnaß, als zu Paphos, die Helden berühm„ter machen„.

I. Buch.

Nachdem Columb aus den spanischen Häfen abgesegelt, und an einigen unbewohnten Inseln gelandet, bemerket er einen guten Hafen. Hier werden seine Schiffe, und Volker erzählet. Die Teufel der neuen Welt, die sein Unternehmen in Schrecken setzet, versammlen ihren Rath. Teules, ihr Oberster, redet sie an. Es wird beschlossen einen Sturm zu erregen. Die Spanier richten ihr Gebeth gen Himmel. Es wird ruhig, und ihre Hoffnung belebet sich; sie landen an einer bewohnten Insel. Ein Greis, das Haupt dieses Volkes, nähert sich dem Columbus. Sie sprechen mit einander vermittelst eines Menschen, den Columb auf einer wüsten Insel gefunden, und der zum Dollmetscher dienet. Der Admiral wird von dem Alten in seine Grotte geführet. Zama, seine Tochter, trägt eine bäurische Mahlzeit auf. Der Greis verlanget des Columbus Ursprung zu erfahren, und wie er in diese Weltgegenden gekommen?

II. Buch.

Columb erkläret ihm seinen Ursprung, redet vom höchsten Wesen, von der Größe der drey alten Welttheile, und beschreibt ihm die Sitten, Gesetze, und die Geschicklichkeit ihrer Einwohner. Hierauf erwiedert der Alte, und schildert die Sitten der Bewohner seiner Insel ab. Um ihm einigen Begriff von den europäischen Künsten, der Handlung und Schiffahrt zu geben, setzet der Admiral seine Erzählung fort. Der Greis stellet eine weise Betrachtung

tung darüber an. Zama, seine Tochter, hebt an, sich gegen den Columbus empfindlich zu bezeugen, und bittet ihn, seine Reise und Ebentheuer zu erzählen. NB. Wir bemerken hier viel ähnliches, mit dem deutschen Hermann; ob wir gleich nicht läugnen, daß alles ein völliges Original-Ansehen hat.

III. Buch.

Nun erzählet Columb sein Unternehmen. Er schildert verschiedene europäische Fürsten, denen er sein Vorhaben eröffnet; und die Hindernisse, so er gefunden: er meldet aber auch, daß die Königinn Isabelle von Castilien, dasselbe gebilliget, und ihm eine Flotte gegeben. Er beschreibt den Schmerz des Volkes beym Absegeln derselben; und die Seeerscheinungen, so ihnen begegnet. Sein Schiff Alcides ist durch eine Wassersäule zu Grunde gegangen. Eine lange Windstille betrifft ihn. Die Lebensmittel verderben vor Hitze, und wirken den Scharbock, der hier beschrieben wird. Der Empörungsgeist bemächtiget sich der Matrosen: allein der Anblick eines nahen Landes besänftiget sie. Wie groß war ihre Freude, als sie von weitem einige Felsen erblickten! Nachdem sie auf einer gefährlichen Insel gelandet, finden sie eine fruchtbarere; und erstaunen, als sie einen Europäer darauf finden, den sie mitnehmen. Hierauf verläßt Columbus die Zama, und kehret zu seinen Schiffen zurück, läßt aber den Unbekannten seine Begebenheiten erzählen, der Cerrano hieß.

zu danken haben, bestätigen das, was man hier behaupten will. Denn sie haben sich in diesen poetischen Uebersetzungen solcher Weitläuftigkeiten und Umschweife bedienen müssen, daß sie mehr ihre eigene Gedanken, als ihren Grundtext darinn ausgedrücket, und also schlechte Uebersetzer geworden, indem sie gute Poeten haben werden wollen.

Viel besser haben es in diesem Falle die Frau Dacier, der Abt Terrasson, der Baron von Coutüres, Dacier selbst, und viele andre ihrer Landesleute gemacht, die uns den Homer, Anacreon, Virgil, Terenz, Horaz und Lucrez in ungebundener Rede geliefert, wohin ich noch den P. Catrou rechnen muß, der uns den Virgil eben so übersetzet hat. So viel getreulicher aber diese alle bey ihrem Grundtexte geblieben, so viel Annehmlichkeiten haben sie auch ihren Scribenten entzogen, da sie den, theils majestätischen und zum theil zärtlichen Wohlklang der griechischen, und lateinischen Poesie, durch keine gleichgültige Anmuth im französischen auszudrücken vermocht. Das Sylbenmaaß hat doch allerdings was musicalisches in sich, und ergetzet, durch seine tactmäßig hintereinander folgende Tone, das Ohr auf eine so angenehme Weise, daß selbst der Verstand davon lebhafter gerühret wird, was in einer so wohlklingenden Schreibart vorgetragen wird. Hierzu kommt noch, daß auch in gebundner Schreibart viele neue Versetzungen der Wörter, viele Figuren und verblümte Redensarten, und mancher verwegnere Ausdruck statt finden kan, wodurch der Poet seine Gedanken weit stärker, feuriger und erhabener, auch

IV. Buch.

Die Teufel ſind erboßt, daß ſie die ſpaniſche Flotte nicht erſäufen können; und ſenden den Zemes, eine indiſche Gottheit, zur Liebe ab, damit ſie den Columbus in die Zama verliebt mache. Dieſe eilet zum Admiral, und ſchildert ihm im Traume die Reizungen der ſchonen Wilden ab. Columb erwachet, und beſuchet den Alten, der ihm die Spiele der Inſulaner zeiget. Hier wird die Liebe des Columbus und der Zama beſchrieben. Wir wollen nur die Abſchilderung dieſer Schönen mittheilen:

Au jour naiſſant Zama, joint la troupe ſauvage:
Ses appas ſont ſans voile, et dans ſa nudité
Comme Diane armée, elle en a la beauté.

Bey Tages Anbruch fügt ſich Zama zu den Wilden.
Ihr Reiz iſt unverhüllt; an nackter Schönheit reich,
Iſt ſie Dianen ſelbſt, ſo wie an Waffen gleich.

Das Feuer ihrer Blicke belebet das Grüne. Ihre Gefährtinnen haben eben den Schmuck, aber ihr Glanz wird von der Zama ihrem nicht anders, wie die Geſtirne der Nacht, von den Stralen des Tages verdunkelt. Mit einem leichten Schritte gelanget die Nymphe an den Berg; und der Genueſer begleitet ſie mitten in die Wälder. Auf einem ſteilen Pfade, dienet er ihr zur Stütze, hemmet den erſten Schlag der Aeſte, ſo ſie fürchtet, pflücket die reifeſten Früchte ab, und wählet, und beut ſie mit bebender Hand dem Gegenſtande dar, der ihn bezaubert. Das Verlangen, ihr zu gefallen, entzün-

det

bet alle Herzen, und treibt täglich die Jäger dem Wilde nachzutrachten. Bisweilen wirft die Indianerinn ihre Waffen weg, und begräbt ihre Reizungen in dem Schooße Neptuns.

Sie schwimmt, man folget ihr; es scheinet daß die Fluth,
Die Nereide trägt, der Paphos Dienste thut.
Oft trägt ein leichter Kahn sie ziemlich weit vom Lande,
Und droht dem Volk der See, durch Netze, Krieg am Strande. u. s. w.

Hierauf werden die Spanier aufrührisch gegen den Admiral. Ein Engel erscheint ihm, und beschämet ihn wegen seiner Schwäche. Marcoussy führet ihn zur Flotte zurück. **Zama** bedauret ihn, und nimmt ein Boot, um ihm zu folgen. **Fiesqui** trennet sich von der Flotte, und entführet sie mit ihrer Vertrauten **Zulma**.

V. Buch.

Indem der Admiral in der Dämmerung absegelt, verliert er den Fiesqui mit dem Schiffe Orpheus, aus dem Gesichte. Ein Meerwunder von menschlicher Gestalt, verleitet die Flotte, und machet, daß Morgant auf eine Insel von Menschenfressern geräth. Er wird die Fallstricke Satans gewahr, und entfleucht. Ein Ungewitter entsteht. Der Admiral rettet sich mit einem Theile seines Schiffvolks auf einer unbekannten Küste, richtet sein Gebeth gen Himmel, findet den Ueberrest seiner Flotte wieder, redet seine Matrosen an, und nennet die Insel, wohin sie der Sturm geworfen hat,

die ſpaniſche Inſel, oder Hiſpaniola. Die Hitze und das Ungemach empören die Caſtilianer abermal. Columbus aber bringt ſie wieder zum Gehorſam. Ein Indiſcher König giebt ihnen Lebensmittel, und fraget, was für Abſichten ſie in dieſe Gegenden geführet.

Dieß iſt die Hälfte des Gedichtes: künftig das Uebrige; nebſt unſern Betrachtungen darüber.

IV.

Herrn Johann Lockens Verſuch vom menſchlichen Verſtande, aus dem Engl. überſetzet, und mit Anmerkungen verſehen von Heinrich Engelhard Poleyen. Profeſſorn der Philoſophie und Mathematik zu Weißenfels. Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1757. in gr. Quart.

Endlich erſcheint ein Werk wirklich im Drucke, welches der gelehrten Welt ſeit 25 Jahren angekündiget, und ſeitdem mehr als einmal verſprochen, auch eifrig gewünſchet worden. Europa las daſſelbe faſt in allen bearbeiteten Sprachen: nur Deutſchland hatte unter dem unzählbaren Schwarme ſeiner Ueberſetzer noch keinen aufzuweiſen, der es unternommen hätte, Locks Dollmetſcher zu werden. Es gehörte aber auch wirklich ein Mann dazu, wie unſer Herr Prof. Poley, das iſt ein ſolcher, der ein Philoſoph und Mathematiker wäre, und nebſt einer ſattſamen Tiefſinnigkeit in Erkenntniß der Wahrheit,

heit, auch eine deutliche Schreibart in seiner Gewalt hätte: nachdem überhaupt unsre Sprache durch die unsterblichen Bemühungen eines grosen Wolfs fähig gemachet worden, die aller nachdenklichsten Wahrheiten richtig und verständlich auszudrücken.

Der gelehrte Herr Uebersetzer hat diese seine wichtige Arbeit Sr. kön. Hoheit, unserm Durchlauchtigsten Churprinzen zugeeignet. Dieser erhabene Schutzherr und Beförderer der schönen und gründlichen Wissenschaften, ist noch immer die Zuflucht der Gelehrten, und der Gegenstand ihrer aufrichtigsten Verehrung. Es wird denenselben hier insonderheit nachgerühmet, daß sie vor wenigen Jahren den gröszten deutschen Philosophen, bey dero Anwesenheit in Merseburg, zu sich einladen lassen, sich mit ihm einige Stunden unterredet, ihn an dero Tafel gezogen, und denselben mit Gnaden überhäuset von sich gelassen; wie wir solches damals in unserm Neuesten berichtet haben. Da nun dieses sattsam zeuge, daß Se. kön. H. ein groszer Kenner und Liebhaber der wolfischen Philosophie wäre: so könne er, der Herr Uebers. desto zuversichtlicher dieses philosophische Werk ihnen zu Füßen legen; zumal es mit Anmerkungen aus dieser Philosophie erläutert, und dadurch merklich verbessert worden.

In der kurzen Vorrede meldet der Herr Uebers. daß seine Dollmetschung schon lange fertig gewesen; durch besondere Ursachen aber verhindert worden ans Licht zu treten. Es sey ihm aber eben so lieb, daß solches nicht eher geschehen. Denn als er seine

Arbeit

Arbeit nach so langer Zeit wieder durchgegangen, sey sie ihm als etwas fremdes vorgekommen, und er habe folglich hier und da etwas zu verbessern und hinzu zu setzen gefunden. Er begegnet dabey dem Einwurfe: daß eine Verdeutschung dieses Werkes unnöthig gewesen, da man schon eine lateinische und französische davon hätte.

Denn ungeachtet Locke selbst die von Peter Costen 1700 verfertigte französ. Uebersetzung durchgesehen, und gebilliget: so hat doch Herr Prof. Poley mehr als einmal wahrgenommen, daß Herr Coste dem Grundtexte nicht allemal genau nachgegangen; sondern oft sehr frey übersetzet hat. Daher hat er auch des Verf. Gedanken oft sehr dunkel ausgedrücket; wovon er verschiedene Stellen zum Beweise anführet.

Die lat. Uebers. hat ein Engländer, Herr Burridg, gemachet. Sie trat 1701 in Fol. ans Licht, und ward 1709 zu Leipzig in 8. nachgedrucket. Allein auch hier mangeln viel neue Zusätze und Ausdrücke des Grundtextes. Zwar kam 1731. abermal eine neue lat. Ausgabe allhier zum Vorscheine; und Herr Rect. Thiele rühmte sich auf dem Titelblatte, er hätte dieß Werk, nach der neuesten engl. Ausgabe in reineres Latein übersetzet: allein wider den klaren Augenschein; indem er nur das gar zu schlechte Latein ausgemärzet, welches die Engländer nicht so genau nehmen. Er führet auch den 56 §. der 337. S. und den 71. §. auf der 355. S. zum Beweise an, daß verschiedene lange Zusätze aus den neuern engl. Ausgaben in dieser lat. fehlen.

Folg-

Folglich hat denn der Herr Pr. Poley wohl keine überflüſſige Arbeit unternommen, da er eine neue Dollmetſchung dieſes Werkes angefangen. Er hat ſich dabey der neueſten Ausgabe aller lockiſchen Werke bedienet, die 1727. in dreyen Folianten zu London ans Licht getreten; die wir ihm ſelbſt dazu hergeliehen. Er iſt auch dem Grundtexte ſo genau nachgegangen, als es unſre Sprache nur erlauben wollen. Und wie ſich dieſelbe oft viel beſſer, als das Latein und Franzöſiſche, mit dem Engl. verträgt, ſo iſt kein Zweifel, daß er manches viel beſſer, als der oft zu wortreiche Franzos, und der gar zu kurz und dunkel redende Lateiner, getroffen haben wird.

Jedoch der Herr Prof. P. hat etwas mehr, als ein Ueberſetzer ſeyn wollen. Er hat wahrgenommen, daß viele ſich einbilden: Sie hätten es in der Philoſophie ſehr weit gebracht, wenn ſie nur Locken läſen. Sonderlich wiſſen die Franzoſen ſich viel damit. Locke iſt allerdings einer von denen großen Geiſtern, die mit eigenen Augen ſehen wollen, und ſolche Köpfe entdecken freylich manche Wahrheit. Aber ſie fehlen auch wohl zuweilen; und ſo iſt es auch Locken oft gegangen. Er ſah die ſcholaſtiſche Philoſophie der Alten mit gar zu verächtlichen Augen an; ohne das Gold darinn wahrzunehmen, welches der Herr von Leibnitz * darinn erblickete.

Darinn hat es nun Locke verſehen, ſonderlich, wenn er der allgemeinen Erkenntniß zu nahe getreten, und die

* Scholaſticos, agnoſco, abundare ineptiis; ſed aurum eſt in illo cœno, quod bene ſcivit Grotius.

die Gewißheit derselben wankend zu machen gesuchet. Darum berufen sich itzo hin und wieder die Sceptiker immer auf Locken; der bald hier, bald dar seine Unwissenheit gestanden hat. Und das soll denn, nach ihrem Dünkel, ein Beweis von der Falschheit, oder Unmöglichkeit einer Sache abgeben: gerade, als ob Lockens Erkenntniß das Maaß aller menschlichen Einsicht; oder sein Zweifel, ein Beweis eines Lehrsatzes wäre. Aber deswegen verdient Locke doch noch gelesen zu werden. Die Wahrheit gleicht dem Golde, welches im Schmelztiegel derer, die es prüfen, auch mitten aus dem Feuer nur desto lauterer und feiner zurückkömmt. Denn er hat durch seine Einwürfe Gelegenheit gegeben, die bestrittenen Lehrsätze desto besser ins Licht zu setzen. Und das ist in den Anmerkungen geschehen.

Der Herr Prof. P. war willens, Lockens Leben aus le Clercs Bibliotheque choisie vorzusetzen; welches Herr D. Heumann in s. Act. Philos. sehr gelobet, und eingerücket hat. Allein da es schon in Halle einzeln mit Anmerkungen herausgekommen, auch von Herrn Thielen bey der lat. Ausgabe erläutert wiederholet worden; so hat er lieber Herrn Costens Lobschrift brauchen wollen: theils, weil sie kurz, theils, weil sie den Weltweisen, und den Christen vortrefflich geschildert hat. Dieses Stück haben wir Herrn Kölnern zu danken, der itzo als Lehrer der fr. Künste und deutschen Sprache nach Moscau gegangen ist. Lockens Grabschrift, die er sich selbst aufgesetzet, ist viel zu schön, als daß wir sie übergehen könnten:

Hic

Hic juxta ſitus eſt *Johannes Lockius*. Si, qualis fuerit, rogas? mediocritate ſua contentum ſe vixiſſe reſpondet. Litteris immutritus, eousque tantum profecit, ut veritati unice litaret. Hoc ex ſcriptis illius diſce, quæ, quod de eo reliquum eſt, majori fide tibi exhibebunt, quam Epitaphii ſuſpecta elogia. Virtutes, ſi quas habuit, minores ſane quam ſibi laudi duceret, tibi in Exemplum proponeret. Vitia una ſepeliantur. Morum exemplum ſi quæras, in Evangelio habes; vitiorum, utinam nusquam! Mortalitatis certe (quod proſit!) hic et ubique. Natum A. D. MDCXXX, mortuum XXVIII. Oct. MDCCIV. memorat hæc tabella, brevi et ipſa interitura.

Hierauf folget Gilberts kurzer Auszug, aus Lockens Werke.

Nun iſt noch übrig, daß wir ſowohl von der Ueberſetzung, als von den Anmerkungen eine Probe geben. Die erſte ſey eine Stelle aus des II. B. 27ſtem Hauptſt. im 25. §. a. d. 352ſten S. Wir nehmen dieſe mit Fleiß, um gewiſſen Frengeiſtern, die ſogern bey der Lehre von der Seele ſich auf Locken berufen, das Maul zu ſtopfen; da doch Locke ganz orthodox davon lehret.

„Ich bin ganz einſtimmig, daß es die wahrſchein„lichſte Meynung iſt, daß dieſes Bewußtſeyn mit „einer abſonderlichen, und unmaterialiſchen Sub„ſtanz verbunden ſey, und eine Eigenſchaft derſelben „ausmache; jedoch die Leute mögen dieſes, nach ih„ren verſchiedenen und angenommenen Meynungen „erörtern, wie es ihnen beliebet. Jedwedes ver-

„nünf-

„nünftige Wesen, welches eine Kenntniß von der „Glückseeligkeit oder dem Elende hat, muß die„ses zugestehen: daß in ihm etwas sey, wel„ches das Er Selbst ist, um welches es sich be„kümmert, und dessen Glückseligkeit es begeh„ret; daß dieses Selbst in einer fortwährenden „Dauer, länger als einen Augenblick da gewesen; „und daß es daher möglich sey, daß dasselbe auch „künftig, wie bisher geschehen, viele Monathe und „Jahre wirklich seyn könne, ohne daß seiner Dauer „gewisse Schranken gesetzet werden können; ja, daß „es vermittelst desselben, und auch in Zukunft wäh„renden Bewußtseyns, eben dasselbe seyn könne. Und „auf solche Weise, befindt es selbst, vermittelst dieses „Bewußtseyns, daß es eben das Selbst sey, wel„ches seit etlichen Jahren, eine solche oder solche „Handlung unternommen hat, vermittelst deren es „itzo glückselig oder unglückselig ist„. u. s. w.

Wenn Herr Locke auf der 520sten S. von dem Misbrauche der Wörter handelt, schreibt er von der Schreibart der alten und neuern Scholastiker also:

„Nichts desto weniger hat diese gekünstelte Un„wissenheit, und dieses gelehrte Rothwälsch, in die„sen letzten Jahrhunderten durch den Eigennutz und „die Kunstgriffe derjenigen gar sehr die Oberhand „bekommen, welche keinen leichtern Weg zu dem „Gipfel des Ansehens, und der Herrschaft, den sie „erstiegen hatten, fanden, als daß sie Leute, die ihren „Geschäfften obliegen müssen, und nicht gelehrt sind, „mit schwer zu begreifenden Wörtern einnahmen, „oder witzige und müssige Köpfe, mit verwirrten

„Dis-

„Disputiren über unverständliche Wörter be„schäfftigten und sie stäts in einem solchem im„merwährenden Irrgarten herumführeten. „Außer dem ist kein besser Mittel seltsamen „und ungereimten Lehren einen allgemeinen „Beyfall zu erlangen, oder dieselben zu ver„theidigen, als sie mit Legionen dunkler, „zweifelvoller, und unbestimmter Wörter zu „besetzen und zu verwahren. Unterdessen ma„chet das diese Zurückziehungen, oder Schlupfwin„kel den Höhlen der Räuber, und den Löchern der „Füchse ähnlicher, als den Festungen redlicher Kriegs„helden: so daß es, wenn es ja schwer hält, sie dar„aus zu vertreiben, nicht ihrer starken Befestigung, „sondern den Hecken und Dornen, und den dunkeln „Büschen, womit sie übersetzet ist, zuzuschreiben ist. „Denn da die Unwahrheit menschlichen Seelen „unangenehm ist: so ist kein ander Mittel, un„gereimte Dinge zu vertheidigen übrig, als die „Dunkelheit„. u. s. w.

Von den Anmerkungen ein Beyspiel zu geben, würden wir gern die 140 von 174 u. s. S. anführen, worinn der Herr Prof. P. die Lockische Meynung widerleget: daß Gottes Allmacht vieleicht einer gewissen Materie die Kraft zum Denken beylegen könne. Allein sie ist uns zu lang; aber sehr werth mit Bedachte gelesen zu werden. Eben so gern würden wir die 48ste Anm. von der 239 u. s. S. anführen, allwo er Lockens Begriffe von der Freyheit widerlegt: wozu auch die 88ste a. d. 293sten u. s. S. noch gehöret. Allein auch diese sind zu

wohl beweglicher und zärtlicher ausdrücken kan: Die aber alle in ungebundner Rede ſehr fremde und ſeltſam klingen würden. Es bleibt alſo gewiß, das derjenige, der einen Poeten überſetzen, und ihm nicht einen groſſen Theil der Schönheit, die er in ſeiner Mutterſprache beſitzt, rauben will, denſelben wieder in Verſen darſtellen müſſe: Wo ers nicht haben will, daß man ſelbigen des groſſen Lobes unwürdig erklären ſoll, das ihm die Alten beygeleget, und die Critikverſtändigen ſelbſt zu allen Zeiten zugeſtanden haben.

Hier kommen nun die Engländer ſonderlich in Betrachtung, als welche das, was wir wünſchen und fordern, in ihren Uberſetzungen geleiſtet. Herr Pope, Dryden, und Creech ſind drey von den fürnehmſten, die ſich ihren Landesleuten zum beſten die Mühe gegeben, den Homer, Virgil, Ovid, Juvenal und Lucretz ins Engliſche zu bringen; Und ihre Uberſetzungen ſind deſto beſſer aufgenommen worden, weil ſie dieſelben in lauter engliſchen Verſen verfertiget. Eben das haben auch die Italiäner in den meiſten alten Poeten gethan, darunter wir nur unter den neueſten den Cardinal Bentivoglio nennen wollen, der uns die Thebais des Statius vor einigen Jahren, unter dem Nahmen Selvaggio Porpora, geliefert hat. Allein wir finden auch bey dieſer beyder Völker meiſten Uberſetzungen, daß ſie ſich von dem Zwange der Reime befreyet, und ſich bloß durch eine wohlgemeſſene Sylbenzahl und einen harmoniſchen Wohlklang dem Sylbenmaaſſe der Alten zu nähern geſucht. Dadurch haben ſie ſich in den Stand geſetzt, nicht allein leichter den Verſtand

lang. Kurz, wir müssen die Leser auf das Buch selbst verweisen, wo man mit Vergnügen finden wird; in was für gelehrte Hände dieß lockische Werk gerathen ist.

V.

Cato, oder Briefe von der Freyheit und dem Glücke eines Volkes unter einer guten Regierung. Nach der V. engl. Ausgabe. Göttingen, in Verl. Elias Luzacs 1756. in 8. IV. Bändchen.

Soviel schöne moralische Wochenblätter wir auch ins Deutsche übersetzet antreffen: so wenig politische haben wir aufzuweisen. Entweder man hat geglaubet, daß sich die Staatskunst der Engländer für Deutschland nicht schicke; weil wir andre Regierungsarten haben: oder es hat an dem Geschmacke der Uebersetzer gelegen; die sich mit politischen Wahrheiten zu wenig bekannt gemachet, um eine gute Wahl zu treffen.

Allein unsers Erachtens ist die erste Ursache falsch. Deutschland hat unter andern Namen fast eben die Regierungsforme, als England. Der Kaiser ist das, was der König in Großbrittanien ist. Chur- und Fürsten machen gleichsam das Deutsche Oberparlament aus; und die übrigen deutschen Grafen Ritterschaft und Städte sind durch ihre Abgeordneten auf dem Reichstage das Unterparlament, oder die Kammer der Gemeinen. Sind ja einige kleine

Un-

Unterschiede: so sind doch solche so unerheblich, daß sie die allgemeine Aehnlichkeit nicht aufheben können. Bücher also, die von der Freyheit und Glückseligkeit eines Volkes unter einer guten Regierung handeln, schicken sich auf den deutschen Horizont eben sogut, als auf den engländischen: um patriotische Gesinnungen unter uns zu erwecken und den Umsturz der deutschen Freyheit zu verhindern.

Noch nicht genug. Jeder nur etwas wichtiger Theil von Deutschland, ist wiederum, der brittischen Staatsverfassung ähnlich. Sein Fürst, er sey mächtig oder schwach, ist so wenig ein unumschränkter Herr seines Volkes, als der König von England: so stolz er auch zu sagen pflegt, **Mein** Volk, **Mein** Reich, **Meine** Krone. Seine Stände stellen von rechtswegen sein Ober- und Unterparlement vor; ohne deren Bewilligung er keine Auflagen machen, keine wichtigen Gesetze geben sollte. Daß aber in einigen Landschaften von dieser ursprünglichen und weisen Verfassung unsrer Länder abgewichen worden, ist nur daher gekommen: weil sich manche Stände durch ihre gütigen oder zu mächtigen Herren haben einschläfern lassen, ihre Rechte zu vergessen, oder doch nicht in Uebung zu erhalten.

Da sich nun ein geschickter Uebersetzer gefunden, der diesen Cato, aus dem Englischen verdeutschen wollen: so müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß alle patriotische Deutsche, denen es an der Wohlfahrt ihrer Länder gelegen ist, dieß treffliche Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen werden. Sonderlich wird dieses von solchen Männern geschehen,

die bey Gelegenheit Landtagen beyzuwohnen haben; und dabey etwas edler denken, als daß sie bloß ihre Auslösung einzustreichen hinziehen sollen, sondern wirklich ihrer Pflicht nach, das Beste ihres Vaterlandes beherzigen wollen.

Diese Briefe sind im 1720sten Jahre zuerst blattweise heraus gekommen, als die engländische Nation durch die Südseecompagnie hinters Licht geführet und geplündert ward. Wenige Personen, die das Privilegium dazu erschlichen hatten, theilten Actien an die Leichtgläubigen aus, die sie in Hoffnung großes Gewinstes für baar Geld erkauften, aber schändlich betrogen wurden. Sie kamen fast alle um das Ihrige; und alle gute Patrioten schrieen also über diese öffentliche Ungerechtigkeit. Sonderlich thaten sich die zween Verfasser dieses Cato darinn hervor; die diesen Namen deswegen annahmen, weil sie mit diesem strengen Römer einerley patriotische Gesinnungen hegten *, und ihre Mitbürger nicht ungestraft wollten unterdrücken lassen. Der eine hieß Trenchard, und der starb bald; der andre Gordon, dem Engl. die Uebersetzung des Tacitus zu danken hat; ein Buch, welches die Tyranney mit den stärksten Waffen bestreitet.

Nach dieser Einleitung nun dörfen wir nur einige Proben daraus anführen. Im XII. Br. handelt er

* Livius saget von ihm: Er habe eine allgemeine Fähigkeit gehabt. Versatile ingenium, sic pariter ad omnia fuit, ut natum ad id unum diceres, quodcumque ageret. Und in einem Fragmente saget eben der Schriftsteller. Vir magnus, acer, memorabilis fuit, et in cujus laudes exsequendas Cicerone laudatore opus fuerit.

er vom Hochverrathe, und ſetzet deſſen Begriff feſt. Es hebt ſo an; „Verrätherey, oder wie man ſie „ſonſt nennet, das Verbrechen der beleidigten Ma„jeſtät, iſt in allen Ländern eben dasſelbe Laſter. „Sie iſt eine Bemühung den Staat umzuſtürzen, „oder ihm einiges wichtiges Unheil zuzufügen . . „Die Bemühung, die hohe Oberkeit eines Staates „zu ſtürzen, oder den Feldherrn eines Heeres im „Felde, oder den Gebiethiger einer belagerten Stadt „umzubringen, iſt gewiß, an allen Orten Verräthe„rey. . . . Auch diejenigen machen ſich unſtreitig „des Hochverraths ſchuldig, welche, da ihnen die „Gelder, die Sicherheit, und das Glück eines „Königreichs anvertraut iſt, dieſes alles den„noch wiſſentlich zu Grunde gehen laſſen; zum „Verderben des Volkes, welchem ſie, ſowohl wegen „unverdienter Belohnung, als aus allen Gründen „der Religion, der Gerechtigkeit, der Ehre, und der „Dankbarkeit, Schutz und Vertheidigung ſchuldig „waren.

„Dieſe und andre Verbrechen von der Art ſind „Verrätherey, kraft der Natur der Dinge ſelbſt; „und waren es ſchon, ehe noch Geſetze da waren, „die ſie ſo nannten. Sie werden auch Verräthe„rey bleiben, wenn gleich die Geſetze durch Beſte„chung, ſie nicht dafür erklären ſollten: und jeder „Staat hat das Recht, mit denen, die der„gleichen Verbrechen verüben, als mit Ver„räthern umzugehen. . . .

Nun erkläret der Verfaſſer, wer den Ausſpruch über dieſe Verräther ihres Vaterlandes zu thun berechtiget ſey: „Das

„Das Schicksal ganzer Millionen Bürger und „das Wohl des Staats darf nicht auf den Ausspruch „derer Pfaffen ankommen, die auf Schulen und in „Klöstern auferzogen worden; noch auf die Rechts„verdrehungen halbgelehrter Advocaten, welche gern „alles und jedes in den kleinen Umfang ihrer eige„nen Wissenschaft, ihres Gebiethes und Urtheils „bringen möchten; welche gern alle Dinge nach den „Regeln der untern Gerichtshöfe, in der kauder„wälschen Sprache der Zungendrescher, und nach „der Aussage alter Weiber, oder solcher, die alten „Weibern gleich sind, abgethan wissen wollen: de„ren Kopf leer und stumpf geworden, weil eine so „langwierige Verwirrung darinn geherrschet, und „weil sie ihn allemal in dem engen Bezirke eines „Untergerichts herumdrehten, und niemals zu einem „kühnen und freyen Gedanken, so klar und deut„lich er auch seyn möchte, kommen lassen. . . .

„Dinge von solcher Wichtigkeit erfodern eine „ganz andre Untersuchung, und gehören für einen „höhern Richterstuhl. Unsre Gesetzgeber allein (das „Oberparlement) können hierinn geschickte und „sichere Richter abgeben. Diejenige That, so wi„der alle verübet wird, muß von allen gerichtet wer„den. . . .

„Diejenigen, welche sich zur Verrätherey wi„der alle Menschen zusammenverschwören, müssen „wissen, daß ihnen keine Ausflucht oder Entschuldi„gung, keine betrügerischen Spitzfindigkeiten oder „Gewirre derer Juristen, keine Ausrede oder Ver„drehung bekannter Gesetze, kein vorgegebner Be„fehl

„fehl von Leuten höhern Standes, loszhelfen, oder „sie vor der öffentlichen Gerechtigkeit beschützen „kann. Sie müssen wissen, daß eine Macht vor„handen ist, welche ihnen durch alle krummen Gän„ge, alle finstern Labyrinthe, nachfolgen kann; ei„ne Macht, die sie zu Stücken zerschmettern kann, „wenn sie auch gleich, wie ein anderer Proteus, „um vor der Wuth des Hercules gesichert zu seyn, „tausend fremde Gestalten annehmen sollten; eine „Macht, die keine andern Schranken hat, als die „allgemeine Gerechtigkeit und Wohlfahrt, die kei„nen Urtheilen von vorhergehenden Fällen folget, „sondern selbst Urtheile abfasset; und eine Macht, „die dieses zum Grundsatze angenommen hat: daß „außerordentliche Laster nicht nach den gewöhnlichen „Regeln der Gerechtigkeit beurtheilt werden müssen, „sondern daß auf unerhörte Niederträchtigkeit auch „unerhörte Strafe folgen muß.

„Aber obgleich diese höchste Gewalt in allen „Ländern in irgend jemands Besitze seyn muß: so ist „es doch selten der Klugheit gemäß, sie denen Un„terobrigkeiten zu übertragen, weil sie leicht aus „Ehrsucht, Rachgier, Parteylichkeit, Bestechung, „oder aus Furcht und Schmäucheley, oder wegen „eines Verständnisses, darinn sie mit eigennützi„gen und übelgesinnten Staatsleuten stehen könn„ten, sich einer so gefährlichen Gewalt, zum Ver„derben derer, welche zu beschützen sie dieselbe em„pfangen hatten, misbrauchen könnten.

„Dieses ist besonders in England in Acht zu „nehmen. Wir wissen, auf was für Art die Rich-

„ter oft zu ihren Aemtern gelangen, wie sie sich in „Verwaltung derselben so verhalten, daß sie weiter „befördert werden mögen; und um wessen Schutz „und Gnade sie sich bewerben; aus dieser Ursache „muß ihre Gewalt eingeschränkt seyn, und sie dür„fen nicht über Verrätherey sprechen.

„Zweifelsohne ist jede Absicht, welche man „durch wirkliche Thaten zu erkennen giebt, unsere „Staatsverfassung oder Regierung umzustoßen, „nach den englischen Gesetzen Verrätherey; aber „was sage ich, nach den englischen Gesetzen? da sie „in jedem Lande in der ganzen Welt Verrätherey „seyn muß. Dieser Verrätherey sind so wohl die„jenigen schuldig, welche unserer Parlementsverfas„sung, oder denen **Rechten und Freyheiten des „Volkes**, Abbruch zu thun gedenken, als diejenigen, „welche sich an der Person des Königs vergehen, „oder ihn vom Throne zu stürzen suchen. Was „kann inzwischen ungereimter seyn, als wenn man „bloß das für das höchste Verbrechen hielte, wenn „jemand eine einzelne Person, darum, weil sie ein „König ist, umbrächte; und dabey nicht auch zu„gleich das unter die ärgsten Laster rechnen wollte, „**wenn jemand das ganze Volk ins Verderben „stürzte**, um dessen willen er doch König ist, und ohne „welches niemals eine solche Person, die man Kö„nig nennet, in der Welt seyn würde.

„Aber obgleich dieser Satz für sich klar ist, und, „so bald man ihn nur vorgebracht hat, keine Ein„wendung leidet: so ist es doch, durch die Schmäu„cheley der Geistlichen und knechtischer Rechtsge„lehrten

„lehrten, in kurzem so weit gekommen, daß Salus „populi, die Sicherheit des Staats, nichts an„ders mehr, als die unumschränkte Macht und Ge„walt des Landesherrn, bedeutete; und Verräthe„rey hieß, wenn man einen, der zum Regimente „bestellt war, und durch des Volkes Fleiß, Arbeit „und Kosten, in einem hohen Stande, der allge„meinen Sicherheit halber, erhalten wurde, an sei„nen Absichten, dieser allgemeinen Sicherheit Ab„bruch zu thun, hinderte. Unsere Vorfahren sa„hen aus der kläglichen Erfahrung, daß unwürdi„ge Männer von übelgesinnten Ministern aus schlim„men Absichten, zu Herren erhoben wurden; daß „der geringste Versuch, sich dieser uneingeschränkten „und unregelmäßigen Macht zu widersetzen, Ver„rätherey genannt ward; und daß hingegen die al„lergrößte Verrätherey, nämlich die wider den Staat, „ungestraft, und noch dazu mit Ruhm und Beloh„nung, verübet werden konnte„.

VI.

Uebersetzung der Oden des Horaz, III. Buch. Braunsch. in Verlag des gro. ßen Waysenhauses 1757. in gr. 8.

Bisher haben wir den erlauchten Uebersetzer der horazischen Oden nur vermummt, und gleichsam räthselhaft, anzeigen und verehren können. Nunmehr tritt er endlich völlig, und mit unverdecktem Antlitze ans Licht. Er nennet sich nicht nur am

Ende der Zuschrift an die Durchl. Herzoginn zu Würtenberg und Teck, als eine nahe Muhme seines Hauses, als geb. Gräfinn zu Solms und Tecklenburg; sondern er machet auch selbst eine kurze Anrede an den Leser, um ihn nochmals um dasjenige zu ersuchen, was schon der Herr Herausgeber der ersten beyden Theile, Herr Hofr. Madai, in seinem Namen gebethen hatte.

„Es hat der gelehrte Hr. Hofr. Madai, sind „des Hrn. Reichsgrafen eigne Worte, dessen bey die„ser meiner Arbeit gehabte Bemühung ich hiemit „öffentlich danksagend erkenne, die gelehrte Welt „angesprochen, was dieselbe an dieser Uebersetzung „auszusetzen, und zu verbessern finden möchte, ihm, „oder mir gütig mitzutheilen. Vieleicht hat nie„mand dieses Werk der Mühe werth geschätzet; „vieleicht werden mich auch noch geschickte Kunst„richter damit beglücken; vieleicht hilft etwas dazu, „wenn ich selbst darum anhalte. Ich will es also „hiermit thun, und mich erklären, daß ich es jedem „Dank wissen werde, der zur Verbesserung der Ueber„setzung des solcher Bemühung wohl würdigen Ho„raz, etwas beytragen will; da meine Geschäffte „mir dazu allzuwenig Zeit lassen, und ein jeder sei„ner Arbeit allzu gelinder Richter zu seyn|pflegt„. Die beyden letzten Bücher folgen ehestens.

R. W. d. 2. May, 1757.

F. L. G. z. Solms.

Hier sieht nun der geneigte Leser, was für eine verehrungswürdige Feder sich mit der Verdeutschung

der

der horaziſchen Lieder bisher beſchäfftiget hat. Der ruſſ. kaiſerl. Herr Geh. Rath, und Ritter des weißen Adlerordens, Herr Reichsgraf von Solms und Teckelnburg; auf Rückerswalde, iſt der Ueberſetzer dieſes alten Dichters. Man ſieht zugleich, mit wie vieler Beſcheidenheit derſelbe mit ſeiner Dollmetſchung ans Licht tritt, wie er ſich ſo wenig für unfehlbar, als ſeine Verdeutſchung für unverbeſſerlich hält; ein höchſtrühmliches Beyſpiel für alle, die ähnliche Arbeiten übernehmen. Wir haben nichts weiter nöthig, als unſern Leſern eine Probe vorzulegen, wie dem erl. Herrn Verfaſſer ſein Werk gelungen. Es ſey dieß mal die II Ode, des III Buches.

Auguſtam amici pauperiem pati,
Robuſtus acri militia puer,
Condiſcat, et Parthos feroces,
Vexet eques metuendus haſta.

Sie iſt voll ſchöner Sittenſprüche; und wenn es auch nur dieſe Strophen wären:

Virtus repulſæ neſcia ſordidæ
Intaminatis gaudet honoribus;
Nec ſumit, aut ponit ſecures
Arbitrio popularis auræ.
Virtus recludens immeritis mori
Cœlum, negata tentat iter via:
Cœtuſque vulgares et udam
Spernit humum fugiente penna.

ſo würde ſie ſchon unſre Wahl verdienen: zu geſchweigen, daß ſie auch dem Herrn Verfaſſer vorzüglich wohl gerathen iſt. Auf

stand ihrer Originale beyzubehalten, sondern auch fast alle Schönheiten derselben, ohne eigenen Zusatz auszudrücken. Wer sich davon überzeugen will, der darf nur Drydens Uebersetzung Homers mit des Herrn Pope seiner gegeneinander halten: So wird man leicht sehen, wie jener, der sich noch der Reime bedienet hat, von diesem fast überall übertroffen worden.

Diese und dergleichen andre Betrachtungen nun haben uns bewogen, auch im Deutschen einen Versuch zu thun, ob man nicht diese Art zu übersetzen bey uns einführen könnte. Es hat zwar schon ehmals ein gewisser Herr von Bergen eine dergleichen Uebersetzung im Deutschen gewaget, wovon auch in dem I. Bande dieser Beyträge bey Miltons verlornen Paradiese die Proben gegeben worden. Es hat auch der Herr von Seckendorf, nach jenem, den Lucan so übersetzet, daß er keine Reime, sondern nur das blosse Sylbenmaaß beobachten wollen: Davon wir hier bey dieser Gelegenheit eine Stelle mittheilen wollen, weil dieses Buch doch nicht in jedermanns Händen ist. Es ist der Anfang des ganzen Buches, der noch am erträglichsten klinget, weil sich der Verfasser vermuthlich dabey die gröste Mühe gegeben.

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beschreiben wir, wie Unrecht recht bekommen;
Des starken Volkes Hand, voll Siegs in sein Gewerbe
Verkehrt und aufgestellt zwey Blutsverwandte Heere,

Der

Auf! junges Volk, und lerne ſtreiten;
Zu Hitz und Froſt gewöhne dich bey Zeiten!
Ihr Aeltern, führt den Sohn, der Waffen tragen kann,
Zu ſchlechter Koſt und ſchwerer Arbeit an;
Setzt ihn zu Pferd; laßt ihn den Parther jagen;
Und ſich in die Gefahr, wo ſie am größten, wagen.

Wie wird die Königinn verzagen?
Wie wird die Braut des jungen Fürſten klagen?
Die auf den Mauern ſteht, und dein Kind fechten ſieht:
Vor deſſen Zorn ihr feiger Bräutgam flieht;
Der wie ein Löw, den man gereizet, kämpfet,
Und deſſen Grimm nur Blut und Tod und Metzeln dämpfet.

Hier lernt den beſten Ruhm erwerben,
Wenn ihr vergnügt fürs Vaterland könnt ſterben.
Der ſtirbt nicht weniger, der aus der Schlacht entweicht.
Es fället der, der friſchen Roſen gleicht,
Den nur der Schooß der Mutter kann entzücken:
Flieh nur! Verzagter, flieh! der Tod triffe auch den Rücken.

Die Tugend braucht nicht auf den Knien
Sich um die Gunſt des Pöbels zu bemühen,
Der oft Unwürdige mit Ehren überdeckt.
Es glänzt ihr Ruhm und bleibet unbefleckt;
Ihr wird nichts leicht verächtlich abgeſchlagen;
Sie weis bloß durch ſich ſelbſt den Preis davon zu tragen.

Folgst du der Tugend unverdrossen,
Wird dir das Thor des Himmels aufgeschlossen;
Die Tugend kennt allein die sonst verborgne Bahn,
Darauf man sich dem Tod entreißen kann:
Ein rohes Volk kann Tugend von sich treiben;
Doch soll Verschwiegenheit nicht unbelohnet bleiben.

Drum will ich den Verräther meiden:
Ich mag ihn nicht auf meinem Schiffe leiden,
Noch unter meinem Dach: denn öfters trifft ein Streich
Den Redlichen, mit dem der lasterreich.
Die Strafe hinkt, doch wird der Frevler Haufen,
Der vor ihr schüchtern flieht, ihr nicht so leicht entlaufen

VII.

D. Friderici Wideburgii, Hist. et Eloqu. Prof. Publ. Ord. De Vita et Scriptis Joannis Petri de Ludewig. J. C. Nobilis S. R. I. Cancellarii Duc. Magd. & Acad. Hal. &c. Pot. Poruss. Regis Cons. intimi, Juris Cons. Ord. Præs. &c. &c. Commentarius. Halæ in Oss. Rengeriana 1757. in 8.

So billig es ist, großer Männer Andenken in wohl abgefaßten Lebensbeschreibungen zu erhalten: so glücklich ist die Asche derselben, wenn sie in die Hände guter Schriftsteller geräth. Eine schlechte Feder entweihet gleichsam die Verdienste derer, die sie verewigen will, und die schönsten Lor-

bern

bern verwelken gleichsam, wenn sie von einer unreinen Hand angetastet werden. Was auf die Nachwelt kommen soll, muß auch ihrer Aufmerksamkeit würdig seyn: und auch die edelsten Bemühungen und Thaten berühmter Leute verlieren ihren halben Glanz, wenn sich ein frecher Pinsel, ohne Kunst und gehörige Farben waget, ihr Bildniß zu entwerfen.

Die beyden Kanzler der hallischen Universität, die unsre Zeiten, als ein paar große Männer gekannt und verehret haben, waren es beyde gleich werth, den späten Zeiten, als die Ehre der unsrigen, durch getreue Abschilderungen bestens empfohlen zu werden. Dem zu letzt verstorbenen Freyherrn von Wolf war diese Ehre schon vor ein paar Jahren wiederfahren: nunmehr aber erlanget sein Vorfahr im Amte, der berühmte Kanzler von Ludewig eben dergleichen Vorzug. Die schöne und beredte Feder des Hrn. Professor Wideburgs, der wir schon oft haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, hat sich hier auf eine vorzügliche Weise geschäfftig erwiesen. Eine schöne Schreibart, die des goldnen Alters im Lateine würdig ist, hat den reichsten Stoff von Begebenheiten einzukleiden gefunden.

Es war diese Ehre der Asche eines großen Ludewigs desto mehr zu gönnen, je weniger die Friederichsuniversität, gleich nach dem Ableben desselben, ihr die gebührende Achtung erwiesen hatte. Der Herr V. weis es selbst in der Vorrede nicht ohne Verwunderung zu erwähnen; warum solche Pflichtleistung damals unterblieben, die doch so vielen andern

dern viel kleinern Lichtern nicht versaget worden. Und gleichwohl hatte die vornehme Familie dem sel. Prof. Schulz die Sache fleißig empfohlen. So wenig es nun diesem gel. Manne an Fähigkeit, und Materie etwas lesenswürdiges zu schreiben gefehlet; so hat er doch durch sein Zaudern die davon geschöpfte Hoffnung gänzlich betrogen; und ist endlich selbst darüber gestorben.

Weil nun der hall. Universität daran gelegen war, daß ihre Sterne erster Größe der Nachwelt bekannt gemachet würden; weil es auch den Wissenschaften vortheilhaft ist, wenn man anmerket, durch wessen Fleiß und Verdienste sie sonderlich zu blühen angefangen, und wieviel die gel. Welt hierinn Halle zu danken habe: so hat dieses den Hrn. D. Widebürg bewogen, das Ludewigische Leben mit Fleiß hervorzusuchen, und ausführlich zu beschreiben. Hatten gleich Hr. Past. Brucker, und Hr. Past. Götten solches schon einigermaßen geleistet: so war dennoch manches nachzuholen übrig geblieben. Und der Herr D. W. meldet selbst, daß er den Kanzler Ludewig hauptsächlich von der Seite betrachtet, wodurch er eigentlich groß, und in Ansehung der Künste und Wissenschaften unsterblich geworden.

Dieß hat nun niemand mit besserm Erfolge leisten können, als eben der Hr. V. der gleiche Art von Studien, nämlich Rechte, Geschichte und die freyen Künste liebet und treibt. Ein solcher mußte derjenige seyn, der eines großen Rechtsgelehrten, Geschichtkundigen und Humanisten Verdienste recht einsehen, und beurtheilen sollte. Wir lassen uns

aber

aber auf einen Auszug dieſes weitläuftigen Lebens gar nicht ein, welches 232 Seit. füllet, das Verzeichniß der Ludewigiſchen Schriften ungerechnet. Genug, daß wir anmerken, der Kanzler Ludewig ſey 1668 den 15 Aug. zu Hohenhard, einem ſchwäbiſchen Flecken, unweit ſchwäbiſch Hall gebohren worden, und 1743, den 7. Sept. geſtorben. Sein vornehmſtes Verdienſt iſt, daß er der erſte geweſen, der die Reichshiſtorie zu lehren und zu ſchreiben angefangen; ſo, daß die Geſchichte, und die Staatsverfaſſung des Reiches in einer genauen Verbindung abgehandelt werden.

VIII.

P. Ovidii Naſonis Opera omnia.

Accedit Chreſtomathia, Hiſtoriam poeticam, Geographiam, et cujusvis generis Antiquitates ſtrictim ac dilucide exponens, curante Jo. Petro Millero. T. I. II. III. et IV.

Die haude- und ſpeneriſche Buchhandlung zu Berlin höret nicht auf, ſich durch die ſaubern Auflagen der lateiniſchen claſſiſchen Schriftſteller um die gel. Welt verdient zu machen. Da ſie nun vorm Jahre den Plautus geliefert hat: ſo iſt dieſe Meſſe der ganze Ovidius fertig erſchienen. Der bisherige Herausgeber aller vorigen, der berühmte Herr Rector Joh. Peter Miller zu Ulm, iſt auch hiebey unermüdet beſchäfftiget geweſen, wie bald mit mehrerm erhellen wird.

Nach

Nach einer Zuſchrift an ein vornehmes Ulmiſches Rathsglied, Hrn. Neubramer, meldet der gel. Hr. Verfaſſer ſein Vorhaben, und vertheidiget ſich gegen den Vorwurf, daß Ovids Gedichte, ſo ſchön ſie ſind, dennoch der Ueppigkeit bisweilen Vorſchub thäten. Ovid iſt ein Heyd geweſen, und hat alſo die ſtrengen Begriffe von der Keuſchheit der Sitten nicht gehabt, die auch ſo viele, die ſie wohl haben können und ſollen, beyſeite ſetzen. Sodann hat Ovid auch in Anſehung der Unſchuld und Tugend des ſchönen Geſchlechts oft die ſchönſten Lehrſprüche geſaget. Z. E.

Si qua, metu demto, caſta eſt, ea denique caſta eſt.
Quæ, quia non liceat non facit, illa facit.
Ut jam ſervaris bene corpus, adultera mens eſt.
Nec cuſtodiri, ni velit, ulla poteſt.

Die poetiſchen Schönheiten des Naſo brauchen nicht geprieſen zu werden: und er erkläret ihn für einen wahrhaften, ja einen der größeſten Dichter; ungeachtet ſeine Verſe mit der größten Leichtigkeit fließen, und ihm nicht die geringſte Mühe gekoſtet zu haben ſcheinen. Werden ihm das unſre heutigen Kritikaſter glauben; die einen leichtfließenden Vers, der weder rauſchet noch knaſtert, gleich für eine gereimte Proſe erklären?

Er hat ſich auch daher alle Mühe gegeben, ihn aufs richtigſte und ſauberſte ans Licht zu ſtellen. Die beyden Heinſier und Burmann haben ihm hier freylich vorgearbeitet; wie er geſteht. Aber ſie waren große Männer, die ſich nur an den gröbſten

Steinen des Anstoßes stießen, und vieles, was ihnen schon bekannt war, unerläutert vorüber giengen. Allein, wenige Leser finden in ihrem Gedächtnisse eben den Vorrath von Belesenheit: ja auch gelehrte Männer treffen im Ovid noch manchen Knoten an, den sie sich sogleich nicht auflösen können. Eben diese Ursache hat den Hrn. Rector bewogen, eine ausführliche Chrestomathie aufzusetzen, und darinn alles dasjenige zu erklären, was Anfängern in Lesung des Ovids einen Anstoß verursachen könnte. Hier findet man nun fast die ganze Mythologie, die Namen der Personen und Oerter, ja auch die schwersten Redensarten und Stellen Ovids erkläret. Es ist wahr, Burmann saget: er habe bey dem, dem Maittaire aufgetragenen Register zum Ovid, wohl sechs hundert Schnitzer auszustreichen gefunden. Allein, unser Herr Verfasser setzet hinzu, daß auch der große Burmann, der selbigem stuporem et ignorantiam, Dummheit und Unwissenheit vorgerücket, dennoch in demselben andre sechs hundert Schnitzer habe stehen lassen.

Alle diese nun hat der Hr. R. M. sorgfältig vermieden, und gewiß hier fast ein so nützliches Werkchen geliefert, als ob er ein ganz Antiquitätenlexicon geschrieben hätte. Wer den Reichthum der Materien kennet, die Ovid berühret hat, den wird dieses Lob nicht Wunder nehmen. Diese Chrestomathie aber füllet das ganze IV Bändchen; so, daß man es bequem absondern, und allein in Händen haben kann, wenn etwas nachzuschlagen vorkömmt.

Der

Der I B. hält in ſich I. die Heroides. II die Libros Amorum, III. die Bücher de Arte amatoria, und IV. die Remedia Amoris. Worauf noch die Medicamina Faciei, ſein Halieuticon, und die Conſolatio ad Liviam Auguſtam, de morte Druſi Neronis filii ejus, eines ungewiſſen Verfaſſers, imgleichen die Nux, und Auli Sabini drey Antworten auf etliche ovidiſche Briefe der Heldinnen kommen.

Der II B. enthält die Metamorphoſes ganz allein: nebſt einem Conſpectu, oder kurzen Entwurfe aller darinn enthaltenen Fabeln, und anderer merkwürdigen Dinge.

Der III. Band liefert erſtlich einen Kalender, den die Alten insgemein den ovidiſchen Faſtis vorgeſetzet, ob er gleich nicht überall damit einſtimmet. Sodann folgen die Faſti ſelbſt, die Libri Triſtium, die Epiſtolæ ex Ponto, der Ibis, und einige ovidiſche Fragmente.

Endlich der IV. Band enthält, wie oben gedacht worden, die Chreſtomathie; doch ſo, daß ihr Ovids Leben, ſo wie Maſſon es beſchrieben hat, auf 6. Bogen vorgedrucket iſt. Alles dieſes iſt überaus ſauber und richtig, mit einer ſcharfen und ſchönen Schrift, auf das weißeſte Papier abgedruckt: wie denn überhaupt dieſe ulmiſche Ausgabe der claſſiſchen Schriftſteller, den beſten Elzeviriſchen trotzen kann.

IX.

Lyrische und andere Gedichte, von J. P. Utz. Dritte verbesserte Auflage. Mit allergn. Freyh. Leipz. 1756. verl. Weitbrecht, in Greifsw. in gr. 8.

Wir haben den poetischen Verdiensten des Herrn Verf. dieser Gedichte schon damals ein öffentliches Zeugniß gegeben, als wir den Sieg des Liebesgottes unsern Lesern anprieſen. Dieſes war nun desto unparteyischer und gültiger, je weniger wir die Person, ja nicht einmal den Namen des Urhebers dieſes Gedichtes kannten. Wir stellten selbiges als einen Beweis dar, daß man in dem richtigsten Ausdrucke, und in den reinsten Versen dennoch edel denken, und schöne Bilder entwerfen könne, die so poetisch als vernünftig, und so reizend, als regelmäßig erscheinen.

Nunmehr haben wir den Herrn Verfasser auch dem Namen nach kennen gelernet, da er selbst den Liebesgott seinen lyrischen Gedichten beygefüget, die seinen Namen an der Stirne führen. Diese sind schon zweymal gedrucket worden und bald abgegangen, weil sie eben die feine Art des Witzes, des lebhaften Ausdruckes und doch fließenden Sylbenmaaßes besitzen; die, wenn sie vereiniget sind, ein poetisches Werk so weit über das Mittel erheben. Herr Utz gehöret unter die kleine Zahl unsrer neuern Dichter, der Hagedorne, Gellerte, Gleime, und weniger andern, die solche Eigenschaften glücklich verbinden; und dadurch allen denen Hohn sprechen, die sich einbilden

billen, um poetiſch zu ſchreiben, müſſe man die Sprache verhunzen, und die Ohren und Zungen ſeiner Leſer martern.

Dieſe Sammlung beſteht nun zuförderſt aus IV. Büchern von Oden und Liedern oder lyriſcher Gedichte. Sie ſind theils in jambiſchen, theils in trochäiſchen, theils in kurzen, theils in längern Versarten geſetzet; und ſind zwar ihrem Inhalte nach mannigfaltig, an Anmuth und Schönheit aber gleich. Sodann kömmt der Sieg des Liebesgottes in IV. Büchern, in ſechsfüßigen Jamben. Vier Briefe löſen dieſes ab, und eine Ode an die Weisheit machet den Beſchluß. Wir würden auch ohne Bedenken dieſe letzte zur Probe geben; wenn uns nicht die letzte des IV. Buches noch reizender in die Augen fiele. Sie iſt ſo philoſophiſch, als poetiſch, und wird Horazens Ausſpruch beſtätigen:

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci.

Sie heißt:

Theodicee

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Stral von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenſpiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Geſang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich ſtrömend fort, und brauſt von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederſchlagen,
Die vor dem Unverſtand, o Schöpfer! dich verklagen:

Den Bund und Reich getrennt, mit aller Kraft gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,
Da feindlich wieder ſich geſtoſſen Römerfahnen
Auf Römerfahnen los, auch Adler wiederſtunden
Den Adlern gleicher Art, auch Bürgerſpieſſe drehten
Sich wieder Bürgerſpieß. O wie gerathet ihr
Ihr Bürger in die Wuth? Wer läßt dem Schwerdt und Eiſen
So frey und groſſe Macht, und giebt Lateiner Blut
Verhaßten Völkern preis! Da man die Siegeszeichen
Vom Volk Auſoniens entreiſſen hätte ſollen,
Dem ſtolzen Babylon; und Craſſus Flattergeiſt
Noch ungerochen irrt: Hat man da Krieg beliebt,
Davon kein Theil mit Ruhm ſich iemals darf anmaſſen
Triumph und Siegespracht.

Nun kan ich mir leicht einbilden, daß dieſe ſo rauhe Probe einer reimloſen Poeſie den meiſten Leſern, wo nicht einen Ohrenzwang, doch zum wenigſten einen Ekel und Abſcheu vor allen reimfreyen Verſen erwecken wird. Man handelt alſo wieder ſeine Abſicht, daß man dieſe Stelle denenjenigen vorlegt, denen man die poetiſchen Uberſetzungen ohne Reime anpreiſen will. Denn wer würde wohl ein ganzes Buch in dieſer barbariſchen Art von Verſen leſen wollen? Allein es hat keine Noth. Es wird uns leicht fallen, zu zeigen, daß die Unannehmlichkeit dieſer Lucaniſchen Uberſetzung nicht von dem Mangel der Reime

Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche,
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet.

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuff, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich, mit immer neuer Pracht,
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

Der Sertus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger A...h
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beygesellt,
In ewigen Geschichten stralen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strale
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug entspringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret:

Dann Fluren, die von Bluhmen düften,
Gefilde voll Gesangs und heerdenvolle Triften,
Und hier crystallne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geschwungen!
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen:
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen! welche kleine Heerde
Seyd ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! Ihr Schöpfer liebt sie alle:

Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut, als Roms Geschick,
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in ungemessner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was böß und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.

Es leide mit gepriesnem Muthe
Die Gattinn Collatins! Es keimt aus ihrem Blute
Die Freyheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
Bis kühne Tyranney, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlassne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor frembem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden speyt ein Volk der Wilden aus,
Das durchs Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen kennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach euerm Winkel kennet;
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn!
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt bloß aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht seyn; welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Feind bedauern.

Ihr Weisen! hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen, schmücket;
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur:
Die niemals flüchtig springt, und stuffenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll größrer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beyden gleich verwandt.
Ihr freyer Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen lauter Spöttereyen
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreyen
Dem armen Sterblichen des Willens Freyheit ab.
Die Sklaven! welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften;
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig hasten:
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freygeborne Geist erblickt, nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich seyn, nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkehr:
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

X.

Jo. Gottlob Boehmii, in Acad. Lipsica P. P. inter Arcades Crisenii Berrhoensis, Poemata. Brunswigi, Impensis Orphanotrophæi 1757.

Dieß ist eine neue vermehrte Ausgabe der lateinischen Gedichte des Hrn. Professor Böhms allhier, die er bey verschiedenen Gelegenheiten, an

vor-

vornehme Gönner und Freunde gerichtet hat. Die meiſten davon ſind wohl an die hochgräflichen Brühliſchen und Loſſiſchen Häuſer gerichtet: doch fehlt es auch nicht an einigen andern, auf erhabene Mäcenaten. Das erſte iſt an den regierenden Herzog zu Sachſen Weimar und Eiſenach, als derſelbe vor ein paar Jahren die Leipziger Bücherſäle beſuchet hat. Ein paar beſingen den hochſel. Grafen von Manteufel; eins betrifft die Aufnahme des Herrn Kronreferendars Grafen Zaluſky in die hieſ. Geſellſchaft der freyen Künſte. Der hochſel. Graf. von Holzendorf, und deſſen würdigſter Nachfolger im Präſidentenamte, beym königlichen Kirchenrathe und Oberconſiſtorio, der Hr. Graf Moſchinsky, Graf Ranzov, ein Herr von Bünau, und von Hohenthal, u. a. mehr, vom Freyherrn und Adelſtande, haben die Früchte dieſer angenehmen Muſe zu genießen gehabt.

Ein paar Gedichte, die dem Herrn Verfaſſer zu Ehren gemachet worden, machen den Anfang. Das eine iſt von dem Herrn Hofrath D. Gottfried Maſcov, das zweyte vom Herrn Joſeph Barſotti, S. P. einem italieniſchen Mitgenoſſen der arcadiſchen Schäferzunft. Der letzte ſaget: er habe geglaubet, daß die Muſen aus Griechenland ganz allein nach Rom gezogen wären. Allein nachdem er des Hrn. Criſeni (dieß iſt der arkadiſche Namen des Herrn Profeſſors), und des ſel. Hofrath Menkens Gedichte geleſen; habe er geſehen, daß auch hier zu Leipzig die gelehrten Schweſtern wohnten, und daß weder

die

die Kälte, noch der öftere Schnee den Poeten hinderlich fielen:

Hic etiam ſenſidoctas habitare ſorores,
Hic etiam dulci modulari carmen avena,
Nec frigus, crebrasque nives obſtare poetis,
Quo minus hic etiam cingant ſua tempora lauro.

So denken doch die Ausländer noch immer, daß wir in Deutſchland Jahr aus Jahr ein im Schnee ſitzen; da wir doch in etlichen Jahren, auch im Winter, nicht Schnee genug gehabt, auf einem Schlitten zu fahren; im Sommer aber eine Hitze gehabt, die der africaniſchen gleich gekommen, und alle Wälſchen Früchte überflüßig zur Reiſe gebracht.

Von des Hrn. Prof. Poeſie wollen wir die letzte Elegie, womit er von den Muſen Abſchied nimmt, zum Muſter ſeiner ſchönen Leyer geben:

AD MVSAS.

Ite igitur, tenues, quondam mea cura, Camenæ!
Ah genus infidum, Calliopea, vale!
Phoebe vale, valeantque lyræ, cytharæque Dearum,
Et biſidi valeant culmina ſacra iugi!
Sint alii, quos plectra iuvant, queis laurea cordi eſt:
Laurea, Caſtalii gloria ſumma chori.
Me quoque Pieridum, vixdum puerilibus annis,
Me quoque Apollineæ ceperat artis amor.
Tum mihi præcipuum ſtudium legiſſe libellos,
Sive Catulle tuos, ſiue Tibulle tuos.
Et noctu, atque die, divinam Aeneida volvi:
Geſtavi et gremio te Venuſine, meo.
Tuque, o infelix teneri præceptor amoris,
Tu mihi luminibus carior ipſe meis.
Sæpius Auguſti, tecum, deflevimus iras:
Saepius & nobis lecta Corinna fuit.

Ex

Ex illo. ingenii modulum tentavimus ipſi,
Luſit & Auſoniis noſtra Thalia modis.
Prima tibi tulimus paruæ munuſcula Muſæ,
Porta, iuventutis fida magiſtra meæ.
Quæ, licet exiguo cultu, placuiſſe videbam;
Primitias Cereri ſic placuiſſe ferunt.
Inde ego Pieriæ laudis deluſus honore:
Inde ego carminibus tempora plura dedi.
Tempora ſubduxi ſtudiis gravioribus olim.
Docta Minerva tibi, ſancta Themisque tibi.
Nec me tam Sophiæ myſteria noſſe juvabat,
Oceanique vias ſidereumque polum.
Quam Phœbi luſtrare ſacros, Helicone, receſſus,
Pegaſeasque undas, Caſtaliumque nemus.
O! quoties cecini magnorum facta virorum:
Te, Loſſi, patrii gloria prima ſoli.
Et cecini Aonidas, formoſaque numina, Nymphas,
Et vos, o fidæ pectora amicitiæ!
At ſatis eſt, Muſæ, ſatis eſt luſiſſe tot annos;
Iam ſatis eſt choreas, plectraque veſtra, ſequi.
Ecce igitur cytharas, & cetera ludicra, linquo:
Ludicra temporibus ſunt minus apta meis.
Et modo majorum mihi rerum panditur ordo:
Hic labor, hoc ſtudium, deliciumque meum.
Ite igitur, tenues, quondam mea cura, Camenae!
Ah genus infidum, Calliopea, vale!

XI. Nachricht aus Halle.

Denen Liebhabern der Botaniſchen Wiſſenſchaft wird hierdurch vermeldet, daß nunmehr der erſte Theil, oder zweyhundert Stücke, von den Kräuterabdrücken, mit des berühmten Herrn Profeſſors D. Kniphofes zu Erfurt, Vorrede, unter folgender mit Pflanzen ausgezierten Aufſchrift glücklich

ans Licht gestellet worden. *D. Iohann. Nieron. Kniphofii*, Pathol. et Prax. in Acad. Erfurt. Prof. Publ. Ordin. Facult. Med. Senior. Adsessor. Primar. Acad. Caesar. Nat. Curiosor. ex Adiuncti et Bibliothecarii, *Botanica in Originali*, seu Herbarium vivum, in quo plantarum tam indigenarum quam exoticarum peculiari quadam, ex operosa enchiresi atramento impressorio obductarum, nominibusque suis ad methodum illustrium nostri aevi Botanicorum, *Linnaei* et *Ludwigii* insignitarum elegantissima ectypa exhibentur, opera et studio *Io. Godofr. Trampe*, Typographi Halensis. Centur I. et II. Halae Magdeb. MDCCLVII. in Fol. Der Verleger von diesem Werke hat sich nicht nur alle ersinndliche Mühe gegeben, sein Versprechen in Lieferung der versprochenen Anzahl von Pflanzen zu erfüllen, sondern auch den höchsten Fleiß angewandt, die Abdrücke aufs sauberste und schönste darzulegen, wie der Augenschein ausweist. In der voranstehenden Vorrede des berühmten Herrn Prof. Kniphofes, welche in deutscher Sprache auf einen Bogen abgefasset ist, befindet sich theils der Entwurf einer kurzen Historie dieser Art von botanischen Zeichnungen, theils eine ausführliche Anzeige der Absichten des gegenwärtigen Werks. Wer der erste Erfinder dieser Abdrücke sey, läßt sich so genau nicht bestimmen; indessen scheint es, daß diese Erfindung ohngefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fallen möchte. Die allererste botanische Druckerey in Deutschland aber ist im 1728. Jahre zu Erfurt von dem Buchdrucker Funcken angelegt worden, dessen

deſſen Abdrücke iedoch, weil ſie in weniger Anzahl zum Vorſcheine gekommen, und meiſtens nur in öffentliche Bibliotheken verkaufet worden, nicht leicht angeſchaffet werden können. Durch des Herrn Geheimen Raths **Büchners** unermüdete Sorgfalt aber hat obbenannter Buchdrucker **Trampe** in Halle wiederum eine botaniſche Druckerey angeleget, in welcher er die Abdrücke in ſolcher Anzahl liefert, daß einem jeden Liebhaber damit gedienet werden kann. Dieſe neue Druckerey hat auch vor jener viele Vorzüge, beſonders darinn, daß man nicht nur die Abdrücke ſo wohl ſchwarz, als auch nach dem Leben illuminiret haben kann; ſondern daß auch diejenigen Pflanzen, welche ſehr glatte und harte oder ſaftvolle Blätter haben, abgedrucket worden. Zur Beförderung dieſes nützlichen Werks hat beſonders der Herr Prof. **Ludwig** in Leipzig ſich gütigſt erbothen, von allen in deſſen vortrefflichen botaniſchen Garten befindlichen ausländiſchen Gewächſen ſchöne und vollkommene Exemplare mitzutheilen; wie denn auch verſchiedene auswärtige Gönner durch Ueberſendung rarer Pflanzen dieſe Anſtalt noch mehr in Aufnahme zu bringen ſuchen. Da auch das hälliſche Wayſenhauß aus deſſen Naturalienvorrath die vornehmſten hornartigen Seegewächſe, welche auf den orientaliſchen Küſten geſammlet ſind, zum Abdrucke willigſt dargereichet hat: ſo werden dieſelben dieſer Sammlung nach und nach mit beygefüget. Was die beygedruckten botaniſchen Namen betrifft, ſo ſind dieſelben durch rühmlichſte Beſorgung des Herrn **Friedrich Wilhelms** von **Leyſer** hinzugekommen, wozu von demſelben theils des Ritters

Lin-

Reime herkomme. Denn ein ieder sieht leicht, daß wenn gleich diese Seckendorfische Arbeit mit den besten Reimen von der Welt versehen wäre: so würde sie doch darum noch nicht schön seyn: Weil sein ganzer Ausdruck gezwungen, undeutsch, übelklingend und verstümmelt ist. Wie wäre es aber, wenn wir diese Stelle etwa in andern Versen, die doch auch reimlos wären, so übersetzten:

Ich singe von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit sieggewohnter Faust, sein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit gesamter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft;
Wo Rom mit Rom gekämpft, und gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern wiederstanden.
Ihr Bürger! Welche Wuth? Wie raset euer Schwerdt,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?
Ihr solltet Babylon die Siegeszeichen rauben
Die es von Welschland hat, und Crassus Schatten rächen,
Der noch um seine Gruft ganz ungerochen irrt;
Und ihr erwählt davor dergleichen schnöden Krieg
Dem kein Triumph gehört.

Nun urtheile ein ieder selbst, ob nicht diese Uebersetzung, die man doch noch für kein Meisterstück ausgiebt, nicht um ein vieles angenehmer und verständlicher klinget, als die obige. Und gleichwohl ist sie noch

Linnæi Species Plantarum, theils des Herrn Prof. *Ludwigs* Definit. Gener. Plantarum, als die beſten Schriften in dieſer Art erwählet worden. Die Namen aber, ſo darinn nicht vorkommen, werden aus den Schriften eines andern berühmten Verfaſſers genommen. Ob nun wohl dieſe Arbeit bey allen der Sache verſtändigen einen vollkommenen Beyfall erhalten; ſo hat doch der Herr Prof. Kniphof für nöthig erachtet, in der Vorrede einem Einwurfe zu begegnen, welcher darinn beſteht, daß man auf dieſen Abdrücken die einzelnen, und beſonders die kleinſten Theile der Blume nicht genau genug erkennen und von einander unterſcheiden könne. Worauf zur Antwort gemeldet worden, daß bey dieſen Abdrücken die vornehmſte Bemühung dahin gehe, den Unterſchied der Arten genau vorzuſtellen, welcher aber gar ſelten, ia faſt niemals ganz allein von dem kleinſten Theile der Blume hergenommen werde. Uebrigens machet mehrgedachter Herr Trampe denen Liebhabern bekannt, daß er nicht nur bey eifriger Fortſetzung dieſes Werks alle halbe Jahr hundert Stücke ſowol ſchwarz, als illuminiret, gewiß liefern, ſondern auch von nun an bis zu Ausgang der inſtehenden Leipziger Oſtermeſſe auf die dritte Centurie den Vorſchuß auf die bisher gewöhnliche Weiſe annehmen werde. Titel und Vorrede aber werden beſonders bezahlt, und zwar zu denen ſchwarzen Exemplarien mit 2. Gr. 8. Pfennigen und zu den illuminirten mit 4. Groſchen. In Leipzig iſt dieſes Werk, und die Fortſetzung bey Herrn Breitkopfen in Commiſſion zu haben.

Ende des Wonnemonds 1757.

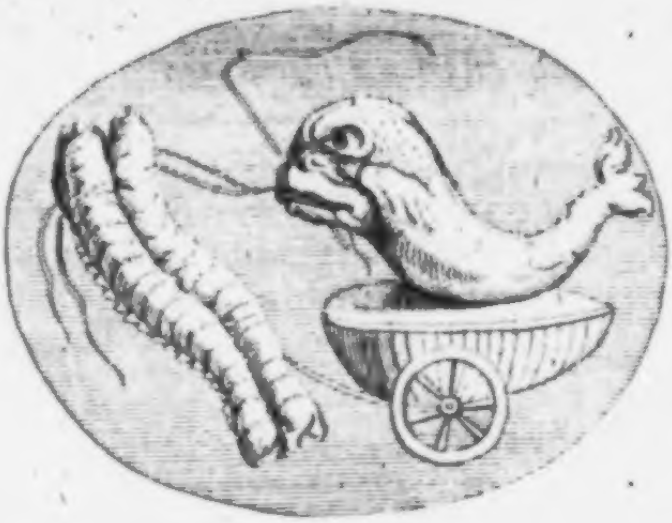

Aus den Roemischen Alterthumern
des Grafen Caylus

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Brachmond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1757.

Inhalt.

I. Hanovii Philoſophiæ Civilis, ſive Politicæ. Pars I.

II. Fortſetzung des Auszuges aus Heinrichen dem Vogler.

III. Geſchichte der kènigl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. XIter Theil.

IV. Acta Academiæ Electoralis Moguntinæ Scientiarum utilium. Tomus I.

V. Fortſetzung aus des Hrn. Grafen von Caylus Recueil d'Antiquités.

VI. J. J. Maſcovii Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici &c.

VII. D. am Ende, die gute Sache des Glaubens und der Gottſeligkeit.

VIII. Altdorfiſcher Verſuch in Beyträgen zur deutſchen Sprachlehre. ꝛc.

IX. Don Ambroſio Panſa von Mancha, des jüngern, wohlgemeyntes Meßgeſchenk.

X. Verzeichniß aller deutſchen Original-Trauerſpiele.

XI. Hrn. Stiehls Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Wapenkunde.

XII. Elegies, with an Ode to the Tiber.

XIII. Oratio, de poëta oratori finitimo.

XIV. Nachricht.

I.

Philoſophiæ Civilis, ſive Politicæ

Pars I. exhibens principia cum generalia Politicæ publicæ, tum ſimplicibus civitatum formis propria. Tamquam continuationem ſyſtematis Philoſophici Chriſtiani L. B. de Wolf, præmiſſo brevi B. Baronis elogio, Autore Michaele Chriſtoph. Hanovio Gymn. Acad. Gedan. Prof. Philoſ. ejusdemque Biblioth. Halæ Magdeb. in off. Renger. 1756. Tom. II. 1757. in Quart.

Nunmehr können wir zween Bände der Politik zugleich ankündigen, die der gel. Herr Prof. Hanov, zur Fortſetzung des Wolfiſchen großen Lehrgebäudes geliefert hat. Sie ſind dem itzo glorwürdigen regierenden Könige in Dännemark zugeeignet; einem Herrn, der die wahre Staats- und Regierungskunſt, durch ſein Beyſpiel beſtärket. In der Vorrede geſteht der Herr Verf. daß die übernommene Laſt ihm immer ſchwerer zu ſeyn bedünkt, je weiter er damit kömmt. Er wünſchet,

daß Männer, die ſelbſt am Ruder der Staaten geſeſſen, Lehrer einer Wiſſenſchaft abgeben wollten, die ſich ohne Erfahrung nicht wohl lernen läßt. Allein insgemein würden die größten Staatsleute, ſich am wenigſten zum Bücherſchreiben ſchicken; da viele nur durch den Schlendrian groß und anſehnlich geworden, in Wiſſenſchaften aber nichts gethan haben. Und heißt es von manchem nicht, wie Frankreich von ſeinem Cardinal Fleury geſungen hat:

Mais Sire, pour le miniſtere
Il ne faut pas tant de myſtere
Car vous ſavez, je ne ſai rien;
Et cependant tout va fort bien.

In Ermangelung deſſen hat der Hr. Verfaſſer ſich eben der Lehrer bedienet, die den hochſel. Frhrn. von Wolf geleitet haben. Die geſunde Vernunft hat ihn geleitet: und ſowohl das Recht der Natur, als die Sittenlehre des Hochſel. wieſen ihm die Spuren, worauf er einhergehen mußte. Dazu nahm er andre todte Lehrer, die von der Staatskunſt mit Einſicht geſchrieben haben. Ariſtotel war am Hofe König Philipps von Macedonien, von deſſen Leibarzte erzogen, und ſelbſt Alexanders Lehrmeiſter geweſen, als er ſeine Politik ſchrieb. Solcher Männer Gedanken ſind denn keine Hirngeſpinſte; ſondern auch auf die Erfahrung gegründet. u. ſ. w.

Von der Einrichtung dieſes Werkes einigen Vorſchmack zu geben: wird zuförderſt der Grund der ganzen Politik in Friedenszeiten geleget, darinn er zeiget: in der Staatskunſt müſſe die Kunſt gelehret werden, klüglich und glücklich zu herrſchen und

zu gehorchen. Jenes nennet er die öffentliche, dieß aber die Privatpolitik. Jene zeiget sich theils im Frieden, theils im Kriege. Hier wird auch ein Abriß eines wahren und falschen Staatsmannes gegeben, und der Unterscheid der Staatskunst von der Rechtsgelahrtheit gewiesen.

Im 1. Hauptstücke wird der Zweck aller Staaten gelehret, nach dem sich alle Regeln richten müssen, welche die Staatskunst vorschreibt. Hier wird die Wohlfahrt eines gemeinen Wesens erkläret; welches die wahre Ratio Status ist; deren Gebrauch und Misbrauch gewiesen wird. Daraus fließt im II. Cap. Die moralische Nothwendigkeit der Republiken, oder Staaten; und im III. der Ursprung derselben; darinn etwas göttliches, etwas recht, und andres schlimm ist. Im IV. Hst. wird die rechte Gestalt, oder Seele des Staats, sowohl, wenn er gesund, als wenn er verderbt und krank ist, erkläret. Dabey wird dann gewiesen, daß eine höchste Gewalt in einem Staate seyn müsse, welche die Oberherrschaft und das Recht des Lebens und Todes in sich begreift.

Im V. und VI. Hauptst. wird von dem größten Staate gehandelt, der zu allen übrigen den Grund legt. Diesen hat Herr von Wolf mit Recht, in dem Bürgerregimente, wo alles Volk an der Regierung Theil hat, gefunden; und der Herr V. nennet es die Isokratie oder natürliche Theokratie, darum vox populi, vox Dei ist. Gott selbst ist darinn das Oberhaupt, und in andern Staaten sind die obersten Beherrscher nur seine Statthalter oder Verweser; woraus sich ihre Pflichten bequem herleiten lassen. Diese Abhandlungen von der Isokratie oder natürlichen Theokratie, hat bisher noch

in allen Politiken gefehlet, und iſt hier zuerſt, als ein neuer ſehr fruchtbarer politiſcher Lehrbegriff ausgeführet. Er zeiget auch die Pflichten einer ſolchen Iſokratie gegen andere ihres gleichen, und ſpricht der Welt alle Hoffnung ab, ein ſolch höchſtes Gericht zu erleben, dadurch die Streitigkeiten der Staaten, ohne Kriege beygeleget werden könnten, wie der Abt von St. Pierre gewünſchet; wobey er viel gelehrtes aus den griechiſchen Alterthümern beybringt.

Im VII. Hauptſtück handelt er von der Demokratie, im VIII. von der Ariſtokratie, und im IX. von der Einrichtung einer Monarchie; und hiermit ſchließt ſich der I. Band.

Im II. Bande handelt des I. Abſchnitts 1. Cap. von der weiſen Vermiſchung der bisherigen einfachen Regimentsarten überhaupt. Das 2. von der gemäßigten Monarchie. Das 3. von der gemäßigten Republik, in welchem ein politiſches Urtheil von allen heutigen Staaten in und außer Europa vorkömmt. Der II. Abſchnitt redet von Verſchaffung einer ſattſamen Anzahl von Bürgern, deſſen I. Hauptſtück von der Anzahl der Bürger, das 2. von Beförderung derſelben handelt. Des III. Abſchnitts 1. Hauptſtück redet von der Sorgfalt für die Verbeſſerung der Gemüthskräfte der Bürger, und zwar im 1. Hauptſtücke in Anſehung ihres Verſtandes durch Wiſſenſchaften und Künſte; im 2ten aber, von der Erweiterung der Künſte und Wiſſenſchaften durch neue Erfindungen.

In allen dieſen Dingen nun hat der Herr Prof. Hanov der Erwartung ſeiner Leſer eine völlige Gnüge gethan.

gethan. Seine Einſicht iſt der Sache gewachſen; ſeine Ordnung in Abhandlung der Materien iſt der wolfiſchen gleich; ſeine Schreibart aber hält das Mittel zwiſchen einer ängſtlichen Künſteley, und gänzlichen Nachläßigkeit. Das beygefügte kurze Leben des Freyherrn von Wolf hat der Herr M. Gerber, dermaliger Rector bey der Pfarrſchule zu Danzig, aus der deutſchen hiſtoriſchen Lobſchrift des Hochſeligen, auszugsweiſe aufgeſetzet.

II.

Fortſetzung und Beſchluß des Auszuges aus Heinrichen dem Vogler, des Hrn. Barons von Schönaich.

Wir ſind mit unſerm Auszuge aus deſſen Heldengedichte bis zur Hälfte gekommen. Im VII. Buche wird anfangs das hunniſche Reich beſchrieben, und an die Donau geſetzet, wo vorhin Gothen und Gepiden und Abaren gewohnet hatten. Zulthan, ihr König, fraget einen Zauberer um Rath, was der Krieg für einen Ausgang haben werde. Der Hayn des Götzendieners wird beſchrieben; und das Opfer ſelbſt erzählet. Der König muß auf der Haut des geopferten Thieres ſchlafen. Sein Traum verſetzet ihn in die Hölle; wo er die Martern der Eroberer und Weltbezwinger ſieht. Er findet den Attila daſelbſt: und als er in die ſeligen Gefilde der beglückten Seelen kömmt, empfängt ihn ein alter Fürſt der Hunnen. Er erwachet

noch zwo Zeilen kürzer als dieſelbe, und entfernet ſich weniger von dem Originale, wie ein ieder, der ſie damit vergleichen will, ſehen wird. Wäre nun der ganze Lucanus dergeſtalt überſetzt verhanden: Was gilts, man würde ihn mehr geleſen haben, als den Seckendorfiſchen! Dieſes mag genug ſeyn, die reimloſen Verſe im Deutſchen überhaupt zu rechtfertigen.

Was die Anacreontiſchen Oden anbetrifft, ſo hat man verſuchen wollen, ob ſich nicht im Deutſchen das griechiſche Sylbenmaaß, die Kürze und Zärtlichkeit dieſes Poeten, auch auf deutſch ausdrücken laſſe. Zu dem Ende hat man ſich an eben die Gattungen der Verſe gebunden, die Anacreon in ieder Ode gebrauchet: So daß man weder eine Sylbe mehr oder weniger, als derſelbe geſetzet; noch eine einzige Zeile mehr zu jedem Liede gebrauchet. Wüſten wir die Geſangweiſen noch, nach welchen vorzeiten dieſer Dichter ſeine Oden geſungen: So würden ſich dieſe deutſchen Proben nach eben denſelben abſingen laſſen. Dieſes kan unſern Landesleuten nun einigermaſſen den Geſchmack der Alten bekannt machen: Da man hergegen, durch die Veränderung des Sylbenmaſſes, durch die Verlängerung der Zeilen, und ganzen Lieder, durch die Abtheilung in die bey uns gewöhnlichen Strophen, und endlich durch die Reime, nichts weniger als eine anacreontiſche Poeſie würde zuwege gebracht haben. Dieſes ſind die Fehler, die man dem franzöſiſchen Uberſetzer Longepierre vorrücken kan. Er hat einen weitläuftigen und wortreichen Periphraſten unſres Poeten abgegeben. Er verſetzet ganze Gedanken

wachet darüber, und ſieh, die nach Deutſchland abgeordneten Geſandten kommen zurück, erſtatten ihren Bericht; und ſein Zorn ergrimmet darüber.

Im VIII. B. redet Zulthan ſeine Fürſten und Helden an, und theilet die Pflichten des beſchloſſenen Einfalles in Deutſchland unter ſie. Ihre Völker gerathen dadurch in Bewegung, und werden beſchrieben. Deutſchland geräth durch das Gerücht davon in Schrecken. Zulthan dringt durch das noch heydniſche Böhmen in Sachſen ein; ſein Sohn Torus aber geht mit einem Theile der Völker nach Franken. Fürſt Berthold beobachtet mit ſeinen Schaaren beyder Züge. Sondershauſen iſt dem Torus im Wege, und der Winter fällt ein. Die Hunnen ſtreifen weit und breit herum, und plündern alles aus. Der Kaiſer ſchickt den Dankwerd wider ſie. Cracov kömmt ihnen zu Hülfe. Auch des Kaiſers Tochter Helena, und Graf Altenburg eilen herzu. Die Heyden müſſen alſo weichen: und Siegfrieden ſchicket der Kaiſer auf Kundſchaft aus.

Im IX. B. wird Merſeburg von den Hunnen belagert und beſtürmet. Die Chriſten aber halten ſich tapfer. Die Heyden wollen Holz zu den Sturmböcken fällen: Dankwerd aber überraſchet ſie aus dem Hinterhalte. Die Belagerten thun einen Ausfall: bey Tagesanbruche aber ziehen ſie ſich, ſowohl als Dankwerd zurück. Das Stürmen geht wieder an; und ſelbſt der Biſchof von Merſeburg geht auf die Mauer. Es wird ein Crucifix zerſchmettert, und die Wuth nimmt deſto mehr zu. Endlich müſſen die Heyden abziehen; und die einfal-

fallende groſse Dürre nöthiget sie, die Belagerung aufzuheben.

Im X. B. bekömmt der Kaiser Nachricht, was der Graf von Sondershausen verrichtet, und was Luitfried im Elsaß wider die Hunnen für Thaten gethan. Er selbst überfällt den Geysa, schlägt ihn, und schicket Danckwerden nach Merseburg. Zulthan denket die Stadt zu umrennen, und Cracov beginnt abermal den Christen Hohn zu sprechen. Er fodert die Christen auf, und Dankwerd, der sich durch den Feind in die Stadt geschlagen hat, schicket ihm einen Strick.

Im XI. B. arbeiten die Hunnen von neuem am Sturmgeräthe: aber König Heinrich nähert sich. Seyfried, den er auf Kundschaft ausgesandt, schleicht sich ins Lager der Heyden; und trifft seine gefangene Schwester daselbst an. Sie entfliehn; und er kömmt zum K. Heinrich, mit dem Berichte, was er ausgespähet. Cracov fährt mit Drohungen fort. Dankwerd erzürnet sich; Dollinger aber will auf ihn treffen. Hier wird ihr Kampf und Danckwerds Sieg beschrieben. Der Heyden neue Wuth und vergeblich unternommener Sturm folget darauf: wie auch ein panisches Schrecken, welches die Hunnen überfällt. Ein Sturmwind, und eine groſse Wasserfluth machen das Ende dieses Buches.

Das XII. erzählet, wie Zulthan endlich seine Völker zum Stehen gebracht, und auf K. Heinrichen losgegangen. Satan sinnet indessen, wie der Christen Sieg aufzuhalten sey. Er schicket die Morbona, um den König krank zu machen. Sie thut

es wirklich, aber deſſen ungeachtet zieht er fort. Zulchan hingegen wird durch einen böſen Traum beunruhiget. Er ſtellet endlich ſeine Völker in Schlachtordnung, und Heinrich thut es gleichfalls. Das Treffen wird geliefert, die Chriſten aber ſiegen, erbeuten das ganze Lager, und triumphiren völlig; womit das ganze Gedicht ſchließt.

Das iſt nun der kurze Grundriß, oder Inhalt dieſes neuen Heldengedichts: und verſtändige Leſer werden leicht einſehen, wie richtig und regelmäßig daſſelbe in ſeiner ganzen Anlage iſt. Es hat ſeine Haupthandlung, nämlich den Sieg Heinrichs über die Hunnen. Dieſe iſt groß, und wichtig: denn ſie betrifft ganz Deutſchland, welches ſie von einem ſchimpflichen Tribute gegen ein barbariſches und heydniſches Volk befreyet. Sie iſt auch mit vielen Schwierigkeiten verknüpfet, und da ſie dennoch glücklich vollführet wird: ſo iſt ſie auch wunderbar. Sie hat verſchiedene Nebenhandlungen mit in ſich, die theils zur Haupthandlung, als Vorbereitungen gehören, theils ſonſt damit verknüpfet ſind, und ihr eine Abwechſelung und Schönheit ertheilen. Dergleichen iſt hier die Einſchaltung vom Könige in Dännemark und von der Prinzeſſinn Helena u. a. m. Das Wunderbare machen hier nach der wahrſcheinlichſten Art ein paar Träume Heinrichs und des hunniſchen Königs, nebſt der Weiſſagung des Zauberers, und endlich Satan ſelbſt; der in einem Kriege, darinn Chriſten und Heyden kämpften nicht unwahrſcheinlich mit ins Spiel gemiſchet iſt.

Die

Die Dauer der Handlung ist nicht gar zu groß, und wird in allem noch kein volles Jahr erfodern. Sein Vorhaben kündiget der Dichter, nach den Mustern der Alten, in folgenden acht Zeilen an; so daß er den Leser gleich durch Meldung der Religionsvortheile seiner Absicht günstig machet.

Ich besinge jenen Kaiser, dessen gottgeweihter Streit,
Endlich von der Heyden Joche unser frommes Volk befreyt;
Der des Reichs verfallnen Ruhm, zu dem alten Glanze brachte,
Und der Deutschen Namen groß, und den Hunnen schrecklich machte.
Deutschland hatt' ihm seinen Zepter nicht vergebens anvertraut,
Deutschland hatte nicht vergebens auf des Helden Muth gebaut.
Heinrich rächt es, und zerbrach klug und stolz die schweren Ketten:
Und wer konnt es sonst davon, als nur Gott und Heinrich retten?

Sollte man an diesem Eingange etwas erinnern wollen: so würde es die Benennung eines Kaisers seyn, die der Dichter Heinrichen beygeleget hat: da es doch aus den Geschichten gewiß ist, daß Heinrich zwar König der Deutschen gewesen, aber niemals zum Kaiser gekrönet worden. Doch da wir heute zu Tage Deutschlands Haupt allemal für einen Kaiser halten: so werden sich gewiß sehr wenige Leser an dieser Benennung Heinrichs stoßen; wie es denn im Grunde auf eins hinausläuft.

Seine

Seine Anrufung richtet der Poet an die Wahrheit:

Du hingegen, ſtrenge Wahrheit! ſteh dem blöden Dichter bey,
Daß dein Glanz das Laſter ſchröcke, und der Tugend nutzbar ſey.
Laß durch ſanfter Züge Schmuck deine Blöße ſittſam ſchmücken,
Unter reiner Farben Pracht, deiner Schonheit Reiz erblicken,
Lehre Fürſten, daß ſie ſelber ihrer Größe Triebwerk ſind,
Daß, wenn ſie im Purpur ſchlummern, nur die Schmaucheley gewinnt;
Die verborgen um den Thron unter tauſend Larven irret,
Und durch ihrer Stimme Klang nur der Wahrheit Mund verwirret,
Mach, daß ſie in Heinrichs Bilde, ihrer Pflichten Wirkung ſehn,
Mach, daß ſie nicht mehr verblendet in der Häuchler Banden gehn.
Mache, daß dieß Lied die Kraft, Könige zu lehren habe,
Und der Helden hartes Herz ſich an deſſen Tönen labe.

Kann auch ein Dichter mit edlern Abſichten zu Werke gehen, als es unſer Freyherr gethan hat? Und wie ſehr werden nicht patriotiſche Leſer ihre Wünſche mit den ſeinigen verbinden; wenn ſie näher ſehen werden, was für erhabene Lehren einer geläuterten Staatskunſt in dem Gedichte vorkommen: die billig allen Regenten ohn Unterlaß vor Augen ſchweben ſollten; und dadurch alle Staaten glücklich werden könnten. Gleichwohl hat der Hr. Verfaſſer nie-

niemals das Glück gehabt, die akademische Luft einzuathmen, die einigen, als das einzige Vaterland der Einsicht und Wahrheit vorkömmt.

Von seiner Art im Erzählen mag folgender Anfang des Werkes die Probe geben. Doch, wir besinnen uns, daß es überflüssig wäre, da man seine Gabe darinn schon kennet. Wir nehmen also lieber ein Stück einer Anrede Heinrichs an Herzog Arnulfen aus Bayern, der ihm anfänglich aufsätzig war:

Fürst, du weist, wie Wälschlands Herrschsucht unsern Zeiten an sich reißt,
Und mit was für schnöden Namen dort der Kaisertitel gleißt.
Ist er doch schon Roms Geschenk und der Päbste Spott geworden!
Und wie schimpflich ist das nicht für den deutschen Fürstenorden?
Wollen wir noch nicht das Rauchfaß mit verwegner Hand entweihn;
Und ein Priester soll des Herren, seines Königs König seyn?
Ja, er wagt, er wagt es, Fürst, uns nach Kron und Stab zu greifen,
Er beginnt sich noch dazu auf des Himmels Wort zu steifen.
O! das wird doch Gott nicht wollen, daß er unser Richter sey!
Nur des Himmels eigner Donner schlägt dieß Kronengeld entzwey.
Wer verlieh doch Rom den Glanz? Wer verlieh ihn als der Kaiser?
Und nun raubts uns voller Stolz die erworbnen Lorbeerreiser.

Aber

Aber eh wir solches rächen, fühl der Hunne unser Schwert!
Er, der unsers Reiches Würde, schmählich und so lang entehrt.
Er soll unserer Waffen Stahl und der Lanzen Spitzen fühlen;
Und nicht mehr, ich schwör es dir, mit den deutschen Völkern spielen.

Aus dem zweyten Buche wollen wir eine Beschreibung von des Kaisers Tochter, der Prinzessinn Helena mittheilen; welche im Turniere die Preise austheilete. Sie hieß anders, ward aber nach ihrer Entführung, wegen der Aehnlichkeit so beygenamet.

Helena, des Kaisers Tochter, Altenburgs verliebt Gemahl
War es, die auf einer Bühne über Sieg und Preis befahl.
Ihrer Augen blauer Glanz spielte mit so sanften Blicken,
Daß sie selbst vermögend war auch die Tugend zu entzücken.
Schmachtend, sterbend sah ihr Auge; lockend, reizend winkt ihr Blick;
Oft zog er sich voller Unschuld schüchtern und beschämt zurück.
War er endlich ganz verirrt hin und her herumgeschweifet,
So entwich er, wie ein Feind, der im Fliehen siegend streifet.
Ihrer breiten Augenbraunen sanft gewölbtes Bogenpaar,
Dräute denen, die ihm trotzen, die beliebteste Gefahr;
Doch verschwand ihr zärtlich Herz, wollte sie zu zürnen wagen:
O so konnt ein Blick von ihr Heldenherzen niederschlagen.

Ihres

Ihres goldnen Haares Länge war ein Herz, das Sieger fieng.
Und in das, von Liebe trunken, Graf von Altenburg erst gieng.
Der verbothnen Flammen Glut hatte beyder Herz bestritten,
Und nach lang ertragner Pein ein geweihtes Band erlitten.
Solche Helden sah Cythere nie zu den Altären gehn,
Die auch in der Wahrheit Tempel oftermals errichtet stehn.
Aber, wenn die Tugend selbst liebet, lächelt und entzündet;
O! wo ist ein steinern Herz, welches dann nicht Glut empfindet! u. s. w.

Das übrige nächstens einmal.

III.

Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, darinnen verschiedene Zusätze und Verbesserungen, nebst einem ausführlichen Register über alle zehn Theile enthalten sind. Vers. von Herrn D. Joh. Jak. Reisken, der arabischen Sprache öffentlichem Lehrer in Leipzig. XI. Theil. Leipz. 1757. verlegts Johann Paul Kraus.

Nachdem die Fr. Prof. Gottschedinn uns bisher X. Bände von der Geschichte der Akad. der schönen Wissensch. deutsch geliefert; so hat es dem Herrn Verleger nöthig geschienen, zu diesen zehn

Bänden ein ausführliches Register zu veranstalten; damit dieß, mit einer weitläuftigen philologischen, historischen und antiquarischen Gelehrsamkeit angefüllte Werk, seinen Besitzern auch recht angenehm werden möchte. Dieses zu verfertigen mußte einem Manne aufgetragen werden, der mit diesen Arten der schönen Wissenschaften in genauer Bekanntschaft stünde, und solches mit einer kritischen Beurtheilungskraft abfassen könnte. Die Frau Uebersetzerinn hat geglaubet, diese Eigenschaften an dem Hn. D. Reiske in solchem Grade zu finden, daß sie es ihm mit völliger Zuversicht anvertrauen könnte; und alle, die seine Gelehrsamkeit kennen, werden ihre Wahl unfehlbar billigen.

Es hat aber der Herr Professor noch mehr gethan. Indem er alle X. Bände dieser Uebersetzung durchgieng, fielen ihm verschiedene Stellen derselben in die Augen, dabey sich einige Anmerkungen und Verbesserungen machen ließen. Er merkte sich dieselben an, und da es dem Verleger lieb war, diesen XI. Registerband den vorigen Bänden gleich zu machen: so ersuchte er den Herrn D. Reiske diese Beobachtungen etwas ausführlicher zu Papier zu bringen, und sie dem Drucke zu überlassen. Dazu ließ er sich nun ganz willig finden; und lieferte in der That soviel Aufsätze, die fast 14 Bogen anfüllen, und also mit dem Register, diesem XI. Bande mit den vorigen gleiche Stärke geben. Wir wollen sie durchlaufen; und zu jedem Bande etwas kürzlich anzeigen.

Zum

Zum ersten Bande hat der Herr B. bey der 51. S. vom Ursprunge der Menschenopfer seine Gedanken eröffnet; und glaubet, es sey nicht eine Nachahmung des abrahamischen Opfers, oder des Jephthaischen; sondern eine ältere Sitte der Menschen gewesen, die aus guter Meynung Gott etwas schenken wollen. Zur 181. S. merket er an, daß es vormals ein bloßes Ehrenzeichen gewesen, wenn man jemanden eine goldne Krone geschenket.

Zum II. B. merket er bey 108 S. an, was die Veranlassung und Absicht der erdichteten Reden bey den alten Geschichtschreibern gewesen. Bey der 116 S. handelt er vom Ursprunge des Schimpfens an den Festtagen bey den Alten. Bey der 180sten S. untersuchet er, ob Kebes von Theben der Verfasser des nach ihm genannten Gemäldes seyn könne; und bey der 359 S. handelt er von den Feuerwerken der Alten.

Zum III. Bande giebt er bey 191. S. einen Beweis, daß Plato eine Stelle aus dem Pindar entweder unrecht verstanden, oder vorsetzlich verdrehet habe. Bey der 221. S. beurtheilet er den Euripides ziemlich strenge.

Zum IV. B. widerleget er bey der 339 S. die Meynung des Herrn de la Nauze, von den Regierungsjahren, des Seleukus Nikaters, und bey der 448sten S. giebt er einige Nachricht von dem berühmten persischen Staatsminister Buzurghemihir, nebst einer Probe seiner weisen Sprüche, aus einer arabischen Handschrift der kön. Bibliothek zu Dresden.

danken und Verse; er setzet hinzu, und verlängert durch gleichgültige Beschreibungen dasjenige, was Anacreon mit einer natürlichen Einfalt weit schöner gesagt: Er brauchet endlich, eine ganz hochtrabende Schreibart, wo jener die zärtlichsten Redensarten angewandt hat. Alles dieses werden diejenigen wahrnehmen, die beydes das griechische und französische gegen einander halten wollen.

Noch ist im Jahr 1731. zu Meyland eine italienische Uebersetzung ans Licht getreten, die Herr Argelati herausgegeben hat. Er hat aber selbige nicht allein verfertiget, sondern es haben verschiedene Poeten sich vereiniget, dieselben zu übersetzen. Sie haben sich auch die Regel gemacht, das anacreontische Sylbenmaaß beyzubehalten, welches allerdings zu loben ist. Allein da sie die Reime beybehalten wollen, so haben sie nothwendig viel zu ihrem Originale zusetzen, und manchen Einfall desselben verändern müssen. Der Augenschein lehret solches ganz deutlich, es zeiget es aber auch die Länge der übersetzten Oden, die allemal die griechischen an Zahl der Zeilen übertrifft. Die erste Anacreons hat nur zwölf Zeilen, die italiänische aber achtzehn. Die andre griechische hat dreyzehn, die italiänische gleichfalls achtzehn. Die dritte griechische hat nur 32. die italiänische hergegen 38. Alle diese Fehler nun habe ich in dieser Uebersetzung zu vermeiden gesucht; und also mache ich mir die Hoffnung, daß unpartheyische Kenner diesen Versuch geneigt aufnehmen werden. Mein Eingang zu demselben ist lang genug gerathen: Daher ist es Zeit daß ich aufhöre, und die Uebersetzung selbst dem Urtheile des verständigen Lesers überlasse.

Ana-

Zum VI. B. eröffnet der Herr D. bey der 22sten S. seine Gedanken, von dem streitigen Vorzuge der Alten vor den Neuern: und diese etwas weitläuftiger gerathene Abhandlung erkläret der Herr Verf. in der Vorrede selbst für eine seiner stärksten in diesem Buche. Bald im Anf. behauptet der Herr Verf. es sey schwerer einen alten Geschichtschreiber zu verstehen, zu übersetzen und auszulegen, als einen Dichter; und beruset sich auf seine eigene Erfahrung. Der Satz ist paradox. Sodann beschweret er sich über die täglich zunehmenden Schwierigkeiten bey der Gelehrsamkeit, die endlich ein unbehülfliches Ungeheuer werden wird. Seine Worte sind hier merkwürdig:

„Zwar verabscheue und verwünsche ich die heillosen und zum Verderben alles guten Geschmackes abzielenden Anschläge derer jenigen, welche, damit sie ihren dunkeln und dornigten Grillen aufhelfen, die sie unter dem gleißenden Namen des Christenthums verkaufen, auf die griechische und lateinische Litteratur unbarmherzig schmähen; die sie doch in ihrem Leben nicht geschmecket haben, und sie auch, so gar an heiliger Stelle, unter dem verhaßten Namen des Heydenthums stinkend zu machen suchen. Das ist der nächste Weg zur Schwärmerey, und zum Gewissenszwange, dessen Frucht eine allgemeine Blindheit ist, dergleichen in den mittlern Zeiten den Erdboden bedeckete. Die Herrschsucht kann sich keinen gemächlichern Weg zur höchsten Gewalt bahnen, als eben diesen. Hergegen bin ich aber auch oft-

mals

mals auf den blinden Eifer solcher Gelehrten unwillig geworden, die alles, was nicht griechisch und lateinisch ist, Barbarey schelten. Gleich als ob die gesunde Vernunft, und der feine Geschmack an ein Volk, oder an ein Menschenalter gebunden wäre; gleich als ob außer diesen beyden Sprachen, keine andere richtig und schön sprechen, und zum Vortrage höherer Wissenschaften geschickt seyn könnten. Ich habe einen Mann gekannt, Gott habe ihn selig! der sich einfallen ließ, in öffentlichem Drucke zu behaupten: es verdiene keiner den Namen eines Gelehrten, der nicht lateinische, und noch dazu griechische Verse machen könnte. In wie große Gefahr setzete doch der gute Mann seine eigene Achtung? Ich fürchte, wenn es auf die griechische Probe angekommen wäre, und man nach der Strenge seines richterlichen Ausspruches verfahren hätte, er würde sein Ritterpferd haben hergeben, und sich unter die Aerarios stecken lassen müssen.

Wie ist es doch möglich, daß Leute, die mit den sogenannten humanioribus, oder mildern Wissenschaften umgehen, so herbe und unbescheidene Gesinnungen hegen können? Um wie viel wäre es nicht besser, wenn Gelehrte das unnütze Gezänk aufgäben, und mit einer brüderlichen Liebe, die, von Verträglichkeit und Billigkeit beseelet, Neid und Stolz ausschließt, Arbeiten unter sich theileten, an deren Nothwendigkeit bescheidene Leute nie gezweifelt haben. Griechisch und Lateinisch ist unentbehrlich. Es ist eine geraume Zeit, daß ich dieses einsehe. Und sobald

ich angefangen, es einzusehen, habe ich beyde Sprachen lieb gewonnen. Ach wollte mir doch Gott das Glück gönnen, sie Zeit meines Lebens gemächlich und ungestört, ohne die nagenden Sorgen der Nahrung, treiben, und die Früchte meines Umganges mit ihnen, den gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, so reichlich, als ich wohl wünschete, mittheilen zu können! Indessen hindert meine inbrünstige Liebe zur alten und auswärtigen Literatur mich doch nicht, zu erkennen, und einzugestehen: daß die neuere und einheimische für uns viel wichtiger und nöthiger sey; daß man in den neuern Sprachen viel gute Schriftsteller aufweisen könne, die man zum Muster einer schönen Schreibart vorstellen kann, und die den Alten den einzigen ihnen noch übrigen Vorzug streitig machen; ich meyne die Geschicklichkeit richtig, ordentlich, edel und witzig zu denken, und dergleichen Gedanken gemäß, sich auszudrucken.

Den übrigen Wissenschaften und dem gemeinen Wesen ist es zuträglich, daß nur wenige sich auf die alte und morgenländische Literatur legen; und zwar nur die, welche eine natürliche Neigung und Fähigkeit dazu bey sich verspüren. Diese wenige müssen, wenn sie sich sonst nicht in günstigen Glücksumständen befinden, durch Mildigkeit des gemeinen Wesens in den Stand gesetzet worden, daß sie ungekränkt und ungestört in ihrem Felde andern vorarbeiten können. Denn wo man dergleichen Studia treiben, und zugleich mit Büchercorrigiren, mit Registermachen, mit Journalschreiben, mit Uebersetzen

ſetzen aus dem Franzöſiſchen, mit Collegialeſen, ſein Brod verdienen muß; da kann nicht viel kluges heraus kommen. In meinen Augen verdienen die neuern Geſchichte und Sprachen in allen Betrachtungen, mehr Fleiß und Andacht an ſie, als die Alten. Doch muß man dieſe darum nicht aus den Augen ſetzen. Verbände uns gleich dazu weiter nichts, ſo würde doch die Dankbarkeit allein uns die Pflicht auflegen. Die Neuern haben den Alten ſo viel zu danken, daß ſie nicht allein, von allen den Vorzügen, die ſie über die Alten erhalten haben, ſich keines, ohne dieſer Beyſpiel und Beyſtand, würden rühmen können; ſondern auch wohl, allem Anſehen nach, nicht einmal da ſeyn, das iſt, Schriftſteller abgeben würden„.

Auf der 29ſten S. iſt etwas von dem Wohlklange in den Sprachen zu leſen: dabey uns das Zeugniß des Hrn. D. ſehr über alle Vorurtheile erhaben zu ſeyn bedünket.

„So unkundig der Muſik ich auch bin, ſo ſpüre ich freylich doch wohl in den Schriften der Alten etwas muſikaliſches, das mich gleichſam bezaubert. Aber ſollte denn das den Schriften der Neuern mangeln? Ich kann es nicht glauben. Zwar habe ich mich mit den neuern nicht ſonderlich bekannt gemachet. Mit ſolchen Kleinigkeiten, als das Abwägen und Abmeſſen der Sylben iſt, habe ich mich nie abgegeben. Aber daß das Harmoniſche den Neuern fehlen ſollte, daß die Alten allein auf die Spur der Kunſt gekommen ſeyn ſollen, durch kunſtmäßig angebrachte Abwechſelungen im Steigen

und Fallen der Töne das Ohr zu ergötzen, das kann ich mir nicht einbilden. Denn ich nehme für ausgemacht an, daß, so bald eine Rede dem Ohre gefällt, sie auch harmonisch seyn müsse, sie mag nun alt oder neu seyn. Warum jagen wir doch fremden Schönheiten nach, die wir unter uns täglich vor Augen haben und verkennen?

Ich bin gewiß, sollte mit der Zeit unsere Sprache etwan aussterben, das ich nicht wünsche; und sollten unsere guten Schriftsteller ein oder zweytausend Jahre alt werden: so werden sich müssige Klügler und tändelichte Grübler darüber machen, sie durchmessen, sie abwägen, und bey jedem Schritte so viel Gutes, Schönes, Wohlklingendes darinn finden, daß wir uns wundern würden, wenn wir es vorher wüßten. Aber, wird man sagen, wie werden sie denn das thun können, wenn sie die rechte Aussprache nicht inne haben? Und die kann sich ja doch nicht so lange Zeit erhalten: und Gott weis, wie weit, bis nach nova Zembla etwan, oder bis nach Peru, ausbreiten. Ich stehe dafür, es mögen das Deutsche, über kurz oder über lang, Völker aussprechen, welche es auch immer wollen: sie werden es nicht schlimmer aussprechen, als wir das griechische. Ja eben die verkehrte lächerliche Aussprache wird ihnen auf die Spur vieler eingebildeten Anmuthigkeiten im Wortklange helfen, auf die niemand sonst gekommen seyn würde. Eben darum, weil wir das Griechische und Lateinische so kauderwälsch aussprechen, finden wir in dem Klange so viel Anmuthigkeiten„.

Solche

Solche Proben einer groſsen Unpartevlichkeit nun kommen hier mehr vor. Z. E. was den Vorzug unsrer neuen Geschichtschreiber vor den alten betrifft, u. d. m.

Auf der 97sten S. saget der Hr. Verfasser dem Schicksale Dank, und sieht es für eine unerkannte Wohlthat Gottes an, daß ers der Wildheit ungelehrter Völker verstattet hat, von den Schriften der Alten soviel zu vertilgen. „Denn haben unsre Grammatiker bey den geringen Ueberresten des Alterthums schon soviel zu thun, daß sie Zeitlebens nicht fertig werden; wie würden sie herumkommen, wenn alles, was griechisch und lateinisch geschrieben worden, auf uns gekommen wäre? Wer würde die griechische Sprache alsdann fassen, oder nicht darüber verwirrt werden? In welchem Wörterbuche würden alle Wörter Platz haben? Der Barbaren Grausamkeit wider ihre Schriften ist also nöthig und nützlich gewesen.„; und der Hr. Verfasser bedauret den Verlust vieler alten Schriftsteller nicht ꝛc.

Zum VIII. B. erkläret der Hr. D. bey der 212 S. verschiedenes von dem sogenannten Alten vom Berge; und giebt eine Nachricht aus arabischen Geschichtschreibern, von des Marquis Conrad von Montferrat Ermordung.

Zum X. B. widerlegt er bey der 218ten S. die neue Meynung des Hrn. de la Kavaliere, daß nicht Prokop, sondern ein andrer die geheime Geschichte Justinians geschrieben habe: vieler andern kleinern Anmerkungen zu geschweigen.

Der Anhang ist dreyfach: 1) ein Verschlag, wie die arabische Litteratur ausgebreitet werden könne; nebst den Hindernissen derselben. 2) Eine Nachricht von des Nuwairi großer arabischer Universalbibliothek, oder Encyklopädie. 3) Eine Uebersetzung des zweyten und dritten Capitels, aus Abilfedas Geographie, von Aegypten und Africa. Alle drey verdienen viel Aufmerksamkeit der Kenner.

Register sind in allen viere. Das 1) enthält die Artikel, die zur gelehrten Geschichte gehören. Das 2) betrifft die Geschichte und Alterthümer. Das 3) ist geographisch. Das 4) endlich enthält die griechischen, lateinischen und andere erklärte Wörter. Aus allen erhellet, daß ein sehr großer Schatz von Gelehrsamkeit in diesen X oder XI. Bänden der Akad. der schönen Wissenschaften enthalten sey.

IV.

Acta Academiæ Electoralis Moguntinæ Scientiarum utilium, quæ Erfordiæ est, Tomus I. Erfordiæ et Gothæ 1757. apud Io. Paul Mevium et Io. Chr. Dietrich. p. 600 in 8

Hier erscheint nunmehr von der churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, der erste Band ihrer Schriften, der mit dem wohlgerathnen Kupferbilde ihres hochwürdigsten Stifters, gezieret, und demselben unterthänigst gewidmet ist. In der Einleitung wird dasjenige zuförderst

derst gemeldet, was man von dieser neuen Akademie längst begehret hat, nämlich eine genauere Nachricht, von ihrer innern Verfassung und Beschaffenheit. Es meldet also hiermit gedachte Akademie, daß der hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Johann Friedrich Karl, Erzbischof zu Maynz, des heil. röm. Reichs Kanzler durch Deutschland und Churfürst, auch Bischof zu Worms, als ein weiser Vater des Vaterlandes, die Wünsche der Universität zu Erfurt, nicht sowohl erfüllet, als ganz unverhofft übertroffen habe. Diese uralte hohe Schule sieht also ihr graues Haupt mit einem neuen Lorber gezieret, der niemals verwelken wird. Sie wünschet sich wegen eines solchen Landesherrn Glück, und ihm nichts minders, als die Unsterblichkeit.

Die neue Akademie führet den Namen der Friedrichsakademie, nach demselben, und stolzieret damit. Den XIV. Cal. Aug. oder XVI. des Heumonds im 1754sten Jahre, ist ihr Bestätigungsbrief unterschrieben und gesiegelt worden. Dieser Tag soll ihren Musen heilig seyn, und die lebhaftesten Ausdrücke bezeugen hier die dankbaren Empfindungen der Mitglieder. Das Diplom selbst wird hier eingerücket, und darinn der Gesellsch. der Namen einer Academiæ Electoralis Moguntinæ beygeleget; der itzige Dechant des Churmayntzischen Domstifts, Herr Johann Franz Jakob, des h. R. R. Freyherr von Hoheneck zum Protector oder Beschirmer derselben; der Freyherr von Linker, zum Präsidenten, zum Director aber Herr D. und Prof. Schorch gesetzet, und zu Verwah-

wahrung ihrer Bibliothek und Sachen ein bequemer Platz versprochen.

In den Satzungen dieser Akademie, wird ferner ihr Sitz zu Erfurt festgesetzet. Der besondere Beschirmer soll allemal aus dem Schooße des Domcapitels seyn, und sowohl, als der Präsident und Director, vom hochw. Churfürsten selbst ernennet werden. Der akademische Senat soll aus VIII. Versitzern bestehen, und diese sollen das Recht haben, sich jeder einen Adjunctum zu erwählen. Vier solche Beysitzer mit dem Secretair müssen wirklich in Erfurt, vier aber können außerhalb seyn. Personen von hoher Geburt können zu Ehrengliedern gemachet werden: gelehrte Männer aber werden ordentliche Mitglieder genennet; und sollen sowohl durch einzusendende Schriften, als sonst durch freywillige Thaten das Beste der Akademie befördern. Doch wir glauben nicht, übel zu thun, wenn wir diese Satzungen in ihrer Grundsprache unsern Lesern nach der Länge mittheilen.

✦ ✧ ✧

Academiæ Scientiarum utilium, conceſſa Jura Legesque rogatæ, ſequentibus continentur.

I.

Societas Academiæ Electoralis Moguntinæ ſcientiarum utilium nomen habet.

II. Locus ad quem Commercium literarium in primis dirigitur, Erfordia eſt.

III. Protector ſpecialis ex Gremio Rev. Capituli Metrop. Eccleſ. Mogunt. nec non Præſes & Dire-

Director Academiæ ab Eminentissimo atque Celsissimo Archiepiscopo & Electore Moguntino denominantur. Senatus Academiæ, in disciplinas divisus, ex Assessoribus VIII. compositus est, qui suffragia decisionem faciendia ferendi, & ad levandum laborem Adjunctos ad Senatusconsultum eligendi potestate gaudent. Assessores quatuor cum Secretario Erfordiæ, reliqui extra eandem commorentur.

IV. Illustri loco vati magnorumque nominum Personæ Sociorum Honorariorum nomine condecorantur.

V. Viri eruditione clari, Socii ordinarii vocantur, quorum quisque, pro dexteritate sua, doctis laboribus, Erfordiam mittendis, aliisque officiis spontaneis bonum Academiæ publicum promovet.

VI. Literati aliique artifices usu peritissimi Sociorum extraordinariorum & commercii literarii sodalium nomine veniunt.

VII. Literæ patentes cum signo Acad. Scient. Consociis, in receptionis testimonium, exhibentur, in quibus simul Academiæ propositi fines, & quam quilibet nactus sit disciplinarum provinciam, dilucidius explanatur. Signo Academiæ cuilibet socio uti licitum est.

VIII. Præses & Director cum Assessoribus Erfordiensibus & Secretario singulis hebdomadibus eum in finem convocantur, ut utilitati Academiæ prospiciant, suffragia ferant, & Societatis ab epistolis res Academiæ gestas recenseat, ac de iisdem Assessores extraneos faciat certiores. In rebus magni

Anacreons
I. Ode.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Cadmus preiſen:
Doch meiner Leyer Seyten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechſelte noch neulich
Die Seyten ſammt der Leyer,
Und ſang Alcidens Thaten:
Doch meine Leyer ſpielte
Von nichts, als lauter Liebe.
Drum gute Nacht ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

Anacreons
II. Ode.

Den Rindern gab GOtt Hörner,
Den Roſſen ſtarke Lenden,
Den Haſen ſchnelle Beine,
Den Leuen Schlund und Zähne,
Den Fiſchen glatte Schuppen,
Den Vögeln leichte Flügel,
Den Männern Witz und Klugheit.
Das Weib war noch vergeſſen.
Was gab man ihm? Die Schönheit!
Die dient ihm ſtatt der Pfeile,
Statt aller andern Waffen:
Denn alles Stahl und Feuer
Bezwingt die bloſſe Schönheit.

magni momenti & ad publicum Academiæ commodum pertinentibus, omnium ſociorum ſuffragia & conſilia colligentur.

IX. Singulo trimeſtri publica Academicorum congregatio fiet, in qua argumenta reipublicæ utiliſſima proponentur. Ipſis vero Academiæ initialibus pia vota pro ſalute Eminentiſſimi Ceſſiſſimique Fundatoris & Protectoris in oratione publica ſolventur.

X. Incrementum ſcientiarum & bonum publicum Academicis curæ cordique ſint.

XI. Poſito præmio, de problematibus, nihil prohibiti continentibus, judicium iidem ferant.

XII. Socii in terris Electoralibus Moguntinis degentes ſpecimina hiſtoriæ patriæ edant, eique majus lumen, quantum fieri poterit, adfundant.

XIII. Academiæ res geſtas Ephemerides eruditorum Erfordienſes ordine enarrabunt, quem in finem Academici noſtri eisdem operam dent.

XIV. Acta Academiæ typis ſucceſſive mandanda, utiliſſimos quosque labores & experimenta publici juris facient. In illis autem a viri boni officio abhorrentia nunquam locum habebunt.

XV. Quæſtiones theologicæ & politicæ, ad jura ſingularia Principum Europæorum attinentes, quibus offenſæ Potentum ſuſcipi poſſunt, quæcunque aliorum famam lædunt, nec non dogmata paulo abſtruſiora, cum utilitate publica arctiorem nexum non habentia, ad Academiæ forum non referuntur.

XVI.

XVI. Eminentiſſimi atque Celſiſſimi Principis Electoris indultu Academiæ, pro re nata, novas leges rogare, rogatisque derogare integrum eſt.

An der Weisheit dieſer ganzen Anſtalt und Einrichtung wird ſchwerlich jemand, der es mit den Wiſſenſchaften gut meynet, etwas zu erinnern haben. Alles iſt darauf nach und nach glücklich zu Stande gekommen. Die Akademie iſt mit einem botaniſchen Garten, mit durchfließendem Waſſer, und einem Gewächshauſe verſehen, ferner mit einem Collegio Fridericiano zu ihren Zuſammenkünften und Zergliederungen, auch mit einem Brennglaſe von zween Schuhen und 9 Zollen im Durchmeſſer, beſchenket worden. Damit auch junge Edelleute zu Erfurt gut reiten lernen könnten, hat man ihnen einen geſchickten Bereiter, der Akademie ein chymiſches Schmelzhaus, und ſowohl einen Lehrer der Policey- und Cameralwiſſenſchaft, als einen andern das Natur- und Völkerrecht zu lehren verordnet. Lauter vortreffliche Anſtallten, die gewiß dem erhabenen Stifter einen unſterblichen Ruhm bey der Nachwelt, und einen tiefen Dank von den itztlebenden zuziehen müſſen.

Um nun auf dieſe Sammlung geſellſchaftlicher Schriften etwas näher zu kommen: ſo beſteht ſelbige aus XLV. Stücken, faſt aus allen Wiſſenſchaften; nur die Theologie und das Staatsrecht ausgenommen. Das erſte iſt eine feyerliche Lobrede, auf den Cardinal Quirini, die auf Verordnung des akademiſchen

Rathes

Rathes von dem Herrn D. und Prof. Baumern, als der Akad. Secretär, gehalten werden. Hierauf folget eine Lobschrift, auf den seligen Prof. Hamberger in Jena, die gleichfalls diesem gewesenen Mitgliede zum Andenken von dem Herrn Prof. Hadelich aufgesetzet worden.

Die meisten folgenden Abhandlungen betreffen mechanische, statische, physikalische, botanische, chymische, und medicinische Sachen; und gehören also nicht für uns. Wir begnügen uns daher, nur die litterarischen, das ist, die zu den schönen Wissenschaften gehörigen Artikel, hier vorzüglich bekannt zu machen. Herr Prof. Friedrich Wilhelm Beer machet Anmerkungen zu des Tacitus Erzählung, von den Feldzügen des Germanicus diesseit Rheins. Hier werden viele Oerter, Flüsse und Umstände besser erkläret, als man sonst gewohnt ist. Herr M. Kändler handelt von den Deutschen, daraus des Herodes Magnus beste Soldaten bestanden haben sollen; wie Josephus erzählet: daß sie seiner Leiche, gleich nach den Trabanten, zwischen den Thraciern und Galatern gefolget sind. Herr Rect. J. A. Fabricius, handelt von zween Bracteaten. Herr Adv. Fr. Gotth. Freytag untersuchet, warum Bacchus von den Griechen Morychus genennet worden? bey Gelegenheit einer Stelle des cortonischen Musei. Herr Past. Fr. Chr. Oertel zeiget, daß Plato und Cicero vortreffliche Verfechter der Unsterblichkeit der Seele gewesen. Herr Prof. Hadelich beschuldiget den Homer, in seinen Gedichten, vieler fehlerhaften Meteoren, oder schwülstigen

Redens-

Redensarten. Ein Ungenannter zeiget einen Kunstgriff, eine jede gerade Linie, ohne Linial, in Metall zu graben, und ohne Zirkel in sehr kleine Theile zu theilen. Hr. Prof. Hadelich beschreibt ein altes Geschütz aus dem erfurter Zeughause, welches für ein Geschwindstück zu halten ist, und mit des Marschalls von Sachsen Amusette sehr übereln kömmt. Herr Rath Joh. Bernh. Müller handelt von der natürlichen Verwandlung der Wälder. Ein Ungenannter von Adel untersuchet die Frage: ob die Menschen sich zu sehr vermehren? Ein andrer zeiget, daß die Mechanik, durch die Erfindung der Maschinen, in die Sitten der Menschen einen großen Einfluß gehabt. Eben derselbe thut Vorschläge den Feldbau der Thüringer zu verbessern. Herr J. F. Hirt endlich zeiget, daß die Erfindung der Fabeln, die man dem Aesop zuschreibt, eigentlich dem Lockman zugehöre. Unsre Leser werden ohne unser Erinnern wahrnehmen, daß diese Sammlung viel artige Stücke in sich halte, und einem den Wunsch nach baldiger Fortsetzung abnöthige: welchem wir selbst herzlich beytreten.

V.

Fortsetzung aus des Hrn. Grafen von Caylus Recueil d'Antiquités &c. &c & Romaines. T. II.

Der IV. Abschnitt dieses schönen Werkes handelt von den römischen Alterthümern. Alle Stücke dieser Art, die man oft an Oertern findet, da man sie nicht vermuthet hätte, können dienen, die

Kenntniß der Alterthümer und der Erdbeſchreibung zu erweitern. Zwar häufig trifft man ſie nur an Oertern an, die viele Jahrhunderte durch bewohnet worden. Sie ſind gleichſam die Fußtapfen der Menſchen auf dem Erdboden, und bezeichnen den Pfad der Völker auf demſelben. Die Zeit und andre Umſtände haben die alten Städte vernichtet. Allein die Ueberbleibſel davon bezeugen noch die Stelle derſelben, die wir ſonſt verkennen würden. Es iſt alſo nützlich, dergleichen Stücke aufzuſuchen, und die Stellen zu bemerken. Deswegen ſammlet der Herr Graf alles, was man in Frankreich entdecken kann. Darunter finden ſich nun ein guter Theil römiſche. Uebrigens ſind auch die Stücke des alten Hausrathes nicht unnütz. Sie zeigen uns überhaupt die Gewohnheiten alter Zeiten, davon bey den Schriftſtellern keine Spur zu finden iſt.

Hier merket der Herr V. an, daß von den heutigen viel reichern und größern Städten, lange nicht ſo viel Denkmäler auf die Nachwelt kommen werden; als von ſehr mäßigen römiſchen auf uns gekommen ſind. Das Eiſen, welches wir faſt zu allem brauchen, iſt von ſehr kurzer Dauer. Der Roſt und die Vernachläßigung verzehret es. Es zergeht in der Erde und feuchten Luft. Küpferne Stücke von Hausrath, deren ſich die Alten häufig bedieneten, widerſtehen dem Untergange viel ſtärker. Es dauret auch in der Erde, und wenn es einmal ſeine grünlich-graue Haut bekommen hat, ſo iſt es faſt unvergänglich. Dieſer Dauerhaftigkeit haben wir nun alle die beſten und meiſten Denkmäler der Alten zu danken. Solche Stücke wurden nämlich

durch

durch den Handel nach allen römischen Provinzen, so schön gebracht, als sie in Rom selbst zu finden waren. Allein die marmornen Sachen, die man an denen Orten machen mußte, wo sie bleiben sollten, sehen allezeit einiger Barbarey, oder Ungeschicklichkeit derer Künstler ähnlich, die sich an solchen Orten befanden.

Indessen spricht der Verfasser seinen Landsleuten die Hoffnung ganz ab, jemals das Kupfer bey ihnen so gebrauchet zu sehen, und dadurch der Nachwelt bekannter zu werden. Die Ursache sey, weil das Eisen in Frankreich einheimisch, das Kupfer aber fremd ist; und also niemals in solcher Menge zu haben seyn wird. Allein, war denn das Kupfer den Römern nicht auch fremd? Und gleichwohl haben sie es dem Eisen vorgezogen. Aber man sieht wohl, daß Frankreich, bloß aus Eigennutz und Sparsamkeit, neulich den Gebrauch kupferner Küchengeschirre in ein böses Geschrey bringen wollen, um eine fremde Waare weniger nöthig zu haben. In Deutschland, dessen viel reicherer Boden uns nicht nur Silber und Zinn, sondern auch Kupfer die Menge liefert, muß man sich nicht aus sklavischer Nachahmung dahin reißen lassen, einem Vortheile zu entsagen, den unsre ärmern Nachbarn uns heimlich beneiden. Er wünschet, daß man bey Tempeln zum wenigsten, bey Pallästen der Könige und Fürsten und öffentlichen Gebäuden, sich des Kupfers bedienen möge.

Hierauf schreitet der Hr. Verf. zur Erklärung seiner Kupferstiche. Das erste scheint ihm einen Apollo

anzudeuten, ob es gleich weder eine Leyer, noch einen Lorberbaum, Kranz oder Bogen hat. Eine ſtehende junge ganz nackte Mannsperſon hat auf dem linken Arme bloß ein Gewand hängen. Die Finger der rechten Hand haben eine gezwungene Bewegung. Der V. ſuchet darinn die Bedeutung, daß Apollons Befehle niemals ſo, wie Neptuns, oder Plutons, mit voller Gewalt, ſondern gleichſam mit ſchlauer Liſt, und Verführung geſchehen. Dieß ſollen, wie er meynt, die Künſtler ſich merken. Uns kömmt es vor, Apollo habe etwa eine Leyer, oder einen Lorberzweig in der Hand gehabt, der aber verlohren gegangen, weil er nicht gut befeſtiget geweſen. Dieß Stück iſt 3 Zolle minder einige Linien hoch.

Das II. iſt ein Bruſtſtück vom Aeskulap; und wirklich alt. Er hatte viel Tempel und Bildſäulen in Griechenland. Wer liebet nicht ſein Leben? Er hat eine Schlange bey ſich, die ihm auf der Schulter nach dem linken Ohre kriecht: das bekannte Zeichen; obgleich auch andre Gottheiten dergleichen gehabt, z. E. Trophonius, und Hercina. Ueberhaupt hat der alte Aberglauben eine Menge Veränderungen gehabt. Eine Religion ohne Syſtem iſt hundert Abwechſelungen der Dichter und Künſtler unterworfen. Der Herr Verf. will der Schlange Aeskulaps eine chymiſche Bedeutung geben.

Die I. und II. Fig. des 2ten Kupfers ſtellet einen Merkur vor. So viel Aemter ihm auch die Alten gaben, ſo ſieht man ihn doch nicht oft ſo, wie hier. Der Beutel in der rechten Hand bezeichnet ihn deutlich;

lich; da ſonſt ſein Helm und Köcher etwas anders gewieſen hätte. Herr Bon ſaget, in ſeiner Jugend ſey Mercur ſo ſchlau geweſen, daß er ſich Admets Ochſen zu ſtehlen unterwunden; und dabey dem Apollo den Köcher entwendet, damit ſelbiger auf ihn keinen Pfeil abſchießen könnte. Horaz ſchreibt ſo davon, und ſo verſteht man ihn nun:

Te, boves olim niſi reddidiſſes,
Per dolum amotos, puerum minaci,
Voce dum terret, viduus Pharetrà
Riſit Apollo.

Der dritte iſt nur um des Helmes wegen hier bis auf die Schultern gezeichnet: damit die Künſtler nicht mehr, wie ſie pflegen, aus der bloßen Einbildung, ſolche Helme zeichnen mögen.

Auf der LXXIX. ſtehen ein paar Amulete, mit Ringen, zum Anhenken auf den Rücken. Sie ſtellen eine **Angerona**, das iſt, eine römiſche Göttinn vor, die mit dem ägyptiſchen Harpokrates verwandt iſt. Sie leget, wie er, den Finger auf den Mund. Makrobius gedenket ihres Feſtes, und meldet, daß ſie die Schutzgöttinn der Stadt Rom geweſen, weswegen ihr Namen nicht ausgeſprochen werden durfte. Pitiſcus und Montfaucon haben ſie auch abgebildet und erkläret.

Die IV. und V. Figur dieſes Kupfers ſtellet einen geflügelten Cupido dar, der gleichfalls zum Anhenken gedienet hat. Er hat ein paar Gefäße in der Hand, vermuthlich zum Opfern; und iſt nur 2 Zolle hoch.

Das LXXX. zeiget ein nacktes Mannsbild mit langen Haaren, die theils über die Schultern nach forne in Zöpfen, theils hinten herab mit vier Locken hängen. Dem erſten Anblicke nach ſollte man ſie für ägyptiſch halten. Allein die langen Haare und gänzliche Blöße widerſprechen. Der Herr Verf. meynet alſo, es ſey eine griechiſche Nachahmung eines ägyptiſchen Vorbildes, in der Kindheit der Kunſt geweſen. Doch es iſt auch nicht recht griechiſch: darum ſoll es wieder ein Römer nachgeahmet haben. Warum? das weis er nicht. Wer kann alles wiſſen? Aber ſo muß man auch nichts ſagen, wird der Leſer vieleicht denken. Wir ſind ſeiner Meynung. Aber die Antiquarier verſtummen nicht gern. Wagen klingt gelehrt.

Die III. und IV. Figur iſt weit ſchöner, und ſtellet einen Herkules vor, der ſeine Keule in der rechten Hand hält, und an die Spitze des Fußes ſetzet. Die V. iſt ein junger Römer in der Toga, mit bloſſer linker Schulter, und eingehülltem Arme; in der rechten Hand aber hält er die Larve eines alten Mannes. Der Herr Graf meynet, es ſtelle einen jungen komiſchen Dichter vor. Vieleicht aber ſoll es nur ein Schauſpieler ſeyn!

Die LXXXI. ſtellet zween Köpfe und ein Gefäß vor. Die XXXII. zeiget eine gekleidete, doch auf der rechten Bruſt entblößte Venus, die den Apfel in der Hand hält, und auf dem Kothurn einhergeht, wie die alten Götter und Helden auf der Bühne zeigten. Dabey wird dieſer Schuh erklärt, und gegen den Schuh der Gallier gehalten, der ein Schuh ohne Abſatz, mit einer platten Sohle iſt. Ein tanzender Knabe

mit

mit einer Art von Caſtagnetten füllet den übrigen Raum; und ein Grabmaal hat die Aufſchrift:

D. M. PVERI SEPTEM TRIONIS ANNOR. XII. QVI ANTIPOLLIN THEATRO BIDVO SALTAVIT ET PLACVIT.

Wir können unmöglich alles mitnehmen. Die LXXXV. Platte zeiget eine Victorie auf einem Fußgeſtelle ſtehend, die den Kranz in der linken Hand trägt. Sie hat neben der Bildſäule Marc Aurels zu Pferde geſtanden, und noch eine andre auf der Gegenſeite gehabt, ſo den Kranz in der rechten gehalten. Ihr Gewand iſt frey und flüchtig genug; und ihre Flügel liegen am Rücken dicht an. Die folgende ſtellet ein paar agathene Gefäße mit halb erhabnen Figuren vor. Auf dem einen fährt Cupido mit einem Paar von Schmetterlingen durch die Luft. Der Herr Verf. meynet, alle die Schmetterlinge bedeuteten hier abgeſchiedene Seelen, und die Cupidons zeigeten an: daß die Liebe Schuld am Tode dieſer Perſonen gehabt, deren Aſche hier auf bewahret worden. Sit fides penes Autorem.

Ferner folgen Ringe, etliche ſchöne Köpfe, und allerley Amulete, alte ſteinerne Beile, Meſſer, und Schwerter; eine ſchöne Urne, ein Pferdekopf, Geſtelle, Urnen und Thränengläſer. Wir haben aber zum Zierrathe dieſes Monathes die XCſte Tafel erwählet, worauf ein paar ſpaßhafte Figuren vorkommen. Es ſind ein paar ziemlich ſchlecht geſchnittene Steine, deren erſter ein Amethiſt, der zweyte ein Jaſpis iſt. Der eine zeiget einen Leuen

Anacreons
III. Ode.

Als der grosse Bär am Himmel,
Sich bey später Nacht im Norden
Vor Bootens Händen schwunge,
Und die Welt, von Sorgen müde,
Schlafend auf dem Lager ruhte:
Hört ich Amorn an die Thüre
Des verschloßnen Hauses klopfen.
Wer, so sprach ich, klopft denn drauſſen,
Und verstöret mich im Träumen?
Thu nur auf, war Amors Antwort:
Scheu dich nicht, ich bin ein Knabe,
Ganz beregnet und erfroren,
Und bey später Nacht verirret.
Das bewegte mich zum Mitleid;
Drum ergriff ich meine Leuchte,
That ihm auf, und sah den Knaben,
Mit dem Köcher und dem Bogen,
Und mit Flügeln auf dem Rücken.
Darauf satzt ich ihn zum Feuer,
Und erwärmte Hand und Finger,
Selbst mit meinen eignen Händen;
Drückte gleichfalls, aus Erbarmen,
Ihm das Wasser aus den Locken.
Als er sich nun kaum erholet,
Sprach er: Laßt uns itzt versuchen,
Ob im Regen meinem Bogen
Auch die Sehne schlaff geworden?
Plötzlich schoß er, und durchbohrte
Mir die Brust, wie Wespen stechen;

auf dem Wagen der von zween Hähnen gezogen wird. Der andre ſtellet einen Delphin vor, der Zaum und Geißel im Maule hält, womit er ein paar Raupen regieret, die ſeinen Wagen ziehen ſollen. So luſtig übten ſich die römiſchen Künſtler, auch poſſenhafte Chimären vorzuſtellen. Vielleicht ſind es aber auch allegoriſch ſatiriſche Anſpielungen geweſen; obgleich der Herr Graf es nicht glaubet. Unſre Leſer werden ſich leicht auch auf heutige Begebenheiten Deutungen davon ausſinnen können.

VI.

Jo. Jacobi Maſcovii Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad Obitum Henrici III. nunc recogniti & aucti. Lipſiæ, apud Bernh. Chriſt. Breitkopf. 1757. in 4. 2 und ein halb Alphab.

Unſer berühmter Herr Hofrath Maſcov hat nicht nur in zween Bänden ſeiner Geſchichte der Deutſchen, die Hiſtorie des fränkiſchen Reiches bis auf die Karolinger gebracht: ſo daß nur noch ein Band derſelben von dem karolingiſchen Stamme fehlet, um den ganzen ältern Zeitlauf des deutſchen Reiches zu ſchließen. Er hat auch die mittlern Zeiten unſerer Reichsgeſchichte in lateiniſcher Sprache zu beſchreiben angefangen. Dieſe gehen von Kaiſer Konraden, der zuerſt nach den Karolingern zur Krone gelanget iſt, bis auf den Tod Kaiſer Sigis-

munds

munds: von welchem die österreichischen Kaiser anheben, die in den neuern Zeiten 300 Jahre den deutschen Thron besessen haben.

Die Geschichte des mittlern Zeitalters sind aber mit großen Finsternissen erfüllet; theils, weil sie schon alt sind, theils aus Schuld der Schriftsteller; die weder in der Wahl der Begebenheiten, noch in der Zeitordnung das Ihre gethan haben. Aus diesen hat der Herr Hofrath das Beste ausgesuchet, und dasjenige, was zum Wesen und Staate des ganzen Reiches gehörete, in Ordnung gebracht; alles andre aber, was weiter ausschweifete, davon abgeschnitten. Und da er sich eifrigst bemühete, die Wahrheit, als den vornehmsten Zweck eines Geschichtschreibers zu erlangen, hat er keinen ungewissen Muthmaßungen statt gegeben, sondern bloß auf gleichzeitige Schriftsteller, und auf unläugbare Urkunden gebauet.

Aus besondrer Bescheidenheit hat er diesem Werke nicht den Namen einer Historie beylegen wollen. Solche zerstückte Sachen, und die so seicht erzählet worden, geben, wie er meynet, keinen rechten Stoff zu einer rechten Historie. Denn ein Geschichtschreiber kann es nicht machen, wie ein Dichter, von dem es heißt:

— — — & quæ
Desperat tractata nitescere posse, relinquit.

Der Faden der Begebenheiten nämlich, muß auch durch dick und dünne aufgesuchet, und fortgesetzet werden. Doch hat er etwas mehr, als trockene Jahrbücher zu schreiben, und mit den Begegnissen

auch die Ursachen derselben, die Rathschläge, Absichten und Gesinnungen der Menschen beyzubringen gesuchet. Drum hat er es lieber Commentarios, d. i. Nachrichten nennen wollen.

Von Conrads Zeiten 911. geht also dieser Zeitlauf, bis auf Heinrichs des III. Tod, d. i. bis aufs 1056ste Jahr. Hier steigt das römisch-deutsche Reich recht hervor; und die sogenannte ostfränkische Monarchie, welche sich Italien, Burgund, und unter Heinrichen dem III. auch Ungarn unterwirft, wächst nahe bis an die Macht Karls des Großen. Die Tapferkeit der damaligen Helden schien zwar bloß in der Faust zu bestehen. Doch hat es ihnen nicht an aller Klugheit und Weisheit gefehlet, wenn man die so mühsame Oberherrschaft der deutschen Könige bedenket, und die bey allen vornehmen Ständen so einhällige Begierde erwägt, der man das Wachsthum der deutschen Macht beyzumessen hat. Sonderlich milderte die Religion damals die Sitten der Menschen: und diese ward dazumal sehr eifrig ausgebreitet.

Indem aber der Hr. Hofrath die allgemeinen Reichssachen verfolget, und die merkwürdigen Regierungen der Könige **Konrads**, **Heinrichs des Voglers**, der drey **Ottonen**, **Heinrichs des II.** und **III.** erzählet, so hat er auch die Schicksale besondrer Landschaften, die Folge der Herzoge, und die Ursprünge der größten Häuser nicht verabsäumet. Sonderlich hat er die sächsischen Herzoge und Markgrafen mit ihren Thaten in Krieges- und Friedenszeiten mit beygebracht. Er hat öfters auch die

Worte

Worte der Schriftsteller angeführet, auf die er sich bezogen; wenn es nöthig war Zweifeln dadurch abzuhelfen, oder wenn die Stellen einige Spuren alter Sitten, oder merkwürdige Umstände enthielten. Wo aber weitläuftigere Vergleichungen widriger Zeugnisse, Untersuchungen, oder andre Anmerkungen nöthig waren, da hat er dieselben ans Ende des Bandes verwiesen, und Zusätze daraus gemachet.

Die erste Ausgabe dieses Bandes war 1741. Seiner königl. Hoheit, dem durchl. sächs. Churprinzen zugeeignet. Sie ist es auch noch itzo bey wiederholtem Drucke geblieben. Sonst aber ist dieselbe nicht wenig übersehen, verbessert, und mit Zusätzen bereichert worden. Eben deswegen ist der Druck dieses Theiles so langsam zu Stande gekommen, da die erste Auflage lange verkaufet war. Nunmehr können also die Liebhaber wiederum alle drey Theile dieser lateinischen Arbeit bekommen: und das Vaterland hat Ursache dem Hrn Verfasser für diese neue Bemühung verbunden zu seyn.

Alles was man itzo wünschen kann, ist, daß es dem Hrn. Hofrathe nicht an Zeit, Gesundheit und Kräften fehlen möge, auch noch den dritten deutschen Theil zu liefern, der die Lücke zwischen dem II. deutschen, und diesem ersten lateinischen ausfüllen soll. Wenn dieß noch geschieht, so wird man doch von den zwo wichtigsten und schwersten Abtheilungen der deutschen Geschichte, nämlich aus der ältesten und aus der mittlern Zeit, ein vollständiges Werk haben. An der Schätzbarkeit derselben wird niemand zweifeln, der nur eins, oder das andre von

den

den bisherigen geleſen hat. Sind Einſicht, Fleiß und Beurtheilungskraft höchſtnöthige Eigenſchaften der Geſchichtſchreiber: ſo muß man gewiß die maſcoviſchen Werke, um aller dreyer wegen, gleich hoch ſchätzen.

VII.

Die gute Sache des Glaubens und der Gottſeligkeit, in VI. Predigten vorgetragen, und auf Verlangen herausgegeben, von D. Joh. Joach. Gottlob am Ende, Pfarrern und Superint. auch des Oberconſiſtorii zu Dresden Aſſeſſorn. Dresden und Leipz. bey Friedr. Hekeln, 1757. in gr. 8. 220 S.

So begierig viel geiſtl. Lehrer ſind, ihre gehaltenen, oft ſehr unvollkommenen und ſchlechten Reden dem Drucke zu übergeben: ſo wenig hat ſich der hochwürdige Hr. Oberconſiſtorialrath und Superintend. am Ende dazu gedrungen. Er hat 27. Jahre in geiſtl. Aemtern geſtanden: gleichwohl ſind dieſe, außer einer einzelnen Predigt, die unlängſt bey merkwürdigen Umſtänden zum Drucke begehret worden, die allererſten, die er ans Licht ſtellet. Und doch hat auch hier ſeine Beſcheidenheit, von der Begierde ſeiner vornehmen Zuhörer, ſie nochmals zu leſen, überwunden werden müſſen.

Der hochw. Hr. D. hatte die Gnade genoſſen, Se. königl. Maj. in Preußen in der Zahl ſeiner Zuhörer

hörer zu sehen: und die damals gehaltene Predigt, war ihm von diesem Monarchen abgefodert worden. Seiner Meynung nach sollte dieses die erste und letzte Predigt seyn, die er drucken ließe. Allein derselbe Fall eräugete sich anderweit, und nöthigte ihn abermal aus seinen Schranken zu gehen. Am letzten II. Weihnachtsfeyertage gefiel es Sr. königl. Maj. abermal die Kreuzkirche mit Dero Gegenwart zu verehren; und dem geistl. Redner Versicherungen Dero Wohlgefallens geben zu lassen. Hier war nichts billiger, als dem königl. Verlangen so fort eine Genüge zu thun: zumal, da man in öffentl. Zeitungsblättern las, daß diese Predigt schon in Hamburg, nach einer bloßen Nachschrift, im Drucke wäre.

Nun war aber diese zweyte Weihnachtspredigt mit den beyden andern in genauem Zusammenhange; und also mußten sie bey einander bleiben. Auf vieler Verlangen entschloß er sich auch ein Paar Adventspredigten hinzuzuthun: und da sich der Druck etwas verzog, kam noch der Bußtag dieses Jahres hinzu; da denn viele auch diese Bußpredigt zu lesen wünscheten. So sind nun diese sechs geistl. Reden zu einem mäßigen Bändchen erwachsen: wobey der Hr. Verfasser nicht nur hoch betheuret, sondern ein jeder Unparteyscher deutlich sieht: daß keine unlautere Absicht, oder eitle Begierde der Welt durch Schriften bekannt zu werden, Theil daran gehabt.

Den Charakter der Beredsamkeit des hochwürd. Hrn. Verf. anlangend, so muß man hier keine homiletische Schnörkel, keinen spielenden Witz, weder

in der Erfindung noch in der Schreibart, keinen Misbrauch der Concordanz, und kein zerhacktes Gesangbuch suchen. Deutlichkeit, Gründlichkeit und Ordnung herrschen hier überall: so daß man einen deutschen Tillotsen, oder andern Reinbek zu lesen glaubet. Ein männlicher, doch sanfter Strom führet den Beyfall des Lesers unvermerkt mit sich davon; und wirket nebst der Ueberzeugung, auch die Erbauung.

Die abgehandelten Hauptsätze in allen sechs Predigten sind folgende:

Das Wohl, oder die gute Sache der Frommen und Rechtschaffenen.

Die elende und grundböse Sache der Gottlosen.

Das Verhältniß des Reiches Christi, und der Reiche dieser Welt gegen einander.

Die Feinde des Reiches Christi, am Exempel des jüdischen Volkes. In höchster Gegenwart Sr. Majestät des Königes in Preußen.

Das dreyfache gute Wort vom ewigen selbstständigen Worte des Lebens.

Die heiligen Regungen der Seele Jesu, bey seinem Leben.

Mehr von diesen heil. Reden anzuführen, leiden unsre Gränzen nicht. Wir bedauren es nur, daß nicht der hochehrwürdige Verfasser die beyden ersten in hoher Anwesenheit des Königes gehaltenen Reden, diesem Bändchen an die Spitze gestellet. Vielleicht geschieht es noch bey einer zweyten Ausgabe, der wir gewiß entgegen sehen.

VIII. Ver-

VIII.

Versuch in Beyträgen zur deutschen Sprachlehre, Beredsamkeit und Geschichte,

herausgegeben von der deutschen Gesellschaft in Altdorf. Altdorf, in Verl. Lor. Schöpfels, Buchh. 1757. in 8. 12 und ein halber Bogen.

Fast auf allen hohen Schulen in Deutschland, fast in allen großen Landschaften, hat man schon deutsche Gesellschaften gestiftet. Nur dem einzigen Frankenlande hat es bisher noch daran gefehlet: da es doch vor 100 und mehr Jahren schon, in der Gesellschaft der Pegnitzschäfer seine Liebe zur Muttersprache gewiesen hatte. Seit kurzem aber haben sich im Schoße dieses ansehnlichen deutschen Kreises zwo Deutsche Gesellschaften auf einmal hervorgethan. Erlangen hat den Anfang gemachet, unter Aufsicht seines berühmten Herrn **D. Huths** dergleichen Anstalt zu machen: und nunmehr folget auch Altdorf auf eine rühmliche Art nach.

Der berühmte Hr. Prof. Ge. Andr. Will, kaiserl. Hof- und Pfalzgraf, und der Weltweisheit öffentlicher Lehrer, ist der Stifter und Vorsteher dieser neuen Gesellschaft; und dieselbe wird der Welt auf einmal durch sehr wohlgerathene Proben ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes bekannt. Diese kleine Sammlung ist ein glücklicher Vortrab vieler künftigen nützlichen Beyträge: denen alle gute Patrioten mit Verlangen entgegen sehen werden.

Wir

Wir wollen den Inhalt davon kürzlich vor Augen legen.

In einer kurzen Zuschrift, an den hochlöbl. Rath der fr. Reichsstadt Nürnberg, der nicht nur die Einrichtung, und das Siegel der Gesellsch. genehmiget; sondern auch bey Verheißung mehrerer Freyheiten die Erlaubniß ertheilet hat, in den öffentl. Hörsälen der dasigen hohen Schule Versammlungen zu halten und deutsche Redeübungen anzustellen; wird demselben hier der billige und schuldige Dank dafür abgestattet.

In der Vorrede gesteht man bescheidentlich, daß diese neue Gesellschaft sich keinesweges andern berühmten Gesellschaften gleich schätze; glaubet aber doch, daß dieß Unternehmen weder voreilig, noch der hohen Schule nachtheilig sey. Auch der Druck dieser Beyträge ist ihnen durch die Verbindlichkeit abgefodert worden, ihrer gnädigen Oberkeit Rechenschaft von ihren Bemühungen zu geben. Allerley andre Ursachen haben verursachet, daß ihr erster Versuch in so wenigen Bogen besteht. Künftig hoffen sie mehr; auch wohl einen Band ihrer Gedichte zu liefern.

Im vergangenen Jahre ist die Gesellschaft erst zusammen getreten. Ihre Absicht geht theils auf den Nutzen der daselbst Studirenden, theils auf einen gelehrten Zeitvertreib andrer schon gelehrterer Männer. Doch haben ihnen auch auswärtige Gelehrte schon die Ehre ihres Beytritts bewilliget. Selbst unter ihrer hohen Oberkeit haben sich Gönner und Liebhaber ihrer Anstalten gefunden. Ihre

Be-

Beschäfftigungen haben die deutsche Sprache, Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte und Alterthümer zum Gegenstande: und einige Mitglieder machen sich anheischig in der Geschichte ihrer Vaterstadt zu arbeiten: ein Vorhaben, welches nicht genug gebilliget werden kann. Ueberhaupt suchet man sich mehr mit ernstlichen und praktischen Abhandlungen, als mit poetischen Kleinigkeiten und kritischen Tändeleren zu beschäfftigen.

Nach den Vorlesungen und Beurtheilungen beschäfftiget man sich mit Unterredungen von der Reinigkeit und Verbesserung unsrer Sprache, und dem Neuesten im Reiche der deutschen Gelehrsamkeit. In der Rechtschreibung sind sie nicht eigensinnig: und wir können ihnen das gegründete Zeugniß geben, daß sie ein richtiges Mittel halten; außer wo etwa die dasige Mundart einige Abweichungen veranlasset; z. E. in der mehrern Zahl Bögen, für Bogen, Reichstäge für Tage, asen für aßen, plumb für plump, dreysig für dreyßig, Fleise für Fleiße, Haubt für Haupt, kan für kann, und verschiedene doppelte Buchstaben, wo nur einfache nöthig wären; als in Schrifft, Gifft, kräfftig u. s. f. Allein das sind Kleinigkeiten und können gar leicht auf den Druckverbesserer geschoben werden, zumal da wir sie in der Vorrede, die ganz ohne Fehler ist, nicht antreffen.

Der Inhalt dieses I. Versuches enthält erstlich die Eingangsrede, so bey der Errichtung der Gesellschaft gehalten worden. Sie ist sonder Zweifel von

Sprang und lachte voller Freuden,
Sagte: Lieber Wirth, ſey frölich,
Denn mein Bogen kan noch ſchieſſen;
Doch dein Herz wird Quaal empfinden.

Damit aber unſre Leſer nicht alles auf unſer bloſſes Wort glauben dörfen, ſo wollen wir ſie in den Stand ſetzen, von allem ſelbſt zu urtheilen. Es iſt ſowohl der Grundtext, als die bisher davon gemachten Uberſetzungen nicht in jedermanns Händen: Daher könnte man uns in Verdacht ziehen, als hätten wir es nicht wagen mögen, dieſelben hieher zu ſetzen. Wir wollen es alſo daran nicht fehlen laſſen; aber den Raum zu erſparen, nur die erſte Ode dazu nehmen. Alle Dollmetſchungen werden uns zeigen, daß die Uberſetzer in den lebendigen Sprachen durch die Reime zu vielen Umſchweifen und Veränderungen des Griechiſchen Grundtextes gezwungen worden: Zugeſchweigen, daß keiner von ihnen, auch nicht einmal der Lateiniſche Uberſetzer, der doch näher als alle übrige bey dem Originale geblieben, die Kürze und das Sylbenmaaß des Griechiſchen erreichen können. So lautet indeſſen dieſes:

ΕΙΣ ΔΥΡΑΝ.

Θελω λεγειν Ατρειδας,
Θελω δε Καδμον αδειν.
Α βαρβιτος δε χορδαις
Ερωτα μουνον ηχει.
Ημεψαν νευρα πρωην,
Και την λυρην ἁπασαν.
Καγω μεν ηδον ἀθλους
Ηρακλεους, λυρη δε
Ερωτας αντεφωνει.

Xan-

dem Herrn Prof. Will selbst; und zeiget von einer ungeschminkten männlichen Beredsamkeit. Er gesteht, daß ihn längst der bittere Vorwurf gequälet, den man seinen Landsleuten den Franken gemachet, als ob ihre Mundart die härteste und rauheste wäre, und daß ein ungesitteter rauher Ton aus ihrer Kehle käme; u. d. m. Hier kommen noch alle andre Ursachen vor, die ihn bewogen, auf die Stiftung einer Gesellschaft zu denken. Es herrschet durchgehends ein patriotischer Geist, und redlicher Eifer für die Ehre unseres Vaterlandes darinn, davon folgende Probe zeugen mag, die a. d. 9. 10. und 11. S. steht.

Unsre hohe Schule hatte allezeit einen besondern Ruhm, den man sich nur selbst zur Schande, zu kränken gesuchet hat. Warum wagten wir es denn nicht schon lange, diesen Ruhm durch eine deutsche Gesellschaft, wo nicht zu vermehren, doch wenigstens zu erneuern? Bereits vor dreyßig Jahren schien es, als ob unter der Aufsicht des damaligen Inspectors allhier, des seel. Hn. M. Joh. Carl Böheims, eine deutsche Gesellschaft sollte errichtet werden; allein die Sache gewann keinen Fortgang, so geschickt auch die Personen waren, die sich zusammen zu treten entschlossen hatten. Wir feyerten und schliefen gleichsam mit unsrer Sprache bis hieher. Aber sagen sie mir doch: ist uns denn die französische Sprache so gar sehr am Herzen gelegen, daß wir diese allein nur versorgen, und unsre eigne, als ein Stiefkind, unbarmherziger Weise hintansetzen wollen? Ich dächte, wir wären uns doch die nächste Treue schuldig! Ich berge es nicht, die französische

sische Sprache ist schön, reizend, bündig: und alle diejenigen verdienen Lob, die sich auf ihre Kenntniß legen. Aber wäre es denn nicht schöner, wären wir nicht noch mehr zu loben, wenn wir die Franzosen, die doch einmal unsere Feinde bleiben, zwängen, daß sie so schön deutsch reden müßten, als wir französisch reden wollen. Werfen sie nicht ein: **dieß ist unmöglich; die französische Sprache herrscht einmal, ja sie hat, so wie ihr König, bey nahe die Alleinherrschaft: wir werden sie nicht vom Throne stoßen können.** Warum denn nicht? Haben nicht die Sprachen ihre Schicksale? Und wie lange ist es, daß das Kleid, und der Degen, und die Sprache hat spanisch seyn müssen? Wo ist denn nun der spanische Geschmack? Oder, wie bald wäre es nicht geschehen, daß der wälsche und englische Geschmack den französischen verdrenget hätte? Man fängt in Wien an, — — doch was sage ich? man hat es schon in Wien zu einiger Vollkommenheit im Deutschen gebracht.

Das II. St. ist der Fontenellische Brief, den selbiger nunmehr fast vor 30 Jahren, an Herrn Prof. Gottsched allhier, die deutsche Sprache betreffend, abgelassen hat; mit artigen Anmerkungen erläutert.

Das III. St. handelt von den Verdiensten der Völker um ihre Muttersprache; wo nach den Griechen, die Römer mit ihren Bemühungen um dieselbe abgeschildert werden. Sodann folgen nach Vertreibung der Barbaren, die neuern Völker, wo aber unbillig den Franzosen der Rang vor den Italienern gegeben, oder vielmehr von diesen nichts zulängliches

gesaget wird. Und endlich folgen die Bemühungen unsrer Deutschen.

Das IV. ist eine Histor. Abh. von dem in Nürnberg errichteten Orden der Fürspänger, zum feyerl. Anged. der vor 400 Jahren zu Nürnb. verfasseten goldnen Bulle.

Das V. ist eine Geschichte aller nach der goldnen Bulle zu Nürnb. gehaltenen Reichstage.

Das VI. handelt von einigen Mitteln wider den Aberglauben, und ist sehr aufgeweckt geschrieben.

Das VII. endlich liefert die Gesetze und Mitgl. der kaiserl. königl. Akad. der Wissensch. zu Roveredo.

Alle diese Stücke verdienen die Aufmerksamkeit der Leser, und versprechen uns noch viel schönes von dieser Gesellschaft.

IX.

Don Ambrosio Pansa, von Mancha,

des jüngern, weil. unparteyischen gel. Zeitungsschreibers, jetzigen wohlbestallten Correctors, ordentl. Mitgl. und beständigen Zeitungslesers von sechs politischen Tabagien u. s. w. wohlgemeyntes Meßgeschenk, mit des Setzers Noten. Graptomaniacum.

Da lange nichts swiftisches in Deutschland erschienen, können wir nicht umhin, gegenwärtige Neuigkeit bekannter zu machen, die des Durchlesens aufgeweckter Köpfe allerdings würdig ist. Doch ist

leicht

leicht zu denken, daß diejenigen, so sich etwa getroffen finden dörften, sie als ein erzkaltes, mattes, und plattes Geschmier ausschreyen werden. Unsere Leser mögen urtheilen, wer recht hat.

Die Zueignung ist an alle preshafte, insbesondre neuangehende Schriftsteller gerichtet:

Die sich drey Finger krumm geschrieben,
Die Stirn und Nase wund gerieben,
Sechs Nächte schlaflos hingebracht,
Zwey Dutzend Federn ganz zerbissen,
Neunmal den Bogen durchgerissen,
Eh sie den Titel ausgemacht.

und zwar ohne ein Gegengeschenk dafür zu verlangen. Die Vorrede enthält eine traurige Geschichte, so sich mit einem Erzschriftsteller in A * * z. zugetragen. Der Hr. Verfasser hat ein weitläuftiges sehr ersprießliches Werk unter Händen: Pharus genannt, s. Tractatus philologico-historico-critico-politico-œconomico-scientifico-mathematicus, de methodo aurea inveniendi titulos, in usum omnium, inprimis neotericorum Scriptorum, cum Cornucopiæ Rubrorum &c. accedunt icunculæ ligno nitidæ incisæ &c.

Sein Correcteramt, welches er in den berühmtesten gel. Werkstäten, ohne Ruhm zu melden, eine geraume Zeit verwaltet, hat ihn oft, nicht ohne Mitleiden erfahren lassen, wie viel schlaflose Nächte es sonderlich Schriftstellern kostet, die ihre Erstgeburten in die Welt schicken wollen, einen anständigen und vortheilhaften Namen für dieselben ausfin-

dig zu machen. Oft haben sie mit dem Buchdrucker Verdrüßlichkeiten bekommen, der mit dem Abdrucke des letzten Bogens nicht länger warten wollen. Dieser Nothdurft nun liebreich auszuhelfen, hat er sich endlich, in Ermangelung einer andern patriotischen Seele gewaget: weil er geglaubet, daß seine ziemliche Kenntniß von Büchertiteln, die er als vieljähriger gel. Zeitungsschreiber und Corrector erlanget, ihn fähig gemachet, diese gefährliche Klippe beyseite zu schaffen, daran schon manche Autorschaft gestrandet. Soviel könne er der gel. Welt, auf seine Autorparole * versichern, daß er das ökonomische Capitel gründlich und brauchbar abgehandelt.

Sein ehemaliger Wirth, ein Buchbinder, hat ihm einen guten Vorschlag gethan, der als ein gelehrter Werber die Pränumerations-Zettel unter die Leute zu bringen pflegt: Er solle sich nämlich von einem gewissen Gelehrten in L. eine Vorrede machen lassen; und alsdann würde es gewiß abgehen. Allein er war zu sehr von der Güte seines Werkes eingenommen, als daß er seine Zuflucht zu der Fürsprache eines andern nehmen wollen. Seine Frau sagte zwar, daß ꝛc. ꝛc. und es lief auf eine Polonoise hinaus; und der Balbier hatte auch was dabey zu sagen. Einer seiner Blutsfreunde, Alexander Herkules Scribler, ein Mann dem die Autorschaft angebohren ist, hat das Unglück gehabt, über dem Nachdenken, einen Titel zu erfinden, zu aller Gelehrsamkeit untüch-

* Ist ein Synonymum von Advocatengewissen, Kramerschwur, u. d. gl. NB. eine Note des Setzers.

untüchtig zu werden. Und der weltberühmte **Pancirollus Volumnius Scribbler**, der mit an der europ. Fama gearbeitet, hat des großen Rolands Geschlechtsregister, bis auf den Goliath zurück geführet; woraus er eine einzige Note bekannt machet. Und dieß Exempel beweiset,

Quod scriptores creentur Scriptoribus.

Dieser Mann nun hätte eine Handschrift zu einem moralischen Wochenblatte fertig gehabt, welches 30 Jahrgänge ausmachen solle; nur der Titel habe ihm noch gefehlet. Um Rathfragen hätte er nicht gewollt; um seiner Familie Glanz nicht zu verdunkeln, wenn er einen einzigen fremden Gedanken brauchte. Allein darüber ward er so tiefsinnig, daß er ganz gekleidet, nur ohne Perrüke, mit der Nachtmütze, den Hut unterm Arme spazieren gegangen. Er fiel in einen Graben, und verrenkte sich kläglicher Weise die rechte Hand. Der verwünschte Graben! denn die Hand war unheilbar: und nun kann er nicht mehr schreiben. Daher hat er der Verf. gebethen, seinem Namenlosen Kinde einen Titel zu geben. Und sieh! der Herr Verf. ist so glücklich gewesen, denselben auf eine ganz neue Manier zu erfinden.

Es soll nämlich heißen: **Das Wochenblatt ohne Titel.**

Sollte sich der Fall eräugen, daß Herr Scribbler noch länger als 30 Jahre lebte, und bloß von seiner Gelehrsamkeit leben müßte: so erbiethet sich Herr Humfried Polygraph, sein jüngerer Bruder, der schon mehr als 2[illegible] Romanen aus dem französ.

übersetzet hat, das Werk unter demselben Titel bis an seines Bruders Lebensende fortzusetzen.

Dieser Zufall nun hat den Herrn V. auf die Gedanken gebracht, bey diesen an periodischen Schriften so reichen Zeiten, angehenden jungen Gelehrten, zu dienen, die einen recht fühlbahren Beruf zur Autorschaft empfinden, so daß es ihnen schwer wird nicht zu schreiben; ob sie gleich an bequemen Titeln dazu, recht verlegen sind. Er kennet an seinem Orte wenigstens 15 von dieser Art, die mit Autorgedanken schwanger gehen, und nächste Messe davon entbunden zu werden hoffen. Anderwärts mag es ihrer noch mehr geben: und diesen zu gefallen reißt er aus seinem größern Werke ein Stück heraus, um es ihnen mitzutheilen. Ja, bey erheischender Noth würde er sich nicht entbrechen, den ganzen gesammleten Titelschatz, stückweise mitzutheilen, und die systematische Kette seines großen Werkes dem gemeinen Besten * aufzuopfern.

Dadurch werden angehende Schriftsteller in den Stand gesetzet, sich durch ein flüchtiges Durchsehen seines Verzeichnisses, eine Materie, und einen Titel nach ihrem Geschmacke zu erwählen. Ist das nach der Mode geschehen, so gehe man nur zu einem gelehrten Pflegevater, d. i. Verleger; und versichere ihn, daß so und so viele auf den gewählten Titel Vorschuß geben wollen, wenn er eine geschickte Feder dazu finden könnte. Dieser würde nun zweifels-

* Das ist ein Exemplum absque Exemplum, einer recht patriotischen Verläugnung eines Autors! fügt der Setzer in einer Note hinzu.

felsfrey ein Dutzend Gelehrte im Solde haben; und der erste der beste würde die Gelegenheit mit Freuden ergreifen. Das wäre nun ein ungemeiner Vortheil. Wie schüchtern und flehentlich muß nicht mancher grundgelehrter Mann in der Vorrede um den Beyfall des verstockten Publici bitten? Viele haben sich eingebildet, den Beyfall der Welt zu erlangen, werde nichts, als eine gründliche Gelehrsamkeit erfodert. Weit gefehlt! alles ist der Mode unterworfen. Wenn man seine Kinder nach der Mode zu kleiden weis, so wird es ihnen an Verehrern nicht fehlen. Man klage also nicht über den verderbten Geschmack. Will man sich der Mode widersetzen? Muß doch wohl die Bibel derselben nachgeben. Unsre Altväter ließen ihre Kinder zuerst darinn lesen, und bemühten sich ihr Herz zu bessern, ehe es mit Begriffen der Eitelkeit erfüllet ward. Die guten Alten! Stünden sie itzo auf, sie würden die umgekehrte Mode sehen ꝛc. ꝛc.

Nun folget der Auszug aus dem Titelschatze seines großen Werkes. Wir wollen nur einige, doch ohne die beygefügten Erläuterungen zur Probe geben:

1 **Neuer Vorschlag und Entwurf zu einem Hospital für preßhafte und verunglückte Gelehrte.** Hier wird ein **Fond** angegeben, woher die Verpflegung zu nehmen ist; und die Lobsprüche in Zuschriften werden angeschlagen: z. E. **hoher Beschützer und Beförderer**, bey einem Landedelmanne, der den Tschirnhausen für einen böhmischen Glasschleifer hält, kostet 2 Fl. bey ei-

nem Kaufmann und Wechsler aber, der nichts, als die Rechenkunst zur Gelehrsamkeit zählet, 6. Fl. Alles übrige dieses Invalidenhauses wird sehr artig beschrieben.

2. **Das Wochenblatt der Wochenblätter.** Das Titelstöckchen sollte das trojanische Pferd vorstellen, aus dessen Bauche die Griechen steigen; oder auch die Sündfluth.

3. **Ach! und O! oder gründliche Anweisung zu Leichengedichten.** Ein nürnbergischer Formenschneider hat ihm kürzlich eine Figur vom Leichenbegängnisse eines Nachtwächters geschicket, welches sehr artig beschrieben wird.

4. **Der Affe dieser Zeit.** Dieß ist ein bequemer Titel für eine neue Sittenschrift. Das ist aber eben die Kunst eines itzigen Schriftstellers nach der Mode, daß kein Mensch aus dem Titel den Inhalt eines Buches errathen kann. u. s. w.

5. **Graptohoroscopia**, oder die Kunst, aus untrüglichen Zeichen einer Autorschaft die Nativität zu stellen.

6. **Der Maulwurf**, oder der die Welt mit seiner tiefen Einsicht bekehrende Goldkocher.

7. **Die Hummel**, oder die Raubbiene des Parnasses; wider die gelehrten Freybeuter und Contrebandiers.

8. **Meßcatalogus von allen neuentdeckten, oder doch auf neue Art vorgetragenen Wahrheiten.** Vivitur rapto!

9. **Genealogisch - historisch - kritische Nachrichten der Moden**, mit saubern Kupfern

in Farben; für die süßen Herren, die in Paris gewesen.

10. **Oekonomische Abhandlung**, von Verbesserung der Ofengabeln, Aschenschaufeln, Besen, Spickenadeln, Kleider- Schuh- und Glasbürsten ꝛc. mit vielen illuminirten Kupfern.

11. **Magazin**, aus der Mode gekommener Wahrheiten. Dieß ist eine sehr artige Erfindung. Z. E. was aufrichtig, angesehen, witzig, u. d. gl. Wörter vormals bedeutet haben, und itzo bedeuten.

12. **Der Träumer**, ein Titel zum Wochenblatte: uns dünket, dieser sey schon einmal in Berlin wirklich gewesen.

13. **Gründliche Widerlegung** des Sprüchwortes: Gelehrte, Verkehrte.

14. **Abracadabra.** d. i. vollständiges Lexicon aller neugeschaffenen, und aus fremden Sprachen eingewebten Wörter, Ausdrücke und Wortfügungen unsrer heutigen olympischen Dichter; nebst beygefügten deutschen Erklärungen zum Behuf aller Zeitgenossen. Diesen Titel hat der Verf. die unverschuldete Verdunkelung des Nachruhms unsrer **Wolkenschwangerherbrausenden** und Donnerbebrüheten Epopöisten * zu verhüten, in Vorschlag gebracht.

15. **Bratenwenderiade.** Man sieht gleich an der Endung des Wortes, daß es ein episches Gedicht wer-

* Und der Setzer in der Note bezeuget: daß er diese beyden Beywörter zwar nicht verstehen können, aber doch so davon gerühret worden, daß er vor Zittern den Winkelhaken aus der Hand fallen lassen. Da sieht man, was dunkle Wörter für eine Wirkung thun!

Χαιρoιτε λοιπον ἡμιν
Ηρωες· ἡλυρη γαρ
Μονες ερωτας ἀδει.

Ex Translatione Pauli Stephani.

IN LYRAM.

Cantare Atridas geminos, & fortia Cadmi
Facta velim: citharae ſed placet unus amor.
Nempe aliam ſumſi nuper chordasque nouaui;
Herculis aggreſſus fortia facta ſui.
Impatiens contra teneros lyra cantat amores
Vobis Atridae dicimus ergo Vale!
Et vos Heroum cum Cadmo turba valete!
Scilicet eſt unus, quem lyra pulſet amor.

Bey dieſer Uberſetzung iſt nichts erhebliches zu erinnern, auſſer, daß ihr Verfaſſer übel gethan, daß er nicht bey dem anacreontiſchen Sylbenmaaſſe geblieben, welches ſich gleichwohl im lateiniſchen eben ſowohl, als im griechiſchen hätte brauchen laſſen. Es trägt nemlich dieſer äuſſerliche Wohlklang ſehr viel zu der Artigkeit eines ſolchen Stückes bey, und drücket die Gemüthsart des Urhebers viel genauer aus, als alle übrige Gattungen der Verſe: So gut ſie ſonſt an ſich ſelbſt klingen möchten. Sonſt hat er gleichwohl ſchon eine erhabenere Schreibart gebraucht, wie die Beywörter fortia und impatiens zeigen, der Wiederholung des Cadmus und der Atriden am Ende, nebſt der turba Heroum nicht zu gedenken.

LA MEME.

Traduite par Monſr. Foſſé.

De Cadmus & des Fils d' Atrée
En vain je veux chanter les Noms.

werden muß. Es soll ein viertelhundert Gesänge bekommen, und diesen fruchtbaren Gegenstand zu erschöpfen, wird es in Hexametern abgefasset, und mit lateinischen Lettern gedruckt werden. Das Stöckchen wird einen Barden verstellen, welcher zwo Mäuse und zween Mäykäfer an einen kleinen Kinderwagen spannen will.

15. **Vollständige und ausführliche Chronik von Arkadien, oder der alten und neuen Schäferwelt, mit Kupfern und Landcharten ꝛc.**

Anmerk. Weil anjetzo auch die fragenden Titel Mode werden: so will er auch solchen Schriftstellern dienen, die dazu Lust haben.

17. **Ist das Sprüchwort gegründet: wer da fraget, der weis nicht viel; oder durch Fragen wird man klug?**

18. Sollte es wohl rathsam seyn, einem Autor abzugewöhnen, sich selbst zu bewundern? u. s. w.

Zuletzt giebt der Herr Verf. noch ein Formular, wie ein gel. Zeitungsschreiber sein Meßgeschenk der Welt ankündigen könne, ohne es gelesen zu haben. Es ist ebenfalls schwiftisch. Das Register verdienet auch, sowohl als die Nachricht von neuen Büchern, gelesen zu werden. Sonderlich ist die Stadt **Graptomaniacum** überaus wohl beschrieben, und mit artigen Erfindungen gezieret.

V.

Verzeichniß aller deutschen Original-Trauerspiele, die seit 1730. im Drucke erschienen *.

1) Sterbender Cato, ein Trauerspiel, nebst Fenelons Gedanken von Trauerspielen und einer kritischen Vorrede, darinn von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird, von Jo. Christoph Gottscheden. Leipz. 1732. 8.

2) Cajus Fabricius. Ein Trauerspiel, aus einem zu Dresden aufgeführten italienischen Singespiele des Hrn. Apostolo Zeno gezogen, und hier und da geändert. S. Gottfr. Ephr. Müllers Gedichte. Leipz. 1736. gr. 8. S. 193-264.

3) Adelgar, die gothische Prinzessinn, in einem Helden-Lustspiel vorgestellet, und zugeschrieben dem Hrn. Brockes, Fürsten der deutschen Poeten, von seinem Bewunderern A. L. K. Freyburg im Uchtlande, 1736. 8.

4) Die Begebenheiten des Telemachs, auf der Insel der Göttinn Calypso, in einer Tragödie vorgestellet. Leipz. und Liegnitz, 1740. 8.

5. Dari-

* Dieses Verzeichniß hat ein besondrer Liebhaber der tragischen Poesie in Nürnberg, der auf alles, was in dieser Art herauskömmt, sehr aufmerksam ist, mit vielem Fleiße gesammlet. Da er die Güte gehabt, es uns mitzutheilen, haben wir es unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Wir wünschen, daß uns auch jemand das komische Verzeichniß seit 1751. sammlen und mittheilen möge.

5) Darius, ein Trauerspiel, in 5 Aufzügen, von D. Friedr. Lebegott Pitscheln. S. der deutschen Schaubühne, 3. Th. S. 195-262.

6) Der sterbende Sokrates. Ein Trauerspiel, vom Hrn. M. Nathan. Baumgarten. Mit einer Vorrede herausgegeben, von Ge. Gottfr. Würful. Berlin, 1741. 4.

7) Alcestes, oder die ungleiche Vaterliebe. Ein Trauerspiel. Verfertiget im 1741sten Jahre von Theodor Jo. Quistorp. Rostock, 1742. 8.

8) Timoleon, der Bürgerfreund, ein Trauerspiel des Hrn. Ge. Behrmanns. Frankf. und Leipz. 1742. 8.

9) Hermann, ein Trauerspiel, von Jo. Elias Schlegeln, in der deutschen Schaubühne, 4. Th. S. 1-74.

10) Aurelius, oder das Denkmaal der Zärtlichkeit, ein Trauerspiel, von Theod. Jo. Quistorpen, beyder Rechten Licentiaten aus Rostock, in der deutschen Schaubühne, 4. Th. S. 191-274.

11) Baniſe, ein Trauerspiel, von Friedr. Melch. Grimm, in der deutschen Schaubühne, 4. Th. S. 391-462.

12) Panthea, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, von L. A. V. Gottschedinn, in der deutschen Schaubühne, 5. Th. S. 1-66.

13) Dido, ein Trauerspiel, von Joh. El. Schlegeln, in der deutschen Schaubühne, 5. Th. S. 191-244.

14) Mahomed der IV. ein Trauerspiel, von Ephr. Benj. Krügern, aus Danzig, in der deutschen Schaubühne, 5. Th. S. 381-448.

15) Die

15) Die pariſiſche Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra, ein Trauerſpiel von Joh. Chriſtoph Gottſcheden, in der deutſchen Schaubühne, 6 Th. S. 1-80.

16) Agis, König zu Sparta. Ein Trauerſpiel, von Joh. Chriſtoph Gottſcheden, in der deutſchen Schaubühne. 6. Th. S. 205-276.

17) Vitichab und Dankwart, die Alleinaniſchen Brüder. Ein Trauerſpiel, von Benj. Ephr. Krügern. Leipz. 1749. 8.

18) Oedipus, ein Trauerſpiel in Verſen, nach dem Sophokles eingerichtet, von J. H. Steffens. Zelle, 1746. 8.

19) Die Trojanerinnen, ein Trauerſpiel. S. Jo. El. Schlegels theatraliſche Werke. Copenh. 1747. 8. S. 189-254.

20) Pylades und Oreſtes oder Denkmaal der Freundſchaft. Ein Trauerſpiel. Liegnitz, 1747. 4.

21) Canut, ein Trauerſpiel. Coppenhagen, 1748. 8.

22) Octavia, ein Trauerſpiel. Mit einigen Ueberſetzungen einiger Gedanken des Herrn von Voltaire über die Schauſpiele, von J. F. Camerern. Wolfenb. 1748. gr. 8.

32) Placidus oder Euſtach, ein Trauerſpiel in 5. Aufzügen, verfertiget von Joh. Heinrich Steffens. Zelle, 1749. 8.

24) Arminius. Ein Trauerſpiel. Von J. Möſern. Hannov. und Göttingen. 1749. 8.

Seit 1750.

25) Diokletianus der Chriſten-Verfolger, ein Trauerſpiel, verfertiget von D. Ludewig Friedrich Hudemann. Wismar und Leipz. 1751. 8.

26)

26) La Pucelle d'Orleans, oder Johanna die Heldinn von Orleans, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Joh. Gottfried Bernholden. Nürnb. 1752. 8.

27) Irene, oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Joh. Gottfr. Bernholden. Nürnb. 1752. 8.

28) Brutus ein Trauerspiel in 5. Aufzügen nach der Erfindung des Herrn Voltaire abgefasset, von Jakob Wilh. Blaufus. Man sehe die Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena, aus den schönen Wissenschaften, auf das Jahr 1753. Jena, 1754. gr. 8. S. 17-96.

29) Urlogese, Prinzessinn der Parther. Ein Trauerspiel in deutschen Versen, in 5 Handlungen. Nebst einer Vorrede und kurzen Anmerkungen zur Erklärung der Geschichte. Siehe die Sammlung dramatischer Gedichte. Herausgegeben von einem Liebhaber der schönen Wissenschaften. Leipz. und Rostock, 1754. 8. S. 1-132.

30-33) Versuch in der tragischen Dichtkunst, bestehend aus vier Trauerspielen, I. Zayde, II. Mariamne, III. Thußnelde, IV. Zarine. Bresl. 1754. gr. 8.

34. 35) Der erkannte Joseph, und der keusche Joseph. Zwey tragische Stücke, von dem Verfasser des Jakob und Josephs, und des Joseph und Zulika. Zürich, 1754. 4.

36) Zarine und Strvangäus, ein Trauerspiel. S. die neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, B. 4. S. 95-165.

37)

37) Seneca. Ein Trauerſpiel. Frankf. am Mayn, 1754. gr. 8.

38) Emirene, ein proſaiſches Trauerſpiel, in einer Handlung. Hamb. Beyträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre, B. 1. S. 671. 736.

39) Miß Sara Sampſon. Ein bürgerliches Trauerſpiel, in 5 Aufzügen. S. G. E. Leſſings Schriften, Th. 6. Berl. 1755. 12. S. 1-216.

40) Virginia, ein Trauerſpiel. Von J. S. Patzke. Frankf. und Leipz. 1755. gr. 8.

41) Rhynſolt und Sapphira. Ein proſaiſches Trauerſpiel, in 3 Handlungen. Altona und Leipz. 1755. gr. 8.

42) Glycine, ein tragiſches Nachſpiel. Neue Erweiterungen, B. 7. S. 54-73.

43) Lucie Woodvil, ein bürgerliches Trauerſpiel, in 5 Handlungen. Neue Erweiterungen, B. 7. S. 449-571.

44) Das Mutterſöhnchen. Ein proſaiſch-bürgerlich Trauerſpiel, in 3 Aufzügen. Liegnitz, 1756. 8.

45) Cleveland, oder die redliche Untreue, ein Trauerſpiel, in 5 Aufzügen. Neue theatraliſche Verſuche, entworfen von einem Verehrer der Schaubühne. Breßl. und Leipz. 1757. 8. S. 1-96.

46) Brigitta, oder der Sieg des Chriſtenthums. Ein Trauerſpiel, in 5 Aufzügen. S. Schwarzens Sammlung einiger ſeiner Gedichte. Regensb. 1757. gr. 8. S. 1-96.

47) Conſtantine, oder die triumphirende Liebe zur Tugend über die beſiegten Laſter. Ein Trauer-

spiel in 5 Aufzügen. S. Schwarzens Sammlung ꝛc. S. 631-710.

48) Der Tod Adams. Ein Trauerspiel. Kopenh. und Leipz. 1757. 8.

XI.

Joh. Andreas Stiehls, des Idsteinischen Gymnasii Prorectors, Versuch einer wissenschaftlichen Wapenkunde, wie auch eines wapenkündlichen Wörterbuches, im Auszuge für die Jugend. Frankf. am Mayn, bey Andreä 1757. in gr. 8. 12 Bogen.

So nöthig es ist, der Jugend einige Kenntniß von der Wapenkunde beyzubringen: so nützlich ist es auch, daß solches in einer guten Lehrart geschehe. Nun ist zwar diese Kunst nach des sinnreichen von Canitz Ausspruche:

Ein Wappenrecht, nach Regeln ausgesonnen;
Das, weil es im Gehirn der Schwärmer angesponnen,
Sich eigne Wörter macht, und unvernehmlich spricht,
Das bald die Schilde krönt, bald in vier Theile bricht,
Bald pfählt, bald gegenpfählt, bald kerbet und verbindet,
Und was dergleichen mehr die Heroldskunst erfindet.
Da ward nun die Vernunft der Thorheit unterthan!

Und wer sollte also denken, daß ein so seltsames Gewirr von Bildern, willkührlichen Bedeutungen, und Namen derselben, und andern grundlosen Sätzen, einer guten philosophischen Lehrart fähig sey?

Allein

Allein das philosophische Jahrhundert darinn wir leben, bringt es nun einmal mit sich, daß sich der Geist der Ordnung allmählig in alle Disciplinen ausbreitet; daß man Deutlichkeit und Gründlichkeit auch da einzuführen suchet, wo es bisher so finster wie im Chaos, und so verwirrt, als in einem Labyrinthe ausgesehen. Dieser löblichen Absicht gemäß hat nun auch der Herr Prorector Stiehl sich die Mühe nicht dauren lassen, die philosophische Fackel in den Bezirk der Wapenkunst zu tragen, und ihre durch einander geworfenen Schilder, Fahnen, Hörner, Straußfedern, Balken und Sparren, Gabel- Zinn- und Kreuzschnitte, Rauten und Schachspiele, und was des buntscheckigten Vorrathes mehr ist, in einige Ordnung zu stellen.

In seinem Vorberichte von der Einrichtung einer Wapenwissenschaft, darinn er sich vorsetzet, daß er nur den allgemeinen, nicht aber den historischen Theil dieser Disciplin vortragen wolle, erkläret er sich, was man von ihm zu gewarten habe. Dieses ist 1) Die Wapenkunde und deren Arten, verschiedene Namen, Ursprung, Fortgang und Einrichtung; 2) der Wapen Wesen, oder Erklärung, Benennung, Anlaß, Absicht und Nutzen; 3) die wesentlichen Stücke eines Wapens; 4) dessen wesentliche Folgen; 5) dessen Zufälligkeiten; 6) dessen Anordnung und Beschauung; u. 7) ein wohlgeordnetes Register, dem auch allerley zu dieser Lehre gehörige Geschichte, Namen und Kunstwörter einverleibet sind. Von dem besondern Theile wird er nur einen Vorschmack geben.

Wapen nennet der Herr Verf. Schildzeichen vorzüglicher Personen: die Wapenkunde aber heißt ihm ein hinlänglicher Unterricht von den Wapen. Er will also diese von der Heraldik unterscheiden, und nur für ein Stück davon angesehen haben. Eine ganze Heraldik will er nämlich nicht liefern; wobey er die Trierischen und Schmeizelischen Erklärungen tadelt. Er unterscheidet auch die Wapenlehre, Wapenwissenschaft, und Wapenkunst. Qui bene distinguit bene docet. Es geht an: doch scheinen solche feine Unterschiede nicht für Schulknaben zu gehören; und das Buch ohne Noth weitläuftig zu machen. Die Wapenkunde heißt sonst auch Ars armorialis, blasonica, heraldica, heroica, scutaria, tesseraria, Aspilogia, disciplina Insignium, Science de la Noblesse, und die Wapenschau.

Wie der Herr Verf. sorgfältig die Abstammung des Wortes Herold untersuchet, sogar, daß er auch eine brittische Kriegserklärung, die durch den Herold geschehen, nach der Länge einrücket: so finden wir auch das Wort Wapen im II. Hauptst. erkläret. Hier war es leicht zu zeigen, daß Wapen und Waffen einerley, und der Schild zu den Schutzwaffen, armis defensivis gehöret habe: die man heute zu Tage, zu großem Verderb der Heere, und zum kläglichen Verluste der tapfersten Helden, abgeschaffet hat. Unter den Wapenbüchern wird Reichenthals seines, das im XV. Jahrhunderte geschrieben worden, unter den Deutschen das älteste seyn: wiewohl auch das bekannte Turnierbuch eine Menge heraldischer Figuren geliefert. Ueberall zeiget der Herr Verf. eine gute Belesenheit, in den ältern Wapenlehren: doch scheint es

es uns, daß dieselbe für ein Schulbuch viel zu reichlich angebracht sey.

Zu des Wapens wesentlichen Theilen gehören nach dem 2. Hauptst. 1) vorzügliche Personen, 2) deren Schildzeichen, 3) ihre Beständigkeit. Hier kommen nun auch die Figuren der Schilde vor, die theils zirkelrund sind, wie die französischen, theils eyrund, wie die italienischen, theils dreyeckigt, als die ältesten deutschen Herzschilde; zugerundete Drevecke, endl. viereckigte, theils gevierte, theils Rauten, theils Hohlziegelschilde. Auch die Namen Ancile, Clypeus, Cetra, Esen, Gerra, Hurde, Luzenges, Parma, Pelta, Rhombus, Scutum, Tartsche u. Vmbo werden erklaret.

Das IV. Hauptst. handelt von den wesentlichen Folgen und Zufälligkeiten der Wapen. Hierbey kommen einige Nebenstücke vor, z. E. von den Wapenfarben, vom Wapenfelde, vom Wapenbilde, und von den Beyzeichen eines Wapenbildes. Zum V. Hauptst. von den äusserlichen Zufälligkeiten eines Wapens, gehören die Helmen, Hüte, Kronen, Mützen, Ordensbänder, Ketten, Fußgestelle, Schildhalter, Thürne, Mäntel, Zweige, Küssen u. d. m.

Da sich der Herr V. durchgehends einer reinen deutschen Schreibart beflissen, so wollten wir wünschen, daß er, in Ansehung des heute zu Tage einreißenden Neologismi, ein wenig gewissenhafter gewesen wäre.

In verbis etiam tenuis cautusque serendis. *Hor.*

Allein gleich der Titel des Buches zeiget uns solche ungewöhnliche Figuren und Gestalten, an dem wissenschaftlichen, und wapenkundlichen daß

Ma Lyre aux amours conſacrée
Ne me rend que d'amoureux ſons.
L'autre jour de cordes nouvelles
Je venois de la remonter;
Et je m'efforçois de chanter
Les entrepriſes immortelles,
Qu' Hercule ſçut executer.
Je cherchois des tons dignes d'elles;
Mais en depit de mes efforts,
Sous mes doigts les cordes rebelles
Reſonnoient d'amoureux accords.
Hercule, Cadmus, fils d'Atrée,
Adieu donc, adieu pour toujours!
Ma Lyre aux Amours conſacrée
Ne peut chanter, que les Amours.

Hier wird ein ieder von ſich ſelbſt ſehen, daß nicht nur iede Zeile um eine oder zwey Sylben länger iſt, als die Griechiſchen; ſondern daß auch das ganze Lied ſiebenzehen Zeilen hat, da doch das Griechiſche nur zwölfe bedarf, um eben das weit artiger auszudrücken. Allein, wer hat es ſonſt Schuld als die Reime, die den Uberſetzer genöthiget haben, allerley Umſchweife zu machen, um die klappenden Sylben zu erhaſchen? Daher kommen unter andern drey ganze Zeilen hinter einander, Je cherchois &c. Mais en depit &c. und Sous mes doigts &c. davon im Grundtexte keine Sylbe zu finden iſt.

The ſame, english'd by Cowley.

I'll ſing of Heroes and of Kings,
In mighty Numbers, mighty Things
Begin my Muſe; but lo! the Strings

To

man davor, als vor Gespenstern erschrickt. Ohne Zweifel sind es Geschöpfe, die zur Sippschaft des kirchlichen und gottesdienstlichen gehören, womit die deutsche Sprache seit einiger Zeit heimgesuchet worden. So heißt es denn auch hier: dato uno absurdo sequuntur plura. Und was werden wir nicht in kurzem für eine kauderwälsche Sprache bekommen, wenn die Sucht so weiter um sich greifen, und alle neue Bücher anstecken wird. Man lese doch Lucians Lexiphanes!

XII.

Elegies, with an Ode to the Tiber, written abroad. By William Whithead, Esqu. Register and Secretary to the Honor. Order of the Bath. Lond. printed for Dodsley 1757. 3 B. in gr. 4.

Der Hr. Verfasser hat vor einiger Zeit sich mit einem Paare junger Lords studierenshalber bey uns aufgehalten. Nach diesem ist er auf Reisen gegangen, und hat theils in Frankreich, theils in Wälschland Gelegenheit gefunden, an einigen berühmten Orten poetische Gedanken zu entwerfen, davon wir einige Nachricht geben wollen.

Die I. Elegie ist bey dem Kloster zu Haut-Villiers in Champagne geschrieben. Sie beschreibt eine Gegend an der Marne, die sich in der verschönernden Einbildungskraft des Dichters sehr reizend dargestellet haben muß.

Silent and clear thro' yonder peacefull vale,
While Marne's slow waters weave their mazy way.
See, to th' exulting Sun, and soft'ring gale.
What boundless treasures his rich thanks display.

Heer-

Heerden und Weinberge verzierten die Ufer und Hügel an dem gedachten Flusse. Oben sah er den Sylvan, oder vielmehr einen herrschenden Wald seine Schatten ausbreiten; indessen daß der Besitzer des Ganzen, der den gerechten Zoll für seine Sorgfalt fodert, dem Himmel mit erkenntlicher Seele danket; der auch das Opfer seines Preises und Gebeths annimmt. So beschreibt der Dichter ferner die angenehme Seite des Landlebens; ohne doch des Elendes zu gedenken, in welchem die armseligen Weinbauern in Champagne, bey Wasser und Brodt, mit halbnackten Leibern barfuß einhergehen: wie uns glaubwürdige Reisende mehr als einmal berichtet haben.

Das folgende Stück ist eine Ode an die Tyber, beym Eintritte in das Gebieth von Rom, bey Otricoli 1755. Dieses Stück ist voll von der Begeisterung, die einem Kenner des Alterthums das Lesen der klassischen Schriftsteller einflößet. Wie es Liebhabern abwesender Schönen geht, daß ihre Phantasie die Reizungen derselben immer stärker machet, als sie wirklich sind: so gerathen auch die fleißigen Leser lateinischer Schriftsteller, bey den großen Begebenheiten, die deren pralerische Feder gleich einem schmäuchelhaften Pinsel zu erhöhen weis, bey allen Gegenständen in eine Entzückung; und vergessen bald darüber, daß die Tyber eben so ein gemeiner Fluß ist, als ein andrer, bey dem kein Romulus und Remus ausgesetzet worden. Das Auge nun, welches diese Wahrheit nackend sehen würde, wird durch die von soviel Wundern alter

Zeiten geschwängerte Einbildungskraft ganz betäubet, daß es die Natur selbst verkennen muß. Die Tyber wird zum Wunder; und der Poet rufet aus:

Hail, sacred Stream! whose waters roll
Immortal thro' the classic page.

In dem folgenden erniedriget der Dichter sich, und das Clima seiner Geburt, und seine Poesie, viel zu sehr, als daß wir es dem Leser vorlegen wollten. Seine Dichtkunst ist stark; nur Schade, daß er uns nicht die Gräuel der heutigen Tyber damit beschrieben hat. Beyläufig können wir nicht verschweigen; daß uns sonst die englischen Oden, an solchen Kennern des Alterthums, als die englischen Dichter sind, noch immer sehr befremden. Sie machen Strophen von 18, 20 bis 24 Zeilen von ungleicher Länge; so daß sie unmöglich nach einerley Melodie gesungen werden können. So sind weder die pindarischen noch horazischen Oden beschaffen gewesen. Unser Dichter aber hat diesen Fehler seiner Landsleute vermieden, und alle 4 Strophen seines Gesanges einander an Zahl und Länge, und Abwechselung der Zeilen, gleich gemachet.

Die II. Elegie ist bey dem Mausolee des Kaisers Augusts gemachet; und hat vortreffliche Gedanken über die Sterblichkeit und Vergänglichkeit der größten Helden in sich. Sie sind an den Hrn. Lord Villiers gerichtet: und die Strophen sind uns sehr rührend vorgekommen, wo der Poet saget:

Perhaps, my Villiers, for I sing to Thee,
Perhaps, unknowing of the bloom it gives:

In

In you, fair scyon of Apollo's Tree,
The sacred dust, of young Marcellus lives.
Pluck not the Leaf — — t' were sacrilege, to wound
Th' ideal memory of so sweet a shade.

D. i.

„Vielleicht, mein Villiers, denn ich singe für „dich, vielleicht ist, dir unwissend, in dir, du schö„ner Zweig von Apollons Baume, der heilige „Staub des jungen Marcells belebet. Pflücke nicht „das Laub — — es wäre ein Verbrechen, auch „das Denkbild eines so süßen Schattens zu verwun„den.„ ꝛc. In einer Note wird angemerket, daß des jungen Marcellus Leiche, die Virgil so zärtlich besungen, zuerst in dieß Grabmaal geleget worden.

Die III. Elegie ist gleichfalls zu Rom, an den Herrn Viscount Newnham gerichtet. Sie handelt vom Einflusse der schönen Künste auch in heroische Herzen. So hebt sie an:

Yes, noble Youth, 'tis true; the softer arts,
The sweetly-sounding string, and pencil's power,
Have warm'd to rapture even heroic hearts,
And taught the rude to wonder and adore.

D. i.

„Ja, edler Jüngling, es ist wahr, die sanften Künste, die schön klingenden Seyten, und des Pinsels „Gewalt, haben oft auch heroische Herzen in Ent„zückung gesetzet, und auch die Ungeschliffensten gelehret, sie zu bewundern und anzubethen.„ So viel muß uns genug seyn. Der Hr. Verfasser ist auch Urheber des Trauerspiels Creusa, welches wir sonst bekannt gemachet haben.

XIII.

De Poeta, Oratori finitimo, Oratio, qua Professionem Poeticos ordinariam in Acad. Lipſ. A. D. XII. Febr. 1757 adibat Carolus Andreas Bel. A. M. Coll. min Princ, collega et Nat. Bav. Senior.

Unſer berühmter Herr Prof. Bel, hat unlängſt die ordentliche poetiſche Profeſſion erhalten, und dieſelbe nach Gewohnheit, durch eine feyerliche Rede angetreten. Die Beredſamkeit und Dichtkunſt ſind längſt einigen Gelehrten ſo nahe verwandt vorgekommen, daß ſie die letztere, nur eine gebundene Wohlredenheit, die erſte aber eine ungebundene Dichtkunſt genennet. Ariſtoteles der ſcharfſinnigſte unter den alten Weltweiſen und Kunſtrichtern, der ſowohl eine Redekunſt als eine Dichtkunſt geſchrieben, hat beyde dem Weſen nach unterſchieden; und dem Dichter die Nachahmung, dem Redner aber die Ueberredung zum Eigenthume und Zwecke angewieſen.

Hofrath Pietſch ſchrieb beym Antritte ſeiner poetiſchen Profeſſion vor 40 Jahren, Solutæ ligatæque orationis limites, und meynte, bloß die verblümten, oder tropiſchen Redensarten unterſchieden den Dichter vom Redner. Eben das hat ſein Nachfolger der itzige Lehrer der Dichtkunſt daſelbſt, in zwoen Abhandlungen, wiewohl auf eine andre Art zu behaupten geſuchet. Einige neuere Gelehrten in der Nachbarſchaft haben das Sinnliche, oder Aeſthetiſche im Ausdrucke, für den weſentlichen Charak-

ter

ter der Dichtkunst gehalten: ganz anders als Aristotel, der auch Platons philosophische Gespräche, weil sie nachgeahmet sind, zur Poesie rechnet: ungeachtet ihre Schreibart nichts weniger als ästhetisch ist; und sowohl als die Komödie, in einer alltäglichen Schreibart sich erhält.

Einen andern Weg hat Herr Prof. Bel sich erwählet. Er meynt gleich im Anfange seiner Rede: es sehe um die Gränzen der Dicht- und Redekunst eben so ungewiß aus, als wenn man sich zwey Reiche von gleicher Macht und Grösie vorstellete, die sich durch die ganze Welt erstrecken; aber in Ansehung ihrer Landschaften so mit ein ander vermischet sind, daß man schwerlich wissen kann, auf wessen Grunde und Boden man ist. Dergestalt ist, nach seiner Meynung, der Poet und Redner bey nah einerley; indem man es keinem von beyden verbiethen kann, auszuschweifen, wohin er will. Denn, fraget er, was ist es, das nicht durch eine Rede erkläret, erläutert, erniedriget, oder angepriesen werden kan? Was ist es auch, was nicht ein Dichter ausführen, oder fleißiger abschildern könnte? Dieses, meynet er, sey zureichend, einige Verwandschaft, zwischen der Dichtkunst und Beredsamkeit festzusetzen.

Dieses nun weiter auszuführen, findet er, daß sowohl der Redner als der Dichter, das was sie wissen, oder von andern entlehnen, viel besser, als die Meister in jeder Kunst, ausdrücken und abhandeln können; worinn er allerdings recht hat. Ferner hat Dionysius von Halikarnaß gesaget: eine wohlgeschriebene Rede, müsse einem Gedichte vollkommen

men ähnlich seyn. Ohne dem Herrn Prof. zu widersprechen, so hat doch hier Dionysius den Vorwurf verdienet, daß er das Wesentliche einer Rede und eines Gedichts, die nach Aristotels Regeln ganz und gar unterschieden sind, aus den Augen gesetzet, und nur auf das Zufällige an beyden, das ist, die Structuram orationis, auf die Schreibart gesehen habe. Und doch würde eine Rede nach Ciceros Urtheile, sehr fehlerhaft seyn, wenn sie, numeros poeticos, eine ordentliche Scansion hätte.

Weiter müssen Poeten und Redner nicht gemachet, sondern gebohren werden; gleichwohl aber alle Beyhülfe der Kunst mit zu Hülfe nehmen: wie Horaz von jenem, Cicero und Quintilian von diesem vorschreiben. Dabey bemerket der Hr. V. daß sowohl zum R. als zum D. 1) Witz, 2) Kunst, u. 3) Fleiß gehören. Außer dem erfodert man zu beyden eine gewisse Begeisterung, oder ein natürliches Feuer, u. eine vielfältige Gelehrsamkeit; so sehr auch diese heute zu Tage von seichten Reimern vernachläßiget wird. Aus dem allen schließt der Herr V. daß beyde sehr genau verwandt sind.

Er bestätiget dieses ferner aus dem Zwecke beyder Künste; nämlich dem Lehren und Belustigen. Er meynt ferner auch im Erfinden, Anordnen und Ausputzen hätten beyde einerley Regeln. Sie müßten beyde der Natur folgen, und sich doch beyde eines prächtigen Ausdrucks befleißigen. Daher habe auch Dionysius von Halikarnaß vormals, Herodots und Thucydids Geschichte eine schöne Poesie genennet.

net. Manche Redner hätten auch eine Schreibart, die den Poeten sehr nahe käme; und der nur das Versmaaß fehlete, um wirklich eine Poesie zu seyn. Dazu käme, daß manche dogmatische Dichter, so eine niedrige, oder gemäßigte Schreibart braucheten, die von der ungebundnen Rede nur durchs Versmaaß unterschieden wäre.

Unsre Leser werden wohl wahrnehmen, daß des Hrn. Professors Meynung endlich dahin gehe: auf die bloße Scansion komme der ganze Unterschied eines Redners und Dichters an. Der **Rhythmus** oder der poetische Wohlklang ist ihm das einzige, was den Poeten zum Poeten machet, da er sonst ein Redner seyn würde. Die Meynung ist nicht neu: denn wir finden sie in unzählichen alten Anleitungen zur Dichtkunst: daher kömmt der Unterschied inter eloquentiam solutam & ligatam, die bey so vielen vorkömmt.

Nur die Schwierigkeiten wird diese Lehre haben: ob ein Gedicht, z. E. die Ilias, aufhöre ein Gedicht zu seyn, wenn es in ungebundener Rede übersetzet wird? Ob Fenelons Telemach, das Werk eines Redners, oder Dichters sey? Ob Komödien in ungebundener Rede, ob auch alle Fabeln und Romane in derselben, aufhören zur Poesie zu gehören? u. d. m.

Uebrigens ist diese Rede schön, und der lateinischen Schreibart nach, überaus angenehm zu lesen.

XIV.

Nachricht.

In der musikalischen Officin des jüngern Breitkopfs zu Leipzig sind vergangene Ostermesse abermals fertig worden:

1) Johann Friedrich Löwens Oden und Lieder, in Musik gesetzt von Johann Wilhelm Herteln. Der Verfasser dieser Lieder ist der Hr. Secretär Löwe, der schon durch verschiedene seiner poetischen Werke bekannt geworden ist, und Beyfall erhalten hat. Die mehresten davon sind ganz neu hierzu verfertiget, und noch niemals gedruckt worden, und nur wenige sind bekannt. Der Componist ist hochfürstl. meklenburgischer Capellmeister zu Schwerin, welcher auch schon durch die Ausgaben verschiedener musikalischer Werke sich beliebt gemachet hat. in fol. transverf. für 16 Gr.

2) Anfangsgründe der theoretischen Musik, von Friedrich Wilhelm Marpurg. in 4to. In diesem Werke giebt der Hr. Verfasser einen deutlichen und verständlichen Unterricht für angehende Tonkünstler, um ihnen den Weg zu andern Schriftstellern in dieser Materie zu bahnen. Seine Absicht bey Verfertigung dieses Buches ist, solchen Personen zu dienen, die nicht Gelegenheit haben, sich eines mündlichen Unterrichts zu bedienen, und gleichwohl in den theoretischen Schriften der berühmtesten Tonkünstler itziger Zeit, ohne solchen fortzukommen, sich nicht getrauen. Diese Absicht zu erreichen, hat er sich bemühet, sich so verständlich zu machen, als es nur möglich ist, und wer nur einigermaßen mit der Rechenkunst sich bekannt gemachet hat, wird ihm keinen Vorwurf der Dunkelheit machen dürfen, und die gute Ordnung, welche in dem Buche herrscht, wird den Lehrbegierigen ihren Fleiß und ihre Mühe überaus erleichtern. für 12 Gr.

J. Hn.

3) Hrn. von Alembert, Mitgl. der königl. Akad. zu Berlin und Paris, ſyſtematiſche Einleitung in die muſikaliſche Setzkunſt, nach den Lehrſätzen des Hn. Rameau, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen vermehrt von F. W. Marpurg. in 4to. Dieſes Werk iſt ein kurzer und gründlicher Auszug aus den rameauiſchen Schriften, welche der Hr. von Alembert ſchon 1752. in Frankreich mit großem Beyfalle bekannt gemachet hat. Dieſen Auszug noch gemeinnütziger zu machen, iſt er ſo eingerichtet, daß auch Perſonen, die gar nichts von der Muſik wiſſen, ihre Rechnung dabey finden. Er fängt mit einer Erklärung der Kunſtwörter an, und kömmt von da auf die Theorie der Muſik, welche nach dem Hrn Rameau ſehr deutlich vorgetragen wird. Dieſes iſt der Inhalt des erſten Buchs, welches bloß die Kenntniß der Tonleiter vorausſetzt. Die arithmetiſche Berechnung der Töne, welche Vergleichung untereinander die Theorie der Harmonie erfodert, iſt ſehr kurz, ſimpel und für alle Welt begreiflich, in den Noten beygebracht. Das zweyte Buch enthält die vornehmſten Regeln der Compoſition, welche auf die Grundſätze des erſten Buches gebauet ſind. Kurz, es iſt dieſes Werk eigentlich ein muſikaliſcher Donat, welcher den Anfängern die Grundlehren der Muſik bekannt machen ſoll. für 9 Ge.

4) Fritzens, Barth. Anweiſung, wie man Claviere, Clavecins und Orgeln, nach einer mechaniſchen Art, in allen zwölf Tönen gleich rein ſtimmen könne, daß aus ſolchen allen, ſowohl dur als moll wohlklingend zu ſpielen ſey. Zweyte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Da dieſes Werkchen ſeine Liebhaber gefunden, ſo hat der Verfaſſer ſolches nochmals überſehen, von den eingeſchlichenen Fehlern geſäubert, und hin und wieder vermehret, auch mit einem vollſtändigen Verzeichniſſe der Namen von den Perſonen verſehen, welche von ihm Claviere aus ſeiner Werkſtätte empfangen haben, welches denen nicht unangenehm ſeyn wird, welche künftig etwan Gelegen-

heit

To my great Song rebellious prove;
The Strings will ſound of nought but Love.
I broke them all, and put on new;
'Tis this or nothing, ſure, will do,
'Theſe, ſure, ſaid I, will me obey
'Theſe, ſure, heroic Notes will play.
Straight I began with thundring Jove
And all immortal Pow'rs, but Love,
Love ſmil'd, and from m'enfeebled Lyre
Came gentle Aires ſuch as inſpire
Melting Love, ſoft Deſire.
Farewell then Heroes, farewell Kings,
And mighty Numbers, mighty Things,
Love tunes my Heart, juſt to my Strings.

Dieſer Poet hat es noch weit ärger gemacht als der Franzoſe. Hier ſieht man weder die Atriden noch den Cadmus, noch den Hercules. Er verwandelt jene in Helden und Könige, dieſen aber gar in den donnernden Jupiter ſelbſt, und zum Überfluſſe nimmt er noch alle himmliſche Kräfte oder Götter dazu. Seine Seyten läßt er auch wie der Obige rebelliſch werden. Er reißt ſie entzwey, und betheuret es dreymal, daß ihm die neuern beſſer gehorchen werden. Im Anfange ruft er gar die Muſen an, und im Verfolg läßt er ſich von dem Amor auslachen: Aber alles dieſes geſchieht ohne Vorwiſſen Anacreons. Die übrigen Weitläuftigkeiten und unnöthigen Wiederholungen fallen einem ieden ſelbſt ins Auge: Wie denn auch der Beſchluß ſelbſt noch einen ganz andern Gedanken hinzu ſetzet.

heit haben sollten, eines von den beliebten Instrumenten dieses geschickten Meisters in die Hände zu bekommen, um durch solches desto gewisser davon überzeugt zu seyn, ob es unter die große Anzahl der von ihm verfertigten Claviere gehöre, oder nicht. für 3 Gr.

5) Te Deum laudamus, posto in Musica dal Sign. Carlo Enrico Graun. fol. Die häufigen falschen Abschriften, die man von den Arbeiten des Hrn. Capellm. Graun in Berlin, gemachet, hat denselben bewogen, dieses ganz neu in Musik gesetzte Te Deum laudamus dem Drucke zu übergeben, um solchen vorzukommen, und den Liebhabern seiner Muse richtigere Exemplare davon in die Hände zu bringen. Nach einiger Zeit wird auch desselben beliebte Paßionsmusik, auf eben diese Art, in voller Partitur im Drucke erscheinen, davon bereits ein von dem Hrn. Capellmeister nochmals übersehenes Manuscript in den Händen des Druckers ist. für 3 Rthl.

Bey eben demselben ist eine poetische Bilderbibel unter der Presse, welche auf künftige Michaelsmesse ans Licht treten wird. Sie besteht aus zween Bänden in med. 8vo oder klein 4to, davon der eine das alte, und der andere das neue Testament begreift. Jeder derselben enthält 150 Kupfer, deren Beschreibung und Inhalt jederzeit in einer Strophe darunter steht. Die Kupfer sind nach den guten scudartischen Zeichnungen verfertiget; die poetische Beschreibung aber mit der beliebten Basler Bibelschrift abgedruckt, jede Seite mit einer verzierten Einfassung nach dem besten Geschmacke umschlossen, und zur Verschönerung des Kupfers und Drucks, nur auf einer Seite bedruckt. Der Abdruck selbst geschieht auf fein Schreibpapier, wird drey und ein halb Alphabeth betragen, und der Preis davon 3 Rthlr. 12 Gr. seyn.

Ende des Brachmonds 1757.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Heumond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1757.

Inhalt.

I. Neue Sammlung von Bildniſſen gelehrter Männer. Erſtes Funfzig.

II. Fortſetzung des Auszuges aus der Colombiade der Frau du Bocage.

III. Hn. von Juſti rechtl. Abhandlung von den Ehen.

IV. Recherches ſur quelques Principes des Connoiſſances humaines.

V. Anleitung zur Singekunſt des Hrn. Toſi.

VI. Epicriſis Cenſuræ Lipſienſis.

VII. Eſſai d'une demonſtration de l'Apocataſtaſe.

VIII. Hrn. Advocat Hillens Wilhelmsthal, eine Ode.

IX. Vidalini Oratio, quum Auſpicatiſſimus Natalis Ser. Pot. que Reg. & Dom. Friderici Quinti, Dan. Norv. Vand. Goth. que Reg. &c.

X. In Lode di Mr. Fontenelle Sonetto I. II.

XI. Nachricht an die Leſer der hamburgiſchen freyen Urtheile.

XII. Northern Revolutions or the Principal Cauſes &c.

I.

Neue Sammlung von Bildnissen

gelehrter, um die Kirche, um das gemeine Wesen, und um das Reich der Wissenschaften verdienter noch lebender Männer, nach Originalmalereyen mit Fleiß entworfen und mit historischen Nachrichten von ihrem Leben, Schriften und Verdiensten begleitet. Herausgegeben von Johann Jak. Haid, Malern und Kupferstechern. Erstes Funfzig Augsp. 1757. in Fol.

Der hochberühmte Herr Pastor Brucker hat zwar den beliebten Bildersaal gelehrter Schriftsteller, vor einem Jahre mit der zehnten Abtheilung beschlossen: und selbst der beliebte Künstler, Herr Haid, hat wegen Schwierigkeiten, die er dabey oft gefunden, sein Vorhaben geändert. Indessen sind doch beyde ihrer Absicht, der Welt patriotisch zu dienen, nicht untreu geworden. Beyde sind es eben noch nicht müde zu arbeiten, und ihr Talent der Verewigung verdienter Männer zu wid-

men: nur in der Einrichtung haben sie eine Aenderung getroffen. Sie bleiben bey dem Vorsatze, Bildnisse und Lebensbeschreibungen noch lebender Männer zu entwerfen. Die Größe, Gestalt und Einrichtung von beyden wird der vorigen sehr ähnlich seyn: die Aenderung aber besteht in folgendem.

In dem Bildersaale wurden lauter berühmte Schriftsteller aufgeführet: itzo aber will man auch andern Arten von Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es giebt Gaben und Tugenden, die sich in andern Feldern des menschlichen Lebens, bey Hofe, in Städten und im gemeinen Wesen hervorthun. Sollten diese nun ihres Lobes nicht eben sowohl würdig seyn, als Gelehrte, deren geschäfftige Feder an der Ausbreitung und Erweiterung der Wissenschaften arbeitet?

Ferner wurden die vorigen Bildnisse allemal in Zehnden geliefert; ein Umstand, der bisweilen eine solche Abtheilung sehr verzögerte. Denn bald war es schwer, zehn gute Gemälde zu bekommen; bald fehlte es an den nöthigen Nachrichten zu den Lebensbeschreibungen; bald hinderten andre Arbeiten soviel Stücke zugleich liefern zu können. Daher kam es, daß bisweilen in Jahr und Tag keine Fortsetzung erschien; viele Käufer und Liebhaber über solche Säumniß unwillig wurden, und wohl gar davon abtraten. Daher ist man itzo entschlossen, jede Oster- und Michaelsmesse nicht mehr als fünf Stücke auf einmal zu liefern. Dieß wird die Preise vermindern, die Liebhaberey zwey-

zweymal im Jahre unterhalten, und dadurch ungestöret ein Werk im Gange erhalten, das durch seine Schönheit und Nutzbarkeit allemal schätzbar seyn wird.

Drittens wird der gelehrte Herr Verf. der Lebensumstände sich in Abfassung derselben der Schreibart der Lobredner gewissermaßen begeben; und sich dagegen dem historischen Ausdrucke seiner Gedanken mehr nähern. Wann die erste gar zu oft und zu lange fortgesetzet werden soll: so führet sie theils bey dem Schriftsteller, theils bey dem Leser, einen fast unvermeidlichen Ekel bey sich. Ganz anders ist es mit der historischen Schreibart beschaffen. Ihre ungekünstelte Schönheit gefällt durch die bloße Wahrheit und Natur: wie eine ungeschminkte Schönheit allem Firnisse gemalter Wangen den Preis abgewinnt. Kurz, anstatt daß die Leser und Liebhaber dieser Sammlungen etwas verlieren sollten, so werden sie unstreitig manches gewinnen.

Dieß erste Stück liefert uns eine glückliche Probe davon, was wir gesaget haben. Nach einer kurzen Vorrede von dem Vorhaben und der Einrichtung des Werkes folget anfänglich das Bildniß und Leben des hochfürstlich-schwarzburg-rudolstädtischen Vicekanzlers und Consistorialvicepräsidenten, Herrn Christian Ulrich von Ketelhodt, auf Cambs, Carbof, Lichtstädt; des herzogl. meklenburgischen Ordens der Treue und Beständigkeit Ritters, und der hochd. Rechtsgel. Ges. in Leipzig Mitgl. der 1701. zu Güstrow, aus altem adelichen Geschlechte gebohren worden.

Der II. ist Herr Carl Gottlob Hoffmann, der heil. Schr. D. und oberster ord. Lehrer zu Wittenberg, des kön. Pohln. und churf. Sächs. Consist. Beysitzer, der theol. Fac. das. Senior, der Stadtk. und Pfarrk. daselbst Pastor, des wittenbergischen Kirchensprengels, wie auch des ganzen Churkreises General Superintendent; welcher 1703 den 1. des Weinmonds zu Schneeberg gebohren worden.

III. Das III. ist Herr Joh. Christian Stemler, der h. Schr. Doctor, ordentl. Prof. der Gottesgel. zu Leipzig, des Stifts Zeiz Domherr, des kön. Pohlnischen und Churſachsischen Consist. daselbst Beysitzer, Pastor zu St. Thomas, und des Leipziger Kirchensprengels Superintendent; der 1701. den 12 des Weinm. zu Copitz, bey Neustadt an der Orla, gebohren worden.

Der IV. ist Herr Gottfried Daniel Hofmann, der Weltweisheit und beyder Rechten D. kaiserl. Hofpfalzgraf, hochfürstl. Wirtenbergischer Rath, des Staats- und Lehnrechts ordentlicher Lehrer zu Tübingen, der lat. und deutschen Gesellschaft in Jena, und der Gesellsch. der fr. Künste in Leipzig Ehrenmitglied; der tübingischen Martinianer- und Ficklerianer-Stiftungen Administrator; geb. 1719. den 19 des Hornungs zu Tübingen.

Endlich V. folget Herr Carl. Friedrich Hundertmarck, der Weltweish. und Arzneykunst D. und ordentlicher öffentlicher Lehrer auf der Univ. Leipzig, der kaiserlichen Akad. der Naturforscher, des Instituts zu Bologna, und der kön. schwedischen Akad.

der

der Wiss. Mitglied; geb. den 11. April 1715. zu Zeiz.

Aller dieser berühmten und merkwürdigen Männer Bildnisse, sind mit der bekannten und beliebten Geschicklichkeit des Herrn Haids ausgeführet. Ihre Leben sind so fleißig und ausführlich, als unverläßig entworfen: und die Verzeichnisse der Schriften, bey denen die sich dadurch hervorgethan; sind vollständig zu nennen. Diejenigen aber, welche spitzfindige Entdeckungen geheimer Nachrichten und Anmerkungen, über die Gebrechen verdienter Männer für eine wesentliche Eigenschaft von Lebensbeschreibungen derselben halten, verweist man in der Vorrede billig, zur Vorerinnerung des Bildersaales: weil man keinen Grund gefunden hat, auch dießmal von der damaligen Richtschnur abzuweichen.

Eine öffentliche Geschichte thut ihrer Pflicht eine Gnüge, wann sie nichts unwahrhaftiges erzählet; und überläßt die geheimen Nachrichten derjenigen Zeit, welche künftig das wahre und falsche besser unterscheiden, und hinter die im Leben verborgenen Absichten kommen läßt. Gleichwohl ist auch dieses so wenigen geglücket, daß die geh. Geschichte eines theils einem Fabelbuche gleich sieht: wo sich Neid, Hochmuth und die Ueberhebung unsrer Zeiten, auf die Rechnung der Verdienste des vergangenen Alters etwas zu gute thut: welches, ob es den Wissenschaften zur Ehre und Beförderung gereichet, der Herr Verredner dem Leser zu erwägen überläßt.

La même, par Mr. de Longepierre.

Je voudrois bien chanter les fiers enfans d'Atrée
Ou des jours de Cadmus le deplorable Cours:
Mais ma Lyre au beſoin contre moi declarée,
Ne reſonne que les amours.
Je changeois l'autre jour de cordes & de Lyre;
Et deja je chantois Hercule & ſes exploits:
Elle de ſon côté, peu d'accord à ma voix,
Ne ſoupiroit qu'Amour, & les feux qu'il inſpire.
Adieu donc Heros pour toujours!
Ma Lyre ne ſçauroit chanter que les Amours.

Man hätte denken ſollen, die neuern Uberſetzer würden es immer beſſer gemacht haben: Allein es iſt ihnen unmöglich geweſen, weil ſie alle haben reimen wollen. Denn wo ſteht im Originale der deplorable Cours des Jours de Cadmus? Wo iſt aus der dritten Zeile, das au beſoin contre moi declarée zu finden? Was iſt die ganze ſiebende Zeile, De ſon coté peu d'accord à ma voix, anders, als ein unnöthiger Zuſatz, den der Uberſetzer machen müſſen, um einen Reim zu erhaſchen? Wo ſind aus der achten Zeile, les feux qu'il inſpire, im Anacreon zu ſehen? Gewiß, dieſer gute Poet würde ſeine Ode nicht mehr kennen, wenn er ſie ſo verſtümmelt und verlängert ſehen ſollte: Zumal in ſolchen vielſylbigten Zeilen, die faſt doppelt ſo lang ſind als ſeine Griechiſchen.

Nella Edizione del Sign. Argelati.

Degli Atridi io canterei
E di Cadmo i caſi rei;

II.

Fortsetzung des Auszuges aus der Colombiade der Frau Du Bocage.

Wir sind in der Nachricht von dem Heldengedichte der Frau vom Busche auf der Hälfte desselben stehen geblieben. Das VI. Buch enthält die Anrede Columbs an den indianischen König. „Junger König, heißt es, glaube, daß die Weisheit mich zum Besten des menschlichen Geschlechts in eure Gegenden gebracht hat. An denen Ufern, wo die Sonne euch ihr aufgehendes Feuer zeiget, rühmet alles die Macht des Königes, dem ich diene. Er aber verehret ganz allein das ewige Wesen: und von dessen heiligem Dienste bringe ich die Satzungen mit hieher, „ u. s. w. Er befraget zuletzt den König um die Sitten seines Volkes. Dieser antwortet ihm mit einer Beschreibung seines Reiches, welches die Insel Domingo, bey ihnen Haiti genannt, war. Die Wilden besuchen darauf seine Schiffe; und erschrecken sehr vor dem Knalle des gelöseten Geschützes. Die Geschenke der Spanier aber machen ihnen wieder Muth.

Hier steigt der Geiz aus der Hölle, um die Castilianer zum Rauben anzufeuren. Columbus erfährt ihre Gewaltthätigkeiten: und da er genöthiget wird, die bewaffneten Wilden anzugreifen, so schicket er ihre Gefangenen mit Geschenken zurück. Darüber

ber aber verwüstet der Hunger sein Heer. Vascona, die Königinn eines Theils dieser Insel, schicket Bothen an den Columbus, und läßt ihn zu sich einladen. Hierbey wird ihr Palast, ihr Schmuck und ihr Gastmahl nebst den Spielen, so sie dem Admiral zu Ehren anstellet, beschrieben. Endlich beut ihm Vascona ihre Hand und Krone an. Allein Columbus schlägt beydes aus: und die erbitterte Königinn bereitet sich zur Rache: in welchem allen ungemein schöne Züge der poetischen Schilderkunst vorkommen.

Vascona von Liebe und Rachgier getrieben, zieht einen Zauberer zu Rathe. Dabey wird ein americanischer Tempel beschrieben. Die Antwort des Wahrsagers fällt so aus: Ehrwürdige Königinn, ich gehorche deinem Befehle: aber erzittere! Die Götter haben diese Nacht durch einen Blitz diese Gegend erschüttert. Meine Seele sah den Geist, der dieß Ungewitter erweckte, wie er vor dem Throne des Gottes der Rache, aus Verzweiflung schrie. Eine unbekannte Gewalt hemmte seine Macht. Als ich nun das Rauchfaß ergriff, ihn zu besänftigen, floh der Abgott den Tempel: und ungeachtet des Gewitters und Zischens der Schlangen auf seinem Kopfe, hörte ich die Worte erschallen: Zittre! dieß ist die Zeit, da deine gefesselten Götter deinen Weihrauch verwerfen. Dein Vertrag ist aus. Sage deiner Beherrscherinn, daß ungeachtet ihres Stolzes ihr Fall unfehlbar ist, u. s. w.

Die Königinn versammlet ihren Rath. Unterdessen kömmt das Schiff Orpheus an, auf welchem Fiesqui die schöne Zama geraubet hatte. Man nimmt

sie im Hafen zu Xaragua gefangen. Der Admiral mit dem Caziker Canaric, bereitet sich zur Schlacht. Ein anderer Caziker stößt zu ihnen, und des Columbus Ruf stärket sein Heer. Vascona schickt ihm einen Bothschafter, ihm nochmals ihre Liebe nebst ihrem Throne anzubiethen, oder ihm alles Verderben anzudrohen. Allein Columbus schlägt alles ab. Der Gott, saget er unter andern, der meine Fahnen schützet, wird mir seine Blitze leihen: dieß Feuer, womit er durch meine Hand, alles in Staub verwandeln kann; dieß Eisen, und die wilden Hengste, die sich mit meinen Schaaren verbinden, werden eure Thäler mit Hügeln von Todten anfüllen. Hierauf frischet er die Seinigen an, der Ehre in neuen Gefahren nachzustreben, und die andre Welt auf ihre Thaten eifersüchtig zu machen. Der Indianer ergreift hierauf die Kriegsfahne, und entfernet sich: und Columbus machet alle Anstalt zu einer tapfern Gegenwehr.

Im VIII. B. werden die verschiedenenen Sitten, Waffen und Kleidungen der Völker beschrieben, die der Vascona Heer ausmachen. Des Columbus Schlachtordnung, und seine Anrede an sein Volk ist merkwürdig. Die nackte Vascona aber redet ihre Völker auch an. Sechs Riesen tragen sie auf einem Wagen, und halten über ihrem Kopfe einen Adler, statt einer Fahne, um sie zu beschatten. Ihr Liebhaber Macatex, so hoch als ein Palmbaum, begleitet sie ins Feld, ihr zum Schilde zu dienen. Sie sieht ihr Heer, und entbrennt vor Stolz. Auf ihr Wort denken ihre Krieger, daß die Europäer

vor

vor ihren Schritten schon beben. Ihre Stirne, spricht sie, zeiget schon ihre Zaghaftigkeit. Ihr Völker! trotzet ihren Blitzen; sie werden euch gewiß ihre Waffen liefern; denn alle die stolzen Fremdlinge sollen von unsern Fäusten sterben. Nun wird die Schlacht selbst beschrieben, darinn die Spanier die Oberhand behalten: wie wohl die Nacht erst das Metzeln endiget. Die Americaner rächen ihren Verlust, durch Ermordung des Fiesqui und seiner Gefährten, die sie zu Paragua gefangen hielten. Die schöne Zama aber wird von der Königinn noch aufbehalten, um ihre Strafe zu vergrößern. Alles dieß ist mit einer lebhaften Schreibart ausgebildet, daß wir unsern Lesern nichts, als ein dürres Gerippe vorlegen, indem wir ihnen die nackten Begebenheiten überhaupt mittheilen.

Das neunte Buch hebt mit den Betrachtungen des Admirals an, die er die Nacht nach seinem Siege angestellet. Er sieht, daß sein Sieg ein schlechter Vortheil für ihn ist. Soviel Blut, als ihn ein unvollkommner Triumph gekostet, zeiget ihm, daß noch ein solcher Sieg, sein Heer aufreiben, und seine Ehre stürzen würden. Er wanket also unschlüßig, wie ein Schiff auf den Wellen. Er seufzet, und ruset den Himmel an:

Willst du, gerechter Gott, daß ich in dieser Welt
Der Würgeengel sey; der dort in einer Nacht
Vor Salems fester Burg Assyrien erschlug?
War es denn nicht genug, nur meinen Zorn zu scheun?
Mußt unser Kunstgeschütz, das deinem Donner gleicht,
So viele Sterblichen, die deine Macht erschaffen,

Und

Und bis hieher erhielt, zerschmetternd tödtlich seyn!
Erkennen sie dich nicht; o! mache dich bekannt!
Verwandle ihren Durst, nach Blut, in Friedenslust,
Und deiner Wohlthat Ruf mach deinen Namen kund.

Solche edle Gesinnungen legt unsre Dichterinn ihrem Helden bey! Hier erscheinen ein Paar Indianerinnen, die ihn um Schutz anflehen. Er erkennet bald, daß die eine, Zama ist. Sie erzählet ihre Begebenheiten, seit ihrer Trennung von ihm. Er umarmet sie zärtlich. Wenn du eine Christinn werden willst, so ist mir die Hoffnung, dich zu heurathen, erlaubet. Die Benennung deines Gatten soll an diesem Siegestage mein ganzer Triumph seyn. Ist dein Herz eins mit mir, so komm, und schwere mir vor dem Altare, vor den Augen aller Welt eine ewige Liebe. Allein sie entdecket ihm ferner, Vascona habe ihr Gift beygebracht; und sogleich fällt sie vor seine Füße hin, und giebt den Geist auf. Diese Zwischenfabel ist ein Meisterstück unsrer Dichterinn, wenn man alle Lebhaftigkeit ihres Ausdruckes empfindet.

In einer dunkeln Grotte, wohin Columb sich verbarg, seinen Jammer zu beklagen, überfiel ihn ein Schlummer, in welchem ihn das höchste Wesen einer herrlichen Erscheinung würdigte. Wir können dieselbe hier nicht einmal ins Kurze ziehen. Sie betrifft aber den ganzen Erfolg der Entdeckung der neuen Welt, die er angefangen hatte; die schädlichen Wirkungen des Goldes und Silbers der neuen Welt in Europa; den zunehmenden Handel und Pracht; den Uebermuth und Stolz; die vornehm-

nehmsten Begebenheiten der europäischen Prinzen; die Bluthochzeit zu Paris; die Reformation Luthers, die sie sehr schwarz abmalet; den Preußen, der als ein Nacheiferer des Ptolomäus, seine kristallenen Sphären vernichtet, die Erde bewegt, und die Sonne ruhig machet; den Tasso; die Peterskirche zu Rom, den Königsmörder Ravaillac; den französischen Virgil, Voltairen; den Czar Peter, die Königinn Christine, Cartesen, kurz, alle Philosophen, Dichter, Künstler, Staatsleute und Helden der neuern Jahrhunderte, bis auf die Kaiserinn und den itzigen König in Preußen, und den Achenerfrieden, u. s. w. alles wird ihm, von der ihm erscheinenden Zama voraus verkündiget.

Das X. Buch enthält den von der Vascona erneuerten Krieg. Der Riese, Macater, und Macoußi gehen einen Zweykampf ein; darinn dieser erschlagen wird. Columbus läßt die Todten verbrennen, und richtet seinem Freunde ein Denkmaal auf. Indessen brechen einige feurige Pfühle aus der Erde hervor, deren Flammen gen Himmel steigen. Die Erde hauchet das Feuer ihrer Eingeweide aus; und hundert berstende Bomben knallen so laut nicht, als ein solcher Vulcan. Alles bebet, und die Felsen bersten und versenken sich in den Feldern. Der erschrockene Spanier zittert; die Wilden aber nicht minder. Sie glauben noch mehr, als vorhin, die Europäer wären Kinder des Teufels; und so sehr Vascona zum Streite rufet, so wenig wollen sie weiter fechten. u. s. w. Sie eilet von neuem zum Orakel, und bekömmt eine böse Antwort.

Der

Der verkleidete Serrano erfährt den Vorsatz der Indianer. Isca will die Spanier bey Nachte überrumpeln. Beym Anbruche des Tages erscheint die Cazikerinn in der Ebene; wird aber geschlagen. Columbus schlägt den Zweykampf mit ihr aus. Vascona schießt einen Pfeil auf ihn, dem er ausweicht. Die Castilianer verfolgen diese Amazone: ihre Liebhaber aber vertheidigen sie, und ermuntern das Heer. Die Spanier hingegen schlagen es gänzlich. Der Riese Macater wird vom Columbus erleget; die andern werden durch eine von ihm verkündigte Sonnenfinsterniß in Erstaunen gesetzet, und strecken ihr Gewehr. Die Königinn selbst kömmt ums Leben. Ein Pfeil, den kein Kriegsmann sich zueignen wollte, kömmt geflogen, und durchbohret ihr die Brust. Sie selbst reißt ihn mit ihrer letzten Kraft heraus: allein ein tödtlich Gift stecket in ihrer Seite. Ihr Bogen entfällt ihr; ihre Rosenfarbe wird den Liljen ähnlich, und ihre letzten Seufzer rufen den Himmel an, ihren Schimpf zu rächen.

Ihr Volk wird also dem Genueser unterthan. Der Sieg zerbricht Bellonens Schwert, und der Haß löschet seine Fackeln aus. Das mit Blute gefärbte Feld, machet der Natur einen Schauer. Der Tod machet hier die Häupter den Söldnern gleich.

O Schicksal, so zerstört dein Zorn der Fürsten Staaten!
So fiel Karthago, Rom und Argos und Palmyre;
Wo Pracht und Ueberfluß den Siegern viel versprach.
Nur hier, wo Mars allein dem Helden Lorbern beut,
Ist, weit vom eiteln Pracht der Großen und der Thronen,

Der

Der sonst den Krieger reizt, das Metzeln zu verdoppeln,
Ein armes Eyland nur, das eine bloße Brust
Des Ueberwundnen zeigt, der sonder Erbschaft stirbt,
Und des Soldaten Geiz und Hoffnung nur betrügt.

Columbus, der so weise, als mächtig, so demüthig im Triumphe, als sicher von seiner Eroberung ist, weihet dem Herrn des Himmels ein Dankfest. Das Herrschen ist nicht der Preis des Sieges, den er suchte. Er thut mehr: er giebt Europa neue Staaten. Durch ihn sahen die Abgötter Indiens, die Feinde Spaniens, ihren Tempel in dieser reichen Halbkugel einstürzen. Allein, ein Teufel, der Rächer Indiens und der Hölle, erfüllte unsre Welt mit Schätzen und Uebeln.

Grand Dieu! fais que ta loi, portée au nouveau monde,
En moissons de vertus y soit aussi feconde.

So schließt unsre erhabene Dichterinn ihr schönes, und so erbauliches, als prächtiges Gedicht. d. i. Gib doch, o großer Gott, daß dein nach der neuen Welt gebrachtes Gesetz, an Tugendärnten eben so fruchtbar sey.

Hieraus werden unsre Leser, auch in einem schwachen Schattenrisse sattsam wahrnehmen können, wie werth dieß schöne Gedicht sey, gelesen, ja auch von einer gleich starken poetischen Feder übersetzet zu werden. Wir haben das Kupfer des VI. Buches, wo Columbus bey der Königinn Vascona das feyerliche Gehör bekömmt, zur Probe diesem Mo-

nathe vorgesetzet, und lassen Kunstrichter urtheilen: ob die Wahrscheinlichkeit der Zeiten und Oerter wohl beobachtet worden.

III.

Rechtl. Abhandlung von denen Ehen,

die an und für sich selbst ungültig und nichtig sind; wobey zugleich von dem Wesen der Ehe, und dem großen Einflusse der Ehegesetze, in die Glückseligkeit des Staates gehandelt wird, von Joh. Heinrich Gottl. von Justi, kön. Großbr. Bergr. und Oberpol. Commiss. zu Göttingen. Leipzig verl. Bernh. Chr. Breitkopf 1757. in Quart.

Der Herr Bergrath von Justi hat seine Gedanken von einer wichtigen Sache eröffnet: die gewiß keinen geringen Einfluß ins gemeine Wesen haben kann, dafern sie nach seinem Gutachten eingerichtet werden sollte. Es ist nichts minders als der Ehestand, den er genauer eingeschränket, oder verändert wissen wollte. Um sich zu dieser Arbeit als geschickt darzustellen, beruft er sich auf seine ehemaligen Abhandlungen aus dem Staats- Lehn und - bürgerlichen Rechte, die er in den Ergetzungen der vern. Seele nicht ohne Beyfall ans Licht gestellet hat. Die neuern Arbeiten des Herrn V. vom Policeywesen können ihn nicht unfähiger gemachet haben, in der Rechtsgelehrsamkeit zu arbeiten.

Die

Die bürgerlichen Gesetze müssen auf das Wesen der Republiken und auf die Grundverfassung des Staates gegründet seyn. Wer in diesen Lehren einer gesunden Politik ein Fremdling ist, der wird weder den Gesetzgebern einen heilsamen Rath ertheilen, noch die Gesetze gut auslegen und anwenden können. Vielleicht hat es den meisten so genannten Juristen bisher daran gefehlet, daß sie keine Einsicht in das Wesen der Republiken, und in die Grundregeln ihrer Glückseligkeit gehabt; d. i. daß sie keine Philosophen gewesen. Wenigstens kann man diese Erkenntniß weder aus dem römischen, noch canonischen, noch longobardischen Rechte schöpfen.

Der Herr Verf. hat die Eherechte zu seinem Gegenstande erwählet, weil sie bey uns am mangelhaftesten sind. Die mit dem Geiste ihrer Kirche erfüllten Canonisten, haben auch bey uns die Auslegung dieser Gesetze schlechter, als in andern Materien getroffen. Das Uebel, so aus der übeln Einrichtung unsrer Eherechte entspringt, ist sehr groß: und der Hr. V. beruset sich auf das eigene Gefühl aller Männer, (vielleicht hätte ers auch auf die Empfindung aller Frauen thun können) auch derer, die bey ihrem Zustande eine vergnügte Mine machen. Und er meynet, die Sache erfodere eine schleunige Aufmerksamkeit weiser Regierungen, wo nicht der Abscheu vor dem Ehestande noch größer werden soll, als er schon ist.

In der I. Abth. handelt er von dem Wesen des Ehestandes, und dem großen Einflusse der Ehegesetze in die Glückseligkeit des Staats. Der natürliche

Ma dal mio voler discorda
Della Cetera ogni corda:
E l'ascolto a tutte l'ore
Solo dir cose d'amore.
Poca fa Cetra cambiai,
Che di nuove corde armai;
E a narrare il cor s'accese
Del grand' Ercole l'imprese:
Má contraria à me rispose
Voci tenere e amorose.
Dunque gite in pace o Eroi!
Che ingombrate i miei pensieri:
Jo non posso dir di voi
L'alte gesta e i nomi alteri;
Se la Cetra a tutte l'ore
Sol risponde amore, amore.

Diese Uebersetzung kommt nun freylich dem Grundtexte noch am allernächsten. Gleichwohl aber ist das jambische Sylbenmaaß Anacreons hier ins trochäische verwandelt worden. Aus der dritten und vierdten Zeile des Griechischen hat der Italiäner ganzer viere gemacht, wie denn überhaupt aus zwölf griechischen Versen achtzehn italiänische geworden sind. Hernach versteiget sich der welsche Poet mit seinen hochtrabenden Ausdrückungen viel zu sehr, über das natürliche Wesen des griechischen Liedes. Er waffnet seine Leyer mit Seyten, und sein Herz entzündet sich etwas zu erzehlen. Die Helden müssen ihm seine Gedanken verwirren, und er will die hohen Thaten und stolzen Namen derselben melden. Was sind das vor schwülstige

Trieb seines gleichen zu erzeugen, hat vielleicht bey dem ersten bloß thierischen Menschen, eine unordentliche Vermischung hervorgebracht: so wie dieselbe bey den Athenienſern statt gehabt, bis Cecrops den Ehestand eingeführet; wie Athenäus im 13 B. in 1 C. berichtet. Von den Garamanten in Africa, erzählet Solin, und von den Libyern Aristoteles eben das, was auch von neuern Reisebeschreibern bey gewissen Wilden bemerket worden. Allein, als die Vernunft nur in etwas hervorkeimte, verabscheuete sie solchen wilden Beyschlaf: der die Väter aller Kinder ungewiß machete, und folglich die Liebe derselben gegen die ihrigen erstickete.

Zwar die Massagethen und Nasamonen, hatten eigene Weiber, ließen sie aber gleichwohl auch andern zum Gebrauche frey: wie Herodot erzählet. Bey den Babyloniern aber war es nicht so wohl Barbarey, als eine hochgetriebene Wollust, daß sich das sämmtliche Frauenvolk, bey Gastmahlen, wenn sich die Männer mit dem Trunke übernahmen, zwar anfänglich ehrbar bezeigte, allmählich aber die Kleidung des Oberleibes ablegte, und endlich auch die Unterkleider von sich warf; und also die Geringschätzung ihres Leibes, für eine Gefälligkeit angesehen haben wollte.

Die Eifersucht ist auch ein Trieb, der die Männer bewogen hat, zu begehren, daß eine Weibsperson alle andere Männer von dem Genusse ihres Leibes ausschließen soll. Sie fließt aus einer billigen Eigenliebe, die in der Natur selbst den Grund hat: zumal es ein Mann, der sein Weib und seine Kin-

Kinder, mit vieler Mühe und Sorgfalt erhalten muß, ganz billig begehren kann, daß jene ihm getreu sey, und keine fremden Kinder zu ernähren gebe. Montesquiou wird also hier mit Rechte verworfen, der auf gut Französisch, von keiner billigen Eifersucht etwas hören will; und sie nach seiner seichten Philosophie, auf die physikalische Gewalt der Himmelsgegend schiebt. Herr von J. saget sehr wohl:

Eine groſse und allgemeine Verderbniß der Sit„ten, eine Leichtsinnigkeit, welche der ganzen Nation „eigen ist, und soll ich es sagen? eine unedle Art „zu denken, welche nach einem gewissen Gegenstreite „der Eigenliebe, die allen edlen Seelen eignen Gedan„ken von ihrem eigenem Werthe, der thierischen Ge„mächlichkeit aufopfert; diese, sage ich, können die „Eifersucht ersticken, die an sich selbst eine so na„türliche Frucht der Eigenliebe ist. Man kann „noch hinzufügen, daß die Eifersucht durch Gedan„ken unterdrücket werden kann, welche die äußerste „Verachtung sind, die man dem schönen Geschlechte „zufügen kann: wenn man nämlich das Werk „der Liebe, für eine Ausleerung der natürl. Gefäße „ansieht, wozu uns die Nothdurft antreibt, u. s. w.

Diese Verbindung eines einzigen Paares nun stimmet mit der Wohlfahrt der Republiken sehr überein. Die schwächste Republik ist die, deren Mitglieder schläfrig und unthätig sind. Dann kann ein kleiner König von Macedonien mit 40000 Mann die unzählbaren Heere der Perser überwinden. Die stärkste Triebfeder zur Thätigkeit eines Mannes aber, ist die Liebe gegen seine eigenen Kinder.

Außer dem geht ihn die Welt nur auf seine kurze Lebenszeit etwas an. **Lykurgs** Nachsicht im Ehstande wird also nicht gebilliget, ob sie sich gleich in seine Republik schickte: daraus er alles Geld verbannet hatte, und wo alle Güter gemein waren. Allein dieser Staat war sonst sehr fehlerhaft, und hätte verhungern müssen, wenn er nicht besiegte Ilo-ten zum Ackerbaue gehabt hätte.

Man sieht hieraus, auf was für Gründe Herr v. J. seine Lehren bauet. Er kömmt davon auf das Concubinat, und zeiget, daß selbiges dem Rechte der Natur gemäß, und mit der Ehe im Grunde einerley sey. **Osiander**, der sonst den **Grotius** auf allen Blättern tadelt, pflichtet ihm doch in der Lehre vom Concubinate bey. **Thomasius** und **Breithaupt** stritten darüber; sagten aber nicht, ob sie von einem beständigen, oder kurzdaurenden Concubinate redeten. Nur die Reichsgesetze und die im tridentinischen Concilio vorgeschriebenen Solennitäten, haben das beständige Concubinat, nach des Herrn Verf. Meynung, erst strafbar gemachet. Wir übergehen, was er von der Vielweiberey saget, die er gleichfalls nach dem Rechte der Natur für erlaubt hält; ja die auch der h. Schrift nicht zu widerlaufen, und nur aus Staatsursachen erlaubet, oder verbothen werden soll: wie in Griechenland geschehen ist.

Alles läuft endlich darauf hinaus, daß die Ehe ein Vertrag ist, der aus verschiedenen Ursachen zerrissen werden kann: 1) Wenn beyde Theile nicht freywillig dazu geschritten sind; wobey keine stillschweigende Einwilligung statt haben, oder vermu-

thet

thet werden kann. 2) Wenn die Bedingungen der Ehe nicht von beyden Theilen erfüllet werden, u. d. m. Wenn Rechtslehrer bisweilen ein Bedenken getragen, diese Sätze in aller ihrer Strenge geltend zu machen: so kömmt es bloß daher, daß sie die Ehe für etwas geistliches, oder mit den Katholischen, gar für ein Sacrament gehalten haben. Luther aber und Böhmer sind andrer Meynung gewesen: und Leyser saget ausdrücklich: es sey nicht wohlgethan, die Ehe zu den geistl. Dingen zu zählen.

Aus diesem Vorurtheile ist es auch gekommen, daß dem Manne sein Vorzugsrecht im Ehestande geschmälert worden, und itzo fast nur in bloßen Worten besteht. Montesquiou hat schon bemerket, daß es ein großer Unterschied zwischen der Untreue eines Eheweibes, und eines Mannes sey: in soweit die von der ersten im Ehbruche erzeugten Kinder dem Manne aufgebürdet werden, und ihm zur Last fallen; welches im andern Falle der Frau nicht geschieht.

Alles was nun einen Vertrag ungültig machet, muß folglich auch die Ehe ungültig machen. Zwang, Betrug und Irrthum aber sind solche Dinge: und wie viel Ehen würden nicht wegfallen, wenn dieselben in Betrachtung gezogen würden? Der Herr v. Justi behauptet hier weitläuftig die Vorzüge des männlichen Geschlechts, aus der ihm von der Natur beygelegten mehrern Stärke; weswegen ihm zwar der Schutz des weiblichen obliegt; woraus aber auch die Abhänglichkeit des letztern erwächst. Das haben nun alle Völker eingesehen; nur die Einwoh-

ner der marianischen Inseln nicht; wo die Weiber sich in alle Rechte des männlichen Geschlechts gesetzet haben. Aber das ist auch ein dummes Volk, welches nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannte, als die Europäer es entdeckten.

Indessen gesteht der Herr Verf. daß der Ehevertrag schwerer zu trennen sey, als ein anderer: weil die Erziehung der Kinder, die viele Jahre erfodert, und der Hauptzweck des Ehstandes ist, solches begehret. Die drey Ursachen der Trennung sollen seyn: 1) wenn der Endzweck des Ehstandes nicht erhalten werden kann; 2) wenn der eine Theil die wesentlichen Bedingungen des Ehevertrages verletzet hat; 3) wenn beyde Theile mit gleicher Bewilligung die Ehe aufheben wollen. Die Einwürfe dagegen werden beantwortet. u. s. w.

Das II. Hauptst. der I. Abtheil. handelt von dem großen Einflusse der Ehegesetze in die Bevölkerung und in die Glückseligkeit des Staates: aber wir müssen uns dabey nicht aufhalten, um auch von dem übrigen etwas zu erwähnen.

Die II. Abth. handelt von den vermeynten und unrechtmäßigen Ehen, die an und für sich selbst ungültig und nichtig sind. Hier kommen im I. Hst. die Ehen vor, die wegen natürlicher, oder sittlicher Unfähigkeit ungültig sind. Das 2te Hauptst. handelt von den Ehen, die wegen ermangelnder Einwilligung ungültig sind; das dritte von der Ungültigkeit derer Ehen, wegen Betrugs und Irrthums; das vierte von der Ungültigkeit derer Ehen, wegen ermangelnder Einwilligung der Aeltern; das 5te

end-

endlich von Ungültigkeit der Ehen, wegen fehlerhafter Trauung, und ermangelnden Feyerlichkeiten.

Ein jeder wird auch aus den bloßen Ueberschriften dieser Abtheilungen und ihrer Hauptstücke, zur Gnüge sehen können, wie sein Inhalt beschaffen sey; und wie werth derselbe sey, gelesen und überleget zu werden. Die Bewegungsgründe des Herrn Verf. dieß Buch zu schreiben, mögen nun gewesen seyn, welche sie wollen: so hat doch sein Kopf, seine Wissenschaft, und seine Feder etwas betrachtungswürdiges geliefert. Und da derselbe es dem Churfürstl. hannöverischen Appellationsgerichte zugeschrieben, und allen dessen Herren Räthen namentlich gewidmet: so muß man erwarten und zusehen: ob es irgend einigen Einfluß in die hannöverischen Lande zeigen, und einige Veränderungen in Ehesachen nach sich ziehen wird?

IV.

Recherches sur quelques Principes des Connoissances humaines, Publiées à l'occasion d'un Memoire sur les Monades, inseré dans le Journal des Savans. Avril 1753. Gœttingue & Leide, de l'Imprimerie de l'Auteur. 1756. in 12.

Man darf sich nicht wundern, daß Hr. Luzac der jüngere, der mehr als ein Buchhändler, als wie ein Gelehrter bekannt ist, durch diese philosophische Schrift ans Licht tritt. Es ist selbige nicht die erste, so er der gelehrten Welt geliefert hat. Dieselbe hatte schon seinen Homme plus que Machine

chine mit vielem Beyfalle aufgenommen, womit er vor einigen Jahren des berufenen La Mettrie häßliche Scarteke, l'Homme machine, entkräftet und widerleget hat. Noch mehr, auch in lat. Sprache hat er uns 1749. zu Leiden, eine Disquisitionem Politico-moralem: Num Civis innocens iræ hostis, longe potentioris, juste permitti possit, ut excidium totius civitatis evitetur? geliefert. Ein Mann, der durch solche Proben bekannt geworden ist, zeiget, daß er etwas mehr, als den Buchhandel verstehe; und auf der gelehrten Bank allerdings auch eine Stelle verdiene.

Zu dieser philosophischen Schrift hat ihm Hr. Bouillier, durch sein Memoire sur les Monades, Gelegenheit gegeben, welches 1753. in dem Journal des Savans herausgekommen. Er rühmet sich aber nicht, allen dazu gehörigen Stoff von sich selbst zu haben. Man wird darinnen, nach seiner eigenen Versicherung, eine Uebersetzung derjenigen akademischen Abhandlung, de Phænomeno &c. finden, die Hr. Brugmanns, ein Lehrling des berühmten Hrn. Raths und Professors König, zu Franeker vertheidiget hat. Da dieselbe nicht sehr bekannt geworden, hat er sie bey dieser Gelegenheit hervorziehen wollen. Sie schicket sich zu der französischen Schrift Hrn. Bouilliers so genau, daß man sie nur lesen darf, um deren Stärke oder Schwäche einzusehen. Hat sich aber der Hr. Uebersetzer einiger harten Ausdrücke bedienet: so muß jener sichs selbst zuschreiben. Die Waffen müssen ein gehöriges Verhältniß gegen einander haben. Ein kleiner

Schrift-

Schriftſteller, der ſich durch einen kühnen und ſtolzen Schwung erhebet, verdienet es, wie es in der Vorrede heißt, daß man ihm ſeine Thorheit zeiget.

In einer Einleitung von 4 Blättern wird überhaupt von der Erkenntniß des Menſchen gehandelt. Dadurch verſteht der Hr. Verfaſſer eine Verbindung von Begriffen, welche etwas wirkliches, oder Sachen, ſo wie ſie in der That ſind, vorſtellet. Aus dieſer Uebereinſtimmung der Begriffe mit den Sachen, leitet er her, daß mehr oder weniger Vollkommenheit in unſerm Erkenntniſſe angetroffen wird. Da aber der Menſch niemals ganz reine Begriffe, ohne die Verwirrung ſinnlicher Empfindungen haben kann: ſo kann auch ſeine Erkenntniß niemals ganz vollkommen ſeyn: ſondern ſie läuft eigentlich nur auf die Einſtimmigkeit unſrer Urtheile mit den Wahrheiten hinaus: welches mit einem geometriſchen Exempel erläutert wird.

Der Hr. Verfaſſer ſieht vorher, daß man wider die Folgerungen dieſes Grundſatzes ſchreyen wird: und bemerket, daß man insgemein bloße Meynungen für Erkenntniß ausgiebt; ja, daß oft auch das, was man für Wiſſenſchaft verkaufet, nur ein verwirrter Klump übereilter und übel verbundener Urtheile iſt; und daß nicht nur der Pöbel, ſondern auch große Männer und Weltweiſe, wie der Verf. des Memoire ſur les Monades, noch itzo in eben die Irrthümer fallen, die Carteſius ſchon ſo handgreiflich gemachet, daß ſich kein Schüler mehr daran ſtoßen ſollte. Man wird alſo abermal ſchreyen, wenn der Hr. Verfaſſer zeigen wird, daß, wie die

Far-

Farben, der Geruch und Geschmack, also auch die Ausdehnung, die Materie u. d. gl. nichts wirkliches sind, wie man sich insgemein einbildet, sondern bloße Erscheinungen. (Phænomena.)

Cartesius hat deutlich gezeiget, daß man sich unendlichen Irrthümern bloß stellet, wenn man sich den Sinnen überläßt. Er hat den Anaxagoras nicht verspottet, der da behauptete, der Schnee sey schwarz: wie die sämtlichen Philosophen thun, die da schließen: ich sehe, ich empfinde; also ist es wahr. Hätte nun Descartes seine Schlüsse weiter getrieben: so würde er auch den Satz entdecket haben, über welchen man heute zu Tage lachet: die Ausdehnung ist nichts wirkliches, sondern eine bloße Erscheinung. Allein der Mensch ist sehr geneigt, seinen Begriffen eine Wirklichkeit beyzulegen: und die gedachte Schrift von Monaden zeiget, daß aus diesem Irrthume sehr viel andre entstehen können, die sehr wichtig sind. Daher hat der Hr. Verfasser geglaubet, daß diese Sache es werth sey, untersuchet zu werden: und zwar aus eben denen Gründen, die von allen, die an ihrem Daseyn nicht zweifeln, angenommen werden. Er hat sich auch an diejenige Lehrart gebunden, die nichts für wahr annimmt oder ausgiebt, als was aus vorher bekannten Sätzen und Wahrheiten fließt, und richtig damit verbunden ist. Freylich ist diese Abhandlung dergestalt weder ein Roman, noch eine bloße Belustigung des Witzes. Allein er hat den Mangel der Anmuth gern der Gründlichkeit und der Einsicht aufgeopfert.

Im

Im I. Hauptſtücke handelt der Hr. Verfaſſer von den menſchlichen Begriffen überhaupt. Er unterſcheidet hier mit Wolfen, Ideen von Begriffen; ſo daß die erſten Denkbilder einzelner Dinge, die letzten aber Arten und Gattungen bedeuten. Er unterſcheidet ferner einen bloßen Schein, Apparence, von einer Erſcheinung, Phenomene, welche der Verfaſſer des Memoire ſur les Monades immer vermiſchet hat. Durch Realitäten verſteht er alles, was wirklich in einem Dinge iſt; und von einem reinen Verſtande, ohne Zuthun der Sinne, davon begriffen werden kann. Das Phänomenon, oder die Erſcheinung, aber, iſt an einem Dinge, aller, was nur vermöge ſinnlicher, das iſt, verwirrter Begriffe, daran wahrgenommen wird; ob es gleich wirklich nicht daran verhanden iſt. Daraus nun, und einigen andern allgemeinen Betrachtungen, folgert er einige Sätze, um ſich zu prüfen: ob man Einſicht und Erkenntniß, (Connoiſſances,) habe, oder nicht. Es kömmt darauf an, ob man deutliche und zureichende, und vollſtändige Begriffe habe: welches er mit Beyſpielen erläutert.

Im II. Hauptſtücke erkläret er den Unterſchied der Begriffe; nämlich der klaren und dunkeln, der deutlichen und verwirrten, der ausführlichen und mangelhaften, der vollſtändigen und unvollſtändigen. Es iſt beynah eine Schande, daß man einem Gegner der Monaden, dieß Alphabeth der Vernunftlehre noch erſt einbläuen muß; ohne welches er zwar wohl viel lächerliche Einwürfe machen, aber, die Widerlegung derſelben nicht verſtehen kann.

Der

ſtige Redensarten vor einen zärtlichſingenden Anacreon? Da aber auch hieran gröſtentheils die Reime Schuld haben: So hoffe ich zur Gnüge dargethan zu haben, daß allerdings in Uberſetzungen aus fremden Sprachen es weit beſſer wäre, Verſe ohne Reime zu machen, und ſein Original genau auszudrücken; als ſich mit Erſinnung der Reime zu quälen, und dabey oft himmelweit von ſeinem Grundtexte abzuweichen, ja wohl gar ſeiner eigenen Sprache bisweilen Gewalt zu thun.

X.

Kurze Nachricht von dem, am Ende des vorigen Jahrhunderts, zu Dresden im Werke geweſenen Leopolden-Orden.

DA es unſre Abſicht iſt, auch die Hiſtorie der deutſchen Sprache und ihrer allmählichen Verbeſſerung, durch allerley Beyträge zu erläutern: So gehört dahin unſtreitig auch eine Nachricht von ſolchen Geſellſchaften, die ſichs haben angelegen ſeyn laſſen, das Wachsthum derſelben zu befördern. Nun ſind zwar unter denſelben einige ſo bekannt geworden, daß man ihrer ſo leicht nicht vergeſſen wird, als z. E. die fruchtbringende Geſellſchaft, die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer u. d. gl. Allein viele andre haben dieſes Glück nicht gehabt, und man hat ſo gar ihre Namen bereits vergeſſen. Es iſt aber gleichwohl nicht billig, daß Leute, die ſo löblicher Abſichten halber ſich einige Mühe gegeben, ganz und

gar

Der Hr. Verfasser beruset sich dabey, nicht nur auf Leibnitzen, sondern auch auf einen Linnäus, Reaumur, Bonnet, u. a. die sich bey ihrer Pflanzenkenntniß darnach gerichtet haben. Er zieht auch abermal verschiedene Zugaben, (Corollaria,) daraus, dadurch die Lehre von Begriffen ins Licht gesetzet wird.

Im III. Hauptstücke erkläret der Hr. Verfasser die Art, wie andre unsre Begriffe zu erklären gesuchet. Da kommen die Notiones simplices und complexæ vor, deren Grund und Ungrund er zeiget. Er spottet über diese seichten Philosophen, die sich eine Philosophie du bon Sens, eine Philosophie à la portée des Dames, und, andre solche Werklein erdacht haben, worinn nur die Einbildungskraft funkelt. Er gesteht ihnen indessen den Vortheil zu, daß sie sich dadurch bey dem schönen Geschlechte einschleichen können. Denn indem sich ein Leibnitzianer in die tiefsten Betrachtungen der Grundwahrheiten versenket, flattern jene lustige Herren in den Weibergesellschaften herum, und werden mit Liebkosungen und Bewunderungen überhäufet. Sie haben also ein ganz angenehmes Loos erwählet; das räumet man ihnen ein: wenn sie nur auch gestehen wollen, daß man bey ihnen die wahre Wissenschaft nicht findet.

Das IV. Hauptstück handelt von den Vortheilen, welche aus der Theorie der deutlichen Begriffe entstehen. Es sind diese sonderlich, die Gewißheit und Demonstration, der sich bisher fast nur die Meßkünstler haben rühmen können. 2) Ferner, daß

daß eine recht deutlich erkannte Sache, uns allemal unter einerley Geſtalt erſcheint, und alſo beſtändig iſt. Denn beſtimmte Begriffe flattern nicht wie die Wolken und Nebel vor den Augen herum: wie diejenigen gewohnt ſind, ſo ſich mit einem Schwarme von verwirrten Vorſtellungen begnügen; und eine Menge willkührlicher Sätze, und nichtiger Geſchwätze herſchreyen. Kurz, die deutlichen Begriffe bewahren einen vor ungewiſſen Meynungen, die man heute ſo, und morgen anders annimmt, nach dem der Witz geneigt iſt, dieſen oder einen andern Grund gelten zu laſſen; ohne zu wiſſen warum? u. d. m. Sie zeigen endlich allemal das Weſentliche der Dinge. u. ſ. w.

Das V. Hauptſtück handelt von den verwirrten Begriffen, in ſo weit ſie die Quellen alles menſchlichen Erkenntniſſes ſind. Hier widerlegt der Hr. V. ſonderlich die Einbildung: daß die Begriffe, davon man keine Merkmaale geben kann, als von Farben, Geruch, Geſchmack, u. d. gl. einfache Begriffe ſind; da ſie doch eine unendliche Menge verwirrter Vorſtellungen in ſich halten. Hier geht der Herr Verf. ſehr gründlich zu Werke, und entkräftet die Ausflüchte der Gegner ſehr gut. Wir freuen uns, daß ſich jemand gefunden, der in franzöſiſcher Sprache ſolche Wahrheiten ausbreiten kann: da die Herren Franzoſen wenig oder nichts lateiniſches mehr leſen oder verſtehen. Er geht alle Sinne durch, und zeiget das Unendliche, welches ſich in ihren einfacheſten Empfindungen antreffen läßt; und worauf der Gegner der Monaden nicht acht gehabt. Er verfol-

folget diesen in allen seinen Schlupfwinkeln, und läßt ihm keine Ausflucht übrig.

Das VI. Hauptstück handelt von einer Erscheinung (Phænomenon) überhaupt. Dieß Wort kömmt aus dem Griechischen Φαινομαι, und bedeutet Gestalten der Dinge, die nicht wirklich vorhanden sind. Cicero nennet dieselben Visa, Erscheinungen, d. i. Vorstellungen sinnlicher Dinge im menschlichen Verstande. Die ganze Welt giebt uns ohn Unterlaß ein Schauspiel beständig abwechselnder Phänomenen, oder Erscheinungen. Ja die ganze Welt selbst ist nicht eigentlich das, was sie zu seyn scheint, und also in unserm Verstande ein Phänomenon. Hier müßte man nun die wahre Beschaffenheit des Weltgebäudes erklären, um zu zeigen, daß wir seine Theile ganz anders sehen, als sie sind. Aber das sehen solche Philosophen nicht, als der vortreffliche pariſische Gegner der Monaden. Sie lassen sich durch den Schein blenden, und meynen alles müsse so seyn, wie es ins Auge fällt; ungeachtet sie schon Carteſius davor gewarnet hat.

Der Hr. Verfasser lehnet den Vorwurf des Scepticismus von sich ab, und giebt zu, daß die Sinne zuweilen betrügen: und deutet dieses auf den Begriff der Ausdehnung, die in einem fortzugehen scheint, aber nicht wirklich so ist. Leibnitz ist um dieser Lehre willen zum Idealisten gemachet worden: und Epikur hat schon eben darum, die Lehren des Arceſilas, und des Zeno verworfen. Eine Heerde Schaafe sieht von weitem sehr klein aus, ist aber ganz anders. Nicht die Sachen, sondern unsre

Ur-

Urtheile betrügen uns. Das geht nicht nur in der Natur, ſondern auch in der Sittenlehre ſo. Der Schein betrügt viele, Tugenden für Laſter, und umgekehrt, zu halten. Dieß wird auf den Gegner der Monaden gedeutet, der den kühnen Ausſpruch gethan: „Niemals würde ein Klump von Monaden, „ſo wenig, als eine Legion Engel, uns den Begriff „einer dichten, beweglichen, ausgedehnten und figu„rirten Maſſe erwecken.„

Wir können unmöglich alles mitnehmen, und begnügen uns nur, den Inhalt der folgenden Hauptſtücke anzuzeigen. Das VIII. handelt von der Ausdehnung, als einem Phänomenon. Und hier zeiget er deutlich: daß Leibnitz Grund gehabt, die Ausdehnung, oder den Körper, ein Phænomenon ſubſtantiatum zu nennen. Hier werden Carteſius, Bayle, Leibnitz und Hr. Prof. Formey angezogen, verglichen und beurtheilet.

Das IX. Hauptſtück erkläret die Kraft der Trägheit in der Materie, vim inertiæ, aus der Kraft der Monaden. Keppler hat jenen Ausdruck zuerſt gebrauchet, und die Sache geſehen. Das X. handelt von der bewegenden Kraft, als einem Phänomenon. Das XI. von dem Nutzen, den man aus dieſen drey ſubſtantialiſchen Erſcheinungen ziehen kann.

Am Ende lieſt man noch ein Fragment eines Briefes vom Hrn. Formey an Hrn. Legationsrath Vattel, der 1741. die Defenſe du Syſteme Leibnitien geſchrieben. Dieß handelt nun von derſelben Materie, und iſt voll gründlicher Betrachtungen.

Endlich iſt auch die Ausarbeitung des Herrn Verf. über die Frage der berliniſchen Akad. vom 1751ſten Jahre zum Wettſtreite der Gelehrten aufgegeben worden, angehenket. Sie iſt von der Akademie mit für eine der beſten gehalten worden; und deswegen hat der Hr. V. ſie hier den Leſern bekannter machen wollen. Ohne Zweifel hat ſie den Preis darum nicht davon getragen, weil ſie ganz auf die Gründe der wolfiſchen Philoſophie erbauet iſt.

V.

Anleitung zur Singekunſt aus dem Italiäniſchen des Herrn Peter Franz Toſi, Mitgl. der philarmoniſchen Akademie, mit Erläuterungen und Zuſätzen von Joh. Friedr. Agricola kön. preuß. Hofcomponiſten. Berl. bey Wintern 1757.

Ungeachtet unſer Vaterland itzo allen europäiſchen Völkern den Preis muſikaliſcher Verdienſte abgewonnen zu haben ſcheint: ſo treten doch auch außer Landes von Zeit zu Zeit merkwürdige Werke ans Licht, die es verdienen, auch in Deutſchland bekannter zu werden. Neulich haben wir von des Herrn Rameau Werken einen ſchönen Auszug, des Herrn von Alembert, in deutſcher Sprache angekündiget. Itzo machen wir unſern Leſern eines wälſchen Tonkünſtlers Arbeit bekannt, die bloß der Vokalmuſik gewidmet iſt. Berlin, welches eine Zeit her der Sitz der größten Muſikmeiſter geweſen, die nebſt ihrer

ihrer Kunst, auch einige Wissenschaften und die Fertigkeit geschickt zu schreiben besitzen, liefert uns auch von dem berühmten Tosi, eine deutsche Uebersetzung, und das zwar durch die Feder des Herrn Hofcomponisten Agricola, der sich sonst studirens halber eine Zeitlang bey unsern Musen verweilet hat.

Sein Vorbericht belehret uns, daß nicht leicht ein Buch vorhanden sey, welches das, was einem angehenden Sänger zu wissen, und auszuüben nöthig ist, deutlicher und vollständiger lieferte; ja wohl gar einem fertigern Sänger der schon in öffentl. Versammlungen, eine Menge von Bravo eingeärntet, noch manchen schönen Vortheil entdeckete; ja endlich auch an manchem eingebildeten vollkommnen Virtuosen noch viele Fehler bestrafete: kurz, welches eine vollständigere Anweisung zur Singkunst abgeben könnte. Sein italiänischer Titel heißt: Opinioni de' Cantori antichi et moderni, o sieno Osservazioni sopra il canto figurato, di Pier - Francesco Tosi, academico Filarmonico; und es ist selbst in Wälschland schon selten geworden.

Der Herr Uebers. will hier keinen Nationalstreit von dem Vorzuge dieses oder jenes Geschmackes erregen oder fortsetzen: er glaubet nur, man müsse das Gute überall annehmen, wo man es findet. Sein wälscher Schriftsteller, war durch Kunst oder Grausamkeit zugerichtet, Lebenslang ein Discantist zu bleiben; hat in solcher Geschicklichkeit die vornehmsten europäischen Höfe besuchet; ist aber doch durch seine Stimme nicht berühmt geworden. Im 1719

Jahre ist er zu Dresden, im 1727sten aber zu London gewesen. Da ihm aber die Vortheile einer allen Zuhörern reizenden Stimme mangelten: so suchte er solches durch eine tiefere Einsicht in die Musik zu ersetzen. Wie stark er im Setzen gewesen, zeigen seine Cantaten; wie groß aber seine Wissenschaft in der Singekunst geworden, muß dieß Werk am besten zeigen.

Indessen dünket uns seine Vorrede selbst, keine unrechte Probe seiner Einsicht abzugeben. Es ist bekannt, wie ausschweifend die neuern Kunstgriffe der Sänger und Tonkünstler seit 20 oder 30 Jahren geworden. Anstatt fester, eindringender und anhaltend rührender Töne, hat man ein gebrochenes flatterndes, bebendes Getriller eingeführet, welches man mehr ein Meckern als ein Singen nennen möchte, und wobey der ganze Text auf den Lippen, oder noch besser, in der klingelnden Kehle des Sängers verlohren geht. Diesen und andre neue Misbräuche misbilliget Herr Tosi sehr: und das giebt seine Vorrede folgender Gestalt zu verstehen.

Geneigter Leser.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, bey welcher die Ueberlegungskraft sich nicht allemal in ihrer Stärke zeiget. Bist du ein Sänger; so bist du mein Nebenbuhler: und wenn dir das Neueste am besten gefällt; so erkläre ich mich dagegen für die alte Weise. Wenn aber ja die ungemeine Neigung, welche wir beyde für die liebste, für die schönste Musik hegen, unsere Urtheilskraft zuweilen umnebelt;

so wollen wir doch wenigstens bey heitern Stunden, beyde gleich großmüthig seyn: du, indem du mir die Irrthümer verzeihest, welche ich schreibe; ich, indem ich dir die Fehler übersehe, welche du ausübest. Bist du, zu deiner Ehre, ein Gelehrter; so wisse, daß ich zu meiner Beschämung, ein Ungelehrter bin. Willst du es nicht glauben, so liest weiter.

Was dünket unsere Leser, von dem ungezwungenen freymüthigen Wesen dieser Vorrede? Indessen glaube man nicht, daß der Vers. so gar ungelehrt gewesen, als er saget. Seine Einleitung zeiget das Gegentheil. Er ist so unbelesen nicht, daß er nicht auch die Meynungen der Alten vom Erfinder der Musik kennen sollte; und andre Proben mehr, von seiner Einsicht und Belesenheit in dieser freyen Kunst, geben könnte. Doch wir müssen unsern Lesern einen kurzen Begriff von dem ganzen Inhalte des Buches, und von dem geben, was der Herr Uebersetzer geleistet hat.

Im I. Hauptst. findet man Anmerkungen zum Gebrauche des Sangmeisters: wobey der Herr Uebersetzer eine Abh. von der Natur und dem Gebrauche der menschlichen Stimme eingeschaltet hat. Im II. Hauptst. wird von den Vorschlägen gehandelt; wobey aber auch von den Nachschlägen, Anschlägen und Schleifern geredet wird. Im III. findet man die Triller; wobey ferner auch die Mordanten und Doppelschläge beschrieben werden. Im IV. liest man die Passagen, wobey zugleich vom Vortrage einiger besondern musikalischen Figuren, der Aussprache und dem Ausdrucke gehandelt wird. Das

V. Hauptſt. redet vom Recitative: wobey der Herr Ueb. etwas vom Vortrage der Kirchenmuſik beygefüget hat.

Das VI. theilet Anmerkungen für die Muſikſtudirenden insbeſondere mit. Das VIII. handelt von den Cadanzen. Das IX. giebt Anmerkungen zum Gebrauche des Sängers, und das X. handelt von den willkührlichen Veränderungen des Geſanges.

Uns hat ſonderlich die ſchöne und ſoviel als von einem Tonkünſtler nur zu fodern iſt, reine deutſche Schreibart des Herrn Ueberſetzers gefallen *. Wir ſehen derjenigen mit Vergnügen entgegen, da man alle ſchönen und ernſthaften Wiſſenſchaften, mit einer gleichen Anmuth und Leichtigkeit in unſerer eigenen, und zwar gebeſſerten und ausgefeilten Mutterſprache abgehandelt, wird vorzeigen können.

VI.

Epicriſis Cenſuræ Lipſienſis, Cal. Jan. A. 1756. latæ, in Librum Vindobonæ anno proxime præterlapſo editum, inſcriptumque: Numiſmata Cimelii Cæſarei Regii Auſtriaci Vindobonenſis, quorum rariora iconismis, cetera Catalogis exhibita. MDCCLVI. 4 B. in 4.

Dieſer Schrift hätten wir billig eher gedenken ſollen, da ſie ſchon faſt ein volles Jahr heraus-

* Nur das neugebackene Wort jugendlich können wir an einem dogmatiſchen Schriftſteller unmöglich billigen, zumal hier jung eben das geſagt hätte.

aus iſt: wir würden es auch gethan haben, wenn ſie uns eher in die Hände gefallen wäre. In unſerm Neueſten hatten wir des kaiſerl. königl. Münzcabinets zu gehöriger Zeit mit billigem Ruhme gedacht. Ganz anders aber hatte davon ein nunmehr verſtorbener Zoilus geurtheilet, dem nichts recht war, als was er ſelbſt machete; und der ſich allein in dieſer Gattung von Studien eine Art der Untrüglichkeit zuſchrieb; dabey aber mit einer ſcioppiſchen Beiſtigkeit begabet war, welcher auszuweichen, viele ihm aus dem Wege giengen:

Ut mala quem ſcabies aut morbus regius urget,
Aut fanaticus error, aut iracunda Diana:
Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque Poetam,
Qui ſapiunt; agitant pueri, incautique ſequuntur.

Gleichwohl war ſein harter und ungegründeter Ausſpruch, über dieß treffliche Werk, in die ſonſt ſo beſcheidenen und gründlichen Acta Eruditorum Lipſienſia eingerücket worden: ein Werk, welches unſerm Leipzig allemal Ehre gemachet hat, welches aber durch viele Auszüge von ſo ſchlimmer Art, unendlich viel an ſeinem Credit und Werthe verlieren würde.

Man hat in Wien nicht geglaubet, daß man einem ungerechten Ausſpruche eines unbilligen Richters ſtillſchweigend nachgeben müßte. Man war ſeiner guten Sache gewiß, und durfte nicht beſorgen, daß die aufgeklärte Welt, mehr dem Ankläger, als dem Vertheidiger Gehör geben würde: wie der boshafte und halberleuchtete Theil der Ge-

gar ins Vergessen gerathen sollen. Wir wollen uns zum wenigsten angelegen seyn lassen, den angewandten Fleiß unsrer Vorgänger, soviel uns möglich seyn wird, aus dem Staube zu ziehen.

Hieher gehöret nun wohl unter andern auch der obgedachte Leopolden-Orden, davon uns folgende, sonst eben nicht gar leicht vorkommende Schrift, in die Hände gerathen ist: Neuer Wachsthum der Deutschen Helden-Sprache, durch den hochpreißlichen Leopolden-Orden. Oder ein ausführlicher Bericht von Stift- und Einführung des Leopolden Ordens, auch dessen Regeln und Zeichen. Wobey eine Vorrede: Von der Gewalt und Hoheit eines Kayſers; nebst einer Lobrede von der Glückseligkeit Teutschlandes, unter itzo herrschender Kayserlichen Majestät, befindlich. Herausgegeben im Jahr 1695. in Quart siebendehalb Bogen.

Dieser Titel des ganzen Werkchens erkläret nun zwar die Absicht und den Inhalt desselben ausführlich genug; doch fehlen zwey Nebenumstände, die vielleicht manchem Leser als nothwendige Hauptstücke vorkommen werden. Das erste ist der Ort, wo diese Gesellschaft gestiftet worden; das andre ist der Name ihres ersten Angebers oder Stifters. Auf beydes läßt sich aus dem Schlusse der Vorrede, zu Befriedigung unsrer Neugierigkeit antworten. Denn es ist die Nachricht von diesem Leopolden-Orden in Dreßden von D. Johann Caspar Jungmicheln, von Michelsberg, hochreichsgräflichen Reuß-Plauischen Rathe, als dem ersten Meister desselben herausgegeben worden. Wer dieser D. Jung-

lehrten zu thun pflegt. Bey diesem findet derjenige, der einen bereits eingewurzelten Ruhm und guten Namen angreift und ausrotten will, schon ungelesen Beyfall. Ein Canis criticus darf nur anfangen zu bellen; so bellen alle kleine Hunde im Dorfe mit; ohne zu wissen worüber. „So groß ist die Unge„rechtigkeit der Menschen! saget der Bischof Fle„schier, in seiner Lobrede auf den Turenne: Die „allerreineste, und am allerbesten erworbene Ehre „verletzet sie. Alles, was sich über sie erhebt, das „wird ihnen verhaßt und unerträglich. Und selbst „das Glück, das von allen gelobet wird, und am „allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser „schnöden und boshaften Leidenschaft befreyen kön„nen.„ Doch, zur Sache selbst!

Die ganze Schrift ist an die gelehrten Antiquarier, oder Kenner des Alterthums gerichtet. Der Hr. Verfasser saget, er wisse nicht, ob die Censur des Leipziger Grammatikers, oder unter einem unglückseligen Gestirne gebohrnen Antiquariers, schon vor ihre Augen gekommen, der ihnen allen entweder die bisher eingeführte Sprache abgewöhnen, oder sie ihres Ritterpferdes berauben wolle; ja der wohl so gar der allerdurchlauchtigsten Kaiserinn Veranstaltungen bestreite: maßen sie entweder in ihren Ländern diejenigen Leute nicht hätte, denen sie dergleichen Arbeit auftragen könnte; oder doch auf die unrechten gefallen wäre, da sie selbige dem gelehrten P. Fröhlich, und seinem Gehülfen P. Khell anbefohlen hätte. Denn das wenige Lob, so er beyden hier und da eingestreuet, hätten sie lieber entbeh-

behren wollen. So viel iſt gewiß, daß unſer Sciopp nachmals deutlich zu verſtehen giebt, die Kaiſerinn-Königinn hätte ihm ſelber ihr Kabinet zu erklären, oder vielmehr zu verfinſtern auftragen ſollen.

Als der V. dieſe Blätter zuerſt durchgeleſen: ſo verſichert er, daß er wegen der weitläuftigen Dunkelheit, vor Ekel ſich kaum der Uebelkeit erwehren können, und mehr als einmal ausgerufen:

Quis leget hæc? vel duo, vel nemo.

Die beyden gel. Verfaſſer des wiererischen Werkes geſtehen in der Vorrede: ſie theilten der Welt nichts anders, als Verzeichniſſe, ohne Erklärungen, Catalogos absque Explicationibus ſeu Commentariis, mit; ſie hätten auch geſorget, daß die Abzeichnungen den Münzen ganz ähnlich würden: ut lineationes numismatum formarentur prototypo ſimillimæ. Keins von beyden aber habe ihrem Tadler gefallen. Bey dem Worte Catalogus habe er 1) beſſeres Latein von ihnen begehret; 2) den Mangel der Erklärungen ſchriebe er ihrer wenigen Gelehrſamkeit zu; 3) verwerfe er die erwählte Ordnung der Münzen; und 4) endlich taugten ihm viele, ja faſt alle Abzeichnungen nichts, indem er zugleich Grammaticus, ſcalptor, antiquarius, & quid non? ſeyn wolle.

Auf dieſe Vorwürfe wird nun ſtückweis geantwortet. Was das Latein betrifft, ſo wäre es lächerlich, um einer ängſtlich aufgeſuchten Latinität wegen, von der unter den Alterthumsforſchern eingeführten

Sprache abzugehen, und über etliche kleine Wörterchen ein ſchulmeiſteriſches Geſchrey anzuheben. Das ſchicke ſich für ernſthafte Männer nicht. Man müſſe mit dem großen Haufen der Antiquarier reden und ſchreiben, wenn man verſtanden und geleſen werden wolle. Und in der That ſchreiben die Herren Patres viel beſſer, als ihr finſtrer Tadler.

Dieſes könnte nun überhaupt zwar davon genug ſeyn, wenn nicht einige zahnloſe Sprachgrübler ſo geſonnen wären: daß ſie nicht eher klug würden, als bis man ſie zum Gelächter gemachet; darum laſſen ſie ſich auf beſondere Kritiken ein. Zuförderſt hat er ihnen das Cimelium getadelt; welches 1) κειμηλιον heiße, und 2) nur eine einzige für ſich beſtehende Sache, nicht aber eine ganze Sammlung, oder ein Kabinet bedeuten müſſe. Aber der Hr. Verfaſſer zeiget aus dem Vaillant u. Bar. Stoſch, daß auch jenes gewöhnlich ſey; und Beger hat es Cimeliarchium genennet. P. Fröhlich ſelbſt, der ſchon den Beyfall aller Kenner in allen Völkern erhalten, und deſſen Schreibart gegen dieſes Pacuvs ſeine, wie Cicero gegen die Epiſteln der obſcurorum virorum zu rechnen ſey: habe längſt ſo geſchrieben.

Denn wer könne doch in dem Titel dieſer Tadelſchrift den Titulum picturatum ertragen? ein Wort, welches bey guten Schriftſtellern nur von bunten Vögeln und Kleidern gebrauchet würde. Aber das ſchicke ſich ganz gut zu der übrigen Schreibart des Tadlers, qui jam cum Ennio & Plauto, aut *intellegere* negat alios, aut ut ipſe *intellegat*, quid concinna oratio poſtulet, tam eſt *negligens*, ut

aurex

sureæ illius ætatis vocabulis æs & ferrum poſteriorum ſæculorum, ex mucida ſua penu admiſceat. Denn wer würde nicht die kindiſchen Umſchreibungen anſpeyen, wenn er das Kupferſtechen und Drucken, Picturæ linearis ac librariæ machinarum ſcripturæ beneficium, oder per indicia ſignorum oratione explicata, & lineas aheneis e lammis exprimendo, nennet?

Wir übergehen was noch weiter vom Cimelio, Muſeo, Theſauro, vorkömmt, wo man ihm unter andern zeiget: daß dieß Münzkabinet nur ein kleiner Theil des kaiſerlichen Schatzes ſey. Und hier giebt man eine Probe von der ſeltſamen Schreibart des Tadlers, nachdem man die Augen und Ohren der Leſer um Vergebung gebeten. Wir wollen unſern Leſern die Luſt nicht misgönnen; weil wir dabey nach Art jenes Schulmeiſters, deſſen Leibſpruch das σκοτισον war, mit Recht ausrufen können: Notetur phraſis; non ſemper occurrit! So ſchreibt unſer Pacuv, finſtern Gedächtniſſes:

Monumentorum antiquitatis eruditæ talium, redeuntem in commune ad ingenia et litteras utilitatem cum intellegeret illa, exculto certe his quoque humanitatis et elegantiæ ſtudiis pectore, ordinari, quidquid erat copiæ numorum veterum præſtantis, accuratiore doctorum hominum diligentia Hoſpitio receptum inter aliam gazam nunc meliore, publicarique id, tanquam rationibus editis commentario nonnullo declaratum et ſpectandum, qua fieri poſſet depromentibus e tanto numero-

mero, picturæ linearis, ac librariæ machinarum ſcripturæ beneficio juſſerat.

Reſpiremus! laßt uns Athem holen! rufet der Herr Verf. hier ganz billig; iſt aber wenig bekümmert, ob die Leſer dieß pedantiſche Gewirr verſtehen werden. Er zeiget ihm aber mit einer ciceroniſchen Anrede: Vin'te litteras doceam? aus dem Athenäus, daß es keine Maſſa ſingularis ſeyn müſſe, was man in Kaſten oder Schränke legen ſoll. u. ſ. w. Eben ſo vertheidiget er ſich über der thenſa a quadrigis equorum vecta, aus Lucians Solöciſten, dem Dio, Curtius, dem Voſſius, und Xylanders Ueberſetzung, und dem Patin; imgl. über dem numus in ſiguris diverſus, welches auch getadelt worden, aus des Tadlers eigener Schrift de murrhinis veterum. Dieſe habe er mit Fleiß durchgeleſen, um zu ſehen: an ſana ſcribendi ratio, ut ex noſtro nemo non videt, tota ea urbe (Lipſia) atque jam pridem demigraverit? Allein da fand er noch eine ziemlich flüſſige Schreibart, ausgenommen, das intellegere und die neglegentiam: daraus muthmaßet er nun, daß er nur im letzten Jahre vom encyclopädiſchen Fieber ergriffen worden, und ein von ſich ſelbſt ganz verſchiedener Mann geworden ſey. Quidquid hoc ſit, fährt er fort: id videbam, grammaticas noctuas hoc uno cerebro nidulari; doctam æquamque Lipſiam reliquam eſſe: welches ſo billige als löbliche Zeugniß des Herrn Verf. unſer Leipzig mit allem Danke erkennen wird.

Man vertheidigt ſich ferner über dem Worte Figura, dafür man nach des Tadlers Meynung von den Fi-

Figuren auf Münzen Signum hätte brauchen ſollen. Huc, paullisper, ſi potes, animum adverte; oculos, quibus vocabulorum exta ridiculus aruſpex contemplaris, ad Plinium adhibe. Hier wird die Stelle Hiſt. Nat. T. II. L. 35. angeführet, wo ausdrücklich das Wort Figur, von Signis, d. i. Bildſäulen, oder Schnitzbildern unterſchieden wird. Eben das wird aus dem Varro gezeiget. So hat denn der Tadler handgreiflich unrecht: und ſo können ſich auch die eingebildet allwiſſenden Sylbenhelden handgreiflich vergehen, wenn ſie noch ſo eifrig ihre Ruthe gegen andre brauchen.

Noch lächerlicher iſt es, wenn er die numiſmata contorniata, nummos oris et ambitu corollæ aheneæ incluſos; oder Germanicus pulchellus Corollario aheneo cinctus, genennet haben will: ſcilicet! um von keinem Menſchen verſtanden zu werden. Oportet enim ſaget der Verf. ſingulis vocabulis ſuſpicione imminere, ut, quid virga cenſoria, notet, quemve culicem excoriet delicatulus, tuto aſſequaris! Es werden aber **Vitruv** und **Apulejus** angeführet, um zu zeigen, wie er Corollarium hätte brauchen ſollen; und ſodann wird wider die Redensarten, Prima, media et minima forma, von gröſsern, mittlern und kleinen Münzen, das Endurtheil, als ein Senatusconſultum ex temerario capite præcipitatum, auf gut pacuviſch und enniſch abgefaſſet:

INTELLEGANT ANTEIQARII, NE POSTHAC HEIS VTANTOR VOCABVLEIS: NOMOS FORMA FREIMA &c. QVEI SECVS FAXIT, IPSOS SEILENEI ASINO SACER ESTOD.

Es

Es kömmt noch viel luſtiges vor, z. E. von den numis miſſilibus, das ſind Auswerfmünzen; die nach des Tadlers Meynung alle haben klein ſeyn müſſen, damit ſie im Niederfallen, den Leuten nicht Löcher in die Köpfe ſchlügen *. Aber der Herr Verf. machet die Köpfe alle ſicher: obgleich Sueton erzählet, daß man auch dem Volke täglich viel tauſend Sachen, als Vögel aller Arten, Getreyde, Kleider, Gold, Silber, Edelgeſteine, Perlen, Bilder, Sclaven, Laſtvieh, und zahmes Vieh, ja letztlich (hier wird der Tadler, der im Sueton ſo ein Fremdling iſt, aufgefodert, acht zu geben) auch Schiffe, Inſeln und Landgüter, ausgeworfen worden. Wie das möglich geweſen, lehret Dio Hiſt. Aug. T. II. p. 328. Man hat nämlich kleine hölzerne Kügelchen im Schauplatze von oben herab unter das Volk geworfen, darauf gewiſſe Numern oder Zeichen deſſen geſtanden, was ein jeder abzufodern berechtiget ſeyn ſollte. Was nun ein jeder ergriffen hatte, das bekam er; ohne alle Gefahr ſeines Kopfes.

Wir müſſen uns an dieſem Vorſchmacke begnügen. Unſre Leſer werden daraus ſchon abnehmen, daß eine ſo gelehrte und gründliche Schrift, wohl werth iſt, von Kennern der ſchönen Wiſſenſchaften gele-

* Die Worte des Verf. ſind hier luſtig. Si hæc ita, ut ſomniat noſter, quæ ſtrages a Nerone edita fuerit, dum non numi librales, ſed boves et muli, inter miſſilia ſpargebantur? Quid ſceleto huic antiquario non accideret infortunii, ſi hujus modi liberalitate a Senatu Lipſienſi edita, oſtenſionalis aliquis Aſinus ex alto in illum impingeret?

geleſen zu werden. Burmann, der groſse und grobe Burmann, ward einmal durch eine Chreſtomathiam Burmannianam, ſo abgefertiget. Hier iſt ein neuer Sciopp, wegen der Sünden, die er an ſo vielen begangen, auch in ſeinem letzten noch vergolten werden. Er hat dieſe Schrift ſtatt einer Parentation mit ins Grab bekommen. Sit ipſi terra levis! Die Grabſchrift ſetzet ihm der Verf. aus dem Lucrez.

Clarus ob obſcuram linguam, magis inter inanes.

VII.

Eſſai d'une demonſtration de l'Apocataſtaſe.

Quoi? grand Dieu! pour jamais le Ciel, ou le tartare, l'un ou l'autre m'attend?

à Lampſaque, l'an 1757. 2 Bogen in 8v.

Die Abſicht des ungenannten Verfaſſers dieſer kleinen philoſophiſchen Schrift, iſt nicht ſo weitläuftig, als man nach dem Titel vermuthen ſollte. Er will darinn eben nicht einen Beweis von der künftigen Wiederherſtellung aller Dinge, ſondern nur von der endlichen Dauer der Strafe der Verdammten geben. Seine Worte hievon ſind auf der 7 S. dieſe: „Ich ſage ausdrücklich, daß ich unter „dem Ausdrucke Apocataſtaſe, nichts anders, als „diejenige Lehre verſtehe, welche von der nicht „unendlichen Dauer der Höllenſtrafen handelt.„

In-

Indem er bald zu Anfange sein Unternehmen rechtfertiget, so versichert er uns: daß nichts, als die reine Liebe zur Wahrheit, ihn zum Schriftsteller gemachet habe. Der Beweis, den man auf diesem Paare Bogen findet, wäre ihm vor einiger Zeit, da er sich mit Betrachtung der Ewigkeit der Höllenstrafen beschäfftiget, beygefallen. Er habe ihn geprüfet, aber nicht falsch befunden. Er habe ihn auch verschiedenen Gelehrten zur Beurtheilung vorgeleget: allein diejenigen, die anderer Meynung gewesen, als er, hätten ihm mit ihrer Widerlegung keine Genüge gethan. Dieß habe ihn nun bewogen, mit seinem Beweise öffentlich hervor zu treten; um einige Personen zu finden, die noch tiefere Einsicht hätten, als diejenigen, welche von ihm zu Rathe gezogen worden. Weil er aber seinen Beweis nur bloß für einen philosophischen ausgiebt; so verlanget er auch, daß man ihn mit keinen andern, als solchen Gründen widerlegen solle, welche von dem natürlichen Lichte der Vernunft hergenommen sind. In einen theologischen Streit will er sich gar nicht einlassen, denn er bekennet ganz frey, daß darinnen seine Stärke gar nicht bestehe.

Nachdem er sich nun nochmals erkläret, was er eigentlich beweisen will, daß nämlich die Strafen der Verdammten einmal ein Ende nehmen werden: so setzet er dieses, als den Hauptbeweis fest, welches man ihm, wie er glaubet, sehr leicht zugestehen wird: Daß alle Strafen heilsam seyn müssen, oder, daß sie die Verbesserung zum Endzwecke haben sollen,

sollen. Dieß nun erläutert er mit zweyerley Beyspielen. Das erstere von der erstern Gattung stellet einen grausamen, unnatürlichen und unempfindlichen Vater vor, der sein Kind schlägt und stäupet, das nichts Böses begangen hat, und nicht einmal weis, warum es die Schläge empfängt. Wird man nicht einen solchen Vater für einen Henker seines Kindes ansehen, der bey seinen Schlägen nicht auf die Besserung des Kindes, sondern auf das grausame Vergnügen sieht, das er von den Schmerzen desselben empfindet. Das zweyte Exempel, von einem blutdürstigen Tyrannen, ist diesem völlig gleich. Die beyden andern entgegen gesetzte Beyspiele, sind ein vernünftiger Vater, und ein weiser und tugendhafter Regent; welche beyde aus keiner andern Ursache strafen, als die Kinder und Unterthanen dadurch zu bessern. Hievon machet nun der Verfasser ganz geschickt die Anwendung auf Gott.

Darauf zeiget er, daß die Strafen auf eine dreyfache Art heilsam seyn können. Sie können nämlich einmal die Besserung des Schuldigen allein; hernach die Besserung anderer Menschen, ohne den Schuldigen; und endlich beydes zugleich bewirken. Von allen dreyen Gattungen bringt er einige bekannte Beyspiele bey, und beweist nicht nur dadurch, daß seine vorige Eintheilung gegründet sey; sondern er leitet auch davon die verschiedenen Grade der Vollkommenheiten der Strafen her; und fährt sodann fort, zu beweisen, daß alle Strafen Gottes nicht anders, als heilsam seyn können.

michel ſonſt geweſen, davon iſt uns keine beſondere Nachricht bekannt, und vielleicht iſt dieſes die einzige Schrift, dadurch er ſeinen Namen auf die Nachwelt fortpflanzen wollen. Sonſt könnte einem, der Luſt zu ſcherzen hätte, bey demſelben leicht das vermeynte Schimpfwort, da man einen vor einen deutſchen **Michel** ſchilt, einfallen: Ja man könnte gar auf die Muthmaſſung gerathen, als ob vielleicht von eben dieſem erſten Meiſter des deutſchen Leopolden-Ordens, D. Jungmicheln von Michelsberg, derſelbe ſeinen Urſprung genommen. Doch wir überlaſſen dieſen Einfall demjenigen, der ihn als was ernſthaftes unterſuchen will.

Ehe wir aber die Stiftungsſchrift ſelbſt mittheilen, müſſen wir doch von der Vorrede des ganzen Werkes, die von der Hoheit des deutſchen Kayſers handelt, einen kleinen Auszug machen. Der Verfaſſer nennt dieſelbe: **Erſte Rede an den Leſer.** Gleich zu Anfange wiederlegt er den Bodinus, der, als ein abgeſagter Feind der Deutſchen, (oder **Teutzſchen**, wie er ſchreibt) alle ihr Thun und Laſſen durchgezogen; und zwar daher; daß er **mit vollem Halſe** habe zugeſtehen müſſen: **Es könne dem Kayſer ſo viel Ehre nicht gegeben werden, als die Majeſtät des heil. Reichs verdienete.** Dieſes aber ſey bloß darum richtig, weil der Kayſer ein Herr der ganzen Welt wäre; welches, ſeiner Meynung nach, **nicht nur GOtt in ſeinem heil. Worte, ſondern auch alle Fürſten des Erdbodens, jederzeit erkennet hätte.** An welchem Orte der Schrift das erſte ſtehe, berichtet uns der Verfaſſer nicht: Das letztere aber ſucht er uns aus unterſchiedenen Geſchichten

zu

Er schließt so: Gott ist das vollkommenste Wesen: folglich müssen auch alle seine Handlungen und alle seine Strafen die möglichst vollkommensten seyn. Nun aber ist diejenige Strafe die vollkommenste, durch welche nicht nur andere, sondern auch selbst die Verbrecher gebessert werden. Also muß auch Gott durch alle seine Strafen die Besserung des Sünders wirken. Er unterstützet diesen Beweis noch mit der Allmacht Gottes, welcher alles, was seine Weisheit für gut befindt, zuwege bringen kann. Nunmehr kömmt die Schlußfolge auf der 19ten S. „Sollten nun, schließt der Verfasser, die Strafen „der Verdammten ewig seyn? Sollte der unselige „Zustand des Sünders, ohne jemals aufzuhören, „fortdauren? wie man saget. Wie würde alsdann „der Endzweck der göttl. Strafen erhalten? Wie „würde der Sünder zur Besserung gebracht werden „können? Würden die ewigen Strafen den Sün„der nicht vielmehr in das allergrößte Unglück stür„zen? Die Vertheidiger der Ewigkeit der Höllen„strafen müssen also zugeben, daß die Strafen Got„tes nicht die vollkommensten seyn; folglich auch „Gott selbst nicht das vollkommenste Wesen sey: „welches doch die offenbarste Thorheit ist. Laßt „uns also von Gott anständiger denken, und nach „der Uebereinstimmung seiner Vollkommenheiten, „dieses als einen unumstößlichen Satz festsetzen: daß „die Strafen der Verdammten nicht ewig seyn wer„den. Es ist höchst billig, daß der Sünder leide, „um seine Schuld auszusöhnen, und der göttlichen „Gerechtigkeit eine Genüge zu leisten. Es ist aber

auch,

„auch recht, ja es ist nothwendig, daß er dadurch ge-
„bessert werde, und seine Strafe einmal ein Ende
„nehme ꝛc.

So sieht das Lehrgebäud unsers Verfassers von dem Ende der Höllenstrafen aus. Und um seinem Beweise ein desto gröseres Ansehen zu geben, wiederleget er noch ein paar Einwürfe, welche gemeiniglich seinen Mitbrüdern gemachet zu werden pflegen. Den ersten, den man aus der h. Schrift nimmt, welche bey Erwähnung der Höllenstrafen ostermals ausdrücklich das Wort **Ewig** brauchet, beantwortet er auf folgende weise. Er saget, er hätte für die heil. Schrift alle gebührende Hochachtung, und könnte verschiedene Stellen aus derselben anführen, in welchen das Wort ewig nicht eine unaufhörliche Dauer bedeutet. Allein er bleibe dabey, was er schon oben erinnert, daß er sich hier in keine theologische Gründe einlassen wollte. An dessen Stelle aber setzet er diesem Einwurfe, den von allen vernünftigen Gottesgelehrten angenommenen Satz entgegen: daß die Schrift u. die gesunde Vernunft sich nie widersprechen müssen. Hier widerholet er aufs neue, daß er sich durch keine andere, als philosophische Gründe von der Schwäche seines Beweises will überführen lassen. Er glaubet dazu berechtiget zu seyn, alle andere Widerlegungen gar nicht anzunehmen.

Den zweyten Einwurf trägt er in folgenden Worten
„vor: Es ist sehr wahrscheinlich, sagt man, daß die
„Seele ihre Fertigkeiten, welche sie in diesem Leben ge-
„habt, auch nach dem Tode des Körpers behalten

„werde *. Wer also hier groß gewesen, u. die trau-
„rige Fertigkeit zu sündigen gehabt hat, der wird
„sie auch in die andere Welt mitnehmen. Die Seele
„des Sünders wird also nie zu sündigen aufhören:
„Gott aber wird vermöge der Folgen, welche die
„bösen Handlungen unausgesetzt begleiten, eine
„Seele, die ihn ewig beleidiget, durchaus auch ewig
„strafen müssen„

Die Antwort des Verfassers auf diesen wichtigen Einwurf lautet so: „Es ist allezeit möglich, daß
„eine Fertigkeit, sie sey auch noch so stark, dennoch
„aufhören, und sich in eine entgegengesetzte verändern
„könne. Was für eine Folge der V. hieraus ziehe,
läßt sich leicht vermuthen. Hier können wir es nun nicht läugnen, das wir zwischen der Stärke des Einwurfs, und der darauf ertheilten Antwort fast gar kein Verhältniß finden. Doch wir haben uns einmal vorgenommen, unsern Lesern nicht eine Widerlegung, sondern, nur einen Auszug dieser kleinen Schrift zu liefern.

Noch ein paar Gründe füget der Verfasser hinzu, mit der Erinnerung: daß dieses gar nicht aus einem Mistrauen auf die Schwäche seines Beweißes, sondern bloß deswegen geschehen sey; weil die meisten Menschen sich eher durch wahrscheinliche Beweise, als durch scharfe Demonstrationen überführen lassen.

* Sollte auch noch wohl jemand hieran zweifeln, der das Wesen seiner Seele genau kennet? Wir sind gewiß versichert, in den Worten des großen Leibnitz liege etwas mehr als nur eine Wahrscheinlichkeit: Nos Pensees nous suivront encore apres la mort. in Miscellan: p. 220.

sen. Bey dem ersten Grunde ist der Verfasser sich selbst nicht mehr ähnlich. Zuvor hat er mehr als einmal gesaget, daß er durchaus keine Gründe aus der Schrift annehmen wolle. Hier aber verändert er seinen Entschluß und saget selbst von seinem Beweise: „ Diese Wahrheit ist auf ausdrückliche Stellen der Schrift gegründet „. Alles läuft darauf hinaus, daß die Freude der Auserwählten nicht vollkommen seyn würde, wenn sie ihre Blutsfreunde und Verwandten in einer ewigen Pein sehen sollten. Sein weiches Herz muß uns für diese Wahrheit Bürge seyn. „Ich glaube, so schreibt er von sich auf d. 27. S. ohne auf mein Herz stolz zu seyn, daß meine Glückseligkeit niemals vollkommen seyn würde, wenn ich meine Verwandten, oder vertrauten Freunde ewig unglücklich, sehen sollte; wenigstens würde ich weder Gebeth noch Flehen sparen, den Zorn Gottes, in Gnade gegen sie zu verwandeln.

Der zweyte und letzte Grund endlich, den er anführet, ist dieser: daß die Lehre seiner Gegner, mit der Lehre von der besten Welt, u. mit den Begriffen von der Güte und Barmherzigkeit Gottes, unaufhörlich streite.

Zum Beschlusse hält es der Verfasser für nöthig, sich nochmals zu entschuldigen, daß er diesen seinen Beweis öffentlich bekannt gemachet habe. Weil er seinen Gründen so sehr viel zutrauet, daß er meynet, er würde durch dieselben vielen einfältigen Köpfen die Augen aufthun; so vertheidiget er sich zum voraus, gegen alle diejenigen, die etwa seine Bemühung für schädlich ansehen möchten: weil er ih-

nen nunmehr das kräftigste Mittel, die Lasterhaften im Zaume zu halten, entrissen hätte. Allein wir glauben, daß diese Besorgniß eben so nöthig nicht gewesen wäre. Denn hätten wir kein besseres Mittel die Menschen zur Tugend zu führen, als die Furcht vor der Hölle: so würde die Anzahl der wahren Verehrer derselben unendlich geringe seyn. Und wie lange hat man nicht die Ewigkeit der Höllenstrafen geprediget, ohne daß die Welt dadurch merklich frömmer geworden wäre?

VIII.

Wilhelmsthal, in einer Ode besungen,

von H. A. Hillen, ord. Advoc. und Procuratorn bey der hochfürstl. hess. Kanzley zu Rinteln, der Leipz. Gesellschaft der freyen Künste Mitgl.

Cassel, bey Kramern.

Der seiner schönen Dichtkunst wegen rühmlich bekannte Hr. Advocat Hille hat uns schon vor einem Jahre dieß Gedicht geliefert; und wir sind die Nachricht davon unsern Lesern, bloß aus einem Versehen schuldig geblieben. Es hatte der Hr. Verfasser schon drey Jahre vorher, d. i. 1753. diesen anmuthsvollen Ort gesehen, als eben Se. Durchl. der Hr. Landgraf die merkwürdige Veränderung damit vornahmen, und aus dem alten Amalienthal ein Wilhelmsthal machten. Er entwarf also seine Ode bloß nach dem Schattenbilde einer halb erloschenen Erinnerung: und zwar nach dem damals noch weit unvollkommenern Gegenstande.

Als er aber dieſe ſeine Ausarbeitung 1756. bey ſeiner Anweſenheit in Caſſel der daſigen Geſellſchaft der freyen Künſte, als einer Tochter der Leipziger-Geſellſchaft vorlas; ward es ihm angerathen, den Gegenſtand derſelben nochmals aufmerkſam zu betrachten. Dieſes that er nun, und fand ſelbſt, daß ſein Abriß hin und wieder fehlerhaft, und nach der itzigen Beſchaffenheit des Ortes ſehr unvollkommen war. So ward denn manches verändert, manches ausgeſtrichen, und manches zugeſetzet. Doch geſteht er willig, daß ſein Gedicht das Maaß einer Ode weit überſchritten haben würde, wenn er alle Pracht und Schönheit des Ortes völlig hätte abſchildern wollen. Ueberdem rief ihm Boileau in die Ohren, daß er in Beſchreibungen auch den Ekel der Leſer klüglich vermeiden müſſe.

Un auteur, quelque fois trop plein de ſon objet,
Jamais ſans l'epuiſer n'abandonne un ſujet. &c.
Art. Poet.

Um nun unſern Leſern einen Vorſchmack von unſers Dichters Geiſte zu geben, wollen wir ihnen den Anfang, das Mittel und Ende dieſer ſchönen Ode bekannt machen. Der erſte lautet ſo:

Beglücktes Thal, du Wohnung ſanfter Freude,
Wo oft mein Fürſt erwünſchter Ruhe pflegt,
Wann dir der Lenz in dem beblümten Kleide
Den holden Schmuck der Jugend angelegt.
Dich ſing ich itzt, anmuthiges Gefilde,
Du Sitz der Luſt, der Wilhelms Bruſt gefiel:
Und, daß ich dich ſchön und natürlich bilde,
Stärkt Muſen, ſtärkt den ungeübten Kiel!

Laßt mich den Schmuck der ganzen Gegend sehen,
Entdecket mir das Schöne der Natur,
Und führet mich, getreu ihr nachzugehen,
Mit holder Hand auf Popens kühner Spur. ꝛc. ꝛc.

Wo fang ich an? da den erstaunten Blicken
Hier so viel Pracht und Gold entgegen strahlt?
Und die Natur, die Kunst und Schönheit schmücken,
Ein Paradies, so reizend abgemalt.
Mein Auge sieht der Seltenheiten Menge,
Und mich entzückt fast jeder Gegenstand.
Verberget mich doch ihr gewölbten Gänge,
Mir sinkt der Kiel fast zitternd aus der Hand.

Allein die Lust hilft mir ein Lied vollenden,
Die Wilhelmsthal im Ueberfluß gewehrt,
Sie führet mich zu den belaubten Wänden,
Wo Flügelvolk die kleine Brut ernährt.
Wo stark und rein hier unter reinen Blättern,
Im lichten Grün, das sich in Hecken schlingt,
Die leichte Schaar der kleinen Sänger schmettern,
Und Philomel dem Lenz entgegen singt. u. s. w.

Nun beschreibt der Dichter die steinernen Bildsäulen, die ihm in die Augen fallen; den Apollo, der den Marsyas strafet; wobey er ausruft:

Seyd nicht so kühn; verzeiht ihr kleinen Dichter,
Der Musengott bestraft die Stümper so.
Reimt Chapelain, so wacht der strenge Richter,
Ein Juvenal, ein scharfer Boileau.

Ferner die vier Welttheile, in Gestalt junger Knaben, die Dichtkunst, die das zu ihren Füßen liz-

liegende Laster peitschet, welches ihr nach der Lorberkrone greift; die Grotte der Thetis über dem Teiche, mit allen vergoldeten Bildsäulen der Venus, und der Elemente, und dann die sprudelnden Wasser des Springbrunnens selbst, die mit ihren Stralen ein W vorstellen; in der Grotte selbst eine Schlange, Eidere, indische Katze, Eule, und einen Champignon. Folgendes wollen wir von ihm selbst hören:

Dort bauet sich auf den geschliffnen Steinen,
Die Sängerinn, die Nachtigall ihr Nest.
Es pickt, was kann doch so natürlich scheinen,
Fast jedes Reis der kleine Schnabel fest.
Sie hebt erfreut das leichte Paar der Schwingen,
Und scheinet mir von Zärtlichkeit beseelt.
Sie würde schon auf nahen Zweigen singen:
Allein sie merkt, daß ihr die Stimme fehlt.

Mein Auge starrt, das Glanz und Stral verblenden,
Die der Sapphir und reine Jaspis schickt.
Es blitzt die Pracht, aus diamantnen Wänden,
Die dort ein Zug, hier eine Muschel schmückt.
Das Meer gab selbst aus unermeßnen Gründen,
Den Grottenschmuck, den reichen Wasserschatz,
Allein Geschmack und Anmuth zu verbinden,
Gab la Pottrie ihm den bestimmten Platz.

Der Dichter bewundert ferner das geschliffene Marmorpflaster, die porphyrnen Schwellen, das sanfte Geräusch, und die kühle Luft dieser Grotte: und da er ihr eine ewige Dauer, bis ans Ende der Erden wünschet; so gebeut er den Blitzen, sie alle-

zeit mit ihrem zerschmetternden Strale zu schonen: damit dereinst verklärte Geister sehen mögen, was Menschenwitz gemachet hat.

Wir müßten alles abschreiben, wenn wir auch den Sphinx, die Beschreibung der elysischen Felder, der hesperischen Gärten, und der Morgenländer, mit allen seinen Würzbäumen und Spezereygewächsen; nebst dem ausländischen Geflügel, das der Landgraf zu Wilhelmsthal ernähret, und oft selbst füttert, mitnehmen wollten. Das inselartige Wasserhaus, und die chinesischen Häuser werden auch unvergleichlich beschrieben. Von den letzten rufet der Dichter aus:

O Musen, sagt, sagt, hatte sie der Kaiser,
Im Orient, ein Xunchi wohl so schön?

Pracht, Schönheit, Schmuck, Erfindung, Meisterstücke,
Die Bildungskunst, die streiten hier zugleich.
Hier lebt der Thon, es reden fast die Blicke,
Gestalten, sprecht, wer wars? wer formte euch?
Wer gab euch doch die lächelnde Gebärde?
Wer bildete, den fast belebten Thon?
Schuf etwan euch, aus Leim und Meißnererde,
Das kluge Paar, Japetus und sein Sohn?

Nun beschreibt er alle die Fratzengesichter und Schönheiten der Japoneser, die persischen Polsterstühle, den Türkenschmuck, und den Sofa an glatten Marmorwänden; und was Siam dabey geliefert, und endlich das Schloß selbst, als ein Meisterstück

sterstück der Baukunst. Hier weis der Dichter nicht, ob er ein korinthisches Gebäud, oder ein Stück von des Cyrus goldnen Zimmern, einen Ueberrest von Rom, ein Stück vom Capitol, oder vom julischen Palaste, oder ein Theil vom Grabmaale Augusts, oder sonst von einem Kaiserbade sieht? Und doch entsteht dieser prächtige Bau auf des Landgrafen Befehl gleichsam im Augenblicke. Die ganze Einweihung und Legung der Grundsteines wird hier beschrieben, auch die lateinische Schrift mit beygebracht, die auf einer Kupferplatte in den Grund geleget worden.

Der durchlauchtigsten Prinzessinn Maria königl. Hoh. die den Grundstein selbst geleget, die durchl. Prinzen von Hessen, die gleichfalls Kelle und Hammer dabey geführet, werden ebenfalls beschrieben; und sodann die schnelle Vollführung des Baues, mit Cäsars Austrocknung vom Lucrinersee verglichen: weil auch hier der Landgraf Fluthen und Wasserbäche zu bezwingen gehabt. Die Versetzung alter Bäume von erstaunlicher Höhe zu langen Reihen, die durchschnittenen Gänge, die den Wald zum Labyrinthe machen, den Thiergarten voller Hirsche, und der anbrechende Abend selbst, wird von dem Dichter noch abgeschildert. Hierauf folgt der Schluß so:

Der Schatten schwärzt bereits die dicke Linde,
Der Abend kommt, es eilt der Tag zurück.
Der sanfte Hauch geliebter Westenwinde
Kühlt schon die Luft: Allein, o welch ein Blick!

Mein

zu erweiſen. Pabſt Leo der IV. Solymann der I. Türkiſcher Kayſer, Michael Fedetowitz, Czaar in Moſcov, Schach Thamas, König in Perſien, Carl der VIII. König in Frankreich, und die Königin Maria von Engelland werden hier mit ihrem beſondern Lobſprüchen des deutſchen Kayſers angeführet; Dennemark, Schweden, Pohlen und Böhmen aber werden deswegen mitgezehlet, weil ſie ihre Königliche Würde von dem Kayſer, als einem Herrn der Welt erhalten haben. Eben das ſollen endlich auch im Jahr 1338. zu Zeiten Pabſts Benedict des XII. die deutſchen Churfürſten von dem Kayſer durch einen öffentlichen Schluß erkläret haben: Und weil dieſem Schluſſe kein Regent wiederſprochen; auch die Rechtslehrer den für einen Fluch halten, der ſolches zu thun ſich unterſtehen würde: So ſey und bleibe ſolches eine ausgemachte Wahrheit.

Nun ſieht zwar der Verfaſſer hierbey einige kleine Einwürfe; Z. E. daß gleichwohl 1) die Kayſerliche Weltherrſchaft allzuſehr geſchwächt ſey, indem die meiſten Reiche, ja die gröſten Theile der Welt, andrer Prinzen Gewalt unterworfen wären. Allein er weis dieſelben ſehr wohl zu heben. Denn gleichwie der Menſch, ſchreibt er, nichtsdeſtoweniger die Herrſchaft über die Fiſche im Meer, die Vogel in der Luft, und die Thiere auf dem Erdboden behält; ob er gleich dieſelben nicht insgeſamt in ſeine Gewalt bringen kan: Alſo bleibt der Kayſer nichts deſtoweniger ein Herr der ganzen Welt; wenn er gleich nicht ſofort alle unbillige Kronenräuber, und ehrgeizige Tyrannen bändiget, und die entzogenen Reiche ſeiner Gewalt unterwirfet. Wir wollen an dieſen

Ver-

Mein Wilhelm kömmt, der Schutzgott seiner Catten,
Ich seh ihn itzt, die Ehrfurcht wallt in mir.
Empfangt ihn doch, ihr angenehmen Schatten,
Du holder West, empfang den Fürsten hier.
Die Nachtigall singt ihm den Gruß entgegen,
Und itzund singt erst Philomele schön.
Sie übet sich in Trillern und in Schlägen:
Die Sängerinn, sie sah den Fürsten gehn.

O welch ein Blick! die Huld geht ihm zur Seiten,
Leutseligkeit und Gnade gehn voran,
O daß ich doch des Fürsten Trefflichkeiten,
Nur Wilhelms Bild nicht ähnlich schildern kann.
Beglückt genug; strait nur auf meine Lieder,
Durchlauchtigster, dein hulderfüllter Blick!
O bring uns, Zeit! doch seine Jugend wieder,
Bring sie, o Zeit! nur noch einmal zurück.

Wir glauben unsern Lesern nichts weiter zum Lobe dieser Ode sagen zu dörfen. Das hieße ein Mistrauen in ihre Kenntniß schöner Sachen, und zarte Empfindung derselben haben. Nur Köpfe, die schon von schwärmenden Schreckbildern miltonischer Hirngespinste schwanger gehen, werden hier die sanftern Geburten eines feinern Witzes für unschmackhaft erklären können. Allein wie können Kranke, die Kalk, Kreide und Kohlen zu essen pflegen, an Melonen und Pfirschen einen Geschmack finden?

Wir erfreuen uns dabey, daß auch Priester im Tempel der Astrea, Lieblinge und glückliche Verehrer

ehrer der Musen seyn können: wovon wir ehestens eine noch prächtigere Probe, an dem poetisch entworfenen Rechte der Menschlichkeit sehen werden; womit der Hr. Regierungsrath Lichtwehr zu Halberstadt Deutschland beschenken wird.

IX.

Oratio, quum Auspicatissimus Natalis Ser. Pot. que Regis et Dom. Friederici Quinti. Dan. Norv. Vand. Goth. que Regis &c. Pridie Cal. Aprilis A. Ch. N. CIↃIↃCCLVII. in ill. Vniv. Lipſ. ab illis, qui tunc ibi Litterarum cauſſa morabantur, Danis et Norvegis, ſol. ritu celebraretur, In Auditorio Philoſophorum habita a Paullo Bernardi Fil. Vidalino, Islando. Lipſ. ex off. Breitkopfia. in Fol. 20. plag.

Mitten in diesen kriegrischen Zeiten, haben dennoch die Musen auf unsrer Universität eins der fröhlichsten Feste gefeyret. Acht aus den kön. dänischen Staaten allhier lebende Studierende, darunter ein Graf von Schulenburg, ein Edler und Hofjunker von Levenfeld, ein Canzleysecretär, und verschiedene Candidaten aller Facultäten befindlich waren, begiengen vergangenen 28 des Lenzmonds das hohe Geburtsfest ihres Königes, mit einer feyerlichen Rede, die von einer doppelten Musik begleitet ward, und mit einem zahlreichen Freudenmahle beschlossen wurde.

Zu ihrem Redner und Dichter hatte diese ansehnliche studirende Landsmannschaft einen gebohrnen Isländer, Herrn Paul Vidalin erwählet, der seit 4 oder 5. Jahren hier bey uns den schönen Wissenschaften obgelegen, nachdem er schon in Kopenhagen einige Zeit studiret, und über Hamburg und Berlin hiehergekommen war. So sehr es ihm auch allhier in dem Umgange mit den sanftern Musen gefallen, so wenig hat er doch die Liebe seines Vaterlandes darüber fahren lassen. Seine ganze Rede zeiget noch, daß er ein eifriger Isländer ist, und die Wohlfahrt dieser so entlegnen und kalten Insel zu Herzen nimmt. Ja selbst zum Hauptgegenstande seiner Rede, hat er dasjenige Lob seines Königes erwählet, welches derselbe durch die Beförderung der Wohlfahrt dieses nordischen Eylandes sich erwerben hat.

Nach einem lebhaften Eingange, darinn der Redner seine, und der nordischen Königreiche Freude ausdrücket, die sonderlich an diesem Tage aller Vasallen und Unterthanen Herzen erfüllen würde, redet er allererst den Rector der Akademie, die Herren Grafen und alle andre Zuhörer an, und bittet sie um Vergebung über diesen Ausbruch seiner Regungen. Er danket den Vätern der Universität für die zu dieser Feyer ertheilte Erlaubniß, wie für ihren bisherigen fleißigen Unterricht in den Wissenschaften, und für ihre Gegenwart. Eine Freude würde zur Last, wenn man sie niemanden mittheilen könnte. Dännemark wäre glücklich, da Sachsen die Beschwer-

schwerden des Krieges empfände: zwischen beyden regierenden Häuptern aber wäre eine genaue Verbindung. Außerdem soderten selbst die hohen königl. Tugenden ihres Königes eine allgemeine Bewunderung. Seine Religion wäre die sächsische auch, und diese pflanze er in den entlegensten Morgenländern fort. Er wäre überdem auch friedliebend, und suche den Frieden allen seinen Nachbarn, sonderlich Sachsen zu verschaffen.

Dieses Helden Jahrstag nun würde von ihnen begangen: und bey dem Unvermögen sein ganzes Lob zu preisen, wolle er nur einen Theil seiner großen Thaten rühmen. Bey dem Antritte seiner Regierung, vor zehn Jahren, hätte schon unsre akademische Kirche von dem Lobe desselben ertönet, als er kaum ein Jahr den Zepter geführet. Was müßte jetzo nicht von ihm zu rühmen seyn? Er übergeht also mit Fleiß, was der damalige Redner gepriesen; den oldenburgischen Stamm, des Königes treffliche Gemüthsart, seine Großmuth und Standhaftigkeit, womit er noch jung die Hoffnung eines benachbarten Reiches, aus Liebe zur Ruhe seines Volkes fahren lassen; die glückliche Vermählung mit dem brittischen Hause, den Bund mit Algier, die Akademie zu Sohr, u. d. m.

Was hat ihm aber nicht der damalige Redner überlassen, und die folgende Zeit an die Hand gegeben? Die Abstellung der ostindischen Compagnie u. die dem Handel ertheilte Freyheit, doch so, daß auch die Glieder derselben keinen Schaden hätten; der Frieden mit Marocco, dadurch die Seefahrt seiner Unterha-

terthanen ihre Sicherheit erhalten; so viele Schwierigkiten sich auch dabey äußerten. Die Erweiterung der Dänischen Gränzen durch bloße Friedenskünste. Die Vergrößerung Kopenhagens; die Erbauung neuer Kranken und Armenhäuser; die Stiftung einer Akademie der Maler und Bildschnitzer, u. d. m. Aber er will nur eins etwas ausführlicher berühren, nämlich die beförderte Wohlfahrt des entferneten Islands, welches ihm die Vorsicht zum Vaterlande geschenket hätte. Diese Wohlthaten des Königes wolle er mehr erzählen, als loben; und doch würde er nicht alles sagen können; theils, weil er in der Zeit abwesend in Leipzig gewesen, theils weil ihrer zu viel für eine Rede wäre.

Dieß war der Inhalt der ersten sechs Bogen: und man kann leicht denken, daß die übrigen 10, so diese Rede noch füllet, einen reichen Stoff in sich halten müssen. Die Beschreibung von Island, und dessen Rettung gegen die falsche Abschilderung eines hamburgischen Schriftstellers, nimmt den ersten Theil ein. Es folgen die alten Geschichte von Erfindung und Bevölkerung desselben, die Bekehrung der Einwohner zum Christenthume, die Erfindung von America, die zuerst durch einen Isländer geschehen; die ältesten Ueberbleibsel der nordischen Gelehrsamkeit in der Edda, und sovielen andern Sagen oder Nachrichten und Fabeln; die Wohlthaten des Königes endlich, die sein Vaterland theils schon viel blühender gemachet, theils in kurzem machen werden. Unter andern rühmet der Herr V. auch die Freygebigkeit des Königes gegen die isländischen Musen, an

seinem

ſeinem Beyſpiele, da er dieſelbe reichlich empfunden; wobey er ſeinen eigenen Lebenslauf, zumal hier in Leipzig, einſchaltet, und ſeine hieſigen Wohlthäter rühmet.

Wir müſſen kurz ſeyn, und noch mit wenigen der Ode gedenken, die ebenfalls Herr Vidalin aufgeſetzet. Sie iſt ſapphiſch, und recht natürlich ſchön. In der erſten Hälfte muntern Dännemark und Norwegen einander auf, des Königs Lob zu preiſen: und in der zweyten Hälfte ſingt der ganze Chor der däniſchen Unterthanen. Die gelehrte Einladungsſchrift hat der damalige Dechant unſrer philoſophiſchen Facultät auf zween Bogen geſchrieben, und iſt mit der gewöhnlichen Stärke der erneſtiſchen Feder abgefaſſet. Alles iſt ſehr ſauber und prächtig gedrucket, und mit ſchönen Kupfern unſers geſchickten Herrn Cruſius gezieret worden.

X.

In Lode di Mr. Fontenelle Sonetto I.

del Conte Daniele Florio, tra gli Arcadi Niviſco Lesbio.

Spirto felice, che per venti Luſtri,
La Senna ornaſti, ed il natio Linguaggio,
Or qual puro da nube uſcito Raggio
Le note Stelle agile ſcorri e luſtri.

Vieni, gridan laſſù l'anime illuſtri,
Che da molt' anni, o dolce Amico, e Saggio,
T'aſpetta il ciel; e Tu con loro paraggio
Fa d'idée luminoſe, e d'arti induſtri.

Plangon le grazie in terra, e col tuo ſtile
Teme Filoſofia perder quel manto,
Ch'ebbe in dono da Te, colto e gentile.

Ma tua Pace non turba amaro pianto;
Che ora d'Ugenio (*) il ragionar ſimile.
Or del gran Zio (**) t'alletta il nobil canto.

SONETTO II. del medeſimo.

Cinta d'anello la Saturnia ſfera
I miti Rè, gli Autor di giuſte leggi,
L'Aſtro di Giove accolga, e in ſen fiammeggi
Del ſanguinoſo Marte Alma guerriera:

Che amico Tu di pura luce, e vera
Al Sole in grembo d'abitar-t'eleggi;
O di Ciprigna fra gli amen i Seggi
Eterna godi e dolce primavera!

Là poſi in riva di nettareo fiume:
Schiera in tanto di Cigni allegra e bianca,
T'adombra il Capo con l'argentée piume.

Ben

(*) Mr. Ugenio Fautore della pluralità de Mondi, Siſtema eſpoſto con ſi mirabile chiarezza ed eleganza da Mr. de Fontenelle, à cui le ſcientifiche facoltà, e la grazie erano ugualmente familiari.

(**) Queſto gentile Filoſofo era nipote del famoſo Tragico, Pietro Cornelio.

Ben vedi, come ai rai del Sol s'imbianca
Noſtro Pianeta ancor (*); ma del ſuo Lume,
Gran parte (ohimè!) col tuo partir gli manca.

XI.

Nachricht an die Leſer der hamburgiſchen freyen Urtheile.

Die hieſige Geſellſchaft der freyen Künſte hat es mit deſto größerer Befremdung wahr genommen, daß unlängſt im 52. St. der freyen Urtheile ein ſehr ungeneigtes Urtheil von dem dritten Bande ihrer Sammlungen gefället worden: da bereits vor einem vollen Jahre im Julius 1756. von eben dieſem Bande ihrer Schriften, ein ganz andres und geneigtes Urtheil gefället worden. Man iſt ſehr weit davon entfernet, alle die Herren Verfaſſer, dieſer fr. Urtheile einer Parteylichkeit und Nachläßigkeit in ihren Aufſätzen zu beſchuldigen. Sehr viele Artikel dieſer gel. Zeitung zeigen das Gegentheil. Das aber iſt nicht wohl zu begreifen, und wird noch bey wenigen Büchern vorgekommen ſeyn, daß man ſich in Beurtheilung eines und deſſelben Werkes ſchnur ſtracks widerſpricht; dasjenige heute verwirft, was man geſtern gelobet hat; und alſo zwar eine gewiſſe Freyheit im Urtheilen beobachtet, die aber nothwendig der Wahrheit zum Nachtheile gereichet,

(*) La terra conſiderata come un Pianeta nel Siſtema Copernicano, e in quello della pluralità de' Mondi.

und die Leser solcher Urtheile in Verwirrung setzet. Da die neuliche unfreundliche Verdammung dieses obgemeldten Bandes, den Lesern noch in frischem Andenken schwebet: so brauchen wir ihnen nur das freye Urtheil des vorigen Jahres wieder ins Gedächtniß zu bringen; als welches nicht alle sogleich bey der Hand, oder im Gedächtnisse haben möchten. So lautet es in dem LV. St. 1756. von Wort zu Wort:

Bey Breitkopfen ist herausgekommen: „Samm„lung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft „der freyen Künste zu Leipzig.„ Dritter Theil. In groß 8. 1 Alphab. 7 Bogen. 2 halbe Bogen Kupfer, außer einem Titelkupfer und ½ Bogen gedruckte Noten. Folgende Stücke sind hierinn enthalten: 1) Hrn. Prof. Reiskens Abhandlung von dem Ursprunge des Wortes Gala. Challas heißt bey den Arabern ein weites Kleid, das man leicht ausziehen und weglegen kann, wie ein Oberrock oder Mantel. Die morgenländischen Fürsten pflegten dergleichen ihren Bedienten zu schenken, und die Oberkleider, welche der türkische Kaiser auswärtigen Gesandten von christlichen Höfen zuschicket, darinn vor ihm zu erscheinen, heißen ebenfalls Challas. In den mittlern Zeiten pflegten die abendländischen Fürsten ebenfalls ihre Bedienten mit Kleidern, die sie auszogen, zu beschenken, welche sie liberatas vestes nannten; daher vermuthlich die Benennung Lieberey entstanden ist. Hr. Reiske zeiget ferner, wie verschiedene Arten von Freudentagen, dergleichen die Gallatage an unsern Höfen sind, bey den

den Morgenländern geſeyret worden, und erläutert dieſes auch aus den griechiſchen und abendländiſchen Geſchichten, beſonders der mittlern Zeiten. Die ſeltene arabiſche Gelehrſamkeit, die der Hr. Reiske beſitzt, und welche nicht bloß in einer Kenntniß von Worten, ſondern von angenehmen und lehrreichen Sachen beſteht, machet ſeine Schrift leſenswürdig. Wir müſſen doch noch ein Paar Wörter daraus anführen. Juppe kömmt offenbar von dem arabiſchen Gjubbe her, das einen weiten Mantel bedeutet, und Athlaß iſt auch arabiſch. 2) Hrn. Prof. Gottſcheds Nachricht von einem alten deutſchen Landrechte. Herr Gottſched hat es von der herzoglich-wolfenbüttelſchen Bibliothek, wo es befindlich iſt, zum Gebrauche gehabt, und erkläret es für älter, als den Schwaben- und Sachſenſpiegel. 3) M. Schulze, von dem alten deutſchen Abgotte Puſter. Es befindet ſich bekanntermaaßen ein Bild dieſes Götzen auf der Leipziger Univerſitätsbibliothek, welches auch hier in Kupfer vorgeſtellet wird. 4) Sonnet, auf das von der arkadiſchen Schäferinn Ermelinda Thalea ſelbſt ausgearbeitete, auch ſelbſt in Muſik geſetzte Paſtoral: Il trionfo della fedelta. Dieſes Paſtoral iſt zuerſt mit dergleichen Noten gedruckt worden, die der jüngere Hr. Breitkopf in Leipzig erfunden hat, und welche als die ordentliche Schrift können geſetzet werden. Mit eben ſolchen Noten iſt hier die Muſik des Sonnets abgedruckt, die von dem Hrn. Kammerſecretär Gräfen in Braunſchweig herrühret. 5) M. Wellers Urſachen, warum in Deutſchland ſo we-

Vernunftſchlüſſen und trefflichen Beweiſen unſers Herrn Jungmichels keinen Theil nehmen: Immaſſen ſie zu ihrer Zeit ganz überzeugend geweſen ſeyn mögen; ob ſie gleich itzo ein wenig aus der Mode gekommen. Hernach beruffet er ſich auf die allgemeine Oberherrſchaft GOttes über die ganze Erde, deren ſämmtliche Reiche ſeiner unwiederſprechlichen Verordnung unterworfen ſeyn müſten. Da nun vor dieſem der Kayſer ein Herr der Welt geweſen: So müſſe er es noch itzo von rechtswegen ſeyn, und er behalte noch immer ſehr wohlgegründete Anſprüche auf alle Länder, die ihm durch gewaltthätige An- und Abfälle, unbillige Kriege, erdichtete Schreckungen und Verpfändungen, unnöthige Veräuſſerungen und andre nichtige Vorwendungen wären entzogen worden. Da auch Juſtinianus die Gothen, Hunnen und Wenden wieder aus Rom gejaget, Gottfried von Bullion das heilige Land erobert, Leopold, Ungarn dem Türken entriſſen: So könne das Schickſal noch wohl mit der Zeit alle Reiche der Welt wieder in die Hände des Kayſers liefern.

Nun kömmt er 2) auf die franzöſiſchgeſinnten, die ſich auch von einer Univerſal-Monarchie haben träumen laſſen, und da führt er den Hugo del Eſtrées ein, der geweiſſaget haben ſoll, Frankreich würde noch vor dem jüngſten Tage alle Reiche der Welt unter ſeine Gewalt bringen. Allein hierüber wird der Verfaſſer aufgebracht, ſo gar, daß er in einen doppelten Ausruf, theils über die elende Monarchie, theils über den närriſchen Dreyfuß ausbricht, daher dieſe Weiſſagung gekommen. Er betrachtet

zuför-

nig überbliebene Denkmäler von den alten Deutschen anzutreffen sind. 6) M. Braun vom Urim und Thummim. 7) M. Pantke, die Jugend, in einer dramatischen Vorstellung. 8) Hn. Laurentii Nachlese zum Leben des Sprachlehrers, M. Joh. Clajus vom Herzberg. 9) Hn. Prof. Haasens Anmerkungen von den verschiedenen Theilungen und Vereinigungen des Herzogthums Sachsen in den mittlern Zeiten; wobey zugleich kürzlich untersuchet wird, ob Hessen zum Eigenthume der Vorfahren des Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Löwen, gehöret habe. 10) Hn. Gottscheds Weihnachtsgedicht an die Frau Gräfinn von Bentink. Dieses ist eine Nachahmung, dergleichen Arten von Gedichten, die in Frankreich bekannter sind, als in Deutschland. 11) Hoffmanns Etwas zum Jubelgedächtnisse des sächsischen Prinzenraubes. Es ist ein Brief, worinn Herzog Wilhelm der Tapfere zu Sachsen, dem Rathe zu Sangerhausen befohlen, wegen der Befreyung der Prinzen, als seiner Vättern, ein Dankfest anzustellen. Dieses Schreiben bringt einige Umstände der Geschichte zu mehrerer Gewißheit. 12) Freislebens versuchte Bestätigung der alten Meynung, daß die heimlichen Gerichte in Westphalen von Karl dem Großen gestiftet worden. 13) Reichels Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele. 14) Gottscheds Einladungsschrift zu der jährlichen Feyer des hohen Friedrichstages. Sie handelt von dem Anfange der fruchtbringenden Gesellschaft. 15) Käst-

Käſtners Nachricht von dem Prediger zu Plauen, G. S. Dörfeln, der die paraboliſche Geſtalt der Kometenbahnen entdeckt, ehe noch Newtons Entdeckungen davon bekannt gemacht worden. Herr Profeſſor Käſtner theilet außer den Umſtänden von Dörfels Leben, dazu er beſondere Beyhülfe erhalten hat, auch aus deſſelben Schriften eine vollkommene Nachricht von der erwähnten Erfindung mit, die Deutſchland ſo ſehr zur Ehre gereichet. 16) Schwabe, von dem Ritterorden des chur- und fürſtlichen Hauſes Sachſen. Obgleich Junker ſchon von den ſächſiſchen Ritterorden geſchrieben hat, ſo ergänzet und verbeſſert Hr. M. Schwabe doch verſchiedenes bey ihm, mit vieler Gelehrſamkeit. Er findet ſogar einen ältern ſächſiſchen Ritterorden, als irgend einer, der hiervon geſchrieben, angemerket hat, nämlich den Orden des heiligen Hieronymus, den Churfürſt Friedrich der Sanftmüthige 1450. geſtiftet hat. 17) Meißner, von des Markgrafen Dietrichs von Meißen Leben und Tode. 18) Caſparſons zwo betrübte Nächte eines Sohnes, der ſeinen Vater beweinet und ſeine Mutter tröſtet. Erſte Nacht. 19) Stegmanns Unterſuchung der Frage, warum die Poeten mit Epheu gekrönet vorgeſtellet werden. 20) Freytags Nachricht von einer höchſtſeltenen Vertheidigung der Dichtkunſt, aus dem ſechszehnten Jahrhunderte. 21) Caſparſons zwote Nacht. 22) Engelhards Fortſetzung des Verſuchs einer bequemen Benennung der bey dem deutſchen Kriegsweſen vorkommenden Sachen und Aemter. 23) Hoffmanns Anmerkungen von der

Landplage der geistlichen und heimlichen Gerichte, aus dem 16ten Jahrhunderte. 24) **Reichels** Etwas zum Andenken des deutschen Strafdichters **Rachels**. 25) **Kästners** Beschreibung eines runischen Kalenders von der Leipziger Rathsbibliothek. Dieser Runenstab ist auch in Kupfer gestochen. 26) **Reifsteins** Gedanken von einigen verlohrnen enkaustischen Malerkünsten der Alten, und von einer neulich in Paris wiedergefundenen Art derselben, nebst einer Anzeige einer neuentdeckten Art in trockenen Wachsfarben zu malen. Diese Schrift verdienet die Aufmersamkeit der Liebhaber der Künste. 27) **Freislebens** Hochzeiträthsel. 28) **Gottscheds** nähere Abbildung der alten Chronik, die dem vorhin beschriebenen alten Landrechte zur Einleitung dienet. 29) **Reiskens** muthmaßliche Erklärung eines christlichen Alterthums. Es ist ein Täfelchen, wo auf beyden Seiten in vielen Fächerchen, Bilder von Heiligen und den Wundern Christi mit griechischen Beyschriften stehen. Der Hr. **Reiske** muthmaßet, man habe es als ein Heiligthum bey sich getragen, und bringt bey dieser Gelegenheit sehr viel Merkwürdiges von den Diptychis und andern Alterthümern der christlichen Religion bey. Das Alterthum selbst ist in Kupfer gestochen. 30) **Das Bild und der Schwamm**, eine Fabel. 31) **M. Schulzens** Lebenslauf, von dem Hrn. Professor **Titius** aufgesetzet. Diese Aufsätze rühren gröstentheils von Verfassern her, die sich schon auf eine vortheilhafte Art gezeiget haben, und viele von auswärtigen Mitgliedern. Die Mannigfaltigkeit und

Wich-

Wichtigkeit ihrer Gegenſtände, und die Art, wie ſolche abgehandelt ſind, verbindet viele Liebhaber von verſchiedenen Kenntniſſen, der Geſellſchaft für ihren Fleiß, und derſelben Vorſteher für ſeinen rühmlichen Eifer zu danken.

Nun halte man gegen dieſes vortheilhafte Urtheil der Herrn Verf. der fr. U. den jüngſthin gefällten bittern und recht aufgebrachten Ausſpruch: ſo wird man Mühe haben zu begreifen, woher dieſer offenbare Widerſpruch immer mehr rühren möge? Allein, wir wollen unſern Leſern mit wenigem den Schlüſſel dazu geben.

Herr M. Joh. Nathanael Reichel hat eine kleine Sammlung von ſeinen Gedichten herausgegeben, die das Unglück gehabt, einem gewiſſen Mitarbeiter an den fr. Urtheilen ſehr zu misfallen. Die Urſache wiſſen wir ganz wohl. Es war nicht die Beſchaffenheit der Gedichte ſelbſt ſchuld daran; ſondern der bloße Namen des Herrn Verfaſſers machete, daß man ihn für einen gewiſſen andern Herrn Reichel hielt, der auch ein Mitglied der Geſ. der fr. Künſte iſt, und aus andern uns ganz wohl bekannten Urſachen ſich deſſen Unwillen zugezogen hatte. Da fiel nun der ganze Zorn, auf ſeinen unſchuldigen Namensverwandten, und da dieſer nicht begriff, wie er dazu kam, ſo drang ihm eine menſchliche Empfindung, die niemanden zu verargen iſt, eine Vertheidigung ab, die er als ein Schreiben an die Verf. der fr. U. drucken ließ. Hinc illæ lacrumæ!

Nunmehr ist deutlich zu begreifen, warum man Hrn. M. Joh. Nath. Reicheln, der sich itzo mit seinem Untergebenen auf der Fürstenschule zu Meißen aufhält, verfolgen muß, wo man ihn nur antrifft. Zum Unglücke hält auch der III. Band der Ges. der fr. K. ein paar Stücke von seiner Arbeit in sich. Ursache genug, diese, und beyläufig per associationem idearum, den ganzen Band herunter zu machen. Mehr brauchet man nicht, den Grund und Ungrund dieses harten Urtheils einzusehen; oder auch die getadelten Stellen zu rechtfertigen. Alle Stücke, daraus der Band besteht, die aus mehr als 20 verschiedenen Federn gelehrter Männer geflossen, die auf hiesiger u. andern hohen Schulen mit Ruhme lehren, oder sonst in ansehnlichen Hofämtern stehen, und von bekannten Verdiensten sind, müssen darum alle schlecht seyn, weil sie das Unglück haben, daß Herr M. Joh. Nath. Reichels Poesien neben ihren Arbeiten stehen.

Selbst der Herausgeber der Sammlung bekömmt einen eben dadurch wohlverdienten satirischen Hieb. Seine kritische Dichtkunst, die doch mit der ganzen Sache nichts zu thun hat; davon im III. Bande der Samml. kein Wort steht; darauf sich auch Herr M. Reichel nicht berufen hat, muß mit Gewalt ins Spiel gezogen werden. Aus ihr, heißt es, kann man nichts anders, als sehr mittelmäßige Gedichte machen lernen. Wenn das nun in der That so wäre; so gehöret es wenigstens gar nicht hieher. Allein da Herr Pr. G. in seiner Dichtkunst keine eigene neu erdachte Regeln vorgetragen; sondern nur diejenigen Vorschriften gesammlet und in Ordnung

gebracht,

gebracht, die von den größten Kunſtrichtern des Alterthums und neuerer Zeiten, einem Ariſtoteles, Horaz, Scaliger, Heinſius, Rappolt, Boileau, Dacier, Rapin, Shaftesbury, u. a. m. gegeben, und eingeſchärfet worden:

Da nach eben dieſen Regeln die größten Meiſterſtücke der alten und neuern Dichter verfertiget worden, die von allen Kennern bewundert werden; und da nach dieſen in der kritiſchen Dichtkunſt vorgetragenen Regeln, auch ein Schlegel ſeine tragiſchen, ein Baron Schönaich ſeine epiſchen Gedichte verfertiget, die bey Kennern ſo vielen Beyfall gefunden: ſo kann man leicht ſehen, wie billig oder unbillig der obige Machtſpruch von der kritiſchen Dichtkunſt ſey; da er mit ihr, zugleich aller alten und neuern Kunſtrichter Schriften und Anweiſungen verdammet, und zu Lehrbüchern der elenden Claſſe der mittelmäßigen Dichter herunter ſetzet.

Die vernünftigen Leſer der freyen Urtheile aber werden ſich aus dieſer deutlichen Probe merken, daß ſie durchaus nicht allen Artikeln dieſer ſonſt ſo nützlichen gelehrten Zeitung gleichen Glauben beymeſſen; ſondern ſich vor gewiſſen Ausflüſſen der Rachgier, Parteylichkeit und Sectirerey, wohl in acht zu nehmen haben. Die Geſellſchaft der freyen Künſte aber müßte ſehr wenig Vertrauen, zu der eigenen Einſicht des aufgeklärten Deutſchlandes haben, wenn ſie nicht von einem ſo unbilligen Urtheile, eines parteyiſch erzürnten Richters, ſich auf das unparteyiſche Publicum getroſt berufen, und ein weit günſtiger und gerechter Urtheil von demſelben zuverſichtlich erwarten ſollte.

XII. Nort-

XII.

Northern Revolutions, or the Principal Causes of the Declension and dissolution of several once flourishing Gothic Constitutions in Europe. In a series of Letters from the Ghost of Trenchard, once a freeBriton. Lond. printed for M. Cooper, in Pater-noster-Row. 1757. in 8. 128. p.

Dieses neue engl. Stück hat das Ansehen einer historisch-politischen Schrift, die uns von der Abnahme und dem Untergange vormals blühender gothischer Staaten belehren soll. Allein bey näherm Anblicke, ist es eine mehr als swiftische Satire über gegenwärtige Staatsangelegenheiten, vielleicht Brittaniens selbst. Wir wollen unsere Gedanken hiebey mit Bedachte sparen; und lieber den Schwung bekannt machen, womit der Verf. zu Werke gegangen ist: um seiner Nation die bittersten Wahrheiten zu sagen.

In diesen ungläubigen Zeiten, hebt er in der Vorrede an, da fast alles das Daseyn der Geister läugnet, (den Weingeist ausgenommen) wird man vielleicht auch zweifeln, ob folgende Briefe mir wirklich von einem Geiste in die Feder vorgesaget worden. Zum Unglücke ist das ein Punct, der schwerlich bewiesen werden kann: da Geister sich nicht leicht von mehr als einem Menschen zugleich sehen lassen. Und nichts ist an Shakespears Hamlet, dem dänischen Prinzen, billiger zu erinnern, als daß der Geist des Königes von zween oder drey Befehlsha-

habern der Wache, so wohl als vom Hamlet selbst, zugleich gesehen wird. . . .

Für seine Person danket er dem Monde und den Sternen, daß er Geister sehen kann. Es vergeht kein Tag, daß er nicht mit den Geistern der berühmtesten Männer umgeht, die England erleuchtet haben. Er frühstücket oft mit Eduard dem III. hält Mittag mit Heinrich dem V. und speiset des Abends mit der guten alten Königinn Elisabeth. Selbst mit den Staatsdienern dieser Potentaten ist er in Verbindung. Hampden besuchet ihn oft, und geht unsichtbar mit ihm spazieren. Cromwel gönnet ihm manchen Tag seine Gesellschaft; doch erst, wenn jener ihn verlassen hat. u. s. w. Um desto weniger wird es jemanden befremden, daß auch Trenchard von einem ganzen Rathe brittischer Geister abgeordnet worden, ihm gewisse historische Begebenheiten zu eröffnen, die er nicht Zeit gehabt, in den Tagen seines Fleisches der Welt mitzutheilen.

Dieser ehrwürdige Geist sey ihm manche Nacht in einem purpurothen Rocke, mit den blitzendsten Demanten zugeknöpfet erschienen. Sein Kopf sey mit einem Helme bedecket gewesen, der von den schönsten Edelsteinen gespielet. Seine Brust sey von einem stälernen Küraſſe umgeben gewesen. Seine Linke habe den Schild der Pallas, und seine Rechte das Speer des brittischen Schutzgeistes, und eine brennende Fackel geführet, deren Licht die dicksten Wolken des Irrthumes und Aberglaubens zerstreuet, und die Seele zu den edelsten Thaten anfeuret u. s. w. „Du, Sterblicher! habe der ehrwürdige „Schatten gesprochen: der du die neumodischen

„Lust-

„Lustbarkeiten meidest, die in deinem Zeitpuncte „mehr gesuchet werden, als die Welt jemals gesehen „hat; und das Beste der Menschen und Wohl deines „Vaterlandes, deiner eignen Ruhe und Bequemlich„keit vorziehst: ergreif deine Feder: schreib die Wahr„heiten nieder, die du von uns bekomen hast, und theile „sie der Welt zu rechter Zeit mit. Hat sie Ohren, so „wird sie selbige hören; hat sie Verstand, so wird sie „selbige verdauen. Hast du so dein Amt verrichtet; „so haben sie nichts mehr zu hoffen. Gib ihr dein „Lebe wohl! und komm zu diesen Geistern, in deren „Umgange du endlich wahre Vergnügungen finden „wirst.„

Welcher Zweifler kann hier widerstehen? Er gehorchte seiner Erscheinung: und sie kann es nicht übel nehmen, daß er diese Blätter seinem ehrwürdigen Namen beyleget. Wer an der Geschichte zweifelt, mag den Trenchard fragen. Denjenigen Staatskundigen, die ihn fragen möchten: wer ist denn dein Trenchard? antwortet er: wohl gefraget! In der That war es ein sehr wunderlicher Kopf, ob er gleich schon todt ist. Ein Mann, dessen allgemeine Erkenntniß ihn zu dem besten Gönner der Gelehrten machete, dessen Liebe zur Tugend, Freyheit und seinem Vaterlande, ihm den besten Theil der Briefe des Cato einflößete, und dessen Eifer für eine reine praktische Religion ihn antrieb, alle Strengigkeiten, Betrügereyen, und Aberglauben laut zu verlachen, womit närrische und dumme Menschen sie verstellet haben. u. s. w.

Die Briefe selbst handeln von den Ursachen, von dem Untergange der freyen Staaten, in Norwegen und Dännemark. Denn diese beyde, nebst Schweden,

den, versteht der Verfasser unter dem Namen der gothischen Reiche. Der 1. Br. hebt so an:

Weil ich finde, das meine weisen Landsleute in eifrige Parteyen zertheilet sind, die wider oder für eine Zigeunerinn, oder ein Ausprügeln, bis zur Raserey streiten; weil unsre Caffehauesweisen, Preise zum Wetten aufsetzen, welches die größte Schönheit, Kleidungsart, Aussprache, oder Beredsamkeit sey, und recht hitzig reden, bloß zu zeigen, wer am besten wie sie selbst gesprochen; weil ihre Schönen, ohne Absehen auf Andacht, Liebe oder Putz, sich nur im Kartenspiele herumtummeln, und die Stutzer mit Nachäffung ihrer Dumheit strafen, und sie um einen Tanz bringen; weil unsre Kaufleute, trotz den Gesetzen, unter dem Vorwande der Versicherung (Assurirung) wegen Minorca, spielen, und französische Hunde, oder wälsche b-s, vornehme Leute von feinem Geschmacke uneins machen: weil sage ich diese gleich wichtigen Dinge unser weises Publicum beschäfftigen: so schweige ich in stiller Bewunderung und freue mich, daß der große Haufen, so wie ich, sich nicht die Mühe nimmt, ernsthafte Gedanken von ihrem Vaterlande, der Nachwelt, und ihren eigenen wertheften Personen zu hegen.

Hier nun kann ich nicht umhin, den Verlust unsers Landes zu bedauren, den es durch den Tod, oder das Stillschweigen unserer neuesten Romanschreiber erlitten. Wie sollte doch irgend ein Zeitalter den unnachahmlichen Joseph Andrews, den Tom Jones, die Pamela, den Peregrin Pickle, die Clarissa, u. s. w. hervorbringen; und doch nicht einem einzigen Schriftsteller erlauben, sein Vater-

land

zuförderſt Franciſcum I. den er den hochmüthigen Franz ſchilt, als welcher von Carl dem V. 1525. gefangen worden. Und von hier an erzehlet er die unglücklichen Todesarten faſt aller ſeiner Prinzen und Nachfolger, bis auf Ludewig XIV. Dieſem will er zwar den Namen eines groſſen Königes ſo gar nicht ſtreiten, wenn nur ſeine Kriege auf rechtmäßigem Grunde beruheten: Allein er müſſe ſich doch vor ſeinem Ende nicht glückſelig preiſen; ſintemal das Glück rund ſey, wie eine Schiebkugel. Dieſes erläutert er mit dem Exempel Alexanders, des Cyrus und Pomponius, die alle einen ſchlechten Ausgang gehabt. Und endlich zieht er den Schluß daraus, daß der Römiſche Kayſer für einen Herrn der Welt zu halten ſey, und ſelbigem ſo viel Ehre nicht gegeben werden könne, als deſſen geheiligte Majeſtät verdienet.

Hierauf redet der Verfaſſer wiederum ſeinen Leſer an, und ſagt, dieſes ſey die Urſache, warum der Leopoldenorden, der zu Beförderung der deutſchen Heldenſprache aufgerichtet worden, dem Kayſer zu widmen ſey. Andre Urſachen mehr würden in dem Werkchen ſelbſt vorkommen, welches er dem Leſer überreichen und um deſſen gewogenen Urtheilsſpruch über ſein ſothanes Unterwinden, er aufs inſtändigſte habe bitten wollen.

Nun kommt er auf die überklugen und ſcharfſinnigen Richter, die ſein Fürnehmen nicht allein ungleich auslegen, ſondern auch gegenwärtige Schriften tadeln würden. Dieſe verſichert er, daß er ſo wenig nach ihnen fragen werde, als nach den Hofjunkern des groſſen Mogols, ſondern ſie den

land zu retten, und die Welt mit ausländiſchen Kleinigkeiten zum Lachen zu bringen? Wo iſt der Mann geblieben, der der Welt einen Entwurf zu einem unendlichen Romane verſprach? u. ſ. w.

Nach dieſem Eingange nun, kömmt er auf die Erzählung von den alten nordiſchen Königreichen, Norwegen, Dännemark und Schweden. Alle ſind ſeiner Meynung nach, freye Republiken geweſen, bevor ſie in Monarchien verwandelt worden. Norwegen hat in dieſer goldenen Zeit die Herrſchaft der Meere, und ſo vieler Länder behauptet, wo es Eroberungen gemachet, und Könige und Fürſten geſetzet. Nachmals iſt es unvermerkt, durch eine Heurath, unter das Joch der Dänen gekommen: davon der Verfaſſer recht harte Ausdrücke brauchet. Aber Dännemark iſt es nicht beſſer gegangen, als es ſeine Freyheit auch verlohren. Die Königinn Margaretha, und die Vereinigung zu Calmar lobet er ſehr: aber ihre Nachfolger ſchildert er deſto härter. Jene vergleicht er mit den Königinnen Anna und Eliſabeth, und den itzigen römiſchen und ruſſiſchen Kaiſerinnen, wenn man nur noch etwas von der Semiramis hinzuſetzet. u. ſ. w.

Allein in alle dieſe Vergleichungen und Erzählungen miſchet er immer ironiſche Lobſprüche ſeines heutigen Vaterlandes ein, die nicht undeutlich ſein Misvergnügen über das vorige Miniſterium, über die Einführung fremder Völker, zum Schutze von England, u. d. m. zu verſtehen geben. Unſer Raum nöthiget uns abzubrechen. Genug, daß wir einer ſo ſonderbaren Schrift mit wenigem gedacht haben.

Ende des Heumonaths.

Überbleibsel des Sonnentempels zu Balbeck oder Heliopolis in Syrien

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Aerntemond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1757.

Inhalt.

I. Les Ruines de Balbec.
II. Hrn. Rath Schwarzens Sammlung einiger seiner Gedichte.
III. Six Dissertations upon diff. Subjects.
IV. Claudians Gedicht wider den Rufinus.
V. Psychologie, par Mr. Wolf.
VI. Scelta di varii Pezzi de' piu' classici Autori &c.
VII. Unterthänigst devotester Willkomm, einer ostfränkischer Muse.
VIII. Hrn. D. Plitts Betrachtung über die Weisheit Gottes bey den Sprachen der Menschen.
IX. Hrn. D. Oelrichs historische Nachricht, von der fürstl. Buchdruckerey zu Barth in Pommern.
X. De Poetis, poetice legendis.
XI. Die Welt, eine periodische Schrift.
XII. Hrn. Stallmeisters Zehentners gründliche Abhandlung der Kunst, Pferde zu kennen.
XIII. Nachricht von einigen neuen musikal. Werken.

I.

Les Ruines de Balbec, autrement dite HELIOPOLIS. Dans la Cœlosyrie. A Londres 1757. in Imp. Fol.

Wir bleiben bey unſerer Gewohnheit, und liefern unſern Leſern Nachrichten und Auszüge von den prächtigſten Werken der Ausländer, die ſie an ſehr wenigen Orten in Deutſchland, auch nur in den Buchläden würden zu ſehen bekommen. Es iſt dieſes die Fortſetzung von der koſtbaren Reiſebeſchreibung einiger reichen und gelehrten Engländer, die uns bereits die Alterthümer von Palmyra geliefert haben. Nun iſt die Beſchreibung von Balbek, oder dem berühmten Heliopel in Cöleſyrien an die Reihe gekommen. Wir wollen aus der ganzen Erzählung einen Auszug machen, damit unſere Leſer den Zuſammenhang mit der erſterwähnten palmyreniſchen einſehen können. Die kurze Vorrede übergehen wir, als ein Compliment an die Leſer, mit Bevaar.

Wir hatten unsere Beobachtungen zu Palmyra noch nicht geendiget, als die arabische Wache, die wir zur Begleitung hatten, auf unsre Abreise zu dringen begann. Die Sicherheit unserer Rückkehr, sagten sie, wäre viel ungewisser, als bey der Hinkunft. Sie müßten gegen die Ueberfälle des Königes der irrenden Araber, auf ihrer Hut seyn: die von uns Nachrichten eingezogen hätten, und uns leicht für einen anständigen Raub halten könnten. Wir hatten noch mehr Ursachen, unruhig zu seyn: denn der zu Palmyra gesammlete Schatz war uns lieber, als alles, was wir verhin hätten verlieren können. Wir gehorcheten also unsrer Wache, und ohne ihnen unsern Weg, oder die Zeit der Abreise zu eröffnen, giengen wir den 27sten März 1751 ab. Die elenden Einwohner, die wir antrafen, konnten die Ursache unsers Besuches gar nicht begreifen.

Wir giengen durch die Wüsteneyen bis Sudud. Vier Stunden vor unsrer Ankunft zu Carietein, entdeckten wir eine Parten Araber zu Pferde. Wären sie stärker an Zahl gewesen, als wir, so wären wir in ihre Hände gefallen; da zumal unsre Menschen und Pferde nach einem 24stündigen Zuge ganz mürbe waren. Allein bey unsrer Annäherung flohen sie plötzlich, und ließen gar etliche Stücke Viehe im Stiche: welches unsere Begleitung ohne Scrupel zu sich nahm.

Zu Sudud ließen wir unsern ersten Weg zur Rechten liegen, und kamen in fünf Stunden durch die Wüsteney nach Cara; wo wir von einem Theile unserer Caravane Abschied nahmen. Wir luden

unsre

unſre Schriften und Marmorſtücke auf Cameele, und ſchicken ſie auf unſer Schiff nach Tripolis. Die Kaufleute die von Palmyra Salz geholet hatten, giengen nach Damaſko, und unſer Geſolge, das wir nicht mehr brauchten, kehrte zum Aga von Haſſia zurücke, nachdem wir ihnen ein gutes Zeugniß gegeben hatten.

Cara iſt ein Dorf auf dem Wege von Damaſkus nach Aleppo, aus gedörrtem Thone gebauet, wie Damaſkus ſelbſt. Hier ruheten wir, nach einem monathlichen Aufenthalte in der Wüſten, mit unſern Leuten ein wenig aus: und giengen erſt den 21ſten März, ſüdoſtwerts durch die unfruchtbaren Päſſe des Antilibans, in ſieben Stunden nach Erſale. Dieß iſt der einzige Flecken auf dieſer Straße von Cara nach Balbek, beſteht etwan auß dreyßig elenden Häuſern; und zeiget die ſchlechten Früchte der daſigen Landesregierung. Wegen eines Aufruhrs hatten alle Einwohner die Stadt verlaſſen. Wir blieben gleichwohl eine Nacht da, reiſeten früh wieder gegen Süden zu ab, und kamen durch einen ziemlich guten Weg nach Balbek, wo wir in der Ebene den Berg Liban, und ſeine mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel ſahen.

Vormals hat Balbek zum Damaſcener Gebiethe gehöret, hernach einem Paſcha zum Sitze gedienet, war aber itzo einem Aga untergeben, der ſich lieber von ſeinem Geſchlechte Emir Haſſein nennen ließ. Denn in Arabien iſt der Adel noch erblich; anders als bey den Türken. Dieſer Emir zahlet dem Großſultan jährlich funfzig Beutel Tribut;

und noch soviel für die Kriegsdienste dieses Landes u. s. w. Wir nahmen unsre Wohnung bey einem Griechen, und machten dem Emir die Aufwartung.

Wir fanden ihn in einem Lusthause seines Gartens auf einem Seyha liegend, und am Rande eines Brunnens seine Pfeife rauchend. Wir überreichten ihm des Großsultans Freybrief, und einen Brief von dessen Bascha von Tripolis. Er empfing uns aufs höflichste, ließ uns Tabackspfeifen, Caffe, Zuckerwerk und zuletzt Räucherwerk reichen, welches das Zeichen zum Abschiede war. Den Freybrief drückte er an seine Stirne und küssete ihn, indem er sich den Sclaven der Sclaven des Sultans nennete, und versicherte uns: daß alles zu unsern Diensten wäre, und wir könnten in Balbek thun was uns beliebte. Aber wir merkten bald, daß der Character dieses Emirs der Geiz war. Denn außer den Geschenken, die wir ihm freywillig machten, ließ er uns täglich mehr abfodern; bis wirs endlich abschlugen, und fest dabey blieben.

Er drohte uns endlich, wir würden auf der Rückreise in Stücke zerhauen werden. Doch als er sah, daß wir unerschrocken blieben, und mit zwanzig bewaffneten Leuten abreisen wollten; ließ er uns höflich melden, daß wir als gute Freunde einander beschenken, und die Begleitung annehmen möchten, die er uns bis an den Berg Liban mitgeben wollte. Kurz darauf ward er von einem Abgeordneten seines aufrührischen Bruders erdrosselt. Die Gegend daselbst ist fruchtbarer als bey

Da-

Damaskus; aber wenig angebauet, und mit Bäumen bepflanzet, obgleich die Morgenländer sehr den Schatten lieben. Viele Bäche vom geschmolzenen Schnee des Libans fließen beständig in die beyden Flüsse, die bey Tyrus ins Meer laufen.

Am Ende dieser Ebene gegen Nordost liegt Balbek, an einem Hügel unmittelbar unter dem Antiliban, zwischen Damascus und Tripoli, deren jede 16 Meilen weit davon liegt. Sie hat ungefähr fünftausend Einwohner; darunter etliche griechische Christen, Maroniten und Juden sich befinden. Das ehemalige schöne Weibervolk, hat sich mit der Unzucht desselben verlohren.

Nach einer Anmerkung über die Unrichtigkeit der alten Gränzen von Assyrien, Syrien und Colesyrien, fährt der Verfasser fort, Balbek selbst zu beschreiben.

Wenn wir die Bruchstücke von Balbeck mit vieler andern Städte Ueberbleibseln, in Italien, Griechenland, Aegypten und in andern Theilen von Asien, vergleichen: so können wir sie nicht anders, als für den kühnsten Entwurf in der Baukunst ansehen. Es ist nur zu erstaunen, daß der Namen des Erbauers so dauerhafter Gebäude sogar in den Schatten der Vergessenheit vergraben worden; daß wir fast nicht die geringste Spur davon haben entdecken können.

Die Mohammedaner, Juden und Christen daselbst, glauben einhällig, Salomon habe sowohl Balbek als Palmyra, und zwar zu seinen Wollüsten, entweder der Tochter des Königs Pharao,

unverschämten Mücken und grossen Hummeln gleichschätzen wolle, deren Stachel nur an rauhen aber nicht an glatten Sachen haftet. Hierauf beschließt er; empfiehlt seinen Orden männiglich zu aller möglichsten Beförderung; sich selbst aber zu des gütigen Lesers hoher Gunstgewogenheit; und unterschreibt sich an eben dem Tage, da der grosse Leopold vor sieben und dreyßig Jahren zum Römischen Kayser erwehlet worden; nemlich den 8. Jul. (28. Jun.) 1695. zu Dreßden.

Bey dieser Vorrede nun, fällt ausser dem bereits angemerkten nichts zu erinnern vor, als daß bey einer guten Schreibart, und sonderlich bey dem Vorhaben eine Sprache zu verbessern, oder mehr in Schwang zu bringen, es hauptsächlich auf die Fähigkeit richtig und ordentlich zu denken ankomme. Es ist mit allen guten Absichten, mit aller Belesenheit, mit aller Kenntniß fremder Sprachen, und mit allem Fleisse umsonst, wo dieses einzige fehlet. Es dünkt uns also kein Wunder zu seyn, warum in den vorigen Zeiten unsre Sprache nicht schon auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Es hat mehr an den Scribenten, als an der Sprache gelegen. Man hat nicht schön, das ist gründlich, ordentlich und angenehm denken können: Daher hat man auch nicht schön und zierlich zu schreiben vermocht. Man studirte zu unsrer Väter Zeiten in Deutschland noch mehr mit dem Gedächtnisse, als mit dem Verstande. Daher bestund auch die gröste Schönheit ihrer Schriften in zusammengetragenen Realien, weitläuftiger Belesenheit und andern weitgesuchten Künsten. Die

Welt-

oder einer andern Kebsfrau zu Ehren erbauet. Die Araber haben allerley Fabeln von Salomons Belustigungen daselbst erdacht: wie denn ihre Einbildungskraft in solchen Dingen, an Träumen sehr fruchtbar ist.

Daß dieß aber der Thurm des Libans, der nach Damaskus sieht, gewesen sey, wie im hohen Liede steht; oder daß ihm die Geister in dem Bau an die Hand gegangen, wie die Araber sagen, wird wohl ungewiß bleiben.

Etwas vernünftiger könnte man denken: daß vielleicht die Phönizier in der Gegend ihrer Hauptstadt; Tempel gebauet hab[illegible] könnten. Wenigstens ist die Sonne von ihnen angebethet worden, als sie in ihrem vollen Glanze waren. Was sich aber am besten mit ihrem Namen und Götzendienste zusammen reimet, ist, daß es nach dem Muster von Heliopolis in Aegypten gebauet werden: und das ist die gemeinste Meynung. **Makrobius** bezeuget dieß mit ausdrücklichen Worten, Sat. Lib. 1. In der Stadt Heliopel, saget er, verehren die Assyrier mit vieler Pracht die Sonne, unter dem Namen des heliopolitanischen Jupiters. Die Bildsäule dieses Gottes ist aus einer Stadt gleiches Namens in Aegypten, als **Senemur** und **Senepos** regierte, gebracht worden, u. s. w.

Nun lag aber das ägyptische Heliopel auf der Gränze von Arabien; und der Handel dieses Ortes gieng seit den ältesten Zeiten durch den ganzen Orient. Wenn man also den fabelhaften Ursprung, den Diodor dieser Stadt giebt, gegen des Plinius vertau-

schet

ſchet *: ſo wird man ſehen, daß die Sonne ſchon vor Erbauung derſelben in Arabien angebethet worden. Makrobius, im 17ten B. will beweiſen, daß dieſer Tempel dem Jupiter und der Sonne zugleich geweihet geweſen; dabey wir uns nicht aufhalten können.

Indeſſen ſcheint es, wenn man Gebäude mit ioniſchen und korinthiſchen Säulen in Syrien findet, daß man an ſtatt der jüdiſchen oder phöniziſchen Quellen, in die Zeiten gehen müſſe, als Aſien in den Händen der Griechen geweſen. Allein in der ganzen Zeit, von Alexandern bis auf den Pompejus, findet man auch nicht die geringſte Spur davon. Wir müſſen alſo zu den Zeiten der Römer unſre Zuflucht nehmen.

Auf einigen Münzen findet man, daß Heliopolis Colonia Julia genennet wird; und das iſt der einzige Beweis, daß Julius Cäſar ihr dieſen Namen einer Colonie gegeben. Man findet auch Colonia Julia Auguſta auf andern; zum Beweiſe, daß auch Auguſt gewiſſe Veteranen, oder abgedankte alte Soldaten hingeſchicket, die von der V. Legion, und von der VIII. geweſen. Eine Münze hat: Col. Hel. Leg. V. Maced. VIII. Aug. d. i. Colonia Heliopolitana, Legionis V. Macedonicæ, VIII. Auguſta. Trajan hat nach Makrobs Zeugniſſe, den Apollo zu Heliopel, auf Anrathen ſeiner Freunde, wegen ſeines parthiſchen Feldzuges zu Rathe

* L. 1. c. 23. Solis quoque oppidum, quod non procul Memphi in Aegypto ſitum diximus, Arabas conditores habet.

gezogen. Adrians Antheil an dieser Stadt, den man aus einer Münze schließen will, ist noch zweifelhaft. Lucian in der Abhandlung von der syrischen Göttinn, beschreibt auch einen phönizischen Tempel derselben, der seinen Ursprung aus Aegypten haben soll: und man kann schließen, daß er vom Tempel zu Balbek redet.

Endlich kömmt man auf das einzige Zeugniß, welches uns das Alterthum von der Erbauung dieses Tempels liefert. Johann von Antiochien, Malala benzenamet, lehret uns, daß Kaiser Antonin der fromme, ihn dem Jupiter zu Ehren, beym Berge Libanon in Phönizien, gebauet, der für ein Wunder der Welt gehalten worden. Diese Stelle untersuchet der Hr. Verfasser ausführlich. Die Art der Baukunst, die man an den Bruchstücken findet, schicket sich vollkommen zu diesen Zeiten. Und ob gleich Julius Capitolinus, der alle Gebäude dieses Kaisers erzählet, von diesem Tempel nichts saget: so kann man doch daraus nichts dagegen schließen. Die Geschichte hat uns von diesem sehr guten Kaiser so wenig aufbehalten, daß es kein Wunder ist, wenn auch dieß Gebäud fehlet.

Ulpian, der aus diesem Lande gebürtig war, lehret uns, daß Heliopel unter dem Septimius Severus das wälsche Recht bekommen habe, und sein Tempel erscheint zuerst auf den Münzen dieses Kaisers. Die Münzen vom Caracalla und der Julia Domna zeigen eben die Stadt: ein Paar haben noch die Aufschrift: M. DIIS HELIVPOL. PROSAL &c. d. i. Magnis Diis Heliopolitanis

pro

pro ſalute Antonini Pii, felicis, Auguſti, & Juliæ Auguſtæ Matris Domini noſtri caſtrorum, Senatus Patriæ. &c.

Balbec heißt entweder Baals Stadt, oder Baal Beith, Baals Haus oder Tempel. Durch den Abgott Baal verſtunden die Syrer und Phönicier die Sonne, als den Herrn oder König des Himmels. Heliopel heißt auch Sonnenſtadt.

Dieß prächtig gedruckte Werk hat auf die 50 große und kleinere Kupferplatten. Wir theilen diejenige mit, ſo die itzigen Ueberbleibſel des Tempels überhaupt verſtellen. Vielleicht folgen künftig noch mehr davon.

II.

Hn. Johann Chriſtoph Schwarzens, churpfälziſchen Raths, Sammlung einiger ſeiner Gedichte. Regensburg, gedruckt und zu finden bey H. G. Neubauern 1757. in gr. 8.

2 Alph.

Die vorm Jahre von uns angekündigte Ausgabe der Gedichte des Herrn Rath Schwarzen iſt in verg. Oſtermeſſe wirklich erſchienen, und hat unſrer Erwartung allerdings eine Gnüge gethan. Die Zueignung iſt an Se. Churfl. Durchl. Herrn Karl Theodor, Pfalzgrafen beym Rheine und Churfürſten, gerichtet; bey dem ſich der Herr Rath ſeit geraumer Zeit, durch ſeine Gedichte und andre treue Dienſte, in Gnade geſetzet hat. Wir

wollen

wollen doch ein paar Strophen daraus mittheilen, um den Schwung des Herrn Verf. in Oden kennen zu lernen. Es sind die zweyte und dritte:

Was fühlt mein Herz für eine Glut?
Ich bin voll Feur, es wallt mein Blut,
Da sich mein Geist nach Mannheim schwinget.
Karl Theodor, das wirkst du.
Ich höre nun dem Liede zu,
Das die entzückte Muse singet.
Sie singt von der Beschaffenheit,
Woran man einen Fürsten kennet,
Den alle Welt den Besten nennet,
Wenn Gott und Volk ihn benedeyt.

Mit Schrecken denkt man jener Zeit,
Da Hochmuth, List und Grausamkeit,
Den Thron der Fürsten furchtbar machten.
Da Nero wie Caligula
Sein allergreßtes Lustspiel sah,
Die frommsten Bürger abzuschlachten.
O wohlfahrtreiches Christenthum,
Hier sucht ein Landesherr im Bestreben,
Daß Unterthanen glücklich leben,
Den herrlichsten Regentenruhm, u. s. w.

Man sieht im folgenden, daß Se. Churfl. Durchl. den Dichter oft gnädig angesehen, und mit Ehren belohnet, auch selbst seine Gedichte verlanget haben: ein Umstand der sowohl dem Herrn, als dem Dichter zu Ehren gereichet.

In

In der Vorrede meldet der Herr Verf. daß man diese seine Gedichte vorher kennen müsse, ehe man seine versprochene Insel Felsenburg verstehen könne. Eben deswegen hat er sie zuerst ans Licht gestellet. Deswegen wären auch einige hier eingerückte Gedichte seiner frühen Jahre nicht für überflüssig zu halten; weil sie einen kleinen Theil von des Theophilus Lebenslaufe in sich hielten. Nun weis der Hr. Verfasser wohl, daß die Sammlungen von Gedichten auf allerley glückliche und traurige Begebenheiten guter Freunde, sehr aus der Mode gekommen. Wenn auch solche Hochzeit- und Trauerlieder nichts in sich halten, als was die besondern Personen betrifft, die sie angehen: so billiget er die Verachtung derselben. Allein, wenn auch gewisse Materien, und wohl gar geistliche Betrachtungen darinn vorkommen: so hält er sie allerdings für lesenswürdig. Der Hr. Verfasser hätte noch hinzusetzen können: daß wir verschiedene solche Stücke bey den griechischen und lateinischen Dichtern überaus hoch schätzen; ob sie gleich auch an gewisse Personen, bey ihren fröhlichen oder traurigen Zufällen gerichtet worden.

Der Hr. Rath Schwarz besorget nur, daß die Feinde der Religion von seinen Gedichten kein geneigtes Urtheil fällen werden: weil er hin und wieder auf die Ausübung einer wahren Gottseligkeit gedrungen, und die geoffenbarte Wahrheit zur Richtschnur aller unserer Handlungen und Gemüthsbewegungen gemachet hat.

Von

Von ſeinen Trauerſpielen giebt er die Nachricht, daß er nach des berühmten Praſch Urtheile * einen ganz neuen Weg erwählet habe, ernſthafte Pflichten des Chriſtenthums und der Sittenlehre, auf eine theatraliſche, d. i. ſolche Art vorzutragen, die auch Leuten nicht verdrüeßlich fallen kann, die ſonſt von ſolchen ſtrengen Foderungen, weder etwas leſen noch hören mögen. Er glaubet alſo, dieſe ſeine zwo Stücke wären die erſten Tragödien dieſer Art in Deutſchland. Mit aller der Hochachtung, die wir dem Hrn. Verfaſſer ſchuldig ſind, müſſen wir ihm hier dennoch widerſprechen. Wir haben aus den vorigen Jahrhunderten viele Stücke von der Art; einen Hekaſtus, den Homulus, Munidus immundus; eine Aretengenia, eine Eviana, u. d. gl. m. aufzuweiſen, die in gleicher Abſicht und nach einerley Regeln geſchrieben worden. Der Hr. Rath wird in dem nöthigen Vorrathe zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, noch eine ganze Menge ſolcher Stücke antreffen können; die aber freylich dem Hundertſten nicht mehr bekannt ſind. Will er aber von neuern dergleichen Stücke haben, ſo werden Polyeukt, Athalia, Eſther, und einige neuere von dem

* Pſyche cretica Lib. II. Quia divina profano vulgo non magis ſapiunt, quam ſoluto ſtomacho robuſtior eſca, hanc intendas licebit fallaciam: Nominibus priſcis immutatis res expones eo habitu, qui maxime oculis blanditur. Suavem credant narrari fabulam, fictisque veri imaginibus ſalubriter decepti, pulchritudini adveſcant divinorum operum humanorumque officiorum: Reſolutis mox paullatim ambagibus & cognito errore ſe deceptos gaudeant.

dem Hrn. D. Hudemann ausgefertigte Stücke, ihm eben die Absichten an den Tag legen: welchen berühmten Vorgängern denn unser Hr. Verfasser billig an die Seite zu stellen ist.

Der kühne Satz also, den Hr. Desprez de Boissy in seiner Lettre sur les Spectacles geäussert haben soll: daß nämlich kein einziges Trauerspiel ohne Aergerniß und Anstoß gelesen oder angehöret werden könnte: weil die darein gemischten Liebeshändel dem wahren Christenthume allemal einen Eintrag thun müßten: dieser kühne Satz würde durch seine Brigitte und Constantine ganz widerleget werden.

Nur wegen eines Punctes verantwortet sich der Hr. Verfasser, den man ihm in Wien, Berlin und Dresden, als einen Einwurf vorgetragen hat. Ein Trauerspiel, spricht man, muß einigen Grund in der Geschichte haben. Er versetzet hierauf mit Rechte, daß der Grund eines Trauerspiels eine Fabel seyn müsse: und das zeiget selbst Aristoteles, aus den Mustern der besten griechischen Dichter. So viel ist aber auch wahr, daß der Stagirit, nach eben diesen Mustern auch will, man solle die Namen der vornehmsten Personen aus der Geschichte entlehnen, um den Zuschauer desto mehr zu bewegen. Indessen hat man freylich auch an des Hrn. von Voltaire Zaire und Alzire ganze fabelhafte Stücke, ohne daß etwas wahrers, als gewisse Namen darinn seyn sollte. Und doch haben sie auch bey denen großen Beyfall gefunden, die von einem Montez

und Gusmann, oder von einem Lusignan und Orosmann nicht das geringste wissen. Des Riccoboni Arcagambis, war auch ein ganz erdichtetes tragisches Stück.

Wir müssen nun näher zum Inhalte treten.

Das Trauerspiel Brigitta machet den Anfang. Der Schauplatz wird in Bantam, die Hauptstadt der Insel Java, in den Tempel des Götzen Fotoques gesetzet; und die Handlung währet vom Morgen bis an den Abend. Der Personen sind 9. **Anchoso**, der heydnische König, seine Prinzessinn Nysa, Tonese, sonst Kunigunda, deren Vertraute. **Troncona**, eine abgefallene Christinn, sonst Christina genannt, der vorigen vorgebliche Mutter. **Zazo**, der Oberpriester des Götzen Fotoques. **Cubama**, ein geh. Rath des Königs zu Bantam. **Uco**, desselben Feldherr. **Brigitta**, eine christliche Königinn der Insel Sumatra, Theodors vorgegebene Mutter. **Theodor**, sonst Benoq genannt. Unser Raum erlaubet uns nicht, den Inhalt näher anzuzeigen.

Hierauf folgen 24 geistliche Gedichte. Das erste davon ist auf das Erdbeben 1755 verfertiget, und sehr rührend. Es hebt so an:

Du Vorspiel von dem Schreckenstage,
An dem der alte Bau der Welt,
Aus seiner ihm bestimmten Lage
Ins dunkle Reich des Nichts zerfällt.
Du Abriß von dem Weltgerichte!
Du Schauplatz traurigster Geschichte!

Du

Du halbverschlungnes Lissaben!
Dein Umsturz, durch ein Erderschüttern,
Erpreßt mir, unter Angst und Zittern,
Den jämmerlichsten Liederton.

Die andern haben gewisse Festtage, Betrachtungen aus dem Kempis, über den Gottesacker, über Krankheiten, oder Bußgedanken, die Sehnsucht nach dem Tode, die Geduld, die Verfolgung der Feinde, auch einige Psalmen, u. d. gl. mehr zum Gegenstande.

Darauf folgen 16 Cantaten die auf allerley Feste und Sonntage, in Kirchen und bey einem paare Hochzeiten, aufgeführet werden. Diese werden von 24 Trauergedichten, auf merkwürdige Todesfälle abgelöset. Sodann findet man 18 Hochzeitgedichte, darunter allerley artige und neue Erfindungen vorkommen. Die Abtheilung von vermischten Gedichten ist noch etwas stärker. Sie enthält Gedichte auf durchl. Personen am churpfälzischen, markgräfl. bareuthischen, fürstl. taxischen Hofe, auf vieler Prälaten, und andrer vornehmen Personen Ankünfte, Genesungen, Huldigungen, Musiken, Jubelfeste, Doctorpromotionen, Geburts- und Namenstage, u. s. w. Man findet auch allerley zufällige Sinngedichte, z. E. auf des Prinzen von Zweybrücken wilde Schweinsjagd, auf eine lächerliche Dachsjagd, u. d. gl. m. allhier. Es ist gegen den Schluß auch eine Operette hier zu lesen; und dann folget eine Ode zum Lobe der Schaubühne.

Weltweisheit hat uns Deutschen erst die Köpfe aufräumen müssen, ehe wir unsre Sprache haben ins Geschicke bringen sollen. Wie wäre es möglich gewesen besser zu schreiben, als man gedacht hat? Haben ja etliche glückliche Köpfe, die in den guten Schriften des Alterthums wohl belesen waren, und ihre tägliche Nahrung darinn suchten, sich bey uns gewiesen: So hat doch ihre Schreibart nicht die Oberhand bekommen können. Opitz hat zu seiner Zeit etliche wenige Geister seiner Art aufgewecket: Aber ihr Geschmack hat nicht allgemein werden können, weil es den meisten an den rechten Hülfsmitteln zu einer guten Schreibart, nemlich an sattsamer Kenntniß der Alten, gefehlet hat. Eben so scheint es mit unserm ehrlichen D. Jungmichel beschaffen gewesen zu seyn. Seine eigene Schrift, die wir hier einrücken wollen, wird dieses ohne unser Erinnern selbst bestätigen, und zugleich ein Muster von seiner Schreibart abgeben; indem wir mit Vorsatz keine Sylbe, ja keinen Buchstaben darinn ändern wollen.

Der Meister des hochpreißlichen Leopoldenordens, wünschet dem Leser alle ausbündige Glückseligkeit.

WAs die Geschichte von den Einwohnern der Landschaft Guayna in West-Indien melden; Daß Sie Jährlich aus allen Orthen, gewisse Personen, zu einen gewissen Wunderbaume, Coßka genannt, absenden, dessen Früchte unter vielen Lust-Geschrey, einsammlen und vertheilen lassen, so dann aber sich untereinander zweyen; Welcher die besten erlanget? ohngeachtet solche Früchte auf einen Baume

Nun folget das zweyte Trauerspiel **Constantine** genannt, oder die triumphirende Liebe zur Tugend. Der Schauplatz ist zu **Uranienburg**, im königl. Vorsaale des Tempels der Vorsicht. Die Handlung dauret vom Morgen bis auf den Abend. Die Personen sind **Chrysophilus**, die Geldliebe, Kaiser in Makrokosmus, Beherrscher der großen Welt. **Philedon**, und **Philotimus**, des Kaisers Räthe. **Prudentius**, desselben Feldherr. **Placidus**, König in Uranienburg. **Magnanima**, seine Gemahlinn. **Constantine**, seine Prinzessinn. **Amica**, die Vertraute. **Sincero**, des Königs Rath. **Fidamor**, Prinz von Salem, und **Sotiripolis**, der Prinzessinn Liebhaber.

Man sieht aus diesen Namen schon, daß dieses Stück vollends ganz erdichtet worden; und auch nicht einmal einen bekannten Ort auf der Welt, oder menschliche Namen der Hauptpersonen hat; sondern ganz allegorisch ist. Die Schreibart darinn ist zwar edel und lebhaft, doch nicht hochtrabend und räthselhaft; und würde also in einer guten Vorstellung jedermann faßlich, rührend und erbaulich seyn: welches denn der Zweck des Hrn. Verfassers gewesen ist.

Als einen Anhang liest man hiernach den Entwurf und die Probe der Insel Felsenburg, davon wir schon neulich geredet haben. Weil diese Sammlung schon an sich stark war: so hat dieß größere Gedicht davon getrennet werden, und zu einem eignem Bande aufgehoben werden müssen. Der Vorschmack davon wird also hier die Leser begierig nach

dem

dem Ganzen machen. Druck und Papier ſind anſehnlich und ſauber. Die Liebhaber erbaulicher, und doch wohlklingender, reiner und angenehmer Gedichte, werden alſo dieſen Band des Hrn. Raths mit Vergnügen leſen, und zu den Werken des Hn. Brockes und Hrn. Hofrath Trillers ſtellen können.

III.

Six Diſſertations upon different Subjects London printed for J. Whiſton: and B. White MDCCLV. in groß Octav 324 S.

Der Verf. dieſer ſechs Abhandlungen, der ſich bey der kurzen Vorrede John Jortin unterſchreibt, ſaget nur, daß man den Inhalt derſelben aus der Ueberſchrift einer jeden lernen werde: und daß er ſich Gewalt habe anthun müſſen, da er dieß Buch nicht dem Erzbiſchofe von Canterbury zugeeignet. Ob nun wohl ein Vater ſehr verdrüßlich und verwegen ſeyn würde; der ſeinen Gönner bey allen ſeinen Kindern zum Gevatter bitten wollte: ſo könne es ihm doch nicht verübelt werden, dieſelben, bey jeder gegebenen Gelegenheit, in deſſen Gnade und Schutz zu empfehlen.

Die I. Abh. handelt von der Lehre vom göttlichen Beyſtande und der menſchlichen Freyheit. Dieſe Abhandlung iſt theologiſch, und führet den Spruch aus dem II. C. des Briefes an die Epheſer

an der Stirne: Aus Gnaden seyd ihr selig worden. Er bemerket, daß von keiner Materie mehr gestritten worden, als von der unwiderstehlichen Gnade, dem göttlichen Verstande, der Erbsünde, Gnadenwahl, Freyheit und dem natürlichen Vermögen eines Menschen. In den ersten Jahrhunderten wäre die Kirche von allen diesen Zänkereyen frey gewesen. Die Christen hätten einhällig geglaubet, der Mensch sey ein freyes Wesen, ein schwaches, unvollkommenes und sterbliches Geschöpf; und daß Gott um Christi willen bereit sey, ihm zu vergeben und beyzustehen, wenn ers an sich selbst nicht ermangeln ließe.

Aber seit XIII. hundert Jahren wäre ein Streit darüber entstanden, und es hätten sich zwo Parteyen gebildet. Die ersten hätten die Nothwendigkeit, Fatalität, und unbedingte Prädestination d. i. Gnadenwahl und Verwerfung behauptet: die andern wären Vertheidiger der bedingten Rathschlüsse, der menschlichen Freyheit und des menschlichen Vermögens, natürlich gute und böse Handlungen zu thun; indessen daß noch andre einen Mittelweg giengen, wie die engländische Kirche in ihren Satzungen, vielen Gelehrten gethan zu haben schiene. Doch weil diese Materie ganz theologisch ist, so wollen wir uns damit nicht tiefer einlassen.

Die II. Abh. betrifft die Streitigkeiten von der Prädestination und Gnade: und da auch diese von eben der Art ist: so übergehen wir sie billig. Wir merken nur an, daß König Jakob der II. in England einen Befehl gegeben, daß niemand, der

von

von geringerer Würde, als ein Bischof, oder Decanus d. i. Inspector, oder Superintendent wäre, von den tiefern Geheimnissen der Prädestination predigen solle. Dieses Stück ist lang, scheint den Pelagius, als einen gebohrnen Engländer zu vertheidigen, und saget zuletzt, daß die englische Kirche es in der Lehre von der Gnadenwahl mit den Arminianern halte; den Fatalisten aber ein Lehrgebäu überlassen habe, welches menschliche Geschöpfe ohne Freyheit, Lehren ohne Verstand, Glauben ohne Vernunft, und einen Gott ohne Barmherzigkeit vorträgt.

Den Lehrsatz, von Verdammung der Kinder wegen Adams Fehltritt, nennet er die Fabel vom Wolfe und Lamme:

Respondit agnus: equidem natus non eram?
Pater, hercule, tuus, inquit, maledixit mihi.

Er schließt mit dem Satze: Wer eine Religionswahrheit finden will, der müsse sie in der Schrift suchen, die durch gesunde Vernunft und eine richtige Kritik erkläret wird; und kein theologisches System annehmen, als in so weit es mit Gottes Wort, der Vernunft und sich selbst einstimmet. Ein theologisches System sey gar zu oft ein Tempel, der dem Köhlerglauben gewidmet ist; und wer hineingeht anzubethen, müsse anstatt der Schuhe, nach Art der Morgenländer, seinen Verstand vor dem Thore zurücklassen: und er würde von Glücke zu sagen haben, wenn er ihn beym Herausgehen wieder fände.

Die III. Abh. handelt die Pflicht ab, aufrichtig und günstig von andern, und von der menschlichen Natur überhaupt zu urtheilen. Die Liebe denket nicht arges, saget der Apostel im 13. des 1. Briefes an die Kor. Die meisten Ausleger haben diesen Worten den Sinn gegeben: daß die Liebe nicht tadelsüchtig sey, und lieber Gutes als Böses von andern denke, obgleich ein ziemlicher Grund dazu vorhanden ist. Das ist nun gewiß eine Christenpflicht, und man kann sich auf die ganze Welt berufen: ob dieß nicht eine freundschaftliche Gesinnung sey? und ob es nicht angenehm seyn würde, dieselbe überall zu finden? Gleichwohl hat dieselbe nicht dem Tadel entgehen können.

Die Gesetze der christlichen Liebe, saget Bayle in seinem XII. kritischen Br. a. d. 248. S. daß man seines Nachsten Handlungen lieber günstig als ungünstig auslegen soll, ist der Vernunft sehr zuwider; denn es ist ausgemachet, daß der Mensch viel mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt ist; und daß es also unendlich mehr böse als gute Handlungen giebt. Es ist also ungleich wahrscheinlicher, daß eine jede Handlung eher böse als gut seyn werde: weil die heimlichen Bewegungsgründe derselben viel leichter schlimm, als ehrbar seyn können. Nach der Vernunft müßten wir also von einer menschlichen Handlung, deren Bewegungsgründe und Absicht wir nicht wissen, urtheilen: es sey viel wahrscheinlicher, daß sie aus bösen, als guten Ursachen geflossen sey. Die christl. Sittenlehre aber

fodert

foderte das Gegentheil: also liefen ihre Lehren wider die gesunde Vernunft.

Hierauf erwidert der Verf. daß Bayle, wenn man ihn für einen Feind der Religion ausgeschrieen, sehr böse geworden, und sich über dieß harte Verfahren laut beklaget habe. Und gleichwohl beweist sein obiger Einwurf, daß man völlig nach der gesunden Vernunft, so geschlossen habe. Ist es denn nicht eine Ehre für St. Pauls Beschreibung der Liebe: daß man ihr nicht widersprechen kann, ohne selbst in einen handgreiflichen Widerspruch zu fallen?

Dieß ist gleichsam nur der Eingang zu dieser Abhandlung: Denn nunmehr greift der Verf. den Hauptgrund des barlischen Irrthums an, und zeiget ausführlich: Es sey überhaupt falsch, daß unendlich mehr Böses, als Gutes, zu allen Zeiten, und an allen Orten in der Welt gewesen sey, und noch sey; und daß diese Lehre eine grobe und muthwillige Unwissenheit in der menschlichen Natur, und dem gemeinen Weltlaufe anzeige. Denn so böse die Menschen auch immermehr sind; so sind sie doch mit allen ihren Fehlern und Gebrechen, noch bey weitem so schlimm nicht, als diese verkehrten Schriftsteller sie abgeschildert haben.

Dieß beweist der Verfasser aus Betrachtung der menschlichen Natur. Der Mensch wird durch zwo Triebfedern gelenket; entweder durch die Vernunft, oder durch die Leidenschaften und sinnlichen Begierden: und seine Natur bringt es mit sich, nach Gründen zu handeln. Bisweilen treibt ihn nun

seine Vernunft, welche das billiget, was recht ist, und das verdammet, was böse ist. Sündiget er also dawider, so handelt er wider sein Gewissen, Erkenntniß oder Urtheil. Vernunft und Erfahrung zeigen auch, daß gute Handlungen vortheilhaft; böse aber, verderblich und schädlich sind. Die angebohrne Liebe der Glückseligkeit vereiniget sich also mit der Vernunft und Erfahrung; und treibt uns an, zu thun, was löblich, gerecht und nützlich ist.

Die Auferziehung ist der zweyte Antrieb, der insgemein dem Menschen einen guten Schwung giebt. Denn bey allen gesitteten Völkern wird die Jugend angeführet, die Tugend den Lastern vorzuziehen. Die Ehrliebe und Furcht vor der Schande thut eben die Wirkung. Die natürliche Liebe der Aeltern, Kinder, Freunde und Wohlthäter, treibt uns gleichfalls, uns ihnen nützlich und angenehm zu machen; welches ohne die Erfüllung geselliger und bürgerlicher Pflichten nicht angeht. Die Religion endlich, der die Hoffnung künftiger Belohnungen, und die Furcht solcher Strafen eigen ist, hält sie auch von sehr vielen Lastern zurück. u. s. w.

Dagegen hält er nun dasjenige, was die Menschen zu Lastern treiben kann, und findet, daß dieses bey weitem so häufig, und so stark nicht wirken kann: weben wir uns aber nicht aufhalten können.

Dieß bestärket er sodann aus der Erfahrung, indem er zeiget: daß ein jeder Mittelmann in einem gemeinen Wesen, wenigstens die Hälfte seiner wachenden Stunden zu seinen Berufsgeschäfften anwendet. Folglich sind wenigstens die Hälfte seiner Handlun-

lungen gut. Er will aber freylich nicht von vollkommenen moralischen Tugenden oder Christenpflichten reden; sondern nur von natürlich ehrbaren und unsträflichen Handlungen, dadurch jemand sich glücklich machet, und niemanden zur Last fällt; die doch gewiß den Tugenden nahe verwandt sind. Alles dieses setzet er in ein solches Licht, daß man nicht umhin kann, von dem menschlichen Geschlechte mehr Gutes als Böses zu denken *.

Die V. Abhandlung handelt von der Geschichte und dem Character Bileams. Num. 22. Diese Begebenheit ist sehr außerordentlich in allen ihren Theilen; und hat zu vielen Spöttereyen und Untersuchungen Anlaß gegeben. Der erste Punct ist: woher Moses die Kenntniß alles dessen, was mit ihm vorgegangen, gehabt habe? Da er solches nirgends einer göttlichen Offenbarung zuschreibt: so darf man sich solches auch nicht einbilden. Er lebte auch zu eben der Zeit, und in der Nachbarschaft Bileams, und konnte es also leicht erfahren. Bileam mag es den Moabitern wohl erzählet haben, was ihm auf der Reise begegnet: und als ihn der Geist Gottes trieb, von dem Volke Israel und andern Völkern zu weißagen: so mögen die Moabiter, so dabey stunden, seine Reden wohl nachgeschrie-

* Siehe des Hrn. Prof. Gottscheds drey Reden, bey der deutschen Ausgabe des baylischen Wörterbuches, und in seinen gesammleten Reden, darinn auch bey uns eben diese Wahrheit wider Baylen längst erwiesenworden; imgleichen seine ersten Gründe der Weltweisheit 1. B. im letzten Hauptst. von der Stadt Gottes.

schrieben haben. Und so sind sie in des Moses Hände gerathen.

Seine Prophezeihungen von den Schicksalen vieler Völker sind erfüllet worden: folglich muß er ein wahrhafter Prophet gewesen seyn. Es scheint, er sey ein Verehrer des wahren Gottes, ein Priester und Prophet in Mesopotamien, nahe am Euphrat gewesen; und sein Ruf erstreckete sich so weit, daß man ihm eine Gesandtschaft mit vielen Geschenken schickte, um das Volk Israel zu verfluchen. Joseph machet allerley Zusatze zu seiner Geschichte; und Philo thut es gleichfalls, um sie zu verschönern; nur das Reden des Esels läßt er aus:

& quæ
Desperat, tractata nitescere posse, relinquit.

Hieronymus, Bernhardus, Clericus und Whitby, erkennen ihn einhällig für einen wahren Propheten, der nur durch Geschenke eine Zeit lang verführet worden. Man glaubte damals, ein Priester und Prophet könne durch Gebeth und Opfer einen kräftig verfluchen. Vielleicht hat man sich auf das kräftige Gebeth der Patriarchen gegründet. Selbst die alten Römer übten solche Flüche mit großen Feyerlichkeiten aus, und glaubten: die Gottheit könne durch Geschenke gewonnen werden, gewisse Völker zu hassen.

Das christliche Rom sey darinn dem heydnischen ähnlich geblieben: wo der Pabst und seine Clerisey noch jährlich den erschrecklichsten und abscheulichsten Fluch wider die Ungehorsamen, Sectirer und Kä-

ter

ßer, mit allem Gepränge des Heydenthums, und mit gleicher Wirkung aussprächen. Da nun die Heyden nur die Eroberung ihrer Feinde wünscheten; so thaten sie noch vernünftiger, als jene frommen Christen: die um die ewige Verdammniß ihrer Gegner bitten, und andächtig hoffen, daß ihre Flüche im Himmel und in der Hölle werden erhöret werden. Die athenienſiſche Prieſterinn ſcheine viel reinere Begriffe von der Religion gehabt zu haben. Denn, als ſie gebethen ward, den Alcibiades zu verfluchen, erwiederte ſie: ihr Amt ſey zu bethen und zu ſegnen, nicht aber zu fluchen. S. Plut. in den römiſchen Fragen. Hier rücket der Verfaſſer ein Formular des römiſchen Fluches wider die Kätzer ein, dabey einem die Haare zu Berge ſtehen. Es ſteht in Brands Geſchichte der Reformation. Man kann aber ſicher glauben, daß die heutigen Päbſte dieſe alte Bannformel nicht mehr billigen.

Wir können dem Hrn. Verfaſſer in dieſer Abhandlung nicht weiter folgen; und merken nur an: daß er die Geſchichte vom redenden Eſel in ein prophetiſches Geſicht verwandelt, welches wir ihm zu verantworten überlaſſen. Maimonides hat es auch geglaubet. Grotius, der eben ſolche Beyſpiele von einem ägyptiſchen Lamme, vom Ochſen im Livius und Euſebius, ja beym Plinius, Polybius und Plutarchus anführet, hätte auch noch das Pferd Xanthus aus dem Homer dazu nehmen können.

Nun ſollten wir noch von der VI. Abhandlung, die vom Zuſtande des Todes, ſo wie Homer und Virgil ihn beſchreiben, handelt, einen Auszug geben.

Allein

me und Stamme herfür gewachsen; Dieses kan nicht uneben, auf die Sprachen dieses grossen Welt-Rundes, gezogen werden. Denn, obgleich die Hispanische, Frantzösische, Lateinische, Welsche, Cantabrische, Hungarische, Sclavonische, Jazygische, Griegische, Epirotische, Finnische, Cambrische, Hibernische, Illyrische, Tartarische, welche nebst der Teutschen, in Europa; Ferner die Antiochische, Arabische, Armenische, Babylonische, Hebräische, Chaldäische, Chinesische, Hyerosolimitanische, Malaische, Persische, Samaritanische, Türckische, welche in Asia; Dann die Mohrische, Coptische, Songaische, welche in Africa; Und die Caribanische, auch Mexicanische Sprachen, welche in America, so viel bekannt, im Schwange gehen, ingesammt von derjenigen Haupt-Sprache, welche der höchste GOtt dem Adam anfänglich eingepflantzet, ohnstreitig herstammen, maßen bey dem Babylonischen Thurm-Baue nur eine Verwirrung, nicht aber die gäntzliche Vertilgung der Ersten Sprache erfolget; So wollen doch Selbige, einander durchaus nicht gleich, sondern eine jegliche, vor die uhrsprüngliche Erste und Beste Sprache gehalten seyn; So gar: Daß deswegen viel Zanck und Streit, auch von den Cherusciern ein blutiger Krieg erhoben; Ingleichen öffters wunderliche Prüfungen dißfalls angestellet worden, wie solches aus denen Geschichten gnugsam bekannt; Nur eine anzuführen; So meldet Herodotus: Daß Psammetichus der Egyptier König, zu Ergründung der ältisten und natürlichen Sprache, zwey kleine Kinder, einem Hirten zur Erziehung gegeben, damit solche von aller Menschlichen Gesellschafft und

deren

Allein, dieser Artikel wird zu lang, und wir müssen ihn also auf ein andermal sparen: um so vielmehr, da er uns richtigere Begriffe von den Meynungen des Heydenthums giebt, als viele zu haben pflegen, die sehr viel Einsicht davon zu haben glauben.

IV.

Claudians Gedicht wider den Rufinus, mit einiger Freyheit in deutsche Verse übersetzet, nebst verschiedenen eigenen Sinngedichten, von Myrlandern. Nürnb. bey den Endterischen Consorten und Engelbrechts Wittwe 1756. in gr. 8. 122 S.

Vor etlichen Jahren haben wir dem, aus Demuth so betitelten bäyerischen Reimschmiede, in dieser Monathschrift ein verdientes rühmliches Zeugniß gegeben. Wir konnten nicht umhin, einem in dieser oberländischen Gegend von Deutschland, wo es aus vielen Ursachen so schwer fällt, einen guten Vers machen zu lernen, gebohrnen Dichter, diese Gerechtigkeit nicht versagen; ungeachtet seine Gedichte noch hin und wieder die Merkmaale seiner vaterländischen Mundart an sich wiesen. Wir munterten ihn gar auf, eine größere Arbeit in der Dichtkunst zu übernehmen, und den Virgil nochmals zu verdeutschen.

Diesen Vorschlag nun, hat der geschickte Hr. Verfasser zwar ins Werk zu richten, Bedenken getragen,

gen, weil er in Erfahrung gebracht, daß bereits ein gelehrter Mann im Hannöverischen, solche Arbeit unter Händen habe, dem er sich an die Seite zu stellen viel zu unfähig wäre. Gewiß, eine Bescheidenheit, die allein schon des höchsten Ruhmes werth ist! Weil er aber doch einigermaßen unserer Ermahnung Folge leisten wollen: so hat er sich ein claudianisches Gedicht zu übersetzen entschlossen; und zwar um desto mehr, da er noch nirgends eine Anzeige gefunden, daß nur ein einziges von diesem Dichter verdeutschet worden; außer dem Sinngedichte: De Sene Veronensi, qui Suburbium nunquam egressus.

Daß er nun das Gedicht auf den Rusin erwählet, machte die Betrachtung, daß dieß eins seiner besten und nützlichsten wäre. Er bescheidet sich aber selbst, daß er alles angewendeten Fleißes ungeachtet, seinem Urbilde in der Dollmetschung nicht gleich komme. Er giebt sie daher auch nur für eine etwas freye Uebersetzung aus; ob er sich gleich der Kürze befliſſen, um das Original nicht mit eigenen Zusätzen zu verunstalten. Er bedauret dabey, daß er an seinem Orte keine Gelegenheit gehabt, geschickte Kunstrichter um Rath zu fragen, und seine Arbeit nach ihrem Urtheile zu verbessern.

Bey seinen Sinngedichten meldet er nur, daß er sich alles Ernstes beflissen, den Regeln der gottschedischen Sprach- und Dichtkunst zu folgen, jedennoch aber fürchte, oft dawider verstoßen zu haben. Er gesteht, daß ihn bisweilen auch seine Mundart auf Abwege geleitet haben mag: wie er denn z. E.

Vög-

Böswicht, Schlaffen, Straffen, für Böſewicht, Schlafen und Strafen geſchrieben und gereimet. Er meynt aber dieſes um ſo viel mehr entſchuldigen zu können, als auch Gundling, Stolle und Günther ſo geſchrieben: die aber dazumal, als noch keine Kritik und Grammatik herrſchte, auf ihre Rechtſchreibung wenig acht gegeben, und gewiß anders geſprochen, als geſchrieben haben. Eben dahin rechnet er die Wörter **Ziel**, **viel**, die ſich auf **will** nicht gut reimen ſollen; in bayeriſchen Ohren aber eben ſo klingen, als ob ſie einerley Schrift hätten. Kurz, ſolche Kleinigkeiten muß man im Anfange bayeriſchen Dichtern durch die Finger ſehen: da ja ſelbſt die Sachſen und Schleſier nicht allenthalben einſtimmig ſind, und wohl gar die Oberſachſen und Niederſachſen bisweilen von einander abgehen.

Wir müſſen nunmehr die Verdeutſchung Claudians ſelbſt vor die Hand nehmen, und zwar zuvörderſt den Anfang:

Sæpe mihi dubiam traxit ſententia mentem:
Curarent ſuperi terras? an nullus ineſſet
Rector, & incerto fluerent mortalia caſu?

Er klingt im Deutſchen ſo:

Oefters war ich zweifelhaft, ob ein Gott die Welt verſehe,
Und nicht alles ſonder ihn, nur von ungefähr geſchehe?
Denn da ich bey mir erwogen, wie ſie angeordnet iſt,
Wie die Jahrszeit eingetheilet, daß das Meer ein Umfang ſchließt,

Und

Und die Nacht dem Tage folgt! dacht ich: alles Weſen nimmet
Seinen Urſprung her von Gott, der der Sterne Lauf beſtimmet
Der zu unterſchiednen Zeiten uns mit mancher Frucht erqeſzt,
Der den Kreis der Erden mitten in das Rund der Welt geſetzt.
Der dem wandelbaren Mond, Licht zu borgen, angedeutet,
Für die Sonn ein eignes ſchuff, und die See durch Ufer leitet.
Nahm ich aber auch den Irrſal in der Welt, und das in Acht,
Daß man Fromme unterdrücket, Böſe aber glücklich macht;
So erkannt ich keinen Gott; ſondern zwang mich, ſo zu ſchlieſzen,
Daß der kleinſten Theilchen Trieb alle Dinge zeugen müſſen,
Und ſie in dem weiten Raume nur ein bloßer Zufall lenkt,
Zweifelnd, ob ein Gott vorhanden, oder auf die Menſchheit denkt.

So rein und flieſſend ſchreibt unſer Bäyeriſcher Dichter: und ſo deutlich, beſtimmt und philoſophiſch weis er ſich in einer ſchweren Materie auszudrücken. Nun kömmt aber etwas, wobey wir deſto mehr wünſchten, daß er jemanden aus einer andern Landſchaft hätte zu Rathe ziehen können, je öfter es vorkömmt und jemehr Anſtoß es alſo Leſern aus andern Provinzen verurſachen kann. Es iſt der Namen **Ruffin**, den der Herr Verf. als einen Trochäus, vorn lang, und hinten kurz aus,

ſpricht: da er im gröſsten Theile von Deutſchland ein Jambus iſt, wie Criſpin, Virgil, Camill, Catull, Pompon, Tibull, Properz, u. d. m. Daher klingen uns nämlich die folgenden Zeilen,

Abſtulit hunc tandem Ruffini pœna tumultum
Abſolvitque Deos. Jam non ad culmina rerum
Injuſtos creviſſe queror. Tolluntur in altum
Vt lapſu graviore ruant.

in der Ueberſetzung, gleich im Anfange ſehr widrig:

Rufins Strafe wußt in mir endlich dieſen Streit zu legen:
Und bewies der Götter Macht. Böſe können meinentwegen
Sich zu hohen Würden ſchwingen: meine Klage hört nun auf:
Nur damit ſie tiefer fallen, ſteigen ſie ſo hoch hinauf.

Eben ſo hat der Herr Verf. Fabriz, wider die gute Ausſprache in der zweyten Sylbe, und in Dioskuren die dritte, kurz gebrauchet.

Dörfen wir hier beyläufig eine kleine Anmerkung machen, ſo wird es die zweyte Zeile betreffen. Abſolvitque Deos, heißt nicht der Götter Macht, ſondern der Götter Gerechtigkeit beweiſen; die den Böſen nicht ungeſtraft laſſen. Hernach ſaget das Deutſche, die Böſen ſchwingen ſich ſelbſt empor, ſteigen ſelbſt hoch hinauf; da es doch im Latein heißt, ſie werden erhoben, damit ſie deſto tiefer fallen ſollen. Wir würden alſo dieſe Zeilen lieber ſo gegeben haben.

Bloß

Bloß der Untergang Ruffins hob die Unruh der Gedanken,
Sprach der Götter Fügung los. Nun werd ich nicht ferner zürnen.
Daß der Ungerechte ſteiget. Denn Gott hebt ihn eifervoll.
Bis zum Gipfel in die Höhe, daß er tiefer fallen ſoll!

Es iſt nur eine Kleinigkeit, die wir noch erinnern wollen: ſie betrifft die grammatiſche Bildung der dritten Vergrößerungsſtaffel bey den Beywörtern und Nebenwörtern; und weil ſie ſächſiſchen Ohren ſehr fremd klingt, aber ſehr oft wieder kömmt, ſo werden dadurch im größten Theile Deutſchlandes, ſehr viel Verſe anſtößig und widerlich, ja bisweilen gar lächerlich, die der Herr Verf. als ein Bayer, ohne Anſtoß, und mit irrendem Gewiſſen geſchrieben hat. Z. E. häufigiſt, ſchädlichiſten, entſetzlichiſten u. d. m.

Doch wir wollen nicht kritiſiren, ſondern das Gute unſers Herrn Ueberſetzers bekannt machen. Es ſey dieſes Ruffins Character; auf der 12. u. f. S. lautet er ſo:

Als er nach der Reiſe kaum in des Kaiſers Burg geſchlichen,
Wohin ihn das Unheil wies, iſt ſogleich das Recht entwichen.
Und dafür drang ſich der Ehrgeiz, und mit dem die Gelüſte ein.
Die bey Hof geſuchten Aemter müſſen ihm bezahlet ſeyn.
Er verräth Geheimniſſe, täuſchet ſeine Schutzgenoſſen.
Und in den entbrannten Zorn wird von ihm noch Oel gegoſſen.

Aus den Fehlern macht er Laster, und die kleinen Schmachen groß,
Nereus giebt viel tausend Wässer, ungezählt in seinen Schooß,
Zieht den Donaufluß an sich, und empfängt in sieben Strömen,
Zu der Winters Zeit den Nil, ohne jemals zuzunehmen
So auch ist der größte Reichthum Rufins Geize nicht genug.
Wer ein feines Landgut hatte, wer ein kostbars Halsband trug,
Fühlte seine Räuberhand. Man erschrack bey reichen Früchten;
Gute Aecker dienten nur, ihren Herrn zu Grund zu richten,
Denn er, Rufin, warf den Meyer aus dem Gut, und Stammenhaus,
Oder gab sich für den Erben der Verlassenschaften aus.
Seine Schätze sind gehäuft, und der Raub der ganzen Erden
Sammelt sich in seinem Sitz. Völker, welche dienstbar werden,
Und verschiedne reiche Städte heißet er sein Eigenthum.
Toller! baust du deine Herrschaft schon ums ganze Meer herum?
Sollte dir der Lydier seiner Flüsse Reichthum bringen;
Könntest du des Crösus Thron, und des Cyrus Kron erringen,
Wärst du dennoch nie bereichert, wär dir dennoch nichts genug.
Die sind dürftig, welche wuchern. Fabriz, der sich schlecht betrug,
Schlug der Fürsten Gaben aus. Ein gemeines Dach vergnügte
Den sehr tapfern Curius, Cincinnatus aber pflügte.

Solche

Solche Hütten ſchätz ich höher, als dein prächtiges Gebau.
Dieſer Armuth weicht dein Reichthum. Deine ſchnode Schwelgerey
Strebet theuern Biſſen nach: mir verehrt die Erde Speiſen,
In des Purpurs Pracht kannſt du voll und reiche Kleider weiden,
Da hingegen glänzen Blumen, und der Felder rege Zier,
Mit verſchiednen eignen Farben. Auf den Raſen bett ich mir,
Welche meinen ſüßen Schlaf von der Sorgen Anfall retten,
Aber du bedieneſt dich prächtig aufgethürmter Betten.
Durch die Weite deines Sitzes lärmt die Schaar, die dich verehrt,
Dießeits wird der Bäche Rieſeln, und der Vögel Lied gehört.
Beſſer iſt ein kleines Gut; wenn wir dieß zu brauchen wiſſen,
Haben wir von der Natur, was wir wollen, zu genießen.
Wüßten wirs, ſo ließe niemand ſich mit Koſtbarkeiten ein,
Und es würde nie ein Treffen, wie ein Pfeil zu fürchten ſeyn,
Nie ein feſter Ort berennt, nie vom Sturm ein Schiff zerdrümmert. ꝛc.

Nun müſſen wir auch etwas von Ruffins Strafe mitnehmen. Auf der 31 S. heißt es:

Er erſtarret, und verſpührt keine Ausflucht mehr von dannen.
Ihn umgeben Pfeil und Spieße. Völlig ſieht er ſich umgränzt.
Er entſetzt ſich in dem Kreiſe, der mit Schwertern umher glänzt.

So erschrickt ein wildes Thier, das man neulich auf den Höhen,
In den Waldungen erjagt, und zum Kämpfen ausersehen,
Wenn es rings herum im Schauplatz ein Gemurmel und Getös
Vieler tausend Menschen höret. Anfangs widerstrebet es,
Bis es jener, ders versorgt, auf das eine Knie gestützet,
Mit dem Wurfspieß in der Hand durch den Ruf zum Kampf erhitzet.

Einer, welcher sehr verwegen, fürchterlich und trotzig war,
Springt hervor mit bloßem Schwerte, mitten aus der ganzen Schaar.
Stilicho, dieß meldet er, den du, wie du prahlst, verstäubet,
Stößt mit dieser Hand nach dir, die dich störzet, und entleibet,
Drauf versetzet er dem Rufin den so wohlverdienten Stoß.
O beglückte Faust, die erstlich dieses Wütrichs Blut vergoß,
Und der so gekränkten Welt etwas von der Buß ersetzte!
Diesem folgten alle nach. Man durchstieß ihn, und zerfetzte
Seine noch bewegten Glieder. Nur an seinem Leib allein
Kühlet sich so manches Eisen. Keiner glaubt, ein Mann zu seyn,
Wenn ers nicht mit Blute färbt. Seine Arme, nebst den Füßen,
Die ihm abgehauen sind werden ab- und fortgerissen.
Der bestürmt die regen Augen; der das geizige Gesicht.
Sie verschonen auch den Rückgrad, und die Schulterblätter nicht.

Das

Das gesammte Eingeweid, und Geäder wird durchwühlet;
Dennoch ihre Nachsegler, und ihr Zorn nicht abgekühlet.

Endlich kömmt die lehrreiche Betrachtung des Dichters noch hinzu. Auf der 33. S.

Niemand bau auf groſses Glück! Halict nun der Götter Schlüsse,
Und sie selbst für wandelbar! Diese Hand, die sonst die Küsse
Manches Edelmanns verehrten, und die fast bezeptert war;
Diese strecket ihre Finger um betrübte Gaben dar:
Diese bleibt, vom Leib entfernt, eine Zeitlang unbegraben
Jene, die vom Glück erhöht, allzustolze Sinnen haben,
Führen dieses zu Gemüthe. Sehet! diesen, der für sich
Eine Grabstatt aufgeführet, welche keinem Tempel wich;
Diesen, welchem man zuvor Pyramiden bauen müssen,
Streut man itzo Stuckweis aus, und zerstampfet ihn mit Füßen.
Der in Purpur prangen wollte; der die ganze Welt besaß,
Liegt hier nackend, und zerfleischet, dient den Vögeln für den Fraß.
Kann nur eines dünnen Staubs, keiner Grube theilhaft werden.
Und erlangt an manchem Ort, und auch nirgend eine Erden.

Dessen Mord ergetzt den Himmel, und der Kreis der Erden scheut
Die vermaledeyte Bürde. Endlich wird die Luft befreyt,

deren Rede, entfernet seyn möchten; Und weil die Kinder bey erfolgten Wachsthum öffters das Wort Beck, Beck! (so sie ohne Zweiffel von Schaffen oder Ziegen begrieffen und auf Frygisch Brod heisset,) von sich hören lassen, habe er daraus geschlossen: Die Frygische Sprache sey allein die ältiste und natürlichste, auch mit den ersten Menschen gebohren. Gleichwie aber keine derer vorher erzehlten Sprachen, mit Grundmäßigen Bestande, vor die uhralte Haupt-Sprache, welche unsere Erste Eltern in- und ausser der Paradießischen Glückseeligkeit mit Ihren Nachkommen, gebrauchet, und die bey der allgemeinen Verwirrung frey geblieben, ausgegeben werden kan; Es mögen auch die Jüdischen Rabbinen Aben Ezra, Simon Benjochai, Salomon Raschi. Ingleichen die Alt-Väter Hieronymus, Origenes, Augustinus, Eusebius, Lyrus; Und Viele neue Gottes Lehrer auch Geschicht-Schreiber, darunter Buxtorff, Pfeiffer ꝛc. Scaliger, Lipsius, Rodorn ꝛc. Vor die Hebräische; Oder Theodoretus mit den Epolemo, aus Liebe zu seinen Vaterlande, vor die Syrische Sprache so sehre kämpffen, als sie wollen, indem es zu Behauptung dergleichen Wichtigkeit, auf blosse Muthmassungen, auch den Wort Verstand und Bedeutung der Nahmen; Oder einiger falschen Juden verdächtiges Zeugniß, ohnmöglich ankommen kann; Wie künfftig bey besserer Gelegenheit, mit mehren vorgestellet werden soll; Also muß nothwendig die jenige Sprache, welche ihr Alterthum besser, als die andern, vorstellen kann, so lange den Vorzug, vor Denenselben haben, biß obangeregte Streitigkeiten: Was vor eine Spra-

Und sein böser Schatten fährt durch den Feuerpful zur Höllen.
Aeacus erschrickt an ihm; Cerber fällt ihn an mit Bellen,
Und die Seelen, die sein Würgen aus der Welt verdrungen hat,
Reißen ihn mit bitterm Lärmen vor des Pluto Höllenrath.

Wir müssen noch etwas von des Herrn Verf. Sinngedichten mitnehmen. Den Anfang machen Ueberschriften auf die ersten XXX. römischen Kaiser. Z. L.

I. Auf Cäsarn:

Er kam, sah, überwand, er häufte Sieg auf Siege,
Und war so wohl gelehrt, als tapfer in dem Kriege;
Doch weil sein stolzer Geist nach Kron und Zepter rang,
Gerieth er durch das Glück in seinen Untergang.

XI. Auf den Vitellius.

Er, den ein dummes Glück mit Würden überhäufet,
Wird bald mit Spott erwürgt, in Tyberstrom geschleifet.
So lang er auf dem Thron gleich einem Ochsen saß,
War dieß sein ganzes Thun: er wütete und fraß.

Sodann folgen andre Sinngedichte. Im I. bittet der Verf. Se. Churfürstliche Durchlaucht. zu Bayern, auch die deutschen Musen zu schützen. Das III. ist

An einen Tadler.

Crysander, wenn du mir den Vorwurf machen willst,
Mein Dichten heiße nur die edle Zeit verschwenden:
So wird erlaubet seyn, dir dieses einzuwenden:
Ich dichte, wenn du träumst, und schreibe wenn du spielst.

Das

Das VIII.

Der unwürdige Nachkömmling.

Der wohlgebohrne Trapps ſtellt ſeiner Ahnen Schaar
In einer langen Reih aus Holz geſchnitzet dar,
Und ſpricht; von denen iſt viel rühmliches zu leſen:
Er iſt, was dieſe ſind, doch nicht was ſie geweſen.

Noch das XVI.

Die verträgliche Pralerey.

Warum kömmt Ulpian, ein Meiſter freyer Künſte,
Und beyder Rechte, nicht zu einem guten Dienſte;
Hingegen Staſſilus, der Eſel, hoch hinan?
Darum, weil jener nicht, wie dieſer pralen kann.

Auch einen ſatiriſchen Reimſchmid, der den Herrn Verf. angezapfet hat, hat er mit einigen, und ſonderlich dieſem, ſavoyiſchen Singgedichte abgefertiget:

Seck, seck! Err Schmierilus di mack swey Singe dickt
Die sick wie Faust auf Aug und Ars auf Fridrick schickt,
Und die so ersichy deusch als wie die Leute sprack,
Die in Savoy darum für deutschland Mausfall mack.

V.

Pſychologie, ou Traité ſur l'Ame

contenant les Connoiſſances, que nous en donne l'Experience, par Mr. Wolf.

Quale per incertam Lunam ſub luce maligna,
Eſt iter in ſylvis - - - Aeneid. VI. 270.

A Amſt. Chez Pierre Mortier. 1743.
in groß 8.

Es ist wahr, daß dieß Buch gar nicht mehr neu ist. Indessen ist es uns nicht eher, als itzo zu Gesichte gekommen: und da wir uns allemal freuen, wenn etwas von unsrer Landsleute Schriften bey den Auslandern Beyfall findet: so haben wir unsern Lesern auch dieses bekannt machen wollen. Der ungenannte Verfasser ist kein Client von dem sel. Kanzler Wolf, kein Zuhörer, kein Söldner desselben gewesen. Er ist ein unpartenischer Ausländer, der sich eine Zeitlang in Deutschland aufhält, wo er zum Zeitvertreibe, aus desselben größerem Werke der Psychologie diesen Auszug machet. Doch wir wollen ihn selbst, aus der merkwürdigen Vorrede hören.

Herr Wolf, saget er, ist einer von denen Schriftstellern, die es nicht nöthig haben, durch Lobsprüche erhoben zu werden. Sein Namen wird mit seinen Werken allenthalben hingebracht: und in den Jahrbüchern aller Akademien geht er von sich selbst, ohne alle meine Lobeserhebungen, dem Ruhme entgegen.

Was ich zu Paris von diesem berühmten Professor hatte sagen hören, und was ich in Deutschland mit einem Tone, der der Begeisterung nahe kam, sagen hörte, machte mich begierig, einige seiner philosophischen Werke zu sehen. Ich gestehe hier, was dieser kleine Versuch vielleicht nur gar zu sehr bestätigen wird; daß ich alle Philosophie der Schulen beyseite gesetzet, und mich auf ganz andre Sachen geleget hatte. Ja ich dachte nicht einmal, daß ich iemals

jemals wieder eine Laufbahn betreten würde, davon ich, wie es die Gewohnheit mit sich bringt, glaubete, es sey genug, sie einmal durchlaufen zu haben.

Allein die Neuigkeit der wolfischen Untersuchungen, und seiner Lehrart, die ich bis an den Himmel erheben hörte, trieben mich wieder zurück; um mir selbst ein Land bekannt zu machen, davon man mir Wunder erzählte. Die Muße, darinn ich mich damals befand; die Einsamkeit in einer Stadt, wo fast niemand meine Sprache redete, waren mir neue Antriebe, zur Philosophie zu flichen. Ich mußte den Verdruß einer Entfernung, welche nichts von der Anmuth einer freywillig erwählten hatte, mir durch Arbeit versüßen.

Doch, die Neugier und lange Weile waren noch nicht zulänglich, mich zum schreiben zu nöthigen. Es gehörten nichts weniger Regungen der Erkenntlichkeit dazu, mich zu einer so mühsamen Arbeit zu bewegen. Die Familie der Person, der ich diesen Versuch zugeeignet, gab mir deren genug. Dieselbe Güte, womit sie mich zu Paris überhäufet, war mir nach Deutschland gefolget, und daselbst mein ganzer Trost gewesen. Zur Erwiederung verschiedener Werke, die man mir aus Paris schickete, glaubete ich, daß ich die berühmtesten Früchte des Landes, wo ich mich aufhielt, und zur Vergeltung für den Witz und Verstand, ein Werk vom Verstande schicken müßte. So ward es mir nicht schwer, mich zur Psychologie des Herrn Wolfs zu entschließen.

Wie

Wie aber der Band, worinn er dieſen Theil abhandelt, unendlich iſt: ſo war anfänglich meine Abſicht nur, irgend einen ſchon fertigen Auszug davon zu überſetzen: . . In dieſem Vorhaben wollte ich ein Buch wählen, welches mir der Ruf als dasjenige bekannt machen würde, welches am wenigſten mit vieler Beleſenheit beſchweret wäre, die ſo ſehr Mode iſt. Mir war es ſchon genug, daß es Herrn Wolfs Begriffe lieferte; ſeiner Ordnung und Einrichtung der Materien und Demonſtrationen folgte; und mir endlich die Züge darböthe, die zur Aehnlichkeit gehören.

Allein ein jeder will nach ſeiner Art ein Abkürzer ſeyn. Der eine glaubet das auslaſſen zu müſſen, was der andre für weſentlich hält. Und durch eine unglückliche Schwäche unſers Verſtandes, wird eben die Ordnung und Verknüpfung der Wahrheiten, die der Gegenſtand unſrer Unterſuchungen iſt, ein Gegenſtand unſerer Widerſprüche. Alle bilden ſich ein, ihn gefunden, und den einzigen wahren, den einzigen natürlichen ergriffen zu haben. Kurz, alle wollen gewiſſer maaßen Urheber ſeyn, oder doch zu ſeyn ſcheinen. . .

Ich habe bemerket, daß es mit Herrn Wolfs Abkürzern eben ſo gieng (wie mit der Geometrie). Sie waren zufrieden, ſich mit einem ſo wichtigen Namen zu ſchmücken; und erkühnten ſich doch einen neuen Entwurf zu machen, und ihre Begriffe, an die Stelle der ſeinigen zu ſetzen. Was iſt daraus erfolget? Von allen den zerſtreuten Gliedern der

großen

groſſen und erhabnen Philoſophie des Herrn von Leibnitz, die dieſer arbeitſame Schriftſteller mit einer unendlichen Geduld geſammlet hat, um daraus einen ſchrecklichen Coloß zu bilden, haben ſie faſt nur eine elende und faſt ungeſtalte Zwergsfigur gemachet. Einige haben ſie gar mit groteſquen Kleidungen verhüllet, die ſie für einen artigen Putz angeſehen. Herr Wolf, der anſehnlichſte und ernſthafteſte Schriftſteller, der am meiſten alles Putzwerk, und alle Zierrathe vermieden; iſt in einen Luſtigmacher verkleidet, der in ſeine ernſtliche Lehrart bisweilen gar abgeſchmackte Liebeserklärungen, ja Zweydeutigkeiten menget. Dieß kam mir eben ſo ungeheuer vor, als jenes horaziſche Bild, davon er ausrief:

Spectatum admiſſi riſum teneatis amici!

Daraus nun kann man ſchlieſſen, warum ich dergleichen Wegweiſer im weiten Lande der wolfiſchen Philoſophie nicht erwählet. Andre, die nur ein trockenes Gerippe abgeſonderter Sätze, ohne die Vernunftſchlüſſe, wodurch ſie darauf gekommen; oder vielleicht mit ihren eigenen, und zwar mit unnützen Zuſätzen verbrämet, vortrugen, ſtunden mir eben ſo wenig an. Ich wollte nur Hrn. Wolfs eigene Denkungsart in einem kurzen Abriſſe vorſtellen. Daher entſchloß ich mich, lieber meinem groſſen Lehrer ſelbſt, ſo gut ich könnte, nachzuſchwimmen, als mich nach fremden Phantaſien zu richten.

Hr. von Fontenelle ſaget: es gebe eine gelehrte Unordnung, die denjenigen, der gelehrt iſt, nicht ver-

verwirret. Hier (meynet der Verfasser) machet die Lehrart selbst Schwierigkeiten. Man muß alles erklären, und jede Erklärung zieht eine ganze Familie neuer Erklärungen nach sich; woraus sich Völkerschaften zu einer neuen Welt erzeugen. Herr Wolf hat zwar dem Uebel vorzubeugen gewußt; aber wer nicht viel Geduld hat, und hitzig in seiner Begierde ist, das Gebäu der Wahrheiten geschwind aufwachsen zu sehen, der kann sich doch nicht sogleich darinn finden. Der Verfasser meynt, diese Lehrart sey ein Gebäu, welches aus unendlich vielen Treppen und Stufen besteht; wo man sehr langsam hinanklettert, oft still stehen, und immer zurück sehen muß, was man schon erstiegen hat. u. s. w. Dieß sey aber keine Arbeit für einen Weltmenschen, dessen Geburt und Witz, ihn zu einer andern Lebensart bestimmet.

Er hat sich also eingebildet, man müsse folgende Regeln beobachten. 1) Der Ordnung eines geschickten Lehrers folgen, und allen Materialien des Gebäudes dieselbe Stelle lassen, wohin er sie gestellet. 2) Manchmal alles von dieser Materie auf dieselbe Stelle zusammen tragen, damit man sie nicht weit suchen dörfe. Wenn es ihm nun bey diesem allen weiter nicht gelungen wäre, als eine Bauerhütte, oder eine Kammer für Pygmäen aufzuführen: so würde man wenigstens das Ganze darinn übersehen können, und die Wege dazu erleichtert finden.

Nach einigen andern Entschuldigungen zeiget er noch den Grund an, warum er nicht eine buchstäbliche

liche Ueberſetzung geliefert. Er meynet nämlich, ſo würden Herrn Wolfs Schriften in Frankreich keine Leſer finden: denn man müßte gewiß zum Bücherleſen recht aufgelegt ſeyn, wenn man in ſeinen Werken aushalten ſollte. Dieß iſt die Sprache eines Franzoſen. Aber wie? lieſt ſich denn Locke, Newton, Malebranche, Gaſſendi, Reais und Carteſius leichter und luſtiger? Wir beſorgen ſehr, daß eben ſoviel Sitzleder dazu gehöret. Er geſteht, daß freylich alles ſynthetiſch geordnet ſey, ſo, daß aus dem erſtern das folgende fließt; meynt aber doch: es hätte diejenige Klarheit nicht, die man in franzöſiſchen Büchern verlangte. Vielleicht fehlt es an der Geſchmeidigkeit ihrer Sprache; vielleicht auch an demjenigen Ueberſetzer, der die Gabe hat, das klare Latein, wiederum recht klar ins Franzöſiſche zu bringen.

Wir können nicht alles übrige mitnehmen, was er in der Vorrede geſaget hat, ſein Unternehmen zu rechtfertigen, und die franzöſiſche Ungeduld zu beſchönigen. Er ſtreuet ein großes Lob des Hrn. von Fontenelle mit ein, der in ſeinem Tractate von mehr als einer Welt, die Philoſophie des artigen Vortrages fähig gemachet. Dieſer Schriftſteller hatte Frankreich verwöhnet: hos edidit! aber viele gäben ſich vergebliche Mühe, ihm nachzufolgen; ohne ſeinen Geiſt und Witz zu haben. Sie ſtickten hin und her Purpurlappen an:

Purpureus late, qui ſplendeat, unus & alter
Aſſuitur pannus. &c.

Aber

Aber umsonst. Diejenige Geisterwelt, die er zu beschreiben gesuchet, wäre solcher Zierrathe nicht fähig gewesen. Er hätte, so zu reden, in die Eingeweide der Seelen dringen müssen. Herr Wolf hätte die Geister, ihrer Flüchtigkeit ungeachtet, ergriffen, ihrer Einfachheit unbeschadet, zergliedert, und ihrer Freyheit ohne Abbruch, sich unterwürfig gemachet. Er lobet auch die Fr. Marq. von Chatelet, die zuerst die wolfische Philosophie in ihrer Naturlehre französisch bekannt gemachet. Und kurz, unser Verfasser ist wirklich auf dem guten Wege, und in den besten Gesinnungen. Er zeiget den großen Einfluß der Psychologie in die übrigen Theile der Weltweisheit und Gelehrsamkeit.

Die Ordnung seines Buches ist folgende. Nach einer Einleitung von der Psychologie überhaupt, handelt das erste Hauptstück vom Daseyn der Seele: Das 2) von der Art zur Erkenntniß derselben zu gelangen. Das 3) von dem Unterschiede der Empfindungen. Das 4) von Begriffen, das 5) von den Sinnen, das 6) von der Einbildungskraft; das 7) von der Dichtungskraft; das 8) vom Gedächtnisse, der Vergessenheit und der Erinnerung; das 9) von der Aufmerksamkeit und dem Ueberdenken. Das 10) vom Verstande überhaupt. Das 11) von seinen dreyen Wirkungen. Das 12) von der Urtheilskraft. Das 13) von dem Vernunftschlusse. Der ganze Theil aber, der von den Begierden und dem Willen handelt, fehlet also noch.

noch. Ueberhaupt aber muß man ihm das Zeugniß geben, daß er alles wohl eingesehen, und für ungeduldige Weltleute es sehr angenehm und zureichend vorgetragen habe.

VI.

Scelta di varii Pezzi de' piu' classici

Autori, con alcune annotazioni e giunte, per la Lingua e Letteratura italiana. Opera di Vincenzio Gaudio, Giuris consulto. Tomo I. che contien la parte Teorica. In Gottinga, à spese della Vedova Vandenhoeck 1757. in 8. p. 536.

Dieses Werk eines vorizo zu Göttingen rühmlich lebenden neapolitanischen Rechtsgelehrten, des berühmten Herrn D. Gaudio, ist das einzige in seiner Art. Der Herr Verf. bemerket solches selbst a. d. 2 S. „Es man zelte bisher, heißt es, Deutsch„land, so wie es auch England, Frankreich und al„len andern Volkern daran fehlte, eine Sammlung „von auserlesenen Stücken der vortrefflichsten Schrift„steller, aus welchen man das Italienische, und dessen „Litteratur zugleich erlernen könnte.„ Wir sind mit denen Büchern, die zur Erlernung des Wälschen in allen auswärtigen Sprachen geschrieben werden, so bekannt nicht, daß wir untrüglich versichern könnten, ob dem also sey; und lassen also billig die Kenner der gelehrten Geschichte in allen diesen Sprachen

che eigentlich vor der Verwirrung, die weitläufftigste gewesen, und also vor die uhrälteste und vollkommenste zu achten, besser dargethan und behauptet werden! Und selbiger gebühret keiner andern, als Unserer nie genug gepriesenen Teutschen Helden-Sprache! welche wahrhafftig einiger andern, weder an Alterthumb, Zier und Pracht, Klarheit und Deutlichkeit, Kürtze und Wort-Reichthume, Lieblichkeit und Beweglichkeit, Reinigkeit und Selbstständigkeit vorgehen mag; Ja! welche der Himmel allein würdig geschätzet, die unüberwindliche Teutsche Welt, als den Schau-Platz der Grösten Helden, zu bewohnen. Nun werde ich mich, bey kürtzlicher Vorstellung ihres Alterthumbs! keines weges auf den Geropium Becanum gründen, welcher doch ziemlich beyfällig, die Cimbrische, das ist: Die alte Teutsche Sprache, deren sich die Nieder-Teutschen gebrauchet, allen andern Sprachen vorziehen, Ja! daß Adam selbst im Paradiese Teutsch geredet, sehr nachdencklich behaupten wollen; Da derselbe von vielen vor verdächtig gehalten wird, auch dißfalls schon mehrere Beweiß-Gründe verhanden; Wie denn Aventinus in seinem ersten Buche der Geschichte am 19. Blatte, gantz glaubwürdig berichtet: Es wäre im Ein hundert Ein und dreyßigsten Jahre nach Christi Geburth, Tuiskon oder Teutsch, so von Mose Aszenas genennet wird, des Gomers Sohn, aus Armenien mit einen grossen Volck in Teutschland kommen, und habe eine Herrschung angerichtet, das Land treflich angebracht und gebessert, eine Stadt am Rein gebauet, mit einen Teutschen Nahmen versehen, und allenthalben gute Anstallt gemacht;

ter und prosaischen Scribenten, wie auch den Grund ihrer Dichtkunst und Mythologie, in ihrem ganzen Umfange daraus lernen; um ihre Poeten und dergleichen Bücher mit Verstande lesen zu können. Kurz, man findet in seinem Buche, die Wissenschaft der Sprache und der Sachen genau vereiniget; und keine Sprache in der Welt, hat, wie er uns selbst versichert hat, sich eines solchen Werkes bisher rühmen können.

Der II. Band ist auch schon wirklich unter der Presse. Er enthält den praktischen Theil, und zeiget Versuche von allen Schreibarten, so wohl in Prosa als in Versen.

Wir haben bisher nur das zu ergänzen gesuchet, was in den hiesigen und Göttingischen Zeitungen bereits davon gesaget worden. Wir müssen aber noch eins von eben der Art beyfügen. Der Herr Verf. hat eine Untersuchung über die Natur und den Gebrauch der Vergleichungsstaffeln, sonderlich der zweyten und dritten (Comparativorum et Superlativorum) angestellet. Er glaubet, daß noch kein Philologus oder Philosophus, diese Materie recht ergründet habe, die es gleichwohl sehr würdig wäre. Es stehet dieselbe auf der 193sten Seite in der 14 Anmerkung. Unser Raum aber, und andere Umstände leiden es nicht, unsre Meynung davon zu sagen.

Wir haben ohne dieß noch einen Umstand zu berühren, der auf der 61. u. f. S. vorkömmt. Es ist dieß ein Verzeichniß verschiedener wälscher Wörter, die Herr Prof. Gottsched in die vierte Aus-

Ausgabe seiner großen Sprachkunst, als solche, setzen wollen, die aus der deutschen Sprache ihren Ursprung hätten. Er hatte schon ein noch größeres Register davon, in der dritten Auflage mitgetheilet, so wie er selbiges in einem ältern Sprachlehrer gefunden hatte? Bey genauer Prüfung desselben aber, hatte sichs gefunden, daß der Ursprung von einigen, so wie die italienische Rechtschreibung selbst, wohl eben nicht so gar richtig seyn möchte: daher hatte er, mit Zuziehung des Herrn D. Gaudio selbst, sein Verzeichniß verkürzet und verbessert; so wie es wirklich hier gedruckt erscheint. Er war auch willens, solches in die neue Ausgabe seiner Sprachkunst einzurücken; wenn nicht andre Ursachen dieß sein Vorhaben unterbrochen hätten.

Da nämlich sein Buch, wegen der ihm von verschiedenen Gelehrten zugeschickten Zweifel und Einwürfe, nothwendig einige Zusätze und Anmerkungen bekommen mußte; der Verleger aber dasselbe nicht gern merklich vergrößert haben wollte: so mußte er nothwendig von dem, was in der vorigen Ausgabe schon stund, etwas weglassen; um den neuern Zusätzen einigen Raum zu schaffen. Nun konnte aber nichts unvermerkter ausbleiben, als eben diese etymologischen Verzeichnisse, sowohl italienischer, als französischer Wörter, die von deutschem Ursprunge sind. Diese gehörten so eigentlich in keine deutsche Sprachkunst; sondern weit besser in ein Wörterbuch, oder in walsche und französische Grammatiken. Sie konnten also mit gutem Fuge wegbleiben: und diesen Anschlag ergriff er.

Ferner iſt es mit ſolchen Etymologien oder Ableitungen allemal eine kützliche Sache. Was dem einen, der ſie lieſt, ſonnenklar ins Auge fällt, das ſieht ein andrer gar nicht ein. Sonderlich iſt die Selbſtliebe einiger Ausländer ſo groß, daß ſie es durchaus nicht leiden können, und es ſich wohl für den gröſten Schimpf halten, daß ihre Sprache der deutſchen etwas zu danken haben ſoll. Wenn ſie alſo wider eine Sprachlehre ſonſt nichts anders zu erinnern haben: ſo iſt es die Abſtammung gewiſſer Wörter aus dem Deutſchen. Sie verwerfen daher getroſt ein ganzes Buch, als ungereimt; weil ſie dieſe oder jene Etymologie nicht einſehen können, oder zugeben wollen. War es alſo nicht beſſer, daß Hr. Prof. G. ſeine Sprachkunſt den Verdammungsurtheilen dieſer unbilligen Richter und Tadler entzog, und ſelbige auf dieſer Seite ſicher ſtellete? zumal, da ſie dadurch nichts Weſentliches verlohr?

Weil nun der Druck der neuen Ausgabe vorigen Herbſt, zwiſchen der Michael- und Neujahrsmeſſe ſehr beſchleuniget wurde, ehe der Hr. Prof. G. des Hrn. D. Gaudio Scelta di varii Pezzi zu ſehen bekam, ſo hat jener es nicht wiſſen können: daß dieſer das verbeſſerte Verzeichniß ſchon wirklich hätte eindrucken laſſen, ſo wie ſie eins geworden waren. Er würde ſonſt wenigſtens in einer kleinen Anmerkung ſeiner Sprachkunſt, die Urſache ſeines geänderten Entſchluſſes gemeldet, und ſich dadurch beſtermaſſen entſchuldiget haben. Indeſſen erkennet ſelbiger die rühmliche Erwähnung ſeiner Sprachkunſt, mit ſchuldigem Danke, und erwartet mit

andern den besondern Tractat, den der Herr Verfasser von den deutschen Etymologien griechischer u. lateinischer Wörter herauszugeben Hoffnung machet, mit sehnlicher Begierde.

Wir aber müssen hier noch anzeigen: daß der Hr. D. Gaudio gar nicht der gemeinen Meynung fast aller Gelehrten, selbst unter seinen Landsleuten, zugethan ist: Daß die Gothen und Longobarden, die doch 400 Jahre in Italien geherrschet, viele Spuren von ihrer deutschen Sprache in Wälschland zurückgelassen hätten. Es glaubet derselbe fast gar keine davon anzutreffen, und will so gar den Gebrauch der Artikel und Fürwörter vor den Nenn- und Zeitwörtern; ja der Hülfswörter bey den Zeitwörtern, schon aus der Pöbelsprache des alten Lateins herleiten. Seine Art, es zu beweisen, ist sehr sinnreich, und verräth keine geringe Kenntniß des alten Lateins, auch eine Belesenheit in denen Schriftstellern, die der Hundertste nicht liest. Wir lassen uns aber darauf nicht ein, seine Meynung zu beurtheilen. Man muß sein Buch selbst lesen, oder sein größeres Werk davon erwarten.

Nur eins wollen wir dabey anmerken: daß nämlich das Latein schon vor, und bald nach der Erbauung Roms, ein Gemenge von griechischen, pelasgischen, sabinischen, volskischen, umbrischen, thuscischen, gallischen und andern damals in Italien gebräuchlichen alten Mundarten gewesen. Von diesen aber sind, außer dem Griechischen, das hauptsächlich in Græcia magna, oder im Neapolitani-

taniſchen geredet worden, faſt alle übrige Sprachen altdeutſche, oder beſſer, celtiſche Mundarten geweſen: von denen alſo das Latein einen ſehr großen Theil ſeiner Wörter und Redensarten erborget, und angenommen haben muß; wie bereits die größten Kunſtrichter, ſelbſt in der franzöſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, erkannt und geſtanden haben. Es könnte alſo wohl ſchon bey der erſten Freyſtadt, die Romulus zur Bevölkerung ſeiner neuen Stadt eröffnet hat, der Grund zu finden ſeyn: woher ſoviel Wörter und Redensarten ins Latein gefloſſen, die in der deutſchen Sprache eigentlich nach Hauſe gehören. Und wo bleibt Ciceros Geſtändniß und Klage: Quod omnis peregrinitas in urbem effuſa ſit? ſeitdem das römiſche Bürgerrecht ſo ſehr war verſchwendet worden: welches gewiß nach ſeiner Zeit noch mehr geſchehen iſt, da viele Kaiſer deutſche Leibwachten hielten; ja ſelbſt Gothen, Thrazier und Deutſche den Kaiſerthron beſtiegen haben.

VII.

Unterthänigſt devoteſter Poetiſcher Willkomm, einer Oſt-Fränckiſcher Muſe an das Durchleuchtigſte einziehende höchſte Ehe-Paar Ihro Herzogliche Durchleucht Herrn, Herrn ꝛc. ꝛc. Dann Ihro Herzogliche Durchleucht Frauen, Frauen ꝛc. ꝛc. von Joanne Petro Nicolao Kiel, Franco-Wirzeburgenſi, A. A. Ll., und der Weltweißheit pro-

promov. Magiſt. prim. der heil. Schrift Baccalaur. dermahligen hochverordnetem Hochfürſtl. Wirzburgiſchen Pfarrer des Gau-Erben Orths Trappſtatt.

den Anno 1757. Römhild, druckts Johann Georg Brückner.

Da wir oben eine rühmliche Probe einer bäyeriſchen Poeſie gegeben: ſo wird es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, auch einmal von einer oſtfränkiſchen Muſe, wie ſie der Hr. Verfaſſer ſelbſt taufet, etwas zu leſen. Wir laſſen aber daſſelbe ſo abdrucken, wie es uns in die Hände gefallen. Wir kritiſiren nichts, ſondern überlaſſen einem jeden ſelbſt das Urtheil. Uns kommt es nur vor, als ob wir hin und wieder Spuren gefunden, als ob der Verfaſſer in gewiſſen guten Dichtern nicht unbeleſen ſey, und ſich ihre Brocken zu Nutze gemachet habe. Doch wird man freylich finden, daß er auch viel von ſeinem eigenen hinzugeſetzet, um dieſe zerriſſenen Glieder des Poeten wieder auf eine neue Art zuſammen zu ſetzen. Wir verſprechen dieſem Stücke bey allen Kennern der deutſchen Dichtkunſt keinen geringen Beyfall.

Ich ſchlief, und hörte ohngefehr,
Wie eine Nymphe rief in der Wer'
Voll Wehmut zu den Sternen hinauf,
Himmel! Soll dann dich mein Klagen,
Mein Trauerſier, meine Plagen
Nicht erbarmen machen? hemſt du nicht des Unſterns-

lauff.

Hier die Charis liat vergraben
An der Weer', mit ihren Gaaben
Cypryn die ſchöne, und dabey
Dianens Angeſicht; noch mehr!
Pallas. Die Zier der Dännen Heer.
Wie? ſo ſoll der Rautenkranz verderben? einem Schreŭ

Ich hörte hier. (Der Famaflug
Und Stimm es war, ſo hier anſchlug
Und Sachſen zum Frolocken brachte)
Die Lieb (ſprach ſie) Vermählung ſchuff,
Die durch dem meinen lauten Ruff
Kund ſey am Werraſtrom. So der Nymphe Treß
machte.

Gleich ließ der Muſen muntres Chor
Der Trauer zugeſchloßnes Thor
Auf den Parnaſſi Bergen hören.
Princeſſin! Dein Vermählungsbund
Ward jauchzend Dennen Völckern kund
Die nur der Weißheitthron, der Künſtetempel ehren.

Stracks ſchrie Suada voller Neid
Ich will Charlotte Lieblichkeit
Wie ihres Großmuts Höh' entwerffen
Hier, wo der Werre runder Sand
Durchwalzet Chilbert Saxenland
Werd ich ſo Wiz als Kiel zu Ihren Nachruhm ſchärffen.

Sie thuts! es tritt ſo mancher auf
Um Dein Verbindungs-Wunderlauff
Und weiße Mäßigung zu preißen.
Was folgt? Der Werra Nymphe winckt,
Den Nymphen in dem Mayn, ſie ſingt:
Wolt ihr mit auch mit uns der Braute Ehr beweiſen.

Erwegt

Erwegt ihr Franken mit Bedacht,
Wie ihr ſo mancher Fürſtinpracht;
Thereſens Heldenmuth kont loben.
Merckt! was ihr uns vor Bilter ſchenckt,
Da Furſt Sensheim die Wage lenckt;
Wann Charlott aus Lorraing durch Ruhmred wird erhoben?

Hier wo euch, Charlott ganz allein,
Kan Thereſa, und Charlotte ſeyn;
Solt es wohl billig ſeyn; zu ſchweigen?
Ihr Maynſtroms Muſen leſt dem Mund,
Ergreift dem Kiel zu dieſer Stund,
Verfaſt Ihr Lob, das Reimenblat ſolt überreichen.

Man folget ihr: Schreibt auf das Blat
Ihr Lob; man wird der Müh nit ſatt.
Dem Stoff darzu Charlotta reichet.
Man ſchreibt, Sie ſey, der Stern' Sonne
Des Eheſtands Cron! Freud und Wonne;
So nit wie Louiſa aus unſren Herze weichet.

Jez nim dies Blat, dies Probſtuck an,
Womit wir Deiner Tugentbahn
Uns nahen, mit Ehrforcht bedachtſam.
Das Hoffnungs Reiß, Dein Anmuth pflanzt,
Das Blat bealückt, Dein Huld umſchanzt,
Das iſt gnug! wir ſind drum auf Momizahn nicht achtſam.

So ſey dan Deiner Enckel Luſt,
Daß wünſchet aller Treuenbruſt;
Die Deine Pfund wiſſen zu ſchözen.
Dir Sophy Charlott Chriſtian,
Sey Glück und Unglück unterthan.
So wird uns (Ehe-Paar) Dein ewig Wohl ergezen.

VIII.

Betrachtung über die Weisheit Gottes bey den Sprachen der Menschen, und ihrer Verschiedenheit, nebst einer Anzeige, wie es mit der zu Rinteln aufzurichtenden deutschen Gesellschaft gehalten werden solle, an das Licht gestellet von D. Johann Jak. Plitt. Der h. Gottesgel. ord. öff. Lehrer daselbst, und itzo der theol. Fac. Decano, wie auch Mitgl. der kön. deutsch. Ges. zu Göttingen. Rinteln gedruckt bey Enax 1756 in 4. zwey Bogen

Da wir an der wachsenden Liebe unsrer Landsleute zu ihrer Muttersprache, ein billiges Vergnügen haben: so können wir auch den Eifer und Fleiß gelehrter Männer nicht ohne Bezeugung unsers Beyfalls mit Stillschweigen vorüber lassen; womit sie junge Leute zu einer reinen und richtigen deutschen Schreibart anzuführen suchen. Unter diese Zahl gehöret der Hochehrwürdige Herr Verfasser dieser wohlgeschriebenen Einladungsschrift, mit allem Rechte. Er ist bemühet Rinteln eben den Vorzug zu verschaffen, den wir unlängst von Erlangen und Altdorf gemeldet haben. Er hat eine deutsche Gesellschaft gestiftet, und dazu durch diese Schrift den Anfang gemachet.

Er hält es zuförderst für die Pflicht eines Bürgers in der Stadt Gottes, die weisen Verordnungen ihres Beherrschers zu betrachten, und ihren Absich-

ten

ten nachzuspüren. Nachdem er den Vorwurf einer sträfl. Neubegierde davon abgewendet, zeiget er auch, daß es nicht unmöglich sey, etwas davon zu entdecken. Im Naturreiche bemerket er, als eins der merkwürdigsten Dinge, die Sprache; die ein deutliches Zeugniß von der grosen Weisheit des Schöpfers ableget. Man stelle sich nur das menschl. Geschlecht als stumm vor, so wird man den Vorzug der itzigen Beschaffenheit zur Gnüge einsehen. Die Welt würde einem Gefängnisse, einer Einöde, ähnlich seyn. Der Mensch würde den Thieren gleichen. Man würde weder die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens erfüllen, noch andre unterrichten, noch Gott preisen können, u. s. w. Ja die Sprache befördert den Gebrauch der Vernunft, und vermehret unser Vergnügen ungemein.

Besteht nun der Zweck Gottes bey Erschaffung dieser Welt, in Offenbarung seiner Vollkommenheiten, und in Beförderung der menschl. Glückseligkeit: so ist es eine grose Weisheit, die bey Bildung der Werkzeuge der Sprache hervorleuchtet. Wie viele Theile gehörten nicht dazu? Eine Lunge, eine Luftröhre, so viel Knorpel, Mäuslein, und andre Stücke unsers Halses, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen mußten dazu geschickt gemachet werden. Dieses erwähnet der Herr D. Plitt mit einer guten Einsicht in die Bildung der Töne unsers Halses, und leitet einen deutlichen Beweis der göttlichen Weisheit daraus her.

Hier nimmt er ferner an, der Mensch habe gleich nach seiner Schöpfung reden gekonnt; und

nicht

macht; Worinnen ſelbigen die bewährteſten Alten und Neuen Geſchicht-Bücher beyfallen; Deſſen Nachkommen Marſus und Labet, die Teutſche Sprache gewaltig befördert, und die Tapffern mit Lob- die Böſen aber mit Straff-Gedichten bekannt zu machen, angeordnet. So weiß auch Spangenberg in ſeiner Handlung von Meiſter Sängern, gantz wahrſcheinlich vorzuſtellen: Daß bereits zu Abrahambs Zeiten, bey den Zelten Teutſchen der Bardus Lieder gefertiget; Hiernechſt iſt aus denen Geſchichten gnugſam bekannt; Was maßen die Teutſchen dem Könige Dario, welcher ihnen einige Schatzung abgefordert, in ihrer Sprache dergeſtalt geantwortet: Die Teutſchen wüntſchen dem Könige aus Perſien nichts, als Weinen, Trauren und alles Unglück und wollen ihm Drüſen und Beulen auf den Kopff geben. Bey Anfang der Römiſchen Monarchie aber, iſt nach des Geſchicht-Schreiber Tacitus Anführen im Buche von den Sitten der Teutſchen! dieſe Sprache ſchon dergeſtalt im Schwang gebracht geweſen; Daß männiglich, das Lob der alten Helden Reimreiſe beſungen; Und haben nicht allein die Fränckiſchen Könige Merovæus oder Mehrwig, Childerich oder Huldreich, Clodoveus, oder Ludewig als gebohrne Teutſchen, wie ihre Nahmen anzeigen, ſondern auch Dähnen, Schweden, Gothen, Wenden und was noch noch ietzo die Teutſche Sprache führet, ſich derſelben bedienet. Ja! Es ſolten viel wunderbahre Denckwürdigkeiten von dieſer Helden-Sprache anzuführen ſeyn, wenn unſre Vorfahren, nicht, wie in allen Dingen, alſo auch hierinnen, das nachrichtliche Auffzeichnen vergeſſen.

nicht nur die Sachen gleich gekannt, sondern auch die Worte als Zeichen und Namen der Dinge gewußt. Er ist auch der Gedanken, daß die hebräische Sprache die erste gewesen. Er beweist dieses daraus: weil es zu gefährlich gewesen wäre, das erste Evangelium bloßen Uebersetzungen anzuvertrauen. Er setzet aber noch andre Gründe hinzu, die zwar vielen gefallen, andern aber noch etwas zweifelhaft vorkommen dörften: ob sie gleich eine genaue Kenntniß des hebräischen bey dem Herrn D. zum voraussetzen.

Die erste Sprache der Menschen daurete bis zum babylonischen Thurmbaue: bey dem der Herr Verf. den Ursprung der andern Sprachen findet. Wir besinnen uns auf Stiernhielms Vorrede zum gothischen Evangelio des Ulfilas, und läugnen nicht, daß wir gern einmal die Gegengründe dieses Gottesgelehrten beantwortet sehen möchten. Mosis Worte ließen sich leicht von der Uneinigkeit in Gedanken und Meynungen verstehen und erklären. Doch wir überlassen diese Sache gelehrten Sprachenkennern, sonderlich den Meistern der orientalischen Litteratur.

Der Herr Verf. ist indessen der Meynung, es habe zu den weisen Absichten Gottes gehöret, daß viele Sprachen in der Welt entstehen sollten. Unter andern meynet er, es habe zur Ausbreitung des Evangelii gehöret: daß am Pfingsttage das Wunder mit den Zungen der Apostel geschehen können. Dieses aber wäre nicht möglich gewesen, wenn alle Welt einerley Sprache geredet hätte. Vielleicht aber machet in den folgenden Jahrhunderten

derten, die Verschiedenheit der Sprachen bey sovielen Völkern in der Welt ein ungleich größeres Hinderniß bey Bekehrung der Heyden: wie die malabarischen und chinesischen Missionen zur Gnüge zeigen.

Endlich kömmt der Herr V. näher auf seine Absichten zum Besten der deutschen Sprache. Dieselben verdienen allen unsern Beyfall, und wir wünschen der rintelschen hohen Schule Glück, daß die daselbst Studirenden, nun auch zur Liebe ihrer Muttersprache, und zwar von einem so geschickten Vorsteher aufgemuntert werden.

IX.

Historische Nachricht, von der ehemaligen vortrefflichen fürstl. Buchdruckerey zu Barth in Pommern; womit zugleich der königl. greifswaldischen Akademie zu ihrer dritten hundertjährigen Jubelfeyer Glück wünschet D. Joh. Karl Konrad Oelrichs, kaiserl. Hof- und Pfalzgr., ordentl. Lehr. der R. der königl. deutschen Gesellsch. zu Königsberg, Greifswald und Göttingen, der herzogl. zu Helmstädt, und der zu Bremen, auch der lateinischen zu Jena Mitglied. Alten-Stettin, bey Spiegels Wittwe 1756. 48 Seiten in groß 8.

Herr D. Oelrichs, der sich schon um die Königl. berlinische Bibliothek, und sonst auf mancherley

ley Art verdient gemachet, liefert itzo auch einen Beytrag zur gelehrten Geschichte der Buchdruckereyen in Deutschland. Diese wäre es überhaupt wohl werth, von einem fleißigen Manne, aus allen bisherigen zerstreuten Nachrichten, in einen Körper versammlet zu werden: und wir können nicht läugnen, daß wir zu dem Herrn D. Oelrichs vor vielen andern das Vertrauen haben, daß solches ein Werk für ihn seyn würde.

Indem wir uns also dieß kleine Werkchen als einen Vortrab davon vorstellen: so ist es uns doppelt angenehm. Hr. Prof. Dähnert hatte in der pommerischen Biblioth. 1. B. 2 Th. 11. St. a. d. 189 S. sein Verlangen nach einer umständl. Nachricht von dieser Buchdruckerey schon längst geäußert. Der Hr. D. Oelrichs sah sich durch den Zutritt, zu zwoen Sammlungen der pommerischen Historie, die Herrn Regierungsrath **Löpern**, und Herrn Reg. Ref. **Liebeherrn** zu Besitzern haben, im Stande, solchen Wunsch zu erfüllen. Das dritte Jubelfest der uralten greifswaldischen Universität gab einen neuen Antrieb, diese Nachricht ans Licht zu stellen. Hr. Bürgermeister von **Liebeherr** hat in seinem übrigen Vorrathe zur pommerischen Litteratur, auch die meisten zu Barth gedruckten Bücher, gesammlet. Und also ist der Herr Verf. völlig im Stande gewesen, etwas zuverläßiges davon zu schreiben.

Im I. Abschn. untersuchet er den Urheber derselben: und dieser ist Herzog Bogislav der **XIII.** gewesen, der auf Anrathen und Verhülfe **D. Marstallers**, Prinz Philipps des II. Hofmeisters

zu

zu Barth, wo damals seine Residenz war, ehe er sie nach Stetin verlegte, daselbst gestiftet hat. Weil es also eine fürstliche Druckerey war, und der Herzog die Bücher derselben meistentheils verschenket hat: so ist es leicht zu erachten, warum dieselben so selten angetroffen werden. Gleichwohl können wir uns rühmen, in unsern geringen Vorrathe altdeutscher Bücher 2 Stücke davon zu besitzen. Das erste ist die platdeutsche Bibel in 4. deren Vorrede zwar 1588 von Hans Witten, Boeckdrückern darsuliuest, unterschrieben, die Abtheilung der Propheten aber 1586 auf dem Titel führet. Das neue Testament, zeiget wider die erste Jahrzahl 1588. Das zweyte ist, D. Luthers Hauspostille, die den Titel führet; Huß Postilla, Auer de Euangelia der Söndage vnde vörnemesten Feste, dörch dat ganze Jahr. Doct. Mart. Luth. Barth. Gedrücket in der Förstlicken Druckerye dörch Hans Witten MDLXXXIX. Der sauber in Holz geschnittene Titelzierrath zeiget D. Luthers Bildniß, und das folg. Blatt, Herzog Boguslavs Gestalt, mit der Unterschrift: V. G. G. BVGSLAF. H. Z. S. P. D. C. V. W. F. Z. R. V. G. Z. G. auf dessen Rückseite von Marstallern ein lat. Sinngedicht auf den Herzog steht.

Der II. Abschnitt meldet den Zeitpunct dieser Buchdruckerey, und der soll das 1582ste Jahr seyn.

Der III. nennet die Buchdrucker, deren nur zweene bekannt geworden, Andreas Seytner, und Hans Witte; der sich auch lat. Johannes Albinus genennet hat.

Der IV. Abschnitt handelt von den Zeichen dieſer Buchdrucker, die ſie theils auf dem Titel, theils am Ende der Bücher gebrauchet, nämlich einen wilden Mann, der auf einem Greife ſitzt, auf der Rechten einen Falken, in der Linken ein Buch auf dem Schooße hält ꝛc.

Das V. erzählet die Bücher, ſo daſelbſt gedrucket worden; wobey wir uns nicht aufhalten können. Darunter ſind außer den obigen, Ruſſovs liefländiſche Chronick, und ein Terenz, auch ein Cornelius, und Aurel. Victor u. ſ. w. in allen XXXXV. Stücke; die von 1582 bis 1604 gehen.

Der Herr D. hat in dieſem allen viel Sorgfalt und Beleſenheit, nebſt einem feinen kritiſchen Urtheile von den Seltenheiten bey dieſem und jenem Stücke gewieſen. Es ſind auch in der That viel artige Dinge darunter, die Liebhaber der gelehrten Geſchichte vergnügen können. Wir wiederholen alſo nochmals den Wunſch, daß der Herr D. ſich entſchließen möge, die Buchdruckergeſchichte des XVten Jahrhunderts in Deutſchland, ausführlich zu beſchreiben.

X.

De Poetis, poetice legendis interpretandisque Prolusio, qua &c. indicit Paull. Christianus Henrici, Eloqu. & Poes. P. P. Altonæ, ex off. Burmeſteriana. p. 24. in 4.

Ob es gleich sonst unsere Gewohnheit nicht ist, von Einladungsschriften Auszüge zu geben; welches höchstens der gelehrten Zeitungen Werk ist: so fodert doch gegenwärtige überaus wohlausgearbeitete und schöne Schrift eine Ausnahme. Der Hr. Prof. Henrici hat darinn eine so gründliche Einsicht in die wahre Dichtkunst gezeiget, daß man seinen Zuhörern Glück wünschen muß, daß sie von einem so gelehrten Manne die schönen Wissenschaften hören. Er widerlegt anfänglich diejenigen, die sich einbilden, man könne aus dem Lesen alter Dichter bloß die gute Aussprache des Lateins lernen. Diese sind eben so klug, als diejenigen, welche glauben: man müsse die classischen Schriftsteller überhaupt, nur um der schönen Schreibart wegen, fleißig lesen. Der Hr. Verfasser sieht es besser ein, daß die alten Dichter auch eine treffliche Gelehrsamkeit und Hülfsmittel zur Tugend, und zwar auf eine weit angenehmere Art, als andre Schriftsteller darbiethen: die natürliche Schönheit der Gedanken, den feinen Geschmack im Umgange und anständigen Sitten, lehren sie mehr durch die That selbst, als in Worten. Selbst den Rednern sind, nach Ciceros und Quintilians Gutachten, die Poeten höchstnützlich zu lesen. Plinius der jüngere ist gleicher Meynung.

Doch wer die Poeten recht lesen will, der muß sie poetisch lesen: d. i. er muß als ein Kunstrichter lesen, der alle Regeln der Dichtkunst kennet, und die Dichter darnach prüfen und schätzen kann. Er

muß die ganze Kraft dieſer göttl. Kunſt, ihren Fleiß, die Natur nachzuahmen, ihre ſchöpferiſche Dichtungskraft, die witzige Anordnung der Theile eines Gedichts, und endlich die Schönheiten der Schreibart, und die glänzenden Ausdrücke, mit einer recht lebhaften Einbildungskraft, gleichſam fühlen: damit er nicht ſowohl ein Leſer, oder Zuhörer, als ein Zuſchauer, oder Schauſpieler der Gedichte ſey. Er muß gleichſam die Perſon des Dichters ſelbſt annehmen, und von der liebenswürdigen Raſerey ſelbſt entzündet werden, wodurch jener zur Verfertigung derſelben getrieben worden. Wer ohne eine ſolche Gemüthsfaſſung Dichter lieſt, der lieſt zwar Verſe, aber nicht Gedichte. Er ſchmecket nicht die halbe Schönheit ihres Inhalts, ſondern klaubet, als ein elender Sylbenſtecher an ihren Hülſen und Schalen, ohne den Kern derſelben zu koſten.

Wir können den ganzen ſchönen Inhalt dieſer Einladungsſchrift nicht ausführlich vorſtellen; können aber unſre Leſer verſichern, daß ſie dieſes alles in einer ſchönen Schreibart, vollſtändig ausgeführet antreffen; und die Zeit nicht bereuen werden, ſo ſie auf die Durchleſung dieſer 3 Bogen verwenden werden.

XI.

Die Welt, eine periodiſche Schrift,

durch Adam, Fitz Adam, (d. i. Adamsſohn) aus dem Engliſchen überſetzet. I. Th.

Facta eſt immenſi copia mundi. Ovid.

Göttingen und Leipzig in Verl. Elias Luzacs, in 8. So

So fruchtbar auch unſer Vaterland bisher an periodiſchen Sittenſchriften geweſen, ſo ſehr iſt es zu verwundern, daß das einzige London, doch noch immer neue Werke dieſer Art liefern kann, die allen unſrigen, an Zahl und Güte die Wage halten. Dahin gehöret nun unſtreitig, auch die gegenwärtige **Welt**, die uns Adam Adamsſohn mit dem Anfange des 1753ſten Jahres zu liefern angefangen hat, und zwey Jahre damit fortgefahren iſt. Das 1. Stück iſt vom 4 Jänner, das zweyte vom 11. das dritte vom 18ten; folglich kömmt wöchentlich nur ein Blatt heraus; und das letzte 52ſte St. des 1. B. geht bis zum 27 Decemb. d. i. bis zum Ende des Jahres. Der folgende Theil iſt auch ſchon unter der Preſſe, und wird in kurzen folgen.

Aus der Nachricht des Ueberſetzers erhellet ſoviel, daß er die 3 engliſchen Theilchen im Deutſchen nur in zween Bänden abgetheilet, deren jeder ein ganzes Jahr in ſich hält; und daß er ſich der zweyten engländiſchen Ausgabe bedienet habe. Dieſer Umſtand iſt nicht gleichgültig: denn er zeiget den guten Beyfall, den das Original ſelbſt zu London gefunden habe. Und in der That kann man ſagen: daß die Urheber deſſelben glückliche und würdige Nachfolger eines Zuſchauers und Guardians ſind. Ihre Sittenlehre iſt gründlich, ihr Witz rein, ihre Erfindungen ſind neu, ihre Schreibart lebhaft, und die Art zu ſcherzen, die ſolche Blätter ſo ſehr zieret, iſt fein, unſchuldig, und leichtfertig.

Die deutsche Ueberſetzung verdienet alles Lob. Der geſchickte Verfaſſer derſelben gehöret nicht zu der Secte derer, die da glauben: man müſſe mit jeder Ueberſetzung aus dem Engländiſchen unſre Sprache mit einer neuen Brut ausländiſcher Redensarten, das iſt mit einem Schwarme von Barbarismen und Solöcismen bereichern. Durch dieß Gefindel wird unſre Sprache ſeit einiger Zeit, wie das Vaterland mit Croaten und Panduren, überſchwemmet: ſo daß ein Deutſcher bald wird engliſch lernen müſſen, um gewiſſe deutſche Bücher zu verſtehen. Nein, unſer Herr Ueberſetzer redet ein richtiges Deutſch, dem man es nicht anſieht, daß ein Britt ihm die Gedanken, als den Stoff dazu hergegeben hat. Man lieſt es nicht nur ohne Anſtoß, ſondern auch mit Luſt.

Der Herr Verfaſſer hat hin und wider einige Noten angebracht, um deutſchen Leſern, die in London nicht allemal ſehr bekannt ſind, gewiſſe Namen von Plätzen, Straßen und Gebäuden daſelbſt, oder auch wohl einige andere ſchwere Sachen, verſtändlich zu machen: wofür man ihm verbunden ſeyn wird. Folgende Fabel aus dem III. St. mag zur Probe dienen:

Beſcheidenheit, die Tochter der Wiſſenſchaft; und Dreiſtigkeit, ein Abkömmling der Unwiſſenheit, trafen einsmals einander von ohngefähr unter Wegens an: und, da ſie beyde einen weiten Weg zu gehen, und, durch die bisher erlittnen Unfälle,

erfahren hatten, daß ſie beyde in gleicher maße ungeſchickt wären, ſich allein fortzuhelfen; ſo wurden ſie, ohngeachtet der Widerwärtigkeit ihrer Naturen mit einander einig, daß ſie allen Zwiſt und Groll bey ſeite ſetzen, und, ihres gemeinſchaftlichen Vortheils halben, zuſammen in Geſellſchaft reiſen wollten. Sie befanden ſich damals in einem Lande, wo es keine Wirthshäuſer gab, die Reiſenden zu beherbergen; und daher mußten ſie Koſt und Wohnung beſtändig durch ihre eigne Geſchicklichkeit, und von der Gaſtfreyheit der Einwohner, zu erlangen ſuchen.

Der **Dreiſtigkeit** hatte es zuvor niemals an Zutritt in den Häuſern derer Großen gemangelt; aber ſie war oft ſo unglücklich geweſen, zu einer Zeit, da ſie ſich die beſte Bewirthung, und das weichſte Ruhebette verſprach, wieder ausgeſtoßen zu werden. Der **Beſcheidenheit** hingegen war aller Zutritt zu ſolchen Häuſern gänzlich verſagt; und ſie ſahe ſich ſtets genöthiget, in den Hütten des Armen Herberge zu ſuchen: alwo ſie zwar Erlaubniß bekam, ſo lange da zu bleiben, als ſie nur wollte, ſich aber gleichwohl dabey ſehr kümmerlich, des Nachts auf einer Schütte Stroh, und des Tages, mit armſeliger Koſt behelfen mußte. Aber da ſie nun beyde, durch dieſe unvermuthete Zuſammenkunft, auf einmal Freundinnen, und Reiſegefährtinnen, wurden; ſo machten ſie ſich Hoffnung, daß ſie ſich wechſelsweiſe beyſtehen, die Unbequemlichkeiten der Reiſe mit einander theilen, und ſie dadurch erleichtern würden.

Indeſſen kan ſich doch keine einige Sprache mit Beſtande dergleichen Alterthums rühmen. Man unterſuche die Frantzöſiſche, mit welcher ſich ihre Landsleute und Ergebene ſo groß zu machen wiſſen; So wird ſich befinden: Daß ſolche nebſt der Spaniſchen und Welſchen erſt aus der Lateiniſchen, dieſe aber aus der alten Zeltiſchen und Griechiſchen, ihren Anfang herrechnen müſſe, bis ſie durch Gunſt des Himmels und wunderbahren Fleiß gelehrter Römer, zu ietziger Treffligkeit gebracht worden. Ja! die Griechen haben wiederumb Ihre Gleichlautende Ausdeutungs-Wörter, deren Bibliander und andere in groſſer Anzahl gedencken, denen alten Zelten-Teutſchen, folglich die Frantzöſiſche unſerer Helden-Sprache, ihr gantzes Auffkommen zu dancken, wie ſolches unterſchiedene Gelehrte; mit mehren ausgeführet. Prächtig und Zierlich iſt auch die Teutſche Sprache; Denn wenn Sie Wüntſchet, Lobet oder Dancket; So muß die Spaniſche Pracht und Welſche Zierligkeit erſtummen. Dahero König Philipp in Spanien, als Er ſeinen Herrn Vater Käyſer Carl den Fünfften, mit einer prächtigen Lob-Rede einhohlen wollen, auf des Redners abgelaſſene Frage: In was vor einer Sprache ſolche verrichtet werden ſolte? geantwortet: Ob Er nicht wüſte; Daß die Teutſche allein, zu Bewillkommung eines Käyſers geſchickt ſey! Sie iſt Klar und deutlich, von aller Falſchheit und Betrug, Ungewißheit, Zweyſinnigkeit und verwirten Weſen entfreyet; Weßwegen ſie auch durch die grimmige Fluth, ſo vieler Zeiten und Jahre, hindurch gedrungen, und bey ſo unzehlbahren Veränderungen, ſich immerfort

erhal-

Die Dreiſtigkeit, welche ganz nachläßig, in ſeidnem Sommerzeuge, und kurzen Röcken, gekleidet gieng, und etwas Gebietheriſches in ihrer Stimme und Gebärden hatte, fand eben ſo gut, als vorher, freyen Zutritt in denen Paläſten und Schlöſſern, die ihnen unterwegens aufſtießen: dahingegen die Beſcheidenheit, welche ihr, in dunkelbraunen, langen Kleidern, nachgieng, welche ſehr kleinlaut redete, und die Augen zur Erde niederſchlug, gewöhnlicher weiſe, gleich bey dem Eingange, von dem Thorwärter zurückgewieſen wurde; bis ſich die Dreiſtigkeit ihrer annahm, welche durch ihren neumodiſchen Aufzug, und vertraute Anrede, Zutritt für ſie beyde zu erlangen wußte.

Da ſie alſo beyderſeits bemüht waren, einander fortzuhelfen, und zu unterſtützen, ſo verſchwanden alle Schwierigkeiten, die ſie bisher einzeln auszuſtehen gehabt; ſie waren die Lieblinge aller Geſellſchaften, und mußten an ihren Luſtbarkeiten, Feſten, und Gaſtmahlen, Theil nehmen. Das kühne Geſchwätz der Dreiſtigkeit ward ſtets, durch die zärtliche Sorgfalt der Beſcheidenheit, gemildert, und zurückgehalten; und die Schamröthe der Beſcheidenheit ward oft, durch die Lebhaftigkeit, und aufgeweckten Reden der Dreiſtigkeit, vertrieben; welche letztere zwar dann und wann auf ihren alten Schlichen ertappt ward, (wodurch denn ihre Gefährtinn allezeit in die gröſte Verwirrung gerieth,) aber doch, durch ihre Gegenwart, in ſo weit zurückgehalten wurde, daß ſie geſchwind ſtille ſchwieg.

So

So erlangte denn alſo die **Dreiſtigkeit**, in Begleitung der **Beſcheidenheit**, diejenige günſtige Aufnahme, und Hochachtung, auf welche ſie ſich, als ſie noch allein war, vergebens Rechnung gemacht hatte: da indeſſen zugleich die Beſcheidenheit, vermittelſt ihrer neuen Bekanntinn, ſich jederzeit in der beſten Geſellſchaft befand, die wohlſchmeckendſten Speiſen genoß, und auf den weichſten, und koſtbarſten Betten, ausruhen konnte. Nur in dem einzigen Stücke hatte ihre Geſpielinn etwas vor ihr voraus; daß, wenn iemand die **Beſcheidenheit** fragte, weſſen Tochter ſie wäre, ſie allemal darüber roth ward, und keine Antwort geben konnte; da mittlerweile die **Dreiſtigkeit** ſich ihr Stillſchweigen zu Nutze machte, und ſich aller Orten für eine Tochter der **Wiſſenſchaft** ausgab.

Auf dieſe Art ſetzten unſere Reiſenden ihren Weg fort; die **Dreiſtigkeit** gieng in den Städten voran, und machte allenthalben viel Entſchuldigungen wegen des bäuriſchen Anſehens ihrer Gefährtinn: und in den Dörfern, und Flecken, gieng die **Beſcheidenheit** vorher, und ſuchte das ſeltſame Bezeigen der **Dreiſtigkeit** durch ihren Fürſpruch wieder gut zu machen, indem ſie vorſtellte, daß ſie ein Hofmann wäre.

Eines Tages, als ſie einen langen verdrüßlichen Weg zurückgelegt hatten, trug es ſich zu, daß ſie zu einem kleinen Fluſſe kamen, der eben kurz vorher jählings aufgelaufen war, und die Brücke mit weggeriſſen hatte. Als ſie nun an dem Ufer ſtanden, und ihre Augen auf die Gegend jenſeit des Fluſſes

warfen, wurden sie ein prächtiges Schloß gewahr, und zugleich, bey demselben, eine Menge Leute, welche ihnen zuwinkten, herüber zu kommen. Die **Dreistigkeit**, welche sich über nichts ein Gewissen machte, warf, ohne Bedenken, ihre Kleider von sich, sprang fast ganz nackend in den Strom, und schwomm glücklich hinüber. Die **Bescheidenheit**, welcher das unanständige Bezeigen ihrer Gesellschafterinn sehr anstößig war, und die zugleich ihrer eignen Stärke nicht viel traute, hätte gern die Gefahr vermieden; aber da die **Dreistigkeit** mit ihrem Zureden stark in sie setzte, und zugleich das Volk, so auf der andern Seite stund, sie, wegen ihres verzagten Wesens, verlachte; so wagte sie sich, unglücklicher weise, in die Tiefe: und, da sie so wohl von ihrer Furcht kleinmüthig gemacht, als von ihren Kleidern, welche ihr fest um den Leib geschnürt waren, verhindert wurde, so verschwand sie sogleich allen Beystehenden aus den Augen; der Strom riß sie mit sich fort, und führte sie, man weis nicht wohin. Wiewohl einige sagen wollen, als hätte sie ein Fischer an der Küste von England noch lebendig aufgefangen; ja es will gar verlauten daß man sie nach unserer Hauptstadt bringen, und nebst dem **wundersamen Pantherthiere**, und dem curiösen **Wilden, Oronuko**, denen Neugierigen beyderley Geschlechts um Geld zeigen werde.

XII. Grund-

XII.

Gründliche Abhandlung der Kunſt Pferde zu kennen, darinnen bewährte und untrügliche Mittel, dieſelbe zur Kenntniß recht guter und mittelmäßiger, ſchlechter, ſchwacher, mangelhafter, auch ſchöner, hübſcher und häßlicher anzuwenden, gezeiget werden, von J. C. Zehentnern, königl. preußiſ. Stallmeiſtern und Directorn der kön. Ritterakademie zu Berlin und Frankfurt an der Oder. mit Kupfern. Frankfurt und Leipzig, verlegt von Kleyben. 1757. in 8.

Wenn gleich die Pferdekenntniß nicht zur Zahl der ſchönen Wiſſenſchaften gehöret; und das geflügelte Muſenpferd, nach ſolchen Regeln nicht beurtheilet werden kann, wornach man gemeine Hengſte und Stutten richtet: ſo tragen wir doch kein Bedenken, dieß neue Buch unſern Leſern anzumelden. Wir ſehen es allemal mit Vergnügen, wenn alle zum bürgerlichen oder auch ſoldatiſchen Leben gehörige Künſte, in deutſcher Sprache, mit einer gewiſſen Reinigkeit, Anmuth und Lebhaftigkeit beſchrieben werden.

Unſre Vorfahren haben uns ſeit 200 und mehr Jahren rühmliche Beyſpiele davon gegeben: und nur ſeit etwa 50 Jahren iſt die lüſterne deutſche Welt auf die Grille gefallen; als ob alles nur bloß franzöſiſch abgehandelt ſeyn müſſe, und abgehandelt werden könne. Da hat man denn auch nur franzöſiſche Bereuter für orthodox gehalten, und von

allen

allen Pferdezeugen, Uebungen, Schulen, Tugenden, Fehlern, Krankheiten, u. s. w. in der gallischen Sprache schwatzen gelernet. Und da dieses kunstmäßige Baragouin, mit dem alltäglichen Stallknechtsausdrucke wohl durchgeknetet, nothwendig eine allerliebste halbdeutsche, halbfranzösische Pastete geben mußte; wobey unser junger Adel, die Befehlshaber der Reiterey und andere modische Ritterscholaren ihr tägliches Frühstück hielten: so pflanzte sich dieses Rothwälsch auch an den Höfen, bey Kriegsheeren, und unter dem Landadel fort; die man alle nicht anders reden hörte, als wie der weltbeschrieene Ritter **Daradiridarumtarides**, Windbrecher von Tausendmord, Erbherr in und zu Windloch, lächerlichen Andenkens, vor hundert Jahren beym Gryphius gekollert hat.

Wir freuen uns also wirklich, daß sich der Hr. Stallmeister Zehentner, und zwar in Berlin, daher wir solches am wenigsten vermuthet hätten, uns diese Kunst, die Pferde wohl zu kennen, und zu beurtheilen, auch wohl zu ziehen und abzurichten, in reiner deutscher Sprache beschreiben wollen. Wir haben dieselbe fast durchgehends mit Vergnügen gelesen, und können ihm darinn ein rühmliches Zeugniß geben. Die Materien sind alle gründlich und wohl abgefasset; der Unterricht ist auf eine lange Erfahrung und Belesenheit gegründet; und die Kupfer sind sehr sauber und deutlich vorgestellet. Folglich wird ein jeder Liebhaber dieses schönen Thieres, dieß Buch mit rechtem Nutzen und Vergnügen lesen und brauchen können. Wir aber wünschen, daß noch mehr nützliche Künste auf solche Art gut Deutsch mögen abgehandelt werden.

XIII. Nach-

XIII.

Nachricht von einigen neuen musikalischen Werken.

In der breitkopfischen musikalischen Officin haben nunmehro folgende zwey Werke die Presse verlassen:

Te Deum laudamus, posto in Musica, dal Sign. Carlo Enrico Graun, Maestro di Capella di S. M. il Rè di Prussia. in groß Folio, 34 Bogen stark. Denen Liebhabern der angenehmen Compositionen des Hrn. Kapellmeisters Graun zu Berlin, kann der Druck dieses ansehnlichen Kirchenstückes nichts anders als angenehm seyn, indem sie eben dadurch nicht allein dessen um einen viel geringern Preis habhaft werden, als bisher die Abschriften von dergleichen großen Werken erzeuget worden, sondern auch versichert seyn können, daß sie eine aufrichtige und ohne Fehler der Abschreiber verunstaltete Copie, empfangen, welche von der besonderen Gefälligkeit des Hrn. Kapellmeisters selbst, und seinem eigenen Manuscripte herrühret. Dieses Werk ist in voller Partitur auf fein Schreibpapier abgedrucket: und der Verleger hat sich Mühe gegeben, alle dabey vorkommende Veränderungen und Anmerkungen, welche bisher nur im Kupferstiche der Feder nachzuahmen möglich gewesen, anzubringen, und dadurch seinen Notendruck zu vermehren, und durch viele vorgenommene Aenderungen selbst zu verbessern. Der Hr. Kapellm. macht bey seiner Com-

Compoſition verſchiedene Abſchnitte, und wechſelt darinnen ſowohl mit der Anzahl der Inſtrumente, als der Tactart ab. Den Anfang macht er mit einem Allegro von 16 Stimmen; dem folget auf der 31. S. ein Tutti Largo von 14 Stimmen, welches das Sanctus &c. in ſich begreift, bey welchem auf der 34ſten S. über die Worte: Pleni ſunt cœli & terra majeſtatis gloriæ tuæ, ein Tutti Allegro von 16 Stimmen eintritt. Auf der 41ſten S. folgt bey den Worten: Te glorioſus Apoſtolorum Chorus &c. ein poco Allegro, von 14 Stimmen, welches mit Duetti und Tutti abwechſelt. Auf der 51ſten S. bey den Worten: Te per orbem terrarum ſancta confitetur eccleſia, mit einem neunſtimmigen Allegro, mit Tenore ſolo fortgeſetzt wird, und ſich, bey den Worten: Tu rex gloriæ &c. in ein vierſtimmiges alla breve, das von den Inſtrumenten begleitet wird, verwandelt. Auf der 63ſten S. fängt über die Worte: Tu ad liberandum ſuſcepturus hominem non horruiſti, ein poco Allegro von 5 Stimmen con Canto ſolo an, welches auf der 69ſten S. mit einem Tutti über die Worte: Tu ad dextram ſedes &c. und In gloriam patris, von 11 Stimmen abwechſelt. Auf der 75ſten S. geht wieder ein Largo von 8 Stimmen: Te ergo quæſumus &c. an; wobey nur ein Duetto von mezzo Soprano und Tenore vorkömmt. Hierauf folgt auf der 89ſten Seite mit den Worten: Salvum fac populum tuum, ein Solo der Baßſingſtimme, mit dem begleitenden Baſſe, mit welcher die Inſtrumente in Unifono mit gehen. Auf der 91ſten S. iſt der An-

fang

sang eines Tutti Vivace, von 14 Stimmen über die Worte: Et rege eos, & extolle illos usque in æternum, welches mit Duetten und Tercetten abwechselt. Endlich kömmt auf der 109ten Seite ein Allegrittino con grazia e con sordini, von 7 Stimmen, darunter der bloße Discant die Worte Dignare domine die illo &c. singet; und auf der 115. Seite fängt wieder ein 14stimmiges Allegro an, das in einer vierstimmigen Fuga besteht, darinnen die Worte In Te Domine speravi, und Non confundar in æternum &c. abwechselnd gesungen werden; womit das ganze Werk beschlossen wird. Wir zweifeln nicht, daß diese mannigfaltigen Abwechselungen, Veränderungen und Abschnitte auch alsdenn angenehm fallen werden, wenn bald dieses, bald jenes davon in unsern Kirchen aufgeführet werden kann, da bey uns nicht so oft Gelegenheit vorfällt, diesen ambrosianischen Lobgesang in lateinischer Sprache abzusingen, als der Gebrauch desselben in den Römischkatholischen, bey öfterer Gelegenheit eingeführt ist.

„Sammlung musikalischer Schriften, größtentheils aus „den Werken der Italiäner und Franzosen übersetzt, und „mit Anmerkungen versehen von Johann Wilhelm Hertel. „Erstes Stück. 9 Bogen in 8vo.„ Der Hr. Verfasser dieser neuen musikalischen Zeitschrift, der Hr Kapellmeister Hertel in Schwerin, hat bey der Herausgabe derselben die Absicht, die besten musikalischen Schriften der Ausländer, besonders der Italiäner und Franzosen aufzusuchen, und ins Deutsche zu übersetzen. Er hoffet dadurch seinen Landsleuten einen besondern Dienst zu leisten, und ihnen das Lob zu befestigen, daß sie das Gute überall aufsuchen. Er wird deswegen besonders solche Stücke wählen, die hin und wieder

der unter andern Schriften berühmter Verfasser gleichsam verborgen, und besonders nur diejenigen, die so geschrieben sind, daß sie einen jeden Liebhaber der Musik angenehm zu lesen, und darzu dienen können, seinen Geschmack in dieser Wissenschaft immer fester zu setzen. Er glaubet dieses mit desto gewisserm Beyfalle thun zu können, da zwar so wohl Hr. Mitzler in seiner musikalischen Bibliothek, als Hr. Marpurg in seinen musikalischen Beyträgen, verschiedene Schriften, theils ganz, theils in Auszügen geliefert, beyder Journale Einrichtung aber nicht gestatten, daß Uebersetzungen von einer gewissen Größe darinnen Platz finden könnten. Gleichwohl wird es ebenfalls alle große, weitläuftige und besonders geschriebene Werke von der Musik, nicht weniger alle diejenigen, welche die bloße Theorie der Musik, z. E. von Intervallen, dem Generalbasse ꝛc. abhandeln, gänzlich hiervon ausschließen. Hingegen wird er verschiedenes, insonderheit was zur Erläuterung der vorhabenden Materien, zur fernern Bildung des Geschmackes, zur Abschaffung mancher annoch herrschenden Mängel, und überhaupt zur Historie und Litteratur der Musik gehöret, durch Anmerkungen beybringen. Es sollen aber auch neuausgearbeitete Originalabhandlungen nicht gänzlich ausgeschlossen seyn, sondern von Zeit zu Zeit mit jenen abwechseln. Die Herausgabe dieser periodischen Schrift wird an keine gewisse Zeit gebunden seyn. In diesem ersten Stücke sind folgende Artikel befindlich:

1. Hrn. Joh. Friedr. Löwens Anmerkungen über die Odenpoesie, ein Originalstück.
2. Des Hrn. von Voltaire Gedanken über die Oper, aus der Vorrede zu seinem Oedip.
3. Eben desselben Gedanken von den Tragödien der Griechen, die durch einige italienische und französische Opern nachgeahmet worden: aus der Abhandlung von dem alten und neuern Trauerspiele, die er an dem Kardinal Quirini gerichtet.
4. Des Hrn. Remond von St. Mard Betrachtungen über die Oper; aus den Oeuvres de Mr. Remond de St. Mard, Tom. V.

Ende des Aerntemonds 1757.

erhalten; Käyſer Rudolph der Erſte hat im Jahr Ein tauſend zwey hundert drey und ſiebenzig, zu Nürnberg umb dieſer Sprache willen, einen Reichs-Tag gehalten, und zu ſelbiger Zeit dieſen Schluß gemachet: Daß zu Vermeidung böſen Betrugs, forthin Alles in derſelben vorgebracht, gehandelt und verabſchiedet werden ſolle; Welchen Kayſer Maximilian auf den Reichs-Tage zu Cölln, im Jahr Ein tauſend fünff hundert und zwölffe von neuen beſtätiget; Welches die Niederländer, wie Grotius von den Alterthum des Holländiſchen gemeinen Weſens am 27. Blatte anziehet, ebenfalls zu einer Satzung bewogen. Krafft deren: Die Holländiſchen Fürſten und Obrigkeiten, in ihren Schreiben und Handlungen ſich nur der Teutſchen Sprache gebrauchen ſollen! Sie iſt Kurtz und Wortreich. Und hat nicht Urſache, gleich andern Sprachen, weite Umbſchweiffe zu machen, ſondern kan alles aufs kürtzeſte, jedoch gantz vollkommen, vorbilden und beſchreiben; So fehlet es ihr auch nicht an kräfftigen Einflüſſen der Wörter und ausſchweiffenden, auf vielerley Art, abflieſſenden Spruch-Reden. Sie weiß auch Jeden, nach Standes Gebühr, zu begegnen, und ſeinen Verdienſte nach, zu erheben; Welches die Franzoſen und andere wohl bleiben laſſen müſſen. Dieſes hat eben Kayſer Carln den Groſſen dahin bewogen; Daß Er keine andere, als die Teutſche Sprache, mehr reden oder ſchreiben wollen, ohngeachtet Er deren Achte verſtanden. Auch iſt Kayſer Friedrich der Erſte, welcher Pabſt Alexandern den Dritten, auf ſeine weitläuftige Rede, ſo Er vom Friede zwiſchen Ihm und den Käyſer, in den

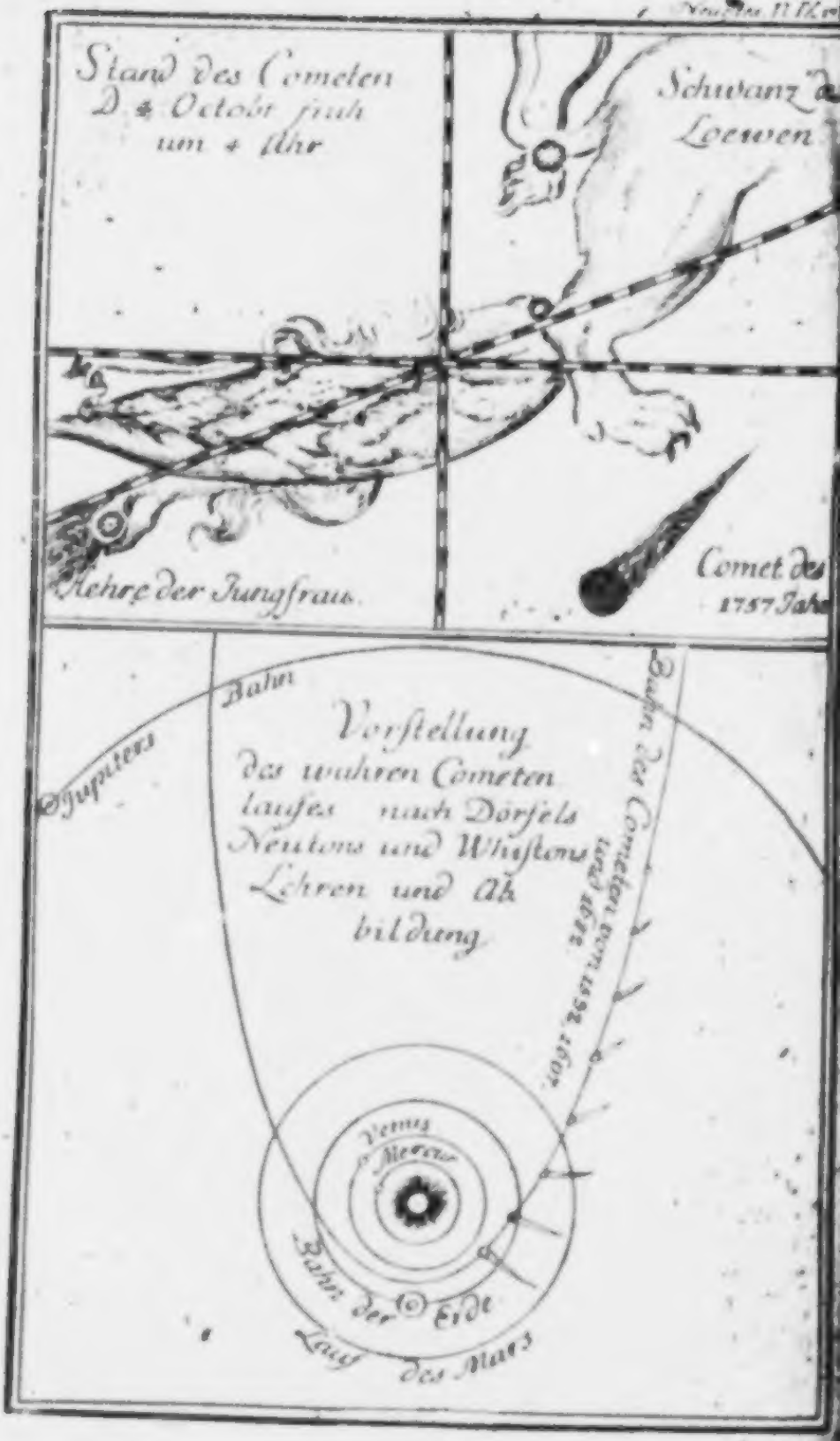
Stand des Cometen
D. 4 Octobr früh
um 4 Uhr
Schwanz d
Loewen
Aehre der Jungfrau.
Comet des
1757 Jahr
Vorstellung
des wahren Cometen
laufes nach Dörfels
Newtons und Whistons
Lehren und Ab
bildung
Bahn
Jupiters
Bahn des Cometen vom 1532 1607
Venus
Mercur
Bahn der Erde
Lauf des Mars

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Herbſtmond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1757.

Inhalt.

I. Architecture françoise, ou Recueil des Plans &c.

II. Musæ Francisco & Mariæ Theresiæ Augustis congratulantur &c.

III. Histoire de l'Academie Royale des Inscriptions et belles Lettres. Tom. XX.

IV. Des Conrad Celtes poetisches Sendschreiben.

V. De Gigantibus nova Disquisitio historica &c.

VI. Leichenrede über den Todesfall des Herrn Grafen von Browne.

VII. Der Triumph der Christen über die Furcht des Todes.

VIII. Historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik.

IX. M. Oerlings Schriften zum Vergnügen.

X. Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung.

XI. Der kaiserlichen franciscischen Akademie der freyen Künste Nachricht von der zu ihren löbl. Absichten gestifteten Tontine.

I.

Architecture Françoiſe, ou Recueil des Plans, Elevations, Coupes et Profils des Egliſes, Maiſons Royales, Palais, Hotels &c. les plus conſiderables de Paris &c. avec la Deſcription de ces Edifices, et des Diſſertations. Tom. IV. enrichi de LVIII. Planches. à Paris chez Jombert. 1756. Avec Privilege, im größten Fol.

Dieſs iſt der IV. Band eines ſehr prächtigen und koſtbaren Werkes, deſſen wir, unſrer Gewohnheit nach, unſern Leſern Erwähnung thun. Wir haben auf denſelben gewartet, da er der wichtigſte von allen iſt, indem er die Beſchreibungen und Riſſe aller königlichen Gebäude, des Louvre, der Thuillerien, und von Verſailles, in ſich hält. Ob wir nun gleich die Kupfer davon unmöglich im Kleinen vorſtellen können, ſo wollen wir doch aus den Beſchreibungen einigen Auszug mittheilen.

Das **Louvre**, oder königl. Residenzschloß zu Paris, (eigentlich, l'Oeuvre, l'Ouvrage, das Werk oder Meisterstück genannt *) ist schon ein altes Gebäu, von dessen Erbauung, öftern Unterbrechung und verschiedenen Fortsetzungen und Erweiterungen viel Streitens ist. Es ist auch diese Stunde noch nicht fertig, dörfte es auch wohl niemals werden; seit dem der König Versailles zu seinem Aufenthalte erwählet hat.

Den ersten Grund dazu, soll **Philipp August**, um 1200 geleget haben; obgleich **Favin** saget: **Childebert** habe es im Anfange des VIII. Jahrhunderts gebauet; und **Duschene** behauptet, **Ludewig** der dicke habe es schon 1137. mit Mauren umgeben. Im Anfange ist dieß Gebäu sehr schlecht gewesen, wie **Piganiol** in seiner Beschreibung von Paris es abschildert. Es hat in einer großen Ebene außer Paris gelegen, theils ein Landhaus der Könige, theils eine Burg zur Vertheidigung des Stromes zu seyn, theils die Pariser im Zaume zu halten. Aber Paris wuchs so sehr, daß dieß Schloß bald mit Häusern und Gassen umgeben war; daher Philipp August der Stadt eine neue Ringmauer gab.

Im Anfange war seine Figur ein länglich Viereck; so mit einer Seite an der Seyne lag, und mit der andern die Stadtmauren berührte. Der Boden, darauf es lag, war 61¾ Klaftern lang, 58½ Klaftern breit. Es bestund in vielen besondern Gebäuden, von einem so einfältigen Ansehen, daß es von vorn

* Es ist ganz falsch, was man hier in der Note vorgeben will. Louvre bedeute auf sachsisch ein Schloß. Und wo wären die Sachsen nach Paris gekommen?

vorn vier Mauren gleich, die auf ein Gerathewohl, ohne alles Ebenmaaß, hin und wieder mit kleinen Kreuzfenstern durchbrochen waren. Es hat also mehr einer Vestung, als einem Pallaste ähnlich gesehen. Perrault saget auch ausdrücklich; daß sein plumpes Ansehen und Alter Franz den I. bewogen, dasselbe von neuem zu erbauen: weil es der Majestät von Frankreich nicht ähnlich sähe. Ein wälscher Baumeister **Serlio** wäre vom Könige um einen Riß zum Louvre ersuchet worden; der ihm auch gut gerathen: doch wäre des Peter Lesco, eines Pariſers, seiner vorgezogen worden, und hätte jedermanns Beyfall gefunden. Eben dergleichen ist unter Ludewigen dem XIV. geschehen: als man den Ritter Bernini um einen Riß zum neuen Louvre ansprach, und doch Perraults seinen, der ein geborner Pariſer war, erwählte.

Wir übergehen hier die Lobsprüche von der Lage dieses Pallastes, und von seiner Größe, nach der es mit den Thuillerien und deren Garten, 40 Acker Land einnehmen; fünfmal größer, als das Escurial, und sechzigmal größer seyn soll, als der farneſiſche Palast. Allein es ist zu merken, daß zwiſchen dem Louvre und den Thuillerien, noch ein groſſes Stück der Stadt, oder Vorstadt von Paris, mit mehr als 4 Gaſſen, etlichen Palläſten, Kirchen und kleinen Gäßchen darzwiſchen liegt. Alles dieſes hätte nach Perraults, und des Ritters Bernini Entwürfen, weggeriſſen werden ſollen, um das alte Louvre, vermittelſt langer Flügel, oder groſſer Mittelgebäude mit neuen Höfen, mit dem Thuillerie gebäude in einen Zuſammenhang zu bringen. Allein es ist weder

unter der langen Regierung Ludewigs des XIV. noch unter der nunmehr auch ſchon 42 jährigen Herrſchaft des itzigen Königes geſchehen. Ja wir werden auch hernach eine wichtige Urſache hören, warum es wohl niemals geſchehen wird.

Und wie? Den Platz allein, worauf dieß ungeheure Gebäude erbauet werden ſollte, von den itzigen Beſitzern ſo vieler Häuſer, u. ſ. w. zu erkaufen, würden 100 Millionen Livres nicht zulangen. Was würde noch das Abtragen und Wegreiſſen dieſer Gebäude nicht koſten? ehe man den Bauplatz frey hätte. Kurz, Frankreich wird, nach ſeinen politiſchen Abſichten und Umſtänden, niemals ſo lange friedliche Zeiten haben können, um ſo viel Geld zum Bauen zu erſparen; da es ſeine Schulden der vorigen Kriege noch niemals bezahlet hat, wenn es ſchon neue anfängt, die es wider in neue ſtürzen.

Ungeachtet nun des **Claudius Perrault** Bruder, **Carl Perrault**, aus dieſem Gebäude ein Meiſterſtück der Baukunſt machet: ſo iſt doch der Verfaſſer dieſer Beſchreibungen ſo aufrichtig, zu geſtehen: daß es gar nicht ohne Fehler ſey; und ſo wohl den Geſetzen der Verhältniß, und den Grundregeln der Kunſt, als dem Begriffe zu widerlaufe, den man ſich von der Wohnung eines Monarchen machen muß. Er hat richtig Wort gehalten: ob wir uns gleich in die ausführliche Erzählung davon nicht einlaſſen können. Einen Hauptfehler nur wollen wir hernach anmerken.

Er giebt zuförderſt die Riſſe von dem ganzen ungeheuren Gebäude, welches Perrault entworfen hat,

hat. Dieſes hätte 15 Höfe von verſchiedener Figur und Größe in ſich ſchlieſſen ſollen. Der erſte hätte ein Viereck 62 Klaftern ins Gevierte ſeyn, und die Zimmer der königl. Perſonen rings um ſich haben ſollen, und dieſer einzige iſt wirklich gebauet worden. Der II. ſollte ein Achteck geworden ſeyn, deſſen Durchmeſſer 49 Klaftern bekommen hätte, darinn auf der Mittags- und Nordſeite zween große Ceremonienſäle gekommen wären, der eine im Sommer, der andre im Winter zu brauchen. Der dritte große Hof würde 93 Klaftern lang und 82 breit geworden ſeyn, und zum Hofe des Garten Pallaſtes der Thuillerien gedienet haben. Wie aber der Riß zeiget: ſo würde ſolches nicht ohne vier ungleiche ſchiefe Winkel angegangen ſeyn, die gewiß keine Schönheit des Ganzen ausgemachet hätten. Doch das alles ſind Hirngeſpinſte geblieben, ſo wie die übrigen 12 kleinern Höfe mit ihren Gebäuden.

Da wir uns auf den berniniſchen Entwurf eben ſo wenig einlaſſen können, als auf die umſtändliche Abſchilderung des wirklich erbaueten: ſo wollen wir nur aus dem VII. Hauptſtücke, zur Erklärung des ſechſten Kupferſtiches, vom erſten Stockwerke des Louvres anmerken, was der Verfaſſer für einen Hauptfehler daran bemerket. In dem innern Hofe des Louvre ſtehen ringsum lauter korinthiſche Säulen. Dieß iſt ein großer Fehler. In einem ſo großen Gebäude müſſen die untern Stockwerke allemal die dauerhafteſten Säulenordnungen bekommen, damit ſie im Stande zu ſeyn ſcheinen mögen, die obern Stockwerke zu tragen. Die Ordnungen der

obern Stockwerke können immer feiner und feiner werden, darunter denn die korinthische die feinste ist. Hier aber hat Perrault mit der feinsten angefangen; eine zusammengesetzte Ordnung im zweyten Stocke darauf gesetzet; und das übrige ist unvollendet liegen geblieben. Es hat auch bloß darum bis auf diese Stunde nicht vollendet werden können: weil kein Baumeister sich noch entschließen können, was er nun für eine Säulenordnung in der Höhe brauchen solle; ohne den gröbsten Fehler wider alle Baukunst zu begehen. S. die 65ste u. f. S. im XIV. Cap. des VI. B.

Ueberhaupt kritisiret dieser Schriftsteller die Ausschweifungen der perraultischen Erfindungen, und andrer in Paris aufgerichteten Denkmäler Ludewigs des XIV. sehr vernünftig. Da derselbe einen Vorsaal im Sinne gehabt, der gleichfalls mit korinthischen Säulen, wie im Hofe, ringsum gezieret seyn sollen: so hat er in die vier Ecken desselben ungeheure Colossen stellen wollen, das Gewölbe der Decke zu tragen, die fast doppelt so hoch, als die Säulen selbst werden sollen. Diese Ungeheuer nun, hätten weder mit dem Durchmesser des Vorsaales noch mit seiner Höhe ein Verhältniß gehabt: und daben bedienet er sich im 7. Cap. a. d. 33sten u. f. S. folgender Worte:

„Claudius Perrault hatte ohne Widerspruch einen fruchtbaren Witz: allein wir haben oft bemerket: gar zu viel Feuer reißt zuweilen einen Baumeister zu Erfindungen, die mehr außerordentlich, als wohl überlegt sind. Das Große, das Erhabene

bene fodern auch Bescheidenheit und Wahrscheinlichkeit. Ein sehr geschickter Künstler machet freylich zuweilen glückliche Fehler: allein es sind allezeit Fehler; und diese müssen niemals andern zum Vorwande dienen, oder in wichtigen Gebäuden gebrauchet werden; wo eine majestätische und regelmäßige Anordnung den Vorzug haben muß.„

„Unter diesen Colossen, fährt er fort, sollten Aufschriften gestellet werden, die er auch in seinem Buche beybringt; welche die Anspielung dieser Riesen, auf die großen Unternehmungen Ludewigs des XIV. anzeigen sollten. Diese Aufschriften sind der übertriebenen Schreibart derer ähnlich, die man auf dem Siegesplatze und Königsplatze liest; und deren Vergrößerungen wir schon oben getadelt haben: die aber vielleicht die Quelle der unordentlichen Einbildungskraft geworden sind, die man in diesem Entwurfe wahrnimmt. Traurige Beyspiele! die bey mehr als einer Gelegenheit, unsre französische Künstler bewogen haben, durch einen Schmäuchelstrieb, in Frankreich Denkmäler zu bewerkstelligen, die mehr eine Pralerey, als die Bescheidenheit, Artigkeit und Mäßigung ankündigen; welche doch in mehr als einer Absicht unsre Nation bezeichnen sollten.„ So weit der Verfasser.

Mit eben der Freyheit hat derselbe verschiedene andre Mängel der Baukunst in den königl. Gebäuden angemerket: wobey wir uns nicht aufhalten können. Soviel aber ist gewiß, daß kein einziges ohne Fehler ist: und selbst der so berufene Thuilleriegarten ist mit keiner Regularität versehen: ob-

Pallaſt des Patriarchen zu Venedig, mit Lateiniſchen Worten gehalten, in Teutſcher Sprache geantwortet, ſeiner kurtz- und wohlgefaſten Rede halber, von männiglich geprieſen worden. Sie iſt lieblich und Beweglich; Und weiß durch ihre Annehmligkeit die ſelbſte Ernſthafftigkeit, zu freundlichen Blicken zu bringen, auch mit den Nachdruck ihrer beweglichen Worte, die grauſamſten Felſen-Hertzen zu erweichen. Der berühmte Rechts-Lehrer Staudius, kunte den ſonſt ernſthafften Kayſer Maximilian den Erſten, durch eine liebliche Teutſche Rede, gantz verzuckt machen. Käyſer Carls des Fünfften Geſandter, den ſonſt harten König Franciſcum den Erſten in Franckreich, (welcher als ein ſonderbarer Liebhaber der Teutſchen Sprache gerühmet wird) durch ſeine nachdenckliche Rede, zu Friedens-Gedancken bewegen; Wie denn dieſer König ſich ausdrücklich vernehmen laſſen: Nicht des Teutſchen Kayſers Freundſchaft, noch die Kriegs-Gefährligkeit, noch die groſſen Koſten, ſondern des Teutſchen bewegliche Reden hätten Ihn vor dißmal umgekehret. So kunte der Chur-Fürſt von Sachſen, Friedrich der Dritte, in Pilgrams Geſtalt, mit ſeinen beweglichen Worten, den ſonſt unerbittlichen Barbar und Sultan in Syrien im Jahr Ein tauſend vier hundert drey- und neuntzig, nicht allein zu Loßlaſſung vieler gefangener Chriſten bereden, ſondern auch dergeſtalt meiſtern; Daß Er gegen die Seinigen geſtanden: Er könne dieſen Pilgram nichts verſagen: Wie Er denn letzlich auch, aus ſeiner Beredſamkeit und deſſen Händen, ſeinen Fürſtenſtand geurtheilet; Sie iſt endlich Reine auch Selbſtſtändig, Oder hat Ihr Weſen

aus

gleich das Gebäud an sich, eins der schönsten ist. Der Verfasser urtheilet davon a. d. 81sten S. als ein großer Kenner, Meister und vernünftiger Patriot:

„Dieser Palast, der unter verschiedenen Regierungen erbauet, und nach den Rissen verschiedener Baumeister aufgeführet worden, schmecket in der äußerlichen Verzierung nach denen Veränderungen, welche die Baukunst in Frankreich seit dem XVten Jahrhunderte erlitten hat. Uebrigens ist die Unschlüßigkeit der Meister in der Kunst, über die Grundsätze der guten Baukunst; die Eitelkeit der Einbildung, daß man mehr gelte, als seine Vorgänger; der Widerwillen, fremden Meynungen zu folgen, und die Raserey, davon man gequälet wird, etwas Neues zu erschaffen, wo man doch nur nachahmen sollte, fast allezeit Schuld an dem Mangel der Einheit, den man an unsern meisten wichtigen Gebäuden bemerket; an welchen man nach und nach Erweiterungen oder Erneuerungen hat vornehmen müssen. u. s. w.

Nun gehe man hin, und tadle die Baukunst des Berliner-Schlosses; da selbst die prächtigsten Gebäude in Paris den Mangel der Einheit haben, den man denselben auf seinen drey Seiten vorrücket.

Im VII. B. wird von Versailles gehandelt, und das I. Hauptstück erkläret den ersten Grundriß der Gebäude, Gärten, Stadt und Zugänge des Schlosses. Man kömmt aus Paris durch einen Weg, der aus einem Baumgange, 25 Klaftern breit, und aus zween Nebengängen, deren jede zehn

Klaf-

Klaftern breit ist. Hier hat gewiß der Weg von Hannover nach Herrenhausen noch einen merklichen Vorzug. Hierauf beschreibt der Verfasser alle Gebäude, die zur Rechten und Linken dieser Gänge, in Versailles selbst stehen.

Die Stadt ist in zween Theile getheilet, deren einer die Altstadt ist, der andre heißt die Neustadt. Jene ist verwirrt, diese aber mit ordentlichern Straßen und Märkten angeleget. Die Kirche daselbst ist von Mansards Baukunst; und es sind Bilder vom Coypel, Jouvenet, und andern darinnen.

Die Beschreibung der Häuser, Küchengärten, u. s. w. geht uns nichts an. Die verschiedenen Höfe des Schlosses, dadurch man gehen muß, zeigen dasselbe in seinem prächtigen Vörderbau; doch ist die hintere Seite nach dem Garten zu, noch vorzuziehen. Hier gehen nun die Beschreibungen dieses fast unendlich großen Gebäudes an, davon wir aber ohne Figuren fast gar nichts sagen können, was verständlich wäre. Die Kupfer aber auf unsrer Monathschrift ins Kleine zu bringen, ist eine unmögliche Sache.

Um aber doch etwas davon unsern Lesern sichtbar zu machen, erwählen wir die Kapelle zu Versailles; die uns als ein Meisterstück angerriesen wird. Wir können aber wieder nur die schmahle Seite davon liefern, weil die ganze lange Seite den Raum unsrer Kupfer weit überschreiten würde. Wir wollen künftig, unsern Lesern zum Vergnügen, auch von zween Dresdener Kirchen die Risse liefern, um sie mit diesem versaillischen Meisterstücke zu ver-

vergleichen. Doch muß unſer Verfaſſer geſtehen, daß auch ſelbſt dieſe ſogeprieſene Kapelle zu Verſailles nicht ohne Fehler der Baukunſt ſey.

Nam vitiis nemo ſine naſcitur; optimus ille eſt,
Qui minimis urgetur.

II.

Muſæ Franciſco & Mariæ Thereſiæ

Auguſtis, congratulantur, ob Scientias Artesque bonas, eorum juſſu & Munificentia Vindobonæ reſtitutas. Vindobonæ. Typis Jo. Thomæ Trattner, 1756. in 4. maj.

29 Bog.

Wir haben unſern Leſern vor Jahresfriſt zu verſchiedenenmalen von der großen Erneuerung und Verbeſſerung der Wiener hohen Schule Nachricht gegeben. Wir würden alſo auch von dieſer eben dahin gehörigen Sammlung, zu rechter Zeit Meldung gethan haben: wenn nicht die itzigen Kriegsläufte, die Verbindung unſers Ortes mit Oeſterreich und Wien beſchwerlich gemachet, ja faſt gänzlich aufgehoben hätten. Nachdem nun dieſelbe ſeit einiger Zeit etwas freyer geworden, haben wir, obwohl mit großen Koſten, uns dieſe Neuigkeit über die Poſt ſchicken laſſen, um auch in dieſem Stücke nichts fehlen zu laſſen, was zur Vergnügung unſerer Leſer, und zu einer vollſtändigen Kenntniß einer ſo merkwürdigen Begebenheit, im Reiche der Wiſſenſchaften, beförderlich ſeyn könnte.

Ein

Ein guter öſterreichiſcher Patriot, der in einer groſſen Bekanntſchaft und ſtarkem Briefwechſel mit ausländiſchen Gelehrten ſteht, hat es für ſeine Pflicht gehalten, dieſelben zu einigen Glückwünſchen aufzufodern. Sie haben die ihnen gegebene Veranlaſſung begierig ergriffen, und faſt in allen lebendigen und todten Sprachen ihre Freude, über die glückliche Aufklärung des Wiener-Helikons, an den Tag geleget. Die ganze Sammlung iſt in einer wohlgeſetzten lateiniſchen Zuſchrift, beyden kaiſerlichen Majeſtäten unterthänigſt zu Füßen geleget. Da aber dieſelbe ſchon in den itzigen Kriegeszeiten abgefaſſet iſt; und verſchiedenes in ſich hält, das wir nicht nachſagen können: ſo übergehen wir den Inhalt derſelben billig mit Stillſchweigen. Sie iſt im Namen des Verlegers, aber von einer ſehr guten Feder abgefaſſet.

Die Sammlung ſelbſt beſteht aus XLI. Stücken, die nach alphabetiſcher Ordnung der Namen ihrer Verfaſſer geordnet worden. Das erſte Stück iſt von Herrn Miskei Adam, in ungariſcher Sprache, aber mit einer lateiniſchen Ueberſetzung verſehen. Es iſt etwas ſeltnes in unſern Gegenden, daß man eine ungariſche Muſe ſingen höret. Wir wollen alſo einige Zeilen davon in der Grundſprache mittheilen.

Magyar-Verſek. (ungariſche Verſe)

Cumæa Sybilla régen barlangjában
Tellyes elmé ének fel lobbant lángjában
Homályos beſzéddel nyelvének hangjában
Sok dolgot jö vendölt hánkod ván tag jában.

So

So wie diese vier Zeilen sich reimen, so reimen auch die folgenden mit den Wörtern házassag, parassag, tarsassag, boldogsag; ferner vier folgende mit gondolkodot, okoskodot, szomorkodot, tartozkodot, die nächsten vier, született, epületett, szépületet, und életet. Aber nun kommen zwo Strophen, die fast einerley Reime haben, ennek, ernek, szivenek, nyelvenek; und szemekek, szivekek, elmejekek, kedvekek: worauf die Namen Mercurius, Vulcanus, Phoebus, mit dem ungarischen Wörtlein jus reimen. Dieses wird dienen können, die Art der ungarischen Reime zu beurtheilen. Die Zahl der Sylben ist nicht in allen Versen gleich, und eine Scansion merket man gar nicht darinnen.

Der Inhalt dieses Stückes stellet vor, daß Mars mit der Minerva eine Vermählung getroffen haben soll: unter welchem Bilde der Dichter beyde regierende kaiserliche Majestäten verstanden haben will.

Das 2) ist ein wälsches Sonnet, von dem Grafen Franz Eugen Chieppio, von Arco, Ritter vom goldnen Schlüssel, kaiserlicher Kammerer und unter den agiatischen Akademisten, Elleusio. Es ist schön, und wir theilen es mit:

Quando Febo immortal s'alza dal mare,
E'l suo splendor si luminoso spande,
Par, ch'altra stella piu luce non mande,
E ogni lume piu bel gia s'morto appare.
Tal di COSTEI, che al mondo non ha pare,
Quando sparse s'udir l'opre ammirande
Qual fù di fama pria donna più grande
Vinta restò dalle virtù si rare.

L'In-

L' Impéro preſe, e ne ſoſtien la ſoma
Con alto ſenno, e nobil gente invita,
E alle bell Arti addeſtra in nuova ſcuola.
Semirami Babel, e Clelia Roma,
E le Amazoni ſue vanti lo Scita;
Queſta in ogn'arte, e in guerra, e in pace è ſola,

Das 3. iſt deutſch von dem Herrn Lieutenant Schmidt, Erbherrn von Auerſtädt, und der Geſellſchaft der fr. Künſte Mitglied. Weil es ſo kurz, als ſchön iſt, theilen wir es gleichfalls mit.

Europa ſah der großen Heldinn Stärke,
Die in Gefahr den kühnen Geiſt erhob;
Europa ſieht im Frieden ihre Werke,
Und opfert ihr ein unverfälſchtes Lob.

Sie läßt den Krieg in neuen Schulen lehren,
Und ſorget ſchon für den noch künftgen Sieg.
Sie höret ſelbſt, des Staates Wohl zu mehren:
War je ein Fürſt, der ſo den Thron beſtieg?

Sie weis, warum der Erden Götter leben:
Kein Liebling führt an ihrer Statt den Blitz:
Auch Wiſſenſchaft weis ſie durch Huld zu heben,
Sie macht ihr Wien zu einem Muſenſitz.

Beglückt ſind die, die deinen Zepter küſſen,
Thereſia! der wahrer Ruhm gebührt.
Beglückt ſind die, die für dich fechten müſſen,
Da Treu und Muth, und Dankbarkeit ſie führt.

Auf ein lateiniſches Heraſtichon vom P. Anton Benedictus, einem Jeſuiten, folget wieder ein wälſches Sonnet vom Abte Bonamici; und dieſes löſet

ein lateiniſches gröſſeres Gedicht in heroiſchen Verſen von dem berühmten P. Boscovich ab. Der Anfang lautet ſo:

Quis me, quis liquidas curru volitante per auras,
Abripit Auſonia a magna, et ſuper æquora, ſupra
Aerios ducit montes, camposque patentes?
Quo feror? O! ſanctæ currum alipedesque Minervæ
Agnoſco bijugos, ripamque binominis Iſtri
Proſpicio, dominamque urbem, et ſurgentia templa.
Tu me diva rapis: tu me ſpectare triumphos
Ipſa tuos, ædemque jubes, &c.

In gleichem Feuer füllet dieß ſchöne Stück ſechs Seiten. Darauf folget eine lateiniſche Epiſtel in ungebundener Rede, von einem roveredischen Akademiſten, der ſich Filarmindus nennet; und iſt etliche Bogen lang. Das VIII. iſt ein italieniſches Gedicht vom Abte Cyrillus Buſanna, gleichfalls einem roveredischen Agiater; 8. Seiten lang. Dieſes wird von einem engländiſchen Stücke abgelöſet, welches ſo anhebt.

Verſes for the Empreſs Queen.

To ſing Thereſia's praiſe a Muſe unſkill'd
In lofty verſe, but with Her Glory filld
Attempts to ryme. THERESIA Thou inſpire
My feeble genius. May poetick fire
Run thro' my ſong, and make it worthy ſhine
Of ſuch a glorious Reign, ſuch deeds, as Thine. &c.

Der Verfaſſer nennet ſich G. A. C. de B. und es iſt eine freye Ueberſetzung davon in franzöſ. Verſen

Verſen beygefüget. Ein italieniſches Sonnet vom Grafen Viſconti, Doria, March. Caravagio, einem arkadiſchen Schäfer, löſet ſolches ab. Hierauf folget ein deutſches poetiſches Schreiben von dem berühmten Conrad Celtes, erſten Profeſſor der Poeſie zu Wien, den Kaiſer Friedrich der dritte mit eigner Hand zum Poeten gekrönet; Kaiſ. Maximilian aber mit groſſen Ehren und Beſoldungen überhäufet, um durch ihn die freyen Künſte in Wien einzuführen. Dieß Stück iſt von unbekannter Hand eingeſchicket worden; und weil es verſchiedene Wahrheiten und merkwürdige Züge in ſich hält, wollen wir es hernach unſern Leſern ganz mittheilen; auch zu mehrerer Erläuterung eine Stelle aus des Celtes lateiniſchen Gedichten mit beyfügen, die hier wohl mit beygedrucket zu werden verdienet hätte.

Das XII. St. iſt eine lateiniſche Elegie von Raymundo Cunich, einem Raguſiner, aus Rom. Ein kurzes Gedicht von dem berühmten Facciolati nimmt den 13ten Platz ein, und lautet ſo:

Sat germana diu vires metuenda juventus
Hoſtibus explicuit dira per arma ſuas.
Cedant arma togæ! quin immo fœdere junctæ,
Arma togæ accedant conciliata novo.
Hunc properent Muſæ, voxque officioſa Magiſtri
Vindobonam ſtudiis inſtruat ingenuis. cet.

Das XIV. iſt eine wälſche Ode, deren Verf. ſich D. C. F. unterſchreibt. Ihre erſte Strophe klingt ſo:

Canzone.

Due volte et tré beato
Quegli, cui delle cose
L'origine nascose,
E le semplici idée scoprir fù dato.
Sortę e immutabil Fato
Della stoica fierezza idoli vani
Ei non conosce, de Epicurea sequace
Non sogna in ciel de' Numi inerte pace,
Sovra gli eventi humani.

Dieß hat 8 Strophen. Eine andre von 13 zeiligten Strophen ist wohl drey, viermal so lang, und hat den Herrn Grafen **Florio**, von Vdina zum Urheber. Der Herr Prof. Formey hat eine Idee du Heros, in einer weitläuftigen Abhandlung ausgeführet; auch zuletzt mit einigen Versen beschlossen. Da dieß aus Berlin kömmt; so werden unsere Leser nicht ungern einige Strophen davon lesen, womit wir diesen Artikel beschließen wollen; indem wir uns vorbehalten, nächstens auch von den übrigen Stücken fernere Nachricht zu geben.

Quel est donc ce Heros solide,
Dont la gloire ne soit qu'à lui?
C' est un Roi, que l' équité guide,
Et dont les vertus sont l' appui:
Qui, prenant Titus pour modele,
Du bonheur d'un peuple fidele
Fait le plus cher de ses souhaits:
Qui fuit la basse flatterie,
Et qui Pere de sa Patrie
Compte ses jours par ses bienfaits.

Nach-

Nachdem er nun die Völker glücklich geprieſen, die durch eine ſüße Erfahrung überzeuget werden, daß dieſe Idee kein Hirngeſpinſt iſt: ſo führet er ſie redend ein:

Ils diront: voilà le Modele,
Que doivent ſuivre tous les Rois.
C' eſt de la ſainteté des Loix
Le Protecteur le plus fidele.
L'Ambitieux immoderé,
Et des eaux du Siecle enyvré,
N'oſe paroitre en ſa preſence.
Mais l' humble reſſent ſon appui,
Et les Larmes de l' innocence
Sont precieuſes devant lui.
De ſes triomphantes années
Le tems reſpectera le Cours.
Et d'un long Ordre d' heureux Jours
Ses Vertus ſeront couronnées.
Ses Vaiſſeaux par le vent pouſſés
Vogueront des climats glacés
Aux bords de l'ardente Libye.
La Mer enrichira ſes Ports,
Et pour lui l'heureuſe Arabie
Epuiſera tous ſes Treſors.

Dieſe Verſe ſind aus dem erhabenſten Odendichter der Fanzoſen, dem Rouſſeau entlehnet; und alſo auf kein heutiges regierendes Haupt inſonderheit gemachet. Das übrige nächſtens.

aus ſich ſelbſten, und nicht Urſache bey andern Sprachen etwas zu entlehnen, Vielweniger ihre köſtlichen Perlen-Reden mit den unächten Putze Ausländiſcher Worte, zuverfälſchen. Wovon der groſſe Käyſer Carl ſelbſt ein gültig Zeugnüß ableget, wenn Er ſeinen Höfflingen, auf Ihre abgelaſſene Frage: Was S. Majeſtät doch an der Teutſchen Sprache erſehen hätten? zur Antwort giebet; Er ſchätzte Sie darum über alle Sprachen, weil ſelbige leicht und wohl auszuſprechen, und vor ſich ſelbſt Wortreich, auch zum Reimen und Liedern am tüchtigſten; Uberdiß einen Menſchen geſchickt mache, der Ausländer Sprachen wohl zu reden. Weg demnach, mit den unbeſonnenen Vorgeben; Als ob die Teutſche Sprache nicht vor ſich ſelbſt beſtehe, ſondern die natürlichen Teutſchen Wörter, aus der Lateiniſchen genommen; Da doch aus Uhralten Reimen und Denckmahlen augenſcheinlich darzu thun: Daß dergleichen in Zeltiſcher Sprache brauchbar geweſen, ehe und bevor einiges Lateiniſches Wort über die Alpen in Teutſchland fliegen können; Weg mit den neidiſchen Geiſer; Welchen viele Ausländer, ſonderlich aber der Verleumbderiſche Bodinus, wieder die Teutſche Helden Sprache in ihren Schrifften ausgeſtoſſen, da Selbiger nunmehro, alle andere Sprachen einhellig den Scepter überreichen müſſen; Es lieget ja Ihre vergötterte Hochachtbarkeit, gnugſam am Tage, wird auch, gleich dero Heldenmüthiger Lands-Leuthe Tapfferkeit, ohne alle auswärtige Bey-Hülffe, in ohnendiger Dauerung, beſtehen. Es hat aber Dieſelbe, Ihr Aufkommen, zuförderſt dem Erſten Teutſchen Kayſer Carl dem Groſſen! zuzuſchrei-

III.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres, avec les Memoires de Litterature, tirés des Regiſtres de cette Academie, depuis l'année MDCCXLVII. jusques & compris l'année 1751. Tome XXI. A Paris de l'imprim. Royale. 1754.

So lautet der Titel des XXIſten Bandes der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, davon wir unſern Leſern noch eine Nachricht ſchuldig ſind. Allein eines Theils haben wir ihnen dieſelbe ſchon gegeben, da wir des Xten B. der deutſchen Ueberſetzung der Frau Prof. Gottſchedinn Erwähnung gethan. Die erſte Hälfte dieſes Bandes alſo, der die Geſchichte der Akademie, und ſo viele Auszüge aus den längern Schriften der Mitglieder enthält, kennen unſre Leſer ſchon. Es fehlet nur die zweyte Hälfte noch, darinn die ausführlichern Abhandlungen andrer Mitglieder ſtehen: und dieſe wollen wir itzo nachholen. Wir melden aber zuförderſt an, daß bereits drey neue Bände der Pariſer Akademie ans Licht getreten, und wirklich in unſern Händen ſind: ſo wie die Akademie ſelbige ihrer Frau Ueberſetzerinn ſogleich überſendet hat. In kurzem wollen wir auch davon Nachricht geben.

Die gelehrten Verfaſſer dieſer Memoires, oder Abhandlungen, ſind der Hr. Präſident de Broſſes, Hr Gibert, Hr. von Bougainville, Hr. Freret, Hr.

Hr. Abt Geinoz, Hr. Abt Varry, Hr. Hardion' Hr. Graf von Caylus, Hr. Duclos, Hr. Racine, Hr. Abt de la Bleterie, Hr. le Beau, Hr. Abt Barthelemi, Hr. Abt Belley, Hr. Abt Lebeuf, Hr. Bonamy, Hr. la Ravaliere, und Hr. Tercier. Die meiſten davon ſind unſern Leſern ſchon längſt aus vielen ſchönen Abhandlungen bekannt geweſen: die übrigen werden ſich hier in ihrer Stärke zeigen.

Die erſte Abhandlung iſt vom Hrn. von Broſſe. Sie handelt von der Eintheilung des aſſyriſchen Reiches, und ſetzet den Zeitpunct der erſten Belagerung von Ninive feſt. Wie groß die Dunkelheit in dieſen alten Geſchichten ſey, iſt den Gelehrten zur Gnüge bekannt. Die größte Verwirrung mag wohl daher entſtanden ſeyn, daß es mehr als einen Sardanapal (Aſſar-adon-baal) auf dem aſſyriſchen Throne gegeben; die aber Kteſias und Diodor alle zuſammen geſchmolzen, um nur einen einzigen weibiſchen Weichling daraus zu machen: ſodann daher, daß Ninive mehr als einmal belagert und erobert worden. Aus dieſen Schwierigkeiten heraus zu kommen, iſt das ſtärkſte Hülfsmittel, die vom Thales prophezeihete erſte Sonnenfinſterniß, die zu der Zeit geſchehen, als Cyaxares, (Kyaſſar) König der Meder, mit dem Alyattes, Könige in Lydien, am Fluſſe Halys geſchlagen. Dieſen Zeitpunct lehret die Sternkunde untrüglich finden: und ſobald man denſelben weis, findet ſichs, daß die Schlacht im 40ſten Jahre der Regierung des Cyaxares geſchehen iſt. Dadurch aber findet man auch, ver-

möge des Synchronismus, die zeitverwandten Könige der Babylonier und Lydier; die zweyte Dynastie der medischen; die dritte der assyrischen; die letzte der babylonischen Könige: die Fürsten zu Tyrus und Damascus, ja von Juda und Israel. Alles dieses ist in diesem Stücke sehr schön ins Licht gesetzet worden.

Um den Liebhabern von Sprachen, etwas aus diesem Artikel mitzutheilen: so merket der Verfasser an: daß von dem Stammworte **Schur**, principatum tenuit, **Syrien** oder Assyrien, d. i. das Königreich; imgleichen die Stadt **Schiras**, als eine königl. Residenz; **Sara**, eine Prinzessinn, oder gnädige Frau; **Sar-pedon**, ein Namen eines Prinzen im Orient, beym Homer, herkomme. In Aegypten sey der Namen Sar oder **Sir** nicht weniger in gleicher Bedeutung im Gebrauche gewesen. Man hat gesaget **Siris**, oder mit dem Ausrufe, **Osiris**, **Busiris**: und es scheine, die Aegypter hätten geschrieben, **N-ser**; ein Namen, den viel Könige geführet hätten. Der Namen des Hundssterns Sirius käme eben davon, weil er gleichsam der König der Sterne wäre. Der Nil, als ein königlicher Fluß, hätte eben so geheißen. Endlich setzet er hinzu, auch das griechische Κυριος, und die französischen Sire, Messire, Sieur, Monsieur, und andere mehr in neuern Sprachen kämen eben daher. Was uns das letzte verdächtig machet, ist, 1) daß das K der Griechen mit dem S der morgenländischen Völker keine Verwandtschaft hat. Sodann, daß das neuere Sire, der Franzosen unstreitig aus dem

Se-

Senior der Lateiner seinen Ursprung gehabt. Denn von Senior kömmt erstlich Signor, Monsignor der Italiener; von diesem das Seigneur, Monseigneur der Franzosen; davon verkürzter, ihr Sieur und Monsieur, wie in Wälschland Messer; von diesem endlich das Sire und Messire der Franzosen, und der Engländer Sir. Die orientalischen Sprachen nämlich haben wohl nicht die geringste Verbindung mit der neuern Französischen haben können.

Bey dem chronologischen Theile dieser Abhandlung halten wir uns nicht auf. Genug, daß der Verfasser zeiget, das Alterthum der astronomischen Beobachtungen zu Babylon, stimme nach des Kallisthenes Nachrichten, die er dem Aristoteles gegeben, genau mit der in der Schrift angegebenen Erbauung des babylonischen Thurmes überein. Und da Thales im ersten Jahre der 25sten Olympiade gebohren worden: so fällt die große Sonnenfinsterniß auf den 25sten May, um 6 Uhr Abends, ins 585ste Jahr vor Christi Geburt; welches das 40ste Jahr der Regierung des Cyaxares gewesen seyn muß. Die erste Belagerung von Ninive muß also 808 Jahre vor Christi Geburt geschehen seyn.

Der II. Artikel ist eine Abhandlung über die Geschichte der Judith, vom Hr. Gibert. Der Hr. Verfasser hat schon 1737 erwiesen, diese Geschichte müsse erst nach der babylonischen Gefängniß geschehen seyn. Hier aber widerruft er solche Meynung, und behauptet, sie habe sich unter dem Könige Ochus zugetragen. Wir überlassen dieses den Schriftforschern zu untersuchen, und sind begierig,

zu hören, ob es nicht besser seyn wird, dieß ganze Buch Judith sowohl, als das Buch Esther, und vom jungen Tobias, unter die Zahl der epischen Gedichte der Juden zu verweisen? Bekanntermaßen halten die Katholischen diese Bücher für canonisch, und müssen sie also als wahre Geschichte behaupten. Wer sollte es denken, daß die Religion auch in die schönen Wissenschaften einen Einfluß hätte? Der folgende Artikel handelt von eben der Materie. So schwer ist es, eine Fabel zur Wahrheit zu machen!

Der IV. Artikel untersuchet die zu Eleusis gefeyerten Geheimnisse, zu Ehren der Ceres; nebst den Umständen und Priestern des Festes. Hr. Bougainville ist der Verfasser davon. Die eleusinische Ceres war gleichsam bey den Griechen die heil. Maria zu Loretto. Alle eifrige Heyden liefen dahin, sich in ihrer Religion einweihen zu lassen. Nur als Theben zerstöret ward, ist dieser Gottesdienst einmal unterbrochen worden. Xerxes, der doch alle Tempel in Griechenland zerstörete, schonte doch der Ceres ihren. Lacedämon, Theben, Philippus und Alexander hatten allezeit eben diese Hochachtung gegen die Göttinn Ceres. Die Griechen glaubeten, sie hätte zu Seleucus für sie gestritten: eben sowohl als die Katholischen solches von der Mutter Gottes glauben: und selbst die Siege bey Mykale und Platea eignete man der Nachbarschaft ihrer Tempel zu. Kurz, man findet allenthalben, saget unser Verfasser, die Spuren von der übermäßigen Verehrung

ehrung gegen dieſe Göttinn. Hat er dieß ohne Abſichten geſaget?

Nun unterſuchet der Verfaſſer 1) die erſte Einſetzung des Gottesdienſtes zu Eleuſis, darüber die Alten ſehr getheilet ſind. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß zur Zeit einer Hungersnoth in Attica, Erechtheus mit einer Anzahl von Getraydeſchiffen aus Aegypten gekommen, und als er dafür auf den Thron geſetzet worden, die Verehrung der Ceres eingeführet habe. Hier paſſet alles mit dem ägyptiſchen Aberglauben der Iſis, des Oſiris, und des Horus überein. Der II. Artikel erkläret den Unterſchied der kleinen und großen Geheimniſſe. Die erſten wurden anfänglich nur Auswärtigen, die letzten den Bürgern oder Einheimiſchen eröffnet. Doch ſind Caſtor und Pollux, Aeſculap, Hippokrates und Anacharſis der Scyth, auch der letztern gewürdiget worden: weil ſie ſolche vorzügliche Verdienſte hatten.

Im III. Artikel werden die Bedienten und Vorſteher des Feſtes erkläret. Der Oberſte, Hierophantes genannt, mußte aus dem Geſchlechte der Eumolpiden ſeyn; und er weihete eigentlich zu den Geheimniſſen ein. Er gieng an der Spitze des Aufzuges, und ſtellete den Schöpfer der Welt, den Demiurgos vor, von dem Plato mit ſo vielem Prachte redet. Er mußte ſonderlich eine ſchöne Stimme haben, niemals heurathen, und blieb es lebenslang. Der zweyte Bediente hieß Daduchos, d. i. Fackelträger, als das Haupt der Lampadophoren, oder Lampenträger. Der dritte Hierokeryx, d. i. der heilige Herold, u. ſ. w.

Im

Im IV. Artikel werden noch einige vermiſchte Anmerkungen nachgeholet. Die wichtigſte iſt wohl, was denn eigentlich dieſe Geheimniſſe geweſen und bedeutet haben? Cicero *, der von allen Alten am deutlichſten davon redet, und ſelbſt ein Eingeweiheter (Initiatus) geweſen, ſaget: wenn man alles erklärte, und auf den Grund zurück führete; ſo würde mehr die Natur der Dinge, als der Götter daraus erkannt.

Der V. Artikel handelt von der Geſchichte der Amazonen, und iſt vom Hrn. Freret. In der Unterſuchung von der Cimbriſchen Colonie des Pontus Euxinus hat der Herr Verfaſſer auch die Kriegeriſchen Weiber, Amazonen genannt, berühret; aber damals nicht ausmachen können, was daran wahres ſeyn möchte. Schon um Homers Zeiten, im IX. Jahrh. vor Chriſti Geburt, iſt die gemeine Meynung geweſen, daß es in klein Aſien Amazonen gegeben. Der Dichter ſetzet voraus, daß ſie in dem Heldenalter eines Bellerophons, Herkules, und als Priamus noch jung war, mächtig geweſen. Sie ſollen gegen Morgen des Fluſſes Sangar in Phrygien gewohnet, bis in Lycien, und ins Trojaniſche geſtreifet haben. Von ihrer Statsverfaſſung ſaget er nichts, ſondern nennet ſie nur Αντιανειρας, welches Ariſtarch, den Heſychius anführet, durch Ισανδρας erkläret, die Männergleichen. Man könnte von ἀνηρ,

* Cic. de Nat. Deor. L. I. Quibus explicatis, ad rationemque revocatis, rerum natura magis cognoſcitur, quam Deorum.

ἀνηρ, ein Mann, und ἀντι gegen, sie auch Widermänninnen, Männerfeindinnen nennen. Und das stimmet mit des Aeschylus Benennung überein, der sie Στυγανορες, Mannhasserinnen heißt. Dieser aber glaubet, sie hätten klein Asien fünf hundert Jahre vorm Herkules verlassen. Herodot hat ausführlicher von ihnen geredet. Weiter zu gehen, erlaubet unser Raum nicht.

Der VI. Artikel enthält eine Vertheidigung Herodots gegen die Anklagen Plutarchs. Herr Abt Geinoz suchet in dieser II. Abhandlung davon, das moralische Lehrgebäud Herodots zu entdecken. Es ist eigentlich die Frage, warum Herodot den Lacedämoniern und Korinthiern Schuld gegeben, daß sie nur aus einer Privatrachgier wider den Tyrannen Poinkrates zu Felde gezogen; da er ihnen doch zum Bewegungsgrunde dieses Feldzuges, die großmüthige Absicht, die von ihm unterdrückten Samier zu befreyen, hätte geben können? Unsers Erachtens klingt diese letzte Erzählung zwar viel schöner: ob sie aber deswegen glaubwürdiger ist, das ist eine andre Frage. Plutarch schildert die alten Völker und Helden immer gern auf der schönen Seite; gesetzt daß die Wahrheit dabey etwas litte. Herodot war so fein noch nicht; sondern kannte die Menschen, und erzählet ihre Handlungen, wie sie zu seyn pflegen, u. wie sie auch viel glaublicher sind.

Im VII. Artikel liefert uns der Herr Abt Vatry Untersuchungen über die alte Komödie der Griechen. Diese alte Komödie entstund in Griechenland nach den ersten Possenspielen, womit man den

gro-

groben Pöbel beluſtigte. Man weis zwölf Dichter zu nennen, die ihren Stücken ſchon eine gewiſſe Geſtalt zu geben, und nach einem ordentlichen Entwurfe einzurichten geſuchet. Sie heißen **Magnes, Timokreon, Krates, Eupolis, Kratinus, Ariſtophanes, Phrynikus, Stratis, Pherekrates, Plato, Teleklides und Theopompus.** Alle dieſe Poeten will uns der Herr Verfaſſer bekannter machen, und verdienet dadurch viel Dank. Da man aber von keinem derſelben ein ganzes Stück aufzuweiſen hat, als vom **Ariſtophanes**, ſo muß er ſich auf dieſen allein gründen. Vielleicht hat auch dieſer Dichter ſeine Vorgänger alle übertroffen. Da er nun dem erſten Anſehen nach, lauter ausſchweifendes Zeug in ſeine Stücke gebracht, das ohne Ordnung, Abſicht und Verbindung da ſteht, ſo will er zeigen, von welcher Seite man ſeine Stücke anzuſehen habe, um ihre wahren Schönheiten zu finden.

Der VIII. Artikel liefert die XII. Abhandlungen Hrn. **Hardions**, über den Urſprung und Fortgang der Redekunſt bey den Griechen. Hier wird das Leben und ganze Weſen des Prodikus von Keos beſchrieben, dem wir die Fabel vom Herkules, auf dem Scheidewege der Tugend und des Laſters, zu danken haben.

Der IX. iſt vom Hrn. Grafen von Caylus, und handelt von der Liebe der ſchönen Künſte bey den Griechen, und von der großen Hochſchätzung derer, die darinn vortrefflich waren. Er verſteht durch die ſchönen Künſte dießmal die Baukunſt, die Malerkunſt und Schnitzkunſt; ob er gleich nicht läugnet,

net, daß auch die Muſik dazu gehöre. Die Abhandlung iſt ſehr ſchön, und werth von allen Liebhabern dieſer Künſte geleſen zu werden. Wir wollen ſie nächſtens in der Monathſchrift der kaiſerlichen franziſciſchen Geſellſchaft der freyen Künſte bekannter machen.

Im X. Artikel lieſet man des Hrn. **Duclos** Abhandlung über die Kunſt, die theatraliſche Vorſtellung zu theilen, und die guten Ausſprüche mit Noten zu bezeichnen, die bey den Römern gewöhnlich geweſen ſeyn ſoll. Eine Stelle des **Livius** ſcheint das letztere zu ſagen. Er erzählet, daß Livius Andronicus, der nach damaliger Gewohnheit ſeine Stücke ſelbſt aufführete, und einmal heiſch geweſen, die Erlaubniß erhalten, die Rolle von einem jungen Schauſpieler herſagen zu laſſen: und als dieſer die Worte geſungen, habe Livius ſelbſt die Stellungen und Gebärden dazu viel lebhafter gemachet, weil er auf das Singen nicht denken dörfen. Canticum egiſſe, aliquanto magis vigenti motu, quia nihil vocis uſus impediebat. Inde ad manum cantari hiſtrionibus cœptum, diverbiaque tantum ipſorum voci relicta. Die Stelle iſt dunkel, und wird erkläret.

Von verwandter Natur iſt die folgende XI. Abhandlung des Herrn **Racine**, von der theatraliſchen Ausſprache der Alten. Die Redner bey den Griechen und Römern ließen ſich in dem guten Vortrage von Schauſpielern unterrichten. Wie aber die redneriſche Ausſprache von der theatraliſchen unterſchieden geweſen, iſt nicht ſehr bekannt. Es

iſt

ſchreiben; Welchen ſeine vielen Blut-trieffenden Heer-Züge in Welſchland und Lombardey, Jngleichen die unzehlbaren Treffen, wieder die damahls ungläubigen Sachſen, Beyern und Hunnen, nicht abgehalten, ſelbige auf alle Art und Weiſe empor zu bringen. Maſſen Er nicht allein die alten Lieder von den Teutſchen Helden überall aufſuchen und zuſammen tragen, Das Neue Teſtament ins Teutſche bringen, und die Jugend in Schulen fleißig darzu anführen laſſen; Sondern auch ſelbſt eine Teutſche Sprach-Kunſt gefertiget. Worinnen Jhm Sein Printz, Ludwig der Fromme gefolget, und viele Bücher der Heil. Schrifft in Teutſche Reimen überſetzet. Ferner dem Aller-Durchläuchtigſten Stamm-Vater, des in der Blüthe Zeitlicher und Ewiger unausſprechlichen Glückſeeligkeit ſtehenden Ertz-Hertzoglichen Hauſes Oeſterreich, Rudolphen dem Erſten Römiſchen Käyſer! welcher dieſe Helden-Sprache, wie oben gedacht, allenthalben in Gerichtlichen und auſſer Gerichtlichen Handlungen eingeführet. Vor Jhren trefflichen Wachsthum hergegen, gebühret zuförderſt der vergötterten Licht-Kunſt und ihren Ergebenen; Am meiſten aber der Durchleuchtigen Fruchtbringenden Geſellſchaft, der erſinnlichſte Danck; Welche im Jahr Ein Tauſend ſechs hundert und ſiebenzehen am Vier- und zwanzigſten Auguſt Monaths, bey einer Fürſtlichen Trauer auf den Schloſſe zu Weimar, ietzo die Willhelms-Burg genannt, von unterſchiedenen Hoch-Fürſtlichen, Hoch-Adelichen und Hochgelehrten Perſohnen, geſchloſſen, und dadurch der abgeſehene Haupt-Zweck, wegen Beförderung der liebſten Mut-

ter-

ist schwer zu begreifen, wie die alten Schauspieler in den offnen Schaubühnen, darinn bisweilen 40000 Zuschauer saßen, u. noch dazu mit Larven vorm Gesichte, so laut reden, und doch zugleich die lebhaftesten Bewegungen des Leibes haben machen können? Herr Racine glaubet nicht, daß man nach Noten gut aussprechen lernen könne. Hier wird sehr viel Licht über das alte Theaterwesen ausgebreitet.

Das XII. XIII. und XIV. Stück untersuchet den Zeitpunct einer alten griechischen Aufschrift, die aus Tripolis in Africa, nach der Provence gebracht worden. Die Gemeine der Juden zu Berenice, hat sie dem Landpfleger Marcus Titius zu Ehren, auf parischen Marmor graben lassen.

Hier müssen wir dießmal abbrechen. Nächstens das übrige.

IV.

Poetisches Sendschreiben.

Ich, den das Schattenreich zu seinen Bürgern zählt,
Und den ein Kaiserpaar zum Dichter auserwählt, *
Ein Paar, das, weil die Kunst der Musen es ergetzte,
Mir theils den Lorber gab, theils mich zum Lehrer setzte.
Ich, Conrad Celtes, bins, der in die Oberwelt
An dich, berühmter * * * dieß frohe Schreiben stellt;
An

* Kaiser Friedrich der III. den einige den IV. nennen, der ihn zum Dichter krönte; und Kaiser Maximilian der I.

An dich, der du itzund die schönen Künste treibest;
Stark in Geschichten bist, vier Sprachen sprichst und schreibest;
Die Meßkunst wohl verstehst; ein Redner und Poet,
Der mit den besten itzt in einer Reihe geht;
An dich, der du auch mich aus dunkler Nacht erhoben,
Wie so viel Schatten mir seit wenig Jahren loben.

Wie groß ist meine Lust, seitdem THERESIA
Wiens alten Musensitz mit weisem Blicke sah!
Sie sah, als Herrscherinn: in ihren weiten Landen
Sey alles zwar, nur nicht der Künste Flor, vorhanden.
Zwar wies der Muldenfluß, so wie der Donaustrom,
Dort Prag, die Königsstadt, hier Wien, das neue Rom:
Worinnen Größe, Pracht, und Reichthum sich verbinden,
Nur Geist und Wissenschaft war schwer allda zu finden.

So war die trübe Zeit, als ich das Licht erblickt!
Von dicker Barbarey war Witz und Kunst erstickt:
Die Völker seufzeten nach angenehmern Musen;
Doch ihrer Lehrer Schwarm trug Eis im Kopf und Busen.
Zwar ein geweihtes Volk, das kaum zu zählen war,
Und sonder Weib und Kind sich täglich neu gebahr,
Dem frommes Ansehn Brodt und Aufenthalt gegeben,
Erfüllte Schul und Stadt mit dicken Spinnenweben.
Barbarisches Latein, und Wörter ohn Verstand,
Und wüstes Schulgezänk erfüllten manches Land.
Man stritt mit Ungestüm für Sätze der Thomisten,
Und für manch Hirngespinst tiefgrübelnder Scotisten.
Ein toller Wörterkram an Kraft und Sinne leer
Goß öfters Grimm und Wuth in das studirte Heer.

Man ſtritt für einen Mann, der vormals groß geweſen,
Den gleichwohl niemand kannt', und niemand ſelbſt geleſen:
Der alte Stagirit war ihrer Kriege Grund;
Von deſſen Sprache doch kein Menſch ein Wort verſtund.

Den

* Es iſt werth, daß wir aus des Conrad Celtes eigenen Gedichten ein Paar Stellen hier anführen, darinn er dieſen Zuſtand der damaligen Schulgelehrſamkeit beſchrieben. Die eine ſteht im III. Buche ſeiner Amorum, die er dem Kaiſer Maximilian zugeſchrieben, und 1502. zu Nürnberg in groß 4. ans Licht geſtellet hat. In der XI. Elegie dieſes Buches heißt es fol. L. b.

Eſt quem per totum Dialectica ſanciat annum,
Cui lis de *Rebus*, *Nominibus*que venit;
Bella chimerifico cui ſunt rabioſa tumultu,
Dum ſervet totis rixa proterva ſcholis.
Cum *res* defendit, cui *nomina* prætulit alter,
Pro quorum rixis non faba danda mihi.
Hi modo Germanas gymnaſia cuncta per oras,
Implent, & *Logicam per tria luſtra docent*.
Nemo hic, Platonis quid dia volumina ſcribant,
Noverit, aut Plinii vel Ciceronis opes.
Dum quæris: *faciat quid Socrates, aut Plato?* ſumma
Lumina, per Grajas quæ micuere Scholas:
Mox tibi reſpondent: *Hic curvit, & ille movetur*.
Sic perdunt nugis tempora cuncta ſuis.

Und in der III. Elegie des I. Buches a. d. 28ſten S. beſchreibt er einen Biſchof von Prag, der kein Latein gekonnt.

Hoſpitii, qui jura mihi, hac ſervavit in urbe,
Pragenſi, tenera prole beatus erat.
Nondum bis quinos Lunæ compleverat annos,
Abſumſit decimum ſed tamen illa deum.

O ſor-

Den finſtre Grübler nur in ſchlecht Latein gegoſſen,
Und der zu ihnen nur durch Araber gefloſſen.
Der ungeſchaffne Wuſt war immer gut genug,
Man war noch ſtolz darauf, hielt ſich allein für klug *,
Verachtete getroſt, was jüngſt, in wälſchen Landen,
Durch weiſer Griechen Flucht, für Witz und Geiſt entſtanden.

O fortem dixi gentem! quam nemo domabit,
Dum vocat a prima luce beata deos.
Hic Præſul fuerat judæo ſanguine cretus,
Qui mihi non poterat verba latina dare.
O dignam, dixi, tam docto Præſule gentem!
Qui mihi non potuit verba latina loqui.
Sed quia non lingua celebrantur ſacra latina,
Quilibet hic Præſul ruſticus eſſe poteſt.

In der IX. Elegie des III. B. ſteht folgendes:

Felix ſi latiam didiciſſet femina linguam,
Jam reſpondiſſent verba latina meis.
Non *Proba*, non *Sappho*, nec *Hroswitha* blandius illa,
Scripſiſſet lyricis carmina docta modis.
Nemo germanas latialia verba puellas
Edocet, ut cupiant verba latina loqui.
Quamvis femineis ſcateat Germania clauſtris,
Et latiis verbis nocte dieque canant:
Sacra tamen latias intelligit ulla Camœnas?
Tantum ſimplicitas barbariesque placet.
Vel Druidum ritu non debent noſcere voces,
Quas dedit arcanis Solyma terra libris,
Scilicet in vulgum ne ſerpant ſacra profanum,
Mandantur magicis vel ſacra verba dolis. — — —
Sed redeo, ſacros quid prodeſt pſallere verſus,
Nocte dieque ſuos ſollicitare deos?
Dum canit, & neſcit quid ſacro carmine poſcat:
Sic ſolet in medio vacca boare foro!

Was von der Römer Zeit sich noch im Staube fand,
Dahin die Barbarey der Lehrer es verbannt,
Das ward mit finstrer Stirn als läppisch abgewiesen,
Und bließ die Pansophie der Schulen angepriesen.

Dieß sah das weise Haupt, so Deutschlands Zepter trug *,
Vernahm der Völker Wunsch, und sprach: „Auf! werdet klug!
„Zerschlaat das harte Joch scholastisch finstrer Grillen,
„Laßt euch den leeren Kopf nicht mehr mit Spreu erfüllen!
„Sucht, was Athen und Rom im Alterthum verehrt,
„Forscht, was der Musen Mund die Griechen sanft gelehrt,
„Was Phöbus und sein Chor den Römern vorgesungen,
„Was durch der Dichter Fleiß der Zeiten Nacht durchdrungen,
„Was Archimed gewußt, Euklidens Wissenschaft,
„Was Sokrates erkannt, und Platons hohe Kraft;
„Der Stoa Sittenzucht, des Theophrastus Werke,
„Die Donner Demosthens, und seines Gegners Stärke,
„Das, das erlernt hinfort! das heißt Gelehrsamkeit!
„Verklärt die Finsterniß und lehrt die Folgezeit!
„So wird die Nachwelt einst auf unsre Tage schauen,
„Und ihrer Weisheit Schloß auf unsre Gründe bauen.
„Des Druckens Wunderkunst ist unlängst nur entdeckt;
„Die durch ihr redend Bley die Barbarey erschreckt:
„Bedient des Mittels euch, die Wahrheit auszubreiten,
„Und mehrt durch ihren Dienst der Welt Vollkommenheiten.

Es

* Kaiser Maximilian I. im 1500ten Jahre.

So ſprach der weiſe Fürſt; gebeth, und führt es aus.
So gleich vermindert ſich der finſtern Lehren Graus.
Der Kaiſer dämpfet ihn durch ſanfter Muſen Künſte.
Wie nach verfloßner Nacht die trüben Nebeldünſte
Das nahe Morgenlicht allmählich niederdrückt,
Indem Aurora ſiegt, und Phöbus höher rückt:
So klärte Wien ſich auf. Die mildern Wiſſenſchaften,
Die Dicht- und Redekunſt bewirkten und verſchafften
Ein unverhofftes Licht. Die Sprachen wachten auf,
Und der Geſchichte Gold kam allgemach in Lauf.
Mich ſelbſt, ſo ſchwach ich war, hat dieſer Held erſehen,
Ein Glied der Zunft zu ſeyn, durch welche das geſchehen *.
Sein Vater krönte mich, er gab mir Wurd und Stand:
Und Wien ward aller Welt durch ſeinen Flor bekannt **,
Doch nur auf kurze Zeit. Nur eines Mannes Leben
Sah hier der Künſte Flor; ſah ihm auch Abſchied geben.

Ganz Deutſchland war erwacht: nur Wien ſchlief wieder ein.
Der Wiſſenſchaften Glanz beſtralte ſchon den Rhein;
Der Mayn und Weſerſtrom, die Elb und Oder lachten,
Als ſanfte Muſen Licht nach ihren Ufern brachten.

* Sieben vom Celtes angefangene gelehrte Geſellſchaften, welche unter dem Schutze des Kanzlers und Kardinals Matthäus Lange, unter dem Namen der Rheinländiſchen, Donauiſchen, Hungariſchen ꝛc. einige Zeit im Flore ſtunden. Vid. Celtis Od. I. IV. 2.

** S. des Hrn. von Khauz Verſuch einer Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten in der Vorrede; und im IV. Cap. in Maximilians Beſchreibung.

Des kalten Veltes Strand ward selbst an Künsten reich,
Was gieng wohl Konigsberg, Greifswald und Rostock gleich?
Copernicus, ein Preuß, lehrt unsern Erdball laufen,
Die sterngelehrte Zunft folgt überall mit Haufen.
Ein Marius vermehrt der Wandelsterne Zahl,
Und Scheiners Glas besteckt der Sonne reinen Strahl.
Der träge Batawer, fängt gleichfalls an zu leben,
Dem sein Erasmus längst den Trieb dazu gegeben.
Der Britt und Franzmann trägt ganz neue Lehren vor;
Ein Sachs in Magdeburg thut Wunder durch sein Rohr,
Das dünne Lüfte pumpt. Ein Tschirnhaus hat die Kohlen,
Wie dort Prometheus that, der Sonnen abgestohlen.
Ein Grotius entwirft die Rechte der Natur.
Indeß daß Leuwenhoek in die verhüllte Spur
Von ihren Wundern dringt, die sich im kleinen finden;
Daß Leibnitz Ziffern lehrt, das Schwerste zu ergründen,
Daß Wolf der Wahrheit Reich im Ganzen übersieht,
Und alles, was man weis, in seine Kette zieht:
Indessen tappt mein Wien in seinen alten Schatten,
Vergißt, was vormals wir bereits gestiftet hatten;
Fragt nach dem allen nicht, was so viel Länder schmückt,
Vernunft und Einsicht stärkt, die Dummheit unterdrückt.
Mag doch in Oesterreich Geschmack und Witz verderben!
Mag doch in Rudolfs Dienst ein Keppler Hungers sterben!
Es sieht nicht, was der Nord von Deutschland längst gesehn,
Was in der Wissenschaft für Aenderung geschehn,
Wie man Verstand und Sinn viel feiner aufgeheitert,
Der Erden Grund durchforscht, des Himmels Raum erweitert,

Der

Der Sterne Lauf beſtimmt, der Welten Zahl gemehrt,
Der Elemente Kraft, der Körper Trieb gelehrt.
So gar was Geiſter ſind, empfinden, denken, wollen,
Das hätt' ihm ſchon vorlängſt bekannter werden ſollen:
Wenn nicht ein Vorurtheil, das alles Neue ſchilt,
Es vor der Wahrheit Glanz mit Abſcheu angefüllt;
Der jedes kluge Buch, ſo Wißbegier entflammet,
Zu der verbothnen Zahl, ja gar zur Glut verdammet.

So traf THERESIA, als Sie den Thron beſtieg,
Der Schulen Zuſtand an. Sie ſah ihn, ſeufzt, und ſchwieg:
Bis Zeit und Vorſicht Ihr die rechten Mittel gönnte,
Daß Sie, ſo wie den Staat, die Schulen beſſern konnte.
Von jenem hub Sie an, wie Sie die Noth gelehrt:
Durch Sie wuchs Oeſterreich, mehr als man je gehört.
Nicht zwar an Volk und Land, es wuchs nur an Geſetzen,
An Handel, an Gewerb, an Waffen und an Schätzen,
An innrer Würdigkeit, an Anſehn und an Macht,
Dergleichen noch vor Ihr kein Kaiſer aufgebracht.
Nun fing Sie klüglich an den Blick dahin zu lenken,
Wie ſelbſt in Ihrem Sitz die Barbarey zu kränken,
Und zu bezwingen ſey. Die Weisheit gab Ihrs ein:
„Gelehrſamkeit und Witz muß hier gepflanzet ſeyn!
„Durch Wiſſenſchaft, durch Kunſt, in Sprachen und Gedichten,
„Muß Du dieß große Werk zum Heil des Staats verrichten.

Geſagt, und auch geſchehn! das kluge Niederland
Beut ihrer Sorgfalt hier nach Herzensluſt die Hand:
Es ſchenkt ihr einen Mann, den, wegen ſeiner Gaben,
Viel Länder einzeln kaum, viel andre gar nicht haben.

Ein weiser Erzbischof, ein großer Kardinal
Befördert ihren Zweck durch Einsicht, Geist und Wahl.
Die Musen freuen sich. Die Pimpleiden fliehen;
Die Sprachen heben an den Künsten gleich zu blühen.
Die Barbarey entweicht zum thracischen Bosphor;
Die Wissenschaft nimmt zu, und steigt mit Macht empor.
O Wien! erfreue dich! du siehst die Majestäten,
Bey deinen Schulen, nicht aus falscher Scham erröthen.
FRANZ und THERESIA erbauen den Palast,
An welchem du Athen und einen Pindus hast;
Sie weihen selbst ihn ein; Sie wissen ihn zu schützen:
Den Lorber Ihrer Hand zerschmettern keine Blitzen.
Prinz Joseph siehts, und folgt. O*** erwache du!
Kein Herz, das deinem gleicht, sieht solchen Wundern zu,
Und kann in Ruhe seyn. Besinge diese Thaten;
Ein Lied von solchem Stoff wird Dir gewiß gerathen.
Ich aber hör es hier bey blassen Schatten an,
Betrübt, daß ich nicht Wien im Flore sehen kann.

Conrad Celtes,
Weiland kaiserl. gekrönter Dichter und
erster Professor der Dichtkunst
zu Wien.

V.

De Gigantibus nova Diſquiſitio hiſtorica et critica, Autore Antonio Sangutelli, edidit & præfatus eſt Godofredus Schütze, Acad. Hafn. et Berol. Sodal. Altonæ, imp. Dav. Iverſen 1756.

Gegenwärtige Abhandlung des Hrn. Sangutelli iſt mit nichten für überflüſſig zu halten. Es giebt der Gelehrten, und ſonderlich der Schriftausleger noch ſehr viele, die an ganze Rieſenvölker, wenigſtens in den alten Zeiten, glauben. Wäre es nun nicht gut, wenn man auch dieſe von ihren Vorurtheilen bekehren könnte! Alte Schriften leſen ſehr viele nicht: die, nur was neu heraus kömmt, zu durchblättern, alles aber was ſchon im vorigen Jahrhunderte, geſchweige denn noch früher gedruckt worden, entweder ſchon für abgedroſchen und bekannt, (ſo unbekannt es ihnen auch iſt) oder doch für ſchlecht und verwerflich zu halten pflegen. Es iſt alſo nöthig, daß bisweilen auch längſt widerlegte Irrthümer nochmals widerleget, und ſchon bekannte Gründe nochmals wiederholet werden.

Gleichwohl iſt Herr Sangutelli dabey nicht ſtehen geblieben, was ſchon andre vor ihm geſaget haben. Er hat viel eigenes aus dem Schatze ſeiner Beleſenheit, Einſicht und Urtheilskraft hinzugethan, und der Wahrheit alſo einen guten Dienſt geleiſtet, da er ſie mit neuen Waffen verfochten. Herr Prof.

ter-Sprache, höchſt rühmlichſt erhalten worden; Worbey die kleinern Orden, nahmentlich: Die Teutſch-geſinnete Genoſſenſchaft, Die Elb-Schwanen-Geſellſchafft, die Pegnitz Schäfferey, davon die Erſte der berühmte Jeſius, Die andere der Rüſtige, und die Dritte der Spielende angeſtellet, nicht wenig, ſondern ein groſſes beygetragen. Wiewohl numehro, durch Abſterben Derer Urheber und Aelteſten Geſellſchaffter, dieſe treffliche Orden ziemlich ins Abnehmen gerathen wollen; Und zwar eben zu der Zeit, da Unſere hoch empor gekommene Helden-Rede, des meiſten Schutzes, wieder Ihre Aus- und Innländiſchen Feinde, benöthiget. Dahero mich die ümbrünſtige Liebe zu Derſelben; Ingleichen, weil ich, bißhero, als ein Mitt-Glied der Teutſch-geſinnten Genoſſenſchafft, deren Ehren-Preiß, nach Vermögen, gefördert, angeſpohret; Solches, Einigen Hohen Standes-und andern Gelehrten Perſohnen, ſchrifft- und mündlich vorzuſtellen, auch durch mein inſtändiges Anhalten, es dahin zu bringen: Daß Sie, zu fernerer Beförderung, Unſerer Süſſen Mutter-Sprache, die Auffrichtung einer Neuen Hoch-Teutſchen Geſellſchafft, beliebet; Welche Unſerm Unüberwündlichſten Welt-Monarchen und Aller-Durchleuchtigſten Käyſer Leopold Dem Groſſen! zu aller-unterthänigſten Ehren, Der Leopolden-Orden! benahmet, und wiederumb in Zehen abſonderliche Geſellſchafften eingetheilet, auch allen Redlich-geſinnten Teutſchen, Hohen und Niedern Standes! Welche, durch Ihre Hoheit oder Gelehrſamkeit, die Teutſche Helden-Sprache, denen Ordens-Geſetzen nach, zu beſchützen und zu beförderen

Schüz verdienet also allerdings Dank, daß er diese gelehrte Schrift ans Licht gestellet, und dadurch vielen in die Hände gebracht, die sie sonst niemals würden gesehen haben. Der Hr. Verleger aber ist seines Lobes nicht zu berauben, daß er eine so saubre Ausgabe davon veranstaltet hat, die Altona und den dänischen Landen Ehre machet.

Der noch etwas unbestimmte Haupttitel wird auf dem ersten Bogen etwas näher erkläret. De Gigantum populis nusquam inveniendis: so heißt es: von denen, nirgends anzutreffenden Riesenvölkern. Der 1. Abschnitt zeiget insonderheit: daß in den ersten Weltaltern kein Riesengeschlecht, viel weniger ein ganzes Riesenvolk gewesen sey. Die Verfechter dieser Meynung berufen sich insgemein auf die Schrift: allein aus bloßem Misverstande. Der Verf. behauptet nämlich: eben darum, weil das, was die Schrift erzählet, wahr ist, so könne es keine Riesenvölker gegeben haben. Die griechischen und rabbinischen Köpfe, haben an solchen Fabeln ein Wohlgefallen gehabt; und die Uebersetzung der 70 Dollmetscher hat die meiste Schuld daran; indem sie die Wörter Rephaim, und Zaggiborim, allemal durch Giganten, oder Riesen gegeben hat.

In des 1. B. Mosis drittem Cap. wird erzählet: Kedorlaomer sey gekommen, und habe die Rephaiter zu Astharoth Karnaim, die Zusimer und Emimer geschlagen. Hier saget der griechische Dolmetscher keck: Και κατεκοψαν τους γιγαντας. τους εν Ασταρωθ u. s. w. und Lutherus ist ihm gefolget. Daven

von steht aber im Grundterte nichts. Es sind Rephaiter, ein Volk, oder Geschlecht in der Gegend Basan gewesen. Einige Wortgrübler sagen; Rephaim komme, von רפה remittere, deficere; welches in der Conjugation Piel, schwach und furchtsam machen, bedeutet. Die Rephaiten wären also Leute gewesen, die mit ihrer Größe alles in Furcht gesetzet. Dieß kann man nun wohl eines theils gestehen, daß die unbewaffneten Israeliter sich vor den wilden und gewaffneten Rephaitern gefürchtet; vielleicht weil sie ihre auserlesene Mannschaft voran, oder wie wir reden, ins erste Glied gestellet. Als nämlich jene aus Aegypten kamen, und die Kananiter vertreiben wollten; wehrten sich diese ihrer Haut, und stritten für ihr Haus und Hof; thaten also alles, um die ägyptischen Flüchtlinge abzutreiben. Vielleicht haben sie also auch solche Künste dabey gebrauchet, als Livius von den Sammitern erzählet: daß sie sich die Brust mit Schwämmen, das linke Bein mit Stiefeln gewaffnet, die Helme aber mit Federn gezieret, damit sie desto größer aussehen möchten.

Nun ist es bekannt, was die Kühnheit, Stärke der Arme, und Größe des Leibes, auch ohne eine Riesenstatur vermögen. Livius erzählet von einem Cäso Quintius, im 2. Kap. des 3. B. daß er mitten unter den Haufen der Rathsherren stehend, über alle hervorgeraget, und, als wenn er alle Dicaturen, und Consulate zugleich hätte, mit seiner Stimme und Stärke, alle tribunicische und Pöbelstürme allein aufgehalten. Unter seiner Anführung sind

oft

oft die Tribunen vom Markte getrieben, und das Volk selbst in die Flucht gejaget worden. Wer sich ihm aber widersetzete, ward geprügelt und von Kleidern entblößet. Hätten Homer, Hesiod oder Berosus uns diesen Cäso beschrieben, so hätten sie gewiß einen entsetzlichen Riesen aus ihm gemachet.

Andre Gelehrte wollen behaupten, Rephaim bedeute zwar ein Volk, aber auch appellative die Todten. Esaias saget: Metim, die Todten leben nicht, und Rephaim, die längst aufgehöret haben zu leben, werden nicht aufstehen. David im 88 Ps. saget: werden auch die Rephaim, d. i. die längst gestorben sind, aufstehen und dich loben? u. s. w. Hieraus will man nun so schließen: Wie die Gespenster der Todten allemal größer erscheinen, als sie im Leben gewesen: also müssen auch die Rephaiten Riesen gewesen seyn. Ein solcher Grund ist leicht mit einem ähnlichen Schlusse widerleget. In Phrygien hieß die Hauptstadt Colossen; und diesen Namen muß sie also wohl von ihren Einwohnern bekommen haben. Folglich sind diese alle von colossischer Statur gewesen. Nun war aber der Colossus zu Rhodus hundert und fünf Schuhe hoch. Also müssen die Bürger zu Colossen auch alle so groß gewesen seyn. Risum teneatis amici! So ehrenfest ist die philologische und etymologische Logik oftmals! Eben so lächerlich ist das Erscheinen der Todten in Riesengröße: obgleich Philostratus L. 4, c. 16. vom Achilles, den man aus dem Grabe gezaubert, schreibt: er sey anfänglich 5 Ellen hoch, hernach aber noch mehr als doppelt so groß erschienen, als er im Leben gewesen;

weſen; d. i. 12 Ellen hoch, geſehen worden. Virgil ſcheint eben die Grille im Kopfe gehabt zu haben, wenn er ſchreibt:

Et nunc *magna mei* ſub terras ibit *imago*. Aen. V. v. 654.

Imgleichen wie Creuſa dem Aeneas erſcheint, im 772 V. des II. B.

Viſa mihi ante oculos, et nota *major imago*. u. ſ. w.

Wir übergehen das übrige von den Zuzim, und Emim; die auch vom Schrecken ihren Namen haben ſollen, und alſo Rieſen geweſen ſeyn müſſen: welcher Schluß eben ſo hinket. Sie ſind ein groſſes, d. i. zahlreiches Volk, ſtolz und kühn geweſen, wie die Rephaiten und Enakiter, ſaget Moſes im 14 Cap. des I. B. aber die Moabiter haben ſie Emim genennet. Allein müſſen das gleich Rieſen ſeyn? Eſau wird groß in Anſehung Jakobs genannt: und Moſes im II. Cap. des II. B. nennet ſich ſelbſt einen groſſen Mann im Lande Aegypten: ſind aber beyde darum Rieſen geweſen? u. d. m. Eben ſo beantwortet der Hr. Verfaſſer die andern Stellen aus den moſaiſchen Schriften im 13ten Cap. des IV. B. wo die Kundſchafter ſagen: ſie hätten auch Nephilim, die Söhne Enaks geſehen; und wären in ihren Augen wie Heuſchrecken geweſen, ja auch von ihnen ſo geachtet worden.

Dieß

* Lib. VIIII. cap. 45. Spongia pectori tegumentum, ſiniſtrum crus ocrea tectum, galeæ criſtatæ, *quæ ſpecies magnitudini corporum adderent*. Imgleichen Lib. X. cap. 38. His arma inſignia data, & criſtatæ galeæ, ut inter ceteros eminerent.

Dieß wird ausführlich beantwortet; aber wir können uns dabey nicht aufhalten. Es kömmt faſt eben darauf hinaus, wie die Römer die Statur der deutſchen Völker beſchrieben. S. den Vegetius L. I. c. V. 1. und den Columella, der da ſaget: Germaniam rerum natura decoravit *altiſſimorum hominum exercitibus*. Und kann nicht die hebräiſche Art, alles hyperboliſch zu vergrößern, durch hundert Schriftſtellen erwieſen werden? Z. E. jene ſiebenhundert Schleuderer, die mit der linken Hand auch ein Haar treffen konnten, ohne zu fehlen. Wer kann denn ein Haar in der Ferne ſehen? Von den Nephilim wird auch bewieſen, daß ſie keine Rieſen geweſen. Von dem Buche Seths; und ſeinen fabelhaften Erzählungen von der Erzeugung der Rieſen vor der Sündfluth wird aus dem Auguſtin, Lambecius u. Reimann, Nachricht gegeben, auch eine Probe aus dem Syncellus angeführet. Endlich werden auch des Hieron. Magius, Angarienſis, und Tilladets, (in der Geſch. der Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften *) Abhandlungen davon berühret, Herrn Mahudels Gedanken davon aber im II. B. 32ſten Artikel gelobet.

Der II. Abſchnitt handelt von den außerordentlich großen Leuten aller Nationen und Völker. Daß es nämlich zuweilen auch außerordentlich lange Menſchen gegeben habe, bezeugen alle Geſchichte, und neuere Erfahrungen. Der König Og zu Baſan, war aus dem Geſchlechte der Rephaiten: denn Moſes meldet, daß ſein Bettgeſtell neun Ellen lang und vier Ellen breit geweſen. Daraus will man nun ſeine Rieſenlänge ſchließen. Aber ob

daß

* S. der deutſchen Ueberſ. I. B. XIII. Art.

das folge, ist eine andre Frage. Die Ellen verschiedener Völker waren nicht gleich. Eine Handbreit bey den Jüden war 4 Finger breit. Fünf solche Hände machten eine gemeine Elle; und das Bettgestell war solche 9 Ellen lang.

Gröſſer als ein ordentlicher Mensch mag Og wohl gewesen seyn; aber sonder Zweifel kürzer, als sein Bett. Er konnte auch wohl ein Riese heiſſen, ob man gleich noch nicht weis, wie groß ein Riese seyn muß. Daß sein Bett von Eisen war, zeiget wohl, daß er schwer gewesen seyn muß: vieleicht aber auch nur, daß man das Ungezieser abzuhalten gesuchet. Sonst pflegten die Morgenländer, wie Curtius redet, den Nachkommen betrügliche Wunder zuzubereiten; und gröſſere Dinge zu hinterlassen, als man gebrauchet. So hat Alexander einen funfzig Ellen langen Altar gebauet, sein Lager gröſſer gemachet, und einen Graben funfzig Schuhe breit, und 40 tief, herumgezogen. Seine Soldaten muſten Bettstellen fünf Ellen lang, und die Reiter Krippen von doppelter Gröſſe zurück lassen: wie Diodor aus Sicilien meldet. Indessen hat es doch einen Goliath, sechs Ellen und drey Hände breit hoch, und verschiedene andere Riesen gegeben, wie im II. B. Samuelis, und I. der Chronik zu ersehen ist.

In die Fabeln der Poeten will sich der Verfasser nicht einlassen. Arrianus aber erzählet: der König Porus sey fünf Ellen hoch, und sehr schön gewesen. Philostratus bestätiget es, und setzet hinzu: nach dem trojanischen Kriege sey niemand so ansehnlich gewesen. Josephus erzählet: es sey dem Kaiser Tiber ein sieben Ellen hoher Jude vom Kö-

nige

nige Artaban geſchenket worden. Plinius gedenket eines Gabbarus, aus Arabien, der unterm Kaiſer Trajan, neun Fuß und neun Zolle lang geweſen. Kaiſer Maximinus war acht Fuß und einen Zoll hoch. Herodot meldet von einem Weibe Phya, die 4 Ellen minder 3 Zolle lang geweſen. Kircher und Phil. Camerarius haben neuere Exempel angemerket. *

Was die in der Erde gefundenen Rieſengerippe betrifft, ſo erinnert der Herr Verfaſſer, daß ſelbige theils falſch und erdichtet, theils bey weitem nicht rieſenmäßig geweſen; theils von Seethieren ihren Urſprung gehabt. Von dieſer Art ſind ſchon zu Auguſts Zeiten, auf der Ziegeninſel (Capreis) gefunden worden, wie Sueton in ſeinem Leben berichtet; mit dem Zuſatze: quæ dicuntur Gigantum oſſa, & arma heroum. Auguſtins Zeugniß aus dem B. de Civ. Dei L. XV. cap. IX. beweiſt nur ſeine Leichtgläubigkeit. Peireſc hat von einem Gerippe geredet, das zu Tunis ausgegraben worden, deſſen Hirnſchale einen Pariſer Eymer, (pariſienſem liquidorum modium) gehalten. Allein Arcoſius, der ſolches berichtet, verdienet keinen Glauben. Die Backzähne,

* Von dem Norweger, Jonas, in Potsdam, ſteht in Berlin auf der Kunſtkammer noch das Gerippe. Im Lager bey Zeitzhayn hatte König Auguſt 1730, einen Pauker, Reinhold, aus Finnland gebürtig, der neun Schuhe hoch, aber lahm an Schenkeln war. Vor ein Paar Jahren war auf hieſiger Meſſe eine Jungfer aus Maynz gebürtig, 16 Jahre alt, welche ſieben Leipziger Schuhe lang war, ſonſt aber wohl ausſah.

zähne, so er davon geschicket, könnten wohl von einem Elephanten oder Wallfische gewesen seyn.

Dahin gehören auch die Fabeln gewisser Mönche von Riesenknochen, die man ohne Gehirne gefunden; ohne Zweifel damit sie desto sicherer Elephantengerippe für Menschengebeine ausgeben könnten. Unter Carl dem VII. K. in Frankreich, hat man bey Valence ein Grab gefunden, darinn ein Körper 30 Schuhe lang entdecket worden seyn soll. Allein Kircher hat das schon für ein Mährlein erkläret. Vom Antäus hat Plutarch, im Leben Sertors, gemeldet, er sey 60 Ellen lang gewesen. Aber Strabo hat schon den Gabinius, einen römischen Scribenten, getadelt, daß er solche Aufschneidereyen nicht vermieden. In Kreta soll, nach des Plinius VI. B. ein Körper 46 Ellen lang gefunden seyn: und dessen Schedel soll zween kretische Eimer Wein gehalten haben; wie Philostratus bezeuget. Allein war es auch gewiß eine menschliche Hirnschale? u. s. w.

Wir können unmöglich alles mitnehmen, was der Herr Verf. aus alten und neuen Schriftstellern von allerley Riesen noch angeführet hat. Die Riesen Otus und Ephialtes, die von 9 Jahren, schon 9 Ellen breit, oder dick, aber neun Klaftern hoch waren, und die Götter bekriegen wollten; welche Neptuns und der Iphimedia Kinder waren; die Kinder der Ops, die Giganten, der Titanen Feinde; die Läftrigonier, Antiphates selbst, Polyphem, und die Cyklopen, nichts ist vergessen.

Die Schreibart des ganzen Werkchens ist angenehm, die Beleſenheit zu loben, und die Beurtheilungskraft gründlich. Der Herr Prof. Schütz hat in einer kurzen Vorrede geſaget, daß dieß Werkchen zu dieſen Zeiten eben recht käme: da ſich wiederum ſolche gigantiſche Himmelſtürmer fänden, die Gott und die Religion anzutaſten kein Bedenken trügen. Er hätte zwar aus den alten nordiſchen Fabeln viel von Rieſen erwähnen können, ſolches aber dießmal unterlaſſen.

VI.

Leichenrede über den Todtes-Fall

Ihro Hoch-Reichs-Gräflichen Excellenz, Maximiliani Ulyſſis, des heil. Röm. Reichs Grafen von Browne, zu Mountany und Camus, Herrns auf Czerekwitz und Triebenvietitz ꝛc. ꝛc. Ritters des goldnen Vließes, der röm. kaiſerl. auch zu Hungarn und Böheim Königl. Maj. Cammerers, würklich geheimen, und Hof-Kriegsraths, General-Feld-Marſchalls ꝛc. ꝛc. vorgetragen in der Kirchen des heil. Joſephs, bey denen wohlehrwürd. P. P. Capucinern, in der königl. Neuſtadt Prag, von P. Jo. Limpacher, der Geſ. J. Prieſtern und Freytags-Predigern bey St. Clemens; den 28ſten Brachmonaths 1757. Prag, gedruckt in der Carolo-Ferdinandeiſchen Univerſitäts-Buchdr. Soc. Jeſu. in 4. 2 Bogen.

Auch

Auch der Krieg so gar liefert uns Beyträge zu den schönen Wissenschaften; und zwar in Landen, wo sonst die Aernte derselben nicht gar reichlich zu gerathen pflegt. Wir sind unparteyisch: und da wir neulich eine ziemlich schlechte Poesie bekannt gemachet, so wollen wir itzo eine ziemlich wohlgerathene Rede darstellen; die vielleicht in Prag wenige ihres gleichen finden wird. Wir wollen eben nicht sagen, als ob dieselbe ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit wäre. Wir haben allerdings viel bessere Proben davon aufzuweisen, wenn wir evangelische Redner aus bessern Landschaften aufstellen wollen. Allein von der katholischen Partey wird man nicht leicht etwas bessers darlegen können; gesetzt, daß man alle oberdeutsche Landschaften durchlaufen wollte.

Cicero hat an einem Orte seiner rhetorischen Schriften gesaget: Qui eloquentiæ veræ dat operam, dat prudentiæ: wer sich auf die wahre Beredsamkeit leget, der leget sich auf die Klugheit. In der That, ist diese die vornehmste Tugend eines Redners zu nennen. Es giebt Fälle, wo es eine weit größere Kunst ist, zu wissen, was man nicht sagen, als was man sagen soll. Viele Redner sind bloß dadurch verwerflich und lächerlich geworden, daß sie diese so nöthige Beurtheilungskraft nicht gehabt. Sie haben Dinge gesaget, die sie bey gewissen Umständen besser verschwiegen hätten. Und dieß giebt uns ein gegründetes Lob unsers Leichenredners an die Hand.

dern geschickt, in Selbigen zu treten, hiermit frey gelassen wird. Massen Unser Orden der sichern Hoffnung lebet: Er werde, nechst Göttlicher Hülffe, mit der Zeit, eben zu der jenigen grossen Vollkommenheit gelangen, deren sich, die bißherigen hochlöblichen Teutschen Gesellschafften, mit Grund der Wahrheit rühmen können. Damit auch dem Wercke, ein guter Anfang gegeben werde, habe ich beschlossen: Auf bevorstehenden 30. May, 9. Jun. Ist eben die Zeit, da im Jahr Ein tausend Sechs hundert und Viertzig, Unser Allergnädigster Käyser Leopold der Grosse ꝛc. (Dessen Tage der starcke Zebaoth, nebst seinen ohnvergleichlichen Siegen vermehren, und Diesen Allertrefflichsten Reichs-Baum, zum Schatten der allgemeinen Wohlfahrt, in vollen Safft und Krafft erhalten wolle,) unter jauchzenden Frolocken getreuer Unterthanen, an dieses Welt-Liecht gebohren worden; Eine Hoch-Teutsche Lob-Rede:

Von der Glückseeligkeit Teutschlands! bey aller-Preißwürdigster Herrschung Käyser Leopoldens des Grossen!

Nach abgelesenen Ordens-Gesetzen, unter einer lieblichen Music öffentlich zu halten. Worzu alle Die Jenigen, Denen dieses zukömmet, nach Standes-Gebühr, Unterthänig-Dienst- und Freundlich eingeladen seyn sollen. Gegeben in den Preißwürdigen Chur-Sitze des Grossen Sachsen, Am andern May des Ein tausend Sechs hundert Fünff- und neunzigsten Jahres.

Des

Der Herr P. Limpacher hat sich hierinn als einen Meister bewiesen. Jedermann weis, in was für Umständen ganz Böhmen, und sonderlich Prag gewesen, als der Feldmarschall, Graf Browne, sein heldenmüthiges Leben beschlossen hat. Hier war es nun keine geringe Kunst, den erblichenen Helden zu loben; und doch nichts einfließen zu lassen, was den kriegenden Parteyen hart, beleidigend, und verdrüßlich seyn möchte. Diese Kunst aber hat unser Redner, als ein Meister verstanden; wie folgende Stellen, zur Gnüge zeigen werden.

Sein Text ist aus dem 1. der Maccab. im 2. Kap. im 70 Verse genommen: Ganz Israel beweinte ihn mit großer Klage. Der Eingang, den er einen **Vorspruch** nennet, hebt so an:

✣ ✣ ✣

Wie einstens das israelitische Volk in Thränen und Klag-Seufzer ausgebrochen, als Matthias zur Erden bestättiget wurde, dieweilen er der Fürnehmsten einer, und Grösten in der Stadt gewesen ist, also gebühren gleiche Thränen und Klagseufzer demjenigen, welchen uns gegenwärtiges Trauer-Gerüst vor Augen stellet. Es ist Todtes verblichen Ihro Excellenz, Maximilianus Ulysses, des Heil. Röm. Reichs Graf von Browne, Ritter des goldenen Vließes, der Römisch Kaiserlichen, zu Hungarn, und Böheim königl. Majestäten Cammerer, würklicher Geheimer und Hof-Kriegs-Rath, General-Feld-Marschall, Oberster über ein Regiment zu Fuß,

Com-

Commendant zu Prag, und commandirender General im Königreich Böheim, in dem 51. Jahr seines Alters, dessen Ehren-Stellen und hohe Würden der ganzen Welt bekannt. Augen! wo seynd euere Thränen? Thränen! wo ziehet ihr herum? Herzen! wofür spahret ihr euere Klag-Seufzer, wann sie allhier nicht sollen ausbrechen? Eine Trauer-Klag, wie der Weise Mann sagt: * muß seyn nach Verdienst eines großen Heldens, und billig seynd diese Thrähnen, diese Seufzer; dann gleichwie Israel an Mathathia den fürnehmsten und grösten Mann in der Stadt Modin verlohren, also ist in Wahrheit an Maximiliano Ulysse die Welt eines grossen Feld-Herrn sowohl zur Zeit des Kriegs, als des Friedens schmerzlich beraubet worden. Wie ich zu dessen unsterblichen Ruhm in gegenwärtiger Rede beweisen will. Maximilianus Ulysses ein tapferer Feld-Herr zur Zeit des Kriegs. Ein Tugends-Ersfferer zur Zeit des Friedens. Die Tapferkeit und Frömmigkeit seynd die beyde Theile meiner Rede. Billige und gebührende Klag-Seufzer! fahret unterdessen fort, einen so großen tapfern Helden, und tugendsamen Feld-Herrn zu bedauren, da ich ihm diese letzte schuldigste Pflicht mehr mit dem Herzen und Willen, als mit Worten abstatte.

Unsre Leser werden selbst urtheilen, ob nicht der Redner sich sowohl in der Erfindung, als in der Abtheilung seines Hauptsatzes, geschickt erwiesen habe? Eben so wird man ihn in dem Anfange des ersten Theils befinden:

* Eccles. c. 18, 4.

Ein Redner wird sehr bestürzt, dem man in flüchtiger Zeit so viel zu reden giebt, als er in Raum eines Jahrs kaum verfassen kan. Er ringet mit seinen Gedanken, wie ein Schifmann auf dem Meer, wann er ein stolzes Schif durch enge Klippen treiben soll. Eben dieses ist anheunt mein gröſter Anstand, wie ich die Menge deren herrlichen Heldenthaten kurz verfasse; muß demnach vorhin um gnädige Vergebung anflehen, wann ich nach Genügen und Würdigkeit nicht reden sollte. Ich stelle Maximilianum Ulyssem, des Heiligen Römischen Reichs Grafen von Browne für, als einen tapferen Helden zur Zeit des Kriegs.

Schon in der Blüthe seines Alters liesse sich ein tapferes Gemüth an ihm verspühren, man sahe schon wie dieser aufgehenden Sonne viele Planeten nacheilten, mit dem holden Frühling deren Jahren seine Tapferkeit blühend zu machen.

Die Merkzeichen derselben (da ihm durch seine 39 Jahr treugeleistete Dienste Ihro Kaiserliche Majestäten Dero allerhöchste Gnade ertheilet) haben den tapferen Maximilianum Ulyssem nach Verdiensten an die höchste Ehrenstelle geschwungen, massen sein ganzer Lebens-Lauf eine Schaubühne, aber nur deren Kriegs-Helden gewesen, daß man darauf zwar Schlachten, und Belagerungen, Siegen und Eroberungen, nichts minder aber, dann seine eigene Heldenthaten abschildern kunnte.

In denen Wällischen Kriegen hat er sich durch seine Tapferkeit in den hohen Generalstand gebracht, da man schon vorgesehen, daß er denen Feinden engere

gere Schranken, und dem unüberwindlichen Oſterreichiſchen Glück weitere Gränz-Steine ſezen werde. In dieſem Stande finge er alſobald an zu ſtreiten, oder zu ſiegen, wie man es nennen will; weilen ja das eine ſo wohl als das andere bey ihm eines gleichen Thun geweſen.

Wer wird alle Helden-Kämpfe Maximiliani abzehlen? ich ziehe alles gleichſam in einen Blumen-Buſch zuſammen, weilen keine Geſchicht der Ordnung nach zu erzehlen, ſondern nur was geſchehen iſt, nach Redner-Arth einzumengen anhero gekommen bin.

Piacenza kan ſeiner Stärke und Tapferkeit Zeugnuß geben. Die Spaniſche Trouppen, die er heldenmüthig angeführet, da er denen Feinden den Trutz gebothen, und ihnen keinen anderen Weeg, als durch das Schwerd zu entrinnen, hinterlaſſen. Er ſtunde da gleich einem Meer-Felſen, der ſich zwar von den anfallenden Wellen beſtürmen, doch nicht überwältigen laſſet, und ſahe endlich den Schaum deren gebrochenen Wellen unter ſeinen Füſſen.

Rede anſtatt meiner, Genua! hat nicht Maximilianus Vlyſſes Wunder der Tapferkeit gewürcket, da er nicht allein die Stadt ſondern die ganze Gemeinde eingenommen?

Rede Provence! hatte nicht ſeine Tapferkeit dieſes abſonderlich, daß ſie allda den feſten Fuß geſetzet, und der Platz nichts anſehnlicheres, als daß er beſonders von ſeiner Tapferkeit beehret wurde?

Wer weis nicht, was verſchiedene Schickſaale ſich bey Lowoſitz ereignet, welche zu überwinden mehr

als eine Mannliche Tapferkeit erfodert wurde? Der Kampf ware zwar nur mit Menschen, welche aber wie die Löwen gefochten. Als aber der tapfere Vlysses mit seinem Witz in das Mittel getreten, in die äusserste Gefahr, um seinen Eyfer für das allgemeine Weesen zu zeigen, sich gewagt, die feindliche Macht eingehalten, — — —

Diese Probe mag nun genug seyn, das zu beweisen, was wir oben gesaget haben. Was die Schreibart unsers Redners betrifft, so sehen unsre Leser wohl: daß wir sie nicht für tadelfrey ausgeben können. Sie hat die Merkmaale ihres Vaterlandes noch, wiewohl in sehr geringem Maaße an sich. Sie ist zwar feurig und munter, wie sie von einem gebohrnen Redner kommen soll; allein es fehlet ihr noch an der kritischen Richtigkeit in manchem Ausdrucke, an der Rechtschreibung mancher Wörter, und an dem Wohlklange mancher Perioden. Doch, wenn man erwäget, wie schwer diese Stücke auch vielen Rednern fallen, die in weit bessern deutschen Landschaften gebohren worden: so sind wir vielmehr geneigt, diesen Prager Lobredner zu bewundern, daß ers so gut; als ihn zu tadeln, daß er nicht alles recht gemachet hat.

Wir muntern ihn vielmehr auf, in seiner Bemühung gutes Deutsch zu schreiben, (denn ohne diese hätte er es gewiß soweit nicht gebracht,) ferner fortzufahren; indem er nicht weit mehr von einer recht guten Schreibart entfernet ist. Seine Glaubensgenossen fangen mit Macht an, sich auf die gründliche Schönheit der deutschen Sprache zu legen: und wir können bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen melden, daß einer von den grammatischen Kunstrichtern, die in der Vorrede der neuen Ausgabe der gottschedischen Sprachkunst, ohne Meldung ihrer Namen, gerühmet worden; ein vornehmes Rathsglied der freyen Reichsstadt Cöln gewesen. Wir haben das Schreiben dieses ansehnlichen

und gelehrten Mannes, darinn er sich dem Hrn. Prof. G. endlich entdecket hat, mit vollkommenem Vergnügen gelesen; indem es außer einer sehr untadelhaften Schreibart, auch einen der edelsten moralischen Charaktere ausdrücket, der aller Welt Hochschätzung verdienet, er sey nun von welcher Religionspartey er wolle.

VII.

Der Triumph der Christen über die Furcht des Todes. Eine freye poetische Uebersetzung, aus dem Englischen des Hrn. Young.

Frankf. am Mayn, bey Fleischern
1756. in 4.

Zu der kleinen Anzahl guter Uebersetzungen aus dem Engländischen gehöret auch gegenwärtiges Gedicht, welches ein Ungenannter verdeutschet hat. Kenner der Grundschriften wissen den Werth derselben schon. Wir haben also nur überhaupt zu sagen, daß der Urheber die vernünftigsten Betrachtungen des Todes in sehr sinnreichen und nachdrücklichen Versen angestellet hat. So betrübt sichern Menschen der Anblick ihrer letzten Stunde vorkömmt: so nöthig ist es gleichwohl, dieselbe lange vorher in einem gewissen Lichte zu erblicken. Da wir ihr ganz zu entgehen kein Mittel ausfündig machen können: so ist nichts rathsamer, als sich beyzeiten gegen das Schrecken derselben zu waffnen. Und wie kann das besser geschehen, als durch ein Gedicht

dicht von dieſer Art, welches uns über den Tod, auch indem wir ihm unterliegen müſſen, triumphiren lehret.

Wir können nicht beſſer thun, als daß wir einige Proben von der Ueberſetzung geben. Sie iſt ohne den Zwang, ohne die ſtörrige Härte und Steifigkeit abgefaſſet, womit die meiſten Ueberſetzer engl. Sachen itzo unſere Ohren und Gedanken zu quälen pflegen. Dieſe Verſe taumeln und ſtolpern nicht, wie die Betrunkenen, ſondern gehen mit einem wohlgemeſſenen männlichen Schritte einher. Sie ſehen nicht wie Fremdlinge, ſondern wie eingebohrne Bürger unſers Vaterlandes aus; und reden eine Sprache, die uns nicht lauderwälſch und unvernehmlich, ſondern bekannt, deutlich und angenehm klingt. Kurz, unſre Leſer werden glauben, daß ſie ihren Landsmann, nicht aber einen Britten ſingen hören. Der Anfang lautet ſo:

Gönne, Freund, daß meine Muſe heut in deine Zimmer dringt,
Und in unverſtellter Ehrfurcht dir ein ſchuldges Opfer bringt,
Im Gedränge froher Luſt, bey dem Lächeln holder Jugend,
Prüft und ſchätzt dein Ohr ein Lied, ſingt es gleich von Tod und Tugend.
O wie tief ſind ſeine Schranken in des Menſchen Bruſt geprägt.
Doch ich ſinge itzt das Mittel, das den Feind zu Boden ſchlägt.

Warum fürchten wir den Tod, der im Kommen ſchon verſchwindet;
Deſſen Schreckensangeſicht ſich nie gegenwärtig findet?

Er

Er ist stets entweder ferne, oder allbereit vorbey.
Denn der Mensch wird ehr vom Fühlen, als von süßer Hoffnung frey.
Nur die Ahndung quälet ihn, er erschrickt vor Kleinigkeiten,
Und empfängt des Todes Streich, ohne wirklich ihn zu leiden.
Die verhaßte Sterbeglocke, das noch ferne Leichentuch,
Grabscheit, Grube, finstre Tiefe, Würmer, modernder Geruch,
Dieß ist das Gespensterheer langer Winterabendstunden;
Der Lebendgen Schreckenbild, mit dem Tode nicht verbunden.
Als ein blöder Sklav des Irrthums macht der Mensch sich einen Tod,
Den nie die Natur gebohren, den die Zukunft nie gedroht;
Fällt auf den geschärften Stahl seiner eignen Phantaseen,
Und fühlt tausendmal den Tod, dem er einmal will entfliehen.

Nach einigen zwanzig Zeilen fährt der Verfasser so fort:

Doch wohlan! laßt uns das Leben auf der schönsten Seite sehn:
Laßt uns ihm die kleinen Zinsen kurzer Freude zugestehn.
(Und auch diese dürfen nur die Beglücktesten erheben)
O so kömmt doch eine Zeit, da das längstgeraubte Leben,
Gleich dreymal erzählten Dingen, deren Inhalt nichts beträgt,
Uns noch ferner zu vergnügen keine andre Anmuth hegt;
Als die ein geübter Witz in so manchem Lustspiel fühlet,
Wenn er kühn das Urtheil fällt, daß die Rolle gut gespielet.

Oder

Oder die gegründte Hoffnung, die, wenn uns der Fehler reut,
Sich auf den zufriednen Beyfall unsers großen Richters freut.
Und was kann uns wohl alsdann, außer seiner Gnade, retten;
Wenn er unserm Geist befiehlt von der Bühne abzutreten;
Sich vom Fleische zu entkleiden, dessen Umhang ihn bedeckt,
Und den Busch zurück zu werfen, den das Glück ihm aufgesteckt.

Nach zwölf andern Zeilen liest man diese:

Ist mein Schicksal sonderbar? Ist mir wohl zuviel geschehen?
Man vergaß mich darum nur, weil man mich zu oft gesehen.
Allzunahe Gegenstände, büßen ihre Schönheit ein,
Und verschwinden, im Verlangen, immer mehr gesehn zu seyn.
Will ich meiner Klagen Strom in den Schooß des Höflings senken:
So ergötzet er sich dran, als an, süßen Nectartränken;
Klagt bey Drückung meiner Hände, daß er heut nicht helfen kann.
O Verweigrung! nahmst du jemals eine schönre Stellung an!

Wir würden unzählige solche Stellen mittheilen, wenn unser Raum solches zuließe. Allein wir wollen nicht das ganze Gedicht abdrucken lassen, sondern unsern Lesern nur Lust dazu machen. Wir begnügen uns also nur den Schluß davon noch herzusetzen:

* * *

Des Hochpreißlichen Leopolden-Ordens Regeln.

Jeder wackerer Teutscher, welcher Standes- oder Gelehrsamkeit halber, in diesen Orden aufgenommen zu werden verlanget; Muß sich bey dem Meister Desselben oder Denen Vorstehern derer Zehen Gesellschafften, bey welcher Er eigentlich eingezeichnet zu werden verlanget, geziemend anmelden, seinen Stand und Wesen eröffnen, auch zuförderst geloben und versprechen:

I. Daß Er dem Aller Durchläuchtigsten, Allgewaltigsten und Unüberwindlichsten Käyser, Könige, Fürsten und Herrn, Herrn Leopold dem Grossen ꝛc. treu und hold seyn,

II. Des Durchläuchtigsten Ertzhauses Oesterreich, als lange Dasselbe bey Seinen rechtmäßigen Printzen bleibet, Herrligkeit und Glückseeligkeit, nach Seinen Vermögen, befördern, auch Dessen Schaden und Nachtheil, so viel an Ihm, warnen und wenden; Ingleichen

III. In Seinen Schrifften, Dessen Hoheit, Ehre und Ubertrefflichkeit vorstellen; Dann

IV. Gegenwärtigem Orden und Dessen Gliederen, mit aller Zuneigung, Freundschafft und Liebe zugethan und ergeben seyn,

V. Dessen Auffnehmen und Vermehrung, möglichster massen, suchen,

Hiernechst auch

VI. Die Teutsche Mutter- und Helden-Sprache, je mehr und mehr empor zu bringen trachten,

VII.

Doch, gesetzt, des Menschen Zeit sey ein stetiges Vergnügen,
Laßt uns zu des Lebens Schatz seine spärste Stunde fügen;
Dennoch eilet diese Stunde, obwohl spät, doch schnell heran.
Gleich den eilenden Courieren, die kein Zufall hemmen kann.
O wie fliegt das Weberschiff, das den Sterbekittel webet!
Wo ist deiner Jahre Traum, die du sorglos durchgelebet?
Fraß sie nicht der Schlund der Zeiten, welcher keinen Boden kennt?
Sind sie nicht so fern, als jene, die du niemals dein genennt?
Dieser dir itzt eigne Tag, ist schon fertig zum Verschwinden:
Gleich dem Vogel, der sich schwingt, sich vom Faden loszuwinden.
Kaum besitzest du ihn wirklich, so ist er nicht mehr da:
Und mit fliegenden Minuten, kömmst du deinem Ende nah.
Nur die Ewigkeit besteht! doch, wer wird sie einstens zieren?
Wessen ist die Ewigkeit? wer wird damit triumphieren?
Wer ist, der sich an der Quelle aller Süßigkeiten nähret?
Wer wird von der Gottheit Sonne, in das reinste Licht verklärt?
Sprich Lorenzo, wer wirds seyn? Dein Gewissen wirds mirs sagen.
Hör es an: sonst spricht es laut, ohne dich darum zu fragen.
Höre doch, Lorenzo, höre! noch spricht es in sanftem Ton;
Jetzt kann dir sein Rath noch nützen, einstens wird es schrecklich drohn.

Nach

Nach dem göttlich hohen Schluß, der auf weiſe Gründe bauet,
Iſt der Wahrheit reiner Ton unſerm Sterbetag vertrauet.
Jener ſo gefürchten Stunde, die ſo unparteyiſch ſpricht,
Und als ein getreuer Diener niemals ihre Pflichten bricht.
Sie, die Wahrheit, die der Herr, ſich zum ältſten Kind erleſen,
Die, da er die Welten ſchuff, mit in ſeinem Rath geweſen,
Die er mit zu Rath wird ziehen (weil ihr Ausſpruch niemals irrt,)
Wenn er die geſchaffnen Welten, ſtreng und heilig richten wird.
Dieſe mag in dunkler Nacht, unter Irrthum und Betrügen,
Noch ſo lange, als verſtummt, und in tiefem Schlafe liegen.
Dennoch, wenn nur die vom Himmel, längſt beſtimmte Stunde ruft,
O ſo wird doch dieſe Göttinn, (dem gleich, der in Aetnas Gruft
Nach der Dichter Sage ſchläft) ſchnell aus ihrer Höhle brechen,
Und mit donnerndem Getön ſchrecklich überzeugend ſprechen,
Mit noch nie gefühlten Martern, mit noch unbekannter Pein,
Mehr als ſchwarze Plagegeiſter, mehr als Hydern, ſchmerzlich ſeyn.
Kann man nicht der Wahrheit Blitz, ihr durchdringend ſcharfes Brennen,
Zwar nicht nach dem Schulbegriff, doch mit Recht die Hölle nennen?

Ihr,

Ihr, die ihr die tauben Ohren, fern von aller Wahrheit kehrt;
Leset doch mit günstgen Augen, was euch diese Predigt lehrt.
Soll ein Priester, ein Prophet, euren Beyfall nicht erwerben?
Lebend könnt ihr Thoren seyn, aber nicht als Thoren sterben.

Wir zweifeln im geringsten nicht, daß ein Gedicht von solcher Beschaffenheit unsre Leser sowohl rühren, vergnügen und erbauen wird, als es uns gerühret, vergnüget und erbauet hat. In Ansehung des vielen Guten und Schönen, so es uns wirklich liefert, übersehen wir gern gewisse Unvollkommenheiten in den Reimen, die der Herr Uebersetzer vielleicht nach seiner oberdeutschen Mundart nicht bemerket hat. Z. E. gleichen, und zeigen, weisen, und entreißen, entwich, und stieg; gezeugt, und erleucht, gebiethen und Frieden, heißet und umkreiset, u. d. m. imgleichen die vielen Sperrungen der Selbstlaute, am Ende und Anfange der Wörter gegeneinander, (Hiatus). Denn

— Vbi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Gleichwohl wäre zu wünschen, daß es bey einer neuen Ausgabe auch von diesen Kleinigkeiten gesäubert erscheinen möchte.

VIII. Histo-

VIII.

Hiſtoriſch-kritiſche Beyträge zur Aufnahme der Muſik, Berlin 1754. bis 1757. in 8.

Der Verfaſſer dieſer Monathſchrift iſt der berühmte Herr **Friedrich Wilhelm Marpurg**, der ſich ſchon mit mehrern, ſo wohl theoretiſchen, als praktiſchen muſicaliſchen Schriften, bekannt gemachet hat. Wir wollen die innere Einrichtung und Beſchaffenheit ſeiner Monathſchrift ſo gut es angeht, den Leſern zum beſten anzeigen.

Die Gelegenheit dazu gab, wie Herr Marpurg in dem Vorberichte des 1. B. a. d. XIII. S. ſelbſten meldet, die muſikaliſche Bibliothek des Herrn D. Mitzlers; eine Schrift, die damals den Liebhabern der Muſik vieles Vergnügen erweckte, die aber vermuthlich wegen anderer Geſchäffte, von Hrn. D. Mitzlern unterbrochen wurde. Wer es weis, was brauchbare Monathſchriften für Vortheile verſchaffen, der wird es auch dem Herrn Marpurg verdanken, daß er dieſen Verluſt der Muſik durch ſeine nützlichen Bemühungen wieder zu heben geſuchet. Die Einrichtung der gedachten hiſtoriſch-kritiſchen Beyträge zur Muſik kann aus folgenden Abſichten, die man haben feſt geſetzet hat, erkannt werden.

Man machet darinnen zuförderſt alle neue muſikaliſche Schriften, die vornehmlich in Deutſchland herauskommen ſind, bekannt; und zeiget allerley prak-

tische Werke an, die der Welt durch den Grabstichel oder den Druck gemein gemachet worden. Oefters wird auch eine kurze Beurtheilung über sie angestellet. Andere musikalische Schriften oder Abhandlungen, die in einer fremden Sprache geschrieben sind, werden entweder, wenn sie nicht gar zu lang sind, in der Uebersetzung eingerücket; oder man machet einen kleinen Auszug aus ihnen, den man öfters mit allerley Anmerkungen versieht.

Außer diesen zeigen sich darinnen auch neue Abhandlungen, die theils von Herrn Marpurg selbst, theils von andern Liebhabern der Musik verfertiget worden. Wir haben auch darinnen zuweilen solche Abhandlungen angetroffen, die man aus andern monathlichen Schriften entlehnet hat.

Daß gemeiniglich in einem jeden Stücke, die erheblichsten Lebensumstände und Schicksale berühmter Tonkünstler beschrieben werden, hat uns um zweyerley Ursachen sehr wohl gefallen: einmal, weil sonst dergleichen Umstände vielen andern verborgen bleiben würden; hernach weil andere Tonkünstler daraus mehr Moral und Lehren zu ihrer Ermunterung und Verbesserung, als aus andern bloß vorgeschriebenen Regeln erlernen können.

Sind die Tonkünstler sehr berühmt gewesen, so verdienen sie meistens eine vollständigere Erzählung ihrer Lebensumstände, als ein gemeiner Tonkünstler, an dessen öfters überflüssigen Nachrichten von seinem Leben, andern so gar viel nicht gelegen ist. Uns kömmt es so vor, als wenn Herr Marpurg

purg, aus gar zu groſser Bescheidenheit, etliche mal diesen Fehler begangen hätte.

Auſser den Lebensumständen, Arbeiten und Schriften berühmter Tonkünstler, werden auch die ansehnlichsten Deutschen und auswärtigen Kapellen, Theater und andere musikalische Gesellschaften beschrieben. Man findet darinnen ein historisches Verzeichniß von Opern, die an einigen berühmten Oertern, als Paris, Berlin, Venedig u. s. w. aufgeführt worden. Es werden nicht nur die Poeten und die Componisten jedesmal dabey bekannt gemachet, sondern öfters auch die Sänger und Sängerinnen gemeldet, die sich besonders dabey gezeiget haben.

Weil an der Erfindung oder Verbesserung eines Instruments, oder andern musikalischen Entdeckungen, dergleichen die bekannte breitkopfische Notendruckerey ist, vieles gelegen ist: so wird ihrer mit allem Rechte in dieser Monathschrift Erwähnung gethan. Den Beschluß machet gemeiniglich ein in Musik gebrachtes Scherzgedicht: die aber nach unserm Geschmacke nicht allemal von dem Werthe zu seyn scheinen, wie es wohl die schöne Monathschrift des Herrn Marpurgs verdiente.

Dieses allgemeine musikalische Magazin, denn so könnte man es mit Rechte nennen, ist unsern Zeiten so nöthig: so groß die Gefahr ist, daß der musikalische Geschmack unserer Zeiten sich ehestens verschlimmern, oder ins Abnehmen kommen möchte. Es können auch darinn den Tonkünstlern, bey einer solchen Schrift die allerley abwechselnde Abhandlun-

gen enthält, viele gute Lehren gegeben werden, die sie sonsten anzunehmen nicht gewohnt sind. Andre Liebhaber hingegen werden dadurch begieriger gemachet, die Ursachen kennen zu lernen: warum dadurch gewisse Tonkünstler einer Menge von Menschen gefallen, andern aber misfällig sind? Es ist also zu wünschen, daß eine so nützliche Schrift lange fortgesetzet, und fleißig gelesen werden möge.

IX.

M. Christian Gottfried Derlings,

Rectors der Johannisschule zu Halberstadt, der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, der herzoglichen zu Helmstädt, wie auch der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig Mitglieds, Schriften zum Vergnügen. Leipzig, bey Stopseln 1757. in groß 8. 8 Bogen.

Der berühmte Hr. Rector Derling hat sich durch seine Nachahmungen edler Dichter, schon so bekannt und beliebt gemachet, daß auch diese neue Sammlung seiner Gedichte und andrer Schriften gewiß ihren Beyfall finden wird. Es herrschet eine so angenehme Abwechselung darinn, daß man ihr nach dem itzigen Geschmacke unsrer Leser, gewisse Liebhaber versprechen kann. Ein muntrer Witz, eine scharfsinnige Beobachtung und Abschilderung des Lächerlichen; und eine Schreibart, die niemanden einschlafen läßt, nebst einer Menge sinnreicher

Ein-

Einfälle, schildern den Inhalt dieser Bogen fast durchgehends ab.

Den Anfang machet die Lebensgeschichte und Thaten des S. T. Hrn. Deochari Rauci, sonst Gottlieb Heiser genannt, Kirchners, Schönschreibers und Vorsingers zu Großkleinungen. Dieß ist in eben dem Geschmacke geschrieben, wie sonst die beliebte Chronik von Querlequitsch, in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Dieß geht bis auf den 4ten Bogen, und ist mit vielen eingestreuten kleinen Gedichten durchmischet. Es folgen sodann Sinngedichte auf allerley Leute. Eine gemalte Bathseba, eine alte Matrone, der frostige Liebhaber, der scheinheilige Strips, der unwürdige Candidat, der eine Probepredigt aus Mosheimen hielt, an Hrn. Truthahn, an einige Stubengelehrte, an einen Redner, einen Musikmeister, und an seine Feindinn Corinna, u. d. m. sind werth, gelesen zu werden. Wir wollen eins an den künftigen Fabeldichter N. zur Probe geben:

Laß Kain mit dem todten Abel,
Und deinen Bauch mit seinem Nabel,
Sich laut und eifrig unterreden.
Laß Steine schreyen
Und sich entzweyen;
Laß Klötze sein, und einen jeden
An seinem Theil voll Witzes werden;
Und sich ganz jungfräulich gebärden:
Laß die Gewaltigsten auf Erden,
Gesprächsam wiehern mit den Pferden,

Fürg plauderhafter Schwalben Schnabel,
Zu einer alten Ofengabel;
So, haſt du reichen Stoff zur Fabel.

Solcher und andrer Stücke ſieht man hier 34, darunter der zierliche Müſſiggänger, und eins von den Zwerkämpfen beherzter Weiber, den Schluß machet.

X.

Verſuch einer Theorie von dem Menſchen, und deſſen Erziehung. Nebſt einer Vorrede Sr. Hochw. des Herrn Ober-Conſ. R. und Inſpectors Baumgartens. Berlin bey Schützens Wittwe 1753.

Dieß Werkchen iſt nicht mehr ganz neu, aber werth von uns nachgeholet zu werden. Der Herr Graf von Borck hat Herrn Friedrich Engeln, zu deſſen Abfaſſung Befehl, ja ſo gar den Entwurf gegeben: wie wir aus der Zuſchrift an ihn ſehen. Es iſt letzterer der würdige Vorgeſetzte ſeines jungen Herrn. Die Vorrede fängt mit einer ſchönen Stelle aus dem Baco an, und zeiget von keiner gemeinen Art zu denken: der man von dem Hochehrw. Herrn Verfaſſer längſt gewohnt iſt.

Der erſte Theil des Werkchens ſelbſt handelt von der allgemeinen Natur. Der Herr Verf. will den Begriff der Vollkommenheit beſſer erklären; und zwar in Abſicht auf die menſchlichen Fähigkeiten, die ſich auch an Kindern ſchon zeigen. Es wird viel

angenehmes an Geſchichten, Erzählungen, Fabeln und Gleichniſſen mit eingeſchaltet, weil der Herr Verfaſſer kein Liebhaber der ſtrengen Lehrart zu ſeyn ſcheint; obgleich ſeine Art zu denken manchem ſchwerer zu überſehen ſeyn dörfte, als ob ſie gründlicher wäre. Die Natur nennet er eine Kraft, die auf eine gewiſſe Abſicht eingeſchränket iſt: und das Bemühen, ſo ſie auf dieſe Abſicht anwendet, ſoll ihre Richtung heißen. Wir überlaſſen die Prüfung davon unſern Leſern. Im 33 u. f. Abſatze ſteht ein ſinnreicher Spott über einen berufenen Materialiſten.

Da dieſe Abtheilung des Buches keine Abſchnitte oder Hauptſtücke hat, ſo iſt es ſchwer aus 93 langen §. §. einen kurzen Auszug zu geben, der den Inhalt genau darſtellen ſollte. Es iſt eine Menge nützlicher Materien darinn abgehandelt, die zur Erkenntniß der menſchlichen Natur führen können, und viel angenehme Nebenſachen mitnehmen.

Eben ſo iſt der zweyte Theil, der von der beſondern Natur eines Kindes, nebſt der Fortſetzung der Geſchichte deſſelben, handelt. Auch hier ſind viele bey der Auferziehung und dem allmählichen Wachsthume der Kinder, nöthige Betrachtungen zu leſen. Der Herr Verfaſſer hat mit vieler Aufmerkſamkeit dieß Geſchöpf betrachtet, das anfangs einer Pflanze, ſodann einem Thiere gleich, endlich aber ein Menſch wird, und zu größern Dingen, als dieſes Leben darbeut, beſtimmet iſt. Er verfolget es in allen Stufen ſeines Daſeyns, ſpüret allen ſeinen Fähigkeiten und der Zunahme ſeiner Vollkommen-

VII. Deren Pracht und Vorzug, vor andern Sprachen, ausführen.

VIII. Dieselbe gegen ihre Wiederwärtigen, auf alle Arth und Weise, vertheidigen.

IX. Bey denen Gebundenen auch Ungebundenen Reden und Schrifften, welche Er, als ein Ordens-Glied, durch den Druck und sonsten bekannt machet, sich der Reinigkeit befleißigen; Der Einmischung aller fremdder Ausländischer Worte und mißbräuchlicher Einfälle, müßig gehen, vielmehr die treffliche Mutter-Sprache, Ihren gründlichen und eigentlichen Verstande nach, anwenden und gebrauchen,

X. Sich darinnen zum öfftern üben und sehen lassen, auch darbey Seinen erlangten Nahmen vorsetzen,

XI. Das Ordens-Zeichen, auf Gold gemahlt, an einen gelben Bande, bey des Grossen Käysers und Seiner Aller Preißwürdigsten Gemahlin auch Derer Durchleuchtigsten Eh-Pfänder, (mit Deren Hohen Nahmen die Gesellschafften bemercket,) glücklichen Geburths- und Nahmens-Feyern; Ingleichen bey Zusammenkünfften derer Ordens-Glieder, öffentlich vor der Brust tragen,

XII. Und damit endlich, dem gantzen Orden, keine Unzierde durch Ihn zuwachsen möge, jederzeit Teutsch handeln wolle.

Worauf Er in das Gesellschaffts-Buch eingeschrieben, mit einen Beglaubigungs-Scheine, unter den Ordens-Siegel, auch einen gewissen Nahmen und Ordens-Gesellschaffts-Zeichen versehen wird.

Erste

heiten nach. Er giebt Anſchläge, wodurch dieſe vergrößert, die Mängel und Fehler aber verhütet werden können. Sonderlich ſuchet er mit einem patriotiſchen Eifer die Sitten der Kinder beyzeiten auf die Tugend zu lenken.

Allenthalben ſpüret man bey ihm auch eine Ehrfurcht gegen die wahre Religion; und einen Abſcheu, vor der Freygeiſterey. In Zeiten, die ſo geneigt ſind, aus der Offenbahrung und der Gottesfurcht ein Geſpött zu machen, muß man es als ein vorzügliches Verdienſt eines Buches angeben, wenn das Chriſtenthum auf eine vernünftige Art eingeſchärfet wird.

XI.

Der kaiſerl. Franciſciſchen Akademie der freyen Künſte, Nachricht von der zu ihren löblichen Abſichten geſtifteten Tontine.

Eine Tontine oder ein Leibrentenfund, iſt, gleichwie die Lotterie, ein Glücksſpiel zu nennen.

Jedoch iſt erſtere von der letzteren in ſehr vielen Stücken unterſchieden. Und zwar 1) unterſcheidet ſich eine Tontine von einer Lotterie dadurch, daß letztere zu gewiſſen Zeiten, und in einem Jahre mehr als einmal gezogen und geendiget werden kann: erſtere hingegen dauret ſo lange fort, als immer eine Perſon der eingeſchriebenen Namen lebet und vorhanden iſt. Daher wird 2) der Unterſchied einer

Ton-

Tontine von der Lotterie ſehr groß: weil in erſterer nicht, wie in letzterer, die Numern der Looſe, ſondern die, zu den Zahlen hingeſchriebenen Namen der Perſonen, gewinnen. Es werden alſo 3) bey der Tontine, ſtatt der, in Lotterien gewöhnlichen Deviſen, oder Denkſchriften, beſondere Namen von den Einlegern oder Intereſſenten angegeben, womit der Intereſſent oder der Einleger, beſonderes Glück und Vortheil ſich zuzuziehen ſuchet.

Folglich iſt wohl zu merken, daß, gleichwie in Lotterien die Deviſen auf den Looſen für keine Einleger können gehalten werden, alſo auch die auf den Leibrentenzetteln eingeſchriebenen Namen, oder ihre Perſonen, nicht allezeit für die Intereſſenten oder Einleger ſelbſt, ſondern nur als Deviſen angeſehen werden dürfen.

Dann gleichwie 4) in Lotterien die Einleger die Freyheit haben, ſich eine Deviſe nach eigenem Gefallen zu erwählen, und ſolches auf ihr Looß einſchreiben zu laſſen: alſo ſteht es auch in dem Belieben der Einleger in die Tontine, ſich ſelbſt, oder eine andere Perſon nach Gefallen auszuſuchen, und nach deren Namen ihre Zettel zu benennen. Nur mit dieſem Bedinge, daß die Perſon, welche einer einſchreiben läßt, wirklich vorhanden, und bekannt ſeyn, auch noch leben muß; weil das Leben der Perſon, den Gewinn oder den Verluſt des Einlegers nach ſich zieht.

Dieſes iſt alſo die Urſache, warum die Entrepreneurs, oder Aufrichter und Anſteller von Tontinen oder Lotterien, oder auch ihre in verſchiedenen

Orten und Städten aufgeſtellte Collectores, Commiſſionairs und dergleichen, die Namen der wirklichen Einleger zu wiſſen nicht begehren; ſondern mit demjenigen zufrieden ſind, wann Vornehme oder Geringe durch andere Perſonen einlegen, und ſolche Namen und Deviſen, auf die Looſe einſchreiben laſſen, wovon erſtere bekannt, letztere aber anſtändig, und erlaubt ſeyn mögen.

Inſonderheit iſt dieſes bey Tontinen nicht zu fodern: weil ohne dieß, daß einer ſich öfters nicht gerne als einen Einleger namhaft machen will, der Einleger noch dieſe Haupturſache zu Angebung eines andern Namens haben kann, daß entweder deſſen Alter, oder deſſen Geſundheitsumſtände einem vorher prophezeihen mögen, daß er von ſeiner Einlage wenig oder keinen Vortheil hoffen könnte; wenn er die erkaufte Tontin-Obligation auf ſeinen Namen einſchreiben laſſen würde. Endlich kann ſich 5) die Tontine auch hierdurch von einer Lotterie unterſcheiden, daß man in erſterer keine gewiſſe Preiſe und Gewinne, wie in letztern ausſetzen, und vorher beſtimmen kann; ſondern die Vortheile geben ſich von ſich ſelbſten, und ändern und vermehren ſich alle Jahre: weil in denen Leibrenten oder Tontinen zwar die Einlagen auch, wie in den Lotterien, nicht wieder zurück gegeben; hingegen jährlich ſo lange verzinſet werden, als die eingeſchriebene Perſon lebet. Nach deren Tode aber werden der Abgeſtorbenen ihre Zinſen unter die Lebenden vertheilet, und ſolchergeſtalt alle Jahre vermehret, je, nachdem ihrer viele oder wenige ſterben.

Gleich-

Gleichwie nun unzählbare Beyspiele vorhanden, daß in Lotterien die Namen der höchsten und hohen Regenten, als Devisen auf die Loose gesetzet werden; ohne daß solches der Person zu einigem Nachtheil gereichet, oder daß einer sich darüber aufgehalten, noch weniger einen Widerwillen hierüber bezeiget hätte:

Also ist auch den Errichtern einer Tontine gar nicht übel zu nehmen, wenn sie ihre Tontinenzettel nach den Namen solcher Personen benennen lassen, die sie theils gewiß, theils nicht gewiß wissen, daß sie die Einleger selbst seyn; sondern sie leben der sichern Hoffnung, daß sich niemand mit Recht, und aus vernünftiger Ursache deswegen beklagen darf.

Weil es ebenfalls keinem weder zum Nachtheile noch zur Schande gereichet, wann sein Nomen unter den eingeschriebenen Personen gefunden wird; so wird es im Gegentheile einem vielmehr zu Ruhm und Ehre, bey dieser Tontine gedeihen, wenn sein Namen auf die Tontinzettel eingeschrieben, und darnach benennet werden, da diese Tontine zum Flore und zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften errichtet worden. Folglich wird mancher diese oder jene eingeschriebene Person für einen besondern Liebhaber und Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften halten können, wann er es gleich in der That nicht ist, und niemals des Sinnes gewesen, dergleichen zu werden. So wenig sich also ein Regent deswegen ungnädig erzeiget, wann sein Bürger oder Unterthan auf seinen, seiner Kinder, oder einen andern Namen aus seiner hohen Familie, die erkauften

Loose

Looſe einſchreiben läßt: eben ſo wenig kann ein anderer von hohem und geringem Stande ſich darüber beſchweren; wann ſeine Freunde oder Bekannte ihre erkaufte Zettel, nach ihnen oder ihren Kindern benennen, und deren Namen auf ſelbige einſchreiben laſſen.

Es iſt auch noch ein allgemeiner Nutzen dabey zu finden, wann die Tontinenzettel nach hohen Standesperſonen benennet werden. Mit dieſen kann der wenigſte Betrug geſpielet werden. Jedermann kennet ſolche Perſonen, und ihr Tod wird, ſo zu reden, in einem Augenblicke durch ein ganzes Land bekant und ruchtbar: da hingegen manche Privatperſon lange geſtorben ſeyn kann, ehe es alle Einwohner eines Orts erfahren werden. Da nun aber den ſämmtlichen Intereſſenten viel daran gelegen iſt, daß ſie wiſſen, ob ihre Mitintereſſenten leben oder nicht, ſo wird ein jeder hierinnen Beyfall geben, daß es weit beſſer ſey, die Tontinenzettel nach den Namen heher und groſſer Standes- als nach gemeinen Perſonen zu benennen. Jedoch wird hierinnen auch keinem Einleger etwas vorgeſchrieben, ſondern jedem alle Freyheit gelaſſen, die erkaufenden Tontinenzettel entweder auf ſich ſelbſt, oder auf ſeine Kinder, Freunde oder Bekannte einſchreiben zu laſſen: man wird hernach ſchon alle mögliche Vorſicht gebrauchen, daß weder Irrung noch Betrug geſpielet werden kann. Wie aus der hier folgenden Beſchreibung der Einrichtung dieſer Tontine mit mehrerem zu erſehen iſt.

Dieſe

Dieſe akademiſche Tontine, iſt zu Beförderung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und als ein Fund zu Errichtung einer gemein nützlichen Handlung errichtet worden. Sie beſteht aus 8000 Obligationen, jede wird für 25 Fl. verkauft, folglich beträgt das ganze Capital 200,000 Fl. und wer eine ſolche Obligation für 25 Fl. kauft, hat, wie vorgemeldet, die Freyheit, eine Perſon nach eigenem Gefallen zu nehmen, und die Obligation nach dieſer ihrem Namen zu benennen. Dieſe wird einem jeden auf ſeinen Tontinenzettel eingeſchrieben, und ſolche nach ihren Namen benennet.

Von dem Tage an, wo das Capital, nämlich die 25 Fl. erleget worden, wird das Intereſſe alſo bezahlet, daß einer, der gleich anfangs eingelegt, keinen Häller von ſeinem Capital verlieren, ſondern ſolches wieder ohne mindeſten Verluſt zurück erhalten, und dabey die Hoffnung behalten kann, nach dieſem noch große jährliche Zinſen zu kriegen, und zwar folgendergeſtalt: Bis 1774 bekömmt jeder alle Jahre für 25 Fl. Capital 1 Fl. 30 Kr. als einen Zins; folglich wer in dieſem 1757ſten Jahre annoch in dieſe Tontine einlegt, bekommt bis 1774 wieder 25 Fl. 30 Kr. ohne dieß zu rechnen, was einer für die wenigen Monathe dieſes Jahres annoch erhalten wird, es mag nun die eingeſchriebene Perſon indeſſen ſterben oder nicht. Iſt ſie geſtorben, ſo hat dieſer ſein Capital wieder, und jene 30. Kr. welche ſchon vorher eingelegt, mit noch mehrerm Profit zurück; iſt ſie noch bey Leben, ſo hat er den Vortheil, daß er in den künftigen Jahren ſchon einen

beträch-

beträchtlichen Zins ziehen kann. Denn ob gleich nach dem 1774. Jahre das Capital von 25. Fl. zwar alle Jahre nur mit der Hälfte d. i. mit 25 Kr. verzinſet wird, ſo werden hingegen die Zinſen, der binnen dieſen 17 Jahren verſtorbenen Perſonen, gleich unter die noch lebenden vertheilet, und alle Jahr 6000 Fl. Intereſſe ausgegeben. Je weniger nun lebende Perſonen übrig ſind, deſto mehr wird den übrigen ihr jährlicher Zinſs verſtärket, bis zuletzt nur einer alle 6000 Fl. allein ziehen, und ſo lang die Perſon lebet, bekommen wird.

Ein Intreſſent oder Einleger kann demnach mit einem Capital von 25 Fl. in kurzen ein Intreſſe von etlich 100 ja etlich 1000. Fl. jährlich ziehen, wann er nämlich das Glück hat, daß die Perſon, ſo auf ſeiner Obligation eingeſchrieben ſtehet, alt wird, und viele andere mit eingeſchriebene überlebt. Damit nun ein jeder ſeine Miteingeſchriebenen wiſſen kann, ſo iſt hier eine Specification mit angehängt, worinnen die Hälfte der Obligationen mit Namen benennet worden, und die andere Hälfte wird mit Ende des 1760. Jahres auch geliefert werden: weil bis dahin denjenigen noch Zeit gelaſſen werden ſoll, welche ihre Obligationen gerne auf ſich ſelbſten, oder auf Perſonen in ihrer Freund- und Bekanntſchaft eingeſchrieben wiſſen wollen.

Diejenigen aber, welchen es gleichgültig iſt, auf wen die Obligation eingeſchrieben iſt, haben unter denen bereits Benennten die Wahl, heraus zu ſuchen, was für eine Perſon einem am gefälligſten iſt: welches ein jeder bey denen Herren Commiſſariis, oder bey der kai-

kaiſerlichen Akademie ſelbſt anzeigen kann; wo ihm dieſe Obligation gegeben werden ſoll: oder wann dieſe Nummer, worauf die verlangte und gewählte Perſon eingeſchrieben ſteht, ſchon verkauft iſt, ſo wird eine andere neue Obligation mit einer andern Numer auf dieſen Namen eingeſchrieben. Keiner kann wiſſen, welche am längſten leben, und welche vor den andern ſterben werden, daher iſt es ein Glücksſpiel. Und kömmt es nur allein hierauf an, zu welcher Perſon einer die größte Hoffnung und Vertrauen hat, daß ſie lange leben werde. Derjenige wagt immer am wenigſten, welcher große Capitalien einlegt, weil er ſolche auf vieler Perſohnen Namen vertheilen kann, wo immer einer ihr Tod, das Intereſſe der übrigen noch lebenden wieder vermehren hilft. Folglichen wann einer nur 1000 Fl. Capital einlegt, ſo hat er die Freyheit, ſolches unter 40 Perſonen zu vertheilen. Bleibt ihm von dieſen 40 zuletzt nur eine einzige übrig: ſo kann er mit dieſer eben ſo viel, und noch mehr Intereſſe ziehen, als er vorher mit allen 40 gezogen hat.

Ueberhaupt iſt keine Gefahr, wohl aber eine große Hoffnung des zu erwartenden Nutzens vorhanden. Hat jemand eigene, oder aus ſeiner Familie, Kinder, Taufpathen, oder dergleichen, welchen einer etwas Gutes erweiſen will, ſo kann er nichts beſſeres und vortheilhafteres thun, als er kauft ihnen dergleichen Obligationen: denn bis jene alt und groß werden, können ſie für ein geringes Capital,

ſo viel Intereſſe ziehen, daß manches davon wird zu leben haben, und der Einleger hat indeſſen den Vortheil, daß er das eingelegte Capital durch die jährlichen Intereſſen vorher ſelbſt wieder zurück bekömmt, welches er entweder für ſich behalten, oder dem Kinde beſonders aufbehalten kann.

Damit auch keine falſche Namen, und keine Betrügerey, oder ſonſt eine Irrung und Verſtoß geſchehen, und geſpielet werden kann, ſo hat man folgende Anſtalten zu treffen für nöthig befunden.

1) Werden in auswärtigen Ländern und Städten beſondere Herren Commiſſarien beſtellet, welche die Capitalien annehmen, und das Intereſſe jährlich bezahlen; dieſe müſſen die Perſonen, ſo eingeſchrieben werden, entweder ſelbſten kennen, oder ein ſattſames Zeugniß fodern, daß ſie alſo wirklich heißen, wie ſie angegeben werden. Dann ſie ſind dafür gehalten. Doch werden 2) diejenigen ſich ihres eingelegten Capitals ſelbſt verluſtig machen, und das bereits empfangene Intereſſe jederzeit zurück zu geben ſchuldig ſeyn, welche über lang oder über kurz einer Falſchheit, oder Hinterliſt überwieſen werden können.

Auch iſt 3tens feſt geſtellet, daß der Intereſſent oder Inhaber einer Obligation, jederzeit bey Empfangung des jährlichen Intereſſe anzeigen muß, wo ſich ſeine eingeſchriebene Perſon wirklich befinde; und wann er dieſes binnen 3 Jahren niemals zu thun vermögend iſt, ſo wird ſeine Obligation unter die Zahl der Verſtorbenen gezählet, und deſſen jährliches Intereſſe den Lebenden gut geſchrieben.

Die Fortſetzung folget künftig.

Ende des Herbſtmonds.

Erste Ode, welche gesungen worden.

Du Grosser Printz! Du Blut von theuern Käysern,
Becrönt mit Gold, auch Sieges Lorbeer-Reisern,
Du Erden-Gott! im Teutschen Reich!
Du helle Sonn, wofür der Mond erbleichet,
Auch Liljen Pracht vergeht und gantz abweichet,
Fürst Leopold! Dem keiner gleich.

Hier lassen sich vor Deinem Throne nieder,
Die Leopolds-und Teutschen Ordens Glieder,
Sie sind von treuen Teutschen Blut!
Die ihrer Sprache Blühung eiffrig suchen,
Der Zirzen-Zunfft in Gallien, verfluchen,
Und wer ihr sonst zu wieder thut.

Sie wollen dich, O grosser Welt-Herr! ehren,
Weil Du das Reich am besten thust vermehren,
Daß dessen Sprache wachsen kan.
Sie wollen keinen andern Nahmen tragen,
Als Leopolds! O Printz! thu Ja! zu sagen,
Sieh uns mit Gnaden-Augen an.

Wir müssen doch, an Dir auch Antheil haben,
Da Du, als Sonne! uns must alle laben,
O Allgemeines Wunder-Gut!
Dein Purpur kriegt dadurch gar keine Flecken,
Drumb wirst Du uns mit Käyser-Gnad bedecken,
Wir lassen dafür Geist und Blut.

Du Grosser Held! du Kleinod Teutscher Jugend,
Printz Joseph! Wohnstadt aller Wunder-Tugend,
Du Königliche Heiligkeit!
Du wirst vor uns ein gütig Wort einlegen,
Wie wir gantz unterthan, ein fest Vertrauen hegen,
Vor Dich sind wir zum Tod bereit.

Capelle zu Versailles

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Weinmond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1757.

Inhalt.

I. Atlas universel par Mr. Robert.

II. Fortsetzung des Auszuges aus den Glückwünschen der Musen an Ihre kaiserl. königl. Majestäten, wegen der erneuerten Universität Wien.

III. Fortsetzung des Auszuges aus dem XX. B. der Memoires de l'Academie des Inscriptions & des belles Lettres.

IV. Schreiben an einen Liebhaber der alten Münzwissenschaft.

V. Frauen Hedwig Charlotten Nordenflycht kurzer Lebenslauf.

VI. M. Fr. Gottfried Eltesiens Hubnerus enucleatus & illustratus.

VII. Nachricht von einem Supplemente des Herrn Raths Arkenholz, zum Leben der Kön. Christine.

VIII. Hrn. Prof. Franzens allgemeine Abbildung des Erdbodens.

IX. Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon. III. Band.

X. Erklärung des Titelkupfers beym vorigen Monathe dieses Neuesten.

XI. Fortsetzung von der, bey der kaiserl. franziscischen Akademie der freyen Künste gestifteten Tontine.

XII. Hrn. D. Blohms Versuch einer gebundenen Uebersetzung der Ilias des Homers. I. Band.

XIII. Nachricht, wegen der neuaufgenommenen Ehrenglieder und Mitglieder der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste.

I.

ATLAS univerſel par Mr. Robert,

Geographe ord. du Roy, par M. Robert de Vaugondy ſon fils, Geographe ord. du Roy et de S. M. Polonoiſe, duc de Lorraine et de Bar, aſſocié de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres de Nancy. A Paris 1757 in Imper. Fol.

So lautet der in Kupfer geſtochene Titel desjenigen neuen Atlas, davon bisher ſchon viele Karten Partieweiſe ausgegeben worden, davon aber unlängſt erſt Titel, Vorrede und Einleitung, nebſt vielen noch übrigen Karten erſchienen ſind. In der Nachricht an den Leſer meldet der Verf. daß ſein hiſtoriſcher Verſuch, über den Urſprung und Fortgang der Geographie, diejenige Abhandlung ſey, die er zur Einleitung zu ſeinem Atlas beſtimmet gehabt. Dieſes Vorhaben erfüllet er deſto zuverſichtlicher, je mehr er dieß Werk mit den Anmerkungen verſchiedener Gelehrten bereichert und ver-

mehret hat. Bey dieser neuen Ausgabe bedienet er sich der Gelegenheit, ihnen öffentlich dafür zu danken, sonderlich dem Herrn Guines, einem Mitarbeiter am Journal des Savans; der ihm die eigenen Namen der Araber auf den orientalischen Karten verbessert, und ihm sonst allerley nützliche Nachrichten mitgetheilet hat. Mit vielen Anführungen hat er sein Buch nicht auszieren mögen, weil er lieber nützen, als gelehrt scheinen wollen. Allein würde er nicht mehr genützet haben, wenn er auch durch Nennung der Quellen den Leser mehr überführet hätte?

Er theilet seine Abh. in sechs Hstücke. Das I. stellet den Zustand der Erdbeschreibung bey den Alten vor; bis auf die Zeiten, da diese in den barbarischen Jahrhunderten fast erloschene Wissenschaft, bey den Arabern wiederum erneuert worden.

Allein dieß würde noch wenig gefruchtet haben, wenn nicht die Schiffahrt wäre verbessert worden. Durch diese entdeckte man Länder, davon den Alten schwerlich etwas bekannt gewesen. Daher machet nun die kurze Geschichte der neuen Entdeckungen durch die Schiffahrt, das II. Hauptstück aus. Nach den vornehmsten Fahrten der Alten kommen die neuern der Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen und Holländer, in entlegene Welttheile.

Doch auch von dieser seichten Kenntniß unsrer Weltkugel, würde man wenig Vortheile gezogen haben, wenn man sich nicht sicherer Mittel bedienet hätte, ihre Lage und Gestalt recht zu bestimmen. Es war der Sternkunde aufgehoben beydes zu leisten:

ſten: und davon handelt das III. Hauptſtück, worinn die vornehmſten Kunſtgriffe der Alten, und der Neuern erkläret werden, um ſolches zu bewerkſtelligen. Hier werden auch die Bemühungen der Neuern erzählet, den groſſen gordiſchen Knoten, von der Meereslänge, aufzulöſen.

Es war indeſſen noch nicht genug zur Vollkommenheit der Geographie, daß man die Geſtalt der Erde kannte, um jedem Lande ſeine Länge und Breite darauf anzuweiſen: man mußte die Geſtalt der Erdkugel auch auf eine getreue und ſichtbare Art vorſtellen. Die Perſpective giebt Gründe und Vorſchriften dazu: und daraus ſind die verſchiedenen Projectionen, oder Aufriſſe entſtanden, die auf einer platten Fläche eine Kugelfläche darſtellen. Hievon handelt das IV. Hauptſtück.

Das V. Hauptſtück enthält die kurze Geſchichte des ſchleunigen Fortganges der Geographie, nach der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in Europa; ſonderlich nach Erfindung der Buchdruckerey, und Kupferſtecherkunſt. Die Deutſchen, die Engländer, die Holländer, die Spanier, die Schweden, die Ruſſen und die Franzoſen, finden hier Lobſprüche, die ihren Verdienſten um die Erdbeſchreibung gemäß ſind. Sonderlich glaubet der Verfaſſer, daß die Franzoſen das meiſte zur Vollkommenheit derſelben beygetragen haben: und von welcher Wiſſenſchaft glaubet das ein geb. Franzos nicht? da er insgemein die Arbeiten ſeiner Nation faſt allein, der übrigen Völker ihre aber, mit ihren Sprachen, ſehr wenig oder gar nicht kennet?

Die kön. Akad. der Wissenschaften indessen hat durch die mathematischen Wissenschaften sehr viel dazu beygetragen: indem die astronomischen Beobachtungen sehr viel zu rechter Bestimmung der Lage der Länder geholfen. Die öftern Reisen ihrer Mitglieder in beyde Halbkugeln, verewigen so wohl den König, der sie befohlen, als die Gelehrten, so sie gethan haben. Die Picarte, Cassinen, und La Hiren haben durch ihre Einsichten allen andern die Bahn gebrochen.

In der That erstaunte man sehr, über die Verkürzung des festen Landes von Europa, welche die astronomischen Wahrnehmungen, nach dem Maaße der Himmelslänge, oder von Morgen gegen Abend, anzeigeten. Allein man hörte auf zu erstaunen, als man wahrnahm, daß die bisherige verlängerte Figur der Länder nur daher kam, daß man die wahre Größe des alten Maaßes nicht recht gekannt hatte. Die alte römische Meile, ward von den alten Geographen, selbst des letzten Jahrhunderts noch, für die heutige italienische Meile gehalten; und dieß erweiterte die Länder so sehr. Sie bedienten sich also der wenigen Beobachtungen nicht einmal, die sie hatten, und rechneten nur auf die Gewißheit der Himmelsbreiten, d. i. der Entfernung vom Pole, oder von der Linie. Da sie also von denen bey den Alten gefundenen Entfernungen zweener Oerter nicht abgehen wollten, sahen sie sich genöthiget, um solche mit den beobachteten Breiten zusammen zu paaren, z. E. zwo Städte, die nach den neuesten Wahrnehmungen unter einerley Mittags-

linie

linie liegen ſollten, eine davon rechts oder links von derſelben abzurücken. So haben noch die Sanſons ihre Karten gemachet: aber man muß ſie deswegen keiner Unwiſſenheit beſchuldigen. Die durch Frankreich gezogene Mittagslinie hat eine gute Gelegenheit gegeben, die alte römiſche Meile genau kennen zu lernen; und man hat befunden, daß ſie ſich zur heutigen italieniſchen wie 4 zu fünf verhält.

Die übrigen in allen Welttheilen gemachten aſtronomiſchen Beobachtungen beſtätigen durchgehends die Nothwendigkeit, die Landkarten zu verbeſſern. Der erſte, der ſich unterfangen hat, eine ganze Geographie zu ſchreiben, * war Wilhelm Delisle, Mitglied der Akad. der Wiſſenſchaften. Seine Arbeiten fanden den größten Beyfall, wurden aber in ſeinem 51 Jahre, durch den Tod unterbrochen. Dieß 5te Cap. endet die Geſchichte der Geographie: ob der Verfaſſer gleich wohl weis, daß noch viel übrig wäre. Er giebt es nur für einen Verſuch aus.

Das VI. Hauptſt. iſt nur der Beantwortung vieler Einwürfe gewidmet. Er hat aber geglaubet, es nicht beſſer thun zu können, als wenn er kürzlich Rechenſchaft gäbe, wo ſein Vater und er, alle dieſe Nachrichten geſchöpfet hätten. Doch hat er nicht weitläuftige Unterſuchungen und Auflöſungen geben wollen; welches er in einem beſondern Werke von der theoretiſchen und praktiſchen Geographie leiſten will, woran er ſchon arbeitet.

Um nun aus dem Werke ſelbſt einigen Vorſchmack zu geben, wollen wir von dem älteſten Urſprunge

* Was haben denn Varenius, Cluver, Cellarius und Hübner gethan?

sprunge der Geographie etwas mit nehmen. Er fängt von der Schöpfung an, und meynet, die nöthigsten Künste müßten so alt, als die Welt seyn. Nun hätte der neu erschaffene Mensch nur zween Gegenstände seiner Sinne gehabt, die Erde, so er bewohnete, und den Himmel, den er betrachtete. Die Bedürfnisse, die Gegenden der Erde zu unterscheiden, hätte ihn die Geographie; die Wahrnehmung des Laufes der Gestirne aber, die Astronomie gelehret. Die Nothwendigkeit, den Ackerbau nach den Jahreszeiten einzurichten, machte die Beobachtung des Himmels unentbehrlich: und die Länge des Jahres mußte man zum Handel, und zur Staatskunst wissen.

Sobald die Menschen dem Wasser der Sündfluth entgangen waren, vermehrten sie sich in Assyrien, und mußten sich bald ausbreiten. Die bequemsten Länder wurden zuerst bezogen, und vermuthlich nicht eher, bis man ihre Fruchtbarkeit ausgekundschaftet hatte. In diesem Verstande kann man mit dem Martiniere sagen: die Topographie, und Chorographie hätten der Geographie zur Mutter gedienet.

In den folgenden Zeiten erkannten die Völker, daß man weder in der Schiffahrt, noch in Eroberung der Länder, ohne die Geographie fort kommen könne. Kaum war sie in Aegypten gebohren, als Griechen, Römer und Araber, und die äußersten Völker von Europa sie lieb gewannen.

Die jährl. Ueberschwemmung des Nils vermengte allemal die Gränzen der Nachbarn. Den Streit darüber

darüber beyzulegen, mußte man sich auf das Messen der Linien und Winkel befleißigen; d. i. die Geometrie studiren. Nachdem sie viele Jahre hinter einander eben die Felder gemessen hatten, machten sie einmal für allemal Charten; ihre Arbeit zu verkürzen. Hierauf bemerkten sie zweifelsfrey die Städte und merkwürdigen Oerter: und wer kann zweifeln, daß dieß nicht die Wiege der Geographie gewesen sey? Die älteste Karte, davon die alten Schriftsteller reden, ist des Sesostris seine; des ersten und grösten Eroberers in Aegypten. Er stellte sie seinem Volke auf, um ihm zu zeigen, was für Länder er bezwungen hätte. Sie gieng aber von der Mündung des Indus bis zur Mündung der Donau.

Eine neue Probe der alten Geographie finden wir in Mosis Schriften. Er und Josua blieben nicht bey historischen Beschreibungen des Landes Kanaan stehen, als sie es unter die Stämme theileten. Josephus und die besten Schriftausleger versichern, sie hätten eine geographische Karte davon gemachet: welches aus dem 4. 8. und 9. V. des 18. Cap. Josuä abzunehmen ist.

Die Phönizier, als die geschicktesten Seefahrer des Alterthums, halfen auch nicht wenig zur Verbesserung der Erdbeschreibung. Von der Insel Samothrace im Archipelagus an, bis an die letzte Insel Gades oder Cadix, am Ende von Europa, stifteten sie, auf der afrikanischen und europäischen Küste des Mittelmeers, unzählige Pflanzstätte oder Colonien. Dadurch war um Davids und Salo-

Wir sind erhört! drumb opffert unser Hertze
Den heissen Wuntsch: Es brenn die Lebens-Kertze
Dem Grossen Käyser lange Zeit;
In Ewigkeit muß Er den Thron besitzen,
Er sey dem Feind, ein rechtes Donner-Blitzen,
Sein Zepter reiche weit und breit ꝛc.

Die andere.

SO Teutsche Sprach! Du Zierde deiner Reichen,
Du Götter-Werck! im Paradieß erdacht,
Wo findet man noch itzo Deines gleichen,
Wenn man den Nectar Deiner Wort betracht,
So will der Geist, fast aus sich selber gehen,
Man siehet uns, in vollen Freuden stehen.
Du bist die Saat, so von dem Himmel kommen,
Die fort bey Uns, viel Zucker-Früchte trägt,
So Adam hat, aus GOttes Mund genommen,
Die Uns vor Traurigkeit zur Lust bewegt,
Durch Dich kan man die Götter hoch verehren,
Der Helden Härtigkeit in Wachs verkehren.
Du kanst den Gifft der Untreu, gar nicht leiden,
Betriegerey hat bey Dir keine Statt, (meiden,
Der Falschheit Schminck, thust Du wie Flammen
Die man doch sonst in vielen Sprachen hat;
Drumb liebet Dich der Leopolden-Orden,
Du bist als Braut, mit Jhm vermählet worden.
Nun wachse fort Du Schatz der Grösten Helden!
Du bist Jhr Gold und allerbester Stein,
Weil du Jhr Lob, wie Fama kanst vermelden,
Solst Du die Gröste Sprache seyn;
So lang wir Uns Die Freyen Teutschen schreiben,
So lang wirst Du Die Helden-Sprache bleiben.

✡ ✡ ✡

mons Zeit ihr Handel auf den höchsten Gipfel gestiegen. Durch die langen Schiffahrten des letztern muß die Geographie auch merklich zugenommen haben. Nechao, König in Aegypten, ward dadurch eifersüchtig: und um die alte Ehre der Aegypter wieder herzustellen, schickte er auf dem rothen Meere Flotten aus, welche Africa umsegelten, und durchs Mittelmeer wieder nach Hause kamen.

Die asiatischen Griechen zogen ihren Vortheil vom Handel der orientalischen und afrikanischen Völker. Sie verbanden die Einsicht der chaldäischen Sternseher und ägyptischen Meßkünstler, und erweiterten die Geographie merklich. Man machte verschiedene Lehrbegriffe über die Figur der Erden. Einige ließen sie auf dem Wasser schwimmen, wie einen Ball in einem Becken. Andre gaben ihr eine flache Gestalt, die nur mit Wasser durchbrochen wäre. Die aufgeklärtesten Weltweisen aber behaupteten, daß sie mit dem Wasser zusammen genommen eine Kugel ausmache. Die Stadt Miletus brachte den Anaximander, des Thales Lehrling, den Hekatäus und den Aristagoras, drey große Geographen, hervor.

Anaximander war der erste, wie Eratosthenes meldet, der auf einer ehernen Tafel die Erde und das Meer abzeichnete. Hekatäus hatte eine Erdbeschreibung gemachet, vermuthlich zum Verstande der Karte Anaximanders. Er nannte sie γης περιοδος. Er soll auch Reisebeschreibungen durch Europa und Aegypten geschrieben haben. Aristagoras

aber

aber lockte den Spartaner König, Kleomenes, durch eine Landkarte, Volk zu werben, und Asien zu bekriegen u. s. w.

Dieß sey genug zum Vorschmacke. Der Karten bey dieser Geschichte der Geographie, sind in allem 15, darunter das alte und das neue Deutschland, Africa, verschiedene Stücke von America und von Frankreich, die vornehmsten, und von besondrer Schönheit sind.

Der ganze Atlas hält 103 Charten in sich. Zwölf davon gehören zur alten Geographie, und stellen vor 1) die alte Welt, 2) das heil. Land, 3) die alten Monarchien, sonderlich Alexanders Reich, 4) das römische Reich, 5) die brittischen Inseln, 6) Gallien, 7) Deutschland, 8) Spanien, 9) Italien, 10) Griechenland, 11) klein Asien, 12) Karls des Großen Reich.

Von der neuen Geographie stehen sie in folgender Ordnung: 13) Die Weltkugel, 14) Europa, 15) die brittischen Inseln, 16) England, 17) Schottland, 18) Irrland, 19) Dännemark, 20) Schweden und Norwegen, 21) 22) das europäische Rußland. 23) Frankreich nach den Statthalterschaften eingetheilet bis 47). 48) Die Niederlande, 49) Flandern, 50) Braband, 51) Namur, 52) Luxenburg, 53) Hennegau, 54) Lüttich und Limburg, 55) die vereinigten Niederlande, 56) Deutschland, 57) Schweiz, 58) Westphalen, 59) Niedersachsen, 60) und 61) Obersachsen, 62) die vier rheinischen Churfürsten, 63) Franken, 64) Schwaben, 65) Bayern, 66) und 67) Oesterreich und Steyermark

mark ꝛc. 68) Tyrol, 69) Böhmen, Schlesien, Mähren und die Lausitz, 70) Ungarn, 71) Pohlen, 72) Preußen, 73) Spanien, 74) 75) Castilien, 76) Arragonien, 77) und 78) Portugal. 79) Italien, 80) 81) die Lombardey, 82) Savoyen, 83) der Kirchenstaat und Toscana, 84) 85) Neapolis und Sicilien, 86) die europäische Türkey, 87) Asien, 88) 89) das russische Reich in Europa und Asien, 90) die asiatische Türkey und Persien. 91) Ostindien, 92) das indianische Inselmeer, 93) China, 94) Japan, 95) Africa, 96) das alte und neue Aegypten. 97) das nordliche America, 98) Canada, 99) die englischen Landschaften in America, und der Fluß Ohio, 100) Virginien und Maryland, 101) das mittägliche America, 102) die antillischen Inseln, 103) die Inseln St. Domingo und Martinique.

Der Stich von allen diesen Karten ist sehr sauber, und die Schrift schön und leserlich. Die Richtigkeit der Namen in allen Sprachen mag noch wohl so ziemlich beobachtet seyn, wie wir aus den deutschen Oertern schließen können. Doch sind sie auch nicht ohne Fehler, wie man leicht denken kann. Versetzungen und Auslassungen von Buchstaben, auch wohl falsch eingeschobene, kommen hier und da vor. Manchmal fehlen wichtige Oerter, und ganz unscheinbare stehen da. Z. E. auf der Karte von Deutschland fehlet Zittau; Tauche aber, bey Leipzig, ist da, wiewohl man es Tancha genennet. Doch solche Fehler können in allen Karten, sonderlich von fremden Ländern, vorkommen, die der Geograph nicht so genau kennet. II. Fort-

II.

Fortſetzung und Beſchluß des Auszuges, aus den Glückwünſchen der Muſen an Ihre kaiſerl. königl. Majeſtäten, wegen der verneuerten Univerſität Wien.

Wir ſind bey dem XVII. Gedichte, als in der Hälfte dieſer Sammlung ſtehen geblieben. Dieß iſt ein wälſches Sonnet, von dem Abte D. Biggio Garaſalo. Das XVIII. iſt von eben der Feder, gleichfalls ein Sonnet. Das XIX. iſt eine ſehr lange franzöſiſche Ode, deren Verfaſſer ſich nur mit T. G. unterſchreibt. Sie hebt ſo an:

Quel ſpectacle frappe mes yeux?
Quelle eſt cette auguſte Deeſſe,
Au front doux & majeſtueux,
Devant qui marche la ſageſſe?

Le Soleil, d'un éclat plus beau,
Brille dans la voute azurée;
Et par un prodige nouveau,
Des cieux je vois deſcendre Aſtrée.

Que vois je? leMaitre des Dieux,
Le Dieu, qui lance le tonnerre,
D'un air ſerein & gracieux
Promet l'age d'or à la terre.

Und nach vier andern Strophen:

Thereſe ſeule dans ce jour
Brillant d'une gloire nouvelle,
Fixe les Arts dans ce ſejour,
Son amour pour eux les rappelle u. ſ. w.

Hierinn kömmt alles vor, was die Kaiſerinn-Königinn Gutes geſtiftet hat. Der botaniſche Garten, die Milltarakademie, das Thereſianum, der neue Codex Thereſianus, das Fräuleinſtift zu Prag, die Waiſenhäuſer, des Kaiſers Sorgfalt für die Armen bey einer Ergießung der Donau, deſſen Naturalienkabinet, imgleichen das koſtbare Münzkabinet, u. ſ. w.

Das XX. St. iſt eine lat. Elegie, von einem neapolitaniſchen Auguſtiner, P. Hilario, der griechiſchen Sprache Lectorn zu Wien:

Me meus ardor agit. Parnaſſi culmina ſcandam,
Nam placet aonio fonte levare ſitim.
Tu mihi materies numeris, Auguſte gubernans,
Auguſta o Conjunx, tu mihi carmen eris. &c.

Im XXI. ſingt Hr. Bernard Lama, in gleicher Versart, wiewohl etwas kürzer, folgendergeſtalt, davon wir Anfang und Ende mittheilen:

Inſignes armis populos, Auguſta, Minervæ
Artibus egregiis nunc decorare cupis — — —

Conjugis Auguſti virtus conſpirat amice,
Una Salus Populi pectus utrumque tenet:
Quid vobis tanto reddent pro munere dignum?
Aeternam laudem, quæ benefacta manet.

Hr.

Hr. Graf Horatius Henrich Landini, ein agiatiſcher Akademiſt, hat in einem ſtarken Geſange, den die Wälſchen Canzone nennen, ſeine Freude bezeuget. Jede Strophe hat 15 Zeilen, und deren ſind 8. Der Anfang iſt erhaben:

Tornate all' ombra dell' eſteſe penne
Del ſacro Augel Reale,
Depreſſe Muſe, inornate, e nude:
Tornate all' ombra grande. &c. D. i.

Kehret euch zu dem Schatten des ausgedehnten Gefieders, von dem heiligen und königlichen Vogel, ihr unterdrückten, ungeehrten und nackenden Muſen! Kehret zu dem großen Schatten; der Tag iſt dennoch gekommen, da der Himmel es euch erlaubet, euch zur Seite des Thrones zu ſtellen, u. ſ. w.

Ein eilf Seiten langes Lehrgedicht, mit ſehr kleinen Buchſtaben gedruckt, vom Freyhrn. Valeriano Malfati, einem roveredifchen Agiater, handelt vom Nutzen der Philoſophie, in der XXIII. Numer. „Ich bin ein Schiffmann, heißt es gleich anfangs, der durch die weite See, durch edle, aber nicht geizige Triebe gereizet, herrlichen Reichthümern nachtrachtet. u. ſ. w.

Jo ſon nocchiero, che per vaſto mare,
Spinto da be' deſir, ma non avari,
Ampie ricchezze vado a ricercare. &c.

Das XXIV. iſt eine franzöſiſche Ode eines Ungenannten von zehn Strophen. Sie iſt ſchön:

Idoles, que le monde encenſe,
De l'or & des honneurs chimeriques attraits,
Plaiſirs ſi peu ſentis, vains joucts de l'Enfance.
Trop payes de nos longs regrets:
Qu'aveugle en ſes deſirs le malheureux vulgaire,
Cherche ſans ceſſe en vous un bien imaginaire;
Qui s'echappe ſans ceſſe à ſon avidité:
Vous perdez aujourd'hui tout pouvoir ſur mon ame,
Mon cœur & s'epure & s'enflame;
De l'Amour de la verité.

Doch nein, ſie iſt nicht von einem Ungenannten, ſondern Hr. Profeſſor **Mallet** aus Copenhagen hat den Schluß mit einer andern Art von Verſen gemachet, und daſelbſt erſt ſeinen Namen unterzeichnet. Er ſchließt mit einer Unterſchrift des kaiſerl. Bruſtbildes:

Faite pour commander, cette auguſte Princeſſe
De ſes peuples heureux ſut ſe faire adorer,
Les defendre & les éclairer
Vaincre ſans injuſtices, & regner ſans foibleſſe.

Das XXV. iſt ein Sonnet vom Hrn. Abte **Metaſtaſio**. Wir können nicht läugnen, daß wir uns von einem ſo berühmten Dichter, und der Wien ſo viel zu danken hat, etwas beſſers verſprochen hatten.

Auch die griechiſchen Muſen haben in dem XXVI. Stücke ihr Opfer geliefert. Es iſt ein Schäfergedicht, und führet den Namen der Grazien, ΧΑΡΙΤΕΣ, εἰδύλλιον. Daphnis und Damötas unterreden ſich. Der erſte hebt an:

Ἄλ-

Ἄλσεα καὶ ποταμοὶ, σκιεραὶ μάλα χαίρετε κεῦναι, &c.

Doch, wem zu gut würden wir mehr davon abſchreiben? Der Hr. Verfaſſer hat eine lateiniſche ungebundene Ueberſetzung beygefüget; und daran hat er ſehr wohl gethan. Seinen Namen hat er nicht verſchwiegen. Er iſt Hr. Adam Franz Kollar, kaiſerl. königl. Rath und Aufſeher der kaiſerlichen Bibliothek.

Nun folget ein lat. heroiſches Gedicht N. XXVII. von 139 Zeilen; deſſen Urheber ſich mit N. F. N. unterſchreibt.

Quo mea mens æſtro raperis? quo concita Phœbo
Tendis? quos Cetii reſonat nunc auribus Echo
Concentus hilares? u. ſ. w.

Allein das folgende Deutſche, Heinrich Jaſomirgott, zieht unſere Aufmerkſamkeit ſtärker auf ſich. Man weis, daß ein alter Markgraf von Oeſterreich, von einem Sprüchworte, das er ſtets im Munde geführet, ja, ſo mir Gott nur hilft, dieſen Beynamen erhalten. Der Herr Verfaſſer dieſes Gedichtes, welcher ſich der Arkader Oretrio unterſchreibt, und der Geſellſchaften zu Roveredo, Cortona, Königsberg und Ollmütz Ehrenglied iſt, mit einem Worte Herr Franz Chriſtoph von Scheib auf Gaubikolheim, hat ſich dieſes Herrn bedienet, ſeine Sorgfalt für den künftigen Flor Oeſterreichs, als itzo erfüllet, vorſtellig zu machen. Es war ſelbiger ein Sohn des h. Leopolds, u. ward 1154 Herzog v. Oeſt. Dieſer löbliche Fürſt ſoll von dem Kalenberge das

damals im Schutte begrabne Vindobona, oder Favien angesehen, und gesprochen haben:

Ja, so mir Gott nur hilft, so wird mein Oesterreich,
Ihr Deutschen! euer Schild und Herz, noch Eden gleich.
Ich will es, so in Wehr, in Muth und Ordnung bringen,
Daß auch der stärkste Feind es nimmer soll bezwingen.
Dem Grimme, welcher Vieh und Menschen abgemäht,
Ist das erboste Schwert nun glücklich ausgedreht.
Den Frieden haben wir für Stadt und Land erkämpfet,
Und Deutschlands Furcht, wie dort der Habsucht Wuth gedämpfet.
Nun will ich Favien, dort, dieß mein Gut beziehn.
Ja, so mir Gott! dort soll der theure Friede blühn.
Mein Volck soll ungestört mit mir in Wohlfahrt wohnen;
In Favien will ich ihm seine Treu belohnen.

Darauf wird der erste Abt des Schottenklosters in Wien, Sanctinus, nebst verschiednen Bürgern dargestellet, die schon in dem Schutte ämsig sind, und Wien erbauen wollen. Der Poet redet die Muse an, die damals das Lob der Versehung besungen. Sie soll ihm

Wie der Fürst sich seinem Volke schenkt,
Wie er desselben Witz nach seinem Sinne lenkt,
Wie sein Ja so mir Gott, den Unterthan erwecket,
Der sonsten kummervoll in Busch und Wald gestecket,
Wie er die Schüchternheit ermuntert, reizt und lockt,
Daß sie von Bergen fern, in Heinrichs Wien frohlockt,
u. s. w.

Unsre nöthige Kürze hindert uns, mehr schöne Erdichtungen und Stellen mitzutheilen. Die Versehung

hung wird redend eingeführet, die alles künftige Wachsthum von Oesterreich, und Wien verkündiget. Rudolphs von Habspurg, Friedrichs des III. Maximilians, Ferdinands, Matthias, Leopolds, Josephs und Karls des VII. Thaten werden kürzlich bezeichnet: endlich werden auch die glückſel. Zeiten Kaiſers Franz des I. und Thereſiens beſchrieben, dabey dann die Stiftung oder Erneuerung der Universität nicht vergeſſen wird. Dieſe Offenbarung wiederfährt dem Sanctin, und dieſer theilet ſie Herzog Heinrichen mit. Kurz, wir können dem Dichter nicht bis ans Ende folgen; der ſich aber allemal in gleicher Stärke erhält, ja hier noch ſtärker erſcheint, als er in ſeiner Thereſiade geweſen.

Das XXIX. iſt ein wälſches Sonnet vom Herrn **Anton Franz** [illegible]**allucci**, einem camaldulenſiſchen Lector; das XXX. ein franzöſiſches Sinngedicht, von Herrn Boulanger de Riveri, erſtem Pair der Vidamen zu Amiens. Das XXXI. aber ein arabiſches Gedicht, von unſerm berühmten Herrn D. und Profeſſor **Reisken**. Es iſt eine lateiniſche Dollmetſchung dabey, daraus wir den Anfang mittheilen; der recht in arabiſchem Geſchmacke iſt.

„O Frau, du haſt einen Garten gepflanzet, der in
„ſeiner Art unvergleichlich iſt; gleich wie du
„unter den Königinnen unvergleichlich biſt.

„Eine Ergetzung für das Auge dieſes Jahrhun-
„derts, und ein Geſpräch für deſſen Zunge,
„und einen lieblichen Geruch für ſeine Naſe
u. ſ. w.

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

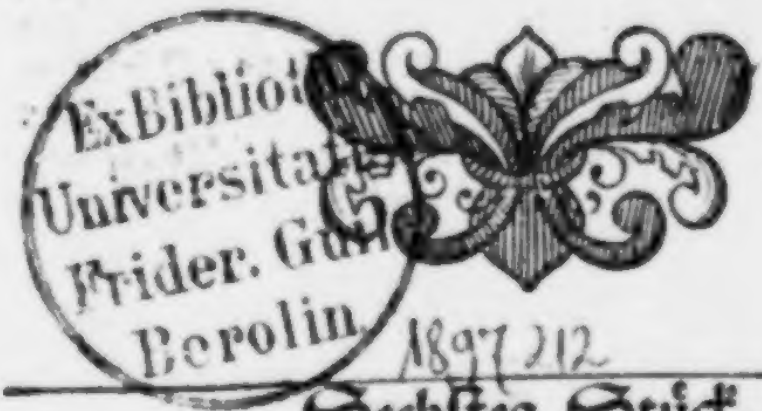

Sechstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf, 1733.

Das XXXII. ist eine Ode von dem kaiserl. gekr. Dichter, Freyherrn von Schönäich. Er führet die Barbarey klagend ein, die itzo weiter gegen Osten weichen muß. Sodann saget der Dichter:

Hier fliehn der Völker alte Ruthen,
Stolz, Eigensinn und Barbarey,
Sie stürzen sich in Isters Fluthen,
Das alte Wien wird wieder neu.
Ein Pallast steigt, der Frau zu Ehren,
Bey deren Klugheit Völker schweren,
Die Wissenschaft erbaut dieß Haus:
Und sieh! der Enkel Dank macht einen Tempel draus.

Mehr leidet unser Raum nicht daraus anzuführen, obgleich alles schön ist. Ein neues Canzone von 7 Strophen des Abtes Serafli löset dieß ab; und hierauf folget eine lange hebräische Schrift, Herrn Aloysii von Sonnenfels, der orientalischen Sprachen Lehrers in Wien, nebst einer lateinischen Dollmetschung. Das XXXV. ist eine horazische Ode von dem berühmten P. Benedict Stay, Lehrern der Beredsamkeit im Archigymn. zu Rom. Eine Elegie vom Herrn Jos. Stephan, Prof. der Beredsamk. zu Udine, und ein ital. Sonnet vom Herrn Todeschi von Eschfeld, einem Roveredischen Mitgliede, machen die beyden folgenden Numern aus. Das XXXVIII. und XXXIX. sind wieder ital. Sonnette vom Hrn. Vai, und der Frau Bianca Laura Saibante, Vannetti, die unter den Agiaten Aralia heißt. Das XL. ist ein Can-

Canzone vom Hrn. **Vannetti**, dem Secretär der roveredischen Akademie. Endlich das XLI. Stück iſt von dem berühmten Hrn. von **Voltaire**. Wir wollen doch ſehen, was dieſer große Dichter bey dieſer Gelegenheit ſchönes geſaget, und damit dieſen Auszug beſchließen:

Lorsqu'un Roi bienfaisant, que ſes peuples beniſſent,
Les a comblés de ſes bienfaits;
Les autres Nations à ſa gloire applaudiſſent,
Les étrangers charmés deviennent ſes Sujets.
Tous les Rois à l'envie vont ſuivre ſes exemples,
Il eſt le bienfaiteur du reſte des mortels:
Et tandis, qu'aux beaux arts il eleve des temples,
Dans nos cœurs il a des autels.
Dans Vienne à l'indigence on donne des aziles,
Aux Guerriers des Leçons, des honneurs aux beaux Arts,
Et des ſecours aux arts utiles.
Connoiſſez à ces traits la Fille des Ceſars!
Du Danube embelli les rives fortunées
Font retentir les voix des premiers des Germains,
Leurs chants font parvenir aux Alpes étonnées,
Et l'Echo les redit aux rivages Romains;
Le Rhone impetueux & la Tamiſe altiere,
Repetent les mêmes accents.
Thereſe & ſon Epoux ont dans l'Europe entiere
Un Concert d'applaudiſſement.
Couple Auguſte & cheri, recevez cet Hommage,
Que cent Nations ont dicté.
Pardonnez cet eloge, & ſouffrez ce langage,
En faveur de la Verité.

Aux Delices pres de Geneve,
8 Avr. 1756.

VOLTAIRE.

III.

Fortsetzung und Beschluß des Auszuges aus dem XX. B. der Memoires de l'Academie des Inscriptions & belles Lettres.

Herr Freret untersuchet das Jahr und die genauere Zeit, da Herodes, der große König von Judäa, gestorben. In Ansehung des Geburtsjahres J. C. nimmt der Hr. Verfasser die Meynung an, die schon Petav, Pagi und Noris behauptet haben, und darnach Christus fünf Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, unter Augusts V. Consulate gebohren seyn soll. In dieser Abhandlung will er den Zeitpunct des Todes Herodis, der etwas neuer ist, festsetzen. Josephus saget, Herodes sey fast 70 Jahre alt gewesen, als er von seiner letzten Krankheit angegriffen worden, nachdem er 37. Jahre regieret hatte; und dieß, seitdem Antonius und Octavius ihm den Königstitel zugestanden. Dieser Rathschluß ist aus dem 2ten Consulate des Domitius Calvinus; folglich 40 Jahre älter, als unsre gemeine Jahrzahl. Hieraus bestimmet Hr. Freret den gesuchten Zeitpunct, weil man das Geburtsjahr des Herodes nicht weis. Eine Mondfinsterniß, die kurz vor Ostern eingefallen, und deren Josephus erwähnet, hilft nicht wenig, die Sache ins Licht zu setzen. Diese fiel den 14ten März ein. Der Schluß ist, daß Herodes im 4ten Jahre vor

der

der gemeinen Zeitrechnung, und also ein Jahr nach Chr. Geb. verstorben, und zwar nicht nach dem 25. November.

Der Hr. Abt de la Bletterie handelt von der Natur des römischen Regiments unter den Kaisern, seit dem August bis auf den Diocletian. Die vom August eingeführte Regierung hat fast 300 Jahre bestanden, und Diocletian hat erst eine neue veranstaltet. Der Hr. Verfasser will die Geschichte dieses Kaisers schreiben, der so zu reden, ein neues Reich gestiftet hat. Um aber die von ihm eingerichtete Regierungsart recht verstehen zu können, muß man erst die augustische Regimentsform deutlich einsehen. Und diese erkläret er hier ausführlich. Der I. Abschnitt erkläret den Titel Imperator.

Der Abt le Beau handelt in etlichen Schriften von den wieder hergestellten Münzen oder Schaupfennigen. Hr. de La Bastie hat sie so beschrieben, daß er dadurch sowohl consularische als Kaisermünzen versteht, die außer dem Gepräge und der Schrift auch noch den Namen des Kaisers, der sie von neuem prägen lassen, mit der Sylbe REST. d. i. RESTITVIT, darbiethen. Dieß Wort soll also bedeuten, daß Titus, Domitian, Nerva und Trajan, von denen allein man solche Münzen hat, die Stämpel ihrer Verfahren habe erneuern lassen, und erlaubet haben, daß sie sowohl, als die ihrigen ihren beständigen Gang haben sollten. Diese Meynung widerleget Hr. Le Beau, und behauptet dafür eine andere. Er meynet, restituit bedeute: daß der Kaiser, dessen Namen dabey steht, ein gewisses

wisses altes Denkmaal seines Vorfahren, z. E. einen Triumphbogen des Drusus, dessen Gestalt die Münze zeiget, wieder hergestellet habe. Nach dieser Meynung erkläret er hernach alle einzelne Münzen dieser Art; in einer zweyten und dritten Abhandlung.

In der folgenden erkläret Hr. Abt Barthelemi eine Münze vom Xerxes, Könige von Arsamosata. Sie ist im königl. Kabinette zu Paris, und vielleicht die einzige ihrer Art. Ob sie gleich nur ehern und klein ist; so ist sie doch schön gezeichnet und wohl erhalten. Sie zeiget auf einer Seite den Kopf eines Prinzen mit einem Barte, der etwa 40 oder 45 Jahre alt seyn kann, einen spitzen Hut auf hat, der vorne mit einer Königsbinde umbunden ist, deren beyde Enden hinten abhängen. Die Gegenseite zeiget eine Siegsgöttinn, die in der Rechten einen Lorberkranz, in der Linken einen Schild hat, vorn und hinter sich aber die Worte ΞΕΡΞΟΥ ΒΑΣΙΛΕΩΣ, nebst einem besonders großen H stehen hat. Wir können uns dabey nicht aufhalten.

Hr. Abt Belley giebt darauf Anmerkungen über die Münzen der Oberpriester und Fürsten von Olba in Cilicien. Das Fürstenthum und Priesterthum sind in den ältesten Zeiten vereiniget gewesen. Noch zu der Römer Zeiten blieb dieser Gebrauch in klein Asien in vielen Landschaften. Der Hoheprieſter des Abrettischen Jupiters war in Mysien zugleich Fürst. Und die zu Olba, in einem Theile von Cilicien, haben auf ihren Namen Münzen

zen prägen lassen. Ihre Geschichte steigt bis in die trajanischen Zeiten hinauf. Strabo meldet, daß sowohl das Fürstenthum als das Priesterthum in derselben Familie erblich gewesen. Die Münzen nennen drey solche Oberpriester, und nennen die Stadt Olba, ΙΕΡΑ die heilige u. s. w.

Herr Abt Belley handelt in der folgenden Schrift von der Dauer der trajanischen Regierung, um einige Münzen, und den astronomischen Canon des Ptolomäus zu erklären. Unter diesem Kaiser war das römische Reich auf den höchsten Gipfel seiner Größe gestiegen. Dacien, das felsigte Arabien, Armenien, Mesopotamien und Assyrien wurden zu Provinzen gemachet, und selbst das fürchterliche Reich der Parther ward nach Eroberung Ktesiphons, seiner Hauptstadt, gleichsam unterwürfig. Unter dem Zepter des besten Fürsten gerieth Rom nach so vielen Trübsalen, in einer langen Ruhe zu neuem Glanze. Er war unterm Domitian, Statthalter in Deutschland zu Cöln gewesen, hatte unterm Nerva in Pannonien die Markmänner geschlagen, und dem Kaiser einen mit Lorberzweigen umwundenen Brief geschicket. Dieß machte, daß er sich denselben zum Reichsgehülfen erwählte, und an Kindesstatt annahm. Drey Jahre darauf hielt ihm Plinius, auf einen Rathschluß, seine Lobrede. Aus der ganzen Abhandlung folget, daß Trajan den 18 Sept. des 97sten Jahres J. C. an Kindesstatt aufgenommen worden, 2) daß er kurz vor dem II. Mon. des 117ten Jahrs im 20sten seiner Regierung gestor-

gesterben, u. s. w. Es ist eine chronologische Tafel von diesen Jahren beygefüget.

Eben dieser gelehrte Mann hat Beobachtungen über verschiedene in Aegypten geprägte Münzen, dem Käiser Commodus zu Ehren mitgetheilet. Unter den Ptolomäern in Aegypten, und unter den römischen Käisern, wurden die Jahre ihrer Regierung auf den Münzen gezählet. Hieben finden sich nun viele Schwierigkeiten. Kaiser Commodus folgte seinem Vater Marcus Aurelius den 17 März im 180 Jahre J. C., und im 192sten den 31 Decemb. ward er ermordet. Er hat also nur 12 Jahre und 9 Monathe regieret. Gleichwohl liest man auf ägyptischen Münzen die Zahl seiner Regierungsjahre von zwanzig bis auf 32 ja 33. Nun hatte ihn zwar sein Vater zum Gehülfen der tribunicischen Gewalt, 175, und zum Reichsgehülfen 177 erhoben. Allein da dieses nur 17, oder 18 Jahre austrägt; so bleibt es allemal schwer, die ägyptischen Münzen mit der Wahrheit der Geschichte zu vereinigen. Diese Schwierigkeiten aber suchet der Herr Abt zu heben, und zwar so; daß er zeiget: die ägyptischen Münzmeister hätten die Regierungen der Söhne, die mit ihren Vätern zugleich regieret, mit den Regierungen ihrer Väter in einem fortgezählet, ob sie gleich im Anfange etliche Jahre allein regieret. So kömmt nun aus den 20 Jahren Antonins, und den 12 Jahren des Commodus 32 heraus. Eine chronologische Tafel setzet vollends alles ins Licht.

Der Herr Abt Lebeuf handelt in einer neuen Schrift von einigen Alterthümern des Kirchsprengels

gels zu Bayeux. Er erkläret einige alte Namen, heutiges Tages ziemlich unbekannter Oerter, die aber vormals sehr berühmt gewesen. So ist das Dorf Vieux genannt, ehedem die Hauptstadt der Viducassier gewesen: und diese heißt in Peutingers Karte Augustodunum. Dieß hält der erste Abschnitt in sich. Der zweyte giebt eine historische Erklärung eines sehr alten Denkmaales, welches aus den Bruchstücken dieser Stadt gezogen worden, und den Alterthumsforschern bereits unter dem Namen der torigeischen Marmorsteine bekannt ist. Der dritte wird von einem geographischen Puncte der mittlern Zeit handeln, und zeigen, was in einem Capitulari Karls des Kahlen, Otlingua Saxonia heiße.

Da dieser Abschnitt in unsre deutschen Sachen einschlägt, so wollen wir uns etwas mehr dabey aufhalten. Der Verfasser trägt seine Sache so vor. Als die Sachsen sahen, daß die Franken sich in Gallien festgesetzet, und mächtig geworden waren, wurden sie eifersüchtig, und säumeten nicht, ihnen zu folgen; in Hoffnung, wenigstens mit ihnen die römische Beute zu theilen. Ihre ersten Züge fallen so gar in den Ursprung der fränkischen Monarchie in Gallien; so wie ihre ersten Landungen in England gleich auf den Fall des occidentalischen Reiches folgeten.

Die Küste, wo sie ihre Landungen in Gallien thaten, hat schon seit der Römer Zeiten Littus Saxonicum geheißen, und gieng den ganzen Seestrich von den Morinern bis gegen Nantes zu. Ein

Theil

Theil von ihnen drang bis in den Sprengel von Nantes; andre blieben im bessinischen Gebiethe: und diese letztern wurden berühmt. Gregor von Tours redet in seiner Geschichte aufs 578 und 590ste Jahr von ihnen; indem er sie Saxones Bajocassinos nennet. Sie dienten bisweilen unter den Heeren der fränkischen Könige. . . . Gregor bemerket, daß als die Bessiner dem Heere des Grafen von Bretagne einverleibet werden sollen, Fredegunde sie nach Art der Britten kleiden lassen, und gewollt, daß sie auch ihre Haare eben so abschneiden müssen.

Da das Gebieth von Bayeux sehr weitläuftig ist, und sich 18 französische Meilen ins Land erstrecket: so fraget sichs, wo die Sachsen eigentlich ihren Siß gehabt? Da sie der See gewohnt waren, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich an der nordlichen Küste werden gehalten haben: und daher hatte die Gegend den Namen *Otlingua Saxonia* bekommen: wie sie in einer Urkunde Karls des Kahlen von 844 heißt. St. Ardric, Bischof von Mans, nennet sie Autlingua Saxonia, und brauchet für o, au. Weil nun Karl der Kahle diese Gegend nur pagellum nennet, so muß es freylich kein grosser Gow voll Sachsen gewesen seyn. Die Urkunde nennet ein Dorf darinnen Heidrum: woraus Baluzius schließt; wer die Lage von Heidrum entdecken würde, der würde auch die Otlinguam Saxoniam finden und bekannt machen.

Huet muthmaßet, *Heidra* habe sich nachmals in Heidgamum verlängern können; und findet sodann diesen

diesen Namen in dem Dorfe Airan. Allein dieß liegt zu tief im Lande, und zu weit von Bayeux, nämlich zehn Meilen von hier, und 5 von der See; andrer Gründe zu geschweigen. Er bemerket ferner, daß in den alten normännischen Geschichten in gemeiner Sprache, die Saxones Bajocassini, die Saisnes de Bayeux genennet werden; wie auch die Chronik von St. Denys sie nennet. Hat man nun von Saxones Saisnes machen können; so hat man leicht aus Saxonis, Soon und Soonnai gebildet, und diese beyden Namen führen 2 Dörfer, 2 Meilen von der See, in gleicher Entfernung von Bayeux. Valesius würde diese Meynung billigen, der schon aus dem Namen, pays Sonnois, geglaubet, in dieser Gegend von Maine müßte die Otlingua Saxonica liegen.

Nun kömmt es noch auf das Dorf Heidrum an. Das findet der Hr. Verfasser in Etre-ham; und meynet aus Heidre soll Etre geworden seyn; Ham aber sey die deutsche Endung Heim. Und da dieß Dorf nur eine Meile von jenen Dörfern liegt: so müsse es in der Otlingua Saxonica mit begriffen gewesen seyn. Es liegt noch ein Oistre-ham zehn oder eilf Meilen davon, welches deutlich zeiget, daß es gleichfalls deutsches Ursprunges gewesen, und Osterheim geheißen habe; wie wir noch im Thüringischen ein Osterhausen haben. Daß aber die Sachsen viel Oerter auf heim geendiget, sieht man in England an allen, die sich auf ham endigen.

Der

Inhalt:

I. Eine Unterſuchung von dem Poetiſchen Buche Theuerdank. p. 191.

II. Herrn Joh. Friedr. Chriſts Vorſchläge von beſſerer Einrichtung der Poeſie. 210.

III. Unterſuchung der Redensart: Wanderung der Völker, und über das Wort Urbild. 231

IV. Unterſuchung des Worts UUIPHAIT, im Schwäbiſchen Landrecht 255

V. Critik über Herrn Heinrich Ansheims von Ziegler und Kliphauſen Aſiatiſche Banise 174

VI. Auszug des II. Theils von Herrn Baron von Leibnitz Sammlung Etymologiſcher Schriften 293

VII. Critiſche Unterſuchung des Worts Bidermann 301

VIII. Nachricht von dem allererſten deutſchen Briefſteller 326

IX. Paul Hachenbergs Abhandlung von dem Urſprung der Deutſchen Sprache 332

X. Gedanken von der Rechtſchreibung einiger Wörter der Deutſchen Sprache 358

XI. Zugabe zu dem IX. Artickel des V. Stücks dieſer Beyträge 363

Der Hr. Verfasse: machet sich den Einwurf: das *Etre* müsse von Stratum, einem gepflasterten Wege kommen. Allein hier ist niemals dergleichen gewesen. Und da er nichts bessers anzugeben weis, so wollen wir ihm aushelfen. Heide ist ein deutsches Wort. In der Unterpfal; liegt ein Städtchen Heidelsheim, im Wirtembergischen liegt ein Heidenheim; in Franken ist auch ein Kloster dieses Namens; ja wenn jemanden an dem r nech gelegen ist: so ist zwischen Staufen und Breysach die Residenz des Johanitermeisters, Heidersheim, und in Unterösterreich ein Heydersdorf zu finden. Ohne Zweifel sind die damaligen Sachsen aus dem Holsteinischen gekommen. Hier liegt nun nicht nur in Ditmarsen ein Flecken Heyde, so wie in Flandern eine Baronay gleiches Namens ist: sondern der Fluß Eyder trennet daselbst Schleswig von Holstein, und fließt ins deutsche Meer. Was ist nun natürlicher; als daß diese sächsische Colonie, zum Andenken ihres Geburtsortes, diese neue Wohnung Eyderheim genennet, woraus die Franzosen nachmals, bey ihrer nachläßigen Aussprache fremder Wörter, ihr Heidrum, Heidran, und Etre-ham gemachet.

Nun kömmt es noch auf Otlingua an. Was heißt das? Du Cange hat gemeynet, die Sachsen hätten sich Otlinger genennet. Valesius will es aus *Lingua*, die Zunge herleiten. Huet hält es besser mit dem ersten, und findet einen Ort dabey, der *Langrune*, vorzeiten Langrone ge-

geheißen: welches er recht für ein grünes Land erkläret. Allein Herrn Wachters Glossarium lehret den Herrn Verf. daß Od ein Besitz, ein Eigenthum heiße. Ling aber nur eine Endung sey, die etwas kleines bedeute. So hieße denn Odlingua Saxonia, ein kleines Ländchen der Sachsen.

So ziemlich sich das hören läßt, so bleibt doch die Schwierigkeit, daß es nicht Odlinga Saxonum, sondern Saxonia heißt, zum Beweise, daß Odlingua kein Substantivum, sondern ein Beywort sey: Wie? wenn also das in Ostfriesland und im Bremischen gewöhnliche Wort, der Adelinger, hier zu verstehen wäre? Die alten Sachsen nämlich, die einen solchen Kriegszug über Meer thaten, und sich ein Land eroberten, waren entweder schon adeliche Leute, oder dünketen sich doch, um ihrer tapfern Thaten wegen, edel genug zu seyn; daß sie ihr Ländchen, das adeliche Sachsenland nenneten. Die verdorbenen Lateiner in Gallien sprachen das nun so genau nicht aus, und machten aus Adelich Odlingua mit dem Zusatze Saxonia aus. Unsre Leser mögen entscheiden, wer recht hat.

Ein neuer Ort, des Herrn Bonami untersuchet den Ort, wo Ludewig Herzog von Orleans, Karls des VI. Bruder, ermordet worden. Herr la Ravaliere beschreibt das Buch: Memoire des sages et royales Oeconomies d'Etat, domestiques politiques et militaires, de Henri le Grand. Herr Tercier endlich untersuchet die Eroberung von Aegypten durch Selim den ersten türkischen Kaiser. Man kann leicht denken, daß in allen diesen Abhandlun-

gen überaus viel Gelehrſamkeit und Beleſenheit verkömmt, welche dieß Werk zu einer Zierde der Bibliotheken machen werden: zumal da es noch immer eifrig fortgeſetzet wird, und ſich in gleicher Stärke erhält, wie wir ehestens wieder zeigen werden.

IV.

Schreiben an einen Liebhaber der alten Münzwiſſenſchaft, über des Herrn Abbé Barthelemy Meynung von den Vierecken auf alten griechiſchen Münzen.

P. P.

Eine rechte Herzſtärkung bey itzigen kummervollen Zeiten iſt mir vorgekommen: und Sie, mein Herr, werden ſelbſt ungemein aufgerichtet werden, wenn ich ſie Ihnen bekannt mache.

Rathen Sie! Es ſind drey neue Theile, nämlich der 22. 23. und 24ſte der Memoires des Inſcriptions & belles Lettres; davon der 22ſte das Regiſter über die vorhergehenden 10 Theile in ſich faſſet: und geſtern erhielt ich ſie durch die Gütigkeit einer von mir ſehr hochgeſchätzten Perſon, die ſie ganz kürzlich aus Paris empfangen.

Mit einer unbeſchreiblichen Ungeduld habe ich ſie durchgeleſen, oder vielmehr durchgelaufen: denn in einem Nachmittage laſſen ſich zween ſolche dicke Theile nicht wohl durchleſen; und länger habe ich nicht

nicht zugebracht. Jetzt suchte ich nur Münzen darinnen: davon es eine reichliche Aernte giebt. Man ist den Franzosen die Gerechtigkeit schuldig, daß sie anfangen, diese Wissenschaft sehr gründlich abzuhandeln; worzu ihre jetzt sehr blühende Münz-Liebhabereo die gröſste Beförderung giebt. Am allermeist.n war ich neugierig, des Herrn Abts Barthelemy Versuch einer Paleographie Numismatique, die darinnen seyn müſste, zu finden; weil darinnen seine Meynung von den Vierecken mit theils vertieftem theils erhabnem Grunde, vorgetragen seyn sollte. Sie erinnern sich, wie zuverläſsig er gegen jemanden von seiner Erfindung Erwähnung gethan: daß es ihn nämlich Wunder nähme, daß, da so viel sehr scharfsinnige Gelehrte darüber gewesen, sie dennoch den Grund einer Sache, die so leicht zu finden wäre, nicht eingesehen. Endlich bin ich hinter das Geheimniß gekommen, von welchem er versichert, daß dessen Entdeckung in der Folge der Zeiten einen neuen Strahl von Licht über die Münzwissenschaft ergieſsen würde; zumal, da die Gelehrten, denen er es mitgetheilet, sich über dessen Richtigkeit gar keinen Zweifel hätten beyfallen lassen.

In der That ist es auch ein schöner und sinnreicher Einfall, der, wie Minerva aus der Stirne Jupiters, recht aus dem Innersten der Münzgelehrsamkeit entsprungen. Folglich verdienet er alles mögliche Lob, wenn es sich auch gleich ausweisen sollte: daß eine schärfere Nachforschung ihn einige Grade herunter, und in die Reihe der glänzenden Muth-

maßungen setzen möchte. Aber Sie haben vielleicht schon gewünschet, mit diesen Anmerkungen und Umschweifen verschonet zu bleiben, um bald die neuen Gedanken selbst zu erfahren. Hier sind sie, und zwar so kurz und deutlich gefaßt, als möglich.

Bey dem Ursprunge des Gebrauchs von kleinen Platten von Metall, die durch Aufprägung willkührlicher Zeichen zu Gelde gemacht wurden, und also bey der ältesten Münzausprägung, ist es wahrscheinlich: daß man anfangs nur auf eine Seite etwas gepräget, weil es 1) mehr nicht bedurft, um die Metallstücke zu Gelde zu machen, als nur auf einer Seite etwas darauf zu stämpeln: so wie noch heutiges Tages (welchen Umstand ich von dem Abt B. nicht bemerket finde) in einigen asiatischen Reichen das Geld nur mit einseitigen Stämpeln gebräuchlich ist; und selbst in unserm Welttheile auf Nothmünzen zu geschehen pflegt. 2) Weil es viel leichter und geschwinder gewesen, so zu prägen, und weil 3) in der Kindheit der Münzprägekunst es vermuthlich so hergegangen, wie mit Erfindung der Buchdruckerey; da man sich begnügete, nur eine Seite jedes Blattes zu bedrucken.

Diesen als eingeräumt angenommenen Satz glaubet er durch die Art von griechischen Münzen zu bestärken, welche auf der Hauptseite ein erhöhetes Gepräge (en relief), auf der Rückseite aber nur eine viereckigte Vertiefung (en creux) zeigen; welche durch Zwischenlinien in vier, fünf oder acht Theile zerschnitten sind, und keine Quadrate oder Triangel machen. Von dieser Art Münzen soll kein Alterthumsforscher etwas gedacht haben, welches weder

Sie,

Sie, noch ich, dem Herrn Abt eingeſtehen dürfen: da ſchon ſo viele Münzgelehrte ſich über dieſe Vierecke die Köpfe zerbrochen, und einer dieſes, der andre jenes, daraus erzwingen wollen: wovon Herrn Witzlebens Schrift allein hinlänglichen Beweis giebt.

Aus dieſen häufig vorkommenden Münzen, mit einer ſolchen viereckigten Vertiefung auf der Rückſeite, folgert er nun: daß im Anfange alle Münzen auf der einen Seite ein dergleichen vertieftes Gepräge (en creux) gehabt. Woher muß das aber gekommen ſeyn? Darzu ſuchet er in der Münzprägekunſt den Schlüſſel. Die alten Münzmeiſter, zumal die erſten Ausprägen, hatten den eiſernen Ring nicht (la virole), durch welchen, jetzt im Prägen, die beyden Münzſtöcke zuſammen gehalten werden. Ueberdem ſchlugen ſie allein mit dem Hammer, ohne das Stoß- und Druckwerk (le balancier) zu kennen. Da nun, als ausgemacht und erwieſen, vorausgeſetzt worden, daß die älteſten Münzen nur ein Gepräge gehabt: ſo würde das Gepräge ſchlecht von ſtatten gegangen ſeyn, wenn die zu prägende Platte zwiſchen 2. Münzſtämpeln gelegen hätte, auf deren einem die zu prägende Figur geſchnitten geweſen, der andere aber glatt gelaſſen worden wäre; weil ja durch das öftere Hammerſchlagen (denn mit einem Schlage kann eine Münze, deren Gepräg etwas tief iſt, nicht ausgepräget werden) die Platte hätte rutſchen, und alſo die Figuren mehr als einmal und unvollkommen zum Vorſcheine kommen müſſen. Was haben nun die alten Münzſtäm-

pelschneider ersonnen, diesem Uebel abzuhelfen. Sie sollen ihre zween Münzstocke so geschnitten haben, daß der eine das Bild, welches eigentlich das Münzgepräge bestimmte, einwärts geschnitten verstellet; der andere war ein bloßes auswärtsgeschnittenes Viereck, welches durch laufende Linien in Quadrate oder Triangel abschnitt, und welcher, (jetzt geben Sie wohl Achtung, denn hier entwickelt sich das Räthsel,) darzu gedienet haben soll, der Platte im Schlagen die Befestigung zu geben; damit sie sich nicht hin- und her schebe. Dieses verhinderten nun die auswärtsstehenden Zacken, ich möchte sie Zähne heißen, die sich auf der einen Seite in die Platte drückten, und ein oder mehr Löcher hinein machten, in welchen diese Zähne stecken blieben, und sie dadurch fest hielten: da indessen, zu gleicher Zeit, das auf der andern Seite zu bildende Gepräge sich wohl, völlig und unverschoben ausdrücken konnte. Mit einem Worte, nach dem Sinne des Herrn Abtes, suchten die alten Münzmeister, durch die Art, wie sie ihre Stämpel zurichteten, dem Ausglitschen der Platte vorzubeugen.

Zum Beweise werden gewisse alte Kupfermünzen, besonders ägyptische, angezogen, auf welchen man auf beyden Seiten in der Mitte kleine Grübchen bemerket. Auch auf diese Grübchen soll noch kein Münzkenner (Antiquaire) Achtung gegeben haben. In Büchern ist mir nichts davon vorgekommen. Aber schon vor sehr langer Zeit haben Münzliebhaber, wie Sie wissen, nebst mir darüber sich unterhalten, was diese Grübchen bedeuteten: und

vor

ver mehr als 2. Jahren, als hier in einer Geſellſchaft von Liebhabern ſchöner Wiſſenſchaften, in denen ich den erhabenen Rang, die Verdienſte und große Einſicht verehre, eine Anzahl neu angelangter alter Münzen beſichtigt wurde, hatte ich Gelegenheit, einem ſonſt ſcharfſichtigen Kenner der Alterthümer, der aber wirklich auf dieſe Kleinigkeit niemals geſehen, ſolche zu zeigen. Ja noch mehr: Sie können bezeugen, daß wir längſt eben die Vermuthung gehabt, daß dieſe Gruben von kleinen Erhöhungen in der Mitte der Stempel hergerühret, welche nichts anders zur Abſicht gehabt, als die Münzplatten unter währendem Gepräge dadurch gleichſam anzuheften; welches in Kupfer, das ſeiner Härte wegen viele Schläge erfordert, allerdings nöthig geweſen.

Ich gehe mit dem Abte B. weiter: Die Geburt dieſer vertieften Vierecke auf den griechiſchen Münzen, und ihre Veranlaſſung, iſt nun feſtgeſtellet. Alle älteſte Münzen hatten ſie. Anfänglich waren ſie nur einfältig und ohne Kunſt. Denn ſie ſollten bloß für den Münzpräger ein Befeſtigungsmittel abgeben, daß die Münze im Prägen unbeweglich liegen möchte. Das unförmliche Viereck, das ſich auf der Rückſeite vorſtellig machte, kam in keine Erwägung. Mit der Zeit wuchs die Kunſt und der Geſchmack. Die Stämpelſchneider wendeten auf die Vierecke mehr Fleiß und Zierlichkeit. Sie wurden gewahr, daß ſich Bilder, Zierrathen, Köpfe darauf anbringen lieſſen. Davon leitet der Abt B. den Urſprung des doppelten Gepräges der

Münzen auf beyden Seiten her. Als dieses einmal entstanden war, auch die Künstler vielleicht andere Kunstgriffe ausgedacht hatten, die Münzplatte unter dem Hammer in einer unverrückten Lage zu erhalten: so wurde der Stämpelstock mit dem Viereckе das sonst darzu gedienet hatte, nicht mehr so erhoben gegraben. Das Viereck blieb indessen; aber viel flacher. Wenn aber ja noch Vertiefungen in den Münzen angebracht wurden, so umgaben oder fülleten sie andere Beyfiguren aus. Oft erscheinen nur zwo Linien, die sich überzwerch durchschneiden. Auf andern machen 4 bloße Linien das Viereck aus, zwischen welchen ein Bild oder eine Aufschrift steht; kurz, alle die, so auf mancherley Weise gestalteten Vierecke auf Münzen sind Folgen der alten Vertiefungen, die ehemals die Nothwendigkeit eingeführet, die Kunst aber nach und nach so vielfältig verändert hat.

Je weniger diese Vertiefungen in der Münzprägarbeit nutzten, da die Prägwissenschaft gestiegen war: desto mehr Freyheit nahm man sich, die Vierecke nach Belieben zu bilden und zu putzen. Daher bedeuten alle die Vierecke nichts, über deren Erklärung die Münzerfahrnen sich so gemartert, einander bestritten und angefeindet haben. Dahin gehören, außer unzähligen andern, die Münze von Macedonien, auf der das in vier Quartiere getheilte Viereck, nicht die 4 Hauptheile von Macedonien anzeiget; besonders aber die Münzen von **Corcyra, Dyrrhachium** und **Apollonien**, auf denen das Viereck mit allerhand Putzwerken, nicht den Gar-

ten

ten des Alcinous verstellet, wofür ihn Beger angesehen und gehalten wissen wollen. Der gute Beger! Wie wohl ist ihm, daß er den Schimpf nicht erlebet hat, sich einer vermeynten Entdeckung beraubet zu sehen; auf die er so stolz gewesen, und die so viel scharfsichtige Gelehrten, der Baron von Spanheim, und selbst unser Herr Wachter, ihres Beyfalls gewürdiget haben.

Für uns, mein Herr, ist es ein Glück, daß jemand in diesem Zweifel die Bahn gebrochen, daß die alcinoischen Gärten nicht darauf stunden. Wir haben lange die Katzeren gehöget, es nicht zu glauben: wie in einer von denenselben ans Licht zu stellenden Abhandlung über die pyrrhachischen Münzen umständlich dargethan werden soll.

Endlich beschließt der Hr. A. B. seine Ausführung über die vertieften Vierecke mit einer Anmerkung, über einige Münzen von Metapontus, Kroton und Kaulonia, deren Gepräge auf der einen Seite erhaben, (en relief) auf der andern vertieft (en creux) erscheint: welches er ebenfalls davon ableitet, daß das vertiefte Gepräge ehemals geholfen, die Münzen im Prägen zu halten und anzuklammern. Hierauf folget ein Versprechen, in der Fortsetzung der numismatischen Paläographie zu beweisen, daß alle Münzen mit Vertiefungen, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, geschlagen worden, wie auch den Ursprung der Kunst des Münzprägens zu zeigen. Die zu mehrerer Deutlichkeit aller erwähnter neuer Meynungen auf einer beygefügten Platte in Kupfer gestochenen 24

I.

Diſquiſitio de inclyto libro poetico

Theuerdank,

d. i.

Eine Unterſuchung von dem berühmten poetiſchen Buche Theuerdank, welche unter der Aufſicht des Herrn Prof. Joh. Dav. Kölers von dem Verfaſſer Heinr. Gottlob Titz, einem Breslauer, 1714. zu Altorf iſt vertheidiget worden.

Wir befinden für gut, von gegenwärtiger Schrift, die 2. Blätter über 6. Bogen beträgt, allhier, dem Endzwecke dieſer Beyträge gemäß, kürzlich zu handeln. Eben die Urſachen, die den Herrn Verfaſſer zu dieſer Arbeit vermocht, haben uns hierzu überredet, nemlich, weil dieſes in alten deutſchen Verſen abgefaßte Buch Theuerdank, in wenigen Händen, und die hier und dar von ſelbigem gegebene Nachricht ſehr verſchiedentlich, unbeſtändig und mit manchen Irrthümern angefüllet iſt.

Münzen, darunter verschiedene hier zuerst erscheinen, werden zuletzt absonderlich erkläret. Ich halte mich dabey nicht auf, so wie ich auch die übrigen Besonderheiten dieses ersten Versuches der numismatischen Paläographie verschweige: da nichts davon zu seiner Zeit Ihrer Aufmerksamkeit entgehen wird.

Nun was dünkt Ihnen von der neuen Entdeckung? Bemerken Sie nicht eben den schöpferischen, den sich über das Ansehen der Vorgänger, über die Stärke der Vorurtheile und angenommenen Meynungen, weit erhebenden Geist; der durch die Finsterniß einer vor so vielen Jahrhunderten erloschenen Sprache gedrungen, und das palmyrenische Alphabeth wieder an das Licht gebracht? Sie bewundern unstreitig, nebst mir, die nicht eher ruhende Beurtheilungskraft; bis ein Hauptgrundsatz gefunden worden, durch den sich alle auf Münzen erscheinende Vierecke auflösen lieſsen; den Witz, der eine solche allgemeine Ursache aus dem Wesen und Ursprunge der Münzprägekunst auswickelt; die aus dem unermeßlichen Reichthume der französischen und andern Münzkabinetter erworbene unbeschreibliche Bekanntschaft mit alten Münzen. Dessen ungeachtet verlanget mich sehr nach Dero Urtheile darüber. Werden Sie wohl die Allgemeinheit des angepriesenen Grundsatzes zu einer Regel einräumen? Was mir dabey eingefallen, verspare ich bis nach Dero Antwort. Indessen will ich nur einige kleine Bedenken mittheilen.

Die

Die ältesten Münzen, die Griechenland gesehen, sollen nur auf einer Seite Gepräge gehabt haben. Das kann wahr, oder unwahr seyn. Gesetzt, man nähme es für wahr an; wie es denn allerdings faßlich ist, daß anfangs jedes geringe Zeichen, jeder Stempel, welcher vielleicht das Gewicht des Stückchens Metall ausgedrücket, hinlänglich gewesen, um ihm das Ansehen des Geldes zu geben: werzu nutzten denn zween Stämpelstöcke, wovon der eine nichts geholfen haben soll, als die Metallplatte unter dem Schlagen festzuhalten? Wäre es nicht leichter und natürlicher gewesen, sich solcher Stämpel zu bedienen, wie die Accis- oder Zollstämpel sind; oder wie die stählernen Petschafte, welche die Kaufleute gebrauchen? Wirft man ein, Kupfer und Silber, welches die ältesten Metalle waren, worauf man schlug, sind hart, und erfoderten also eine gewisse Befestigung, um dem Hammerschlage nicht zu entweichen: so erwiedere ich, daß man ohne so viel Weitläuftigkeit und Schwierigkeit, einen eignen Stämpelstock nur allein deshalben zu verfertigen, damit die Münze unverrückt liegen möchte, eben den Endzweck erhalten, und ohne viel Nachsinnen auf ein ander Befestigungsmittel fallen konnte. Man brauchte darzu nichts, als ein Stück Eichenbrett oder Pfundleder, oder auch Bley, durch welches ein Loch von der Größe der Münze und Dicke des Stempels geschnitten war, um die kleine Metallplatte so lange unverschoben darinnen festzuhalten, bis sich die Figur durch oftmaliges Hammerschagen genugsam gebildet hätte.

Wie will man überdem den augenscheinlichen Widerspruch heben, der darinnen liegt, daß man den ältesten griechischen Münzen nur ein einseitiges Gepräge beylegt; hingegen behauptet, es wären zween Stämpelstöcke darzu nothwendig gewesen: weil dadurch wahrhaftige zweyseitige Münzen mit doppeltem Gepräge entstanden; man mag sich das Gepräge der Rückseite immerhin ganz schlecht und nichts bedeutend vorbilden! Die Fortsetzung der numismatischen Paläographie wird uns lehren, was sich der Hr. A. B. von der Griechen Art und Kunstgriffen, Münzen zu schlagen, für Begriffe gemachet. Wie die Römer damit umgegangen, wissen wir einiger maßen, kennen auch die Hauptwerkzeuge, die sie gebrauchet haben. Spuren von den Formen der Stämpel lassen sich auf den ältesten griechischen Münzen deutlich erblicken: und es ist nicht zu läugnen, daß vielleicht auf allen auf der Rückseite, stumpf viereckigte Vertiefungen (Concavitäten) erscheinen, welche von der Forme des Stämpels herrühren.

Ich will nicht glauben, daß der Herr A. B. diese Vertiefungen mit denen Vierecken vermengt, welches verschiedene Sachen sind: die Vertiefungen sind sehr stumpf und nachläßig, sie nehmen meist den ganzen Raum der linken Seite der Münze ein, sie gehen nicht völlig gleich tief hinein, sondern auf einer Seite mehr oder weniger, welches augenscheinlich den schiefen Schlag des Hammers verräth. Da das Metall durch die hineindrückende Gewalt des Schlages, gegen den Rand auf allen Seiten in die Höhe gezwängt worden, so ist der Rand solcher

Mün-

Münzen ungleich höckericht, dick und dünne; in der Vertiefung ſelbſt ſind ein oder mehr Bilder, oder Schrift. Mit einem Worte, ein Gepräge, wie auf der andern Seite.

Die Vierecke hingegen ſind durch deutlich zu erkennende Linien formirt, oder durchſchnitten. Es kommen gewiſſe Felder darinnen vor, von welchen bisweilen einige, wie kleine Löcher in der Münze erſcheinen. Die Vierecke ſind ordentlich auf ganz flachem Grunde, und die äußern Linien, ſo wohl als die ſolches durchſchneiden, ſtehen nicht über dem Grunde hervor. Nur die Felder in dem Vierecke ſind ein wenig vertieft: doch iſt der Grund in den Feldern gemeiniglich ballartig, das iſt, in der Mitte höher, und gegen die Ecken tiefer, wie ein Brennglas.

Hieraus erhellet nun, daß weder die Vierecke mit den viereckigten Vertiefungen, noch die Vierecke mit der alten griechiſchen Münzſtämpelfabrik etwas gemein haben. Doch ſey es ferne von mir, daß ich mir darüber ein entſcheidendes Urtheil zu fällen anmaßen ſollte, bis in der Fortſetzung der Paleographie Numismatique, die Theorie der alten griechiſchen Münzprägekunſt deutlicher vorgetragen ſeyn wird, welche Sie nebſt mir gewiß begierig erwarten. Leipzig, den 22. September 1757.

V.

Kurzer Lebenslauf der weitberühmten und in Schweden, wegen ihrer vortrefflichen Gedichte, so genannten nordischen Hirtinn, der wohlgebohrnen Frauen, Frauen Hedv. Charlotta Nordenflycht, welche an einer schmerzhaften Wassersucht im Sommer 1757. Todes verblichen, von

Ihr selbst in schwedischen Versen auf- und itzt ins Deutsche übersetzet, von

J. W. L. G. C.

Im Lenz der Jugendzeit, da in der Brust der Brand
Der ersten Triebe war, da fand schon meine Liebe,
Für ihre ganze Kraft sich einen Gegenstand;
Ein schöner Ehegatt, voll Zärtlichkeit und Triebe,
Den lauter Liebe war, der mich zum höchsten Grad
Der Freuden führt, wenn ich mit ihm die süße Gabe
Der Liebe schmeck', eilt, kaum daß ihn mein Herze hat,
Mit meinem ganzen Glück zum schreckenvollen Grabe.

In der gesetztern Zeit, da denkender Verstand,
Zu seiner Reife kömmt, findt freundschaftliche Liebe,
Für meine ganze Kraft, froh einen Gegenstand;
Ein Freund, voll Witz und Geist, voll zarter frommer Triebe,

Der

Der Muths- und Klugheitsvoll mich zum erhabnen Grad,
Der Weisheit führt (*), wenn ich mit ihm die süße Gabe,
Der Freundschaft schmeck', eilt, kaum daß ihn mein Herze hat,
Mit meinem ganzen Glück zum schreckenvollen Grabe.

O du, Geliebteſter! auf jener Gruft, die dich
Und meine Luſt verbirgt, da hab' ich meine Zähren,
Schon lange ausgeweint: und endlich geb' ich mich
Und meines Körpers Wohl, als Opfer, dir zu Ehren;
O Freund! vom Zeitpunct an, da du die trübe Zeit
Verlaſſen, hat mein Herz des Todes Pfeil empfunden.
Vergnügt ſeh ich das Ziel, das mir der Tod verleiht,
Es hat mein Herz die Ruh, ich habe Kraft und Stunden,
Was kann ich mehr? zum Opfer Euch geweiht.

VI. M.

(*) Er war der wohlſeligen Frau leiblicher Vätter, Namens Karl Klingenberg, Secretär bey der Univerſität zu Upſal, ein rechtſchaffener Gelehrter und Weltweiſer.

VI.

M. Friedrich Gottfried Elteſtens

Hubnerus enucleatus, et illuſtratus, oder zweymal zwey und funfzig Lectiones aus der politiſchen Hiſtorie, in welcher der Kern der hübneriſchen hiſtoriſchen Fragen ꝛc. enthalten, mit der Fortſetzung bis auf gegenwärtige Zeit, von Gottlieb Schumann Philol. Mag. Lipſ. Leipzig bey Joh. Fr. Gledituſchens Witwe 1756. 8.

So ſehr man auch die Arbeiten wackerer Schulmänner, und beſonders des weil. fleißigen Hübners niederzuſchlagen ſuchet; ſo beſtätiget doch die Erfahrung den groſſen Nutzen ihrer wohlgemeynten Dienſte. Die liebe Jugend wird nicht nur, ſo lange ſie leben, ſondern auch nach ihrem Tode durch ſie unterrichtet, und erbauet. Ihre Schriften machen ſich in immer wiederholten Ausgaben unentbehrlich; ja man erneuert dieſelben, auch durch Auszüge und Nachahmungen, viele Zeiten nach ihrem Ableben.

Dieß erhellet unter andern auch aus den hiſtoriſchen Fragen, weil. Johann Hübners. Freylich ſind ſie für Erwachſene nicht zulänglich, ſich einen gründlichen Begriff der Geſchichte zu erwerben; ob wohl viele, auch gelehrte Leute, ſchon für groſſe Geſchichtskundige gelten würden, wenn ſie nur das alles wüßten, was in den ſo verachteten hübneriſchen

Fra-

Fragen steht. Aber für gelehrte Männer sind sie auch nicht geschrieben, sondern für Kinder, für Anfänger in der Historie. Und auch für diese halten sie schon zu viel in sich; wenigstens, wenn sie den ersten Grund dazu legen sollen. Das hat nun Hrn. M. Elteſten schon vor geraumer Zeit bewogen, einen Auszug zu machen, den er Hubnerum enucleatum genennet.

Dieß Buch sollte zuförderst etwas mehr in sich halten, als der bekannte zehnte Theil der hübnerischen Fragen, der allerdigs etwas zu mager gerathen war. Fürs andre sollte auch ein Lehrer der Jugend, der etwa als Hofmeister einen jungen Herrn unterrichten soll, nicht bloß zufrieden seyn, ein Stück aus Hübnern lesen, und auswendig lernen zu lassen; sondern darüber eine Erklärung und Erläuterung geben; durch Fragen das Gedächtniß zu üben, und durch fleißiges Wiederhelen demselben einzuprägen suchen. Dazu nun sollen diese zweymal zwey und funfzig Lectionen, mit ihren Anmerkungen, dienen. Sie sind ein solcher Auszug des ganzen hübnerischen ersten Theiles, der das Mittel zwischen der Einleitung und den ausführlichen Fragen hält. Fragen und Antworten stehen da; und in den Anmerkungen, für den Lehrer eine Anleitung zum Discurse; zumal wenn er die angezogenen Schriftsteller nachschlagen will.

Wie nun Herr M. Elteſter diese Lehrart zum Besten seiner eigenen Söhne in Uebung gebracht, und bewährt erfunden hat: so ist man ihm sonderlich für die angeführten Stellen der Scribenten ver-

bunden. Daran hatte es den hübnerischen Fragen hauptsächlich gefehlet; und diesem Mangel ist hier zulänglich abgeholfen. Man hat also Ursache, diesem ehemal. gelehrten Geistlichen zu Zörbig, für die mühsame Arbeit so wohl, als auch für die öffentliche Gemeinmachung derselben, sehr verbunden zu seyn; und sich derselben bey der studierenden Jugend fleißig zu bedienen.

Doch wir haben bey diesem Buche nicht nur den Fleiß des Herrn Pastor Eltestens, sondern auch die Bemühungen des neuen Herrn Herausgebers zu rühmen. Es ist selbiger Herr M. Schumann allhier, der viele Jahre her in den historischen Wissenschaften der studierenden Jugend mit seinem Unterrichte gedienet, und sich schon durch verschiedene Schriften hervorgethan hat. Dieser hat bey der neuen Ausgabe, auf Verlangen der Frau Verlegerinn, verschiedene Zusätze gemachet, wodurch das Buch einen doppelten Werth erhalten hat.

Zuförderst hat er bey den Anmerkungen, zu mancher Lection, die vorhin ohne dieselben geblieben war, wie beym I. B. zur XXIII. geschehen, einige hinzu gefüget. Bisweilen hat er solche Numern damit erläutert, die vorhin dergleichen nicht hatten. Oft hat er aber auch am Ende der Anmerkungen des P. Eltestens, noch mehr Schriftsteller und Geschichtschreiber, und verschiedene Meynungen der Gelehrten beygebracht. Dieß sind nun besonders wichtige Zusätze, welche von der Gelehrsamkeit und Belesen-

leſenheit des Herrn Verfaſſers ein rühmliches Zeugniß geben.

Sodann hat der Herr Magiſter auch die Fortſetzung der Geſchichte ſelbſt, bis auf itzige Zeiten geliefert. Es iſt nämlich ein merkwürdiger Anhang hier befindlich, der in zween Lectionen, von Kaiſer Karlen dem VII. und von Kaiſer Franzen dem I. handelt. Beyde ſind neu, und faſſen die neueſte Geſchichte des Reiches ſeit 15 Jahren in ſich. Der Text iſt nach der Lehrart des P. Elteſten eingerichtet: ſo daß unter dem hiſtoriſchen Texte die Fragen ſtehen, darauf ſich der Lehrling vorzubereiten hat; die Antworten aber, aus dem Texte ſelbſt auszuklauben und aufzuſuchen muß. Zu beyden ſind wiederum Anmerkungen mitgetheilet worden.

Allein auch dabey iſt er nicht ſtehen geblieben. In der dritten und IV. Lection hat er noch einen kurzen Entwurf der europäiſchen Staatenhiſtorie, ſeit den Zeiten Karls des V. bis itzo angehenket. Dieß Stück allein iſt vermögend dieſer Ausgabe einen groſſen Werth beyzulegen. Denn die Jugend kann daraus einen deutlichen Begriff von den neueſten Weltgeſchichten lernen, die ſich ſeit 200 Jahren zugetragen haben. Ohne dieſe tappet man in der Welt wie ein Blinder herum, und weis nicht wohin man gehöret. Daher werden Aeltern und Lehrmeiſter es mit beſonderm Danke zu erkennen haben; daß man ihnen eine ſo kurz gefaßte Anleitung zu dieſer heutigen Staatsgeſchichte gegeben hat. Man könnte ihn gar beſonders abdrucken, und die Geſchichte der drey oder vier letzten Kaiſer dazu nehmen,

Nach einer kurzen Vorrede, von dem Dienſte, den die Dichtkunſt in Verewigung ruhmwürdiger und heldenmüthiger Thaten leiſtet, ſchreitet der Verfaſſer gleich zu ſeinem Vornehmen, welches er in 12. Abſätzen ausführet.

Im erſten Abſatze macht er uns den völligen Titel dieſes Buchs bekannt, welcher dieſer iſt: Die Geuerlichkeiten und eins teils der Geſchichten des löblichen ſtreitparen und hochberümten Helds und Ritters (*) Tewrdanncklys. Er eröffnet uns zugleich, daß dieſes Buch uns die verrichteten Thaten und überwundenen Gefährlichkeiten des Kayſers Maximilian des erſten erzähle, die ſonſten längſtens vergeſſen ſeyn würden; und bemerket, daß dieſes Buch von ſeinem Helden, nach dem Beyſpiel anderer, den Namen führe. Zugleich wird wieder des Vincentius Placcius Einfall in Theatr. Anon. c. 11. p. 478. der den Titel im latein Carægrates oder Carigratius oder Karigratius gegeben hat, aus dem Buche ſelbſten erwieſen, daß der Kayſer Maximilian darum Theurdank genannt worden, daß er von Jugend auf alle ſeine Gedanken nach theuerlichen Sachen gericht.

Im andern Abſatze wird gemeldet, daß der Verfaſſer des Buchs Melchior Pfinzing ſey, welcher aus einem in Nürnberg hochanſehnlichen Geſchlechte, das in Schleſien zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſich unter daſigem Adel berühmt gemacht,

(*) In unſerm eigenen älteſten Exemplar ſteht hier noch das Wort, Herr, eingeſchaltet.

um jungen Leuten ein wohlfeileres Büchlein in die Hände zu geben.

Es handelt aber diese III. Lection 1. von Portugall, 2. von Spanien, 3. von Frankreich, 4. von Großbrittanien, 5. von den Niederlanden, 6. von der Schweiz, 7. von Italien, 8. von Dännemark und Schweden, 9. von Pohlen, 10 von Preußen, 11 von Ungarn, 12. von Rußland, 13. von der Türkey. Die IV. Lection liefert ohne besondre Abtheilung, die ersten Linien von der Historie der übrigen Welttheile. Beyde sind mit Fragen und Anmerkungen versehen. Nichts wäre zu wünschen, als daß auch das Mischmasch der altfränkischen hübnerischen Schreibart vermieden, und allenthalben in ein heutiges regelmäßiges Deutsch verwandelt worden wäre.

VII.

Nachricht von einem Supplemente zu des Hrn. Raths Arkenholz Memoires concernant la Reine Christine de Suede.

Die günstige Aufnahme, womit die beyden Theile der Nachrichten des Hrn. Verfassers von dieser merkwürdigen Königinn, vor sechs Jahren beehret worden, hat denselben bewogen, die Ergänzung derselben zu beschleunigen. Itzo ist er im Stande, sein Versprechen zu halten; und im dritten Bande, von gleicher Stärke mit den ersten, alles das zu liefern, was in jenen noch fehlen möchte.

Er

Er wußte wohl, daß die vornehmsten Materialien dazu in Rom verborgen lagen. Die Königinn hatte daselbst 30 Jahre, das ist, ihr halbes Leben zugebracht, und sterbend, nebst andern Kostbarkeiten, alle die Handschriften hinterlassen, davon der Hr. Verfasser einen großen Theil durchblättert hatte. Um nun die nöthige Einsicht daraus zu ziehen, hatte er sich an eine daselbst wohnhafte Standesperson gewandt, die ein Verehrer der Königinn, und dem Hrn. Verfasser mit Freundschaft zugethan ist. Diese liest sich willig dazu finden, und that ihm kund: daß der Pabst selbst, der die Königinn in seiner Jugend noch gekannt hat, diese Memoires mit Vergnügen gelesen, und erlaubet hätte, in den Bibliotheken dasjenige aufzusuchen und abzuschreiben, was zu dieser Absicht dienen könnte.

Hr. Cardinal Pasionei beehrte den Verfasser mit einer Antwort, und erboth sich von allem, was im Vatican brauchbares vorhanden wäre, mitzutheilen; meldete aber auch, daß viel besondre Handschriften der Königinn in andre Hände gefallen. Die meisten von diesen Stücken aber fanden sich in der Bibliothek des Card. Alexander Albani. Auch diese Eminenz war bereit, alles herzugeben, was zur Ehre der Königinn dienen könnte. Diese Abschriften nun machen eigentlich den rechten Hauptstoff dieser Ergänzungen aus. Ganze Tractate, abgesonderte Schriften, und eine große Anzahl von Briefen sind unstreitig aus der eigenen Feder dieser gelehrten Prinzessinn geflossen. Unter andern ist ihr Leben von ihrer eigenen Arbeit, ein Kleinod in

seiner Art, wobey man nur bedauret, daß es nicht bis an ihren Tod fortgesetzet worden. Denn niemand hätte dieses mit gleicher Lebhaftigkeit des Ausdruckes, und gleicher Richtigkeit und Gründlichkeit der Gedanken vollenden können.

Das zweyte Stück ihrer Geschichte begreift das, was nach Gustavs Tode, bis an den westphälischen Frieden vorgegangen, ja bis 1654, als sie die Krone niedergeleget. Obgleich die Schreibart davon der Königinn ihrer nicht gleich kömmt, hat man es doch nicht auswerfen wollen: zumal da Anmerkungen dazu von der Königinn eigenen Hand sind; wodurch sie die Fehler des ungenannten Verfassers zu verbessern gesuchet.

Noch weniger hat man derjenigen Schrift einen Platz versagen können, die den Titel führet: Nachricht von dem, was in währender Regierung der Königinn, bis zu ihrer Entsagung der Krone, vorgegangen: welche ihr Secretär Guldenblad, auf ihren Befehl aufgesetzet; und die von ihrer Hand durchgehends mit Anmerkungen versehen ist. Hierzu kommen noch andre Stücke; unter andern 30 bis 40 Briefe von ihr, die aus mehr denn 200 Stücken ausgesuchet werden, und in den beyden ersten Bänden nicht stehen. Hierauf folget eine große Sammlung ihrer Briefe, aus dem Büchervorrathe des Cardinals Albani. Man hat über 800 davon abgeschrieben, die alle entweder französisch oder wälsch sind. Da sie aber nicht alle gleich wichtig sind, werden hier kaum die Hälfte mitgetheilet. Es sind Unterhandlungen mit verschiedenen Höfen, und Briefe

se an Kaiser, Könige, Prinzen, Prälaten, Grafen, Staatsminister, Gelehrte, und witzige Köpfe, von 1658, bis an ihren Tod 1689. Unter andern ist völlig hier anzutreffen, ihre Unterhandlung, nach der Abdankung König Joh. Casimirs, um auf den pohlnischen Thron zu gelangen; wovon man bisher nicht die geringste Kenntniß gehabt. Alle diese an mehr als 200 verschiedene Personen geschriebene Briefe sind höchst merkwürdig, voll wichtiger Materien und starker Gedanken.

Außer diesem findet man hier ihre Abhandlung über das Haus Wasa, welches so lange Schweden regieret hat; die Regierungsart, die nach Gustav Adolphs Tode von den Ständen beliebet worden; ein Entwurf zu den Gegenseiten der Schaupfennige, zu dessen und der Königinn metallischer Historie; der Charakter Jul. Cäsars, von der Hand der Königinn, auf den Schlag dessen von Alexandern, im II. Bande; endlich eine Sammlung ihrer Lehrsprüche, die hier von ihr selbst verbessert, gereiniget, und verkürzet erscheinen.

Das sind nun die aus Rom erhaltenen Stücke. Dazu sind verschiedene Anmerkungen gesetzet, wenn man es für nöthig gehalten, gewisse Dunkelheiten von Personen und Begebenheiten zu erläutern; oder gewisse Fehler zu verbessern, die ihre Secretaire, oder die Königinn selbst begangen; und die verschiedenen Theile zu verbinden.

Dieser Ergänzungsband nun wird allem Ansehen nach eben so stark, als einer von den ersten werden. Man will ihn in zwey Theile absondern,

davon der zweyte ihre Briefe allein in sich halten wird. Dünket diese Größe jemanden zu stark: so bittet der Herr R. Arkenholz zu erwegen, daß man von einer Gebietherinn Ludewigs des XIV. 15 Bände in Duodez geliefert. Allein die gute Frau von Maintenon ist 1) wohl keine Maitresse zu nennen; wie alle die wissen, die ihr Leben gelesen haben. 2) Machet ihr Leben nur VI. dünne Bändchen mit sehr grober Schrift aus, die kaum einen Quartanten der Christina füllen würden. Das übrige sind großentheils fremde Briefe. Und gleichwohl liest man auch darinn beynah die Geschichte von ganz Frankreich und halb Europa. Wir freuen uns indessen, auf dieß Supplement schon zum voraus.

VIII.

Allgemeine Abbildung des Erdbodens,

für die Anfänger in der Erdbeschreibung. Verfertiget, und heraus gegeben in Göttingen, von Joh. Martin Franzen, Lehrern der Erdbeschreibung auf der Ge. Augusts Universität, und homannischen Miterben in Nürnberg.

Man hat längst nach einem kleinen Schulatlas geseufzet, der weder so theuer wäre, als die gemeinen großen Landkarten; noch die Jugend durch die große Menge der vorgestellten Oerter so verwirrete, daß sie auf der Karte weder aus noch ein weis.

weis. Von der alten Geographie hat vor einigen Jahren Herr Götze in Nürnberg, einen kleinen Handatlas herausgegeben, und nach diesem Muster hätte man auch von der neuen einen machen sollen. In Berlin ist vor ein paar Jahren auch darauf gedacht worden: allein weder der Preis, noch die andre Schwierigkeit war daselbst gehoben worden. Hier in Leipzig ist der Schreiberische kleine Atlas also noch der beste gewesen: allein auch dieser hatte der Oerter zu viele angemerket; so daß Anfängern die Erdbeschreibung dadurch nicht erleichtert wurde.

Herr Prof. Franz war derjenige, der diesem Mangel am besten abhelfen konnte. Seine große Kenntniß in der Weltbeschreibung ist aus dem kosmographischen Werke zur Gnüge bekannt. Der neue hasische Atlas im homannischen Verlage ist auch Bürge dafür. Es kam also nur auf seinen Willen an, auch der Jugend zur Erleichterung dieser Wissenschaft behülflich zu seyn. Diesen hat er nun ganz unverhofft, durch diese Abbildung des Erdbodens erwiesen. Er liefert ihr einen kleinen Schulatlas von 20 Charten, die ihr einen richtigen Begriff von der Welt machen können, ohne sie auf einmal mit zu vielen Oertern zu überhäufen. Die Einrichtung ist folgende.

Nach einem wohlgestochenen Titelblatte kömmt erstlich ein Abriß der planetischen Weltordnung, nach der wahren copernikanischen Lehre; und nach den neuesten Verbesserungen. Darauf erblicket man

den Sonnenwirbel mit seinen sechs Haupt- und zehn Nebenplaneten: und an der Seite sind die Größen dieser Weltkörper gegen einander bestimmet. Wir hätten gewünschet, daß in der andern Ecke die verschiedenen Zeiten des Umlaufes der Planeten bemerket worden wären. Vielleicht hätten auch ein paar kometische Bahnen keinen Schaden gethan.

Es folget die allgemeine Vorstellung der ganzen Erdfläche, nach allen vier Welttheilen; und zwar so, daß alle Mittagslinien in parallelen geraden Linien vorgestellet sind. Wir sehen die Vortheile zwar ein, die dieses hat: können doch aber die Unbequemlichkeiten nicht verhölen. Die Länder so zwischen den Wendezirkeln liegen, werden dadurch nicht sehr verstellet: desto mehr aber leiden die nordlichen. Asien wird dadurch fast noch einmal so groß als Africa, und als es wirklich ist: Nordamerica ebenfalls. Bringt das aber der Jugend nicht falsche Bilder in den Kopf? Sodann ist es vielleicht ein Versehen des Kupferstechers, daß er in Africa nicht einen einzigen Fluß gezeichnet; da doch die andern Welttheile die ihrigen haben.

Nun folget ganz Europa, mit den bloßen Hauptstädten aller Länder. Wir haben dabey nichts zu erinnern, außer daß wiederum der Norden sich wegen der geradlinigten Mittagslinien sehr in die Breite zieht; und Schweden und Rußland das übrige Europa an Größe übertrifft. Bey Asien und America

kömmt

kömmt eben das vor; und bey Africa ist das Land der Caffern außer aller Verhältniß.

Es hat uns gefallen, daß der gel. Herr Verf. Deutschland allen übrigen Reichen von Europa vorgesetzet. Denn ist es nicht billig, daß die deutsche Jugend ihr Vaterland zuerst kennen lerne? Und hat nicht Deutschland, als der Sitz des Kaisers, mit Recht den Vorzug? Die Niederlande und Italien folgen billig; sodann Frankreich als die Nachbarinn von Deutschland. Aber aus eben dem Grunde hätten nun Dännemark und Pohlen folgen sollen. Hier aber finden wir erst Spanien, und England; sodann erst Dännemark und Schweden, Rußland Pohlen, Ungarn und die Türkey; nebst Griechenland, und einem Register.

Ist es uns vergönnet, bey diesen allen eine allgemeine Erinnerung zu machen; die wir aus der besten Meynung von der Welt, in Vorschlag bringen: so wird es diese seyn. Für die ersten Anfänger in der Erdbeschreibung ist dieser kleine Atlas sehr brauchbar: denn er hat in jedem Lande fast nur die bloße Residenz, und also eine einzige Stadt. Z. E. In den ganzen lüneburgischen Landen ist nur Hannover; in ganz Hollstein nur Hamburg; im ganzen Frankenlande nur Frankfurt am Mayn und Nürnberg zu sehen. Wären aber nicht auch Göttingen, Braunschweig und Bremen, und Lübeck, und Würzburg; und so weiter, auch Magdeburg; und Stetin, und Frankfurt an der Oder, und Wittenberg, und Jena, und Weimar und Gotha,

und Caſſel, und Stutgard, und Heidelberg, und Marpurg; und ſo ferner, noch viel andere Städte zu nennen geweſen? Vielleicht wird bey künftigem Abdrucke dieſer Mangel noch einigermaßen erſetzet werden: ſo daß dieſer Atlas auch größern Schülern der Erdbeſchreibung brauchbar werden wird.

IX.

Nachrichten die zum Leben der Frau von Maintenon und zum vorigen Jahrhunderte gehörig ſind. III. Band, welcher den V. und VI. Theil enthält. Leipzig, verlegts Bernh. Chriſtoph Breitkopf 1757. 1 Alph. und 16 Bogen in 8.

Die erſten beyden Bände dieſes merkwürdigen Hiſtorienbuches ſind ſo aufgenommen worden, wie ſie es verdienet haben. Alle öffentliche Nachrichten haben uns verſichert, daß man ſie allenthalben mit Vergnügen geleſen. Der Hr. Verleger hat alſo ſein Verſprechen auch erfüllet, und den dritten Band dazu aufs eiligſte geliefert. Er iſt von eben den Federn überſetzet worden, die an dem erſten beſchäfftiget geweſen: und wird alſo den Leſern nicht misfälliger ſeyn können.

Der vorige letzte Band hörte mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auf: und dieſer dritte hebt mit dem itzigen Jahrhunderte an. Die große Begebenheit, die darinn zuerſt erſcheint, iſt das ſpaniſche Teſtament König Karls des II. dadurch die

ſpaniſche Monarchie dem Herzoge von Anjou, als Enkel Ludewigs des XIV, vermachet wurde. So groß das Lärmen über ganz Europa ward, als der ſo genannte Succeſſionskrieg faſt zwiſchen allen europäiſchen Mächten ausbrach: ſo deutlich, lebhaft und einnehmend iſt hier derſelbe beſchrieben. Die Künſte des franzöſiſchen Geſandten, die Ränke des Cardinals Portocarrero, die Verſtellung Ludewigs des XIV. vor der Erklärung, ob ſein Enkel die Krone annehmen würde; imgleichen der vorher von England und Holland gemachte Theilungstractat; alles dieſes wird ſo ins Licht geſetzet, daß man es mit Vergnügen lieſt. Es iſt eben keine Ehre, wenn man die neueſten Begebenheiten dieſes Jahrhunderts nicht weis: dieſer Succeſſionskrieg aber iſt unſtreitig der wichtigſte, allgemeinſte und langwierigſte geweſen, der zu unſern Zeiten vorgefallen, und durch welchen das erſchöpfte Frankreich nur noch zween Finger breit vom Rande ſeines Verderbens gebracht worden. Das verdienet ja wohl von einem jeden geleſen zu werden.

Im IV. Hauptſtücke ſtehen die Urſachen von Frankreichs Unglücke. Im V. wird der Herzog von Orleans bekannt gemachet, der hernach als Regent eine ſo groſſe Rolle in Frankreich geſpielet hat; und die Belagerung von Turin 1706 wird beſchrieben. Im VI. Hauptſtücke kommen die Begebenheiten des 1707ten Jahres in Wälſchland, Spanien und den Niederlanden vor. Das VII. zeiget die Belagerung von Ryſſel oder Lille, und das VIII. lehret die Geſchichte des 1709ten Jahres. Hier ſpielet die Frau

von

macht, abſtammet, und deſſen Lebenslauf hier kürzlich erzählet wird. Er ward 1481. am Catharinen-Tage zu Nürnberg gebohren. Sein Vater Seyfried Pfintzing, war Raths- und Bauherr daſelbſt. Nachdem er die gehörige Gelehrſamkeit erreichet, begab er ſich an den Kayſerlichen Hof, und ward in die Familie des Kanzlers von Serntein aufgenommen, durch deſſen Vorſpruch er des Kayſers geheimer Schreiber ward, deſſen Gunſt er in dieſem Dienſte alſo erwarb, daß man ihn durch ſeinen Vorſpruch im Jahr 1512. zum Probſte bey der Sebaldskirche erwählete. Bald darauf gieng er wieder an des Kayſers Hof, und verwaltete deſſen Geſchäfte treulich; ging mit ihm auf den Reichstag zu Cöln; war im Namen des Kayſers 1513. bey der Wahl des Biſchofs zu Speier; ward endlich Kayſerlicher wirklicher Rath, Domherr zu Trident und bey der Stephanskirche in Bamberg, und Probſt zu St. Alban in Maynz. Sein Amt zu Nürnberg verließ er im Jahr 1531. freywillig, weil er vorher ſahe, was der Religion und Wahrheit wegen entſtehen würde: Doch behielt er die Einkünfte, und ward Probſt zu St. Victor in Maynz, in welchen Würden er bis an ſeinen Tod verblieben iſt, der im Jahr 1535. den 24. November erfolgete. Hierauf werden zwo Uhrkunden angeführet, worinnen ſeine Treue, ſein Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit gerühmet wird. Fünf Gedächtniß-Münzen ſind auf ihn geſchlagen, die noch bey den Anverwandten zu finden ſind, welche hier erzehlet werden, und die gröſte, worauf ſein Bildniß befindlich iſt, findet man im Kupfer voran.

von Maintenon am französischen Hofe, sowohl in häuslichen als Staatssachen, allemal eine beträchtliche Rolle. Sie erkannte alle das Elend, in welches Frankreich gerieth, besser als der König, ja beweinte und linderte es, so gut sie konnte. Hier kömmt auch von der Geburt des Prätendenten die Nachricht vor, daß die Jesuiten zu Rom, selbige in einem Sinngedichte vorhergesaget:

Pro natis, Jacobe, genus, flos candide Regum,
Hos natura tibi si negat, astra dabunt.

Das IX. Hauptstück enthält die Friedensvorschläge und andre spanische Angelegenheiten. Ludewig sollte seinem Enkel selbst die Krone nehmen, und alle Provinzen wiedergeben, womit sich Frankreich seit Franzen dem I. vergrößert hatte: so hoch spanneten damals die verbundenen Mächte die Seyten. Aber diese Strenge schadete mehr, als sie half. Ganz Frankreich ward dadurch so erbittert, daß es sein äußerstes that, seines Königs Schimpf abzuwenden: und so behielt endlich der Herzog von Anjou Spanien. Hier kommen allerley kleine Hofstreiche vor, an denen die Frau von Maintenon großen Antheil gehabt, alles zum Besten zu lenken. Im X. Hauptstücke kommen die flandrischen Feldzüge, und der Friedenscongreß zu Utrecht. Marlborough fiel endlich; und England zog sich zurück, sobald Kaiser Joseph 1711. gestorben war.

Das XIV. Buch fällt von den Staatskriegen, auf die Religionshändel der Jansenisten; und stellet eine recht angenehme Abwechselung dar: die aber

den

den König, und die Frau von Maintenon nicht weniger, als vormals die quietistische Rotte beunruhiget haben. Das neue Testament des P. Quesnell, und die Constitution Unigenitus kommen hier vor, die ganz Frankreich bis auf diese Stunde verwirren. Es ist sehr nöthig, von diesen Dingen einen deutlichen Begriff zu haben, wenn man die Zeitungen mit Verstande lesen will, die bisher immer von den Pariser Beichtzetteln, vom Hirtenbriefe des Erzbischofes von Paris, von dessen und des Parlaments Verweisung ins Elend, und der neulichen Zurückberufung derselben geredet haben.

Doch kommen in diesem Buche auch andre Dinge vor. Den Jesuiten wird ihre Gewalt genommen. Der Dauphin und die Dauphine mischen sich ins Spiel. Der König von Spanien mußte sich des spanischen Thrones entsagen, wenn er zum französischen gelangen sollte. Der Herzog von Orleans aber ward vom Königreiche Spanien zum Könige gewünschet. Endlich kömmt die Bulle Unigenitus; die französische Versammlung der Geistlichkeit, die sie annehmen soll; und was für Ränke und Künste das gekostet. Nun folget der Tod fast der ganzen königlichen Familie; die Legitimation der natürlichen Prinzen; das Testament Ludewigs des XIV.; die Ungnade der Fürstinn Ursini; und der Tod des Königes selbst. Alles dieß ist höchstbeweglich und rührend zu lesen. Die Begebenheiten und die Schreibart stimmen dazu vollkommen überein.

Das

Das XV. B. enthält den Zustand der Frau von Maintenon nach des Königs Tode: da sie, aus der Welt schied, sich nach St. Cyr begab, von allen Großen des Hofes noch besuchet ward, sehr eingezogen lebte, und endlich noch in ihrer letzten Krankheit von Petern dem I. russischen Kaiser besuchet ward. Am Ende dieses Buches ist noch die deutsche Ode Benjamin Neukirchs, auf die Schlacht bey Höchstedt, eingeschaltet, die bey Gelegenheit des großen Verlustes der Franzosen, von der Frau Uebersetzerinn versprochen worden; so wie im I. Bande des Boileau Ode auf die Eroberung Namurs eingerücket war.

Der VI. Theil dieses Buches und Bandes hält alle die Urkunden in sich, die zur Erläuterung und Bestärkung der obigen Geschichte gehören können. Sie sind in gewisse Classen abgetheilet: davon enthält die erste die Adelsbriefe des Hauses von Aubigne, und andere solche Urkunden, die solches beweisen; die 2) Auszüge aus Briefen, dieses Haus betreffend; die 3) das Testament des Agrippa von Aubigne; die 4) einige Sinngedichte, die 5) Auszüge von Schriften, Karlen von Aubigne betreffend; die 6) den Bestallungsbrief der Frau von Maintenon, zur Gesellschaftsdame der Dauphine; die 7) allerley Verse und Gedichte auf die Frau von Maintenon; die 8) des Bischofes von Chartres Rath an dieselbe, wegen der ehelichen Pflicht; die 9) eben desselben Schreiben an den König über den Frieden und seine Gemahlinn; 10) Urkunden des St. Ludewigsstiftes; die 11) einen Aufsatz derselben über die Hugenotten, mit Anmer-

merkungen; und einer deutschen Zugabe von der Anzahl der französischen Flüchtlinge im Brandenburgischen, und ob diesen die heutige Macht des preußischen Hauses zuzuschreiben sey? 12. Gespräch der Kaiserinn Pulcheria mit einem Einsiedler, aus der Feder der Frau von Maintenon. 13. Verse des Herzogs von Burgund. 14. Zeugnisse von der Frau von Maintenon. 15. Unterweisung an die Stiftsfräulein von St. Cyr. 16. Gespräche der Frau von Maintenon. 17. Briefe Ludewigs des XIV. an Sie. 18. Briefe des Königs an die Königinn u. a. m. 19. Briefe an den König von Spanien. 20. Abschilderungen. 21. Der Frau von Maintenon Testament. 22. Ihre Grabschriften. 23. Trostschreiben an die Stiftsfrauen. 24. Verse unter der Frau von Maintenon Bildniß. Alles dieses ist merkwürdig und artig zu lesen.

X.

Erklärung des Titelkupfers beym vorigen Monathe dieses Neuesten.

Durch ein bloßes Versehen ist das Kupfer dieses Monaths, von der königlichen Kapelle zu Versailles, von dem vorigen Monathe, dahin es eigentlich gehöret hätte, abgesondert; und das vom Kometen dieses Jahres, wider seine Bestimmung, an dessen Stelle gesetzet worden. Wir haben also diese Verwechselung,

lung, durch diese Erinnerung wieder gut zu machen gesuchet; und wollen den Liebhabern himmlischer Erscheinungen, nunmehr das kometische Kupfer ein wenig zu erläutern suchen.

Aus den öffentlichen Zeitungen ist schon bekannt, wie Herr Gärtner, ein gelehrter Ackersmann bey Dresden, schon am 11. des Herbstmonaths, den bisher erschienenen Kometen zuerst wahrgenommen. In Holland hat man denselben erst fünf bis sechs Tage später bemerket, als er schon näher nach der Sonne gerücket, und etwas größer geworden war. Wie also diese holländischen Beobachtungen unsres sächsischen Sternsehers Wahrnehmung bestätigten; also fuhr dieser fort, die Bahn des Kometen zu verfolgen, kam auch deswegen nach Leipzig, um hier mit den Gelehrten gemeinschaftlich zu Werke zu gehen.

Er bemerkte mit und ohne Sehröhre, daß dieser Himmelskörper sich nach der Ordnung der Zeichen des Thierkreises durch etliche Zeichen bewegte, und sich allmählich der Ekliptik näherte. Gegen das Ende des Herbstmondes stund er im Zeichen des Leuen: Doch weil ihm der abnehmende Mond immer näher kam, der die Luft zu sehr erleuchtete, der Komet sich auch immer mehr nach der Morgenröthe senkte: so ward er immer schwerer zu bemerken, wenn gleich der Himmel von Wolken frey war. Den 4ten des Weinmonaths hat er ihn früh um 4 Uhr in derjenigen Stellung gesehen, wie er auf dem Obertheile des Kupfers ihn abgebildet hat: so daß er mit dem Schwanzsterne des Leuen, und

der

der Aehre der Jungfrau, beynah einen rechten Winkel gemachet, und die Ekliptik schon durchschnitten gehabt.

Aus dieser beobachteten Lauf bahn dieses Kometen erhellet nun deutlich, daß dieser Schwanzstern derjenige nicht ist, den verschiedene Sterngelehrte auf dieß Jahr gewißaget haben. Derjenige Komet nämlich, welcher 1532, 1607 und 1682, das ist allemal in 75 Jahren wieder gekommen, ist unter den Füßen des großen Bären, und also auf einer ganz andern Stelle des nördlichen Himmels, nicht aber in dem Thierkreise sichtbar gewesen. Es ist auch selbiger viel größer und ansehnlicher erschienen, als der itzige, den außer wenigen Sternkundigen, wohl niemand gewahr geworden. Daraus erhellet nun, daß der ist beobachtete Komet derjenige nicht gewesen, der da kommen soll; sondern, daß wir noch eines andern warten müssen.

Um aber bey dieser Gelegenheit die Liebhaber natürlicher Dinge auf den wahren Lauf dieser selten erscheinenden Himmelskörper aufmerksam zu machen, haben wir ihnen einen Abriß von desselben wahrem Laufe zum voraus mittheilen wollen. Wir haben denselben aus der kometischen Himmelskarte genommen, die Whiston in England bekannt gemachet, und darauf über 30 beobachtete Kometenkreise verzeichnet stehen. Wir haben aber dießmal nur den einzigen genommen, der itzo erscheinen soll: um ihn desto deutlicher betrachten zu können.

Diese zweyte Figur stellet also ein gutes Stück des Sonnenwirbels vor; darinn das Mittel unsrer

Planetenwelt erscheint. Die Sonne steht im Mittelpuncte, und um sie drehen sich, in ungleich grossen Kreisen, die innern vier Wandelsterne, oder Weltkugeln. Der innerste Planet ist Mercur, der innerhalb 88 Tagen einmal seinen Weg um die Sonne zurücklegt. Der folgende Kreis ist diejenige Bahn, welche Venus, oder der so genannte Morgen- und Abendstern, in 224 Tagen um die Sonne vollendet. Der dritte Kreis ist die Bahn unsrer Erdkugel, die von ihr in 365 Tagen durchlaufen wird: indem zugleich der Mond, als ihr Trabant, auf dem kleinen Zirkel, der sie umgiebt, zwölf bis dreyzehnmal um sie läuft. Der vierte grössere Kreis ist dem Laufe des Mars bestimmt, der beynah zwey Jahre Zeit brauchet, einmal um die Sonne zu kommen. Der große oberste Bogen ist ein Stück von der Bahn Jupiters, der in 12 Jahren einmal um die Sonne kömmt. Saturns Kreis aber ist hier gar nicht zu sehen.

Nun kömmt es auf den Kometen, und seine Bahn an. Auch dieser läuft um die Sonne, aber beyweitem nicht in einer so runden Bahn als die Planeten, sondern in einer weit länglichern; in deren einem Brennpuncte die Sonne steht, da der andre Brennpunct weit über den Saturn in den hohen Himmel erhaben ist. Auf dieser Laufbahn bringt nun dieser Irrstern 75 Jahre zu, ehe er sich einmal der Sonne nähert: und das soll nun eben am Ende dieses, oder im Anfange des folgenden Jahres geschehen. Durch seine Annäherung an die Sonne, bekömmt er allmählich eine solche Dampfsäule, die man den Kometenschweif nen-

nennet; die erſtlich klein iſt, aber immer zunimmt, je näher der Komet der Sonne kömmt, und ſich immer von der Sonne abwendet. Dieſer Komet wird alſo zwiſchen der Bahn der Venus, und der Erde durchlaufen, und uns folglich ziemlich nahe kommen, auch ſchön groß ins Auge fallen.

XI.

Fortſetzung der Nachricht der kaiſerl. franziſciſchen Akademie der freyen Künſte, von der zu ihren löblichen Abſichten geſtifteten Tontine.

Viertens ſind auch die Obligationen alſo eingerichtet, daß ſo leicht kein Betrug damit geſpielet, oder eine falſche für eine ächte vorgezeiget, und das Intereſſe fälſchlich dafür eingefodert werden kann. Jede Obligation iſt auf das akademiſche Wappen geſchrieben und gedruckt. In dem akademiſchen Wappen wird man einen kleinen weißen Fleck, und von dem Papier ein kleines Stücklein abgeriſſen finden, welches abgeriſſene Stücklein ungefähr auf das akademiſche Wappen im Drucken geleget, und ſo bald es trocken iſt, herausgenommen, in ein beſonderes Buch eingeklebet, und aufbehalten wird. Dieſes abgeriſſene kleine Stück Papier muß allezeit accurat in den weißen Fleck einpaſſen: womit man eine jede probiren kann, wann eine verdächtige vorkommen möchte; da es eine Unmöglich-

keit ist, daß man solches accurat sollte nachmachen können. Es haben auch öfters mehrere Personen einerley Tauf- und Zunamen, und diese befinden sich zuweilen in einerley Stadt oder Orte; hingegen sind sie in dem Alter von einander unterschieden. Daher

Fünftens, bey einer jeden eingeschriebenen Person das Jahr und der Tag ihrer Geburt, mit in der Obligation angezeiget wird, damit auch in diesem Falle keine Irrung geschehen solle.

Und endlich ist auch sechstens geordnet, daß derjenige Herr Commissarius, der das Capital empfängt, sich selbsten in der Obligation mit unterschreiben muß: an welchen sich der Einleger so lange halten soll, bis jener mit einem akademischen Attestat oder Quittung sich legitimiren kann: daß die kaiserliche Akademie das bey ihm erlegte Capital richtig empfangen, und also für solches, wie für das Interesse, inskünftige will gehalten seyn.

Es ist also aus dieser Erzählung leicht abzunehmen, daß jedermann, reich oder arm, jung oder alt, fremd oder einheimisch, in dieser Tontine sein Glück mit wenig oder viel probieren kann: und so zu reden ohne Verlust, und ohne Sorge, sein Capital zu verlieren, hier am allersichersten, und mit der gewissesten Hoffnung anlegen kann, so lange einer lebet, mehr damit zu profitiren, als bey andern Anlehen und Ausborgen, besonders aber in Glücksspielen geschehen wird; weil, im Falle es recht unglücklich gehen sollte, einer doch gewiß, das eingelegte Capital, wiederum zurück bekommen wird:

und

und über dieß noch 2 beſonderer Vortheile ſich dardurch theilhaftig machet.

1) Daß er ſich die Ehre eines Beförderers dieſes ſo löblichen Vorhabens, und rühmlichen Inſtituti erhält, und hierdurch auch die ſpäteſte Nachkommenſchaft ihm zu danken verpflichten wird.

2) Daß derjenige, welcher ein ſtarkes Capital, z. E. von 1000. Fl. in der akademiſchen Handlung, und auf ihren Credit anleget, alle die Werke und Kunſtſachen, welche in der akademiſchen Handlung jetzo bereits zu haben ſind, und ins künftige ausgegeben werden, nur mit der Hälfte des in dem gedruckten Verzeichniſſe angeſetzten Preiſes bezahlen darf.

Damit auch niemand wegen genugſamer Sicherheit, nur das mindeſte Bedenken haben darf: ſo iſt nicht nur allein, jedes intereßirte Glied dieſer akademiſchen Handlung verpflichtet, für den Fund gut zu ſtehen; ſondern dieſe Handlung hat auch bereits einen ſolchen ſchönen Vorrath, und einen ſo großen Verlag, daß ein jeder aus deren Verzeichniſſe, ſo auf 3 Bogen beſonders gedruckt zu haben iſt, genugſam abnehmen kann: daß nicht nur überflüßige Sicherheit vorhanden ſey, ſondern auch dieß hierbey noch wohl in Betracht zu nehmen, daß die eingehenden Capitalien zu nichts anders, als zu dieſem Handlungsfund, und zu Vermehrung der Gelehrten und Kunſtwerke angewendet werden dörfen. Folglich, je weiter ſich die Einlagen vermehren, ie ſtärker der Fund in der Handlung ſelbſten wächſt,

Im dritten Abſchnitte wird erwieſen, daß Pfintzing der wahre Verfaſſer ſey, und zwar 1) aus ſeinem eigenen Geſtändniß in der Zuſchrift an Carl den fünften (*) und der Unterſchrift. 2) Aus einigen Worten eines Briefes, den Maximilian ſelbſt im Jahr 1518. an den Rath zu Nürnberg geſchrieben, daß ſie nemlich dieſen Pfintzing mit allen Büchern und andern, daß er ihme verfertiget und gemacht hat, ſicher geleiten ſollten. 4) Aus dem Geſtändniß und Beyfalle vieler gelehrten Männer, als J. C. Oehlhafens in einer Rede zu Altorf, J. J. Fuggers, P. G. Morhofs, J. C. Dieterichs, Joh. Hallervords, G. Paſchens, V. Placcii, Im. Webers, Preußings und inſonderheit Cyr. Spangenbergs im andern Theile des Adels-Spiegels auf dem 208. Blatte. Wir haben dergleichen ein ſchönes Exempel an dem treffich wohlgeſtelten kunſtreichen Buch, dem Theuerdank, darinnen Kayſer Maximilians I. Ebentheure und Gefahrlichkeit, ſo er ausgeſtanden, ſehr artig und meiſterlich alſo verblümter weiſe beſchrieben werden, darinnen der Meiſter deſſelben Buchs, Melchior Pfintzing, zum theil der alten Meiſter-Sänger Brauch gefolget.

Im vierdten Abſatz werden die wiederlegt, welche dieſes Buch dem Kayſer Maximilian ſelbſt zuſchrei-

(*) Es heißt dieſelbe in unſerm Exemplar, am Ende des Buches: Ewr Küniglichen Mayeſtat diemüthigiſter Capplan, Melchior Pfintzing zu Sand Alban bey Menz und Sanad Sebold zu Nürenberg Brobſt.

und jedes Interessenten Einlage, ihm zugleich' seine Sicherheit damit vergewissert.

Auch ist annoch zu wissen, daß im Falle, wider alles Hoffen und Vermuthen, die Zahl der noch übrigen 4000 Loose oder Tontin-Zettel nicht an Fremde verkaufet werden könnten, die Zahl deßwegen nicht vermindert wird, sondern das Capital auf 200,000. Fl. fest gestellet bleibt; und nachdem bis 1774, einer sein Capitel gänzlich wieder zurück bekommen haben wird, alle Jahre die obgemeldten 6000 Fl. unter die lebenden Interessenten vertheilet werden sollen: weil die kaiserliche Akademie schon Anstalt gemachet, wie die übrig bleibenden Zettel angebracht, und die Capitalien davon zu dem Fundo verschaffet werden können.

Indessen, je gewisser es ist, daß einer nur sein eigen Glück befördert, welcher sich nicht säumet, in diese Tontine zu legen, weil derjenige alle Jahr 1. Thaler weniger von seinem Capital ziehen wird, welcher es verschiebt, folglich, je später er einlegt, je weniger Thaler er an seinem Capital wieder gewiß zurück bekömmt; da im Gegentheile diejenigen alle, wie anfangs schon erwähnet, ihr ganzes Capital, ohne eines Hällers Verlust, ja noch mit etwas Gewinn zurück bekommen, welche annoch in diesem Jahre einlegen: desto sicherer schmeichelt man sich mit der Hoffnung, daß die obgesetzte Anzahl der 8000 Zettel annoch vor dem 1760sten Jahre werden angebracht worden sein.

Dieß ist kürzlich die Einrichtung dieser Tontine. Wobey noch zu erinnern ist, daß das Capital

tal in demselbigen Orte, und in denselbigen Geldsorten, wo und wie es erleget worden, zurück bezahlet wird. Wer übrigens von der ganzen Einrichtung dieser kaiserlichen Akademie, und ihren besondern Abtheilungen, ein mehrers zu wissen begehret, wird sein Verlangen in den beyden Jahrgängen der akademischen Kunstzeitung, unter dem Titel: Die reisende und correspondirende Pallas, stillen, und daraus genugsam abnehmen können; daß ihr ganzes Absehen einzig und allein auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften abgezielet. Wer also ein so löbliches Vorhaben, auch durch die Einlage in diese Tontine, auf einer Seite befördern, und auf der andern sein, oder der Seinigen Glück probiren will, darf sich nur bey der kaiserlichen Akademie in Augspurg selbsten, oder bey ihren Herren Commissarien in andern Städten und Landen melden, so wird einem jeden nach Verlangen gedienet, und auf Begehren noch mehrere Erläuterung gegeben werden: daher, nach dem Verzeichnisse der obgemeldten, und hier folgenden 4000 Obligationen, auch jeder Hr. Commissionair, bey welchem diese Nachrichten, und die Tontinzettel zu haben sind, sich selbst zu unterschreiben, hiemit freundlichst erinnert wird; damit die Liebhaber seiner Gegend wissen, und daraus ersehen mögen, an wen sie sich zu addressiren haben.

XII.

Versuch einer gebundenen Uebersetzung der Ilias des Homers, von Mich. Dieterich Blohm, M. D. I. Band. verbesserte Auflage. Altona, verlegts David Iversen 1756. 8. 231 Seiten.

Von den ersten drey Büchern dieser homerischen Uebersetzung, die 1751. erschienen, haben wir vorlängst Nachricht gegeben. Wir freuen uns, daß der Hr. Uebersetzer dieser Arbeit nicht müde geworden, sondern uns nun schon ganze sechs Bücher, als den vierten Theil des ganzen Gedichtes geliefert hat. Zu eben der Zeit, da wir so viel deutsche ernst- und scherzhafte Heldengedichte bekommen haben; da Tasso, Telemach und Neoptolem deutsch gelesen werden; da uns ein hannöverischer geschickter Dichter die Aeneis deutsch versingt, die wir nun bald ganz zu lesen hoffen, arbeitet Altona an dem griechischen Heldengedichte. Kann man es denn wohl läugnen, daß wir in einem Zeitpuncte leben, der auch für die Epopöen der blühendste ist?

Ein kleiner Vorbericht des Verlegers meldet uns, daß wir noch drey solche kleine Bändchen, als den Ueberrest der ganzen Ilias zu gewarten haben; und daß er einen Band eigener Gedichte des Hrn. D. Blohms geliefert habe. Imgleichen werden wir belehret, daß die drey ersten Bücher hier durchgehends verbessert und ausgeputzt erscheinen. Da

wir

wir einmal vom Hrn. Verleger reden, müssen wir auch seines sogenannten Nachberichts gedenken; dadurch er glaubet, seinem Dichter eben den Dienst thun zu können, den des berühmten Voltaire Zeugniß der II. Ausgabe des Hermanns geleistet hat. Ob er sich hierinnen geirret, oder nicht, lassen wir unsre Leser urtheilen! Wenigstens war Hr. von Voltaire des Hermanns Verleger nicht. Vielleicht fällt ihnen das bekannte: Duo cum faciunt idem, sæpe non est idem, dabey ein. Doch was geht das unsern Dichter an?

Im IV. B. rathschlagen die Götter, in Jupiters Pallaste über Trojens Schicksal. Juno gewinnt Jupitern. Minerva wird an Priams Heer gesandt, den Bund mit den Griechen zu brechen. Sie ermuntert den Pandarus, einen Pfeil auf den Menelas abzudrücken. Er wird verwundet, und Agamemnon heftig gerühret. Thaltybius muß den Arzt Machaon rufen. Indessen rücken die Trojaner an. Agamemnon mustert sein Heer. Das Treffen geht an, und beyde Theile leiden viel. Nun wollen wir hören, wie die Verse selbst klingen.

Die Götter pflegen Rath. Ein majestätscher Schimmer,
Der Glanz der Ewigen, füllt Zevs bestirntes Zimmer,
Und Hebe, so die Lust des ganzen Himmels war,
Schenkt ihnen Nectar ein, und reicht den Bächer dar.
Die Götter nehmen ihn aus ihren zarten Händen,
Und trinken; eh den Blick von Troja zu verwenden.

Im-

Inzwischen lächelt Zevs, und quält der Juno Herz,
Durch diesen höhnischen und bittern Stachelscherz:
„Es hat mir wenigstens bishero stets geschienen,
Als hätte mein Gemahl, dem Argos Bürger dienen,
Wie Pallas, Spartens Haupt aufs kräftigste geschützt,
Und aus besondrer Huld der Ceres unterstützt.
Und itzt, es wundert mich! sehn beyde sonder Regung,
Den Streit gelassen an: da Venus die Bewegung
Der Griechen gegentheils geschwind und schlau bemerkt,
Den Liebling nie verläßt, sein Schwert zum Siege stärkt,
Und ungeacht des Hangs, den sie zur Lust verspüret,
Ihn unbeschädiget aus dem Gefechte führet. — — —
Ihr Götter! überlegt daher die Sache wohl,
Und denkt mit Ernst darauf; wie man sie enden soll.
Habt ihr am Kriege Lust, liebt ihr das Blutvergießen,
Sagt, oder heißt ihrs gut, den Frieden bald zu schließen?
Wenn euch, ihr Ewigen! der letzte Rath gefällt:
So bleibt die Stadt bewohnt, und Spartens Fürst erhält
Die schöne Helena, die ihm der Sieg versprochen,
Und Paris wird gestraft, und seine That gerochen.

Wo wir in Kleinigkeiten, etwas geändert haben, da hat es die grammatische Sprachrichtigkeit so erfodert. Indessen klingt überhaupt die Dichtungsart sehr angenehm und fließend.

Wol-

Wollen wir ein schönes Gleichniß hören, so sey es das, womit der Minerva Abfahrt vom Himmel erläutert wird.

Minerva folgt dem Ruf mit inniglicher Luſt.
Ihr Herz pocht heftiger, und die erzürnte Bruſt
Hob ſich vergnügt empor: da ſie bewundernd hörte,
Wie günſtig Jupiter ſich gegen ſie erklärte.
Sie brach in gröſter Eil von Idas Hügeln auf,
Und ihre Rachbegier beſchleunigt ihren Lauf.
So wie ein Stern, den Zevs ein ungewohntes Schrecken,
Bey Flotten auf der See, in Lägern zu erwecken,
Erzürnt vom Himmel ſtürzt, ſchnell durch die Wolken eilt,
Und ſich, indem er fällt, in tauſend Funken theilt:
So majeſtätiſch ſchoß die Göttinn, deren Glieder
Wie Sonnen funkelten, auf das Gefilde nieder.
Die Volker ſchauderten, da ſie die Göttinn ſahn,
Und einer ſprach beſtürzt den andern alſo an:
Entweder zeigt uns Zevs, nach einem langen Hoffen,
Itzt ſeine Gnadenhand zum Wohlthun huldreich offen;
Und ſchickt uns beyderſeits die längſt erwünſchte Ruh,
Den Endzweck unſers Flehns durch dieß Geſichte zu:
Ach! oder man erneut den Krieg auf beyden Seiten;
Und wir erleben noch mehr Widerwärtigkeiten.

Und

Und auf der 111ten Seite lautet eine Beschreibung also:

Mit diesem Bogen bückt sich Pandarus zur Erden,
Indeß, daß sein Gefolg, um nicht erkannt zu werden,
In dieser Stellung ihn mit ihren Schilden deckt,
Und dadurch seinen Sinn dem griechschen Volk versteckt;
Das sonst auf ihn gewiß die Pfeile abgedrücket,
Bevor sein Anschlag ihm, auf Spartens Haupt, geglücket.
Drauf wählt er einen Pfeil, den er noch nie gebraucht;
Ein Pfeil, leicht wie der Wind, den Gift und Tod behaucht.
Sein Auge sucht den Held; er ruft, indem er zielet,
Den großen Phöbus an, dem er den Schuß befiehlet,
Und eine Hekatomb, im Fall der Held erbleicht,
Zur Dankbarkeit verspricht, wenn er sein Land erreicht.
Im währenden Gebeth zog er mit aller Hitze
Des Bogens Sehne an; so, daß die scharfe Spitze
Des abgerichteten Pfeils bis in die Kerbe fiel,
Die vorn am Bogen war. Der Pfeil verfolgt das Ziel,
Und warf sich ungestüm, unaufhaltsam zum Morden,
Mit zischendem Geräusch in die achivschen Horden.
Doch, Menelaus! itzt, ja itzt erinnern sich
Die Götter deines Rechts: getrost! sie schützen dich.
Vor allen kannst du fest mit kühnlichem Vertrauen
Auf Pallas, Jupiters erhabne Tochter bauen.
Sie schwächt die Kraft des Pfeils, der dich zu stürzen dräut;
Und scheucht ihn von dir weg, voll Huld und Zärtlichkeit.

So

So sorgsam scheucht die Hand der Mutter eine Fliege,
Die um den Säugling schwärmt, von der bewachten Wiege,
Damit ihr Summen ihn im Schlummer nicht erschreckt,
Und der bedrohte Stich ihm keinen Schmerz erweckt:
Sie lenkt den hämischen Pfeil, und läßt ihn in die Schnallen
Des prächtigen Gehängs, um deinen Panzer, fallen:
u. s. w.

Mit einer so edlen Einfalt sind Homers Bilder geschildert. So natürlich drücket sich auch der Heldendichter aus, wenn er zum Herzen des Lesers dringen, nicht aber bloß die Phantasie bethören will. Eben dergleichen schöne Stellen wird man in diesen 3 neuen Büchern viele finden; und wir wünschten, daß das Lesen dieser Uebersetzung den Geschmack unsrer Landesleute so fein machen möchte, alles was ihr nicht ähnlich ist, als unächtes Flittergold zu verwerfen.

XIII.

Nachricht wegen der neu aufgenommenen Ehrenglieder und Mitglieder der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste.

Obgleich die itzigen unruhigen Zeiten, die öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft der freyen Künste bisher noch gehemmet haben; und sie sich also vorbehält, dieselben bey aufgeklärterm Himmel friedlicher Zeiten wiederum fortzusetzen: so haben

ben doch ihre besondern Zusammenkünfte darum nicht aufgehöret. Es sind auch in dem abgewichenen Jahre bis zum 5ten des Herbstmonaths 1757. verschiedene neue Ehrenglieder und Mitglieder in dieselbe aufgenommen und den andern beygesellet worden. Es sind die Namen dieser allerseits vornehmen, und gelehrten, auch durch ihre Verdienste um die schönen Wissenschaften berühmten Männer, für dießmal folgende.

Herr Alexander Jelagin, Russisch-kaiserlicher hochbestallter Obersier.

Herr M. Daniel Naumann, Pfarrer zu Oberullersdorf bey Zittau.

Herr Johann Arnold Buddeus, Past. zu Spenge, im Ravensbergischen in Westphalen.

Herr Friedrich Gedicke, Prediger zu Boberow in der Mittelmark, der kön. d. G. zu Königsberg Mitglied.

Herr M. Joh. Gottfried Ungar, Past. zu Niederpöllnitz im Erzgebirge.

Herr Johann Gottfried Hauptmann, des hochreichsgräflichen Gymn. zu Geran Director.

Herr Paul Christian Heinrici, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Altona.

Herr Johann Peter Miller, Rector des Gymn. zu Ulm in Schwaben.

Herr Joh. Georg Heinrich Oelrichs, Rector der reformirten Schule zu Küstrin, in der Neumark.

Ende des Weinmonds 1757.

zuſchreiben, unter welchen inſonderheit Joh. Cuſpinian iſt, der zu eben der Zeit gelebt, und ſolches klar im Buch von den Kayſern bekennet, dem alſo viele folgen. Allein, es wird geſagt, ſolches Zeugniß rühre her aus Schmeicheley gegen den Kayſer und aus Neid gegen Pfintzingen. Das iſt gewiß daß Maximilian ſeine Geſchichte ſelbſt aufgeſchrieben oder aufſchreiben laſſen: Allein Pirkheimer bezeuget, daß es geſchehen in Lateiniſcher Sprache, wie ers mit angehöret. Petr. Lambeck iſt noch der wichtigſte, indem er bekennet, daß in der Wieneriſchen Kayſerlichen Bibliotheck unter den Manuſcripten ein Werk gefunden werde, welches Maximilians Schriften in ſich hielte, darunter auch der Theuerdank wäre. Allein es wird geantwortet, daß der Kayſer ſelbſt dieſes Buch angegeben und befohlen, aber von Pfintzingen verfertiget worden, deswegen es ihm zugeſchrieben werde. Sintemalen es mit Marcus Trauſauerweins Buch, des weiſens Künigs, eben ſolche Bewandniß hat, wie aus des Verfaſſers eigenem Geſtändniß erwieſen wird.

Im fünften Abſatze wird der Inhalt des Buchs angezeiget, der darinnen beſtehet, daß des groſſen Kayſers Maximilians, des erſten, unerhörte, ſonderbare und merkwürdige Begebenheiten und Thaten im Kriege und zu Friedenszeiten, auf Reiſen und bey der Jagd, zu Waſſer und zu Lande erzehlet werden. (*)

(*) In dem Exemplar, welches wir in dem Büchervorrathe unſerer Geſellſchaft haben, ſteht der ganze Schluſ-

H·ANASTASIVS·PAVL·PROB·
MOSCHIAN·PROB:MAGNVS

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Windmond 1757.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1757.

Inhalt.

I. Des P. Montfaucons griechische und römische Alterthümer.

II. Geschichte der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften. XXIII. Band.

III. Christophori Saxi, Diptychon Magni Consulis &c.

IV. Magasin des Enfans, par Madame Le Prince de Beaumont. T. I. II. III. IV.

V. Probe einer Verdeutschung, aus Virgils IV. Buche der Aeneis und dessen 590 bis 629sten Verse.

VI. Probe einer Fabel, aus dem Magasin des Enfans.

VII. Die Ritter und Riesen, ein Rittergesang.

VIII. Herrn Pastor Schäfers liebreiche Aufforderung zu einem getrosten Heldenmuthe.

IX. Dictionarium Anglo-Suethico-Latinum.

X. Herrn Heilmanns Prüfung einer neulich herausgekommenen Uebersetzung des Herodotus.

I.

Griechische und römische Alterthümer,

welche der berühmte P. Montfaucon, ehemals samt den dazu gehörigen Supplementen in zehn Bänden in Fol. ans Licht gestellet, den Studierenden, Malern, Bildhauern Kupferstechern ꝛc. auch andern Künstlern zu gefallen, ins kleine gebracht und deutsch herausgegeben, von M. Joh. Jakob Schatzen, Gymnasiarchen zu Straßburg und das. Univ. Biblioth. Nürnberg in Verl. Ge. Lichtensiegers, Kupferstecher. 1747. in Fol.

Wir können nicht umhin, dieses schönen Werkes mit Ruhme zu gedenken, da es so merklich in unsern Bezirk der schönen Wissenschaften, einschlägt. Das große montfauconische Werk ist seit vielen Jahren eine Zierde der Bibliotheken gewesen: allein wegen seiner Kostbarkeit, war es den meisten Liebhabern der Alterthümer gleichsam ein vergrabener Schatz. Selbst auf vielen hohen Schulen war kein Abdruck desselben zu finden; und

an andern Orten hielt es noch schwerer, dergleichen aufzutreiben. Was konnte also die Jugend daraus lernen? und wem konnte es sonst zu Nutze kommen, da die reichsten Büchersammler insgemein ihre Bücher selbst nicht verstehen, oder doch zu brauchen nicht Zeit haben?

Kein Anschlag war also, zu Beförderung der schönen Wissenschaften, löblicher, als dieser. Aus der vorangesetzten Vorrede Sr. Hochehrw. des Herrn Prof. Semmlers in Halle, sehen wir, daß wir dem hochsel. Herrn von Ebner, dem weil. nürnbergischen Peirese, diesen ganzen Anschlag zu danken haben. Derselbe hatte in seiner vortrefflichen Bibliothek, der wir uns vom 1749sten Jahre her mit Vergnügen erinnern, einen schönen Vorrath von Alterthümern gesammlet, die es wohl werth wären, der Welt in wohlgestochenen Abrissen mitgetheilet zu werden. Hierauf dachte nun dieser große Beförderer der Litteratur, und war willens, allen nöthigen Vorschub dazu zu thun. Er gab daher den Anschlag, den Montfaucon ins Kurze zu ziehen, und sodann seine eigene Sammlung als einen Anhang beyfügen zu lassen. Er hat dem Herrn Director Schatz in Straßburg die Besorgung des ersten aufgetragen; und hat auch den Herrn D. Semmler, als damaligen Professorn zu Altdorf, ersuchet, an dieser und andern mehrern Arbeiten Theil zu nehmen.

In der zweyten Vorrede meldet der Herr Dir. Schatz selbst, daß schon vor acht bis neun Jahren die homannischen Erben zu Nürnberg, ihm den Antrag gethan, der studirenden Jugend zum Besten,

sten, einen Auszug aus dem Montfaucon zu machen: wovon sie den Verlag, und die Besorgung der Kupfer übernehmen wollten. Die bekannten Alterthümer eines Rosinus, Nieuports, Cellarius, Hildebrands und Henkels, waren nämlich zwar überall in den Händen der Jugend. Allein es fehlte ihnen am besten, nämlich an Kupfern. Man weis ja wohl, wie unvollkommen alle Beschreibungen sichtbarer Dinge, ohne wohlgemachte Abbildungen, zu seyn pflegen. Er entschloß sich also, den ihm geschehenen Vorschlag zu ergreifen; zumal, da die von ihm ertheilten Figuren nach den besten Urbildern gezeichnet sind; nicht aber aus dem bloßen Gehirne eines von Liebe zum Alterthume halbtrunkenen Antiquariers entsprossen waren.

Allein dieser homannische Anschlag gerieth, wegen andrer Unternehmungen, ins Stecken: und der gegenwärtige Herr Verleger trat schon vor sechs Jahren an der homannischen Erben Stelle. Man war anfangs Willens, diesen montfauconischen Auszug nur in lateinischer Sprache zu liefern. Allein in Erwägung, daß man mit einem deutschen Texte, nicht nur Gelehrten, sondern auch allerley Künstlern dienen würde, die oft mit Nachahmung und Abbildung der Alterthümer umgehen: so änderte man den Vorsatz. Und hatte Montfaucon sich schon des Lateins und des Französischen zugleich bedienet: so glaubte man demselben noch besser so nachzuahmen, daß man zweyerley Ausgaben in jeder Sprache besonders veranstaltete; damit die Liebhaber des Lateins, solches ohne das Deutsche, die Liebhaber des

Deutſchen aber, dieſes allein haben könnten; und es nicht nöthig hätten, ein und daſſelbe Werck doppelt zu bezahlen.

Anfänglich wollte man auch beyde Ausgaben ohne alle Anmerkungen abdrucken laſſen. Allein verſchiedene Gelehrte wünſchten, daß dieſer Auszug auch mit einigen kritiſchen Anmerkungen verſehen werden möchte. Dieſe zu verfertigen trug man dem Herrn Prof. Semmler, damals zu Alidorf, auf. Dieſer unterzog ſich ſolcher Arbeit dergeſtalt, daß er zum lateiniſchen Texte viel mehrere, und gelehrtere, zum Deutſchen aber viel weniger, und nur die unentbehrlichſten beyfügete: woran man allerdings ganz wohl gethan hat.

Um nun zu melden, was eigentlich in dieſem Auszuge geleiſtet worden, ſo iſt zu wiſſen: daß 1. der Herr Verf. deſſelben, in der vom P. M. beliebten Ordnung, die nöthigſten Sachen und Materien ins Kurze gezogen, und ſich aller unnöthigen und gar zu kritiſchen Unterſuchungen enthalten hat. 2. Bey denen überall beygefügten Figuren hat man eine beſondre Wahl getroffen. Denn anfänglich hat man nur die gewählet, die von beglaubten Originalen abgezeichnet ſind. Unter vielen Zeichnungen von Göttern, Prieſtern oder Bildſäulen, hat man nur diejenigen genommen, welche die beſten Stellungen zeigeten; auch im Abſehen auf den Nutzen der Künſtler bisweilen mehr als eine beybehalten. In eben der Abſicht, hat man endlich auch manche ſchöne Zeichnung aus der Hiſtorie und Mythologie mitgetheilet, die ſonſt wohl hätte wegbleiben können.

Schlüßlich

Schlüßlich hat man 3. die großen und prächtigen Bilder Montfaucons, die sehr viel Platz einnahmen, ins Kleine gebracht, um sie deste wohlfeiler liefern zu können; doch allenthalben die gehörige Verhältniß sorgfältig beobachtet.

Die Supplemente die P. M. bey seinem Werke in etlichen Bänden angehenket hat, sind hier jedes Ortes überall mit eingeschaltet worden. Weil aber gleichwohl in seinem großen Werke noch manches fehlet: so hat man gleich Anfangs auf neue Ergänzungen desselben gedacht, die noch in einem besondern Bande geliefert werden dörften. Die Einrichtung desselben aber, soll zu seiner Zeit in einer besondern Nachricht bekannt gemachet werden. Imgleichen ist der Verleger entschlossen, auf gleiche Weise auch 1) die jüdischen, und 2) die christlichen Alterthümer auszufertigen; die dann gleichsam den II. und III. Band zu diesem Montfaucon abgeben werden. Druck und Papier sind so sauber, als man dieselben nur in irgend einem andern nürnbergischen Werke gewohnt ist.

Nun ist nichts übrig, als daß wir unsern Lesern, denen etwa Montfaucons seltnes und kostbares Werk nie zu Gesichte gekommen, noch den ganzen Inhalt desselben einigermaßen bekannt machen müssen. Es besteht dasselbe aus V. Bänden. Der I. B. handelt von den Göttern der alten Griechen und Römer. Nach einem Vorberichte vom Ursprunge der Abgötterey, handelt das I. Buch von der obersten Classe der Götter, der Cybele, dem Saturn, dem Cölus, der Tellus und dem Oceanus, den Titanen, und dem

Janus. Das II. B. vom Jupiter, der Juno und Vesta, dem Neptun, den Nereiden und Tritonen, dem Pluto u. der Proserpina, der Ceres, dem Triptolemus, und Aristäus. Das III. B. vom Geschlechte Jupiters, dem Vulcan, Apollo, den Musen, der Sonne, dem Mars, Merkur, der Minerva oder Pallas, der Medusa, dem Palladio und dem Perseus, der Diana, der Venus und den Gratien, nebst dem Cupido und der Psyche.

Das war dieses Bandes I. Theil, nun kömmt der II. von denen Helden, die unter die Götter versetzet worden. Diese sind im I. Buche Herkules, Bacchus, die Satyren, Silenen, Faunen, Panen und Silvanen; Priapus und Vertummus, Flora und Pomona. Im II. B. Aesculap, Roma, die Dioskuren, Fortuna und die Penaten, die Laren und andre Geister. Das III. B. stellet die vergötterten Gemüthsgaben, himmlische Güter, auch schädliche Dinge vor. Endlich im IV. kommen die Nacht, der Mithras, die pantheistischen Figuren, die Sirenen, Harpyen, und stymphalischen Vögel, nebst der Scylla, dem Phönix, den Centauren, dem Orpheus, und dem Laokoon vor; alles in Beschreibungen und Kupfern.

Der II. Band dieses Werkes enthält im I. Theile den Gottesdienst der Alten; und zwar im I. Buche die Priester und Kirchendiener. Hier findet man in verschiedenen Capiteln, die Priester, Parasiten, Cereces, Neokoren, Hierophanten, und die delphische Pythia. Die Priester der Cybele und des Mithras,

thras, den römischen Pontifex Maximus, die Flamines, die Auguren und Vogeldeuter, die Sibyllen und vestalischen Jungfern; die Salier, Fecialen und die Kleidungen der Priester.

Im II. Buche kommen die Tempel vor, und zwar ihr Ursprung, ihre Namen, Theile und Oerter, Gestalt, Lage, Zierrathe, Reichthümer, Einweihung und Freystattsrecht. Ferner findet man die Tempel besonderer Götter und Göttinnen, die Tempel der übrigen Götter, und der Tugenden beschrieben.

Im III. Buche stehen die Altäre und Gefäße beym Opfern, nebst den Opfern selbst beschrieben. Ins besondre aber findet man die Dreyfüße, und alle Werkzeuge beym Opfern, und dieser verschiedene Arten entworfen.

Im IV. Buche liest man von den Festtagen der Griechen und Römer, von ihren Supplicationen, Verwünschungen, Gelübden, Orakeln, Schwärmern, Wahrsagern, Gauklern und Zeichendeutern.

Im II. Theile dieses Bandes kömmt überhaupt die Religion der Aegyptier, der Araber, Syrer, Perser, Scythen, Deutschen, Gallier, Spanier, und Karthaginenser vor. Besonders findet man im I. B. den ägyptischen Abgott Knoph, den Osiris, die Isis, den Serapis, den Harpokrates, den Aelurus, Apis, Anubis, oder Kunokephalus, den Sphynx, die Canopen, Käfer, und andre Misgeburten, imgl. Hände, Füße, Augen u. s. w. so die Aegypter göttlich verehret haben. Das II. B. beschreibt die isische Tafel, ihre Priester, Opfer, Tempel, und Spitzsäulen, imgl. im III. B. die abraxeischen Figuren

Der ſechſte Abſatz legt uns die Ordnung und poetiſchen Erdichtungen, deren ſich der Verfaſſer, welcher nicht trocken, ſondern angenehm und zierlich ſchreiben wollen, bedienet hat, kürzlich doch hinlänglich vor Augen. Die Erfindung iſt werth, daß wir ſie ganz herſetzen. Im Jahr der Welt 6444. regieret in dem weſtlichen Deutſchlande ein mächtiger, glücklicher, groſſer König, Romreich genannt, welcher aus einer glücklichen Ehe eine einzige Tochter, Ehrenreich, gezeuget, die wegen ihrer Schönheit, Gaben und Erbländer von vielen begehret ward. Deswegen die Räthe den König bathen, bey Lebzeiten dieſes auszumachen, damit niemand nach ſeinem Tode die Tochter mit Gewalt nähme.

(So-

Schlüſſel am Ende des Buches, gleich nach der Zueignungsſchrift an Carlen, Königen zu Hiſpanien ꝛc. Erz-Herzogen zu Oſterreich, Herzogen zu Burgundi ꝛc Sie hebt ſich mit dieſen Worten an: Vnd erſtlichen Genedigiſter Künig, ſein in obbemeltem meinem Puch begriffen und benennt diſe nachvolgende namen. Künig Romreich, die Künigin Ernreich, der Held Tewrdannckh, der Ernhold, drey Haubtleut, Fürwittig, Vnfalo, Neydelhart. Diſen Perſonen ſein allen diſe Namen erdacht, und ihre rechte namen verſchwigen aus der Vrſach, dieweil derſelben Verwandten in Leben ſein, damit nit geacht werd, es beſchehe diſe Beſchreibung fouil Erlicher Getaten Inen aus liebkoſendem Gemüt, das auch mit ſolchem Puch denen, ſo vorzeiten die allten Heldenpücher geſchriben haben, nachgevolgt wurde, dann mich beduncht, daß dem gemain man nit not ſey, den grundt zu verſtee.

guren. Das IV. Buch hält der übrigen obgenannten Völker Religionen und Aberglauben in sich.

Der III. Band handelt von Dingen, so die Menschen täglich brauchen; und zwar im I. Theile von den Kleidungen und dem Schmucke der alten Griechen, und Römer. Hier ist die Tunica, Calasiris, Chlæna, und das Pallium, die Toga und der Latus clavus, die Trabea, Lacerna, der Birrhus, die Vestis pullata, und Caracalla, die Toga prætexta, u. s. w. Die Decke des Hauptes, die Weiberkleidung und ihr Hauptschmuck anzutreffen. Im II. B. wird von Heften und Schnallen, Haarnadeln, Armbändern, Ohrgehenken, Ketten, Schuhen, Stiefeln, Wiegen, Bullis, Zierden der Kinder und andern Putzwerken, von den hetruriſchen, ägyptiſchen, perſiſchen, parthiſchen, ſcythiſchen, phrygiſchen und daciſchen, galliſchen, ſpaniſchen, luſitaniſchen, mauriſchen, numidiſchen und karthaginenſiſchen Kleidungen gehandelt. Das III. Buch handelt von Häuſern der Griechen und Römer, ihren Abtheilungen und Zimmern, vom Hausrathe, ihren Gaſtmahlen, Meyerhöfen und Landgütern. Das IV. B. von ihren Gefäßen, Maaßen, Münzen, Gewichten, und Talenten. Das V. B. von den VII. Wundern der Welt, öffentlichen Gebäuden, und denen mancherley ſymboliſchen Zeichen einiger Landſchaften, Flüſſe und Städte.

Der II. Th. dieſes Bandes begreift im I. B. die Bäder der Alten mit ihren Gefäßen und Werkzeugen, ihre Verlöbniſſe, und Hochzeiten, Fingerringe und Siegel; das II. B. die Schaubühne und

Schau-

Schauspieler, die Amphitheater und die mancherley darinn angestellten Spiele. Das III. B. die feyerlichen Spiele der Griechen, als die olympischen, pythischen, nemäischen, isthmischen Spiele, den Circum der Römer, mit allen Spielen und Wettläufen, die darinn angestellet zu werden pflegten; und die andern öffentlichen Aufzüge der Römer und Griechen. Das IV. B. handelt von der Jagd, der Fischerey, dem Schach und Würfelspiele der Alten. Das V. B. endlich von allerley Werkzeugen, der Bauleute, der Spielleute, der Schreiber, der Weber, Ackersleute und Bäcker.

Der IV. Band handelt vom Kriegswesen, und zwar vom Anwerben der Soldaten, ihren Arten und Classen, Kleidungen und Waffen. Und bey diesen wird von Helmen, Panzern, Schilden, Degen, Spießen, Bogen, Pfeilen, Beilen und Schleudern gehandelt. Nun kömmt die Reiterey, sowohl bey Griechen, als Römern, und bey andern Völkern, u. s. w. Die Anreden großer Herren an die Soldaten, die Heerzüge, Schlachten und Schlachtordnungen sind auch nicht vergessen. Die Kriegsmaschinen und Arten das Lager zu schlagen, die Siegszeichen, Triumphe, Kronen, Triumphbogen, Ehrensäulen und Wegesäulen beschließen den ersten Theil.

Der II. handelt von Landstraßen, Brücken, Fuhrwerken, Wasserleitungen und Cloaken; imgleichen der Schiffahrt und was dazu gehöret. Hier findet man die mancherley Arten Schiffe zu bauen, die Theile der Schiffe, die Ausrüstung der Kriegsschiffe, die Schiffsoldaten, ihre Feldzeichen, Kriegsübun-

übungen, Vorbedeutungen, Opfer und Strafen; endlich ihre Häfen und Seeleuchten.

Der V. Band handelt im I. Th. von Leichenbegängnissen, Grabmaalen und Mauſoleen; und zwar im I. Theile von den Ceremonien mit den Todten, ihrer Salbung und Ausſtellung; den Leichenbegängnissen, dem Begraben und Verbrennen der Todten. Ferner von Urnen und Aſchentöpfen. ſie mochten nun rund oder viereckig ſeyn; von Särgen, Thränenflaſchen und Denkmälern, bey Griechen, Galliern und Hetruriern, und von den Mauſoläen. Endlich von den unterirdiſchen Oertern, Göttern und Seelen der Verſtorbnen; vom Uebergange der Seelen in die Pforten der Höllen, von den Strafen der Verdammten und dem Fluſſe Styx, von den elyſiſchen Feldern, der Vergötterung, und den jährlichen Gedächtnißfeſten.

Der II. Th. giebt Nachrichten von Leichenbegängniſſen der alten barbariſchen Völker, als der Aegyptier, an Pyramiden, Mumien, Sphingen und balſamirten Vögeln; ferner der Troglodyten, Makrobier, Mohren, Nabatäer, Aſſyrer, Perſer, derer von Derben, der Caſpier und Scythen; der Deutſchen und andrer alten nordiſchen Völker. Darauf folgen die Lampen der Alten, nach ihrem Urſprunge, Gattungen, und ſeltſamen Erfindungen. Endlich kommen die Lebensſtrafen der Alten, als die Kreuzigung, das Rad, die Scapha, der Strang und die Enthauptung, ferner die Zange, Säge, Feuer, Waſſer u. ſ. w. Den Schluß machen einige Alterthümer,

mer, die im Lande der Calmucken gefunden werden. Wir müssen rühmen: daß die Cl. Kupferstiche durchgehends fleißig und schön gemachet, die Beschreibungen aber für Anfänger und Künstler zureichend, in einem Bande und in ziemlich guter Schreibart geliefert werden.

II.

Geschichte der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, XXIII. Band, nach dem Pariser Exemplare. *

Bevor wir anzeigen, welches eigentlich der Inhalt des XXIII. und XXIV. Theiles ist, die wir anitzt herausgeben, müssen wir zuvörderst ein Wort von dem XXII. Bande sagen, der zu gleicher Zeit mit erscheint. Er enthält ein alphabetisches Verzeichniß derer Materien, die in der Geschichte und in den Memoires unserer Akademie, von dem XII. Bande an, bis zum XXI. miteingeschlossen, enthalten sind, so wie der XI. Band das Register zu den zehn ersten ist. Nach diesem Entwurfe, welchem wir

* Weil die deutsche Uebersetzung dieser Geschichte mit dem XI. Bande, als dem Register, geschlossen worden; und schwerlich fort-gesetzet werden dörfte: so hat man den Schluß gefasset, alle Artikel dieses neuen Bandes einzeln in den Monathen dieses Theatrum, den Lesern und Liebhabern mitzutheilen. Man machet hiermit den Anfang dazu, und wird in jedem Monathe fortfahren, die folgenden Artikel ganz übersetzt zu liefern.

wir auch ins Zukünftige als einem Gesetze folgen wollen, werden unsere sämmtlichen Memoires sich ganz ungezwungen in eine Art von Zehenden eintheilen lassen, und jeder XI. Band wird allemal ein Register der zehn vorhergehenden seyn. In dem gegenwärtigen haben wir uns so viel als möglich, nach dem Entwurfe des erstern gerichtet.

Der XXIII. und XXIV. Band beziehen sich auf das 1749. 1750. und 1751ste Jahr. Innerhalb diesem Zeitraume sind einige Sachen vorgegangen, welche für die Akademie wichtig sind, und von welchen sie sich verbunden hält, der Welt Rechenschaft zu geben.

Man hat aus dem XVI. Bande unserer Geschichte ersehen, durch was für eine Kette von Umständen, der Druck unsrer Memoires viele Jahre hindurch verzögert worden. Hr. **Freret**, unser beständiger Secretär, dessen kränkliche Umstände wider seinen Willen die hauptsächlichste Ursache dieser Verzögerung gewesen, starb den 8ten März 1749. Der Herzog **von St. Aignan**, als **Präsident** desselben Jahres, empfing am 22sten eben dieses Monathes, einen Brief vom Grafen von Maurepas, dessen Abschrift zugleich dem **Marquis d'Argenson**, Vicepräsidenten zugeschicket ward, der ihn der Akademie mittheilete. Wir wollen hier dasjenige daraus hersetzen, was die Einrichtung betrifft, die man wegen der erledigten Stelle eines beständigen Secretärs gemachet.

„Auf die Nachricht, mein Herr, die ich dem „Könige, wegen derer Personen gegeben, welche

„die

„die Akademie an die Stelle des verstorbenen Hrn. Freret vorgeschlagen hat, haben Se. königl. Maj. „sich entschlossen, den Hrn. von Bougainville „zum beständigen Secretär zu ernennen, welchem „zum Vortheile, trotz der Verschiedenheit der Jahre „und des Alters in der Akademie, die Stimmen sich „vereiniget haben. Ich habe ihm geschrieben, um „ihm dasjenige zu melden, was Se. Majestät „wünschen, daß er in der Bekleidung seiner neuen „Stelle beobachten möge.

„Da aber noch acht Jahre von den Memoires „der Akademie fehlen, und Hr. von Bougainville viele Mühe haben würde, den Verlauf dieser Schriften zu befördern; so haben Se. Maj. „sich das Anerbiethen des Hrn. von Foncemagne „gefallen lassen, daß er die Ausgabe der Memoires „vom 1741sten und den folgenden Jahren, bis zum „1745sten mitbeschlossen, besorgen wolle; so daß Hr. „von Bougainville von 1746 anfangen wird, „die Memoires in Ordnung zu bringen.

„Dieser Einrichtung zufolge, mein Herr, muß „die Akademie den Hrn. von Bougainville besonders bevollmächtigen, daß er aus der Verlassenschaft des Hrn. Freret nicht nur alle offene „Briefe, Protocolle, Schriften der Gesellschaft, „Bücher, Papiere, und andere eigenthümliche „Stücke herausnehmen möge, die ihm damals „übergeben worden, als er zum Secretär der Akademie ernennt worden, sondern auch alles dasjenige, „was seit der Zeit in dem Secretariat beygeleget „worden. Von diesem und allem übrigen muß ein

„neues, von ihm, dem Präsidenten, oder Vicepräsidenten, oder in deren Abwesenheit von dem Director der Akademie unterschriebenes Verzeichniß „aufgesetzet werden. Hiervon müssen drey Abschriften seyn; davon die eine, wie gewöhnlich; mir „zugesandt werden, die zweyte in den Händen des „Hrn. Bougainville bleiben, und die dritte als „eine Quittung an die Freretischen Erben gegeben „werden muß, dafern sie dieselbe verlangen. Hr. „von Bougainville aber wird dem Hrn. von „Foncemagne alle Memoires derer Jahre überliefern, die er in Ordnung zu bringen über sich „genommen.

„Ungeachtet Hr. von Bougainville, als Sekretär, den Rang eines besoldeten Mitgliedes haben „soll, so ist doch Sr. Majestät Wille, daß man „ihn in die Reihe der Versitzer nicht eher einnehme, „bis Se. Majestät andere Verordnung deswegen „gemacht haben ꝛc. „

Hr. von Foncemagne ist seinem Versprechen nachgekommen, welches er aus Eifer für die Akademie unternommen hatte, und ihm hat dieselbe die Anordnung des XVI. und XVII. Bandes zu danken. Er ist Verfasser desjenigen historischen Theils, welcher die 250 erstern Seiten des XVI. Bandes ausmachet; so wie Hr. von Boze der Verfasser alles dessen ist, was den Namen der Geschichte in den vorhergehenden funfzehn Bänden führet: und man begreift hauptsächlich unter diesem Namen die Auszüge aller derer Abhandlungen, welche in dem Theile der Memoires nicht mit eingedruckt sind. Diese

Ge-

Geschichte ist ganz besonders die Arbeit eines Sekretärs der Akademie sowohl, als die Leben der verstorbenen Mitglieder.

Die zween Bände, welche Hr. von Foncemagne geliefert, enthalten die drey Jahre 1741, 1742, und 1743. Er machete schon Anstalten, eben diese Arbeit auch von den zwey folgenden Jahren fortzusetzen, als er zum Unterhofmeister des Herzogs von Chartres ernannt ward. Hier nun mußte er sich lediglich diesen neuen Verrichtungen widmen, und hatte keine Muße mehr unsere Memoires in Ordnung zu bringen. Er mußte also von Stund an sein Unternehmen liegen, und dessen Ausführung dem Hrn. von Bougainville überlassen: welcher, da er sich eine Pflicht daraus machet, in seine Fußtapfen zu treten, und wenigstens die Geschwindigkeit und Richtigkeit seines Musters nachzuahmen, in dem 1753sten Jahre, den XVIII. XIX. und XX. Band herausgegeben hat; welche die Jahre 1744, 1745 und 1746 enthalten. Die zwey folgenden Jahre stehen im XXI. Bande, welcher 1754 herausgekommen. Der Druck dieser sechs Bände, hat innerhalb vier Jahren den ganzen leeren Raum erfüllet, welcher durch obgemeldete Verzögerung verursachet werden: und wir hoffen, daß die Akademie nun bald wieder in Gang kommen soll.

Das 1750ste Jahr ist der Zeitpunct einer neuen Einrichtung, die die Akademie erhalten, und deren sie benöthiget war, um ihre Verfassung zu sichern, und ihre Form auch auf das Zukünftige unverän-

derlich zu erhalten. Diese Verordnung, die sie für einen neuen Beweis der Gnade des Königes, und desjenigen Schutzes ansieht, welchen er den Wissenschaften ertheilet, ist ein Zusatz zu ihren ehemaligen Grundgesetzen. Da sie diese letztern in den vorhergehenden bekannt gemachet hat; und da sie auch ausserdem zu Anfange der Geschichte der Akademie stehen, welche Hr. von Boze in drey Duodezbänden herausgegeben: so hat sie geglaubet, sie müsse auch hievon der Welt Rechenschaft geben. Hier ist in wenigen Worten der Gegenstand davon.

Die Akademie besteht, ihren Grundsätzen nach, nur aus vierzig Akademisten, die in drey Classen eingetheilet sind; nämlich in zehn Ehrengliedern, in zehn Besoldeten, und in zwanzig Beysitzern. Bis Anno 1715, hatte sie keine auswärtige Beysitzer gehabt: allein seit der Zeit sind ihr auch dergleichen beygesellet worden, und die Zahl derselben hatte sich unter verschiedenen Benennungen vermehret; so daß sie fast das Verhältniß überschritten hätte, welches unter den Classen der Akademie seyn soll.

Dieser Umstand war daher gekommen, weil man dergleichen Titel niemals nach einem festgesetzten Plane ausgetheilet; sondern nach dem Maaße, wie sich die Gegenstände dargeboten, auch Titel ersonnen hatte. So waren denn unvermerkt Classen von auswärtigen Ehrengliedern, von Ehrengliedern zum Briefwechsel, von Beysitzern zur Correspondenz, von freyen Beysitzern, von auswärtigen Correspondenten, entstanden; und in diesen fünf neuen Classen war gar nichts bestimm-

stimmtes. Die Zahl derer, welche hier eingenommen werden konnten, war so wenig festgesetzet, als ihre Vorrechte.

Es war höchst nothwendig, dieser Unordnung abzuhelfen. Der Hr. Graf von Argenson, welchem die Sorgfalt für die Akademie seit 1749 aufgetragen war, sah solches auch gar wohl ein. Die Bittschrift, welche sie ihm nach reifer Ueberlegung übergab, enthielt einen Aufsatz derer Bewegungsgründe, welche den König veranlassten, ihr diejenige Verordnung zu ertheilen, deren Inhalt hier folget. Der Hr. Marquis von Argenson, Präsident der Akademie, händigte ihr dieselbe auf Befehl Sr. Majestät ein; und folgenden Brief dazu, den er von seinem Herrn Bruder wegen dieser Sache erhalten:

Schreiben des Herrn Grafen von Argenson, an den Herrn Marquis von Argenson, Präsidenten der Akademie. Versailles, den 10ten May, 1750.

„Ich habe, mein Herr, dem Könige von den „Rathschlägen der Akad. der sch. Wissensch. über die „fünf Classen von Mitgliedern, die sich nach und „nach in dieselbe, ausser denen dreyen, daraus sie „sonst bestanden, den 17ten des letzten Monathes „Nachricht gegeben. Se. Majestät haben gar „wohl eingesehen, daß, da diese neuen Classen, ohne „irgend einen festgesetzten Plan gemachet worden, „nichts anders, als allerley Uebel daraus haben ent-

(Soweit das 1. Capitel.) Der König erlaubte den Räthen, seiner Tochter, vermöge ihrer Klugheit, aus 12. Prinzen, die um sie warben, einen Gemahl zu wählen. Weil sie aber nicht eins werden konnten, ward es wieder dem Könige anheim gegeben, der versicherte, sie sollten noch vor seinem Tode, entweder aus seinem Munde, oder seinem Testamente den erwählten Eidam erfahren. (Das 2. Capitel.) Als der König alt und dem Tode nahe war, begab er sich nach dem Garten, in welchem er kurz vor seinem Ende, der Tochter ihren Gemahl bestimmete. (Das 3. Capitel.) Als man der Tochter den Tod des Vaters hinterbracht, und das Testament überreicht hatte: (Das 4. Capitel.) Berief sie die Stände und Vornehmsten des Reichs, eröffnete das Testament, und fand, daß ihr der junge Held **Theuerdank** vom Vater zum Gemahl bestimmet sey. (Das 5. Capitel.) Deswegen sandte sie sofort einen getreuen Bothen an den Theuerdank, ihn zur Verbindung einzuladen. (Das 6. Capitel.) Unterdessen befürchteten einige Grossen, sie möchten bey Theuerdanks Ankunft ihrer Würden entsetzet werden, und liessen sich vom Teufel eingeben, böse Anschläge wieder ihn zu schmieden, wie sie den Held durch verschiedene heimtückische Künste tödteten, ehe er noch die Grenzen des Reichs berührete. Dieses Unternehmen trugen sie dreyen Hauptleuten unter den Verschwornen auf, welche drey Schlösser, wo der Held durch muste, einnehmen, und ihn durch allerley Ränke und Nachstellungen entweder von seinem Vorhaben abhalten, oder gar tödten sollten. Sie hiessen: **Fürwittig, Unfalo** und **Neidelhart.** (Das 7. Capitel.) Als

„stehen können, die sowohl dem Besten der Aka-
„demie, als dem Wachsthume der Wissenschaften
„hinderlich seyn mußten; und daß es höchstnöthig
„sey, denenselben vorzubeugen, indem man der
„Akademie eine unveränderliche Gestalt gäbe, und
„ihr gleichwohl die Mittel verbehielte, allen Brief-
„wechsel fortzusetzen, den sie für nöthig halten wür-
„de. Daher haben Se. Majestät für eine Ver-
„ordnung geforget, welche mit den Absichten der
„Akademie genau übereinstimmet, und dieser ge-
„lehrten Gesellschaft zu einem Merkmaale des be-
„sondern Schutzes dienen muß, dessen Se. Maje-
„stät dieselbe würdigen. Ich habe die Ehre, ihnen
„diese Verordnung zuzuschicken, indem es sich ge-
„bühret, daß die Akademie dieselbe durch Dero
„Hände erhalte. Ich bin mit einer vollkommenen
„Ergebenheit ꝛc. ꝛc.

M. P. de Voyer d' Argenson.

Abschrift der im vorstehenden Briefe gemeldeten Verordnung.

Auf königlichen Befehl.

Nachdem Se. Majestät sich den gegenwärtigen Zustand Dero Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften haben vortragen lassen, haben Höchstdieselben eingesehen: daß ungesehen derer drey Classen der akademischen Mitglieder, aus welchen diese Gesellschaft bey ihrer Einrichtung bestanden, noch fünf neue hinzugekommen; indem die Nothwendigkeit, einen Briefwechsel anzulegen,

legen, oder auch andere Bewegungsgründe, sie bewogen, bey vorfallenden Gelegenheiten, unter verschiedenen Titeln, einheimische Personen, die aber in Paris nicht wohnhaft sind, oder auch wohl Ausländer unter sich aufzunehmen: ohne daß es bisher einen festbestimmeten Grundriß zu diesen Aufnahmen, noch auch Regeln gegeben, deren Zahl oder Vorrechte zu bestimmen. Da nun Se. Majestät nach dem Wunsche der Akademie denen Unordnungen vorbeugen wollen, die aus einer dergleichen Verwirrung entstehen könnten, und Ihrer Akademie eine dauerhafte Forme geben, ihr auch zu gleicher Zeit die Mittel erhalten wollen, den zum Aufnehmen der Wissenschaften erfoderlichen Briefwechsel zu unterhalten; so befehlen Höchstdieselben folgendes:

I. Artikel.

Die ganze königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften soll nach wie vor, aus 40 Akademisten bestehen, die in drey Classen eingetheilet seyn sollen, nämlich zehn Ehrenglieder, zehn Besoldete, und zwanzig Beysitzer.

II.

Die fünf Classen welche nach und nach unter den Namen auswärtiger Ehrenglieder, Ehrenglieder zum Briefwechsel, freyen Beysitzer, Beysitzer zur Correspondenz, und auswärtiger Correspondenten hinzugekommen sind, sollen künftighin vertilget u. unterdrücket werden. An deren Stelle aber soll eine einzige Classe von

zwölf freyen akademiſchen Mitgliedern kommen, deren vier einheimiſch und in Paris nicht wohnhaft, die acht übrigen aber auswärtig ſeyn ſollen.

III.

Der Rang dieſer neuen Akademiſten ſoll unter ihnen nach der Zeit ihrer Einnahme, ohne Anſehung des Alters, Standes, der Würde, und des Ortes ihres Aufenthaltes eingerichtet werden.

IV.

So oft ſie den Verſammlungen der Akademie beywohnen, ſollen ſie auf den Bänken der Beſoldeten und Beyſitzer Platz nehmen; im Falle aber daß dieſelben ſchon beſetzt wären, können ſie ſich in die Mitte an den Marmortiſch ſetzen.

V.

Sie ſollen ganz und gar keine Stimme haben, es ſey bey Wahlen, oder akademiſchen Angelegenheiten, und ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche nach Paris kämen, um ſich daſelbſt niederzulaſſen, ſollen von dem Augenblicke an die Stelle verlieren, die ſie in der Akademie bekleideten, ohne Hoffnung jemals wieder hinein zu kommen.

VI.

Gleichwohl kann die Akademie, nach dem Beyſpiele deſſen, was allezeit in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften beobachtet worden iſt, offene Briefe bloß zur Correſpondenz ertheilen; welches aber denen, die ſie empfangen, weder den Titel eines Mitgliedes, noch auch das Recht ertheilen ſoll, in den Verſammlungen Sitz zu nehmen.

VII. Da

VII.

Da die Stiftung oberwähnter neuen Classe, nur statt haben soll, wenn die vorigen allmählich erlöschen: so sollen alle diejenigen, welche gegenwärtig der Akademie beygesellet sind, es sey auch unter welchem Titel es wolle, in dem Besitze desselben bleiben; sie müßten sich denn seiner freywillig begeben, um den Absichten der Gesellschaft beyzutreten.

VIII.

Keiner von ihnen soll künftighin verlangen, in der Akademie mit zu stimmen, es sey auch in welchem Falle und unter was für Vorwande es wolle. Indessen nehmen Se. Maj. hiervon den Herrn **Präsidenten von Noinville aus**, welcher mit Beybehaltung seiner Würde eines **freyen Beysitzers**, die er als Stifter des gelehrten Preises erhalten, fortfahren soll, aller Vorrechte, und insonderheit der Mitstimmung zu genießen, die damit verbunden ist.

IX.

Will und befiehlt der König, daß gegenwärtige Verordnung ihrem ganzen Inhalte nach bewahret und gehalten werde, und damit niemand sich mit der Unwissenheit entschuldige, soll dieselbe in einer allgemeinen Versammlung der **Akademie**, die man zu dem Ende zusammen rufen soll, vorgelesen, in die Protocolle eingetragen werden, damit man allezeit in bedürfendem Falle dieselbe nachschlagen kön-

ne. Gegeben zu Versailles, den neunten May siebenzehn hundert und funfzig.

Ludwig.

und weiter unten.

M. P. de Voyer d' Argenson.

Man sieht also wohl, daß zufolge dieser neuen Verordnung, die Akademie künftig aus vier Classen bestehen wird, deren letztere sowohl den Inländern als Auswärtigen, unter dem Titel freyer Mitglieder, offen steht.

Verzeichniß der Mitglieder der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften im 1751sten Jahre nach ihrer Aufnahme in dieselbe.

Ehren-Mitglieder.

Die Herren,

1732. Paul Hippolytus von Beauvilliers, Herzog von St. Aignan, ꝛc.

1733. Renatus Ludwig de Voyer de Paulmy, Marquis d'Argenson, Staatsminister ꝛc.

1736. Johann Friedrich Phelypeaux, Graf von Maurepas, Staatsminister ꝛc.

1741. Johann Franciscus Boyer, ehemaliger Bischof von Mirepoix ꝛc.

1741. Anna Claudius Philipp de Thubieres de Grimoard de Pestel de Levy, Graf von Caylus ꝛc.

1743. Heinrich Karl Arnold von Pomponne, Kanzler der königl. Orden ꝛc.

Die

Die Herren,

1743. Chriſtian Wilhelm von Lamoignon. ꝛc.
1744. Ludwig Julius Barbon Mazarini Mancini, Herzog von Nivernois ꝛc.
1749. Marcus Peter de Voyer de Paulmy, Graf von Argenſon ꝛc.
1751. Armand Hieronymus Bignon, ꝛc.

Beſoldete Mitglieder.

Die Herren

1705. Claudius Gros de Boze.
1711. Elias Blanchard.
1711. Jakob Hardion.
1714. Ludwig Franciſcus von Fontenu.
1715. Claudius Sallier.
1717. Camillus Falconet.
1723. Stephan Laureault von Foncemagne.
1722. Dionyſius Franciſcus Secouſſe.
1724. Joh. Baptiſte de la Curne de Ste. Palaye.
1727. Peter Nicolaus Bonamy.
1746. Joh. Peter de Bougainville.
1736. Edme Bouchardon, Zeichner der Akademie.

Bejahrte beſoldete Mitglieder.

1719. Herr Ludwig Racine.

Bey-

Beysitzer,

Die Herren.

1727. Renatus Varry.
1729. Ludwig de la Nauze.
1733. Joh. Franciscus du Resnel.
1735. Franciscus Gemoz.
1737. Wilhelm Nicolay.
1738. Ancet Nielot.
1739. Carl Duclos.
1740. Johann Lebeuf.
1742. Joh. Philipp Renatus de la Bleterie.
1743. Peter Alexander Levesque de la Ravalliere.
1744. Augustin Belley.
1744. Joh. Basilius Paschal Fenel.
1746. Joseph Balthasar Gibert.
1747. Joh. Peter Terzier.
1747. Joh. Jacob Barthelemy.
1748. Karl Lebeau.
1749. Johann Capperonnier.
1749. Leo Menard.
1749. August Ludwig Bertin de Blagny.

Bejahrte Beysitzer.

Die Herren

1701. Bernhard von Fontenelle.
1706. Nicolaus Boindin.
1728. Stephan de Canaye.

Freye

Freye Beysitzer.

1733. Herr Jakob Bernhard Dürey de Noinville.

Beysitzer zur Correspondenz.

1736. Herr Bon.
1743. Herr Abt Venuti.
1749. Herr de Brosses.
1749. Herr Baron Zurlauben.

Freye Mitglieder.

Die Herren
1729. Schöpflin.
1749. Peyssonel.
1749. Aeken.

Auswärtige Ehrenglieder.

1734. Herr Marquis Maffei.
1743. Der Cardinal Quirini.
1745. Der Graf von Cantar.
1749. Der Abt von Guasco.

III.

Christophori Saxii, Diptychon Magni Consulis, nunc primum luce publica donatum animadversionibusque illustratum.

Hagæ Comitum, apud Petrum de Hondt 1757.

Der

Der berühmte Hr. Prof. Sachs, ein hiesiges Landeskind, und vormaliger Mitbürger und Lehrer unserer Universität, hat sich abermal durch eine gelehrte und angenehme Schrift gewiesen. Aus dem Wassenarischen Cabinette hat er ein consularisches halberhebenes elfenbeinernes Schnitzbild käuflich an sich gebracht; und sich ein Gewissen daraus gemacht, selbiges länger für sich allein zu behalten. Er glaubet, es werde es niemand begehren, daß er lange den Namen der **Diptychen** erklären, oder weitläuftig zeigen solle, wie viele Arten derselben, und was ihr Gebrauch gewesen, das haben **Cardona, Carrion, Gothofred, Sirmond. Wilhem, du Cange, Bonarota, Salig, Mazochi**, u. a. schon vor ihm getan.

Gleichwohl meynet er, daß viele, wenn sie von **Diptychen** reden hören, Wunder denken, was ihnen für eine unbekannte Waare aufgedrungen werde. Ja wenn sie ein dergleichen helfenbeinernes Monument erläutern wollten, so nennten sie es mit der allgemeinen Benennung eines halberhabenen geschnitzten Helfenbeines (eboris anaglyptici). Hier kann sich der Herr Verfasser gleich anfangs unmöglich enthalten, auf einen durchlauchten Schriftsteller, den hochwürdigsten Bischof von Ermland, loszuziehen, der 1752 zu Dresden in französischer Sprache eine Beschreibung eines Tableau en relief, oder halberhobenen Schnitzbildes heraus gegeben: ohne Zweifel, weil er nicht gewußt, daß ihm

ein

ein halbes **Diptychon** zu Theile geworden; da doch offenbare Merkmaale eines Kirchendiptychons daran vorhanden geweſen, und **Gori** (Inſcr. Flor. T. I. p. 118.) dergleichen Dinge längſt mit ihrem gehörigen Namen benennet hätte. Man ſehe von jenem unſers Neueſten II. B. 1752. a. d. 565. u. f. S.

Wir können es nicht läugnen, daß uns dieſer evanerthetiſche Eingang von dem gelehrten Herrn Prof. Sachs ein wenig befremdet hat. Sollte es ihm, als einem gebohrnen Meißner, denn ſo gar entfallen ſeyn, daß ein Biſchof von Ermland, wie er ihn ſans façon nennet, (ab Epiſcopo Warmienſi) nicht etwa ein Schulmeiſter, oder irgend ein Dorfpfarrer: ja nicht einmal ſo ein kleiner italieniſcher Biſchof iſt, dem ein deutſcher Superintendent in einem kleinen Städtchen kaum nachgiebt; ſondern einer der gröſten Magnaten im Königreiche Pohlen, ja ein Fürſt des heil. römiſchen Reiches? Wie kömmt es denn immermehr, daß der gelehrte Herr Verfaſſer hier mit ſo weniger Achtung, ohne Anſehen der Perſon, um ſich ſchlägt; ohne zu erwägen, wen er auf ſeinem Wege antreffen möchte? Wenigſtens finden wir, daß er andre noch lebende Schriftſteller, die doch noch lange keine Biſchöfe, Magnaten und Reichsfürſten ſind, mit verſchiedenen Titeln beehret, und alſo der ſachſiſchen Höflichkeit noch Raum gegeben hat. So nennet er den Maffei, der doch ſchon todt iſt, p. 6. illuſtrem, den Caſaubonus, virum ſummum, p. 7. den Gori Celeberrimum. p. 8. den Hagenbuch auch ſo; dem Ma-

billon

Theuerdank die Bothſchaft vernommen, giebt er dieſe Erklärung, er wolle der Königlichen Braut Angeſicht nicht eher ſehen, bis er ſich durch rühmliche Thaten dazu würdig gemacht hätte (Das 8. Capitel.) Nachdem er des Vaters Einwilligung zu dieſer Vermählung ſich erbeten und ſich zu ſeiner Reiſe anſchickte, trat zu ihm der böſe Geiſt in der Geſtalt eines Lehrers, der ihn durch ſeine in dreyen Sätzen verfaßte ſchädliche Lehre, wodurch der Grund der Frömmigkeit, Erbarkeit und eigenen Sicherheit umgeſtoſſen wird, zu verführen trachtete; dem aber alſo ſtandhaft begegnet ward, daß er unverrichteter Sache abziehen muſte. (Das 9. und 10. Capitel.) Hierauf trat Theuerdank mit einem Bedienten, **Ehrenhold**, welchen er zum Zeugen und Ausruffer ſeiner Thaten erwählete, die Reiſe an, (Das 11. Capitel.) und kam an das erſte Schloß, wo ihn der Befehlshaber **Fürwittig** höflich empfing, aber lange aufhielt, unter dem Vorwand, erſtlich, der Königin Genehmhaltung einzuholen. (Das 12. Capitel.) Unterdeſſen führete er ihn in eilf Gefährlichkeiten, die hier in den 13-23. Capiteln erzehlet werden. Nachdem aber der Held Fürwittigs Bosheit von einem Knecht erfahren, ſchalt er ihn; daher er aus Beyſorge, ſein Leben zu verlieren, davon flohe. (Das 24. Capitel.) Theuerdank reiſete weiter, und kam zum Schloß, wo **Unfalo** lag, der auf Einrathen Fürwittigs, ihn gleichfalls aufhielt, und ihn in 48. ſchwere Gefährlichkeiten zu Waſſer und Lande brachte. (von 25-73. Capitel.) Da ſeine Nachſtellung kund ward, flohe er auch aus Furcht der Strafe davon. (Das 74. Capitel.) Theuerdank kam an Neidelharts

Schloß,

billon und Banduri p. 9. duumviros eruditissimos: eben daselbst den Scaliger gar Magnum, u. s. w. nur für unsern hochwürdigsten Bischof von Ermland allein, war in seinem ganzen Vorrathe von Lobsprüchen kein einziges Ehrenwort zu finden.

Und was ist es denn nun für ein Versehen, daß man ein halb erhabenes helfenbeinernes Schnitzbild kein Diptychon genennet hat? Ist denn etwa seine Benennung eines Bas relief nicht wahr, oder nicht deutlich und verständlich genug? Oder wäre die Sache durch den Namen eines Diptychons etwa klärer geworden? Wir haben die Ehre, ihn gerade des Gegentheils zu versichern. Es giebt freylich eine Secte finstrer Gelehrten, die sich einbilden, eine Sache trefflich ins Licht gesetzet zu haben, wenn sie ihr einen alten griechischen Namen beylegen können, der vor 1000 oder ein Paar 1000 Jahren in Uebung gewesen. Allein sie leben in der Schule, und haben mit lauter Schulgelehrten zu thun, die mehr im griechischen und Lateiner-Lande, als in ihrem eigenen Vaterlande zu Hause sind. Aber unser hochwürd. Fürst und Bischof lebet in der großen Welt. Er schrieb auch nicht für Orbilier, lateinisch; sondern für Hof- und Weltleute französisch; ja die Wahrheit zu gestehen, für eine erhabene Prinzessinn, die Ehre ihres Stammes und Geschlechts, der er seine Schrift zugeeignet hat. Hier war nun die Benennung eines Bas-reliefs ungleich verständlicher, als die ungleich dunklere griechische, eines Diptychons.

Allein

Allein unser Hr. Verfasser hat noch eins zu erinnern. Der durchlauchtige Bischof von Ermland hat aus dem Worte Δεσποτα geschlossen, daß dieß helfenbeinerne Schnitzbild aus dem XIII. oder XIV. Jahrhunderte seyn müsse. Dieses will derselbe nicht einräumen, und meynet, man habe schon den Kaisern, Valentinian und Valens, auf einer Säule diesen Namen der Despoten gegeben. Gesetzt, daß diesem so wäre: (wozegen gleichwohl hier, sehr antiquarisch-gelehrte Leute noch viel zu erinnern haben) so würde doch noch lange nicht folgen, daß dieß Schnitzbild zu Kaiser Constantins des Großen Zeiten gemachet werden. Daß aber im XIII. und XIV. Jahrhunderte die nachahmenden Künste in Constantinopel so sehr in Verfall gerathen, daß dergleichen gar nicht hätte verfertiget werden können, ist gleichfalls nicht erwiesen. Wir haben auf verschiedenen großen Bibliotheken, z. E. der wolfenbüttelischen, gothaischen, casselischen, dresdenischen und wienerischen, pergamentene Handschriften aus diesen Jahrhunderten gesehen, die mit so schönen Malereyen und Zeichnungen gezieret sind; daß man den Künstlern zu Constantinopel, um diese Zeiten, gewiß noch mehr zutrauen kann. Denn wer weis nicht, daß bey großen Höfen die Künste noch immer mehr blühen, als an andern Orten?

Dieses beyläufig. Wir geben nun einige Nachricht von dem Inhalte dieser sonst gelehrten Schrift des Hrn. Prof. Sachsens. Nachdem er die Diptychen in ecclesiastische und consularische getheilet, von deren letztern er nur reden will, meldet er: daß die

Consulen, sowohl im Occidente, als im Oriente, beym Antritte ihres Amtes dergleichen elfenbeinerne Tafeln, die wie eine Schreibtafel zu eröffnen und zusammen zu schlagen gewesen, machen lassen, um sie ihren guten Freunden zum Geschenke zu schicken. Daher sey es kein Wunder, daß man auch in Wälschland, Gallien und Deutschland solche Diptychen anträfe, die doch zu Constantinopel gemachet worden. Weil nun die Consulen auf diese gebildeten Tafeln ihre volle Namen und Ehrentitel setzen lassen: so haben wir daraus itzo den Vortheil, daß wir manches Consuls Namen erfahren, der in den papiernen Verzeichnissen der alten Jahrregister ausgelassen worden; und von manchen andern alten Sachen Nachricht bekommen.

Nun sind aber die consularischen Diptycha entweder mit Schriften versehen oder nicht. Diejenigen, so mit Schriften bekannt sind, erzählet der sel. Leich, de Diptychis veterum, P. II. III. Noch genauer, Hagenbuch, in Diptycho Brixiano. Der stummen, oder schriftlosen aber gedenket er nicht. Herr P. S. aber erzählet sie hier alle mit einander, und wir wollen sie gleichfalls kürzlich nennen.

I. Das Compendiensische. Des Theodors Florentius der im 525. J. Consul gewesen; welches Jak. Sirmond zu erst beschrieben hat.

II. Das Lüttichische vom Flav. Anastasius, der 517. Consul gewesen, und welches vom Alexander Wilthem zu Lüttich 1659 beschrieben worden.

III. Das

III. Das dritte iſt das zu Bourdeaux, von dem ſ. Conſul, welches Phil. Labbe entdecket, und gleichfalls **Wilthem** neben dem vorigen beſchrieben.

IV. Das Lüttichiſche, vom Fl. Aſturius, aus dem 494ſten oder 446ſten Jahre, welches ebenfalls **Sirmond**, und **Wilthem** beſchrieben haben.

V. Das zu Dijon, deſſen Namen zwar fehlet, das aber vom du Cange, für **Stilicons** Bild gehalten wird. Sehr viele haben es erkläret. Nachdem man aber das vornehmſte Stück des Zürcheriſchen Diptychons entdecket, auf dem der Namen **Arcobindus** ſtund, ſo hat man das dijoniſche auch auf dieſen Conſul ziehen wollen.

VI. Das Camaldulenſiſche vom Fl. Felix, einem Conſul zu Rom, aus dem 511. Jahre. Mabillon hat es erkläret.

VII. Das mediceiſche vom Anicius Fauſtus Albinus, Baſilius. **Buonarota** hat es zuerſt bekannt gemachet, und ins 431 J. geſetzet.

VIII. Das ricardiniſche, ohne Kopf, deſſen Abbildung **Buonarota** geliefert hat, Gori aber und Muratori haben die Ueberſchrift mitgetheilet.

IX. Das Briviſche, oder Barbiſoniſche, vom Boethius, der 487 im Occidente Conſul geweſen, welches der Card. Quirini ſtechen laſſen.

X. Das Nürnbergiſche, des Conſuls **Clemens** im Oriente, von 513, welches Herr Regelein zu Altdorf 1742 herausgegeben.

XI. Das Zürcheriſche, welches erſt halb, hernach ganz bekannt geworden und von Hagenbuchen

für Stilicons Bild gehalten wird, soll aber den Areobindus vorstellen.

XII. Das vom Consul Orestes aus dem 530sten Jahre; dessen Aufschrift Gori bekannt gemachet. Endlich

XIII. Das veronische, eines unbekannten Consuls, welches Massei im Museo Veronenli bekannt gemachet, und das XIV. genennet.

Alle diese Stücke beschreibt der Herr Pr. S. mit vieler litterarischen Gelehrsamkeit, und verdienet damit bey allen denen Dank, die sich bey den angeführten Schriftstellern weiter Raths erholen wollen. Nun setzet er noch drey hinzu, die keine Aufschriften haben. Diese sind

I. Der Grafen von Gherardesca ihres. Buonarota meynet, es stehe Romuls Vergötterung darauf.

II. Das Quirinische, itzt vaticanische, welches der Cardinal in seiner Zuschrift, an Herrn Boze, in der Decas seiner Briefe von 1743 beschrieben, vor Augen geleget, und alle Kenner zu Entdeckung ihrer Meynungen aufgefodert hat.

III. Das parisische, welches du Cange zuerst beschrieben und mitgetheilet hat, aber nur ein unvollkommenes Stück ist, weil die zweyte Hälfte fehlet. Viele setzen dieß unter den drey letztern oben an; der Herr Verfasser aber zuletzt, weil es mit dem Seinigen zusammen gehöret, und wieder damit vereiniget werden muß.

Dieses nun hätte gewiß niemand errathen können, wenn nicht diese mit Schriften bezeichnete geschnitzte

schnitzte Figur, in des Herrn V. Hände gekommen wäre. Er glaubet nämlich, gewisse Merkmaale entdecket zu haben, daß das pariſiſche und das Seinige verſchwiſtert werden müſſen. Er lobet des du Cange Bescheidenheit, der es nicht entscheiden wollen, welchem Bürgermeiſter es zugehöret habe; und tadelt unſers sel. Leichs Verwegenheit, der es bestimmen wollen, obgleich ihm auch Hagenbuch gefolget. Er widerleget auch die Meynung aus Betrachtung beyder Stücke: dagegen das seinige mit dem pariſiſchen völlig überein kömmt, nur daß das eine einen Spieß ohne Spitze, das andre mit der Spitze; jenes ein conſulariſches prächtigers Gewand, dieſes eine etwas nachläßigere Kleidung hat. Diesen Unterscheid erkläret er so: daß dort die Spitze des Spießes, durch die Länge der Zeit abgebrochen; hernach daß die Blumen aus der Toga, durch das öftere Angreifen der Hände allmählich abgerieben worden. Sonſt sind beyde Weibsbilder auf einerley Art geſtellet und gekleidet; auch alle übrige Nebenzierrathe, ja auch das Geſicht des Conſuls vollkommen einerley, so viel der Kupferſtecher davon erreichen können. Auch die doppelten Thronſtuffen, u. die Gröſſe des ganzen Stückes, sind einerley; nur den Unterſatz ausgenommen, der durch einen böſen Zufall dort abgebrochen worden.

Wir haben die Geſtalt des ganzen Stückes, wie wohl verkleinert, unſern Leſern im Kupfer dieſes Monathes mitgetheilet: und wollen hier noch die Be-

schreibung davon beyfügen. Es ist aus gelblichtem Elfenbein geschnitzet, der Alters halber ziemlich braun geworden. Der Consul sitzt auch auf einem elfenbeinernen Stuhle, der zwo Stufen hoch ist. Ueber ihm hängt ein Kranz, oder Hangeleuchter, der wie ein Kegel spitz zu läuft. Sein Gesicht ist jung, und hat künstlich geflochtene Haare. In der Rechten hält er ein zusammengewickeltes Tuch, und in der linken einen Stab, darauf ein geschnitzter Adler sitzet. Seine Kleidung ist keine Toga nach alter Art, sondern ein Gewand nach damaligen Sitten, mit eingewirkten, oder gestickten Blumen gezieret. Um die Achseln hängt ihm eine breite Binde, davon ein Ende bis auf die Füße herab hängt.

Am Throne sind gestreifte Säulchen, die auf Löwen ruhen. In dem Untersatze, den wir auf unserm Kupfer haben weglassen müssen, stehen ein paar Knaben, die auf den Schultern und in Händen gewisse Körbchen mit Gelde tragen, welches sie ausschütten. An beyden Seiten des Consuls stehen zwo Weibespersonen auf den gestreiften Säulchen, die große Ohrgehenke, einen besondern Kopfputz, fast wie ein Helm gestaltet und zierlich geflochtene Haare haben. Auf den rechten Schultern haben sie den Knoten des Mantels, der die linke Schulter und den Arm bedecket. Die rechte hält eine Pomeranze, oder ein Kügelchen in der rechten Hand, ihre linke aber einen Spieß; die linke strecket ihre rechte gleichsam verwundernd empor, und hält mit der linken einen Schild. An beyden Seiten des Thrones sind kleine Vierecke zu sehen, darinn Gesich-

ter

ter befindlich ſind, ohne ſagen zu können, ob ſie alt, oder jung ſind. Doch hat der Kupferſtecher ſie lieber jung ausgedrucket, wie denn die pariſiſchen auch ſo ausſehen.

Das iſt nun das ganze Stück, davon der Herr Prof. Sachs ſehr viel gelehrte Sachen zuſammen getragen, und einen groſſen Schatz von Beleſenheit gewieſen hat.

IV.

Magaſin des Enfans, ou Dialogues

entre une ſage Gouvernante, & pluſieurs Enfans de la premiere diſtinction &c. par Madame le Prince de Beaumont. T. I. II. III. IV. A Londres in 12. 1756.

Nach ſo vielen andern Magaſinen, die man ſeit einiger Zeit unter dieſem Modetitel in die Welt geſchicket hat, kömmt man nun auf ein Kindermagaſin. Die Frau von Beaumont zu London hat die Schwierigkeit davon gar wohl eingeſehen. Sie glaubte, ein ſolches Buch würde allen Erwachſenen misfallen müſſen. Die Schwierigkeiten in der Ausarbeitung hätten ſie beynah zwanzigmal davon abgeſchrecket: denn ſie ſtellte ſich alle die Einwürfe zum voraus vor, die man ihr machen würde. Doch kam ſie zu Stande, und wies ihre Arbeit vielen Leuten. Viele von dem beſten Geſchmacke laſen ſie ganz zum Ende, und ſagten ihr: ſie hätten es nicht eher aus den Handen legen können.

Dieser Erfolg schlug ihren Muth nieder, weil sie glaubte; was erwachsenen und klugen Leuten gefiele, würde Kindern unmöglich gefallen können. Sie gab es also Kindern von allerley Altern zu lesen: die 10 bis 15 Jahre alt waren. Allein auch diese wurden so begierig zum Lesen, als sie sonst wenig Lust dazu gehabt hatten. Und dieß gab ihr wieder einen neuen Muth.

Sie lernte eine Wahrheit daraus, daß nämlich die Kinder vorm Lesen nur darum einen Abscheu bekommen, weil sie die Bücher, so man ihnen giebt, nicht verstehen. Sie ist mit dem Telemach und Gilblas übel zufrieden, die ein Kind von 15 Jahren im Französischen eben so schwer versteht, als eins von 5 Jahren ein ganz deutliches Buch in seiner Mutterſprache. Die Herenmährchen sind ihr eben so zuwider, weil sie den Kindern so viel falsche Begriffe in den Kopf bringen; und hat die Mährchen von der Mere l'Oye, oder Mutter Hulle, wie man sie in Deutschland nennet, viel nützlicher zu ihren moralischen Absichten befunden, als alle Contes des Fées. Hieraus zieht sie Folgen für Personen, die Kinder erziehen wollen; die sie schon in ihrem Buche von der Auferziehung eingeschärfet hat. Sie laufen darauf hinaus.

1) Die Sitten bilden; 2) ihren Verstand zu nutzen suchen; 3) ihn auszuputzen bedacht seyn; 4) ihm einen geometrischen Schwung geben; 5) ihr Aeußerliches in Ordnung bringen. Hierauf muß alles abzielen, was man Kindern saget oder schreibt, alles was sie sehen oder hören. Ist nun ihr Buch die-

diesen Absichten gemäß, so wird sie es für zulänglich halten, eine gute Auferziehung zu wirken. Die Verbesserung der Sitten ist, nach aller Geständniß, das Hauptwerk dabey. Nichts ist schändlicher, als zu lügen, sich zu erzürnen, gefräßig und ungehorsam zu seyn. Das präget man nun Kindern zwar ins Gedächtniß; aber man sollte es ihnen in den Verstand prägen. Denn alle unsre Fehler kommen entweder aus der Falschheit unserer Begriffe, oder aus dem Mangel der Ueberzeugung von den Grundsätzen: und beyde Quellen unsers Unglücks rühren von der Erziehung her.

Sie setzet hinzu, sie hätte ein junges Fräulein von 16 Jahren so angeredet. Man könnte unsre Seelen mit einer neuverheuratheten Frau vergleichen, die beym Eintritte ins Haus ihres Gemahls ihren Sitz an einem Fenster nähme, um nichts zu versäumen, was vorüber kommen würde. Wenn man nun diese Frau nach zweyen Jahren fragen würde: von was für Farbe sind ihre Tapeten? Sagen sie uns, was für Gemälde sind in ihrem Hause? Wie sind die Zimmer abgetheilet? Und dieselbe antwortete: Von dem allen weis ich kein Wort; aber ich kann ihnen wohl erzählen, was für Kutschen täglich vorbeyfahren, wie viele Bedienten den Sänften folgen; und was die Herrschaften darinnen für Kleider haben. Diese Frau würde eine Närrinn seyn, erwiederte meine Schülerinn! Und wir alle sind solche Närrinnen, versetzte ich. Unsre Seele bringt ihr ganzes Leben vor ihrem Fenster zu: das ist, sie beschäfftiget sich nur mit Dingen, die ihre

Schloß, der ihn im Kriege, wieder der Königin Feinde ein und zwanzigmal in Gefahr stürzte. (Von 76-96. Capitel.) Als dieses Böſewichts Ränke kund wurden, ward er auch verjaget. (Das 97. Capitel.) Darauf eilte er gerade zur Königin, die ihn sehr zärtlich empfing, und die überstandenen Gefährlichkeiten mit groſſem Unmuth vernahm. (Das 98. Capitel.) Als aber die drey Befehlshaber mit Schmerzen sahen, wie sich Theuerdank durch seine Vortrefflichkeit und unvergleichliche Sitten in der Königin Gunst feste gesetzet, brachten sie sechs starke Ritter am Hofe auf, ihn unter dem Vorwande der Freude zum Turnir zu laden, und daselbst bis auf den Tod zu verfolgen. (Das 99. Capitel.) Worinnen die Königin und der Held, weil sie den Betrug nicht merketen, willigten. (Das 100. Capitel.) Da er nun theils im Rennen zu Pferde und zu Fuß, theils auf welsche, theils auf deutsche Art, theils mit Spiessen, theils mit Degen glücklich gefochten, und seine Gegner besieget hatte: So empfing er die Lorbeerkrone von der Hand der Königin (Das 101-106. Capitel.) Darauf klaget Ernhold die drey lasterhafte Hauptleute bey der Königin an, welche es dem obersten Hofrichter auftrug, durch welchen, nach geschehener Untersuchung, **Fürwittig** mit dem Schwerdt, **Unfalo** mit dem Strick erwürget, und **Neidelhart** herab gestürzet wird. (Vom 107. bis 112. Capitel.) Endlich läßt die Königin den Ritter Theuerdank durch einen Herold ermahnen, daß er nun einen Krieg wieder den Feind der Christenheit vornehmen möchte, welches er auf Einrathen eines guten Engels und nach vorhergegangener guter Unterwei-

Sinne rühren; was aber in ihrem eigenen Hause, d. i. in ihr selbst vorgeht, weis sie nicht. Man locket die Seelen der Kinder vors Fenster; man machet hörende, sehende, schwatzende Geschöpfe daraus; aber man lehret sie nicht denken und überlegen.„

Hier hat sie nun allerley Listen erdacht, die Jugend zum Denken zu reizen, und ihnen die Schande der Unwissenheit, der Vorurtheile und Thorheiten empfindlich zu machen. Manche haben vor Verdruß geweinet, wenn sie sich nach dem Leben geschildert gefunden. Aber man mußte auch noch ihre Faulheit überwinden; und ihnen den sittsamen Vorwand benehmen, sie hätten kein Naturell, keine Fähigkeit zum Nachsinnen. Man muß Kinder aus der Zerstreuung reißen, darein London sie stürzet: so daß auch ein zehnjähriges Mägdchen sich ernsthaft entschuldiget: sie hätte soviel Geschäffte, daß sie eine ihr aufgegebene Arbeit nicht vollenden können. Sie müssen tüchtige Gründe von allem angeben können, darauf nichts zu erwiedern ist. Sie lehret ihre Schülerinnen den Widerspruch in dem scheinbarsten Vorwande entdecken, und alle Folgerungen davon vernichten. Sie müssen ihre Urtheile über das, was sie gelesen, aufschreiben; und ihre Einwürfe wider eine Wahrheit machen, bis sie ihnen selbige augenscheinlich bewiesen hat. u. s. w.

Sie will also, man müsse den Verstand der Kinder vom dritten Jahre an mit der Wahrheit nähren, sie recht verdauen lehren; und nicht ihren Witz dem seinigen, nicht ihre Einsicht der seinigen, sondern

dern der gesunden Vernunft unterwerfen lehren. Man müsse sie von der Nothwendigkeit, das was man fodert, auszuüben, unumstößlich überführen: alsdann werde man sehen, daß sie sich von Herzen demjenigen überlassen werden, was die Vernunft selbst, und nicht unser Eigensinn von ihnen fodert. Man hätte zwey Mittel dazu; die Religion, und die Vernunft. Diese müsse man niemals trennen, und sie glaubet, in diesem ihrem Magazin solches beständig beobachtet zu haben. Indem sie ihnen biblische Geschichte erzählet, hat sie ihrer Vernunft allemal die Gottlichkeit der Schrift mit Gründen erwiesen, die nach ihrem Begriffe sind. Sie hat selbige so gar die Bewegungsgründe ihres Gehorsams in der Schrift entdecken gelehret. Ein wohlthätiger Gott, der die Tugend liebet, und Laster hasset, und allmächtig ist, jene zu belohnen, diese zu strafen: das wird ihnen durch eigene, und durch der Hofmeisterinn Betrachtungen, allezeit zu Gemüthe geführet.

Nun beantwortet sie Einwürfe. Warum habt ihr einige biblische Historien ausgelassen? wird man fragen. Sie antwortet, um der Jugend keine Neugier zu erregen, in Sachen, wo die Unwissenheit der stärkste Wall der Unschuld ist. Z. E. der Betrug Jakobs gegen seinen Vater Isaak; andrer zu geschweigen. Andre werden fragen, warum sie einige Dinge angeführet, die Kindern zu hoch sind? Z. E. was brauchen sie den Unterschied der Thierseelen von den Ihrigen zu wissen? Ihr wollet sie gewiß-

wiß zu Philosophinnen machen. Und ihr, erwiedert sie, wollet sie zu Maschinen machen! Ja, meine Herren Tyrannen, ich will sie aus der Unwissenheit reißen, zu welcher ihr sie verdammet habet. Ich will Vernunftkünstlerinnen, Meßkünstlerinnen, und gar Philosophinnen aus ihnen machen. Ich will sie denken, richtig denken lehren, damit sie auch wohl leben können. Hätte ich diesen Zweck nicht, so möchte ich keine Feder ansetzen, u. s. w.

Sie hält die französische Sprache, um welcher willen man sie bezahlet, für das Mittel, welches die Vorsehung ihr dargebothen hat, ihren Verstand und ihr Herz zu bilden. Sie arbeitet auch für den Tanzmeister, den Musikmeister u. s. w. damit wenn andere Kinder solche Künste mit Verdruß lernen, die ihrigen sie aus Grundsätzen fassen mögen; weil sie überzeuget seyn werden, es sey kein ander wahres Glück, als seine Pflicht recht zu beobachten. Eine Philosophinn wird den Ekel, den die Hausgeschäffte erwecken, derjenigen Pflicht aufopfern, die sie damit beladen hat. Das werden die Früchte der Auferziehung seyn, dazu sie Anleitung giebt.

Dieß wenige, glaubet sie, werde bey einem so erleuchteten Volke, als die Engländer sind, zureichend seyn, alle Einwürfe abzulehnen. Dieser I. Band ihres Magasins soll nur eine Probe von dem seyn, was sie künftig leisten will, wenn derselbe gebilliget wird. Weil der Druck in London viel kostet, und ein französisch Buch nur wenig Leser findet,

so

so will sie wenigstens von 100 Käufern Vorschuß haben. Der russische Hof hat sie in den Stand gesetzet, dieß Werkchen drucken zu lassen. Aufs nächste Jahr sollen die Liebhaber wieder soviel Vorschuß zusammenbringen. Sie erkläret sich nämlich, daß sie nicht reich genug ist, auf eigene Kosten etwas drucken zu lassen, ob sie gleich bereit wäre, zum gemeinen Nutzen alles zu thun. Sie muß vielmehr durch ihre Gaben ihr Brodt zu verdienen suchen. Eine Aufrichtigkeit, die so liebenswürdig ist, verdienet alle Aufmerksamkeit.

Sie machet den Engländern einige Schmäucheleyen. Die Natur, saget sie, hat ihnen viel Vorzüge vor andern Völkern gegeben. Sie denken viel, und gemeiniglich richtig. Was könnte man nicht von einer so schätzbaren Eigenschaft hoffen, wenn sie nach ihren Einsichten handelten? Hier hält sie eine kleine Strafpredigt, daß man in England immer beym alten Wege bleibt. Z. E. Was sind eure engländischen Gesellschaften? Es ist eine verwirrte Versammlung von Menschen, die oft größer ist, als daß sie auch im größten Hause Platz hätte. Es ist ein Glück, wenn man eines Stuhles habhaft werden kann. Die meisten müssen stehen, und werden von einem Orte zum andern gestoßen. Es ist wahr, wer da spielen will, kann etwas gemächlicher seyn: daher nehmen auch viele, die nicht spielen mögen, Karten in die Hand, um sich nur setzen zu können. Kurz, es ist viel Lärmens, wenig oder kein Umgang, eine erstickende Hitze, und eine wahrhafte Abmat-

mattung, um von einem Ende des Zimmers zum andern zu kommen. Können sie sich nun in diesem Schwarme vergnügen? so habe ich wohl 20 Frauenzimmer gefraget. Nein sagten sie; ich stehe viel dabey aus: aber das ist eingeführet; und ich bin nicht gemachet etwas abzuschaffen. u. s. w.

Dawider eifert sie nun billig, und mit guter Art. Sie bestätiget ihre Meynung dadurch, daß die Engländer in andern Stücken, z. E. im Handel, den Vorurtheilen zuwider handeln. Sie schreibt auch von den Künsten mit Einsicht: kurz diese Frau denket vor tausend Französinnen, die sich zur Kinderzucht brauchen lassen, recht männlich; und billig sollten alle sogenannten Mamsells bey ihr, oder in ihrem Buche in die Schule gehen. Wir müssen noch eine Anmerkung mit nehmen.

Ich setze zum voraus, saget sie: eine junge Person habe gleiches Naturell zur Musik, und zu Erziehung junger Kinder. Sie untersuchet, welche Lebensart ihr die meisten Vortheile geben wird. Sie sieht eines theils, daß die demüthige Hofmeisterinn eines Fräuleins, an den zweyten Tisch des Mylords verwiesen ist, um mit seinem Kammerdiener zu speisen, der vor wenig Tagen noch Lackey war; und daß anderntheils die glänzende und bewunderte Schauspielerinn an der Tafel des Herrn sitzt, wo man es noch für ein Glück hält, sie haben zu können. Was soll diese junge Person dabey denken? u. s. w. Ihr Väter und Mütter! ändert ja euer Verhalten, wenn ihr nicht Leute ohne alle

Ein-

Einsicht und gute Gesinnungen zu euren Kindern haben wollet. Sie schließt daraus, die öffentliche Hochachtung könne man durch alle Gaben und Talente in England nicht erhalten: man müsse also auch auf den Vortheil bedacht seyn.

Zum Beschlusse saget sie, sie getraue sich aus allen Kindern etwas Gutes zu ziehen. Sie hat zwanzig Jahre in Armenschulen gelehret; und auch bey diesen schlecht erzogenen Kindern viel Gutes ausgerichtet. Was wird sie nicht bey Vornehmern hoffen können? Sie glaubet sagen zu können: die Engländer würden tugendhaft gebohren, nur ihre Auferziehung verderbe sie. Auch die boshaftesten Menschen hätten etwas gutes, welches nur einer Zucht bedörft hätte(und wo ist das nicht eben so?)Kurz in andern Ländern müßte die Auferziehung die Natur verbessern: in England thäte sie das Gegentheil. Um sie aber gut zu machen, dörfte man nicht sowohl darauf denken, die Fähigkeit der Kinder zu ändern, als viel mehr sie so zu erhalten, wie man sie findet.

Der I. Theil besteht aus IX. Gesprächen, unter jungen Fräulein und ihrer Hofmeisterinn. Hier kommen allerley artige Materien, Mährchen und Historien vor, die zu tugendhaften Gesinnungen leiten. Der II. Th. der damit einen Band machet, geht bis ans 18 Gespräch. Die beyden folgenden Theile gehen, bis ans 30ste. Die Namen der Vorschießenden Personen sind hinten beygedruckt: und man sieht mit Verwunderung, daß fast

der

der ganze russische Hof darunter befindlich ist, und die Hälfte davon ausmachet. Wir hören mit Vergnügen, daß dieß Buch bald deutsch erscheinen wird.

V.

Probe einer Verdeutschung, aus Virgils IV. Buche der Aeneis und dessen 590 bis 629. Verse.

Ach Jupiter! er flieht. Es ist, es ist geschehn!
Verspottet soll ich mich von einem Fremdling sehn?
O warum schlägt sich nicht mein treues Volk zusammen,
Verfolgt den Flüchtigen, und brauchet Schwert und Flammen?
Eilt, setzt ihm schleunigst nach! Doch . . O vergebne Wuth!
Was, arme Dido! nutzt, was nutzt dir nun der Muth?
Der damals nöthig war, als du dich übereiltest,
Und Herrschaft, Thron und Herz mit diesem Falschen theiltest.
Ist das die Treue nun? Ist dieß der fromme Held,
Der Trojens Götter hegt, und der, da Troja fällt,
Auf seinen Schultern selbst, wie er und andre sagen,
Den alten Vater einst, aus Liebe weggetragen?
O warum hab ich nicht ihn längst zerfleischt, zerstückt,
Nebst seiner ganzen Schaar ins Höllenreich geschickt?

Warum

Warum nicht den Aſcan ermordet und zerriſſen,
Und ihn dem Vater dann zur Speiſe vorgeſchmeſſen?
Zwar war Gefahr hierbey; die ſcheut ich nicht, o nein!
Wer einmal ſterben will, dem kann nichts ſchrecklich ſeyn.
Dann hätte Flamm' und Gluth, die ich erregen wollen,
Sohn, Vater, Volk und mich zugleich verzehren ſollen.
O Phöbus, deſſen Glanz dieß ganze Rund beglückt!
O Juno, die du weiſt, was mich für Jammer drückt!
Und du, O Hecate, der man im Finſtern heulet,
Da wo der Kreuzweg ſich in drey verſchiedne theilet!
Und ihr, ihr Furien, ihr meine Götter jetzt,
Die ihr die Bosheit rächt und auch die Unſchuld ſchützt!
Erhöret itzt mein Flehn, und macht, daß eure Stärke
Des Miſſethäters Haupt, wie er verdienet, merke!
Und wenn der Falſche ja einſt nach dem feſten Schluß
Des großen Jupiters ſein Land erreichen muß;
So müſſ' ein ſtreitbar Volk ihm Paß und Weg verrennen,
Ihn von den Seinigen und ſeinem Julus trennen.
Er müſſe voller Schmach um Fried' und Hülfe flehn,
Der Seinen Untergang mit Schmerz und Wemuth ſehn;
Auch nach erbethenem und ſchwer erhaltnem Frieden,
Sey ihm kein ruhig Reich, kein froher Tag beſchieden!
Er ſterbe vor der Zeit! Kein Grab bedeck ihn nie!
Dieß iſt der Wünſche Ziel. Mein Blut beſiegelt ſie.
Und ihr, o Tyrier! Euch muß ich noch beſchwören.
Wollt ihr den Ueberreſt von meiner Aſchen ehren;

So

So haſſet ewig ihn, und ewig ſein Geſchlecht;
Kein Bund ſey unter euch, kein Fried und Völkerrecht.
Ach daß doch einſt ein Held aus unſrer Aſch erwache,
Der die Dardaner mit der verdienten Rache,
Mit Flamm und Schwert verfolgt! Dieß wird die Zukunft thun;
Jetzt laſſe dieſes Volk kein Strand, kein Ufer ruhn.
Vergebens muß' es ſtets mit Fluth und Feinden ſtreiten,
Und Krieg und Zwietracht auch bis auf die Enkel leiten!

Ein Ungenannter
Fr.

VI.

Probe einer Fabel, aus dem Magazin des Euſans. a. d. 167. u. f. S. des I. Theils.

Es war einmal ein Prinz, der im ſechzehnten Jahre ſeines Alters ſeinen Vater verlohr. Anfangs war er ein wenig traurig; allein das Vergnügen, König zu ſeyn, tröſtete ihn bald. Dieſer Prinz, der Charmant hieß, hatte kein böſes Herz; aber er war als ein Prinz erzogen, das heißt, immer ſeinen Willen zu haben: und dieſe böſe Gewohnheit hätte ihn unfehlbar beshaft gemachet. Er fing ſchon an zornig zu werden, wenn man ihm zeigte, daß er unrecht gehabt hatte. Er verſäumte ſeine Geſchäffte, um ſich zu vergnügen; und ſonderlich liebte

er

er die Jagd so eifrig, daß er fast alle Tage damit zubrachte. Kurz, man hatte ihn verwohnet, wie man alle Prinzen verwöhnet.

Er hatte gleichwohl einen guten Hofmeister, und so lang er jung war, hatte er ihn sehr lieb. Sobald er aber König war, glaubte er, sein Hofmeister wäre gar zu tugendhaft. Ich werde meine Einfälle niemals vor ihm dürfen blicken lassen, sprach er bey sich selbst; denn er saget: ein Prinz müsse seine ganze Zeit auf seine Reichsgeschäffte wenden: und ich liebe mein Vergnügen. Und wenn er mir gleich nichts sagete; so würde es doch betrübt seyn, es an seinem Gesichte zu sehen, daß er mehr ungut mit mir wäre. Ich muß ihn also fortschicken, denn er würde mir beschwerlich fallen.

Folgendes Tages versammelte Charmant seinen geh. Rath, gab seinem Hofmeister große Lobsprüche, und sagete, daß er ihm die große Sorgfalt, die er für ihn getragen hätte, zu vergelten, die Statthalterschaft in einer Landschaft geben wollte, die weit vom Hofe entfernet war. Als derselbe abgereiset war, überließ er sich seinen Vergnügungen, sonderlich der Jagd, aufs hitzigste. Eines Tages sah er in einem großen Walde einen Hirsch laufen, der weißer war, als der Schnee, und ein goldnes Halsband umhatte. Als derselbe nah bey dem Prinzen war, sah er ihn starr an, und lief davon.

Ich will durchaus nicht, daß man ihn erschieße, rief Charmant. Er befahl also seinen Leuten, mit den Hunden da zu bleiben, und er selbst verfolgte den Hirsch. Es schien als ob dieser seiner wartete;

ſung, nicht ausgeſchlagen. (Das 113. 114. 115. Capitel.) Ehe er aber an dieſen Krieg gehet, wird die künftige Heirath mit der Königin durch eine öffentliche Verſprechung gewiß gemacht. (Das 116. 117. Capitel.) Im Beſchluſſe wird durch angebrachte Gründe und das Beyſpiel des berühmten Ritters Theuerdanks, der Alten Ausſpruch wiederleget: **Alle Thiere wären von der Natur mit ihren Waffen verſehen: aber der Menſch würde allein unbewaffnet gebohren.** Hingegen wird behauptet, **die menſchliche Vernunft ſey weit vortrefflicher und ſtärker, als alle Waffen der Thiere.**

Der ſiebende Abſatz lehret uns die **hiſtoriſche Wahrheit** dieſes Buchs, wie der Verfaſſer unpartheyiſch ſey, und nicht vieles zugeſetzt oder vergröſſert, ſondern, daß er noch viel zu wenig und ſparſam geſchrieben habe. Seinem Werke hat er eine völlige Erklärung, die er den Schlüſſel nennet, angehänget, daß ſowohl alle Leſer, als inſonderheit der Spaniſche König Carl, dem es zugeſchrieben worden, ſeine Erdichtungen errathen, und von der Wahrheit der Geſchichte überzeuget werden möchten. Als z. E. er zeiget an, daß er verſtehe (*) durch

Rom.

(*) Doch hat der Verfaſſer die ganzen Namen nicht ſo ausdrücklich angezeigt, ſondern nur mit den erſten Buchſtaben zu errathen geben wollen. Seine Worte lauten ſo: Aber in der rechten Warhait, ſo wirdet durch den Edlen Künig Romreich verſtanden, der löblich Adenlich und mechtig Herr. H. C. V. B. Die Künigin Eernreich bedewt deſſelben Künig Romreichs

wenn er aber nahe bey ihm war, entfernte derselbe sich mit hüpfen und springen. Er war so begierig ihn zu fangen, daß er im Nachfolgen einen weiten Weg that, ohne es zu wissen. Die Nacht kam, und er verlohr das Thier aus den Augen. Hier ward er sehr unruhig, denn er wußte nicht, wo er war.

Auf einmal hörte er eine schöne Musik: aber sie schien weit entfernt zu seyn. Er folgte diesem angenehmen Tone, und kam endlich an ein großes Schloß, wo er diesen Wohlklang hörete. Der Thürhüter fragte, was er wollte: und der Prinz erzählte ihm seine Begebenheit. Seyd willkommen, sprach der Mann. Man erwartet euer bey der Abendmahlzeit: denn der weiße Hirsch gehöret meiner Gebieterinn; und so oft sie ihn ausgehen läßt, muß er ihr gute Gesellschaft holen. Zu gleicher Zeit pfiff der Thürhüter: und viele Bediente kamen mit Fackeln und führten den Prinzen in ein wohlerleuchtetes Zimmer.

Das Geräthe dieses Zimmers war nicht prächtig, aber alles war sauber und so wohl geordnet, daß es eine Lust war, es anzusehen. Sogleich sah er die Eigenthümerinn des Hauses erscheinen. Charmant ward von ihrer Schönheit verblendet; und als er sich ihr zu Füßen warf, konnte er kein Wort sagen; so eifrig sah er sie an. Stehet auf, mein Prinz, sagte sie, indem sie ihm die Hand gab. Ich bin von der Verwunderung gerühret, die ich euch verursache. Ihr scheinet mir so liebens-

würdig

würdig, daß ich von Herzen wünsche, daß ihr derjenige seyn möget, der mich aus meiner Einsamkeit ziehen soll. Ich nenne mich, die wahre Ehre, und bin unsterblich. Ich lebe in diesem Schlosse seit Anbeginn der Welt, und warte auf einen Gemahl. Sehr viel Könige haben mich besuchet: aber ob sie mir gleich eine ewige Ehe schworen, haben sie doch ihr Wort gebrochen, und mich für die grausamste von meinen Fe ndinnen sitzen lassen.

Ach, schönste Prinzessinn! sprach Charmant, kann man euch auch verlassen, wenn man euch einmal gesehen hat? Ich schwere, sonst niemals etwas zu lieben, als euch: und von Stund an wähle ich euch zu meiner Königinn. Und ich, versetzte die wahre Ehre, nehme euch zu meinem Könige an: allein es ist mir noch nicht erlaubt, euch sogleich zu heurathen. Ich will euch einen andern Prinzen zeigen, der in meinem Pallaste ist, und mich auch haben will. Wäre ich mein eigener Herr, so würde ich euch vorziehen; aber das kommt nicht auf mich an. Ihr müsset mich drey Jahre verlassen; und wer von euch beyden mir in der Zeit am treuesten seyn wird, der soll den Vorzug haben.

Charmant ward über diese Worte sehr bekümmert: aber er ward es noch mehr, als er den Prinzen sah, von dem Wahre-Ehre ihm gesaget hatte. Er war so schön, und hatte so viel Verstand, daß er sehr besorgte, Wahre-Ehre möchte ihn mehr lieben, als ihn selbst. Er hieß Absolun; und besaß ein groß Königreich. Sie speiseten beede mit der wahren Ehre, und wurden sehr traurig, als sie selbige

des Morgens verlassen mußten. Sie sagte ihnen, daß sie selbige in drey Jahren wieder erwartete: und sie verließen ihren Pallast zugleich.

Kaum waren sie 200 Schritte gegangen, als sie eines viel prächtigern Palasts, als der wahren Ehre ihren, ansichtig wurden. Geld, Silber, Marmor, und Diamanten blendeten ihre Augen, und die Neugier nöthigte sie, hinein zu gehen. Sie erstaunten sehr, als sie ihre Prinzessinn daselbst fanden. Allein sie hatte die Kleidung gewechselt. Ihr Rock war ganz mit Demanten gezieret. Ihr Haar war auch damit geschmücket; anstatt daß sie den Abend zuvor nur mit einem weißen Kleide mit Blumen gestücket, angezogen gewesen.

Ich habe euch gestern nur mein Landhaus gewiesen, sagte sie zu ihnen. Vormals gefiel dasselbe mir; aber weil ich zween Prinzen zu Freyern habe, so finde ich es meiner nicht werth. Ich habe es auf immer verlassen, und erwarte euch in diesem Pallaste. Denn Prinzen müssen die Pracht lieben. Geld und Edelsteine sind bloß für sie: und ihre Unterthanen verehren sie mehr, wenn sie selbige so prächtig sehen.

Sogleich ließ sie ihre beyden Liebhaber in einen großen Saal führen. Ich will euch, sagte sie, die Bildnisse meiner vormaligen Lieblinge zeigen. Da hängt einer, den man Alexander nannte. Ich würde ihn geheurathet haben, wenn er nicht jung gestorben wäre. Dieser Prinz verwüstete mit einer kleinen Anzahl von Soldaten ganz Asien, und bemeisterte sich dessen. Er liebte mich ungemein, und

wagte

wagte est sein Leben, um mir gefällig zu werden. Da hängt noch ein andrer! Man nannte ihn Pyrrhus. Das Verlangen, mein Bräutigam zu werden, beweg ihn, sein Königreich zu verlassen, um sich andre Reiche zu erwerben. Er lief lebenslang herum, und ward durch einen Ziegel erschlagen, den ihm ein Weib auf den Kopf warf.

Dieser andre, hieß Julius Cäsar. Um mein Herz zu verdienen, hat er zehn Jahre lang in Gallien Krieg geführet: den Pompejus besieget, und die Römer sich unterworfen. Er würde gewiß mein Gemahl geworden seyn; allein weil er, wider meinen Rath, seinen Feinden vergab: so gaben sie ihm 22 Dolchstiche. Die Prinzessinn wies ihnen noch vielmehr Bilder; und nachdem sie ihnen ein prächtiges Frühstück vorgesetzet, welches ihnen in goldenen Gefäßen aufgetragen ward, so wünschte sie ihnen eine glückliche Reise.

Als sie zum Pallaste heraus waren, sagte Prinz Absolut zum Charmant: Gestehet mir nur, daß die Prinzessinn heute, in ihren schönen Kleidern, tausendmal liebenswürdiger war, als gestern; und sogar vielmehr Verstand besaß. Ich weis nicht, erwiederte Charmant: Sie hatte sich heute geschminket. Sie schien mir wegen ihrer Kleider ganz verändert. Allein in ihrem Schäferhabite gefiel sie mir besser. Die beyden Prinzen trennten sich, und giengen in ihre Reiche; mit dem Vorsatze, alles zu thun, was sie konnten, um ihrer Geliebten zu gefallen.

Als Charmant in seinem Pallaste war, besann er sich, daß ihm sein vormaliger Hofmeister oft von der wahren Ehre vorgeredet hätte, und sprach bey sich selbst: Weil er also meine Prinzessinn kennet, so will ich ihn wieder zurück nach Hofe rufen. Er wird mich alles lehren, was ich thun muß, ihr zu gefallen. Er schickte also einen Staatsbothen nach ihm: und sobald dieser Hofmeister, der Redlich hieß, ankam, erzählte er ihm in seinem Cabinete alles, was ihm begegnet war. Der gute Redlich weinte vor Freuden, und sagte: Ach mein Prinz! wie vergnügt bin ich über meine Rückkunft. Ohne mich hätten Sie ihre Prinzessinn verlohren.

Ich muß Ihnen berichten, daß sie eine Schwester hat, die man falsche Ehre nennet. Diese boshafte Creatur ist nicht so schön, als die wahre Ehre, aber sie schminket sich, um ihre Fehler zu bedecken. Sie lauret auf alle Prinzen, die von der wahren Ehre kommen: und weil sie ihrer Schwester ähnlich ist, so betrügt sie dieselben. Sie glauben, für die wahre Ehre zu arbeiten, und verlieren selbige, indem sie den Anschlägen ihre Schwester folgen. Sie haben gesehen, daß alle Liebhaber der falschen Ehre elendiglich umkommen. Der Prinz Absolut *, der ihrem Beyspiele folgen wird, wird nur dreyßig Jahre alt werden. Allein wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie der Gemahl ihrer Prinzessinn werden sollen. Sie soll an den größten König der Welt vermählet werden. Geben Sie sich Mühe, es zu werden.

Mein

* Karl der XII. König in Schweden.

Mein liebster **Redlich**, versetzte **Charmant** *, du weist, daß das unmöglich ist. So groß auch mein Reich ist, so sind doch meine Unterthanen so unwissend, so grob, daß ich sie niemals zum Kriege werde bereden können. Muß ich aber nicht, um der größte König von der Welt zu werden, eine große Anzahl von Schlachten gewinnen, und viel Städte einnehmen? Ach! mein Prinz, erwiederte **Redlich**, Sie haben die Lehren schon vergessen, die ich Ihnen gegeben habe. Und wenn Sie weiter nichts, als eine einzige Stadt besaßen; und zwey bis 300 Unterthanen hätten, und niemals Krieg führeten; so könnten sie doch der größte Monarch werden. Sie dörften nur der gerechteste und tugendhafteste seyn. Das ist das Mittel, die Prinzessinn **wahre Ehre** zu gewinnen. Diejenigen, so die Reiche ihrer Nachbarn einnehmen; und um schöne Schlösser zu bauen, schöne Kleider und viel Diamanten zu kaufen, ihren Unterthanen das Geld nehmen, betrügen sich, und finden nur die Prinzessinn **falsche Ehre**: die alsdann nicht mehr ihre Schminke haben, und ihnen so häßlich vorkommen wird, als sie wirklich ist. Zwar Sie sagen, ihre Unterthanen sind grob und unwissend. Man muß sie also unterrichten. Bekriegen sie die Unwissenheit, das Laster! Bestreiten sie ihre Leidenschaften, so werden sie ein großer König, und ein weit größerer Eroberer, als **Pyrrhus**, **Alexander** und alle die Helden seyn, deren Bilder ihnen die falsche **Ehre** gewiesen hat.

* Kaiser Peter der große.

Charmant beschließ, ihm zu folgen. Er bath also einen Blutsfreund, sein Reich in seiner Abwesenheit zu regieren; und reisete mit seinem Hofmeister, die ganze Welt zu besehen, und sich mit eigenen Augen von allem dem zu belehren, was er thun müßte, seine Völker glücklich zu machen. Fand er in seinem Reiche einen weisen oder geschickten Mann; so sprach er zu ihm: Wollt ihr zu mir kommen, so will ich euch viel Gutes geben. Als er nun sehr an Einsicht zugenommen, und viel kluge Leute beysammen hatte, kehrte er in sein Land zurück, und trug diesen auf, seine Völker zu unterrichten, die sehr arm und unwissend waren. Er ließ große Städte und viel Schiffe bauen, er ließ junge Leute zur Arbeit anführen, nährte die Armen, Kranken und Greise, und sprach seinem Volke selbst Recht; so daß er sie zu rechtschaffenen und glücklichen Leuten machte.

Mit dem allen brachte er zwey Jahre zu, und darauf sagte er zum Redlich: glaubet ihr nun, daß ich der wahren Ehre bald würdig bin? Es ist noch ein grosses Werk übrig, versetzte sein Hofmeister. Sie haben die Laster ihrer Unterthanen, ihre Trägheit, ihre eigene Liebe zu den Lastern besieget: aber sie sind noch ein Sclave ihres Zornes, das ist der letzte Feind, den Sie besiegen müssen. Charmant hatte viel Mühe, diesen Fehler abzulegen: allein er war so verliebt in die Prinzessinn, daß er die größte Mühe anwandte, um sanft und geduldig zu werden. Es gelung ihm aber doch, und als die drey Jahre um waren, begab er sich in den Wald;

Wald; wo er den weißen Hirsch gesehen hatte. Er hatte wenig Leute mit sich: der einzige Redlich begleitete ihn.

Bald begegnete er dem Absolut in einem prächtigen Wagen. Er hatte auf denselben alle die gewonnenen Schlachten, und eroberten Städte malen lassen, und ließ viele Prinzen vor sich her ziehen, die er gefangen hatte, und die wie Sclaven gefaßelt giengen. Als er den Charmant sah, spottete er seiner, und seines Verhaltens. In dem Augenblicke wurden sie der Pallästie der beyden Schwestern gewahr, die nicht weit von einander stunden. Charmant nahm den Weg zum ersten, und Absolut sah es gern; weil diejenige, die er für seine Prinzessinn hielt, ihm gesaget hatte: sie würde nicht wieder dahin kommen.

Aber kaum hatte er den Charmant verlassen, als die Prinzessinn Wahre Ehre ihm, tausendmal schöner, aber eben so einfach gekleidet, als das erstemal, entgegen kam. Kommet mein Prinz, sagte sie; ihr seyd würdig, mein Gemahl zu seyn: aber ohne euren Freund Redlich würdet ihr so glücklich nie gewerden seyn; der euch gelehret hat, mich von meiner Schwester zu unterscheiden. Den Augenblick befahl sie den Tugenden, die ihr unterthan sind, auf ihre Heurath mit dem Prinzen eine Lustbarkeit anzustellen.

Indessen aber, daß Charmant sich nun mit dem Glücke beschäftigte, der wahren Ehre Gemahl zu seyn; kam Prinz Absolut zur falschen

Ehre,

Ehre, die ihn sehr wohl aufnahm, und sich unverzüglich mit ihm vermahlte.

Allein kaum wahr sie seine Gemahlinn, als er sie, in der Nähe betrachtet, sehr alt und runzlicht befand: ob sie gleich nicht vergessen hatte, sich mit vieler weißen und rothen Schminke zu putzen. Indem sie mit ihm redete, gieng ein goldner Drat entzwey, der ihre falschen Zähne befestigte, so daß dieselben auf die Erde fielen.

Der Prinz Absolut, ward so zornig, daß er von ihr betrogen worden; daß er ihr zu Halse gieng, um sie zu schlagen. Allein da er sie bey ihren schönen schwarzen Haaren ergriff, die sehr lang waren, erstaunte er, daß er sie in der Hand behielt. Denn die falsche Ehre trug ein falsches Haar; und weil sie also kahl da stund, sah er, daß sie kaum ein dutzend Haare, und noch dazu ganz schneeweiße hatte. Er ließ also diese boshafte und garstige Creatur im Stiche, und eilte zum Pallaste der wahren Ehre, die eben den Charmant geheurathet hatte. Der Schmerz, sie verlohren zu haben, war so groß bey ihm, daß er vor Kummer starb.

Charmant beklagte sein Unglück, und lebte sehr lange mit der wahren Ehre. Er bekam viele Töchter von ihr; aber eine einzige sah ihrer Mutter vollkommen ähnlich. Er satzte sie in das Lustschloß, bis sich ein Gemahl für sie finden würde, und um die boshafte Muhme zu hindern, daß sie ihr nicht die Liebhaber abspenstig machete; schrieb er seine eigene Geschichte: um die Prinzen, die seine Töch-

ter

ter möchten heurathen wollen, zu lehren: daß das einzige Mittel, die wahre Ehre zu erlangen, kein andres ſey, als die Bemühung ſeine Unterthanen tugendhaft und ſich nützlich zu machen; und daß ſie zu dieſem Ende einen redlichen Freund nöthig hätten.

VII.

Die Ritter und Rieſen, ein Ritter-geſang. Braunſchweig und Leipzig 1756. in 8. 148 S. ohne die Vorrede.

Es iſt nicht nur gut, die ernſthaften Früchte unſers Parnaſſes zu kennen, ſondern auch die ſcherzhaften verdienen eine Aufmerkſamkeit, wenn ſie von rechter Art ſind. Das gegenwärtige Stück hat uns würdig geſchienen, unſern Leſern bekannt zu werden. Seine Zuſchrift iſt an die Helden auf hohen Schulen gerichtet. Der Herr Verfaſſer ſaget ihnen auf eine ſchmäuchelnde Art, daß ihre Verdienſte und Thaten von den Dichtern zu lange verſchwiegen werden. Es müſſe einem fidelen Bruder (iſt, ſoviel wir wiſſen, eine jeniſche Redensart) ſchmerzen, wenn er ſieht: daß der Mucker und Stubenſitzer, mit dem er auf Akademien kein Glas Bier getrunken hätte, nach wenigen Jahren das wird, was er wohl alle Tage werden kann, aber niemals wird. Solch eines Sünders Leben wird hernach wohl in ganzen Banden beſchrieben, indeſſen

Romreich, den lezten Herzog von Burgund, Carln: Durch Ehrenreich, seine Tochter, durch Theuerdank, den Kayser Maximilian, durch seinen Gefehrten, Ehrnhold, das Gerüchte, andere wollen den Verfasser selber darunter verstehen: Durch die drey bösen Hauptleute verstehe er drey Alter, als durch Fürwittig, die vorwitzige Jugend, durch Unfalo das erste männliche Alter, darinnen ihm viel Unfall begegnet, und durch Neidelhart das lezte männliche Alter, darinnen ihm vieles durch Neid anderer begegnet ist. Sonsten hat auch Sebastian Francke in Chronico german. alle Geschichte aus diesem Gedichte zusammen gesammlet und in Ordnung gebracht. Zugleich wird dieses behauptet, und Herr Plack, der eben das geschrieben, wieder Herr Heumannen vertheidiget.

---

reichs Tochter E. M. H. Z. B. vnd ist darum Ernreich genant das Sy neben andern hochgebornen Frauen ain Erliebhabund Hertz vnd Gmüt zu haben geübt gewest ist, vnd Irem höchstuerwandten zu solchen Erlichen vnd durstigen Sachen geholffen und gefürdert, dardurch Er Rum, Sig vnd Er erlangt, die Er dann bis an sein end getriben vnd gebraucht hat. Tewrdanckh bedeutt den loblichen Fürsten K. M. E. Z. O. V. B. vnnd ist darumb Tewrdanckh genant, das Er von Jugent auf all sein Gedanckhen nach Tewerlichen Sachen gericht, die Er vielfältigklich über menig ander Fürsten und Ritter, von den man geschriben findt, mit eignem Leib volbracht hat, wie man in disem, auch sunst noch in andern zwayen Püchern klerlichen vernemen wirdet. ꝛc. ꝛc.

sen daß seine eigene Thaten in die ewige Vergessenheit sinken.

Der Consul Brutus wird noch vergöttert, weil er für die Freyheit des Vaterlandes sich zum Narren gemachet. Gegen einen akademischen Helden aber ist er nur ein kleines Licht. Um die Burschenfreyheit zu schützen, achtet ein fidcler Bruder weder Schmach noch Schande, läßt sich aufs Carcer setzen, ja nach Scythien relegiren. In der Tapferkeit sind alle römische Helden nichts gegen sie. Die Universitäts-Capitelia beben vor ihnen, und der Dictator mit allen Lictoren hat oft gezittert; wenn er mit den patribus conscriptis eingeschlossen worden. Und der Præfectus Prætorio hat mit der ganzen Leibwacht flüchten müssen, wenn sie seine Cohorten mit dem schrecklichen Feldgeschrey: Schnurre! Schnurre! angegriffen, u. s. w. Aber itzo sey alles aus. Keine Bolsterklinge sey mehr zu sehen; kein langer Stoßdegen schwanke mehr hinter ihnen her, um Krieg und Tod zu verkündigen. Das Bier werde nicht mehr Faßweise getrunken ꝛc.

Dieß mag zur Probe genug seyn. In der Vorrede meldet man, der Gegenstand dieses Gesanges wären die Ausschweifungen der studierenden Jugend: gewiß ein löbliches Vorhaben! Eine komische Vorstellung lächerlicher Handlungen thue oft mehr Wirkung, als die strengste Morale. Der Herr Verfasser will sich zwar nicht mit einem gleichen Glücke schmäuchein, als Cervantes mit seinem Don Quischote gehabt: indessen wünschet er, daß sein Rittergesang die Abentheuer von den hohen Schulen

eben

eben so weit verbannen möge, als Cervantes sie aus den Romanen vertrieben hat. Eine Probe davon hat er schon erlebet, indem das II. Abentheuer bereits eine ganze Gesellschaft bekehret hat.

Er schiebt diese Unart auf den Umgang mit schlechten Leuten; davon auch das vierte Abentheuer die Wirkung zeiget. Prahlereyen, Trunk, und unzüchtige Liebe machet das dritte Abentheuer lächerlich. Das erste aber verspottet die Tollkühnheit junger Helden; die unerlaubte Dinge vornehmen, ja Himmel und Erde zu stürmen drohen; beym ersten Zufalle aber davon laufen, und alles vergessen. Es ist werth, daß wir unsern Lesern dieß Stück des ganzen Gedichts kurz mittheilen: weil es eine wahre Geschichte seyn soll.

Die Studenten wollten das Cadaver der verstorbenen Braut eines Thorwärters auf die Anatomie haben. Der betrübte Bräutigam weigert sich billig. Die Herren werden böse, und beschliessen, das Cadaver mit Gewalt zu holen, und den Therthurm zu stürmen. Der Krieg geht an. Der Thorwärter stellet sich mit der Axt in die Thür, mit der Drohung, dem ersten, der sich nähern wird, den Kopf zu zerspalten: und die Helden ziehen sich zurück. Darauf wird ein Hauptumult beschlossen, und es sollte eben die ganze Universität aufgebothen werden: als zu gutem Glücke den erzürnten Riesen ein Korb voll Kirschen zum Kauf angebothen wird. Sie kauften, assen, vergassen des ganzen Tumults, und giengen ruhig nach Hause.

Nach-

Nachdem der Herr Verf. seinen Titel, und seine Schreibart, damit entschuldiget hat, daß er sie weder für ganz episch, noch für ganz satirisch ausgiebt; schließt er nicht unrecht, daß er ihm einen neuen Namen habe geben können; da es den Titel eines Heldengedichtes nicht verdiene. Die wenigen Anmerkungen, z. E. wer Alekto, Megära u. s. w. gewesen, entschuldiget er damit, daß sehst einige seiner vormaligen Mitbrüder denken möchten: dieses wären Namen gewisser verdächtigen Creaturen ihrer Zeiten. Andern würden sie nicht nöthig seyn: und er habe keine andre Absicht gehabt, als daß Studierende sich derjenigen Thorheiten schämen lernten, die auch den ungezogensten Menschen unanständig sind.

Der Anfang des I. Abentheuers klingt so:

Ich, der Cytherens Macht, nebst Doris Schönheit sang,
Die Damens freyes Herz durch helden Reiz bezwang,
Ich singe itzt ein Lied von Helden und von Rittern,
Vor welchen Troja bebt, und Babels Mauren schüttern,
Die manches Pfund Toback mit Feur und Glut verzehrt,
Windmühlen muthiger, als Denkschet zerstört:
Des Reifrocks weiten Kreis als Schlosser kühn bestürmet,
Und Dulcineens Scheoß mit Heldenmuth beschirmet;
Die manchen leichten Frosch mit Lanz und Spieß durchrennt,
Und manches Zwiebelhaupt vom holen Stamm getrennt;

Die

Die Tische ganz bedeckt mit Leichen junger Fliegen,
Und kriegerisch turniert mit Böcken, Schafen, Ziegen.
Seit Don Quixottens Zeit hat nie ein Rittersmann
An Abentheur und Muth es ihnen gleich gethan.
O großer Amadis! laß mich der Welt zum Schrecken,
Durch deinen Geist beseelt, der Ritter That entdecken.

Die Schwerter treffen noch von feuchtem Gossenkoth;
Die Ritter schliefen fest, als wären sie schon todt:
Es hatte auch die Kraft der Helden viel gelitten,
Da sie in vorger Nacht mit Steinen sich geritten:
Und ihre Heldenbrust, das Schrecken dieser Stadt,
War noch vom Vivatschreyn und pereiren matt.
Der starke steife Arm, gewohnt zum Hieb und Morden,
War durch den Widerstand der Steine schwach geworden.
Sie schliefen alle sanft, nur Held Ramiro nicht,
Der auch sogar im Schlaf von Heldenthaten spricht.
Unedler Ritter schweig! so schallten seine Worte,
Sonst schick ich dich so gleich zur schwarzen Höllenpforte.
Sieh diese Ritterfaust, die tausende besiegt,
Die mancher Held geküßt, und sich vor ihr geschmiegt;
Sieh Rolands Durindan, den führ ich an der Seite
Und des Mambrino Helm ist meiner Hände Beute:
Astolphens blankes Schwert hab ich von ihm geerbt,
Und es schon tausendmal mit Ritterblut gefärbt.
Der Schild, so meinen Arm vor Stoß und Hieb bedecket,
Hat vor Jerusalem den Sultan weggeschrecket.

Das Speer, erzittere, unedler Rittersmann!
Entriß mein tapfrer Arm dem großen Tartar Chan.
Hier, diesen goldnen Sporn hat, so wie jenen Kragen,
Unritter Don Quischot im Mohrenwald getragen.
Die Handschuh trug der Held, der große Amadis,
Als er dem Mohrenprinz das stolze Herz durchstieß.

Das Zauberschloß des Riesen, oder Thorwächters, wird so beschrieben:

Dort, wo durch Maur und Wall sich Stadt und Vorstadt scheiden,
Erhebt sich stolz ein Thurm, den Ritter längst beneiden:
Von Quadersteinen hat ein Ries' ihn aufgebaut,
Die er mit eigner Faust aus hartem Fels gehaut;
Vier Seiten hat der Thurm, nach West, Süd, Ost und Norden,
Aus kleinen Fenstern laurt der Ries' auf Beut u. Morden;
Bedeckt mit Schieferstein steigt seine Spitz' empor,
Und unten schließet ihn ein altes starkes Thor.
Auf schmalen Stuffen steigt man zu des Riesen Zimmern,
Worinn vom Sonnenlicht nur wenig Stralen schimmern,
Wie in der wilden Gruft, wo Papedóne wohnt,
Die Angst auf dem Gebein erschlagner Menschen thront,
Die schwarzen Zähne blockt, wenn Räuber Opfer bringen,
Und an dem langen Strick die Todtenköpfe springen:
So herrscht der Schrecken hier. Dort liegt ein todtes Aas,
Hier Knochen; Köpf und Haar von Menschen, die er fraß;

Da

Da hingen Beil und Art und mehr unedle Waffen,
Die niemals ungewiß und allzeit tödtlich trafen.
Der Rief', ein Zauberer, macht oft durch Hexerey,
Nicht schwache Menschen nur, nein gar die Ritter scheu.

Der Schluß des ganzen Gedichts und IV. Abentheuers klingt erschrecklich.

Ja! riefen alle aus, das Haus sey umgerannt;
Es sey sein Dach gestürzt: es sey sein Grund verbrannt!
Auf, Helden! stürmet, stürmt! lauft, brecht, brennt, reißet, schmettert
Den ganzen Bau entzwey! frisch, daß es kracht und wettert!
Stürzt alles um; und wer uns was zuwiderspricht;
Dem stoßt den scharfen Speer tief in das Angesicht.
He! Licht weg! pereat, wer unsre Lust verstöret!
Es lebe dreymal hoch, wer unsre Zahl vermehret!

So zog das Heldenheer vor Erdmanns kleines Haus,
Und schwur und flucht im Marsch demselben das Garaus.
Es rukte wütend an, der Streitberg schütterte,
Und nicht nur Bevenreth; selbst Pfeffer zitterte.
Denn, o grausame That! was kann verwegner seyn?
Die Helden stürmeten fünf Fensterscheiben ein.

Der poetische Geist in diesem Stücke ist allerdings feurig und zuweilen erisch genung erhaben. Das Niedrige ist nicht unrecht unter das Hohe gemenget, und auf gut scarronisch eingeflechten. Wer den, Ort der Scene, da dergleichen Thaten verzuge-

hen pflegen, kennet, wird das Lustige, darinn noch mehr, als ein andrer empfinden. Wenigstens hat uns alles noch viel besser, als Holbergs Peter Paars gefallen.

Nur eins wollten wir wohl zum Besten des ganzen Gedichtes gewünschet haben. Der Herr Verf. ist ein Niedersachs. Das wäre nun zwar an sich selbst kein Vorwurf, wenn er nicht die Erbsünde der plattdeutschen Mundart auf allen Seiten etlichemal verriethe. Es ist schade, daß man dadurch Obersächsischen Lesern anstößig wird. Daß es aber möglich sey, solches zu vermeiden, haben ein **Hagedorn**, ein **Werlhof**, ein **Alardus** und andre gute Dichter in Niedersachsen längst gewiesen. Es ist unser Werk nicht, einzelne Fehler anzumerken: genug, daß wirs überhaupt gerüget haben.

Sans la Langue en un mot, l'auteur le plus divin
Est toujours, quoiqu'il faille, un mechant Ecrivain.

BOILEAU.

VIII.

Eine liebreiche Auffoderung zu einem getrosten und unverzagten kindlichen Glaubensmuthe beym Antritte eines abermals höchst bedenklichen und besorgnißvollen Jahres. Am Neujahrstage 1757 an die Gemeine zu Regensburg erlassen, von Jak. Christ. Schäfern. Regensb. bey Neubauern in 4.

Der

Der Herr Paſtor Schäfer in Regensburg hat bisher verſchiedene artige phyſikaliſche Schriften ans Licht geſtellet. Wir haben ihm ſchon einmal, wegen ſeiner ſchönen deutſchen Schreibart, und des reichen Ausdruckes in ſolchen natürlichen Sachen, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Allein ſo eigentlich gehören die phyſikaliſchen Sachen ins Feld der ſchönen Wiſſenſchaften nicht. An deren Stelle alſo, die er von den Würmern in Zahnen, von dem geflügelten Uſeraſe, und von dem Steinmehle ans Licht geſtellet, wollen wir eine geiſtliche Rede unſern Leſern bekannt machen, die er beym Anfange dieſes Jahres ſchon herausgegeben hat. Die geiſtliche Beredſamkeit ſteht, wenn ſie rechter Art iſt, mit der weltlichen, in ſo genauer Verbindung, daß wir uns derſelben, auch in den freyen Künſten, nicht ganz entſchlagen können.

Das 1756. Jahr, das wir hier noch in aller Ruhe und Sicherheit angefangen, und bis über die Hälfte hingebracht haben, iſt in Regensburg, wo die vortreffliche Reichsverſammlung ihren Sitz hat, ſchon ſehr bedenklich geweſen. Unſer beweglicher Redner ſpricht im Eingange ſo davon:

Das Jahr iſt zum Ende, welches uns in ſeinem Anfange ſo beſorglich und bedenklich war. Das Jahr, an deſſen erſtem Tage ich, unter beſondrer Rührung und Bewegung meines Gemüthes, auch ſogar mit Thränen zu euch redete. Das Jahr, bey deſſen Eintritte es zweifelhaft ſchien, ob unſer geliebtes Vaterland, ob unſre Kirche und Stadt, ob un-

ser Leben und unsre Wohlfahrt im Ausgange desselben, noch dasjenige seyn würde, was es damals war.

Das Jahr, meine Freunde, ist vorüber, dessen Fortgang jene unsre anfängliche Besorgniß und Thränen, leider nur allzusehr in ein Licht gesetzet, und von Zeit zu Zeit gerechtfertiget hat.„ Hier führet der Redner die schrecklichen Erdbeben, die außerordentlichen Luftbewegungen, deren Getöse und Rauschen den Tag in die Nacht verwandelt hat; den Krieg eines entfernten Welttheils, der sich bald in den unsrigen auszubreiten drohete; die Hagel und Wetterschäden, die Wasserfluthen und den Miswachs an, die allenthalben neue Besorgnisse erweckten, und betrübte Vorurtheile machen mußten. Nun fährt er so fort:

„Und was soll ich vom Ausgange dieses Jahres sagen? Ach! ist es nicht leider! noch eher als selbiges erfolgte, eingetroffen: Siehe! es kömmt die Zeit, spricht der Herr, daß ich will ein Kriegsgeschrey ergehen lassen. Ich habe meinen Frieden von diesem Volke weggenommen. Sie werden Frieden suchen, und er wird nicht da seyn. Siehe, es kömmt ein Unglück über das andre.

O! eine kurze, aber auch höchst betrübte Abschilderung und Zurückerinnerung, eines in seinem Anfange so besorglichen, in seinem Fortgange so schrecklichen, und jammervollen, und in seinem Ausgange gar blutigen Jahres! Ach! das hieß wohl recht, und im eigentlichsten Verstande: wir gehn dahin, und wandern ꝛc. Und o! meine geliebten Freunde, der Herr verhüte es, daß es nicht etwan von dem

heut

heut angetretenen Jahre heißen möge: Ein Weh ist dahin, siehe! es kommen noch zwey Wehe nach dem. Ach! der Herr sey dafür, und wende alles ab; damit nicht, wie in den Tagen des abgewichenen Jahres erfüllet worden: Ihr werdet hören Kriege und Geschrey von Kriegen; also in den Tagen dieses neuen Jahres noch weiter erfüllet werde: Aber es ist noch nicht das Ende da. Denn es wird sich empören ein Volk wider das andre, und ein Königreich über das andre, und es werden seyn Pestilenz und theure Zeit, und Erdbeben, hin und wieder: Da wird sich allererst die Noth anheben. Ach! der Herr erbarme sich unser, und verhindre es! Denn seine Barmherzigkeit allein kann und muß es thun, daß in diesem Jahre nicht weiter gesaget werde: Siehe! die Engel des Friedens weinen bitterlich. Die Steige sind wüste, es geht niemand mehr auf der Straßen. Er hält weder Treue noch Glauben. Er verwirft die Städte und achtet der Leute nicht. Das Land liegt kläglich und jämmerlich. „

So beweglich hebt unser Redner seine Rede an. Und seine betrübten Ahndungen haben leider, beynah für ganz Deutschland nur gar zu sehr eingetroffen. Das Schwert ist fast allenthalben gezücket und entblößet worden. Allenthalben hat man Heerzüge, und drohende Waffen gesehen. Ueberall sind die Städte belästiget, und der Landmann mitgenommen worden. Noth und Elend sind mit allen vier Ecken Deutschlandes fast allgemein geworden. Gegen die Besorgnisse des allen nun hat unser Redner

biget. Den dritten Schlüſſel hat Matth. Schultes, ein Bildſchnitzer in Ulm gegeben, indem er das Buch mit Figuren erläutert. Alſo ſoll **Theuerdanks Schlüſſel, der glaubwürdigſte, Franckens, der hinlänglichſte, und Schultens der bequemſte ſeyn.** Doch wird die Fabel, die Schultens und andere von einer wunderbaren Errettung Maximilians von einem ſteilen Felſen, vorbringen, billig verworfen, weil ſie, wie überhaupt, alſo auch im Theuerdank ungegründet iſt. Wer der Geſchichte daſiger Zeiten kundig iſt, und alles, was er ſonſten von dieſes Kayſers Leben finden könnte, ſammlete, der würde doch noch einen beſſeren Schlüſſel zu dieſem Gedichte verfertigen können.

Im achten Abſatz giebt uns der Verfaſſer eine Nachricht von der Beſchaffenheit der Verſe, welche, ſo viel die damaligen Zeiten erlaubten, ſehr artig und angenehm ſind. Die mehreſten ſind jambiſche Verſe von vier Füſſen, zuweilen von drey Füſſen, dann und wann aber werden Trochäiſche eingemiſchet. Die männlichen und weiblichen Reime werden nach Gutdünken verwechſelt. Das Sylbenmaaß iſt, wenn man die Verkürzungen, ſo damals üblich waren, beobachtet, wohl und genau in acht genommen, wie Hofmanswaldau ſelbſten geſtehet. Aus dem ganzen Gedichte leuchtet etwas männliches und hohes heraus. Ja der Verfaſſer behauptet gar, daß in dieſem Buche unvollkommene Linien zu einem vollkommenen Heldengedichte, woran ſich noch kein Deutſcher wagen wollen, gezogen ſind: Sintemalen alle fünf Stücke, die ſonſten zu dieſem Gedichte erfordert werden, darinnen

zu

ein Gegenmittel gesuchet. „Fasset euch geliebte Freunde, und seyd stille vor dem Herrn, spricht er, es ist noch Rath und Trost vorhanden. u. s. w.

Den Hauptsatz seiner Rede führet der obige Titel schon bey sich. Dabey will er seine Zuhörer 1) von demjenigen unterrichten, was er voraussetzet und als gewiß annimmt. 2) Die Gründe seiner Aufforderung anzeigen, und 3) die Aufforderung selbst vollziehen. Alle drey Stücke halten viel schönes in sich: Aber sonderlich das letzte. Er trägt es auf der 26sten S. so vor.

„O ihr Kinder des lebendigen Gottes! denn als solche werde ich nun euch alle, nach meinem ersten Theile, nach der Liebe und guten Hoffnung, heißen dürfen; ihr Kinder Gottes kommet her, und schauet, thut eure Glaubensaugen auf, erwäget gotteskindlich, und beurtheilet kindlichgläubig die itzigen Zeichen und den Anfang unsers neuen Jahres. Was sehet und findet ihr? Ists nicht wahr, neue überwiegende Gründe, und göttlichstarke Aufforderungen zu einem unverzagten und getrosten kindlichen Glaubensmuthe.

Die Hand Gottes ist bey diesen Zeitläuften und Weltbewegungen gar zu merklich, sinnlich und deutlich. Der erste Grund zu einem guten Muthe.

Diese sich hierbey so sonnenklar veroffenbarende Hand des Höchsten kann alles ändern. Der zweyte Grund zu einem getrosten Muthe.

Diese alles zu ändern vermögende Hand Gottes, will und wird auch wirklich alles ändern. Der dritte, aber auch der allerergiebigste Grund, eines

um-

unverzagten Glaubensmuthes. Lasset uns einen jeden dieser Gründe in seiner wesentlichen Beschaffenheit näher beleuchten.„

Und diesen zweyten Punct schärfet er a. d. 30sten u. f. S. so ein:

„Ja allerdings, meine Geliebten, läßt sich auch letzteres der alles vermögenden Hand Gottes nachrühmen; und ist eben der zweyte Grund meiner heutigen Auffoderung an euch, zu einem getrosten und unverzagten kindlichen Glaubensmuthe. Die Hand des Höchsten kann alles ändern. War es ihm bisher möglich, die Erde zu bewegen, und eine Theurung zu senden; so kostet es ihm nichts mehr, als beyden zu gebiethen: Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen; so wird die Erde stille, und aus der Theurung wohlfeile Zeiten werden. Konnte er bis daher den Frieden von seinem Volke nehmen: so steht es bloß in seiner Hand, und beruhet auf seinem Willen und Wohlgefallen, diesen entnommenen Frieden auch wieder zu geben. Fraget nicht, wenn wird dieses geschehen? und wie soll dieses zugehen? Der Glauben verlanget Zeit und Stunde nicht zu wissen. Es ist ihm das genug, daß er weis, daß Gott alles zu seiner Zeit thut; und daß es ihm an keinen Mitteln und Wegen fehlet, seinen Rath und Willen so auszuführen, daß ihn niemand hindern kann. Es ist bey Gott nicht, wie bey Menschen. Menschliche Macht und Kräfte sind eingeschränkt und haben ihre Gränzen. Allein Gottes Macht und Vermögen ist gränzenlos; er kann mehr thun, als wir verstehen, er kann überschwänglich thun:

bey ihm ist kein Ding unmöglich. Gott ist in seiner Hülfe und Errettung an nichts, weder an Personen, noch sonst etwas, gebunden, und seine Gedanken und Wege sind, der Zeit nach, und in der Art und Weise der Hülfe, von den Gedanken und wegen der Menschen so weit von einander abweichend, als weit der Himmel von der Erden ist. Es machet alles, was er ausrichtet, ihm nicht mehr Mühe, als daß er spricht, so geschiehts; daß er gebeut, so stehets da. Seine Hand kann alles ändern. Alles, im Ganzen genommen. Alles Leid, alles Unglück, allen Jammer, alles Erdbeben, alle Theurung, allen Streit, allen Krieg und alles Blutvergießen; Alles zusammen genommen, nicht nur eines und das andere, nicht nur eines nach dem andern; alles zugleich und auf einmal. Alles in einzeln Fällen und gewissen Absichten genommen. Alles was ein jeder eben itzo nach seinen besondern Umständen gern abgeändert sähe; alles, worinnen er vorzüglich und vor allen, eine Aenderung wünschet und begehret. Alles in seiner Vielheit und in seinem weiten Umfange genommen. Alles leibliche und geistliche; alles eigene und fremde; alles nahe u. ferne; alles große und kleine; alles gegenwärtige und zukünftige. Alles, alles dieses kann die Hand des Höchsten ändern. Aendern, so, daß alles anders wird, alles völlig und gänzlich aufhöret. Aendern, so, daß alles zum Theil anders wird, erträglicher, geringer und weniger wird. Aendern so, daß alles etwas Anders wird, das Leid Freude, das Unglück Glück, der Mangel Ueberfluß, die Feinde Freunde, das Weinen Lachen, das Wehklagen

klagen Jubellieder! Aendern, ſo, daß wir von allen in unſerer Perſon nicht wiſſen noch empfinden, daß die Seuche, die im Mittage verderbet, uns nicht trifft; daß wir in der Theurung Breds genug haben; daß das Schwert uns nicht erreichet. So kann die Hand des Höchſten alles ändern!

O, wie kann und ſoll dieß unſerm kindlichen Glaubensmuthe Kraft, Stärke u. Nahrung geben, ſonderlich auch in Anſehung der mislich ſcheinenden Zeitläuſte. Alles können wir nun der Allmachtshand Gottes freudig anbefehlen. Nun dürfen wir nicht verzagen, wenn es auch oft nicht geht, nicht durch die Wege geht, ſo, und durch welche wir meynten, daß es gehen müſſe, wenn uns ſolle geholfen werden. Nun dürfen wir nicht den Muth ſinken laſſen, wenn es auch an ſtatt beſſer zu werden, noch eine Zeit lang ſchlimmer werden ſollte. Die Hand des Höchſten kann alles ändern!

IX.

Dictionarium Anglo-Suethico-Latinum, d. i. ein Engliſch-ſchwediſches und lateiniſches Wörterbuch.

Die Königinn von Schweden hat eine neue Auflage dieſes Wörterbuches dadurch befördert, daß ſie auf hundert Abdrücke davon Vorſchuß gethan. Es iſt auch zu Nyköping eine neue Buchdruckerey zu dem Ende aufgerichtet worden: und

das

das Werk iſt faſt ſo weit fertig, daß es ausgegeben werden kann. Die Bedingungen dabey ſind folgende.

I. Das Buch wird unter der Aufſicht des Verfaſſers gedrucket, der es mit beträchtlichen Verbeſſerungen und Vermehrungen mit den Kunſtwörtern aller Wiſſenſchaften und Künſte bereichert.

II. Wird dieſe Ausgabe auch mit einem botaniſchen Verzeichniſſe ſolcher Pflanzen und Kräuter vermehret, die in Schweden und England am gemeinſten ſind.

III. Die Schrift wird neu, und das Papier von eben der Art, als das Probeblatt ſeyn.

IV. Der Preis wird den Vorſchießenden zehn Schilling und 6. Pence oder 21 Thaler Kupfermünze, betragen. Fünf Schilling beym Unterſchreiben, und das Uebrige bey der Auslieferung.

Wir wollen etwas von der Probe ſelbſt mittheilen.

Är både en *articulus indefinitus* och *nota unitatis*: brukes *in ſingulari*, allena och fram för alla *Subſtantiva ſingularia* med den enda åt ſkilnad at, om de börjas, med en *Vocalis*, läggeo n til för betre ljud ſkull, e. g. *a Bird*, en fogel, *an Eagle*, en örn, *an Hawk*, en falk eller hök.

När *Subſtantivum* med *Adjectivum* componeras, är deſs retta rum altid för *prædicatum*, e. g. *an honeſt man*, en ärlig karl; men när *Conjunctiones as* och *ſo*, eller endere af *Adjectivis Such* och *Half* gå förut, blifver, för betre ljud ſkul, deſs ſtälle emellan *ſubjectum* och *prædicatum*, e. g. *as honeſt a man as ever lived*, ſå ärlig karl ſom nånſin war til. *Such a thing*, en ſådan ting. *Half an hour*, en half tima.

A.

A. Sättes ock, ſåſom en *nota actionis*, emellan *verbum* och *participium præſens*, Ex. *They ſell a drincking*, de ſatte ſig til at drincka. *He went a hunting*, han for på jagt.

A. Brukas (1) at utmärka *Tid*, Ex. *Twice a day*, twå gångor om dagen. *Once a year*, ena reſo om året.

(2) *Loco Præpoſitionis*, Ex. *is he a bed ſtill?* ligger han ännu? *I'll go a foot*, jag vil gå til fots.

(3) Såſom en *particula expletiva*, Ex. *Many a day*, mongen dag. *Many a man*, mongen man.

(4) I ſtället för *of the*, Ex. *It is five a clock*. klockan är fem.

NB. När *A.* brukas i ſtället för *He*, Ex. *Here a comes* här kommer han, eller i ſtället för *Have*, Ex. *I would a fled*, jag wille hafwa flydt; är det ſnarare et misbruk i ſpråket, ſom kan tolas i gement tal; men i ſkrifwande ingalunda, uan i burleſque eller comique.

ABACK, *Adv.* bakpå, til rygga, A TERGO.

ABACTORES, (Lag-Term.) gortjufwar, (ſom ſtöfa bort hela boſkaps-hopen,) ABIGEI. *Abactled*, Adj. bortſtöl, ſtulen.

ABAFT, *Adv.* (Skeps-Term.) achter, achter i ſkeppet, A PUPPI.

ABAISANCE, *S.* bugande, ärebewisning, VENERABUNDA INCLINATIO CORPORIS.

To ABALIENATE, (Lag-Term.) afhända ſig, förytra, ytra, *Abalienation*, *S.* afhändande, förſäljande.

To ABANDON, *V. A.* öfwergifwa, förlåta, DESERERE. *They abandoned all hopes*, de ſläpte alle hopp. *They abandoned the Lord*, de öfwergofwo Herran. *Abandoned* Adj. förlåten, öfwergifwen. *An anhandoned Wretch*, en öfwergifven, liderlig ſälle. *Abandoner*, S. en ſom öfwergifwer. *Abandoning*, S. öfwergifwande.

X.

Prüfung einer neulich herausgekommenen Ueberſetzung des Herodotus, mit einigen Gedanken vom Ueberſetzen ꝛc. von Joh. David Heilmann, des Osnabr. Gymn. Dir. Osnabr. in 4. 5. B.

Der gel. Herr Verf. dieſer Schrift hat viel Fleiß und Mühe auf dieſe Prüfung einer deutſchen Ueberſetzung des Herodotus gewandt; und derſelben überaus viele Fehler deutlich dargethan. Dieſe zu wiederholen iſt unſre Abſicht nicht. Wir haben nur mit einiger Befremdung, in dem Vortrabe derſelben geleſen: daß man unſern Gelehrten vorrücket, ſie hätten in dieſem Jahrhunderte zwar viel ausländiſche Bücher überſetzet: allein die Schriftſteller des Alterthums hätten an ihrem Eifer wenig Antheil gehabt. Uns dünket dieſer Vorwurf ganz ungerecht zu ſeyn: und ohne dem Herrn Verf. einen Mangel der Kenntniß in dieſem Theile der gel. Hiſtorie unſers Vaterlandes vorzurücken, oder uns ſelbſt für allwiſſend darinn auszugeben, getrauen wir uns das Gegentheil darzuthun. Wir brauchen dazu nichts mehr, als aus unſerm Bücherſchranke die Titel derer deutſchen Ueberſetzungen, ſo in dieſem Jahrh. herausgekommen, kurz abzuſchreiben: ſo wird erhellen, daß wir in dieſen 57. Jahren, über die 70 claſſiſche Schriftſteller verdeutſcht bekommen haben: wenn wir gleich die theatraliſchen Stücke eines Plautus, Terenz,

Terenz, Seneca, und einiger griechiſchen Dichter nicht mitzählen. Wir hoffen vielen unſrer Leſer durch dieſe Nachricht einen Gefallen zu thun.

Die liſtige Juno, aus dem 14 B. Homers, in deutſchen Verſen von Lic. Poſteln. Hamb 1700 8.

Ovidii Briefe der Heldinnen. Leipz. 1704. 8.

C. Julius Cäſars Geſchichte ꝛc. bey der neuen Auflage gebeſſert. Leipz. bey Groſchuff 1705.

Phnii Hof- und burgerliche Briefe von Joh. Sartorius El. P. P. zu Danzig. Leipz. bey Gleditſchen 1712. in 8.

Handbüchlein Epikteti. Deſſau, bey Düringern 1716 8.

Der deutſche Juſtinianus, oder Inſtitutionum ꝛc. Augſp. bey Kühtzen 1716. 4.

Sal. Frankens Conſ. Secr. zu Weimar, teutſchredender Phädrus. Jena 1716. 8.

Epicteti Handbüchlein, vom Rathian. Nürnb. bey Taubers Erben, 1718. 8.

Der weiſe und tugendhafte Epiktet, von Faramond. Leipzig 1719. 8

Cicero de Officiis, Cato major, Lælius, Paradoxa und Somn. Scip. von Gottſchling. Halle 1719. 12.

Ciceros auserleſene Briefe. Halle bey Rengern 1722. 12.

Marcus Aurel. Antoninus, von Joh. Ad. Hoffmannen. Hamburg bey Felg. 1723. 8.

Ciceros vierzehn auserleſene Reden. Halle bey Rengern 1724. 12.

J. V. S. Ueberſetzungen aus dem Virgil und Ovidius. Wismar bey Lochmann 1724 8.

Eutropii kurzer Begriff der röm. Hiſtorie. Halle bey Rengern. 1724. 12.

Perſii 6. Satiren von Dragheim. Roſtock bey Schwechten 1725. 8.

Zwo philippiſche Reden aus dem Demoſthenes, und zwo ciceroniſche, von Joh. Chr. Gottſcheden, bey ſeinem Grundriſſe der Redekunſt. Hannover bey Förſtern 1728. 8.

Lucius

Lucius Annäus Seneca Apocolokyntosis, von Fr. Chr. Neubur. Leipz. bey Breitkopfen 1729.

Luc. Annäus Seneca von der Standhaftigkeit eines Weisen. von Joh. Fr. Mayen. Leipzig 1729. 8.

Lucius Annäus Seneca von der göttlichen Vorsorge von Joh. Friedrich Mayen. Leipz. 1729. 8.

Qu. Horatii Flacci Ged. von der Dichtkunst, von M. Carl Henrich Langen. Lübeck 1730. 8.

Eben dieß Gedicht, von Joh Chr. Gottscheden, vor seiner kritischen Dichtkunst. 1730. Leipz.

Luc. Annäus Seneca vom Zorne, von M. Chr. Fr. Weißen. Dresd. und Leipz. 1733. 8.

Xenophon vom Hauswesen, von Barth. Heinr. Brokes. Hamb. bey Kötigen 1734. 4.

M. Tullii Ciceronis VI. Reden, von Chr. Aug. Heumannen; Eisenach und Naumb. 1735. 8.

Des Caj. Plinius Cäcil. Secundus Lobrede auf den Trajan, von Chr. Teb. Damm. Leipz. 1735. 8.

Sechs Gespräche Platons, von Joh. Sam. Müllern. Hamburg bey Königen 1736. 4.

(Künftig sollen mehrere folgen.)

Wir ersuchen unsere wertheſten Leſer, dasjenige, was uns in diesem Fache noch unbekannt geblieben, zu völliger Ergänzung dieses Verzeichnisses neuer Verdeutschungen, uns bekannt zu machen. Denn wir wissen wohl, daß in verschiedenen Sammlungen unsrer Dichter, noch manches schöne Stück aus den Alten verdeutschet anzutreffen ist. Vieleicht könnten wir einmal unsern Landsleuten eben den Dienst thun, den der Marchese Maffei, in seinen Traduttori Italiani, und Fontanini, in seinem Tractat della Eloquenza italiana, ihrem Vaterlande zu gut geleistet haben; und von allen deutschen Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, eine ausführliche Nachricht liefern.

Ende des Windmonds.

zu finden wären. Eine merkwürdige Geſchichte, oder viel an einander hangende wichtige Handlungen, liegen zum Grunde. Dieſelbe iſt in geſchickte Erdichtungen, ſowohl was die Haupt- als Nebenſachen betrifft, eingekleidet. Die Beſchreibung der Sitten, und nachdenkliche Sprüche geben dem elben keine geringe Zierde, wie auch die Art, ſich auszudrucken, untadelhaft iſt. Richard Sbruhl ſoll dieſe Geſchichte nicht unglücklich in ein lateiniſches Heldengedichte eingekleidet haben, folglich würde es uns Deutſchen auch nicht unmöglich ſeyn. (*)

Der neundte Abſatz zeiget, was der Verfaſſer ſich zur Richtſchnur geſetzet. Ob er ſchon nicht in allem den Fusſtapfen der Lateiner in dieſem Heldengedichte gefolget iſt; ſo iſt er doch den uhralten Heldenbüchern und Liedern der Deutſchen gefolget, darinnen ſie ſchon zu Taciti Zeiten ihren Thuiſco und Man und andere Helden beſungen haben, die Carl der groſſe zuſammen ſchreiben laſſen: Welche aber

(*) Soll es noch erſt eingekleidet werden, ſo iſt es itzo, ſo, wie wirs haben, noch kein Heldengedichte: wozu allerdings nach des Pater Boßu und Ariſtotelis Regeln, auch den Muſtern der Alten, noch manches gehöret, ſo hierinn gar nicht anzutreffen iſt. Z. E. Nur des Anfanges zu erwehnen; ſo gehört zu einem Heldengedichte gleich anfangs der Vortrag des ganzen Vorhabens, oder der heldenmäßigen That, die ein ſolcher Held vollbracht. Hernach gehört eine Anruffung dazu. Wo bleibet noch die Regel von der Zeit, darinnen alles, was erzehlet wird, geſchehen ſeyn muß; wo bleiben viele andre nothwendige Stücke eines Heldengedichtes?

Accurater Diagonal-Prospect der neuen Frauenkirche in Dresden.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVEN.

Quid Romæ faciam? mentiri neſcio. Librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Chriſtmond 1757.

Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1757.

Inhalt.

I. Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ. Tom. III.

II. Allgemeine Betrachtungen über die Beschaffenheit der Religion der Griechen.

III. Des russisch-kaiserl. Brigadiers Hrn. Summarokoff Ode.

IV. A Snake in the Grass detected: Northern Revolutions &c.

V. Q. Horatius Flaccus, ad Mæcenatem, nebst der Verdeutschung.

VI. C. G. Haltaus de Turri rubea Germanorum medii ævi &c.

VII. Fortsetzung des Verzeichnisses der deutschen Uebersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller.

VIII. Ein dreyfaches Register.

I.

Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ

Tom. III. Scriptores Hiſtoriæ eccleſiaſticæ exhibens, in tria volumina diſtributus &c. Lipſ. Impenſis Viduæ B. Caſp. Fritſchii, typis Breitkopfianis. Vol. I. 1755. Vol. II. 1756. Vol. III. 1756. in 4.

Da wir im Jänner des 1754ſten Jahres den II. Theil dieſes vortrefflichen hochgräflich-bünauiſchen Bücherverzeichniſſes unſern Leſern angeprieſen: ſo hätten wir billig im folgenden Jahre den erſten Band dieſes Theiles, und ſo ferner im 56ſten den II. Band deſſelben bekannt machen ſollen. Allein wir haben mit Bedacht die Ausfertigung des ganzen Theiles abwarten wollen, um den ganzen Reichthum des in dieſem Felde vorhandenen Vorraths auf einmal anzuzeigen.

Der gelehrte Hr. Bibliothekar Frank giebt uns in der Vorrede die nöthigen Nachrichten von dem Umfange und der Eintheilung des erſten Bandes. Dieſer ſoll, beſage des Titels, die allgemeine Kirchenhiſtorie des alten und neuen Bundes, die jüdiſche Kirchengeſchichte, die Kirchenväter, die Kirchenverſamm-

lungen, die Kirchenhiſtorie des neuen Teſtaments, die chriſtlichen Alterthümer, die Geſchichte der römiſchen Päbſte, der geiſtlichen und der kriegeriſchen Orden, in ſich halten. Der Herr Verf. zeiget alſo an, warum eben dieſe und keine andre Abtheilung des ganzen Büchervorraths habe folgen müſſen. Da man ſich die Regel geſetzet, die Schriftſteller in eben der Ordnung zu erzählen, wie die Künſte und Wiſſenſchaften mit einander zuſammen hängen: ſo hat man nach denen, im vorigen Theile angezeigten Schreibern der allgemeinen Weltgeſchichte, und denen damit verbundenen Künſten, die geiſtlichen Geſchichtſchreiber vornehmen müſſen.

Dieſe zerfällt nun, wie bekannt iſt, in zween Abſchnitte. Der erſte davon hält die Geſchichte des A. B. von Erſchaffung der Welt, bis zur Zerſtörung Jeruſalems in ſich. Folglich müſſen die jüdiſchen Geſchichtſchreiber nach denen, die allgemeiner von beyden Teſtamentern handeln, den erſten Platz erhalten. Da nun einige auch die nachmaligen Schickſale des noch vorhandenen, obwohl zerſtreuten jüdiſchen Volkes beſchrieben haben: ſo hat man auch dieſe hieher gezogen. Endlich wären auch die Schriftſteller jüdiſcher Alterthümer in Betrachtung zu ziehen geweſen; wenn dieſe nicht ſchon im III. Th. des II. Buches im vorhergehenden Bande erzählet worden wären.

Der zweyte Abſchnitt der Kirchengeſchichte hält die Schriftſteller des neuen Bundes bis auf unſre Zeiten in ſich. Die Quellen derſelben ſind nach der heil. Schrift die alten Kirchenſcribenten, die

die man Väter zu nennen pflegt. Diese werden also nach der Zeitordnung beygebracht; die Concilien aber gleichfalls wie sie auf einander gefolget. Diejenige Zeit, darinn die Väter aufhören, und die Scholastiker anheben, ist von den Gelehrten noch nicht recht fest gesetzet. Man wird es ihm also nicht übel deuten, daß er die Griechen bis ins XV. die lateinischen aber bis zum XIII. Jahrhunderte erstrecket hat: so weit auch die Verfasser des pariſischen Verzeichnisses der königl. Bibliothek gegangen sind.

Darauf folgen nun die Geschichtschreiber der Kirchenhistorie selbst, in ihrer Zeitordnung. Nur diejenigen Scribenten könnte hier jemand anzutreffen wünschen, die von der sogenannten heil. Geographie gehandelt haben. Allein auch diese sind bereits im II. Bande, 2. Buche und 7. Hauptst. erzählet worden. Da nun zur christlichen Kirchengeschichte nichts so nöthig und nützlich ist, als die Kenntniß der geistlichen Alterthümer, seit Christi Zeiten: so wird es wohl niemand für einen Fehler halten, daß diese Art der Schriftsteller unmittelbar nach der Kirchengeschichte ihren Platz bekommen hat.

Nun folgen billig die Geschichte der Päbste, Cardinäle, und aller geistlichen und weltlichen Orden, die gewiß eine ziemliche Zahl machen. Der III. Theil also wird im IV. und V. Buche dieselben nach der Länge erzählen: und bey den Päbsten wird man auch die Bücher angehenket finden, die vom römischen Hofe, seinen Officialen, Tribunalen und Collegien handeln. Was die geistl. Orden anlanget,

so sind vornehmlich vier allgemeine Regeln gebilliget und bestätiget worden: nämlich des heil. Basilius, des Augustinus, des Benedictus, und des Franciscus: zu welchen alle Klöster in der Welt, die Kartheuser und Jesuiten ausgenommen, gehören. Dabey ist es nun für rathsam angesehen worden, auch die Schriftsteller in vier Classen abzutheilen; so daß nach eines jeden Haupt-Ordens besondern Scribenten, auch die Geschichtschreiber der kleinen Orden folgen müßten, die dazu gehören: so wie es auch Huet in seinem Werke von den Orden gemachet hat.

Im VI. Buche dieses Theiles folgen die Leben der Heiligen und Märterer, die sowohl in Sammlungen, als einzeln herausgekommen. Zu den einzelnen Leben, die in des Surius, Mabillons, und den antwerpischen Acten vorkommen, schien sich bloß die alphabethische Ordnung zu schicken. Denn hätte man sie nach der Zeitfolge, oder nach den Ländern, wo die Heiligen gelebet oder gestorben, ordnen wollen: so würde die Dunkelheit oder Ungewißheit manches Heiligen einen sehr aufgehalten haben. Endlich würde diese Stellung derselben ungleich mehr Arbeit kosten, als Nutzen haben. Doch hat man bey den verschiedenen Ausgaben einzelner Leben fleißig angemerket, worinn die neuern den ältern vorzuziehen wären, ob sie aus bessern Handschriften, mit Noten, oder Auslegungen, und von wem sie herausgekommen. Wie viele Arbeit dieß bey den händerreichen Actis Sanctorum verursachet habe, kann ein jeder, der sie kennet, selbst ermessen.

Die

Die Geſchichte der Kätzer und Secten, die das Chriſtenthum allezeit verwirret haben, iſt ſo wichtig, daß man ihre Kenntniß nicht entbehren kann. Dieſe Schriftſteller werden alſo im VII. B. dieſes Theiles beygebracht; und zwar nach der Ordnung derer Jahrhunderte, darinn ſie entſtanden, oder entſtanden zu ſeyn geglaubet werden. Hierinn iſt der Herr Verf. ſonderlich Herrn Aug. Georgs Rakenius, Geſchichte der Kätzer gefolget, die 1751. in Tabellen zu Leipzig herausgekommen; ohne ſich doch darum zu bekümmern, aus was Urſachen mancher zum Kätzer gemachet worden.

Nun folgen die Geſchichtſchreiber der durch Luthers Dienſt im XVI. Jahrhunderte gereinigten Glaubenslehren. Den erſten Platz darunter nehmen billig diejenigen ein, die von den Albigenſern, Waldenſern und Huſſiten geſchrieben haben: als von welchen der erſte Anfang der Glaubensreinigung gemachet worden. Was Luther zur völligen Ausführung dieſes Werkes geleiſtet, muß aus ſeinen eigenen, und ſeiner Zeitverwandten Schriften, geſchöpfet werden: und eben darum ſind dieſe als Quellen dieſer Geſchichte vorangeſchicket worden. Sie ſind nach der Jahrzahl geſtellet: und ſo ſchwer dieſes bey einigen gefallen, ſo viel Nutzen wird es auch haben; wenn man daraus abnehmen wird, was die Gelehrten zu jederzeit geglaubet, und gelehret; und was für Hinderniſſe ſich ihnen entgegen geſtellet haben.

Nun sind noch verschiedene Schriften dieser Zeiten, als Bündnisse, Tractaten, Bücher vom schmalkaldischen Kriege, u. d. gl. Allein weil sie den öffentlichen Zustand von Deutschland betreffen; so hat man sie zum folgenden Theile von der Reichshistorie ausgesetzet. Dagegen hat man die Leben, der damals in den Religionsstreiten berühmtgewordenen Männer hier nicht vergessen. Und wer kann läugnen, daß hier die Geschichtschreiber Karls des V. Friedrichs des Weisen, Johanns des Standhaften, Joh. Friedrichs des Großmüthigen; imgleichen Melanchthons, Bugenhagens, Bodensteins, u. a. m. zu Rathe zu ziehen gewesen? Wo aber diese anzutreffen sind, werden die Besitzer dieses Verzeichnisses ohne dieß schon wissen.

Den Schluß dieses Bandes machen die Schriftsteller von den Kirchensachen der Griechen, der orientalischen und der sclavonischen Christen; die hier einen besondern Platz foderten. Denn diese Nationen sind viel zu weit ausgebreitet, als daß ihre Kirchenscribenten zur Classe gewisser Völker gebracht werden könnten. Die übrigen besondern Schriftsteller von Religionssachen, sollen zu den Geschichtschreibern jedes Volkes, dazu sie gehören, gebracht werden.

Die große Menge aller dieser Schriftsteller nun, hat es nothwendig gemacht, diesen Theil in drey Bände abzusondern. Des I. Inhalt haben wir oben angezeiget. Der II. enthält die Leben der Heiligen und der Märtyrer, so wohl in Sammlungen als einzeln gedruckt, nebst der Geschichte der Ketzereyen und Secten

ten oder Spaltungen. Der III. iſt der Geſchichte der im XVI. Jahrhunderte gereinigten Glaubenslehre allein gewidmet, und hält überdem die nöthigen Regiſter zu allen drey Bänden in ſich. Druck und Papier ſind wie bey den vorigen Theilen ſauber, ſcharf und weiß, wie man von der breitkopfiſchen Buchdruckerey ſie ſonſt ſchon vermuthet.

Nächſtens haben wir einen der wichtigſten Theile, nämlich von den Geſchichtſchreibern des deutſchen Reiches zu hoffen. Wer nur bedenket, daß der hochgräfliche Beſitzer dieſes Bücherſchatzes ſelbſt eine ausbündige Reichshiſtorie geſchrieben hat, der wird leicht vorherſehen, was für Schätze man hier zu gewarten hat.

II.

Der erſte Artikel in dem XXIII. Bande

der Werke der Acad. des Inſcript. et belles lettres, lautet folgendermaßen:

Allgemeine Betrachtungen über die Beſchaffenheit der Religion der Griechen, und von dem Begriffe, den man ſich von ihrer Mythologie machen ſoll.

Die Erlernung der griechiſchen Mythologie und eine wenigſtens flüchtige Kenntniß derer unzähligen Erdichtungen, die man für die Geſchichte der heroiſchen Zeiten hält, iſt den Dichtern,

aber nun verlohren sind. Doch sind hier und dar noch einige neuere Sammlungen solcher Helden-Lieder ungedruckt vorhanden, davon Joh. Gottfried Thomas in Nürnberg zwo Sammlungen besessen hat. Viele dergleichen sind unter dem Titel, das Heldenbuch, vor zweyhundert Jahren ohne Benennung des Jahrs und Orts im grösten Formate herausgekommen. Die andere Auflage folgte 1545. zu Frankfurt, aber war der ersteren gar nicht gleich, indem die alten Redensarten verändert worden. In diesem Werke findet man auch etwas von zween berühmten deutschen Dichtern, nemlich von Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Osterdingen. Doch hat gedachter Gottfr. Thomas noch eine andere Sammlung dergleichen Heldenlieder vom Jahr 1477. im grösten Formate besessen, die nicht so bekannt ist. Die alten Dichter erdichteten fremde Namen, um Haß, Neid und den Schein des Hochmuths zu vermeiden, das that Pfinzing auch. Deswegen aber sind doch bey den alten Dichtern die Sachen mehrentheils wahr, obgleich die Erdichtungen öfters übel genung gerathen sind.

Im zehenden Absatze tadelt er die Verwegenheit, welche sich Burchard Waldis heraus genommen, daß er eine Auflage von diesem Theuerdank, die 24. Jahr vor ihm zu Augspurg heraus gekommen ist, verfälschet, viele tausend Verse hinzugethan und viele geändert hat, wozu ihm keine Nothwendigkeit getrieben hat. Sintemal wir Pfinzingen eben so wie Otfrieden, ohne seine Hülfe hätten verstehen können. Desgleichen hat sich noch

ein

den Malern, und überhaupt allen denen nöthig, die den Vorsatz haben, die Natur zu verschönern und der Einbildungskraft zu gefallen. Die Fabel ist ein Erbtheil der Künste; sie ist eine unerschöpfliche Quelle von sinnreichen Vorstellungen, angenehmen Bildern, rührenden Gegenständen, Anspielungen, und Sinnbildern, deren glücklichere oder schlechtere Anwendung auf den Geschmack und den Witz ankömmt. In dieser bezauberten Welt ist alles thätig und voller Leben; hier haben die Geister Körper, hier ist die Materie beseelet, hier haben die Felder, die Wälder, die Flüsse, ja sogar die Elemente, ihre ihnen eigene Gottheiten. Es sind freylich nur Hirngespinste, allein die Personen, welche sie in den Werken der alten Dichter vorstellen, und die häufigen Anspielungen der neuern Dichter, haben sie in Ansehung unserer fast zu was wirklichem gemachet. Unsere Augen sind ihrer so sehr gewohnet, daß wir sie fast nicht mehr für erdichtete Wesen halten können. Man bildet sich ein, ihre Geschichte sey ein verstelltes Bild der Begebenheiten des ersten Weltalters: und man will darinnen einen Zusammenhang, eine Verbindung und eine Wahrscheinlichkeit finden, die sie doch wirklich nicht hat. Die Beurtheilungskraft glaubet, sie habe schon genug gethan, wenn sie die Begebenheiten von einem gewissen, oftmals sehr ungereimten Wunderbaren, und die Nebenumstände fahren läßt, um nur den Grund bey zubehalten. Es ist ihr genug, daß sie die Götter auf den bloßen Rang der Helden, so wie die Helden auf den Rang der Menschen, herunter gesetzet hat, um sich berechtigt zu

halten,

halten, deren Daseyn zu behaupten; ungeachtet es sehr leicht ist, zu beweisen, daß von allen Göttern des Heidenthums, ein **Herkules**, ein **Castor**, ein **Pollux**, allein wahrhafte Menschen gewesen. **Euhemerus**, der Urheber dieser Lehrmeynung, welcher die Grundfeste der pöbelhaften Religion untergrub, indem er sich stellete, als wollte er sie erklären, hat schon selbst im Alterthume eine Menge Anhänger; und der große Haufen der Neuern hat sich ganz auf seine Seite geschlagen. Fast alle unsere Mythologisten, die in Erklärung der Nebenumstände so uneins unter einander sind, vereinigen sich doch alle zum Vortheile eines Grundsatzes, welchen die mehresten, als unläugbar voraussetzen. Dieß ist ihrer aller gemeinschaftlicher Gesichtspunct, und ihre Lehrgebäude, sind ungeachtet derer Widersprüche, die sie von einander unterscheiden, gleichwohl allerseits Gebäude, die auf einerley Grunde beruhen und aus einerley Zubehör, obwohl auf verschiedene Weise zusammen gesetzet bestehen. Ueberall sieht man den **Euhemerismus** auf eine mehr oder minder glaubwürdige Art hervorleuchten.

Man muß bekennen, daß diese Verwandelung des Wunderbaren in das Natürliche, einer von den Schlüsseln der griechischen Mythologie ist; allein dieser Schlüssel ist weder der einzige, noch der wichtigste. Strabo saget (*), die Griechen wären gewohnt gewesen, unter der Decke der Fabeln und Allegorien, diejenigen Begriffe vorzutragen, die sie nicht

(*) Strab. Lib. X. 474.

nicht nur von der Physik und andern Materien, die sich auf die Natur und Philosophie beziehen, sondern auch von den Begebenheiten ihrer alten Geschichte hatten.

Diese Stelle zeiget einen wesentlichen Unterschied unter den mancherley Arten derer Erdichtungen an, woraus die Fabel bestanden hat. Es erhellet daraus, daß einige sich auf die Naturlehre überhaupt bezogen; daß andere durch sinnliche Bilder, die metaphysischen Begriffe ausgedrücket; und daß viele endlich noch einige Spuren der uralten Sagen erhalten. Die von dieser dritten Classe waren die einzigen historischen, und sind auch die einzigen, welche eine gesunde Kritik erlaubet, mit denen in neuern Zeiten bekannten Verfällen zu verbinden. Allhier kann und muß sie die Ordnung wieder herstellen, und einen Zusammenhang aufsuchen, welcher demjenigen gemäß ist, was wir von dem Ursprunge und der Vermischung der Völker gewisses oder wahrscheinliches wissen. Sie muß den wahren Grund derselben von denen fremden Umständen absondern, wodurch sie von Zeit zu Zeit verstellet werden; und kurz, sie muß dieselben nur als eine Einleitung in die Geschichte des Alterthums ansehen. Die Erdichtungen dieser Classe haben einen ihnen eigenen Character, der sie von denenjenigen unterscheidet, deren Grund mystagogisch oder philosophisch ist. Diese letztern, die ein Mischmasch von Wundern und Ungereimtheiten sind, müssen in dasjenige Chaos verbannet werden, aus welchem die Lust, Lehrgebäude zu machen, sich umsonst bemühet hat sie zu reißen.

Von

Von dortaus können sie, dem Dichter Bilder und Allegorien an die Hand geben; außerdem unterrichtet uns das Schauspiel, so sie unsern Betrachtungen darbiethen, so seltsam es auch ist, dennoch eben durch diese Seltsamkeit. Man folget darinnen den Fußtapfen des menschlichen Witzes; man erkennet darinnen die nationale Denkungsart der Griechen. Sie besaßen die Erfindungskunst, die Gabe zu schildern und das Glück zu empfinden; allein aus allzu großer Liebe zu sich selbst und zum Wunderbaren, mißbrauchten sie diese glücklichen Gaben der Natur. Sie waren eitel, flüchtig, wollüstig und leichtgläubig, und nahmen zum Schaden der guten Sitten und der Vernunft, alles an, was die Ungebundenheit bestätigen, den Stolz schmäucheln, und dem metaphysichen Nachsinnen freye Bahn eröffnen konnte. Die Natur der Vielgötterey, die ihrem Wesen nach duldend ist, verstattete die Einführung fremder Gottesdienste; und bald vermengeten sich die in Griechenland naturalisirten Gottesdienste mit den alten Kirchengebräuchen. Da nun die Lehrsätze und Gebräuche einmal mit einander vermenget waren, so machen sie ein Ganzes aus, dessen Theile, da sie gleich von Anbeginn wenig Verhältniß mit einander gehabt, bloß durch oftmalige Erklärungen und Veränderungen auf beyden Seiten, mit einander haben können vereiniget werden. Diese Vereinigung, die allenthalben willkührlich und unzähliger Abänderungen fähig war, vervielfältigte und vermehrete sich ins unendliche, nach dem Maaße der Umstände und des eige-

eigenen Vortheils. Die mannigfaltigen in den Landschaften Griechenlandes auf einandergefolgten Staatsveränderungen, die Vermischung der Einwohner, die Verschiedenheit ihres Ursprunges, ihr Handel mit fremden Völkern, die Unwissenheit des Volkes, der Fanatismus und die Betrügerey der Priester, die Subtilität der Metaphysiker, der Eigensinn der Dichter, die Verachtung der Wortforscher, die Hyperbole, die den Enthusiasten aller Art so gewöhnlich ist, die Seltsamkeit der Ceremonien, das Stillschweigen über die Geheimnisse, das Blendwerck der Vorbedeutungen; kurz, alles beth wechselsweise, in Ansehung des innern Wesens und aller Aeste der Mythologie, die Hand dar. Es war ein nichtiges, aber unermeßliches und fruchtbares Feld, welches allen, sonder Unterschied, offen stand, welches einjeder sich zueignete, wo ein jeder nach Belieben sich in die Höhe schwang, ohne irgend eine Unterwürfigkeit, ohne Abrede, ohne diejenige gemeinschaftliche Verabredung, wodurch eine Einförmigkeit gewirket wird. Jedes Land, jedes Gebieth hatte seine Gottheiten, seine Irrthümer, seine andächtigen Gebräuche, so wie seine Gesetze und Gewohnheiten. Eben dieselbe Gottheit veränderte ihre Nahmen, ihre Kennzeichen, ihre Verrichtungen, sobald sie ihren Tempel veränderte; in der einen Stadt verlor sie dasjenige, was sie in einer andern mit Gewalt an sich gerissen hatte. So viel verschiedene Meynungen nun, welche von einem Orte zum andern übergiengen, und sich von

Jahr-

Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzeten, stießen auf einander, vermischeten sich, und trenneten sich wieder, um sich in einer Entfernung wieder mit einander zu vereinigen. Ja da sie bald mit einander verwandt waren, bald wieder mit einander stritten, so ordneten sie sich allerseits auf unendlich Weise: eben wie die Menge derer Atomen, die im leeren Raume verbreitet sind, sich nach Epikurs Meynung, in Körper von allerley Art vertheilet; die bald zusammen gesetzt, bald organisiret sind, und von einem blinden Zufalle zerstöret werden.

Dieses Bild, davon es nicht schwer fallen würde, jeden Zug durch eine Menge Beyspiele zu beweisen, ist hinlänglich, zu beweisen, daß man die Mythologie beyleibe nicht der Geschichte gleich achten müsse. Wer sich einbilden wollte, er fände darinnen lauter wirkliche Begebenheiten, und zwar solche, die aneinander hiengen, und mit wahrscheinlichen Umständen eingekleidet wären, der würde ein neues historisches Lehrgebäu an die Stelle desjenigen setzen, welches uns von den ersten Zeiten Griechenlandes solche Schriftsteller hinterlassen haben, als Herodot und Thucydides gewesen: die viel glaubwürdigere Zeugen sind, wenn sie die Alterthümer ihres Volkes aufbewahren, als solche Mythologisten sind; die in Ansehung ihrer neu, und Sammler ohne Kritik und Geschmack, oder auch nur bloß Dichter sind, die das Verdienst besitzen, erfinden zu können, ohne darum noch die Absicht zu haben, daß sie betrügen wollen.

Die Fabel ist nicht ein Ganzes, welches aus Theilen besteht, die mit einander übereinstimmen. Sie ist ein unförmlicher, unordentlicher Körper, dessen einzelne Theile aber angenehm sind. Sie ist ein verwirrtes Mischmasch der Träume der Einbildungskraft, der Träume der Philosophie, und der Trümmern der alten Geschichte. Ihre Auflösung ist unmöglich; wenigstens wird man, in Ansehung ihrer, niemals zu einer so gelehrten Zergliederung kommen können: daß man den Ursprung jeder Erdichtung, und vielweniger die Quelle aller Umstände anzeigen könnte, daraus jede Erdichtung besteht. Hesiods und Homers Theogonie sind der Grund, nach welchem seitdem alle Theologen des Heydenthums, das heißt, alle Priester, Dichter und Philosophen, gearbeitet haben. Allein sie haben diesen Grund so sehr vollgepfropfet, und ihn so gar verstellet, indem sie ihn verschönern wollen, daß sie ihn unkennbar gemachet haben. Und da uns die Denkmäler fehlen, so können wir nicht mit Gewißheit bestimmen: was die Fabel diesem oder jenem Dichter ins besondere schuldig sey; was diesem oder jenem Volke, oder diesem oder jenem Zeitpuncte zugehöre.

Dasjenige aber, was man in Ansehung der ganzen Mythologie überhaupt vergeblich unternehmen würde, kann in Ansehung einiger Puncte gar wohl statt haben, in welchen die Wahrheit mit der Fabel dermaßen verbunden anzutreffen ist, daß man sie auch heute zu Tage von einander noch nicht unterscheiden kann. Einige einfältige aber aufklären-

de Grundsätze, helfen uns die Göttergeschichte der Griechen von ihrer Legende unterscheiden. Herr Freret, welcher in seinen Untersuchungen der Mythologie die historischen Alterthümer zum Hauptendzwecke gehabt, hat sich niemals von diesen Grundsätzen entfernet; deren einige er zur Erklärung der andächtigen Meynungen der Griechen angewendet hat. Dergleichen ist unter andern der Götzendienst des Bacchus, davon er in einer eigenen Abhandlung redet, die gegenwärtigem Bande * beygefüget ist. In eben dieser Gesinnung hatte er alles untersuchet, was die Cyklopen, die ideischen Daktylen, die Telchinen, die Kureten, die Korybanten und Kabiren betrifft. Bevor wir nun seine Meynung, in Ansehung eines jeden dieser Punkte, deren jeder einen besondern Artikel ausmachen wird, davon dieser gegenwärtige nur der vorläufige ist, darstellen: so verweisen wir den Leser auf dasjenige, was er von dem Lehrgebäude der griechischen Religion in obangeführter Abhandlung saget; und was wir hier davon sagen wollen, das wird nur ein Zusatz dazu seyn.

Das Lehrgebäu der Religion hat sich in Griechenland mehr als einmal verändert. Der Dienst der alten Götter ward, so zu reden, abgeschaffet, um dem Dienste der neuern Platz zu machen: der abermals, ohne ihr und ihrer Anbether Verwissen, durch gleichseitige Veränderungen und Verdringungen ersetzet ward. Die Geschichte dieser Veränderungen, welche unter Allegorien vorgetragen, und mit poe-

* I. B. 242. S. des Theils der Memoiren.

tischen Umständen verbrämet ward, nahm allmählich die Gestalt einer Geschichte der Götter selbst an; die man als Könige, oder als wirkliche Personen betrachtete, die sich etwan einander wechselsweise das Regiment des Weltbaues entrissen hätten. So ist der Begriff beschaffen, welchen uns Hesiods Theogonie, das älteste Denkmaal von der andächtigen Sage der Griechen, davon machet: welches nebst Homers Gedichten, die Quelle aller ihrer theologischen Meynungen gewesen. Wenigstens hat Herodot es dafür gehalten *, welcher uns versichert: daß die Werke, welche man noch ältern Dichtern zugeeignet, als Homer und Hesiodus sind, in den neuern Zeiten verfertiget worden.

Dieser Geschichtschreiber setzete einen Grundsatz voraus, welcher den Schlüssel zu einem Theile derer Schwierigkeiten giebt, die man in der Geschichte der griechischen Religion findet **. Nämlich, daß da die Verehrung der verschiedenen Gottheiten, nicht zu einer und derselben Zeit bey den Griechen eingeführet worden, man nach diesem verschiedene Zeitpuncte dieser allmähligen Einführung, für die Zeitpuncte der Geburt dieser Götter selbst angenommen. Es ist wahr, daß Herodotus diese Meynung den ägyptischen Priestern zueignet; allein dieses mußte er vorgeben, weil er diejenigen schonen mußte, für die er schrieb. Man darf nicht zweifeln, daß er selbst der Meynung derer Priester gewesen, die er redend einführt; denn er versäumet nichts,

* Lib. II. C. 53. ** Ibid. C. 145.

nichts, um dieſelbe feſtzuſetzen: und inſonderheit beſtrebet er ſich, einen Beweis gültig zu machen, welcher entſcheidend zu ſeyn ſcheint.

Die Griechen, ſaget er überhaupt, bethen drey Gottheiten an, deren Götzendienſt ihnen aus Aegypten zugekommen iſt. Dieſe ſind Bacchus, oder welches einerley iſt, Oſiris, Herkules und Pan. Von der Geburt des Bacchus rechnet man zu der Zeit, da ich dieſes ſchreibe, tauſend und ſechzig Jahre; von Herkuls ſeiner neunhundert Jahre, und nur achthundert von Pans ſeiner, den man in die Zeiten des trojaniſchen Krieges ſetzet. Die Aegyptier indeſſen geben dieſen dreyen Gottheiten ganz verſchiedene Zeitpuncte. Pan iſt der älteſte, und das war einer von den acht Göttern, die gleich anfangs über Aegypten regiereten *. Herkules war einer von den zwölfen, die auf die achte der erſten Claſſe folgeten, und er iſt ſiebenzehntauſend Jahre vor der Regierung des Amaſis hergegangen: Bacchus oder Oſiris war einer von den Göttern der dritten Claſſe, die mit denen von der zweyten zugleich regiereten; und dieſer, ſetzet man voraus, ſey funfzehn tauſend Jahre vor des Amaſis Regierung geweſen. Wie iſt es nun gekommen, ſagten die ägyptiſchen Prieſter, daß von dieſen dreyen Gottheiten, deren Verehrung wir den Griechen übergeben haben, und die wir lange vor ihnen angebethet haben, diejenige Gottheit, die ſie für die älteſte halten, die neueſte unter uns iſt? Was könnte man hierzu für einen andern Grund finden, als daß die Griechen

* Lib. Cap. 43.

ein Ungenannter unterfangen, deſſen Werk M. Schultes hat drucken laſſen.

Der eilfte Abſatz lehret uns die echten und unechten Auflagen. Es wird hinlänglich erwieſen, daß die erſte Auflage 1517. (*) in Nürnberg bey Schönſperg heraus kommen ſey, und die andere 1519. zu Augſpurg bey eben demſelben. Das Buch iſt theils auf Pergament, theils auf weiſſem und koſtbarem Papier im allergröſten oder Königlichen Format gedruckt, und enthält, nebſt dem Schlüſſel, ein Alphabet und 16. Bogen. (**) Das ganze Werk iſt in Holz geſchnitten, und die Buchſtaben ſind groß, und nach damaliger Art ſehr ſauber, ſo, daß man ſie bald hernach zum Muſter genommen, eine Schrift in Stahl zu ſchneiden, welcher man den Namen Theuerdank beygeleget, die auch noch heutiges Tages in einigen längſt florirten Buchdruckereyen befindlich iſt. Einige Buch-

(*) Dieſes erhellet deutlich aus der Unterſchrift Pfinzings in dem Zueignungsſchreiben, an König Carlen, wo es heiſſet: Geben zu Nürenberg am erſten Tag des Mertzen Anno Tauſent fünfthundert vnnd im ſybentzehenden Jar. Das letzte Blatt in unſerm Exemplar, wo ſonſt der Buchdrucker ſteht, iſt ausgeriſſen.

(**) Dieſes iſt aber ſo zu verſtehen, daß ieder Buchſtab des Alphabets drey Bogen in ſich hält, wie man in Foliobüchern es zu machen pflegt. So geht denn das Werk ſelbſt im andern Alphabethe bis auf O. Die angehängte Erklärung aber fängt mit dem Buchſtaben A wieder an, und hat vier in einander geſteckte Bogen. So hat denn das ganze Buch eigentlich gezehlet 118. Bogen in Folio.

ſie eher aufgenomen haben müſſen, als die übrigen? daß ſie die Zeit der Geburt dieſer Götter auf die Zeit ihrer Einführung in Griechenland eingeſchränket, und deren Geſchlechtregiſter der Ordnung gemäß eingerichtet haben, in welcher ſie dieſelben hatten kennen lernen.

Wenn man mit dem Herodot und den ägyptiſchen Prieſtern voraus ſetzet, daß in dem Lehrgebäude der griechiſchen Religion, die Geburt der verſchiedenen Gottheiten nichts anders ſey, als die Einführung ihres Götzendienſtes in Griechenland: ſo könnte man mit ſehr vieler Wahrſcheinlichkeit auch ſagen, daß die Legende dieſer Götter großentheils die verunſtaltete Geſchichte ihrer Einführung, und derer Hinderniſſe ſey, welche deren Prieſtern ſogleich in den Weg gelegt worden. Solchergeſtalt wird man **Apollons** Kampf mit dem **Python** erklären können, von welchem viele Alten ſagen, daß es keine Schlange, ſondern ein Prieſter der **Themis** oder der Erde, oder auch **Saturns** geweſen: welcher damals getödtet ward, als **Apollo** ſich der **Pytho**, oder der Stadt **Delphis** bemeiſterte. Die Feyerlichkeit, welche dieſe Schlachten, dieſes Metzeln, und die Ausſöhnung, zu welcher der Mörder ſeine Zuflucht genommen hatte, wiederholete, wird in eben dieſer Lehrmeynung erkläret: die auch eben ſo geſchickt iſt, die Kämpfe des **Bacchus** wider den **Lykurgus**, und ſeine Kriege wider den **Perſeus** zu erklären.

Ueberhaupt beruhete die griechiſche Religion auf dreyen Puncten. Man entdecket darinnen 1) einen theologiſchen Grund, der ſich auf eine andächtige

Koe-

Kosmogonie beziehet: welche unter seltsamen Anspielungen eine Art eines Lehrgebäudes über den Ursprung der Welt, über die Materie, und kurz, über die verschiedenen Arten verständiger Wesen enthielt, die dem Weltgebäude das Wesen, oder die Gestalt gegeben hätten. Dieß Lehrgebäud hatten sie aus Aegypten oder Phönicien entlehnet, aber es war durch die Zusätze der griechischen Dichter verunstaltet worden. 2) Sieht man darinnen die Einführung derer Götter, die in Griechenland unbekannt waren; eine Geschichte, die man in Fabeln verwandelt hatte: deren Urheber allem Ansehen nach, in einer figürlichen Schreibart die Leichtigkeit und Schwierigkeiten vortragen wollen, welche die Priester der neuen Götter gefunden, und welche ihre Erdichtungen für Abentheuer ausgaben, die den Göttern selbst begegnet wären. 3) Endlich findet man darinnen eine allegorische Beschreibung derer nützlichen Künste und Gebräuche, welche durch diese Priester und Fortpflanzer dieser neuen Götzendienste nach Griechenland gebracht worden; und die gewissermaßen mit diesen Götzendiensten selbst verbunden waren. Dergleichen war die Kunst Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten, Zeuge zu weben, Heerden zu ziehen und zu ernähren, Korn zu säen, den Oelbaum zu ziehen und fortzupflanzen, den Weingarten zu beschneiden und Wein zu machen.

Auf diese drey Puncte bringt Herr Freret alles hinaus, was in denen verschiedenen Geheimnissen vorgieng, die gewissen berühmten Tempeln eigen waren, allwo die alte Religion, unter dem Schutze

der Verschwiegenheit, noch diejenige ursprüngliche Einfalt gegen das ansteckende Gemenge der pöbelhaften Begriffe behalten hatte. Er führet auch darinnen alle Umstände an, die man noch in den alten Dichtern findet; und durch diesen Namen der Alten versteht er nur die Väter der Dichtkunst: denn diejenigen, die nach ihnen gekommen sind, haben viele Fabeln hinzugesetzet, die man weder mit der uralten Sage, noch mit den Grundlehren zusammen reimen kann.

Strabo bemerket *, daß die in verschiedenen Ländern über die Geschichte jeder Gottheit erdichteten Anspielungen, fast allenthalben einerley Gegenstand gehabt haben; daß sie aber in den Nebenumständen so sehr von einander abgegangen, daß sie bey dem ersten Anblicke einander zu widersprechen scheinen. Er füget hinzu, daß diese Ursache die Erklärung so vieler Geheimnisse unmöglich mache; und daß man sich ostermals nur damit begnügen müsse, daß man diese verschiedenen Nebenumstände nur einander nähere, ohne zu begehren, daß man sie mit einander verbinden welle. Wir müssen also die Hoffnung aufgeben, so viele Theile von ungleicher Art unter einander zu verbinden; sondern dabey stehen bleiben, sie bloß mit einander zu vergleichen, um nur bloß zu wissen, worinnen sie übereinstimmen, oder worinnen sie unterschieden sind.

Je tiefer man in die Kenntniß der Mythologie eindringt, je mehr Gelegenheit findet man diese Anmerkung zu bestätigen. Nichts ist in der That so un-

* Lib. X. p. 474.

unsystematisch, als die Religion der Griechen. Sie war ein Gemenge von verschiedenen Religionen, welche sich in Griechenland, durch die aus Phönicien, Phrygien, Aegypten und andern Theilen von Africa gekommenen Colonien ausgebreitet hatte. Diese Colonien bestunden aus Kaufleuten, Seeräubern, Schiffleuten und Soldaten: die selbst nur einen falschen und verwirrten Begriff von der Religion ihres Landes hatten, und dieselbe durch ihre Vermischung mit den Wilden in Griechenland noch mehr verunstalteten.

Die Götzendienste, welche sie einführeten, wurden lange Zeit nur der gemeinen Sage allein anvertrauet, deren Bewahrung den Priestern anvertrauet war. Diese Priester machten keine einzelne Gesellschaft aus; ja noch mehr, man spüret nicht einmal die mindeste Verbindung zwischen den Priestern der verschiedenen Tempel von einerley Gottheit. Im Anfange hatte man gar nichts geschriebenes von der Religion: es müßten denn etliche Göttergesänge seyn, die man dem Orpheus, dem Musäus, dem Pamphos, dem Olen, und den Dykomeden zugeschrieben; und auch diese waren nur untergeschoben. Diejenigen, die unter dem Namen dieser alten Dichter herumgiengen, waren lange nach der Zeit nach ihnen geschmiedet worden; und wenn man dem Herodot glauben will, so ist deren Zeitpunct jünger als Hesiodus und Homer.

Seit diesen zween Schriftstellern, die so zu reden der Sage in ihren Schriften einen festen Zeitpunct gesetzet haben, hätten sie seit der Zeit nicht so unge-

wiß seyn sollen: und da das griechische Volk die Gestalt eines politischen Körpers annahm, so hielt dasselbe allgemeine Versammlungen, deren vornehmster Gegenstand die Religion gewesen ist. Dieser zwoen Ursachen ungeachtet, die sie desto dauerhafter machen sollten, sieht man gleichwohl daß das uralte Lehrgebäud gar ansehnliche Veränderungen erlitten hat: es sey nun solches durch die Einführung verschiedener neuern Götzendienste, oder durch die Veränderung einiger alten Lehrmeynungen geschehen.

Aus diesem Exempel wollen wir einen Schluß auf diejenigen Veränderungen machen, die vor dem Homer, dem Hesiodus, und allen ihren Zeitgenossen hergegangen sind; und zwar in solchen Jahrhunderten, in welchen nichts die unwissenden, eigennützigen oder fanatischen Priester abhalten konnte, den Aberglauben eines plumpen Volkes, nach eigenem Gefallen zu nähren, welches noch unwissender war als sie selbst.

Herodot berichtet uns, daß die Pelasger, das heißt die ersten Einwohner Griechenlandes, die Vielgötterey nicht eher, als bis zur Ankunft der morgenländischen Colonien gekannt haben. Die Aegypter lehreten sie die Gottheiten durch eigne Namen, Figuren und Eigenschaften zu unterscheiden. Die ausländischen Götzendienste wurden erst nach und nach eingeführet, und einige ziemlich spät, z. E. des Bacchus seiner.

Hesiods Theogonie enthält die Geschichte der griechischen Religion, so wie sie in eine chronologische Ordnung gebracht ist. Hr. Freret, der sich

des

des herodotiſchen Grundſatzes bedienet, entdecket darinnen die Folge der Veränderungen, welche dieſe Religion erfahren, und die Ordnung, in welcher ſich die Götzendienſte nach einander eingeſtellet haben, von welchen ſie der Inbegriff war. Er ſieht darinnen drey Regierungen von Göttern, die durchaus von einander unterſchieden ſind; das Reich des Uranos, oder des Himmels, das Reich des Kronos, ſeines Sohnes, und das Reich Jupiters, ſeines Sohnes, der ſeinen Vater in Ketten ſchließt, ihn aus dem Himmel verjaget, und ihn in die Nacht des Tartarus verbannet. Dieſer Begriff von dieſen drey auf einander folgenden Regierungen, entwickelt ſich in des Aeſchylus Eumeniden, und in ſeinem Prometheus. Apollonius * und Lykophyron ** machen auch gar merkwürdige Anſpielungen darauf, der eine in den Argonauticis, und der zweyte in der Caſſandra. Nur daß ſie denen Göttern, denen Heſiodus den Namen Himmel und Erde giebt, die Namen Ophion und Eurynome geben. Indeſſen ſind Ophion und Eurynome nichts als Beynamen.

Da es die Eigenſchaft der Fabel iſt, daß ſie ſich mit neuen Umſtänden bekleidet, indem ſie ſich von ihrer Quelle entfernet: ſo lehret uns Proklus †), daß die Orphika mehr Regierungen gezählet haben. Nach dieſem hat zuerſt Phanes regieret,

Auf

* Apoll. Argon. I. 503.
** Lycophr. Caſſandr. 1195.
†) Procl. Lib. I.

auf welchen die Nacht gefolget ist. Nach dieser hat Uranos oder der Himmel regieret, welchen Saturn vom Throne gestoßen, und der seinerseits wieder vom Jupiter verdrungen ward. Die sechste Regierung sollte des Bacchus seine sein. Diese letztere ward durch die Orphika unter dem Namen Phanes angedeutet. Folglich war denn die sechste Regierung nichts anders, als die Wiederherstellung der alten Regierung des Phanes über das Weltgebäu. Diese Wiederkunft meldeten sie den Initiatis: allein es war auch eine von den geheimnißvollen Lehren, die man den Weltleuten nicht entdecken durfte.

III.

Ode, aus dem Russischen, des hochwohlgeb. Hrn. Alexanders Summarokoff, russisch-kaiserl. Brigadiers, und der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig Ehrengliedes, verdeutschet von Osterwald, Capitain-Lieutenant des adelichen Cadetten-Corps zu St. Petersburg.

Was stellst du noch durch schlaue Blicke,
Dich unverändert und getreu?
Was schmäucheist Du mir mit dem Glücke,
Als ob ich nicht vergessen sey?
Ach! dein erzwungenes Bezeigen,
Die Unruh, dein zerstreuter Sinn,
Und deiner Augen falsche Zeugen,
Ich seh, daß ich verrathen bin!

Du

Du denkſt nicht mehr an das Verſprechen,
Dadurch dein Herz ſich mir verband:
Du willſt das theure Band zerbrechen,
An dem ich Troſt und Freude fand.
Du findſt nicht mehr in deinem Herzen,
Den Trieb, den Du für mich genährt?
Du fühlſt nicht mehr die herben Schmerzen,
Die nur ein liebend Herz erfährt.

Wo ſeyd ihr hin, beglückte Stunden!
Die ihr ſo oft, an Doris Bruſt,
Mir als ein ſüßer Traum verſchwunden,
Wo ſeyd ihr, Stunden froher Luſt!
Wo ſeyd ihr, kurzen Augenblicke?
Kaum ſah ich eure Wolluſt ein:
So flieht ihr ſchon von mir zurücke,
Und überlaßt mich herber Pein.

Wie oft hat nicht mein Herz voll Zagen
Mein Unglück mich voraus gelehrt:
Wie oftmals hörteſt Du mich nicht ſagen:
Ich weis, ich bin nicht deiner werth.
Du wußteſt, durch dein Händedrücken,
Mich von dem Zweifel zu befreyn:
Und ich, ich ließ mich leicht berücken,
Ich glaubte auch geliebt zu ſeyn.

Mein Leben floß in ſtillen Freuden,
So lange Du mein Glück gemacht.
Getroſt ertrug ich jedes Leiden,
Wann ich an deine Liebe dacht.
Izt hab ich alles eingebüßet,
Da Du Dich mir entzogen haſt;
Ein Leben, das Du mir verſüßet,
Wird ohne Dich mir nur zur Laſt.

Wo noch ein Funken in Dir lodert,
Der Glut, die mich ſo ſehr ergöht,
Wo meine Treu Vergeltung fodert,
Die Treu, die Du an mir geſchäzt:
So bitt ich ich Dich um jene Zähren,
Die wir einander abgeküßt;
Mir das Geheimniß zu erklären,
Was meines Unglücks Urſach iſt.

Beweis Dich hierinn noch gewogen,
Und zeige mir aus Mitleid an:
Was hat mir deine Huld entzogen?
Was iſts, das Dich erzürnen kann?
Wie? hätt' ich Dir wohl Grund gegeben?
Wärs möglich? Himmel! ſprich! doch nein!
Mein Herz, das Dir ſo ſehr ergeben,
Regierte ja dein Wink allein.

Wie hätt' ich Dich beleidgen können?
Vielleicht durch meine Zärtlichkeit?
Doch nein! die iſt nicht Schuld zu nennen;
Sie hat Dich ſonſt an mir erfreut.
Wenn gleich mein Blick von Eifer brannte;
Und ich zu klagen mich erkühnt,
Wenn Dich ein andrer reizend nannte;
Dieß hat mir deinen Zorn verdient.

Du lobteſt noch die bangen Triebe;
Wenn ich bekümmert zu Dir trat:
Du ſprachſt: Dieß zeigt von deiner Liebe,
Wenn ich beſchämt um Gnade bath.
Dieß iſts nicht, was Dich mir entwendet;
Nein! nein! ein andrer Gegenſtand,
Der hat dein flüchtigs Herz geblendet;
Und mir Ruh, Glück und Troſt entwandt.

Wie? fängt dein Herz nicht an zu ſchlagen?
Klagt es Dich keiner Untreu an?
Horſt Du nicht dein Gewiſſen ſagen:
Ich hab ihm doch zu viel gethan!
O! folge, folge dieſem Zeugen,
Verſtopfe nicht für ihn dein Ohr;
Er kann die Untreu nicht verſchweigen;
Er wirft ſie Dir beſtändig vor.

Buchstaben sind auch mit künstlichen Zügen gezieret, wenn es der Raum hat zulassen wollen. (*) Ein iedes Gedichte ist durch einen Holzschnitt vorgestellet worden, welche, nach Schultens Geständnis, Johann Scheiffelein, ein berühmter Mahler und Kupferstecher zu Nördlingen gestochen hat. Diese Holzschnitte aber sind weit vortrefflicher, als die anderen damaliger Zeit. Oft sieht man sie zierlich ausgemahlet, und von Gold und purpurroth und himmelblau herrlich glänzen: Wie man einen solchen Abdruck in der Kayserlichen Bibliothec zu Wien, in der Rhedigerischen zu Breslau, und bey der Pfinzingischen Familie in Nürnberg und bey dem Abte zu Lucca findet. Dergleichen Abdruck ist auch wohl sonst mit 200. Gülden bezahlet worden. Doch hat man auch Exemplare, darinnen die Figuren nicht gemahlt sind, welche am sichersten und besten sind. (**) Geschrieben findet man

(*) Eben aus diesen Zügen, die in der obersten und untersten Zeilen auf iedem Blatte lang und breit umher laufen, wie auch aus der beständigen Ungleichheit aller Buchstaben in dieser ersten Ausgabe schliessen kunstverständige Buchdrucker und Schriftgiesser, daß dieses Buch nicht nach heutiger Art gedruckt; sondern nach der ältesten Art zu drucken, durchaus in ganze hölzerne Tafeln, gleich andern Holzschnitten, geschnitten worden. Welches auch der Augenschein unwidersprechlich erweiset.

(**) Eben dieser Art ist das Exemplar unsrer Gesellschaft, als worinn die Holzschnitte, wie sie sind, ohne Farben erscheinen. Sie sind aber allerdings sehr sauber geschnitten, und welches man sonst nicht leicht darinnen findet, ziemlich perspectivisch gezeichnet. Auch ist die schwarze Farbe so schön, daß man sie in keinem neuern oder ältern Buche so gut antrifft.

O könntest Du die Qual empfinden,
Die mir von deiner Untreu stammt:
Vielleicht wird sich die Glut entzünden,
Die sonst in deiner Brust geflammt.
Will sich kein Mitleid in Dir regen?
Ach sieh! mein Herz, an Dich gewohnt,
Eilt deiner Herrschaft schon entgegen,
Die stets in meinem Herzen thront.

Kehr um! wofern noch die Reue
An dein verletzt Gewissen schlägt;
Kehr um! Du findst dieselbe Treue,
Die sonst mein Herz für Dich gehegt.
Komm, lindre meine bange Schmerzen,
Zu denen Du die Ursach bist;
Komm! nimm den Platz in meinem Herzen;
Der Dir allein gewidmet ist.

Noch kannst Du . . . Doch vergebnes Hoffen!
Dich rührt nicht mehr mein heißes Flehn.
Der Unglücks-Streich ist eingetroffen.
Der Streich, den ich vorher gesehn.
Statt jenes Glücks, das meiner Seelen
Vordem die schönste Lust geschenkt,
Wird die Verzweiflung jetzt sie quälen;
Wenn sie an dich, zurück gedenkt.

Nun dann! ſo willſt Du mich verlaſſen?
Du willſt es; lebe ſtets beglückt!
Du willſt mein treues Herze haſſen;
Ein Herz! in das dein Bild gedrückt.
Ein Herz! das niemals falſch zu nennen;
Das niemals ſich verändern kann:
Ein Herz! ja lern es erſt recht kennen,
Es bethet dich, auch untreu, an!

IV.

A Snake in the Graſs detected: or a Key, to an inſidious Pamphlet, intitled: *Northern Revolutions &c.* pretended to be dictated by the Ghoſt of Trenchard, once a free Briton, by a modern Engliſhman.

Jam proximus ardet — — —

London printed for S. Bladon 1757. 8. Price one Shill.

Wir haben vor einigen Monathen unſern Leſern von den nordiſchen Staatsveränderungen eines ungenannten Engländers einen Auszug gegeben. Es war leicht zu denken, daß man dieſe gefährliche Schrift, die unter einer künſtlichen Verkleidung die engländiſche Regierungsform, oder wie man zu reden pflegt, das Miniſterium angriff, nicht ungerüget bleiben würde. Sie war ein wenig zu bitter und zu heftig abgefaſſet, als daß ſie ohne

Abndung von Seiten der Oberkeit bleiben konnte. Gleichwohl iſt ſie noch zur Zeit, der Aufmerkſamkeit der Parlamentier entwiſchet. Und hier findet ſich erſt ein Gegner, der ſie gleichſam vor den Augen der Welt, als dem oberſten Richter aller Schriften, anklaget.

In der kleinen Nachricht betheuret der Verf. hoch, daß er weder für, noch wider, noch unter einem miniſterialiſchen Einfluß ſchriebe. Er verſichert die Welt, daß er keinen Miniſter kenne, noch wiſſe, ob es itzo ein Miniſterium in England gebe? Er ſcheint alſo in der Zwiſchenzeit geſchrieben zu haben, da das alte Miniſterium noch durch kein neues wieder erſetzet war. Er will alſo bloß die Wahrheit ans Licht bringen, welches er ohne Abſicht auf die Parteyen, weder im Ernſte noch im Scherze zu thun wünſchet. Darum mache er folgende Anmerkungen über die Schrift: Northern Revolutions &c. in währendem letztern denkwürdigen melancholiſchen miniſterialiſchen Interregno. Caveat Emptor!

Im Anfange ſaget der Verf. von allen Gegnern, die dem Frieden und der Glückſeligkeit ihres blühenden Volckes nachſtelleten, wäre keiner ſo gefährlich, als vorgebliche Freunde, und vermummte Feinde; die uns anſtatt guter Speiſe Gift, und anſtatt des Brodtes eine Schlange darreichten. Dahin gehörten nun diejenigen, die unter dem Namen der Patrioten und Sachwalter der öffentlichen Freyheit, die auf allen Märkten für die Freyheit beileten, und alle Tiſche der Coffehäuſer mit Papieren und Schriften anfülleten, um die politiſche Eiferſucht und

Furcht

Furcht zu erwecken. Einer der gröſsten Prälaten, (Erzbischof Laud) nenne sie die Bestien des Pöbels; und andre ehrwürdige Männer, die Canaille. Deren Schriften aber enthielten nichts von gesunder Vernunft; sie dieneten nur zum Zeitvertreibe, und ihre eigenen Verfasser widersprächen ihnen.

Nichts klänge fürchterlicher auf den Straßen, als das Geschrey: Feuer! Feuer! Eben so schreyen diese Aufrührer und Schwätzer dem Volke von einer vorhandenen Gefahr; und suchten das Ministerium verdächtig zu machen. Die Freyheit der Presse wird von ihnen so gemisbrauchet, daß es kein Wunder wäre, wenn dieselbe endlich aufgehoben würde. Denn da die Selbsterhaltung das erste Gesetz der Natur wäre, so könnte es der Regierung niemand verdenken: wenn sie sich dergestalt vor Lästerern und Angriffen sicher zu stellen suchete.

Was nun die Herren anbetrafe, die sich so gern selbst reden hören: so hätte ein sinnreicher Scribent ihnen schon einen Rath gegeben. Er sähe als ein ehrwürdiger Vorsitzer im Tabackscollegio, hielte eine Taschenuhr in einer, und einen Hammer in der andern Hand; um der Verderbniß der Zeit zu steuern. Der hitzigste Redner in der Gesellschaft müßte nun nach dem Ablaufe von 5 Minuten dem fürchterlichen Hammerschlage Gehör geben, und seine erbauliche Rede beschliessen. Vortreffliche Anstalt! So sollte auf allen Caffehäusern ein Sprech-Accisinspector, auf einem weiten Lehnstuhle, mit einer Uhr und einem Hammer bewaffnet sitzen u. s. w.

Nach dieſer Vorerinnerung kömmt er auf die gemeldete Schrift ſelbſt. Der ganze Titel kömmt ihm Geheimnißvoll vor. Nordiſche Staatsänderungen! Etwas gebrochenes im Staate von Dännemark! Was geht das England an? und zwar itzo? Hier nimmt er ſich vor, zu zeigen: der Verf. davon ſey ein gefährlicher, aufrühriſcher, aufgebrachter Mann, ein raſender Demokratiker, ein Verächter der Regierung, ein Feind der Staatsminiſter, und folglich kein Freund von Monarchen und Monarchien. Ja er giebt es zu überlegen: ob es zur gemeinen Wohlfahrt zuträglich ſey, daß man einem ſolchen Manne erlaube zu ſprechen, zu ſchreiben, oder unter ihnen zu leben?

Hierauf beſchuldiget er ihn, er wolle in der engliſchen Kirche den Glauben an die Geſpenſter wieder einführen; der doch ſeit der Reformation als ein Aberglauben abgeſchaffet worden. Es giebt zwar auch unter uns Leute, die gleiche Abſicht haben, unſern Pöbel, ja wohl gar die Prophetenkinder, mit ſolchen Alfanzereyen wieder furchtſam zu machen; und dem Teufel von neuem die Gewalt zu geben, die ein Thomaſius und andre Weltweiſen ihm eine Zeitlang kräftigſt entriſſen hatten. Allein, unſers Erachtens, hatte der Verf. dieſer Schrift wohl nicht Urſache, zu beweiſen, daß das Vorgeben ſeines Gegners eine bloße Erdichtung ſey. Er hat ſie wohl ſelber für nichts anders ausgegeben, wie man aus dem ganzen Schwunge ſeines Vortrages, den wir im Heumonde a. d. 596. S. mit getheilet haben, erhellen wird. Er geht alſo umſonſt die Geiſter Edwards

des

des III. Heinrichs V. der Königinn Elisabeth, Cromwels, König Willhelms, u. a. m. durch, um aus der Entscheidung, ob sie im Himmel, oder in der Hölle sind, zu bestimmen: ob sie wiederkommen können, oder nicht? Wir glauben, der Verf. der Northern Revolutions würde laut dabey lachen: und die heutigen Engländer müßten sehr furchtsam seyn, wenn sie wieder anfiengen Gespenster zu glauben.

Darauf greift er das Werk selbst an. Er folget seinem Gegner Fuß vor Fuß. Er zeiget überall, daß er boshafter Weise, allemal durch Dännemark, England; durch Norwegen, Irland; und durch Schweden bisweilen Frankreich verstanden. Daß er durch das Haus Holstein, welches einmal einen Dänischen König geliefert, Hannover, und durch die ganze Reihe dänischer Könige, die in 300 Jahren geherrschet, die brittischen Könige von 500 Jahren ungefähr, gemeynet habe. Ueberall findet er Spuren der boshaftesten und falschesten Beschuldigungen. Er vertheidiget die engländischen und irländischen Parlamenter; die Minister und die Könige; wie auch das Volk selbst, dem sein Gegner eine große Schlafsucht, Nachläßigkeit, und Unachtsamkeit auf die Kunstgriffe, Schuld gegeben, womit man selbiges in die Sclaverey zu stürzen suchet. Kurz er geht endlich so weit, daß er ihn, als einen boshaften Jakobiten, fast auf Leib und Leben anklaget, und ihn eben des Schicksals würdig hält, welches der Lord Strafford, u. der Bischof Atterbury erfahren haben. Diese heftige Antwort haben wir unsern Lesern nicht unangezeiget lassen wollen.

V.

Q. Horatius Flaccus L. III. Od. XXIII.

AD MAECENATEM.

Tyrrhena regum progenies, tibi
Non ante verso lene merum cado,
Cum flore, Maecenas, rosarum, et
Pressa tuis balanus capillis,

Jam dudum apud me est. Eripe te morae!
Ne semper udum Tibur, et Esulae
Declive contempleris arvum, et
Telegoni juga parricidae.

Fastidiosam desere copiam et
Molem propinquam nubibus arduis;
Omitte mirari beatae,
Fumum et opes strepitumque Romae.

Plerumque gratae divitibus vices.
Mundaeque parvo sub Lare pauperum
Coenae, sine aulaeis et ostro
Sollicitam explicuere frontem.

Jam clarus occultum Andromedae pater
Ostendit ignem: jam Procyon furit:
Et stella vesani Leonis
Sole dies referente siccos.

Jam

* Durch das hohe Beyspiel einer meisterhaften Feder, die selche ins Französische sehr glücklich übersetzet, hat man

V.

Verdeutschung der 23sten Ode, aus Horazens III. B.

An den Mäcenas. *

Du edle Frucht vom Thuſcer Königsblute!
Ein voller Schlauch gelinder Wein,
Und junge Roſen warten dein,
Nebſt Salben, deiner Stirn und deinem Haar zu gute,

Auf! ſäume nicht. Sieh nicht ſtets Aeſuls Fluren,
Sieh nicht ſtets Tiburs feuchtes Land;
Nicht auf der ſteilen Hügel Sand,
Auf Telegons des Vatermörders Spuren.

Verlaß einmal des Reichthums ekle Menge,
Den ſtolzen Bau, der Wolken dräut;
Bewundre nicht Roms Herrlichkeit,
Und Rauch und Ueberfluß und rauſchendes Gedränge.

Auch Reichen pflegt der Wechſel zu gefallen,
Hat oft ein reinlich Mahl geſchmeckt;
Auch wo kein Purpur Wände deckt,
Pflegt oft ihr frohes Blut auf heitrer Stirn zu wallen.

Man ſieht ja ſchon des Cephens Sternenglieder,
Es raſt bereits der Procyon,
Der wilde Leu ergrimmet ſchon,
Und ſelbſt die Sonne bringt die heißen Tage wieder.

* verſuchen wollen, wie genau ſich dieſelbe in gleichvielen Strophen und Zeilen deutſch geben laſſen.

Jam paſtor umbras cum grege languido,
Rivumque feſſus quærit, et horridi
Dumeta Sylvani; caretque
Ripa vagis taciturna ventis.

Tu civitatem quis deceat ſtatus
Curas: et urbi ſollicitus times,
Quid Seres, et regnata Cyro
Bactra parent, Tanaiſque diſcors.

Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus;
Ridetque ſi mortalis ultra
Fas trepidat. Quod adeſt, memento

Componere æquus: cetera fluminis
Ritu feruntur, nunc medio alveo
Cum pace delabentis Etruſcum
In mare, nunc lapides adeſos,

Stirpesque raptas, et pecus et domos
Volventis una; non ſine montium
Clamore vicinoque ſylvæ;
Quum fere diluvies quietos

Irritat amnes. Ille potens ſui
Lætusque deget, cui licet in diem
Dixiſſe, vixi! Cras vel atra
Nube polum pater occupato,

Vel

Der Schäfer treibt mit seinen matten Schafen,
Aus Müdigkeit zum kühlen Bach,
Sylvans verwachsnen Hecken nach,
Und meidet schon den Strand, wo alle Winde schlafen.

Du sorgest itzt für Roms Bequemlichkeiten,
Bekümmert für der Bürger Heil:
Was Baktra, was der Serer Pfeil,
Und was der Zwist am Don uns Böses kann bereiten.

Mit Fleiß deckt Gott, was einst sich soll begeben,
Durch einer dunkeln Wolke Nacht:
Und seine weise Vorsicht lacht,
Wenn Sterbliche zu sehr der Zukunft wegen beben.

Was heut geschieht sich billig beyzulegen;
Das übrige fleußt wie der Strom,
Der bald ganz ruhig hier von Rom,
In das Toscanermeer sich kann hinab bewegen;

Bald, wenn die Fluth in Bächen angeschwollen,
Auch Fels und Baum und Vieh und Haus,
Nicht ohne Schreyn, Geräusch und Graus
Von Berg und Wäldern her pflegt schrecklich fort zu rollen.

Der lebt beglückt, und ist sein Herr zu nennen,
Der jeden Tag, den er begräbt,
Kann sagen! heut hab ich gelebt!
Heut kann ich mich beglückt und recht vergnügt erkennen.

man das Werk in dem Kaiſerlichen Büchervorrath zu Wien. Verfälſchte Auflagen ſind Waldes ſeine, davon die erſte vermuthlich 1553. die andere in Frankfurt am Mayn 1589. die dritte in kleinerem Format 1596. herauskommen iſt. Matth. Schultes gab ſeine zu Ulm 1679. heraus, und bediente ſich dabey einer Herausgabe ohne Figuren, welche dem Verfaſſer unbekannt iſt. (***)

Der zwölfte und letzte Abſatz zeiget uns die Nutzbarkeit dieſes Buches. Es dienet uns in der Hiſtorie; Es zeigt wie vor Alters die Prinzen in den beſten Tugenden und bey den herrlichſten Lehren auferzogen worden; Es zeigt wie die deutſche Poeſie zugenommen; Es ſtellet uns die alte deutſche Sprache unverfälſcht und ohne fremde Wörter dar. Man findet darinnen viele veraltete Wörter, eine beſondere Schreibart und Rechtſchreibung, welches alles nützlich iſt. Es iſt nur ſchade, daß man dieſes Buch ſo ſelten antrifft, und folglich ſelbiges wenig nutzen kan. Zur Probe wollen wir den Anfang davon hieherſetzen.

Wie Künig Romreich ſein Gemahel mit tod abgieng und Im allein ein einig Tochter verließ genant Ereureich und Er von ſeinen Räten Sy zůuerheyraten angeſtrengt ward.

Als Hymel vnd erd beſchaffen warn
Vor ſechs tauſent vier hundert jarn

(***) Wir beſitzen davon bey der Geſellſchaft auſſer der erſten oftgedachten, erſtlich diejenige Auflage, ſo Matth. Schultes 1679. mit ſeiner Vorrede in Ulm herausgegeben, und von Matthäus Wagnern gedruckt worden. Und in dieſer ſind noch ſechs Holzſchnitte als ein Anhang beygefügt, die in der erſten Ausgabe nicht ſtehen. Hernach haben wir auch eine noch ältere Augſpurger Auflage nur mit 117. Kupfern, aber ohne Jahrzahl und Zueignungsſchrift, auch von Matthæo Schultes, in Verlegung Daniel Görlings, Buchhändlers in Ulm, heraus gegeben.

Vel ſole puro: non tamen irritum
Quodcumque retro eſt, efficiet: neque
Diffinget infectumque reddet
Quod fugiens ſemel hora vexit.

Fortuna, ſævo læta negotio, et
Ludum inſolentem ludere pertinax;
Transmutat incertos honores,
Nunc mihi, nunc alii benigna.

Laudo manentem! Si celeres quatit
Pennas, reſigno quæ dedit; et mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiem ſine dote quæro.

Non eſt meum, ſi mugiat Africis
Malus procellis, ad miſeras preces
Decurrere, et votis paciſci:
Ne Cypriæ Tyriæque merces

Addant avaro divitias mari.
Tunc me biremis præſidio ſcaphæ,
Tutum per Aegeos tumultus,
Aura feret, geminuſque Pollux.

Mag morgen doch ein Sturmwind Wolken treiben,
Es klare sich der Himmel auf!
Das ändert nicht der Dinge Lauf:
Was mit den Stunden floh, wird doch vergangen bleiben.

Der Schadenfroh! das Glück, ergetzt sich immer
Verstockt an seinem Gaukelspiel:
Der Ehren Umsturz ist sein Ziel;
Bald lacht es mir, bald dir, nach Art der Frauenzimmer.

Bleibts standhaft? Gut! doch regts die schnellen Schwingen;
Sprich ich; was du mir gabst, sey dein!
Hüll mich in meine Tugend ein,
Und denke mich, auch arm, doch ehrlich durch zu bringen.

Mein Werk ists nicht, wann Mast und Ruder krachen,
Den Stürmen viel Gebeth und Schreyn
Und Flehn an Opfers statt zu weihn;
Daß meine Waaren nur die See nicht reicher machen.

Auch dann wird mich durch die Aegeer Wellen
Die ein erbosster Sturm erregt,
Ein Kahn, der nur zwey Ruder schlägt,
Der Lüfte sanfter Hauch, und Pollux sicher stellen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19148/073

VI.

De Turri rubea Germanorum

medii ævi, et quæ cognati sunt argumenti differit &c. Christianus Gottlob Haltaus, A. M. Scholæ Senatoriæ Rector. Lipſ. impr. Saalbach. 1757. in 4.

Als unſers hochverdienten Herrn Vicekanzlers und älteſten Bürgermeiſters D. Jakob Borns Magnif. ſein ſenatoriſches Jubelfeſt begieng, welches dieſen Sommer am Bartholomäus Tage geſchah, hat der berühmte Herr Rector Haltaus, an unſrer Niklasſchule, demſelben mit gegenwärtiger Schrift ſeinen Glückwunſch abgeſtattet.

Unter andern Dingen, deren Schein bisweilen trügt, giebt es ſolche Namen und Wörter, die in Irrthum ſtürzen, daſern die Geſchichte ſie nicht aufkläret. Z. E. können die Wörter **Ding**, und die Benennung des **rothen**, bey rothe Erde, rother Graben, rothe Thüre, rother Thurm dienen. Da der Herr M. Haltaus itzo mit ſeinem juriſtiſch deutſchen Wörterſchatze beſchäfftiget iſt, welcher nächſte Oſtermeſſe erſcheinen wird; ſo iſt es kein Wunder, daß ihm dergleichen Beyſpiele unzählige vorkommen müſſen.

Er

• Anno 1547. den 27. Aprilis, als die Hiſpanier und Ungarn in der Stadt gelegen, und man vor Mittag aufm Thumb, und ſonſten alle Glocken geleutet, und das Te Deum laudamus geſungen, daß Churf. Johann Friedrich gefangen, kam nach Mittag vmb 5 Uhr ein Wetter vber Meißen,

Er machet den Anfang vom rothen Thurme, dergleichen von alters her in den vornehmsten Städten von Deutschland, von besondrer Höhe erbauet worden. Zu Meißen auf dem Schlosse, zu Halle im Magdeburgischen, zu Hannover, zu Maynz, zu Prag, zu Wien und zu Utrecht, wir setzen hinzu auch zu Philipsburg und zu Königsberg in Preußen, findet man dergleichen. Von den beyden ersten, als den bekanntesten, will er vornehmlich handeln.

Bey dem meißnischen muß man den runden Thurm nicht mit dem rothen verwechseln. Der sächs. Historiograph Horn hat geglaubet: der rothe Thurm, wobey vor zeiten das Burggrafen Ding gehalten worden, sey nicht mehr vorhanden. Allein Herr M. Haltaus hat es genauer erfahren, daß er noch zum Theile stehe, und nur im XVI. Jahrh. fast auf die Hälfte abgetragen, und mit einem niedrigen Dache versehen worden. Dieß ist eben der, welcher 1547, den 26sten April, nachdem die Domherren und Pfaffen früh wegen des Sieges Karls des V. über den Churf. Joh. Friedrich zu Sachsen, jubiliret hatten, durch einen Wetterstral entzündet, abgebrannt: wie Ge. Fabriz, in seinen Annal. Urbis Misnensis, berichtet. Die Stelle aus Lor. Fausts Geschichte und Zeitbüchlein der Stadt Meißen ist noch merkwürdiger *. Unter diesem Thurme hatte vorzeiten

Meißen, that ein einzigen Schlaak, schlug in die drey hohen Spitzen der Thum Kirchen, zerschmeißet und zerschmelzet alle Glecken samt der großen Orgel von der Wand herab, daß niemand gewußt, wo alles hingeflogen. ꝛc.

zeiten Friedrich der Streitbare, der erste sächsische Churfürst seines Hauses, die Fürsten-Capelle, und das sächsische Begräbniß angeleget.

Vor diesem Thurme nun ist vor zeiten dreymal im Jahre, auf dem freyen Platze, das meißnische burggräfliche Gericht gehalten worden. Der Burggraf selbst war Richter, und hatte seine edlen Manne, als Beysitzer und Schöppen. Dieß burggräfliche Gericht, nebst dem rothen Thurme und 20 Dorfschaften war nun, welches zu verwundern ist, ein Lehn der Aebte zu Hirschfeld; ohne daß man den Ursprung davon anders, als durchs Errathen, in der frommen Einfalt alter Zeiten, anzugeben weis. Beym Horn kommen einige Urkunden davon vor. Der Herr Verf. zeiget alles, was in neuen Zeiten davon anzutreffen ist; bis dieß markgräfliche Hofgericht aus Meißen hieher nach Leipzig verleget worden, wo es noch bis diese Stunde seinen Siß hat.

Halle hat von alten Zeiten zween rothe Türme gehabt. Dieß erweist der Herr Verf. aus historischen und chronologischen Gründen, die von den hällischen Geschichtschreibern nicht bemerket worden. Der älteste hat schon 1341. auf dem Markte gestanden, und den großen Roland nebst dem Schultheißen Richterstuhle bey sich stehend gehabt; wie Herr Dreyhaupt lehret. Bey diesem Thurme hat der neue Churfürst zu Sachsen und Burggraf zu Magdeburg Friedrich II. 1426. die hällischen Schöppen eingewiesen, und sie mit dem Blutbann belehnet. Und das Thalgericht, wird 1439. das Gericht hinter dem rothen Thurme genennet. Aber dieser

alte

alte Thurm ist vergessen; und man weis nicht einmal, ob einer von den Thürmen der Marktkirche dadurch zu verstehen sey, oder ob sonst ein andrer wo gestanden habe. Der zweyte rothe Thurm ist neuer, steht, die Strafe noch auf dem Markte, und hat den Namen, ohne die That. Er ist 140 alte hällische Ellen hoch, aus pinnischen Steinen 1445. erbauet. Es ist auch 1547. in der Neujahrs Nacht der Roland an diesen Thurm gestellet worden. *)

Wir übergehn was der gel. Herr Vers. von den hannoverischen, mayntzischen, wienerischen, und utrechtischen rothen Thürmen meldet. Wir fügen nur noch den zu Philippsburg, und einen andern zu Königsberg in Preußen bey: von denen wir aber nicht zu sagen wissen, ob sie jemals zu einer Gerichtsstätte gebraucht worden.

Im II. Abschnitte wird von Dingen, die mit rothen Thurmen eine Verwandschaft haben, gehandelt. Diese sind 1) rothe Thore, dergleichen eins zu Magdeburg, sowohl in der neuen, als in der alten Stadt; 2) eins zu Würzburg; 3) eins zu Goslar, gefunden werden. Wir setzen mit Bedacht hinzu, daß auch in der kaiserl. freyen Reichsstadt Augspurg ein rothes Thor anzutreffen ist: wie denn auch zu Wien nicht eigentlich ein rother Thurm, sondern ein rothes Thor befindlich ist.

Das

* Auf diesen M. Jahrtag ist unser gnedigster Herr, der Churfurst ꝛc. eingeritten und ist Ihr Churfl. Gn. umb den . eland (der denselben Tag wiederumb an seine alte Stette, bey dem rothen Torm gesetzt worden) ꝛc. geritten.

Das II. ist ein rother Graben, wie dergl. zu Zeiz befindlich ist; wo Friedrich Markgraf zu Landsberg, die Gerichtsbarkeit, an die Domkirche zu Naumburg verkaufet hat. Das III. ist die rothe Erde, in Westphalen, wo die Freyschöppen ihre Gerichte halten dörfen. IV. das rothe Buch, zu Braunschweig, und Naumburg; in Westphalen aber habe man es das Blutbuch genennet.

Im III. Abschnitte untersuchet der Herr Verf. woher diese Benennung gekommen. Er zeiget zuförderst, daß es nicht bloß der rothen Farbe wegen geschehen; und widerleget dabey verschiedene Schriftsteller. Hingegen zeiget er, es sey von der rothen Bluthfahne gekommen, die man an den Orten aufgesteckt, wo die Oberkeiten, die mit dem Obergerichte über Tod und Leben von den Kaisern belehnet worden, Gericht halten. Hier zeiget sich vornehmlich die Stärke des Herrn Rectors in den deutschen Alterthümern; die wir bald aus seinem Wörterbuche noch deutlicher werden einsehen lernen.

VII.

Fortsetzung des Verzeichnisses deutscher Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, aus diesem Jahrhunderte.

Hieron, aus dem Xenophon, von Mar. Rud. Helvetius. Nürnb. bey Schmidt. 1736. 4.

Theophrasts Spiegel menschl. Sitten. Dresden und Leipzig bey Hekeln 1737. 4.

Diony-

Dionyſius Longin vom Erhabenen, von Carl Henr. Heinecken. Dresden bey Hekeln 1737.

Briefe des Cicero an verſchiedene Staatsmänner und vertraute Perſonen von Dammen. Berl. 1737.

Des A. Perſius Flaccus VI. Satiren, von Joh. Dan. Heyden. Leipz. bey Breitkopfen 1738. 8.

Des Sokrates Schutzrede, von Joh. Sam. Müllern. Hamburg bey Kömaen 1739. 4.

Cicero, vom Weſen der Götter, von Joh. Henr. Winklern. Leipz bey Breitkopfen 1739 8.

Ciceros einige Reden, von Joach. Fr. Coldorfen. Hamb. bey Herteln 1741. 8.

Seneca vom glückſeligen Leben. Danzig bey Wasbergen 1742 8.

P. Virgilius Maro, Aeneis, von Joh. Chr. Schwarzen. Regenſpurg bey Junkeln 1742. 8.

Cicero von der menſchl. Pflicht, von Joh. Ad. Hoffmannen. Hamb. bey Bohnen, 1742. 8.

Der teutſchredende Euklides, von Ant. Ernſt Burch. von Pirkenſtein. Wien bey Menathen 1744.

Hippokrats Aphoriſmen, von Joh. Timmen. Bremen und Leipz. bey Sauermannen 1745. 8.

Dion. Catens Diſticha Moralia, von Leonh. Chr. Rühlen. Zelle bey Deeken 1745. 8.

Horazens Oden, I. Buch, von Joh. Chr. Bröſtedten. Lüneburg bey Sterns Erben 1745. 8.

Xenophons Republik der Athenienſer, von Joh. Heinr. Wackern. Dresd. bey Walthern 1745. 8.

Lucians von Samoſata kleine Schriften, von verſchiedenen. Leipz. bey Breitkopfen 1745. 8.

Plutarchs von Chäronea Leben berühmter Männer, von Joh. Chr. Kinden 1745. 8. Leipz. bey Breitkopfen.

Anakreons Oden. Frankf. und Leipzig 1746 8.

Seneca von der Kürze des Lebens, von Joh. Mich. Heinzen. Hannov. und Götting bey Schmidten. 1747. 8.

Xenophons Feldzug des jüngern Cyrus, von Paul Dan. Longolinſen. Hof und Bayr. 1747.

Herodians römiſche Hiſtorie, von Dethardingen (Ge. Aug.) Copenhagen bey Menzeln. 1747.

Plutarch von der Iſis und dem Oſiris, von Joh. Sal. Semlern. Breslau bey Kornen 1748.

Qu. Horatius Flaccus, in ungebundener Rede von Groſchuſſen. Caſſel bey Hütern 1749. 8.

Virgils Hirtengedichte, von Joh. Dan. Overbecken. Helmſt. bey Weygandten 1750. 8.

Heliodors äthiopiſche Geſchichte, von C. W. Agricola. Jena, bey Cunoen 1750. 8.

Poliäns und Frontins Kriegsränke, von M. Chr. Kinden. Leipzig bey Jacobi 1750. 8.

Erklärungen der Gemüthsbewegungen eines Unbekannten, von Conr. Arn. Schmidten. Lüneb. 1751. 8.

Virgils Aeneis erſtes Buch, u. ſ. w. Göttingen bey van den Hoek 1751. 8.

Des Qu. Hor. Flaccus Oden, V. Bücher und Dichtkunſt, von Sam. Gotth. Langen. Halle bey Gebauern 1752. 8.

Ariſtotels Dichtkunſt, von Mich. Conr. Curtiuſſen. Hannover bey Richtern 1753. 8.

Homers Ilias, von einer Geſellſchaft gelehrter Leute. Frf. bey van Düren 1754. 4.

Homers Odyſſee, von eben demſelben, bey eben demſelben 1755. 4.

Platons Geſpräch von der menſchl. Natur. Glogau, bey Günthern 1755. 8.

Die Jagd, aus dem Oppian. Leipzig bey Schönermarken. 1755. 8.

Des M. T. Cicero, Cato der ältere, oder Unterredung vom hohen Alter. Berl. und Potsd. bey Voſſen 1755. 8.

Claudians Ruffinus, von Myriandern. Nürnberg 1756. bey Endters und Engelbr. in 8.

Homers Ilias. VI. Bücher, von D. Mich. Dietr. Blohmen. Altona bey Iverſen 1756.

Ueberſetzung der Oden des Horaz, vom Hrn. Grafen von Selms, III. Bücher, Braunſchw. im Waiſenh. 1756.

Die Idyllen Theokrits, Moſchus und Bions. Berl. bey Langen 1757. 8.

VIII. Nach-

Darzů auch noch vierzig vnd vier
Was ein Künig vmb die reſier
Gen dem niedergang der Sunnen
Der het manches lannds gewunnen
Mit ſeiner Riterlichen hanndt
Romreich was der ſelb Künig genanndt
An lannden leůten vnd gelt reich
Der ſelben Zeit lebt nit ſein gleich
Dem gab Got bey dem gemahel ſein
Ein einige tochter hübſch vnd fein
Die Sy Ernreich nennten darumb
Dann Sy was gar erlich vnd frumb
Nicht lanng darnach es ſich begab
Das dieſelb Künigin nam ab
Vnd fiel in ein ſchwere Krandheit
Darob der Künig trůg groß leydt
Schickt nach allen den ärtzten ſein
Ob Sy möchten helffen der Künigein
Groß gut wolt Er In darumb geben
Daeauf Sy ſprachen herr Ir leben
Steet warlich in Gotes gewalt
Darumb laſt Sy verſehen pald
Nach ordenung der Criſtenhait
Eylunds ward alle ſach berait
Was ſich dann zu ſolchem gebürt
Als nun die edl Künigin ſpürt
Das Irs lebenns nit wolt mer ſein
Sprach Sy Ich beuilh das Kynd dein
Dir das wölſt ziehen nach deim rat
Vnd verheyrathen wann das hat ſtat
Mit der red gieng Ir die ſel aus
Vaſt groſſe clag was in dem haus
Von allem Volck iung vnnd auch alt
Als pald der tode leib erkalt
Ward der beſtet zu der erden
Erlich mit traurigen perden
Der Künig mit der tochter regirt
Manig iar daran in nyemands irt
Dazwiſchen Sy warde manpar
Erreichte das Sechzehend iar

Durch

VIII.

Nachricht von des berühmten Schildereymalers Manyoki Tode.

den 6. August.

Wir haben noch vor Ablauf dieses Jahres einen Verlust zu melden, den die schönen Künste in Dresden erlitten haben. Der berühmte **Manyoki** ist gestorben; ein Mann, der den größten Künstlern im Schildern an die Seite zu setzen ist. Wir wollen kürzlich seine Lebensumstände melden, so wie wir dieselben dem gelehrten Herrn Leg. Rathe von Hagedorn zu danken haben *.

Er war zu **Scokolia** bey Novigrad in Ungarn 1673. aus einem edeln Geschlechte gebohren. In s. 12 Jahre kam er nach Deutschland. Ein Generalauditeur, der Braunschweig Zellischen Truppen, Namens **Dölfer**, brachte ihn von Comorra mit, wohin seine Aeltern sich geflüchtet hatten. Da er keine Kinder hatte, versprach er ihnen, den jungen Menschen zu erziehen, und ihn studieren zu lassen. Doch ließ er ihm endlich die Wahl einer Lebensart; und dieser erklärte sich für die Malerkunst. Ein Zeichner zu Zell, Namens Schiller, gab ihm einige Monathe die ersten Regeln der Zeichnung. Was die Führung des Pinsels, und die Anwendung

* S. s. Lettre à un Amateur de la Peinture, avec des Eclaircissemens historiques &c. A Dresde 1755. chez Walther. in 8. a. d. 235. u. f. S.

der Farben anlanget, so lernte er dieselbe von einem Bildnißmaler zu Lüneburg, und kam zuweilen nach Zelle um seinen Pinsel zu üben. Dieses war Andreas Rheitz, der Sohn, und Zögling von Matthäus Rheitzen; welcher selbst Philipp **Wouwermanns** Lehrling gewesen war.

Das übrige hatte Manyoki, seiner eigenen natürlichen Fähigkeit, einer dauerhaften Aufmerksamkeit, und dem Nachahmen der größten Meister dieser Kunst zu danken. Er legte sich ganz aufs Schildern, ob er gleich auch zum Blumenmalen aufgelegt war. Im Anfange ergriff er **Largillierens** Geschmack, von welchem er zu Salzthal und hernach zu Berlin vortreffliche Stücke sah. An den letzten Ort kam er 1703, nachdem er einige Zeit zu Hamburg zugebracht hatte.

Er versicherte, daß der damalige Kronprinz von Preußen, der nachher verstorbene König, oft den Obersilieutenant Du Briou besuchet, der in demselben Hause gewohnet, wo **Manyoki** sein Zimmer hatte; und mit demselben oft zu ihm gekommen, um seine Arbeiten zu sehen. Er hat in Gegenwart Sr. Königl. Hoh. malen müssen; worauf selbige ihm befohlen, die Befehlshaber seines Regiments zu schildern.

Als die Prinzessinn Ragotzi damals zu Berlin war, bewog sie ihn 1707. in ihres Gemahls Dienste zu treten, der damals seinen Siz zu **Homona**, auf den siebenbürgischen Gränzen, hatte. Er ward an diesem Hofe als ein Edelmann in Besoldung genommen; als der Prinz ihn 1709 in seinen eigenen

Ge-

Geschäfften nach Holland schickete. Daselbst machte er sich in seiner Kunst vollkommen, und kam 1710 nach Berlin zurück.

Zwey Jahre hernach befahl der Prinz ihm, zu ihm nach Danzig zu kommen. Er that es ungesäumt, um demselben sein Verlangen zu eröffnen, noch einmal nach Holland zu gehen, und sich ganz der Malerey zu widmen. Der Prinz widerrieth ihm solches, und versprach, ihn an einige pohlnische Herren zu empfehlen. Unser Künstler that sich bey dieser Gelegenheit durch solche schöne Bildnisse hervor, daß der Krongroßmarschall Bielinsky dem hochseligen Könige davon sagte. Se. M. ließ ihn 1713. nach Warschau kommen. Das folgende Jahr ward er als Hofmaler in Besoldung genommen, und ist solches bis an sein Ende geblieben.

Er hat die Ehre gehabt, die Könige, seine allerdurchl. Herrn, die Königinn, des durchl. Churprinzen und der Churprincessinn kön. Hoh. die verwittweten Kaiserinnen, Amalia und Elisabeth, mit zween jungen Erzherzoginnen, und die verwittwete Königinn von Dännemark, als Prinzessinn zu schildern.

Er ahmete sorgfältig die Natur nach, aber mit guter Wahl. Indem er malte, zog er oft den Spiegel zu Rathe, um die Wirkung der Malerey zu sehen. Sein Strich ist anmuthig, saftig und durchscheinend, wo er es seyn muß. In dem Fleische findet man das, was man Pfirschfarbe nennet. Seine Art die Farben zu mischen und anzubringen, trägt sehr viel zu der Erhaltung seiner Bilder bey, und

die Zeit, so sie zu verschönern scheint, schonete nicht weniger des Künstlers, der das Glück gehabt, den denkwürdigsten Zeitpunkt zu erreichen, den die Geschichte von dem Flore der schönen Künste in Sachsen aufzuweisen hat.

Durch eine lange Erfahrung und fleißige Untersuchung kannte er, so zu reden, die Kraft und das Vermögen der Farben; sowohl was ihre Vorbereitung, als ihre Wirkung und Dauer anlanget. Einfache Züge durch ihre Nachbarschaft, wie größere Masse in der ihrigen zu erheben, das ist das Geheimniß der Kunst und der Ausübung. Manyoki gestund, daß er in diesem Stücke keinen größern Künstler, als den Pesne gefunden. Er selbst wußte sich zu helfen, und aus allem eine Schönheit zu machen: anstatt das man viele Coloristen sehr in Verwirrung setzen würde; wenn man ihnen den Lack nehmen wollte.

Seine Art, die Farben anzubringen, war eben dieselbe, die ein Schriftsteller * bey Gelegenheit des Jouvenets sehr sorgfältig beschrieben hat. Er mischete die Farben mit Verstande, und ohne sie zu quälen. Er setzte alle seine Schattirungen nebeneinander, und vertrieb sie hernach nur in einander. Die frische Lebhaftigkeit des Bildes ist die Frucht seiner Farben, die er ganz unverletzt zu erhalten wußte. Indessen schrieb er die Dauer seiner Bilder auch der Anwendung des Ultramarins zu, sowohl im Schatten, als in den halben Farben.

Des

* Observations sur les Arts. p. 51.

Des Piles hat die Widerwärtigkeit in der Beschaffenheit gewisser Farben, die man die Antipathi nennet, sehr wohl erkläret. u. s. w.

Dieser groſse Künstler nun, von dem auch hier in Leipzig verschiedene vortreffliche Stücke vorhanden sind; ist den 6ten des vergangenen Augustmondes, in Dresden mit Tode abgegangen. Er wird aber unter Kennern und Künstlern allemal in der gröſsten Hochachtung bleiben, und einem Copezky nah an die Seite gestellet werden.

IX.

Poetischer Bilderschatz, der vornehmsten biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments, zum erbaulichen Vergnügen der Jugend ans Licht gestellet. I. Theil, welcher das alte, II. Theil, welcher das neue Testament enthält. Leipzig, bey Joh. Gottl. Imm. Breitkopf 1758. in kl. 4.

Man hat freylich bisher eine Menge von Abbildungen der biblischen Geschichte gehabt; die seit 200 Jahren ans Licht gestellet worden. Die ersten Meister im Kupferstechen und Holzschneiden, wuſsten ihre Kunst fast an keinen andern Zeichnungen und Geschichten auszuüben, als an solchen, die mit der Religion des A. und N. T. in Verbindung stunden. Daher zeigen uns die vornehmsten Kupfersammlungen eine groſse Anzahl biblischer Begeben-

heiten; die von den geschicktesten Händen verfertiget worden. Nimmt man nun noch die alten Ausgaben deutscher Bibeln dazu, die oft von guten Zeichnern und Holzschneidern mit schönen Figuren gezieret worden, so wird die Menge guter Figuren von deutscher Erfindung noch viel größer.

Wir hätten daher längst gewünschet, daß einmal heutige Künstler, die bisweilen geschickter im Nachstechen, als im Erfinden sind, die Meisterstücke ihrer Vorgänger nochmals erneuern, nachbilden, und wo es nöthig wäre, verbessern möchten. Dieses letzte gestehen wir in gewissen Stücken, die uns als fehlerhaft vorgekommen, gern als nöthig zu. Denn wie es den heutigen Zeichnern und Malern geht, daß sie oft in der Gelehrsamkeit, Geschichte und Fabellehre unerfahren, und unachtsam sind, die rechte Wahrscheinlichkeit der Zeiten und Oerter zu beobachten: so gieng es den Alten auch. Es würde also die Aufsicht eines Gelehrten sehr unentbehrlich seyn, wenn man auch der größten Meister Werke der Welt nochmals vorlegen wollte.

Indessen bis dieser unser Wunsch erfüllet wird, liefert unser Hr. Breitkopf der jüngere, nach seiner großen Begierde, der Welt mit etwas feinem und artigem in seiner Kunst zu dienen, der deutschen Jugend ein recht-schönes Werkchen. Es besteht solches in 150 Kupfern von biblischen Geschichten des alten, und in eben so vielen vom neuen Testamente. Sie sind alle, soviel uns bekannt ist, von guten Meistern gemachet, und die Zeichnungen zeigen

gen fast durchgehends die Hand eines trefflichen Künstlers. Zum Theil würde an den Erfindungen vieleicht ein gelehrter Kenner und malerischer Kunstrichter eben sowohl, als an dem französischen La Fontaine hier und da etwas zu erinnern finden. Der Verleger hat indessen keine Schuld daran. Er hat das Seine vollkommen geleistet, und verdienet alles Lob, wenn man gleich den Zeichnern und Erfindern von Kupferstichen, bey aller Gelegenheit Warnungen geben muß, nicht ihrer Einsicht allein zu trauen; sondern guten Rath zu suchen, zu hören, und anzunehmen, wenn sie sich anders bessern wollen.

Zu jedem dieser Kupfer sind einige Zeilen wohlgesetzter Verse gefüget, die den Inhalt desselben erklären. Sie sind aus einer sinnreichen und reinen Feder geflossen, die sich zwar noch zu nennen ein Bedenken trägt, aber nicht Ursache hätte, sich zu verbergen. Sie ist schon aus größern Proben ihrer Geschicklichkeit bekannt, und hat bey allen Kennern Beyfall gefunden. Wir wollen das erste und vierte Tagewerk zur Probe geben:

Das erste Tagewerk der Schöpfung.

1 B. Mos. 1, 1 - 4.

Im Anfang schuf der Herr den Himmel und die Erde.
Er will, und es geschieht. Zum Lichte sprach er: Werde!

Und ſieh! es wird, und bricht aus Finſterniß und Nacht.
Aus dieſem ward das Licht, das an den Himmel blitzet.
So oft dich nun ſein Strahl erfreuet und erhitzet;
So oft ſieh ehrfurchtsvoll auf den, der es gemacht.
Bedenk, wie wunderbar dieß Licht in Strömen quillet,
Und das erwärmte Land mit Fruchtbarkeit erfüllet!
Begreifſt du dieß Geſchöpf? Kennſt du ſein Weſen?
Nein!
Wie unbegreiflich muß nicht erſt der Schöpfer ſeyn!

Das vierte Tagewerk.

1 B. M. 1, 14 - 19.

Gott ordnet Tag und Nacht, und ſetzt die Lichter ein.
Die güldne Sonne ſoll des Tages Fürſtinn ſeyn.
Hingegen ſoll der Mond in dunkler Nacht regieren,
Und ſchimmerndes Geſtirn mit ihm den Himmel zieren.
So macht durch ihren Lauf Gott Tag, Nacht, Zeit
und Jahr,
Und alles iſt ſehr gut. O Kind, nimm dieſes wahr!
Und lerne, wie man ihn aus ſeinen Werken kennet;
Den Gott, der jeden Stern bey ſeinem Namen nennet.
Ihn preiſen Sonn und Mond; und in der ſtillen Nacht,
Die man nur gar zu oft mit Eitelkeit durchwacht,
Ruft uns ein glühend Heer von unzählbaren Sternen:
Kommt! Seht! an uns könnt ihr des Schöpfers Größe
lernen.

Dieſe

Diese Verse nun, die in allerley Sylbenmaaße kürzerer und längerer Zeilen abwechseln, sind mit einer sehr saubern, und neuen Schrift gesetzet, die man mit der deutschen elzevirischen sehr wohl vergleichen kann, die im vorigen Jahrhunderte, Zinkgräfs weise Reden der Deutschen, und einiges andre geliefert hat. Jede Seite ist mit einer Einfassung umgeben, die von ganz neuem Geschmacke ist, und dem ganzen Werke ein zierliches Ansehen giebt. Noch zierlicher ist das Titelblatt eingefasset: und hier zeiget der Herr Verleger, daß seine Kunst im Drucken der Kupferstecher Hülfe fast gar nicht nöthig habe.

In der Vorrede hat derselbe auch seine Kenntniß in der gelehrten Geschichte voriger Jahrhunderte gewiesen. Er erinnert, daß viele Werke dieser Art sich theils durch die Länge der Zeit selten gemachet; theils auch wegen der Kunst ihrer Meister, in den Kabinetten der Kupfersammler unsichtbar geworden. Emsers, Säuberlichs, und Hans Lufts Bibeln mit Kranachs Holzschnitten, und Froschouers, Ammans, Behaims, Saliſſens u. a. m. Werke dieser Art, würden itzo für Zierrathen der Bibliotheken und Sammlungen angesehen.

Die Bibeln mit Merianischen Kupferstichen, die Sternischen Bibelkupfer, die Kupfer, so in Mortiers amsterdammischer, Desmarnens parisischer, und Scheuchzers deutscher Bibel-Abbildung herausgekommen, sind ebenfalls zu kostbar für junge Leute von mitt-

mittlerm Stande; ja selbst für vornehmere und reichere nicht allenthalben zu haben.

Der bekannte kaiserliche gekrönte Poet Christoph Adam Negelein zu Nürnberg hat daher bey Endters Erben ein Werkchen für Kinder veranstaltet, welches mit Kupfern versehen ist; die Porzelius, nach Sandrarts Zeichnungen gestochen hat. Allein die Erklärungen, die er allemal in vier Zeilen eingeschlossen, sind viel zu kurz, als daß sie der Jugend ein sattsames Licht geben könnten. Die kyburzische Bilderbibel hingegen ist mit ihren weitläuftigen prosaischen Erzählungen, in den entgegen gesetzten Fehler gefallen.

Alles dieses nun machet uns die gegründete Hoffnung, daß dieß kleine Bibelwerkchen für Kinder das rechte Mittel halten, und der Jugend eine recht anmuthige Erbauung verschaffen, der breitkopfischen Officin aber neue Ehre bringen werde.

Ende des Christmonds 1757.

Durch Jr groß schön zucht vnd geperd
Vergas der Künig auf der erd
Alles leids vnnd der traurigkait
Dann all Welt von Jr allein seit
Wie Sy wer voll aller tugent
Vnd vast geschikt zů Jr jugend
Darumb gar vil grosser herren
Von nahenden vnd auch ferren
Lannden: vnd die iung Künigin
Wurben. ein yeder in seim synn
Dacht. möcht Sy mir zů weib werden
Ich wer der seligst auf erden
Der Künig fieng an werden schwach
Darumb sein Rät auf einem tag
Einhelligklich für Jn tratten
Jn der gehorsam Sy Jn paten
Das Er wolt volgen Jrem Rat
Vnnd sein tochter vor seinem todt
Verheyraten nach den eren
Damit Sy wisten ein herren
Der Sy schirmet vnnd endtschütet
Vnnd vor allem gewalt errettet
Dann wo Er also solt abgan
So möcht sich mancher vnderstan
Die tochter zu holen mit gewalt
Vnd diß land mit Krieg gewynnen bald
Das wellet gnad herr verhkommen
Dann Euch vnd Ewrn landen fromen
Daraus wurd vilfeltig enndtstan
Der Künig sprach, hört Jch will han
Darauf einen kurtzen bedacht
Vnd eh es morgen wirdet nacht
Will Jch weiter reden dauon
Vnd darinnen Ewren rat han
Die Rät waren daran benuegich
Ein yeder gegem Künig neygt sich
Vnnd schiden darauf all von dann
Der Künig sich auf die Sach besann.

Erſtes Regiſter
der in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Nachleſe von dem epiſchen Gedichte, Reineke der Fuchs 34

Nachricht von muſikaliſchen Werken, welche in der breitkopfiſchen Officin fertig worden 78. 518. 675

Critik des helvetiſchen Patrioten 97

Fortſetzung vom Alterthume des epiſchen Gedichtes, Reineke der Fuchs 111

Conradi, D. Joh. Ludw. Anmerkung über Herrn Hofrath Gonnens Diſquiſitionem, de Ducatu Franciæ Orientalis 138

Hauptmanns, Joh. Gottfried, Anmerkungen und Regeln der Lohenſteinſchen Schreibart. 135

Verzeichniß der an vielen großen Orten im 1756ſten Jahre Gebohrnen und Verſtorbenen 159

Verzeichniß der im Jahre 1756. zu Zerbſt aufgeführten theatraliſchen Schauſpiele 189

Nachricht von denen, am hohen Friedrichstage 1757. in die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig aufgenommenen Ehrenglieder 231

Erſtes Regiſter.

Nachricht von einem auf Vorſchuß ans Licht tretenden illuminirten und gemalten Pflanzenwerke 237
Gedanken über die Sterblichkeit 316
Inſcriptio 319
Hudemanns, Ludwig Friedrich, Beantwortung einiger Einwendungen ꝛc. 381
Nachricht von einem botaniſchen Werke aus Halle 397
Verzeichniß aller deutſchen Original-Trauerſpiele, die ſeit 1730. im Drucke erſchienen 501
In Lode di Mr. Fontenelle Sonnetto I. II. 585
Nachricht an die Leſer der hamburgiſchen freyen Urtheile 587
Unterthänigſt devoteſter poetiſcher Willkomm, einer oſtfränkiſchen Muſe 654
Poetiſches Sendſchreiben des Conrad Celtes 710
Der kaiſerlichen franciſciſchen Akademie der freyen Künſte, Nachricht, von der zu ihren löblichen Abſichten errichteten Tontine 730. 827
Schreiben an einen Liebhaber der alten Münzwiſſenſchaft 792
Frauen Hedwig Charlotten Nordenflycht kurzer Lebenslauf 804
Nachricht von einem Supplemente zu des Herrn Raths Arkenholz Memoires concernant la Reine Chriſtine de Suede 810
Erklärung des Titelkupfers beym vorigen Monathe dieſes Neueſten 823
Nachricht wegen der neu aufgenommenen Ehrenglieder und Mitglieder der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte 837
Probe einer Verdeutſchung aus Virgils IV. Buche der Aeneis und deſſen 590. bis 629ſten Verſe 886
Probe einer Fabel, aus dem Magazin des Enfans 888
Dictionarium Anglo-Suethico-Latinum 913
Ode des rußiſch-kaiſerlichen Brigadiers, Hrn. Summarokoffs, ins Deutſche überſetzt 946
Verdeutſchung der 23ſten Ode, aus Horazens drittem Buche 957

Ver-

Erſtes Regiſter.

Verzeichniß der deutſchen Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller 917. 966
Geſchichte der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften XXIII. Band 853
Erſter Artikel aus demſelben 926
Nachricht von des ber. Schilderеymalers Manyoky Leben und Tode. 969
Gedickens, Friedrich, Ode zum Gedächtniß des zweyhundertjährigen augſpurgiſchen Religionsfriedens 64
Trillers, Dan. Wilhelms, Sinngedichte auf den Herrn von Fontenelle 233

Zweytes Regiſter derer Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Acta Academiæ Electoralis Moguntinæ Scientiarum utilium. Tomus I. 466
Abbildung und Beſchreibung aller hohen Ritterorden in Europa 157
Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und symboliſchen Bedeutungen 156
Adami Anton. Filipp. Ode panegyriche à Céſare 83
Altdorfiſcher Verſuch in Beyträgen zur deutſchen Sprachlehre ꝛc. 487
Architecture Françoiſe, ou Recueil des Plans, Elevations, Coupes & Profils des Egliſes, Maiſons Royales &c. 683

B.

Les Ruines de *Balbec*, autrement dite Heliopolis, dans la Cœloſyrie 605
Beers, J. W. Verantwortung gegen die Einwürfe Herrn D. Baumgartens, wider den II. und III. Theil ſeiner chronologiſchen Abhandlungen 255

Zweytes Regiſter.

Bel, Carol. Andr. de Poeta, Oratori finitimo 514
Hiſtoriſch-kritiſche Beyträge zur Aufnahme der Muſik 743
Die Bildung eines zukünftigen vollkommenen Officiers 235
Poetiſcher Bilderſchatz für Kinder ꝛc. 975
Blohms, Mich. Dietr. Verſuch einer gebundenen Ueberſetzung der Ilias des Homers. I. Band 832
Bœhmii, Jo Gottlob, inter Arcades Criſenii Berrhoenſis, Poemata 394

C.

Caſtillon, Jean de, Diſcours ſur l'origine de l' inégalité parmi les Hommes 147
Catalogus Bibliothecæ Bunavianæ Tom. III. 923
Cato, oder Briefe von der Freyheit und dem Glücke eines Volkes unter einer guten Regierung 370
Der Chriſt, in der Einſamkeit 852
La *Colombiade*, de Madame du Bocage ou la Foi portée au nouveau monde. 353
Fortſetzung des Auszuges aus dieſem Buche. 530

D.

Derlings, Chriſtian Gottfried, Schriften zum Vergnügen 746
Diſcours ſur l'Origine & les changemens des loix Ruſſiennes 127
Six *Diſſertations* upon different Subjects 621

E.

Elegies, with an Ode to the Tiber, written abroad 510
Elteſtens, Friedrich Gottfr. Hubnerus enucleatus et illuſtratus etc. 806
Ende, Joh. Joach. Gottlob am. die gute Sache des Glaubens und der Gottſeligkeit 484
Engels, Friedrich Verſuch einer Theorie von dem Menſchen, und deſſen Erziehung 747
The Engliſhman return'd from Paris 15

Epicri-

Zweytes Regiſter.

Epiciſis Cenſuræ Lipſienſis &c. 558
Eſſai d' une demonſtration de l' Apocataſtaſe. 567

F.

Fables choiſies miſes en vers par J. de la Fontaine 5
Finetti, Abhandlung von der hebräiſchen Sprache 309
Fleſchiers, Eſprit, Lob- und Trauerreden I. II. und III. Theil 198
Foote, Samuel, der aus Paris zurückgekommene Engländer 15
Franzens, Joh. Martin, Allgemeine Abbildung des Erdbodens 814

G.

Gaudio, Vincent. Scelta di varii Pezzi de' piu' claſſici Autori &c. 647
Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. Zehnter Theil. 55
Eilfter Theil. 457
Geſneri, Jo. Math. Primæ lineæ Iſagoges in eruditionem univerſalem &c. 218
Gonne, Joh. Gottl. Diſquiſitio, de Ducatu Franciæ orientalis 132. ff.
Gottſcheds Joh. Chriſt. vollſtändigere und neu erläuterte deutſche Sprachkunſt. Vierte Auflage. 222
— — — SterbenderCato, ein Trauerſpiel zehente Auflage 288

H.

Haid, Joh. Jakob, neue Sammlung von Bildniſſen gelehrter noch lebender Männer. Erſtes Funfzig. 525
Haltaus, Chriſt. Gottlob. de Turri rubea Germanorum medii ævi &c. 962
Hanovii, Mich. Chriſtoph. Philoſophiæ Civilis, ſive Politicæ Pars I. 445

Heilmanns, Joh. David, Prüfung einer neulich herausgekommenen Uebersetzung des Herodotus 916
Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen. Ein Heldengedicht 272
Fortsetzung und Beschluß des Auszuges aus Heinrichen dem Vogler 449
Henrici, Paull. Christian. De Poetis, poetice legendis interpretandisque Prolusio. 664
Hille, H. A. Wilhelmethal, in einer Ode besungen 574
Histoire de l' Academie Royale des Inscriptions et belles Lettres Tom. XX. 700
Fortsetzung und Beschluß des Auszuges aus demselben 788

J.

Indicis Librorum expurgandorum in studiosorum gratiam confecti Tom. I. 214
Justi, Heinr. Gottl. von, Rechtliche Abhandlung von den Ehen, die an und für sich selbst ungültig und nichtig sind 538

L.

Laurentii, Joh. Gottlieb, Abhandlung von den Kriegsgerichten zu unsern Zeiten 153
Limpacher, Joh. Leichenrede über den Todesfall des Herrn Grafen von Browne 728
Locke, Joh. Versuch vom menschlichen Verstande, durch H. E. Poleyen aus dem Englischen übersetzt 362

M.

Magasin des Enfans par Madame Le Prince de Beaumont Tom. I. II. III. IV. 877
Marpurgs, Friedrich Wilhelms, Historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik 743
Moscovii Io. Iac. Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici &c. 480
Masculi, Jo. Baptistæ, Encomia Cœlitum digesta per singulos Anni dies 193

Zweytes Regiſter.

Memoires de Litterature, tirès des Regitres de l' Academie Royale, des Inſcriptions &c. Tom. XXI. 246. Tome XXIII. 853

Michaelis, Joh. Dav. Mittel die hebräiſche Sprache zu lernen 294

Montfaucons, Griechiſche und römiſche Alterthümer, ins kleine gebracht und deutſch heraus gegeben von M. Joh. Jak. Schatzen 843

Des Herrn Grafen Moritz von Sachſen Einfälle über die Kriegskunſt 165

Müllers, Gottlieb, Ueberſetzung der Geſchichte der Ruth, aus dem Hebräiſchen 227

Muſæ Franciſco & Mariæ Thereſiæ Auguſtis, congratulantur &c. 692. Fortgeſetzter Auszug aus dieſer Schrift 773

Myrianders, Ueberſetzung von Claudians Gedichte wider den Rufinus, in deutſche Verſe 630

N.

Nachrichten zu dem Leben der Frau von Maintenon. I. und II. Band 212

Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon. III. Band 818

O.

Oelrichs, Joh. Karl Konrad, hiſtoriſche Nachricht von der fürſtl. Buchdruckerey zu Barth in Pommern 661

P. *Ovidii* Naſonis Opera omnia. Tom. I. IV. 384

P.

Den Ambroſio Panſa von Mancha, des jüngern, wohlgemeyntes Meßigeſchenk 492

Des helvetiſchen Patrioten zweyter Jahrgang 209

Plitt, Joh. Jak. Betrachtung über die Weisheit Gottes bey den Sprachen der Menſchen, und ihrer Verſchiedenheit ꝛc. 658

Projet d'un Gloſſaire François 305

Pſychologie, ou Traité ſur l'Ame, contenant les Connoiſſances, que nous en donne l'Experience par Mr. Wolf 641

Zweytes Regiſter.

R.

Recherches ſur quelques Principes des Connoiſſances humaines 545
Recueil d' Antiquités égyptiennes, etrusques, greques et romaines. Tom. II. 175
Fortſetzung des Auszuges aus demſelben 280
Fernere Fortſetzung 473
Reiske, Jo. Jac. Animadverſionum ad Græcos Auctores, Vol. I. 205
Die Ritter und Rieſen, ein Rittergeſang 899
Robert, Atlas univerſel 763

S.

Sanguſelli, Anton. de Gigantibus nova Diſquiſitio hiſtorica & critica 719
Saxii, Chriſtophori, Diptychon Magni Conſulis 867
Schäfers, Jak. Chriſt. liebreiche Auffoderung zu einem getroſten und unverzagten kindlichen Glaubensmuthe 906
Schirmann, Cœleſtin. Diſſertatio de Mundo optimo 325
Schwarzens, Joh. Chriſtoph. Sammlung einiger ſeiner Gedichte 613
A *Snake* in the Graſs detected: Northern Revolutions &c. 596. 951
Stiefs, Carl Benj. Geſchichte vom Leben und den Glaubensmeynungen Andreas Dudiths 155
Stiebls, Joh. Andr. Verſuch einer Wiſſenſchaftlichen Wapenkunde ꝛc. 506

T.

Der Triumph der Chriſten, über die Furcht des Todes 736
Toſi, Peter Franz Anleitung zur Singekunſt 554
Trenchard, Northern Revolutions or the Principal Cauſes &c. 596. Antwort darauf 951

Trom-

Zweytes Regiſter.

Trombelli Kunſt, das wahre Alter der lateiniſchen und italieniſchen Handſchriften zu erkennen 311

U.

Ueberſetzung der Oden des Horaz. Zweytes Buch 49
Ueberſetzung der Oden des Horaz III. Buch 377
Uz, J. P. Lyriſche und andere Gedichte. Dritte verbeſſerte Auflage. 388

V.

Verſuch einer hiſtoriſchen Nachricht von der künſtlichen Gold- und Silber-Arbeit in den älteſten Zeiten 301
Vidalini Paul. Oratio, quum auſpicatiſſimus Natalis Ser. Pot. que Reg. et Dom. Friderici Quinti, Dan. Norv. Vand. Goth. que Reg. &c. 581

W.

Die Welt, eine periodiſche Schrift 666
Widenburgii, D. Frider. de Vita et Scriptis Johannis Petri de Ludewig Commentarius 381

Z.

Zehentners, J. C. Gründliche Abhandlung der Kunſt Pferde zu kennen 673

Drittes Register der vornehmsten Sachen.

A.

Aegypter, erste Gottheiten derselben 176
Aernte, wenn sie in Palestina geschieht 265
Akademie der Ausschriften und schönen Wissenschaften, neue Einrichtung bey derselben 857 f. ihre Artikel 861 f.
Akademie, churmaynzische, der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt, wird gestiftet 466. 467. ihre Satzungen 468 ff.
Alterthümer, griechische und römische, des P. Montfaucons, werden deutsch herausgegeben 844
Amazonen, was man von denselben erzähle 706
Anarimander, zeichnet zuerst die Erde und das Meer ab 770
Apokatastase, was darunter verstanden werde 507
Auferziehung, eine gute, daran ist sehr viel gelegen 626
Augustodunum, ist das heutige Vieux 787

B.

Baal, unter diesem Namen wurde die Sonne verstanden und angebethet 613
Bacchus, wenn er gebohren worden 939
Balbec, Nachricht von dieser Stadt 607. 609. Bedeutung ihres Namens 613
Bannformel, päbstliche, wider die Käzer 619
Barachias, Rabbi, sein Buch Parabolæ Vulpium, werden fälschlich für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs gehalten 41. 42
Bayle, Irrthum desselben von Beurtheilung der menschlichen Handlungen 625

Beau-

II.

Herrn Joh. Friedr. Christs, Hist. P. P. Extr. Vorschläge von besserer Einrichtung der Poesie überhaupt, sonderlich der deutschen.

Das Werkchen, daraus wir diese Vorschläge nehmen, heißt mit seinem völligen Titel: JOH. FRIDER. CHRISTII VARIORVM CARMINVM SILVA. Cum PRAEFATIONE de rectius constituendis rei poeticae rationibus; und es ist in diesem 1733sten Jahre bey Langenheimen hier in Leipzig ans Licht getreten. Da das Hauptwerk in dieser ganzen Schrift, die in allem 4½ Bogen beträgt, aus lateinischen Gedichten besteht: So gehört dieselbe eigentlich nicht für uns. Ja ob gleich am Ende auch verschiedene deutsche Gedichte darinnen befindlich sind: So würden wir doch desselben nicht in unsern Beyträgen gedacht haben, wenn uns nicht die Vorrede, die von der obgedachten Materie handelt, aufmerksam gemacht hätte. Allerdings verdiente der Inhalt derselben in unsern Beyträgen einen Platz; da wir alles begierigst aufsuchen, was zur Aufnahme und mehrern Verbesserung unsrer Sprache, Poesie und Beredsamkeit einigermassen dienlich zu seyn scheinet.

Allein auch die ganze Vorrede dient nicht zu unserm Zwecke. Der Anfang derselben benachrichtiget uns von der Veranlassung die der gelehrte Herr Verfasser

Drittes Regiſter.

Beaumont, Frau von, ſchreibt ein Kindermagaſin 877
Beſcheidenheit, deren Unterredung mit der Dreiſtigkeit. Eine Fabel 668
Bilder, wo und wann ſich ihre göttliche Verehrung angefangen habe 176. 177
Bileam, deſſen Geſchichte und Charakter 627, ob er ein wahrhafter Prophet geweſen 628
Botaniſche Druckerey, erſte Erfindung derſelben 398
Brown, Maximil. Ulyſſes, Graf von, Leichenrede auf denſelben 728
Buch, das rothe, zu Braunſchweig und Naumburg. Nachricht davon 966
Buchdruckerey, Nachricht von der zu Barth in Pommern 661. ihre Stiftung 662. 663. Zeichen der Buchdrucker daſelbſt 664
Bücher, in welchen auf päbſtlichen Befehl vieles auszuſtreichen iſt 216
Büchertitel, auf dieſelben kann man ſich wenig verlaſſen 43

C.

Cäſo Quintus, was man von dieſem rieſenmäßigen Manne erzähle 721. 722
Ceres, übermäßige Verehrung derſelben bey den Griechen 704 f.
Chreſtomathie über des Ovids ſämtliche Werke 386
Chriſtina, Königinn in Schweden ihre Lebensgeſchichte 811 f.
Claſſiſche Schriftſteller, die ins Deutſche überſetzt worden 917. 966
Columbus, Chph. entdecket die neue Welt 355. 358. 530

D.

Deutſche Geſellſchaften, deren werden zwo im Frankenlande geſtiftet 487. auch eine zu Rinteln 658
Dichter, warum man die alten fleiſſig leſen ſolle 665
Dichtkunſt, erſte Abſicht derſelben 96. 97. worinn ſie von der Redekunſt unterſchieden iſt 514

Drittes Register.

Diptychen was dieselben seyn 868. Beschaffenheit der consularischen Diptychen 872

Dudith, Andr. Nachricht von desselben Leben und Glaubensmeynungen 155

Dünen, Bedeutung dieses Wortes 348

E.

Ehe, aus was für Ursachen sie getrennet werden könne 544

Eherechte, sind bey uns sehr mangelhaft 549

Ehre, Fabel von der wahren und falschen Ehre 888 ff.

Eleusinische Ceres, was sie bey den Griechen gleichsam vorstellete 704. Geheimnisse ihres Götzendienstes 705

Emim, ob dieselben Riesen gewesen 723

Encyklopädie, ob das große Wörterbuch aller Wissenschaften und Künste diesen Titel verdiene 219

Engländer (der) zu Paris, ein Schauspiel 15

Erde, verschiedene Lehrbegriffe über die Figur derselben 770

Erde, rothe, in Westphalen, Nachricht davon 966

Erre, ob dieses französische Wort von Stratum herkomme 790

F.

Fabeln, lafontainische, Beleuchtung des zweyten Bandes derselben 8 ff. Probe einer Fabel aus dem Magasin des Enfans 888. was die Fabel überhaupt sey 930. 936. ihre verschiedenen Absichten, und Classen 932

Finiguerra, ob er das Kupferstechen erfunden habe 301

Fische, deren gravitas specifica 11

Folard, Urtheil über dessen Schriften von der Kriegskunst 168

Freret, allgemeine Betrachtungen über den ersten Ursprung und die alte Geschichte der ersten Einwohner Griechenlandes 57

Fürstenthum, war ehemals mit dem Priesterthume verbunden 784 785.

Gärt-

Drittes Register.

G.

Gärtner, ein gelehrter Ackermann, nimmt den dieses Jahr erſchienenen Kometen zuerſt wahr 824

Genie, wie es gut deutſch gegeben werden könne 152

Geographie, was zu ihrer Vollkommenheit gehöre 764. 765. Urſprung derſelben 768. ihre Zunamen 770

Geſchmack, verfallender in Frankreich, darüber klagen die Franzoſen ſelbſt 6

Geſellſchaften, Beſchaffenheit der engliſchen 883

Geßner, Joh. Georg, Schreiben deſſelben wegen Reinekens des Fuchſes 113-126

Gloſſaria, Nutzen derſelben 307. 308

Gold- und Silber-Arbeit der älteſten Zeiten, Nachricht davon 301

Gottheiten, die drey vornehmſten der Griechen 939

Gottſched, hat niemals ganz Frankreich eines übeln Geſchmackes beſchuldiget 6. 11. warum er in der neueſten Ausgabe ſeiner Sprachkunſt eines und das andere weggelaſſen, was in der dritten geſtanden 651

Graben, rother, Nachricht von dem zu Zeiz 966

Griechenland, ehemalige große Pracht deſſelben 282

H.

Hackemann, weil. Prof. zu Helmſtädt, wird getadelt 37

Halle, Nachricht von dem rothen Thurme daſelbſt 964

Ham, iſt die deutſche Endung heim 789

Handlungen der Menſchen, wie man ſie beurtheilen ſolle 624. wodurch ſie gelenket werden 625

Handſchriften, Kunſt, das wahre Alter der lateiniſchen und italieniſchen zu erkennen 311

Hebräiſche Sprache, Mittel, dieſelbe zu verſtehen 296. ob alle andere Sprachen von derſelben herſtammen 298. 309

Heidrum, wo dieſer Ort gelegen habe 788. 789. Bedeutung ſeines Namens 790

Heim, darauf endigten die alten Sachſen viele Namen der Oerter 789

Drittes Register.

Heliopel, wo diese Stadt gelegen 610. warum sie Colonia Julia genannt worden 611. wann sie das wälsche Recht bekommen habe 612

Heraldik, ob sie von der Wapenkunde unterschieden sey 508

Herkules, um welche Zeit er gelebet habe 939

Herodes der groſſe, wenn er gebohren sey, und wenn er gestorben 782. 783

Herodot, wird vom Plutarch getadelt 707

Herzog von Franken, warum sich der Bischof zu Würzburg dieses Titels bediene 138

Hesiods Theogonie, ist, nebst Homers Gedichten, die Quelle aller theologischen Meynungen der Griechen 938. 944

Höllenstrafen, ob sie ewig dauern werden 570 f.

Horaz, Uebersetzung seiner Oden 49

Hübner, Johann, Urtheil von dessen Schriften 806. was bey der neuen Ausgabe des Hubneri enucleati & illustrati geleistet worden 808

J.

Jasomirgott, wer unter diesem Namen verborgen sey 777

Isokratie, was dieses für eine Staatsverfassung sey 447

Italienische Sprache, neue Anweisung dazu 647

Judith, wenn sich die Geschichte derselben zugetragen habe 703

Juppe, Herleitung dieses Wortes 589

K.

Kind, Natur und Geschichte desselben 749

Kinder, warum sie vor dem Lesen der Bücher einen Abscheu bekommen 878. wie sie klüglich zu erziehen 880. 881

Klopstock, ob er das Geheimniß unserer Erlösung beschreibe 334

Komet, wer den im 1757sten Jahre erschienenen zu erst beobachtet habe 824. Laufbahn desselben 824. 826

Komödie, die alte, wenn sie in Griechenland entstanden 707

Könige, ob sie an die Gesetze gebunden sind 59

Drittes Register.

Kosmogonie, woher die Griechen die ihrige entlehnet 941
Kräuterabdrücke, wer selbige zuerst geliefert habe, wer diese Arbeit itzo fortsetze 399
Kriegskunst, worinn die itzige bestehe 168
Kriegsordnung, wenn die erste deutsche im Drucke herausgekommen ist 154
Kupferstechen, wer dasselbe erfunden habe 391
Landkarte, welche die älteste sey 769
Lateinische Sprache, dieselbe ist itzo unter die todten Sprachen zu rechnen 300. von ihr stammen die walsche, spanische und französische ab 303
Leute von außerordentlicher Größe 724. 727
Lieberey, woher diese Benennung entstanden 588
Ling ist eine Endung, die etwas kleines bedeutet 791
Lobensteinische Schreibart, Anmerkungen und Regeln dazu 135 ff.
Louvre, ob es so viel, als ein Schloß heiße 684. wenn es angeleget worden 684
Lucken oder Lücken, Herleitung dieses Wortes 248
Ludewig, Joh. Peter von, vornehmstes Verdienst desselben 384
Ludewig XIV. was er für Fehler an sich gehabt 314
Lugdunum, Herleitung dieses Wortes 248. 249
Lully, Lobeserhebung desselben 94
Lunar der jüngere, durch was für Schriften er sich bekannt gemachet 545. 546

M.

Maintenon, Frau, großes Ansehen derselben an dem französischen Hofe 820
Männliches Geschlecht, warum es vor dem weiblichen den Vorzug habe 543
Maria Theresia, römische Kaiserinn, was dieselbe Gutes gestiftet habe 774
Meile, die alte römische, deren Verhältniß zu der heutigen italienischen 767
Meißen, Nachricht von dem rothen Thurme daselbst 964. 965

Menſchenopfer, ob ſie eine Nachahmung des abrahamiſchen Opfers geweſen 459
Merovinger, wovon ſie ihren Namen ſollen bekommen haben 249. 250
Meßias des Hrn. Klopſtocks, was daran auszuſetzen ſey 335. 336. 350
Metaphern, wie ſie ſollen beſchaffen ſeyn 335
Mundart, fränkiſche, was ihr für ein Vorwurf gemachet werde 490
Münzen, die ägyptiſchen, ſind allemal ſchwer, mit der Wahrheit der Geſchichte zu vereinigen 786. die älteſten haben wahrſcheinlich nur auf einer Seite ein Gepräge gehabt 794. was die Vierecke auf den alten griechiſchen Münzen anzeigen 794. 802. was die kleinen Grübchen auf denſelben bedeuten 797
Muſikaliſche Werke, welche in der Breitkopfiſchen Officin fertig worden 78. 518 675
Mythologie, griechiſche, wer dieſelbe nöthig habe 929. 930. Schlüſſel derſelben 931. iſt der Geſchichte nicht gleich zu achten 935
Nephilim, ob dieſelben Rieſen geweſen 723
Ninive, wenn es zum erſtenmale belagert worden 701. 703
Nordiſche Statsveränderungen, Urtheil über den Verfaſſer dieſer Schrift 954

O.

Od, heißt ein Beſitz oder Eigenthum 791
Ode des rußiſch-kaiſerlichen Brigadiers, Herrn Summarokoff, ins Deutſche überſetzt 946
Oeſel, hieß vormals eine Inſel 250
Officier, wie ein vollkommener zu bilden 235
Otlingua Saxonia, was dadurch eigentlich verſtanden werde 787. 788. 790. ob es nicht ſo viel, als das Adeliche Sachſenland heißen ſolle 791
Ovid, Vorwurf, den man ſeinen Schriften machet 385

P.

Paktolus, ſoll vor Zeiten Goldkörner in ſeinem Sande geführet haben 57

Drittes Register.

Pan, wenn er gelebet haben soll 939
Paris, nicht alles, was von daher kömmt, ist schön 8
Patriot der helvetische, Critik über denselben 57
Perrault, Claudius, ein großer Baumeister, wird getadelt 688. 689.
Phidias, wenn dieser griechische Künstler gelebet 304
Phrygische Sprache, ist mit der alten deutschen verwandt gewesen 285
Poeten wie man sie recht lesen solle 665. 666
Prädestination, unbedingte, wenn die Lehre davon aufgekommen 622
Praxiteles, soll die alte Wachsmalerey erfunden haben 304

K.

Ratten, lustiger Proceß derselben 62. 63
Redekunst, nahe Verwandtschaft derselben mit der Dichtkunst 514
Reichel Joh. Nathanael, wird unverschuldeter Weise angegriffen 593
Reincke, der Fuchs, 34. wo die älteste Ausgabe davon zu finden 37. 116. Beschaffenheit derselben 38. eine falsch angegebene hebräische Uebersetzung dieses Buchs 41. Zugabe von einigen andern Uebersetzungen 44. fortgesetzte Entdeckungen vom Alterthume dieses Gedichtes 111
Religion der Griechen, allgemeine Betrachtungen über die Beschaffenheit derselben 929. mehr als einmalige Veränderung derselben 937. 944. beruhete hauptsächlich auf drey Puncten 940. 941
Rephaim, was dieses Wort bedeute 710. 722
Rest. oder Restituit, was es auf den römischen Münzen bedeute 781
Riesen, ob es ehemals Riesengeschlechter oder ganze Riesenvölker gegeben habe 720
Riesengerippe, was von denen in der Erde gefundenen zu halten sey 726
Rinteln, Stiftung einer deutschen Gesellschaft daselbst 658

Drittes Register.

Ritterorden, Abbildung und Beschreibung aller hohen in Europa 157

Rousseau, seine Gedanken vom Ursprunge der Menschen 148 f.

Rußische Gesetze, Ursprung derselben 128. ihre Uebereinstimmung mit den deutschen Gesetzen 130

S.

Sandelholz, tauchet sich im Wasser sehr wenig ein 12

Sardanapal, ob mehr als einer in Assyrien regieret habe 701

Saxones Bajocassini, wer darunter verstanden werde 788. 789

Schaubühne, deren Absicht und Nutzen 95

Schauspiele, der Engländer zu Paris 15. Auszug aus demselben 16 f.

Schlacht, warum die Franzosen die bey Friedlingen verloren 169

Schriften, unvollkommene, ob und was sie für Nutzen haben 34

Schulatlas, Nachricht von Hrn. Prof. Franzens seinem 814. allgemeine Erinnerung dabey 817

Schulgelehrsamkeit, Beschaffenheit derselben zu des Conrad Celtes Zeiten 712

Schumann, was er bey der neuen Ausgabe des Hubneri enucleati & illustrati geleistet habe 808

Seele, ob sie ihre Fertigkeiten, welche sie in diesem Leben gehabt, auch nach dem Tode des Körpers behalte 571

Senior, was für Wörter in andern Sprachen davon herzuleiten 703

Sirius, wovon dieser Name des Hundessternes herzuleiten 702

Sittenschriften, wie sie heut zu Tage beschaffen seyn müssen 104

Soldaten, was bey dem heutigen Anwerben derselben zu tadeln sey 171. ingleichen bey ihrer Kleidung 171

Drittes Regiſter.

Sonne, wenn die Araber angefangen haben, ſelbige anzubethen 611. wurde unter dem Namen Baal verehret 613

Sprache der Menſchen, groſſe Weisheit des Schöpfers dabey 659. wie lange die erſte Sprache gedauret 660. warum ſo viele Sprachen in der Welt entſtanden 660

Strafen, müſſen alle heilſam ſeyn 568. und dieſes auf eine dreyfache Art 569. ob die Strafen der Verdammten ewig ſeyn 570

Studiren, wie es heut zu Tage von vielen angeſtellet werde 220. wie es beſſer anzuſtellen ſey 221

Sylla, wenn er Athen eingenommen habe 60

T.

Telesphorus, Nachricht von dieſem Abgotte 58

Thore; rothe, wo ſich dergleichen gefunden 965

Thuillerie-garten, was an demſelben ausgeſetzet werden könne 689. was an dem Gebäude daran 690

Thurm, ein rother, wurde in den vornehmſten alten Städten Deutſchlandes erbauet 963. wo man noch dergleichen finde 963. 965

Tonkunſt, von ſelbiger rühmen ſich die Franzoſen, daß ſie allein Beſitzer davon wären 94

Tontine, was dieſelbe ſey 650. worinne ſie von einer Lotterie unterſchieden 950. Nachricht von einer Akademiſchen Tontine zu Augſpurg 735

Töpferarbeit, alte hetruriſche, davon ſind noch viele Stücke übrig 179

Trajan, unter deſſen Regierung ſtieg das römiſche Reich auf den höchſten Gipfel 785

Trauerſpiele Gedanken des Herrn Desprez de Boiſſy davon 617

U.

Ungleichheit unter den Menſchen, Gedanken darüber 148 f.

Verſailles, die Capelle daſelbſt iſt ein Meiſterſtück 691

Veſtes literatæ welche ſo genennet werden 588

Drittes Register.

Vierecke auf den alten griechischen Münzen, des Herrn Abbé Bartheleny Meynung davon 793
Vieux ist das ehemalige Augustodunum 787

W.

Wachsmalerey, die alte, wer sie erfunden habe 304
Wapenkunde, ist einer guten philosophischen Lehrart fähig 506. ob sie von der Heraldik unterschieden sey 508
Welt, die beste, wird von einem Katholiken vertheidiget 328. 330
Willhelmsthal in einer Ode beschrieben 574
Wörter, deren Kenntniß hat vielfältigen Nutzen 247
Wörterbuch, Entwurf eines französischen, von alten Wörtern und Redensarten 305. — Nachricht von einem Englisch-schwedischen und lateinischen 913 ff.
Wortforschung, deren Nutzen 247
Würzburg, warum sich der Bischof daselbst des Titels eines Herzogs von Franken bediene 132

Z.

Zeit, Betrachtung über dieselbe 211
Zeitrechnung, Grund der altjüdischen 266
Zuzim, ob dieselben Riesen gewesen 723

E N D E.

gehabt, einige Gedichte, die er vorlängſt gemacht, hervorzuſuchen, auszubeſſern und heraus zu geben. Es empfiehlt bey der Gelegenheit der Herr Profeſſor ſonderlich die ſorgfältige Ausbeſſerung der Sachen, die man etwa in gebundner Rede aufgeſetzet, und räth hierinnen den Exempeln der Alten, zumal in kurzen Sinngedichten nachzufolgen: Als in welchen kurzen poetiſchen Proben, man ſich leichter bey gehöriger Aufmerkſamkeit erhalten würde, auf alles achtung zu geben. Die Erinnerung iſt nicht zu verachten, denn ſowohl eine ſorgfältige Ausarbeitung, als eine vernünftige Nachahmung der Alten, iſt denenjenigen nöthig, die nicht allezeit Pfuſcher in der Kunſt bleiben wollen. Beydes hat Horaz ſchon ſeinen Römern empfohlen. Sein bekanntes:

- - - Nonumque prematur in annum.

wiederräht uns die Übereilung; ſo wie uns hergegen ſein Zuruf:

Vos Exemplaria graeca
Nocturna verſate manu, verſate diurna!

das andre ſattſam zu verſtehen giebt. Unſre Deutſchen haben auch ſolcher Wiederholung um deſto mehr nöthig, da es nicht weniger eingebildete Dichter unter uns giebt, als damals in Rom, von denen man mit eben dieſem Dichter ſagen kan: Daß unſer Vaterland an Tapferkeit und Heldenthaten nicht berühmter ſeyn würde als an der Sprache: Wenn nur die Poeten in der Ausbeſſerung ihrer Werke nicht zu faul wären:

- - - - Si non offenderet vnum-
Quemque Poetarum limae labor et mora.

Nouveau R. I. 1750

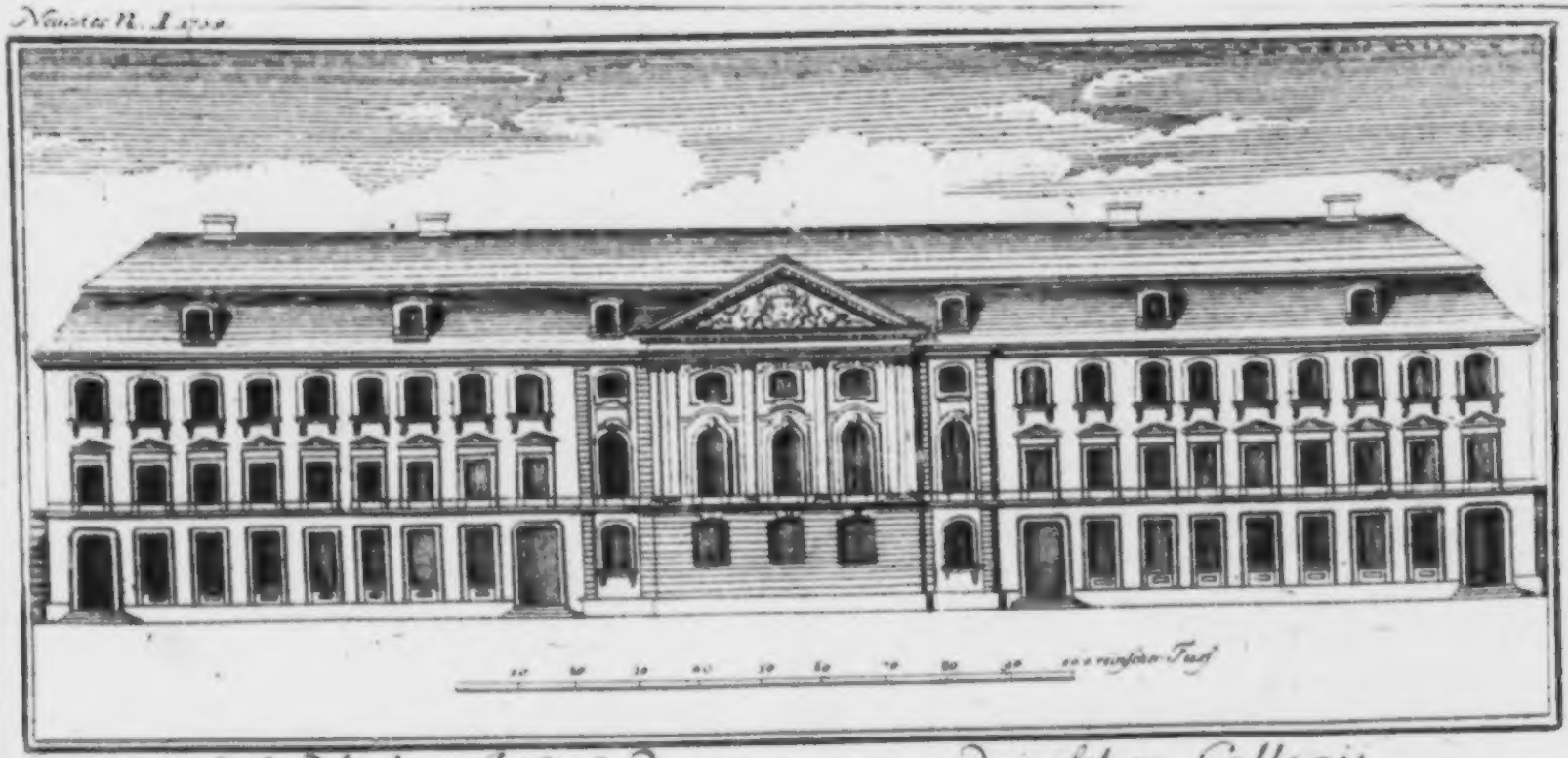

Der Nördliche Aufriß des neuen academischen Collegii zu Greiffswald

J. le Prince gez. Sysingen f.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Wintermond 1758.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1758.

Inhalt.

I. L'Adamo, overo il Mondo Creato.

II. An Eſtimate of the Manners and principles of the Times &c.

III. Hrn. Regierungsraths Lichtwers vier Bücher äſopiſcher Fabeln.

IV. Geſchichte des Hrn. von Leibniß, und Verzeichniß ſeiner Werke.

V. Ueberſetzung einer zärtlichen Ode, aus des Rouſſeau II. B.

VI. Avis concernant la Continuation des Obſervations Periodiques, &c. par Mr. Touſſaint.

VII. Von den Cyklopen, aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

VIII. Eſſai d'un nouveau Caractére de Fonte, pour l'Impreſſion de la Muſique &c.

IX. Der Mann, eine wöchentliche Sittenſchrift.

X. Notionem & Demonſtrationem Doctrinæ & Mundo optimo &c.

XI. Allegoriſche Beurtheilung einer Schrift: Die ſchirpende Grille.

XII. Nachricht von einigen Preiſen für Zeichner und Kupferſtecher.

XIII. Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen des 1757ſten Jahres.

I.

L'Adamo, overo il Mondo Creato,

Poema filoſofico. In Roma 1737. in fol.

Obgleich dieß Gedicht in Wälſchland nicht mehr neu, ſondern ſchon zwanzig Jahre alt iſt; ſo iſt es doch unſers Wiſſens in Deutſchland ziemlich neu, und unbekannt geblieben. Es wird alſo nicht ſchaden können, daß wir es im Anfange dieſes Jahres, als eine alte Neuigkeit, an die Spitze unſerer Monathſchrift ſtellen.

Der gute Adam, der ſich ſo oft von den Poeten hat mishandeln laſſen müſſen, den ein Hans Sachs, ein Loredan, ein Milton, u. a. m. in ſehr wunderlichen Geſtalten aufgeführet haben, mußte auch noch als ein Schüler der carteſianiſchen Philoſophie dargeſtellet werden. In der That wollte der Verfaſſer dieſes Gedichtes eigentlich nur ſeine Einſicht in der Weltweisheit in Verſe bringen. Um nun ſolches nicht auf eine trockene Art zu thun,

machet er einen Engel zum Lehrer, den Adam aber zum Schüler derſelben, erzählet die Schöpfungsgeſchichte zugleich, und bringt alſo die ganze carteſianiſche Lehre in die Bibel.

Indeſſen kann man es nicht läugnen, daß er eine ſo ſeltſame Sache mit vieler poetiſchen Fähigkeit ausgeführet hat. Wir wollen erſt den Anfang und die Einrichtung des ganzen Gedichtes von ihm hören, hernach aber den Inhalt aller Bücher einigermaßen, bekannt machen. So hebet er an:

Canto de la Natura, et di Natura,
Opra del grand Fattor, l'opre e i portenti;
Spunta il Tutto dal nulla, ha la ſtruttura
D'atomi'l Mondo, e i vortici lucenti:
Prendon le ſtelle e'l ciel moto e figura;
Siede in centro la Terra a gli elementi,
Forma in Miſti, orto i Germi, i Bruti han vita,
E l'Huomo alma incorporea al corpo unita.

d. iſt. Ich beſinge die Natur, und der Natur, des Werks des großen Schöpfers, Werke und Wunder; das aus Nichts entſprungene All; die aus Stäubchen erbauete Welt, und die leuchtenden Wirbel; davon Sterne und Himmel Bewegung und Geſtalt haben. Die im Mittelpuncte der Elemente hängende Erde, den Urſprung der vermiſchten Dinge, der Saamkörner und lebenden Thiere, und endlich den Menſchen, die mit einem Körper vereinigte unkörperliche Seele.

Nun folget die Anrufung:

Spirito Dio, dal ſommo amore intenſo
Del Padre Dio, del Figlio Dio produtto,
Che daſti col tuo eterno eſſere immenſo
L'eſſere à l'Vniverſo in te coſtrutto;
Che incomprehenſibilmente il tutto extenſo
Non comprenſo dal tutto, arrivi il tutto.
L'ingegno arriva ad inalzarſi à tanto,
E da forzà allo ſpirito e ſpirto al Canto.

d. i. Gott heil. Geiſt, den die höchſte Liebe Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes hervorgebracht; der du durch dein ewiges Weſen, der in dir erbauten Welt das Weſen gegeben haſt; der du die ganze Ausdehnung unbegreiflich, und von allem nicht begriffen, belebeſt! belebe meinen Witz, ſich ſo hoch zu erheben, und gieb ſowohl dem Geiſte Kraft, als dem Geſange Geiſt.„ Nun hebt er an ſo zu erzählen.

Gott genoß in ſeinem unbegreiflichen Zuſtande von Ewigkeit her, ewige Ergetzlichkeiten. Ganz allein, mit ſich vergnügt und glücklich, betrachtete er in ſich ſelbſt, innerliche Herrlichkeiten. Er hatte es nicht nöthig, ſich in zeitlichen Geſchöpfen, und äußerlichen Werken äußerlich zu offenbaren. Auf dem Throne ſeiner Gröſſe ſitzend, war er ſich ſelbſt Ehre und Paradies. Als durch eine ihm weſentliche Willkühr und Luſt zu wirken, dieß freye Weſen ſeine unerſchaffene Weisheit erweckte, die gleich ewige Idee des göttlichen Verſtandes, und die Allmacht zum Wollen trieb, die Subſtanz von allem aus

dem Nichts zu ziehen. Aus Nichts ward also damals die Materie gezogen: und selbiges zu wollen, und gemacht zu haben, das war nur ein Augenblick. *

Diese erste Materie erfüllte die unermeßlichen Räume ihrer undurchdringlichen Dichtigkeit. Ungeschickt zur Bewegung und Gestalt, hatte sie die einzige Fähigkeit unendlich zertheilet zu werden. Gott theilte sie in Stückchen von verschiedener Gestalt und Größe; einige unmerklich einander gleich, aber allen andern, so sehr überlegen, wie tausend zu eins; die andern kugelrund, und ungleich; noch andre weit größer, und deren Gestalt sich unendlich abwechselt. Dieß waren die ersten Elemente dieses großen Alles. Allein in Ermangelung der Bewegung, blieb dieser verwirrte und ungestallte Klump, in seiner Trägheit unwirksam. Die Welt glich einem Kranken, der sich nicht regen kann; und schlummerte, in der unendlichen Dunkelheit, eines dicken Chaos traurig begraben.

Als die unveränderliche und ewige Majestät des obersten Bewegers aller Dinge, durch seine allmächtige Kraft, dem Schooße dieses leichgültigen Zeuges, den Eindruck der Bewegung gab. Stracks verwandelt sich dieß große Ganze in reißende Wir-

* Die Kenner der carteſianiſchen Philoſophie werden in dieſen verwirrten Begriffen von den göttlichen Eigenſchaften, eben ſowohl als im folgenden, die Lehren dieſes Weltweiſen überall wahrnehmen.

Wirbel; welche Gott durch den allgemeinen Einfluß seiner Macht regierte, und deren jedem er den zu beobachtenden Lauf vorschrieb.

Das erste Element erhält Befehl, sich ins Mittel zu begeben, daselbst die Kugel zu bilden, so wir die Sonne nennen; sich hernach in die Zwischenräume zu vertheilen, welche die Kügelchen des zweyten Elements übrig lassen; und in lichte Kugeln vertheilt, welches die Fixsterne sind, über unserm Himmel concentrische Kreise zu beschreiben.

Hier weicht der Vers. vom cartesianischen Lehrbegriffe ab; ohne Zweifel weil er das Herz nicht hatte, von dem ptolomäischen Weltbaue ganz abzugehen: wiewohl er ihm den copernicanischen hernach vorziehen wird. Wir können ihm hier nicht länger folgen. Er erkläret auch das dritte Element, daraus die Planeten geworden, die er erzählet; und wie eine Hand voll Spreuer in einem Wasserwirbel, um die Sonne schwimmen läßt. Dergestalt geht er den Dunstkreis, die vermischten Körper, die Pflanzen, und Thiere, nebst dem Menschen durch. Diesen läßt er aus einer rothen Erde, röthlich schaffen: so daß man bey seinem Anblicke denken sollte, er schäme sich seines niedrigen Ursprunges. Ein Einfall, der etwas feiner spielet, als Loredans seiner, der die Schamröthe der Erde selbst beylegte. S. sein Leben Adams.

Adam öffnet die Augen, wirft einen Blick auf alles, was ihn umgiebt, betrachtet sich selbst, und findet mit Verwunderung Leib und Gliedmaßen völlig organisirt. (War Adam gleich ein Zergliederer?) Da er in sich geht, fühlet er, daß er ein Vermögen

zu wollen, zu denken und zu schließen habe. Ganz verwirrt darüber, vernünftelt er bey sich selbst, und überzeuget sich (ohngefähr wie Cartesius in seinen Meditationen de philosophia prima), daß er nicht ganz körperlich sey, sondern etwas anders in sich habe, welches denket, ein Geist ist, und von niemanden, als von der Gottheit Händen kommen könne, daß folglich ein Schöpfer aller Dinge seyn müsse.

Indem er diesen Gedanken nachhängt, und um sich sieht, wird er eine junge geflügelte Person von blendender Schönheit gewahr. Ihr glänzender Leib stralet rings um sich her ein Licht, das kein Auge ertragen kann, und davon der Himmel selbst schöner geworden zu seyn scheint. Diese Person redet den Adam an, ermuntert ihn zur Freude, saget ihm: er sey Herr alles dessen, was er um sich sieht; daß eine vollkommene Glückseligkeit im irdischen Paradiese auf ihn warte; daß er alle Geheimnisse der Natur und alle Wissenschaften von ihm lernen solle; indem die unerschaffne Weisheit ihm diese Sorgfalt aufgetragen, und befohlen, ihn an den Ort des Vergnügens zu leiten, wo er ewig glücklich leben solle. Adam danket seinem Führer, betet Gott an, der ihn gesandt, und will wissen, wer mit ihm redet:

De l'alte incomprehensibili loquele,
Che Dio ragiona, Ambasciator son'io.
Jo son, risponde, interprete fedele,
Di quanto in grembo ei di Natura unio:
Seraphino supremo, io Raffaele,

Doch können wir nicht umhin, zu erinnern, daß es gleichwohl mit keinem von diesen beyden Stücken ausgerichtet sey; wenn man seinem Vaterlande mit guten Gedichten Ehre machen will. Man hat viele Exempel von Dichtern, die sich Mühe genug geben, ein unverbesserliches Gedichte zu machen; aber mit allem ihrem künsteln, mustern, bessern und flicken nichts als rauhe und unangenehme Geburten zuwege bringen; die einem Leser so viel Mühe im lesen machen, als sie ihren Urhebern in der Ausarbeitung gekostet haben. Soll Virgilius seine Verse gemacht haben wie der Bär seine Jungen: So machte Chapelain seine nicht anders. Doch hat jener in 12. Jahren ein besseres Gedichte verfertiget, als dieser in dreyssigen. Vom Silius Italicus urtheilt der jüngere Plinius quod fecerit carmina maiori cura quam ingenio. Ovidius aber wird gleichwohl von allen demselben vorgezogen, ob er gleich nicht viel Federn bey seinen Gedichten zerbissen zu haben vorgiebt, wenn er schreibt:

Sponte sua carmen numeros redibat ad aptos,
Quidquid conabar scribere, versus erat.

Hierauf entschuldiget der Herr Verfasser seine eigene Arbeit, und suchet sich für gezwungenen und anzüglichen Auslegungen derselben zu verwahren; dazu man sonderlich zu unsern Zeiten so geneigt ist. Er sagt, er habe die meisten seiner Gedichte in Jena, in Halle, in Meinungen, in Coburg, und in Dreßden; nicht aber in Leipzig verfertiget: Um er könne also an diejenigen Dinge nicht gedacht haben, die man in denselben

E Medico, e Filosopho di Dio
Secretario leal del Verbo Eterno
Il Dottore de l'anime superno. v. i.

Der hohen unbegreiflichen Sprache, die Gott redet, Bothschafter bin ich. Ich bin, erwiedert er, der treue Dollmetscher alles dessen, was die Natur in ihrem Schoße trägt. Der oberste Seraph, ich Raphael, Gottes Arzt und Philosoph; des ewigen Wortes rechtmäßiger Secretär, und oberster Lehrer der Seelen.„ Wahrhaftig, Titel genug!

Dieser erkläret ihm nun sein Wesen; saget, er selbst sey nur ein erschaffener Geist, der bloß darinn von ihm unterschieden wäre, daß er mit keinem Körper vereiniget sey; u. diese Gestalt sey nur angenommen, desto besser mit dem Adam umgehen zu können. Adam bittet den Engel, ihm das Wesen der Materie zu erklären, an welcher er so viel Fähigkeit, die Gestalt zu ändern, wahrnehme. Raphael antwortet: Es sey die Ausdehnung. „Da haben wir den ganzen Cartesius! und in diesem Tone fährt er fort, ihm eine ganze allgemeine Naturlehre zu erklären; den Geistern die Ausdehnung abzusprechen; den Adam vor dem Betruge der Einbildungskraft zu warnen; die unendliche Theilbarkeit der Materie zu lehren, und dieselbe mit der Geschmeidigkeit des Goldes, welches sich sechsmal hundert tausendmal länger, als es ist, ausdehnen läßt, und mit einem Grän rother Farbe zu bestärken; die sich im Wasser über zweymal hunderttausendmal weiter als seine Fläche geht, ausbrei-

ten kann.„ Gewiß, Raphael muß ein Physicum experimentale gehöret haben!

Adam wird im folgenden eben so listig, indem er bemerket, daß die Bewegung der Materie nicht eigen ist. Er fraget nach dem leeren Raume; und höret, daß in demselben eine sehr wirkliche Substanz vorhanden sey, nämlich Gott; dieß einfache unumschränkte Wesen, dessen Ausdehnung unbegreiflich und unendlich sey; der die Welt mit seiner Substanz erfülle, durchdringe, und sich auch außer derselben ins Unendliche erstrecke.„ Sind das nicht Widersprüche; einfach und doch zugleich ausgedehnet zu seyn?

Nun wird Adam von weitem ein großes Licht gewahr. Der Engel saget, es sey der Himmel; der glückliche Aufenthalt der Unsterblichen. Er sieht auch diamantne Mauren; und das ist die Mauer des Paradieses. Adam wird ganz entzückt von der Schönheit dieser Gegenstände; und sie eilen dahin.

Das II. B. Nachdem Adam sich darinn umgesehen, führet ihn der Engel in einen prächtigen Pallast; den gewiß Vitruv nicht gebauet hatte, und von dem uns Moses nichts saget. Hier lernet er was das Firmament ist, den Umlauf der Sterne um den Mittelpunct, und woher die Sonnenflecken kommen.

Im III. reden sie von den Planeten, den Trabanten Jupiters und Saturns, dem Mercur, den Mondswechseln, den Finsternissen, dem Cometenlaufe und den Gesetzen des Gleichgewichtes.

Im

Im IV. handeln ſie von Elementen, und ihrem weſentlichen Unterſchiede, von der Schnellkraft durchſichtiger Körper, der Gährung in vermiſchten Materien, und ihren Wirkungen.

Im V. kömmt die Bibliothek: wo der Engel dem Adam alle alte und neue Philoſophen durch die Muſterung gehen läßt. Ariſtotels Lehre von den ſubſtanzialiſchen Formen, und die carteſianiſche Erklärung des Lichtes widerleget er.

Im VI. folget die Schwere, mit ihren Wirkungen, der Druck der anziehenden Kraft, des Gegendrucks feſter und flüßiger Körper, das Gleichgewicht ꝛc.

Das VII. giebt die Beſchreibung der Figur der Erdkugel, der Salze, Metalle und Mineralien, die ſie in ihrem Schoße hält.

Im VIII. geht Adam zu Schiffe auf die See: (ohne Zweifel im Kaſten des Noa) und hier lernt er die Natur der feuerſpeyenden Schlünde, den Regenbogen, die Erdbeben, die Ebbe und Fluth, und die magnetiſchen Wirkungen.

Im IX. folget die Luft, Wind, Regen, Hagel, Donner und Blitz, die Nebenſonnen, und der Urſprung der Flüſſe.

Im X. redet man vom Feuer, dem Verbrennlichen, dem Hauche der Luft, der Natur der Flamme und den Wirkungen der Wärme, auch von der Chymie.

Im XI. kommen die Pflanzen, ihre Zergliederung, der Kreislauf ihrer Säfte, und die Bildung

ihrer

ihrer Saamkörner; auch der Baum des Lebens und des Todes im Paradiese wird erkläret.

Im XII. stellen sich die Thiere dem Adam dar, und bekommen ihre Namen. Raphael lehret auch, was der thierische Trieb ist, der sie belebet, und machet sie zu Maschinen.

Ins XIII. B. hat der Poet die Schöpfung der Eva verleget. Hier erkläret der Engel dem Adam den Bau des mensch. Körpers; der Eva aber die Schönheit, Sympathie und Antipathie.

Das XIV. lehret die animalische Oekonomie: weil doch der Mensch in Gesellschaft zu leben erschaffen war. Nun folget nichts natürlicher,

Im XV. als die Lehre von Erzeugung der Thiere. Adam lehret die Eva, (und woher wußte er das?) daß alles aus einem Eye erzeuget wird. Das Ding setzt ihre Einbildungskraft in Wallung, und wirket ihren Fall, durch die Verleitung der Schlange, und die verbothne Frucht.

Im XVI. war es Zeit von den Sinnen zu handeln. Es geschieht: aber Adam ist nichts davon gebessert, und überläßt sich den Reizungen des Weibes, den bösen Apfel zu essen.

Das XVII. Unzählige Trübsalen stürmen auf sie: und hier lernen sie Krankheit und Tod kennen. Allein Raphael ist ein Arzt, und saget, es gäbe Arzneyen.

Im XVIII. lehret Raphael den Adam den Gebrauch der Vernunft; (wiewohl ein wenig zu spät) imgleichen was Raserey, Thorheit, Träume, Einbildungen sind.

Im

Im XIX. lernet Adam endlich wie er durch Vernunft die Leidenschaften bändigen solle. Die Unsterblichkeit der Seele wird gegen den Epikur und Lucrez behauptet.

Der XX. handelt von Gott allein, der den Menschen die Sünde vergiebt. Adam und Eva werden in den Himmel geführet. Hier zeiget ihnen der Engel die Majestät dieses unbegreiflichen Wesens; entdecket ihnen die Dreyeinigkeit, die Menschwerdung, und die Mittel, wodurch sie nach dem Tode in den Aufenthalt der Seligen gelangen können. Der gute Moses muß das alles nicht gewußt haben, sonst hätte er es uns auch wohl erzählet.

II.

An Estimate of the Manners and principles of the Times &c. by Mr. Brown, the Author of the Essays on the Caracteristics, from Mylord Shaftesbury, the sixt Edition.

1757. in 8. 221. p.

Dieß vortreffliche Werkchen ist von dem Verfasser bestimmet, seiner eigenen Nation die nützlichsten, ob wohl sehr bittern Wahrheiten zu sagen. Seine Einsicht in moralische und politische Sachen scheint uns vollkommen zu seyn. Wir wollen aber unsern Lesern unser Urtheil nicht aufdringen; sondern ihnen in einem Auszuge den Urheber selbst redend

dend einführen. Das Werk hat drey Abschnitte, und im I. schreibt der Verfasser ohngefähr so.

Unsere meisten Beobachter haben den Grund öffentlicher Trübsalen in der schlechten Aufführung einiger Privatleute gesuchet. Das hieß nun denen, die am Ruder sitzen, schmäucheln: als ob sie keine Schuld am Unglücke der Nation hätten. Mein Zweck ist, hier unserer Nation die Augen aufzuthun. Die Sitten und die wirksamen Grundsätze, sind die Quellen alles Uebels. Ehe ich aber beydes abschildere, gestehe ich, daß wir noch einige Tugenden übrig haben. Die erste und wichtigste ist, der Geist der Freyheit. Dieser ist in England noch nicht ganz erloschen: wenigstens haben wir noch das Verlangen darnach. So lange das währet, wird unser Volk nicht in Sclaverey gerathen. Unter Jakob dem II, war England frey, ob es gleich von einem despotischen Herrn regieret ward. Nach Cäsars Tode blieb Rom in der Sclaverey, obgleich der Tyrann ermordet war.

Unsre zweyte Tugend ist die Leutseligkeit. Unsre sanften Gesetze; unser Mitleiden gegen Verbrecher; die wenige Grausamkeit unsrer Straßenräuber; viel milde Stiftungen und dergleichen beweisen dieß, u. s. w.

Bey der Prüfung der Sitten unserer Nation, werde ich nicht von den Sitten des Volkes reden; sondern von den Sitten der Regenten und Gesetzgeber. So frevelhaft sind wir noch nicht, als Carthago und Rom bey ihrem Verfalle waren. Die obigen Tugenden haben uns noch vor dem höchsten

Gi-

Gipfel der Laſter bewahret. Unſer gröſter Fehler iſt eine eitle Pracht, und eine weibiſche Zärtlichkeit. Den Samen davon empfangen wir ſchon in der Kindheit. Eine Afterliebe, gar zu viel Sorgfalt, gar zu viel Verzärtelung ſtürzen uns von der Wiege an, in diejenige Weichlichkeit, daraus wir uns hernach nicht mehr reißen können. Man führet hernach die jungen Leute zu zeitig in die Welt. Da gehts ihnen, wie zarten Pflanzen, die man zu bald aus ihrer Erde reißt. Die frühen Reiſen ſind ein neues Verderben: da ſie keine Fähigkeit haben, die guten und böſen Beyſpiele zu unterſcheiden; und gemeiniglich den böſen nachhängen.

Endlich kömmt ein junger Menſch nach London, und wird allen Beluſtigungen dieſer Hauptſtadt überliefert. Wie viel Zeit verderbt er nicht des Morgens am Nachttiſche! Und gleichwohl muß ers thun. Denn putzet er ſich nicht, ſo wird er zum tiefſten Pöbel gezählet; und kein junger Menſch von ſeinem Stande will mit ihm umgehen. Nun ſetzt er ſich in die Sänfte, und machet Beſuche. Als unſre gute Königinn Eliſabeth zu Pferde in die Pauls Kirche ritt, dachte ſie wohl nicht, daß nach 200 Jahren ein junger Herr ſich nicht anders in die Londnerſtraßen wagen würde, als in einer der Weichlichkeit gewidmeten Maſchine. Wohin er kömmt, ſieht er lauter Gegenſtände, die ihn in einer weibiſchen Weichlichkeit beſtärken werden. Teppichte, Tapeten, hundert Erfindungen, ein faſt hermetiſch verſchloſſenes Zimmer in einerley Wärme zu erhalten; ein überall blitzender Pracht, ein reicher Hausrath,

koſtbare Schenktiſche, weitgeſuchte Nachſätze der Tafeln, zahlreiche Bedienten, Mahlzeiten, dazu Luft, Meer und alle Völker der Welt ihre Beyträge thun müſſen; alles iſt mit dem Siegel des prächtigſten Ueberfluſſes bedrücket.

Aber was machet die Geſellſchaft, die ſich hier verſammlet hat? Unterhält ſie ſich von etwas nützlichem und wichtigem? Ach! ernſthafte Geſpräche ſind ſchon längſt nicht mehr Sitte. Das hieße ja wieder die Gewohnheit verſtoßen, nach der man itzo über alles ſcherzen und ſpaßen muß. Allein weil nicht ein jeder die Gabe dazu hat: ſo fällt man bald ins Abgeſchmackte. Man hatte ſonſt das Spiel zum Zeitvertreibe erdacht. Allein der Geiz, die nothwendige Folge der Verſchwendung hat eine beſchwerliche Arbeit daraus gemachet. Wenigſtens iſt es ein Handel geworden.

Bisweilen lieſt man noch etwas: etwa des morgens, ehe der Nachtiſch angeht. Aber was? Alles was die Seele entkräften, und die Mühe des Denkens erſparen kann. Daher kömmt der Geſchmack an Unflätereyen, das rechte Wahrzeichen unſrer Zeit. Iſt es denn wohl ein Wunder, wenn unſre Muſik, wie alles andre, aus der Art geſchlagen iſt? Dieſe Kunſt, die ſo geſchickt iſt, in unſern Seelen die edelſten Bewegungen zu erwecken, hat man auf lauter Cadanzen, und auf ein Laufwerk der Kehlen ſolcher Männer herunter geſetzt, die in Weiber verwandelt worden. Man verachtet itzo die ſchönen Melodien eines **Corelli**, **Geminiani**, u. d. gl. Die himmliſchen Fugen eines **Caldara**

und

und Marcello; die zierliche Einfalt eines Bononcini; die männlichen und pathetiſchen Harmonien eines Händels, gerathen ins Vergeſſen; und man zieht ihnen die heutigen abgeſchmackten Lieder vor, womit man unſere Concerte verſtellet.

Die Malerey iſt nicht beſſer daran. Die Bemühungen unſers berühmten Landsmannes, Hogarths, der von der Natur des Schönen geſchrieben, haben den wahren Geſchmack nicht erhalten können. Das niedrige Muſchelweſen, und die Misgeburten einer unordentlichen Phantaſie, behalten die Oberhand. Chineſiſche Figuren und Pagoden ſind unſre Muſter der Schönheit. Die Schaubühne liefert uns nicht mehrern Troſt: wenn wir es nach dem Beyfalle beurtheilen, die man den Poſſenſpielern, den Pantomimen und Opern mit gleicher Wuth ertheilet. Endlich ſind unſre Landbeluſtigungen ſelbſt nichts männlicher und anſtändiger. Wer fraget itzo was nach der ruhigen Einſamkeit, die ſonſt ſo reizend war? Man ſcheuet ſich, ſich ſelbſt anzutreffen: man raſpelt brauſende Geſellſchaften zuſammen, die auch auf dem Lande das lärmende Stadtleben vorſtellen.

Vielleicht wird man fragen: warum hier des Frauenzimmers nicht gedacht wird, die wohl einen beſondern Abſchnitt verdieneten? Ich antworte: ſie brauchen itzo keine andre Abtheilung unter uns, als die bloße Kleidung. Sie haben eben ſoviel Schritte gethan, ſich uns zu nähern, als wir gethan haben, ihnen ähnlich zu werden.

Nachdem wir die Sitten der Nation gemuſtert haben: ſo laſſet uns ihre Grundſätze betrachten, nach welchen ſie handelt. Ihre Religionsgeſinnungen ſcheinen auf den Deismus abzuzielen. Nicht zwar als ob ſie durch eine reiſe Prüfung, oder tiefe Betrachtung darauf gekommen wäre: ſoviel Mühe giebt man ſich nicht! Wir haben zwar etliche Schriftſteller, die den Naturalismus in ſeinem vollen Lichte dargeſtellet haben: allein man hat ſich begnüget: ihre Schlußſätze anzunehmen, ohne ihre Beweiſe einzuſehen. Bollingbrockes Werke ſchienen die Aufmerkſamkeit der Ungläubigen auf ſich zu ziehen: allein wer erſchrickt nicht vor fünf Quartbänden! Kurz, es läßt vornehm, die Uebungen der Gottſeligkeit zu verſäumen, und die Einfalt des Evangelii zu verachten.

Was die Grundſätze der Ehre betrifft: ſo haben ſie ſich ſehr geändert. Vormals war die Ehrliebe aufs gemeine Beſte gerichtet. Voritzo ſind unſre Gegenſtände das Geld, die Ehrentitel und die Pracht. Wenn itzo ein Menſch ſeine Bequemlichkeiten, und ſein Vermögen dem gemeinen Nutz aufopfern wollte; ſo würde man ſeiner ſpotten, und ihn für einen Gümpel anſehen, der den Schatten der Wirklichkeit vorzöge. Was aber alle Hoffnung einer Beſſerung benimmt, iſt dieſes: daß wir gegen den Tadel ganz unempfindlich geworden. Sehen wir uns in einem Luſtſpiele ſo deutlich abgebildet, daß wir uns erkennen müſſen: ſo lachen wir herzlich, und bleiben bey unſerm Lächerlichen.

Es

ſelben etwa anzutreffen meynen möchte. Und freylich iſt es, ſo zu reden, eine Peſt der heutigen Leſer, daß ſie in allen Verſen einen myſtiſchen oder geheimen und mit Fleiß von dem Urheber verſteckten Verſtand ſuchen und finden wollen. Es iſt zuweilen nichts ſo ungereimt, und nichts von dem wahren Sinne eines Gedichtes ſo entfernet, ſo man daraus nicht erzwinget, um einem Dichter ſeine eigene Läſterſucht aufzubürden. Kein Wort iſt ſo unſchuldig, darinn nicht ein boshafter Ausleger, einen Tropfen von ſeiner eigenen ſchwarzen Galle zu erblicken fähig iſt. Allein es iſt eher zu wünſchen als zu hoffen, daß dieſe Unart ſobald aufhören ſollte: Da wir ſehen müſſen, daß ſie von einigen heutigen Poeten ſelbſt unterſtützet wird, die ſichs längſt zur Regel gemacht, dem guten Geſchmacke zu Trotze, durch allerley weitgeſuchte Anſpielungen immer zweyerley auf einmal zu ſagen.

Was hierauf von den lateiniſchen Sinngedichten gedacht wird, das übergehen wir hier mit Bedacht. Etwas näher geht uns die Anmerkung über den Wortverſtand der 27ſten horatianiſchen Ode aus dem 1. Buche an, die der Herr Profeſſor ſo deutſch überſetzet hat; daß er die erſte Strophe derſelben, von dem Thraciſchen Gebrauche, immer ganze Becher auszutrinken verſtehet; und die andern Ausleger tadelt, die nur eine Schlägerey beſoffener Thracier darinnen geſehen haben wollen, welche ſich mit den Bechern blutige Köpfe geſchmiſſen. Es ſteht ſelbige p. 34. dieſes Werkchens und heißt ſo:

Natis in vſum laetitiae ſcyphis
Pugnare, Thracum eſt. Tollite barbarum

Es giebt freylich einige Ausnahmen. Zu der Zeit, als die Tugend noch herrschete, fanden sich schon verkehrte und weibische Leute. Eben so giebt es auch im Jahrhunderte der Weichlichkeit, noch einige Tugendhafte, die mit dem männlichen Muthe versehen sind, der uns so wohl ansteht. Aber es ist eben so gewiß, daß das Wahrzeichen unsrer Zeit ein eitler Pracht, und eine übertriebne Weichlichkeit ist.

Im II. Theile will er die Wirkungen dieser Grundsätze und Sitten betrachten. „Die Stärke einer Nation besteht in der Fähigkeit derer, die das Volk in seinem Eifer für die Vertheidigung des Vaterlandes, und in ihrer Einigkeit anführen. Das will ich die Nationalfähigkeit, den patriotischen Vertheidigungstrieb, den patriotischen Vereinigungsgeist nennen. Ist es aber nicht handgreiflich, daß die Verderbniß unsrer Sitten diese Nationalfähigkeit sehr geändert hat? Was kann man von Leuten hoffen, die durch eine fehlerhafte Auferziehung verderbet worden? die sich in vernünftigen Jahren, nur dem Zeitvertreibe liefern? Daher werden eben die Nationalversammlungen, Auftritte von Aergernissen und Meutereyen. Wie ganz anders sah ein Areopagus aus? wo, wenn sich ein Mitglied in währender Sitzzeit soweit vergaß, daß es lachete, dieses für einen unvergeblichen Fehler gehalten ward. In unserm Senate (den beyden Parlamentern) kann man nur auf die Stimmen der kleinen Zahl rechnen, deren Uebergewicht bekannt ist. Wie? wenn man diese trefflichen Köpfe gehörig unterstützete? Wenn ihre Vorschläge von Mitgliedern voller

voller Einſicht und Erfahrung zur Vollkommenheit gebracht würden? Wofern aber dieſe guten Köpfe allmählich verſchwinden, wie täglich geſchieht; wird nicht die Nation in Finſterniß und Unwiſſenheit gerathen?

Man werfe nur einen Blick auf die Befehlshaber unſrer Flotten und Kriegsheere: ſo wird man ſehen, daß die Zärtlichkeit und Leichtſinnigkeit darinn eben ſo zugenommen haben. Dieſe Herren geben in unſern Zeitkürzungen den Ton an; ſie haben in unſern Schauplätzen den Vorſitz, richten unſre Moden ein, und brüſten ſich ſonderlich mit ihrer Unwiſſenheit. Man laufe nur die alten Geſchichte durch: ſo wird man ſehen, daß die größten Helden auch die gelehrteſten Männer waren. Dergleichen waren bey den Griechen, Piſiſtratus, Perikles, Alcibiades, Dion, Ageſilas, Epaminondas; und bey den Römern, Scipio, beyde Catonen, Lucull, Pompejus, Brutus und Cäſar. Geben uns barbariſche Zeiten auch Beyſpiele ungelehrter Helden: ſo verſtunden ſie wenigſtens ihr Handwerk *. Uebrigens kam es in den damaligen Kriegen nicht ſoviel auf Kriegsliſt, als auf die Diſciplin an. In der itzigen allgemeinen Zerſtreuung aber, kann man da wohl hoffen, daß Kriegsbediente ihr Handwerk ſo gut lernen werden, daß ſie ihrem Amte recht vorſtehen, und ſich im Anführen der Heere hervorthun können, wenn ſie dazu gelangen ſollten?

Hr.

* Wie Attila, Alarich, Theodorich, der Gothen Könige, Carl der große u. a. m.

Hr. Hume wünschet der Nation Glück, weil die Geistlichen nicht mehr so viel Einfluß und Ansehn haben. Wie hätte das auch nicht geschehen sollen, seitdem so viele Kirchendiener ihre Aemter vernachläßigen, und fleißiger bey den Lustbarkeiten, als in ihrem Kirchspiele sind? Diejenigen, so Alters, oder andrer Ursachen halber, nicht mitmachen können, schlummern in ihrem Kirchenstuhle, hängen sich an die Großen; oder ziehen den Wahlen der Parlamentsglieder nach, und machen ihres Vortheils halber Cabalen. So haben die Fehler der Privatleute in den Staat Einfluß.

Wie sehr ist nicht der patriotische Vertheidigungsgeist gefallen! Unsre Soldaten haben freylich ein Herz und eine Standhaftigkeit, so die Ehre des Volkes erhalten können. Zu Lande sind sie voll Eifers für die Ehre ihres Regiments. Auf der See ist ein besondrer Nacheifer, wer seine Canone besser versehen, am besten gefeuert oder gefochten habe. Man gesteht, es gebe nicht tapferere Leute auf dem Erdboden. Man sieht sie selten weichen, wo ihnen nicht ihr Anführer das Beyspiel giebt. Gleichwohl bringt man sie leicht wieder zusammen: und sie gehen eben so muthig wieder darauf los. Von den Befehlshabern hingegen kann man nicht eben das sagen. Die Verzärtelung, die Schwälgerey und die Luft der Insel, haben unsre Leibesbeschaffenheit angegriffen, und sehr viel Nervenkrankheiten gewirket, die viel Schwachheit nach sich ziehen. Unsre Erziehung und Lebensart machet uns untüchtig, viel auszustehen. Unsre Grundsätze benehmen uns vol-

lends allen Muth, der einen Patrioten machet. Die Religion der Enthuſiaſten treibt ſie in die Schlacht: die wahre ſchreibt uns die Vertheidigung des Vaterlandes vor; die Ruchloſigkeit aber machet verzagt und feigherzig. Man kann davon aus dem paniſchen Schrecken urtheilen, das in dem letzten Verſuche des Hauſes Stuard in der Nation entſtanden. Das Volk nahm beym Anblicke einer Handvoll Verwägenen die Flucht: und man ſah einen kleinen Haufen Bergſchotten ungehindert bis ins Herz des Königreichs dringen.

Es iſt wahr, man hob große Geldſummen zum Unterhalte der Flotte und des Heeres. Aber in ſolchen Fällen iſts mit Contribuirenden nicht gethan. Man muß Arme zum Fechten haben. Noch neulich, als von einem franzöſiſchen Einfalle die Rede gieng: erklärte ſich ein ehrlicher Mann ſehr offenherzig alſo: Was mich betrifft, ſo bin ich kein Soldat; alſo wage ich nichts, wenn ich bekenne, ich ſey nicht tapfer. Hier iſt aber mein Beutel zum Dienſte des Vaterlandes! Kommen die Franzoſen: ſo bezahle ich; aber der muß Künſte können, der mich nöthigen ſoll, zu ſchlagen. Wie viel andre würden nicht eben ſo ſagen, oder doch ſo denken!

Wie kann man übrigens hoffen, daß Leute, die ungefähr zuſammen geraffet, und gar nicht vorbereitet werden, gute Befehlshaber werden können? Kann denn die bloße Aenderung des Kleides gleich martialiſche Tugenden einflößen? und fehlt es uns nicht an einer Militarſchule? Allein, wird man ſagen: iſt nicht das Heer ſelbſt eine? Gut! aber iſt

es

es solches auch in Friedenszeiten? Und ist es nicht ausgemacht, daß junge Leute, die beyzeiten zum Kriege unterwiesen und abgerichtet wären, sich viel besser dazu schicken würden?

Darauf kömmt er auf den Geist der Einigkeit, die Misbräuche bey den Parlamentern, die der König, theils durch Bedienungen, theils durch Besoldungen erkaufen kann; auf die Langsamkeit in der Ausführung ihrer Entschließungen; auf die Unterhändler bey den Wahlen, u. d. gl. Und daraus schließt er: der Staat sey geschwächt, und gleichsam an allen seinen Gliedern verstümmelt. Er beantwortet hernach einige Einwürfe, und zeiget den Unterschied zwischen der französischen und englischen Nation. Den III. Theil müssen wir der Kürze halber übergehen.

III.

Vier Bücher äsopischer Fabeln von M. G. Lichtwern, kön. preuß. Regierungsrathe im Fürstenthum Halberstadt, des Stifts S. S. Bonifacii und Mauri daselbst, wie auch zu Wurzen Canonico. Zweyte Auflage nebst einem Anhange

Berl. bey Gottl. Aug. Langen 1758. in gr. 8.

Diese ausnehmend schönen Fabeln sind bisher, auch ohne Namen des vornehmen Hrn. Verfassers, die Vergnügung der zärtlichsten Kenner gewe-

sen. Nunmehr aber erscheinen sie mit demselben, in verbeſſertem und vermehrtem Zustande. Es giebt Leſer, die nur auf Namen begierig sind; und sobald sie hören, daß neue Gedichte nicht von gewissen Modeſcribenten herrühren, sie kaum des Ansehens und durchblätterns würdigen. So groß ist die Macht des Vorurtheils! gerade, als ob dieſer oder jener Schriftſteller allein einen ausschließenden Freybrief auf gewisse Arten der Gedichte erhalten hätte; und also außer ihnen sonst kein Mensch darinn glücklich seyn könnte.

Doch, auch ohne alle Empfehlung eines schon bekannten berühmten Namens, hat sich die erste Ausgabe dieſer äſopiſchen Fabeln schon längſt in den Buchläden verlohren: und wenn der erste Verleger allhier nicht schon vor etlichen Jahren gestorben wäre, würde schon längſt eine neue veranſtaltet worden seyn. Um deſto mehr Dank verdienet der neue, daß er dieß treffliche Werkchen nicht länger wollen mangeln laſſen.

Es erscheint aber itzo, so wie das erste mal, ohne alle Zuſchrift und Vorrede. So selten dieſer Umſtand vorkömmt, so wenig hatten Fabeln von dieſer Güte solcher Empfehlung und Entſchuldigungsſchreiben nöthig. Dagegen hat jedes Buch eine kleine poetiſche Einleitung, darinn uns der Herr Verf. den edlen Begriff, den er von äſopiſchen Fabeln hat, entdecket. Wir wollen ein Paar davon den Leſern zur Probe von ſeiner Dichtart mittheilen. Die erſte lautet ſo:

O Mu-

O Muse! die du weist, was Thier und Bäume sagen,
Darf meine Neugier dich um etwas kleines fragen?
Ich bitte, sage mir: wie reden Leu und Maus?
Wie drückt sich eine Gans, und wie ein Adler aus?
Wie quakt ein Frosch gelehrt? wie sprechen muntre Pferde?
Was sagen Baum und Fluß? worüber seufzt die Erde?
Wie redet die Natur? Es läßt ja ungereimt,
Wann ein verwägner Kiel von Wuth der Lämmer träumt,
Den Leuen greinen läßt, die Bäche dichten lehret,
Gewächsen Flügel dreht, und die Natur verkehret.
Aesopus dichtete, doch mit Zusammenhang.
Aesop, der von der Maus bis zu dem Löwen drang;
Und ohne der Natur was falsches aufzubürden,
Die Thiere reden ließ, wie Thiere reden würden.
Die Wölfe dürsteten nach feiger Lämmer Blut;
Der Hirsch lobt sein Gehörn, der Uhu seine Brut;
Der Panter drohete, der Stier sprach von dem Stalle;
Der Sperling plauderte, der Fuchs belog sie alle.
So sang der Phrygier. Nichts, so sich widersprach,
Floß jemals in sein Lied. Ihm sang ein Phädrus nach;
Und alle, die seit dem das Fabelreich durchstrichen,
Erhoben ihren Ruhm, so weit sie jenen glichen.
Mein Kiel betritt ihr Gleis: wie? wenn er stecken bleibt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt! er schreibt.

Eine

Ehe wir weiter gehen, und die Einleitung des II. B. abschreiben, wollen wir auch die erste Fabel des I. B. mittheilen. Auch diese belehret uns von der Natur und dem Wesen der äsopischen Fabel, auf eine sinnreiche Art. Nicht nur die Erfindung ist ganz neu, sondern auch die Schreibart ist so munter, ungekünstelt, und einnehmend, daß sie allen ihren folgenden Schwestern gar wohl zur Anführerinn dienen kann.

Die beraubte Fabel.

Es zog die Göttinn aller Dichter,
Die Fabel, in ein fremdes Land:
Wo eine' Rotte Böswichter
Sie einsam auf der Straße fand.

Ihr Beutel, den sie liefern müssen,
Befand sich leer. Sie soll die Schuld
Mit dem Verlust der Kleider büssen.
Die Göttinn litt es mit Geduld.

Hier wies sich eine Fürstenbeute!
Ein Kleid umschloß das andre Kleid.
Man fand verschiedner Thiere Häute.
Bald die, bald jene Kostbarkeit.

Hilf Himmel! Kleider und kein Ende!
Ihr Götter! schrien sie, habet Dank!
Ihr gebt ein Weib in unsre Hände;
Die mehr trägt, als ein Kleiderschrank.

Sie

Sie fuhren fort: Wie mancher Plunder
Ward preis! Doch eh man ſichs verſah:
Da ſie noch ſchrien, ſo ſtund, o Wunder!
Die helle Wahrheit nackend da.

Die Räuberſchaar ſah vor ſich nieder,
Und ſprach: geſchehen iſt geſchehn.
Man geb ihr ihre Kleider wieder!
Wer kann die Wahrheit nackend ſehn?

Der Eingang des II. Buches, wird ſich nicht übel zu dieſer Erklärung vom Weſen der Fabel ſchicken: weswegen wir ihn um deſto lieber mittheilen.

Als die betrogne Welt den erſten Glanz verlohren,
Der Weisheit abgeſagt, die Redlichkeit verſchworen;
So zog die Lügen auch der Wahrheit Kleidung an;
Sie ward der Erde Gott, der Menſch ihr Unterthan.
Die Wahrheit ward verjagt, weil ſie die Welt nicht kannte,
Der Lügen diente man, die ſich die Wahrheit nannte;
Was jene that und ſprach, das hieß man ein Gedicht.
Sie warnt und ward verlacht, ſie bath, man hört ſie nicht.
Die nackte Wahrheit gieng von einer Thür zur andern.
Sie klopfte fruchtlos an, man hieß ſie weiter wandern.
Das unverſchämte Weib! rief einſt, ich weis nicht, wer?
Die Geilheit macht ſie kühn: wie frech tritt ſie einher?
Fort! du Verführerinn! Sie floh mit naſſen Wangen,
In eine Wüſteney, und war nicht weit gegangen,

Als

Als sie in einem Busch den Rock der Lügen fand.
Die Wahrheit hüllte sich getrost in dieß Gewand;
Blieb Wahrheit nach wie vor, und gieng nur wie die Lügen:
Die Menschen sahen sie, und sahn sie mit Vergnügen;
Und wer sich, wie bisher, an ihre Blöße stieß,
Der nahm die Wahrheit an, die itzo Fabel hieß.

Weil doch die Poesie eine Lehrerinn aller Welt ist, oder doch seyn sollte, so ist es billig, daß sie auch ihre eigene Liebhaber und Meister, d. i. die Dichter belehre. Diese Absicht hat die II. Fabel, dieses zweyten Buches.

Der Adler und der Molkendieb.

Ein Sonnenadler, den sein Flug
Bis an die höchsten Wolken trug,
Ward durch den Wald von Alt und Jungen
Als aller Vögel Fürst besungen.
Lob zeugt den Neid. Ein Schmetterling,
Ein kleines aber stolzes Ding,
Vermoß sich ohne Scheu dem Adler obzusiegen
Wo nicht, ihm annoch gleich zu fliegen:
Der Adler hub zu lächeln an,
Als man ihm solches kund gethan;
Und ließ dem Molkendiebe sagen,
Auf morgen eins mit ihm zu wagen.

Morem, verecundumque Bachum
Sanguineis prohibete rixis.

Ein ganzes trink, wen eur Bitten
Bewegt: zwingt nichts auf Rußisch ein.
Euch ziemen nicht so wilde Sitten,
Es will der ehrenwerthe Wein
Kein Zeuge blutger Händel seyn.

Er nimmt hierbey Gelegenheit die Liebe der Trunkenheit, die man unsern Deutschen, und wohl gar wie er sagt, seinen besondern Landsleuten, den Franken Schuld zu geben pflegt, von denenselben abzulehnen und zu bemerken, daß die Thracier diese Gewohnheit noch wohl eher gehabt. An statt dieser aber, die heutiges Tages kein so bekanntes Volk mehr sind, hat er im deutschen lieber die Russen setzen wollen; die auch das Einzwingen voller Gläser noch im Gebrauche haben sollen.

Nun kommt der Herr Professor Christ auf das Hauptwerk seiner Vorrede. Er sagt nemlich, ob er wohl von Jugend auf seine Muttersprache sehr geliebet, auch sich bemühet, den besten Mustern in derselben zu folgen: So schiene ihm doch die deutsche Dichtkunst noch in keinem Stücke zu der rechten Stärke gekommen zu seyn; sondern noch gleichsam in ihrer ersten Kindheit zu stehen. Er hält derowegen davor, man müsse ihr nunmehro unter die Arme greifen. Er will indessen dadurch nicht alles dasjenige verwerfen, was zu unsrer Väter, auch wohl zu unsern Zeiten, darinnen gethan worden. Ja er lobt noch vielmehr den Fleiß derer jenigen, die dem rauhen und schwülstigen Wesen gesteuret haben, welches

Sobald das Morgenroth am Himmelskreis erschien,
So sah man Schaaren Vögel ziehn,
Die alle nach dem Berge wollten,
Von dem die Kämpfer sich zum Wolken schwingen wollten.
Es war der Berg, der Trojens Held
Drey bloße Schönen vorgestellt;
Die nach dem Zwietrachtsapfel rungen,
Ein Ding, davon sich längst die Dichter heisch gesungen.
Der Adler war schon lange da,
Eh sein Bestreiter kam: der auf der ganzen Reise,
Auf jedes Blümchen flog und da und dorthin sah,
Nach aller Schmetterlinge Weise.
So kam er an, und gleich darauf
Erhob der Adler sich von Idens stolzen Höhen.
Der kleine Harlekin rafft sich dann gleichfalls auf,
Und läßt die bunten Flügel gehen.
Allein er war nicht weit, als schon ein Nordwind kam,
Der ihn vor aller Augen nahm,
Und rücklings mit herunter brachte:
Da war kein Vogel, der nicht lachte!

Ihr kleinen Dichter merkts, und wagt euch nicht zuviel!
Gebiethet eurer Eigenliebe:
Sonst gehts euch wie dem Molkendiebe.
Aus einem Bav wird kein Virgil.

Weil wir schon im I. Bande dieses Neuesten die Vorrede zum III. B. zur Probe angeführet haben, so

so wollen wir dieselbe itzo übergehen, und dafür den Eingang des IV. Buches noch hersetzen:

In Fabeln zürnt das Meer, die Felsen werden schwanger,
Thier, Vogel, Fisch und Stein, Kraut, Bäume, Feld und Anger,
Und alles denkt und spricht. Das Unding wird ein Ding;
Hier wird der Nix zum Geist, hier wirkt ein Zauberring;
Gespenster mangeln nicht. Man siehet Drachen fliegen,
Und ein ganz Reigerheer mit den Pygmäen kriegen.
Hier gilt, was Menschenwitz von einer andern Welt
Nur jemals im Gehirn als möglich vorgestellt.
Es scheint, als ob der Zweck nur die Vergnügung wäre;
Doch die Belustigung verzuckert nur die Lehre.
Der Leser sieht das Bild, er lacht des Fuchses Pein,
Schluckt aber unvermerkt die Wahrheit lachend ein.
Die Fabel, die nicht lehrt, kehrt sich in Hirngespinste,
Und füllt den Kopf mit Rauch. Das sind der Perser Künste!
So träumt ein Araber, wann er in Traubenblut,
Dem Mahomet zu Trotz, sich eine Güte thut.
Aesop, der häßlichste von Xanthens Sudelknechten,
Lehrt in zwo Stunden mehr, als der in tausend Nächten.
Und Reineke der Fuchs, giebt, wie ein Morhof sprach,
Dem göttlichen Homer an Weisheit wenig nach.

Wir müssen abbrechen, sonst würden wir auch von den Anhängen etwas zur Probe geben. Doch die haben wir größtentheils schon einzeln, in dieser Mo-

Monathschrift zuerst bekannt gemachet. Wir melden also nur noch, daß der gelehrte Hr. Verfasser itzo ein viel wichtigeres poetisches Werk unter der Presse hat. Es ist ganz dogmatisch, oder lehrend, und trägt das ganze Recht der Vernunft vor. Haben Empedokles und Lucrez die Naturlehre; Hesiod und Virgil aber die Landwirthschaft in Versen lehren können: warum sollte sich nicht das Recht der Natur, die Quelle aller Gesetze und Tugenden, in poetischen Zierrathen zeigen dörfen?

IV.

Geschichte des Herrn von Leibnitz,

und Verzeichniß seiner Werke, aus dem Französ. des Ritters von Jaucourt, nebst einigen Anmerkungen. Leipzig bey Joh. Sam. Heinsii sel. Erben 1757.

Der Herr von Jaucourt ist einer von denen billigen Franzosen, die das Verdienst auch an Ausländern wahrnehmen können, und so billig sind, es auch ausbreiten und fortpflanzen zu wollen. Er hat vor vielen Jahren eine neue Ausgabe der Theodicee in Holland besorget, und derselben eine Lebensbeschreibung des großen Weltweisen vorgesetzet, der Deutschland, als ein Stern erster Größe, erleuchtet und gezieret hat. Diese ist vollständiger, als die Lobschrift des Herrn von Fontenelle, die man bey der dritten deutschen Ausgabe der Theodicee, die 1742 herausgekommen, von der Feder der Fr. Prof.

Gottschedinn, auch deutsch zu lesen bekommen hat. Es ist wahr, daß bey der tübingischen lateinischen Ausgabe der Theodicee, noch ein vollständigeres Leben dieses großen Mannes befindlich ist. Allein deswegen behält doch die Arbeit unsers gelehrten und unparteyischen Ritters einen großen Werth, zumal, da sie in dem Munde eines Ausländers noch viel glaubwürdiger klingt, als in dem Zeugnisse eines Deutschen.

Der Herr Uebersetzer, der sich nicht genennet hat, aber dem Vernehmen nach, ein geschickter junger von Adel ist, hat mit den besten Absichten auch eine große Geschicklichkeit verbunden. Er ist nicht nur des Französischen und Deutschen mächtig, sondern auch gelehrt genug, hin und wieder artige Anmerkungen beyzufügen. Diese halten viel schöne Beobachtungen, feine Gedanken, auch hier und da Verbesserungen und Zusätze zum Texte des Ritters Jaucourt in sich; und zeugen von einer guten Wahl. Doch hätten wir deren bey verschiedenen Stellen noch mehrere gewünschet. Z. E. in der Anm. g. a. d. 9. S. steht in der zweyten Spalte oben: In seinen Tetratis, die im Jahre 1673 in 4. gedruckt ist, setzt er die Zahlen auf viere zurück, statt der Zehnten, deren man sich bedienet. Diese Stelle ist gewiß keine sonderliche Probe von des Hrn. Jaucourts Einsicht: und wir getrauen uns hundert Leser aufzufodern, die nicht wissen werden, wovon hier die Rede ist. Denn erstlich ist es ein grober Druckfehler, da, in seinen Tetratis, für, in seiner Tetractis, gesetzet worden;

worden; einer neuen Art zu rechnen, die Erhard Weigel erfunden. Zweytens ist die Beschreibung derselben in den übrigen Worten sehr unvollkommen und unverständlich. Denn was heißt die Zahlen auf viere zurück setzen? Was heißt anstatt der Zehnten, deren man sich bedient? Das kann kein Mensch verstehen, der von der Arithmetica decadica, quaternaria und dyadica sonst keinen Begriff hat. Dieß hätte wohl verdienet, ein wenig erkläret zu werden.

Zur Probe, sowohl von der Art zu denken des Urhebers, als von seinen artigen und nützlichen Ausschweifungen, imgleichen von der Schreibart des Hrn. Uebersetzers, wollen wir das Urtheil von der gezwungenen Schreibart des Justus Lipsius mittheilen: die diesem großen Gelehrten so viele unvorsichtige Bewundrer und Nachahmer, als gegründete Tadler und Feinde zugezogen hat. Es ist sehr nützlich, heute zu Tage solche Beyspiele aufzustellen, in denen man die Vorbilder heutiger Verderber des guten Geschmackes, nach dem Leben geschildert sehen kann. Auf der 15. u. f. S. lautet es so:

„Es giebt wenig Männer von Wissenschaften, die man so sehr erhoben, oder so sehr erniedriget hätte, als man es bey dem Justus Lipsius gethan hat. Eine Zeitlang wurde er, als das Orakel der Niederlande angesehen: und nicht nur die Grammatiker und die Weltweisen, sondern auch die Staatsmänner erzeigten ihm eine Art von Ehrerbiethung. Allmählig wurde der Ruhm, den er sich durch schöne Werke erworben hatte, durch einige, wenigstens unvorsich-

tige Schritte, durch eine Art von Käßerey, die zu weit getrieben war, als daß man sie für sehr aufrichtig halten konnte, u. durch gelehrte Räubereyen, worüber er sich niemals allzuwohl gerechtfertiget hat, ein wenig verdunkelt: und seine so sehr gezwungene Schreibart, die er auf einmal annahm, brachte endlich selbst diejenigen Personen wider ihn auf, welche die meiste Achtung für die Schönheit seines Geistes, und den Umfang seiner Gelehrsamkeit hegten. Und gewiß, anstatt jener gefälligen, deutlichen und gleichen Schreibart, welches zugleich der besten Muster ihre ist, und welcher er selbst in seinen ersten Büchern gefolget war, sah man ihn eine ganz unterschiedene Art zu schreiben erwählen, so bald als er seinen Ruhm bestätiget genug glaubte, um sich einen eignen Anhang zu machen. Er bemühte sich, für jene periodischen und wohlklingenden Wendungen der Redensarten, die unsere Lehrer mit so vieler Sorgfalt empfohlen haben, andere zu setzen, deren gedrungene Wendung nothwendig die Rede dunkel und abgebrochen machte. Selbst bis in der Wahl der Wörter noch fehlerhaft, brachte er die Verwegenheit, veraltete und ungewöhnliche Wörter wieder aufleben zu lassen, bis zur Ausschweifung. Er erfand neue, und brachte die ganze Kühnheit der Figuren, die nur der hohen Dichtkunst vorbehalten sind, in die Prose herüber.

In eines andern, als in des Justus Lipsius Schriften, würden diese Fehler nicht gefährlich gewesen seyn: aber sie wurden es bald in den seinigen; weil sie mit einem falschen Schimmer erschienen, den

man

man für eine wahre Schönheit halten konnte. Dieß Uebel erhielt die Oberhand, und nicht Deutschland und die Niederlande allein wurden davon berühret: es kam schnell bis in ganz Italien, und in einige kleine Theile von Frankreich. Scaliger, dieser große Mann, der nur mit dem Fortgange der schönen Wissenschaften beschäfftiget war, suchte dieß Uebel, das er bemerkte, durch sein Beyspiel und durch seine Ermahnungen, so sehr er konnte, zu verbessern: und er empfahl seinen Schülern nichts so eifrig, als die Vorsicht, sich nicht durch die liebenswürdigen Fehler der Schreibart des Lipsius verführen zu lassen. Heinrich Stephanus hatte schon ein Werk von diesem Inhalte bekannt gemachet: welches noch besser seyn würde, wenn es etwas kürzer wäre; und wenn er den Hauptinnhalt darinnen nicht durch einen Ueberfluß von unnöthigen Ausschweifungen verborgen hätte. Doch diesen Strom, der in seiner ganzen Stärke war, konnte damals weder Scaliger mit seinem guten Rathe, noch Heinrich Stephanus mit seiner Strenge, aufhalten. Lipsius fand nicht nur Bewundrer, sondern auch zahlreiche Nachahmer: und die Veränderung, die sein Beyspiel in der Republik der Gelehrten verursachte, war fast derjenigen ähnlich, die Rom zu der Zeit des Seneca, und Frankreich in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, erfuhr. Selbst diejenigen waren stolz darauf, dem Lipsius zu gleichen, die auch nicht vermögend gewesen wären, den wahren Charakter von der Schreibart des Lipsius zu erklären. Aber da sie nicht so viel Geist, als

er, besaßen, so schrieben sie getreulich seine Fehler ab, ohne die Annehmlichkeiten erreichen zu können, die bey seinen Schriften so blendend sind.

Diese Geschichte, des neuen Anhangs der Lipsianer war es, die Herr Leibnitz zu beschreiben sich entschlossen hatte. Hierinnen würde er die Vortheile und Unbequemlichkeiten der abgebrochenen Schreibart erwogen haben; er hätte hier untersuchet, wie weit man die Freyheit gebrauchen kann, alte Wörter zu gebrauchen: und neuere zu schaffen; hier würde er die Nachahmung der alten Schriftsteller abgehandelt haben, und nach diesen Grundsätzen, die er durch alle diese Untersuchungen Gelegenheit hatte zu bestimmen, würde er es unternommen haben, den Lipsius zu verurtheilen, oder zu vertheidigen. u. s. w.

V.

Uebersetzung einer zärtlichen Ode
aus des Rousseau II. B.

Vorbericht.

Von einem erhabenen Gönner der Musen ward der deutschen Sprache und Poesie der Vorwurf gemachet: Daß sie nicht geschickt wären, in zärtlichen Sachen, den Werken der Ausländer gleich zu kommen. Ein patriotischer Vertheidiger von beyden, erwähnte nicht nur, daß unsre verliebten und zärtlichen Dichter hundert Proben gegeben hätten,

hätten, wie sanft und reizend auch in dieser Art die deutschen Musen singen könnten; sondern erboth sich auch, mit einer ihm vorzulegenden Stelle eines fremden Poeten eine Probe zu machen. Er erhielt also Befehl, an folgender Strophe des Rousseau, seine, oder vielmehr seiner Muttersprache Kräfte zu versuchen. Sie steht in der VII. Ode des II Buches:

Sous un plus heureux auspice,
La Deesse des Amours
Veut, qu'un nouveau sacrifice
Lui consacre vos beaux Jours.
Deja le bucher s'allume.
L'autel brille, l'Encens fume,
La Victime s'embellit.
L'Amour meme la consume,
Le Mystere s'accomplit.

Bey vielen Zerstreuungen entwarf selbiger in einer halben Stunde folgende flüchtige Verdeutschung. Er setzte sich dabey noch keine andre Regeln; als weder durch eine matte Umschreibung, deren die deutschen Uebersetzer beschuldiget wurden, dem Grundtexte die edle Einfalt und Kraft des Ausdruckes zu entziehen; noch durch harte Redensarten, seiner Muttersprache den Vorwurf der Rauhigkeit zu bestärken, der ihr gleichfalls war gemacht worden. Wie weit es ihm gelungen, mag der geneigte Leser selbst beurtheilen.

Mit ungleich glücklicherm Geſchicks
Gebeuth die Göttinn zarter Pein,
Ihr deine ſchönen Augenblicke
Zum Opfer noch einmal zu weihn.
Der Holzſtoß hebt an aufzugehn,
Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen ſchon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird gedoppelt ſchön.
Durch Amors Glut iſt es verflogen,
Und das Geheimniß wird vollzogen.

Das gnädige Urtheil dieſes großen Kenners und erleuchteten Richters fiel ſchriftlich folgendergeſtalt: Je vous remercie de la Strophe de Rousseau. Je m'étonne que vous l'ayez pû rendre en Allemand. Allein bey genauerer Prüfung ſeines Verſuches war der Ueberſetzer ſo eitel nicht, denſelben für vollkomen gelungen zu achten. Er bemerkte Fehler an ſeiner Dollmetſchung, die der deutſchen Sprache noch zum Vorwurfe gereichen könnten; dafern ſie nicht tüchtig wäre, denenſelben abzuhelfen. Die deutſchen Zeilen ſind nämlich alle eine Sylbe länger, als die franzöſiſchen: und die überſetzte Strophe hat eine Zeile mehr, als der Grundtext. Beyde Fehler hat eine berühmte Muſe in Nürnberg *, der obiger Verſuch zu Geſichte gekommen, in drey neuen Verſuchen zu vermeiden geſuchet, die wir unſern Leſern mittheilen wollen: wie ſie uns von einem Freunde zugefertiget worden:

Bey

* Das Fräulein Themaſius, auf Troſchenreuth und Wiedersberg.

ches sich im vorigen Jahrhunderte in unsre Dichtkunst eingeschlichen hatte. Gleichwohl könne er, heißt es, nicht unterlassen zu behaupten, es fehle unsrer Poesie noch an verschiedenen Kleinigkeiten, ohne welche das grössere ganz und gar nicht erhalten werden kan.

Es sind auch nicht wenige Stücke, die der Herr Verfasser an unsrer deutschen Poesie noch ausetzt. I.) Meynt er, unser deutsches Sylbenmaaß sey noch nicht regelmäßig genug; II.) Wären unsre Reime noch nicht recht eingerichtet; III.) Schriebe man noch nicht nach allen Regeln der Sprachlehre, in einer recht richtigen Wortfügung; IV.) Wisse man noch nicht die Einfalt mit dem rechten Gewichte und Adel der Ausdrückungen zu verbinden. In der That, Fehler genug, vor unsre Poesie! wenn anders die Fehler der Poeten der Dichtkunst selbst können zugerechnet werden.

Was das Iste anlanget, so beschwert sich der Herr Verfasser anfänglich, daß man kaum in reinen jambischen Versen in der deutschen Poesie glaubte etwas schreiben zu können; vielweniger sie versuchet habe zu schreiben. Gleichwohl hält er dafür, daß solches sehr leicht möglich sey, und ob es gleich itzo nicht sehr angenehm fallen möchte: So würde es doch bey den Nachkommen uns zu vielem Ruhme gereichen. Daß dieses aber leicht sey, erhelle daraus; daß sich auch in unsern gemeinen Reden zuweilen unversehens dergleichen Verse einmischen, die nach den Regeln des griechischen und lateinischen Sylbenmaasses bestehen können. Er giebt davon ein Exempel, welches ihm in der Uebersetzung einer Lucanischen Stelle

Bey der Weſte ſanfterm Wehen,
Will die Göttinn holder Luſt
Durch ein neues Opfer ſehen,
Wie geweiht ihr deine Bruſt.
Steigt, ihr Flammen! ungeſtöhret,
Da des Weihrauchs Duft ſich mehret,
Und das Opfer ſchöner wird;
Hat es Amor aufgezehret;
Das Geheimniß ausgeführt.

Unter hellern Glückesſternen,
Will die Göttinn ſanfter Luſt,
Dir nun ganz aufs neue lernen,
Aufzuopfern deine Bruſt.
Schaut, wie ſich die Flammen zeigen.
Rauchwerksdüfte um ſich ſteigen,
Wie das Opfer ſchöner glänzt.
Liebe macht ſichs ganz zu eigen,
Und hat ſelbſt den Schluß bekränzt.

Unter mehr beglückten Sternen,
Will die Göttinn keuſcher Luſt
Dich von neuen opfern lernen,
Jugend, Schönheit, Geiſt und Bruſt.
Da die Flamm ſich aufwärts drehet,
Weihrauchsdüfte von ſich wehet,
(Ganz vollkommnes Opferbild!)
Ruft die Liebe: kommt und ſehet;
Das Geheimniß iſt erfüllt!

Durch dergleichen edles Beyſpiel ward man aufgemuntert, auch in dieſem Stücke einen Verſuch zu wagen, den ſich wohl noch kein Franzos bey Ueberſetzungen auswärtiger Dichter in den Sinn kommen laſſen: daß man nämlich nicht nur in gleichviel Zeilen, ſondern auch in gleich vielen Sylben der Zeilen eben den Verſtand ausdrücken ſollte, den die Urſchrift darinn geliefert hätte. Man ſehe nur, wie weitſchweifig der Abt Renel, Popens Verſuch vom Menſchen, Brebeuf die Pharſale des Lucanus, oder der Abt Longuepierre, Anakreons Oden; ein Ungenannter aber, in ſeinen Oeuvres melées die 1732 zu Paris erſchienen, die virgiliſchen Hirtengedichte gegeben: ſo wird man uns vollkommen recht geben. Ihre Sprache iſt beyweitem ſo geſchmeidig nicht, daß ſie ſich an einen fremden Text genau halten, und dennoch wohlklingende gereimte Verſe zuwege bringen könnte. Eben daher kömmt es, daß ſie faſt alle alte Dichter, den Homer, Virgil, Horaz Lucrez u. d. gl. nur in ungebundne Rede überſetzet haben. Ungeachtet es nun bey einer guten Dollmetſchung allerdings auf etliche Sylben oder Zeilen mehr oder weniger nicht ankömmt; ſo iſt es doch allerdings ein Grad der Vollkommenheit mehr, wenn die Ueberſetzung auch den ganzen Wohlklang d. i. dieſelbige Versart und Sylbenzahl des Originals beybehält, und dem Leſer nicht nur den Kern des Gedichts, ſondern gleichſam auch deſſen Schalen getreulich überliefert. Deſſen Möglichkeit iſt an den anakreontiſchen Oden, in den krit. Beytr. II. B. 160. S. u. im III. B. des neuen Bücherſ. a. d. 417. u. f. S. längſt gewieſen worden;

den: und selbst die Ode des Rousseau, an das Glück ist von dem sel. Prof. Schlegel, als er noch ein junger Mensch hier in Leipzig war, dergestalt recht glücklich übersetzet worden.

Man wollte aber bey diesem poetischen Versuche von der Geschmeidigkeit des Deutschen im Uebersetzen, nicht wie oben, bey einer einzigen Strophe stehen bleiben, sondern zu desto bessern Verstande derselben, die ganze Ode verdeutschen. Der Zusammenhang und die Folge der Gedanken des Dichters giebt derselben die vornehmste Schönheit: so wie ein Stück von einer Säule, oder einem Schnitzbilde, allererst in Verbindung mit den übrigen Theilen recht schön ins Auge fällt. Man gesteht indessen gern, daß der nun entstandene noch größere Zwang in der Kürze des Ausdruckes, wozu im Deutschen noch das trochäische Sylbenmaaß kömmt, allerdings ein sehr hartes Joch gewesen. Dieß hat man sich nur dadurch erträglicher zu machen gesuchet, daß man eine Zeile, die im Französis. dreyfach reimet, ungereimt gelassen. Man sieht selbst wohl, daß manche Kleinigkeit nicht völlig ausgedrücket worden. Allein wer es so genau nimmt, der versuche nur, es besser zu machen: uns wird es lieb seyn, wenn nur die Ehre des Deutschen gerettet wird; es komme die Uebersetzung von wem sie wolle. Wir wollen sie gern unsern Lesern bekannt machen, wenn man sie uns zustellen will. Rousseau ist in aller Liebhaber Händen; darum sparen wir unsern Platz.

Ode

Ode an eine junge Wittwe.

Welch ein abergläubiſch Ehren,
Gegen eines Gatten Grab,
Muß dir dein Vergnügen ſtören,
Zwingt dir dirſe Thränen ab?
Als der Lauf von ſeinen Stunden,
Durch den Tag beſchränkt, verſchwunden,
Der ihn in die Gruft geſenkt:
Glaubſt du nicht, daß Hymens Hände,
Auch die Fackel ausgeſchwenkt?

Wozu dienen doch die Schatten,
Die im dunkeln Klaggemach
Sich mit Todtenkerzen gatten?
Wozu dient dein langes Ach?
Sollen denn die Gegenſtände
Schwarz behangner Trauerwände,
Naſſer Augen ſtete Pein;
Und ein banges Sterbgerüſte,
Deiner Blicke Labſal ſeyn?

Sieh! die treuen Huldgöttinnen
Folgen dir, ohn dein Begehr:
Dich umhalſend zu gewinnen,
Flattert Amor um dich her.
Sieh doch, wie er voll Entzücken,
Dich mit thränenholden Blicken,
Ueber deine Zähren fragt:
„Was hilft dem Gemahl dein Klagen,
„Das ihm niemand wiederſagt?

So

Soviel Seufzer, Flehn und Sehnen
Sind für eine Gruft zuviel:
Und, nach eines Jahres Thränen,
Setzt sein Schatten dir ein Ziel.
Ahme ja nicht der Matrone,
Der Epheser-Wittwen Krone,
Hochberühmtem Beyspiel nach:
Oder, dem Petron zu Ehren,
End' auch, so wie sie, dein Ach!

Was auch die Geschichte priesen,
Von den Wittwen alter Welt;
Sind doch wenig Artemisen
Zwanzigjährig dargestellt.
Ist ihr Schmerz berühmt gewesen;
Desto mehr ist auch zu lesen
Ihrer Liebe starke Qual:
In noch minder, als fünf Jahren,
Freyt Andromacha dreymal.

Denke, was dir das Betragen
Von Sichäens Wittwe dreht!
Dido blieb am Siegeswagen
Eines falschen Buhlers todt.
Doch die unvorsichtge Schöne,
Floh nicht recht der Venus Söhne;
Stürzte selbst sich in Gefahr.
Und wer hieß sie einen lieben,
Der ein schlauer Mucker war?

Was

Was war anders zu vermuthen
Von dem frommen Pilgersmann?
Der, als er der Stadt in Gluten,
Und der Griechen Schwert entrann,
Trojens Götter in den Händen,
Sohn und Vater aus den Bränden
Der beſiegten Stadt erkohr;
Ohn' an ſein Gemahl zu denken,
Die er auf der Flucht verlohr.

Durch ein viel beglückter Paaren,
(Winkt die Göttinn zarter Pein:)
Sollſt du dich, bey ſchönen Jahren,
Nochmals ihr zum Opfer weihn.
Sieh den Holzſtoß ſich erhitzen!
Der Altar hebt an zu blitzen;
Der das Opfer ſchöner macht.
Amor ſelbſt will es verzehren;
Das Geheimniß wird vollbracht.

Alles ſtimmt mit frohen Herzen,
Dieſem muntern Feſte bey.
Eine Jugend, reich an Scherzen,
Macht ein ſpielend Luſtgeſchrey.
Die halb nackten Huldgöttinnen
Mengen, mit erfreuten Sinnen,
Zarte Lieber in den Tanz.
Und auf einem Wolkenthrone
Zeigt ſich Venus voller Glanz.

VI.

Avis concernant la Continuation des Observations Periodiques, sur la Physique, l'Histoire naturelle & les Arts, par Mr. Toussaint, Avocat au Parlement de l'Acad. Roy. de Prusse.

Dieß ist eine vorläufige Ankündigungsschrift, womit der berühmte Hr. **Toussaint**, Verfasser des Tractats, die Sitten betitelt, von der neuen Einrichtung seiner physikalischen Monathschrift Nachricht giebt. Sechs Monathe lang, sind die periodischen Beobachtungen, über die Naturlehre, natürliche Geschichte und Künste von verschiedenen Federn geliefert worden. Allein weder die Grundsätze vieler Köpfe, noch die Schreibart und der Fleiß vieler Federn stimmten so gut überein, daß nicht die Leser eine Aenderung hätten wünschen sollen.

Und diese ist erfolget. Man hat dem Herrn Toussaint, der bisher nur einen bloßen Herausgeber dabey gespielet, nun das ganze Werk überlassen: und er erkläret deutlich, was dieses in Zukunft für Vortheile haben wird.

Die Philosophie, schreibt er, wird in Frankreich der Nationalgeschmack: denn die Tändeleyen währen itzo nur einen Tag lang; und die Welt giebt kaum Achtung darauf. Da sie des Denkens gewohnt ist, so gefallen ihr auch kindische Wahrheiten, unzusammenhangende Betrachtungen, und eingeschränkte

schränkte Absichten nicht mehr. Findet sie ja hin und her etwas, so sie rühret: so ist der daraus entstehende Eindruck wie ein Bliz, augenblicklich, und vergänglich. Diese schwachen Stralen fässeln ein nach tüchtig erwiesenen Wahrheiten dürstendes Gemüth nicht. Köpfe und Herzen sind nun aufs Richtige, aufs Gründliche, und auf gesunde Grundsätze geleitet worden; und das durch die Helden der heutigen Gelehrsamkeit, die aufgeklärten Gesetzgeber der Vernunft und des Geschmackes. Sie waren dazu gemachet, den Ton anzugeben: und sie habens wirklich gethan.

Ihre Fackel hat alle Theile der Litteratur erleuchtet: und alles Bellens der heutigen Zoilen ungeachtet, werden wir künftig auch in den anmuthigen Werken genau und methodisch werden. Man muß gewiß wenig Vernunft haben, um zu glauben, daß die Vernunft irgendwo unrecht angebracht werden könne. Nach und nach hat man die Beleſenheit, und den Geschmack in den Künsten und angenehmen Schriften herrschen gesehen. Allein die Philosophie, und sonderlich die Naturlehre, ist allererst zu unserer Zeit an die Reihe gekommen. Bisher hatte man gleichsam mit der Natur nur gespielet; und ihre Oberfläche beschrieben; ohne es ernstlich zu versuchen, ihr die Binde abzureiſſen, und in ihr Inneres zu dringen. Man hatte sich bisher nur mit den Begriffen des Pöbels von der Natur, begnüget: aber itzo kreißt gleichsam ganz Europa in der Geburt vieler neuen Wahrheiten.

So

So fährt der Hr. Verfasser fort, die große Menge physikalischer Versuche, Beobachtungen und Erscheinungen zu rühmen, die in so einer Menge von Monathschriften und Nachrichten ans Licht treten. Es sey der Natur nicht möglich, länger ihr Spiel zu verstecken: die Schlauigkeit der Beobachter käme über kurz oder lang hinter ihre Geheimnisse. Nun wäre es Zeit, von den bloß mathematischen Beobachtungen weiter zu gehen; und einen Versuch in der Verbindung zu wagen: man möchte sich sonst in der unendlichen Menge verlieren und den Weg zu ihrem Heiligthum gar verfehlen. Das soll nun die Absicht dieser neuen Monathschrift seyn. Sie soll gleichsam eine Bühne, zur Aufstellung des Weltbaues abgeben; und er will alle Erinnerungen annehmen.

Alle Philosophen sollen darinn das monathliche Wachsthum des menschlichen Verstandes wahrnehmen. Es sey wichtig, den wirklichen Zustand der Wissenschaften in Europa zu wissen. Man käme in ein Feld wo sehr viele ärnteten. Allein wie kann man zu dieser Kenntniß gelangen? Viele auswärtige Werke wären (in Frankreich) nicht bekannt. Die gelehrten Zeitungen kündigten nur wenige an; ohne zu melden, was darinn anzutreffen sey. Dieser Unbequemlichkeit will man zuvorkommen. Dieß Werk soll ein genaues Tageregister von allen neuen philosophischen Erfindungen liefern. Man will guten Briefwechsel mit Fremden unterhalten; und glaubet, daß alle zum Mittheilen geneigte Gelehrten in ihre Absichten einschlagen, und ihnen Stoff an die Hand geben würden.

Unſre Gedanken davon zu eröffnen, ſo freuen wir uns, daß die franzöſiſche Nation von ihrem bisherigen Geſchmacke an Tändeleyen, den ihr ſo viele ihrer eigenen Landsleute vorgerücket haben, nachläßt; und zur Gründlichkeit, Richtigkeit und Ordnung der Wahrheiten und Gedanken eine Luſt bekömmt. Wir freuen uns auch, daß die Philoſophie, und ſonderlich die Naturlehre, der herrſchende Geſchmack unſerer Nachbarn wird: wie er ſolches bey uns ſchon ſeit 10 bis 15 Jahren geworden iſt. Es iſt uns auch ſehr lieb, daß man auf die Gedanken kömmt, alle neue Entdeckungen, Erfahrungen und Wahrheiten zu ſammlen: nur beſorgen wir, daß dieß Vorhaben ein wenig gar zu groß und allgemein eingerichtet worden. Von ganz Frankreich möchte es noch wohl angehen: weil außer Paris, in dieſem Königreiche ſehr wenige Oerter ſind, wo etwas in den Wiſſenſchaften, zumal in der Naturkunde, getrieben und geleiſtet wird. Allein von ganz Europa alle neue philoſophiſche Erfindungen in einer einzigen Monathſchrift zu ſammlen, das ſcheint uns ein unmögliches Unternehmen zu ſeyn.

Denn 1) iſt es nur allein von Italien, oder von Deutſchland ſchon ſchwer, ja unmöglich, alles zu erfahren, was überall verſuchet, erforſchet, entdecket und geſchrieben wird. Es giebt der Städte, der Oerter und der Gelehrten viel zu viele, als daß man mit allen in Briefwechſel ſtehen, oder nur alles deſſen, was da gedrucket wird, habhaft werden könnte. Wo bleibt nun noch Schweden, Dännemark, England, Irrland ja ſelbſt America? Denn auch

hier

aus deſſen 2tem Buche in folgender Zeile begegnet ſey, das Catoniſche ſervare modum finemque tueri deutſch auszudrücken:

Maaß halten überall nach einem Zwecke ſchaun.

Ob alle unſre Leſer hieraus ſchon die Abſicht unſers Herrn Verfaſſers errathen werden, das ſehen wir nicht. Vielleicht wird wohl gar dieſer zum Muſter angegebene Vers vielen härter und rauher vorkeſmen, als tauſend andre, die unſre gute Poeten gemacht haben. Sie werden es alſo nicht begreifen können, was der Herr Verfaſſer für ein jambiſches Sylbenmaaß meyne; wenn er uns anſtatt zarter und leichtflüſſender Zeilen, rauhe und gezwungene will machen lehren. Allein das folgende erklärt deſſen Meynung deutlicher. Er hält es für ein weſentliches Stücke des lateiniſchen und griechiſchen jambiſchen Sylbenmaaſſes, daß der erſte und dritte, und fünfte Fuß eines jeden ſechsfüßigen Jambi aus einem Spondeo beſtehen müſſe, ſo daß eigentlich nur vier wahrhafte jambiſche Füſſe auf der andern, vierten und den übrigen Stellen übrig bleiben. Und zu dieſer Regel iſt freylich ſein Exempel eines theils gut genug:

| Maas hal | ten ü | ber all | nach ei | nem Zwec |
ke ſchaun |

Ich ſage gut genug, denn es iſt gleichwohl nur ein einziger Spondäus auf der erſten Stelle angebracht: Alle übrige gerade und ungerade Stellen der Füſſe ſind mit reinen Jamben ausgefüllet. Nun halten wirs aber nicht dafür, daß dieſes ein ſolcher

Feh-

hier hat man ſchon angefangen phyſikaliſche Unterſuchungen, Beobachtungen und Anmerkungen zu machen. Die Menge ſelbſt iſt für eine Monathſchrift zu groß: und ein Mann kann unmöglich alles überſehen, geſetzt, daß er ein Argus wäre.

2) Iſt die Verſchiedenheit der Sprachen einem Franzoſen ein unüberwindliches Hinderniß, in ſolchem Vorhaben. Höchſtens verſteht er das Italieniſche ſelbſt, oder wenn das Glück gut iſt, das Engliſche. Aber was das Deutſche, Holländiſche, Däniſche und Schwediſche betrifft: ſo hält es ſehr ſchwer, einen franzöſiſchen Gelehrten zu finden, der ſich in dieſen Sprachen umgeſehen hätte. Findet man in Paris Ueberſetzer, ſo verſtehen ſie nicht allemal die Wiſſenſchaften, davon die Schriften handeln: und was wird das für Fehler im Dollmetſchen liefern? Geſetzt aber, ſie träfen manches: ſo muß doch ein ſolcher Schriftſteller, der ſich ihrer Hülfe bedienet, allemal mit fremden Augen ſehen: welches ſehr unſicher iſt.

3) Will man von den Gelehrten ſelbſt, die etwas erfinden, Beyträge haben. Auch dieß hat ſeine große Schwierigkeit. Mancher erfindet lieber zehnerley, als er einen einzigen Brief nach Paris ſchreibt. Die Einrichtung des Poſtweſens hat auch Schuld daran. Wer z. E. aus Deutſchland nach Paris ſchreibt, muß ſeine Briefe theuer bezahlen. Der Pariſer aber ſchreibt nach Deutſchland, ohne einen Häller zu geben. Das iſt nun ſehr beſchwerlich. Geſchieht es nun, daß man kleine Päckchen,

Tractate, oder weitläuftige Handschriften schicken will: so kostet es etliche Gulden, ja Thaler: und doch sind diese Unkosten sehr oft umsonst; wenn die Schrift den Herrn Parisern etwa nicht gefällt: oder nicht recht angesehen, verstanden, oder falsch übersetzet wird: wie davon viele Beyspiele vorhanden sind.

4) Werden diese Gelehrten, die noch etwas einschicken wollten und könnten, durch nichts aufgemuntert es zu thun. Man verspricht ihnen nicht einmal, einen Jahrgang der Monathschrift umsonst zu genießen. Nein, sie sollen arbeiten, erfinden, schreiben, und überschicken, Unkosten daran wenden, und doch 12 Thl. und darüber jährlich bezahlen. Das ist beschwerlich, zumal wenn man außer Frankreich auch noch das große Postgeld dazu rechnet. Denn die Wahrheit zu sagen: so sind die pariſischen Monathschriften sehr theuer; nicht nur der Mercur und das Journal étranger, sondern auch diese Observations periodiques: welche so hoch ins Geld laufen, daß man 10 oder 12 deutsche Monathschriften dafür kaufen kann.

Jeder Monath wird aus 10 Bogen und vier mit Farben abgedruckten Kupfern bestehen. Für jeden Monath soll man in Paris selbst 3 Livres, außer Paris aber 3 L. 12 Sous bezahlen. So viel kosten die lat. Acta Eruditorum das ganze Jahr nicht. Wer auf ein Jahr vorschießt, bezahlt 36 Livres in Paris, aber in den Provinzen 43 Livres: wer nicht vorausbezahlet, dem kostet jeder Monath 4 Livres,

d. i.

d. i. noch mehr als einen Thaler. Iſt das nicht theuer?

Wir haben vergeſſen zu melden, daß auch die freyen Künſte Antheil an dieſer Monathſchrift haben werden. Dieß wird ſie ſonderzweifel angenehmer machen: und wir unſers theils wünſchen, daß ſie den glücklichſten Fortgang von der Welt haben, und das Reich der Wiſſenſchaften mehr und mehr ausbreiten möge.

VII.

Fortſetzung der Artikel aus der Geſchichte der Akad. der Inſchriften und ſch. Wiſſenſchaften. a. d. 27. u. f. S. des XXIII. B.

Unterſuchung, welche zur Geſchichte der Cyklopen, Daktylen, Telchinen, Kureten, Korybanten und Kabiren dienen kann.

Eine ſonderbare Abhandlung, welche Strabo in ſein zehntes Buch ſeiner Geographie eingerücket hat, iſt derjenige Text, welchen Hr. Freret in derjenigen Abhandlung umſchrieben hat, davon wir hier einen Auszug mittheilen wollen. In dieſer Abhandlung wird ſorgfältig unterſuchet, alles was das Alterthum von den Cyklopen, Daktylen, Telchinen, Kureten, Korybanten und den Kabiren vorgab. Er wendet auf einen jeden von ihnen

nen diejenigen Grundsätze an, die wir ihm zu folge, in dem vorhergegangenen Artikel festgesetzet haben. Nichts beweist so sehr deren Wichtigkeit in dieser Materie, und die Nothwendigkeit in der Auflösung der Fabeln, die Zeiten, Oerter und Schriftsteller von einander zu unterscheiden; als die Verwirrung, welche in denen Begriffen herrschet, die die Mythologisten sich von diesen verschiedenen Arten von Geschöpfen machen: da sie mit viel mehrerer Gelehrsamkeit, als mit guter Lehrart, alle die verschiedenen Umstände sammeln, die von denselben in den Alten stehen; die unter sich einig sind, oder nicht, nachdem die Sagen, denen sie folgeten, mit einander übereinstimmeten, oder eine der andern widersprachen.

Die Verwirrung in den Begriffen hat sich auch bis auf die Namen erstrecket: trotz der Verschiedenheit der Ableitungen, und der natürlichen und ursprünglichen Bedeutungen jeder Benennung an und für sich selbst. Man hat oftmals eine Art für die andere genommen: und alle zusammen zeigeten doch nur überhaupt diejenigen an, welche man in Griechenland, als die Erfinder der nothwendigsten Künste; als die Väter der Arzneykunst, als die Stifter des Lehrgebäudes der Religion, als die Einsetzer und Verwalter derer Ceremonien betrachtete, die bey der Feyerlichkeit der mystischen Feste beobachtet wurden; kurz, als Arten von Untergottheiten, oder als **Genios** ansah, die zu dem Dienste der höhern Götter gehöreten. Man hielt dafür, sie wären bey diesen Festen auf eine unsichtbare Weise zugegen, und gäben sich den **Initiaten**, durch ihr Singen,

gen, Schreyen und Schwirren der Waffen zu erkennen, so sie in ihren Tänzen bewegeten.

Diese Begriffe und Eigenschaften nun, mag die Kritik aus einander suchen. Wir wollen den Anfang bey den **Cyklopen** machen, weil dieses dieselben sind, von denen die Sage noch am deutlichsten redet, und die auch außerdem oft genug eine Classe für sich ausmachen: dahingegen alle andere Personen fast allezeit mit einander vermenget werden. Von den **Cyklopen** wollen wir hernach zu den **Daktylen**, und von diesen zu den übrigen in so vielen Artikeln übergehen, als Classen wir festgesetzet haben. Diese Ordnung hat uns die richtigste zu seyn geschienen, ein Licht über die dunkeln Puncte, einer selbst den mehresten Alten nicht sonderlich bekannten Mythologie zu verbreiten.

I. Artikel.

Von den Cyklopen.

Alle Schriftsteller verbanden mit diesem Namen nicht einerley Begriffe. Die **Cyklopen**, saget **Hesiodus** *, waren Söhne des Himmels und der Erden, und den andern Unsterblichen gleich; es müßte denn seyn, daß sie nur ein Auge gehabt haben, daß dieß Auge rund und mitten in die Stirne gesetzt gewesen. **Hesiodus** bemerket derselben drey verschiedene, die er **Arches**, **Brontes** und **Steropes** nennet, den Blitz, den Donner, und den Schlag. Sie waren es, setzet der Dichter hinzu, welche dem Jupiter

*) Theog. 141. 145.

piter die Waffen schmiedeten, womit er den Saturnus von Throne stieß, und die Titanen bezwang.

Nach dem Homer *, sind die Cyklopen menschenfräßige Riesen, welche sich in Sicilien niedergelassen, und bloß mit dem Hirtenleben beschäfftiget gewesen. Sie haben keine Kenntniß von Gesetzen, noch von der menschlichen Gesellschaft, noch den nothwendigsten Künsten gehabt. Polyphem, ein Sohn Neptuns, ist ihr Oberhaupt, und führet mit einem der Helden aus der Ilias einerley Namen. Man sieht wohl, daß nichts einander unähnlicher seyn kann, als diese zwo Arten von Cyklopen, Des Hesiodus seine waren allegorische Wesen, personificirte Meteoren: als wie die Iris oder der Regenbogen, die Harpyen oder die stürmischen und verderblichen Winde. Homers seine hingegen sind poetische, und bloß erdichtete Personen, die denen in unsern Hexenmährchen gleich kommen.

Man kennet derselben noch eine dritte Gattung, deren Andenken in Argolis ** erhalten worden, u. die zu Korinth einen Tempel und Opfer gehabt. Dieses sind diejenigen Cyklopen, denen eine alte Sage, die Strabo *** anführet, die Erbauung der Festun-

*) Odyſ. Lib. X.

**) Pauſan. Lib. II.

***) Lib. VIII. p. 373.

†) Diesen Zeitpunct giebt uns Apollodor an. Die Chronik dieses Schriftstellers, davon ein mangelhaftes Stück uns in dem ersten Buche der Stromatum, des Clemens von Alexandrien, aufbehalten worden, läßt des

ſtungen von Tirynth und Nauplia beyleget, die für den Akriſius, einen Anherrn des Perſeus erbauet worden. Es waren ihrer ſieben, alle aus Lycien gebürtig. Man zeigete noch zu des Strabo Zeiten die Ueberbleibſel von ihrer Arbeit; und diejenigen Trümmer, welche itzt noch davon beſtehen, geben einen Begriff von den erſten Verſuchen der anwachſenden Baukunſt. Herr Deſmaizeaux hat ſie 1688. geſehen, und die Beſchreibung davon in der geſchriebenen Reiſebeſchreibung hinterlaſſen, welche Herr Freret geleſen hat: und ſein Zeugniß wird von den Umſtänden beſtätiget, die der Abt Fourmont uns ſehr oft mündlich, nach ſeiner Rückkehr aus der Levante, davon gegeben hat. Er redete davon, als von großen Stücken Felſen, die durch Menſchenarme wären aufgerichtet, und einer auf den andern gelegt worden; hier zwiſchen liegen andere Stücken Stein, um die leeren Stellen zu beſetzen: und man ſieht darinnen Arten von Gewölbern oder von Grotten, mit gewölbten Thüren, in Geſtalt einer Arkade. Akriſius und Prötus, für welche dieſe Cyklopen arbeiteten, müſſen wohl zweyhundert Jahre vor der Eroberung von Troja gelebet haben †).

des Perſeus Reich, eines Nachfolgers des Akriſius, hundert und ſechs und achtzig Jahre vor der Zerſtörung von Troja hergehen. Die Chronik des Aſtronomi Thraſyllus, eines Zeitgenoſſen Tibers, ſetzet eben dieſen Zeitpunct feſt. Folglich müſſen, nach dieſer Rechnung, die Ruinen von Tirynthe, welche noch anitzt beſtehen, faſt drey tauſend Jahre alt ſeyn.

Kallimachus †) und andere nachfolgende Dichter, z. E. Virgil und Ovid, haben noch eine vierte Art von Cyklopen erdacht, aus denen sie Schmiede machen, die in der Insel Lipara gearbeitet haben. Kallimachus giebt ihnen mit dem Hesiodus einerley Namen; Virgil aber nennet den dritten Pyrakmon.

Euripides läßt in seinem Alceſtes, die Cyklopen von dem Apollo tödten: weil sie den Donner geschmiedet hatten, womit Jupiter seinen Sohn Aeſculap erschlagen. Diese Cyklopen des Euripides sind mit denen im Hesiod einerley, Söhne des Himmels, und Brüder Saturns: aber das hat der tragische Dichter vergeſſen, daß sie unsterblich waren. Sein Scholiast bemerket auch, daß nach dem Pherecydes, Apollo nicht die Cyklopen, sondern nur deren Kinder, umgebracht habe.

Die Cyklopen, als Schmiedeknechte, und dem Vulkan als Gehülfen zuzugeben, war wieder eine neue Erfindung, die nur seit dem Homer auf die Bahne gebracht worden. Vulkan hat in der Ilias seine Schmiede im Himmel; er arbeitet darinnen ganz allein, und wird von goldenen Bildsäulen bedienet, die ein Werk und Meisterstück seiner Kunst sind.

Die Cyklopen des Kallimachus, sind vermuthlich diejenigen, welche auf verschiedenen Münzen Kabiren genennet werden; worauf wir sie mit solchen Werkzeugen erblicken, die mit der Schmiedekunst eine Verwandschaft haben. Die Inſe-

Lemi

††) Hymn. in Dian.

Lemnos war dem Vulkan geweiht: er hatte ſeine Tempel allda; und eine Stadt führete ſeinen Namen. Allein wir ſehen nicht, daß einer von den alten Dichtern ihm in dieſer Inſel eine Werkſtatt eingeräumet, ungeachtet Hellanikus will, daß man zuerſt daſelbſt Waffen geſchmiedet *). Lemnos beſaß ehemals einen feuerſpeyenden Berg, weswegen man ſie Aethalia genannt hat, davon aber keine Spur mehr übrig iſt. Dieſer phyſiſche Umſtand bewog ſonder Zweifel die Alten, dieſe Inſel dem Feuergotte zu weihen. Seine Prieſter hatten den Ruf, daß ſie die Schlangenbiſſe heilen konnten; welches ſie, allem Anſehen nach, gethan, indem ſie terram ſigillatam darauf gelegt, deren Eigenſchaft ſchon damals bekannt geweſen; und die noch itzund in der Levante ihren Ruhm behält.

VIII.

Eſſai d'un nouveau Caractère de Fonte pour l'impreſſion de la Muſique, inventé & executé dans toutes les parties Typographiques, par Fournier le jeune, Graveur & Fondeur de Caractères d'Imprimerie, à Paris 1756.

Dieß iſt ein pariſiſcher Verſuch von 5 oder 6 Blättern, von einem muſikaliſchen Notendrucke

*) Schol. Apoll. I. v. 608. Polyb. I. ap. Steph. in voce Αἰθαλία. Nicander v. 472. Heſychius, Euſtat. Iliad. A.

cke von neuer Erfindung. Der Hr. Fournier, der jüngere, saget in der Vorrede: Diese neue Gestalt musikalischer Noten habe nichts neues, als die Anwendung auf die Buchdruckerkunst: welche bis dahin in Frankreich noch nichts, als die alten viereckigten Notenfiguren hervorgebracht, deren weniger Gebrauch sattsam wiese, daß man ihn nicht mehr achtete.

Die Begierde, der französischen Buchdruckerey die Ehre wieder zu verschaffen, die ihr in diesem Stücke zu entgehen schien, hätte ihn vor einigen Jahren bewogen auf Mittel zu denken, daß man die Noten, so wie sie in Kupfer gestochen würden, auch drucken könne.

Als er schon alle Mittel dazu ausgedacht gehabt, hätte er doch die Ausführung verschoben; in Betrachtung, daß diese Arbeit für die Buchdruckerkunst und für ihn selbst unfruchtbar seyn würde: weil der Musikdruck in Frankreich nur einer einzigen Person erlaubet wäre.

Allein der jüngere Herr Breitkopf in Leipzig hätte seine Aufmerksamkeit in dieser Sache wieder erwecket. Es hätte selbiger im vorigen Jahre eine schöne und kühnlich ausgeführte Notenschrift schneiden lassen, und bekannt gemachet; und zwar auf eben die Art, wie er, Herr Fournier sich solches vorgenommen. Wie sie aber beyde nur in Ansehung der Gestalt der Noten auf einerley Gedanken gerathen, nicht aber in Ansehung der Kunst und mechanischen Einrichtung; indem seine Anstalten von den breitkopfischen ganz verschieden wären: so habe

er

Fehler ſey, den man nicht im lateiniſchen ſowohl, als im Deutſchen dulden könnte. In den Alten kan man unzähliche Verſe finden, darinn alle ſechs Füſſe rein jambiſch laufen, und davon ſind ſie nur deſto flieſſender geworden. Horatius hat uns auch ausdrücklich gelehrt, daß die Spondeen nur gleichſam aus Gnaden unter die Zahl der Jamben aufgenommen worden:

Syllaba longa breui ſubiecta vocatur Jambus - -
Primus ad extremum ſimilis ſibi: non ita pridem
Tardior vt paulo grauiorque veniret ad aures,
Spondeos ſtabiles in jura paterna recepit.

Hier ſehen wir aber auch die Urſache, warum die Lateiner die Spondeen unter die Jamben gemiſchet: Nemlich, damit dieſe deſto männlicher klingen möchten. Die lateiniſche Sprache war nemlich ſo majeſtätiſch und nachdrücklich nicht als die unſrige: Oder wenn man es lieber anders geben will, ſie war zärter und weichlicher als die unſrige. Daher konnte man zweene Jambiſche Füſſe ſehr ſchnell hinter einander ausſprechen; und ein ſechsfüßiger Jambus ward nur ein Trimeter genennet, weil man im leſen deſſelben nur dreymal den Tact ſchlug. Beym Horaz heißt der Jambus,

Pes citus; vnde etiam trimetris accreſcere iuſſit
Nomen iambeis, cum ſenos redderet ictus.

Im

er geglaubet, er müßte zur Ehre der franzöſiſchen Druckerey, dieſen Verſuch ans Licht wagen; davon er ſelbſt genöthiget geweſen der Erfinder, Schriftſchneider, Gießer, Setzer und Drucker zu werden.

Er hätte nicht mehr, als 12 Abdrücke davon gemachet, damit ſie, als eine Seltenheit in die Cabinetter der Liebhaber kommen könnten; als ein Merkmaal daß die franzöſiſche Buchdruckerey in dieſer neuen Stuffe der Vollkommenheit, in keinem einzigen Stücke ſolcher Arbeiten, keiner einzigen in der Welt irgend etwas nachgeben werde.

Ein ſo löblicher patriotiſcher Eifer iſt an dem Herrn Fournier allerdings zu loben; ſo ſehr es unſerm Vaterlande zur Ehre gereicht, daß es eben ſo wohl, wie es die ganze Buchdruckerey erfunden, auch dieſen ſchönen Aſt oder Zweig dieſer Kunſt, zuerſt zu Stande gebracht. Sonderlich aber hat unſer Sachſen, Leipzig, und Herr Breitkopf inſonderheit die Ehre, daß ſie das witzige Frankreich dergeſtallt eiferſüchtig haben machen können, daß ſie auch einen ſo mühſamen Verſuch gewaget haben, um es ihnen gleich zu thun. Wie ſchwer es damit hergegangen ſeyn müſſe, und wie mühſam dem Herrn Fournier die Ausübung dieſer ſeiner Erfindung fallen müſſe, kann man leicht daraus abnehmen; daß er alle ſeine Mühe und Arbeit bey dieſem einzigen Verſuche bewenden laſſen, und übrigens verlohren geben will: da hingegen unſer Herr Breitkopf ſchon mehr als 12 oder 15 muſikaliſche Werke glücklich gedruckt hat, und täglich mit mehrern fortfährt, ja endlich auch ſogar einen Druck zu Lautennoten erfunden hat.

Um

Um aber unſern Leſern einigen Begriff von der franzöſiſchen Erfindung, und ihrem Unterſchiede, von unſern Leipziger Noten zu geben, iſt folgendes zu wiſſen.

Hr. Fournier hat die in Frankreich und andern katholiſchen Ländern gewöhnliche Art, die großen Chor- und Meßbücher der katholiſchen Geiſtlichkeit, mit ſchwarzen Noten auf rothe Linien zu drucken, zum Grunde gelegt; und, durch eine neue Anwendung, zu den itzo gebräuchlichen Schreibernoten, dieſen Verſuch hervorgebracht. Es iſt alſo hierbey ein doppelter Druck nöthig, welcher zuerſt die Linien, und alsdann die Noten ſelbſt auf das Papier bringt.

Die breitkopfiſche Art hingegen beſteht aus einer Zuſammenſetzung kleiner Theile, welche Linien und Noten zugleich hervorbringen, und alſo nur einen einzigen Druck nöthig haben.

Dem Hrn. Fournier mag ſeine Art deswegen vorzüglicher geſchienen haben, weil dabey die Notenfiguren mehr im Ganzen beſtehen konnten. Sie würde auch darinnen einen Vorzug haben, wenn überall ein ſo richtiger und aufmerkſamer Mann anzutreffen wäre, als Hr. Fournier iſt, die dabey leicht möglichen Unglücksfälle zu verhüten. Da aber bey dem ſehr engen Raume der Linien, ein kleiner Zufall in der Druckerey den Bogen leicht ein wenig verrücken kann, daß die Noten ihre gehörige Linien in etwas verfehlen; auch über dieſes der doppelte Druck denſelben zu theuer macht: ſo dörfte die breitkopfiſche Art, welche dieſe beyden

Be-

Beſchwerlichkeiten nicht hat, wohl in den Buchdruckereyen den Vorzug behalten.

Indeſſen hat Hr. Fournier, welcher unſtreitig der geſchickteſte Schriftſchneider iſt, den die Buchdruckerey noch jemals gehabt hat, durch ſeine Proben ein neues Zeugniß von der großen Richtigkeit und Geſchicklichkeit abgelegt, die in allen ſeinen Werken zu finden iſt; und es wird ſolches ein beſtändiges Denkmaal ſeiner Kunſt in den Kabinetten abgeben, ſo wie ſeine ſchon vorher gelieferten Proben von ſeiner geſchnittenen Schrift und Zierrathen ein beſtändiges Muſter für andere Künſtler ſeiner Art ſeyn werden.

Man erwartet nunmehr mit Verlangen die Probe des Notendruckes, welchen die berühmte harlemiſche Gießerey des Hrn. Euſcheede vor einigen Zeit in den öffentlichen Zeitungen, mit der Verſicherung angemeldet hat: daß ſie alles übertreffen werde, was jemals die Welt davon geſehen habe; um zu erfahren, ob darinnen eine von beyden Arten nachgeahmet, oder ein noch anderer Weg ausfündig gemacht worden ſey; welcher eine noch glücklichere Ausführung hervorbringe, als dieſe beyde durch ihre gelieferte Proben gewieſen haben.

IX.

Der Mann, eine wöchentliche Sittenschrift, im 1757. Jahre. Leipzig, bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopfen in groß 8.

Die Sittenlehre ist ein unermeßliches Feld. Will man sie einen unerschöpflichen Brunnen nennen: so wird man auch nicht fehlen. Seitdem Sokrates, Theophrast, Cebes, ja vielleicht Pythagoras schon die Bahn dazu gebrochen, haben sich unzählige treffliche Federn darauf geleget, ohne dadurch ihren Nachfolgern ein Recht zum Schweigen oder Aufhören gegeben zu haben. Obgleich Salomon vortreffliche Sprüche geschrieben hatte, so fanden doch Sirach, und der Urheber des Buches der Weisheit, noch unzählige weise Lehren zu geben. Und nachdem Cicero sein güldnes Buch von den Pflichten verfertiget hatte, war doch noch für einen Seneca, Epiktet und Antonin Stoff genug übrig geblieben.

Eben also ist es in neuern Zeiten gegangen. Der engländische Zuschauer hat bisher in und außer seinem Lande, sonderlich bey uns Deutschen, schon unzählige Nachfolger gefunden. Und doch ist die Aernte in diesem Felde noch allemal so reich, daß sie Jahr aus, Jahr ein, große Scheuren füllen kann. Die Menschen und ihre Handlungen bleiben zwar im Grunde einander immer ähnlich. Aber sie neh-

nehmen oft andere Gestalten an: und das giebt auch einem Sittenlehrer große Mannigfaltigkeit. Man kann auch die Thaten der Sterblichen aus verschiedenen Gesichtspuncten ansehen. Da erscheint nun mehrentheils eine und dieselbe Sache, verschiedenen Zuschauern ganz anders. Und wo bleibt noch die Nothwendigkeit, auch eben die schon 100mal gesagten Wahrheiten noch immer von neuem zu wiederholen?

Man darf sich also nicht wundern, wenn auch dieser zweyte Jahrgang des Mannes sich noch Lob und Beyfall erworben hat. Es ist im ersten Blatte des Jahres bemerket worden, daß eine große Veränderung mit demselben vorgegangen. Theils haben die Verfasser, theils die Materien eine andere Gestalt gewonnen. Und wir können versichern, daß dieselben der Sittenschrift beyde vortheilhaft gewesen. Der Mann ist unsers Erachtens männlicher, und wenn wirs sagen dörfen, auch gelehrter geworden. Selbst seine Schreibart scheint regelmäßiger und angenehmer geworden zu seyn: entweder weil mehr Uebung und Fleiß seine Feder gebessert, oder andere Federn ihm zu Hülfe gekommen.

Doch die Herren Verfasser sind nicht allein bey der Sittenlehre geblieben. Auch die schönen Wissenschaften, auch die Naturlehre, die Geschichte und Politik haben bisweilen Antheil daran. Unter die erste Classe rechnen wir im 4. St. die Erörterung der Fragen: was ist Witz? und wer ist im wahren Verstande witzig? die Betrachtung im 9. St. über die rechte und unrechte Anwendung der griechischen

chischen Sprache und Alterthümer; im 18 St. vom Geschmacke, dem Modeworte der itzigen neumodischen Welt; im 24sten von der heutigen Dichtkunst in Deutschland; und das im 38sten über die Sorgfalt der Gelehrten um die gelehrte Geschichte.

Zur zweyten Classe, gehören das 13 und 15 St. von den natürlichen Merkwürdigkeiten in einigen Gegenden von Touraine in Frankreich; das 17te und 20ste vom Kochen des Wassers und seiner Flüssigkeit, das 23 vom Schaden der Augengläser, das 29ste von der Schädlichkeit der Quacksalber, das 32ste von den natürlichen Merkwürdigkeiten um Marseille herum; das 36 und 37 über das Reich der Pflanzen, und ihre Fortpflanzung, das 39. über die physikalischen Wunder, das 41ste über ein Nordlicht im 1683sten Jahre, das 48ste von der empfindenden Pflanze; und das 52ste über den Tod.

Zur Geschichte und Staatskunst kann man das 3te St. rechnen, aus was für Quellen das natürliche und Völkerrecht entstanden ist; das 16 von der veränderlichen Gemüthsart oder Leidenschaft der Deutschen; das 27ste vom Reichthume und der Armuth, und worinn beydes eigentlich bestehe. Das 31ste, Betrachtungen über die Heurathen; das 45ste 46 und 47, Beschreibung des prächtigen Gartens zu Stow, unweit Buckingham in England; das 49ste Gedanken über die Uebereinstimmung der Sitten des jüdischen Volkes mit den Sitten der gröbsten Abgötter; endlich das 49ste die Geschichte der Thronentsagung Hassans, Königs zu Golconda.

Außer

Außer dem allen sind hin und wieder Erzählungen, Fabeln, und andere artige Verse mit eingeschaltet.

Der Druck und das Papier sind so sauber, ja beynahe noch sauberer, als man solches sonst aus der breitkopfischen Werkstätte gewohnt ist. Die lichte Schrift läßt dem Auge viel Weißes zwischen den Zeilen, und befördert die Anmuth im Lesen nicht wenig. Auch in diesem neu angefangenen Jahre fährt der Mann mit seinen Betrachtungen fort; und wir haben schon ein paar Blätter davon gesehen. Es ist zu hoffen, daß diese Sittenschrift immer beliebter werden, und viele Jahre dauren wird, welches wir, nebst vielen andern wünschen.

X.

Notionem & Demonstrationem

Doctrinæ de Mundo optimo, interspersis simul ejus vindiciis a recentissimis oppugnationibus, &c. &c. Præside Jo. Friderico Stiebritz. P. P. O. Alumn. Eph. Acad. Mog. Sodali, & p. t. Acad. Frid. Pror. & Ord. Phil. Decano, auct. Jo. Chr. Fœrstero, Halensi. Hal. Litt. Grunert. d. 30. Sept. 1757.

So wenig wir sonst akademische Dissertationen zu unserm Gegenstande zu wählen pflegen: so können wir doch dieser merkwürdigen Abhandlung hier die Stelle nicht versagen. Sie rettet unsre

evangelische hohe Schulen, von dem Vorwurfe, den wir selbst ihnen vor einigen Monathen gemachet, als wir eine gründliche Ausführung dieser Materie von einer katholischen Universität bekannt machten. Wir freuen uns recht, diesen Widerruf thun zu können; sonderlich, da eben die hällische Universität in diesem Stücke sich zuerst gereget hat: wo die Lehre von der besten Welt durch den Dienst des unsterblichen Kanzlers von Wolf zuerst recht Wurzel geschlagen hat.

Der berühmte Weltweise und itzige Prorector Magnif. der Friedrichsuniversität, Hr. Professor Stiebritz, hat einen so geschickten Zuhörer an dem Hrn. Förster gezogen, daß er diese wichtige Materie selbst unternehmen können. Er saget in der Vorrede mit sehr schönen ciceronischen Worten: Der Leser werde sich wundern, daß, da schon soviel große Weltweise von der besten Welt gehandelt hätten, er dennoch eben die Materie erwähle; ob er gleich mit jenen weder an Alter, noch an Gemüthsfähigkeit, noch an Ansehen zu vergleichen sey. Alle, die von dieser Wahrheit überführet wären, hielten dafür, sie müßte gegen das ihr wiederfahrne Unrecht vertheidiget werden; viele aber möchten solches, wegen der unbilligen Zeitumstände, und anderer ziemlich wichtigen Ursachen halber, selbst nicht thun. Hier fraget er sich nun: Wie aber? bin ich denn unter ihnen allen der Verwägenste? Mit nichten. Vielleicht nur desto dienstfertiger? Auch dieses Lobes ist er so begierig nicht, daß er es andern entziehen wollte. Er schließt mit dem Pocten:

Si vero est,
Peccatum, fateor: sed det veniam bonus, oro.

Die Abhandlung selbst ist in zween Abschnitte getheilet. Der I. handelt von der Möglichkeit der besten Welt; der II. beweist ihre Wirklichkeit, oder daß diese vorhandene wirklich das vollkommenste Weltgebäu sey, welches Gott nur immermehr hat erschaffen können.

Im I. Abschnitte wird also zuförderst der deutliche Begriff der besten Welt gegeben. Der Herr Verfasser hat es hauptsächlich mit einem Geistlichen, Hrn. Joh. Andr. Albrecht Berends, zu thun, der eine Abhandlung vom Ursprunge und Zulassung des Bösen heraus gegeben hat. Eine Welt ist eine Reihe wirklich vorhandner endlicher Dinge, die keines andern Theil machet. Diesen Zusatz hat man zuerst in der gottschedischen Einleitung zur theoretischen Weltweisheit gegeben: und er ist nachmals von vielen für bequem gehalten worden, vielen Einwürfen vorzubeugen, die man gegen die übrigen Erklärungen Leibnitzens, Wolfs, und anderer neuern gemachet hatte.

Ferner erweist er die Zufälligkeit, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit, die Verknüpfung, und den Zweck einer jeden Welt. Er zeiget, daß nur eine Welt auf einmal wirklich seyn, und, nur eine die vollkommenste, wie eine einzige die unvollkommenste seyn müsse! Nun folget, der Begriff der besten von allen Welten; und sodann auch der kleinsten, nebst ihrer beyder Eigenschaften. In diesen

beyden Stücken wird auch Herr Secretär Reinhard vornehmlich widerleget, der vor weniger Zeit mit Behauptung des Gegentheils, den Preis der berlinischen Akademie erhalten hat.

Da wir von dieser Sache zu reden hier Gelegenheit finden, so können wir nicht umhin, hier unsre Leser zu benachrichtigen: daß sie durchaus nicht glauben müssen, diese ganze berühmte Akademie sey der Lehre von der besten Welt zuwider. Nein, so sehr ist die Einsicht der Wahrheit noch nicht verlohren gegangen. Es sind viel gelehrte und wackre Männer in derselben einer ganz andern Schrift beygefallen, so die beste Welt nach Leibnitzens und Popens Lehren behauptet hatte. Ja ihre Zahl (denn in solchen Akademien kömt es auf die Zahl der Stimmen an) war auch gerade eben so groß, als diejenige, die Herrn Reinhardten, dem Gegner der besten Welt, beyfielen. Nur eine Stimme war noch übrig, die sich nicht erkläret hatte: und diese sollte Herr Premontvall, der berühmte Vertheidiger des blinden Zufalls geben; ein Mann der kein deutsch versteht, und doch von zwo deutschen Abhandlungen urtheilen sollte. Diesem kam nun sein blinder Zufall bey der Freyheit des Willens, zu statten. Vielleicht hat er Gerade oder Ungerade gespielet, oder es an den Knöpfen seines Rockes abgezählet, ob er diesem oder jenem den Preis geben sollte. Das Glück wollte Herrn Reinharden 50 Ducaten zuwenden: und siehe! er siegete!

Herr

Im Deutſchen hergegen haben wir dergleichen Mittel die Verſe männlich zu machen gar nicht nöthig. Unſre Sylben haben mitlautende Buchſtaben genug, und wir könnten alſo die Spondeen wohl gar aus unſern Jamben entbehren. Ja wir haben es längſt für einen groſſen Misbrauch angeſehen, daß einige neuere Poeten hierinnen allen Wohlklang verachten, und faſt muthwillig verſäumen.

Doch allem Anſehen nach iſt die Meynung unſers Herrn Verfaſſers nicht minder auch dieſe, daß man in der andern und vierten Stelle der jambiſchen Verſe im Deutſchen nicht allemal reine Jamben brauchet. Denn Horaz merket freylich an, daß der Jambus ſich dieſe Stellen ausdrücklich vorbehalten habe, als er die Spondeen aufgenommen.

non vt de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter.

Und freylich hatten die Lateiner Urſache eben auf dieſe Erhaltung etlicher reinen Jamben zu dringen; weil ſonſt die Spondeen ganz und gar würden überhand genommen haben: Wie es denn ihre Alten, Accius und Ennius gemacht hatten, wo man, nach ſeinem Zeugniſſe, ſelten einen Jambus zu ſehen bekam. Allein im Deutſchen iſt es eine andre Frage. Wenn wir nemlich gleich einmal, an ſtatt eines ordentlichen jambiſchen Fuſſes, auf der andern Stelle, ein paar kurze Sylben ſetzen: So kan das dem andern Wohlklange des Verſes nicht viel ſchaden. Wenn nur die übrigen Füſſe richtig ſind, ſo wird der ganze Vers doch wohl jambiſch lauten. Doch wollten wir freylich mit einigen gar zu nachläßigen Versmachern nicht ſagen:

Die

Herr Premontval entdecket uns aber in einer neuen Schrift selbst, daß er dessen Meynung nicht zugethan sey, dem er die Stimme gegeben. Hätte er nun redlich gestimmet, so würde die beste Welt gewonnen haben. So wenig haben also die Feinde der besten Welt Ursache, über diesen Preis zu triumphiren; oder sich auf eine ganze Akademie zu berufen. Eine bloße Caprice des Herrn von Premontval, der anders stimmte, als er dachte, hat ihnen solchen zuerkannt. Auch dieser berühmte und witzige Kopf wird in dieser Dissertation nicht unbeantwortet gelassen. Denn nachdem der Herr Verf. in der II. Section den Beweis geführet, daß wirklich die beste Welt vorhanden sey, werden alle ihre Gegner abgefertiget. Wir wünschten, daß diese Abhandlung, vielen Lesern zu gut, etwas ausführlicher ins Deutsche übersetzet erscheinen möchte.

XI.

Allegorische Beurtheilung einer jüngst herausgekommenen Schrift, welche betitelt ist: Die schirpende Grille. 1757. in 4.

Der Streit, von philosophischen Predigten, hat uns schon verschiedene Schriften hervorgebracht. In einigen derselben glauben wir bemerket zu haben, daß es sehr unbestimmt bleibt, was philosophische Predigten sind? Manchmal würde

das, was man so nennet, einem Philosophen, der seine Sachen versteht, sehr unphilosophisch klingen: so wie es auch einem wahren Redner sehr unrednerisch vorkommen würde. Man will nämlich heute zu tage, beschimpfungsweise, alles philosophisch nennen, was von dem alten Schlendrian der Homilie, von dem alten Postillengeschmacke, in elendem Exegesiren, Umschreiben, oder besser, Tautologisiren, abweicht. Dergestalt aber ist sehr zu besorgen, daß auch eines Reinbecks, Miners, Mosheims, und vieler noch lebenden großen Lehrer heilige Reden, als philosophische Predigten, verworfen werden würden.

Doch wir reden itzo nicht von allen den homiletischen Verfechtern, sondern nur von einem neuen Streite, der darüber entstanden ist. Im 1755sten Jahre kam in 8. die zweyte und vermehrte Ausgabe einer kleinen Schrift heraus, die den Titel führet. „Angestimmtes Triumphslied vie„ler Geistlichen, bey Gelegenheit der Meierischen „Gedanken vom philosophischen Predigen, nebst einer „geheimen Nachricht von diesem Triumphsliede.„ Es war leicht zu sehen, das das Triumphslied in ironischer Schreibart abgefasset war; welche sich nicht überall so zu verstellen wußte, daß es einem wahren Triumphe ähnlich gesehen hätte: wie etwa vor 18 oder 20 Jahren: der horazische Zuruf an alle Wolfianer abgefasset war.

Darauf erschien nun die Antwort eines Geistlichen vom Lande: die Tschirpende Grille, d. i. unparteyische Beurtheilung eines übelausgesonnenen

Triumph-

Triumphsliedes vieler Geistlichen. Frf. und L. 1756. 8. Der Verf. derselben muß Ursache gefunden haben, sich der Sache anzunehmen. Daher hat er sich aufgemachet u. auf den vermeynten Urheber der ersten Schrift eine recht homiletische Anklage verfertiget; darinn er ihn recht schematisch, mit einer tschirpenden Grille vergleicht, und eine gute Kenntniß dieses Ungeziefers zeiget. Allein, da er die Hauptfrage des Streits verließ, und persönliche Vorwürfe gegen den vermeynten Gegner vorbrachte, die ihn bey Unverständigen beschimpfen konnten: so fand dieser es für rathsam, seine Ehre zu retten.

Er that solches in der allegorischen Beurtheilung die wir oben angezeiget haben. Nach einer Erzählung der ganzen Sache, lehnet er den ihm vorgerückten Fehler ab, den er Amts halber, als hochfürstlicher Pagen-Lehrer in Zerbst, auf Befehl seiner gnädigsten Herrschaft begangen; indem er junge Hofbediente auf der Schaubühne dirigiret, auch wohl selbst etliche poetische Anreden an die hochfürstl. Herrschaften gemachet, die in unserm Neuesten mit eingerücket worden. Nach einer so entscheidenden Entschuldigung, will er seinen Gegner, durch ein Stück, so in die schönen Wissenschaften gehöret, ein wenig in die Schule führen. Er dichtet also, nach dem Beyspiele eines weiland sinnreichen deutschen Dichters, daß er in den Tempel des Geschmackes entzücket worden; wo dieser Gott auf die Anklage der Sprachkunst, und des Geistes der neuern Weltweisheit, die schirpende Grille verurtheilet.

Die Erdichtung selbst ist recht poetisch, und in einer lebhaften, und nachdrücklichen Schreibart abgefasset. Die Anklagen sind deutlich erwiesen, und die Gerechtigkeit der Verdammung fällt sehr in die Augen. Es ist beynahe zu viel Erfindung, Witz und Mühe, an einen Gegner von so weniger Erheblichkeit verschwendet worden.

Als dieser sich nun dadurch sehr beleidiget befunden, hat er den niedrigen Entschluß gefasset, nach Art überwundner Schriftsteller, auch eine ehrenrührige Lästerschrift wider seinen Gegner ans Licht zu stellen. Als dieser das erfuhr, schrieb er ihm einen Warnungsbrief: den ihm aber jener, mit einer harten Stelle aus des großen Luthers Schriften beschrieben, zurückschickte. Dieß veranlaßte einen Dritten, noch eine Schrift von drittehalb Bogen ans Licht zu stellen: die gelehrte Blöße des Herrn Pastors W. durch ihn selbst bewiesen. Wir sind zufrieden, diese Stücke angezeiget zu haben; indem wir an solchen Streitigkeiten kein Wohlgefallen haben: ob es wohl kein Wunder ist, wenn es bisweilen aus dem Walde wiederschallet, wie man hineingerufen hat.

XII.

Nachricht von einigen Preisen für Zeichner und Kupferstecher.

Einem wohlgeneigten Publico, zumal ihren auswärtigen hoch- und wohlansehnlichen Ehrenmit-

mitgliedern, will die hiesige kaiserliche franziscische Akademie der freyen Künste, geziemend zu wissen thun, welchergestalt, nachdem ihr hochansehnlicher Präsident, S. T. Hr. Jacob Wilhelm Langenmantel von Westheim ꝛc. solche Ehrenstelle bisher rühmlichst geführet, Herr Johann Daniel Herz von Herzberg aber die Directorstelle den 4. Oct. an dem höchsten Namenstage Seiner glorreich regierenden kaiserl. Majestät, ihres allermildesten Stifters und Beschützers, in einer feyerlichen Rede abgetreten, in der den 5ten dieses Monaths November gehaltenen Versammlung, der auch die zu allerunterthänigsten Ehren Seiner kaiserl. Majestät erst neulichst eingetretenen hoch- und wohlansehnlichen Herren Räthe und Ehrenglieder, theils Herren- theils Gelehrtenstandes, mit beygewohnet, die von ihren auswärtigen Ehrenmitgliedern, zu dießseitiger Bezeigung der Hoch- und Werthachtung gegen dieselben, gesammelten Wahlstimmen, nebst den hiesigen vernommen, und durch deren Mehrheit S. T. pl. Herr Baron Joseph von Petrasch, Herr zu Czerneck und Neuschloß in Mähren, zum hochansehnlichen auswärtigen Ehrenpräsidenten, und S. T. pl. Herr Baron Moritz Friedrich von Milkau, herzogl. würtembergischer Kammerherr in Stuttgart, zum hochansehnlichen auswärtigen Ehrendirector erwählet worden. Die itzige Bestellung, und neue Einrichtung dahier in Augsburg, die Namen, Würden, Ehren und Aemter der obenberührten neuen Herren akademischen Räthe und Ehrenglieder, wie auch die verhabende Ausfertigung dieser Akademie

ge-

gemäßer Kunststücke und Schriften anzuzeigen, muß man bey fortdaurender, und den sanften Musen gar nicht angenehmer Kriegeszeit, noch auf einige Weile anstehen lassen. Unterdessen zielen die Berathschlagungen in den fleißigen Zusammenkünften sowohl, als auch in Communication mit hiesigen und auswärtigen berühmten Gelehrten und Künstlern, einmüthig, auf die treugehorsamste Erfüllung des allerhöchsten Stifters, bey der Begnadigung zu erkennen gegebener weisesten Absichten, auf die Beförderung der Künste, und darzu unentbehrlichen Wissenschaften, und auf die Hinwegräumung und Umgehung aller Hindernisse und Anstöße: welche sich dem für sich selbst mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Anfange eines so wichtigen Werkes, als die Einrichtung einer solchen Akademie ist, aus Misverstande und falschen Vorurtheilen in den Weg geleget haben; und darf das löbliche Publicum gewiß versichert seyn, daß diese kaiserliche Akademie der freyen Künste, durch möglichst gute Einrichtung und Fleißanwendung auf Hervorbringung annehmlicher und nützlicher Kunstwerke und Schriften, nach dem Beyspiele anderer unter hoher Potentaten Schutz in Ruhm stehenden Akademien zu befördern, und sich jedermann wohlgefällig und gemeinnützlich zu erzeigen, alle Kräfte und Rechtschaffenheit anwenden wolle. Solchemnach wird nun das löbliche Publicum von unsern besten Gesinnungen vollkommen überzeuget seyn, und werden diejenigen, welche etwas ersprießliches beyzutragen sich gefallen lassen, sich allen gebührenden Ruhm u. Dank dadurch erwerben.

Auf

Auf künftigen 4ten October 1758, als an dem allerhöchsten Namenstage unsers obersten Stifters kaiserl. Majestät, sollen die ersten akad. Prämien ausgetheilet werden. Und zwar ist dermalen eine goldene Medaille von 20 Thlr. werth, demjenigen ausgesetzt, welcher die beste Zeichnung liefert, und wer dieser besten am nächsten kömmt, wird eine silberne von 10 Thaler werth erhalten. Nicht nur diese beyde Zeichnungen, sondern auch noch andere, so denen ersten an Güte nicht viel nachgeben, ist man entschlossen, in Kupfer stechen zu lassen: theils damit derer Verfertiger ihre Namen und Geschicklichkeit desto bekannter; theils damit das berühmte Zeichnungsbuch fortgesetzet werden könnte, welches der erste Director A. A. L. L. Societatis J. D. Herz Sen. zum Nutzen der Jugend angefangen.

Jede Zeichnung, soll eine nackende Figur vorstellen, und diese muß dermalen nach einer jungen Person von 15. bis 20. Jahren, in einer selbst beliebigen Größe und Format verfertiget, und das Alter in derselben besonders ausgedrucket werden: weil man gedenket, auf solche Weise in den künftigen Aufgaben, es bis auf die höchsten und ältesten Jahre der Personen fortzusetzen, gleichwie es bisher in dem gemeldeten herzischen Zeichnungebuche, bey denen bereits verfertigten, und herausgegebenen sechs und sechzig Blättern in 9 besondern Theilen, beobachtet worden. Uebrigens aber steht jedem frey, wer um diese Preise mit streiten will, theils die Zeichnungen nach einer männlichen

oder

oder weiblichen Person zu bilden, theils in selbigen ein edles, so genanntes Götter- oder ein satyrisches Baurenstück nackend vorzustellen: auch hat man nichts dagegen, wenn einer in allen vieren seine Geschicklichkeit sehen lassen will.

Damit aber ein jeder versichert seyn mag, daß seine Zeichnung durch den Grabstichel, weder in dem Umriß, noch übrigen Schönheiten von Schatten und Licht, verderbet werden möchte, so wird hiemit versprochen, von denen unterschiedenen nackenden Figuren, die vier besten Zeichnungen, nicht nur durch die besten Künstler im Kupferstechen graben zu lassen; sondern auch um diese ebenfalls zu größtem Fleiß und Nettigkeit aufzumuntern, so wird denen, welche die 2 besten Kupferstiche liefern werden, hiermit versprochen, sie mit obbesagten 2 Preisen gleichermaßen zu belohnen. Hiervon wird niemand ausgeschlossen, er sey hiesig oder auswärtig, ein Mitglied, oder keines. Wem es also gefällig ist, um diese beyden Preise mitzuringen, dem wird hiermit ferner zu wissen gethan, daß man die Zeichnungen nur bis zu Ende des Maymonaths annehme: damit die vier besten den geschicktesten Kupferstechern übergeben, und bis den 4ten October annoch verfertiget; alsdann aber nebst den Abdrücken, die verheißenen Preise öffentlich ausgetheilet werden können. Auf solche Weise, gedenket die kaiserl. Akad. nicht nur allein, dieses Herzische Zeichnungsbuch, in eine solche Vollkommenheit zu bringen, daß es auch von den größten Meistern, zur Unterweisung ihrer Jugend, im Anfange zu gebrauchen

brauchen für würdig und tüchtig erkannt werden solle: sondern sie hoffet auch noch, in mehrern Künsten und Wissenschaften dergleichen Preise, durch milde Stiftungen geneigter Gönner und Freunde zum Austheilen zu erhalten.

Wie dann denjenigen Gelehrten und Künstlern eben die obbesagten 2 Preise hiermit versprochen werden, welche die 2 besten, gelehrtesten und 2 künstlichsten Beyträge, zu der künftigen periodischen Kunstschrift liefern werden. Wovon in dem 41. 47. und 52sten Wochenstücke des 2ten Jahrganges der reisenden und correspondirenden Pallas ein mehreres gemeldet worden. Augsburg, den 19ten November 1757.

Kaiserliche franzisciſche Akademie der freyen Künste.

XIII.

Verzeichniß der Gebohrnen und Verstorbenen aus vielen ansehnl. europäischen Städten des 1757sten Jahres.

	gebohren.	gestorben.
Paris	18728	17237.
London		
Wien	5384	6559.
Venedig		
Amsterdam	4346	8089.

Berlin

	geboren.	gestorben.
Berlin	—	—
Hamburg	2843	3326.
Copenhagen	2600	3700.
Königsberg	—	—
Stockholm	—	—
Danzig	—	—
Dresden	1647	4454.
Breslau, evangel.	1139	1554.
Haag	—	1228.
Harlem	962	889.
Leipzig *	909	2600.
Frankfurt am Main	906	1170.
Braunschweig	884	1649.
Magdeburg	695	1064.
Stuttgard	681	750.
Halle	610	1237.
Erfurt	540	790.
Gotha	343	394
Plauen	152	172
Ronneburg	142	131.
Zwickau	108	246.
Sangerhausen	95	104
Leisnig	82	116
Weißensee	45	84.

* Unter den Leipziger Todten sind allein seit dem 5ten Nov. oder der Schlacht bey Roßbach, an verwundeten und kranken Soldaten 600 mit Tode abgegangen, nämlich

an französischen Gefangenen	404
an preußischen Blessirten	178
von der Reichs- und österreichischen Armee	22
	604.

Ende des Wintermonds. 1758.

˘ – ˘ – ˘ — ˘

Die lebendigen Brunnen,

Denn dieses ist ganz wieder die rechte Aussprache des Wortes lebendig, dessen mittlere Sylbe den Accent hat, auch in der mehrern Zahl behält. Und so heißt es eigentlich als ein doppelter Anapäst:

˘ ˘ — ˘ ˘ — ˘

Die lebendigen Brunnen.

So daß der Fehler hier mehr darinnn besteht, daß ganz und gar kein Jambus in diesem Verse erscheinet, als daß nur auf der andern Stelle keiner steht. Denn was für einen Grund kan es wohl in der Natur haben, daß vielmehr die erste und dritte nicht aber die andre und vierte Stelle wechselsweise bisweilen Spondeen haben könnten? Wenn nemlich nur nicht drey, vier oder mehr solche gravitätische Füsse hintereinander kommen: So ist es schon gut. Z. E. p. XV. seiner Vorrede steht der Vers

Zweymal | kömmst du | darob | durch Lieb | und Treu | in Noth |

Hier ist zweymal, ein Trochäus; kömmst du, ist ein Spondeus, oder gleichfalls ein Trochäus, denn wenn ichs umkehre du kömmst, so hört mans deutlich, daß du kurz und kömmst lang ist. Darob ist ein guter Jambus; durch Lieb ist abermahl ein Spondeus; weil durch gewiß eben soviel Zeit in der Aussprache braucht, als Lieb. Und also ist dieser Vers des Herrn Professors gerade das Wiederspiel eines lateinischen Jambi: Gleichwohl klingt er noch ziemlich gut: Weil der Spondeen nur drey, der Jamben eben so viel in dem sechsfüßigten Verse sind; und zwar so, daß die andern nicht einmal beysam-

Die Königl. Cathol. Capelle zu Dresden.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Hornung 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1758.

Inhalt.

I. La Vie & l'Hiſtoire de Frederic Guillaume, Roi de Pruſſe.

II. Hn. Hofrath Lichtwers Recht der Vernunft.

III. Von den Daktylen, und von den Telchinen. aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchr. und ſchönen Wiſſenſchaften.

IV. Vers de Sa Majeſté le Roi de Pruſſe, adreſſés à Mr. Gottſched.

V. Nachricht von einer unbekannten goldenen Medaille.

VI. Hrn. Prof. Gottſcheds Antwort an Se. königl. Majeſtät in Preußen.

VII. Traité des Tropes, par Mr. du Marſais.

VIII. Orthographiſcher Zweifel, über die Wörter gut, und ein Gut.

IX. Nachricht von einer neuen Ausgabe der poetiſchen Werke des berühmten Dichters Sarbievii.

I.

Supplement aux Memoires pour ſervir à l'Hiſtoire de Brandebourg, contenant la Vie et l'Hiſtoire de FREDERIC GUILLAUME Roi de Pruſſe. Imprimé pour la Satisfaction du Public. 1758. 6. Bogen in 8.

Wir brauchen es unſern Leſern nicht allererſt zu ſagen, mit was für einem allgemeinen Beyfalle vor zehn und mehr Jahren, die Memoires pour ſervir à l'Hiſtoire de Brandebourg ſind aufgenommen worden. Die Welt hat ſeit dem ſehnlich die Fortſetzung davon gewünſchet: aber ihre Begierde iſt eine Zeit lang durch die Zurückhaltung dieſes längſt ausgearbeiteten, ja ſo gar gedruckten Theiles gehemmet worden. Endlich iſt, Gott weis durch was für Zufälle, dieß Geheimniß durchbrochen worden. Paris hat zuerſt dieſes Erzänzungsſtück eines ſo merkwürdigen Werkes in öffentlichen Läden feil gebothen. Itzo lieſt es Deutſchland auch in dieſem flüchtigen Nachdrucke: der weder der

hohen Würde ſeines erhabenen Verfaſſers recht anſtändig, noch ſonſten ohne Druckfehler iſt. Wir werden uns aber in dieſem kurzen Auszuge nicht erkühnen, der Sonne ein Licht anzuzünden; d. i. die über alles Lob erhabene Feder dieſes gekrönten Geſchichtſchreibers, mit Preis und Ruhm zu bekrönen. Einige wenige Züge derſelben werden ſchon ſelbſt die Leſer in die Empfindungen der Ehrfurcht und Bewunderung ſetzen, die ſie einem Schriftſteller von ſolcher Vollkommenheit ſchuldig ſind. Das Werk hebt ohne Vorrede und Einleitung ſo an:

Friedrich Wilhelm war zu Berlin den 15 Aug. des 1688ſten Jahres, wie wir geſaget haben, von Friedrichen dem I. Könige in Preußen, und Sophien Charlotten, Prinzeſſinn von Hannover gebohren. Seine Regierung hub ſich unter günſtigen Vorbedeutungen des Friedens 1713 an. Dieſer ward zu Utrecht zwiſchen Franckreich, Spanien, England, Holland, und den meiſten deutſchen Fürſten geſchloſſen. Friedrich Wilhelm erhielt, daß Ludewig der XIV. ſeine königl. Würde nebſt der Oberherrſchaft von Neufchatel erkannte, und ihm für Geldern und Keſſel die Gewähr leiſtete, als eine Schadloshaltung für das Fürſtenthum Oranien, dem er für ſich und ſeine Nachkommen entſagte. Frankreich und Spanien bewilligten ihm auch den Titel der Majeſtät, welchen ſie Dännemark und Sardinien noch lange hernach verſaget haben.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden wandte ſich des Königes ganze Aufmerkſamkeit auf das Innere

der

der Regierung. Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, der Polizey, der Justiz, und des Soldatenwesens; Stücke, die unter der vorigen Regierung ganz waren vernachläßiget worden. Er hatte eine arbeitsame Seele in einem starken Leibe: und niemals war ein Mensch mit einem Verstande gebohren worden, der geschickter gewesen, sich auf alle Theile eines Ganzen zu erstrecken. Wenn er sich auch auf Kleinigkeiten herabließ, so that ers nur, weil er glaubte, daß aus ihrer Menge das Große erwächst. Alles zielte in seinem Werke auf das Hauptbild seiner Staatskunst: und indem er arbeitete, den Theilen mehrere Vollkommenheiten zu geben; so geschah es nur in der Absicht, das Ganze vollkommener zu machen.

Er schnitt alle unnütze Ausgaben ab, und verstopfte die Röhren der Verschwendung, wodurch sein Vater die Beyhülfe des öffentlichen Ueberflusses zu eitelm und überflüssigem Gebrauche angewandt hatte. Der Hof empfand diese Aenderung zuerst. Er behielt nur eine kleine Zahl von Personen, die seiner Würde nöthig, und dem Staate nützlich waren. Von hundert Kammerherren seines Vaters blieben zwölf: die andern wurden theils Soldaten, theils Handelsleute. Seine eigene Ausgabe setzte er auf eine mäßige Summe; indem er sagte: Ein Fürst müsse mit dem Blute und Vermögen seiner Unterthanen wirthschaften. In dieser Absicht war er ein Weltweiser auf dem Throne; und von denjenigen Gelehrten sehr unterschieden, die ihre fruchtlose Wissenschaft,

nur in Betrachtung abſtracter Materien ſuchen, welche ſich unſerm Erkenntniſſe zu entziehen ſcheinen.

Er gab dergeſtalt das Beyſpiel einer Strenge und Sparſamkeit, die den erſten Zeiten der römiſchen Republik anſtändig war. Als einem Feinde des Prachtes und blendenden Anſehens der königlichen Würde, erlaubte ihm ſeine ſtoiſche Tugend nicht einmal die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens. Solche ungekünſtelte Sitten, eine ſo große Mäßigkeit, waren ein vollkommenes Widerſpiel des Stolzes und der Verſchwendung Friedrichs des erſten.

Die politiſchen Abſichten, welche dieſer Prinz ſich durch ſeine innern Anſtalten zu erreichen vorſetzte, waren, ſich durch Unterhaltung eines zahlreichen Heeres ſeinen Nachbarn furchtbar zu machen. Das Beyſpiel Georg Wilhelms hatte ihm gewieſen, wie gefährlich es ſey, ſich nicht vertheidigen zu können; und das Exempel Friedrichs des erſten, dem ſeine Völker weniger, als ſeinen Bundesverwandten zugehörten, die ſie bezahlten, hatte ihm gezeiget: daß ein Fürſt nur in ſoweit verehret wird, als er ſich durch ſeine Macht fürchterlich machet. Er war der Demüthigungen müde, die bald die Schweden, bald die Ruſſen Friedrichen den erſten empfinden laſſen; die ſeine Staaten ungeſtraft durchzogen: und er wollte ſeine Völker gegen die Beunruhigungen ſeiner Nachbarn kräftig ſchützen, und ſich zugleich in den Stand ſetzen, ſeine Rechte auf die Nachfolge von Bergen zu behaupten; die durch den Tod des pfälziſchen Churfürſten, des letzten aus dem Hauſe Neuburg, offen werden ſollte.

Ob nun gleich die Welt in den Vorurtheilen ſteht, daß der Entwurf eines militariſchen Reglments, nicht vom Könige ſelbſt gekommen, ſondern ihm vom Fürſten von Anhalt an die Hand gegeben worden: ſo haben wir doch dieſe Meynung nicht angenommen: weil ſie falſch iſt, und ein ſo erhabener Geiſt, als Friedrich Wilhelms ſeiner, der die gröſten Gegenſtände durchdrang, und faſſete; auch die Vortheile ſeines Staats viel beſſer, als ein einziger ſeiner Miniſter, oder Feldherren einſah.

Wenn Zufälle die gröſten Gedanken an die Hand geben können: ſo können wir ſagen: die engländiſchen Officier hätten Friedrich Wilhelmen Anlaß gegeben, diejenigen Entwürfe zu machen, ſo er hernach ausführte. In ſeiner Jugend that dieſer Prinz die flandriſchen Feldzüge: und als er in der Belagerung von Dornik war, fand er zween britiſche Feldhauptleute, die lebhaft mit einander ſtritten. Der eine behauptete; der König in Preußen würde Mühe haben 15000 M. ohne Hülfsgelder zu erhalten: und der andre gab vor; er könne 20000 erhalten. Der junge Prinz ward ganz aufgebracht, und ſagte ihnen: Der König, mein Vater, wird 30000 halten können, wenn es ihm belieben wird. Die Engländer nahmen dieß, als einen hitzigen Einfall eines jungen ehrgeizigen Menſchen auf, der die Vorzüge ſeines Vaterlandes vergröſerte. Als aber Friedrich Wilhelm zum Throne gelangt war, bewies er mehr, als er geſaget hatte. Die gute Verwaltung ſeiner Einkünfte machte, daß er ſeit dem erſten Jahre ſeiner Regierung 50000 er-

halten konnte, ohne von irgend einer Macht Hülfsgelder zu bekommen u. ſ. w.

Dieß iſt der Anfang dieſes merkwürdigen Lebens; und wer dieſe Zeiten ſelbſt belebet, und mit einem aufmerkſamen Auge betrachtet hat, wird erkennen: daß die ſtrengeſte Wahrheit die Feder dieſes erhabenen Geſchichtſchreibers geführet hat. Nun kömmt eine Erzählung des nordiſchen Krieges mit Karlen dem XII. in welchen Friedrich Wilhelm verwickelt wurde. Alles iſt darinn mit einer Meiſterhand entworfen. Wir wollen nur einige Stellen daraus mitnehmen z. E. a. d. 8. S. heißt es.

Dasjenige Schickſal, welches der Pöbel einen blinden Zufall, die Theologen ein Vorherbeſtimmung nennen, davon aber die Weiſen die Schuld auf die Unbedachtſamkeit der Menſchen werfen; dieſes Schickſal, ſage ich, beſtund noch darauf, Karlen den XII. zu verfolgen: indeſſen daß dieſer König ſeine Zeit verlohr, zu Conſtantinopel wider den Czaar ein Complot zu ſchmieden.„ u. ſ. w.

A. d. 11. S. heißt es vom Menzikof: von einem Paſtetenbecker war Menczikof, erſter Staatsminiſter und oberſter Feldherr des Czaars geworden. Er, und ſeine ganze Nation waren ſo barbariſch, daß ſich in ihrer Sprache kein Wort oder Ausdruck fand, die Ehre und die Güte auszudrücken.

A. d. 12. S. Der Kaiſer, der aus Spanien vertrieben war, und ganz allein einen unglücklichen Krieg wider Frankreich aushielt, war ärgerlich über ſein Unglück, und ſah mit Verdruß, daß Friedrich Wil-

sammen stehen. Will man also ja unsern rauhen Versmachern, und nicht der deutschen Dichtkunst, als welche lauter reine Jamben fordert, wie alle Anweisungen zeigen, eine scharfe Regel verschreiben, und sie für allen Ausschweifungen bewahren: So sage man: Es soll nicht frey stehen in deutschen Jamben zwey Spondeen gleich auf einander; auch in einem sechsfüßigen, nicht mehr als zweene zu brauchen. Ich bin gewiß, bey Beobachtung dieser Regel wird unsre Poesie noch zart genug klingen: Ob sie gleich nicht der lateinischen Regel so gar genau folget. Freylich aber gestehen wir, daß von einigen, aber doch sehr wenigen neuern Poeten in der Härtigkeit gar zu sehr gesündiget worden. Daher sind aber auch ihre Verse so unangenehm, daß sie kein Kenner ohne Ohrenzwang lesen kan, und man kan ihnen allerdings des Horaz zwiefaches Urtheil vorhalten, daraus sie sich eins von beyden wählen mögen, wo sie Latein verstehen:

In scenam missos magno cum pondere versus,
Aut operae celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratae premit artis crimine turpi.

Was der Herr Professor noch von den fremden Namen und Wörtern hinzusetzt, die von einigen unsrer Poeten mit einem ihnen ganz ungewöhnlichen Accente angebracht worden: Das ist abermal richtig, aber nicht unsrer Dichtkunst zuzuschreiben; sondern denen die sie nicht verstehen, und sich alles für erlaubt halten. Freylich klingt es unerträglich

Dann

Wilhelm neuen Zuwachs bekam, (an Stetin) indeſſen daß er nur verlohr.

A. d. 15. S. heißt es vom vorigen Könige von England: dieß iſt derjenige Prinz, den wir England mit Erhaltung ſeiner Freyheit, haben regieren geſehen; indem er ſich der vom Parlamente bewilligten Subſidien zu Beſtechung deſſelben bediente: Ein König, ohne Stolz, ein Staatsmann ohne falſch, und der ſich durch ſeine Aufführung das Vertrauen von ganz Europa erwarb.

A. d. 17. S. Flemming befand ſich damals zu Berlin: dieß war eben der, welcher durch ſeine Ränke ſeinen Herrn zum Könige in Pohlen gemachet; und der durch ſeine unbedachtſame Aufführung als Feldherr, ihn wieder um den Thron brachte.

A. d. 18. S. Europa ſah damals einen König, der ſich von zween Königen in Perſon belagert ſah. Allein dieſer König war Karl der XII. an der Spitze von 15000 geübten Schweden, und die in den Heldenmuth ihres Herrn bis zur Abgötterey verliebt waren. Noch mehr! ſein großer Ruf, und das Vorurtheil von ganz Europa ſtritt für ihn.

A. d. 24. S. Vierzehn Jahre vorher, war Karl aus dieſem Königreiche, als ein Eroberer gezogen, der die Welt ſeinem Glücke unterwerfen wollte. Itzo kam er als ein Flüchtiger, von ſeinen Feinden verfolget, ſeiner beſten Provinzen beraubet, und von ſeinem Kriegsheere verlaſſen, nach Hauſe.

A. d. 25. S. heißt es vom Könige Fr. Wilh. Obgleich der Frieden noch nicht geſchloſſen war, ſo genoß doch der König ſchon ruhig ſeiner Eroberun-

gen. Er gieng nach Preußen, wo er nicht gekrönet ward. Er dachte, daß dieſe eitle Feyerlichkeit ſich beſſer für Wahlreiche, als für Erbreiche ſchickete. Indem er aber allen Pracht der Königswürde floh, ſo war er nur um deſto eifriger, alle Pflichten derſelben zu erfüllen.

A. d. 27. S. vom Herz. von Orleans, Regenten von Franckreich. Der Regent, der von großem Geiſte war, hatte die Fehler lebhafter und kühner Köpfe. Die weitläuftigſten Entwürfe ſchienen ihm ſo einfach zu ſeyn, als die gemeinſten. Er überließ ſich den Eindrücken einer hitzigen Einbildung, welche oft ausſchweifte. Da er zu den ſchönen Künſten gebohren war, die er bearbeitete; ſo hatte er die Schwachheiten der Helden.

A. d. 29. S. vom Prinzen Eugen: Der Feldmarſchall Stahrenberg, ein Feind von Eugens Verdienſten, ſchwärzte ſein Verhalten an; und beſchuldigte es der Unbeſonnenheit. Er redete ſo ſtark dawider, daß nicht viel fehlte, der Kaiſer hätte den Helden von Deutſchland vor einen Kriegsrath gefodert, weil er das kaiſerliche Heer in die gröſte Gefahr gewaget. Gleichwohl war Eugens Ruhm ſo glänzend, daß er den Neid und die Neidiſchen verdunkelte.

A. d. 30. S. heißt es: Es hatte ſich in Spanien ein Mann von einem ſehr fähigen Geiſte hervorgethan, der unternehmend, eindringend, keck, fruchtbar in Anſchlägen, und mit einem Worte, dazu gemachet war, Reiche zu vergrößern, oder umzuſtürzen. Das war der Abt **Alberoni**, ein Wälſcher von Geburt u. ſ. w.

Auf

Auf der 35. S. Friedrich Wilhelm konnte sich nicht enthalten, einige Thränen über den frühen Tod Karls des XII. zu vergießen. Er hielt die großen Eigenschaften dieses Prinzen hoch, dessen Feind er wider Willen, und durch eine Art von Zwange geworden war. Das Beyspiel Karls des XII. hätte manchen kleinen Fürsten in Deutschland den Kopf in die Runde gedreht; die doch zu schwach waren, ihm nachzuahmen u. s. w.

Unsre Leser sehen wohl, daß wir noch nicht in den dritten Theil dieses Lebens gekommen sind: und wieviel Merkwürdiges muß nicht im folgenden vorkommen? Das beste Lob, das dem hochsel. kön. Fr. W. gegeben wird, steht auf der 37. S.

Er strebte nicht nach dem Ruhme der Eroberer, die nichts anders, als die Ehre lieben; sondern nach dem Ruhme der Gesetzgeber, die nichts anders, als das Gute und die Tugend zum Zwecke haben. Er glaubte, daß diejenige Herzhaftigkeit, die zu Abschaffung der Misbräuche und Einführung nützlicher Neuerungen in einem Staate nöthig ist, derjenigen angebornen Tapferkeit vorzuziehen sey, die den größten Gefahren freylich ohne Furcht, aber auch ohne Kenntniß entgegen geht. Die Spuren, welche die Weisheit seiner Regierung im Staate hinterlassen hat, werden so lange bleiben, als Preußen ein Staatekörper bleiben wird.

A. d. 93. S. heißt es im Schlusse: Friedrich Wilhelm hinterließ sterbend 60000. M. Die er durch seine gute Wirthschaft unterhielt; vermehrte Ein-

Einkünfte, einen vollen Schatz, und eine wunderwürdige Ordnung in allen seinen Sachen u. s. w.

Wie glücklich würde sich Philipp von Macedonien geschätzet haben, wenn er gewußt hätte: daß Alexander der Große sein Leben so rühmlich, als scharfsinnig beschreiben würde!

II.

Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwern, königl. pr. Hof- und Regierungsrathe im Fürstenthume Halberstadt. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf 1758. in klein 4. 17 und ein halber Bogen.

Eben der sinnreiche Verfasser der unlängst angekündigten äsopischen Fabeln, hat die Liebhaber der schönen Wissenschaften mit diesem vortrefflichen dogmatischen Gedichte beschenket. Hat es einem Hesiod und Virgil frey gestanden, das Landleben und den Feldbau, einem Empedokles und Lucrez die Naturlehre, einem Aratus die Sternkunde, einem Oppian die Jagd und andern die Fischerey, so vielen Neuern aber noch andre Theile der Wissenschaften, poetisch abzuhandeln: so kann es ja einem Liebhaber des Rechtes der Natur auch nicht verübelt werden, wenn er die ersten Quellen der natürlichen Billigkeit, und alles göttlichen und menschlichen Rechtes, in einer den Musen geheiligten Schreibart vor-

vorzutragen suchet. Es gehörte aber allerdings ein Mann dazu, der theils seiner Wissenschaft selbst recht mächtig, theils aber auch geschickt wäre, derselben das Trockne und Rauhe abzuwischen; und sie mit solchen Farben einzukleiden, die sie den Augen scharfsinniger Leser angenehm und reizend machen könnten.

Dieses war nun unser Herr Hofrath Lichtwer, der sich durch seine nicht schlüpfrigen, sondern wahrhaftig moralischen Fabeln, längst als ein Mann erwiesen hatte, der in der Sittenlehre mit glücklichem Erfolge zu arbeiten geschickt wäre. Seine Bescheidenheit in der Vorrede erhebt sein Verdienst. Ob er gleich gesteht, daß der Beyfall der Leser seine größte und einzige Belohnung seyn würde; so erkläret er sich doch: daß wenn gleich sein Buch misfallen sollte, dennoch sein mislungener Versuch feurige und aufgeklärte Geister ermuntern werde, nach dem Beyspiele der größten deutschen Dichter, die sich bereits an einzelne Stücke der Morale, gewaget, das große Feld der Tugend und Wahrheit mit mehrerm Geiste, in seinem ganzen Umfange abzuschildern.

Er giebt zugleich deutlich zu erkennen, daß er die Hauptlehren des natürlichen Rechtes, nach den Begriffen des Freyherrn von Wolf vorgestellet: ob ihm gleich die Gesetze der Dichtkunst nicht verstattet, der Ordnung desselben überall zu folgen. Er hat es das Recht der Vernunft genennet, weil es die Gesetze in sich fasset, die den Menschen, als einen Menschen, im Stande der Natur, da noch an keine Unterwürfigkeit gedacht wird, schon verbinden. Die

Haupt-

Haupteintheilung hat er so gemachet, daß er im 1sten Buche allgemeine Begriffe, in den übrigen dreyen die drey Arten menschlicher Pflichten gegen sich, gegen Gott, und gegen andre Menschen vorgetragen. Ueberall aber hat er einige Erfindungen und Gedanken der Alten, wegen ihrer besondern Schönheit entlehnet, und nach dem Beyspiele vieler Alten und Neuern mit angebracht.

Die Dichtart unsers Hrn. Verfassers ist so, wie Leser von dem besten Geschmacke sie wünschen können. Sie ist lebhaft und erhaben, ohne wild und schwülstig zu werden. Sie ist fließend, und in der Sprache wie im Sylbenmaaße ohne Tadel; ohne matt und schläfrig zu werden. Kurz, sie zeiget eben sowohl, als die hagedornischen und gellertischen, auch ußischen Gedichte, die Möglichkeit, schöne Gedanken mit untadelhaften Ausdrücken und reinen Versen zu verbinden: ein Vorzug, den uns unzählige schwärmende Hexametristen als unmöglich angeben wollen.

Jedes Buch hat zur Anfangsleiste ein wohlerfundenes und sauber gestochenes Kupferbild aufzuweisen. Das erste stellet den Herkules auf dem Scheidewege, zwischen der Tugend und dem Laster vor. Der Anfang desselben und des ganzen Gedichtes erkläret den Vorsatz des Dichters folgendermaßen:

Das Recht, das mir befahl, Gott, mich und dich
zu lieben,
In die Natur gelegt, von ihr ins Herz geschrieben,

Sey

Sey meiner Muse Lied. O du, des Himmels Kind!
Vernunft! du weist allein was meine Pflichten sind.
Die Wahrheit steckt in dir; du leitest mich: ich dringe
In den Zusammenhang und innern Bau der Dinge.
Dein Adel scheidet mich von halbbeseeltem Vieh;
Du bist des Weisen Stab; wer dir folgt, irret nie.
Eröffne das Gesetz, das Gott nicht ändern können,
Und sage, was ich soll gut oder böse nennen!

Nach dieser rührenden Anrufung hebt der Hr. Verfasser an, die Geschichte dieses Rechtes kurz und nachdrücklich zu erzählen.

Dein Licht, der Gottheit Stral, der rohen Völkern schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz; schuff Menschen aus Barbaren;
Geboth den Wilden selbst Verträge zu bewahren.
Dieß hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,
Und rief aus Scythien den Anachars hervor.
So ward der Menschheit Recht der Leitstern aller Weisen;
Doch keiner wagte sich, es andern anzupreisen.

Nun kömmt die Reihe an den Sokrates, und die andern griechischen Weltweisen, welche die Sittenlehre getrieben haben:

Die Welt verdankt dirs nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst sie selbst beschaun zu lernen.

Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das von Wahn umwölkt, die Trägheit nicht erkannt;
Da fühlte sich Athen, und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagir, und Epiktets verehren.
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur!
Der Tugend ächter Freund und Kenner der Natur.
O daß dein scharfes Aug, aus dem die Wahrheit spielte,
Den Geist, der in uns wohnt, nicht für vergänglich hielte.

Nun kömmt die Ordnung auf die Römer; und auf den Verfall der Wissenschaften. Verulam und Grotius folgen, und werden vom Pufendorf und Thomas abgelöset; worauf der die Reihe schließt,

Der nach Euklidens Art die Menschen denken lehrte.

Da nun die Hauptregel des ganzen Gesetzes der Natur, nach Wolfen, diese ist: Strebe nach Vollkommenheit! so hat der Hr. Verfasser dieselbe so edel vorgetragen:

Vollkommenheit! welch Bild, an Pracht und Anmuth reich,
Ein Ganzes ohne Fehl, und überall sich gleich.
Voll Ordnung, immer neu, der Absicht nie zuwider,
Schön durch die Harmonie genau vereinter Glieder!
Dein holder Anblick ists, der allen Schmerz erstickt,
Und den, der dich beschaut, mit reiner Lust erquickt.
Was dich vermehrt, ist gut! Um deine Scheitel schweben,
Erkenntniß, Ueberfluß, Gesundheit, Frieden, Leben,
Kurz,

Kurz, lauter Seligkeit. Doch ach! welch Gegenbild!
Die Unvollkommenheit, mit Mängeln überfüllt;
Uneinig mit sich selbst; ein ungestalter Haufen,
Von Dingen, die sich fliehn, und durch einander laufen.
Ihr gräßliches Gesicht macht unsre Herzen schwer;
Von ihr kömmt alles Leid, und lauter Böses her.
Ihr folgt die Dummheit nach, die stets im Finstern gehet,
Die Unruh, blaß vor Angst; der Schimpf der nackend stehet;
Die hagre Dürftigkeit, der Krieg vom Blute roth,
Der beißende Verdruß, die Krankheit und der Tod!

Genug aus dem I. Buche. Zum II. ist ein griechischer oder römischer Rennplatz vorgestellet, wo ein Kämpfer auf einem zweyspännigen Wagen, nach dem Ziele rennet. Das Buch selbst hebt an, den ältesten Zustand des menschlichen Geschlechts zu beschreiben; ehe noch Republiken, Gesetze und Tyrannen gewesen.

Im Stande der Natur, war weder Thron noch Reich,
Die Menschheit lebte frey, und war einander gleich.
Von einem Stamm erzeugt, und Bürger einer Erde,
War jedermann sein Herr, und Fürst von seiner Heerde.
Noch schlief die Majestät, die Macht, die Völker zwang,
Auf ihren Wink zu sehn; noch schliefen Würd und Rang.

Hier aber lehrete gleichwohl die Stimme der Natur schon, was böse und gut sey:

Nur Bosheit war ein Grund des allgemeinen Tadels;
Der prächtige Begriff des angebohrnen Adels,
War damals nicht im Brauch: der Tugend gab man Lob,
Nicht der, dadurch sich sonst der Aeltervater hob.
Noch hatte Drako nicht sein blutig Recht geschrieben,
Noch drohte kein Gericht den Mördern und den Dieben,
Der fressende Proceß, die Steuern durch das Land,
Der Frohndienst und Soldat die waren unbekannt.

O goldne Zeit! Noch mehr!

Die einzige Vernunft war Richterinn im Lande,
Und lehrte das Gesetz der Menschen freyem Stande:
Und dieß ist das Gesetz, dem ihr euch nie entzieht,
Wenn ihr, o Menschen! gleich in Burg und Städte flieht.
Es müssen unter ihm der Erde Völker stehen,
Den Strafen der Natur kann auch kein Fürst entgehen. u. s. w.

Hierauf wird die Lehre von den verschiedenen Vollkommenheiten, denen man nachzustreben hat, erkläret. Wir wollen doch ein lebhaftes poetisches Bild sehen, welches der Hr. Verfasser als ein Meister in der Dichtkunst geschildert hat.

Was für ein Anblick? Gott! was muß ich vor mir sehn,
Zwey Ungeheuer sinds, die mir im Wege stehn:
Dem einen fehlt ein Aug, und eins ist blind gebohren.
Es strotzt ihr Drachenkopf mit langen Midasohren:

Ihr

– ⏑ –
Dann kamen Tritonen.

⏑ – ⏑
Denn es ſollte Tritonen heiſſen. Eben ſo falſch iſt es, wenn man ſetzet:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Cato die Ehre ſeiner Zeit

Denn Cato iſt kein Jambus ſondern ein Trochäus; und kan alſo, auch nach der oben erlaubten Freyheit, bisweilen einen Spondeus mit unterlaufen zu laſſen, nicht einmal gelten. Mit den Wörtern, Macedonier, Arſacider, verhält ſichs eben ſo. Wenn ſie am Ende des Verſes ſtehen, klingen ſie gar nicht gut; denn die letzte Sylbe iſt nicht lang genug, um den Ton tragen zu können, der auf die Reime fallen ſoll. Allein deswegen dörften wir ſie doch noch nicht ganz aus unſerm jambiſchen Sylbenmaaſſe verbannen. Denn in der Mitte des Verſes können dieſe Sylben ſchon lang werden, wenn nur ein mitlautender Buchſtabe, oder ſonſt ein Wort, deſſen erſte Sylbe recht merklich kurz iſt, darauf folget. Z. E.

Die Macedonier beherrſchte Philipps Sohn.

Was von dieſen geſagt worden, das gilt von allen Dactyliſchen Endungen deutſcher Wörter.

Nun kommt der Herr Verfaſſer auf das andre Stücke, nemlich auf die Reime. Hier wiederholet derſelbe nur alle die Klagen, die ſonſt ſchon unzehliche mal über die Reime geführet worden. Er ſagt, daß man zu nachläßig darmit umgehe, die kurzen Lautbuchſtaben mit langen, die einfachen mit doppelten oder Diphthongen, die weichen mitlautenden mit harten, die einfachen mit doppelten reimet. Alle die Dinge ſind gewiſſer maaſſen wahr: Aber, wie iſt es möglich ſie

abzuſchaf-

Ihr Schnauben übertäubt die Stimme der Natur,
Des giftgen Rachens Dampf verhüllt der Wahrheit Spur.

Unwiſſenheit und Wahn! wie ſoll ich euch vermeiden?
Des Falſchen Abgrund fliehn, und Wahrheit unterſcheiden!
Hier führt mich der Verſtand. Sein hell und himmliſch Licht,
Macht, daß ich deutlich ſeh, und meine Zunge ſpricht.

Wie nun dieſes Buch die Pflichten des Menſchen gegen ſeine Seele enthielt: ſo redet das folgende III. gleich edel und lebhaft, von den Pflichten gegen den Leib. Die Kupferleiſte ſtellet einen ſchlecht bekleideten Menſchen, zwiſchen allerley zahmen Thieren und Bäumen vor. Es hebt an:

Geprieſen ſey die Hand, die meiner Seele Kleid,
Die Wunderuhr, den Leib, zu ihrem Dienſt geweiht.
Sein Kunſtbau lehret mich, daß kein erzürnt Verhängniß
Mir ihn zur Strafe gab, zu meines Geiſts Gefängniß.
Natur! dein Meiſterſtück ward nicht zu meiner Pein.
Was du ſo prächtig ſchuffſt, das ſoll mir heilig ſeyn!

Wir müßten unzählige Stellen abſchreiben, wenn wir nur die beſten ausſuchen wollten. Aber die Wahl iſt ſchwer. Die Laſter der Unmäßigkeit, des Geizes, der Wolluſt, der Verſchwendung, und andre, welche der Geſundheit und dem Leben ſchaden, werden ſonderlich recht lebhaft beſchrieben.

Das IV. Buch iſt das wichtigſte und ſchönſte; denn es handelt die Pflichten gegen Gott ab. Hier zei-

zeiget der Dichter alle seine Stärke. Die Anfangsleiste zeiget allerley Arten der prächtigsten ausländischen Thiere, Vögel und Pflanzen, nebst etlichen nackten Menschen, die mit einander sprechen. Gleich der Anfang kann einen vernünftigen Leser aufmerksam machen:

Dieß ist der einge Gott, der Vater aller Geister,
Unsterblich, nie gezeugt, der Welten Herr und Meister,
Der unumschränkt regiert, vor dem die Erd erschrickt,
Die Sterne zitternd stehn, und sich der Himmel bückt.
Entschleyert steht vor ihm sein Kind, die helle Wahrheit,
Unwandelbar, wie er, der Spiegel seiner Klarheit.
Er ist des Guten Quell, der Grund der Creatur,
Selbstständig, unsichtbar, der Schöpfer der Natur.

Da dieß Gottes Daseyn zum Voraus setzet: so machet sich der Dichter im Namen der Zweifler, den Einwurf, und beantwortet ihn:

Ist denn ein solcher Gott? Geh! frage Thal und Hügel,
Die Erde malt sein Bild, der Himmel ist sein Spiegel:
Der Sturm verkündigt ihn; ihn thut des Donners Mund,
Der Bogen in der Luft, und Schnee und Regen kund.
Ihn preist der grüne Klee, das Feld mit Korn bedecket,
Der Berg, der Wälder trägt, das Haupt zum Wolken streckt,
Der Baum von Früchten schwer, der Gärten bunte Flur,
Der vollen Rose Pracht trägt keines Fingers Spur.

Der

Der Vogel singt von ihm: der Lämmer weiße Heerde,
Der Hirsch im stillen Forst, die Würmer in der Erde,
Der Fisch, der Wellen speyt, und Masten niederschlägt,
Der starke Krokodill, das Thier, so Thürme trägt,
Und der Geschöpfe Heer im Trocknen und in Meeren,
Sind Prediger von Gott, die dich sein Daseyn lehren.

Alles folgende ist eben so schön. Sonderlich ist es rührend zu lesen, wenn der Hr. Verfasser seine eigenen Empfindungen gegen das höchste Wesen ausdrücket. Es steht auf der 81sten Seite. Ferner beantwortet der Dichter die Einwürfe wider die Vorsehung, auf der 94, 95 und 96sten Seite, und hier sieht man, daß er auch die beste Welt annimmt und vertheidiget:

Wohlan! ein Schicksal ist, das diese Welt regiert:
Allein, es ist von Gott, der selbst das Ruder führt.
Der Fügung innern Bau, die Federn, die sie treiben,
Die werden dir, o Mensch, stets ein Geheimniß bleiben.
Genug, was Gott beschloß, muß gut und heilsam seyn.
Den Rath des Ewigen sieht nie ein Erdwurm ein:
Kein sterblich Auge folgt der Gottheit dunklen Gleisen.
Verwägner! tadelst du den Obersten der Weisen?
Und ahnet dir bereits der Untergang der Welt,
Wenn Gott nicht Wunder thut, so oft es dir gefällt?
— — — — — — —
Die Unzufriedenheit, der Leidenschaften Frucht,
Erliest die beste Welt zum Ziel der Tadelsucht. u. s. w.

Was würden wir nicht noch aus dem V. Buche anführen können, wenn unſer Raum es erlaubte! Er handelt darinn die Pflichten gegen andre Menſchen ab; und auch hierinn leuchten die ſtärkſten Triebe einer vernünftigen Menſchenliebe hervor. Allein wir haben das Vertrauen zu unſern Leſern, daß ſie das ganze Gedicht zu leſen begierig ſeyn werden: und das wird ſie gewiß nicht gereuen.

Das Werk iſt in einer kurzen Ode Sr. königl. Majeſtät von Preußen zugeeignet. Druck und Zierrathe ſind ſo beſchaffen, daß ſie der breitkopfiſchen Officin eine neue Ehre machen.

III.

Fortſ. des Artikels aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. pag. 30.

Zweyter Artikel. Von den Daktylen.

Es iſt von den Daktylen, wenigſtens unter dieſem Namen, weder im Homer noch im Heſiodus geredet worden. Gleichwohl ſtellen ſie in der Mythologie ihre Perſonen gar anſehnlich vor, und

(a) Die Chronik des Thraſyllus ſetzet ſie drey und ſiebenzig Jahre nach der Sündfluth Deukalions; zweyhundert und ſieben Jahre nach der Eroberung von Troja. Der pariſiſche Marmor gedenket ihrer ebenfalls, allein das Datum iſt ausgelöſchet. Man ſieht nur noch, daß es zwi-

und da man ſie oftmals für die **Korybanten**, für die **Kureten**, ja ſo gar für die **Kabiren** gehalten, ſo geben ſie zu mehrern Veränderungen Anlaß, als die **Cyklopen**. Man muß ſie auch aus verſchiedenen Geſichtspuncten betrachten.

1. Als die Erfinder der Kunſt das Eiſen zu ſchmieden, und Metalle zu verarbeiten, in Anſehung Griechenlandes; denn dieſe Kunſt war, in Anſehung des Orients, ſchon viel älter.

2. Als eine Art von Aerzten und Zauberern, welche dem Gebrauche der natürlichen Mittel, noch gewiſſe magiſche Formeln beyfügeten: denen man die Kraft zuſchrieb, daß ſie die Schmerzen lindern, ja gar vertheilen könnten.

3. Als diejenigen, die in Griechenland den neuen Götzendienſt **Jupiters** eingeführet haben.

4. Endlich, als die Säugeammen und Hüter dieſer Götter, und als Geiſter, die dem Dienſte der Rhea ergeben waren: eine Eigenſchaft, die man ihnen beyleget, indem man ſie mit den **Kureten** und **Korybanten** vermenget.

Die Zeit dieſer **Daktylen**, wenn man ſie als Erfinder der Schmiedekunſt betrachtet, geht in der griechiſchen Geſchichte weit hinauf. Der Zeitpunct dieſer Erfindung iſt aus dem dritten Jahrhunderte vor der Eroberung von **Troja** (a) aber neuer, als der Feld-

zwiſchen demjenigen ſteht, den dieſer Marmor der Einführung des Götzendienſtes der Cybele und Ceres giebt; den erſtern in Phrygien, und den zweyten im Attiſchen. Euſebius ſetzet in ſeiner Chronik voraus, daß die Entdeckung, davon wir reden, um dreyßig Jahre neuer ſey, als Thraſyllus ſie gemachet hat.

zug des Seſoſtris im kleinen Aſien, und in Thracien. Dieſer Vorfall, einer der merkwürdigſten in der alten Geſchichte, hatte viel Einfluß über das Geſchick der morgenländiſchen Völker. Es entſtunden daraus ſolche Revolutionen und Bewegungen, die die Völker unter einander vermiſcheten, und dadurch Anlaß gaben, ſolche Länder geſittet zu machen, die bis daher von Wilden waren bewohnet worden. Durch eine Folge dieſer Fortpflanzung der Kenntniſſe und des Lichts, in der Kunſt Metalle zu verarbeiten, ward dieſelbe nach **Phrygien**, und aus **Phrygien** nach **Griechenland** gebracht. Denn die **Daktylen**, ſo ſie dahin brachten, waren **Phrygier**, nach der gemeinſten und älteſten Meynung (b). Es iſt wahr, daß einige Schriftſteller ſie aus **Kreta** kommen ließen (c), aber die mehreſten ſetzen doch zum voraus, daß ſie aus **Phrygien** in dieſe Inſel übergekommen wären. Und das Verſehen derjenigen, welche in dieſem Stücke von der gemeinen Meynung abwichen, kam von einem Zunamen her, den man gemeiniglich den **Daktylen** beylegte. Man nennete ſie **Idäer**: nun war aber der Namen **Ida** zweenen Bergen gemein, deren einer in **Kreta**, und der andere in **Phrygien** lag.

Das

(b) Man ſehe den Sophokles und den Verfaſſer der Phoronis, welchen der Scholiaſt des Apollonius anführet.

(c) Ephor. Diod. v. 230.

(d) Schol. Apol. I. 1129.

(e) Lib. V. 477.

Das Fragment der Phoronis, nennet dreyerley Arten der Daktylen, einen Kelmis, einen Damnameneus und einen Acmon (d). Es waren Priester der Adraste, oder der Cybele, saget der Poet. Sie entdeckten das Eisen in den Thälern des Berges Ida, und da sie vom Vulkan unterrichtet waren, so lehreten sie die Menschen, dieses Metall durch Hülfe des Feuers zu verarbeiten. Die Namen, welche ihnen der Verfasser der Phoronis giebt, sind nichts anders, als Beywörter der mancherley Gebräuche ihrer Kunst: sie sind nach der buchstäblichen Uebersetzung, der Schmelzer der Schmied, und der Zuschneider.

Diesen drey Daktylen setzet Strabo (e), noch einen vierten bey, den er Herkules nennet. Er setzet hinzu, daß Sophokles deren fünf gerechnet, und ihnen verschiedene nützliche Entdeckungen beygeleget. Es ist diese Zahl fünf, die nach eben diesem Dichter, ihnen den Namen Dactyli, oder Finger gegeben. Wann Cicero von ihnen redet, so nennet er sie schlechtweg Digiti. Der Scholiast des Apollonius lehret uns, daß andere deren eilfe gezählet; sechs männliche und fünf weibliche, die durch die Namen der Rechten und Linken unterschieden wären. Pherecydes zählete ihrer zwey und funfzig, (f) zwanzig von der Rechten und zwey und

(f) Einige trieben diese Zahl bis auf hundert. Man sehe den Pausan. L. V. p. 392. und den Strab. Lib. X. p. 473. Sie geben zu verstehen, daß diejenigen, die dieser Sage folgeten, diese hundert Daktylen aus Kreta gebürtig hielten.

und dreyßig von der Linken. Er nennet ſie Zauberer γόητες, Aerzte und Schmiede, Δημιουργοὶ σιδήρου: allein es ſcheint daß dieſer Schriftſteller ſie in zwo Claſſen getheilet habe. Der Titel Zauberer, oder Goetes, gehöret eigentlich nur denen zur Linken, eine böſe Art von Menſchen, die den Sterblichen feind waren. Die von der Rechten, welche Hellanicus Ἀναλύοντες nennet, wenden ihre Kenntniſſe und ihre Fähigkeit nur dazu an, die Zauberbande zu zerreißen, und Wirkungen der Bosheiten zu hemmen. Da die Irrthümer aus einem Jahrhunderte ins andere laufen, und in keinem Lande Fremdlinge ſind: ſo darf es einen nicht Wunder nehmen, daß man denſelben Unterſchied auch zwiſchen den Hexen, und zwiſchen den Geniis der Romanen faſt aller Völker findet; ohne daß dieſe Gleichförmigkeit der neuern Erfindung mit den griechiſchen, nothwendig vorausſetzt, daß dieſe von jenen abhiengen. Es geht mit dieſen wunderlichen Begriffen, wie mit denen ſonderbaren Gebräuchen, die man ganz einſtimmig unter Völkern findet, die unter einander keine Gemeinſchaft haben. Wenn es ſcheint, daß

(g) Lib. V. p. 392.

(h) Pauſan. L. V. 392. 393.

(i) Clymeneus regierte zu Olympia. Er ward von dem Endymion, dem zwölften der Ahnen des Orylus, überwunden, welcher die Herakliden wider in den Peloponeſus einführete. Dieſe zwölf Generationen waren auf einer Aufſchrift befindlich, die Strabo im X. B. p. 463. nach dem Ephorus anführet, der ſie zu Elis geſehen hatte. Da die Rückkunft der Herakliden um achzig Jahre neuer iſt,

daß sie einander nachäfften, so ist es fast allezeit, ohne daß sie es wußten, und ohne daß man daraus einen gemeinschaftlichen Ursprung herleiten wollte.

Pausanias (g), welcher wie Strabo fünf Daktylen zählet, nennet sie Herkules, Epimedes, Idas oder Acesidas, Päonius und Jasius. Diese Namen haben mit der Kunst Metalle zu schmieden, nichts gemein, aber wohl mit der Arzneykunst.

Herkules Daktylus, mit dem Zunahmen der Idäer, ist nicht Alkmenens Sohn (h), oder derselbe so zu Theben gebohren worden; sondern ein alter Held, den man zu Olympia, unter dem Namen Parastates, oder eines Beygehülfen, mit den Daktylen seinen Brüdern verehret hat; und dessen Dienste durch den Klymenus, einer seiner Nachkommen (i) eingeführet worden. Dieser Herkules der Idäer ist unfehlbar derjenige, von welchem Cicero im dritten Buche von der Natur der Götter redet. Der Sohn der Alkmene ward nicht eher zur Welt gebohren, als fast ein Jahrhundert nach dem Klymenus (k).

Epho-

ist, als der trojanische Krieg: so hat die Regierung dieses Klymenus ungefähr zweyhundert und sechzig Jahre neuer seyn müssen, als die Einrichtung der Schmiedewerke auf dem Berge Ida.

(k) Apollodor setzet das Regierungsjahr des Sohns der Alkmene auf das 91ste Jahr vor der Eroberung von Troja. Man sah ihn lange Zeit nur für einen bloßen Helden an, und er empfing die göttlichen Ehrenbezeugungen erst dann, als die Herakliden, seine Nachkommen, zum Meister von

Pelo-

Ephorus, der die Daktylen aus Phrygien in die Insel Kreta, und von da nach Griechenland wandern ließ, gab sie für die Einsetzer der ersten Religionsgebräuche jenes Landes aus; und für Urheber jener Bezauberungen oder magischen Mittel, deren Kraft in der Aussprache gewisser Wörter bestund; eine Art von Arzeney, zu welcher das gemeine Volk allezeit und aller Orten ein Vertrauen gehabt hat, und das wohl noch nicht ganz ausgerottet ist. Eben derselbe Verfasser saget, daß derjenige Herkules, dessen Namen in die mehresten Zusammensetzungen der Zauberformeln kam, nicht der Alkmene Sohn wäre: welcher nie was anders gewußt hätte, als sich brav herum zu schlagen, sondern Herkules der Idäer; und daß Orpheus in der Magie der Daktylen recht unterrichtet gewesen. Diese Meynung vom Orpheus, war unfehlbar ein Vorurtheil desjenigen Zweiges der Pythagoräer, welche unter dem Namen der Orphischen

Peloponesus geworden waren; und ihn mit einer phönicischen Gottheit vermenget hatten, die einen Tempel in Thasos hatte, der vom Kadmus mehr als dreyhundert Jahre vor der Eroberung von Troja, war erbauet worden. Herodot redet von dem Gebrauche, den er noch in verschiedenen Tempeln beobachten gesehen; daß sie einen ganz verschiedenen Dienst an die zween Herkules gerichtet haben; den einen, als einen Helden verehret, ὡς Ἥρωι ἐναγίζουσι, und den andern Θεὸν, als einen Gott angebethet haben. Homer und Hesiodus reden niemals anders von ihm, als von einem in den Himmel versetzten Sterblichen: allwo er wohl die Freude: aber nicht die Macht der Einwohner des Olympus genoß; indessen daß sein Schatten in die Hölle verdam-

abzuschaffen? Was will man für allgemeine Regeln geben, die Reime zur völligen Richtigkeit zu bringen? Soll man für die Augen Reime machen, oder für die Ohren? Ich meyne, soll man nur bloß auf die Aehnlichkeit der Schrift sehen, so werden sich unzehliche Reime rechtfertigen, die in den Ohren ganz unerträglich klingen: Zum Exempel verkehret und wehret, gehen und geschehen, beben und leben u.d.gl. Diese reimen sich theils in Meissen, theils in Schlesien nicht, weil man eben die Sylben auf verschiedene Art ausspricht. Man müste auch zu dem Ende erst ausmachen wie ein jedes Wort recht zu schreiben sey. Z. E. soll ich schreiben zählen, wählen, von Zahl, Wahl, oder zehlen, wehlen? Soll ich schreiben, schlüssen, flüssen, von Schluß, Fluß, wie grüssen von Gruß; oder schliessen, fliessen, wie man hier in Meissen spricht? denn auf diesen Unterscheid kommt viel an. So lange aber die Schrift noch nicht durchgehends einerley ist, so wird man sie auch nicht zur Regel der Reime angeben können.

Will man aber auf die Ohren allein bey den Reimen sehen: Mein Gott was werden wir für Reime bekommen! Jede Provinz Deutschlandes spricht ja anders, als die andere. Jeder wird also nach seiner Art reimen, und keinem der nicht sein Landsmann ist, ein Genügen thun. Der Herr Professor reimet z. E. p. 49. entehrt mit wiederkehrt. Diesen Reim wird kein Schlesier gelten lassen, der doch in der Dichtkunst allerdings eine Stimme fordern kan. Hingegen wird dieser ich bin, mit ziehn reimen; ich will, mit Ziel: welches dem Herrn Professor nicht anstehen dörfte. Ein Meißner wird Berg

und

phischen (l), den Egyptianismus mit den Lehren des Pythagoras vermenget hatten.

Die Idäeischen Daktylen brachten den Götzendienst des Jupiters, mit Namen Zevs oder Dios, nach Griechenland, und setzten ihn nach dem Päusanias, zu Olympia ein. Hier ist es der Ort nicht, zu untersuchen, ob dieser Götzendienst in Athen älter gewesen, und ob Cekrops denselben hundert Jahre vor der Entdeckung des Metalls, durch die Daktylen, dahin gebracht. Sie fanden den Ackerbau und den Götzendienst Saturns zu Olympia eingeführet, und ließen beyde daselbst. Allein dem Jupiter zu Ehren richteten sie doch einen Altar auf, der sowohl seiner Forme als Materie nach seltsam war. Dieser Altar war zwey und zwanzig Schuhe hoch, und zwey und dreyßig in die Runde. Er war durch ein Geländer umschlossen, welches hundert und fünf und zwanzig Fuß im Umkreise

dammet war. Nach dem Pausan. L. II. pag. 133. Der Herakläde Phestus, welcher sich zu Sicyon setzete, vermochte die Bürger, den Herkules als einen Gott zu verehren. Aber um die alte Gewohnheit beyzubehalten, so brachten sie auf eben demselben Altare, für beyde die Opfer dar; und das noch selbst zur Zeit des Pausanias, welcher unter den Antoninen lebete.

(l) Diejenigen, welche sich gern aus dem Grunde unterrichten wollen, was die Orpheer betrifft, werden sehr lesenswürdige Umstände über die Geschichte und Meynungen dieser Secte, in dem Memoire des Hrn. Freret, über den Götzendienst des Bacchus antreffen, welches in diesem Bande gedruckt ist. Man sehe auch den Herodot. II. 81.

kreise hatte, und die heilige Stäte umschloß; eine Stäte die auf einer Art von Hügel lag, und wohin man durch eine steinerne Treppe kam. Allein der Altar und die zwo Treppen, welche dahin führen sollten, bestanden aus nichts, als der Asche des Heerdes, auf welchem man, in dem **Olympischen Prytanäo** ein beständig Feuer unterhielt. Man brannte hier nichts anders, als weiße Aspen, und die Asche ward mit dem Wasser des Flusses **Alpheus** zerlassen, dessen besondere Tugend dieser Art von Kitte eine Dauer ertheilete. Zum wenigsten glaubete man dieses noch zu **Plutarchs** Zeiten (m): zu welchen dieser abergläubische Gebrauch noch gänge und gebe war. Wie aber die Sonnenhitze und das Feuer von den Opfern diesen Altar hat austrocknen, und ihn allmählich in Staub verwandeln müssen: so hat man ihn alle Jahre zurechte gemacht, den 19ten des Monats **Elaphius**, in welchem allezeit die Tag- und Nachtgleiche, des Frühlings einfiel, und welcher der letzte Monath des **olympischen** Jahres war. Die Opferthiere würgete man draußen vor dem Geländer, und die zwo Treppen dieneten, dasjenige davon, was für die Götter gehörte, daselbst hinzubringen. Die Treppen müssen sehr steil gewesen seyn, weil sie kaum zwölf Schuhe Abschuß hatten, gegen zwey und zwanzig in die Höhe. Man sahe sonst noch zu **Olympia** andere dergleichen Altäre, als den wir hier

(m) De Orac. defectu.

(n) Es ist wahr, daß im Pausan. Lib. I. von einem andern Altare Saturns zu Athen geredet wird; man weis annoch

hier beschrieben haben. Die Erde hatte die ältesten von allen. Allem Ansehen nach waren sie ein Werk der ersten Einwohner des Landes; und vermuthlich haben sie sich dem pelasgischen Gebrauche dadurch gleich stellen wollen, daß die Daktylen ihren Altar mit einem bloßen Mörtel von Asche gebauet.

Diesen nun hat Jupiters Orakel zu Olympus sein Daseyn zu danken, dessen Aufsicht den Nachkommen des Janus anvertrauet war. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wenn wir von demjenigen reden, was das Geschlecht dieser Jamiden betrifft.

Homer setzet Iliados Θ. im 479. V. voraus, daß Saturn in den Tartarus verwiesen sey; ein entsetzlicher Aufenthalt, sagt Hesiodus Theog. v. 720. allwo die Titanen mit ihm begraben sind. Eine Mauer von Stale, welche durch Thüren von eben diesem Metall verschlossen ist, umschließt diesen Abgrund, der mit einer dreyfachen Finsterniß umgeben ist, und auf welchem die Grundsäulen der Erden und des Meeres ruhen. Die Veränderung, welche den Saturn vom Throne stieß, zerstörete seinen Götzendienst, und es blieb ihm nur ein einziger Altar in der Stadt Olympia übrig. Seine Priester wurden nicht sonderlich in Ehren gehalten; sie brachten ihm allemal ein jährliches Opfer in dem Monathe Elaphius, selbst an dem Tage der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings. (n)

Man

annoch, daß einer der attischen Monathe vor alten Zeiten Kronius geheißen, welcher Namen nach der Zeit auf einen der

Man rief in dem Prytaneo zu Olympien fremde Gottheiten an, den Jupiter Ammon, die Juno Ammonia und den Paramon, welchen Pauſanias für den Hermes oder Merkur hält. Dieſer Schriftſteller bemerket, daß die ganze Zeit hindurch immer viel Gemeinſchaft unter den Eleuſinern und Ammoniern geweſen. Nach ihm war Pelops der erſte, welcher dem Merkur einen Tempel im Peloponneſus gebauet, und ihn als einen Gott verehret. Die Erdichtung der geflügelten Pferde, welche Neptun dem Pelops gegeben (o), könnte einen wohl auf die Gedanken einer alten Verbindung zwiſchen den peloponneſiſchen Griechen und Lybiern bringen. In der That war Neptun eine lybiſche Gottheit, und die Namen derer Götter welche im Prytaneo von Olympia verehret worden, zeigen an, daß ſie einerley Urſprunges geweſen.

Seit der Eroberung von Elis durch den Endymion, wird weiter nichts von den Daktylen geredet. Dieſer Prinz, ein Nachkömmling Deukalions, führete die Hellener nach Olympia; und allenthalben, wo dieſelben ſich niederließen, da verſchwand der Namen der alten Einwohner gar bald.

Der-

der Tage dieſes Monaths eingeſchränket werden. Allein es iſt in den Alten weder die Rede von den Prieſtern dieſes Gottes, noch von dem Dienſte, den man ihm geleiſtet, und die Cronia waren nur politiſche Feſte, die man bloß im Sommer feyerte. Man muß ſie mit denen ja nicht vermengen, davon die Schriftſteller reden, die ſpäter gelebt

Derjenige, den die Daktylen geführet haben, kann ihnen nicht in dem Sinne des Wortes δάκτυλος, Finger, gegeben worden seyn, und wir müssen eine andere Etymologie suchen. Vielleicht kam er von dem Zeitworte δείκω oder δεικνύω, zeigen, anzeigen, zu erkennen geben, her: woraus sich unter andern derivatis auch δείκελον, ein Bild, eine Vorstellung, gebildet hat. In diesem Falle würde der Namen Daktylen auf die verschiedenen Künste sich beziehen, worinn sie die Pelasger unterrichteten. Stesimbrotus von Thasos (p), ein Schriftsteller, der mit dem Cimon und Perikles ungefähr zu einer Zeit gelebet hat, gab diesem Namen einen andern Ursprung. Er zog ihn aus dem Fürworte διὰ mit dem Artikel τὸ begleitet, und aus χυῆναι, dem Infinitivo des Zeitworts χύομαι, oder χύω, ich bewahre, ich beschütze. Alsdann würde es eine Anspielung auf die Hüter des Jupiters und der Rhea seyn, die die Fabel ihnen beyleget. In diesem Sinne wäre denn also der Namen der Daktylen, derselbe, welchen in Phrygien die Priester dieser zwo Gottheiten führeten: und nach einer fernern Folge, muß man sie im Phrygischen suchen. Dieses besteht nun zwar nicht mehr; allein

lebt haben, als die Eroberung Griechenlandes durch die Römer. Diese Cronia, die von den ersten sehr unterschieden sind, fielen im Winter ein. Es waren die römischen Saturnalien.

(o) Pynd. Olymp. I.

(p) Vossius Hist. Græc. IV. 7.

das Armeniſche iſt eine Mundart davon, und da dieſe letzte Sprache ſchon ſeit dem Anfange des fünften Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung, durch die Ueberſetzung der Bibel u. andere Werke beſtanden hat: ſo iſt Hr. Freret geneigt zu glauben, es ſey erlaubet in derſelben die Wurzeln urſprünglich phrygiſcher Wörter zu ſuchen. Nun lehren uns aber die Sprachlehre des Schröders, und das Wörterbuch des Rivola, daß in dem alten und buchſtäblich genommenen Armeniſchen, daiac ſo viel bedeute, als Vormund, eine Amme; und das von dem Worte di eine Nahrung, ſich das Wort dil, bilde, nähren. Von dieſen zweyen Wörtern wird man dann daiactil machen, derjenige, der ein Kind ernähret, der es verpfleget; ein Wort, was dem Daktyle ſo ähnlich iſt, daß es wahrſcheinlich iſt: Steſimbrotus müſſe es in der, aus ihm angeführten Etymologie, im Sinne gehabt haben.

Dritter Artikel.
Von den Telchinen.

Wir müſſen, ſaget Hr. Freret, die beyden entgegengeſetzten Sagen verwerfen, welche die Telchinen zu Vätern oder Brüdern der idäiſchen Daktylen machen. Dieſe Namen ſowohl, als der Korybanten und Kureten ihre, von denen wir in der Folge handeln werden, waren nicht Namen eines Volkes oder einer Familie, ſondern nur bloße Beynamen. Man muß ſie nicht anders betrachten, als

als wenn sie nur gedienet hätten, die Stelle und Verrichtungen dererjenigen anzuzeigen, denen das Alterthum sie gegeben.

Man findet Telchinen im Polopomesus, unter den ersten Nachkommen des Inachus, und lange Zeit vor der Ankunft der Daktylen (a). Man setzet voraus, sie hätten das Sicyonische bewohnet, welches gleich anfangs, Telchinien geheißen; und nach einem Kriege von sieben und vierzig Jahren, wären sie von dem Apis, einem Nachfolger des Phoroneus, aus dem Lande vertrieben worden. Man setzet hinzu, daß sie aus Griechenland nach Kreta, von da in die Insel Cypern, und von dieser Insel in die Insel Rhodus übergegangen wären, allwo sie sich endlich niedergelassen. Aber alle diese Reisen sind eine von den Kunstrichtern der mitlern Zeit ersonnene Fabel: welche da sie den Namen der Telchinen, Leuten aus verschiedenen Ländern beygeleget gefunden, voraussetzeten: daß sie aus dem einen in das andere gekommen wären, ohne zu bedenken; daß in denen Zeiten, wohin sie diese Ueberfahrten verlegten, die Griechen noch keine Schiffe gehabt. Diese Uebergänge der Telchinen sind noch um 300 Jahre älter, als Cekrops, Kadmus und Danaus: nach der Rechnung Castors, welche Afrikanus und Eusebius annehmen.

Die mindeste Aufmerksamkeit über dasjenige, was der Namen Telchiner bedeutet, hätte den Kunstrichtern aus dem Traume helfen können. Dieser

(a) Euseb. Chronicon.

Namen, welchen man ſonder Unterſchied **Telchinen** und **Thelginen** (b) geſchrieben, kam von dem Worte θελγειν, **lindern, geſund machen**, den **Schmerz dämpfen** her. Gleichwohl ſehen wir im **Strabo** und **Heſychius**, daß trotz ſeiner erſten Bedeutung, dieſes Wort endlich ehrenrührig geworden, als ein Synonymum von den Namen der Zauberer, Hexenmeiſter, Giftmiſcher, und bösartiger Geiſter. Man beſchuldigte die **Telchinen**, ſie hätten diejenige Magie erfunden, welche die Kraft ertheilete, Sturmwinde zu erregen, und dem Menſchen ein Unglück zuzuziehen. Sie bedienten ſich, ſagete man, einer Vermiſchung von Schwefel und vom Waſſer des **Styxes**, um die Pflanzen zu verderben. **Ovidius** leget ihnen (c) ſogar die Eigenſchaft bey, daß ſie durch das bloße Anſehen die Pflanzen und Thiere vergiften können.

Trotz dieſer Ungezogenheit der mehreſten Griechen, die ihren Urſprung von den Läſterungen der ehemaligen Geſchichtſchreiber von **Argos** gehabt haben mag, die den Nachkommen des **Phoroneus** ergeben waren (d): ſo hatten doch die **Telchinen** auch ihre Anhänger, welche alle dieſe Beſchuldigungen, als

(b) Das Wort τελχινία kam von eben der Wurzel her, welche der Juno von den Jalyſiern gegeben worden; und des Τελχίνιος, welches Apollo in einigen Tempeln geführet. Siehe den Diodor V. 226. und den Strabo XIV. 634.

(c) Metamorph. VI. 2.

(d) Strab. XIV. p. 654.

(e) Andere geben ihnen eine Mutter, Zaps genannt. Allein

als die Folge einer Eifersucht ansahen, die durch das Verdienst ihrer Entdeckungen veranlasset war.

Die Telchinen waren nach dem Diodor, Kinder der See (e), und es ward ihnen die Erziehung Neptuns aufgetragen. Dieser Ursprung und diese Verrichtung, welche voraussetzen, daß sie Schiffer gewesen, stimmen mit der Sage überein, nach welcher sie nach und nach die drey Hauptinseln des Ägeischen Meeres bewohnet haben. Man lobete auch ihre Geschicklichkeit in der Metallwissenschaft: sie wären es, sagete man, die die Sense geschmiedet hätten, womit die Erde den Saturn bewaffnete, (f) und den Dreyzack vom Neptun. Man schrieb Ihnen die Kunst zu, das Eisen und Stahl zu verarbeiten. Vermuthlich haben sie dieses auf der Insel Cypern gelernet (g): die durch ihre Bergwerke berühmt war, und deren Einwohner zuerst das Kupfer zu verarbeiten wußten (h). Der Gebrauch dieses Metalls, welches auch unter dem Namen des Stales bekannt ist, war lange vor dem Gebrauche des Eisens hergegangen, wenigstens in Griechenland; (i) und man machete Waffen daraus. Das Eisen war sehr selten in dieser Gegend. Die Härtigkeit, die

lein Zaps hieß im alten Griechischen das Meer, wenn wir dem Euphorion und Poeten Dionysius, welchen Clemens von Alexandrien, Stromat. V. 415. anführet, Glauben beymessen wollen.

(f) Strab. ibi.l.

(g) Plinius XXXIV. 2.

(h) Heliod. Oper. & Dies, vers. 151. Id. Theogon. 161.

(i) Homer. passim.

die es durch das Eintauchen erhalten kann, machte, daß man ihm den Namen Adamas, unbiegsam, gab, welchen man seitdem dem Demant gegeben. Da die alten Gebräuche, die durch die Religion geheiliget sind, allezeit auf eine Art beobachtet werden, die sie verewiget: so fuhr man fort, den Stal bey denen Instrumenten der Opfer, und in der Schmiede derer Waffen zu gebrauchen, die man den Göttern darboth. Es ist auch selbst sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Schwerter und küpfernen Werkzeuge, die man von Zeit zu Zeit entdecket, zu anderer Zeit hierzu vor andern bestimmet gewesen. In der That, so bald das Eisen gemein ward, so fuhr man nicht mehr fort, sich wie ehemals des Kupfers zu bedienen: ein Metall, das sich nicht schmieden läßt, sehr zerbrechlich und viel schwerer ist als das Eisen. Endeckt man anjetzt nur wenige Waffen von Eisen, so kömmt es daher, daß das Eisen sich vom Roste verzehren läßt; dahingegen das Kupfer sich mit einer grünen Farbe überzieht, die dessen Erhaltung befördert, und deren Festigkeit zuweilen dem gehärtetsten Grabstichel widersteht.

Es ist nicht sehr wundernswerth, daß die ersten Wilden Griechenlandes alles geglaubet haben, was man von der magischen Kraft der Telchinen vorgab. Diese Leichtgläubigkeit herrschete auch in den allererleuchtetsten Jahrhunderten von Athen und Rom.

(k) De re Rust. cap. 95. 96. 141. 142. 161.
(l) De Arbor. 14.
(m) Cap. VII. 23.

und Werk gar wohl reimen, ein Niedersachse aber nicht. Dieser hergegen reimet sicher Gruft und wiederrufft; welches kein Meißner leiden mag. Es ist also wegen der Reime eine Streitigkeit, deren Ende man nicht absehen kan, vielweniger erleben wird: Weil man es keiner Nation zumuthen kan, die Ohren aller übrigen zu rathe zu ziehen, wenn sie ein paar Reime machen will.

Will man sagen, es giebt doch auch Reime die allgemein sind: Gut, es giebt allerdings dergleichen. Allein welche sind sie? Woran kennt man sie? Woraus soll sie ein Anfänger von andern unterscheiden lernen? Soll man erst ganz Deutschland durchziehen, um die verschiedenen Aussprachen der Leute zu hören? Dergestalt würden wir wenige Reime in Deutschland zu vermuthen haben. Am besten wäre es, wenn wir gar nicht reimen dörften. Oder wenn diese Schellen nicht ganz und gar abgeschaffet werden können; so erlaube man einer jeden Provinz ihre eigene Art, damit zu klingeln: Doch so, daß sie sich der gröbsten Schnitzer dabey enthalten und sich allemal mit dem Exempel eines berühmten Dichters ihrer Nation schützen könne, dessen Werke bereits Beyfall und Ansehen genug erlanget haben. Dieses ist mit eines von den Grundgesetzen unsrer Gesellschaft; womit noch zur Zeit alle Kenner zufrieden gewesen sind.

Nun verwirft zwar unser Herr Verfasser überhaupt die verschiedenen Mundarten, darauf man sich beruffet. Er sagt nemlich, daß die Sprache der Standespersonen und Gelehrten überall eine und dieselbe, nemlich die Hochdeutsche sey; und daß

Rom. Vielleicht ist auch selbst diese Vermischung des Salpeters mit dem Wasser des Styx, an sich betrachtet, nichts anders, als die alte Gewohnheit; die Heerden mit dem Rauche von Salpeter zu reinigen, bevor man sie zum ersten male zu Ende des Winters auf die Felder führete. Vielleicht hat er auch eine Aehnlichkeit mit jenem nicht minder alten Gebrauche, da man die Pflanzen mit bittern Tropfen begoß oder rieb, um sie vor dem Ungeziefer zu bewahren. Cato (k), Columella (l), Plinius (m) und alle die Ackerschribenten sind auch voll solcher Recepte, die man zur Verfertigung solches Rauchwerks, und solcher Säfte für dienlich hielt. Wenn man die Ausübung der alten Magie untersuchet, so nimmt man die Meynung an, welche Plinius sich davon machte. (n) Dieser vernünftige und gelehrte Naturalist sah sie für eine Art einer abergläubischen Arzeney an, welche den natürlichen Mitteln gewisse Formeln beylegte, denen man große Eigenschaften zuschrieb. Cato berichtet uns im Ernste einige dieser Formeln. Wir sehen sogar, daß das gemeine Vorurtheil bloßen Mitteln, bloßen Räucherungen, die Macht zuschrieb: daß sie den Hagel zurück halten und die bösen Geister vertreiben könnten. Vegetius in einem seiner Werke (o) beschließt das lange Recept einer Räucherung mit folgenden seltsamen Worten: Quod fussimentum, præter curam jumentorum, sanat hominum passiones, grandinem de-

(n) Lib. XXX, 1.

(o) De Veterin. IV. 12.

pellit, dæmones abigit et larvas. Dieſe Räucherey, die den Heerden nützlich iſt, heilet auch noch die Menſchen von den mehreſten Leidenſchaften, ſie hält den Hagel zurück, und vertreibt die böſen Geiſter und Geſpenſter. Welch ein ſchöner Text zur Auslegung für die Philoſophie!

IV.

Vers de Sa Majeſté le Roi de Pruſſe,

adreſſés à Mr. Gottſched, Profeſſeur à Leipſic. Avec la Traduction Allemande, ſuivie d'une Parodie, in 4.

Dieſes iſt die Ueberſchrift eines in Berlin gedruckten Bogens, der auch in den hieſigen Buchläden feil geweſen, und es vieleicht noch iſt. Seitdem nun dieß merkwürdige Stück nicht nur in vielen deutſchen und holländiſchen Zeitungsblättern, ſondern auch hier einzeln im Drucke erſchienen; und nachdem ſolches bereits in Wien, Rom, Turin, Paris, London und im Haag, ſeit drey Monathen geleſen worden: ſo würde wohl unſre Verſchwiegenheit und Geheimhaltung deſſelben allgemach lächerlich werden; womit wir es unſern Leſern zu verhölen ſuchen möchten.

Auſer-

Außerdem sind durch üble Nachrichten und Misverständnisse verschiedene falsche Umstände ausgebreitet worden; die Hr. Prof. Gottsched zwar zum Theile, in der Leipziger gelehrten Zeitung vom 5ten Jänner dieses Jahres, zu widerlegen gesuchet; dennoch aber dadurch nicht sattsam auszurotten vermocht *. Diesem allem nochmals vorzubeugen, ist dießmal auch unsre Absicht. Endlich sind uns noch verschiedene Uebersetzungen des königlichen Gedichtes ins Lateinische, Englische und Deutsche zugesandt worden, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Zur vorläufigen Nachricht, und zu besserm Verstande des allen, müssen wir zuförderst gewisse historische Umstände nicht ganz übergehen. Se. königl. Majestät in Preußen waren den 15. Octob. 1757. als am Sonnabende der Zahlwoche der Leipziger Michaelsmesse, um 11 Uhr Vormittags, kaum allhier eingetroffen, als Dieselben um 1 Uhr dem H. Prof. Gottsched Befehl ertheilen ließen, Höchstdenenselben um 3 Uhr aufzuwarten. Nach 2 Uhren ward derselbe wiederholet, und dieser konnte also nicht umhin, unterthänigst zu gehorsamen. Se. königl. Majestät geruhten, Sich mit demselben von vielerley Materien, die in die schönen Wissenschaften, sonderlich Philosophie, Historie, Poesie, Beredsamkeit, Sprachen und Uebersetzungen einschlugen, aufs gnä-

* S. am Ende dieses Artikels.

gnädigste zu unterhalten; und diese Unterredungen bis um halb 7 Uhr fortzusetzen.

Als unter vielen andern Dingen, auch von der Fähigkeit der deutschen Sprache im Ausdrucke sanfter Leidenschaften, und zärtlicher Empfindungen, die Rede fiel; und gedachter Gelehrte versicherte: daß es derselben daran nicht fehle; wie denn sehr viele Schriften unserer besten Dichter solches sattsam erwiesen hätten: so schlugen Se. Maj. im Rousseau eine Ode auf, und äußerten die Meynung: daß es schwer seyn würde, dieselbe mit gleicher Schönheit und Kürze deutsch. zu geben. Nichts war natürlicher, als daß sich derselbe erbiethen mußte, einen Versuch mit einer Strophe zu machen, welche Se. Majestät für die beste halten würden: und er erhielt wirklich Befehl, es mit derjenigen zu versuchen, die wir im vorigen Monathe dieses Neuesten gemeldet und mitgetheilet haben.

Diese nun, übersandte Hr. Prof. G. Tages darauf, den 16. Oct. gegen Abend, an Se. königl. Majestät; und erhielt eine Stunde darauf, folgendes poetische Stück, von Dero eigenen allerhöchsten Hand geschrieben und versiegelt: worinn Dieselben von einer Sache Dero Gedanken erkläreten, davon Sie sich Tages vorher mündlich mit ihm zu unterreden geruhet hatten. Das königliche Sinngedicht lautete so:

Le Ciel, en diſpenſant ſes dons,
Ne les prodigue point d'une main liberale !
Il nous refuſe plus que nous ne reçevons,
Pour tout Peuple à peu près ſa faveur eſt égale.
Les François ſont legers, les Anglois ſont profonds :
Et s'il denie à l'un, ce qu'il accorde à l'autre.
L'amour propre, en changeant en Roſes ſes Chardons,
Au talent du Voiſin fait préferer le nôtre.
Sparte poſſedoit la Valeur ;
Mars ſe plut d'y former de fameux Capitaines :
Tandis que la molle douçeur
Des Arts & des Talents reſpiroit dans Athénes.
De Sparte nos vaillants Germains
Ont recueilli l'antique gloire :
Combien de grands exploits ont place en leur hiſtoire !
Mais s'ils ont trouvé les chemins,
A travers les perils, au Temple de Memoire :
Les fleurs ſe fanent dans leurs mains,
Dont ils couronnent la Victoire.

C'eſt à toi, le Cygne Saxon,
D'arracher ce Talent à la Nature avare :
D'adoucir par tes Soins d'une Langue barbare,
La dure âpreté de ſes Sons.
Ajoute par les Chants, que ta Muſe prépare,
Aux Lauriers des Vainqueurs, dont le Germain ſe pare,
Les plus beaux Lauriers d'Apollon.

Es war faſt um 9 Uhr, als Hr. Prof. G. ſolches erhielt; mit dem Vermelden, daß Se. königl. Majeſtät Montags früh um 7 Uhr von hier abgehen würden. Um ſich alſo für die darinn erwieſene Gnade einigermaßen erkenntlich zu zeigen, ſetzte ſelbiger flüchtig folgende wenige Zeilen auf, die er, auch noch denſelben Abend, halb zehn Uhr übersandte:

An Se. königliche Majeſtät.

Den Cäſar dieſer Zeit, im Siegen, wie im Schreiben,
Ehrt längſt das deutſche Muſenchor;
Sein eigner Wehrt hebt Ihn empor,
Wie könnt ihr Pindus Ihm die Lorbern ſchuldig bleiben?
Monarch, den Deines Vaters Knecht *
Auch ungenannt, durch manches Lied erhoben **:
Iſt Dir kein deutſcher Reim zu ſchlecht,
So wird er Dich gewiß bey ſpäter Nachwelt loben.
Doch, Helden pflanzen Lorberhäyne;
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt:
Dein ſiegreich Schwert iſt längſt umlaubt,
Und Dein Bewwundrer bleibt

der Deine.

Leipzig, den 16. Octobr. 1757. G.

Wir

* Der Verfaſſer iſt ſchon unter des vorigen Königs von Preußen Friedrich Wilhelms Regierung, aus Preußen nach Sachſen gekommen.

** In des Verfaſſers Gedichten ſtehen verſchiedene Oden

Wie nun hier an keine ausführliche Antwort zu denken Zeit und Gelegenheit war, alſo fällt auch der Umſtand von ſich ſelbſt weg, den die Utrechter und Altonaer Zeitung aus übeln Nachrichten angegeben; als ob Herr Pr. G. hier die franzöſiſche Parodie zur Antwort geſchicket hätte. Er behielt ſichs aber vor, ſeine Gegenmeynung von dem Flore der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte bey den Völkern, in einem ausführlichern Gedichte mit der Zeit auszuführen. Wir werden ſelbiges hernach auch mittheilen.

So wenig nun Hr. Prof. G. in Sachſen und auf den umliegenden hohen Schulen Abſchriften davon ausbreitete: ſo kam dennoch auf eine unſchuldige Art, eine Abſchrift des königlichen Gedichtes nach Königsberg in Preußen; und zwar in die Hände des Herrn Tribunalsraths von Werner, der es ſogleich ins Deutſche überſetzte, wie folget:

Der Himmel pfleget nicht mit gar zu milden Händen,
Der Gaben Reichthum zu verſchwenden:
Er hält noch mehr zurück, als er uns zugewandt;
Er theilet ſeine Gunſt faſt gleich für jedes Land,
Wenn um den Vorzug ſchon von ihnen wird geſtritten.
In Frankreich ſpielt der Geiſt, er denket bey den Britten.

Und

Oden und andere Stücke, die derſelbe in fremden Namen Sr. königl. Majeſtät zu Ehren verfertigen müſſen. Imgleichen iſt die Zueignungsſchrift vor der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg, vor Fleſchiers überſetzten Reden, von ſeiner Arbeit.

Und ist denn eben nicht, was andern zugedacht:
So müssen dennoch unsre Gaben,
Wenn sie endlich aus Disteln Rosen macht,
Den Vorzug vor dem Nachbar haben.

War Sparta dort ein Sitz der Tapferkeit,
Wo Mars so manchen Held erzogen:
So hatte sich Athen der süßen Lust geweiht,
Die nur aus Wissenschaft und Künsten wird gesogen;
Nachdem ward Spartens alter Ruhm,
Der braven Deutschen Eigenthum:
Wie mancher großen That gedenket die Geschichte!
Doch bahnten sie den Weg sich durch Gefahr und Streit,
Zum Tempel der Unsterblichkeit;
Und machet keine Zeit ihr Heldenlob zunichte:
So schwindet doch, für einen Siegeskranz,
In ihrer Hand der Blumen seiner Glanz.

Nun magst du Schwan der Sachsen dich befleißen,
Der geizigen Natur die Gabe zu entreißen:
Daß eine Sprach, die rauh und widrig dröhnt,
Durch dein Bemühen sanfter tönt.
Durch Lieder, die schon deine Muse stimmt,
Laß, wenn der Deutsche Lorbern nimmt,
Die seinem Sieg zur Krone dienen,
Auch noch im schönsten Flor Apollens Lorber grünen.

Von beyden Stücken breitete die Neugier in dieser großen Residenzstadt Abschriften die Menge aus; ja

ja ein andrer vornehmer königlicher Bedienter, der Herr Hofgerichtsrath Baron von Bondely, ein Franzos von Geburt, ſetzte folgende Parodie dagegen auf:

Le Ciel, en diſpenſant ſes dons,
Fût prodigue pour Vous, Monarque incomparable!
Par les talens de Mars, & par ceux d'Apollon,
Aux Siecles à venir il Vous rend reſpectable.
Si d'un François leger, d'un Anglois trop profond,
Le caractère outré leur attire du blame,
Le Vôtre en equilibre eſt toujours ſans paſſions,
Ne nous trace par tout que Sens & grandeur d'Ame.
C'eſt ſous vos étendarts, Monarque valeureux,
Que Mars forme à preſent de fameux Capitaines.
Vos Germains animés par Vos faits glorieux,
Terniſſent tout l'éclat de la grandeur Romaine.
Les Arts & le Sçavoir dans Athénes nouris.
Vont chercher au milieu de Vos braves cohortes,
Un aſyle aſſuré, & fiers de cette eſcorte,
Suivent tranquilement leur Protecteur cheri.
C'eſt ainſi, Prince unique en Vos exploits guerriers,
Qu'avec un livre en main Vous cueillés vos lauriers;
Laiſſant à ces temoins d'une immortelle gloire
Le Soin, de mediter la plus parfaite Hiſtoire.
Uſés de ces talens! mais que bientot Vos faits,
Ceignent ce front ſacré de l'olive de paix!
Donnez la nous, grand Roi! ſurmontés tout obſtacle,
Et laiſſés moi le ſoin de crier au Miracle.

Auch dieses Stück übersehte obgedachter Herr Tribun. R. von Werner, folgender gestalt ins Deutsche.

Der Himmel schenkte seine Gaben,
O großer König! Dir mit überhäufter Gunst,
Den Muth des Mars, Apollons Kunst:
Die Nachwelt wird an Dir ein seltnes Muster haben.
Wenn Frankreichs Flüchtigkeit, der Britten tiefer Sinn,
Sich bey verfehltem Maaß dem Tadel ausgesetzet:
Reißt keine Leidenschaft Dein Gleichgewicht dahin;
Die Seele wird so groß, wie Dein Verstand, geschätzet.
Mars ziehet Helden auch noch itzt,
Er will sie selbst bey Deinen Fahnen üben,
Und Deine Deutschen, die Dich lieben,
Verdunkeln Rom, wenn sie Dein Muth erhitzt.
Die Künste, die Athens geliebte Kinder waren,
Versammlen sich zu Deinen tapfern Schaaren:
Da finden sie Schirm, Zuflucht, Sicherheit,
Und folgen stolz dem Schutzherrn ihrer Zeit.
So kannst Du, Prinz! den man in Heldenstücken
Den einzigen und unvergleichlich preist,
Mit nie zerstreutem großem Geist,
Bey Büchern in der Hand des Sieges Lorbern pflücken.
Laß diese, die das Lob den Ewigkeiten weihn,
Um Dein Geschichtenbuch bemüht und eifrig seyn:
Du aber brauche Deine Gaben.
Nur laß den Oelzweig bald, o Herr! durch Dein Bemühn,
Um Dein gesalbtes Haupt die schönste Krone ziehn,
Und uns den milden Frieden laben.
Zwing allen Widerstand, und zeig hier Deine Stärke,
So preist Dein Diener Wunderwerke.

Alle

nur die Sprache des Pöbels von einander in verschiedenen Städten und Ländern abgehe. Allein wir sehen nicht, wie dieses behauptet werden kan. Man höre nur einen Wienerischen, Bayerischen, Pfälzischen, Hannöverischen, Berlinischen und Dreßdenischen Hofmann; oder einen Gelehrten aus allen diesen Orten sprechen: So wird man taub seyn müssen, wenn man nicht einen Unterscheid in ihrer Mundart, zum wenigsten im Absehen auf die Aussprache, bemerken wird. Dieses ist nemlich zu der vorhabenden Frage schon genug, und von dem andern kan vielleicht bey andrer Gelegenheit geredet werden. Es ist also wohl nicht in voller Schärfe anzunehmen, daß man bisher, schon 200 Jahre lang in Deutschland nur einen einzigen Dialect, nemlich den Hochdeutschen geschrieben und geredet habe. Wir übergehen hier die besondre Frage, ob die itzige Hochdeutsche Sprache, die man Meißnisch zu nennen pflegt, nach des Herrn Verfassers Meynung die Thüringische heissen sollte. Wir werden vielleicht ehestens, bey Gelegenheit des Wachterischen kleinen Glossarii, und der demselben vorgesetzten Vorrede zeigen, daß die itzige Hochdeutsche Sprache vielmehr fränkischer Abkunft sey, und also weder eine thüringische noch eine sächsische genennet werden könne, als welchen Namen das plattdeutsche eigentlich verdienet.

Nun kommt der Herr Verfasser auf den dritten Punct, und will zeigen, daß man in der deutschen Poesie die grammatischen Regeln nicht beobachte. Diese Anklage wird abermal der ganzen Poesie zur Last geleget, da sie doch theils nicht völlig gegründet

ist,

Alle dieſe Stücke nun wurden zu Königsberg ſo begierig geleſen und ſo eifrig geſuchet, daß man ſchlüſſig ward, ſie abdrucken zu laſſen. Als aber kein gewöhnlicher Cenſor es wagen wollte, ſolches mit ſeiner Unterſchrift zu erlauben: ſo nahmen Se. Excellenz, der vorſitzende Staatsminiſter und wirklich geheimte Rath, **Freyherr von Lesgewang** es über ſich, dero Unterſchrift zu geben, und den Druck zu verſtatten. Die dortige königliche deutſche Geſellſchaft beſorgte denſelben; und theilte am Jahrfeſte ihrer Stiftung, den 21ſten November, die Abdrücke davon, unter die dabey befindliche vornehme Verſammlung aus. Von daher nun, hat ſich dieſer Bogen bis nach Berlin, und durch den berliniſchen Nachdruck, durch ganz **Deutſchland** und weiter ausgebreitet. An allem dieſem aber hatte Herr Prof. G. nicht den geringſten Antheil gehabt, ja es war alles ohne ſein Wiſſen geſchehen.

Als Abdrücke davon nach **Holland** gebrungen waren, wurden auch holländiſche Ueberſetzungen davon gemachet, wie man aus der Utrechter Zeitung wahrgenommen hat. Ja es fiel einer davon dem gelehrten engliſchen Prediger, Herrn **Sowden**, in Roterdam in die Hände, der beyde Gedichte ins Engländiſche überſetzte, und ſie dem Herrn Pr. G. zuſchickte. Es wird den Liebhabern der britiſchen Sprache nicht unangenehm ſeyn, dieſe ſehr geſchickte Dollmetſchung allhier zu leſen.

An English Translation of the Kings of Pruſſia Verſes to Profeſſor Gottſched.

With bounteous, yet with frugal hand,
Its mental gifts judicious Heav'n
Deals near alike to ev'ry Land,
Tho' diff'rent kinds to each are giv'n.

The French of airy Genius prove:
Brittania's ſons profound are known;
Charm'd by the magic of Self-Love,
Each prizes, each prefers his own.

In Sparta, once for Arms renown'd,
Mars train'd his nobleſt Sons of Fame:
Politeſt Arts and Manners crown'd,
With attic ſweets, th' Athenian name.

From Lacedæmon's hardy Race,
Our Germans, fir'd with martial Rage,
Dauntleſs to Fame, thro' Danger, preſs,
Ennobled in th' Hiſtoric page.

But ſoon their flow'ry Garlands fade,
And wither from the publick view,
No tuneful Bard's reforming aid
Their harsh, neglected, Language knew.

This Task, Saxonian Swan! be thine;
Thy native Tongue, with powerful Art,
In niggard Nature's Spite, refine,
And ſweetly-melting Sounds impart.

In Helicohian ſtrains aſſume
And ſwell, our German Heroes Praiſe;
Immortal ſhall their Laurels bloom,
Entwin'd with thy Parnaſſian Bays.

An English Translation of the Parody.

Heav'n that diſtinguiſhes but few.
Was lavish, matchleſs Prince! to You;
It grac'd you with the mingled charms
Of Wisdom, Poetry, and Arms,
And Bid The, thus adorn'd, engage
Reſpect from e'vry future age.
It form'd You in that happy mean,
Thoſe blameable Extremes between,
Of Britiſh Genius, too profound,
And French, for Levity renown'd.
Hence nicely poiz'd, and well refin'd,
True Grandeur dignifies your mind:
Nor clouds of Paſſion ever roll,
T'obſcure the brightneſs of Your Soul.
Mars now, where er thy Standards fly,
Submits to thy corrective Eye,
And forms, as in his nobleſt Schools,
His Heroes, by thy better rules;
And hence thy Germans riſe in Fame,
Superior to the Roman name.

Long exil'd from their Antient Home,
Th' Athenian Muſes, forc'd to roam
In ſearch of ſome belov'd retreat;
Amidſt thy Cohorts fix their ſeat,
Tranſported thy commands obey,
And follow where you lead the way.
Fame's greeneſt Laureath-wreaths you ſeize:
And pluck, ſerene in learned Eaſe,
Leaving th' Hiſtorian's of your age,
T'inſcribe You on th'immortal page.
Theſe Godlike Talents uſe — and ſoon
May ſmiling Peace (celeſtial Boon!)
Her blooming Olives, all-divine,
Around thy ſacred Temples twine.
This Bleſſing, mighty Prince! beſtow,
And e'ery Obſtacle o'erthrow;
While, with poetick raptures warm'd,
I ſing the Wonder you've perform'd.

Auch hier in Leipzig fand einer unſrer Rechtsgelehrten, der zugleich ein Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften iſt, ein Vergnügen daran, ſeine lateiniſche Muſe mit dem Ausdrucke der königlichen Gedanken zu beſchäfftigen. Wir wollen ſie nächſtens mittheilen.

Von ſehr vielen deutſchen Ueberſetzungen, ſo uns davon zugefertiget worden, wollen wir nur ein Paar mittheilen, die uns die beſten zu ſeyn geſchienen.

nen. Die erſte hat einen berühmten Dichter zum Verfaſſer, deſſen Unterſchrift ihn ſchon verrathen wird.

Freye Ueberſetzung der Verſe des Königes an Herrn Prof. Gottſched.

Des Himmels Gunſt verſchwendt nicht mit zu voller Hand
Der Gaben Werth, die wir von ihm empfangen;
Er vorenthält uns mehr, als wir von ihm erlangen:
Jedwedem Volk iſt faſt die Gunſt gleich zugewandt.
Des Franzen Geiſt iſt leicht; der Britt wird tiefer denken:
Ja, wenn er dem verſagt, was Glück und Huld dem ſchenken:
So macht die Eigenlieb aus ihrem Bleye Gold;
Der Weihrauch wird nur uns, dem Nachbar nicht gezollt.
Die Tapferkeit wars Loos auf ſpartiſchen Gefilden,
Und große Feldherrn ſchien Mars dort mit Luſt zu bilden:
Da unterdeß der Künſte Süßigkeit
In vollem Flor Athens Gefild belebte.
Von Sparta zog der Deutſchen Muth im Streit
Den alten Ruhm, nachdem der Grieche ſtrebte.
Wie manche That glänzt doch, die die Geſchichte ziert!
Doch, da ſie durch Gefahr und Streit den Weg gefunden,
Der tapfre Sterbliche zum Ehrentempel führt,
Verwelkt der Kränze Flor, die ſie fürn Sieg gewunden.

(Entreiß

Entreiß der geizigen Natur,
Berühmter Schwan von Sachsens schöner Flur!
Das seltene Geschenk, die Helden zu besingen!
Es mildre dem Bemühn der Sprache Härtigkeit,
Die ihren Klang bisher entweiht!
Fug zu der Lorbern Zahl, die Deutsche sich erringen,
Durch deiner Lieder Kunst und Macht
Apollons schönster Lorbern Pracht. Frh. v. S.

Die zweyte ist von einem Ungenannten, und giebt beyden vorigen nichts zum voraus; ja übertrifft sie in gewissen Stücken noch.

Eine andre Uebersetzung des königlichen Gedichts.

Der Himmel, wenn er Gaben schenkt,
Pflegt sie mit milder Hand mit nichten zu verschwenden,
Er weigert uns vielmehr, als man von ihm empfängt,
Fast jedes Volk erhält gleich viel aus seinen Händen.
Der Britt soll tief von Sinn, der Franzmann flüchtig seyn.
Jedoch, entzieht er dem, was diesem ward verliehen,
So preßt die Eigenlieb aus Schleen Chierwein,
Und glaubet, ihr Talent sey allen vorzuziehen.

In Sparta blühte Tapferkeit;
Mars bildete daselbst die größten Heldengaben:
Athen war voller Lüsternheit
Den zärtlichen Geschmack an Witz und Kunst zu laben.

Von

Von Sparta hat der Deutſchen Blut
Den alten Heldenruhm empfangen:
Was ſieht man nicht, von ſeiner Krieger Muth,
Für Thaten in Geſchichten prangen!
Allein, wenn ſie durch Stal und Brand,
Alcidens rauhe Bahn zum Ehrentempel finden:
So welkt das Reis in ihrer Hand,
Womit ſie Siegern oft die Ehrenkränze winden.

Dir kömmt es zu, du Sachſen-Schwan,
Der geizigen Natur den Vortheil abzudringen;
Der Mundart Barbarey durch dein Bemühn zu zwingen,
Bis ſie gelinder lauten kann.
Auf! ſehe durch das Lied, das deine Muſe ſtimmet,
Zum Lorber, den der Sieg um Heldenſchläfe krümmet,
Mit welchen Deutſchland ſich recht groß zu machen weis,
Apollons ſchönſtes Lorberreis.

Der oberwähnte Artikel * aus der Leipziger gelehrten Zeitung lautete ſo:

* So groß die Ehrerbiethung war, womit ich dieß hohe Merkmaal königlicher Gnade empfangen und verehret hatte: ſo wohl habe ichs begriffen, daß ſelbiges nur in der Stille von mir bewundert, nicht aber in aller Welt ausposaunet werden müßte. Dieſen Geſinnungen zu Folge, habe ich in den drey letzten Monathen des Neueſten aus der Anmuthigen Gelehrſamkeit vom vorigen Jahre, mit keiner Sylbe davon Erwähnung gethan. Ferner kann ſich bis dieſe Stunde keine Seele in Leipzig rühmen, daß ich ihr eine Abſchrift von dem königl. Sinngedichte gegeben hätte. Eben ſo wenig habe ich in Halle, Wittenberg, Jena, Göttingen,

tingen, Erfurt, oder Erlangen, an einigen meiner Correspondenten, dergleichen mitgetheilet: wo ich besorgen können, daß vielleicht ein Abdruck davon veranstaltet werden dürfte. Selbst nach Berlin, wo ich mit niemanden in Briefwechsel stehe, ist keine Abschrift von mir selbst gekommen. Nur bloß in Dreßden, habe ich, der mir obliegenden Pflicht gemäß, einem meiner hohen Vorgesetzten, dieses Zeichen meiner Ehrfurcht, und eines unterthänigen Vertrauens, nicht versagen können; um denen, die über mich gebiethen, die wahre Beschaffenheit einer Sache bekannt zu machen, von der so viel falsche Erzählungen und ungleiche Urtheile ausgebreitet worden. Und zween oder dreyen weitentlegenen Blutsfreunden habe ich, auf inständiges Bitten, in höchstem Vertrauen, dergleichen bewilliget; aber überall den Abdruck eifrigst verbethen. Um destomehr hat es mich befremdet, daß unlängst auch in verschiednen Zeitungen, so wie itzo in Berlin, dieß an sich vortreffliche und in seiner Art vollkommene Sinngedicht, in öffentlichem Drucke erschienen. So lieb es mir ist, daß keine sächsische Druckerey diese Verwägenheit begangen, wo man mich selbst in Verdacht hätte ziehen können, daß ich es veranstaltet oder bewilliget hätte; und daß gerade an solchen Orten, wohin ich keinen Briefwechsel habe, dergleichen geschehen ist: so gern lasse ich es diejenigen verantworten, die es gewaget haben, ohne allerhöchste Erlaubniß sich dieser Kühnheit zu bedienen. Ich kann es aber bey dieser Gelegenheit auch nicht ungemeldet lassen, daß weder die Uebersetzungen, noch die sogenannte Parodie, von meiner Feder sind. Ich habe es aus guten Nachrichten, daß die erste Se. Hochwohlgeb. Herrn Tribunalsrath von Werner zu Königsberg in Preußen; die Französische Parodie aber, die ganz zum Lobe Sr. königlichen Majestät von Preußen eingerichtet ist, den gleichfalls gelehrten Cavallier, Herrn Hofgerichtsrath Baron von Bendely, ebenfalls in Königsberg, zu Verfassern haben: denen also alle die Ehre gebühret, die sie von diesen glücklichen Bemühungen erwarten können. J. C. G.

V. Nach-

V.

Nachricht von einer unbekannten goldenen Medaille.

Es ist vor einiger Zeit in einer Auction eine kleine goldene Medaille, fast von der Größe eines 2 Gr. Stückes, ohngefehr 4 Ducaten schwer, erstanden worden, deren Vorstellung etwas Symbolisches und also eine gute Materie zur Critique zu seyn scheint. Das Gepräg ist, als wenn es mit einem Schraube-Stempel wäre vollführet worden, weilen derselbe mehr als einmal aufgesetzet ist, und dannenhero gleichsam doppelte Zirkel, auch die Runde der Medaille selbst sich etwas ungleich zeigen; ist sonst aber sehr modern, en bas relief gut und känntlich ausgedrücket, und darauf folgendes zu sehen:

Auf der einen Seite steht ein Kopf mit dreyen Mannsgesichtern an einem Halse, nach der Art eines Janus. Das zur rechten Seite ist ohnbärtig und etwas ältlich, mit einer hohen glatten Stirne: aus welcher Stirne denn wieder ein Gesicht in das zur rechten Seite zugeht. Das dritte Gesichte, davon die Scheitel kahl ist, machet zugleich die Stirne des bärtigen Gesichtes, dergestalt aus: daß die Kopfhaare des unbärtigen Gesichtes, den Bart dieses dritten Gesichtes abgeben. Alle drey aber machen dennoch nicht mehr als einen einzigen Kopf aus: weil das

oben

oben auf denen beyden Seiten-Gesichtern liegende Gesicht, gleichsam die Scheitel von beyden abgiebt.

Es scheint, als wenn dadurch die heilige Dreyeinigkeit angedeutet werden wollte; sintemal über dem dritten, auf denen andern beyden liegenden, und mit selbigen gleichsam consolidirten Gesichte, das Wort, DEVS; neben dem auf der rechten Seite stehenden Gesichte, das Wort Occidens; neben dem auf der linken Seite stehenden bärtigen Gesichte aber, das Wort Oriens, zu sehen ist. Die Haupt-Umschrift um die mystische Figur aber ist folgende: TERRENA CONSIDERES, VT CAELICA POSSIDES.

Auf der Gegenseite der Münze, steht in Gestalt einer Aufschrift A TERGO ET FRONTE MALVM TANDEM DEVS PROPICIARE: AN. MDCII. F. AETAS. TRANS. SILANI.

Nun wird man zwar ein und anders gegen die Rechtschreibung und Verbindung sagen können: es steht aber alles wirklich so auf der Münze, wie es hier abgeschrieben worden; und muß dannenher entweder der Urheber, oder der Stempelschneider daran Schuld seyn. Da nun unter den so beliebten Leipziger Monathschriften, sonderlich das Neueste aus der angenehmen Gelehrsamkeit, viele gelehrte und merk-

* Dieser Abdruck war nur auf angefeuchtetes Papier gemachet, und so undeutlich gerathen, daß der Kupferstecher ihn nicht herausbringen können. Wollte man die Güte haben, und ihn nochmals in Siegellack abdrucken: so würde man im Stande seyn, ihn auch in Kupfer gestochen zu liefern.

iſt, theils nur einigen unwiſſenden Sprachverderbern gemacht werden ſollte. Das erſte Exempel giebt er von der Verlängerung der Wörter die des mittlern Geſchlechts ſind (generis neutrius), an welche man in der Poeſie, ſeiner Meynung nach niemals ein E hinten anhängen ſollte. Er giebt die Exempel, das Glücke, das Geſchicke, Geſchenke, Getränke, Geſchlechte, Geblüte, Gemüthe, Geſetze, Netze ꝛc. Und meynt hier ſey das Endigungs e bloß den Poeten zuzuſchreiben, die eine Sylbe mehr gebrauchet, und alſo das Wort wieder ſeine Natur verlängert hätten.

Allein mit des Herrn Profeſſors Erlaubniß ſind wir auch hier andrer Meynung. Wir würden ihm Recht geben, wenn man nicht auch in ungebundener Rede, dieſe und dergleichen unzehliche Wörter nicht nur ſo ſchriebe, ſondern auch täglich ſo ausſpräche. Wer hört z. E. nicht alle Augenblicke bey uns ſagen: Das Gebäude, Geſperre, Gewinde, Gedichte, Gerüchte, Gewichte, Geräuſche, Gebirge, Gelübde, Gemählde, Gewölbe, Gedränge, Geleite, Geläute, Gewerbe, Geſchleppe, Gemächte, Gehege, Gewächſe, Geſchmiere, Gereiſſe, Geſchmeiſſe, Gekröſe, Getöſe und unzehliche andre mehr, die von Zeitwörtern abſtammen, oder wie die Lateiner ſagen, verbalia ſind. Alle dieſe macht der Gebrauch ſelbſt zu dreyſylbigten Wörtern, und nicht die Poeſie; vielmehr kürzen die Poeten dieſe Wörter oftmals ab, wenn ſie nur zu zweyen Sylben Platz haben. Wenn man nun in allen Provinzen Deutſchlandes nicht durchgehends dieſes letzte e ſo deutlich ausſpricht, ſondern den Wörtern von der Art den Schwanz abbeiſſet: Was kan

merkwürdige in die Kritik einschlagende Sachen, bisher, mit vielem Vergnügen der Liebhaber von gelehrten und seltnen Sachen ventiliret hat: so hat man Liebhabern seltner Münzen, und und der Kritik, die eigentliche Beschreibung dieses kleinen goldenen Schaupfennings, samt einem Abdrucke *, so gut es sich thun lassen, mittheilen wollen; ob etwa jemanden dergleichen Stück und dessen Bedeutung bekannt seyn möchte? Ist nun gleich solcher nichts antiques: so dörfte es doch, wenn er auf eine gewisse Begebenheit, oder auch von einem Liebhaber der Alchymie, welcher den Lapidem gefunden zu haben sich vielleicht geschmäuchelt, und von dem davon gewonnenen Golde ganz wahrscheinlich diese Medaille gepräget hat, angegeben und gefertiget seyn sollte, den Herren Criticis nicht unangenehm seyn, eine Erklärung davon zu lesen.

VI.

Allerunterthänigste Antwort an Se. königl. Majestät in Preußen,

den 27sten October 1757. persönlich überreichet von Joh. Christoph Gottscheden. *

Nachdem wir nun unsern Lesern von dem obigen zuverläßige Nachricht gegeben; so müssen wir in

* Auch dieß Gedicht hat die königl. deutsche Gesellschaft zu Königsberg zuerst drucken lassen. In gewisse Stellen, sind nachmals noch einige wenige Zeilen eingeschaltet worden:

in der anfänglichen Erzählung weiter fortfahren. Mitwochs den 26sten October, langten Se. kön. Maj. von Preußen unverhofft zu Mittage vor 12 Uhren, aus Torgau, wieder zu Leipzig an. Um 3 Uhr erhielt Herr Prof. G. abermal Befehl höchst denenselben aufzuwarten. Er gehorsamte abermals: und als dieser Monarch sich wiederum fast eine Stunde lang, mit demselben, von eben dergleichen in die freyen Künste und schönen Wissenschaften einschlagenden Dingen, zu unterreden geruhet; ihm auch befohlen hatte, folgendes Tages um eben die Zeit wieder zu kommen, und gewisse Stücke von der Arbeit seiner Ehegenessinn mitzubringen: bath sich derselbe die allergnäd. Erlaubniß aus, auch die Antwort auf Sr. königlichen Maj. vortreffliches Sinngedicht, höchst Denenselben zu Füßen legen zu dörfen. Diese erhielt er nun auch auf die gnädigste Art.

Er erschien diesem zu Folge den 27sten gegen 5 Uhr, und überbrachte theils das anbefohlne, theils seine Antwort, die er Seiner königlichen Maj. zu Füßen leger wollte. Dieselben ergriffen solche gnädigst, und geruhten, sie von einem Ende zum andern selbst, und zwar laut herzulesen. Wie nun dieses als ein besonderes Merkmaal der Gnade dieses Monarchen auch gegen deutsche Sachen, anzusehen war; so hatte der Verfasser Gelegenheit dabey, auf höchsten Befehl, eine und die andere Stelle des Gedichts mündlich zu erläutern.

Auch

Auch dieſesmal geruheten Seine königliche Maj. dero Unterredungen von allerley gelehrten Sachen, ſonderlich den berühmteſten franzöſiſchen Tragödienſchreibern, die Sie als ein Kenner und Meiſter beurtheileten, bis gegen 8 Uhr fortzuſetzen: ungeachtet dero Kriegsheer eben den Tag bey Leipzig zuſammen gekommen war; womit ſie 3 Tage hernach aufbrachen, und acht Tage darauf die bekannte Schlacht bey Roßbach lieferten. Es iſt bey dem allen nichts mehr zu bewundern geweſen, als die ungemeine Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geiſtes, womit Se. königl. Majeſtät, bey ſo kritiſchen Umſtänden, die Verdienſte der größten Weltweiſen, Geſchichtſchreiber, Redner und Dichter; eines Ariſtotels, Des Cartes, Malebranſche, Locke, Leibnitz und Wolfs, eines Grafen Bünau, Canzlers Bar, und Hofrath Maſcovs, eines Cicerons, Mosheims, Reinbecks und Quandts, eines Virgils, Horaz, Corneille, Racine, Crebillons, Rouſſeaus, Voltairens, Canitzens und Pietſchens, und das zwar mit der vollkommenſten kritiſchen Einſicht, zu beurtheilen im Stande geweſen. Dero Gnade gegen den hieſigen Gelehrten aber iſt ſo weit gegangen, daß Sie demſelben auch einige dero eigener Ueberſetzungen aus dem Horaz, und von einigen Stellen aus Cicerons Reden, in franzöſiſchen Verſen, vorzuleſen geruhet; die denſelben in vollkommene Bewunderung geſetzet.

Im Anfange dieſes Jahres haben Se. königl. Majeſtät dem gedachten Gelehrten von Breslau aus, eine ſehr koſtbare goldene Tabatiere, zum Merkmaale Ihrer Gnade zugefertiget.

Der

Der Völker Tapferkeit ist ihres Ruhmes Wiege,
Der Künste Flor folgt auf die Siege:
Dem Witz und jeder Wissenschaft
Ertheilt der Ueberfluß und Reichthum erst die Kraft.
Als Griechenland der Trojer Reich zerstörte,
Sang noch kein Pindar, kein Homer;
Gab dem Euripides kein Schauplatz noch Gehör:
Als es den Perser schlug, der alles zittern lehrte,
War kein Korinth und kein Athen,
An Schnitzkunst, Malerey, an Geist und Gaben schön.
Die Künste keimten erst nach langen Bürgerkriegen;
Nachdem Athen verjüngt aus seinem Schutt gestiegen.
Perikles baut und pflanzt, und sein Geschmack wird sein;
Nun stellt sich Geist und Weisheit ein!

Der Tafeln Fläche scheint durch Farben sich zu heben;
Ja Marmor, Erzt und Gold hebt gleichsam an zu leben.
Der Leyer zarter Ton ergetzt ein lüstern Ohr;
Ein Demesthen fängt an die Herzen zu besiegen,
Die Bühne läutert sich zum Nutzen und Vergnügen:
Kurz, jede Kunst hob sich empor,
Indem der Heldenmuth sich in Athen verlohr.

Der Dinge Wechsel bringt den Menschen Lust und Plage:
Der Tag verdringt die Nacht, und diese weicht dem Tage.
Und dieß erfuhr auch Griechenland;
Als durch den Krieg die Kunst verschwand.

Es

Es ſieht Athen an ſeinen Nordergränzen,
Bey Philipps Tapferkeit, die ſtrengen Schwerter glänzen;
Davor die Freyheit bebt. Die Aſiater-Welt,
Aegyptens Wiſſenſchaft, der Grazer Witz verfällt.
Selbſt Alexandern kann bey hundert edlen Siegen,
Kein Pindar, kein Homer, nur Chörilus vergnügen.
Er ſelber zwar liebt Geiſt und Witz;
Allein ſein rauhes Land wird nicht der Muſen Sitz.

Kein Römer hatte noch mit Künſten was zu ſchaffen,
Als Rom ſchon ſtieg, durch Ackerbau und Waffen.
Sagunt, Karthago fällt, o Mars, auf dein Geheiß!
Mit wohlverdienten Lorberkronen,
Belohnt ein Scipio zuerſt der Muſen Fleiß;
Und beſſert an Terenzens Kiele,
Menanders ſanfte Seytenſpiele.
Hierauf weicht Hellas zwar den ſtrengen Legionen:
Doch der beſiegten Witz und Kunſt
Erwirbt ſich ihrer Sieger Gunſt,
Und mildert allgemach durch ſeiner Geiſter Werke,
Roms bäuriſchen Geſchmack und der Quiriten Stärke. *
Lucrez beſingt, nach Art des Epikur,
Wie dort Empedokles, die Werke der Natur:
Pacuv und Accius erhöhn die Trauerbühne,
Wie Plautus die, ſo dort Philemons Vorrecht ſchiene;
Und

* Græcia captа ferum victorem cæpit & artes
Intulit agreſti Latio. Sic horridus ille
Defluxit numerus Saturnius, & grave virus
Munditiæ pepulere. HOR.

Und ein Catull hebt an, auf neu gestimmten Seyten,
Die Kunst Anakreons im Singen zu bestreiten.

Nunmehr wird Rom der Musen Sitz!
Augusts, der Ruh im Schooß, liebt Wissenschaft u. Witz:
Giebt allen Herrschern ein Exempel.
Und sein Pallast wird selbst Apollens Tempel. *
Virgil besingt Aeneens Waffen,
Horaz sucht dem Latein des Pindars Schwung zu schaffen,
Ovids geläutert Rohr, das ganz nach Paphos klingt,
Reizt auch die Gratien mit seinen zarten Tönen:
Wenn Seneca sich Melpomenen
Auf Trauerbühnen weiht, Tibull in Herzen dringt.
Straft Juvenal die frechen Sitten;
Besingt Lucan Pharsalens blutigs Feld,
Wo Cäsars Stahl die Freyheit Roms beschnitten;
Indem das Recht verliert, die Bosheit recht behält. **
Drauf weicht der Künste Flor der Kaiser Tyranney;
Den Rest erstickt zuletzt der Gothen Barbarey.

Mit gleichem Schicksal hat der Deutschen wildes Schwert
Der Römer weites Reich bezwungen;
Ganz Wälschland, Gallien, Iberien verheert,
Und ist bis Africa gedrungen.
Der Heruler bemächtigt sich
Der stolzen Monarchie, die alles fast verschlungen.

Der

* Scripta Palatinus quæcunque recepit Apollo.
HOR. Ep. 3. L. I.

** Bella per Aemathios plus quam civilia campos,
Jusque datum sceleri, canimus; &c.
LUC. L. I.

Der Gothen Wuth folgt bald hernach,
Und rächet zwar der Römer Schmach:
Doch wird durch sie der Ueberrest der Künste,
In Wälschland ganz erstickt, und keinem zum Gewinste.

Die Völker so anitzt, erhabner Friederich!
Dein Heldenschwert und deinen Zepter ehren;
Wo sich der Oderstrom in seinen fetten Röhren,
Bis in den kalten Belt ergießt;
Wo Peene, Spree und Havel fließt;
Die kühnen Wandaler, der Sueven tapfre Heere,
Bemeisterrn sich des Rheins, ziehn bis zum Mittelmeere,
Ins Land, wo Tagus fleußt, wo Herkuls Säulen stehn.
Ins heiße Lybien zu gehn.
Der Longobarden Heer, Burgunder, Allemannen,
Erkühnen sich, ein Volk ins Sklavenjoch zu spannen,
Das aller Völker Geißel war,
Und täglich neuen Krieg gebahr.
Der Frank hat Gallien, der Sachs die blauen Britten,
Mit seiner kecken Faust bestritten.
Bis gar der Kaiserschmuck den Wälschland längst entwöhnt,
Karls deutsche Stirn in Rom gekrönt.

Seit dem ist Deutschlands Witz gestiegen!
Der große Sieger hilft die Barbarey besiegen;
Liebt auch der rauhen Dichter Rohr;
Schreibt selbst der Sprache Regeln vor;

Giebt Monathen und Winden deutsche Namen *,
Und reizt die Folgezeit dem Muster nachzuahmen.
Nur Schade, daß der Theilungsgeist
Dem Reiche seine Kraft, der Kunst den Wuchs entreißt.

Mit ungleich besserm Glück und edler Musenliebe,
Erweckten Deutschlands Volk zu gleichem Dichtertriebe,
Der erst und zweyte Friederich **.
Die Fürsten selbst ermannten sich:
Die Faust, die sonst nur Lanz und Schild geführet,
Wird itzt durch Buch und Kiel gezieret.
Selbst Markgraf Otto mit dem Pfeil †,
Aus Brandenburgs Geschlecht, hat an dem Pindus Theil.

Auf eben dieser Heldenbahn
Gieng, durch sein Beyspiel auch, in aufgeklärtern Zeiten,
Sein rauhes Volk zum Helikon zu leiten,
Der erste Maximilian ††.
Ein Opitz folgt in etwas spätern Jahren,
Als Geist und Wissenschaft in Deutschland reifer waren.
Und dieser Morgenröthe Schein,
Würd itzo längst in heitre Mittagsstunden,
O Vaterland! erwachsen seyn;
Wenn nicht durch langen Krieg dieß schöne Licht verschwunden.

Be-

* S. Eainharts Leben Karls des Großen, imgleichen Gesners Mithridates u. Goldasts Scriptores Allemannicos.

** S die Proben der schwäbischen Poesie, a. d. 1. u. 2. S.

† S. eben dieselben Proben a d. 9. S.

†† Von dessen eigenen Gedichten auf der kaiserl. Bibl. zu Wien noch Abschriften vorhanden sind. S. auch Kanzens Historie der österreichischen Gelehrten.

Betrübte Zeit, von dreyßig langen Jahren!
Darinn Germanien des Mavors wilde Wuth,
Und aller Künſte Fall erfahren.
Alekto ſprüht der ſchwarzen Fackeln Glut,
In alle Gränzen aus, die deutſche Namen führen.
Die Flammen lodern ſchnell empor:
Wie kann der blöden Muſen Chor,
Wo alles dampft und raucht, die muntern Seyten rühren?
Apollo liebet Ruh und Stille,
Und ſeiner Schweſtern Wunſch iſt nicht Bellonens Wille.
In Flemmings Leyer wich ihr Ton durch Aſtrakan,
Weit über unſers Welttheils Gränzen,
Durchs kaſpiſche Geſtad zum fernen Iſpahan;
Wo itzo Stahl und Glut in Bürgerkriegen glänzen.
Sie flohn mit Opitzen ins nahe Preußenland:
Allwo, da dieſer ſtarb, ein Dach die Leyer fand:
Der ſie am Pregelſtrom ſo reizend ließ erklingen,
Daß noch die Hügel um den Hayn,
Wo Albertinen ſich die Muſenſöhne weihn,
Von ſeinen edlen Tönen ſingen.

Und wen befremdet wohl der Laute ſtarker Klang?
Da ſie vom Friedrich Wilhelm ſang;
Dem Helden, deſſen Ohr des Dichters Stärke fühlte,
Wenn er, wie Flaccus, ſang und ſpielte *:

Die

* Der Poet ſchreibt davon an einem Orte:
Mein Churfürſt, ſagt mein mir, durch gründlich Bericht,
Erkennt, ob ich ein Lied geſchrieben, oder nicht:
So kundig bin ich ihm!

Die er ihm durch ein Feld und einen grünen Wald,
Darum er schnlich bath *, recht königlich vergalt;
Der Deinem Anherrn auch die Krone prophezeihte **,
Als dessen Wiege dort sein Königsberg erfreute.

Aus dieses Meisters Zucht sind nun die drey entsprossen,
Die nachmals Friedrichs Huld, der Kenner Gunst genossen.
Mein Canitz erst, den Preußenland erzeugt,
Wiewohl die Mark ihn aufgesäugt:
Dann Besser auch, aus Curland zwar entsprungen,
Dem aber Dach am Pregel vorgesungen;
Als Königsberg ihm manches Jahr,
Mit süßer Musenkost, gleich Müttern, dienstbar war;
Und seine jungen Lippen tränkte,
Bis ihn das Glück an Friedrichs Hofstatt lenkte.
Zuletzt kam Pietsch, der für sein Heldenrohr
Eugens und Karls erhabnes Lob erkohr;
Jedoch viel eifriger von Preußens neuer Krone,
Von Friedrichs Majestät und seinem großen Sohne,
Den deutschen Heliken belehrt;
In Liedern, die dereinst der Enkel Beyfall ehrt.

Herr!

* Thu, o Churfürst, nach Belieben!
Such ich Hufen, zehnmal sieben?
Nein, auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen mit Vergnügen,
Auch mit hundert Ochsen pflügen,
Mir ist genug ein grünes Thal.

** Nascitur in Regis Fridericus monte: quid illud!
Fradicunt Musæ: Rex Fridericus erit!

die unschuldige Poesie daver? Sie hat das Recht sich nach der Aussprache in ungebundner Rede zu richten, und dasjenige was sie täglich dreysylbig höret, auch dreysylbig zu brauchen. Wenn sie die Wörter, Volk, Werk, Bret, Zelt, Haupt, Holz, Salz, Weib, Ding, Buch, Tuch, Kind, Brodt, Haus, Thier, Schwein, Korn, Schmalz, Fett, Geld, Gold, u. s. w., wird zweysylbig sprechen hören, und wenn die ungebundnen Scribenten diese Art derselben mit einem E verlängern werden, alsdenn wird sie es auch nachthun.

Denn überhaupt muß man hier merken, daß diejenigen Wörter die nicht von Zeitwörtern abstammen wie die obigen, auch ordentlich kein E am Ende haben. Das Glück, das Netz und einige wenige von der Art machen hier freylich eine Ausnahme: Allein welche Regel ist ohne dieselbe? Der Gebrauch hat es eingeführet, daß man auch das Glücke und das Netze, imgleichen das Erbe, das Auge, das Bette, Gesinde, Gefilde, Getreyde, Eingeweide, Geschmeide ꝛc. sagen und schreiben kan, ohne den Ohren wehe zu thun. Bey allen obigen aber sagt man nicht, das Worte, das Volke u. s. w. Es müstens denn einige Schweizer in ihre Schriften gebracht haben, wie wir uns solches gelesen zu haben erinnern. Allein dieses ist den guten Leuten ohne Zweifel deswegen wiederfahren, weil sie in unsern Scribenten in dem Gebefalle und Nehmefalle (Dat. & Acc.) ein solch E gefunden, und es daher fälschlich auch an den Nennfall angehänget haben. Man hat also unsers Erachtens keinen Grund, der Poesie daraus einen Schnitzer zu machen, was auf die Natur der Wörter, den Gebrauch

der

Herr! dieſe ſinds, die Preußens Witz erhoben,
Die ganz Germanien und deſſen Nachbarn loben!
Verlangſt Du mehr, was Deine Zeiten ſchmückt;
Was Deine Länder Dir in reichem Maaße zollen?
Schau um Dich her; Du wirſt nichts beſſers wollen,
Als was Apollons Gunſt Dir reichlich zugeſchickt.

Von Derſchau, Preußens Sohn, iſt ſtark im Trauerſpiele:
Oreſt und Pylades * von ſeinem Dichterkiele,
Iſt reich an Geiſt, Geſchmack und Richtigkeit.
Bock ſingt manch Heldenlied auf Deine große Thaten,
Und Stöckels Muſe ſind ſie Deiner werth gerathen.
Wo bleibt, was Pantke von Dir ſingt?
Wo Tralles, deſſen Ton durch die Sudeten dringt?
Und Lindner, der den Vober oft gezwungen,
Entzückt zu ſtehn, wenn er ihm vorgeſungen?
Was zeigt nicht Halberſtadt durch ſeines Lichtwers Werke,
In weiſen Fabeln ſchon für Stärke! **
Die bald im Rechte der Vernunft,
Ihn noch weit höher wird erheben: ***
Nachdem der zarte Gleim in der Verliebten Zunft,
Den Ton Anakreons ſo reizend angegeben.

* Denkmaal der Freundſchaft, ein Trauerſpiel.
** Vier Bücher äſopiſcher Fabeln.
*** Dieß iſt nunmehr hier in Leipzig ans Licht getreten.

O König! ſiehſt Du nun, wie Deiner Staaten Gränzen,
Durch ſeinen Witz und Geiſt, ſo ſtark, als andre, glänzen;
Wie, da ſich Dein Berlin zu allen Künſten neigt,
Dein weites Land ſich auch an Muſen fruchtbar zeigt?
Ein holder Wink von Dir wird ſie noch mehr verſtärken:
Sie ſtreben ſchon, mit ungemeinen Werken,
Auch Dein erhabnes Lob der Ewigkeit zu weihn.
Laß Deine Blicke nur noch ferner kräftig ſeyn;
Wie ſie bereits in Königsberg geweſen *,
Von deſſen Pindus wir ſchon Meiſterſtücke leſen:
So fallen unter Dir die goldnen Zeiten ein.
Die rauhſte Sprache wird ſich bald gelinder zeigen,
Wird Friedrichs Ohr ſich nur zu ihren Tönen neigen.

Ueberreicht in Leipzig
den 26. Oct. 1757.

Gottſched.

VII.

Traité des Tropes, pour ſervir d' Introduction à la Rhetorique et à la Logique, par Mr. du Marſais. Nouv. Edit. publiée par Mr. Formey. a Leipſic chez la Veuve Gaſpard Fritſch. 1757. 8.

Indeſſen

* Die daſelbſt von Sr. königl. Majeſtät geſtiftete königl. deutſche Geſellſchaft, die nebſt vielen andern Gnadenbezeugungen auch zu ihrem Verſammlungsorte, auf dem königl. Reſidenzſchloſſe ein Zimmer bekommen hat.

Indessen daß bey uns gewisse Tyrannen in der Kunstrichterey, die Regeln von Tropen aus den Anweisungen zur Beredsamkeit und Dichtkunst zu verweisen gesuchet; vermuthlich um uns dasjenige aus den Augen zu ziehen, was uns ihre fehlerhafte Schreibart in ihrem wahren Lichte zeigen kann: so schreiben die Franzosen ganze Bücher von diesen Kunstgriffen der Redner. Herr von Marsais ist nämlich der Meynung, eine solche Abhandlung könne zur Einleitung in die Beredsamkeit und Vernunftlehre dienen. Und wenn dieß gleich in der weitläuftigsten Bedeutung zu viel verspricht; indem noch weit mehr dazu gehöret: so ist doch kein Zweifel; daß eine genaue Kenntniß der tropischen oder verblümten Redensarten, in beyden von großem Einfluß und Nutzen ist.

Der Herr Herausgeber meldet uns, daß dieß Werkchen zu Paris 1730 ans Licht getreten, und in Deutschland nicht bekannt geworden. Der Verfasser desselben, Cesar Chesnau du Marsais, ist im Brachmonathe des 1756sten Jahres 80 Jahre alt gestorben. Die Encyklopädisten werden sein Leben im VII. Bande liefern: weil derselbe alle grammatische Artikel dazu, bis an seinen Tod geliefert hat. Herr Prof. Formey setzet nach seiner bekannten Einsicht hinzu: daß der grammatische Geist nicht hoch genug geschätzet würde. Er hätte mehr Einfluß in alle andre Arten des Witzes, und in alle unsre Vernunftschlüsse, als man insgemein glaubete. Daher käme, nach seiner Meynung,

die Falschheit, die Schwäche, und überhaupt die Unvollkommenheit in dem Witze und Verstande des Frauenzimmers. Man verbindet gewiß keine sattsam deutliche Begriffe, mit Wörtern, deren Rechtschreibung, Geschlechter, Endungen und Ableitungen man nicht weis. Indessen sind die Wörter Zeichen unsrer Gedanken, und der Stoff unsrer Reden und Vernunftschlüsse.

Hierinn hat der Hr. Verfasser vollkommen recht: und wir billigen es sehr, daß er darauf dringt, beyzeiten alle Kinder, ohne Unterscheid des Geschlechts, dafern sie nicht vom untersten Pöbel sind, so bekannt mit ihrer Muttersprache zu machen, daß sie selbige recht orthographisch schreiben können. Außer Zweifel aber müssen diejenigen, so studiren sollen, die grammatischen Regeln derjenigen Sprache lernen, darinn sie Bücher lesen wollen. Es ist wahr; viel geschickte Leute haben die Sprache bloß aus der Uebung im Reden und Lesen gelernet: aber sie würden selbige ungleich besser verstehen, wenn sie selbige nach der Sprachlehre gelernet hätten. Dieß beweist der H. P. F. mit dem Exempel des sel. la Croze; der, wenn er was griechisches erklären sollte, seine Zuhörer nur quälete; und von ihnen, begehrte, sie sollten den Homer aus dem bloßen Lesen verstehen lernen, wie er gethan hätte.

Herr von Marsais hatte sich einen Entwurf zu einer Sprachlehre gemachet, darinn er dieselbe in VII. Theile absonderte. 1) Die Erkenntniß eines Satzes, und einer Periode, insonderheit wie sie aus Wörtern bestehen, deren Verbindung und Endung ihnen

ihnen den Sinn geben, den sie haben. 2) Die Rechtschreibung. 3) Die Prosodie. 4) Die Etymologie. 5) Die Vorbereitung zur Syntaxe. 6) Die Syntaxe. 7) Die Kenntniß, in wie vielerley Bedeutungen ein Wort in einer Sprache genommen werden kann. Herr Pr. F. setzet hinzu, man hätte bisher von allen diesen Theilen schon eigene Tractate gehabt, nur von den Tropen hätte es an einem gefehlet. Aber die Tropen gehören auch freylich nicht zur Sprachlehre; sondern zur Dicht- und Redekunst.

Im I. Theile des Buches wird von den Tropen überhaupt gehandelt, und der erste Artikel giebt von den Figuren einen allgemeinen Begriff. Wir irren uns entweder sehr, oder, die Figuren müssen mit den Tropen nicht vermenget werden. Wir sehen selbst aus dieser Abhandlung, daß sie unterschieden sind? wie z. E. ein Cumulus, eine Ellipsis, eine Prosopopöie, eine Antithesis, eine Apostrophe, u. d. gl. Es ist aber in der That sein Ernst, davon zu handeln, denn er theilet sie ab in Figuras verborum et sententiarum: kurz, er geht sie alle nach der Reihe durch, und hält also im Buche selbst viel mehr, als er versprochen hat, und schuldig wäre. Nur darinn besteht der Misverstand, daß er durch Figuras verborum, Tropos versteht, welche wohl noch kein Redner so verstanden hat, und welche er zu einem Theile der Sprachkunst machet.

Wir wissen es zwar wohl, daß viele Dinge in den schönen Wissenschaften willkührlich sind. Es kömmt auch in der That nicht so wohl darauf an, wie

wie man ein Ding nennet, sondern daß man es wohl zu brauchen weis. Allein weil wir doch einmal die schönsten Regeln der freyen Künste, sowohl als die besten Beyspiele, von den Griechen und Römern bekommen haben: so wäre wohl nichts besser, als bey den Mustern dieser großen Lehrmeister zu bleiben; und das, was Cicero und Quintilian Figuren und Tropen genennet, so wie sie, zu unterscheiden, und nicht wieder zu vermengen. Imgleichen wäre es sehr gut, die alten Gränzen der schönen Wissenschaften nicht wieder zu verrücken; und das, was diese beyden großen Lehrer der Beredsamkeit zu ihrem Gebiethe gezogen, nicht wieder zur Sprachkunst zu schlagen. Es wäre wohl billig, daß man einen Schluß der gelehrten Welt de finibus scientiarum regundis, abfassen könnte, damit nicht eine solche Verwirrung darinn entstehen dörfte.

Indessen kann man es nicht läugnen, daß der Verf. des gegenwärtigen Tractates viel feine Sachen mit einfließen lassen, die sehr lesenswürdig sind; und denen, die das Französische recht fassen wollen, überaus viel Hülfe leisten. Man lernet daraus die verblümten Bedeutungen vieler Wörter kennen, die von Ausländern und Anfängern oft übel verstanden werden. Man findet viel schöne Stellen aus den Alten, und viele aus den neuern französischen Schriftstellern erkläret, die er als Beyspiele seiner Regeln beygebracht hat. Kurz es wird niemanden, auch die schon gut Französisch können, und die Redekunst verstehen, gereuen, dieß kleine Werk gelesen zu haben.

VIII. Or-

VIII.

Orthographiſche Zweifel, über die Rechtſchreibung der Wörter gut, und ein Gut nebſt der Beantwortung.

Des Herrn Profeſſor Gottſcheds Hochedelgeb. werden hierdurch von etlichen unbenannten berliniſchen Freunden erſuchet, daß ſie, als Judex competens, einen unter ſich gehabten und bis zur Wette gediehenen Streit, ohnſchwer entſcheiden wollen. Nämlich: Ob nicht, wann die Frage von einem Landguthe iſt, ſolches Wort zum Unterſchiede mit einem th geſchrieben werden müſſe? Denn daß es bey Gut und Gütern in plurali nicht nöthig ſey, hat man von beyden Theilen eingeſtanden. Es kömmt alſo lediglich auf obige Deciſion an, und ob, wenn ich exempli gratia ſage: ein mecklenburgiſches Landguth obige Vorſicht zu gebrauchen nöthig, und der eingeführten deutſchen Orthographie gemäß ſey? Berlin den 14 Febr. 1758.

Weil auch vor Abgang der Poſt, ein neuer Zweifel erreget worden; ob geſetzten, aber nicht eingeſtandenen Falle, daß ein Landguth auf obige Art geſchrieben würde, man ſolches auch in plurali bey behalten könnte? oder ob es alsdann Güter heißen müßte? So werden gedachten Herrn Prof. Hochedelgeb. die Gutheit haben, über dieſen Einwurf und ob er gegründet iſt, oder nicht, ohnſchwer ihre Meynung zu eröffnen.

Ant-

Antwort.

Auf die erſte Frage kann aus zweyerley Grundſätzen geantwortet werden; 1) aus dem Anſehen der Sprachlehrer, 2) aus grammatiſchen Gründen.

Von den erſten iſt anfänglich ein Kleeblatt von Lexicographen dem th zuwider. Henisch, der vor hundert und funfzig Jahren ſeinen 1. Theil des deutſchen Wörterbuches ans Licht geſtellet, ſchreibt das Gut, nicht anders als gut; und behält in der mehrern Zahl die Güter.

Caſpar Stieler, oder der Spate, in ſeinem Sprachſchatze, den er gegen das Ende des vorigen Jahrh. herausgegeben, will einen Unterſchied, zwiſchen dem Beywerte gut, und dem Hauptworte einführen: aber er ſetzet das h mitten ins Wort, vor dem T; Guht. In der mehrern Zahl aber läßt ers weg, Güter.

Der ſel. Friſch, in ſeinem Wörterbuche hingegen, machet keinen Unterſcheid zwiſchen gut und das Gut. Beyde kommen ihm von einem Stamme, und behalten einerley Buchſtaben.

Ich glaube faſt, daß auch unſre meiſten lateiniſchen und franzöſiſchen Wörterbücher mit ihm einſtimmig ſeyn werden.

Vom 2ten Puncte kann man anfänglich aus dem Geſtändniſſe der beyden uneinigen Parteyen, „Daß das Beywort gut ohne h geſchrieben wer„den müſſe,„ den Schluß ziehen: daß auch alle

„davon

„davon abſtammende gleiches Schickſal haben müſ-
„ſen. Wenigſtens lehret das die Sprachähnlich-
keit (Analogie) in andern Fällen. Da wir rathen
ſchreiben, ſo heißt es auch Rath; da wir ſchreiben
ſie thaten, ſo bleibt auch die That. Von Blut
kömmt, bluten, blutig; von Muth, zumuthen,
muthig; von roth, kömmt die Röthe und rö-
then, u. d. m.

Wollte man ſich auf einen andern Grund beru-
fen, der vieler Wörter Rechtſchreibung entſcheidet;
nämlich auf die Aehnlichkeit mit der Plattdeutſchen
Sprache; da man das Plattdeutſche D. im Hoch-
deutſchen gemeiniglich mit einem th ausdrücket: z. E.
von Door, Deer, Dom, Dau, wird Thor, Thier,
Thum, Thau, u. ſ. w. So müßte ja ſowohl de
gode Mann, als das Guth mit einem th. geſchrie-
ben werden; welches doch beyde Partenen nicht für
nöthig halten. Es giebt auch der Wörter mehr,
da ſolches nicht geſchieht: z. E. de Dod, heißt,
der Tod; Ding bleibt Ding u. d. gl.

Auf die zweyte Frage iſt nun leicht zu antwor-
ten. Hätte die einfache Zahl ein h, ſo ſieht man
nicht, warum die mehrere es verlieren ſollte. z. E.
von Gemüth, kömmt Gemüther, von Rath
kommen Räthe; obgleich auch hier doppellaute
vorkommen.

Endlich ſcheinen noch die Schleſier mit ihrer
ſcharfen Ausſprache für das ſchlechte t zu entſcheiden.
Sie ſagen gutt, Gütter; und geben alſo dem h
eine völlige Ausſchließung. Man weis wohl, daß

ſie

ſie auch Gemüte, Gemütter ſprechen; aber im Schreiben haben ſie ſich dieſes ſchon längſt abgewöhnet, und alſo dem h willig den Vorzug zugeſtanden.

G.

IX.

Nachricht von einer neuen Ausgabe der poetiſchen Werke des berühmten Dichters Sarbievii.

Des erlauchten Herrn Krongroßreferendarii Grafen Zaluski hochgeb. Excellenz, haben auf ihrer letztern Reiſe durch Lothringen, Frankreich und die Niederlande, unter andern gelehrten Entdeckungen auch dieſe gemachet: daß ſie viel ungedruckte Gedichte des hochberühmten pohlniſchen Poeten, Sarbievii gefunden, und an ſich gebracht. Dieſe ſind Se. Excellenz geſonnen, eheſtens unter folgendem Titel: Collectio Operum Matthiæ Caſimiri Sarbievii, e Soc. Jeſu, Horatii Sarmati, neu ans Licht zu ſtellen.

Was dieſelbe alles in ſich halten werde, leidet unſer Platz itzo nicht zu erzählen. Wir können nur verſichern, daß der Herr Herausgeber dieſem ſeinem Landsmanne, der die Ehre gehabt, dem erhabenen Zaluskiſchen Hauſe anverwandt zu ſeyn, alle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die ſeine große Verdienſte um die lateiniſche Dichtkunſt, fodern können. Nächſtens zeigen wir noch mehr von ihm an.

Ende des Hornungs.

der ungebundnen Schreibart, und die gewöhnliche Aussprache der besten Provinzen in Deutschland gegründet ist.

Den andern Fehler hat der Herr Verfasser mit bessern Grunde getadelt, daß man nemlich den Gebefall und Nehmefall der Wörter die im Zeugefalle es haben, nicht mit einem e verlängert. Z. E. das Haupt, des Hauptes, dem Haupte; der Mann, des Mannes, dem Manne u. d. gl. m. Dieses erfordert allerdings die Sprachkunst, der Gebrauch guter Scribenten, und die gute Mundart in Meissen. Wenn aber von einigen Poeten dawider verstossen worden, so hat abermal die Poesie nicht Schuld; sondern die besondern Mundarten der Landschaften, darinn sie gebohren waren. Es kommt diesen Leuten dieses E ihren Ohren nach, eben so überflüssig vor, als dem Herrn Professor bey dem Worte Getränke, oder Geschenke. Man muß sie also einiger massen mit ihrer Mundart entschuldigen; ob es wohl allerdings besser wäre, wenn sie sich nach der besten richten wollten. Zum wenigsten ist dieses in unsrer Deutschen Gesellschaft allezeit beobachtet worden.

Ein andrer grammatischer Fehler, der uns von dem Herrn Professor in der Poesie vorgerücket wird, ist dieser, daß wir uns der französischen Art, den Zeugefall durch von auszudrucken, bedienen. Er giebt das Exempel, von Haab und Gut beraubt. Ohngeachtet wir die Anmerkung überhaupt zugeben, auch dieses Exempel vor falsch erkennen; weil man niemals sagt, er hat mich von meinem Gut beraubt, sondern meines Guts und meiner Haabe beraubt: So ist doch dieses abermal kein Fehler der der Poesie

Delineatio partis exterioris patenæ.

Diameter 6 zoll.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

Hor. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant: quidquid ſcripſere, beati.

Lenzmond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1758.

Inhalt.

I. Ioh. Gottl. Böhmii de Auguſtino Olomuc. et Patera eius in Numo phylacio. R . P. C

II. Von den Kureten und Korybanten aus der Geſchichte der Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften.

III. An Epiſtle, to Mr. Voltaire, in Answer to his ſcandalous Verſes.

IV. Memoires de Litterature tirés des Regitres de l' Academie T. XXIII.

V. A ſerious defenſe of ſome late meaſures of the Adminiſtration.

VI. J. Ferdin. Hommeis akademiſche Reden über das B. de Jure Feudorum I. R. G.

VII. Reponſe S. M. le Roi de Pruſſe, à Mr. de Voltaire.

VIII. Gedanken über die: Frage ſind Gelehrte privilegirte Müßiggänger?

IX. La Grammaire Allemande en François par Gottfr. Quand.

X. Nachricht und Beſchreibung einer neu erfundenen Maſchine.

XI. Der dankbare Kaufmann, ein Schauſpiel in fünf Handlungen.

XII. Die neueſte Weltweisheit in Verſe gebracht, von B. Stay.

XIII. Johann Maria Lampredi Verſuch einer Geſchichte der Weltweisheit der Hetrurier.

XIV. Nachricht von der Herausgebung einiger preußiſchen Geſchichtſchreiber.

I.

Io. Gottlob Böhmii, P. P. Coll. Maj. Princ. Socii, Paſt. Arc. De Auguſtino Olomucenſi et Patera ejus aurea, in Numophylacio Sereniſſ. Princ. Reg. Elect. Dresdæ aſſervata, Commentariolus. Accedit ejusdem Pateræ delineatio.

Dresdæ et Lipſ. A. clɔ Iɔ cc. lviii.
Apud Waltherum.

Das vortreffliche Münzcabinet Sr. Kön. Hoh. des Durchl. Churprinzen von Sachſen, bewahret unter vielen andern Seltenheiten, auch die ſonderbare goldne Trinkſchaale, die nun faſt vor 250 Jahren dem damals berühmten Auguſtin zu Olmütz gehöret hat. Dieſes ſeltne Stück des Alterthums, deſſen Geſtalt das Kupfer dieſes Monaths im Kleinen darſtellet, zu beſchreiben, hat unſer ſo fleißiger als gelehrter Herr Profeſſor Böhm übernommen.

In der Vorrede giebt der Hr. Prof. Nachricht, von dem vortrefflichen Münzcabinette Sr. Königl. Hoheit. Er rücket eine poetiſche Anrede an den

Schutzgeiſt dieſes Behältniſſes in dieſelbe ein; davon wir etwas mittheilen wollen, um unſere Leſer des Vergnügens theilhaftig zu machen, das wir davon empfunden haben.

Pieridum loca ſacra, quies gratiſſima Phoebo
Dulcis amor docti deliciumque Chori.
PRINCIPIS EXIMII decus, ac ſua magna voluptas,
Dum vacuus curis, otia blanda colit.
Quam juvat hæc inter funeſti oblivia belli,
Ducere & Aonidum mitia caſtra ſequi!
Quam juvat hæc inter facies & facta virorum
Noſſe, vetuſtorum tot monimenta ducum;
Aeraque cum Latio grajos ſimulantia mores,
Et quidquid præſens cultius orbis habet! &c.

In dieſem Cabinette nun erblickte er obgedachte Schaale, die ihm theils wegen ihrer koſtbaren Materie und Geſtalt, theils wegen des berühmten Mannes, merkwürdig vorkam. Auf Befragen, was er davon hielte, entdeckte er zwar ſogleich ſeine Gedanken; verſprach aber bey Gelegenheit ausführlicher davon zu handeln; ſo wie ers itzo wirklich thut.

Im I. Hauptſt. handelt er vom Vaterlande, Geſchlechte und der Wiſſenſchaft dieſes Auguſtins. Zu Olmütz iſt er gebohren geweſen, wie ſein Beynamen zeigete; und wie es damals unter Gelehrten gewöhnlich war. Conrad Celtis, wünſchet dieſer Stadt wegen eines ſolchen Sohnes Glück.

Sleſia, quæ pulcris habet oppida condita muris
Viſa caput quorum culta Vratislavia,

Hinc

Hinc Moravinus ager pluvium conversus in austrum,
Marcomanes, pingui sub regione fovet.
Hic, Augustinus, vates Olomuncius, ortus,
Pannonii Regis bellica gesta canit.

Böhmen und Mähren hatten schon damals geschickte lateinische Dichter. Johann Slechta, war einer davon, den Hassenstein sehr gelobet; und diesen lobet selbst Augustin, als einen der vornehmsten davon. In Mähren war noch ein Janus Zwola, den Pelius gerühmet, und Stanislaus Thurzo, der damalige Bischof zu Olmütz, war selbst ein großer Beschützer der schönen Wissenschaften; welchen Johann Dantiscus und Erasmus von Roterdam gepriesen. Auch Johann Oppau, und Andreas Stiberius gehörten unter die gelehrten Olmützer. Mehr hat er von Augustins Herkommen nicht ausfindig machen können. Weder Stamm noch Haus, noch die Zeit seiner Geburt sind herauszubringen gewesen. Doch muthmaßet der Hr. Prof. er müsse nach 1470 gebohren seyn. Denn um das 1492ste Jahr hat er schon zu Padua ein gelehrtes Werkchen ans Licht gestellet: woselbst dazumal die Musen ihren Sitz hatten. Daselbst war Joh. Thurzo einmal Rector gewesen, und Augustin legte sich sonderlich auf die lat. Dichtkunst, und auf die canonische Rechtsgelehrsamkeit. Vermuthlich hat er auch die Theologie nicht verabsäumet.

Im II. Hauptst. wird von Augustins Würden und Aemtern geredet. Nach der höchsten Würde

in den freyen Künſten hat er auch den Doctorhut der Rechte erlanget. Haſſenſtein giebt ihm dieſen Titel: Auguſtinus ſelbſt aber nennet ſich des päbſtlichen Rechts und der Künſte Doctorn. Er ward hernach Probſt zu Olmütz und Brünn: und ſein Biſchof ſchätzte ihn hoch. Der König in Ungarn Vladislas, war ſelbſt ein Gönner der Muſen; und Jovius irret, wenn er meynet: mit dem Johannes Pannonius u. a. m. wären alle freye Künſte in Ungarn geſtorben, die unterm Könige Matthias geblühet hatten. Dieſer König Vladislaus nun ließ unſern Auguſtin an ſeinen Hof kommen. Tenzel irret nämlich, wenn er ſaget, Auguſtin wäre ſchon in Königs Matthias Dienſten geweſen. Als dieſer ſtarb, ſtudirte jener noch zu Padua. Allein unterm Vladislas iſt er königlicher hungariſcher Geheimſchreiber geweſen, (Auriculárius Regius,) und hat an wichtigen Dingen Antheil gehabt. Doch blieb er den Muſen noch immer treu; wie Hr. Prof. Böhm aus verſchiedenen Zeugniſſen beybringet.

Im III. Hauptſt. wird von ſeinen Gönnern, Freunden, und von ſeinem Tode gehandelt. Die beyden Thurzoner, der eine zu Breslau, der andre zu Olmütz Biſchof, gehörten zu den erſten. Erasmus, Conrad Celtis, Johann Sturmus, Simon Fagel, Johann Cuſpinian, Aperbach, Crotus Rubianus, Johann Slecht u. a. m. zählte er zu der andern Claſſe. Aber er hat auch Freundinnen gehabt, die er zärtlich geliebet, als er ſchon alt geweſen. Er ſtarb 1510.

Im

Im IV. Hauptſt. handelt er von der Bibliothek und von den Schriften unſers Auguſtins. Hr. Prof. Böhm findet etwas davon beym Fagel, der da erwähnet, daß er eine ſeltne Schrift darinn gefunden. Das Werkchen, welches er in Padua herausgegeben, iſt eine Vertheidigung der Dichtkunſt, (Defenſio Poetices) geweſen, die 1493 gedruckt worden, und zwar zu Venedig. Es iſt dem Biſchofe Johannes zu Breslau zugeſchrieben; und die Anrede an ſein Büchlein hebt ſo an:

Ad Libellum.

I liber, & nitidas celerem te conſer ad aedes
Præſulis, & docti principis ante fores.
Quid dubitas, ne te tetricæ diſcrimina frangant
Turbæ, vel rigidi probra ſupercilii?
An ſcombris tunicas remuis, thurique cucullos
Paſcere, vel ſcabras ſordidulus tineas?
An te difficiles remorantur cardine poſtes?
Nulla mora eſt: licet hinc officioſus eas, &c.

Wie man hier eine angenehme poetiſche Schreibart erblicke: ſo ſind auch die Geſpräche ſelbſt zur Vertheidigung der Poeſie, recht platoniſch eingerichtet. Er vertheidiget ſonderlich den Gebrauch der Mythologie an den Dichtern. Außerdem hat er des Königs in Ungarn Thaten beſchrieben, wie Celtis bezeuget. Haſſenſtein will noch andere Stücke von ihm geleſen haben; und hier werden ein paar lateiniſche Briefe von ihm eingeſchaltet, die ſehr wohl geſchrieben ſind. Wider die damalige

Secte der Piccarder, oder Waldenſer in Böhmen, hat er ſtark geſchrieben. Endlich hat er auch die Reihe der olmützischen Biſchöfe, von Anbeginn des Chriſtenthums in daſigen Gegenden, poetiſch beſchrieben, und ſie dem Stan. Thurzo zugeeignet; der ſich in einem ſchönen Briefe dafür bedanket hat. Er ſoll auch noch vom Briefſtellen (de componendis Epiſtolis) was geſchrieben haben; doch iſt ſolches nicht aufzutreiben geweſen.

Im V. Hauptſt. wird nun endlich von der goldnen Schaale ſelbſt zu handeln angefangen, die in dem churprinzlichen Münzcabinette befindlich iſt. Tenzel hat ihre Geſtalt und Beſchaffenheit bereits genau beſchrieben. Daß dieſelbe von unſerm olmützischen Auguſtin herkomme, lehret die Aufſchrift des Bodens von außen.

AVG. OLOM. SIBI ET GRATAE POSTERITATI MDVIII.

Haſſenſtein erwähnet deren oft, daß ſie nämlich aus Prag nach Brünn, von hier nach Ofen an den Auguſtin geſchicket worden. Einige haben gemeynet, ſie ſey aus gemachtem Golde gegoſſen worden. Sie gründen ſich auf die Umſchrift:

Phœbigenum ſacrata cohors & myſticus ordo,
Hac patera Bacchi munera larga ferant.
Procul hinc, procul eſte profani.

Sie bilden ſich ein, dieſe myſtiſche d. i. geheime Zunft, die daraus getrunken, ſey eine Zahl von Alchymiſten oder Goldmachern geweſen, die ſich durch einen Eid zuſammen verbunden gehabt. Und die

ange-

eigen wäre. Was kan ſie davor, daß die franzöſiſche Art zu reden ſich im Deutſchen ſo bekannt gemacht? Ein jeder ſagt: ich bin kein Freund davon; Er iſt ein guter Freund von mir: Da wir doch ſagen ſollten: Ich bin des Dinges Freund nicht; Er iſt mein guter Freund. Wie aber? Haben denn die lateiniſchen Poeten keine Græcismos? Wie viel gelehrte Anmerkungen bey den meiſten ſchönen Auflagen derſelben würden wegfallen, wenn man nur diejenigen ausſtreichen wollte, dadurch ſolche Stellen angemerket und erläutert werden, darinn die römiſchen Dichter auf griechiſche Art geredet haben? Wenn nun dergleichen einmal in der ganzen Sprache eingeführet wird: So kan man es auch in der Dicht-Kunſt ſchon leiden; zum wenigſten muß man ihr die Schuld nicht beymeſſen, daß ſolches eingeführet wird.

Endlich kömmt der Herr Verfaſſer noch auf die Bildung der Abfälle bey den ſelbſtändigen Nennwörtern, deren einige im Zeugefalle ein, es, andre ein en haben; als z. E. Glück, des Glückes; Held, des Helden. Hier meynt nun derſelbe, es ſey ein Fehler, wenn man beyde Endigungen vereiniget, als wenn man ſagt, Herz, des Herzens. Nun wiſſen wir es nur mehr als zu wohl, daß bey einigen der Misbrauch eingeriſſen iſt, auch bey Herr, Fürſt, Menſch, Graf, u. ſ. w. zu ſagen, des Herrns, Fürſtens, Menſchens, Grafens, da doch dieſes dem beſtändigen Gebrauche der alten und neuern Scribenten ſchnurſtracks zuwieder iſt. Man kan dieſes aus der Bibel Lutheri ſehen, wo niemals gefunden wird des Herrns Auge ſiehet auf die ꝛc. des Menſchens

angehenkte Verbannung aller Weltlichgeſinnten beſtärke dieſe Meynung noch mehr. Allein der Hr. V. zeiget den Ungrund dieſes Vorgebens, wider Tenzeln. Daß es damals betrügliche Goldkocher gegeben, bezeuget eine Stelle im Celtis; aber Auguſtin war zu vernünftig dazu. Andre behaupten, es ſey eine gelehrte Geſellſchaft, die aus neun oder ſieben Gliedern beſtanden, geweſen: und die wäre dieſer heil. Zahl wegen, myſticus ordo genennet worden. Phœbigenum ſacrata cohors ſchicket ſich auch ungleich beſſer dazu. Celtis nennet ſie auch Phœbi ſodalitatem. Außerdem hat der König in Pohlen Sigismund, dem kaiſerlichen Bothſchafter damals drey goldene Schaalen geſchenket.

Tresque ſimul pateras dedit aurea munera Lango.

Dieſe Schaale nun wird ſonder Zweifel bey den gelehrten Mahlzeiten gebrauchet worden ſeyn. Varro ſaget, patera ſey a patendo genennet worden, quod latius pateat. Man habe ſie auch bey öffentlichen Gaſtmalen, um des Alterthums wegen, beybehalten; wie bey Opfern die Obrigkeiten darinnen den Göttern den Wein darreichten. Sie werden κυπελλαι, φιαλαι, auch pocula genennet. Und daß die Poeten zu allen Zeiten gern getrunken haben, bezeuget Horaz aus dem Kratinus:

Nulla placere diu nec vivere Carmina poſſunt,
Quæ ſcribuntur aquæ potoribus: ut male ſanos
Adſcripſit Liber Satiris Faunisque poetas.
Vina fere dulces oluerunt mane Camœnæ.

Laudibus arguitur vini vinoſus Homerus,
Ennius ipſe pater nunquam niſi potus ad arma
Proſiluit dicenda.

Herr Prof. Böhm ſetzet noch aus dem Martial hinzu:

Poſſum nil ego ſobrius: libenti
Succurrunt mihi quindecim Poetæ.

Auch viele andere ſchöne Sachen ſind hier aus einem reichen Vorrathe der Litteratur zu finden, die wir nicht mitnehmen, ſondern unſern Leſern aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen anrathen müſſen. Es iſt auch dieß Werkchen überaus ſauber gedruckt.

II.

Fortſetzung des Artikels aus der pariſiſchen Akademie der Aufſchr. und ſchönen Wiſſenſchaften pag. 40.

IV. Artickel.

Von den Kureten und Korybanten.

Ungeachtet die Kureten und Korybanten wirklich unterſchiedene Perſonen geweſen: ſo verbindet uns doch die Verwirrung, welche die Alten faſt allezeit

(a) Dieſer Namen bezog ſich, nach dem Archemachus, auf ihre Haare. Man gab ihn ſolchen Leuten, die ihr Haar ſehr kurz und vorn an der Stirne abgeſchoren trugen. Im Occidente des Achelous wohnten die Akarnanier, welche

allezeit unter ihnen gemachet haben, dieselben in einen einzigen Artikel einzuschließen.

I. Ist der Namen Kureten oder Koureten in dreyerley verschiedenen Bedeutungen genommen worden. 1. Homer bezeichnet damit ein Volk welches in der Nachbarschaft von Calydon gelegen: dieß waren die Aetolier, die im Oriente des Flusses Achelous wohneten. (a) 2. Wenn man den Namen Kureten, in dem allereinfältigsten Verstande nimmt, so bedeutet er bloß Leute, die in der Blüthe ihrer Jahre sind. Strabo (b) hat gezeiget, daß Homer es oftmals in der Ilias in diesem Sinne brauchet. 3) Endlich ist der gemeinste Gebrauch dieses Wortes dieser, man nennet die Priester der Geheimnisse Jupiters auf der Insel Kreta, und der Rhea in Phrygien, Kureten; und in dieser letzten Bedeutung findet man sie ziemlich oft mit den Korybanten vermenget.

Die Cureten, saget Strabo (c), waren die Erfinder des gewapneten Tanzes, und man nannte sie so: weil es die jüngsten von diesen Priestern waren, denen man dieß Amt, bey den heiligen Zügen der Feste Jupiters und der Rhea, auftrug. Ist der Tanz der salischen Priester zu Rom, wie Dionysius von Halikarnaß will, eine Nachahmung des Tanzes der Kureten gewesen, so mußte dieser gewiß

welche so genennet wurden, weil sie ihre Haare lang wachsen ließen.

(b) Lib. X. p. 465.

(c) Lib. X. p. 468.

wiß ungemein viel gelaſſener, und nicht ſo hitzig ſeyn, als der Korybanten ihrer.

Der Tanz der Salier war bloß ein figurirter Gang; in welchem ſie an ihre Schilde mit einer Art von Bajonetten ſchlugen, womit ſie gewaffnet waren; ein Gang, mit einigen kleinen Sprüngen, oder vielmehr nur einem harten Stampfen mit den Füſſen. Wenigſtens machet Seneca uns dieſen Begriff davon (d) durch den Ausdruck, deſſen er ſich bedienet, wenn er ihn beſchreibt; und eben das erhellet

(d) Wenn Seneca den ſaltum ſaliarem erklären will, ſo giebt er ihn durch den Ausdruck, ſaltus ſullonius. *Ep. XV.*

(e) Horaz, welcher in der XXXVI. Ode des erſten Buches, vorausſetzet daß dieſer, geſchähe, ohne die Füße ſtark zu bewegen, nen morem in ſalium ſit requies pedum, ſaget in der erſten Ode des IV. B. die Salier hätten mit dem Fuſſe die Erde geſtampfet: pede candido, in morem ſalium, ter quatient humum. So haben auch die alten lateiniſchen Dichter ſie oftmals ſaliſubſuli, die Hüpfer genannt. Man ſehe den *Pacuv* beym Scaliger *in Catul. Epiſt. XVII.*

(f) Strabo leitet den Namen Korybanten von dem Worte Κορύπτειν, einer Handlung her, die die Römer in ihrer Sprache caput jactare nennen. Paulmiere de Grand-Mesnie muthmaßet, daß dieſer Namen aus Κόρυ und Βαίνω zuſammen geſetzet, die er durch capite incedo überſetzt, der ihnen deswegen gegeben worden, weil ſie im Gehen auf den Köpfen geſtanden. Allein das Alterthum hat uns nichts ähnliches von den Korybanten oder Gallis hinterlaſſen; man redet nur von der gewaltigen Bewegung ihrer Köpfe. Apulejus beſchreibt ſie in ſeinem güldnen Eſel im VIII. B. in folgenden Worten: Capite demiſſo cervices lubricis intorquentes motibus, crinesque

erhellet auch aus dem, was Horatz (e) an zwo verschiedenen Stellen von ihm saget. Der Tanz der Korybanten hingegen war mit den heftigsten Leibesbewegungen, insonderheit aber des Kopfes verknüpfet. Strabo vergleicht sie mit unsinnigen Leuten, die ganz von der Raserey dahin gerissen werden. Die Römer, welche die Korybanten duldeten, die mit dem Götzendienste der Cybele dahingekommen waren, nannten sie Gallos, und ihren Anführer Archigallum (f).

Die

nesque pendulos in circulum rotantes; Ausdrücke, die das crinem rotantes Galli des Varro ausdrücken. Dieser Schriftsteller hatte sogar das Wort gallare gebrauchet, um die Art ihres Tanzes anzuzeigen. Allein es scheint nicht, daß dieß Wort recht in Schwang gekommen; wenigstens muß die Gelegenheit sich desselben zu bedienen, sehr selten gewesen seyn. Der Namen Gallus war mit dem Namen Eunuchus gleichbedeutend geworden: weil die Priester der Cybele sich zu Eunuchen mußten machen lassen, um sich demjenigen gemäß zu bezeigen, was die Fabel sie von dem Atys lehrete.

Einige Wortforscher haben gewollt, daß diese fanatischen Priester der Cybele ihren Namen von dem Flusse Gallus genommen, der bey Pessinunt vorbey fließt, und andere glauben, sie haben ihn dem Flusse gegeben. Nachdem Herrn Freret ist es natürlicher, daß man ihn für einen phrygischen Namen halte, unter welchem sie in Rom bekannt gewesen. Indem er voraus setzt, wie er im II. Artikel gethan, daß das Armenische und Phrygische einerley Sprache gewesen, findet er in dem Worte Gallus, das Wort Galouls, torquens se, von Gheloul, voluere, krümmen, biegen, abgeleitet. Alsdann wird dieser Namen, so wie der Namen Korybas, bloß auf die wüthenden Tänze gehen, die ein Stück von dem Götzendienste der Cybele

Die Kureten, als Priester der Rhea und Ernährer Jupiters betrachtet, werden in diesem Gesichtspuncte oftmals mit den Daktylen und Korybanten verwechselt, und die Alten sind über ihrem Ursprunge nicht eins. Man glaubte, sie stammeten entweder von den phrygischen, oder kretischen, oder rhodischen Daktylen her. Diese verschiedenen Sagen, welche Strabo (g) und Diodor von Sicilien (h) anführen, rechtfertigen die Anmerkung des erstern über die Aehnlichkeit, welche diese ganz verschiedenen Personen in vielerley Absicht mit einander gehabt haben.

Diodor setzet voraus, es wären die Kureten gewesen, die die Kreter gelehret hätten, die wilden Schaafe und Ziegen, welche in den Feldern herum liefen in Heerden zu versammeln, Bienenstöcke zu machen und häusliche Bienen zu erziehen, und ihnen den Honig und das Wachs zu benehmen, ohne den Stock zu verderben, oder auch nur zu zerstreuen. Er eignet ihnen auch noch die Kunst zu, die Metalle zu schmelzen, und zu verarbeiten: allein, weder dieser

bele ausmachten. So haben wir gesehen, daß der Namen Daktylen, welcher aus den zwey Wörtern Dayack-til genommen ist, die Ernährer Jupiters bedeute, ein Amt welches die Fabel den Daktylen gegeben.

Dionysius von Halikarnaß beobachtet Lib. II. daß der Dienst der Cybele in Rom allezeit Phrygiern und Phrygerinnen anheim gestellet geblieben. Man hielt vermuthlich dafür, daß die unanständige Begeisterung, der die Priester sich überließen, um sie zu ehren, und das Opfer, welches sie von ihnen foderte, die römischen Bürger entehren würde. Die römischen Namen, welche man in

dieser Schriftsteller. Noch irgend ein anderer setzet zum voraus, daß sie in der Kenntniß der Medicin wären eingeweihet gewesen; noch weniger in der Ausübung der Bezauberungen, die man den Teichinen benmaß.

Alle alten Sagen Griechenlandes zusammen genommen und mit einander verglichen, stimmen darinnen überein, daß sie die Entdeckung der Künste, mit der Geburt und Erziehung gewisser Gottheiten, daß heißt, mit der Errichtung ihrer Altäre vereinbaret. Wir wollen noch bemerken daß die Pflegeväter dieser Götter, fast allezeit, als die Ausbreiter ihres Dienstes, und für die Erfinder der Künste angesehen worden; deren Kenntniß, vor der Aufrichtung der ersten Gesellschaften hat vorhergehen, oder doch wenigstens dieselbe begleiten müssen. Was beweist denn sonst die gegenseitige Verbindung dieser Gegenstände, als dieses: daß die Abgötterey und die Künste in Griechenland einerley Zeitpunct, und einerley Urheber haben? Es ergieng diesem Lande wie es nothwendiger Weise allen denen ergehen muß, wo

in Aufschriften der Archigallus gegeben findet, dürfen uns nicht irre machen, weil sie aus einer Zeit sind, da die Sklaven selbst oftmals dergleichen Namen führeten. So lange das Fest der Cybele währete, hatten ihre Priester der diesen Gebrauch im II B. von Gesetzen anführet, setzet hinzu: daß er nur geschickt sey, die Familien zu Grunde zu richten, und den Aberglauben auszubreiten. Implet superstitione animos, exhaurit domos.

(g) Lib. X. p. 472.
(h) Lib. V. p. 230.

wo die Eingebohrnen durch fremde Colonien gesittet werden. Alles was die Fremden dahin bringen werden, Gesetze, Künste, Gebräuche, andächtige Feyerlichkeiten, das wird in der Folge das Ansehen haben, als hätte es ihnen seinen Ursprung zu danken. Und da auch selbst die groben Künste die Wilden befremden mußten: so haben die ersten Griechen, welche unwissend und barbarisch waren, diejenigen Menschen für wunderbar, für besser als sich selbst, und für begeistert halten müssen, die ihnen deren Kenntniß und Ausübung beybrachten. Sie haben sie für Erfinder in allen Gattungen halten müssen, weil sie ihnen zugleich die ersten Begriffe von allem zu danken hatten. Sogleich wurden die Piloten, die Soldaten, die Kaufleute, welche zuerst in Griechenland anländeten, oder doch die Vornehmsten dieser Ebentheuerer, bey den Eingebohrnen zu Leuten von besonderer Fähigkeit. Nunmehr sind sie Künstler, Gesetzgeber, Staatskluge, und Gottesgelehrte; bald sehe ich verschiedene von ihnen durch Dankbarkeit oder Schmäucheley, als Helden hervor treten. Ich sehe, wie die Götter, deren Dienst sie allenthalben verbreiten, wo sie ihre Künste pflanzen, als Wohlthäter des Landes angesehen werden; und wie die Einwohner, durch einen Irrthum den der Aberglauben und die Zeit heiligen, ihnen den Ursprung derer Künste zuschreiben, die zugleich mit ihren Altären bekannt geworden. Ceres wird zur Erfinderinn und Göttinn des Ackerbaues; weil eben das Schiff, welches ihren Dienst nach Attica brachte, auch Getrände und Ackersleute dahin brachte. So ging

es

es mit der Minerva, dem Jupiter, Bacchus, Neptunus, und allen andern Gottheiten, die ursprünglich dem griechischen Volke fremde waren.

Die Entdeckung und Einsetzung der verschiedenen Dienste, folgen einander in chronologischer Ordnung; die von derjenigen wenig abgeht, worinn die orientalischen Colonien sich in Griechenland niedergelassen; und von dem Zeitpuncte dieser Colonien, welchen wir, wenn wir sie von Menschenalter zu Menschenalter bis auf den trojanischen Krieg fortsetzen, ihrer Stiftung geben müssen. Diese Uebereinstimmung der Sagen unter einander, was den Grund der Erzählung betrifft, ungeachtet die Nebenumstände verschiedentlich sind, berechtiget uns, ihnen einen historischen Grund zuzutrauen, den man auch gewahr wird; wenn man mit dem Herrn Freret, die Lehrmeynungen des Strabo und Herodots annimmt. Setzet man nun noch hinzu, daß die Zeitpuncte des Ueberganges der Colonien nach Griechenland, ein Verhältniß mit den Zeitpuncten der ägyptischen Einnahme durch die Hirten, ihrer Heraustreibung durch den Sesostris, und der Feldzüge dieses Prinzen in klein Asien und Thracien haben; so wird man leicht sehen, daß die Chronologie dieser Helden, oder [illegible] fabelhaften Zeiten, in den wesentlichen Stücken einen gewissen Grad der Gewißheit habe, welche die alte Geschichte der mehresten andern Nationen beyweitem nicht hat.

II. Man nennete die Priester Jupiters auf der Insel Kreta Kureten: die Korybanten waren eigentlich zu reden, der Rhea, seiner Mutter ihre, die doch auf dieser Insel, eigentlich zu reden

gar keinen Dienſt, weder öffentlich noch insbeſondere hatte: wie uns **Demetrius von Skepſis** verſichert, welchen **Strabo** (i) anführet. Es ſcheint nicht, daß dieſe Göttinn viel Anbether unter den Griechen gehabt habe. Man findet kein Feſt, welches ihr zu Ehren angeſtellet wäre. Sie hatte wenig Tempel, und dieſe Tempel wurden von niemanden beſuchet. Man nannte ſie Metroa. Der zu Athen, der anſehnlichſte von allen, dienete zur Schatzkammer der Geſetze, und der Vergleiche unter Privatleuten. Dieſem Gebrauche hat er es zu danken, daß er bekannt iſt, denn die Redner haben ihn oft genennet. **Pauſanias** (k) beſchreibt ſeine Lage; allein er redet weder vom Altare, noch von Bildſäulen, noch von Opfern. (l) Es ging der **Rhea** wie der **Erde** und einigen andern alten Gottheiten. Die Griechen hatten ſie zwar nicht gänzlich abgeſetzet, wie z. E.

(i) Lib. X. p. 472. (k) Lib. I. p. 43.

(l) Die Alten reden noch von vier andern Tempeln der Rhea, welche dem Metroo von Athen geglichen, und auch eben ſo geheißen. Der erſte zu Olympia, der zweyte zu Korinth, der dritte ungefähr achtzehn Meilen von Gythium in Peloponneſus, und der vierte zu Sparta. Siehe den Pauſan. V. B. und im II. B. 121. und im III. B. 266. und 277. Dennoch iſt es nicht gewiß, daß alle dieſe Tempel der Rhea geweihet geweſen. Man ſchließt dieß mit vieler Wahrſcheinlichkeit aus denen Namen, die ſie geführet; der Namen einer Göttinn Mutter aber war nicht der Rhea beſonders eigen, man gab ihn auch der Erde und der Cybele.

(m) Einer von den Göttergeſängen, die man insgemein dem Homer zuſchreibt, iſt an die Mutter der Götter gerichtet;

ſchens Herz iſt böſe ꝛc. Allein wenn gleich in dieſem Stücke die Anmerkung wohl gegründet iſt: So ſehen wir doch nicht, wie ſich dieſelbe auch auf Herz, Schmerz, Glaube, u. ſ. f. erſtrecken ſoll. Denn hier iſt es ebenfalls ſeit undenklichen Zeiten geſaget und geſchrieben worden, des Herzens, des Schmerzens, des Glaubens. So gewiß iſt es, daß keine Regel ohne Ausnahme ſey: Aber eben ſo gewiß iſt es auch hier abermal, daß dieſes kein Fehler ſey, den die Poeſie angerichtet, oder allein für ſich begangen hätte.

Mit den eigenen Namen, ſonderlich den weiblichen iſt es eine etwas ſchwerere Frage. Den Artickel kan und ſoll man dabey nicht allemal brauchen, darum erſetzt man denſelben durch die Endigung: Friedrichs Ehre, Rudolphs Klugheit, Achillens Tapferkeit, Ulyſſens Weisheit u.d.gl. Allein Minervens Schild, Cytherens Schönheit, Luiſens Geiſt; u. ſ. f. Das will dem Herrn Verfaſſer nicht gefallen. Es iſt wahr, wenn man es nicht gewohnt iſt, ſo klingt es fremde, weil es ſcheint daß das s die Endigung des Männlichen Geſchlechts im Zeugefalle ſey. Allein dieſes iſt falſch. Man ſagt Hedwigs Tugend, Gertruds Schönheit. Nun iſt zwar dort ſchon das angehängte n eine Art des Zeugefalles: jedoch weil der Gebefall dieſes auch hat, als wenn ich ſagte:

Minerven hab ich mich geweyhet,
Cytheren ſag ich gute Nacht!

So ſcheinet das s noch zu beſſerm Unterſchiede beyder Fälle zu dienen. Und da es bereits von unſern beſten Dichtern gebrauchet worden; ſo daß es faſt allgemein geworden: So könnte man es zur Noth ſchon beybehalten.

z. E. den Saturn und die Titanen. Sie redeten mit aller Ehrerbiethung von ihnen; sie ließen ihre Altäre stehen: aber sie vernachläßigten ihren Gottesdienst. Der Aberglauben hatte sich ganz und gar auf die Seite derer Götter gelenket, die viel eigentlicher zur neuen Religion und zu Jupiters seiner, gehöreten: dergleichen waren die Juno Minerva, Ceres, Diana, ꝛc.

Der Dienst der Rhea hatte sich nur noch in dem occidentalischen, oder trojanischen Phrygien erhalten; und dennoch scheint er auch hier mit dem Dienste der Cybele vermischet gewesen zu seyn, welches eine ganz verschiedne Gottheit war: ungeachtet die meisten alten und neuen Mythologen sie mit einander vermenget haben; weil beyde den Namen einer Mutter der Götter führeten. (m) Die Fabel von dieser letzten wird sehr verschiedentlich erzählet;

gerichtet; allein man nennet sie nicht Rhea. Sie ist weder Saturns Gemahlinn, noch Jupiters Mutter: und der gesteht ihr alle Kennzeichen zu, die in der Fabel und in Aufschriften die Cybele andeuten; die Trummeln, die *Crotala*, die Löwen u.s.f. In einem andern Gesange zu Ehren der Erde, welche oft für die Cybele genommen wird, giebt man ebenfalls dieser alten Göttinn den Titel einer Mutter der Götter. Allein, man saget, sie sey des Uranus Frau gewesen; und sodann hat sie den Saturn, die Titanen und die Rhea zu Kindern. In diesem Lehrgebäu sind die Cybele und Rhea von einander unterschieden: da aber eine der andern Tochter ist, so hat man sie leicht verwechseln können. Uebrigens sind die meisten dieser Göttergesänge, welche unter Homers und des Orpheus Namen herumgiengen, voller

aber nichts von dem, was man davon erzählet, kömmt mit der Geschichte der Rhea überein, einer Tochter des Himmels und der Erden, einer Schwester und Gemahlinn des Saturns, die ihn wegen der Geburt des Jupiters hinterging, um diesen dritten Sohn vor dem Schicksale zu bewahren, welches Neptun und Pluto, seine ältern Brüder erfahren; welche dieses durch List weggeschaffte Kind heimlich erziehen ließ, und ihn in den Stand setzte, seinem Vater die Herrschaft der Welt zu rauben.

So klingt die Legende der Rhea im Hesiodus. Wir können nur halb und halb einsehen, was die trojanischen Phrygier von ihr gesagt haben; allein so viel wissen wir doch, daß ein junges Kind bey ihren Geheimnissen eine Rolle gespielet (n). Dieß war

ler einander widersprechender Gedanken. Das ist ein offenbarer Beweis von der Vermischung der Sagen, wozu die Dichter dieselben gebrauchet haben, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie nach den Regeln der Kritik zu zergliedern.

(n) Strabo X. p. 470.

(o) Hier ist diese Formel mit der Erklärung; die Herr Freret davon wagen zu können geglaubet hat. Euoi saboi, hues attes, attes hues. Alle diese Wörter sind ursprünglich griechisch.

Euoi, nach dem Worte εὖ gebildet, war eine Art einer Segensformel, nach einem Alten, welchen Harpokration anführet, die mit dem Worte εὖ σοι, bene tibi sit, gleichbedeutend ist; und daher kam das Zeitwort ἐυάζειν, so wie auch der Titel εὔιος den man dem Bacchus gegeben, und der Titel ἐυλοσία, den man der Ceres gegeben. Saboi war der Titel der Eingeweiheten, oder der Mystiker des Sabazius; und dieser Namen sowohl, als der, den man dem Gotte gab, war allem Ansehen nach, nur ein Verwort

war der Sabazius, eine thracische Gottheit, welche nach allen Scholiasten und alten Wörterbüchern, mit dem Bacchus einerley ist. Die Abhandlung des Herrn Freret über den Dienst des Bacchus, welche in diesem Bande gedruckt und schon vorhin angeführet worden, überhebt uns der Mühe, uns hierüber weitläuftiger zu erklären.

Strabo deutet die Formel welche Demosthenes dem Aeschines vorwirft, als hätte er sie auf den athenienſischen Gassen gesungen, auf die Feyer dieſer phrygischen Geheimnisse. Sie besteht aus Wörtern, davon unsere Mythologen den Ursprung in den orientalischen Sprachen gesuchet hatten; allein um denselben zu finden, hätten sie nicht aus Griechenland gehen dörfen. (o)

wort von der Wurzel Sebas verfertiget, woraus man das gemeine Griechische sebastos, ehrwürdig, anbethenswürdig abgeleitet hatte. Man muß sich erinnern daß hier von einer thracischen Formel die Rede ist, und folglich von einem sehr alten und sehr groben Dialecte der griechischen Sprache. Hesychius giebt den Namen Sabazein durch Eluazein. Das Wort Attes betreffend, so wissen wir, daß das Wort Atta mit dem Worte Papa gleichbedeutend ist, und ein ehrfurchtevoller Ausdruck war, den junge Leute brauchten, wenn sie mit ältern Personen redeten, als sie selbst waren. * Diese Formel also, welche unfehlbar der Anfang eines Gesanges war, könnte so übersetzet werden: Quod faustum sit Mystis, Sabazie pater, pater Sabazie &c.

*) Dieß ist das gothische Wort Vater, Atta unsar, d. i. Vater unser; zum deutlichen Beweise, daß Thracier und Gothen Nachbarn und Brüder gewesen, und fast einerley Sprache gehabt.

Agdeſtis war der wahre Namen der Rhea, nach eben dem Strabo (p) welcher hinzuſetzet, daß man ſie oftmals auch mit dem Namen derer Oerter bezeichnet, wo ſie beſonders verehret werden. Daher kommen die Zunamen der Ideerinn, der Sipyleне, der Dindymene, der Peſſinunterinn, welche ſie, wie die Cybele trug, ſeitdem man ſie beyde mit einander verwechſelt. Unter ihrem eigenen Namen Agdeſtis aber, gab man ſeltſame Sachen von ihr vor; die man im Pauſanias im Arnobius und in dem Auszuge des Damaſcius nachleſen kann.

Dieſe phrygiſchen Sagen von der Rhea und Cybele ſcheinen in Griechenland nicht angenommen geweſen zu ſeyn. Der Dichter Hermeſianax welchen Pauſanias anführet, begnügte ſich zu ſagen: daß der Dienſt der Mutter der Götter, Matris magnæ, ſeine Einſetzung dem jungen Atys, einem Sohne der Calais zu danken habe, welcher der Göttinn ſo lieb geworden; daß Jupiter aus Eiferſucht über dieſen Nebenbuhler, ihn durch eine wilde Sau tödten laſſen. Cybele war über ſeinen Tod außer ſich; aber da ſie ihn nicht wieder lebendig machen konnte, ſo verſteckte ſie ſeinen Körper in der geweihten Höle des Berges Agdus, machte daß er daſelbſt nicht verweſte, und wollte daß alle Jahre ein feyerliches Feſt das Andenken dieſer Begebenheit wiederum erneuern ſollte.

Es iſt augenſcheinlich, daß dieſe Fabel nach der Fabel vom Adonis gemachet ſey, ſo wie des Adonis: ſeine nach der Erdichtung von dem Morde des Oſi-

(p) Lib. X. 469.

Osiris, des Gemahls der Isis. Zu mehrerer Aehnlichkeit beschloß man die Trauer mit einem Freudentage (q). Dieses Fest welches unter dem Nahmen Hilaria bekannt ist, fiel zu Rom den Tag nach der Tagleiche ein. (r) Damascius, erzählet in dem Leben des Isidorus, daß dieser ein Gesicht gehabt, worinnen Atys ihm befohlen, diese Hilaria zu feyern, welche ein Bild seiner Genesung gewesen. Da er anderwärts die Fabel vom Atys und der Cybele, unter den Namen Sydik und Astronoe, aber mit einigen Veränderungen in den Umständen erzählet, setzet er zum Voraus: die Cybele habe den Körper des Atys wieder belebt, so wie die Venus dem Adonis auch das Leben wieder gegeben.

Der phrygische Namen der Göttinn wird im Hesychius und in den besten Handschriften des Strabo Ἄγδιστις geschrieben: aber in einer Aufschrift, die Spon (s) heraus gegeben, liest man ΜΗΘΡΙ ΘΕΩΝ ΑΓΓΙΣΤΕΙ. In des Strabo Epitome, und in einigen andern Handschriften dieses Schriftstellers, wird dieser Namen Ἄκτις, Ἄγεστις, Ἄγγιστις geschrieben. Vielleicht hat man einerley Gottheit zweyerley Namen gegeben; und man kann sie in der That beyde aus der armenischen Sprache ziehen. Agdistis wird von den Wurzeln *agdsek*, puella, filia, und *Ti* domina, regina genommen seyn, eine Abkürzung von tyran, rex, dominus: woraus die Griechen und nach ihnen die

(q) *Macrob.* Saturn. no. 1. 21.

(r) *Photius*, cod. 242. p. 1054. 1071.

(s) Miscell. 97.

Lateiner, ihr tyrannus gemacht haben. Agdistis wird in einigen ihrer Legenden für eine Tochter der Rhea gehalten. Da die mehresten [illegible]heiten ihrem Ursprunge nach, nur attributa des höchsten Wesens waren, die von dem Hauptbegriffe oder persönlichen Begriffe abgesondert waren; so sind auch ihre Namen nur als Beynamen zu betrachten. Zudem machete man sich vielmals ein Gewissen, die alten Namen auszusprechen, welche für heilig gehalten wurden: man setzte neuere an ihre Stelle, die ganz allein unter dem Volke im Gange waren; die andern, welche der gemeine Mann nicht kannte, wurden nur den Geweiheten offenbaret. Dieß ist eine Anmerkung, die schon oft vor dem gemacht worden, insonderheit bey Gelegenheit der Κόρη, ein junges Frauenzimmer, unter welchem man gemeiniglich die Proserpine versteht.

In Ansehung des Namens **Anghistis**, oder **Angbestis**, so wie man ihn in der Aufschrift liest, glaubet Herr **Freret** darinnen die phrygische Benennung der Mutter der Götter zu finden, welche auf alten Denkmälern und auf Münzen sitzend, und in einer ruhigen Stellung abgebildet wird. **Hanghist** im Armenischen bedeutet die **Ruhe**, und mit der Endigung ti, Hanghisti wird man es nachdem Buchstaben geben können: quiescens regina; ein Namen der sich für eine Göttinn gar wohl schicket, von welcher man vorgab, sie habe ihren Kindern das Regiment der Welt übergeben.

Als die Römer den Dienst der Cybele annahmen, bekamen sie ihn unmittelbar von den Phrygiern.

giern. Um den Befehlen der Sibylle zu gehorchen, schickten sie im 205ten Jahre vor der christlichen Zeitrechnung nach Pessinunt, um ihre Bildsäule aufzusuchen, welche ein bloßer Stein, und wie man sagte, vom Himmel gefallen war, und dessen Fall auf dem parischen Marmor ins 1505 Jahr vor Christo gesetzt wird. Alles was diesen berühmten Stein von der Mutter der Götter betrifft, das ist sehr gelehrt in einer Abhandlung des Herrn Falconets abgehandelt, dahin wir unsere Leser verweisen. Sie steht in diesem XXIII. Bande a. d. 213. S. des Theiles der Memoires. *)

Herr Freret bemerket nicht, ob dieser Stein ein Pyrites, und von einem feuerspeyenden Berge geworfen gewesen, oder irgend eine versteinerte Muschel von der Art der Conchyliten. Er begnüget sich zu bemerken, daß die Mutter der Götter niemals unter dieser Gestalt auf Denkmälern und Münzen vorgestellet wird; sie sitzt allezeit auf einem Throne, oder auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Allem Ansehen nach hat man ihr in Rom eine menschliche Gestalt gegeben. Wir lesen im Zosimus (t), daß als Serena, die Gemahlinn des Stilico, Gelegenheit gehabt, in den Tempel dieser Göttinn zu kommen, sie sich an ein Perlenhalsband gemacht, welches sie um den Hals gehabt.

III. An

*) Siehe unten im Auszuge davon im IV. Art. dieses Monaths a. d. 201. Seite.

(t) Lib. V. Cap. 38.

III.

An Epiſtle to Mr. Voltaire, in Answer to his ſcandalous Verſes on the King of Pruſſia.

Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß man ſich im Anfange des itzigen Krieges ſchon, mit verſchiedenen Verſen herum getragen, die von der Feder des Hn. von Voltaire zu ſeyn ausgegeben wurden. Das eine Stück ſah noch dieſem großen Dichter am ähnlichſten, und ward alſo auch von guten Kennern ſeiner Gedichte für ächt gehalten: ungeachtet es uns immer nicht recht in den Kopf gewollt, daß dieſer berühmte Mann ſeine Geſinnungen gegen ſeinen großen Wohlthäter ſo ſehr geändert haben könnte. Wie nun dem allen ſey, ſo könnten wir eben ſo gut irren, als andere. Das Gedicht ſelbſt hub ſich ſo an:

O Salomon du Nord, ô Philoſophe Roi!
Dont l'univers entier contemploit la ſageſſe.
Les ſages empreſſés, de vivre ſous Ta loi,

Retrou.

* Der Herr Verf. ſcheint übel unterrichtet geweſen zu ſeyn. Berlin iſt ſeit Friedrichs des I. Zeiten ſchon ſtark angewachſen, und hat unter König Friedrich Wilhelmen ſchon ſo ſtark zugenommen, daß es 1730 ſchon dreymal ſtärker an Gebäuden und Einwohnern geworden, als es 1700 geweſen war. Sortant de la pouſſiere, müßte heißen, nach einer Verwüſtung aus dem Staube hervor kommen. Wenn iſt aber Berlin verwüſtet worden?

Retrouvoient dans Ton coeur, l'Oracle de la Grece.
La terre en T'admirant ſe laſſoit devant Toi;
Et Berlin à Ta voix ſortant de la pouſſiere *,
A l'égard de Paris, levoit ſa tête altiere.
A l'ombre des lauriers, moiſſonnés à Molwiz,
Apellés ſur Tes bords des rives de la Seine,
Les Arts encouragés défrichoient Ton païs **.
Transplantés par Tes ſoins, cultivés & nourris,
Les Palmiers du Parnaſſe, & l'Olive d'Athene,
S'élevoient ſous Tes yeux, enchantés & ſurpris.
La chicane à Tes Pieds, avoit mordu la terre,
Et ce monſtre chaſſé du Temple de Themis,
Du timide Orphelin n'excitoit plus le cris.
Ton bras avoit dompté le Demon de la guerre,
Son temple étoit fermé, Tes Etats aggrandis;
Et Tu mettois Bourbon aux rang de Tes amis ***.
Mais &c.

Das übrige davon gebühret uns nicht, hier zu wiederholen. Dieß Stück nun iſt einem guten engländiſchen Dichter, der ſich Roterodamenſis unterſchrieben hat, in die Hände gefallen: und da itzo die

**) Die freyen Künſte ſo wohl, als die mechaniſchen ſind lange in Berlin geweſen, ehe aus Paris die wenigen Gelehrten dahin gerufſen worden. Die Herren Franzoſen wollen nur die Welt bereden, als ob alles von ihnen allein herkäme; und vor ihnen alles, auch ſogar die Aecker, wüſte gelegen hätten.

***) So wäre denn das der höchſte Gipfel des Glückes für einen König, wenn er ein Bundesgenoß vom Hauſe Bourbon werden kann! So denken nur Franzoſen!

die großbrittaniſche Nation ſich mit Sr. Königl. Preuſſ. Maj. in eine genaue Verbindung eingelaſſen: ſo wird es niemanden Wunder nehmen, daß dieſer patriotiſche Britt, eben ſo, wie vormals Prior, auf des Boileau Ode über die Eroberung von Namur, eine Parodie; alſo hier eine Antwort an den Hn. von Voltaire aufgeſetzet hat. Wir nehmen weiter keinen Antheil daran, als daß wir ſie den Liebhabern des Engländiſchen in unſerm Vaterlande bekannt machen wollen: ſo wie der Hr. Verf. uns ſelbige unlängſt zugefertiget hat.

An Epiſtle to Mr. *Voltaire* in Answer to his ſcandalous Verſes on the King of Pruſſia.

Illuſtrious Poet! whoſe melliſluent Art
Could warm the marble of th'unfeeling Heart,
The tuneful Magic of whoſe ſtrains could bear
Th'enchanted Liſt'ner, *when* it pleas'd & *where:*
Whom *Epic*, *Tragic*, *Lyric* charms conſpire,
With ming'l'd blaze, to make the World admire;
By Suffrage univerſal raiſ'd to ſit,
Almoſt unrival'd, on the Throne of Wit.

Prime Fav'rite in the brilliant Court of *Fame*,
Whoſe *Goddeſs* glory'd to reſound thy name,
Adorn'd Thee with her choiceſt preſent ſtore,
And in Reverſion made Thee hope for more;
Bid *Europe* own thy litterary ſway,
And lo! its Realms, with equal zeal, obey.
From where the *Wolga* pours his barb'rous Wave,

To

Was den Klagefall der Wörter Held, Fürſt, Prinz und dergleichen betrifft, ſo merkt der Herr Profeſſor an, daß einige hier auch ſagen den Held, den Fürſt, den Prinz; da es doch allerdings heiſſen ſollte, den Helden, Fürſten, Prinzen, und hierinn hat er ganz recht. Geweſt brauchen gleichfalls einige, auch in ungebundner Rede, da es doch geweſen heiſſen ſollte; denn jenes iſt nur bey dem Pöbel noch gebräuchlich. Selber für ſelbſt will er auch nicht gelten laſſen; welches doch noch eher zu dulden wäre, als kriegen für erhalten. Wenn aber hier die Zweydeutigkeit Schuld hätte, weil kriegen ſo viel als Krieg führen heißt: So müſte man auch nicht erhalten für erlangen brauchen. Endlich ſoll man auch nicht ſagen, ſich ſtreiten, ſondern ſchlechtweg ſtreiten: welches ſich ſehr wohl hören läßt.

Und hiermit beſchließt der Herr Profeſſor dieſe Vorrede, und verſichert, er habe ſeine deutſche Exempel nach ſeinen Regeln verfertiget. Wir wollen es zwar gern glauben; können doch aber nicht leugnen, daß wir auch hier gemerket, es ſey leichter Regeln zu geben, als zu beobachten. Z. E. gleich wieder die allererſte iſt zu mehrern malen verſtoſſen worden. Denn der Vers p. 51.

Hat mich liebreich umfaßt und als auf Samt
gekehrt.

hat in der andern Stelle keinen Jambus, ſondern einen Spondeus: welches nach der lateiniſchen Art nicht ſeyn ſollte. Der Vers p. 54.

Der ſo wie Schwerdt und Pfeile,
Was er ergreift, gebraucht: Erdbeben kam
hinein.

To claſſic ſhores, that *Tiber's* waters Lave,
Delighted Nations, liſt'ning to thy lays,
Vy'd in preſenting tributary praiſe.
Pleas'd we beheld Thee ſtation'd near a Throne,
Whoſe Prince's Luſtre ſcarce eclips'd thy own;
Pronounc'd the Monarch in thy Friendſhip bleſt,
(That Monarch eminent for attic Taſte)
Affirm'd each favour thy deſerv'd reward,
And ſtyl'd it double honour to its Lord.
Charm'd we perus'd thy Poetry, or Proſe,
Where, in its richeſt Colours, Genius glows;
In ev'ry Line could nameleſs beauties Spy,
Not *Delia* fairer in her Lovers eye.
E'en the grim Critic, prowling o'er thy page,
Stood raptur'd unawares, and loſt his Rage.
But ah! what furious Frenzy fires Thee now,
To tear thy Laurels from thy peerleſs brows
Thoſe verdant Laurels *Phoebus* own'd he ow'd,
And each conſenting *Muſe* with joy beſtow'd?
Shameleſs, thy proſtituted arms to weild,
Gainſt the fair ſtructure Thou haſt help'd to build;
Thy once-lov'd Patron's Glory to dethrone,
And, by attacking his, deſtroy thy own!
But know fond Man, by paſſion's lure betray'd,
This vile attempt thy *Genius* ſcorns to aid;
Spite of thyſelf ſhe flies the baſe deſign,
Provok'd renounces ev'ry railing Line,

There

There leaves Thee to debaſe thy manly ſenſe,
And warble on in tuneful impotence.
Unbluſhing Bard! review thoſe happier Days,
When, basking in the warmth of *Fred'rick's* rays,
Like ſome gay Inſect of the blooming Spring,
Thy reſtleſs Muſe was ever on the Wing,
To celebrate the *Hero* in the King:
How *Caſar*, *Saluſt*, *Cicero*, in fine,
How evry antient darling of the Nine,
Stript by thy verſe, his various charms reſign'd.
To grace thy fav'ring Maſter's nobler mind.
Were theſe his Right - - or only meant to ſhew,
How well *Voltaire* to offer Incenſe knew?
Baſe if the *laſt* - - the *firſt*, if you avow,
Or *He* is wonderfully chang'd, or *Thou*.
Say then, e'er we thy frantic ſtrain approve,
Say, for what Virtue didſt thou looſe his Love?
As the ſame Sun-ſhine whoſe prolific pow'r,
Bears the brown Harveſt, and the beauteous Flow'r,
Or ſpreads the verdure o'er th'enamell'd Meads,
Alike produces noxious, baneful Weeds:
So Royal Condeſcension, while it warm'd
Thy Genius, and to high perfection form'd,
With equal pace, unable to controul,
Matur'd the latent Meanneſs of thy Soul;
Meanneſs, that ev'ry mental Charm defac'd,
And caſt Thee from thine eminence, diſgrac'd.

And

In that eclipſe did all thy Splendors end,
And, once an Angel, now thou ſtalk'ſt a Fiend,
An Out-caſt miſcreant with indignant eyes,
Hopeleſs, to view thine abdicated Skies,
Blaſpheming, with malignant voice and Frown,
That equitable ſtand which hurl'd thee down.
Can the low Dunghill with its putrid ſteams,
Dim the bright Radiance of the ſolar beams?
Or blot th' expanſion of an azure Sky,
By all the ſable clouds it ſends on high?
As ſoon thy mean invective ſhall prevail,
O'er the great Character, it dares Aſſail;
'Gainſt Pruſſia's Hero then thine Ire reſtrain;
Know, Heav'n will own him, & thy Spite is vain.
Their deſtin'd object impotent to wound,
Back on thyſelf thy poiſond' Shafts rebound;
And all th'invenom'd Satire of thy Song,
Augments thoſe Honours it intends to wrong.

Rotterodamenſis.

IV.

Memoires de Litterature, tirés des Regitres de l' Academie des Inſcr. et Bell. Lettres T. XXIII.

Auf der 700ſten Seite unſers Neueſten im vorigen Jahre haben wir unſern Leſern verſprochen, auch die neueſten Bände dieſer ausführlichen

Schriften der pariser Akademie bekannt zu machen. Wir halten unser Wort. Da der XXII. T. lauter Register zu den vorigen X. Bänden in sich hält: so schreiten wir ohne Verzug zum XXIIIsten. Die erste Hälfte desselben besteht aus der sogenannten Histoire; und davon haben wir bereits verschiedene Artikel ganz übersetzt geliefert, werden auch ferner damit fortfahren. Die zweyte Hälfte enthält sogenante Memoires, oder ausführliche Abhandlungen: und davon geben wir itzo Nachricht.

In der I. Abh. suchet Hr. von Bougainville den Herodot mit dem Ktesias, in Ansehung der ältesten medischen Geschichte zu vereinigen. Es ist nämlich die Historie der Monarchien, so auf die älteste Assyrische gefolget sind, eben so unbekannt, als diese. Sie geben eine Menge Fragen an die Hand, darauf die gelehrtesten Zeitforscher schwerlich antworten mögen. Die meisten alten Schriften davon sind verlohren gegangen; und die noch vorhandenen sind uneins. Sonderlich ist die Geschichte der Meder sehr dunkel. Nachdem sie lange unter den assyrischen Monarchen gestanden hatten, empörten sie sich unterm Sardanapal. Sie erweiterten ihr Reich, und selbiges währete bis ins 560 Jahr vor Chr. Geb. da Cyrus es bezwang. In diesen einzigen Stücken sind die Alten einig. Allein der Zeitpunct der medischen Freyheit, die Dauer ihres Reiches, die Namen und die Anzahl ihrer Beherrscher, und die Begebenheiten ihrer Regierung sind sehr ungewiß.

Der Widerſpruch Herodots und des Kteſias ſind ſonderlich ein groſſer Anſtoß; und dieſen ſuchet der Herr Verfaſſer zu heben. Er theilet ſeine Arbeit in folgende 4. Puncte. I. Bringt er die Erzählungen dieſer beyden Geſchichtſchreiber ins kurze. Im II. und III. erzählet er die daraus entſprungenen verſchiedenen Meynungen. Und im IV. entdecket er ſeine Muthmaßungen. Wir können uns bey den 3 erſten nicht aufhalten; wollen doch aber unſrer Leſer Neugier aus dem 4ten in etwas ſtillen.

Es ſind nur vier Wege aus dieſem Labyrinthe zu kommen. Entweder man muß 1). Den Herodot dem Kteſias vorziehen, wie die meiſten gethan haben; oder 2) dieſem vor den Herodot den Vorzug geben; welches faſt für ſchimpflich gehalten wird; oder 3) beyder Erzählungen zuſammen nehmen und die beyderſeitigen Könige der Meder untereinander mengen; oder endlich 4) ein Mittel erfinden, beyder Erzählungen zu vereinigen, ohne ihre widrigen Verzeichniſſe zu vermiſchen. Das zweyte und letzte Mittel hat noch kein Schriftſteller verſuchet: und ſonderlich ſcheint das letzte unmöglich zu ſeyn.

Er giebt zu, daß Herodots Erzählung der Wahrheit gemäß iſt; aber er glaubet zugleich, daß Kteſias keine lügenhafte Nachricht gegeben. Da ſie ſich nun widerſprechen, ſo muß er eine Erklärung geben können, ſie beyde zu vereinigen. Der berühmte Desvignoles hat in ſeiner Chronologie T. II. L. IV. c. 5. ſchon dieſen Vorſchlag gethan. Aber der Herr Verfaſſer verſichert, er habe ſolches nicht eher geleſen, oder gewußt, als bis ſeine Abhandlung

ſchen fertig geweſen. Die Sache läuft darauf hinaus, daß es in Medien zwo verſchiedene Dynaſtien gegeben haben ſoll, die zugleich neben einander beſtanden haben. Die Meder des Kteſias führen aber dieſen Namen nur uneigentlich. Arbaces ſelbſt war ein Meder, und mit dem mediſchen Heere, dem er vorſtund, erwarb er ſich eine Herrſchaft, in benachbarten Ländern. Daher nennet Kteſias dieß Reich auch ein mediſches Reich. Es hatten zwar viele Landſchaften das aſſyriſche Joch abgeworfen: doch redete man ſonderlich von den Medern: weil alle verbundne Völker unter ihren Fahnen gefochten. Das neue Reich ward alſo das mediſche genennet: aber Arbaces iſt niemals ein Beherrſcher deſſelben geweſen; obgleich die Völker ſo er beherrſchet hat, allmählich mit ihm vermenget, und auch von einigen ſo genennet worden.

So hat es denn wirklich zwo mediſche Dynaſtien geben können, des Kteſias ſeine, die Arbazes geſtiftet, welcher zu allen Empörungen Anlaß gegeben, geht aufs 900ſte Jahr zurück. Die Reihe ihrer Könige, die anfangs ziemlich mächtig geweſen, und nachmals Vaſallen der Babylonier geworden, erfüllete den ganzen Zeitraum bis auf den Cyrus. Die mediſche Dynaſtie des Herodots, die anfangs eine Weile republikaniſch geweſen, bis Deioces ihr Monarch ward, fängt mit ihm ums 710 Jahr vor Chr. Geburt an, und geht, wie des Kteſias ſeine, bis auf den Cyrus, der die perſiſche Monarchie ſtiftete. Da ſie aber gleich in ihrem Anfange die erſte Nebendynaſtie verdunkelte, de-

rer

ren beſte Zeit ſchon vorbey war: ſo hat Herodot vorzüglich von dieſer reden, und die andre mit Stillſchweigen übergehen können.

Kenner der alten Geſchichte werden leicht ſehen, daß dieſe Meynung die beyden alten Schriftſteller glücklich vereiniget, und beyde bey Ehren läßt. Kurz, des Kteſias ſeine Meder ſind die Beherrſcher von Suſiana, und das in des Schrift bekannten elamitiſchen Reiches geweſen. Eine Stelle des Nikolaus Damaſcenus ſetzet dieſes völlig ins Licht. Er beſtätiget ſie durch viele Betrachtungen und Gründe, die man bey ihm nach der Länge nachleſen muß. Wir müſſen zu den folgenden Artikeln eilen.

Die II. Abh. iſt vom Hn. Gibert, und handelt vom Zeitpuncte des Todes des Darius Hyſtaſpis, imgl. vom Anfange und von der Dauer ſeines Reiches. Er beweiſt darinn wider die gemeine Meynung, daß Darius acht Jahre zuvor geſtorben, ehe Xerxes ſein Sohn und Nachfolger nach Europa gezogen: da alle andre Zeitforſcher ihn nur fünf Jahre vorher ſterben laſſen. Wir können uns nicht dabey aufhalten.

III. Eben des Hn. Giberts Beobachtung über die Chronik von Paros; die vor 2009 Jahren (im 1749 Jahre) folglich itzo vor 2018 J. in Marmor gehauen worden. Dieß alte Stück der Geſchichte iſt deſto ehrwürdiger, da es nur 150 Jahre neuer iſt, als das älteſte Denkmaal eines bis auf uns gekommenen Geſchichtſchreibers. Ja es hat den Vorzug vor allen, daß ihm durch die Hand keines Abſchreibers Gewalt geſchehen iſt. Es iſt vor 130 Jahren

von Smyrna nach London gebracht worden, und wird noch als ein Schatz des Alterthums zu Oxford aufgehoben. Selden hat 1628 die Abschrift und Beschreibung davon herausgegeben; Prideaux aber 1676 eine neue Ausgabe davon gemachet.

IV. Herr de la Nauze von dem alten Lehrgebäude vom großen Weltjahre; in welchem alle Sterne, oder vielmehr nur die Planeten ihren Umlauf vollbracht haben, und wiederum auf ihre vorige Stelle gekommen. Virgil nennet das Sonnenjahr das große Jahr, wie Macrobius saget, in Ansehung des Mondumlaufs, der viel kürzer ist. Censorin nennt ein römisches Lustrum, d. i. ein Weihjahr, welches alle fünf Jahre kam, ein großes Jahr. u. s. w. Andre haben 8. 19. 59 Jahre zu einem großen Jahre gerechnet. Josephus saget das große patriarchalische Jahr sey von 600 Jahren gewesen. Die Hetrurier und die Aegyptier haben auch große Jahre geglaubet; und diese rechneten 1461 julianische Jahre dazu. Dieß Jahr ist durch die Anwendung auf das Alter des Phönix fabelhaft geworden; ungeachtet die meisten behauptet haben, er lebte nur 500 Jahre. Diese Länge giebt Manilius auch dem großen Weltjahre. Gryphiander ließ ihn 2000 Jahre leben. Einige Neuere endlich haben das große Weltjahr vom Fortrücken der Himmelszeichen, und ihrer völligen Wiederkehr an den ersten Punct verstehen wollen. Dieses soll nun nach dem Ptolemäus in 36000 Jahren, nach dem Albategnius in 23760, nach dem Copernicus in 26000 Jahren geschehen, u. s. w. Der Herr Verf. unter-

unterſuchet hierauf die wahren Begriffe der Alten davon.

Zum V. folget des Hn. Abts Geinoz Vertheidigung Herodots, gegen Plutarchs Beſchuldigungen; es iſt der III. Abſchnitt, darinn die Lehrart und der Grundriß dieſes Geſchichtſchreibers erkläret wird. Der arme Herodot hat ſo viel Vorwürfe erdulden müſſen, daß es ihm wohl zu gönnen iſt, einen ſo gelehrten Vertheidiger gefunden zu haben. Dieſe Stücke hätte man uns beym deutſchen Herodot neulich mit liefern ſollen.

Die VII. Abhandlung iſt vom Hn. de la Nauze, und beſtimmet den Unterſchied zwiſchen den Pelasgern und Hellenern. Obgleich die theſſaliſchen Pelasger, und die Phthioter deſſelben Landes, beyde zugleich Γραικοί, Griechen, und hernach beyde Hellener genennet worden: ſo ſind ſie doch ganz verſchiedene Völker geweſen. Da die übrigen Pelasger in Griechenland ſich mit den Hellenern vereiniget, haben ſie aufgehöret Pelasger zu ſeyn: und dieſe Einverleibung iſt ſchon vorm trojaniſchen Kriege geſchehen. Gleichwohl haben die Griechen den Namen der Hellener erſt nach dieſem Kriege angenommen; und die Aeolier, Jonier und Dorier ſind drey Zweige der Hellener geweſen, die von der pelasgiſchen Nation allezeit verſchieden geblieben; ob ſie gleich Landſchaften bewohnet, wo vorhin Pelasger gewohnet hatten. Der Hr. Verf. geſteht auf der 116. S daß die heutigen Franzoſen von deutſcher Abkunft ſind: ſo wie Herodotus ſaget, die Athenienſer wären urſprünglich Pelasger geweſen; und

wären bloß durch die Vergessenheit ihrer ersten Sprache Hellener geworden.

Die VII. Abh. ist vom Hn. Freret, und handelt von den beyden Ueberschwemmungen Griechenlands unterm Ogyges und Deukalion. Seine Absicht ist zu untersuchen, ob diese alten Begebenheiten Griechenlandes etwas wirkliches, oder eine bloße Verstellung der biblischen Sündfluth sind; wie Salmas, Prideaux und Bianchini behaupten wollen. Es ist erstaunlich, wie weit man in neuern Zeiten die witzigen Vergleichungen aller heydnischen Geschichte der Aegyptier, Indianer, Chineser, ja gar der Amerikaner, mit den jüdischen Begebenheiten getrieben. Da hat man deutlich gesehen, daß beynahe nichts so abgeschmackt sey, daß nicht gewissen Köpfen höchst wahrscheinlich verkommen kann. Diese Art von Grillen suchet Hr. Freret aus der Meynung von den alten Sündfluthen zu verbannen. Hier wären noch ein paar schöne Erfindungen für unsre wilden Sündfluthsdichter zu haben: ein Ogyges, und ein Deukalion.

Die VIII. Abh. redet von den Abwechselungen des Handels der brittischen Inseln, und liefert den III. Abschnitt davon. Man zeiget darinn, daß die Griechen vor Julius Cäsars Landung keinen Handel dahin getrieben. Dieß Stück ist vom Hn. Melot; und bleibt bey dem Zeitpuncte, des Einfalls der Perser unterm Xerxes in Griechenland, stehen. Das II. St. soll folgen.

Die IX. Abh. ist vom Hrn. Freret, und handelt von den Orakeln, die von den Seelen der Verstorbenen

hat eben den Fehler in der vierten Stelle begangen. Die andern wollen wir ſo genau nicht ſuchen, weil es unſre Abſicht nicht geweſen, ſeine Exempel zu tadeln, ſondern bloß die Vorſchläge zur Verbeſſerung unſrer deutſchen Poeſie unſern Leſern bekannt zu machen. Uberhaupt ſind des Herrn Profeſſors Gedichte voll guter, und mehrentheils tiefſinniger Gedanken. Es hat uns gefallen, daß die drey Horatianiſchen Lieder die er überſetzet hat, faſt in einerley Gattungen der Strophen und Verſe, ja eins gar in eben ſoviel Zeilen und Sylben als das lateiniſche hat, gebracht worden. Doch können wir es nicht leugnen, daß uns ſeine lateiniſche Gedichte nicht beſſer gefallen ſollten, als die deutſchen: Denn er ſcheint uns in denſelben den rechten Geſchmack und die zierliche Flüſſigkeit der Alten beſſer, als in dieſen erreichet zu haben.

III.

Schreiben an die Verfaſſer dieſer Beyträge über die Redens-Art: Wanderung der Völker und über das Wort Urbild.

Meine Herren!

MEine gegenwärtigen Umſtände wollen mirs zwar nicht erlauben, in der Geſellſchaft der annehmlichen Muſen mich aufzuhalten: Ich kan aber doch meine alte Liebe nicht bergen, und es iſt mir ein Vergnügen, wenn ich einmal ſo viel Zeit

ſtorbenen gegeben worden. Die redenden Orakel Apollons zu Delphis und anderwärts in Griechenland hatten dieſe älteſte Art der Wahrſagerey in Verfall gebracht, ſo daß ſie wegen ihrer fürchterlichen Anſtalten den Schwarzkünſtlern überlaſſen worden. Indeſſen ſetzet ſie voraus, daß die Lehre von der Seelen Unſterblichkeit vorm Homer und Heſiod die herrſchende Meynung in Griechenland geweſen. Der Artikel iſt ſehr ſchön.

Die X. iſt gleichfalls vom Hrn. Freret, und von verwandter Materie. Sie handelt von den Sammlungen geſchriebener Weiſſagungen, die unter des Muſäus, der Bacis und der Sybille Namen gelaufen. Die Begierde der Menſchen das Künftige zu wiſſen, iſt zu allen Zeiten eine reiche Quelle des Aberglaubens geweſen. Hier findet man eine ausführliche Nachricht von den ſybilliniſchen Büchern.

In der XI. handelt Herr **Falconet** von dem Steine der Mutter der Götter; deſſen er ſchon in ſeiner Abh. von den **Bätylen** gedacht. Man hat dieſen Stein von Peſſimunt in Galatien, oder Phrygien, nach Rom geholet; weil die ſybilliniſchen Bücher geſaget hatten, ſeine Gegenwart würde den Hannibal aus Wälſchland vertreiben. Hr. Falconet beantwortet hier Herr **Baniers** Einwürfe. Dieſer Stein ſoll ein Hyſterolithus geweſen ſeyn, der die äußerliche Geſtalt des weiblichen Gliedes ausdrücket, und in ein großes Schnitzbild der Göttinn gefaſſet geweſen ſeyn ſoll. Hier kömmt viel aus der Muſchelkenntniß vor.

Die XII. Abh. ist vom Hrn. Freret, und redet von der Verehrung des Bacchus bey den Griechen. Hr. Capperonier untersuchet im XIII. die Geschichte und Sclaverey der Hiloten in Laconien. Herr Graf Caylus handelt in der XIV. von der alten Baukunst, die er für das Meisterstück und den höchsten Gipfel des menschlichen Verstandes hält. Ein so großer Kenner des Alterthums, und, der es mit einer so starken Vernunft einsieht und anwendet, kann nichts anders als vortreffliche Sachen schreiben. Eben das muß man von der folgenden XV. Abhandlung, von der Perspective der Alten sagen, die auch von ihm ist. Auch hier ist der Hr. Graf so vernünftig und billig, weder alles Alte zu bewundern, noch mit dem Perrault zu verwerfen. In der XVI. Abh. handelt derselbe von den Gefäßen, deren sich die Alten bey ihren Gastmahlen bedienet haben. Die Vasa murrhina der Alten hält er für porcellanene Gefäße, die man aus China gebracht hätte.

Die XVII. Abh. von der Schaubühne des C. Scribonius Curio ist auch noch vom Hrn. Grafen Caylus. Plinius der ältere hat davon geredet, und hier wird sie zuerst vollkommen erkläret, auch in Kupfer vorgestellet. Vielleicht theilen wir nächstens ihre Abbildung mit. Die XVIII. Abh. ist eine Erklärung einer griechischen Aufschrift, die Hr. Abt Fourmont im Tempel des amyklæischen Apollons gefunden, und die ein Verzeichniß seiner Priesterinnen enthält; vom Hrn. Abte Barthelemy. Es ist darinnen merkwürdig, daß μητηρ allemal MATEER geschrie-

geſchrieben wird; weil ſie doriſch und überaus alt iſt. Hier finden die größten heutigen Griechen viel merkwürdiges zu lernen. So viel treffliche Stücke nun hält dieſer Band der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften in ſich.

V.

A ſerious Defenſe of ſome late meaſures of the Adminiſtration, particulary with Regard to the Introduction and eſtabliſſement of foreign Troups.

London 1757. 8.

Dieſe, dem Titel nach, ſehr ernſthafte Vertheidigung der brittiſchen Regierung, iſt nichts deſtoweniger ſpaßhaft und ſatyriſch genug. Die Freyheit der engliſchen Preſſe geht ſo weit, daß man auch über ihre eigene Staatsangelegenheiten ſpotten darf. Dieß thut der Verfaſſer in einer beſtändigen Ironie. Folgendes Stück mag zur Probe dienen.

„Sieht man nicht, daß die Landleute ihren Saamen wechſeln? daß die Liebhaber von Früchten und Blumen ihre Zucht dadurch beſſern, daß ſie fremde Gewächſe in ihre Gärten pflanzen? und daß die Roßtäuſcher ſich arabiſcher Hengſte bedienen, um die engländiſchen Stutereyen zu verſchönern? Iſt es denn ein Wunder, daß unſre Geſetzgeber es verſuchet haben, unſre ausgearteten Engländer, durch die

die Miſchung fremdes Geblütes wieder zu verbeſſern? Dieſe weiſen Staatsleute haben, unter dem Vorwande eines fremden Einfalls, dieſen rühmlichen Entwurf ausgeführet, indem ſie 16000 wackere Deutſchen ins Königreich haben kommen laſſen.

Will man einen neuen Beweis meines Vorgebens, ſo darf man nur einen Blick auf die Anſtalten werfen, die das Parlement gleich nach der Ankunft der Heſſen und Hannoveraner gemachet hat. Hat es nicht ſogleich ein Spital zur Auferziehung der Findelkinder eröffnet? Hat es nicht ſogleich die Einkünfte zum Unterhalte dieſes Spittels oder Kinderhauſes angewieſen? Iſt es alſo nicht handgreiflich, daß man geglaubet hat, die Einführung dieſer fremden Kriegsheere, müßte nothwendig eine ſolche Stiftung nach ſich ziehen?„

Hernach ſchlägt der Verfaſſer vor, dieſe nützlichen Recrutirer in verſchiedene Gegenden des Königreichs zu vertheilen; und Verzeichniſſe von Weibern zu verfertigen, die ſich zu dieſem Fortpflanzungsentwurfe am beſten ſchicken möchten: damit die abgeſchickten Schaaren wohl angewandt würden, und ſolche glückliche Gaben nicht verlohren giengen. Man würde wohl nicht ermangeln, ein beträchtliches Heer dieſer Hülfstruppen in die Hauptſtadt abzuordnen. Sie würden gewiß genug zu thun finden.

Der Verfaſſer treibt ſeinen Vorſchlag noch weiter. Er will, man ſolle den Reſt der engländiſchen Landmacht nach Deutſchland ſchicken, um ſie gegen gleichviel churfürſtliche Soldaten auszutauſchen: ſo daß man anſtatt 6000, eine doppelte Zahl

ſolcher

ſolcher heldenmüthigen Fortpflanzer haben könnte. Uebrigens, ſaget der Verfaſſer, überläßt man dieſen ganzen heldenmüthigen Entwurf einem Kriegsrathe, der aus brittiſchen Gebiethigern beſteht. Nach beyden letzten zu urtheilen, die man gehalten, kann man verſichert ſeyn, daß ſie Sorge tragen werden, die Heere Sr. Maj. vor aller Gefahr zu bewahren.

Weil doch auch die Aufrichtung und Verſorgung der Spitäler bey uns ſo ſehr gewöhnlich ſind, fährt der Verf. fort: ſo müßte man auch eins zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts ſtiften, womit man dieſe berühmten Ausländer beladen könnte. Die Regierung würde ſolchen Entwurf mit ihrem völligen Schutze handhaben. Die ſtrengen Geſetze, wegen der Schwangerſchaften vor der Trauung, müßten unkräftig werden, ſobald ein deutſcher Fortpflanzer Theil daran hätte.

Die Spitäler für Schwangere oder Sechswöchnerinnen, müßten vorzüglich den Liebſten dieſer neuen Väter des Vaterlandes offen ſtehen. Endlich müßten alle verdrüßliche Einſchränkungen wegfallen, womit man neulich das Heirathen belaſtet hat: ſobald ſich ein junges Mägdchen einen Mann im Soldatenſpittel gewählet hätte.

Man weis nicht, wie man die Nationalſchulden bezahlen ſoll. Hier iſt ein Vorſchlag wider dieß dringende Uebel. Ein jeder weis, daß nach der Verminderung der Zinſen und Vermehrung des Prachtes, unſere ſchönen Jungfern, die nur ein geringes Vermögen haben, lange warten müſſen, ehe ſich eine Partey für ſie findet; ob ſie gleich recht ungedul-

geduldige Blicke auswerfen. Man könnte alſo denen, die kleine Einkünfte aus der Steuer haben, vorſchlagen, ihr Capital in Leibrenten zu verwandeln; und ihnen drey von Hunderten zu zahlen, aber ſie zugleich mit einem Manne aus dem Soldatenſpittel zu begünſtigen. Dieſes wäre gewiß das beſte Mittel einen Theil unſrer Schulden zu tilgen; wofür wir hernach fremde Völker halten könnten, ohne neue Auflagen zu machen.

Für unſern Schriftſteller wird alles ſpaßhaft. Die hannöveriſchen Granadiermützen haben die Aufſchrift: Veſtigia nulla retrorſum, bekommen. Einer meiner Freunde, ſaget der V. war ſo einfältig, daß er meynte, die Hannoveraner müßten dem Feinde niemals den Rücken kehren. Allein, die Gelehrten werdens einſehen, ſein Freund habe nichts davon verſtanden, ſondern der wahre Sinn dieſer Schrift ſey: die Hannoveraner ſollten den Engländern, ihren guten Freunden, niemals den Rücken zukehren; und dieß angenehme Land, wo ſie mit ſo vieler Gaſtfreyheit (daß man ſie auch beynah erfrieren laſſen) niemals gegen die dürren Heyden von Lüneburg vertauſchen.„

Aus dieſer Probe wird man leicht vom Uebrigen urtheilen können.

VI.

D. Carl Ferdinand Hommels, vormals des Lehnr. itzo der Institutionen zu Leipz. des Oberhofger. und der Fac. Beysitzers, akademische Reden über Hrn. Joh. Jak. Mascovs Buch, de Iure Feudorum in I. R. G.

Frankfurt 1758.

Herr D. Hommel allhier hat von seiner mit Ruhme verwalteten Profession des Lehnrechts, ein Denkmaal übrig lassen wollen; und zu dem Ende seine Vorlesungen über unsers Hrn. Hofraths Mascovs Buch davon ans Licht gestellet. Wir nennen es Vorlesungen; denn das sind die hier uneigentlich sogenannten Reden, in der That; und es darf niemand hier eigentliche Meisterstücke der Beredsamkeit vermuthen. Es sind gelehrte Umschreibungen desjenigen kurzgefaßten Textes, den sich der Hr. D. zu erklären und zu erläutern vorgenommen: und für nichts anders will er dieselben angesehen haben. Er hat darinn die heineccischen und pfaffischen akademischen Reden zu Vorgängern gehabt: doch wünschen wir, daß sie alle keine Nachfolger mehr in dieser Benennung ihrer Arbeiten bekommen möchten.

Den Anfang dieses artigen Werkes machet eine chronologische Tafel aller Veränderungen, die das Lehnrecht, seit des Kaisers Alexanders Severus Zeiten erlitten; der zuerst seinen Heerführern und Kriegs-

Kriegsleuten Gränzfelder, oder Landgüter, an des Reiches Gränzen, geschenket hat. Dieß geht durch alle Jahrhunderte bis auf Otten den Großen; wo das Lehnrecht deutlicher wird, und das Wort Feodum mehr in Schwang kömmt. Unter Kaiser Friedrichen dem II. soll der Sachsenspiegel und das sächsische Lehnrecht, wie unter Rudolfen von Habsburg auch der Schwabenspiegel und das schwäbische Lehnrecht geschrieben seyn. Und unter K. Leopolden wird Conring, ein Arzt, gerühmet, der die Juristen gelehret, deutsche Gesetze nicht zu verachten. u. s. w.

In den Vorerinnerungen erkläret der gel. Hr. Verf. das Lehnrecht durch einen Inbegriff solcher Gesetze, die wegen der Rittergüter, und andrer Lehne gegeben worden. Er theilet selbiges ins Einheimische und Fremde; imgleichen ins Allgemeine und Besondere. Ein lehnrechtsgelehrter aber ist ihm ein Mann, der in Lehnssachen & ad respondendum & ad agendum & ad cavendum geschickt ist. Er empfiehlt seinen Zuhörern, die Theorie nicht von der Uebung zu trennen; sondern das Angenehme mit dem Nutzbaren zu verbinden. Er zeiget die Quellen des Lehnrechtes, und giebt allerley nützliche Warnungen dabey; hält auch das Lehnrecht für einen großen Theil des deutschen Rechtes, um welches Schilter, Heineccius und Senkenberg sich so verdient gemachet. Der Hr. Verfasser hält es für lächerlich, alle Winkel in Rom zu kennen, und sich in seiner Vaterstadt zu verirren, und ruset: gute Nacht, Quiriten! Von einem natürlichen Lehnrechte aber will

der

der Hr. Verf. nichts wiſſen. Er empfiehlt dabey ſehr die Bemühung und die Kenntniß der altdeutſchen Sprache, ſonderlich der niederſächſiſchen; ohne welche man im Lehnrechte unmöglich fortkommen kann. Cicero würde mit allem ſeinem Lateine nicht einen einzigen Text in den Lehnrechten, geſchweige denn eine Urkunde mittlerer Zeiten verſtehen können.

Wir müſſen unzählige ſchöne Sachen in dieſer Einleitung übergehen; weil unſre Kürze es nicht erlaubet, alles was uns gefällt, mit zu nehmen. Wir melden auch nicht die Ordnung der Hauptſtücke in dieſem Werke, welche bereits aus Hrn. Hofraths Maſcovs Buche bekannt iſt. Da auch das Lehnrecht in dem Umfange unſrer Gränzen nicht weiter enthalten iſt; als in ſo weit es der Hr. D. mit den Zierrathen der ſchönen Wiſſenſchaften, darinn er ſo ſtark iſt, auszuputzen gewußt: ſo werden wir uns auch bey den eigentlichen Lehnrechtslehren eben nicht aufhalten. Wir wollen nur einige Blumen darinn aufſuchen, die näher zu unſerm Zwecke gehören, und beyläufig bisweilen einige Zweifel beyfügen. Da ſolches mit freundſchaftlichen Geſinnungen geſchieht, ſo ſind wir verſichert, der Herr Verf. werde ſolches nicht ungütig deuten.

Der Hr. Verf. merket a. d. 36. S. ſehr wohl an, daß das Lehnrecht eine bloß deutſche Erfindung geweſen. Denn allenthalben, wo nur Deutſche hingekommen, findet man Lehne; die bey Hebräern, Aegyptern, Griechen und Römern, etwas unerhörtes geweſen. König Odoacer theilete, gleich beym Eintritte in die römiſchen Länder, die Aecker der Beſiegten

ſiegten unter ſeine Kriegsleute aus. König Dietrich von Bern, (der Hr. Verf. nennet ihn Deutrich, welches uns ſonſt nirgends vorgekommen) der Oſtgothen Haupt, und die Langobarden, ja auch die Burgunder machten es eben ſo. Die Wörter Feodum, Felonia und Vaſallus, als urſprünglich deutſche, beweiſen eben das: und da Cicero geglaubet, er müſſe, wenn er die von den Griechen erfundene Philoſophie lateiniſch vortragen wolle, nothwendig griechiſche Wörter beybehalten: ſo würde er auch dieſe und andre deutſche Wörter im Lehnrechte beybehalten müſſen, wenn er wieder in die Welt käme, und von dieſer Wiſſenſchaft ſchreiben wollte.

Hier machet der Hr. Verf. einige Anmerkungen, wie die Wörter, wenn ſie aus einer Sprache in die andre übergehen, verändert werden können, ſo daß man ſie kaum mehr erkennen kann. So iſt aus Calix Kelch, aus Eleemoſyna Almoſen, aus Peregrinus Pilgrim geworden.

A. d. 46. S. vergleicht der Hr. Verf. den Kaiſer, die Fürſten und Edelleute mit dem kopernicaniſchen Weltbaue. Der erſte iſt die Sonne, von welchem die Churfürſten und Fürſten als Hauptplaneten abhängen; ſo daß von dieſen die Ritter und Beſitzer der Lehngüter, wie die Trabanten Saturns, Jupiters und unſer Mond, von ihren Hauptplaneten als ihre Vaſallen abhangen.

Auf der 48. und 49. S. lehret der Herr Verf. wie ſich die alten Allodialgüter haben in Lehngüter verwandeln können: wenn einer im Kriege von andern überwunden worden, und ſein Land vom Sieger

wieder

gewinne, an das zu gedenken, womit dieſelben umzugehen gewohnet ſind.

Unlängſt fügte ſich das Glücke, und werthe Freunde gaben mir Gelegenheit dazu. Die Rede war theils von der Verbeſſerung unſerer Sprache, theils von der Uberſetzung aus der Lateiniſchen und andern Sprachen in das Deutſche. Wir kamen unter andern darauf, ob *Migratio gentium*, durch **Wanderung der Völker**, und *Original* durch **Urbild** recht überſetzet würde? Ich verſprach meine Gedanken hiervon ſchriftlich zu geben, und halte nunmehro dieſes Verſprechen: Nur mit dem Bedinge, daß man von mir nicht verlange unterſchiedene Terminos artis, oder andere gewohnte und aus fremden Sprachen genommene Redens-Arten rein Deutſch zu geben. Ich will dieſelben letzo bisweilen beybehalten, theils der Deutlichkeit wegen, weil man derſelben gewohnt iſt; theils darum, daß ich kürzer davon komme. Denn wie weit es angehen möchte, dieſelben im Deutſchen wohl auszuſprechen, davon müſte abſonderlich etwas geſagt und verſuchet werden.

Was nun die Lateiner Migrationem gentium nennen, das haben einige von unſern Gelehrten durch die **Wanderung der Völker** überſetzt: Allein ich habe unterſchiedene Urſachen, warum ich dieſes Wort: Die **Wanderung**, nicht gebrauchen möchte.

Vor das (1) iſt es wohl nicht ein vollkommen reines deutſches Wort, und man wird ſolches in den Schriften derer jenigen, die ſonſt rein und deutlich zu ſchreiben pflegen, wohl ſchwerlich antreffen. Man

hat

wieder erhalten können, mit dem Bedinge, daß er es von ihm zu Lehne nehmen solle. Hiebey ist uns eine Stelle aus einem alten Gedichte aus dem XII. oder XIII. Jahrh. beygefallen. Sie steht im dritten Theile des Heldenbuches, vom Rosengarten zu Worms. König Giebichs Tochter daselbst, ruset den König Dietrich von Bern, mit seinen Helden in ihres Vaters Land, und läßt alle ihre Helden mit ihnen kämpfen; wobey sie dem Sieger allemal einen Rosenkranz und einen Kuß zum Gewinnste verspricht. Es geschieht; aber Dietrichs Helden siegen alle, und Dietrich selbst überwindet zuletzt ihren Vater König Giebich. Und was ist der Erfolg? Dieser muß sein Land von jenem zum Lehen nehmen.

Da sprach von Bern Dieterich,
Zu Crimhild der Königin:
Euer Vater der König Gibich
Der muß mein eigen seyn.
Sein Land und auch sein Leute
Muß er von mir zu Lehen han
In Noten und in streite
Muß er bey mir thun stahn.
Mit aller seiner Machte,
Das will ich von ihm han,
Solches haben wir gedachte
Es wird nicht anders gahn.
Da ward der König eigen
Sein Land und all sein Gut.

Das macht sein Tochter freygen
Mit ihrem Übermut.

So können auch die alten Dichter im Lehnrechte Zeugen abgeben.

A. d. 60sten Seite redet der Hr. Verf. von den Longobarden, und fraget, wer sie gewesen? Er führet den Paul Diaconus an, der sie a longe planitie ausgezogen seyn läßt. Aber wo bleibt das Zeugniß Varnefrieds; der sie von den langen Bärten so benannt haben will? Unsers Erachtens hätte der Hr. Verf. auch Meiboms Abh. de Bardovico hierbey anführen können, der die Sache vollkommen ins Licht gesetzet; so, daß Paul Diaconus recht behält: obwohl Bardengau und Bardowic nicht in Holstein, sondern im Lüneburgischen liegen.

Auf der 67. S. hat es uns gefallen, daß der Hr. Verf. die Sachsen, von Sassen, wie sie sich nannten, das ist von gesessenen, ansäßigen Leuten hergeleitet, als Landsaßen; dahingegen die Sweven und Vandaler vom Umschweifen und Wandeln oder Wandern so geheißen. Allein, sind denn die Sassen nicht große Umschweifer auf der See, d. i. Seeräuber gewesen? Haben sie nicht die brittischen, niederländischen und sogar die französischen Küsten besuchet und geplündert; ja endlich gar Brittannien unter sich gebracht? Es würde ihm leicht gewesen seyn, diesen Einwurf zu heben.

Auf der 75. S. erkläret der Hr. Verf. das Allod, von Attal, d. i. väterlich. Harialis Chronik beym Dufresne saget: Paterna hereditas, quam nostrates Allodium vocant. Und Otfried singt:

Na

Na ligit uns unbitherbi
Thaz unſar adelerbi.

Allein, wenn gleich ein Allodium ein väterlich Erbe iſt, ſo iſt es dennoch keine Folge, daß das Wort Allod von Atta kömmt. Atta heißt gothiſch Vater; ob aber im Fränkiſchen, Otfrieds Adel eben ſo viel heiße, iſt noch nicht erwieſen. Es kann ja hier wohl ein edles Erbe heißen. Und wo wäre im Allod das t oder d aus Atta und Adal geblieben? Solche weſentliche Buchſtaben fallen ſo leicht nicht weg. Wir haben auch ſchon eine andre und ſcheinbarere Abſtammung des Wortes Allod geſehen, auf die ſich der Hr. Verfaſſer nur nicht beſonnen hat *. Denn daß od ein Eigenthum heiße, iſt ſo ausgemacht noch nicht; ob es gleich Leibnitz und Wachter behaupten. Die Alten ſchreiben nicht Kleinod, ſondern Kleinat, wie Hemmat, Remnat, Zierat, u. d. g. Eben das iſt von Feod zu ſagen. Die älteſten ſchrieben Foderum von Fœden, d. i. füttern, ernähren; weil die Lehngüter zum Unterhalte des Ritterpferdes, und des Ritters ſelbſt gegeben wurden. Der Misbrauch hat hernach das Fœden in Feodum durch eine bloße Trennung und Verſetzung der Selbſtlaute verwandelt **. Wenigſtens hätte der Hr. Verf. wider dieſe neue Herleitung ſeine Gründe vorbringen müſſen.

Auf der 81. S. ſaget der Hr. D. aus Major wäre Meyer worden. Allein, wo bliebe wohl das Mähen, davon der Meyer, d. i. ein Schnitter herkömmt?

* S. der Geſ. der frey. K. Samml. II. Th. a. d. 259. S.
** S. eben daſelbſt a. d. 260. u. f. S.

kömmt? Wo blieben alle die alten Namen, die ſich mit mar und mir endigen, und gewiß nicht aus dem Latein kommen? Die Muthmaßung, daß Schillingshauer von Heuren komme, iſt nicht unrecht. In Hamburg ſchlägt man Zettel an: dieß Haus iſt zur Hauer, d. i. zu vermiethen. Aber was hieße dann Schillingshauer? Miethet man etwa Schillinge? Es müßte ein Hauerſchilling heißen, wie eine Hauerkutſche nicht ein Kutſchenhauer heißt.

Wir müſſen abbrechen; wollen aber dem Hrn. Verf. hiermit keinesweges das Lob abſprechen: daß er ein ſehr angenehmes und mit vieler Beleſenheit angefülltes Lehnrecht geſchrieben habe, welches ſonderlich recht patriotiſch deutſche Geſinnungen an den Tag leget.

VII.

Reponſe de S. M. le Roi de Pruſſe, à Mr. de Voltaire.

Da dieß merkwürdige Stück faſt in allen unſern Zeitungen erſchienen iſt; wo es gleichwohl wieder zerriſſen wird, und verlohren geht: ſo haben wir ihm in unſern etwas dauerhaften Blättern einen Platz nicht verſagen wollen. Wir fügen auch eine neue Ueberſetzung bey, die vermuthlich den bisherigen nichts nachgeben, ja in gewiſſen Stücken auch denen noch wohl vorgehen wird, die man am meiſten geprieſen hat.

Croyez

Croyez, que ſi j'etois Voltaire,
Particulier aujourd'hui;
Me contentant du Neceſſaire,
Ie verrois envoler la fortune legere,
Et m'en moquerois comme lui.
Ie connois l'ennui des Grandeurs,
Le Fardeau des Devoirs, le jargon des Flatteurs,
Et tout l'amas de petiteſſes,
Et leur genres & lours eſpeces,
Dont il faut s'occuper dans le ſein des Honneurs.
Ie mepriſe la vaine gloire,
Quoique Poete & Souverain:
Quand du ciſeau fatal retranchant mon deſtin,
Atropos m'aura vu plongé dans la Nuit noire:
Qu'importe l'honneur incertain,
De vivre après ma Mort au Temple de Memoire?
Un inſtant de bonheur vaut mille ans dans l'Hiſtoire!
Nos deſtins ſont ils donc ſi beaux?
Le doux Plaiſir, & la Molleſſe
La vive & naïve Allegreſſe,
Ont toujours fui des Grands la Pompe & les Faiſceaux.
Nés pour la Liberté leur troupe enchantereſſe
Prefere l'aimable pareſſe,
Aux auſteres devoirs, Guideo des nos Travaux.
Ainſi la Fortune volage
N'a jamais cauſé mes ennuis:
Ou qu'elle m'agace ou m'outrage,

I'en dormirai toutes les Nuits,
En lui refuſant mon Hommage.
Mais nôtre Etat nous fait la Loi,
Il nous oblige, il nous engage,
A meſurer nôtre courage
Sur ce qu'exige nôtre emploi.
Voltaire dans ſon Hermitage,
Dans un Païs, dont l'heritage
Eſt ſon antique bonne foi,
Peut s'adonner en paix à la vertu du Sage,
Dont Platon nous marqua la Loi.
Pour moi, menacé du Naufrage,
Ie dois, en affrontant l'Orage,
Penſer, vivre & mourir en Roi.

Verdeutſchung des königl. Schreibens an den Hrn. v. Voltaire.

In Wahrheit, wenn ich wie Voltaire,
Ein glücklicher Privatmann wäre,
So würd ich am Genuß der Nothdurft mich begnügen:
Ich ſäh das falſche Glück gelaſſen von mir fliegen,
Und ſpottete dabey, wie Er.
Ich kenne den Verdruß des hocherhabnen Standes,
Der Pflichten Laſt, der Schmäuchler Plaudereyn,
Der Kleinigkeiten Schwarm, faſt nach der Zahl des Sandes,
Von was für Gattungen und Arten ſie nur ſeyn:
Womit

Womit wir uns im Schooß der Ehre plagen.
Die Ruhmsucht hat mich nie geblähet,
Bin ich gleich König und Poet.
Trennt Atropos dereinst den Lauf von meinen Tagen,
Durch ihren strengen Schnitt, und stürzt mich in die Nacht:
Was Trostes wird mir dann die eitle Ehre geben,
Im Tempel des Gerüchts zu leben?
Ein Augenblick recht glücklich zugebracht,
Gilt mehr, als tausend Jahr' in preisenden Geschichten;
Ja in vergötternden Gedichten.
Ist unser Schicksal denn so schön?
Fürwahr, die sanfte Lust, das zärtliche Vergnügen,
Der Scherze Munterkeit, die Herzen kann besiegen,
Flohn allemal den Ort wo Kron und Zepter stehn,
Den lauter Würd und Pracht erhöhn.
Dieß kleine Zaubervolk, zur Freyheit wie gebohren,
Zieht stets der harten Pflicht, dazu man uns erkohren,
Die liebenswürdge Muße vor,
Und gönnt Monarchen gar kein Ohr.

Drum hat das flatterhafte Glück
Mich niemals noch in Gram gestürzet.
Es locke mich, es stoße mich zurück:
So wird mir doch dadurch kein Schlaf gekürzet,
Und ich versag ihm stets der Ehrfurcht Sclavenblick.

Doch unser Stand schreibt uns ganz andre Regeln vor:
Er nöthigt uns, er weis uns zu verbinden,
Daß unser Muth sich muß entzünden,
Zu dem, was unsre Pflicht erkohr.

Voltaire kann in seiner Hütte,
Bey Völkern, deren alte Sitte
Sich wahrer Treu und Redlichkeit geweiht,
Sich voller Ruh der Tugenden befleißen,
Die Platons Lehren nach, des Weisen Antheil heißen.
Nur ich, dem itzt ein Schiffbruch dräut,
Muß, trotz dem Sturm und dem Verderben!
Als König denken, leben, sterben.

VIII.

Gedanken über die Frage.

Sind Gelehrte privilegirte Müssiggänger? womit der vortrefflichen Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig, für die im 1755 Jahre geschehene Aufnahme, schuldigst danket August Gottlob Friedrich Kolitz. Diac. der Stadtkirche zu Koßwig, und Paster zu Grübov. 1758. in 4. 46. S.

Nach verschiedenen andern, sowohl lateinischen als deutschen Schriften, womit der Herr Pastor die gelehrte Welt schon beschenket, und deren wir

wir nach und nach Erwähnung gethan, liefert er uns auch die Abhandlung dieſer, für die Wiſſenſchaften faſt verkleinerlichen Frage. Allein wer kann dafür, daß es Ungelehrte giebt, die nicht nur unwiſſend, ſondern auch dumm und grob genug ſind, ſolche Schimpfreden wider das, was ſie nicht verſtehen, auszuſtoßen? Der gelehrte Herr Verfaſſer mußVeranlaſſungen gefunden haben, einmal ſolchen Läſterern zu begegnen: und es müſſen alle Liebhaber der Gelehrſamkeit dieſe Mühe mit Danke erkennen.

In einer höflichen Anrede an die hieſige Geſellſchaft der fr. K. die ſehr wohl geſchrieben iſt, geſteht er, daß die freyen Künſte und unſre Mutterſprache ſchon zu der Zeit zu ſeinen feinſten Vergnügungen gehöret habe, in welchen es für eine große Ehre, und edle Geſchicklichkeit gehalten wird, Latein und griechiſch zu ſtammlen. Und dieſe wohlgerathne Probe zeiget es zur Gnüge, wie glücklich ſeine Bemühungen darinn geweſen.

Die Abh. ſelbſt hebt von der Gewalt der Vorurtheile an, die ſich ſehr vieler Menſchen ſo ſtark zu bemeiſtern wiſſen; daß auch die Macht der Wahrheit ſie kaum überwältigen kann. Die Vernunft kömmt dieſer zwar zu ſtatten; womit eine liebreiche Gottheit uns beſeliget, und dadurch über die Sphären aller irdiſchen Creaturen erhöhet hat. Allein wir ſind ſo blöde, oder ſo dumm, ſie nicht zu brauchen; und uns alſo zu der Reihe ſinnlich thieriſcher Geſchöpfe vorſetzlich hinabzuſtürzen. „Iſt „das nicht elend: wenn man ſich in einer ſo glückli„chen Lage, ſeine Größe glänzen zu laſſen, ſelbſt ſtö„ret und verrücket? Wunder-

„Wunderliche Gedanken, bey so aufgeklärten „Tagen! wird man von einer gewissen Seite ruf„fen. Kann, oder will man den Vorzug dieser „Zeiten nicht einsehen, schätzen, bewundern? Sol„che Betrachtungen schicken sich für die Jahrhun„derte, welche die Barbarey denkwürdig gemachet „hat: allein gar nicht für die Tage, in denen ein „Leibnitz und Wolf gelehret haben — — Vor„mals, vormals war die Vernunft eine Sclavinn „des Irrthums und der finstern Unwissenheit.„ „Jetzt hat sie den Thron wieder bestiegen, der ihr auch „in der Mitte der Beraubung, ewig eigen bleibt. „Und itzt lebet sie im Genusse aller Ehre, welche „aus ihren erhaltenen Siegen entspringt. Wornach „strebet man doch in diesem hellen Jahrhunderte mit „einem recht geizigen Eifer? Ist es nicht nach tie„fer Einsicht und ächter Weisheit. Wider wen „liegt man durch unermüdete Einführung der Deut„lichkeit, Ordnung und Bündigkeit in Reden und „Schreiben, unabläßiger zu Felde, als gegen die „Feindinnen dieser Tugenden, Dummheit, Dun„kelheit und Unwissenheit?

So lauten die Einwürfe, die sich der Herr Verfasser machet, und die er sehr gut beantwortet. Aber wir können uns bey dem Eingange nicht länger aufhalten. Der Herr Verfasser trägt seinen Satz eigentlich auf d. 11. S. so vor: „Ich ge„stehe es frey, daß es mir mehr als einmal, nahe „gegangen sey, wenn ich nicht allein von einem un„verständigen Pöbel, nicht etwa von arbeitsamen „Handwerksleuten, und von einer lockern und flüch-

tigen

hat nur das verbum Wandern, das wird hernach als ein Nennwort gebraucht, das Wandern. So ſind auch die Nennwörter: Wanderſchaft und Wandersmann bekannt: Wanderung aber wenn es ja noch mit gehen könnte, iſt doch nicht ſo gebräuchlich. Hernach ſo werden die Wörter: Wandern und Wanderſchaft nur von einzeln Perſonen nicht von ganzen Völkern gebraucht. Drum hat man bey der vorhabenden Materie, da von Völkern die Rede geweſen, ein anſehnlicher Wort zu haben geſucht, und hiermit die Wanderung erdacht.

Wenn es aber auch nicht unrecht wäre, ein neues Wort zu machen, ſo zeiget ſolches (2) hier doch nicht die Sache und den zuſammengeſetzten Begriff, von der *Migratione Gentium* an, ſondern es zeigt das lateiniſche Wort Migrationem nur an in zertheiltem und unumſchränckten Verſtande. Das deutſche Wort: Wandern, Wanderſchaft, Wandersmann, auch Wanderung, wird nie von einem ganzen Volke gebraucht. Die Deutſchen haben ſich bey dem Wandern, bloß an die Bedeutung des Reiſens und Fortziehens einzelner Perſonen, und bisweilen auch in uneigentlichem Verſtande der Sachen, gewöhnet.

Es kan einer die Probe damit machen, wenn er einem Gelehrten das Wort zu leſen giebt. Kömmt einem Gelehrten die *Migratio gentium* vor, ſo weis er ſich gleich den Begriff zu machen, daß es eine Handlung ſey, darinn ein Volk ſeinen Aufenthalt verläßt, und ſich einen neuen ſuchet; bey nahe wie die Bienen ſchwermen. Lieſt er aber die Wanderung der Völker, ſo wird ihm dieſes Wort bey den Völkern,

„tigen Gesellschaft anakreontischer Jünglinge, die „vom Weingeiste immerdar erfüllet, bis ins „Grab tändeln, scherzen und lachen; sondern auch „von Männern, die etwas weiter sehen wollten, „als diese rohe und unbändige Menge, habe hö„ren müssen: Gelehrte sind Leute, die zur Faulheit „Freybriefe haben; die mithin in einer schändlichen „Muße leben; ihre Tage in Unwirksamkeit, und „sorglosem Schlummer vollenden, und von andern „noch dafür bezahlet werden müssen.„ Nachdem er nun die Gründe gesaget, warum er Leuten aus dem Pöbel gar nicht antworten würde, füget er hinzu: Meine Gegner sind Männer, die sonst von andern, etwas gemeinen Dingen, nicht ganz ungeschickt urtheilen; deren Augen nicht so gar blöde sind, einen Stral der Wahrheit, wenn er in einer mäßigen Entfernung gleichsam durch kleine zarte Dunstwölkchen schimmert, zu empfinden, zu vertragen, und durch ihn erheiterter, aufgeklärter zu werden; denen aber Zeit, Gelegenheit, Aemter und Lebensarten, in welchen sie sich müssen einflechten lassen, oder freywillig einflechten, Verhinderungen sind, sich einmal über die Schranken ihrer Wirksamkeit, in ein weiteres Feld zu wagen, und andre Dinge zu betrachten, als die, mit welchen sie täglich umgehen, und wovon sie ihren reichlichen Unterhalt, jene Summen erhalten, dadurch sie sich in einer prächtigen Figur zeigen kämen. Es sind Leute, die von lauter Praxis schreyen, und nur das für wahre Arbeit, Bemühung und Geschäfftigkeit erklären, was die Reichthümer einer Provinz, oder die

Renten

Renten eines Rittergutes schnell erhöhet, die öffentlichen Schatzkammern und Vorrathshäuser geschwind füllet, .. und deswegen einen Bauer hinter seinem Pfluge für edler und nutzbarer halten, ihm einen leichtern Zutritt bewilligen, auch wohl leutseliger mit ihm umgehen, als sie mit einem Leibnitz, Wolf und Mosheim thun würden ꝛc. — — Diese Männer will ich widerlegen, und ihnen zeigen, daß Gelehrte ganz und gar keine privilegirte Müssiggänger sind.

Hierauf erkläret der Herr Verfasser was er durch Gelehrte versteht. Er fraget: Sollten sich wohl z. E. ein bestäubter Sempronius, ein finstrer Orbil dieses prächtige Beywort zueignen können, die in den alten griechischen und römischen Schriftstellern, nicht Verstand und Tugend, nicht Wahrheiten, Vernunftschlüsse und Geschichte, nicht freye Künste und Regeln derselben suchen und erforschen wollen; sondern bloß an Sylben und Buchstaben kleben bleiben, in Töne und Puncte sich verlieben; und jene große Meister in Wissenschaften und Künsten, nicht um ihrer Sachen, sondern bloß um der Worte halber bewundern und verehren; die daher alles was nicht griechisch und Latein ist, nur für Thorheit und Dummheit halten, und selbst die Wahrheiten und Gedanken ihrer so angebetheten Helden für nichts achten, sobald sie in einer neuen und verständlichen Sprache gesaget werden; die endlich nur alles, was alt ist, für unvergleichlich, hingegen alles was neu ist, für elend und abgeschmackt halten; oder jene Gedächtnißhelden, welche die Namen verstorbener, oder noch lebender Gelehrten,

ten, auf den Fingern herzuzählen wissen; welche die Jahre ihrer herauszekommenen Werke nebst den Druckereyen, Alphabethen und Formaten berechnen, Register von Druckfehlern verfertigen, allerhand nichtsbedeutende Kleinigkeiten in ihren Sammlungen und sogenannten Collectanen, Miscellaneen und Repertorien, vor dem Untergange und der Vergessenheit bewahren, und oft viele Bogen damit anfüllen, dergestalt, daß die Noten mehr Platz einnehmen, als der Text selbst. u. s. w.

Von allen diesen und noch mehrern führet er das Urtheil eines weil. geschickten Dichters, des sel. Past. Müllers, aus seinem Tempel des guten Geschmackes an. Es hebt an:

Ich sah nunmehr allhier den Kern der Schulgelehrten,
Die ganz vor Fleiß erbleicht, mit Wachen Schweiß
und Müh.

Ein atque und ein et, modo Minellii,
Zum Trost der Christenheit, recht freudenreich erklärten,

und schließt so, als sie gefraget werden:

Wollt ihr nie zum Geschmack und seinem Tempel gehn?
Wir? schrien sie: Wahrlich nein! Es ist ein Hirngespinste
Was man Geschmack benennt. Wir loben unsre Künste.
Wir grübeln, forschen nach, und setzen in ein Licht,
Was andre sonst gedacht; wir selber denken nicht.

Aber hier räumet der Herr Vers. billig den Einwurf weg, als ob er alle Humanisten verwürfe. Er erkläret sich sehr wohl darüber, so daß alle wahre Humanisten mit ihm zufrieden seyn werden. Aber

wir

wir können uns dabey nicht aufhalten. Nur die Stelle, aus des Herrn von Jaucourt Leben Leibnitzens, wollen wir noch mit nehmen: Sprachen sind Dienerinnen und stehen unter dem Gebiethe der Wissenschaften; ganz anders, als uns einige bereden wollen: daß die Wissenschaften unter dem Gebiethe der Sprachhelden stehen sollen; so daß einer der ein wenig Latein und griechisch kann, gleich die allergrößten Gelehrten übersehen könne. Er zeiget darauf, daß Deutlichkeit und Ueberführung zu einem Gelehrten gehören. Kein bloßes Gedächtnißwerk, sondern eine zusammenhangende Erkenntniß, eine Begierde Wahrheit und Tugend auszubreiten, und ein Vertrag, der diesen Absichten gemäß ist, machen einen wahren Gelehrten aus.

Und solche Gelehrte kann keine eitle Ruhmsucht, kein Schreibegeist, kein schmutziger Geiz zu wege bringen. „Wohlthaten der Großen erwecken einigermaßen den Eifer; Gaben, die man schon besitzt, zu bearbeiten: aber theilen sie wohl die Gaben selbst mit? Es mögen hundert Mäcenen vorhanden seyn: werden sie wohl einen einzigen Virgil hervorbringen? Sie werden nur einem vorhandenen Virgil die glückliche Gelegenheit verschaffen, sich auf eine ansehnliche Stuffe hinaufzuschwingen. Die Glut welche ihn beseelet, ist ihm allein eigen. Er würde ohne alle Wohlthaten Augusts schön gedacht haben. Wie könnten doch die Gunstbezeugungen verursachen, daß eine Seele, die an sich selbst nicht schön zu denken fähig ist, alsdann schön dächte, wann sie jene genösse? Große Männer sind, in Ansehung

ſehung ihres beſeelenden Feuers, keine Sclaven irrdiſcher Reichthümer, und der Freygebigkeit eigenſinniger Großen. Sie dringen ſich ſelbſt zu der Höhe, von der ſie der Nachwelt in die Augen fallen. u. ſ. w.

So ſchildert der Hr. Verf. einen wahren Gelehrten: und nachdem er das Bild zur Vollkommenheit gebracht, führet er den Beweis eben ſo ſtark und glücklich aus. Er thut es erſt in Anſehung der ernſthaften und tiefſinnigen Gelehrſamkeit, ſodann aber auch im Abſehen auf die ſchönen Wiſſenſchaften. Beyde Claſſen ſind keine Müßiggänger; ſondern nützliche Glieder des Staats. Er nimmt von den erſten einen Leibnitz und Wolf, von den letzten die größten Dichter und Redner der Alten und unſers Vaterlandes zu Beyſpielen; und ſtopft den Läſterern der Wiſſenſchaften ſo völlig, als lebhaft den Mund. Doch unſre Leſer mögen ſeine Schrift ſelbſt leſen: wir achten die Gemeine glücklich, die einen ſo beredten Lehrer bekommen hat.

IX.

La Grammaire Allemande, de M. le Prof. Gottſched, miſe en François par Gottf. Quant, Membre de la Soc. des belles Lettres à Leipſic. Seconde Edit. corrigée & augmentée. Vienne & Prague chez Trattner 1756. 8.

Dieß iſt die neue Auflage des Auszuges der gottſchedſchen deutſchen Sprachkunſt, davon die erſte zu Paris ans Licht getreten, und ſehr wohl aufgenom-

genommen war. Der geſchickte Hr. Verfaſſer, der ſich viele Jahre daſelbſt aufgehalten, glaubte, daß ſie vor andern bequem wäre, denen wider die deutſche Sprache eingenommenen Ausländern die Augen zu öffnen. Er hoffete, daß die Ordnung, ſo ſie darinn überall antreffen würden, ſie von dem alten Vorurtheile gänzlich zurück bringen würde: die deutſche Sprache ſey nichts anders, als ein grobes Geſchwätz, ohne alle Regeln. Dieſes habe ihn, wie er in der Vorrede bezeiget, bey ſeinem Aufenthalte in Frankreich bewogen, dieſe Sprachlehre zum Gebrauche der Franzoſen, und derer die auch Franzöſiſch verſtehen, zu bequemen. Er habe auch das Vergnügen gehabt, zu ſehen, daß ſein Verſuch wohl aufgenommen worden, und daß die pariſer Monathſchriften mit allem Lobe davon geredet hätten.

Indeſſen hat ihn die Erfahrung gelehret, daß es eben ſo ſchwer ſey, ein deutſches Buch in Frankreich richtig gedruckt zu ſehen, als es ſelten iſt, ein franzöſiſches in Deutſchland, ohne eine große Anzahl von Druckfehlern aufliegen zu ſehen. Aller ſeiner Aufmerkſamkeit ungeachtet, wimmelte dieß kleine Buch davon: es war alſo nöthig, eine neue Auflage davon zu beſorgen.

Ob er dieſelbe gleich ſehr vermehret hat: ſo hat er ſich doch von ſeinem erſten Entwurfe nicht entfernet. Dieſer war, nur von Dingen zu reden, die Anfängern im Deutſchen ganz nothwendig ſind. Und hierinn hat er ſich nicht nur des Rathes, ſondern auch des Muſters vom Hrn. Prof. Gottſched bedienet; der ſelbſt einen Kern ſeiner großen Sprachkunſt geliefert hat.

Er

Er hat ſich dabey durchgehends der lateiniſchen Schrift an ſtatt der eigentlichen deutſchen bedienet: weil er geglaubet, man müſſe in einem Buche, welches nur die erſten Gründe enthält, nichts ſchwieriges antreffen. Er hat am Ende, nach dem Beyſpiele anderer, ein kleines Wörterbuch, Geſpräche, u. dgl. m. für die Anfänger beygefüget.

Das I. Hſt. handelt von den deutſchen Buchſtaben und ihrer Ausſprache. Hier ſind auch die geſchriebenen Alphabethe, ſowohl der großen als kleinen Schrift, in Kupfer geſtochen.

Das II. Hſt. handelt von Artikeln, oder Geſchlechtswörtern.

Das III. von den Hauptwörtern und ihren Abänderungen, worinn er ſeinem Vorgänger genau folget. Die I. Abänderung hat in der mehrern Zahl gar keine veränderte Endung des Wortes. Die II. nimmt zu der einzelnen Zahl nur ein e; wie Stand, Stände. Die III. nimmt die Sylbe en, wie Held, Helden. Die IV. nimmt nur ein bloßes n, z. E. die Feder, die Federn. Aber hier hat der Hr. V. eine Menge von Wörtern eingerücket, die nur zur zweyten Abänderung gehören. Die V. endlich hat in der mehreren Zahl, die Endung er, wie Amt, Aemter: wobey noch die Abänderung des Wortes Gott, und der eigenen Namen angehenket iſt.

Das IV. Hſt. redet von den Beywörtern.

Das V. Hſt. von den Zahlen.

Das VI. Hſt. von den Fürwörtern ich, du, er ꝛc. Wobey einige nützliche Exempel mit denſelben vorkommen.

Das VII. Hſt. handelt von den Zeitwörtern, und zwar 1) von den Hülfswörtern, ſeyn, haben, werden, wollen, ſollen, können, dörfen, mögen, müſſen, laſſen; 2) von den richtigen, 3) von den unrichtigen Abwandlungen. Dieſe letzten theilet er in ihre natürliche Claſſen, nachdem ſie in der jüngſtvergangenen Zeit ein a, ein ie, ein kurz i, ein o, oder ein u bekommen; als worauf im Deutſchen ſehr viel ankömmt u. ſ. w.

Das VIII. Hſt. handelt die Nebenwörter ab, die Ort, Zeit, Ordnung, Vergleichung, das Fragen, Bejahen, Läugnen u. dergl. anzeigen.

Das IX. Hſt. handelt von Vorwörtern.

Das X. Hſt. von Bindewörtern.

Das XI. Hſt. von Zwiſchenwörtern.

Das XII. Hſt. handelt von der Fügung, oder Syntaxe, nach allen bisherigen Theilen der Rede, bis zur 210. S.

Hierauf folget das kleine Wörterbuch, darinn die nöthigſten Wörter, von Gott und göttlichen Dingen, von der ganzen Welt, von der Zeit und den Jahrszeiten, von der Erde, vom menſchlichen Leibe, von Krankheiten und Gebrechen des Menſchen, von Speiſen, vom Trinken, von Kleidern, vom Hauſe und ſeinen Theilen, von der Küche und ihrem Geräthe, vom Stalle, vom Garten, von Thieren, Vögeln, Fiſchen, Ungeziefern, Metallen und Farben, von Sachen, die man zum Schreiben nöthig hat, von Handwerkern und Kriegsſachen enthalten ſind.

Einige

Einige alltägliche Redensarten, Gespräche und Erzählungen, worunter auch ein paar gellertsche Fabeln befindlich sind, machen den Beschluß.

Dieser neuen Ausgabe hätten wir längst gedenken sollen, wenn sie uns, wegen der itzigen Kriegszeiten, nicht itzo allererst in die Hände gekommen wäre. Der Hr. Verf. hat sich dadurch auch mitten in Deutschland, um eine große Anzahl von Fremden verdient gemachet, die itzo weit mehr als vormals geschehen, das Deutsche zu lernen begierig werden: zumal seit dem die Kriege auf deutschem Boden ihnen dasselbe unentbehrlich machen.

X.

Nachricht und Beschreibung einer neuerfundenen Maschine, den Lauf der Trabanten Jupiters vorzustellen.

Herr Gärtner, ein bereits bekannter Liebhaber der Sternkunde und Mechanik bey Dresden, hat eine artige Vorstellung des Systems der Jupitersmonden zu Stande gebracht. Auf einem sechseckigten Gestelle, welches auf so viel vergoldeten Kugeln ruhet, und ringsum mit goldenen Leisten umgeben ist, ruhet oben ein wohlabgetheiltes zinnernes Zifferblatt, auf einer meßingenen Platte. Diese verdecket das in der Höle verborgene Räderwerk, welches die aus dem Mittelpuncte hervorragenden Träger des Hauptplaneten, und seiner vier Trabanten in

Bewegung setzet. Der mittelste etwan 7 Zoll hohe Stift trägt den Jupiter selbst, als eine goldne Kugel in Größe einer kleinen Kirsche; und dieser steht still. Um denselben werden die vier andern von so viel ungleich langen horizontalschwebenden Armen getragen, die auf ihren Spitzen in gleicher Höhe mit dem Jupiter, die ungleich entfernten Trabanten herumführen. Ihr Lauf ist ungleich geschwind; und zwar nach den Beobachtungen der Sternseher, nach dem wirklichen Laufe dieser Himmelskörper eingerichtet: so, daß der innerste vielmal herum kömmt, ehe der andre, dritte und vierte nur einmal herum kommen.

Unter allen diesen Armen der Trabanten, ist ein Zeiger angebracht, welcher im Umlaufe auf dem Zifferblatte die sieben Tage der Woche, nebst den 24 Stunden eines jeden Tages anzeiget: so daß man vermittelst dessen den Stand und Lauf dieser Trabanten auf jeden Tag einer Woche, und jede Stunde des Tages finden und zeigen kann.

An der einen Seite der Maschine ist eine artige meßingene Kurbe angebracht, vermittelst welcher man mit der Hand, der ganzen Maschine ihre Bewegung geben kann. Denn sobald man sie anhebt zudrehen, sobald heben auch der Zeiger mit allen Trabanten an sich zu bewegen; der eine geschwinder, der andre langsamer, wie sichs gehöret. Da kommen nun die Trabanten um den Jupiter in allerley stets veränderliche Stellungen zu stehen; bald alle auf einer Seite in gerader Linie, bald zween zur Rechten, zweene zur Linken, bald nur einer auf einer

kern, ob er gleich ein gebohrner Deutſcher iſt, dennoch dunkel vorkommen, und er wird es nur errathen müſſen, daß vielleicht dieſelbe *Migration* dadurch werde zu verſtehen ſeyn, die er ſonſt in lateiniſchen Büchern geleſen; ja wenn er nicht vorher wüſte, was *migratio gentium* wäre, ſo würde er von der **Wanderung der Völker** ſich gar keinen Begriff machen können. Brächte es nun die Eigenſchaft des Wortes mit ſich, daß ſolches mit den **Völkern** verbunden würde, und dasjenige anzeigte, was es bey den Lateinern bedeutet, ſo würde man nicht erſt zur Erklärung in Gedanken auf die lateiniſchen Worte Migratio gentium fallen dürfen, ſo wenig man das lateiniſche Wort: prandium zur Erklärung vonnöthen hat, wenn man die Mittagsmahlzeit nennen hört. Die Rede iſt ſo lange unrein und dunkel, ſo lange der Deutſche das deutſche Wort zu verſtehen, erſt ein Lateiniſches zu Hülfe nehmen muß. Wenn wir ſagen der Handwerks-Purſche **wandert**, oder iſt auf der **Wanderſchaft**, ſo wiſſen gelehrte und ungelehrte, was das ſey. Wenn aber in einem Buche von der **Wanderung der Völker** was geleſen wird, ſo muß auch ein Gelehrter erſt an die lateiniſchen Worte: *Migratio gentium* gedenken, wenn er ſich von der **Wanderung der Völker** einen Begriff machen ſoll.

Zwar (3) im Lateiniſchen wird das Wort migrare freylich in unterſchiedenem Verſtande gebraucht. Eigentlich heiſt es 1) ſo viel als der Wohnung wegen ſich von einem Orte zum andern begeben, ausziehen; ſonderlich wird es von Pachtern und Miethleuten geſagt, wenn ſie die Miethe verändern. Hernach 2) wird es

acht-

ner Seite, und drey auf der andern. Bald stehen etliche, oder doch einer hinter dem Jupiter, und machen also des Abends bey Lichte, die Finsternisse der Jupiters Trabanten sichtbar, u. s. w. alles der Astronomie und Natur gemäß.

Endlich ist in der halben Höhe Jupiters noch ein zinnerner drey Vierthel Zoll breiter, einen Schuh im Durchmesser habender, platter Kreis, der wie ein Horizont um die Weltkugeln geht, und auf drey zierlichen meßingenen Stützen ruhet. Auf diesem sind 12 himmlische Zeichen gezeichnet, und jedes derselben in 30 Grade abgetheilet, so daß der ganze Umkreis 360 bekömmt, um den ganzen Umfang des Himmels vorzustellen, darnach man die Erscheinungen der Himmelskörper zu schätzen pflegt. Wir können versichern, daß diese ganze Arbeit sehr sauber ist, und einem wohlhabenden Liebhaber der Astronomie kein geringes Vergnügen machen wird.

Da er nun diese Maschine nicht nur selbst erfunden, sondern auch auf eigene Kosten zu Stande gebracht; welches ihn nach seinen Umständen untüchtig machet, auf eben den Schlag eine ganze copernicanische Maschine zu verfertigen, dafern er diese nicht erst an den Mann gebracht: so wünschten wir wohl, daß sich ein Käufer zu diesem artigen Kunststücke, welches eine Bibliothek zu zieren geschickt ist, finden möchte. Es darf sich selbiger nur bey Hrn. Prof. Gottscheden deswegen melden, wo man sie in der Ostermesse zu sehen bekommen, und von dem Preise, der gewiß sehr mäßig ist, Nachricht bekommen kann.

Vermögende Leute können ihr Geld nicht rühmlicher anwenden, als wenn sie witzige Köpfe und Künstler in ihren Erfindungen und Unternehmungen unterstützen. Soll denn aber England allein den Ruhm haben und behalten, daß solches daselbst zu großer Aufnahme der Wissenschaften und mechanischen Künste, im Schwange geht? da es ja Deutschland an Erfindern niemals gefehlet hat, ihm und seinem Witze Ehre zu machen. Eben der Künstler hat auch treffliche Sehröhre von allerley Größe und schöne Augengläser zu verkaufen.

XI.

Der dankbare Kaufmann,

ein Schauspiel von fünf Handlungen. Berlin bey Grynäus und Decker. 1758.

Der Geschmack an den moralischen Lustspielen scheint in Deutschland immer mehr und mehr die Oberhand zu gewinnen; und das ist kein übles Zeichen für den Character unsers Volkes. Gegenwärtiges Stück ist von eben der Art. Die Personen darinnen sind: **Orello**, ein unglücklich gewordener Kaufmann, **Isabella**, dessen Gattinn, **Mariane**, dessen Tochter, **Solimbeno**, ein Kaufmann aus Smirna, **Terrazo** und **Brianto**, zween venetianische Kaufleute, **Giro**, ein Wucherer, **Antonetta**, des Giro Tochter, **Johann**, des Solimbeno

beno Bedienter, Grethe eine Magd; ein Gefangenwärter, einige masquirte Perſonen, ein Gerichtsbedienter, die Wache. Der Schauplatz iſt in Venedig, fängt Vormittags an, und endet ſich gegen Abend.

Die erſte Handlung ſtellet den St. Markusplatz zu Venedig vor, wobey ſich von Zeit zu Zeit einige Masken ſehen laſſen. Terrazo, Brianto und Giro machen den erſten Auftritt. Sie reden mit einander von dem Schaden, den das Unglück von Liſſabon dem ganzen Handel zuziehen würde. In dem zweyten Auftritte iſt Giro allein, und erzählet daß er den Orello, Schulden halber bey Waſſer und Brod habe ſetzen laſſen. Im dritten Auftritte, iſt wieder Terrazo und Brianto da, wobey ſich Giro ſehr ungeſcheid gegen den Terrazo aufführet, der ihm eine Wechſelſchuld bezahlen ſoll. Im vierten Auftritte kömmt Solimbeno. Er hat dem Himmel gedanket, daß er den Meereswellen glücklich entgangen iſt. Hierauf fraget er die Anweſenden, ob niemand von dem Orello etwas wiſſe, dem er ſo viel zu danken hätte? da er ihn als eine Weyſe zu ſich genommen, und durch die Ermahnungen zur Tugend glücklich gemacht hätte. Allein es will niemand mit der Sprache heraus; und das währet faſt den ganzen Actus durch.

Im zweyten Aufzuge erſcheint hinten ein Gefängniß, worinn Orello allein ſitzt, und ein Buch in der Hand hat. Die Tochter kömmt zu ihm, und

ſie reden beyde ſehr erbaulich. Solimbeno wird vom Giro zu dem Orello ins Gefängniß geführet, wo er ſehr zärtlich und voller Dankbarkeit mit ihm redet, Iſabella und Mariana kommen dazu; da die Frau ſehr betrübt thut, richtet der Mann ſie auf, und beyde erkennen den Solimbeno. Zuletzt wird noch Orello, nachdem Solimbeno für ihn die Schuld bezahlet hat, losgelaſſen.

Die dritte Handlung iſt auf dem Saale eines Wirthshauſes. In dieſer kömmt nichts ſonderliches vor, als daß ſich Giro noch in Marianen verliebet, von ihr aber mit gehöriger Verachtung abgewieſen wird. Zuletzt erkläret auch Solimbeno ihr ſeine Liebe. Giro, der, weil er das Geld vom Solimbeno bekommen, ihn für einen redlichen Mann hält, hat Luſt, ihm ſeine Tochter zu geben; und dieß machet einen poßierlichen Auftritt.

In der fünften Handlung, und nach einem Gezänke des Giro mit dem Solimbeno, der ſeine Tochter nicht haben mag, weil ſie ſehr albern iſt, er auch ſchon mit einer andern verſprochen iſt; bekömmt Orello einen Brief, darinn er die angenehme Nachricht erfährt, daß ſein Schiff nicht untergegangen, ſondern glücklich zu Cadix angekommen ſey. Zuletzt kömmt noch die Wache und nimmt den Giro auf des Brianto Begehren in Verhaft, empfiehlt dem Orello ſeine Tochter, und das Luſtſpiel endiget ſich nach gewöhnlicher Art.

Der dialogiſche Styl iſt recht gut darinn getroffen: nur wiſſen wir nicht, warum der Herr Verfaſſer

faſſer die Regel von der Einheit des Ortes nicht beobachtet hat; ingleichen warum er muß Masquen auf das Theater kommen laſſen; damit es NB. nicht leer bleibe. So ſind auch die Soliloquia eben keine Schönheit in einem theatraliſchen Stücke, ob gleich es viele neuere Stücke giebt, die ſie haben.

XII.

Die neueſte Weltweisheit, in Verſe gebracht, von Benedict Stay, mit des P. Boſcowichs, eines Jeſuiten, Anmerkungen. 1. Th. Rom. 1756. in 8.

Der Herr Abt Stay, welcher durch ein lateiniſches Gedicht über die carteſianiſche Weltweisheit, der gelehrten Welt bekannt geworden, hat ſich durch den glücklichen, und ſchleunigen Fortgang ſeiner Arbeit ermuntern laſſen, auch die Newtoniſche Weltweisheit zu beſingen. Er hat ſie in 10 Bücher eingetheilet, welche beynahe 24000 Verſe enthalten, und 4. Bände anfüllen werden. Diejenigen, die ſein erſtes Gedicht geleſen haben, werden in dieſem daſſelbe poetiſche Geſchick antreffen; und ſollten ſie ja hier ſoviel Annehmlichkeiten nicht finden, ſo haben ſie es nicht dem Dichter, ſondern den Sachen zuzuſchreiben. Die ſinnreichen Einfälle des Deſcartes ſchicken ſich ſehr wohl zu den poetiſchen

schen Ausschweifungen; (delire) Allein, bey der Newtonianischen Weltweisheit lassen dieser sich sehr schwer anbringen. Ein natürliches und ungekünsteltes Wesen, machet den wahren Charakter derselben aus, und die darinn vorgetragenen Wahrheiten scheinen gar nicht eines Ausputzes und Zierrathes fähig zu seyn. Die Gesetze der Bewegungen und der Schwere, die centralischen Kräfte, das Enstehen der elliptischen Laufkreise und die geometrischen Rechnungen, sind dem poetischen Maaßstabe durchaus zuwider. Der Herr Verfasser hat sich daher mit der Beschreibung der Werke der Natur vornehmlich beschäfftiget, und oft in angenehmen Nebendingen verirret; allein die Sorge, für die algebraischen Proben, einem in diesem Stücke geübten Commentator überlassen. Dieser ist der P. Boscowich, der sich durch die Anmerkungen, die er den schönen Nocettischen Gedichten über den Regenbogen, und dem Nordlichte beygefüget, längst berühmt gemachet hat.

XIII.

Johann Maria Lampredi Versuch einer Geschichte der Weltweisheit, der alten Bewohner Hetruriens, heutiges Tages Toscana genannt. Florenz. 757. in 4to. 83 Seiten.

Die Toscaner, schreibt Diodor von Sicilien, „beschäfftigen sich fleißig mit den Wissenschaften, vornämlich mit der Naturlehre. Kein Volk „hat

„hat so viele Bemerkungen über die Lufterscheinun-
„gen des Wetterstrales gemachet, als die Toscaner„

Diese Worte des Diodorus haben den Herrn Lampredi veranlasset eine Geschichte der alten Toscaner aufzusetzen. Der erste Theil enthält eine historisch-kritische Abhandlung, darinn der Herr Verfasser untersuchet, was für Meynungen dieses Volk von der Schöpfung der Welt (oder der Kosmogonie) geheget, und welcher Partey es in Absicht auf den Pythagorischen und Zenonischen Lehrbegriff zu gethan gewesen. Er suchet zu beweisen, daß Hetrurien lange vorher Philosophen gehabt, ehe die Griechen ihre Zeit nach den Olympischen Spielen zu rechnen angefangen. Beynahe der ganze zwente Theil dieses Werkchens, welcher die Kenntniß der Hetrurier von den Lufterscheinungen vorträgt, ist mit den Lobeserhebungen dieser Nation angefüllet. Er behauptet von derselben, daß sie Italien die größesten Gelehrten in der Kräuterkentniß, Arzneywissenschaft, und Sternkunde geliefert habe. Er machet hieben, wider Demstern, die Anmerkung: daß die Toscaner sich jederzeit wieder die Monarchie erkläret, und eine verejnigte Republik, (fœderatio) aufgerichtet haben. Bey dieser Gelegenheit verspricht er einen andern Theil von der Geschichte dieses Volkes zu liefern, welcher von der Unterwerfung desselben unter das Joch der Römer handeln wird.

XIV. Nach-

XIV.

Nachricht von Herrn Professor Hanows in Danzig Vorhaben, die noch ungedruckten preußischen Geschichtschreiber und Urkunden auf Vorschuß ans Licht zu stellen.

Wem kann es verborgen seyn, daß von den alten preußischen Geschichtschreibern, die entweder zu der Zeit gelebet, da die Dinge geschehen sind, welche sie beschrieben haben, oder aus solchen Zeugnissen das Ihrige gezogen haben, ob sie gleich später gelebet, oder doch von andern glaubwürdigen Alten das gehöret haben, was sie melden, wenig oder nichts im Drucke vorhanden sey: wenn wir den einzigen Peter von Dusburg gebürtig, ausnehmen? Diesen hat Prof. Hartknoch mit Anmerkungen ausgegeben: und doch sind ziemliche Lücken und Fehler übrig geblieben, die fast nicht anders, als durch die gereimte Uebersetzung, welche Niklas Jeroschin hinterlassen, können ausgefüllet und verbessert werden.

Unter den ungedruckten Geschichten kommen theils deutsche, theils lateinische vor, die einer Ausgabe im Drucke würdig wären. Die erste Stelle unter den Deutschen würde Jeroschin behaupten, wenn Bischof Christians seine nicht sollte zu finden seyn; hernach Wigand von Wartenberg, aus welchem Schütze manche Stellen beygebracht, der gleichsam den Jeroschin fortsetzet; darauf Johann Lindenblatts Uebersetzung, weil das Lateinische nicht vorhanden ist. Simon Grunow, Lucas David u. s. w. würden ihnen folgen. Ob auch die Ordens-

Ordens- oder Hohemeister-Chronik, des Grafen Waldecks, des Bischofs von Paderborn, Stenzel Bernbachs, Barth. Warzmanns, Georg Tiedemanns, und das Ordensbuch von seinen Regeln und Gesetzen, dazu kommen möchte, solches wird auf die nähere Untersuchung ihres Inhals, und das Belieben der Käufer ankommen. Von der Lateinischen ist nicht nöthig eher zu gedenken, bis es wegen der Deutschen sich zeigen wird, was zu thun oder zu lassen sey.

Eine Gesellschaft gelehrter Leute, welche theils in Danzig, theils außerhalb Danzig leben, und ein gut Theil dieser Handschriften, theils schon zur Hand haben, theils um das Beste, so noch zu haben seyn wird, zu erhalten, keine Mühe noch Kosten sparen werden, ist gesonnen eine auserlesene Sammlung solcher Handschriften durch den Druck gemein zu machen, an die Ausbesserung des falsch geschriebenen allen Fleiß zu wenden, und das Dunkele mit kurzen Anmerkungen zu erläutern. Weil sich nun dazu kein Verleger findet, sieht sie sich genöthiget, den Weg der Unterschrift und einer geringen Vorauszahlung zu versuchen. Sie zweifelt nicht, es werde edlen Liebhabern der Geschichte ein Gefallen geschehen, daß sie sich mit Nachrichten bekannt machen können, welche ihnen sonst immer verborgen blieben, oder doch gar theuer müßten bezahlet werden, wo sie ja um Geld zu haben wären; und welche größten Theils von den letzten gedruckten Geschichtschreibern nicht haben konnen gebraucht werden.

Wie ihr Absehen nicht darauf geht, bey der Ausgabe Gewinst zu suchen, sondern nur schadlos zu seyn, so wird sie die Seiten in fol. spalten, damit von Jeroschins Versen auf einen Bogen eben so viel, auch mehr komme, als sich im Schreiben oder geraumen Drucke sonst auf zween Bogen finden würde. Ist die Anzahl der Vorauszahler nicht gar zu geringe: so will sie es gern sehen, daß ihnen 15 Bogen, die so viel als sonst 30 enthalten, für ein

Drittheil

Drittheil eines Thalers, auf gut Druckpapier, mögen geliefert werden. Zum Anfange haben sie nur Ihren Namen, Stand und Aufenthalt zu unterschreiben. Wer auf 15 Exemplare unterschreibt, bekömmt eins umsonst. Auf Begehren sollen die Namen der unterschreibenden Beförderer des Drucks, alle vorn angedruckt werden.

Sollte die Anzahl nicht so groß werden, daß man dabey schadlos bliebe: so wird solches gemeldet werden, und dann wird auch von Niemanden ein Pfennig bezahlt. Würde sie aber so stark, daß kein Schaden dabey zu befürchten wäre, so wird solches auch gemeldet: und dann wird ein Jeder 1 Rth. dem vorauszahlen, bey welchem er unterschrieben hat, ehe der Druck angeht. Wie viel er bey dem Empfangenen zu zahlen haben werde, wenn ein Band heraus seyn wird, lehret die Anzahl der über die voraus bezahlten befindlichen Bogen. Als wenn 15 Bogen ein Drittheil kämen, so machen 90 so viel als 6 Drittheile d. i. 2 Thaler. So würde es auch bey den folgenden Bänden gehalten. An gutem Papiere und Drucke soll es nicht fehlen.

Welche kein Druckpapier, sondern Schreibpapier verlangen, die werden es bey der Unterschrift melden, und nur so viel mehr geben, als der Preis des Papiers gröſſer ist. Weil gar wenige Exemplare über die Anzahl der Unterschriebenen sollen gedruckt werden, ist es leicht zu sehen, daß wer sich nicht voraus gemeldet hat, alsdann nichts erhalten wird: oder so noch für ihn eins könnte überlassen werden, er die Hälfte mehr dafür wird geben müssen, als die ersten Theilhaber am Drucke. In Danzig werden die Herren Liebhaber auf dem besondern Blatte, welches dieses auf Schreibepapier darstellet, Ihre wehrten Namen zu unterschreiben, und solche dem Professor Hanow gutigst zuzustellen belieben der zu seiner Zeit den weitern Entschluß kund machen wird.

Ende des Lenzmonaths.

active genommen, und heiſt ändern. So ſpricht Cicero Lib. 3. de Leg. cap. 4. quod quis earum rerum *migraſſet*, noxæ par pœna eſt. Imgleichen Lib. 1. Offic. c. 10. Promiſſa non facere, quæque pertinent ad veritatem & fidem, ea *migrare* interdum, & non ſervare ſit juſtum. Auch 3) paſſive, wenn etwas von einem Orte zu dem andern ſoll gebracht werden. Liv. lib. 10. c. 34. Relicta, quæ *migratu* difficilia eſſent, was ſchwer fort zu bringen iſt. Vielfältigemal wird es 4) im uneigentlichen Verſtande als ein Gleichniß gebraucht. HORATIVS ſpricht: Voluptas *migravit* ab aure. CLAVDIAN. Fluvius *migrat* adverſo meatu. CIC. *migrare* communi jure. PLAVT. neque a me officium *migrat*. Und dahin iſt wohl auch Migratio gentium zu ziehen. Migratio heiſt überhaupt ein Zug von einem Orte zum andern. Und ob wohl das Wort eigentlich nur von einzelnen Perſonen, und von ſolcher Perſonen ihren Sachen gebraucht wird: So ſagen die Lateiner ſolches doch auch von ganzen Völkern, gleichwie ſie daſſelbe ohnedem in vielerley Verſtande anzubringen pflegen.

Aber was in eines gewiſſen Volkes Sprache alſo angehet, das geht nicht alsbald mit eben dem Worte in eines andern Volkes Sprache wohl an. Wir Deutſchen brauchen das Wort ſtehen, in vielerley Verſtande, in welchem es die Römer nicht brauchen: Und ſie brauchen das Wort *ſtare* in vielerley Verſtande, in welchem es bey uns nicht angehet. So iſts auch mit dem deutſchen Worte halten, und dem lateiniſchen *tenere* beſchaffen. Ja es ſind Wörter, die bey den Lateinern nur eine, zwo oder drey Bedeutungen,

Die Koenigl. Cathol. Capelle zu Dresden
von der West-Seite.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Oſtermond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1758.

Inhalt.

I. Dictionnaire de la Langue Bretonne, par Mr. Pelletier.

II. Obras escogidas de Don Francisco Quevedo, &c.

III. Jänkens Lebensgeschichte von D. Bugenhagen.

IV. Von den Cabiren, aus der Geschichte der Akademie der schönen Wissenschaften in Paris.

V. Giannone bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel. I. Theil.

VI. Querela de Tempore D. Richteri ad D. Trillerum.

VII. Hrn. Hansens Staatsbeschreibung des Herzogthums Schleswig.

VIII. Essai sur le bonheur, ou Reflexions Philosophiques.

IX. Einige Nachricht von der zu Moskau gestifteten russisch-kaiserlichen Universität.

X. Flaminius Scarsell. Trauerspiele.

I.

Dictionnaire de la Langue Bretonne, ou l'on voit ſon Antiquité, ſon affinité avec les anciennes Langues, &c. avec l'etymologie de pluſieurs Mots des autres Langues, par Dom Louis le Pelletier. Religieux Benedictin de la Congr. de S. Maur. A Paris, chez de Laguette. 1752. in fol.

Eben der anſehnliche Benedictinererden, dem wir ſoviel andere wichtige Werke, und ſelbſt in Deutſchland das Chronicon Gottwicenſe, zu danken haben, hat uns auch vor 6 Jahren dieß Wörterbuch der alten bretonniſchen Sprache geliefert. Tallandier hat es den Ständen der Landſchaft Betragne zugeeignet. Er ſaget ihnen, daß die bretanniſche Sprache kein Hirngeſpinſt ſey, ſondern noch wirklich geredet werde, ja vielleicht von allen noch lebenden Sprachen die älteſte ſey. Sie erinnere die Franzoſen ihrer erſten Urſprünge; und liefere gleichſam die älteſten Adels-Briefe der bretonniſchen Nation.

tion. Er rühmet ſie daher, daß ſie den Druck dieſes Werkes groſsmüthig befördert haben.

In der Vorrede ſaget eben dieſer Herausgeber, die Celtiſche Sprache, die itzo in dem Armoriſchen, d. i. Bretagne, und im Herzogthume Wallis noch vorhanden ſey, wäre eine der älteſten Sprachen der Welt, und reichte bis an die alte celtiſche. Gomer der älteſte Sohn Japhets, würde für den Vater der Celten gehalten, und von dieſen ſey der ganze Occident bevölkert worden. Joſephus ſaget ausdrücklich: vom Gomer wären die Gomarier, d. i. die Völker entſprungen, welche die Griechen Galater und Gallier nenneten. Viele andre die hier angeführet ſind, beſtätigen das. Die Celten ſind alſo ſo alt, als die Sprachenverwirrung. Als ſie in Aſien nicht mehr Raum hatten, breiteten ſie ſich nach Europa aus, wohin ſie ihre Sprache, Geſetze und Gewohnheiten mit brachten.

Cluver hat vorgegeben, die Völker, ſo Illyrien, Spanien, Gallien, Deutſchland und Britannien beſetzet, wären Celten geweſen, die einerley Sprache gehabt. Es iſt ſchwer, ſeinen Gründen den Beyfall zu verſagen: er hätte nur noch zu dieſen Ländern auch einen Theil von Italien, Irrland, Schottland und die umliegenden Inſeln ſetzen ſollen. Unzählige daſelbſt noch vorhandene Wörter zeigen einen gemeinſchaftlichen Urſprung. Was aber dieſe Sprache auch übrigens ſeyn mochte, ſo kam ſie doch aus dem Oriente; und hatte viel Aehnlichkeit mit den übrigen morgenländiſchen Sprachen. Bochart will

will sie aus dem hebräischen herholen. Baxter aber findet im Armenischen viel Aehnlichkeit mit ihr. Er sieht auch die Phryger, als Stammväter der Celten an; versichert, sie hätten ganz Europa, bis an die Seulen Herkuls durchlaufen, und sich zu Herrn von Deutschland, Britannien, Frankreich und Spanien gemacht. Wachter ist eben der Meynung, und zeiget durch viele Exempel die Uebereinkunft der phrygischen und celtischen Wörter *. Herr Süßmilch findet in der phönicischen Sprache Aehnlichkeiten mit dem Celtischen.

Das Deutsche, die gemeine Mutter aller nordischen Sprachen, (so schreibt dieser Franzos) wie des Niederländischen und Holländischen, hat eine große Menge celtischer Wörter; zum deutlichen Beweise, daß beyde vormals nur eine einzige gewesen. Wachter hat mehr als 200 Wörter dieser Art in sein Glossarium gebracht: und Herr Süßmilch (der hier immer Sulsmich geschrieben wird) hat ein klein Glossarium Britanno - Germanicum von 3000 Wörtern gemachet. Der Herr Verf. hat sie mit in dieß Wörterbuch eingeschaltet: doch dünket es uns, daß viele darunter weder deutscher noch brittischer Abkunft sind. Z. E. britisch Abat, und deutsch Abt, sind wohl gewiß aus Abbas, oder dem hebräischen Ab, Abba, entstanden. Eben so ist es mit Alusen und Almosen: denn wer sieht nicht, daß dieß von ελεημοσυνη gekommen. Banier

* Hesychius saget, die Phryger hießen in ihrer Sprache ϕλευτροι, d. i. Freye. Ist das was anders, als Frye; oder Fryge; eine offenbar deutsche Benennung.

und Panier, kommen unſtreitig, wie Fahne, von Pannus u. ſ. w. Zu geſchweigen, daß Bet, oder Bed, mit Welt, wohl nicht die geringſte Verwandſchaft haben: zumal wenn man erwegt, daß die Alten Werlet, geſchrieben; welches vom Wirbeln, oder Umdrehen ſeinen Urſprung hat. Doch geſetzt, daß dergeſtalt ein Drittheil der angegebenen Wörter verlohren gienge: ſo bleiben noch 2000 übrig, die allerdings zulangen, die Sache außer Zweifel zu ſetzen.

Selbſt die Lateiner haben viel celtiſche Wörter in ihre Sprache gemiſchet. Man erinnere ſich nur, daß dieſelbe, außer dem Griechiſchen, aus den Mundarten der Aboriginer, Sabiner, Umbrier, Oſker und Volſker entſtanden, die alle celtiſches Urſprunges waren. Der gute **Varro** quälte ſich oft die Etymologien unzählicher Wörter zu finden: aber umſonſt, weil er das Celtiſche nicht verſtund. Auch Plato hat ſich viel vergebliche Mühe gemachet, das Griechiſche zu erläutern; da er die Sprachen nicht verſtund, die man in Griechenland für barbariſch hielt. Indeſſen hat ſich der celtiſche Stamm in ſoviel Aeſte ausgebreitet, daß man ſie alle unmöglich verfolgen kann, ohne eine Geſchichte der Celten zu ſchreiben. Ja es ſind in entlegenen Gegenden verſchiedene Dialecte daraus entſtanden, die allmählich ganz andre Sprachen zu werden geſchienen; ob ſie gleich alle einige Aehnlichkeit mit ihrer Mutter behalten haben.

Um Cäſars Zeit mochten wohl alle Gallier eine gemeine Sprache haben: doch hatten die Deutſchen gegen Morgen und Mitternacht, die Spanier aber

gegen

gegen Mittag, durch ihre Einfälle und Vermischung mit den Eingebohrnen, bereits viele Veränderungen in der Sprache verursachet. Drum saget er, die Aquitanier, die Belger und die eigentlichen Gallier hätten drey verschiedene Sprachen gehabt. Die ersten, weil sie an Spanien; die zweyten, weil sie an Deutschland stießen; und die letzten, weil sie zwischen inne lagen. Sie hielten aber alle gemeinschaftliche Landtage und Berathschlagungen; stritten unter einerley Fahnen, verstunden also alle einerley Sprache, wiewohl in verschiedenen Mundarten, wie Strabo meldet: eadem non usquequaque utuntur lingua, sed paululum variata. Eben dieselbe Sprache redete auch Britannien, dessen mittäglicher Theil von den Belgern erobert und bewohnet war. Auch giengen die Gallier dahin, um von den Druiden recht in ihren Lehren unterrichtet zu werden, deren Sprache sie also verstehen mußten.

Als die Römer Gallien und ein Stück von Britannien eroberten, bekam die celtische Sprache einen heftigen Stoß. Alles mußte sich der Sprache der Sieger bequemen. Lateinische Gesetze, Gerichte, Oberkeiten, Soldaten, Statthalter; alles war lateinisch. So ward die Landessprache allmählich ganz unterdrücket. Dazu kam auch die christliche Religion. Die Apostel kamen aus Rom, und fanden es bequemer keine fremde Sprache zu lernen. Lateinische Messen, Liturgien, Gebethe, Predigten waren ihnen viel leichter, als gallische, oder celtische zu halten: und das arme Volk mußte nachgeben, auf die Gefahr, eine ihm unverständliche Religion blindlings

anzunehmen; eben ſo, wie es auch nachmals in Deutſchland ergangen. Die ſtärkſte Urſache aber, vom Verfalle des Celtiſchen war, der Mangel von Schriften und Büchern. Die Druiden und Barden ſchrieben nichts, ſondern lehrten alles auswendig. Nonnulli annos vicenos in diſciplina permanent, neque fas eſſe exiſtimant, ea litteris mandare, ſaget Cäſar. Was Wunder, daß eine ſolche Sprache bald ins Vergeſſen kommen muß? Unſre alten Deutſchen haben es doch klüger gemachet, die eben damals, als die Gallier ihre Sprache verlohren, die ihrige zu ſchreiben anfiengen.

Die gröſßte Urſache vom Verfalle des Celtiſchen ſchiebt der Verfaſſer auf die Einfälle der Barbarn; welche alle ihre eigene Mundarten hatten. Allein unſers Erachtens würden alle die Franken, Gothen, Sueven, Vandaler, Burgunder und Allemannen, die Brüder der Gallier waren, und lauter ihnen verwandte Mundarten redeten, dieſe Verwirrung nicht gewirket haben: wenn nicht zwey, dreyhundert Jahre vorher die Römer in Gallien geherrſchet hätten. Wir ſehen es ja, daß ſelbſt die Franken, Gothen und Burgunder ihre Mundarten in Gallien vergeſſen, und gegen das grobe Baurenlatein haben müſſen fahren laſſen, welches die Römer darinn gepflanzet hatten. Doch redeten noch im 5ten Jahrhunderte einige celtiſch oder galliſch in Frankreich, wie aus einer Stelle des Sulpicius Severus erhellet.

Unſer Verfaſſer geſteht ferner, daß die Franken, als Beſieger Galliens, die deutſche Sprache mit dahin

gen, hingegen bey den Deutſchen vielerley; und Wörter die bey den Deutſchen kaum zwo, und bey den Lateinern zehn und mehr Bedeutungen haben. Man nehme im Deutſchen das Wort wachen, bewachen, und im Lateiniſchen *vigilare* und *invigilare*, und ſehe, wie viel da und dort Bedeutungen ſeyn werden.

Auf das *migrare* nun wieder zu kommen, ſo ſprechen die Lateiner wohl: *Voluptas migravit ab aure*, aber der Deutſche wird nicht ſagen können: Die Wolluſt iſt vom Ohre gewandert, ſondern wenn er eben das ausſprechen will, was der Lateiner durch bemeldete Redensart verſtehet, ſo heißt es: Man hat keine Luſt mehr zu hören, oder man mag nicht mehr zuhören, imgleichen: Die Gedult weiter zu hören, iſt vergangen. Hingegen wenn der Deutſche ſagt: Die Ducaten wandern, der Hausrath muß wandern, ſo braucht der Lateiner ſein migrare wohl nicht, ſondern er ſagt lieber: pecunia diſſipatur, dilapidatur, erogatur; venditur ſupellex, debitor cogitur vendere ſupellectilem. Bisweilen trifft man auch wohl eine Uebereinſtimmung beyder Sprachen an. Der Lateiner ſagt: *migrare* in cœlum, migrare ex vita, und auch der Deutſche kan, nach Beſchaffenheit der Materie, ſagen: Nach dem Himmel wandern, aus dem Leben wandern. Daß aber *Migratio gentium* und Wanderung der Völker eine Aehnlichkeit der Sprachen haben ſollte, wird von mir deswegen in Zweifel gezogen, weil die Wanderung der Völker, wie vorhin gedacht, dem Leſer den Begriff nicht machet oder an die Hand giebet, den wir von den

hin gebracht; daß dieſe die Sprache der Eroberer, des Fürſten, des Hofes und aller Großen geweſen. Im IX. Jahrhunderte muß ſie auch, nebſt dem obgedachten Bauerlateine, die herrſchende Sprache des gemeinen Mannes geweſen ſeyn. Eine Satzung der turoniſchen Kirchenverſammlung von 813 verordnet die Homilien der Väter, entweder ins Bauerlatein, oder ins Deutſche zu verdollmetſchen: damit ein jeder ſie verſtehen könnte, wenn ſie in der Kirche vorgeleſen würden. Aus allen dieſen dreyen Sprachen ſchmolz ſich endlich eine neue romaniſche Sprache zuſammen, die heute zu Tage die franzöſiſche genennet wird; und darinn noch eine große Menge celtiſcher Wörter enthalten iſt. Das ſind nun alle die, ſo weder lateiniſch noch deutſch ſind. In verſchiedenen Provinzen von Frankreich könnte man eine große Menge davon ſammeln.

Indeſſen, daß die celtiſche Sprache ſich in Gallien verlohr, gieng ſie auch in Britannien unter. Die Römer und die Sachſen unterwarfen ſich daſſelbe, und verurſachten dadurch große Veränderungen in der Sprache. Die von den Sachſen überwundnen Britten nahmen die Mundart ihrer Sieger und Gebiether an; die andern, ſo lieber frey blieben, zogen ſich in die Gebirge, und reden noch itzo die Sprache ihrer Vorfahren. Die dritte Partey gieng über Meer, und ſtieg in Armorica, d. i. derjenigen Provinz von Gallien aus, die noch davon Kleinbretagne heißt. Doch haben die Einwohner dieſer Provinz ihre Sprache nicht von den Flüchtlingen bekommen. Dieſe fanden ſchon ein

verschwistertes Volk darinn, das wenig Umgang mit den Römern und übrigen Galliern gehabt, und also seine alte Sprache besser erhalten hatte. Der heil. **Maglorius**, Bischof von Dol, welcher aus der brittischen Insel mit andern geflüchtet war, predigte den Armorikanern, welche einerley Sprache mit ihm hatten, wie der Verfasser seines Lebens bezeuget: populi ejusdem linguæ.

Das Celtische ist also keine todte Sprache, sondern eine lebendige, die noch in Bretagne und Wallis besteht. Diese beyden Völker verstehen einander ohne Dollmetscher, wie Scaliger vor 100 Jahren bemerket hat. Diese Sprache nun, als ein kostbares Ueberbleibsel der alten celtischen Sprache aufzubehalten, ist dieß Wörterbuch bestimmet. Die Engländer hatten schon in dauerhaften Werken das Ihre gethan. Wilhelm von **Salisbury**, **Camden**, **Borhorn**, **Davies** und **Barter** hatten schon weitläuftige Wörterbücher davon gemachet. Auch die Franzosen hatten schon dergleichen vom Bretannischen. Aber sie waren mangelhaft; ausgenommen P. Greg. **Rostrerens** seines, welches 1732 heraus kam. Aber er hat die wahrhaftig celtischen Wörter, von denen nicht unterschieden, die aus andern Sprachen mit aufgenommen worden. Uns dünket, daß auch dieß Wörterbuch solches Fehlers schuldig sey. Er zeigt auch den Ursprung der Wörter dieser Sprache gar nicht: welches aber in der That so leicht nicht ist.

Herr

Herr Lud. Pelletier unternahm vor 15 Jahren dieß Werk. Mit einer gründlichen Kenntniß der morgenl. Sprachen arbeitete er 25 Jahre daran; und wollte etwas richtigers liefern, als seine Vorgänger. Er hielt dafür, daß er auch auf die Etymologie gehen müßte: und so entblößt er die bretonnischen Wörter aller ihrer Verbrämungen und Zierrathe. Er vergleicht sie auch mit den Wörtern des wallischen Dialectes aus dem davisischen Wörterbuche, die nicht so sehr verderbet sind, als die armorischen. Dergestalt stellet er den Celten eine Menge Wörter wieder zu, die man für französisch, lateinisch und griechisch gehalten: und seine Regel ist, daß alle lateinische Wörter, die weder griechisch, noch phönicisch sind, nothwendig aus dem Celtischen kommen müssen. Es ist also dieß Werk nichts weniger als ein bloßes Wortregister. Daß es aber nicht weitläuftiger ist, kömmt von der Armuth dieser Sprache her, die nur von Landleuten geredet wird, und weder die Kunstwörter der Wissenschaften, noch des Handels und der mechanischen Künste kennet; auch gar keine Bücher hat.

Das älteste geschriebne Werk in derselben ist nur von 1450, und enthält Weissagungen eines gewissen Gwinglaffs. Noch ein paar andre Schriften haben dem Herrn Pelletier Dienste gethan, darunter ein Schauspiel von der Zerstörung Jerusalems ist. Die Walliser haben auch die Bibel in ihrer Sprache, und sogar eine Sprachkunst von 1592. Man meynet, daß auch die alt-gallischen Barden in die Gebirge dieses Landes geflüchtet, weil sie auch

eine

eine Poesie haben, daran es den armoriſchen in Bretagne fehlet.

Wir übergehen ein vieles aus dieſer gel. Vorrede: nur des Verf. Leben müſſen wir mitnehmen. Dom Lud. Pelletier war den 20 Jänn. 1663 zu Mans gebohren. Er trat jung in den Benedictinerorden, liebte ſehr die Alterthümer, und ſein langer Aufenthalt in Niederbretannien brachte ihn auf die Gedanken dieſe celtiſche Sprache zu ergründen. Seit 1700 hatte er an dieſem Wörterbuche gearbeitet, und es 1725 in gegenwärtigen Zuſtand geſetzet. Dem Drucke deſſelben ſtund verſchiednes im Wege, bis die Stände dieſer Provinz ſich deſſen angenommen. Herr Pelletier arbeitete eine Zeitlang an der neuen Ausgabe des du Cange: allein er ward des Lebens zu Paris überdrüſſig, kehrte wieder nach Bretagne, und ſtarb 1733. in der Abtey Landevenec. Er hatte auch kritiſche Anmerkungen über des Martianay Ausgabe des Hieronymus geſchrieben, davon man einige in dieſem Wörterbuche finden wird.

Von dem Werke ſelbſt wollen wir nur ſoviel ſagen, daß der Verf. manches noch viel glücklicher entdecket haben würde, wenn er, wie der ſel. Herr Pelloutier, des Deutſchen mächtig geweſen wäre.

II. Ob-

II.

Obras eſcogidas de Don Franciſco Quevedo, Villegas &c.

D. i.

Auserleſene Werke des Franz Quevedo, nebſt einem ſpaniſchen Wörterbuche, zum Verſtande des Textes. Antwerpen 1757. 2 B. in 8.

Dieß iſt eine ſehr ſchöne Ausgabe der Werke dieſes berühmten Spaniers, und enthält wirklich ſeine beſten Stücke. Quevedo iſt in Deutſchland faſt gar nicht bekannt geworden. Wir glauben alſo, daß wir vielen unſrer Leſer einen Gefallen thun werden, wenn wir ſein Leben kürzlich mittheilen, und ſeine vornehmſten Schriften anzeigen werden.

Quevedo Villegas, ein ſpaniſcher Edelmann und Ritter des St. Jakobs-Ordens, ward 1570 zu Madrit gebohren. In der Abſicht, zu reiſen, und etwas rechtes zu lernen, erwählte er keine beſondre Lebensart. Er lernte latein, griechiſch und hebräiſch, erlangte viele Gelehrſamkeit, und nährte ſeinen Geiſt mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Die erhabenſten Wiſſenſchaften aber benahmen ihm nichts von der Anmuth des Geiſtes. Er machte ſich eine eigene Schreibart, erfand neue Ausdrücke, und bekam ſchlechte Nachäffer, wie alle gute Vorgänger.

In

In der Satire war Juvenal, in der Sittenlehre Seneca, Tacitus in der Staatskunst, und Pallavicin in gottseligen Schriften sein Muster. Seine Verse haben alle Zierlichkeit der lateinischen, und alle Pracht der spanischen Sprache: seine Uebersetzungen gelten in Spanien für Meisterstücke. Die meisten witzigen Köpfe seiner Zeit überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und bewunderten die Mannigfaltigkeit seiner Erkenntniß. Indessen hatte er auch das Schicksal aller derer, die sich vom Pöbel der Schriftsteller unterscheiden: er ward nämlich mit vielen Lästerschriften angefallen. Feinde, die auf seine Ehre eifersüchtig waren, gaben seine Werke bey der Inquisition an. Allein dieß Gericht sprach ihn von allen denen Gottlosigkeiten los, die man ihm Schuld gegeben, und Quevedo bekam einen neuen Glanz.

Die Großen des Reichs beehrten ihn mit ihrer Hochachtung: und der Graf von Ossona, Vicekönig von Neapolis, bezeigte ihm eine besondre Freundschaft. Als ihm die Ergebenheit gegen diesen Herrn ein dreyjähriges Gefängniß zugezogen hatte: so ertrug er dieß Unglück, wie Sokrates es erduldet haben würde. Als er wieder frey, und der Großen überdrüßig geworden, auch ihrem Eigensinne nicht mehr trauete; schlug er daß Amt eines Secretärs von Philippen den IV. beständig ab.

Einige

Einige Jahre hernach wollte ſein Unſtern, daß er wieder nach Madrit kam. Er machte Verſe, darinn er die Regierung des Herzogs von Olivarez durchzog; ward darüber in Verhaft gezogen, und hatte ſeine Freyheit nur dem Falle dieſes Miniſters zu danken. Er ſtarb zu Villanova de Infantada 1647. 77 Jahre alt. Er endigte ſeine Tage wie der Phönix, ſaget der Herausgeber. Das Lob, welches Nikolaus Antonius in ſeiner ſpaniſchen Bibliothek ihm beylegt, überſchreitet ein wenig das Maaß: und ohne ihm unrecht zu thun, kann man etwas davon weglaſſen. Es iſt in folgenden Worten abgefaſſet:

Quevedo hat in ernſthaften und nachdrücklichen Sachen mit glücklichem Erfolge gearbeitet. Er hat die ſchönſten Köpfe der Alten und Neuern, ſowohl in gebundner als ungebundner Rede, übertroffen. Wenn man prüfet, was er in jeder Schreibart geliefert: ſo ſollte man faſt ſagen: er wäre nur dazu gebohren geweſen: ſo vortrefflich war er darinnen! Sein erfindungsreicher Geiſt, hat alle Kunſtgriffe der Dichtkunſt erreichet. Seine heroiſchen Stücke ſind ſtark und erhaben. Die lyriſchen ſind anmuthig und ſanft; die komiſchen und ſpaßhaften munter und aufgeweckt, und mit ſinnreichen Scherzreden und einem Salze gewürzet, welches die Leſer vor dem Ekel bewahret. Er hat glücklicher Weiſe aus den trockenſten Sachen eine Anmuth zu ziehen gewußt. u. ſ. w.

Seine vornehmsten Schriften sind folgende: 1) Die Staatskunst Gottes, aus der heil. Schrift gezogen. 2) Der Fall, um desto besser zu springen, und der blinde Führer. 3) St. Pauls Spieß, der der Kirche hinterlassen worden. 4) Ein Auszug des wunderwürdigen Lebens und der heroischen Tugenden des sel. Thomas von Villeneuve. 5) Die Wiege und das Grab, wo man wohl sterben lernet. 6) Fromme Gesinnungen eines Sterbenden, mit den sieben Worten Christi am Kreuze ꝛc. ꝛc. 8) Ein Buch an Ludewigen den XIII., wider die Kirchenräubereyen des Admirals Chatillon ꝛc. 10) Das Leben des Brutus, aus dem Plutarch, mit Anmerkungen. 11) Mittel wider das Glück, aus dem Seneca. 12) Die wider den Neid, die Undankbarkeit, den Stolz, den Geiz, die Verachtung des Todes, das Leben, die Armuth und Krankheit kämpfende Tugend. 13) Das durch die Vernunft geleitete Glück. Sarragossa 1650. u. s. w.

Da dieses letzte Stück eines der sinnreichsten ist, und also von der Art zu denken, und ganzen Fähigkeit des Verfassers eine Probe geben kann: so wollen wir einen Theil davon unsern Lesern bekannt machen. Soviel uns wissend ist, hat man im Deutschen noch nichts vom Quevedo zu lesen bekommen. Es ist aber zu bemerken: daß er selbiges in seinem 75sten Jahre geschrieben: und man muß sich billig wundern, daß er auch in diesem Alter noch mit so vielem Geiste und Feuer habe schreiben können. Man wird es freylich itzo nicht allenthalben

ben ſo ſchön finden, als es zu ſeiner Zeit befunden worden. Die Geſtalt von ganz Europa iſt itzo verändert; und daher ſind manche Stellen nicht mehr ſo rührend. Gleichwohl wird noch manches auch itzo ſeine Deutung finden können, und alſo wahr befunden werden.

Das durch die Vernunft geleitete Glück *).

Jupiter war einsmals über das Glück in Zorn gerathen. Er berief deshalben alle Götter zu ſich, und befahl dem Merkur, dieſe Göttinn zu holen, und vor ihn zu ſtellen. Das Glück erſchien, einen Stab in der Hand haltend, und mit der Spitze des Fußes auf einer Kugel ſtehend. Die Gelegenheit, die ſich aller Orten einzuſchleichen pflegt, folgete ihm auf dem Fuße nach. „Du Unbeſonnene! „ſprach Jupiter, durch deine Handlungen beredeſt „du die Sterblichen, daß keine Gottheit außer dir „ſey; daß du den Olympus allein beſäßeſt, und daß „ich nichts wäre. Du giebſt dem Laſter, was der „Tugend ganz allein gebühret; du beſetzeſt den Rich„terſtuhl mit Leuten, die da verdienten verurtheilet zu „werden; du bereicherſt die Ruchloſeſten, und läſ„ſeſt die Redlichſten in kümmerlicher Armuth. . . .

„Ich thue nichts ohne Urſache, erwiederte das „Glück ganz erbittert: Wenn rechtſchaffene Leute ſo

*) Dieſes Werk iſt zu Zaragoſſa in Spanien 1650. gedrucket worden.

„selten belohnet werden, so liegt es nicht daran, „daß ich Ihnen meine Gunst versage. Sie ver- „werfen dieselbe, und alsdann wird mir ihre Be- „scheidenheit als ein Verbrechen aufgebürdet. Es „giebt verschiedene, die mich für nichts achten, und „sich nicht einmal die Mühe geben wollen, meine „Geschenke anzunehmen; dahingegen andere, denen „ich sie nicht anbiethe, mir solche mit Gewalt ent- „reißen. Viele, die ich mit Reichthum überhäufet „habe, wissen ihr Vermögen nicht zu erhalten: ha- „ben sie alsdann ein Recht, sich zu beklagen, wenn „ich sie verlasse? Andere beschuldigen mich, daß ich „meine Gunst unrecht austheilete. Ich gestehe es „zu; allein würde sie bey eben diesen Leuten besser „angewendet seyn?„ Ich bitte dich, Jupiter, höre diese meine Begleiterinn, die mich niemals verläßt.

Hier hub die Gelegenheit an zu reden, und sagte: „Ich bin eine Frau, die sich allen Menschen anbeut. „Der meiste Theil findet mich; aber wenige wissen mich „zu behalten. Ich bin ein Simson in meinem Ge- „schlechte. Alle meine Stärke besteht in meinen „Haaren: wer sich dieser bemeistern kann, ist wi- „der alle Anfälle meiner Gebietherinn in Sicher- „heit. Die Thoren, die mich vorbey lassen, pfle- „gen zu sagen: Wer hätte dieses meynen sollen? „Das hätte ich nicht gedacht. Jedoch was hat das „zu bedeuten? es ist noch Zeit genug! die Gelegenheit „wird schon wiederkommen. Die Götter werden selbst „dafür sorgen: wenn ein Thor sich schließt, geht „das andere auf. Diese dummen Redensarten

„sind

lateiniſchen Worten haben, wenn *migratio gentium* genennet wird.

Es iſt alſo nicht genung, daß wir ein deutſches Wort vor das lateiniſche, oder vor ein ander fremdes Wort hinſetzen: Es muß auch 1) ein gebräuchliches deutſches Wort ſeyn. Es iſt auch nicht genung, daß es ein gebräuchliches Wort ſey, es muß auch 2) den concept, die idée, den Begriff, welchen das fremde Wort giebet, und welchen das fremde Volk von ſeinem Zeichen gehabt hat, bey den Deutſchen, wenn ſie von ihren Zeichen, von ihren Wörtern, eines hören oder leſen, zu erkennen geben. Ich laſſe mir es gefallen, wenn 3) ein ganz neues Wort gemachet wird: Wenn es nur nicht (α) einen ganz wiedrigen Verſtand hat; wenn es nur (β) nicht ohne Noth geſchihet; wenn es nur (γ) die Sache, welche darunter ſoll verſtanden werden, deutlich anzeiget. Wo dieſe Bedingungen nicht in acht genommen werden, da wird die Sprache mehr verderbet als verbeſſert.

Ich weis wohl (4) daß man ſagen möchte: Die Deutſchen wären des Wortes nur noch nicht gewohnt, mit der Zeit würden ſie es wohl gewohnen: Allein das will der Sache, wie mich dünkt, noch nicht helfen. Vors erſte ſtehet es dahin, ob ſich andere leicht oder gar nicht darzu bequemen möchten. Vor das andere treibt uns ja keine Noth dazu, daß wir uns alsbald zu einem undeutſchen; oder wo nicht undeutſchen, doch undeutlichen Worte entſchlieſſen, wenn es reiner und deutlicher zu haben iſt. Aus der Noth muß man alsdann nur eine Tugend machen, wenn die Noth wirklich

„ſind in dem Munde ihrer vieler: daher kommen „die Unglücksfälle, die ſie ſo oft erfahren.

„Mächtiger Donnergott! erwiederte das Glück: „die Gelegenheit hat mich zur Gnüge entſchuldiget; „aber ich will dir eine völlige Genüge thun, dir „und allen denen Nektarſäufern um dich herum; un„geachtet ich ſo viele Macht über ſie habe, als über „die elendeſten Leute, die auf dem Erdboden her„umgehen.„ O Glück! rief Jupiter aus, du und die loſe Schelminn da, die deine Gefährtinn iſt, ihr habet beyde ſo gar Unrecht nicht. Gleichwohl, damit ich die ganze Welt befriedige; ſo will ich, daß auf einen Tag, eine Stunde lang, ein jeder dasjenige erhalte, was er verdienet. Wir wollen es nicht länger aufſchieben, erwiederte das Glück. Um welche Zeit iſt es? Drey Uhr, drey Viertel, und ſechs Minuten, antwortete die Sonne; um vier Uhr geſchlagen, fieng das Glück wieder an, ſollſt du ſehen, was ſich auf der Welt begeben wird. Bey dieſen Worten zieht ſie die Achſe ihres Rades ein, ſie bindet ihre Riemen feſt, und läßt andere los. Vier Uhr hat die Glocke geſchlagen, hub die Sonne an zu rufen: ſogleich fieng das Glück an gewaltig zu ſchreyen, und ließ ihr Rad los, welches, da es geſchwind herumlief, hiernieden alle Dinge verwirrete.

Es erſchien ſogleich ein Menſch, der für die Galeeren gezeichnet war, nackend von Haupt zu Fuße, und auf einem Eſel ſitzend. Indem er im Begriffe war die Ruthenſtreiche vom Büttel zu empfangen,

schützete ihn das Glück davor, und da es an die Stelle des Pferdes, welches der Häscher ritt, den Esel stellete, auf welchem der Unglückselige saß, so bekam der Häscher die Streiche. Der Büttel, welcher vom Pferde stieg, um dem Unwesen abzuhelfen, ward durch das Glück daran gehindert; er hatte seine Feder in der Hand, welche sich gleich in ein Ruder verwandelte, und anstatt daß er schreiben sollte, fieng er an zu rudern.

Ein öffentlicher Dieb hatte ein prächtiges Haus bauen lassen, und mitten in dem Vordergiebel war eine prächtige Waffenrüstung. Der Eigenthümer, ein abgefeimter Spitzbube, hatte alles das Geld gestohlen, was zu Erbauung dieses Hauses angewandt worden war. Er selbst besaß einen Theil davon, und eine Schrift bezeugete, daß der andere zu vermiethen stünde. Das Glück bemeisterte sich dieses Buben; und welch ein Wunder folgete plötzlich hierauf! Die Steine löseten sich einer von dem andern ab, und eileten, sich in verschiedene Häuser zu stellen. Die Ziegel giengen andere Dächer zu bedecken, und die Leute sahen voll Erstaunen, Thüren, Balken und Fenster bey ihnen ankommen. Die Versetzfenster und Gitterwercke suchten hin und her in den Gassen diejenigen, denen sie zugehöreten: und die Wappen die über der Thüre gestanden hatten, flohen als ein Pfeil davon, um sich an einem alten und berühmten Hause wieder niederzusetzen, welches dieser Unselige eingerissen hatte.

Ein

Ein Wucherer, der auf Pfänder auslieh, ſah das Haus ſeines Nachbars davon eilen, und wollte einem ähnlichen Falle vorbeugen: allein das Glück kam ihm zuvor: eine Tapezerey, ein Schreibtiſch, ein ſehr reicher Schenktiſch, den er der Sicherheit wegen behielt, riſſen ſich mit Gewalt los. Als dieſe Pfänder ihren Weg durch die Fenſter flohen, ſo wickelte die Tapezerey den Wucherer ein, hob ihn in die Luft; und da ſie ihn auf ein Dach niederwarf, ſchlug ſie ihm die Ribben ein. Er gerieth außer ſich, als er nach und nach alle Pfänder nachfolgen ſah, die er beſeſſen, und unter andern auch Adelsbriefe, auf die er, auf ſechs Wochen, zwey hundert Realen pro Cent geliehen hatte. Dieſe Briefe kamen in einer geringen Herberge an, allwo der Wirth voller Bosheit, ſeinen Appetit verhöhlete, und ein großes Stück Brodt, das er in andern Zähnen ſah, mit aufgeſperreten Augen verzehrte.

Ein Kuppler lockete einen Menſchen an, der mit ſeiner Muße, mit ſeinem Gelde, und mit ſeiner Ruhe nichts anzufangen wußte; er ſuchte alſo zu heirathen. Der Verheirather ſchlug ihm eine kleine ausgemachte Buhldirne vor; und ſagte zu ihm: „gnädiger Herr, vom Adel will ich hier nicht reden. Eure Gnaden haben deſſelben ſo viel, daß ſie ihrer künftigen Zucht ſchon genug davon ertheilen können. Was das Geld anbelangt, ſo haben ſie deſſelben nicht nöthig. Die Schönheit! hum! die iſt bey einer Frau ſehr gefährlich. Den Verſtand betreffend, den werden ſie bemeiſtern. Sie wollen doch

keine Gelehrte haben? Fragen Sie mich nach ihren Umständen: so ist sie vollkommen frey, jung, lebhaft. Sie selbst wird sie von ihren übrigen Eigenschaften unterrichten. Was für Eigenschaften denn? du Spitzbube: fuhr ihn der Alte ganz wüthend an. Du sagest mir, daß sie weder reich, noch von Adel, noch schön, noch geistreich ist, und daß alles was sie besitzt, in nichts besteht, als daß sie nicht von gutem Stande ist . . . In diesem Augenblicke unterbrach das Glück eine Menge Schimpfwörter. Der unverschämte Kuppler ward der Ehgatte des angenehmen Gegenstandes, den er dem ehrlichen Manne anbiethen wollte.

Ein Poet las einer Gesellschaft eine Ode vor, die mit fremden Worten so ausgespicket, mit Galimathias so angefüllet, und mit Parenthesen so überfüllet war, daß auch Oedipus nichts davon verstanden hätte: das Glück that ihm aber bey der vierten Strophe Einhalt. Die Dunkelheit des Inhalts überdeckte die ganze Gesellschaft mit Finsterniß: man zündete Lichter an, um diese lichtscheuende Geburt zu erhellen. Ein Spottvogel, der ein Stückchen Licht hielt, näherte sich dem Verfasser, und setzte seine Schriften in Brand. Als der Dichter sein Werk in Flammen sah, übergab er sich allen Teufeln. Stille stille,! sagte der, der das Blatt verbrannt hatte, mit einer possenhaften Mine: ohne diesen Zufall, mein Herr, wäre auf ihre Verse niemals acht gegeben worden. . . . .

Ein

Ein vielgeltender Herr, der eben von der Tafel aufſtund, vertiefete ſich in einem breiten Lehnſtuhle, und ergetzete ſich an allen den abgeſchmackten Lobſprüchen, die ihm von niederträchtigen Leuten gegeben wurden. Indeſſen nun daß ſein Magen an der Verdauung arbeitete, nahm er ſich die Mühe dann und wann den Mund aufzuthun. Bey jeder Unbeſonnenheit, die er hinausſtieß, antworteten ſeine Schmäuchler einander in Lobſprüchen. Das iſt ganz göttlich geſaget, ſprach der eine; dieſe Worte ſollten mit einem Griffel auf Gold geſtochen werden, rief ein anderer. Ein dritter, der die andern alle übertreffen wollte, ſagete: Gnädiger Herr, man wird vor Vergnügen, Sie zu hören, ganz ohnmächtig; die Wiſſenſchaft ſelbſt würde vor Bewunderung erblaſſen. Der bezauberte große Herr, läßt gleichwohl zween tiefe Seufzer fahren, und ſetzt dieſe Worte hinzu: Ich bin über den Verluſt zweyer meiner Schiffe bekümmert. Bey dieſen Worten bemüht ſich die unverſchämte Geſellſchaft, ihm zu beweiſen, daß er über den Verluſt von ſeinen Schiffen gar nicht bekümmert ſeyn, ſondern ihn vielmehr hätte wünſchen ſollen, wenn er nicht erfolget wäre: dieſer Verluſt gäbe ihm gerechte Urſachen an die Hand, mit ſeinen Freunden und Blutsverwandten zu brechen, und anſtatt zweyer Schiffe könne er ihnen zwey hundert nehmen. Andere ſucheten ihn zu bereden, daß die Macht eines Fürſten mehr aus ſeinem Verluſte, als aus ſeinen Eroberungen abzunehmen wäre; nur den Straßenräu-

bern und Corsaren wäre es erlaubet, sich über ihre Gewinste viel einzubilden; und übrigens wäre dieser Fall noch zu vermitteln. Einer von ihnen, der mit beredter Zunge die unglücklichen Begebenheiten der alten Griechen und Römer herschwatzete, bezauberte den müssigen und gefräßigen Prinzen ganz und gar, der nur seine schimpfliche Weichlichkeit zu bemänteln suchete. Als aber ungestüme Winde die Verdauung des Prinzen beunruhigten; so beugeten sich die Böswichter sehr tief vor ihm, um ihm glauben zu machen, er habe genieset, und sagten: Zur Gesundheit, gnädiger Herr! Das ungeduldige Glück eröffnete in diesem Augenblicke die Augen des Prinzen. Verdammte Schmäuchler! rief er aus, ihr unterstehet euch, mir weiß zu machen, daß das niesen heißt? Glaubet ihr denn, daß ich das Maul wo anders habe, als unter der Nase? Ach! wie viel werdet ihr mir über demjenigen nicht aufhängen, was ich weder riechen noch hören kann. Indem schenkte er ihnen einen Regen von Stockschlägen über die Ohren, und jagete sie alle zum Pallaste hinaus. . . . . .

Wir wollen keinen längern Auszug von diesem Werke machen, davon uns der Gedanken artig vorgekommen ist. Wir haben noch die Spöttereyen über die Advocaten, Aerzte, und Chymisten übergangen; weil sie schon was aufgewärmtes sind. Man sieht in diesem Werke Republikaner, welche eine Republik verabscheuen; Unterthanen, welche es ungern ertragen, unter dem Scepter eines monarchischen

chiſchen Prinzen zu leben; Mohren und Juden, die mit der Aufführung gar nicht zufrieden ſind, welche die Chriſten gegen ſie beobachten, und einen König von Engeland, der dem Könige von Frankreich ziemliche derbe Wahrheiten ſaget.

III.

Johann David Jänkens ausführliche und mit Urkunden verſehene Lebensgeſchichte des vortrefflichen Kirchenlehrers D. Johann Bugenhagens, ſonſt D. Pommer genannt, mit einer Vorrede vom Schickſale dieſes Buches, auch mit nöthigen Zuſätzen vermehret, verbeſſert, und mit dem Lebenslaufe des Verfaſſers von neuem ans Licht gebracht von D. Joh. Carl Conrad Oelrichs, kaiſerlichen Hof und Pfalzgr. ordentlichen Lehrer der Rechte zu Stettin, und verſch. gel. Geſ. Mitgl. Roſtock und Wißmar, bey Bergern und Wödnern 1757.

Der berühmte Herr D. Oelrichs leiſtet der gel. Welt, ſonderlich den Liebhabern der evangeliſchen Kirchengeſchichte, einen wahren Dienſt durch dieſes von neuem bekannt gemachte Werk. Da ſelbiges bereits 1734. zu Alten-Stetin, unter dem Titel des gelehrten Pommerlandes ans Licht getreten: worinn ſowohl aller in Pommern gebohrnen, als auch anderer in Pommern geſtandenen und verſtorbenen Gelehrten, die ſich durch Schriften bekannt gemacht haben, Leben mitgetheilet werden ſollten; und

und als das erste Stück des 1. Bandes von gelehrten Theologen, auf 1 Alphabeth 4 Bögen auch mit einem saubern Kupferstiche Bugenhagens, nach einem von Lucas Kranachen gemalten Vorbilde, im Drucke erschienen: so hätte es wohl billig schon viel bekannter seyn sollen. Allein zweyerley Ursachen haben solches verhindert.

Anfänglich hatte es keinen ordentlichen Buchhändler zum Verleger gehabt, sondern der Bürgermeister von Liebeherr hatte selbiges auf eigene Kosten drucken lassen. Nun ist es zur Gnüge bekannt, wie wenig solche Bücher in der Welt bekannt werden: da sich gleichsam alle Buchläden stillschweigend dawider verbinden, sie zu unterdrücken; gesetzt daß keiner von ihnen vorher den Verlag übernehmen wollen. Die Besorgniß, daß mehrere Gelehrte ihre eigenen Werke möchten drucken lassen, wenn sie guten Abgang und Vortheil dabey finden sollten, erwecket den Neid, solchen Eingriff in sein Handwerk in der Wurzel zu ersticken. Und gegenwärtiges Leben D. Pommers hat solches zur Gnüge erfahren.

Ferner hat demselben im Wege gestanden, daß sein Titel damals viel zu allgemein gelautet, und eine ganze pommerische Gelehrtenhistorie versprochen: davon es doch nur des I. Bandes I. Stück lieferte, welches mit D. Bugenhagens Leben den Anfang machte. Die Fortsetzung des Werkes aber ist niemals zu Stande gekommen, weil der schlechte Abgang des 1. Stückes davon abgeschrecket. Da hat nun so mancher, der dieses berühmten Theologen

Leben

Leben wohl gern gekaufet hätte, wenn es ihm einzeln angekündiget worden wäre, selbiges theils unter einem so großen und vielversprechenden Titel nicht gesuchet; theils um eines einzigen Lebens willen, sich ein großes Buch anzuschaffen Bedenken getragen.

Es ist aber diese Lebensbeschreibung mit aller historischen Richtigkeit und Gründlichkeit abgefasset. Sie ist aus sehr vielen Urkunden und andern sichern Nachrichten geschöpfet, und mit großem Fleiße ausgearbeitet, und also wohl werth, in die Hände und Büchersäle der Theologen zu kommen, die sich um die theuren Rüstzeuge der Glaubensreinigung etwas genauer bekümmern. D. Pommer nämlich ist, nächst D. Luthern, und Philipp Melanchthonen, der wichtigste Lehrer des Evangelii seiner Zeiten gewesen; dem alle andere billig nachstehen müssen.

Der Verfasser dieses Lebens ist der gelehrten Welt unter dem Namen **Idirpius** in den Wolfischen Streitigkeiten bekannt geworden; als dessen erste fünf Buchstaben seinen wahren Namen, Johann David Läncken, Ravenſteino Pomeranus, anzeigen. Er war 1702 zu Ravenstein in Pommern gebohren. ungeachtet Herr Prof. Ludovici in seiner beliebten Historie der Wolfischen Philosophie einen andern Ort, Geburtstag, und Namen seines Vaters angiebt. Gleichwohl nennet Herr D. Oelrichs die Quellen, daraus selbiger geschöpfet, sehr gute Quellen; ohne uns das Räthsel aufzulösen, wie man aus sehr guten Quellen falsche Nachrichten schöpfen können. Er hatte zu Stargard

unter

unter Herrn Schöttgen ſtudiret, und 1733 diſputiret, als er nach Halle gieng, und unter Prof. Strählern 1724 de exiſtentia Dei & creatione ex nihilo, imgleichen de elementorum contingentia diſputirete. Nachmals hat er als Conrector und Rector zu Cöslin, von 1729. bis 1738 noch mehrere Schriften ans Licht geſtellet. Im 1742ſten Jahre iſt er Diaconus zu Rügenwalde geworden: 1747. bekam er die Pfarre zu Cracov, und ſtarb den 11. Jun. 1752.

Der Herr Verf. hat dem Bürgem. von Liebeherr bey dieſer ſeiner Arbeit nicht wenig Beyhülfe zu danken gehabt, wie er in der Vorrede bekennet. In deſſen Bibliothek hat man den größten Theil der damaligen Abdrücke des Buches gefunden; zu denen itzo ein neues Titelblatt, Vorrede, und Zuſätze des Herrn D. Oelrichs gekommen ſind. Dieſer hat ſich dabey des eigenen Exemplars, des Herrn B. M. bedienet, darinn ſelbiger verſchiedenes verbeſſert, und beygeſchrieben hatte. Eben ſo haben ihm der Herr Gen. Superintend. von **Balthaſar**, zu Greifswald, und Herr Prof. **Werner** zu Stargard einige Anmerkungen gütigſt mitgetheilet. Er ſelbſt aber hat nicht nur viele eigene mit Mühe geſammlete Nachrichten beygefüget, ſondern auch dem Buche einen ſolchen Titel vorgeſetzet, der ſeinem Inhalte gemäß iſt. Diejenigen, ſo Bugenhagens Leben, nach dem erſten Abdrucke ſchon beſitzen, werden bey den itzigen Herren Verlegern die neuen Vorreden und Zuſätze auch beſonders bekommen können.

Schlieſ-

lich vorhanden iſt, ſonſten bedeutet es einen Fehler. Und daß dieſes in den meiſten Exempeln ſich ſo verhalte, getraute ich mir zu behaupten, wenn mir Zeit gelaſſen würde und ich Zeit dazu hätte: Denn ſo viel ich zur Zeit nur ohngefehr bisweilen verſucht habe, ſo iſt es möglich.

Im übrigen gebe ich (5) wohl zu, daß ſich offters eine Ausnahme von der Regel findet, und daß es allemal nicht möglich iſt, die Sache im Deutſchen ſo wohl als im Lateiniſchen oder in andern fremden Sprachen auszuſprechen. Cicero ſelbſt, der doch mit Beyfall aller Welt einer der vortrefflichſten Lateiner iſt, hat zu ſeiner Zeit viel Wörter gebraucht, die ganz Griechiſch geweſen, oder er hats ſelbſt geſtanden, wenn er ein ander Wort dafür geſetzt, daß er das Griechiſche meynte: Und was ohnedem bey ſeiner Nation vorlängſt ſchon eingeführt und ganz Griechiſch war, das hat er gelaſſen, wie er es gefunden.

Ich will nicht eben ſagen, daß **Wanderung der Völker** ſo gar undeutſch wäre; doch will ich einen Verſuch thun, ob es nicht ungezwungener und deutlicher könne gegeben werden: Aber dieſen Verſuch will ich auch nur vor einen Verſuch ausgeben.

Wenn etwas aus fremden Sprachen zu überſetzen iſt: So hat man wohl einige Grundſätze, Regeln und Vortheile in acht zu nehmen. Vorietzo will ich nur folgendes gedenken, 1) daß wir das fremde Wort in Gedanken, der Sache nach, beſchreiben und ſehen, ob unſer Wort auch dieſen Begriff anzeiget. 2) Daß wir es ſo lange mit allerley Wörtern verſuchen, bis wir etwas finden, welches den Begriff und die Sache ſelbſt bequem und deutlich zu erkennen giebt. 3) Fin-

den

Schließlich wollen wir noch hinzusetzen, daß man dieß gelehrte Pommerland, das Jänken herauszugeben angefangen, mit einer andern Schrift nicht vermengen müsse, welche einen ähnlichen Titel führet. Sie heißt: Gelehrtes Pommern, oder alphabetisches Verzeichniß einiger in Pommern gebohrnen Gelehrten, männl. und weiblichen Geschlechts, nach ihren merkwürdigsten Umständen und Schriften zusammengetragen und zum Drucke befördert, von Amando Carolo Vanselow, L. L. C. Starg. 1728. bey Joh. Tillern, in 4. Man sieht auch aus dem Titel sehr leicht, wie sehr es von jenem unterschieden ist.

IV.

Fortsetzung des Artikels aus der Histoire de l'Academie des Inscriptions & belles Lettres, pag. 48.

V. Artikel.

Von den Cabiren.

Was die Cabiren betrifft, das ist einer von den wichtigsten und schwierigsten Puncten der griechischen Mythologie. Die Sagen, welche dieselben betreffen, sind so verworren, und so gar oft einander widersprechend, daß es fast unmöglich scheint,

ſcheint, dieſelben heraus zu klauben. Die Alten ſelbſt haben ſich widerſprochen, weil ſie ſich nicht verſtanden haben: und die Neuern haben ihre verſchiedenen Zeugniſſe mit mehrerer Gelehrſamkeit als Kritik auf einander gehäufet, und dadurch die Materie nur noch mehr verwirret, anſtatt ſie zu erläutern.

Strabo ſcheint in demjenigen Artikel, welchen wir ſchon ſo oft angeführet haben, dem Namen der Cabiren, nur die zwo Benennungen zu geben, die er den Daktylen, den Corybanten und den Cureten beyleget. Er betrachtet ſie 1. als Diener irgend einer Gottheit; 2. als eine Art Schutzgeiſter, als untergebene Gottheiten, die dem Dienſte der höhern gewidmet wären. Allein dieſe Eintheilung langet bey weitem nicht zu, um die unendliche Menge der Verſchiedenheiten, und ſelbſt die Widerſprüche zu beſtimmen, die ſich in den Alten, ſie betreffend, finden.

Man muß die Cabiren noch in dreyerley Geſichtspuncten betrachten: 1. als Götter, die in der Inſel Samothracien verehret wurden; Götter vom erſten Range, indem man ſie daſelbſt groß und mächtig betitelte. 2. Als ägyptiſche Götter, die man für Vulkans Söhne, der älteſten von allen ägyptiſchen Gottheiten hielt, und deren Tempel ſo ſehr verehret ward, daß auch der Eingang keinem einzigen erlaubet war, als demjenigen Prieſter, der ihnen dienete. 3. Endlich gab man in Griechenland dieſen Namen noch gewiſſen Söhnen

Vul-

Vulkans, die zu Lemnos verehret wurden, und deren Dienst sich in den benachbarten Inseln in klein Asien und in Macedonien ausgebreitet hatte.

Wir sehen also fünferley verschiedene Bedeutungen, in welchen die Alten den Namen der Cabiren genommen haben, und die man wohl unterscheiden muß, bevor man aus den verschiedenen Stellen etwas schließt; und das ist es eben, was diejenigen niemals gethan, die diesen Punct der Mythologie haben abhandeln wollen.

Diese allgemeine Abtheilung, die dazu dienen kann, die eiteln Begriffe zu bestimmen, die man sich von den Cabiren machet, ist der Ausgang der schwierigen Untersuchung, welcher sich der Herr Freret in einer langen Abhandlung unterzogen hat: welche Untersuchungen über die Cabiren und die Geheimnisse in Samothracien enthalten. Die Weitläuftigkeit dieses Stückes erlaubt uns nicht, selbiges auch nur auszugsweise hier einzurücken. Wir versparen es also für den XXVsten Band. Was wir hier davon gesagt haben, das ist nur die Ankündigung und der Inhalt davon, der uns nöthig zu seyn geschienen hat, um diesen Artikel vollständig zu machen, welchen wir mit einer allgemeinen Betrachtung beschließen wollen, die sich auf alle Untersuchungen schicket, die denen gleichen, welche wir darinnen abgehandelt haben. Nämlich, daß die Untersuchung der Mythologie der Alten nicht verdiene, vernünftige Geister anders zu beschäfftigen,

als in so weit sie sich vorsetzen, die Sprache der Dichkunst fortzusetzen und zu bereichern, und das Lesen der griechischen und römischen Schriftsteller zu erleichtern; deren Schriften eine beständige Anspielung auf die Fabel sowohl, als auf die Vorfälle des heldenmäßigen Zeitalters sind. Diese Sachen sind in der That nicht wichtig; allein sie waren mit dem andächtigen Lehrgebäu beyder berühmten Nationen verbunden, und setzten deren Wirklichkeit voraus. Sie machen folglich einen ansehnlichen Theil der Geschichte des menschlichen Witzes aus; eine Geschichte, in welcher der Mensch sich selbst verkennen würde, wenn sie ihm nicht den Anblick seiner Irrthümer und seiner Vergehungen zeigte.

V.

Peters Giannone bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, nach der letzten verbesserten Ausgabe ins Deutsche übersetzet, und mit neuen Anmerkungen vermehret, von Otto Christian von Lohenschild, ordentlichem Lehrer der Geschichte, und der Rechte außerord. zu Tübingen. 1. Th. vom Zustande, und der Verfassung des Königreichs unter den Römern, Gothen, Griechen und Longobarden. Ulm, Frf. und Leipzig, auf Kosten der Gaumischen Handlung 1758. in 4.

Bey

Bey dem ſo allgemeinen Fleiße unſerer Deutſchen, alle Geſchichtbücher europäiſcher Reiche in ihre Sprache zu bringen, iſt es kein Wunder, daß auch des Gianonne treffliches Werk von der neapolitaniſchen Hiſtorie verdeutſchet worden. Der Verfaſſer war ein Rechtsgelehrter und Sachwalter zu Neapel. Sein Zweck ging dahin, die hauptſächlichſten Begebenheiten ſeines Vaterlandes, die ſich ſeit 15 Jahrhunderten in Staats- und Kriegsſachen zugetragen haben, nur überhaupt anzuzeigen; hingegen alles, was den Urſprung, die Dauer, die Abwechſelung, und die Schickſale der Geſetze, ſo wohl in der weltlichen, als Kirchenregierung, die Aenderung der Policey, der Gewohnheiten, der Sitten, des Geſchmackes und der Denkungsart des Volkes, deſto genauer zu unterſuchen. Dieß alles hat er geleiſtet, und wirklich mehr geliefert als verſprochen.

Hieraus erhellet nun ſattſam, wie wenig Grund es hat, wenn man in der, der ital. Ausgabe vorgeſetzten Nachricht, ſein Werk mit Thuans franzöſiſcher Geſchichte vergleicht. Denn außer dem einzigen Umſtande, daß beyde Geſchichtſchreiber dem Pabſte zu misfallen die Ehre gehabt, ſo iſt wohl nichts ähnliches zwiſchen beyden zu bemerken: da Thuan bloß die Geſchichte ſeiner Zeiten, und zwar von ganz Europa beſchrieben. Noch weit eher können des Rapin Thoyras, und Holbergs Geſchichte, von England und Dännemark damit verglichen werden. Gleichwohl iſt zwiſchen dem letzten und dem Giannone noch der groſſe Unterſchied, daß Hol-

berg über den großen Mangel altdänischer Nachrichten klaget; da jener von der Menge der Materialien fast überhäufet worden!

Es ist indessen unstreitig, daß eine solche Art bürgerlicher Geschichte vor der eigentlich so genannten bloßen Staats- und Kriegsgeschichte einen großen Vorzug hat. Diese beschäfftiget sich nur mit Erzählung von Kriegen und Friedensschlüssen, die gewiß nicht jahraus jahrein vorfallen; und verdienet also mehr den Namen einer Geschichte außerordentlicher Begebenheiten, als die vollständige Geschichte eines Volkes genennet zu werden. Diesen Vorwurf hat man dem P. Daniel mit Grunde, obwohl zu heftig gemachet: zumal da er bey der Geschichte des letzten Stammes französischer Könige, nach denen Umständen, darinn er sich befand, in Ansehung der Veränderung der Gesetze und innern Verfassungen, gar nichts schreiben durfte.

Indessen sind auch die Kriegsbegebenheiten, die ein Schriftsteller erzählet, nicht ohne Nutzen. Sie legen ja insgemein den Grund zu allen Staatsveränderungen, neuen Regierungsarten und Gesetzen. Sie bilden auch gewisser maßen die Sitten der Völker, und lehren uns begreifen, wie dieser Staat emporgekommen, ein andrer aber in Verfall gerathen. Gesetzt also, daß durch das Lesen derselben wenige frömmer oder besser gesinnet würden, und daß selbst die Zahl der Fürsten, welche aus den Geschichten, als ihrer Schule, das meiste lernen sollten, sehr geringe ist, die das wirklich thut: so bleibt allemal

auch

auch diesen Begebenheiten ihr groſser Nutzen; u. wenn es nur der einzige wäre, daſs man sich in Kriegsläuften mit den Beyspielen voriger Zeiten aufrichten lernet.

Der Herr Uebersetzer wünschet also, in der Vorrede billig, daſs einmal zur Aufnahme unsrer Deutschen Reichshistorie, wie auch unsers Staats- und Lehnrechts, ein angesehener Gelehrter seinem Vaterlande eben den Dienst leisten möchte, den der P. Daniel dem Seinigen, durch die unvergleichliche Histoire de la Milice françoise erwiesen hat; welches Buch in seiner Art das einzige ist. Er bestreitet hier eigentlich den Herrn von Voltaire, der in seinen nouvelles Considerations sur l' Histoire saget: „Er habe drey oder viertausend (credat Ju„dæus apella!) Beschreibungen von Schlachten, und „den Inhalt von etlichen hundert Tractaten gelesen, „und gefunden, daſs er im Grunde wenig besser „unterrichtet gewesen. Er habe nichts, als Bege„benheiten gelernet. Er kenne die Franzosen und Saracenen aus der Schlacht, die Carl Martel „geliefert, nichts besser, als er die Tartarn und Türken aus dem Siege kennen gelernet, den Tamer„lan über den Bajazeth erhalten. u. s. w.

Der Herr Uebersetzer widerleget hier den französischen Schriftsteller aufs gründlichste: und die Schuld liegt theils an den alten, theils an den schlechten Geschichtschreibern der damaligen Schlachten. Vieler Völker und Helden Geschichte ist ja nichts anders, als eine Erzählung ihrer Kriege. Z. E. Gingis-Chans, und Timur-Begs seine: imgleichen

bey uns König Karl Gustavs u. d. m. Man muß also in einem Geschichtbuche auf Kriegs- und Friedensbegebenheiten zugleich sehen, wie Giannone gethan hat. Und wenn dieser erste Theil wenig vom Kriege in sich hält, so kömmt es daher, weil damals Neapel noch keinen besondern Staat ausgemachet. Die folgenden Theile aber werden diesen Mangel schon ersetzen. P. Barr hat dieselbe wohl zu nutzen gewußt.

Uebrigens hat dieß Buch ein großes Aufsehen in der Welt gemachet. Da es mit einer in Wälschland unerhörten Freyheit, von der päbstlichen Hierachie redete: so war es eines mächtigen Schutzes benöthiget. Diesen verlieh ihm Kaiser Karl der VI. dem es zugeschrieben war: und die Stadt Neapel schätzte es einer ansehnlichen Belohnung werth. Aber das Ketzergericht zu Rom eilte, es zu verdammen und zu verbrennen; und die Jesuiten es zu widerlegen. Im Leben des Giannone, welches hier mit beygedruckt ist, liest man solches noch umständlicher: und der Verf. sah sich genöthiget, in Wien Sicherheit für seine Person zu suchen.

Die Ausländer hingegen bemühten sich um die Wette, es in ihre Sprachen zu übersetzen. Es trat zu Neapel 1723 in 4 Quartbänden ans Licht, und 1729 erschien es zu London in II. Folianten englisch. Fast um gleiche Zeit kam es im Haag in IV. Quartanten französisch heraus; und 1738. gab der Abt Langlet du Fresnoy, die Kirchenangelegenheiten allein, als einen Auszug aus demselben, unter dem Titel,

Anec-

Anecdotes Eccleſiaſtiques, in 8. ans Licht. Es iſt nur ein Wunder, daß man es in Deutſchland ſo lange unüberſetzet gelaſſen; da es doch eins der merkwürdigſten Bücher iſt, die Schwäche der römiſchen Hierarchie einzuſehen.

Allein die italieniſche erſte Ausgabe ward bald unterdrückt, und ſo ſelten, daß ſie ſchwer zu bekommen war. Die engländiſche war ſehr theuer. Die franzöſiſche aber iſt zwar zierlicher, als die Urſchrift, allein auch ſehr ungetreu und fehlerhaft; obgleich der Titel beſaget, daß der Verfaſſer ſie gebilliget. Es iſt alſo ein Glück, daß wir von einer ſo guten Hand eine weit getreuere Dollmetſchung erhalten haben, die es auch an Schönheit der Schreibart, mit den beſten heutigen Dollmetſchungen aufnehmen kann. Der Hr. Ueberſetzer hat viele Fehler der italieniſchen Schreibart des Verfaſſers, als Anſpielungen, ekelhafte Wiederholungen, zwar nicht ganz weggelaſſen, doch ſo erträglich zu machen geſuchet, als es ſich thun laſſen. Seine Anmerkungen, womit er ſelbiges zu bereichern Willens iſt, werden ſich mehr bey den folgenden Bänden, als bey dem itzigen weiſen; worinn er des Verfaſſers Erzählungen mit des Muratori Jahrbüchern gegeneinander halten wird.

Verſchiedene anſehnliche Gelehrte haben ihm auch andere Hülfsmittel dargebothen, deren er ſich erkenntlich bedienen wird. Sollte die zu Venedig unter der Preſſe ſeyn ſollende neue Ausgabe des Grundtextes wirklich herauskommen: ſo wird er ſich auch ihre Vorzüge geſchickt zu Nutze machen.

Die Schönheit des Druckes und Papieres wird übrigens dieſe Ueberſetzung auch den Augen der Leſer angenehme Reizungen abgeben, und es zu einer Zierde der Bücherſäle machen.

Um nun unſern Leſern von dem Inhalte dieſes ganzen Bandes einigen Vorſchmack zu geben: ſo hebt es im I. Buche von dem verſchiedenen Zuſtande, und den Vorrechten der italieniſchen Städte, zu Zeiten der Römer an; erkläret die Verfaſſung des Reiches unterm Auguſt, und ſeinen Nachfolgern, bis auf Conſtantin den Großen; kömmt auf die Geſetzbücher, u. hohen Schulen zu Rom und Berytus, und endet ſich im XI. Hauptſtücke mit der Kirchenpolizey der 3 erſten Jahrhunderte im Oriente, Occidente und zu Neapel inſonderheit.

Das II. B. ſchildert die Verfaſſung des Reiches unter Conſtantin dem Gr. u. den kaiſerl. Beamten im Neapolitaniſchen; redet vom erſten Einfalle der Weſtgothen, unterm Honorius; von den neuen Geſetzen dieſer Zeiten, den Rechtsgelehrten und der Akademie zu Conſtantinopel; auch dem theodoſiſchen Rechtsbuche: worauf die Kirchenpolizey bis auf K. Valentinians des III. Zeiten den Schluß machet.

Das III. B. handelt von den Weſtgothen und ihren Geſetzen, und von Alarichs Codex inſonderheit; bis ihr Sitz von Toulouſe nach Toledo verleget, und ein neuer Codex der Wiſigothen gemachet worden. Die Oſtgothen löſen dieſe ab; und Theodorichs, d. i. Dietrichs von Bern Regierungsart wird beſchrieben, ſonderlich die neapolitaniſchen Landſchaften betreffend; wobey

den wir kein einzelnes Wort, ſo machen wir eine Beſchreibung. Das hat auch Cicero bisweilen gethan, und es iſt iederzeit in allen Sprachen ſo gehalten worden. Hat ein Volk in ſeiner Sprache nicht eben ſo ein Wort gefunden, als das andere Volk in ſeiner Sprache hatte: So hat es entweder das fremde Wort behalten, oder in ſeiner Sprache die Umſchreibung ſich belieben laſſen. 4) Wo im lateiniſchen, Franzöſiſchen und andern Sprachen das Antecedens wohl klingt, da braucht man im Deutſchen das Conſequens, und wo im Deutſchen das Antecedens gut kömmt, da kömmt in der andern Sprache das Conſequens beſſer. 5) Was hier eigentlich fein ſtehet, wird anderswo verblümt und figürlich beſſer gegeben, und alſo auch umgekehrten Falls. Z. E. Auro venalia jura: Geld das ſtumm iſt, macht gerade was krumm iſt. 6) Bisweilen werden wohl in beyden Sprachen Figuren und Tropi gebraucht, aber beyderſeits von andrer Gattung. Z. E. Es kriebelt und wiebelt von Fiſchen, von wilden Thieren. Scatet piſcibus, ſcatet belluis. 7) Was in einer Sprache kurz, auch wohl mit einem Worte gegeben wird, das ſteht in einer andern beſſer, wenn etliche Wörter gebraucht werden, und was in einer mit etlichen Wörtern gegeben wird, das kan in der andern mit einem Worte vorgeſtellet werden.

Nun wollen wir unſere **Wanderung** bedenken. So viel iſt richtig, daß Migratio gentium nicht ein migrare einzelner Perſonen, nicht eine Migration aus einer privat-Wohnung in die andere bedeutet. Und ob wohl die Lateiner das verbum, *migrare* von beyderley Subjectis und Objectis, von einzelnen Per-

wobey sein Ruhm, Tod und Nachfolger Athalarich, (Adelreich) den Schluß machen. Kaiser Justinian, seine Gesetzbücher, und Kriege, und Kaiser Justin der II. folgen darauf; und die Verfassung des Kirchenregiments unter den Patriarchen des Orients und Occidents, nebst dem neapolitanischen Zustande, enden das Buch.

Das IV. B. hebt vom Könige Albein (Allwinn) zu Pavia und seinen Nachfolgern Klepfus und Autharis, an; zeiget auch den Ursprung der Lehne in Wälschland. Es folgen Agilulf, Arechis, Adelwald, Ariowald, Rotaris, Ajo und Radewalt, Grimwald, Radoald u. s. w. theils longobardische Könige, theils Herzoge zu Benevent. Die Ankunft der Bulgarn in Europa, und der Ursprung der italienischen Sprache, werden angemerket; und das alles bis auf Ariberten und Aspranden, Könige der Longobarden: worauf wieder das Kirchenregiment den Schluß machet.

Das V. Buch hebt mit Luitprands Gesetzen an, zeiget, daß das Herzogthum Neapel dem Kaiser Leo dem Isaurier treu geblieben, und erkläret den Ursprung der weltlichen Oberherrschaft des Pabstes in Italien. Die Päbste Gregor der II. und III. nebst dem K. Constantin Copronymus; und Rachis, und Aistulf, die Könige der Longobarden, kommen hier vor: unter welchen die Päbste in Rom angegriffen werden, nach Frankreich flüchten, und sich mit dem Könige Pipin verbinden. Es folget Desiderius, der letzte longob. König. Die Dauer der

longobardischen Gesetze in Benevent, und die Kirchenpolizey machet den Schluß.

Das VI. B. redet ausführlich von den Herzogthümern Benevent und Neapel und wie Arechisus sich bemühet, sich der Oberherrschaft der Franken zu entziehen. Carl der große folget, mit seiner kaiserlichen Krönung, und dem Antheile des Pabstes haben. Die Einfälle der Saracenen ins Neapolitanische und die Verfassungen der Klöster und Kirchen darinnen beschließen das Buch.

Das VII. B. redet von den Zertheilungen des Fürstenthums Benevent und Kaiser Ludewigs Thaten gegen die Saracenen. Kaiser Karl der Kahle und Carlomann folgen, und Neapel geräth unter ihnen in elende Umstände. Der Zustand der Rechtsgelehrsamkeit und aller Wisserschaften dieser Zeiten und die Sammlungen von Gesetzen werden beschrieben. Italien wird den Franken entrissen, und mit großen Veränderungen von Einheimischen beherrschet. Die Griechen und Saracenen thun Einfälle, und die Kirchenhändel schließen.

Das VIII. B. zeiget wie Kaiser Otto das Königreich Italien wieder hergestellet; und Otto der II. ist unglücklich wider die Griechen. Otto III. folget im Königreiche und Kaiserthume; doch so, daß neue Staatsveränderungen entstehen. Der Ursprung der Churfürsten im Reiche, und Herzog Heinrichs von Bayern Kaiserwahl erfolget. Die Kirchenpolizey aber folget durchs ganze zehnte Jahrhundert, bis zur Ankunft der Normannen; und so schließt dieser I. Band. Ein jeder wird leicht sehen,

wie

wie wichtig der Inhalt aller dieſer Bücher iſt, und wieviel Licht er nothwendig der alten Geſchichte der Welt und der Kirche anzünden muß. Wir wünſchen die baldige Fortſetzung davon eheſtens ankündigen zu können.

VI.

Querela de Tempore D. G. G. Richteri *, ad Virum Illuſtrem Danielem Guilielmum Trillerum, D. Conſiliarium aulicum Regium & in Academia Vittebergenſi Profeſſorem Medicinæ Primarium, Amicum, ex priſcis academicis nunc fere ſolum ſuperſtitem. Gottingæ exeunte menſe Februarii A. S. clɔlɔccLVIII.

TRILLERI *quæ fata mei ſint, ardeo ſcire,*
Richteri *ille ſui noſcere fata cupit.*
Dulcia amicorum rupit commercia bellum,
Littera per dubias hæſitat ire vias.
Clam gemitus migrant illuc & fauſta precantur,
Clamque pios gemitus inde redire puto.

Tan-

* Gegenwärtiges vortreffliches Gedicht des berühmten Hrn. Hofrath Richters zu Göttingen, würde durch einen ſchwachen Auszug, oder einige ausgeſuchte Stellen daraus, zu viel von ſeiner Schönheit verlieren. Wir theilen es unſern Leſern billig ganz mit, und hoffen viel Dank zu verdienen.

Tantillum ſatis eſſe nequit ſitientibus undae,
In labris durum eſt mollia verba mori.
Sic tua non ad me, mea vox non tranſiit ad Te,
O TRILLERE! *diu. Secula lapſa queror.*
Et nunc ecce ſenes, qui pacis amavimus artes,
Fortuna inſtabili jactat utrosque ſinu.
An valeas, ne ſorte neges, inquirere cunctor,
Namque inter patriæ vulnera nemo valet.
Quin gremio ejectum, quo nil Tibi carius exſtat,
Coum *cum ſcholiis ſuſpicor eſſe tuis,*
Nam quis honor Coi? *quis cultæ gnaviter artis?*
Dum trecenta hominum millia bella gerunt.
Plures armorum furor uno intercipit anno,
Quin unus numerat funera plura dies;
Quam quot retraxit fatorum a limine Cous,
Vel revocant medico fœdere mille manus.
Vah! quid mille manus? quando agmina mille trucidant.
Lubrica nunc res eſt vivere, promta mori.
Multum habet in bello ſanos occidere laudis,
In pace ægrotos arte levare parum.
Cur hoc? an levis eſt, herbisque manuque mederi,
Splendidior vitæ ſcindere fila labor?
Nempe animæ viles heroibus eſſe videmur,
Humano corio ludere ſortis avet.
Ludere ſe coram pueros vult Joab *&* Abner,
Hoc eſt, alterna cæde perire jubent.

Mar-

Marcet & emoritur Regum ſine ſanguine laurus,
Fotibus his creſcens fronde comisque viret.
Heu quoties tragicis concurrunt agmine ſignis!
Tormentis quoties mœnia quaſſa ruunt!
Dumque volubilibus victoria paſſibus errat,
Caſtra ſub hybernis menſibus urſa videt.
Vos, quibus arguitur protracti terminus ævi,
Tanquam inter longas fabula parva moras!
Quorum judicio divina hæc munera lucis
Negligere extremæ eſt improbitatis apex;
Cum vel Naturæ monitu cuſtodia major,
Ex reliquis nulli ſit tribuenda rei.
Conjicite huc oculos, ubi ferri ignisque poteſtas
Horrendis homines ſtragibus interimit.
Et ruit ante diem per hiantia vulnera corpus,
Quod ſtabile haud raro Neſtoreumque fuit.
Hic niſi morigeras belli fragor obſtruit aures,
Imis hoc animis inſinuate nefas.
Nos inter lituos Reges veneramur & arma,
Plus belli ærumnas damnaque flere decet.
Adſcendunt gemitus. Non eſt ſine judice Princeps,
Qui vitæ humanæ prodigus arma capit,
Et lucro incerto tot perdit ſæpe ſalutes,
Gloria quot victrix non reparare poteſt.
Ne pergam querulus, prudentia vellicat aurem,
Quæque urunt, animo clauſa tenere monet.

Sub-

Sub tacito luctu tamen obvia credere chartis
In portuque olim commemorare juvat.
Hic TRILLERE *vides, quæ ſcripſi inſtante procella,*
Hæc, tua quæ fuerint tum quoque fata, legam.

Aſpera nunc inter titubat conſtantia mentis,
Ad gelidos luget ſqualida Muſa focos.
Mavortis ſoboles inſtat. Sed turbine belli
Armant hoſtilem ferrea jura manum.
Quid priſci ſupereſt decoris, niſi flebilis umbra?
Stant vidnæ cathedræ, templaque clauſa ſilent.
Olim quæ fuerant animarum paſcua, nunc ſunt
Horrea corporei fruge referta cibi.
Exarmat noſtras moles peregrina palæſtras,
Hasce quis agnoſcit Palladis eſſe lares?
Hippodromum quam terra luet & plena pudoris
Incolit, infeſtis non ſine ſtrage minax!
Militis ingreſſu noſtras exemerat ædes,
Ipſarum belli littera ſcripta Ducum.
At qui terga dedit, fugiens jam miles ab hoſte,
Præbuſas quondam capit adire domos.
Hæc mea in hoſpitium ſuſcepit equosque virosque,
Quinque vivos habuit nuper equosve decem.
Nec ſtabulum nec equos, credo, per ſecula vidit,
Quod ſtabulum non eſt, ars tamen aptat equis.
Mox venere alii. Si dum novus imminet hoſpes,
Quis ſtudiis animum poſſe vacare putat?

Co-

Coguntur cives, quorum plus ſorte movemur,
Muſei haud raro cedere jura ſui.
Tabeſcunt luctu, quibus illætabile tempus
Tardat adhuc pacis munera, tardat opem.

Muſarum & Martis longe certamina diſtant,
Arma ſcopo adverſo miles uterque gerit.
Hujus ſub ſignis infeſtus fulminat enſis,
Et ſpolia boſtili ſanguine tincta refert.
Illis humanæ cordi eſt tutela ſalutis,
Inter ſe ſancto fœdere membra ligant.
Ut ſapiant animo, valeant & corpore, cives,
Jus, virtus, pietas ſobrietasque docent.
Hæc doctrina nequit nutrire incendia belli,
Nemo offenſarum dixerit eſſe ream.
Hinc noxæ ignaris ſolet æquus parcere victor,
Promiſſamque ſemel non violare fidem.
At vafer interpres mutilat, quæ pacta fuerunt,
Idque miniſterium poſcere Regis air.
Heu nos tam ſancto deluſos nomine! triſtes
Diſcimus, ut nunc regia verba valent.
Quin hilari vultu luctum celare jubemur,
Dum gravius multos aſpera fata premunt.
Amplecti ut mitem dextram victoris oportet,
Nam prope nos aliis durior illa fuit;
Queis oculi tantum flentes ſua damna ſuperſunt,
Et corpus lacerum eſt ac ſpoliata domus.

Hi vero adfundant trepidæ ſolatia menti?
Hi magis adflicti vulnera noſtra levent?
Solamen miſerum eſt, ſpectare hoc gurgite merſos,
Mens & ad alterius vultus honeſta gemit.

Poſt tricennalis lugubria tempora belli,
Cujus ad'uc omnes horrida ſcena movet,
Ingreſſa his campis non ſunt hoſtilia caſtra,
Incubuit nunquam tam numeroſa phalanx.
At qui Weſtphalicæ pacis ſe jura tuevi
Jactat, pacificis hæc tamen ipſe negat.
Trajectinarum color obtentuſque cohortum
Conſilia exſequitur præmeditata diu.
Et quod oportebat fines defendere, belli
Cauſſa fit, armatis non patuiſſe viam.
Quam Te diſſidii, Germania, crimina fœdant!
Maternum proles ſanciat ipſa ſimum.
Intra non tantum eſt diſcordia nata, ſed extra
Hoſtilem in prædas allicis ipſa manum.
An ſperas, hoſtis per tot tibi ſecula noti,
Civile ut bellum ſopiat, eſſe ſcepium?
Granicum ut *Macedo*, ſic tranſiit ille Viſurgin,
Inque loca irrupit non ſibi tacta prius,
Non ſibi juſtitiæ violatæ cognita nævis,
Sacra ſed ut Domini ſic proterumque fide.
Hæc loca nuper erant patriæ communis ocellus,
Pacis ubi ſedes ſemper amœna fuit.

Quam

Quam licuit nobis traducere leniter ævum!
Quam noſtrum texit Rexque Deusque caput!
Pindi hujus cælum quatuor per luſtra ſerenum
Nil nerſit tenebris occuluitque jubar.
His fruerenur adhuc, ſi vindex pacis abeſſet,
Ore gerens pacem, bella gerensque manu.
Quam miles per agros turmatim effuſus & urbes
More cicadarum noſtra vireta tegit!
Intra ædes inſultat hero. Quot obſcula poſcit!
Quam ſcit hero melius, quid ſit edule domi!
Radicesque legens reliquam ſpem deſtruit horti,
Plurima, quæ non ſunt falcibus apta, metit.
Haud parvo micat igne focus, ſunt præſto culinæ
Teſtæ, craticulæ, follis, abena, vern.
Quæ forſan deſunt, gravia inter jurgia poſcit;
Et male fert lacrymas obſequiique moram.
Plus rapit extra urbes impune armenta gregesque,
Indigenæ tenues rura colentis opes.
Lex ſilet, arma valent. A judice ſæpe repulſus
Vim, ſpolia & cædes civis inulta videt.
Nec ferit occluſas iteratis queſtibus aures:
Tam ſurdas quid enim ſollicitare juvat?
Inter ſe potius gemebundo murmure confert
Iſtos, qui nunc ſunt, quive fuere, dies.

Fertilis inter opes anni penuria regnat,
Vixque famem Cereris munera larga levant.

Quid mirum, cum vis belli res fregit edules,
Oraque, quod reſtat, tam numeroſa petunt;
Si gula vanciduli neſcit faſtidia victus,
Adperit & latrans mucida fruſta fames.
Qui dedit ante aliis, is ad oſtia colligit aſſem,
Igniculosque foco jurat abeſſe ſuo.
Vrbs noſtra elapſi tot funera computat anni,
Quot multis vetro ſe numeraſſe negat.
Quam grave ſurgit onus! Spes anni anguſta futuri eſt.
Ne caveant, metuo, frugibus arva novis.
Vix bobus licuit vel equis ad aratra venire,
Vix tam ſqualenti ſpargere ſemen humo.
His quidquid curis inſervit, ſerviit hoſti,
Quin & continuum tabuit inter opus.
De macie hinc pecoris, morbis & morte queruntur,
Eſtque boum paſſim priſca renata lues.
Quod frugum ſupereſt, hoſtis granaria complet,
Noſtra pavimentis gramula ſparſa jacent.
Eſt illi modius, nobis menſura maniplus.
Annona leges utrius eſſe putas?
Fons olim vecreans ſitit ipſe & poſtulat undas,
Punicea exhauſtis imminet ariditas.

Atque hæc ſecuri nimis exſpectaſſe videmur,
Torrenti haud obicem ſat poſuiſſe cito.
Sub triſti eventu ſapit omnis & æſtimat audax,
Facta quid fuerit, ne caderemus, opus.

Omnia

ſonen und ganzen Völkern, von einer Privat-Wohnung und dem Sitze eines ganzen Volkes brauchen: So iſt doch dieſes bey den Deutſchen nicht gebräuchlich; und dieſer Gebrauch iſt es, daß man ſagen muß die Verbindung des Wanderns mit einzelnen Perſonen, oder auch mit einer gewiſſen Gattung von Leuten, z. E. Handwerks-Purſchen, iſt der Eigenſchaft des deutſchen Wortes gemäß. Hingegen wenn jemand das **wandern** von einem ganzen Volke und Lande brauchen will, das iſt der Natur und Eigenſchaft dieſes Wortes nicht gemäß, und klinget alſo deutſchen Ohren fremde und undeutlich. Drum ſuche ich lieber ein Wort, das nach der Art der Sprache ſich beſſer zu dem Volke und Lande ſchicken möchte, wenn es ſo viel als das lateiniſche migrare bedeuten ſoll.

Mich dünkt, das Wort: **Ausziehen** und **Auszug** würde ſich wohl brauchen laſſen. Lutherus ſaget nicht, da Iſrael aus Egypten **wanderte**, ſondern da Iſrael aus Egypten **zog**. Wir ſagen nicht das **Kriegs-Heer iſt ausgewandert**, ſondern **ausgezogen**, zumal da auch die Völker in ihren Migrationibus wirklich zu Felde gezogen ſind. Alſo wollte ich ſagen: der **Auszug** oder im plurali die **Auszüge der Völker**. Sollte dieſes den Zweck noch nicht erreichen, ſo weis man; daß die unterſchiedenen Sprachen ſich ofters mit Beywörtern helfen: **Die unternommenen, die damals gebräuchlichen Auszüge der Völker**. Man ſetzt auch wohl zwey Nennwörter zuſammen, da eins das andere erkläret: **Die Auszüge und Herumſchweifungen**; oder wenn die Verbalia noch ungezwungener ſeyn möchten, das

Aus-

Omnia qui neſcit, ſedet arbiter, arguit illos,
Quos meriti extollit publica fama ſui.
Quæ poſſunt oculos horum effugiſſe Catonum,
Qui tanto inſtructi lumine cuncta vident?
Nec nudum caput eſt, nec tectum a fulmine tutum,
Dextram noſſe decet, quæ cohibere poteſt.
His ſub præſidiis a nudo fulmen aberrat,
In caput ut tectum deſonet atque ferox.
Armorum Princeps, cui parent arma potentum,
His tandem poſitis otia priſca dabit.
Dextram haſta, galeaque caput, latus exuet enſe,
Nubeque reſtituet diffugiente diem.
Spes animos lætans, dubiis comes optima rebus,
Solum in pacato Numine robur habet.

Dum ſcribo hæc, hoſtis noſtris e finibus exit,
Quin ſpolii partem deſerit ipſe ſui.
O faciles præbe pontes abitumque Viſurgis!
Creſcat & ad littus mitis oliva tuum!
Noſtra tremunt dubio velut ebria pectora motu,
Firmatis ſenſim vitaque ſperque redit.
Cum lacrymis ferimus lætos ad ſidera vultus,
Nempe Tui memores, o Deus! auxilii.

Sic animi TRILLERE *juvat componere fluctus;*
Sic Tibi contigerit, compoſuiſſe tuos!

Qui vidnos cernis thalamos bellique furores,
Leucoreæque decus nuper ab igne ruens.
Quo niſi divino ſuſſultus robore mentis
Privata hæc & tot publica damna feres?
Heu quoties trepidans reſpexi ad vulnera veſtra,
Sæpe memor Patriæ, ſæpe Tuique memor.
Et tacite dixi: quis terminus ille malorum?
Quæ mens perculſis, quis color oris erit?
O utinam tam chara brevi pax arva reviſat!
Gaudeat & priſcis terra beata bonis!
Tu vero ejiciens mordaces pectore curas
Quid non ſub pectibus dixeris eſſe ſinum?
Quas non arumnas ſpes atque ſilentia vincunt!
Spes conſiſa Deo, pollice vota premens.
Qui Te non vidi jam quadraginta per annos,
TRILLERE, *amplexus totus anhelo tuos.*
Cernere T. cupio curis rugisque carentem,
Dulcis erit vitæ hæc ultima ſcena. Vale.

VII.

Johann Friedr. Hanſens, Advocatens zu Sonderburg, Staatsbeſchreibung des Herzogthums Schleswig, herausgegeben von Anton Fr. Büſchingen, der Theol. und Philoſ. D. Prof. zu Göttingen. Hamb. bey Joh. Karl Bohnen 1758.

Herr

Herr Prof. Büſching hatte ſchon 1752 eine kurzgefaßte Staatsbeſchreibung der Herzogthümer Holſtein und Schleswig herausgeben: und dieſe war ſein erſter und unvollkommenſter geographiſcher Verſuch. Er hatte ſich ſelbſt faſt zwey Jahre vorher in Holſtein aufgehalten, und an einer neuen Erdbeſchreibung zu arbeiten angefangen. Beym Durchblättern anderer Erdbeſchreiber von dieſen Ländern, fand er, daß ſie verbeſſert werden müßten, und ergriff ſelbſt die Feder dazu. Da die Dankwerthiſche Beſchreibung ihm die bisherige beſte zu ſeyn ſchien, legte er ſie zum Grunde; und ſuchte ſie ſowohl durch neuere gedruckte Hülfsmittel, als durch eigene Erfahrung zu ergänzen und auszubeſſern.

Dieſes letztere halten wir für das allerſicherſte und beſte Mittel die Erdbeſchreibung vollkommener zu machen. Es iſt ſehr unſicher, mit fremden Augen zu ſehen, oder deren Vorgeben zu trauen, die ein Land ſelbſt niemals geſehen, und es nach dem bloßen Hörenſagen beſchrieben haben. Wer alſo Gelegenheit hat, ſelbſt eine Landſchaft zu durchreiſen, ihre vornehmſten Städte, Einwohner, Sitten und Fruchtbarkeit u. ſ. w. kennen zu lernen, und mit ſolchen Männern in Bekanntſchaft zu gerathen, von denen er die politiſchen Verfaſſungen, Geſetze, Gerechtſame der Stände, Freyheiten und Gewohnheiten, Handel und Künſte erfahren kann: der iſt ſonder Zweifel, bey vorausgeſetzter Fähigkeit und Vorbereitung zu ſolcher Arbeit, viel geſchickter, etwas taugliches darinn zu liefern, als alle, die nur

aus zehn oder zwanzig andern Schriften, uneinige und oft widersprechende Nachrichten zusammentragen.

Allein Herr D. Büsching nahm auch verschiedene geschickte und erfahrne Männer zu Hülfe, die in beyden Herzogthümern gebohren, erzogen und in Aemtern bedienet waren. Diese bath er um die Gefälligkeit, seinen ersten Aufsatz durchzugehen, und ihn vollkommner zu machen. Einige entschuldigten sich, andere waren willig dazu. Er selbst aber fand seinen Entwurf, auch nach diesem Beystande, noch vieler Verbesserungen fähig; ob er gleich nicht im Stande war, ihm selbige zu geben. Er entschloß sich also, denselben in offenem Drucke noch mehrern Kennern unter die Augen zu bringen, und von ihnen Beyträge zu erhalten. Dieß gelung ihm. Er lernte jemehr und mehr dessen Unvollkommenheit einsehen, und bemerkte, daß er dem dankwerthischen Grundrisse gar nicht hätte folgen sollen; ja daß er auch von seinen Freunden viel falsche Nachrichten erhalten hätte.

Da es bekannt ward, daß er mit einer neuen Weltbeschreibung umgienge, erhielt er nicht nur viel Beyträge dazu, sondern auch zu der Verbesserung der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Dergestalt gerieth er in den Stand, den Haupttheil seines gedachten Buches, der vom Herzogthume Schleswig handelt, im I. Th. seiner Erdbeschreibung zwar kürzer, aber weit vollkommener ans Licht zu stellen. Die Abdrücke dieser Bogen nun, schickte er abermal in

die

die vornehmsten Städte, an gelehrte und dienstfertige Männer, um ihre Ergänzungen zu erhalten. Auch dieses brachte die gewünschte Wirkung hervor, und er sah sich, durch die einlaufenen Nachrichten bald im Stande, auf eine neue besondre Beschreibung dieses Herzogthums zu denken, und sie in Druck zu geben.

Um eben diese Zeit ward der Herr D. B. in ein öffentliches akademisches Lehramt beruffen. Hier erfoderten seine Arbeiten, und die Fortsetzung angefangener Bücher, auf mehrere Jahre alle seine Stunden. Er sah sich also genöthiget, die völlige Ausarbeitung seiner völligen schleswigischen Staatsbeschreibung, einem gelehrten Freunde, Herrn Joh. Fr. Hansen, einem Rechtsgelehrten zu Flensburg aufzutragen. Selbiger hatte, nach seiner besondern Neigung zu geographischen Sachen, dem Herrn D. B. schon viele Nachrichten geliefert; und war vor vielen andern geschickt, seinen Entwurf auszuführen. Dieser übernahm solche Arbeit nicht nur, sondern hat sie so glücklich zu Stande gebracht, daß Hr. D. B. gesteht, er habe seine Hoffnung übertroffen.

Auch dieser gel. Mann rühmet die Beyhülfe verschiedener rechtschaffner Männer. Sobald die Arbeit fertig war, ward sie an die kön. dänische deutsche Kanzley zu hoher Prüfung und Billigung übersandt. Mit einigen Veränderungen erfolgte dieselbe, und so ist denn dieß Werk nunmehr im Drucke erschienen. Gleichwohl rühmen sich die

Herren Verfasser noch nicht, etwas ganz unverbesserliches geliefert zu haben. So schwer ist es, auch nur von einer kleinen Landschaft eine untadeliche Beschreibung zu geben! Unterdessen wird sie doch zum Muster dienen können, wie eine gute Landesbeschreibung aussehen müsse.

Die Absicht ist nicht gewesen, alle kleine Oerter des Herzogthums anzugeben, und zu beschreiben. Nach einem geographischen, historischen und politischen Begriffe des ganzen Landes, werden die Städte, Aemter und Kreise mit ihren Kirchspielen gemeldet; und ihre Merkwürdigkeiten erwähnet. Entbehrliche Kleinigkeiten aber muß man darinn nicht suchen, womit andere wohl ganze Bücher anfüllen. Herr Hansen hat sich fast überall aus der büschingischen Staatsbeschreibung und der allgemeinen Einleitung zu Dännemark, der eigenen Worte derselben bedienet. Man hat auch auf eine Verbesserung der schleswigischen Landcharte gedacht: allein die homannischen Erben haben noch nicht Zeit gehabt, dieselbe zu liefern. Sie soll aber noch folgen.

Der Herr D. V. verspricht künftig auch vom Herzogthume Hollstein, und den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, ähnliche Beschreibungen heraus zu geben; wozu er den Stoff beynah schon in Händen hat. Wir wünschen ihm Gesundheit und Muße dazu; würden es aber noch lieber sehen, wenn er von dem Churfürstenthume Hannover, als dem itzigen Orte seines Aufenthaltes, dergleichen Verhaben ausführen könnte. Bey einer Regierung, die

so geneigt und vermögend ist, jedes gute Vorhaben der Gelehrten zu unterstützen, würden wir davon gewiß etwas vollkommenes erhalten.

Aus der Einleitung wollen wir nur etwas mitnehmen. Schleswig liegt außer den Gränzen des deutschen Reiches, d. i. jenseit des Eiderstromes, an dessen Ufer zu Rendsburg, am holsteinischen Thore der Vers eingehauen steht:

Eydora romani terminus Imperii.

Gegen Morgen hat es die Ostsee, gegen Mittag Hollstein, gegen Abend die Nordsee, welche man daselbst die Westsee nennet. Gegen Mitternacht (ohne Zweifel ist hier das Wort Mittag ein Druckfehler) die Koldinger und schottburger Auen, die es von Jütland scheiden. Die Länge des Herzogthums ist von Süden nach Norden, 18 deutsche Meilen; die Breite von Osten nach Westen, 8, 10, 11. bis 13 Meilen; ohne die Inseln mitzurechnen. Vorm 1240sten Jahre ist dieß Land viel breiter gewesen; aber durch hohe Wasserfluthen an der Westseite sehr geschmälert worden. Es gehören 13 Städte, 5. königliche, 3. fürstliche Schlösser und eine Menge Edelhöfe dazu. Die Zahl der Dörfer soll sich auf 1500 erstrecken. Die Luft auf dem hohen Lande darinn, ist heiter und gesund: die niedrigen Marschländer an der Westsee ausgenommen.

Die Fruchtbarkeit des Erdbodens ist ungleich. In den Marschländern ist sie am größten. Man nennet daselbst ein von der See angeschwemmtes und

allmählig erhöhtes, endlich mit Dämmen eingefaßtes und angebautes Stück Landes einen Koog, und mehrere dieser Art, Köge. Wir erinnern uns, daß auch zu Königsberg in Preußen eine Gasse in der Altstadt die Kogengasse, und in Danzig ein ganzes Viertel der rechten Stadt, das Kogenquartier genennet wird; ohne daß die heutigen Einwohner mehr wissen, was solches Wort bedeutet. Vielleicht kann dieses ein Licht darinn geben. Dieser Boden der Marschländer ist ganz niedrig, eben und kalter Natur, wie die preußischen Werder. Er besteht aus einer zähen Tonerde, die zum Kornbaue und zur Weide viel fetter ist, als der Thon auf der Höhe. Je dicker diese Schichte Thon über dem Seesande, oder dem Torfe und der eisenartigen Erde liegt, desto fruchtbarer ist sie. Ihre Höhe ist an einigen Orten ½, eine ganze, oder höchstens zwo Ellen. Zur Abführung des überflüssigen Regenwassers, sind diese Marschländer mit vielen Gräben durchschnitten: sie haben aber kein Holz zum Bauen oder Brennen, auch keinen Torf. Ein Korn von Wintergersten, Weizen oder Haber trägt hier 30 bis 60fältige Frucht: und eine Tonne Rübsamen giebt bisweilen 12. 16 bis 24 Tonnen. Das Vieh wird in diesem Marschlande viel größer und fetter, als auf der ordentlichen Weide.

Diese Marschländer aber müssen durch hohe Dämme vor der Gewalt der West- oder Nordsee geschützet werden: die sonderlich 1634. 1717. und 1720. unsäglichen Schaden verursachet, große Stücke

cke Landes weggespület, und viele tausend Menschen ersäufet hat. Vormals waren die Dämme nur 8 bis 9 Fuß hoch: allein itzo müssen sie zur Sicherheit viel höher seyn. Die Ueberschwemmung von 1756. hat nur wenigen Schaden gethan. Mitten im Lande ist eine dürre Heide, die nur zu Schafweiden und Torfgraben dienet, wiewohl auch etwas Haber, Roggen und Buchweizen gesäet wird. Aber die Ostseite des Landes, gegen die Ostsee zu, ist überaus fruchtbar und hat in Angeln, Schwanzen, Alsen, Hadersleben u. s. w. die lustigsten und schönsten Gegenden, wo von Ergießung der Ostsee nichts zu besorgen ist. An Seen und Häfen hat das Land auch keinen Mangel.

An Holz und Wäldern giebt es zwar etwas, doch weder zum Bauen noch Brennen genug. Daher bedienet man sich des Torfes zum feuern. An Bergwerken u. Weine fehlet es ganz: aber Ziegelbrennereyen fehlen nicht. Man siedet auch an einigen Orten Salz, und zwar aus Torferde. Man fährt eine kleine Strecke mit Böthen in die See, gräbt zur Ebbezeit den Schlick eine Elle tief weg, holet die darunter befindliche Torferde hervor, wirft die Stücke davon ins Boot, führet sie zu Lande, und trocknet sie an der Sonne. Nun verbrennet man sie zu Asche, besprenget dieselbe mit Seewasser, tritt sie mit Füßen durch, sondert alle Steinchen und a. m. davon ab, trocknet sie abermal, begießt sie mit Wasser, und thut sie am Feuer in breite eiserne Pfannen; da dann das Salz gesotten wird.

Die

Die Einwohner sind theils Jüten, theils Dänen, theils Niedersachsen oder Friesen, imgleichen in Friedrichsstadt Holländer, und auf Nordstrand auch Brabander. Auch da, wo man friesisch redet, wird der Gottesdienst hochdeutsch gehalten. Das Plattdeutsche herrschet fast in allen Städten: doch bedienen sich die Vornehmen der hochdeutschen Sprache. Im Gottorfischen und Flensburgischen spricht der Bauer dänisch, und doch ist der Gottesdienst hochdeutsch. Im Tonderschen, Sonderburgischen und Norburgischen ist auch dieser Dänisch. Auch in andern Städten ist um der Dienstbothen halben, wenigstens ein dänischer Prediger. Im Hadersiebischen werden auch die Rechtshändel dänisch geführet und geschlichtet: die Schulen richten sich nach der Sprache des Gottesdienstes. Da Schleswig vormals genau mit Hollstein verbunden gewesen, so hat es noch itzo eine ganz andre Verfassung als das übrige Dännemark.

Die alten Einwohner des Landes sind Cimbern, Angeln, Sachsen und Friesen gewesen. Die ersten sind wegen ihrer Kriege mit den Römern, die letztern wegen ihrer Züge nach England, unterm Hengst und Horst bekannt geworden. Von den Angeln bekam dieses den Namen Anglia; und noch itzo heißt ein Strich Landes zwischen Flensburg und Schleswig, etwa 4 Meilen lang, Angeln. Um 808 führte König Gottfried von Dännemark hier den sogenannten Dannewirk, d. i. Däven-Wall, zwo Meilen lang auf, um sein Reich vor Einfäl-

len

Ausziehen und Herumſchweifen der Völker. Noch näher kömmt es zur Sache, wenn wir mit zweyen Worten eine kurze Umſchreibung machen. Ich wollte ſagen: Das Ausziehen und Herumſchweifen der Völker aus einem Lande in das andere. Ja mit dieſem Zuſatze möchte wohl auch das Wandern beſtehen: Die Wanderung oder das Wandern der Völker aus den ihrigen in andere Länder. Am deutlichſten wird es ſeyn, wenn wir die Erklärung vor Augen haben: Das Herumwandern der Völker, ſich ein anderes Land zu ſuchen. Denn das iſt die Natur aller unterſchiedenen Sprachen, daß man etwas dazu ſetzt, wenn ſichs nicht ſo gut ſchicken will, durch ein einziges Wort die Sache vorzuſtellen, wie es in der andern Sprache möglich iſt. Und was ſollte der Reinigkeit und Deutlichkeit fehlen, wenn wir ſagten: Die vielfältigen oder die damaligen, oder die damals gebräuchlichen Auszüge der Völker, aus ihrem erſten Sitze und Lande in andere Länder. Man nehme auch das Verbale: Das Ausziehen der Völker aus ihren Ländern in andre Provinzien. Ja wir können die ganze Beſchreibung mit mehrern Worten hinſetzen: Das damalige Unternehmen der Völker, da ſie ihren erſten Sitz verlieſſen und in andere Länder einfielen, ſich daſelbſt nieder zu laſſen. Hat man nun die Migrationem gentium an einem Orte deutlich ausgeſprochen, und ſie kömmt an mehrern Orten hernach wieder: So brauchts alsdann nicht mehr ſo vieler Worte. Denn hat der Leſer in der einen Stelle ſchon Nachricht von der Sache bekommen:

len ſicher zu ſtellen: und König Hemming ſein Nachfolger, ſchloß zu mit Karl dem Großen einen Frieden, darinn die Eyder zur Gränze von Deutſchland geſetzet ward. Und ob zwar Heinrich der Vogler dieſelbe bis Schleswig erweiterte, und einen Markgrafen dahin ſetzte: ſo überließ doch Kaiſer Konrad der II. 1026 den ſtreitigen Strich wieder an Kanut den Großen, König von Dännemark und England.

Um 1085. machte König Kanut der Heilige ſeinen Bruder Oluf (d. i. Ulf, Wulf, oder Wolf) zum Herzoge in Schleswig; und trennte alſo die beyden Länder: welchen Staatsfehler viele nach ihm auch noch begangen haben, und woraus die blutigſten Kriege entſproſſen ſind. So führet der Herr Verf. eine kurze ſchleswigiſche Hiſtorie bis auf unſre Zeiten aus. Wir können uns aber darauf nicht weiter einlaſſen.

Das erſte Hauptſtück handelt von Städten, Schlöſſern und der Feſtung Friedrichsort. Das II. Hauptſt. redet von den Aemtern Landſchaften, Harden, Inſeln und ihren Kirchſpielen. Das III. von den Erblanden des Herzogs zu Glücksburg, dem Antheile des Herzogs zu Auguſtenburg, und der Grafſchaft Reventlau. Das IV. Hauptſtück von den adelichen Gütern, oder denen Kirchſpielen, wo das adeliche Fräuleinkloſter und die Edelleute das Patronatsrecht haben. Das V. Hauptſtück liefert die adelichen Güter in alphabethiſcher Ordnung. Das VI. Hauptſtück handelt von den octroirten Kögen oder Kanzleygütern, die nur ſeit 1631 mit

Däm-

Dämmen umgeben worden. Nun folget noch ein Anhang von denen im Herzogthume Schleswig liegenden, aber zu Jütland gehörigen Stücken; als die Grafſchaft Schackenburg, das adeliche Gut Troyburg, u. d. m. Ein ausführliches Regiſter machet den Schluß.

VIII.

Eſſai ſur le bonheur, ou Reflexions philoſophiques ſur les Biens & les maux de la Vie humaine.

Deſine mollium
Tandem querelarum — HOR. L. I. Od. IV.

A Berlin. Chez Haude & Spener. 1758.
in 8.

Bey dieſen Zeiten, da ſo viele ſonſt ziemlich ſtandhafte Leute eines troſtreichen Zuſpruches benöthiget ſind, iſt es ſehr gut, daß Schriften dieſer Art herauskommen. Nichts iſt zwar gewöhnlicher, als über ſchlechte Zeiten zu klagen; wiewohl man immer in einem Lande mehr Urſache dazu hat, als im andern. Gleichwohl ſcheinen Kriegszeiten noch mehrern Völkern und Perſonen zugleich, ein Recht dazu zu geben. Hier ſcheint es nun ſchwer zu ſeyn, bey ſo vielen wirklichen Erfahrungen des menſchlichen Elendes, dennoch den Satz zu behaupten: ein Menſch ſey mitten in allen Bedrängniſſen des Lebens dennoch glücklich, und

und habe keine Urſache, ſich über die Vorſehung zu beſchweren. Dieß iſt indeſſen der philoſophiſche Lehrſatz, den ſich der ungenannte Herr Verfaſſer dieſes ſehr wohl geſchriebenen Tractats zu behaupten vorgenommen hat.

Indem wir dieſes faſt mehr als ſtoiſche Paradoxon hier gerade heraus ſagen, bitten wir unſere Leſer kein voreiliges Urtheil zu fällen, und das ganze Werk auf einmal niederzuſchlagen. Nein, wir können ihn verſichern: es ſey dennoch ſehr werth durchgeleſen zu werden. Es werden ſich auch in der That ſehr wenige ſo unglücklich befinden, daß ſie nicht, wo nicht völlig, doch ſehr kräftig dadurch getröſtet oder aufgerichtet werden ſollten. Gelänge es aber dem Hrn. Verfaſſer ja nicht, ſie völlig zu bereden, daß ſie glücklich wären; ſo wird er ſie doch gewiß überweiſen: daß ſie ſo unglücklich nicht ſind, als ſie denken, noch ſehr viele Güter der Vorſehung wirklich genieſſen, und alſo große Urſache haben, mit ihrer Freygebigkeit, nach ihren Umſtänden höchſtens zufrieden zu ſeyn.

Wir werden gleich aus dem Anfange des Werkchens ein vortheilhaftes Urtheil von der Art zu denken, und den moraliſchen Geſinnungen des Herrn Verfaſſers fällen lernen. „Einige Menſchen, heißt es, ſind eines Troſtes benöthiget. Ich will mich bemühen, ihnen ſolchen zu verſchaffen. Vielleicht werde ich durch die Aufklärung derjenigen Gedanken, die mich ſo lange her beſchäfftiget haben, ſowohl in ihre Seele, als in die meinige, eine ſüße Ruhe,

und

und eine völlige Ergebenheit in die unveränderlichen Schlüſſe der Vorſehung pflanzen können. Mein Herz redet; und mein Geiſt ſuchet ſich gewiß nicht zu verblenden.

Ich habe viele ſehr bitter über ihre Uebel klagen gehöret; ich habe Leute gekannt, die ſich einbildeten, ſie wären unglücklich; ich habe auch ſolche geſehen, die überhaupt den Menſchen für unglücklich hielten. Wäre es wohl möglich, daß das Daſeyn nicht ein groſſes Gut ſeyn ſollte? Mich dünket, daß in dem Leben ſchon ſo viel ſchätzbare Güter, und ſo viel wirkliche Vortheile befindlich ſind; daß ich mich nicht enthalten kann, der Vorſehung zu danken, daß ſie mich zur Wirklichkeit gebracht hat. O danket ihr doch mit mir, ihr alle, die ihr lebet! Denn ihr ſeyd glücklich; und ich hoffe euch davon zu überführen.

Um von der Wahrheit deſſen, was ich in dieſer Abhandlung zu erweiſen bemühet bin, zu urtheilen, wird es genug ſeyn, zu unterſuchen: welches denn eigentlich diejenigen Uebel ſind, worüber ſich die Menſchen beſchweren? und welches die Güter ſind, welche ſie ſich wünſchen möchten? Wir werden den Menſchen in ſeiner Schwachheit, und mit ſeinen Krankheiten betrachten; wir wollen ihn auch in ſeinen Vortheilen erwägen. Wir wollen ſeine Klagen, ſeine Wünſche, ſeine Anſprüche hören; und ihm bey dem allen, das Geſtändniß ſeiner Glückſeligkeit und ſeiner Undankbarkeit abdringen.„

So

So männlich, ſo gründlich geht der Herr Verf. zu Werke. Er bedienet ſich aller Vortheile, die ihm eine neuere gereinigte Weltweisheit an die Hand giebt. Er kann alſo auch dasjenige übertreffen, was ein Cicero im Buche de finibus bonorum et malorum, ein Seneca, und ein Boethius von dieſer Materie geſchrieben haben. Wir wollen hören, auf was für Gründe er bauet. Einer von den Hauptpuncten, darinn es die Alten verſehen haben, iſt der Begriff von der menſchlichen Glückſeligkeit geweſen. Hier ſind ſie faſt alle mangelhaft. Sie verlangten dazu, einen ganz vollkommnen Zuſtand der Luſt und des Vergnügens, der nicht durch das geringſte Misvergnügen, nicht durch den geringſten Mangel, nicht durch die kleinſte Unvollkommenheit verſalzet würde. Eine ſolche Seligkeit aber ſchicket ſich für kein ſolch Weſen, als der Menſch iſt, für kein unvollkommnes Geſchöpf. Es würde die Seligkeit vollkommner Geiſter, ja einer höchſten Gottheit ſeyn. Unſer Verf. geht viel vernünftiger. Er erkläret dieſelbe ſo:

„Ein Menſch iſt glücklich, wenn die Zahl und der Werth der Güter, deren er genießt, oder doch genießen kann, die Anzahl und Größe derer Uebel überwiegt, die er nicht vermeiden kann. Und dieß gilt von allen Menſchen. Es giebt allerdings Uebel, deren eines viel ſchmerzlicher und trauriger iſt, als das andere. Es giebt auch Güter, deren eins viel ſchätzbarer iſt, als das andere. Es iſt natürlich, daß ein Uebel zuweilen die Empfindung vieler

Güter erstücket; so wie auch oft ein Gut viele Uebel aus dem Sinne bringt. Es giebt ferner Güter und Uebel, die da aufhören das zu seyn, was sie sind, wenn ihre Dauer kurz, zuweilen auch, wenn sie lang ist. Man muß also unsere Glückseligkeit weder nach der Zahl, noch nach der Dauer unsrer Uebel und unsrer Güter beurtheilen. Man muß alles zusammen nehmen, und alles mehr abwiegen, als abzählen..,

So billig und gerecht als man diese Grundsätze und Erfahrungen finden wird: so richtig ist auch das folgende, wo er die Güter und Uebel der Menschen in Classen zu bringen beginnet. Die allermeisten, die an solche Dinge denken, vergessen gerade das allerwichtigste, von dem alles übrige insgemein abhängt. Sie wollen glücklich seyn, ohne tugendhaft werden zu wollen; und kein Uebel empfinden, ohne das Laster zu fliehen. Der Herr Verf. aber ist ganz andrer Meynung, indem er so schreibt:

„An die Spitze der wahrhaften Uebel setze ich Verbrechen und Laster, und an die Spitze der wahren Güter, die Tugend. Nur allein die Laster können uns unglücklich machen; bloß die Verbrechen können unsre Tage mit Schmerzen erfüllen. Ein vollkommen glücklicher Mensch würde derjenige seyn, der bey sehr vieler Einsicht alle Tugenden besäße; dessen reine und unbefleckte Seele, von dessen Vorurtheilen und Irrthümern befreyter Geist das Bild der Gottheit vorstellen würde. Ein so glücklicher Sterblicher aber ist nicht vorhanden. Es giebt Schwachheiten und Irrthümer, die von der

menſchlichen Natur unzertrennlich ſind; aber es giebt viele, die ſich einem ſo vollkommnen Vorbilde nähern. Ein wahrhaftig unglücklicher Menſch würde der ſeyn, der die Natur und die Wichtigkeit ſeiner Pflichten zwar kennete, ſich aber dennoch mit Vergnügen allen Laſtern überließe; dem die Tugend ein Uebel ſeyn würde, wie das Tageslicht kranken Augen zu ſeyn pflegt. Wäre ein ſolches Weſen möglich, ſo würde ich nicht ſo geneigt ſeyn zu glauben, daß alle Menſchen glücklich ſind; weil die Menſchen zu wenig von einander unterſchieden ſind: allein dergleichen Ungeheuer giebt es in der Natur nicht. Man muß ſie alle in ein gewiſſes Mittel ſetzen, deſſen beyde Gränzen niemand berühret. Es iſt ein gewiſſer Raum, darinn ſie ſich alle befinden; ſo groß auch der Unterſchied des Tugendhaften vom laſterhaften Menſchen zu ſeyn ſcheint.

Noch mehr! Es giebt keinen Menſchen, der mehr Laſter als Tugenden beſäße; es giebt niemanden, der dem Laſter ergebener wäre, als der Tugend. Die Verbrechen ſind nicht nur ſelten, ſondern auch allemal von der Reue begleitet, welches ihnen ſehr viel von ihrer Häßlichkeit raubet. Der Menſch, von der ſittlichen Seite betrachtet, iſt alſo glücklich, weil die Zahl und Stärke ſeiner Uebel, d. i. die Zahl und Größe ſeiner Laſter, weit geringer iſt, als die Zahl und der Werth ſeiner Güter; das iſt ſeiner Tugenden. Er könnte freylich noch glücklicher ſeyn: es käme nur auf ihn an, die Anzahl ſeiner Uebel zu vermindern, und die Menge ſeiner Güter

unendlich zu vermehren. Von der natürlichen Seite aber betrachtet, kann der Menſch ſeine Uebel nicht einmal mit ſeinen Gütern vergleichen; ſo ſehr übertreffen dieſe die erſten. Und daraus ſchließe ich: daß die Menſchen glücklich ſind; obgleich nicht alle gleich: und daß der Weiſe der allerglücklichſte iſt. „

Dieſe Probe von der Denkeneart des Herrn Verfaſſers wird zur Gnüge zeigen, in was für einem Lichte er die Sachen anſieht. Es iſt wahr, im theologiſchen Verſtande läßt ſichs nicht ſagen, daß die Zahl des Guten, oder der Tugenden am Menſchen überhaupt, das Böſe oder ſeine Laſter übertrifft: allein davon iſt auch die Rede nicht. Der Verfaſſer redet hier nicht von der ewigen Seeligkeit ſondern nur von der zeitlichen Glückſeligkeit, die auch durch natürliche Tugenden und gute Handlungen erlanget werden kann; die in Gottes Augen noch ſehr unvollkommen ſeyn würden. Und in Anſehung dieſer, thut gewiß auch der laſterhafteſte Menſch täglich mehr Gutes als Böſes: widrigenfalls er ſich in einer Stunde zu Grunde richten würde.

Der Herr Verfaſſer machet ſich gleich ſelbſt den Einwurf: daß ſelbſt nach eines weltlichen Moraliſten Meynung, nämlich des Rochefoucault, die Menſchen höchſt laſterhaft ſind, und allemal ein herrſchendes Hauptlaſter, aber lauter zweydeutige Tugenden haben. Allein er antwortet nur überhaupt darauf: daß eine Welt, die voll lauter ſolcher

Menſchen

Menſchen wäre, als Rochefoucault abſchildert, nicht werth wäre, aus den Händen der höchſten Weisheit herzuſtammen, oder von einer göttlichen Vorſehung regieret zu werden. Er hat eine beſſere Meynung vom menſchlichen Geſchlechte. Und wäre wirklich mehr moraliſch Böſes als Gutes in der Welt: hätte denn Gott dieſelbe wohl aus dem Nichts hervorziehen können? oder hätte ers thun ſollen? Geſetzt aber, daß die Laſter eines Menſchen über ſeine Tugenden ſiegten: ſo würde es ſchon genug ſeyn, daß es in ihrer Gewalt ſteht, tugendhaft zu werden; um ſagen zu können, ſie hätten es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie es nicht wären. Wenn aber jemand ein Gut in ſeiner Gewalt hat, kann man wohl ſagen, es fehle ihm?„

Man beklaget ſich, man ſey unglücklich; aber man führet Gründe an, die das Gegentheil beweiſen. Hier darf man nur beweiſen, daß die Uebel, darüber die Menſchen klagen, oft keine Uebel ſind: daß die Abſichten der göttlichen Vorſehung weiſe Abſichten ſind; und daß der wirkliche Zuſtand der Menſchen glückſelig iſt: weil es nur auf ſie ankömmt, ein ſicheres und dauerhaftes Glück zu genießen. Und dieß zu erweiſen, iſt dieß Werk beſtimmet.

Man kann nicht fodern, daß wir hier dem Hrn. Verfaſſer in allen ſeinen Beweiſen folgen ſollen. Nur etwas wollen wir mitnehmen.

Er will keinen allgemeinen Beweis ſeines Satzes, aus der leibnitziſchen beſten Welt hernehmen,

dawider sich gleichwohl nichts einwenden ließe. Obgleich der Herr Verf. ein Berliner ist: so giebt er doch der Wahrheit dieß ungezwungene Zeugniß. Er sieht aber, daß die Menschen gar zu eigennützig sind, als daß sie es ohne Murren hören könnten, daß ihr besondrer Vortheil dem gemeinen Besten untergeordnet seyn soll. Würden sie wohl mit einem gelassenen Auge sehen können, daß die Natur ihnen einige Uebel zutheilete; weil dieselben in dem allgemeinen Entwurfe der besten Welt, nöthig gewesen, die Gott allein erwählen können? Würden sie sich in ihren Schwachheiten, durch die Vorstellung aufrichten können, daß sie etwas zur Vollkommenheit des Ganzen beytrügen? Wahrhaftig, solchen Leuten würde man es umsonst beweisen: daß diese Welt unter allen möglichen die beste sey; und daß folglich auch ihr Zustand unter allen möglichen der beste ist, weil er sich allein in die beste Welt geschicket hat. Würden sie nicht allemal denken, daß ihre Wünsche und Leidenschaften sich mit diesem schönen Entwurfe Gottes, auch wohl hätten reimen können? Vielleicht wird es wohl gar solche Phantasten geben, die sich einbilden könnten: diese Welt würde viel besser gewesen seyn, wenn sie ihnen selbst besser gefallen hätte.

Hier schließt der Herr Verf. „Alles ist recht gut! Alles was da ist, konnte nicht anders seyn, wenn man Gott nicht Unvollkommenheiten beylegen will; die sich doch zu dem Begriffe nicht reimen, die wir von diesem erhabenen Wesen haben müssen. Alles ist recht gut; nämlich alles was Gott gemachet

So hat man ferner keine Dunkelheit zu beſorgen, wenn auch nur zwey oder drey Worte, die dahin zielen, genennet werden.

Ja wenn wir die Worte von der Sache und deren Beſchreibung ein wenig verändern: So würde ſich endlich auch wohl ein einziges Wort, ein einfaches oder zuſammengeſetztes Nennwort finden, welches die Sache ſelbſt genugſam anzeigen könnte. Z. E. Die Sitz-Veränderung, die ehemahligen Sitz-Veränderungen derer Völker. Wo die Lateiner die Urſachen oder auch die Handlung ſelbſt ausſprechen, da werden oftermals die Deutſchen die Wirkungen dargegen, oder wie man ſichs vorſtellen will, die Abſicht und den Zweck belieben. Die Migrationes geſchehen den Sitz, die Wohnung zu verändern, die erſten Wohnungen zu verlaſſen und neue zu ſuchen. Wollte man das Wort: Sitz von Privat-Perſonen brauchen, da einer aus der erſten Miethe in die andere zieht, oder ſein Haus verkauft und ſich an einen andern Ort wendet: So würde dieſes wohl ſchlecht zuſammen paſſen. Was wäre das vor eine poßirliche Rede, wenn jemand von einem Advocaten, Kaufmanne oder Handwerksmanne ſagte, er habe vorm Jahre auf der Cather-Straſſe gewohnet, nunmehr aber ſeinen Sitz geändert und einen andern Sitz in der Grimmiſchen Gaſſe genommen. Unterdeſſen wird es doch in gewiſſen Fällen und bey unterſchiedenen Objectis gebraucht, z. E. Ritter-Sitz, Wittwen-Sitz. Abſonderlich iſt dieſes Wort angenommen, wenn von der Wohnung der Völker die Rede iſt. Da ſprechen wir, das Volk hat vor Zeiten da und da ſeinen Sitz gehabt. Das Wort Wohnung

chet hat; wie alles, was den Menſchen ſo begegnet, daß ſie es nicht hätten vermeiden können, unmöglich ein Uebel ſeyn kann.„ Allein er übergeht ohne Mühe einen Beweis, der den Philoſophen ſo nachdrücklich iſt. Denn er hat andre im Vorrathe, denen auch unphiloſophiſche Leſer ihren Beyfall nicht werden verſagen können.

Hierauf geht er die Uebel durch, worüber die Menſchen ſich beklagen. Einige kann der Menſch nicht ändern; und dieſe ſind keine wahren Uebel. Andre kann er ſelbſt vermeiden; und alſo hat er kein Recht, ſich darüber zu beklagen. Dieß vernichtet, gleichſam auf einen Schlag, eine ungeheure Menge eingebildeter Uebel. Er führet es überzeugend aus. Und eben ſo handelt er von den Gütern der Menſchen, die ſie häufig beſitzen, ohne ſie zu erkennen, oder nach Werthe zu ſchätzen. Kurz, alles was wir hier geleſen, iſt überaus geſchickt, den Menſchen zur Wahrnehmung ſeines Glückes zu bringen, und ihm ſeinen Zuſtand in der Welt erträglicher zu machen.

Es iſt eine deutſche Ueberſetzung davon im Werke, die mit verſchiedenen Anmerkungen verſehen ſeyn wird, und in kurzem erſcheinen dörfte.

IX.

Einige Nachricht von der zu Moſcau geſtifteten ruſſiſch-kaiſerl. Univerſität.

Es ist aus den öffentlichen Zeitungen bekannt geworden, daß diese neue hohe Schule der Wissenschaften und freyen Künste bereits 1755. den 24. Jan. durch einen gedruckten kaiserl. Befehl gestiftet worden. Ihre Satzungen aber sind noch zur Zeit nicht feyerlich eröffnet und bekannt gemacht worden. Man kann die Ursache leicht erachten. An einem Orte, wo es vorhin an solchen Schulen und Gymnasien gefehlet hatte, wodurch die Jugend geschickt gemachet werden muß, Universitäten mit Nutzen zu beziehen, mußte zuförderst von denselben der Anfang gemachet werden: und dieses ist wirklich geschehen. Wenn diese sich nun in größerer Zahl, als bisher, finden werden: so wird auch die Anzahl der Professoren auf der hohen Schule ergänzet werden, und die ganze Ordnung der Universität völlig zu ihrer Reife gelangen.

Bisher sind allererst folgende gelehrte Männer bey derselben in Bestallung genommen.

Hr. Philipp Heinrich Dilthey, von Mäynz gebürtig, beyder Rechte Doctor, Prof. der Rechte und Geschichte, auch Mitglied der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Hr. Joh. Christian Kerstens, von Stade, der Weltweisheit und Arzneykunst Doctor, Professor der Chymie und Metallurgie.

Hr. Joh. Heinr. Frommann, von Tübingen, Professor der Logik, Metaphysik und Moral.

Hr. Nikolaus Popovsky, aus Moscau, Professor der Beredsamkeit.

Außer

Außer diesen ordentlichen Professoren sind auch noch einige Lectoren, davon uns folgende bekannt sind.

Ein französischer Abt, mit Namen **Francosius**, machet und erkläret physikalische Versuche.

Hr. **Johann Gottfried Reichel**, der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig Mitglied, lehret die deutsche Sprache und Beredsamkeit, und hat die Bibliothek in seiner Aufsicht.

Hr. **Christian Gottlob Köllner**, der Philosophie Baccalaureus, und der Gesellschaft der freyen Künste Mitglied, lehret die Universalhistorie, und hat die Aufsicht über die Buchdruckerey.

Dergleichen Lectoren giebt es noch mehrere, für die französische, italienische und englische Sprache, auch für andre Wissenschaften.

Die zwey Gymnasien, deren eins für die adeliche, das zweyte für bürgerliche Jugend gestiftet ist, haben einen gemeinschaftlichen Rector, Hrn. **Joh. Matth. Schaden**, einen Ungar.

Hr. Pastor **Sonnenschmidt**, zweyter evangelischer Prediger in Moskau, der Verfasser der gelehrten Welt in ihrer Hoheit, davon in Holland ein zweyter Theil herausgekommen, ist am 24sten Nov. vorigen Jahres in Gott entschlafen. Er hat noch eine ungedruckte Fortsetzung dieser Arbeit hinterlassen, die nun wohl nicht ans Licht treten dörfte. Auf das erste Stück davon, das hier im breitkopfischen Verlage erschienen, hat man in Rußland 5 Rubel Vorschuß gezahlet; und so hat der Hr. Verfasser für 200 Stück, die er sich gebunden hinschi-

cken lassen, auf die 1000 Rubel eingenommen. Hierbey theilen wir einen Auszug eines Schreibens vom Hrn. Köllner mit, welches verschiedene artige Dinge in sich hält.

Von mir kann ich Eur. Hochedelgebohrnen berichten, daß ich noch gesund, und zur Zeit mit meinen Umständen immer noch sehr wohl zufrieden bin. Ich muß es unter die besondern Wohlthaten des Schicksals rechnen, daß ich niemals so gesund gewesen bin, und daß mir nirgends die Zeit so kurz geworden, als in Rußland. Ein Jahr ist beynahe schon vorbey, und es ist schneller verflossen, als ich mirs jemals eingebildet hätte. In meinen ordentlichen Lectionen über die allgemeine Geschichte fahre ich noch immer fort. Ich habe dabey die freyerische Einleitung in die Universalhistorie zum Grunde geleget; wiewohl ich, weil unsere Studenten noch gar kein Deutsch können, diese Grundsätze eben sowohl, als meinen Vortrag selbst, lateinisch abfassen muß. Zur Erleichterung meiner Arbeit kömmt mir allerdings die hiesige Universitätsbibliothek zu statten, worinnen bereits ein ansehnlicher Vorrath von historischen Büchern in allen Theilen der Geschichte vorhanden ist; welchen aber auch noch täglich mit den kostbarsten und seltensten Werken zu vermehren, Se. Excellenz, der Hr. Curator unserer Universität, keine Kosten sparet. Von unsern Studenten muß ich gestehen, daß ich die fähigsten Köpfe

pfe unter ihnen gefunden; und da mit dieser Wohlthat der Natur bey ihnen auch ein ämsiger und unermüdeter Fleiß vergesellschaftet ist: so machen sie bey dem Besitze zwoer einem Gelehrten so nöthigen Eigenschaften, die beste Hoffnung von sich.

Außer meinen ordentlichen Beschäfftigungen, wozu mich mein Beruf verbindet, übersetze ich itzo auch noch, auf Verlangen des Hrn. Hauptmanns von Melissino, des La Motte Ines von Castro. Es ist dieser Hr. Hauptmann ein Bruder unsers Hrn. Directors, ein guter Freund des Hrn. Brigadier Sumarokoffs, ein großer Liebhaber der Dichtkunst, und besonders der tragischen. Und diese Liebhaberey machet, daß er die Aufsicht über die deutsche Schauspielergesellschaft zu St. Petersburg über sich genommen; zu deren Gebrauche auch Ines von Castro, weil sie im Französischen den Beyfall Ihrer Majestät gefunden, ins Deutsche soll übersetzet werden.

Der Vorschlag, welchen Eure Hochedelgeb. wegen Abschaffung der russischen Charaktere gethan, möchte wohl schwerlich können ausgeführet werden. Denn zu geschweigen, daß darum, weil die wenigsten von der hiesigen Nation die Zeichen der lateinischen Buchstaben kennen, die Einführung derselben ungleich mehrere Schwierigkeiten machen würde, als sich bey der Beybehaltung der gewöhnlichen russischen Charaktere, die schon jedermann kennet, finden: so sehe ich auch nicht, wie den Ausländern die Erlernung der russischen Sprache dadurch auch nur im geringsten sollte können erleichtert

tert werden. Gesetzt, man möchte das Russische alsdann leichter lesen können; würde es aber darum leichter zu verstehen seyn? Zu dem kömmt noch, daß diese Veränderung fast eine Unmöglichkeit zu seyn scheint. Die Russen haben, wie Eure Hochedelgeb. selbst wissen werden, eine ungleich größere Menge Buchstaben, als andere europäische Nationen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 41; und gleichwohl ist keiner derselben in der Sprache überflüßig. Denn ob gleich viele darunter, dem ersten Ansehen nach, einerley Laut zu haben scheinen: so sind sie doch in dem Munde eines Russen, durch das Gehör mehr als zu wohl von einander zu unterscheiden; wie denn dieses eine von meinen ersten Bemerkungen gewesen, die ich in Rußland gemachet habe. Ja es giebt viele Wörter, die, wenn man auch von ihnen zugeben wollte, daß sie in der Aussprache völlig einerley wären, dennoch verschiedene Bedeutungen haben, nachdem sie mit diesem oder jenem Buchstabenzeichen, die doch sonst alle von einer Art, nämlich alle ein S oder alle ein T zu seyn scheinen, geschrieben werden. Hier sehe ich nun nicht, wo man im Lateinischen oder auch polnischen Alphabethe Buchstaben hernehmen könnte, die wesentliche Verschiedenheit aller dieser russischen Buchstaben völlig auszudrücken, die sich besser in der Aussprache bemerken, als mit Zeichen bestimmen läßt. Ferner muß ich Eurer Hochedelgebohrnen sagen, daß es uns ein Ruß nimmermehr eingestehen wird, daß in seinen Buchstaben etwas unregelmäßiges sey. Und ich sollte ihm beynahe selbst recht geben, zumal

wenn

wenn ich die neuen, reinen und saubern Lettern ansehe, deren man sich itzo, sowohl zu St. Petersburg, als hier zu Moskau, zum Drucke bedienet, und die man immer noch zu verschönern sich äußerst bemühet. Es kömmt nur darauf an, daß man sie gewohnt wird: so wird man sie gewiß noch viel eher verdauen können, als die arabischen, syrischen und selbst die kleinen griechischen. Wenigstens zeiget gleicher Augenschein mehr Regelmäßigkeit in den russischen Buchstaben, als in diesen. Daß man sich endlich durch diese Veränderung in gewisser Absicht eben den Verdruß zuziehen könnte, den derjenige in Deutschland gewiß erwarten könnte, der auf die Gedanken käme, die hebräische Bibel oder das neue Testament mit deutschen Lettern abdrucken zu lassen; das, sage ich, ist eine Sache, die ich mit Fleiß, durch eine weitläuftigere Erklärung, in kein helleres Licht setzen mag. Ich überlasse vielmehr die eigentliche Beantwortung dieses Vorschlages dem Hrn. Brigadier, der ein eben so großer Kenner und Verschönerer seiner Muttersprache ist, als Eure Hochedelgeb. von der unsrigen sind, und mithin die Sache gründlicher und richtiger zu entscheiden im Stande ist, als ich, der ich noch ein Fremdling in Israel bin.

Unter den Bemühungen, womit sich der Prinz Kantemir um die Ausbreitung der Gelehrsamkeit unter seinen Landesleuten verdient gemachet hat, finde ich eine, die er mit Eur. Hochedelgebohrnen gemein hat. Es ist dieses eine russische Uebersetzung der fontenellischen Gespräche, von mehr als einer

Welt.

Welt. Man hat mich versichert, daß Fontenelle von seiner muntern und einnehmenden Art zu denken und sich auszudrücken, in der russischen Uebersetzung eben so wenig, als in der deutschen verlohren. Das Exemplar, welches ich gesehen, war im 1740sten Jahre bey der petersburgischen Akademie in 4 sehr prächtig gedrucket; und der damaligen Kaiserinn Anna Iwanowna zugeeignet: wiewohl auf dem Titel selbst auch ausdrücklich stund, daß das Werk schon 1730 wäre übersetzet worden.

Unter den neuesten poetischen Erscheinungen hier in Rußland sind die merkwürdigsten, des Hrn. Rath u. Prof. Lumanossoffs in Petersburg, Ode, auf die Geburt unserer jungen Großfürstinn; und eine Uebersetzung des popischen Versuches vom Menschen, die unser Hr. Prof. Popovsky hier in Moscau in russischen Versen drucken läßt.

Da ich weis, daß Ew. Magnif. ein Liebhaber sind, zu wissen, wie groß in jeder Stadt jährlich die Anzahl der Gebohrnen und Verstorbenen sey, so habe ich deswegen von Moscau und St. Petersburg folgendes Geburts, Trauungs- und Todtenverzeichniß vom 1755sten Jahre beyfügen wollen; die von den folgenden Jahren, will ich ebenfalls aufzutreiben mir Mühe geben.

1755.	Gebohren.			Getrauet.		Gestorben.		
	Knäblein.	Mädchen.	Summa.	1. Ehe	2. Ehe.	Mans pers.	Weibs pers.	Summa.
Moskau	10602	8504	19106	12282	6141	8550	6639	15189
St. Petersb.	3362	3207	6569	3620	1810	3593	1867	5460

Bewei-

Beweiset nicht auch dieses Verzeichniß, daß wir die Welt von einer andern Seite haben kennen lernen, als wir sie bisher kenneten, da wir nur die Dresdner und Leipziger Neuenjahrszettel gelesen hatten?

Um von dem hiesigen Winter noch ein Wort zu reden: so muß ich gestehen, daß ich denselben nicht so gar graßgrimmig, als man sich immer in Deutschland einbildet, gefunden; wenn ich den 30. und 31. Jänner A. St. ausnehme, an welchen Tagen freylich eine so entsetzliche Kälte war, als ich in Deutschland noch nie empfunden. Ueberhaupt thut man diesem Theile von Rußland, den ich jetzo bewohne; das gröste Unrecht, wenn man vorgiebt, als starre es in einem ewigen Eise. Es hat vielmehr, in Absicht auf gewisse Früchte, solche Vorzüge vor andern Ländern, die von der Mildigkeit der Himmelsgegend genugsam zeugen. u. s. w.

X.

Tragedie di Flaminio Scarselli &c.

Rom 1755. in 8vo.

Diese Sammlung enthält 6 Trauerspiele. Der bußfertige David, und die geheiligte Iphigenia, sind die 2 ersten. Die 4 letzten führen die Aufschrift: Ulysses, Aeneas in Italien, Roger, oder der Sieg der Freundschaft über die

die Liebe. und Peter der Groſſe, oder der Vater des Vaterlandes. Das erſte Stück iſt im J. 1739 in Bologna aufgeführet, und zweymal abgedrucket worden, zuerſt in Rom 1744. hernach in Venedig. 1752. Es iſt das einzige, das auf die Schaubühne gekommen. Das dritte und 4te iſt in eilfſylbigen Verſen, und ohne Reime, nach dem Gebrauche der Italiener in dieſer Art von Stücken, verfertiget. Die 2 letzteren hingegen haben 14 ſylbigte Verſe, mit ordentlichen Reimen, oder ſolche, die man von ihrem Verfaſſer, Marcellianiſche nennet.

Sie kommen unſern alexandriniſchen bis auf 2 Sylben gleich, welche jene mehr haben. Doch fehlet ihnen der Wohlklang und die Hoheit, der eilfſylbigten Versarten. Man hoffet auch nicht, daß es dem Hrn. Verfaſſer gelingen werde, ſie der Schaubühne würdig zu machen. Seine Trauerſpiele ſcheinen mehr für das ſtille Zimmer, als für die lebhafte Schaubühne gemachet zu ſeyn. Man trifft viel Zierlichkeit, lebhafte Schilderungen, angenehme Vergleichungen, glückliche Lehrſprüche, und alles was von ſeinem Witze zeuget, in denſelben an. Hingegen vermiſſet man dabey das Feurige, und Rührende, welches die Seele der Bewegungen, und die wahre Schönheit der Trauerſpiele iſt.

Ende des Oſtermonds 1758.

nung aber wird ohne Unterſchied von Perſonen und Völkern geſaget. Das thut der Gebrauch. Man weis, daß die Gewohnheit dieſes oder jenes Wort mit dem andern zuſammen zu ſetzen, bey den Völkern mehr als alle Grammaticken zu ſagen hat, und die Erfahrung lehrts, daß es wahr ſey, was im Sprichworte geſaget wird: Uſus vocabulorum tyrannus. Der Gebrauch muß von der Reinligkeit und Deutlichkeit den Ausſchlag geben.

Vielleicht würde ſich nunmehro wohl auch ein Gleichgültiges finden, das ſo viel als der Sitz der Völker bedeutet. Wir haben die **Wohnung** kurz vorher ſchon genennet. Man braucht das **Wohnen** ſo wohl von ganzen Völkern, als einzelnen Perſonen. Man ſagt ſowohl von Völkern, da oder dort haben ſie **gewohnt**, als wenn von einer Perſon die Rede iſt. Alſo möchten wir die Veränderung der Wohnungen in eine Redensart zuſammen ziehen, daß es hieſſe: **Die Wohnungs-Veränderungen der Völker.** Sollte auch dieſes noch etwas gezwungen heraus kommen; ſo muß es auch nicht ein zuſammengeſetztes Wort ſeyn, und es könnten zwey Genitivi nach einander ſtehen: Z. E. **Die Veränderung der Wohnung der Völker.** Nur die gedoppelte Endigung in **ung** möchte nicht wohl klingen. So haben wir den **Aufenthalt**, und man könnte es gar wohl die **Veränderung des Aufenthalts der Völker** oder die **Veränderung des Ortes, wo ſich die Völker aufgehalten oder gewohnet haben**, nennen. Ich halte davor, der ungelehrteſte Menſch, der nie gehöret hat, was Migrationes gentium vor Dinge geweſen ſind, der wird ſich, wenn

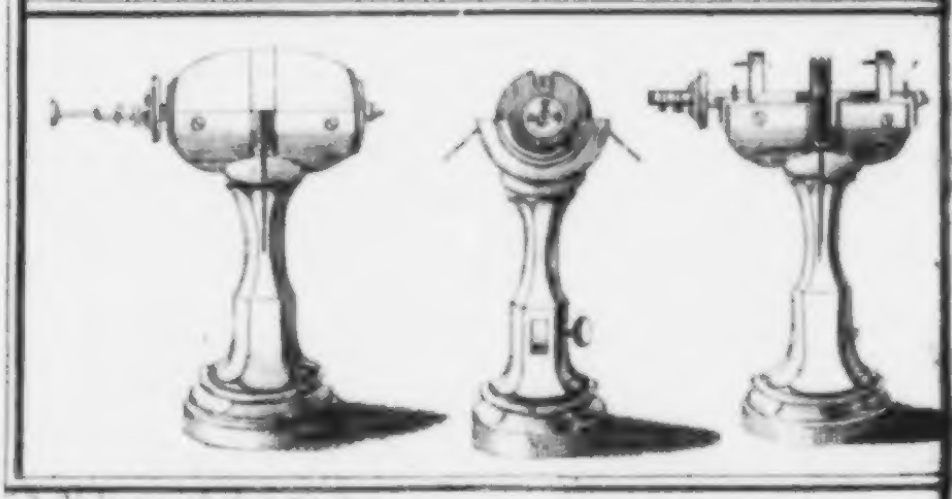

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

Hor. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Wonnemond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1758.

Inhalt.

I. Nachricht von den alten herkulanischen Schriften.

II. Traité des Pierres gravées, par Mr. Mariette. T. I. II.

III. Erläuterungen über die priesterlichen Familien in Griechenland, aus der Geschichte der Akademie der schönen Wissenschaften in Paris.

IV. Herrn Kilians historische Abbildungen der Geschichte des alten und neuen Testaments.

V. Le Droit des Gens &c. par Mr. de Vattel T. I. II.

VI. Precis d'une Lettre de Mr. Gottsched de Leipzig à Mr. de Voltaire.

VII. Pamela, ein Lustspiel.

VIII. Die wichtige Haushaltungskunst des menschlichen Lebens.

I

Nachricht von den alten herkulanischen Schriften. *).

s sind über 800. Stücke an zweyen Orten gefunden, und zwar in ihren Schränken, welche so, wie die Schriften durch die Glut des feurigen Stromes, welcher die Stadt Herkulanum bedecket, in Köhlen verwandelt worden sind.

Der gröste Theil derselben ist aus einen verschütteten prächtigen Pallaste gezogen, welcher unter dem Garten der Augustiner Barfüßer zu Portici stehet. Der Fußboden von kleinen eingelegten Steinen, welches eine Art musivischer Arbeit ist, und sich durch den ganzen Pallast erstrecket, steht 125. neapelsche Spannen unter der Erde, und dieses, wie die prächtige Weite der Thüren zu den

* Diese Nachricht ist von dem gelehrten Hn. Winkelmann, welcher sich seit einiger Zeit meistens in Rom aufhält, aufgesetzet, und in einer Copie von seiner eigenen Handschrift dem Hrn. Prof. Böhmen von einem gelehrten Freunde aus Warschau mitgetheilet worden.

Zimmern, welche die marmornen Schwellen derſelben, die von der ganzen Einfaſſung der Thüren an ihrem Orte gelaſſen ſind, anzeigen, geben einen Begriff von dem ehemahligen ganzen Gebäude. Hinter dieſem Pallaſte, hat man einen großen Platz, mit einer erhöheten Einfaßung von Marmor, deſſen Boden ebenfalls mit Platten von Marmor beleget geweſen, gefunden: und man hält dieſen Platz für einen Waſſer-Behälter. An demſelben unter ſtunden zwiſchen Säulen von Ziegeln mit Gyps überzogen, die ſchönen Bruſtbilder von Marmor, welche die Zimmer der Königinn zieren, und namentlich Archimedes; nebſt den Bruſtbildern von Erzt, in dem Muſeo und 8. Statuen von Erzt.

Ich hätte hier Gelegenheit viel zu ſagen, aber ich würde auſſer den Gränzen meines Vorhabens gehen. Den Ort wo ſo viel ſeltene Schätze gefunden ſind, konnte ich gleichwohl nicht übergehen, ohne einigen Begriff von demſelben zu geben.

Die Schriften haben die Geſtalt und Forme von Schmiedekohlen, mit dieſem Unterſchiede, daß die wenigſten völlig rund ſind. Sie ſind mehrentheils weniger oder mehr platt gedruckt, und viele haben Reifen wie Bockshörner bekommen.

Sie ſind insgemein eine Spanne lang, und von verſchiedener Dicke: es giebt aber auch viele, welche nur eine halbe Spanne in der Länge haben. An beyden Enden derſelben, wo ſie eine Aehnlichkeit mit verſteinertem Holze haben, ſieht man die Kreiſe

von

von ihrer Umwickelung. Es iſt zu beklagen, daß wir mit dem Phädrus ſagen müſſen:

Sed fato invido
Carbonem, ut ajunt, pro theſauro accepimus

Je ſchwärzer die Schriften ſind, und je mehr ſie von der Natur der Kohlen angenommen, deſto leichter ſind ſie aufzuwickeln: wo ſich aber an denſelben Stellen finden, welche bräunlich ſind, daſelbſt haben ſie von der Feuchtigkeit der Erde gelitten, und das Papier iſt vermodert. Ich habe bemerket, daß in eine Schrift, an welcher man ietzo arbeitet, ſchwarze Erde, vermuthlich durch die Feuchtigkeit hineingetrieben war.

Die Materie auf welcher ſie geſchrieben ſind, iſt ein unendlich zartes und dünnes Blätchen, und ohne Zweifel ägyptiſches Papier, welches bey den Griechen ΔΕΛΤΟΣ (deltos) hieß.

Dren Stücke ſind aus einander gewickelt. Das erſte handelt von der Muſik; das andere von der Redekunſt; das dritte iſt eine Abhandlung von Tugenden und Laſtern. Es hat ſich getroffen, daß man drey Stücke nach einander zum Aufwickeln gewählet, welche einen und eben denſelben Vater haben, nämlich den Philodemus, einen epikuräiſchen Philoſophen, wie man glaubet: von welchem Cicero Meldung thut, und Fabricius in ſeiner griechiſchen Bibliothek weitere Nachricht giebt. Ja das dritte von dieſen Schriften ſcheint aus verſchiedenen geänderten Stellen, der Entwurf des Verfaſſers ſelbſt zu ſeyn.

Die erste und zweyte Schrift haben 13. römische Palmen, oder Spannen in der Länge: die dritte ist etwas kürzer; diejenige an welcher man ietzo arbeitet, wird aufgewickelt an 30 Spannen haben.

Diese gerollten Schriften sind aus Stücken von 6. Finger breit zusammen gesetzt, und auf einander gefuget, so, daß ein Stück 2. Finger breit über dem andern lieget. Diese Zusammenfügung geschah, ehe man anfing zu schreiben.

Viele von den Schriften sind über ein rundes und hohles Rohr, oder wie man es sonst nennen will, von Knochen, oder vielleicht auch nur von Rohr selbst, gewickelt, denn itzo ist die Materie nicht mehr kenntlich. Dieses Rohr ist nicht länger, als das Papier breit ist, und raget nicht hervor. In die Höhlung desselben wurde ein Stäbchen gesteckt, und dienete zum Aus- und Aufwickeln, ohne das Papier zu berühren. Dergleichen Stäbchen hat sich in einigen Schriften erhalten. Das Rohr war also allezeit in der Mitten einer gerollten Schrift, und dessen Höhlung ist vermuthlich dasjenige, was bey den alten Umbilicus heißt: und weil das Rohr an beyden Enden sichtbar ist, so könnte es auf den so genannten doppelten Nabel der alten Bücher gedeutet werden.

Ein Gelehrter (a) in Neapel erkläret das Wort Um-

(a) Marterelli, Prof. der griechischen Sprache im Seminario der Cathedralkirche, in seiner Beschreibung eines alten Dintenfasses des königl. Musei, unter dem Titel: de

Umbilicus von dem Beschlage, Stämpel oder Zierathe mitten auf dem Bande eines viereckigten Buchs, wie sich dieses auf einem solchen Buche auf einem alten herkulanischen Gemälde zeiget. Mich däucht aber, es finde sich mehr Aehnlichkeit zwischen einem Nabel und dem angezeigten hohlen Rohre in der Mitten einer Schrift.

Es ist wahrscheinlich, daß der Anfang sowohl, als das Ende dieser Schriften an ein Rohr befestiget gewesen, so, daß man allezeit, so viel man vorne oder hinten herunter gelesen, um dasselbe gewickelt: ich sage, es sey wahrscheinlich, denn das äußere Rohr hat sich an keiner Schrift erhalten, weil fast an den meisten die äußerste Rinde selbst gelitten hat.

Diese Muthmaßung gründet sich auf ein Paar alte herkulanische Gemälde, auf welchen unter andern Schriften vorgestellet sind, die an beyden Enden gerollet, und in der Mitten offen liegen: so, daß sie also mehr als ein Rohr müssen gehabt haben. Auf einem andern Gemälde in dem Museo der andern Alterthümer ist die Muse Clio, und hält ein Papier in der Hand, auf welchem ihr Namen (b) geschrieben ist: dasselbe ist ebenfalls an beyden Enden zusammen gerollet; und zeiget außerdem, wie jene, die Höhlungen, wie ich voraus setze, eines und des andern Rohres.

de Theca Calamaria Regia, diese völlig abgedruckte Schrift ist wegen gewisser Ursachen noch nicht ans Licht getreten.

(b) ΚΛΕΙΩ ICTOPIAN.

Hierzu kömmt, daß der Inhalt oder der Titel der Schriften auch zu Ende derselben geſetzet iſt, wie es ſich in den drey aufgewickelten gefunden. Die Abſicht davon war vermuthlich die Bequemlichkeit des Leſers, um allezeit den Titel der Schrift zu finden, ſie mochte von einem oder dem andern Ende der Schrift zuſammen gerollet ſeyn. Dieſer Gebrauch iſt in vielen alten viereckigten Handſchriften, und wie bekannt iſt, in den älteſten gedruckten Büchern beybehalten.

Wäre der Titel der Schrift nicht zu Ende geſetzet, ſo würde der Verfaſſer derſelben, da der Titel zu Anfange mit denſelben verlohren gegangen, ſchwer zu errathen geweſen ſeyn. Es iſt zu merken, daß der Titel am Beſchluße einer Schrift mit gleich großen Buchſtaben geſetzet, und etwas weiter herunter in gröſſerer Forme wiederholet worden. Zu Ende der Schrift, von der Muſik, ſteht in kleiner und groſſer Schrift:

ΦΙΛΟΔΗΜΟΥ ΠΕΡΙ ΜΟΥΣΙΚΗΣ.

Außer dem ſtund der Titel der Schrift auf einen Zettel geſchrieben, welcher außer der Rolle hieng, ſo wie es ſich auf den drey angeführten Gemählden findet. Auf dem einen Zettel ſtehen folgende Buchſtaben: ΡΑΧΧ: ΑΝ.

An vielen Schriften iſt in der Mitten derſelben kein Rohr oder Oeffnung ſichtbar: allein dieſes beweiſt noch nicht, daß ſie dergleichen nicht gehabt haben.

Die drey oben erwähnten Schriften des Philodemus und zwo andere, an welchen ietzo gearbeitet

wird

er ietzt angeführte Worte nennen höret, einen Begriff davon machen, und dasjenige darunter verstehen, was die Lateiner durch migrare und migration verstanden haben.

Nun wollen wir ein gleiches mit dem **Urbilde** versuchen. Ich habe mit gemeinen und auch mit gelehrten Leuten die Probe gemacht, und beyde Wörter: Original und **Urbild**, doch jedes absonderlich, genennet. **Urbild** haben sie nicht verstanden, und wenn ich gesagt, ob sie nicht wüsten, was ein Original wäre? so haben sie mir zur Antwort gegeben, das wüsten sie wohl; sie hätten aber nicht gemeynt, daß unter dem Urbilde dieses zu verstehen sey. Also fehlt die Deutlichkeit. Unterdessen haben bisher etliche gelehrte Männer dieses **Urbildes** in ihren Schriften sich bedienet. Wie man auf dieses Wort mag gekommen seyn, kan ich so genau nicht wissen. Meinem Vermuthen nach ist theils die Natur und Eigenschaft der Sache, theils das Wort **Ursprung**, der Ursprung des Urbildes gewesen. **Ur** ist ein uraltes deutsches Wort, und heist so viel als caput, principium, das erste, der Anfang, was vorhergehet. Daher auch Herr Hederich in seinem Deutsch-Lateinischen Lexico pag. 2570. dieses **Ur** als ein absonderliches deutsches Wort hinsetzet, und die Lateinischen Worte: caput, principium aus dem Cicero beyfüget. In dem Urbilde kan sich also die erste Sylbe **Ur** ihrer Geburt und dem Herkommen nach ganz wohl rechtfertigen. Es ist auch in vielen Worten beybehalten und mit andern zusammengesetzet worden, so daß wir es heut zu Tage noch brauchen. Man spricht: **Uralt**, **Urälter-Vater**, **urbar**, (das so viel als perantiquus heisset,

tet wird, sind griechisch, und alle abgelöseten Stücke sind ebenfalls in dieser Sprache.

Man entdeckte auf einer Schrift besonders große Buchstaben, und dieses veranlassete, daß nach geendigter Auswickelung der Schriften des **Philodemus**, Hand an jene geleget wurde. Die Schrift schien mehr lateinisch als griechisch, und war es in der **That**. Herr **Mazocchi**, aber wollte oscische Buchstaben in derselben finden, weil **Plinius** berichtet, daß vor Alters die Oscier in dieser Gegend gewohnet haben. Ob gleich die Schrift vermodert war, so wurde dennoch mit der Arbeit an denselben fortgefahren, und endlich da nach 5. Monathen nichts heraus zubringen war, ließ man diese vermeynte oscische Schrift liegen. Dieses Vorgeben hat vermuthlich das Gerücht veranlasset, daß im Herkulano Bücher in fremden Sprachen gefunden worden.

Die aufgewickelten Schriften sind alle Columnenweise geschrieben: die von der Music handelt, hat 40. die von der Redekunst, hat 38 Columnen, jede 5 Finger breit, von 40 bis 44 Zeilen. Zwischen jeder Columne ist ein Raum eines Fingers und mehr breit: und die Schrift ist, wie in vielen alten Handschriften mit Linien eingefaßt, welche weiß sind, aber vermuthlich roth gewesen sind, und im Feuer die Farbe geändert haben.

Die Schrift von der Musik ist nach Auswickelung der selben in 18 Stücke geschnitten, welche in eben so viel Rahmen mit vorgesetztem Glase eingefasset

ſind: ein jedes von 5 Columnen. Die übrigen Schriften ſollen in ihrer ganzen Länge bleiben, und ausgebreitet aufgezogen werden.

Die Buchſtaben der philodemiſchen Schriften haben die Größe derjenigen Quadratlettern, in welchen Laſcaris einige ſeltene griechiſche Bücher, als den Kallimachus, Apollonius Rhodius ꝛc. drucken laſſen. Der zu Ende geſetzte niederholte Titel iſt doppelt ſo groß geſchrieben. Da das Papier eine ſehr dünne Rinde iſt, ſo haben die Schriften alſo nur auf einer Seite können geſchrieben werden, und die Schrift iſt allezeit auf der innern Seite.

Die Forme der Buchſtaben in den Schriften des Philodemus iſt neuer, als ich mir vorgeſtellet hatte. Ich war verſichert, ein rundes Ε, das Σ, als ein lateiniſches C, und das Ω, nach der Art, wie es in Curſivſchriften gezogen iſt, ω, zu finden, weil dieſe Forme ſchon auf der mithridatiſchen Vaſe im Campidoglio zu Rom iſt. Aber A, Δ, Λ, M, haben eine Forme, , welche auf Inſchriften der Kaiſer des erſten Jahrhunderts nicht vorkommt. In den Schriften des Philodemus aber kann man die Zeit, in welcher ſie geſchrieben ſind, viel eigentlicher angeben, als in den mehreſten Handſchriften, wo man zwiſchen dem X. und XIten Jahrhunderte zweifelhaft iſt, geſchehen kann. Das A hat zwar auf den ſehr alten ſilbernen Münzen der Stadt Karlos (c) in Großgriechenland, auf

c) In dem Münzcabinet der Münzen von Großgriechenland in Italien, welche der Duca di Noja geſammlet hat.

auf welchen nur die eine Seite, und zwar hohl geprägt iſt, faſt eben die Geſtalt; denn auf einigen ſtehet K∧VΛO; auf andern iſt A umgekehrt, KΛVΛO; auf Münzen von Metapont in Großgriechenland iſt es eben ſo gezogen: METΛ: aber die oben hervorhergehende Linie machet den Unterſchied, und ſcheint die neue Forme anzuzeigen.

Auf vielen herculeniſchen Inſchriften, (denn von griechiſchen Inſchriften auf Stein, hat ſich bisher keine einzige gefunden,) ſonderlich auf 2 großen Tafeln von Marmor, welcher ein Verzeichniß von Freygelaſſenen enthalten, iſt die Forme der Buchſtaben ebenfalls viel neuer, als der gewöhnliche Begriff von der Schrift zur Zeit der römiſchen Kaiſer des erſten Jahrhunderts geweſen. Dieſe Inſchriften geben außer der (d) Art zu denken, keine andere deutliche Kennzeichen von ihrer Zeit: ich glaube aber, daß ſie wirklich nicht älter ſind, als ſie ſcheinen. Denn dieſe Gegend an dem Berge Veſu-

(d) VENERI. PROBAE. SANCTISS. SACR.
TI. CLAVDIVS. MARCION.
SALVE. MILLE. ANIMARVM. IN. LVSTRE
CENARE. OPVS. SALVE.
PVLCHRI. ONERIS. PORTATRIX.
INEXVPERABILE. DONVM.
RERVM. HVMANARVM. DIVINARVMQVE.
MAGISTRA.
MATRIX. SERVATRIX. AMATRIX.
SACRIFICATRIX
SALVE. MILLE. ANIMARVM. INLVSTRE.
CENARE. OPVS. SALVE.
Inſcriptio inedita.

Vesuvius ist nach der Verschüttung des Herkulanum nicht öde geblieben, sondern bewohnet worden: wie aus spätern Münzen und nahmentlich aus einem Hadrian in Gold, welche in dem unterirrdischen Herkulanum gefunden sind, zu beweisen ist. Ja wenn in einer bekannten (e) Inschrift von Statuen gemeldet wird, welche aus verborgenen Orten der Erde zur Auszierung der Bäder Kaisers Severus ans Licht gebracht worden: so glaube ich, daß das verschüttete Herkulanum zu verstehen sey.

Man würde sich also betrügen, wenn man in der Meynung, daß alle Herkulanische Inschriften vor- und zu Kaisers Titus Zeiten gemacht werden, aus denselben auf eine sehr verschiedene Forme der lateinischen Buchstaben im ersten Jahrhundert schließen wollte.

Unter den alten Schriften aber, werden vermuthlich viele älter, als die ausgewickelten seyn, welches sich aus einer älteren Forme von Buchstaben auf verschiedenen abgelösten Stücken schließen läßt. Die genauere Untersuchung über das Alter der Forme der Buchstaben, geht nicht bloß

(e) SIGNA. TRANSLATA. EX. ABDITIS LOCIS
AD. CELEBRITATEM
THERMARVM. SEVERIANARVM
AVDENTIVS. AEMILIANVS. V. C. CON
CAMP. CONSTITVIT. DEDICARIQVE
PRECIPIT (sic)
CVRANTE. T. ANNONIO. CRYSANTIO. V. P.
edita a Fabretto.

bloß die Sprachlehrer an, wie man insgemein und bisher geglaubet hat; sie hat auch ihren Einfluß in die Kunst: Denn z. E. zu wissen, um welche Zeit ohngefehr der berühmte Dorso im Belvedere vom Apollonius aus Athen gemacht worden, wie aus der Gestalt der Inschrift auf demselben anzugeben ist, wird denenjenigen welche dieses wunderbare Werk nach dessen Würdigkeit kennen lernen, ein großes Licht zur Unterweisung geben.

Ich habe von verschiedenen geänderten Stellen in der Schrift des Philodemus von der Redekunst Meldung gethan: es finden sich außer den Buchstaben mit Puncten über dieselben gesetzt, auch kleine Zirkel von Puncten, und andere Buchstaben mit einer schrägen Linie bezeichnet. Man wird sich aus ein Paar Zeilen, zu deren Abschrift ich nicht ohne große Mühe gelanget bin, einen Begriff machen können:

ΔCIATOYTOIC
ΗΘΕΙΑC ΠΟΛΛΗC ΟΥΚΟΥΝΑΗΙΙΟ
Α Ο Η
ΙΕΤΗΤΕΡΤΟΡΙΚΗΙΚΑΙΔΥΝΑΜΕΙ

Dieses ist zugleich die Länge der Zeilen.

Die Buchstaben erscheinen sehr deutlich auch auf dem schwarzen Papiere, welches beweist, daß sie nicht mit Dinte, deren vornehmstes Vitriol ist, geschrieben worden: denn sie würden im Feuer ihre Schwärze verlohren haben. Es würde auch eine Dinte wie die unsrige, und diejenige gewesen ist, mit welcher die ältesten Handschriften

in

in der Vaticana und andern Bibliotheken geschrieben sind, ganz und gar untauglich für dergleichen zarte Rinde zu achten seyn; sie würde dieses Papier zerfressen und durchlöchert haben; so wie ich bemerket, daß in den ältesten Handschriften die Buchstaben etwas vertieft in das Pergament hineinliegen. In dem ältesten Virgil der vaticanischen Bibliothek ist diese Bemerkung zu machen.

Die herkulanischen Schriften sind mit einer Art schwarzer Farbe, welche man sich wie sinesische Dinte vorzustellen hat, geschrieben, die mehr Körper als die Dinte hat, und nicht so flüßig gewesen; denn man sieht wirklich die Buchstaben in etwas erhaben. Ja, diejenige sogenannte Dinte, welche sich in einem herkulanischen Schreibezeuge gefunden hat, bestätiget, was ich gesagt habe. Daß die Alten ihre Dinte wie Farbe gerieben, deutet eine Stelle des Demosthenes an. Das Werkzeug, mit welchem die Alten schrieben, war kein Federkiel, sondern von Holz, wie dasjenige ist, welches in den herkulanischen Ruinen gefunden worden; oder auch vielleicht von anderer Materie, aber nach der Forme unserer Federn geschnitten: wie zugleich diejenige, welche auf einem alten herkulanischen Gemälde, auf einem Schreibezeuge liegt, darthun kann: doch mit diesem Unterschiede, daß sie von dem Ausschnitte, oben an, bis an die Spitze, welche pyramidalisch zuläuft, und nicht ausgehöhlt geschnitten ist, an anderthalb deutsche Zolle lang ist, und daß die Spitze keine Spalte hat.

Der

Der Griffel [Stilus] wurde nur gebrauchet, auf die Palimpseste, oder hölzerne Tafeln, mit Wachs übergossen, zu schreiben, von welchen ebenfalls einige, aber in Kohlen verwandelt, in dem Cabinette zu Portici sind. Sie sind über eine Spanne lang, und etwa halb so breit. Der Griffel ist oben breit, rundlich und einwärts gebogen, um auszulöschen.

Nach Entdeckung dieses Schatzes von alten Schriften, ließ es der König von Sicilien, nach seiner großmüthigen Begierde, seine beglückte Regierung auch durch den beförderten Wachsthum der Künste und Wissenschaften merkwürdig zu machen, an nichts ermangeln, um der Welt den Inhalt dieser Schriften mitzutheilen. Man machte verschiedene Versuche, dieselben auseinander zu wickeln: und einer der ersten war, durch die Wärme, die etwa noch in den Schriften verhaltene Feuchtigkeit herauszutreiben, und die Blätter von einander zu sondern. Man nahm diejenige Schrift, welche man vor oscisch hielt, wie ich vorher gesagt habe; man legte sie unter eine sogenannte gläserne Glocke, welche mit der Schrift etliche Tage in die Sonne gesetzt wurde: aber dieser Versuch mislung. Die Hitze zermalmete die Blätter und machte die Buchstaben unscheinbar.

Es fand sich jemand, der durch Zerschneidung des Knotens den kürzesten Weg vermeynte gefunden zu haben. Er nahm ein Messer, welches, wie das Messer des Flacius, verdienete von jenem benennet zu werden, und schnitt die Schrift-Rollen

mitten hindurch; die Blätter, wie ich mir einbilde, deſto leichter aufzulöſen: und auf dieſe Weiſe ſind nicht wenig Schriften zernichtet worden.

Endlich zeigte P. Antonio Piagio, Piar. Schol. aus Genua lateiniſcher Scrittore, und Aufſeher der Miniaturgemälde in der Vaticaniſchen Bibliothek, einen Weg zur Auflöſung dieſer Schriften zu gelangen. Sein Vorſchlag und Angeben fand Beyfall, und der König von Sicilien bath ſich dieſen geſchickten Geiſtlichen von Rom aus: welcher nunmehr, unter einem monathlichen Gehalte von 30 neapolitaniſchen Ducaten, bereits 4 Jahre in dem Cabinette arbeitet.

Es würde eine Zeichnung von ſeiner Maſchine nöthig ſeyn, um einen deutlichen Begriff von dieſer Arbeit zu geben: ich will aber verſuchen, dieſelbe zu beſchreiben, ſo gut es ohne Zeichnung geſchehen kann.

Der Tiſch, an welchem gearbeitet wird, iſt wie eine Preſſe gemachet, welche auf einer Winde beweglich iſt, und herum gedrehet werden kann. Auf dem Tiſche ſelbſt ſind 2 Stangen von Stahl, beynahe einer Spanne lang, feſtgemachet, und oben auf jeder derſelben ſtehen hohle Eiſen, in Form eines halben Mondes, mit Baumwolle umwunden, die Rolle einer alten Schrift auf denſelben ruhen zu laſſen: welche ohnedem in 2 Bändern hängt, die durch Einſchnitte in dem obern Brete dieſer Preſſe gehen, und durch Wirbel, wie an einer Violine ſind, angezogen und nachgelaſſen werden. Außer dieſen Wirbeln ſind noch andere, welche ſeidene Fäden regie-

ren,

ren, die nach der Maaße, wie etwas von den Blättern abgelöset ist, an dieselbe durch einen Leim besestiget werden: durch diese Fäden werden die Blätter sanst in die Höhe gezogen. Ueber dem obern Brete liegt horizontal ein runder Stab mit Papier umwickelt, um welchen das aufgelöfete von der Schrift über Lagen von Baumwolle gewunden wird.

Die Auflösung der Blätter geschieht auf folgende Art: man nimmt dünne Blasen von Schweinen oder Schafen, welche die Goldschläger gebrauchen. Diese werden noch einmal wiederum getheilet, um sie noch zärter zu haben. Dieselben werden in sehr kleine Stückchen zerschnitten, welche vermittelst eines gewissen Leimes mit einem zarten Pinsel angestrichen, und an das Papier, auf dessen unbeschriebener Seite angeklebet werden. Dieser Leim hat die Beschaffenheit, daß er ein Blatt von dem andern ablöset, und zu gleicher Zeit die Blase besestiget. Mit dieser Blase wird nach und nach die ganze Schrift gesüttert.

Die größte Schwierigkeit machen die Fugen der Stücke Papier, aus welchen die Schrift zusammen gesetzet ist. Denn wann durch den angestrichenen Leim, der Rand eines Stückes Papier, welcher, wie ich gesagt habe, einen Finger breit über das andere geleget ist, abgelöset wird: so wird nicht allein, wenn sich etwas von dem alten Leime, wodurch die Fugen verbunden sind, verhalten hat, dieser Leim aufgeweichet, und klebet das innere

Stück des andern Blattes, auf welchem die Schrift beſteht, an das äußerſte, welches leer iſt, an; ſondern wegen der unendlichen Feinheit der Blätter, kann unvermerkt etwas von dem angeſtrichenen auflöſenden Leime durch den übergelegten Rand, bis an das innere Blatt durchdringen, welches leicht losreißt und an dem äußeren Rande kleben bleibt. Es iſt kaum zu merken, wenn dergleichen geſchieht.

Durch ein ſolches losgezogenes Stückchen wird alſo eine Lücke in dem Geſchriebenen, und wann auch dieſes ſichtbar wird, ſo iſt nicht möglich, einen gleichſam ſeinen Staub, welcher anklebet, abzuſondern, und in ſeiner Lücke wiederum einzufügen. Wenn man alſo bis an die Fugen kömmt, ſo iſt die gröſte Behutſamkeit nöthig. Die andere Behutſamkeit erfodern die Lücken, welche ſich hier und da finden: denn auch ein ſtarker Hauch kann ein Stäubchen eines ſolchen Papiers wegnehmen. Wenn dergleichen Lücken nicht ſichtbar ſind, und es wird ein Blättchen Blaſe mit Leim angeſtrichen, in der Meynung dieſelbe auf ein unverſehrtes Papier zu tragen: ſo wird leichtlich durch den Leim etwas von dem nächſten Blatte, welches an der Lücke liegt, losgezogen, und tritt in die Lücke hinein; dadurch alſo nothwendig eine Verwirrung im Abſchreiben erfolgen muß. Dieſe Behutſamkeit machet die Arbeit ſehr langwierig, und in 4. oder 5. Stunden des Tages kann nur ein Fingerbreit Papier abgelöſet und gefüttert werden. Eine Spanne in der Länge zu endigen, erfodert einen Monath Zeit.

Eben

was von langen Zeiten hergebracht und bräuchlich ist,) daher stammt auch das Wort: **Brau-Urbar, Urenkel, Urgicht, Urkunden, Urlaub, urplötzlich, Urphede** oder **Urfede**, (cautio de non ulciscenda re aliqua) **Ursache, Ursprung, Urtheil, Urwesen.** In diesen und vielleicht noch einigen andern Wörtern ist das **Ur** noch gebräuchlich. Sonsten aber ist es entweder niemals bräuchlich gewesen, oder es ist nunmehro veraltet und abgeschafft: Dahero kan es auch in denen Fällen, da es nicht mehr gebräuchlich ist, nicht wohl stehen, und so wenig einen Zierrath abgeben, als die alten Kleider-Trachten.

Urbild ist also ein neugemachtes Wort. Denn die Deutschen haben dergleichen sonst nicht gehabt; sie haben **Ur** und **Bild** nie zusammen gesetzt. Die erste Sylbe des Wortes ist alt und verlegen, ungewöhnlich und aus der Mode; die andere ist gut und gebräuchlich. Solchermaassen kan es in der Rede, meinem Bedünken nach, nicht wohl stehen. So wunderlich es klingen würde, wenn iemand vor die erste That die **Urthat** sagen, und seinen ersten **Beförderer** den **Urbeförderer**, oder das autographum eine **Urschrift** nennen wollte: So übel scheint mir auch das **Urbild** beschaffen zu seyn.

Es dringt uns aber keine Noth, ein undeutliches und wiederwärtig lautendes Wort zu erdenken. Es finden sich doch wohl andere Wörter und Redensarten, womit dasjenige, was man sonst Original nennet, kan ausgesprochen werden. Wenn es **Personen** betrifft, die ein Original sollen genennet oder denen das Bild, so von der Person genommen ist, soll entgegen gesetzet werden: So ist 1) die eigentliche Redens-

Eben so langwierig oder vielmehr saumselig wird im Abschreiben verfahren. In dem Buche von der Redekunst, ist man nach Jahresfrist, etwas über die Hälfte gekommen. An dasjenige, welches von Tugenden und Lastern handelt, ist folglich noch nicht gedacht.

Herr Mazocchi, Canonicus der Cathedral-Kirche zu Neapel, ein Mann von 74 Jahren, welcher kränklich und unvermögend ist, hat die Besorgung der Schriften, und brauchet zum Abschreiben einen jungen Geistlichen. Er wäre der geschickteste Mann, dasjenige was abgeschrieben ist, zu übersetzen, und zu erklären: da er aber mit Vollendung des zweyten Bandes seiner Erläuterung der zu Heraklea am tarentinischen Meerbusen gefundenen Tafeln beschäfftiget ist; so hat er an die erste aufgelöfete Schrift von der Musik noch nicht die Hand legen können.

Es wurde vor einiger Zeit von obgedachtem P. Antonio ein Vorschlag gemachet, zur Befriedigung des Verlangens der Gelehrten, ein Stück von dieser ersten Schrift, oder auch die ganze Schrift mit Scheidewasser in Kupfer zu ätzen: welches ein viel bequemerer und richtigerer Weg, als mit dem Grabstichel ist, die wahre Forme der Buchstaben vorzustellen. Es fand aber dieser Vorschlag Widerspruch: weil auf diese Art, wenn das Werk in Kupfer abgedruckt erschiene, einem jeden Gelehrten, welcher der griechischen Sprache mächtig ist, frey stünde, dasselbe zu übersetzen und zu erklären; als welches

Hrn. Mazocchi vorbehalten iſt, oder demjenigen, welcher künftig in der königl. Akademie der Alterthümer tüchtig dazu ſeyn wird.

Dieſe Akademie beſteht aus 15 Perſonen, und hält alle Wochen einmal ihre Zuſammenkunft bey dem Hrn. Marcheſe Tanucci, Sr. Majeſtät Staatsſekretär.

II.

Traité des Pierres gravées, par P. J. Mariette. A Paris. De l'imprimerie de l'Auteur MDCCL. in fol. T. I. II.

Wir ſind unſern Leſern noch von dieſem anſehnlichen und koſtbaren Werke, eine Nachricht ſchuldig. Es iſt kein Wunder, daß wir damit ſo ſpät erſcheinen. Der Hr. Verfaſſer hat es in ſeiner eigenen Druckerey, und folglich auf eigene Koſten drucken laſſen. Es iſt alſo auch theuer, und in keinem Buchladen zu haben. Der Verfaſſer reiſet ſelbſt damit in der Welt herum: und wer es nicht von ihm ſelbſt bekömmt, der hat es nicht.

Es iſt auf einer in Kupfer geſtochenen Platte dem Könige in Frankreich zugeſchrieben. Ein runder Schild hängt mit einem Bande am Nagel, hinter demſelben gehen etliche Palmzweige kreuzweis empor, an deren Zweigen, die aber wie Schilfbündel ausſehen, an jeder Seite zween Lorberkränze henken.

henken. Unten henken an demselben Bande, welches den Schild trägt, zwey kreuzweis gebundene Fruchthörner, darinn Aepfel, Trauben und Aehren zu sehen sind; welche letztern doch wie geflochtene Haarzöpfe aussehen. Im Schilde steht: A LOUIS XV. LE PLUS GRAND ET LE PLUS AIMÉ DES ROIS. D. i. Ludewigen dem XV. dem allergrößten und allergeliebtesten von allen Königen.

Die Schrift und das Papier sind so schön, als wir irgend an einem französischen Buche gefunden haben; ja beydes kömmt fast den schönen englischen Büchern gleich. In dem Vorberichte erkläret der Verfasser sein Vorhaben. Dieß ist anfänglich bloß gewesen, die geschnittenen Steine des königlichen Cabinets ans Licht zu stellen; und nur eine Einleitung vorzusetzen, darinn von dem Werthe dieser Steine überhaupt gehandelt; doch genug gesaget würde, um zu zeigen: wie vortheilhaft es ist, sich dergleichen Sammlungen anzuschaffen, und sich eine Kenntniß davon zu erwerben.

Er glaubete mit dieser Arbeit zu Stande zu seyn, und zeigte sie gewissen aufgeklärten Freunden, die ihm mit Rathe beyzustehen pflegen. Ein jeder sagte ihm seine Meynung besonders; und doch waren sie einstimmig, ihn zu ermahnen: daß er noch weiter gehen sollte; indem noch kein Schriftsteller diese Materie in gehörigem Umfange, und nach einer gewissen Lehrart abgehandelt hätte.

Hierauf machte er sich einen neuen Entwurf; und untersuchete den Ursprung und Fortgang des Steinschneidens bey den Alten, Schritt vor Schritt.

Er unterſuchte ihren Gebrauch geſchnittener Steine bey Siegeln und Petſchaften, Ringen und Siegelringen, Armbändern, Schnallen und andern Zierrathen; und entdeckte im Vorbeygehen, wie hoch ihr Geſchmack, ihre Hochachtung, und der Werth dieſer Dinge geſtiegen. Er ſuchete darauf die verſchiedenen Arten des Schneidens der Griechen und der Römer, und anderer alten Völker zu entdecken, um dieſelben den Augen der Liebhaber begreiflich zu machen: wobey er denn eben ſowohl ihre mangelhafte Ausführung in gewiſſen Theilen entdeckete, als ihre Schönheit anpries.

Von der alten Art Steine zu ſchneiden, kömmt er auf die neuere; und urtheilet unparteyiſch davon. Wenn er ſich bey dem Leben dieſer Künſtler mehr aufgehalten hat, ſo iſt es daher gekommen, weil ihm von den Alten gemeiniglich nichts mehr, als ihre Namen bekannt geworden. Hierauf handelt er von den edlen Steinen, darauf dieſe edle Kunſt ausgeübet worden; doch nicht als ein Naturforſcher. Er ſchreitet zu der Kunſt ſelbſt, in ihrem mechaniſchen Theile, nach denen Werkzeugen und Kunſtgriffen, womit der Künſtler bey der Arbeit zu Werke gehen muß. Er erkläret auch, wie man mit gefärbten Gläſern die Steine nachahmen, oder auch mit andern weichen Materien, die man franzöſiſch Pâtes, (Teige) italieniſch Paſti, nennet, ſchöne Abdrücke von alten geſchnitten Steinen machen kann; in welcher Kunſt unſer berühmter Herr Lippert in Dresden, eine vortreffliche Geſchicklichkeit beſitzet,

und

und in seinem Cabinette erwiesen hat. Durch solche Abdrücke kann man sich mit geringen Kosten sehr zahlreiche Sammlungen alter Edelsteine anschaffen; und sich eine eben so schöne Kenntniß davon erwerben, als ob man die geschnittenen Steine selbst, mit fürstlichen Kosten angeschaffet hätte. Dergleichen saubere und wohleingerichtete Cabinette von 2 bis 3000 Stücken kann man bey Herrn Lipperten in Dresden haben.

Dieß ist nun der Inhalt des ersten Theiles dieses Werkes. Den Schluß davon machet ein Verzeichniß, oder ein beurtheilender Vorrath aller der Schriften, die jemals von geschnittenen Steinen geschrieben worden. Hier findet man allgemeine Abhandlungen, Beschreibungen von Cabinettern, Sammlungen von Kupferstichen, besondre Abhandlungen, auch Bücher, die nur beyläufig etwas davon berühret haben. Er bemühet sich von jedem Werke einen richtigen Begriff zu machen, das Sonderbare davon anzuzeigen, die verschiedenen Ausgaben davon zu melden, ihre Schicksale zu erzählen, die Streitigkeiten und Urtheile der Gelehrten darüber anzuzeigen, und endlich seine eigene Meynung davon mitzutheilen.

Nachdem wir nun aus seiner Vorrede dieses bekannt gemachet, müssen wir auch das Werk selbst vor die Hand nehmen. Der I. Theil desselben ist der Tractat von den geschnittenen Steinen, der 104 S. einnimmt. Dieser ist mehrentheils historisch. Der H. V. leitet das Steinschneiden aus der Ehrliebe,

und Begierde nach Unsterblichkeit her, der die ersten Menschen eben sowohl, als wir unterworfen gewesen. Sie hätten ihren Nachkommen gern ihre Gestalt, Thaten und wo möglich ihre Gedanken mittheilen wollen. Diesen Zweck zu erhalten, richtete man anfänglich Steine; ja große Steinhaufen auf. Allein diese, und selbst große Felsenstücken waren noch stumm, und sagten denen, die nicht sonst schon davon wußten, nichts von dem, was sie bedeuten sollten.

Darauf ergriff man Meißel und Schlägel, und bildete allerley Gestalten von Thieren darauf. Eine krummgebogene Schlange, eine Pflanze, ein Aug, eine Hand, ein Kriegsgewehr, u. d. g. gaben gleichsam soviel einzelne Wörter ab, die man der Nachwelt zurufen wollte. Aber auch diese Sprache war nur wenigen verständlich. Nur die Klugen, so den Schlüssel dazu hatten, konnten den Sinn dieser Zeichen fassen. Und auch dieser gieng endlich bey den Hieroglyphen verlohren. Die Aethiopier hatten den Gebrauch derselben den Aegyptern beygebracht: diese schrieben alle ihre Pyramiden, und Tempelwände damit voll: und noch zu des Germanicus Zeiten rühmten sich die alten Priester, daß sie die Hieroglyphen in Oberägypten, an den thebanischen Bruchstücken erklären könnten.

Ein Theil der ägyptischen Steine, als der Granit, Basalt, Porphyr, u. s. w. waren sehr hart. Man mußte also schon die Kunst wissen,

auch

auch in dieſe zu hauen oder zu ſchneiden. Das ließ ſich nun im Kleinen am leichteſten thun: und daher kamen die geſchnittenen Edelgeſteine auf. Der Ring, den Pharao dem Joſeph an den Finger ſtecken ließ, und ſonder Zweifel ſein Siegelring war, zeiget dieß von ſehr alten Zeiten. Wäre aber noch ein Zweifel dabey: ſo war doch beym Ausgange der Juden aus Aegypten, dieſe Kunſt ſchon im Schwange. Bezaleel und Ahaliab konnten ja in das Stirnblatt und Bruſtſchild Aarons die Namen der zwölf Stämme ſchneiden; die gewiß ſolche Kunſt in Aegypten gelernet hatten.

Von den Siegelringen der Alten findet man auch zeitige Spuren. Jeſabel ließ Achabs Siegel auf einen Brief drücken. Die perſiſchen Könige beſtätigten ihre Befehle auch damit. Herodot meldet gar, daß alle Großen zu Babylon ihr beſonders Siegel gehabt haben. Indeſſen iſt doch ſehr merkwürdig, daß Homer keinem einzigen ſeiner Helden einen Ring beyleat, auch mit keinem Worte eines Siegels, oder eines Briefes gedacht hat: außer wo Il. ζ. v. 168 ſequ. von einem Briefe ſteht, den König Prötus dem Bellerophon mitgegeben. Vermuthlich haben die Griechen damals noch nicht ſchreiben können. Doch auch dabey iſt von keinem Siegel die Rede. Der ältere Plinius zwar meldet, dieſe alte Sitte ſey zu ſeiner Zeit im ganzen Oriente und in Aegypten abgeſchaffet geweſen; ja daß man ſich daſelbſt, auch in den römiſchen Provinzen nicht einmal der Ringe bedienet: welches doch in Rom und in allen Abendländern geſchah.

Hill.

Hiſt. Nat. XXXII. 1. Allein im Gleichniſſe Chriſti vom verlohrnen Sohne ſtecket der Vater ihm noch einen Ring an den Finger: und der Apoſtel Jakob redet von einem Manne, dem ſein Ring ein beſondres Anſehen zuwege brachte.

Indeſſen waren die geſchnittenen Steine noch in allem ihrem Werthe geblieben. Mithridates hatte eine Menge derſelben geſammlet; und als Lucull nach Aegypten kam, ſchenkte Ptolemäus ihm einen in Gold gefaßten Schmaragd, darauf ſein Bild gegraben war. Kleopatra trug des Bacchus Geſtalt im Ringe; wie das neunte Sinngedicht des XVIII. Cap. im IV. B. der Anthologie zur Gnüge zeiget. Ja nicht nur die Aegypter, ſondern auch die alten Hetrurier hatten durch den Handel mit jenen ihre Künſte gelernet. Die Schnitzkunſt, Malerkunſt und Baukunſt waren bey ihnen, als Kinder des Friedens, lange vor der Römer guten Zeiten im Flore geweſen.

Wir würden uns zu weit einlaſſen, wenn wir dem Hrn. Verfaſſer Fuß vor Fuß folgen wollten. Wir brechen alſo hier ab, nachdem wir die erſte Erfindung und das Wachsthum der Kunſt bey verſchiedenen Völkern unſern Leſern vor Augen geleget. Man kann leicht denken, daß die griechiſchen Künſtler dieſe edle Kunſt, wie alle übrigen, auf das höchſte getrieben haben werden; und daß die Römer endlich beyder Schüler geworden. Zwar Numa hatte geglaubet, man könne ſich zu den Göttern nur durch die Gedanken erheben; und alſo verbothen,

die-

dieſelben durch Bilder verächtlich zu machen. Dieſem Befehle gemäß enthielten ſich die Römer ſehr lange, die Götter in ihren Siegeln abzubilden; bis ſie endlich alle fremde Götzendienſte und Aberglauben annahmen; auch die Ringe, die vorhin dem gemeinen Volke waren verbothen geweſen, bis zum höchſten Uebe-fluſſe trieben. Doch, wie geſaget, wir müſſen abbrechen, aus Furcht, uns zu weit einzulaſſen.

Der II. Tractat heißt Hiſtoire des Graveurs en Pierres fines. Dieſer geht von der 104 bis zur 152ten S. Von 78 Steinſchneidern, deren hierinn gedacht wird, ſind ungefähr ſechzehn deutſche, nämlich Becker, Bernardi, Claus, Dorſch, Engelhart, Graeſt, Lehmann, Müller, Natter, Pichler, Reiſer, Schwäiger, Seidlitz, Schmart, Spangenberger und Tuſcher, wozu noch die Frau Suſanna Maria Preislerinn kömmt. Er hat hier nämlich von lauter neuern Künſtlern handeln müſſen, weil er von den Alten nichts, als die Namen antreffen können. Diſcorides und Solon haben dieſe Kunſt unterm Auguſt nach Rom gebracht, und dieß Jahrhundert der Nachwelt bekannt machen geholfen. Bey der Verlegung des Kaiſerthums von Rom nach Conſtantinopel, verfiel dieſe edle Kunſt, faſt mit allen übrigen, und mit dem guten Geſchmacke ſelbſt. Aber die alten Kunſtgriffe und Werkzeuge im Schneiden, wurden doch, auch von ſchlechten Meiſtern, auf die Nachwelt gebracht. Wer hätte ſichs ſonſt wohl eingebildet, daß dieſe Steinſchneiderey durchs Drechſeln geſchehen müßte, und

daß

daß selbst Stahl und Eisen nicht vermögend sey, die Steine zu zwingen, wenn man sie nicht zugleich mit Diamantenstaube angriffe? u. s. w.

Hierauf folget das Verzeichniß der feinen Steine, die geschnitten werden können, und was davon abhängt. Dieser Tractat hält vier Abschnitte in sich: 1) beschreibt er die Edelgesteine, und andre feine Steine, die zum Schneiden geschickt sind. 2) Die Arten, die Steine theils hohl, theils halb erhaben zu schneiden. 3) Die Art, geschnittene Steine mit gefärbtem Glase nachzumachen. 4) Beobachtungen, über die verschiedenen Arten Abdrücke zu machen, die geschnittenen Steine zu fassen, und in Cabinettern aufzuheben. Man kann leicht denken, daß alle diese Stücke artig, angenehm und nöthig zu wissen sind. Um unsern Lesern einigen Begriff zu machen, wie die Edelsteine geschnitten werden, haben wir ihnen das Kupfer dieses Monaths mittheilen wollen: wobey hier noch alle Werkzeuge einzeln abgebildet vorkommen.

Nun folget die daktyliographische Bibliothek, oder das beurtheilende Verzeichniß aller Schriften, die von geschnittenen Steinen handeln. Das I. Hauptstück redet von den Ringen der Alten, und den geschnittenen Steinen, der Schneidekunst und der Geschichte der Steinschneider selbst. Der ältere Plinius ist von den alten der einzige, der beyläufig auch von diesen Dingen geredet hätte. Allein er untersuchet ihren Ursprung nicht, er bemerket ihr Wachsthum nicht, und nennet nur drey oder vier berühmte Steinschneider. Von den Ringen

und

art der Deutſchen dieſe, daß ſie die Perſon, welche dem Bilde entgegen geſetzet wird, nicht das **Urbild**, ſondern nur die **Perſon**, die **Perſon** ſelbſt, oder das lebendige **Bild** (a) nennen. So lobte ich einmal einem Bräutigam ſeine Braut:

Viel ſchöner iſt die Braut, als ich beſchreiben kan,
Doch das Original ſteht ihm noch beſſer an.

Hätte ich nun das Wort, Original nicht brauchen wollen: ſo würde das neue Wort, **Urbild** gar nicht nöthig, ſondern ein anderes Wort oder eine andere Redensart zu finden geweſen ſeyn: z. E.

Doch ſelbſten die Perſon
Oder: Jedennoch die Perſon,

Item:

(a) Es dünket uns dieſe letztere Art das Original auszudrücken nicht die bequemſte zu ſeyn. Denn das Wort Bild bedeutet nichts anders als eine Abbildung eines Originals, eine Copie, was nachgemachtes u. ſ. w. Und es wird alſo einem Originale ganz entgegen geſetzet. Nun geht es gar nicht an, dieſe Dinge mit einander zu vermengen, oder das Muſter mit der Copie zu vermiſchen. Es iſt wahr, man ſagt wohl der Sohn z. E. oder die Tochter, ſey ſeines Vaters oder ihrer Mutter **Ebenbild**: Allein man ſieht wohl, daß hier nur in Anſehung eines Originals, welches älter iſt, als die andre Perſon ſo ihm ähnlich iſt, eine ſolche Benennung ſtatt findet. Eben ſo nennt man auch wohl ein Bild, das nach dem Leben gemalet worden, und von andern nachgemalet wird, ein Original: Dieſes geſchieht aber wiederum nur in Anſehung des nachgemalten. Man könnte alſo jenes das **Vorbild**, und dieſes das **Nachbild** nennen. Wenn man alſo das Wort **Vorbild** auch von Perſonen braucht: So geſchieht es nur in Anſehung deſſen, der ſich eine Perſon zum Vorbilde oder Muſter nimmt, dem er nachahmen will; und zwar in ver-

und ihrer Einführung redet er auch nur bey Gelegenheit. Es muß ihm also wohl an Nachrichten gefehlet haben. Nach ihm hat kein andrer Alter an diese Sache gedacht: und es ist folglich die ganze Ehre, davon zu schreiben, den Neuern überlassen geblieben.

Antonius le Pois, soll der erste gewesen seyn, der solches gewaget. Zwar hatte ein Arzt von Pesara im Urbinischen, **Camillus Leonardus**, schon von Edelgesteinen geschrieben; aber nichts anders geleistet, als daß er alle Fabeln und Aberglauben von der Bildung, und den verborgenen Kräften der Edelgesteine gesammlet. Uns dünket, der Verfasser vergißt hier in dieser Art den alten Dichter des XIIIten Jahrhunderts, Marbodäum, de Lapidibus pretiosis zu nennen, der gewiß älter ist, als jener; und den vor wenig Jahren Burcard wieder ans Licht gestellet hat. **Pois** aber handelt eigentlich von den geschnittenen Steinen in Siegelringen, u. d. m. Die andern müssen wir mit Stillschweigen übergehen.

Das I. Hauptstück redet von den Sammlungen und Cabinettern geschnittner Steine. Unter diesen spielen unsre Landesleute **Beger**, mit seinen pfälzischen und berlinischen Cabinetten, **Jakob Wilde**, dessen Cabinet Haverkamp beschrieben, und **Ebermeyer**, dessen Vorrath Joh. Jak. Bayer zu Altdorf herausgegeben, keine schlechte Rolle: bey welchem letztern auch der Kupferstecher Dorsch zu Nürnberg nicht vergessen wird, der sie in Kupfer gebracht

gebracht. Der Herr Baron Stosch erhält sein gebührendes Lob nicht minder, in den Zeichnungen. Die Frau le Hay oder Jungf. Cheron wird vom Herrn Mautour getadelt, daß sie ihre Steine alle zu sehr vergrößert hat, und er wünschet sie alle in ihrer wahren Größe gezeichnet zu sehen. Freylich wäre das besser. Allein ihre andern Vorgänger habens auch schon so gemachet. Erravere patres, et nos &c.

Das III. Hauptstück handelt von den besondern Abhandlungen von geschnittenen Steinen. Hier kommen eine Menge deutscher Schriftsteller vor. Marquard Freher führet den ganzen Trupp, und erhält ein großes Lob. Cuper, Schott, Wachter, und viel andre kommen in diesem Felde auch vor. Die übrigen muß man bey ihm selbst nachsehen. Denn ihre Zahl ist groß. Unter andern wird das Abracadabra hier sehr schön beschrieben. Sie sind alle chronologisch geordnet.

Das IV. Hauptstück handelt von Werken, darinn nur beyläufig von geschnittnen Steinen gehandelt wird. Man muß gestehen, daß Herr Mariette schon sehr viel Kenntniß solcher Schriften gewiesen: doch würde ein deutscher Liebhaber gewiß noch manches nachzulesen finden.

Den Schluß machen einige Zusätze zu der bisherigen Bibliothek; und sodann folget das Bücherverzeichniß, aller bisher genannten daktyliographischen Werke; in XII. Abschnitte abgetheilet.

Den II. Band des Werkes wollen wir ehestens auch bekannt machen.

III. Ab-

III.

Abhandlung aus der Hiſtoire de l'Acad. royale des Inſcriptions & belles Lettres.

Allgemeine Erläuterungen, über die prieſterlichen Familien in Griechenland. pag. 51.

Ungeachtet überhaupt zu reden, die prieſterliche Würde in Griechenland nicht erblich war, ſo biethet doch die Geſchichte faſt aller griechiſchen Städte, inſonderheit die von der Stadt Athen, Prieſterthümer dar, die mit gewiſſen Familien verbunden geweſen; und deren Anzahl iſt merkwürdig genug, um eine beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen. Wir haben dieſen Punct betrachtet, da wir an den beyden Abhandlungen gearbeitet, die wir 1746. und 1748. vorgeleſen haben. Die erſte handelte von dem Stande der Prieſter der athenienſiſchen Götter (a); das andere von den Geheimniſſen der eleuſiniſchen Ceres (b). Dieſe verſchiedenen Gegenſtände ſind mit einander verbunden; folglich muß man die beyden Stücke, von denen wir nur die Titel angezeiget haben, als eine Folge eben der Unterſuchungen, und derſelben Arbeit, und alles deſſen an-

(a) Mem. XVIII. Band p. 60. (b) XXI. Band p. 63.

ansehen, was wir von der erblichen Prieſterſchaft der Griechen zu ſagen haben.

Wir wollen bey den prieſterlichen Familien von Athen den Anfang machen, und erſt nachdem wir dieſelben durchlaufen ſind, wollen wir ſtuffenweiſe und nach der Ordnung, auch in die an andern Städten, kommen. Dieſes wird dann alles in ſich faſſen, was den griechiſchen Namen geführet, ſowohl das eigentlich ſogenannte **Griechenland**, als auch die Inſeln im ägäiſchen Meere, und die in Kleinaſien ausgebreiteten Colonien. Dieſes wird die Materie dreyer groſſen Abſchnitte ſeyn, deren jede in verſchiedenen Artikeln beſtehen wird, die einander in verſchiedenen Bänden des hiſtoriſchen Theiles der Abhandlungen dieſer **Akademie** folgen werden. Wir glauben in ihre Abſichten einzuſchlagen, da wir uns dieſer Materie widmen. Sie hat ſie für würdig gehalten, unterſuchet zu werden, da ſie im 1744ſten Jahre die Unterſuchung derſelben zu dem Wettſtreite, um den gelehrten Preis vorgeſchlagen, den ſie jährlich an dem öffentlichen Sitztage nach Oſtern zu vertheilen pfleget.

Erſter Abſchnitt.

I. Artikel.

Bevor wir aber die Erzählung derer athenienſiſchen Familien machen, die dem Dienſte der Götter gewidmet waren, und die Umſtände erzählen, die wir von einer jeden ins beſondere entdecket haben, wollen

wollen wir einige allgemeine Puncte abhandeln, die ſich eben ſo wohl auf alle ſchicken, und deren Unterſuchung uns ein nothwendig weſentlicher Eingang zu ſeyn geſchienen hat.

Ein dergleichen Recht, welches in einer Republik merkwürdig iſt, deren Verfaſſung allen Unterſchied verbannete, welcher der Gleichheit der Einwohner gar zu ſchädlich iſt, giebt zu allerley Fragen Anlaß, denen man gleich anfangs durch Antworten zu Hülfe kommen muß: und eben dieſen wollen wir den ganzen erſten Artikel dieſes erſten Abſchnittes widmen.

I. Die Frage, welche ſich hier unſerm Gemüthe ſogleich vorſtellet, betrifft erſtlich den Urſprung dieſes Rechtes ſelbſt, welches einigen Familien eigen geweſen. Wie und zu welcher Zeit war es Ihnen eigen geworden?

Die Antwort iſt ganz leicht: ein Blick in die alte athenienſiſche Geſchichte iſt hinlänglich, einen Begriff davon zu machen. Man muß bis in das heroiſche Zeitalter zurück gehen: da wird man die wahrſcheinliche Urſache derer unendlichen verſchiedener Götzendienſte finden, aus denen die Religion der Athenienſer zuſammen geſetzet war. Vor dem Theſeus, (c) welcher mit Recht für den erſten Erbauer von Athen gelten kann, lebten die Athenienſer in einer großen Menge von Dörfern und Flecken. Jedes Dorf, jeder Flecken, hatte ſein eigen Gebieth, ſeine Gebräuche, ſeine Obrigkeiten und

c) Plutarch. in Theſeo.

seine Andachten. Theseus nun brachte diese Einwohner alle zusammen, damit sie nur eine Stadt bewohnen sollten; und machte in dem Regimente gar ansehnliche Neuerungen, die sich doch aber nicht auf die Religion erstreckten. Es war ihm genug, daß er nur einen öffentlichen Gottesdienst und allgemeine Feste, zu Ehren der Schutzgötter des Staates einführete: übrigens erlaubete er einem jeden seine besondern Gebräuche und Sagen zu behalten. So waren zwar alle Athenienser in dem Dienste der Minerva eins, allein ein jeder von ihnen fuhr auch fort, die von seinen Vorfahren eingesetzten Feste, noch besonders zu feyren. d) Diese besondern Dienste, die allezeit mit Fleiß beobachtet wurden, haben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten, ohne sich auszubreiten. Ihr Zeitpunct ist mit dem Zeitpuncte der erblichen Priesterthümer, einerley: welche fast alle unter den königlichen Vorgängern des Theseus eingerichtet worden.

Ungeachtet die Einsetzung dieser Priesterthümer mit besondern Umständen verknüpfet ist, deren Verschiedenheit von der Verschiedenheit der Gelegenheiten abhängt: so kann man doch alle diese Ursprünge hauptsächlich auf drey einschließen.

1. Einige Priester, und das waren die ältesten, wurden, als von den Göttern selbst, solchen Familien geschenkt angesehen, die sich aus eigener Bewegung ihrem Dienste gewidmet hatten. Mehrentheils hatten sie solche für die Gastfreyheit zum Lohne bekommen. Denn die Götter kamen oftmals auf die Erde. Sie gien-

(d) Pausan. Lib. I. Cap. 31.

giengen gern mit den Menschen um; sie nahmen Theil an ihren Ergetzungen und Händeln; sie waren ihre Freunde, ihre Vertheidiger, und zuweilen auch ihre Nebenbuhler. So war wenigstens der Begriff dieser unwissenden und plumpen, aber einfältigen und vielleicht glücklichen Jahrhunderte. Die oftmaligen Erscheinungen der Götter und Göttinnen, und ihre Verbindungen mit den Helden und Schäfern, waren fast die einzigen historischen Begebenheiten, womit die Jahrbücher des ersten Weltalters angefüllet waren. Die Väter lehreten sie ihre Kinder; sie pflanzeten sich von einem Gliede zum andern fort, indem sie immer wunderbarer wurden. Die häufigen Denkmäler dieser Erscheinungen, erinnerten sie beständig daran; sie waren der Inhalt ihrer Gespräche und ihrer Lieder: und dieser Zweig der Mythologie ist einer von denen, die unter den Händen der Dichter am allerfruchtbarsten geworden. Diesem Hirngespinste haben wir den Philemon und die Baucis zu verdanken. Daher kommen alle die sinnreichen Anspielungen, welche das Lehrgebäu der Fabel zu gleicher Zeit angenehm und moralisch machen. Die einnehmenden Beschreibungen von den Vergnügungen und den Tugenden des Landlebens, diese Abschilderungen der Glückseligkeit, bezaubern noch heute zu Tage die lebhaften Einbildungskräfte und die empfindlichen Seelen. Sie thaten ehedem noch mehr; sie hatten auch einen Einfluß in die Sitten, mit einer solchen Gewalt, als kaum die Vorschriften eines Gesetzgebers, und die Sittensprüche der

Philosophen hätten haben können. Die Verblendung ist nur gar zu oft den Menschen nothwendig: man mußte also die ersten Griechen hintergehen, um sie zu gleicher Zeit besser und geselliger zu machen Die allerplumpesten Jahrhunderte waren darum nicht minder tugendhaft: denn man kann wohlthätig seyn, ohne eben höflich zu seyn. Das machet, die Höflichkeit, die allemal nur obenhin und oftmals falsch ist, bemühet sich nur die Gesetze der menschlichen Gesellschaft zu erfüllen: dieß sind willkührliche Gesetze, welche der blinde Zufall, der Eigensinn und die Mode beständig verändern. Die Wohlthätigkeit aber erstrecket sich auf die wesentliche Nothwendigkeit des Menschen; und um wohlthätig zu seyn, brauchet man nur ein Mensch zu seyn, und Betrachtungen über sich selbst anzustellen. Dieser Begriff von der Gegenwart der Götter, von ihrem häufigen Umgange mit den Sterblichen, und dem Werthe, den ihre allmächtige Erkenntlichkeit auf die Gastfreyheit setzte, hatte insonderheit die Ausübung dieser Tugend gemein gemachet; und man begreift wohl, wie sehr die Ausübung derselben zu einer Zeit nöthig und schätzbar gewesen seyn müsse: da alle Wege noch ungebähnet waren, das Feld noch öde lag; wo man erstaunliche Wälder durchziehen mußte, hie und da nur einzelne Einwohner antraf, und die Verbindung eines Landes mit dem andern sehr schwer, ja zuweilen unmöglich war. Es bestund auch der Heldenmuth jener entfernten Zeiten hauptsächlich darinnen, die Landschaften von denen

denen Straßenräubern zu saubern, mit welchen sie angefüllet waren. Dieß sind eines Herkules Arbeiten, eines Theseus, Philoktetes und anderer ihres gleichen Thaten gewesen: und indessen daß diese Krieger ihre Tapferkeit und ihre Stärke, der Ruhe der Menschheit widmeten, boten die friedlichen Einwohner der Dörfer und Wälder, den Reisenden die Gastfreyheit dar. Sie sahen dieselben als Abgeordnete vom Jupiter an; und wenn diese Fremdlinge nur einigermaßen ein äußerlich edles und majestätisches Ansehen hatten: so hielten sie sie schon für Einwohner des Olympus, oder wenigstens für Helden. Voller Ehrfurcht gegen ihre Gäste, richteten sie ihnen oftmals Altäre neben ihren Hütten auf, die sie zur Herberge nicht verachtet hatten. Als gebohrne Priester dieses neuen Dienstes, empfahlen sie denselben ihren Nachkommen: die Beobachtung desselben pflanzete sich in den Familien fort. Sie hatten angefangen sich ein Gesetz daraus zu machen, sie beschlossen damit, daß sie sich ein Vorrecht, einen nützlichen Unterschied, einen unstreitigen Titel des Adels und Alterthumes daraus macheten.

2. Einige Familien waren im Besitze des Priesterthums, weil sie von den ersten Stiftern gewisser Feste, oder von denen abstammen wollen, die sie nach Griechenland gebracht hatten.

3. Andere endlich besaßen dergleichen Vorrechte erlaubnißweise: weil sie ihren Vorältern von den Königen waren zugestanden worden, die damals die Macht hatten, dergleichen Gnaden zu ertheilen,

weil sie zu gleicher Zeit Oberhäupter der Religion und des Staates, Oberprieſter und Beherrſcher des Landes waren. Dieſe Wahrheit iſt gar zu bekannt, als daß ſie weitläuftig dörfte erwieſen werden. Inſonderheit erhielt Athen in ſeinem Regimente eine offenbare Spur dieſes Rechtes, welches ſeine Könige gehabt, bey feyerlichen Feſten den Vorſitz zu führen. Dieß iſt der unwandelbare Gebrauch, darinn ſich die drey oberſten Archonten erhielten, in eigener Perſon den Göttern des Vaterlandes gewiſſe öffentliche Opfer zu bringen. Der zweyte dieſer obrigkeitlichen Perſonen, welchem die Sorgfalt für die Religion ins beſondere oblag, trug, dem zu folge, eine Krone, und führet den Titel Archont, König; ſeine Gemahlinn hieß Königinn der Opfer, und bekleidete, in den allerfeyerlichſten Handlungen, die Stelle der Königinnen, die der ehemaligen Monarchen Gemahlinnen geweſen waren. Das machet, die Könige hatten die Geſchicklichkeit gehabt, ſich ausſchließungsweiſe gewiſſe andächtige Verwaltungen, als von dem königlichen Anſehen unzertrennlich, vorzubehalten. Man kann die Urſachen davon leicht errathen. Indem ſie ſich dadurch nothwendig machten, ſo glaubten ſie, den Thron vor allem Umſturze zu ſichern: und wenn er auch in der That irgend ein Mittel geweſen, die monarchiſche Gewalt wider den aufrühriſchen Geiſt eines zur Freyheit gebohrnen Volkes zu vertheidigen; ſo geſchah es dadurch, daß ſie dieſelbe genau mit der Religion verband. Allein es war das Geſchick von Athen, das Joch der Könige abzuſchütteln. Nachdem man ſie nun ver-

Item: Das lebendige Bild,

Ingleichen: Ein Bild, das lacht und lebt.

Hernach 2) könnte ja wohl der Deutschen Noth durch eine Umschreibung geholfen werden. Gesetzt es hätte jemand dieses in Gedanken: Ich habe das Bild gesehen, das ist schön; aber das Original ist noch schöner: So bedarf es weder des Originals noch des Urbildes, und der Einfall kan doch mit guten deutschen und deutlichen Worten hingeschrieben werden. z. E.

Mir ist ein schönes Bild nechst in die Hände kommen;
Noch schöner ist das Bild, von dem das Bild genommen.

verblümtem oder tropischem Verstande. Doch gienge der Gewohnheit nach, solches noch viel eher an, ein Original überhaupt damit auszudrücken, als das erste Bild, das lebendige Bild: u. d. gl. Denn D. Luther übersetzt z. E. Moses habe die Hütte des Stifts nach dem Vorbilde gemacht, so er auf dem Berge gesehen hatte. Da ist Vorbild und Original einerley. Warum sollte es nicht auch in andern Fällen angehen? Er sagt zwar auch der Mensch sey nach dem Bilde GOttes geschaffen. Allein hier bedeutet Bild, nicht GOtt selbst; sondern die Aehnlichkeit GOttes: denn der Mensch hat das Bild GOttes an sich, er trägt es, er ist es selbst; und zwar der Aehnlichkeit wegen, die zwischen ihm und GOtt ist. Wir würden also auch alle die folgenden Ausdrückungen in den Versen; als das Bild, davon das Bild genommen ist; nicht anders als in tropischem Verstande gelten lassen. Denn wer nennt doch eine Person ein Bild? Man sagt wohl ein schönes Frauenzimmer sey so schön, als ein Bild: Aber niemals sie sey ein Bild; wenn sie dem Gemählde, oder der Beschreibung, die man von ihr macht, entgegen gesetzt wird.

verwieſen, ſo behielt man dennoch ihren Titel bey. Das Volk hatte einer Perſon nöthig, die ſie bey denen Ceremonien vorſtellete, für deren weſentliche Diener es ſie ſo lange Zeit gehalten; und der zweyte Archont alſo mußte dieſe Rolle mit aller möglichen Pracht der oberſten Majeſtät ſpielen. Der Aberglauben, welcher leicht in Furcht geräth, den aber auch ein Nichts wieder zurecht bringt, würde vielleicht ohne dieſen Vergleich mit ihm, alle Regeln der Politik umgeſtoßen, und die Könige beſchützet haben. Allein ſo ließ er ſie fahren, ſobald er glaubte, er könne ſeiner Dienſte entbehren: und dieß Spiel iſt nach der Zeit eben ſo glücklich in Rom nachgeahmet worden, allwo man, nach der Vertreibung der Tarquinier (e), einen König der Opfer, unter der Zahl derer Prieſter geſehen, die dem Oberprieſter untergeordnet waren.

Es mochte nun die Nachfolge im Prieſterthume in eine Familie kommen, aus welchem Grunde ſie wollte: ſo ſetzte doch dieſes Vorrecht deren alten Glanz voraus. In der That war das Prieſterthum, in den erſten Zeiten, ein Leibgeding des Adels; das heißt der vornehmſten Einwohner, ihrem Range nach: ſie mochten nun denſelben ihren Verdienſten ſchuldig ſeyn, oder ihn von ihren Vorältern ererbet haben. Denn der Ausdruck des Adels, wenn man ihn den Alten gerade in eben dem Sinne beylegen wollte, den er unter uns hat, das wäre ein entſetzlicher Schnitzer wider den Begriff, welchen die Geſchichte

e) Livius Lib. II. C. 2.

von den Sitten der Griechen machet. Die Eintheilung, welche Theseus gemachet, (f) hatte verschiedene Ordnungen unter seinen Unterthanen bestimmet: und allezeit von der ersten dieser Ordnungen nahm man in der Folge die Priester und Oberkeiten.

Die priesterlichen Familien stunden in großem Ansehen (g). Ihre Freyheiten, ob sie gleich groß waren, und wohl Eifersucht erwecken konnten, wurden für unverletzlich gehalten. Man verehrete deren Ursprung; der Staat selbst ward gleichsam Bürge dafür: und wann die Republik jemanden das Bürgerrecht gab (h); so nahm sie die erblichen Priesterthümer von denjenigen aus, wozu sie dieselben berechtigte. Alle Vortheile eines Bürgers folgten in der That dem Bürgerrechte: wer dasselbe erhielt, konnte von Stunde an nach allen streben; ausgenommen nach der Archontenwürde nicht. Wir haben einen Beweis hievon in dem Rathsschlusse, durch welchen die Einwohner zu Platea zu athenienſischen Bürgern erkläret wurden.

II. Da die Aufnahme an Kindesstatt bey den Athenienſern sehr üblich war, so könnte man fragen: ob auch die Priester, die mit dem erblichen Priesterthume bekleidet waren, das Recht gehabt haben, solches ihren angenommenen Kindern zu übertragen? Ungeachtet gar kein förmlicher Text eine Antwort auf diese Frage darbeut, so scheint uns doch die verneinende am wahrscheinlichsten zu seyn: indem

(f) Plutarch. in Theseo. (g) Suidas in voce Εὐμολπίδαι.
(h) Demosthenes in Neæram.

indem es nicht natürlich iſt, daß eine Privatperſon über ein Recht habe ſchalten können, welches einer ganzen Familie zuſtund. Er hätte aber darüber geſchaltet, wenn die Wirkung der Kindesannehmung ſich bis dahin erſtrecket hätte: denn die Kindesannehmung war eine freye Handlung, deren Gültigkeit nicht von den Verwandten abhieng. Ein bloßer Athenienſer konnte keinen Ausländer als Kind aufnehmen, weil dieß geheißen hätte, der Republik einen Bürger wider ihren Willen aufdringen. Eben die Urſache bewegt uns auch zu glauben, daß, wenn in eine Familie ein Bürger aus einer andern eingeführet ward, man ihm nicht alle Vorrechte werde mitgetheilet haben, die durch die Geburt allen denjenigen eigen war, woraus ſie beſtund.

Die prieſterlichen Familien verheiratheten ſich gern untereinander. Man ſieht in Plutarchs Leben Lykurgs des Redners, das Beyſpiel einer doppelten Vermählung unter den Eumolpiden, erblichen Prieſtern der eleuſiniſchen Ceres, als Nachkommen des Eumolpus, und der Eteobutaden, erblichen Prieſtern der Minerva und des Neptuns, als Nachkömmlingen des Butes, eines alten Prinzen aus dem königlichen Hauſe zu Athen, und des erſten Oberprieſters, den der Tempel, welcher in der Stadt dieſen beyden Gottheiten geweihet war, gehabt hat. Daher kam es denn, daß zuweilen zwey verſchiedene Prieſterthümer in einer Perſon zuſammen kamen. Man zieht auch noch aus dem Leben eben dieſes Lykurgs Beweiſe, oder doch wenigſtens ſehr wahrſchei-

ſcheinliche Anleitungen: daß die Nachkommen von mütterlicher Seite, auch zum Prieſterthume gelaſſen worden, welches mit gewiſſen Familien verbunden geweſen, ſo gut, als die von väterlicher Seite; und daß in gewiſſen Fällen, dieſe Würden der Brautſchatz geweſen, den ein Vater ſeiner Tochter mitgegeben, und den ſie ihrem Manne, als eigenthümlich übergeben.

Um aber des Prieſterthums zu genießen, wozu man durch die Geburt berechtiget war, mußte man noch einige weſentliche Formalitäten beobachten.

Die erſte, welche ſo gar nöthig war, daß man auch nicht einmal für einen (i) Bürger galt, bis man ihr nachgelebet hatte, war dieſe: daß man ſich in das Regiſter derjenigen Curie einſchreiben ließ, zu welcher man gehörete, und in die Rolle des Volkes, Δῆμος, das heißt, von dem Orte der Stadt, allwo man wohnete. Dieß wird einer Ausſchweifung nöthig haben, in welche wir uns gar gern einlaſſen wollen, in der Abſicht, dadurch eines Tages mehr Licht auf die innere Geſtalt der Republik Athen zu verbreiten.

Die Athenienſer waren in Stämme eingetheilet; jeder Stamm in drey Curien (k), u. jede Curie theilete ſich

(i) Demoſth. paſſim.

(k) Das Wort Φρατρία, deſſen die Griechen ſich bedieneten, kann unſers Erachtens nicht beſſer gegeben werden, als durch Curia; weil hier von einer bürgerlichen Eintheilung die Rede iſt, und man vielmehr den Begriff als den Ausdruck ſelbſt überſetzen muß: welches wir zwar auch durch Brüderſchaft hätten geben können, wenn wir von geiſtlichen Verbrüderungen geredet hätten.

ſich wiederum in dreyßig Familien. Dieſes Wort muß hier nicht in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung genommen werden; man redet nicht von Perſonen, die durchs Blut verwandt, und aus einer Wurzel entſproſſen ſind. Eine jede Familie war ein politiſcher Körper (l), der aus vielen verſchiedenen Familien beſtund, die, wenn ſie in einer Curie wohneten, unter einander eine Art von Geſellſchaft verabredet hatten. Die Einigkeit dieſer beſondern Familien, machte aus allen mit einander eine allgemeine Familie aus. Zu Zeiten des **Theſeus**, zählete man in der Stadt vier **Stämme**, zwölf **Curien**, und drey hundert ſechzig **Familien**. In der Folge vermehreten ſich die **Stämme**. **Kliſthenes** machte deren zehn, (m) und nach der Zeit zählete man ihrer bis dreyzehn (n).

Zu dieſer erſten Eintheilung kömmt nun eine zweyte, in **Völker**, oder Dorfſchaften; eine überbliebene Spur der alten Eintheilung des attiſchen Gebiethes, in **Städte**, **Flecken** und **Dörfer**, deren Mittelpunct **Athen** war. **Meurſius** (o) zählet deren hundert ſechs und achtzig; und **Spon** hat noch einige entdecket, die dieſem Schriftſteller unbekannt geweſen. **Theſeus** vereinigte dieſe zerſtreueten

(l) Harpocration in voce Τριττύες.

(m) Herodot. Lib. V. Cap. 66.

(n) Die drey letzten gehören in nachfolgende Zeiten, und haben ihren Urſprung der knechtiſchen Schmäucheley der Athenienſer zu danken. Sie wurden zu Ehren des **Ptolomäus**, **Attalus** und **Hadrians** geſtiftet, und führeten den Namen dieſer Prinzen.

(o) De pagis atticorum.

ſtreueten Athenienſer, und ſuchte deren gröſßte Zahl in die Hauptſtadt zu ziehen; ungeachtet dieſer Vereinigung aber, waren doch die Flecken nicht leer geblieben, und ſelbſt die in die Stadt verſetzten Familien, hatten noch nicht das Merkmaal ihres erſten Urſprunges verloren. Sie führeten noch immerfort den Namen des Ortes, aus welchem ſie gekommen waren. Ein jeder Athenienſer, auch ſogar die Einwohner der Stadt, hatte einen Flecken, davon er den Namen, als einen Titulum patronymicum und zum Unterſchiede beyfügete; alle Flecken waren unter die verſchiedenen Stämme vertheilet.

Ein jeder athenienſiſcher Bürger gehörete alſo zu einem Volke, und einem Stamme; und in dieſem Stamme hatte er ſeine Curie und ſeine Familie.

Man fieng bey der Curie an, allwo man ſich ſchon im 15. Jahre einſchreiben ließ. Der dritte Tag der Apaturien war zu dieſer Formalität beſtimmet (p.) Ein Vater führete ſeinen Sohn zu dem Oberhaupte der Curie; hieſelbſt ließen ihn die Aufſeher das Examen ausſtehen, was die Geſetze verordnet hatten (q). Nachmals nach einem Eide, den er vor dem Altare des Apollo, oder einer andern Schutzgottheit abgeleget, betheurete der Vater: daß dieſes Kind ſein Sohn ſey, von einer athenienſiſchen Mutter aus rechtmäßiger Ehe gebohren (r). Er

(p) Ariſtoph. Schol. ad Vesp. (q) Suidas.
(r) Demoſth. in Berot. Eubulid.

Er gab ihm einen Namen, den man ſogleich in das Regiſter eintrug, nebſt ſeinem eigenen und dem Namen des Fleckens. Dieß Regiſter nannten ſie das gemeine Regiſter, weil es allen denen gemein war, aus welchen die Curie beſtund.

(Das übrige wird nächſtens folgen.)

IV.

Hiſtoriſche Abbildungen der Geſchichte

des A. und N. Teſtaments, von Moſe bis auf die Propheten, (und von Johannis Geburt bis zur Offenbarung Johannis,) nach den berühmten Künſtlern entworfen, in Kupfer geſtochen, und verlegt von Philipp Andreas Kilian, in Augsburg, in klein Folio oder groß Quart. 130 Blätter, nebſt einem Regiſter.

Was wir unlängſt bey Bekanntmachung der ſchönen breitkopfiſchen Bilderbibel gewünſchet haben, das hat, ehe wir es noch gewünſchet haben, der berühmte Künſtler in Augſpurg, Hr. Kilian, bereits auszuführen unternommen, und itzo glücklich zu Stande gebracht. Unſer Wunſch gieng dahin, daß man die Kunſtſtücke der größten Meiſter, die ſich außer einigen wenigen großen Herren, oder ſehr reichen Liebhabern, niemand anſchaffen, und ſehr wenige in Cabinettern zu ſehen bekommen können, in ſchöne Kupferſtiche bringen möchte, die um

einen

einen mäßigen Preis erhandelt werden, und alſo viel bekannter werden könnten.

Was die Erfüllung deſſelben zur Aufnahme der Kunſt beytragen kann, das wird wohl ein jeder Kenner derſelben, ohne unſer Erinnern einſehen. Die Erfindungen ſind in der Malerkunſt, wie im Dichten eins der vornehmſten Stücke. Ein Hiſtorienmaler zeiget ſonderlich darinn ſeine Stärke; verräth aber auch oftmals, bey allen andern Vollkommenheiten in der Zeichnung, in Führung des Pinſels und Miſchung der Farben, eine große Schwäche: wenn er Fehler wider die Zeiten und Gewohnheiten, wider Natur und Wahrheit begeht, die ihm auch Anfänger in den Geſchichten und Alterthümern, in der Mythologie, oder Poeſie, verweiſen können. Die berühmten Cabinetter großer Herren ſind nur wenigen angehenden Künſtlern offen. Wo ſollen ſie nun die Meiſterſtücke ihrer Vorgänger kennen lernen? Wo ſollen ſie deren Geiſt und Erfindungskraft ausſtudiren und nachahmen lernen? Ja wie können die Kunſtrichter ſie vor den Fehlern, auch der berühmteſten Meiſter, warnen, wenn dieſelben nur bey Beſichtigung der Cabinetter, mit einem flüchtigen Blicke bemerket, niemals aber bey ſattſamer Muße, und mit einem kritiſchen Auge betrachtet werden können.

Dieſer unſer Wunſch nun, iſt, was die meiſten bibliſchen Geſchichte betrifft, von dem großen Künſtler, Hrn. Kilian, mit beſonderm Fleiße geſtillet worden. Bekanntermaßen haben ſeit zwey

bis

bis 300 Jahren die größeſten Meiſter im Malen ſich um die Wette an die bibliſchen Hiſtorien gemachet, und ihre Kunſt daran zeigen wollen. Alles was eine fruchtbare Einbildungskraft für Leben und Glanz ertheilen, für Natur und Wahrſcheinlichkeit geben können, iſt von ihnen mit beſondrer Stärke verſuchet worden. Da die Hoheit der Religion, und die Wichtigkeit der Begebenheiten, ihren Geiſt erhöhete; die Andacht aber der Kunſt zu ſtatten kam, und ſie gleichſam mit neuen Kräften beſeelete: ſo haben ſie ſich dabey mehrentheils ſelbſt übertroffen, und ſich in aller ihrer Stärke gewieſen. Waren denn alſo dieſe vortrefflichen Meiſterſtücke es nicht werth, auch durch die unvergleichliche Erfindung der Kupferſtecherkunſt, in mehrere Hände gebracht, und gemeiner gemachet zu werden?

Allein freylich war eine große Schwierigkeit bey der Ausführung eines ſolchen Anſchlages. Man weis gar zu wohl, daß von verſchiedenen Galerien großer Herren ſchon einige Abbildungen vorhanden ſind: und wir ſind ſo unbekannt mit den Werken der Künſte aus Wälſchland, Frankreich und Deutſchland nicht, daß wir nicht ein ganzes Verzeichniß davon herſetzen könnten. Allein gemeiniglich ſind auch dieſe Abbildungen ſo groß und prächtig unternommen worden; daß die Koſtbarkeit der Abdrücke den gehofften Nutzen derſelben gröſtentheils vereitelt. Aber wie wenig Liebhaber ſind insgemein im Stande ſolche prächtige Kupferſammlungen zu bezahlen? Und wie viel Anfänger in der Maierkunſt ſind ſo begütert, daß ſie etliche 100 Du-

caten auf Kupferſtiche verwenden können, um ſich von dieſer, oder jener Galerie, nicht einmal die beſten Stücke anzuſchaffen?

Dieſer Beſchwerde hat der wackere Herr Kilian klüglich vorzubeugen gewußt. Er liefert 130 Meiſterſtücke in mäßiger, doch anſehnlicher Größe nachgeſtochen, um einen ſo billigen, recht wohlfeilen Preis, daß man undankbar ſeyn müßte, wenn man ſie nicht für halb geſchenkt anſehen wollte. Die Abdrücke in Med. Folio giebt er in Augſpurg um 5 Th. 8. gl. in groß quart aber um 4. Rth. welches gewiß ein Spottgeld iſt, indem jedes Blatt kaum 8 bis 9. Pfennige zu ſtehen kömmt. Und doch erhält man dafür die genaueſten und kunſtrichtigſten Abbildungen der vortrefflichſten Gemälde großer Künſtler, von einem Grabſtichel, deſſen Sauberkeit, Stärke, Geiſt, und Lebhaftigkeit unter heutigen deutſchen Künſtlern faſt ſeines gleichen nicht hat. Man darf nun die neulichen Kupferbilder Sr. königlichen Majeſtät in Preußen und des Feldmarſchalls von Schwerin anſehen, um von der Stärke ſeiner Kunſt überzeuget zu werden.

Unter jedem Kupfer lieſt man außer einem bibliſchen Spruche aus der Vulgate, ein paar wohlgefaßte deutſche Zeilen, die den Inhalt des Bildes, nebſt einem erbaulichen guten Einfalle in ungezwungenen Verſen darlegen.

Uebrigens wird man ſich wundern, daß ſoviel vortreffliche Originale von den größten Deutſchen, Wälſchen und franzöſiſchen Malern, in Augsburg anzu-

Wenn es aber Sachen betrifft, ſo wird die vorhabende Sache davon gehandelt wird, gar leicht, an ſtatt des Wortes Original ein ander Wort, das rein und deutlich Deutſch iſt, an die Hand geben. Z. E. Wenn wir ſagen, der Kläger müſſe die Originalien produciren; oder man habe von einer Sache die Originalia in Händen: So iſt gar nicht nöthig, das Autographum, die Urſchrift zu nennen. Wir haben die richtigen deutſchen Worte: Urkunden, eigenhändige Schrift, eigene Hand. Und ſo findet ſich auch bey andern Materien ein bequemes Wort. Ich erinnere mich, daß iemand geſchrieben hatte: Ein gewiſſer Cavallier, von dem die Rede war, hätte in ſeiner Aufführung die Tugenden ſeiner Ahnen zum Urbilde. Der Gedanke iſt gut, nur der Ausdruck deſſelben iſt dunkel und deutſchen Ohren ungewöhnlich. Es ſoll aber ſo viel heiſſen, als zum Muſter und Bilde, zur Regel, zum Exempel, zur Richtſchnur, oder auch wohl zum Urſprunge. Und dieſe Wörter ſind es, welche die Deutſchen brauchen, (*) wenn ſie dasjenige in ihrer Sprache bezeichnen wollen, was die Griechen ἀρχέτυπον, die Lateiner, exemplar primigenium, typum initio factum & omnium primum nennen. Will man auch das Wort: Bild behalten: ſo iſt das Adjectivum und Adverbium urſprünglich im Gebrauch, und ἀρχέτυπον wird durch urſprüngliches Bild gegeben. Ja die Deutſchen nehmen Bild in einem weitläuftigen Verſtande, daß es ſowohl daſſelbe bedeu-

(*) Das beſte wäre hier wohl das obgedachte Wort Vorbild geweſen, wiewohl die andern auch recht und gut ſind.

anzutreffen geweſen. Vielleicht aber hat auch das benachbarte München manches aus ſeinen Schätzen dazu hergeliehen. Daß aber noch ein gröſſerer Vorrath bibliſcher Malereyen daſelbſt vorhanden ſeyn müſſe, erhellet daraus, daß der Herr Kilian willens und im Stande iſt, dieß Bibelwerk bis auf 150 St. zu vermehren, und alſo noch zwanzig andre hinzuzufügen. Fürs erſte aber hat er es bey dieſen 130 bewenden laſſen wollen, bis er bey beſſeren Umſtänden der Zeit und Gelegenheit den Anhang von 20 neuen wird liefern können. Man kann indeſſen die fertigen zu einer jeden lateiniſchen oder deutſchen Folio oder Quartbibel brauchen, und in dieſelbe an gehörigen Orten einſchalten laſſen. Sollte aber einigen Verlegern die Zahl derſelben noch zu groß ſeyn, ihre Ausgaben damit zu zieren: ſo erbiethet ſich der Kunſtverleger, aus dieſen 130en etwan 50, 75, oder 100 Kupfer, nach Belieben deſſelben, der ſie verlanget, ausſuchen zu laſſen, und ſie damit um ein billiges zu bedienen.

So ſehr wir nun alles, was der augſpurgiſche Künſtler bey dieſem Werke gethan hat, billigen: ſo wollen wir doch damit nicht alle die Malereyen für vollkommen, oder fehlerfrey ausgeben, die er in Kupfer geliefert hat. Auch die gröſzten Maler ſind über die Kritik nicht erhaben, wenn man ihre Erfindungen nach den Regeln der Wahrheit und Natur prüfet. Selbſt ein groſzer Rubens, der Phönix an Gelehrſamkeit unter den Malern, hat in ſeinen allegoriſchen Schildereyen nicht von

Fehlern frey bleiben können. Wie will mans denn hoffen, daß andre ungelehrtere Maler niemals etwas hätten verſehen ſollen? Die ſogenannten Coſtumi, oder Kleidungen und Gebräuche derjenigen Zeiten, dahin ein hiſtoriſches Gemäld gehöret, ſind insgemein allerley Mängeln unterworfen. Hernach wird oft auch wider die Wahrheit und Einigkeit einer vorgeſtellten Handlung, oder Geſchichte gefehlet; oft das allegoriſche mit dem wahrhaften vermenget u. ſ. w.

Zum Beyſpiele deſſen dörfte man nur das vom großen Picart ſelbſt gemalte Hauptbild anführen. Dieſes ſoll den Inhalt der ganzen Schrift vorſtellen; iſt aber wunderlich zuſammengepaaret. Auf der rechten Seite iſt hinter dem nackten Adam und Eva, Abraham mit dem Iſaak, den er opfern will, und Noah mit der fliegenden Taube, die einen zu großen Oelzweig trägt; auf der linken aber Moſes und Aaron neben der Bundeslade, und hinter ihnen David mit der Harfe, und Salomon mit ſeinem Tempel im Riſſe zu ſehen. Oben drüber aber ſchwebet unſer Heiland auf den vier ſymboliſchen Thieren der Evangeliſten ſitzend, in den Wolken. Was das für eine ſeltſame Verbindung ſey, läßt ſich hier nicht zeigen. Solche Dinge kommen nun noch mehrere vor. Vorizo aber zeigen wir unſern Leſern nur das Verzeichniß aller Bilder, nebſt den Namen ihrer Meiſter zur vorläufigen Nachricht, an.

Das alte Teſtament.

Erſte Abtheilung.

1) Der Schriftitel bis auf die Propheten, von Eichlern. 2) Das Haupttitelblatt über das alte und neue Teſtament, von Picarten. 3) Das Paradies, Gottes herrliches Werk, vom Hamilton. 4) Die böſe Begierde der erſten Aeltern, vom Batroni. 5) Der Brudermörder Cain vor Gott flüchtig, vom Lutti. 6) Die Welt durch die Sündfluth vertilget, von Elsheimern. 7) Abrahams Enthaltung von der Beute, von Jordanen. 8) Abrahams Beherbergung der Engel, von Holzern. 9) Loths Gaſtfreyheit, vom Paleſtra. 10) Loths Blutſchande, mit ſeinen Töchtern begangen, vom Zampieri. 11) Die Magd Hagar, mit ihrem Sohne Iſmael verſtoßen, vom Zocchi. 12) Die Aufopferung Iſaacs, vom Piazetta. 13) Abrahams Knecht nimmt Iſaaken ein Weib, vom Veroneſe. 14) Jakobs reicher Vaterſegen, vom Boucher. 15) Jakobs Schutzengel, vom Dorygny. 16) Rebecca begegnet Jakoben zum erſtenmal, vom le Moine. 17) Laban vom Jakob geſtraft, vom Reſtout. 18) Jakob mit Eſau ausgeſöhnt, vom Rubens. 19) Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft, vom Zocchi. 20) Joſephs triumphirende Keuſchheit, vom Cignanus. 21) Joſeph giebt ſich ſeinen erſtaunenden Brüdern zu erkennen, vom Laireſſe. 22) Moſes aus dem

Waſſer gezogen, von Krauſen. 23) Moſes befreyt die Töchter des Jethro von räuberiſchen Hirten, vom le Brun. 24) Moſis Vermählung mit der Zipora, vom le Brun. 25) Der Engel im feurigen Buſche, vom Jocchi. 26) Das Oſterlamm der Iſraeliten, vom Hoet. 27) Das Himmelsbrodt in der Wüſten, vom Beluzzi. 28) Das Waſſer aus dem Felſen, durch Moſen hervorgebracht, vom Pouſſin. 29) Das Geſetz mit Donner und Blitz gegeben, von Luyken. 30) Der Gnadenſtuhl auf der Bundeslade, von Preislern. 31) Abbildung der Stiftshütte in der Wüſten, von Reichen. 32) Der Hohepriester im Heiligen, von Eichlern. 33) Die äherne Schlange, in der Wüſten aufgerichtet, vom le Brun. 34) Joſua der Sieger, befiehlt Sonne und Mond, vom Maratti. 35) Siſſera von der Jael umgebracht, vom Maratti. 36) Simſon durch der Delila Liſt überwunden, vom v. Dyck. 37) David vertreibt mit der Harfe den böſen Geiſt vom Saul, vom Vanloo. 38) David überwindet den Rieſen, vom Baleſtra. 39) Davids Triumph nach dem Siege, vom Treviſani. 40) Samuels Geſpenſt, vom Saul hervorgebracht, von Wernern. 41) Der König Saul ein Selbſtmörder, vom Blomaert. 42) Der König David tanzet vor der Bundeslade, vom Dominichin. 43) Ammons Blutſchande, mit ſeinem Tode gerochen, vom Treviſani. 44) Salomo zum Könige gekrönet, vom Laireſſe. 45) Salomons gerechtes Urtheil, vom Marcheſini. 46) Tempel der Iſraeliten, von Krauſen. 47) Das feurige Rachſchwert

ſchwert des Engels wider die Aſſyrer, von Picarten. 48) Hiskiä Gottſeligkeit auf ſeinem Krankenlager, vom Elligers. 49) Die von Joſia ausgerutgte Abgötterey, von Picarten. 50) Des Manaſſe Buße im Kerker, von Picarten. 51) Eſther fällt vor dem Könige in Ohnmacht, vom Dominichin. 52) Mardochäus wird königlich geehret, von Picarten. 53) Hiobs Klage bey den Beſchuldigungen ſeines Weibes und ihrer Freunde, von Picarten. 54) Der König David, ein göttlicher Pſalmiſt, vom Cignanus.

Die zweyte Abtheilung.

Von den Propheten bis zu Ende des alten Teſtaments.

55) Die dem Propheten Jeſaia gezeigte Herrlichkeit Gottes, von Picarten. 56) Der aus dem Kerker erlöſte Prophet Jeremias, vom Bourdon. 57) Die Herrlichkeit des Herrn, von dem Propheten Ezechiel geſehen, von Picarten. 58) Das Bild der Auferſtehung, dem Ezechiel gezeigt, von Picarten. 59) Die aus der Flamme erretteten Amtsgehülfen Daniels, vom Treviſani. 60) Daniel deutet Nebucadnezars Träume, von Picarten. 61) Der unſinnige Nebucadnezar unter den Thieren, vom Elligers. 62) Königs Belſazers gottloſer Schmaus, von Müllern. 63) Daniel aus dem Rachen der Löwen errettet, von Picarten. 64) Jonas in die Tiefe des Meeres geworfen, von Baumgarten. 65) Jonas, ein Bußprediger, von

von Picarten. 66) Jonas, unter dem Schatten des Wunderbaumes, von Picarten. 67) Holofernes von der Judith enthauptet, vom Dominichin. 68) Tobiä Gottesfurcht, in Begrabung der Todten, vom Bourdon. 69) Des reiſenden Tobiä engliſche Begleitung, vom Reggio. 70) Tobias erlangt durch ſeinen Sohn ſein Geſicht, vom Conty. 71) Eleaſars, auch im Tode, unüberwindlicher Muth, von Picarten. 72) Der Räuber Helioder, vom Himmel geſtrafet, von Picarten. 73) Der nicht zu bezwingende Eleaſar, von Picarten. 74) Die unüberwindliche Unſchuld der ſieben Brüder, von Picarten. 75) Die verſuchte Keuſchheit Suſannä, vom Troy. 76) Die des Ehebruchs fälſchlich beſchuldigte Suſanna, vom Coypel. 77) Die ſich ſelbſt ſtrafenden Ankläger der Suſanna, von Picarten.

Das neue Teſtament.

Die dritte Abtheilung.

1) Der Friedensfürſt im Stalle gebohren, vom Roos. 2) Jeſus wird von den Weiſen aus Morgenland verehret, vom Veroneſe. 3) Des Jeſuskindes Flucht nach Aegypten, vom Jordaens. 4) Jeſus wird vom Johanne getauft, vom Tintoret. 5) Die Verſuchung Chriſti, von Picarten. 6) Petri und Andreä Beruf zum Apoſtelamte, vom Graſſi. 7) Jeſus erhört des Hauptmanns von Capernaum Fürbitte für ſeinen Knecht, vom Veroneſe.

roneſe. 8) Jeſus vertheidiget die Ehre des Tempels, vom Jouvenet. 9) Jeſus Zukunft zum Gerichte, von Schönfelden. 10) Die Auferſtehung Jeſu Chriſti, vom Fiſchers. 11) Johannes der Täufer, ein Bußprediger in der Wüſten, vom Rizzi. 12) Der von Chriſto ausgetriebene Geiſt, von Picarten. 13) Jeſus ſchläft im Sturme auf dem Meere, von Picarten. 14) Jeſus weckt Jairi Tochter von den Todten auf, vom de la Foſſe. 15) Die Enthauptung Johannis des Täufers, vom Zuccarelli. 16) Chriſti Verklärung auf dem Berge, von Preislern. 17) Jeſus zieht zu Jeruſalem ein, vom Vleugeln. 18) Die Einſetzung des heil. Abendmahls, von Eichlern. 19) Chriſti ringendes Gebeth am Oelberge, vom Correge. 20) Der Engel, ein Zeuge der Auferſtehung Chriſti, vom Piazetta. 21) Der engliſche Gruß an die heil. Jungfrau Maria, vom le Moine. 22) Mariä Heimſuchung der Eliſabeth, vom Solimena. 23) Die Offenbarung Gottes im Fleiſche, vom Creſpi. 24) Die Freude der Glaubigen im Tempel, über den erſchienenen Meſſias, vom de Boullongne. 25) Jeſu erbarmendes Herz gegen eine Sünderinn, vom Lutti. 26) Der barmherzige Samariter nimmt ſich des Verwundeten an, vom Baſſano. 27) Des Zachäus Bekehrung durch den Heiland, vom Strozzi. 28) Des Mittlers Todeskampf im Garten, vom Baleſtr. 29) Chriſtus vom Herodes an Pilatum zurück geſendet, von Picarten. 30) Jeſus zum

Kreuzestode ausgeführet, vom Rubens. 31) Jeſus ſpeiſet zu Emahus mit zweyen Jüngern, vom Rubens. 32) Jeſu nächtliches Geſpräch mit Nikodemo, von Preteiern. 33) Jeſu Geſpräch mit einem ſamariitiſchen Weibe, vom Solimena. 34) Jeſus heilet einen dreyßigjährigen Kranken, vom Reſtout. 35) Jeſus ſpeiſt durch ſeine Wunderkraft fünftauſend Mann, vom Tintoret. 36) Jeſus beurtheilet eine Ehebrecherinn gütig, vom Tintoret. 37) Chriſtus vor Kaipha geſchlagen und verläugnet, vom Jordaens. 38) Chriſtus wird gegeißelt, vom Trevisani. 39) Jeſus von Pilato dem Volke vorgeſtellet, von Holzern. 40) Des ſterbenden Jeſu eröffnete Seite, vom Rubens. 41) Jeſus von Joſeph und Nicodemo vom Kreuze abgenommen, vom Carloni. 42) Der auferſtandene Jeſus, für den Gärtner gehalten, vom Solimena. 43) Thomas wird von der Auferſtehung Jeſu Chriſti überzeugt, vom Lairesſe. 44) Jeſu Himmelfahrt, von Picarten. 45) Die Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Apoſtel, vom Cazes. 46) Petrus und Johannes heilen einen lahmen Krüppel, vom Cazes. 47) Die durch einen Engel aus dem Gefängniſſe befreyeten Apoſtel, vom Sandrart. 48) Philippus taufet den Kämmerer der Königinn in Mohrenland, vom Bertin. 49) Die Bekehrung des heiligen Apoſtels Pauli, vom de la Hyre. 50) Paulus und Barnabas werden für Götter gehalten, vom Raphael. 51) Die durch Pauli Predigt zerſtörten

Zau-

Zauberwerke, vom Sueur. 52) Jeſus dem Apoſtel Johannes in einem Geſichte gezeiget, von Picarten. 53) Der in den Abgrund geworfene alte Drache, vom Reni.

V.

Le droit des Gens, ou Principes de la Loi Naturelle appliques á la Conduite et aux Affaires des Nations et des Souverains, par Mr. de Vattel. Ouvrage qui conduit à developper les veritables Interets des Puiſſances. T. I. II. A Leide Aux depens de la Compagnie 1758. in 4.

Es iſt das Schickſal aller groſſen Männer, daß ihr Ruhm nach ihrem Tode allererſt recht groß wird. Wenn der Neid ſtumm wird, wenn die Misgunſt ſich ſchämet, an ihren Knochen zu nagen, und ihre Aſche zu entheiligen: alsdann bricht ihr Verdienſt erſt mit vollem Glanze durch die Nebel aller Leidenſchaften, die bey ihrem Leben ihren Ruhm zu verdunkeln ſucheten. Der ſel. Freyherr von Wolf iſt ein neues Beyſpiel dieſer Wahrheit. Sein groſſes Verdienſt um die Weltweisheit, ſonderlich um die praktiſche, derer Verbeſſerung er ſich von Jugend auf beſonders gewidmet hatte, fängt nun erſt recht an hervorzuleuchten, nachdem er zu leben aufgehöret. Und da ſonderlich die flüchtigen Franzoſen

zosen vor seinen vielen lateinischen Quartanten einen großen Ekel, wie vor seiner gründlich zusammenhangenden Lehrart einen Abscheu bezeuget haben: so finden sich auch unter diesem Volke wackere Männer, die ihren übrigen Landsleuten anmuthige Auszüge davon geben. Indem sie aber diesen dergestalt die Mühe erleichtern, den Inhalt der wolfischen Schriften recht zu fassen; so zeigen sie dadurch auch den Großen dieser Welt die Verdienste eines Wolfs in derjenigen Größe, die ihn über die Pufendorfe und Grotier, ja über den so vergötterten Montesquiou weit weg setzen. In diesem Werke hat ihm der berühmte Herr von Vattel dergleichen Dienst gethan, im nächsten Monathe werden wir einen neuen Beweis davon hören.

In seiner Vorrede giebt uns Herr von V. einen kurzen Begriff von der Historie des Völkerrechtes. Diese ist es werth, von uns mitgenommen zu werden: da gewiß vielen unsrer Leser die Schicksale dieser erhabenen Wissenschaft nicht sehr bekannt sind. Er saget selbst, im Anfange derselben:

Das Völkerrecht, diese so edle und wichtige Sache, ist bisher nicht mit allem Fleiße, den es verdienet, abgehandelt worden. Die meisten haben davon einen sehr schwankenden, mangelhaften ja gar falschen Begriff. Der große Haufen der Schriftsteller, und selbst berühmte Männer verstehen darunter nur gewisse Grundsätze und Gewohnheiten, die unter den Völkern eingeführet, und durch ihre Einstimmung selbst, für sie verbindlich, geworden.

Das

deutet, nach welchen etwas gemacht wird; als auch dasjenige, was nach einem andern gemacht ist, wie solches mit unterschiedenen Redensarten könnte dargethan werden. Im übrigen wollte ich in dem vorhin angezogenen Exempel das Wort nicht verwerfen, wenn es zur Allusion gebrauchet würde, daß man **Ur-Eltern**, **uralt** und **Urbild** mit einander wollte spielen lassen. (b)

Endlich 3) dringet uns keine erhebliche Ursache, das Wort Original aus Deutschland zu verbannen, nachdem es einmal das Bürgerrecht erhalten hat: Ich will sagen, nachdem es von langen Zeiten her so gebräuchlich gewesen, und man auf ein ander Wort sich nicht so gleich besonnen hat; das **Urbild** aber zur Zeit von niemanden, als von denen, die es schreiben, verstanden wird.

Ich weis wohl, daß man sagen wird, was heist Bürgerrecht? Ich weis auch, daß heut zu Tage alles affectirte Wesen mit Französischen und Italiänischen Wörtern damit will entschuldiget werden. Man sagt 1) es wäre einmal so eingeführt, 2) es stünde zierlicher, 3) auch wohl nachdrücklicher, 4) polite Leute redeten so. Allein das ist kein wahres, sondern falsches Bürgerrecht, womit die Sprachenmengerey sich zu behelfen pfleget. Ich will bey dieser Gelegenheit meine unmaaßgebliche Meynung sagen, was erfodert wird, wenn ein fremdes Wort in der deutschen Sprache das Bürgerrecht erhalten soll. 1) Wir müs-

(b) Wenn das Wort Urbild an sich selbst nicht gut ist, so wird es durch das Spiel gewiß nicht besser; wohl aber noch schlimmer: Denn selbst die Spiele mit guten Wörtern taugen nichts.

Das heißt aber ein ſo weitläuftiges und für das ganze menſchliche Geſchlecht ſo wichtiges Geſetz, in gar zu enge Schranken ſchließen; ja es ſo gar von ſeiner Würde herunterſetzen, indem man ſeinen wahrhaften Urſprung verkennet.

Es giebt gewiß ein natürliches **Völkerrecht**: weil das Geſetz der Natur nicht weniger die Staaten, als beſondre Menſchen verbindet. Um aber ſolches recht kennen zu lernen, iſt es nicht genug, zu wiſſen, was das Naturgeſetz einzelnen Menſchen vorſchreibt. Die Anwendung einer Regel auf verſchiedene Gegenſtände muß ſich nach der Natur jedes derſelben richten. Daraus erhellet nun: daß das Völkerrecht, eine beſondre Wiſſenſchaft iſt, die in einer richtigen und vernünftigen Anwendung des Naturrechtes, auf die Geſchäffte und das Verhalten der Volker und ihrer Beherrſcher, beſteht. Alle Bücher alſo; darinn das Völkerrecht, mit dem gemeinen Rechte der Natur vermenget wird, ſind unzulänglich, einen deutlichen Begriff, eine gründliche Kenntniß des heiligen Rechtes der Völker zu geben.

Die Römer haben das Völkerrecht ſehr oft mit dem Naturrechte vermiſchet, indem ſie meynten: Das Völkerrecht (Jus Gentium) ſey das Recht der Natur, inſoweit es von allen geſitteten Völkern erkannt und angenommen wird (a). Man kennet Kaiſer Juſtinians Erklärungen, vom Naturrechte, Völker-

(a) Cicero. Neque vero hoc ſolum Natura, i. e. Jure Gentium, &c. de Offiic. L. III. c. 5.

kerrechte und bürgerlichen Rechte. Das Naturrecht saget er, ist dasjenige, so die Natur alle Thiere gelehret hat. Das **bürgerliche Recht**, saget er, ist, was ein jedes Volk sich selbst vorschreibt. Was aber, füget er hinzu, die natürliche Vernunft unter allen Völkern eingeführet hat, und von allen gleich beobachtet wird, wird das **Völkerrecht** genennet.

Indessen erkennen eben die Römer ein Gesetz, welches die Völker unter einander verbindet; und dahin rechnen sie das Recht der Bothschafter. Sie hatten auch ein **Fecialrecht**; welches nichts anders, als ein Recht der Bündnisse, sonderlich in Ansehung des Krieges war. Denn die Fecialen waren gleichsam die Herolde und Beschirmer, ja die Priester der öffentlichen Treue. Die Neuern sind überhaupt eins, den Namen des Völkerrechtes für dasjenige Recht aufzuheben, welches unter Völkern oder unabhänglichen Staaten herrschen muß. Sie sind nur in dem Begriffe verschieden, den sie sich vom Ursprunge und den Gründen dieses Rechtes machen.

Der berühmte Grotius versteht durchs Völkerrecht ein durch die Uebereinstimmung der Völker festgesetztes Recht. Denn saget er, wenn viele an verschiedenen Zeiten und Oertern, einerley für gewiß

* Da aber die Völker, unmöglich in solche Dinge eingestimmet haben würden, wenn sie dieselben nicht für nützlich gehalten hätten; und sich auch in diesem Urtheile schwerlich betrogen haben können: alles aber, was Menschen

wiß halten: ſo muß es von einer allgemeinen Urſache herrühren. Nun kann aber in dergleichen Fragen, dieſe Urſache nur in einem von beyden gefunden werden: Entweder in einer richtigen Folge, aus den Grundſätzen des Rechts der Natur, oder in einer allgemeinen Uebereinſtimmung. Das erſte zeiget uns das **Naturrecht**; das zweyte das **Völkerrecht**.

Grotius hatte nicht unrecht. Allein da er zuerſt dieß Feld anbauete, und den Kopf voll anzuführender Schriftſteller hatte, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſich nicht ſogleich deutliche Begriffe machen können. Er wußte wohl, daß alle Völker auch dem Rechte der Natur unterworfen ſind, worauf er ſie oft verwies; und erkannte alſo ein natürliches Völkerrecht, ſo er bisweilen ein innerliches nennte. Allein man hat ſchon oben bemerket, daß es nicht zureiche, bloß diejenigen Pflichten auf ganze Völker anzuwenden, die ſonſt Privatperſonen obliegen u. ſ. w. Es muß alſo noch eine andere Art von Verbindlichkeit geben, dadurch auch ohne ihren übereinſtimmenden Willen, die Völker verpflichtet werden können; und daß die Uebereinſtimmung nur die Quelle einer Art eines willkührlichen Völkerrechtes abgeben könne. *

Wolfes

ſchen und Völkern nützlich iſt, zu vollbringen, eine Pflicht des gemeinen Rechtes der Natur iſt: ſo ſehen wir nicht, wo dieſe neue Quelle von Pflichten, die ohne allen Nutzen wären, und doch von allen beliebet würden; herkommen ſollte?

Hobbes iſt der erſte geweſen, der einen deutlichen Begriff von der Sache gehabt. Er theilet das natürliche Geſetz in das Naturgeſetz des Menſchen, und ins Naturgeſetz der Staaten. Das letzte iſt nach ihm, das, was man das Völkerrecht nennet. De Cive C. XIV. §. 4. Er hat nur darinn geirret, wenn er geglaubet, das natürliche Recht leide keine Veränderung, in ſeiner Anwendung auf die Staaten; woraus er geſchloſſen: die Grundſätze des Natur- und Völkerrechtes wären überall dieſelbigen. Puffendorf erkläret ſich für eben dieſe Meynung.

Barbeyrac, der Ueberſetzer vom Grotius und Puffendorf, hat ſich dem wahren Begriffe noch mehr genähert. Er hat wohl geſehen, daß die Regeln des Naturrechts ſich nicht ſchlechterdings auf unabhängliche Staaten anwenden laſſen; und einige Veränderung dabey leiden. Aber er hat nicht den ganzen Umfang dieſes Begriffes eingeſehen. Es gehörte mehr dazu, um ein Geſetz der Fürſten und Völker feſtzuſetzen, um den Nutzen eines ſolchen Werkes einzuſehen, und ſonderlich, es zu allererſt auszuführen.

Die Ehre davon, (ſaget Hr. von Vattel,) war dem Freyherrn von Wolf vorbehalten. Dieſer groſſe Weltweiſe hat wohl geſehen: daß die Anwendung der Naturgeſetze auf ganze Völker oder Staaten, mit gewiſſen nöthigen Veränderungen, nach Beſchaffenheit der Sachen, nicht anders, als vermittelſt gewiſſer allgemeinen Grundſätze, und herrſchenden Begriffe (Notiones directrices) geſchehen könne, die

die ihnen zur Richtschnur dienen. Vermöge derselben nun, kann man augenscheinlich zeigen, wie kraft des Naturrechts selbst, die Aussprüche desselben verändert werden müssen, wenn man sie auf Staaten oder politische Gesellschaften anwendet; damit also ein natürliches, und nothwendiges Völkerrecht entstehe. Daraus hat er geschlossen, daß es nöthig sey, ein besondres Lehrgebäu des Völkerrechtes aufzuführen: und solches hat er glücklich zu Stande gebracht. Wir übergehen die lange wolfische Stelle, aus der Vorrede desselben, die hier angeführet wird.

Der Herr Verf. war längst von dem Nutzen eines solchen Werkes überführet gewesen; wartete also mit Ungeduld auf Herrn Wolfs Arbeit: und sobald es erschien, nahm er sich vor, einer größern Anzahl von Lesern die Erkenntniß seiner aufgeklärten Begriffe zu erleichtern. Das wolfische Werk vom Völkerrechte hängt von seinen übrigen philosophischen Schriften, sonderlich von seinem Naturrechte ab. Um es also zu verstehen, muß man 16 oder 17 Quartbände durchstudiret haben. Außerdem ist es nach der geometrischen Lehrart geschrieben: lauter Hindernisse, die es unzähligen Personen fast unbrauchbar machen, denen es doch sehr nöthig wäre, das Völkerrecht zu kennen. Er nahm sich also vor, dieß Werk von seiner ganzen Weltweisheit gleichsam abzusondern, und ihm eine angenehmere Gestalt zu geben.

Allein nach einigen Versuchen sah er bald, daß er, um unter solchen Leuten, die er sich zu Lesern

wünschte, einigen Nutzen zu schaffen, ein ganz neues Werk schreiben, und von dem wolfischen ganz abweichen müßte. Die Lehrart des Freyhrn. v. Wolf hat sein Buch sehr trocken, und unvollständig gemachet. Die Materien sind zerstreuet; und da er von dem allgemeinen Staatsrechte (Jure publico) im Rechte der Natur gehandelt: so verweist er seine Leser oft darauf, wenn er im Völkerrechte von den Pflichten eines Staates gegen sich selbst handelt.

Ich habe mich also, fährt der Herr Verf. fort, begnüget, das Beste aus des Freyherrn von Wolf Werke; sonderlich seine Erklärungen und allgemeinen Grundsätze zu nehmen. Aber ich habe eine gute Wahl getroffen, und alle Materialien, die ich von ihm entlehnte, nach meinem Entwurfe eingerichtet. Wer Herrn Wolfs Natur- und Völkerrecht gelesen hat, wird leicht sehen, wie viel Vortheile ich daraus gezogen habe. Hätte ich alle Stellen anziehen wollen, deren ich mich bedienet habe: so würden alle Seiten voller Ziffern stehen; und dem Leser nur verdrüßlich fallen. Es ist besser, hier einmal für allemal die Verbindlichkeit gegen diesen großen Lehrer zu gestehen. Obgleich mein Werk, von dem seinen sehr unterschieden ist: so würde ich es doch niemals gewaget haben, mich in ein so großes Feld zu begeben; wenn er nicht mein Vorgänger gewesen, und mich erleuchtet hätte.

Nachdem der Herr Verf. noch einige Stücke angezeiget, worinn er auch von Herrn Wolfs Meynun-

nungen abgegangen, ſo ſetzet er auch noch gegen das Ende ſeiner Vorrede hinzu: das Völkerrecht, iſt das Geſetz der Fürſten: und für Sie und ihre Staatsbedienten muß man es eigentlich ſchreiben. Aber es betrifft zugleich alle Menſchen, und in einer Republik müſſen alle Bürger ſeine Grundſätze kennen. Es würde aber weniger helfen, wenn man bloße Privatleute davon unterrichten wollte, die nicht zum Rathe der Völker beruffen werden; und in deſſen Entſchließungen keinen Einfluß haben. Wenn aber die Führer der Staaten, ſonderlich die zu öffentlichen Geſchäfften gebrauchet werden, ſich auf eine gründliche Kenntniß deſſelben legen wollten: was für Früchte könnte man nicht von einem wohlgeſchriebenen Völkerrechte hoffen?

Allein eine traurige Erfahrung lehret, wie wenig diejenigen, ſo am Ruder ſitzen, da nach dem Rechte fragen, wo ſie ihren Vortheil zu finden hoffen? Sie ſind mit einer oft falſchen, d. i. ungerechten Politik zu frieden: die meiſten glauben genug gethan zu haben; wenn ſie dieſelbe wohl ſtudiret haben. Gleichwohl kann man von den Staaten eben das ſagen, was man ſo oft von Privatleuten wahr befunden hat: **Es ſey keine ſichrere und beſſere Politik zu finden, als die auf Tugend gegründet iſt.** Cicero, ein ſo großer Staatsmann, als Redner und Weltweiſer, verwirft nicht nur die gemeine Regel: man könnte das gemeine Weſen nicht glücklich regieren, ohne Ungerechtigkeiten zu begehen; er geht weiter, und ſetzet es als eine un-

ſtreitige Wahrheit feſt: Man könne die Regierungsgeſchäffte nicht heilſamlich verwalten, wenn man ſich nicht aufs genaueſte an die Gerechtigkeit bindet: (Sine ſumma juſtitia Rempublicam regi non poſſe. Fragm. ex Libro de Republ.)

Die Verſehung giebt der Welt von Zeit zu Zeit Könige und Staatsräthe, die von dieſer großen Wahrheit überzeuget ſind. Wir wollen alſo die Hoffnung nicht fahren laſſen, daß die Zahl dieſer weiſen Anführer der Völker mit der Zeit wachſen werde; indeſſen muß ein jeder an ſeinem Orte daran arbeiten, dieſe glückliche Zeit zu beſchleunigen.

Uebrigens hat der Herr Verf. um dieß Werk deſto angenehmer zu machen, auch Beyſpiele zu den Regeln geſetzet: worinn ihn ein vornehmer Miniſter beſtärket hat. Doch hat er es ſparſam gethan; um keine unzeitige Praleréy mit ſeiner Gelehrſamkeit anzubringen, ſondern bloß den Leſer zu vergnügen, und zu zeigen: daß die Gewohnheit der Völker oft den Grundſätzen gemäß iſt. Sonderlich hat er ſich bemühet, bey bequemen Gelegenheiten die Liebe der Tugend einzuflößen; indem er ſie an einigen wirklich großen Männern und in gewiſſen rührenden Geſchichten, ſo ſchön, ſo verehrungswürdig, als wahrhaftig nützlich, gefunden und geſchildert hat. Und dieſe Beyſpiele hat er mehr aus den neuern Zeiten, als in den alten genommen: weil jene mehr Eindruck machen; und dieſe ſchon vom Grotius und Puffendorf gebrauchet worden.

Uebrigens hat er ſich, als ein freyer Republikaner, keiner Schmäucheleyen gegen die deſpotiſchen Weltbeherrſcher bedienen dörfen: ob er gleich die Ehrfurcht gegen alle regierende Mächte nie aus den Augen geſetzet; auch niemanden zu beleidigen geſuchet. Wir können ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß er ſich nach dieſem Charakter in der That verhalten habe, und alſo vermuthlich bey allen Vernünftigen Beyfall finden werde.

VI.

Precis d'une Lettre de Mr. Gottſched de Leipzig, à Mr. de Voltaire.

1 Bogen in 4. zu Straßburg gedruckt.

Mit der größten Befremdung haben wir dieſen Bogen aus Straßburg erhalten und durchgeleſen. Sollte man es auch wohl glauben, daß die Unverſchämtheit gewiſſer Leute ſo weit gehen könnte, auf die Rechnung andrer Leute, Briefe zu erdichten, darein zu ſchreiben, was ihnen gut dünket, und ſie ſogar durch den Druck gemein zu machen? Gleichwohl zeiget dieſer elende Bogen dergleichen Verwägenheit. Hr. Prof. Gottſched betheuret hoch, daß er ſeit drey Jahren keine Zeile an Hrn. von Voltaire geſchrieben, vielweniger demſelben von der bey Sr. königl. Majeſtät von Preußen gehabten gnädigen Audienz Nachricht gegeben. Es

enthält auch dieſe Nachricht ſo viel falſches, daß ſie unmöglich aus ſeiner Feder gefloſſen ſeyn kann.

Z. E. Er muß darinn ſagen: que je venois de traduire un chant du Lutrin de Boileau; das heißt, er habe itzo kürzlich einen Geſang vom Pulte des Boileau überſetzet. Nun hat aber dieſe Ueberſetzung des Geſanges, nebſt andern Ueberſetzungen bereits im Iſten Theile der Eigenen Schriften und Ueberſetzungen der D. Geſellſ. zu Leipzig, der 1730 herausgekommen, abgedrucket geſtanden; iſt auch von dem Verfaſſer vor mehr als 30 Jahren ſchon gemachet worden. Er hätte alſo unmöglich dem Könige eine ſo unverſchämte Unwahrheit vorbringen können; ohne zu beſorgen, von ganz Deutſchland Lügen geſtrafet zu werden.

Eben ſo falſch iſt es, daß er geſaget hätte, oder ſchreiben können: que je croyois avoir conſervé les graces de l'Original. Man müßte ſehr wenig Franzöſiſch verſtehen, oder ungemein eitel ſeyn, wenn man glauben wollte: ſolche ſpaßhafte Gedichte, die auf ſoviel beſondre Gebräuche und Sitten eines Volkes anſpielen, und auf gewiſſe damalige Begebenheiten zu Paris zielen, könnten in irgend einer Ueberſetzung oder Sprache von der Welt, alle Anmuth der Urſchrift beybehalten. Gewiß Hr. Prof. Gottſched iſt von dieſer Unwiſſenheit eben ſo weit entfernet, als von der Eitelkeit, ſolches von einem Verſuche ſeiner Jugend zu glauben, und von der Verwägenheit, ſolches einem Monarchen ins Geſicht zu ſagen; deſſen Stärke im Franzöſiſchen ſo bekannt

müſſen kein anderes oder doch 2) kein beſſeres Wort haben. Bisweilen kan auch 3) der lange Gebrauch allein genung ſeyn, ob gleich ein ander Wort zu haben wäre, wenn die Leute ſich nicht alsbald beſonnen haben, daß ſie zu Hauſe mit dergleichen Vorrathe verſehen ſind. Und endlich 4) muß man auch der eitlen Einbildung etwas nachgeben, wenn das Wort durch langen Gebrauch einmal in Schwang gekommen iſt. Dahin könnten vielleicht die Worte: Original, Affection, galant und dergleichen mehr gerechnet werden. Worbey ich doch erinnern wollte, daß es wohl gethan ſey, andern unnöthigen fremden Wörtern, dergleichen Recht zu verwehren, und die bisher im Schwange geweſen ſind, mit Manier wiederum aus dem bisherigen Beſitz zu vertreiben.

Den Misbrauch fremder Wörter will ich mit wenigem beantworten. 1) Es iſt manches nicht eingeführt; man will es erſt einführen. Und wenn es ja eingeführt wäre, ſo muß mans wieder abſchaffen; weil auch ungereimte Dinge vielmal eingeführt, und deswegen doch nicht gut und artig ſind. Mancher bedient ſich fremder Wörter, nicht aus guten und nothwendigen Urſachen, ſondern aus Hochmuth und Eitelkeit: Weil er vor andern Leuten auch allenthalben was beſonders in ſeinen Reden zeigen will. 2) So hat man endlich auch wohl ein Kennzeichen und Merkmahl, ob etwas zur Zierlichkeit dienen oder nicht dienen kan, ob es bloß in der Einbildung oder wirklich in der Eigenſchaft des Wortes beſtehet. 3) Es ſind freylich gewiſſe Wörter, die ein Volk dem andern bisweilen abborget, oder ihnen gar in ſeiner Sprache das Bürgerrecht giebet. Weil man in ſeiner Sprache zur Zeit

kein

kannt iſt, und groß genug geweſen wäre, ſolches gleich auf der Stelle zu widerlegen. Alles was er dem Könige von ſeiner Dollmetſchung geſaget, war bloß, daß er im Deutſchen keine Zeile mehr, als das Original hätte, nöthig gehabt, um den Sinn deſſelben auszudrücken. Denn weil Se. Majeſtät dafür gehalten: die deutſche Ueberſetzung würde wohl brav weitläuftig, als eine lange Umſchreibung gerathen ſeyn; ſo hatte er dagegen verſichert, die Weitläuftigkeit ſey kein Fehler der deutſchen Sprache, ſondern bloß der Schriftſteller.

Noch unwahrer iſt die beygefügte Verſicherung: Ma traduction fut applaudie &c. Dieß hat Hr. Prof. Gottſched keiner Seele von ſeinen Freunden weder erzählet, noch geſchrieben. Das Wort appläudir iſt viel zu ſtark in ſeiner Bedeutung, als daß es für gut geheißen, oder gebilliget geſetzet werden könnte: und franzöſiſch hat derſelbe an keinen Menſchen davon geſchrieben.

Am abgeſchmackteſten und falſcheſten aber verräth ſich der Urheber dieſes erdichteten Schreibens, wenn er den Anfang der Strophe des Rouſſeau erzählen will. Er ſaget, dieſelbe fienge ſo an:

Mais ſous un plus doux Empire &c.

Hier ſieht man augenſcheinlich, daß er nicht einmal ein deutſches Schreiben des Hrn. Prof. Gottſcheds vor Augen gehabt, da er dieſen Kram zuſammen geſchmieret: ſonſt würde er ja geleſen haben, daß die Strophe ſo anhebt:

Sous un plus heureux Auſpice,
La Deeſſe des Amours &c.

dagegen in dem ganzen Rouſſeau die obige Zeile nicht zu finden iſt. Würde nun Hr. Prof. Gottſched wohl einen ſolchen Schnitzer, und zwar gegen den Hrn. von Voltaire, zu begehen im Stande ſeyn, der gewiß den Rouſſeau beſſer kennet, als daß man ihm mit ſolchen Falſchheiten aufgezogen kommen dörfte? Eben ſo falſch iſt es, daß er habe ſchreiben können: J'allai chez moi, & je la traduiſis, & la renvoyai ſur le champ. Denn er hat ſchon ſelbſt bekannt gemachet, daß er nicht ſur le champ, ſondern erſt folgendes Tages gegen Abend, dem Könige ſeine Verdeutſchung geſchicket: weil er den ganzen folgenden Tag mit akademiſchen Geſchäfften, als damaliger Ex-Rector, für einen kranken Rectorem Magnificum beladen geweſen.

Doch alles bisherige darf einem deſto weniger Wunder nehmen, wenn man die höchſtfalſche Abſchrift des königlichen Sinngedichtes dagegen hält. Der unbekannte Erdichter eines nie geſchriebenen Briefes hat auch die Unverſchämtheit, des großen Monarchen Gedicht zu verſtümmeln, zu zerläſtern, und mit ſeinen eigenen abgeſchmackten Einfällen zu verſtellen. Gewiß, man weis nicht, was man davon denken ſoll. Iſt es ein unwiſſender Deutſcher, oder ein eitler und flüchtiger Franzos geweſen, der das Herz gehabt, an der Stelle des wahren königlichen Schreibens, welches wir im Hornung dieſes Jahres mitgetheilet haben, folgende Misgeburt drucken zu laſſen? Wir rücken dieſelbe zu ſeiner Beſchämung hier ein, und bitten unſere Leſer, den wah-

wahren Abdruck aus dem obigen Monathe dagegen zu halten; haben aber die offenbar falſchen Worte und Zeilen mit verſchiedener Schrift drucken laſſen.

Le Ciel, en *partageant* ſes dons,
Ne les *diſpenſa* point d'une main liberale,
Mais en nous refuſant plus que nous ne tenons,
Pour les Peuples divers ſa faveur eſt égale.
Les François ſont legers, les Anglois ſont profonds.
Et s'il denie à l'un ce qu'il accorde à l'autre,
L'amour propre en changeant *les* Roſes en Chardons,
Fait qu'à tous les talens nous préferons les nôtres.
Sparte poſſeda la Valeur
Mars s'y plut à former *les plus grands* Capitaines,
Tandis que la molle douceur
Des arts & des talens reſpiroit dans Athénes.
De Sparte nos vaillans Germains
Ont recueilli l'antique Gloire,
Mais il faut que la France écrive leur hiſtoire; NB.
Et ſi dans les perils ils ouvrent les chemins
Qui vont au Temple de Memoire,
Les fleurs ſe fânent dans leurs mains,
Quand ils couronnent la victoire.

C'eſt à toi, Cygne *des Saxons*
De *polir par tes ſoins* une langue barbare,
Et malgré la nature avare
D'ajouter parmi nous les treſors d'Helicon,
Aux lauriers du vainqueur dont le Germain ſe pare.

Sonderlich iſt die Zeile, die wir mit einem NB. bezeichnet, ein eitler Zuſatz eines Franzoſen, der Sr. kön. Maj. niemals in den Sinn gekommen. Deutſchland hat der Sleidane, Aventine, Cuſpiniane, Puffendorfe, Bünaue und Maſcove genug, die auch ohne die Franzoſen, Geſchichte zu ſchreiben wiſſen: und dieſe ſind dem preußiſchen Monarchen zur Gnuge bekannt; da er ihrer in den Unterredungen mit H. P. G. rühmlich gedacht hat.

Faſt eben ſo ſehr iſt das Schreiben Sr. Maj. an Herrn Voltairen verſtümmelt und verhunzet. Ganze Zeilen ſind ausgelaſſen, andre verfälſchet, und mit falſchen Wörtern verſorget: wobey wir uns nicht aufhalten wollen. Nur ſteht eine Note darunter, deren Falſchheit nothwendig aufgedecket werden muß. Sie lautet ſo: Ces Vers, ainſi, que les précedens, ont été faits la veille de la Bataille de Rosbach. Nichts iſt ungereimter als dieſes. Wir haben es ſchon im Monath Hornung angezeiget, daß die Verſe an Herrn Prof. G. den 16 October gemachet worden. Den 17 giengen Sr. Maj. nach Torgau. Den 26 kamen ſie wieder nach Leipzig, und Herr Prof. G. hatte dieſen und folgenden Tag zweymal die Gnade Ihnen aufzuwarten. Den 30ſten Oct. brachen S. Maj. mit dero Heeren aus Leipzig auf, und den 5. Nov. als Sonnabends darauf, geſchah erſt die Schlacht bey Roßbach. Dieß alles iſt der weltkündigen Wahrheit gemäß: und doch hat man das Herz, vor aller Welt Augen Falſchheiten drucken zu laſſen! Wann aber das Schreiben

an

an Herrn Voltaire geschrieben werden, ist gar nicht bekannt. Herr Prof. G. bekam es am Ende des Nov. aus Wien geschicket: und seitdem hat man es im December in allerley Zeitungen gelesen.

Die beygefügten deutschen Uebersetzungen beyder königlichen Gedichte, sind so elend als möglich gerathen. Wie konnten sie auch nach falschen Originalen richtiger werden? Z. E.

In England denkt man tief, in Frankreich flüchtig:
Sind wir zu diesem nicht gleich andern tüchtig,
So schwatzet uns die Eigenliebe ein,
Es müssen ihre Rosen Disteln seyn.

Und bald darauf.

Die Deutschen sind was die Spartaner waren,
Doch will man ihre Thaten einst erfahren,
So muß es Franckreich seyn, das sie beschreibt.

andrer solcher Fehler zu geschweigen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit unsern Lesern ein paar lateinische Uebersetzungen davon mittheilen, die uns von geschickten Federn, theils aus einer berühmten Reichsstadt, theils hier in Leipzig zu Händen gekommen. Sie lauten so:

I.

Distribuit parca cœlum sua munera dextra.
Prodiga parte sua nunquam potiora recusat,
Datque minus: populos, æquali sorte beatos,
Plusque minusque, facit. Gallos levitate notandos
Dum facit, ad profunda vocat meditata Britannos.
Heu! quam mens nos stulta vibrat! dumeta rosarum

Hor-

Hortis dum præfert, ſpernens aliena, ſuorum
Conſpicit haud nævos. Spartam virtute notanda
Fama facit ſemper celebrem; heroas generavit.
Aſt dulces cantus, Muſarum carmina Athenæ.
Hoc Germanum opus eſt, Spartanæ gloria famæ:
Annales teſtantur idem, victoria teſtis;
Mille pericla viam ſtraverunt, gloria crevit;
Sed marcent flores non ſtructa laude corolla.
Hic labor, hoc opus eſt, vates Germane! colendum:
Hoc natura rapi munus patiatur, ut aſper
Emigrare ſonus, cui barbara lingua favebat,
Cogatur; dulces cantus reſonentque, canantque
Germani victoris opus tua carmina; Phœbi
Lauri victricem nectant hac arte corollam.

II.

Quidquid boni largitus eſt nobis Deus,
Id non profudit univerſum in ſingulos.
Cum multa habes, plus illud eſt, quod non habes.
Nec ulla facile natio potior altera eſt.
Britannus arte, Gallus ingenio valet.
Atque ut aliis abſit, quod aliis forte adeſt:
Quis non amore ſe ſui, verſa in roſam
Spina, lubenter anteponit omnibus?
Spartana virtus plurimum olim præſtitit.
Mars nulla belli plus amavit fulmina.
Dum ſe inter hæc cultis Athenis extulit,
Nitidiſſimus flos omnis elegantiæ.
Veterem Laconum adoream, gens Martia,
Priſci reportavere noſtri Teutones.
Quot, quanta eorum facta fortia legere eſt!
Qui, ſi ruentes per media pericula,
Viam inſtiterunt ſempiternæ gloriæ:
Tamen, priuſquam texuiſſent, marcuit
Corona, qua Victoriam ornaturi erant.

Nunc,

Nunc, cycne Saxo, nunc tuum eſt, ab invida
Natura id extorquere, quod negaverat:
Paullatim ut arte mollias ac mitiges
Duros & aſpros barbaræ heu! linguæ ſonos.
Per ſi qua Muſæ carmina tibi dictitant,
Victricibus conjunge lauris Teutonum
Phœbeïas longe omnium pulcherrimas.

Folgende Verdeutſchung hat Hr. **Reichel**, öffentlicher Lehrer auf der Univerſität zu Moskau, verfertiget, dem das Original aus Petersburg zugeſandt worden.

Geſchenke, die der Himmel giebt,
Vertheilt er nicht mit vollen Händen,
Er hält noch mehr zurück, als er pflegt zuzuwenden,
Ob er gleich jedes Volk mit gleicher Neigung liebt.

Des Franzmanns leichter Sinn kann nicht dem Britten gleichen,
Der tief und gründlich denkt:
Und wenn der Himmel dem was ſchenkt,
Was nie der andre ſoll erreichen;
So wird doch ihren Werth die Eigenliebe ſchätzen:
Die Diſteln kommen ihr wie Roſen vor,
Sie hebt nur ihr Verdienſt empor,
Und wird es höher noch, als ihres Nachbars ſetzen.

Der Tapferkeit war Sparta nur gewogen,
Hier hat ſich Mars die Helden auferzogen:
Indeſſen daß in ſüßer Weichlichkeit
Athen dem Witz, und Künſten Tempel weiht.
Aus Sparta nahm der tapfern Deutſchen Muth,
Den alten Ruhm, der große Thaten thut,
Die in der Zeiten Buch ſehr zahlreich Platz gefunden.
Doch ob ihr Muth gleich mitten durch Gefahr
Zur Unvergeßlichkeit voll Sieges gedrungen war;
Iſt doch in ihrer Hand der Blumen Pracht verſchwunden,
Aus welchen ſie die Siegeskränze wunden.

O Sach-

O Sachsen-Schwan! entreiß demnach
Der geizigen Natur die Gabe:
Damit durch dein Bemühn von einer rauhen Sprach
Der Töne harter Klang ein sanfter Wesen habe.
Verschaff uns durch dein Lied, darauf die Muse sinnt,
Daß Deutschland, dem es nicht an Siegeslorbern fehlet,
Die es zu seinem Schmucke zählet,
Den schönsten Lorberzweig des Cynthius gewinnt.

VII.

Pamela, oder die belohnte Tugend, ein Lustspiel, in drey Handlungen, aus dem Italiänischen des Herrn D. Carl Goldoni, übersetzt. Zweyte Aufl. Danzig 1758. 8. 7 und einen halben Bogen.

Was der Inhalt dieses Stückes sey, darf man wohl nicht allererst sagen. Wer kennet die Pamela, ihre Reizungen, ihre Versuchungen, ihre Keuschheit und Ehrliebe, und endlich ihr Glück nicht? Alles dieses, und noch sonst viel mehr ist darinnen enthalten.

Herr D. Goldoni ist der heutige Verbesserer der wälschen Bühne in Venedig. Er hat den Zweck gehabt, das italienische Lustspiel aus den Klauen unwissender Possenreißer zu befreyen, die aus dem Stegreife Narrenpossen ausheckten, um den Pöbel, und die ihm gleich sind, zu belustigen. Er hat daher Lustspiele zu schreiben angefangen, die ordentlicher eingerichtet wären, als Wälschland sie fast in hundert und mehr Jahren gesehen hat, einige wenige Stücke, vom Massei, u. a. m. ausgenommen. Es ist ihm gelungen, dieselben nicht nur aufführen zu lassen, sondern auch Beyfall zu bekommen. Gegenwärtiges Stück ist 1750 zu Venedig achtzehnmal hintereinander vorgestellet worden: und nachdem hat man es in vielen andern Städten um die Wette aufführen lassen.

Ob Herr Goldoni gleich ein Rechtsgelehrter und Advocat ist: so hat er doch soviel Fleiß auf die schönen Wissen-

ſenſchaften gewandt, daß er die theatraliſche Dichtkunſt nach Regeln einſehen gelernet. Die vornehmſten beobachtet er auch beſſer, als bisher die wälſchen Komödianten in ganz Europa gethan haben: aber freylich finden ſich noch hier und da Kleinigkeiten zu erinnern. Wir überſehen ihm aber hier und da einen Mangel des Zuſammenhanges der Auftritte, einige leere Scenen, oder einzelne Reden, u. d. m. Genug, daß er die Charaktere ſehr mannigfaltig und natürlich bildet, die Wahrſcheinlichkeit gut beobachtet, und ſeine Perſonen in dringende Umſtände (Situationen) zu ſetzen weis, wo ſie den Zuſchauer recht rühren können.

Noch zweyerley muß man an ihm loben. Das erſte, er verletzet die Tugend nicht: und zeigt er gleich laſterhafte Leute, ſo werden ſie allemal als verächtlich und lächerlich vorgeſtellet. So geht es in dieſem Stücke dem gereiſten Ritter Ernold. Er wird zu großer Belehrung der Zuſchauer, zum Geſpött. Das zweyte, er läßt ſeine Perſonen nicht lange moraliſche Predigten halten; ſondern hat die gute Art eines lebhaften Geſpräches in ſeiner Gewalt, die ſovielen komiſchen Schriftſtellern fehlet. Alles iſt bey ihm kurz, dringend und ſcharfſinnig. Semper ad eventum feſtinat, heißt es von ihm.

Das Stück würde noch beſſer gerathen ſeyn, wenn man es, wenigſtens in der Ueberſetzung, in V. Aufzüge getheilet hätte. Die deutſche Schreibart iſt überhaupt nicht unrecht.

VIII.

Die wichtige Haushaltungskunſt des menſchlichen Lebens, nebſt einigen andern Betrachtungen über Leben, Tod und Ewigkeit. Aus dem Engliſchen überſetzt. Berlin 1756. bey Langen in 8.

Dieß Werkchen gehöret zwar nicht anders zu den ſchönen Wiſſenſchaften, als in ſoweit es ſeine wichtigen Lehren mit den Zierrathen der Einbildungskraft ausſchmücket. Wir erwähnen aber ſeiner doch, um nicht für Feinde lehrreicher

reicher sittlicher Schriften angesehen zu werden. Wir sind es in der That nicht, und haben schon oft Proben davon gegeben.

Es ist eine Uebersetzung aus dem Englischen, und welches wohl zu merken ist, eine gute Die deutsche Schreibart ist mit keinen erborgten Redensarten der Grundsprache verhunzet. Der Herr Uebersetzer schreibt meistens ein gutes und richtiges Deutsch: nur sehr selten wünschen wir, daß er nicht so genau beym Texte geblieben wäre. z. E. a. d. 4ten S. heißt es: so sey versichert, daß bald ein viel heiterer Anblick dem Auge begnen wird. So redet und denket kein Deutscher. Warum nicht vergnügen, entzücken, reizen wird? Doch solche Stellen sind selten.

Da dieß Werkchen eine Sammlung vieler kleiner witziger Schriften ist: so können wir seinen Inhalt nicht besser anzeigen, als wenn wir seine Theile bekannt machen. Der erste ist eigentlich die wichtige Haushaltung des menschlichen Lebens; davon das Ganze den Titel führet. Es besteht aus Ermahnungen und Lebensregeln, die man im Leben zu beobachten hat, wenn man zufrieden und ohne Murren durch die Welt kommen will.

Das II. stellet Betrachtungen über den großen Schauplatz der Welt, und über das Verhalten ihrer sterblichen Unsterblichen an. Das III. liefert ein Selbstgespräch über den Tod. Das IV. hält Betrachtungen über die zukünftige Herrlichkeit in sich. Das V. beschreibt eine Reise aus dieser, nach jener Welt. Das VI. schildert den Triumph eines Gerechten. Das VII. besteht aus zwoen Reden, über den traurigen Tod unsers Erlösers und seine Auferstehung. Das VIII. enthält Nachtgedanken unter den Gräbern, oder einen nächtlichen Spaziergang. Das IX. ist eine Ode über den jüngsten Tag. Das X. endlich liefert ein Selbstgespräch über die Ewigkeit.

Vernunft und Religion haben gleichen Antheil an diesen Stücken. Die munterste Einbildungskraft aber hat ihren Pinsel und ihre Farben hergeliehen, alles aufs lebhafteste und rührendste zu schildern. Mehr brauchen wir zu ihrer Empfehlung nicht zu sagen.

Ende des Wonnemonds.

kein beqvemes Wort findet; weil auch wohl das andere Volk eine gewisse Sache und einen gewissen Begriff von der Sache, hiemit auch ein beqvemes Wort, die Sache und deren Begriff zu bezeichnen, zu erst erfunden hat. Das ist dem Cicero selbst mehrmals mit Griechischen Wörtern begegnet. Man muß aber nicht von etlichen auf alle den Schluß machen. Also wird wohl niemand mit Grunde behaupten können, daß es zierlicher gesagt sey, wir haben *poulets* gegessen, als wir haben Hüner gegessen; und daß *chapeau* nachdrücklicher klinge, als Hut, oder *ragout* was sonderlichers bedeute, als eingeschnitten Gebratens, oder Braten mit Brühe. 4) Die politen Leute, die also reden, sind in 3 Classen einzutheilen. Etliche sind eitle Personen, die aus Hochmuth oder Wollust was sonderlichs reden wollen. Etliche sind kluge Männer, die oft mit den Wölfen heulen müssen. Sie denken: Dulce est desipere in loco. Sie thun es bloß darum, weil es an dem Orte, oder bey denen Personen, wo sie sind, gebräuchlich ist; damit sie sich selbst keinen Vorwurf eines Eigensinnes, oder eine Verachtung zuziehen. Etliche sind von Jugend auf also erzogen worden: Die reden eine so gemischte Sprache, weder aus Hochmuth, noch aus Vorsicht; sondern weil sie meynen, es könne nicht anders geredet werden.

Wer nun auf die Verbesserung seiner Muttersprache denken will, der sucht, als ein weiser Mann, auch die beqvemsten Mittel zu ergreifen, womit dem Fehler möchte abgeholfen werden. Das läst sich aber, meinem Bedünken nach, mit solchen Worten und Redensarten nicht thun, die entweder etwas verlege-

nes

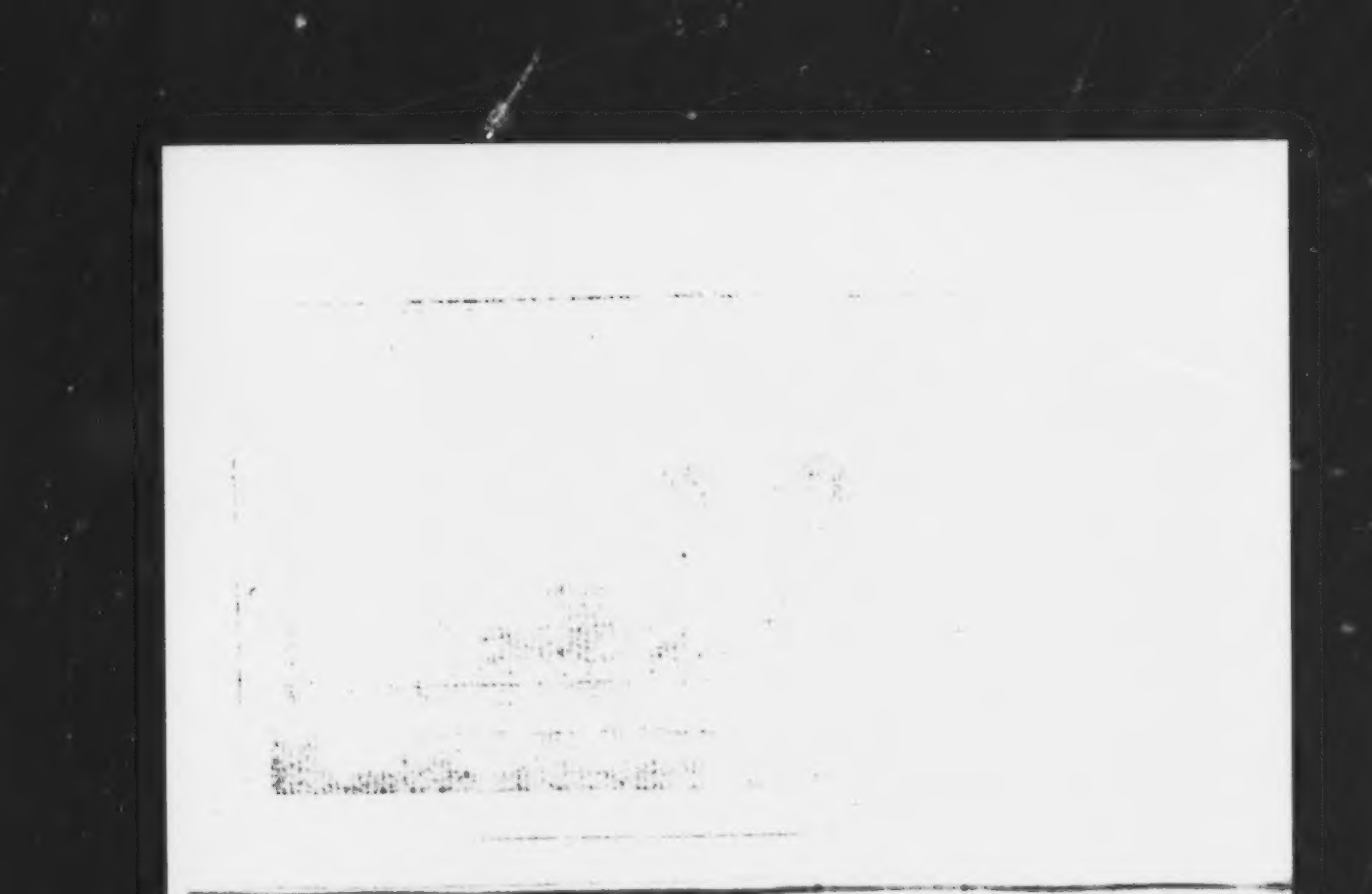

Vorstellung der Trauergemächer Ihrer Königl. Majestät Marien in Polen

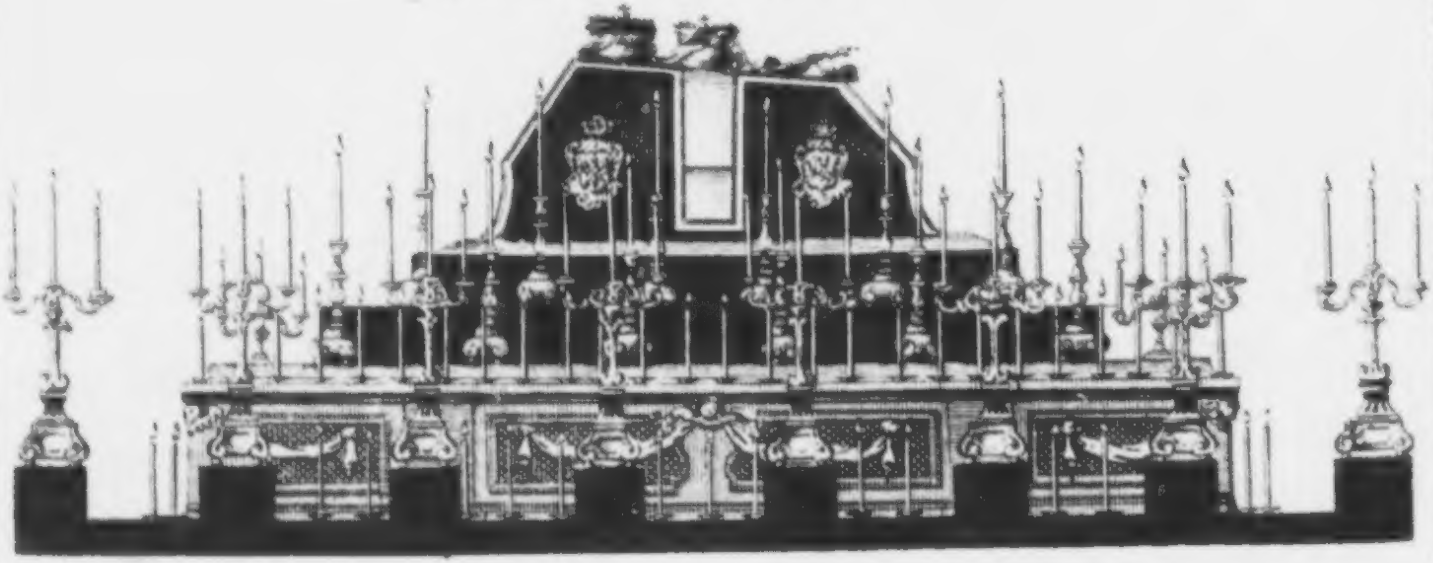

10 Ellen.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor. Ep. L. II.

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Brachmond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1758.

Inhalt.

I. C. G. Haltaus Glossarium Germanicum medii ævi. T. I. & II.

II. Fables choisies mises en Vers, par Mr. de la Fontaine. T. III.

III. Histoire politique du Siecle &c. T. I.

IV. Beschreibung des Trauergerüstes der verstorbenen Königinn von Pohlen Majestät.

V. Nachricht von einem Werke mit Kupfern; das unter dem Titel: Spectaculum Naturæ & Artium, herauskommen wird.

VI. Fortsetzung des Artikels, von den erblichen Priesterfamilien in Athen.

VII. Arcadum Carmina, pars altera.

VIII. Hrn. Hofmanns politische Anmerkungen, von der wahren und falschen Staatskunst.

IX. M. Accii Plauti Comœdiæ. T. I. II. & III.

X. Vier Aufsätze, von der deutschübenden Gesellschaft in Wittenberg herausgegeben.

XI. Des Marcus Tullius Cicero drey Bücher von der menschlichen Pflicht.

XII. Die Vernunftlehre. Zweyte und vermehrte Auflage.

XIII. M. Adami freye Gedanken über das Seltne an einem zu Landeshut 1755 gefällten Buchenbaume.

XIV. Freye Gedanken, über einige Theile der Kriegskunst.

XV. Nachricht.

I.

Chriſtiani Gottlobi Haltaus, Philoſ. Mag. Scholæ Nicol. Rectoris, & Sodalitii L. L. A. A. Lipſ. Membri Honor. Gloſſarium Germanicum medii ævi, maximam partem e diplomatibus, multis præterea aliis monimentis tam editis, quam ineditis adornatum. Indicibus neceſſariis inſtructum. T. I. & II. Præfatus eſt Joh. Gottlob Boehmius, P. P. Lipſ. In Officina Libr. Joh. Frid. Gleditſchii 1758. in fol. IV. Doppel-Alph. und 3 Duernen.

Dieſs treffliche Werk haben wir ſchon zu andrer Zeit angekündiget, und nunmehr erſcheint es in ſeiner Vollkommenheit. Da der ſel. Hr. Verfaſſer den Abdruck der letzten Bogen nicht vollends erlebet; ſo hat er den Leſer nicht ſelbſt in der Vorrede von ſeinen Abſichten und gebrauchten Hülfsmitteln belehren können. Es hat alſo unſer berühmter Hr. Prof. Böhm, der würdige Nachfolger unſers gleichfalls unlangſt verſtorbenen D.

Jöchers, diese Bemühung übernommen. Aus dieser Vorrede wollen wir unsern Lesern zuförderst die nöthige Nachricht geben, sodann aber auch von dem Werke selbst unsre Meynung entdecken.

Hr. M. Haltaus war ein gebohrner Leipziger, und hatte 1702 das Licht der Welt erblicket. Seine Gemüthsfähigkeiten übertrafen den Stand und Reichthum seiner Aeltern: doch konnten diese ihn den Wissenschaften widmen. Der berühmte Johann Burkard Menke bediente sich seiner Hülfe bey der Ausfertigung seiner Scriptorum Germanicorum. Bald schrieb er die alten Schriften ins Reine, bald übersetzte er sie aus dem Deutschen ins Latein, bald erläuterte er einige mit Anmerkungen; und das alles unter der Aufsicht und Anführung eines so großen Kenners und Meisters in der Geschichtkunde. Das war aber auch diejenige Schule, der wir unsern sel. Rector Haltaus zu danken hatten.

Hierinn lernte er dann die Geschichte der mittlern Zeiten nicht nur kennen, sondern auch lieben: ein Feld, das ihm nicht nur viel Anmuth, sondern auch viel Vortheile darbeth. Aus diesen Beschäfftigungen erwuchs nun das Calendarium medii ævi præcipue germanicum, welches Hr. M. Haltaus 1729 hier in Leipzig ans Licht gab. Die Gelehrten nahmen selbiges sehr wohl auf: allein der Selige hat es, mit vielen neuen Zusätzen und Verbesserungen versehen, wiewohl nur geschrieben hinterlassen: woraus Hr. Prof. Böhm es ans Licht zu stellen verspricht. Darauf ward der sel. Verfasser zwar an die hiesige Nikolasschule befördert; worinn er seit 1734 gestanden,

den, und bald das Rectorat erhalten hat: allein seine alte Liebe zu den deutschen Alterthümern ist darum nicht erloschen.

In seiner gelehrten Muße schrieb er schon 1735 de Jure publico certo Germaniæ medii ævi. in 4. und zeigte darinn, was er in den alten Schriftstellern zu suchen pflegte, nämlich alte Gebräuche, Sitten und Rechte der Deutschen. Bald darauf lieferte er 1738 ein Specimen Glossarii fori Germanici ex Diplomatibus; und noch im vorigen Jahre gab er eine schöne Abhandlung, de Turri Rubea Germanorum medii ævi heraus: die denn alle sehr wohl aufgenommen wurden.

Seine Gemüthsart war redlich und rechtschaffen: er war still und gelassen, und weder in der Freude noch in der Traurigkeit heftig. Zur Freundschaft war er geneigt; und diese fand er, wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit, allenthalben wo er sie suchte. Es war keine eitle Ehrbegier in ihm: er machte kein Geräusch, sondern war mit dem Bewußtseyn seines Gewissens zufrieden. Er zog oft auch in Dingen, darinn er die größte Stärke besaß, seine Freunde zu Rathe; und selbst sein Blick und sein Bezeigen überredeten einen jeden von seiner redlichen Gesinnung. Doch es ist Zeit auf dieß Werk zu kommen.

Gleichwohl brauchet selbiges kein weitgesuchtes Lob. Die wahren Kenner des Nutzens solcher Untersuchungen der alten gerichtlichen deutschen Sprache, haben sich längst dergleichen gewünschet. Eccard in der Historie des etymologischen Fleißes der

Gelehrten, ſchreibt im 17ten Hauptſt. a. d. 155. S. Es iſt unſer ſehnlicher Wunſch, daß gelehrte Leute entſtehen mögen, die mehr Fleiß, als bisher geſchehen, auf die Satzungen deutſcher Landſchaften und Städte anwenden können, worinn alte Sitten und Gebräuche, auch Wörter und andre merkwürdige Dinge verſteckt liegen, deren wir ungern entbehren. Eben dergleichen Meynung hegete Ducange, in der Vorrede ſeines Gloſſarii mediæ Latinit. §. 27. *)

Nun hat es zwar in Deutſchland an gelehrten Männern nicht gefehlet, die ſich an dergleichen Arbeit gewaget. Es iſt ſchon lange, daß man einen glücklichen Anfang gemachet, nicht nur die alten Geſchichte unſers Volkes, ſondern auch ſeine alten Geſetze, Sitten und Sprache zu erforſchen; die entweder aus Nachläßigkeit unſrer Vorfahren, oder durch die alleinige Liebe zum Griechiſchen und Latein, gleichſam Brache gelegen hatten. Sie hatten es, wie jener Bauer beym Columella gemachet, der fremde Aecker bauete, und ſeinen eigenen wüſte liegen ließ. Ein Spelmann, ein Somner, ein Schilter, ein Wachter, u. a. die Eccard rühmet, hatten den löblichſten Fleiß an dieſes Werk gewandt. Eccard ſelbſt, hatte auf Anrathen und nach dem Beyſpiele des großen Leibnitz, ſich vorgenommen, ein Werk zu liefern, darinn er, aus alten Urkunden und Büchern, die größtentheils noch ungedruckt wären,

*) Sane non diſſimulem, optandum eſſe, ut in ſingulis nationibus prodeant viri docti, qui linguæ ſuæ idiomata, vim eorum, notionem, origines, ſed & deſuetas,

wären, die Urſprünge deutſcher Wörter unterſuchen wollte. Und mit dieſem Vorhaben wußte er ſich ſo viel, daß er ſich ſchon rühmte, in den Geſchichten und Alterthümern, vieler Wörter Bedeutungen gefunden zu haben, die dem Ducange und andern Gloſſarienſchreibern unbekannt geblieben. Es iſt nur Schade, daß er ſein Wort nicht gehalten.

Es war alſo eine wichtige Arbeit, dasjenige ins Werk zu richten, was ſo viel andre gewünſchet und gehoffet hatten. Dazu gehörte aber, nicht nur alte Wörter zu kennen, ſondern auch in den Geſchichten, Geſetzen und Sachen des Alterthumes ſelbſt wohl erfahren zu ſeyn. Man mußte viele alte Schriften, Urkunden, Geſetze und Statuten durchkrochen, und Tag und Nacht vor Augen gehabt haben. Sonderlich gehörte eine Kenntniß des alten Lehnrechtes dazu: denn ohne dergleichen Einſicht, kann man in Erforſchung deutſcher Etymologien nicht glücklich ſeyn. Eine ſolche Gelehrſamkeit rühmte Camerärius vom Melanchthon, auf der 76ſten S. ſeines Lebens: und einem ſolchen Manne gebühret hernach das Lob Horazens L. II. Ep. II. v. 115.

Obſcurata diu populo bonus eruet, atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum;
Quæ priſcis memorata Catonibus atque Cethegis,
Nunc ſitus informis premit, & deſerta vetuſtas.

ſuetas, & pridem obſoletas voces, ad amuſſim inveſtigent, explicentque, quum in euodandis illuſtrandisque ætatis mediæ ſcriptoribus, non mediocris inde lux affulſura ſit.

Wenn man nun dergleichen Lob, unserm sel. Rector Haltaus beyleget, so wird man uns solches auf keine Weise verdenken können. Alle diese Vortheile brachte er zu einem Werke mit, daran er über zwanzig Jahre gesammlet hatte. Er war auch damit nicht nur fertig, sondern hatte es auch im Drucke, bis auf wenige Bogen, unter seinen Augen ausgefertiget, als ein früher Tod im Februar dieses Jahres, ihn aus der Welt riß: so daß er den Beyfall der Gelehrten, über eine so viel jährige Arbeit, der ihm so nahe bevorstund, nicht einmal erleben, geschweige denn diesen süßen Lohn seiner Arbeit recht genießen können.

Es erscheint aber darinn nicht etwa eine Menge uralter Wörter, die schon von andern erkläret worden; sondern solche, die aus dem XIII. XIV. und XV. Jahrh. sind, und fast gar ins Vergessen gerathen. Das ist eben der Unterschied, zwischen Schilters und Wachters Glossarien, und unter dem haltausischen. Jene erstrecken sich eigentlich auf alles was älter ist, als das XIII. Jahrhundert, dieses aber auf alles das, was in neuern Zeiten vorkömmt. Es war aber in diesen dreyen Jahrhunderten die deutsche Sprache an den Höfen der Fürsten, in Gerichten, und in Rechtshändeln, sehr im Gebrauche und Ansehen. Man vermengte sie damals nicht mit fremden Schlacken, und strich ihr durch ausländische Brocken keine Schminke an. Daher erlangten denn unsre einheimischen Wörter und Redensarten einen gröstern Glanz und Reichthum; so daß ihre Untersuchung nicht nur nützlich, son-

nes und veraltetes, oder etwas dunkeles und seltsames an sich haben. Begehen andere den Fehler mit unnöthigen ausländischen Wörtern, und entschuldigen sie dieses mit dem Nachdrucke oder der Zierlichkeit: So muß ihnen nichts entgegen gesetzet werden, das sie mit Grunde eines Ubelstandes beschuldigen können. Wollen sie was sonderliches haben: So müssen wir nicht auf etwas verfallen, welches uns in eben diesen Verdacht bringen möchte. Mit einem Worte, man muß nicht selbst zum Sprachverderber werden, wenn man die Sprache verbessern will, und den Sprachverderbern muß man solche Worte entgegen setzen, daran sie mit Recht nichts auszusetzen haben.

Ich weis wohl, daß wackere und ihrer Beredsamkeit wegen berühmte Männer, sich bisweilen solcher Wörter und Redensarten bedienen, die ich verwerfe. Wir sind aber deswegen doch gute Freunde. Sie thun einen Versuch aus gutem Absehen, und meine Anmerkung geschieht auch aus guter Meynung. Ist unter uns ein Wiederspruch, so betrifft es nur etliche äusserliche Zeichen und Worte; bis an die Personen und an die Gemüther kömmt es nicht. Es sind unvergreifliche Gedanken. Es kan seyn, daß ich unrecht habe. Man trägt aber die unterschiedenen Meynungen zusammen. In solchen humanioribus darf der Humanität selbst kein Abbruch geschehen. Man prüfet auch hierinn alles und behält das Gute.

In dieser Absicht und Zuversicht wollte ich einmal meine Gedanken über unterschiedene Wörter, ihre Fügungen und Verbindungswörter, auslassen, die ich hin und wieder angetroffen habe. Z. E. mit Worten ausdrücken; zärtlich lieben; Stoff; Leidens-

ſondern auch angenehm wird. In Erklärung dieſer Wörter nun iſt Herrn Haltausens Fleiß ſehr glücklich beſchäfftiget geweſen; indem er eine Menge Schriftſteller nachgeleſen, und aus Urkunden, und andern Alterthümern unglaublich viel Zeugniſſe zuſammen getragen, ſeine Erklärungen zu unterſtützen.

Sonderlich aber iſt er um die gerichtlichen Wörter und Redensarten der Deutſchen ſehr ſorgfältig bekümmert geweſen. Er war nämlich willens, einmal das alte Rechtsweſen der Deutſchen aus den mittlern Zeiten in einem beſondern Werke zu erklären. Dieß Buch hält ſchon den meiſten Stoff dazu in ſich. Die Liebhaber der alten Deutſchen Rechtsgelehrſamkeit, und Geſetzlichen Alterthümer, werden es alſo mit großem Danke erkennen, daß er ihnen dadurch ſo ein treffliches Licht angezündet hat. Denn was hat er nicht für alte Schätze hervorgeſuchet, für Wörter ausgeklaubet, und für Bedeutungen davon an den Tag gebracht! Der Herr Prof. Böhm giebt hier die Wörter Ding, Eid, Erbe, Fäme, Fürſprecher, Fränkiſch Recht, gemein Recht, Gericht, Gewohnheit, Herkommen, Kaiſerrecht, Königsbann, Landrecht, ſächſiſch Recht, deutſches Recht u. a. m. zu Beyſpielen an. Man könnte aber noch zwey dreymal mehr andre, ja faſt alle mit einander dazu in Vorſchlag bringen. Was das Lehnrecht anlangt, ſo lobet er ſonderlich, die Artikel, Lehn, Edellehn, Fanlehn, Gnadenlehn, geſammte Hand, Handlehn, Heerſchild, Ledigmann, Schildknecht

knecht u. d. m. die auch wohl zum Kammerwesen gehöret haben.

Außer solchen nun hat er auch einige bey Gelegenheit eingeschaltete Anmerkungen, dem Werke zur Zierde mitgenommen. Z. E. von Freystädten, vom vogtbaren Alter, u. d. m. die kein Kulpis, Ludwig oder Gerstlacher berühret hat. Auch von den westphälischen Fehmgerichten, wird man hier manches antreffen, das noch niemaad vor ihm angemerket. Kurz, die ganze Geschichte der mittlern Zeiten wird hier sehr viele Erläuterungen antreffen. Die Urkunden werden großen Theils verständlicher werden, wenn man soviele alte Wörter, die darinn vorkommen, erkläret lesen wird. Und dieser Vortheil wird nicht nur in den Studierstuben der Gelehrten, sondern selbst bey Höfen merklich werden; wo man die Rechte der Fürsten aus ihren gehörigen Quellen herleiten will. Denn auch die geheimten Rathsstuben müssen sich zuweilen um diese grammatische Kleinigkeiten bekümmern, ohne welche sie die wichtigsten Streitigkeiten nicht entscheiden können.

Damit nun aber nicht nur unsern Landesleuten, sondern auch Auswärtigen die Bahn zum Verstande unsrer Alterthümer eröffnet würde, hat der seel. R. Haltaus die lateinische Sprache bey seinem Werke gebraucht; die er sehr in seiner Gewalt hatte, und meistentheils recht zierlich, doch ohne einen lächerlichen Zwang, zu schreiben wußte.

Indessen will der Herr Vorredner, bey allem diesem Lobe, gleichwohl dieß Werk nicht für ganz voll-

vollkommen ausgeben. Und darinn thut er freylich ganz vernünftig. Die Reichthümer unsrer alten Sprache sind unerschöpflich: und so wie sich Herr Haltaus niemals rühmete, oder rühmen konnte, alle alte Handschriften dieser drey Jahrhunderte (des 13. 14. und 15ten) gelesen zu haben: also haben wir selbst ihm noch viele zu beliebigem Gebrauche angebothen; die er aber aus Mangel der Zeit, bey seinen Amtsgeschäften, oder auch zuletzt, aus Verdruß einer so vieljährigen Arbeit nicht mehr durchsuchen mochte. Es bleiben also allerdings noch starke Nachlesen übrig, die ein Liebhaber dieser Art von Gelehrsamkeit dereinst wird anstellen können.

Ueberhaupt dünket uns, daß in den obbenannten 3 Jahrhunderten die Schriftsteller sich einer großen Freyheit in Schmiedung neuer, und ihnen eigener Wörter bedienet haben. Es ist also noch keine Folge, daß man alle Urkunden einer Zeit verstehen werde, wenn man zehn oder zwanzig davon durchstudiret hat. Denn fast jeder Verfasser einer neuen, machte sich eigene und neue Wörter. Zu einer Zeit nämlich, da man die Schriften nicht drucken lassen, folglich nicht häufig in fremde Hände bringen konnte, wurden die Kunstwörter der Rechtsgelehrten niemals recht gemein und bekannt. Daher kommen nun soviele Misgeburten seltsamer Wörter, die weder recht analogisch gebildet, noch in dem ihren Stammwörtern gehörigen und angemessenen Sinne genommen werden. Diese Anmerkung

merkung wird man in unzählichen Artikeln dieſes Werkes wahr befinden.

Um deſto brauchbarer wird aber ein Werk ſeyn, welches auch auf ſo dornigten Fußſtezen, mitten durch Hecken und dunkle Gebüſche, zum Wegweiſer dienen kann. Er hat aber auch ſelbſt einen Aufſatz von Wörtern hinterlaſſen, die er Deſperata, überſchrieben hat, und an deren Entdeckung er ſelbſt verzweifelt hat. Vieleicht findet ſich einmal ein Oedipus, der auch ſolche Räthſel noch erklären kann: und wir wünſchen, daß es Herr Prof. Böhm ſelbſt ſeyn möge.

II.

Fables choiſies miſes en Vers, par J. de la Fontaine. Tome III. A Paris chez De Saint et Saillant &c. 1756. de l'Imprimerie de Charles Antoine Jombert. in Roy. Fol.

Dieß iſt die Fortſezung der neuen prächtigen Pariſerausgabe von den Fabeln des la Fontaine, mit den großen Kupfern; davon wir die beyden erſten Bände unſern Leſern ſchon bekannt gemachet haben. Dieſer III. Band enthält das VII. VIII. IX. Buch der fontainiſchen Fabeln; deren erſtes 18, das zweyte 27, das letzte aber 19 Fabeln enthält. Der Verf. ſelbſt hat dieſe Abtheilung vormals

mals der Frau von Montespan zugeschrieben, der er unter andern Schmäucheleyen auch diese vorsaget:

Tout Auteur, qui voudra vivre encor après lui,
Doit s'acquerir Votre suffrage:
C'est de Vous, que mes Vers attendent tout leur prix.
Il n'est beauté dans nos écrits,
Dont Vous ne connoissiez jusques aux moindres traces.
Eh! qui connoit que Vous les beautés et les graces!
Paroles et regards, tout est charme dans Vous.

d. i. Jeder Schriftsteller, der sich selbst überleben will, muß sich Dero Beyfall erwerben. Von Ihnen erwarten meine Verse ihren ganzen Werth. Es ist keine Schönheit in unsern Schriften: davon Sie nicht auch die geringsten Spuren kennten. Und wer kennet wohl alle Schönheiten und Annehmlichkeiten besser als Sie? Worte und Blicke, alles ist Reizung an Ihnen.„ Und bald hernach

Sous vos seuls auspices ces Vers,
Seront jugés, malgré l'envie,
Dignes des yeux de l'Univers.

d. i. Bloß unter dero Schutze werden diese Verse, dem Neide zu Trotze, der Augen der ganzen Welt würdig geschätzet werden. Wie wahr oder wie falsch diese Lobsprüche gewesen, hat der Ausgang gewiesen. Die Fr. von Montespan hat sich selbst in der Gnade des Königs nicht erhalten mögen: wie sollte sie einen Dichter vor der Welt haben

schützen

ſchützen können! La Fontaine wird ſie noch weit überleben.

In der Vorrede, die der Poet 1678, und alſo vor 80 Jahren geſchrieben hat, ſaget er, dieß ſey ſeine zweyte Sammlung von Fabeln. Er habe ſich bemühet, den meiſten einen verſchiedenen Schwung zu geben; theils weil der Inhalt unterſchieden iſt, theils um ſein Werk deſto mannigfaltiger zu machen. Die niedrigen ſpaßhaften Ausdrücke, die er in der erſten ſehr häufig angebracht, hätten ſich mehr zu den äſopiſchen Fabeln geſchicket: (die gleichwohl im griechiſchen, und im Phädrus und Avienus dergleichen nicht nöthig gehabt, um zu gefallen.) Hier aber habe er ſie ſparſamer gebrauchet, um in keine Wiederholung zu fallen; daß dergleichen Redensarten nicht unendlich wären. Er hätte alſo andre Putzwerke ſuchen müſſen, und die Umſtände der Erzählungen erweitert. Wir beſorgen aber ſehr, daß man viele ſehr überflüſſig finden würde, wenn man ſie mit der ſcharfen Kritik beleuchten wollte, womit ein heutiger berühmter Fabeldichter einige ſeiner eigenen beleuchtet hat.

Woher er ſeine Fabeln genommen (denn Fontaine iſt nichts weniger, als ein Eſprit createur, ein Erfinder ſeiner Gedichte; er iſt ein bloßer Copiſt, und Versmacher) das will er dem Leſer nicht ſagen. Nur den Pilpai nennet er aus Erkenntlichkeit, und geſteht, daß er ihm die meiſten ſchuldig ſey. Aber auch andre haben ihm guten Stoff dargebothen: und er hat ſich bemüht, in dieſen Theil ſoviel Mannigfaltigkeit zu bringen, als er gekonnt. Darauf ent-

entſchuldiget er die Druckfehler, die er hinten angemerket; und bittet vorm Durchleſen, erſt alles durchzugehen, und zu verbeſſern. In einer Note ſetzet man hinzu, daß allerdings Fontainens Schreibart ihre Deutlichkeit, Schönheit und Stärke verliert, wenn nur der geringſte Druckfehler mit unterläuft. Alle Ausgaben wimmelten indeſſen davon, ohne eine einzige auszunehmen. Zeiget das aber von einer ſattſamen Hochachtung eines Volkes, gegen einen Dichter, auf den es ſtolz iſt? Die gegenwärtige ſoll nunmehr mit dem größten Fleiße, ausgebeſſert ſeyn: welches wir itzo zu unterſuchen nicht Zeit, oder Luſt haben. Wenigſtens ſind die Unterſcheidungszeichen, mit der den Franzoſen gewöhnlichen Nachläßigkeit und Ungewißheit, angebracht.

Wir ſind zwar nicht willens, hier die Erfindungen des la Fontaine, als Kunſtrichter zu prüfen. Doch können wir nicht umhin, die XVIII. Fabel des XII. Buches anzumerken. Er will darinn die Engländer verſpotten. Ein Sternſeher dieſes Landes ſoll ein großes Sehrohr nach dem Monden aufgeſtellet, und darinn ein großes Wunderthier erblicket haben. Jedermann wäre hinzugelaufen, und hätte eine große Begebenheit daraus geweiſſaget: wer könnte wiſſen, ob nicht der Krieg unter ſoviel großen Mächten dadurch gewirket worden? Der König wäre ſelbſt dazu geeilet, und hätte, nachdem er das Mondsungeheuer auch erblicket, ſolche hohe Erkenntniß, als ein König begnadiget. Es wäre aber nichts als eine Maus, zwiſchen zweyen

Gläsern im Sehrohre gewesen: und so hätte die Quelle des Krieges im Sehrohre gesteckt u. s. w.

Nun urtheile ein jeder Unparteiischer, ob diese Fabel vernünftig oder wahrscheinlich ist. Fürs erste sind gewiß die Engländer so dumm und abergläubisch nicht, daß sie, zumal aus einer Erscheinung im Monden, solche Prophezeihungen machen sollten. Herr Fontaine hat etwas von der Astrologie gehöret, die aber gewiß aus den Stellungen der Planeten in den himmlischen Häusern, nicht aber aus dem, was man im Monden mit Ferngläsern entdeckte, zu weissagen pflegten. Und wo ist diese Einfalt mehr im Schwange gegangen, als am französischen Hofe, noch im vorigen Jahrhunderte? Hergegen hat in England, wenigstens kein Sternseher um 1678, solche Thorheiten begangen.

Allein gesetzt, das wäre geschehen, ist denn die Sache, so wie sie erzählet wird, auch möglich? Eine Maus soll zwischen die Gläser des Sehrohrs gekommen seyn? Wie hat sie da hineingekonnt? Ist sie durch einen Riß an den Gläsern durchgekrochen? oder hat sie sich durchs Rohr gefressen? Keins von beyden ist möglich. Aber gesetzt, sie wäre gleichwohl drinnen: würde man wohl das geringste dadurch haben sehen können? Ein viel kleiner Ding, als eine Maus, hätte das enge und verkleidete Ocularglas ganz verhüllet: und so hätte man weder den Mond, noch das Ungeheuer sehen können. Was mir ein Sehrohr zeigen soll, muß ja nicht zwischen zweyen Gläsern, sondern außer dem Objectivglase liegen, und durch beyde zugleich vergrößert werden.

So

So könnte denn die inwendige Maus gar nicht erblicket, vielweniger für ein Ungeheuer im Monden angesehen werden. Wir besorgen sehr, Herr Fontaine ist sehr schlecht mit astronomischen Beobachtungen bekannt gewesen; da er auch die Beschaffenheit eines Sehrohrs so schlecht eingesehen, daß er eine so ungereimte Fabel darauf machen können.

Eben so schlecht haben die Kupferstecher das Sehrohr hier vorgestellet. Das Seil, womit das Sehrohr aufgehenkt ist, tauget gar nichts bey Beobachtungen; und das andre Ende desselben, so über ein Rad auf dem Pfeiler geht, hängt auf der andern Seite ganz frey und schlaff auf die Erde: so daß das Rohr nothwendig herabfallen müßte, weil es durch nichts gehalten wird. Wir schweigen, daß der bey der Laterne sitzende Sternseher, mit der linken Hand schreiben muß. Doch solche Fehler findet man in diesen Kupfern viele. So sind z. E. bey der XXXIII. Fabel, beyde Fuhrleute links; ja der eine sitzet auf dem Handpferde, und das Reitpferd geht leer. Auf dem CLXI. hat der Weltmann den Hut unterm rechten Arme und den Stock in der linken. A. d. CLXXV. hält Jupiter den Bliz in der linken; u. a. d. CLXXXII. 2. schießt einer den Pistol mit der linken ab u. s. w.

Nichts wäre auch leichter, als den ehrlichen La Motte von vielen unbilligen Tadelreyen zu retten, womit man seine Fabeln herunter zu machen gesuchet. Man hat ihm z. E. sein Phenomene potager, und seinen Pythagore à longue queue,

lächerlich zu machen gesuchet, wodurch er, theils eine Schüssel mit Essen, theils einen Fuchs bezeichnen wollen. Allein hat denn der gepriesene la Fontaine nicht eben solche Leckerbissen? Z. E. in der XVI. Fabel des VII. Buchs, kommen ein paar schöne Thiere vor. Das eine ist eine Katze, Raminagrobis; und das andre ein Kaninchen, Grippeminaut genannt. Die erste wird ein saint homme de Chat, bien fourré, gros et gras, ja hernach sogar sa Majesté fourrée, d. i. Seine gepelzte Majestät, oder die Pelzmajestät, genennet. Das andre Grippeminaud aber, muß ein bon Apotre, ein guter Apostel heißen: so wie das Wieselchen, la dame au nez pointu, die spitznäsichte Dame heißen muß. Sind das nicht schöne Blümchen, die zum wenigsten eben so lächerlich, als ein langgeschwänzter Pythagot herauskommen?

Doch wir wollen ihm seine übrigen guten Eigenschaften eben nicht streitig machen. Vielmehr kömmt uns itzo die Lust an, die erste Fabel dieses ganzen großen Bandes unsern Lesern deutsch vorzulegen. Sie gerathe nun, wie sie wolle: ihre Lehre wird doch an vielen Orten sehr erbaulich seyn.

Die I. Fabel des VII. Buches.

(p. 124.)

Ein Uebel, welches Schrecken macht,
Und das des Himmels Zorn erdacht,
Die Laster dieser Welt zu strafen;

Die

denschaft; Vorwurf (Objectum); Zähren; Liebreiz; ein öffentlicher Lehrer der Kräuter; der zeitige Professor, So, als, unter eines seinem Vorsitze disputiren; Item göttliche Vorsicht u. d. gl. Manches unter diesen Wörtern und Redensarten ist schon vor ein halb hundert Jahren vor altfränkisch und ungebräuchlich gehalten worden. Manches ist aus der sprachverderbenden Romanen-Schreibart genommen; Manches ist lateinisch-deutsch, Französisch-deutsch, und zeigt dasjenige, wovon die Rede seyn soll, gar nicht an; ja es macht wohl gar einen andern und verkehrten Verstand von der Sache. In einigen poetischen, sonst wohl ausgearbeiteten Stücken, habe ich das Tändel-Förmelchen: Nicht wahr? vielmal gefunden. Imgleichen habe ich wahrgenommen, daß man aus der Construction des Præteriti perfecti jählings, bloß des Reimes wegen, auf das Imperfectum und sodann wiederum auf das Perfectum zurück fällt, da solches weder der vorhabenden Sache, noch sonst der Fügung gemäß ist. Und endlich hat michs oft gewundert, daß man in Versen das kurze E vor andern Vocalen kan stehen lassen, (*) da solches doch des Wohl-

(*) Wie die vorige Anmerkung in unsrer Gesellschaft allezeit beobachtet wird, also pflegt man auch bey uns diesen Ubelstand sehr zu vermeiden; so daß man nicht leicht eine Stelle aus den Schriften derselben wird zeigen können, darinn ein solcher Zusammenlauf der lauten Buchstaben nach dem E gefunden würde. Ein einziger Fall aber muß unsers Erachtens ausgenommen werden. Bisweilen endigt sich das Beywort auf E. und das Hauptwort hebt sich mit A. E. u. s. w. an; Als z. E. Mei-

Die Pest, (weil man sie ja bey Namen nennen muß,)
Bereicherte den Höllenfluß,
Und hieß so manches Thier vor seiner Zeit entschlafen.
Zwar alle starben nicht; doch traf die Seuche sie.
Sie gaben sich sehr wenig Müh,
Ihr mattes Leben noch zu fristen.
Kein Essen mochte sie gelüsten:
Kein Wolf, kein Fuchs war mehr so wach,
Und stellte, wie zuvor, der stillen Beute nach.
Die Turteltauben flohn einander:
Kurz, Lieb und Freude war vorbey.
Der Löwe selber glich dem kranken Alexander,
Hielt Rath, und voll Melancholey
Sprach er: Ihr Freunde, werdet finden,
Des Himmels Zorn straf unsre Sünden.
Wohlan! der Schuldigste, von unsrer ganzen Zahl,
Der weihe sich aus freyer Wahl,
Den Grimm des Himmels auszusühnen:
Vielleicht wird er uns allen Huld verdienen.
Man liest vorlängst in den Geschichten,
Daß Opfer dieser Art, was pflegen auszurichten.
Wir wollen uns also nicht schmäucheln:
Ein jeder prüfe, sonder Häuchein,
Wie es um sein Gewissen steh.
Ich selber, wenn ich in mich geh,

Hab freylich manches Schaf zerriſſen,
Das mir vorhero nichts gethan.
Noch mehr: ich griff wohl gar den Schäfer ſelber an,
Und hab ihn jämmerlich erbiſſen.
Drum, ſoll es ſeyn, ſo weih ich ſelber mich:
Doch denk ich erſt, ein jeder beicht, wie ich.
Denn billig muß der Schuldigſte nur ſterben.
Herr König, ſprach der Fuchs, ihr müſſet nicht verderben:
Ihr ſeyd ein gar zu guter König.
Und eure Scrupel ſelbſt erhärtens ja nicht wenig,
Daß ihr zu zärtlich ſeyd.
Denn Schafe, dummes Volk, Canaillen zu verzehren,
Sollt das wohl Sünde ſeyn? Wer wollt euch ſolches wehren?
Vielmehr that eure Herrlichkeit
Dem Vieh viel Ehre an, ſich durch ſein Fleiſch zu nähren.
Und was den Schäfer anbelangt,
So hat er mehr als das verdienet:
Hat ſichs der Lümmel nicht erkühnet,
Und als ein kleiner Prinz von dieſem Vieh geprangt?
So ſprach der Fuchs: die Schmäuchler fielen bey.
Nun wagte man ſich nicht, den Tyger und den Bären,
Verbrecher böſer Art, für ſtrafbar zu erklären.
Man ſprach ſie alle frey:
Das beißigte Geſchlecht, bis zu den ärgſten Hunden,
Ward faſt den Heilgen gleich befunden.

Nun

Nun kam der Esel dran, und sprach: Es fällt mir ein,
Was ich auf jenen Klosterwiesen
Für eine Missethat begieng;
Die mir das zarte Gras, der Hunger nicht allein,
Ich glaube gar, der Teufel angepriesen.
Ich fraß sie kahl; und um das Ding
Beym rechten Namen zu benennen:
So wars ein Kirchenraub, ich muß es selbst bekennen.
Ha! schrie der ganze Haufen drein.
Ein Wolf, der auch kein Narr wollt seyn,
Bewies durch eine lange Rede,
Dieß schädigte Geschöpf, dieß recht verfluchte Thier,
Der Esel, sey gewiß der Schuldigste allhier;
Er müßt' das Opfer seyn, des Landes Noth zu schwächen.
Wie? fremdes Gras verzehrt! Welch schändliches Verbrechen!
Er hat den Tod verwirkt! Man ließ es ihn wohl sehn!
Der kleinste Fehltritt ward ein großes Hauptvergehn.

Lehre.

Darnach du groß bist, oder klein,
Darnach wird auch von dir des Hofes Urtheil seyn.

III.

Hiſtoire politique du Siecle &c.

depuis cent Ans, le tout appuyé des Preuves de Fait & de Raiſonnement, & de la Citation des Actes &c. T. I. A Leipſic, chez la veuve Fritſch 1758. avec Privil. in groß 8.

Durch wie viele Schwierigkeiten der Druck dieſes Werkes dem Verfaſſer in der Schweiz verhindert, ja endlich unmöglich gemachet worden, hatte er uns in ſeiner vorläufigen Anzeige deſſelben entdecket. Er behauptete alſo nicht ohne großen Schein der Wahrheit: daß ein heutiger Geſchichtſchreiber zwar ein Schweizer ſeyn, aber doch nicht in der Schweiz leben müſſe, wenn er unparteyiſch ſchreiben will. Er ſetzet hinzu: England ſey das einzige freye Land, wo man eine ſolche frey geſchriebene Geſchichte zum Drucke befördern könne. Dörfen wir ihm in einem ſo ſcheinbaren Satze widerſprechen: ſo können wir es itzo zum Vortheile unſers deutſchen Vaterlandes thun, und durch einen augenſcheinlichen Beweis beſtärken. Gegenwärtige neue Auflage ſeines Buches, mitten in Deutſchland und Sachſen, zeiget handgreiflich: daß er eben nicht nach London hätte gehen dörfen, um ſeine Arbeit drucken zu laſſen. Wir haben dieſelbe erwarten wollen, ehe wir von einem ſo merkwürdigen Buche Nachricht geben wollten.

Der

Der Titel desselben ist sehr ausführlich, und hält noch viel mehrere Anzeigen in sich, als wir oben gemeldet haben. Es heißt, daß in dieser politischen Geschichte dieses Jahrhunderts sich die Vortheile, Absichten, und das Verhalten der vornehmsten europäischen Mächte, in ihrer Ordnung und in ihren verschiedenen Verhältnissen, entworfen befänden; und zwar vom westphälischen Frieden 1648. bis zum achenschen 1748 mit eingeschlossen: nebst der umständlichen Erzählung, von den Bemühungen der geschicktesten Unterhändler, den Gemüthsarten und Kunstgriffen der berühmtesten Staatsleute, und den Auszügen aller zwischen den Höfen geschlossenen Verträge. Und selbst der Spruch aus dem 1sten Buche der Geschichte des Tacitus, auf dem Titel: giebt uns die Hoffnung, daß wir nicht nur die Vorfälle und Begebenheiten, die mehrentheils zufällig sind, sondern auch ihre Gründe und Ursachen sollen kennen lernen. Was kann man von einem Geschichtschreiber mehr fodern?

In der Vorrede saget der Hr. Verfasser: es wären wenige Bücher so nöthig, als eine politische Staatsgeschichte: aber es sey nichts schwerer, als dieselbe recht zu schreiben. Der Stoff wäre unendlich, ja ein rechtes Chaos. Gienge nun ein Schriftsteller nur obenhin drüber weg, so würde man ihn tadeln; daß er bessern Federn vorgegriffen. Wolle er aber alles aus dem Grunde untersuchen: so würde man ihn beschuldigen, er habe die ungeheuren Sammlungen durch eine neue vermehret. Man setzet die Denkzeit des veränderten

Staatsſyſtems von Europa, auf die Zeit des Card. Richelieu: der gleichſam alle europäiſche Mächte in eine Verbindung geſetzet; als ob ſie nur Zweige eines großen Hauſes wären. Auf dieſen vor hundert Jahren gelegten Grund bauen itzo alle Staatsleute und Unterhändler. Sie müſſen alſo das Werk und die Arbeiter des ganzen Jahrhunderts kennen lernen. Aber welcher unter ihnen wird Zeit, Geduld und Luſt haben, alle die unzähligen Bände von allen Ränken, Verträgen und Bündniſſen eines ganzen Jahrhunderts zu leſen? So würde ja die Staatskunſt, nicht anders, wie die Theologie, die durch Ketzereyen und Kirchenverſammlungen aufgeſchwollen, die Beſchäfftigung eines müßigen Pedanten werden. Ein Staatsmann hat ſo viel Zeit nicht übrig. Sein Geiſt und Feuer würde, durch ſoviel verwirrte Klumpen von Begebenheiten, zu allen Geſchäfften untüchtig werden. Was folget nun daraus? Er muß alle Geſchichte des vorigen Jahrhunderts gleichſam in einem Blicke überſehen können: und dieſes muß der Verfaſſer einer Staatsgeſchichte ihm möglich machen und erleichtern.

Der Hr. Verfaſſer zeiget dieſes viel ausführlicher, und auf eine ſolche Art, daß man ihm ſchwerlich wird widerſprechen können. Er urtheilet mit großer Einſicht von den heutigen Staatsgeſchäfften: z. E. „Ein neuer Unterhändler befände ſich ſelten in den Umſtänden, wo er mit ſeinem bloßen Witze auskommen könne. Die neuen Verträge hätten faſt allemal zum Zwecke, die alten zu erwei-

erweitern, oder einzuschränken, zu erzwingen, oder ungültig zu machen, höchstens ihren rechten Verstand fest zusetzen. Die politische Redlichkeit gehe nicht sehr weit. Sie werde unaufhörlich durch tückische Fragen angegriffen, durch schlaue Erklärungen abgewiesen, durch boshafte oder betrügliche Anträge geprüfet. Die deutschen Gevollmächtigten selbst, die gemeiniglich in der Wissenschaft der Rechte und Geschichte vollkommen sind, hätten nicht das Herz aus dem Stegreife zu antworten. Sie nähmen alles ad referendum; und indem sie also ihren Gegnern Zeit ließen, andere Bollwerke anzulegen: so erhielten sie durch ihren Staatsbothen einen neuen Stoff, noch einen zweyten abzuschicken. Die Congresse wären nur in Ansehung des Ceremoniels recht wirksam. Die Unterhandlungen vom Ende des Krieges fiengen insgemein mit dem Kriege selbst an; und daureten noch lange nach demselben: ja sie schienen sich nur, durch die Müdigkeit und den Ueberdruß der Unterhändler, zu schließen„.

Man urtheile aus dieser Probe, ob der Herr Verf. die heutigen Welthändel kenne? und ob man demselben Scharfsinnigkeit genug zutraue, die vergangenen Zeitläufte aus dem rechten Gesichtspuncte anzusehen. Gleichwohl schmäuchelt er sich nicht, daß das Lesen einer wohlgeschriebenen Staatsgeschichte des verflossenen Jahrhunderts, den heutigen Verwirrungen von Europa würde vorgebeuget haben. Wie wäre es auch möglich, dadurch den Haß, die Ehrsucht, das Mistrauen der kriegenden Parteyen zu dämpfen? Das aber behauptet er, daß

daß eine deutliche und wohl überlegte Einsicht der Verhältnisse, die das Staatssystem einem jeden Theile gegen andre europäische Mächte vorschreibt, den Ausbruch der itzigen Streitigkeiten noch eine zeitlang gehemmet, oder doch anders eingelenket haben würden. „

Nach einem langweiligen Durchlesen unzählicher Staatsschriften und Geschichtbücher, dadurch er ein ganzes Chaos von Begebenheiten in den Kopf bekommen, hat er sich also vorgesetzet, alles das ins kurze zu ziehen. Er machte es fast so, wie ein Dichter, der ein Schauspiel machen will, um den Zuschauern den Verlauf einer langen Begebenheit, mit viel wichtigen Umständen ins Gedächtniß zu prägen. Den jetzigen Zustand von Europa stellet er sich, als die Begebenheit vor; dazu der Knoten oder die Verwirrung in allem dem bestünde, was in hundert Jahren unterhandelt, und geschlossen worden. Indessen hat er sich alle systematische Begriffe aus dem Kopfe verbannet; und nur die Verwirrung zu entdecken, sie ordentlich darzulegen, und in Auftritte zu zergliedern gesuchet; die durch nichts, als durch den Verlauf der Sachen selbst verbunden wären. Dadurch hat er geglaubet, dem Verstande seiner Leser, das prächtige Schauspiel der Staatskunst aller Höfe, und die öffentlichen Geschäffte der grösten Männer von Europa seit hundert Jahren, deutlich darzustellen.

Ein großer Kenner hat ihm oft angerathen, sich vor dem Kützel, persönliche Heimlichkeiten zu entdecken, zu hüten: die zwar in Büchern für die Neu-

Neugier, sehr reizend wären, aber einem, das zu unterrichten suchet, sehr zur Last fielen; die fast allezeit ohne Nutzen, und selten glaubwürdig wären, sonderlich, wenn sie geschmiedete Staatsstreiche enthielten. Dieser große Mann hat ihm ferner gesaget, solche Kleinigkeiten schwächeten allemal den Eindruck großer Lehrsprüche; sie glichen den Bildschnitzerzierrathen, womit ein Baumeister die Säulen und Gewölber eines prächtigen Baues überladet; und bewiesen nichts, als daß der Geschichtschreiber mehr Kenntniß, als Urtheilskraft besäße. Aus diesen Ursachen hat er sich in diesem I. Bande, vor solchen Persönlichkeiten sehr gehütet. Im II. aber wird er so geizig damit nicht seyn; aus Furcht, die Geschichte vor den Augen ihrer Zeitgenossen zu entfleischen, welche daraus von der Richtigkeit seiner Erzählungen urtheilen müßten. Er fürchtet auch den Unwillen großer Leute nicht, die ihre Namen nicht gern in der Historie sehen. Er wird sich hüten, keinen billigen Richter aufzubringen: und weis, daß verhaßte Wahrheiten, für satirische Züge gelten, wenn sie ein Schriftsteller mit einem Wohlgefallen vergrößert. Er hoffet also die Welt werde seine Parten wider diejenigen nehmen, die sich etwa für beleidiget halten möchten.

Die versprochene Ergänzung (Supplement) betreffend, die er von den itzigen Zeitläuften seit 1748 versprochen hat: so meldet er, der itzige Zustand von Deutschland nöthigte ihn, selbige noch zurücke zu halten. So lange das Feuer der Zwietracht noch brennet, würde es unbescheiden seyn, den Ursprung

ſprung deſſelben entſcheiden zu wollen. Der Proceß dauret noch: wenn er entſchieden ſeyn wird, will er den Rechtshandel bekannt machen. Er wird auch eine Sammlung geheimer Schriften davon beyfügen, die er nicht in die Geſchichte rücken mögen; um alſo den III. Band vollſtändig zu machen. Hat er in dieſem I. B. die nordiſchen Sachen, nach dem oliviſchen Frieden, zu melden unterlaſſen: ſo iſt es mit Bedachte geſchehen. Er hat alles, was Karls des XII. Kriege betrifft, die mehr in dieß Jahrhundert gehören, in einen Zuſammenhang bringen wollen.

Da wir nun auf das Werk ſelbſt kommen, ſo ſehen wir erſt: daß es unmöglich ſey, aus einem Buche dieſer Art einen Auszug zu geben. Die Menge der Sachen iſt ſo groß, und von dem Verfaſſer bereits ſo kurz und bündig gefaſſet, daß es nicht möglich iſt, ſie noch enger einzuziehen. Selbſt die Aufſchriften der XX Hauptſtücke, und ihrer Abſchnitte, würden unſern Raum übertreffen. Doch wollen wir von dem erſten einen Verſuch machen.

Nach einer Einleitung in die Geſchichte von Europa, die uns den Zuſtand deſſelben um 1618 vorſtellet, folget das Verhalten der Potentaten im dreyßigjährigen Kriege, im II. Hauptſtücke. Die Unterhandlungen und Verträge des weſtphäliſchen Friedens folgen im III. Nun kommen im IV. die holländiſchen Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich, ſeit dem Stillſtande von 1609 bis zum Frieden 1648. Das V. giebt Nachricht von der Verfaſſung der Republik der vereinigten Niederlande

und

Wohlklanges wegen in prosa durch eine Synalœphen im reden und lesen verbissen wird. Die Poesie will alles noch artiger und lieblicher haben, um so viel mehr ist dergleichen zu vermeiden, wo nicht die Lieblichkeit im Hören und Beqvemlichkeit im Lesen soll verderbet werden.

Wäre es ihnen, meine Herren, nicht zuwieder, und sollte mir so viel Zeit übrig seyn, so wollte ich einmal meine Gedanken hiervon entwerfen. Doch Sie werden meine Anmerkungen nicht von nöthen (*), und ich werde ungewisse Dinge nicht zu versprechen haben. ꝛc.

Meine Augen. Grosse Ehre; u. d. gl. Hier pflegt unsre Gesellschaft es für einen Fehler zu halten, wenn man das E weg liesse, und Mein' Augen, Gross' Ehre sagen wollte, denn man spricht in ungebundner Rede niemals so.

(*) Es wird uns allerdings überaus angenehm seyn, wenn wir von der Feder eines so gelehrten Eiferers vor das Aufnehmen unsrer Muttersprache fernere Anmerkungen unsern Beyträgen werden einrücken können. Unsre Leser werden es uns allemal Dank wissen, daß wir ihnen so wohlausgearbeitete Artickel auch von solchen geschickten Männern vorlegen, die nicht Mitglieder unsrer Gesellschaft sind. Wir aber werden es uns für eine Ehre schätzen ihren fernern Beyfall zu verdienen.

und der Statthalterschaft, bis auf Wilhelmen den II. Das VI. zeiget diesen Statthalter selbst; wie das VII. die Staatskunst der Republikaner, bis zum Widerrufe des Ausschließungsedicts 1660, nebst den Tractaten mit Cromwellen. Im VIII. sieht man die Verträge zwischen Frankreich und Spanien, seit 1648. bis zum pyrenäischen Frieden; im IX. die nordischen Händel, bis zum olivischen Frieden 1660; im X. die Wiederherstellung der Monarchie in England, nebst dem General Monk, der Verkaufung von Dünkerken, und dem Charakter Carls des II. Das XI. handelt von Ludewigs des XIV. Staatskunst, bis 1667. vom Kriege der Holländer wider Karlen den II. und vom Frieden zu Breda; das XII. von der Tripelallianz, wider Lud. des XIV. Ansprüche auf die Niederlande, und vom Achenerfrieden 1668. Das XIII. erzählet die Staatsänderung in Portugall, bis auf den Lissabonnertractat; das XIV. die französischen Ränke und Unterhandlungen von 1668. bis zum Einfalle in Holland 1672; das XVte, die Gährung in den Niederlanden, bis zur Herstellung der Statthalterschaft. Das XVIte zeiget die Staatskunst und Unterhandlungen der Mächte, von 1672 bis zum niemägischen Frieden 1678. u. 79; das XVII. das Verhalten und die Staatskunst Ludewigs des XIV. und Prinz Wilhelms von Oranien, bis 1684. Das XVIII. enthält die Absetzung Jakobs des II. in England; und Wilhelms kluges Verhalten dabey. Das XIX. die Verbindung zu Augsburg 1686, die Händel von Rom und Cöln; nebst dem Frieden zu Ryswick 1697. Endlich das

XXste

XXſte faſſet die ungariſchen und polniſchen Sachen kürzlich zuſammen, und erzählet den Carlowitzerfrieden von 1699 mit den Türken.

Wenn wir bey dem allen etwas wünſchen ſollten, ſo würde es dieſes ſeyn: daß der Hr. Verfaſſer die Quellen, daraus er geſchöpfet, etwas fleißiger am Rande angeführet haben möchte. Doch wir müſſen auch eine Probe von der Art des Verfaſſers geben, die Schilderungen großer Perſonen zu machen. Dazu ſoll uns das Bild der Königinn Chriſtina dienen, welches a. d. 267ſten S. dieſer Ausgabe ſteht.

Chriſtina, heißt es, Guſtav Adolphs einzige Tochter, ward, ungeachtet der Widerſprüche des Sohns Sigismunds, für ſeine Erbinn erkannt. Im 1646ſten Jahre ward ſie mündig, und übernahm die Regierung. Die Regenten regierten unter ihrem Namen, bis zum münſteriſchen Frieden. Die Verwirrung der großen Geſchäffte, ſo Schweden damals zu entſcheiden hatte, machte ſie gelehrig: oder vielmehr, ſie hatte noch die Geſinnungen einer Unmündigen gegen ihre Vormünder, vor deren Augen ſie erzogen wird, nicht ganz verlohren. Als aber des Kanzlers Feinde, um ſeine Macht zu ſchmälern, der jungen Königinn die Luſt zur Unabhängigkeit eingegeben hatten; als das Bücherleſen ihren Verſtand erhoben, und das Alter ihr Leidenſchaften eingeflößet hatte: ſchämte ſie ſich ihrer Ehrfurcht und Hochachtung gegen den Kanzler, und trug Belieben, ihn ihre Freyheit empfinden zu laſſen. Vielleicht

leicht hätte sie ihre Liebe zum Studiren so weit nicht übertrieben, wenn dieser Staatsmann etwas weniger gewünschet hatte: daß sie die Regierung und Reichsangelegenheiten zum einzigen Zwecke ihrer Studien und ihrer Ehrbegierde machen möchte. Man kann sagen, daß eine Neigung zum Widersetzen, ihren Eigensinn gestärket habe.

Der schwedische Hof ward mit allen Arten fremder Gelehrten angefüllet. Die ersparten Gelder wurden für Handschriften verschwendet, die mehr selten, als nützlich waren. Die Königinn machte ihren Pallast zu einer Schule, wo die Ausleger des Griechischen und Hebräischen, die Grammatiker, die Wortforscher, die Schriftgelehrten und Freygeister die Oberstellen bekleideten. Sie kostete die allerstachelichsten Arten der Litteratur, und bekam bald den Stolz eines Halbgelehrten. Sie glaubte, wegen ihrer Wissenschaft über ihr Geschlecht erhaben zu seyn, und strebte, sich dem andern zu nähern. Allein sie verlies den Wohlstand des erstern, mit vielen Tugenden, die es liebenswürdig machen; ohne eine einzige seiner Schwachheiten abzulegen. Ihr Eigensinn war fortdaurend, und schonte auch nicht einmal der großen Staatsgeschäffte. Ihr Trotzkopf wuchs mit ihrer Gelehrsamkeit, und ihr Wankelmuth hatte keine Richtschnur mehr. Oft verlohren die Vossier und Salmasier, in ihren Augen, alle ihr Verdienst und ihren Ruhm. Aus Ekel vor ihren Diatriben, Animadversionen und Exercitationen, sah sie in ihren Schriften nichts

mehr als Dornen, und das Geschwätz der Wissenschaften: und ihre pedantische Gelehrsamkeit kam ihr, wie eine Marktschreyerey vor, die unwürdig wäre, sie zu beschäfftigen. u. s. w.

IV.

Beschreibung des standesmäßigen Trauergerüstes, welches der in Gott sel. Königinn von Pohlen Majestät zu Dresden in der katholischen Hofkirche errichtet gewesen *.

Es haben Ihre Majestät, die verstorbene Königinn von Pohlen, Maria Josepha, vor Dero höchstseligem Hintritte anbefohlen, daß höchst Deroselben Exequien ohne Pracht gehalten werden möchten: wannenhero in der hiesigen Hofkirche lediglich eine Vorstellung des Sarges, nahe bey dem hohen Altare, unweit der Kantzel, aufgerichtet worden. Diese Representation war etwas erhaben, und formirte unten ein Piedestal, worauf der Sarg auf zwey noch besonders erhöheten Stuffen stand. Der Sarg selbst war mit einem schwarz samtnen mit Hermelin eingefaßten Leichentuche bedecket, worinn ein silbermohren Kreuz gestickt war, und worauf die königliche pohlnische, die sächsische und öster-

* Die Abbildung davon sehe der geneigte Leser auf dem Kupfer dieses Monaths. Dieser Aufsatz ist uns aus Dresden mitgetheilet worden.

öſterreichiſche Krone und Huth, nebſt dem Scepter lagen, ſo ſämtlich mit einem Flore umwunden waren. Die vier Seiten des Sarges waren mit 6 Schildern, nehmlich zwey mit denen öſterreichiſchen hungariſchen, böhmiſchen und ſpaniſchen, und vier mit denen pohlniſchen, littauiſchen und ſächſiſchen Wapen behangen. Die zwey Stuffen um den Sarg herum zierten 24 ſilberne Leuchter mit ſo viel brennenden Wachskerzen; imgleichen waren die Ecken mit 4 Girandeln erleuchtet. Unten an dem Piedeſtal war eine beſondere Stuffe, und oben darauf gleichfalls eine andere, mit brennenden Wachslichtern. Alles dieſes wurde eingeſchloßen mit 20 ſilbernen Gueridons, worauf eben ſo viel Girandeln von ſechs Armen ſtunden.

Die vier Königlichen Tribunen, die Balcons, und die unterſten Schäfte der Kirche waren ſchwarz bekleidet, und mit denen Wapen derer Palatinats des Königreichs Pohlen auf der rechten Seite; auf der linken aber mit denen Provinzwappen des Churfürſtenthums Sachſen behangen. In denen oberſten Arcaden in der ganzen Kirche herum hiengen ſchwarze tuchene gefaltene Vorhänge. Gleichergeſtalt waren der Hauptaltar, und die 2 Nebenaltäre ſchwarz überzogen, und erſterer mit dem vollſtändigen Wappen der Königinn, und 2 verzogenen Namen gezieret; alle drey aber mit Lichtern und Kerzen erleuchtet. Das vollſtändige pohlniſche und ſächſiſche Wapen war nebſt 2 Namen

der höchstsel. Königinn an dem Chore zu sehen, welches gleichfalls schwarz behangen war. Die übrigen Namen waren an denen Balcons allemal auf beyden Seiten eines Provinzwapens ausgetheilet, dergestalt, daß in allem 60 gestückte Wapen und 40 Namen zu sehen waren.

V.

Nachricht von einem Werke mit Kupfern, das unter dem Titel Spectaculum Naturæ & Artium herauskommen wird.

Man thut dem Publico keinen geringen Dienst, wenn man Schriften, die noch bey einigen Unvollkommenheiten, dennoch einen fast allgemeinen Beyfall erhalten haben, und so sehr gemeinnützig sind, immer nach und nach verbesserter und vollkommener erscheinen läßt. Nicht leicht wird man ein Buch finden, dessen Nutzbarkeit fast überall mehr erkannt wird, als des Commenii Orbis sensualium pictus, den man fast in allen Häusern und Familien antrifft, und nicht allein von Kindern, denen er von dem Verfasser zuerst bestimmet worden, nützlich gebraucht wird; sondern dessen sich auch Alte von allen Ständen, und Aeltern mit Vergnügen und großem Nutzen bedienen. Kinder bekommen durch Lesung dieses Buches und Anschauung der

der Figuren von den beschriebenen Sachen klare Begriffe, und diese werden ihnen auf die faßlichste Art beygebracht. Es kann dieses Buch von der ersten Kindheit an zum Lesen gebraucht werden, und Kinder werden mit Vergnügen aus demselben lesen lernen, wenn ihnen die geringste Anweisung dabey gegeben wird: weil sie wohl merken, daß sie dadurch ihre natürliche Neubegierde desto besser zu befriedigen in Stand gesetzt werden. Sie werden niemals ermüden, das Lesen dieses Buches zu wiederholen, weil es ihre Begriffe nicht übersteiget: und das fortgesetzte Lesen desselben kann einem jeden, in was für einem Stande er sey, gute Dienste leisten. Es ist auch nicht leicht ein Buch geschicklicher, eine Sprache, in der man sich gern im gemeinen Leben ausdrücken will, zu erlernen, als eben dieses Buch. Man kann sich dessen sehr bequem, ein Wort, das man etwa höret und liest, und dessen Bedeutung man sich nicht erinnern kann, nachzuschlagen bedienen. Es ist unmöglich allen Gebrauch, den ein jeder von diesem Buche nach seinen Umständen erwarten kann, zu erzählen. Es ist genug, daß sich alle verständige Leute desselben bedienen, und daß es überall gesuchet wird, so daß es nicht allein vielmal hat müssen aufgelegt werden; sondern fast in alle Sprachen übersetzt ist. Eben aus diesem Grunde eines so allgemeinen Beyfalls des Publici ist oft sehr gewünschet worden, daß sich jemand finden möchte, der die Kosten daran wagen wollte, den Mängeln dieses Buches abzuhelfen, und demselben

eine neue und beſſere Geſtalt zu geben. Nicht vor langer Zeit haben die patriotiſchen einſichtsvollen Verfaſſer der göttingiſchen gelehrten Anzeigen bey der Recenſion einer neuen Ausgabe des Orbis Picti, die Buchhändler ermuntert, dieſes Buch mit Kupfern blattweiſe herauszugeben; indem ſie dieſe wahrſcheinliche Vermuthung hinzugefügt, daß es großen Beyfall finden würde. Ich muß geſtehen, daß mich die Uebereinſtimmung ſo geſchickter Richter mit meinem Vorhaben, zu dem ſchon ehemals gefaßten Entſchluße gänzlich beſtimmet hat, ein nach der Art des Orbis Picti eingerichtetes neues und weit vollkommneres Werk, unter dem Titel: Spectaculum naturæ & artium, dem Publico zu liefern. Ich will kürzlich anzeigen, wie ich dieſes zu bewerkſtelligen gedenke.

Es werden erſtlich die Künſte und Handwerker, ferner alles, was zur Naturgeſchichte gehöret, nach einer gehörigen Ordnung in Kupfern abgebildet werden. Dieſe Abbildung wird ein Künſtler übernehmen, dem es nicht am Geiſte fehlet, die vorkommenden Figuren nicht allein richtig zu zeichnen, ſondern auch gehörig zu ordnen. Er wird es ſich nicht verdrießen laſſen, ſich in den Werkſtäten umzuſehen, um die bey einem jeden Handwerke vorkommenden Inſtrumente richtig abzuzeichnen. Dieſe Sammlung der Kupfer wird dann auch zu einem Zeichenbuche dienen können, weil man in demſelben ſo mannigfaltige Figuren antrifft, aus welchen man nur wählen darf, die man zu zeichnen Luſt hat. Ich habe zur Probe die Beſchreibung eines Kupfers

zu-

zuletzt hinzufügen wollen, damit man ſich von dieſem Werke einen deſto richtigern Begriff machen könne. Man hat mit Fleiß eine der einfachſten Vorſtellungen gewählet, damit man daraus die Fähigkeit des Künſtlers beurtheilen, und von der Ausführung eines ſo ſimpeln Stückes auf das übrige ſchließen könne. Eine jede Platte wird zugleich eine kleine Geſchichte, ſo wie hier bey dem Baume der Holzhacker, welcher von der Arbeit ermüdet, das Eichhörnchen anſchauet, vorſtellen: und dieſes wird manchmal bey den Künſten und Handwerken ein ſatiriſcher Zug ſeyn, oder was der Witz dem Erfinder an die Hand geben wird, die Aufmerkſamkeit der Leſer deſto beſſer zu erhalten. Von den Künſten und Handwerken wird man nicht leicht anderswo ſo gut unterrichtet und belehret werden, als hier in Berlin, wo ein Zuſammenfluß von allen Arten geſchickter Leute iſt: daher wird man im Stande ſeyn, alle nöthige Werkzeuge, die zu einer jeden Kunſt erfodert werden, richtig zu zeichnen und zu beſchreiben. Wem wird es nun nicht lieb ſeyn, wenn er ſich z. E. von der Buchdruckerkunſt, Bildhauerkunſt, u. a. m. und von denen dazu gehörigen Sachen und ihrem Gebrauche einen richtigen Begriff machen kann?

Zweytens werde ich die Erklärung der Kupfer in den fünf beliebten Sprachen, nämlich der lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen zum Gebrauche derer, die dieſer Sprachen kundig ſind, dabey ſetzen laſſen. Zugleich wird ſich der

der Beſorger dieſes Werks, mit der Sache einen richtigen und zierlichen Ausdruck zu verbinden bemühen.

Drittens wird der erſte Theil dieſes Werks hundert Kupfer enthalten, auch mit eben einer ſolchen Anzahl der zweyte Theil fortgeſetzet werden, und auf ſolch Papier, und in einem ſolchen Formate, wie die Ankündigung dieſes Werkes, gedruckt werden. Unter dieſen Kupfern wird man beſonders zum Unterrichte und Vergnügen der Jugend, eine Abbildung der Wappen großer Herren, die vornehmſten Kräuter, Münzen und einige Landcharten antreffen, welche den Kindern, als die erſten Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaften dienen können.

Da nun dieſes ſo nützliche Werk viele Koſten erfodern wird, ſo hat der Verleger ſich entſchloſſen, daſſelbe auf Pränumeration herauszugeben, um dadurch zu erfahren, wie viele Liebhaber ſich finden werden; weil er willens iſt, nicht mehr Exemplaria, als Liebhaber ſind, abdrucken zu laſſen; und es wird alsdann keinem, außer dem, welcher pränumerirt hat, mit dieſem Buche können gedienet werden.

Um nun dieſes Werk auf einen ſo mäßigen und billigen Preis zu ſetzen, als es nur möglich iſt, ſo will er von itzo an, bis zur Michaelismeſſe 1758 1 Rthlr. 16 Gr. Vorſchuß annehmen, da dann künftige Oſtern der erſte Theil, welcher 100 Kupfer enthalten wird, nebſt der dazu gehörigen Beſchreibung, ohne weitern Nachſchuß ausgeliefert wird; worauf denn zugleich auf den zweyten Theil gleichfalls

IV.

Unterſuchung des Worts UUIPHAIT im Schwäbiſchen Landrechte, oder, ob die Weiber der Sachſen ſich von den Schwaben beſchlafen laſſen, und dadurch ihre Erbſchaft verlohren; zur Erklärung einiger wichtigen Stücke der Sächſiſchen Hiſtorie und der alten Deutſchen Rechte ꝛc. Heraus gegeben von Johann Gottlieb Krauſen, Hiſtor. P.P. Wittenberg 1733, 4. 5 Bogen.

DEr Sachſen- und Schwabenſpiegel ſind zwey ſo merkwürdige Stücke von unſerer alten Deutſchen Sprache, daß wir in unſern Beyträgen zur Critiſchen Hiſtorie derſelben, gegenwärtiger Schrift, auch wegen der darinn gemachten neuen Entdeckungen von der Hiſtorie dieſer beyden Werke, zu erwehnen nicht würden unterlaſſen haben. Noch mehr aber hat uns hierzu angetrieben, daß hierinne nicht allein eine an ſich ziemlich dunkele Stelle des Schwabenſpiegels aus der alten Deutſchen Sprache erkläret und durch Hülfe der Hiſtorie und der Deutſchen Rechte in ihr völliges Licht geſetzet, ſondern auch beyläufig verſchiedene gute Anmerkungen vom Urſprung und der Bedeutung einiger von unſern alten Wörtern mit angebracht worden.

Der berühmte Herr D. Scherz zu Straßburg hat zwar den Schwabenſpiegel faſt mit zwanzig MSS. und alten Editionen zuſammen gehalten; Allein da er in ſeiner neuen Auflage nur um die Richtigkeit des

falls 1 Rthlr. 16 Gr. pränumeriret wird. Man kann auch auf illuminirte Exemplarien pränumeriren, und von denſelben iſt der Vorſchuß 3 Rthlr.

Wer auf dieſes Werk pränumeriren will, der kann ſich in Berlin bey dem Verleger, und in den Buchhandlungen, auch auswärts bey denenjenigen, bey welchen er dieſes Avertiſſement erhalten hat, melden. Berlin, den 20ſten April, 1758.

George Ludewig Winter.

Der Baum.	*Arbor.*	*L'Arbre.*	*L'Albero.*	*The Tree.*
Der Baum, 1 ſo groß er auch iſt, entſteht mit ſeiner ganzen Pracht aus einem ſehr kleinen Saamen.	*Arbor*, 1 quantacunque ſit, procreſcit e parvo *ſemine*;	*L'Arbre*, 1 de quelque grandeur qu'il ſoit, nait avec toute ſa magnifique parure, d'une très petite *Semence*,	*L'Albero* 1 di qualunque grandezza che' egli ſia, naſce con tutto il ſuo magnifico ornamento da un piccoliſſimo *ſeme*.	The *Tree* 1 ſo great as it is, proceeds from a little *ſeed*.
Wenn derſelbe in die Erde kömmt, wird, er fruchtbar, und treibt eine Pflanze. 2	Quod terræ inclusum fœcundatur ex profert *plantam*. 2	Quand on la met en terre, elle eſt ſecondée, & il en ſort une *plante*, 2	Quando queſto vien meſſo nella terra, egli ne vien ſecondato, e ſorge in *pianta*. 2	Which being ſet into the Earth, becomes fruitfull and produces a *plant*. 2

Dieſelbe verwandelt ſich in einen Strauch. 3	Illa abit in *fruticem.* 3	Celle-ci ſe change en un *arbriſſeau.* 3	La pianta diviene un *virgulto.* 3	Which ſhoots into a ſhrub
Aus dem Strauche wird ein Baum.	E frutice evadit arbor.	Et l'arbriſſeau devient un arbre.	Ed il virgulto creſce in Albero, che riceve il	and becomes a *tree.* 3
Die Nahrung bekömmt er aus der Wurzel; 4 welche die ſich für ihn ſchickenden Säfte an ſich zieht, und durch Röhrchen, als durch Adern, in den ganzen Baum ausbreitet.	Nutritionem accipit ope *radicis*, 4 quæ ſibi convenientes ſuccos attrahit & per tubulos tanquam per venas in totam arborem diſpergit.	Il tire ſa nourriture par la *racine*; 4 qui attire les ſucs qui lui convinennent, & les répand dans tout l'arbre par de petits canaux, comme par autant de veines.	ſuo nutrimento mezzo della *radice*; 4 La quale ſucchia gli umori convenevoli, e indi li partecipa a tutto l'albero per via di piccioli canali quaſi per tante vene.	It receives nutriment from the *root*; 4 which attracting the fitteſt ſaps, diffuſes the ſame in ſmall channels as veines, through out the whole body of the tree.
Was der Wurzel am nächſten iſt, heißt der Stamm. 5	Quod radici proximum, dicitur *ſtirps.* 5	Ce qui eſt le plus près de la racine, s'appelle la *ſouche.* 5	La parte più proſſima alla radice ſi chiama *ceppo.* 5	The part neareſt the roots is named the *trunck.* 5
Dieſer theilet ſich in die Aeſte 6 u. ſ. w.	Stirps ſe dividit in *ramos* 6	Cette ſouche ſe diviſe en *branches* 6	Si divide il ceppo in *rami* 6	which divides itſelf in *branches* 6

VI.

Fortſetzung des neulich angefangenen Artikels, von den erblichen Prieſterthümern in gewiſſen athenienſiſchen Familien. Hiſt. des Inſcriptions et belles Lettres.

p. 59.

Von achtzehn Jahren ließ man ſich in einem Flecken einſchreiben: (s) und dieſe zweyte Einſchreibung gab nebſt der Mündigkeit des Sohnes, demſelben zugleich den Genuß aller Vorrechte, die mit dem Titel eines Athenienſers verknüpfet waren.

Wenn er nun durch dieſe doppelte Formalität ein Einwohner geworden war, ſo konnte er die Vorrechte ſeiner Familie antreten; und wenn dieß eine prieſterliche Familie war, ſo konnte er auch auf das Prieſterthum Rechnung machen; wenn er nur ſonſt alle Eigenſchaften hatte, die man von den geſalbten Prieſtern erforderte, (t) das heißt keinen von denen Fehlern an ſich hatte, die mit den geiſtlichen Handlungen nicht beſtehen können, und geneigt war, ſich entweder die Beraubung gefallen zu laſſen oder denen Pflichten gehorſam zu ſeyn, welche die Geſetze des Tempels, zu welchen ihre Geburt ſie berechtigte, auferlegten.

Nachdem ſie nun ihre Proben gemachet, und alle Formalitäten beobachtet hatten, wurden ſie als Beſi-

(s) Harpocrat.
(t) Heſych. Etymolog. Auct. Æſchin. in Timarch.

Besitzer des Titels angenommen und erwählet; aber das Recht denselben zu handhaben, hieng noch von zweyen unumgänglich nothwendigen Ceremonien ab. Die erste war die Einweihung. Gebethe, Gelübde und Opfer, machten deren Wesentliches aus. Demosthenes (u) hat uns die Formel erhalten, welche die vierzehn Priesterinnen des Bachus, zugleich mit der Königinn der Opfer, in denen geheimen Ceremonien, welchen sie vorgesetzt waren, haben beobachten müssen. Diese Formel kann uns einen Begriff von allen übrigen machen. Der Archont König, als oberster Aufseher der Religion, hatte unfehlbar ein Recht, deren Diener zu ordnen: und in seine Hände legeten sie den Eid ab. Wenigstens berechtiget uns die Beschaffenheit seiner übrigen Verwaltungen, ihm auch diese als ein Vorrecht seiner Würde zuzueignen. Seine Gemahlinn, Königinn der Opfer, war es, die den Eid der Priesterinnen annahm (x), davon wir geredet haben; ein unmittelbarer Beweis der Zueignung, davon hier die Rede ist.

Die zweyte Feyerlichkeit war die Einführung. Wann das Priesterthum nur jährig, oder auf eine gewisse Zeit war; so hatte vermuthlich der Priester, dessen Zeit verflossen war, das Recht, einen Nachfolger einzusetzen. Aber dieses war der Fall bey den erblichen Priesterthümern nicht: denn da die meisten von ihnen es beständig waren, so giengen sie

(u) Demosth. in Neæram.
(x) Demosth. Ibid.

ſie erſt mit dem Tode ein. Wir ſehen alſo niemanden groß, als den König Archont, dem man das Amt der Einführung hätte übergeben können; welches gleichwohl auch eingeſchränkt und erkläret werden muß.

Wir glauben eben nicht, daß der Archontkönig allein habe opfern, und alle Prieſter ohne Unterſchied in die Tempel einführen müſſen; wir vermuthen, daß er dieſes Amt mit denen beſondern Magiſtratsperſonen getheilet habe, welche unter dem Namen φυλοβασιλέες, oder Könige der Stämme, in jedem Stamme das Anſehen hatten, was jener im ganzen Staate hatte (y). Die Aehnlichkeit der Titel zeigt eine Aehnlichkeit der Aemter an. Die Könige der Stämme machten ein Tribunal aus, darinn der König Archont den Vorſitz hatte; und deſſen Gerichtsbarkeit ſich über Gegenſtände erſtreckete, die mit der Religion eine Verwandſchaft hatten. Könnte man daraus nicht folgern, daß ſie auch die Prieſter, die zu ihrem Stamme gehöreten, eingeführet haben, und daß der Archont, als ihrer aller Oberhaupt, nur diejenigen eingeführet, die der Republik gehörten? In der That muß die Wirkung zweyer Arten des Gottesdienſtes zu Athen ſich auf die geordneten Prieſter erſtrecket haben. Die einen waren den Göttern des Vaterlandes geweihet, deren Feſte von dem ganzen Staate überhaupt gefeyert wurden, z. E. der poliadiſchen Minerva, des erechthäiſchen Neptunus, der eleuſiniſchen Ceres, der

(y) Pollux Lib. VIII. Heſych.

der theosmophorischen Ceres. Die übrigen waren nur Priester einzelner Gottheiten in jedem Stamme, in jeder Curie, und in jeder Familie (z), denn jede von diesen untern Abtheilungen hatten ihre Götter. Alle miteinander hatten gemeine Gesetze, sie hatten allgemeine oberkeitliche Personen, und allgemeine Rathsversammlungen: alle mit einander wohneten denselben Zusammenkünften bey, und nahmen gleichen Theil an der Ausführung der Geschäffte; eine jede für sich aber, hatte ihre eigenen Richter, ihre Oberhäupter, besondere Tribunale, Gottesdienste, Sagen, und persönliche Gebräuche. (a) Kurz Athen war eine große Republik, die aus vielen kleinen Republiken entstanden war, die unter einander verbunden waren, ohne daß sie darum aufgehöret hätten, unterschieden zu seyn.

III. Artikel.

Endlich kann man noch fragen, und diese Frage ist die allerschwierigste unter allen denen, die das mit gewissen Familien verbundene Priesterthum betreffen. Man könnte nämlich fragen, ob dergleichen Stellen durch eine Erbfolge vom Vater auf den Sohn gekommen sind? oder ob sie wahlfähig gewesen? das heißt, ob sie dann, wann sie erlediget waren, alle, die aus eben der Familie waren, ein gleiches Recht gehabt haben, darnach zu streben? In dem ersten Falle, fraget sichs: gieng die Wahl nach der Ordnung der Geburt, oder wählete sich der

(z) Pausan Lib. I. Cap. 31. Harpocrat.
(a) Lysias adverſ. Pancleonem.

der mit dem Prieſterthume verſehene Vater einen Nachfolger nach Belieben aus ſeinen Kindern? Im zweyten Falle fraget ſichs, wem das Recht zur Wahl zugekommen iſt? Hat ſelbiges bey dem König Archonten oder bey dem Könige der Stämme geſtanden? bey dem ganzen verſammleten Volke, oder nur bey dem Stamme der Curie, oder der Familie, wenn man dieß Wort in dem allerweitläuftigſten Sinne nehmen will? Kurz, ſtand es bey den Anverwandten einen zu wählen?

Bevor man dieſe Frage entſcheidet, ſo müſſen wir bemerken, daß ſie nicht auf diejenigen Prieſterthümer gezogen werden kann, welche den ehloſen Stand erfoderten, z. E. die Würde eines Hierophanten in Eleuſis; und daß alſo die Wahl nur in denen Fällen Statt hat, wo eben die Bedingung der Ehe nicht nöthig war. So war unter andern die oberſte Prieſterwürde des erechtheiſchen Neptuns beſchaffen.

Viele Urſachen veranlaſſen uns gar zu glauben, daß auch dieſe letztern nicht erblich geweſen. Wären ſie gleich in gerader Linie vom Vater auf die Kinder gekommen, ohne Anſehen der Nebenlinien; ſo wären ſie doch zugleicher Zeit beſtändig, durch eine Art von Vertretung, bey demſelben Aſte geblieben: welches gar nicht wahrſcheinlich iſt. Wie iſt es in der That wohl wahrſcheinlich, daß ein Theil der Familie allein des Vorzuges genießen ſollte, der ihr ganz und gar zugehöret? Anſtatt eines wirklichen Vorzuges, würden die übrigen

nur

nur ein unnützes Recht besessen haben? Diese Betrachtung wird aus dem Leben Lykurgs des Redners bestätiget, welches bereits verschiedene male angeführet worden. Dieser Lykurg war aus dem Stamme der Eteobutaden (b): allein er hatte dennoch nicht das Oberpriesterthum vom Neptun verwaltet, welches doch in seinem Hause erblich war; und gleichwohl waren seine beyden Söhne mit dieser Würde bekleidet. Der zweyte, Namens Lykophron, war die Wurzel einer sehr fruchtbaren Nachkommenschaft; aber seine Nachfolger erbten seine Würde nicht. Nach ihm gieng das Priesterthum von seinem Aste weg, und kam nur zweymal zu verschiedenen Zeiten, und in dem Zwischenraume verschiedener Menschenalter wieder hinein.

Man liest im Pausanias (c), daß Acestia eine Nachkömmlinginn des Themistokles, alle ihre Ahnen vom Aeltervater an, als Lampadophoren der eleusinischen Ceres gezählet, und daß ihr Bruder, ihr Gemahl, endlich auch ihr Sohn, eben dieselbe Würde bekleidet haben. Dieses merket der griechische Schriftsteller als etwas sonderbares an, als ein seltenes und sogar einzelnes Glück. Wir müssen also aus seiner Bewunderung schließen, daß dieß Priesterthum nicht erblich gewesen: denn wäre es dieß gewesen, worüber hätte sich denn Pausanias gewundert? Daß Acestia ihren Aeltervater gesehen hat! das ist eben kein Bey-

(b) *Plutarch* in Lycurg. orat.
(c) Pausan Lib. I. cap. 37.

Beyſpiel ohne gleichen. Daß eben dieſelbe Würde von ihren Vorfahren auf ihre Nachkommen gekommen iſt; das iſt ja ganz natürlich, wenn man ſie als erblich vorausſetzet. Daß aber alle die von ſeinem Stande, nach und nach eine nicht erbliche Würde beſeſſen, das iſt das Wunderbare, worüber Pauſanias die Aceſtia ſelig preiſt: indem Pauſanias den höchſten Begriff von den eleuſiniſchen Geheimniſſen hatte, oder ſich doch ſo ſtellete, und ihm folglich alles groß vorkam, was dieſen Dienſt betraf.

Sind aber dieſe Prieſterthümer, die mit gewiſſen Familien in Athen verbunden waren, wahlfähig geweſen, wie wir muthmaßen: wem kam denn in dergleichen Falle das Recht zu wählen zu? Dieß iſt der zweyte Theil unſerer Aufgabe. Wir wollen verſuchen ihn eben ſo aufzulöſen, als den erſten.

Das Volk hatte an dergleichen Wahlen keinen Theil, weil man ſie nicht als Staatsſachen anſah. Man weis überhaupt, daß es ſchwer war, die Athenienſer zuſammen zu kriegen; und daß man ſie ſogar durch Austheilung von Gelde auf den öffentlichen Markt zuſammen bringen mußte: welches denn gegenwärtige Wahlen ſehr ſelten, und gar zu koſtbar gemacht haben würde. Wären ſie aber ohne allen Eigennutz abgelaufen, ſo würden wir im Ariſtophanes etliche Spöttereyen wegen dieſes Unterſchiedes finden.

Außerdem iſt es gewiß, daß das ganze Volk ſich in keine Sache mengete, die nur eigentlich einen

Stamm ins besondere angieng. Die Stämme allein wähleten ihre obrigkeitlichen Personen, sie setzten sich ein Oberhaupt welches unter dem Namen **Epimeletes** (d) oder **Verwalter**, ihnen vorstund. (e) Wann sich nun das Volk in die innere Verwaltung eines Stammes nicht gemenget hat; so wird es noch viel weniger sich in das gemenget haben, was nur eine einzelne Familie betraf.

Wir wollen eben das von dem Stamme selbst sagen. Dieser theilete sich, wie oben gemeldet worden, in drey Curien, die eine jede ein Oberhaupt hatten, welches sie selbst wähleten, und welches durch den Namen **Phratiarchus** ihnen eben das war, was **Epimeletes** unter den Stämmen bedeutete. Diese Verschiedenen Abtheilungen der Republik, die gleichseitig frey in der Wahl ihrer besondern Obrigkeiten waren, genossen auch in der Wahl der ihnen eigenen Priester eben der Unabhänglichkeit: denn sie waren gleichsam so viele einzelne Körper, die zugleich bürgerlich und geistlich waren. **Mein Vater**, saget **Aeschines**, **ist aus der Curie welche gemeinschaftliche Altäre mit den Eteobutaden hat.** (f) Von diesen Curien verehreten einige die thesmophorische **Ceres** und die **Proserpina**, die andern den **Apollo** und die **Diana**, **Cybele**

(d) Ursprünglich heißt das Haupt eines Stammes, Phylarchus; allein seitdem dieses Wort seine natürliche und erste Bedeutung verloren, da es der Titel einer militerischen Würde geworden, setzte man den Namen Epimeletes an dessen Stelle, um alle Zweydeutigkeit zu heben,

Textes beſorgt geweſen, ſo müſſen wir deſſelben Erklärung ſolcher Stellen erſt in denen von ihm verſprochenen Anmerkungen über dieſes alte Geſetzbuch erwarten. Der Herr Geh. Rath Gundling aber, von dem man was gründliches von dieſer dunkeln Stelle in ſeiner vorgehabten Diſſertation de Jure Suabejæ hätte hoffen können, hat davon, ſo viel bekannt iſt, nichts zu Papier gebracht.

Es iſt aber dieſe Stelle in Herrn Scherzens Auflage des Schwabenſpiegels im 381. Hauptſtücke zu finden und enthält eines von den drey Vorrechten, welche die Sachſen wieder König Carls Willen ſollen beybehalten haben. Die hieher gehörigen Worte ſind: Daz Suuæbiſche recht durch die uuiphait. Jus Svevorum intuitu fœminarum, wie es Herr Scherz überſetzet, oder das Schwäbiſche Geſetz wegen des weiblichen Geſchlechts, wie man es nach unſerer heutigen Mundart geben könnte. Denn daß das Wörtlein durch damals in dieſem Verſtande gebraucht worden, erweiſet der Herr Autor aus andern Stellen des alten Texts des Schwabenſpiegels; und daß man das weibliche Geſchlecht UUiphait genennet, verſichern uns die von P. Peß herausgegebenen Gloſſæ Monſeenſes und der alte Deutſche Poet, von dem wir dem IV. Stücke unſerer Beyträge p. 607. eine Probe einverleibet.

Da nun im Schwabenſpiegel nirgend zu finden iſt, was dieſes für ein Recht wegen des weiblichen Geſchlechts geweſen: So zeiget der Herr Verfaſſer, daß dieſes 381. Hauptſtücke anfangs nicht im Schwabenſpiegel geſtanden, als welcher ſich mit dem 366. Hauptſtücke geendiget; ſondern, daß es erſt nach der

Zeit

Cybele, Minerva und Venus. Auch Caſtor und Pollux wurden noch von den Einwohnern zu Cephale beſonders verehret; die zu Phlya zeigten noch die Altäre des Bacchus Florides, der Diana Luciſera, und der ismeniſchen Nymphen. Bey den Marathoniern hatte Herkules einen Tempel, (g) und bey den Athmoneern hatte Diana Amaryſia einen. Alle Prieſter nun ſolcher Localgottheiten, wurden allem von den Einwohnern jedes Ortes gewählet. Ich bin gewählet worden, ſaget Demoſthenes im Namen ſeiner Clienten, von den Einwohnern meiner Curie, um mit den angeſehenſten von uns, um das Prieſterthum des Herkules zu looſen. (h) Aus dem nun, daß der Stamm ſich nicht in die Verwaltung der Curie gewaget hat, folget: daß er ſich noch weniger ein Recht über dem was in den Familien vorgieng, werde vorbehalten haben.

Eben ſo wollen wir auch von der Curie urtheilen, von der jede Familie abhieng, und ſchließen: daß die prieſterlichen Familien ganz allein die Wahl gehabt haben, davon die Rede iſt. Allem Anſehen nach hat wohl der Archont-König den Vorſitz bey ſolchen Wahlen gehabt, wenn es auf die Vergebung eines öffentlichen Prieſterthums angekom-

ben, und nicht beſtändig den Anführer eines Kriegsheeres mit einer obrigkeitlichen Perſon zu verwechſeln.

(e) Demoſth. in Theocrin.

(f) Aeſchin. de falſa legat.

(g) Pauſan. Lib. I. C. 31.

(h) Demoſth. in Eubulid.

men ist, wie z. E. der poliadischen Minerva und eleusinischen Ceres ihres: allein bey den besondern Priesterthümern fiel hier die Sorgfalt auf die Könige jedes Stammes.

Ueberhaupt war es natürlich, daß die Bewahrer eines Dienstes auch das Recht hatten, dessen Priester auszusuchen. Dieß ist eine fast nothwendige Folge des Vorrechts, welches sie genossen. Eine Stelle im Aeschines bestätiget diese Meynung. (i) Nachdem dieser Redner bemerket hat, daß ein jeder, der zu Athen ein öffentliches Amnt bekleidete, es mochte nun seyn von welcher Beschaffenheit es wollte, von seiner Verwaltung Rechenschaft geben mußte, so füget er hinzu: die Priester wären eben sowohl als andere schuldig Rechenschaft zu geben, und nicht nur die Priester allein, sondern auch die priesterlichen Familien überhaupt. Z. E. die Eumolpiden, die Cerycen ꝛc. Dieß sind merkwürdige Worte, die wir als einen Beweis anführen zu können glauben, daß diese Wahl lediglich den Familien selbst vorbehalten gewesen. Denn was hätten sonst die Familien für Verantwortung gehabt, wenn sie nicht für einen Gegenstand hätten stehen müssen, den sie selbst geliefert hätten? Und konnten sie wohl für ihn stehen, wenn sie nicht die Freyheit gehabt hätten, ihn auch zu wählen?

Pol-

(i) Aeschin. in Ctesiph.
(k) Pausan. Lib. I. Cap. 37.

Pollux ſetzet unter die Verrichtungen des Archont-Königes, dieſe, daß er die Zwiſtigkeiten der prieſterlichen Familien entſchieden. Dieſe Zwiſtigkeiten ſcheinen uns anzuzeigen, daß die Prieſter, davon wir hier reden, gewählet worden, und die Wahl den Familien überlaſſen geweſen. Ein von Vater auf Sohn erbliches Prieſterthum, oder auch ein wahlfähiges, aber deſſen Wahl nicht auf die Familie gekommen wäre, würde niemals in dem Falle geweſen ſeyn, Streitigkeiten unter denen zu veranlaſſen, aus welchen ſie beſtanden.

Nun müſſen wir noch wiſſen, in was für einer Forme die Wahl geſchehen? ob es durch Stimmen, oder durchs Loos geſchehen: denn dieſe zwey Arten der Wahlen waren bey den Athenienſern gebräuchlich, theils für die Prieſter, theils für die Obrigkeiten. Es gab ſogar Fälle, wo beyde zu gleicher Zeit gebrauchet wurden, wie z. E. Herkuls Prieſterthum, davon Demoſthenes in einer bereits angeführten Stelle redet.

Es ſcheint, daß die Wahlen, davon die Rede iſt, durch Stimmen geſchehen ſind. Dieſe Art dabey zu verfahren, rechtfertigte die Strenge des Geſetzes, nach welcher die ganze Familie für denjenigen Prieſter ſtehen mußte, der ſie vorſtellete. Außerdem iſt das Exempel von ſechs Familien eines Aſtes, welche von Vater auf Sohn das Amt der Lampadaphoren bey der eleuſiniſchen Ceres verwaltet, ein Beweis, daß deſſen Wahl nicht dem ungewiſſen Ausgange des Looſes unterworfen geweſen.

Dieß iſt alles, was wir von dem erblichen Prieſterthume gewiſſer athenienſiſcher Familien haben auftreiben können. In den folgenden Artikeln wollen wir jede prieſterliche Familie ins beſondere betrachten.

VII.

Arcadum Carmina, pars altera, ad eminentiſſimum & reverendiſſimum Principem Georgium, S. R. E. Cardinalem ab Auria. (Doria). Romæ 1756. ex Typogr. Joſ. & Phil. de Rubeis, apud Pantheon in via Semin. Rom. in 8.

Obgleich die arkadiſche Schäfergeſellſchaft zu Rom, ihrer erſten Stiftung nach, zur Verbeſſerung des gar zu ſchwülſtigen und überwitzigen Geſchmackes, in der wälſchen Dichtkunſt und Beredſamkeit des vorigen Jahrhunderts, geſtiftet worden: ſo haben ſich doch ſeitdem auch verſchiedene Liebhaber der lateiniſchen Poeſie darinn gefunden und hervorgethan. Sie haben bereits vor dreyßig Jahren eine Sammlung ſolcher arkadiſchen lateiniſchen Gedichte ans Licht geſtellet, davon vorm Jahre eine neue Auflage erſchienen iſt. Hier aber erhalten wir eine zweyte Sammlung derſelben, die uns zeiget, daß es noch itzo Liebhaber der römiſchen Muſen unter ihnen giebt, die ſelbſt Fähigkeit haben, ihnen nachzuſingen.

Der

Der Custos von Arkadien, Hr. Michael Joseph Morei, ein würdiger Nachfolger des Crescimbeni, widmet diese Sammlung dem Cardinal Doria, in einer ungebundenen Zuschrift, und erinnert ihn: daß sie in ihrer Jugend in einerley Schulen studiret hätten; daß er Legat zu Bononien, und päbstlicher Nuntius auf der Kaiserwahl zu Frankfurt gewesen. u. s. w. auch von 35 Jahren den Cardinalshut erhalten; und den Musen allemal zugethan verblieben sey. In der Vorrede heißt es, daß man nach Verlauf von 35 Jahren erst den II. Band dieser Gedichte veranstaltet; und daß man dasjenige, was nach heydnischen Fabeln, Gebräuchen und Sitten schmecket, für bloße Zierrathe der Dichtkunst anzusehen habe.

Die Censur dieser Gedichte haben zehn arkadische Schäfer mit sehr fürchterlichen griechischen Namen unterschrieben; worauf noch der Generalcustos, Myreus Ropheaticus, und der Untercustos, Narindus Tritonides, den Druck verstatten. Darauf folgen noch vier andre Bewilligungen, vom P. de Rubeis, vom Magistro Sacro Palatii, Philipp Maria Pirelius, vom Frater Dominicus Vincent. Maria Bertucci, einem Predigermönche, und Frater Vincentius Elena, Magistri Sacri Palatii Socio, aus demselben Orden. Das Verzeichniß der arkadischen Mitglieder, die an diesen Gedichten Theil haben, beläuft sich auf 40, und es werden hier sowohl ihre Gesellschafts- als ihre eigene Namen genennet: darunter wir auch den Crisenium Berocnsem, d. i. unsern Hrn. Professor Johann Gottlob

lob Böhmen, als den einzigen Deutſchen, mit Vergnügen erblicken.

Das I. Gedicht iſt auf die Geburt Chriſti, und hebt ſo an:

Scilicet hic bonitas tua te, Rex magne Deorum,
Impulit, unigenam cœlo demittere ab alto,
Ut velles gnatum: mortali in veſte ſacerdos
Eſſet, qui noſtra, ſimul eſſet & hoſtia, qua nos
Ab ſcelere antiquo, concreta & labe parentum
Ablueret, crucis horrendam facturus ad aram.

Das II. iſt an die Gottesgebährerinn, (ad Deiparam,) eine Ode: worauf ein Sermo in Verſen oder eine Satire, folget. In der Mitte heißt es:

Ut dicam plane, modicum mihi, vel prope nullum
Broccus uti putat, (hac in re non peſſimus auctor)
Ingenium eſt. — — — — — —
— — — — — — Facere ullum
Non ego mortalem ſuetus ludumque jocumque,
Aegrum animi quemquam; ipſe ſibi modo ſtrenuus adſit,
Ac vitiis obſtet, quantum pote: Ferre ſed iſtos
Qui valeas quæſo Nebulones, qui ſibi nullas
Quærere opes ſolertes, at faciunt tamen hoc plus,
Ut ſe, ſponte malos, populo quacunque probare
Contendant ratione: bonos autem, quotquot ubique
Sunt, habeant præ ſe contemtos, ridiculosque?
Hosce impuratos homines, ſi quid mea poſſunt
Carmina, depexos pulchre dabo; nullus ut urbis
Contentos in ſe digitos non horreat omnes.

Es kömmt uns die Luſt an, dieß zu verdeutſchen:

Ich ſag es frey heraus: Wie Broccus von mir ſpricht;
(Und wer erkennt und glaubt an dieſen Richter nicht?)
So iſt mein Witz ſehr klein, wo ich noch welchen habe ꝛc.
— — — Zwar mein ſatiriſch Lachen
Pflegt keinen Sterblichen zu Hohn und Spott zu machen,
Wenn ſie nur ſelber ſich durch Laſter nicht vergehn.
Allein wie geht es an, den Böswicht auszuſtehn,
Der ſelbſt zum Guten faul, ſein ruchlos böſes Leben
Dem Volke täglich ſucht für köſtlich auszugeben;
Die Tugend aber ſelbſt, und wer ſie ehrt, verlacht,
Und neben ſich verhöhnt, ja zum Gelächter macht?
Den albern Taugenicht, dafern nur meinen Liedern
Nicht alle Kraft gebricht, will ich gewiß zergliedern:
Ich kämm' ihn wahrlich ſo: daß in der ganzen Stadt,
Kein Finger bleibt, den er nicht auch zu ſcheuen hat.

Ein Gedicht vom Athemholen, und eins von Flüſſen, hat den P. Burgunder aus Breſcia, einen Jeſuiten, zum Verfaſſer. Der Graf Zampieri hat eine Elegie aufgeſetzet, worinn er ſich entſchuldiget, daß er nicht nach Rom komme; und noch eine auf die olympiſchen Spiele der Arkader. Hr. Petrinius, ein Präneſtiner, beſinget ein Mädchen ſo:

Si flavos meditor tuos capillos,
Mellitos oculos, ſuave labrum,
Dico te Veneri parem; puella.
Si dulciſſima verba delicata

Contemplo, eloquiumque gratioſum,
Parem te voco Palladi, puella.
Si regale animi decuſque frontis
Cerno, quo rutilans venuſta fulges,
Junoni puto te parem Puella.
Si vero rigidam penetro qualem
Mentem in pectore ferreo recondis,
Quo noſtrum renuis ſevere Amorem;
Quo ſpernis teneram cruenta Amorem:
Nego te Veneri, nego Minervæ,
Junoni nego te parem, Puella.

So haben wir nun von verſchiedenen Arten Proben gegeben; von allen iſt ſolches aus einem Bande von 302 S. unmöglich. Von unſers Hrn. Prof. Böhms Gedichten ſtehen aus der erſten Ausgabe derſelben, auf der 71, 72 und 73ſten Seite fünf kleine Stücke. Doch die kennen unſre Leſer ſchon. Und hierbey müſſen wir ſtehen bleiben, wenn wir zuvor überhaupt verſichert: daß ein ſehr feiner altrömiſcher Geſchmack faſt in allen Arten der Gedichte darinn herrſche, welcher die Leſer deſtomehr vergnügen wird, je bekannter ſie mit den ſchönſten Muſtern des lateiniſchen goldnen Alters geworden ſind.

VIII.

Johann Adolf Hoffmanns politiſche Anmerkungen von der wahren und falſchen Staatskunſt, worinn aus den Geſchichten aller Zeiten

Zeiten bemerket wird, was den Regenten, Bürgern und Einwohnern eines Landes zuträglich, oder ſchädlich iſt. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage mit kön. P. u. churf. Freyheit. Hamb. verl. Joh. Carl Bohn 1758.

Der ſel. Verf. hat dieß Werk anfänglich in Holland lateiniſch, hernach 1725 deutſch herausgegeben, aber ſehr verbeſſert und ergänzet. Da er einen großen Theil ſeines Lebens in fremden Landen und auf Reiſen zugebracht, und das nicht wie ein Jüngling, ſondern wie ein gelehrter Mann, der Einrichtungen der Staaten und Sitten der Menſchen beurtheilen kann: ſo darf man nicht denken, daß dieſe Politik eine Frucht der Studierſtube, von irgend einer platoniſchen Republik zu nennen iſt. Eine ſtarke Beleſenheit in den Schriften der Alten, iſt mit einer männlichen Erfahrung neuerer Dinge vereiniget worden; um dieſe Anmerkungen zu Stande zu bringen.

Der ſel. Verf. hatte eine Lebensart, die ihn in die Häuſer der Großen und Staatsleute, des vornehmſten Adels, und der reichſten Handelsleute in Holland und England zu bringen pflegte. Dieß war ſeine große Schule, und hier ſchöpfte er einen großen Theil der Kenntniſſe, die er in ſein Buch brachte. Seine letzten Jahre brachte er in Hamburg zu, welches ein deutſches Amſterdam zu nennen iſt. Wir erinnern uns mit Vergnügen ihn daſelbſt 1729 geſprochen zu haben; und müſſen ihm

das

das Lob eines ernsthaften Philosophen, der aber die Welt kennete, beylegen.

Die erste Ausgabe dieser Staatskunst war in wenigen Jahren abgegangen, als man die zweyte besorgte. Da aber die Schreibart des sel. Hofmanns, der als ein Niedersachs niemals nach Obersachsen gekommen war, hin und wieder nach dem Niederdeutschen schmeckete: so hatte sich ein uns unbekannter Gelehrter die Mühe nicht dauren lassen, die Bücher desselben von der Zufriedenheit, durchgehends zu verbessern. In dem 19 St. der Beyträge zur krit. Histor. der D. Spr. Poesie und Ber. war diese Bemühung sehr gebilliget worden. Und eben dieses günstige Urtheil hat erwähnten Gelehrten aufgemuntert, auch diesem trefflichen Werke einen so nützlichen Dienst zu erweisen. In der zweyten Ausgabe schon, hatte der oberdeutsche Leser keine Ursache sich an der Schreibart eines Mannes zu stoßen, der in den Sachen selbst alle Aufmerksamkeit der Staatsleute und Kenner verdienete.

In dieser dritten Auflage ist alles noch mehr berichtiget worden. Man hat die Durchsicht desselben einem Manne anvertrauet, zudem man ein Vertrauen in diesem Stücke haben konnte: und dieser hat das Seine redlich geleistet. Die Zeiten sind Gottlob! vorbey, da man die Barbarey im Ausdrucke für keinen Schandfleck der Bücher hielt; oder in Ansehung der deutschen Schreibart ein Freygeist war, der sich an keine Regeln binden wollte.

Auch

Zeit aus dem Sachſenſpiegel von Wort zu Wort abgeſchrieben und dem Schwabenſpiegel beygefüget worden, und man daher die Erläuterung dieſes Rechts im Sachſenſpiegel zu ſuchen habe. Dieſes zu beweiſen hat er ſich die Mühe genommen, dieſes ganze Hautſtücke mit dem 18. Capitel des erſten Buches des Sachſenſpiegels genau zuſammen zu halten, und beydes nebſt dem Niederſächſiſchen Texte unter einander geſetzt, auch die verſchiedenen Arten zu leſen im Hochdeutſchen Texte des Sachſenſpiegels aus drey MSS. der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek unten beygefügt, um dadurch zugleich deutlich zu zeigen, wie beyderley Mundart vor 400. Jahren gegen einander ausgeſehen. Denn das MS. vom Sachſenſpiegel dem man hier gefolget, iſt ohngefähr im Jahr 1260. oder 1270. zu Quedlinburg, das vom Schwabenſpiegel aber zu Anfang des XIV. Jahrhunderts in Schwaben geſchrieben worden. Wir wollen unſerm Leſer nur ein Stück davon zur Probe vorlegen; dabey zu merken iſt, daß allezeit die erſte Zeile die Hochdeutſchen Worte des Sachſenſpiegels, die andere die Niederſächſiſchen aus der Zobelſchen Edition von 1614. und die dritte die aus dem Schwabenſpiegel enthalte, unten aber von den drey Leipziger MSS die Numern ſo behalten worden, wie ſie Herr D. Gärtner in ſeiner Vorrede zum Sachſenſpiegel bezeichnet hat.

Drier hande Recht behielden die Saſſen weder 1 Karles willen.

Drier hande Recht behelden de Saaſen weder Karls wille.

Drier hande recht behielten die Sahſen wnder Kunig Karls wiſſen.

Auch die gelehrtesten Schriftsteller glauben itzo schon, daß man im Deutschen eben so wohl schön und richtig schreiben müsse, als in allen andern ausgebesserten und gelehrten Sprachen. Und giebt es ja noch einige von altem Schrote und Korne, die solches für eine Grübeley halten: so werden sie bald durch die Erfahrung lernen, daß man ihnen wie jenem bey Canitzen zuruffen wird:

Er schreyt: Mein alter Rock der wird mit besser stehn!
Gebt ihm den alten Rock; und laßt den Narren gehn!

Die neue Vorrede hat uns diesen Vers in das Gedächtniß gebracht, da sie die richtige Schreibart des Deutschen, mit einem Manne in einem wohlgemachten Kleide vergleicht; mit dem viele lieber umgehen, als mit einem, der sehr altväterisch aufgezogen kömmt. Der Herr Verfasser der Vorrede rühmet sich zwar nicht, bereits alles zur Vollkommenheit gebracht zu haben: allein das zeiget uns eben seine Einsicht auf eine vorzügliche Art. Nur diejenigen können sich einbilden, es sey sehr leicht eine fehlerfreye Schrift aufzusetzen, die weder die Sprache, noch die Sprachkunst auf die Hälfte kennen. Wer beydes näher eingesehen hat, und eines Lucians Solöcisten, mit einiger Anwendung auf seine eigene Muttersprache gelesen hat, wird wissen und gestehen: daß nichts so schwer sey, als nur eine einzige Seite ohne grammatische Schnitzer zu schreiben.

Es sind aber in dieser neuen Ausgabe auch andre Verbesserungen gemachet. Man hat die Undeutlich-

lichkeit der Ausdrücke zu heben gesuchet, und das zu einer Zeit, da man anfängt in einer gewissen Dunkelheit der Redensarten, das Lob des Witzes und der Scharfsinnigkeit zu ersagen. Man hat die angeführten Stellen ein wenig richtiger angezogen. Die poetischen Uebersetzungen sind von dem vorigen altfränkischen Zwange befreyet, und besser verdolmetschet worden. Auch die in den Noten befindlichen lateinischen Anweisungen, nach der alten Mode, sind verdeutschet; und wo es nöthig gewesen, gewisse kleine Anmerkungen, doch sparsam beygefüget worden.

Endlich ist auch Papier und Druck den übrigen Schriften der sel. Verfassers gleich, d. i. etwas ansehnlicher gemachet worden. So wird sich denn dieß gründliche und nützliche Werk wohl schmäucheln können, auch in die Hände angehender Staatsleute zu kommen; die itzo alle Weisheit der Regenten bloß in einem Montesquiou zu suchen pflegen. Unser deutscher Montesquieu ist gewiß werth, wenigstens jenem an die Seite gesetzet zu werden: und wenn er nicht so vielen flüchtigen und blendenden Witz zeiget: so wird er an Gründlichkeit und Menschenliebe ihm gewiß nichts zuvor geben.

IX.

M. Accii Plauti Comœdiæ, recensuit & Chrestomathia philologica instruxit, Joannes Petrus Millerus. T. I. II. & III. Berolini 1755. Sumtibus A. Haude & J. C. Speneri. in 8.

Wir

Wir sind ohne unsre Schuld unsern Lesern die Nachrichten von dieser schönen Ausgabe classischer Schriftsteller, eine Zeitlang schuldig geblieben. Vorizo aber sehen wir uns im Stande, das versäumte nachzuholen. Wir haben den Plautus noch nicht angekündiget, der doch nicht nur vorzüglich schön, sondern auch mit so vielen gelehrten Zusätzen des Hrn. Herausgebers versehen ist, daß er eine besondre Aufmerksamkeit verdienet.

In einer sehr wohl geschriebenen Vorrede vertheidiget der Hr. Rector Miller sein Vorhaben, einen so leichtfertigen Schriftsteller ans Licht zu stellen. Hier erzählet er die Lobsprüche, die dieser Dichter verdienet; sein hohes Alterthum, da er der älteste der römischen Schriftsteller ist, von denen wir etwas Ganzes übrig behalten haben; seinen Witz; seine spaßhafte, und doch natürlich schöne lateinische Schreibart; die Mannigfaltigkeit der von ihm abgehandelten Charaktere und Materien; die guten Sittenlehren, die er mitten in seinen Possenspielen eingestreuet, u. d. m. Glaubte nun ja jemand, daß dieß alles auch ohne den Plautus zu erhalten gestanden: so warnet er ihn doch, deswegen diesem Poeten noch nicht den Abschied zu geben. Alle übrigen Schriftsteller nämlich reden das Latein als Gelehrte, so wie es in ihren Reden, Gedichten, Geschichten und Lehrbüchern eingeführet und nöthig war. Wie aber die Römer in ihrem Privatleben und täglichem Umgange geredet haben, das kann man

man aus keinem von allen, sondern bloß aus dem Plautus und Terenz erlernen. Doch muß man hier freylich das Pöbelhafte, so im Plautus noch vorkömmt, nicht für die allgemeine Sprache aller Römer halten.

Camerarius, Lambinus, Taubmann und **Gronov** der ältere, u. s. w. hatten vor ihm schon am Plautus gearbeitet: und in deren Fußtapfen ist Hr. R. M. fleißig getreten; hat aber auch selbst etwas von dem Seinen hinzugethan. Vom **Operarius** und **Pareus** hätte er viel zu sagen, wenn es den Gelehrten nicht schon bekannt wäre. Er hätte sehr gewünschet, daß des letztern Lexicon Plautinum herausgekommen wäre: allein so hat er selbst eine plautinische Chrestomathie aufsetzen müssen, um dem Leser den Verstand der schwersten Stellen zu erleichtern. Diese ist nun sehr fleißig ausgearbeitet, und giebt dieser Auflage einen besondern Vorzug; machet auch dem Hrn. Verfasser ungemein viel Ehre.

Wir hätten wohl wünschen mögen, daß derselbe auch das auf der zwickauischen Bibliothek vorhandene Manuscript etlicher plautinischen Lustspiele noch zu Rathe gezogen hätte; welches noch von keinem Herausgeber gebrauchet worden. Da es aber nicht geschehen, wollen wir die vornehmsten verschiedenen Lesearten, aus dem einen derselben, in dem IV. Bande der Sammlungen der Geschichte der freyen Künste, der gelehrten Welt, als eine Probe von ihrer Wichtigkeit, künftig vorlegen.

X.

Vier Aufsätze von der deutschübenden Gesellschaft zu Wittenberg, herausgegeben.

Leipzig in Lankischens Buchhandlung 1758. in 4.

Es ist uns allemal angenehm, wenn wir auf unsern hohen Schulen eine zunehmende Liebe zur deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit wahrnehmen. Wir haben also auch diese ersten Proben von einer neuen deutschübenden Gesellschaft zu Wittenberg nicht ungerühret erblicken können; zumal da die Aufsicht des Herrn Prof. Titius, unter welcher dieselbe steht, ihr zu vielem Ruhme gereichet, und eine vorzügliche Dauer verspricht. Wittenberg hat an dergleichen Uebungen bisher einen Mangel gehabt; wird aber künftig keiner andern Universität, wie in andern Arten der Wissenschaften, also auch in diesem patriotischen Fleiße, etwas nachgeben dörfen.

Diese vier Aufsätze nun handeln 1. von der Beredsamkeit des Wohlstandes; und diese ist von Herrn Zimmern. Der P. Rapin hat vom Wohlstande (des Bienseances) etwas geschrieben: und der Herr Verf. machet sich hin und wieder seine Betrachtungen zu Nutze. Uebrigens ist nichts gewisser, als daß ein Redner, durch Versäumung, oder Verletzung des Wohlstandes, oft seinen Absichten sehr hinderlich fällt. Nur daß die ganze Beredsamkeit

mehr im Wohlstande allein zu suchen sey, können wir uns noch nicht überreden.

Der II. Aufsatz beweist, daß ein wahrer Rechtsgelehrter nothwendig ein rechtschaffener Freund seyn müsse; ist von Herrn Justen. Man muß die Rechtsgelehrten in ihrem ersten Ursprunge suchen, nicht aber im heutigem Verstande nehmen, wenn man diesen Satz für wahr halten soll.

Der III. Absatz ist eine Gegenrede, auf Herrn Justs Abschiedsrede. Auch diese ist von einem Freunde der Rechtsgelahrheit, Herrn Bergmann, abgefasset. Wir freuen uns hier ein paar Juristen als gute deutsche Stilisten zu erblicken. Non semper occurrit! Aber eben dieser Herr Bergmann ist auch ein Dichter.

Das IV. ist nämlich sein Gedicht über die Ruinen von Zittau, in IV. Abtheilungen. Er ist ein Stadtkind, und also am geschicktesten gewesen, dieses lebhaft empfundene Unglück auch rührend zu besingen. Er ist so unparteyisch in der Vorrede, daß er den Umsturz seiner Vaterstadt, weder einem noch dem andern Kriegsheere zuschreibt; sondern glaubet, eine besondere göttliche Schickung habe ihr Verderben beschlossen gehabt. Dieß Gedicht ist lesenswerth, nicht nur seines wichtigen Inhalts, sondern auch seiner männlichen und ungekünstelten Dichtungsart wegen. Folgendes mag zur Probe davon dienen.

Dir, väterliche Stadt! dir sey voll Zärtlichkeit
Mein Schmerz, den du verdienst, durch dieses Lied geweiht!

Durch

Durch dich, durch dich gerührt, laß mich in schwarzen Bildern
Das Unglück, das dich traf, und dein Verderben schildern!

Die Stadt, wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Die mir die Jugend froh, die Zeit vergnügt gemacht,
O Gott! die ist nicht mehr! Gedanken voller Schrecken!
Die Stadt! die mich erzog, muß Asch und Schutt bedecken!
Laß mich dein Bildniß sehn, wie fürchterlich und wild
Dich die Verwüstung deckt; ein schrecken volles Bild!
Und doch muß ich es sehn! ich will Entsetzen singen,
Und mich im Geiste hin zu deinen Mauern schwingen;
Wo das Entsetzen wohnt; wo die Verheerung haust;
Wo uns der Wind im Sturm nur Furcht entgegen braust;
Wo Angst und Trübsal herrscht; wo prächtige Ruinen
Dem forschenden Gemüth zur Ueberlegung dienen.

O Vorsicht, welch ein Schluß! du sprachst und es geschah:
Du winktest, und alsbald war das Verderben da.
Es rauschte schnell daher, die Stätte zu vernichten,
Auf die du zornig warst: — Wie schrecklich kannst du richten!
Wenn du verheeren willst, stürmt ungestüme Wuth
Durch sichre Länder her; du kannst der Fürsten Muth,
Das Herz der Könige, wie Wasserbäche leiten,
Dein Grimm erhitzet sie: sie rüsten sich und streiten.

Ohne Zweifel wird dieß die Leser reizen, alles übrige lesen zu wollen.

XI.

Des Marcus Tullius Cicero drey Bücher von der menſchlichen Pflicht, aus dem lateiniſchen überſetzet. Mit Anmerkungen, und des Cicero Leben erläutert, von Johann Adolf Hofmannen. Aufs neue ſorgfältig überſehen, und mit einer Vorrede begleitet von Joh. Chriſtoph Gottſcheden, Prof. der Weltweisheit und Dichtkunſt zu Leipzig, und der königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften Mitgliede. Mit königl. pohlniſcher und churfürſtl. ſächſiſcher Befreyung. Hamburg, bey Bohnen. 1753.

Auch dieß iſt die dritte Auflage eines Buches, welches ſich ſeit 30 Jahren in den Händen der deutſchen Leſer erhalten hat. Im 1727ſten Jahre trat es zum erſtenmale ans Licht, und ward überall ſehr wohl aufgenommen. Allein da die Schreibart faſt durchgehends nach dem Plattdeutſchen ſchmeckete, und dieſes Oberdeutſchland anſtößig war, trug der Hr. Verleger die Berichtigung derſelben bey der zweyten Ausgabe, unſerm Hrn. Prof. Gottſched auf, der dieſelbe übernahm, und mit ſeiner Vorrede 1742 ans Licht ſtellete. Innerhalb dieſen 15 bis 16 Jahren iſt auch dieſe Ausgabe abgegangen; und eine neue begehret worden.

Es iſt wahr, daß man dieſelbe nicht der nochmaligen Durchſicht des Hrn. Pr. G. empfohlen hat.

Man

Man würde nicht unrecht gethan haben, wenn man ihm nochmals Gelegenheit gegeben hätte, dasjenige zu prüfen, was ihm damals entweder entwiſchet, oder was er aus Gelindigkeit gegen einen Schriftſteller, den er hochſchätzete, noch überſehen hat. Manches würde ihm itzo, nachdem er ſelbſt in der Zeit noch tiefer in die grammatiſchen Geheimniſſe eingedrungen, nicht mehr ſo erträglich geſchienen ſeyn, als damals. Dieſe Ueberſetzung würde alſo noch eine Stuffe mehr in der Vollkommenheit erlanget haben: da ſie ſich itzo mit derjenigen beheifen muß, die ſie vor 15 Jahren erſtiegen hat.

Soviel aber können wir auch bey dieſer neuen Ausgabe nicht unerinnert laſſen; daß dieß ciceroniſche Buch von den Pflichten des Menſchen, werth iſt, in ſeinem deutſchen Kleide von allen geleſen zu werden, die da begierig ſind, zu wiſſen, wie weit es die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft, in Erkenntniß des Rechtes der Natur bringen könne. Wenn ein heutiger Philoſoph eine gute Sittenlehre vorträgt: ſo behaupten viele unrecht berichtete, obgleich bisweilen wohlmeynende Schriftgelehrte, ſie hätten das Beſte davon aus der Offenbarung gelernet. Wenn man aber einen Xenophon von den Merkwürdigkeiten eines Sokrates, einen Antonin, einen Epiktet, oder endlich dieſen Cicero von den Pflichten lieſt, ſo kann man nicht zweifeln, ob man die bloße Vernunft reden höret. Und doch iſt es gewiß, daß aus ihren Lehrſätzen noch weit mehr folget, als ſie daraus gezogen haben. Selbſt diejenigen, die das Buch

de Officiis, als ein Schulbuch, im Lateine fast auswendig können, werden im Deutschen mehr den Weltweisen, als dort den schönen Lateiner bewundern lernen.

XII.

Die Vernunftlehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft, im Erkenntnisse der Wahrheit, aus zween ganz natürlichen Regeln, der Einstimmung und des Widerspruches, hergeleitet, von H. S. R. P. i. H. Zweyte verbesserte, und mehr zu Vorlesungen eingerichtete Auflage. Notatio Naturæ peperit artem. CICERO. Hamburg, bey Joh. Carl Bohn 1758. in 8.

Wir erwähnen dieses Buches nicht, um einen Auszug daraus zu geben. Denn es ist nicht mehr neu, sondern hat schon in der ersten Ausgabe Beyfall und Käufer gefunden. Der Inhalt einer Vernunftlehre ist auch außerdem sattsam bekannt. Und wer kennet die besonders gute Einsicht des Hn. Prof. Reimarus nicht? Diese nun hat er in diesem Werkchen auf eine sehr deutliche Art gewiesen: so daß diese Vernunftlehre unter den Neuern gewiß eine der gründlichsten und nützlichsten ist.

Es ist wahr, sie machet keinen dicken Octavband aus, sondern füllet nur ein Alphabeth und 4 Bogen. Allein wer sich auch in solchen dicken Logiken

Daz Swaviſcht 2 recht durch der wirbe hab. 3 unde daz ander,
Swaz die
Dat Swareſche Recht door der wyve hat. Dat ander,
wat eyn
Daz Suäbiſche recht durch die uniphait. Daz ander, Swaz
der
man 4 vor Gerichte nicht ne dut. 5 Swi wizzelich iz ſi, 6 daz
her des
man vor Gerichte nicht en doit wo wytlick dat idſy,
dat he des
man vor Geriht nit en tut, Swie wizzende ez ſi dez laugent er
mit ſeiner Unſchult untgeit 7 unde min iz ine nicht vorzu-
myt ſiner Unſchult entgeit und des eme nymant
overtu-
mit ſinen zwain vingern mit ſinem ayde, und kan in ſin nie-
man überzu-
gen ne mach. 8.
gen en mach.
gen, daz iſt recht.

---

1. Behilden die Sachſen wider. I. II. III.
2. Das Swebeſche. I. Swebiſche II. III.
3. wibe baz. I. II. III.
4. Das andere, was eyn man. II. waz daz man. III.
5. en tut. I. III. thut. II.
6. wizzenlich ez ſie. I. wi wiſſentlich daz is ſus ſi. II.
wy wiſſentlich is iſt. III.
7. entget, I. II. III.
8. mancz in nicht verztugen mac I. man es in nicht
übertzugen mag II. mans en nicht ob'tzugen en mag.

Aus dieſer Zuſammenhaltung der drey Leipziger MSS. mit dem Quedlinburgiſchen, ſchlüſt der Herr Verfaſſer, daß ſchon damals die Hochdeutſche Sprache ſich durch Thüringen bis in einen groſſen Theil von Sachſen herunter ausgebreitet, aber im Quedlinburgiſchen ſchon halb hoch-halb platt-deutſch, in Meiſſen hingegen die Mundart von Ober-Deutſchland viel

reiner

ken etwas ungesehen hat, und alle die abstracten Spinneweben, und unnützen Arten der Schlußreden, ohne Ende vervielfältiget gefunden, welche die Vernunft mehr verwirren, als aufklären; und aus der leichtesten Sache von der Welt, die auch ein Bauer, ja ein Kind, von Natur kann, einem Vernunftschlusse, ein Geheimniß über alle Geheimnisse machen sieht, welches gute Köpfe nur abschrecket, anstatt es anzulocken; der wird leicht einsehen: daß eine große Logik nur ein großes Uebel ist; eine kleine und mäßige aber, wenn sie sonst gut eingerichtet worden, ihren Zweck viel leichter und besser erhalte.

Noch zweyerley finden wir an des Hrn. Prof. Reimarus seiner Vernunftlehre zu loben. 1) Geht sie auf den fruchtbaren Spuren der wolfischen Logik treulich einher, behält fast alle die Hauptbegriffe, die so reich an Licht und Klarheit sind, bey, und machet keine unnütze Neuerungen in den Bedeutungen der Wörter. 2) Ist sie in einer sehr guten deutschen Schreibart, das ist, deutlich und richtig geschrieben. Dieß ist in der Weltweisheit keine Kleinigkeit. Denn wie soll man zu einem Philosophen ein Vertrauen bekommen, daß er deutlich und richtig denke, wenn er verwirrt, dunkel und seltsam schreibt?

XIII.

Freye Gedanken über das Seltne und Betrachtungswürdige an einem zu Landeshut 1755 gefällten Buchenbaume, womit die physikalische Möglichkeit desselben aus sichern Gründen der Naturlehre darstellet M. Ernst Daniel Adami, Conr. und des Chori Mus. Director zu Landeshut, der königl. deutsch. Ges. zu Königsb. Mitglied. Breslau bey Meyern 1756. 8.

Der gel. Herr Verf. dieser artigen Untersuchung, der itzo ein wichtiges Kirchenamt zu Großglogau in Niederschlesien bekleidet, liefert in derselben eine Probe seiner philosophischen Einsicht, so wie er sonst auch historische und andre Schriften aus den schönen Wissenschaften geliefert hat.

Die Sache verhält sich so. Im Sommer 1755, ward auf Befehl des Rathes zu Landeshut, auf dem sogenannten Buchenberge, ein 1½ Schuh dicker Buchenbaum gefället. Er wird im December zu häuslichem Gebrauche gespalten, und der Holzhacker findet auswendig auf dem Holze die Buchstaben I. C. H. M. und darunter 163[illegible]. nebst einem Sternchen oben, und einem unter der Schrift, aber etwas verwachsen, und undeutlich zu sehen. Fünf Zolle tief unter der Rinde sah man im frischen Holze eben diese römische Buchstaben und Zahlen von kleinerer Gestalt noch einmal. Endlich fand man sie auch noch in einer, eine quer Hand breiten abgesonderten Höhlung auf dem Stücke Holz, gegen den Kern zu. Sowohl die Buchstaben, als die Zahlen, erblickte man in dem senkrech-

ten

ten Zuſtande, faſt drittehalb Querfinger hoch, in gleicher Weite von einander, doch auf beyden Flächen in der Höhlung von verſchiedener Farbe. Dieſe Stücke wurden dem Rathe zuförderſt angezeiget, und von ihm den Hrn. Verf. M. Adami zu beliebiger phyſikaliſcher Unterſuchung überliefert.

Da nun der Pöbel durchaus ein Wunderwerk daraus machen wollte, ſo fand der Hr. Verf. augenſcheinliche Spuren, daß alles ganz natürlich damit zugegangen wäre. Er erinnert ſeine Bürgerſchaft, daß 1636, auf ihrem tiefen Gefilde des Landeshutiſchen Thales, eine große Waſſerfluth geweſen. Man flüchtete alſo auf die Berge. Der Buchenberg iſt einer der höchſten in der Gegend: alſo iſt irgend ein bekümmerter Flüchtling dahin gewichen, und hat mit eigener Hand, die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, nebſt der Jahrzahl dieſer merkwürdigen Begebenheit in den Baum geſchnitten; ſo daß er nicht nur die Rinde, ſondern auch bis ins Holz gedrungen; andrer Muthmaßungen zu geſchweigen.

Hierauf geht der Herr Verf. fort, zu dem Wachsthume eines Baumes, durch jährlich neue Ringe unter der Rinde. Er zählet dieſer Ringe oder Jahre zwiſchen den innern Buchſtaben des Holzes gerade ſoviel, als Jahre zwiſchen 1636 und 1755 enthalten ſind. Und ſo iſt das ganze Geheimniß und Wunder ans Licht gebracht. Er hat ſelbiges aber, mit aller nöthigen Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit gethan. Wir ſetzen nur hinzu, daß ſchon vor dreyßig Jahren der ſel. Prof. Kulmus zu Danzig eine gel. Diſſert. de Literis in Ligno fagi repertis gehalten hat.

XIV.

Freye Gedanken über einige Theile der Kriegskunst. Frankfurt 1758. in 8. 15. Bogen stark.

Unser philosophisches Jahrhundert erstrecket seine Aufmerksamkeit auf alles, was nur ein Gegenstand vernünftiger Untersuchungen seyn kann. Ohne Zweifel gehöret die Kriegskunst auch unter diese Zahl. Ja sie ist desto würdiger, einen Augenmerk gründlicher Betrachtungen abzugeben: da sie die Sicherheit und Wohlfahrt ganzer Länder und Staaten, befestiget, und dieselbe nicht ohne merkliche Verminderung des menschlichen Geschlechtes bewerkstelligen kann. Ist es also nicht der Mühe werth, darauf bedacht zu seyn, wie sie mit den mindesten Unkosten, und durch die sparsamste Aufopferung tapferer Männer ausgeübet werden kann?

Diesen Zweck haben viel große Kriegsmänner, die von der Kriegskunst geschrieben, und noch unlängst, der unsterbliche Held, Graf Moritz von Sachsen gehabt. Eben in der Absicht treten auch diese freye Gedanken über einige Theile der Kriegskunst ans Licht. Der Herr Vers. scheint, (soviel wir davon urtheilen können), das Handwerk, davon er schreibt, zu verstehen. Er muß ein Befehlshaber seyn, der schon im vorigen Kriege den vornehmsten Schlachten mit beygewohnet, und allerley Gutes und Böses dabey bemerket hat. Man wird also seine Betrachtungen nicht als bloße, Speculationen eines

Gelehrten, sondern, als wichtige Lehren und Vorschläge zur Verbesserung einer Kunst anzusehen haben; die ihm Erfahrung und Nachsinnen an die Hand gegeben.

Allein es ist noch eine Quelle seiner Betrachtungen nicht aus der Acht zu lassen. Er hat auch fast alles gelesen, was von der Kriegskunst, wenigstens in neuern Zeiten, geschrieben worden. Was also ein Montecuculi, ein Fouquet, ein Folard, ein Marschall von Sachsen u. a. m. für Anmerkungen und Regeln gegeben haben, das weis er alles. Theils nimmt ers an, theils verbessert ers, theils verwirft ers auch, mit aller der Freyheit, dazu einem guten Kopfe, der selbst denket, und seine Kunst versteht, die patriotische Gesinnung für das Gemeine Beste, ein Recht giebt. Aus diesem allen nun erfolgen viel neue Gedanken, Erfindungen und Vorschläge, das Kriegshandwerk leichter, vortheilhafter, und weniger verderblich zu machen.

Die Zuschrift ist an alle niedern Herren Kriegsbedienten und Befehlshaber gerichtet. Der Verf. entschuldiget sich bey ihnen, daß er ihnen ein Buch vom Kriege zueigne. Die meisten von ihnen wollten lieber alles, der lieben Mutter so vieler Irrthümer, der Erfahrung zu danken haben, als pedantisch ihre Augen auf ein Buch werfen. Allein sein Buch wäre ja so klein, als das Kriegsreglement; und könnte auch ohne großen Abbruch ihrer übrigen Ausgaben angeschaffet werden. Es enthielte Sachen, die auch eine zwanzigjährige Erfahrung oft nicht lehrete: und es wäre mit dem Ansehn großer Leute gewaffnet, die sie verehren müßten. Kurz, er bittet nur

um

um den Grad der Aufmerksamkeit, womit sie sonst den schlechtesten Roman gelesen hätten.

Im Vorberichte meldet der Hr. Verfasser, was ihn so kühn gemachet, von der Kriegskunst zu schreiben. Folard saget: Ein wenig Erfahrung, Nachdenken, und das Nachlesen der alten und neuen Lehrer der Kriegskunst, könne die Stelle von einer Menge von Feldzügen vertreten. Sehr viele gelangeten ja zu den obersten Kriegswürden, ohne jemals an ihre Ausübung gedacht zu haben: was Wunder, daß sie in ganz unbekannte Gegenden gelangeten! Die Fürsten erhöben Leute an die Spitze ihrer Kriegsheere, die ihre wenige Erfahrung davon ausschließen sollte. Viele Völker lerneten den Krieg erst im Kriege selbst u. s. w.

Allein die Völker fangen an, die Augen aufzuthun. Er will es also versuchen, ob es etwan Zeit ist, ihnen neue Gedanken mitzutheilen. Er wird lauter solche setzen, die er mit den besten Beweisen, und oft mit den größten Namen bestätigen kann. Wer ihn also anklagen wollte, der könnte leicht auf Leute treffen, deren Größe er verehren würde, sobald man sie ihm nennen sollte. „Weder der Muth allein, noch der Gebrauch gewinnt Schlachten. Sey so tapfer als Achill, baue Festungen wie Vauban und Cöhorn: Du kannst Städte vertheidigen und erobern: aber dein Feind, der eine Schlacht über dich erhält, zernichtet alle deine Künste.„

Sein Buch, saget der Hr. Verfasser, wird nichts, als eine Sammlung von alten und neuen Gedanken seyn. Er wird Griechen, Römer,

Deut

Deutſche und Franzoſen aufführen. In dieſer Geſellſchaft kann man ſich nicht leicht verirren. Er will auf des Montecuculi, Polybs, Folards, und Grafen von Sachſen Schultern ſteigen, um weiter zu ſehen, als ſie alle.

Nach einer vorläufigen Einleitung, darinn er über die in der Kriegskunſt noch herrſchenden Vorurtheile klaget; und ſeine Abſichten näher erkläret; will er erſt zeigen, wie man ein fürchterliches Heer verſammlen, erhalten, bekleiden und bewaffnen könne; ſodann wie man ſich ſtellen, lagern, fechten und vertheidigen müſſe. Hier preiſet er manches wieder an, das unſre Vorväter beobachtet, die Neuern aber ohne Urſache abgeſchaffet haben: z. E. die Harniſche und Schilde. Dabey erkläret er die Wörter Phalanx und Legion, deren er ſich in dem Werke bedienet hat; imgleichen die Keulen und langen Picken, nebſt den großen Schilden der Deutſchen, vor denen alle Legionen gewichen; und alle Kriegskunſt der Römer den Kürzern gezogen. u. ſ. w.

Sodann handelt er 1) von der Leichtigkeit groſſe Heere zu werben, 2) von der Art, ſie zu kleiden, 3) von der Bewaffnung, 4) woraus die Völker beſtehen ſollen, 5) von der Stellung des Fuſsvolkes, 6) und der Reiterey, 7) von der Art die Kriegsleute zu üben, 8) vom Geſchütze, 9) von den Lägern, 10) von dem Gepäcke, 11) von den Heereszügen, 12) von Lebensmitteln, 13) von Feſtungen, 14) von der Fütterung im Felde, 15) von den Parteyen, 16) von den Uebergängen der Flüſſe, 17) von den Päſſen, 18) von Unternehmungen auf Feſtungen, 19) von Unternehmungen auf Poſten im freyen Fel-

de,

de, 20) auf ganze Läger, 21) auf ganze Heere, 22) von Angriffen auf Verhaue, 23) auf verschanzte Läger, 24) vom Kriege in Gebirgen, 25) von Schlachten auf Höhen, 26) von Schlachten in durchschnittenen Ländern, 27) von Schlachten im flachen Felde, 28) von Mitteln, diese so schwer, als das durchschnittenste Land zu machen, 29) von einigen Grundsätzen der Schlachtordnung, 30) von den Eigenschaften eines Oberbefehlshabers, 31) von den Eigenschaften eines Feldherrn, 32) von der Mannszucht, 33) von den Handgriffen, 34) von der Legion, 35) von Ueberläufern.

Man kann leicht denken, daß in allen diesen Hauptstücken beynah eine vollständige Kriegskunst enthalten seyn wird; die jungen Officierern nicht anders, als höchstnützlich seyn muß. Einige Abhandlungen von der Lanze, von Leichtbewaffneten, von Zeltern, vom Feuer, vom Gebrauche der Schilde, und noch eine Zugabe, machen den Schluß. Der Hr. Verfasser hat es nicht verläugnen wollen, daß Sachsen sein Vaterland sey, und zuweilen ganz patriotische Gesinnungen verrathen.

XV.

Nachricht.

Die Verdienste des Hrn. Sekretär Kleins, in Danzig, um die Naturhistorie, sind den Kennern derselben so bekannt, daß man zu ihrer Empfehlung nicht das geringste anführen darf. Eben deswegen machet man sich die sichere Hoffnung, daß die Geschlechtstafeln der Vögel, welche man itzo

itzo den Liebhabern der natürlichen Dinge ankündiget, eine erwünschte Aufnahme erhalten werden. Jedermann weis, wie schwer es ist, die Vögel im Ganzen, mit ihren Federn, Häuten und Gebeinen aufzuheben. Die Gewalt der Zeit übet ihr Recht an ihnen weit eher, als an irgend einem Körper in der Natur; und der Fleiß der Menschen arbeitet vergeblich, ihr zu widerstehen. Daher hat Hr. Klein eine neue Art erdacht, Vögelsammlungen im Kleinen, und sonder Furcht einiger Zerstörung, anzulegen. Er hat nämlich, seinem System der Vögel zu folge, an den Köpfen und Füßen derselben Charaktere entwickelt, die genug sind, jeden Vogel in seine gehörige Ordnung und Classe zu bringen; wenn man von ihm weiter nichts, als den enthäuteten Kopf und den Fuß hat. Und auf diese Weise ordnet er ein ganzes Kabinet von Vögeln, darinnen nur die Köpfe und Füße derselben befindlich sind. Damit er also allen Liebhabern dieses Theils der Naturhisterie einen ausnehmenden Dienst erwiese: so hat er von jedem Vogel, so viel ihrer bisher bekannt sind, die gedachten Theile nach der natürlichen Größe, mit allen Erhebungen und Vertiefungen, genau und richtig abzeichnen lassen; davon die gesammten Zeichnungen 40 Quarttafeln ausmachen. Zu jeder derselben ist die kurze deutsche und lateinische Beschreibung eines jeglichen Vogels hinzugefüget, und nach den Begriffen aller eingerichtet, welche diese Erfindung jemals zu nützen beliebten. Dieses ansehnliche Werk wird künftige Michael in Medianquart, auf eben dem holländischen Papiere, und

auf

auf eben die Weiſe, wie die Kleiniſchen Miſſus Piſcium, unter dem Titel: IAC. TH. KLEINII ſtemmata avium, quadraginta tabulis illuſtrata; accedit avium nomenclator latino-polonus, et polono-latinus: — J. Th. Kleins XL. Geſchlechtstafeln der Vögel, in 12 Bogen Text und 40 großen Kupfertafeln, erſcheinen. Da die Anzahl der geſammten Auflage, der beträchtlichen Koſten halber, nach der Zahl der Abnehmer muß eingerichtet werden! ſo erſuchet man die Herren Liebhaber ihre Namen und Würden, ohne irgend einige Vorauszahlung, entweder bey dem Herrn Holle in Leipzig, bey dem das Werk ans Licht treten wird, oder, die es näher haben, bey dem Herrn Verfaſſer, oder bey dem Herrn Profeſſor Titius, in Wittenberg, dem der Verfaſſer die Beſorgung der Ausgabe aufgetragen hat, anzugeben; damit man wiſſe, auf wie viel Exemplare die Auflage kann geſetzet werden. Beym Empfange des Buches, welcher künftige Michaelis geſchieht, bezahlet jeder derer Herren Subſcribenten fürs Stück 2 Thaler: ein Preis, der bey den vielen Koſten, die auf den Druck und die Kupferſtiche gehen, ſo gering als möglich iſt. Nach der Ausgabe wird von den wenigen übrigen Exemplaren keines unter 4 Thalern gelaſſen. Der Druck ſoll der ſauberſte und richtigſte: der Stich aber der feinſte und treffendſte ſeyn. Ein Probekupfer vom Adler: nebſt einer ausführlichern Nachricht von dieſem Werke, findet man in den neuen geſellſchaftlichen Erzählungen, die Herr Holle drucken läßt.

Ende des Brachmonds.

reiner, und ohne ſolche Vermiſchung, geredet werden; wie aus folgenden Wörtern erhellet:

In Meiſſen	Um Quedlinburg
Sachſen	Saſſen
Schwebeſche oder Schwebiſche	Swaviſche
Wibe haz	Wiphe haz
eut oder thut	dut
entget	untgeit
wiſſentlich oder wisſintlich	wizzelich
übertzugen oder obertzugen	vorzugen oder o. uerzugen
Chein oder Kein	nichen
zuhet, tzut oder czut	thud
meiſten menie, meiſte mennyge oder meiſte menge	merren menyen
widerwichtet	wedervuchtet
urtheil oder orteil	ortel
ſelb ſibene wider ander ſibene oder ſelp ſiebene kegen andere ſiebene.	Selbe ſevene weder ander Sevene.

Der Herr Verfaſſer kommt aber wieder auf das Wort *UUiphait* und muthmaſſet aus der Uebereinſtimmung der oben angeführten Exemplare des Sachſenſpiegels, daß dieſes Wort im Schwabenſpiegel nur durch die Abſchreiber verderbt ſey; zumal da auch im Baſelſchen Concilio unter den verworfenen Artickeln des Sachſenſpiegels dieſes Geſetze ſo erwehnet wird: Propter odium - - - & peccatum parentum mulieres debent privari hereditate; und wiederum: propter odium mulierum Saxones habent ius Svevorum. Weswegen er glaubet, es müſſe auch im Schwabenſpiegel heiſſen durch die Wip haz, und mit Exempeln darthut, daß Wip damals ſo wohl ein, als viele Weiber geheiſſen, auch das Wort hazz im

D·G·ELISABETHA·I·IMP·AVTOCR·OMN·ROS
A TERGO
ET FRONTE
MALVM TIMEN
DEVS PROPICIA
REAM MIHI FE
AETAS TRANS
SILANI
A CONSIDERE
AMBROSSIDES
NOVA·SIBI·MONVMENTA·TAM·VTT
MDLXXXV

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Heumond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1758.

Inhalt.

I. Recueil de Pierres gravées du Cabinet du Roi. T. II.

II. Lettere diverſe, concernenti alla Religione naturale &c.

III. Principes du Droit de la Nature et des Gens.

IV. Hrn. Prof. Gerlachs kurzgefaßte deutſche Sprachlehre.

V. Conſolations dans l'Infortune, Poëme en VII. Chants.

VI. Der Tempel der Gerechtigkeit.

VII. Der Krieg. Eine Ode.

VIII. Der Frau Maria le Prince de Beaumont, lehrreiches Magazin für Kinder.

IX. Defenſe de Mr. Gottſched, ou Epitre à Mr. de Fontenailles.

X. Fortſetzung der Nachricht von einer goldnen Medaille.

I.

Recueil de Pierres gravées du Cabinet du Roy. A Paris, chez P. J. Mariette. MDCCL. in fol.

Dieß iſt der IIte Band des koſtbaren Werkes, davon wir neulich unſern Leſern den Iſten bekannt gemacht haben. Wir halten unſer Wort, auch von dieſem zu handeln. Und ungeachtet von einem Bande, der faſt aus lauter Kupfern beſteht, nicht viel zu ſagen wäre: ſo wird doch die lange hiſtoriſche Vorrede Steff genug dazu hergeben.

Hr. Mariette glaubet, die königl. franzöſiſche Sammlung geſchnittener Steine ſey eine der berühmteſten und vollſtändigſten, die irgend ein König beſäße. Sie hatte den Vorzug, daß man nicht nur ſehr viele, ſehr ſeltne, und ganz einzelne Stücke darinnn fände, die allein ein Kabinet anſehnlich machen; ſondern daß ſie auch alle Arten des Steinſchneidens aufzuweiſen hatte. Cameen,

oder erhaben geschnittene, eine schöner, als die andre; und vertieft geschnittene, die eben so schön, und eben so lehrreich wären, befänden sich in großer Anzahl darinn; und so mannigfaltig, daß man denken sollte, dieß Kabinet wäre ausdrücklich bestimmet worden, alle mögliche Arten, das Auge und den Verstand zu vergnügen, darinn zu vereinigen.

Er beruft sich dabey auf die Farben der Edelsteine, auf die Wahl der darauf vorgestellten Denkmäler, und auf die Kunst, womit sie abgebildet worden. Will man die großen Männer des Alterthums in Bildnissen, die Götter nach ihren Kennzeichen sehen? Will man sich in die schönen Zeiten Griechenlandes versetzen, seinen richtigen, zarten, geläuterten Geschmack sehen, sich einen sichern Begriff von der Schönheit machen, und ihre unterscheidenden Züge recht fassen? So darf man nur eine Menge der schönsten Männer- und Weiberköpfe, junger und alter Leute zu Rathe ziehen, die hier im Ueberflusse vorhanden sind; und sich recht reden davon hören lassen. Andre, die auf die Mythologie und verborgenste Historie begierig sind, oder gewisse Begebenheiten entweder bestätigen, oder umstoßen wollen, dörfen gleichfalls nur diese Sammlung in Augenschein nehmen. Der Witz wird gleichfalls Anlaß genug finden, sich in Auslegung unzählicher Sinnbilder und Allegorien zu üben; und selbst die Talisman oder vermeinten Zauberfiguren, werden unter ihren Schatten verehrungswürdige Wahrheiten hervorstralen lassen.

Allein

Allein nicht bloß die Gelehrten, sondern auch die Liebhaber, die mehr auf die Kunstwerke erpicht sind, und sich damit belustigen, finden hier eine ziemlich vollkommene Sammlung dessen, was im Graben und Schneiden das vollkommenste ist. Hier finden sie die verschiedenen Arten, wodurch sich ein Künstler vorm andern kennbar machet, und so wohl die Zeit als den Ort bestimmen, da ein jedes gemachet seyn müsse. Etliche werden sehr flüchtig und voller Geist seyn, ja gleichsam nur im Fluge gebildet zu seyn scheinen. Andre werden einen wunderwürdigen Fleiß, und eine vollkommene Ausarbeitung zeigen. u. s. w. Er wird die griechische Schnitzkunst mit der römischen vergleichen, und beyder Werth bestimmen können: ja dieß Kabinet wird auch von ägyptischen und von hetruriſchen Kunststücken einige Proben darlegen; und so gar die Künstler der letzten abfallenden Zeiten werden hier ihre Arbeiten aufweisen, und den Liebhabern ihre Schwäche zeigen. Kurz, dieß Kabinet ist auf alle Weise vollständig, und wer sich in diesen Kenntnissen vollkommen machen will, darf sich kein besseres wünschen. Er selbst schätzet sich glücklich, daß er sich desselben bedienen können, um Regeln zur Erkenntniß geschnittener Steine daraus zu ziehen, und sie mit den besten Beweisen bestätigen zu können.

Gleichwohl gesteht er, daß diese Sammlung noch viel vollkommener seyn könnte: wenn nur alle geschnittene Steine, die seit König Franzens des I. Zeiten, von seinen Nachfolgern gesammlet wor-

den, beſſer aufgehoben worden, und noch bey Handen wären. Gedachter König iſt nicht nur ein Vater der Wiſſenſchaften in Frankreich, ſondern auch der Beſchützer der Künſte geweſen; und hat ſonderlich die gegrabenen Edelſteine geliebet. Wer ſich ihm beliebt machen wollte, dorfte ihm nur ſolche Stücke bekannt machen, und verſchaffen. In ganz Italien hatte er ſeine Aufkäufer, die ihm Schildereyen, Bildſäulen und geſchnittene Steine ſammleten. Er that noch mehr. Er ließ ſich daher, als aus der Wiege der Künſte, geſchickte Meiſter kommen, die vor ſeinen Augen arbeiten mußten: und darunter waren auch Steinſchneider, denen er viele Gnade bezeigte. Nach dem Beyſpiele des Lorenz von Medicis, erwies er ihnen viel Gunſt, und belohnte ſie reichlich; ließ ſich gleichſam von ſeinem Throne herab, und gieng ſo vertraulich mit ihnen um, als ein bloßer Privatmann hätte thun können.

Des Königs Geſchmack lockte das ganze Volk zur Nachfolge, und Heinrich der II. der ihn erbte, brachte des Vaters Abſichten zu Stande. Frankreich ward bald voller Liebhaber, und dieß waren die größten des Reiches. Kam man aus einer Stadt, wo man Münzen und andre Alterthümer geſehen hatte; ſo gerieth man in eine andre, wo es deren eben ſo viele gab. Die Königinn Katharine von Medicis trug nicht wenig dazu bey, dieſe Liebe gemeiner zu machen, und den Nacheifer zu erwecken. Sie war aus einem Hauſe, welches ſich durch die Liebe zu den Künſten längſt hervorgethan hatte;

hatte; und ſuchte dieſen Geſchmack auch bey ihren Kindern zu erhalten.

König Karl der IX. ſchlug ihr am beſten ein; ward ein Anhänger des Alterthumes, und beſtimmte einen beſondern Platz im Louvre, um alle Schätze deſſelben darinn zu verſammlen, und ordentlich einzutheilen: ja er ſetzte auch einen Aufſeher darüber. Allein bey wichtigern Angelegenheiten ſeines Hauſes, die ihn faſt vom Throne ſtürzeten, ward dieß neue Kabinet wieder zerſtreuet: und es verſchwand faſt ſo ſchleunig, als es war angeleget worden. Die geſchnittenen Steine, die am leichteſten wegzubringen, und zum Prachte zu brauchen waren, wurden zuerſt unſichtbar. Kaum waren noch einige wenige vorhanden, als Heinrich der IV. anfieng der Früchte ſeiner Siege zu genießen, und Künſte und Wiſſenſchaften blühend zu machen; welche der Krieg faſt aus ſeinen Staaten verbannet hatte. Er faßte den Entſchluß, dieß Antiquitätenkabinet wieder in Stand zu ſetzen, und ſowohl ſein Vergnügen, als den Vortheil des ganzen Volkes dadurch zu befördern.

Man ſchlug ihm einen gewiſſen Bagaris, aus Provence vor, der am geſchickteſten wäre, ſeine Abſichten auszuführen. Er ließ ihn 1608 nach Hofe kommen; redete zu Fontàinebleau lange mit ihm, von der Nutzbarkeit der Münzen; kaufte ihm ſein Kabinet, von dieſen und andern Alterthümern, darunter viel geſchnittene Steine waren, ab; vereinigte ſelbiges mit dem Ueberreſte des königlichen, und der Katharine von Medicis ihrem, und legte dadurch

den Grund zu einem neuen. Den Platz dazu wies er ihm zu Fontainebleau an, wo schon die königliche Bibliothek war; und setzte den Bagaris selbst zum Aufseher seiner Alterthümer, oder zum Cimeliarchen des Königes, wie er sich selbst zu nennen pflegte. Allein der grausame und betrübte Tod dieses Königes erlaubte ihm nicht, diese so löbliche Anstalt vollkommen ausgeführet zu sehen. Unter Ludewigen dem XIII. brachte Bagaris dieß Kabinet wieder aufs Tapet: allein umsonst. Man hatte bey Hofe keine Ohren dazu: er packte also sein Kabinet wieder ein, und zog mit seinen geschnittenen Steinen nach der Provence zurück. Soviel liegt daran, daß große Herren selber Kenner und Liebhaber schöner Sachen sind!

Ob man nun gleich noch immer Münzen und Schaupfennige zu Paris prägete, auch im Louvre noch Steine schnitt: so kam doch die gute Zeit für diese Künste erst unter Ludewigen dem XIV. wieder. Der Herzog von Orleans, Gaston Johann Baptista, gab Gelegenheit dazu. Er starb 1660, und vermachte dem Könige sein Kabinet, darinn eine gute Anzahl geschnittener Steine war, die 24 kleine Fächer anfülleten. Ludewig Chaduc hatte sie auf einer italienischen Reise gekaufet, und von ihm hatte sie der Präsident von Maine bekommen. Der König ließ diese Sachen ins Louvre, an den Platz bringen, der längst dazu bestimmet gewesen. Hr. Colbert aber, der die Aufsicht darüber hatte, ließ alle

Alter-

Schwabenſpiegel in dieſem Verſtande öfters vorkomme. Er beſtärket dieſe Verbeſſerung auch aus der lateiniſchen Überſetzung des Sachſenſpiegels, in welcher es gleichfalls heißt, in odium fœminarum. Ob er gleich dieſes lateiniſche Exemplar nur vor eine gar alte Überſetzung hält, nicht aber vor das Original, daraus Repkow den Sachſenſpiegel ins Deutſche gebracht habe, wie in der Vorrede der neuen Leipziger Edition deſſelben vorgegeben worden.

Die Gründe ſeiner Meynung kommen darauf an, daß Gregorius der XI. als er gewiſſe Artickel des Sachſenſpiegels verdammet, dieſelben aus dem lateiniſchen Original würde angeführet haben, wenn dergleichen zu ſeiner Zeit wäre verhanden geweſen; dagegen vielmehr offenbar iſt, daß ſie, ſonderlich die etwas umſtändlicher erzehlet werden, faſt von Wort zu Wort aus dem Deutſchen überſetzet ſind; worinn demſelben hernach auch das Baſelſche Concilium gefolget. Hernach iſt auch bisweilen im Lateiniſchen der Verſtand des Deutſchen Textes ganz verkehret; als wenn, mit gleicher Gewehr anſprechen, gegeben iſt, æqualiter poſſidere, und die Laſſen oder Laten Latini genennet werden; dergleichen Fehler der von Repkow unmöglich hätte begehen können, wenn er ſelbſt dieſes lateiniſche Exemplar zuerſt verfertiget, und das Deutſche hernach aus demſelben überſetzet hätte. Wenn aber in der Vorrede der neuen Leipziger Edition erinnert wird, daß gleichwohl in dem Lateiniſchen ein ganz natürlicher und ungezwungener Vortrag anzutreffen iſt, das Deutſche hingegen, wie es bey Überſetzungen zu geſchehen pflegt, viel gezwungener klinge; So folgt daraus eben nicht, daß das Lateiniſche

Alterthümer von der königl. Bibliothek, auch damit vereinigen: und Hr. Carcavi bekam die Sorgfalt dafür. Nach der Zeit ward dieser Vorrath allmählich mit Münzen und Steinen vermehret: allein die Einkäufer, die keine große Kenner waren, und sich keine Verweise zuziehen wollten, kauften sehr wenige von den letztern: so daß dieselben erst unter dem Louvois ein rechtes Wachsthum bekamen.

Man erkaufte des Hrn. von Harlay geschnittene Steine; dazu kamen des Hrn. Ourfels, und des Lecointe seine; der den Titel eines königl. Antiquars bekam: und Hr. Remissand ward dem alten Carcavy an die Seite gesetzet. Viele Kirchen, welche in ihren Schätzen dergleichen Stücke bewahrten, brachten selbige um die Wette dem Könige dar. Auch Fremde bescherkten ihn damit. Hr. Fesch, ein Professor zu Basel, both einen actiatischen Apollo, oder einen auf der Leyer spielenden Achilles dar, der auf einen Amethyst geschnitten war. Wir übergehen viele andere Zuwüchse, darunter auch das berühmte Petschaft des Michel Angelo, oder die Vorstellung der Bacchanalien war. Auch das Kabinet, so Heinrich der IV. dem Bagaris hatte abkaufen wollen, soll im peirescischen Kabinette mit vorhanden gewesen seyn.

Da der Hr. Mariette in dieser Sammlung nur bloß der hohlgeschnittenen Steine Meldung thun will, so giebt er Rechenschaft, in was für einer Ordnung er sie vorgenommen. Von denen, die eine

gewisse Geschichte, oder Handlung vorstellen, hat er keinen einzigen vorbeygelassen. Allein von denen, die bloße Köpfe, ohne besondere Merkmaale, oder Namen zeigen, hat er eine Wahl getroffen. Denn was nützen viel unbekannte Köpfe, deren viele sich vollkommen ähnlich sind? Er hat die Kupfer aufs sauberste und vollkommenste machen lassen. Hr. Bouchardon hat sie mehrentheils gezeichnet, und also mit Hrn. Marietten die Ehre des Werkes getheilet; und manchen schlecht und flüchtig geschnittenen Stein noch verschönert.

Außer des Michel Angelo Petschafte sind alle Zeichnungen, nach Abdrücken gemachet worden: und da also der Kupferstich sich verkehrt abdrucket: so sieht man hier wieder alles so abgebildet, wie es auf den Steinen gegraben ist; nicht aber, wie die Abdrücke sind. Es sind auch die Abbildungen nicht alle in gleichem Verhältnisse mit den Originalen: aber man sieht neben ihnen, entweder die wahre Größe jedes Steines, oder doch einen Maaßstab seiner Länge und Breite. Er hat auch allemal die Art des Steines namhaft gemachet, darauf die Figuren geschnitten sind; und sodann eine kurze Erklärung der ganzen Vorstellung unter das Kupfer gesetzet. Ob er nun gleich im Anfange nicht Willens gewesen, dergleichen zu liefern: so hat man ihm doch begreiflich gemachet; daß solches nöthig wäre.

Eben die Rathgeber haben ihn bewogen, zu den Köpfen keine Erklärungen zu setzen. Und in der That,

That, war von unbekannten Köpfen nichts zu sagen, wenn man nicht in die Verwägenheit fallen wollte, auf ein Gerathewohl alle alte Köpfe zu nennen. Und was für unnütze Wiederholungen würden da nicht vorgekommen seyn. Genug, Hr. Mariette hat sehr wohl gethan, daß er seinen Freunden gefolget ist, und nur die bloßen Anzeigen dazu gesetzet hat.

Man sieht also hier in allem CXXXII. gestochene Steine, die mit ganzen, auch wohl doppelten Figuren, von Menschen und Thieren gegraben sind. Jedes Blatt liefert davon nur ein Stück, nebst der Beschreibung. Der II. Theil liefert 125 Köpfe, auf jeder Seite zween; mit der beygesetzten Größe und Namen, so weit man ihn errathen können: denn man gesteht auch oft seine Unwissenheit. Es sind aber auch einige neuere drunter. Wir wollen doch unsern Lesern von beyden Arten einige namhaft machen.

Unter den zusammengesetzten Vorstellungen ist erstlich Olympus, oder der Himmel, wo Jupiter auf dem Throne, Minerva zur Rechten, Merkur zur Linken, Neptun tiefer unter ihm nur halb; ringsum aber der ganze Thierkreis zu sehen ist. 2) Die Zeit, wie Saturn mit der Sense, mit einem Ellbogen auf einen abgehauenen Stamm vom Baume gestützet. 3) Saturn auf einem Fußgestelle, davor ein Anbether auf dem einen Knie liegt, und ihm ein Paar Aehren mit beyden Händen in die Höhe strecket.

cket. 4) Cybele, auf einem ſchnellaufenden, im faſt fliegenden Leuen ſitzend, einen Stab in der Rechten, und eine Fackel in der Linken haltend. 5) Jupiter auf dem Throne, und ein Adler neben ihm ſtehend. 6) Jupiter Stator, einen langen Scepterſtaib in der Rechten, und den Blitz in der Linken erhaben. 7) Jupiter ſitzend, und Diana von Epheſus ſtehend, Sonne und Mond neben ihrem Kopfe, und ein paar kleine muntre Hirſche neben ihr unten, u. d. m. als Jupiter, Serapis, Iſis, Iſis und Anubis, Apollo, ein ſitzender Apollo, Er und Marſyas, Er und Cupido, u. ſ. w.

Unter den Köpfen ſtehen auch die Götter oben an. 1) Jupiter Serapis, und 2) der olympiſche, 3) Juno, 4) Minerva, 5) Pallas, 6) Bellona, deren Helm des Sokrates Geſicht zeiget. 7) 8) Mars, 9) 10) Venus, 11) Apollo, 12) Diana, 13) Kalliope, 14) Hiacynth, 15) Aeſculap, 16) Die Göttinn Salus, 17) 18) Mercur, 19) Bacchus, 20) ein junger Faunus, 21) der indiſche Bacchus, 22) ein Bacchant, 23) Silen, 24) 25) 26) eine Bacchantinn, 27) der Gott Pan, 28) der Gott Terminus, 29) Veſta, 30) 31) 32) Herkules, 33) 34) Dejanira, u. d. gl. Wir merken hiebey nur an, daß es höchſt falſch iſt, wenn einige übertriebene Bewunderer des Alterthums vorgeben: daß die Geſichter dieſes oder jenes Gottes, oder alten Helden einander auf allen alten Steinen, oder Münzen vollkommen gleich ſähen. Nichts iſt falſcher, als das.

Von

Von neuern ſieht man König Franz den I. König Philippen den II. von Spanien, und den Infanten Dom Carlos, Alexandern von Medicis, Herzog von Florenz, Pabſt Sixtus den V. König Heinrichen den IV. Marien von Medicis, ſeine Gemahlinn, Ludewigen den XIII. und einen Kopf eines unbekannten Frauenzimmers.

Ueberhaupt muß man geſtehen, daß dieß Werk eines der ſchönſten unſrer Zeiten iſt, und eine Zierde der Bücherſäle abgeben kann. Wir wünſchen nur, daß doch auch von dem kaiſerl. Schatze zu Wien bald eine Nachricht und Abbildung von den daſelbſt befindlichen geſchnittenen Steinen erfolgen möge. Der treffliche Anfang, der mit dem kaiſerl. königl. Münzkabinette gemachet worden, verſpricht uns, daß wir auch dieſen zweyten Theil unſrer Wünſche, noch erfüllet erleben werden.

II.

Lettere diverſe, concernenti alla Religione naturale, e alla Morale Filoſofia de' Criſtiani, et degli Stoici, colle loro riſpoſte.

In Venezia, appreſſo Pietro Valvaſente. 1757. in 4. 55. pag.

Dieſe Sammlung von Briefen, iſt wegen ihres Inhaltes merkwürdig genug, wenn uns gleich der Hr. Verf. des erſtern, Hr. Clemens, Bar. von Caval-

Cavalcabo, ſchon vor zehn Jahren als unſer vormaliger Mitbürger in L. nicht von Perſon, als ein gelehrter Edelmann und Hofmeiſter der Hrn. Grafen von Dietrichſtein, bekannt geworden wäre.

Es ſchreibt ſelbiger, als ein Mitglied der berühmten Akademie zu Roveredo, an den Secretär derſelben, Hrn. Franz Anton Saibante. Die Gelegenheit dazu giebt ihm eine Abhandlung des Hrn. Grafen Barbieri, von der ſtoiſchen Philoſophie, und ihrem großen Werthe. Gedachter Hr. Graf vertheidigte dieſelbe, gegen zween andere Gegner, den Hrn. von Maupertuis, zu Berlin, und den P. Anſaldi in Wälſchland, wie auch gegen ältere Einwürfe, und behauptet: Die ſtoiſche Sittenlehre ſey die beſte, und, ſoviel die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft nur faſſen könne.

Wider dieſe Meynung nun, will unſer Herr Baron Cavalcabo ſeine Einwendung machen: und das thut er, ſowohl mit aller Beſcheidenheit, als mit aller Gründlichkeit. Er ſetzet voraus: nach der Stoiker Lehre, beſtehe das höchſte Gut, und die menſchliche Glückſeligkeit im Beſitze, und in Ausübung der Tugend. Von dieſer nämlich waren die Stoiker ſolche Liebhaber, daß ſie auch lehrten: man müſſe dieſelbe um ihrer ſelbſt willen, ohne Abſicht auf einigen Vortheil, Ehre, oder Vergnügen lieben; ja derſelben alle dieſe Güter oder gar das Leben ſelbſt aufopfern, geſetzt daß man dadurch auch keinem andern einen Vortheil ſchaffen könnte.

Dabey

Dabey gesteht nun der Hr. Gegner; diese Meynung klinge allerdings sehr prächtig, und verblende einen fast durch ihren Glanz: wenn man sie aber etwas näher betrachtete, würde sichs finden, daß sie anstatt des feinen Goldes, nur aus Flittergold bestünde.

Dagegen nun setzet der Hr. Verfasser zum Grunde: wir alle fänden und fühlten uns gleichsam durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen, nach der Glückseligkeit zu streben. Diese Glückseligkeit nun, philosophisch betrachtet, wäre nichts anders, als ein Zustand eines wahren und dauerhaften Vergnügens. Ist nun aber wohl die Tugend selbst ein solcher Zustand? Nichts weniger als das. Sie ist eine Fertigkeit unsrer Seele, die höchstens nur zum Mittel dienen kann, zu einem solchen Zustande des Vergnügens zu gelangen. Wie kann also diese Tugend diese Glückseligkeit selber seyn? Weit gefehlt, daß sie solches seyn könnte, daß sie nicht einmal ein Mittel dazu seyn kann, wenn man von ihrer Ausübung nichts mehr zu hoffen hat.

Daher folget nun, daß die Stoiker nur geträumet haben, wenn sie sageten: daß ein Tugendhafter, auch mitten in den Schmerzen und Todesmartern glücklich seyn würde: ob ihm gleich davon nichts weiters zu erwarten stünde. Es folget ferner daraus: daß der Begriff, den sie sich von der Tugend gemachet, nichts, als eine Geburt ihrer Einbildung, eine Chimäre gewesen; und daß Brutus, ein Steiker, alle Ursache von der Welt gehabt, in

seinem Tode, an den Götzen, den er sich von der Tugend gemachet, diese Anrede zu richten:

O Virtus! putabam te esse aliquid! D. i. „Du „armselige Tugend, ich habe mich in deinem Dien„ste rechtschaffen betrogen. Ich hatte die Einbil„dung, du wärest etwas Wirkliches: und in diesen „Gedanken habe ich dir eifrig gedienet. Aber du „warest nichts, als ein bloßer Namen, eine leere „Einbildung, ein Raub und eine Beute des Glü„ckes.„ u. s. w.

Nachdem der Hr. Verfasser dieses noch weiter erläutert und ausgeführet, folget das zweyte Schreiben des Hrn. D. Josephs Maja, an obgenannten Secretär. Dieser hat nach Durchlesung beyder obigen Schriften befunden, daß sie entweder beyde mit einander verglichen, oder die letzte gewissermaßen widerleget werden könne. Er erzählet zuförderst die Meynung seines Gegners, und zeiget sodann: daß der Hr. Graf Barbieri, die Tugend nicht bloß zum Zwecke, sondern auch zum Mittel der Glückseligkeit, oder des höchsten Gutes gemachet. Er verbessere die Meynung der Stoiker, und sage deutlich: daß die Glückseligkeit durch eine vollkommene Vernunft erlanget werde, nicht aber die Vernunft selbst sey. Denn die Vernunft sey ein Fortgang, nicht aber ein Zustand. Aber es sey auch gewiß, daß die Tugend, wenn sie erlanget, und zur Fertigkeit geworden, worinn eigentlich die Weisheit oder Seligkeit eines Stoikers besteht, nicht ein Mittel, sondern ein Zweck sey; und ein gegründetes Vergnügen, nach dem Maaße des Erkenntnisses

sey,

ſey, welches der menſchliche Verſtand beſitzet. Es iſt auch wahr, daß die Tugend in ſich ſelbſt und in ihrer Ausübung, eine innerliche Liebenswürdigkeit oder Schönheit beſitzet. Es wäre unmöglich, daß ſelbige nicht, in Anſehung der Uebereinſtimmung ihrer Handlungen, mit den Geſetzen, und dem Zwecke der Natur im gemeinen Weſen, eine gewiſſe, beſchauliche Schönheit darſtellen ſollte: wie die Ordnung und Verhältniß der Theile, Bewegungen und Farben bey einem ſichtbaren Körper, eine ſichtbare hervorbringen. u. ſ. w. Wir übergehen die andern Puncte, die dem Hrn. Baron von Cav. hier noch ausgeſetzet werden.

Aber er iſt die Antwort nicht ſchuldig geblieben. Er wünſchet zuförderſt, daß der Hr. D. Maja ihm Schritt vor Schritt gefolget wäre, und ihm den Sitz der Glückſeligkeit recht beſtimmet hätte, von welcher hauptſächlich die Rede iſt. Denn entweder beſteht dieſelbe in der Tugend, und die Glückſeligkeit iſt die Tugend ſelbſt, ſo, daß die Stoiker recht haben: oder die Glückſeligkeit iſt ein Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens, zu welchem die Tugend führen kann; ſo, daß die Lehren der Stoiker lauter Träume ſind. Auf dieſe zween Sätze aber hat der wackere Akademiſt nichts geantwortet. Er erkläret ſich für keinen: ob es gleich ſcheint, daß er bald zu dieſem, bald zu jenem geneigt iſt. Z. E. er ſaget: daß die Weisheit und Seligkeit der Stoiker, in einer wohlerlangten und zur Fertigkeit gediehenen Tugend beſtehe: hernach aber behauptet er, daß dieſe Tugend ein gegründetes Vergnügen bey ſich führe. u. ſ. w. Aber

was war es nöthig, zu ſagen, daß mit der Tugend ein Vergnügen verbunden iſt, wenn man nicht geſteht, daß das Weſen der Glückſeligkeit endlich aufs Vergnügen hinausläuft? Geſteht man aber dieß, wie kann man denn behaupten, daß die ſtoiſche Sittenlehre die allerbeſte ſey, die von heydniſchen Weiſen gelehret worden?

Und dennoch kann er nicht in Abrede ſeyn, daß, wo man zugiebt, die Tugend ſey auch als ein Zweck betrachtet, ein Gut, wo man eine Art von Vergleich zwiſchen Glückſeligkeit und Tugend ſchließen könne; der aufs Vergnügen hinausläuft. Die Scholaſtiker nämlich unterſcheiden die Glückſeligkeit in die objectiviſche und formaliſche. u. ſ. w. Aber wir können uns dabey nicht länger aufhalten.

Er beantwortet den Einwurf auch, daß in der Tugend ſelbſt ein Vergnügen ſey. Denn eigentlich iſt es nur bey dem Bewußtſeyn, daß man die Belohnungen, die aus der Tugend fließen, auch verdienet habe. In der That ſey noch niemand darauf gefallen, zu ſagen, daß die Tugend ſelbſt der Zweck ſeyn müßte. Auch Herr von Wolf hat es nicht einmal behauptet, wenn er in der allgemeinen Sittenlehre (P. I. §. 351.) ſetzet: Virtute præditus amat virtutem: oder den Satz des Poeten, damit beſtätigen will:

Oderunt peccare mali, formidine pœnæ;
Oderunt peccare boni, virtutis amore.

Denn man ſieht hier leicht, daß die Liebe der Tugend hier eigennützig iſt; und das Vergnügen

zur

niſche das Original ſey, maſſen ſich ein Uberſetzer leicht einer freyern Schreibart bedienen kan, als er in ſeinem Original findet. Inzwiſchen kan doch auch dieſe Uberſetzung nicht erſt zu der Zeit verfertiget ſeyn, da Sigismund der III.(*) König in Pohlen den Sachſenſpiegel durch ein beſonderes Privilegium zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in ſeinem Reiche zu drucken erlaubet; indem nicht allein auf der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek ein Exemplar davon befindlich iſt, welches im Jahr 1431. geſchrieben iſt, ſondern auch Albertus Kranzius, der zu gleicher Zeit mit Sigismundo gelebet, dieſes Lateiniſche, daraus er weitläuftige Stellen anführet, vor das Original angeſehen: Denn er ſucht aus den darinn vorkommenden Barbariſmis zu beweiſen, daß die im Sachſenſpiegel befindlichen Geſetze, weder von Carl dem Groſſen, noch auf deſſen Befehl zuſammen getragen worden; welcher

(*) Weil der Herr Verfaſſer vernommen, daß man ſeiner Schrift in unſern Beyträgen zu erwehnen geſonnen ſey, hat er uns einige Erinnerungen überſendet, darunter auch dieſe iſt: Daß er zwar an dieſem Orte denen, welche dieſe Uberſetzung in die Zeiten Caſimiri oder Sigismundi ſetzen, zugleich widerſprochen. Nachdem er aber wahrgenommen, daß unter den erſten nicht Caſimirus IV. Iagellonides, der 1447. zur Regierung gekommen, ſondern Caſimirus M. der den Thron a. 1333. beſtiegen, gemeynet werde; erinnert er gegen die erſten, daß vermuthlich Caſimirus M. eben ſo wenig, als Leſcus Niger oder Boleslaus Pudicus, denen gleichfalls die Einführung der Sächſiſchen Rechte in Pohlen zugeſchrieben wird, daran gedacht, den Sachſenſpiegel daſelbſt bekannt zu machen, ſondern nur denen in Pohlen befindlichen Deutſchen erlaubet, ihre Streitigkeiten nach Sächſiſchen Rechten entſcheiden zu laſſen.

zur Absicht hat. Herr Wolf hat nämlich in der empirischen Psychologie (P. II. §. 667.) festgesetzet; daß man dann eine leblose Sache liebe, wann die Seele geneigt ist, aus ihr ein Vergnügen zu schöpfen, immer an sie und ihre Eigenschaften denket. Auf diese Art bloß, könne die Tugend ein Zweck, oder ein Gut seyn, das man zur Absicht hat, u. s. w. So sieht man, daß die wolfische Philosophie auch in Italien ein Autor Classicus ist.

Nunmehr folget von eben dem Herrn Bar. Cavalcabo, ein Schreiben an den Herrn Franz Maria Zanotti, zu Bologna. Dieser ist ein großer Naturforscher; hat aber auch unlängst ein moralisches Werk ans Licht gestellet: und deswegen wendet sich der Herr B. an ihn, um von dem Wesen der Glückseligkeit recht belehret zu werden. Dieses besteht, seiner Meynung nach, im Vergnügen; und da saget er: Dasjenige, was unsre Seele in Bewegung setzet, und zum handeln, oder ihm nachzustreben antreibt, ist nichts anders, als das Gute. Wenn der Mensch dieses erlanget hat, so entsteht in ihm eine süße und anmuthige Bewegung, welche man das Vergnügen nennet. Und da sich der Mensch bey solchen Empfindungen für glücklich hält, so sieht man, daß die Glückseligkeit nichts anders sey, als das Vergnügen. Und in dieser Meynung bestätiget mich das Ansehen der größten Männer, Carteseens, Lockens, Wolfs, und des Herrn von Maupertuis. Selbst der Card. Po-

lignac, ein groſſer Bekämpfer der Epicurer, findet keine Schwierigkeit zu geſtehen.

Summamque bonorum
Eſſe voluptatem, modo ſcilicet inde petatur,
Unde petenda venit.

Als mir nun, fährt er fort, Dero obgedachtes ſittliches Werk, das iſt, la Filoſofia morale, nebſt Dero Raggionamento ſopra il Saggio del Maupertuis, in die Hand fiel, bewegte es mich nicht wenig, daß ich darinn die von mir erwählte Meynung beſtritten fand: Und da mir ein ſo großer Weltweiſer zuwider war, ſo fieng ich an, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Doch weil man ſeine Gedanken nicht gerne auf einmal fahren läßt, ſo wollte ich mich doch bemühen, ſie noch zu vertheidigen. u. ſ. w.

Was nun dero Buch betrifft, ſo ſchien mirs, daß dieſelben, aus dem Gute, und der Glückſeligkeit, einerley Ding machen; und daß es alſo kein Wunder ſey, wenn Sie dem Vergnügen den Namen der Glückſeligkeit verſagen. Denn wenn Sie ſich nur entſchloſſen hätten, das Gut, von der Glückſeligkeit zu trennen: ſo würden ſie es nicht ſo widerſinniſch gefunden haben, die letztere in dem Vergnügen zu finden.„ Man ſieht ſchon, was der Inhalt des ganzen Schreibens ſeyn wird: daher können

*) Wir würden antworten: Nein, ſondern in allem dem zugleich, was dieß Vergnügen verurſachet, und dauerhaft machen kann. D. i. in den wahren Vollkommenheiten, die man theils ſelbſt beſitzen, theils außer ſich wahr-

nen wir hier abbrechen, und zu einem andern schreiten; darinn Hr. Zanotti sich verantwortet hat.

Gleich anfangs bittet er um Erlaubniß, einen Gedanken zu eröffnen, der ihm oft eingekommen. Es gäbe viele, die, wenn sie von der Glückseligkeit reden wollen, sichs schon in den Kopf gesetzet haben: das Wort Glückseligkeit bedeute nichts anders, als Vergnügen; deswegen sie denn diesem Worte durchaus seine Bedeutung nicht rauben wollten. Ob sie sich nun gleich eines Rechtes bedienen, welches die Philosophen haben, einem Worte eine beliebige Bedeutung zu geben; und man darüber mit ihnen nicht zanken kann: so müsse dabey doch noch allemal die Frage frey stehen: ob die Glückseligkeit allein im Vergnügen bestehe? Seinen Gedanken nach, versteht er durch Glückseligkeit einen Zustand, den sich der Mensch schlüßlich wünschen muß; das ist, auf welchen er alle seine Handlungen einzurichten hat. Mich dünket, daß viele es so verstehen; ob ich gleich keinen anführe. Wenn nun das Wort Glückseligkeit so erkläret worden: so bleibt die Frage übrig: ob sie bloß im Vergnügen bestehe *)? indem man wohl fragen kann: ob denn der Mensch alle seine Handlungen bloß auf das Vergnügen richten solle, oder auch sonst noch auf etwas? **)

wahrnehmen und genießen muß, um recht viele, recht große, und abwechselnde Vergnügungen zu genießen.

**) Freylich kann der Ausdruck des Vergnügens sehr gemisbrauchet werden. Ich habe einen Menschen gekannt, der

So ſaget Hr. Zanetti, habe er in ſeiner Philoſophie, in ſeinen Diſcurſen, und noch unter fremdem Namen, die zu Bologna, Neapel, und Lucca gedruckt worden, behauptet: die Glückſeligkeit beſtünde im Vergnügen und in der Tugend: indem es ihm bedünke, der Menſch müſſe ſeine Handlungen auf eins von beyden richten; oder wie die Allertugendhafteſten thäten, auf beydes zugleich. (Hr. Zanetti hat hier freylich recht. Tugend und Vergnügen können und müſſen nicht getrennet werden, ſo wenig als Samen und Aernte. Jene muß dieſes hervorbringen, wenn es rechter Art, d. i. dauerhaft ſeyn ſoll. So iſt aber ein jedes Vergnügen, welches aus wahren Vollkommenheiten beſteht, beſchaffen.) Da er alſo zwey Stücke zur Glückſeligkeit erfodere: (Wir ſehen nicht, warum man es zwey Stücke nennen ſoll. Die Früchte ſetzen allemal einen fruchtbaren Baum voraus. Wer alſo ſaget, man müſſe nach den ſüßen Früchten ſtreben, der ſchließt den Baum nicht aus, ſondern ſetzet ihn voraus,) ſo habe er das eine im Vergnügen, und das andre in der Vortrefflichkeit und dem edlen Weſen, welches aus der Tugend entſpringt, geſetzet: welches nicht allemal aufs Vergnügen allein abzielet; ſondern welches auch um ſein ſelbſt willen begehrt

der als ein leichtfertiger Wollüſtling lebete, nichts arbeitete, ſeinen Freunden zur Laſt fiel, ſpielte, trunk, u. ſ. w. wo er konnte, und dabey behauptete: er wäre ſeines Vergnügens halber in der Welt. Dieſes ſuche er überall, wo

begehrt zu werden, würdig iſt. (Ohne Zweifel darum, weil jede Vollkommenheit, dem, der ſie beſitzet und erkennet, ein Vergnügen bringt.)

Dieß mag zur Probe aus dieſem Schreiben genug ſeyn. Der Hr. von Cavalcabo beantwortet daſſelbe faſt auf eben die Art, wie wir bereits gethan haben; mit einer beſondern Stärke: indem er behauptet, Horaz habe recht gehabt, zu ſagen:

Prætulerim ſcriptor delirus inerſque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant;
Quam ſapere, & ringi.

Auf dieſes antwortet Hr. Zanotti abermal ſo höflich, als gelehrt; und Hr. Cavalcabo bleibt ihm die Gegenantwort nicht ſchuldig: worauf aber auch Hr. Zanotti noch nicht verſtummet. Kurz, alle dieſe Briefe wären es wohl werth, von einer guten Feder auch ins Deutſche überſetzet zu werden: weil ſie zur Aufklärung dieſer ſchweren Materie vieles beytragen, und von der roveredischen Akademie einen vortheilhaften Abriß geben würden.

ers ſünde. u. ſ. w. Allein in einem ſo flüchtigen und unbeſtändigen Vergnügen, worauf nothwendig ein armſeliges, krankes und betrübtes Alter folgt, beſteht freylich die Glückſeligkeit nicht.

III.

Principes du Droit de la Nature et des Gens. Extrait du grand Ouvrage latin de Mr. de Wolff, par Mr. Formey.

à Amſterdam chez Rey. 1758.

in 4to.

Faſt eben die Abſichten, die der Herr von Vattel zu Neufchatel, in Anſehung des weltiſchen Völkerrechts gehabt, und zu erreichen geſuchet, hat auch Herr Prof. Formey, in Anſehung des Rechts der Natur gefaſſet, und wirklich ins Werk gerichtet. Es iſt zwar gewiß, daß ſich dieſer Auszug zugleich auf das Völkerrecht erſtrecken ſoll; und daß in der That das IX. Buch davon handelt. Allein, da ſelbiges in allem nur 12. Blätter, oder drey Bogen ausmachet, ſo kann man leicht denken, daß die Hauptſache hier das Recht der Natur geweſen, und das Völkerrecht gleichſam nur einen kleinen Anhang davon abgiebt. Es iſt auch deſto beſſer. Denn da Herr von Vattel das letztere ausführlich abgehandelt hat; Herr Pr. Formey aber ſonderlich das erſte, oder Naturrecht vorgetragen hat: ſo biethen beyde einander die Hand, und die Liebhaber der franzöſiſchen Sprache, können nun beyde Wiſſenſchaften ſich auf eine kurzgefaßte und angenehme Art bekannt machen. *) In

*) Bey dieſer Gelegenheit können wir unſere Leſer nicht unerinnert laſſen, daß der ſel. Herr Komptr auch für die Deutſchen Leſer ſchon erſonnen, und darum zu gut, einen Auszug ſeines Rechts der Natur in einem mäßigen Oc-tav-bande

In der Vorrede saget der Herr Verfasser: die weitläuftigen Verreden Herrn Barbeyracs zum Grotius und Pussendorf, überhöben ihn der Mühe von denen Materien zu handeln, davon er so ausführlich geschrieben hätte. Seit diesen beyden Werken nun, wäre nichts wichtiges in dieser Art ans Licht getreten, das mit ihnen in gleichem Paare gehen könnte. Zwar hätten sich einige gelehrte Männer, als Herr von Aube, Herr Strube, und Herr Burlamaqui, neue Wege zu bahnen gesuchet: aber der Anblick ihrer Arbeiten würde das obige Urtheil bestärken. Von Herrn von Wolfs Werke hingegen könne man mit Grunde sagen: daß es neben einem Grotius und Pussendorf eine Stelle verdiene. Ja es würde vielleicht die Zeit kommen, wo dieß Lehrgebäud, in seinem ganzen Umfange betrachtet, sich auf den Bruchstücken der andern festsetzen, und allen Rechtslehrern zum Führer dienen würde.

Da der Herr Verfasser sich nicht Leben und Muße genug versprechen kann, diesen Auszug noch einmal vor die Hand zu nehmen, und ihn so ausführlich vorzutragen, wie er einige besondere Stücke von der wolfischen Philosophie schon abgehandelt: so hat er doch diesen kurzen Begriff nicht zurückhalten wollen; um denen zu nützen, die ihn werden lesen wollen, und sie mit denen darinn herrschenden Begriffen bekannt zu machen. Er hat denselben schon vor vier oder fünf Jahren verfertiget, was die

Lande geliefert. Der Titel heißt: Grundsätze des Natur- und Völkerrechtes, worinn alle Verbindlichkeit und alle Rechte aus der Natur des Menschen zc. hergeleitet werden. Aus dem Lateinischen übersetzet. 8. 1754.

die VIII. Bände des lateinischen Rechts der Natur betrift: und da er itzo Gelegenheit bekommen, sie ans Licht zu stellen, hat er noch aus dem IX. Bande vom Völkerrechte einen Auszug beygefüget. Herr Wolf habe zwar selbst einen lateinischen Auszug seines Naturrechtes herausgegeben; aber da dieses schon fertig gewesen.

Nach diesen Vorerinnerungen schreitet der Herr Prof. Formey zu einigen allgemeinen Betrachtungen. Die Wissenschaften können diesen Namen nur wegen des bündigen Zusammenhanges vieler Wahrheiten führen, die ohne untermischte Irrthümer vorgetragen werden. Und gleichwohl hat ihnen dieß Merkmaal fast immer gefehlet. Man hat solchen Mangel durch die Menge unzusammenhängender Begriffe, und durch einen Haufen Kunstwörter, zu ersetzen gesuchet. Herr Wolf hat sein Leben mit nichts anders zugebracht, als wie er den Schwall übelverdauter und schlecht verbundner philosophischer Sätze in wirkliche Wissenschaften verwandeln, d. i. recht ordnen und verbinden möchte. Allein sein Hauptzweck gieng auf die Sittenlehre, die er aus der ersten Quelle zu schöpfen, und bis in ihre letzten Folgerungen zu verbreiten suchte. Ein prachtiges und weitläuftiges Verhaben! welches des ganzen menschlichen Geschlechtes Dank verdienet!

Es fehlte nicht viel, so hätte dieser große Weltweise die letzte Hand an dieß Werk gelegt. Da er indessen nicht unsterblich war, so hat er wenigstens drey wichtige Theile davon zu Stande gebracht;

Die

Die allgemeine Sittenlehre, das Natur und Völkerrecht, und die besondere Tugendlehre. Jemehr man diese großen Lehrbücher lesen und studiren wird, desto mehr Licht wird man bey allen Materien derselben erblicken. Eine ungeheure Menge verdrüßlicher Grübeleyen, und eitler Hirngespinste, die bisher die Juristen und Sittenlehrer gequälet haben, werden den fruchtbarsten Begriffen und Grundsätzen Platz machen, die ihnen in allen übrigen Wahrheiten zum Leitfaden dienen werden. Dieß höret der Herr Verfasser täglich, von den verehrungswürdigsten oberkeitlichen Personen sagen, die in den obersten Justizbedienungen stehen, und den größten Antheil an der Verbesserung der Gerichtsstäten der preußischen Lande gehabt haben *). Diese gestehen es nach einer täglichen Erfahrung, daß die wolfischen Werke ihnen allenthalben wie eine wahre Fackel vorleuchten, und überall die kürzesten Wege zeigen, um aus den verworrensten Händeln den Ausgang zu finden.

Keine Wissenschaft ist von weiterm Umfange, als das Naturrecht. Es begreift alle menschliche Handlungen in sich: und aus ihm fließen alle Willkühren und Satzungen her, die zur Stiftung und Erhaltung der Gesellschaften so viel beygetragen haben. Ist man nicht allemal im Stande, diese willkührlichen Satzungen mit dem Naturrechte zu verbinden, und den Faden der Demonstration bis auf

*) Sonder Zweifel zielet der Herr Verfasser hier auf den höchstverdienten Herrn Kanzler von Jarriges, den würdigen Nachfolger eines großen Cocceji.

auf dieſe zurück, aus ihnen aber die allerentfernteſten Folgerungen herzuführen: ſo kann man auch unzählige Fehler und böſe Auslegungen der bürgerlichen Geſetze nicht vermeiden. Wegen dieſes ermangelnden ariadniſchen Fadens, ſind auch die Schriften der Juriſten ſo räthſelhaft, als die ſybilliniſchen Bücher geworden: und unzählige wackere Leute ſind aus Furcht vor ihren Dornen und Hecken, von der Juriſterey abgeſchrecket worden.

Es fehlte nur an einem nach Euklidens Art abgefaßten Lehrbuche, um einmal für allemal dieß Chaos licht zu machen, und Gründe zu legen, auf welche man hernach ſicher bauen könnte. Ja! rufen die Feinde unſers Weltweiſen; das ſind recht vortreffliche Grundlehren, die acht oder neun Quartanten füllen! Es iſt ein wahres Vergnügen, dieſe Leute darüber ſpaßen zu hören: und der Herr Verf. hat einige an ſchlechten Einfällen ganz unerſchöpfliche gefunden, wenn ſie auf dieſe Materie gekommen. Allein zum Unglücke kennen ſie dieſe Bände nur von außen, haben niemals eine Seite davon geleſen, und ſind gröſtentheils unfähig, davon zu urtheilen. Verſtändige Kenner hergegen werden aufrichtig geſtehen: Das wolfiſche Naturrecht beſtätige vollkommen den vortrefflichen ciceroniſchen Ausſpruch: daß die Rechtswiſſenſchaft, weder aus den XII. Tafeln, noch aus den Edicten der Prätoren herfließe; ſondern aus den tiefſten Quellen der Weltweisheit geſchöpfet werden müſſe.

Die menſchlichen Handlungen, in ſo weit ſie frey ſind, haben eine innerliche und ihnen anhangende

Beweis gar nichts taugen würde, wann er dieſes Lateiniſche vor eine zu ſeiner Zeit gemachte Uberſetzung gehalten hätte: Weßwegen ſie wenigſtens ſo alt ſeyn muß, daß ſich Kranzius ſchon zu ſeiner Zeit irren und ſie für ein Original anſehen können. Es iſt aber auch aus obgedachtem Grunde wahrſcheinlich, daß dieſelbe ohngefähr gegen die Zeit des Baſelſchen Concilii, oder doch erſt nach Gregorio XI. der an. 1378. geſtorben, iedoch vor 1431. und alſo entweder gegen das Ende des XIV. oder kurz nach Anfang des XV. Jahrhunderts verfertiget worden.

Das angeführte 381. Hauptſtücke des Schwabenſpiegels, darinn das Schwäbiſche Recht wegen der Weiber erwehnet wird, hat weder mit dem vorhergehenden noch dem folgenden einen Zuſammenhang. Im Sachſenſpiegel (**) hergegen hängt es mit dem vorhergehenden und nachfolgenden genau zuſammen, und da in demſelben gleich vorher von der Erbſchaft der Weiber der Schwaben Nachricht zu finden: So erhellet daraus die Urſache, warum hernach dieſes Schwäbiſche Recht wegen der Weiber nur mit einem Worte erwehnet wird. Hieraus folgt denn ferner, daß der Schwabenſpiegel, dieſes 381. Hauptſtück aus dem Sachſenſpiegel und nicht dieſer es aus jenem entlehnet, und folglich Lambecius, Schilter und die ihnen hierinn beygepflichtet, Unrecht haben, wenn ſie behaupten wollen, der Schwabenſpiegel habe dem Sachſenſpiegel zum Muſter gedienet, und ſey das Original, daraus Ecko von Repkow das ſeine genommen.

Die-

(**) Nicht aber im Schwabenſpiegel, wie im fünften Paragrapho durch einen Druckfehler geſetzet worden.

gende Güte oder Bösheit, die von keinen menschlichen Gesetzen, und von keines Gesetzgebers Willen herrühret. Diesen Unterscheid der Handlungen darf man einem Menschen nur zeigen, um ihm Bewegungsgründe zum Thun und lassen zu geben; wenn er sich nur vernünftig aufführen will. Seine Natur treibt und bestimmt ihn nothwendig, das Gute zu suchen, und das Böse, als böse, zu fliehen. Sobald sie ihm dergestalt in die Augen fallen, so wird ihm die Güte derselben ein Antrieb zum Thun, und die Bösheit der andern ein Bewegungsgrund, sie zu meiden. Dieß ist die Quelle der natürlichen Verbindlichkeit, und ihre Wirkung ist, daß sie unsre Handlungen nach der, vom Gesetze der Natur vorgeschriebenen Art, einrichtet. u. s. w.

Mit so wichtigen Betrachtungen ist die gelehrte Vorrede des Hrn. Prof. Formey angefüllet: aber wir können ihr nicht länger folgen. Auf dieselbe folget ein kurzes Leben des sel. Kanzlers von Wolf: welches der Hr. Verfasser im XLVII. Stücke der Bibliotheque Germanique, aus unsers Hrn. Prof. Ludovici ausführl. Entwurf einer vollständigen Historie der wolfischen Philosophie eingerücket hat. Es würde in etlichen Stücken richtiger geworden seyn, wenn man sich auch neuerer Nachrichten davon hätte bedienen wollen. Z. E. auf der 12ten S. wird der Hofrathstitel, den Hr. Wolf erhalten, bloß als eine Belohnung seines Fleißes angegeben. Aus seinem ausführlichen Leben aber wissen wir schon: daß ein an den Hochseligen von Dresden ergangener Ruf

zu

zu einem wittenbergischen Lehramte, ihm diesen Vorzug zuwege gebracht. Andrer solcher Dinge hier zu geschweigen. Den Schluß machet ein Verzeichniß der wolfischen Schriften; deren Zahl sich bis auf 67 kleinere und größere Werke beläuft.

Wir merken zweyerley Umstände aus diesem Leben an, um dieselbe mit unserm Beyfalle zu bestätigen. Der eine steht a. d. 19ten S. und betrifft die neuen Kunstwörter, die der Kanzler von Wolf in seiner deutschen Philosophie zu machen, genöthiget gewesen; und davon er am Ende jedes Bandes ein kleines Register gegeben. Allerdings hat der Selige viel besser gethan, seine Muttersprache damit zu bereichern; als dieselbe mit vielen lateinischen und griechischen Brocken zu durchspicken, wie es vor ihm gewöhnlich gewesen. Das Deutsche hat dadurch ungemein viel gewonnen: denn itzo sind, in weniger als vierzig Jahren, alle diese Wörter zum Bürgerrechte gelanget, und werden nicht nur von allen Gelehrten, sondern auch schon von sehr vielen Ungelehrten verstanden und gebrauchet. Cicero, in seinen philosophischen Schriften gestund, daß seine Sprache in diesem Stücke sehr arm wäre. Er hatte also entweder die Gabe, oder das Herz nicht, sie mit solchen neuen Ausdrückungen zu bereichern; sondern mußte seine Zuflucht sehr oft zum Griechischen nehmen.

Die zweyte steht auf der 21sten S. und betrifft seine Widersacher. Alle Deutlichkeit, Reinigkeit und Nutzbarkeit seiner Lehren, heißt es, hat ihn nicht

nicht vor den Angriffen des Widerſpruches ſicher ſtellen können. Eine ganze Wolke, ein rechter Hagel von Streit- und Schmähſchriften hat ihn faſt ohn Unterlaß angefallen. Es hatte ſich eine Art eines Complots wider ihn verbunden, welches nicht der Perſon, als den Schriften des Hrn. Wolfs den Krieg ankündigte, und mehr als einmal ſein Glück und ſeine Ruhe beſtürmete. Es iſt betrübt, ſolche Unordnungen in der gelehrten Welt herrſchen zu ſehen. Ob ſie gleich nichts neues ſind, und die Galle insgemein im Herzen falſcher Gelehrten, wie falſcher Heiligen kochet: ſo kann man ſie doch nicht genug beweinen. War denn das Leben dieſes groſſen Mannes etwa zu lang, zur Ausarbeitung alles deſſen, was er ſich vorgenommen und erfunden hatte; daß er auch noch einen Theil davon zu Widerlegung der Läſterungen anwenden, und ſich gegen wirkliche Beleidigungen zu ſchützen, anwenden müſſen?„ So weit Hr. Prof. Formey. Wir ſetzen dieſe Stelle deſto lieber her, da ſie von einem ſo anſehnlichen Gliede der berliniſchen Akademie herkömmt.

Um nun von dem Werke ſelbſt den Inhalt kürzlich anzuzeigen, wollen wir die Ordnung der Bücher durchlaufen. Das I. handelt von der Verbindlichkeit und dem allgemeinen Rechte der Menſchen, 1) überhaupt, 2) von den Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt, 3) gegen andre, und 4) gegen Gott. Das II. handelt vom Eigenthume, und denen daraus flieſſenden Rechten und Pflichten, 1) von der urſprünglichen Gemeinſchaft

der Güter, 2) vom Eigenthume, und der älteſten Art, dazu zu gelangen. 3) Von denen Rechten und Pflichten, die daraus entſpringen.

Im III. Buche findet man die Art, ein Eigenthum, oder ein Recht auf des andern Güter zu erlangen. Hier wird von der Verbindlichkeit der Worte, der Aufrichtigkeit und Verſtellung, von den Verheißungen und Verträgen überhaupt, von der Bejahung, dem Eide und Gelübde; von der Art andern auf unſre Güter einiges Recht zu ertheilen, und von der Beſitznehmung verlaſſener Dinge, nebſt der Verjährung gehandelt. Im IV. Buche redet man von beſondern Handlungen, die andern zum Beſten gereichen; und zwar 1) von Schenkungen, 2) vom Werthe der Dinge und dem Gelde, 3) von verbindlichen Wohlthaten, oder Verſprechen zu des andern Beſten; und 4) vom Tauſchen, oder den beſchwerlichen Verträgen.

Das V. Buch redet 1) von andern beſchwerlichen Verträgen. 2) Von ſolchen, die auf's Glück ankommen. 3) Von Scheinverträgen, (Quaſi Contractus) und von vermiſchten. 4) Von verſchiedenen Arten, die Verbindlichkeit der Verträge zu vernichten. 5) Vom Rechte der Veränderung und Verſetzung. 6) Von den Dienſtbarkeiten. Das VI. Buch handelt vom nutzbaren Eigenthume, und einigen andern Rechten und Pflichten. 1) Von deſſen Arten. 2) Von Lehnen. 3) Von der Auslegung. 4) Von den Ueberbleibſeln der urſprünglichen Gemeinſchaft der Güter. 5) Von den Pflichten

ten gegen die Todten, und dem Begräbnißrechte. 6) Von den Pflichten gegen die Nachwelt, ehe sie gebohren ist. 7) Von den Rechten und Pflichten der Gelehrten.

Das VII. Buch handelt von der häuslichen Herrschaft, und was dahin gehöret. 1) Von der Herrschaft und Gesellschaft überhaupt. 2) Von der ehelichen Gesellschaft. 3) Von den Anverwandtschaften. 4) Von der väterlichen Gesellschaft. 5) Von den Testamenten. 6) Von der Knechtschaft. 7) Von dem Hauswesen. Das VIII. B. endlich redet von der öffentlichen Herrschaft, oder dem Rechte der Staaten. Daben wird 1) vom Ursprunge der Staaten und Regierungen; 2) Von den verschiedenen Regierungsarten; 3) Von der Art, einen Staat einzurichten; 4) Von den Majestätsrechten; 5) Von der natürlichen Theorie bürgerlicher Gesetze, und 6) von den Pflichten der Regenten und Häupter des Staats, und der Unterthanen gehandelt. Das IX. B. endlich handelt in zehen Hauptstücken vom Völkerrechte, die wir nicht einmal erzählen dörfen.

IV.

Kurzgefaßte deutsche Sprachlehre,

welche die allgemeinen Gründe, sammt einem Verzeichnisse der Stammwörter, und vieler abstammenden Wörter in sich hält, aus Hochachtung der Muttersprache und Wissenschaften herausgegeben

von Fr. Wilh. Gerlach, in der K. K. Ingenieurschule zu Gumpendorf Lehrer der Geschichte. Wien gedruckt bey der Schilgin 1758. in 8.

Die Zahl deutscher Sprachlehren hat sich seit zehn Jahren so gehäufet, daß wir fast jedes Jahr eine neue haben zum Vorscheine kommen gesehen: davon aber die meisten gleich nach ihrer Geburt wieder unsichtbar geworden. Die gegenwärtige ist eine Frucht des jetztlaufenden Jahres, und verdienet in vielen Stücken ein besser Schicksal. Der Herr Verfasser hat sie uns selbst zugefertiget, und uns um unser Urtheil ersuchet: wir können es ihm also nicht versagen, werden uns aber so kurz, als möglich, zu fassen suchen.

Aus der Vorrede erhellen lauter gute und rühmliche Gesinnungen, gegen das Vaterland und die Mutterſprache. Der Hr. Verfasser hat sich auch einer guten Lehrart beflissen, da immer aus dem ersten das folgende fließen soll. Im Eingange handelt er von Sprachen überhaupt, von der Deutschen Vortrefflichkeit und nöthigen Erlernung, imgleichen ihrer Erklärung und Eintheilung; von der man nichts weiter sagen darf, weil dieselbe allen Sprachlehren gemein ist. Er giebt sich von allem das beste Zeugniß. Er saget, daß sein Verzeichniß der Stammwörter die gebräuchlichen von den ungebräuchlichen unterschieden, daß auch die kurzen Regeln des III. und IV. Theils nicht mangelhaft wären, daß endlich alles gründlich abgehandelt sey;

und

und auch die im Schwange gehenden Fehler angemerket worden. Er entschuldiget sich, daß er in der Schreibart in etwas vom gemeinen Gebrauche abweiche; und Ursachen dazu habe. Er wünschet schlüßlich, daß seine Sprachlehre, so großen Beyfall finde, und zur Ausbreitung des reinen Deutschen soviel beytragen möge, als er sie **gründlich** und **wohlmeynend** geschrieben habe.

Den patriotischen Eifer, und die gute Einsicht, womit der Herr Verfasser den Eingang von der Sprache überhaupt geschrieben hat, müssen wir höchstens billigen. Er saget hier unstreitig viel bittere Wahrheiten, die manchen Verehrern der alten und ausländischen Sprachen, schlecht gefallen werden. Wir würden viele Blätter abschreiben müssen, wenn wir unsern Lesern das mittheilen wollten, was uns gut gefallen hat. Von der deutschen insonderheit handelt er folgenden Satz ab: **die deutsche Sprache ist eine der vornehmsten.** In dieser Ausführung kömmt ein Grund vor, der uns bedenklich scheint. Der Hr. Verfasser saget, die deutsche Schrift sey so gut eingerichtet, daß man in Aussprechung der geschriebenen Worte einen jeden Buchstaben höret: dagegen im Französischen beym Reden viele Buchstaben unterdrücket werden. Allein wo bleibt die verschiedene Aussprache vieler Landschaften. Wir schreiben eins; warum sprechen denn die Meißner eens, die Franken ains, die Schwaben ahns, die Bayern oans? Wir schreiben ein Mann, warum saget denn der Nürnberger, a Mohn? u. d. gl. Wir schreiben

Wir merken, mit des Hrn. Verfaſſers Erlaubniß noch ein Paar Stücke an, davon das eine die Nennwörter, das zweyte die Zeitwörter betrifft.

Die erſten will er zuweilen ohne Noth des Buchſtabes e berauben, zuweilen damit beſchenken; und in beyden Fällen berufet er ſich auf den ungewiſſen Gebrauch. Er ſteht gar a. d. 20ſten S. in der Meynung, den Stammwörtern würde oft das E Wohllauts halber angehängt. Die Beyſpiele, ſo er davon giebt, zeigen das aber nicht. Er ſaget: „ſo ſpricht man: die Ehre, Taube, Grütze, „Lehre; der Glaube, Name; das Gebäude, „u. d. gl. Einigen aber will dieſer zugefügte Laut „nicht angenehm ſeyn; weil ſie ihn in dem Munde „ihrer Landsleute nicht hören, und ſelber alſo nicht „gewohnt ſind (gewiß ein ſchlechter Grund!) NB. „Man mag auch ſolche keines Fehlers beſchuldigen, „wenn ſie dieſen Laut in dergleichen Wörtern aus„laſſen, und z. E. die Ehr, die Lehr, u. ſ. w. ſpre„chen und ſchreiben, indem dieß nicht wieder die „Eigenſchaft der deutſchen Sprache, ſondern ſelber „vielmehr gemäß iſt; und der Gebrauch auch bey „guten Schriftſtellern beydes bewähret.„

Alle dieſe Sätze leiden ihre großen Einwürfe. Den unbeſtändigen Gebrauch muß ein Sprachlehrer entſcheiden; und zeigen, welches der beſte iſt. Da giebt es nun die Analogie, daß die Wörter des weiblichen Geſchlechtes eben ſowohl ein E haben müſſen, als im Lateine, ſo viele ein a am Ende brauchen; ansa, bulla, cala, dama, fama, gallina, luna, mensa, u. d. gl. So iſt es denn nicht gut, zu

ſagen,

ſagen, die Ehr, Lehr, Grüß, Taub, Gnad, Kron: ſondern ſie müſſen ein E am Ende hören laſſen. Die Schriftſteller, ſo ſolches nicht beobachten, ſind alſo nicht unter die guten, ſondern nachläßigen zu zählen. Und eben ſo wird es mit der zweyten Endung derer ſeyn, die in es darinn haben. Sagen und ſchreiben gleich einige, des Manns, Rocks, des Tods, des Wurms, des Zanks; ſo ſoll es doch nach der Regel, und der Lieblichkeit des Gehöres wegen heißen, Mannes, Todes, Rockes, Wurmes, Zankes: und der Sprachlehrer muß diſe Unbeſtändigkeit nicht noch durch ſein Anſehen beſtätigen: wie unſer Herr Verfaſſer auf der 401. Seite gethan hat, ſondern den Ausſpruch thun, was beſſer iſt.

Was die Wörter Glaube und Name betrifft, ſo ſollten die billig als männliche Wörter ein n bekommen; und das abermal nach der Sprachähnlichkeit. Denn wie man ſaget, der Backen, der Boden, der Daumen, der Gaumen, der Graben, der Knochen, der Laden, der Ofen, der Schaden, der Schinken, u. d. m. ſo ſollte es auch heißen, der Glauben, und der Namen; zumal dieß letztere von Nomen zu kommen ſcheint. Endlich, was die vom ungewiſſen Geſchlechte anlanget; als Gebäude, ſo iſt das e bey dieſen offenbar überflüßig. Es ſoll heißen, das Gebäu, Geſicht, Geſchöpf, Gehör, nicht Gehöre u. ſ. w. . Aber freylich haben viele Poeten, aus Ermangelung einer Sylbe eſtmals ein ſolch e angeflicket, und in Schwang gebracht: welches

Wir merken, mit des Hrn. Verfaſſers Erlaubniß noch ein Paar Stücke an, davon das eine die Nennwörter, das zweyte die Zeitwörter betrifft.

Die erſten will er zuweilen ohne Noth des Buchſtabes e berauben, zuweilen damit beſchenken; und in beyden Fällen berufet er ſich auf den ungewiſſen Gebrauch. Er ſteht gar a. d. 20ſten S. in der Meynung, den Stammwörtern würde oft das E Wohllauts halber angehängt. Die Beyſpiele, ſo er davon giebt, zeigen das aber nicht. Er ſaget: „ſo ſpricht man: die Ehre, Taube, Grütze, „Lehre; der Glaube, Name; das Gebäude, „u. d. gl. Einigen aber will dieſer zugefügte Laut „nicht angenehm ſeyn; weil ſie ihn in dem Munde „ihrer Landsleute nicht hören, und ſelber alſo nicht „gewohnt ſind. (gewiß ein ſchlechter Grund!) NB. „Man mag auch ſolche keines Fehlers beſchuldigen, „wenn ſie dieſen Laut in dergleichen Wörtern aus„laſſen, und z. E. die Ehr, die Lehr, u. ſ. w. ſpre„chen und ſchreiben, indem dieß nicht wieder die „Eigenſchaft der deutſchen Sprache, ſondern ſelber „vielmehr gemäß iſt; und der Gebrauch auch bey „guten Schriftſtellern beydes bewähret.„

Alle dieſe Sätze leiden ihre großen Einwürfe. Den unbeſtändigen Gebrauch muß ein Sprachlehrer entſcheiden; und zeigen, welches der beſte iſt. Da giebt es nun die Analogie, daß die Wörter des weiblichen Geſchlechts eben ſowohl ein E haben müſſen, als im Lateine, ſo viele ein a am Ende brauchen; anſa, bulla, caſa, dama, fama, gallina, luna, menſa, u. d. gl. So iſt es denn nicht gut, zu

ſagen,

Dieſer Zuſammenhang giebt der ganzen Sache das beſte Licht. Denn im 16. Artickel des 1. Buchs des Sachſenſpiegels wird zum Grunde geſetzt, niemand könne ſich eines andern Rechts anmaſſen, als deſſen, ſo ihm angebohren iſt; die Freygebohrnen des Rechts der Dienſtbaren. Im 17. Artickel heiſt es: Wer dem andern nicht ebenbürtig iſt, mag ſein Erbe nicht nehmen. Wenn alſo Kinder nicht freygebohren waren, wie ihre Eltern, oder ihre Freyheit verlohren hatten, ſo konnten ſie von denſelben nicht erben. Wie aber die Töchter der Freyen durch Verheyrathung an Knechte oder Colonos, ihre Freyheit zu verliehren pflegten: So werden daſelbſt auch der Schwaben Weiber unter dieſe Regel gebracht; davon es im Qvedlinburgiſchen Codice heiſt: Die Swafne mach ouch von wiph halben nichen erve nemen, wen die wiph an irme Slechte al erve los ſin gemachet durch ir vorvarne miſſedat: im andern Leipziger Codice aber etwas deutlicher: Der Swaben mag ouch von wip halben kein erbe nemen. Wen die wip an irem geſchlechte alle erbeloz ſint gemachit durch irer vorvarnen miſſetat. Worauf alsdann der oben angeführte 18. Artickel von den drey Rechten, die ſich die Sachſen vorbehalten hatten, darunter das von den Weibern der Schwaben das erſte iſt, folget, im 19. Artickel aber dieſe ganze Materie mit folgenden Worten beſchloſſen wird: Schwäbiſch Recht zweyet ſich an nichts anders von Sächſiſchen Rechten, den an Erb zu nehmen und Urtel zu ſchelten.

Es beſtund alſo das Schwäbiſche Recht wegen der Weiber darinn, daß ſie ſich durch ihre Verheyrathung

sagen; die Ehr, Lehr, Grüß, Taub, Gnad, Kron; sondern sie müssen ein E am Ende hören lassen. Die Schriftsteller, so solches nicht beobachten, sind also nicht unter die guten, sondern nachläßigen zu zählen. Und eben so wird es mit der zweyten Endung derer seyn, die ein es darinn haben. Sagen und schreiben gleich einige, des Manns, Rocks, des Tods, des Wurms, des Zanks; so soll es doch nach der Regel, und der Lieblichkeit des Gehöres wegen heißen, Mannes, Todes, Rockes, Wurmes, Zankes: und der Sprachlehrer muß diese Unbeständigkeit nicht noch durch sein Ansehen bestätigen: wie unser Herr Verfasser auf der 401 Seite gethan hat, sondern den Ausspruch thun, was besser ist.

Was die Wörter Glaube und Name betrifft, so sollten die billig als männliche Wörter ein n bekommen; und das abermal nach der Sprachähnlichkeit. Denn wie man saget, der Backen, der Boden, der Daumen, der Gaumen, der Graben, der Knochen, der Laden, der Ofen, der Schaden, der Schinken, u. d. m. so sollte es auch heißen, der Glauben, und der Namen; zumal dieß letztere von Nomen zu kommen scheint. Endlich, was die vom ungewissen Geschlechte anlanget; als Gebäude, so ist das e bey diesen offenbar überflüßig. Es soll heißen, das Gebäu, Gesicht, Geschöpf, Gehör, nicht Gehöre u. s. w. . Aber freylich haben viele Poeten, aus Ermangelung einer Sylbe eßmals ein sich e angeflicket, und in Schwang gebracht: wel-

ches doch in ungebundner Rede nicht gelten sollte, und welches kein Sprachlehrer billigen muß. Es mögen so viele Dichter, als da wollen, gesagt haben: Mein Herze, das Herze; in ordentlicher Rede und Schreibart muß es heißen, mein Herz. Wenn gleich etliche lat. Poeten Juppiter, religio, u. d. gl. schrieben: so hat doch kein prosaischer Scribent es ihnen nachgethan, vielweniger ein Donatus, Servius oder Festus es gebilliget.

Wir kommen auf die Zeitwörter, die bekanntermaßen in richtige und unrichtige unterschieden werden. Wir schweigen hier, daß der Hr. Verfasser die vom Hrn. Prof. Gottsched beobachtete Ordnung der Selbstlaute, in den Imperfectis, ie, i, o, und u ohne Noth und Nutzen verlassen, und alles wieder vermischet hat; so daß ein Leser und Schüler keine Ordnung mehr finden kann. Auch hier hat es die Unbeständigkeit der Sprache, und Verschiedenheit der Landschaften zuweilen ungewiß gemachet, welche Abwandelung in der jüngstvergangenen Zeit statt haben soll. Ein Sprachlehrer hat die Pflicht, diesen schwankenden Gebrauch zu hemmen, und ihn nach einer analogischen Art zu befestigen; nicht aber die Leser noch ungewissier und libertinischer zu machen. Unser Hr. Verfasser thut das letzte: indem er ihnen sehe oft, und z. E. auf der 93sten S. es freystellet, siehst oder siehest, sieht oder siehet zu schreiben; ja wohl gar das letzte vorzieht; weil irgend der Freyherr von Wolf dasselbe gebrauchet; der doch gewiß auch gut deutsch geschrieben hatte. „

Allein,

Allein, wenn er gleich ganz recht hat, daß man nicht ich lob, du lobſt, er lobt, ſondern überall mit einem e ſchreiben müſſe: ſo folget doch daraus noch nicht, daß mans auch mit ich ſehe, eben ſo machen müſſe. Jenes nämlich war ein richtiges Zeitwort, welches ſeinen Selbſtlaut durchgehends behält, lobe, lobeſt, lobete, gelobet. Dieß aber iſt ein unrichtiges, welches ihn ändert: ich ſehe, du ſiehſt, ich ſah; oder ich breche, du brichſt, ich brach, gebrochen. Wollte er nun eins davon ganz auf den Leiſten des andern ſchlagen: ſo müßte es nicht nur heißen du ſieheſt, er ſiehet, ſondern du ſeheſt, er ſehet, ich ſehete; ich breche, du breeheſt, er brechet, ich brechete, gebrechet. So lange aber die unrichtigen Wörter dieſe Aenderung der Selbſtlaute behalten müſſen: ſo lange wird man auch in der zweyten und dritten Endung der gegenwärtigen Zeit, die Bildung einſylbigt machen müſſen. Das Muſter davon giebt, ich ſpreche. Da ſaget nun kein Menſch, du ſpricheſt, er ſpricht; ſondern einſylbig: du ſprichſt, er ſpricht, ich ſprach. Eben ſo geht, ich brach, du brichſt, er bricht, nicht bricheſt, brichet. Fiat Applicatio, auf alle unrichtige Wörter; du ſiehſt, giebſt, kömmſt, nimmſt, ſtiehlſt, trägſt, u. d. m.

Was des Hrn. von Wolf Schreibart anlangt; ſo iſt ſie freylich im Deutſchen unter den Weltweiſen ſehr gut zu nennen: doch verſteht ſichs allemal: ſo gut, als ſie vor der kritiſchen Unterſuchung neuerer Sprachlehrer bey uns von jemanden geſchrieben

wor-

worden. Auf die Sprachkunſt aber hatte ſich der Freyherr von Wolf niemals inſonderheit geleget. Sein Beyſpiel kann alſo nichts Unrichtiges recht machen. Und noch viel weniger werden ſolches hundert andre nachläßige Schriftſteller thun können, die zwar überhaupt zu reden, ganz gut ſchreiben; jedoch mit keiner grammatiſchen Kenntniß aller Regeln, ihre Sylben und Buchſtaben abzuwiegen pflegen. Wie manche Münze gilt nicht im Handel und Wandel, die am Probierſteine geſtrichen, und auf der Goldwage geprüfet, am Schrote und Korne nicht ächt ſeyn würde?

Es würde ſich dieſe Anmerkung noch auf ſehr viele Stellen ſeiner Sprachkunſt anwenden laſſen: allein wir ſind verſichert, daß ein ſo ſcharfſichtiger Sprachlehrer dieſes auch ohne unſre Hülfe wird thun können. Wir überlaſſen es ihm alſo, ohne alle Tadelſucht, ſelbſt zu überlegen: ob es nicht rathſamer ſey, lieber auf dem gebahnten Wege gewiſſer neuern Sprachlehrer genau einherzugehen; und der Unart des herrſchenden Unbeſtandes durch die Analogie, als die Mutter aller Regeln, Feſſel anzuwerfen; als einer frechen Unordnung im Reden und Schreiben den Zügel ſchießen zu laſſen,

V.

Conſolations dans l'Infortune,

Poeme en VII. Chants.

Ago-

Agnoſcere ſolis
Permiſſum eſt, quos jam tangit vicinia fati,
Victurosque Dei celant, vt viuere durent,
Felix eſſe mori.
LVC. PHARS. L. IV.

à Hamb. et Leipſic, chez Bohn, Libraire,
1758.

Ein berühmter deutſcher Dichter, der nur durch franzöſiſche Gedichte bekannt iſt, hat uns dieſe neue Frucht ſeiner reifern Muſe geſchenket. Wir glauben ihn nicht nennen zu dörfen, wenn wir den Verfaſſer der Epitres diverſes angeben. Er eignet dieß Lehrgedicht allen Unglücklichen zu. Es heißt:

Compagnons d' Infortune! acceptez ce Poëme,
Il eſt ſans ornemens, il eſt ſans fictions:
Sçavez vous toutefois adopter mon Syſteme,
Je n'aurai plus beſoin de Conſolations.
Au Temple des Vertus, s'il ſe peut, que j'amene
Un ſeul Etre égaré; c'eſt aſſez pour ma veine!

In der Vorrede entſchuldiget der Herr Verf. ſeine Art, ſich ſelbſt in ſein Gedicht zu mengen. Doch Montaigne hat es auch ſchon gethan; und er wünſchet, daß viel große Männer treue Abſchilderungen ihres Herzens und Verſtandes nachgelaſſen hätten. Philoſophiſche Leſer würden mehr Vergnügen daran finden, als an ihren andern Schriften. Es folgen einige Stellen aus dem Abte Trublet. Er wünſchet, daß es auch Geſchichte von

glück-

glücklichen Leuten gäbe, ſo wie es deren von Kriegshelden giebt. Man lernet aus den leztern die Kriegskunſt beſſer, als aus Regeln. Man würde alſo auch die Wege zur Glückſeligkeit beſſer aus ſolchen Lebensgeſchichten, von ihrer eigenen Feder, u. ſ. w. als aus der Sittenlehre lernen.

Der Hr. Verf. hebt an zu wünſchen, daß ein Racine, der die Religion ſo ſchön beſungen hat, auch ein ſchönes Lehrgedicht von den Beluſtigungen der Seele, die der Pöbel nicht kennet, abfaſſen möchte.

Ne chantera-t-on point quelque Eſſai ſalutaire,
Sur les plaiſirs de l'ame, inconnus au Vulgaire?
Se croit on diſpenſé, de vanter deſormais
La Fortune du Sage, au giron de la Paix?
Au milieu de ce Siecle et terrible et frivole,
RACINE, tu devrois nous ouvrir une école.

Nun entdecket er uns die Abſicht oder das Vorhaben, in dieſem ſeinem Lehrgedichte; faſt nach Art eines Virgils:

Ille ego qui quondam gracili modulatus avena &c.

J'ai fait la Guerre au Vice: aujourd huy vieux guerrier,
Je change enfin de Ton, ſans changer de metier:
Je chante mon Bonheur, et la Philoſophie,
Au ſein de l'Infortune, ou j'illuſtre ma vie.

L'Eſpoir

L'Eſpoir de m'attirer de joyeux Sectateurs,
Delectant mon Orgueil, j' invite mes Lecteurs,
A jouir comme moi, de Voluptés ſolides,
Que le Mondain ignore, ou croit être inſipides.
Vous, qui liſez ces vers, tachez d'apprendre d'eux,
L'art, d'être infortunés ſans être malheureux.

Hier ſehen wir den Zweck des Dichters. Er will ſein Glück und die Philoſophie mitten im Unglücke beſingen, womit er ſein Leben berühmt machet. Er hoffet ſich luſtige Nachfolger zu erwerben, und ladet ſeine Leſer ein, nach ſeinem Beyſpiele, dauerhafte Vergnügungen zu genieſſen. Kurz, er muntert uns auf, aus ſeinen Verſen, die Kunſt zu lernen, unglücklich und doch nicht elend zu ſeyn.

Hier beſtrafet er nun das Vorurtheil, daß jeder Menſch, den ein Unglück betroffen, zu allen Vergnügungen abgeſtorben ſey; und nur wider Willen als ein troſtloſer Märtrer lebe. Dieß wäre nur das Schickſal eines Boshaften, den die Scham quälet. Ein rechtſchaffener Mann, der lebe auch mitten im Unglücke: wenn nur ſein Körper nicht, grauſamen Martern unterläge, ſo könne er noch tauſend und tauſend Ergetzungen genieſſen. Wie man weis, daß ein gutartiges Fieber über das Gift in unſern böſen Feuchtigkeiten ſieget: ſo wären auch Widerwärtigkeiten bisweilen göttliche Gunſtbezeugungen: und wir erhielten ſie nur zur Reinigung unſerer Sitten.

Croyons, le Mal phyſique, au Monde neceſſaire,
A l'Homme le Malheur eſt ſouvent ſalutaire,
Au bord du précipice, ou je vais me jetter,
Qui m'arrête? Un malheur, qui ſeul peut m'arrêter.

Glaubt, daß, wie dieſer Welt ein phyſiſch Uebel nützt,
Den Menſchen gleichfalls oft ein heilſam Unglück ſchützt.
Oft ſteh ich allbereit am Rande vom Verderben:
Wer rettet mich davon? Ein Unfall hemmt das Sterben.

Er gründet ſeinen Troſt im Unglücke auf eine Zuverſicht auf den Höchſten, daß ſelbiger ihn noch liebe: ob ihm gleich die Vernunft nicht gewiß ſagen kann, ob Gott ihn ſtrafen, oder belohnen werde?

Né pecheur, j'ai peché; mais j'ai fait penitence,
Si le Ciel me punit, ou s'il me recompenſe,
C'eſt de quoi la Raiſon ne ſauroit m'informer.
Le Cœur me dit, que Dieu veut bien encor m'aimer;

Que malgré mes écarts, en Pere ce Dieu m'aime;
Et que mon Infortune en eſt la preuve même.
Tant de coups aſſommants ſur un mortel frappés,
Ne furent point des coups au Hazard échappés.
La main du Tout puiſſant ſe rendoit trop viſible,
Pour ne point l'adorer dans ma chute viſible.
Mes riches ennemis mangent toujours mon pain.
Pardonne leur, Signeur! les crimes de leur faim.

Vortreffliche Geſinnungen! daß ſelbſt das Unglück ſo ihn betroffen, einen Beweis der Liebe Got-

tes abgebe: und daß ſo viele tödliche Schläge auf einen Sterblichen, unmöglich Schläge eines blinden Zufalles haben ſeyn können. Gottes Hand hätte ſich gar zu ſichtbar gemachet, als daß er ſie nicht in ſeinem Falle hätte anbethen ſollen. „Meine reichen „Feinde eſſen täglich mein Brodt. Vergieb ihnen, „o Herr! die Laſter ihres Hungers.„ Er hätte theure Häupter verlohren, die ihm der Tod aus den Armen geriſſen. Allein er lebete noch, weil er ja leben ſoll, und hätte bey dem traurigſten Zuſtande noch glückliche Augenblicke. „Wo bin ich? Weit von den Meinigen, ſonder Freunde, ohne Geſundheit; wie ein wilder Apfelbaum, in ſeinem Garten. Mitten in einem kalten Winter, ein ewiger Einſiedler, habe ich nichts, als das Glück, daß ich nichts zu thun habe.„

„Doch bin ich allein? Ich irre. Nein; ich mache mir jedes Weſen gegenwärtig, dem ich ein lieber Abweſender bin. Ich verſammle, durch eben die Gaukelkunſt, alle die ſeligen Weſen und mich, deren Verluſt mich bekümmert. Ihre aufgefoderten Schatten lehren mich, als mächtige Tröſter, was für ein Weg zur Größe führe.

Heureux, me diſent-ils, quiconque en ſa retraite,
Eſt fier d'être Chretien. Sa fortune eſt parfaite!
Son Createur ſe plait, à le voir bien porter
Les croix, dont-il le charge à fin de l'exalter.
Demandez lui toujours à boire de Calices,
A force de les boire, ils ſeront vos delices.

Per-

Perſiſtés o Chretiens, o Chretiens perſiſtés,
C'eſt à vous à vous plaire en des calamités.
Il n'appartient qu'à vous, d'aimer vos Cataſtrophes,
Si vous étes Chretiens, vous étes Philoſophes.
Au gouffre des Horreurs, quels que ſoient vos revers,
Voyez, d'un œil ſerein écrouler l'Univers.

Bin ich denn kein Chriſt? da ich ganz ſtolz darauf bin? Kann ich ohne Glück ſeyn, da ich meinen Herrn anbethe? Er hat für mich gelitten; ich muß für ihn leiden. Will ich endlich ein Gott ſeyn? Ich darf ja nur gut ſterben. Da ich mich immer dieſer Vergötterung nähere; ſo beruhiget ſich meine Vernunft mit dem letzten Augenblicke.. So wie ein unmündiger König, der ſeines Thrones gewiß iſt, und ſich voller Hoffnung ſeiner Krone, über allen den Verdruß der Vormundſchaft, tröſtet.

J'enviſage aujourd'hui l'attente la plus belle.
Je ſouffre peu du monde, & ſai lui pardonner.
La Mort eſt immanquable, & va me couronner.
Peut on étre abbatu, dans un ſi beau ſyſtemne?
Qui ne l'adopte pas, s'anneantit lui même.

Mit ſo rührenden Betrachtungen hebt unſer Dichter nur an. Er geht hernach weiter, und geht alle Mittel und Betrachtungen durch, die dieſes Leben entweder glücklich, oder doch erträglich machen können. Es iſt ſchwer, Auszüge aus einem Gedichte zu machen, welches durchgehends ſchön iſt. Aber wir haben vielleicht Gelegenheit, es bald in einer,

an die Schwaben ihrer väterlichen Erbſchaft verluſtig machten, und zwar um ihrer Vorfahren Miſſethat willen. Was war aber dieſes für eine Miſſethat? Wenn wir der Zobelſchen neuern Überſetzung des Sachſenſpiegels glauben wollen, ſo war ſie von den Vorfahren der an die Schwaben verheyratheten Weiber begangen worden, und zwar dadurch, daß ſie mit den Schwaben aus dem Lande gezogen waren. Aber von dieſem Zuſatze wiſſen weder die alten MSS. des Ober-Sächſiſchen Textes, noch die Editionen des Nieder-Sächſiſchen etwas. In der Lateiniſchen Überſetzung ſtehet zwar auch: quia pallæ ſunt ſe abduci; aber in den alten MSS. derſelben ſind dieſe Worte gleichfalls nicht zu finden. Wie denn auch die Bulle Pabſt Gregorii von den verworfenen Artickeln des Sachſenſpiegels mit den erwehnten alten MSS. übereinſtimmt. Noch mehr hat ſich Zobel im 18. Artickel unterfangen, da er nach Erwehnung des Schwäbiſchen Rechts durch Haß der Weiber, hinzugeſetzt: Die ihnen (den Sachſen) entführet und geſchändet waren worden, da die Schwaben Sachſenland beſtritten hatten. Aber auch dieſer Zuſatz iſt weder in den Oberſächſiſchen MSS., noch den Niederſächſiſchen Editionen, noch auch der Lateiniſchen Überſetzung zu finden. Selbſt Wolfgang Looß weiß in ſeiner Überſetzung nichts davon, und der Schwabenſpiegel hat dieſe Worte, wie wir oben geſehen, eben ſo aus dem Sachſenſpiegel entlehnet, wie ſie in den alten MSS. deſſelben ſtehen. Zobel ſcheinet alſo bloß aus der albernen Gloſſe Anlaß genommen zu haben, dieſe Stelle in den Text einzuſchieben. Dieſe weis gar umſtändlich zu erzehlen, wie die Schwaben der nach

Engel-

einer, wiewohl nur ungebundenen Ueberſetzung dem Leſer vorzulegen. Der neulich verheißene Tractat, vom Glücke, iſt unter der Preſſe. Nichts wird ſich beſſer dazu ſchicken, als dieſe Zugabe vom Troſte im Unglücke. Noch einige Zeilen mögen den Schluß machen.

Vit-on en Sage obſcur, cultive-ton les Lettres,
Sait-on mieux qu'un pedant, ſait-on plus que nos Prêtres;
C'eſt afficher deja des Sentimens pervers;
Eſſuyés vous alors le moindre des revers,
Le Peuple ſait, pourquoi le bon Dieu vous chatie,
Vous êtes trop ſavant, pour n'être point impie.
La beauté de vos mœurs parle pour vous envain.

VI.

Der Tempel der Gerechtigkeit. 1758. in gr. 8. ohne Namen des Ortes und Verlegers. 175 S. ſtark.

Dieſe ſauber gedruckte Schrift iſt uns zugefertiget worden; und wir finden ſie vollkommen werth, unſern Leſern bekannt zu werden. Da ſie keinen Namen des Verfaſſers, vielweniger eine Vorrede deſſelben zeiget: ſo müſſen wir uns an den Vorbericht des Verlegers halten. Dieſer ſaget: gegenwärtiger Aufſatz ſey bereits vor einigen Jahren von einer Standesperſon, welche ſich den Ju-

stizbedienungen gewidmet, zu eigenem Vergnügen entworfen. Der Verf. gebe solches im Eingange selbst zu erkennen: und das Werk zeige die Absicht, einige Wahrheiten der Rechtswissenschaft, auf eine für manche Leser beliebtere Art, darzustellen, als solche gemeiniglich in ernsthaften Büchern vorgetragen würde. Er hätte eine Abschrift durch einen Gönner erhalten, der ihm den Druck angerathen: weil die Rechtsgelehrsamkeit es vor allen andern nöthig hätte, sich nicht nur bekannt, sondern auch angenehm und gefällig zu machen; und diese Ausarbeitung denen nicht ohne Nutzen seyn dürfte, die dergleichen, in ausführlichen und gründlichen Schriften zu suchen, nicht gewohnt sind. Dafern dieselbe Beyfall fände, würde der zweyte Theil nächstens folgen: darinn von den Gesetzen, der Strafgerechtigkeit, vom Richteramte, und einigen andern Stücken des Privatrechts gehandelt würde.

Das Werkchen ist in vier Abtheilungen gesondert, die aber keine Aufschriften, zu Meldung ihres Inhalts haben: welches Schade ist. Gleich aus dem Anfange erhellet, das dasselbe, fast nach Art des boethischen Tractats, vom Troste der Weisheit, ein prosaisches Gedicht ist. Der Hr. Verfasser wollte seine Gedanken von den Zerstreuungen seiner Geschäffte etwas ableiten, und betrachtete in einer Ruhestunde, bald den glückseligen Zustand seiner mit Gerechtigkeit beherrschten Länder; bald den weitläuftigen Umfang der Rechtswissenschaft, und die Pflichten derer, die sich dem Richteramte widmen:

siehe!

ſiehe! ſo trat unvermuthet Euterpe zu ihm herein. Als eine ergetzende Gefährtinn ſeiner Einſamkeit, iſt ſie gewohnt, das Angenehme mit dem Nutzbaren zu verbinden; und führet auf leichten und mit Blumen beſtreuten Wegen, zu den Wiſſenſchaften. Es könnte ſeyn, daß dießmal ein ſanfter Schlummer ſich in ſeine Augen eingeſchlichen. Es wäre ihm vorgekommen, daß ſie ihn bey der Hand genommen, und zu ihm geſaget: Komm, laß uns den Tempel der Gerechtigkeit beſuchen *).

Hier will der Verfaſſer die Urſache zeigen, warum er ſich keine beſſere Führerinn hätte wünſchen können. Euterpe, meynet er, ſey die Freundinn aller Wiſſenſchaften. (Woher weis man das? Die Mythologie lehret es nicht.) Sie ſey ein Schutzgeiſt vom Tempel der Gerechtigkeit, zu deſſen Grundriſſe ſie viel beygetragen habe. (Auch dieß iſt eine neuentdeckte Sache.) Niemand wäre fähiger, als ſie, uns von den Abſichten und Auszierungen ſeiner Theile zu unterrichten. (Themis mußte das weit beſſer können.) Sie hätte einſt den Verfaſſer des Telemachs auf ſeinen heroiſchen Reiſen, und den Cato der Britten (den Morus) nach Utopien begleitet. (Unſers Wiſſens hat den erſten Kalliope, als die Muſe der Heldengedichte, den letzten aber, Thalia, als die Vorſteherinn der Satire, begleitet.) Doch außer dieſer Begleiterinn, oder Anführerinn, finden wir in dieſer Erdichtung

*) Wir haben es noch nicht ſehen können, warum nicht irgend Themis, anſtatt einer Muſe zu ihm hereingetreten.

nichts Fehlerhaftes. Der Hr. Verfaſſer wird uns dieſe Freymüthigkeit vergeben. Sie wird der Gewährsmann unſrer Aufrichtigkeit, auch in ſeinem Lobe.

Die Beſchreibung der Reiſe geht an. Die durch Gränzſteine abgetheilten Felder, die für jeden Hausvater abgetheilten Wohnungen, der Unterſchied der Menſchen, die ihm begegneten, deren einige dieneten, andere bedienet wurden, gaben ihm ſchon auf dem Wege Gelegenheit, an die Göttinn zu denken, deren Tempel ſie beſuchen wollten. Die große Eintheilung des Meins und Deins, die damit verknüpfte Habſucht, u. daraus entſpringenden verwickelten Handlungen der Menſchen, beſchäfftigen die Gerechtigkeit im gemeinen Leben. Dieſem Abgotte eigennütziger Begierden huldigen faſt alle. Ein jeder ſucht ſein Eigenthum zu erhalten oder zu vermehren. In dieſer Abſicht rüſten die Weltbezwinger die eine Hälfte der Welt wider die andre. Um dieſen Preis vermiethen die vornehmern dem Staate ihre Regierungsſorgen, und die Kriegsleute ihr Leben ꝛc.

Nach viel mehrern Betrachtungen über die Nothwendigkeit dieſer Triebfeder, verwirft er die Einbildung vieler alter Weiſen, von der Gemeinſchaft der Güter. Er zeiget, daß dadurch die Gerechtigkeit nicht befördert, ſondern geſtöret werden würde. Man müßte die Menſchen nicht kennen, wenn man ſich von ihrer Möglichkeit überreden wollte. Auch dieſes wird zulänglich erwieſen. Aber

gleich-

gleichwohl bringt der Eigennutz auch viel Böses hervor. Die Gerechtigkeit muß ihm einen Zügel anwerfen. Ohne sie entsteht ein Krieg aller wider alle. Die Beherrscher werden Tyrannen, und die Unterthanen Königsmörder. Astrâa allein giebt das unschätzbare Kleinod des bürgerlichen Lebens, die Sicherheit. Und das äußerste Verderben der Zeiten ist niemals fähig gewesen, einen Staat hervorzubringen, darinn keine Gerechtigkeit gewesen wäre. Alles dieß und noch viel andre Betrachtungen hat der Hr. Verfasser mit gutem Rechte nicht Euterpen in den Mund geleget; als für welche sie sich nicht schicketen. Aber der Themis hätte er sie wohl zueignen können. Und dieß hätte sich noch besser geschicket, als daß er uns selbst auf währendem Wege nach dem Tempel der Gerechtigkeit, so gelehrt unterhält; seine Führerinn aber gar schweigen läßt.

Wir kommen etwas näher zum Tempel. Nomopolis ist der glückselige Staat, der zum Urbilde dieser Abschilderung gedienet, und dessen Gebieth sich die Gerechtigkeit unter des glorreichen Basileuterus Regierung, zum Aufenthalte gewählet hat. Sie erblickten schon die große Hauptstadt des Landes; in deren Mitte der Tempel der Gerechtigkeit stund. Hundert prächtige Straßen eröffnen jedermann den Zugang zu seinen niemals verschlossenen Pforten. Seine Mauren sind von dem feinsten Marmor; dazu die Vorfahren des Basileuterus die Steine gesammlet hatten. Er selbst hat ihn erbauet, und die vorige leimerne Hütte in einen prächtigen Pallast verwandelt. Alles zeuget von der

Größe eines Königes, der in allem einen unnachahmlichen Geschmack besitzt: und alles ist daran königlich. Die Absicht war zwar auf eine ewige Festigkeit gerichtet, doch ohne die Schönheit zu vergessen. Die Wissenschaften und Künste, die am liebsten sind, wo Basileuterus und die Gerechtigkeit herrschen, haben den ganzen Schatz ihrer Empfindungen dabey erschöpfet. Alles war nach der korinthischen Bauart eingerichtet, nach welcher man die Tempel unverehlichter Göttinnen zu bauen pflegte. „Er zweifelt, ob Astråa im Himmel, wohin sie sich nach der Fabel begeben, einen bessern Aufenthalt gefunden. Auf Erden hätte sie nicht anständiger wohnen können.

Wer zum erstenmale die gestirnte Nacht, oder die beblümten Frühlingsfluhren zu sehen bekommen, hat nicht angenehmer gerühret seyn können, als der Verfasser beym Eintritte in diesem Tempel. Erhabene Gewölber, prächtige Säulen, Schimmer des Goldes, reiche Auszierungen, Denkmäler einer königlichen Freygebigkeit, Werke der geschicktesten Hände, Meisterstücke der Kunst, u. s. w. alles war hier vollkommen anzutreffen. Er begnüget sich aber nur, das Vornehmste zu beschreiben. Dieser Tempel ist zugleich eine Wohnung der Göttinn, und eine Schule derer, die der Astråa nacheifern.

Der Rath zu Rom hielt seine Versammlungen gemeiniglich in den Tempeln der Eintracht, der Tugend, oder des guten Glaubens. Basileuterus scheint hier in Aufrichtung prächtiger Altäre gleiche Absicht gehabt zu haben; nämlich den Anwesenden gewisse

gewisse Eindrücke zu machen. Der Vorhof zeigte schon Schildereyen, die den Werth der Gerechtigkeit abbildeten. Jupiter war von der Liebe zur Themis entzündet, und buhlte der fliehenden Göttinn nach. Der Olympus erheitert sich bey der Ankunft seiner neuen Königinn, die mit Jupitern den Thron theilen soll. u. s. w. Phlegias trägt den tödtlichen Pfeil noch im Herzen, der ehemals seine Ungerechtigkeit bestrafete. Ein ungeheurer Felsen drohet über ihn zu fallen, und ihn in die Erde zu schlagen. Warnend giebt er die Lehre:

Discite Justitiam moniti, & non temnere Divos.

Der Staat war unter dem Bilde des Phineus vorgebildet, der von den gefräßigen Harpyen aller Nahrungsmittel beraubet ward. u. s. w. Die Argonauten befreyeten ihn davon. Ein größerer Jason hat in diesem Tempel seine Länder von ärgern Harpyen gereiniget. Erhabener Vorsatz! königliche Sorgfalt!

Die Menge des Volkes, so in den Tempel der Asträa drang, zog den Verfasser mit hinein. Ihr Altar stellete sie in Gestalt einer Jungfrau vor; aber in einer Größe, so über die menschliche erhaben ist. Aus ihrem königlichen Ansehen stralet ein ehrwürdiger Ernst hervor, der zwischen der Strenge und Weichherzigkeit das Mittel hält. Vor ihrer Brust blitzet ein Kleinod. Die Hand trägt eine Wage. Sie steht auf einem weißen marmornen Quadrate. Um sie her stehen alle Tugenden. Ueber ihrem Haupte stralet ein lichter Glanz aus den Wol-

ken. Die Natur, Asträens Rathgeberinn, trägt ein Menschenherz in der Hand, und fängt mit einem Spiegel diesen Stral auf, um die Nebel zu zertheilen, so dieß Bild umhüllet hatten.

Unsre Leser sehen aus diesem schwachen Auszuge, den wir aus dem ersten Bogen dieses Werkchens gemachet haben, zur Gnüge, was sie sich von dem Ganzen zu versprechen haben. Eine starke und lachende Einbildungskraft, verschönert alles, was die gründliche Rechtsgelahrtheit und Staatskunst an die Hand geben konnte, aufs glücklichste. Hier entdecket man die erhabensten Wahrheiten der Politik, Sittenlehre und Religion. Die Pflichten der Könige, der Richter, der Sachwalter und der Unterthanen, erscheinen hier auf die lieblichste Art geschildert. Kurz, wir wünschen, daß Fürsten und Adel, Gelehrte und Bürger dieß lehrreiche Werkchen fleißig lesen mögen.

VII.

Der Krieg. Eine Ode.

Bella, horrida bella,
Et Tibrim multo spumantem sanguine cerno.

Wie zürnest du, du Gott der Götter!
Wann unter Graus und Sturm und Wetter,
Dem Lust, Gesetz und Ordnung weicht,
Sich jetzt in sorgensvolle Seelen,
Die schwarze Jammerstunden zählen,
Der alte Zweifel heimlich schleicht:

Vielleicht

Vielleicht hat über unſrer Erden
Kein göttlich Auge nie gewacht;
Wie könnte ſie zum Schauplatz werden,
Den Mordluſt, Angſt und Wuth und Tod ſo gräßlich macht.

Ich ſeh Germaniens Gefilde,
Ach wie entſeelt! wie roh, wie wilde!
O zieht mir nur den Vorhang zu!
Sind das die ſegensreichen Staaten,
Wo Korn und Moſt ſo ſchön gerathen?
Und Gott! hierüber herrſcheſt du?
Du, den man gut und heilig nennte?
Gram, Zweifel, Seufzen kömmt zu Hauf:
O! ſetz dich feſt im Regimente,
Was ſprichſt du vor Gericht? Lös mir den Knoten auf!

Sie ſchallt, die ſchröckliche Trompete,
Durch Schloß und Hof und Land und Städte;
Es flieht der Trieb der Menſchlichkeit:
Statt ſich das Leben zu verſüßen,
Wächſt nun die Luſt zum Blutvergießen,
Sie ruſet Roß und Mann zum Streit.
Wie rauſchen nicht die Kriegesſchaaren,
Daß Erd und Luft und Himmel tönt,
In die verachteten Gefahren,
Nur daß ein Lorber ſie bey Blut und Leichen krönt.

Sel

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19149/074

Engelland gezogenen Sachſen Land überfallen und die Weiber genommen, worauf die zurück gekommenen Sachſen die aus ſolchem Ehebruch erzeugten Kinder, auch Schwaben genennt, von welchen allein das Geſetz von der Erbloſigkeit der Schwäbiſchen Weiber zu verſtehen ſey. Wie aber ſchon Albertus Kranzius gewieſen, daß hier nicht von den Sachſen, die nach Engelland, ſondern denen, die nach Italien gegangen, die Rede ſey: Alſo iſt auch in dieſer ganzen Erzehlung der Gloſſe nichts richtig, als nur dieſes, daß ſolches Geſetz nicht die Schwaben am Rheine, ſondern die, welche in der weggezogenen Sachſen Land eingerücket, angehe.

Allein wen machte dieſes Geſetz der Erbſchaft verluſtig? Die angeführte Gloſſe giebt vor, nur die Söhne derer mit den Schwaben fortgezogenen Weiber und ihre Nachkommen hätten keine Erbſchaft mit ihren Weibern bekommen. Allein der Herr Verfaſſer widerlegt ſolches umſtändlich, wie auch des Lateiniſchen Uberſetzers Meynung, daß es auf alle Weibesbilder gehe, die von den Schwaben gezeuget worden. (*) Er

(*) Der Herr von Eckart hat, wie uns der Herr Verfaſſer berichtet, in ſeinen commentariis de rebus Franciæ Orientalis T. 1. p. 84. dieſes Recht auch von den Töchtern der Schwaben verſtanden und ſich auf folgende Worte des von Madern und Leibnitzen herausgegebenen Chronici veteris Ducum Brunſvicenſium bezogen: Mulieres autem quædam Saxoniæ partibus in hæreditate totaliter non ſuccedunt, propter opprobrium iuris: quod *Svævey* dicitur, quod incurrunt ex eo, quod dum Saxones XII annis ad expugnandam Angliam defuiſſent, Svavi Saxoniam intraverunt & qui-

Seht Jünglinge, das Händeringen,
Der Bräute, die sich um euch schlingen,
Der Mütter, die am Halse flehn:
Zählt doch die alten frommen Thränen,
Der Väter, die sich um euch sehnen:
Wie? fühlt ihr was? wie? bleibt ihr stehn?
Umsonst! selbst wider eure Triebe,
Und den zur Ruh gewöhnten Sinn;
Reißt euch, aus eurer Freunde Liebe,
Und aus der Aeltern Arm des Krieges Wuth dahin.

Wie öd und kläglich stehn die Anger!
Sonst waren sie von Wollust schwanger,
Des Jauchzens und Frohlockens voll:
Jetzt treiben kaum entnervte Greise,
Den Pflug in zweifelhafte Gleise,
Den sonst der Jüngling treiben soll.
Wann je nach ausgezählten Aehren,
Der armen Aernte Hoffnung blickt:
Wer weis, ob sie Gott wird bescheren,
Eh sie des Feindes Roß mit Wuth zu Boden drückt.

Eilt! flieht! es kömmt ein Heer gezogen,
Das, gleich den schnellen Wasserwogen,
Thal, Land und Hügel überschwemmt:
Fort, und errettet eure Seelen!
Kriecht in der hohen Felsen Hölen,
Eilt, daß er eure Flucht nicht hemmt.
Den Säugling traget auf den Armen,
Und stützt den Greis durch seinen Stab:
Zwar, Schicksal! willst du dich erbarmen,
So kurze beyder Noth mit ihrem Leben ab.

O tolle

O tolle Zier der Menschenbüste,
Wie schrecklich blitzt es durch die Lüfte,
Das Schwert, das Fleisch der Menschen zehrt:
Ists das, warum zum Hohn der Freude,
Der Bergmann in die Eingeweide
Der Erden nach dem Eisen fährt?
Wird man des Donners Schreckenlieder
In hohen Lüften dann nicht satt?
Man schafft ihm aus den Röhren Brüder
Und würgt mit Glut und Bley den Bürger und die Stadt.

Ja wohl, daß sich um Brust und Lenden
Drat und metallne Kleider wenden,
Das Haupt ein starker Helm bedeckt;
Damit kein Seufzer falber Leichen
Die jämmerlich im Staub, erbleichen,
Nicht die Vernunft und Mitleid weckt.
Fort Menschlichkeit! in unsern Zonen
Bleibt dir forthin kein Aufenthalt:
Vielleicht läßt sichs noch besser wohnen,
Wo Löw und Tyger sind, in einem öden Wald.

Schleuß, Weisheit! deine frohen Hallen,
Wo sonst die goldnen Lehren schallen,
Wo man Natur und Gnade schätzt;
Wo man sich dir vertraut zur Seiten,
Den Wahn, die Thorheit zu bestreiten,
In lehrenden Gesprächen setzt:
Hier sinket Muth und Zirkel nieder,
Wodurch man sonst nach Weisheit strebt,
Wo Kummer durch des Weisen Glieder,
Beym wildesten Geräusch der Kriegsgefahren bebt.

So

So triumphirt die strenge Lehre,
Zwar dem Erfinder nicht zur Ehre;
Die Hobbes, dir ihr Wesen dankt:
Wer kann, der darf den andern schlagen;
Darf unberührt ins Elend jagen;
Darf wüten, wo sein Arm hinlangt.
Ein Satz, den man mit seinen Gründen,
Nur in der ungebauten Welt,
Nur bey Huronen sollte finden,
Die Wuth und Grausamkeit in Bestien verstellt.

Hieher, o schreckliche Geschichte!
Wird etwan Erd und Welt zunichte?
Fällt etwan hier der Himmel ein?
Hier ist des Todes Opferstätte,
Man würgt und mordet in die Wette,
Die Pferde wiehern, Menschen schreyn.
Wie lärmt des Streites wütend Rasen?
Hier ist sein wüster Tummelplan.
Die Pauke tobt, Trompeten blasen:
Der allergrausamste der Tage gehet an!

Es brüllt die ganze Atmosphäre,
Wenn in fast unerhörte Chöre
Karthaune, Rohr und Mörser spielt:
Der Tag wird düster von Kartätschen,
Die Roß und Mann und Glieder quetschen,
Daß Mark und Blut in Ströme quillt:
Itzt fährt ein so erschrecklich Feuer,
Als hätte ein Komet gezündt;
Itzt hüllt der Dampf dem Tag den Schleyer,
So macht das Augenlicht die Nacht Aegyptens blind.

So

So wars, als, Sodom zu verdammen,
Mit Schwefel, Pech und Feuerflammen,
Der Herr im Grimm herniederschoß;
Als sich durch offne Himmelsbühnen,
Das Recht des Heilgen auszusühnen,
Tod und Verderben raßlend goß:
Was Wunder, wann hier, statt der Triften,
In die sich Ruh und Luft getheilt,
Ein Denkmaal ewiglich zu stiften,
Ein stinkend Todtenmeer an wüsten Ufern heult.

Wann Rohr und Mörser heischer werden,
Und endlich auf den Feuerheerden
Dem Donner seine Nahrung fehlt:
Dann greift die Wuth nach Stahl und Eisen,
Den Trost der Menschen zu zerschmeißen,
Sie haut, zergliedert, stümmelt, quält;
Es ras't das Schwert durch Fleisch und Nerven,
Trennt Schädel, Hirn, Gedärm und Bein,
Und um des Todes Pein zu schärfen,
Bricht bey noch reger Brust der Körper langsam ein.

O schweige, Muse! mir zu schildern,
Wie sich in diesen Jammerbildern
Graus, Tod und die Verwesung zeigt;
Wie die zerfleischten Rümpfe lechzen,
Die Pferde röcheln, Menschen ächzen,
Ein Seufzerheer gen Himmel steigt;
Hirn, Mark und Blut zusammenrücken,
Kopf, Bein und Arm zerrissen bebt;
Den Bauch, Blut, Brand und Eiter drücken,
In aufgehauner Brust ein schmachtend Herz noch lebt!

Und

Und was iſt nun die Frucht vom Kriegen?
Wann tauſende gewürget liegen,
Wann man auf todten Hälſen geht?
Wann Menſchenblut im Strom geronnen?
Der Sieger hat das Feld gewonnen,
Wo der Verwüſtung Gräuel ſteht.
Zu glücklich! wann er veſten Mauren
Mit neuem Jammer drohen kann!
Ach Gott! wie lange wird es dauren?
Er waffnet ſich mit Blitz, und wütend rückt er an!

Der Veſte ehrne Säulen zittern,
Die Erde wankt in den Gewittern,
Und hebt ſich aus den Angeln los:
O! ein barbariſch wildes Sauſen,
Wie Meer und Elemente brauſen!
Es tobt bis in des Abgrunds Schooß!
Die donnernden Maſchinen knallen:
Es ſpringt das Trommelfell im Ohr:
Es ſtürzen Häuſer, Mauren fallen,
Ein allgemein Geheul hebt wirblend ſich empor.

Sie kömmt mit Majeſtät geflogen
Die Bombe, künſtlich in dem Bogen:
Schießt tief hinunter in den Grund!
Sie ſchmettert Dach und Bau in Stücke,
Schmeißt Kopf und Bein vom Rumpf zurücke,
Zerſplittert, was wie Marmor ſtund.
Palläſte ſtehn bereits im Brande,
Die Minen ſpeyen Tod und Glut.
O daß, der Menſchlichkeit zur Schande,
Wo man Verderben ſucht, der Witz am meiſten thut.

O hör

O hört nur, wie die Stadt so kläglich,
Wie Vieh und Säugling so beweglich
Zum Herrn, als aus der Hölle ruft!
Das Brod und Vieh iſt aufgegeſſen;
Bald geht es an ein Menſchenfreſſen,
Der Vater wird des Kindes Gruft.
Die Straßen liegen voll von Leichen,
Daß Luft und Atmoſphäre ſtinkt:
O möcht er mir die Hände reichen!
Wünſcht jeder, dem der Tod anitzt zu langſam hinkt.

Man ſtürmt! — — Nun zeuch dich ja zurücke,
O Muſe! dieſer Jammerblicke
Iſt Aug und Herz zum Ekel ſatt:
Gott! Herrſcher in des Himmels Sphären,
Du kannſt und mußt es alles hören:
Nun rede du! iſt das dein Rath?
Wie? ſteurſt du nicht dem Mordgetümmel?
Seh ich der Schöpfung Endzweck ein?
Es quäle, fern von deinem Himmel,
Den Menſchen Krieg und Tod! O nein! ach Herr! o nein!

Gott wohnt in ſeinem Heiligthume,
Das dient zu ſeines Hauſes Ruhme,
Daß Recht und Wahrheit vor ihm gilt:
Wie ſegensvoll ſind Feld und Saaten,
Wie herrlich blühen Land und Staaten,
Wann man ihm fein und lieblich ſpielt?
Doch wann er von den Frevelſünden,
Ein laut Geſchrey im Himmel hört:
Dann muß ſein Eifer ſich entzünden,
Dann wetzet er das Schwert, das Land und Luft zerſtört.

Er

Er winkt der Seuche vom Mittage:
Die Heere ziehn, mit ihrer Plage;
Gefräßge Geyer folgen nach:
Jetzt wird der Herr ein Schlachten halten,
Sein Reich und Heiligthum verwalten:
So rächt er sich und seine Schmach.
Soll seine Peitsche grausam knallen,
So straft er nicht mit eigner Hand;
Läßt Menschen auch durch Menschen fallen;
Es wird des Frevlers Faust der Frevler Widerstand.

Werft, Menschenkinder! eure Blicke
Nur tief in euren Schooß zurücke,
Klagt niemand, als euch selbsten an.
Wie schwer kann Gottes Donner strafen?
Doch Buße wendet seine Waffen,
Daß er nicht weiter würgen kann.
Wird sich die Welt mit Tugend zieren,
So wird gewiß ihr holdes Kind,
Die Menschenliebe triumphiren,
Daß Krieg und Haß und Mord nur leere Namen sind!

Wann eilt er her auf unsre Hügel,
Des Friedens-Engels schneller Flügel
Der Lust und Segen ausposaunt?
Wann bleibt, entzückt von unsern Freuden,
Worein sich unsre Felder kleiden,
Der Nachbar bey uns stehn erstaunt?
Wann setzt entfremdet vom Gewühle,
Vom Metzeln und vom Würgen müd,
Der wilde Krieger sich ins Kühle,
Und hütet eine Heerd, und singt ein Schäferlied?

M. Joh. Jac. Bauer, aus Tübingen.

NB. Auf der 535ten Seite, in der 2ten Strophe dieses Gedichts, im 2ten Verse ist zu lesen:
Ach wie entstellt, wie roh, wie wilde!
Auf der 540sten Seite, in der 5ten Strophe, im 7. Verse:
Wenn je noch, aus gezählten Aehren.
Auf der 541sten Seite, in der 8ten Strophe, im 4ten Verse:
Damit kein Seufzen halber Leichen.

VIII.

Der Frau Maria, le Prince de Beaumont, lehrreiches Magazin für Kinder, zu richtiger Bildung ihres Verstandes und Herzens, für die deutsche Jugend eingerichtet, und mit den nöthigsten Kupfern versehen. Leipzig, in der Weidemannischen Handlung 1758. 8. 3. Bändchen.

Wir haben dieses so nützlichen als angenehmen Buches schon in seiner Grundsprache mit Ruhme Erwähnung gethan: folglich dörfen wir dasselbe hier nicht seinem Inhalte nach, erst bekannt machen. Sein Titelblatt zeiget auch zur Gnüge wovon es handelt; ob es gleich alle die Arten der Unterweisungen nicht namhaft machet, die es liefert. Religion, Geschichte, Fabeln, Geographie, und Sitten, sind die hauptsächlichen Stücke, die hier vorkommen: und das alles ist auf eine so abwechselnde Art verbunden, daß auch junge Kinder, die nur lesen gelernet, es mit Vergnügen und Nutzen durchgehen werden. Sie werden daraus nicht nur ihren Verstand, sondern auch ihr Herz gebildeter zurückbringen; und überhaupt sehr viel Gutes gefasset haben.

Ein gelehrter Mann, dem wir schon wegen Rollins Art, die schönen Wissenschaften zu lehren und zu lernen, im Deutschen viel zu danken haben, hat sich auch um den andern und schönen Theil der vornehmen Jugend, eben so verdient machen wollen;

als er sich dort um den männlichen Theil derselben gemachet hat. Denn die Wahrheit zu sagen, so ist dieß Büchlein gleichsam ein weiblicher Rollin zu nennen: so genau ist es für junge Fräulein, und Töchter vornehmer Häuser eingerichtet. Er hat sich auch um die Verbesserung dieses Werkchens eben so verdient gemachet, als um jene rollinische Anweisung. Denn wie er dort, anstatt der Anweisung von der französischen Sprache, einen sehr nützlichen Unterricht von der Deutschen gegeben; und sonst in der Historie und Redekunst nützliche Aenderungen gemachet: so hat er auch hier keinen bloßen Uebersetzer abgegeben; sondern das Buch fast durchgehends verbessert, und für die deutsche Jugend lehrreicher und bequemer gemachet.

Wir können nicht besser thun, als wenn wir seiner Nachricht davon folgen. Sollte dieß Buch der deutschen Jugend ganz verständlich und brauchbar werden: so war es nothwendig, einige Veränderungen darinn vorzunehmen; ohne welche es sonst viel Erklärungen nöthig gehabt hätte. Er faßte also den Entschluß, diese Gespräche so einzurichten, als wenn eine deutsche Hofmeisterinn sie mit ihren Schülerinnen hielte. Die Frau Beaumont lebet in London, und giebt daselbst Unterricht: darum richtet sie ihre Absicht auf diese Stadt. Der Schauplatz mußte also für deutsche Kinder geändert werden: denn was geht unsre Mädchen London an? Der Hr. Verf. wählte eine von den berühmtesten deutschen Residenzen, nämlich Dresden; darinn er viele Aehnlichkeiten mit jenem antraf.

traf. Nun mußten die jungen Töchter aus Ladys und Miß, zu Fräuleins und Jungfern werden. Die französischen Namen, die dort die Gemüthsarten bezeichnen, als Sensée, Spirituelle &c. wurden in Verständig u. Geistreich verwandelt. Die Aussprache und Rechtschreibung derselben, fällt ohne dieß deutschen Lippen, und den Federn der Kinder oft so schwer, daß sie wunderlich Zeug daraus machen, und sie doch nicht recht verstehen, oder doch nicht daran denken, was sie bedeuten sollen; indem sie sich nur damit lächerlich machen u. d. m.

Die Erzählungen biblischer Geschichte hat er mehrentheils mit biblischen Worten, nach unserer Uebersetzung abgefasset: damit Kinder, die schon die Bibel gelesen, sich desto besser derselben erinnern, andre aber, so die Bibel künftig erst lesen, sie auch schon kennen mögen. Bey schweren, oder bedenklichen Stellen, hat er auch wohl kleine Erklärungen eingeschaltet.

Die Frau von Beaumont hat in der Erdbeschreibung, von England den Anfang gemachet, und das billig; Deutschland aber gar übergangen. Was war hier billiger, als von Deutschland anzufangen, das unsrer Kinder Vaterland ist? Er mußte aber selbst Hand dabey anlegen, wie man in drey Gesprächen finden wird. Das von England, Schottland und Irrland, verbesserte er in einem andern Gespräche, wo vorher nichts geographisches stand; und ließ also nichts aus, als etliche elende Reime, die dort von der Geographie und Historie eingeschaltet

Er verſtehet es auch nicht von allen Eheweibern der Schwaben, ſondern nur von denen, welche Töchter der Sachſen waren, weil Ecko von Repkow nur die Geſetze der Sachſen geſammlet, und alſo auch hier nur ſagen will, was die Sachſen zu thun verbunden wären, wenn ſich ihre Töchter unterfingen, ſich an dieſe Schwaben zu verehlichen. Er zeigt auch, daß die Beſchuldigung einer Miſſethat nicht auf die Vorfahren ſolcher Weiber, ſondern ihrer Männer, nemlich die Schwaben, welche der Sachſen Land eingenommen hatten, gehen könne, und die Entführung der Sächſiſchen Weiber allem Anſehen nach, bloß aus einer fabelhaften Erklärung der Nachricht Gregorii Turo-

quibusdam uxoribus ſunt abuſi. Saxonibus poſt XII annos redeuntibus, quædam mulieres ad Saxones viros priſtinos non redeuntes, tam in ſe quam in filiabus ſuis, ſecundum ius, quod *Svavey* dicitur, exhæredantur. Er erinnert daß der Nahme Svavey, ſo viel ſich als Svab-che, oder das Geſetz der Schwaben ſey. Der Autor aber miſche Wahrheit und Fabeln unter einander. Die Inwohner des Schwabengowes hätten ihre Töchter nicht deswegen von der Erbſchaft in Allodial-Güthern ausgeſchloſſen, weil ihre Mütter Ehebruch getrieben, ſondern, weil das Geſetze der Schwaben ſolches nicht geſtattet. Allein, was gieng das Geſetz der Schwaben am Rheine die Nord-Schwaben an, und wenn dieſes Geſetz der Nordſchwaben nichts mehrers auf ſich hätte, warum hätte es der Autor opprobrium Juris genennet? Warum ſtünde im Schwabenſpiegel, daß das Geſetz um ihrer Vorfahren Miſſethat willen eingeſetzet worden; da doch eben dergleichen auch bey den Franken und Thüringern ſine opprobrio, üblich war. Alſo müſte die Svavey oder das Jus Suabejæ ganz was anders in ſich halten, als das Geſetz der Franken und Thüringer.

ſind; und dadurch Kinder nur ſchlechte Eindrücke von der Poeſie bekämen. Noch andre und kleinere Veränderungen und Verbeſſerungen ſind ſo genau, zumal in dem geographiſchen Theile, mit der Urſchrift durchflochten, daß man ſie nicht alle bemerken kann. Er hat aber allemal die homanniſchen Charten vorausgeſetzet: ausgenommen, wo von Palairets ſeinen ein Lobſpruch vorkam; und der Hr. Verf. etwas wegen Hrn. Prof. Franzens Abbildung des Erdbodens erinnern zu können glaubete. Vielleicht wäre es bey einer Kindergeographie nicht unrecht geweſen, ſich auf einen kleinen Atlas, als z. E. den Schreiberiſchen, zu berufen.

Auch in den hiſtoriſchen Stücken, iſt der Herr Ueberſetzer nicht ganz genau bey dem Buchſtaben geblieben. Wo er noch etwas richtigers, ausführlichers und angenehmers liefern zu können dachte, hat er ſich von ſeiner Begierde, ihnen zu dienen, überwinden laſſen. Z. E. können die ſieben Wunder der Welt dienen, und die däniſche Königinn Margaretha, auch. Wo die Geſchlechter der Regenten aus verſchiedenen Häuſern beſtehen, hat er die Spuren ſeiner Vorgängerinn gleichfalls verlaſſen; und die bey den Geſchichtſchreibern eingeführte Zahl derſelben vorgezogen. Sie ſetzet von den franzöſiſchen Königen nur drey Häuſer, und leitet die bourboniſchen Könige aus dem capetingiſchen Hauſe her. Er aber bleibt bey fünfen, und zählet zwiſchen dieſen beyden noch das Valeſiſche, um die Kinder nicht irre zu machen, wenn ſie über andre Hiſtorienbücher kommen.

Da endlich das franzöſiſche Buch auch zur Erlernung dieſer Sprache bey der engländiſchen Jugend geſchrieben worden: ſo hat er auch im Deutſchen darauf geſehen. Daher hat er manches Wort, das Kindern unbekannt ſeyn konnte, erkläret, andre aber ſorgfältig unterſchieden, als z. E. der See und die See: welches nicht einmal von geographiſchen Schriftſtellern recht beobachtet wird, u. d. m.

Fraget man ihn, warum er, bey ſovielen nöthig befundenen Verbeſſerungen nicht lieber ſelbſt ein neu Buch von dieſer Art geſchrieben? ſo ſaget er mit aller Aufrichtigkeit: Es habe ihm noch weit mehr daran gefallen, als misfallen: und er habe ſichs nicht getrauet, es überall beſſer, oder nur eben ſo gut zu machen. So hat er denn alle Märchen, alle Lehren, alle Anleitungen zur Tugend und zu guten Sitten unverändert gelaſſen.

Er hat ſich auch ſorgfältig angelegen ſeyn laſſen, da, wo Kinder redend eingeführet werden, die Sprache der Kinder zu reden; das iſt, ſich der künſtlichen und weitläuftigen Perioden zu enthalten, und die Verbindungswörter zu vermeiden, die Kindern nicht geläufig ſind. Aber dabey hat er ſich doch der Sprachrichtigkeit überall befliſſen: welches in der That ſchwerer iſt, als ſichs mancher einbilden wird, und deswegen ein beſonderes Lob verdienet.

IX.

Defenſe de Mr. Gottſched, ou Epitre à Mr. de Fontenailles, Officier François, Priſonnier de S. Maj. le Roi de Pruſſe, par un Officier du Regiment de Picardie. A Berlin, chez Haude & Spener. 1758. in 4.

Herr von Fontenailles, ein gefangener franzöſiſcher Officier, der eine Zeitlang hier zu Leipzig, nachmals aber zu Berlin ſeinen Aufenthalt gehabt, iſt ein geſchickter Poet. Wir haben ſchon hier einige Verſe von ihm zu leſen bekommen, und viel Artiges darinn gefunden. In Berlin muß er gar ein Stück haben drucken laſſen, welches er Le Roſſignol captif nennet; darinn er ſich ſelbſt eine gefangne Nachtigall nennet, den Vogler, der ihn gefangen hat, lobet, und um ſeine Befreyung bittet. Wir ſehen dieſes aus dem Anfange des Gedichtes, davon wir Nachricht geben; ohne jenes Stück geleſen zu haben. Es heißt:

J'ai lû l'Ecrit ingenieux,
Où, ſous le ſeduiſant embleme,
D'un Roſſignol captif, vous vous peignez Vous même;
Où, dans vos chants mélodieux,
Vous elevez jusqu'aux Cieux,
Cet habile Oiſeleur, qui pour votre Ramage
Vous retient encor dans ſa cage.

Hieran würde nun niemand etwas auszuſetzen gefunden haben; dieſe galliſche Nachtigall möchte nun

nun ſo ſchön und ſo oft geſchlagen haben, als ſie wollte: wenn ſie nicht geglaubet hätte, ſie müßte auch andrer Vögel Geſang verachten; und das ganze Land, darinn ſie ſingt, beſchimpfen. Das hat aber dieſe ſtolze Nachtigall gethan. Der Hr. Verfaſſer dieſer Vertheidigung, der doch ſelbſt ein gebohrner Franzos, und wenigſtens ein eben ſo guter Poet iſt, als Hr. von Fontenailles, rücket ihm ſolches in folgenden Zeilen vor:

Mais, ce, qui ne m'a pas flatté,
Dans le debut de Votre Epitre,
Et qui révolte à plus d'un titre,
L'Honnête Homme & l'Homme de Cœur;
C'eſt de Vous voir épris d'une injuſte fureur,
Contre un des plus brillans Genies,
Que l'Allemagne oſe vanter,
Et que Leipzig peut oppoſer,
A toutes nos Academies;
Contre un celebre Profeſſeur,
Dont la Probité, la Sageſſe,
La Modeſtie & la Douceur,
Le Savoir & la Politeſſe
Ne meritoient pas votre aigreur.
Contre un Homme, en un mot, dont les talens ſolides,
Dont le gout épuré, dont les ſavans Ecrits
Sont connus, admirés, partout, même à Paris.

Und was hat denn immermehr dieſen galliſchen Dichter wider einen Deutſchen ſo aufbringen können? Nichts, als die bekannte, und auch von uns ſelbſt im Februar dieſes Jahres eingerückte Parodie, auf das königliche Sinngedicht, an Hrn. Prof. Gottſched allhier; von dem der Hr. von Fonte-

nailles in dem Wahne steht, daß es dieser Gelehrte selbst verfertiget habe. Weil ihm nun dasselbe nicht schön, nicht gut französisch, und folglich in französischen Ohren unerträglich bedünket: so hat er nicht umhin gekonnt, selbiges auf eine heftige Art anzustechen, und dessen vermeynten Verfasser hart anzulassen; daß er sich unterstanden, eines großen Monarchen Gehör damit zu quälen. Hinc illæ lacrumæ!

Nun ist es aber seit mehr, als einem halben Jahre, theils in der Leipziger gelehrten Zeitung vom 5ten Jänner dieses Jahres, theils aus dem Neuesten der anmuthigen Gelehrsamkeit vom Hornunge, theils aus den Erlanger, Altonaer, Göttinger und Utrechter französischen Zeitungen, unsers Erachtens, weltkündig geworden: daß nicht Hr. Prof. Gottsched, sondern ein gebohrner Franzos, Hr. Hofgerichtsrath Baron von **Bondely**, zu Königsberg in Preußen, der Verfasser der gedachten sogenannten Parodie gewesen. Wie geht es denn zu, daß diese französische Nachtigall, weder in Leipzig, noch in Berlin dieses erfahren? Was in sovielen gelehrten und andern Zeitungsblättern, ja auch in französischen Zeitungen gemeldet worden, sollte doch wohl von rechtswegen auch ihm, oder seinen Bekannten nicht unbekannt geblieben seyn. Dieses würde ihm nun eine Ungerechtigkeit ersparet haben: und dafern er ja eine, seiner Meynung nach, schlechte französische Poesie hätte rügen wollen; so würde sich sein Zorn wider keinen Deutschen, sondern wider einen seiner Landsleute gerichtet, und unserm Vaterlande

terlande die bittern Vorwürfe erſparet haben, womit er es beläſtiget hat.

Unſer ſehr billiger Vertheidiger führet ihm ſolches ſehr rührend zu Gemüthe, wenn er ſo ſchreibt:

Oſés Vous donc ainſi par des Coups homicides
Percer le cœur de Vos Amis?
Vous, qui veniez, nouvel Alcide,
Les proteger de votre Egide!
Non, je ne comprens pas ce contraſte odieux:
Ma raiſon le revoque, & ma bile s'irrite,
De voir les traits injurieux,
Dont Vous accablez le merite.
Gottſched ſenſible & vertueux,
Surpris, comme Vous pouvez croire,
De figurer ſi mal à coté d'un Heros,
Tant de fois couronné des mains de la Victoire,
N'aura pû s'empecher, ſuccombant ſous ſes maux,
De peindre en ſoupirant ſa douleur en ces mots:
„Comment ai-je offenſé Monſieur de Fontenailles?
Qu'ai-je donc fait? Comment a-t-il la cruauté,
De me dechirer les entrailles,
Moi, qui ne l'ai point irrité?„

Hierauf beantwortet er ihm den Einwurf, daß die Parodie ſchlecht franzöſiſch geſchrieben ſey, dadurch; daß einige falſche Ausdrücke niemals die Ehre eines Monarchen beflecken könnten. Er entdecket ihm aber auch die Quelle ſeines unzeitigen Zornes. Ein angebohrner Nationalfehler, der durch die Auferziehung beſtärket worden, habe ihm von Jugend auf vorgepfiffen: Deutſchland ſey ein Land ohne witzige Köpfe, wo man nie, wie in Frankreich, Geſchmack, Höflichkeit und Gaben vereinigt fände; wo die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften kaltſinnig

nig aufgenommen würden. Mit solchen Ausschweifungen kämen die Franzosen immer aufgezogen; die ihm aber eine große Narrheit zu seyn schienen, u. s. w. Er solle also erröthen, oder anders reden. Deutschland sey nicht mehr das wilde Land, darauf der Jesuit Bouhours seine Pfeile abgedrücket. **Leibnitz**, der große Leibnitz, hätte Herz genug gehabt, selbiges aus der Sklaverey zu ziehen. (NB. Der Hr. Verfasser weis nicht, daß wir schon seit hundert Jahren Opitze, Flemminge, Rachele, Canitze, Besser, Neukirche, Amthore, Günther u. Pietsche gehabt, die in den schönen Wissenschaften vortrefflich gewesen). **Wolf** hätte sie alle versammlet, Wolf, dieser große Geist, der die Tiefe des Weltgebäudes erforschet, und dessen Baukunst entdecket, ja den Geschöpfen die Macht des Schöpfers gewiesen habe. Durch ihn hätte sich die bis dahin sehr unbekannte Wahrheit erkühnet, sich nackend zu zeigen. Und als hierauf die Geister sich erhitzet, hätte sie die erhabnen Schriften dictiret, die der eifersüchtige Franzos vieleicht bewundern würde, wenn er sie nicht, aus Mangel der Kenntniß davon, verachtete. Aber alle Franzosen wären nicht von diesen Vorurtheilen eingenommen. Er wüßte ihrer, selbst zu Paris, einige, die gelehrt und erleuchtet genug wären, den Deutschen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie kenneten ihre schönen Werke, ihren guten Geschmack, und ihre schönen Gedanken; und wiesen mitten unter ihren Boileaux, Rousseaus und Molieren, Gressets, Arnauds, la Fontainen und Voltairen, einem Canitz, Hagedorn, Gottsched, Gellert,

Gellert, Kleiſt, Gleim, Hallern, Käſtnern und Rabnern einen Platz an: Ja, neben der Frau von Chatelet und Frau Dacier, ſtelle man die unſterbliche Emilia, die Gattinn des Hrn. Prof. Gottſcheds, u. ſ. w.

Une antique prévention,
Un vice de terroir, vrai défaut de nature,
Accru par l'éducation,
A corrumpu chez vous l'imagination.
On vous a dit dès votre infance:
Que l'Allemagne eſt un Pays,
Très-depourvu de beaux-Eſprits;
Où l'on ne voit pas comme en France,
Le goût, la politeſſe aux talens réunis;
Où les Beaux-Arts & les Sciences
Y ſont froidement accueillis.
De pareilles extravagances
Trouvent chez nos François une ſorte d'appui.
Mais ce qui me paroit d'une folie extrême,
C'eſt que vous affectez, par ne ſais quel oubli,
De les répéter aujourd'hui
Aux yeux de l'Allemagne, oui, de l'Allemand même:
Que vous bravez juſques chez lui.
Ah, Monſieur, rougiſſez, ou changez de langage!
L'Allemagne n'eſt plus cette Terre ſauvage,
En bute aux traits malins du Jéſuite Bouhours.
Leibnitz, le grand *Leibnitz* eut aſſez de courage,
Pour la tirer d'un eſclavage,
Qui ſembloit à nos yeux l'avilir pour toujours.
C'eſt de cette Epoque chérie,
Que les Talens & les Beaux-Arts,
Echappés à mille hazards,
Se fixèrent en Germanie.
Wolf les raſſembla tous. *Wolf*, ce vaſte Génie,
Sondant de l'Univers l'immenſe profondeur,

En

En découvrit l'Architecture,
Et fit voir à la créature
La Puiſſance du Créateur.
Par lui, la Vérité juſqu'alors peu connuë,
Oſa, loin de l'Erreur, paroître toute nuë:
Et bientôt de ſes feux échauffant les Eſprits,
La Vérité dicta ces ſublimes Ecrits,
Que le François jaloux admireroit peut-être,
S'il ne les mépriſoit, faute de les connoître.
Tous les François ne ſont de préjugés épris:
J'en ſais; oui, je ſais qu'à Paris
Quelques gens éclairés & ſages
Rendent juſtice aux Allemands;
Ils connoiſſent leurs beaux Ouvrages,
Leur bon goût & leurs ſentimens.
Déjà parmi leurs Etagères,
(Sans parler de Wolf & Leibnitz,)
A côté des Boileaux, des Rouſſeaux, des Molières
On voit briller *Leſſing*, *Haguedorn* & *Canitz*;
Entre Greſſet, d'Arnaud, La Fontaine & Voltaire,
Gottſched, *Gellert*, *Klopſtock*, *Kleiſt* & le grand *Haller*;
Gleim, *Bodmer*, *Wieland* & *Kæſtner*,
Entre Chaulieu, Grécourt, la Fare & Saint-Aulaire;
En un mot le fameux *Rabner*,
Entre Touſſaint & la Bruyère.
Quoi! parmi tant d'illuſtres Noms
Oublirois-je le vôtre, immortelle *Emilie!*
Vous, de Monſieur Gottſched la compagne chérie;
Vous, des Du Chatelets, des Daciers, des Ninons
L'Emule .... ah! je me tais: Vos ſublimes Ouvrages
N'ont pas beſoin de mes ſuffrages.
Et vous, Favoris d'Apollon,
Vous qui dans le ſacré vallon
Préſidez aux Concerts du Dieu de l'Harmonie,
Graun, *Teleman*, *Bach*, *Haſſe*, *Agricola*, *Marpourg*,
Benda, *Quantz*, (ſans ceux que j'oublie,)
Vous faites briller tour à tour

Les

Les charmes tout-puiſſans de votre ſimphonie,
Et juſqu'au céleſte ſéjour
Vous élevez votre génie.
Apprenez donc, Monſieur, que la France n'eſt pas
L'unique Pays où l'on penſe;
Qu'il eſt encor d'autres Etats
Où l'on ſe pique de Science,
D'Eſprit, de Talens & de Goût;
Et que l'on y fait cas ſurtout
Du Mérite ſans ſuffiſance,
Et des Vertus ſans Arrogance.

Wer ſieht nicht, daß Deutſchland große Urſache habe, einen ſo redlichen Vertheidiger ſeiner Verdienſte, als dieſer billige Ausländer iſt, hoch zu ſchätzen, und gegen ihn erkenntlich zu ſeyn?

X.

Fortſetzung der Nachricht, von einer unbekannten goldnen Medaille.

Dem in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, Monath Hornung 1758. Art. V. pag. 140. bezeugten Verlangen gemäß, ſtellet ſich hierbey ein Abdruck in Siegellack, der vorm Jahre zur Betrachtung gelahrter Kunſtrichter mitgetheilten goldenen Schaumünze ein; in der Hoffnung, daß ſelbige dem Kupferſtecher der Schrift nun, auszudrucken leichter, als vorhin, ſeyn werde.

Seit der vorjährigen Abſendung ſothaner Schaupfennigs, haben ſich einige witzige Köpfe dafür zu halten getrauet, daß ſolche wohl gar, ein Talisman ſeyn mochte.

Weil der Beſitzer aber überhaupt zweifelt, daß jemals ein Talismann mit denen ihm zugeſchriebenen Wirkungen, in der Welt geweſen; da von dem jemaligen Daſeyn dergleichen Spielwerks, weder in der Natur, noch Vernunft hinlängliche Gründe vorhanden ſind, und dergleichen abergläubiſche Denkungsart, aus dem Reiche der vernünftigen Gelehrſamkeit, ſchon längſt verbannet iſt: ſo bleibt er

lieber

Turonenſis herrühre. Es ſagt auch Witichindus nichts mehr hiervon, als daß die Schwaben das Land, ſo ſie damals beſaſſen, überfallen hätten, als die Sachſen mit den Longobarden nach Italien gezogen; und eben deswegen hätten ſie andere Rechte, als die Sachſen. Er kan aber von keinen andern, als eben dieſen Geſetzen reden, weil der Sachſenſpiegel ausdrücklich ſagt, das Schwäbiſche Recht zweye ſich nicht von den Sächſiſchen, oder gehe davon nicht ab, auſſer an Erb zu nehmen und Urtheil zu ſchelten.

Der Herr Verfaſſer unterſuchet ferner, wer denn dieſe Schwaben geweſen, indem einige gemeynet, ſie wären vom Rheine, andere, von der Oder oder der Spree, noch andre, ſie wären aus Pommern gekommen. (*) Herr Leibnitz hat ſie vor Slaven gehalten, wo nicht die nach Italien gezogenen Sachſen an der Ungariſchen Gränze gewohnet; welches letztere aber hier aus ihrem Rückwege widerleget wird. Daß das Land, welches die Schwaben eingenommen, der Schwabengow geweſen, ſolches wiederſpricht Witichindo, und man könnte eher glauben, daß der Schwabengow ſchon ſeit der Uberwindung des Thüringiſchen Hermenfrieds mit Schwaben beſetzt geweſen, die hernach aus demſelben in der nach Italien gezogenen Sachſen Lande eingerücket. Man ſieht auch aus dem Wege, den die Sachſen durch Frankreich genur

(*) Herr Eckart muthmaſſet l. c., daß dieſe Schwaben, ehe ſie das von den Sachſen verlaſſene Land eingenommen, am mittäglichen Ufer des Mayns unweit von Würzburg gewohnet. Allein man ſieht keine Urſache, warum eben ein ſo weit vom Schwabengow oder dem Halberſtädtiſchen entferntes Volk dahin wäre geführet worden.

lieber bey ſeinen, zu beſſerer Einſicht vorhin geſtellten, doch auch nur ſeichten Muthmaßungen, und würde ſich freuen, wenn dieſelbe Bedeutung, auf eine wahrſcheinlichere Weiſe, aufgelöſet werden könnte.

Sollte eine beängende Unterſuchung des Metalls, oder des Gepräges, dazu etwas beytragen können, und man wäre verſichert, daß es nicht von Handen käme, ſo würde der privilegirte Buchhändler Hr. Chriſtian Friedrich Voß, in Berlin, vielleicht dazu Gelegenheit an die Hand geben können, und die ſichere Hin- und Herſendung des Stückes, zu übernehmen nicht ausſchlagen.

Schreiben des berühmten Herrn Hofraths Madai aus Halle, an den Aufſeher dieſer Monathſchrift.

P. P.

Dieſe Münze iſt nicht ſo unbekannt, als ſie ihrem Beſitzer geweſen, und ich glaube, daß dieſes Räthſel bereits durch einen oder den andern Münzkenner, in währender Zeit aufgelöſet worden: ich habe daher Bedenken getragen, Eur. Hochedelgebohrnen meine Meynung zu eröffnen, weil ich beſorget, damit zu ſpät zu erſcheinen. Da mir aber gleichwohl eingefallen, daß man die neuern Münzen keiner ſo genauen Unterſuchung zu würdigen pfleget, als die alten: ſo habe ich mich wenigſtens erkundigen wollen: ob dem Verlangen des Herrn Beſitzers eine Genüge geſchehen, und dieſe Münze von jemanden unterdeſſen erkläret werden? Beyläufig melde ich nur dieſes, daß es eine ſiebenbürgiſche Münze ſey, welche An. 1602. bey dem damals verworrenen Zuſtande des Landes geſchlagen worden. Der berühmte Köhler hat ſie in Numophylacio Burckhardiano P. III. p. 521. unter die Holländiſchen geſetzet, und iſt zu dieſem Irrthume durch das abgekürzte Wort Trantilani verführet worden; es ſind aber Originalien vorhanden, auf welchen das Wort Tranſylvaniæ ausdrücklich erſcheint, dergleichen ich auch eines von Silber beſitze.

Ende des Heumonds 1758.

Quarto N. VIII. 1734.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Aerntemond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1758.

Inhalt.

I. Memoires de Literature tirés des Regitres de l'Academie royale des Inſcriptions & belles Lettres. T. XXIV.

II. Schreiben von Hrn. Wille an Hrn. Fuißli in Zürich.

III. Bougeants Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges. I. Theil.

IV. Ode an den Frieden.

V. Nachricht non einem Verſuche, aus Haſer Korn und Weizen hervorzubringen.

VI. Puteus ſacer agri Bononienſis, a Paullo Maria Paciaudio.

VII. Lehrgedichte vom Verderben.

VIII. Die ſchöne Kinderzucht des Hrn. Bordelons.

IX. Hrn. Hofmanns Verbeſſerung des lieberkühniſchen Vergrößerungsglaſes.

X. Hrn. M. Köſelitzens dritte Sammlung auserleſener Kanzelreden.

XI. Symbolum Euchariſticum Jacobæum, Viro clariſſimo Reiskio, M. D.

I.

Memoires de Litterature tirés des Regitres, de l'Academie royale des Inſcriptions & belles Lettres. Depuis l'année 1748. jusques & compris l'année 1751. T. XXIV.

A Paris de l'Imprim. Roy. 1756.

4to.

Wir ſind nunmehr an den XXIVſten Band der ausführlichen Schriften der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften gekommen. Dieſes iſt der letzte von denen, die unlängſt ans Licht getreten: und wir wollen deſto lieber einen Auszug davon geben, da wir noch in keiner deutſchen Monathſchrift, oder gelehrten Zeitung, eine Anzeige davon gefunden haben. Die Herren Capperonnier, Barthelemy, Belley, von Boze, le Beau, von Broſſes, de la Bleterie, Fenel und Freret, haben diejenigen Stücke aufgeſetzet, davon wir dießmal reden wollen. Die übrigen müſſen wir auf ein andermal verſparen.

Der I. Artikel machet Anmerkungen über des Dionyſius von Halikarnaß Werkchen, Περὶ τῆς λεκτι-

λεκτικης Δημοσθενους δεινοτητος, oder von der Vortrefflichkeit des guten Vortrages beym Demosthenes: und Hr. Capperonnier ist ihr Verfasser. Dionysius hatte Abhandlungen von den attischen Rednern Lysias, Isokrates, Isäus, Demosthenes, Hyperides und Aeschines geschrieben. Sie waren in zween Theile gesondert. Der erste, von den drey ältesten Rednern, ist bis auf uns gekommen: der zweyte, aber ist verlohren, das kleine obgedachte Stück ausgenommen, welches aber voller Lücken und verstümmelt ist. Die königl. pariſische Bibliothek enthält eine alte Abschrift davon, und vermittelst derselben will Hr. Capperonnier es verbessern. Diese Art der Kritik ist zwar in diesem Jahrhunderte nicht sehr gewöhnlich; doch kommen in diesen akademischen Schriften verschiedene Beyspiele davon vor.

Heinr. Stephan, Sylburg und Hudson haben geglaubet, die Lücke in der dionysischen Schrift von Demosthens trefflichem Vortrage, wäre so groß, daß der Ueberrest nur das kleinste Stück davon wäre. Allein ohne Grund. Der Verfasser beweist es durch Vergleichung desselben, mit den Abhandlungen von den ältesten drey Rednern; und saget: es fehle nur ein kleines zufälliges Stück davon, das leicht zu ergänzen sey.

Dionysius von Halikarnaß vergleicht die alten Redner, in Ansehung der Schreibart; und giebt Nachricht von denen, die in jeder Art vortrefflich gewesen. Thucydides hat eine erhabene, prächtige

und

und mit allen Zierrathen verſehene Schreibart, u. iſt von keinem einzigen übertroffen, ja nicht einmal nachgeahmet worden. Lyſias hat die flieſſende, einträchtige und der täglichen Sprache ähnliche Schreibart zur Vollkommenheit gebracht. Dieſer kützelt den Verſtand, da ihn jener in Erſtaunen ſetzet. Aus dieſen beyden Schreibarten entſteht eine dritte, die aus beyden vermiſchet iſt: Thraſimachus hat ſie erfunden, Iſokrates und Plato verbeſſert. Von allen wird hier geurtheilet, und ihre Fehler werden bemerket; ſo daß vieleicht die Bewundrer des Alterthums übel damit zufrieden ſeyn werden.

Demoſthenes, der auf ſie folgte, nahm ſich keinen von ihnen zum Muſter; ſah alle ihre Fehler, und ahmte von jedem das Beſte nach. Daraus entſtand eine zugleich prächtige und einfältige, künſtliche und natürliche, tropiſche und gemeine, männliche und gepuzte, kurze und weitläuftige, anmuthige und ſtrenge, lebhafte und heftige Schreibart; kurz, er war wie der Proteus der Dichter, und nahm alle Geſtalten an. Soviel mag aus der Vorrede vom Inhalte dieſer Abhandlung genug ſeyn. Unter den Verbeſſerungen kommen viel artige Stellen vor, die durch das königl. Manuſcript beſtätiget werden: ungeachtet, daß es nur vom 1500ten Jahre ſeyn mag, als die Druckerey ſchon erfunden geweſen. Es iſt artig, daß einige Kunſtrichter durch eigenen Witz einige verderbte Leſearten glücklich eben ſo verbeſſert haben, als ſie in dieſer Abſchrift wirklich geleſen werden. Manchmal aber,

wenn ganze Zeilen ausgelassen waren, ist solches unmöglich gewesen!

Der II. Art. ist vom Hrn. **Barthelemi**, und schlägt eine numismatische Palàographie vor. Die griechischen Städte in Europa und Asien schlugen lange vor Alexandern Münzen. Man weis nicht, ob dieser Herr befohlen, alles, was in seinem Reiche gangbar seyn sollte, auf seinen Namen zu prägen. Aber seine Nachfolger und die Römer wollten, daß einige Städte nur die Namen ihrer Regenten nennen, andre deren keine Meldung thun, und endlich andre ihre Stadt, und ihre Prinzen zugleich melden sollten. Das giebt nun drey Classen von Münzen, 1) königliche, 2) kaiserlich-griechische, und 3) städtische Münzen. Die letzten haben vielen Nutzen. Aber da es schwer ist, jeder Münze ihr Alter anzuweisen: so haben viele Gelehrte bereits auf eine numismatische Palàographie gedacht, wodurch man das Alter jeder Münzart unterscheiden, und sichere Folgen daraus ziehen könnte. Sie würden auch von verschiedenen Stämpeln und Gepràgen Rechenschaft geben. Zu einer solchen Palàographie nun, giebt der Hr. Abt Barthelemi den Grundriß in III. Abschnitten. Es ist nicht zu läugnen, daß hier viel Artiges vorkömmt. Wir können uns zwar nicht dabey aufhalten. Es hat aber schon vorm Jahre der nunmehr sel. Hofrath Richter in dieser Monathschrift bereits, von der einen Art viereckigter Gepràge, seine Gedanken über dasjenige entdecket, was der Hr. Abt Barthelemi davon gesaget

ſaget hat, warauf wir uns hiermit berufen. Wir liefern daher verſchiedene davon im Kupfer, um das damalige beſſer zu verſtehen. S. den IVten Art. im Weinmon. 1757.

Der III. Artikel handelt von zween ſamaritaniſchen Münzen Antigons, Königs von Judäa. Man findet ziemlich oft Münzen, die auf beyden Seiten ſamaritaniſche Schrift haben: aber diejenigen ſind ſehr ſelten, die auf einer Seite griechiſche, und auf der andern ſamaritaniſche Buchſtaben zeigen. Diejenigen ſind faſt die einzigen, darauf Königs Antigonus Namen ſteht. P. Harduin gedenket ihrer aufs 1699ſte Jahr, in der Chronik des A. T. a. d. 615ten S. Hadrian Reland, und P. Frölich in ſeinen Annalen der ſyriſchen Könige, haben auch dergleichen gemeldet, aber falſche Züge im Kupfer geliefert. In dem königl. Kabinette ſind fünf ſamaritiſche Münzen, unter Königs Antigonus Namen. Wir merken an, daß die ſamaritiſche Schrift ein Caph, He und Nun, כהן Cohen, und ein Gimel, Daleth und Lamed, גדל; d. i. Gadol, oder, der Hoheprieſter bedeuten ſoll, ein Titel, den man in Judäa ihren Prinzen gegeben hat. Wir können uns nicht länger dabey aufhalten.

IV. Beobachtungen über die Münzen der Pythodoris, einer pontiſchen Königinn, vom Abte Belley. Hier kömmt eine kurze Geſchichte des pontiſchen Königreichs, vom Mithridates an, vor. Pharnaces und Darius, ſein Sohn und Enkel, regierten nach ihm. Polemon, der Sohn des Redners Zeno, folgte; und Auguſtus gab ihm des Phar-

nommen, als ſie aus Italien wieder in ihr Vaterland zurück gehen wollen, daß ſolches nicht müſſe an der Saale, ſondern an der Weſer gelegen haben. Daß nun die Schwaben von den zurückgekommenen Sachſen nicht können wieder aus dem Lande getrieben werden, das bezeugen zwar die Scribenten: Sie reden aber nur von dem erſten Kriege mit denſelben; weßwegen daraus nicht zu ſchlüſſen iſt, daß ſie auch nachher nicht heraus gejaget worden. Denn es wird ſolche Vertreibung von Kranzio, und andern nach ihm, auch vorher ſchon in der Gloſſe des Sachſenſpiegels, ausdrücklich behauptet, und wenn Witichindus dieſe Schwaben Transbodanos nennet, ſo kan ſolches nicht wohl von dem Bode-Fluß und dem daran gelegenen Schwabengow, welcher in Anſehung des im Cloſter Corvey lebenden Witichindi vielmehr Cisbodanus war, wohl aber von dem Bodenſee, allwo man damals Platz genung hatte, neue Innwohner aufzunehmen, verſtanden werden. Man kan ihnen alſo wohl, weil ſie ſich bey den Sachſen ſo verhaßt gemacht hatten, einen Platz jenſeit des Bodenſees angewieſen haben. Der Herr Verfaſſer zeigt, wie dießfalls ſowohl Witichindus und der Sachſenſpiegel, als auch der Name des Schwabengowes zu erklären wäre, hält aber dieſe Meynung zu Behauptung ſeines Satzes nicht vor nöthig, ſondern bleibt bloß dabey, daß Witichindus die Innwohner des Schwabengowes nicht Transbodanos, ſondern Cisbodanos würde genennet haben. (*)

Der

(*) Herr Eckarts Meynung, daß dieſelben in Anſehung des übrigen Sachſens Transbadani genennet worden, braucht wohl eines mehrern Beweiſes, da ſonſt die Scribenten

naz Tochter, **Dynamis**, zur Gemahlinn, die schon alt war, und keine Erben ließ. Darauf heurathete er die **Pythodoris**, die Tochter Pythodors, eines sehr reichen Bürgers von Tralles: die nach seinem Tode, statt ihres unmündigen Sohnes, Ptolemäus des II. regieret hat.

Die folgende Abhandlung handelt von der Kindeserklärung Hadrians, vom Kaiser Trajan. Sie ist zweifelhaft. Trajan, der fast 20 Jahre regieret hatte, war sonder Erben, und wollte, nach Alexanders Beyspiele, keinen Nachfolger erklären, sondern dem Rathe zehn würdige Personen vorschlagen, daraus er den Kaiser wählen möchte. Bey einem Gastmahle eröffnete er dieß Vorhaben seinen Freunden, und begehrte: sie sollten ihm zehn Leute vorschlagen, μοναρχῶν δυναμένους, die herrschen könnten. Hadrian, war mit ihm aus eben der Stadt gebürtig, und sein Anverwandter: dessen Vormund er gewesen, und dem er seine Nichte gegeben hatte. Er hatte ihm auch die Statthalterschaft in Syrien gegeben. Aber wegen seiner Verschwendung liebte Trajan ihn nicht. Daher glaubet man, er habe ihn nicht zum Sohne angenommen; sondern Plotina habe durch List, als Trajan schon todt gewesen, durch einen, der seine Stimme nachmachen können, ihn an Kindesstatt aufnehmen lassen. Das wird nun hier sehr gelehrt untersuchet.

Es folgen Betrachtungen über die Münzen des **Pescennius Niger**, und über einige Zufälle seines

ſeines Lebens. Dieſe Münzen ſind ſehr ſelten; und mehr in Kupfer als in Silber zu finden. Im Golde aber hält man dafür, ſey gar keine anzutreffen: obgleich Anton le Pois in der Hälfte des XVI. Jahrh. verſichert hat, einen goldnen Peſcenn gehabt zu haben. Man glaubet, dergleichen Stücke, deren es mehrere gegeben, und Mezzabarba beſchrieben hat, wären nur nach Abdrücken von den ſilbernen gegoſſen, und mit dem Grabſtichel nachgeholfen worden.

Die Abhandl. vom Zeitpuncte von Cibyra, einer phrygiſchen Stadt, vom Abte Belley, hat ſo viel reizendes nicht, daß unſre Leſer viel davon zu wiſſen begehren ſollten.

Herr Abt le Beau, liefert ſodann die V. und VI. Abhandlung über die wiederhergeſtellten Münzen, auf denen das Wort Reſtitutio ſteht: und zwar hier von denen, die nach dem Auguſt bis zum Trajan vorkommen.

Eben derſelbe handelt in der VI. Abhandlung von den conſulariſchen wiederhergeſtellten Münzen, die Trajan allein veranſtaltet hat; und beſchließt damit dieſe Arbeit. Sie ſtehen hier in alphabetiſcher Ordnung.

Der Herr Präſ. von Broſſes, beſchreibt das Leben des Scaurus, als eine Ergänzung zu dem, was dieſer ſelbſt für Nachrichten davon hinterlaſſen hat. Die ämiliſche Familie ſoll eine der älteſten in Rom geweſen ſeyn, und nebſt den Cäſarn vom Aſcanius ſtammen, deſſen älteſter Sohn Julius;

der zweyte aber Aemilius geheißen haben ſoll. Virgil ſelbſt ſcheint dieß angenommen zu haben.

Der Abt La Bletterie liefert die Fortſetzung ſeines Tractats von der Natur der römiſchen Regierung unter den Kaiſern. Die eigentliche kaiſerliche (imperatoria) Würde, war nur eine Feldherrnwürde, und gab dem Imperator noch keine Obergewalt über Rom, und ſeine Bürger. Das hat er in dem vorigen Theile dargethan. Itzo handelt er von der Würde eines Principis, der ſchon in der republikaniſchen Zeit gewöhnlich war. Dieß Wort bedeutete, wie das Wort Fürſt im Deutſchen, eigentlich nur den erſten, den förderſten, oder die Oberſten, die durch Verdienſte vor andern angeſehen waren. Princeps Senatus, Princeps ordinis equeſtris, Princeps juventutis bezeugen dieß. Aber hernach änderte ſichs. Die Ausführung iſt weitläuftig und gründlich. Aber auch dieſer Titel gab dem Auguſt noch keine Gewalt über Rom. So lernet man den Vers Ovids verſtehen, der den Romulus mit dem Auguſt vergleicht, und den erſten ſo anredet:

Vis tibi grata fuit; florent ſub CAESARE leges.
Tu domini nomen, PRINCIPIS ille tenet.

Sogar Livia iſt eine Princeps romana, vom Pädo Albinovanus genennet worden: als er ſie in einem Gedichte über den Tod des Druſus, ihres Sohnes, tröſten wollen:

An

An melius per te virtutum exempla petemus,
Quam ſi ROMANAE PRINCIPIS edis opus?

Auch die folgende Abhandlung von eben demſelben, handelt von der conſulariſchen und tribuniciſchen Würde; und gründet ſich auf eine Stelle des Tacitus, im I. ſ. Jahrbücher. Durch dieſe beyden Aemter allererſt, beſaß Auguſt die oberſte Gewalt in Rom, nachdem er den verhaßten Namen eines Triumvirs abgeleget hatte. Das wird hier ausführlich dargethan.

Nun folget des Hrn. Abts Fenel ſyſtematiſcher Entwurf von der Religion und den Lehren der alten Gallier; nebſt Betrachtungen über die in Gallien und nachmals auch in Deutſchland vorgefallene Religionsänderung, zwiſchen Cäſars und des Tacitus Zeiten. So groß die Gleichgültigkeit der Römer in Anſehung aller fremden Götter und Götzendienſte geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo beweiſt doch der Hr. Verf. daß Cäſar, Auguſt und Tiber, in Gallien faſt eine allgemeine Religionsverfolgung und gewaltſame Ausrottung der alten Meynungen und Religionscerimonien, vorgenommen. Man ermordete die Druiden, als ihre Lehrer und Prieſter, vertrieb ſie aus dem Lande, und zwang ſie, andre Sitten und Gebräuche anzunehmen. Da flohen nun die erſtern theils nach Brittannien, theils nach Deutſchland: und daher kömmt es, daß Tacitus auch bey den Deutſchen manches findet, was Cäſar nur den Galliern zuſchreibt; den Deutſchen aber

ab-

abspricht: und daraus schließt der Hr. Verf. daß auch die Deutschen eine Religionsänderung, nicht zwar durch Gewalt, wie in Frankreich, aber durch die Lehren der Druiden erlitten habe. Die Sache ist sehr ausführlich und gelehrt abgehandelt. Nur bleibt immer noch der Zweifel übrig, ob Cäsar ganz Deutschland eben so gut, als Tacitus gekannt habe; da er kaum bis an den Rhein gekommen, und das innere und nordliche Germanien niemals gesehen hat?

Es ist wahr, daß Tacitus keine Druiden in Deutschland meldet. Aber sie mögen wohl nach der Flucht andre Namen angenommen, oder sich Barden genennet haben. Daher kömmt der Barditus, oder die kriegerischen Lieder, der Deutschen: davon noch im Hans Sachs die Lieder den Namen Bar führen. Dieß weitläuftige Stück wäre werth ganz übersetzet, und von einem geschickten Geschichtkundigen mit Anmerkungen erläutert zu werden.

Dieß ist die Hälfte von diesem XXIVsten Bande der ausführlichen Schriften der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. Die zweyte Hälfte sparen wir auf eine andre Gelegenheit. Diese wird vielmehr Artikel enthalten, die uns Deutsche angehen, und in unsre Alterthümer einen Einfluß haben.

II.

Schreiben

vom Herrn Wille an Herrn Fuißli in Zürich: Verfassern der Geschichte und Abbildung der besten Maler in der Schweiz.

Mein Herr und edler Freund!

Heute habe ich Absichten: aber Absichten, die aus dem Gefühle eines Mannes entstehen, welcher die Künste liebet, und den Künstler hochschätzet! Und sollte ich mir verbiethen, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze? Diese Gewalt ist nur uneigen über mich. Sie haben sich um die künftige und heutige Welt verdient gemachet! nichts würde beyde abhalten, dankbar zu werden: beyde sind billig; doch mir gebühret es für mich zu reden. Sie haben berühmte Männer des Vaterlandes wieder auferwecket. Ich sehe sie im Bilde: ihre Feder läßt mich die Verschiedenheit ihres Geistes, ihrer Kunst, ihres Werthes wissen. Ich stehe an, zu entscheiden, ob sie sich, oder ihnen die Dauer zu danken haben! Ist ein Mittel zu treffen? Sie sind ihrem Ruhme zu Hülfe gekommen, sie haben ihn befestiget. Die Zeit verzehret die Werke der Kunst: über die Geschichte

schichte hat sie wenig Gewalt. Wo sind die Gemälde der Griechen? In der Geschichte finden wir einige: würden ohne sie ihre Urheber genennet werden? Aber ich lese ihre Geschichte der besten Maler des Schweizerlandes, und lese sie mit Vergnügen. Die würdigen Alten sind im Besitze, mich zu rühren. Dabey thut mir fast eine gemeine Sage wehe, welche mir nothwendig beyfallen mußte. Die Maler von der alten deutschen Schule sind nicht so edel und erhaben in der Zeichnung, wie ihre Zeitverwandten, die Maler von der römischen Schule. Kömmt es hoch, so setzet man hinzu: wenn sie vieleicht Italien gesehen hätten, so . . . und warum vieleicht? Ich bewundre sie mehr, da sie es nicht gesehen haben, und so groß geworden sind; als ich sie bewundern würde, wenn sie es gesehen hätten; und größer geworden wären. Die Schwierigkeiten, welche sie in ihrem Vaterlande antrafen, überwiegen die Schwierigkeiten der römischen Maler unendlich. An dieses wollen wenige gedenken. Ich will es nach meinen Absichten wagen, diese Sache ein wenig zu betrachten; und ich bitte mir ihre Beurtheilung aus. Erlauben sie mir aber, mich im Anfange ein wenig in die ältern Zeiten zu wagen.

Nach der Römer aufgeklärten Zeiten, hatte die Schande der Menschheit, die Barbarey, Jahrhunderte geherrschet; ehe sich wieder Menschen fanden, welche sich ihres Geistes zu gebrauchen getraueten.

Ich

Ich könnte Umstände anführen, welche Ursache waren, daß sie in den Zeiten eines Julius des II. und eines Leo des X. wieder anfingen, seine Kräfte zu fühlen, und ihren eigenen Adel zu erkennen, wenn es meinem Zwecke nicht entgegen wäre. Genug, in ihren Zeiten stunden Künstler und große Künstler auf: und es gereichet dem Pabste Leo besonders zum ewigen Ruhme, daß er ihnen mächtigen Schuß und geneigte Hände, nach ihrem Werthe, angebothen. Durch dieses blüheten die Künste in Sicherheit, sie kamen in Hochachtung, breiteten sich über Italien aus, und ihr Gerücht gieng über Europa. Fremde Fürsten wurden aufmerksam auf sie, und Franz der I. König in Frankreich, berief eine kleine Pflanzschule über die Alpen herüber, in sein Land. Die Geschichte lehret uns, wie viele Liebe er zu ihr geheget, und die Reste von den Werken, welche sie auf seine weisen Befehle verfertiget hat, zeugen davon. Aber das reinste Zeugniß sind die Thränen, welche er um einen Leonhard von Vinci vergoß, als ihm dieser Maler in seinen Armen verschied.

Indessen hatte Deutschland an seinen eigenen Söhnen schon Mitkämpfer um die Ehre, welche Wälschland in Ansehen brachte. Dürer, welchen Kaiser Maximilian unter die Edlen seines Reiches zählete; und Holbein, welcher bey dem Könige von England, Heinrich dem VIII. außer dem Vaterlande groß seyn mußte, werden, wie diese Prinzen, unsterblich bleiben.

So brachten schon zwo große Völkerschaften große Künstler hervor; und zween fremde Könige ließen ihrem Werthe Gerechtigkeit wiederfahren: aber wie ungleich waren die Mittel, durch welche sie zu ihrem Werthe gelanget waren? Wie unterschieden trafen sie solche nicht an, in der Abbildung der Natur ihrem Geiste zu Hülfe zu kommen? Rom both den Seinigen die erhabensten Nachahmungen der Natur, an den griechischen Bildsäulen dar; indem sich Deutschland mit seinen gothischen angefüllet befand: welche nicht allein unbrauchbar, sondern auch dem Anblicke der Künstler gefährlich seyn mußten; da sie eben so weit von der schönen Natur entfernet waren, als ihr die griechischen Meisterstücke nahe kamen.

Die Natur, welche die Griechen gelehret hatte, konnte die Deutschen unterrichten! Wohl; aber sie war diesen wie unsichtbar. Die Nothwendigkeit hatte von langen Zeiten her, die Menschen gelehret, sich zu bedecken, und die griechische Kleidung sollte ein Muster für alle Menschen geworden seyn. Man fürchte die Witterung der unterschiedenen Theile der Erde nur nicht. Die Römer, welche sie den Griechen nachgeahmet hatten, trugen sie in aller Welt. Die ersten Germanier giengen fast nackend; sie waren freylich deswegen keine Künstler, auch nicht glücklicher: sie waren wilde Krieger, und in den Zeiten, von welchen ich rede, waren sie schon zahme Menschen: die Wollust schnitt ihnen schon die Klei-

Kleidungen zu, und zwar so, als wäre sie bedacht gewesen, da die Forme des Menschen zu verbessern, wo sie der Schöpfer müßte verfehlet haben. Unter einer solchen Kleidung war es dem deutschen Künstler unmöglich, die Uebereinstimmung der Theile des Menschen zu beobachten; noch weniger die Muskeln in ihrer Schwellung und Spannung, nach dieser oder jener Bewegung eines Gliedes; noch weniger ihre Wirkung aufeinander, in dem Augenblicke einer Bewegung der Theile des Körpers überhaupt. Und wie konnten sie nach diesem das erhabene Schöne finden, welches durch die Vergleichung noch mühsam getroffen wird?

Die griechischen Kleidungen aber waren dem Körper zufolge gemacht: sie hatten etwas leichtes, etwas ungezwungenes, und der Künstler konnte nicht allein die Theile am Körper, sondern ihre Muskeln auf eine gewisse Art darunter beobachten. Zu dem waren die Schauspiele, in welchen entblößte Ringer und Fechter vor dem Volke auftraten, wie die Tänze an den Festen, die Rennspiele, die Bäder, und dergleichen Gebräuche und Uebungen eine beständige Schule für ihn. Er konnte betrachten, vergleichen, überlegen, schließen und nachahmen. Auf diese Weise hatte er Gelegenheit, außer seinem Werksaale sich mit dem Meisterstücke des Schöpfers bekannt zu machen. Konnte er da bey einem fähigen Geiste mittelmäßig werden? Er mußte Meisterstücke durch seine Kunst erschaffen.

Der Herr Verfaſſer läßt es aber dabey nicht bewenden, daß er gezeiget, es gehe das Schwäbiſche Recht, wegen der Weiber die Nord-Schwaben an, und zwar diejenigen welche der Sachſen Töchter geheyrathet; es beſtehe darinn, daß ſie von ihren Sächſiſchen Schwieger-Vätern keine Erbſchaft bekommen; die Urſache davon ſey, weil ſie das von ihnen eingenommene Land den zurück gekommenen Sachſen nicht wieder räumen wollen; und dieſes von den Sachſen verlaſſene Land ſey nicht der Schwabengow, ſondern eine Gegend an der Weſer, welche die Schwaben, ſo ſchon vorher im Schwabengow gewohnet hatten, nach dem Abzuge der Sachſen eingenommen. Er ſucht auch aus dieſer Erbloſigkeit der Töchter der Sachſen, die ſich an ſolche Schwaben verheyrathet, zu beweiſen, daß dieſelben nur als Coloni in Sachſen geſeſſen, indem die durch Verheyrathung freygebohrner Töchter an nicht freye Männer zugezogene Erbloſigkeit, eben eines von denen Kennzeichen war, wodurch Coloni und Knechte von den Freyen unterſchieden wurden. Er geht alſo bis auf die erſte Einrichtung der Sachſen in ihren ietzigen Landen zurück und zeigt, daß, nach der Zerſtörung des Thüringiſchen Reichs, die Sachſen das Land, welches ietzt ihren Nahmen führt, erhalten und das Theil gegen Oſten, an der Saale und Elbe, dahin auch der Schwabengow gehöret, ihren Hülfs-Völkern und Freygelaſſenen, darunter auch Schwaben geweſen, als Colonis übergeben. Er unterſucht dabey, wie eigentlich in Einhardi Nachricht die Worte von der Eintheilung

des

bey dergleichen Benennungen auf den Ort, wo ſie ſelbſt leben, zu ſehen pflegen.

Der kriegerische Geist der Römer verhinderte diese Ueberwinder nicht, als sie in Griechenland eingedrungen waren, die Werke der Kunst zu bemerken, und ihren Werth zu erkennen. Sie waren großmüthig genug, diesem Lande seine Meisterstücke behutsam zu entführen, Rom in Erstaunen zu setzen, und es damit zu zieren. Dazu bekamen sie griechische Künstler; diese wurden von römischen Leibeigenen nachgeahmet. Wer nachahmet, hat Mühe, ein Original zu werden. Sie hatten fast alle Vortheile der Griechen, Künstler zu seyn; aber sie waren Knechte, und daher weniger fähig, frey, edel und erhaben zu denken, als der freye, edle, denkende Grieche.

Doch August, der Freund von Wissenschaften, herrschte endlich. Unter seiner Verwaltung des römischen Reiches, entstunden römische Geister, welche das Geheimniß fanden, sich mit dem besten griechischen Witze zu nähren. Dadurch giengen sie auf erhabenen Wegen den Griechen sehr nahe zur Seiten; aber sie und ihre Künste verschwanden mit der römischen Herrlichkeit, in dem Verfalle dieses mächtigen Reiches. Aufgebrachte deutschnordische Völker hatten Rom den Untergang geschworen; ihre Heere giengen nicht über die Alpen, es zu verschonen: sie waren gewohnt, ihr Wort zu halten; und ihre Wuth begrub die Werke der Kunst und des Witzes mit dem Schutte der Palläste.

Doch Zeit und Gelegenheit zogen nach und nach herrliche Reste der Kunst wieder aus ihrem unverdien-

dienten Grabe hervor. Raphael war der erste, welcher ihren hohen Werth bemerkete. Er war fähig, die alten Werke der Griechen mit einem griechischen Geiste zu betrachten, und sich im Ernste damit bekannt zu machen. Daher wußte er die erhaltene Erkenntniß, in Gegenwart der Natur, in seinen eigenen Werken anzuwenden. Daher bewundern wir mit allem Rechte das Richtige seiner Umrisse, das Erhabene, das Edle seiner wie beseelten Charaktere; das Wahre und Ungezwungene seiner Wendungen, welche zur Sache gehören: Früchte seiner tiefsinnigen Beobachtungen, welche er auf seiner neugebrochenen Bahne geärntet hatte. Schade, daß er die wahre Farbe und die zauberische Wirkung des Lichtes und Schattens miskannte; mit welchen der kölnische Rubens nach seinen Zeiten die Kenner in ein angenehmes Erstaunen zu setzen wußte.

Julius Romanus, ein Schüler vom Raphael, folgte, wie seine Mitschüler und Zeitverwandten, seinem Meister auf der Bahne, welche er ihm eröffnet hatte; und so lange sie die Werke des Alterthums, diesen vorzüglichen Leitfaden nicht verlassen haben, so lange sind sie wenig irre gegangen: denn durch das Betrachten ihrer beschäfftigten Mitmenschen, hatten sie eben so wenige Vortheile zu gewarten, als der deutsche Künstler in seinem Vaterlande. Alle europäische Völker hatten sich schon auf eine lächerliche Weise, mehr oder weniger in Kleidungen verstellet.

Also waren dem römischen Künstler die Werke der Griechen, was diesen eine gewählete oder eine zusammengesetzte schöne Natur gewesen war.

Welche Vortheile hatte indessen der deutsche Künstler in seinem Vaterlande zu hoffen? Kaum fand er unverhüllete Gesichter und Hände seinen Betrachtungen ausgesetzt. Beschützte öffentliche Akademien waren noch nicht aufgerichtet; aber er mußte nothwendiger Weise den entblößten menschlichen Körper studiren, um dahin zu gelangen, wo wir einen Dürer, einen Holbein und andere, noch mit Bewunderung finden: aber auch den Körper mußte er nehmen, nicht wie er ihn wünschete, sondern wie er ihn zu finden vermögend war. Die Sitten und Umstände seiner Nebenmenschen ließen ihm nicht zu, eine Wahl unter tausenden anzustellen, um sich den, oder die von der feinesten Bildung nach den Absichten auf seine Kunst zu erlesen; und seine eigene Umstände mochten nicht so beschaffen seyn, daß er deswegen große Vergeltungen auszusetzen gehabt hätte: zumal in den Jahren, in welchen er munter und begierig den Grund zu seinen Wissenschaften legete, welchen er nothwendiger Weise, dem Gegenstande gemäß und unvermerkt legen mußte.

War es ihm also gegeben zu wissen, ob das Nackende, welches er zeichnete, nach welchem er sich den Geist, in diesem Theile der Kunst bildete; war es ihm gegeben, sage ich, zu wissen, ob es eine schöne oder eine nur leidliche Natur sey? Ein zweytes, ein drittes und mehrere Modelle mußten ihm viel-

vielleicht mit den Jahren den Unterschied begreiflich machen, und ihm zeigen, warum seinem ersten Modelle der Vorzug gehöre, oder nicht? Unsere Begriffe beziehen sich auf das Sichtbare; wir sind nicht vermögend, uns eine Gestalt einzubilden, ohne auf ein gesehenes Wesen zurück zu denken. Wer die schönste Gestalt in der Einbildung begreift, der muß sie in der Natur betrachtet haben; und dem wird es möglich zu begreifen, was der Schönen fehlet, um die Schönste zu seyn: und wer die Schöne für die Schönste erkennet, der hat keine Schönere gesehen, und die Leidliche muß ihm die Schöne scheinen. Daher wird es dem ersten möglich, die schöne Gestalt in der Abbildung zu verschönern; indem der zweyte nur unfähig ist, die Leidliche schön zu schildern. Dieser wird nicht mehr von der schönen Gestalt zu der schönsten hinauf gerathen, als jener über die Schönste hinweg: und sollte einer wie der andere noch etwas schöneres vermuthen; so würden sich beyde im Vermuthen verlieren.

Ist es daher bescheiden, ist es vernünftig, die Abbildung eines Wesens von einem Künstler zu begehren, dessen Forme er nicht begreift, weil er es weder sieht noch gesehen hat? Er ist wenig vermögend, mit eines andern Augen zu sehen, und zwinget er sich aus Gefälligkeit damit zu sehen, so geht er beynahe wie ein Blinder, und geht ein Blinder wohl sicher? Die Natur, oder die nächste Nachahmung nach ihr, ist allein vermögend den Künstler zu leiten, und ihm seine Begriffe zu bilden. Der

Maler von der alten deutschen Schule ward von der Natur geleitet: nach ihr bildete er sich seine Begriffe. Er ahmete keine Nachahmung nach. Er schuff sich seine Kunst, wie in der Einsamkeit; er zeichnete nach der Natur, wie er sie hatte, richtig, fest, aber mit Bedacht, so lange bis ihm eine schönere Natur höhere Begriffe bildete. Ist er deswegen nicht eben so achtbar, eben so wahr, in dem Grade der Natur, welchen er gesehen hatte, von welchen er sich nur Begriffe machen konnte, als der römische Maler, sein Zeitverwandter? Aber er ist nicht so erhaben, nicht so edel! Ich habe die Ursachen angeführet, warum er es nicht seyn konnte. Die gewählte Natur mußte er entbehren; die zusammengesetzte Schönheiten der Antiken waren ihm unsichtbar; sie waren die Vortheile des römischen Zeichners. Hätte er sie besessen, so wäre es seinem Geiste ein Gleiches gewesen. Durch die angezeigten Vortheile that es der römische Maler dem deutschen in der erhabenen Zeichnung zuvor. Und warum that er es ihm nicht in der Farbe zuvor? Diese konnte er nicht nach den Antiken erlernen.

Sehen Sie, edler Freund, wie ich ausgeschweifet bin, um wider zu Ihnen zu kommen, und sie doch in Eile zu verlassen: desto empfindlicher für mich! Ich habe Ihre Geduld gemisbrauchet, ich gestehe es: aber ihre Art zu denken ist mir bekannt, sie ist eben so stark zum Vergeben geneigt, als ich an Ihnen den Freund im Künstler, und den Künst-

ler im Freunde verehre. Fahren Sie fort in Ihren edlen Bemühungen. Laſſen Sie uns die Folge der Geſchichte der würdigen Künſtler des Schweizerlandes nicht entbehren. Ich ſehe Ihr mit Ungeduld entgegen, und habe die Ehre mit aller Hochachtung zu ſeyn,

Meines Herrn und edlen Freundes,

unterthäniger Diener und Freund
J. G. Wille.

III.

Wilhelm Hyacynth Bougeants, Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges, und darauf erfolgten weſtphäliſchen Friedens. Aus dem Franzöſ. überſetzet, mit Anmerk. und einer Vorrede begleitet, von Friedr. Eberh. Rambachen. I. Theil. Halle, bey Gebauern 1758. in gr. 8. 624 S.

Zu einer kriegeriſchen Zeit, wie die itzige iſt, da faſt ganz Europa wider ſich ſelbſt in den Waffen ſteht, gereichet es unſtreitig zu einiger Aufrichtung, wenn man wahrnimmt: daß die Trübſalen die uns treffen, nichts ganz neues und unerhörtes ſind. Die Zeiten unſrer Aeltervåter haben auch ſchon Drangſale empfunden, die gewiß den unſrigen nicht ungleich; ja in gewiſſen Stücken, noch årger

gewesen. So können wir uns denn nicht wundern, oder beschweren, daß auch wir von der Vorsehung heimgesuchet werden; die wir gewiß dergleichen Schicksale eben sowohl, als unsre Vorfahren verdienet haben.

Auf den langen 30jährigen Krieg, folgte endlich die längstgewünschte und süße Frucht des Friedens. Münster und Osnabrück stifteten einen sehr heilsamen Vergleich, daran ganz Europa Theil nahm; der allen Staaten die Ruhe wiederherstellete, sonderlich aber der evangelischen Religion, Sicherheit, und einem jeden Deutschen die Gewissensfreyheit ertheilete. Herrliches Geschenk des Himmels! welches aber ohne die vorhergehenden Trübsalen niemals die Welt beglücket haben könnte! Auch dieses machet uns die Hoffnung, daß der gegenwärtige Krieg, so hart er den Ländern und Staaten fällt, endlich heilsame Wirkungen nach sich ziehen werde. Gott gebe es, und zwar bald!

In der gelehrten Vorrede bemerket der Herr Uebersetzer, daß das Schicksal vieler Bücher von der Zeit abhängt, darinn sie ans Licht treten. Wenn gewisse Vorurtheile wider ihren Inhalt im Schwange gehen, so übersieht man sie, als ob sie nicht vorhanden wären. Diese verdeutschte Geschichte wird also itzo vermuthlich ein besser Glück erlangen. Vielen Lesern, ist der 30jährige Krieg kaum dem Namen nach bekannt. Die großen und theuren Werke, darinn er beschrieben worden, haben und lesen sehr wenige. Dieß Buch hergegen ist mäßig,

und

und nicht zu theuer. Es ſtellet einen Schauplaz vor Augen, von deſſen Ausgange die jezige Verfaſſung des deutſchen Reiches herrühret.

Man findet aber auch die ältern und entferntern Urſachen des 30jährigen Krieges darinn ins Licht geſetzet. Wer ſie anfänglich geſehen, hätte wohl nimmermehr gedacht, daß ſie ſolche Folgen nach ſich ziehen ſollten. Menſchliche Leidenſchaften, böſe Abſichten, Herrſchſucht, Tyranney über die Gewiſſen, Rachbegier, unterdrückte Unſchuld, und Eifer für die wahre Religion, miſchten ſich ſo wunderlich durch einander; daß aus ſo vielen Triebfedern ſehr ſeltſame Begebenheiten entſtunden. Aber die göttliche Vorſehung hatte ſelbſt immer die Hand mit im Spiele, und wußte alles zum Beſten zu lenken. Denn wenn der Gott, der Kriegen in der Welt ſteuret, ſich nicht ſelbſt ins Mittel geſchlagen, und diejenigen, ſo den Frieden haſſeten, aus dem Wege geräumet hätte; ſo würde dieſe Plage der Menſchen kaum ein Ende gefunden haben.

Es zeigten ſich in dieſem Kriege auf beyden Seiten große Männer, deren Andenken ja ſowohl verewiget zu werden verdienet, als jene trojaniſche Helden Homers, oder diejenigen griechiſchen und römiſchen, die ein Plutarch und Cornelius uns beſchrieben haben. Es wäre daher zu wünſchen, daß eine geſchickte hiſtoriſche Feder aufſtünde, die uns nach der Art Plutarchs, die beſondern Leben; auf einer Seite, eines Grafen von Thurn, des Grafen

von Hohenloh, und Grafen von Mannsfeld, Kön. Gustav Adolphs, Herzogs Bernhards von Weimar, und Christians von Braunschweig, des Grafen Oxenstirn, eines Torstensohns, eines Banners, und eines Salvius; auf der andern aber, eines Grafen Dampiers und Büquoi, eines Grafen Tylli und Wallenstein, des Kaisers Matthias und Ferdinands des I. Bethlemgabors, der Cardinäle von Richelieu, und Mazarini, des Generals Torquato von Conti, des Grafen von Avaux, und des von Lützau, u. a m. beschriebe. Hier könnte man deutlich sehen lassen, daß eben die Natur, die jene großen Griechen und Römer gebildet, auch in diesen neuern Zeiten noch nicht erschöpfet worden, und eben solche große Geister aus ihren Schätzen hervorgebracht, die sich entweder im Guten, oder im Bösen, als Sterne der ersten Größe gezeiget haben.

Um eine Probe davon zu geben, können wir nicht besser thun, als wenn wir den merkwürdigen Charakter des Grafen **Wallensteins** unsern Lesern mittheilen, den der gelehrte Herr Verf. in die Vorrede eingeschaltet hat. Es ist diese bisher noch unbekannt gewesene seltene Schrift demselben in die Hände gefallen, welche fast nach plutarchischer Art eingerichtet, u. drittehalb Bogen in groß 8. stark ist. Wir wollen den Anfang, und hernach ein Stück aus der Mitte hersetzen, daraus man ihn sattsam wird kennen lernen.

„Albert **Wallenstein** hatte einen großen und kühnen, aber auch unruhigen und der Ruhe gehäßi-

häßigen Geiſt. Sein Körper war ſtark und groß: ſeine Geſichtsbildung mehr majeſtätiſch als anmuthig. Er war von Natur ſehr mäßig, ſchlief faſt gar nicht, arbeitete beſtändig, ertrug Kälte und Hunger mit leichter Mühe, entzog ſich den Wollüſten, und überſtieg die Beſchwerlichkeiten des Podagra und des Alters, durch Mäßigkeit und Arbeit. Er redete wenig, und dachte viel. Er beſchrieb alle ſeine Verrichtungen ſelbſt. Im Kriege war er tapfer und klug: in Werbung und Unterhaltung der Armeen bewundernswürdig; in Beſtrafung der Soldaten ſcharf; und in Belohnung derſelben verſchwenderiſch; doch mit Wahl und Abſicht. Gegen das Unglück bewies er ſich jederzeit ſtandhaft. Wenn es die Noth erfoderte, war er höflich; außer dem aber war er hochmüthig und ſtolz; über alle Maßen ehrgeizig; über den Ruhm anderer neidiſch; über den ſeinigen eiferſüchtig; im Haſſe unverſöhnlich; in der Rache grauſam; jachzornig; ein Freund der Pracht, der Pralerey und der Neuerung. Dem Anſcheine nach war er ein wunderlicher Kopf; aber er that nichts ohne Abſicht, und ſchützte jederzeit das gemeine Beſte vor: ob gleich alles zur Vergrößerung ſeines Glücks abzielete. Er verachtete die Religion, die ihm zu Staatsabſichten dienen mußte. Er war im höchſten Grade liſtig, und wollte beſonders das Anſehen eines Uneigennützigen haben. Uebrigens war er ſehr neugierig und ſcharfſichtig in den Entwürfen anderer; die Seinigen führete er mit großer Klugheit hinaus;

vor-

des Landes, ſingulis pro ſorte ſua, zu verſtehen, und ob die Nachricht hiervon im 44. Artickel des 3. Buchs des Sachſenſpiegels richtig ſey, die er gegen Herr Potgieſſern vertheydiget, und zu deren Erläuterung zeiget, was eigentlich die Laten oder Laſſi bey den Alten geweſen; daß man ſich darinn unrecht auf ein Diploma König Otten des Groſſen von 939. beruffe; und Nithardus, wenn er ſie ſerviles nennet, nicht Knechte, ſondern Freygelaſſene darunter verſtehe; auch, daß ſie bisweilen Tagewerchten geworden, und dieſes Wort nicht von dem Cambro-Britanniſchen Tywarc, ſondern dem, von ihnen als Tagelöhnern verrichteten Tagewerk herzuleiten ſey. Ferner beweiſet er, daß die Coloni von gar verſchiedener Art geweſen, daß von der Zerſtörung des Thüringiſchen Reiches das Fragmentum de origine Suevorum keinen Glauben verdiene; die Sächſiſchen und Fränkiſchen Scribenten aber, dießfalls unrecht einer Parteylichkeit beſchuldiget worden.

Hieraus nun, daß dieſe Schwaben im Schwabengow, damals nur Coloni geweſen, denen das Land nicht eigen zu gehöret, leitet der Herr Verfaſſer die Urſache her, warum ſie von dar in das von den Sachſen an der Weſer verlaſſene Land gezogen und ſolches eigenthümlich zu beſitzen gehoffet. Ob ſie nun gleich darüber, mit denen aus Italien zurück gekommenen Sachſen in einen ſchweren Krieg verfallen, und ein paar blutige Siege über dieſelben erhalten; wovon iedoch die Scribenten ſehr unglaubliche Umſtände erzehlen: (*) So werden ſie doch auch, wie der Herr Ver-

(*) Gregorius Turonenſis und andere, die ihm gefolget, ſagen,

vornehmlich war er geschickt, dieselben zu verhehlen: und er war um so vielmehr unerforschlich, weil er sich öffentlich aufrichtig und frey stellete, und an andern die Verstellung tadelte, deren er sich bey allen Gelegenheiten bedienete. Nachdem dieser Mann die Maximen und das Verhalten derer sorgfältig studiret hatte, die aus einem Privatstande zur Oberherrschaft gelanget waren; so gieng er jederzeit mit weitaussehenden Gedanken und mit sehr erhabenen Hoffnungen um, und verachtete die, so mit der Mittelstraße zufrieden waren. In was für einen Stand ihn auch das Glück gesetzet hatte, so war er doch jederzeit darauf bedacht, sich noch höher zu schwingen: und als er endlich zu einer solchen Größe gelanget war, daß er nur Kronen über sich hatte, so hatte er das Herz, auf die Anmaßung der Krone Böhmens über den Kayser zu denken. Und ob er gleich wußte, daß dieses Unternehmen mit eben so großer Gefahr als Meyneid verbunden wäre, so verachtete er doch die Gefahr, die er jederzeit überstiegen hatte; und hielt alle Handlungen für anständig, wenn sie, außer der Sorge sich zu erhalten, zur Regierung zu gelangen abzielten. Es ist unstreitig, daß ihn der Ehrgeiz und der Lauf der Sachen und seine Glückszufälle, die ihm sein Unternehmen gerecht und leicht vorstelleten, in der Folge zur Ausführung desselben antrieben. Allein es ist nöthig, daß wir, ehe wir die Erzählung davon anfangen, vorher von seinem Leben bis auf die Zeiten seiner Empörung reden: damit man desto

besser

beſſer von den Urſachen belehret werde, die ihm zu einer Verſchwörung Anlaß gaben, und von den Mitteln, deren er ſich dabey bedienete. Diejenigen, welche geſaget, daß das Glück den Wallenſtein aus dem Staube erhoben habe, und daß er von ſchlechtem Herkommen ſey, haben entweder aus Bosheit oder aus Unwiſſenheit gefehlet. Denn ſein Vater war ein böhmiſcher Baron, das iſt, einer der vornehmſten Herren dieſes Königreichs, in welchem es weder Herzoge noch noch Marquiſe, und ſehr wenige Grafen giebt. Und die Barone halten daſelbſt ſo viel auf ihre Würden, daß ſie, wenn ein fremder Herzog ein naturaliſirter Böhme werden will, ihn nöthigen, ſeinen Titel fahren zu laſſen und ſich mit dem ihrigen zu begnügen. Da ſie aber überdeme das Anſehen der Familien nach dem Alterthum abmeſſen, ſo haben einige Schriftſteller die Familie der Wallenſteine unter die vornehmſten gerechnet, ob ſie gleich nicht die reichſte geweſen. Sein Vater zog ihn in der proteſtantiſchen Religion, der er zugethan war, auf, und wollte, daß er ſich den Wiſſenſchaften widmen ſollte. Da ſich aber ſein unruhiger Kopf nicht zur Ruhe der Muſen ſchickte: ſo jagten ihn die Lehrmeiſter aus der Schule, weil er ſich, anſtatt zu ſtudiren, mit nichts anders beſchäfftigte, als Bündniſſe wider ſeine Mitſchüler zu machen, und ſie wider den Gehorſam und die Zucht aufzuwiegeln. So viel vermag das Naturel in dieſem Alter, wo es weder durch die Verſtellung verſtecket, noch durch die Klugheit gebeſ-

gebessert ist. Dieses nöthigte seine Aeltern, ihn eher, als sie es beschlossen, nach Hofe zu schicken, und ihn dem Marquis von Burgau, einem Sohne des Erzherzogs Ferdinand von Inspruck, zum Pagen zu geben. Als er aber in dieser Bedienung einsmals von einem sehr hohen Fenster, in welchem er eingeschlafen war, herabfiel, ohne Schaden zu nehmen, so ward er katholisch. Und weil er sich einbildete, daß er nach diesem glücklichen Zufalle zu etwas Großen aufbehalten würde, so wurde er sein eigener Herr, um sich auf Reisen zu begeben, und sich dessen würdig zu machen, was ihm das Schicksal zu versprechen schien. Er sah Deutschland, England, Frankreich; er richtete sich nach den Sitten und Kleidungen dieser Länder; er unterrichtete sich von ihrer Lage, von ihren Gesetzen und von ihrer Stärke; er machte sich von einem jeden dasjenige zu Nutze, was er für das Beste hielte; und endlich blieb er zu Padua, nachdem er das übrige von Italien sorgfältig besichtiget hatte. Hier bereuete er, daß er die Wissenschaften, die einem großen Manne unumgänglich nöthig wären, verabsäumet hätte; und machte sich, wo nicht gelehrt, doch zu denselben geschickt. Besonders aber legte er sich auf die Staatskunst und auf die Astrologie, welche seiner Neigung und seinen Absichten gemäß waren; und er fand ein ausnehmendes Vergnügen an den Maximen, welche von denen öffentlich verabscheuet werden, die sie insgeheim ausüben; und stellete sich in den Gestirnen die erstaunende Größe vor, auf

die

die er ſich dennoch Hoffnung machte, ob ihn gleich die Vernunft ganz davon zu entfernen ſchien. Nachdem er ſich alſo, mit weit ausſehenden Hoffnungen angefüllet, wieder nach Hauſe begeben hatte, und ſah, daß es ihm mit ſeinem wenigen Vermögen nicht möglich war, etwas von ſeinen eingebildeten Dingen zu unterfangen, ſo entſchloß er ſich, um ſich zu bereichern, eine Wittwe von ſehr großem Reichthume und von ſehr vornehmem Herkommen zu heurathen. Er ſetzte ſich durch ſeine Geſchicklichkeit bey dieſer Frau in eine ſolche Gewogenheit, daß ſie ihn wählete, und vielen andern ſehr vornehmen Herren, die ſich vor ihm um ſie beworben hatten, vorzog; und ſie blieb auch nach ſeiner Heurath dergeſtalt, wie man ſaget, ſterblich in ihn verliebt, und ſo eiferſüchtig, daß ſie ihn zu tödten dachte. Denn ſie hatte ihm einen von den Liebestränken zu trinken gegeben, die das Gemüth zerrütten, anſtatt daß ſie daſſelbe gewinnen ſollten, und die in dem Körper, der die Heftigkeit deſſelben ausſteht, außerordentliche Verwüſtungen anrichten; ein Gift, das um ſo vielmehr unvermeidlich iſt, weil es bey denen, die ſich deſſelben bedienen, die Stelle der Liebesmerkmaale vertritt. Er war noch nicht völlig von der Gewalt dieſes Giftes geheilet, als ſeine Frau ohne Kinder ſtarb; und da ſie ihn zu ihrem Erben eingeſetzt hatte, ſo wurde er Herr von einem ſehr großen Vermögen. Kurz darauf nahm der Krieg des Erzherzogs Ferdinands und der Venetianer ſeinen Anfang im Frioul. Er ergriff die-

se Gelegenheit, die er so sehr gewünschet hatte, und die er für sich so nothwendig hielt, weil er glaubte, daß den Klugen der Weg durch die Waffen der gewisseste und der kürzeste wäre, sich empor zu schwingen; anstatt daß der Friede wohl viel Leute bereichern könnte, daß er aber sehr wenige groß machte. So bald als er auf seine Unkosten dreyhundert schöne Reuter angeworben hatte, both er dem Erzherzoge bey der Belagerung von Gradisca seine Dienste und diese Leute an. Hier erwarb er sich durch seine Freygebigkeit, daß er die Officiers an seine Tafel zog, und den Soldaten in ihren Bedürfnissen Hülfe leistete, durch sein oft glückliches und jederzeit besonderes Kriegsverhalten, indem er sonderbare Thaten verrichtete, anderer ihre lobete, von sich wenig redete, mit Wachsamkeit und Vorsicht handelte, und seine Truppen im Ueberflusse erhielt, wenn die ganze Armee Mangel litt; er erwarb sich, sage ich, das Ansehen eines Mannes, der unter vielen vortrefflichen Eigenschaften außerordentliche besäße; und mit der Freundschaft Ferdinands erhielt er die Charge eines Obersten bey der Mährischen Militz.

Es scheint mir itzo nicht unschicklich zu seyn, etwas weniges von seinen häuslichen Angelegenheiten und Leben zu sagen, damit man desto besser einsehe, wie alle seine Handlungen dahin abzieleten, ihn über andere Menschen zu erheben, und damit man mit mehrerer Gewißheit von dem, was wir schreiben, urtheilen könne; in welcher Absicht diese

Anmer-

Anmerkungen gewiß nicht unnütze scheinen. Allein ich befürchte, in der That, man wird, wenn man sie liest, der Geschichte keinen Glauben beymessen, und die Wahrheiten, die ich erzählen werde, für romanische Beschreibungen halten. Dieses wird mich aber dennoch nicht verhindern, ohne Uebertreibung und Neid davon zu reden. Und damit ich von seiner Wohnung den Anfang mache, so schienen die Gebäude, die er bewohnete, nicht sowohl Häuser einer Privatperson, als Palläste eines Monarchen zu seyn. Denn er hatte mit den meisten Menschen diese Schwachheit gemein, daß er in Steinhaufen Denkmaale der Größe hinterlassen wollte; und bedachte nicht, daß sie die traurigen Zufälle der Natur oder des Unglücks in einem Augenblicke verwüsten könnten; u. daß sie sich endlich, aller Sorgfalt unerachtet, die man zu ihrer Erhaltung anwendete, in wenig Jahren selbst zerstöreten. Sein Pallast zu Prag hatte sechs große Eingänge, und breitete sich, auf einem sehr großen Platze, auf dem Ruin von hundert Häusern aus, die man zur Erbauung desselben niedergerissen hatte. Die Zimmer in demselben waren schön, prächtig und bequem; die Zierrathen und Meublen stelleten die Pracht und den Ueberfluß vor: und die Zimmer, welche er inne hatte, zeigeten sie ausschweifend. Ich würde daher gern die mit einer großen Anzahl Statuen ausgezierten Gärten, die Springbrunnen, die Grotten, die mit Fischen im Ueberfluß versehenen Canäle, (ein sonderbarer und verschwenderi-

scher Aufwand!) die wegen ihrer Größe seltenen Vogelbauer, die große Menge mit allerhand Arten von Vögeln besetzten und mit eisernem Drate eingeschlossenen Bäume, ausführlich beschreiben; wenn die Geschichte die unnützen, obgleich angenehmen Ausschweifungen verstattete. Was diesen Pallast anbetrifft, so hatte er ihn fast nach einerley Muster mit den andern aufführen lassen: entweder, weil er diese Art zu bauen für die beste hielt, oder weil er sich durch diese sonderbare Nachahmung auch in diesem Stücke von der gemeinen Gewohnheit entfernen wollte. Was sich ferner in seiner Wohnung zu Gidzin befand, war, daß er zur Unterhaltung seiner Stuterey einen großen Platz mit Mauren umgeben lassen, worinnen er jederzeit zum wenigsten dreyhundert auserlesene Pferde unterhielt, und wo man von einem in der Mitte stehenden hohen Thurme denen des Abends und Morgens ein Zeichen gab, die die Besorgung derselben hatten. Denn was seine im Ueberfluß künstlich gebauete, und mit marmornen Krippen und mit Fontainen, die inwendig sprungen, versehenen Pferdeställe anbetrifft; so will ich derselben nicht einmal besonders gedenken: weil ich weis, daß beynahe alle deutsche Fürsten dafür besorgt sind, dergleichen schöne Ställe zu haben. Wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte, sein Schloß zu Sagan vollkommen auszubauen, so würde er vielleicht in diesem Gebäude die alten Römischen übertroffen haben, so wie er es ihnen gleich that, daß er die Stadt Gidzin vergrößerte, daselbst

daſelbſt ein Cartheuſerkloſter erbauete, ein Jeſuitercollegium ſtiftete, und zu Glogau den Proteſtanten eine Kirche errichtete. Es iſt hiebey zu bewundern, daß er in denen wenigen Jahren, da er Herr von ſeinem Glücke war, ſo viele groſſe Gebäude zu Stande gebracht: dahingegen oft das Leben zweyer Könige zu kurz iſt, einen Pallaſt zu Stande zu bringen. Was ſeinen Aufwand anbetrifft, ſo herrſchte in demſelben eine unerhörte Verſchwendung. Man beſetzte ſeine Tafel mit hundert Schüſſeln; die Reinlichkeit und Zierlichkeit dabey trug viel zu den guten Tractamenten bey. Funfzig Hellebardiers hatten jederzeit in ſeinem Vorzimmer die Wache, Leute, die wegen ihres Anſehens auserleſen, und wegen ihrer Thaten bekannt waren. Von außen fand man Schildwachen, und überall wohlgebildete Laquayen. Zwölf Leute giengen unaufhörlich um ſeinen Pallaſt herum, um das Lärmen zu verhindern, welches er nicht vertragen konnte, und er war hierinnen bis zur Schwachheit delicat. Er hielt ſechzig Pagen, lauter Kinder aus alten Familien, und die ihre Uebungen unter berühmten Lehrmeiſtern, die er beſoldete, erlernten. Seine Livreyen waren glänzend und koſtbar. Er hatte eine entſetzliche Anzahl Edelleute in ſeiner Bedienung: vier Kammerherren, die ſich nach denen erkundigten, die ihn ſprechen wollten, und ſie zur Audienz führeten. Sechs Barons und ſechs Ritter waren beſtändig bey ihm, ſeine Befehle zu empfangen. Adeliche kaiſerliche Kammerherren, die den goldnen Schlüſſel trugen,

hatten bey ihm dieselbe Stelle. Sein Großhausmeister war ein sehr vornehmer Herr. Wenn er zu Felde gieng, so zählte man in seinem Gefolge, außer der großen Equipage der Seinigen, wovon er die meisten unterhielt, zu seiner Bagage und zu seiner Tafel funfzig Wagen, ein jeder mit sechs Pferden bespannt, und funfzig Munitionswagen mit vier Pferden, nebst sechs Carossen, die den Leuten von Stande, welche seinem Hofe folgeten, dieneten. Er ließ ferner funfzig wunderschöne und mit kostbarem Geschirr versehene Handpferde, von funfzig Leuten mitführen, die insgesammt auf kostbaren Pferden ritten. Diejenigen, welche die sparsame und bescheidene Tugend lieben, werden diesen Hofstaat tadeln; er wird aber auch andern, die die äußerliche Pracht hochschätzen, gefallen: man wird aber überhaupt urtheilen, daß es dem Wallenstein, der prächtiger als die Könige lebete, leicht war, ihren Rang und ihre Würde zu wünschen. Ich habe nichts von dem Hause seiner Gemahlinn, von den Besoldungen, die er gab, von den Belohnungen, noch von den unermeßlichen Geldsummen geredet, die er in Europa ausstreuete, um von allem Nachricht zu erhalten. Ich habe indessen, wie mir deucht, zu meiner Absicht und zu meinem Zeitraume genug davon gesagt, und überdem gefallen solche Dinge anfangs wohl; wenn man sich aber länger dabey aufhält, als es nöthig ist, so ermüden sie. „

Dieß ganze Werk nun in einem Auszuge zu liefern, ist ein vergebliches Unternehmen. Es ist

schon

ſchon ſo kurz gefaſſet, und hält ſo viel Sachen in wenig Worten in ſich, daß man es ſchwerlich ins Kleine bringen kann. Wir zeigen alſo nur den Inhalt der Bücher an. Das I. Buch erzählet ſummariſch, was ſich vom 1517. bis 1621ſten Jahre für Begebenheiten in ganz Europa zugetragen, die den Grund zum 30jährigen Kriege geleget haben. Das II. Buch hebt die Geſchichte dieſes Krieges ſelbſt an, und zwar vom 1621ſten Jahre, bis zum 1630ſten, da Guſtav Adolph auf deutſchen Boden gekommen. Das III. Buch fähret fort bis 1634. in welcher Zeit die Schweden anfänglich ſiegen, aber ihren König verlieren, und bey Nördlingen geſchlagen werden; Pfalzgraf Friedrich ſtirbt, als der Pragerfriede geſchloſſen wird; Frankreich aber dem Hauſe Oeſterreich den Krieg erkläret. Das IV. Buch führet die Geſchichte bis 1638 fort; darinn Richelieu, der Marſchall von Türenne und Herzog von Weimar ihre Rollen ſpielen; der Herzog von Pommern und Landgraf von Heſſen ſterben, und die Unterhandlungen zu Hamburg angehen. Das V. Buch geht nur bis aufs 40ſte Jahr, und hier fängt England an ſich ins Spiel zu mengen, und der Fürſt von Siebenbürgen wird rege. Der Pabſt, und Grotius thun Friedensvorſchläge. Banner geht nach Böhmen, und Herzog Bernhard von Weimar ſtirbt. Im VI. Buche folget nur das 40. und 41ſte Jahr. Es werden andre Städte zum Friedenscongreß vorgeſchlagen; u. ein Reichstag gehalten. Der Herzog von Lüneburg und Banner, wie auch der Churfürſt

Verfaſſer gar wahrſcheinlich macht, dabey keine Seide geſponnen, und ſich vermuthlich zuletzt auf eben die Bedingungen, die ſie ſchon vor dem Kriege der Sachſen angebothen hatten, mit denſelben verglichen haben: Nemlich, daß es ihnen nur frey ſtehen möchte, in dem Lande zu wohnen, das Land aber nebſt dem Viehe den Sachſen zu eigen gehören ſolle, welches nichts anders heiſt, als daß ſie wiederum Colonien der Sachſen ſeyn wollten; wie ſolches hier mit genauer Erwegung aller Umſtände mit mehrerm dargethan wird. Dieſes aber hält der Herr Verfaſſer vor die wahre Urſache des Schwäbiſchen Geſetzes wegen der Weiber, maſſen es bey den Deutſchen Völkern überhaupt, wie hier mit den Geſetzen der Franken, Longobarden, Friesländer, Bayern ꝛc. bewieſen wird, ſehr ſtrafbar geweſen, wenn ein Knecht oder Colonus ſich mit eines Freyen Tochter verehlichet, und inſonderheit in den Alemanniſchen Geſetzen, welche der Schwabenſpiegel c. 320.

ſagen, es wären der Sachſen 26000 und der Schwaben 6000 geweſen, im erſten Treffen aber von jenen 20000, von dieſen nur 480 geblieben. Fredegarius Scholaſticus aber, der eine Epitomen aus Gregorii Werke gemacht, zehlt der erſchlagenen Schwaben 5488. und da es wahrſcheinlicher iſt, daß bey dieſer Zahl der numerus millenarius beym Gregorio aus Verſehen der Abſchreiber weggelaſſen, als daß er vom Fredegario hinzugeſetzet worden, ſo müſſen nach dieſer Schlacht der Schwaben nur 500, der Sachſen aber noch 6000 übrig geweſen ſeyn. Dieſes beſtärket die Meynung des Herrn Verfaſſers, daß die Sachſen auch nach ſolcher Niederlage noch ihren Feinden überlegen geweſen, und ſie nöthigen können, die billigſten unter denen von den Schwaben ſelbſt vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen und als Coloni unter den Sachſen zu wohnen.

von Brandenburg sterben; dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm der große, will die junge Königinn Christina heurathen. u. s. f. Das VII. Buch geht bis 1643. Schwierigkeiten des Präliminartractats; des sichern Geleites, des kaiserlichen Titels, des Ranges der Kronen, u. d. gl. Torstensohns zwo Schlachten bey Leipzig und Kempen. Richelieus Tod, und Nachfolger Mazarin. Endlich die Ankunft der Gevollmächtigten zu Münster und Osnabrück. Das VIII. Buch enthält den fernern Verlauf des des 1644sten Jahres, da der Friedenscongreß wirklich eröffnet wird. Das ist nun der I. Band, und der künftige zweyte wird den Frieden selbst vor Augen legen.

Der Verfasser dieses Buches, ob er gleich ein Franzos, Katholik und Jesuit gewesen, hat sich dennoch als einen rechtschaffenen Geschichtschreiber verhalten. Nur in wenigen Puncten hat der hochehrwürdige Hr. Consistorialrath Rambach in Halle, es nöthig befunden, ihn in seinen gelehrten Anmerkungen in etwas zurecht zu weisen. Diese sind gewiß eine vortreffliche Verbesserung des ganzen Buches, so daß itzo die Uebersetzung, die überhaupt sehr wohl gerathen ist, und gar nicht nach dem Französischen schmecket, der Urschrift weit vorzuziehen ist. Wir empfehlen also bey diesen Kriegsläuften allen, die ihr Vaterland kennen lernen, und sich durch die Begebenheiten voriger Zeit, wegen der itzigen Drangsale trösten wollen, die Lesung dieses trefflichen Werkes.

IV. Ode

IV.

Ode an den Frieden. Nach dem Franzöſiſchen des Rouſſeau *.

Tom. I. Liv. IV. Od. VIII.

Du Tochter ſtiller Einſamkeit,
Erwünſchte Quelle vom Vergnügen,
Du Freundinn edler Menſchlichkeit,
Beglückte Frucht von Krieg und Siegen;
O Frieden! hör den Jammerton:
Die Erde will kein Blut mehr trinken,
Komm! laß dich von dem Götterthron,
Zum allerſtärkſten Troſt, auf unſre Welt zu ſinken.

So wie, wenn wild ein Sturmwind brüllt,
Bey ſchwefelſchwangern Ungewittern,
Das Schrecken jedes Thier erfüllt;
Weil Fels und Eichen krachend ſplittern.
Die Erde wünſcht den Tag zu ſehn,
Und aufgeklärte Himmelsdecken:
So hört man nach dem Frieden flehn,
Da Krieg und Untergang von allen Seiten ſchrecken.

* Dieß iſt keine Ueberſetzung, ſondern nur eine freye Nachahmung des Rouſſeau. Wir wollen aber deſſen Meiſterſtück auch mittheilen: ob ſich vieleicht jemand finden möchte, der uns eine glückliche Verdeutſchung davon lieſern wollte.

Willst du des Stolzes Tyranney,
Der kühn dich zwang, die Welt zu fliehen,
Durch Blut und tiefe Sklaverey
Zur wohlverdienten Strafe ziehen:
So hör, die Unschuld ruft dir zu:
Wie? soll ich mit der Bosheit leiden?
Warum raubt man mir Glück und Ruh,
Laß, eh du sie bestrafst, mich ihre Gränzen meiden.

Hör, Göttinn, wie die Erde schreyt,
Laß dich der Länder Sturz erweichen,
Komm sieh des Krieges Grausamkeit,
In Tausenden zerstückter Leichen:
Hier brannten Tempel und Altar,
Dort muß die Luft von Flammen röthen;
Die Greise würget ein Barbar,
Und an der Mutter Brust sieht man den Säugling tödten.

So tobten einst ums Ilium
Wuth, Frechheit, Raserey und Morden;
Wo von den Griechen Sieg und Ruhm
Durch List und Brand erstritten worden.
Wo Mars sein Götterblut verspritzt,
Er sah es mit Geschrey und Fluchen,
Wie ein verletzter Leu erhitzt
Eilt er, um Linderung und Schutz beym Zevs zu suchen.

Zevs, der dich, sanfter Frieden, liebt,
Blieb ungerührt auf ihn erbittert:
„Tyrann! der nur die Welt betrübt; *
„Der nur nach Blut und Schlachten wittert;
„Mich rührt nicht dein vergoßnes Blut,
„Nie will ich deine Wunde rächen:
„Du, dessen ungezähmte Wuth,
„Durch Brand und Morden, sucht die Menschlichkeit zu schwächen.

Das

* Ilias Hom. L. V.

„Das Schrecken folget deinem Schritt
„Mit Blut will ſich dein Durſt nur ſtillen,
„Und wenn dein Fuß ein Land betritt,
„Muß Blut die breiten Ströme füllen;
„Auf Trümmern bauſt du deinen Thron.
„Die Grauſamkeit ſteht ihm zur Seite;
„Der Lorber, deiner Streiter Lohn,
„Liegt blutig überſtrömt bey ihrer frechen Beute.

„Um ſtiller Flüſſe grünen Rand
„Thürmſt du ein Ufer auf von Leichen;
„Verwüſtung, Peſten, Raub und Brand
„Sind deines Reiches ächte Zeichen.
„Du biſt die Strafe der Natur,
„Der Himmel muß ſich deiner ſchämen.
„O warum mußte doch Merkur,
„Zuwider meinem Wunſch, die Schmach und Feſſel nehmen?

„Die Zankſucht zum Cocyt verbannt,
„Hätt' ſich denn nicht zu uns geſchwungen,
„Und durch Bellonens freche Hand,
„Wär nicht der Frieden kühn verdrungen.
„O Frieden! der die Welt beglückt,
„Dich reizt das Wohl der Unterthanen;
„Der Oelzweig, der dein Haupt umſchmückt:
„Kann wie der Lorberkranz den Weg zum Nachruhm bahnen.

Alſo ſprach Zevs, um deinen Werth,
Dem Mars zur Schande, zu erheben.
Wohin dein Blick ſich ſegnend kehrt,
Muß Staat und Bürger glücklich leben.
Wo noch dein Herz Erbarmen übt,
So wirſt du dich zum Erdkreis wenden;
Warum läßt du, vom Zevs geliebt,
Dem Mars, als deinem Feind, den Zepter in den Händen?

Ja,

Ja, ja! die Gottheit straft die Welt,
Die wünscht umsonst dich zu genießen.
Die Bosheit, die den Zorn erhält:
Ist, eh du kömmst, erst [illegible] verbüßen;
Wann wurde durch der Fürsten Wuth,
Das Feld mit Leichen mehr besäet?
Wann hat wohl mehr vergoßnes Blut
Den Thron des Ewigen um Rache angefleht?

Wann sah man mehr die Tyranney
Nach Blut und Fall der Unschuld dürsten?
Wann drohte tiefre Sklaverey,
O Deutschland! deinen freyen Fürsten?
Wann kam die Falschheit mehr empor?
Wann sah man mehr die Wahrheit schwächen?
Den Frieden, den man kaum beschwor,
Bracht er nicht Vortheil mit, nach eignem Willen brechen.

Wie vormals durch den Kreuzeszug,
Zum Sturz der Fürsten unternommen,
Des Pabstes heiliger Betrug
Gesucht zur höchsten Macht zu kommen:
So dient oft die Religion
Dem Hochmuth, sich empor zu schwingen,
Um Fürsten gar um Land und Thron
Den ihnen Gott ertheilt, erniedrigend zu bringen.

Seht Völker, euren Untergang!
Gott giebt das Schwert erzürnten Händen;
Und durch so vieler Mächte Zank
Sucht er eur Unglück zu vollenden.
Die Fürsten, die der Zorn erhitzt,
Bestrafen durch den Krieg die Staaten;
Und Gott, der aus dem Himmel blitzt,
Bestraft durch ihren Arm selbst der Monarchen Thaten.

O Herr!

O Herr! wenn deines Zornes Glut
Noch immerhin uns strafend dauret,
Und wenn so viel verschwendtes Blut
Nicht unsre Thränenfluth betrauret:
So flöße selbst uns Demuth ein,
Und Reue, wegen der Verbrechen.
Durch dieses Opfer nur allein,
Kann sich ein Sterblicher des Himmels Huld versprechen.

Ein siegender Monarch, der kühn
Der Nebenbuhler Fall erstritten,
Wird weich, wenn die Besieger ihn
Um Gnad und um Befreyung bitten:
So hofft die halb zerstörte Welt
Den Zorn der Gottheit zu versöhnen:
Da sie vor deinen Altar fällt,
So hör ihr ächzend Lied vor deinem Throne tönen.

Itzt fühl ichs schon: wir sind befreyt!
Gott ist versöhnt, er hört das Flehen!
Er wacht für unsre Sicherheit,
Wir werden unsre Rettung sehen.
Allein durch wen wird es geschehn,
Wem wird er dieses Werk vertrauen,
Und welcher Held ist ausersehn
Des Friedenstempels Pracht für Martis Thron zu bauen.

Als einst Verzweiflung, Haß und Neid
Der Römer weites Reich entzweyte;
Und da des Krieges Grausamkeit
Rom und der Welt den Umsturz dräute:
So kam ein mächtiger August,
Des Janus Tempel zu verschließen.
Wer wird hier zu der Länder Lust,
Zu aller Völker Glück dergleichen Ruhm genießen?

Nun, Frieden! komm mit ſchnellem Schritt,
Um unſre Wünſche zu erfüllen;
Komm bringe deinen Segen mit,
Den Schmerz des nahen Falls zu ſtillen;
Komm, komm! die Welt verhofft dich ſchon,
Sie wird dir froh entgegen eilen.
Komm! ſey hinfort der Tugend Lohn,
Die Vorſicht kann ihn nur durch deinen Arm ertheilen.

Ihr Länder hoffet euer Wohl,
Der Frieden bringt euch neues Leben!
Und preiſt die Vorſicht ehrfurchtsvoll,
Die euch dergleichen Schatz wird geben.
Ihr wilden Helden, die ihr kühn
Nur bloß um Lorberkronen krieget;
Gebt euch zur Ruh und ſeht auf ihn,
Wo er die Völker krönt, da hat man recht geſieget.

Scheffner.

Rouſſeau, L. IV. des Odes.

Ode à la Paix.

O PAIX! aimable Paix! ſecourable Immortelle,
Fille de l'Harmonie, & Mere des Plaiſirs,
Que fais-tu dans les Cieux, tandis que de Cybele
Les ſujets déſolés t'adreſſent léurs ſoupirs?

Si par l'Ambition de la Terre bannie,
Tu crois devoir ta haine à tes profanateurs,
Que t'a fait l'Innocence juſtement punie,
De l'inhumanité de tes perſecuteurs?

Equitable Déeſſe, entens nos voix plaintives:
Voi ces champs ravagés, voi ces temples brûlans,
Ces peuples éplorés, ces meres fugitives,
Et ces enfans meurtris entre leurs bras ſanglans.

De

De quels débordemens de ſang & de carnage
La Terre a-t-elle vû ſes flancs plus engraiſſés?
Et quel Fleuve jamais vit border ſon rivage
D'un plus horrible amas de mourans entaſſés?

Telle autour d'Ilion la Mort livide & blême
Moiſſonnoit les Guerriers de Phrygie & d'Argos,
Dans ces combats affreux, où le Dieu Mars lui-même
De ſon ſang immortel vit bouillonner les flots.

D'un cri pareil au bruit d'une Armée invincible,
Qui s'avance au ſignal d'un combat furieux,
Il ébranla du Ciel la voute inacceſſible,
Et vint porter ſa plainte au Monarque des Dieux.

Mais le grand Jupiter, dont la préſence auguſte
Fait rentrer d'un coup d'œil l'Audace en ſon devoir,
Interrompant la voix de ce Guerrier injuſte,
En ces mots foudroyans confondit ſon eſpoir:

* „Va, tyran des mortels, Dieu barbare & funeſte,
„Va faire retentir tes regrets loin de moi:
„De tous les habitans de l'Olympe céleſte
„Nul n'eſt à mes regards plus odieux, que toi.

„Tigre, à qui la pitié ne peut ſe faire entendre,
„Tu n'aimes que le meurtre & les embraſemens.
„Les remparts abattus, les Palais mis en cendre,
„Sont de ta cruauté les plus doux monumens.

„La Frayeur & la Mort vont ſans ceſſe à ta ſuite,
„Monſtre nourri de ſang, cœur abreuvé de fiel,
„Plus digne de régner ſur les bords du Cocyte,
„Que de tenir ta place entre les Dieux du Ciel.

„Ah!

* Iliad. Liv. 5.

„Ah! lorsque ton orgueil languiſſoit dans les chaînes,
„Où les Fils d'Aloüs te faiſoient ſoupirer,
„Pourquoi, trop peu ſenſible aux miſéres humaines,
„Mercure malgré moi vint-il t'en délivrer!

„La Diſcorde dès-lors avec toi détrônée,
„Eût été pour toujours reléguée aux Enfers;
„Et l'altiére Bellone au repos condamnée,
„N'eût jamais exilé la PAIX de l'Univers.

„La PAIX, l'aimable PAIX fait bénir ſon Empire:
„Le bien de ſes Sujets fait ſon ſoin le plus cher.
„Et toi, fils de Junon, c'eſt elle qui t'inſpire
„La fureur de régner par la flâme & le fer.

Chaſte PAIX, c'eſt ainſi que le Maître du Monde
Du fier Mars & de toi ſçait diſcerner le prix.
Ton Sceptre rend la Terre en délices féconde:
Le ſien ne fait régner que les pleurs & les cris.

Pourquoi donc au malheur de la Terre affligée
Refuſer le ſecours de tes divines mains?
Pourquoi du Roi des Cieux chérie & protégée,
Céder à ton rival l'Empire des Humains?

Je t'entens. C'eſt en vain que nos vœux unanimes
De l'Olympe irrité conjurent le courroux?
Avant que ſa juſtice ait expié nos crimes,
Il ne t'eſt pas permis d'habiter parmi nous.

Et quel Siécle jamais mérita mieux ſa haine?
Quel âge plus fécond en Tyrans orgueilleux?
En quel tems a-t-on vû l'Impiété hautaine
Lever contre le Ciel un front plus ſourcilleux?

La

La peur de ſes Arrêts n'eſt plus qu'une foibleſſe:
Le Blaſphême s'érige en noble liberté,
La Fraude au double front en prudente Sageſſe,
Et le mépris des loix en Magnanimité.

Voilà, Peuples, voilà ce qui ſur vos Provinces
Du Ciel inexorable attire la rigueur:
Voilà ce Dieu fatal, qui met à tant de Princes
La foudre dans les mains, la haine dans le cœur.

Des douceurs de la PAIX, des horreurs de la Guerre,
Un ordre indépendant détermine le choix.
C'eſt le courroux des Rois, qui fait armer la Terre:
C'eſt le courroux des Dieux qui fait armer les Rois.

C'eſt par eux, que ſur nous la ſuprême vengeance
Exerce les fléaux de ſa ſévérité.
Lorſqu'après une longue & ſtérile indulgence,
Nos crimes ont du Ciel épuiſé la bonté.

Grands Dieux! ſi la rigueur de vos coups légitimes
N'eſt point encor laſſée après tant de malheurs;
Si tant de ſang verſé, tant d'illuſtres victimes
N'ont point fait de nos yeux couler aſſez de pleurs:

Inſpirez-nous du moins ce Repentir ſinceré,
Cette douleur ſoumiſe, & ces humbles regrets,
Dont l'hommage peut ſeul, en ces tems de colére;
Fléchir l'auſtérité de vos juſtes décrets.

Echauffez notre zéle, attendriſſez nos ames,
Elevez nos eſprits au céleſte ſéjour;
Et rempliſſez nos cœurs de ces ardentes flâmes,
Qu'allument le devoir, le reſpect & l'amour.

Un

wiederholet, solches bey Verlust der Erbschaft verbothen war, bey den Sachsen aber die Lebensstrafe darauf stund.

Die Ursache davon war, weil die Sachsen sich sonderlich beflissen, ihren Adel rein und unbefleckt zu behalten und daher nicht litten, daß durch dergleichen Heyrath ein Knecht sich in den Adelstand schwingen sollte, wie Einhardus ausdrücklich meldet. Denn wenn eine adeliche Tochter keine Brüder hatte, bekam sie ihres Vaters Erbgüther, und derjenige, der sie heyrathete, wurde durch den Besitz solcher Erbgüther zu einem Edelmanne, wie der Ursprung des Worts selbst zeiget. Odhe oder Oedhe hieß im Gothisch-Sächsischen ein Eigenthum; daher beym Tatiano die Reichen Otage und beym Otfrido Odegum oder Odigen, das ist: die begütherten, welche eigenthümliche Landgüther besitzen, als in welchen vor Alters der Reichthum allein bestund, genennet worden; und Odelmann oder Edelmann, die auch Etlidi oder Edelleute heissen, einen Mann bedeutet, der eigenthümliche Landgüther hat, dergleichen Leute man in Italien auch Arimannos oder Erimannos, das ist, Erbmänner nennte. Hatten nun eines solchen Edelmanns Vorfahren schon dergleichen Güther besessen, so hieß er ein Adeling oder Ethiling, einer, der als ein Erbe zu dergleichen Güthern gebohren war, welche man Alode, das ist, alt Eigenthum, alte Erbgüter, prædia avita nennte.

Der Herr Verfasser zeiget hierauf kürzlich, daß seine bisher ausgeführte Meynung mit den oben beygebrachten Grundsätzen des Sachsenspiegels wohl überein komme, und die Worte desselben: Der Schwaben

Un Monarque vainqueur, arbitre de la Guerre,
Arbitre du deſtin de ſes plus fiers Rivaux,
N'attend que ce moment pour lancer ſon tonnerre,
Et pour faire ceſſer la rigueur de nos maux.

Que dis-je! Ce moment de jour en jour s'avance;
Les Dieux ſont adoucis, nos vœux ſont exaucés:
D'un Miniſtre adoré l'heureuſe Providence
Veille à notre ſalut; il vit, c'en eſt aſſez.

Peuples, c'eſt par lui ſeul que Bellone aſſervie
Va ſe voir enchaîner d'un éternel lien.
C'eſt à votre bonheur qu'il conſacre ſa vie:
C'eſt à votre repos qu'il immole le ſien.

Revien donc, il eſt tems que ſon vœu ſe conſomme;
Revien, divine PAIX, en recueillir le fruit:
Sur ton char lumineux fais monter ce grand homme,
Et laiſſe-toi conduire au Dieu qui le conduit.

Ainſi, du Ciel calmé rapellant la tendreſſe,
Puiſſions-nous voir changer par ſes dons ſouverains,
Nos peines en plaiſirs, nos pleurs en allégreſſe,
Et nos obſcures nuits en jours purs & ſereins!

V.

Ausführliche und wahrhaftige Nachricht von demjenigen Verſuche, der in dem Richteriſchen Garten zu Leipzig gemacht worden iſt, aus Hafer Korn und Weizen hervorzubringen, und dem glücklichen Erfolge deſſelben.

Zuförderſt finde ich für nöthig, kürzlich zu erinnern, daß dieſer ganze Verſuch, nach Anleitung

fung des XIIIten Stückes des hamburgischen physikalischen und ökonomischen Patrioten, im zweyten Theile angestellet worden sey: welche Schrift von allen Liebhabern der Physik und Oekonomie gelesen zu werden verdienet; theils, weil sie einen berühmten und gelehrten Verfasser hat, theils auch, weil man daraus den großen Nutzen deutlich ersehen kann, welchen ein ganzes Land aus einem glücklichen Erfolge dieses Versuches schöpfen kann.

Den Versuch selbst anlangend, der in dem erwähnten richterischen Garten gemacht worden ist, so hat man nur einen Platz genommen, welcher 30½ Elle lang, und 2¼ Elle breit ist. Dieses Stück Land ist zwar vorher gehörigermaßen darzu zurecht gemacht u. umgegraben, aber doch keinesweges auf die Art vorbereitet worden, wie dasjenige Land sonst pfleget bereitet zu werden, welches zum Ackerbaue bestimmet ist. Man kann vielmehr mit Grunde der Wahrheit versichern, daß eben erwähntes Land seit zwey Jahren keinen Dünger bekommen hat. Nachdem nun dieses Beet also zugerichtet war, so sind den dritten Junii des vorigen Jahres darauf 800 Körner Hafer nicht gesäet, sondern spannenweit von einander gestecket worden; welche vorher von erfahrnen und verständigen Leuten etlichemal genau durchgesehen worden sind, damit nicht etwa andere Arten darunter seyn möchten, wodurch dieser Versuch hätte ungewiß werden können. Weil man sich aber an die Vorschrift des oben erwähnten Tractats sehr genau gebunden: so hat man großkörnigten

sogenannten Schwarthafer aus dem Erzgebirge dazu kommen lassen.

Ein bald darauf erfolgter Regen machte, daß diese Körner bald aufgiengen; das Kraut schoß in diesem und folgendem Monathe eine gute Viertel Elle hoch, daß man also nach Anleitung der schwedischen Schrift für gut befand, dasselbe den 22 Julius so weit abzuschneiden, daß es ungefähr zwey Queerfinger hoch stehen geblieben ist. Ob nun wohl in diesem und folgendem Monathe die Witterung ziemlich heiß war: so trieb doch dieses abgeschnittene Kraut dergestalt von neuem so hoch, daß man sich den 18ten August genöthiget sah, es auf eben die Art, wie das erstemal abzuschneiden.

Dabey hat man nun wahrgenommen, daß die Stöcke sich in Ansehung der Halme weit mehr vermehret hatten, als bey Abschneidung des erstenmales. Nach der Zeit wollte das Kraut nicht wieder so hoch wachsen, daß es hätte abgeschnitten werden können; sondern man überließ es von nun an der Natur und dem Wetter.

Der Winter war ziemlich stark, und das Beet war die mehreste Zeit mit Schnee bedecket. Bis zu Anfange des Aprils des itzigen Jahres war man in Ungewißheit, ob die Stöcke darauf gegangen seyn möchten. Allein obgleich ungefähr der vierte Theil davon ausgegangen war, so waren doch noch die übrigen Stöcke verhanden; nur daß die meisten gar nicht eingewurzelt hatten, sondern mit den Wurzeln ganz verdorret auf der Erde lagen. Jedoch

dieses

dieſes änderte ſich gar bald, die Stöcke wurzelten nach und nach wieder ein, und trieben ſchönes Kraut.

Zu Ende des Monaths May ſah man ſchon drey Stöcke mit überaus ſchönem Korne, davon der eine 27, der andere 13, der dritte 10 Aehren trug: bey welchen 3 Stöcken das Kraut ſo beſchaffen war, wie es gemeiniglich bey Korn zu ſeyn pfleget. Außer dieſen drey Stöcken konnte man weiter nichts finden: die übrigen Stöcke ſchoſſen zwar ſehr in die Höhe, doch war es lauter Haferkraut, und jedermann verzweifelte beynahe an einem glücklichen Erfolge dieſes Verſuches; und glaubte, daß aus Verſehen etliche Kornſaamen müßten ſeyn geſtecket worden; woraus dieſe drey Stöcke Korn hervorgekommen wären.

Allein der Monath Junius entdeckte ſonnenklar, die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges von dem ganzen Verſuche. Denn die Weizenähren kamen nach und nach haufenweiſe zum Vorſcheine, und die Halmen ſchoſſen weit höher, als es ſonſt zu geſchehen pfleget, würden auch ohne Zweifel noch höher getrieben haben, wenn ſie nicht an ihrem Wachsthume durch die herumſtehenden hohen Hecken und trockene Witterung wären gehindert worden. Die Aehren wurden von beſonderer Länge, ſo daß ſie 8, 9, auch 9½ Zolle lang ſind.

Es hat ſich aber dreyerley Art von Weizen auf dieſem Beete gezeiget, nämlich 1) ordentliche Weizenähren, 2) ſieben Stöcke mit ſolchen Aehren, welche lange Spitzen haben, dergleichen bey der

Gerſte gefunden werden, welches man Sommer- oder Crannenweizen nennet. 3) Ein und zwanzig Stöcke, worunter ſich einige Ruſt- oder Brandähren befanden.

Ich kann nicht umhin, eine beſondre Curioſität anzuzeigen, welche ſich bey einem Weizenſtocke von 20 Aehren eräuget hat. Es iſt nämlich mitten unter dem Weizen ein einziger Stengel Haſer hervorgekommen, welcher die Ungläubigen überführen kann, daß wirklich Haſer müſſe geſtecket worden ſeyn.

Dieſes wäre nun die eigentliche und wahre Beſchaffenheit des im Kleinen gemachten Verſuches, aus Haſer Korn und Weizen zu bauen. Nach der Schrift des gelehrten Schweden hätte zwar meiſtens Korn werden ſollen. Weil er aber zugleich mit meldet: daß wenn das Land von beſonderer Güte wäre, auch Weizen hervorkommen dörfte: ſo kann man daraus nichts anders ſchließen, als daß das Beet, worauf dieſe kleine Probe gemachet worden, ſehr gutes Land müſſe gehabt haben.

Jedermann wird einſehen, daß der Nutzen ſehr groß ſey, wenn dieſer im Kleinen gemachte Verſuch auch im Großen ſo ausſchlagen ſollte, (woran doch kein Zweifel iſt) da aus dem geringſten Korne, ſo der Haſer iſt, ein viel edleres, nämlich der Rocken, und das allerbeſte, nämlich der Weizen hervorkömmt. Ob aber eben dieſer Weizen künftiges Jahr wiederum Weizen hervorbringen möchte, wovon man eine Probe machen wird; ſolches wird die Erfahrung lehren.

Der Hr. Verfaſſer der ſchwediſchen Abhandlung iſt der Meynung, daß es nicht unrecht wäre, wenn man einen Verſuch mit der Gerſte machte, und damit eben ſo, wie mit dem Hafer umgienge: ob nicht vieleicht daraus auch etwas edlers und beſſers gebauet werden könnte? Ob nun gleich der Hr. Verfaſſer meldet: daß er damit noch keinen Verſuch gemacht habe: ſo hat er doch dadurch Gelegenheit gegeben, auch davon im Kleinen eine Probe zu machen, wovon ich noch mit wenigem Erwähnung thun will.

Die Breite desjenigen Beetes, worauf die Gerſte geſtecket worden iſt, war 2¼ Elle, und die Länge deſſelben 17½ Elle. Der Tag, da dieſe Sommergerſte geſtecket worden iſt, war ebenfalls der 3te Junius des verwichenen Jahres. Die Anzahl der geſteckten Körner waren 400 Stücke. Sie wurden ebenfalls wie der Hafer, den 22ſten Junius gedachten Jahres ſo weit abgeſchnitten, daß ſie ungefähr zwey Querfinger hoch ſtehen geblieben iſt. Von der Zeit an wollte ſie nicht mehr wachſen, ſo daß ſie den 18ten Aug. c. a. wo der Hafer zum andernmale abgeſchnitten wurde, nicht zugleich mit abgeſchnitten werden konnte. Man ließ ſie alſo überwintern, und zu Anfange des Frühjahres fand man, daß alle Stöcke bis auf 44 ausgegangen waren, welche alsdann nichts anders als ſchöne Gerſte wieder hervorgebracht haben. Dieſer Verſuch hat alſo keinen Nutzen; theils weil die meiſten Körner ausgewintert ſind, theils auch, weil keine beſſere Frucht daraus

gekommen ist. Jedoch ist allezeit zu bewundern, daß die Sommergerste, nachdem sie einmal abgeschnitten worden ist, und überwintert hat, dennoch etwas gute Gerste wiederum hervorgebracht hat.

NB. Diese genaue Beschreibung eines allhier zu großer Verwunderung aller Kenner und Liebhaber der Wunder der Natur, glücklich ausgeschlagenen Versuches, ist uns von der angesehenen Familie des Hrn. Baumeister Richters, vornehmen des Raths allßier, zu beliebiger Bekanntmachung, auf unser Ansuchen, gütig mitgetheilet worden. Wir haben selbst die recht verwundersam großen über zwey Ellen hohen und starken Weizenähren, von allen drey Gattungen, imgleichen die drey Kornstauden, und die Gerste selbst mehrmals betrachtet und erwogen, und können also aufrichtig bezeugen: daß alles der Wahrheit gemäß beschrieben worden. Unzählige einheimische und auswärtige Personen haben dieß besondre Wunder der Natur in Augenschein genommen; und namentlich die eine Zeitlang hier gewesenen bambergischen Herren Geisel; darunter sich des Hrn. geheimen Raths von Rothenhayn Excellenz fest vorgesetzet, auf Dero Gütern in Franken dergleichen Versuch nächstes Jahr im Großen anstellen zu lassen. Wir haben geglaubet, daß es unsre Schuldigkeit wäre, zur Ehre unsrer Stadt, und des vortrefflichen richterischen Gartens, auch zu mehrerer Aufmunterung des Ackerbaues, und der Naturkunde, der Wahrheit dieß öffentliche Zeugniß zu geben.

VI.

Puteus ſacer agri Bononienſis, juſſu Sanct. Dom. noſtri Benedicti XIV. P. M. commentario illuſtratus a Paullo Maria Paciaudio, C. R. Sac. Aqu. Ord. Hieroſol. Hiſtorico Romano. CIↃCCLVI. Exc. Fratres Palearini. Publica Auctoritate.

Dieſe Abhandlung, ſo auf päbſtlichen Befehl geſchrieben worden, iſt auch an den letztverſtorbenen Pabſt gerichtet. Der Verf. hebt ſeine Arbeit damit an, daß er die ſchönen Wiſſenſchaften empfiehlt. Er bringt aus dem Aelian ein Zeugniß bey, daß die Mytilenier auf der Inſel Lesbos, ihren abfallenden Bundsgenoſſen die Strafe auferleget, daß ſie ihre Kinder nicht dorften leſen lehren: indem ſie es für die größte Ahndung hielten, ſein Leben in Unwiſſenheit, und Mangel der freyen Künſte zuzubringen. Hierauf folget das Lob des Pabſtes, der in Bononien die Gelehrſamkeit auf alle Weiſe befördert hat. Zwar hätte Felſina zuerſt die aus Griechenland vertriebenen Muſen aufgenommen, und gepfleget: ſo daß Bononien die Ehre von Italien geworden. Doch hätten die Wiſſenſchaften ſonderlich unter Benedict dem XIV. am merklichſten zugenommen; wie die daſelbſt vom Grafen Marſigli geſtiftete und neubereicherte bononiſche Akademie wieſe. Er hat ihr nämlich Alterthümer, Münzen, und Naturalien geſchenket.

Da er nun vernommen, daß in der bononiſchen Gegend, mitten unter Hecken und Dornen ein ſehr alter ſteinerner Brunn wäre entdecket worden: ſo hat er befohlen, dieß koſtbare Alterthum, in das Gebäud der bononiſchen Akademie zu bringen, und den felſiniſchen Marmorſtücken beyzufügen; ihm aber, dem Verf. dieſer Schrift, auferleget, ſeine Meynung davon ſchriftlich aufzuſetzen, auch die Umſchrift deſſelben zu erklären. Nun wiſſe er gar wohl, daß die alten Brockenſammler, wie ſie der. Hr. Prof. Richey nennet *, bisweilen eine ganz raſende Liebe dagegen haben, und bis zum Aberglauben gehen, wenn ihnen ein alter, zerbröckelter, verſtümmelter Stein aus dem Kothe ans Licht gezogen wird: dabey ſie die Buchſtaben, nach ihrem Dünkel verändern, ergänzen, und der Welt ihre erdichteten Auslegungen von Aufſchriften, aufbürden können **.

Indeſſen wäre doch die Vortrefflichkeit dieſes beſchriebenen Marmors ſichtbar, und würde den felſiniſchen Alterthümern ein merkliches Licht geben.

Im I. Abſchnitte bereitet er ſich zu ſeiner Arbeit, durch Erzählung aller Arten von Brunnen und der ihnen beygefügten Denkmälern bey den Alten.

Gruter,

* Die ganze Stelle lautet in einen Geb. an Hrn. Lic. von Seelen, ſo:

Ihr Brockenſammler alter Stellen.
Die ihr in alle Winkel kriecht,
Und oft wie Mukabers Geſellen,
Nach Staub und Dampf unſterblich riecht.

Gruter hat ein paar Aufſchriften von der Art aufbehalten, und eine Stelle beym Plinius gehöret auch dahin. Die griechiſchen Brunnen hat Danaus zuerſt graben gelehret. Athen war anfangs ganz trocken und ohne Waſſer, wie Dicäarch ſchrieb. Aber der Einwohner Fleiß, ſonderlich unterm Solon, erſetzte dieſen Mangel durch viele Brunnen, und man ſetzte einen Aufſeher (ὑδάτων ἐπιστάθην) darüber. u. ſ. w. Man machte auch Brunnen im Felde, ſ. Virg. Ged. Man prophezeihte aus den Farben des Brunnenwaſſers.

Sanguineo rubuiſſe Jovem, puteosve cruore
Mutatos - - -

CLAVD. EVTROP.

Es gab Brunnen in Tempeln, als zu Rom in der Bona dea ihrem, und zu Pergamus in Aeſkulaps ſeinem u. ſ. w. In Böotien hatte Apollo einen, und wer daraus trank, konnte weiſſagen. Nero hat einen Brunnen, mit einer Waſſerorgel machen laſſen, und ſich bey den wichtigſten Geſchäfften dabey ergetzet. Wie ſchön ſie ausgeſehen, wird man auf der Münze ſehen, die dieſes Monathstitelkupfer zeiget:

** Non is ego profecto ſum, qui probe non teneam, priſcorum monumentorum conquiſitores, et interpretes nonnumquam immodico perditoque erga illa ſtudia amore abreptos ad ſuperſtitionem usque geſtire, ac ſibi plaudere, ſi vetus, ſi obroſus, ſi mutilus Lapis e tenebris et ſqualore in lucem prodeat, ſtatimque litteris pro ingenio permutatis et ſuppletis, vaniſſimas comminiſci et in vulgus diſſipare inſcriptionum explicationes.

ben Weiber ſind von Alters her alle erblos gemacht, um ihrer Vorfahren Miſſethat willen, nichts anders heiſſen, als die Nord-Schwaben ſind in Sachſen nicht höher, als Coloni, gehalten worden, weil ſie ſich den Sachſen mit Gewalt zu Inwohnern des Landes aufgedrungen.

Zuletzt wird die Meynung eines Autoris als ungereimt verworfen, welcher unlängſt vorgegeben, das in den MSS. befindliche Wort Wiphait, ſey ein bloſſer Druckfehler und müſſe heiſſen urpheid; man habe bey Friedens-Schlüſſen einander einen Eyd geſchworen, den man eine Urphede genennt; aus Witichindi Worten erhelle, daß die unter den Sachſen wohnenden Schwaben ihre eigenen Geſetze gehabt; woraus ferner folge, daß ſie ein freyes Volk geweſen, daß ſie eine eigne Republik und eigene Könige gehabt ꝛc. Wer die Zugabe zu der im letztverwichnen Jahre zu Braunſchweig heraus gekommenen Sammlung etlicher alten Chronicken geleſen, der wird ſich leicht erinnern, weſſen Muthmaſſungen dieſes ſind, und wie viel man ſich darauf verlaſſen könne.

zeiget: Dieſe Münze iſt zum Auswerfen geſchlagen worden; und hier wird ſie ausführlich erkläret. Andre Bedeutungen des Wortes Puteus werden hier auch beygebracht.

In dem II. Abſchnitte kömmt der Herr Verf. auf den bononiſchen Brunn. Er theilet überhaupt die Brunnen in dedicatos, gewidmete, und conſecratos, geweihete Brunnen. Der bononiſche war von der letzten Art. Denn er führet die Aufſchrift: APOLLINI. GENIOQUE. AUGUSTI. CAESARIS. SACRUM. D. S. P. L. APSUVIENUS. L. L. EROS. MAGISTER, PUTEUM. PUTEAL. LAURUS. Nun war Apollo ein ſchützender, vertheidigender, und heilſamer Gott. Vom Genius des Kaiſers zu reden, will ſich der Hr. Verf. nicht einlaſſen, nachdem ſchon ſoviel von den Geniis, oder Schutzgeiſtern geſchrieben worden. Man ſchwor ja beym Genius des Kaiſers. Die Heyden haben viele tauſend Genios, oder Schutzengel und Geiſter geglaubet. Sonderlich verehrten faſt alle von Rom beſiegte Völker den Genium des Kaiſers. Zu Puteolis hat ein Stein geſtanden, darauf man las:

GEN. C. IVL. CAES.

Und eben ſo findet man dem Genio Neronis, Genio Cæſ. Severi Alexandri, Genio Imp. Gordiani &c. &c. Altärchen und andre Ehrenmäler gebauet.

Daß aber die Genii auch mit andern Göttern gepaaret worden, iſt gleichfalls bekannt. So findet

det man: I. O. M. IVNONI. REGINAE. MINERVAE. ET. GENIO. LOCI. &c. imgleichen CAELESTI. AVGVSTAE. ET AESCVLAPIO. AVGVSTO. ET. GENIO CARTHAGINIS. &c. Man verknüpfte auch keine Götter ohne Urſache. Und daher iſt ſonder Zweifel der Geiſt Auguſts mit dem Apollo verbunden worden, weil beyde zum Schutze und Heile der Völker übereinkamen. Es iſt auch den Bononiern ein Lob, daß ſie lieber Cäſars, als ihrer Stadt Genio eine Ehre angethan haben. Hernach hat auch Octavius vom Apollo herſtammen wollen. Dieſer mag alſo wohl hier gemeynet ſeyn: wiewohl auch Nero, der dem Apollo ähnlich zu ſeyn vorgab, und Bononien viel Gutes erwieſen, dadurch verſtanden werden könnte.

Dieſer bononiſche Brunn aber hat in einem heiligen Hayne geſtanden; dergleichen Apollo viele gehabt. Der bononiſche beſtund aus Lorberbäumen, dabey auch dem Kaiſer geopfert ward. Lucius Apſuvienus endlich hat dieſen Brunn auf ſeine Koſten (De Sua Pecunia) machen laſſen: der vor ſeiner Freylaſſung, als ein Knecht EROS geheißen hatte.

Von eben dieſem Brunnen hat auch der berühmte Trombelli in wälſcher Sprache eine Abhandlung herausgegeben, die aber eine ganz andre Meynung davon behauptet.

VII.

Lehrgedichte vom Verderben, da man sehr zu bethen hat: Laß mich nicht in Sünden sterben. Mens Afflicta Gemit. 1758. in 4. 40 Seiten.

Dieß ist ein sehr erbauliches Lehrgedicht, dergleichen man wenige zu sehen bekömmt. Der Hr. Verfasser ist ein vornehmer Lehrer des Evangelii in Dresden, der schon durch andre gelehrte Schriften, auch in lateinischer Sprache, bekannt ist. Er hat es in XIV. Abschnitte getheilet, daraus man seinen wichtigen Inhalt abnehmen kann. Der I. zeiget nur seine Absicht an. Der II. handelt von der Empfindung des Verderbens, und leitet die Erkenntniß desselben aus dem göttlichen Gesetze her. Der III. zeiget die natürlichen Neigungen, als einen Grund des Verderbens. Der IV. untersuchet den Ursprung desselben. Der V. findet ihn im Misbrauche des freyen Willens, bey Engeln und Menschen. Der VI. stellet die Vorwände der Menschen dar, womit sie sich der Schuld des Falles entledigen wollen, und widerleget sie. Der VII. widerleget den manichäischen Irrthum, da man dem guten Gott, einen eben so mächtigen Bösen an die Seite setzet. Der VIII. widerleget die epikurische Thorheit, von der Gleichgültigkeit Gottes. Der IX. streitet wider die Fatalisten, die alles auf ein unver-

unvermeidliches Schickſal ankommen laſſen. Der X. giebt die gegenwärtigen Zeichen und Früchte unſers verderbten Weſens an. Der XI. redet von Gottes Strafgerichten. Und der XII. klaget über der Menſchen Unempfindlichkeit dabey. Der XIII. ermahnet zu wahrer Bekehrung, als ein Mittel gegen das Verderben, und der letzte enthält ein Gebeth um Abwendung des gänzlichen Verderbens.

So wichtig ſind die Materien dieſes trefflichen Gedichtes! Nunmehr aber müſſen wir unſern Leſern auch Proben davon vorlegen. Der Anfang des erſten Abſatzes giebt gleich eine vortheilhafte Meynung von der Poeſie des Hrn. Verfaſſers;

Klage, du bethränte Muſe, was dein mattes Auge ſieht,
Seufze, daß das Kriegeswetter ſoviel Länder überzieht,
Singe mir ein Trauerlied an den blutig trüben Bächen,
Denn du kannſt ja itzo nichts, als nur vom Verderben ſprechen.
Ach, wo iſt dein vorger Segen, ausgeſognes Sachſenland!
O welch ein erzürntes Schickſal hat dir deine Kraft entwandt!
Lagſt du darum, liebes Land, als ein Segen im Gefilde,
Daß das Unglück nur an dir des Verderbens Größe bilde?
O wie geht es mir ſo nahe, und weß Jammers bin ich voll,
Daß ich meines Vaterlandes Ungemach beſingen ſoll.

Doch

Doch auch dieſes Jammerlied müſſe mir nach Wunſch gelingen;
Und von Herz ans Herze gehn, und der Buße Früchte bringen.
Dieſes iſt der Zweck der Seyten, die mein Finger zitternd rührt,
Nur die Regung zu erwecken, die uns zur Erkenntniß führt. ꝛc.

Im IV. Abſatze lautet die Hauptfrage des Hrn. Verfaſſers nebſt der Anrufung alſo:

Aber dieſes Uebels Quell, ſprichſt du, möcht ich eben wiſſen,
Wie es in der beſten Welt ſo gewaltig eingeriſſen?
In der Welt, die Gott erwählte, ſeiner Weisheit Werk und Ziel,
Und die ſeinem reinen Auge, als ein gutes Stück gefiel.
Wie kömmt da, das Böſ' empor, da doch lauter Gutes wohnte,
Da des Höchſten Ebenbild in des Menſchen Seele thronte.
Wie entſtund ein ſolch Verwüſten? Wie erzeugt ſich dieſer Gift,
Der das edelſte Geſchöpfe zu ſo großem Nachtheil trifft?
Dieſes gnüglich einzuſehn, heilge, Höchſter! die Gedanken,
Daß ſie ja nicht von der Bahn, der dir ſchuldgen Ehrfurcht wanken.

Dämpfe

Dämpfe doch ein solch Gesinnen, das mit rohem Unbedacht
Dich wohl selbst, o reines Wesen, zu des Bösen Ursprung macht.
Nein, Gott selbst ist gut und rein; hat sein Werk sehr wohl verbunden.
In dem ganzen Weltbau ward nichts Verwerfliches gefunden.
Was nicht ewig dauern sollte, war doch nütz in seiner Art,
Und Gott hat auch beym Geringsten nichts an Tüchtigkeit gespart.
Und um soviel herrlicher waren die beseelten Wesen,
Und die Geister, die sich Gott ewiglich zum Dienst erlesen.
Hier war Weisheit und Vermögen. u. s. w.

Man findet in den Anmerkungen auch hin und wieder Anführungen gelehrter Schriften. Auf der 4ten S. wird das **Schmaussische Recht der Natur** verworfen. A. d. 8ten S. die **Reinbeckischen Betrachtungen** über die augsp. **Conf.** A. d. 9ten S. **Leibnitzens Theodicee** und dessen Causla Dei &c. angeführet, deren Inhalt er in sein Gedicht mitgebracht. Ueberhaupt ist der VI. Absatz einer der wichtigsten und längsten. Am Ende desselben führet er auch unsers hochverdienten Hrn. Kirchenraths und Superintendentens **D. Joh. Joach. Gottl. am Ende Beurtheilung des Satzes von der besten Welt**, aus seiner Uebersetzung der Labruyerischen Gedanken, von Gott und

der Religion, mit verdientem Lobe an. Der Hr. Verfasser selbst aber thut einen Versuch, wie er diese schwere Lehre in etlichen Sätzen recht auseinander sondern könne. Er ist einer der vernünftigen Gottesgelehrten, die nichts aus blindem Eifer verwerfen oder verfolgen. Folglich muß man auch seine Meynung mit einer unparteyischen Gelassenheit prüfen: gesetzt, daß man ihr nicht völlig beypflichten wollte. Wir gelangen alle durch so verschiedene Wege zur Erkenntniß philosophischer Wahrheiten, daß man es niemanden übel nehmen kann, wenn er anders denket, als wir. Unser Platz leidet es nicht, diese Sätze, nach unsrer wenigen Einsicht zu beurtheilen: und wir würden auch nur in wenigen Puncten von ihm abgehen.

Im folgenden hat der hochehrwürdige Hr. Verfasser sich noch verschiedenemale der leibnitzischen Theodicee bedienet, ja auch aus den Anmerkungen zur deutschen Ausgabe, sich ein Gleichniß zu Nutze gemacht, das Hr. Prof. Gottsched daselbst angegeben. Wir schließen noch mit folgender Stelle, aus dem XI. Absatze, womit er den Einwurf beantwortet, ob denn die bisherigen Verwüstungen eines schönen Zittaus, festen Schweidnitz, und großen Breßlaus, auch von Gottes Gerichten herrühren?

Aber auch im Krieg ist Gott, der so gute Gott, zu merken;
Hier auch offenbart er sich unter schreckenvollen Werken:

Hier

Hier bezeugt er sich als Richter, und als Gott, der täglich dräut;
Seine Waffen, die er führet, schärft er mit Gerechtigkeit.
Sieh! er hat sein Schwert gewetzt, sich mit Eifer angezogen,
Und sein ausgereckter Arm zielt mit scharf gespanntem Bogen,
Und die aufgelegten Pfeile sind, (bekehret man sich nicht,)
Aus gerechtestem Gerichte, zum Verderben zugericht't.
Ach! schon längstens warnte Gott, und ließ uns von ferne hören,
Er sey aufgebracht genug zum Verderben und Zerstören:
Er erregt verborgne Tiefen: Sturm und Wetter und Orcan,
Als ein Schnauben seiner Nase, zeigten seinen Eifer an:
Er zerbricht der Schiffe Mast, gleich als wärens dürre Stecken:
Heulen aus dem Abgrund füllt Luft und Meer und Land mit Schrecken:
Selbst der Erde Pfosten beben, und erzittern vor der Macht,
Die die Last des grossen Rundes aus dem Gleichgewicht gebracht:
Dampf und Brausen eines Schlunds der bereits gespaltnen Erde,
Den kein menschlich Auge je in der That zu sehn begehrte,

Macht betäubten Menschen bange, und, indem sie wankend stehn,
Fliehen sie von Haus und Gütern, um dem Tode zu entgehn.
Doch, wo ist die Sicherheit und ein vester Stand zu finden,
Wenn der Zorn des Höchsten tobt, u. mit Hagel, Sturm und Winden,
Zum Verderben sich gerüstet, u. den Elementen winkt?
Da zerbersten Berg und Felsen, und, was stehet, wankt und sinkt.
Lissabon, du Königsstadt! Inbegriff von Kostbarkeiten!
Sahe man nicht wider dich alle Elemente streiten,
Da der Tagus, deine Zierde, nicht mehr in den Ufern blieb,
Und der Sturm von allen Seiten banges Warten auf dich trieb?
Da ein Feur von unten her schon an deinen Vesten nagte,
Und der Erden Fläche dir Schutz und Aufenthalt versagte?
O! welch grausamvolles Rieseln warf so Thurm, als Mauern ein,
Da des Schicksals Stimm erschallte: Lissabon soll nicht mehr seyn.
Gott, indem er ferne scheint, eilt mit seinem Zorngerichte;
Er entdeckt ein sichres Volk, und sein ernstes Angesichte

Jun-

Funkelt von entbranntem Eifer über die, so Böses thun,
Denn die übermachten Sünden lassen ihn nicht länger ruhn.
Er erwacht: Sein Zorn gebeut: Es entstehen Landesplagen.
Raupen, Käfer und Geschmeis müssen Baum und Frucht benagen:
Miswachs, Hagel, Ungewitter geben ein bekümmert Jahr,
Und verderben Gottes Segen, deß ein Volk nicht würdig war.
Trockner Wind macht schmachtend Land, gleich den ausgezehrten Scherben,
Und man sieht die edle Frucht, mit der Nahrungshoffnung, sterben:
Auch das Vieh trifft Gottes Ruthe, und verkündigt neue Noth,
Weil ihr Sterben auch den Menschen Hunger und Verderben droht. u. s. w.

VIII.

Die schöne Kinderzucht, aus dem Französischen des Hrn. Bordelons übersetzet, und mit Anmerkungen begleitet, von M. Joh. Chr. Schuberten, nebst einem Empfehlungsschreiben an alle rechtschaffene Aeltern, von Joh. Fr. Mayen, der Mor. und Pol. öff. Lehrer u. s. w. Leipzig verl. Jakobi 1758. 8.

V.

Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen Asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebes-Geschicht bedeckten Wahrheit beruhende. ꝛc. Leipzig bey Thomas Fritschen. 1688.

EIn Roman ist zwar, in soferne er als ein Gedichte angesehen wird, mit unter die Gattungen der Poesie zu rechnen, er erlanget aber bey derselben nur eine von den untersten Stellen. Denn ob er gleich das Leben eines Helden erzehlet, seine wunderbare Zufälle beschreibet, und ihn durch vielfältige Abwechselungen endlich zu seinem Zwecke bringet: So ist er dennoch einem in Versen abgefaßten Helden-Gedichte weit nachzusetzen. Huetius in seinem Buche vom Ursprunge der Romanen hat diesen Unterschied merklichst angewiesen. Das Helden-Gedichte, saget er, besitzet ausser der gemessenen Abtheilung seiner Zeilen, vor den Romanen einen ausnehmenden Vorzug. Das Helden-Gedichte fasset lauter hohe, edle und unerwartete Begebenheiten in sich, da hingegen die Romanen sowohl ihrer Schreibart, als auch ihrer Abhandlung nach viel niedriger erscheinen. Jenes hat allezeit etwas bewundernswürdiges, welches gleichwohl niemals mit der Wahrscheinlichkeit streitet: Diese zeigen mehr wahrscheinliches, ob es gleich dann und wann mit dem hohen vermischet ist. Das Helden-

Ge-

Unſer berühmter Hr. Prof. Mäy, der uns bisher mit eigenen Schriften von der guten Kinderzucht beſchenket hat, fängt nun an, auch fremde Werke von einer ſo nützlichen Sache bekannt zu machen, und durch ſeine Anmerkungen zu empfehlen. Hr. Bordelon iſt eben keiner von den bekannteſten franzöſiſchen Weltweiſen, doch verdienet er, auch unter uns beliebt zu werden.

Der Hr. Profeſſor preiſet ſein Werkchen in der vorgeſetzten Empfehlungsſchrift, allen rechtſchaffenen Aeltern an. Sein Eifer für eine beſſere Auferziehung der künftigen Mitbürger des Staates führet ihm auch hier die Feder. Er zeiget es deutlich, daß die Verderbniß des menſchlichen Geſchlechtes, und das Elend, worein ſo viele gerathen, meiſtens aus der ſchlechten Kinderzucht herrühren: und er ſuchet recht patriotiſch, die Mittel dagegen zu vermehren. Er entdecket aber auch die Hinderniſſe derſelben ſehr gründlich, in der Trägheit, dem Vorurtheile und Eigenſinne ſo vieler Aeltern. Ihnen zum Beſten habe der Hr. Ueberſetzer das nützliche Buch des Hrn. Bordelons verdeutſchet; um ihre guten Geſinnungen durch ſeinen Beyſtand wirkſamer zu machen. Was von dem Verfaſſer zu halten ſey, hat er bereits in der Vorrede zum philoſophiſchen Schauplatze entdecket; davon wir eheſtens auch reden wollen.

Daß derſelbe dieß Werkchen die ſchöne Kinderzucht benennet hat, kömmt daher. Er will nicht bloß Kinder aus dem rohen Weſen, womit ſie zur

Welt

Welt kommen, herausreißen; sondern zeigen, wie das Gute sonderlich in vornehmer Leute Kinder gepflanzet werden könne. Er will ihren Verstand fein, ihr Herz edel, und ihre Thaten vortrefflich machen. Sie sollen nicht nur gute, sondern auch angenehme Bürger des Staates werden. Das ist die Schönheit, die er ihnen verschaffen will: und darum verdient seine Kinderzucht den Namen der schönen.

Seinen Vortrag, seine Erläuterungen, seine Unparteylichkeit und Schreibart, lobet der Hr. Vorredner billig. Er schreibt aber kurz und bündig: so daß der Hr. Uebersetzer Mühe gehabt, alles mit gleicher Kürze auszudrücken; und Vergebung verdienet, wenn er nicht alles mit völliger Schärfe ausgedrücket. Er beantwortet auch einen Einwurf, den man dem Hrn. Bordelon machen könnte: daß er nämlich solche Lebensregeln angebracht, die nur in gewissen Umständen, darinn Kinder noch nicht sind, beobachtet werden können. Er hat aber freylich bey der Erziehung nicht die Absicht gehabt, ihnen viele Sprachen beyzubringen, und vielerley ins Gedächtniß zu drücken, sie nur zu schönen Sitten zu gewöhnen, und Leibesübungen lernen zu lassen. Alles dieß ist zwar gut, aber das Hauptwerk der Erziehung nicht. Man soll ein Erkenntniß der Wahrheit in sie bringen, und das Herz mit edlen Gesinnungen erfüllen, dadurch sie ihrer und andrer Glückseligkeit befördern können. Man muß nicht denken, dieses würde sich schon aus dem Umgange

mit andern finden. Ein schädlicher Wahn! der sehr viele unglücklich machet. Es ist hernach zu spät einem Feinde zu widerstehen, der sich so zeitig eingeschlichen hat. Hiermit schließt der Hr. Prof. Mäy seine Empfehlung.

Bey der Vorrede des Hrn. Uebersetzers können wir uns nicht aufhalten: man wird aber wohl thun, wenn man sie liest. Der Verfasser selbst hat auch einen Vorbericht gemachet, der aber nur kurz ist. Er meldet nur die Haupteintheilung seines Werkes. Der erste Theil desselben gehöret für die Aeltern. Er will sie darinn aufmuntern, auf die Erziehung ihrer Kinder mehr Fleiß zu wenden. Er schrecket sie mit dem Beyspiele des Hohenpriesters Eli, und lobet ihnen die Königinn Blanca, Ludewigs des heiligen, Mutter, die ihren Prinzen auch selbst stillen wollen. Krates sagte beym Plutarch: Er habe gewünschet, auf den höchsten Ort der Stadt steigen zu können, um aus vollem Halse zu schreyen: O ihr Aeltern, wo denket ihr hin? Ihr, die ihr mit so unbeschreiblicher Sorgfalt, große Schätze zu samlen trachtet, ohne für eure Kinder zu sorgen, denen ihr sie hinterlassen müsset. Auch die Lacedämonier wollten die 50 jungen Leute, die Antipater von ihnen zu Geißeln foderte, nicht geben, und wollten ihm lieber noch einmal soviel alte geben: aus Besorgniß, dieselben möchten in der Fremde so übel erzogen werden, daß der ganze Staat davon leiden würde. So menget Hr. Bordelon immer eine artige Beleſenheit in seine Lehren.

Der

Der zweyte Theil hält eine Anweisung für die Hofmeister und Lehrer der Jugend in sich. Seine erste Regel ist, die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder wohl kennen zu lernen. Quintilian räth solches durchs Spiel zu bewerkstelligen. Lud. Vives meynt, ein Kind habe Verstand, wenn es leicht rechnen lernet. Man muß den Kindern die Freyheit erlauben, ihr Naturell sehen zu lassen. Der Hr. Prof. Mäy machet überall seine Anmerkungen dazu.

Der III. Theil hält einen Unterricht für die Kinder selbst in sich: und dieser ist der weitläuftigste. Er räth ihnen zuförderst zu trachten, daß sie gute Christen werden möchten: ja er meynt, man könne kein rechtschaffener Mann seyn, ohne vorher ein rechtschaffener Christ zu seyn. Auf die Eigenschaft eines ehrlichen Mannes aber, solle man alle seine Andacht und Frömmigkeit gründen. Man solle nicht abergläubisch seyn; den Kirchen und Geistlichen geben. u. s. w.

IX.

Samuel Gottlieb Hofmanns, Mathematici und Optici zu Leipzig, Anzeige von seiner Verbesserung des sogenannten lieberkühnischen Vergrößerungsglases.

Es sind vor einigen Jahren bey uns zwey Microscope, das eine für durchscheinende, das andere aber für dunkle Körper, bekannt geworden, welche man die

lieberkühnschen nannte, und die zu ihrem Erfinder den scharfsinnigen Lieberkühn sollten gehabt haben. Was dasjenige für dunkle Körper betrifft, so habe ich niemals gezweifelt, daß man nicht dessen Verbesserung, diesem großen Naturforscher zu danken habe: das erstere hingegen für durchscheinende Körper, und dessen Erfindung, kann man wohl keinesweges einem großen Künstler, der in die Theorie die tiefste Einsicht hat, zuschreiben; wenn man nur zwey Stücke, nämlich den flachen Spiegel und die Nadel in Betrachtung zieht.

Weil aber dieses Mikroscop für durchscheinende Körper sehr bequem ist, bey sich zu tragen, so habe ich solches dergestalt verbessert, daß man nicht nur alle durchscheinende, sondern auch dunkle Körper, auf das genaueste untersuchen kann. Daher schmäuchle ich mir um destomehr, daß es dem Publico nicht unangenehm seyn wird, wenn ich von dieser Verbesserung eine kurze Beschreibung liefere, und zugleich die Abweichung meines verbesserten, und des sogenannten lieberkühnschen Mikroscops anzeige.

Es besteht demnach mein verbessertes Mikroscop aus einem 6 Zoll langen, 4 Zoll breiten, und 3 Zoll hohen schwarzgebeizten saubern Kasten, mit einem Schubkästchen versehen, worein man das ganze Zubehör legen kann; die Säulchen und das obere Schieberstück, sind, wie bey dem lieberkühnschen, nur dauerhafter und bequemer. An diesem Schieberstücke habe ich zur Seite an meßingnen Gelenken,

lenken, ein Erleuchtungsglas angebracht, womit man dunkle Körper, bis unter die stärkste Vergrößerung, auf das klärste beleuchten, und folglich in größter Deutlichkeit betrachten kann. Bey dem lieberkühnschen Mikroscope für dunkle Körper, würde man bey einer sehr starken Vergrößerung den Rückstralungsspiegel so klein machen müssen, daß nur wenige Lichtstralen von ihm auf das Object könnten gebracht werden: und folglich würde das Object sehr dunkel erscheinen. Gesetzt aber, es ließen sich Körper auf der Nadel z. E. ein Kopf von der Fliege, oder dergleichen bequem betrachten: wie würde man aber alsdenn zurechte kommen, wenn man Staub von den Flügeln der Schmetterlinge, semen Lycopodii, und andere Sachen nach ihrer wahren Gestalt und Farbe betrachten wollte?

Den flachen Spiegel, welcher an dem lieberkühnschen Mikroscope zu Erleuchtung durchscheinender Körper dienet, und der von Natur ein schwaches Licht giebt; habe ich zu einem Hohlspiegel gemacht, und hierdurch den Vortheil erhalten, daß man fürs erste nach Belieben starkes und schwaches zusammengebrachtes Licht auf die Objecte werfen kann. Anderntheils, kommen die Lichtstralen nicht weiter als an das Glas, worauf die Objecte liegen, da sie von dem flachen Spiegel, durch die Vergrößerungslinse, bis in das Auge des Beobachters dringen, und die Sehnerven schwächen. Den Kopf der Fliege, oder ein Haar zu betrachten, sind eine Nadel und ein Zänglein dergestalt angebracht, daß

man

man sie nicht nur der Vergrößerungslinse nähern, sondern auch wenden kann, wie man nur verlanget. Bey dem lieberkühnschen fehlet das Zänglein gar, die Nadel aber, ist an dem Schieber so unbequem angebracht, daß man die Vergrößerungslinse nach dem Objecte schrauben muß: dadurch aber wird sie aus ihrer senkrechten Lage gebracht, und hindert das Deutlichsehen.

Lebendige Insecten zu betrachten, findet man bey meiner verbesserten Maschine verschiedene Hohlgläser, unter denen man sie genau beobachten kann, ohne das geringste an ihnen zu verletzen. Diese fehlen bey dem lieberkühnschen auch. Den Umlauf des Blutes in dem Schwanze eines Fisches, oder in dem Mesenterio des Frosches, zu betrachten, sind an meiner Maschine für ersteres, ein verbessertes Behältniß angebracht; daß der Fisch nicht nur länger leben; sondern auch mit dem Schwanze nicht um sich schlagen, und die Vergrößerungslinse nicht besudeln kann: zu dem Frosche ist die Maschine auch auf die bequemste Art eingerichtet. Diese beyden Stücke sind bey dem lieberkühnschen auch vergessen.

Was endlich die Vergrößerungslinsen betrifft, so sind die stärksten Vergrößerungen in dem lieberkühnschen bey mir Mittelvergrößerungen. Man halte nunmehr alle bisher übliche Arten von Mikroscopen gegen dieses, so wird sich der Vorzug von selbst zeigen. Ein dergleichen verbessertes Mikroscop, die meisten Stücke von saubergeschliffenem Messing, und die Gläser nach der besten Art ausgearbei-

gearbeitet, kann ein Liebhaber der Naturlehre bey mir vor 24 bis 30 Thaler gut und zuverläßig haben.

Als eine Probe von der Güte dieses verbesserten Mikroscops, kann der einzige Versuch in Betrachtung gezogen werden, da man mit diesem Mikroscope die Saamenthierchen in eben der Größe und Gestalt, wie sie Hr. Ledermüller in seiner Abhandlung abzeichnen lassen, sieht. Ja sie zeigen sich schon in meinem Mikroscope mit Nummer 3: so daß es in Ansehung dessen, auch dem englischen von dem berühmten Cuff, vorzuziehen ist.

X.

M. Johann August Köselitzens dritte Sammlung auserlesener Kanzelreden. Wittenberg und Zerbst, bey Sam. Gottfr. Zimmermannen 1758. 8. 143 S.

Die beyden kleinen Sammlungen geistlicher Reden, die der wohlehrwürdige Hr. Verfasser bereits vor etlichen Jahren im Drucke geliefert hat, sind so beliebt geworden, daß der Hr. Verleger sich noch eine neue Fortsetzung solcher Arbeiten von ihm ausgebethen. Er liefert also dieselben, wiewohl wegen verschiedener Hindernisse, etwas später, als es ihm lieb ist; verspricht auch noch ferner, wenigstens noch drey kleine Sammlungen von heil. Reden; sodann auch seine übrigen kleinen lateinischen und deutschen Schriften zusammengedruckt zu liefern.

fern. Der Hr. Verfasser steht itzo zu Köselitz, unweit Koßwig, im Anhaltzerbstischen, im Amte.

Die ganze Sammlung hält 9 kurze Predigten in sich; die weder verlängert noch weiter ausgeführet sind, als sie gehalten werden können. Wir dürfen bey der uns nöthigen Kürze hier weiter nichts als die Hauptwahrheiten anzeigen, davon selbige handeln. Es sind folgende: 1) Wie können sterbliche Menschen überhaupt die Ehre des unsterblichen Gottes befördern? Und wie muß die Ausbreitung derselben besonders von denen bewirket werden, die in öffentlichen Aemtern stehen? 2) Daß das vorzügliche Seltene bey dem Erblassen Jesu, ein sicherer Beweis seiner ewigen Kraft und Gottheit sey. 3) Daß Jesus ein Heiland der Heyden sey. 4) Daß Jesu Erlösungswerk ein vollgültiges und bereits wahrhaftig vollführtes Werk sey. 5) Jesus in seinem Blute. 6) Ist wirklich ein Christus? d. i. Ist er wahrhaftig ein Erlöser des gefallenen menschlichen Geschlechts? 7) Das Vertrauen auf Gott. 8) Von Ausübung ächter Barmherzigkeit gegen die Brüder. 9) Ist es wohl nöthig, Gott um seine Gnadengaben anzuflehen, und ihm dafür zu danken?

Alle diese nicht gemeine Sätze, sind in einer beredten und schönen Schreibart abgefasset. Sie sind theils bey Hofe, theils am Charfreytage, theils an einem großen Bußtage, theils am Neuenjahrstage,

tage, theils zu andern merkwürdigen Zeiten gehalten, wo Fleiß und Eifer ſich zu ermuntern pflegen. Und was läßt dieſes nicht von einem guten Redner hoffen?

XI.

Symbolum Euchariſticum Jacobæum, ex variis, quibus inſervit uſibus ſpectatum, Viro clariſſimo atque experientiſſimo, Joanni Jacobo Reiskio, Artis Medicæ Doctori et Arabicæ Linguæ in Academia Lipſienſi Profeſſori, nunc a Magnifico Urbis Senatu ad regundam Scholam Nicolaitanam Evocato, ſub Aenigmate, Ingenii Cauſa, quod Ipſi ex indole arabicae linguæ peracre eſt, offert, et diei Jacobi, nomine in faſtis ſignato ſacrum eſſe cupit. Mens Amica Gnavis. Dresdæ; typis Joannis Guillielmi Harpeteri, 1758.

Filius ex viridi prognatus ſtirpe, reſectus
Eſt agilis, vivo vividiorque patre.
Imperat, atque auro veſtitus lumina terret;
Regem demiſſus propitiumque probat.
Illius ad nutum vir, ſigna et caſtra moventur;
Inque via fidus percupit eſſe comes.
Naturam abjectus mutat, prenſusque reſumit;
Mirus, ut affligat, perficiatque fidem.

Ille

Gedichte iſt mehr in Regeln und Geſetze eingeſchränkt, und kan ſich daher nicht über dieſelben ausbreiten, noch nach Gefallen Umſchweife erwählen: Die Romanen hingegen nehmen bey ihrer Niedrigkeit dieſes alles an, und weil ſie nicht ſo ſehr in den Verſtand dringen, machen ſie denſelben geſchickt, ſich mit vielen wieder einander laufenden Vorſtellungen anzufüllen. Endlich hat auch ein Helden-Gedichte eine kriegeriſche oder Staats-Handlung zum beſtändigen Endzwecke, und erwehnet der Liebe nur im vorüber gehen: Die Romanen aber nehmen die Liebe zu ihrer Vorſchrift, und kommen alsdann nur an die Hauptſache des Helden-Gedichtes, wann ſolche mit der Liebe einige Verwandſchaft hat. Dieſes wäre die merkliche Abweichung der wirklichen Helden-Gedichte von den Romanen. So unterſchieden nun in den angezogenen Stücken beyder Umſtände anzumerken ſind, ſo genau treffen ſie darinn überein, daß man von beyden wenige Meiſterſtücke aufzuweiſen hat. Mit dem vollkommenen Heldengedichte haben wir dießmal nichts zu thun: Der Roman iſt es allein, welchen wir zu unſerm Vorhaben erwählt, und deſſen eigene Regeln und die dawieder laufenden Fehler wir in Betrachtung ziehen wollen.

Des Herrn von Zieglers Aſiatiſche Baniſe, der es hier hauptſächlich gilt, behauptet unter den deutſchen Liebesgeſchichten einen merkwürdigen Rang. Die fürchterliche Anzahl läppiſcher Romanen, wovon alle Buchladen voll ſind, hatte billig den Ekel der vernünftigen auf ſich gezogen, als ſich der Herr von Ziegler zu Verfertigung des ſeinen entſchloß. Sein ſchon um ein vieles gereinigter Geſchmack, ſei-

Ille ſibi ſimiles inter præſtans duodenos,
Sedat inaudita murmura ſorte, virens.
Officii eſt gemini, vatique binominis inde:
Namque malis gravis hic; mitis at ille bonis.
Paſtor oves ducens eius moderamine munus
Explet, et errantem cogit agitque gregem.
Si petit ille feros, ſentiscunt membra dolorem;
Cauſa probis ſed ab hoc nulla timoris erit.
Debilis eſt ſenii magnum ſolamen, et ægros,
Ne greſſu titubent, ſuſtinet ille pedes.
Immortale ex hoc Romanus nomen adeptus
Edocuit juvenes, quod pietatis erat.
Rebus adeſt æquis, fraudes eludit iniquas,
Mercedem meritam diſcolor, arte parat.
Pauperis eſt ſignum; ſed grati gloria ditis,
Quo prenſo largas prædicat exſul opes.
Tantus ei eſt honor, ut celſis ſplendeſcat in aſtris:
Hinc ſcito, hic gratis mentibus eſſe locum.
TVque memor duræ ſortis, nunc vota rependens,
Quem pinxi, B - - - prende, JACOBE, manu.

HORATIVS Serm. L. I. Sat. V.

Carpentes iter, et factum corruptius imbri. -
Poſtera tempeſtas melior.

Ende des Aerntemonds 1758.

Venatio II IX

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Herbſtmond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1758.

Inhalt.

I. Paulli M. Paciaudii de Athletarum Κυβιστησις in Paleſtra Græcorum, Commentariolum.

II. Iphigenie en Tauride, Tragedie.

III. Thucydidis Orationes, cum Animadverſionibus &c. Baueri.

IV. Dictionnaire Iconologique. Par M. D. P.

V. Hrn. Rath Franzens Abriß eines Reichsatlas.

VI. Des Hrn. Bordelons philoſophiſcher Schauplatz.

VII. Gerardi Joſephi Berne, Carmina.

VIII. Hrn. Prof. Gottſcheds Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutſcher Wörter und Redensarten.

IX. Sammlung einiger arabiſcher Sprüchwörter.

X. P. Ovidii Naſonis Opera omnia, curante Jo. Petro Millero.

I.

Paulli M. Paciaudii Cl. Reg. Presbyteri, Hiſtorici Ordinis Hierololymitani de Athletarum Κυβιστησεις, in Palæſtra Græcorum, Commentariolum. Romæ 1756. Excudebant Fratres Palearini. publ. auct. in 4.

Dieß gelehrte antiquariſche Werkchen iſt dem Hrn. Grafen Caylus, der königl. pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſ. Mitgl. gewidmet. Als nämlich der Hr. Verfaſſer ſich auf ſeinem Landgute mit des Hrn. Grafen Werke von den Alterthümern, (das unſre Leſer aus unſern Auszügen kennen müſſen) beſchäfftigte, machte der königl. franzöſiſche Antiquar, Hr. Abt Barthelemy, der ſich bey dem Geſandten ſeines Hofes, dem Marquis von Stainville, auf dem Lande aufhielt, durch Briefwechſel eine Freundſchaft zwiſchen beyden. Hr. Paciaudi ſuchte darauf allerley Alterthümer aufzutreiben und einzukaufen, die er dem

Hrn. Grafen durch den Abt Barthelemy schicken könnte.

Unter diesen nun hat den Hrn. Grafen nichts mehr vergnüget, als das eherne Siegel des Musei Contucciani, welches die Abbildung eines griechischen Lustspringers zu zeigen scheint, den er Petaurillam, oder Athletam Κυβιστηρον nennet; und wie ihn das Kupfer dieses Monaths dargestellet. Denn er ersuchte ihn sogleich bey Uebersendung eines Abdruckes von seinem Edelgesteine, daß er es mit dem ehernen Bilde genauer vergleichen, und ihm seine Gedanken davon entdecken möchte.

So schwer es nun ist, einen genauen Abriß davon mit Worten zu geben, so will er sich doch, nach seiner Liebe zum Alterthume, die Mühe nehmen, dasjenige, was von den griechischen Fecht- und Tanzböden unvollständig beschrieben worden, etwas deutlicher nachzuholen. Denn auch die von dem griechischen Orchester geschrieben, haben von diesen Lustspringertänzen sehr obenhin gehandelt. Selbst Merculialis, der alle Leibesübungen, d. i. die ganze Gymnastik erschöpfen wollen, ist sie mit Stillschweigen vorbeygegangen, weil man so wenig bey den Alten davon fände. Er will aber hiebey das Griechische vom Römischen, das Aelteste vom Neuern fleißig absondern; damit eine ordentliche Historie daraus werde.

Das Tanzen ist bereits seit den alten Heldenzeiten so sehr im Schwange gegangen, daß es auch von den Weisen gelobet worden. Gesittete und barbarische

barische Völker haben es geliebet, und der edelsten Jugend zur Nacheiferung dargestellet: so gar, daß Rhea es, an Jupiters Geburtstage, die Korybanten und Kureten gelehret. Plutarch berichtet, daß Theseus, als er die zerstreueten Attiker nach Athen zusammen gelocket, gewisse Tänze gelehret, um die verwirrten Gänge des kretischen Labyrinths nachzuahmen: daher das Tanzen eine rühmliche und weise Uebung genennet worden, wie Athenäus erwähnet. Ja Helden und Weise haben sich nicht geschämet solche Uebung zu lernen.

Daß es auch bey den Römern so gewesen, ist außer Zweifel: ob gleich Cicero gesaget: Nemo saltat sobrius, nisi forte insanit. Er hat dieß vermuthlich von üppigen und wollüstigen Tänzen verstanden. Makrobius nämlich meldet mit Ruhme, daß Appius Claudius, Gabinius, M. Cäcilius, und Licinius Crassus ordentlich und wohl getanzet. Es hatten auch die Griechen sehr viele Arten der Tänze erfunden, deren Lucian, Athenäus, Pollux, Xenophon, Meursius, Faber, Bulenger und Burette, (in den Schriften der kön. Akad. der schönen Wissenschaften) gedenken. Plato aber hat sie in zwo Classen, ορχεστικην und παλαιστρικην abgetheilet. Jene Art war gelassen, sanft und voll musikalischer Uebereinstimmung, und ward bey hochzeiten, Gastmahlen und im Gottesdienste gebrauchet: diese hergegen heftig, gewaltsam und mühsam; daher sie auf Schaubühnen und in der Rennbahne gebrauchet ward. Jene bestund nur in Bewegung

der Füße und Hände; diese aber auch aus heftigen Wendungen, Schleuderungen und Verdrehungen des ganzen Leibes, und waren als Vorübungen der Kriegskunst anzusehen: wie Sokrates und Vegetius behaupten. Lykophron hat daher in seiner Cassandra den Mars einen Tänzer genennet.

Beym Homer findet man von dieser letzten Art den kybistischen Tanz, als den ältesten. Als Telemach zum Nestor nach Sparta kam, sah er die Spiele des Volkes an, die sich tanzend über die Köpfe warfen, oder rund zusammen bogen, und die Füße aus einander schleuderten. Die Prinzessinn Nausikaa, lehrte die phäacischen Mädchen einen Tanz, darinnen sie sich den Ball wechselsweise zuwarfen. Zu Athen tanzten die vornehmsten Jünglinge. Als Klisthenes, Fürst zu Sycion, seine Tochter Agarista, dem vortrefflichsten Griechen bestimmete, kamen die edelsten Jünglinge dahin. Und als der bestimmte Hochzeittag erschienen war, kam es nach dem Opfer zu den Leibesübungen. Denn wer darinn am vortrefflichsten seyn würde, sollte die schönste Prinzessinn haben. Als nun Hippoklides, Tisanders, eines Athenienfers Sohn, einen sanften Tanz (εμμελιαν) getanzet hatte, ruhete er erst ein wenig; ließ hernach einen Tisch bringen, tanzete auf demselben erst lakonisch, hernach attisch; drittens setzte er den Kopf auf den Tisch, und schlug mit den Füßen in der Luft, wie mit den Händen den Takt. Ob er nun gleich, wegen der Leichtsinnigkeit dieses Tanzes, die Prinzessinn

nicht

nicht bekam: ſo ſieht man doch, was man in Athen für Tänze getrieben. u. ſ. w.

Wir übergehen ein vieles, was zur fernern Erläuterung dieſer Tänze beygebracht worden. Tänze mit Körben, mit bloßen Degen, das Radſchlagen, u. d. gl. alles iſt hier berühret. Was das Gehen auf Händen betrifft, davon unſer Titelkupfer die eherne Figur zeiget, ſo muthmaßet der Herr Verfaſſer, weil das Fußgeſtell rund iſt: ſo habe der Tänzer, den unter ihm liegenden Teller in die Runde zu drehen vermocht. Wäre das möglich: ſo würde ſolches deſto wunderbarer ausgeſehen haben. Allein uns bedünket dieß nur das Fußgeſtell der kleinen Bildſäule abzugeben; da der Tänzer nur auf dem ebenen Boden einhergegangen. Er will eine Stelle aus dem Ariſtophanes darauf ziehen; die er noch dazu auszubeſſern ſuchet. Denn anſtatt, daß man bisher geleſen:

Ὁ μηχανοποιὸς, ὁποτε βυλει τον Τροχὸν
Ἐαν ἀνήκας, λεγε, χαιρε Φεγγος ἡλίυ.

So will er für ὁ μηχανοποιὸς, ὦ μεχανοποιε, für ὁποτε, ὅπυἄν, und für ἀνήκας, ἀνῆκης leſen; und alsdann die Verſe ſo überſetzen:

O Petauriſta, quocunque volueris, rotam,
Si urgeas, dic, vale, lumen ſolis.

Uns dünken ſo viele Aenderungen zu freech zu ſeyn, zumal das Sylbenmaaß des Verſes dabey ganz verlohren geht. Scaliger, Grotius und Kü-

ne erlangte Fertigkeit in unſerer Mutterſprache, und ſein aufgeweckter Geiſt führten ihn alſo auf diejenige Spur, von welcher die übrigen, theils aus Mangel des Verſtandes, theils aber auch vorſetzlich abgewichen waren. Ich will mich hier nicht in die Unterſuchung einlaſſen, in wie ferne es erlaubet ſey, Romanen zu verfertigen: Ich muß mich aber doch ſo weit erklären, daß die allerwenigſten, ich will nicht ſagen Nutzen bringen, ſondern nur etwas vernünftiges enthalten. Ein Roman muß ſowohl als alle andere Schriften nach gewiſſen Regeln abgemeſſen und eingerichtet werden. Sein erſter Hauptzweck ſoll dieſer ſeyn, daß er dem Leſer allezeit die Tugend belohnt und die Laſter beſtraft vorſtelle. Alle diejenigen, welche hierwieder anſtoſſen, entfernen ſich von einem Ziele, welches dergleichen Schriften allein leidlich macht. Dieſe Hauptregel hat der Herr von Ziegler in der endlichen Erhebung ſeines Prinzen und der Baniſe, ſo wie in der Vertilgung des Chaumigrems beobachtet. Wie er aber in andern Stücken gefehlet, ſoll uns nachſtehende Unterſuchung anweiſen.

Denenjenigen unſerer Leſer, welchen die Geſchichte der Baniſe entfallen ſeyn möchten, wollen wir in wenig Worten dieſelben wieder erinnerlich machen, um dadurch die übrigen Beurtheilungen deſto deutlicher einzuſehen.

Baiacin, ein Prinz von Ava, muß ſich aus ſeinem Vaterlande weg begeben, welches ihm ſein Vater, aus Liebe zu einem fremden Grafen, der Chaumigrem heiſſet, und der als die gröſte Misgeburt vorgeſtellet wird, anbefiehlt. Er gehet nach Pandior, ſeinen vorzunehmenden Weg von der dortigen Gottheit zu

ſter haben den Mechanopœon, weit beſſer durch Machinarium gegeben. Sonſt glaubet er, die Griechen, und zwar ſchon Aeſchylus, hätten auch bey ſeinen Trauerſpielen viel wunderbare Tänze dargeſtellet, um das Volk zu beluſtigen.

Nun wird der Edelgeſtein aus des Hrn. Grafen Caylus Cabinette beſchrieben, der das Bild eines ſolchen künſtlichen Tänzers, oder eines Luftſpringers darſtellet. Wir haben ihn auf unſer Kupfer dieſes Monaths nicht bringen können. Er ſtellet ſich in demſelben die Geſtalt eines ſtarken Springers vor, der von der Erde kühn aufgeſprungen, und mit einem Zulaufe ſich in die Luft wirft, den Rücken biegt, und ſich mit ausgeſtreckten Händen über den Kopf hinwerfen will. Ob ſeine Leſer das alles auch ſehen werden, müſſen wir ſehr zweifeln; zumal, da ſeine Worte im Lateine noch nachdrücklicher klingen.

Was aber die drey aufgereckten Spitzen vorſtellen ſollen, Will er auch errathen. Er meynet er habe ſie im Tanze entweder in die Erde geſtecket, oder nach dem Ziele werfen wollen, oder durch künſtliche Bewegungen derſelben, den Zuſchauern deſtomehr Verwunderung zu erwecken geſuchet. Es kann ſeyn, es kann auch nicht ſeyn: Denn die Herrn Antiquarier ſind ſo ſinnreich, daß ſie immer mehr ſehen und vermuthen, als da ſteht. Und da meynet der Hr. Graf Caylus, dieſen Edelſtein habe ein hetruriſcher Künſtler geſchnitten. Der Hr. Verf. ſieht zwar keinen Beweis davon auf dem

Stei-

Steine; doch will ers, dem Hrn. Grafen zu gefallen, auch glauben. Und bey der Gelegenheit forſchet er nach, ob die Hetrurier auch ſolche Tänze gehabt? Dieſes läugnet er nun, theils weil die ſämmtlichen etruſciſchen Figuren, die man hat, nichts von der Art zeigen; theils weil die Römer, die doch von den Hetruriern faſt alles gelernet, nichts dergleichen gehabt.

Im folgenden zeiget er, daß die Griechen allein die Tänze gehabt, und den Römern mitgetheilet: wo ſie aber in Verachtung gerathen. Hier wird unterſuchet, was Petauriſtæ geweſen? Entweder ſind es Seiltänzer, oder Schaukler geweſen; oder wie der Hr. Verf. meynet, noch was anders; welches vermuthlich unſern Leſern gleichviel gelten wird. Genug, die Römer haben ſich aus ſolchen künſtlichen Tänzen nicht viel gemachet: die Griechen aber ſind, als ein leichtſinniges Volk, ſo darauf erpicht geweſen, daß ſie auch ſolchen Gauklern Ehrenſäulen geſetzet: wie Plinius und Libanius bezeugen.

Nun machet ſich der Hr. Verf. den Einwurf: er habe dieſes Schnitzbild unrecht den Griechen beygeleget, da es doch den Römern zugehöret, als welche die Schamtheile mit Binden und Schürzen verdecket; dahingegen die Griechen über alle Scham weg geweſen, und ſich ganz nackend gewieſen. Thucydides rücket es den Lacedämoniern vor, daß ſie bey ihren Spielen zuerſt die Schürzen abgeleget. Von ihnen haben es die andern Griechen auch an-

genommen; wie Dionysius von Halikarnaß bezeuget. Allein darauf erwiedert der Hr. Verfaſſer, warum denn ſein ehernes Bildſäulchen nicht älter, als Thucidides und Dionyſius ſeyn könnte? Hernach meynet er: was ein Läufer in der Rennbahn abgeworfen, weil es ihm etwa im Wege geweſen, ſey darum nicht von allen geſchehen. Zudem ſchiene dieſe Art von Umgürtung nicht ſo enge anzuſchließen, daß dadurch die Bewegung der Beine hätte gehindert werden können. u. ſ. w. Im Homer umgürtet ſich Ulyſſes beym Kampfe mit dem Irus. Es bleibt alſo dabey, daß auch die griechiſchen Pankratiaſten zuweilen ſchamhaft geblieben, und ſich mit breiten Schürzen umgürtet haben.

Und hiermit ſchließt Hr. Paciaudi ſeine Abhandlung; die allerdings viele Kenntniß des Alterthums zeiget, und ſehr wohl geſchrieben iſt.

II.

Iphigenie en Tauridé, Tragedie.

A Paris. 1758. in 12.

Wir haben unſern Leſern lange keinen Auszug aus einem dramatiſchen Gedichte gegeben. Nicht alles, was in dieſer Art ans Licht tritt, iſt ſo merkwürdig, daß es außer Frankreich bekannt wird. Aber dieſes Trauerſpiel, Iphigenia in Tauris, hat ſo viel Beyfall zu Paris gefunden, daß es wohl werth iſt, auch unſern Leſern bekannt zu werden. Man

hat

hat ſchon von eben der Geſchichte ein franzöſiſches Stück vom de la Grange, einem ſtarken franzöſiſchen Dichter; und ein Deutſches, unter dem Titel Denkmal der Freundſchaft, oder Oreſtes und Pylades, vom Hrn. Präſidenten von Derſchau, in Oſtfrießland. Aber dieſer Poet hat eben dieſelbe Geſchichte oder Fabel noch auf eine andere Art eingerichtet, und nicht weniger Lob, als ſeine Vorgänger verdienet.

Die Bühne ſtellet den Tempel der Diana zu Tauris vor. Iphigenia tritt zuerſt ganz allein auf, und liegt vor dem Altare der Göttinn, mit der Bitte ihr einen Traum aufzuklären, von dem ſie erſchreket worden. Ismene, eine Prieſterinn eben des Tempels kömmt, und fraget nach der Urſache, warum ſie in dem Grauſen der Nacht vor dieſen dem Tode gewidmeten Altären läge? da ſie ſich doch bey Tage davor ſcheuete? Iphigenia erwiedert, daß ein ſchrecklicher Traum ihr ihren Bruder als todt vorgeſtellet habe. Ach! verſetzet Ismene.

Pour quoi vous allarmer ſur la foi d'un Menſonge?
Fille du Roi des Rois, devez vous craindre un ſonge?

Ob dieß richtig gedacht ſey, ſtellen wir dahin. Auch Königskinder ſind dem Aberglauben oft unterworfen, nachdem ſie erzogen ſind. Iphigenia ſchildert hier ihren Traum ab: Wir wollen nur etwas davon deutſch geben.

„Ich ſah mein Vaterland, den Sitz der Freyheit wieder.
„Und ſuchte im Pallaſt die Stifter meines Lebens.

Als ein schreckliches Geräusch, sich aus den Schlünden des Todes erhob, und den Marmor unter meinen Füßen erschütterte. Mit einem dicken Dampfe wird die Luft plötzlich erfüllet. Das Gewölbe des Pallasts öffnet sich; ich fliehe, und der blasse Glanz einer schwarzen Fackel, zeiget mir nichts, als ein fürchterliches Grab. Ein neues Getös entsteht den Augenblick, und unter diesen Bruchstücken hebt sich mit Mühe ein junger unbekannter Mensch hervor; blutig, blaß und ermordet. Er rufet mich durch ein klägliches Geschrey. Ich eile hinzu; und kraft des traurigen Amtes, dessen Joch ich wider Willen, als eine Sclavinn trage, ziere ich sein Haupt mit Kränzen, und schleppe ihn mit der tödtlichen Binde, weinend zum Altar. Dieser junge Unbekannte, ihr großen Götter! war mein Bruder. Mein vom Tode erwachter mörderischer Vater, schien noch aus Rachgier, wegen seines vergossenen Blutes, meine zitternde Hand zu nöthigen, ihm die Brust zu durchbohren ꝛc.

Jsmene glaubet auf keine Träume, und redet ihr männlich zu; sie solle keinem Traume glauben. Kein Orakel sey sicherer, als die Begebenheiten selbst. Eine andere Priesterinn Eumene, meldet des Königes Thoas Ankunft. Dieser kömmt voller Schrecken, und nöthiget die Jphigenia, einen Fremden zu opfern, der an den Küsten Schiffbruch gelitten. Ihr Götter! rufet Jphigenia.

Du ſang des malheureux, ſi ces autels baignés,
Sont un objet d'horreur à vos yeux indignés:
Daignez, alors, daignez deſcendre dans mon ame,
Et l'embraſer des traits d'une divine flamme;
A ma timide voix prêtez ces fiers accens
Qui ſubjugent l'eſprit & captivent les ſens;
Que je puiſſe dompter l'illuſion farouche
D'un Barbare, que tout effraye & rien ne touche;
Et qu'en vous honorant, mes pacifiques mains
Ne ſervent déſormais qu'au bonheur des humains.

Dieſe Verſe ſind mit großem Beyfalle aufgenommen worden. Thoas kömmt mit ſeinem Gefolge, um Iphigenien ſeines Schreckens wegen um Rath zu fragen. Er ſchildert ſelbigen Fremden entſetzlich ab; der gleichſam von den Furien verfolget würde. „Wie mag dieſer gottloſe Barbar heißen? fraget er. Was für ein ſchreckliches Laſter ſoll ſein wildes Herz büßen? Da er von den Göttern verdammet, und bereit iſt zu ſterben, woher kömmt denn das Schrecken, welches mich überfällt? Was kann ich antworten, verſetzet Iphigenia. Diana ſtößt mein Räuchwerk mit Abſcheu zurück, und der Altar flieht und öffnet ſich vor meinen bebenden Knieen. Als Thoas auf Antwort dringet, fährt ſie fort.

Enfin je ne ſçais trop, ſi c'eſt les offenſer:
Mais pour l'honneur des Dieux, je n'oſerois penſer,
Qu'au gré des noirs transports d'une bizarre haine,

Fai-

Faiſant de leurs autels une ſanglante arêne,
Ils ſe plaiſent, ſans honte, à voir le ſang humain
Couler à longs ruiſſeaux ſous ma tremblante main.
A ces farouches traits peut-on les reconnoitre?
Se pourroit-il, grands Dieux, qu'avilissant votre *être*,
Vous nous ordonaſſiez, capricieux Tyrans!
D'expier nos forfaits par des forfaits plus grands;
Et que nous n'euſſions droit à vos bienfaits auguſtes,
Qu'en oſant mériter vos vengeances plus juſtes!

Thoas antwortet ihr mit gleicher Stärke: „Wie? die mit Kriegsſchwertern gewaffneten Völker, können die Erde mit Strömen von Menſchenblut bedecken! Ihre ſtolzen Häupter können, aus Ehrſucht, in einer blinden Wuth alles aufopfern! Wir ſelbſt können in den Hölen unſerer wilden Klüfte vom Morde und Raube leben; unſre Feinde lebendig freſſen, und uns aus blutigen Hirnſchalen erquicken! Und die zornigen Götter, durch die wir bloß leben, werden kein Menſchenopfer fodern dürfen? Soll denn das Blut, das wir nach Belieben vergießen, nur einzig für Sie zu heilig ſeyn?„

Iphigenia verſpricht zu opfern: und Thoas ſaget im Weggehen: Stoß zu! es ſey wer es wolle. Sey unerbittlich! Der iſt laſterhaft, wer einmal elend iſt. Mit einem Worte, es iſt mein Geſetz und meine Religion: und deine einzige Pflicht iſt der Gehorſam! „Gleichwohl kann ſich Iphigenia nicht entſchließen, den Fremdling zu ermorden;

den; und ſchließt den erſten Aufzug mit folgenden ſchönen Verſen:

Eh! de quel vain effroi prétents-tu me frapper!
La nature me parle, & ne peut me tromper.
C'eſt la premiere loi . . . c'eſt la ſeule peut-être . . .
C'eſt la ſeule du moins, qui ſe faſſe connoître,
Qui ſoit de tous les temps, qui ſoit de tous les lieux,
Et qui regle à la fois les hommes & les Dieux.

Nun wiſſen wir den ganzen Inhalt des Stückes. **Oreſtes** ſelbſt öffnet den zweyten Aufzug. Die Wache läßt ihn allein; und er beſchweret ſich in einer einzelnen Rede über die Grauſamkeit der Götter, die ihn zum Verbrechen gezwungen, und ihn doch itzo darüber ſtrafen. Er beſchreibt ſeinen Schiffbruch, und ſaget, daß ſeine vorige Raſerey ihn wieder überfallen habe. Indem er den von Menſchenblute beſudelten Altar ſieht, denket er: ſein Freund Pylades ſey daſelbſt erwürget worden; und in dem Augenblicke erſcheint derſelbe gefeſſelt, umarmet den Oreſt, und ſaget:

Sieh hier, in deinem Arm, du Hälfte meines Weſens,
Sieh deinen Pylades! . . .

Oreſt erſtaunet, und Pylades erzählet, wie es ihm beym Schiffbruche gegangen, und wie er vom Volke vor den Thoas geſchleppet worden, der ihn hieher zum Tode geſchicket. Oreſt verfällt aus Betrübniß über das Unglück ſeines Freundes, deſſen

Urſache er war, in ſeine alte Raſerey. Pylades ermuntert ihn, und bringt ihn zur Vernunft, ermahnet ihn auch zu ſtandhafter Verſchweigung ſeines Namens.

Iphigenia erſcheint, von den Prieſterinnen begleitet. Sie redet den Oreſtes an, und fraget, ob nicht Griechenland', Argos oder Mycene ſein Vaterland ſey? Dieſer erwiedert: „o wollte der grauſame Himmel, daß eine Wüſteney mich gebohren, und mich wieder umgebracht hätte, ehe ich ſie gekannt.„ Sie fraget: wie es dem Agamemnon gienge? Er antwortet abgebrochen: eine mörderiſche Hand . . . Was für eine Hand? fährt ſie fort. Oreſt verſetzt mit Zwange: Clytemneſtrens ihre; und ihr Sohn habe ſeinen Vater gerächet.

Pylades erſchrickt und unterbricht ihn; mit Bitte: Iphigenia möchte ſie nur tödten. Sie fraget weiter: wo der Sohn hingekommen ſey? Er erwiedert: Als ein Scheuſal der Welt, und müde ſeinen tiefen Jammer länger zu ertragen, hat er den Tod geſuchet, und ihn endlich gefunden. „Weil Iphigenia hier glaubet, Oreſt ſey wirklich todt, läßt ſie die Opfer wegführen, und überläßt ſich ihrem ganzen Schmerze; und ſaget endlich: ehe ſie mehr Blut vergießen wolle, ſolle das Opfermeſſer ihr eigen Herz durchbohren. Ismenia ſtellet ihr vor, ſie ſolle lieber ihrer Schweſter Elektra, durch einen dieſer Fremdlinge, von ihrem eigenen Schickſale Nachricht geben; wozu ſie derſelben den Beyſtand ihres Vaters und Geſchlechtes anbiethet.

Iphi-

Iphigenia will ihr folgen; und will sogar beyde Fremdlinge schonen. Der eine zwar rühre sie mehr! allein der andre sey gleichfalls ein Mensch, und unglücklich. „ Sie läßt dem Thoas sagen: Diana wolle, man müsse die Opfer erst reinigen, ehe man sie opfern könne; und rechtfertiget sich wegen dieser Unwahrheit.

Qui sert les malheureux, sert la divinité.

Wer dem Elenden dient, der dient der Gottheit selbst.

Den III. Aufzug öffnet Orest mit dem Pylades, und entdecket ihm die heimliche Rührung gegen die Priesterinn, die ihn angeredet. Pylades räth ihm, an nichts anders zu denken, als standhaft zu sterben, und seinen Stand und Namen zu verbergen. Hier kömmt Iphigenia, und kündiget ihnen ihre Freyheit an. „Ich wage es, saget sie, euch zu gesteh„hen, daß ein dringender Trieb sich mit dem Mit„leiden gegen euch verbindet. Dieser Himmel ist „mir fremd, Griechenland ist mein Vaterland. Ich „will an die Meinigen daselbst schreiben; sie durch „eure Vermittelung aus ihrer Ungewißheit reißen, „und ihnen meine erstaunenden Schicksale eröffnen.„

Jemenie kömmt, mit Iphigenien heimlich zu sprechen: und die Fremdlinge entfernen sich. Sie meldet ihr, alle Freunde des Königes wollten nur ein Opfer schonen: und um den Tyrannen zu betrügen, müsse man ihm wenigstens ein Opfer zeigen. Iphigenia saget seufzend: sie weiche der Nothwendigkeit, und ihrem Elende. Jene tritt

erfahren, und ſiehet daſelbſt im Traume eine Schönheit, welche ihn ganz entzückt. Weil ihn nun ein empfangener Zettel nach Pegu weiſet, eilet er ſofort mit ſeinem Scandor dahin. In einem Walde ohnfern dieſer Stadt, erhält er dem Kayſer Xemindo, doch unbekannt, das Leben, er wird hierauf nach Hofe gezogen, und weil ſein Vater mit dem Kayſer in Feindſchaft ſtehet, erkläret er ſich für einen Prinzen aus der Tanaſſerey. Der Kayſer übergiebet ihm mit der Prinzeßin von Saavady das Königreich Cambaja zur Vergeltung ſeiner Tapferkeit. Balacin aber, welcher die Schöne, ſo ihm der Traum zu Pandior gewieſen, nur noch allzuſehr im Gedächtniß hatte, bezeiget ſich bey dieſer Erlangung ganz unruhig. Er hält die Prinzeßin von Saavady für des Kayſers Tochter, er wundert ſich, wie man von ihrer Schönheit einen ſo falſchen Ruff gemacht, und will Pegu bereits wieder verlaſſen. Talemon aber, der Reichs-Schatz-Meiſter, errichtet mit ihm eine vertrauliche Freundſchaft, und meldet ihm, daß dieſe Prinzeßin nicht die Baniſe ſey. Balacin wird durch dieſe Nachricht wiederum erweckt, und errettet kurz darauf der Baniſe das Leben. Der Cron-Prinz Xemin, welcher die Prinzeßin von Saavady liebet, feindet den Balacin an, und geräth in dem königlichen Garten über das Bildniß der Saavaderin in einen Kampf; welcher ſich aber, nachdem die Prinzeßin die Urſache des Streites ſelbſt plötzlich wegnimmt, in eine Freundſchaft verwandelt. Zarang ein Prinz von Tangu liebet zwar auch die Baniſe, wird aber von derſelben wegen ſeiner Laſter gehaßt, und deſto ſtärker von der Saavaderin, wiewol unglücklich, geliebet. Hierauf

ab, und Iphigenia kündiget den beyden Fremden ihr Schicksal an: daß nämlich nur einer von ihnen gerettet werden könne; und der andre müsse sterben, um denselben zu erhalten. „Ihr theilet mein Herz unter euch, doch weil ich wählen muß, (zum Orestes) so sollst du reisen! Mein Befehl ist gestellet, die Gefahr, und die Zeit ist dringend. Ich eile, um für euch und meine Zärtlichkeit zu sorgen, und komme wieder. Orestes rufet erstaunt: Wo bin ich? und ich lasse sie gehen? Und hier kömmt nun der schönste Auftritt des Stückes.

Es ist der rührendste Streit der Freundschaft, und ihr herrlichster Triumph. Pylades freuet sich über diese Wahl, und daß er der Welt ein Beyspiel des treuesten Freundes geben könne. Orest unterbricht ihn, und fraget mit einem verzweifelnden Tone: **Liebest du mich? rede!** Pylades erwiedert: Dein schreckliches Gesicht setzet mich in kalte Furcht. Sage, was willst du von mir? Du sollst an meine Stelle treten, versetzet Orest. Als dieser nicht will, fährt er fort:

Sage, wer von uns beyden sterben soll? Bist du ein Rächer des Mordes deines Vaters? träufelt dein Arm vom Blute der Mutter? Siehst du Blutströme und Gespenster in der Luft? wann Donner und Blitz den Tag um dich erhellen. . . . Du willst nur das Uebermaaß neuer Martern vergrößern, um dir einige leichtsinnige Thränen zu ersparen. Ich bin ja schon ein verfluchter Henkersknecht der Natur, und stoße den Dolch auch der

Freund-

Freundschaft in die Brust. Du Barbar! kannst du noch die Seele deines Freundes verkennen? und das Blut, so ihn gezeuget hat. Mit was für Farben malet mich dein Herz, und wenn ich gleich frevelhaft bin, glaubest du darum, daß ich ohne alle Tugend sey?

Pylades fällt ihm zu Fuße, und beschwöret ihn mit Thränen, im Namens Agamemnons und Griechenlandes, zu leben. Halt ein! rufet Orest, und sieh meinen erschröcklichen Zustand. . . . Sieh dein erschröckliches Werk. Ich kenne mich nicht mehr. Aber anstatt sich zu erweichen, verhärtet sich dein unbiegsames Herz. Wohlan! um der Priesterinn ein Verbrechen zu ersparen, will ich ihr das meinige entdecken, und meine Gräuel eröffnen; das wird sie nöthigen, ihre Wahl zu widerruffen. **Pylades**: O welch eine grausame Raserey! Welch eine feindselige Wuth! Erkaufet man den Tod durch Schandthaten. **Orest**. Du zwingest mich dazu. Deine blinde Ungerechtigkeit legt meiner Tugend dieß schimpfliche Opfer auf. **Pylades**. Ich? gerechter Himmel! Weg mit unnützem Geschwätze. Entweder schwöre mir, den Tod, den du wünschest, zu fliehen; oder ich erkaufe mir gedachtermaßen den verdienten Tod. Ich rufe die Götter zu Zeugen, die mein Anblick erzürnet. **Orestes**. Kannst du deine Schande beschwören? **Pylades**. Du selbst willst es ja haben. Ja! ich schwöre noch einmal; oder erfülle du meinen Wunsch. Ich erkläre mich für ein Ungeheuer, das vor dem

Tag Abscheu hat, und dem die ganze Natur ein Grab ist. Ich sage, wer mir das Leben gegeben, und wen ich ermordet habe. Und wenn ich auf dieß Bekenntniß noch nicht sterben soll; und wenn die Priesterinn noch für mich bestritten wird: so nehme ich ihre Wohlthat an. Ich opfere mich vor deinen Augen auf. Und wo diese Hand noch zweifelt: o Erde, so öffne du dich! Und du Himmel, der du mich höreſt, zerschmettre mich!

Die Priesterinn erscheint: und Pylades saget: Ich weiche deinem Rasen. Deine Ehre ist mir noch lieber, als dein Leben. Oreſtes dringet darauf, Iphigenia solle die Wahl ändern. Diese erstaunet, willigt ungern darein, und vertrauet dem Pylades einen Brief an Elektren: und als dieser sich aus Oreſtens Armen reißt, der von ihm Abschied nimmt, saget er heimlich:

Freund! geh! ich rette dich; wo nicht, so folg ich dir.

Und hier schließt der dritte Aufzug. Unser Artikel würde zu lang werden, wenn wir fortfahren wollten. Wir brechen also ab, um nächstens das übrige nachzuholen.

III.

Thucydidis Orationes, cum Animadverſionibus & Indice, Caroli Ludovici Baueri, Lipſ. A. M. Scholæ Lauban. Rectoris. Lipſiæ apud Breitkopfium 1759. 8. 16 Bogen.

Zu

Zu einem neuen Zeugniſſe, daß auch zu unſern Zeiten die gelehrten Sprachen fleißig getrieben werden, dienet auch dieſe Ausgabe der Reden des Thucydides. Der Hr. Rector M. Bauer, der ſich ſchon ſonſt um dieſen alten Geſchichtſchreiber, durch eine gelehrte akademiſche Abhandlung verdient gemachet, hat in ſeinem itzigen Schulamte die Reden deſſelben bey ſeinen Untergebenen brauchbar gefunden: obwohl ſonſt die Schreibart des Thucydides nicht eben in dem Rufe der Leichtigkeit ſteht. Andre Lehrer des Griechiſchen pflegen daher lieber etwas aus dem Xenophon, oder andern Schriftſtellern dieſer Zeit, eine Tafel des Cebes, den Theophraſt, oder den Redner Lykurgus, oder den Anakreon zu wählen.

Die Zueignungsſchrift iſt an den Hrn. Grafen von Solms, Rittern des weißen Adlerordens, und Amtshauptmann zu Schwarzenberg, Grünhayn und Zwickau gerichtet. In der Vorrede bemerket der Hr. Verfaſſer, daß insgemein ein Gelehrter ſich dieſen oder jenen alten Schriftſteller zu ſeinem Leibbuche zu erwählen pflegt, auf den er allen ſeinen Fleiß wendet, und zu deſſen Erläuterung er alle ſeine Gelehrſamkeit brauchet. So hatten ſich vormals Cicero den Xenophon, Lactantius den Cicero, Lipſius den Tacitus und Seneca, u. ſ. w. vor andern erwählet. Er findet hierinn eine Spur der göttlichen Vorſehung; die für einen jeden gleichſam ein eigenes Feld beſtimmet hat. Ja, wenn ſich auch verſchiedene über einen Schriftſteller machen:

so thun sie es in verschiedenen Absichten. Einer sieht nur auf die Schönheit der Schreibart, der andre auf die Alterthümer und Sachen; dieser auf die Lehr- und Sittensprüche; jener auf die Worte und Redensarten. Von sich selbst gesteht er eine vorzügliche Liebe zum Thucydides; darinn er ausser dem Hrn. Abresch in Holland, wenige Nacheifrer zu haben gesteht.

Daher kam seine Dissertation de Thucydidea interpretandi disciplina, die 1753 zu Leipzig vertheidiget worden: woraus man sehen wird, daß er nicht aus einem verkehrten Triebe auf diesen verworrenen und scheußlichen Schriftsteller gerathen. Selbst sein vormaliger Lehrer, Hr. D. Ernesti, der ihm die Jugendseuche, nur nach dunkeln und schwerem Zeuge zu streben, fleißig abgerethen, hat ihn doch von dem Thucydides eben nicht abgeschrecket; sondern vielmehr dazu gereizet, und sein Lob dabey versprochen. Da ihm nun dieser Mann die ganze gelehrte Welt war, dem er einzig zu gefallen wünschete: so hat er diese ihm, schon vor seiner Beförderung, versprochene Arbeit nicht schuldig bleiben; sondern diese der Jugend gewidmete Bemühung ans Licht stellen wollen. Er wird auch damit fortfahren, und noch künftig ein Lexicon Thucydideum, eine Philologiam Thucydideam, und Notationes figurarum Thucydidis liefern. Den Text hat der Hr. Herausgeber aus Duckers Ausgabe abdrucken lassen, doch bisweilen auch Camerars Lesearten vorgezogen, zu denen er sich vorhin schon gewöhnet hatte.

hatte. Die Unterſcheidungszeichen, die im Ducker ſchlecht, im Camerar aber abſcheulich waren, hat er ganz nach eigenem Gutachten eingerichtet: zumal da kein Schriftſteller ſie nöthiger hat, als eben dieſer. In dem beygefügten Regiſter, hat er ſich, bey dem Vorſatze ein ganzes Wörterbuch zu liefern, nur an das gehalten, was die Sätze des Thucydides ſo verwirrt machet. Er hat aber nur die Reden daraus erwählet, weil es ihm ſo gerathen worden. Eben dieſer Rathgeber hat ihn gehindert, den einzelnen Reden, Vorerinerungen, oder einen ausführlichen Inhalt vorzuſetzen; als welche ſchon anderwärts vorhanden wären. Es iſt nur die Frage, ob junge Leute dieſe andern Ausgaben gleich bey der Hand haben, oder ſolcher Hülfsmittel zum Verſtande der Reden ganz entbehren können? Wir können nicht läugnen, daß es ſehr nützlich ſeyn würde, da hier auch keine lateiniſche Ueberſetzung beygefüget worden, in einem beſondern Bändchen eine deutſche Dolmetſchung ans Licht zu ſtellen; wozu ein hieſiger gelehrter Mann und ſtarker Griech leicht die Hand biethen würde.

Mit dem Hrn. Abreſch hat ſich der Hr. Herausgeber viel zu ſchaffen gemachet; um ihm zu zeigen, daß auch ein Deutſcher den Holländern nacheifern könne. Doch hat er ſich dabey aller Beſcheidenheit bedienet; und anſtatt ſeiner künſtlichen Auslegungen, einfachere gewählet, die beſſer nach den Regeln der Vernunft- und Sprachlehre eingrichtet wären. Er hält nämlich dafür, daß es den Be-

wunderern der attiſchen Schreibart, eben ſo gehe, als den Liebhabern alter Münzen und Edelſteine; daß ſie nämlich vielmehr ſehen, als da ſteht: wovon er künftig noch mehr zu ſchreiben verſpricht.

Uebrigens melden wir nur noch, daß der Reden in allem vierzig ſind, die Thucidydes nach homeriſcher Art, lauter berühmten Männern, in den Mund geleget: ob ſie wohl ihren Vortrag niemals eben ſo eingerichtet gehabt. Es ſind alſo Erdichtungen, und nicht wahre Reden eines Alten: wie wir ſelbſt im Livius, Salluſtius und Curtius noch dergleichen Kunſtgriffe der Geſchichtſchreiber antreffen. Wir wünſchen indeſſen, daß dieß Werkchen nicht nur in Lauban, ſondern auch anderswo der ſtudierenden Jugend Nutzen bringen möge.

IV.

Dictionnaire Iconologique, ou Introduction à la Connoiſſance des Peintures, Sculptures, Medailles, Eſtampes &c. avec des Deſcriptions tirées des Poetes anciens & modernes. Par M. D. P. A Gotha, chez Jean Paul Mevius & Je. Chr. Dietrich. avec Privil. Sax. 1758. in 8.

Bey dem itzigen Flore der ſchönen Künſte, und der großen Liebhabereyen derſelben, die an Höfen ſonderlich, und in reichen Städten täglich gemeiner

ner wird, ist nichts nöthiger, als daß solche Liebhaber, auch Kenner der schönen Wissenschaften werden. Denn sonder diese kann man von jenen gar nicht einmal urtheilen; geschweige denn ihre wahren Schönheiten einsehen, und vom Stümperwesen unterscheiden. Die Künstler selbst werden niemals etwas taugliches leisten, wenn sie nur mit Pinseln und Grabsticheln, nicht aber zugleich mit dem Kopfe arbeiten. Eine Kenntniß der Mythologie, der Geschichte und Alterthümer, der Baukunst, der Zergliederkunst, und der Meßkunst, ist ihnen dabey unentbehrlich; wo sie nicht bloße Gesichtmaler und Kupferstecher werden wollen. Aber auch dabey pflegen sonderlich diese letztern, mit Beyfügung verschiedener Verzierungsfiguren oft solche Schnitzer zu begehen, die manchmal auch die Arbeiten der größten Künstler, in den Augen eines Kenners lächerlich machen.

Unter andern aber gehöret für Künstler und Liebhaber der Malerey- Bildschnitzer- und Kupferstecherkunst, auch die Bildungskunst, Iconologia, d. i. die Geschicklichkeit, alle mythologische und allegorische Figuren recht abzubilden, und durch gehörige Merkmaale kenntlich zu machen. Es sind zwar davon schon vormals in verschiedenen Sprächen allerley kleine und größere Werke geschrieben und gedrucket worden. Aber itzo arbeitet der berühmte russisch-kaiserliche Hofrath, Hr. von Stählin, zu Petersburg, an einem ausführlichen und vollständigen Werke davon, in deutscher Sprache.

Und

Und die Welt kann ſich von demſelben deſtomehr etwas vollkommnes verſprechen, da ſelbiger ſeit mehr als 20 Jahren, alle die zu Petersburg ſo prächtig aufgeführten Erleuchtungen, Ehrenpforten und andere öffentliche Verzierungen ſelbſt erfunden und angegeben hat.

Indeſſen aber, daß wir ein ſo wichtiges Werk erwarten, können wir gegenwärtiges kleine ikonologiſche Wörterbuch, mit allem Danke erkennen. Nichts wird für die Jugend, und andre Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, auch die Künſtler ſelbſt, nützlicher ſeyn, als in einem ſolchem Handbuche das vornehmſte beyſammen zu finden, was zu rechter Abbildung, theils der mythologiſchen Perſonen und Figuren, theils der vornehmſten allegoriſchen Vorſtellungen von Tugenden und Laſtern, Wiſſenſchaften, Künſten, und anderer unzähligen Dinge gehöret.

In der Einleitung erinnert der Hr. Verfaſſer, daß die Malerey ſowohl, als die Dichtkunſt, von Erdichtungen lebe: weswegen ſich die Maler nach dem Muſter der Poeten, die Tugenden, Laſter und Leidenſchaften abzubilden befliſſen hätten. Dieſe Kunſt haben ſie von den alten Münzen, den Schnitzbildern, und aus den griechiſchen und römiſchen Poeten gelernet. Daher haben ſie die Merkmaale jeder Gottheit, die Kennzeichen jedes allegoriſchen Weſens, abgeſehen. Sie ſtellen den Saturn wie einen Greis mit einer Sichel, den Jupiter mit einem Blitze in Händen, und einem Adler zur Seiten,

ten, den Neptun mit einem Dreyzacke, den Merkur mit einem Schlangenstabe vor, u. s. w. Sie geben der Klugheit einen Spiegel, den eine Schlange umgiebt, der Gerechtigkeit ein Schwert und eine Wage, dem Glücke eine Augenbinde und ein Rad, und allen Flüssen Schilfkränze und Wasserkrüge.

Anstatt dieser eingeführten und bekannten Figuren kann kein Künstler andre brauchen: ohne dadurch dunkel und unverständlich zu werden. Der bekannte **Des Piles** saget: die Allegorie sey eine Art von Sprache, die unter vielen Menschen gemein, und auf eine eingeführte Gewohnheit gegründet seyn müsse. **Rubens** und **Le Brün** haben diese Regel nicht allezeit beobachtet, daher hat man ihnen nicht ohne Grund vorgerücket, daß ihre meisten Bilder Räthsel wären: und daß die Gänge zu Versailles und Luxenburg sehr viele Allegorien darstelleten, die auch von Leuten, die noch so gelehrt in der Mythologie und emblematischen Kunst wären, mit aller Mühe kaum errathen werden könnten.

Indessen würde man doch Künstler der Neuerungssucht nicht beschuldigen können, die sich solcher Merkmaale itzo bedienen wollten, welche diese großen Meister zuerst angewandt haben. Ihre Kennzeichen sind uns nun gewissermaßen geläufig, und durch die davon ausgebreiteten Erklärungen verständlich geworden: seitdem man sie durch Kupferstiche vielen in die Hände und vor die Augen gebracht hat. Ja diese allegorischen Bilder sind uns

gewis-

begiebt ſich der Hof nach Macron, das dortige Schiff-feſt zu begehen, allwo Balacin den Preis in dem Waſſerſtreite davon träget. Allein dieſe Herrlichkeit wird durch die Ankündigung des grauſamen Todes der Königin von Martabana, welche des Kayſers Tochter iſt, und durch die Annäherung des Chaumigrems, eines nunmehrigen Königes von Brama, unterbrochen. Ehe wir aber weiter ſchreiten, müſſen wir die Wege anſehen, wodurch Chaumigrem zum königlichen Throne gelanget iſt. Sein Bruder Xenimbrun war von dem Kayſer von Pegu, in dem ihm unterworfenen Reiche von Brama, zum Stadthalter beſtellet worden. Die Kronenſucht aber brachte ihn zur Verrätherey, und durch dieſelbe bemächtigte er ſich des ganzen Reiches, ließ ſich als König von Brama krönen, und wagte ſich hierauf an Pegu. Allein in der Schlacht, welche ihm der Kayſer Xemindo lieferte, büſte er Krone und Leben ein. Die aufrühriſchen Bramaner riefen nunmehr ſeinen Bruder Chaumigrem, welcher ſich bisher in Ava aufgehalten, und des Königs Liebling geweſen war, zum Throne, und dieſer ſuchte nach der Eroberung von Martabana dasjenige an Pegu auszuführen, was ſein Bruder durch den Tod hatte verlaſſen müſſen. Sein unaufhörliches Beſtürmen und die Verrätherey des Unterfeldherrn Quondu machten ihn Meiſter von derſelben. Er läſſet das Kayſerliche Haus umringen und befiehlet ſeinem Oberhauptmanne, dem Abarar, die Baniſe auf dem Rücken ihres Vaters niederzuſäbeln. Abarar aber, welchen ihr holder Anblick beweget, läßt ſie in dem Getümmel und Schrecken des Volkes davon führen, und eine getödtete Sclavin an

ih-

gewiſſermaßen nothwendig geworden, viele ſittliche Weſen auszudrücken, dazu wir vergeblich Sinnbilder ſuchen würden. Daher ſind auch viele dieſer Art in gegenwärtiges Wörterbuch gebracht worden.

Allein iſt es genug, daß die Allegorie, durch Vorgänger beſtätiget iſt? Nein, ſie muß auch nothwendig ſeyn. Denn ſo lange die Geſchichte ſich mit ihr eigenen einfältigen Dingen verſtändlich machen kann; darf man keine fremde Hülfe ſuchen. Dieſe verwirren ſie oft, anſtatt ſie zu putzen; und ſind oft der Abſicht des Gemäldes zuwider. Denn die allegoriſchen Figuren ſpielen allezeit eine kalte Perſon: weil die Einbildungskraft ſie nicht gern ergreift: oder weil der Verſtand, die zu einer Handlung nöthige Wirklichkeit ihnen nicht gern einräumet, wenn wirkliche Perſonen darneben vorkommen.

Geſetzt aber, einem Künſtler gelänge es, dieſer Art von Perſonen eine gewiſſe Gemüthsbewegung beyzulegen: ſo würden wir doch in der Einbildung, daß ſolches nur Erdichtungen ſind, allezeit nur wenig Antheil daran nehmen. Ein Schauſpieler ſey ſo ſtark als er wolle, diejenigen Empfindungen in uns zu erwecken, die er ſelbſt fühlet; er wird doch ſeinen Zweck nur halb erreichen, wenn ſeine Zuſchauer nicht mit ihren geheimen Triebfedern dazu behülflich ſind, das Bild zu vollenden, welches er ausdrücken will. Zu dem Ende müſſen nun die aufgeführten Perſonen ſehr rührend ſeyn: und dieß wird allemal bey ſolchen metaphyſiſchen Weſen

ſchwer

ſchwer angehen, die keine andre Wirklichkeit haben, als welche ihnen unſre Einbildungskraft verleihen will.

Raphael merkte wohl, daß die allegoriſchen Figuren wenig Eindruck machten. Daher hat dieſer kluge Künſtler ſie insgemein nur in den Außenwerken gebrauchet; als z. E. in den Verzierungen, die ein Bild einfaſſen; in den halberhabenen Stücken, die er bey Bildſäulen anbrachte, u. d. gl. Dieſem Beyſpiele ſind Pouſſin, le Sueur und die größten Meiſter gefolget. Woher kömmt es denn, daß junge Künſtler ſo gern dieſe allegoriſchen Perſonen, anſtatt der hiſtoriſchen wählen? Das machet, es iſt viel leichter, die Merkmaale einer allegoriſchen Perſon zu finden, als eine Leidenſchaft wohl zu bezeichnen.

Da indeſſen die Allegorie nicht ganz zu vermeiden iſt, ſo iſt es eine Kunſt, ſie recht wohl zu brauchen. Manche Gedanken können gar nicht auf hiſtoriſche Art verſtändlich gemacht werden. Raphael z. E. ſollte in einem Bilde ausdrücken, daß man damals ein Erdbeben empfunden hätte. Was that er? Er malete eine rieſenmäßige Figur, die durch ihre Stellung, mit einem fürchterlichen Blicke und Beſtreben, den Erdboden zu erheben ſchien.

Ein neuer Vortheil der Allegorie iſt, daß man auf einem Bilde viele Handlungen vorſtellen kann, deren jede ein beſondres Gemälde erfodern würde. Z. E. ein Künſtler, der die Einnahme verſchie-

schiedener Städte ausdrücken wollte, könnte solches historisch auf einer einzigen Schilderey nicht bewerkstelligen; und auf einer Schaumünze noch weniger. Aber nichts ist leichter, wenn er die Allegorie zu Hülfe nimmt. Er darf nur den Sieg mit seinen ordentlichen Merkmaalen vorstellen, wie er die Wapenschilder, der eroberten Städte hält; oder er wird diese allegorische Person darstellen, wie sie die Namen dieser Oerter auf einen Schild schreibt.

Ferner dienen die allegorischen Figuren, uns die Tugenden historischer Personen bekannt zu machen. So werden Mars und Minerva an die Seiten eines Königes gestellet, um seine Tapferkeit und Weisheit anzuzeigen; Themis zur Seiten einer Oberkeit, wird ihre Billigkeit andeuten; Harpokrates, der Gott des Stillschweigens, neben einem Staatsrathe, wird seine Verschwiegenheit bezeichnen.

Die allegorischen Figuren sind auch in der Dicht- und Malerkunst sehr behülflich, um uns etwas schlechtes, auf eine anmuthige und der Einbildungskraft gefällige Art, beyzubringen. Anstatt, daß uns Homer natürlich sagen könnte, daß die Menschen die Flucht nehmen, wenn sie erschrocken sind: führet er die Flucht und die Furcht, als untrennbare Gefährten des Krieges, ein. Er zeiget uns die Zwietracht, als eine Mutter der Leichen und Traurigkeit; die Schönheit, als von den Gratien gekleidet; den Krieg, mit eherner Stirne; die

Schre-

Schrecken und Bestürzung, als eine Kleidung an sich trägt, u. d. m. Virgil, und alle Dichter nach ihm, haben diese Bilder gebrauchet. Milton saget sogar: die Victorie hätte sich zur Rechten des Messias gehalten, als er wider die aufrührischen Engel ausgezogen; u. d. m.

Dergleichen Bilder geben auch der Schreibart Geist und Leben. Warum gefallen uns die griechischen und lateinischen Dichter so gut? Bloß weil ihre Schriften beständige Bilder sind. Sie machen alles sinnlich. Und das ist die große Kunst, um den Leser aufmerksam zu machen, wenn man ihm die Gegenstände gleichsam sichtbar machet. Die Malerey, die gleichsam eine stumme Poesie ist, muß also, um zu gefallen, auch diese poetische Schreibart brauchen. Poussin ward getadelt, daß er die Fabel mit der Wahrheit vermischet hatte: als er in seinem Gemälde vom geretteten Moses, den Nilstrom in menschlicher Gestalt vorgestellet; da er ihn, als einen Fluß hätte abbilden sollen. Ungeachtet ihn nun der Hr. Verfasser darüber mit den Beyspielen andrer großen Maler entschuldigen will: so können wir dennoch beyden nicht recht geben. Die Wahrheit und die Allegorie stehen sehr übel neben einander: und sonderlich will sich ein heydnischer Flußgott in keine biblische Geschichte schicken.

Findet man gleich in den Gallerien zu Versailles, Spanien als eine stolze Königinn, Burgund als eine Gefangene, die zu den Füßen ihres Sie-

gers seufzet, und den Rhein, als einen alten Mann, der vor dem Könige in Frankreich, der über seine Fluthen gieng, erschrickt, und sein Steuerruder fallen läßt: so ist dieß noch lange nicht einerley mit jenem. Spanien und Burgund konnten nicht als Landkarten gemalet werden; und der Rhein, als ein Strom, hätte das Schrecken der benachbarten Völker über den Uebergang nicht ausdrücken können. Zu dem war hierbey nichts bibliſches zu verhunzen.

Nun meynet der Hr. Verfasser zwar, dieſe poetiſchen Gedanken könnten in geiſtlichen Dingen eben sowohl, als in weltlichen statt haben: allein dabey muß eine groſze Behutsamkeit gebraucht werden. Er selbst gesteht schon, daß man die heydniſchen fabelhaften Götter in bloß hiſtoriſchen Bildern nicht brauchen kann: weil sie bey uns alle ihre Wirklichkeit verloren haben. Gleichwohl hat Rubens, um anzuzeigen, daß Ludewig der XIII. des Morgens und glücklich gebohren worden, oben auf dem Gemälde in entfernten Wolken den Castor zu Pferde, und den Wagen Apollons, der seine Fahrt aufwärts richtet, als ein Sinnbild des Morgens vorgeſtellet: le Brun aber hat, anzudeuten, wie mächtig Holland zur See geworden, daſſelbe mit einem Dreyzack bewaffnet, und die gefeſſelte Thetis mit der andern Hand haltend, abgebildet.

In geiſtlichen Dingen aber würde ſolches ein groſser Fehler seyn, wie z. E. Sannazar gethan, der die Jungfrau Maria, bey ihrer Niederkunft, von Nymphen bedienen laſſen; oder wie Camoens gethan,

gethan, der Jupitern, die Venus und Cupiden in christliche Handlungen gemenget. Vasco von Gama, in seinem Gedichte, ruset im Sturme Jesum an: und siehe Venus kömmt ihm zu Hülfe. Hier kann die Allegorie nichts helfen, solche Ungereimtheiten zu enschuldigen, u. s. w.

Nun können zwar nicht alle Allegorien der Künstler in ein klein Wörterbuch gebracht werden. Denn es kömmt auch viel auf die Stellungen und Verbindungen dieser Figuren an; wodurch ihre Bedeutungen redend werden. Einige davon sind leicht; andre aber schwerer: und die Schriften der alten Dichter sind hier die besten Lehrmeister. Rubens selbst hatte sich einen Auszug der besten Stellen aus ihnen gemachet; und las sie durch, ehe er sich an die Arbeit setzte, um sich die Einbildungskraft zu erhitzen. Indessen wird dieß Wörterbuch sehr viel Nutzen schaffen, und es ist zu wünschen, daß es auch deutschen Künstlern zu gut bald in deutscher Sprache erscheine.

V.

Joh. Michael Franzens, kön. Raths und Lehrers der Erdbeschreibung; des fr. Kr. Geographs, der königl. und kosmogr. Ges. Mitgl. Abriß des Reichsatlas, oder Einleitungskarten, zur deutschen Erdbeschreibung, zum Gebrauche geographischer Vorlesungen, u. s. w. Leipzig, gedruckt

bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopfen
1758. in gr. 4. 78 S.
20 Karten.

Um unsern Lesern von der Absicht, dem Nutzen und Gebrauche dieses Reichsatlas, und von den Bemühungen des Hrn. Verfassers, die Karten des deutschen Reiches, der deutschen Staatsgeographie gemäß einzurichten; Nachricht zu geben, dörfen wir nur seinen Vorbericht von dem allen durchlaufen.

Es ist mit diesem Werke hauptsächlich auf ein zusammenhangendes Landkartenbuch abgesehen; das zu Vorlesungen für Lehrer und Lernende bequem wäre. Gleichwohl liefert es nur den I. Abschnitt. Der II. wird die mittlere, und der III. die alte Erdbeschreibung Deutschlandes darstellen. Der sel. Prof. Hase hat eine Ideam historiæ universalis politicæ geschrieben, und darinn in drey Theilen alle große Reiche der Welt, erst historisch, sodann chronologisch, und drittens geographisch beschrieben. Dieß Buch hat in Homanns Verlage viel Abgang gefunden. Von diesen großen Reichen hat der Hr. Verfasser das neueste und itzige deutsche Reich, ebenfalls historisch, chronologisch und geographisch zu erläutern vorgenommen. Mit dem letzten machet er den Anfang, und liefert hiermit den einen Abschnitt davon. Darauf werden die chronologischen Tafeln aller deutschen Kaiser, und großen Häuser in Deutschland; und zuletzt, die historisch-geographische Abhandlung und Erklärung von den alten

und

und neuen Gränzen des römisch-deutschen Reiches ꝛc.

Daß er aber von diesem Abschnitte den Anfang machet, ist die Ursache, weil dieß Buch zu einer Vorbereitung dienen soll, von ganz Deutschland, nach mathematisch n und historischen Gründen, eine neue regelmäßige Karte zu machen. Daß solches nöthig sey, fällt bey der bisherigen Unvollkommenheit aller Karten von Deutschland sehr in die Augen. Aber wie schwer ist es, eine Karte zu machen, die keinem Widerspruche unterworfen seyn soll? Eine ganz vollkommene Karte ist wegen der hier und da streitigen Gränzen ganz unmöglich. Viele haben bereits auf Verbesserungen gedacht; und der Hr. Verfasser rühmet sie hier nach Verdienste.

Prof. Reuchelt zu Straßburg war einer der erstern; dessen Karte zu Amsterdam herauskam. Ihm folgte D. Eisenschmidt zu Straßburg, dessen Arbeit die homannische Handlung ausfertigte. Hr. Delisle zu Paris hat in seinen Atlas auch ein verbessertes Deutschland gerücket. Niemand aber würde es weiter gebracht haben, als der sel. Prof. Hase zu Wittenberg; der nebst der Mathematik, auch in Geschichten stark war. Er hat sich dreyßig Jahre zu einer allgemeinen Abzeichnung von Deutschland vorbereitet; und muß also sehr viel Schwierigkeiten bey dieser Arbeit gefunden haben. Allein außer seinen vortrefflichen sieben Karten von der Erdbeschreibung mittlerer Zeiten, kam nichts davon zu Stande. Hr. Danville, des Herzogs von

Orleans Secretär, arbeitet auch an einen neuen Atlas, und verspricht auch eine deutsche Karte. Er ist gründlicher in seinen Sachen, als alle andere. Endlich hat in Berlin ein Gelehrter, Hr. Rhode, auf Befehl der königl. Akademie, eine große Karte von Deutschland ans Licht gestellet, darauf auch die Postwege befindlich sind.

Da ein Weltbeschreiber nothwendig des Staatsrechts in so weit kundig seyn muß, daß er wisse, was unter die Hoheit des Reiches gehöre, oder nicht, und welches besondere Gebieth diesem oder jenem Herrn zugehöre: so hat sich der Hr. Rath Franz, seit 1750 bey der homannischen Handlung sorgfältig darauf geleget, was von Ludewig dem Deutschen an, bis itzo her, zur alten, mittlern und neuern Verfassung des Reiches gehöret habe. Nun ist er Willens, alle diese erlangte Wissenschaft in Karten zu bringen: und dieß ist der erste Versuch davon. Zur Vorbereitung ist des Hrn. Prof. Mayers kritische Karte von Deutschland genommen; darauf man die wahre Figur, Größe und Lage desselben vorgestellet, wovon sich die bisherigen homannischen Karten und alle andern sehr entfernet haben. Diese kritische Karte dienet zu der künftigen großen Karte von Deutschland zur Grundlage; und es ist dabey auch die große cassinische Karte von Frankreich gebrauchet worden.

Freylich gesteht der Hr. Verfasser, daß jene noch lange nicht so vollkommen, als diese seyn wird: aber daran haben die Umstände und Verfassungen

unsers

unſers Vaterlandes Schuld. Eher möchte man das ehemalige römiſche Reich, von Herkules Säulen bis über den Euphrat, nahe an den Tigerſtrom zeichnen: weil man dabey das römiſche Maaß des ſüdlichen Deutſchlandes jenſeit der Donau bis an den Rhein brauchen könnte. Für die nordlichen Küſten des deutſchen Reiches an der Oſt- und Nordſee will er noch nicht die Gewähr leiſten, daß ſie mit der Natur einſtimmen. Hr. Prof. Mayer in Greifswald, ein würdiger Zögling des ſel. Prof. Haſen, wird aber eheſtens ſeine neue Karte von Pommern liefern, und damit einem großen Mangel aller bisherigen Karten abhelfen. Es wäre zu wünſchen, daß auch von den weſtphäliſchen, rheiniſchen und niederſächſiſchen Gegenden eben dergleichen Arbeit zu hoffen ſtünde.

Wie ſchwer es aber ſey, in einem ſo großen Lande, zwiſchen die wenigen Oerter, von denen man richtige Beobachtungen der Breite und Länge hat, alle übrige zu zeichnen: will er mit einem einzigen Beyſpiele darthun. Hr. Prof. Mayer hat alles mögliche gethan, die wahre Größe von Deutſchland herauszubringen. Danville rühmet ſich, von Italien eben das gethan zu haben. Will man nun beyde Karten in Verbindung bringen, ſo wird nach des erſtern Gründen Oeſterreich erweitert, die Lombardey aber verengert; nach des letzten Grundſätzen aber geſchieht das Widerſpiel. Sehen nun gleich die meiſten bey dem Gebrauche der Landkarten drüberhin; ohne ſich zu bekümmern, ob die Länder

ihrer Stelle und in ihrer Kleidung auf den Markt werfen. Allein dieſes wird von der Schweſter, der Sclavin, einer Fräulein von Anſeda, am kayſerlichen Hofe entdeckt. Dieſe liebte den Abaxar aber ohne einige Gegenliebe: Um ſich nun an ihm zu rächen, meldet ſie dem Rolim das Leben der Baniſe, und dieſer ſaget es dem Kayſer. Abaxar wird hierauf vor den Kayſer geführet, und nach ſeinem Geſtändniſſe in das Gefängniß geworfen. . . . Der Kayſer befiehlet alſofort dem Unterfeldherrn Mortong dieſe von Abaxarn unterlaſſene Mordthat auszuüben. Ponnedro der Oberhofmeiſter des Frauenzimmers waget es, und ſtellet dem Tyrannen vor, daß mit der Baniſe zugleich die allerſchönſte Prinzeßin ſterbe, und will ſich ſelbſt den Tod anthun, woferne Chaumigrem nicht hierinnen bey der Erblickung der Baniſe überzeugt ſeyn würde. Der Kayſer befiehlet ſie herzuholen, der Rolim aber, welcher das Gegentheil gerathen, begiebet ſich bey dieſer Handlung mit Verdruß hinweg. Inzwiſchen entſtehet bey dem Chaumigrem ein heftiger Streit der Ehrſucht und Liebe, wovon endlich die letzte den Platz behält. Die Baniſe wird gebracht, und der Tyrann ſofort gegen ſie entzündet. Die Prinzeßin aber ſuchet durch tauſend Schmähworte, welche ſie ihm beyleget, den Tod. Sie wird dem Ponnedro übergeben, in der Hoffnung, daß ſich dieſer Wiederſtand endlich legen werde. Ponnedro entdecket ihr hierauf die Anweſenheit des Prinzen Balacins, welcher ſeines Gefängniſſes erlaſſen, auf dem Schloſſe ſeines Vaters angelanget war, und giebet der Baniſe den Rath, durch einige Schmeicheley den Tyrannen aufzuhalten. Baniſe

gröſſer oder kleiner werden: so iſt doch solches einem Weltbeschreiber nicht gleichviel. Er suchet Wahrheit und Natur; wenn sich der Liebhaber nur um das Historische bekümmert.

Von diesem Reichsatlas nun werden alle künftige Specialkarten, ihre Lage und Bestimmung der Länge und Breite nach erhalten: so wie auch die homannischen seit 1732 schon eben damit einstimmen.

So wenig aber die Liebhaber, die mitten im Lande wohnen, sich um die mathematische Richtigkeit der Karten bekümmern: so viel iſt ihnen an der historischen gelegen: und daher wird diese desto beträchtlicher; so wie sie ohne Zweifel, sonderlich in Deutschland, weit schwerer und verwirrter iſt. Sie kann den besten Meister auf sein Lebenlang beschäfftigen, und er wird sein Werk doch nicht vollenden. Der Hr. Verfasser hat sich zwar, als Director der homannischen Handlung, auf alle Theile der Weltbeschreibung geleget; aber doch sein Vaterland allezeit mit vorzüglichem Fleiſſe bearbeitet. Darum hat er viel mehr Karten vom deutschen Lande, als von den übrigen Theilen der Welt herausgegeben: und damit sie in einen Zusammenhang gebracht würden, hat man sie in einen besondern Band gebracht. Darinn erscheinen, nach Maaſsgebung der Kreise, alle bisher bekannten allgemeinen und besondern Karten Deutschlands. Dieser machet unter allen homannischen Werken den zweyten Band des groſsen Atlas, oder den Atlas des deutschen Reiches. Er besteht aus 158 Blättern, und Hr. Rath Franz

hat

hat eine Vorrede dazu, von den Vortheilen und Mängeln deſſelben gemachet. Dieß Werk iſt für Bibliotheken, und reiche Liebhaber beſtimmet, und Hr. D. Büſching bedienet ſich deſſelben bey ſeiner neuen Erdbeſchreibung. Der Supplementband wird noch viel merkwürdige und zuverläßige Karten liefern. Man kann aber auch einzelne Karten daraus bekommen.

Wir können unmöglich alles Nützliche aus dieſer Vorrede mitnehmen; und kommen alſo nur näher auf dieſen Reichsatlas. Er ſoll den ganzen Zeitlauf der neuen Erdbeſchreibung des deutſchen Reiches in ſich halten. Die neue rechnet der Hr. Verfaſſer von Kaiſer Maximilians Zeiten, der die Kreiſe eingetheilet hat. Man ſieht hier auch die erfolgten Staatsveränderungen abgebildet. Es ſind auch alle weſentliche Theile mit ihren Haupttheilen ausgedrücket, und kein unmittelbares Reichsland iſt darinn vergeſſen. Es war z. E. nicht verantwortlich, daß in keiner deutſchen Karte die Grafſchaft Wartenberg ſtund; da doch unendlich viel unbekannte Oerter erſchienen. Die Reichskreiſe ſind genau mit Farben bemerket; und die durch Friedensſchlüſſe beſtimmte Gränzen des Reiches angedeutet. So ſieht man denn hier alle reichsſtändiſche Länder, die Sitz und Stimme auf dem Reichstage haben: und es kann ſelbiger alſo mit Recht ein deutſcher Reichs- und Staatsatlas heißen.

Gleichwohl iſt dieſer kleine Atlas nicht gemachet, daß man die großen Karten dabey entbehren könne:

es ist genug für ihn, daß man die wahre Lage, und die größte Aehnlichkeit, in Ansehung der Größe und Gestalt, darinn erblicket. In einen Reichsatlas gehören auch nicht alle besondere kleine Oerter, sondern in Specialkarten. Wer seiner Jugend mehr Oerter bekannt machen will, der nehme den jüngst vom Hrn. Verfasser neu eingerichteten deutschen Atlas von 30 Karten zur Hand. Im Anfange aber darf den Schülern nichts, als dieser kleine Reichsatlas eingepräget werden: damit sie die wahre Lage, nach der Polhohe und Länge, die Weite der Oerter, den Lauf der Flüsse, und die Gränzen der Länder, nebst den Seen lernen mögen.

Er giebt davon ein Beyspiel an der Beschreibung des osnabrückischen Stiftes; dabey wir uns aber nicht aufhalten können. Ein Lehrer der Geographie kann sich dabey ein Muster nehmen, wie er seine Untergebenen anführen soll. Aus der ganzen Sammlung dieser Karten vom Reiche, oder diesem Reichsatlas, können bey allen Gebiethen 3300 Fragen aus dem bloßen Anschauen derselben beantwortet werden. Aber er dienet zugleich einem Fürsten und Herrn ins Kabinet, einem Officier und Reisenden in sein Futteral, dem Gelehrten zur Geschichte und dem Anfänger zum Unterrichte; überhaupt, für jeden Deutschen.

Dörfen wir bey diesem Artikel einen kleinen Wunsch mit einrücken: so thun wir es desto zuversichtlicher: je gütiger der treffliche Hr. Verfasser neulich unsre wohlgemeynte Erinnerung aufgenommen

men hat. Der itzige Gedanken betrifft eben nichts Erhebliches und Fehlerhaftes in den Karten selbst: er handelt nur von der Sprache. Wenn wir französische Karten vor uns nehmen, so sind sie für Franzosen bequem, das ist, ganz in französischer Sprache gestochen. Sehen wir engländische, oder italienische Karten: so haben sie wieder durchgehends die einträchtige Sprache ihres Landes, so daß ein jeder Eingebohrner sie brauchen und verstehen kann, wenn er gleich ein Unstudierter, Kaufmann, Landwirth, Soldat, oder Edelmann ist.

Sehen wir aber diesen Reichsatlas an, so ist zwar die ganze Beschreibung dazu deutsch: der Hr. Verfasser saget auch, er habe für alle Deutsche geschrieben, und die Karten eingerichtet; die aber gewiß nicht alle Latein können. Wie viel Knaben und Mädchen, wie viel Kaufmannsdiener und junge Edelleute sind aber nicht, die solche, nach der alten Mode, allein selig und klugmachende Sprache nicht gelernet haben, auch nie verstehen werden? Gleichwohl finden sie auf der Hauptkarte: Imperium romano-germanicum, mare germanicum, Regni Franciæ pars, mare mediterraneum, mare adriaticum, Regni Italiæ reſidua, Helvetiæ Pars, Regni Hungariæ, Imperii turcici pars, u. s. w. Wäre nun noch alles durchgehends Latein, so dächte man, es sollten irgend auch die Pohlen daraus Deutschland kennen lernen. Allein so steht auch die Ostsee, Nürnberg, nicht Norimberga, München, nicht Monachium, Regensburg, nicht Ratisbona, u. s. w.

w. Wie ſtimmet das überein? Auf den folgenden Karten iſt es eben ſo. Was denket ein unlateiniſcher Anfänger, z. E. bey allen den Circulis, Franciæ confinia, Italiæ finibus, u. ſ. w. Was weis er, daß Belgium fœderatum, die vereinigten Provinzen oder Holland heiße; Leodienſis Epiſcopatus, Lütich heißt, u. d. gl. Würde nicht eine Karte viel leichter verſtanden werden, wenn ſie ganz deutſch wäre? Wir Gelehrten bilden uns immer ein, daß unſer liebes Latein die Mutterſprache aller Menſchen iſt. Aber wir irren ohne Zweifel darinn.

Indeſſen ſind wir gar nicht willens, dadurch dem Werthe dieſes ſehr wohl eingerichteten Reichsatlas das geringſte zu benehmen. Wir haben nur anzeigen wollen, wie er noch nützlicher hätte werden können; geſetzt, daß in dem gedruckten Texte auch die lateiniſchen Namen mancher Länder und Meere genennet worden wären. Die Erklärungen nämlich ſind hier ſehr gut und zureichend, nach den Abſichten des Hrn. Verfaſſers eingerichtet. Die Karten ſelbſt aber, folgen in dieſer Ordnung und Anzahl aufeinander.

I. Das deutſche Reich von Maximilians des I. Zeiten.

II. Das Königreich Deutſchland nach den urſprünglichen Haupttheilen.

III. Daſſelbe mit der Kreiseintheilung nach den heutigen Gränzen unter Kaiſer Franzen dem I.

IV. Vom

IV. Vom Königreiche Böhmen, und ſeinen einverleibten Staaten.
V. und VI. Vom öſtereichiſchen Kreiſe.
VII. und VIII. Vom burgundiſchen Kreiſe.
IX. Vom churreiniſchen Kreiſe.
X. und XI. Vom oberſächſiſchen Kreiſe.
XII. Vom fränkiſchen Kreiſe.
XIII. Vom bäveriſchen Kreiſe.
XIV. Vom ſchwäbiſchen Kreiſe.
XV. und XVI. Vom oberrheiniſchen Kreiſe.
XVII. und XVIII. Vom weſtphäliſchen Kreiſe.
XIX. Vom niederſächſiſchen Kreiſe.
XX. Von der Schweiz.
XXI. Vom Königreiche Italien.

Den Schluß machet ein ausführliches Regiſter. Kurz, wir empfehlen dieſen Reichsatlas allen Liebhabern einer richtigen Weltbeſchreibung, und wünſchen, daß auch die mittlere und alte Geographie von Deutſchland eheſtens ans Licht treten möge.

NB. Noch eins, der Kupferſtecher hätte doch wohl die großen Hauptflüſſe etwas gröber und deutlicher anzeigen können, um ſie deſto beſſer von den kleinen zu unterſcheiden. Ingleichen hätte er auch an denenſelben die Namen, mehr als auf einer Stelle melden mögen; weil ſonſt Anfänger Mühe haben ſie zu finden.

VI.

Des Hrn. Bordelons philosophischer Schauplatz, aus dem französischen übersetzt, mit einer Vorrede von Joh. Fr. Mayen, der Sitten- und Staatskunst öffentlichem Lehrer, und des großen Fürstencoll. Collegiaten zu Leipzig. Verlegts Carl Ludwig Jacobi 1758. in 8. 256 S.

Hier ist noch ein andres Werkchen, eben desselben Bordelons, von dem wir im vorigen Monathe die schöne Kinderzucht angepriesen haben. Unser beliebter Hr. Prof. May hat auch diese Verdeutschung befördert, und mit einer Vorrede begleitet. Er meynet, das Alter dieses Werkchens, welches schon 1693. zu Paris zum zweyten male gedruckt worden, schade seiner Güte nichts: und daran hat er recht. Es ist mit dem Witze nicht so, wie mit den Weinen, denen das Alter bald einen Werth giebt, und bald entzieht. Es kömmt bloß auf die Sache selber an.

Vom Hrn. Bordelon ist ihm weiter nichts bekannt, als daß er in der neuen Bibliothek für den Verfasser der Histoire des Imaginations extravagantes de Mr. Ouffle, ausgegeben und ein Abt genennet wird; daß Stolle in seiner Hist. der Gelahrtheit seine Characteres naturels des Hommes, angeführet, und gelobet; und daß er nach dem Bey-

Beyspiele Lucians und Fontenellens die Schreibart erwählet, erdichtete Personen redend aufzuführen. Der Hr. Prof. meynet auch: weil selbiger bey dieser Arbeit, mehr der Natur, als der Kunst die Feder überlassen: so könnten ihn keine von den Censuren treffen, die Hr. von Fontenelle wegen seiner Gespräche der Todten, hätte leiden müssen.

Unsers Erachtens ist es wahr, daß Bordelon ein Nachahmer Fontenellens hat seyn wollen: so wie auch der berühmte Fenelon solche Gespräche der Todten geschrieben hat. Es ist das Schicksal witziger Schriftsteller, daß sie wenig gute und viel böse Nachfolger bekommen: aber die wenigsten übertreffen ihr Muster. **Fenelon** verbesserte unserm Urtheile nach, was **Fontenelle** gefehlet hatte: denn es ist nicht zu läugnen, daß dieser seine Todten ein wenig gar zu tändelnd, oder spielericht hatte reden lassen. Aber uns dünket auch, daß Hr. Bordelon eben nicht die Absicht gehabt, diesen Fehler zu vermeiden; weil er die ernsthaftesten Männer ebenfalls gar zu spöttisch und lustig redend einführet; wie auch sein Vorgänger gethan hatte. Wir wollen bald Beyspiele davon sehen. So ansteckend sind gewisse Fehler!

Die Personen, so Hr. **Bordelon** in diesem philosophischen Schauplatze aufgeführet, sind Solon und Chrysippus, Paracelsus und Epikur, Agrippa und Arcesilaus, Gassendus und Eudoxus, Alkmäon und Pythagoras, Campanella und Anaxarch, Heraklides und Aristippus, Krates und Zeno,

Klean-

Kleanthes und Empedokles, Galilei und Pyrrho, Diagoras und Epikter, Stilpo und Zoroaster, Tycho von Brahe und Aristotel, Heraklit und Strato, Archelaus und Plato, Bion und Averrhoes, Copernicus und Demokritus, Thales und Diodor, Demonax und Periander, Theophrast und Cartesius, Chilo und Anaxagoras, Pherecydes und Seneca, Arnold von Villeneuve und Bias, Sokrates und Klitomachus, Confucius und Antisthenes, Demetrius von Phalern und Theodorus, Anaximander und Kleobulus, Xenokrates und Postellus, Xenophon und Philolaus, Diogenes und Anacharsis.

Ein jedes Paar dieser Philosophen redet mit einander ziemlich kurz, und höhnisch. Jeder suchet dem andern etwas schimpfliches vorzurücken: so daß bisweilen ein unphilosophisches Gezänk daraus wird. Z. E. **Solon** rücket dem **Chrysippus** vor, daß man in seinen Schriften mehr Anführungen fremder Schriftsteller, als eigene Gedanken anträfe; und dieser jenem, er habe Verse gemachet, darinn er gestanden, er liebe den Trunk und das Frauenvolk; er habe sich einmal närrisch angestellet, u. d. m. Paracelsus rücket dem Epikur die bösen Urtheile von seiner Philosophie vor; und dieser wirft dem andern seinen Stolz vor, da er gesaget; sein kleinester Finger verstünde mehr Arzneykunst, als alle andre Mediciner. u. d. m. Wenn man Willens ist, die großen Männer alter und neuer Zeiten verächtlich zu machen, so hat man nichts

nichts anders nöthig zu thun, als was Herr Bordelon gethan hat.

Als man dem Hrn. von Fontenelle sagete: seine Todten redeten gar zu sinnreich; erwiederte er: Es gäbe Lebendige genug, die in Gesellschaften schlechtes und abgeschmacktes Zeug redeten. Auf eben die Art könnte man sagen: es gäbe lebendige Gelehrte genug, die einander alle Schande und Laster nachsageten: und man hätte es eben nicht Ursache, noch die Todten so niederträchtig einzuführen. Doch der Geschmack ist freylich verschieden, und wir wollen den unsrigen niemanden aufdringen.

Das Beste ist, daß von jedem Philosophen auch eine zulängliche Nachricht gegeben wird: wer er gewesen, wann er gelebet, was er geschrieben, und was er gelehret, auch was sonst seine Schicksale gewesen. Nur hätten, unsers Erachtens, diese Erzählungen besser vor den Gesprächen gestanden. Denn nachdem man sie gelesen hat, ist man erst geschickt, ihre Unterredungen zu verstehen.

Am Ende hat der Hr. Bordelon, bey der zweyten Ausgabe, auch eine Unterredung etlicher gelehrten Frauenzimmer beygefüget. Aspasia ruset sie im Reiche der Todten zusammen, mit der Anfrage: ob sie nicht dem Verfasser des philosophischen Schauplatzes zumuthen wollten, auch sie redend einzuführen? Sie sind sehr uneins, und sticheln auch auf einander; wiewohl noch etwas höflicher, als die Männer. Der Schluß fällt: sie wollten nicht darum anhalten: aus Furcht, man möchte

läſſet ſich den Vorſchlag gefallen, und Balacin bereitet ſich indeß, ſie mit Liſt zu entführen. Er nimmt hiervon in der verſtellten Tracht eines Kaufmanns mit der Baniſe Abrede, und dieſe bittet hierauf den Kayſer an einem Abende zu ſich, ſetzet ihm aber einen ſtarken Schlaftrunk vor, wodurch er taumelnd niederfällt. Baniſe ziehet die kayſerlichen Kleider an, gehet alſo durch die Wachten, und findet ihren Prinzen an einer beſtellten Pforte. Sie ſetzen ſich zu Pferde und eilen aus Pegu, verirren ſich aber in der Nacht, ſo, daß ſie den folgenden Morgen ſich wieder vor der Stadt in einem Walde finden. Chaumigrem iſt inzwiſchen erwacht, und nachdem er ſich beſonnen, wie ihm den Abend zuvor begegnet worden, ſchicket er die geſchwindeſten Reuter nach, und dieſe erreichen die Baniſe. Balacin giebt ſeinem Pferde die Spornen, und in der Meynung, daß ihm Baniſe folge, eilet er auf das möglichſte. Wie er ſich aber endlich allein ſiehet, geberdet er ſich über dieſen Verluſt ſehr übel, eilet aber nunmehro in ſein Königreich, und von dort nach Aracan, allwo er durch einhellige Wahl gleichfalls zum Thron geruffen wurde. Baniſe wird inzwiſchen nach Pegu gebracht. Der Kolim, welcher bey ihrer Ankunft ſich in des Kayſers Gemach befindet, wird nicht weniger gegen ſie entzündet, als der Tyrann ſelbſt. Baniſe ſchmähet abermals den Chaumigrem, als er ſie um ihre Flucht ſpöttiſch befraget, der Kolim aber ſchläget ſich in das Mittel, und verſpricht dem Kayſer, wann er ſie ihm in ſeinen Tempel geben wollte, ihr mit der Zeit die Liebe gegen den Kayſer beyzubringen. Chaumigrem gehet den Anſchlag ein, und Baniſe wird dem Kolim übergeben,

ihnen die Liebe des Plauderns Schuld geben. In der That reden hier 19 Frauenzimmer kaum soviel, als 4 Männer.

Was die Uebersetzung betrifft, so liest sie sich nicht übel: wiewohl wir nicht Gelegenheit gehabt, sie mit dem Originale zu vergleichen. A. d. 7ten S. scheint uns doch etwas zweifelhaft, ob es so im Grundtexte steht. Eine neuangehende Frau soll wohlriechende Früchte essen, ehe sie bey ihrem Manne wohnte. Sollte es nicht heißen, ehe sie ihrem Manne beywohnte? Nur ist es uns sehr befremdlich gewesen, die alten Weltweisen, so mit einander complimentiren, zu hören, wie man itzo redet. Z. E. Ihre Schriften; Sie scherzen, ich will sie erinnern; Ich verspreche es Ihnen. u. d. gl. Würde nicht das edle Du der Griechen und Römer, zumal im Reiche der Todten, sie besser gekleidet haben?

Hernach finden wir verschiedene Namen etwas unrichtig geschrieben. Z. E. Heraklidus, sollte wohl Heraklides, Arcesilaus, Arcesilas, Hyparchia, Hipparchia, Leonce, Leontium, Alexis Comenes, Alexius Comnenus, Colophonienne, eine Colophonerinn, und der Cresius, Krösus heißen. u. d. m. Wir erinnern diese Kleinigkeiten in keiner übeln Meynung, sondern bloß, weil der Hr. Vorredner versichert hat, der Hr. V. würde sie wohl aufnehmen. Ueberhaupt hat uns das Werkchen von der schönen Kinderzucht viel besser gefallen.

VII. Gerar-

VII.

Gerardi Joſephi Berne, Carmina.

1754. in 8. maj. pag. 104.

Wir ſuchen gern auch den Liebhabern lateiniſcher Gedichte gefällig zu werden, ſo oft wir etwas antreffen, was ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt. Gegenwärtige Sammlung iſt zwar nicht die neueſte mehr, aber uns nicht eher zu Geſichte gekommen: vermuthlich, weil der Hr. Verfaſſer ſie auf eigene Koſten drucken laſſen. Er iſt vormals ein Lehrer der franzöſiſchen Sprache auf der berühmten Land- und Fürſtenſchule in Pforta bey Naumburg geweſen, nachmals aber königlicher Cabinetsſecretär geworden. Itzo lebt er, als ein betagter Mann, von einem Gnadengehalte in Weißenfels; iſt aber noch immer ein Freund der lateiniſchen Muſen.

Dieſe Gedichte hat er ſeinem vormaligen Gönner und Beſchirmer zugeeignet. Das erſte Stück iſt an Se. römiſch-kaiſerl. Majeſtät, weil. Karl den VI. gerichtet, und iſt in ſeiner Art, eine rechte Seltenheit, zumal für einen Franzoſen. Es beſteht aus 12 Doppelverſen (Diſtichis), deren jede Zeile in römiſchen Zahlen, die Jahrzahl des geſchlagenen Türcken 1717 in ſich hält. Man weis, wie ſich die Herren Franzoſen über die bleyſchwere Geduld der deutſchen Poeten aufzuhalten pflegen; die nur in einem oder ein Paar Verſen dieſes Spielwerk, oder

vielmehr dieſe Folter des Witzes angebracht haben. Hier haben wir einen ihrer Landesleute, der eben das in 24 Zeilen 24mal gethan hat. Der Anfang lautet ſo:

Hoſtes EVGENIVS non Ceſſans VInCere, tanDeM
saCra reVInCItVr teMpora fronDe noVa.
TVrCaM, prof LIgat, DeLet, fVgat atqVe retortIs
CoMpedIbVs prenſI, terga sVbaCta graVat.

Genug! denn unſre deutſche Geduld reißt aus, dieſe mühſelige Arbeit nur länger abzuſchreiben. Aber vielleicht werden die Franzoſen ſagen: der Hr. Verfaſſer habe ſeinen Geſchmack, Zeit ſeines Aufenthaltes in Deutſchland, verſchlimmert: ſo wie ſie ſolches dem Rouſſeau vormals Schuld gegeben.

Das zweyte iſt auf des Königes in Pohlen Majeſtät gerichtet, als dieſelben 1733 den pohlniſchen Thron beſtiegen. Es iſt eine Ode von dieſer Art, die recht im horaziſchem Geſchmacke klingt.

Virtute patris regio idoneam
Regno, & paratum ſanguine regio,
Te AVGVSTE, poſcit ſponte Regem,
Et citat inclyta Gens Polona.

Gens nationes inter amabiles,
Princeps, fidelis, ſplendida, martia,
Conſtansque, ſceptrum, regiumque
Hic diadema Tibi pie offert.

Sceptri

Sceptri poteſtas in proprios greges,
Et longa avitæ ſtirpis origine,
Heredis ornat, ſplendidoque
Condecorat caput imperantis. &c.

Sie hatten 21 Strophen. Es folget eine von eben der Art, auf die Rückkunft Sr. Majeſtät, als Danzig ſich ergeben und Ihnen gehuldiget hatte. Sie hebt an:

AVGVSTVS en Rex! plaudite tympanis,
Et plectra feſto tangite carmine,
Soſpes revertit glorioſos
Arte patris referens Triumphos. &c.

Sie iſt 16 Strophen lang. Eine gleiche folget auf das glücklich geführte Vicariat Sr. königl. Majeſtät, und dieſe iſt faſt noch ſchöner: denn ſie iſt als eine Anrufung an Gott gerichtet.

Qui das coronas, Sceptraque regibus,
Sanctusque belli es, pacis & Arbiter,
Aeternæ ſummi Rex Olympi,
Percipe quæſo, preces rogantum! u. ſ. w.

Dieſe iſt zugleich in eben ſo vielen Zeilen franzöſiſch überſetzet zu leſen, dabey wir uns aber nicht aufhalten; weil der Hr. Verfaſſer im Latein ſtärker iſt, als in ſeiner Mutterſprache. Jede hat 18 Strophen. Es folget noch eine an Se. hochſel. Majeſtät, als dieſelben 1729 die Schulpforta vorbeyreiſeten. Es iſt eine Einladung dieſer Landſchule, bey ihr einzukehren, in einer ſapphiſchen Ode.

Aura dum plauſu fremit omnis, anne
Sola ego ſervem taciturna Porta
Ora? quam munus jubet eſſe primam,
Inter orantes.

Ora dum nemo ſacra non tueri,
Regis Auguſti redeuntis ardet,
Et parant ſervi Domino fideles
Hoſpita tecta. u. ſ. w.

Nun folget eine an Se. königl. Hoheit, unſern durchl. Churprinzen, als Dieſelben von Dero italieniſcher Reiſe wieder in Sachſen anlangeten. Wir geben folgende zwo Strophen davon zur Probe. Die Rede geht an Se. königl. Majeſtät, die den Neapolitanern nicht nur eine Königinn, ſondern auch einen geliebten Prinzen hatten zeigen wollen:

Natum benignum, moribus inclytis,
Virtute rara, juſtitiæ & ſacro
Amore clarum, principemque,
Quem gravitas decorat ſenilis;
Quem mirus ornat candor & ingeni,
Quem promta clarat munificentia,
Exemplar omni glorioſum
Conſtituit dare Nationi.

Nun folgen verſchiedene kürzere Sinngedichte, auf der Kaiſerinnköniginn Majeſtät, auf den Dauphin, der 1744 aus der Schlacht bey Fontenoy wiederkam, auf die Vermählung der durchl. Dauphine königl. Hoheit; und auf Dero Abreiſe aus Sachſen. Dieß wollen wir mittheilen:

Diva

Diva Maria Diis, Joſepha perinclyta, perge
Auſpiciis Tibi quo gloria pandit iter.
Vade, licet! ſed amando novos Auguſta Penates,
Noli Saxoniæ non meminiſſe Tuæ!

Es folgen mehrere, auf die Geburt Dero älteſten Prinzeſſinn, und des Herzogs von Burgund, theils franzöſiſch, theils lateiniſch überſetzet; imgleichen ältere, auf das Lager bey Mühlberg 1730, da die köſenſchen Salzquellen gefunden worden. Der Hr. Verfaſſer hat beym Plinius (Hiſt. nat. XXX. 7.) gefunden, daß König Ptolomäus gleichfalls, bey Haltung eines Lagers in Aegypten, Salz gefunden habe: Invenit & juxta Peluſium Salem Rex, cum caſtra faceret. Imgleichen hat diejenige Aufſchrift, die in dem Luſtlager zu Mühlberg, an dem damaligen Prunkgebäude, bey der Erleuchtung, zu leſen geſtanden, unſern Dichter zum Verfaſſer gehabt. Sie lautete ſo:

OTIA MARTIS.

Talia pacifici ſi ſunt Rex, otia Martis;
Bella quid offenſi, ſeria Martis erunt?
Hic tuba ſole novo ſonat irrequieta per auras;
Vixque reclinatum tympana rauca vocant.
Miles in arma ruit, rapido impete fertur in hoſtem,
Pugnat & horriſono fulmine caſtra ſonant.
Vndique Mars duras circumvolat atra phalangas,
Agmina tota quaſi pulvere & enſe vorat.
Sors incerta diu certos differre triumphos
Viſa eſt, ſed tandem pars ſuperata cadit.
Militis anne Ducum, major quæ gloria? SOLI
AVGVSTO REGI competit omnis honos.

Auch auf die metallene Bildſäule des höchſtſel. Königes in Pohlen, die zu Neuſtadt in Dresden, gegen über der Brücke ſteht, hat der Hr. Verfaſſer eine Aufſchrift geſetzet. Sie iſt kurz.

Hem! quis adeſt Divum? Quæ quantaque fulget ab ore
Aſpice Majeſtas! & bene notus erit.

Eben dergleichen ſind auf das damalige preußiſche Lanzenrennen zu Berlin, franzöſiſch und lateiniſch, und auf den Tod des Card. Fleury zu leſen. Dieß letzte iſt merkwürdig: denn es ſaget, der Cardinal ſey eben zu rechter Zeit geſtorben, als es mit den Franzoſen im damaligen Kriege auf die Neige gieng. Es iſt werth, daß wirs noch mitnehmen, da es von einem Franzoſen iſt:

In Eminentiſſimum Cardinalem Fleureyum
paullo ante acciſas Gallorum res. A. 1743.
opportune denatum.

Quam bene polliticam Fleureyus calluit artem,
Morte ſua cautus præcipitante docet.
Quippe probris illum maculaſſet vita ſuperſtes,
Tectumne opprobrio mors properata facit?
Roma quidem ſancto petaſum de Cardine probris
Subjectum & famæ labibus eſſe negat.
Atqui ſuaſor erat belli. Belli det oportet,
Pœnas, ni vivus, mortuus ergo dabit.

Die uns nöthige Kürze machet, daß wir viel andre, nicht minder merkwürdige Stücke, auf der Hrn.

Gra-

Grafen von Brühl, Hrn. Grafen von Rex, u. Hrn. Grafen von Bünau Excellenzen, Herren von Bose, von Funke, u. a. m. übergehen. Auf den Tod der sel. Frau Hofr. Trillerinn, auf den Königstein, auf den egerischen Brunn, auf das Leipziger Petersthor, auf einen Jüngling, den die Würme gefressen, sind auch welche. Dieß klingt so:

Me vermem vermes interfecere maligne:
O Hominum duram sortem! pro! flebile fatum.

Tägliche andächtige Gedanken, und einige ins Lateinische übersetzte geistliche Lieder machen den Beschluß. Vielleicht theilen wir unsern Lesern ehestens ein neueres Gedicht mit, welches der Hr. Verfasser auf den vorgehabten Königsmord des Damiens in Frankreich neuerlich verfertiget hat.

VIII.

Herrn Joh. Christoph Gottscheds,

öffentl. Lehrers zu Leipzig. Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßb. und Leipzig, bey Joh. Amand König 1758. in 8. 450 S. ohne Vorr. und Reg.

Dieß Buch ist schon vor sechs Monathen fertig gewesen: wir haben aber gar nicht geeilet, dasselbe anzukündigen. Wir haben gewartet, bis

an andern Orten von gebührenden Richtern ein Urtheil gefället seyn würde. Dieses ist nun an mehr als einem Orte, und zwar auf solche Art geschehen, die dem Hr. V. zur Aufmunterung dienen muß. Folglich tragen wir auch kein Bedenken, itzo unser Stillschweigen zu brechen.

Die Vorrede belehret uns von den Veranlassungen und Absichten des Hrn. Verfassers bey dieser Arbeit. Liebhaber des Deutschen haben längst gewünschet, daß man solche Anmerkungen über Wörter und Redensarten haben möchte, als Vaugelas, Bouhours und Bellegarde von ihrer Muttersprache geliefert. Man muthete solches dem Hrn. Prof. Gottsched zu: er war aber bis dahin mit andern Arbeiten beschäfftiget. Noch ehe er davon frey war, gab der Abt Girard 1751 den Tractat Synonymes françois heraus: und dabey wünschten wiederum viele, dergleichen auch im Deutschen zu haben. Herr Buchh. König in Straßburg eröffnete solches dem Herrn Pr. G. und erboth sich zum Verlage.

Gleichgültige Wörter in Sprachen zu finden, dünket manchem leichter, als es in der That ist. Kenner finden, daß es eben so schwer ist, als zween vollkommen ähnliche Gesichter anzutreffen. Auch von verwandten Wörtern saget immer eins mehr, als das andre: eins ist edler, das andre gemeiner; das eine bedeutet ganze Geschlechter, ein anders nur gewisse Arten derselben, u. s. w. Dieß war die Ursache, warum der Hr. Verfasser

ein

ein Bedenken trug, einen solchen Titel zum Buche zu machen, als der P. Girard gemachet hatte. Es fiel ihm aber sein altes Vorhaben ein, einige Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch deutscher Wörter und Redensarten zu liefern. Diesen Entschluß nun, schon 1756 und 57 im Winter auszuführen, hinderte ihn ein bey diesen Kriegszeiten sehr beschwerliches Rectorat, welches er damals bey der Universität Leipzig übernehmen mußte.

Um aber den Herrn Verleger nicht länger warten zu lassen, sah er sich nach einiger Hülfe um. Er wählte dazu Hrn. Kölnern, einen seiner vormaligen geschicktesten Zuhörer, itzigen Lehrer auf der hohen Schule zu Moskau, und der Ges. der fr. K. Mitglied. Dieser trug wirklich eine gute Anzahl solcher Anmerkungen zusammen, die des Hrn. Prof. G. Absichten gemäß waren; und die er sich mit seinen Zusätzen zu vermehren vorbehielt. Aber mitten in der Arbeit, erhielt er den kaiserlichen Ruf nach Moscau; und mußte wirklich um Ostern 1757. über Lübek und Petersburg dahin abreisen. Er war also kaum mit dem dritten Theile dessen, was hier geliefert wird, fertig, und die ganze übrige Arbeit fiel abermal dem Hrn. Prof. Gottsch. anheim.

Er machte sich also wirklich darüber, und brachte dieß Werkchen im 1757 Jahre in den Stand, daß es unter die Presse gegeben werden konnte. Seine eigenen Artikel hat er mit beygedruckten Sternchen unterschieden; so daß sie von Hrn. Köllners Arbeit wohl zu unterscheiden sind. Hierauf erklä-

ben. Balacin lässet nunmehro durch seine Gesandten die Banise fordern, und kündiget bey deren Verweigerung dem Kayser den Krieg an. Pegu wird von den Aracanischen Völkern belagert, und Banise von dem geilen Rolim, welcher sie mit seinen Liebes-Erklärungen plaget, in beständige Unruhe gesetzet, welche sich noch mehr häuft, als sie endlich diesen alten Liebhaber, der die Gewaltthätigkeiten hervor suchet, mit einem Messer ersticht. Chaumigrem, der bey den gegenwärtigen Umständen seine Neigung zur Banise verlohren, folget dem Rathe des neuen Rolims, welcher dahin gehet, die Banise dem Kriegs-Gotte zur Versöhnung zu schlachten. Zu dieser Opferung wird alle Anstalt gemacht. Abarar aber und Mortong erwerben sich einen Anhang, und laden endlich den König Balacin ein, dem Opfer beyzuwohnen. Balacin nimmt den Vorschlag an, und wird von einem Ausfalle, wo er sich unter die Soldaten gemischt, gefänglich mit in die Stadt genommen. Abarat führt ihn als seinen Vetter zu dem neuen Rolim, und erhält von demselben durch Geschenke, daß Balacin zum Priester eingekleidet wird, und das Opfer verrichten möge. Der Tag stellt sich ein, und Banise wird in den Tempel zum Tode geführet: Chaumigrem wohnet dieser Handlung bey, und Balacin stehet mit dem scharfen Opfersteine fertig. Als er sich aber mit der wirklichen Vollführung dieser Handlung verweilete, springet der rasende Chaumigrem selbst zu, dem Leben der Banise ein Ende zu machen. Balacin aber ergreift ihn, wirft ihm den Strick um den Hals, und versetzet ihm eine tödtliche Wunde. In dem Tempel wird sodann ein grosser Aufstand, welcher

erkläret er seine Absichten, und den Nutzen von dieser Arbeit auf folgende Art.

Es lernen itzo wirklich viele Ausländer deutsch: allein die bloß grammatische Kenntniß der Sprache ist nicht zureichend, ihnen auch den rechten Nachdruck, verschiedenen Verstand, und mannigfaltigen Gebrauch aller Wörter und Redensarten beyzubringen. Es war also zuförderst seine Absicht, die verschiedene Bedeutung derselben in allerley Verbindungen zu erklären. Manch Wort bekömmt nämlich in verblümtem Verstande ganz andre Bedeutungen, als es schlechtweg hatte. Ein Ausländer kann das aus der Uebung nur sehr langsam lernen: es wird ihnen also eine gute Anzahl solcher Beobachtungen sehr zu statten kommen, um desto eher eine Sprache zu lernen, die ihnen itzo so nöthig ist.

Wiewohl ihr Nutzen erstrecket sich noch weiter. Es giebt auch Sprachzweifel, die gebohrne Deutsche beunruhigen. Die hochdeutsche Schreibart wird itzo auch in solchen Theilen des weiten Reiches beliebt, wo man bisher wenig Fleiß aufs Deutsche gewandt; weil die Gelehrten alles lateinisch geschrieben haben. Dabey sind denn die klügern, auch wohl studirten Einwohner solcher Reichskreise gegen ihre angebohrne Mundart mistrauisch geworden. Sie merken, daß es ihnen bisweilen an etwas fehlet, können aber ihren Mangel nicht selbst ersetzen. In Ermangelung mündlicher Lehrer, müssen sie zu Büchern ihre Zuflucht nehmen, um zu erfahren, ob diese oder jene Redensart richtig ist, ob die

die Fügung derſelben regelmäßig und in der guten Mundart gebräuchlich iſt? u. d. m. Dieſen guten Patrioten nun hat der Hr. Verfaſſer zu dienen geſuchet, und zwar deſto lieber, da noch kein ſolch Buch vorhanden war, das ihnen zum Orakel dienen konnte.

Wenn er nun gleich manche, in fränkiſchen, ſchwäbiſchen, bayeriſchen und öſterreichiſchen Schriftſtellern bemerkte Unrichtigkeit angezeiget, und davor gewarnet: ſo hat er ſich doch durchaus für keinen Sprachmonarchen aufgeworfen. Er will nur bey denen einen wohlmeynenden Rathgeber abgeben, die ſich ſeines Rathes bedienen wollen. Wem ſeine Gründe nicht einleuchten, dem will er nichts aufdringen. Ein jeder behält ſeine Freyheit, auch unrichtig zu reden, wenn er will. Denn wer kann Leute zwingen, ſo oder anders zu ſprechen, wenn ſie der geſunden Vernunft, und der Sprachkunſt kein Gehör geben wollen?

Endlich giebt es auch wohl in Oberſachſen, Schleſien und Niederſachſen, ſelbſt unter Gelehrten, bisweilen Sprachzweifel, die nicht ein jeder zu heben im Stande iſt. Nicht ein jeder hat ſich auf grammatiſche Dinge geleget, da er mit wichtigern Dingen beſchäfftiget iſt: und der Gebrauch iſt oft die unbeſtändigſte und ungewiſſeſte Sache von der Welt. Sind doch wohl Cicero und Cäſar, mitten in Rom, in dem blühendſten Alter des Lateins, einmal uneins geweſen, ob man quinto, oder quintum Conſul auf eine öffentliche Denkſchrift graben ſollte:

ſo

so daß man endlich die bloße Zahl V. hinzusetzen schlüssig ward. Was Wunder, daß man auch im Deutschen zuweilen Zweifel bekömmt, die der Gebrauch allein nicht entscheidet.

Hier gesteht nun der Hr. Prof. Gottsched mit einiger Demüthigung: daß man ihn schon oft von auswärtigen Orten, z. E. von Berlin, Hannover, Wien und Petersburg, um Auflösung solcher Schwierigkeiten ersuchet hat. Da er nun dergestalt, wider sein Vermuthen zum Grammatiker erkläret worden: so wird mans ihm nicht übel deuten, daß er von vielen bedenklichen Wörtern und Redensarten seine unmaaßgebliche Meynung entdecket hat. Doch bedienet er sich dabey keines pedantischen Stolzes, und wird es niemanden übel nehmen, der auch wider sein Gutachten reden und schreiben wird. Er wünschet aber, daß jemand von der ganzen Nation bevollmächtiget werden könnte, gewisse zweifelhafte Fragen zu entscheiden: wie der brittische Fitz Adam, den Hrn. Johnson, als den Urheber des besten engl. Wörterbuches, zum Dictator der englischen Sprache erkläret, und sich seinen Aussprüchen unterworfen hat.

Von manchen Wörtern wird man hier weiter nichts, als Erklärungen, oder Bestimmungen der mit ihnen verbundenen Begriffe antreffen, und darüber rechtfertiget sich der Hr. Verfasser. Er saget, in den Gedanken eines ohne Wissenschaft und Einsicht redenden Volkes, hätten oft viele Wörter sehr ungewisse und schwankende Bedeutungen; und daher

her würden sie sehr gemisbrauchet. Diesem Misbrauche wäre der ganze Verfall aller Sprachen zuzuschreiben: und eben demselben hätte er einigermaßen vorzubeugen gesuchet. Solches aber hätte er nicht anders zu thun gewußt, als daß er von vielen solchen Wörtern deutliche und bestimmte Begriffe gegeben, und sie von allen verwandten unterschieden. Wer nämlich die Verwirrung der Begriffe und Redensarten verhütet, der thut der Sprache keinen geringen Dienst. Diese Antwort wird er allen denen geben, die ihn fragen möchten: warum er manche Wörter bloß erkläret, ohne ihre Misbräuche anzuzeigen?

Da wir eben mit dieser Nachricht beschäfftiget sind, fallen uns diejenigen Blätter der beliebten hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, in die Hände, darinn von diesen Beobachtungen Meldung geschieht. Man meynet zuförderst, dieses Buch sey ein Stück eines etymologischen Wörterbuches, u. s. w. Mit des Hrn. Verfassers Erlaubniß, so hat der Hr. Professor es nirgends dafür ausgegeben, auch unsers Erachtens dafür nicht ausgeben können. Denn wenn er gleich hier und da, aber sehr selten, eines Wortes Abstammung zu Hülfe genommen, um die wahre Bedeutung davon fest zu setzen: so ist doch solches nur sehr beyläufig geschehen. Aber in dem übrigen Theile seines Urtheils hat derselbe völlig recht.

Ferner setzet er hinzu: „Wenn sich der Hr. Verfasser gleich nicht über mehrere Artikel ausbreiten wollen:

wollen: so hätten sie doch verschiedene Zusätze leiden können. Wegen des ersten saget ja das Titelblatt schon, daß er nur von vieler, nicht aber von aller deutschen Wörter und Redensarten, Gebrauche und Misbrauche handeln wollen. Was aber das zweyte betrifft, so ist der Hr. Prof. so wenig der Meynung gewesen, daß seine Anmerkungen schon alles erschöpfet hätten: daß er sich im Schlusse der Vorrede ausdrücklich vorbehalten, dieselben bey einer neuen Ausgabe zu vermehren. Es verdienen also die Herren Verfasser der hamb. Nachrichten, allerdings einen Dank, daß sie dazu einen guten Beytrag zu thun beliebet haben; den sich der Hr. Professor vermuthlich bey einer neuen Auflage gern zu Nutze machen wird.

Der Hr. Prof. wird freylich, wie die Hrn. Verfasser der H. N. muthmaßen, einige wenige unter ihren Redensarten für Idiotismen der Niedersachsen halten, und wirklich halten müssen; die sich folglich besser in Hrn. Prof. Richeys Idioticon Hamburgense, als in ein Buch vom allgemeinen Hochdeutschen schicken würden. Allein die Antwort, die man darauf giebt, hebt diesen Zweifel nicht. Denn gesetzt, und zugestanden, daß die Redensart vom Abschlagen der Kälte und des Wetters, ein obersächsischer Idiotismus wäre: so wird doch allemal das Vorurtheil aller Oberdeutschen, für die Idiotismen der Obersachsen den Ausspruch thun. Was würden die Herren Hamburger sagen, wenn ein Obersachs ihnen in ihrer plattdeutschen Sprache

neue

neue Redensarten machen wollte? Würden sie nicht sagen: daß sie im Plattdeutschen keine Stimme hätten? Fiat applicatio. Hätten wohl die Römer solche Redensarten angenommen, die man in Hispanien oder Gallien, wo man auch Latein reden gelernet hatte, ausgehecket hätte? Eine römische Redensart aber, war und blieb gut Latein.

Im Schlusse der Vorrede zeiget der Hr. Prof. noch an, worinn er seinem gengenbachischen Momus, dem P. Dornblüth, nicht antworten werde. Er führet dabey ein Stück aus einer schwäbischen Oper an, die unlängst zu Salzburg aufgeführet worden; die von einer so heiligen Materie, als die Schöpfung der Welt, und Adams Fall ist, so niederträchtig und abgeschmackt lustig redet: daß man zu der Fähigkeit eines solchen Kunstrichters, dessen Muttersprache dieß Gewäsch ist, sehr wenig Vertrauen haben kann; wenn er entscheiden will, was gut Deutsch sey, oder nicht.

IX.

Samml. einiger arabischen Sprüchwörter, die von den Stecken oder Stäben hergenommen sind. Sr. Hochwohlehrw. S. T. Hrn. M. Adam Grenz, wohlverdienten Diacono an der Kreuzkirche zu Dresden gewidmet. Leipzig, bey Löpern. 1758. 30 S. in 4.

Unsre Leser werden das Räthsel in lateinischen Versen, am Ende des vorigen Monaths unsers Neuesten gelesen, und vermuthlich errathen

rathen haben. Allenfalls würden sie auch in dieser freundschaftlichen Antwort auf dasselbe, den Schlüssel dazu finden. Sie sehen hieraus zugleich, wen jenes sinnreiche Gedicht zum Urheber gehabt habe. Unser berühmter Hr. D. Reiske hingegen hat selbiges durch eine gelehrte Sammlung arabischer Sprüchwörter beantworten wollen, dabey er seine große Kenntniß dieses Volkes und seiner Sprache auf eine neue Art erwiesen hat. Die Zuschrift übergehen wir mit Bedachte.

Nach der vorläufigen Erklärung was auf arabisch ein Stab heiße, und daß es das hebräische עץ Holz sey; bemerket er einen Fehler der Etymologisten, die dieß Wort mit einem andern arabischen vergleichen. Golius erkläret es durch baculus, scipio, fustis; und viele andre Redensarten, als z. E. einen weiblichen Kopfputz, die Züchtigung, die Handhabung der Gerechtigkeit, die Eintracht der Moslemiten, imgleichen die Zwietracht, endlich das Stillstehen und Ablegen einer Reise. Dieß sind nun die meisten Sprüchwörter beysammen, die vom Stabe hergenommen sind. Aus dem al Meidani wird er sogleich die Rechtfertigung davon beybringen, um die Befremdung zu mindern, wie ein Wort so vielerley bedeuten könne.

Diesen Almeidani lobet er wegen des Werkes von arabischen Sprüchwörtern; als welches viel dunkle arabische Schrüchwöter erkläre, und bey Auslegung der hebräischen Bibel sehr nützlich sey. Es ist aber noch nicht gedruckt; und selbst Pocoks lateinische Uebersetzung kämpfet noch zu Oxford mit dem Staube und den Motten. Das

Das erſte Sprüchwort vom Stabe bey demſelben heißt: hüte dich vorm Todtſchlagen mit dem Prügel. D. i. daß du weder einen andern damit tödteſt, noch ſelbſt getödtet werdeſt. Der Hr. D. Reiske deutet ſolches auf eine Warnung, ſich nicht unter einen öffentlichen Auflauf, oder eine bürgerliche Empörung zu mengen; ſondern lieber als ein tapferer Mann, in einem Treffen, vom Schwerte zu fallen. Er findet dabey, daß das arabiſche Wort Stab, auch von der Gemeine verſtanden wird. Es heißt: „wären nicht die Stämme Zeid, als zu denen du deine Zuflucht nimmſt, ſo würde dein Stab derjenige ſeyn, den jedermann abſchälen und knicken würde.„ Der Hr. Verfaſſer erkläret hier den Stab von allem, worauf einer ſich ſtützet und ſteifet; und womit er fremde Gewalt von ſich abtreibt. Dieſes erläutert er mit einer Stelle aus dem Gjarir. Das ſey nun hier die Gemeine, u. ſ. w.

Ein ander Sprüchwort des Almeidani iſt, wenn er von einem ſanften Hirten ſaget: er ſey ſchwach von Stabe; und von einem harten, er ſey hart, oder rauh von Stabe. Dieß iſt offenbar der bibliſche Stab Sanft, und Stab Wehe!

Ferner iſt ein arabiſches Sprüchwort: es habe dieſer oder jener den Stab der Moslemiten, oder Rechtgläubigen zerbrochen, oder geſpalten: und das ſoll bedeuten, daß jemand ſeine Gemeine, ſeinen Haufen, oder ſeine Geſellſchaft verlaſſen habe. Bey der Erläuterung dieſes Sprüchwortes, wird mit eingeführet, daß einer, der ſich wo niedergelaſſen, und ſeine ganze Haabe beyſammen hat,

ſaget: Er habe ſeinen Stab dahin geworfen: d. i. den Wanderſtab aus den Händen geleget.

A. d. 12. Seite will der Hr. D. dasjenige mehr erläutern, daß eine ganze Gemeine ein Stab genennet wird. Er meynet dieſe Sache auch aus unſern Gewohnheiten zu erklären, da wir täglich vom Stabe bey den Regimentern, und von Stabsofficiern reden hören. Seine Worte davon ſind dieſe: „Ich habe lange nicht gewußt, warum das Kriegsgericht der Stab heißt. Mancher wird denken, es komme von den Stäben her, deren man ſich noch heute zu Tage, wie in den alten Zeiten, zum Urtheilſprechen bedienet. Der Richter bricht ſeinen weißen Stab, nachdem er über einen das Endurtheil geſprochen hat, um anzuzeigen: daß nunmehr weiter kein rechtliches Verfahren in dieſer Sache verſtattet werde. Mir kömmt es aber doch wahrſcheinlicher vor, daß unſer Wort Stab, in dem Verſtande, da es die Kriegsleute von ſich, und andre von ihnen gebrauchen, von dem Worte Drungus δρογγος herkomme. In der griechiſchen und lateiniſchen Sprache der mittlern Zeiten, hieß eine Rotte, oder Bande, oder ein Fähnlein, von Kriegsleuten ſo. Es iſt augenſcheinlich, daß es vom lateiniſchen truncus herkomme. Ferner begreift man auch gar leicht, daß das Wort truncus in dieſer Bedeutung von φαλαγξ herkomme. Phalanx bedeutet eigentlich einen langen runden Stab, eine Walze u. ſ. w. „

So gelehrt dieſes alles iſt, und ſo wahr es in Anſehung der alten Araber, Griechen und Römer ſeyn mag: ſo dünket es uns doch, in Abſicht auf das deutſche Stab, nicht recht zu paſſen. Denn erſtlich nen-

nennen wir nicht das ganze Regiment, die Schaar, oder den Haufen Soldaten den Stab; ſondern das Gericht, welches aus den oberſten Befehlshabern bis auf die Hauptleute, excluſive, beſteht. Daher ſaget man, der Stab des Regiments ſtehe da im Quartiere, wo der Oberſte, Oberſtlieutnant und beyde Oberſtwachtmeiſter, oder die Majore ſtehen. Auch der ſogenannte kleine Stab beſteht aus den ſoldatiſchen Gerichtsbedienten, d. i. dem Auditeur, oder Feldſchultheißen, dem Proſos, u. d. gl. Das iſt alſo weder die Phalanx, noch der Drungus, oder Truncus.

Hergegen finden wir, daß ſchon die Gothen um des Ulfilas Zeiten, ein jedes Gericht, ja den Richter ſelbſt Stawa genennet. Im 5ten Cap. Matthäi in 25ſten Verſe heißt es: Auf daß dich der Widerſacher nicht überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, u. ſ. w. Gothiſch lautet es ſo: Iban huan atgibai thuk ſa andaſtava *Stavin*, ja ſa *Stava* thuk atgibai andbahta. Hier heißt alſo der Richter ſchon in der Hälfte des IV. Jahrhunderts, unter den Gothen Stava, Stab. Da die Gothen großentheils, ehe ſie an die Donau gezogen, in Preußen und Pommern gewohnet, und allda nahe Nachbarn der Angelſachſen geweſen, die nachmals nach England gegangen: ſo iſt es kein Wunder, daß auch die heutigen Engländer eine Spur dieſes alten Wortes noch in ihrem Steward, und Lord High Steward haben. Dieſer iſt nach William Pardons Wörterbuche: a temporary Officer, who is appointed to officiate at a Coronation; NB. the trial of a Nobleman for high treaſon

cher auf den Balacin dringet: Abaxar aber kömmt ihm zu Hülfe, und machet alles, was ihm widerstehet, nieder. Zu gleicher Zeit wird die Stadt erobert, alles was von Brama den Namen führt, getödtet, Balacin aber zum Kayser gekrönt, und ihm die Banise anvermählet.

So weit erstrecket sich die Hauptfabel, welche noch ziemlich gut gerathen ist, und die wir nunmehro mit ihren Zusätzen nach den Regeln untersuchen werden. Wir wollen dabey erstlich die Charactere derer Personen, sodann die Fehler wieder die Wahrscheinlichkeit, hiernächst die übel angebrachte Person des Scandors, und endlich die schwülstige Schreibart bemerken.

Ehe wir aber den Anfang dazu machen, wird es nicht undienlich seyn, auch den Titel und die Vorrede des ganzen Werkes ein wenig zu beleuchten. Diejenigen, so aus diesen äusserlichen Stücken den Geschmack zu beurtheilen pflegen, darinn ein ganzes Buch geschrieben ist, werden sich bey unsrer Banise nicht betrügen. Herr von Ziegler hat seinem Buche schon an der Stirne die Merckmale seines Geistes und seiner Zeiten eingepräget. Seine Banise heißt die Asiatische, und zwar von rechtswegen, denn sie ist eine Asiaterin. Es scheint aber nicht anders, als ob Herr von Ziegler selbst auch ganz asiatisch darüber geworden wäre. Seine Gedanken und Ausdrückungen zum wenigsten sind so hochtrabend und gekünstelt, daß man ihn eher für einen Peguaner, als für einen Meißner erkennen sollte. Wie schön klingt nicht das blutige doch muthige Pegu! Dieser Schellenklang ist eine sehr altväterische Schönheit der ehr-

wür-

ſon &c. Wich being ended his commiſſion expires, he breaks his wand, and ſo put an end to his authority. d. i. Ein lord groß Steward iſt ein kurzwährender Beamter, der beſtellet iſt, bey einer Krönung Dienſte zu thun; imgleichen einen Edelmann wegen Hochverraths zu verhören, ꝛc. Wenn nun dieſes vollendet iſt, ſo hat ſein Auftrag ein Ende: Er bricht ſeinen Stab entzwey, und ſo iſt ſein Anſehen auch zum Ende.

Da haben wir nun den wahren Urſprung des Stabes bey unſern Kriegsleuten, in ſo weit die oberſten Befehlshaber die Gerichtsbarkeit bey den Regimentern zu verwalten haben: ſind ſie, gothiſch Stava, oder Richter der Angeklagten.

A. d. 13ten S. kömmt ein neues Sprüchwort. Von dem Stabe des oder jenes Stammes fliegen die Stücken umher: d. i. ſie ſind auf allerley Weiſe zertrennet worden. Der Hr. Verfaſſer erläutert auch dieſes durch andre Stellen aus arabiſchen Schriftſtellern.

A. d. 15ten S. ſteht dieſes: Hebe deinen Stecken von deinen Angehörigen nicht weg. Auch hievon werden verſchiedene Auslegungen gegeben.

Noch eins, von der 16ten S. Dring dich nicht ein, zwiſchen den Stecken und ſeine Schale: d. i. Menge dich nicht in einen geheimen Handel. Eben daſelbſt heißt es von einem, der von der Reiſe heimkömmt, er lege ſeinen Stab nieder. Und auf dieß Sprüchwort zielet der Hr. D. Reiske in ſeiner Zuſchrift: daß er nämlich itzo, nach erhaltener guten Beförderung, bey der anſehnlichen Stadtſchule allhier, ſeinen Stab, auch in Ruhe niederlegen wolle.

Eben

Eben dergleichen kömmt auf der 18ten S. vor. Cotaibah, heißt es, gieng nach Chorasan, und trat daſelbſt ſein Oberlandpflegeramt an. Wie er nun die erſte Anrede ans Volk halten ſollte, ſo geſchah es, daß ihm ſein Stab aus der Hand fiel. Er aber machte ſich nichts daraus, da ein andrer eine ſchlimme Ahndung daraus würde genommen haben; ſondern ſagte nur: Ach lieben Freunde, das bedeutet gar nicht, was meine Feinde hiebey wünſchen und meine Freunde verwünſchen werden; ſondern es bedeutet das, was dort der Dichter ſaget: Sie warf ihren Stab hin, und ruhete nach ihrer Wanderſchaft aus; und war froh: daß iſt ich werde hier bey euch bleiben. Ich habe meinen Stab nicht wider Willen fallen laſſen, ſondern ihn freywillig weggeworfen.

Dergleichen Stellen führet der Hr. D. mehrere an. Hernach zählet er noch die Pfeile zu den Stäben, und bezieht ſich dabey auf das IV. Cap. des Hoſeas; der den Wahrſagerpfeil עץ und מקל nennet. Mein Volk fraget ſein Holz um Rath, und ſein Stecken ſaget es ihm. Der Hr. D. redet davon ſo: „Wenn ich dieſe Worte des Propheten „leſe, und ſehe, wie er die Kinder Iſraels ſeiner „Zeit beſchreibt: ſo ſtelle ich mir einen Haufen Ara„ber vor, die um ein Kameel herumſtehen, das ſie „ſchlachten wollen, um es hernach gemeinſchaftlich „zu verzehren; und loſen: wer die Koſten zum „Schmauſe hergeben, und das Kameel bezahlen „ſoll; und wer umſonſt mit ſchmauſen ſoll? Das „Loſen geſchah mit kleinen Hölzern oder Stäben, die „wie die Pfeile ausſahen, aber weder Eiſen noch „Federn hatten. Der Prophet ſaget demnach:

„Mein Volk fraget nach bey seinen Hölzern, und „seine Stäbe sagen ihm: Was denn? Wer zu „dem Thiere, das man schlachten will, einen Geld„beytrag thun soll, oder wer damit verschonet „bleibe?„

Ferner werden noch mehr Fälle angeführet, wo die Araber mit ihren Pfeilen geweißaget, oder zweifelhafte Fälle entschieden haben; dabey der Hr. D. seine Anmerkungen und Zweifel machet. Doch wir eilen zum letzten Sprüchworte: **Stock kömmt vom Stöckchen**, oder der Stab vom Stäbchen: d. i. aus Kindern werden auch Leute; oder, große Dinge entstehen aus kleinen. Almeidani bringt ein Mährchen davon vor, womit wir beschließen wollen. Es giebt eine Probe von den Räthseln, womit sich der arabische Witz so gern beschäfftiget.

„Als Nezar seinem Ende näherte, ließ er seine vier Söhne vor sich kommen, (die hießen Modar, Rabjah, Ejad und Ammar,) und sagte zu ihnen: Meine Söhne: Dieses rothe Zelt soll dem Modar. (Das Zelt war nämlich von rothem Saffian.) Der Rappe und das schwarze Zelt soll dem Rabjah. Diese Sclavinn soll dem Ejad. (Die Sclavinn war eisgrau.) Und endlich dieser lederne Beutel und Sessel soll dem Ammar. Und wenn ihr wegen der Theilung nicht könnet untereinander eins werden, so machet euch zum Aphai auf den Weg, dem Gjorhamiten, und nehmet ihn zum Schiedsrichter. Er wohnt im Lande Nagjran. Es geschah, wie dem Vater geschwahnet hatte. Die Söhne zankten sich wegen der Theilung. Sie machten sich also auf den Weg nach dem Aphai zu. Unterweges ward

Modar

Modar einer Spur im Graſe gewahr, das abgeweidet war, und ſagte: Das Kameel, das hier geweidet hat, muß auf dem einem Auge blind geweſeyn. Rabjah fügte hinzu: Es muß auf der einen Seite lahm geweſen ſeyn. Ejad fuhr fort: Es muß ein Mutzſchwanz geweſen ſeyn. Endlich beſchloß Ammar: Es muß ſcheu und ſchüchtern geweſen ſeyn. Sie waren nicht weit weg, als ein Mann auf ſeinem Cameele auf ſie zu gegaloppirt kam, der ſie fragte, ob ſie nicht etwan einen Cameelhengſt geſehen hätten; es wäre ihm einer entlaufen. Nicht wahr, fragte hierauf Modhar, er iſt auf dem einen Auge blind? Ja, antwortete der Fremde. Er iſt lahm von der einen Seite? fragte Rabiah. Ja, antwortete der andere. Es iſt ein Mutzſchwantz? Recht ſo. Er iſt wildſcheu? Ja. Bey meiner Treu, ihr müſſet meinen Cameelhengſt haben oder wiſſen. Sagt mir nur, wo er iſt. Sie ſchwuren Stein und Bein, und bezeugten vor Gott und nach Gott, daß ſie ſein Cameel nicht mit Augen geſehen hätten. Der Mann ließ ſich aber dadurch nicht bedeuten, noch abwendig machen, ſondern wollte ihnen in die Haare. Er ließ nicht ab, ſondern begleitete ſie mit zu den Aphai, dem Gjorhamiten. Das war damals der gemeine Richter der Araber. Wie ſie nach Nagjran kommen, und bey dem Richter abgeſtiegen, und von ihm zu Gäſten aufgenommen worden waren: ſo hub der Fremde ſeine Klage an. Dieſe Leute, ſagte er, haben, oder wiſſen mein Cameel, wo es ſteckt. Denn ſie haben mir es nach allen ſeinen Eigenſchaften beſchrieben. Die Gebrüder aber leugneten, es je mit Augen geſehen zu haben. Wie,

ſagte hierauf der Aphai, wie geht denn das zu, daß ihr es beſchreibt, da ihr es doch nicht geſehen habet? Das geht ſo zu, antwortete Modar. Ich ward gewahr, daß das Cameel die Weide nur von der einen Seite bekoſtet, die andere aber unberührt gelaſſen hatte. Rabiah führte zur Veranlaſſung ſeines Schluſſes dieſes an, daß das Cameel mit dem einen ſeiner Forderpfoten eine feſte gewiſſe kenntbare Spur dem Erdboden eingedruckt habe, mit der andern aber eine nur dunkle und vermiſchte; und das hätte, ſagt er, der allzuſchwere Hang des Thieres auf die eine Seite gemacht. Daran, ſagte ferner Ejad, habe ich erkannt, daß das Thier einen verſtümmelten Schwanz gehabt haben muß, weil ſein Miſt, wo es ihn hat fallen laſſen, ganz und ungetheilt beyſammen lag. Denn hätte es einen langen herabhangenden zottigen Schweif gehabt, ſo würde es mit dem Miſte gezettelt u. geklecket haben. Endlich, ſagte Ammar, habe ich die Schüchternheit des Thieres daraus erſehen, daß es von manchem mit Graſe dicht bewachſenen Flecke weggelaufen, nach andern viel magern und ſpärlicher bewachſenen. Wie der Richter das hörte, ſo ſagte er zum Kläger: Mein Freund, laß von dieſen Leuten ab. Sie haben dein Cameel nicht. Suche es wo anders. Darauf fragte er ſie, wer ſie wären? Sie ſagten es ihm, und er bewillkommte ſie ſodann. Nachdem dieſes geſchehen, ſo trugen ſie ihm ihren Handel vor. Das befremdete ihn. Wie iſt es möglich, ſagte er zu ihnen, daß ihr euch einbildet, meines Unterrichtes benöthiget zu ſeyn, da ihr Leute von einer ſo ſcharfen Einſicht ſeyd, als ich an euch wahrgenommen habe! Er

wieß

wieß ihnen hierauf ihren Verbleib bey sich an, und ließ ein Schaf für sie schlachten, und setzte ihnen Wein vor, und ließ sie für sich allein speisen. Er selbst aber setzte sich an einen versteckten Ort, so daß sie zwar ihn nicht sehen, er aber sie wohl behorchen konnte. Wie sie nun so alleine waren, da fieng Rabiah also an zu sagen: Ich würde in meinem Leben kein so niedliches Fleisch gegessen haben, als dieses ist, wenn es nur nicht von einem Schaafe wäre, das eine Betze gesäuget hat. Modar versetzte: Ich würde mich nicht erinnern können, je einen so schmackhaften Wein getrunken zu haben, als dieser ist, wenn er nur nicht von einem Stocke wäre, der auf einem Grabe gestanden hat. Ejad sagte: Ich würde sagen, nie einen Mann gesehen und gesprochen zu haben, der fürstlicher und edler zu leben, und Fremden zu begegnen wüßte, als dieser unser Wirth; wenn er nur den Mann wirklich auch zum Vater hätte, nach dem er sich nennet. Ammar beschloß die Unterredung damit, daß er sagte: Ich glaube nicht, daß je eine Rede von Leuten ist gehalten worden, die ihnen zu Erreichung ihrer Absicht mehr gedienet hat, als unsere itzige Unterredung. Aphai wie er das hörte, denn er belauschte sie, wie gesagt, so dachte er bey sich selbst, das können unmöglich Menschen seyn. Das müssen Schaitans, (Dämones, Satans,) seyn. Er ließ demnach seinen Haushalter vor sich kommen, und fragte ihn, was es für eine Bewandniß hätte, mit dem Weine? Da gestund dieser ihm, er wäre von einem Stocke, den er auf seines Vaters Grabe gepflanzet hätte. Ferner ließ Asai den Hirten kommen, und vernahm von

ihm,

ihm, was das für ein Schaaf gewesen wäre? Herr, sagte der Schäfer, die Mutter von diesem Schaafe kam eben damals um, als dieses Schaaf noch sog, und just kein ander Schaaf in der ganzen Heerde Junge hatte. Ich sahe mich also genöthiget, dieses Schaaf an einem Schaafhunde saugen zu lassen. Endlich gieng er zu seiner Mutter, und bath sie, ihm doch aus dem Traume zu helfen. Diese erzählte ihm den ganzen Verlauf der Sache. Mein Sohn, sagte sie, es kann wohl was an der Sache seyn. Die Leute haben Lunte gerochen. Sie müssen eine feine Nase haben. Die Sache verhält sich also. Mein seliger Herr war ein Mann von großem Ansehen und Vermögen. Weil er nun zum Kinderzeugen unvermögend war, und ich nicht gern sein großes Gut in fremde Hände kommen lassen wollte, so ließ ich einen seiner Vettern, der ihm einstens zusprach, über mich kommen. Und da bist denn du erzeuget worden. Asai hatte genug daran, und kehrte wieder zu seinen Fremdlingen. Die erzählten ihm ihre ganze Geschichte, und was der letzte Wille ihres Vaters gewesen sey. Darauf that Asai den Ausspruch: Was dem rothen Zelte gleichet, das gehört dem Modar zu. Hiermit bekam Modar das güldene Geld und Geschirre, wie auch die rothen Cameele und den Wein; und daher heißt er auch Modar mit den rothen Sachen. Rabiah soll die Rappen und das schwarze Zelt haben. Hiemit bekam Rabiah alles was schwarz war; und davon heißt er Rabiah mit dem Rosse. Ferner was der scheckigten oder grauen Sklavinn ähnlich ist, das soll Ejad haben. Hiemit bekam Ejad alles scheckigte

Vieh

Vieh an Pferden und anderm Heerdenvieh; und darum heißt er auch Ejad mit den scheckigten Dingen. Endlich sprach Asai dem Ammar das Silbergeld und Silbergeschirre, und den Ueberschuß der Verlassenschaft zu. Und darum heißt er und seine Nachkommenschaft auch Ammar mit dem Ueberschusse. Auf diese Weise geriethen die Brüder aus einander, blieben bey dem Ausspruche des Schiedsrichters, und zogen wieder ihrer Straße. Asai gab ihnen den Spruch mit auf den Weg: **Der Stab vom Stäbchen, und Choschain vom Achschan, und der Beystand des Thoren wird für Eitelkeit gerechnet.** Diese drey Sprüche sind von der Zeit an zu Sprüchwörtern geworden. „

Da Almeidani am Ende noch allerley grammatische Anmerkungen machet, die von geringer Erheblichkeit sind; schließt der Hr. D. so: „Das „Ende derselben dienet zum Beweise, daß die „Sprachlehrer der Araber, ihren Amtsgenossen in „der ganzen Welt ähnlich sind; daß sie sich in „Dinge nicht finden können, oder aus Begierde ge„lehrt zu scheinen, sich stellen, als könnten sie sich „darein nicht finden, die sonst jedermann versteht; „daß sie Schwierigkeiten machen, wo keine sind; „daß sie Knoten knüpfen, um etwas auflösen zu „können, sollte es auch selbst an Binsen seyn.„

Gleichwohl gesteht er, daß er sich in diesen Schriftsteller verliebt habe, und wünschet, daß sich ihrer mehrere aufs Arabische legen möchten, um denselben gedruckt sehen zu können.

X. P.

X.

P. Ovidii Naſonis Opera omnia,

accedit Chreſtomathia Hiſtoriam poeticam, Geographiam, et cujusvis generis antiquitates ſtrictim ac dilucide exponens, curante Jo. Petro Millero. T. I. II. III. IV. Berolini 1757. Sumtibus Haudii & Speneri. in 8.

Wir kündigen dieſe ſaubere und ſchöne Ausgabe der claſſiſchen Schriftſteller allemal mit neuem Vergnügen an. Ovidius iſt dießmal derjenige Dichter, den nach dem Virgil Horaz und Plautus die Reihe getroffen hat. Und da er nächſt dem letztern derjenige iſt, von dem wir die meiſten Gedichte haben, ſo iſt dieſe neue Lieferung eine der wichtigſten. Ueberhaupt iſt Ovid ein ſo angenehmer und gelehrter lateiniſcher Poet, daß er dem goldnen Altar des Lateins, darinn er gelebet hat, keine geringe Ehre gemachet.

Auf dieſen Vorzug der alten Dichter zielet der berühmte Herausgeber in ſeiner Vorrede. Er meynet mit Rechte, man müſſe die alten Dichter für rechte Schatzmeiſter der alten Gelehrſamkeit und Kenntniß anſehen: weil ſie allein dafür geſorget, daß uns die älteſten Sachen der Welt nicht ganz unbekannt bleiben möchten. Außer dem bilden ſie ſolche ſchöne Nachahmungen der Natur ab, daß ſie die Gemüther dadurch gänzlich einnehmen. Die Natur hat ihnen nämlich die Gabe verliehen, die Cicero dem Phidias beyleget: der Jupiters und Minervens Bildſäulen ſo gemachet, daß kein andrer ihn erreichen konnte. Gleichwohl hat Phidias ſich nur aufs Nachahmen geleget: die Dichter aber übertreffen zuweilen das Nachahmen, und erwecken in den Gemüthern völlig gleiche Bewegungen mit die Natur ſelbſt.

Hierauf hoffet er, der Leſer werde dieſen Poeten, als einen der allervollkommenſten Dichter, geneigt von ihm annehmen. Iſt der aber auch ein eben ſo guter Sittenlehrer? Er wünſchet, daß man zu Verkleinerung ſeines Lobes, dieſen Einwurf nicht machen dürfte. Gleichwohl glaubet er

ihn

ihn auch hier einigermaßen zu entschuldigen. Zwar seine geilen und unzüchtigen Scherze will er gar nicht leben, auch eben nicht behaupten, daß sein Leben besser, als seine Schriften gewesen, wie er uns überreden wollen; Indessen schrieb er doch auch die verliebten Gedichte in einer Stadt, wo man dergleichen gar nicht für sträflich hielt; und er beschrieb darinn nicht sowohl seine eigenen, als die gemeinen Sitten seiner Zeit. Da er nun keine höhere Erkenntniß der Religion hatte; und nur mit seinem Witze Ehre einzulegen suchete: so kann es ihm so sehr eben nicht verargt werden. Ein Leser muß sich dagegen waffnen, und sorgen, daß sein Gemüth unverderbt dabey bleibe.

Außerdem hat Ovid auch die schönen Sittensprüche mit eingestreuet: z. E.

Si qua metu demto casta est, ea denique casta est:
Quæ, quia non liceat, non facit, illa facit.
Die keusch bleibt ohne Furcht, die ist wahrhaftig keusch,
Die nichts unmöglichs thut, die thut es in der That.

Vt jam servaris bene corpus, adultera mens est,
Nec custodiri, ni velit, illa potest.
Bewachst du gleich den Leib, der Geist treibt Ehebruch.
Denn den bewacht kein Mensch, wenn er nicht selber will.

Doch er will eben keine Schutzrede für den Ovid schreiben. Von seinem poetischen Witze zu reden, würde eine weitläuftige Arbeit seyn. Sein Reichthum in Gedanken und seine Mannigfaltigkeit im Vortrage derselben sind unerschöpflich; und sein Wohlklang ist so reizend, daß es scheint; die Musen selbst hätten ihm alles in die Feder geflößet. Der Hr. Verf. hat sich in Lieferung des Textes der besten Arbeiten seiner Vorgänger, sonderlich des Heinsius und des Burmanns bedienet. Gleichwohl sind noch hier und da Stellen im Ovid, die auch den geübtesten Lateinern viel zu schaffen machen.

Diesen Schwierigkeiten nun abzuhelfen, hat sich der Hr. Verfasser keine geringe Mühe gegeben: indem er eine Chrestomathie verfertiget, worinn alles was im Ovid schwer und dunkel gegeben worden, erläutert wird. Wenn es gleich an verschiedenen Orten desselben vorkömmt, so kann man

es

würdigen barbariſchen Jahrhunderte, davon wir die Reſte noch hier und dar wahrnehmen. Was heißt nachmals dieſes, daß dieſes blutige und doch muthige Pegu in hiſtoriſcher Wahrheit beruhe? Man kan zwar einigermaaſſen errathen, daß in ſeiner Erzehlung eine gewiſſe wahrhaftige Begebenheit enthalten ſeyn ſolle: Aber wer ſagt denn dieſes auf ſolche Weiſe, wann er deutſch reden will? Man ſagt zwar, eine Wahrheit, ein Satz, eine Lehre beruhe auf guten Gründen: Aber niemals beruht ein Ding in hiſtoriſcher Wahrheit. Eben ſo wunderlich iſt es geredt, daß dieſe hiſtoriſche Wahrheit mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeſchicht bedecket worden. Muß man denn allezeit metaphoriſch und allegoriſch reden? Kan auch der Titel zu einem hochtrabenden Buche nicht einmal natürlich und vernünftig ſeyn? Und wie iſt es denn möglich, eine hiſtoriſche Wahrheit mit dem Mantel einer Geſchichte zu bedecken? Iſt nicht jede hiſtoriſche Wahrheit auch eine Geſchichte? Und wie kan man alſo eine Geſchicht mit einer Geſchicht bedecken? Geſchichte ſind ja nicht Fabeln. Ein Helden- und Liebes-Gedichte hätte es heiſſen ſollen, wenn man das Kind bey ſeinem rechten Namen hätte nennen wollen.

Die Zueignungsſchrift des Herrn von Ziegler iſt nicht beſſer gerathen, als der Titel ſeines Buches. Es iſt ſelbige an den damaligen Sächſiſchen Churprinzen, Johann Georgen, der nachmals den Namen des IV. geführet hat, gerichtet, und hebt ſich ſo an:

Durchlauchtigſt groſſer Prinz, ein Himmelhoher Geiſt
Den das Verhängniß hat zur Majeſtät gebohren,

Den

es hier auf einen Blick übersehen: so, daß dieses zugleich ein Register abgeben kann. Nun hat zwar der ehrliche Burmann gesaget, derjenige, dem er das Register über Ovids Werke zu machen aufgetragen, habe Maittaires **Dummheit und Unwissenheit**, (stuporem & ignorantiam; so redet hier Burmanns litterarische Höflichkeit) in sechshundert Stellen verbessert. Allein obgleich dieses wahr ist: so versichert doch Hr. Rector **Miller**, daß in diesem Register bey Burmanns Ovid, noch sechshundert andre Schnitzer wirklich vorhanden sind. Was soll man also von diesem allwissenden Sprachtyrannen endlich noch denken?

Endlich hat der Hr. Verfasser an den Fabeln in Orids **Verwandlungen**, einen vollständigen Auszug und Grundriß geliefert: und zwar in der Absicht, damit man desto leichter der alten, aber ungeschickten Unterschriften, oder des Inhalts derselben entbehren könne, die Lactantius, oder **Lactatius Placidius** gemachet. Und in der That findet man hier nicht nur Wilhelm **Lanters** kurzen Auszug der Fabeln aus den Verwandlungen vorangeschicket, sondern auch am Ende eine viel genauere Anzeige, in welchem Buche, und im wievielsten Verse jede Fabel zu finden ist.

Die Ordnung der ovidischen Gedichte ist fast durchgehends geblieben, wie sie in andern Ausgaben zu seyn pflegt. Auf die Briefe der Heldinnen folgen im I. B. die Liebesgedichte, die Bücher von der Kunst zu lieben, und die Gegenmittel der Liebe. Hier ist das Trostschreiben eines Unbekannten an die Kaiserinn Livia, über den Verlust des Drusus, imgleichen das Gedicht Nux, oder der Nußbaum, und drey Antworten des Aulus Sabinus, auf drey Briefe der Heldinnen beygefüget. Der II. B. enthält die Verwandlungen, mit oberwähnten Zusätzen. Der III. B. liefert die Fastos, oder Jahrbücher, die Tristia, oder Klagschreiben, die Epistolas ex Ponto, oder Sendbriefe aus dem Elende, seinen Ibis, und einige Fragmente. Der IV. B. enthält, erstlich Massons ausführliches Leben Orids, sodann die Chrestomathie des Hrn. Verfassers bis ans Ende.

Druck und Papier sind mit der bey dieser Ausgabe schon bekannten sonderbaren Schönheit und Sauberkeit zu sehen, so daß man sich nichts schöners wünschen kann.

Ende des Herbstmonds 1758.

Vorstellt X ene

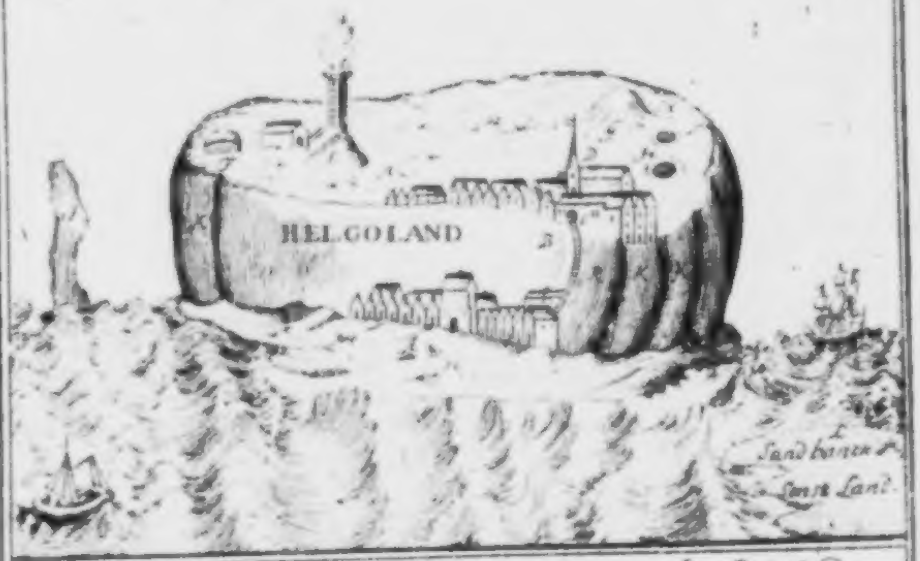

A Das Unter-land B Die Treppe von 120 Stufen C Das Thor wo das Proviant Haus nebst den Arsenal ist D die Kirche E die Feuer Backe wo die Schiffe die von und nach der Elbe laufen F der Pulver Thurm G der Flaggen Berg H Saps Kuhl wo die Einwohner ihr Wasser schopfen I ein Stuck so vom Lande abgespület und der Mummich genant wird K Buchten die ins Land eingehen Die Dühne ist sonst mit Helgoland vereinigt gewesen

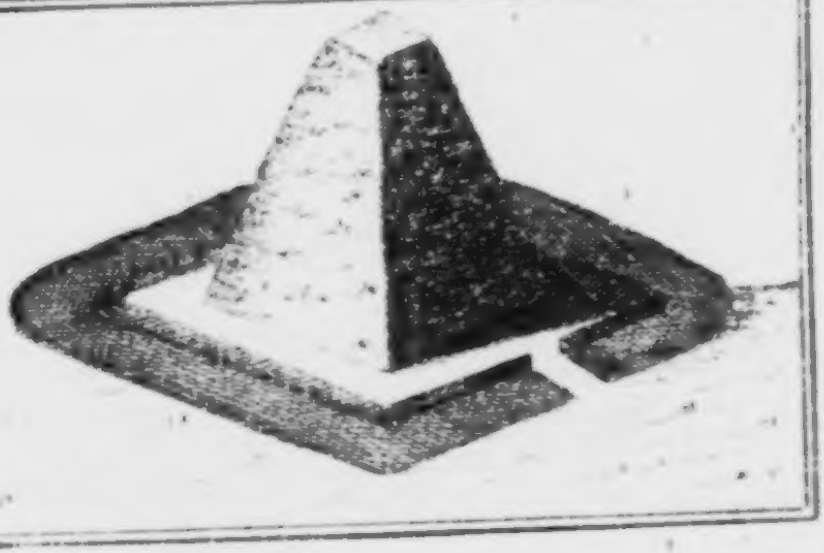

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Weinmond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1758.

Inhalt.

I. De l'Eſprit.

II. Hrn. Scheffners Ode auf die Wiſſenſchaften.

III. Verſuch über die allgemeine Zeitrechnung der heil. Schrift.

IV. Hrn. Camerers hiſtoriſche Nachrichten von den Herzogthümern Schleswig und Hollſtein.

V. Hrn. Oberconſiſtorialraths Süßmilchs Gedanken von denen epidemiſchen Krankheiten und dem größern Sterben des 1757ſten Jahres.

VI. Hrn. Ledermüllers Verſuch einer gründlichen Vertheidigung der Saamenthierchen.

VII. In Damianum qui in vitam Ludovici XV. molitur.

VIII. Beſchluß des Auszuges aus dem Trauerſpiele Iphigenie en Tauride des Hrn. de la Touche.

IX. Nachricht von der neulichen Feyer des hohen Geburtsfeſtes Sr. Königl. Hoheit des königl. Churprinzen zu Sachſen.

X. Melodien zu des Hrn. Prof. Gellerts geiſtlichen Oden und Liedern.

XI. Der ſechs und vierzigſte Pſalm, in Muſik geſetzt von Joh. Friedrich Doles.

XII. Hrn. Hertels Sammlung muſicaliſcher Schriften. Zweytes Stück.

XIII. Balth. Galuppi, il mondo alla roverſa &c.

XIV. Hrn. M. Körners philologiſch-hiſtoriſche Abhandlung vom Alterthume des böhmiſchen Bergwerks.

XV. Nachricht von einer neuen Auflage der Oeuvres de François de la Mothe le Vayer.

I.

De l'Eſprit.

— — *Unde animi conſtet natura, videndum*
Qua fiant ratione, & qua vi quæque gerantur,
In terris.

LVCR. de Nat. Rer. L. I.

A Paris, chez Durand, Libraire. 1758. avec Approb. & Priv. du Roy. in 4.

Wenn unſre Leſer ſich erinnern, daß dieſs Werk in Paris durch des Henkers Hand verbrannt, der Verfaſſer davon in die Baſtille geſetzet, der Cenſor und Buchdrucker gleichfalls beſtrafet worden: ſo wird verhoffentlich die Neugierde ſattſam erhitzet werden, zu wiſſen, was der Inhalt davon ſeyn müſſe. Nach dem Titel davon zu urtheilen, würde mans ſchwerlich errathen können. Die Herren Franzoſen bleiben bey ihrer Sitte, die Ueberſchriften ihrer Bücher fein räthſelhaft zu machen; ſo daß man alles darinn ſuchen kann, bis auf das

einzige vieleicht, das wirklich darinnen ſteht. Das Wort Eſprit iſt ein vortrefflicher Scherwenzel dazu. Es bedeutet ſo viel und ſo vielerley, daß es beinah eben ſo viel iſt, als ob das Buch gar keinen Titel bekommen hätte. Wie man ſich über den Eſprit des Loix die Köpfe zerbrochen hat, wie man ihn lateiniſch oder deutſch geben könne: ſo wird man ſich verhoffentlich auch über dieſen Eſprit, die Nägel von den Fingern beißen, um ein Wort zu finden, welches dieſen Begriff ausdrücke. Unſers Erachtens nenne man es von dem Chamäleon. Denn wirklich iſt der franzöſiſche Eſprit ein rechter Chamäleon, der alle mögliche Farben annimmt *).

In der Vorrede ſaget der Hr. Verfaſſer, ſein Gegenſtand ſey wichtig und neu. Bisher hätte man den Eſprit nur nach einigen ſeiner Geſtalten betrachtet. Die großen Schriftſteller hätten nur flüchtige Blicke nach ihm geworfen: (Gilt das auch einem Locke, Mallebranche, die Logique de Mſs. du Portroyal, und die Art de penſer?) und das hätte ihn aufgemuntert, ihn abzuhandeln. Der Hr. Verfaſſer muß alſo wohl nicht den Verſtand und die Vernunft dadurch verſtehen, von denen ſo eine Menge Philoſophen recht ausdrücklich gehandelt haben. Was denn? Das müſſen wir erwarten.

Die Kenntniß des Eſprit, fährt er fort, wenn man dieß Wort in ſeiner weitläuftigſten Bedeutung nimmt,

* Daß wir ihnen nicht unrecht thun, geſteht der Hr. Verfaſſer ſelbſt, im Anfange des erſten Hauptſtückes: On diſpute toujours ſur ce qu'on doit apeller *Eſprit*. Cha-

eum

nimmt, ist so genau mit dem Herzen und den Neigungen des Menschen verbunden: daß man von ihm nicht schreiben konnte, ohne diesen Theil der Sittenlehre abzuhandeln, der allen Völkern gemein ist; und in allen Regierungen die gemeine Wohlfahrt zum Zwecke hat. Noch wissen wir nicht, was der Esprit ist. Er versichert ferner, daß er die Erfahrung zum Grunde geleget, und von ihr zu den allgemeinen Wahrheiten hinaufgestiegen sey. Er glaubet, man müsse die Sittenlehre, wie die Naturwissenschaft, auf Temperamente gründen; und daß die Morale der Religion die Vollkommenheit der natürlichen sey. Sollte also wohl sein Esprit auf eine sittliche Kraft der Seele hinauslaufen, oder die Tugend selbst bedeuten?

Er versichert in allen Stücken, nur das Beste der Menschen, und die Wahrheit gesuchet zu haben; und zwar diese, nicht um der bloßen Ehre wegen, sie gesaget zu haben, sondern weil sie dem Menschen nützlich ist. Irre er aber, so wird er sich damit trösten, daß er einen Irrthum mehr bey Seite geschaffet; in den sonst ein anderer hätte fallen müssen, ehe man zur Wahrheit gelangen können. Denn Hr. von Fontenelle hat gesaget: die Menschen könnten nicht zu etwas vernünftigem gelangen, bis erst alle Thorheiten in der Art erschöpfet worden: und, was für Thorheiten würden wir nicht itzo noch sagen,

cun dit son mot: personne n'attache les mêmes idées à ce mot; *& tout le Monde parle, sans s'entendre.* Eine treffliche Abbildung! Er selbst scheint ihn la faculté même de penser, d. i. das Vermögen zu denken selbst, zu nennen.

wenn uns die Alten nicht darinn zuvorgekommen wären. Genug, er versichert uns von einer guten Absicht, und besorget nur das Geschrey des Neides, welches soviel Gehör findet. In dieser Absicht schriebe man nur mit Zittern. Die Blödigkeit, in welche gute Köpfe durch Lästerungen gestürzet würden, verkündigten schon ein unwissendes Jahrhundert. Nur in einer sehr geringen Fähigkeit, fände man einen Schutz gegen die Neider: und vieleicht hätte er sich diese Beschirmung wider seinen Willen zuwege gebracht.„ Der Erfolg hat es anders gezeiget.

Das folgende seiner Vorrede zeiget indessen, daß er von einigen kühnen Sätzen seines Buches, ein böses Schicksal vorher gesehen. Doch wir eilen zum Inhalte des Buches.

Die I. Abhandlung (Discours) handelt de l'Esprit en lui même, **vom Verstande an sich selbst.** Wir müssens einmal wagen, den Esprit Verstand zu nennen, es gerathe nun, wie es wolle. Er will darinn zeigen, daß die physische Empfindung und das Gedächtniß alle unsre Begriffe hervorbringen; alle falsche Urtheile aber Wirkungen unserer Leidenschaften, oder Unwissenheit sind. Nach unsern Gedanken entstehen alle Leidenschaften aus falschen Urtheilen vom Guten und Bösen. Im ersten Cap. erkläret er die Grundsätze; im zweyten zeiget er die Irrthümer, die aus den Leidenschaften entstehen. Das dritte handelt von der Unwissenheit, in dem, was geschieht. Das vierte vom Misbrauche

brauche der Wörter; und aus dem allen folgert er, daß in unſerm Verſtande (Eſprit) keine von der Empfindungskraft verſchiedene Urtheilskraft ſey. Hier ſollte man beynahe noch denken, der Eſprit hieße Verſtand.

Im II. Diſcurſe will er zeigen, daß der Nutzen (Interet), der unſre Urtheile von den Handlungen bildet, und ſie für tugendhaft, oder laſterhaft erkläret, nachdem ſie dem gemeinen Weſen nützlich, oder ſchädlich ſind, auch die Urtheile regiere, die wir von den Begriffen fällen. Hier ſtecket nun vermuthlich ein gefährlicher Satz: daß der Eigennutz alle unſere Urtheile fället. Er meynet, man werde den ganzen Umfang davon einſehen, wenn man den Verſtand und die Ehrlichkeit (Probité) betrachtet: 1) in Anſehung eines Privatmannes; 2) einer kleinen Geſellſchaft; 3) eines Volkes; 4) verſchiedener Jahrhunderte und Länder. Davon handelt er nun hier in 26. Cap. Wir wollen nur einige paradore Sätze daraus anführen:

Es ſey nothwendig, in andern Leuten, nur uns ſelbſt hochzuſchätzen.

Die Geſellſchaften urtheilten ebenfalls nach dem, was ihnen nützlich iſt; ob es gleich dem gemeinen Weſen ſchädlich wäre.

Warum ein Mann, den das gemeine Weſen bewundert, nicht allezeit von den Weltleuten hochgeſchätzet wird?

Es gebe Tugenden aus Vorurtheilen, und wahre Tugenden: ingleichen häuchleriſche Moraliſten.

Den ſelbſt der Sternen Prinz ein Bild der Götter heißt
Den Gott zum Abila des Regiments erkohren:
Der wird durch Müh und Kunſt der Menſchen nicht erweckt,
Die hohe Bildungs-Kraft der Mutter aller Sachen,
Hat dieſen Heldenſtern beſtimmt und angeſteckt,
Eh man den zarten Leib ſieht in den Windeln lachen.

Hier ſind ſchon lauter aſiatiſche Schönheiten der Schreibart anzutreffen; die ſich aber mit der geſunden Vernunft nicht überall reimen wollen. Das Verhängniß ſoll einen Himmel-hohen Geiſt zur Majeſtät gebohren haben. Was iſt das auf gut Deutſch geſagt? Wäre dieſe Zueignungsſchrift an des Hochſel. Königs Auguſti Majeſtät gerichtet, ſo würde man ſie unfehlbar für eine Prophezeyhung von deſſen nachmals erlangter Königlichen Würde angeſehen haben: Und in dieſem Falle würde ich ihrem Urheber, als einem Propheten, die Dunkelheit nicht übel genommen haben. Allein itzo weis ich mir aus einer ſolchen Wundergeburt des Verhängniſſes, davon man ſonſt nichts gehört hat, nichts beſonders zu machen. Hernach heißt der Sternen-Prinz einen ſolchen Himmelhohen Geiſt ſelbſt ein Bild der Götter. Der Sternen-Prinz ſoll hier Gott ſelbſt ſeyn: Allein mit weniger Richtigkeit, indem man die Sonne viel eher dadurch verſtehen würde. Der Mond iſt ſonſt ſiderum Regina die Königin der Sterne genennet worden: Denn ſie iſt das fürnemſte oder hellſte Geſtirne bey der Nacht. Dergeſtalt könnte auch etwa der Abendſtern der Prinz der Sterne heiſſen, weil er nechſt dem Monden der hellſte iſt. Geſetzt aber es bedeute

dieſer

Die Hochachtung, die man gegen verschiedene Arten des Verstandes in jedem Jahrhunderte hätte, käme nur aus dem Vortheile her, den man von ihrer Hochachtung zöge.

Daß die gegenseitige Verachtung der Völker, auch von ihrem Eigennutze in Ansehung der Ehre, herrühre.

Die Völker setzeten solche Eigenschaften in die Classe der Naturgaben, die sie nur ihrer Regierungsforme schuldig wären.

Es gäbe eine Ehrlichkeit, und einen Verstand in Ansehung der ganzen Welt: und Begriffe dieser Art wären die einzigen, die uns die Hochachtung der Völker zuwege brächten, u. d. m. Daraus schließt er nun, daß allein der **Vortheil** oder Eigennutz der einzige Austheiler der Hochachtung und Verachtung, gegen die Handlungen und Begriffe der Menschen sey.

Der III. Discours untersuchet, ob der Verstand als eine Gabe der Natur, oder als eine Wirkung der Auferziehung anzusehen ist? Hier will er entscheiden, ob nicht alle Menschen, die mit guten Werkzeugen versehen sind, es in ihrer physikalischen Gewalt haben, sich zu gleich hohen Begriffen empor zu schwingen; wenn sie nur gleich starke Bewegungsgründe haben, die Mühe des Fleißes zu überwinden. Hiervon wird in dreyßig Capiteln gehandelt. Er redet dabey von der Feinheit der Sinne, von der Weite des Gedächtnisses, von der ungleichen Aufmerksamkeit, von der Stärke der Leidenschaften, von der Ueberlegenheit des Verstan-

ſtandes, die Leute voller Leidenſchaften über die vernünftigen Leute haben; und daß man dumm wird, ſobald man aufhöret, in Gemüthsbewegungen zu ſeyn. Vom Urſprunge der Leidenſchaften, als des Geizes und der Ehrſucht; von der Freundſchaft. Daß die Furcht vor Schmerzen, oder die Begierde natürlicher Ergetzungen, alle Arten von Leidenſchaften in uns hervorbringen können. Worauf man die Gleichgültigkeit gewiſſer Völker gegen die Tugend zu ſchieben habe? Von der Begierde aller Menſchen unumſchränkt zu herrſchen; und von denen Mitteln, ſo ſie dazu anwenden; auch von der Gefahr, in welche der Deſpotismus die Könige ſtürzet. Seine vornehmſten Wirkungen ſind: 1) Die Veziers haben keinen Antrieb geſcheider u. klüger zu werden. 2) Die Verachtung und Unterdrückung des Volkes unterhält die Unwiſſenheit der Großveziere (vielleicht aller großen Miniſter.) 3) Die Tugend wird verachtet, und eine falſche Hochachtung gegen ſie bezeiget. 4) Die der willkührlichen Macht unterworfenen Reiche gehen zu Grunde. (NB. Vielleicht hat dieſes Capitel in Paris das Schickſal des Buches beſtimmet.) Von der Liebe gewiſſer Völker zur Ehre und Tugend. Daß die armſeligen Völker allezeit ehrliebender und fruchtbarer an groſſen Leuten geweſen, als die reichen u. d. m. Von den Eroberungen der nordiſchen Völker, die er bloß ſittlichen Urſachen zuſchreibt; von der Sclaverey und dem allegoriſchen Witze der Morgenländer; von der Ueberlegenheit gewiſſer Volker in Wiſſenſchaften und Künſten.

Der IV. und letzte Diſcours, handelt von den verſchiedenen Namen, die man dem Eſprit gegeben hat. Unſers Erachtens hätte dieſes wohl der erſte Diſcours ſeyn, und vielmehr unterſuchen ſollen, wieviel verſchiedenen Dingen der Name Eſprit in Frankreich beygeleget werde.

Hier wird man indeſſen ſeine Wunder ſehen, was für mancherley Arten von Eſprit die Herren Franzoſen haben. Er ſaget: um eine genaue Kenntniß vom Eſprit und ſeiner Natur zu geben: wäre er Willens, beſtimmte Begriffe mit allen den Namen zu verknüpfen, die man dem Eſprit gegeben hätte. Da handelt nun das erſte Hauptſt. vom Genie, (hier mögen unſre deutſchen Neulinge, die ſogern vom Genie reden, lernen, was er eigentlich iſt.) Das zweyte, von der Einbildung und Empfindung; im dritten vom Eſprit; im vierten vom feinen und vom ſtarken Eſprit; im fünften vom Eſprit de lumiere, Eſprit étendu, Eſprit penetrant, und vom Geſchmacke; im ſechſten vom bel Eſprit; im ſiebenten vom Eſprit du ſiecle; im achten vom Eſprit juſte. Darauf folget noch im dreyzehnten vom Eſprit de Conduite, * nachdem er im vorhergehenden vom bon Sens, oder der geſunden Vernunft gehandelt hat.

Hier werden noch ein paar Hauptſtücke angehenket: wie man ſich prüfen könne, zu welcher Art von

* Wo bleiben hier noch der Eſprit de l'Egliſe beym Boileau, der Eſprit de Chicane, der Eſprit de Bagatelle, de Frivolité, de Coquetterie u. d. m.

von Studien man am geschicktesten ist; und von der Auferziehung.

Nun lassen wir unsre Leser urtheilen, ob dieß Buch ein Werk vom menschlichen Verstande, oder ein Buch von der Sittenlehre, oder ein Werk von der Staatskunst sey? Unsers Erachtens ist es keins von allen dreyen; sondern eine Vermengung von allen dreyen: so wie auch des Montesquiou Werk eine solche Vermischung verschiedener Classen von Wahrheiten war. Es scheint nicht, daß die heutige französische Gelehrsamkeit viel von der Methode und Lehrart hielte. (Wir nehmen hier billig die Mitglieder der so berühmten französischen Akademien aus; als in welchen sich noch die Gründlichkeit und Ordnung erhält.) Sie suchet vielmehr durch eine neumodische Verwirrung alles dessen, was die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts sorgfältig von einander unterschieden, und getrennet, den Wissenschaften eine neue Gestalt zu geben. Man suchet in dieser Neuerung etwas blendendes, sowohl in den Ueberschriften, als in dem Vortrage. Der Esprit muß hinten und vorne seyn; und in einen so unbestimmten Begriff, der die große Diana der ganzen Nation ist, verhüllet man allerley Arten von Paradoxen, und selbst von gefährlichen Sätzen. Soll man nämlich auch von diesem Buche, nach dem Begriffe urtheilen, den sein Verfasser, der, wie uns aus Paris gemeldet wird, Mr. Helvetius heißen soll, von dem Lobe und Tadel gegeben hat; so muß man es des letzten würdig erklä-

erklären; weil es der Nation, wo er lebet, ja ihm selbst für schädlich befunden worden. Uebrigens läugnen wir nicht, daß auch sehr viel Wahres und Gutes darinn steht: Kurz, il creve d'Esprit; wie ein gewisser Deutschfranzos zu sagen pflegt.

II.

Die Wissenschaften. An dem nach zweyen Jahrhunderten beglückt erneuerten Stiftungstage des in Danzig blühenden Gymnasii, besungen von Johann George Scheffnern, beyder Rechte Beflissenen, aus Königsberg. Den 13. Junii, 1758.

Singt Dichter! ewig von dem Ruhm;
Bekrönet die mit Lorberzweigen,
Die in Bellonens Heiligthum
Durch blutbesprützte Wege steigen.
Erhebt euch kühn, wie euer Held,
Laßt euren Gegenstand die Welt,
Wie euer Lied bewundernd ehren:
Mein Lied, das minder kühn sich schwingt,
Wird doch die Nachwelt achtsam hören,
Da es die stille Macht der Wissenschaft besingt.

Nicht eine Glut, die Mavors nährt,
Gebahr in mir den Trieb zu singen:
Allein der Wissenschaften Werth
Befahl mir dieses Lied zu bringen.
Ich sah, wie sie voll edler Pracht
Durch Klugheit, Tugend, Witz und Macht,
Ein Reich bebauten und regierten;
Wie schön ihr großes Werk gelung
Das sie mit kluger Vorsicht führten,
Wie sichs, dem Zweck gemäß, zur ersten Größe schwung.

Aegypten

Aegypten war ihr Vaterland,
Wo sie bey stolzen Fürsten thronten;
Und um des Nils beschilften Strand
Bey schlau verschwiegnen Priestern wohnten.
Abgöttisch, heimlich und versteckt,
Lag hier annoch ihr Grund verdeckt,
In hieroglyphischen Figuren;
So Stolz, als Eigennutz verhöhlt
Der Welt hier ihre güldne Spuren,
Bis sie einst Pythagor erforschet und erzählt.

Drauf baut ein witziges Athen
Für sie die schönsten Ehrentempel;
Hier konnte sich ihr Glanz erhöhn,
Rom folgte Griechenlands Exempel.
Es stützte seiner Hoheit Kraft
Auf Waffen und auf Wissenschaft,
Und ward dadurch der Erden Wunder:
Ihr Ansehn, das hieraus entstammt,
Ward endlich der so edle Zunder,
Der überall das Licht der Wahrheit angestammt.

Der Deutsche, den zur tapfern Pflicht
So Nacht als Wildheit angetrieben,
Fieng an, der Musen göttlich Licht,
Wie der Druiden Satz zu lieben.
Sie zähmten seine rohe Wuth,
Sie stärkten ihm Verstand und Muth,
Sie lehrten ihn erst sanfter siegen:
Sie bauten seine Staaten an,
So daß im Frieden und im Kriegen
Er sich der Helden Ruhm, mit Recht erwerben kann.

So wie zuerſt mit mattem Licht,
Wenn Sonn und Nebel furchtbar ringet,
Der heitre Stral den Nebel bricht,
Und triumphirend zu ihm dringet:
So drang der Künſte ſchwacher Schein
In Preußens rohe Gegend ein,
Und folgte jenem deutſchen Sieger.
Das Schwert *, das Preußen überwand,
Macht es erſt durch Bekehrung klüger,
Und bildete darauf des Unterthans Verſtand.

Ein frommer Albrecht ** ſucht den Ruhm
Der Wiſſenſchaften zu beſchützen;
Sein Stuhl wird ſelbſt ihr Heiligthum,
Sein Arm will ſelbſt ſie unterſtützen:
Er baut Minervens Ehrenthron,
Ertheilt den Künſten manchen Lohn,
Der Welt muß als Auguſt ihn ehren.
Er liebte Tugend und Verſtand,
Wann er, um ſeinen Ruhm zu mehren,
Noch mit dem Heldenmuth, ein Vaterherz verband.

Nun lernte man der Künſte Werth,
Und ihres Vorzugs Adel kennen:
Die Nacht ward durch ein Licht verklärt,
Von dem ſich Glück und Wohl nicht trennen.
Um wirklich reich und groß zu ſeyn,
Nimmt ſie ein prächtig Danzig ein,
Und nähret ſie von ſeinen Schätzen:
Hier, wo ſchon längſtens Kunſt und Witz
Des Bürgers muntern Fleiß ergetzen,
Erbaute ſich Apoll den ewig feſten Sitz.

Da

* Des deutſchen Ordens, der ſo genannten Kreuzherrn.

** Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Hohmeiſter und erſte Herzog von Preußen, der 1544. die Univerſit. Königsberg geſtiftet.

Da, wo die träge Weichlichkeit
Bey Mönchen ihre Herrschaft führte,
Und wo man, seit geraumer Zeit,
Nicht Witz, nicht Kunst, nicht Tugend spürte;
Da ward itzt ein Gymnasium,
Der Weisheit neues Heiligthum,
Auf Ferbers Vorschlag angeleget.
Ein lobenswürdiger Senat,
Der für die Künste Sorge träget,
Erhält, beschützet sie, und schmückt durch sie den Staat.

Die Klugheit, die den Vorschlag that,
Die schönste Stiftung anzulegen,
Vollführte sie durch weisen Rath
Und, Vorsicht! unter deinem Segen.
Der Vorwelt Ordnung und Verstand,
Und der erhabnen Stifter Hand
Zeigt mildreich sich in klugen Werken.
Hier läßt ein schöner Büchersaal
Der Alten Wißbegierde merken,
Und baut Dir, Bonifaz! ein würdig Ehrenmaal.

Die Weichsel hob ihr Haupt empor,
Den neuen Musensitz zu schauen;
Merkur, besorgt für Danzigs Flor,
Half selbst, die Wohnstatt anzubauen:
Von der er, seiner Einsicht nach,
Sich manches neue Glück versprach,
Um Danzigs Ansehn auszubreiten.
Itzt schaffen Handel, Macht und Kunst,
Dir, Danzig, bis zu späten Zeiten,
Des Bürgers wahres Wohl, des Nachbars Ruhm und Gunst.

Zweyhundert Jahre sind nun schon,
Daß dieser Musensitz geblühet,
Und diese Stadt den wahren Lohn
In redlich klugen Bürgern ziehet;
Und daß der Wissenschaften Lob,
Daß einst Athen und Rom erhob,
Zu Danzigs altem Ruhm gehöret;
So wie Korinthens Säulenpracht
Des Schlosses Glanz und Dauer mehret,
So mehret hier die Kunst des Ortes Würd und Macht.

Hier lenkt der lautern Weisheit Hand
Den Geist der anvertrauten Jugend;
Und legt in Willen und Verstand
Den himmlisch schönen Reiz der Tugend.
Durch Lehrer, die der Redlichkeit
Und Wissenschaft ihr Herz geweiht,
Die eigenes Verdienst erhoben;
An die man nur mit Ehrfurcht denkt,
Und die der Enkel Stimmen loben,
Weil sie der Väter Herz zur Tugend hingelenkt.

Von ihnen steht an Themis Thron
In alt- und neuem Recht geübet,
Ein Hoppe, Danzigs Schmuck und Sohn,
Von dem Justinian geliebet.
Hier zeigt sich eines Hevels Preis,
Und andrer, die durch Ruhm und Fleiß
Und Witz der Kenner Beyfall finden;
Die sich so angenehm bemühn,
Natur, dein Wesen zu ergründen,
Und deren Namen noch durch Kunst und Handel blühn.

Wahl,

Wahl, deſſen Wehrt die Welt gekannt,
Den nur der Bürger Wohl erfreuet,
Und dem ſein redlich Vaterland
Auch in der Gruft den Weihrauch ſtreuet;
Wahl,, welchen Danzig noch beweint,
Der = = doch ſeht her! der Greis erſcheint,
Vom Glanz der Seligkeit umfloſſen;
Den Patrioten zeigt ſein Blick,
Ein Palmzweig hat ſein Haupt umſchloſſen,
Er ſieht nach Danzig hin, und prophezeiht ſein Glück.

„Vom Schickſal, ſprach er, ſelbſt beſchützt,
„Wird Danzigs Wohlſeyn ewig blühen:
„Die Ruhe, die ſein Anſehn ſtützt,
„Wird ihm erleſne Bürger ziehen.
„Witz, Tugend und Gelehrſamkeit
„Wird ſeinem Ruhm Vollkommenheit
„Und allgemeinen Beyfall ſchenken = =
Er ſchwieg, indem er ſchnell verſchwand,
Und ließ uns dieſen Wunſch nur denken:
Was Wahl vorher geſagt, erfülle Gottes Hand!

III.

Verſuch über die allgemeine Zeitrechnung der heil. Schrift. Aus dem XXIIIſten Theile, der Hiſt. de l'Acad. Roy. des Inſcriptions & Bell. Lettres. pag. 65.

Ungeachtet die allgemeine Zeitrechnung der heil. Schrift, einer von den hauptſächlichſten Gegenſtänden iſt, welcher ſeit dem zweyten Jahrhunderte

dieſer Sternen-Prinz Gott: Wie kan dieſer einen menſchlichen Geiſt ein Bild der Götter heiſſen? Was ſind das für Götter? Heydniſche oder Chriſtliche? Die erſten ſinds nicht; Denn die wird GOtt nicht davor erkennen. Die andern auch nicht; denn die Schrift nennt die Prinzen und Obrigkeiten zwar Götter: Allein was wäre das geſagt, wenn GOtt die Prinzen ein Bild der Prinzen hieſſe? Nun komt der Abila des Regiments, den kein Menſch ſo leicht kennet; die hohe Bildungs-Kraft der Mutter aller Sachen, welches unfehlbar die Natur ſeyn ſoll; und endlich ein Heldenſtern den dieſelbe angeſteckt haben ſoll, ehe man den zarten Leib ſieht, in den Windeln lachen. Was haben die Sterne doch für Leiber? Und wie können dieſe brennende Körper in den Windeln liegen? Doch genug von der Zueignungsſchrift.

Die Vorrede ſelber iſt noch ſchlechter gerathen, ſo daß man faſt nicht geglaubet hätte, daß der Urheber des Buches ihr Verfaſſer ſey. Es heißt: "Endlich erkühnet ſich meine aſiatiſche Baniſe, als eine unzeitige Frucht ſeichter Lippen, unter der Preſſe hervor zu wagen, und auf dem Schauplaße der ſchriftſcheuen Welt vorzuſtellen." Warum muß doch hier ſein Buch eine Frucht ſeiner Lippen heiſſen? hat er es nicht mit ſeinem Verſtande ausgeſonnen, und mit der Hand oder Feder zu Papier gebracht? So müſte es ja eine Frucht ſeines Verſtandes oder Geiſtes, oder auch ſeiner Feder heiſſen. Doch vielleicht hat der Herr von Ziegler ſeine Baniſe einem Schreiber in die Feder dictiret. Wie kommt hernach ſeine Frucht der Lippen unter der Preſſe hervor gekrochen? Hätte ſich ſelbige ja etwas wagen ſollen; ſo hätte ſie ſich unter die

Preſſe

des Chriſtenthumes, ſowohl die Juden als die Chriſten beſchäfftiget hat: ſo fehlt es doch ſehr viel, daß ſie ſo wäre erläutert worden, als ſie wohl verdienete: und man iſt über dem Zeitpuncte der wichtigſten Begebenheiten noch nicht eins. Dergleichen ſind der Anfang und das Ende der babyloniſchen Gefängniß, die Grundlegung des Tempels Salomons, der Ausgang aus Aegypten, der Beruf Abrahams, und die Sündfluth. Dieſe wichtigen Zeitpuncte ſind Gegenſtände einer Streitigkeit unter denjenigen Zeitrechnern geweſen, die der Sache am meiſten nachgedacht haben.

Hr. Freret rechnet dieſe verſchiedenen Meynungen, nicht ſowohl der Schwierigkeit der Sache ſelbſt, als vielmehr den fehlerhaften Methoden zu, denen man bisher gefolget iſt. Er ſchlägt in derjenigen Abhandlung, davon wir allhier einen Auszug liefern wollen, eine andere vor. Er hat ſie uns nur als den Verſuch eines größern Werkes vorgeleſen, deſſen uns ſein Tod beraubet hat.

Die heil. Schrift giebt zwey Mittel an die Hand, die Zeitpuncte derer Begebenheiten zu beſtimmen, welche ſie anführet. Das erſte beſteht darinn, daß man eine gewiſſe Anzahl Stellen mit einander verbinde, und zuſammen vereinige, worinnen die Dauer der vornehmſten Zwiſchenräume angezeiget iſt; das andere iſt, daß man die Beſchreibung der Begebenheiten, die ſie erzählet, in eine ſolche chronologiſche Ordnung ſtelle, woraus eine allgemeine Dauer entſtehen könne.

Dieß

Dieß letzte Mittel, welches viel Arbeit erfodert, kann zu keiner Gewißheit führen, weil wir die Originalien der historischen Bücher heiliger Schrift nicht haben. Man weis, daß die Bücher der Könige und die Bücher der Chronik nur Auszüge sind, die den Leser beständig auf ältere Chroniken, und weitläuftigere Geschichte verweisen. Diese unmethodischen Abkürzungen lassen viele Begebenheiten aus: und viele von denen die sie enthalten, sind aus verschiedenen Werken genommen, und scheinen nicht allemal mit einander übereinzustimmen.

Um eine allgemeine Chronologie dieser Bücher zu machen, muß man dieselben durch Muthmaßungen erklären, und mit einander vereinigen, die allezeit sehr muthmaßlich sind, und an sich selbst gar kein Ansehen haben. Wir sehen auch, daß die Kunstrichter beschäfftiget sind, sich einander gegenseitig zu widerlegen, und die Lehrmeynungen beyder Theile zu bestreiten; ohne daß einer von ihnen noch ein Lehrgebäu erfunden hätte, welchem der größte Theil der Gelehrten sich schuldig gehalten hätte, beyzupflichten.

Nach Hrn. Freret's Meynung haben sie alle in ihrem Unternehmen gefehlet; weil sie ihre Zuflucht nicht zu dem ersten Hülfsmittel genommen, das heißt, zu der Vereinigung derer Stellen, in welchen die Hauptdauern deutlich angezeiget sind. Dieß Mittel scheint ihm zugleich sowohl das kürzeste, als das leichteste und gewisseste zu seyn. Die-

ſem Verfahren geht er in dieſer Schrift nach: deren Auszug, wir in zween Abſchnitte eintheilen wollen, um ihn deſto deutlicher zu machen.

Erſter Abſchnitt.

Die Zeit, welche ſeit Abrahams Geburt, bis auf die Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem verfloſſen iſt.

1. Moſes verſichert uns in ſeinem erſten Buche mit ausdrücklichen Worten: daß der Aufenthalt der Kinder Jakobs in Aegypten, bis an den Durchgang durch das rothe Meer, vierhundert und dreyſſig Jahre gewähret habe. Der hebräiſche Text iſt ganz deutlich in dieſem Stücke, und die Stellen des neuen Teſtamentes, die einige andere anwenden, das Zeichniß dieſes Textes zu ſchwächen, werden nur dienen, ihn noch mehr zu beſtärken, wenn ſie im einfältigſten und natürlichſten Verſtande genommen werden.

2. Berichtet uns der Verfaſſer des zweyten Buches der Könige, daß der Zwiſchenraum, der ſeit dem Ausgange bis an die Erbauung des Tempels durch den Salomon, verfloſſen iſt, vierhundert und neun und ſiebenzig volle Jahre machet, ſo daß dieſe Erbauung im zweyten Monathe des 480ſten Jahres, nach dem Ausgange aus Aegypten, geſchehen ſeyn muß. Dieſe zwey nun zuſammen genommen, machen eine Summe von neunhundert Jahren aus, ſeit der Ankunft Jakobs in

Aegy-

Aegypten, bis auf die Grundlegung des Tempels. Setzet man nun die zweyhundert und neunzig Jahre dazu, welche seit Abrahams Geburt, bis an Jakobs Reise verflossen sind, ein Zwischenraum, über welchen alle Kunstrichter eins sind: so wird man eilfhundert neun und neunzig Jahre, seit Erbauung des Tempels, bis hinaufsteigend auf Abrahams Geburt haben; das heißt, bis auf den Zeitpunct, wo sich die jüdische Geschichte anfängt.

Die Dauer der Zeit, die seit der Sündfluth bis auf Abrahams Geburt verflossen ist, leidet fast keine andere Schwierigkeit, als die, so aus der Verschiedenheit der Texte entsteht: aber das muß man auch gestehen, daß diese Verschiedenheit sehr groß ist. Der hebräische Text der Masoreten, welchem der heil. Hieronymus gefolget ist, giebt dieser Dauer nur dreyhundert und zwey und funfzig Jahre. Nach dem samaritanischen Texte ist sie von tausend zwey Jahren, und nach den siebenzig Dollmetschern von eilfhundert zwey und dreyßigen. Heut zu Tage glauben die meisten Zeitrechner, daß sie die Freyheit haben, unter diesen verschiedenen Texten zu wählen; und fast alle scheinen zum Vortheile der längsten Dauer geneigt zu seyn. Sie ziehen dieselbe auch mit Recht aus Hochachtung gegen die alten historischen Sagen der Aegyptier, Chaldäer, Indianer und Chineser den übrigen vor.

Wir wollen versuchen, diese Zeitpuncte von Abrahams Geburt, von Jakobs Eingange in

Aegypten, von dem Auszuge des Volkes Iſrael, und von der Grundlegung des Tempels Salomonis mit der allgemeinen Zeitrechnung zu vereinigen; und ſie mit einem Zeitpuncte zu verknüpfen, deſſen Abſtand von unſerer Zeit bekannt iſt.

Der Prophet Jeremias, ein Zeuge der Eroberung von Jeruſalem und der Zerſtörung des Tempels durch den Nebucadnezar, giebt zu dieſen Begebenheiten den Zeitpunct des neunzehnten Jahres der Regierung dieſes Prinzen an. Er lehret uns, daß Zedekias, König von Juda, nach Eroberung der Stadt gefangen genommen, und in die Hände des Königes von Babylon gebracht worden, der ihn zur Strafe ſeiner Aufſtände blenden laſſen. Die Einnahme von Jeruſalem, die Zerſtörung des Tempels, und einige andere Vorfälle, die mit dieſen Sachen eine Verwandſchaft haben, ſind in dem Propheten und im zweyten Buche der Chronik, durch den Monath und den wievielſten des Monaths des jüdiſchen Jahres, beſtimmt, welches im Oſtermonde des 19ten Jahres von Nebukadnezarn angefangen hatte. Die Sage der Juden füget dieſer Zeit noch den Zeitpunct von des Zedekias Abſetzung vom Throne, oder den Tag bey, da der König von Babylon dieſen Prinzen blenden ließ, nachdem er ſeine Söhne in ſeiner Gegenwart erwürgen laſſen.

Das neunzehnte Jahr von Nebukadnezarn fängt im aſtronomiſchen Canone den 17ten Jänner 586. vor der chriſtlichen Zeitrechnung an, und in die-

dieſem 586ſten Jahre, kam der ſiebente Tag des achten Mondes; ein Tag, der zu einer Faſten zum Andenken der Blendung des Zedekias beſtimmt war, mit dem 25ſten September überein. Hierdurch haben wir den richtigen Zeitpunct von dem Ende Juda und vom Königreiche Jeruſalem. Es kömmt weiter auf nichts an, als daß man ihn noch mit der Grundlegung des Tempels Salomonis verbinde, welches durch die Dauer derer Regierungen geſchehen muß, die nach dieſer Erbauung gefolget ſind.

Die Dauer dieſer Regierungen in der Thronfolge der Könige von Juda, wenn ſie buchſtäblich, und ſo, wie ſie ausgedrücket iſt, genommen wird, würde eine Zahl von vierhundert dreyßig Jahren, fünf Monathen und zehn Tagen geben, ſeit Erbauung des Tempels, im zweyten Monathe des vierten Jahres Salomons, bis an die Abſetzung des Zedekias, deſſen Regierung man auf eilf Jahre ſchätzet. Wenn man nun von dieſer Dauer der vierhundert dreyßig Jahre drey Monathe und zehn Tage, die ſieben Monathe und ſieben Tage des jüdiſchen Jahres abzieht, welches im Frühlinge 585. und den 16ten März, als den Tag des oſterlichen Neulichtes anfieng; ſo werden wir vierhundert neun und zwanzig Jahre, zehn Monathe und drey Tage, das heißt, vierhundert neunzehn Jahre, zweyhundert acht und neunzig Tage haben, die, wenn man ſie mit fünfhundert fünf und achtzig julianiſchen Jahren, und zweyhundert neunzig Tagen

zuſammen rechnet, davon der neue Oſtermond vor der gemeinen Zeitrechnung hergieng, uns bis in den ſiebenten May des 1016ten Jahres vor Chriſti Geburt zurück führen würde. Dieſer ſiebente Tag des Mayes muß einer von denen Tagen des zweyten Monaths im jüdiſchen Jahre, und ein Nachbar des Vollmonds geweſen ſeyn. Alſo könnten wir ihn zum Zeitpuncte der Grundlegung des Tempels Salomonis angeben, wenn nicht ſehr ſtarke Gründe, die Hr. Freret im zweyten Artikel erläutert, ihn zwängen, zu glauben: daß die Dauer der Dynaſtie von Juda ein wenig mehr, als ſechs Jahre länger ſey, als ſie durch die Addition der beſondern Regierungen zu ſeyn ſcheint. Folglich hat er ungefähr vierhundert ſechs und dreyßig Jahre Zwiſchenraum zwiſchen der Grundlegung des Tempels und der Zerſtörung Jeruſalems ſetzen müſſen: welches denn dieſe Grundlegung auf das 1023ſte Jahr vor Chriſto zurück trägt.

Wenn man nun auf dieſes 1023ſte Jahr vor Chriſto zurückgeht, ſo fällt der Ausgang ins 1501: Jakobs Anlangung in Aegypten ins 1931ſte, und die Geburt Abrahams ins 2221ſte Jahr vor eben dieſer Zeitrechnung. Die Sündfluth wird ſich nach dem hebräiſchen Texte im 2573ſten Jahre; nach dem Manuſcripte der Samaritaner im 3223ſten, und nach dem Manuſcripte der 70 Dollmetſcher, beynahe im 3353ſten Jahre befinden. Wir ſagen hier beynahe, wegen der Verſchiedenheit, welche die mannigfaltigen Abſchriften der ſiebenzig Dollmetſcher haben.

Nach

Nach dieſer Rechnung iſt der Zwiſchenraum, welcher zwiſchen Abrahams Geburt im 2221ſten Jahre, und der Zernichtung des Reiches Juda im 585ſten vor der chriſtl. Zeitrechnung verfloſſen iſt, ungefähr 1636 Jahre, die in folgende vier Zeitpuncte mit Gewißheit geſetzet werden können.

Von Abrahams Geburt bis auf Jakobs Ankunft in Aegypten	290	Jahre.
Von Jakobs Ankunft in Aegypten bis zum Auszuge	430	—
Vom Auszuge bis auf die Erbauung des Tempels	480	—
Von Erbauung des Tempels bis auf die Eroberung Jeruſalems	436	—
Summa	1636	Jahre.

In dieſer Rechnung der Dauer der Regierungen in Juda, die ungefähr auf 436 Jahre ſeit der Erbauung bis auf die Zerſtörung des Tempels geſchätzet werden, ſetzet Hr. Freret zum voraus: 1) Daß die jüdiſchen Jahre, ungeachtet ſie aus Mondenmonathen beſtanden, gleichwohl mit dem julianiſchen Jahre darinn übereingekommen ſind, daß ſie von Zeit zu Zeit einen dreyzehnten Monath eingeſchaltet. 2) Daß man in der Dauer der beſondern Regierungen, die Jahre für voll annehmen müſſe, weil die Brüche der zu Ende gehenden Monathe und Tage, die man vernachläßiget hat, allem Anſehen nach, dasjenige erſetzen können, was denen Jahren abgeht, die nicht ganz erfüllet worden.

den. Dieſe beyden Vorausſetzungen, inſonderheit die zweyte, müſſen hier beſonders geprüfet werden.

Die erſte leidet wenig Schwierigkeit, wenigſtens ſeit der Zeit des Ausganges aus Aegypten. Es iſt gar kein Zweifel, daß, wenn man dieſen Zeitpunct annimmt, die Juden nicht die Einſchiebung eines dreyzehnten Monaths ſollten gekannt haben. In der That von denen drey großen Feſten, die ſie jährlich feyerten, waren zwey auf eine unwandelbare Art beſtimmet; das eine im Frühlinge, und das war Oſtern; das andere im Herbſte, und das war das Laubherhüttenfeſt. Das erſte fiel in der Zeit der Gerſtenärnte, das andere nach der Einſammlung der Früchte ein. Nun müſſen nothwendig die zween Monathe in deren Vollmonde man dieſe Feſte feyerte, ungefähr in jedem Jahre zu einerley Jahreszeit kommen, das erſte im Frühlinge, das andere im Herbſte. Dieß würde aber nicht möglich geweſen ſeyn, wenn nicht das Einſchiebſel von einem dreyzehnten Mondenmonathe von Zeit zu Zeit der Unordnung abgeholfen hätte; die durch die Verſchiedenheit der ungefähr zehn Tage entſtanden, die ſich unter den Veränderungen der Sonne, und der jährlichen Umdrehung des Mondes befindet.

Wir können wegen der Zeit vor dem Ausgange nicht dieſelbe Urſache anführen. Wir haben gar keine Begebenheit übrig, deren Zeitpunct durch den Monath und den wievielſten des Monaths wäre angemerket worden; es müßte denn in der Geſchichte

ſchichte der Sündfluth ſeyn, in welcher die Beſchreibung des Moſes uns berechtiget zu glauben: daß er nach Mondenmonathen gerechnet, ſo daß die zwölf Monathe und zehn Tage, die von dem Anfange des Regens, bis zum Ausgange aus der Arche verfloſſen waren, ein ägyptiſches Sonnenjahr von dreyhundert und fünf und ſechszig Tagen ausmachen.

Der Aequinoctialmond des Frühlinges, welcher ſeitdem der erſte Ausgang des hebräiſchen Jahres ward, war anfangs nur der ſiebente, weil ihr Jahr ſich im Herbſte anfieng: ein Gebrauch, der bey den Juden, wegen der Sabbathjahre, wegen der Einſchaltungen, und wegen der Verpachtungen, beſtändig im Schwange blieb. Dieß bezeugen Joſephus und die geſchickteſten Rabbinen; ſie ſind davon ſogar überzeuget, daß ſie auch in ihren Chronologien ſich ſolcher Jahre bedienen, die mit der Herbſtgleiche, (dem Aequinoctio Autumnali) anheben.

Hr. Freret merket dieſes an, aber er bemerket zugleich: man müſſe muthmaßen, daß Moſes in ſeinem erſten Buche, das neue Jahr zu denen Rechnungen gebrauchet habe; die älter wären, als der Ausgang. Wenn man dieſen Gebrauch nicht vorausſetzet, können die Zeitpuncte der Sündfluth mit den Zeitpuncten des Jahres nicht verglichen werden, welches ſich im Frühlinge anfieng. Im erſten Buche Moſis fängt die Sündfluth mit dem ſiebenzehnten Tage des andern Monaths an. In des

Bero-

Presse wagen mögen, denn das ist eine Sache, dazu einige Kühnheit des Verfassers gehört. Allein wenn sie einmal unter der Presse ist: So werden die Buchdrucker und Buchhändler schon ohne des Urhebers zuthun, das übrige bewerkstelligen. Die schriftekle Welt, dafür sich hernach Herr von Ziegler fürchtet, muß doch wohl damals so ekel nicht gewesen seyn, als er geglaubet hat: Indem seit der Zeit da er sein Buch geschrieben, in ganzen 45 Jahren, kein einziger Mensch sich daran gemachet, und ihm seine Fehler gewiesen.

Nun kommt er auf seine Neider, „und lebet der „Hoffnung, daß ungeachtet vieler Misgünstigen (de„ren er eine ziemliche Bataillon wieder den Jenghien „Bassa ins Feld stellen wollte) welche nicht ermangeln „würden diese Blätter durch alle praedicamenta „durchzuziehen, sich dennoch viel honette Gemüther „finden würden, die dieses sein wohlmeynendes Unter„fangen mehr loben als schelten würden. Dieser seltsame Scherz von den Neidern des Herrn von Zieglers, ist ganz sonderbar. Es ist schade daß derselbe nicht gekonnt was er gewollt; Und daß nicht alle Schriftsteller seiner Zeiten eben das mit ihren Misgünstigen gethan: So würde vielleicht Wien damals viel eher entsetzet worden seyn. Ob man die praedicamenta der peripatetischen Dialectic zum spotten und critisiren erfunden habe; oder ob man sie nur dazu brauchen könne: Das sehen wir ganz und gar nicht. Der Herr Verfasser wird es besser verstanden haben.

So wie nun der Anfang von der Vorrede klinget, so ist sie ganz und gar gerathen. Er menget aber hier, wieder die im ganzen Buche beobachtete Regel, noch eine Menge ausländischer Wörter ein; davon

wir

Beroſius Ueberbleibſeln ſetzet er den Termin der Sündfluth des Xiſuthrus, welche mit des Noah ſeiner einerley iſt, auf den funfzehnten Tag des Monaths Doeſius, im achten Jahre der babyloniſchen Zeitrechnung; ein Jahr, welches mit dem Monde nach dem herbſtlichen Aequinoctio anfieng. Folglich kam denn der Zeitpunct des funfzehnten Tages der acht babyloniſchen Monathe, bis faſt auf zween Tage, mit dem ſiebenzehnten des moſaiſchen Religionsjahres überein. Woraus erhellet, daß die Jahre vor dem Ausgange, ſeit der Sündfluth, für volle Jahre gehalten werden können.

Die zweyte Vorausſetzung, wodurch Hr. Freret die Regierungsjahre der Könige in Juda beſtimmet, giebt zu mehreren Schwierigkeiten Anlaß. Die Verſchiedenheit über dieſen Punct iſt in den Lehrgebäuden der Zeitrechner ſchon ſehr groß. Alle kommen darinn überein, daß ſie eine gewiſſe Anzahl von Jahren zuſammenziehen, und dieſem Zwiſchenraume weniger, als vierhundert dreyßig Jahre und ſechs Monathe beylegen. Allein dieſe Einſchränkung gründen ſie nur auf Muthmaßungen; und ſtatt alles Beweiſes, bringen ſie nur bloße Lehrmeynungen hervor, die lediglich erdacht ſind, einige Schwierigkeiten zu heben, die ihnen im Wege ſtehen würden.

Die Dauer der Regierungen in Juda muß in zween Theile getheilet werden. Der erſte geht von dem Tode Salomons bis auf das ſechſte Jahr des Ezechias mit eingeſchloſſen: in welchem die Eroberung

oberung von Samarien durch den Salmanaſſer, und die Vertilgung des Reichs Iſrael erfolgte. Der zweyte fängt bey dieſem ſechſten Jahre des Ezechias an, und fährt fort, bis auf das Ende des Königreichs Juda. Dieſe andere Hälfte beut eben keine große Schwierigkeiten dar, und die meiſten Zeitrechner ſind darinnen eins, daß ſie ihr ungefähr die hundert fünf und dreyßig Jahre geben, die in der heil. Schrift ausgedrücket ſind.

Der Abzug fällt alſo faſt lediglich auf die dreyzehn erſten Regierungen in Juda, deren Dauer, dem Buchſtaben nach, zweyhundert fünf und neunzig Jahre angegeben iſt. Scaliger zieht drittehalb Jahre davon ab. Uſſerius und der P. Petav nehmen ihnen ſechs Jahre weg; Capel und Riccioli zwölf Jahre; Hr. Desvignoles achtzehn Jahre, die Rabbinen zwanzig, und Marsham neun und zwanzig Jahre. Wir führen dieſe Lehrgebäude nur unter vielen andern an; weil eine vollſtändige Erzählung uns zu weit führen würde.

Der Bewegungsgrund zu dieſen Abzügen iſt wohl dieſer geweſen, daß man geglaubet, dadurch die Zeitrechnung der Könige in Iſrael und der Könige in Juda zu vereinigen; doch allerdings nicht in Anſehung der völligen Dauer, dieſer zwo verwandten Dynaſtien. Die Dauer der Regierungen in Iſrael, welche in der Schrift buchſtäblich angegeben wird, iſt zwölf Jahre kürzer, als die Regierungen in Juda: und die Kunſtrichter ſind darinnen eins, daß ſie Zwiſchenregierungen und Anarchien im Königreiche Iſrael erkennen, wo die

Thron-

Thronfolge in der That unterbrochen, und durch häufige gewaltthätige Einfälle, wie durch bürgerliche Kriege, unterbrochen worden.

Es scheint gleich anfangs, daß da diese Zwischenregierungen hinreichend scheinen, um den Unterschied der zwölf Jahre zu erklären, die die ganze Dauer der Regierungen in Israel kürzer ist, als die andere, die Zeitrechner eben nicht genöthiget gewesen, diese Regierungen noch zu verkürzen, wie die von Juda, und die Abziehung nur auf die letzten fallen müßte. Was hat sie also bewegen können, dieselbe noch auf die besondern Dauern der Regierungen in Israel zu erstrecken? Es war ihnen nämlich nicht möglich, daß sie nicht die verwandten und mit einander gleichlaufenden Dynastien, welche einerley Forme der Jahre hatten, auch unter einerley Rechnung bringen sollten. Der Widerspruch wäre zu handgreiflich gewesen. In der That kommen in den Büchern der Könige, der Anfang und das Ende jeder Regierung in Juda mit den Collateraljahren des Reichs Israel überein; so wie gegentheils die Regierungen Israels ebenfalls mit den Regierungen in Juda verglichen werden.

Diese Methode, die man für eben so geschickt halten sollte, die Chronologie zu erklären, als sie zu erhärten, ist eben das, was die Schwierigkeit machet, daraus die Chronologisten sich, wiewohl vergebens, bemühet haben, durch Lehrmeynungen und Abziehungen zu wickeln *. Der Beweis aber, daß

* Man sehe hievon Hrn. Ferdin. Wilh. Beers, Prof. in Erf. Abhandlungen zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geschichte. Leipz. bey Breitkopfen 1752.

daß es keinem von ihnen allen gelungen sey, ist dieser, daß keines von denen Lehrgebäuden, die zu diesem Ende erfunden worden, einem andern ein Genügen gethan zu haben scheint, als dem Verfasser, der es vorgeschlagen hatte. Sobald man die Frage an sich selbst untersuchen will, so sieht man die Nothwendigkeit ein, zu neuen Muthmaßungen seine Zuflucht zu nehmen.

Im nächsten Artikel wollen wir sehen, was für neue Mittel Hr. Freret vorschlägt, sich zu vereinigen.

(Dieser Artikel wird nächstens folgen.)

IV.

Vermischte historisch politische Nachrichten in Briefen, von einigen merkwürdigen Gegenden der Herzogthümer Schleswig und Hollstein, ihrer natürl. Geschichte und seltenen Alterthümern, gesammlet von Joh. Fr. Camerern, königl. dän. Kriegsassessorn ꝛc. Flensb. und Leipzig, bey Korten 1758. in gr. 8.

Die geographische Wissenschaft blühet itzo in Deutschland nicht nur im Großen und Ganzen, sondern auch in den kleinern Theilen. Man fängt sich an, um einzelne Gegenden zu bekümmern, deren besondere Lage und Beschaffenheit sie merkwürdig machet. Unter dieselben gehöret die Insel

Helgoland, die Stadt Friedrichſtadt, die Marſchländer, und der ſogenannte Norderſtrand, an den Küſten von Schleswig. Von allen dieſen Orten und Gegenden lieſt man hier allerley zuverläßige Nachrichten, die einem Leſer aus den hohen Ländern von Deutſchland deſto wunderbarer vorkommen müſſen, je weniger ſie von Seen und Meerufern einen Begriff haben. Wir wollen doch von allen dieſen Stücken etwas beybringen, um die Neugier unſrer Leſer rege zu machen.

Dankwerth hat Charten von der Inſel **Helgoland** von 800, 1305 und 1649 geliefert. Aber der heutige Zuſtand derſelben, iſt von dem allen ſehr unterſchieden. Um das 800ſte Jahr nach Chriſti Geburt hat der berühmte König der Frieſen, **Radbod**, ſeinen Sitz darauf gehabt. Um 930 hat Adam von Bremen ſie ſehr vortheilhaft beſchrieben. Um 1030 hat ſie noch 9 Kirchſpiele gehabt. Im 1102. und 1216ten Jahre aber hat ſie durch Stürme und die Macht der Meereswellen ſoviel verlohren, daß ſie um 1300 nicht mehr als 2 Kirchen gehabt. Unter der Regierung Kaiſers Heinrichs des IV. 1106. beſchrieb ſie Adam von Bremen noch ſehr anſehnlich. Von den Fluthen von 1501, 1509 und 1511 melden zwar die Geſchichtſchreiber nicht, ob ſie was eingebüßet; allein zwiſchen 1030 bis 1649 hat ſie faſt alles um ſie herliegende Land verlohren: ſo daß ſie auch vom feſten Lande, mit dem ſie vormals zuſammen gehangen, völlig abgeriſſen worden.

Die eigentliche Beſchreibung von der Inſel haben wir dem Hrn. Advoc. Laſſen aus Huſum zu dan-

länken. Er hebt von ganz Schleswig und Holl, ſtein an, und meldet gleichfalls, daß dieſe itzige Inſel vorm 800ten Jahre mit Eiderſtädt, Uhtholm, Dietmarſen, u. ſ. w. zuſammen gehangen. Allein der Nordweſtenwind hat angefangen, dieß Land durch Erweiterung der Ströme, und Wegſpülung des Erdreichs zu trennen. Im 1100ten und 1120ſten Jahre haben die Ströme es immer kleiner gemachet, und vom Lande völlig abgeriſſen. Im 1030ſten Jahre hatte Helgoland noch 9 Kirchen und 2 Klöſter gehabt. Allein die Waſſerfluthen von 1216 haben noch mehr weggeſpület, ſo daß 1300 nur zwo Kirchen daſelbſt geweſen. In den Jahren zwiſchen 1338, 1341, 1362, 1400, 1532 und 1634, ſind noch mehr Wieſen verlohren gegangen; ſo, daß endlich von einer 3 Meilen großen Inſel nur der itzige Felſen, wie ihn das Kupfer dieſes Monaths zeiget, übrig geblieben.

Von der Kirchengeſchichte etwas mitzunehmen, ſo iſt vormals eine Göttinn **Foſta** darauf verehret worden. Um 866 hat **Hajo**, ein Beherrſcher von Amland, dieſen Tempel zum chriſtl. Kloſter gemachet. Nachmals hat **Eilbert**, Biſchof in Finnland, (vieleicht in Fühnen) das zweyte Kloſter daſelbſt geſtiftet. **Martin Hameonius**, in ſeiner Friſia, (Franecker 1624. p. 69.) beſingt dieß ſo:

Inſula Radbodi vetus huic habitatio prima,
Sacra fuit, templo fuit olim nomine ſacra
Unde etiam vulgo eſt nunc Helligelandia dicta.
Quæ tamen & multis Amlandia creditur eſſe.
De qua Cœnobitæ Divum pepulere catervæ.

Was indessen itzo einem Felsen ähnlich sieht, ist eigentlich nur ein halbsteinigtes, aber nicht sehr hartes Erdreich, das sich mit den Händen zerbröckeln läßt. Es raget aber hoch hervor, und scheint in der Ferne eine düstre Wolke zu seyn. Im 1539sten Jahre ist er zu einer Vestung gemachet, der man einen Befehlshaber und Soldaten, nebst grobem Geschütze gegeben. Um 1517 hielt sich der lange Peter, ein Seeräuber, mit ungefähr 500 Anhängern hier auf. Er trug lauter Galgen und Rad auf seinen Kleidern, und that viel Schaden. Man nannte ihn den Stürmer der Dänen, die Strafe der Bremer, den Mörder der Holländer. Der Seeräuber, **Wirben Peter**, aus Melderf, machte ihnen 1545. viel zu schaffen; und ward endlich beym Raube in der Kirche erschossen. Die Hamburger haben nach und nach dieß Gesindel ausgerottet. Von denen mit Geschütze besetzten Batterien ist 1752 die auf der Nordosterseite abgefallen.

Von dem Namen der Insel ist zu merken, daß sie vormals Phosteland, Terra Foſetana, Foſetislandia, auch wohl die St. Urselinsel genennet worden. Diese Heilige ist aus Engeland hingekommen, und eines Fürsten von Cornwallis Tochter gewesen. Die alte Göttinn **Vosta** sah kriegerisch aus, und hatte fünf Pfeile in der rechten, in der linken Hand aber vier Kornähren. Weil man nun vormals glaubte, alle nordische Abgötter müßten römische seyn: so meynte man, dieß wäre **Vesta**, die Erde. Auch den Mars und Jupiter meynte man

hier

hier unter dem Namen des Wäda und Stavo * gefunden zu haben; so wie Worms, Merkur, und Hellherr der Pluto seyn mußte. Auch den St. Tyetens, hat man als einen kleinen Abgott, der die Fischerey segnen sollte, verehret.

Von allen diesen Göttern nun glauben einige, sey dieß Land, als der Sitz der altfriesischen Abgötterey, das heilige Land, genennet worden. Andre meynen, es müsse Halligland heißen, weil es ringsum mit Wasser und Halligen umgeben sey. Was diese Halligen aber sind, verstehen wir Oberdeutschen nicht. Noch andre wollen es Helgoland heißen, von einem gewissen Bischofe, Helgo, oder einem Fürsten, Heligo, her, der den Sachsen Jütland abgenommen, und sie mit Feuer und Schwert überzogen. Sein Bruder Roe war König der Dänen. Damals schonten die Könige noch ihr Volk, und wollten den ganzen Krieg durch einen Zweykampf entscheiden. Allein der Sachsenkönig floh, und mußte den Dänen Jütland abtreten; so, daß es bis diese Stunde an Dännemark geblieben. Andre wollen es Heiligelund nennen. Es sollen bey einer Verfolgung heilige Jungfrauen zu Schiffe dahin gekommen, aus dem Schiffe gesprungen seyn, und auf der See getanzet haben; da denn die Insel vor Freuden mitgetanzet. Ist das nicht artig? Es lebe das Alterthum! heute zu Tage geschieht doch nichts hübsches

* Man merke hier, daß der oberste Gott, Stavo, d. i. der Richter genennet worden; wie wir im vorigen Monathe von den Gothen und Angelsachsen gezeiget.

mehr. Doch hält der Hr. Verfasser Helgoland für das richtigste, vom Fürsten Heligo. Dankwerth, ein D. der heils. Kunst, hat mit seiner Beschreibung von Schleswig und Hollstein die größten Verdienste um diese Gegenden.

Sonst liegt die Insel sehr hoch, mitten in der See: die Elbe hat sie 6 Meilen gegen Südosten, die Weser 6 Meilen, die Eider und die Hever auch jede 6 Meilen. Die Fahrt dahin ist auf der rechten mit schwarzen, links aber mit weißen schwimmenden Seetonnen bezeichnet. Der niedrige Theil der Insel war vorhin mit der Dühnen, d. i. vielen zusammengeweheten Sandhaufen die mit Seegrase bewachsen sind, nahe vereiniget. Aber seit 1720 u. 1730 haben die Stürme sie so davon getrennet, daß man itzo mit einer 6 ruderigten Schaluppe kaum in 16 Minuten hinkommen kann. Es giebt noch Hügel und Thäler daselbst, darinnen sich Kaninchen aufhalten; die der Gebiethiger allein zu schießen das Recht hat. Es giebt auch Seehunde und etwas Bernstein daselbst. Zwischen den Dühnen und der Insel können itzo die größten Schiffe durchsegeln.

Auf der hohen Insel ist nur ein Wirthshaus, unten aber sind drey. Der Wohnungen sind hier 50; der Buden aber, zur Aufbewahrung des Fischergeräthes, 100 und ein paar Brunnen, zum Waschen und Tränken des Viehes: aber nicht zum Kochen. Das untre Land wächst gegen Norden, Osten und Süden immer größer an. Der hohe

Theil

Theil der Insel ist eine jähe Klippe von röthlichen und weisen Sand- u. Kalksteinen. Man steigt auf einer Treppe 180 Stufen hoch hinauf, die mit Geländern versehen ist. Wenn keine Stürme sind, kann man rings um den Berg, auf dem Sande, trocknes Fußes herumgehen. Um das Land sind hin und wieder Klippen zu sehen, welches Ueberbleibsel von von dem verschlungenen Lande sind. Der Mönch ist die nächste und größte davon. Oben auf dem Lande stehen etwa 400 Häuser: darzwischen eine mit röthlichen Steinen gepflasterte Gasse etwas Bergan geht. Auf der Nordseite kann man weder die Kirche noch die Häuser sehen. Die Kirche ist artig. Um die ganze Höhe kann man in Dreyviertelstunden gehen.

Im 1615. Jahre waren nicht mehr als 200 Personen darauf. Im 1696 aber, gab es schon 163 Männer, 88 Junggesellen über 16 Jahre, 646 Weiber, Mädchen und Kinder, in allem 960 Personen. Im 1739 Jahre, war die Anzahl 1900 stark. Wer sollte sichs einbilden, daß ein solch kleiner Fels in der See, so fruchtbar seyn sollte? Im 1751 Jahre sind 16 Paare verehlichet, 54 Kinder getaufet, und 106 Pers. gestorben. Doch da die Zahl der Einwohner zunimmt, so nimmt das hohe Land fast von Jahre zu Jahre ab. Die Luft ist gesund, daher die Einwohner stark und gesund sind, auch viele auf 80 Jahre alt werden. Die ganze Breite des Landes ist itzo 864 Ellen, oder 1728 Fuß. Die Länge aber, 7060 Fuß, die Höhe, wo sie

wir die Urſache nicht begreifen können. Er entſchuldiget ſich aber auch, daß er in der Schreibart ſeines Buches den eigentlichen Endzweck der Romanen, die Deutſche Sprache zu erheben, nicht ſo genau beobachtet habe: Welches theils ſehr ſchimm iſt; doch gewiſſer maaſſen, was das hochtrabende Zeug anlanget, ihr zum beſten ausgeſchlagen iſt.

Der Herr von Ziegler fänget ſein Buch mit Bliß, Donner, Hagel und allen Elementen an, welches freylich dem Leſer im Anfange etwas fürchterlich ſcheinen muß. Doch da er dadurch den Character einer zornigen Perſon abſchildern will, ſo mag dieſes hingehen.

Wir wollen aber nur überhaupt hiervon den Herrn von Caniz reden laſſen:

Ein Flammen ſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier
Der Stralbeſchwänzte Bliz bricht überall herfür.
Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er ins trockne kommt: weil doch ein Wolken-Guß
Auf dieſen harten Knall nothwendig folgen muß.

Doch dieſes muß man ihm hier, als keinen geringen Fehler anmerken, daß er ſein Buch ſo fort mit den Worten ſeines Helden anfänget. Hätte er nicht nach den Regeln des Helden-Gedichtes ſelbſt einen Eingang machen ſollen.

Zum erſten fordert man, daß ein Romanſchreiber die Perſonen nach ihren Umſtänden recht vorſtellt, und ihnen nicht ſolche Characteres beylegt, welche von der wahren Beſchaffenheit der Zeit, in welcher ſie ſich befinden, abweicht. Allein eben hierinn hat ſich der Herr von Ziegler ſehr vergangen.

Bey dem Schiff-Feſte zu Macaon wird dem Kayſer die betrübte Bothſchaft der erbärmlichen Hinrichtung ſeiner Tochter gebracht. Er eilet hierauf zurücke,

am gröſsten ist, ist 36 Faden, jeder zu 7 Fuſs gerechnet. Die Nordseite ist viel höher, als gegen Osten. Auf dem Lande wachsen jährlich etwa 300 Tonnen Gersten; doch nicht mehr als fünffältig. Rocken, Weizen und Erbsen will gar nicht wachsen; Haber wird bisweilen auch gesäet. Die andern Sachen werden von Husum, Hamburg und andern Orten zugeführet. Es ist eine Feuerbaake, oder ein Leuchtthurm oben, der den Schiffen zu gut, im Winter bey Nachte brennend erhalten wird. Die Hamburger geben das Geld dazu.

Die Sprache der Leute daselbst wird Friesisch genennet, ist aber nur ein grobes Plattdeutsch. Ihr Landrecht von 1559, und also 200 Jahren, ist im Namen des Königes von Dännemark recht gut Plattdeutsch geschrieben: und wenn die Leute das verstehen, so sind sie gewiſs Deutsche: obgleich die Gespräche des Pöbels ein wenig gröber lauten.

Wir haben uns bey diesem wunderbaren Lande fast zu lange aufgehalten, und müssen itzo nur kürzlich von dem übrigen noch etwas melden. Die Stadt Friedrichsstadt verdienet eine besondre Aufmerksamkeit, da sie um das Jahr 1618, als die Dordrechter Kirchenversammlung die Arminianer verdammete, zuerst von holländischen Flüchtlingen angebauet und bevölkert worden. Sie wird hier ganz genau beschrieben; und soll sehr schön aussehen. Die Gewissensfreyheit ist daselbst vollkommen. Es giebt Remenstranten, Lutheraner, Quäker und Socinianer daselbst. Wie Voltairens

Gedan-

Gedanken von Quäkern hieher kommen, iſt ſchwer zu ſehen.

Die dritte Nachricht handelt von den Alterthümern der Marſchländer im Schleswigiſchen. Marſchländer ſind moräſtige Gegenden, die von der See erſt angeſpület, hernach durch Menſchenhände mit Gräben durchſchnitten, mit Dämmen umgeben, und bearbeitet worden, ſo daß ſie ſehr fruchtbar ſind; aber auch oft den Ueberſchwemmungen ausgeſetzet ſind, und alsdann verwüſtet werden. Die Abſchilderung derſelben iſt von der Römer Zeiten her, durch die mittlern, bis auf die itzigen ausgeführet. Hr. Kleſſel, Rector zu Tönningen, hat den meiſten Antheil daran. Eine alte heidniſche Opferſtäte zu Weſtergarding, mit ihrem Graben und Walle, ſtellet das zweyte Kupfer vor.

Die letzte Nachricht iſt von Hr. Camerern, und handelt von den alten Othins, oder Wothans der nordlichen Völker. Hr. Conſiſtorialaſſeſſor Schütz und Hr. Prof. Mallet in Kopenhagen, ſind ſeine vornehmſten Quellen in ſo alten Geſchichten. Aber er geht mit ſeiner Erfindungskraft noch viel weiter, als ein Rudbeck gegangen. Es lieſt ſich dieß Buch, wegen der vielen Abwechſelung ſehr angenehm. Wir können indeſſen nicht läugnen, daß wir in hiſtoriſchen Dingen ſo viel Witz, Verſe, und andre Zierrathe weder vermuthet, noch gewünſchet hätten.

V.

Gedanken von denen epidemiſchen Krankheiten und dem größern Sterben des 1757ſten Jahres in einem Sendſchreiben an die Herren Verfaſſer der göttingiſchen Anzeigen, entworfen von Johann Peter Süßmilch, kön. preuß. Oberconſiſtorialrathe, Probſte in Cöln ꝛc. ꝛc. Berlin, bey Hauden und Spenern 1758. in 4. 80 Seiten.

Die Herren Verfaſſer der göttingiſchen Anzeigen haben bey der neulichen gelehrten Schrift des hochwürd. Hrn. Probſtes, den Zweifel aufgeworfen: wo die größere Sterblichkeit des vorigen Jahres hergekommen? Niemand war geſchickter ſolchen aufzulöſen, als ein Mann, der von dem Wachsthume der Städte und des menſchl. Geſchlechtes auf die gründlichſte Art geſchrieben. Er hatte ſich auch mit dieſer Sache ſchon beſchäfftiget: weil er in ſeinen 60jährigen Todtenliſten von den preußiſchen Provinzen, noch kein ſolch epidemiſches Jahr bemerket hatte. Da nun die Anmerkungen über die vortreffliche Ordnung des weiſeſten Urhebers aller Dinge, ihm noch immer in ſeinen Nebenſtunden zur Ergetzung dienen: ſo waget er ſich in dieß Feld, ob es gleich eigentlich für die Aerzte gehöret.

Nach

Nach einigen Betrachtungen über die merkwürdigen Begebenheiten des vorigen Jahres überhaupt, klaget er über Sicherheit und Leichtsinnigkeit, über Unvernunft und Bosheit der Menschen; die Gott kaum aus ihrer Schlafsucht zu erwecken vermocht. Er redet als ein rührender Bußprediger. Die Mark ist mit Heuschrecken heimgesuchet worden. Darauf ist ein Miswachs 1756. und die Theurung 1757 erfolget. Doch Gott gab in diesem Jahre eine höchstgesegnete Aernte der Wintersaat. Er redet auch von den Kriegsläuften, als ein einsehender vernünftiger Mann: sonderlich über die schnelle Befreyung der hanöverischen Lande; die man fast für einen Traum ansehen müssen u. d. m.

Es wäre kein Wunder, wenn die Mühseeligkeiten der Feldzüge, auch viele Krankheiten und ein groſses Sterben nach sich gezogen hätten. Wären diese bloß in Gegenden bemerket worden, wo der Krieg hingedrungen: so wäre keine Schwierigkeit. Gleich zu Anfange des 57. Jahres bekam der Herr Probst ganz ungewöhnlich groſse Todtenlisten, aus allen Previnzen eingesandt. Er will also zeigen: daß dieß Jahr überhaupt ein höchst epidemisches Jahr gewesen; und sodann die Krankheiten selbst, und ihre Ursachen berühren.

Fürs erste weis man aus den braunschweigischen wöchentl. Anz. daß

im

im 1755. Jahre 813.
im 1756. Jahre 972 und
im 1757. Jahre 1649 Personen gestorben sind. Folglich sind im letzten allein fast eben soviele, als in beyden vorigen darauf gegangen. Und gleichwohl sind die Todten des franzöſiſchen Lazareths gar nicht darzu gerechnet, die an ſich allein etliche 1000 an der Zahl geweſen. Allein Herr D. Witt bemerket, daß unter der obigen Zahl, von 12 Perſonen kaum eine ſich des Rathes eines ordentlichen Arztes bedienet habe; folglich unzählliche verwahrloſet worden. Vielleicht redet hier ein Medicus, der den Hausmitteln gram iſt; aber ſo ganz unrecht kann er doch nicht haben: obgleich auch bey uns eine große Menge von Kranken, nicht nur unter der Hand der Aerzte, ſondern auch 15 bis 20 Arzneyverſtändige zugleich mit geſtorben ſind. Der Hr. Pr. S. giebt es hier zu bedenken: ob dieſes aus Furcht vor dem Preiſe der Arzneyen, oder der Aerzte, oder aus andern Urſachen geſchehen ſey? Er meynet auch nicht ohne Grund, wenn beydes den Armen ohne Entgeld, oder doch ſehr wohlfeil verſchaffet würde: ſo könnte die Oberkeit unzählige Unterthanen retten, an deren Leben ihr allerdings viel gelegen iſt.

Was Berlin betrifft, ſo iſt das Sterben daſelbſt ebenfalls außerordentlich groß, ob wohl beyweitem nicht ſo groß, als in Braunſchweig geweſen. Wir wollen nur von vier Jahren die Zahlen mittheilen.

Im

Im Jahre	Getraute Paar.	Getaufte	Gestorben. Erwachsne.	Kinder	Alle.
1754	1281	4570	1824	2621	4445
1755	1158	4630	1838	2510	4348
1756	951	4275	1762	3181	4943
1757	682	3646	2438	2772	5210

Da im 1756. Jahre im Monath August die auf 10 bis 12000 Mann steigende Besatzung ausgezogen: so hätte schon in diesem Jahre die Anzahl der Todten kleiner werden sollen. Allein sie ward größer als im vorigen; zum deutl. Zeichen, daß die epidemischen Krankheiten schon angefangen. Dieß zeiget sonderlich die Anzahl verstorbener Kinder, die sich auf 3181 belief. Im folgenden Jahre aber sind auch die Erwachsenen sehr mitgenommen worden. Aus andern monathlichen Aufsätzen erhellet, daß für Berlin die Monathe März, April und May die gefährlichsten sind. In der Wärme des Brachmonds verschwinden die Frühlingsseuchen: alsdann sterben wöchentlich 60, 70 bis 75. bis zum Ende des Jahres. Allein dießmal war im Junius und Julius die Zahl wöchentlicher Todten zwischen 80 und 90. Im August stieg sie auf 95. aber im Sept. und Octob. fiel sie bis 80 und 85; dagegen sie im Novemb. und Decemb. wieder bis 91. stieg.

Der Hr. Verf. bemerket als eine Urſache dieſes größern Sterbens 1.) die große Sommerhitze, 2.) das Schrecken. In dem heißeſten Monathe vom 19. Jun. zum 15. Jul. ſtarben 332. Im folgenden, 388. und in 12 Wochen, vom 21. May bis zum 13. Aug. ſind 1079. d. i. gleichdurch wöchentl. 89 geſtorben. Das war nun die größte Hitze. Zur Zeit des feindlichen Einfalles ſind in 12 Wochen 1059. d. i. wöchentlich 88 Perſonen geſtorben. Im Anfange deſſelben 57. Jahres war zwar weder Hitze noch Schrecken geweſen: aber weil es gegen den Frühling gieng: ſo ſtarben bis zum 22. Apr. in 12 Wochen 1234. d. i. wöchentlich 102 Perſonen. Und ſo iſt faſt das ganze Jahr durch, ein nach Proportion größeres Sterben bemerket worden. Im Anfange des 1758 Jahres iſt ebenfalls, ungeachtet der ſtarken Kälte ein zunehmendes größeres Sterben bemerket worden. Es giebt eine Liſte; da in den drey erſten Monathen, zwiſchen 95 bis 129 Todte in jeder Woche geweſen.

Es haben aber die epidemiſchen Krankheiten nicht nur Städte, ſondern auch das Landvolk betroffen. Er giebt davon eine Tabelle, die ſehr artig iſt, die Bevölkerung der brandenburgiſchen mittlern Provinzen, ohne Preußen, Schleſien und Weſtphalen, zu erkennen. Wir wollen ſie unſern Leſern mittheilen:

Jahre.

Jahre.	Churmark Brandenburg	Herzogthum Vor- und Hinterpommern.	Neumark Brandenburg	Herzogthum Magdeburg	Fürstenthum Halberstadt.	Grafschaft Hohenstein.	Summa aller dieser Provinzen.
1750	19953	8096	6227	9564	3443	725	48008
1751	20383	11048	6217	8797	2641	610	49691
Summa 2 J.	40336	19144	12441	18356	6084	1335	97699
Mittelzahl	20168	9572	6222	9178	3042	667	48849
1752	17859	11407	5624	8235	2606	383	46124
1753	17648	9606	5149	7595	2270	524	42782
1754	18767	8545	5143	7778	2931	510	43671
1755	18051	9420	6081	8057	3089	538	45236
Summa 4 J.	72335	38978	21997	31665	10886	1955	177816
Mittelzahl	18083	9744	5499	7916	2721	488	44454
1756	20897	9532	5842	8684	2203	638	47796
1757	24366	15267	8586	5937	2998	729	61883
Plus, als nach der 4 jährigen Mittelzahl gestorben.	6283	5523	3087	2021	277	241	17429

Hieraus schlieſst nun der Hr. Probst, daſs, da die Mittelzahl der Gebohrnen in benannten Provinzen jährlich 55200 zu seyn pflegt; unter 100 Sterbenden aber insgemein 4 nicht Getaufte und Todtgebohrne zu seyn pflegen; so müsse die wahre Zahl der Gebohrnen sich auf 57000 belaufen. Nun pflege aber die Mittelzahl der Gestorbenen, in ordentlichen Jahren bis auf 44500 zu steigen: so daſs

gegen

gegen 10 Todte, 12 bis 13 Gebohrne zu seyn pflegen. Da aber im 1757sten Jahre anstatt 44500, fast 62000 gestorben, so sey nicht nur die ordentliche Zahl der Sterbenden um 17500 überstiegen worden, sondern die Anzahl der Todten hätte auch die Zahl der Gebohrnen weit übertroffen. Daß solches in einzelnen Provinzen bisweilen geschehe, sey kein Wunder. Aber von sovielen zugleich, das sey etwas ungewöhnliches. Anstatt also, daß in diesen Landschaften 10 bis 12000 mehr hätten gebohren werden sollen: so wären in diesem 1757sten J. 6683 mehr gestorben.

Dabey merket er an, daß die beyden Provinzen, so vom Kriege am meisten gelitten, nämlich Magdeburg und Halberstadt, von epidemischen Krankheiten das wenigste empfunden. Denn da sich die Todten in den 4 guten Jahren, zu dem epidemischen 1757sten verhielten:

in Pommern wie 100 zu 156
in der Neumark wie 100 zu 156
in der Churmark wie 100 zu 135 so verhielten sich die, im Magdeburgischen wie 100 zu 125 und
die, im Halberstädtischen wie 100 zu 111, woraus denn deutlich erhellet, daß nicht der Krieg die Ursache des großen Sterbens gewesen. In Pommern nämlich, wo der Krieg den wenigsten Einfluß gehabt, war es am stärksten; und umgekehrt, in Halberstadt, wo er am stärksten war, am schwächsten. Es ist auch das Sterben in allen Menschenaltern gemein und gleich stark gewesen.

Der

Der hochwürdige Hr. Verfaſſer hat ſich noch in viel beſondere Unterſuchungen eingelaſſen, z. E. an was für Krankheiten die Leute geſtorben. Er nimmt hier die Londner Todtenzettel zu Muſtern. Wir bemerken daraus, daß die Liſten dieſer Stadt darinn merklich betrügen, wenn ſie uns nur die Getauften von der engliſchen Kirche zu melden pflegen; als ob dieß die ganze Zahl der Gebohrnen wäre. Allein welch eine Menge von Presbyterianern, Nonconformiſten, franzöſiſchen Flüchtlingen, Lutheranern und Quäkern giebt es nicht da? Alle deren Kinder ſind in der Zahl der 14053 Getauften des vorigen Jahres nicht mit begriffen.

In Paris ſind in eben dem Jahre 4710 Paare getrauet, 14006 getaufet, und 17237 geſtorben. Da nun ſonſt in andern Jahren daſelbſt 20000 Kinder getaufet zu werden pflegen: ſo ſchiebt der Hr. Verfaſſer den Mangel von 6000 Kindern auf die Abweſenheit der Armee. Allein, da Paris dieſe Armee nicht allein, ja nicht den 20ſten Theil davon hergegeben: zu 6000 Kindern aber ſehr viel Aeltern gehören: ſo muß wohl die Urſache dieſer Abnahme auf etwas anders fallen, das uns nicht bekannt iſt.

Eben das obige von London iſt bey der Amſterdammer Zahl der Getauften zu bemerken. Man giebt ſie an 4346, und die Getrauten 2443. Allein zwiſchen dieſen Zahlen iſt die gewöhnliche Verhältniß nicht. Es iſt alſo gewiß, daß nur die Kinder von der herrſchenden reformirten Kirche hier genennet, aller übrigen Secten aber, als Lutheraner, Papiſten, Arminianer, Mennoniſten, Quäker, Juden, Türken, u. ſ. w. nicht mit gerechnet ſind.

und bey seiner Ankunft in Pegu wird die Verlobung der Banise mit dem Balacin zu Stande gebracht. Bis hieher gehet alles gut: Wer aber die weitläuftigen Umstände bemerket, von welchen dieses Bündniß begleitet wird, und deren Endigung wenigstens einen halben Tag erfordert hat, der sollte auf die Gedanken gerathen, der Kayser habe entweder die klägliche Ermordung seiner Tochter vergessen, oder es sey ihm nicht so nahe gegangen, als er sich darüber wohl erst empfindlich gewiesen. Denn er spielet eine lange Scene mit diesem Bündnisse. Balacin wird hinter die Tapeten gesteckt, der Kayser hält eine lange Unterredung mit seiner Tochter, verläßt sie endlich, und befiehlet ihr den Tapeten zu antworten. Balacin tritt bald hierauf hervor und redet die Printeßin mit vielen hochtrabenden Worten an, und nachdem sie sich gütig gegen ihn erkläret, stellet sich auch der Kayser wieder ein, und scherzet mit der Printeßin, über die Antwort der Tapeten. Dieser ganzen Handlung fehlet nichts als Scandor, welcher mit seinen tadelnswürdigen Possen die Comödie würde ausführlich gemacht haben.

Der obigen Regel folget die andere, welche die Wahrscheinlichkeit in allen Ständen zu beobachten befiehlet. Hierwieder handeln alle folgende Sätze:

1) Daß der alte König von Ava dem Chaumigrem auch auf solche Weise gewogen gewesen, daß er ihm so gar seine Kinder nachgesetzt: Zumal da der Chaumigrem weder an seinem Leibe, der uns als sehr ungestalt vorgestellet wird, noch auch an seinem Gemüthe, worinn alle Laster wohneten, einige Vorzüge hatte.

2) Daß der Balacin, als er seinem Vater die Verlobung mit der Banise überbracht, und die erhaltenen

Vor-

Da wir unmöglich alles merkwürdige mitnehmen können, so der hochwürd. Hr. Verfasser, der Oberkeit hier auf eine gewissenhafte Art anbefiehlt, sonderlich was die Versorgung armer Kranken betrifft: so wollen wir nur noch die Liste der Krankheiten mittheilen, daran in Berlin die Leute am häufigsten sterben. Sie steht a. d. 30sten Seite.

Jahre — —	Gestorben 1746	Gestorben 1750	Gestorben 1757
Summa aller Gestorbenen —	3345	4150	4253
1) Todtgebohrne — —	142	179	131
2) An Convulsionen —	581	846	718
3) An den Zähnen — —	218	364	320
4) An Pocken und Masern —	305	363	504
Mehrentheils Kinder	1246	1752	1673
5) An Catharralfiebern — —	522	579	798
6) An hitzigen Fiebern —	272	250	295
An Fiebern — —	794	829	1093
7) An der Schwindsucht und Hectik	620	575	519
8) Am Schlagflusse — —	202	235	314
9) Am Steckflusse — —	72	101	146
10) An der Ruhr, Dyssenterie —	82	50	91
11) An der Wassersucht — —	144	174	215
12) An Wunden und äußern Schäden	107	85	33
13) In der Geburt und Wochenbette	31	62	37
14) Altershalber — — —	64	202	73
15) An Gicht und Gichtcoliken —	32	44	9
16) An Blutstürzungen — —	10	17	21
17) An Steinschmerzen — —	6	6	3
18) An der gelben Sucht — —	4	4	4
19) Durch Unglücksfälle — —	20	24	22

Im

Im itzigen 1758ſten Jahre ſind zu Berlin geſtorben:

Woche.	Erwachſene.	Kinder.	Alle.
1	61	34	95
2	57	46	103
3	83	37	120
4	73	47	120
5	71	42	113
6	88	27	115
7	70	45	115
8	86	37	123
9	66	36	102
10	87	36	123
11	80	46	126
12	90	39	129
13	iſt vergeſſen worden anzugeben.		
14	109	55	164
15	109	47	156
16	116	66	182
17	99	50	149
18	89	32	121
19	90	55	145
20	85	54	139
21	76	41	117
22	—	—	120
			2677

VI.

Versuch einer gründlichen Vertheidigung der Samenthierchen, nebst einer kurzen Beschreibung der leuwenhoekischen Mikroscopien, und einem Entwurfe zu einer vollständigen Geschichte des Sonnenmikroscops, als der besten Rechtfertigung der leuwenhoekischen Beobachtungen, von Martin Forbenius Ledermüllern. Not. und Proc. zu Nürnb. Mit Kupfern. Nürnb. bey Monathen 1758. in 4. 52 S.

Des Herrn Procurator Ledermüllers Sendschreiben über die Samenthierchen, hat viel Anfechtung gehabt, und ist sehr in Zweifel gezogen worden. Damals schrieb der Hr. Verf. als ein fleißiger Beobachter; der nur anmerket, was er selbst findet und sieht, sich aber wenig bekümmert, was andre vor ihm gesehen und beschrieben haben. Er hatte also damals noch nichts von der Materie gelesen, als was in den Act. Erud. und Herrn Büffons Histoire generelle de la Nature, davon zu finden ist. Durch den vielen Widerspruch ward er begierig, seine Beobachtungen, durch Nachlesung alles dessen, was schon sonst davon geschrieben worden, zu prüfen. Er danket also seinen Zweiflern, für diesen in ihm erweckten Trieb. Dadurch hat er nämlich alles zu lesen bekommen, was seit 150 Jahren davon geschrieben worden, und ist nun noch

noch mehr, als vorhin überzeuget, daß diese Thierchen wirklich lebendige Geschöpfe sind. Er wünschet ihnen zur Erkenntlichkeit, zu eben der Befriedigung zu gelangen.

Es würde ihnen solches leicht fallen, wenn sie sich nur, von der Hoheit ihres Verstandes, bis auf ein hirsekornförmiges Glas herunterlassen wollten. Hier kömmt es nun nicht darauf an, wer? sondern was er saget? Und ein guter Beobachter gilt mehr, als der gelehrteste Physicus, der allen Gläsern feind ist. Den lächerlichen Vorwurf aber, daß es seines Thuns gar nicht sey, physikalische Beobachtungen zu machen, beantwortet er mit einem Paare französischer Verse: und saget, daß die Erfahrung alle solche Zweifel niederschlage.

Um aber ganz unparteyisch zu erscheinen: so theilet er seine Arbeit in zween Abschnitte. Im ersten führet er alle Streitschriften und Bücher berühmter Männer an, welche die Samenthierchen gesehen und vertheidiget haben. Im zweyten aber machet er diejenigen bekannt, welche dem Daseyn und Leben dieser Thierchen widersprechen, oder es doch in Zweifel ziehen. Der Leser soll urtheilen, wer Recht habe. Die Meynungen, wegen der Bestimmung der Samenthierchen, hat er beyläufig; und das schnelle Wachsthum des jungen Hühnchens im Eye, aus dem Malpigh mit beygefüget.

Da Herrn Lieberkühns anatomisches Mikroscop noch nicht so allgemein bekannt ist, hat er es aus Hambergers Physiologie, und den berlinischen Me-

moires mit eingerücket. Eben diesen Lesern zu gut hat er auch das Leuwenhökische Vergrößerglas nach des Ritters Folkes Beschreibung, aus den Transactionen gezogen, und abgezeichnet. Endlich hat er einen Entwurf zur Historie des Sonnenmikroscops angeschlossen. Denn weil man die leuwenhockischen Zeichnungen für viel zu groß angesehen, als daß sie nach einem gemeinen Vergrößerglase gemachet seyn könnten: so glaubet der Hr. Verf. dieser Naturkündiger habe schon ein Sonnenmikroscop gehabt.

Bey dem ersten Abschnitte können wir uns nicht auf die ganze Historie der Samenthierchen einlassen. Da man aber den Hrn. Verf. als einen Juristen, für unfähig erklären wollen, dem Herrn Büffon, als einem Weltweisen, zu widersprechen; und ihn theils nur satyrisch ausgelachet, theils gefraget: Warum doch die Vorsicht des Schöpfers eine solche Menge lebendiger Geschöpfe gemachet haben sollte? so hat er sich auf das Ansehen gröſserer Zeugen berufen müssen; um seine Beobachtungen bey denen zu bestärken, die an sich unwissend und unerfahren waren. Hr. Hofrath Treu hat ihn aus seiner Bibliothek mit einem groſsen Vorrathe solcher Wehrmänner versorget. Wir wollen sie nach der Zeitordnung nennen.

Leuwenhock ist nicht der erste, der sie beobachtet hat. Eines holländischen Consuls Sohn, D. Hamm, soll nach Schraders Diss. Epist. de Microscopiorum usu, diese Thierchen schon gesehen

und

und gekannt haben. Freyh. v. Wolf und Herr von Haller bestätigen solches. Doch Leuwenhoek hat sie zuerst recht beschrieben; nur weil er sie zu groß gezeichnet: so hat man sein Zeugniß in Zweifel gezogen. Nach ihm sind Hartsoeker, Huygens, Schwammerdam, Hook, Boerhav und andre Niederländer gefolget. D. Gust. Dan. Lipstorp, aus Stade, schrieb 1688 eine Diss. De animalculis in corpore humano genitis; und behauptete: daß nur in einem fruchtbaren männl. Samen dergleichen Thierchen wären. D. Nicol. Andry, ein Arzt zu Paris, schrieb 1701. de la Generation des Vers dans le Corps de l'Homme Chap. XI. p. 190 des Vers spermatiques. Rüdiger, in seiner Meynung vom Wesen der Seele, bekennet sich auch dazu. Freyherr von Wolf hat unter allen Gelehrten seiner Zeit am deutlichsten davon geschrieben; und zwar im 99 §. seiner Versuche zu genauer Erklärung der Natur und Kunst. Herr D. Obermann in Breslau, Herr D. Dietrich, Herr D. Lieberkühn und Hamberger selbst, werden hier angezogen, und lange Stellen aus ihnen angeführet; auch Abbildungen von allerley Arten beygefüget, die sehr merkwürdig sind. Es folgen noch Herr von Maupertuis, Mylius, Herr Prof. Winkler allhier, Herr von Haller und Past. Lesser; die eben der Meynung zugethan sind.

Nun führet er noch die Urtheile aus Monathsschriften und gelehrten Zeitungen an, die von seiner ersten Schrift gefället worden. Diese sind unser

Neueſtes von 1756. a. d. 546ſten S. Hr. Prof. Poley zu Weißenfels, in ſeinem Locke, im 1. Hauptſtücke a. d. 87ſten u. f. S. Hr. Hofr. Delius zu Erlang, Hr. Prof. von Windheim und Hr. Prof. Arnold, eben daſelbſt.

Nun führet der Hr. Verfaſſer auch die Gegner der Saamenthierchen an. Der erſte iſt Hr. Lyonnet, ein franzöſiſcher Juriſt geweſen, den der ſel. Mylius widerleget hat. Aber er ſtritt nur aus dem Kopfe, ohne Vergrößerungsgläſer zu brauchen. Hr. Büffon in ſeiner Hiſtoire naturelle war der zweyte: dem der Hr. Verfaſſer geantwortet. Ein gewiſſer Geuder de Animalium ortu; u. Nigriſolus in Conſideratione intorno alla Generazione dei viventi &c. gehören auch dahin. Ein gewiſſer Strinci aus Prag, ein abſolutus Auditor Medicinæ, diſputirte 1756 zu Altdorf dawider, und wird hier deutlich und gründlich zurechte gewieſen: wie denn zween altdorfiſche Lehrer mit ihm nicht zufrieden geweſen. Auch ein Petersburger, Hr. Aſch, hat 1756 zu Göttingen dawider diſputiret; wird aber gleichfalls hier abgefertiget: wie er denn den Mikroſcopien auch von Herzen feind iſt.

Wider alle dieſe Verächter von Experimenten, empfiehlt er Fontenellens und Bacons Zeugniſſe; und ſchreibt denen, die richtig beobachten wollen, gute Regeln vor; ſetzet ihnen auch die Berechnung hin, wie vielmal jedes Glas des Mikroſcops, ſowohl Durchmeſſer als Flächen vergrößert. Hier meldet er, daß Hr. Cand. Streicher in Nürnberg ſolche

Gläſer

Gläser verfertige, die einen Gegenstand über 200,000mal vergrößern. Er gedenket ferner aller Einwürfe, die man ihm gemachet; und wie er sie beantwortet. Hier liest man theologische, ungläubige, zweifelsvolle, aristotelische, cavallierische, u. d. gl. Aus Begierde, unsern Lesern zu gefallen, theilen wir diese letztern mit. Es war ein Kriegsbedienter, der den Hrn. Verfasser so anredete:

„Was zum T - - haben Sie für ein Sendschreiben bekannt gemachet? Glauben Sie denn diese Grillen? Sie können ja solch Zeug nicht behaupten! Wollen Sie etwa auch so ein - - werden, als Schwammerdam? Ich schwere Ihnen: wenn Sie dergleichen Hirngespinste nicht gleich widersprechen: so bin ich ihr guter Freund gewesen.„

Hierauf zu antworten, machte der Hr. Verfasser ihm seine Versuche. Er legte ihm Mikroscope vor; zeigte ihm das Anschießen der Salze, die Thierchen im Kleister, und die, womit sie schwanger gehen. Er erstaunte! Des folgenden Tages ließ er ihn auch die Samenthierchen sehen; und zwar im Sonnenmikroscope. Als er nun alles gesehen, und Abschied nahm, hieß es: Werther Freund, verzeihen Sie meiner gebrauchten Freyheit, und meinem Unglauben. Ich habe Ihnen zuviel gethan; und ich bin vollkommen vergnüget worden. Ich gehe beschämt von Ihnen. Es giebt noch mehr meines gleichen, die nichts glauben wollen, als was ihre Väter geglaubet haben. O wie nöthig

ist die praktische Erfahrung bey der Philosophie! Sobald ich wieder nach H . . komme, werde ich den Herren Patribus meine freye Gedanken eröffnen. Schaffen Sie mir ein gutes Handmikroscop, ehe ich abreise, es koste was es wolle!„

Weil viele das gar zu schnelle Wachsthum des Samenthierchens nicht glauben können: so zeiget er ihnen aus Malpighs Beobachtung, das allmähliche Wachsthum eines ausgebrüteten Hühnleins in 21 Tagen, auch im Kupferstiche. Er beantwortet auch den Einwurf, daß es unmöglich sey, in einem so unsichtbaren Samenthierchen, alle Theile eines Menschenkörpers zu finden; durch die Vorstellung: daß aus einem Samenkorne eines Fichten- Tannen- oder andern wilden Baumes, solche erhabene Fichten- Tannen- und Eichbäume wachsen, die den Wolken trotzen. Er schließt diesen Abschnitt mit den schönen Versen des berühmten Hrn. Beausobre, in seinem Pyrrhonisme raisonnable &c.

Nun folget die Beschreibung des leuwenhoekischen Vergrößerungsglases. Allein unser Raum verstattet uns nicht, so weitläuftig zu seyn, und in der Kürze läßt sichs nicht so beschreiben, daß der geneigte Leser sich einen Begriff davon machen könnte. Man muß es bey ihm selbst nachiesen. Man wird überall finden, daß der Hr. Verfasser ein sorgfältiger Beobachter und Beschreiber sey, von dem noch viel Gutes in dieser Art der Wissenschaften zu erwarten steht. Solchen Liebhabern hat die Naturlehre

lehre faſt mehr zu danken gehabt, als denen die amts- und pflichthalber ſie zu lehren ſchuldig waren. Ein Boyle, Guerike, Tſchirnhaus, und Leſſer können zu Beyſpielen dienen.

VII.

In Damianum, qui in vitam Ludovici XV. molitur.

Quid feris, Monſtrum! Stygiæ quod umbræ
Ex tenebroſo vomuere regno?
Quid feris Regem, furibunde, primum
Inter amandos!

O nefas! o flagitium execrandum!
O inauditum, Stygiumque crimen,
Millies centum facinus cruentâ
Morte pianduin!

Quin Jovis flammis periere canæ?
Cerberus quin te genitor voravit?
Quippe tu nullum tumulum merebas,
Turpe cadaver!

Quin ſtatim infauſto tumidis ſub ortu,
Belluam hanc æquor tumulavit undis?
Quin probrum hoc ſancto repulere juſta
Numina ſceptro?

Sacra,

Vortheile angezeiget, dennoch gefänglich gehalten worden.

3) Daß Zarang, welcher gleichwohl des Kayſers Tochter ſuchte, ſich des Thaumigrems dermaſſen ſollte angenommen haben, daß er ihn auch ſo gar in Gegenwart des Kayſers gerühmt, und dem Xemindo zugemuthet, mit ſeinen rebelliſchen Unterthanen Bündniſſe zu ſchlieſſen.

4) Daß der König von Siam von der Zuneigung zu ſeiner andern Gemahlin ſo verblendet geweſen, daß er auch in die grauſame Hinrichtung ſeiner Tochter einwilligen können, der man Schuld gegeben, daß ſie die verſtorbene Prinzeſſin ihrer Stiefmutter mit Gift umgebracht hätte.

Und daß endlich 5) der König Balacin ſein Laget verlaſſen, ſich einer unbekannten Verſicherung anvertrauet, ein Opfer-Prieſter geworden, und endlich von vielen Bramanern umgeben, die Hinrichtung des Thaumigrems unternehmen dürfen; ohne die Gefahr zu erwegen.

Nunmehro trifft III. den närriſchen Scander die Reihe, welcher in dem ganzen Buche um ſo viel unleidlicher iſt, je weniger man dergleichen in einem Roman, vermuthen darf. Scander, welcher in allen Stücken einen Narren zeiget, leget zugleich einen Beweis ab, daß der Herr von Ziegler dem Vorurtheile des den Romanen ergeben geweſen, welches vielen Menſchen noch zu unſern Zeiten bey den Schauſpielen anklebet, die an keinem Vortrage einigen Gefallen finden, wofern er nicht von einem Poſſenreiſſer mit tauſend nichtswürdigen Umſtänden begleitet wird. Sein Miſchmaſch iſt ſo oft wiederholet, daß

Sacra, quod gentis teneræ Voluptas
Dextra tutatur caput hoc tonantis,
Fortiter ſicam reprimens, & arcet
Turpe peractum.

Ut probet regem, tenere quem amaret,
Illius vitæ gladium cruentum
Deſtinat, cœlo ſed opem repente
Mittit ab alto.

Quas pie fundis, lacrymas coerce,
Fida gens! non rex Lodoix peribit,
Vosque, amor quo ſit, pietasque major,
Numina terrent.

Nullius ſuaſu ſceleratus ille,
Nullius nutu ſcelus hoc patravit,
Nullus eſt, qui non Ludovicum amavit
Pectore regem!

Neminem tenta cruciare judex!
Conſcius nemo eſt ſceleris, nec ullus
Particeps! ſi quos reperire curas?
Tartara torque!

Tigridem diræ cruciate ſontem,
Vos, ut ultrices ſcelerum miniſtræ,
Omne pœnarum genus invenite,
Atque parate!

Ungui-

Unguibus curvis lacerent leones!
Differant carnes lupus, & cruenti
Vultures! Aſpis, baſiliſcus angant
Corda veneno!

Oſſa Veſpillo ſinat inſepulta,
Inque cœnoſa pereant Mephiti;
Impios diſcors cineres in auras
Diſſipet Auſter!

Vota ad Galliam.

ReX tIbI neſtoreos LVDoVICVs VIXerIt annos,
Vt pater & regnI gLorIa Magna sVI!

VIII.

Beſchluß des Auszugs aus dem Trauerſpiele Iphigenie en Tauride des Herrn de la Touche.

Iphigenia und Eumene heben den IV. Aufzug an. Jene ſaget: „Der Sclave kömmt nicht! o grauſame Unruhe! Meine Augen thränen wider Willen. Wo iſt der Griech geblieben, der meinem Schmerze ſo lieb war? Hat ihn mein eignes Unglück mit ergriffen? O Himmel! wird man deines ſtrengen Haſſes theilhaftig, wenn man der Unſchuld

schuld voll Grosmuth die Hände beut?„ Ihr Schrecken wächst bey Ismenens Ankunft, die da meldet: Der Sclav und der Fremde wären bey ihrem Vater nicht angekommen. Er steigt aufs höchste, als der Sclav kömmt und meldet: der ihm anvertraute Griech lebe nicht mehr. Seine Erzählung lautet so erstaunlich!

„Unter schmäuchelnden Hoffnungen krochen wir schon mühsam längst den Felsen hin; und näherten uns zu dem fernen Ufer, wo das zu seiner Flucht bereitete Schiff schwamm. Ich gieng vor ihm her, und bahnte ihm den Weg. Von einem dumpfigten Geräusche erschrecket, hemmet er mich; horchet und sieht von weitem, mit langsamen Schritten, einen Verräther kommen. Sein Herz wird unruhig; ich soll ihn sogleich verlassen, und die ihm drohende Gefahr ausspähen. Ich weiche seinem Schrecken: und indem ich ihn, unter einem scharfen Felsen im Grunde einer Kluft, daran die Wellen sich brüllend zerschmettern, sich aus Furcht vor der Uebereilung verstecken lasse: so eile ich, zu sehen, ob sein betrognes Aug ihn nicht hintergangen habe? Ich werde bald die Verblendung gewahr, die uns beyde betroffen; und laufe zurück. Allein, vergebliche Sorgfalt! In der Felsenkluft finde ich ihn nicht mehr. Die sich daran zerschellenden Fluthen haben ihn allem Ansehen nach, mit deiner Hoffnung verschlungen„.

Iphigenia läßt ihre Verzweiflung dergestalt aus. „Der unbarmherzige Himmel widersetzet sich meiner

meiner Rückfahrt. Argos iſt für mich aus der Welt verſchwunden. Dieſe Gegend wird ewig von meinen Thränen benetzet werden. — — — Laßt den andern Fremdling herkommen! Dieß iſt der letzte Grieh, den mir ſonder Zweifel dieſe Gegenden darbiethen, welche die Menſchlichkeit grauſend verabſcheuet. „Eumene räth ihr, denſelben nicht eher, als beym Altare zu ſehen, um ſein Blut zu vergießen. Aber jene verſetzt:

Von meinem Opferſtahl ſollſt du es fließen ſehn,
Und ſollt in meiner Wuth mein eignes ſich drein miſchen.

Eumene gehorchet ihr, und Oreſt kömmt. Die Prieſterinn fraget ihn, was Griechenland vom Schickſale Iphigeniens wiſſe? Oreſtes wird bey dieſem Namen verwirrt, und rufet:

Wie glücklich! könnt ich nur als ein gehorſam Opfer,
Ein unſchuldvolles Haupt, wie Sie, den Göttern weihen!

Sie benimmt ihm den Irrthum, und lehret ihn: Iphigenia lebe: Diana habe ſie der Grauſamkeit der Griechen entzogen, und ſie in die Halbinſel Tauris, ja ſelbſt in dieſen Tempel geführet. Oreſt bittet ſie entzückt, ihn von dem Zuſtande dieſer Prinzeſſinn zu unterrichten. Sie erwiedert:

Und wer biſt du? O ſprich: denn es betrifft mein Leben!

Er verſetzt: Was denket Iphigenia vom unglücklichen Oreſtes? Sie. Er war ihre einzige Hoffnung: aber Sie weis, daß er todt iſt. Er. Nein! Er überlebet noch die Schrecken ſeines Todes. — — Meine Verwirrung, meine Entzückung zeigen nur

gar

gar zu deutlich — — — Iphig. O! was erwecket it in meinem troſtloſen Herzen für einen Argwohn? Seine Jugend! — — ſeine Züge! — — eine geheime Ahndung! — — Iſts möglich? rede weiter! Beſchleuß meine Quaal.„

Oreſt.

Wohlan! erkenne denn an ſeiner Wuth, Oreſten!

Iphigenia: Mein Bruder? Oreſt. Iphigenia! Ein plötzliches Geräuſch, welches man vernimmt, machet, daß Iphigenia der Eumene befiehlt, Oreſten im Innern des Tempels zu verſtecken. Ismenie kömmt voller Schrecken, und ſaget zu ihr:

Ach! fleuch den Thoas, fleuch ſein ungezähmtes Wüthen!
Er weis des Fremden Flucht: der Sclave ſtirbt bereits.

Mein Vater und ſeine Freunde ſind dem Sturme zuvorgekommen. Sie haben das Schiff, ſo umſonſt für ihn bereitet worden, ſich zur ſichern Freyſtatt gemachet„. Eumene kömmt zugleich an, um ihr zu berichten: Oreſtes ſey in des Arbas Gewalt, des Befehlshabers der Wache. Dieſer habe ſich auf des Thoas Befehl ſeiner bemächtiget. Iphigenia geht voller Verzweiflung ab, um, wie ſie ſaget, den Tod zu ſuchen.

Den V. Aufzug eröffnet Thoas, in Begleitung ſeiner Wache, und läßt ſeine Raſerey wider die Prieſterinn ausbrechen: die eins ſeiner Opfer ſeinem tödtlichen Streiche entzogen; und dräuet, ſie den erſcheinenden Oreſt aufzuopfern. Dieſer redet

ihn

ihn kühn an: – Was gebeutst du ihr? Tyrann! dessen Schrecken diesen heiligen Tempel zu einer Mordbühne machet: zur Schande der Götter, welche dein scheußlicher Irrthum bis zu dem verächtlichen Nichts deines wilden Wesens erniedriget. – – Sucht dein schmachtendes Herz mein Blut zu trinken? Tyger, warum kömmst du nicht selbst, mir die Brust aufzureißen?

Thoas zu Iphigenien.

Gehorche! Stoß!

Iphigenia.

Herr! wie? Er ist mein Bruder!

Da Thoas immer stärker auf sie dringt, versetzet sie:

Stoß selber zu! Sey selbst mein Henker: aber wisse,
Der Himmel herrschet hier.

Den Augenblick kömmt Arbas, den Tyrannen zu benachrichtigen, daß ein fürchterlicher Schwarm ihn im Tempel überfallen wolle. „O Himmel! schreyt Thoas, und das Thor wird erbrochen. Er ruft:

Kommt, flieht! doch opfert erst das Scheusal meinem Zorne.

Indem er den Arm wider Oresten aufhebt, wirft sich Pylades an der Spitze der Griechen auf die Bühne. Mit einer Hand hemmet er den Thoas, und mit der andern stößt er ihm den Dolch durch die Brust. Zu bequemerer Zeit kann man unmöglich ankommen, den Tyrannen zu entleiben, und das Stück zu endigen.

Da haben nun unſre Leſer einen kurzen Auszug dieſes neuen Trauerſpiels, das ſeine große Schönheiten; aber vielleicht auch einige Fehler hat. Herr De la Touche iſt zuerſt durch dieß ſchöne Stück berühmt geworden: ſelbiges zeiget auch wirklich einen erfindungsreichen Geiſt, und eine feurige Art zu denken, welche die Zuſchauer und Leſer hingeriſſen hat. Aber freylich iſt er auch über dieß Stück ſehr kritiſiret und getadelt worden. Wir wollen doch die Urſachen ein wenig berühren.

Wenn ein junger unbekannter Schriftſteller zuerſt auf der Bühne erſcheint, findet er immer weniger Nachſicht und Vertheidiger; als wenn einer ſchon viele Jahre als ein tragiſcher Dichter bekannt iſt. Zwar entſchuldiget ſeine Jugend, der erſte Verſuch, und ſeine Beſcheidenheit ſo manches. Vielleicht aber hat er ſich in den Verſen nicht Mühe genug gegeben, ſich nicht vor allen niedrigen Ausdrücken, und unrichtigen Redensarten gehütet, auch wohl ſeine Freunde nicht zu Hülfe genommen. Sollte ihn nun der gute Erfolg ſeines Stückes, wenigſtens in dieſem Puncte, ſicher machen: ſo würden ſeine Zuhörer gegen ihn unbarmherziger werden. Darum rechnet man ihm alle kleine Nachläßigkeiten eines Ausdruckes, als Verbrechen an. Nun ſoll ein niedriges Wort die ganze Schönheit des Stückes niederſchlagen. Man vergiebt ihm nichts: ja wenn gleich die Vorſtellungen auf der Bühne Beyfall finden, und ſehr oft wiederholet werden: ſo fallen doch die Wortkritikaſter, die ſelbſt keine tragiſche

Scene

Scene zu machen fähig wären, über eine oder die andre Redensart her, um dadurch das ganze Stück niederzuschlagen. So ist es uns in dem Mercure de France neulich vorgekommen.

Noch eine Ursache ist, unsers Erachtens, warum der Verfasser dieses Stückes nicht vollkommen glücklich gewesen. Diese **Iphigenia in Tauris** ist von alten und neuern Dichtern bereits sehr gut aufgeführet worden. Hier ist es nun sehr schwer, etwas zu machen, das der Kritik entgehen sollte. Wer nicht faul ist, lobet die ältern Arten der Einrichtung; bloß um die neuerfundene niederzuschlagen. Ja, wenn die Alten gleich auch nicht ohne Fehler sind: so werden sie doch itzo verschwiegen: weil die Reihe, getadelt zu werden, an der neuern ist. Diese soll nun ganz vollkommen seyn! Man will ihr nichts nachsehen. Wie viel schwache Stellen und matte Stücke hat man nicht dem **Corneille** und **Racine**, dem **Crebillon** und **Voltaire** nachgesehen! Und man hat Recht gethan. **Horaz** urtheilet nach der kritischen Billigkeit sehr vernünftig:

— Ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Offendar maculis; quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Aber unsre kritische Perfectionisten haben keine Ohren dazu. Es soll alles superfein und vollkommen tadelfrey seyn: gerade als ob ein einziges menschliches Werk jemals so glücklich gewesen wäre, oder nur seyn könnte. Wer gefällt doch allen?

Wir wissen wohl, daß man auch an der Art der Erkennung der beyden Geschwister, im Mercure etwas ausgesetzet; und selbst im Schlusse das Ermorden des Thoas, als eine in Paris neulich auf der Schaubühne eingerissene Mode, getadelt hat. Was das erste betrifft, so kömmt es auf die Empfindungen an, welche die Vorstellung aller bekannten Erkennungen dieses Paares, bey einem uneingenommenen Zuschauer hat wirken können. Da die neue Art von der vorigen abgehen mußte; so konnte sie nicht dieselbe seyn. Und ist es nicht schon genug, wenn solche nur gut gelungen, gesetzt, daß sie eben nicht besser wäre, als die vorigen? Aber wer will davon urtheilen? Ein jeder Leser und Zuschauer hat ein gleiches Recht, seiner Empfindung zu folgen: und man müßte erst die Stimmen sammeln, ehe man den Ausschlag geben könnte. Des Maffei Merope, und die voltairische haben zweyerley Erkennungen. Aber wir haben in der Vorstellung von beyden, die Meynungen allemal sehr getheilt befunden. Wir lassen sie also beyde gelten. Sie sind für verschiedene Leute gut.

Das Dolchstoßen, welches auf der französischen Bühne so einreißt, wie man im Mercure klaget, kann wohl in vielen Stücken ein Fehler seyn; ohne dieser Iphigenia zur Last zu gereichen. Von den andern Stücken reden wir itzo nicht. Allein in diesem ist es gewiß nicht unrecht; sondern mit vollem Grunde angebracht. Thoas muß einmal sterben, damit Orestes und Iphigenia erhalten werden können.

nen. Niemand kann das beſſer thun, als Pylades, der treue Freund, der ſeinen vorhin begangenen Fehler gegen den Oreſt, dadurch gut machen will. Daß er aber in einer ſo dringenden Noth, da das Schwert wider ſeinen Freund ſchon gezücket iſt, nicht erſt eine halbe Predigt hält; oder den Thoas eine halten läßt, ſondern ſchnell zuſtößt, dünket uns vielmehr ein großes Lob, als einen Tadel für den Dichter, zu verdienen. Er beobachtet Horazes Regel:

Semper ad eventum feſtinat.

In ſolchen Gelegenheiten iſt ein langes Geplauder ein ſo übel angebrachter Witz, als wenn in den Opern die Helden erſt nach halbſtündigen Trillern das Herz faſſen, ſich mit kaltem Blute etwas Leides zu thun.

Uebrigens lobet man im Mercure billig, daß der Hr. Verfaſſer keine froſtige Liebe in dieß grauſame Stück gemiſchet, ſondern der edlen Einfalt der griechiſchen Bühne gefolget iſt. Es iſt ein Wunder, daß ein ſolch Trauerſpiel in Paris, mit Beyfalle ſo vielmal hat aufgeführet werden können.

IX.

Nachricht, von der neulichen Feyer des hohen Geburtsfeſtes Sr. Königl. Hoheit, des durchlauchtigſten königl. Churprinzen zu Sachſen, in der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte, den 5ten Sept. 1758.

man deutlich überzeuget wird der Herr von Ziegler habe selbst an ihm einen grossen Gefallen gefunden. Allein er hat auch eben hierdurch wieder die dritte Regel gefehlet, welche will daß ein Roman keine andere Personen aufführen soll, als die sich für seinen Schauplatz schicken. Scandor ist allemal ein Narr, er mag reden was er will. Auch in der Todesgefahr vor dem Chaumigrem beantwortet er dessen Anfrage, wo sein Herr geblieben? mit der nichtswürdigen Gegenrede: Daß Balacin auf der Post vorbey gegangen wäre, und ihn mit dem Felleisen zurück gelassen hätte. Er versichert auch den Kayser daß bey seinem Aufhängen die Raben von der Gnade des Kayſers zeugen würden.

Viertens zeiget sich die Schreibart, welche den Haupt-Zierrath des ganzen Romans abgeben muß; aber hier mit lauter Sonnen, Sternen, Cometen, flammenden Herzen, überirdischen Schönheiten, und schwülstigen Liebeserklärungen ausgeschmücket ist.

Balacin zerreisset die Kette seiner schwachen Zungen, und da entwickelt sich aus derselben sein Liebes-Bekänntniß.

Er spricht, wie die Sonne abwesend wirke, so habe auch Baniſe ihn abwesend verwundet.

Seine Begierden haben durch ihr Lob von weitem als ein Zunder Glut gefangen, welche nunmehro durch den Bliß gegenwärtiger Kraft vollkommne Flammen zeugen. Hat hierbey die arme Baniſe nicht in Gefahr gestanden verbrannt zu werden?

Baniſe soll die brennende Sonne sich in ein Licht süsser Gegenhuld verwandeln lassen. Da dieſes aber

nicht

Dieser erfreuliche Tag war den Musen viel zu theuer, und den hiesigen Mitgliedern der erwähnten Gesellschaft viel zu merkwürdig; als daß sie denselben, auch in diesen unruhigen Zeiten, ganz kaltsinnig hätten vorüber lassen können. Es versammelten sich also dieselben nachmittags um 4 Uhr außerordentlich, wiewohl ohne fremde Zuhörer und Zeugen dazu einzuladen. Sie ernannte dabey 1) den berühmten Verfasser des deutschen Originaltrauerspiels, Denkmaal der Freundschaft, oder Orest und Pylades, imgleichen des Tempels der Gerechtigkeit, Herrn Friedrich von Derschau, Regierungspräsidenten in Ostfriesland; 2) Herrn Chevalier Pascal, Hauptmann des königl. franz. Regiments, Royal Piemont, und des St. Ludewigsordens Rittern; 3) Hrn. M. Joh. Jak. Bauern aus Tübingen, Verfassern der neulich hier eingedruckten Ode auf den Krieg, theils zu ihren Ehrengliedern, theils zu einem ordentlichen Mitgliede. Sodann las Herr Prof. Gottsched eine auf dieses hohe Fest abgefaßte Ode ab. Die sämtliche Gesellschaft aber blieb diesen ganzen Abend bey einer vertrauten Mahlzeit vergnügt beysammen, und vereinigte ihre unterthänigsten und zärtlichsten Wünsche, für das unverrückte Wohl dieses erhabenen königlichen Churprinzen; mit den eifrigsten Seufzern, nach einem baldigen und dauerhaften Frieden, und einer dauerhaften Glückseligkeit Sachsenlandes.

Se. Königl. Hoheit, denen diese bezeigte unterthänigste Ehrfurcht der Gesellschaft der freyen Kün-

Künſte, unterthänigſt berichtet worden, haben dem Vernehmen nach, dieſe treugehorſamſten Geſinnungen derſelben gnädigſt aufgenommen, und dieſelbe Ihrer fortwährenden Gnade huldreichſt verſichern laſſen. So haben denn auch mitten in den Kriegeswellen, die ſächſiſchen Muſen, noch die heiterſten Einflüſſe des ſie beſeelenden erhabenen Schutzgeſtirnes, erfreulichſt zu genießen.

X.

Melodien zu des Hrn. Prof. C. F. Gellerts geiſtlichen Oden und Liedern, die noch nicht mit Kirchenmelodien verſehen ſind, vierſtimmig, mit untergelegtem Texte, und fürs Clavier mit beziffertem Baſſe, zur Privat- und öffentlichen Andacht, geſetzt von Johann Friedrich Doles, Cantorn und Collegen an der St. Thomasſchule, und Director der Muſik in beyden Hauptkirchen zu Leipzig.

Leipzig, verlegts Joh. Gottl. Imm. Breitkopf. 1758. Fol.

Der Hr. Cantor Doles ſaget in der Vorrede zu dieſem Werke, daß er geſuchet habe, den Abſichten des Hrn. Profeſſors gemäß, zu denjenigen Liedern, welche nicht nach ſchon vorhandenen Kirchenmelodien geſungen werden können, eben ſo leichte und brauchbare Melodien zu ſetzen, als andre leichte und fließende Kirchenmelodien ſind: die

von einer ganzen Gemeinde sowohl, als einzelnen Personen ohne Mühe können erlernet werden.

Die Ursachen, daß er sie vierstimmig gesetzet hat, sind vornehmlich diese: daß eine Melodie mit den Grund- und Mittelstimmen viel einnehmender wird, als wenn man die Melodie nur von einer Stimme allein singen höret. Und weil sowohl in Leipzig, als anderwärts die Gewohnheit ist, daß die Chorschüler bey verschiedenen Gelegenheiten dergleichen Lieder vierstimmig singen müssen: so giebt er dadurch Gelegenheit, diese Lieder nach und nach bekannter und gemein zu machen.

Damit aber auch diese Melodien zu einer Privatandacht zu Hause dienen mögen: so sind außer denen vier Singestimmen, auch noch, am Fuße der Seite, unter dem untergelegten Texte, zwo Zeilen Noten, an Discante und bezifferten Basse befindlich, welche eben dieselbe Melodie zum Gebrauche des Claviers oder der Orgel dargeben.

Wenn diese Absicht erreichet werden sollte: so dürfte vielleicht der Hr. Cantor auch die übrigen Lieder des Hrn. Professors, die schon Kirchenmelodien haben, auf solche Art in Musik setzen, daß sie als Chorarien angesehen werden können, und von einer Kirchenmelodie unterschieden sind.

XI. Der

XI.

Der sechs und vierzigste Psalm, in Musik gesetzt von Joh. Friedrich Doles, ꝛc. ꝛc. Leipzig 1758. bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Fol. in einzelnen Stimmen.

Die Absicht, warum man einen Versuch gemachet, zu einer Kirchenmusik, den sechs und vierzigsten Psalm, nach der Uebersetzung des sel. Lutheri zu wählen, und ihn, wie eine ordentliche Cantate in Tutti, Recitativen und Arien zu bearbeiten, ist, damit der Zuhörer mehr Antheil an der Musik nehmen könne, und die Schwierigkeit, den Sänger nicht verstehen zu können, dadurch gehoben werde: weil dem Zuhörer der Text bekannt ist, und der Endzweck der Kirchenmusik, die erbauen, und zur Andacht vorbereiten soll, dadurch mehr erhalten wird, als bey andern Kirchenmusiken, davon der Zuhörer den Text nicht verstehen kann; theils, weil der Sänger nicht stark und deutlich genug ausspricht, theils, weil die Kirchen oft zu groß, und die Stärke der begleitenden Instrumente die Deutlichkeit des Sängers verhindert. Man ist bey dergleichen Kirchenmusiken auch darauf bedacht, wie man manchen schönen Choralvers, mit einem oder dem andern Verse des biblischen Textes in einem Satze zugleich verbinde. Z. E. in diesem sechs und

vierzigsten Psalme ist bey den Worten, die der Baß concertirend singt: Seyd stille, und erkennet, daß ich Gott bin ꝛc. ꝛc. der Choralvers: Mit unsrer Macht ist nichts gethan ꝛc. ꝛc. mit drey Singstimmen angebracht; damit der in der Musik unerfahrne Zuhörer immer etwas bekanntes, in dem, ihm unbekannten, zugleich mithöre. Der Autor hat schon in seinem vorigen Amte aus der Erfahrung gehabt, daß diese Einrichtung der Kirchenmusik, die gewünschte Wirkung bey den Zuhörern gethan hat.

Die Stimmen, woraus diese Musik besteht, sind: 2 Clarinen, Pauken, 2 Haubœen, 2 Violinen, die Viole, die 4 Singstimmen, der Violoncell, und die Orgel; und für denjenigen, welcher solche aufführen will, ist noch eine besondere Direction auf zwey Bogen beygefüget.

XII.

Sammlung musikalischer Schriften,

gröſtentheils aus den Werken der Italiäner und Franzosen, übersetzt, und mit Anmerkungen versehen, von Joh. Wilhelm Herteln. Zweytes Stück. Leipzig, bey J. G. J. Breitkopfen 1758. in 8vo.

Dieses zweyte Stück enthält folgende Abhandlungen, davon zwo neu ausgearbeitet, und die vier übrigen aus dem Französischen übersetzt sind:

1. Joh.

I. Joh. Friedr. Löwens Anmerkungen über die geiſtliche Cantatenpoeſie.

II. Von der dramatiſchen Muſik der Alten. Ein Auszug aus einem Kapitel in den Lives of the Roman Poets. Vol. II.

III. Anmerkungen über die Muſik überhaupt, aus des Patru & d'Ablancourt Dialogues ſur les Plaiſirs.

IV. Brief des Hrn. Roy von der Oper, aus den Lettres ſur quelques Ecrits de ce tems. T. II. à Geneve. 1749. S. 7. ſeq.

V. Des Herrn Frerons Kritik der Betrachtungen über die Oper des Herrn Remond von St. Mard, ſo im erſten Stücke dieſer Schrift überſetzt zu leſen ſind; aus den Lettres ſur quelques Ecrits de ce tems. T. II. S. 217.

VI. Schreiben an den Hrn. von L*ſ*r. Woher es kömmt, daß einige Tonarten in der Muſik anmuthig und ſanfter, andere aber ſtark und rauſchender klingen.

XIII.

Balthaſare Galuppi, il mondo alla roverſa; o ſia le donne che commandano, Dramma giocoſo per muſica. Accommodato per il Clavicembalo dal Originale Venetiano. Fol. transv. 1758.

Der

Der groſſe Beyfall, welchen dieſe Oper bey ihren Vorſtellungen ſo wohl in Italien, als in Deutſchland erhalten, hat den Verleger bewogen, dieſelbe aus der Partitur, ſo vollkommen, als es nur möglich ſeyn kann, zu ziehen und zum Claviere einrichten zu laſſen. Dieſe Ausgabe hat auch dieſes Vorzügliche, daß ſie durch keine aus andern Opern eingemengte Arien verſtümmelt, wie bey den Vorſtellungen der Opern öfters zu geſchehen pfleget; ſondern daß ſie nach dem wahren venetianiſchen Originale abgedruckt iſt. Es iſt dieſe Oper zugleich als die dritte Ausgabe der beliebten Raccolta auf dieſes 1758. Jahr anzuſehen: und wird dieſer Verſuch Beyfall finden; ſo ſoll eine andere von eben dem Herrn Galuppi, La Diavoleſſa, oder li vaghi accidenti fra amore è geloſia, folgen.

XIV.

Eine philologiſch-hiſtoriſche Abhandlung vom Alterthume des böhmiſchen Bergwerks, und von einigen daher ſtammenden Bergmannsredensarten im Erzgebirge. Von M. Ge. Körnern, Pfarrern zu Beckau und der Geſellſ. der freyen Künſte zu Augſpurg und Leipzig Mitgl.

Schneeberg, bey Fulden.

1758.

Der erſte Abſchnitt dieſer Schrift iſt philologiſch, und handelt von der deutſchbergmänniſchen

ſchen Sprache überhaupt. Unſre Mutterſprache iſt nicht nur bereits eine gelehrte Sprache: ſondern auch eine urſprüngliche Sprache, die ihre Wörter, nicht nach Art andrer neuer Sprachen, aus der lateiniſchen und griechiſchen entlehnen darf; ſondern ſie, nach Art der griechiſchen und arabiſchen, von ihrem eigenen Grunde und Boden hernehmen kann. Indeſſen iſt es doch geſchehen, daß manchmal auch fremde Kunſtwörter, als Tyrannen in unſer Vaterland gedrungen, und endlich das Bürgerrecht erhalten haben. Unter dieſe Claſſe gehören auch viele Bergmannswörter, die mehrentheils aus dem angränzenden Böhmen, zu unſern Bergleuten gekommen. Dieſe iſt eben kein unförmliches Rothwälſch, ſondern von einem ehrwürdigen Alterthume. Der Hr. Verfaſſer zeiget, daß einige ſclavoniſchböhmiſche, oder wendiſche Wörter hier von Bergſachen ins Deutſche gefloſſen; wohin Auersberg, Auspauſche, Buffkäcke, Bühne, Drumm, Druſe, Eiſenblit, Flötz, Flitſchen, Förſt, Göpel, oder Göbel, Hunt, Kaue, Kobalt, Kieß, u. d. m. gehören.

Der zweyte Abſchnitt iſt hiſtoriſch, und ſtellet eine kurze böhmiſche Bergchronik vor. Sie iſt aus Wenzel Hagecks böhmiſcher Chronik zuſammen gezogen worden. Sie hebet 677 nach Chriſti Geburt an; da Borack, ein Mann aus des zweyten böhmiſchen Herzogs Geſchlechte, zuerſt Eiſengruben erfunden hat; und geht bis auf 1517. da die erſten

ersten Auflagen auf die Schocke geleget werden; auf ein Schock ein halber böhmischer Groschen, wie 1519. die erste Biersteuer, vom Viertel einen böhmischen Groschen.

Eben dergleichen artige Abhandlung hat der Herr Verfasser vom Bergflecken Bockau, und der Herrschaft Schwarzenberg geliefert; davon wir nur den Titel anzeigen können.

XV.

Nachricht von einer neuen Auflage der Oeuvres de françois de la Mothe le Vayer, welche der Buch- und Kunsthändler in Dreßden Michael Gröll besorget hat.

1758.

Die Werke des gelehrten le Vayer sind so bekannt, daß man nicht nöthig hat, viele Lobeserhebungen davon zu machen. Es bezeugen dieses die verschiedenen Auflagen, die alle abgegangen sind, und deren letzte schon unter die raren Bücher gezählet worden ist. Man hoffet nichts dabey gewaget zu haben, wenn man bedacht gewesen, eine neue mit dem Leben des Autors vermehrte und verbesserte Ausgabe zu besorgen: und man würde schon damit zu Stande seyn, wenn nicht die unglücklichen Zeitläufte einige Verhinderungen eingestreuet hätten; zumal da dieses Werk nicht hier, son-

sondern in der neuen Buchdruckerey zu Pforten gedrucket wird. Man ist in der Einrichtung von der letztern Auflage abgegangen, und hat die Schriften und Abhandlungen, welche sich zusammen schicken, in einen Band genommen, da sie vorher zerstreuet waren, wie aus dem Inhalte von jedem Theile zu sehen ist:

Das Format, welches zu dieser neuen Auflage gewählet worden, ist eben dieses wie die Anzeige, und so bequem, als schön. Die Schriften sind neu dazu gegossen, und das Papier ist dem Holländischen gleich.

Da nun dieses ein Unternehmen von grosser Wichtigkeit war, so wollte der Verleger das Werk auf Vorschuß drucken lassen, weil er die Absicht hatte, dem Publico die Kosten zu vergeringern, und sich das Unternehmen leichter zu machen. Er gieng aber wohlbedächtig von diesem Plane ab, weil er vielen Hindernissen unterworfen war, und der Verleger selbst die erfoderliche Bekanntschafft, als ein Anfänger, damals noch nicht hatte. Er nahm also die schweren Verlagskosten auf sich allein.

Nunmehr ist es, der kummervollen Zeiten ungeachtet, dennoch durch die Gnade Gottes soweit gekommen, daß alles bis auf das Register fertig ist. Dieses wird an den zweyten Band des siebenten Theils hinten angehangen werden, und also das Werk beschliessen.

Da nun der Verleger auf diese Art sich in Stand gesetzt siehet, seine gute Gesinnungen gegen

nicht ſo fort geſchehen, ſo wäre es kein Wunder, wenn Balacin inzwiſchen zu Aſche geworden wäre.

Sein glüendes Herz zündet ihr den Weyrauch reinſter Liebe an. Hier würde man ein neues Muſter zu einem Hochzeitgedichte nehmen, und das verliebte Herz als ein Rauchfaß verſtellen können.

Sie ſoll ihm das himmliſche Heiligthum ihrer Seele eröfnen, und ſein flammendes Opfer nicht verſchmähen. Das Heiligthum ihrer Seele verlangete er ohne Zweifel deswegen offen, um da hinein zu gehen, und da würde es ſehr zu rathen geweſen ſeyn, ſich zuvor der Stiefeln und Sporen zu entledigen.

Der Kayſer ſegnet das Bündniß der Baniſe und des Balacins mit dieſen kräftigen Worten: Der Himmel laſſe aus dieſem Sonnenſchein nimmer einen ſchädlichen Bliz fahren, und verwandele alle Cometen in Glücksſterne. Wer aber hat iemals aus der Sonne einen Bliz fahren geſehen? und wie gehet die Verwandelung der Sterne zu? Endlich ermahnet er ſie noch zum küſſen. Sie gehorchen, und der Herr von Ziegler meynet, daß die Anzahl derſelben ſich ſo hoch belaufen, daß man auch zu deren Abfaſſung neue Ziffern erdenken müſte. Allein was hat zu dieſer Menge Küſſe nicht für Zeit gehöret, und kan man dann mit den Ziffern die wir haben, nicht bereits alles faſſen?

Higvanama will das Gold des Verſtandes auf den Probierſtein der Sterblichkeit ſtreichen. Da möchten wir wohl dieſen Probierſtein ſelbſt geſehen haben.

Sie beklaget, daß das Aſiatiſche Frauenzimmer mehr Cometen als reine Sterne blicken läßt, und daß die Begierde einer gebundenen Venus nicht durch die ſämtlichen Planeten zu ſtillen ſey. Hier wird uns

gen das Publicum zu zeigen: so erbiethet er sich gegen alle, welche gesonnen sind, sich dieses schöne Buch anzuschaffen, und nur darauf gewartet haben, bis es fertig werden, einen Subscriptionspreis zu machen, wenn sie längstens bis Weihnachten dieses Jahrs, das Geld franco an ihn nach Dresden senden; und will dem Register die Namen derjenigen mit beydrucken lassen, welche ihm einen Theil seiner darauf verwandten Kosten übertragen helfen.

Wem dieser Vorschlag gefällig ist, der sendet für ein Exemplar auf Schreibpapier Rthlr. 10. 7. 6. auf Druckpapier aber Rthlr. 8. 6. in guter und gangbarer Münze ein, und erhält dagegen sogleich die schon fertigen sechs Theile und von dem siebenten Theile den ersten Band, nebst einem Scheine auf den zweyten Band, welchem sein Namen mit beygedruckt wird. Dieser Band, oder das Register wird alsdann in der Ostermesse 1759. ohne fernere Zahlung ausgeliefert. Wer diese gute Gelegenheit, sich dieses Buch um einen wohlfeilen Preis anzuschaffen, versäumet, der zahlet nach Verlauf der bestimmten Zeit, Rthlr. 13. 18. für ein Exemplar auf Schreibpapier, oder Rthlr. 11. auf Druckpapier, welches der ordentliche Preis davon bleibt.

Dreßden,
am 30 September 1758.

Michael Gröll.

Ende des Weinmonds 1758.

Voigtl. R. Pl. 5te

Universal-Microscop

Nach seiner wahren Grösse

abgezeichnet

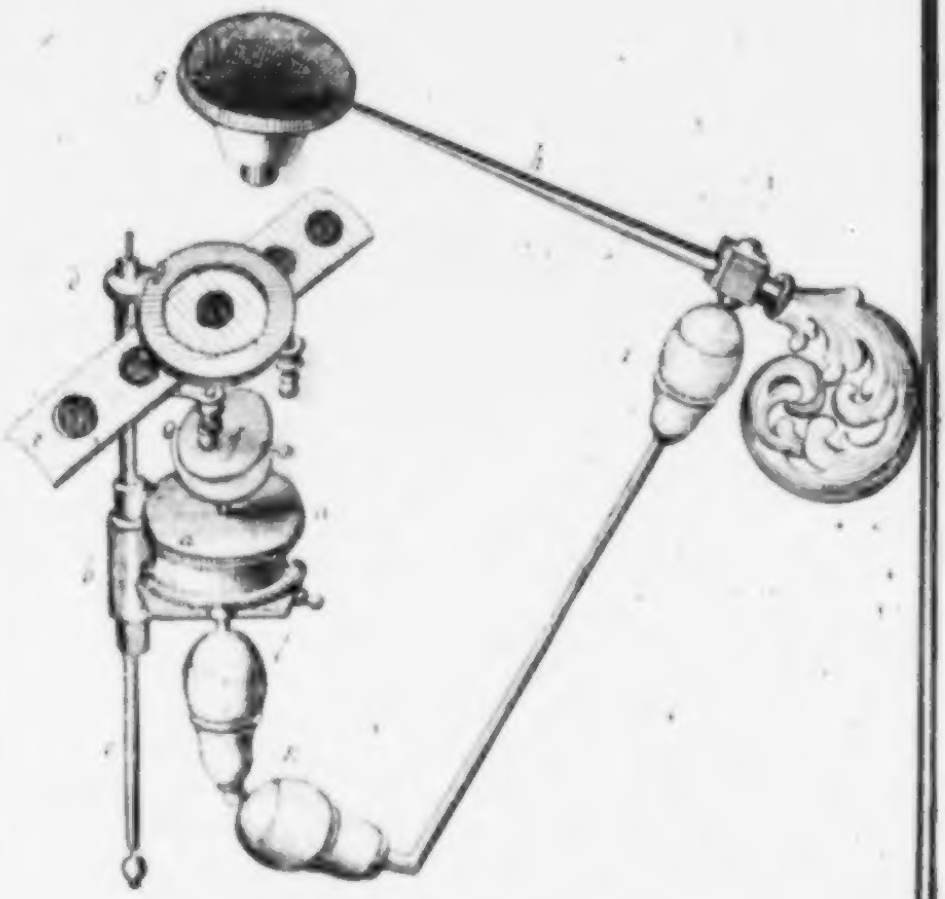

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Windmond 1758.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1758.

Inhalt.

I, Dictionnaire Hiſtorique, par Proſper Marchand. T. I.

II. Philoſophiæ Civilis ſive Politicæ. Pars III. autore Hanovio.

III. Fortſetzung der Acad. des Inſcriptions & belles Lettres. XXIII. B. II. Artikel. Vergleichung der Dynaſtien von Juda und Iſrael.

IV. Jeannettenruh in Wildenfels. Eine poetiſche Erzählung.

V. Hrn. Prof. Käſtners Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie, ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie und Perſpectiv.

VI. Probe aus dem Buche de l'Eſprit, das XXVIIſte Hauptſtück des III. Diſc.

VII. Hrn. Lindingers Charaktere denkwürdiger Nationen.

VIII. Wernsdorfii quinque Orationes, de Martis & Muſarum Fœdere.

IX. Corpus Academicum, a P. Oliverio Legipont.

X. Leben der Herren Rugendas und Kupezki.

XI. Beſchreibung des neuerfundenen Univerſalmikroſcops.

I.

Dictionnaire Hiſtorique, ou Memoires critiques & litteraires concernant la vie & les Ouvrages de divers Perſonnages diſtingués, particulierement dans la Republ. des Lettres, par Proſper Marchand. T. I. A. I. A la Haye, chez Pierre de Hondt 1758. in fol.

Der unbekannte Herausgeber, der ſich am Ende der Vorrede zu Leiden 1757. I. N. S. A. unterſchreibt, meldet darinn, daß **Proſper Marchand** auf dieſes mühſame Werk alle Nebenſtunden ſeit 40 Jahren eines beſchäfftigten Lebens gewidmet. Da er in ſeiner Jugend zu Paris dem Buchhandel gewidmet geweſen, hätte er gute Gelegenheit gehabt, ſich zeitig auf die Kenntniß der Bücher zu legen; und wäre des berühmten Bernards Correſpondent geweſen, der damals an den Nouvelles de la Republique des Lettres gearbeitet hätte. Als er nachmals zur proteſtantiſchen Religion getreten, wäre er nach Holland gezogen, um ſie

deſto freyer zu bekennen, und hätte eine Zeitlang den Buchhandel getrieben. Allein aus Misvergnügen über die wenige Ehrlichkeit, die er unter ſeinen Profeßionsverwandten, mit denen er zu thun gehabt, gefunden; hätte er ihn mit dem Studieren vertauſchet. Die Kenntniß der Bücher und Schriftſteller wären ſeine liebſte Beſchäfftigung geworden, und er hätte es ſoweit darinnen gebracht, daß ihn die Buchhändler von allen Seiten zu Rathe gezogen, was ſie drucken ſollten; und ſich glücklich geſchätzet, wenn ſie etwas unter ſeiner Aufſicht herausgeben können.

Er war es, der ſich mit einer neuen Ausgabe von Baylens Wörterbuche und Briefen beſchäftigte: und man weis, wieviel Theil er, theils durch die genaue Ausbeſſerung, theils durch Anmerkungen daran gehabt. Er iſt auch einer der vornehmſten Verfaſſer des Journal Literaire geweſen. Dieſes erwarb ihm nun eine große Bücherkenntniß, und ſein Briefwechſel mit faſt allen europäiſchen Gelehrten erweiterte ſie noch. Dazu kam eine ſchöne Bibliothek, die mit allen Hülfsmitteln zur gelehrten Hiſtorie, reichlich verſehen war. Niemand hat ſich alſo leicht in beſſern Umſtänden befunden, dergleichen Werk zu unternehmen und auszuführen, als eben er. Es iſt nämlich beſtimmet, ſowohl von den verſchiedenen Ausgaben, als dem Inhalte ſeltner Bücher, und deren Verfaſſern ſelbſt, richtige Begriffe zu geben. Ueberall hat er ſeine weitläuftige Beleſenheit, faſt verſchwenderiſch angebracht.

In-

Indeſſen darf man nicht glauben, hier lauter litterariſche Anekdoten zu finden. Hr. Marſchand hatte ſehr die franzöſiſche Hiſtorie ſtudieret, und alle gute Schriftſteller davon geleſen. Darinnen hatte er nun viele merkwürdige Entdeckungen gemachet: und man wird davon ſehr viele Beweiſe finden, ſelbſt in Artikeln, die nur bloß litterariſche Unterſuchungen verſprechen. Viele unter dieſen Artikeln hatte zwar ſchon Bäyle berühret: allein unter der Feder Hrn. Marſchands bekommen ſie dennoch eine Art von Neuigkeit. Denn er ergänzet das Ausgelaſſene, oder verbeſſert die Fehler dieſes gelehrten Schriftſtellers: ſo, daß man mit Rechte ſagen kann, dieß Werk ſey ein Supplement dieſes vortrefflichen Kunſtrichters; eben ſowohl, als des Hrn. Chaufepied ſeines.

Wenn man ſich wundert, daß Hr. Marſchand dieß Werk nicht ſelbſt ans Licht geſtellet: ſo muß man wiſſen, daß er oft vorgehabt, es zu thun. Allein da er immer noch Zuſätze fand, ſo verſchob ers immer von einer Zeit zur andern. Als er nun endlich ſchlüſſig ward, es unter die Preſſe zu geben: ſo beraubte ihn ein Schlagfluß des Gebrauches ſeiner rechten Hand. Dieſer Zufall nöthigte ihn, dieſem Unternehmen zu entſagen, und ſich zum Tode zu bereiten. Sein Vermögen beſtund mehrentheils in Büchern, die er, nebſt den Manuſcripten, der Bibliothek zu Leiden vermachet hat. Das Uebrige hat er einer Geſellſchaft gelaſſen, die zur Erziehung und Unterweiſung armer Kinder beſtimmet iſt.

Die Freundschaft und das Vertrauen gegen den Herausgeber bewogen ihn, demselben die Ausgabe dieses Werkes sowohl, als die neue sehr verbesserte und vermehrte Auflage seiner Geschichte der Buchdruckerkunst aufzutragen. Dieser versprach ihm solches, ob er gleich sonst einer andern Art von Studien zugethan war, weil er ihn vielmal hatte sagen gehöret, seine Handschrift wäre fertig zum Drucke. Und also starb Hr. Marschand den 14ten Jun. 1756. Allein wie erschrack der Herausgeber, als er das Manuscript zu sehen bekam. Es dünkte ihn, hier wären die zerstreuten Blätter der Sybille in ihrer Höle wahrzunehmen. Tausend kleine Zettelchen, die sich immer auf einander bezogen, stellten ihm eine unendliche Arbeit vor Augen. Doch die Freundschaft gegen den Verstorbenen, und sein Versprechen halfen ihn alles überwinden. Er bittet nur einige kleine Fehler zu übersehen, die bey solchen Umständen unvermeidlich gewesen.

Er bittet aber auch um Vergebung, wegen einiger andern Dinge, und zwar erstlich, wegen einer gar zu bittern Kritik, gegen gewisse Schriftsteller: sodann wegen einiger harten Vorwürfe gegen die katholische Religion. So gern er beydes geändert, oder doch gemildert hätte: so wenig hat solches die Ehrlichkeit eines Herausgebers ihm verstattet. In kurzem werden wir auch die Historie der Buchdruckerkunst in einer weit vollkommenern Gestalt erblicken, als sie das erstemal erschienen.

Es iſt Zeit, auf das Buch ſelbſt zu kommen, und unſern Leſern einige Artikel davon bekannt zu machen. Der erſte iſt von einem evangeliſchen Theologen in Deutſchland, **Erasmus Alberus**, der zu Sprendingen in der Mittelmark, nahe bey Frankfurt an der Oder, gebürtig geweſen, und an der Reformation großen Antheil gehabt. Die Nachrichten von ihm ſind ſehr ſorgfältig zuſammengeſuchet, und nicht einmal ſeine deutſche Fabeln ſind vergeſſen: obwohl ihr wahres Verdienſt eben nicht angezeiget worden. Nach dem **Albizi** folget **Allais**, Verf. der berufenen Sevarambenhiſtorie. Hier bemerket Hr. Marſchand, a. d. 19. S. daß dieſer berufene Naturaliſt, wenn er wieder ins Leben käme, das Vergnügen haben würde, zu ſehen: wie ſtark die Zahl ſeiner Mitbrüder, durch die verderbte Morale der Jeſuiten, durch die frommen Betrügereyen der Janſeniſten, und beyder Verfolgungsgeiſt, zu Paris geworden; und wie wenig man ſich itzo ſcheuet, den Deismus offenbar zu bekennen. Zwey Drittheile der witzigen Köpfe werden bereits deſſen beſchuldiget, und man ſinget ſchon in Gaſſenliedern:

Que Rome fortement tonne,
Que Geneve en faſſe autant;
Qu'en France même on dragonne:
Cela m'eſt indifferent.
Je ne ſuis ni Calviniſte,
Ni Catholique Romain.
Je cheris, en vrai Deiſte,
Dieu ſeul & le Genre humain.

ein jeder zugeſtehen, daß ſich die gute Higvanama in dem Thierkreiſe recht ſehr müſſe verirret haben.

Baniſe ſaget bey der Nachricht daß ihr Prinz gegenwärtig ſey: Ihr Herz zerſchmelze, und ihre Seele krieg' Flügel, ja ſie vergöttere ſich ganz, nachdem ſie ihren Prinzen ſo nahe wiſſen ſoll. Aber was bleibt denn hier dem armen Balacin übrig? Balacin ruſet bey dem Empfang eines Briefes von der Baniſe; Daß dieſe Schrift nicht irrdiſche Augen, ſondern Sonnen zu leſen würdig ſind. Was ſich hier der Herr von Ziegler für einen Begriff von der Sonne muß gemacht haben, können wir nicht begreifen.

Der Kolim geſtehet der Baniſe, daß das Eis ſeiner Jahre vor der Sonne ihrer Schönheit zerſchmelzen ſey. Es iſt nur hierbey zu bewundern, daß nicht die nothwendig daher entſtandene Waſſerfluth beyde erſäuft hat.

Die Sravaderin nennet den Zarang eine diamantene Seele, welches ſich zwar wohl zu den übrigen Perlen, überirdiſchen Schönheiten, Sonnen, Sternen, und übrigen Zierrathen ſchicket, welche der Herr von Ziegler ſo häufig zerſtreuet; bey der natürlichen Beſchreibung der Seelen aber keinen Platz findet.

Es würde noch eines und das andere der Unterſuchung würdig ſeyn, wann nicht hier die Romanen-Freyheit, die an und vor ſich ſelbſt von der geſunden Vernunft und von der Nachahmung des natürlichen ſehr abweichet, es zu vertheidigen ſchiene. Doch bey dieſem allen bleibet die aſiatiſche Baniſe nicht ohne Werth, ja ſie iſt unter allen Deutſchen Romanen noch für den beſten zu halten.

VI.

Nach André folget Antigaralle, und hier findet man eine sehr starke Ergänzung der baillettischen Anti; unter welchen überaus viel unbekannte und artige Stücke vorkommen. Archelaus von Priene, ein trefflicher Bildschnitzer in klein Asien, u. Aubigné, der Frau von Maintenon Großvater, haben lange Artikel bekommen. Conrad Badius, ein deutscher Gelehrter, Bianchi, ein Wälscher, Bernaud, ein Franzos, Bartholomäus von Pisa, Bossot und Bernard folgen. Die belgischen Bibliotheken bekommen in einem besondern Artikel ein großes Lob. Jean du Bois (de Bosco) der in die Inquisition zu Rom verfallen, Bonatus, Bonet, Bouchard, Boulanger, Bourbon, geben sehr merkwürdige Artikel ab. Doch wer kann sie alle nennen?

Wir wollen aus unzählichen nur einige nehmen, darinn wir etwas besonders bemerket haben. Z. E. Von der Katharina von Medices ist eine sehr weitläuftige Abhandlung hier zu lesen, darinn alles Gute und Böse von ihr beygebracht und untersuchet wird. Im Artikel Etienne (Robert) wird der gemeine Irrthum widerleget, daß Robert Stephanus zuerst das neue Testament in Verse abgetheilet, und zwar auf der Reise von Paris nach Lion, zu Pferde. Es wird gezeiget, daß lange vor Stephans Ausgabe, die von 1500 u. etlichen 50 war, schon 1527. ein so abgetheiltes Testament herausgekommen; worauf viele andre, an verschiedenen Orten gefolget,

Ein

Ein Artikel vom D. Faust belehret uns mit den triftigsten Gründen; daß es falsch sey, was Durrius, ein Professor zu Altdorf, vormals behauptet: als ob Johann Faust der Erfinder der Buchdruckerey, von den Mönchen für einen Schwarzkünstler ausgeschrieen worden; so daß die ganze Fabel vom D. Faust daraus geschmiedet worden.

Im Artikel Flacius Illyricus, wird Bayle mit vielen andern sehr getadelt, daß sie diesen gelehrten Theologen so fälschlich nach seinem Vaterlande genennet, gerade als ob er Illyrier geheißen hätte: da er doch Francowitz geheißen. Es wäre nicht anders, als ob man Leibnitzen, weil er ein Deutscher gewesen, Allemand nennen wollte.

Im Artikel Gielee, haben wir etwas gefunden, das zur Aufklärung eines streitigen Punctes, unsrer deutschen Litteratur gehöret. Wir wollen daher denselben noch mitnehmen, und hernach diesen Auszug beschließen.

Jaquemars Gielee, ist derjenige alte französische Dichter, der in Verdacht kömmt, als ob er der erste Urheber des so berühmten Buches von Reineken dem Fuchse gewesen. Hr. Prof. Gottsched hat in seiner prächtigen Ausgabe dieses Gedichtes, in der vorgesetzten Abhandlung, desselben gedacht; aber aus Ermangelung eigner Einsicht des französischen Buches, Romans du nouveau Regnard, nicht entscheiden können: ob dieser nouveau Regnard, und unser Reineke Fuchs einerley sey? Hier aber

finden wir eine nähere Nachricht vom Inhalte des alten französischen Gedichtes. Diesen wollen wir mittheilen, und unsern Lesern das Urtheil überlassen; ob unser Reineke französisches Ursprunges sey.

Um das 1290ste Jahr hat Gielee, der aus Lille, oder Rüssel in Flandern, gebürtig, und also ein Niederländer war, eine sehr heftige Satire, wider die verderbten Sitten damaliger Zeit, sonderlich der Geistlichen geschrieben. Es war selbige ein allegorischer Traum, in Versen beschrieben, die aber nur geschrieben vorhanden sind. Wie sie geklungen haben, kann man aus diesen Zeilen sehen, darinn er sich selbst nennet.

Jamais n'en y ert Renars mis jus,
Se Diex nel fut, qui maint là fus
Ce nos dit Jaquemart Gielée.

Claude Fauchet, Verdier Vauprivas, und la Croix du Maine, bezeugen dieß. Der Verfasser dichtet also: daß er im Frühlinge auf einem anmuthigen Felde eingeschlafen sey; und da habe ihm geträumet: daß alle Thiere, sowohl geflügelte, als vierfüßige zu ihm gekommen. Der Löwe habe unter dieser Menge geherrschet, und sie hätten alle angefangen zu tanzen, zu singen und zu spielen: um ihre Geschicklichkeit und Stärke zu zeigen; um sich in ritterlichen Kämpfen hervor zu thun, und einander alle Höflichkeit zu erzeigen. Dieser Traum nun, wäre so entzückend gewesen, daß er zwey Jahre

re gedauert, ohne daß der Träumer zu eſſen oder zu trinken nöthig gehabt.

Dieß alte Gedicht nun iſt hernach in ungebundene Rede überſetzet und vielmal gedrucket worden: Die erſte iſt noch im XV. Jahrh. unter folgendem Titel, mit gothiſchen Buchſtaben in 4. auf 58 Bogen, ohne Blatt- oder Bogenziffern gedruckt worden: Le Libre de Maiſtre Regnard et de Dame Herſant ſa Femme; Livre plaiſant et facetieux, contenant maints propos et ſubtils paſſages couvertset cellez, pour monſtrer les Conditions et Mœurs de pluſieurs Etats et Offices, comme il ſera declaré ci-apres &c. Die beyden neuern ſind aus dem XVI. Jahrh. zu Paris 1516. und zu Lyon 1528 alle in 4. Eine vierte iſt 1550 zu Lion in 16. und die fünfte 1551 auch in 16 gedruckt; worauf hernach die ſiebente zu Antwerpen 1566 in 8. franzöſiſch, und en bas Allemand oder niederländiſch erſchienen. Es giebt noch ein franzöſiſch Buch, Renard, ou Proces des Bêtes; aber der Verf. meynet, dieß ſey nur ein Auszug. Da ers nicht ſelbſt geleſen hat, ſo könnte dieß wohl eine Ueberſetzung des deutſchen Reinekens ſeyn. Den Urheber der obigen ungebundenen Ueberſetzung kennet man nicht; es müßte denn Jean Teneſax ſeyn, der eine Vorrede vorgeſetzet hat, worinn er als der Verfaſſer des Buches redet. Er muß in der Hälfte des XV. Jahrh. gelebet haben.

Doch wir wiſſen noch nicht genug von dem Inhalte deſſelben, um daraus zu urtheilen, ob dieſer

ſer Maiſtre Regnard, die Urſchrift unſers Reinekens ſey? Das Buch iſt in zween Bücher getheilet, deren erſtes 23. das zweyte aber 50 Capitel hat. Nach dem Verzeichniſſe der Capitel folget die Vorrede, von dem obigen Inhalte. Das I. Buch erzählet: wie der Leu, König der Thiere, bey Trompetenſchalle habe ausrufen laſſen, daß er einen völligen Hof und offene Tafel halten würde: worauf ſich alle ſeine Lehnleute, in gehörigem Aufzuge eingefunden. Z. E. der Eſel, ſey als ein Erzbiſchof, der Fuchs als ein Franziſcaner gekleidet, u. ſ. w. erſchienen. Er ſelbſt ſey mit Orgueilleuſen ſeiner Gemahlinn, und ſeinen drey Söhnen, Orgueilleux, Noble und Lionnet gekommen, und habe den älteſten zum Ritter geſchlagen, und von den andern Rittern prächtig bewaffnen laſſen. Zuerſt gab er ihm einen Ueberrock, Verachtung genannt, und mit Widerwillen gefüttert; einen Bruſtharniſch von Pralerey, den Halskragen des Neides, den Küraß der Drohungen; und das Panzerhemd von eitler Ehrſucht und Windmacherey. Darauf gab er ihm den Schild der Zwietracht und Verrätherey, und zuletzt den Helm der Begierden. . . . Er befahl Reineken ihm den rechten Sporn anzugürten, und Iſegrimen den linken. . . . Dieſe Sporen waren von böſen Werken ohne Reue, ſchlecht gearbeitet, und mit böſem Vorſatze vergoldet. Mit dieſer ungebundnen Ueberſetzung ſtimmet das poetiſche Original völlig ein:

Pre-

Premiers l'y veſty l'Augueton
De Dedin et d'eſprit farcis;
Après l'y veſty la Chemiſe
Après ce ly Roy l'y veſty
L'Aubert d'Envie et puis auſſy
De menates une cuirie.
Après l'y à ly Roy veſtie
Cotte à armer - - - - - -
De Boban ly donna l'Eſcu
Et ly Hiaume de Conovitiſe
Ou il ut mainte Pierre aſſiſe
Saphes, Rubis et Camahiez.
Ly Roy a Renart appellez,
Et puis ſi l'y a Commandez,
Noblon ſon Fils l'Eſperon deſtre
Chauſſaſt, Yſangrin le feneſtre.
Enſembletuit s'agenoillerent.
Noblon les eſperons chaucierent
Meſſire noble ne s'y feint
A *Neblon* * Branc d'Acier l'y ceint.

Dieſe Verſe ſind aus Vulſons Theatre d'Honneur et de Chevalerie p. 751 genommen, der ſie aus der Urſchrift angeführet hat. Uebrigens ſieht ſchon ein jeder, daß kein Wort von dem allen in unſerm Reineke Fuchs befindlich iſt: als wo der Leu gar keine

* Dieß iſt gewiß ein Schreibfehler für Noblon.

keine Söhne hat, vielweniger einen zum Ritter schlägt. Allein weiter.

Der Leu hätte dieß Fest mit prächtigen Ritterspielen und Turnieren beehret: darinn Lionnet sein dritter Sohn alle Preise davon getragen, Orgueilleux aber von den Söhnen des Wolfes überwunden worden. Als dieser sich deswegen rächen wollen, habe er den Fuchs zu Rathe gezogen, der ihm schädliche Anschläge gegeben, ihn wider seinen Vater zum Aufruhre verleitet, und sich mit ihm ins Castel Maupertuis geleget. Der Leu habe sie darum belagert, und Reinekens Sohn, Rousselinen in einem Ausfalle gefangen bekommen; den er aber durch Reinekens List wieder verlohren: welcher ihm auch außerdem, viel Volkes abspänstig gemachet. Beyde Heere, als sie im Begriffe gestanden ein Treffen zu liefern, hätten durch Reinekens Schlauigkeit, der allein den Vortheil davon gezogen, unvermuthet Frieden gemachet. Dieß ist nun der Inhalt des ganzen 1sten Buches, das aus 23 Capiteln besteht. Und daraus erhellet zur Gnüge, daß nicht die geringste Aehnlichkeit mit unserm deutschen Reineke Fuchs darinn zu finden sey. Der Auszug des 2ten Buches ist nicht gemachet: und la Colombiere saget: dieser Roman sey vor 400 Jahren, zur Zeit Philipps des Schönen gemachet worden; welcher 1314 gestorben. Dieses mag nach unsrer Absicht genug seyn.

Da Colombiere hier etlichemal le Roman du vieux Renard, nennet: ſo erinnert Hr. Marſchand, es hätte billig du nouveaux Renard heißen ſollen: wie Fauchet ihn genennet. Allein vieleicht könnten ſie von zweyerley Werken reden: und dabey bemerket er, daß man auch eines Romans de l'ancien Renard gedenket, den man Petern de St. Aoſt, Richarden von Liſon, und andern alten Dichtern zuſchreibt. Menage in ſeinem etymol. Wörterbuche führet im Art. Branc die letzten zween obigen Verſe an, und nennet dieß Werk übel, le Roman du Renaud nouveau, und Forel in ſeinem Threſor de Recherches & Antiquités Gauloiſes & Françoiſes, nennet es auch übel, Roman du nouveau Renaud, anſtatt Renard; ja er machet aus dieſem Renaud gar den Poeten. In des du Cange Index ſ. Nomenclator Script. med. & inf. Latinitatis, iſt er col. 182 beſſer Roman du Renard genennet. Es giebt noch ein ander Buch le Regnard contrefait, d. i. der beſchriebene, geſchilderte. Aber das iſt eine elende Chronik, in Verſen, von Anbeginn der Welt bis 1328. Sie führet dieſen Titel, weil ein gewiſſer Renard, ein ſchwatzhafter Hofmann, ſie dem Leuen, ſeinem Fürſten, in einem Athem erzählet. In der hohendorfiſchen Bibliothek heißt ſie falſch, Renard le contrefait.

Uebrigens will Hr. Marſchand a. d. 278ſten S. mit gutem Bedachte nicht behaupten, daß der beym Plantin 1566 gedruckte Regnier le Renard, Hiſtoire tres joyeuſe, & recreative, contenant 70

Chapitres en deux Langages François & bas Allemand, mit dem Buche, le Livre du Maitre Regnard einerley sey. Er setzet hinzu, daß man es vermuthlich niederländisch allein, 1614. zu Antw. unter diesem Titel gedruckt habe: Reynart de Vos, of het Dieren-Ordeel, in ungebundener Rede: wie denn der Titel le Renard, ou le Proces des Bêtes, Traduction enrichie de fig. en Taille douce, à Bruxelles chez Panniels & Vos 1739. anzeiget: daß dieß eine Uebersetzung von jenem sey, die um der Figuren halber gemachet worden, welche irgend der Buchhändler an sich gebracht: wie es dieser Herren Sitte ist. Aber er irret sich, wenn er denket, daß dieser plattdeutsche Reineke nur ein Auszug vom alten Maitre Renart sey. Er lenket auch selbst ein, da er bemerket, daß weder Ritterspiele noch Turniere darinn sind, und der Zeitpunct um Pfingsten, nicht aber im Frühlinge gesetzet ist, auch gar nichts davon vorkömmt, was in der obigen Vorrede stund. Ja er kömmt gar auf die Gedanken, der Unterscheid des alten und neuen Reinekens bestehe in diesen beyden Büchern. In der That heißen einige von unsern ältesten Ausgaben, Reineke de Vos, de olde: und so müßte unser Reineke noch vor 1290 gemachet seyn.

Er kömmt hernach auf die ältesten deutschen, englischen, dänischen u. a. m. Ausgaben des Reinekens. Doch was er davon saget, würde uns zu weit führen. Nur merke ich noch an, daß er sich zuletzt gar zu stark auf Eccards Meynung lenket, daß

daß dieß Gedicht ein urſprünglich franzöſiſches Werk ſey. Denn weder Eccard, noch er, haben ſolches zu erweiſen vermocht. Alles was er vom Maiſtre Regnard angeführet hat, ſteht in unſerm Reineke nicht, und von dem ſogenannten vieux Renard haben wir noch gar keine Probe ſeines Inhalts gehöret. Wer kennet ihn? Alle übrige Gründe von Erfurt, Acken, Lübek, und der Erfindung des Geſchützes, zeigen einen deutſchen und neuern Urſprung dieſes Buches.

II.

Philoſophiæ Civilis ſive Politicæ

Pars III, ſiſtens Sapientiam publicam in perficiendis Civium voluntate, eorumque corpore & ſtatu externo; tamquam continuationem Syſtematis Philoſophici Chriſtiani L. B. de Wolf &c. autore Mich. Chriſt. Hanovio, Prof. Phil. & Bibl. Ged. Halæ, proſtat in Off. Rengeriana 1758. 4.

Die beliebte Fortſetzung des wolfiſchen Lehrgebäudes der Weltweisheit, von Hrn. Prof. Hanovs Feder, geht glücklich von ſtatten, und ſcheint uns mit jedem neuen Bande neue Anmuth und Vollkommenheit zu gewinnen. Es hätte dieſer III. Theil der Politik ſchon an voriger Oſtermeſſe erſcheinen ſollen, wenn nicht durch ein Verſehen etliche

VI.

VIRI ILL. G. G. LEIBNITII COLLECTANEA ETYMOLOGICA TOM. II.

das iſt:

Des Hochberühmten Herrn Barons von Leibnitz Sammlung Etymologiſcher Schriften, zur Erläuterung des alten Celtiſchen, Deutſchen, Galliſchen u. a. m. mit einer Vorrede Joh. George Eccards. Hannov. 1717. bey Nic. Forſtern in 8. der II. Th.

WIr haben in dem erſten Bande dieſer Beyträge bereits von dem erſten Theile dieſes Buches eine zulängliche Nachricht gegeben, ſind aber den andern bishero nicht ohne Urſache ſchuldig geblieben. Wir haben geglaubt, wir müſten unſern Leſern nicht mit gar zu vielen etymologiſchen Dingen hinter einander beſchwerlich fallen. Es iſt bekannt, daß dieſe Art gelehrter Unterſuchungen nicht gar zu viele Liebhaber hat. Die wenigſten können es begreifen, was es für einen Nutzen in andern Wiſſenſchaften, oder Einfluß in das gemeine Weſen habe, wenn man die Urſprünge der Wörter aus den alten Sprachen herzuleiten weis. Und noch weniger giebt es, die aus bloſſem Vergnügen ſich in dieſen Unterſuchungen vertiefen ſollten. Daher haben wir derum ein Bedenken getragen oft einer Art von Schriften vor die Hand zu nehmen, und

liche Hefte der Ausarbeitung in der Cenſur zu Halle verlohren gegangen wären, die alſo der Hr. Verfaſſer von neuem ausarbeiten müſſen. Dieſe Anekdote melden wir aus unſerer Privatkenntniß.

In der Vorrede erwähnet der Hr. Verfaſſer nur den Inhalt dieſes neuen Bandes. Selbiger liefert die übrige Sorgfalt eines weiſen Regenten, in Friedenszeiten. Sie hat zur Abſicht alle und jede Bürger, ſo viel ſich thun läßt, glücklicher zu machen. Wie zu dem Ende ihr Verſtand vollkommener gemachet werden müſſe, hat er ſchon am Ende des II. B. gewieſen. Allein die Stärke des Bandes erlaubte nicht ſolches vollends zu ſchließen: daher hebt dieſer Band mit dem Ueberreſte davon an; und zeiget, daß auch der Willen der Bürger verbeſſert, und mit Tugenden verſehen werden müſſe.

Dahin gehöret nun zuförderſt die Sorgfalt eines Regenten für die Religion. Es müſſen die Pflichten gegen Gott, die Tugenden der Frömmigkeit befördert, die Hinderniſſe derſelben aus dem Wege geräumet, die Hülfsmittel dazu aber eifrigſt verſchaffet werden. Bey dieſer Sorgfalt nun muß ein Fürſt dem Beyſpiele Gottes folgen, der die Menſchen zu keiner Religion zwinget, ſondern die Gemüther mit Gründen lenket. Hierbey kömmt auch vor, was bey Verſchiedenheit der Religionen zu beobachten, was von der Hofreligion, imgleichen von der herrſchenden und geduldeten zu halten ſey, und ob man Emigrationen zu geſtatten habe?

Jer-

Ferner wird von Kirchenfesten, und von der geistlichen Gerichtsbarkeit gehandelt, und dasjenige beygebracht, was von dem Rechte, die Kirche zu reformiren, und sie zu schützen, zu sagen ist.

Auf diese Kirchensorgfalt folget die Beförderung der Herrschaft über sich selbst, und die Pflichten und Tugenden gegen sich, im gemeinen Wesen. Hier werden die Pflichten der Aeltern, der Vormünder, und Lehrer von allen Arten, auch in erwachsenen Jahren, sonderlich in Beherrschung der Leidenschaften, abgehandelt: so daß durch sie niemand vom wahren Gute abgeführet werde, und um die Glückseligkeit komme; sondern vielmehr durch Beobachtung des Gewissens, zur wahren Zufriedenheit gelange.

In den Tugenden gegen andre steht die Handhabung der Gerechtigkeit oben an; und diese müssen die Oberkeiten in ihrem ganzen Umfange, sowohl innerlich, als äußerlich beobachten. Einem jeden sowohl tugendhaften, als bösen Bürger, muß das Seine, nach Recht und Billigkeit wiederfahren: jenen müssen Gnade, Wohlthätigkeit und Großmuth in Belohnungen; diesen aber, nach Befinden, eine großmüthige Verachtung ihrer Beschimpfungen, nebst einer öffentlichen Strafe ihrer Verbrechen zu Theil werden. Zu den Belohnungen gehören eine weise Eintheilung der Glücksgüter, Gnadenzeichen, Ehrenstellen und öffentliche Einkünfte: unter welchen erstern der hohe und geringere Adelstand, nebst den Ordenszeichen beyderley Geschlechts

ſchlechts gehören. Zu den Strafen rechnet man die Beraubung der Glücksgüter, die nach den Uebertretungen eingerichtet, vermehret, oder vermindert werden muß.

Hierauf folget die Privatgerechtigkeit und Billigkeit, in Verträgen und Handlungen, zum gemeinen Beſten; ſowohl in den einfachen Geſellſchaften, als in gröſſern zuſammengeſetzten. Dahin gehören die Schlichtung der Streitigkeiten durch Schiedsleute; die Teſtamente, Enterbungen, Schenkungen, Erbverträge, die Rechte des Zuwachſes; das Recht Erbſchaften anzutreten oder auszuſchlagen, das Recht der verfallenen Güter, der Kindesannehmung, der frommen Stiftungen u. a. m.; endlich auch die Sorgfalt für alle Arten der Vergleiche, in Schenkungen, Käufen, Heurathen, Eheſcheidungen, Handlungsſachen, Handelsgerichten, Wechſelrechten im Seeweſen, und Bankerutweſen.

Wir würden noch viele ſolche Dinge, die im gemeinen Weſen vorkommen, erzählen müſſen, wenn wir hier alles mitnehmen wollten, was hier vorkömmt. Allein was brauchet es, da wir nur kurz ſagen dörfen, daß hier nichts vergeſſen worden, worauf ſich die Sorgfalt eines Geſetzgebers erſtrecken kann und muß. Alles dieſes aber zielet dahin, daß der Willen der Bürger in ſittlichen Handlungen, durch bürgerliche Anſtalten gebeſſert werde. Allein ein Regent muß auch für die Leiber und Güter ſeiner Untergebenen ſorgen, das iſt, für ihr Leben, ihre Geſundheit, die Lebensmittel, geſunde Luft, Kleidungen und Wohnungen, u. d. m.

Was

Was in diesem allen für Quellen zu weisen Anstalten verborgen liegen, kann ein Verständiger leicht sehen. Allein es gehöret noch eine neue Sorgfalt für das Vergnügen der Bürger dazu, damit sie auch glücklich leben können. Nicht nur die Straßen und Wege, Ströme und Häfen, Gasthäuser und Hausgeräthe, Kleider und Bette müssen reinlich und bequem eingerichtet; sondern auch ihren Augen und Ohren, ihren Zungen und ihrem Geruche müssen Annehmlichkeiten verschaffet werden. Endlich folget die Sorgfalt für ihr Vermögen: davon wir weiter nichts sagen dürfen, als daß nichts vergessen worden, worauf sich die Regentensorgfalt dabey erstrecken muß.

III.

Fortsetzung des Artikels aus dem 23. Bande der Acad. des Inscript. et belles Lettres pag. 73. des XXIII. B. par. Ausg.

II. Artikel.

Vergleichung der gleichzeitigen Dynastien, von Juda und Israel, in Ansehung ihrer besondern und zeitverwandten Regierungen.

Die gleichzeitigen Regierungen von Juda und Israel, haben in der heil. Schrift zween

gemeinſchaftliche Puncte. 1) Der Anfang Rehabeams und der Anfang Jerobeams, welche der heil. Geſchichtſchreiber in das dem Tode Salomons folgende Jahr ſetzet. 2) Der Anfang der Athalia zu Jeruſalem, und der Anfang des Jehu zu Samarien: Beyde in demjenigen Jahre, welches auf dasjenige folgete, worinnen Achaſias König von Juda, und Joram König von Iſrael, in einer Schlacht wider den Jehu umgebracht wurden.

Der erſte Zwiſchenraum iſt von fünf und neunzig Jahren, die für die Summa der Regierungen in Juda angegeben werden; und acht und neunzig Jahre, wenn man die beſondere Dauer jeder Regierung beſonders genommen rechnet. Dieſer Zeitraum muß abermals für die Regierungen in Iſrael in zween Theile eingetheilet werden: deren erſter ſich mit dem Anfange des Amri endiget, welcher ein und funfzig Jahre von Salomons Tode abſteht; man mag nun nach den Regierungen in Juda, oder in Iſrael rechnen. In den vorigen Regierungen in Iſrael, iſt der Unterſchied eins, zwey, drey, auch vier Jahre. In den dreyen Regierungen nach dem Amri, kömmt der Unterſchied wieder, und wird ſogar beträchtlich: weil er volle acht Jahre, von Jorams Anfange an gerechnet, ausmachet, der ſieben und achtzig Jahre ſpäter iſt, als Salomons Tod, nach der Dauer der iſraelitiſchen Regierungen gerechnet; und nach der Dauer der Regierungen in Juda zu rechnen, nur neun und ſie-

benzig

benzig Jahre: zu Ende aber der Regierung Jorams, welche nur zwölf Jahre gewähret hat, ist der Unterscheid von acht auf drey Jahren, ohne daß man wisse warum?

In der Thronfolge der Könige von Juda, geht der Unterschied nach einer andern Progression. Er geht bis auf vier Jahre, die sich auf drey einschränken lassen.

In Ansehung des zweyten Theiles, fällt die große Schwierigkeit auf den Osias, dessen Regierung nach der Dauer der Regierungen in Juda, im 76sten Jahre nach dem Tode des Achasias, und nach der Rechnung der israelitischen Regierungen, im 88sten Jahre, das heißt zwölf Jahre später, nach derselben Geschichte einfällt. Wir wollen diese Vergleichung nicht weiter treiben, deren Beschreibung durch eine bloße Tabelle sichtbarer werden wird, als durch die weitläuftigste Erzählung. Hätten die verschiedenen Verfasser der chronologischen Lehrgebäude die Sorgfalt gehabt, die Schwierigkeiten auf diese Weise dem Leser vor Augen zu legen: so würden sie selbst inne geworden seyn, daß die Voraussetzungen die sie erdenken, um den Unterscheid der Totalsummen zu vernichten, diejenige nicht tilgen können, die sich in den besondern Zeitpuncten befindet.

Wir haben vorhin angemerket, daß die Methode, zu welcher sie ihre Zuflucht nahmen, diese ist: daß sie bald den Regierungen von Juda, bald denen von Israel, diejenigen Jahre abziehen, die

ſie beſchweren. Durch dieſes Mittel, und die Nothwendigkeit ihres Lehrgebäudes, näherten ſie dem erſten Zeitpuncte die Jahre des Anfanges und Endes der Regierungen. Allemal wenn ſie dieſen Abſtand verlängern mußten, haben ſie Zwiſchenregierungen vorausgeſetzet; aber bald darauf haben ſie dieſe Jahre wieder eingezogen: inſonderheit in den Regierungen von Juda, damit nur die chronologiſche Dauer kürzer ſeyn möchte, als die buchſtäbliche.

Um nun zu dieſer Verminderung zu kommen, haben ſie drey Mittel erwählet; deren die zwey erſten allen Zeitrechnern gemein ſind, und das dritte dem Herrn Des Vignoles eigen iſt.

1) Haben ſie vorausgeſetzet, daß der h. Geſchichtſchreiber faſt allezeit die angefangenen Jahre für volle zählet. Das kann vielleicht zuweilen geſchehen ſeyn: ungeachtet wir in der Schrift kein Exempel davon haben. Allein es iſt doch auch niemals geſchehen, daß der Geſchichtſchreiber, wenn er die Dauer einer Regierung bemerket, vernachläßiget haben ſollte, einen Bruch, der über etliche Monathe hinausgeht, auszudrücken. Wir haben einen klaren Beweis davon in der Regierung Davids, welchem die heil. Schrift nur vierzig Jahre giebt; ungeachtet ſie uns in der Beſchreibung lehret, daß David gleich Anfangs ſieben Jahre und ſechs Monathe zu Hebron regieret hat, und dann zu Jeruſalem drey und dreyßig Jahre. War es denn nicht natürlich zu ſchließen, daß die vernach-

nachläßigsten Brüche dasjenige wenigstens ersetzen müßten, was an denen für voll angenommenen Jahren fehlete, ungeachtet ihnen etwas fehlete, um voll zu seyn? Kann man wohl jemals ohne Beweis vorgeben, daß alle Irrthümer von einerley Art sind, und sich alle nach einer Seite lenken?

2) Haben unsre Zeitrechner zu Beygesellungen ihre Zuflucht genommen. Sie begehren daß die Jahre, in denen die zween Könige miteinander regierten, zweymal wären gerechnet worden; in der Regierung des Sohnes, und in der Regierung des Vaters. Aber giebt es denn ein Beyspiel einer gleichen Beygesellung in der Dynastie der Könige von Juda? Wir kennen in dieser ganzen Geschichte nur eine einzige Begebenheit, die den Schein einer Beygesellung haben könnte, und die gleichwohl keine gewesen ist. Asarja König von Juda, da er vom Aussatze befallen ward, sah sich genöthiget seinen Pallast zu räumen; und sowohl die Regimentssorge als die Handhabung der Gerechtigkeit seinem Sohne Jotham zu überlassen. Er wohnete in einem besondern Hause. Jotham aber, des Königs Sohn, regierte das Haus und richtete das Volk im Lande. Man kann nicht zweifeln, daß Jotham damals alle königl. Gewalt ausgeübet habe. Gleichwohl war er noch nicht König. Er ward es erst durch den Tod seines Vaters. Die heil. Schrift zeiget es selbst durch folgende Formel an, die in dergleichen Falle oft gebrauchet wird: Und Asarja entschlief

ſchlief mit ſeinen Vätern. . . . Und ſein Sohn Jotham ward König an ſeine Statt.

Allein geſetzet, es hätte förmliche Beygeſellungen gegeben: iſt es wohl wahrſcheinlich, daß der Schreiber eines hiſtoriſchen Auszuges, dergleichen die Bücher der Könige und die Bücher der Chronik ſind, einen ſolchen Fehler ſollte begangen haben, den man ihm hier ſchuld giebt? Hat man wohl ein einzig Exempel, daß ein einiger Zeitrechner jemals dergleichen gemachet habe? Daß er ein einzig Jahr zweymal in Rechnung gebracht habe? Wie ſoll man nun eine dergleichen Aufbürdung, die den heil. Geſchichtſchreibern beygemeſſen wird, mit derjenigen ſchuldigen Ehrfurcht vergleichen, die die Kunſtrichter gegen ſie haben: welche ſogar wollen, daß in der heil. Schrift ſich gar kein Fehler der Abſchreiber finde?

Das dritte Mittel, welches wir, als dem Herrn Des Vignoles eigen, angegeben haben, beſteht 1) darinnen, daß er das Daſeyn eines Gebrauches vorausſetzt, welcher vor der Rückkehr aus der Gefangenſchaft unbekannt geblieben iſt. Es iſt dieſer: daß er die Zeit, die vor dem Neumonde des erſten Monaths hergeht, für ein volles Jahr rechnet, und wenn dieſe Zeit auch nur einen einzigen Tag gewähret hätte; und daß er folglich das zweyte Jahr einer Regierung mit dem Neumonde dieſes erſten Monaths anfängt.

2) Daß er vorausſetzet, die Schreiber der Bücher der Könige und Chroniken, hätten nicht gemer-

merket, daß in einer Folge dieſes Gebrauches, das letzte Jahr einer Regierung, in der That das erſte der folgenden wäre; und daß man folglich von der allgemeinen Dauer ein Jahr an jeder Regierung abnehmen müſſe: ein Grundſatz der in Anſehung einiger Regierungen auch wohl noch weiter führen könnte. Z. E. Nach dieſer Rechnung, wäre das letzte Jahr Jorams einerley mit dem Anfange der Regierung des Achaſias, und einerley mit dem erſten Regierungsjahre der Athalia; folglich würde dieß Jahr dreymal gezählet ſeyn. Eben dieſe Vorausſetzung würde die drey Regierungsjahre Abiams, des Rehabeams Sohnes auf ein einziges bringen; da das erſte einen Theil der Regierung ſeines Vaters, und das dritte einen Theil der Regierungsjahre ſeines Sohnes Aza ausmacht. Aus eben dieſer Urſache müßten die zwey Regierungsjahre Ammons, Vaters des Joſias, nicht mitgezählet werden. Da aber dieſer Grundſatz des Herrn Des Vignoles ihm noch nicht genug Jahre abzubrechen darboth; weil er ihn zuweilen aus den Augen ſetzet, wo er ohne Beweis behauptet, daß die Regierungen mit dem erſten des Monaths Nisan angefangen haben: ſo hat er ſich genöthiget geſehen, ſeine Zuflucht zu den Beygeſellungen zu nehmen, wider die er ſich gleichwohl im Anfange erkläret hatte. So kömmt er denn endlich dahin, daß er die buchſtäbliche Zeit, von vier hundert dreyßig Jahren und ſechs Monathen, welche in der heil. Schrift zwiſchen der Grundlegung des Tempels

auch von andern Gattungen der Deutſchen Litteratur in einer angenehmen Abwechſelung gehandelt. Endlich aber iſt es Zeit, das aufgeſchobene nachzuholen, und das angefangene Leibnitziſche Werkchen zum Ende zu bringen.

Es iſt aber dieſer andere Theil der Etymologiſchen Sammlung dieſes groſſen Mannes um ein gutes Theil ſtärker als der erſte; indem er 544. Seiten anfüllet, da hergegen jener ohne die Vorrede nur 314. ausmachte. Es beſtehet ſelbiger aus IX. verſchiedenen, mehrentheils ſehr merkwürdigen Stücken, davon wir dann nach der Ordnung einige Nachricht geben wollen. Das I. iſt Abraham Mylii Archaeologus Teuto ſive Gloſſarium &c. das iſt ein Wörterbuch vieler alten Deutſchen und Celtiſchen Wörter, die der Verfaſſer aus verſchiedenen Sprachregiſtern und den älteſten Deutſchen Scribenten geſammlet hat. Unter dieſen Leuten verſtehet er hauptſächlich den Otfried, und Willeram, unter den erſtern aber die Schriften des Rabanus, Kero, Gaſſarus, Lipſius, Lazius, ꝛc. Es macht dieſer Archäologus allein mit ſeinem Regiſter 208. Seiten, und alſo den gröſten Artikel dieſes andern Theiles aus. Hierinn findet man nun viele hundert Wörter der heutigen Deutſchen, und der mit ihnen verwandten Völker, als Holländer, Engländer, Franzoſen, Dänen und Schweden, auch wohl Irrländer und Italiener, aus der alten Deutſchen, und ihrer Schweſter der Celtiſchen Sprache hergeleitet. Wir wollen etliche davon zur Probe geben.

Abulki p. 3. bedeutet beym Kero ſo viel als ein zorniges Gemüth, und der Verfaſſer erläutert daher das Wort belgen, oder vielmehr balgen. Er führt

daher

pels Salomons, und dem Ende der Regierung in Juda feſtſetzet, auf vier hundert eilf Jahre und drey Monathe einſchränket; welches einen Abzug von beynahe neunzehn Jahren ausmachet.

Herr Freret hat ſich über dem Lehrgebäude dieſes Zeitrechners ſehr herausgelaſſen: weil er geſchickt, ein kluger Kopf, in der Kenntniß der alten Geſchichte gegründet, und der letzte geweſen, der von dieſer Materie gehandelt, auch dieſelbe ſehr weitläuftig ausgeführet hat. Alle dieſe Gründe ſollten einen bewegen zu glauben, daß er die wahre Auflöſung des Knotens werde gefunden haben. Allein er iſt ſo weit davon entfernet, daß ungeachtet aller Vorausſetzungen, die er als Regeln angiebt, er dennoch genöthiget geweſen iſt, zu Verbeſſerungen in denen vom Texte angegebenen Zahlen, ſeine Zuflucht zu nehmen.

In der That iſt dieſe doppelte Anwendung deſſelben Jahres, in den Actis und auf Denkmälern, nach dem Auszuge aus der Gefangenſchaft üblich geweſen. Aber kann man, ohne die heiligen Geſchichtſchreiber zu beſchimpfen, ihnen eine Methode zuſchreiben, die der hiſtoriſchen Richtigkeit ſo ſehr widerſpräche? Die ägyptiſchen Münzen der römiſchen Kaiſer, ſind gewiß dieſer Rechnung gefolget: aber ſieht man wohl, daß dieſe Seuche auch nur die allerunrichtigſten Hiſtorienſchreiber angeſtecket hätte? Giebt es wohl einen einzigen, der das Jahr welches zween Kaiſern gemein war, und welches als ein ſolches auf ihren Münzen benennet war, für zwey verſchiedne Jahre gezählet?

Faſt

Faſt alle Schwierigkeit dieſes Theils der jüdiſchen Geſchichte, nach dem Hrn. Freret, beſteht in der Unmöglichkeit, die Zeitpuncte der iſraelitiſchen Regierungen, mit den Regierungen in Juda zu vergleichen. Scaliger, dieſer allgemeine Gelehrte, deſſen kühner Geiſt auf ſeine eigenen Kräfte nur gar zu ſehr gebauet hat, hatte dieſe Unmöglichkeit eingeſehen; ja er hat ſich nicht geſcheuet, es ſelber zu bekennen. Hier ſind ſeine eigenen Worte: Initia regum Iſrael, quæ ad aliquem annum regum Juda referuntur, longe diſcedunt ab eo numero annorum, qui illis Regibus ſingillatim a Scriptura attribuuntur; ut mirari liceat, potius quam judicare, unde tanta diſcrepantia? Interregna & alia ejusmodi παρεγχειρήματα quæ ab aliis adferuntur, neque moramur neque unius æſtimamus aſſis. Quanto ſimplicius erat dicere: Ἐπέχω! *

Hr. Freret ſieht dieſes Mittel, ſein Urtheil zu ſparen, als das vernünftigſte, in Anſehung derer Schwierigkeiten an, die aus den doppelten Zeitpuncten der Regierungen in Juda und Iſrael erwachſen. Die Chronologie hat, wie alle andere Wiſſenſchaften ihre unauflöslichen Schwierigkeiten. Was die Dauer der Regierungen in Juda betrifft, ſo ſchlägt er ein Mittel vor, welches vielleicht ſeltſam ſcheinen wird; nämlich man müſſe ſie um etliche Jahre vermehren, indeſſen daß die Zeitrechner ſich einſtimmig bemühen, dieſelbe um eine Anzahl weniger oder mehrerer Jahre zu vermindern. Dieſer Zuſatz

* Canon. Iſagog. Lib. III. p. 331.

Zuſatz ſcheint ihm eine Folge desjenigen Grundſatzes zu ſeyn, den er gleich anfangs vorgetragen hatte, nämlich, daß man ſich an die Rechnung der ausgedrückten ganzen Zahlen in der heil. Schrift halten, und dieſer allgemeinen Schätzung alle beſondern Dauern unterwerfen müſſe, die nicht förmlich mit einander verbunden ſind, und darinnen wohl etliche Brüche ausgelaſſen ſeyn können. Wir wollen ihm doch in ſeinen Beweiſen und Urtheilen folgen.

Als der Prophet **Ezechiel** in **Babylon** war, ſo erzählte er ein Geſicht, welches er vom fünften Tage des vierten Monden des fünften Jahres der Wegführung des Königs **Joachim** des II, ſonſt auch **Jechonias**, aus derſelben Stadt **Babylon** datirt. **Jechonias**, ein Sohn **Joachims** des I. oder **Eliachims**, regierte nur drey Monathe und zehn Tage, da er ſich der Macht der Feldherren **Nebucadnezars** ergeben mußte, die ihn dieſem Prinzen überlieferten. Die heil. Schrift biethet uns zween Zeitpuncte von dieſer Sache dar; erſtlich, wenn ſie ſaget, er ſey dem Könige von **Babylon** im achten Jahre der Regierung dieſes Prinzen zugeführet worden: **und der König von Babel nahm ihn auf im achten Jahre ſeines Königreiches.** Dieſes achte Jahr fieng den 20ſten Jan. 597. nach dem Canone aſtronomico an. Der zweyte Zeitpunct, welchen die heil Schrift angiebt, iſt derjenige, den ſie von dem Ende und dem Anfange eines jüdiſchen Jahres ſetzet: **Da aber das Jahr**

um

um war, ſandte hin Nebucadnezar, und ließ ihn holen. Da nun dieſer Zeitpunct den Frühling des 597ſten Jahres für die Zeit der Vertreibung des Jechonias angiebt: ſo hat das folgende fünfte Jahr im Frühlinge des 593ſten Jahres anfangen müſſen. Eben dieſes Jahr hat das fünfte des Zedekias ſeyn müſſen, der nach der Abſetzung des Jechonias auf den jüdiſchen Thron kam. Nun aber fiel in dieſem 593ſten Jahre vor Chriſto die Taggleiche auf den Morgen des 26ſten Märzen, und die Syzygia des erſten Mondes, oder des Oſtermonds auf den 29ſten. Folglich kam der fünfte Tag des vierten Monaths mit dem 3ſten Junius überein.

In dieſem Geſichte befiehlt Gott dem Propheten, er ſollte ſich innerhalb drey hundert und neunzig Tagen auf die linke Seite legen, um die Dauer der Sünden des Hauſes Iſrael auszudrücken. Die Folge lehret ein andres Merkmaal, für die Dauer der Sünden des Hauſes Juda ins beſondere: nämlich drey hundert und neunzig Tage . . . . denn ich dir hie auch je einen Tag für ein Jahr gebe. Da haben wir alſo eine Dauer von drey hundert und neunzig Jahren, die man hinaufgehend vom 30ſten Junii des 593ſten Jahres vor der chriſtlichen Zeitrechnung zählen muß, um den Zeitpunct der Sünden des Hauſes Iſrael zu haben: welche folglich im 983ſten Jahre vor eben dieſer Zeitrechnung ihren Anfang müſſen genommen haben.

Worinnen beſtand aber dieſe Sünde Iſraels, daß ſie noch immer fort die Ueberbleibſel der zehn Stämme, die im Lande nach der Austreibung Salmanaſſers geblieben waren, anſteckete?

Die Schrift ſelbſt lehret es uns. Es war nicht die politiſche Spaltung Jerobeams; denn dieſe Spaltung die dem Salomo vorher verkündiget wurde, war dem Jerobeam durch einen Propheten befohlen worden, und als Rhehabeam an der Spitze des Stammes Juda, ſich gegen ſeinen Feind aufmachte, ſo verboth ihm ein anderer Prophet im Namen des Herrn: So ſpricht der Herr: ihr ſollt nicht hinausziehen und ſtreiten wider eure Brüder die Kinder Iſrael .... denn ſolches iſt von mir geſchehen. Sondern was die Sünde des Hauſes Iſrael ausmacht, das iſt Jerobeams Religionsſpaltung; es iſt die Einführung eines abgöttiſchen Götzendienſtes in den Stämmen, und das Verboth, künftig mehr in Jeruſalem zu opfern. Die heil. Schrift ſaget, Jerobeam habe zwey Kälber von vergoldeten Metalle gießen laſſen, und ſeinen Unterthanen befohlen: Es iſt euch zuviel, hinauf gen Jeruſalem zu gehen. Siehe! da ſind deine Götter, Iſrael! die dich aus Aegyptenland geführet haben. Und er ſetzte eines zu Bethel und das andere gen Dan.

Jerobeam ſetzte ein feyerliches Feſt für Iſrael, in dem funfzehnten Tage des Neumondes des achten Monaths ein, nach dem Beyſpiele der groſſen

ßen Feyerlichkeit, die in Juda vorgieng. Die Juden haben den Zeitpunct von Jerobeams Befehl noch aufbewahret, und ihr Kalender merket einen Fastentag an, der dieser Begebenheit zum Andenken am 23sten Tage des dritten Monden ist gehalten worden.

(Das übrige wird nächstens folgen.)

IV.

Jeannettenruh in Wildenfels, eine poetische Erzählung, der hochgebohrnen Gräfinn Fraun Albertinen Charlotten, verwittweter Gräfinn zu Solms und Teklenburg, gebohrner Gräfinn von Bylandt-Polstercamp, an Ihrem Jahrstage den 18ten Nov. 1757. gewidmet von Johannen Eleonoren Josephen Gräfinn zu Solms und Teklenburg, gebohrner Gräfinn Henkel von Donnersmark *.

Wirf deinen Gram und Kummer hin,
Und weide dich in diesen Fluren,
Verfolge hier, mein banger Sinn!
Gestärkt, des Schöpfers Gnadenspuren.

Hier zeigt sich dir ein weites Thal
Wo Licht und Schatten prächtig spielen;
Kann man in einem Königssaal,
Bey Gold und Kunst, dieß Schöne fühlen?

* Dieß schöne Stück ist uns aus dem Voigtlande zu Theile geworden.

Nein! hier wird nicht das Auge satt,
Die Neugier irrt in diesen Auen:
Sie forscht, was hier den Vorzug hat,
Und kann doch ihrer Wahl nicht trauen.
Ein Vorwurf nach dem andern zieht
Den Blick von einem Ort zum andern,
Und was dem Auge hier entflieht,
Gelüstet es, dort durchzuwandern.
Bald klebt es an dem frischen Grün,
Bald läßt es sich am Bächlein blenden:
Dieß lehrt bey rauschendem Entfliehn,
Nur desto schöner anzuländen.
Hier zeigt sich die Natur mit Stolz.
Ach wenn ich doch nur Flügel hätte!
So dräng ich durch dieß dichte Holz,
Durch jene graue Felsenkette:
Die sich in zwoen Reihen zeigt,
Und sich auf wunderbare Weise
Schließt, öffnet, fällt und wieder steigt,
Bis in die lustersüllten Kreise.

Welch ein Entzücken rühret mich!
O Allmacht! deine Wunderwerke
Erweisen deine Huld und dich,
Indem ich meine Schwachheit merke.
Vor dir gebeugt, verstummt mein Mund,
Dieß zieht mich von der Sternenhöhe
Zurück in diesen schönen Grund,
Wo ich dich auch noch herrlich sehe.

Hier

Hier nährt ſich meiner Sinnen Geiz
In einer ungemeßnen Länge,
Hier zeigt ein tauſendfacher Reiz,
Dein Wohlthun gleichſam im Gedränge.
Ein noch beglückter Baurenſtand
Blüht hier in wohlgebauten Hütten,
Und nährt ſich mit der regen Hand,
Nach unſrer erſten Aeltern Sitten:
Vom Ueberfluß, vom Mangel frey,
Schmeckt er in dieſen ſtillen Gründen,
Was reine Luſt, was Segen ſey,
Wenn ſich Natur und Fleiß verbinden.
Sein Zaun, der Haus und Garten ſchützt,
Erhöht ſich nicht durch ſtolze Mauren,
Sein ſchattigt Laub erquickt und nützt,
Und kann, troz todten Steinen dauren.
Die Fruchtbarkeit, der Arbeit Lohn,
Zollt ihm mit jährlich neuen Zweigen,
Und will, vom Vater bis zum Sohn,
Des Pflanzers Lob dadurch bezeugen.
Hier ſteht ein ausgeſpannter Pflug,
Dort liegt der müde Gaul im Grünen,
Da kömmt ein ſatter Heerdenzug,
Bringt Milch, die Weide zu verdienen.
Der Hirte fühlt des Tages Laſt
Vergnügt von ſeiner Schulter fallen:
Drum eilt er nun zu ſeiner Raſt,
Mit einem frohen Peitſchenknallen.

Und kurz, hier eilt die Aemſigkeit,
Der Zeit den Segen zu entführen;
Verweilende Gelaſſenheit
Wird nur Genuß und Ruh verlieren.

Dieß fühlte mein gerührtes Herz
Beym Anblick dieſer reichen Gründe,
Dieß unterbrach den ſtillen Schmerz,
So wie die freundlichſte Philinde.
Sie war zur kühlen Abendzeit,
Wie ich, allein herausgegangen.
Ihr Geiſt liebt auch die Einſamkeit;
Und ſpürt oft nach ſich ſelbſt Verlangen.
In Gott und mit ſich ſelbſt vergnügt,
Schöpft ſie aus ſeinen großen Werken,
Was Unzufriedenheit beſiegt,
Und ihre Freudigkeit kann ſtärken.
Jedoch der Freundſchaft innres Band
Zog ſie auf dieſe Felſenſpitzen:
Als mich ihr forſchend Auge fand
Gedankenvoll im Graſe ſitzen.
Ein gleicher Trieb entſtand in ihr,
So wie in mir, uns zuzueilen:
Mit gleicher Macht empfanden wir
Die Süßigkeit uns mitzutheilen.
Komm, Freundinn! rief ich ihr gleich zu,
Hier ſetze dich, Philinde, nieder,
Ein anders ſtörte meine Ruh,
Doch du belebeſt meine Lieder.

Drauf theilten wir ſo Herz als Luſt;
Daß beyder froher Blick und Minen
Der Lieb und freundſchaftsvollen Bruſt
Belebt, und laute Redner ſchienen;
Luſt, die aus zweyen Herzen floß,
Die ſich einander werth erkennen:
Drum war ein Stein ein grüner Moos
Für uns ein Götterſitz zu nennen.

Ja, Freundinn, brach Philinde aus,
Wen nicht die Eitelkeit verblendet,
Iſt in der Welt als Kind zu Haus,
Findt Ruh, wo ſich ſein Fuß hinwendet.
Ein jedes Lüftlein, jeder Blick,
Der uns das große Weltlicht giebet;
Vergrößert einer Seele Glück,
Die Gott in ſeinen Werken liebet.
Drum bau ich mir bald hier, bald dort,
Als frohe Bürgerinn der Erde,
Ein Hüttlein, daß ſo mancher Ort
Ein Denkmaal meiner Freude werde.
Vergnügt bewohn ich Wald und Feld,
Vergnügt komm ich von dieſen Bogen,
Die ein Gerüſt von Holz erhält,
Und Frucht mit Laub vermählt umzogen.
Vergnügt ſinn ich auf einen Bau,
Die kleine Grotte auszuzieren:
Um einer friſchen Quelle Thau
Durch Röhren ihr noch zuzuführen.

daher p. 19. auch das Wort Belgomich, ich zürne ſehr heftig, an, und erweiſet es aus dem Otfried, durch das Nennwort Abolgi, welches mit dem obigen einerley iſt. Den Holländern heißt belge noch heutiges Tages ſich entrüſten, verbelgen, ſehr zornig, Belch, ein Schimpf, oder was zum Zorn reizet. (Wir merken dieſes Wort vor andern darum an, weil es uns den Schlüſſel zu verſchiedenen eigenen Namen der Oerter geben kan, die wir ſonſt nicht verſtehen würden. Denn warum heißt Holland Belgium? Warum heiſſen verſchiedene Flecke Landes am Ausfluſſe der Elbe in die Nordſee, auf den beſondern Hollſteiniſchen Charten Balge? Warum heißt endlich ein altes Schloß am Ufer des friſchen Hafes in Preuſſen, gegen über wo ſelbiges in die Oſtſee fällt, Balga? Ohne Zweifel, weil die Wellen und Waſſerwogen ſehr heftig daran ſchlagen, als wenn ſie ſehr erzürnet wären: Oder weil dieſe Oerter dem Waſſer gleichſam zum zürnen, und raſen, das iſt zum toben, ſchäumen und ſpritzen Anlaß und Urſache geben.)

Alloden. Dieſes ſoll nach dem Lazius Lehngüter bedeuten: Und der Verfaſſer meynt, die heutigen Juriſten hätten dem Worte eine ganz entgegen geſetzte Bedeutung gegeben; indem ſie die Allodial-Güter den Lehn-Gütern entgegen ſetzen. Er will alſo daſſelbe von einem alten Worte aloden, zugeben, erlauben, herleiten, davon das franzöſiſche aloy, und engliſche alowe noch abſtammen ſollen. Allein Herr Eccard hat nicht übel angemerket, daß dieſes nicht richtig ſey. (Denn wie wir ſonſt ſchon bey dem I. Th. angemerket haben, daß Od bey den alten ein Beſitz, ein Eigenthum, ein Gut, geheiſſen; davon noch Klein-

Ich liebe die Geſchäfftigkeit,
Geſchmack und Deutlichkeit zu nähren,
Die meine Seele Gott geweiht
Ihn durch die Gartenluſt zu ehren.

Philinde, ſprach ich, wo man dich,
Im Garten, Wald und Felde ſiehet,
Lacht alles, und erquicket ſich,
Weil Luſt und Anmuth mit dir ziehet.
Wie munter, herzhaft und vergnügt,
Hat oft dein Fuß in Flur und Büſchen
Zart einen rauhen Pfad beſiegt,
Ein ſchnelles Wild kühn zu erwiſchen!
Ich ſehe dich noch jenen Tag,
Da dich ein grüner Waldzweig zierte,
Und wenn ich es ſo ſagen mag,
Durch Neid und Luſt die Jäger rührte.
Mir ſchienſt du da Dianen gleich,
Wie ſie die Dichter uns erzählen,
An Geiſt und Leibesgaben reich,
Von beyden ſchien dir nichts zu fehlen:
Die Hand, die als Sevigne ſchreibt,
Erſchreckt das Wild, ſo bald ſie zielet;
Ein Herz, das immer ſanfte bleibt,
Auch wenn es Jägerliebe fühlet;
Kurz, Reiz und Feuer, Muth und Witz,
Der reinſten Tugend holde Sitten,
Dieß hat in dir den ſchönſten Sitz,
Und bleibt vom Momus unbeſtritten.

Erröthe

Erröthe nicht, wenn Wahrheit ſpricht,
Die Liebe preiſt dein Lob mit Freuden,
Wenn ihr gleich Witz und Kunſt gebricht,
Wird ſie doch dir zu heucheln meiden.
Du kenneſt ihre Zärtlichkeit
Im Weſentlichen und im Schatten,
Bedenke nur den letzten Streit,
Den Furcht und Hoffnung um dich hatten.
Als jener Enten ſchlaue Flucht
Die Jägerkunſt bewähren ſollte:
Die niedertauchend Schutz geſucht,
Wenn ſie der Jäger treffen wollte.
Ich ſah es zu, mir fiel der Muth;
Trifft ſie? wird hier durch ſie was ſterben?
Du traſt. Es muß der Enten Blut
Gehorchen, und die Elſter färben.
Man eilte, jeder Ente Fall,
(Denn keine ſah man dich verfehlen)
Harmoniſch durch der Hörner Schall
Dem Echo freudig zu erzählen.
Laut ſprach es, dir zu Ehren, nach,
Und jauchzend kam es eingeladen,
Da biſt du noch, dem Neid zur Schmach,
Der Preis von allen Oreaden.

Doch was verlier ich mich dorthin?
Den Reiz, den dieſe Gegend giebet,
Trug mich hieher, hier ruht mein Sinn,
Bey der, die mich als Schweſter liebet.

Philinde, fuhr ich weiter fort:
Um deiner Tugend nachzuahmen,
Laß dieſen mir beliebten Ort
Nach mir, Jeannettenruh, benamen.
Ich läugne nicht, die Bangigkeit,
Trieb mich heraus, um Troſt zu ſuchen,
Ich ſtrebte nach Gelaſſenheit,
Und ſuchte ſie bey jenen Buchen;
Doch Traurigkeit behielt das Feld,
Und ſie zog mich auf dieſe Stelle,
Die noch den Eindruck unterhält
Von ihrer mir ſo werthen Quelle.
Denn hier, hier konnt ich noch zuletzt
Die Spuren ſeiner Räder ſehen;
Als ſich mein Friedrich vorgeſetzt,
Beherzt in die Gefahr zu gehen.

O Freundinn! Zeuginn meiner Pein!
Und der verborgnen Herzenstriebe,
Dir muß noch unverhohlen ſeyn,
Mein Kampf mit Ehre, Furcht und Liebe.
Doch, Freundinn! du, dieß Luſtrevier,
Dieß Paradies zu meinen Füßen,
Gebiehrt ſo Troſt als Luſt in mir,
Wie dankbar will ich es genießen.
Dein Haus, dein Garten, deine Huld,
Hat mir der Himmel auserſehen;
Mit ſo geſegneter Geduld
Die Kriegesnoth zu überſtehen,

Drauf ſchwuren wir uns heilig zu,
Uns unverbrüchlich treu zu lieben;
Verließen froh Jeannettenruh:
Und ich vergaß, mich zu betrüben.

V.

Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie, ebene und ſphäriſche Trigonometrie und Perſpectiv. Abgefaßt von Abrah. Gotthelf Käſtnern. Der Math. und Naturl. Prof. u. ſ. w. Göttingen im Verl. der Wittwe Van den Hoek, 1758. in 8.

Wir ſind ganz unſchlüſſig; ob ein Buch, wie dieſes, zur anmuthigen Gelehrſamkeit gehöre? Ein ſolcher Grad der Tiefſinnigkeit und Gründlichkeit, als darinn herrſchet, iſt wohl nicht ein Gegenſtand der Beluſtigung; außer für ſolche Geiſter, die auch in den abſtracteſten und trockenſten Wahrheiten ein Vergnügen finden können. Aber wie groß iſt deren Zahl? Kaum getrauen wir uns unter der großen Zahl unſerer Leſer dergleichen Leute anzutreffen: wenigſtens wird ihre Zahl ſehr geringe ſeyn. Nein! wir ſchmäucheln uns zu viel: Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß niemand von ihnen unſre Blätter lieſt. Sollen denn unſre übrigen Leſer großmüthiger ſeyn, als Sie?

Doch wir wollens einmal ſeyn, und vieleicht dadurch auch einige günſtige Blicke auf uns ziehen.

Der

Der gelehrte Hr. Verfaſſer verſichert in der Vorrede, die mathematiſchen Rechnungen ſo leicht gemacht zu haben, daß man ſie mit eben der Aufmerkſamkeit wird faſſen können, womit ein Frauenzimmer das Tarocſpiel lernet. Wenn das iſt, ſo wollen wir nicht verzagen, daß nicht auch einige unſrer Leſer zu dieſem Buche Luſt bekommen, und Fähigkeit darzu beſitzen ſollten. Dergeſtalt hoffen wir uns bey den Herrn Mathematikern, durch Anwerbung einiger Lehrlinge, ein Verdienſt zu machen.

In der Vorrede rechtfertiget der berühmte Hr. Prof. Käſtner ſeine Bemühungen. Er hat durch dieß Werk etwas zur Ausbreitung einer ſolchen Kenntniß der Mathematik beytragen wollen, die dadurch erſt recht brauchbar wird, daß ſie gründlich und vollſtändig iſt. Die meiſten geometriſchen Anfangsgründe, haben, nach ſeinem Urtheile, Sätze als bewieſen angenommen; die nur mit unzulänglichen und wohl gar unrichtigen Schlüſſen erwieſen waren. Ohne die Decimal- und Buchſtabenrechnung kann niemand in der angewandten Mathematik fortkommen, oder ſich über die gemeinſte Kenntniß jedes Anfängers erheben.

Daß nun die meiſten Lehrlinge der Mathematik in Deutſchland von dem allen nichts gefaſſet, erhellet daraus: weil die wolfiſchen Anfangsgründe faſt ein halbes Jahrhundert gebrauchet worden; die, ſowohl, als die übrige Menge neuerer Einleitungen zur Mathematik, nichts davon enthalten. Doch iſt der Hr. P. Käſtner viel zu billig, als daß er dieſen Mangel an dem erſtern nicht entſchuldigen ſollte. Der Freyhr.

von

von Wolf ſuchte nach Sturmen, die Mathematik in Deutſchland auszubreiten, wo ſie faſt noch gar nicht bekannt war. Er mußte alſo eine Sache, die dem gemeinen Haufen deutſcher Profeſſoren und Studenten, kaum dem Namen nach bekannt war, nur aufs leichteſte vortragen. Dieſe Morgenröthe mußte vor dem hellen Tage vorhergehen: und Deutſchland wird den Freyhrn. von Wolf noch lange nennen; wenn die Namen ſeiner Verächter, (ſo ſchreibt der Hr. Verfaſſer,) nur noch in den Inſectenverzeichniſſen dauren werden, die der Fleiß deutſcher Litteratoren ſammlet. Aber man verfährt dieſes großen Mannes Abſichten gemäß, wenn man weiter geht; und itzo Lehrlinge ſo weit führet, daß ſie durch eigenen Fleiß ihre Kenntniß erweitern und anwenden können. Wie der Hr. Verfaſſer dieſes hier zu bewerkſtelligen geſuchet, erkläret er hier weitläuftiger; nachdem er ſelbſt 20 Jahre über Wolfs Lehrbücher geleſen hat.

Er ſieht erſtlich die Brüche auch für ganze Zahlen an, deren Einheit ein Stück, des anfangs für die Einheit angenommenen Ganzen iſt. Darinn geht er vom Freyhrn. von Wolf ab, der die Lehre von Brüchen auf die Lehre von Verhältniſſen gegründet hat: welches H. P. K. für einen Fehler wider die Lehrart hält; wie er hier deutlich zeiget. Ferner hat er die Lehre von entgegengeſetzten Größen, und die Buchſtabenrechnung ſo vorgetragen, daß ſie nichts Geheimnißvolles mehr behalten. Und er verſichert, ſeine Zuhörer dadurch zu eben ſo tiefſinni-

ſinnigen Mathematikern und Algebraiſten zu machen, als die Verfaſſer von 10 bis 12 Octavbänden und Quartanten ſind: die auf verſchiedenen Univerſitäten Deutſchlandes dafür gelten.

Eben ſo meldet er die Lehre von Zuſammenſetzung der Verhältniſſe, ſonderlich in Abſicht auf die Irrationalzahlen; und die genauere Erweiſung vieler geometriſchen Sätze, als einen Vorzug ſeines Buches. Mit der Schwierigkeit bey den Paralellinien hat der Hr. Verfaſſer ſich viele Jahre beſchäfftiget. Er glaubte, ſie wäre in Hauſens Elementis völlig gehoben; aber unſer ſel. Coſte wies ihm einen falſchen Schluß darinn. Er ſammlete ſich faſt eine Bibliothek von Schriftſtellern, die ſolche Wahrheit abgehandelt haben ſollten: aber umſonſt. Bey der itzigen Arbeit, hat er kein Verfahren finden können, daß ſeiner Befriedigung näher käme, als was in den Zuſätzen des II. Satzes und im 12ten Satze befindlich iſt. Doch iſt er in der theoretiſchen Geometrie größtentheils Hauſens Elementis gefolget; in der Arithmetik aber bedächtig von ſeiner Lehrart abgegangen.

Die ausübende Geometrie hat der Hr. Verfaſſer der theoretiſchen beygefüget, und daran ſehr wohl gethan. Er hat auch die gemeine Art, die Figuren auszurechnen der hauſiſchen, mit der ſie ohnedieß einerley iſt, billig vorgezogen; ob jene gleich ein tiefſinnigeres Anſehen hat. Die Lage der Flächen hat er in ſehr wenig Sätze zuſammen gezogen. Die Sätze aber, worauf ſich die Ausmeſſung der Paralleli-

rallelipipedorum ſich gründet, deutlicher auseinander geſetzet, als Hauſen gethan hatte. Was er in der Trigonometrie, und der Perſpectiv geleiſtet, übergehen wir mit Stillſchweigen.

Als einen beſondern Vorzug dieſes Buches merken wir an, daß es in Deutſchland das erſte iſt, welches von dieſen tiefſinnigen Wiſſenſchaften, in einer grundrichtigen, und ſoviel ſich thun läßt, reinen deutſchen Sprache geſchrieben worden. Die wolfiſchen deutſchen mathematiſchen Schriften hatten zwar den Anfang dazu gemachet: aber wie es bey den erſten Verſuchen geht, nur die Bahne gebrochen, und nichts vollkommnes liefern können. Wie wollte mans auch begehren, daß bereits vor 50 Jahren, als unſre Sprache noch weder ſattſam geputzet, noch in grammatiſche Richtigkeit gebracht war, ſchon etwas Untadeliches hätte entſtehen ſollen?

Der Hr. Verfaſſer meldet zuletzt, daß er dieß Buch bey vielen Zerſtreuungen und Störungen, im Schluſſe des vorigen, und Anfange des itzigen Jahres geſchrieben. Man weis ja die kriegeriſchen Schickſale von Göttingen, und der hannöveriſchen Lande überhaupt wohl. So ſehr er auch rühmet, daß die Feinde ihre hohe Schule geſchonet, und ſich ihrer Neigung, Kenner, oder doch Freunde der Wiſſenſchaften zu heißen, gemäß aufgeführet haben: ſo hat doch ihre Gegenwart die Munterkeit des Geiſtes oftmals nothwendig ſchwächen müſſen; wenn man kein ganzer Archimedes war.

Her-

Hernach iſt der Verluſt einer ſehr geliebten Gattinn dem Hrn. Verfaſſer an der nöthigen Ruhe des Geiſtes noch nachtheiliger geweſen. Durch Erwähnung dieſer Umſtände will er ſich entſchuldigen, wenn in gegenwärtigem Werke, Kleinigkeiten in der Verbindung und Ordnung der Dinge, einiger Verbeſſerung fähig ſeyn ſollten. Wir wünſchen herzlich, und prophezeihen es faſt, daß dieß Buch in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts auf unſern hohen Schulen eben ſo herrſchen werde: ſo wie Wolfs Lehrbuch in der erſten regieret hat.

VI.

Probe aus dem Buche de L'eſprit,

deſſen Auszug im vorigen Monathe gegeben worden.

Um dasjenige zu beſtätigen, was wir im vorigen Monathe geſaget haben, daß dieß zu Paris öffentlich verbrannte Buch ſehr viel Gutes in ſich halte, wollen wir einige Stücke davon unſern Leſern bekannt machen. Es ſey dießmal das 28ſte Hauptſtück des III. Diſcourſes. Wem iſt es unbekannt, daß die meiſten neuern Franzoſen große Liebhaber von der bequemen Philoſophie ſind, die von allen menſchlichen Fähigkeiten und Regierungsarten, Religionen und Arten zu denken und zu leben, aus der Himmelsgegend und dem Weltſtriche, darunter ſie gebo-

gebohren worden, und leben, den Grund angeben. Hat nicht der berühmte Montesquiou einen groſſen Theil ſeines beruffenen Buches mit dieſen Trugſchlüſſen angefüllet, und unzählige Anhänger gefunden? Hier aber zeiget ſich einmal ein guter Kopf, der das Herz hat, eine ſo falſche Meynung anzugreifen, und ihre Schwäche zu zeigen. Es heißt ſo:

Das XXVII. Hauptſtück, von der Einſtimmung der Erfahrung, mit den obenbeſtätigten Grundſätzen.

Inhalt. Der erſte Gegenſtand dieſes Cap. iſt zu beweiſen: daß die zahlreichen Umſtände, deren Zuſammenlauf nothwendig iſt, um groſſe Männer hervorzubringen, ſo ſelten zuſammentreffen; daß, wenn man gleich vorausſetzte: es hätten alle Menſchen gleiche Geſchicklichkeit zum Verſtande: doch die Geiſter der erſten Größe noch allemal ſo ſelten ſeyn würden, als itzo. Ferner wird bewieſen: daß man die wahre Urſache der Ungleichheit der Geiſter, einzig in dem Sittlichen ſuchen müſſe; daß man ſie umſonſt in der verſchiedenen Beſchaffenheit der Weltgegenden ſuchen würde; und daß mans nur vergeblich unternehmen würde, eine Menge politiſcher Erſcheinungen, aus der Naturlehre zu erklären: die ſich aber ganz leicht durch ſittliche Urſachen erklären laſſen. Dergleichen ſind die Eroberungen der nordiſchen Völker, die Sclaverey der Morgenländer, der allegoriſche Witz eben derſelben, und endlich die Ueberlegenheit gewiſſer Völker in Wiſſenſchaften und Künſten.

Die Erfahrung ſcheint meinen Schlüſſen zu widerſprechen: und dieſer ſcheinbare Widerſpruch

od herſtammet: So ſieht man klar, daß allod ſo viel als ein ganz und gar eigenes Gut heiſſen muß; und daß es alſo von den Rechtsgelehrten noch in der alten Bedeutung gebraucht werde, wenn ſie es dem Feod oder den Feudal-Gütern entgegen ſetzen.)

Baldo heißt im Otfried kühn, verwegen: daher kömmt der Holländer heutiges boud, und der Engländer bowld, frey, kühn; ingleichen das Deutſche Trunkenbold.

Bauga hieß bey den alten Deutſchen eine Trummel, daher kommt das heutige Pauke. Es ſtammt aber her von abuh, gekrümmt; (wovon auch das Wort, Bauch herkommt, deſſen Figur mit einer Pauke überein komunt.)

Begunſt, hieß bey den alten Deutſchen der Neid, heute zu Tage Abgunſt, Misgunſt. (Daher kömmt das bey den Rechtsgelehrten übliche begünſtigen, Begünſtigung.)

Biſpilla heißt im Gloſſario des Lipſius eine Gleichnißrede, Fabel; daher noch das heutige Wort Beyſpiel kommt. Denn ſpellen hat bey den alten ſammlen, zubereiten, geheiſſen, daher die Holländer noch die Zuſammenfügung der Buchſtaben in Sylben ſo nennen. (Auch heißt bey ihnen ein Poet der Comödien macht ein Speldichter, und eine Comödie ſelbſt ein Blyſpel.)

Bitherve, Biderbe, iſt ein alt Deutſches Wort beym Willeram, und bedeutet rechtſchaffen, redlich: daher iſt von Biderve man, das heutige Bidermann entſtanden.

Brecht hieß den alten Deutſchen, berufſen, berühmt. Daher kommt das engliſche bright, glänzend

könnte meine Meynung verdächtig machen. Wann alle Menſchen, wird man ſagen, einerley Geſchicklichkeit zum Witze hätten: warum ſähe man denn in einem Königreiche, welches aus 15 bis 18 Millionen Seelen beſteht, ſo wenig Türennen, Ronys, Colberte, Carteſe, Corneillen, Molieren, Quinauts, le Brüns, kurz, ſolche Männer erſcheinen, die für die Ehre ihrer Zeit und ihres Landes angeſehen werden?

Um dieſe Frage aufzulöſen, unterſuche man doch nur die Menge der Umſtände, deren Zuſammenlauf durchaus nöthig iſt, um berühmte Leute, in welcher Art es nun ſey, hervorzubringen. Alsdann wird man geſtehen, daß die Menſchen nur gar ſelten in dieſen glücklichen Zuſammenfluß der Umſtände geſetzet werden; ſo daß die Geiſter erſter Größe in der That ſo ſelten ſeyn müſſen, als ſie ſind.

Wir wollen in Frankreich 16 Millionen ſetzen, die die größte Geſchicklichkeit zum Verſtande haben. Wir wollen in der Regierung ein lebhaftes Verlangen ſetzen, dieſe natürliche Fähigkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Wenn, wie die Erfahrung lehret, die Bücher, die Menſchen, und die nöthige Beyhülfe, die rechte Fähigkeit in uns aufzuſchließen, ſich nur in einer reichen Stadt finden: ſo muß man folglich bey den 800,000 Seelen, die zu Paris * leben,

* Man gehe die Liſte der großen Männer durch, ſo wird man ſehen, daß Moliere, Quinaut, Corneille, Conde, Paſcal, Fontenelle, Mallebranche u. ſ. w. zur Erhebung ihres Geiſtes, der Beyhülfe der Reſidenzſtadt benöthiget

ben, oder gelebet haben, die großen Männer in allen Arten der Wiſſenſchaften und Künſte ſuchen. Wenn man von dieſen 800,000 Seelen gleich anfangs die Hälfte abſchneidet, z. E. das Frauenzimmer, deſſen Erziehung und Lebensart ſich dem Fortgange, den ſie in Wiſſenſchaften und Künſten machen könnten, widerſetzet; wenn man ferner die Kinder, die Greiſe, die Künſtler, die Handarbeiter, die Bedienten, die Mönche, die Soldaten, die Kaufleute, und überhaupt alle die davon abzieht, welche ihrem Stande, ihrer Würde, ihren Reichthümern nach, Pflichten unterworfen, oder Vergnügungen ausgeſetzet ſind, die einen Theil des Tages wegnehmen; wenn man endlich nur die kleine Zahl derer betrachtet, die von Jugend auf in dem Mittelſtande geweſen, wo man keinen andern Schmerz empfindet, als daß man dem Unglücklichen nicht helfen kann; wo man ſich aber übrigens, ohne Unruhe dem Studieren und Nachſinnen ergeben kann: ſo iſt es gewiß, daß dieſe Zahl nicht über 6000 hinauslaufen kann.

Auch von dieſen 6000den, iſt nicht die Hälfte von der edlen Begierde, von der gehörigen Hitze angefeuret, welche die erhabenen Begriffe bey ihnen zu befruchten geſchickt iſt. Man wird deren kaum 100 zählen, welche mit der Begierde was zu ler-

thiget geweſen; daß die Gaben der Landleute allezeit mittelmäßig bleiben, und daß die Muſen, welche ſo eifrig die Wälder, Springbrunnen und Wieſen ſuchen, nur Dorfmädchen ſeyn würden, wenn ſie nicht bisweilen in große Städte kämen.

nen, die nothwendige Beständigkeit und Geduld verknüpfen; und also zwo Eigenschaften verbinden, welche die Eitelkeit, die gar zu ungeduldig ist, sich der Welt zu zeigen, fast allezeit unverträglich machet. Kurz, es giebt deren vielleicht kaum 50, die in der ersten Jugend allezeit bey einerley Art zu studieren bleiben; allezeit gegen die Liebe und den Ehrgeiz unempfindlich sind; und entweder in gar zu mannigfaltigen Studien, oder in Ergetzungen, oder in Welthändeln viel Augenblicke verlohren hätten: deren Verlust allezeit für jeden unersetzlich ist, der sich in irgend einer Wissenschaft oder Kunst hoch empor schwingen will.

Von diesen 50gen nun, welche sich in verschiedene Studien theilen, wird man nur einen oder zween Menschen in jeder Classe haben. Ziehe ich nun diejenigen ab, welche die Schriften nicht gelesen, oder keinen Umgang mit Leuten gehabt haben, die am geschicktesten gewesen wären, sie zu erleuchten; und wenn ich von dieser verkürzten Zahl noch diejenigen abrechne, deren Tod, Unglücksfälle, oder andre Umstände, ihren Fortgang gehindert haben: so sage ich: daß in unsrer wirklichen Regierungsart sich die Menge der Umstände, deren Zusammenfluß nothwendig ist, große Leute zu bilden, sich ihrer

* Indem man gesteht, daß die heutigen Römer den alten gar nicht gleichen, so geben einige vor: sie hätten doch noch eins gemein, daß sie nämlich Herren der Welt wären. Hat das alte Rom, sagen sie, die Welt durch Tugend

rer Vermehrung widerſetzet; und daß die großen Geiſter ſo ſelten ſeyn müſſen, als ſie ſind.

Man muß alſo die wahre Urſache von der Ungleichheit der Geiſter, lediglich im Sittlichen ſuchen: alsdann hat mans, um von dem Mangel, oder Ueberfluſſe großer Leute in gewiſſen Jahrhunderten oder Ländern Rechenſchaft zu geben, nicht weiter nöthig, zu den Einflüſſen der Luft, zu den verſchiedenen Weltgegenden, Entfernungen von der Sonne, noch zu allen dergleichen Vernunftſchlüſſen ſeine Zuflucht zu nehmen; die man allezeit wiederholet, und die allezeit, von der Erfahrung und Geſchichte widerleget werden.

Wenn die verſchiedene Mäßigung der Weltgegenden ſo vielen Einfluß in die Seelen oder Geiſter hätte: warum wären denn die Römer,* die unter einer republikaniſchen Regierung ſo edelmüthig und kühn waren, heute zu Tage ſo weibiſch? Warum wären die Griechen und Aegyptier, welche ehedem, durch ihren Verſtand und ihre Tugend die Bewunderung der Welt auf ſich zogen, heute zu Tage die Verachtung derſelben? Warum wären die Aſiater, die unter dem Namen der Perſer ſo feigherzig waren: unter dem Namen der Parther das Schrecken von Rom, in einer Zeit geworden, da die Römer noch nichts von ihrem Mu-

* Tugend und Tapferkeit gewonnen: ſo hat das neue Rom ſie durch Liſt und politiſche Kunſtgriffe wiedergewonnen: und Pabſt Gregor der VII. iſt der Cäſar dieſes zweyten Roms.

the und ihrer Kriegszucht verlohren hatten. Warum haben die Lacedämonier, die tapferſten und tugendhafteſten der Griechen, ſo lange ſie gewiſſenhafte Beobachter der Geſetze Lykurgs waren, den Nachruhm beyder Tugenden verlohren, ſobald ſie nach dem peloponneſiſchen Kriege Gold und Pracht bey ſich einführen ließen? Warum haben die alten Catten, die den Galliern ſo fürchterlich waren, nicht mehr denſelben Heldenmuth? Warum zeigten die Juden, die ſo oft von ihren Feinden erleget worden, unter der Maccabäer Anführung, einen Muth, der den kriegeriſchten Völkern Ehre machet? Warum hätten die Wiſſenſchaften und Künſte, die wechſelsweiſe von verſchiedenen Völkern bearbeitet und vernachläßiget worden, nach und nach faſt alle Erdſtriche durchlaufen?

„In einem Geſpräche Lucians ſaget die Philo„ſophie: Ich habe meine Wohnung nicht zuerſt in „Griechenland aufgeſchlagen. Meine erſten Schritte „giengen vormals nach dem Indus: und der Indi„aner ſtieg ganz demüthig von ſeinem Elephan„ten herab, um mich anzuhören. Aus Indien bin „ich nach Aethiopien gezogen. Ich habe mich nach „Aegypten begeben: von da bin ich nach Baby„lon gekommen. Ich habe mich in Scythien auf„gehalten; und bin durch Thracien gezogen. Ich „gieng mit dem Orpheus um, und dieſer brachte „mich nach Griechenland.„

Warum iſt die Philoſophie aus Griechenland nach Hiſpanien, von hier nach Conſtantinopel ....d

nach

nach Arabien übergegangen? Und warum hat ſie, da ſie aus Arabien nach Italien zurückkam, in Frankreich, England, und bis in dem Norden Europens ihre Zuflucht gefunden? Warum findet man keinen Phocion mehr zu Athen, keinen Pelopidas zu Theben, keinen Decius mehr zu Rom? Die Mäßigung dieſer Weltſtriche hat ſich doch nicht geändert. Wem hat man alſo die Wanderung der Künſte, der Wiſſenſchaften, des Heldenmuths, und der Tugend zuzuſchreiben, wenn es nicht ſittlichen Urſachen zukömmt?

Aus dieſen Urſachen können wir die Erklärung unzähliger politiſcher Begebenheiten geben, die man vergebens aus der Naturlehre zu erläutern ſuchet. Dergleichen ſind, die Eroberungen der nordiſchen Völker, die Sclaverey der Morgenländer, der allegoriſche Witz eben derſelben, das Uebergewicht gewiſſer Völker in gewiſſen Gattungen der Wiſſenſchaften: ein Uebergewicht, welches, wie ich denke, man nicht ferner der Beſchaffenheit der Weltgegend beymeſſen wird; ſobald ich die Urſachen dieſer hauptſächlichſten Wirkungen angezeiget haben werde.

VII.

Charaktere denkwürdiger Nationen,

entworfen von Johann Samuel Lindingern, Rectorn des reformirten Gymnaſii zu Halle.

Halle, bey Curten 1756. in 4.

Wir sind unsern Lesern bisher eine Nachricht von diesem artigen und nützlichen Werke schuldig geblieben, und wollen sie itzo nachholen. Der Hr. Verf. hat geglaubet, daß verschiedene alte und neuere Völker es wohl werth wären, nicht nur nach ihren Geschichten, sondern auch nach ihren Gemüthsarten oder Charaktern bekannt zu werden. Es wird ihm nicht leicht ein gelehrter Kenner der Geschichte darinn zuwider seyn: und wir haben dieß Werkchen mit besonderm Vergnügen gelesen. Unzählige Leute lesen die römische Geschichte, ohne sich von den Römern selbst die gehörigen Begriffe machen zu können. Von den Athenienſern, Spartanern, Persern, Aegyptern, Africanern, Chineſern, und andern noch unbekanntern Völkern kann man eben das sagen.

Von den Römern machet der Herr Rector Lindinger den Anfang. Er zeiget, daß die Staatskunde, pragmatische Geschichte, die Sittenlehre und viele andre Wissenschaften, viel Vortheile von einem wohlerkannten Gemüthscharakter dieses Volkes ziehen können. Er bedauert aber, daß insgemein die Gattung von Gelehrten, die Amts halber die alten römischen Scribenten verstehen sollten, er meynet die Schulregenten, den Kern davon liegen lassen. Ihre Natur, saget er, ist mit der Schale, oder dem Wortverstande zufrieden: und darauf thun sie sich etwas zu gute. Er aber glaubet, die Schriften der Römer müßten nicht sowohl wegen

gen der Sprache, als wegen der Sachen geleſen werden. Eine ſchöne Phraſis mache es noch lange nicht aus: und um eine veränderte Leſeart Thränen zu vergießen, ſey pedantiſch. Wie vergnüget es uns, einen geſchickten Schulmann ſo reden zu hören!

Er hebet an von der Höflichkeit der Römer: da ihre Tapferkeit, Gelehrſamkeit, Geſetze u. d. gl. ſattſam bekannt wären. Er ſetzet den rechten Begriff dieſer Tugend feſt, zeiget ihre Nothwendigkeit, u. ihren Urſprung, aus dem Beſitze ächter Güter, und ſcheinbarer Vorzüge; und ihren Verfall. Die alten Römer waren erſt grob, wurden aber immer höflicher. Des Romulus zuſammengerafftes Geſindel mußte freylich roh und ungeſchliffen ſeyn. Stand und Reichthum aber entſtunden nicht ſobald, als auch ſchon die Höflichkeit entſtund. Auch die Reiſen thaten etwas dazu. Es entſtunden römiſche Stutzer, die griechiſch parlirten; und andre fanden das Griechiſche ſo ſchön, daß ſie auch ſolche Brocken in ihre Schriften mit einmengten: ja ſelbſt dem Frauenzimmer ſagte man etliche griechiſche herzbrechende Worte vor, wie Juvenal uns berichtet. Man fieng an, alle Bekannte auf öffentlichen Straßen zu küſſen; wenn ſie gleich bisweilen die ärgſten Feinde waren und übel rochen.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir alles ſo durchgehen wollten. Die Aufwartungen der Römer, die Verehrungen der Kaiſer, die Aufführungen der Candidaten, der Gehorſam der Ju-

gend gegen das Alter, die Besuche, und züchtigen Gespräche, die Aufführung bey Tafeln, das Einladen der Gäste, die Art im Briefschreiben, die öffentlichen Reden, die Gastfreyheit, u. d. m. kommen hier ausführlich vor, und erwecken viel Hochachtung gegen die Römer: wiewohl auch ihre Fehler angemerket werden. Noch dieses merken wir an, daß er am vergangnen 1. May dieses Jahres, noch eine neue Einladungsschrift von den alten Römern herausgegeben, und darinn verschiedenes nachgeholet hat.

Nun kommen die Chineser an die Reihe. Der Hr. V. nennet seine Wehrmänner, den le Comte, und P. du Halde; er fertiget aber auch den Lord Anson ab, der von diesem Volke einen verächtlichen Begriff zu machen gesuchet. Hernach beschreibt er die innerliche Einrichtung ihres Reiches, nach ihren Tugenden und Fehlern. Wenn er aber den großen Verstand und Witz der Chineser aus ihrer Erfindung der Druckerey und des Schießpulvers erweisen will: so können wir ihm nicht allerdings beypflichten. Denn die chinesische Sprache und Schrift leidet dergleichen Buchdruckerey, mit gegossenen einzelnen Buchstaben, die immer anders zusammengesetzet werden, gar nicht. Denn da sie 80000 solche Charaktere haben müßten, um ein Buch zu drucken; jeden Charakter aber hundert und mehrmale: so ist es nicht einmal möglich, bey ihnen unsre schon erfundene Druckerey nachzuahmen. Sie haben gleichsam nur eine Art von Holzschnitten

ſchnitten oder Kupferſtichen, dadurch ſie einzelne Täfelchen voll Schrift auf einer Seite abdrucken können: dergleichen wir ſelbſt in Händen haben. Haben ſie übrigens das Schießpulver eher, als wir gekannt, ſo haben ſie es doch nicht zu brauchen gewußt. Das übrige überlaſſen wir den Leſern ſelbſt nachzuleſen.

Es folgen nunmehr die Spartaner. Dieſe ſetzet er den Chineſern an die Seite, weil kein anderes Volk gefunden wird, deſſen Tugend und Sittenlehre, nächſt den Chineſern, ſo hoch geachtet und bewundert worden wäre, als eben der Spartaner ihre. Doch gefallen ſie dem Hrn. Verfaſſer nicht. Sie ſind ihm viel zu rauh und zu ſoldatiſch; ja er trägt kein Bedenken, ſie, ob ſie wohl Griechen geweſen, zu den Barbaren zu zählen. Er giebt zur Urſache, auf eine ſpaßhafte Art an: Er habe gern einmal gelehrt thun wollen. Denn die dazu nöthigen Nachrichten müßten aus griechiſchen Büchern geſchöpfet werden: und da hätte er gern einmal öffentlich ſagen wollen: ich kann griechiſch! Wir bedauren, daß wir uns nicht länger dabey aufhalten können, und melden nur, daß der Herr Verf. auch in dieſem 1758. Jahre noch eine neue Einladungsſchrift, die Spartaner betitelt, drucken laſſen; die noch mehr Zuſätze zu dieſer Materie geliefert hat, ſonderlich was den ſpartaniſchen Geſetzgeber Lykurg anlanget.

Hierauf findet man die alten Perſer beſchrieben. Der Herr Verfaſſer räumet zuerſt den Einwurf mancher Gelehrten aus dem Wege, die das meiſte

send, hell, herrlich. Beraht̃o, berächt heißt beym Ottfried eben so viel. (Daher kan man die Endigungen vieler Nahmen, die noch itzo auf Brecht ausgehen, als Albrecht, Weibrecht, Lamprecht, Ruprecht erklären.)

Brutilew braucht Ottfried zum Beynworte des Windes. Daher kommt der Franzosen heutiges bruit, ein Geräusche. (Und daher stammt auch das in der Bibel befindliche Windsbraut.)

Buckestaf im Glossario des Lipsius, ein Buchstabe. Es kommt von Buche, fagus, und Stab, baculus, virga; weil die Alten ihre Schriften auf solche büchene Stäbe einschnitten.

Carto beym Kero heißt ein Garten. Davon kömmt auch das französische Jardin, und italiänische Giardino. Es stammt aber her von Guarda, Warta, bewahren, bewachen, davon das französische guarder, und deutsche warten, wenn es in acht nehmen heißt, herrühret.

Chnuat hat beym Kero die Bedeutung des Wortes Natur.

Clobban heißt bey demselben schlagen, klopfen, daher kommt die Glocke bey uns. u. d. gl.

Dieses mag zur Probe aus diesem ersten Stücke genug seyn; denn hieraus kan man zur Gnüge abnehmen, wie viel nützliche Etymologien darinn aus den alten Mundarten der Deutschen vorkommen. Das angehängte Register ist ein Verzeichniß von allen den Wörtern verschiedener heutigen Sprachen, die aus dem alten Deutschen hierinnen erkläret und hergeleitet worden. Ungeachtet nun dieselben nach alphabetischer Ordnung stehen: So wäre doch zu wünschen,

daß

meiſte von der alten perſiſchen Geſchichte in Zweifel ziehen, und Xenophons Cyrus mit einem Grandiſon in die Claſſe der Romanen werfen. u. ſ. w. Seine Quellen ſind Herodot, Xenophon, Diodor und Strabo; von neuern aber Briſſonius und Hyde. Man kann leicht denken, daß aus dieſen Schriftſtellern nichts ſchlechtes fließen kann. Unſer Raum leidet es zwar nicht, uns dabey aufzuhalten: wir preiſen es aber unſern Leſern beſtens an.

Nach dieſen folgen Nachrichten von einigen unbekannten Völkern in Aſien und Africa. Er hat viele Reiſebeſchreibungen durchgeleſen, daraus er kaum zwo Zeilen brauchen können. Das machet, die meiſten beſchreiben mehr die Länder, als die Völker. Sie reden von Flüſſen, Bergen, Thieren, Bäumen und Früchten; nicht aber von der Fähigkeit, Lebensart und den Sitten der Menſchen. So findet man nun hier Nachrichten 1) vom Könige Achim auf der Inſel Sumatra, und ſeinen Unterthanen. 2) Von dem Charakter der Javaner. 3) Von den alten Einwohnern des Berges Pico, auf Teneriffa. 4) Von Madera. 5) Von den Apanaghiern, hinter Capo blanco in Africa. 6) Von Senegal. 7) Von den Prayanern; und 8) von dem Eylande St. Juan oder Brava. Alles dieß iſt artig zu leſen.

Der II. Theil ſchildert erſtlich die alten Aegypter, ein ſehr merkwürdiges Volk. Sodann kömmt er noch einmal auf die Chineſer, als von welchen

noch

noch viel übrig geblieben war. Es folgen nun die Afrikaner, zu welchen 1) die Maroccaner, 2) die Mohren, 3) die Schwarzen zu Buckfar, 4) die Fulier, 5) u. verſchiedene andere Arten von Schwarzen gehören. 6) Die Wüſte Sahra. 7) Die Mohren um die Sanaga. 8) Das Königreich Futa. 9) Die ſchwarzen Portugieſen. 10) Das grüne Vorgebirge. 11) Sanaga; und 12) die Jaloſer, etwas ausführlicher. 13) Die Negerkönige. 14) Der König von Heval, Brack genannt. 15) Der König von Kayor, Damel. 16) Der König von Barſalli. 17) Die Mandigoer, u. d. m.

Zum Beſchluſſe folgen noch die Athenienſer; gewiß ein Volk, welches insgemein mit gar zu günſtigen Augen pflegt angeſehen zu werden. Unſer Hr. Verfaſſer iſt ganz unparteyiſch. Er ſchenket ihnen nichts; und ſelbſt ihre Freyheit, die ſo viel Böſes hervorgebracht, ſieht er auf der böſen Seite an. Kurz, er beſtreitet viele Vorurtheile der Gelehrten: die ſonſt recht geſchworne Griechen zu ſeyn pflegen; unter allen Griechen aber ſonderlich Athen bewundern. Doch läßt er ihnen freylich auch ihr gebührendes Lob der Scharfſinnigkeit, ihrer ſparſamen Lebensart zu Hauſe, ihrer Höflichkeit, ihrer Großmuth gegen Feinde, Leutſeligkeit gegen Knechte, und Laſtthiere u. d. gl. Sie baueten fleißig das Feld; bey Tiſche waren ſie aufgeweckt, und ſinnreich in Geſprächen. Ihre übermäßige Neugier wird getadelt. Die Uebungen der Jugend, nebſt ihrer

ihrer Beredsamkeit und Weltweisheit aber werden gelobet. Da so viele Fremde dahin kamen, um zu studieren, so bestund ihre Gelehrsamkeit hauptsächlich in den Gedichten Homers, Hesiods, Alkmans, Stesichors, des Alcäus, Archilochus, und Aesops Fabeln: ihre Rechtsgelahrtheit in Drakons, Solons und Lykurgs Gesetzen. Ihre Gottesgelahrheit und Naturlehre taugten nichts.

Soviel können wir unsern Lesern zum Vorschmacke von diesem Werkchen geben; indem wir sie versichern, daß es für die Fähigkeit eines jeden eingerichtet, und nicht bloß für die Gelehrten geschrieben ist. Vieleicht kömmt es daher, daß der Hr. Verfasser hin und her sich einer lustigen Schreibart bedienet hat, die ernsthaften Leuten nicht allemal gefallen wird. Allein der Geschmack ist verschieden: und wir erinnern uns gar wohl, daß die Lust mitten in ernsthaften Materien zu spaßen, gewissen neuern französischen Schriftstellern, als ein Fehler und Verderb der Schreibart aufgemußet worden.

Wir könnens aber unsern Lesern nicht verhalten, daß der Hr. Verfasser, nach seinen Einladungsschriften zu halbjährigen Schulübungen zu urtheilen, einer der fleißigsten und geschicktesten Schullehrer seyn muß. Wir schließen solches theils aus den Lectionen, die er selbst in großer Anzahl und mit guter Wahl hält, theils aus den schönen Materien, davon er seine Schüler reden läßt; daraus wir mehr seine Einsicht, als die Geschicklichkeit seiner Lehrjünger erken-

erkennen. Z. E. Einer von ihnen unterſuchet den Urſprung der Sprachen; ein andrer führet die Studien der alten Deutſchen aus; ein dritter zeiget, daß die ächten Schauſpiele zu guten Sitten führen; ein vierter ſchildert die Druiden; ein andrer rühmt die alten Deutſchen, ihrer Beredſamkeit wegen; ein neuer berühret die Aufnahme der deutſchen Litteratur; und noch ein andrer geht die Stufen der deutſchen Sprache durch. Alle dieſe haben deutſch geredet: nur der letzte, der auf die Univerſität zog, redete lateiniſch, von der Freundſchaft. Männer von ſolcher Art, verdienen allenthalben aufgemuntert zu werden.

VIII.

Quinque Orationes de Martis & Mularum Fœdere, ad D. IV. Jul. Anni

Gymnaſio Dantiſcano Sæcularis, hora X. Mat. habendas indicit &c. Gottlieb Wernsdorfius, Eloqu. & Poeſ. P. P. Ged. typis Schreiberianis. 1758. in 4.

So wenig es ſonſt unſre Gewohnheit iſt, von Einladungsſchriften Auszüge zu geben: ſo wenig können wir umhin, bey der obigen eine Ausnahme zu machen. Sie ſchlägt gar zu ſehr in die ſchönen Wiſſenſchaften ein, als daß wir ſie übergehen könnten. Wir haben bisher mit Verlangen gewar-

gewartet, ob nicht der einreißende wilde und schwülstige Ausdruck, der sich aus etlichen hochtrabenden Gedichten nun auch schon in die Prose ausbreitet, keinen von den Kennern des schönen Alterthums, und Lehrern der freyen Künste, aufwecken würde, sich einer Seuche zu widersetzen, die alles anzustecken drohet. Allein seit einer von uns mit Ruhme angezeigten helmstädtischen Einladungsschrift, ist uns in etlichen Jahren nichts vorgekommen, was solchem einreißenden übeln Geschmacke Einhalt zu thun gesuchet hätte.

Hier aber erscheint endlich ein öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst, dessen eigene Schriften ihn längst für einen Meister in diesen Künsten, für einen wahren Nachfolger der alten Griechen und Römer in den besten Jahrhunderten derselben; und folglich für einen gebührenden Richter in solchen Dingen erkläret haben. Sein rühmlicher Eifer für den guten Geschmack und für die Ehre deutscher Musen ist endlich aufgewachet; und er hat Ursache gefunden, gewissen, auch auf dem Danziger Gymnasio einreißenden Verderbnissen der Schreibart, etwas entgegen zu setzen; das dem fernern Wachsthume dieser Krankheit des Witzes, Einhalt

* Mit des gel. Herrn Verfassers Erlaubniß, dünket uns diese politische Versart daher entstanden zu seyn, weil in so vielen Jahrhunderten, die wahre alte Aussprache des Griechischen verlohren gegangen, und eine neuere aufgekommen war. Diese sprach nun viele vormals lange Sylben kurz, und kurze lang aus. Da nun solcher verderbten Aussprache nach, die alten Gedichte allen Wohlklang ver-

halt thun könnte. Wir wollen uns angelegen ſeyn laſſen, dieſes allgemeiner bekannt zu machen.

Er hebt damit an, daß er überhaupt bemerket: eine jede Sprache habe in Gedichten ihre eigene Art und Natur. Wenn alſo gleich manche Leute aus einer ſtrafbaren Nachäffung fremder Mundarten, neue Versarten hätten einführen wollen, auch wohl ohne Verdienſt Nachfolger und Bewunderer gefunden; zumal wenn die Unwiſſenheit des wahren Schönen, und ein verderbter Geſchmack, der Neuigkeit zu ſtatten gekommen: ſo hätte doch die Erfahrung längſt gelehret, daß endlich die Natur wiederum die Oberhand bekommen, und die alte gehörige Versart wieder in Schwang gediehen; die fremden Uebelklänge aber, nach verlohrner Neuigkeit, wieder in Verachtung gerathen.

Die alte griechiſche Dichtkunſt iſt bekannt. Sie hatte Scanſion und keine Reime, und war folglich von der deutſchen ganz unterſchieden. Im X. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt entſtund eine wunderliche Versart, die man die politiſche nannte: darinn nicht die Natur der Vocalen, ſondern der bloße Wohlklang der Sylben, das Versmaaß ausmachete *. Daher haben Conſtantin Manaſ-

verlohren hatten; ſo ſuchten ſich die neuern Dichter nach der Ausſprache ihrer Zeiten neue Metra, die ihren Ohren angenehm klungen. Geht es doch itzo vielen, die lateiniſche Verſe, nach unſrer falſchen proſaiſchen Ausſprache leſen, eben ſo. Sie finden keinen Wohlklang im Virgil, weil ſie ihn nicht nach der wahren alten Scanſion des Metri

Manasses, Manuel Philes, Joh. Tzetza, und andre, mehr bulgarische als griechische Verse gemachet: dazu sie die Muster vieleicht von Barden und Scalden genommen. Es war aber nicht nöthig, dieselbe seltsame Versart, entweder durch kaiserl. Befehle, oder durch den Spott der Kunstrichter zu verbannen. Sie fiel von sich selbst, als die schönen Wissenschaften wieder auferwecket wurden.

Eben das ist den lateinischen Mönchsversen widerfahren, die auf deutschen Schlag eingerichtet waren. Wieviel gereimte ziemlich alte Hymnen sang nicht die Kirche im Pabstthume, und wohl noch itzo! Hierbey giebt er Proben, und führet Lomeiern de Bibliothecis, cap. 8. p. 148. Burkarden de lingu. lat. fatis cap. 3. p. 93, und die gottschedische krit. Dichtk. im I. Hauptst. a. d. 75. S. an. Ja man hat wohl gar zwo Sprachen in Versen vermischet, davon wir die Beyspiele in unsern Gesangbüchern noch finden.

Wie man nun dergestalt aufgehöret, deutsche Verse mit lateinischen Worten zu machen: so kömmt itzo eine eben so seltsame Art auf, mit deutschen Worten lateinische Verse zu schmieden. Beyde Sprachen sind einander, nach seiner Meynung, viel zu unähnlich, als daß dieß der deutschen eben so frey stehen könnte, als es der lateinischen frey gestan-

Metri lesen: Daher haben einige auch in geistlichen Liedern, ja wohl gar in lateinischen Cantaten, auch solche versus politicos latinos, nach der heutigen falschen Aussprache

ſtanden, den Griechen nachzuahmen. Henninius hat ſchon beobachtet, daß verſchieden klingende Sprachen nicht einerley Sylbenmaaß haben könnten. Wir hätten keine von Natur lange oder kurze Selbſtlauter: daher zählten wir die Sylben mehr, als wir ſie abwögen. (Mit des Hrn. Verfaſſers Erlaubniß, iſt es zwar bey den Franzoſen ſo; aber bey uns nicht.) Wir hätten zwar Trochäen und Jamben; aber die Spondäen könnten wir von den Trochäen nicht unterſcheiden: (warum nicht? z. E. in Großvater, Schlafmütze, Klingbeutel, u. d. m. höret man wohl keine Trochäen,) und ſ. w. Was ſollte alſo das für ein lateiniſches Sylbenmaaß werden, wo man dieſe Füße nicht unterſcheiden könnte?

Man ſetze z. E. einen eilfſylbigten deutſchen Vers: ſo wird niemand errathen können, ob es ein alkaiſcher, ſapphiſcher, oder phaläciſcher, oder bloß ein fünffüßiger Jambus iſt? die doch im Lateine ſehr verſchieden ſind. (Wenn ſich die Jamben nicht ihre gewöhnlichen Freyheiten herausnehmen.) Daher könnten nun die lateiniſchen Oden im Deutſchen nicht verſuchet werden. (Iſt es aber nicht bereits häufig geſchehen?) Vormals hätte Deutſchland nur zwo Versarten gehabt, jambiſche und trochäiſche. Nur vor 130 Jahren wären daktyliſche dazu gekommen. (Gleichwohl haben ſchon im 13ten Jahrhunderte einige Dichter daktyliſche ge-

ſprache des Lateins gemachet: welche heutigen Ohren beſſer klingen, als alle horaziſche Oden, die man unſcandiert lieſt.

machet.) Dieſe nun ſchienen, wider die deutſche Ernſthaftigkeit mehr zu tanzen, als zu gehen. Und wenn man Spondäen darein ſtreuete, ſo entſtünde der Hexameter; der etwas männlicher, doch nur in ſolchen Ohren klänge, die ſolches Wohlklanges von Jugend auf gewohnet wären; aber nicht in deutſchen Ohren: ſonderlich, weil der deutſche Hexameter, (wie man ſie bisher geſehen,) von einem unreinen jambo ſenario der alten Komödienſchreiber gar nicht zu unterſcheiden wäre. Z. E. der lat. Vers aus dem Prol. Eunuchi:

Si quisquam eſt, qui placere ſe ſtudeat bonis.

Könnte deutſch mit eben ſo viel Sylben ſo gegeben werden:

Wenn jemand denket, viel Leuten je zu gefallen.

ſo würde man einen deutſchen Hexameter haben. (Freylich ſo einen lahmen, ſtolpernden, als ihn die heutigen Poeten machen; aber keinen, der den wahren deutſchen Quantitäten gemäß wäre. Denn in der That iſt er dem Hexameter nicht ähnlicher, als wenn jemand den terenziſchen, nach unſerer neuen Ausſprache, ſo bezeichnen und ſcandiren wollte:

Si qūis | qūam ēſt | qūi plā | cērĕ ſē | ſtūdĕāt | bōnīs.

Da er hergegen auf Altlatein ſo klingen muß:

Si qūis | qū'eſt qūi | plācē | rĕ ſē | ſtūdĕāt | bōnīs.)

Denn ein Sylbenmaaß, welches man nicht gleich durchs Ohr merket, und wobey man erſt, wie jener alte Maler beym Aelian, dazu ſchreiben muß: Das iſt ein Baum! tauget gar nichts.

Dage-

Dagegen haben nun die Deutschen die Reime eingeführet, wie Otfrieds, Winsbeks, der Hroswithe und Hrabans (von dieser beyden deutschen Gedichten ist uns noch nichts vorgekommen,) Gedichte zeigen. Verachten einige dieselben, als celtische und scythische Ueberbleibsel; so setzen sie fälschlich voraus, daß nichts schön sey, als was die Griechen und Lateiner gebrauchet haben. Da nun die Deutschen dieß Reimen von keinem andern Volke gelernet; sondern selbst erfunden: so müssen sie es aus der Natur ihrer Sprache genommen haben. Es mögen also die reimlosen Verse gefallen, wem sie wollen: so würden sie irgend, wegen ihrer Gedanken und Ausdrücke, zwar in Prosa gefallen: gewiß, ihres Wohlklangs wegen, gefallen sie nicht.

Gleichwohl hat man nicht erst itzo lateinische Versarten zu machen angefangen. Sellnecker hat vor 200 Jahren das Lied: Lobet den Herren ꝛc. und Hermann vor 120 Jahren das andre: Herzliebster Jesu ꝛc. in sapphischen Versen gemachet: aber der Hr. Verfasser will nicht darauf schweren, daß sie sapphisch, und nicht vielmehr jambisch sind. Nun hätte auch Hr. Prof. Gottsched Hexameter ohne Reime versuchet, die, weil sie bescheiden eingerichtet sind, die Vermengung der Spondäen und Trochäen vermeiden, menschlichem Verstande gemäß, und nicht mit anderthalb Fuß langen Wörtern angefüllet sind, noch wohl geduldet werden könnten; und wenn man itzo nur dergleichen machte, so würde man nicht sehr dawider

daß allemal auch die Zahlen der Blätter oder Seiten beygefüget seyn möchten, wo diese Wörter alle vorkommen. Dieses würde zu Befriedigung eines zweifelhaften Lesers nicht wenig beytragen, der solche Abstammung nicht allemal einsehen kan, wenn er nicht eine ausführliche Erläuterung derselben antrifft.

Das II. Stücke daraus dieser zweyte Theil besteht ist ein Auszug, aus WIGVLEI HVNDII geschriebenem Wörterbuche. Dieser Hund ist zu Passau Bischof gewesen, wie aus zween Artickeln p. 209. und 211. erhellet, in deren erstem er Passau seine Metropolin, oder Residenz nennet. Es ist aber selbiges Wörterbuch halb lateinisch halb deutsch geschrieben, und enthält nicht nur viel etymologische, sondern auch viel andre historische und critische Anmerkungen. Wir wollen auch hieraus einige zur Probe anführen.

Camisia, chemise, chamis, *hämmet* oder Hembe beym Goldast. kommt von dem alten deutschen Worte chamit.

Cancellarius, Canzler, heißt in alten Zeiten 1355. in einem Briefe Marggraf Ludewigs von Brandenburg so viel als der oberste Schreiber.

Capellanus, Capplan, kommt beym Reginone zuerst vor, und soll von der Kappe des heil. Martini, welche mit ins Feld geführet und bewahret werden, herkommen.

Frehnen, fröhnen, ein alt Wort, heißt so viel, als einen in Verhaft nehmen: welches Wenzel Bruck in seinen Juristischen Kunstwörtern durch diesen Vers erweiset.

Arrestar frehnen, dic inpheodare belehnen.

Hal-

seyn. Allein es sind neulich Dichter entstanden, die außer den lateinischen Versarten, auch das Erhabene der Heldendichter haben erreichen wollen. Wenn sie nun Gott selbst, oder göttliche Helden so majestätisch reden lassen, so haben sie zwar sehr wohl gethan. Allein ihre Bewunderer haben nicht nur ihr Sylbenmaaß ohne Verdienst gelobet, sondern auch mit Vernachläßigung ernsthafterer Studien, alle ihre Sinnen und Gedanken auf deren Nachahmung angestrenget: so daß sie, wie **Petron** von seinem Poeten saget, öfter poetisch, als menschlich geredet. Denn durch eine unbedachtsame Nachäffung des Erhabenen, haben sie nach Luft und Wolken geschnappet, und sind in das ärgste Frostige verfallen.

Das **Frostige in der Schreibart** nennen die Kunstrichter denjenigen großen Fehler, wenn die Rede aus der wahren Hoheit in den Schwulst, und in das gezwungene Hochtrabende geräth. Dieß geschieht aber, wenn man ohne einen erhabenen Inhalt, dennoch lauter Großes denken, und von lauter kleinen Dingen lauter Prächtiges sagen will; wenn man größere Figuren, und stolzere Zierrathe brauchet, als nöthig sind, und endlich mit dithyrambischen, schwülstigen und anderthalb Fuß langen Wörtern um sich wirft. Zwar darf ein Dichter die Rede über die Prosa erheben, und sich durch ausgesuchte Wörter vom Pöbel entfernen. Allein viele brauchen solche deutsche Wörter, welche zu verstehen, ein Deutscher ein **neologisches Wörterbuch** nöthig hätte; und denen möchte man zurufen: rebare te fari; scio: quid fabare, nescio!

Du

Du denkest, du redest; das weis ich: aber was du sagest, weis ich nicht. Er vergleicht sie daher mit den vormaligen pegnitzschäferischen Misgeburten, in seltsam zusammengeflickten Wörtern.

Man zwinget sich ferner, unerhörte Wortfügungen, in neugebackenen oder altväterischen Wörtern, die Evanders Mutter, ja Theut und Mannus kaum gekannt, oder sonst unendlich ausschweifen, anzubringen: woraus das ärgste Laster der Schreibart, die Dunkelheit entsteht. Wer wird wohl den tragischen Seneca, dem Euripides vorziehen? wer wird den Statius oder Persius dem Virgil vorsetzen? Dieser ihr großsprecherischer Ausdruck machet, daß man sie nicht für Poeten, sondern für Affen der Dichter hält. Denn was die Natur überschreitet, kann unmöglich schön seyn. Man muß auch unsers Vaterlandes Gegend und unsre Natur zu Rathe ziehen. Nicht alles, was einen Griechen und Römer gekleidet, steht auch uns frey. Das asiatische Wesen schicket sich in die deutsche kältere Luft nicht. Dort redet man alles mit einem kühnern, wortreichern, geschwollenem Munde: wir aber vernünftiger und gemäßigter. Lucan und Seneca waren Spanier, denen eine heißere Sonne das Hirn verbrannt hatte.

Und wie groß ist nicht der Unterschied der Materien und Gedichte? Anders singt man in die Leyer, anders in die Trompete. Ein langes und großes Gedicht kann sich allmählich erheben; aber ein Liedlein von einer Seite, oder einem Bogen, muß sich nach seinem Stande messen. Wenn es

kaum angefangen, iſt es ſchon aus: und alſo muß ein ſolcher Zwerg ſich nicht den Rieſen gleich ſtellen wollen.

Von kleinem Stoffe in die Poſaune blaſen, von komiſchen Dingen, tragiſch heulen, wie Horaz ſaget; oder von alltäglichen Sachen mit unerhörten Worten ſingen, das iſt nicht zu dulden. Wer nun bey einer Wiege tragiſch poltert, beym Grabe eines Floh es Cypreſſen pflanzet, oder eines Freundes Abſchied mit phaetontiſchen Thränen benetzet; der ſchreyt ja bey einem Proceſſe von drey geſtohlnen Ziegen, vom Sulla und Marius, vom canniſchen Treffen, und von der mithridatiſchen Schlacht: wie Martial eines Redners geſpottet hat. Hier ſchließt der Hr. Verfaſſer mit folgenden Worten: Nos autem, quo ruimus? quo nobis mentes ſeſe flexere? Ubique Dithyrambos & Griphos ſcribimus. Decipimur ſpecie recti; vitantes humum volitamus cum Icaro. — — — Er hoffet ſchließlich, daß die Zeit ſelbſt, die jene griechiſchen und neuern lateiniſchen Dichter zurecht gebracht, auch uns zurecht bringen werde: denn, ſaget er, wir ſind ſchnell, im Aendern der Moden. Geſchieht es nicht, ſo mögen immer die Poeten umkommen!

Sit fas, liceatque perire Poetis! *Hor.*

Wir ſetzen noch aus Canitzen hinzu:

Da ein kluger Kopf, dieß für was Großes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken ſetzet,
Iſt wohl der beſte Rath, man ſch, und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frey, zu ſchwärmen wie er will.

IX. Cor-

IX.

Corpus Academicum Almæ Societatis Litterariæ Germano-Benedictinæ in suas Classes a R. P. Oliverio Legipont distributum. Metis, ex typographeo Josephi Antoine, prædictæ Academiæ a Typis, 1758. in 8. maj. pag. 60.

Wir haben unsern Lesern schon vor etlichen Jahren von der deutschen Benedictiner-Gesellschaft nöthige Nachricht gegeben, die der sel. P. Legipont dazumal vornehmlich zu Stande gebracht, und gestiftet. Dieser wackere und gelehrte Mann ist den 16. Jänner dieses Jahres in die Ewigkeit gegangen; hat aber sterbend den Herausgeber dieser Schrift gebethen, dieselbe durch den Druck der Welt bekannt zu machen. Dieß ist die Triebfeder gewesen, die ihn bewogen, seinem verstorbenen Freunde zu willfahren. Er eröffnet solches in der Zuschrift an alle Beschirmer und Mitglieder dieser deutschbenedictinischen Gesellschaft. Sie ist sehr wohl geschrieben, und geschickt, dieser Gesellschaft mehr Achtung und Aufnahme zu verschaffen. Er führet u. a. eine schöne Stelle aus dem Mabillon an, von der Nothwendigkeit der schönen Wissenschaften in einem Staate, und der einem Fürsten so nöthigen Liebe zu denselben; ohne welche selbst die Religion in eine grobe Trägheit ausschlägt, die gute Klosterzucht verfällt, und alles zu Grunde geht.

Derſelbe nennet ſich D. Joannes François, und iſt in der Benedictinerabtey St. Symphorians zu Metz, Decanus, und dieſer Geſellſchaft Mitglied.

Dieſes ganze Corpus Academicum, wird in neun Claſſen abgetheilet. Die erſte iſt die hierarchiſche, und enthält die Beſchirmer, den Vorſteher, den Untervorſteher, und zween vornehme Aebte als Rathgeber und Mäcenaten derſelben. Die zweyte hält die verbundenen Aebte, als immerwährende Beyſtände und Räthe in ſich. In der dritten ſteht die Obrigkeit, oder der akademiſche Magiſtrat, der aus zwölf auserleſenen Mitgliedern beſteht, aus und von welchen die Directoren und andere Beamte erwählet werden. Und weil bey Akademien manches zum gemeinen Nutzen bekannt werden; manches aber auch geheim gehalten werden muß: ſo wird auch ein beſtändiges geheimes Triumvirat aufgerichtet, welches alle wichtige und geheime Geſchäffte beſorget.

Die IV. Claſſe begreift alle Mitglieder, die aus den deuſchen Benedictinerklöſtern aufgenommen worden. In der V. erſcheinen die Glieder, ſo aus den Caſſiniſchen, Valliſoletaniſchen, Böhmiſchen, Pohlniſchen, Ungariſchen, u. ſ. w. Benedictinerklöſtern erwählet ſind. Zur VI. Claſſe gehören die Ehrenglieder, aus allerley Religionen und Ländern, die den Benedictinermuſen günſtig ſind. In der VII. werden die Buchhändler und Buchdrucker gezählet, die ſich beym Verlage oder Vertriebe der akademiſchen Schriften fleißig erweiſen.

In

In der VIII. Classe werden die bösen Hummeln, und Sonderlinge durchgezogen, die ihrer ehrwürdigen Mutter, des Benedictinerordens Ehre zu befördern, faul sind, oder gar diese Stiftung zu hintertreiben gesuchet haben. In die IXte Classe endlich werden die Namen der verstorbenen Mitglieder, mit einer historischen Lobschrift gesetzet, darinn ihre Schriften, und der Akademie erwiesene Wohlthaten gerühmet werden.

Der Ort der akademischen Versammlungen wird alsdann bestimmet werden, wann die Gesellschaft einen Vorsteher haben wird. Aus des Klosters Einwohnern aber, und etlichen benachbarten Ordensbrüdern werden der Prorector, Kanzler und Beysitzer erwählet werden: denen der Secretär im Namen des akademischen Senats, allemal beywohnen wird. Und da der Director ein erfahrner Mann seyn muß, so wird er sein Amt so lange behalten, als es dem Senate belieben wird.

Das Siegel der Ges. ist ein Bienenkorb, in einem grünen Felde, mit der Ueberschrift: Veteres renovabit Artes. Das ausführlichere Sinnbild aber, stellet die Minerva in einem Musentempel sitzend vor, die sich auf einen Ellbogen stützet, auf welchem eine Nachteule sitzet. Sie hält ihre Lanze in der Hand, und zeiget mit ausgestrecktem Finger der linken, zween geflügelte Knaben, den Aristäus, und Apiarius, die einen Bienkorb tragen, und die ausgeflogenen Bienen unter einem Oelbaume in dieß neue Behältniß sammlen wollen. An

Blu-

Blumen fehlt es im Umzirke nicht, da der Berg Hymettus nicht weit davon zu sehen ist, auf dessen Gipfel der Pegasus sich zeiget. Die Ueberschrift zeiget die Worte: Quod sapimus conjungat amor. Unten sind die Werkzeuge der Wissenschaften, Sehrohr, Zirkel, Weltkugel, Bücher, Urkunden und Alterthümer zu sehen.

Ob nun gleich die Herren Aebte der Benedictinerklöster etwas säumend, und mit zweifelhaften Schritten zu Werke gehen; so werden doch alle Anschläge durch die Dauer desto reifer: und die Gesellschaft ist schon mit vielen großen Männern, und ansehnlichen Gönnern versehen. Hier wird auch das Diplom der Gesellschaft eingerücket. Sodann folget der Akademie Verzeichniß; davon wir die obersten Beschützer und Vorsteher nennen müssen. Der oberste Protector Regius ist Se. königl. Hoheit, der durchl. Fürst und Herr, Karl Alexander, Herzog von Lothringen und Bar, Oberstatthalter der Niederlande, und kaiserl. Oberfeldherr.

Der geistliche Beschirmer ist Se. Eminenz, Hr. Fortunatus Tamburinus, Abt des cassinischen Benedictinerklosters, und der römischen Kirche Cardinal, ein Modeneser. Die übrigen Herren Aebte und Mitglieder des Benedictinerordens anzuführen, leidet unser Raum nicht. Wir merken nur an, daß in der VI. Classe von unsern evangelischen Gelehrten folgende gefunden werden:

Hr. Pastor Joh. Jak. Brucker, des evangel. Ministerii zu Augspurg Senior, der Akademien zu Berlin, Bononien, Göttingen, Leipzig, Jena, u. s. w. Mitglied. Hr.

Hr. Joh. Chr. Gottſched, der berliniſchen, bononiſchen Akademien Mitgl. Profeſſor zu Leipzig.

Hr. Auguſt Benedict Michaelis, J. V. D. und Prof. zu Göttingen, Hiſtoriographus, u. ſ. w.

Hr. Juliüs Carolus Schläger, Sr. hochfürſtl. Durchl. zu Sachſengotha Hofrath, Bibliothekar und Aufſeher des Münzkabinets.

Hr. Joh. Daniel Schöpflin, königl. Rath und Hiſtoriograph zu Straßburg, der Akademie der Aufſchriften, der londonſchen, petersburgiſchen und cortoniſchen Akad. Mitgl.

Nun müſſen wir noch die bereits verſtorbenen Glieder der Geſellſchaft melden. Sie ſind folgende: Hr. Aemilian Naiſiel, ſtarb den 26ſten Jun. 1753. Martin Bouquet, zu Meaux, der Herausgeber der Scriptorum Francicorum 1754. Carl Touſtain, der vornehmſte Verfaſſer des neuen Werkes von der Diplomatik. 1754. Der Cardinal Angelus Maria Quirini, der erſte Protector der Societät, den 7. Jan. 1755. Apronianus Huber, Prior zu Hirſaug, den 3. Febr. 1755. Idefons Caſtelinot, Ambroſius Pelletier, Placidus Forſter, Auguſtin Calmet, den 25. Oct. 1757. und P. Oliverius Legipont, Theol. L. & Prof. emeritus, den 16. Jan. 1758. im 60ſten Jahre, in der Abtey St. Maximi zu Trier, als ein Gaſt. Sein Leben findet man in der Hiſtoria Litteraria Ord. S. Bened. T. I. p. 140.

Dieſe ganze Schrift iſt überaus ſauber und prächtig, mit ſolchen Schriften gedruckt, als wir nur in denen gefunden haben, die in der königl. Buchdruckerey zu Paris herauskommen.

X.

Leben Georg Philipps Rugendas, und Johanns Kupezki. Zürich, beym Verfasser 1758.

Diese Lebensbeschreibungen stammen von einem Künstler her, der sowohl, als Hr. Wille zu Paris, die deutsche Feder zu führen weis. Außer dem berühmten Albrecht Dürer und Sandrart hat es sehr wenige Künstler gegeben, die solche Geschicklichkeit besessen hätten: und es ist ein Vorzug unserer Zeiten, daß wir deren mehrere zugleich besitzen. Es hat aber Hr. Füeßli diese seine Arbeit eben dem Hrn. Wille, Kupferstecher Sr. allerchristl. Majestät zu Paris zugeeignet, dessen Vertheidigung unsrer alten deutschen Künstler ihm zugeschrieben war. Dieß sey genug von den Lebenden, die an diesem Werke Theil haben.

Von den beyden Verstorbenen finden wir hier ein paar schöne Kupferbilder, und sodann ihre sehr witzig beschriebene Leben. Doch wir wollen uns nur an den historischen Kern, nicht aber an die gefirnißten Schalen halten.

Georg Philipp Rugendas ward zu Augspurg den 17. des Wintermonds 1666. gebohren. Sein Vater war ein Uhrmacher; und sein Großvater aus Hessen 1608 dahin gekommen. Anfangs sollte er ein Kupferstecher werden, aber eine Fistel an der rechten Hand wies ihn der Malerkunst zu. Im 1682.

Jahre

Jahre ward er Isaak Fischers, des starken Geschichtmalers, Lehrling. Als er so stark ward eigene Erfindungen auszuführen, erwählte er sich das kriegerische Feld. Bourgnignon, Lemke und Tempesta wurden seine Muster; und da sein eifriges Arbeiten ihm die rechte Hand unbrauchbar machte, erreichte die linke Hand alle ihre Geschicklichkeit. Er gieng nach Wien; und sieh! die Natur schob einen anbrüchigen Knochen aus der kranken Hand heraus, und half sich also selbst. Sein Fleiß und gutes Betragen erwarb ihm Gönner. Nach zween Jahren gieng er 1692 mit guten Empfehlungen nach Venedig, und von hier nach Rom, wo er sich die alten Bruchstücke der Kunst, und die Akademien zu Nutze machte.

Der Tod seines Vaters rief ihn nach Hause, und er bekam viel zu thun; heurathete auch 1697. eine Haidtinn, die aber reicher an Tugenden, als am Vermögen war. Allerley Krankheiten setzten ihn sehr zurücke, und die Kundleute suchten wohlfeilere Arbeiter. Er hob also an, in Kupfer zu ätzen; und 1698 kamen seine ersten Stücke heraus. Er machte vier Schlachtstücke, die für die besten gehalten werden. In der Belagerung Augspurgs 1703 ward sein Haus eingeäschert. Die Stadt gieng über, und nun sah er seine bisher eingebildeten Kriegsbilder, wirklich vor Augen. 1710 entstund eine Malerakademie zu Augspurg, darüber Rugendas der erste evangelische Aufseher ward. Endlich kam er auf die schwarze Kunst, darinn er es mit seinen Reitschulen und Schlachtstücken aufs höchste gebracht. 1735. hub er wieder an zu malen, welches er in 20 Jahren nicht gethan hatte. So brachte er sein Leben bis 1742. den 10. May, da ihn eine viertägige Krankheit aus der Welt foderte.

(Das Uebrige folget nächstens.)

XI. Le-

Hallenſes librae heiſſen Pfund-Heller. Es kommt alſo das Wort Heller von Halle in Schwaben.

Inventarium, ein Theilungsregiſter, hat vorzeiten geheiſſen ein Fundbuch; welches allerdings die Sache wohl ausdrücket. Wie das Wort Arrha vormals ein Hafftgeld geheiſſen.

Jungkher hat vorzeiten die Söhne der Herzoge, hernach auch der Grafen und Freyherrn bedeutet; wie denn 1330. Burgkhart Grave zu Mansfeld in einer Schrift, die er mit Vollwort ſeiner Bettgenoſſin und Jungkherrn, das iſt mit Beyfall und Genehmhaltung ſeiner Gemahlin und Söhne gemacht, ſie ſo genennet.

Knabe hat ein junger Edelmann geheiſſen, daher noch itzo das Wort Edelknabe an einigen Höfen gewöhnlich iſt.

Meilweges nach alter Art ſollte 60 Gewende, ein Gewende 60 Ruthen, eine Ruthe achte halb Ellen, oder 15 Fuß haben; dergleichen in Preuſſen noch gewöhnlich iſt: da hergegen in Deutſchland die Rheinländiſchen 12 füßigten Ruthen aufgekommen. Die alten nannten auch die Meilen Raſta, weil man dabey ſo oft raſten oder ausruhen kan, als man eine zurücke geleget.

Schild. So hat im Jahr 1350 eine Münze geheiſſen; und daher kommt das italieniſche Scudi, oder Scutati, ingleichen das franzöſiſche Eſcû.

Und ſo viel mag auch hiervon genug ſeyn. Man merke nur, daß in dieſem Werke nicht alles von Hundio iſt, indem von verſchiedenen Händen hier und da was eingeſchaltet zu ſehen iſt, wie hier unter dem Worte Hundius von dem Herrn von Leibnitz angemerket worden.

Den

XI.

Beschreibung des neuerfundenen Universalmikroscopes, zum Kupferstiche dieses Monathes gehörig. Von Hrn. Ledermüllern in Nürnberg.

An diesen drey Füssen befindet sich von Horne, ein sauber polirtes Tischlein. a.

An diesem ist eine kleine Röhre b. durch welche der Stifft c. geschoben oder gesteckt wird. Auf dem Tische a. werden alle undurchsichtige Dinge geleget, und durch das Mikroscop g. betrachtet, welches an den Arm h. nach verschiedenen Vergrößerungen gestecket wird.

Will man durchsichtige Körper damit beobachten, so steckt man auf dem Stiffte c. i. den man so hoch richten kann, als man will, den Ring d. schiebt durch denselben den Schieber e. setzet auf das Tischchen a. einen stählernen Hohlspiegel f. den man aus- und einstecken kann, und richtet durch Hülfe der Füsse das Vergrößerungsglas, wie man will, hoch oder niedrig. Wenn man nun was Anatomisches damit besehen will: so kann man den langen Schenkel von i. bis k. und l. gebrauchen, solchen bey i. und l. ausheben, und die Nuß i. in die Hülse b. fig. 3. die Nuß h. fig. 3. aber in die Hülse l. vid. supra, drücken, so ist auch sodann die anatomische Tafel fertig.

Ende des Windmonds 1758.

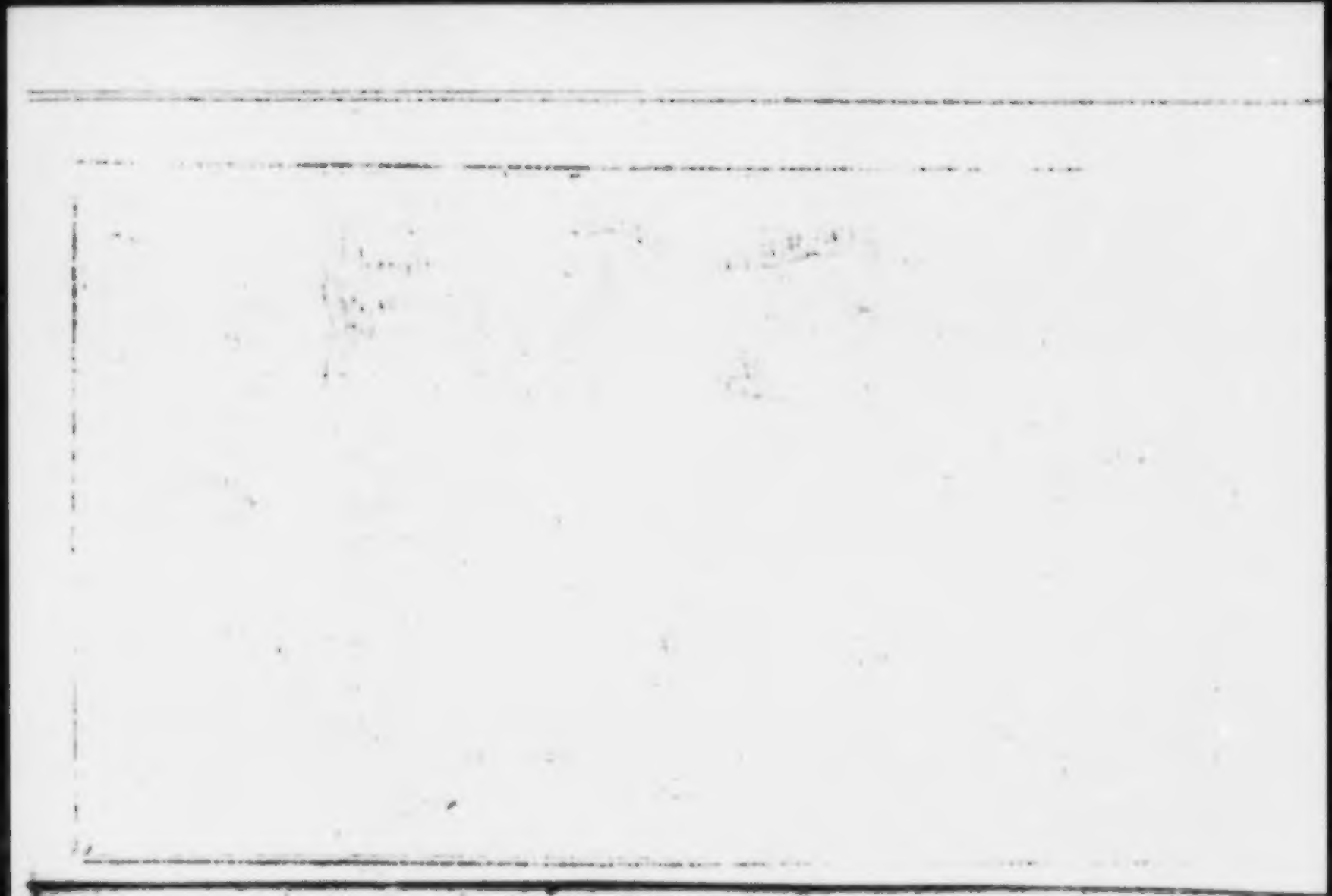

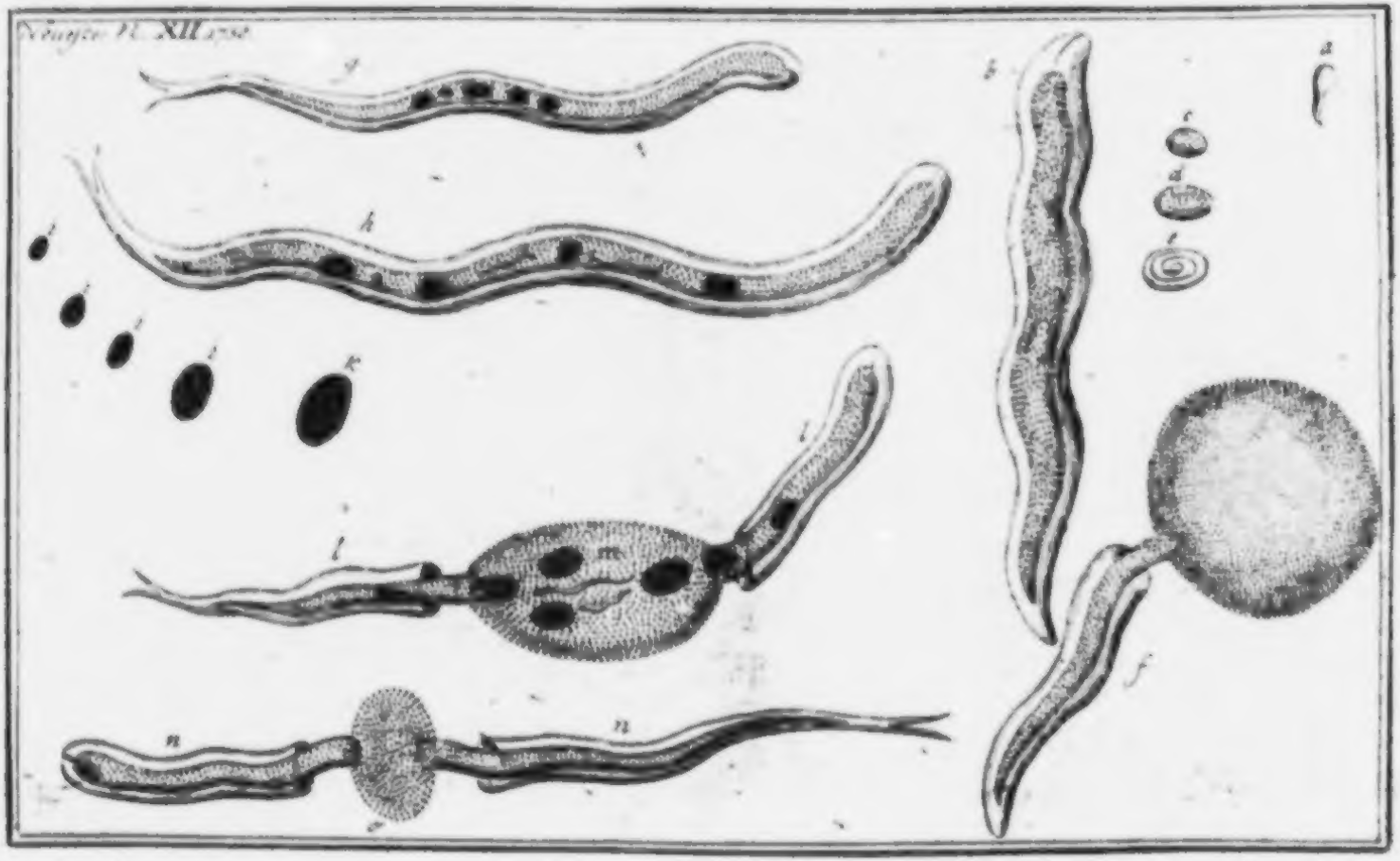
Planche IV. XII. page
a
b
c
d
e
f
g
h
i
k
l
m
n
o

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. *Ep. L. II.*

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
Si taceas, laudant; quidquid ſcripſere, beati.

Chriſtmond 1758.
Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1758.

Inhalt.

I. Antrittsrede des Herrn Pierre de Paſçal in der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, den 6 des Chriſtmonds 1758.

II. Beantwortung der vorigen Anrede des Herrn Chevaliers Paſcal.

III. Bewillkommungsrede des Herrn Duc de Galeand etc.

IV. Herrn Mahlings Beobachtung der Saamen-Thierchen ꝛc.

V. Ein dreyfaches Regiſter.

I.

Antrittsrede Sr. Wohlgebohrnen,

Herrn Pierre de Pascal, Hauptmanns beym königl. franzöſiſchen Regimente Piemont, Ritters des königl. Militärordens St. Ludwigs, in der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, abgeleſen den 6 des Chriſtmonds 1758.

Ich rechne mir es billiger maßen zur größten Ehre, als ein aufgenommenes Mitglied der Geſellſchaft der freyen Künſte, heute vor Ihnen zu erſcheinen. Ich kenne den ganzen Werth dieſer Ehre, und der damit verknüpften Vortheile. Es würde meinem Vergnügen nichts mangeln, wenn ich, um Ihnen meine gebührende Dankbarkeit öffentlich darzuthun, im Stande wäre, in die Reichthümer der deutſchen Sprache, und in diejenige Stärke, die ihr eigen ſind, genugſam einzudringen. Mein Herz giebt mir ſelbige ein; ihren Nachdruck aber kann meine Unfähigkeit nicht erreichen. Dieſer iſt ein für mich noch verborgener Schatz.

Was hat mir denn aber dieſe mir von Ihnen erwieſene Gunſt zugezogen? Ich kann mir nicht ſo viel zutrauen, daß ich mich einer durch ihre Glieder ſo anſehnlichen, und durch ihre weitläuftige Gelehr-

samkeit so berühmt gewordenen Gesellschaft, würdig halten sollte. Ich sehe, ich ergründe ihre Absichten wohl. Sie sind eben so löblich, als edel. Sie bereichern nicht allein durch Ihre gelehrten Schriften Ihr Vaterland; sondern sie muntern auch sogar die Ausländer auf, sich dieselben zu Nutze zu machen. Sind nun ein seichter Grund in den freyen Künsten, ein durch das Lesen guter Dichter gereizter Geschmack an der Poesie; ein anhaltender Fleiß, ihre Sprache zu erlernen; sind diese Eigenschaften, frage ich, für uns ein genugsames Verdienst? Wenigstens ist dieses das einzige, welches ich mir zuschreiben darf; ja, es ist das einzige, meine Herren, welches Sie mit einer so schmeichelnden, mit einer so reizenden Gewogenheit belohnen. Je mehr ich mich um diese Sprache bemühe, desto mehr empfinde ich, wie mein Eifer durch ihre Fruchtbarkeit erwecket werde.

Ich sehe es mit einer patriotischen Freude an, daß man heut zu Tage in Frankreich ihren Nutzen und Vortheil einsieht. Unsere verehrungswerthe Dauphine spricht sie bey Gelegenheit mit allen denen Annehmlichkeiten, welche Sie von einem gesitteten und erleuchteten Hofe mitgebracht hat. Sie vernichtet durch ihre angenehme Rede die ungegründeten Vorurtheile einer vermeynten Härtigkeit der Aussprache. So hart diese bey etlichen Schweizern, wie auch bey mir selbst wirklich lautet; so gelinde klingt sie in dem Munde eines Sachsen. Die jungen Edelleute aus der Kriegsschule in Frankreich, haben ihren deutschen Lehrer; die Edelknaben

knaben des Königs und der Fürſten haben deren ſchon längſt gehabt; man ſuchet ſie ſowohl in Paris, als in den Provinzen. Die gottſchediſche Sprachkunſt iſt in jedermanns Händen: man wünſchet nur ein eben ſo lehrreiches Wörterbuch.

Die Schönheit und Stärke dieſer Sprache, welche ich bey meinem langſamen Fortgange in derſelben, alle Tage entdecke, machet mir die Zeit ſchätzbar, die ich darauf verwende; ſie giebt mir ſogar einige Stralen von Lichte in der Mundart, die ich zuerſt geredet habe. Da ich in den mittäglichen Provinzen Frankreichs gebohren bin, nahe an den Ufern der Rhone, in dem Vaterlande jener berühmten Troubadours, der erſten franzöſiſchen Dichter und Sänger; ſo entdecke ich mit einem ungemeinen Vergnügen eine Menge bloß deutſcher Wörter, welche uns die Gothen und Weſtgothen bey ihren verſchiedenen Ueberfällen zurück gelaſſen haben. Umſonſt ſuchen meine Landsleute ihren Urſprung bey den Spaniern, und bey den Italienern, unſern Nachbarn, auf. Ich will ihnen denſelben bey meiner Zurückkunſt in der deutſchen Sprache zeigen. Und wieviel andere Mundarten hat ſie nicht bereichert! Sich ſelbſt genug, reich aus ihrer eignen Quelle, kann ſie aller fremden Hülfe entbehren.

Dürfte ich wohl hier meine Verwunderung über einen ſeltſamen Misbrauch bezeugen, der Ihnen, M. H. ohne Zweifel anſtößig iſt? Aber warum ſollte ich mich ſolches nicht erkühnen? Die Ehre, ein Mitglied Ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, läßt mir es zu. Sie ſehen ſchon, daß ich von jenem falſchen

Glanze reden will, durch welchen man sie ihres Schmuckes beraubet. Was bedarf sie jener lateinischen und französischen Ausdrücke, die man so häufig unter die Endungen *iren* und *iret* verkleidet? Fürwahr! eine Armuth, nicht der Sprache, sondern des Redenden; eine Nachläßigkeit, oft eine Unwissenheit, öfters eine gesuchte Eitelkeit! Erlauben Sie mir ein Exempel anzuführen. Ihr Landsmann ist in Frankreich gewesen. Befragen Sie ihn um seine Reise; da kömmt er mit folgender Antwort angestochen: ich habe fleißig mit einem Chapeaubashut promeniret, das ist die Mode zu Paris! Ich habe mit commoden Postchaisen voyagiret; ich habe die Comödie frequentiret; die französischen Comödianten repræsentiren perfect.

Erlauben Sie mir, meine Herren, noch ein andres Gemählde; es ist nach der Natur gezeichnet. Hören Sie nur das Gespräch jener zwo Jungfern an . . . Doch was sage ich, Jungfern? sie wollen nicht mehr Jungfern seyn, sondern schlechterdings Demoiselles! „Ach meine Chere, wie sind sie „heute so wohl frilirt; so schön coiffirt! wer ist der „Perruquier, der sie accommodirt? Das ist char„mant!„ Welch ein lächerlicher Mischmasch!

Wird denn niemals ein sächsischer Moliere aufstehen, der diese lächerlichen Spröden bestrafet? Sie können sich diesem gezwungenen Wesen nicht genug widersetzen, M. H. Es beleidiget sogar die Ohren desjenigen Volkes, von dem man diese übel angebrachten Worte entlehnet. Die mündlichen Klagen über einen so verderblichen Misbrauch sind

mir

mir bekannt; ja ich kenne darüber die Schriften einiger Glieder dieſer Geſellſchaft: gleichwohl reißt derſelbe immer mehr ein. Ich befürchte, ja, ich befürchte mit Ihnen, man wird noch endlich die Muſen der Pleiße in dieſem für ſie barbariſchen Tone anrufen. . . .

Hat man nicht bereits angefangen, ihnen etwas von ihrem ſchönſten Schmucke, ich meyne den Reim, zu nehmen? Welch eine ungezähmte Frechheit! welche Verwägenheit! Ihnen, meine Herren, als eifrigen Vertheidigern der ſchönen Dichtkunſt, und als erleuchteten Richtern, Ihnen kömmt es zu, den Schweſtern des Apollo ihre vorige Zierde wieder zu ſchaffen. Ihnen, ſage ich, kömmt es zu, ihre Schönheit zu erhalten. Reinigen Sie, als patriotiſche Wiederherſteller der ſchönen Sprache, dieſelbe von dem geringhaltigen Zuſatze, welcher ihren Werth herunterſetzet. Ihre Schriftſteller im letzten Jahrhunderte haben ſie Ihnen in ihrer Reinigkeit hinterlaſſen. Pflanzen Sie dieſelbe eben ſo auf Ihre ſpäte Nachkommenſchaft fort.

Ich ſchätze es mir für ein Glück, daß mich ein günſtiges Schickſal, als einen Kriegsgefangenen nach Leipzig geführet hat, um meine Bande zu erleichtern; in eine Stadt, welche ihre angenehme Lage ſo reizend machet; in einen Aufenthalt, welchen der höfliche Umgang mit dem Adel, der Ruhm ſeiner Univerſität, die Weisheit ſeines Rathes ſo ſehr empfiehlt; und der den Fremden, wegen der Artigkeit ſeiner Einwohner ungemein gefällt. Ich betrachte ſie jetzo unter allen dieſen Vorzügen. Warum

Den dritten Artikel machet ein alphabetisches Verzeichniß friesischer Nahmen aus, die der Herr von Leibnitz aus dem Emmius L. 2. p. 33. und aus seiner Schrift von den Namen edler Geschlechter gesammlet hat. Die Friesländer sind allerdings ein deutsches Volk, welches viel alte Sitten, Gebräuche und Redensarten in seiner Mundart beybehalten hat. Daher ist es freylich der Mühe werth, die Namen, so unter ihnen noch im Schwange gehen, als gewisse Uberreste des Alterthums anzumerken. Herr von Leibnitz hat dieses sehr wohl eingesehen, und wir merken dieses mit Fleiß deswegen an, weil es zu unsrer Rechtfertigung gegen diejenigen von unsern Lesern dienen wird, die es neulich nicht haben begreifen können, warum wir ein Register von einer gewissen Art deutscher Namen in das 4te Stück unsrer Beyträge gerücket haben. Wir wollen also auch diesen friesischen Namen in unsern Blättern einen Platz einräumen; zumal deren so gar viele nicht sind. Wer weis wozu einer oder der andre darunter einem critischen Leser Anlaß geben kan?

Männliche friesische Namen.

Aepko, Ailko, Abbo, Ado, Alco, Apco, Asigo, Aggo, Allo, Aico, Auco, Acro, Amso, Asco, Amco. Bruno, Bebbo, Beno, Botto, Butto, Boyo, Bolo, Buto, Bredo, Bosso, Bocco, Bucco, Bento, Betto, Bouvvo. Campo, Cammo. Dodo, Douvo, Dido, Dacò, Diurdeco, Dovvo, Douvvo, Diudo, Dodeco, Deuvo. Enno, Eliko, Edo, Eggo, Elico, Ebbo, Emo, Elbo, Epo, Emco, Eno, Ebo, Euvo, Eco, Eizo, Eilco, Eppo, Eddo, Evvo. Foppo, Focco, Feddeko, Feyo, Falco, Fejo, Feddo, Feico, Fruto, Friso. Gallo, Gaico, Gerrico, Gatto,

kann ich ſie doch nicht in ruhigern Umſtänden ſehen! Ich finde hier Gelegenheit, mich zu unterrichten; ja, M. H., in dem Umgange mit Ihnen, in Ihren geſellſchaftlichen Unterredungen, in den gründlichen, und der Unſterblichkeit würdigen Schriften Ihrer Vorfahren, und in den Ihrigen, muß man ſich zu belehren ſuchen.

Dieſe ſind reiche Quellen, welche die Blüthen der wahren Beredſamkeit erzeugen; welche den Geſchmack an derſelben bilden und nähren. Die jungen Liebhaber der ſchönen Gelehrſamkeit eifern ihrem Ruhme nach; ſie kommen nach Leipzig, um dieſe Blumen ſammlen zu lernen. Dieſe bringen ſie in ihr Vaterland zurück; ſie ſchmücken damit ihre Kanzeln, ihre Gerichtsſäle und ihre hohen Schulen. Sie ſind, M. H. vertraute Anführer in allen Arten der ſchönen Wiſſenſchaften: Sie ſollen auch die meinigen auf dem Wege werden, den ich nehmen will, um mich, der mir von Ihnen erwieſenen Ehre, ſo viel möglich iſt, würdig und fähig zu machen, Ihre Schriften wohl zu verſtehen, und zu bewundern.

II.

Beantwortung der vorigen Anrede

des Herrn Chevaliers Paſcal,

vom Hn. M. J. J. Schwaben.

Wohlgebohrner,

Hochgeehrteſter Herr Hauptmann,

Schwerlich würden wir es uns prophezeihet haben, daß die von unſerm Vaterlande ſo unglückſeliger

ger Weise ausgebrochenen Kriegesflammen uns zu einer solchen freudigen Versammlung Gelegenheit geben sollten, als heute angestellet worden. Da sie so mannichfaltige Bekümmernisse und gerechte Klagen veranlassen, und so viele Städte und Gemeinen unter denselben seufzen: wie durften wir es uns vorstellen, daß uns eben darunter noch ein besonderes Vergnügen bereitet würde? Welcher menschliche Geist aber hat die Kräfte, alle Begebenheiten voraus zu sehen, die sich in dem Laufe der Welthändel eräugen möchten; und wer kann bestimmen, was sich in dem Fortgange derselben Trauriges oder Freudiges für ihn zutragen wird? Welches sind auch diejenigen Widerwärtigkeiten, die nicht hier oder da zu etwas Gutem dienen; und wo finden sich die seltenen schrecklichen Fälle, die nicht für den oder jenen noch mit einiger Art vom Vergnügen vergesellschaftet sind?

Mitten unter der Furcht, den Unruhen und Bedrängnissen des Krieges, genießen wir itzo dergleichen Vergnügen. Es beseelet uns gleichsam der Geist des Archimedes: und wir beschäfftigen uns mit unsern Wissenschaften. Wir empfinden die reine und ungescholtene Freude, einen Mann mit uns zu verbinden, den uns eben die Unfälle des Krieges zugeführet, seine Kenntniß und Neigung zu unsern freyen Künsten und Wissenschaften aber schätzbar gemacht haben; und welcher künftig eine Zierde unserer Gesellschaft, und ein Beförderer ihrer Ehre und ihres Ruhmes in seinem Vaterlande seyn wird. Wenigstens schmäucheln wir uns mit dieser ange-

nehmen Hoffnung, da Eure Wohlgeb. sich bereits über das so allgemeine Vorurtheil erhoben haben, und die deutsche Sprache nicht für so gar rauh, barbarisch und ungelenkig ansehen; als daß sie füglich könnte gelernet und von denen, zu zartern Tönen gewöhnten Werkzeugen gehörig ausgesprochen werden. Diese Achtung für das Deutsche, diese Neigung gegen dasselbe, oder soll ich sagen, dieser Geschmack an demselben, verspricht uns alles.

Sie befinden sich itzo gewissermaßen in denen Umständen, worinnen sich, vor beynahe hundert Jahren, der Dänische Graf Heinrich Detlef von Holken befand. Es hatte ihn in den damaligen nordischen Kriegen das wandelbare Glück von der Anführung seiner Heerschaaren gerissen, und nach Fühnen geführet, woselbst er sich vierzehn Monathe lang ohne Dienste aufhalten mußte. Er wußte seine dasige Muße nicht besser anzuwenden, als daß er sich mit dem Deutschen beschäfftigte, und wie weit er es darinnen gebracht, der Welt in seinem verdeutschten Sueton vorlegete *a*). Ihre gegenwärtig abgelesene Rede ist ein Beweis, wie gut es Ihnen in dieser Beschäfftigung gelungen ist: und wir erkennen daraus, daß Sie sich um eine regelmäßige und kritische Kenntniß unserer Sprache beworben haben.

a) Unter Philomusens Namen 1664 zu Kopenhagen in 8.

b) Aventin behauptet ihn Annal. Bojor. Lib. IV. c. 1. und schließt: Ex his plane intelligimus, proprium ac genuinum regnum Francorum esse, quod modo Teutonicorum ac Alemannorum dicitur. Quod vero occidentalis

haben. Sie entdecken noch viele Spuren derſelben in denjenigen Landſchaften, welche das itzige Frankreich ausmachen, und erinnern uns derjenigen Züge, welche einige von unſern Völkern dahin gethan haben. Allein ſollten Sie es auch wohl denken, hochgeehrteſter Herr Hauptmann, daß Sie bey Verlaſſung dieſer Länder, und bey Ihrem Eintritte in das deutſche Reich, in das eigentliche, alte, wahre Frankreich gekommen ſind?

Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit dieſes Satzes; glauben ſie nicht, daß er nur ein Spiel meines Witzes ſeyn werde, und bloß durch einige Scheingründe einen Anſtrich der Unleugbarkeit erhalten könne. Ich bin nicht der erſte, welcher denſelben vorbringt *b*). Vernunft und Geſchichte müſſen einen leiten, ſolchen zu behaupten. Ich würde aber mehr als eine Stunde Ihre Geduld anſtrengen, wenn ich ihn ſo ausführlich darthun wollte, als er kann dargethan werden. Erlauben Sie mir alſo nur, einen kurzen Entwurf von deſſen Beweiſen zu machen; wofern er Ihnen noch etwas bedenklich vorkommen ſollte.

Ich will nicht unterſuchen, wie, wenn und wo das Reich der Franken zuerſt entſtanden: welches denn nach unſerer Sprachart in der Franken Reich, oder

talis Galliae reges Francorum adpellantur, ſit propterea, quod non modo reges, verum etiam omnis nobilitas ex germana Francorum ſtirpe originem traxerint. Man ſehe H. G. D. C. FRANCOPOLITAE wahren Bericht von dem alten Königreich Auſtraſien a. d. 134 u. ff. S. und eben deſſelben Bericht von dem Königreiche Germanien. Gedr. 1682.

oder zuſammengezogen und verkürzet, in Frankreich verwandelt worden. Ich will mich auch nicht darauf ſteifen, daß diejenigen, welche dem Umfange ihres Gebiethes dieſen Namen ertheilet haben, aus Deutſchlandes Schooße gekommen ſind. Denn mir iſt nicht unbekannt, daß es gelehrte Männer gegeben hat, welche die Franken erſt aus Gallien nach Deutſchland geführet haben; bevor ſie ſolche wieder aus Deutſchland zurück nach Gallien gehen laſſen *c*). Dieſe ganze Unterſuchung und genaue Beſtimmung dünket mich, würden zur Beſtärckung meines Satzes eben noch nicht ſo gar viel beytragen. Eure Wohlgeb. werden aber gern und willig mit mir bekennen, daß Karl der Große und ſein Sohn Ludwig der Fromme, Könige in Frankreich geweſen ſind.

Hier wird es nun darauf ankommen, daß wir nachſehen, was denn eigentlich unter dieſem Namen begriffen worden. Wollte ich einem ihrer franzöſiſchen Geſchichtſchreiber *d*) nachgehen: ſo würde ich ſagen, daß ſolches nichts anders geweſen, als was man damals das abendländiſche Kaiſerthum, oder das römiſche Reich genannt hat. Ich würde alsdann die leichte Folgerung daraus ziehen können: daß, wo das römiſche Reich ſey, auch das wahre

c) Als BODIN. Method. Hiſtor. cap. IX. OLIVAR. VRED. Hiſtor. Comit. Flandr. cap. 17, 18 und 19; Der P. Tournemine in den Memoir. de Trevoux, Art. II. du Janv. 1716 wider Leibnitzen de origine Francor. AUDIGIER de l'Origine des François & de leur Empire à Par. 1676. AEGID. LACARRY Hiſtoria Coloniar. a Gallis miſſar. Claram. 1677 u. a. m.

wahre Frankreich seyn müsse. Allein, weil man dieses auch umkehren und so schließen möchte: Wo heute zu Tage Frankreich ist, da sollte auch das römische Reich seyn; wie es denn einige französische Staatslehrer wirklich gethan haben: so will ich eine so unbestimmte und ungewisse Erklärung nicht annehmen.

Sie wissen, hochgeehrtester Herr Hauptmann, daß sich die Herrschaft dieser beyden Herren durch ganz Deutschland und durch ganz Gallien erstreckte; ohne daß ich erst alle die Länder hernennen darf, welche die Geschichtschreiber dahin zu rechnen pflegen. Es wäre ein Irrthum, wenn man sagen wollte: Gallien habe damals über Deutschland, oder Deutschland über Gallien geherrschet. Denn es geschah keines von beyden, sondern die Franken hatten sich beyder bemächtiget und herrscheten über beyde. Es waren nicht zwey besondere Königreiche, deren einem diese Herren als Könige der Franken, und dem andern als Könige der Deutschen, oder wohl gar als römische Kaiser Befehle gaben: sondern Deutschland und Gallien machten beyde zusammen nur erst ein einziges Frankreich aus *e*).

Wollte

d) Le P. MAIMBOURG, de la decadence de l'Empire, Liv. I. p. 36.

e) Daher heißt es auch bey denen Vorschlägen, welche die Gebrüder Ludwig und Karl ihrem ältesten Bruder Lothar zu einem Vergleiche thun: Quod si renueret, universam Franciam æqua lance dividerent. NITHARD. *de dissens. filior. Ludov. Pii Lib. II. pag. 97. ap.* BOECLER.

Wollte man ſagen, es hätten die fränkiſchen Könige in Gallien ſchon vor Karln dem Großen dieſes Reich geſtiftet, und Deutſchland nachher durch ihre Beſiegung deſſelben nur bloß dazu geſchlagen: ſo wollte ich dieſem Einwurfe wohl dadurch begegnen, daß das Reich der fränkiſchen Könige noch eher in Deutſchland geweſen; und Gallien nur als ihr erobertes Land angeſehen worden. Dieſes ließe ſich leicht dadurch beſtätigen, daß ſelbſt mitten in Gallien dieſe Könige noch immer deutſch geredet hätten *f*). Allein, ich will viel lieber bey demjenigen bleiben, was mich die Geſchichtſchreiber ausdrücklich lehren. „Zu Karls Zeiten, ſchreibt Otto, Biſchof zu Freyſingen *g*), ein deutſcher Reichsfürſt, welcher unſerer Landesgeſchichte überaus kundig war: „Zu Karls Zeiten war ganz Gallien, d. i. „das celtiſche, belgiſche und lugduniſche, und ganz „Deutſchland von dem Rheine bis nach Illyrien, „des-

f) FREHER. in explicat. formulæ fœder. Ludov. et Caroli. l. c. ap. BOECLER. p. 118. Maſcovs Geſch. der Teutſch. XVI Buch 42 §.

g) Tempore Caroli, regni Francorum, tota Gallia, id eſt Celtica, Belgica, Lugdunenſis, omnisque Germania a Rheno ſcilicet, uſque ad Illyricum terminus fuit. Dehinc diviſo inter filiorum filios regno, aliud orientale, aliud occidentale, utrumque tamen Francorum dicebatur, regnum. *Lib. VI. cap. 17.*

h) Tempore Caroli Magni, regis Francorum, tota Gallia, id eſt Celtica et Belgica Lugdunenſis, omnisque Germania, quæ eſt a Rheno uſque ad Illyricum, *una Francia* fuit. Poſtea vero, regno inter filios filiorum diviſo, aliud orientale, aliud occidentale regnum Franciæ

„des Frankenreiches Gränze. Nachdem es aber „darauf unter ſeine Kindeskinder getheilet worden: „ſo wurde das eine das oſtliche, und das andere das „weſtliche, beyde aber Frankenreich genannt.„ Gottfried von Viterbo bedienet ſich faſt eben dieſer Worte, nur daß er ganz ausdrücklich ſaget, es wäre dieſes ein einziges Frankreich geweſen *h*). Dieſen ſtimmet noch in etwas ſpätern Zeiten Nauclerus in folgenden Worten bey *i*): „Karl der Große wur„de ein König der Franken genannt, welches eben „ſo viel war, als wenn er König von Deutſchland „und Gallien wäre genannt worden. Denn es iſt „klar, daß zu der Zeit ganz Gallien jenſeits der Al„pen, und auch Deutſchland, von den pyrenäiſchen „Gebirgen an, bis Pannonien, Frankreich genannt „worden. Dieſes, nämlich Deutſchland, hieß Oſt„frankreich: das andere aber, nämlich Gallien, Weſt„frank-

ciæ dicebatur. Utrumque tamen vocabatur regnum Francorum. *Chron. Par. XVII. p. 473. in* PISTOR. *Script. T. II.*

i) Carolus M. rex fuit non ſolum Galliæ, ſed et Germaniæ: et id eſt indubitatum, et licet utriusque regni fuerit, a neutro tamen regno appellabatur, ſed Carolus rex Francorum dicebatur, quod idem erat, ac ſi nominatus fuiſſet rex Germaniæ et Galliæ; nam clarum eſt, quod eo tempore omnis Gallia transalpina et etiam Germania, a montibus Pyrenæis uſque in Pannonias Francia dicebatur. Illa, id eſt Germanica Francia, Orientalis: altera, id eſt Gallicana Francia, Occidentalis, in quo veræ hiſtoriæ concordant omnes. *Vol. II. Chronograph. Generat. XXVII. p. 683.*

„frankreich, worinnen alle wahre Geſchichte übereinſtimmen.„

Dieſe Zeugniſſe entdecken uns nun auch ganz deutlich, daß aus dem ehemaligen einzigen Frankreiche nachher zwey geworden. Man findet dieſer beyden Frankreiche bey den Geſchichtſchreibern vielfältig gedacht: und es wurde das Oſtfrankreich nicht ſelten durch den Namen des deutſchen Frankreichs *k*); ſo wie Weſtfrankreich durch die Benennung des lateiniſchen oder römiſchen Frankreichs unterſchieden *l*).

Da ſich uns alſo zwey Frankreiche zeigen, eines in Deutſchland, das andere in Gallien: ſo iſt es unſerer Neugier ganz natürlich, zu fragen: ob denn beyde ein eigentliches Frankreich geweſen? oder bey welchem von ihnen ſich die rechte und wahre Eigenſchaft und Würde dieſes alten Reiches erhalten und fortgepflanzet habe? Könnte ich mich entſchließen, das-

k) Per idem tempus Arnulfus rex potentiſſimus, defuncto Carolo prænomine Calvo, Bojoariis, Suevis, *Francis teutonicis*, Lotharingis, audacibusque principabatur Saxonibus. LIVTHPRAND *hiſtor. Lib. I. cap. 2. p. 138. ap.* REVBER.

Erant duo Chunones ambo in *Francia teutonica* nobiliſſimi. WIPPO *de vita Chunradi Sal. p. 425. Tom. III. ſcript.* PISTOR.

In regno noſtro regulare quoddam monaſterium ſitum eſt, in provincia ſcilicet, quæ dicitur *teutonica Francia* etc. *Diplom. Henrici IV. ap.* CRVS. *annal. Suevicor. Lib. VII. Part. II. p. 227.*

Hoc *Franciæ teutonicæ* principibus denunciarunt. LAMBERT. SCHAFNAB. *ad an. 1076. ap.* PISTOR. *T. I. p. 412. Edit. Struv.* Cf. MEIBOM. *not. ad* WITICH. *p. 678. T. I. rer. Germ.*

dasjenige, was ich davon denke, nicht frey herauszuſagen: ſo würde ich Ihnen hier vielleicht vorſtellen, daß es nichts ungereimtes oder widerſprechendes ſey, ſie beyde dafür anzunehmen. Waren nicht gleich nach der Trennung des alten Roms von dem neuen, und der Erhebung Karls des Großen auf den Kaiſerthron, zwey römiſche Reiche, oder Kaiſerthümer? Und bildeten ſich nicht unter den Normannen zwey Sicilien, wovon noch heutiges Tages die Könige den Titel führen? Warum ſollte nicht auch ein doppeltes Frankreich beſtehen können? Es ſcheint, daß ſelbſt der ſo gerühmte Otto von Freyſingen, und Gottfried von Viterbo dieſes anzeigen wollen, wenn ſie ſchreiben: beyde Reiche hießen Frankreich *m*). Allein, wie es hier nicht auf den bloßen Namen ankömmt, und bey den angezogenen Reichen doch nur eines wirklich das eigentliche wah-

l) Qui (Erneſtus dux Alemannix) perrexit in *Franciam latinam* ad Odonem comitem, (qui poſtea Francigena dicitur) WIPPO l. c. p. 437.

Philippum, *latinæ Franciæ* rectorem, multis pollicitationibus ſollicitat. BRVNON. *hiſt. bel. Saxon. p. 112. ap.* FREHER. *Tom. I. ſcript.*

Wido Franciam petit. Quumque Burgundionum regna tranſiens, *Franciam*, quam *Romanam* dicunt, ingredi vellet, Francorum nuntii ei occurrunt. LIVTHFRAND. L. I. c. 6. l. c. p. 143. Cf. BEAT. RHENAN. *de rer. German. lib. I. p. 63.* MASCOV. *commentar. ſub Henrico V. Lib. III. §. 52. p. 228.* Zuweilen aber heißt es auch *Gallia romana.* REGIN. *ad an. 939.*

m) In den oben unter *g*) und *h*) angeführten Stellen.

to, Gereo, Galo, Gruno. Gailo, Geerco. Hemco, Hepko, Hajo, Hiddo, Hummo, Haro, Hevvo, Heddo, Huno, Hompo, Hicco, Hugo, Harco, Habbo, Hiro, Hoyo, Heyo, Hotto, Haico, Hemmo, Hommo, Hazo, Hepco, Hetto, Homco, Hedo, Hillo, Heſſo. Imelo, Illico, Juco, Jelteo, Janco, Juvo, Ino, Jacbo, Jutho, Juvvo, Igo, Idſo, Izo, Ico, Jemmo, Jeppo. Keno, Kempo. Lubdo, Lutto, Ludeco, Leo. Menno, Mento, Meyp, Mello, Meco, Manno. Nomo, Nono. Occo, Omko, Otto, Onneco, Onno, Ommo, Occalo, Ouvvo, Oſſo, Odo. Popko, Foppo, Pibo. Quino. Renico, Remco, Reiſeco, Retto, Revvo, Revvo, Riko. Sicco, Syo, Siveko, Sibo, Seelto, Syzo, Sippo, Siſo, Seeltko, Saco, Sittico, Schotto, Sculto. Toko, Teto, Tido, Tanno, Tearcho, Tiacco, Tedo, Tammo, Tiebco, Thyo, Theco, Tiabco. Udo, Upko Ubbo, Uſſo, Uco, Unico, Vitho. Wibo, Wilko, Wobbo, Wynko, Wincco, Witio, Wyntio, Wopco, Waltzo, Weno, Walteo, Wabbo, Willo.

Weibliche Namen.

Adda, Almeda, Amka. Bindeleſa, Bavva. Doda, Diudleta. Elborga, Etta, Eſſa. Frovva, Foſſa, Foelqua, Fya. Gela. Heba, Hilleda, Hyca, Hebrigis, Hima, Hiſſa. Jueſa. Kemolda. Occa, Reinolda. Theda, Tetta, Tiadera. Ulrca, Wisca, Wopka.

Der IV. Artickel enthält einen gelehrten Briefwechſel, den der Herr von Leibnitz mit dem berühmten Bremiſchen Gottesgelehrten Gerard Meiern, unterhalten hat. Es ſind aber mehrentheils nur die Meieriſchen Briefe hier anzutreffen, ob wohl hier und dar einige Anmerkungen des Herrn von Leibnitz eingeſchaltet ſind. Es wäre zu wünſchen, daß Herr M. Kertzhold, der uns eine Sammlung von Leibnitziſchen

Brie-

re römiſche Reich, oder Sicilien geweſen: ſo habe ich mich auch ſchon merken laſſen, daß ich nur das deutſche Reich, für das rechte alte wahre Frankreich anſehen könne, welches Karl der Große und ſein Sohn Ludwig der Fromme beſeſſen haben.

Es iſt wahr, dieſes große Reich wurde nach dem Tode des letztern gewaltig zerriſſen; und es hat damals entweder gänzlich aufgehöret, oder es muß auf einen von ſeinen dreyen Söhnen gekommen ſeyn, welche Frankreichs Länder unter ſich theileten. Sie behielten alle dreye dieſen Namen; und wie es ein Oſt- und Weſtfrankreich gab: ſo gab es auch auf eine Zeitlang ein Mittelfrankreich, oder ein lotharisches *n*). Dieſe Beybehaltung des Namens zeiget genug, daß die drey Gebrüder nicht Willens geweſen, das alte Reich ihrer Vorfahren ganz zu vertilgen und aufzuheben, und dafür drey neue Königreiche zu errichten. Es iſt aber auch nicht wahrſcheinlich, daß bey allen dreyen zugleich das eigentliche Weſen und der alte wahre Charakter des Frankenreiches erhalten worden. Dieſes würde es gewiſſermaßen zu einem Ungeheuer, oder zu einer Misgeburt gemacht haben; und vielen eben ſo unmöglich vorkommen, als daß ein Ding in einerley Verſtande zugleich nur eines, und auch drey ſey. Es ließe ſich zwar vergeben: es habe ſich mit dem alten Frankreiche nicht anders verhalten, als wie mit einem großen Spiegel, bey deſſen Zerſtückung ein jeder

n) Man ſehe davon H. G. D. C. Francopolitæ wahren Bericht von dem alten Königreiche Lothringen, a. d. 51. S. und der Gundlingianen IX Stück, a. d. 352. S.

der Theil desselben ein kleiner Spiegel würde; oder noch besser, wie mit den Polypen, aus deren abgesonderten Theilen eben so viele andere entstünden. Allein, Eure Wohlgebohrenen wissen, daß man in dem Staats- und Völkerrechte, Reiche und Staaten nicht anders, als Personen zu betrachten pflegt. Nimmt man solchen einige Theile oder Glieder ab: so bekommen diese nicht das Wesen und die Eigenschaft der Person mit; sondern solche bleiben einzig und allein bey dem Hauptheile.

Will man dieses nun auf das alte zertrennte Frankreich anwenden: so wird man leicht entdecken, daß das eigentliche Wesen desselben auf keinen andern, als auf Lothars Antheil habe kommen können. Dieses blieb, so zu sagen, der Hauptstock, und was die beyden andern Brüder besaßen, waren nur Nebensprößlinge. In dieser Theilung konnte sich also weder Deutschland, welches unter dem mittlern Bruder Ludwig stund, noch Gallien, welches der jüngste, Karl der Kahle, unter sich hatte, für das eigentliche Frankreich ausgeben, wenn gleich beyde diesen Namen führeten. Die wahre Eigenschaft und das rechte Wesen desselben haftete auf Lothars Reiche. Er war das Haupt der Familie, und die Natur selbst hatte ihn durch das, bey allen Völkern jederzeit hochgehaltene Recht der Erstgeburt, zu dem wahren Könige der Franken, so zu sagen bestätiget. Der Erzbischof zu Reims, Hincmar, bezeuget auch o),

o) *In novi regis institutione ad Ludov. Balbum* §. IV. Qui cum Hlotario erant, immiserunt illum in hoc,

daß man dieſe Urſache wirklich für ihn angeführet habe. Hiernächſt meldet Thegan, daß Ludwig der Fromme anfänglich geſonnen geweſen, Lotharen die geſammte fränkiſche Monarchie zu hinterlaſſen *p*); wie er ſich denn ſelbſt erkläret, es ſey ihm nicht rathſam geſchienen, daß er das Reich zerriſſe, ſondern er habe nur ſeinen jüngern Söhnen, einige kleine Stücke deſſelben, unter der Oberherrſchaft ihres ältern Bruders, anweiſen wollen *q*). Dieſer Vorſatz wurde zwar hernach etwas geändert: allein, dieſe Aenderung betraf nur den Bezirk derer Lande, welche die jüngern Brüder bekommen ſollten, und ihre Unterwürfigkeit; keinesweges aber die erſte Abſicht, daß Lothar der eigentliche wahre König der Franken ſeyn ſollte. Ja, wenn man den fuldiſchen Jahrbüchern Glauben beymeſſen darf: ſo wurden ſelbſt dieſe getroffe-

hoc, ut fratres ſuos exhæredaret, et regni primores, qui cum illis erant, annullaret, quoniam ipſe primogenitus et in nomine Imperatoris erat. *Oper. Tom. II. p. 180.*

p) Ludovicus Imperator denominavit filium ſuum Lotharium, ut poſt obitum ſuum omnia regna, quæ ei tradidit Deus per manus patris ſui, ſuſciperet atque haberet nomen et imperium patris. *Vita Ludovici pii cap. XXI. p. 75. ap.* BOECLER.

q) Nequaquam nobis nec his, qui ſanum ſapiunt, viſum fuit, ut amore filiorum aut gratia, unitas imperii a Deo nobis conſervati diviſione humana ſcinderetur. Und ein wenig weiter unten: In quibus poſt deceſſum noſtrum ſub ſeniori fratre regali poteſtate potiantur. *Charta diviſion. Imper. ap.* BALUZ *Capitular. Reg. Franc. Tom. I. p. 375.*

r) Ferunt Imperatorem morientem Hlutharium deſignaſſe,

troffenen Verfügungen kurz vor Ludwigs Tode wieder aufgehoben, und die alte Verordnung zu Lothars Besten wiederum erneuert *r*).

Wäre die wahre Würde und Hoheit des Frankenreiches mit dem itzigen Frankreiche oder damaligen Westfrankreiche unmittelbar oder nothwendig verbunden gewesen: so würde der herrschsüchtige Lothar, seinem Ehrgeize gemäß, solches unstreitig gewählet haben; da ihm bey der letzten väterlichen Theilung zwischen ihm und Karln dem Kahlen *s*), und auch nachher von seinen Brüdern, bey ihrer endlichen Haupttheilung, die Wahl gelassen wurde *t*). Er drang ja ohnedieß darauf, daß er etwas vor ihnen voraus haben müßte, weil er Kaiser wäre, damit er die Hoheit dieses Namens behaupten könnte *u*). Dieser ihm von seinem Vater und seinen

signasse, ut post se regni gubernacula susciperet, missis ei insignibus regalibus, hoc est sceptro imperii et corona. *Ad ann. 840.*

s) His peractis et suis universoque populo evocatis, data sibi optione Lotharius a fluvio Mosa australem sibi partem delegit, occiduam Carolo fratri habendam reliquit. *Annal. reg. Francor. ap.* REVBER. *ad an. 840.* cf. NITHARD. *l. c. p. 89.* et *Annal. Bertin. ad an. 839.*

t) Jurant illi, quod tunc fratres sui jurejurando prout æquius possent, regnum omne absque Longobardia, Bajoaria et Aquitania in tribus partibus dividerent, esset-que super his sua electio, ut quam vellet harum accipe-ret. NITHARD. *l. c. Lib. IV. p. 106.*

u) Lodharius mandat fratribus suis, quoniam scirent, illi Imperatoris nomen magna autoritate fuisse impositum,

Brüdern überlaſſene Vorzug machet es ſchon ſelbſt wahrſcheinlich: daß ſie ihn für den Nachfolger in dem wahren fränkiſchen Reiche erkannt und verehret haben. Sein Vater eignete ihm auch bey der obgedachten Reichstheilung, als dem älteſten, die Würde ſeines Namens und den Hauptſitz des Reiches zu v). Dieſes läßt ſich von nichts anderm, als dem wahren fränkiſchen königlichen Namen, und dem Stuhle zu Aaken verſtehen, welches die damalige königliche fränkiſche Haupt- und Reſidenzſtadt war w). Denn daß es nicht für die kaiſerliche Würde und die Stadt Rom etwa könne genommen werden, erhellet daraus: daß Lothar ſolche bereits neben Ludwigen dem Frommen im Beſitze gehabt; auch Rom damals nicht ein königlicher, ſondern kaiſerlicher Sitz genannt wurde. Ueber dieſes gieng die Thei-

tum, ut conſiderent, quatenus ejusdem nominis magnificum poſſit explere officium. NITHARD. *Lib. II. l. c. p. 97.*

v) Hludhario filio ſuo de Italia in fidem ejus venienti, reconciliatur, regnumque Francorum inter eum, et Carlum filium ſuum minimum dividit, Hludhario quidem, qui major natu erat, nominis ſui dignitatem et ſedem regni tribuens. *Annal. Fuldenſ. ad an. 839.*

w) Uſque Lodhuwicus et Karolus, Lodharium a regno ſuo abiſſe certis indiciis cognovere, Aquis palatium, quod tunc ſedes prima Franciæ erat, petentes, ſequenti vero die, quid conſultius de populo ac regno a fratre relicto agendum videretur, deliberaturi. NITHARD. *Lib. IV. l. c. p. 104.*

Aquisgranum ubi publicus thronus regalis, ab antiquis regibus et a Carolo præcipue locatus, totius regni archiſolium habetur. WIPPO *in Vit. Conradi, l. c. p. 429.*

Theilung nicht das römiſche, ſondern das fränkiſche Reich allein an, wovon das erſte ganz ausgenommen ward *x*). So befahl auch der ſterbende Ludwig auf ſeinem Todbette, es ſollten nur für Lotharen, und für keinen der andern Brüder, die Reichskleinodien aufgehoben und ihm zugeſchicket werden *y*). Doch was bedarf ich es erſt mit vielen Gründen zu erweiſen, daß Lothar der rechte wahre fränkiſche König geweſen? Die pithöiſchen oder fuldiſchen Jahrbücher ſagen ausdrücklich: es hätten ihn die Franken bey ſeiner Zurückkunft aus Wälſchland zu ihrem Beherrſcher, anſtatt ſeines Vaters angenommen *z*). Und Rabanus Maurus vergißt es in der ihm gemachten Grabſchrift nicht, anzumerken: daß er über die Franken, Italiener und Römer geherrſchet habe *a*).

x) Man ſehe den Beweis oben in den unter *t*) und *v*) angeführeten Stellen.

y) Lothario coronam, enſem, evangelium auro gemmisque redimitum, ea lege habendum miſit, ut fidem Carolo et Judith ſervaret. *Annal. regum Franc. ad an. 842. ap.* REVBER. *p. 91.* cf. AIMOIN. *Hiſtor. Francor. Lib. V. c. 19.* und oben die Stelle in der Note *r*).

z) Hlotharium de Italia ſerio venientem Franci, loco patris ejus, ſuper ſe regnaturum ſuſcipiunt. *Ad ann. 840.*

a) Continet hic tumulus memorandi Cæſaris oſſa,
Hlotharii magni principis atque pii,
Qui Francis, Italis, Romanis præfuit ipſis,
Omnia ſed ſprevit, pauper et hinc abiit, etc.
Vid. ADLZREIT. *Annal. Boiic. P. I. L. XI. n. XIII.*

Bey dieſer Beſchaffenheit konnte denn Deutſchlande und Gallien nichts mehr übrig bleiben, als die Ehre der fränkiſchen Abkunft und des fränkiſchen Namens; und ſie waren beyde wirklich zwey neue, erſt entſtandene Königreiche. Dieſes dauerte bis nach Lothars u. ſeiner männlichen Erben Abgange, ungefähr dreyßig Jahre: da dieſes Reich mit Deutſchlande, oder Oſtfrankreich, auf das genaueſte vereiniget, und aus zweyen an der Zahl nur eins wurde.

Ich kann es nicht läugnen, daß bald nach Lothars des I Tode, der König in Weſtfrankreich, Karl der Kahle, ſich ſeines Reiches anmaßen wollte. Allein, Ludwig der Deutſche ſchützete den rechtmäßigen Erben Lotharn den II dabey: welchen denn die Landſtände, nach den Worten der bertinianiſchen Jahrbücher, zum Könige in Frankreich krönten *b*); wie er denn auch nachher noch in denſelben alſo genannt wird *c*). Nach ſeinem baldigen Ableben riß Karl der Kahle deſſen Lande ſogleich an ſich: doch Ludwig der Deutſche ließ ihn eben ſo bald wieder auffodern, ſolche zu räumen, und ſie den Reichsſtänden zu überlaſſen, damit ſie demjenigen aufbehalten würden, dem ſie gehöreten. Dieſes war nun Kaiſer Ludwig der II. Indeſſen wußte es doch Karl der Kahle dahin zu ſpielen, daß ſich Ludwig der Deut-

b) *Ad ann. 856.* Proceres quondam Lotharii filium ejus Lotharium Regem Franciæ etiam ſuæ ratione conſtituunt.

c) Ludoicus imperator Italiæ, et Lotharius frater ejus Rex Franciæ, cum Karlo puero germano ſuo, apud Urbam conveniunt. *Ibid.* ap. MVRATOR. *Tom II. ſcript. rer. Italic. p. 534.*

Deutſche mit ihm verglich, und ſie dieſe Länder ſelbſt unter ſich theileten, ohne daß Ludwig der II etwas davon bekam. Ich will hier die verſchiedenen Zwiſtigkeiten nicht alle anführen, die noch ferner wegen dieſer Lande entſtanden ſind; ſondern bloß gedenken: daß nach wenigen Jahren endlich auch dasjenige Stück, welches Weſtfrankreich von Lothars Reiche an ſich gebracht, von Ludwigs des Stammlers Söhnen, an Ludwig den Franken, König in Deutſchland oder Oſtfrankreich, völlig wieder abgetreten worden *d*). Allein, wenn auch ſolches gleich nicht geſchehen wäre, und die erſte unrechtmäßige Theilung nur Statt gefunden hätte: ſo würde doch ſchon dadurch, vermöge des Rechtes der Erſtgeburt, des Haupttheiles von Lothars Reiche, der niemals in Weſtfrankreichs Händen geweſen, der Erhaltung des eigentlichen fränkiſchen Reichsſitzes, Aaken, bey Oſtfrankreich u. d. m. das wahre Frankenreich auf Ludwig den Deutſchen, oder auf Deutſchland gekommen ſeyn. Wie vielmehr iſt es ihm nicht zu Theile geworden, da es ſich ſo völlig mit ihm vereiniget hat? Denn nach des Biſchofes zu Freyſingen Anzeige, ſind eigentlich nur zwey Frankreiche, wovon Ludwigs und Lothars ehemalige Antheile das öſtliche ausmachen *e*).

Es

d) Adoleſcentes (Ludovicus et Carolomannus) ut fœderatus ab eis recederet Hludowicus, portionem regni Hlotharii, quam avus paterque tenuerant, ex integro illi conceſſerunt, REGINON. *Chron. Lib. II. ad ann. 879.*

e) Ex hinc diviſo regno, regna modo duo, orientale

ac

Es iſt der geſunden Vernunft und dem Völkerrechte gemäß, daß, wenn zween dergleichen Staaten ſich ſo genau und vollkommen vereinigen, ſie einander ihre Eigenſchaften mittheilen, eins von beyden ſeinen vorigen Character auf die Seite leget und des andern Perſon annimmt *f*). Nun iſt es ganz natürlich, daß in ſolchen Fällen das Geringere dem Höhern weicht; und folglich nahm auch Oſtfrankreich dasjenige gern an, was ihm Lothringen zubrachte. Es verhüllete ſeine Jugend, ſo zu ſagen, auf einmal mit deſſen Alter; denn beyde zuſammen waren nunmehr erſt recht das wahre Frankenreich. Daß ſie aber beyde wirklich alſo vereiniget worden, erweiſt ſich daraus, daß ſie bald darnach mit den andern Reichsfürſten, an der Wahl eines deutſchen oder fränkiſchen Königes gemeinſchaftlich Theil genommen haben *g*). Es würde ſolches gleich bey der Erwählung Ludwigs des Kindes geſchehen ſeyn; wie ſie ſich denn noch in eben dem Jahre an ihn ergaben: wofern nicht der übermüthige Zwentibold ſich damals von dem Reiche loszureißen, und ein ganz eigen-

ac occidentale, quorum alterum partem Ludovici ac Lotharii ſedemque regni Francorum palatium Aquisgrani ac imperium urbis Romæ habet, inveniuntur. *Lib. V. c. 35.*

f) HVG. GROT. *de jure belli ac. pac. Lib. II. cap. IX. §. 9.*

g) Conradus rex cunctis a populis ordinatur. Sub quo potentiſſimi principes, Arnoldus in Bajoaria, Burcardus in Suevia, Everhardus comes potentiſſimus in Francia, Giſilbertus dux in Lotharingia erant. LIVTPRAND. *Lib. II. c. 7. l. c. p. 133.*

eigenmächtiger Herr zu ſeyn geſuchet hätte. Denn ob ihm gleich Kaiſer Arnulf die lothringiſchen Lande nebſt dem Titel eines Königes, nach langem Widerſetzen der Reichsſtände *h*), mit deren Genehmhaltung endlich zugetheilet *i*): ſo kam es doch dadurch eben ſo wenig von dem Reiche wirklich ab, als Bayern; welches auch um dieſe Zeiten einen eigenen König ſoll gehabt haben *k*). Ja, es hatte dieſes abgetheilete, oder wiederum neuentſtandene Reich, den Character des wahren Frankenreiches eben ſo wenig wieder mit zurück bekommen; als ihn Deutſchland bey der Theilung unter Ludwigen dem Frommen erhielt, obgleich beyde ihn anfänglich ihren Beherrſchern zugebracht hatten.

Von dieſer Zeit an behaupteten auch die Beſitzer des deutſchen Reiches, ſowol aus dem carolingiſchen, als nachfolgenden ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Häuſern, den Titel der Könige in Frankreich vielfältig. Gleich nach Arnulfs Tode, ſchreibt Erzbiſchof Hatto zu Maynz, an den Pabſt Johann den IX, von einem ganzen vollkommenen Frankenrei-

h) Poſt Wormatiam venit (Arnulfus) ibique placitum tenuit, volens Zundibolch filium ſuum regno Lotharii præficere, ſed minime optimates prædicti regni ea vice aſſenſum præbuerunt. REGIN. *Lib. II. ad. an. 894.*

i) Poſt hæc Arnolphus Wormatiam venit, ibique optimatibus ex omnibus regnis ſuæ ditioni ſubditis ſibi occurrentibus, conventum publicum celebravit, in quo conventu omnibus adſentientibus atque collaudantibus Zundibolch filium regno Lotharii præfecit. *Id. ad an. 895.*

k) AVENTIN. *Annal. Bojor. Lib. IV. cap. 22.*

Briefen verſprochen hat, und davon der erſte Theil itzo die Preſſe bey uns verlaſſen hat, uns auch die an dieſen gelehrten Mann von ihm abgelaſſenen Briefe liefern möchte: Wozu er durch ſeine Freunde in Niederſachſen ſehr leicht Gelegenheit finden könnte. Wir wollen indeſſen auch aus dieſen Briefen eins und das andre zur Probe anführen.

In dem erſten Briefe vom Febr. des 1698. Jahres redet Herr Meier von ſeinem Gloſſario der Altſächſiſchen Sprache, und ſagt das Werk ſey ihm ſo unter der Hand gewachſen, daß faſt ein ganzes etymologiſches Wörterbuch daraus zu werden ſcheine. Hierauf giebt er eine Etymologie des Wortes Thüringen; welches bey den Alten Diringen, Deringen, und in der Altſächſiſchen Chronick allezeit Dörringen geſchrieben worden. Er verwirft die Muthmaſſung einiger Gelehrten, die dieſes Volk von gewiſſen Doriern aus Griechenland hergeleitet; und hält dafür, daß man dieſes zuſammengeſetzte Wort in ſeine einfache Theile auflöſen müſſe. Da heiſſe nun Dörre, Dorre ſo viel als trocken, dürre: ingen aber bedeute ſo viel als Wieſen, Auen. Und dieſes zeige die Natur des damaligen Thüringer Landes an. Herr von Leibnitz hat hier in einem einzigen Worte ſeine Meynung dazu geſchrieben: Dubito: Welches allerdings nicht ohne Grund geſchehen iſt. Denn woher beweiſet mans, daß ingen eine Wieſe heißt? Und wie ſollten alle die Namen Schwäbiſcher Städte, Memmingen, Eßlingen, Reutlingen, ja auch Göttingen, Harlingen u. d. m. von dieſem Urſprunge herkommen?

Hierauf behauptet Herr Meier in der Niederſächſiſchen

reiche, ungeachtet die lotharischen Lande davon abgetheilet zu seyn schienen, welches den kleinen Prinzen des verstorbenen Herrn zum Könige erwählet hätte, weil die Könige der Franken allezeit aus einem Geschlechte fortgiengen *l*). Witekind giebt auch diesem Hatto das Zeugniß: er habe zu Zeiten des jungen Ludwigs für der Franken Reich sorgfältig gewachet *m*). Conrad der I gab auf seinem Todbette dem Pfalzgrafen Eberhard, seinem Bruder, noch diese Ermahnung, da er ihm empfahl, den Herzog Heinrich in Sachsen zum Könige anzunehmen, und ihm die Reichskleinodien zu überbringen: „Zieh dein Bestes in Erwägung; und was am „meisten auf dich ankömmt, sorge für das gesamm„te Frankenreich *n*).„ Selbst der König in Westfrankreich Karl der Einfältige, erkannte diesen nachheri-

l) Quem regem eligeret parvo tempore inscia mansit: et quia timor magnus aderat, *ne solidum regnum* in partes se scinderet, divino ut credimus instinctu, factum est, ut filius senioris nostri, quamvis parvissimus, communi consilio principum et totius populi consensu, in regem elevaretur. Et quia reges Francorum semper ex uno genere procedebant, maluimus priscinum morem servare, quam nova institutione incidere. *Vid.* WIGVL. HVND. *Metropol Salisb. T. I. p. 47.*

m) Hattho - - vir magnæ prudentiæ, et qui tempore Ludewici adolescentis super *imperio Francorum* acri cura vigilabat. WITIKIND *restitut. ap.* LEIBNITZ *script. rer. Brunsv. T. I. p. 213.*

n) Qua propter considerationem tui habeto et quod ad te maxime respicit, *Francorum toti regno* consulito.

WIT-

herigen deutſchen König Heinrich den Vogler, in dem bomiſchen Vergleiche wegen Lothringen, für einen König in Oſtfrankreich *o*): und der Geſchichtſchreiber Herrmann der Gelähmete, meldet bey Gelegenheit des darüber geführten Krieges, Karl ſey nach Frankreich gekommen *p*). Aus andern Geſchichtſchreibern aber ſieht man, daß er bis nach Worms vorgerücket *q*).

Eben dieſer Heinrich ſetzete auch, nach Wittekinds Zeugniſſe *r*), ſeinen Sohn Otto den Großen, dem geſammten Frankreiche vor. Da derſelbe darauf zu Aacken von dem Erzbiſchofe zu Maynz Hildebert gekrönet wurde: ſo überreichete ihm ſolcher das Schwert mit dieſen Worten; „Nimm das Schwert „hin, womit du alle Widerſacher Chriſti, Ungläu„bige und böſe Chriſten vertreiben ſollſt; da dir „durch

WITTICH. *Lib. I. p. 636. ap.* MEIBOM. *T. I. rer. Germ.*

o) Außer der Aufſchrift dieſes Vergleiches, worinnen ſchon dieſe beyden völligen Titel vorkommen, heißt es darinnen: Ego Karolus divina propitiante clementia, Rex Francorum occidentalium, modo ero huic amico meo Regi Orientali Henrico amicus. AVB. MIRAEVS *Donat. piar. c. 29. T. I. Opp. p. 137.*

p) Carolus Rex Gallix in Franciam venit. *Ad ann. 920.*

q) Carolus Alſatiam et partes illas Franciæ juxta Rhenum uſque Moguntiam ſibi uſurpaturus, uſque Patennichheym villam juxta Wormatiam hoſtiliter pervenit. REGINON. CONTIN. *ad an. 923.*

r) Ipſum vero Oddonem, qui maximus et optimus fuit, fratribus et *omni Francorum imperio* præfecit (Henricus). *Lib. I. p. 641. ap.* MEIBOM. *T. I.*

„durch göttliche Fügung und Gewalt alle Macht des „geſammten Frankenreiches gegeben iſt *t*). „ Er hat auch nachher, als ein ſolcher König der Franken, dem römiſchen Stuhle alle die Schenkungen ſeiner Vorfahren beſtätiget, und zwar, wie es ausdrücklich darinnen heißt: „Für das ganze von Gott erhaltene und „noch ferner zu erhaltende Volk der Franken *t*). „ Am merkwürdigſten aber iſt es, daß er in dieſer Urkunde Karls des Großen Vater, Pipin, ſeinen Vorfahren nennet *u*). In welchem Reiche konnte er ihn dafür angeben? Gewiß, weder in dem römiſchen noch longobardiſchen. Denn über keines von beyden iſt Pipin ordentlicher und förmlicher Beherrſcher geweſen; ob er ſie gleich beyde durch das Glück ſeiner Waffen in Händen gehabt hat *v*). So gar der griechiſche

s) Accipe hunc gladium; quo ejicias omnes Chriſti adverſarios, barbaros et malos Chriſtianos auctoritate divina tibi tradita omni poteſtate *totius regni Francorum.* WITTICH. *Lib. II. p. 642*

t) Pro cuncto a Deo conſervato et conſervando Francorum populo. *Vid. Diplom. ap.* BARON. *Tom. X. p. 879.*

u) Quæ piæ recordationis Dominus Pipinus et Dominus Carolus excellentiſſimus Imperator, prædeceſſores videlicet noſtri etc. *Diplom. l. c.*

v) SIGON. *de regno Ital. Lib. III. ad an. 753. ſqq.*

w) *De adminiſtrat. imperii cap. 30.* Τοῦτον δὲ Ὄτων τῷ Μεγάλῳ ῥηγὶ Φραγγίας τῆς καὶ Σαξίας. Parent (ſc. Chrobati) Ottoni magno Regi Franciæ quæ et Saxoniæ. *Vid.* BANDVR. *Imper. Oriental. Pars II. p. 95.*

x) Henricus Francorum pariterque Longobardorum rex. VGHELLI *Ital. Sacr. T. V. col. 230.* MV-

RA

chiſche Kaiſer Conſtantin Porphyrogenneta erkennet, daß dieſer Otto König in Frankreich geweſen w).

Heinrich der II wird in ſeinen Urkunden vielfältig König der Franken genannt x). Dergleichen findet man auch von Heinrich dem IV y) welcher ſein Reich ſelbſt deutſch Frankreich nennet z). Unter dieſem letztern ſchrieb ſo gar der Pabſt Gregor der VII an die deutſchen Fürſten: ſie möchten inzwiſchen, da Heinrich im Banne wäre, das Frankenreich ſo gut regieren, als ſie könnten zz). Heinrichs Schutzredner aber ſaget: „Es finde ſich in dem ganzen Fran„kenreiche niemand, der zu der Kaiſerwürde geſchick„ter wäre a);„ und bald darauf redet er von denen, die es mit dem gegenwärtigen Könige der Franken und römiſchen Kaiſer hielten b). Auch von Conraden dem

RATOR. *Annal. T. VI. p. 24.* LVNIG. *Spicileg. Eccleſ. T. I. Cont. Append. p. 594.*

y) VGHELLI, l. c. col. 403.

z) Meibom in den Anmerkungen über den Wittichind, auf der 678 Seite des I Th. ſeiner geſammleten Schriftſteller, beziehet ſich dieſerwegen auf einen Stiftungsbrief des Kloſters Gotſaw von 1060. Ich weis aber nicht, wo ſolcher anzutreffen iſt. Vielleicht ſoll es die Urkunde wegen des Kloſters Hirſchau von 1072 ſeyn, deren aus CRUSII *Annal. Suev.* eben unter andern gedacht iſt.

zz) Proinde monere eos, ut ſuis interim rebus, et *regno Francorum*, quæquæ poſſint ratione moderentur. Lehmanns ſpeyer. Chron. V Buch 33. Cap. p. 406.

a) Non invenitur in toto regno Francorum aptior pro Romano imperio. *Apolog. Henrici, p. 186.*

b) Quotquot communicant noſtri temporis Regi Francorum et Imperatori Romanorum. *Ibid.*

dem Salier hat man Urkunden, worinnen er ſich König der Franken nennet *c*). Die Geſchichtſchreiber ſind in dieſer Benennung nicht ſparſam. Die fuldiſchen Jahrbücher und Hermann der Gelähmte, nennen das deutſche Reich faſt durchgängig Frankreich, und das franzöſiſche Reich zu mehrerm Unterſchiede Gallien. Wie viele Zeugniſſe giebt uns nicht der einzige Otto von Freyſingen, zu den Zeiten Friedrichs des I, daß das deutſche Reich dazumal noch immer für das wahre Frankreich gehalten worden? Ich will unter allen nur das wählen, was er von Lotharn dem Sachſen ſaget *d*): „Es habe derſelbe in Apulien und Campanien ſolche Thaten gethan, als noch durch keinen König der Franken, „von Karls des Großen Zeiten her, daſelbſt verrichtet worden.„ Eben dieſer Geſchichtſchreiber bringt auch des Kaiſers Friedrichs des I Antwort auf den ſtolzen Antrag der Römer bey *e*), woraus man erſieht: es habe ſich dieſer Herr feſt überredet, daß die

c) Dergleichen findet man beym HEDA *Hiſtor. de Epiſcop. Ultrajekt. p. 114.*

d) Auguſtus (Lotharius) tam fortia in Apulia ac Campania geſſit, ut nullus ex Francorum regibus uſque ad id temporis, tanta ibi feciſſe inveniatur. *Lib. VII. c. 19. p. 150.*

e) *De geſtis Frider. I. Lib. II. cap. 21. p. 462.*

f) Germani gloriam antiquorum Francorum regum, ducumque ac Auguſtorum ſuam ducunt; quod oriundos ab ſe eos prædicent, apud ſeque Francos adhuc orientales eſſe: hos in Gallia occidentales dictos, ſobolem illorum eſſe. *De reb. geſt. Francor. Lib. III. Reg. XXXIII. p. m. 119.*

die Deutſchen ſeiner Zeit eben diejenigen Franken geweſen, auf welche das römiſche Reich zu Karls des Großen Zeiten gebracht worden.

Doch was brauche ich noch vieler einheimiſchen Zeugniſſe, da ſelbſt die gelehrteſten Geſchichtskundigen unter Eurer Wohlgeb. Landesleuten mir dieſes einräumen? Paul Aemil geſteht es aufrichtig, daß die Ehre der alten fränkiſchen Könige, Kaiſer und Fürſten, den Deutſchen mit beſſerm Rechte zukomme, als den Einwohnern Galliens *f*). Ich übergehe, um Ihre Geduld nicht gar zu ſehr zu misbrauchen, was Bloudell hin und wieder davon hat einfließen laſſen *g*). Nur muß ich noch anmerken, daß viele ſelbſt aus dem heutigen Namen der Einwohner in dem itzigen Frankreiche, zu erklären ſuchen, wie ſolches das eigentliche alte wahre Frankreich nicht ſeyn könne. Denn nach ihrer Ausdeutung iſt der Namen Franzos nur aus Francigena, erwachſen *h*) und bedeutet bloß einen fränkiſchen Abkömm-

g) In Genealogiæ Franciæ pleniore aſſertione und ſonderlich in ſeiner Præfatione apologetica.

h) Franci latini aliis veteribus Francigenæ, *François*: ſchreibt DITMAR. *Lib. V. ap.* LEIBN. *T. I. p. 369.* Franciam occidentalem novamque *Francorichiam*, id eſt Francorum imperium; incolas *Franzoſos*, quaſi tu dicas Francigenas nominare ſolemus. AVENT. *Annal. Bojor. Lib. IV. cap. 1. §. 10.* Er führet auch an, daß der P. Pius der II oder Aeneas Sylvius, und der Biſchof zu Bamberg Leopold dafür hielten: Celtas non tam Francos, quam Franzigenas nuncupandos eſſe; welches man denn bey dem erſten de ſtatu Europæ c. 39. und bey dem andern de juribus regni et imperii cap. 3. antrifft.

kömmling und keinen rechten Franken; wie denn auch ihre Könige zuweilen von den Geschichtschreibern der mittlern Zeit, mit diesem Namen *i*) oder wohl gar mit dem Namen der Celten, beleget werden *k*).

Vielleicht ist Ihnen aber, bey Anhörung meines Vortrages, wohl schon mehr, als einmal, der Gedanken aufgestiegen: als würde durch das so oft genannte Ostfrankreich eigentlich nichts anders, als der kleine Strich Landes verstanden, der heutiges Tages unter dem Namen Franken oder Frankenland bekannt ist. Es hat solches um so viel eher geschehen können, da noch itzo dieses Herzogthum den ostfränkischen Namen führet; und auch selbst einige von den Schriftstellern der mittlern Zeiten solches anzuzeigen scheinen *l*). Allein, der schon so vielmals angepriesene Bischof zu Freysingen wird uns umständlich sagen: daß man, wenigstens zu seiner Zeit, das ganze deutsche Reich, das ist, Bayern, Schwa-

In dem 24. §. dieses Capitels endlich schreibt er: Celtarum tamen scriptores, maxime recentiores, Germaniam, Austriam sive Austrasiam; Celtas vero Francos non tam vere quam ambitiose nuncupant: cum nec a nobis, nec ab ipsis ita vernacula lingua nominentur, sed utraque lingua *Franzosi*, hoc est Francigenæ dicantur.

i) Anno sequenti (883) Ludovicus, filius Caroli *regis Francigenarum* obiit. GOTFRID. VITERB. *Chron. Pars XVIII. p. 468.*

k) Daher schreibt auch beym VRSTIS. *Tom. I. Scriptor.* auf der 396. Seite Henricus rex, regi Celtarum.

l) Primus Francorum ditionem in duas partes divisit Carolus Martellus; unamque, inter Ligerim et Sequa-

nam,

Schwaben, Sachsen, Thüringen, Frießland und Lothringen darunter verstanden habe *m*): worinnen ihm denn Gottfried von Viterbo treulich nachgeht, und noch den ganzen Rhein hinzusetzet *n*). Hiermit stimmet auch Beatus Rhenanus überein *o*): wenn gleich zuweilen diese Provinzen auch von einander abgesondert, und als einzelne für sich bestehende Kreise oder Landschaften genommen werden.

Werfen Sie mir nun nicht ein, Wohlgebohrner Herr, daß unser deutsches Frankreich nachher mit dem römischen sey vereiniget worden, und also seine geringere Eigenschaft gegen diese vermeynete höhere aufgegeben habe. Ich möchte so verwegen seyn und hiervon einen unläugbaren Beweis fordern. Denn ob ich gleich gern gestehe, daß das römische Reich unter Otten dem Großen zu Ostfrankreich gekommen: so war doch dieses keine solche Vereinigung, dergleichen mit Deutschland und Gallien unter Karln dem Großen, und hernach auch mit Lothrin-

nam, quæ Gaudiana dicebatur, Franciam, et populos Carlingos seu Francigenas, quasi a Francis genitos appellavit; alteram vero partem, in qua Rhenus currit, Franconiam ejusque populos Francos. SIFFRID. PRESBYT. *Epit. histor. Misn. Lib. I. p. 686. ap.* PISTOR. *Tom. I.*

m) Porro Arnolfus totam orientalem Franciam, quæ modo Teutonicum regnum vocatur, id est Bajoariam, Sueviam, Saxoniam, Thuringiam, Frisiam, Lotharingiam rexit. *Lib. VI. cap. 15.*

n) *Chron. Par. XVII. p. 469. ap.* PISTOR. *T. II.*

o) Post subjugatos Bojemos et Saxones Francia Germanica totum regnum Germanicum complecti cœpit, quod

ringen und Oſtfrankreiche vorgegangen, wodurch aus beyden nur ein Reich geworden. Beyde blieben noch eben ſo unterſchieden, als ſie ſelbſt unter Karln dem Großen waren *p*). Es war eine bloße Verbindung zweyer allezeit unterſchiedener Reiche unter einem Oberhaupte, dergleichen Hungarn und Böheim unter ihren öſterreichiſchen Beherrſchern ſind. Die dreyfache Krönung der deutſchen römiſchen Kaiſer zu Aaken, Meyland und Rom; die Reichsverſammlungen, welche die Deutſchen für ſich, die Wälſchen und Römer gleichfalls für ſich, und von einander abgeſondert gehalten haben; der von Zeit zu Zeit beobachtete und wieder erneuerte Unterſchied in den Namen, und beſonders der zu Maximilians des I Zeiten angenommene Titel, König in Germanien, beweiſen ganz deutlich: daß hier keine ſolche genaue Vereinigung Statt gefunden, noch viel weniger das deutſche Reich in das römiſche verwandelt worden *q*).

Es iſt wahr, daß Deutſchland den Namen des Frankenreiches in Abgang kommen laſſen, und ſich lieber dafür das römiſche genannt hat. Allein, ſollte dadurch wohl die auf ihm haftende Eigenſchaft des andern Reiches aufgehoben ſeyn? Da man heute zu Tage nur allein von der Krone Frankreich redet; und wenn ſich Seine allerchriſtlichſte Majeſtät auch

quod hodie Romanum imperium appellatur. *Rerum. german. Lib. I. p. 64.*

p) Regni vero (Caroli) terminus a Bulgaris ſeu Illyrico uſque ad Hiſpanos, a Danis uſque ad Calabros, *quæ modo duo regna Romanorum et Francorum*, excepta

auch nur allein König in Frankreich zu ſchreiben beliebeten: würden ſie dadurch aufhören, König in Navarra zu ſeyn? und würde die Eigenſchaft oder der Character des navarriſchen Reiches dadurch bey ihrer Krone verloren gehen? Man gieng vor Zeiten nicht ſo ſorgfältig mit den Titeln um, als heutiges Tages. Man ließ es faſt allezeit bey dem nächſten und vornehmſten bewenden; und Römiſch wurde für weit anſehnlicher, als Fränkiſch, gehalten. Ja, man ließ ſo gar vielfältig die Bezeichnung des Reiches weg: und die deutſchen Kaiſer und Könige ſchrieben ſich nicht römiſche Kaiſer und Könige der Franken, ſondern bloß Kaiſer, oder vor ihrer Krönung König, ohne fernern Zuſatz. Auch Karl der Kahle ſchrieb ſich, nach Bemächtigung der römiſchen Kaiſerwürde, bloß Kaiſer *r*); ohne daß dadurch ſein Titel eines Königes in Weſtfrankreich verloren gieng. Seine Nachfolger würden es vermuthlich auch gethan haben, wenn dieſe Krone bey ihnen geblieben wäre. So aber hatten ſie nichts beſſers dafür in die Stelle zu ſetzen, und waren alſo mit dem durch ſo viele herrliche Thaten berühmt gewordenen Namen zufrieden, obgleich Deutſchland ein vollgültiges Recht darauf hatte. Sie konnten es um ſo viel eher thun, weil eben dieſes, nach unſerer eigenen Art, da wir das Ausländiſche gemeiniglich höher achten, als das

ceptа Pannonia, eſſe noſcuntur. OTTO FRISING. *Lib. V. cap. 32.*

q) Man leſe hierbey, was GROTIVS *de jure bel. et pac. Lib. II. cap. IX. §. 11.* davon ſaget.

r) *Vid.* AVBERT. MIRAEVS *Donat. piar. cap. 22. Oper. Tom. I. p. 31.*

ſiſchen Sprache ſey alles ordentlich, nichts verwirrtes und von ungefehr geſetztes anzutreffen: Und ſie habe alſo keine Spur von der Babyloniſchen Sprachenverwirrung beybehalten. Sie gründe ſich nach Art andrer Künſte und Wiſſenſchaften auf gewiſſe Grundſätze, daraus ſie auf eine wahre analytiſche Art ihre Folgerungen demonſtrativ herleite. Hierbey merket der Herr von Leibnitz an, daß zwar in der deutſchen Sprache ſehr viel gegründetes gefunden werde; aber daß gleichwohl von ungelehrten Völkern niemals eine vollkommene grundrichtige Sprache zu erwarten ſtehe.

Bald darauf hält er es p. 240 und 241 mit Ludolfen, wieder Ericum; daß man die deutſchen Etymologien nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus ihren Anverwandten und Schweſtern herleiten müſſe: Gleichwohl will er nicht, daß ſie aus der Scythiſch-Celtiſchen herſtamme, ſondern ſelbſt eine Scythiſch-Celtiſche ſey. Die alten deutſchen Völker wären aus dem Oriente mit andern Völkern hergekommen; und darunter hätten die Norweger und Isländer, als die unter einem ſehr rauhen Himmel wohnen, ſich am meiſten von der Vermiſchung mit fremden Völkern rein erhalten. Dennoch hätten ſich die Deutſchen, ob ſie wohl vielerley Einfälle von Auswärtigen erdulten müſſen, ihre Sprache ſo gar nicht verderben laſſen, daß man ſie einer Unvollkommenheit deswegen beſchuldigen könnte. Hier ſetzet der Herr von Leibnitz hinzu: Wenn wir ſetzen wollten, daß die erſten Einwohner von Europa aus dem Oriente gekommen; ſo ſey es glaublich, daß die erſten Einwohner von Griechenland und Deutſchland aus Scythien gekom-

Einheimiſche, ſolchen Namen hindanſetzete, und ſich lieber mit dem römiſchen bruſten wollte *s*). Otto von Freyſingen aber erweiſt ſchon zu ſeiner Zeit, daß, ungeachtet es itzt das deutſche Reich heiße, es doch noch allezeit das alte Reich ſey *t*)?

Eure Wohlgeb. ſehen nun hieraus, wie ſich mein Satz allerdings darthun laſſe, daß Sie bey Ihrem Eintritte in das deutſche Reich, in das alte wahre Frankreich gekommen ſind. Wundern Sie ſich demnach nicht, wenn Sie in Geſellſchaften, viele von unſern Landesleuten zerſtümmelte und gerädebrechte ausländiſche Wörter brauchen hören. Sie haben vielleicht noch ein angebohrenes innerliches Gefühl, daß ſie unter ein Frankreich gehören; und es war die Art der darunter gekommenen Völker, die Lauterkeit ihrer Mutterſprache zu verderben und ſich aus dem

s) Aliud vero occidentale, quod adhuc Francorum, *eo quod* iſtud (orientale) Romanorum vocatur, appellatum. OTT. FRIS. *Lib. V. cap. 35.*

t) In orientali (Francia) quod Teutonicorum dicitur, deficiente Caroli ſtirpe, primus - - ex gente Saxonum ſucceſſit Henricus. Cujus filius Otto, qui etiam imperium a Longobardis uſurpatum deduxit ad Teutonicos orientales Francos, forſan dictus eſt primus rex Teutonicorum: non quod primus apud Teutonicos regnaverit, ſed quod primus poſt eos, qui a Carolo Carolingi, ſicut a Meroveo Merovingi dicti ſunt, ex alio, id eſt Saxonum ſanguine natus, Imperium ad Teutonicos Francos revocaverit. Sicut autem Merovingis deficientibus, ac Carolis ſuccedentibus, regnum tamen manſit Francorum: ſic et Carolis decedentibus, ex alia familia ſeu lingua, in uno tamen regno Ottones ſubintroiere. *Lib. VI. cap. 17.*

dem Miſchmaſche eine neue zu bilden. Nun kennen ſie kein anderes, als dasjenige, worinnen eine verderbte lateiniſche, oder romaniſche Sprache geredet wird, die aber zu einer der feinſten in der Welt geworden iſt. Sie wollen ihm alſo dadurch ihre Ergebenheit bezeugen, und ſo zu ſagen huldigen. Wüßten ſie, daß es auch ein deutſches Frankreich gegeben: ſo würden ſie vermuthlich deſſen Sprache mehr achten und heiliger halten. Wir freuen uns indeſſen, und wünſchen Eurer Wohlgeb. und uns Glück, daß Dieſelben eine Sprache verehren, für die der größte Beherrſcher des ungetheileten Frankreiches Sorge getragen; und worinnen auch noch ſein Enkel, der zerſte eigentliche König des itzigen Frankreichs, zu dem Volke geredet hat.

III.

Bewillkommungsrede des Hochgeb. Hrn. Duc de Galeand, Prince du St. Siege, Baron des Illards, in die Geſellſchaft der freyen Künſte.

An denen merkwürdigen Begebenheiten, die uns der Schauplatz itziger Zeiten überall vor Augen ſtellet, haben nicht bloß die Veränderungen ganzer Reiche und Staaten ihren Antheil: ſelbſt die Natur, das Reich der Wiſſenſchaften und Künſte, und die ſogenannte gelehrte Welt, liefern ihre häufigen Denkwürdigkeiten. Hier zeiget uns Europa ein entdecktes Herculanum; dort liefert America ein ver-

ſchüttetes und von der See verſchlungenes Lima. Im äuſſerſten Norden wird die wahre Figur der Erdkugel gewiſſer beſtimmet: und auf der ſüdlichſten Spitze von Africa der Himmel mit mehrern Sternen beſetzet. Ein Erdbeben ſtürzet das prächtige Liſſabon in den Abgrund: und die neuentdeckte elektriſche Kraft hemmet theils die Wirkungen des Donners, theils weis ſie demſelben nachzuahmen. Das Thierreich wird mit einer unglaublichen Menge von Polypen bereichert; und das mineraliſche mit einem neuen Metalle, der Platina, als einem weiſſen Golde erweitert. In Aſien endlich werden die Alterthümer von Balbek entdecket, und die alten palmyreniſchen Aufſchriften glücklich erkläret. Und wer kann alle andere Merkwürdigkeiten erzählen?

Voritzo will ich nur einer einzigen gedenken, die uns, und unſer Vaterland etwas näher angeht. Frankreich, das gelehrte, das witzige Frankreich, dem Deutſchland ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, hat ſeit kurzem angefangen, auch auf die deutſche Gelehrſamkeit aufmerkſam zu werden. Nachdem es lange dafür gehalten, daß unſere Gelehrten nur mit trockenen Brodtwiſſenſchaften beſchäfftiget wären; wobey ſie ſich in die finſtern Schlupfwinkel der Rechte einſperreten, in die Geheimniſſe der Zergliederkunſt vertieften, auf Bergen und in Wäldern unbekannten Kräutern nachſpüreten; ſich bey chymiſchen Schmelztiegeln in metallurgiſchen Verſuchen beſudelten; oder doch mitten in dunkeln Archiven, bey Aufſuchung diplomatiſcher Urkunden beſtäubeten: iſt es endlich unverhofft

hoft inne geworden, daß auch deutſche Köpfe Witz und Munterkeit beſäßen, angenehmere Gegenden des Helikons anzubauen.

Ja, meine Herren, ſeit wenigen Jahren ſind unſere geiſtreichen Nachbarn wider alle Verſicherungen eines Kardinals **Perron**, und P. **Bouhours**, gewahr worden; daß auch dieſſeit des Rheines, in dem vermeynten ſo fürchterlichen Norden, Geiſter gebohren würden, die edler als Barbarn zu denken, und witziger, als der Pöbel unter den Gelehrten, zu reden und zu ſchreiben wüßten. Was bey uns ſeit dreyen Jahrhunderten ſchon bekannt geweſen, iſt ihnen erſt ſeit fünf, bis zehn Jahren in die Augen gefallen. So ſchwer es ihnen auch fällt, fremde Sprachen, ſonderlich aber die deutſche, zu lernen: ſo begierig haben ſie ſich doch auch deutſche Bücher ſchicken laſſen. Ihre Monathſchriften haben ihnen den Inhalt derſelben bekannt gemachet: und ſiehe! man hat gefunden, daß unſere Landesleute eben ſolche Köpfe haben, als andere Völker; daß ſie zuweilen auch witzig und ſcharfſinnig denken; daß ſie ihre Einfälle auch ſinnreich auszudrücken vermögen; kurz, daß unſer Weltſtrich (Clima) entweder ſo nordiſch und rauh nicht ſeyn müſſe, als Sie bisher geglaubet; oder daß die Himmelsgegend allein die Köpfe nicht bilde; gute Fähigkeiten aber eben ſo wenig aus der Erde wachſen, als von den Wolken herunterträufeln *).

Habe

*) Wie der berühmte Montesquion überall zu behaupten ſcheint, den aber der ſcharfſinnige Verfaſſer des Buches de l'Eſprit ſehr gründlich widerleget hat.

Habe ich nun unrecht, hochgesch. Zuhörer, wenn ich diese sonderbare Erscheinung unsers Jahrhunderts, für eine der merkwürdigsten Begebenheiten dieser Zeit ansehe? Gleichwohl ist das sonderbarste dabey, daß beynahe seit dreyen Jahrhunderten, eine Menge deutscher Federn, in lateinischer Sprache allen den Witz gewiesen hatte, der ein Volk von Barbarn trennen, und den allerfeinesten Nationen beygesellen kann. Unsere Redner, unsere Dichter, unsere Geschichtschreiber aber, hatten umsonst gearbeitet: so lange sie den Beyfall unserer Nachbarn in der römischen Sprache gesuchet; in einer Sprache, die doch Frankreich eben so gut verstund, als wir. Itzo hingegen, da wir mehr Deutsch als Lateinisch schreiben, in einer Sprache, die Frankreich schwer verstehen lernet; itzo, sage ich, gelingt es uns, unserer witzigen Nachbarn Lob und Beyfall zu erlangen. Fürwahr! eine neue Merkwürdigkeit, die ich eines jeden Nachdenken bestens empfehlen will.

Doch ich muß noch eine dritte hinzufügen. Frankreich selbst fängt itzo an, Deutsch zu lernen! Die Ursachen davon mögen nun in Staats- oder Kriegsabsichten, oder in litterarischen Bewegungsgründen verborgen liegen; oder es mögen auch alle diese drey Stücke gleichen Antheil daran haben: so ist doch einmal die Sache gewiß, und außer Zweifel. Brauche ich, nach demjenigen, was in dieser Stunde geschehen ist, wohl noch einen Beweis davon anzuführen? Aus dem Munde unsers neuaufgenommenen Ehrengliedes, eines gebohrnen Franzosen, haben sie es selbst gehöret, hochgesch. Anw. daß sein Vater-

land

land itzo begierig wird, Deutsch zu lernen. Nach seiner vollkommenen Kenntniß der Hauptstadt desselben, hat er uns versichert, daß sowohl den jungen Edelleuten in der Kriegsschule, als den Edelknaben bey Hofe, Lehrer der deutschen Sprache gehalten werden: unzähliger anderer Sprachmeister zu geschweigen, die sich in Paris befinden. Und ich selbst könnte Briefe aufweisen, daß in des Königs Stanislaus Vorzimmern zu Lüneville, bisweilen Leute vom höchsten Stande, und zwar gebohrne Franzosen, sich mit deutschen Gesprächen unterhalten können.

Noch nicht genug, hochg. Herren: zu Avignon, auf den Küsten des mittelländischen Meeres, lebet eine Standesperson, die unserer Muttersprache vollkommen kundig ist; die selbige liebet, und was das meiste ist, die auch unserer Gesellschaft der freyen Künste die Ehre thun will, ein Ehrenglied derselben zu werden. Ohne Zweifel erwecket das Wunderbare dieser Sache eine Begierde in Ihnen, eine nähere Erklärung davon zu hören. Und wer kann Ihnen dieselbe verargen? Da unsere Gesellschaft durch einhälligen Zuruf dieselbe vornehme Person aufzunehmen beschlossen hat: so darf ich gar kein Bedenken tragen, Ihnen darinn zu willfahren.

Es sind wenige Jahre, daß ein ordentlicher Bothschafter Sr. allerchristl. Majestät, sich eine geraume Zeit an dem Hofe unsers allergnädigsten Königes und Herrn befunden, den uns die göttliche Vorsehung bald wieder schenken wolle! Des Hrn. Marquis des Illards Excellenz war es, ein Herr, dessen

aus-

ausnehmende Eigenschaften jedermann verehrete, und welchem aufzuwarten ich selbst einmal die Ehre gehabt. Ein würdiger Sohn dieses erlauchten Ministers, dessen Stand und Würde unlängst durch besondere Gnade Sr. päbstl. Heiligkeit, zur fürstlichen Würde erhoben worden, führet itzo, wie uns von guter Hand berichtet worden, den Titel eines **Herzogs von Galean**, und **Prinzen des heiligen Stuhls**, eines Malteser-Ritters, und Obersten eines königl. französischen Regiments. Und eine so angesehene Standesperson, ein Ritter vieler Orden, ein Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Wälschland und Frankreich, wünschet sich genauer mit uns zu verbinden.

Nichts ist natürlicher, hochg. Anwesende, als daß Avignon, der Ort seiner Geburt und seines Aufenthaltes, nebst der ganzen Provinz Languedoc, welche auch Sie, **hochgeschätzter Herr Hauptmann**, für Ihr Vaterland erkennen, mir die alten Bewohner dieser mittäglichen Landschaft von Frankreich in den Sinn bringen muß. Das westgothische Reich hat eine geraume Zeit seinen Sitz in **Toulouse** gehabt, und sich von da durch Aquitanien und Catalonien sehr weit in Spanien ausgebreitet. Die großen Stifter desselben, der tapfere **Alarich**, und der unbesiegte **Athaulfus**, oder Adolf, sind unsere Landsleute gewesen: was sich auch die Schweden immer davon rühmen mögen. Daher nun nehme ich Anlaß, von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit des gothischen Reiches, sowohl außer- als innerhalb Wälschland und Frankreich, sowohl in ihrem älte-

sten

ſten nordlichen Sitze, als nachmaligen mittäglichen Reiche zu reden. Und wie ſehr wollte ich wünſchen, daß ſolches theils mit Genehmhaltung, theils mit geneigter Aufmerkſamkeit ſolcher gelehrten, ſolcher einſichtvollen Zuhörer, als ich vor mir ſehe, geſchehen könnte!

Schon um Homers und Herodots Zeiten, allerſeits hochg. Anweſende, haben an den Ausflüſſen des großen Iſter- und Dnieperſtromes Geten gewohnet. Die neuern griechiſchen Schriftſteller ſind voll, von Meldung der Tyrigeten, Maſſageten und Thracogethen. Ovid ward vom Kaiſer Auguſt nach Tomos, zu den Geten ins Elend verbannet. Noch lange vor dieſes Dichters Zeiten hatte ein griechiſcher Weltweiſer und Geſchichtſchreiber aus Marſeille, Pythäas, eine damals ſehr weite und gefährliche Reiſe um das ganze weſtliche Europa gewaget, um die Erdbeſchreibung dieſes Welttheiles vollkommener zu machen. Der ältere Plinius erzählet uns ſeine Entdeckungen: indem ſeine Schriften heute zu Tage nicht mehr vorhanden ſind. Er iſt nicht nur bis in die Nordſee, und folglich an die Küſten von Deutſchland, ſondern bis in die Oſtſee gedrungen. Er hat diejenigen Küſten entdecket, welche die freygebige Natur ſchon damals mit dem koſtbaren Bernſteine beſchenkete. Er hat die Inſel Baſilia, und das Æſtuarium Mentonomon, das iſt, das heutige Samland, und das friſche Haff in Preußen geſehen; und hier hat er in dem innern Lande, an den Ufern der Weichſel, die Gothonen oder Gothen gefunden: ohne mit einem Worte zu gedenken, daß

dieſel-

dieſelben aus Scandinavien dahin gekommen. Eben daſelbſt hat auch Tacitus zu ſeiner Zeit die Gutonen, Gothen und Aeſtier angetroffen. Ja ſie haben unter dem Namen der Gothinen auch um die Quellen des Weichſelſtroms, in Oberſchleſien und Pohlen gewohnet. Alles dieſes ſind Dinge, die aus den glaubwürdigſten Geſchichtſchreibern ausgemachet, und unläugbar ſind.

Was folget nun daraus, für die Größe und Herrlichkeit des alten gothiſchen Reiches? Dieſes, hochg. Herren, daß dieß große und mächtige Volk nicht etwa in einem kleinen Winkel von Schweden zu Hauſe gehöret; ſondern von den Quellen der Weichſel und den Küſten der Oſtſee an, durch ganz Sarmatien, bis an das euxiniſche Meer, und an die Ausflüſſe der Donau ſich erſtrecket habe; daß Gepiden und Alanen, Baſtarnen und Jazyger, Aeſtier und Heruler, ja zum Theile auch Suever und Burgunder, lauter Völker gleicher Sprache, Geſtalt und Sitten, das große Sarmatien ausgefüllet; und überhaupt ein einziges verſchwiſtertes Volk geweſen; wie von Neuern Prätorius (*) aufs deutlichſte gewieſen hat.

Ich weis wohl, hochgeſch. Anweſende, was hier einige Gelehrte einwenden. Sie wollen durchaus mit dem Lazius, Pontan, Cluvern und andern, die Geten von den Gothen, Gothonen und Gothinern unterſcheiden. Ich kenne ihre Gründe; die theils von der weiten Entlegenheit ihrer Sitze, vom Ausfluſſe der Donau bis zur Mündung der Weichſel; theils

(*) In Orbe et Marte Gothico.

theils von der Sprache ſelbſt hergenommen ſind. Die Gothen hielt man vormals für unſtreitig deutſche Völker, und des Ulfilas Evangelien, oder der ſogenannte Codex argenteus, beſtärket ſolches aufs deutlichſte. Und mit ihnen hatten alle obgenannte Völker, als verſchiedene Zweige eines Stammes, einerley Sprache; obwohl ſie vieleicht alle etwas verſchiedene Mundarten redeten. Nur von den Geten führet man Zeugniſſe der Alten an, daß ſie mit den Thraciern einerley Sprache gehabt. Allein, was hatten dieſe wohl für eine Mundart? Gewiß keine andere, als eine altdeutſche, oder celtiſche; die damals allen hyperboreiſchen, das iſt, dieſſeit der Donau gelegenen Völkern, gemein war. Herr Pelloutier, die vormalige Zierde von Leipzig und Berlin, hat ſolches in ſeiner Hiſtorie der Celten (*) aus allen Ueberbleibſeln der alten thraciſchen Sprache deutlich gewieſen: und ſo iſt es dargethan, daß ſelbſt die Thracier ein Zweig von dem großen Hauptſtamme der gothiſchen Nation geweſen.

Was nun die weite Entfernung der Geten von den Gothen anlanget; ſo iſt auch dieſe kein ſattſamer Grund. Wie weit iſt nicht heute zu Tage Liefland und Ingermannland von Bern in der Schweiz; oder Hollſtein und Schleswig von Siebenbürgen entfernet? und doch ſind die Einwohner dieſer weit entlegenen Gegenden faſt lauter Deutſche. War es denn alſo wohl ein Wunder, daß, wie aus der cimmeriſchen Halbinſel, die Cimbrer in alten Zeiten bis in

(*) Hiſtoire des Celtes.

men, und daß die Gallier Abkömmlinge der Deutſchen geweſen. Dabey erklärt er ſich, daß er diejenigen Wörter, die den Deutſchen, den Irrländern und Lateinern gemeinſchaftlich ſind, Celtiſch nenne; diejenigen aber, ſo auch den Griechen, Sarmatiern, zuweilen auch den Finnen und Türken gemein ſind, Scythiſch-Celtiſche Wörter heiſſe.

Das Wort Sachſen, leitet Hr. Meier von Saſſen, als Landſaſſen, her: davon auch Holtſaß, Inſaß, Wurdtſaß noch gewöhnlich wären. Dieſe Meynung billigt er aus Gieſeberto: Weil man die Bedeutung eines Namens nicht bey einem fremden Volke, ſondern von demſelben, wo er gewöhnlich iſt, herholen müſſe. Er ſetzet noch hinzu, was das heiſſen ſolle Oſtſaß, Weſtſaß, ꝛc. wenn dem nicht ſo wäre? Womit er zweifelsohne die Nahmen der engliſchen Provinzen, Eſſex, Weſſex, Suſſex &c. andeuten wollen: Welches auch p. 276 in einem Schreiben des Herrn von Leibnitz noch mehr beſtätiget wird. Er führt nemlich dabey noch mehr Gründe an, warum man das x vorzeiten im plattdeutſchen wie ein doppelt S ausgeſprochen; und erläutert es mit den Exempeln, Axis, Aſſe, oder die Achſe, Pyxis, Büſſe, die Büchſe. Braxare, braſſen, brauen, Buxus, Bußboom, Buchsbaum u. ſ. w. Hierzu kommt auch, das Wort Elſaß, Alſatia, welches eben ſo wie Holſatia, Holtſaß ꝛc. ꝛc. zuſammengeſetzet iſt.

Auſſer dieſen wenigen Proben iſt noch ein ſehr groſſer Vorrath der gelehrteſten Etymologiſchen und antiquariſchen Anmerkungen und Entdeckungen in dieſen Meieriſchen Auszügen anzutreffen, daran der Herr

von

in die dänischen Inseln gezogen; also auch die Geten, ihre Nachbarn, durch ausgeschickte Pflanzvölker bis an die Ostsee, ja bis auf die Insel Gothland, und nach Scandinavien gedrungen. Wenigstens giengen die beyden weit ausgespannten Flügel dieses Volkes, vom Ister bis zur Wistel; das ist, vom östlichen bis zum westlichen Strome, als den beyden Gränzen ihres Reiches. Ja sie haben selbige Flüsse in neuern Zeiten noch überschritten, und sind selbst in Pommern bis an die Heruler und Rugier, das ist, bis an die Insel Rügen gedrungen, wie der sel. Schwarz in Greifswalde (in seiner Geogr. des Norder Deutschl.) solches deutlich erwiesen hat.

Und was brauchet es mehr Beweise, dieses zu behaupten? da Jornandes, Procopius, Orosius, Spartianus, Hieronymus, Aurelius Victor, von neuern aber Grotius, Heinsius, Hartknoch, Freinsheim, Loccenius, Prätorius, Arpe, und viele andere eben das bezeuget haben. Hier ist der Ort nicht, dieses weitläuftiger darzuthun: und ich eile vielmehr, die Größe und Herrlichkeit des neuern gothischen Reiches, auch außer ihrem Vaterlande, noch mit wenigem darzuthun.

War nun, allerseits hochg. Herren, das alte gothische Reich ein so weitläuftiges Reich: was Wunder, daß es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, eine so gewaltige Feindinn des römischen Reiches werden, und dasselbe, nach vielen mislungenen Versuchen, endlich ganz zu Grunde richten, ja sich selbst an dessen Stelle setzen können? Darf man aus den Wirkungen auf die Ursachen

schlie-

ſchließen, ſo beſtätiget dieſe unläugbare Begebenheit: daß allerdings das Volk der Gothen ein unzählbares, weitgeſtrecktes Volk geweſen ſeyn müſſe. Denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß es nach ſo vielen unglücklichen Angriffen; nach ſo vielen erlittenen Niederlagen, darinn es faſt allemal dreyßig, vierzig, ja funfzig tauſend ſeiner Streiter verlohren; dennoch immer ſtärker hätte wiederkommen, und ſich endlich den ganzen Occident unterwerfen können?

Nachdem die hinter Thracien wohnenden Geten, oder Gothen, manchen unglücklichen Anfall auf die griechiſchen Landſchaften der Römer gethan hatten: waren die Weſtgothen die erſten, die mit glücklichem Erfolge bis in Italien drungen. **Radagaiſus** zwar, den einige, wie **Muratori**, auch einen König der Gothen nennen, und welcher eben der **Radegaſt** zu ſeyn ſcheint, den man lange hernach im nordlichen Deutſchlande göttlich verehret hat, war mit ſeinem ganzen Heere in Wälſchland unglücklich geweſen. **Alarich** aber, der mit ihm gemeine Sache gemacht, ſich aber auch von ihm getrennet hatte, war aus ſeinem Schaden klug geworden. Er ſtammte aus dem balthiſchen Geſchlechte her: zu einem deutlichen Beweiſe, daß er vom balthiſchen Meere gekommen, wo ſeit undenklichen Zeiten die Weſtgothen ihren Sitz gehabt hatten. Denn ohne Zweifel hat dieß berühmte Stammhaus dem Meere den Namen gegeben, welches vorher das ſueviſche, imgleichen das **gothiſche** (Sinus Codanus, ſ. Gothanus) geheißen hatte: wenigſtens habe ich noch bey kei-

nem Geſchichtſchreiber einen andern Urſprung deſſelben finden können. Von hier nun, aus Preußen nämlich, wo es noch die Stunde eine Landſchaft, die Gotland, und eine Stadt giebt, die Gutſtadt heißt; war er längſt der Weichſel hinauf, bis nach Ungarn gezogen: wo er dem Kaiſer Honorius zuerſt erſchrecklich ward. Im Anfange des V. Jahrhunderts drang er ins Noriſche und Illyriſche, und ſo weiter über den Po nach Italien.

Das römiſche Reich lag damals, aus innerlichen Staatskrankheiten, in den letzten Zügen. Schwälgerey und Ueppigkeit hatten die vormalige Beherrſcherinn der Welt entkräftet. Nachdem ſie alle Völker geplündert und beraubet hatte, dieneten die unſäglichen Schätze, davon ihre Mauren gleichſam überfloſſen, armen, aber tapfern Völkern zur Lockſpeiſe. Die Zeit zur Rache war endlich gekommen. Das lange genug gereizte Deutſchland hub an das Unrecht zu rächen, welches faſt alle Völker der Erde von Rom erlitten hatten; und ließ itzo die Unterdrücker der Welt ſeine ſiegreichen Waffen fühlen. Ihre Heere aber waren durch Wolluſt und Schlafſucht entkräftet; ihre Kriegszucht verfallen, und ihre Legionen, die vormals ſo ſchrecklichen Adler! ganz unſichtbar geworden. Honorius zückte kein Schwert mehr, und mußte alles geſchehen laſſen, was untreue Staatsdiener, ſchlechte Feldherren, und gewaltige Feinde mit ihm machen wollten. Kurz, Alarich eroberte Rom: ſein Heer gewann unſägliche Schätze. Doch, da er die chriſtliche Religion bekannte: ſo ſchonete er der Kirchen und Heiligthümer.

mer. Und ungeachtet er bald darauf im Neapolitaniſchen ſtarb: ſo ſetzte doch ſein Schwäher und Nachfolger **Athaulfus**, oder Adolf, ſeine Siege fort; und legte ſich die kaiſerliche Prinzeßinn Placidia bey. Da er ganz Italien hätte behaupten können: ſo ließ er ſich mit den mittäglichen Landſchaften von Frankreich begnügen; ja drang bis nach Catalonien, wo er zu Barcellona ſeinen königlichen Sitz aufſchlug. Selbſt der Namen dieſer ſpaniſchen Provinz dienet noch zum Denkmaale davon. Denn da in den Heeren der Gothen auch ihre Brüder, die **Alanen** kämpfeten: ſo iſt ſie von beyden zugleich **Gothalanien**, das iſt, Catalonien genennet worden.

Athaulfus nun, kam zwar bald um: aber das weſtgothiſche Reich ſetzte ſich in dieſen Gegenden immer feſter. Es erweiterte ſich bald über Aquitanien: und bloß durch ſeine Hülfe, war der römiſche Feldherr, **Aetius**, hernach vermögend, das unzählbare Heer der Hunnen unterm **Attila** zu ſchlagen. Kurz, es erhielt ſich, bis auf die Zeiten des großen **Theodoriche**, Königs der Oſtgothen, der bey Gelegenheit einer Vormundſchaft über den unmündigen König der Weſtgothen, das ganze gothiſche Reich gleichſam unter einen Zepter brachte. Und von dieſem großen Helden muß ich noch etwas weniges gedenken.

Sie wiſſen, allerſeits hochgeſch. Anweſende, wo nach dem obigen, von alten Zeiten, die Geten, oder Oſtgothen, geſeſſen hatten. Dieſe waren durch die heutige Wallachey und Moldau ſchon bis an die Donau, ja

über dieſelbe gedrungen, als hinter ihnen die Hunnen hervorbrachen, und ſie nöthigten, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Allein, kaum war **Attila** todt, als dieſe tapfern Völker ſich von der Herrſchaft ſeiner Söhne losmachten. **Dietmar**, oder **Theodemir** ward der König derſelben, und dieſer ſandte ſeinen Sohn **Theoderich**, oder beſſer **Dietrich**, an den Hof zu Conſtantinopel; wo er aufs beſte erzogen ward. Indeſſen hatte ſich **Odoaker**, oder Ottocar, der Heruler König, welchen unſer altes Heldenbuch **Ottnit** nennet, des ganzen Italiens bemächtiget, und dem römiſchen Reiche, unter des **Romulus Momyllus Auguſtulus** Regierung, ein Ende gemachet. Er regierete ſchon viele Jahre geruhig, als Kaiſer **Zeno** dem jungen oſtgothiſchen Könige **Dietrich** erlaubte, dieſen fremden Beherrſcher Italiens, der doch, wie er ſelbſt, deutſches Urſprunges war, daraus zu vertreiben.

Er zog wirklich mit ſeinen Völkern dahin, ſchlug ihn dreymal, eroberte **Ravenna**, bekam Odoakern gefangen, und ließ ihn tödten. Er bemächtigte ſich Roms, hielt einen prächtigen Einzug daſelbſt, und ward der allgemeine und ruhige Beſitzer davon, auf ſehr viele Jahre. Seine Weisheit und kluge Regierung verband ihm aller ſeiner Unterthanen Herzen. Alle ſeine Nachbarn wurden ſeine Freunde. Die Tochter des Königs der Franken vermählete er ſich; dem Könige der Thüringer gab er ſeine Prinzeſſinn. Sein weites Reich aber erſtreckte ſich aus Pannonien, durchs Noriſche, Vindelicien, Rhätien, Schwaben und Helvetien, bis ins mittägliche Frankreich

reich und nach Spanien. Italien, Sicilien und Sardinien waren ohnedieß seine Eroberungen. Und mit einer so weit gestreckten Herrschaft verband er alle Tugenden eines großen Regenten. Sein Ruhm erfüllete den ganzen Norden. Die Dänen und Schweden haben Lieder zu seinem Ruhme gesungen. Die Estier schickten ihm aus Preußen kostbare Geschenke von Agtstein; wie man denn ihren Brief noch im Cassiodor liest. Die weisesten Gesetze von ihm zieren noch itzo die Sammlungen des römischen Rechts: und es fehlete seiner Glückseligkeit weiter nichts, als ein Erbe seines Thrones und seiner Reiche: der ihm, wie Amalasuintha, seine Prinzessinn, an Weisheit und Tapferkeit gleich gewesen wäre.

Dieses ist der kurze Abriß des vormaligen gothischen Reiches, hochgeschätzte Herren: und nun urtheilen Sie selbst, ob es denen, die auf der mittäglichen französischen Küste gebohren sind, schimpflich oder nachtheilig seyn könne, von einem so berühmten Volke abzustammen. In Spanien war es ja zur Zeit der saracenischen oder arabischen Herrschaft, keine geringe Ehre, von den alten Gothen herzustammen: und selbst ihre Könige rühmeten sich dieses edlen Ursprunges. Sogar König Alphonsus der Weise war im XII Jahrhunderte noch ein gothischer König von Spanien: und alle seine Nachkommen blieben Zweige dieses berühmten Stammes. Wie sollte sich denn in Frankreich jemand schämen, sein Geschlecht von so berühmten Vorältern herzuleiten?

Sie, hochgeschäzter Herr Hauptmann, haben diese Sache von der rechten Seite angesehen; und sich eines solchen Ursprunges gerühmet, der Sie mit uns in einige Verbindung setzet. Und wie? ist nicht ganz Frankreich in gleichen Umständen? Muß es nicht entweder in den alten deutschen Franken, oder in den Burgundern, oder doch in den Normannen, unsre ehemalige Landsleute für seine Vorfahren erkennen? Warum sollten also die Gothen allein schlechter daran seyn, und den mittäglichen Provinzen zu einem Vorwurfe gereichen können?

Noch mehr! Selbst die französischen Musen zeigen in ihren gereimten Versen, die Spuren einer altdeutschen gothischen Dichtkunst. Die so berühmten **Trouveres**, oder **Troubadours**, waren im XII Jahrhunderte, mitten in dem Lande der alten Gothen, ihrer Vorfahren, die ersten, die Frankreich und Wälschland gereimte Verse machen lehreten. Bey uns hatte, schon dreyhundert Jahre vorher, der Mönch **Ottfried** in deutscher Sprache die Evangelien in Reime gebracht: so daß es kein Zweifel ist, daß diese Art zu dichten der alten deutschen Poeten Erfindung gewesen. Und selbst das Wort **Madrigal**, über dessen Ursprung sich französische, wälsche und spanische Wortforscher vergebens die Köpfe zerbrochen, ist ein wahrer Ueberrest der gothischen Sprache in diesen Gegenden der Provenzaldichter. **Madur** heißt auf gothisch ein Mann, und **Gall** heißt ein Gesang, ein Schall; wie wir im Worte Nachtigall wohl sehen. Was heißt also ein **Madrigal**? Nichts, als ein Männerlied, der Gesang

eines

eines verliebten Schäfers von seiner Schönen, oder an dieselbe: welches eben die Erklärung ist, so die besten Schriftsteller von der neuern Dichtkunst, davon gegeben haben.

Ich weis wohl, daß man in Wälschland und Frankreich seit einiger Zeit, alles, was gewissermassen alt, unförmlich und ungeschickt ist, gothisch zu nennen pfleget. In der Baukunst, in der Malerkunst, und selbst in der Buchdrucker- und Schreibekunst, pfleget man alle überflüßige Zierrathe, Schnörkel, und plumpe Buchstaben, gothische Zierrathe und Figuren zu nennen: aber mit was für einem Rechte, sehe ich nicht. Es haben schon viel geschickte Baumeister und Kenner eingesehen: daß nicht die Gothen zuerst die schlechte Baukunst nach Italien gebracht. Der Geschmack in dieser edeln Kunst, war nach **Vitruvs**, dieses großen Meisters Zeiten, in Wälschland alämählig sehr verfallen; ehe noch an die Einfälle der Gothen zu denken gewesen. Es giebt alte Ueberbleibsel in Rom, die solchen Verfall darthun: und wenigstens zeiget die **Peutingerische** Charte in Ravenna, und anderwärts barbarische Gebäude, welche noch ärger, als unsre alte Domkirchen aussehen, die man gothisch zu nennen pfleget. Nun ist aber diese Charte, bekanntermaßen, noch vor den Einfällen der Gothen in Italien und Frankreich verfertiget worden. Man sieht auf ihr den Sitz der Gothen noch am Ausflusse der Donau angezeiget; im Occidente aber ist keine Spur von ihnen. Die Franken haben ihren Sitz noch diesseit des Rheins in Westphalen, und bey den Nie-

derlanden: und von Venedig, welches durch den Einfall des Attila seinen Ursprung genommen, ist noch keine Spur im adriatischen Meere zu sehen. So waren denn die Römer selbst, schon in eine Verderbniß der Künste verfallen, ehe noch die Gothen ihre Beherrscher geworden. Und wie hätten auch diese Völker eine Baukunst haben sollen; die doch in ihrer Heimath keiner steinernen Häuser und Palläste, keiner gemauerten Städte gewohnt waren? Attila selbst wohnete, nach des Redners Priscus Berichte, in einem von Holze getäfelten Hause.

Haben also die Gothen selbst keine Künste mit sich gebracht; so haben sie dieselben so angenommen und beybehalten, wie sie selbige in den eroberten Landen gefunden. Schlimm genug, daß hier die Künstler nicht bey den alten Mustern ihrer Vorfahren geblieben, und aus einer schnöden Neuerungssucht, immer ärger verfallen sind. Es bleibt also dabey; daß nicht die siegenden Gothen die Verderber des Geschmackes gewesen sind; und daß man ihnen unrecht thut, wenn man alles, was schlecht und altväterisch ist, gothisch nennet.

Doch ich muß abbrechen, und zu dem Schlusse dieser Rede eilen: indem ich das bewerkstellige, was die löbl. Gesellschaft der freyen Künste mir aufgetragen hat. Ich soll nämlich in dieser außerordentlichen öffentlichen Versammlung, den erlauchten und hochgebohrnen Herrn, Herrn Carl Anton Hiacinth, Galeand Galieni, Herzog von Galean, Prinzen des heiligen Stuhls, Herrn und Marquis von Salerno, Baron des Isards u. s. w. Rittern des St.

St. Johanniterordens von Jeruſalem zu Malta, Großkreuz und Hoſpitalern der St. Moritz- und Lazarusorden, und Oberſten eines franzöſiſchen Regiments; der königl. Akademie zu Nimes, der zu Beziers, zu Mayland, und der Arkader zu Rom, zum Ehrengliede unſerer Geſellſchaft ernennen.

Ich thue ſolches hiermit öffentlich, und erkläre Se. Hochgebohrne Gnaden wirklich auf eben die Art dazu, wie ſchon andere hochreichsgräfliche und gräfliche Standesperſonen dazu erkläret worden; die unſerer Geſellſchaft ſo viel Glanz verſchaffet haben. Wir alle werden uns eine beſondere Ehre daraus machen, auch in einem auswärtigen Reiche, einen Gönner und Freund unſerer deutſchen Muſen zu haben; der zuweilen ſeinen Reichsgenoſſen von unſerm Eifer, die ſchönen Wiſſenſchaften zu befördern, ein rühmliches Zeugniß ablegen wird. Möchte nur ganz Frankreich unſerm Vaterlande die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die ihm Deutſchland ſeit ganzen Jahrhunderten, ſo willig und überflüßig ertheilet hat!

Joh. Chr. Gottſched, P. P. O.
der königl. Preuß. Churmayntziſchen und Boyeniſchen Akad. Mitglied, als Vorſteher der Geſellſchaft der freyen Künſte.

von Leibniz ſelbſt einen groſſen Antheil hat. Es gehen dieſelben bis p. 316. Und da fängt ſich an das

V. Stücke dieſer Etymologiſchen Sammlung; nemlich ein Fragment aus dem Breviario rerum fiſcalium Caroli M. aus einer uralten Helmſtädtiſchen Abſchrift. Es iſt dieſes ſo zu reden ein Inventarium oder Verzeichniß der Dinge, die auf einer Inſel Staphinſere, in einer St. Michaelis-Kirche gefunden worden. Darinnen befinden ſich allerley altdeutſche Wörter unter das Latein gemenget, daraus man ſich die Etymologien vieler heutigen nehmen kan. Z. E. p. 318 ſteht, daß ſie auch gefunden Faldonem ad ſedendum. Herr von Leibniz ſetzt das Wort Faldiſtolium in die Anmerkung und erklärt es ſellam plicatilem ein Faltſtuhl, daher auch das franzöſiſche Fauteil zu leiten ſey. Ferner ſteht p. 319. man hätte formaticos XL. gefunden; das erklärt Herr von Leibniz durch Käſe, die in gewiſſen Formen gemacht worden, und daher komme das Wort Fromage. P. 320. findet ſich das Wort Tyne vor ein hölzernes Gefäſſe, darinn man theils etwas wäſchet, theils, wie Herr Leibniz meynet, den Wein aufbehält; und dieſes leitet er von Tonne her. Allein daß das letztere ſo ſey, dazu ſteht in dem Texte keine Veranlaſſung: Und da dieſes Wort Tyne noch an einigen Orten, wo man Plattdeutſch ſpricht, nur in der erſten Bedeutung, nemlich vor ein Waſchgefäſſe, oder eine runde Wanne gebraucht wird: So muß du Lange, aus dem dieſe Anmerkung iſt, ſich in dem andern geirret haben. Doch auch hiervon kan dieſes genug ſeyn.

Das VI. Stücke hebt ſich p. 335 an, und handelt de Lingua Winidorum Luneburgenſium ex Epiſtola

IV.

Beobachtung der Saamenthiergen und Kleiſter-Aale, von Herrn Friedrich Chriſtian Mahlingen. Aſſeſſorn im königl. Hofgerichte, und Secretär in der däniſchen Canzley; in einem Schreiben an Hrn. Procurator Ledermüllern.

Des Herrn Leuwenhoecks und des Herrn Procurator Ledermüllers Verſuche gaben dem Herrn Aſſeſſor Mahling hierzu Gelegenheit. Er verſuchte es demnach mit der ſtärkſten Vergrößerung eines engliſchen Mikroſcops, ob er oben erwähnte Dinge ſehen könnte? Er nahm den Saamen vom Widder und vom Hahne, und entdeckte zwar ſogleich eine Menge dieſer Thierchen: aber ihre Schwänze konnte er nicht wahrnehmen; weil die ſtärkſte Vergrößerung ſeines Mikroſcops, dieſe Thierchen kaum ſo groß als in der 1. Num. die 2. Figur zeigete. Er brachte alſo dieſes Vergrößerungsglas an das Zuſammengeſetzte; alsdann aber war die Vergrößerung ſo ſtark, daß alles undeutlich ward. Doch bekam er ſie endlich wider Verhoffen, auch mit den Schwänzen zu ſehen.

Der Herr Hofgerichts-Aſſeſſor ſtellte darauf auch einen Verſuch mit den Kleiſter-Aalen an. Er ſchnitt den gröſten unter einer Menge kleinen entzwey, und brachte ihn unter das Vergrößerungsglas. Alsbald erblickte er ſechs kleine aus dem groſſen gekommenen Aale, und drey Embryonen. Sie waren

waren aber von denen, ſo der Herr Procurator Ledermüller abzeichnen laſſen, an Geſtalt verſchieden. Wenn ſie noch lebten, ſahen ſie wie die Figur b. in der I. Num. aus. Die Embryonen aber waren wie die Figuren c. d. e. geſtaltet. In einigen erblickte er auch den jungen Aal. Aus den Aalen, ſo keine Jungen hatten, gieng eine dunkle Materie heraus, wie die Figur f. der I. Num. zeiget. Den Unterſchied der Geſtalt ſchreibt er der verſchiedenen Materie zu, daraus die Kleiſter bereitet worden. Lebendige Junge aber, in dem Leibe der Alten, habe er zur Zeit noch nicht entdecken können.

Die II. Num. ſtellet die Beobachtung der Aale vor, wie ſie der Herr Procurator Ledermüller geſehen: wo er in der Figur g. einen Kleiſter-Aal mit Embryonen, aber ohne lebendige Jungen; und in der Figur h. einen dergleichen Aal mit lebendigen Jungen und Embryonen abgezeichnet hat. In den Figuren i. i. i. i. zeigen ſich die verſchiedenen Gröſſen der Embryonen in dem Leibe der alten Aale, in denen man noch keine Jungen ſehen kann. Die Figur k. bemerket einen ſolchen Embryo, worinnen ein zuſammengerollter Fötus anzutreffen iſt. Die Figur l. iſt ein zerſchnittener Aal mit lebendig ausfallenden Jungen: und m. ſind die verſchiedenen Embryonen. Die Figur n. ſtellet einen zerſchnittenen Aal vor, der weder Junge noch Embryonen ausſtößt, ſondern nur ſeine Speiſe und Säfte von ſich giebt. Dieſer geſchickte Naturforſcher hat dieſe Verſuche ſchon im 1756ſten Jahre angeſtellet.

Eben

Eben derſelbe hat die Froſch-Maſchine verbeſſert, daß man das Glas nicht mit der Hand halten darf, ſondern mit einer Schraube dem Objecte nahe bringen, und davon entfernen kann. Die Figur zeiget, wo bey a. die Seite vorgeſtellet iſt, allwo das Vergröſſerungsglas angebracht wird, und b. ſtellet das Fußgeſtelle vor. c. iſt das in einer Capſel d. eingefaſſete Vergröſſerungsglas. Die Capſel d. iſt an dem Schenkel e. befeſtiget, welcher von der Stellſchraube f. hoch oder niedrig, nahe oder ferne vom Objecte, kann gerichtet werden. Dieſe Stellſchraube iſt bey g. mit drey feinen Schräubgen angeſchraubt, daß es nicht wanken kann. h. h. h. h. ſind vier Löcher, welche von der andern Seite der Tafel durchgehen, worinnen die Zwecken ſtecken, daran der Froſch gebunden wird. Die Figur dazu wollen wir in einem der nächſten Monathe liefern.

Weil dieſe Maſchine ſehr koſtbar ſeyn würde, wenn die äußerlichen Auszierungen ſollten angebracht werden: ſo meynet der Herr Procurator Ledermüller, daß es ein jedes ſimples Bewegen verrichten könnte, wenn nur das Hauptwerk gut wäre. Wir haben hier in Leipzig ſchon dergleichen Maſchinen, von dem großen Naturforſcher, dem Herrn D. Lieberkühn aufzuweiſen, welche zwar ſimpel, aber dennoch ſo bequem eingerichtet ſind, daß man das Vergröſſerungsglas auf ein Haar ſtellen kann.

Ende des Chriſtmonds. 1758.

Erſtes Regiſter

derer in dieſem Theile vorkommenden Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Ueberſetzung einer zärtlichen Ode aus des Rouſſeau II B. 38

Von den Cyclopen, aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften 53

Nachricht von einigen Preiſen für Zeichner und Kupferſtecher 74

Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen aus vielen anſehnlichen europäiſchen Städten des 1757ſten Jahres 79

Von den Daktylen, aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften. 104

Von den Telchinen, eben daraus 116

Vers de Sa Majeſté *le Roi de Pruſſe*, adreſſés à Mr. *Gottſched*. 122

Nachricht von einer unbekannten goldenen Medaille 139. 559

Hrn. Profeſſor Gottſcheds Antwort an Se. königl. Majeſt. in Preußen 141

Orthographiſche Zweifel, über die Wörter gut, und ein Gut 157

Nachricht von einer neuen Ausgabe der poetiſchen Werke Sardievii 160

Von den Kureten und Korybanten aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſ. 172

An Epiſtle to Mr. *Voltaire*, in Answer to his ſcandalous Verſes on *the King of Pruſſia*. 188

Reponſe de S. M. *le Roi de Pruſſe*, à Mr. *de Voltaire* 214

Nachricht und Beſchreibung einer neu erfundenen Maſchine, den Lauf der Trabanten Jupiters vorzuſtellen 229

Nachricht von Herausgebung einiger preußiſchen Geſchichtſchreiber 238

Von den Cabiren, aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften 278

Querela temporum, poema *Ricèteri* ad *Trillerum* 283

Nachricht von der zu Moſcau geſtifteten rußiſch-kaiſerlichen Univerſität 311

Nachricht von den alten herkulaniſchen Schriften 329

Erläuterungen, über die prieſterlichen Familien in Griechenland 353. 441

Be ſchrei-

Erſtes Regiſter

Beſchreibung des Trauergerüſtes der verſtorbenen Königinn von Pohlen Majeſtät 434
Nachricht von einem Werke mit Kupfern 436
Nachricht 478
Der Krieg, eine Ode 538
Schreiben des Hn. Hofraths Madai aus Halle, an den Aufſeher dieſer Monatsſchrift 560
Schreiben vom Herrn Wille an Herrn Fueßli in Zürich 575
Ode an den Frieden 602
Nachricht von einem Verſuche aus Haber Korn und Weizen hervorzubringen 610
Herrn Hofmanns Anzeige von der Verbeſſerung des liebert. Vergrößerungsglaſes 633
Symbolum Euchariſt. Jacobæum, & Poema ad D. *Reiskium* 639
Herrn Schefners Ode auf die Wiſſenſchaften 721
Verſuch über die allgemeine Zeitrechnung der heil. Schrift aus der Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften 739. 801
Poema in Damianum 779
Nachricht, von der Feyer des Geburtsfeſts des königlichen Churprinzen zu Sachſen. 787
Nachricht von einer neuen Auflage der Oeuvres de françois de la Mothe le Vayer 798
Jeanettenruh in Wildenfels, eine poetiſche Erzählung. 835
Beſchreibung des neuerfundenen Univerſalmikroſcopes 880
Herrn Ritters von Paſcal Antrittsrede in der Geſellſchaft der freyen Künſte 886
Antwort Herrn M. Schwabens 890
Hn. Prof. Gottſcheds Aufnahme des Hn. Duc de Galeand 921
Hn. Mahlingens Beobachtung der Saamenthiergen 940

Zweytes Regiſter

derer Schriften, deren Auszüge man hier geliefert hat.

A.

Abbildung, hiſtoriſche, der Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments 367
Adami, Ernſt Daniels, freye Gedanken über das ſeltene und bewundernswürdige an einem zu Landshut gefälleten Buchenbaume 472
l' *Adamo*, overo il mondo creato, Poema filoſofico 5
Allegeriſche Beurtheilung einer jüngſt herausgekommenen Schrift, welche betitelt iſt: Die ſchirpende Grille 71

Zweytes Regiſter.

Arcadum carmina, Pars II. 454
Aufſätze von der deutſchübenden Geſellſchaft zu Wittenberg herausgegeben 465
Avis concernant la continuation des Obſervations periodiques, ſur la phyſique, l'Hiſtoire naturelle & les arts par Mr. Touſſaint 47

B.

Beaumont, Frau Maria von, lehrreiches Magazin für Kinder 547
Berne, Gerard. Joſ. Carmina 694
Boehmii, Jo. Gottlob, de Auguſtino Olomucenſi & patera ejus aurea, commentariolus 665
Bordelons philoſophiſcher Schauplatz, aus dem franzöſiſchen überſetzt, von Joh. Friedr. Mayern 696
Bougeants, Wilhelm Hyacinth, Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges ꝛc. überſetzt von Friedrich Eberhard Rambachen 585

C.

Camerers Johann Friedr. vermiſchte hiſtoriſch-politiſche Nachrichten in Briefen, von einigen Gegenden der Herzogthümer Schleſwig und Holſtein ꝛc. 763
Conſolations dans l'Infortune, Poeme en VII Chants 524
Corpus academicum ſocietatis litterariæ Germano-Benedictinæ, in ſuas claſſes a R. P. Oliverio Legipont diſtributum 873

D.

A ſerious *Defenſe* of ſome late meaſures of the Adminiſtration &c. 203
Defenſe de Mr. Gottſched, ou Epitre a Mr. de Fontenailles, Officier François, par un Officier du Regiment de Picardie 552
Dictionnaire hiſtorique, ou Memoires critiques & litteraires par Proſper Marchand. T. I. 805
——— iconologique, ou Introduction à la Connoiſſance des Peintures &c. 666
——— de la Langue Bretonne &c. par Dom Louis le Pelletier. 245
Doles, Joh. Friedr. Melodien zu C. F. Gellerts geiſtlichen Oden und Liedern 791
Der 46ſte Pſalm von eben demſelben in Muſik geſetzt 793
le *Droit* des Gens, ou Principes de la Loi naturelle & par Mr. de Vattel. 879

Zweytes Regiſter.

E.

de l'Eſprit, par Mr. Helvetius 725
Preface aus dieſem Buche. 848
Eſſai ſur le bonheur, ou Reflexions philoſophiques ſur les Biens & les Maux de la Vie humaine 302
——— d'un nouveau Caractère de Fonte, pour l'impreſſion de la Muſique par Fournier le jeune. 59
An *eſtimate* of the Manners and principles of the Times 85

F.

Fables choiſies miſes en Vers, par J. de la Fontaine. Tom III. 414
Foerſteri, Jo. Chr. diſſertatio academica de notione & demonſtratione doctrinae de mundo optimo &c. 67
Franzens, Joh. Michael, Abriß des Reichsatlas ꝛc. 675

G.

Galuppi, Balthaſare, il mondo alla rouerſa; o ſia le donne che commandaro, Dramma giocoſo per Muſica 795
Gedanken, freye über einige Theile der Kriegskunſt 474
Gerlachs, Fr. Wilh. kurzgefaßte deutſche Sprachlehre 515
Geſchichte des Herrn von Leibnitz, und Verzeichniß ſeiner Werke, aus dem Franzöſiſ. des Ritters von Jaucourt 33
Giannone, Peters, bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapel überſetzt vom Herrn von Lohenſchold 274
Gottſcheds Johann Chriſtoph, Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutſchen Wörter und Redensarten 697
la *Grammaire* Allemande de Mr. le Prof. Gottſched, miſe en Francois par Gottfr. Quand. 225

H.

Haltaus, Chriſt. Gottlob. Gloſſarium Germanicum medii ævi &c. 405
Hanovii, Mich. Chriſtoph. Philoſophiæ civilis, ſive Politicæ Pars III. 819
Hanſens Johann Friedrich, Staatsbeſchreibung des Herzogthums Schleßwig 892
Haushaltungskunſt, die wichtige des menſchlichen Lebens ꝛc. 399
Hertels, Johann Wilhelm, Sammlung muſikaliſcher Schriften 794
Hiſtoire politique du Siecle 424

Hof-

Zweytes Regiſter.

Hofmanns, Joh. Adolf, politiſche Anmerkungen von der wahren und falſchen Staatskunſt 458

——— —— Ueberſetzung der drey Bücher des Cicero von menſchlichen Pflichten. Dritte Auflage 468

Hommels, Carl Ferdin. Reden über Joh. Jac. Maſcovs Buch de Jure Feudorum in I. R. S. 207

J.

Jänkens, Johann David, Lebensgeſchichte D. Johann Baumgartens 267

Iphigenie en Tauride, Tragedie 652

Beſchluß des Auszugs aus dieſer Tragödie 781

K.

Käſtners, Abraham Gotth. Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie ꝛc. 843

Kaufmann der dankbare. Ein Schauſpiel von 5 Handlungen 232

Kinderzucht die ſchöne, aus dem Franzöſiſchen des Hn. Bordelons überſetzt von Joh. Chriſt. Schubarten. 629

Körners, Georg, philologiſch-hiſtoriſche Abhandlung vom Alterthume des böhmiſchen Bergwerks ꝛc. 796

Röſelitzens, Johann Auguſt, dritte Sammlung auserleſener Kanzelreden 637

Kolltitz, Aug. Gottlob Friedr. Gedanken über die Frage: ſind Gelehrte privilegirte Müßiggänger? 218

L.

Lampredi, Joh. Maria, Verſuch einer Geſchichte der Weltweisheit der alten Bewohner Hetruriens ꝛc. 236

Ledermüllers, Mart. Frobenius, Verſuch einer gründlichen Vertheidigung der Saamenthierchen ꝛc. 772

Lettere diverſe, concernenti alla religione naturale, e alla morale Filoſofia de' Criſtiani &c. 495

Lichtwers, M. G. vier Bücher äſopiſcher Fabeln 25

——— ——— Recht der Vernunft in fünf Büchern 94

Lindingers, Johann Samuel, Character denkwürdiger Nationen 855

M.

Mablings, Friedrich Chriſtian, Schreiben an Herrn Ledermüllern 939

Der Mann, eine wöchentliche Sittenſchrift 64

Memoires des Litterature, tirés des Registres de l'Academie Royale des Inſcriptions &c. Tome XXIII. 193. Tome XXIV. 566

Zweytes Regiſter.

O.

P. *Ovidii* Naſonis opera omnia 778

P.

Paulli Maria *Paciaudi* commentarius de athletarum Ku*ſſoreis*. 645

——— commentarius de puteo ſacro agri Bononienſis 617

Pamela, oder die belohnte Tugend, ein Luſtſpiel in drey Handlungen, aus dem italieniſchen des Herrn Goldoni überſetzt 398

M. Accii *Plauti* Comediæ &c. Tom. I. II. III. 462

Principes du Droit de la Nature & des Gens. Extrait du grand Ouvrage latin de Mr. de Wolff, par Mr. Formey 506

Q.

Quevedo, Francisco, Obras escogidas &c. 255

R.

Recueil de Pierres gravées du Cabinet du Roy. Vol. II. 486

S.

Sammlung einiger arabiſcher Sprüchwörter, die von den Stecken oder Stäben hergenommen ſind 705

Süßmilchs, Johann Peter, Gedanken von den epidemiſchen Krankheiten, und dem größern Sterben des 1757ſten Jahres ꝛc. 762

Supplement aux Memoires pour ſervir a l'Hiſtoire de Brandebourg &c. 85

T.

Tempel der Gerechtigkeit 531

Thucydidis Orationes &c. 662

Traité des Pierres gravées par P. J. Mariette 342

——— Tropes, pour ſervir d'Introduction à la Rhetorique & à la Logique par Mr. du Marſais 152

Tragedie di Flaminio Scarſelli 319

V.

Vernunftlehre, als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauche der Vernunft, im Erkäntniſſe der Wahrheit ꝛc. 470

W.

Die neueſte Weltweisheit in Verſe gebracht von Benedict Stay 235

Drittes

Drittes Regiſter der vornehmſten Sachen.

A.

Adam, ein Gedicht 5
Adamas, ſo heißt das Eiſen 120
Akademie der Alterthümer 342. wo ſie ihre Zuſammenkunft hält 342
Alberoni, Abt, deſſen Character 92
Altar des Jupiters 111. des Saturns 812
Angeſtimmtes Triumphlied vieler Geiſtlichen, bey was für Gelegenheit dieſe Schrift verfertiget worden 72
Anghitis, was es bedeutet 285
Araber weißagen mit den Pfeilen. 712
Archigallus, wer dieſer war 178
Archont, König, wen man ſo hieß 360. was ſeine Verrichtungen waren 444. 445. 451. 453
Arkadiſche Schäfergeſellſchaft, wozu ſie eigentlich geſtiftet worden 454. wer ihr Cuſtos ſey 455. Anzahl der Mitglieder 455
Athen, daſelbſt iſt ein Tempel der Rhea 180
Athenienſer, werden gelobet 861
Attes, dieſes bedeutet ſo viel, als Vater 183. 213
Atys, deſſen Todt und Begräbniß 184
Auguſtin, er ſchreibt eine Vertheidigung der Dichtkunſt 169
Auflöſung der alten Schriften, wie ſie geſchieht 339. erfodert viel Zeit 340. iſt ſehr mühſam 340
Aufſchrift auf die metallene Bildſäule des höchſtſeligen Königs von Pohlen Maj. zu Neuſtadt in Dreßden 696
Aydus, ein geweyhter Berg 184

B.

Barditus der Deutſchen, was derſelbe ſey 574
Bauer, er giebt die Reden des Thucydides heraus 662
Beer, Ferd. Wilhelm, deſſen Abhandlung zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geſchichte 572
Befehlshaber in Engelland, ihr Charakter 22
Benedictinergeſellſchaft 873. ihr Stifter 873. ihre Eintheilung in Claſſen 874. ihr Siegel wird beſchrieben 875. wer ihr Vorſteher iſt 876. evangeliſche Gelehrten ſind Mitglieder 876. Mitglieder derſelben die ſchon verſtorben 877

ſtola Georg. Frider. Mithofii. Dieſe Schrift iſt ganz deutſch, und ſehr wohl geſchrieben. Weil ſie nun zum Theil dienen kan, die Sprache unſrer Lausnitziſchen Wenden mit der Mundart der Lüneburgiſchen zu vergleichen: So wollten wir dieſelbe ganz hier einrücken; wenn es der Raum zulieſſe. Wir bemerken nur, daß am Ende derſelben ein ganzes Verzeichniß vieler Wendiſchen Wörter, die vom Deutſchen ganz und gar abgehen, angehengt, auch des Herrn von Sparvenfeld Vergleichung der Sclavoniſchen alten, und neuern Illyriſchen, ingleichen der alten Sclavoniſchen, Crain- und Cärnthiſchen, Böhmiſchen, Polniſchen, und gemeinen Ruſſiſchen, beygefügt ſind, daraus man ſehen kan, wie die vier Töchter von ihrer Mutter abgewichen ſind. Herr von Leibnitz merket an, daß alle dieſe Töchter nicht ſo ſehr von ihrer Mutter abgehen, als die geſammten Töchter der Lateiniſchen Sprache, nemlich die Portugieſiſche, Spaniſche, Franzöſiſche und Italieniſche, von der Ihrigen abgegangen ſind.

VII. Excepta ex Litteris ill. V. Nicol. Witſenii Conſul. Amſtelodamenſis ad G. G. L. In dieſen Briefen antwortet Herr Witſen dem Herrn von Leibnitz auf unterſchiedene Fragen; ſonderlich wegen des Vater Unſers in fremden Sprachen, die ſelbiger verlanget hatte, als z. E. ein Hottentottiſches, Mongaliſches, Kalmuckiſches, welche beyde faſt einerley ſind. Er verſpricht ihm auch ein Samojediſches aus Archangel kommen zu laſſen. Doch weil alle dieſe Dinge nicht zu unſerm Zwecke gehören, ſo übergehen wir ſie mit Stillſchweigen, ſowohl als das

Drittes Register.

Berends, Joh. Andr. Albrecht, deſſen Abhandlung vom Urſprunge und Zulaſſung des Böſen 69
Beynamenwörter 797
Berlin hat ſeine erſten Künſtler nicht aus Paris 189
Bildſäule der Cybele, fällt vom Himmel 187
Bildhauerkunſt, was ſie iſt 667
Bojerowich, P. er macht Anmerkungen zu den Nezettiſchen Gedichten vom Regenbogen und Nordlichte 236
Bonzainville, Herr von, dieſer will den Herodot mit dem Arrian vereinigen 794. ff.
Brebeuf überſetzt die Pharſale des Lucans 42
Breitkopf, der jüngere, erfindet einen Notendruck 66. ff.
Brunn bey Nürnberg, wo er geſtanden 621. wer davon geſchrieben 621
Brunnen, die griechiſchen, wer ſie zuerſt graben gelehrt, 619. ſind in Tempeln 619
Buchdruckerey, kann bey den Sineſern nicht ſeyn, Urſache davon 858
Buchenbaum, in einem findet man Buchſtaben 472. Gedanken davon 472. ff.
Buchſtaben, wie viel die Ruſſen haben 316
Bugenhagen, Joh. D. deſſen Leben beſchreibt Joh. David Jänke. 267
Bürgerliches Recht, was es iſt 382
Büſching, D. verſpricht Erdbeſchreibungen 296

C.

Cabinette von geſchnittenen Steinen, einige Deutſche haben ſchöne 351
Cabiren 271. was Strabo von ihnen ſchreibt 272. wie ſie zu betrachten ſind 272
Carteſianiſche Lehre wird in die Bibel gebracht 6
Celten, wer ihr Vater 246. Cluvers Meynung von denſelben 246. ihre Sprache hat viel gelitten 249. 250
Celtes, Conrad. 166
Ceres, warum ſie die Göttinn des Ackerbaues genennet wird 178
Charakter der newtonianiſchen Weltweisheit 236
Chreſtomathie, über des Plautus Komödien 464. über des Ovids ſämmtliche Werke 719
Chriſtina, Königinn, derſelben Abſchilderung 432
Chronicon Gottwicenſe, wem wir es zu danken haben 246
Commenii Orbis pictus, deſſelben Nutzen 436. ff.
Conring, ein Arzt, lehret die Juriſten 208
la Croze quält ſeine Zuhörer, womit 154

Drittes Regiſter.

Cyclopen, was ſie ſind 55. 56. verſchiedene Arten derſelben 55. ſie ſchmieden Jupiters Waffen 56. wer ihr Oberhaupt geweſen 56. ſie erbauen Feſtungen 56. ihre Beſchreibung .. 57

D.

Daktylen, wer ſie geweſen 105. woher ſie gekommen 106. verſchiedene Arten derſelben 107. ihre Anzahl wird verſchieden angegeben 107. woher ihr Namen komme 115
Daktylus, wer derſelbe geweſen 109
Damien, ein Gedichte auf denſelben 779
P. Daniel, was man demſelben vorwirft 376
Danville arbeitet an einem neuen Atlas 677
Dannewirk, was es iſt 300
Deseignoles Chronologie 195
Deutſche Geſellſchaft zu Königsberg, wer ſie geſtiftet 151 wo ſie zuſammenkommt 152
Deutſche Sprache iſt die Mutter aller Nordiſchen 247
Dichtkunſt, die alte griechiſche 865
Dichter, alte, wofür ſie anzuſehen 718
Dinte, wie ſie bey den Alten war 336
Dieb, ein artiges Schickſal eines 262
Dreyeinigkeit, dieſelbe iſt auf einer Münze ausgedrückt 140
Druiden, ſie unterrichten die Gallier 249
Dunkelheit in der Dichtkunſt, woher ſie entſtehe 871

E.

Edelgeſteine, geſchnittene, der Alten 347
Egyptianiſmus. 111
Einleitung zum 1ſten Buche in Lichtwers Fabeln 27. zum IIden 29. zum IVten 32
Eiſengruben, wer ſie zuerſt erfunden 797
Eliſabeth, Königinn in Engelland, reitet in die Kirche 17
Empedokles hat die Naturlehre in Verſen beſchrieben 33. 94
Ende, Joh. Joachim Gottlob am, Beurtheilung des Satzes von der beſten Welt 625
Endymion, wer er war 114
Entwurf zu einer Sprachlehre 254. ff.
Epimeletes, wer derſelbe war 450
Erdbeſchreibung, eine vollkommene zu machen, welches die Mittel darzu ſind 893
Eugen, deſſen Ruhm 92
Euterpe, falſche begriffe von derſelben 533
Evoi, die Bedeutung dieſes Worts 181

Drittes Register.

F.

Fabeln, die geraubte Fabel 28. Probe einer Fabel aus Hrn. Lichtwer 30. aus dem Fontaine 420
Falconet, dieser schreibt von dem Steine der Mutter der Götter 201
Familie, wie dieses Wort zu nehmen ist 365
Fecialen, wer sie waren 382. ihr Recht 382
Formalnätzen, welche sie waren, das Priesterthum bey den Alten zu genießen. 364. ff. 366. 443. 444
Franzosen, die heutigen sind deutscher Abkunft 179. ihre Sprache hat viel celtische Wörter 251
Freret, desselben Abhandlung von Orakeln 200. von Ueberschwemmungen Griechenlands 200
Frankenreich, das wahre, ist in Deutschland 892. f.
Friedrich Wilhelm, König in Preußen, wenn er gebohren ist 86. seine Aeltern 86. wenn er zur Regierung gekommen 86. sein Charakter 87. welches sein größtes Leb sey 93
Frostige, das, in der Schreibart, was es ist 870

G.

Gärtner, er erfindet eine neue Maschine zu den Trabanten Jupiters 229
Galuppi verspricht eine Oper 796
Geburt Christi, wo ein Gedicht auf dieselbe zu finden 456
Geburts- Trauungs- und Todtenverzeichniß von Moscau und St. Petersburg 318
Geinoz Vertheidigung Herodots 199
Geist der Freyheit ist noch in England 16
Gelehrte, was zu einem gehört 224. ob sie privilegirte Müßiggänger sind? Gedanken davon 218
Gemälde, alte herkulanische 329
Gesang vom Pulte, wo er übersetzt zu finden 390
Geschichte der Meder ist dunkel 194. des Alten und N. Testaments, Abbildung davon 367. des Königreichs Neapel, sie bestreitet die römische Hierarchie 278. wird in viele Sprachen übersetzt 278
Geschlechtstafel der Vögel, wer sie verfertiget 478
Gesellschaft der freyen Künste, feyert des königl. Churprinzen Hoheit Geburtsfest 790. ernennt neue Mitglieder 790
Gianonne, wer er gewesen 275
Giberts Beobachtung über die Chronik von Paros 197
Gleichgültige Wörter sind nicht leicht in einer Sprache zu finden 698

Glück,

Drittes Register.

Glück, das durch die Vernunft geleitete des Quevedo 259
Glückſeligkeit, die menſchliche, der Begriff davon iſt bey den Alten mangelhaft 305. worinnen ſie eigentlich beſtehe 305. die philoſophiſche, was ſie iſt 497. 503
Glückwunſch, des Conrad Celtes an die Stadt Olmütz wegen der Geburt ihres Auguſtins 166
Goldoni, die Verdienſte deſſelben um die Schaubühne 392
Gomer, wer er geweſen 246
Gottſched, muß des Königs in Preußen Maj. aufwarten 123. 142. mit ihm unterredet ſich der König 122. 143. er erhält ein Sinngedicht von dem Könige 124. hat keine Abſchriften davon ausgebreitet 127. deſſen Erklärung darüber 137. 138. überreicht dem Könige perſönlich die Antwort 142. erhält von dem Könige eine goldne Tabatiere 143. hat nicht an Voltairen geſchrieben 389. muß orthographiſche Zweifel beantworten 157-160. deſſen Sprachkunſt wird in das franzöſiſche überſetzt 225. giebt Hoffmanns verdeutſchte Bücher von Pflichten heraus 468
Gothiſche Reich, wie groß es geweſen 926. f.
Griffel (Stylus) der Alten, wie er ausgeſehen 337
Grund öffentlicher Trübſalen hat man in der ſchlechten Aufführung einiger Privatleute geſuchet 16
Gut, wie es zu ſchreiben 138

H.

Haber, aus demſelben wächſt Korn und Weizen 610-613
Haltaus, deſſen Leben 406. ff.
Hamburg iſt das deutſche Amſterdam 459
Hartknoch, deſſen Peter von Duisburg 238. derſelbe iſt fehlerhaft 238
Hauptbild, was daſſelbe in Kilians Bilderbibel für Fehler hat 372
Hauptregel des Naturgeſetzes, welche es iſt 98
Helden, die größten waren auch die gelehrteſten Männer 22
Heldenmuth, worinnen derſelbe in älteſten Zeiten beſtanden 358
Hellener wer ſie geweſen 199
Helgoland, eine Inſel, wie ſie beſchaffen 755. wie ſie ſonſt genennet worden 756. woher ſie ihren Namen hat 757. derſelben Lage 758. Einwohner 759. Sprache 760. Kirchengeſchichte 755
Hemming 501

Drittes Register.

Herculanische Schriften, Nachricht davon 325
Hermesianax, ein Dichter 284
Herz, D. S. J. dessen Zeichenbuch 77
Heuschrecken machen die Mark heim 763
Hilaria, ein römisches Fest, wenn es gehalten wurde 185
Hindernisse der guten Kinderzucht, welche es sind 630
Hogwarth schrieb von der Natur des Schönen 19

J.

Jänke, Joh. David, wie derselbe in den Wolfischen Streitigkeiten heißt 269. sein Leben 269. ff.
Jahr, das 1757ste ist ein höchst epidemisches 762. 763
Jahrszettel, berlinischer 765
Jaucourt, Herr v. derselbe giebt des Hr. Bar. v. Leibnitz Theodicee heraus 31
Jeanettenruh in Wildenfels, eine poetische Erzählung 835
Iphigenia, ein Trauerspiel, was an demselben zu erinnern ist 786
Junge Leute zu zeitig in die Welt schicken, ist schädlich 17

K.

Kabiren, was sie sind 58
Kantemir, Prinz, derselbe übersetzt die Fenelonischen Gespräche von mehr als einer Welt in die Rußische Sprache 317
Kaufmann, der dankbare, was in diesem Lustspiele versehen ist 235
Kinderzucht, warum Herr Bordelon sein Buch die schöne genennet hat 630. ff.
Kindesannehmung, was davon zu merken ist 363
Kirchendiener, ihre Verderbniß in England 83
Klein, Jac. Th., dessen Geschlechtstafel der Vögel 480
Köhler, dessen Buckhardisches Münzkabinet 560
König in Preußen, derselbe kömmt zu Leipzig an 123. 142. wovon er sich mit Prof. Gottscheden unterredet 123. 142
Könige der Stämme bey den Athenienſern, wer sie waren 435
Königinn der Opfer, wer so geheißen 360
Kog, was man so nennet 298
Kopernicanischer Weltbau, mit demselben wird das Römische Reich verglichen 210
Korybanten, dieselben werden beschrieben 174
Krankheiten epidemische, Gedanken davon 762

Drittes Regiſter.

Krates, was er gewünſchet 631
Kriegsgerichte, warum daſſelbe der Stab heißt 709
Kriegskunſt, derſelben Nutzen 474
Kuppler, wie es einem geht 263
Kureten, wer ſie ſind. 179

L.

Laſcaris, was derſelbe für Bücher drucken laſſen 332
Laſter, machen die Menſchen unglücklich 306
Leben iſt ein groſſes Gut 304
Lehnrecht, was daſſelbe iſt 208. iſt eine deutſche Erfindung 209. Lehnrechtsgelehrter 208
Leibnitz Baron v. Geſchichte deſſelben und Verzeichniß ſeiner Werke wird aus dem franzöſ. des Jaucourt überſetzt 33
Leo der 10te, Pabſt, liebt und befördert die Künſte 527
Lippert, derſelbe hat ſchöne Steinkabinette 344
Lipſius, Juſtus, von ſeiner gezwungenen Schreibart wird ein Urtheil gefället 35
Liſte der Krankheiten, daran in Berlin die Leute am häufigſten ſterben 770
Logik, eine groſſe iſt ein Uebel 471
Longepierre, Abt, derſelbe überſetzt Anakreons Oden 42
Longobarden, woher ihr Namen kömmt 212
Lord Groß-Steward, wer derſelbe iſt 740
Loredan, derſelbe legt der Erde eine Schamröthe bey 9
Lucrez, derſelbe hat die Naturlehre in Verſen beſchrieben
Luſtrum, römiſches, was es iſt 198
Lykurgus, der Redner 448
Lykophron 448

M.

Madai, Hofrath, Schreiben deſſelben an den Aufſeher dieſer Monatsſchrift 560
Mährchen des Almeidani 712
Maler, ein geſchickter, ſtirbt in eines Königs Armen 577
Malerey iſt eine ſtumme Poeſie 673
Marbodäus, derſelbe ſchreibt von koſtbaren Steinen 350
Marſais, wenn er geſtorben 153. wo ſein Leben zu finden ſey 153
Marſchländer, wie dieſelben in Anſehung des Feldbaues beſchaffen ſind 298
Maſchine die alten Schriften aufzulöſen wird beſchrieben 338

Drittes Regiſter.

Mazocchi, was derſelbe zu beſorgen hat 341
Medaille, Nachricht von einer unbekannten geldnen 139. 559
Melot, derſelbe ſchreibt von Abwechſelung des Handels der brittiſchen Inſeln 200
Menzikof, wer derſelbe vor ſeiner Erhöhung geweſen 90
Metroa, was ſo heißt 180
Millers Jo. P. Ausgabe des Plautus 462
Monatlſchriften, die pariſer ſind theuer 52
Müller, ſein Tempel des guten Geſchmackes 223
Muſik, wird gelobet 18. muſikaliſche Schriften 795
Mytilenier, dieſelben halten es für die größte Strafe, das Leben in Unwiſſenheit zuzubringen 617

N.

Nationalverſammlungen, dieſelben ſind Auftritte von Aergerniſſen und Meutereyen 21
Naturrecht, daſſelbe iſt eine Wiſſenſchaft von weitem Umfange 509
Nauſikaa. Prinzeßinn, ſie lehret tanzen 648
Nauze, de la, deſſen Abhandlung von dem alten Lehrgebäude vom großen Weltjahre 198. vom Unterſchiede zwiſchen den Pelaſgern und Hellenern 199
Newtoniſche Weltweisheit, ſie wird in Verſe gebracht 235
Numiſmatiſche Paläographie 568

O.

Obrigkeiten, dieſelben müſſen Gerechtigkeit beobachten 821
Oden, an den Frieden 601. an denſelben, aus dem Rouſſeau 606. an den Krieg 538. wo auf die Gottesgebährerin eine zu finden 456. auf ein Mädchen, als eine Probe aus den arkadiſchen Schäfergedichten 457. auf die Wiſſenſchaften 734. an eine junge Witwe 44
Odoaker, König, derſelbe theilt die römiſchen Aecker unter ſeine Soldaten 210
Oelrich, er edirt Jänkens Lebensgeſchichte des D. Bugenhagens 267
Olmützer Gelehrte werden erzählt 167
Orleans, Herzog von, Charakter deſſelben 92
Otia Martis 695

P.

Pallas, die reiſende und correſpondirende 78
Paraman, wer ſo heißt 114

Drittes Regiſter.

Parodie, eine des Sinngedichts Sr. Preuß. Maj. an Prof. Gottſcheden 129. deutſche Ueberſetzung derſelben 130. engliſche Ueberſetzung 132
Patera, woher der Namen gekommen 171
Pelaſger, wer dieſe waren 199
Pelletier, deſſen Leben 254
Pelops 114
Petauriſten, wer ſie waren 651
Philodemus ein alter Schriftſteller 330
Philoſophie, wo ſie in Anſehen kömmt 47.
Plinius, der ältere, derſelbe ſchreibt vom Steinſchneiden 350
Poeſie, ſie iſt eine Lehrerinn aller Welt 30
Poet, was einem begegnet 264. ſie trinken gerne 175
Pommerland, das gelehrte 267. Pommern, gelehrtes 271
Φαρμὰκα, wie dieſes zu überſetzen 364
Phrygier, was dieſe heißen 247.
Preiſe, Nachrichten von einigen für Zeichner und Kupferſtecher 74
Prieſter, des Vulcans können Schlangenbiſſe heilen 59. werden ſehr verehret 362
Prieſtertbum, daſſelbe iſt in erſten Zeiten ein Leibgedinge des Adels 361
Prieſterfamilien zu Athen ſind nicht erblich 446.
Probe aus dem Buche de l'Eſprit 849

Q.

Queuedo, Villegas 255. deſſelben Leben 255. Lob 257. Schriften 258

R.

Racine, hat die Religion beſungen 526
Raphael, Lob dieſes Künſtlers 581
Rapin, ſchreibt vom Wohlſtande 465
Rath zu Rom, wo er ſeine Verſammlungen hält 536
Rechtswiſſenſchaft, woher ſie fließt 310
Regent, er muß für die Religion ſorgen 820
Regiſter, welches man das gemeine nennte 367
Reichsatlas, Abriß deſſelben 675. Erinnerung dabey 682
Religion, bey den Engländern ſcheint ſie auf den Deismus abzuzielen. 20. wer die Religionsverfolgung in Gallien vorgenommen 573
Renel, Abt, er überſetzt Popens Verſuch vom Menſchen 42
Rhea, wer dieſe war 182. ihre verſchiedenen Namen 184

Ringe,

Ringe, warum Homer derſelben gar nicht gedenket 347.
Rochefoucault, ſeine Meynung, daß alle Menſchen höchſt laſterhaft ſind, wird wiederlegt 308
Romanus Julius 581.
Rouſſeau, Ueberſetzung einer zärtlichen Ode aus demſelben 38
Ruhm großer Männer breitet ſich erſt nach dem Tode aus 379

S.

Saamenthierchen, wer davon geſchrieben 775. wer ſie nicht einräumen will 776
Sabacius, wer er war 183
Saboi, die Bedeutung dieſes Worts 182
Sachſenſpiegel, wann dieſes Buch geſchrieben worden 208
Samaritiſche Münzen, wo man welche antrifft 569
Scaliger, derſelbe warnet vor des Lipſius Schreibart 37
Schaubühne des C. Scribonius Curio 202
Schauplatz, philoſophiſcher des Herrn Bordelons 686
Schickſal vieler Bücher hängt von der Zeit ab 586
Schlegel, derſelbe hat die Ode an das Glück aus dem Rouſſeau überſetzet 43
Schleſier, ſie haben eine ſcharfe Ausſprache 159
Schleßwig, deſſelben Lage 297. Einwohner 300
Schriften, eine wird in Paris verbrannt 725. alte herculaniſche, wo man ſie gefunden 325
Seſoſtris 179
Siegelringe der Alten 347
Sigismund, König in Pohlen, womit derſelbe den kaiſerlichen Bothſchafter beſchenket 171
Sinngedichte, auf die Abreiſe der Dauphine aus Sachſen 695. auf den Tod des Cardinals Fleury 696. auf den Prof. Gottſched von Sr. Preuß. Maj. 128. daſſelbe holländiſch, 131. engliſch von Herrn Sowden 132. ff. deutſch von Herrn Reicheln 397. vom Baron v. Schönaich 135. von einem Ungenanten 136. lateiniſch 395. falſcher Abdruck davon 393. Herrn Prof. Gottſcheds kurze Antwort darauf 126. weitläuftigere 144. auf einen Jüngling, den die Würmer gefreſſen 697
Sittenlehre, dieſelbe iſt ein unermeßliches Feld 64
Sonnenſchmid, Paſtor, wann derſelbe geſtorben 313
Sprache, altdeutſche, iſt zur Erlernung des Lehnrechts nöthig 209. britanniſche iſt noch vorhanden 245. celtiſche iſt ſehr alt 246. Sprachen ſind Dienerinnen der Wiſſenſchaften, 224

Drittes Register.

Stab, was derſelbe auf Arabiſch heißt, 706
Stärke einer Nation, worinne ſie beſtehe 21
Stein, der Mutter der Götter 201
Steinſchneiden, woher es ſeinen Urſprung genommen 345 ff. deutſche Künſtler hierinnen 349. die franzöſiſche Steinſammlung iſt eine der beſten 485
Stieler Caſpar, deſſen Sprachſchatz 158
Steſimbrotus von Thaſos 115
Stoiker, die Meynung derſelben vom höchſten Gute wird widerlegt 497
Strabo, ſeine Geographie 53
Straßenräuber, in Engelland ſind ſie nicht gar zu grauſam 16

T.

Tanzen, daſſelbe iſt bey den Alten im Schwange geweſen 646. wird in Claſſen eingetheilet 647. der Korybanten wird beſchrieben 175. desgleichen der Salier 174
Tartarus, Beſchreibung deſſelben 113. 119
Telchinen, Bedeutung dieſes Namens 118. wer ſie ſind 116. ff. woher ſie gekommen 117
Tempel der Rhea 180
Theſeus iſt der erſte Erbauer von Athen 355
Todtenliſte, 767. eine Berliniſche vom Anfange des 1758. Jahres 771
Torferde, daraus wird Salz geſotten 299
Toſcaner, ſie lieben die Wiſſenſchaften 236
Touſſaint, deſſen Tractat von Sitten 47
Tractat von der Glückſeligkeit iſt unter der Preſſe 531
Trauergerüſte der hochſeel. Königinn von Pohlen Maj. wird beſchrieben 434
Trinkſchaale, eine koſtbare des Auguſtins von Olmütz, wo ſie bewahret wird 165
Tropen, derſelben Erkäntniß iſt nützlich 153
Tugend, was ſie iſt 497

U.

Uladiſlaus, König in Ungarn, iſt ein Gönner der Muſen 168
Umbilicus, was dieſes bey den Alten war 328
Univerſalmikroſcop, Beſchreibung deſſelben 880
Univerſität, kaiſerl. rußiſche zu Moſkau, wer ſie geſtiftet 312. öffentliche Lehrer daſelbſt 312. außerordentliche Lektoren 313
Unſterblichkeit der Seele 201
Urſachen, des 30jährigen Krieges 587. der Ungleichheit der Geiſter, wo ſie zu ſuchen 853

VIIIte Stücke, darinnen eben das Vater Unſer und andre ſolche Stücke des Catechiſmi, nemlich die zehn Gebothe, und der Glaube in allerley Sprachen mit einer Holländiſchen Uberſetzung vorkommen. Dieſes alles geht bis p. 384. Hierauf folgen zum

IX. Signa ſecundum ordinem Ciſtercienſium, per quae unusquisque monachus valet ſignare alii ſine loquela. Es iſt dieſes ein alphabetiſches Regiſter von ſehr vielen lateiniſchen Wörtern, nebſt gewiſſen dazu gehörigen willkührlichen Zeichen, vermittelſt welcher man dem andern, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Gedanken entdecken kan; wenn man gewiſſe Bewegungen mit der Hand und den Fingern machet. Am Ende ſteht eine Ermahnung an die Mönche, ſich derſelben fleißig zu bedienen. Hierauf folgen eben dergleichen Zeichen, die vormals im Kloſter Lockum im Gebrauche geweſen, und zwar noch im Jahr 1577 bey des Abts Johann Heimanns Zeiten. Dieſe Schrift enthält 145 ſolche verſchiedene Regeln, die wir nebſt dem Spaniſchen Anhange, das Abc einem Stummen durch Zeichen zu lehren, vorüber gehen. Pag. 405 ſteht noch ein altes Geſetz Ludewigs und Lotharii der Kayſer, mit einer deutſchen Uberſetzung, die in einer Abſchrift der Cathedral-Kirche zu Trier befindlich iſt. Es fängt ſich ſelbiges ſo an: *That ein jouuelihc man frier geuualt have, ſo vuar ſoſe er vuilit, ſachun ſinu cegevene.* De homine libero, ut poteſtatem habeat, vbicunque voluerit res ſuas dare.

X. Endlich beſchließt dieſe ganze Leibnitziſche Sammlung Regiſtrum antiquum bonorum Eccleſiæ Prumienſis cum explicatione rerum & verborum

Drittes Register.

V.

Vanſelow ſchreibt das gelehrte Pommern 271
Vaſa murrhina 202
Verdeutſchung des königl. Preuſſ. Schreibens an den Herrn von Voltaire 216
Vergrößerungsgläſer, leuwenhöckiſche, wo ſie beſchrieben werden 778. leberkühniſche 633
Versart, wenn die politiſche entſtanden 865
Völkerrecht, es giebt ein natürliches 381. die Römer vermiſchten es mit dem Naturrechte 381. was es eigentlich iſt 382. 387. was viele darunter verſtehen 380. was Grotius davon hält 382. worinnen Hobbes im Begriffe davon geirret 384. wer ein beſonders Lehrgebäude davon aufgeführet, 385
Vorurtheil, im Unglück misvergnügt zu ſeyn, wird widerlegt 527
Vota ad Galliam 781

W.

Wahl der Prieſter, wie ſie in Athen geſchehen 453
Wallenſtein, deſſen Charakter 588 ff.
Weizenſtock von 20. Aehren, wo er gewachſen 614
Welt, was ſie iſt 69. ein Beſchreiber derſelben muß das Staatsrecht verſtehen 678
Werkzeug, was die Alten für eins beym Schreiben brauchten 336
Wernsdorf, Gottlieb, er ladet zu fünf feyerlichen Reden ein 863
Wille, Schreiben deſſelben an Herrn Fuißli in Zürich 575
Wörterbuch, Nachricht von einem bretonniſchen 245. Friſchens 158. was an demſelben fehlerhaft 252. Urſachen davon 254. Auszug von einem hiſtoriſchen 805. plautiniſches, kömmt nicht zu Stande 464. des Rivola 116
Wohlthätigkeit, Trieb darzu iſt denen Menſchen angebohren 358
Wolf, Herr Baron v. deſſen Grundſätze des Natur- und Völkerrechts 507
Wucherer, was einem begegnet iſt 263

Z.

Zaluſky, Graf von, er will die Gedichte des Sarbievius herausgeben 160
Zeitrechnung, Verſuch über die allgemeine der H. Schrift 739. ff.
Zittau, ein Gedicht auf deſſen Ruinen 466
Zwola, Johann 867

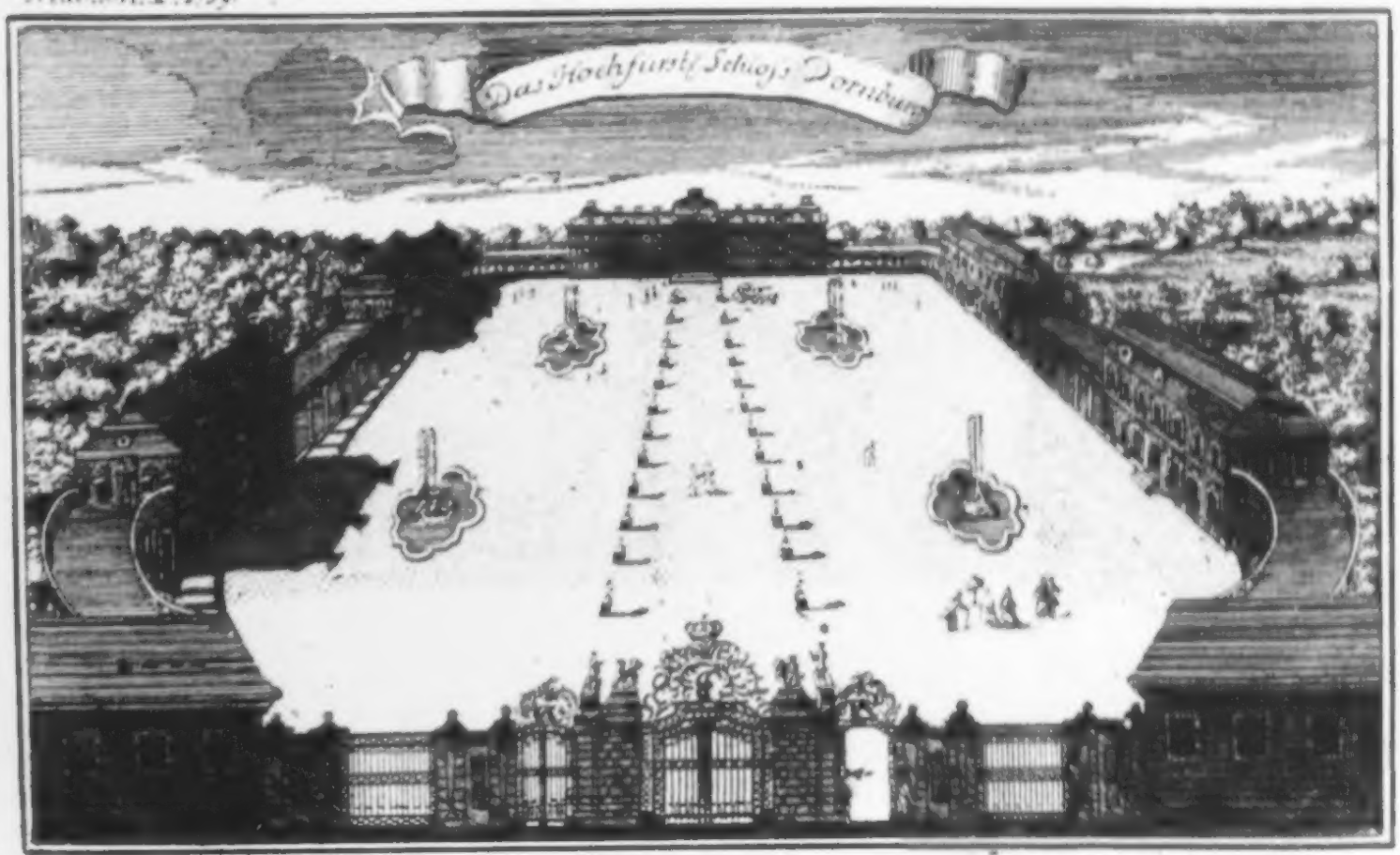
Das Hochfurstl. Schloss Dornburg

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Wintermond 1759.

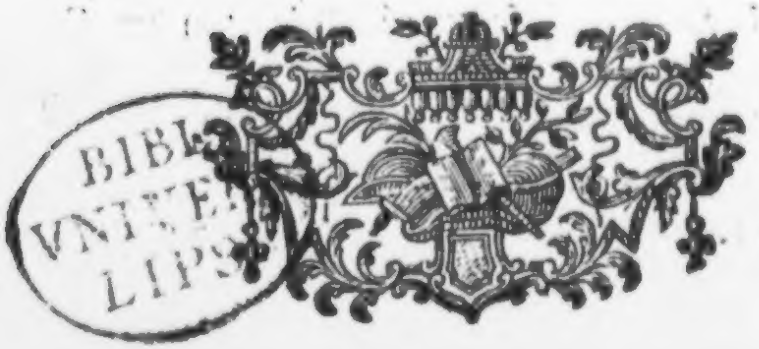
BIBL
VNIVE
LIPS

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1759.

Inhalt.

I. Hrn. Hofrath Lenzens historisch-genealogische Vorstellung des hochfürstl. Hauses Anhalt.

II. Fortsetzung und Beschluß der jüdischen Dynastien.

III. Kurze Untersuchung des Ursprungs der Verzierungen ꝛc.

IV. Hrn. Laurentii Beyträge zur Historie des deutschen Kriegswesens.

V. Das 28ste Hauptstück aus dem III. Disc. des neuen Buches de l'Esprit: Von den Eroberungen nordischer Völker.

VI. Nachricht von einem physikalischen Werke.

VII. Rousseau Citoyen de Geneve à Mr. d'Alembert de l'Academie françoise &c.

VIII. Hrn. Freytags Nachricht von einem deutschen Maittaire.

IX. Hrn. D. Hofmanns Nachricht von dem Cometen.

X. Anfrage, aus der Dresdn. Anzeige. und die Antwort darauf.

XI. Eine Fabel.

XII. Verzeichniß vieler Gebohrnen und Gestorbenen des 1758sten Jahres.

I.

Samuel Lenzens Beemannus enucleatus, ſuppletus & continuatus, oder hiſtoriſch-genealogiſche Vorſtellung des hochfürſtl. Hauſes Anhalt, und derer davon abſtammenden Markgrafen zu Brandenburg, Herzoge zu Sachſen, und Sachſen-Lauenburg. Mit vielen Kupfern. Köthen und Deſſau, in der Körneriſchen Buchhandlung 1757. Fol.

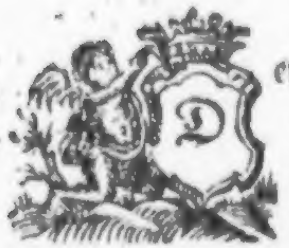

Der berühmte Hr. Hofrath Lenz, ein Mann, dem die teutſche Geſchichte auf mehr als eine Art verbunden iſt, liefert uns hier ein wichtiges Werk. Es betrifft eins der älteſten und anſehnlichſten Fürſtenhäuſer von Deutſchland, und ſetzet die Hiſtorie deſſelben in ein beſſeres Licht, als ſein Vorgänger, der gelehrte Bekmann zu ſeiner Zeit thun können. In der kurzen Vorrede beruft er ſich auf ſeine vorhin ſchon bekannte Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Soviel an ihm gelegen, hat er das Seine redlich dazu beygetragen, daß die Hiſtorie ihre Richtig-

keit und Gewißheit behaupte. Er fodert einen jeden auf, ihm zu beweiſen, daß er entweder odiosa, die mit der Sache nicht wirklich verknüpfet geweſen, aus unzeitigem Kützel herbey gezogen; oder die wahre Beſchaffenheit der Begebenheiten, aus Niederträchtigkeit und Blödigkeit, ſelbſt, und eigenmächtig vorgeſtellet habe. Ein ausführliches Leben und eine Nachricht von den Schriften des Hrn. Hofraths giebt dieſem Werke, wie ſein Kupferbild, einen vortheilhaften Zuſatz. Und eine Zueignungsſchrift an XV. fürſtliche Häupter dieſes durchlauchtigen Hauſes, deren Bildniſſe es auch liefert, eine beſondere Zierde.

Das I. Cap. hebt von den älteſten anhaltiſchen Herren am Harze, und Grafen zu Ballenſtädt an, und geht bis auf Albrecht den Bären. Was davon **Baſſe**, **Brotuff**, **Schwanberger**, **Milagius**, **Layritz**, **Reußner**, **Rittershuſius**, **Spener**, **Knauth**, **Beckmann**, **Lucä** und **Hübner** geſchrieben haben, findet ſich hier im Auszuge beyſammen. Beckmann hat dieſe Geſchichte in die dunkle, fabelhafte Heldenzeit, und hiſtoriſche Zeit abgetheilet. Die erſte läßt der Hr. Hofrath Lenz fahren, weil es ihr doch an einem ſattſamen Grunde fehlet. Von der zweyten Periode haben **Brotuff** und **Schwanberger** bey **Bernthobalden**, einem Sohne Hathugaſts, den Anfang gemachet. **Adam von Bremen** gedenket des letzten zwar: daß er aber den Bernthobald zum Sohne gehabt, der im 524ſten Jahre Chriſti 9000 Sachſen dem Könige Hermanfried in Franken,

ken, wider die Thüringer zu Hülfe geführet, steht in der angeführten Stelle Adams nicht. Unser Hr. Hofrath, der überall Gewißheit suchet, ist also mit diesen und einigen folgenden Puncten nicht allerdings zufrieden.

Bernthobald der III. ist beym Paul Aemil Du Chesne, und andern französischen Schriftstellern, unter dem Namen Berthar, zu finden. Er hat einmal in einer Schlacht Dagoberten, Königs Chlotars zweytem Sohne, den Helm herunter geschlagen, und zugleich ein Stück Haut mit den Haaren vom Kopfe weggehauen; welches dieser seinem Vater zugeschicket, und um Hülfe gebethen. Nec levis erat ictus, saget Kranz in seiner Chronik. Darauf ist Chlotar bis an die Weser gekommen, hat Bernthobalden geschlagen, und keinen Sachsen am Leben gelassen, der länger als sein Schwert gewesen. Die Besiegten mußten darauf den jährlichen Tribut von 500 Ochsenhäuten geben. Dieß zeiget den Charakter der damaligen Zeiten.

Wir können hier den Faden der ganzen Geschichte unmöglich verfolgen, und wollen nur eins und anders anmerken, das der Hr. Hofrath selbst entdecket hat. Auf der 15ten Seite am Ende des 22sten §. wird eine Adelheid angemerket, die als eine anhaltische Wittwe, eine römische Kaiserinn geworden, und zwar im XI. Jahrhunderte. A. d. 18ten S. gedenket er einer Sammlung von alten Urkunden, die Hr. D. und Bürgerm. Hofmann in Sangerhausen zum Drucke fertig liegen hat; die

es wohl werth wäre, ans Licht zu treten. Im zweyten Hauptstücke prüfet der Hr. Hofrath Lenz die Eccardische Ableitung des anhältischen Hauses. A. d. 29sten S. hat der Hr. Hofrath wider Gundlingen ganz recht, daß das Liplic beym Ditmar, unstreitig Leipzig sey. Nicht nur 1472, ist es noch Lipzk, und 1493 Leips geschrieben worden, sondern noch im Anfange des XVI. Jahrhunderts, findet man in lateinischen Schriftstellern Lips, und Lipsk; wovon wir viele Zeugnisse anführen könnten.

Im III. Hauptstücke wird von Albrechten dem Bären, als dem Stammvater der einen Linie der Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg gehandelt. Hier fängt es an in der anhältischen Geschichte Licht zu werden. Den Zunamen Ursus zwar hat er sich selbst niemals gegeben; aber wohl Adelbertus Marchio, auch wohl Brandenburgensis. Er war indessen stark von Leibe, und groß von Gewalt. Man hat auch schon vor ihm Fürsten mit solchem Zunamen gehabt, z. E. ein Elicus Ursus, imgleichen ein Albertus II. und VII. die beyde Ursi geheißen. Um eben die Zeiten ward Heinrich, Herzog zu Sachsen, der Leu genennet. Oft kam es daher, daß die Fürsten solche Thiere in ihren Schilden führten, um einander zu trotzen: daher denn die Geschichtschreiber ihnen solche Beynamen gaben.

Albert der Bär war, als der jüngste Sohn Ottens des reichen, 1106 oder 1107 gebohren. Der Freyherr von Gundling hat sein Leben ausführlich beschrieben, welches er aber unvollkommen hinterlassen.

terlassen. Dessen Arbeit machet sich der Hr. Hofr. Lenz zu Nutze, so weit sie langet. Er hat sich für Herzog Lotharn zu Sachsen erkläret, und sich mit ihm 1124 nach der Lausitz begeben, auch dieß Markgrafthum auf eine Zeitlang bekommen; ist 1226 bey Chlumetz in Böhmen gefangen worden, u. 1127 mit dem Kaiser nach Bamberg gegangen; hat im folgenden Jahre die Meklenburger zum Christenthume bekehren, und dieses im Brandenburgischen und Havelbergischen wieder herstellen helfen; ist in demselben Jahre dem Kaiser an den Rhein zu Hülfe gezogen; hat 1129 Speyer mit erobern helfen; hat 1130 die Lausitz durch einen kaiserlichen Rechtsspruch wiederum verlohren; nachdem er Markgraf Uden von Stade bey Aschersleben geschlagen hatte. Im folgenden Jahre war er mit bey der Kaiserkrönung zu Lüttich, und stund dem Kaiser zur Seite, erhielt auch in eben dem Jahre die Mark Brandenburg. Im 1132. Jahre that er mit den Zug nach Italien; nachdem ihn der Kaiser, da er kaum 26 Jahre alt war, an den heiligen Bernhard geschicket hatte. Er war mit bey der Belagerung von Monza, wohnte daselbst der lombardischen Krönung bey, und gieng mit nach Rom. Hier verlieh ihm der Kaiser die alte Mark, die durch Conrads Tod erledigt war. Er begleitete den Kaiser zurück nach Bamberg und Halberstadt, wo er mit der alten Mark belehnet ward. Hierauf nahm er auch den Strich der Mark, von der Havel bis nach Wittenberg an der Elbe, gegen die Wenden in Besitz. Im 1136.

rum autore Caeſario Heiſterbacenſi. Es iſt dieſes ein weitläuftiges Schreiben dieſes Cäſarii, geweſenen Prumienſiſchen Abts, an Friedrichen, wirklichen Prumienſiſchen Abt. ... Wie aus p. 410 erhellet, ſo iſt ſelbiges im Jahr 1200 und etliche zwanzig geſchrieben worden. Er bemüht ſich in ſeinen Gloſſen, etliche alte Wörter eines Buches zu erklären, darinn die Rechte und Einkünfte ihres Kloſters enthalten waren. Dieſes alles ſcheinet uns auch ſo merkwürdig nicht, daß wir unſern Leſern mit einer längern Nachricht davon beſchwerlich fallen ſollten: ob wohl freylich hier und dar verſchiedene Etymologiſche Anmerkungen vorkommen, die nicht gänzlich zu verachten ſind. Wir laſſen es alſo bey dem bisherigen bewenden, und rathen es nochmals allen Liebhabern ihrer Mutterſprache, dieſes Leibnitziſche Werkchen mit vieler Aufmerkſamkeit durchzugehen und ſich bekannt zu machen.

VII.

Critiſche Unterſuchung des Worts Bidermann.

DEr deutſche Nahme Bidermann hat mir ſchon vorlängſt einer genauern Unterſuchung würdig geſchienen, als diejenige iſt, welche auch die gröſten Sprachkündiger angeſtellet. Allein man bürde mir deßwegen nicht auf, daß ich mich vor erleuchteter und ſcharfſichtiger halten wolle, als ſolche zum Theil ſehr angeſehene Männer. Ich will mit meinen Muthmaſſungen, dergleichen die Etymologiſchen Unterſuchungen faſt alle ſind, an keinem zum Ritter werden,

noch

Jahre gerieth er mit einem obotritischen Prinzen Pribislaus, bey Potsdam in ein Treffen, darinn dieser den Kürzern zog, und sich mit der Flucht retten mußte; worauf sich Albert auch in der Prieg-nitz festsetzte. Er zog in eben dem Jahre nochmals mit dem Kaiser Lothar nach Italien, und fiel abermal bey seiner Rückkunft den Wenden über den Hals.

Als Kaiser Lothar auf seiner Rückreise aus Italien gestorben und Conrad der III. aus Schwaben zum Kaiser erwählet worden, machte Markgraf Albrecht auf Sachsen Ansprüche; und ward wirklich damit belehnet: daraus aber ein Krieg entstund. Heinrich der stolze fiel ihm darüber ins Land, und verbrannte Stadt und Schloß Bernburg, u. a. m. Markgraf Albrecht aber eroberte Bardewick und Bremen, verband sich mit dem Kaiser und setzte sich in gute Verfassungen. Auf dem Reichstage hieß es: Heinrich der stolze könnte nicht zugleich zwey Herzogthümer, Bayern und Sachsen besitzen: daher schrieb sich Albert von nun an Herzog von Sachsen. Im 1143. Jahre besetzte er die Mark mit neuen deutschen Einwohnern, statt der hinausgeschlagenen Wenden. Im 1145. Jahre ward vom Kaiser und ihm, zu Magdeburg, der Krieg wider Pohlen beschlossen, und darauf Schlesien zu einem Reichslehne gemachet. Im 1147. Jahre verwaltete er auf dem Reichstage zu Frankfurt am Mayn das Erzkämmereramt, als Churfürst von Brandenburg u. d. m.

Wie

Wir haben uns bey diesem großen Fürsten beynahe zu lange aufgehalten; aber wir müssen abbrechen. Der Hr. Hofrath Lenz unterläßt nicht, seine Geschichte auch mit alten Urkunden zu erläutern, und zu bestätigen; sobald er deren habhaft werden kann. Hier finden wir unter andern Merkwürdigkeiten, daß die Markgrafen Albrecht und Woldomar von Brandenburg, Fürsten von Ascanien, schon im 1351. Jahre ein hochdeutsches Diplom gestellet haben; da doch kurz vorher von 1305 bis 1350 **Woldemars** erste deutsche Diplome in plattdeutscher Sprache abgefasset worden. Dieser Zeitpunct ist also merkwürdig, indem er zeiget; daß schon damals die hochdeutsche Sprache auch bey plattdeutschen Fürsten eine gewisse Oberhand bekommen hat.

Das IV. Hauptstück handelt von den Herzogen und Churfürsten zu Sachsen, aus ascanischem Stamme; welche Periode nicht minder merkwürdig ist. Das V. von den Herzogen zu Sachsen, Lauenburg aus ascanischem Stamme. Das VI. von den sämtlichen Fürsten zu Anhalt. Hier findet sich a. d. 277sten Seite noch eine ältere plattdeutsche Urkunde von 1334, **Dretteinhundert Jar, in deme veer und drittigsten Jare, an sünte Luciendage der hilligen Jungfruwen.** Gleichfalls findet sich hier eine ältere hochdeutsche vom 1344sten Jahre, auf der 281. und folgenden Seite. In dieser merken wir an, daß das Wort Wispel, noch als **Wißscheffel**, und Weizen, als

als Weyßen geschrieben sind; welches den Ursprung gedachter Wörter erklären kann.

Das VII. Hauptstück endlich handelt von Fürst Joachim Ernsten, dem Stammvater der itztregierenden Häuser in Anhalt. Er ist der mittelste Sohn von Fürst Johannsen und 1536 den 2. des Weinmonds gebohren gewesen. Es glückte ihm nachmals, die sämtlichen anhältischen Lande zu vereinigen, da sein ältester und jüngster Bruder ohne Erben gestorben waren, und die köthensche Linie ihm gleichfalls Platz gemacht hatte. Das war in hundert Jahren nicht geschehen: und hier hätte er sich die Regel machen sollen, diese schönen Lande nicht wieder zu zerreißen: so würde sich dieß ansehnliche Haus nicht so geschwächet haben. Er ward 1586 den 3. Jan. Churfürst Augusts von Sachsen Schwiegervater; der aber diese Ehe nicht länger, als bis auf den 11. Februar genoß, da sein Tod erfolgte. Der Schwiegervater zog sich solches so zu Gemüthe, daß er selbst, den 6 Dec. 50 Jahr und 6 Wochen, alt Todes verblich.

Von dem gedachten Beylager ist zu merken, daß es zu Dessau mit ungewöhnlicher Pracht geschehen; und daß gleich nach priesterlicher Einsegnung, Braut und Bräutigam zu Bette gebracht worden; sodann aber erst zur Tafel gegangen. Dieses hat man das gewöhnliche Deckebeschlagen genennet, davon einige Abhandlungen in der prüfenden Gesellschaft Schriften vorkommen.

Die hinterlassenen Prinzen von Anhalt waren Johann George Bernhard, Johann Ernst,

Ernst, und andere mehr. Hier schließt der I. Theil dieses großen und gelehrten Werkes; den II. wollen wir nächstens nachholen. Wir theilen aber auf dem Kupfer dieses Monaths das treffliche neuerbaute Lustschloß mit, welches die Durchlauchtigste Fürstinn und Frau, Johanna Elisabeth, verwittibte Fürstinn von Anhalt-Zerbst, Sr. königl. Majestät von Schweden Frau Schwester, und der Durchl. Großfürstinn von Rußland kaiserl. Hoheit erhabene Frau Mutter, zu ihrem Wittwensitze erwählet und selbst nach erlittenem Brande neu aufgeführet haben.

II.

Beschluß des Artikels aus dem 24. Bande der Acad. des Inscript. et belles Lettres pag. 73. des XXIII. B. par. Ausg.

II. Artikel.

Vergleichung der gleichzeitigen Dynastien, von Juda und Israel, in Ansehung ihrer besondern und zeitverwandten Regierungen.

In demselben 983sten Jahre fiel die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings den 30sten März des Abends ein. Da nun dieser Tag der zehnte des Monden war, und der Ostermond den 20sten März angefangen hatte, so wird der drey und zwanzigste

Tag des dritten Mondes, als der Zeitpunct des Befehls vom Jerobeam, auf den 10ten Junius fallen. Folglich muß das Fest des achten Mondes mit dem 27sten October übereinstimmen.

Es fehlet nichts mehr, als daß man noch in Jerobeams Regierung den Zeitpunct dieser Religionsspaltung suche. Auch diese weist uns die Schrift an. Sie lehret uns, daß die zehn Stämme noch immer fortgefahren wären, sich drey Jahre lang zu Jerusalem einzufinden, ungeachtet der politischen Spaltung: und daß dieses eben der Bewegungsgrund gewesen wäre, der den Jerobeam angetrieben, Altäre wider Altäre zu bauen. **Und nach ihnen kamen aus allen Stämmen Israel, die ihr Herz gaben, daß sie nach dem Herrn dem Gott Israel fragten, gen Jerusalem &c. drey Jahre lang. Denn sie wandelten in dem Wege Davids und Salomo drey Jahre.**

Diese drey Jahre müssen von den drey osterlichen Feyerlichkeiten verstanden werden, die später sind, als die Trennung der zehn Stämme, das heißt, von dem 983. 984. und 985sten Jahre. Dieser Aufstand in Israel, der bald nach Salomons Tode folgete, mag ins 986ste oder in den Anfang des 985sten Jahres fallen. Wenn wir nun die 37 Jahre seiner Regierung seit der Stiftung des Tempels dazurechnen, so kommen wir auf das 1023ste Jahr, in welchem man das vierhundert und achzigste Osterfest seit dem Ausgange aus Aegypten gefeyert haben wird; welches in dem Frühlinge des 1502ten Jahres vor Christo, zwölfhundert ein und achtzig

Jahre

Jahre des erſten Cycli canicularis der Aegyptier fällt.

Nach dieſer Rechnung müßte man die Dauer der Regierungen beynahe um ſechs Jahre vermehren. Dann wird man vierhundert ſieben und dreyſſig volle Jahre zwiſchen dem Oſterfeſte, welches vor der Gründung des Tempels hergieng, und demjenigen finden, welches vor deſſen Zerſtörung hergieng. Die buchſtäbliche Dauer der Regierungen iſt nur vierhundert dreyßig Jahre ſechs Monathe und zehn Tage.

Man darf dem Herrn **Freret** nicht vorwerfen, daß er eine Prophezeihung übel angebracht habe, wenn er ſie zu Auflöſung einer chronologiſchen Aufgabe anführet. Um dieſem Einwurfe gleich anfangs zu begegnen, ſo bemerket er 1) daß hier nicht von dem Zeitpuncte einer noch zukünftigen Begebenheit die Rede iſt, ſondern von einer ſchon vergangenen. 2) Daß **Ezechiel** um dieſen Zeitpunct feſt zu ſetzen, Mittel gehabt hat, die wir nicht haben. Dieſes waren die Originalchroniken, davon wir nur noch die Auszüge haben.

Man wird unfehlbar fragen, auf welches Jahr dieſe Vermehrung von ſechs Jahren fallen ſoll. Allein, in dieſem Falle muß man ſich mit einer wahrſcheinlichen Muthmaßung behelfen, ſo wie diejenigen waren, welche alle andern Zeitrechner angeben, die die Dauer der Regierungen abgekürzet haben. Wir wollen uns nur der bereits gemachten Erinnerung über die zwo collateraliſchen Regierungen von **Juda** und **Iſrael** erinnern, welche ſich in zwey

Theile

Theile eintheilen: deren erster sich gleich mit dem Tode Salomons anfängt, und sich gleich mit dem Tode der Könige Ochosias und Joram endiget, die in einer Schlacht getödtet wurden; und mit der Reichsbemächtigung der Königinn Athalia von Jerusalem, und des Jehu von Samaria. Wir wollen uns ferner erinnern, daß die Hauptsumma der Regierungen in Juda, welche doch wenigstens mit den gleichzeitigen Regierungen in Israel übereinstimmen sollten, gleichwohl drey Jahre kürzer ist.

Dieser Unterschied wird sich verlieren, wenn man mit etlichen Handschriften der siebenzig Dolmetscher, anstatt der drey Jahre des Abia, eines Sohnes Rehabeams, ihm sechs Regierungsjahre giebt. Alsdann wird die Dauer der Regierungsjahre in Juda acht und neunzig Jahre, wie die in Israel seyn, und durch dieses Mittel wird die ganze Dauer der Dynastie Juda, seit Salomons Tode bis an die Absetzung des Zedekias drey Jahre länger seyn; welches denn dreyhundert sechs und neunzig Jahre, sechs Monate und zehn Tage geben wird, anstatt dreyhundert und drey und neunzig. Allein, diese Dauer langet noch nicht vollkommen zu, man müßte doch noch einige Jahre haben.

Wir wollen sie also im zweyten Theile suchen, wie die Dynastie in Israel bey der Eroberung von Samaria und bey der Wegbringung der zehn Stämme durch Salmanassern aufhöret; eine Begebenheit, die mit dem sechsten Jahre des Ezechias, Königs von Juda übereinkömmt. Die Folge von Israel ist durch gewaltthätige Einnahmen und durch Anar-

chien

chien unterbrechen, deren Dauer nicht bemerket worden ist; so daß die gänzliche Dauer dieser Regierungen nur hundert drey und vierzig Jahre, und sieben Monathe beträgt; dahingegen dieselbe Dauer in Juda hundert fünf und sechzig Jahre ausmachet. Das machet einen Unterschied von zwey und zwanzig Jahren. Die Regierungen in Israel scheinen einander ohne Zwischenraum, seit hundert und drey Jahren, seit dem **Jehu** bis auf den **Zacharias, Jeroboams des II** Sohn, gefolget zu seyn: von welchem die Schrift voraussetzet, daß er seinem Vater gefolget sey. **Und Jerobeam entschlief mit seinen Vätern, und Zacharias sein Sohn ward König an seiner Statt.** Aus der Gegeneinanderhaltung der gleichseitigen Zeitpuncte, muß das Todesjahr Jerobeams des II in das sieben und zwanzigste Jahr des Asaria, Königs von Juda fallen: gleichwohl bemerket das Buch der Könige, die Thronfolge des **Zacharias**, auf das acht und dreyßigste Jahr eben desselben **Asarias**. Unsere Dolmetscher haben lieber eine Zwischenregierung einschalten, als in dieser Stelle einen alten Schreibefehler der Copisten erkennen wollen: welche 38. anstatt 28. gesetzet hatten: oder da sie einen zum Theile ausgelöschten Character gefunden hatten, sich in der Wiederherstellung geirret haben.

Diese Schwierigkeit ist nicht die einzige, die man in der Vergleichung der Regierungsjahre antrifft. Es ist gesaget, **Osias** habe im zwanzigsten Jahre Joathans, eines Sohnes des Asaria, Königs von Juda, zu regieren angefangen. Gleichwohl stimmen

die Bücher der Chronike und die Bücher der Könige darinnen überein, daß sie dem Joathan nur sechzehn Regierungsjahre zutheilen: folglich muß dieses zwanzigste Jahr, das vierte Regierungsjahr seines Sohnes Ahas seyn. In der That läßt die Schrift, die dem Pekah, dem Vorgänger des Oseas, zwanzig Regierungsjahre giebt, den Achaz im siebenzehnten Jahre des Pekah anfangen. Allein, sie rechnet hernach das erste Jahr des Nachfolgers vom Pekah, mit dem zwölften vom Ahas zusammen.

Man findet noch andere Veränderungen und Schwierigkeiten in der Vergleichung der Zeitpuncte des Ahas, und Hiskias, mit den Zeitpuncten des Pekah und Hoseas; Schwierigkeiten, aus denen man sich nicht anders helfen kann, als daß man willkührliche und selbst einander zuwiderlaufende Muthmaßungen häufe. Bald muß man der Dauer durch Zwischenregierungen zu Hülfe kommen, bald muß man ihr einige durch Beygesellungen benehmen.

Noch eine andere Schwierigkeit entsteht aus dem, was von dem Alter des Ahas und des Hiskias gesaget wird. Ahas, saget die Schrift, sey zwanzig Jahre alt gewesen da er den Thron bestiegen, und habe sechzehn Jahre regieret. Wenn man diese zwo Dauern als eine von der andern ganze Jahre entfernet betrachtet: so müßte Ahas nur sechs und dreyßig Jahre alt gestorben seyn. Gleichwohl wird gesaget, daß Hiskia sein Sohn, fünf und zwanzig Jahre alt gewesen, da er ihm gefolget ist. Wenn Ahas bey seinem Tode nur sechs und dreyßig Jahre alt gewesen ist, und sein Sohn damals das fünf und zwan-

zigste

zigſte Jahr angefangen hätte; ſo müßte derſelbe im zwölften Jahre ſeines Vaters gebohren ſeyn; und dieſer Prinz im eilften Jahre geheirathet haben, um im zwölften Jahre Vater zu ſeyn. **Uſſerius**, der eine Beygeſellung des Sohnes durch den Vater zugiebt, vermehret die Schwierigkeit noch mehr.

Zu Folge aller dieſer chronologiſchen Zweifel nun, deren viele ihren Grund nur in Verſehungen, oder in den Auslaſſungen der Abſchreiber haben, glaubet Herr **Freret**: daß die Dauer der Regierung des **Ahas** ungefähr um drey Jahre vermehret werden müſſe, welche den Zwiſchenraum der dreyhundert ſechs und neunzig Jahre erfüllen werden, die zu dem Zeitpuncte erforderlich ſind, welcher von dem **Ezechiel** angegeben wird; und die auf die Schwierigkeit antworten werden, die aus des **Hiskias** Alter bey dem Tode ſeines Vaters erhellet.

Die Eroberung von **Jeruſalem**, die Gefangenſchaft des **Sedekias**, und die Zerſtörung des Tempels, ſind aus dem neunzehenten Jahre **Nebucadnezars**: ein Jahr, welches nach den Canon den 17ten **Jänner** 586 anfieng. Alle dieſe Begebenheiten ſind jünger, als der Anfang des jüdiſchen Jahres, deſſen erſter Monath, oder der Monath **Niſan**, nach den Regeln des Kalenders, erſt den 12ten **März** anfieng.

Die Stadt wurde den 5ten des vierten Monaths geſtürmet und erobert, das heißt den 14ten **Junius**. Der König hatte die Stadt verlaſſen, und ward auf ſeiner Flucht gefangen. Sein Schloß und der Tempel wurde den 7ten oder 10ten des **Julius** zerſtöret und geſchleifet. Dieſe zwey Tage trafen auf

noch auch durch Wortspiele mich hervor thun. Vielmehr überlasse ich diesen Versuch zu eines jeden erfahrnen und bescheidnen Sprachforschers Urtheil und fernerm Nachdenken.

Um guter Ordnung willen ist der Name Bidermann 1) nach seiner Bedeutung 2) nach seiner Herleitung zu betrachten. Die Bedeutung ist entweder eigentlich oder figürlich. Nach jener heisset ein Bidermann ein Beystand oder Zeuge bey einer feyerlichen Handlung so wohl in gerichtlichen als ausergerichtlichen Angelegenheiten, Schenkungen, Verschreibungen, Tausch- und Kaufschliessungen, letzten Willen u d gl. oder auch wohl ein Schiedsrichter auf welchen sich zwo uneinige Parteyen berufen und dessen Entscheidung vor genehm zu halten einander versprechen. In den Rechten werden solche nach Beschaffenheit der Handlungen und Parteyen oftmahls Austräge, und im Latein Arbitri genennet. Von ihren Personen und Pflichten sind, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, die Grundsätze der Staats- und bürgerlichen Rechte nachzusehen. Viele Beweise anzuführen, daß Bidermann ein Zeuge heisse, würde überflüßig seyn. Wer nur obenhin alte Urkunden durchgesehen, wird mehr als zu oft im Lateinischen: testes huius donationis sunt &c. oder nach Benennung derselben: & plures alii fide digni &c. gefunden haben. In solchen Fällen lieset man in den Deutschen Schriften dieser Gattung Bidermann, Biderleute, Bederbe Gezeugen v. s. f. In einer Voigtländischen Urkunde vom Jahre 1355. ist der Schluß, nach Erzehlung der Zeugen, folgender: unde vil andir Biderleute s. Menkenii Script. rer.

den 16ten oder 19ten Julius. Der König von Babylon hatte in Palästina den Godolias, einen Prinzen aus königlichen Geblüte von Juda, gelassen, um den Rest der Juden daselbst zu regieren. Er kam aber durch eine Verschwörung ums Leben: und Nebucadnezar glaubete, er müsse die Kinder des Sedekias und diejenigen von seiner Familie umbringen, die sich zu diesen Verschwornen gesellen könnten. Der König von Juda ward den 7ten Tag des achten Monaths geblendet: dieser kömmt mit dem 12ten October 586. überein.

Die buchstäbliche Dauer der Regierungen in Juda ist dreyhundert drey und neunzig Jahre sechs Monathe und zehn Tage. Diese Dauer muß vor der Einnahme von Jerusalem gerechnet werden: denn der Anfang der Regierung des Sedekias und die Wegschaffung des Jechonias sind aus den ersten Monathen des jüdischen Jahres. Wenn man nun denen fünf hundert fünf und achtzig Jahren und zweyhundert Tagen, als dem Zeitpuncte der Eroberung der Stadt, noch dreyhundert drey und neunzig Jahre, und hundert und sieben und achtzig Tage hinzusetzt: so werden beyde Summen vereiniget, neun hundert neun und siebenzig Jahre, zwey und zwanzig Tage ausmachen. Durch diese Rechnung wird der Anfang der Regierung Jerobeams und Rehabeams auf den Monath December des 980sten Jahres vor Christo fallen.

Setzet man aber der Regierung des Abia, und der Regierung des Ahas, einem jeden drey Jahre zu, wie Herr Freret vorschlägt: so wird die Totalsumme

ſumme neunhundert fünf und zwanzig Jahre und zwey und zwanzig Tage ſeyn, und der Anfang der Regierungen in Juda und Iſrael wird in den December 986, oder in den Herbſt eben dieſes Jahres fallen. Die Oſterfeyern des 985. 984 und 983ſten Jahres, werden in die erſten Jahre der Regierung Jerobeams fallen. Der Befehl, den dieſer Prinz zu dem abgöttiſchen Götzendienſte der goldnen Kälber gab, war den 23. des dritten Monaths, das heißt, vom 9ten Junius: und die Feyer des erſten Götzendienſtes, fällt auf den 15ten des achten Monathes; einen Tag, der mit dem 26ſten October dieſes 983ſten Jahres übereinkömmt; wo der Monath Niſan den 19ten März um zehn Uhr dreyßig Minuten des Morgens anfieng.

Wenn wir die drey angefangenen Jahre hinzunehmen, ſo wird Salomons Tod, und der Aufſtand der zehn Stämme auf das 986ſte Jahr vor Chriſto fallen. Die Grundlage des Tempels, welche 37 auch ſchon angefangene Jahre ausmachet, fällt auf den Frühling des 1022ſten Jahres.

Das dieſes Jahr gefeyerte Oſterfeſt, war das vierhundert vier und achtzigſte, oder vierhundert ein und achtzigſte ſeit dem Auszuge aus Aegypten, laut folgenden Worten des B. der Könige: factum eſt quadrageteſimo & octogeſimo anno egreſſionis de terra Aegypti in menſe zio, ipſe eſt ſecundus menſis, werden erkläret durch vierhundert achtzig verfloſſene Jahre, oder vierhundert achtzig angefangene Jahre. Im erſten Falle wäre der Ausgang ins 1502te Jahr vor Chriſto; im andern

aber, welches wahrſcheinlicher iſt, ins 1501ſte Jahr gefallen. Folglich muß Jakobs Einzug in Aegypten auf das 1931ſte Jahr zurücklaufen, und das 2221ſte Jahr wird Abrahams Geburtsjahr, und der eigentliche Anfangspunct der jüdiſchen Geſchichte ſeyn.

Hauptſächliche Zeitpuncte der jüdiſchen Geſchichte, nach der gemeinen Rechnung, hinauf gerechnet.

	Jahre.	
Bis zu Abrahams Geburt —	2221.	Vor Chriſti Geburt.
Bis zu Jakobs Zug nach Aegypten	1931.	
Bis zum Auszuge aus Aegypten	1501.	
Bis zur Stiftung des Tempels	1022.	
Bis zur politiſchen Spaltung der zehn Stämme —	986.	
Bis auf die Zerſtörung des Reiches Iſrael — —	721.	
Bis auf die Zerſtörung des Reiches Juda — —	586.	

Nach der gemeinen Rechnung.

III.

Kurze Unterſuchung des Urſprungs der Verzierungen, der Veränderung und des Wachsthums derſelben, bis zu ihrem itzigen Verfalle; nebſt einigen wohlgemeynten Vorſchlägen zur Verbeſſerung und Richtſchnur aller Zierrathen *).

Ich

*) Dieſe Abhandlung iſt uns von einem groſſen Kunſtverſtändigen in der Baukunſt und andern ſchönen Künſten, mitgetheilet worden.

Ich habe im neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, im fünften Stücke des zweyten Bandes, einige kritiſche Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer gefunden, die mir wohlgefallen haben. Der Hr. Verfaſſer hat darinn das Uebertriebene und Unnatürliche verſchiedener neuen Baumeiſter und Kupferſtecher, beſonders in Nürnberg und Augſpurg, ſehr wohl gezeiget; und mich dadurch gereizet, der Sache weiter nachzudenken, und nachfolgende Unterſuchung anzuſtellen. Nun haben zwar jederzeit die Herren Baumeiſter das Recht gehabt, die ausſchweifenden Künſte im Zaume zu halten. Vitruv bezeuget es; regierende Fürſten beſtätigen ſie in dieſer Würde; und die heutigen Baumeiſter in Frankreich beweiſen ſolches noch mehr. Denn ihnen hat man es zu danken, daß die neue Verzierungsart, die daſelbſt entſprungen, nunmehr faſt gänzlich wieder ausgetilget worden. In Hoffnung alſo, daß wir Deutſchen, aus blindem Eifer, ſowohl das Gute als das Schlechte den Franzoſen nachahmen, *) könnte

*) Iſt es nicht eine Schande, daß man uns dieſen Fehler noch itzo vorrücken kann, den uns Rachel ſchon vor hundert Jahren folgendergeſtalt Schuld gab:

Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das ſteht dem Deutſchen an. Sollt ein Franzos es wagen,
Die Stiefel an dem Kopf, den Hut an Füßen tragen,
Den Degen um den Hals, die Schellen an dem Bauch,
Anſtatt des Neſtelwerks; ein Deutſcher thät es auch.

könnte ich es wohl erwarten, bis es auch zu uns käme. Allein, da der Krieg es noch lange verhindern kann; und ich befürchten muß, es möchten einige deutſche Künſtler, aus Liebe zur Neuigkeit, das Franzöſiſche noch franzöſiſcher machen wollen; ſo, wie es leider ſchon mit den itzigen Zierrathen geſchehen iſt: ſo habe ich mich, als ein Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, unterfangen, meinen Mitbürgern einen kleinen Vorſchmack davon zu geben, und jungen Künſtlern einige gute Lehren zu ertheilen.

Hr. **Meſſonier**, ein Goldſchmidt in Paris, deſſen Werke wir in Kupferſtichen haben, war einer mit von den erſten dieſes Jahrhunderts, der in Verzierung ſeiner Gefäße eine Unähnlichkeit der Seiten zeigete. Seine Einbildungskraft, die gute Zeichnung, die feine Ausarbeitung, und die Koſtbarkeit der Metalle, gab ſeinen neuen Geſchöpfen ein herrliches Anſehen. Dieſe Neuigkeit durfte nur einigen vornehmen Frauen gefallen; ſo war es ſchon genug, daß ganz Paris ſie für ſchön hielt. Wer dieſe Stadt kennet, der wird die Sklaverey der Mode ſo gut wiſſen, als ich, und mir hierinn Beyfall geben. Alle Gold- und Silberarbeiter mußten dieſer neuen Art folgen; wollten ſie nicht in Verlegenheit gerathen. Dabey blieb es aber nicht, ſondern der ungleichſeitige Geſchmack nahm bey allen Künſten, und ſo gar bey den Handwerken, die einer Zeichnung fähig waren, überhand. Ein jeder nahm ſie willig auf; das Uebel wurde ärger, und man verfiel endlich auf ungereimte Dinge. Die

einzige

einzige und edle Baukunſt war ihr ärgſter Feind; ſie bewies aus dem vom Vitruv vorlängſt und allen neuen Baumeiſtern ſowohl, als von Gelehrten erwieſenen Ebenmaaßen; aus der Geſtalt des Menſchen, ja aller lebendigen Geſchöpfe, und aus dem Urſprunge der Verzierung ſelber, daß dieſe neuen Geſchöpfe, als Misgeburten zu achten wären. Nur einige Mauermeiſter und Bauunternehmer wurden dahin geriſſen, ſie an ihren Gebäuden, öfters auf Befehl der Bauherren, anzubringen. Man ſieht daher genug neue Häuſer in Frankreich, die mit den groben Fehlern der Baukunſt, und dieſer neuen Verzierung, ein lächerliches Ganzes ausmachen.

Allein, die Herren Gabriel, Beaufranc, Sufflot, Carpentier, beyde Herren Blondel, und andere große Baumeiſter; ja die ganze königl. Baumeiſtergeſellſchaft, ſetzten ſich dieſem einreißenden Uebel entgegen; und erhielten doch ſoviel, daß die neuen königlichen und öffentlichen Gebäude, nebſt vieler großer Herren Häuſern, in und außerhalb Paris nicht davon beflecket wurden. Unter allen aber hat der Ritter Servandoni, aus Liebe zur alten griechiſchen und römiſchen Bauart und Verzierung, durch ſeine jährliche Vorſtellung auf dem Schauplatze des Louvres, durch ſeine neue Vorwand der Kirche von St. Sulpice, und andere Gebäude mehr, zu Wiederherſtellung des alten guten Geſchmackes, ſehr vieles beygetragen. Ein jeder, der im 1755 und 56ſten Jahre die Dresdner-Singſpiele geſehen, dazu er in Perſon die Auszierung angeordnet hat, wird die Wirkung einer großen, ernſt-

haften, natürlichen und ebenmäßigen Verzierung bey ſich ſelbſt empfunden haben.

Es iſt demnach nicht ganz Frankreich, ſo wie Deutſchland, von dieſer wunderlichen Verzierung angeſtecket worden, wie viele fälſchlich glauben. Was für großen Nutzen ſchaffet alſo nicht eine öffentliche und vom Landesherrn unterhaltene Geſellſchaft guter Künſtler? Thun ſie nicht der Ausſchweifung und dem Irrthume Einhalt? und bringen ſie nicht durch ihren unermüdeten Wettſtreit, die Künſte nach und nach zur möglichſten Stuffe der Vollkommenheit? Wie glücklich wäre Deutſchland nicht auch hierinn, wenn Fürſten alle Künſtler ihres Landes zu gewiſſen Zeiten zuſammenrieſen, entweder eine Geſellſchaft errichteten, oder unter einigen geſchickten Vorſtehern Aufgaben ertheilten, oder Belohnungen darauf ſetzten. Ich weis gewiß, daß die einem rechtſchaffenen Künſtler angebohrne Ehrbegierde ihn antreiben würde, alle ſeine mögliche Geſchicklichkeit zu zeigen. Auf dieſe Weiſe würde der Fürſt eines jeden Fähigkeit kennen lernen, der Mittelmäßige würde ſich beſſern, und der Gute noch vollkommener werden.

Wie aber in der Welt nichts ſo ſchlecht iſt, daraus ein Kluger nicht einen Vortheil ziehen könnte: ſo hat alſo auch der neue verderbte Geſchmack der franzöſiſchen Verzierung Gelegenheit gegeben: daß ſich beſagte Baumeiſter und andere kluge Künſtler bemühet haben, einen ganz neuen und regelmäßigen Geſchmack der Verzierung zu erfinden; der durch ſein leichtes und angenehmes Anſehen von dem

Schwe-

Schweren und gar zu Gezwungenen des vorigen Jahrhunderts, weit unterſchieden iſt. Ich werde mich bemühen, ſolchemnach folgendes zu erklären: nachdem ich vorher werde die Urſachen angezeiget haben, woher es denn eigentlich gekommen ſey, daß die ungleichſeitige Verzierung, bey Leuten vom Verſtande, Geſchmack und Einſicht, ja von Künſtlern ſelbſt hat können Beyfall erhalten?

Wenn wir den menſchlichen Körper zum Muſter alles Ebenmaaßes annehmen: ſo bemerken wir, daß eine gewiſſe Leibesſtellung ſeiner natürlichen Schönheit einen neuen Glanz, ja einem häßlichen Körper dennoch ein gutes Anſehen giebt. Dieſe gewiſſe Leibesſtellung beſteht in einer ungezwungenen Haltung und Bewegung des Leibes und der Glieder, nach den Geſetzen der Schwere und der Bewegung ſelbſt. Man laſſe alſo einen Menſchen nichts, als lauter gleichförmige Stellungen machen. Zum Exempel: Das Geſicht vorwärts, den Hals gleich, die Schultern und den Leib gerade, die Arme niederhangend, die Beine, Schenkel und Füße ſteif und geſchloſſen zuſammen halten. Würde einem nicht ſo eine Bildſäule, und wären es auch Apollo und Venus ſelber, misfallen? Gleichwohl herrſchet darinn überall das vollkommenſte Ebenmaaß! Oder aber, man ſperre die Beine ſeitwärts in gerader Linie auseinander, man erhebe beyde Arme in gleicher Höhe, oder ſtrecke ſie in wagerechter Linie aus: ſollten nicht beyde Stellungen von jedermann für allzu gleichförmig oder einfältig geſcholten werden? Ja nicht nur dieſe beyde, ſondern

alle

alle mögliche Stellungen, die ein gemeines Ebenmaaß zeigen, werden gleichem Tadel unterworfen seyn. Man gebe nur auf sich selbst Achtung, wie gar selten solche gleichförmige Stellungen bey unsern täglichen Handlungen, jedoch bey einem mehr, als bey dem andern vorkommen. Die ersten ägyptischen Bildhauer verfertigten ihre Bilder auf diese Art. Ihre noch überbliebene Werke zeigen es. Die Griechen aber fiengen schon an, ihre Bilder gehend, oder sitzend, oder liegend darzustellen. Endlich erfanden sie Regeln, denenselben natürliche, ungezwungene, und so gar nach allen Leidenschaften ausgedruckte Stellungen beyzulegen. Die Hauptregel aber ist, das Entgegengesetzte des erstern, nämlich das **Unebenmaaß**. Wenn also der Kopf etwas seitwärts sieht, und die Achsel, gegen die er sich wendet, erhoben, und die Brust heraus; die Hüfte gewendet, und der Leib gebogen ist, wie Laireſſe es in seinem Mahler- und Zeichnungsbuche vorstellet: so muß das Bein vorwärts, der eine Arm der Seite des vorwärts stehenden Beines zurück, und der andere hingegen vorwärts gerichtet seyn; doch aber so, daß die Directionslinie allezeit in den Grund des Bildes fällt, und solches niemalen aus seinem Gleichgewichte kömmt. Eine solche Stellung wird einem jeden gefallen, und gleichwohl herrschet überall eine Ungleichheit der Seiten. Kommen nun noch mehrere Bilder mit ihrem Beygeräthe zusammen, so muß das, was in ihrem ganzen Umrisse einerseits in wagerechter Linie vortritt, anderseits hineintreten, und so vom Fuße bis auf den Kopf

abwech-

abwechſeln, darzu denn das Beygeräthe gute Hülfe leiſtet.

Unter dem Beygeräthe aber verſtehe ich alles das, womit ſie ſich zu beſchäfftigen ſcheinen; als da ſind: bey Göttern und Sinnbildern ihre Kennzeichen; und wenn keine vorhanden ſind, die Kleider und Haare; die, ob ſie ſchon gleichförmig angeleget ſind, dennoch in ihren Falten und Locken eine Ungleichheit zeigen müſſen. Alles dasjenige nun muß nicht nur vorwärts, ſondern auch von hinten und auf beyden Seiten der Stellung beobachtet werden. Dieſes iſt es eigentlich, was die Bildhauer unter dem Namen Contraſt verſtehen, und in ihren Werken für die größte Kunſt und das größte Geheimniß halten. Ja dieſes iſt es eben, was die Bilder der Griechen und Römer nebſt den ſchönen Verhältniſſen der Glieder, und dem Fleiße in der Ausarbeitung, unnachahmlich machet. Eigentlich aber iſt es eine angenehme und natürliche Ungleichheit der Stellung.

Will man ſich noch mehr von dieſer natürlichen Ungleichheit, in Anſehung der Stellung überzeugen: ſo betrachte man nur die Blumen: fürwahr, ſolche reizende Geſchöpfe, die die Natur nach dem vollkommenſten Ebenmaße hervorbringet! Dennoch wird man wahrnehmen, daß alles von den Blättern und Stängeln an, bis an den Kelch, einen Contraſt zeiget. Beſieht man aber nur zwo Blumen von einerley Gattung mit Aufmerkſamkeit, was für einen Unterſchied wird man nicht daran wahrnehmen! Und es iſt ſchon längſt

Sax. Tom. III. bl. 1090. Und andere Bederlüthe heißt es vom Jahre 1396. in 10ten Theile von Herr Schöttgens Diplom. Nachleſe bl. 217.

Hieraus iſt 2) die figürliche Bedeutung dieſes Namens entſtanden. Wer einen tüchtigen Zeugen abgeben will, auf deſſen Leben und Aufführung muß nichts nachtheiliges mit Wahrheit gebracht werden können. Er muß nicht allein eines ganz unbeſcholtenen Wandels ſeyn, ſondern das gemeine Gerüchte von ſeiner Treue und Ehrligkeit muß ihn überall anpreiſen. Es iſt noch heutiges Tages in den Gerichten üblich und bekannt, daß einem angegebenen Zeugen allerley Fragſtücke bey den Beweis-Artickeln gemacht werden. Er muß oft vermittelſt des geleiſteten Eydes bekräftigen, daß er gottsfürchtig und zu aufrichtigen Dienſten ſeines Nechſten lebe; fleißig zur Kirche, zum Nachtmahl, in keine verdächtige Geſellſchaften gehe; Daß er wohl wiſſe, was ein Eyd ſey, was von einem ehrlichen Zeugen erfodert werde; wie GOtt die Falſchen und deren Verleumdungen beſtrafe; Daß er ſich wiſſentlich nicht wieder das 2. 5. 6. 7. und achte Geboth GOttes vergangen habe u. ſ. f. Wer dergleichen Fragen nun vermittelſt eines Eydes von ſich mit Beſtande der Wahrheit bejahen und bekräftigen kan, der wird vor einen ehrlichen glaubwürdigen und frommen Mann gehalten. Und dieſes iſt die Urſache, daß man einen ſolchen redlichen und untadelhaften Menſchen in figürlichem Verſtande gleichfalls Bidermann oder Biderweib zu nennen pfleget. Bider und Bidermänniſch heiſſet demnach ehrlich und rechtſchaffen; Unbider und unbidermänniſch aber ruchtig

und

in der Naturlehre dargethan: daß nicht zwey Dinge in der Welt sind, die einander vollkommen gleich und ähnlich wären. Aus dieser Quelle nun haben die heutigen Bildschnitzer und Verzierer ihre neue Verzierungsart geschöpfet, und Leute von Verstande haben sie als etwas ungezwungenes und natürliches angenommen. Allein, wie alles kann übertrieben werden, so ist es hierinn ebenfalls geschehen. Denn so wie eine allzuebenmäßige Stellung eines Menschen einem Hampelmanne ähnlich sieht, eben so wird eine allzuunebenmäßige einem Harlekin gleichen. Und so wie eine allzugleichförmige Blume steif und hölzern aussehen würde: Eben so würde eine allzuungleichförmige verwelkt lassen. Auf diese Art haben Golz und Stranger, zween große deutsche Maler des 16. Jahrhunderts, die Stellung ihrer Bilder übertrieben, und sie nach dem Malerausdrucke zu gewaltsam gezeichnet *. Und so haben wir unter dem Namen einer freyen und kecken Zeichnung, die Verzierungen verderbet.

Die Regeln aber, sich vor dem Uebertriebenen zu hüten, sind diese: 1) Daß man niemalen ein Hauptglied des Leibes bis zum rechten Winkel, viel weniger darunter beuge. Denn da der ganze menschliche Körper aus lauter Hebeln besteht, wie Borellus erwiesen, und folglich unsere Bewegung mechanisch ist: so muß die Kraft zur Last die weiteste Entfernung behalten, wenn sie wirken soll, sie

* Eben dergleichen verdrehte Stellung kann man an dem Kupfer der Frau von Maintenon, sowohl auf der französischen, als deutschen Ausgabe wahrnehmen.

ſie behält ſie aber nicht, wenn ſie mit der Directionslinie einen ſpitzen Winkel machet; folglich iſt die Bewegung übertrieben. Die Natur ſelber lehret uns, wie wir unſre Kräfte in Bewegung unſers Körpers ſparen können, wenn wir nur acht auf uns haben. Eben daſſelbe zeiget Herr **Marſeille**, ein berühmter Tanzmeiſter der Jugend in Paris, unter dem Namen der bonne Grace, d. i. des guten Anſtandes: und Herr **Hogard**, ein großer Maler und Zeichner in London, erkläret es noch beſſer in ſeinem Werke von Unterſuchung der Schönheit durch ſeine angenehme Schlangenlinie. Hier haben wir nun ſchon einige gute Regeln vor uns, die dem Uebertriebenen Einhalt thun können. Ich will alſo noch weiter gehen und ſehen, ob aus dem Urſprunge und Fortgange der Verzierung nicht noch mehrere zu ziehen ſind?

Die allererſten Verzierungen haben mit der Baukunſt zugleich ihren Urſprung. Denn da die Schäfer ihre Hütten von Baumſtämmen, Aeſten und Zweigen erbaueten, ſo wollten ſie ſolche nachher auch verzieren.

Die Blumen und Früchte waren das erſte, ſo ihnen die gütige Natur darboth. Ihr lieblicher Geruch, die angenehme Farbe, die ſchöne Geſtalt, der gute Geſchmack und die große Mannigfaltigkeit und Abwechſelung derſelben, reizte ſie, ſolche bey ſich zu tragen, ſich damit zu ſchmücken, und dann endlich ihre Hütten damit auszuzieren. Wie leicht war es ihnen nicht, auf die Gedanken zu fallen, ihre Baumſtämme oder Säulen damit

zu umwinden; oder gar einige Saamenkörner an ihre Füße zu werfen, und sie in mancherley Gestalt über ihre Thüren und Fenster zu hängen und zu ziehen. Wie frohlockend wird damals nicht ein Schäfer den Kranz seiner geliebten Schäferinn aufgehangen haben! Und ist es denn heut zu tage so was seltenes, dergleichen natürliche Zierrathen bey dem Landmanne zu sehen?

Den zweyten Stoff hierzu gab das benöthigte Geräth. Ein Hirtenstab, ein Krug, eine Tasche und Rohrpfeife mit Blumen und Kränzen behangen, waren die nicht genug, die artigste Verzierung einer Wand darzustellen? Hiernächst will ich keiner müßigen Hirten gedenken; sondern vielmehr glauben, daß sie bey ihrer Liebe und bey ihrem Gesange, selbst ihre Stäbe und ihren meist hölzernen Hausrath verfertigten. Sie schnitzten also, wie die heutigen Hirten es zu thun pflegen. Sollten sie daher nicht an ihren Stäben die Blumen, die sie zierten, nach dem Leben ausgeschnitten haben? Oder lernten sie nur allein den Namen ihrer Geliebten durch Zeichen in die Baumrinden schneiden? Ich glaube beydes, und noch darzu dieses; daß sie sich der Baumrinden zur Aufschrift an ihren Hütten bedienet haben. Die nachfolgende Baukunst, die Simse und Glieder derselben, und ihre uralte Verzierung mit Blumen und Blättern bringen mich auf diese Gedanken. Ich suche aber den Urspung der Verzierung bey solchen Völkern, die nicht nur Künste erfinden, sondern sie auch verbessern und endlich gar zur Vollkommenheit

heit zu bringen wußten, und überlaſſen den Hottentotten ihre Viehdärme, und den Indianern ihre Federn, zur fernern Ausführung ihrer Verzierung anzuwenden.

Da nun die Künſte ſich mit den Menſchen vermehrten, da ſie anfiengen zur Geſellſchaft oder Beſchirmung Städte zu erbauen, und ihre Häuſer dauerhafter von Steinen zu errichten: ſo behielten ſie dennoch die Geſtalt der Bauſtämme und die Balken ihrer Hütten bey; wie die griechiſchen Kunſtwörter und derer Bedeutung es anzeigen, zum Andenken ihrer alten vergnügten und unſchuldigen Lebensart. Sie bildeten daher auch in Steine ihre alte hölzerne Hütten ab, und vergaßen nicht der Blätter, Blumen und anderer Zierrathen, die ſie daran gehangen und geſchnitzet hatten. Die alten Chaldäer, Phönicier und Aegypter waren die erſten, die dieſes thaten. Der kaiſerliche Oberbaumeiſter, Freyherr von Erlach, führet in ſeiner hiſtoriſchen Baukunſt einige Exempel davon an. Die Griechen aber brachten die Baukunſt in Regeln und endlich zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Von ihnen kam ſie, wie bekannt iſt, auf die Römer, jedoch mit einigem Abfalle. Denn ihre herrlichen Werke der Bildhauerey konnten nicht einmal von ihnen nachgemachet, geſchweige denn übertroffen werden.

Mit den drey griechiſchen Säulenordnungen, als der doriſchen, joniſchen und korinthiſchen gieng es eben ſo zu. Sie waren nicht im Stande eine vierte darzu zu thun, die beſſer geweſen wäre, als

jene. Denn die toscanische ist nur eine verschlimmerte dorische, und die römische eine zusammengeflickte ionische und korinthische Ordnung zu nennen. Der Geschmack in Zierrathen war auch nicht mehr so rein, als bey denen Griechen. Vitruv eifert schon zu des römischen Kaisers Augusts Zeiten dawider; und so verfiel die Baukunst, Bildhauerey, Malerey und Zeichnung, folglich auch die Verzierung von Zeit zu Zeit.

Ich habe es für höchst nöthig erachtet, den ganzen fünften Abschnitt des siebenten Buchs von Vitruvs Baukunst, denen Künstlern zum besten, die diesen großen Baumeister gar nicht kennen, verdeutscht mit einzurücken *.

Des VII. Buches Vitruvs V. Haupst.

Zu den übrigen Frühlings- Herbst- und Sommerzimmern, auch den Säulengängen, sind von den Alten gewisse Gemälde von gewissen Dingen geordnet worden. Denn eine Malerey ist das Bild dessen, was da ist, oder seyn kann; als eines Menschen, Gebäudes oder andrer Dinge: von deren Gestal-

* Dieses wird diejenigen abergläubischen Verehrer des Alterthums beschämen, und aus dem Irrthume reißen: die sich in allen Kunstwerken des Zeitlaufes der ersten römischen Kaiser, lauter untadelhafte Meisterstücke einbilden. Ein solcher Fanatismus läuft wider die menschliche Natur: und Vitruv saget, wie Horaz seinen Römern, sehr bittere Wahrheiten in die Augen.

Geſtalten, und nach gewiſſen Figuren gebildeter Aehnlichkeit, die Muſter genommen werden. Daher haben die Alten, welche zu Verzierungen den Anfang gemachet, zuerſt die Mannigfaltigkeit marmorner Platten und ihre Abwechſelungen nachgeahmet; hernach Kränze und mancherley Stellungen purpurner und zinnoberner Keile genommen. Hernach haben ſie es gewaget, auch Geſtalten von Häuſern, Säulen und Zinnen hervorragender Gebäude vorzuſtellen. An offenen Orten aber, als in Sälen, oder in Vorhöfen, haben ſie wegen der groſſen Wände, Abbildungen der tragiſchen, komiſchen oder ſatyriſchen Schaubühnen gebrauchet. Die Spaziergänge haben ſie, wegen der Länge, mit mannigfaltigen ausgeſchnittenen Gewächſen, die nach Beſchaffenheit der Oerter gewiſſe Dinge vorſtelleten, gezieret. Denn man malet Häfen, Vorgebirge, Ufer, Flüſſe, Gründe, Meerbuſen, Tempel, Häyne, Berge, Viehheerden und Hirten; ja an gewiſſen Orten, wo was groſſes Platz hat, auch Bildſäulen der Götter, oder wohleingerichtete Fabeln, nicht minder den troſaniſchen Krieg oder Ulyſſens Irrfahrten, durch figurirte Büſche, und andre Gewächſe, die auf gleiche Weiſe von der Natur hervorgebracht werden.

Was aber dergeſtalt die Alten von wahren Dingen für Vorbilder nahmen, das wird itzo durch verderbte Sitten gemisbilliget. Denn man malet an die Decken vielmehr Ungeheuer, als Bilder von wirklichen Dingen. Anſtatt der Säulen, ſetzet man Schilf und Rohr; anſtatt der Giebel,

streifigte Bäume mit krausen und gerollten Blättern; imgleichen Leuchter, die kleine Häuserchen tragen, viel zarte Stängelchen, die aus der Wurzel über ihre Gipfel gewunden hinauf schießen; welche Püppchen an sich haben, die ohne Ursache daran sitzen; imgleichen Blumen an den Stängeln, die halbe Puppen aus sich darstellen, welche theils menschlichen, theils Thierköpfen ähnlich sehen. Diese Dinge sind entweder nirgends vorhanden; oder können nicht einmal seyn; und sind auch niemals gewesen.

Diese neue Sitten nun haben uns gezwungen, daß schlechte Kenner, aus Faulheit, den Künstlern durch die Finger gesehen. Denn wie kann doch ein Rohr wirklich ein Dach tragen? oder ein Leuchter Häuserchen und Zierrathe der Giebel unterstützen? Oder wie kann eine so zarte und weiche Ranke, eine sitzende Figur tragen? oder wie können aus Wurzeln und Stängeln theils Blumen, theils halbe Menschen und Thierbilder hervorwachsen? Diese Falschheiten nun sehen die Leute, und tadeln sie nicht; sondern ergetzen sich daran; und geben nicht acht, ob dergleichen möglich sey, oder nicht? Köpfe von so schwacher Urtheilskraft, können nicht entscheiden, was eigentlich mit gewissem Anstande, und in Ansehung der Zierde seyn kann. **Denn Bilder, die der Wahrheit nicht ähnlich sind, müssen nicht gebilliget werden:** und wenn sie gleich von der Kunst schön gemachet werden, so muß man nicht gut davon urtheilen, wo sie nicht einen Grund haben, der sich ohne Anstoß erklären läßt. **Denn da Apaturius, der Alabandeer, den Trallianern mit geschickter Hand**

eine

eine Bühne in einem kleinen Schauplätzchen gemalet hatte, welches ſie ein εκκλησιαστηριον nenneten: ſo hatte er darinnen an ſtatt der Säulen, Schnitzbilder geſtellet; Centauren, welche Balken, und runde Kuppeldächer, und die hervorragenden Spitzen der Giebel trugen; Kränze, die mit Leuenköpfen gezieret waren, und wie die Dachtraufen herabhiengen.

Außerdem war über ihnen gleichwohl noch eine Oberbühne, auf welcher Kuppeln, Giebel, und alle Dächer mit vielen Bildern ausgezieret waren. Als nun der Anblick dieſer Bühne, wegen ihrer Buntigkeit, aller Augen auf ſich zog, und man ſchon im Begriffe ſtund, alles zu billigen: trat der Mathematiker **Licinius** hervor, und ſagte: Die **Alabandeer** hätten zwar zu allen andern Dingen ſattſam ſcharfe Augen; aber wegen des nicht großen Fehlers des Uebelſtandes, wären ſie für einfältig gehalten worden: weil in ihrem Kampfplatze alle Bildſäulen gerichtliche Redner vorſtelleten; auf dem Rathhauſe aber, entweder Tellerwerfer, oder Wettläufer, oder Ballſpieler ſtünden.

Hat nun dergeſtalt eine wider die Eigenſchaft der Oerter laufende Stellung der Schnitzbilder, einer ganzen Stadt Ehre geſchmälert: ſo mögen wir ja zuſehen, daß uns nicht auch eine **apaturi**ſche Bühne zu **Alabandeern** oder **Abderiten** mache. Denn wer von uns hat doch wohl über die Dachziegel ein Haus, oder Säulen, oder ausgeſperrte Giebel gebauet? Dieß alles wird ja auf die Stockwerke, und nicht aufs Ziegeldach geſetzet.

Wenn wir also das in Bildern billigen wollen, was wir in der Natur und Wahrheit nicht haben können; so werden auch wir in die Zahl dieser Städte kommen, die wegen solcher Fehler für dumm gehalten worden. Daher hat dort Apaturius sich kein Wort zu sagen erkühnet, sondern hat die Bühne weggenommen, und sie nach der Natur der Sache geändert, und Beyfall gefunden.

Wollte Gott, daß itzo Licinius wieder aufstünde, und diese Thorheit unserer Dachbauer zurechte brächte. Aber es wird nicht unrecht seyn, zu bemerken, warum oft eine falsche Ursache die Wahrheit überwindet. Denn was die Alten mit vielem Fleiße und Arbeit in den Künsten zuwege brachten, das suchet man itzo mit Farben und ihrem schönen Ansehen zu erlangen: und das Ansehen, was vormals die Geschicklichkeit des Künstlers den Werken gab, das will ihnen itzo der Aufwand des Bauherrn ertheilen. Denn welcher Alte scheint nicht den Zinnober so sparsam, als eine Arzney gebrauchet zu haben? Itzo aber werden an vielen Orten ganze Wände damit beschmieret. Hierzu kömmt noch das Goldgelbe, der Purpur, u. das armenische Blau: und wenn diese angestrichen, obgleich nicht sehr kunstmäßig angebracht werden, so stralen sie doch stark ins Auge; und weil sie kostbar sind, so werden sie von den Gesetzen ausgenommen: daß sie vom Herrn, u. nicht vom Wiederkäufer herrühren. Dieses habe ich erinnern wollen, damit man endlich vom Irrthume zurückkomme, u. s. w.

(Das übrige folget nächstens.)

IV. Joh.

IV.

Joh. Gottlieb Laurentii Beyträge zur Historie des deutschen Kriegswesens, und zur Schreibart in Kriegssachen. I. Theil. Gotha, verlegts Johann Paul Mevius 1758. 4 und einen halben Bogen in 8.

Der Hr. Verfasser, welcher bekanntlich Kriegscommissionsrath zu Gotha ist, vermehret durch diese Arbeit den Ruhm, den er sich bereits durch seine vorherigen Abhandlungen erworben hat, und machet sich besonders um das deutsche Kriegswesen höchstverdient. Denn so sehr dasselbe bisher in der Dunkelheit gelegen: Um so vielmehr müssen diejenigen Dank verdienen, welche solches aus dem Finstern hervorzuziehen, und ins Licht zu setzen bemühet sind. Hierzu ist nun wohl freylich nöthig, die Geschichte desselben vollständiger zu machen, als sie sich bisher befindet. So eine große Stärke darinnen der Hr. Verfasser bereits durch seine Abhandlungen von den Kriegsgerichten der alten Deutschen, und zu unsern Zeiten, gewiesen hat; so ist er doch zu bescheiden, eine solche vollständige Geschichte zu unternehmen; sondern er will nur einige Beyträge dazu, aus den letztverwichenen dreyen Jahrhunderten liefern; und zwar vornehmlich in so fern sie einen Einfluß in die Schreibart in Kriegssachen haben können. Er scheint dazu durch die-

und leichtſinnig. Agricola ſagt bl. 400. Er hat gehandelt als ein Bidermann. In Herrn D. Luthers Schriften bedeuten Biderhandwerksleute ſo viel als ehrliche nützliche und rechtſchaffene Handwerker. Desgleichen heiſſet ein bekanntes Sprichwort: Bidermannes Erbe liegt allerwegen. Auch lieſet man es in alten Deutſchen Anmerkungen zu Kayſer Fridrichs II. Goslariſcher Urkunde vom Jahre 1219. beym Heinecc. in Antiqq. Goslar. bl. 221. In den Worten: Tres vel duos veraces ſuos vicinos, Der Richter und zween Nachbauern oder zweye Biderleute. Imgleichen auf der folgenden Blatſeite: Darnach ſollen zween Bidermanne ſchweren, daß der Eid rein und unmeineidig ꝛc. Ja noch heutiges Tages iſt dieſer Name nach ſolcher figürlichen Bedeutung in ſeinem untadelhaften Gebrauche. In der neuſten Königl. Preußl. u. Churbrand. Vormundſchafts Ordnung vom Jahre 1724. wird die Gemüths-Beſchaffenheit eines Bidermannes von einem verpflichteten Vormunde erfodert, daß er handeln ſolle, wie einem ehrlichen und treuen Bidermanne obliegt. Wiewohl hier im Uberfluſſe (per pleonasmum); ehrlich und treu dem Worte Bidermann beygefüget worden. Inzwiſchen iſt hierbey nicht unangemerkt zu laſſen, daß diejenigen unwiſſenden Deutſchen, ſo wohl als ein gewiſſer Sprachmeiſter in ſeinem Franzöſiſch-Deutſchen Wörter-Buche übel berichtet ſind, welche glauben, daß dieſes Wort in zierlichen Reden und Schreiben keine ſtatt finde, ſondern nur in niederträchtiger und ſcherzhafter Schreibart gebrauchet werde. Vielmehr will ich nicht in Abrede ſeyn, daß

jenigen Bemühungen bewogen zu seyn, welche man bey der gemeinen Verbesserung der deutschen Sprache auch insbesondre dahin anwendet, das deutsche Kriegswesen von den vielen fremden Wörtern zu saubern, welche sich dabey eingeschlichen haben. Insonderheit ist wohl sein Absehen auf diejenigen Versuche einer bequemen deutschen Benennung der bey dem Kriegswesen vorkommenden Sachen und Aemter gerichtet, welche in dem zweyten und dritten Bande der **Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig** angefangen worden, und den fürstl. hessischen Hrn. Kriegsrath **Engelhard** zum Verfasser haben. Denn Hr. **Laurentii** tadelt verschiedene dererjenigen Benennungen, welche dieser anstatt der bisher gewöhnlichen vorgeschlagen hat; als Oberfeldherr, Feldherr der Reiterey, oder des Fußvolkes, Unterfeldherr (34. S.); Unterfeldwachtmeister (35. S.); Fahne oder Fähnlein, für Compagnien (38. S.); Schaar oder Heerschaar für Regimenter (70. S.). Er hält dafür, daß man neue Begriffe mit alten und etwas ganz anders bedeutenden Wörten nicht verknüpfen müsse (33. S.) und daß es eine übertriebene Hochachtung für die deutsche Sprache sey, mit solchen altväterischen und nagelneuen Benennungen aufgezogen zu kommen (34. S.). Er ist vielmehr der Meynung, daß man auch diejenigen ausländischen Benennungen, welche einmal das deutsche Bürgerrecht erlanget haben, beybehalten, und solche nur deutsch schreiben und abändern soll; als z. B. Generale, Leutenant, Companie.

panie. Er achtet es eine kützliche Sache zu ſeyn, ſolche Amtsnamen umzugießen, die große Herren ihren Bedienten in ihren Beſtallungsbriefen beylegen, und welche der allgemeine Gebrauch einmal eingeführet hat (57. S.). Allein! die Meynung des Hrn. Engelhards geht auch wohl dahin nicht, daß man die von ihm vorgeſchlagenen Benennungen ſogleich einführen, oder überall gebrauchen ſoll. Er erkläret ſich ſelbſt darüber dahin: daß es allerdings rathſamer ſey, im gemeinen Leben ſich lieber fremder Wörter zu bedienen, wenn ſie üblich ſeyn, als dusch eigene, die in Abgang gekommen, oder ungebräuchlich ſind, unverſtändlich zu werden. Man müſſe der Gewohnheit den Lauf laſſen, bis Zeit oder Geſchmack eine Aenderung machen. (389. S. 2. B. der ged. Samml.) Er ſetzet ſeine Abſicht darinnen, zu zeigen: daß zu Benennung der Sachen, wozu man fremde Namen eingeführet hat, theils einheimiſche wirklich vorhanden ſeyn; oder, wo dieſe etwa ermangelten, ſolche den Regeln der Sprache gemäß, und, ohne ihr einigen Zwang anzuthun, leicht gebildet werden könnten. (ebend.) Daß man aber alte Benennungen gebrauchen könne, um damit neue Stellen zu bezeichnen, wenn dieſe gleich nicht völlig mit denenjenigen übereinkommen ſollten, welche dadurch vormals angedeutet worden, ſcheint nicht ſo gar widerſprechend oder ungereimt zu ſeyn. Denn es iſt bekannt, daß die Wörter gelten, wie das Geld. Hat ſich nun gleich eine Ehrenſtelle, ihrem Anſehen nach, vergrößert oder vermindert; iſt die Anzahl der Kriegsleute

größer oder kleiner geworden, welche zu einer gewissen Abtheilung gehören: so hebet doch das ihre gleiche Benennung, unter solchen verschiedenen Umständen, zu verschiedenen Zeiten nicht auf. Findet sich doch solches bey Sachen zu gleicher Zeit eben so. Denn wie sehr sind z. B. die französischen Compagnien, ihrer Stärke nach, von den preußischen oder andern nicht unterschieden? Und doch führen jene so gut diesen Namen, als diese. Was für ein Unterschied ist nicht zwischen einem vormaligen Bürgermeister zu Rom, und einem itzigen auf einem Landstädtchen, oder gar auf einem Dorfe; wo nämlich der Gebrauch ist, daß auch der Grebe oder Schultheiß so heißt? Zwischen einem Burggrafen zu Friedberg oder Nürnberg, und einem auf einem fürstlichen Lustschlosse? Und doch führen sie einen und denselbigen Ehrennamen. Der Hr. Laurentii belehret uns auch selbst, daß einige Wörter nach und nach andere Bedeutungen bekommen haben, die doch itzt noch gebräuchlich sind; ob sie gleich nicht mehr andeuten, was vormals: als z. B. Hauptmann und Oberster (32. S.) Denn ein itziger Hauptmann, so angesehen diese Stelle auch ist, ist dennoch von einem im funfzehnten Jahrhunderte sehr unterschieden: da derjenige darunter verstanden worden, welcher unter dem römischen Kaiser oder Könige, den Befehl über das gesammte deutsche Heer gehabt hat (21. S.). Hr. Laurentii hat auch selbst ehedem das Wort Feldherr gewählet, um damit den obersten Befehlshaber oder commandirenden General, zu benennen. (Abh. von der Kriegsg.

Kriegsog. uns. Zeit 7. §. 13. S. u. a. O.) Wie er denn auch ein Regiment, oder eine Schaar, Fahnen und Compagnien als gleichgültig brauchet. (ebend. 8. §. 15. S.) u. d. gl. Daher rechnet ers sich für keine Schande, in der Vorrede zu bekennen, daß er in einigen Stücken itzt anderer Meynung sey, als in seinen vorigen Schriften; und giebt in einer besondern Anmerkung davon ausdrücklich ein Beyspiel: daß er sich ehedem der unrichtigen Schreibart des Wortes Gerichtsbarkeit für Gerichtbarkeit bedienet habe (74. S.) Doch, dieses sind Kleinigkeiten.

Daß man übrigens mit Einführung deutscher Benennungen, anstatt der bisherigen ausländischen, nicht allzu blöde seyn, sondern zuweilen etwas wagen müsse, dazu giebt der Hr. Verfasser, der in diesem Jahre herausgekommenen freyen Gedanken über einige Theile der Kriegskunst *) ein Beyspiel; welches um so vielmehr angeführet zu werden verdienet, da derselbe in einem angesehenen Kriegsdienste als Oberbefehlshaber steht. Denn ob er sich zwar nicht genennet: so hat er doch kein Bedenken gehabt, durch Anführung einer andern Schrift, die von ihm herrühret, sich deutlich genug zu erkennen zu geben. Die Verfasser der göttingischen Anzeigen haben ihn daher ganz frey nahmhaft gemachet. (116. St. 1100. S.) Dieser berühmte Mann, der vorhin schon seine Gelehrsamkeit, so wie itzt seine Wissenschaft und Erfahrung in der Kriegskunst an den

*) S. Neuestes Brachm. 474. S.

den Tag geleget, nimmt keinen Anſtand, einen General, einen Feldherrn zu nennen, und für Compagnie, Fahne zu gebrauchen. Er hat ein eigenes Hauptſtück von den Eigenſchaften eines Feldherrn. (136. S.) Und wo er zum erſten von einer Compagnie redet, ſetzet er hinzu: oder deutſch zu reden, Fahne. (3. S.) Er liefert demnächſt ein ganzes Verzeichniß von deutſchen Benennungen, worinnen der Generaliſſimus ebenfalls Großfeldherr; der Generallieutenant, Unterfeldherr; den Oberſtlieutenant, Unteroberſter; der Lieutenant, Unterhauptmann, u. ſ. w. heißt. (149. S.)

Hoffentlich werden aber dergleichen kleine Abweichungen von einander, alle dieſe Männer in ihren Bemühungen nicht irre oder abwendig machen, ſondern vielmehr anreizen, dieſe zu dem gemeinſamen Nutzen zu vereinigen: wie wir denn beſonders der verſprochenen Fortſetzung dieſer ſo angenehmen als nützlichen Beyträge mit Verlangen entgegen ſehen.

Fürizt müſſen wir nur noch den Inhalt dieſes erſten Theiles anführen, welcher in folgenden Stücken beſteht: 1. Verzeichniß einiger alten und guten deutſchen Schriften von deutſchen Kriegsſachen im 15. und 16ten Jahrhunderte. 2. Unterſuchung des Urſprunges der iztgewöhnlichen Benennungen **Corporal**, **Hauptmann**, **Oberſter**, **General** und **Generaliſſimus**, nebſt einigen Anmerkungen hierüber. 3. Prüfung einiger ausländiſchen Wörter: **Caplan**, **Compagnie**, **Eſcadron**, **Fourier**,

rier, Infanterie, Marschall, Trouppen. 4. Gedanken über die Verdeutschung der Amtsnamen: Major, Sergent, Tambour. 5. Bedenken, ob man die Benennungen Adjutant, Auditeur, Dragoner, Lieutenant, Officier, Profos, Regiment, füglich deutsch geben könne. 6. Anhang von der Rechtschreibung des Wortes: Gerichtbarkeit.

V.

Das acht und zwanzigste Hauptstück

aus dem dritten Disc. des neuen Buches de l'Esprit:

Von den Eroberungen nordischer Völker.

In diesem Hauptstücke will man zeigen, daß man die Eroberungen mitternächtiger Völker, bloß sittlichen Ursachen zuzuschreiben habe.

Die natürlichen Ursachen der Eroberungen nordischer Völker, saget man, liegen in der überlegenen Herzhaftigkeit und Stärke, womit die Natur die mitternächtlichen Nationen vor den mittäglichen begabet hat. Diese Meynung ist geschickt, den europäischen Völkern zu schmäucheln, die fast alle ihren Ursprung aus nordischen Völkern haben; und

und hat also keinen Widerspruch gefunden *). Um uns indessen von der Wahrheit einer so schmäuchelhaften Meynung zu versichern, wollen wir untersuchen: ob wirklich die nordischen Einwohner herzhafter und stärker sind, als die südlichen? Zu dem Ende wollen wir erst sehen, was denn eigentlich der Muth ist? und bis auf den Grund dringen, der einer der wichtigsten Fragen der Staats- und Sittenkunst ein Licht geben kann.

In den Thieren ist die Herzhaftigkeit nichts, als die Wirkung ihrer Bedürfnisse. Sind diese gestillet, so werden sie feige. Der hungrige Leu greift Menschen an: der satte flieht vor ihnen. Ist der Hunger eines Thieres einmal gestillet: so entfernet die Liebe jedes Wesens zu seiner Erhaltung, selbiges von aller Gefahr. Der Muth der Thiere ist also die Wirkung ihrer Nothdurft. Geben wir den weidenden Thieren den Namen der furchtsamen; so kömmt es daher, daß sie ihrer Nahrung wegen nicht zu streiten, und keine Bewegungsgründe haben, der Gefahr zu trotzen. Brauchen sie aber was, so haben sie auch Herz. Der Hirsch in der Brunst ist so rasend, als ein gefräßiges Thier **).

Dieß wollen wir nun auf die Menschen deuten. Vor dem Tode gehen immer Schmerzen her: das Leben

*) Indessen haben wir sie niemals geglaubet. Hat Cäsar nicht mit südlichen italienischen Heeren, Gallien und Brittannien, als nordische Völker, besieget? Und waren die Gothen nicht zum wenigsten eben so nordlichen Ursprunges, als sie in Wälschland von ihren Brüdern, den Longobarden, über-

Leben iſt allemal mit einigen Beluſtigungen verbunden. Man iſt alſo dem Leben, wegen der Furcht vor Schmerzen, und der Begierde nach Ergetzungen, ſo geneigt. Je glücklicher das Leben iſt, deſtomehr fürchtet man, es zu verlieren: und daher kömmt das Schrecken, welches die Reichen vorm Tode empfinden. Hingegen; je unglücklicher das Leben iſt, deſto weniger ſcheuet man ſeinen Verluſt: und daher kömmt die Unempfindlichkeit, wenn ein Bauer den Tod erwartet.

Wenn nun die Liebe unſers Daſeyns auf die Furcht vor Schmerzen, und die Liebe zur Luſt gegründet iſt: ſo muß das Vergnügen glücklich zu ſeyn, viel mächtiger in uns ſeyn, als die Liebe des Lebens. Folglich wird ein jeder, um zum Beſitze der vermeynten Glückſeligkeit zu gelangen, fähig ſeyn, ſich größern oder geringern Gefahren bloß zu ſtellen; die aber allemal dem mehr oder minder hitzigen Verlangen nach dem Beſitze dieſes Gutes, gemäß ſeyn werden. Um ohn alle Herzhaftigkeit zu ſeyn, müßte man ohne alle Begierden ſeyn. Die herzhafteſte Nation wird alſo diejenige ſeyn, wo die Tapferkeit am beſten belohnet, und die Feigheit am ſtärkſten geſtrafet wird. *)

Die

überwunden wurden? Man müßte denn ſagen wollen, daß jene ſchon ein Paar hundert Jahre vor ihnen in Italien geweſen, und alſo weichlich geworden wären.

**) So gar eine zahme Henne, die Junge hat, greift wütend den größten Hund an, der ihr zu nahe kömmt.

* Wenn alſo ein armſeliges Volk in den nordiſchen Staaten reich zu werden hoffete: ſo machte das ſehr herzhafte

Die Gegenstände menschlicher Neigungen sind mancherley: sie werden von verschiedenen Leidenschaften getrieben; z. E. durch Geiz, Ehrsucht, Liebe des Vaterlandes, der Weiber, u. s. w. Folglich wird ein Mensch, der zu den kühnsten Entschließungen fähig ist, um eine gewisse Begierde zu stillen, ohne allen Muth seyn, wenn von einer andern Neigung die Rede ist. Tausendmal hat man den Seeräuber mit einer übermenschlichen Herzhaftigkeit gewaffnet gesehen, wenn sie durch Hoffnung der Beute erreget war; aber ohn allen Muth befunden, wenn er einen Schimpf rächen sollen. Cäsar, den keine Gefahr schreckte, wenn er zur Ehre drang; stieg furchtsam auf seinen Wagen, und setzte sich niemals darauf, ohne abergläubisch einen gewissen Vers dreymal gesprochen zu haben, den er für so kräftig hielt, das Umwerfen abzuwenden. (S. die krit. Histor. der Philosophie.) Der Furchtsame, den jede Gefahr schrecket, kann sich auch mit einem verzweifelten Muthe waffnen, wenn er sein Weib, seine Liebste, oder seine Kinder retten soll. So kann man eine gute Anzahl von denen Erscheinungen erklären, und Ursache geben, warum derselbe Mensch nach Verschiedenheit der Umstände tapfer oder feig ist.

Nachdem ich nun gewiesen, daß der Muth die Wirkung unserer Nothdurft ist, eine Stärke, so uns

hafte Leute. Als die helvetischen Völker italienische Früchte und Weine zu kosten bekamen, entschlossen sie sich alle nach Wälschland zu ziehen.

uns von unſern Leidenſchaften ertheilet wird, und die ſich an den Hinderniſſen äußert, ſo der Zufall, oder ein Vortheil unſerm Glücke in den Weg leget: ſo muß ich itzo, um allen Einwürfen vorzubauen, und eine ſo wichtige Sache beſſer ins Licht zu ſtellen, zwo Arten des Muthes unterſcheiden.

Die eine nenne ich die wahre Herzhaftigkeit: welche die Gefahr ſieht, wie ſie iſt, und ſie doch verachtet. Es giebt aber noch eine andere, die ſo zu reden, nur die Wirkungen davon hat. Dieſe Art des Muths, die faſt allen Menſchen gemein iſt, machet, daß ſie die Gefahr verachten, weil ſie ſelbige nicht wiſſen; weil die Leidenſchaften, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand ihrer Wünſche richten, ihnen wenigſtens etwas von der Gefahr verdecken, der ſie ſelbige ausſetzen.

Um ein rechtes Maaß des wahren Muthes ſolcher Leute zu haben, müßte man den ganzen Theil der Gefahr davon abziehen, den ihre Leidenſchaften oder Vorurtheile ihnen verbergen. Und dieſer Theil iſt insgemein ſehr anſehnlich *). Man ſetze den Soldaten, der furchtſam zum Sturme geht, nur die Plünderung der Stadt zum Lohne: ſo wird ihm der Geiz die Augen blenden: er wird die Stunde des Angriffes mit Ungeduld erwarten; die Gefahr wird verſchwinden; und er wird deſto unerſchrocke-

*) Z. E. Bey jenem Matroſen, der mit brennender Lunte am Pulvermagaſin ſtund, und ſein Pfeifchen rauchete, bis ihm der Admiral winken würde, darein zu tüppen.

ſolches Wort auch in einer noch engern Bedeutung gut und zuläßig ſey. Es wird wird nemlich bisweilen für das fremde Wort Patriote gebrauchet, wodurch ein redlicher und ſtandhafter Mann verſtanden wird welcher die Wohlfarth und Freyheit ſeines Vaterlandes und hergebrachten Gerechtſame unerſchrocken zu vertheidigen ſuchet. Noch ein anmuthiges Wortſpiel von dem Gegentheil der Bedeutung des Worts Bidermann habe dem geneigten Leſer aus Schickfuſſes Schleſ. Chron. zur Beluſtigung beyzufügen. Dieſer meldet Part. IV. Cap. 8. bl. 44. Wie das Wort Bidermann ein ehrbarer aufrichtiger Mann heiſſe, ſo bedeute im Gegentheil Schelmann (zuſammen gezogen Schelm:) einen loſen unrichtigen Menſchen. Dieſes iſt einem Goropiſchen Einfalle nicht ungleich. Herr von Eccard zeiget den wahren Urſprung des Worts Schelm in notis ad L. Sal. bl. 66. glaubwürdiger.

Was den Urſprung und die Ableitung des Namens Bidermann betrifft, ſo dürfte ſolches wohl mehrern Zweifeln und Schwürigkeiten unterworfen ſeyn. Doch wird die Sache klar werden, wenn man vorſtehende Bedeutungen deſſelben zugleich zum Augenmerk behält. Die Sprachlehrer ſetzen dießfalls dieſe Regel: So oft ein Wort nach ſeinem Laut und deſſen Bedeutung einſtimmig gefunden wird, ſo ſey es mit deſſelben Herleitung richtig. Hiernach wird die Probe anzuſtellen ſeyn, wenn man vorläufig die bisher allgemein angenommene Ableitung ein wenig geprüfet. Daß dieſer Name aus Bider und Mann ein zuſammengeſetztes Wort ſey, fällt in die Augen. Bey dem letzten Theile der Zuſammenſetzung werde

ich

schrockener seyn, je begieriger er ist. Tausend andre Ursachen bringen diese Wirkung des Geizes auch zuwege. Der alte Soldat ist tapfer, weil die Gewohnheit der Gefahr, der er allemal entgangen ist, dieselbe vor seinen Augen vernichtet. Der siegende Soldat geht dem Feinde unerschrocken entgegen; weil er dessen Widerstand nicht vermuthet, und ohne Gefahr zu triumphiren hoffet. Ein andrer ist kühn, weil er glaubet, er sey glücklich; jener, weil er sey zu seyn glaubet; ein dritter, weil er sich für geschickt hält. Der Muth ist also selten auf eine wahre Verachtung des Todes gegründet. Auch wird einer, der mit dem Degen in der Faust herzhaft ist, vor einem Pistolen-Zweykampfe beben. Man setze den Soldaten, der vor der Schlacht dem Tode trotzet, auf ein Schiff: er wird ihn im Sturme voll Schreckens erblicken; weil er ihn wirklich nur da sieht.

Der Muth ist also die Wirkung eines schlechten Gesichtes, in Ansehung der Gefahr, die man trotzet; oder gar einer gänzlichen Unwissenheit derselben. Wieviel Menschen sind nicht bey einem Donnerschlage von Schrecken starr; und würden sich scheuen, nur eine Nacht, in einem von der Landstraße entfernten Walde zu bleiben: da sich doch kein Mensch fürchtet, von Paris bey Nachte nach Versailles zu gehen. Gleichwohl sind eines Postknechts Ungeschicklichkeit, oder die Begegnung eines Mörders auf einer Landstraße, viel gemeinere Begebenheiten, und folglich mehr zu befürchten; als ein Donnerschlag, oder derselbe Mörder in einem

nem entlegenen Walde. Warum iſt denn die Furcht im erſten Falle gemeiner, als im zweyten? Darum, weil das Licht des Blitzes, und der Knall des Donners, wie des Waldes Finſterniſſe, dem Verſtande alle Augenblicke das Bild einer Gefahr zeigen, welche der Weg von Paris nach Verſailles nicht recht erwecket. Nun giebt es wenige, die eine gegenwärtige Gefahr aushalten können. Dieſer Anblick hat ſo viel Macht über ſie, daß man Leute gefunden, die ſich ihrer Zagheit wegen ſchämeten; aber, da ſie ſich eines Schimpfes wegen nicht rächeten, ſich ſelbſt umbrachten. Der Anblick ihres Feindes erſtickte in ihnen die Stimme der Ehre. Um ihr zu gehorchen, mußten ſie allein ſeyn, und bey Erhitzung dieſer Empfindung, den rechten Punct der Rachgier ertappen, um ſich, ſo zu reden, unvermerkt das Leben zu nehmen.

Aus eben dieſer Urſache, nämlich um die Wirkung des Eindruckes einer gegenwärtigen Gefahr zu hemmen, geſchieht es: daß man im Kriege nicht nur die Soldaten in eine Ordnung ſtellet, die ihre Furcht ſchwer machet; ſondern ſie in Aſien auch noch mit Opium, in Europa mit Branntweine, und mit dem Trummelſchlagen ganz betäubet, oder ſie zum Schreyen anhält *). Durch dieſes Mitel entzieht man ihnen einen Theil ihrer Gefahr aus

*) Der Marſchall von Sachſen ſaget in ſeinen Träumen, wenn er von denen Preußen redet: ihre Gewohnheit, das Gewehr im Gehen zu laden, ſey ſehr gut. Der Soldat ſieht nicht ſo ſehr die Gefahr, indem er ſich damit beſchäfftiget.

den Augen, der man sie bloß stellet, und setzet ihre Ehrliebe mit ihrer Furcht ins Gleichgewicht. Was ich von den Soldaten sage, das gilt auch von den Befehlshabern. Unter den herzhaftesten giebt es wenige, die auf dem Bette oder Schavot den Tod mit ruhigen Blicken ansehen. Was für eine Schwäche wies nicht der Marschall von Biron, der im Kriege so tapfer war, bey der Lebensstrafe!

Um also die Gegenwart des Todes zu ertragen, muß man des Lebens überdrüßig, oder von denen starken Leidenschaften verzehret seyn, die den Calanus, einen Cato, und eine Porcia bewogen, sich zu tödten. Die von solchen starken Gemüthsbewegungen getrieben werden, lieben das Leben nur unter gewissen Bedingungen. — — — — —

Nach Untersuchung dieser Frage schreite ich zur zweyten. Man will wissen, ob, wie man vorgiebt, die Eroberungen nordischee Völker, der besondern Stärke und Lebhaftigkeit zuzuschreiben sey, womit die Natur selbige begabet hat?

Um sich von der Wahrheit dieser Meynung zu versichern, würde man vergeblich zur Erfahrung seine Zuflucht nehmen. Bisher aber zeiget sich einem genauen Prüfer aus nichts, daß die Natur in ihren nordischen Werken stärker sey, als im Mittage. Hat der Nord seine weißen Bären, so hat Africa seine Leuen, Nasenhörner und Elephanten. Man hat noch nie eine gewisse Anzahl Mohren von der Goldküste, oder Senegal, mit einer gleichen Anzahl Russen oder Finnländer kämpfen lassen. Man

hat

hat die Ungleichheit ihrer Kräfte noch nie, durch die verſchiedene Schwere der Laſten erforſchet, die ſie heben könnten. Weit gefehlt, daß darinn das geringſte beſtimmet wäre, daß, wenn ich Vorurtheil gegen Vorurtheil beſtreiten wollte, ich allem dem, was man von der Stärke der nordiſchen Leute ſaget, das entgegen ſetzen würde, was man von den Türken rühmliches ſaget *). Man kann alſo die Meynung von der Stärke und Herzhaftigkeit nordiſcher Völker mit nichts, als mit der Geſchichte ihrer Eroberungen beweiſen. Alsdann aber werden alle Völker gleiche Anſprüche haben, ſie durch gleiche Gründe beſtärken, und ſich von der Natur gleich begünſtiget achten.

Man durchlaufe nur die Geſchichte, ſo wird man ſehen, wie die Hunnen den mäotiſchen Pfuhl verlaſſen, um Völker, die nordlicher liegen, in Feſſel zu ſchlagen. Man wird Saracenen aus dem brennenden Sande Arabiens kommen ſehen, um die Erde zu rächen, die Völker zu bändigen, Spanien zu beſiegen, und die Verwüſtung bis mitten in Frankreich fortzuſetzen. Man wird eben dieſe Saracenen mit ſieghafter Hand die Fahnen der Kreuzfahrer zerbrechen, und die europäiſchen Völker durch wiederholte Verſuche, in Paläſtina, ihren Verluſt und ihre Schande vervielfältigen ſehen. Wende ich meine Augen auf andere Völker, ſo ſehe ich

*) Aber vielleicht ſind die Türken urſprünglich nordiſche Völker. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß ſie aus dem Norden von Aſien, in weit mittäglichere Gegenden gedrungen.

meine Meynung noch mehr bestätiget. Tamerlan kömmt vom Rande des Indus, zieht als ein Sieger bis zum gefrornen Weltstriche Siberiens. Inca in Peru, erobert kältere Länder. Die Aegypter waren um des Cyrus Zeiten mit die tapfersten Völker, und zeigten sich bey der Schlacht zu Tembreja, dieses Ruhmes werth. Endlich trugen ja auch die siegenden Römer ihre Schwerter bis in Sarmatien, und in die brittischen Inseln.

Wenn nun der Sieg wechselsweise vom Mittage zum Norden, und vom Norden gegen Mittag geflogen ist; wenn alle Völker wechselsweise Eroberer und Besiegte gewesen sind; wenn, wie die Geschichte lehret, die nordischen Völker eben so empfindlich bey der brennenden Hitze des Südens, als die mittäglichen bey der rauhen Norder Kälte sind; und wenn beyde den Krieg mit gleichem Nachtheile in Weltstrichen führen, die von den ihrigen gar zu sehr unterschieden sind: so ist es klar, daß die Eroberungen der nordischen Völker, von der besondern Mäßigung ihres Weltstriches nicht abgehangen haben; ja daß man in physikalischen Gründen vergeblich die Ursache einer Sache suchen würde, davon das Sittliche eine sehr leichte und natürliche Quelle angiebt.

Hat der Nord die letzten Eroberer des Nordens hervorgebracht; so kam es daher, daß ungezähmte und noch wilde Völker, dergleichen damals die nordischen waren, wie der Ritter Folard bemerket, unendlich viel herzhafter und kriegerischer sind, als Völker, die im Ueberflusse u. in der Weichlichkeit erzogen

zogen ſind, und unter einer deſpotiſchen Gewalt ſtehen, wie damals die Römer waren *). Unter den letzten Kaiſern waren die Römer nicht mehr das Volk, welches, als Ueberwinder der Gallier und Deutſchen, annoch den Süden unter ſeinem Joche hatte. Damals erlagen dieſe Herren der Welt unten denſelben Tugenden, womit ſie über die ganze Welt geſieget hatten.

Aber um Aſien zu beſiegen, wird man ſagen, brauchten ſie nichts, als ihnen die Ketten zu bringen. Die Geſchwindigkeit, werde ich erwiedern, womit ſie es überwanden, beweiſt noch nicht die Zagheit mittäglicher Völker. Welche Städte im Norden haben ſich hartnäckigter gewehret, als Marſeille, Numantia, Sagunt und Rhodes? Zu des Craſſus Zeiten fanden ja die Römer an den Parthern Feinde, die ihrer werth waren. Man muß alſo der Weichlichkeit und Sklaverey der Aſiater den ſchnellen Sieg der Römer zuſchreiben.

Wenn Tacitus ſaget, daß die Monarchie der Parther den Römern nicht ſo fürchterlich geweſen, als die Freyheit der Deutſchen: ſo ſchreibt er die

*) Wenn die Gallier, ſaget Cäſar, die vormals kriegeriſcher geweſen, als die Deutſchen, dieſen zu ſeiner Zeit die größere Ehre der Waffen zugeſtehen mußten: ſo kam es daher, daß ſie von den Römern den Pracht gelernet hatten, dadurch aber weicher und zärtlicher geworden waren. Das, was den Galliern begegnet iſt, ſaget Tacitus, iſt den Britten auch widerfahren. Dieſe beyde Völker haben ihren Muth mit der Freyheit verlohren.

Ueberlegenheit des Heldenmuthes der Deutſchen, ihrer Regierungsart zu. Es ſind alſo die ſittlichen Urſachen, nicht aber die beſondre Temperatur der nordiſchen Länder, dasjenige, dem man die Eroberungen der nordlichen Völker zuſchreiben muß.

VI.

Nachricht von einem phyſikaliſchen Werke, ſo unter dem Titel Mikroſkopiſche Augen- und Gemüthsergetzungen, mit dem 1759. Jahre herauskommen wird.

Unſere Zeiten ſind ſo aufgekläret, daß die Vorwürfe und Machtſprüche gewiſſer düſtern Köpfe, die alle der Naturkunde gewidmete Stunden für verlohren ſchätzen, bey billigern Gemüthern, welche den wahren Werth der menſchlichen Beſchäfftigungen zu ſchätzen wiſſen, nicht leicht einigen Eindruck machen können. Man begreift heut zu Tage genugſam, wie vielen Einfluß in das Wohl eines jeden Landes, die genauere Kenntniß der ihm von der Natur verliehenen Schätze, haben muß; und der Nutzen, welchen die Naturkunde von dieſer Seite verſpricht, iſt ſo ungezweifelt, daß er die Aufmerkſamkeit der Großen, ſchon ſeit geraumer Zeit, auf ſich ziehet. Man begreift aber auch, daß noch außerdem, die ſorgfältige Betrachtung der Werke des Höchſten, an und für ſich, eine vernünftigen Geſchöpfen höchſt anſtändige Beſchäftigung,

tigung, ja eine ihnen obliegende Pflicht ist: die sie mit der tiefsten Ehrfurcht gegen ihren anbethenswürdigen Schöpfer erfüllen kann; daß ferner das holde Vergnügen, welches sie uns gewähret, schon allein unendlich schätzbar ist; und daß ein Geist, den die Ordnung, das Regelmäßige und Schöne reizet, so durch die ganze Natur vom Größten bis zum Kleinsten herrschen, ganz natürlich einen Abscheu vor allen dem fassen muß, was in den Sitten unordentlich, unregelmäßig und häßlich ist. Je gewisser alles dieses ist, und je mehr sich der Geschmack an der Naturgeschichte unter beyderley Geschlechtern, und unter Personen vom höchsten bis zum bürgerlichen Range, ja fast in allen Ständen heut zu Tage ausbreitet; ein Umstand der unserm Jahrhunderte bey den Nachkommen viel Ehre machen muß! desto mehr kann sich, dem Ansehen nach, alles, was auf die Beförderung eines so edlen Theils der menschlichen Erkenntniß abzielet, mit einer geneigten Aufnahme schmäucheln: und der hiesige Kupferstecher Nußbiegel, machet sich daher Hoffnung, daß ein dahin gehöriges Werk, welches er den Liebhabern unter dem Titel: **Mikroskopische Gemüths- und Augenergetzungen** hiemit anbiethet, und welches auf gewisse Weise das Erste und Einzige in seiner Art ist, denenselben nicht gleichgültig seyn werde.

Niemanden können leicht die Verdienste eines **Leuwenhoecks, Schwammerdamms, Malpighi, Grew, Hocke, Bonani und Hills**, unbekannt seyn: deren vortreffliche Schriften einen

Schatz der angenehmsten, durch Beyhülfe der Vergrößerungsgläser gemachten Entdeckungen enthalten; vieler andern geschickten Naturforscher nicht zu gedenken, welche uns dergleichen, theils in ganzen Werken, wie z. E. unser berühmter Landsmann, Herr Rösel von Rosenhof, in der Beschreibung der kleinen Polypen und andern Schlammthierchen ꝛc. theils auch in geringerer Anzahl und zuweilen nur beyläufig, wie der gelehrte Herr M. Schäfer zu Regensburg, und andere mehr, mittheilen. Dessen ungeachtet hoffet obgedachter Kupferstecher Nußbiegel, daß eine neue Sammlung solcher Beobachtungen, als er sich zu liefern vorgesetzet hat, und unter denen sogleich anzuführenden Bedingungen, niemanden überflüßig dünken werde.

Denn ohne zu erwähnen, daß diese an sich vortrefflichen Werke, heut zu Tage eben so leicht bey uns nicht zu haben sind; und da sie in einer fremden Sprache geschrieben worden, nur von Gelehrten genutzet werden können; Schwammerdamms Naturbibel ausgenommen, welche durch die davon verfertigte deutsche Uebersetzung endlich gemein genug geworden ist; und daß durch diese Schriften, das so weite und fast unermeßliche Reich der Natur nicht erschöpfet worden, vielmehr kaum in selbigen der kleinste Theil anzutreffen ist: so wird das Vorzügliche dieser neuen Sammlung zuvörderst darinne bestehen, daß alle Gegenstände nicht allein auf das sauberste und richtigste in Kupfer gestochen, sondern auch überdieß mit lebendigen Farben, der Natur so ähnlich als möglich; und ohne daß die

Lieb-

Liebhaber die durch das Sonnenmikroskop erscheinenden Regenbogenfarben befürchten dörfen, gemalet oder illuminiret werden: als weswegen alle Observationen nicht sowohl durch das Sonnenmikroskop, als vielmehr durch ein besonders hierzu erfundenes vollkommenes Handmikroskop, um die Farben unbetrüglich zu erhalten, nachgezeichnet und entworfen werden.

Diese Zeichnungen sind eine Frucht fünfjähriger Beobachtungen des hiesigen Herrn Procurators, **Martin Frobenius Ledermüllers**: welche derselbe mehrentheils in Gegenwart verschiedener Gönner und Freunde angestellet, zu Papier gebracht, und neulich erst solche miteinander dem Verleger gefälligst behändiget; ihm auch zu gleicher Zeit eine jede Obsevation, selbsten vor Augen gestellet hatte; um solche genau prüfen, und das was er nun selbst gesehen, mit denen Zeichnungen gegen einander halten zu können. Was man nun zu ändern befunden, ist sofort verbessert und alles der Natur auf das ähnlichste nachgebildet worden. Ueber dieses alles ist mehrgemeldter Verleger von gedachtem Herrn Procurator Ledermüller, mit einem außerordentlich feinen und veststehenden Handmikroscop versehen worden: durch dessen Hülfe er bey Aufzeichnung einer jeden Observation auf die Kupferplatte, allemal eine jede Beobachtung wiederholen, und das Object selbst, nebst der Zeichnung zu gleicher Zeit vor Augen haben, und also auf das genaueste abbilden kann.

Und

ich mich nicht aufhalten. Nur wird vorher zu sehen seyn, was vor Wörtern und Partickeln zu dem Namen Mann gesetzet zu werden pflegen? Mit andern selbstständigen Namen finden sich die meisten Beyspiele; mit zufälligen Namen aber wird es fehlen. Hingegen geschiehet die Zusammensetzung mit Partikeln, sonderlich mit Vorwörtern nicht so solten. Obmann bedeutet beym Besoldo in Thes. pract. Tom. II. bl. 40 einen dritten Mann, wenn sich die Schiedsrichter nicht vereinigen können. Der seel. D. Luther hat in den Reformations-Streitigkeiten noch im Jahre 1519 den Cardinal von Salzburg zu seinem Obermann wie er redet, selbst vorgeschlagen. Und Herr Schottel führet in seiner ausführlichen Arbeit bl. 287. Unmann, Untermann, Freymann, Siemann, der sich von seiner Frau regieren lässet, an.

Eine genauere Sorgfalt wird demnach der erste Theil, nemlich Bider erfodern. Denjenigen welche solches Wort noch mit Schickfussen, Schotteln Helwigen und andern, als Beyder d. i. der beyde Theil verträget und aus einander setzet, erklären, denen ist ihre Freude zu gönnen. Allein die Herleitung dieses Worts von dem zufälligen Namen Bitherbt oder Bederbe hat bey den gelehrtesten Männern und Sprachforschern bisher fast allgemeinen Beyfall gefunden. Aus Biderbermann soll, zusammen gezogen, Bidermann herfliessen. Dieser Meynung sind Herr v. Leibnitz, Herr v. Eccard, Dietr. v. Stade, Meier, Herr Prof. Wachter, Prof. Scherz, und wer sonst nicht? zugethan. Der einzige Palthenius, ehemahliger Professor zu Gryphswalde übergehet bey dem Worte Bitherbt in seinen Tatianischen

An-

Und wie der Herr Beobachter niemals einige verführerische Neigung zum Wunderbaren gehabt, sondern dergleichen übertriebenes und fabelhaftes Zeug äußerst gehasset; indem derselbe die sich selbst gelassene Natur viel zu schön befunden, als daß er sie besser auszuschmücken für nöthig gehalten; oder wohl gar die Verwegenheit gebrauchen mögen, dergleichen schwache Erdichtungen dem Publico aufzubürden: wie z. E. Herr Joh. Franz Griendel von Ach * sich nicht gescheuet, der Welt weiß zu machen: er habe aus einem Tropfen Mayenthau, nach dreyen Tagen, einen jungen Frosch, den er mit 4 Beinen wie einen großen ausgewachsenen Frosch abgebildet, unter dem Mikroskop, unter währender Betrachtung, ausschliefen gesehen ꝛc. welche unverschämte Fabeln, dieser Autor sogar Kaiser Leopolden, glorwürdigsten Gedächtnisses, zu dediciren kein Bedenken getragen: so werden sich auch daher die Liebhaber destomehr, natürlicher und wahrhafter Vorstellungen, welche man ja ohnehin zu eines jeden Untersuchung und Prüfung überlassen muß, zu versichern haben.

Was aber die Art und Weise der Ausgabe dieses Werks betrifft, so ist man gesonnen, monathlich 4 Platten, nebst einem Bogen Erläuterung zu liefern. Man wird sich dabey, um die nöthigen Abwechselungen zu beobachten, nach der gemeinen

* Micrographia Nova, sive Nova et curiosa variorum minutorum Corporum singularis cujusdam et noviter ab Autore inventi Microscopii. Norimbergæ 1687. in 4to.

meinen Eintheilung, in die drey Naturreiche richten, und aus jedem alle Monathe eine Platte ausfertigen; als eine Zugabe aber zuweilen etwas von den feinsten, durch Menschenhände verfertigten Arbeiten, mit ihren Farben, abbilden, um den unendlichen großen Unterschied zu zeigen, der sich zwischen diesen und denen geringsten Werken der Natur findet.

Es würde unnöthig seyn, ein vorläufiges Verzeichniß von dem Inhalte derer nach und nach ausgegebenden Platten, einzurücken. Wir wollen nur anjetzo davon so viel melden, daß man sich überhaupt, so oft es die Gelegenheit giebt, die zwar bereits bekannten, aber in dem Thierreiche gewisser maßen noch streitigen mikroskopischen Beobachtungen, z. E. von der wahren Figur der sogenannten Blutkügelein, von der vom Herrn Needham angegebenen Entstehungsart der sogenannten Infusionsthierchen zu berichtigen, und anderer Gelehrten Beobachtungen, dabey mit bekannt zu machen, befleißigen wird. In dem Pflanzenreiche werden die Saamen verschiedener Pflanzen, der mannigfaltige Blumenstaub, die Gerippe und Netze der Blätter, die vielerley Arten von Moosen und Schimmeln, nebst vielen andern Dingen zum Stoffe dienen; im Mineralreiche sollen die Configuration und die Crystallen der Salze, sowohl als die verschiedenen Arten vom Meersande, zum Grunde genommen werden, und was noch im Thierreiche übrig ist. Es wird niemand verlangen, daß man ein Verzeichniß davon anführen solle: da außer dem

dem Staube von den Sommervögeln oder der Federn, Haare und Wolle, eine unzählige Menge kleinſter lebendiger Creaturen und deren Glieder verräthig ſind, welche Liebhabern und Kennern der Naturgeſchichte beſſer bekannt ſind, als man hier davon Erwähnung thun könnte.

Und hiebey wird gewißlich keiner Monathſchrift oder einem andern periodiſchen Werke, nur der geringſte Eintrag geſchehen: maßen wir nichts als unſichtbare oder kaum ſichtbare, aber doch unerkenntliche Dinge, die man nur mit bewaffneten Augen ſehen muß, vorſtellen wollen.

Die erſte Ausgabe wird in der Neujahrswoche des herrannahenden 1759. Jahres bey dem Verleger, der auf dem neuen Bau, gegen dem großen Springbrunnen über, in ſeinem eigenen Hauſe zu erfragen iſt, zu haben ſeyn: woraus Liebhaber ſich einen Begriff machen können, was man von der Fortſetzung dieſer Sammlung zu hoffen habe.

Das erſte Blatt zeigt die Geſtalt der Blutgefäße, und den Kreislauf des Blutes in dem Meſentere, oder Gekröſe des Froſches, nebſt der Art, wie dieſe Beobachtung anzuſtellen iſt. Das 2te, einen ſehr ſchönen auf rothen Weintrauben gefundenen Schimmel. Das 3te Blatt enthält zwo Figuren: in der einen ſind die Cryſtallen des Grünſpans, in der andern aber die Anſchüſſe des Salis ſedativi vorgeſtellet. Auf dem 4ten Blatte endlich ſieht man den ſogenannten Muſchelſaamen, oder eine neue Abbildung verſchiedener von denen kleinſten mit dem Meerſande ausgeworfenen Muſcheln.

Der

Der Preis einer jeden monathlichen Ausgabe, wird nicht höher als für 16 Kr. zu ſtehen kommen, und die Liebhaber werden aus Ueberzeugung ſelbſten unparteyiſch geſtehen müſſen: daß dieſer Preis ſehr billig, und die Koſten zu Anſchaffung dieſes Werkes nicht umſonſt angewendet ſeyn werden. Nürnberg den 18. Decembr. 1758.

Georg Paul Nußbiegel.

VII.

J. J. Rouſſeau, Citoyen de Geneve à Mr. d'Alembert, de l'Academie françoiſe &c. &c. ſur ſon Article *Geneve*, dans le VII. Volume de l'Encyclopedie, & particulierement, ſur le Projet, d'établir un Theatre de Comedie en cette Ville. A Amſt. chez Rey. 1758. 8.

Der berühmte Hr. Rouſſeau hat den Artikel, Genf, den der Hr von Alembert in die Encyklopedie ſetzen laſſen, nicht verſchmerzen können. Er hat daher gegenwärtiges Schreiben zur Vertheidigung ſeiner Vaterſtadt an ihn abgelaſſen: und dieſer Brief iſt ein Buch geworden. Er bezeuget in der Vorrede ſeine Hochachtung gegen denſelben. Allein dieſe kann von keinen Pflichten losſprechen, außer bey denen, deren ganze Sittenlehre in bloßem Dünkel beſteht. Gerechtigkeit und Wahrheit, ſaget er, ſind die erſten Pflichten: Menſchlichkeit und

und Vaterland ſind die erſten Neigungen. Weil nicht ein jeder die Encyklopädie bey der Hand hat, ſchreibt er den Artikel Genf ab. Wir wollen, weil er lang iſt, nur etwas davon mittheilen, damit unſre Leſer wiſſen mögen, wovon die Rede iſt.

„Man duldet keine Komödie zu Genf: nicht, „weil man die Schauſpiele an ſich ſelbſt misbilliget; „man fürchtet den Geſchmack am Putze, an der „Zerſtreuung, und an der Ungebundenheit der „Sitten, welche die Comödiantenbanden unter der „Jugend ausbreiten. Wäre es aber nicht mög„lich, dieſem Uebelſtande, durch ſtrenge, und wohl„ausgeführte Geſetze, über die Aufführung der Ko„mödianten zu hemmen? Dergeſtalt würde Genf „Schauſpiele und Sitten bekommen, und die Vor„theile von beyden genießen. Die theatraliſchen „Vorſtellungen würden den Geſchmack der Bürger „bilden, und ihnen ein feines Gefühl, eine zärt„liche Empfindung geben, die ohne dieſe Beyhülfe „ſchwer zu erlangen ſind. Die Litteratur würde „dadurch Vortheile ziehen, ohne daß die Ueppigkeit „etwas gewönne: und Genf würde die lacedämo„niſche Tugend mit der athenienſiſchen Artigkeit „verbinden. „ u. ſ. w.

Das iſt der ſchmäuchelhafte Antrag des Hrn. von Alembert, den Hr. Rouſſeau gar verführend, ja gar gefährlich nennet; wenigſtens ſeiner Meynung nach. Seine Gründe ſtehen zwar im Buche ſelbſt. Hier aber fraget er: Mit was für einer Begierde würde nicht die Genſerjugend, durch ein

ſo

ſo wichtiges Urtheil übermeiſtert, ſich denen Begriffen überlaſſen, dazu ſie ohnedieß ſchon ſo geneigt iſt? Wieviel junge Genfer erwarten nicht ſchon, nach der Bekanntmachung dieſes Bandes, den erwünſchten Augenblick, der Aufrichtung einer Bühne; in der Einbildung, daß ſolche dem Vaterlande, ja faſt dem menſchlichen Geſchlechte ſehr vortheilhaft ſeyn würde. Das, das iſt der Grund ſeiner Unruhe! Das iſt das Uebel, dem er zuvor kommen will. Er beſchuldiget den Hrn. v. Alembert keiner böſen Abſichten; und hoffet, er werde ein gleiches thun. Er will ihm ſo wenig misfallen, als Hr. von Alembert Genf ſchaden will. Allein, geſetzt, daß er ſich irren ſollte; muß er nicht nach ſeinem Gewiſſen, und ſeiner Einſicht gemäß handeln? Hat er ſchweigen ſollen und können, ohne ſeine Pflicht und ſein Vaterland zu verrathen?

Um bey dieſer Sache ſchweigen zu können, glaubet er, daß er niemals in minder nöthigen Sachen etwas hätte ſchreiben müſſen. „Du ſüße Dunkelheit! die du mich dreyßig Jahre lang glücklich gemachet haſt, ruft er aus, ich hätte dich alſo jederzeit lieben müſſen! Man hätte es alſo gar nicht erfahren müſſen, daß ich in einiger Verbindung mit den Verfaſſern der Encyklopädie ſtehe; daß ich etliche Artikel zu dem Werke geliefert; daß mein Namen ſich mit bey den Namen der Urheber davon befindet. Ja, mein Eifer für mein Vaterland müßte nicht ſo bekannt ſeyn, daß man glauben könnte, daß dieſer Artikel, Genf, mir irgend entwiſchet ſey; oder, daß man aus meinem Stillſchweigen ſchließen

könnte, ich wäre dieſer Meynung. Da aber keins von dem allen ſeyn kann: ſo muß ich reden; ich muß mich davon losſagen, was ich nicht billige, damit man mir keine andre Meynungen beylege, als die meinigen. Meine Landsleute brauchen meines Rathes nicht; ich weis es wohl: aber ich muß mich bey Ehren erhalten, indem ich zeige, daß ich von unſern Gewohnheiten eben ſo denke, als ſie. „

So redet unſer Patriot: und der Eifer für Vaterland und Tugend führet ihm überall die Feder. Er entſchuldiget ſich ferner, daß dieſe Schrift viel ſchlechter gerathen, als er ſie zu andern Zeiten gemachet hätte; doch wundert er ſich, daß ſie nicht noch elender ausgefallen. „Ich habe ſchlechtweg „die Wahrheit geſaget, heißt es: aber wer fraget „darnach? Um nützlich zu werden, muß man itzo „gefallen: und meine Feder hat itzo dieſe Gabe ver„lohren. Mancher wird mir auch dieſen Verluſt „ſtreitig machen? Es ſey alſo! Indeſſen fühle ich, „daß ich geſunken bin: man fällt aber nicht unter „das Nichts. „

Er ſetzet ferner hinzu, hier ſey nicht die Rede, von einem leeren philoſophiſchen Geſchwätze; ſondern von einer einem ganzen Volke wichtigen praktiſchen Wahrheit. Man habe nicht mit einer geringen Anzahl zu thun, ſondern mit der Welt. Er habe auch nicht anderer Gedanken erwecken, ſondern ſeine eigene Gedanken ſagen müſſen. Er habe alſo deutlich ſchreiben müſſen, um von allen verſtanden zu werden. Die Klarheit aber, habe ihn weitſchweifig und matt gemachet: wiewohl wir dieſen

Fehler

Fehler bey ihm nicht gefunden haben. Die Wahrheit und Vernunft hat ſo viel durch ſeine Schreibart gewonnen, als der tändelhafte Witz verlohren hat. Welcher Vernünftige wird ihm das übel nehmen?

Er entſchuldiget hierauf ſeine Weitläuftigkeit. Aus einem Paar Bogen, die er zu ſchreiben gedacht, wäre ein Buch geworden: und hätte ihn nicht die Erfüllung ſeiner Pflicht zurück gehalten: ſo hätte er ſelbſt ſein Papier ins Feuer geworfen. Wir übergehen noch andre Anklagen und Entſchuldigungen ſeiner Schreibart. Er hätte ſie nicht nöthig gehabt. Allein die Einſamkeit, darinn Hr. Rouſſeau itzo auf dem Lande, unweit von Paris, lebet, machet ihn ein wenig mürriſch über ſich ſelbſt. „Seitdem ich nicht mehr mit Leuten umgehe, ſaget er, ſo habe ich faſt aufgehöret, die Boshaftigen zu haſſen. Uebrigens benimmt mir das Böſe, ſo ſie mir gethan haben, das Recht, Uebels von ihnen zu ſagen. Ohne es gewahr zu werden, würde ich eine Rachbegier in die Stelle der Liebe zur Gerechtigkeit ſetzen.„ Er hoffet alſo, man werde an ſeiner Schrift die Bitterkeit nicht finden, der man ihn beſchuldiget; die aber machte, daß ſeine Schriften geleſen wurden. Aber er will lieber nicht ſehr geleſen werden, um nur im Frieden zu leben.

Endlich ſaget er, zu allen dieſen Urſachen käme noch eine grauſamere, die er aber umſonſt zu verhölen ſuchen würde. Daß dieſe Schrift noch ſchlechter ſey, als ſeine übrigen, käme daher, weil

er unter ſich ſelbſt geſunken. Die Uebel des Leibes entkräfteten die Seele: und bey vielem Leiden verlöhre ſie ihre Stärke. Manch guter Augenblick brächte ihm zwar noch eine flüchtige Gabe zuwege: allein dieſer käme ſpät, und erlöſche bald. So fiele er wieder in ſein voriges Nichts zurück. Er habe nur einen Augenblick gelebet; nun ſey er vorbey: und er ſchäme ſich, ſich ſelbſt überlebet zu haben. Er ſchließt ſo:

„Leſer! nimmſt du dieß mein letztes Werk mit „Nachſicht auf, ſo bewillkommeſt du meinen Schat„ten: denn ich ſelbſt, ich bin nicht mehr! Zu „Montmorency, den 20ſten März, 1758.

Sind die letzten Worte der Sterbenden allezeit in gewiſſem Werthe geweſen: zumal, wenn ſie in ihrem Leben verſtändige Leute geweſen: wen muß denn ein ſolcher Abſchied eines gelehrten und berühmten Schriftſtellers von der Welt nicht rühren? Wir glauben, unſre Leſer werden durch dieſe ausführliche Anzeige der Vorrede begierig geworden ſeyn, auch den Inhalt ſeines Buches recht zu wiſſen. Wir wollen ihnen damit willfahren. Die Vernunft und Tugendliebe haben ihm durchgehends die Feder geführet. Genf ſollte einem ſeiner Mitbürger, der ſichs bis an ſein Ende gerühmet hat, es zu ſeyn, und dieſen Titel allen andern vorgezogen; der auch noch ſterbend für die Wohlfahrt ſeiner Vaterſtadt geeifert, und ſeinen Schwanengeſang ein Lob der Tugend und Freyheit

ſeyn

ſeyn laſſen; dieſem, ſagen wir, ſollte Genf, eben ſowohl ein Cenotaph in ſeinen Mauren aufrichten, als Athen ſeinem Euripides, deſſen Leichnam es den macedoniſchen Gränzen ungern laſſen mußte.

(Nächſtens ein mehrers.)

VIII.

Nachricht von einem deutſchen Maittaire, oder einer Geſchichte der deutſchen Buchdruckereyen, von ihrer Erfindung bis aufs 1520ſte Jahr.

Die Verdienſte des berühmten Maittaire um die Gelehrtengeſchichte, und der ausnehmende Nutzen ſeiner Jahrbücher der Buchdruckerey, zu einer ausgebreiteten und fruchtbaren Bücherkenntniß zu gelangen, iſt zu bekannt; als daß ich nöthig haben ſollte, ſolchen weitläuftig herauszuſtreichen. Da ſich aber der Fleiß dieſes großen engliſchen Bücherkenners, größtentheils auf Bücher eingeſchränket, ſo in griechiſcher, lateiniſcher und andern fremder Sprachen geſchrieben worden, und er, wie der Augenſchein weiſet, nur wenige Bücher mitgenommen, ſo in der deutſchen Sprache zum Vorſcheine gekommen: ſo habe ich mich auf Anrathen eines um die deutſche Sprache und deutſche Litteratur höchſtverdienten Gelehrten, entſchloſſen, eine ähnliche Arbeit, in Abſicht auf die deutſche

Anmerkungen bl. 356. ſolchen Urſprung mit Stillſchweigen. Es ſcheinet faſt, als wenn er damals ſolches ſchon in Zweifel gezogen: Allein wegen des allgemeinen Beyfalls der erfahrenſten Sprachkündiger, mag er ſolche Herleitung nicht haben berühren wollen. Ich muß aber aufrichtig geſtehen, daß ſolche Ableitung, meiner wenigen Einſicht nach, mir niemals Gnüge gethan, noch mich überzeugen können. Ob ich nun meine Schwachheit und Dürftigkeit in der Sprachforſchung gar wohl erkenne und meine obige Erklärung hieher wiederholet haben will: So werden mir doch die Kunſtrichter unſrer Sprache erlauben, daß ich meine Gedanken und Gründe wieder dieſe Meynung beſcheidentlich zu fernerer Unterſuchung vortrage. Die Zuſammenſetzung eines zufälligen Nennworts mit Mann ſcheinet mir fremde und ungewöhnlich, und weis ich mich keiner gleichförmigen Namen zu erinnern. Hiernechſt iſt auch die Zuſammenziehung des Worts Bidermann, aus Biderbermann ſehr hart, und ſchwerlich mit einigen gleichlautenden Beyſpielen darzuthun. Und eben dieſes deucht mir, wenn ich auch die Ausſtoſſung der Sylbe Ber (per Syncopen) hier zu laſſen wollte. Hauptſächlich aber ſcheinet mir der Unterſcheid der Tonſprechung bey dieſen Worten ganz beſonderer und viel genauerer Anmerkung wehrt zu ſeyn, als es anfänglich das Anſehen hat, und manchem als eine Grille und Kleinigkeit vorkommen möchte. Viele werden urtheilen, daß dergleichen nicht der geringſten Aufmerkſamkeit würdig ſey. Ich aber kan im Gegentheil verſichern, daß mir der verſchiedene Tonklang zuerſt den Zweifel einer richtigen Ableitung erwecket

Sprache, zu welcher ich auch die sogenannte platt-deutsche oder niederländische und holländische zähle, zu unternehmen, und Jahrbücher der deutschen Buchdruckerey herauszugeben. Es ist mir nicht unbekannt, daß ich mich an ein sehr weitläuftiges und fast unübersehliches Feld wage; allein, ich werde auch dieserwegen meine Arbeit dergestalt einschränken, daß ich solche für das erste nicht weiter, als bis auf das zwanzigste Jahr, des sechszehnten Jahrhunderts und zwar dieses mit eingeschlossen, erstrecken werde. Ob ich nun gleich bereits einen ansehnlichen Vorrath deutscher Schriften, so vom Anfange der Druckerey, bis auf gedachte Zeit, zum Vorscheine gekommen, nebst dazu gehörigen Nachrichten gesammlet habe: so ist doch kein Zweifel, daß deren noch eine größere Menge in öffentlichen Bücherſälen, und zahlreichen Privatbibliotheken verborgen sind, deren Bekanntmachung, meiner Arbeit zu einer nicht geringen Vollständigkeit gereichen würde. Ich habe also alle Gelehrte, wes Standes und Würden sie sind, insonderheit die Herren Aufseher öffentlicher Bibliotheken hierdurch ergebenst ersuchen sollen; mir die in ihrem Besitze, die unter ihrer Aufsicht befindlichen deutschen Schriften, so in obgedachtem Zeitpuncte an das Licht getreten, bekannt zu machen, und die dazu gehörigen Nachrichten gütigst mitzutheilen. Insonderheit werden sie ergebenst ersuchet, ihre Aufmerksamkeit besonders auf eine accurate Abschrift derer Titel, derer am Ende befindlichen Unterschriften derer Buchdrucker, und auf eine genaue

Bestim-

Beſtimmung des Formats zu wenden. Sollten es ihre Umſtände und Bequemlichkeit erlauben, jedesmal eine kurze Beſchreibung des Inhalts und anderer damit verbundenen Merkwürdigkeiten beyzufügen: ſo werden ſie ſich dadurch um die deutſche Litteratur deſto verdienter machen, und ich werde auch nicht ermangeln, mit ihrer gütigen Erlaubniß, meine Dankbarkeit dafür öffentlich an den Tag zu legen. Es wird auf eines jeden eigener Bequemlichkeit beruhen, ob ſie ihre geneigten Zuſchriften gerade an mich, oder an den Hrn. Verleger dieſer Monathſchrift einſenden wollen: wobey man ſich aber ergebenſt ausbittet, uns der Beſchwerde des Poſtgeldes, ſoviel als möglich, zu überheben. Pforta, am 1ſten des Chriſtm. 1758.

Friedrich Gotth. Freytag,
Churfürſtl. ſächſ. Advocat, und verſchiedener gel. Geſellſchaften Mitglied.

IX.

Hrn. D. Chriſt. Gotth. Hofmanns, Oberacciſcommiſſars in Dreßden, Nachricht von dem Cometen, welcher ſeit dem 25. Dec. 1758. geſehen wird.

Die kleinen Cometen, welche im Herbſte vorigen 1757ſten Jahres, imgleichen im abgewichenen Sommer dieſes Jahres, und gegenwärtig ſich

ſehen laſſen, ſcheinen nur deswegen erſchienen zu ſeyn, damit die Landleute um hieſige Reſidenz herum ihre Neigung zu denen Wiſſenſchaften und ſonderlich der Himmelsbeſchauung deſto eifriger üben könnten, und ihre darinn erlangte Erkenntniß vorzüglich bekannt werden möchte.

Denn alle dreye ſind von Landleuten hierherum entdecket worden.

Der Zwirnhändler, Chriſtian Gärtner, zu Dolkewitz, welcher zwar eine unbeſchreibliche Luſt an der Aſtronomie, aber gar keine gründliche Kenntniß in ſelbiger hat, ſondern lediglich nur empiriſch verfährt, und nur gegen Unkundige etwas dunkles davon zu reden weis, hat die zwey erſten zu entdecken das Glück gehabt.

Den jetzigen aber hat zwar ebenfalls ein ordentlicher Landmann, der ſeinen Beruf auf der Hufe und in der Scheune fleißig treibt, entdecket; allein er hat ſich in der Sternwiſſenſchaft noch weit über bemeldeten Sterngucker, hinausgeſetzet; indem er nicht nur dergleichen Bücher mit Fleiß geleſen, ſondern auch gründlich zu verſtehen, und deutlich anzuwenden gelernet; auch die plane und ſphäriſche Trigonometrie fertig, und in allen Fällen zu gebrauchen weis, folglich eine theoretiſche Kenntniß beſitzt, welche er mit ſeinen fleißigen Beobachtungen, über ſeinen Stand und alle Vermuthung von ihm, verbeſſert; hiernächſt aber auch die wolfiſche Philoſophie ſich ſehr bekannt gemachet, beſonders aber die Phyſik und Botanik zu ſeinen Favorit-Wiſſenſchaften erleſen: daß auch hieſige große

Bota

Botanici die seltensten Exotica in seinem botanischen Garten antreffen, welche sie seit langer Zeit an andern Orten umsonst gesuchet, und wovon zu einer andern Zeit Gelegenheit genommen werden wird, einen weitläuftigen Abriß zu geben.

Für dieses mal mag es genug seyn, ihn nur zu nennen, und seine Cometennachricht nach seinen eigenen Worten allhier einzuverleiben.

Er heißt Johann George Palizsch, zu Prohlis, zwischen hier und Pirna, und ist ein ordentlicher Erbangesessener allda. Seine mir gestern gebrachte Nachricht lautet also:

Es läßt sich abermal ein, aus seiner grossen elliptischen Bahne heruntergekommener Körper von uns Erdbewohnern sehen, den man einen Cometen nennet. Als ich nach meiner mühsamen Gewohnheit, alles was in der Physik vorfällt, so viel möglich zu betrachten, und gegen die Himmelsbegebenheiten aufmerksam zu seyn, den 25. des jetzigen December-Monaths Abends um 6 Uhr, mit meinem 8 füßigen Tubo die Fixsterne durchgieng, um zu sehen, wie sowohl sich der jetzt sichtbare Stern des Wallfisches darstelle, als auch ob sich nicht etwan der seit langer Zeit verkündigte und sehnlich erwünschte Comet nähere oder zeige: so wurde mir das unbeschreibliche Vergnügen zu theil, nicht weit von diesem wunderbaren Wallfischsterne, im Sternbilde der Fische, und zwar in dem Bande, zwischen den beyden Sternen ε und δ nach Bayeri Uranometrie, oder O. und N. derer doppelmayerischen Charten, einen sonst noch niema-

len alldort wahrgenommenen neblichten Stern, zu entdecken.

Die am 26. und 27. wiederholte Beſchauung deſſelben beſtätigte meine Vermuthung, daß es ein Comet wäre. Denn er war ſeit dem 25. huj. bis zum 27. von dem Sterne O. bis zu N, wirklich fortgerücket. Aus dieſem ergiebt ſich nun, daß er

der Länge nach	der Breite nach
am 25. Dec. 13°. 49′. ♈	1°. 5′. Nördlich
am 27. ej. 10. 25. ♈	2. 10. Nördlich
folglich	
binnen 2 Tagen 3°. 24′. in der Länge	1°. 5′. in der Breite.

und zwar rückläufig, nach Anleitung der doppelmayeriſchen Charten, ſich beweget hatte.

Nachdem nun gedachter gelehrter Landmann und Sternfreund mir dieſen neuen Gaſt geſtern Abends noch angemeldet, und ich ſogleich ihn aufgeſuchet: ſo habe ich ihn nicht nur geſtern des Nachts um 8 Uhr, an bemeldetem Orte angetroffen, ſondern auch heute des Nachts um 8 Uhr wieder, alleine über 1 Grad 15′ von dem geſtrigen Orte entfernet, mithin im 9°. 10′. ♈ und 2°. 42′ nordlicher Breite deutlich geſehen.

Seine Geſtalt iſt zur Zeit noch ſehr klein, und mit bloßen Augen noch gar nicht, ſondern nicht anders, als vermittelſt eines dreyfüßigen Tubi zu erkennen.

Weil

Weil er bey sehr vielen Stellis telescopicis stehet: so habe ich gestern nicht nur von 6 bis 12 Uhr wahrgenommen, daß er in diesem Zeitraume ein dergleichen Sternchen überschritten, und nach dem mir sehr bekannten Campo visionis meines Tubi, sich ohngefehr 12′ wirklich beweget; sondern auch diese jetzige Nacht den angegebenen Ort wirklich inne hatte, folglich ein mehr verhoffter Comet sey, von welchen nun zu erwarten steht, ob er sich besser als der heurige im Julio zeigen, und näher zu uns kommen werde.

Sein gegenwärtiger Stand und Lauf ist demjenigen Cometen sehr gleich, welcher im Jahre 1580. von Hagecio, vom 6. Oct. bis zum 8. Dec. bemerket worden. Die künftigen Beobachtungen werden lehren, ob es dieser wieder, oder ein anderer sey.

Immittelst habe ich dieses denen Sternliebhabern zu eröffnen für gut befunden, um derselben genauere Beobachtungen zu veranlassen, und dem würdigen Entdecker Gerechtigkeit um desto mehr wiederfahren zu lassen, jemehr er die hohe Gnade genießt, diese Himmelsneuigkeit Sr. Königl. Hoheit unserm Durchlauchtigsten Churprinzen angezeigt zu haben. Dreßden, den 28. Dec. 1758.

NB. Noch diese Woche wird eine nähere Beobachtung dieses Cometen, der wirklich der Erwartete von 1682 ist, im breitkopfischen Drucke erscheinen.

X. Anfrage:

X.

Anfrage:

aus den Dresdn. Anz. II. Bl. dieses Jahres.

Es ist zu bewundern, daß wir in der Kenntniß unserer Sprache so fahrläßig sind, daß wir von vielen Wörtern, davon vor 200 Jahren die Sache noch existiret, und vor 100 Jahren die Bedeutung noch bekannt gewesen, itzo fast gar keinen oder einen sehr unbestimmten Begriff haben. Ich finde in Mollers Freyberg. Annalen, daß, als im Jahre 1557 der König von Dännemark nebst andern großen Herren, mit Churfürst Augusto nach Freyberg gekommen, der Rath die ganze hohe Gesellschaft auf dem Rathhause bewirthet. Damit nun, saget der Autor: „Die Herrschaft sich desto fröli„cher erzeigte, haben die fürnehmsten Rathsherren „Weiber und Töchter sich aufs zierlichste vermaske„radet, und sind die Weiber mit hohen Judenhü„ten mit Flammen, wie auf dem sächs. Wapen zu „sehen, die Jungfrauen mit Rautenkränzlein auf „den Häuptern, in die Tafelstube hinein getreten, „und haben der Herrschaft eine Mummenschanze ge„bracht, welches in allen Gnaden aufgenommen „worden. Die Mummenschanze hat die „Wolf Hasfartinn, des alten Paul Trainers, „Rathskämmerers Tochter, getragen.

Quæri-

Quæritur.

Was iſt eine Mummenſchanze für ein Ding geweſen?

Antwort.

Der Hr. Verfaſſer dieſer Frage ſcheint den Deutſchen die Vernachläßigung eines Wortes vorzurücken, davon eigentlich die Sache ins Vergeſſen gerathen: und gleichwohl iſt keins von beyden ganz unbekannt geworden. Joh. Leonh. Friſch, in ſeinem Wörterbuche erkläret beydes zur Gnüge. Dieſes hätte man nur nachſchlagen dörfen, ehe man den deutſchen Wortforſchern Hohn geſprochen: ſo würde man Licht genug gefunden haben. Wir wollen zum Unterrichte unſrer Leſer, beyde davon handelnde Artikel ſchlechterdings abſchreiben, und mittheilen:

Mumme, facies ficta, ſeu appoſititia, *vulg.* larva, hiſtrionis perſona. Ein verlarvtes Geſicht, oder Perſon.

Mummen laufen, larvis incedere. Das Mummengehen, wird in der ſtraßburg. Polizeyordnung verbothen. p. 86.

Mummengeſicht, larva &c. &c.

Mummenſchanz. Carpz. Pr. Cr. p. 2. q. 93. n. 92. falſche Mummenſchanz ſchlagen; perſonati, qui falſorum taxillorum jactu homines decipiunt, als in einer Redoute agiren.

Schanz

Schanz vom Spiele.

Schanz, ist von einem französischen Brett- oder Würfelspielworte ins Deutsche gekommen; wie wir dergleichen mehr haben, (als Taus, oder Daus, von Deux, Eß, von As; passen, von passer, u. d. gl.) Das französische Wort hieß Chance.

Frisch. Nomenclat. Jactus, Schanz im Würfelspiele; ein Wurf.

Im figürlichen Verstande ist es in einigen Redensarten geblieben.

Die Schanze glückte ihm wohl. Hameimanns Oldenb. Chronik. p. 49. Felicitate in hac re usus est. Er hat einen guten Wurf gethan.

Es ist ihm eine Schanze misrathen; non obtigit illi, quod quærivit. Und so: die Schanze wollte ihm nicht gelingen, die Schanze versehen; auf seiner Schanze stehen, in die Schanze schlagen. Erschanzen, hieß ehemals, im Spiele gewinnen.

Chance, kömmt vom Lateinischen, Cadentia, ein Fall, ein Glücksfall im Würfeln.

XI.

Fabel. Aus dem Indianischen.

Nach dem B. de l'Esprit.

Ins Land der Höckrichten kam ein gerader Mann:
Stark, wohlgemacht und groß gieng er durch alle Gassen
Der Hauptstatt dieses Staats: da gieng das Lästern an!
Der Fremde mußte sich von jedem höhnen lassen.

Ein

Ein Schwarm umringet ihn. Die richtigste Gestalt
Erregt des Pöbels Spott. Ein Narr hebt an zu lachen;
Die Jugend folget nach: es spottet jung und alt:
Nur einer hat das Herz, es nicht so grob zu machen.
Dieß war ein Pucklichter, der sonst die Welt gesehn:
Und Völker andrer Art, ohn Höcker angetroffen.
Ihr Freunde! war sein Wort, hört auf, den Mann zu schmähn:
Der als ein Krüppel doch kein wahres Glück kann hoffen.
Ist er nicht elend gnug, daß er gebrechlich ist?
Kommt mit mir zum Altar, anstatt ihn anzugaffen.
Ihm fehlt des Rückens Schmuck, darauf ihr euch was wißt;
Beklagt ihn, und dankt Gott, daß er euch krumm erschaffen.

Thersites! du gehörst in dieser Krüppel Land,
Was willst du, schief und krumm, bey tausend graden Rücken?
Gleichwohl bist du so frech, daß du dich jüngst ermannt:
Die größer sind, als du, den Trägern zuzuschicken.
Thersit! dein Lästermaul spricht deinem Vater Hohn!
Denn hast du Recht, so bist du eines Trägers Sohn.

wecket habe. Die erfahrenſten Sprachkündiger und mit denſelben Dietrich von Stade in ſpecim. lect. antiq. Franc. bl. 37. bezeugen, daß der Tonklang unſrer Deutſchen Wörter ietzo noch eben derſelbe ſey, wie er in den älteſten Zeiten geweſen, und der Langlaut (accentus) liege noch ietzo auf eben denſeben Sylben der Wörter auf denen er vor Alters gelegen; Obgleich die Wörter allerhand andre Veränderungen leiden müſſen, ſo ſey doch der Tonlaut und die Länge oder Kürze der Sylben jederzeit unverletzt geblieben. Daß dieſer Umſtand in Unterſuchung unſerer Sprache von Wichtigkeit ſey, wird ein jeder finden, welcher nur dergleichen alte Mundarten unſerer Vorfahren vor ſich nimmt. Dieſes hat auch den gedachten Herrn von Stade bewogen, daß er Otfrieds Evangelia mit den von andern zur Ungebühr weggelaſſenen Accenten dereinſt wieder zum Vorſchein bringen wollen: Ja, er hat davon in ſeiner Erläuterung der vornehmſten Deutſchen Wörter bl. 887. wirklich eine Probe gegeben; Ob er ſchon vorher in der Vorrede zu vorgedachtem Specimine die Bemerkung der Accente vor ganz unnöthig gehalten. Ein einziges Vorbild wird uns die Sache deutlicher machen; Obgleich derſelben vielfältige angeführet werden könnten. Der ſeel. Herr D. Schilter überſetzet in ſeinem Theſauro Tom. I. bl. 7. des Otfrids Worte: So Thruhtin ſelbo *gibot*, alſo in das Latein ſicut Deus ipſe *dedit*. Herr v. Stade giebt es bl. 3. Spec. lect. alſo lateiniſch: vt Dominus ipſe *præcepit*: welchem letztern auch D. Scherz, was das Zeitwort Gibot betrifft, beypflichtet. Wer ſiehet hier nicht, daß Schilter deswegen gefehlet, weil er in dem Zeitworte

Gibot

XII.

Verzeichniß vieler Gebohrnen und Verſtorbenen, aus dem 1758ſten Jahre.

Zu Paris	gebohren	19369	geſtorben	21120
— London	—	14209	—	17576
— Wien	—	5267	—	6798
— Amſterdam	—	4263	—	7189
— Copenhagen	—	2407	—	4761
— Stockholm	—	1959	—	3231
— Haag	—	—	—	1242
— Dresden	—	1294	—	2603
— München	—	903	—	889
— Harlem	—	802	—	888
— Leipzig	—	680	—	2824
— Magdeburg	—	655	—	1749
— Braunſchweig	—	636	—	1974
— Halle	—	534	—	1111
— Leuwarden	—	334	—	
— Merſeburg	—	164	—	341
— Eisleben	—	150	—	226
— Roßwein	—	79	—	115
— Sangerhauſen	—	70	—	138
— Frankenhauſen	—	61	—	164
		53836		74939

Ende des Chriſtmonds 1749.

Schimmel von einer rothen Weinbeere durchs Vergrößerungsglas gesehen.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Hornung 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1759.

Inhalt.

I. Lubini Pomeraniæ & Rerum in ea memorabilium brevis Deſcriptio.

II. Fortſetzung der neulich angefangenen Unterſuchung vom Urſprunge der Verzierungen.

III. Hiſtoire de Nicolas I. Roy du Paraguay & Empereur des Mamelucs.

IV. Nachricht vom neuen Lehrgebäude der Diplomatik.

V. Knittel. Ulphilæ Verſio Gothica Epiſtolæ Paulli ad Romanos.

VI. Staatsgeſchichte von Europa von einem ganzen Jahrhunderte. I. Theil.

VII. Theatre des Boulevards. T. I. II. III.

VIII. Neue geſellſchaftliche Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre. Erſter Theil.

IX. Hrn. Schützens Beurtheilung der verſchiedenen Denkungsarten der alten Dichter.

X. Anzeige, daß der 1682 erſchienene Komet, zu gegenwärtiger Zeit ſichtbar ſey.

XI. Mikroſcopiſcher Augen- und Gemüthsergetzungen I. und II. Monath.

XII. Ehrengedächtniß des Jubelfeſtes einer funfzigjährigen Ehe in Hamburg.

I.

Pomeraniæ & Rerum in ea memorabilium brevis Descriptio E. Lubini. in Med. Fol. oder Landkartenformat. 12 Karten.

Es ist ein besonderes Schicksal dieses pommerischen Atlasses, daß er über hundert Jahre alt ist; und gleichwohl itzo erst bekannt wird. Die Kupferplatten davon haben so lange in einem Winkel gelegen, und sind nun erst hervorgezogen worden: da ein neuer Krieg in Pommern die Liebhaber der Geographie auf dieses Land sehr aufmerksam machet. Um destomehr ist es der Mühe werth, diese Karten anzukündigen, und ihre Einleitung, die, nach der Art des vorigen Jahrhunderts, nur lateinisch, beygestochen worden, auch deutschen Lesern verständlich zu machen. Ein 60 Meilen langes Stück des deutschen Reiches, welches vorm als ein eigenes Königreich gewesen; große Heere ausgesandt, das römische Reich zu zerstören: und durch Odoakern, den letzten Kaiser Augustulus zu Grunde gerichtet; Italien erobert, und 16 Jah-

re lang beherrschet, ist es ja wohl werth, näher gekannt zu werden.

Es sind eigentlich zwölf Landcharten in ordentlicher Größe, die an einander geklebet werden müssen, um eine einzige große Tafel auszumachen, die eine ganze Wand bedecket. Rings um stehen die Abbildungen aller pommerischen Städte, theils als Prospecte, theils als Grundrisse, in Kupfer gestochen. Auf dem leeren Raume, den die Ostsee übrig läßt, ist das ganze Geschlechtregister der pommerischen Herzoge in einem großen Stammbaume vorgestellet: und an der innern Einfassung sind alle Wappen des pommerischen Adels, die sich über 300 Stücke belaufen, zu sehen. Kurz, es ist eine Karte, die so merkwürdig ist, als irgend eine andre seyn kann: zumal, da sie auch noch eine ausführliche historische Beschreibung des Pommerlandes darleget. Aus dieser wollen wir einen Auszug liefern.

Pommern hat seinen Namen von den alten Sueven bekommen, die an dem suevischen Meere (der Ostsee) wohneten: denn Po-meer, heißt beym Meere; wie auch die slavonische Sprache es Pomercze nennet. Es liegt sechzig deutsche Meilen lang, wie ein gekrümmter Bogen an der Ostsee; an der entgegen stehenden Seite Schweden gegen über. Gegen Morgen stößt es an Preußen, gegen Mittag an Pohlen und die Mark Brandenburg, und gegen Abend ans Meklenburgische. Es ist nun schon über 550 Jahre ein unmittelbares Reichsland gewesen. Vorzeiten war es viel größer, als

itzo,

itzo, da es sich gegen Morgen bis an die Weichsel erstreckte, und ganz Pomerellen, nebst Danzig und Oliva, wie gegen Mittag die Neumark und Uckermark, in sich begriff; gegen Abend aber bis an den Warnestrom bey Rostock gieng; daher die Warîner, ein altes Volk, gekommen sind. So war denn Pommern auch noch nach Karls des Großen Zeiten ein unabhängiges Königreich: daher auch Saxo Grammatikus den Wratislaus den I. der schon ein Christ war, einen König nennet. Ob nun wohl seine beyden Söhne von Kaiser Friedrichen dem Rothbarte, aus eigener Bewegung zu Reichsfürsten gemachet worden: so haben sie doch noch über hundert Jahre ihre vormaligen königlichen Vorrechte behauptet.

Nachmals hat Barnim I. der nur einen Sohn und alle diese Länder hatte, seine Tochter dem Markgrafen von Brandenburg, und die Uckermark zur Morgengabe, gegeben. Die Neumark ist in den Kriegen Suantipolks, des pommerischen Achills, mit den Pohlen, den Markgrafen, und dem deutschen Orden der Kreuzherren, von Pommern abgerissen worden. Der Markgraf verlohr sie zwar hernach an die Kreuzherren: doch ist sie nachmals durch Heurathen und andre Bündnisse wieder an die Mark gekommen. Pomerellen hat Mestovin dem pohlnischen Fürsten Primislaus, seinem Neffen von der Schwester, im Testamente geschenket; und so die Tochter von der Mutter getrennet. Die Meklenburger haben zur Zeit des Krieges zwischen den Pommern und Markgrafen, Dargun, Staven-

hagen, Broda, und Jvenak entrissen: so, daß der pommerische Greif, mit dem römischen Adler einerley Schicksale gehabt, daß ihm nämlich viele Federn ausgerupfet worden.

Doch ist dieser vielfältige Verlust einigermaßen ersetzet worden, als 1325 das Fürstenthum Rügen, und 1357 die Grafschaft Gutzkow, durch das Absterben ihrer Herren, an Pommern gefallen. Heute zu Tage sind die pommerischen Gränzen so beschaffen, wie es diese Charte anzeiget, und wir oben gesaget haben. Von Meklenburg erstrecket es sich bis an Pomerellen, etwa 6 Meilen dießeit Danzig, 60 Meilen lang. In der Breite ist es von der Ostsee, bis an die Mark 8, 10 bis 12 Meilen groß. Nur um Colberg ist es kaum 4 Meilen breit.

Es ist schon vormals in Vorpommern und Hinterpommern getheilet worden. Jenes begreift das Herzogthum Stetin und Pommern selbst, von Westen her, bis an den Colmberg bey Köslin; was aber zwischen der Persante und Weichsel liegt, das gehörte zum andern. Nachmals ist Pommern in vier Herzogthümer, ein Fürstenthum, ein Bisthum, eine Grafschaft, und zwo Herrschaften eingetheilet worden. Das erste ist Stetin, welches schon vor Christi Geburt Sedin geheißen worden, und liegt zwischen der Peene und Jne: das zweyte zwischen der Jne und Wipper; das dritte heißt Cassuben, und begriff den größten Theil von Pomerellen, bis an Lauenburg und Bütow; das vierte ist Wenden, bey Rummelsburg, Rügenwalde, Slawe und Stolpe.

Das

Das Fürſtenthum Rügen hat vormals ſeine Könige gehabt, unter welchen Odoaker durch ſeine Waffen Wälſchland erobert hat. Dazu haben Stralſund, Bard, Tribbeſee, Grimm, Loitz, und andre Städte gehöret. Sein Durchmeſſer iſt nur 7 Meilen groß, obgleich der Umfang 70 Meilen austrägt, weil das Meer ſo viele Krümmen, Halbinſeln und Meerbuſen machet. Vormals aber iſt es viel größer geweſen, als die Inſel Ruden noch damit zuſammenhieng, die gegen über Penamünde liegt; und 1309 durch ein Sturmgewitter davon abgeriſſen worden. Um Rügen ward eine unglaubliche Menge von Heringen gefangen, und es iſt noch itzo ſehr fiſchreich. Bergen iſt ſeine Hauptſtadt. Es hat weder Wölfe noch Ratten.

Das Bisthum Camin war ſonſt wie ein Erzbisthum, keinem Metropolitan unterworfen, und erkannte bloß die Herzoge von Pommern als Patrone. Dazu gehörten Camin, Köslin, Kolberg, Körlin, Bublitz, und Gültzow. In der Stadt Freyenwalde hatte es auch ein Recht. Die Grafen von Eberſtein waren ſeine Vaſallen. Es ſind überhaupt 24 Klöſter in Pommern geweſen.

In der Grafſchaft Gutzkow iſt dieſe einzige Stadt, und ſie hat ſehr fruchtbares Land. Die beyden Herrſchaften Lauenburg und Bütow, hat Erich der II. im Kriege mit dem deutſchen Ordensmeiſter 1455 erobert. Nachmals ſind ſie, wie das übrige Hinterpommern, im oliviſchen Frieden an Preußen gekommen.

Gibot den tonlaut auf die erſte Sylbe geleget, und vom Worte Geben überſetzet dedit? Da doch der Accent auf die letzte Sylbe gehöret, und gibot, d. i. præcepit von Gebieten herrühret. Hat nun obiges, gleichwie auch die Regel der Deutſchen Sprachlehrer ſeine Richtigkeit, daß die unabſonderlichen Vorwörter (præpoſitiones inſeparabiles) allzeit kurz bey den Deutſchen ſind. S. Herr Friſchens verbeſſerte Grundſätze der Deutſchen Sprache bl. 336. darunter auch das Vorwort *be* oder wie die Alten ausgeſprochen haben *bi* gehöret, als in *Bitberbi*, Bederbe, ſo müſte man auch Bidermann und nicht Bidermann ausgeſprochen haben und noch ausſprechen. Der Tonlaut müſte auf der mittelſten, und nicht auf der erſten Sylbe ruhen. Dieſen aber widerſpricht der tägliche Gebrauch des Worts Bidermann. Wollte man ſchon ſagen: Daß durch die Zuſammenziehung Bidèrber in Bider, die kurze Sylbe lang geworden, ſo iſt ſolches doch wieder die Natur der Sprache; Und dergleichen Art von Zuſammenziehung iſt ganz ungewöhnlich. Hieraus deucht mir nun zu folgen, daß Bider nicht von Biderber abzuleiten oder zuſammen zu ziehen ſey.

Bey ſolchem entſtandenen Zweifel bin ich auf allerley Gedanken gerathen, welche ich kürzlich entdecken will. Als ich mir faſt einbildete, wie ich auch mit Herrn von Leibnitz und Herrn Wachtern noch glaube: Daß die Partikeln der Sprache die eigentlichen und wahrhaften Stammwurzeln der längern Wörter ſind, und daß neuere Wörter von den ältern abgeleitet werden, wie Herr Wachter bl. 59.

pro-

Die Luft in diesem Lande ist gemäßigt, und gesund. Berge hat es außer dem Kolmberge bey Köslin, nur den Revekol bey Swolsin, den Ossa bey Danzig, und den Podegug bey Stetin. Es ist also an Viehzucht und Getrände sehr fruchtbar. Weizen, Korn, Gersten, Haber, Erbsen, Hirsen, Heydekorn, Lein und Hanf wächst häufig: so, daß jährlich viele tausend Lasten daraus verhandelt werden. An Welle wurde sonst eine große Menge nach Holland, England, Frankreich, Meißen, Schlesien und Preußen verführet, auch Butter und Käse, nebst Schinken und Gänsen werden daraus verhandelt. An Gartengewächsen, Aepfeln, Birnen, Nüssen, wälschen Nüssen, Kirschen, Gurken, Melonen, Kürbsen, Pfirschen und Apricosen ist es auch fruchtbar, und liefert eine Menge davon nach Schweden und Liefland. An Henig und Wachs ist es reich; Weine aber bekömmt es vom Rheine und aus Frankreich zur See. Von Metallen giebt es nur einige Eisengruben; aber dagegen hat es Kreide- und Kalkberge im Ueberflusse; Salpeter, Vitriol, Spiegelstein, Marienglas und Beinbruch. Bey Kolberg sind drey ergiebige Salzquellen; die alle anliegende Gegenden versorgen. Am Ufer wird auch etwas Bernstein gefunden.

In den Wäldern hat es vormals auch Büffel, Elende, Aurochsen, Bären, wilde Pferde, und große Schlangen, Haselwürme genannt, gegeben. Die Hirsche, so man da fängt, wiegen oft 8 bis 9 Zentner. Dannhirsche, Gemsen, wilde Schweine,

ne, Marder, Wölfe, Füchſe, wilde Katzen, Eichhörner, Biber und Ottern, findet man gleichfalls. Von edlem Geflügel giebt es eine groſſe Menge, als Kraniche, Auerhähne, Rebhüner, wilde Gänſe und Enten, Pelikane, Reiger und Falken, Kramesvögel, Lerchen, Wachteln, u. a. m. In den Wäldern giebt es auch Tannen, die zu Maſtbäumen, und Eichen, die zum Schiffbaue verhandelt werden. Schiffbare Ströme zählet man 13, darunter die Oder der gröſte iſt. Häfen hat Pommern eilfe: mehr, als irgend eine andere deutſche Provinz. Das friſche Haf, welches ungemein fiſchreich iſt, iſt 9 Meilen lang, und 3 bis 4 Meilen breit. Die Oder und viel andre Flüſſe fallen hinein, und haben 3 Ausflüſſe in die See. Bey der Inſel Uſedom, zwiſchen Penamünde und Swinemünde, hat vormals auf einer kleinen Inſel in der Oſtſee, die berühmte Handelsſtadt, Wineta, das nordiſche Venedig ſeiner Zeit, gelegen. Außerdem ſind faſt 1000 kleine Seeen in Pommern, darinn über 70 Arten von Fiſchen gefangen werden.

Im 1545ſten Jahre hat man einen Braunfiſch (Turſio) gefangen, der 24 Schuhe lang war, und ſo viele halbverdaute Fiſche im Magen hatte, daß man drey Tonnen damit anfüllen konnte. Im Dammerſee hat man einen 346 Pfunde ſchweren Fiſch gefangen. u. ſ. w.

Zu Cäſars Zeiten hieſen die Einwohner des Landes Sueven, Semnonen, Longobarden, Reudigner, Avioner, Angeln, Variner, Eudoſier,

Suartoner, Nuithoner, Gothonen *), Lemovier, Rugier, Sediner, welche vier letztern noch vorhanden ſind, wie Cluver im III. B. 35. C. zeiget. Als dieſe Völker um das 400ſte Jahr nach Chriſti Geburt, nach Gallien, Spanien und Africa zogen, kamen die Wenden und Slaven an ihre Stelle, erkannten aber die Gothen, die von jenen Kriegen wiederkamen, für ihre Herren, und vermiſchten ſich mit den Longobarden und Rugiern. Die Nachkommen derſelben nun nannten ſich Pommern. Endlich, nachdem ſie mit den Dänen und Pohlen viel Kriege geführet, kamen die alten Sachſen um 1180 ins Land, und baueten die meiſten Städte darinnen, und wohnen ſeitdem da; obgleich noch wenige Wenden an den poln. Gränzen übrig ſind.

Die Pommern ſind lange Heyden geblieben; ſonderlich die Rugier, welche vielköpfigte Götzen verehret haben. Zu Stetin hat man den Triglaff, einen dreyköpfigten Abgott angebethet. Otto, der Biſchoff zu Bamberg, ward um Königs Boleslaus, des pohlniſchen Fürſten Zeiten, der Pommern Apoſtel, und bekehrte ſie um 1124. Um 1520 nahmen ſie die evangeliſche Wahrheit ſchon an. Die Bauren ſind nicht freye Leute, ſondern leibeigen, und

*) Daß die Gothen, ſo in Wälſchland dem Schloſſe Garda, am Lago di Garda den Namen gegeben, aus Pommern nahe an der Weichſel gekommen, zeiget noch itzo unweit Lauenburg, der kleine Garderſee, dabey gleichfalls ein Schloß Garda liegt. Denn insgemein pflegen die Völker die eroberten Länder, nach ihren zu Hauſe gewohnten einheimiſchen Namen der Oerter, zu nennen.

und müſſen ſich loskaufen, wenn ſie wegwollen. Ihre Herren können ſie wegſchenken und verkaufen.

Die Namen der pommeriſchen Städte, 63 an der Zahl, ſind folgende: Altſtetin, Anklam, Arnhauſen, Bahnen, Bardt, Belgard, Bergen, Berwald, Bublitz, Bütow, Camin, Colberg, Cörlin, Cöslin, Daber, Damm, Damgarten, Demmin, Freyenwald, Garz, Golnow, Greifenberg, Greifenhagen, Greifswald, Grimm, Gulzow, Gutzkow, Jakobshagen, Labes, Laſſan, Laba, Lauenburg, Loitz, Maſſow, Neugarten, Neuſtetin, Nieſtadt, Paſewalk, Penkun, Plate, Politz, Polnow, Polzin, Pyritz, Regenwalde, Richtenberg, Rügenwalde, Rummelsburg, Slawe, Stargard, Stralſund, Stolpe, Strammcel, Treptow, noch ein Treptow, Tribbeſee, Ukermünde, Uſedom, Wangerin, Wolgaſt, Wollin, Zachan, Zanow. An Dörfern beſitzt es faſt eine unzählbare Menge.

II.

Fortſetzung der neulich angefangenen Unterſuchung, vom Urſprunge der Verzierungen und deren Wachsthume, Veränderung und Verfalle.

Man betrachte alſo nur den Siegsbogen der Goldſchmiede zu Rom; und einige nachfolgen,

folgende Gebäude, so wird man den Verfall daran wahrnehmen können. Da nun vollends die Gothen und andere wilde Völker dem römischen Reiche ein Ende machten, und Rom so vielmal eingenommen und zerstöret wurde: so floh die noch überbliebene Baukunst, wie alle übrige Künste und Wissenschaften, wiederum nach Griechenland und Asien zurück. In Wälschland aber errichteten die Gothen mit ihrer neuen Regierung auch einen ganz neuen Geschmack in der Baukunst *). Der Haß, den dieses Volk gegen die Römer trug, verleitete sie, die herrlichsten Gebäude, als Denkmäler der römischen Pracht und Gewalt niederzureißen, oder doch zu zerstümmeln. Wer das Colosseum zu Rom gesehen, wird an denen noch stehenden Stücken gar eigentlich wahrgenommen haben, wie sehr sie sich bemühet, auch in der Höhe die Simse abzuschlagen und die Wände zu durchlöchern. Sie bildeten sich ein, daß sie die Römer nicht nur an Macht, sondern auch an Witz besieget hätten. Alles was sie thaten, war dem römischen ganz entgegen **). Sie baueten neue Palläste und Kirchen von so einer bäu-

*) Der gelehrte Herr von Hagedorn in seiner Lettre a un Amateur de Peinture, avec des Eclaircissemens historiques &c. hat diese Meynung von den Gothen, an mehr als einer Stelle seines Buches bestritten. Auf der 154. und 155. Seite saget er ausdrücklich: que le mauvais gout s'est deja manifesté à Rome longtems avant l'irruption des Goths. Und er führet den Herrn Grafen von Caylus, in seinem Recueil des Antiquités &c. an, der die Ursache davon angegeben. Die Römer überließen die schönen

bäuriſch groben Art, daß man ſie daher die altgothiſche Bauart, zum Unterſchiede der Neuern zu nennen pfleget. Die Baumeiſter, die ſie dazu gebrauchten, waren bloße noch übergebliebene römiſche Mauermeiſter, und die Steinmetzen zugleich ihre Bildhauer. Dieſe trieben die Baukunſt als ein Handwerk, eben ſo wie heutiges Tages; und wußten weiter nichts, als Steine mit Kalk recht dick und dauerhaft zu verbinden, welches der gemeine Mann bauen nennet. Sie baueten alſo auch Säulen; aber ſo plump und unverhalten, als nur möglich war. Man erkennet noch aus allen Werken ihren groben Unverſtand; und ihre Unwiſſenheit, aus den überhängenden Stockwerken, die leider! in dem gröſten Theile von Deutſchland noch üblich ſind. Alle alte Kirchen zeigen davon, bis in das dreyzehnte Jahrhundert, ſowohl in Deutſchland, als in andern Ländern. Die Vorwand der Kirche zu St. Germain, und die Hauptkirche der lieben Frau zu Paris ſind nach eben dieſer altgothiſchen Art erbauet.

Im

ſchönen Künſte ihren Sclaven, bey denen der Mangel der Freyheit faſt allen Geiſt und Witz erſtickte: daher überhaupt der römiſche Geſchmack plump, weichlich, und ohne Artigkeit wäre, und nach der Knechtſchaft ſchmeckte, darinn die Künſtler dieſes Volkes geſeufzet. Die andern Stellen fallen mir itzo nicht in die Augen.

**) Man läßt es dahin geſtellet ſeyn, ob dieſes nicht ſelbſt von gebohrnen Italienern, in ſo vielen barbariſchen Jahrhunderten, habe geſchehen können. Die Gothen haben nicht einmal 200 Jahre in Wälſchland regieret.

Im Morgenlande gieng es nicht viel beſſer; die Künſte verlohren ihr ernſthaftes Anſehen. Der heilige Eifer vertilgte zum öftern die Bilder: Dahingegen mußte alles, was nur glänzete, zur Verzierung herhalten. Die Edelſteine und Perlen waren noch zu wenig. Sonne, Mond und Sterne mußten den Stoff dazu geben. Dennoch aber leuchtete hier und dar noch die alte gute Baukunſt und Verzierung hervor; welches wir an denen eingefallenen Bädern und Tempeln ſehen können. Merkwürdig iſt es anbey, daß zu allen Zeiten ganze Völker geneigt geweſen ſind, Dinge, die ſie gern verzieren wollten, mit den Zierrathen ihrer Kleidertrachten zu ſchmücken: und ſie glaubten, es recht gut gemacht zu haben, da ſie für ihren eigenen Leib nichts beſſers zu erfinden wußten. Auf dieſe Weiſe bemalen noch heutiges Tages die klugen Chineſer ſich ihre Häuſer und Hausgeräthe, mit Drachen, Vogeln, Blumen und Bändern. Auf dieſe Art habe ich meine Schäfer ihre Hütten mit Blumen und Kränzen ſchmücken laſſen: und auf dieſe Weiſe haben die Jonier, wie Vitruv im erſten Abſchnitte des vierten Buches ſaget, die Haarlocken ihrer Weiber zur Zierde ihrer Knäufe, und die Falten ihrer Röcke zu Ribben ihrer Säulenſtämme genommen: wiewohl ich letzteres aus einer reinern Quelle, zum beſſern Grunde der guten Baukunſt herzuleiten mir getrauete; wenn hier die Rede allein von der Baukunſt wäre.

Nachdem nun die Türken oder Muſelmänner dem griechiſchen Kaiſerthume auch ein Ende machten: ſo führte dieſes Volk gleichfalls eine neue morgenlän-

ländiſche Bauart ein. Sie war zart, aber wegen ihrer Religion ohne die geringſte Verzierung: aber auch ohne alle Grundregeln und Geſchmack, mit einer Menge ſpitzer Thürme, großer und kleiner Kuppeln verſehen. Sie brachten ſolche durch ihren Einfall mit nach Spanien, jedoch unter einer andern Geſtalt. Und vielleicht war es eine noch überbliebene uralte karthaginenſiſche Bauart. Der große Unterſchied zwiſchen dieſer und der morgenländiſchen, oder noch heutigen türkiſchen und perſiſchen Bauart, bringet mich auf dieſe Meynung. Zumalen da es nicht einerley Volk war, und man in Arabien wenig Städte weis, die ſie bewohnet und daher ihre Baukunſt gebracht hätten.

Aus Spanien kam ſie ihrer Zärte und Annehmlichkeit halber bis nach Frankreich und Deutſchland. Man findet in ganz Frankreich alte Kirchen, von dreyerley Gattung, unter dem Namen altgothiſcher, mohriſcher und arabiſcher; die aber als chriſtliche Kirchen, durch viele hundert Heilige, Engel und Bilder verzieret ſind. In Deutſchland gieng es eben ſo zu: die Bauarten miſchten ſich unter einander. Es waren keine Regeln für dieſelben beſtimmet: ein jeder machte es ſo ſchön als er konnte, und verzierte ſeine Gebäude nach der neueſten Mode. Daraus entſprang nun die neue gothiſche Bauart, welche ſich wieder in viele Aeſte theilete. Faſt jedes Jahrhundert zeiget in jedem Lande ſeinen eigenen Geſchmack, dergeſtalt, daß man unter ſo vielen ſogenannten gothiſchen Gebäuden und Kirchen kaum zwo findet, die man unter einerley

Regeln bringen könnte. Und daher kömmt es auch, daß wir sowohl das zarte durchbrochene und reich verzierte, als das plumpe, schwere und ungezierte gothisch nennen. Die neue gothische Bauart aber besteht aus kleinen, mittlern und großen Säulen und Pfeilern, unter und neben einander, mit Giebeln, Thürmchen, Spitzen, Zacken, Kleeblättern, Edelsteinen, Perlen, Rosen und andern durchbrochnen Dingen; wie auch aus einer Menge von Heiligen, Bildern und Engelsköpfen. Solches sieht man noch an dem straßburger- münster- und wiener Stephansthurme, als Meisterstücken damaliger Zeiten. Ihre erstaunenswürdige Größe und ihre durchbrochene Arbeit setzet einen in Verwunderung: und alle Welt müßte sie noch für vollkommen achten, wenn die Ueberreste der alten griechischen und römischen Gebäude noch unter ihrem Schutte begraben lägen. Bey allem dem aber muß man eingestehen: daß die mechanischen Künste, als die Meßkunst, wegen Anlage und Austheilung; die Bewegungskunst, wegen des Rüst- und Hebezeuges; und die Steinhauerey, wegen der künstlichen Gewölber, nicht so in Verfall müsse gerathen seyn, als die Malerey und Bildhauerey. Dieses waren nun die Früchte einer tausendjährigen Bemühung verschiedener Völker, in Erfindung einer neuen Bauart und Verzierung.

Haben es aber die klugen Chineser binnen 4000 Jahren viel weiter gebracht? Und sind also nicht die alten Griechen die einzigen Völker, die den rechten Weg getroffen haben? Das machte aber,

sie

ſie unterſuchten die Schönheit der Natur, und ahmeten ihr in allen ihren Werken nach. Sie blieben bey einer edlen Einfalt, die überall das Natürliche zeigte, und waren damit zufrieden. Die guten Regeln wurden endlich bey ihnen zu Geſetzen, die ſie niemals übertraten. Und ſo mußte es auch ſeyn, um zu einer möglichen Vollkommenheit zu gelangen. Wir müſſen daher ebenfalls, wenn wir einmal das Gute erkannt, alle Abwege vermeiden; die uns zwar täglich was Neues, aber ſelten was Gutes zeigen.

Haben wir denn nun nicht müſſen wieder zur alten griechiſchen Bauart zurück kehren? da im 14. und 15. Jahrhunderte alle Gelehrſamkeit, Künſte und Wiſſenſchaften der Alten gleichſam wieder aus der Aſche empor ſtiegen; da man nach und nach in den verfallenen Gebäuden, Bilder, Gefäße, Hausrath und andere Werke der Kunſt ausgrub; deren weſentliche Schönheit jedermann einnahm; und da man zugleich den Werth der alten Baukunſt erkannte. Man ſetzte daher aus alten Stücken neue Häuſer zuſammen: ja man riß hierzu, welches zu bedauern iſt, die noch überbliebenen Denkmäler nieder. Man trug die mancherley Zierrathen zuſammen, klebte ſie überall an neue Gebäude an, und beſetzte ſie mit einer Menge alter Bildſäulen; bis des Vitruvs Bücher ſich fanden, und man es wagte, nach ſeiner Vorſchrift und nach Abzeichnung und Ausmeſſung des noch überbliebenen, ganz neue Gebäude, nach griechiſchem oder römiſchem Geſchmacke zu errichten.

proleg. Gloſſ. feſte ſtellet: So ſetzte ich zum Grunde, das Vorwort *Bi* jetzo Bey ad, apud, müſſe hier in Betrachtung kommen. Denn der Klang trifft mit der Bedeutung überein. Ein Zeuge muß dabey oder bey der Sache ſeyn, davon er Zeugniß geben ſoll. Ferner ſahe ich die andere Sylbe der oder dar als eine Encliniſche Particul der Deutſchen an; dergleichen noch jetzo das Wörtchen da iſt: Als: Mein Nachbar iſt von denen die da den ganzen Tag ſchwelgen. Bey den Alten hies es Thie thar warun welche waren. Ingleichen Thas thar giquetan war, was da geſaget war. Tatian. Palthen. bl. 27. Wollte man *thar* als ein Nebenwort eines Orts (adverb. loci) anſehen, ließ ſichs auch hören. Und alſo hatte ich *Bider* oder *Bithar*. Allein dergleichen Wortforſchung ſchien mir ſelbſt zu ſeichte; gleichwie auch die folgende, welche durch die bey den Deutſchen ſehr gewöhnliche Verſetzung der Sylben, Buchſtaben und Wörter (Methateſis) zum Vorſchein kam. Darbey iſt nemlich der Hauptumſtand, auf welchen bey einem Zeugen zu ſehen iſt. Nun fiel mir bey: Es möchte Bithar eben ſo wohl eine ſolche Verſetzung ſeyn, als bey vielen andern Deutſchen Partikeln vorkommt. Untar mitten für Mitten unter, hat Tatian. Palthen. bl. 29. und 323. Nochtans, Nochtan i. e. Dannoch. Leukf. Antiq. Ganderh. II. bl. 356. *Samaleiko* gleichſame Tatian. bl. 331. bi huuiu, ad quæ, worzu, warum? Iſidor. ap. Palth. bl. 258. *Mitwiu* wormit Theſ. Schilt Tom. II. bl. 12. Und alſo könnte auch wohl *Bithar* für darbey geſaget worden ſeyn. Als ich aber dieſe Gedanken zu andrer Zeit wiederum überlegte, fand ich nichts

Ich will hier alle Werke der großen neuern wälschen Baumeister, Maler und Bildhauer, der Kürze halber übergehen, und mich zu meiner Absicht wieder nach Deutschland wenden. Daselbst fieng man gleichermaßen an, sich in die Säulen zu verlieben. Man brachte sie nicht nur an Häusern, sondern auch an allem Hausrathe an. Endlich wurden sie der Stoff aller Verzierung. Sieht man nicht heut zu Tage noch Altäre, Kanzeln, Grabmäler, Brunnen, Bildrähme, Schränke, Bette, Tische, Stühle, ja sogar Leuchter und Löffel als Säulen gestaltet? so daß man damals ihren Unterschied und Vorzug mit dem Namen und Vorzuge der Säulen bemerkete. Auf diese Weise sagte man: Es sey ein toskanischer, ionischer ꝛc. Stubenheerd, und dergleichen Fenster; ein dorischer- korinthischer- oder römischer Leuchter und Löffel? Kann wohl jemals eine abgeschmacktere Verzierung, als diese gewesen seyn? Vormals verzierte man die Häuser mit dem Hausrathe; damals aber den Hausrath mit Häusern: Ja es wurden sogar die großen Häuser wiederum mit kleinern verzieret, davon die Aerker und Ausladen noch herstammen. Mit einem Worte, alles mußte einem Hause ähnlich sehen; oder doch einen Theil desselben vorstellen.

Meine Leser werden mirs nunmehr wohl verzeihen, wenn ich zuviel von der Baukunst geredet habe. Die Verzierung ist eine Tochter derselben, sie wird von ihr erzogen und genähret, und hat allezeit

zeit gleiches Schickſal mit ihr gehabt. Daher habe ich nicht umhin gekonnt, ſie mit beyzubringen, und ſie daher zu leiten.

Die Geometrie war auch mit unter denen Wiſſenſchaften begriffen, die damals empor kamen. Sie war reich genug, ihre gleichwinklichten Figuren und gleichſeitigen Körper zur Verzierung herzugeben. Das Drechſeln wurde ebenfalls ſtark getrieben; und man verfiel daher auf einen Geſchmack von Verzierung, der aus großen und kleinen, geraden und gewundenen Säulen und Pfeilern, mit künſtlich durchlöcherten Brettern, gezogenen Leiſten, gewundenen Rollen und Schnirkeln, Reiſchen, Knöpfchen, gedrechſelten Spillen, und einer Menge kleinen Pyramiden und Sternen beſetzet war. Hierzu kam noch das ſogenannte ewige Laubwerk, nebſt ſchweren Obſt- und Blumengehenken. Man betrachte nur die Grabmäler und Bilderrähmen in unſern Kirchen, ſo wird man gar bald von deſſen Wahrheit überzeuget werden. Und in Wendel Diderleins Säulenbuche findet man noch darzu die Regeln. Dieſer Geſchmack wurde nach und nach verbeſſert, und man bediente ſich bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts, einer andern Verzierung, die zwar mehr aus Laubwerke und Bändern, aber auch zugleich aus Menſchen, Fratzen- Löwen- und andern Thierköpfen, mit Tüchern, Quaſten und Lappen behangen war.

Wälſchland war damals noch das einzige Land, wo man in allen Arten der Verzierung den alten römiſchen Geſchmack nachzuahmen ſuchte. Hierzu

wurden täglich neue Vorschriften ausgegraben, welche theils in des Desgodes alten Gebäuden, theils in Montfaucons großem Werke der römischen Alterthümer; theils aber auch in des jetzigen königl. pohlnischen Herrn Oberlandbaumeisters Schwarz schönen Abrissen alter Zierrathen, vom Zucchi gestochen, und in vielen andern Büchern mehr zu finden sind. Man erkennet also an allen Werken damaliger Zeit, bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, nämlich bis auf den Kätzer in der Baukunst, den Rittern Boromini, wie groß und edel der Geschmack in allem gewesen sey.

Nachdem aber Ludewig der XIV. die Künste nach Frankreich zog, sie reichlich belohnte, und die, welche sich hervorthaten, zu Rittern des heiligen Michaels erhob, und zu gleicher Zeit Kunstschulen errichtete: so brachte er es noch unter seiner Regierung dahin, daß die größten Künstler aus seinem Volke hervorwuchsen, die jenen wälschen nicht nur beykamen, sondern sie gar bald im Geschmacke weit übertrafen. Denn nichts als Natur, Kunst, Ordnung, Ebenmaaß, Fleiß und gesunde Vernunft herrschete in ihren Werken. Sie trafen den rechten Weg zur Verzierung, die hernach 1724, in einigen ganz unversehrten Gemächern der Bäder Augusts, in Rom entdecket wurde; wie solche in den Werken Montfaucons zu finden sind. Und so hat es ungefähr bis 1720 bestanden. Es wäre viel zu weitläuftig, alle ihre Werke anzuführen. Ich will nur der besten von der Verzierung gedenken. Die schönen Werke des Herrn Marot, des Herrn

le

le Peautre, le Clerc und beſonders des Herrn Berrain ſind wahre Muſter einer ſchönen Verzierung in vielerley Fällen.

Nachdem ich nun meine Betrachtung über den Urſprung der Verzierung, und derer oftmaligen Veränderung bis hieher angeſtellet habe: ſo wird es Zeit ſeyn, verſprochenermaßen von der neuen und guten franzöſiſchen Auszierung zu reden. Sie gründet ſich nämlich auf angeführte Werke, nur mit dieſer Verbeſſerung: daß das viele Simswerk weggethan worden, daß die Schnirkel beſſer entwickelt, oder gar weggelaſſen, und an derer Stelle Rundſtäbchen auf eine flachgebogene Art angebracht worden; daß das Laubwerk mager, und deſſen Spitzen dann und wann gekrümmet ſind; daß man ſtatt der vorigen Kraut- und Kohlblätter, ſich des Bärenklees, der Peterſilien, oder anderer geſpaltenen Blätter der Staudengewächſe, mit leichten Ranken und kleinen Blümchen bedienet; daß man ſtatt der vielen Muſcheln, abgeſchälte Baumrinden, welche die Löcher der kleinen Aeſte zeigen des im Mittel und an Ecken zu verzierenden Stückes, bald auf der rauhen, bald auf der glatten Seite aufleget; welche Baumrinden, wenn ſie ſich von der Luft zuſammenziehen, denen Unachtſamen eine ungleichförmige Muſchel zu ſeyn ſcheinen, und vieleicht aus Irrthume, mit Anlaß zum heutigen ſogenannten franzöſiſchen Muſchelwerke gegeben haben; daß die Blumengehenke leicht, gleichſam nur als Ranken laufen; daß die Zweige etwas wenig ungleichförmig,

und die Bänder ungezwungen flattricht ſind, daß es erlaubt ſey, die Spitzen eines Laubes, Schnirkels oder einer Rinde, auch im Mittel ein wenig ſeitwärts zu werfen; und dann endlich, daß, wenn Bilder, Kinder oder Geräthe beyſeits angebracht werden, ſolche wohl contraſtiret ſeyn müſſen; überhaupt aber, daß alles zuſammen genommen, weit freyer, auseinandergeſetzter, leichter und niedriger erhaben ſeyn ſoll, als vorher. Man beſehe nur des Hrn. **Blondels** neue Verzierung in ſeiner Austheilung der Landgebäude, und zum Theile auch des Hrn. **Briceux** ſein Werk von der Baukunſt. Ich werde mir die Freyheit nehmen, mich ſolcher bey meinen Vorſchlägen zu bedienen: da die Franzoſen ſeit wenig Jahren ſchon wieder anfangen, bey ihrer Verzierung in das Schwere und Plumpe zu verfallen.

Es iſt demnach die Verzierung, ſo mannichfältig, als es Sachen von verſchiedener Materie giebt, die da ſollen verzieret werden, und folglich hat eine jede Kunſt, und faſt jedes Handwerk ſeine eigene Verzierungsart; nach Beſchaffenheit des Thulichen und Ausnehmenden, dieſes oder jenen Metalles, welches ſich ſo gar, bis auf die geringſten Dinge erſtrecket.

(Das Uebrige folgt nächſtens.)

III.

Hiſtoire de Nicolas I. Roy du Paraguay & Empereur des Mameluc̃s. A St. Paul 1756.

Unſere Leſer ſind ſonder Zweifel begierig, auch dieſen neugebackenen Monarchen, (denn es wird itzo Sitte, alle Könige Monarchen zu nennen,) von dem die Zeitungen unlängſt ſo viel geredet, etwas genauer kennen zu lernen. Wir wollen ihnen dieß kleine Vergnügen nicht misgönnen: ob wir gleich nicht Bürge ſeyn wollen, daß dieſe Nachricht ſo unparteyiſch wahr iſt, als der vorgebliche Buchhändler in der Vorrede ſaget. Er will ſelbige, ſo wie ſie da liegt, von einem verſtändigen, obgleich nicht gelehrten Schiffer bekommen haben, der ſie auf die Nachrichten ſolcher Leute zu Papiere gebracht, die davon unterrichtet geweſen, und aus dem, was er ſelbſt geſehen hat. Es giebt nämlich Ungläubige, die ſichs nach dem, was in Rom und Liſſabon, wegen Paragay und einem gewiſſen Orden vorgefallen, nicht einbilden können, daß dieſer an dem neuen Königreiche ſo unſchuldig ſey, als in dieſer Schrift vorgegeben wird.

Nikolas Roubiouni, der neue König, iſt, wie dieſe Nachricht ſaget, 1710 unter einer Strohhütte zu Taratos, einem kleinen Flecken in Andalouſien, in Spanien gebohren. Sein Vater iſt ein

alter Soldat geweſen, der oft von Treffen und Belagerungen geredet, und ſich um die Zucht ſeiner Kinder wenig bekümmert hat. Sie geriethen auch darnach; und wurden die Geißeln ſeines Alters. Nillas mußte, wegen eines vorgehabten Mordes, von 18 Jahren, ſeinen Geburtsort verlaſſen, und nahm aus ſeines Vaters Hauſe nichts, als ein Paar Piſtolen, und einen Ring, der ſeiner Mutter gehörte. Er floh nach Sevilien, verkaufte beydes aus Noth, und verzehrte das Geld in kurzem. Als er fertig war, gieng er in die Komödien und Kirchen, und mauſete was er kriegen konnte. Auf Caffeehäuſern und im Ballſpiele erwarb er ſich auch vier Jahre lang das Nöthige.

Als er 22 Jahre alt war, ziemlich gut ausſah, und den Schelm, wenn er wollte, zu verbergen wußte, wollte er in Dienſte gehen. Das gelung ihm bey einer reichen Bethſchweſter, die ihn oft in der Kirche geſehen hatte, und von ſeiner Andacht und guten Geſtalt gerühret war. Sie hieß Donna Maria della Cupidità: (dieſer Namen kömmt uns ein wenig romanhaft vor). In acht Tagen ſah er ſchon, daß er viel galt, und gab ſeiner Frau kein gut Wort mehr. Er fieng an als Herr bey ihr zu leben, und dieß andächtige Haus ward ein Zuſammenfluß ſeiner Bekannten, die er auf ſeiner Frau Koſten bewirthete. Ihr guter Namen litt zwar dabey: allein es daurete dennoch ſo fort, bis der Bruder dieſer Frau, ein Oberſter, kam, und dieſen Burſchen aus dem Hauſe jagte. Die Frau ſtarb kurz hernach vor Kummer.

Rou-

Roubiouni gieng auf einen Flecken zu einem Bauren, der zwanzig oder dreyßig Mauleſel zu treiben hatte, mit welchen er Getrände oder andere Waaren von einer Stadt zur andern brachte. Hier ward er nun ſehr unverſchämt, und ſchmählte überlaut über alle eingeführte Dinge. Eines Tages beredete er die Eſeltreiber, den gewöhnlichen Zoll nicht zu bezahlen, und das Geld lieber zu verſaufen. Sie bewaffneten ſich mit guten Prügeln, um damit den Einnehmer zu bezahlen. Roubiouni ſollte das Wort führen, und den erſten Schlag thun, wenn es nöthig wäre. Als ſie ans Thor von Medina Sidonia kamen, foderte man Zoll. Ein Beſucher ſtellte ſich dar: Du biſt des Todes! ſchrie Roubiouni, und gab ihm einen Schlag übern Kopf, daß er todt zur Erden ſank. Die andern Einnehmer ſchrien Gewalt, und zogen die Degen: empfiengen aber von den andern Eſeltreibern einen Steinhagel, davon die Fenſter in Stücken giengen. Das Zollhaus ward geplündert, und die Wache mußte flüchten.

Nikolas und ſeine Kameraden zogen im Triumphe in die Stadt, in Meynung, ſie hätten den Zoll abgeſchaffet. Sie giengen in ein Wirthshaus, das erſparte Geld zu vertrinken. Aber man warnte ſie, daß ein Trupp Reiter ausgeſchickt wäre, ſie unterwegens aufzuheben. Ihr Haupt ward dabey beſorget, ſeine Geſellen möchten ihn wohl in der Noth verlaſſen, und dachte auf ſeine Sicherheit. Er machte ihnen weiß, daß er ſich ein Paar Piſtolen

kaufen

kaufen wolle, und gieng aus. Allein er gieng zu einem bekannten alten Weibe, die ihm bisweilen Kleider geliehen hatte, um auf den Straßen Beute zu machen. Er nahm alſo eine Franciſcanerkutte, und machte ſich auf den Weg, wohin die Reiter geſtellet waren; und auf Befragen, machte er ihnen weiß, die Eſeltreiber wären auf Cordua gezogen. So rettete er ihnen das Leben, borgte auf ſeines Herrn Namen 1000 Piaſtres, gieng gerade nach Malaga, und verläugnete ſeinen Namen Roubiouni, um bloß Nikolas zu heißen.

Hier lebte er unter einer Menge von Fremden zehn Jahre von ſeinen 1000 Piaſtern, und ſeinen ſchlauen Künſten. Allein es nahm ab, und 1743 hatte er keinen Häller mehr; ſo, daß er wieder die Kirchen zu beſuchen anfieng. Doch da man ihn in Malaga zu gut kannte, lief er aus einer Stadt in die andre, bis er nach Saragoſſa kam, wo ein ſchönes Jeſuitercollegium iſt. Wiewohl, ſo heilig er ſich hier auch anſtellete: ſo fand er doch keine Bethſchweſtern, vielweniger Beutel abzuſchneiden. Die Arragonier ſind viel zu mistrauiſch in dieſem Stücke. — — . Nachdem er alſo ein Paar Jahre in äußerſter Armuth gelebet, entſchloß er ſich, ein Mönch zu werden: und die Herren Jeſuiten nahmen ihn auf. Sie machten ihn nach einer drey monathlichen Probe zum Novizen; und als er das Gelübde thun wollte, hatten ſie nichts dawider einzuwenden; ja ſie ſchickten ihn als einen Haushälter in ein Collegium.

Er

Er führte sich so behutsam auf, daß man ihm alles zutrauete. Weil er aber des wohlfeilen Einkaufes wegen, oft zehn bis funfzehn Meilen verreisen mußte: so hieng er da seinen Lüsten nach, und verthat viel Geld dabey. Einsmals verliebte er sich in ein junges Frauenzimmer von 15 oder 16 Jahren, das von allen jungen Leuten der besten Häuser gesuchet ward. Nikolas gab einen Mitwerber ab, und zum Unglücke fand er bey der schönen Victoria Gehör. Er kleidete sich prächtig, machte sich in ihrer Familie bekannt. u. s. w. Dieß ist ein kleiner Roman, dabey wir uns nicht aufhalten können. Kurz, er heurathete sie, als ein Graf von Emmades, u. lebete fast ein Jahr mit ihr, doch so, daß er von Zeit zu Zeit in sein Kloster gieng, und etliche Tage wegblieb. Allein die Herren Patres merkten, daß nicht alles richtig zugieng, und wollten ihn 40 Meilen weiter, in ein ander Collegium schicken. Das nöthigte ihn nun seine Liebste auf ewig zu verlassen, und nach der neuen Welt zu schiffen. Er machte noch eine Meuterey unter den jungen Jesuiten, gegen die Priester des Ordens; die den Hut nicht tragen wollten, der ihnen anbefohlen war.

Darauf flüchtete er nach Cadir, wo die Missionarien sich einschifften. Er machte Gesellschaft, und segelte ab. Die Ueberfahrt war glücklich; und er kam zu Buenosaires, der Hauptstade am Flusse de la Plata an. Hier war damals eine Unruhe, wegen eines Vergleichs der zu Madrid und Lissabon unterzeichnet war. Der allergläubig-

sie

nichts darinn, das einer wahrſcheinlichen Lehrart aus den Alterthümern ähnlich war. Jedoch aber blieb der Grundſatz bey mir in unwiederſprechlichem Werthe, daß in den Deutſchen Partikeln der Alten, noch viele unentdeckte Wahrheiten verborgen lägen; welches ich auch noch glaube und wünſche, das ſich irgends wo ein Deutſcher Turſelinus hervor thun möge. Herr Profeſſor Wachter hat in dem Vorberichte ſeines Gloſſarii einen guten Anfang hierzu gemacht; der berühmte Clauberg zeiget in arte Etymol. bey der Partikel ver eine ſonderbare Geſchicklichkeit; Herr v. Eccard bey dem Vorworte von in Catech. Theod. bl. 105. und Egenolf in ſeiner Hiſtorie der Deutſchen Sprache bey dem Vorworte *uth* aus, ex desgleichen. Allein dieſes alles iſt bey ſo ungemeiner Menge der Deutſchen Partikeln noch keinesweges zureichend. Inzwiſchen ſuchte ich nach, wie weit man in vorige Zeiten zurücke, das ganze Wort Bider mit klaren Buchſtaben ausgedrückt fände? Zur Zeit aber habe es bey keinem ältern Schriftſteller gefunden, als bey Meiſter Albrecht. Fol. 76. b. 1.

- - - Doch ertweg ich wieder
Ir Zucht, die hielt ſie fromm und Bider.

Und ferner in dem alten Kirchen Geſange: O Menſch bewein dein Sünde groß etc. Da in dem 12ten Abſatze vorkommt: Und Herodes achtet ihn (Chriſtum) für Bider. Denn das Wort *Bither iſt* welches beym Tatiano bl. 179. befindlich, hat Palthen. in ſeinen Anmerkungen bl. 390. mit gutem Grunde gebeſſert, daß es nemlich *Bitherbi iſt*, heiſſen müſſe.

Endlich bin ich auf die bekannte und bey den alten

Deut-

ſte König hatte dem katholiſchen Könige die Inſel St. Gabriel abgetreten, und dagegen etliche Landſchaften von Braſilien bekommen. Dieß geſchah 1752. Dieſer Umſtand ſchien dem Bruder Niklas ſehr bequem, die grauſamen Abſichten auszuführen, die er längſt geſchmiedet hatte *). Doch weil er das Anſehen der Jeſuiten fürchtete; und zu Buenos-Ayres eben ſo leicht, als zu Madrid feſtgeſetzet werden könnte: ſo verkleidete er ſich, und gieng ſchnell nach der Inſel St. Gabriel. Kaum war er angekommen: ſo lernete er in Jahresfriſt die indiſche Sprache.

In etlichen Monathen konnte er ſchon ſoviel, daß er mit einigen, die er zu Kameraden machen wollte, ſoviel als nöthig war, reden konnte. Er theilte Branntewein unter ſie aus, den er zu Cadix eingekaufet, und heimlich dahin gebracht hatte. (Auch das iſt ſo leicht nicht.) Nun fieng er an, die Indianer, die hier viel zahlreicher, als die Portugieſen ſind, in ihrem Haſſe wider die Europäer, und den ſich dieſe durch ihre Unmenſchlichkeit zuziehen, zu beſtärken. Er zeigte ihnen, daß man ſie unter der ſpaniſchen Bothmäßigkeit zu Sklaven machen und umbringen würde. Dieſer Betrug hatte ſeine Wirkung. Der Pöbel ward raſend, und begieng die ärgſten Grauſamkeiten auf der Inſel.

*) Dieſer Umſtand ſcheint nicht der Wahrſcheinlichkeit gemäß zu ſeyn. Wie hätte dieſer Böſewicht ſchon in Spanien ſolche Anſchläge ſchmieden können, da er America und Paraguay noch gar nicht kannte?

sel. Fast alle Portugiesen wurden ermordet. Hier schaltet man eine Beschreibung von den Grausamkeiten der Spanier gegen die Indianer ein, wobey neue Spuren vorkommen, daß ein Freund oder Bruder der Jesuiten die Feder geführet. Aber freylich was er zum Vortheile der Americaner und zur Schande der Christen saget, ist nur allzuwahr.

Nikolas bemächtigte sich der Schanze St. Sacrament, und bevestigte sich darinnen. Zum Befehlshaber darinn machte er einen Indianer, den er für geschickt dazu hielt; und die verwägensten wählte er zu seinen Freunden: die er in ihrer Sprache, die Kinder der Sonnen und der Freyheit nannte. Die Missionarien hatten sich in eine Kirche geflüchtet, als Nikolas sich mit seiner Rotte näherte. P. Mascaras empfieng ihn an der Hauptthüre mit einem Crucifixe in der Hand; und rief ihm zu: **Du Barbarhorde, erkenne hier deinen Gott, deine Priester, und fürchte seine Rache!** Diese wenigen Worte hemmten die Wuth der Barbarn; aber Nikolas befahl: es sollte niemand ohne seinen Befehl herausgehen: Er selbst zog sich auf einen nahen Markt, stellte sein Volk in Ordnung, und ließ den Jesuiten sagen: sie sollten kommen und von ihrem Verfahren Rechenschaft geben.

Sie kamen in Procession; und glaubten dadurch viel Eindruck zu machen. Es geschah auch. Alle die ihnen folgten, wurden verschonet. Nur den Missionarien drohte Nikolas die größten Martern

tern, wo ſie ſich im geringſten ins Spiel mengen würden. Und da ſie zu zahlreich ſchienen, ſchickte er den größten Theil nach Buenos Ayres; als woſelbſt doch ſein Aufſtand ſchon bekannt ſeyn würde. Die andern wenigen ließ er bewachen, und in 19 Tagen 25 von ihnen, unter allerley Vorwande, hinrichten.

Nach einem ſo glücklichen Erfolge, faßte er das Herz, ſich zum Könige von Paragay ausrufen zu laſſen. Die Indianer glaubten, auf ewig von der Herrſchaft der Europäer frey zu ſeyn, und thaten es mit großem Geſchrey, und vielen Freudensbezeugungen. Man ſchlug auch Schaupfennige, die man in Europa zu ſehen bekommen. Die erſte ſtellet auf einer Seite Jupitern vor, der die Rieſen zerſchmettert; auf der andern das Bruſtbild des Nikolas, mit der Umſchrift: **Nikolas der I. König von Paragay.** Die zweyte ſtellet eine blutige Schlacht vor, mit den Kennzeichen der Wuth und Rache; und dieſe Unterſchrift im Abſchnitte: **Die Rache gehöret Gott, und denen die er ſendet.**

Nun fieng er an, einen königlichen Pracht zu zeigen. Er ſchlug einen Scharlachmantel um die Schultern, deſſen Knöpfe von Goldlieder waren. Er trug einen breiten grünſeidenen Gurt, mit verſchiedenen Stückchen Glas beſetzet; welches dort ein herrlicher Zierrath iſt. An der Seite hieng ein Hirſchfänger, der nie mit feindlichem Blute beſudelt worden, aber wohl 160 der Seinigen ermordet hat.

hat. Er wählete ſich eine Leibwache, und ließ ſich von Sklaven tragen. Ein Europäer gieng mit entblößtem Schwerte voran. In Schlachten aber waget er ſein theures Haupt nicht ſelbſt. „

So gieng ſein Zug in die von den Jeſuiten angelegten Gegenden, wo das Schrecken vor ihm hergieng. Sie rathſchlageten, was zu thun ſey, und beſchloſſen, ihm entgegen zu gehen, um ihn zu beſänftigen. Man ordnete acht Miſſionarien an ihn ab, die 100 ſtarke Indianer bey ſich hatten, welche ihnen allerley Eßwaaren und Erquickungen, als Geſchenke trugen. Sie wurden ins Zelt ſeines Hauptmanns der Leibwache geführet, der ein Engländer war, und ihnen eine trotzige Antwort gab; ſie aber doch endlich zum Könige führte, der in einem dreymal verſchanzten Zelte ſaß. In jedem Graben ſtunden 300 Indianer. Die Jeſuiten redten ihn an: Erlauchtes Haupt eines freyen Volkes! Die Indianer, eure Brüder, die euren Zorn ſcheuen, haben uns an euch geſchicket, u. ſ. w. Die Schwarzröcke ſagen, daß ihr unſer Bruder in Chriſto ſeyd, und uns nicht verderben wollet. Nikolas verſetzte: Eure Leute müſſen ſich meinem Zuge nicht widerſetzen: oder ihr ſollt mir dafür ſtehen. Gott überläßt dieß Land denen, die fechten und ſiegen können.

Die Miſſionarien giengen ziemlich vergnügt zurück, weil ſie glaubten, ihre Geſchenke hätten ihn gewonnen. Die Hofbedienten ſonderlich waren durch etliche 100 Meſſer, Scheeren u. d. m. ganz eingenommen, welche die Jeſuiten unter ſie ver-

theilet hatten. Seinem Minister hatten sie gar ein Paar silberne Schnallen, und ein schön gearbeitetes Messer geschenket. Niklas aber sagte: Die Schwarzröcke haben ganze Zimmer voll solche Dinge. Nur frisch! wir wollen uns selbst die besten auslesen. So drungen sie in die Völkerschaften der Jesuiten, die sich umsonst zur Wehre setzten, u. ihm entgegen zogen. Sie wurden geschlagen: und ihr Haupt Don Louis de Matica blieb. Nikolaus drang durch alle Flecken, zwischen Parana und Uraqai, als ein Sieger und Zerstörer; und selbst die Stadt der Mannlucken erwählte ihn zu ihrem Kaiser.

IV.

Nachricht von einer deutschen Uebersetzung des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik, worinn die Gründe dieser Wissenschaft untersuchet, gewisse Regeln, die Urkunden zu unterscheiden, festgesetzet, und die Kennzeichen und Merkmaale der in jeglichem Jahrhunderte geschriebenen päbstlichen Bullen und andrer Urkunden, auf eine historische Weise beschrieben werden; von zween Benedictinern von der Gesellschaft des heiligen Maurus.

Die Diplomatik steht mit der Geschichtskunde in der genauesten Verbindung; sie ist das linke Auge derselben, so wie die Zeitrechnung und Erd-

Erdbeschreibung ihr an statt des rechten dienen. Wie viele Jahrhunderte finden sich nicht in den letztern tausend Jahren, wo die Jahrbücher ganzer Reiche, Völker und Städte, aufs höchste in einigen magern und oft sehr überflüßigen Chroniken bestehen. Kaum findet man in denselben einige sehr unkenntliche Spuren von den Sitten und besondern Gebräuchen derjenigen Zeiten und Oerter, von welchen sie handeln, und auch diese sucht man oft vergeblich. Die Münzen, Aufschriften und andre Denkmäler dieser Art, sind allzuschwache Hülfsmittel, in der Dunkelheit der mittlern Jahrhunderte ein zulängliches Licht anzuzünden. Die Archive helfen hinzegen allen diesen Mängeln ab. Ohne dieselben sind die Geschlechtregister der grösten Häuser nichts anders, als ein verworrener Klumpen von Erdichtungen, ein Labyrinth, wo man sich bey jedem Schritte verirret, und keinen andern Ausgang, als auf Kosten der Wahrheit, zu finden weis. Ohne dieselben würden die merkwürdigsten Veränderungen ganzer Reiche und Völker streitig seyn; die Folge der vornehmsten Staatsbedienten, und der Anfang grosser Gerichtshöfe würde in der Vergessenheit begraben liegen. Die dem Adel, den Städten und ganzen, sowohl geistlichen als weltlichen Gesellschaften ertheilten Vorrechte und Freyheiten finden in denselben ihren Ursprung, ihr Wachsthum, und ihren Verfall. Die geistliche sowohl, als bürgerliche Geschichte besonderer Provinzen hat keinen sicherern Grund, und die Gebräuche und Gewohnheiten haben keinen genauerern Ausleger, als die

Archive. Die Erdbeschreibung der mittlern Zeiten findet hier die glücklichste Entwickelung: und die neuere Zeitrechnung muß sich nothwendig an tausend Orten verirren, wenn sie nicht von den Urkunden geleitet wird. Die Gegenstände der Kritik sind so genau mit der Diplomatik verbunden, daß es nicht leicht ist, die Gränzen beyder Wissenschaften gehörig zu unterscheiden; und oft schwer fällt, sie nicht mit einander zu verwechseln.

Dieses ausgebreiteten Nutzens der Diplomatik wegen, sind die Bemühungen gelehrter und verdienter Männer um diesen Theil der Gelehrsamkeit jederzeit hochgeschätzt, und mit Dank angenommen worden. Ungeachtet sich nun diese Männer um die Diplomata gewisser Reiche und Staaten höchst verdient gemachet, auch die Grundsätze dieser Wissenschaft aus untrüglichen Quellen herzuleiten, und zu erweisen gesuchet haben: so haben doch alle ihre Bemühungen, so rühmlich sie auch sind, dem Verlangen der gelehrten Welt, nach einem ausführlichen und vollkommenen Lehrgebäude in dieser Art, worinn der ganze Umfang dieser Wissenschaft auf eine hinlängliche Art abgehandelt würde, keine Gnüge thun können. Vielleicht ist auch ein solches Werk von der Beschaffenheit, daß es die Kräfte und das Vermögen eines einzigen Gelehrten weit übersteigt; wenn es ihm gleich in seinem Vaterlande an nöthiger Aufmunterung und gehörigem Vorschube nicht fehlen sollte. Vielleicht würde daher die gelehrte Welt diesen Wunsch noch viele Jahre fruchtlos haben thun müssen,

müſſen, wenn nicht der Orden der Benedictiner von der Geſellſchaft des heil. Maurus, denen die Welt bereits ſo viele wichtige und ſchätzbare Bemühungen zu verdanken hat, zweyen ihrer gelehrten Mitglieder aufgetragen hätte, dieſem bisherigen Mangel abzuhelfen, und ein vollſtändiges Lehrgebäude der Diplomatik abzufaſſen. Dieſes Werk, von welchem ſeit dem 1750ſten Jahre bereits drey Bände in franzöſiſcher Sprache, in groß 4to herausgekommen ſind, und den Gelehrten unſers Vaterlandes in einer deutſchen Ueberſetzung geliefert werden ſoll, führet folgende Aufſchrift:

Nouveau Traité de Diplomatique, où l'on examine les Fondemens de cet art: on établit des Regles ſur le discernement des Titres, & l'on expoſe hiſtoriquement les Caractéres des Bulles pontificales & des Diplomes donnés en chaque ſiecle: avec des Eclairciſſemens ſur un nombre conſiderable de points d'Hiſtoire, de Chronologie, de Critique & de Diſcipline; & la Refutation de diverſes accuſations intentées contre beaucoup d'Archives celebres, & ſur tout contre celles des anciennes Egliſes. Par deux Religieux Bénédictins de la Congregation de St. Maur. Tome I. à Paris, chez Guillaume Deſprez - - & Pierre Guillaume Cavelier. 1750.

Nouveau Traité - - Tome II. à Paris, chez Guillaume Deſprez 1755.

Nouveau Traité - - Tome III. à Paris - - 1757.

Dem Entwurfe der Verfaſſer zufolge, ſoll dieſes Werk aus neun Theilen beſtehen, wovon die drey erſtern Theile allgemeine Regeln enthalten, die wahren und ächten Urkunden von den falſchen und untergeſchobenen zu unterſcheiden; die ſechs letztern aber die dahin gehörigen beſondern Regeln liefern ſollen. Die drey erſten Bände, die bisher herausgekommen, und die zwey erſten Theile des ganzen Entwurfs enthalten, auch ſowohl innerhalb, als außerhalb Frankreichs mit den größten Lobſprüchen aufgenommen worden, brauchen keiner weitern Anpreiſung, als daß der Inhalt derſelben den Leſern vor Augen geleget werde.

Der erſte Band enthält demnach den erſten Theil des Entwurfes ganz, nebſt zween Abſchnitten des zweyten Theils; ſo daß in dem

Erſten Theile, von den erſten Grundſätzen der Diplomatik überhaupt gehandelt, ihre Gewißheit gezeiget, und der, vielen Archiven gemachte allgemeine Vorwurf abgelehnet, auch die Beſchaffenheit, Verſchiedenheit und Benennung der darinn befindlichen Urkunden gezeiget wird.

I. Abſchnitt. zeiget die Gewißheit der Grundſätze, worauf die Diplomatik gegründet iſt.

Das 1. Kap. Allgemeine Vetheidigung der Diplomatik des Hrn. Mabillons. 2. Kap. Gründe der Diplomatik. 3. Kap. Anſehen der Urkunden überhaupt. 4. Kap. Von der Glaub-

Glaubwürdigkeit der Urkunden. 5. Kap. Alterthum, Verschiedenheit und Schicksale der Archive in Europa. 6. Kap. Von den Kirchen-Archiven. 7. Kap. Beantwortung der wider die Erhaltung der alten Urkunden gemachten Einwürfe. 8. Kap. Vertheidigung der alten Archive. 9. Kap. Von mehrern Originalen einer und eben derselben Urkunde. 10. Kap. Vertheidigung der Chartularien und Abschriften. 11. Kap. Vergleichung der Originale und Copien.

II. Abschnitt. Kritische Untersuchung der Benennung und des Gebrauchs verschiedener zur Diplomatik gehörigen Urkunden.

1. Kap. Urkunden, welche Litterä, Epistolä, Indiculi, Rescripta ꝛc. heißen. 2. Kap. Urkunden, welche Chartulä oder Chartä genannt werden. 3. Kap. Von den Memoratoriis, Memoriis ꝛc. 4. Kap. Von gerichtlichen Schriften. 5. Kap. Gesetze und mit denselben verwandte Urkunden. 6. Kap. Gesellschaftliche Urkunden, Verträge ꝛc. 7. Kap. Testamente ꝛc. 8. Kap. Von Breven, Brevetis, Schedulis ꝛc. 9. Kap. Andere Arten von Urkunden. 10. Kap. Von den übrigen in Archiven befindlichen Schriften.

In dem

Zweyten Theile wird von den äußern Umständen der Urkunden, von der Materie worauf, und den Werkzeugen, womit sie geschrieben worden; von den verschiedenen Arten der

Deutſchen ſehr gebräuchliche Partikel *Bithiu* gera-
then, welche ich zur Zeit noch für den wahrſcheinlich-
ſten Stamm des Worts Bider halte, bis mir jemand
ein gründliches Gegentheil zeiget. *Bithiu* kommt
faſt in allen Schriften der alten Deutſchen, von Iſido-
ri fragmento an zu rechnen, vielfältig vor. In ſel-
bigem ſtehet ſchon bl. 240. Edit Palth. *Bidhiu huuan-
da* Ideoque darum. Eigentlich heiſſet *Bithiu* al-
lein geſetzet: adhoc, darzu, bey dieſen, dieſer-
halben. Dann *bi* bedeutet ad, prope bey und
thiu hoc, dieſes; wie ſolches Gurſarus in dictiona-
riolo Otfr. erkläret. und Herr v. Eccard ſolcher Er-
klärung in Catech. Theod. bl. 115. völligen Bey-
fall giebet. Es wird ſolches Wort *Bide Bide*, oder
wohl gar *Bidar* ausgeſprochen. Denn es iſt bekannt,
daß das weibliche Geſchlechtswort der alten *thiu* heu-
tiges Tages die heiſſet. *Einiu* eine beym Kero aus
Schilters Gloſſ. Der Gothen *thriu* Baum wird
bey den Francken und Alemanniern *dre*, Baum, ar-
bor, bey dem Cambriern Dar eine Eiche genennet,
Wachter præf. gloſſ. §. 32. Was könnte wohl dem
Laut und der Bedeutung Bider ähnlicher ſeyn, als ſol-
che Partikel Bithiu, Bide? Daher Bidermann,
einer der darbey oder zu dieſem und jenem Handel
als ein glaubwürdiger Beyſtand erfodert worden.
Ich habe genug Gleichförmigkeit andrer Wörter für
mich, daß die Endung *thiu* auch heutigs Tages als
dar ausgeſprochen werde. *Zihiu*, worzu? Zi-
thiu, darzu; Iſt eine offenbare Verſetzung der
Sylben, und gebrauchet ſich derſelben Otfrid II. 12.
125. Tatian. bl. 86. Widarthiu, darwider Tatian.
bl. 347. Thiuwideru, darwider, wider dieſes, Ec-

Schriften, deren man ſich dabey bedienet, und von den Siegeln gehandelt: wobey der Anfang gemachet wird, die Grundſätze der Diplomatik zu ertheilen.

I. Abſchnitt. Von der Materie und den Werkzeugen, worauf und womit die Urkunden geſchrieben worden; imgleichen von den Handſchriften und andern Denkmälern des Alterthums.

1. Kap. Von der verſchiedenen Materie worauf die Urkunden geſchrieben worden, ehe man Tafeln von Holz, Marmor und Erz, imgleichen Felle von Thieren und das Papier dazu gebrauchet hat. 2. Kap. Von denen mit Wachs und anderer Materie überzogenen Tafeln. 3. Kap. Cyrbes und Arones der Griechen; Codices und Codiculli der Römer. 4. Kap. Felle, Häute und Pergament, worauf Urkunden geſchrieben worden. 5. Kap. Aegyptiſches Papier. 6. Kap. Papier von Baumrinden. 7. Kap. Papier von Baumwolle, Seide und andern in den Morgenländern üblichen Materien. 8. Kap. Papier von Leinewand. 9. Kap. Von geſtämpeltem Papiere u. Pergamente. 10. Kap. Von denen Werkzeugen, deren man ſich beym Schreiben bedienet. 11. Kap. Von der flüſſigen Materie, womit man geſchrieben.

II. Abſchnitt. Von der Schrift, und ihrem Urſprunge. Von den Buchſtaben oder Characteren; deren Verſchiedenheit, Veränderung,

rung, mehrern Arten und verſchiedenem Gebrauche in den alten Denkmälern.

1. Kap. Von dem Urſprunge der Schrift, von der allgemeinen Schrift, und den Charakteren der Chineſer. 2. 3. 4. Kap. Von den Hieroglyphen, und dem Alterthume der Buchſtaben, und derer Völker, denen die letztern ihren Urſprung zu danken haben. 5. Kap. Von dem Urſprunge der griechiſchen Buchſtaben. 6. Kap. Von den ſamaritaniſchen Charakteren. 7. bis 10. Kap. Von den verſchiedenen Arten, die Zeilen anzufangen. 11. 12. Kap. Von den ſamaritaniſchen, pelasgiſchen, hetruriſchen, u. a. Alphabethen. 13. 14. Kap. Von den hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen, arabiſchen und türkiſchen Buchſtaben. 15. Kap. Griechiſche Alphabethe, von den fabelhaften Zeiten an, bis auf das 15te Jahrhundert. 16. Kap. Vergleichung der älteſten griechiſchen Handſchriften in Frankreich, England, Deutſchland, Holland und der Schweiz. 17. Kap. Von den Alphabethen, die unmittelbar aus dem Griechiſchen herſtammen. 18. Kap. Von den runiſchen Buchſtaben und Handſchriften.

Der zweyte Band enthält den dritten Abſchnitt des zweyten Theils, worinn von den lateiniſchen Buchſtaben, ihrem Urſprunge, ihrer Form, Veränderung ꝛc. gehandelt wird. Die einzelnen Kapitel führen folgende Aufſchriften:

1. Kap. Unmittelbarer Urſprung der lateiniſchen Buchſtaben; ältere und neuere Zuſätze zu dem erſten urſprünglichen Alphabethe; Lehrgebäude des Herrn Bouhier wegen ihrer Anzahl und des alten Zuſtandes des Alphabeths; Buchſtaben des Kaiſers Claudius und Chilperics I. 2. Kap. Von denen bey verſchiedenen Völkern auf verſchiedene Art üblichen lateiniſchen Buchſtaben; von denen mit Gold, Silber und verſchiedenen Farben geſchriebenen und gemalten Buchſtaben; von Anfangsbuchſtaben u. ſ. f. 3. Kap. Gebrauch der Alphabethe bey verſchiedenen geiſtlichen Feyerlichkeiten. 4. 5. Kap. Von der Abſtammung der Figur und der Veränderung eines jeden der 23 Buchſtaben des Alphabeths. 6. bis 9. Kap. Von der Wiſſenſchaft, alte Schriften zu leſen. 10. Kap. Von lateiniſchen Schriften, ihren Unterſcheidungskennzeichen, Gebräuchen, ihrem Urſprunge, Alterthume, ihrer Eintheilung und Veränderung. 11. Kap. Von geſtochenen, gedruckten und gemahlten Schriften.

In dem dritten Bande befindet ſich der vierte und letzte Abſchnitt des zweyten Theiles, welcher von dem erſten Urſprunge aller alten lateiniſchen Schriften handelt, und folgende Kapitel begreift:

1. Kap. Verſchiedene Meynungen der Gelehrten über den Urſprung der alten lateiniſchen Nationalſchriften. 2. Kap. Anfangs-

fangsbuchſtaben der Handſchriften Italiens, Frankreichs, Deutſchlands, Englands, und Spaniens. 3. Kap Uncialſchriften, römiſche, galliſche, merovingiſche, lombardiſche, karolingiſche, deutſche und gothiſche Schriften. 4. Kap. Von der gemiſchten oder halbuncialiſchen Schrift und ihrem Unterſchiede von den übrigen Arten. 5. Kap. Verſchiedene Miſchungen aller Arten von Schriften in den älteſten Handſchriften. 6. Kap. Von der kleinern Schrift, ihrem Urſprunge und ihren Schickſalen. 7. Kap. Von der römiſchen, gallicaniſchen, merovingiſchen, lombardiſchen, karolingiſchen, weſtgothiſchen und ſächſiſchen Curſivſchrift. 8. Kap. Von der Punctation der Alten. 9. Kap. Von der abgekürzten Schrift oder den Abbreviaturen; von der verborgenen Art zu ſchreiben; von Zahlen oder Ziffern ꝛc. 10. Kap. Von dem Urſprunge der Beſchaffenheit u. ſ. f. der tyroniſchen Zeichen. 11. Kap. Von denen in Urkunden vorkommenden lateiniſchen Schriften. Kap. 12. Von denen in den franzöſiſchen Urkunden vorkommenden Schriften. 13. Kap. Von den diplomatiſchen Schriften Englands. 14. Kap. Von denen in ſpaniſchen Urkunden vorkommenden Schriften.

So weit gehen die drey erſtern Bände dieſes ſchätzbaren Werkes, welche bisher herausgekommen ſind. Der vierte, welcher, wie in der Vorrede

zum

zum dritten Bande ausdrücklich versprochen wird, gegen das Ende dieses Jahrs geliefert werden soll, wird die Lehre von den Siegeln, der Schreibart, den Formeln, den Unterschriften, der Zeitbestimmung und andern innern Umständen der Urkunden abhandeln. Da zu einem Werke von dieser Art, Kupfer unumgänglich nothwendig sind, Lesern die verschiedene Gestalt und Arten einzelner Buchstaben und ganzer Alphabethe, auch deren jedesmalige Zusammensetzung deutlich zu machen: so ist auch dieses Werk zur Gnüge damit versehen; indem sich in dem ersten Bande 16, in dem zweyten 33, in dem dritte aber 71 große eingeschlagene Kupfer befinden.

Werke von dieser Art, die ihres hohen Kaufpreises wegen, nicht von jedermann angeschaffet werden können, pflegen sich gemeiniglich in große Bibliotheken zu verkriechen; und daher nur gar zu bald unter die Zahl seltner Bücher zu gerathen. Daher hoffet Herr Johann Friedrich Weber, Buchhändler in Erfurt, den Liebhabern der Geschichtkunde und Diplomatik keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn er dieses nützliche Werk auf folgende Bedingungen gemeinnütziger zu machen suchet:

1. Soll alle halbe Jahre ein Theil dieses Werkes nebst denen dazu gehörigen Kupfern geliefert werden. Jeder Theil soll aufs wenigste aus drey Alphabethen ohne die Kupfer bestehen. Wie hoch sich die Anzahl der Theile belaufen möchte, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen, doch hoffet man, daß es deren nicht mehr als höchstens acht werden sollen.

2. An

2. An einem accuraten und saubern Stiche der Kupferplatten, welche einen wesentlichen Theil dieses Buches ausmachen, sollen weder Fleiß noch Kosten gesparet werden; wie man denn auch sorgen wird, daß die Schönheit des Papieres und Druckes dem Originale so gleich kommen möge, als möglich seyn wird. Der Uebersetzer, welcher in dergleichen Beschäfftigungen nicht ungeübt ist, wird es weder an Fleiße noch an Sorgfalt ermangeln lassen, den Lesern eine sowohl genaue, als auch reine und angenehme Uebersetzung zu liefern. Dagegen hoffet der Verleger, daß sich niemand beschweren werde, wenn er in Betrachtung des großen Aufwandes, den besonders die vielen Kupfer verursachen, auf jeden Theil zwey Reichsthaler, in guter gangbarer Münze, Vorschuß verlanget. Zumal, da solches noch nicht der vierte Theil des französischen Kaufpreises eines jeden Theils ist. Beym Anfange des ersten Theiles, welcher künftige Ostermesse, geliebt es Gott! gewiß geliefert werden soll, wird ohne einigen Nachschuß, auf den zweyten Theil 2 Rth. voraus bezahlt. Weil sich aber die Kupfer in dem zweyten und dritten Bande ungemein häufen, wie oben gedacht worden: so wird es der Billigkeit gemäß seyn, bey diesen beyden Theilen einen kleinen und verhältnißmäßigen Nachschuß zu fodern. Doch soll derselbe so eingerichtet werden, daß niemand sich zu beschweren Ursache haben wird.

3. Wenn

3. Wenn es einigen Lesern nöthig scheinen sollte, daß dieses Werk mit einigen Zusätzen begleitet würde, worinn sowohl manche allzukurz gerathene Abhandlungen einiger einzeln Abschnitte weitläuftiger erläutert, als auch die besondern Meynungen der Verfasser an einigen Orten geprüfet und beurtheilet, wie auch die Diplomatik Deutschlandes insbesondere ausführlicher erörtert würde, als von den Verfassern geschehen können; so soll denenselben auch darinn nach Vermögen gedienet werden; daher dieselben ersuchet werden, ihre Erinnerungen deswegen nur an den Verleger postfrey einzusenden.

4. Der Vorschuß auf den ersten Theil wird bis auf die Neujahrsmesse 1759 in allen Buchhandlungen Deutschlandes angenommen. Nach der Zeit aber wird der Preis um ein ansehnliches erhöhet werden müssen. Wer den Vorschuß auf 10 Exemplare sammelt, bekommt das Eilfte umsonst. Doch müssen die Vorschußgelder postfrey eingeschicket werden. Erfurt, den 30. Octob. 1758.

Johann Friedrich Weber.

V.

Ulphilæ Verſionem Gothicam nonnullorum Capitum Epiſtolæ Pauli ad Romanos, Venerandum Antiquitatis Monumentum &c. e litura Codicis ejusdam MSti reſcripti, Auguſtæ, quæ Guelferbytæ floret, Bibliothecæ eruitum &c. publicabitur a Francisco Antonio Knittel, Metrop. Eccl. apud Guelferb. Archidiacono.

Brunſv. 1753 4.

2 Plag.

Dieſe kleine Schrift, kündiget der gelehrten Welt ein ſehr merkwürdiges Ueberbleibſel des Alterthumes an, welches einen neuen Beweis abgeben wird: daß nicht Schweden, ſondern Deutſchland das wahre Vaterland derer Gothen geweſen ſey, die dem alten römiſchen Reiche ein Ende gemachet haben. Denn da der ſo berühmte Codex Argenteus, oder des Ulfilas gothiſch überſetzte Evangelien, nicht in Schweden, ſondern im Kloſter Verden, nah am Rheine gefunden worden, dergleichen Schrift man mit eben ſolchen Buchſtaben in ganz Schweden nirgends angetroffen hat: ſo kömmt itzo dieß neuentdeckte Ueberbleibſel dazu, welches abermal in Deutſchland, und nicht in Schweden gefunden worden: und alſo die Wahrheit völlig beſtätiget, daß die Gothen, die ſich ſolcher Schriften bedienet, und dieſe Ueberſetzung des neuen Teſtamentes gemachet und gebraucht haben, ihren Urſprung aus

den

den nordlichen Gegenden Deutſchlandes, d. i. aus Pommern und Preußen, oder auch höher hinauf in Schleſien an der Oder, wo die Gothinen ihren Sitz gehabt, genommen haben.

Der Herr Archidiaconus Knittel zu Wolfenbüttel iſt ſo glücklich geweſen, auf der daſigen herzoglichen Bibliothek etliche Capitel aus dem Briefe an die Römer zu entdecken, die zu eben der gothiſchen Dollmetſchung gehören, die der erſte chriſtliche Biſchof Ulfila, im vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt gemachet hat. Die Schrift und Sprache zeiget ſolches zur Gnüge, obgleich die davon gefundenen Blätter nicht mit ſo koſtbaren ſilbernen Buchſtaben, als das in Stockholm befindliche Exemplar geſchrieben ſind; und alſo zu demſelben Bande nicht gehöret haben. Dieſe Entdeckung wird allen Gelehrten, die der nordiſchen Alterthümer kundig ſind, höchſtmerkwürdig vorkommen; zumal ſie einem Manne zu Theile geworden, der geſchickt iſt, ſie auf eine anſtändige Art ans Licht zu bringen. Wir wollen hören, was er ſelbſt davon bekannt gemachet hat.

Nach einer Abbildung der wolfenbüttelſchen Bibliothek, ſetzet er billig voraus: daß der Codex Argenteus den Gelehrten bekannt genug ſey. Sodann frohlocket er, daß dasjenige glücklich eingetroffen, was ein Mareſchallus geweiſſaget hat: daß nämlich noch in deutſchen Bibliotheken ſich die andre Hälfte des gothiſchen N. T. finden würde. Es wären zwey Jahre, daß er auf ein doppelt beſchrie-

benes

benes Manuscript vom Isidorus Hispalensis, (Originum Libros) gerathen, das mit eben solchen Buchstaben geschrieben ist, als Mabillon (in Re diplom. p. 351 sub Tit. I. und zwar ex Cod. Corbej.) abstechen lassen. Unter dieser neuern schwarzen Schrift eines geistigen Abschreibers, der sich eines ältern schon beschriebenen Pergaments, dessen Schrift aber blaß geworden, bedienet hat, ist dieser altgothische Schatz entdecket worden. Man kann leicht denken, daß dieß kostbare Ueberbleibsel dadurch sehr verdunkelt, und an vielen Stellen verhudelt worden. Allein das kritische Auge eines Kenners ist doch vermögend gewesen, diesen so tief vergrabenen Schatz auszuspüren, und ans Licht zu bringen. Er hat uns hier einige Zeilen von beyden Manuscripten, in Kupfer gestochen vorgeleget, daraus man deutlich sehen kann, was ihm solches für Mühe gekostet. Diese gothische Uebersetzung ist in einigen Stellen vom griechischen Texte unterschieden; und zeiget also, daß der Grundtext, den Ulfilas vor Augen gehabt, und dessen Lesarten weder Mill noch Wetstein angemerket haben, vom heutigen ziemlich abgegangen. Es kommen Wörter darinnen vor, die in den gothischen Evangelien nicht anzutreffen sind; die also den Wortforschern des Gothischen und Deutschen sehr lieb seyn werden. Kurz, dieses Stück hält sehr viel in sich, was die heutige Neubegier der Gelehrten vergnügen wird: zumal da auch eine lateinische Dollmetschung gegen über an der Seite steht.

card in Catech. Theod. bl. 158. All in geſetzt, daß ſolches nicht hinlänglich ſey, ſondern *Bithiu* nur *Bidie* oder *Bide* heiſſe, ſo iſt es ja aus unzehlichen Beyſpielen bekannt, wie ſehr die Fränkiſchen Deutſchen den Buchſtaben R. geliebet und noch lieben. Gewiß ſo ſehr es zu bedauren ſtehet, daß Clauberqs Buch de ſibilo Germanorum, oder von dem Deutſchen Buchſtaben S. vor verlohren geachtet wird: So nöthig haben wir Deutſchen einen beſondern Unterricht vom Buchſtaben R. oder de litera Germanorum canina. Es würden ſich unter der Unterſuchung je länger je beſſere Betrachtungen an die Hand geben. Helwig meldet bereits in ſeiner Etymologie bl. 133. bey der Sächſiſchen Partikel *he*, Er, an, daß die Oberdeutſchen aus beſonderer Liebe zum Buchſtaben r. den Hauchlaut weggeworfen und davor hinten ein r. angehenget. Sollte ich wohl weit fehlen, wenn ich dafür hielte, daß dieſe Endung R. oder er, yr, ur, aus den Nordiſchen und ſonderlich der Isländiſchen Sprache in unſrer Deutſchen übrig geblieben? Denn in ſolcher heiſſet Angar, ein Hafen, mit unſerm Anger verwandt; Brudur, eine reinliche Jungfrau, damit unſer Wort Braut einſtimmet; Gialmur, ein Helm; Salur, ein Saal etc. Doch dieſe Ausſchweifung iſt unnöthig. Wir leſen ja in unſern Deutſchen Schriften der Alten: Hue, quis, Wer? V. Verb. Lips. Hio hier, Schilt. Epinic. bl. 20. Odo, oder; Eben daſelbſt bl. 66. wizago, witharſneco, ſelbo, min liobo ſun, imgleichen Theſe beym Tatian bl. 22. ſpricht man nach heutiger Mundart aus: Weiſſager, Widerſacher, ſelber, mein lieber Sohn, Dieſer: Warum nicht

auch:

Allein, es ſteht noch mehr unter dem iſidoriſchen Manuſcripte; nämlich ein großes Fragment von zween griechiſchen Manuſcripten der IV. Evangelien. Dieſe enthalten ungefähr 300 verſchiedene Lesarten, die von allen bekannten Manuſcripten abgehen; und ſehr wichtig ſind; da ſie in der Rechtſchreibung den älteſten Monumenten ähnlich geweſen.

Beyde Schätze des Alterthums nun, will uns Hr. Archidiac. Knittel folgendergeſtalt ans Licht ſtellen. I. Will er eine Vorrede von den Schwierigkeiten ſolcher Entdeckungen, lateiniſch verſetzen, und die ihm von andern dabey geleiſtete Hülfe rühmen. II. Wird das gothiſche Fragment ſelbſt, mit gothiſchen Buchſtaben erſcheinen, ohne alle Lücken, ſo, wie er ihn ſehr genau und mühſam abgeſchrieben, und nach der gothiſchen Grammatik ins Geſchick gebracht. III. Wird der griechiſche Text der IV. Evangelien erſcheinen, der gleichfalls unterm Iſidor verſteckt gelegen.

IV. Wird ſeine Auslegung erſcheinen; deren erſtes Hauptſtück von dem großen Nutzen der doppeltbeſchriebenen Manuſcripte in der Diplomatik, das 2) von dieſem iſidoriſchen Codex inſonderheit handelt. Das 3. und 4te wird von beyden entdeckten Ueberbleibſeln kritiſch und philologiſch reden. Das 5te wird beweiſen, daß die Ueberſetzung, die Ulfila aus dem Griechiſchen gemachet, wirklich diejenige ſey, die im Codice argenteo, und in ſeinem Fragmente ſteht. Das 6te wird des La Croze Einwürfe dagegen beantworten. Das 7te endlich

wird

wird den groſsen Nutzen dieſer neuentdeckten Cop. in der Critica ſacra zeigen.

V. Unter der Sammlung der alten Urkunden, worauf er ſich in ſeiner Abhandlung berufen muſs, wird ſich ſonderlich folgendes beliebt machen. a) Eccards Schreiben von einigen Münzen, ſo unter Theodorichs des I. oſtgothiſchen Königs Regierung, den Kaiſern Zeno und Anaſtaſius zu Ehren, geſchlagen worden. b) Ein Verzeichniſs aller doppeltbeſchriebenen Bücher der wolfenbüttelſchen Bibliothek. Sodann werden einige Kupfertafeln folgen, die folgendes vorſtellen:

I. Eine Seite des gothiſchen Textes, mit überſchriebenem Iſidor.

II. Eine Seite gothiſch, ohne die drüber geſchriebenen Zeilen.

III. Eine Seite des erſten griechiſchen Evangelii, mit drüberſtehendem Iſidor.

IV. Eben dieſelbe, allein zu leſen.

V. Eine Seite von dem zweyten griechiſchen Codex, mit dem drüberſtehenden Iſidor.

VI. Eben dieſelbe ganz allein zu leſen.

VII. Etliche Verſe, oder Zeilen des griechiſchen Naturkündigers.

VIII. Etliche Zeilen der älteſten lateiniſchen Dollmetſchung des N. T.

IX. Der Text des Codicis argentei, den Hr. Prof. Ihre in ſeinem Ulfila illuſtrato abſtechen laſſen.

X. Der Nachſtich einer uralten gothiſchen Unterſchrift, die in Joh. Bapt. Donii alten Auf-

ſchriften, vom Abte Gori zu Florenz 1731 ans Licht geſtellet worden, und die Hr. Lye, der letzte Ausgeber des Cod. Arg. erkläret hat.

XI. Eine Abbildung des Textes im alexandriniſchen Codex des N. T. nach dem Caſley nachgeſtochen.

XII. Endlich die gothiſchen Münzen, die Eckard beſchrieben hat.

Dieſes treffliche Werk nun ſoll mit neuen und ſchönen Schriften auf weißem Schreibpapiere in 4. auf Koſten des Waiſenhauſes zu Braunſchweig, auf Vorſchuß gedrucket werden. Ein Exemplar wird einen Ducaten, oder 3 Thaler koſten, und ſoll nächſtkommende Michaelsmeſſe fertig ſeyn; bis dahin auch der Vorſchuß angenommen werden wird. Nachmals aber wird kein Stück unter fünftehalb Thaler gegeben werden. Den Vorſchuß nehmen faſt alle berühmte Buchhändler in Deutſchland an, und er muß poſtfrey eingeſchicket werden.

Ehe man aber den Druck anfängt, muß eine ſattſame Zahl der Pränumeranten vorhanden ſeyn. Wir zweifeln keinesweges, daß ein ſo wichtiges Werk, das zur Ehre von Deutſchland aufs beſte ausgeführet werden wird, allen Beyfall finden werde; können es auch nicht begreifen, was der Hr. Verfaſſer von irgend einem Neide für Hinderniſſe beſorget. Der müßte gewiß kein guter Patriot ſeyn, der ſolche Bemühungen mit misgünſtigen Augen anſehen könnte.

VI.

Staatsgeschichte von einem Jahrhunderte, worinn sich nach ihrer Ordnung das Interesse, die Absichten und das Verhalten der vornehmsten Mächte von Europa von 1643 bis 1748 angezeiget finden ꝛc. ꝛc. I. Theil. Mit königl. und churfächs. Freyheit. Leipz. bey Breitkopfen 1758. in gr. 8.

Von der in französischer Sprache erschienenen Ausgabe dieses Buches haben wir bereits im vorigen Jahre Nachricht gegeben. Itzo können wir auch die deutsche Uebersetzung anmelden. Ein Buch von dieser Art verdienete allerdings auch denen bekannt zu werden, die mit ihrer Muttersprache zufrieden sind. Man sage nun von dem Lesen französischer Bücher, was man wolle: so wird es doch in Deutschland niemals allgemein werden: und man wird eben so übel thun, wenn man alle diejenigen, die kein Französisch können, für Pöbel, und unwerth, gewisse Schriften zu kennen, erklären wird: als es vormals war, da man alles Lesenswürdige nur lateinisch geschrieben haben wollte.

Die Geschichte dieses Buches soll zwar, dem Titel nach, nur vom westphälischen Frieden, bis an den achenschen gehen; und also gleichsam eine Fortsetzung desjenigen Stückes der europäischen Geschichte seyn, welches Bougeant vom dreyßigjähri-

gen Krieges geſchrieben, und deſſen Verdeutſchung wir dem gelehrten Hrn. Conſiſtorialrath Rambach in Halle zu verdanken haben. Allein, der Verfaſſer hat es, um des Zuſammenhanges willen, für nöthig gehalten, den Faden der Geſchichte von Karls des V. und Franz des I. Königs in Frankreich, Zeiten herzuholen. Ja er hat uns auch die Hoffnung gemachet, nach Endigung des verſprochenen Jahrhunderts, noch die Hiſtorie des itzigen Krieges, als einen Anhang beyzufügen. Und es iſt zu wünſchen, daß er ſein Vorhaben vollführen möge.

Von der Glaubwürdigkeit ſeiner Nachrichten kann man alles vermuthen, wenn er, dem Titel nach, alles aus wahrheſten Begebenheiten, gründlicher Beurtheilung, Anführung der Urkunden, Nachrichten und ſicheren Berichten über ſtreitige und geheime Puncte hergenommen hat. Von der Vollſtändigkeit aber, muß man das Beſte heſſen, da er zugleich die Unternehmungen der geſchickteſten Staatsunterhändler, den Charakter der gröſten Staatsmänner, und ihre Art zu handeln, nebſt dem Kerne derer ſeit hundert Jahren, zwiſchen den Höfen geſchloſſenen Tractaten geliefert hat. Der Spruch des Tacitus aber, den uns der Titel zeiget, verſichert uns zugleich, daß der Verfaſſer in der wahren Abſicht eines Geſchichtſchreibers alles mitgetheilet habe *).

In

*) Ut non modo eâlm, eventusque rerum: quæ plerumque fortuiti ſunt, ſed ratio etiam, cauſæque poſcantur. Corn. Tac. Hiſt. L. I.

In der deutschen Vorrede vertheidiget man das Unternehmen dieſer Ueberſetzung. Man geſteht der Grundſchrift ihre Vorzüge zu, und bekennet, daß es eine Verwägenheit ſeyn würde, eine ſolche Verdeutſchung liefern zu wollen, die der Urſchrift an die Seite zu ſetzen wäre. Allein, es kann andere Urſachen dieſer Unternehmung geben. Die erſte iſt hier geweſen, ein Buch, das in der Londner Ausgabe ſehr theuer war, um den dritten Theil des dortigen Preiſes zu liefern. Man hielt es aber für unbillig, dem dortigen Verleger ſeinen Grundtext nachzudrucken, und wollte alſo lieber eine Verdeutſchung unternehmen. Sodann lieſt man dergleichen Bücher nicht um der Sprache, ſondern um der Sachen willen: wenn alſo dieſe keinen Abgang leiden, gilt es einem Leſer gleichviel, in welcher Sprache ers lieſt; und es geſchieht ihm ein wirklicher Dienſt, wenn er deſſen um ein Drittheil des Preiſes theilhaftig werden kann.

Außerdem giebt es Leſer genug, die des Franzöſiſchen nicht mächtig genug ſind, ein Buch von der Schreibart, wie dieſes, vom Hrn. Maubert iſt, ohne Anſtoß zu leſen. Gewiß, wir kennen viele, die ihr bon jour Monſieur, und votre treshumble Serviteur, vortrefflich verſtehen; gleichwohl ohne Kopfbrechen und peinliches Nachſchlagen der Wörterbücher, nicht drey Zeilen verſtehen können. Und da der Verfaſſer viel hiſtoriſche Wiſſenſchaft vorausſetzet, auch viele Begebenheiten in kurzen Worten auf einander häufet, welches die Ueberſetzung auch beybehält: ſo behält der Leſer noch Gelegenheit ge-

nug zum Nachdenken, wenn ihm gleich die Hälfte der Schwierigkeiten erspart werden.

Kann aber diese Dollmetschung auch die Stelle der Grundsprache vertreten? Man saget auf eine bescheidene Art, man hoffe es, versichert auch, sich der Deutlichkeit beflissen zu haben. Sollten ja noch einige dunkle Stellen vorkommen: so soll man selbige nicht eher dem Dollmetscher zur Last legen, bis man sie mit dem Grundtexte verglichen hat; welcher gewiß eben so dunkel seyn wird. Indessen sind in der Uebersetzung manchmal in chronologischen Puncten, auch bey andern Gelegenheiten kleine Verbesserungen in wenigen Worten eingeflossen, ohne den Hrn. Verfasser deswegen eines Fehlers zu beschuldigen. Vielleicht sind es bloß Druckfehler gewesen.

In deutschen Angelegenheiten aber, wo insgemein die Ausländer nicht recht zu Hause sind, hat man bisweilen einige Anmerkungen machen müssen; zumal da der Verfasser in ältern Sachen nicht allemal aus den besten Quellen geschöpfet hat. Uebrigens will man weder an den satirischen Stellen, noch an den nachtheiligen Abschilderungen der Großen, einigen Theil nehmen. Der Leser mag selbst urtheilen, ob sie es verdienet haben: und ob lauter Ehrsucht und Eigennutz alle Kabinette und Herzen der Großen belebe. Die Versehung hat auch allemal die Hand im Spiele, obgleich alles mittelbarer Weise geschieht. u. s. w.

Sonst

Sonſt iſt ſowohl dieſe Vorrede, als das Buch ſelbſt, ſehr wohl geſchrieben, was nämlich die deutſche Sprache betrifft; einige wenige Kleinigkeiten ausgenommen. Wir haben wirklich aus fränkiſchen Federn noch wenig geſehen, daß dieſem Buche zu vergleichen wäre.

VII.

Theatre des Boulewards, ou Recueil de Parades T. I. II. III. a Mahon, de l'Imprimerie de Gilles L'Anglois, à l'enſeigne de l'Etoille 1756. 12.

Eine geraume Zeit iſt die franzöſiſche Bühne bey uns Auswärtigen in dem beſten Rufe der Regelmäßigkeit, Schönheit und Schamhaftigkeit geweſen. Hatte ſich gleich die wälſche Bühne zu Paris, (Theatre Italien) und die komiſche Oper, dann und wann merklich davon entfernet: ſo blieb doch dem eigentlich ſo genannten Theatre françois noch immer die Ehre der beobachteten Regeln, und geſchonten Tugend und Ehrbarkeit. Die Abweichungen von beyden fielen alſo nur auf die Rechnung der Italiener und der Operiſten, die es mit den Regeln der Künſte und der Sitten ſo genau nicht nehmen.

Itzo aber hat man uns einen ausführlichen Beweis, in dreyen Bänden geliefert, daß auch Frankreich ſelbſt, ohne die Wälſchen und Sänger, theils ver-

verwirrtes, theils pöbelhaftes und üpplges Zeug auf die Bühne ſtellen könne. Es ſind Poſſenſpiele, von der allergröbſten Art, die nicht etwa in einem entlegenen Winkel des Königreichs, ſondern in der Hauptſtadt deſſelben, mitten in Paris geſpielet werden, die man häufig wiederholet und ſieht, ja endlich gar der Welt gedruckt vor die Augen leget. Daß Mahon nämlich, auf dem Titel den Ort des Druckes anzeiget, iſt nur ein ſchwacher Beweis, daß man noch einen Reſt von Schamhaftigkeit gehabt, nicht offenbar Paris auf den Titel zu ſetzen; da doch Druck und Papier gerade das Gegentheil zeigen.

Es iſt ſowohl dem erſten als zweyten Bande eine Art von Vorrede zur Entſchuldigung dieſes Verfahrens vorgeſetzet. Man geſteht, daß dieſes elende Poſſenſpiele (Farces,) ſind; und der Urheber dieſer Vorrede bekennet, daß es beynahe die Mühe nicht lohne, davon ernſthaft zu reden; ja daß er vielleicht der einzige ſey, der ſich mit ſolchen Lappereyen beſchäfftiget. Gleichwohl ändert er bald den Ton, und ſaget auf eine ſehr deſpotiſche Weiſe: Tout eſt recommandable dans la Republique des Lettres: Alles iſt in der gelehrten Welt von Erheblichkeit! Wer will das in aller Schärfe gelten laſſen? Wer will z. E. Bilderreime, Namen und Jahrzahlverſe, Buchſtabenwechſel, Endreime und Logogryphen, in der gelehrten Welt als was anpreiſenswürdiges; (denn das heißt recommandable) ankündigen?

Solcher Unrath auf dem Parnaſſe aber iſt gewiß noch viel erträglicher, als dieſe Poſſenſpiele

oder ſogenannte Paraden. Er erkläret ſie nunmehr ſchon etwas herzhafter, für eine Art von Stücken oder Schauſpielen; vielleicht wie Misgeburten eine Art von Thieren ſind. Er bittet zwar noch um Vergebung deswegen: allein kurz, er weis ſie nicht anders zu taufen: und dem ſey wie ihm wolle, er will bis auf die Sündfluth zurück gehen, ihren Urſprung zu unterſuchen.

Man denket mit Vergnügen, ſaget er, an das alte Luſtſpiel der Griechen, die auf ihren Wagen, bey der Aernte oder Weinleſe, allerley ſpaßhafte Vorſtellungen von Dorfe zu Dorfe aufführeten. Von dieſer ſo einfältigen Abbildung der älteſten Komödie kömmt man mit Vergnügen auf die ſtädtiſchen Bühnen; wo ſich die Schauſpieler die Hefen vom Geſichte wuſchen, einen geſittetern Charakter annahmen, und viel feinere Beluſtigungen darſtelleten. u. ſ. w. Nun fraget er, warum der Verſtand nicht eben ſo angenehm, von der Abbildung des älteſten franzöſiſchen Theaters gerühret werden ſollte, welches heute zu Tage ſo reich und merkwürdig iſt?

Hierauf läßt ſich verſchiedenes antworten. Freylich hat man in der Unterſuchung des Urſprunges der griechiſchen Bühne, auf die erſten unförmlichen Vorſtellungen der Dorfpoſſen zurückgehen müſſen. Aber hat denn wohl das witzige Athen, zur Zeit eines Sophokles und Euripides, noch mitten in ſeinem Schooße, ſolche Poſſenſpiele aufgeführet, und geduldet? Rom hatte auf den Dörfern ſeine ſcœnninam licentiam gehabt, ehe ein Livius Andronicus, ein Accius, Plautus und Terenz aufſtunden: Aber

auch: *Bithiu bide* Bider, ehrlich rechtſchaffen? Mir deucht, daß auf gleiche Weiſe die Namen Oſterland, Lotterbube, Weſterhemde, *Elir-arter* entſtanden, welche Herr Wachter, Friſch, D. v Stade, Dieckmann in ſpecim. gloſſ. R. Mauri bl. 50. und andere anführen.

Auch noch viel andre Wörter ſcheinen von dem Vorworte bi abzuſtammen; geſchweige dann, was ſich vor eine Menge zeigen würde, wenn man die unterſchiedne Bedeutung dieſer Partikel *bi* gründlich unterſuchen könnte. Die noch üblichen eigenen Zunamen der Deutſchen, Bidemann, Bytemeiſter, Bymann, Büneimann, Beymann, von welchem letztern Geſchlecht in der Neumärkiſchen Stadt Friedeberg einer Chriſtian Beymann im Decemb. 1732. im hunderten Jahre geſtorben, ſcheinen eben dieſen Urſprung zu haben. Ob die Franzöſiſchen Völker Bituriges von dem alten Worte Bidorix, deutſch Biderreich, als aufrichtige Leute, abzuleiten ſind, wie Schickfuß in der Schleſiſchen Chron. an oben angeführtem Orte angiebet, ſtehet zu unterſuchen.

Ich will mit Erlaubniß des geneigten Leſers noch zur Probe eine kleine Ausſchweifung, dießfalls wagen. *Bi* bedeutet 1) ad, zu bi hantun bey Händen; in binamin zum Zunamen, Tatian. Then unrehten bizelit iſt, Iſt zu den Ubelthätern gerechnet, adnumeratus eſt, Tat. bl. 156. Mit ſolcher iſt zuſammen geſetzet *Binden*, jungere, nectere: Von den Partickeln *bi* und *een* oder *ende*, daher Gebund, Band, auch Binoz, Biſen iuncus, gleichfalls von jungere; Niederſächſiſch Binnen nectere; Folglich rührt von ſolchem Spinnen, Spinne, Arnea,

Aber hat es denn wohl zu Augusts Zeiten mitten in seinen Mauren die alten Lumpereyen des Pöbels der römischen Jugend vor Augen gestellet?

Was Paris betrifft: so hat man uns die ersten Anfänge des französischen Theaters von den Mysteres des Saints, und de la Passion, an den Ecken der Gassen, längst erkläret. Diese waren einfältig und lächerlich genug; aber der Beschaffenheit ihrer Zeiten gemäß. Nun wissen wir das alles: warum muß man aber auch heutige Possenspiele machen, die weit dümmer und unflätiger sind, als alles, was Franz der I. vor 200 und mehr Jahren gesehen hat? In Wahrheit, wir begreifen es nicht, wie man die Welt posit fruges inventas, ad glandes, von Crebillons und Voltairens, Destouschens und einer Graffigny Stücken, auf die plumpen Zeiten des XVI. Jahrhunderts zurückführen will.

Unsre Leser müssen es von uns nicht fodern, ihnen den Inhalt und das Verzeichniß dieser Zoten- und Possenspiele mitzutheilen. Niemals hat ein Jahrmarkt in Deutschland, vom starken Manne, oder Reibehand, von einem Hanswurste, oder Marionettenspieler, solche niederträchtige Fratzen spielen gesehen. Der englische Teufel ist gülden dagegen. Es ist kein Stück, darinnen nicht Hurerey oder Ehebruch als Kleinigkeiten; Jungfern und Bräute die etliche Kinder gehabt haben; Väter, die ihrer Söhne schwangere Huren heurathen; und andres ehrloses Zeug in Menge vorkäme. Sogar Fortunatus mit dem Wünschhütlein ist hier anzutreffen; und das alles zwar in einer

einer pariſiſchen Pöbelſprache, gedacht, geredet und geſchrieben.

Wir beſorgen nichts mehr, als daß unſre Deutſchen (ſcil.) Verbeſſerer der Schaubühne, auch unſre Theater mit ſolchen Leckerbiſſen bereichern werden: da ja, was in Paris und London geſpielet wird, in Deutſchland ebenfalls ohne Fehler aufgeführet werden kann. Herrlicher Schluß! Diximus et liberavimus animam. Was wird aber Herr Rouſſeau dazu ſagen?

VIII.

Neue geſellſchaftliche Erzählungen,

für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungskunſt, Arzneykunſt und der Sitten. Erſter Theil. Leipzig bey Hollen 1758 gr. 8.

Wir machen hier ein neues Werk des Herrn Profeſſors Titius aus Wittenberg bekannt, welches er zwar nicht allein, ſondern mit einigen Gehülfen abfaſſet; doch, ſoviel wir bemerken können, vornehmlich die Hand im Spiele hat. In der Vorrede wird die Urſache erwähnet, warum dieſe Sammlung den Namen neuer geſellſchaftlichen Erzählungen führet. Sie ſind nämlich eine Fortſetzung derer, die vor etlichen Jahren in Hamburg erſchienen, und mit vielem Beyfalle aufgenommen worden. Die itzigen Herrn Verf. haben auch an jenen

jenen Erzählungen Theil gehabt; und wollen ihr darinn fortfahren.

Sie versprechen hier meistens Originale zu liefern: dafern sie aber ja etwas von Ausländern mitnehmen sollten, so wollen sie selbiges mehrentheils abkürzen. Die Geschichte der Natur, wird ihr vornehmster Augenmerk seyn; aber sie werden auch bisweilen aus veralteten ökonomischen Büchern manche nützliche Anmerkung ziehen. Diese sind ohne ihre Schuld ins Vergessen gerathen, und verdienen es wohl, wieder hervorgezogen zu werden. Manchmal aber werden sie auch eigentliche Erzählungen einsträuen, die theils aus der Geschichte, theils aus der Sittenlehre herfließen. Jeder Band wird nach Gelegenheit drey oder vier Kupfer haben.

Wollen wir dem Werke etwas näher treten, so dörfen wir nur eine Partey der Materien namhaft machen, die in diesem Bande abgehandelt worden. Dieß wird die beste Empfehlung seyn, die wir davon machen können. Denn was hilft ein allgemeines Lob, welches noch wenige neugierig machet: seit dem es so viel parteyische Recensenten zu geben angefangen hat. Hier wird die Mannigfaltigkeit und Nutzbarkeit der Materien selbst reizen, und gewiß kräftiger, als alle unsre Lobsprüche thun würden. Wir sagen nur soviel, daß ein philosophischer Geist, eine Scharfsinnigkeit im Beobachten, und eine im deutlichen und angenehmen Vortrage geübte Feder in allem herrschet.

I. Na-

I. Natürliche Urſachen, welche das Austreten der austhauenden Ströme abwenden; imgleichen Nachricht von einem Elephantenzahne, in welchem eine kleine metallene Kugel eingeſchloſſen geweſen. II. Von dem Nutzen des Staubregens, und der Menge des Regens überhaupt; und eine Wahrnehmung bey dem Auflöſen des Zuckers im Theewaſſer, und im Ausdünſten deſſelben. III. Anmerkungen aus der Geſchichte der Geſchützkunſt; und eine Nachricht von denen bey Zwickau gefundenen Kräuterabdrücken und verſteinerten Hölzern. IV. Von den Charakteren und dem Urſprunge der Steine und des Sandes; imgleichen ein Vorurtheil wegen des Oſterwindes beſtritten; und ob das Kraftmehl in freyer Luft ſchwerer werde? V. Fortſetzung vom Urſprunge der Steine, ſamt einer nähern Beſtimmung der Begriffe, einiger Stein- und Bergarten; imgleichen von denen Haarballen, welche ſich bisweilen in den Magen und Eingeweiden der Thiere finden. VI. Von der Halbänte, welche Lume genennet wird; und vom Johannisbrodte. VII. Nachricht von Hrn. Kleins herauszugebenden Geſchlechtstafeln der Vögel; und geſammlete phyſiſche und ökonomiſche Anmerkungen. VIII. Einige zur Naturhiſtorie des bononiſchen Steines gehörige Nachrichten, und Mittel wider den Wurm an Fingern. IX. Fortſetzung zur Naturhiſtorie des bononiſchen Steines, und von einer beſondern Schußwunde am linken Oberarme; imgleichen Nachricht von einer merkwürdigen Verweſung ei-

ner

nes menschlichen Körpers. X. Ob das Lerchenholz unverbrennlich sey; und kurze Betrachtung von einer besondern Art von Schraubensteinen: imgleichen ein Paar Erscheinungen des in gläsernen Flaschen gefrornen Wassers, erkläret. XI. Wahrnehmung am Monde und der Morgenröthe; und ob sich nach des Hrn. Linnäus System, ein Naturalienkabinet einrichten lasse: imgleichen einige Versuche mit der Pottaschlauge ꝛc. wie auch Beschreibung des bey uns seltnen Reigers, mit der Zierfeder auf dem Kopfe; auch Mittel, die Fische bey großer Kälte in Teichen zu erhalten. XII. Nachricht von denen in Sachsen vorhandenen Basaltsäulen; und Nachricht von einer tauben Nessel mit einem Silberblatte. XIII. Beschreibung einer rothen Meerfeder; und ein Paar Hülfsmittel, wider die podagrischen Zufälle. XIV. Von der Wachsbleiche, und von der Zubereitung guter Gartenerde. XV. Fortsetzung von der Wachsbleiche; und Versuch, ob das Mondenlicht eine Wärme verursache. XVI. Betrachtung der Bastardarten; und einige Mittel die Menschen bey theurer Zeit mit geringer Nahrung zu erhalten. XVII. Einige zur Naturhistorie der dresdener Gegend gehörige Nachrichten; und die blaue Holzkrähe, oder sogenannte Mantelkrähe. XVIII. Vom Kartüffelmehle, und dem daraus zu backenden Brote. XIX. Fortsetzung des vorhergehenden Artickels vom Kartüffelmehle, und kurze Betrachtung der Armpolopen, imgleichen, wie der Verunstaltung des Gesichtes durch die natürlichen Pocken vorzubeugen.

XX. Ge-

XX. Geprüfter Beweis der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens. XXI. Fortsetzung des vorigen Artikels, und Nachricht von einer Bauchwassersucht, die durch den erregten Speichelfluß gehoben worden. XXII. Betrachtung über das Entstehen neuer Arten, und über die Vermehrung einzelner Dinge in der Natur, und Verzeichnisse derer in Leipzig innerhalb 140 und zu Weißenfels innerhalb 50 Jahren gebohrnen, gestorbnen und verehlichten Personen. XXIII. Warum man sich in der Naturwissenschaft eine deutliche Erkenntniß erwerben müsse; und Vertheidigung des Herrn Prof. Potts zu Berlin, wegen seines erfundnen Nahrungspulvers. XXIV. Von der Kraft der Körper, ihren Zustand zu verändern; und Herrn Peters Barrere neuer Versuch einer Ornithologie. XXV. Versuch von der Ornithologie. Den Schluß machen gute Register.

IX.

Gottfried Schützens, Prof. und Consistorialraths, der Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen und Berlin Mitgliedes, Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bey den alten griechischen und römischen, und bey den alten nordischen und deutschen Dichtern. Altona bey David Joersen 1758.

4to.

Der berühmte Herr Consistorialrath Schütz zu Altona ist es noch nicht müde geworden, die Deutschen zu vertheidigen. Ein so reicher Stoff giebt ihm noch immer neue Materien an die Hand, seine geschickte Feder zu beschäftigen. Er rechtfertiget sein Vorhaben nicht nur auf dem Titel, durch eine schöne Stelle aus Speners Not. Germ. Antiquæ *, sondern auch im Eingange dieser Schrift. Unsers Erachtens hätte er dieser letzten Entschuldigungen nicht nöthig gehabt. Seine gelehrten Bemühungen werden allezeit Lesern von gutem Geschmacke gefallen.

Die Vergleichung, die der Herr Verfasser zwischen den alten nordischen und deutschen Dichtern; und zwischen den alten griechischen und römischen angestellet hat, ist ganz zum Vortheile der ersteren ausgeschlagen. Daß Griechenland und Rom seine Musentempel gehabt habe, wird niemanden zweifelhaft seyn. Jeder unreife Witzling in diesem literreichen und kunstrichterischen Zeitalter, (sind Worte des Herrn Verfassers,) wirft mit dem Namen eines Homers, u. a. alten Dichter, die er weder gelesen noch verstanden hat, bisweilen um sich. Ob aber auch der Norden und Deutschland vormals mit Dichtern gepranget habe, daran möchte noch

* Non improbamus politioris Græcæ Romanæve Antiquitatis, saltem moderatius studium: sed quam habet, et semper habebit venerandæ vetustatis studium, maximam commendationem, tam decere censemus, ante omnia patriæ commodis studere, ejusque antiquitates, si utiles si scitu necessarias, peregrinis priscis rebus anteponere.

noch wohl mancher zweifeln. So groß iſt der Nationalfehler der Deutſchen, daß ſie die Schriften der Ausländer bloß, weil ſie ausländiſch ſind, allen einheimiſchen Werken des Witzes vorzuziehen pflegen. Die alten Griechen und Römer hingegen, haben der alten Skalden und Barden mit Ruhme gedacht. Hier führet der Herr Verfaſſer die Zeugniſſe Diodors, Strabons, des Tacitus, Ammians und Lucans an, die um die Wette ihrer Lieder erwähnet haben. Und Toland ſaget gar, in einem Briefe an Molesworthen: Daß die alten Norderdichter die heutigen italieniſchen Spitzfindigkeiten, nebſt den griechiſchen und lateiniſchen Elegien weit übertroffen. Eben das ſaget Herr von Beaumelle in der däniſchen Spectatrice. T. I. Annſ. 17. p. 133 **).

Nun kommen die Vergleichungen beyder Poeſien. Das Weſentliche iſt zuförderſt bey beyden zu finden. Den Urſprung ihrer Kunſt, haben beyde ſtolz genug von den Göttern hergeleitet. Anſtatt des griechiſchen Apolls, haben die nordiſchen Dichter den Bragus und ſeine Gemahlinn; die Iduna, die Alfen, oder Engel; und ſelbſt den Odin, an ihren Werken Antheil nehmen laſſen. Sie haben in der Nachahmung der Natur Meiſterſtücke gemachet, ſo gut, als ob ſie den Ariſtoteles geleſen hätten. Nur ſo ſchwülſtig ſind ſie in ihren Ausdrü-

**) Sein Schluß lautet ſo: De là il s'enſuit, que les beaux Eſprits françois, qui pretendent, que les Pais ſeptentrionaux ſont trops froids pour les Muſes, ſont dans une prevention ridicule et pitoiable.

cken nicht gewesen. Beyde Arten haben auch ihre Sprachen zu schmücken gesuchet; und der Hr. Verfasser meynet, von der Majestät und dem Reichthume ihrer Sprache, hätten die Skalden noch Vortheile gehabt. Beyde Arten von Poeten haben sich die Unwissenheit ihrer Zeitgenossen zu Nutze gemachet, sich in besondre Hochachtung zu setzen. Darinnen aber haben die nordischen den Vorzug, daß die Könige sie nicht nur mit milder Hand belohnet, sondern sich auch selbst mit Dichten beschäfftiget. Sind beyde bedacht gewesen, das Geschlecht der Dichter fortzusetzen; so haben die nordischen auch geforget, daß die junge Brut sich nicht gar zu sehr ausbreiten möchte.

Da wir die Beweise dieser sämmtlichen Stücke mit auserlesenen Schriftstellern übergehen müssen, so wollen wir bloß diesen Punct ein wenig mitnehmen. Loccenius (in Antiq. Suec. Goth.) meldet, die Skalden wären aus den vornehmsten Geschlechtern; und oft Räthe ihrer Könige gewesen. Sie hätten die Edelsten des Volkes heimlich und sehr lange, oft in die 20 Jahre unterrichtet. Endlich wäre nicht der Pöbel, sondern die edelsten Jünglinge zu den Geheimnissen der Kunst gelassen worden, und diese hätten wohl 20 Jahre lang die besten Gedichte der Alten auswendig lernen müssen, wie Cäsar schreibt. Gleichwohl weis Wormius 200 Skalden zu nennen, darunter Starkater und König Hiarno, der durch eine Grabschrift, auf den König Frotho, sein Nachfolger geworden, auch Regner Lodbrog, und seine Gemahlinn

Aslaug

Aslaug gewesen. Die Dichterinnen nannte man Skald Moer, d. i. Singejungfern; oder Musen.

Ferner vergleicht der Herr Verfasser die Heldenlieder der nordischen Dichter mit den griechischen und römischen; deren jene nicht mit einer so aberwitzigen Mythologie angefüllet waren, als diese. Wenigstens hatten die Skalden nur wenig Abgötter; weit gefehlet, daß sie solche Höllenbrände und Zauberer gewesen seyn sollten, als die alten Mönche, so sie bekehren wollten, und ihre runische Schrift nicht verstunden, vorgaben. Daher rotteten diese Apostel, die gewiß keine Peter und Paule waren, die trefflichsten Gedichte der nordischen Dichter, als vermeynte Hexenbücher, aus. Von ihnen aber saget Loccenius, es wäre kein Zweifel, daß viel schöne Lieder, Geschichtbücher und andre Ueberreste des Alterthums verderbet worden, von denen man mit dem Cicero wünschen möchte, daß sie noch vorhanden wären *.

Er kömmt weiter auf die Vergleichung der erhabenen Gedanken, prächtigen Bilder, und lebhaften Ausdrücke der beyderseitigen alten Dichter. Hier baueten die Skalden ihrem Odin einen Thron im Himmel, u. sein Rathgeber Forsetus entscheidet die schwersten Händel; anstatt, daß Jupiter mit seinem Götterrathe in ärgerliche Zänkereyen geräth. Dieser muß vom Vulkan und den Cyklopen die

*) Cic. in Bruto. c. II. Utinam exstarent illa carmina, quæ multis sæculis ante suam ætatem in epulis esse cantitata a singulis convivis, de clarorum virorum laudibus, in originibus Cato scriptum reliquit.

Spindel, Spille, Spillnage. Mit Binden ſtehen in genauer Verwandſchaft a) Winden volvere. Windeln, Wickeln, verwickeln etc. b) Winden, torquere, Sächſiſch Winnen ladere, vulnerare; Daher kommen Wunde, verwunden, Gewinn, gewinnen, überwinden. Wonne etc. wenden, Wand u. d. gl. Ferner ſtammen vermuthlich von *bi* und *an* oder *een* die Wörter byan d. i. Buen, Bauen, ædificare, Gebäude, wie auch, Bienen, apes, weil ihre wunderbarſte Eigenſchaft die Baukunſt iſt, welche ſie beweiſen. S. Herrn Wachters Gloſſ. bl. 102. Oder auch von ihrer Art zu ziehen, weil ſie unter Anführung eines Königs oder Weiſers im Ziehen *bi een* oder bey einander bleiben. Es ſcheinet auch das Vorwort der alten Deutſchen Mit, welches apud bey heiſſet, ebenfalls aus dieſen bi und t. als dem Kennzeichen der Ableitung gemachet zu ſeyn. Des Tatiani: apud te facio paſcha iſt bl. 144. Deutſch gegeben. Mit dir duon ih Oſtrum. 2) per durch; bi thinen mahtin, durch deine Majeſtät; Bibrahtum perfecerunt vollbrachten, Otfr. IV. 143. Noch heutiges Tages iſt aus der Engliſchen Sprache bekannt, daß by durch oder von heiſſet, als: Written by Chriſt. Robinſon, geſchrieben von Chr. Robinſon 3) ſub, unter; Bi Pontisgen Pilate, unter Pontio Pilato Eccard Catech. Theod. bl. 65. 4) Ex, aus; Bi nide, aus Neid; Schilt Epinic. bl. 66. Bi bilaune, ex malitia, aus Bosheit Otf. I. 2. 42. Bi lide zuſammen gezogen, Bilde und Bild, exemplum, ſpecies, eine Geſtalt, Gleichheit; kommt von *bi* und *lid* Membrum, ein Glied oder Gliedmaaſſe; Articulus;

lidi

Keile borgen, die Riesen zu zerschmettern. Odins Sohn aber, Thor, hat seinen Hammer Miölner in der Hand, und zerschmettert die Köpfe aller Rebellen. Machen die Griechen aus dem Regenbogen eine Göttin: so machen die Skalden daraus die größte Brücke vom Himmel bis auf die Erde. Lassen die Griechen und Römer die Sonne und den Mond in Finsternissen vom Himmel heren: so haben die Skalden ein paar Wölfe, so sie verschlingen. Endlich haben diese auch von der Hölle bessere Bilder, als die lächerlichen Strafen eines Tantalus und der Danaiden. Wir müssen abbrechen; und alles übrige unsern Lesern selbst zu lesen anpreisen.

X.

Anzeige, daß der im Jahre 1682 erschienene, und vom Halley nach der neutonischen Theorie auf gegenwärtige Zeit vorherverkündigte Komet wirklich sichtbar sey, und was derselbe in der Folge der Zeit für Erscheinungen haben werde, von einem Liebhaber der Sternwissenschaft.

Leipzig, den 24sten Jan. 1759. Bey Bernh. Christ. Breitkopfen. 2 Bogen in 4.

Endlich ist nun der von allen Sternsehern so sehnlich erwartete Komet, wirklich in dem Umkreise unserer Erdbahn um die Sonne erschienen. Wie? ein Komet? und den hat man gewünschet? wird hier mancher fragen, der sich noch mit den alten Grillen der schlimmen Bedeutung der Himmels-

melskörper ſchleppet. Ihm dienet zur Antwort: Ja freylich hat man ihn um der Ehre der Sternwiſſenſchaft willen, wünſchen müſſen. Denn, nachdem ihn die gröſten Männer, nach den Regeln der im vorigen Jahrhunderte, von unſerm Landsmanne, **Dörfeln**, in Plauen, zuerſt entdeckten, und darauf vom Neuton beſtätigten Syſtem ihrer Laufbahnen, auf das vorige Jahr geweißaget hatten: ſo hieng nunmehr die Ehre aller Sternſeher daran, daß er auch gewiß erſchien, und ſie nicht ihren Feinden zu Spotte werden ließe.

Er iſt glücklich am Ende des vorigen Jahres, von dem wackern Landmanne bey Dresden zuerſt geſehen, und von dem Hrn. D. Hofmann in Dresden beſtätiget worden. Beyde aber konnten noch nicht mit genugſamer Gewißheit melden, ob dieß auch der erwartete Himmelsgaſt ſeyn würde? Itzo werden wir deſſen von einem dritten Liebhaber der Sternkunde in unſern Leipziger Mauren verſichert; der mit aller nöthigen Einſicht und Theorie verſehen iſt, und nach vielen angeſtellten Beobachtungen befunden hat: Es ſey wirklich die gewünſchte Weltkugel, die vor 76 Jahren erſchienen, und damals vom Halley auf dieſe Zeit geweißaget worden.

Zwar itzo iſt er im Chriſt- und Wintermonde, d. i. December und Jänner, noch ſo klein erſchienen, daß man ihn nur mit einem Fernglaſe erreichen und ſehen können. Er hat auch noch zur Zeit, vor gröſterer Annäherung der Sonne, noch gar keinen Schweif gewieſen. „Man wird ihn aber, ſaget unſre Schrift, in der Folge der Zeit deſto an-

sehnlicher erblicken, ja, er wird NB. unter die sogenannten großen Kometen mit Rechte zu zählen seyn: nur daß wir seines größten Ansehens hier zu Lande beraubet werden: weil der Komet zur Zeit dieses Umstandes, nur in den südlichen Ländern, (in Africa, jenseit der Linie) obgleich, auf kurze Zeit, sichtbar seyn wird. Doch wird er kurz vor seiner Verschwindung über unserm Horizonte, annoch in einer ansehnlichen Größe, und weit größer, als Jupiter, mit einem beträchtlichen Schweife, sich darstellen. Er wird auch nach der Zeit, wieder in eben der letzten Gestalt, doch herrlicher, als vorher, wiewohl hernach in abnehmender Große und Glanze uns sichtbar seyn.

Das war die eine Stelle, darinn unser gelehrter Liebhaber der Sternkunde nur überhaupt die Erscheinung des bevorstehenden Kometen beschreibt. Allein, wir müssen ihn näher kennen. Denn nachdem er die Veranlassung, und seine Berechnung, von der ganzen Bahn desselben, in seiner Sonnennähe mitgetheilet, woraus wir nur soviel sagen, daß derselbe den 14ten März in seiner größten Annäherung bey der Sonne, oder im Perihelio stehen; hergegen den 26sten April der Erde am nächsten, oder im Perigäo seyn wird, geht er zu einer genauern Erzählung seines Laufes.

Den 18ten Jan. hat der Komet etwa einmal, und ein Viertel soweit von der Sonne gestanden, als die Erde von derselben entfernet ist, von uns aber ein und ein halbmal weiter, als die Sonne von uns steht.

Daher

Daher war er damals noch so klein, und ohne Schweif zu sehen. Seitdem nähert er sich der Sonnen beständig bis zum 14ten März, aber jenseit der Sonnen, von uns zu rechnen; da er ihr am nächsten seyn wird. Er wird in der Zeit freylich nach und nach zu einem großen Schweife gelangen; allein, wegen des Mondscheins im Februar, und der Abenddämmerung im Anfange des Märzes nicht anders, als mit Sehröhren zu sehen seyn. Den 1sten März steht uns der Komet gerade hinter der Sonne, oder in Conjunction mit derselben. Nach diesem Tage fängt der Komet früh an vor der Sonne aufzugehen; allein, theils wegen der Morgenröthe, theils, weil er noch sehr weit hinter der Sonne steht, wird er noch nichts ansehnlicher seyn, und nur mit Sehröhren gefunden werden können.

Nach dem 14ten März nähert sich der Komet unsrer Erde wieder, und die Erde selbst geht ihm auf ihrer Bahn merklich entgegen. Dadurch wird nun derselbe viel größer und merklicher zu erscheinen anfangen; so, daß er sich den 8ten April schon wie ein Stern zweyter Größe, aber mit einem ansehnlichen Schweife zeigen wird. Er wird früh um halb 4. im Südost aufgehen, doch wegen der Morgenröthe noch schwerlich zu sehen seyn, wo es nicht einen schönen hellen Himmel giebt. Den 13ten April wird er einem Sterne der ersten Größe gleichen, und sein Schweif 8 bis 9 Grade lang erscheinen. Den 15ten April wird er dem Jupiter an Größe gleichen, und um halb vier Uhr aufgehen; sein Schweif aber sich neben dem Horizonte von

Morgen gegen Abend hinſtrecken. Und hierauf verbirgt der Komet ſich auf einige Tage unter der Erde. Da bekömmt er ſein größtes Anſehen in den Mittagsländern. Den 26ſten April, wo er der Erde am nächſten iſt, wird er ſich in Größe des Mondes zeigen.

Doch er kömmt bald wieder. Denn den 1ſten May kömmt er wieder hervor, aber nicht mehr des Morgens, ſondern des Abends, nach Sonnenuntergange, ſo daß er erſt um 11 Uhr in Südweſten untergehen, und ſeinen Schweif linker Hand weg gegen Morgen zu ſtrecken wird. Er wird an Größe dem halben Monde gleichen, und ſein Schweif 12 bis 15 Grade lang ausſehen. Das wird nun unſer beſtes Schauſpiel ſeyn, wenn wir hellen Himmel haben. Denn nun wird er von Tage zu Tage kleiner, er entfernet ſich von uns ſehr ſtark, ſo daß er nach dem 7ten May nur wie ein kleiner Stern ausſehen wird *).

XI.

Mikroſcopiſcher Augen- und Gemüthsergetzungen I. und II. Monath.

Wir haben neulich die Ankündigung dieſes Werkchens bekannt gemachet: womit Hr. Nuß-

*) Merkwürdig ſind hier des Seneca Worte: Veniet tempus, quibus hæc tam occulta dies extraher, & longioris ævi diligentia, quibus admirationi erit, hæc veteres neſcire potuiſſe: poſtquam demonſtraverit aliquis naturæ interpres: in quibus Cœli partibus Cometæ errent? quanti, qualesque ſint?

Mußbiegel uns neulich zu bereichern angefangen hat. Itzo wollen wir die zwo ersten Abtheilungen ein wenig näher anzeigen. Der Wintermond dieses Jahres liefert uns einen Bogen Druck in groß 4. und vier Blätter mit Farben erleuchteter Kupfertafeln.

Die erste stellet uns zuförderst einen in einem mikroscopischen Gestelle ausgespannten Frosch vor, dessen Mesenterium oder Gekröse man betrachten will. Dieses ist aus dem aufgeschnittenen Bauche so herausgezogen, daß es noch mit dem lebendigen Thiere zusammenhängt, folglich zu Betrachtung des Kreislaufes im Geblüte gebrauchet werden kann. Bey jedem Schlage des Herzens zeiget sich in allen Aesten der in dasselbe gehenden Pulsader, der Pulsschlag; und in den Blutadern der Rücklauf des Blutes nach dem Herzen zu. Darneben aber sind drey Figuren zu sehen, wie sich das Gekröse dieses Frosches durch drey verschiedene Vergrößerungen vorstellet. In zwoen derselben sind nicht nur die Blutkügelchen, sondern auch die Bewegungen derselben aufs deutlichste vorgestellet.

Das zweyte Kupfer zeiget uns den vergrößerten Schimmel von einer rothen überreifen Weinbeere, die schon etwas faul, und dadurch zu einem merkwürdigen Gegenstande des Beobachters geworden. Wie sich der darauf befindliche Schimmel gewiesen, zeiget das Kupfer dieses Monaths; und wir überlassen es also der Betrachtung und Bewunderung unsrer Leser selbst.

Das III. stellet uns auf einem runden Gläschen das aufgelöste und auf dem Glase wieder in Kristal-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19150/075

Kristallen angeschossene Grünspansalz vor Augen. Rings um den Umfang des Glases sieht man, wie lauter eckigte Pyramiden, oder grüne Felsenspitzen, aus welchen an fünf Orten gleichsam entlaubte Tannen- oder Fichtenbäume, mit vielen sehr ordentlichen Aesten aufgeschossen sind. Ihre Gipfel stoßen in der Mitte des runden Glases nahe zusammen, und ihre Aeste füllen fast das ganze Glas. Hin und wieder, wo noch ein wenig Platz übrig blieb, sieht man, wie achteckigte grüne Kristallen, die recht geschliffenen Rautensteinen ähnlich sehen.

Auf eben der Tafel sieht man noch die Kristallen eines andern Salzes, die ganz anders, wie Hirschhörner, dürres Reisholz und Blätter von allerley Kräutern und Blumen aussehen.

Die IV. Tafel weiset uns in dem Sande der See, der an gewissen Ufern des Mittelmeeres häufig ausgeworfen wird, und so klein ist, als ein feiner Streusand, eine unglaubliche Menge der schönsten Müschelchen von allerley Arten. Man erstaunet über die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser so kleinen Seethierchen, die in so erstaunlicher Menge jung umgekommen sind; so daß ihre Kleinigkeit dem bloßen Auge ganz unmerklich geblieben. Die Abbildung und Erleuchtung mit Farben ist so schön, daß sie das Auge und den Verstand ungemein belustiget.

Die V. Tafel, d. i. die erste vom Hornung, stellet uns die Menschenhaare mit ihren Wurzeln, und innern Nahrungsgefäßen vor. Die Beschreibung dazu ist sehr gelehrt, und ein aus den Augen-

genbraunen gerissenes Haar, sieht wie eines kleinen Fingers dick, ja in der Wurzel eines Daumens dick aus. Die Spitzen, Knoten und Aeste der Haare, werden gleichfals daran bemerket.

Die VI. Tafel zeiget ein wenig Schimmel von einer wälschen Nuß; der zwar, auf eben die Art, Blumen, oder Pilze, auf dünnen hochgetriebenen Stängeln zeiget, wie das Kupfer dieses Monats; aber doch mit einigem Unterschiede an Größe, Gestalt und Farbe. Diese sehen alle braunroth, theils platter, theils spitzer aus. Auf eben dem Blatte sieht man noch das Mark derjenigen Binsen, die man abgeschälet zum Dochte in die Lampen brauchet. Nimmermehr können die Zellen in einem Honigkuchen richtigere Sechsecke vorstellen, als dieses Mark: und zwar mit dem Unterschiede, daß jene hohl; diese aber durch sechs Dreyecke, die im Mittelpuncte zusammen stoßen ausgefüllet sind. Kurz, es ist ein erstaunliches Gewebe, welche alle Kunst des feinsten Batists, oder was noch feiner seyn kann, unendlich zurücke läßt.

Die VII. Tafel zeiget abermal Kristalle des angeschossenen Küchensalzes, die theils unvollkommen, theils völlig ausgedustet sind. Auch hier sieht man die schönsten geschliffenen Diamanten, theils viereckigt, theils rautenförmig, theils wie doppelte, an den Böden zusammengestoßene Pyramiden. Der Hr. Verfasser des Textes und der Beobachtungen, Hr. Procur. **Ledermüller**, muthmaßet daraus nicht unrecht, daß eine andre Art von Salzen mit unter dem Küchensalze befindlich gewesen.

Die

Die VIII. Tafel zeiget eilf Arten der Ammonshörner, die im Sande zu Arimini, in Italien gefunden werden. Da viele Gelehrte sich eingebildet, die versteinerten, und im lybischen Sande so häufig gefundenen Ammonshörner, wären bloße Spiele der Natur, weil man in allen Meeren noch keine lebendigen fangen können: so zeiget dieser Sand wenigstens im Kleinen, das wirkliche Daseyn solcher Muschel- oder Schneckenarten in der See; und zwar in solcher Menge, daß Hr. Planci, in seinem Tractate, vom Meersande saget, daß er in sechs Unzen desselben, über 9000 Ammonshörner allein gezählet habe.

XII.

Ehrengedächtniß des höchsterfreulichen Jubelfestes, p. t. Hrn. Wilhelm Mattfelds, Oberalten zu Hamburg, mit p. t. Frau Marg. Elis. geb. Schellerinn, nach geführtem 50jährigem Ehestande, den 27. Nov. 1758 begangen. Gedr. bey Piscatorn in 4.

Gegenwärtiges Stück ist aus vielen Ursachen merkwürdig. Anfänglich hat der durch seine Beredsamkeit, und viele ans Licht gestellte schöne Schriften, so beliebte und berühmte Hr. Pastor Götz, hier Gelegenheit gehabt, ein neues Meisterstück seiner Wohlredenheit abzulegen, und ans Licht zu stellen. Er redet zwar wie ein Geistlicher, allein auch als ein lebhafter durchdringender Redner. Sein Eingang ist gleich voller schönen Gedanken, die auf die beste Art ausgedrücket worden.

Sein

lidi, membra, welcher Worte Kero und Otfr. ſich gebrauchen. Biliden, bilethen, imitari, exprimere, bilden, gleichſam nach dem Leben ausdrücken; bilihlih, zuſammen gezogen billich, æquum, imitabile thunlich, Schilt. Gloſſ. bl. 112. Wiewohl ſolches auch aus *bi* ex und *lic lih* ſimilis entſtanden ſeyn kan. Billich iſt grundrichtiger in der Rechtſchreibung als billig. Siehe Fritſchens Grundſätze bl. 77. 5) In, con, zuſammen; bituon, convolvere, claudere, biteta, clauſit. Tatian. bl. bl. 46. 342. zuſammen rollen, zuthun, das Buch zumachen. Legte man den Langlaut in bituon nicht auf die erſte Sylbe, ſondern auf die letzte, ſo hieſſe es bituôn, welches eine ganz unreine Bedeutungen haben würde. Es iſt alſo an Bemerkung des accents gar vieles gelegen. *Biegen*, inclinare, reſpicere. Er bieget zemo guate, Er iſt zum guten geneigt Otfr. V. 25.121. welches auf gleiche Weiſe zuſammen geſetzet zu ſeyn ſcheinet; daher auch: Sich bücken, buckel, bock, Bogen. 6) Ob, propter, wegen; bi welihha Sahha welcher Urſache wegen. Tatian bl. 112. Wiewohl dieſe Bedeutung auch zu num. 4. gezogen werden könnte, daß es ex qua cauſſa gegeben würde. 7) pro für; bi manne, viritim, Mann für Mann. Otfr. II. 14. 185. Biwirti, proverbium, Sprüchwort Tat. bl. 166. Biro guati für ihre Wohlfahrt Otf. I. 1. 155. Biro iſt zuſammen gezogen aus bi, iro. 8) Circum, um, umher; Jnan biſluantun, umgaben ihn, circumdederunt. Ofr. III. 22. 17. Vielleicht ſchickte ſich hieher bibun, beben, tremere; Erda bibinota, die Erde bebete Otfr. IV. 34. 1. Sollte Biber eine Fiſchotter lat. fiber, ein bekanntes Thier, welches nach Beſchreibung der Naturkün-

Sein Text ist aus des 92sten Psalms letzten Versen genommen: **Der Gerechte wird grünen, wie ein Palmbaum** ꝛc. und er behauptet daraus anfänglich, die nur Thoren neu- und fremdklingende Wahrheit: daß die Stralen der Sonne, und die grauen Haare, auf dem Haupte eines ehrwürdigen Greises, gleichkräftige Zeugen der Herrlichkeit unsers Gottes sind; führet aber hernach die Frage aus: Welche unter den Sterblichen diejenigen sind, welche die vorzügliche Ehre genießen, in der Schwachheit ihres Alters, mächtige und lebendige Zeugen der Kraft, der Gnade und Wahrheit des Allmächtigen zu werden? Wir können uns aber auf alle Schönheiten dieser beredten Ausführung nicht weiter einlassen. Nur das müssen wir erwähnen, das der gottselige Jubelbräutigam, den Hrn. Past. Götz selbst ersuchet hat, ihn in dieser seiner Rede seines nahen Todes zu erinnern: welches dieser auch auf eine so beredte, als rührende Art geleistet hat.

Das zweyte merkwürdige Stück dieser Sammlung ist ein Singgedicht, welches **der Oberalte des deutschen Parnasses**, der berühmte Hr. **Prof. Richey**, in sehr hochgestiegenen Jahren, mit großer Munterkeit aufgesetzet hat. Er betitelt selbiges: **Worte der Andacht, aus dem Herzen und Munde des Jubelpaares**; und dieselben sind gleichfalls von einem **musikalischen Oberalten**, dem Hrn. **Director Telemann**, in Stimmen gesetzet und aufgeführet worden. Gewiß, Umstände, die diese Feyer doppelt merkwürdig machen.

Es ist aber dieß erste Singgedicht ein Oratorium, welches theils vor der neuen Einsegnung, theils hernach aufgeführet worden. Es hat dieses alle Schönheiten solcher Gedichte, die aus rührenden Arien und lebhaften Recitativen, mit untermischten Choralversen zu bestehen pflegen: und wir gestehen, daß wir begierig gewesen wären, die telemannische Aufführung desselben persönlich zu hören.

Das dritte Stück ist eine Tafelmusik, unter dem Titel: **Worte der Fröhlichkeit**, die von obengerühmten beyden 80- und 78jährigen Oberalten, des poetischen und musikalischen Parnasses, herrühret, und aufgeführtet worden. Eigentlich ist dieß Stück ein Drama, oder eine Serenade; darinn folgende Personen eingeführet werden.

Gratian und **Placidia**, zwey friedliebende Eheleute.

Brutus und **Furia**, ein zankſüchtiges Paar,

Hilarius, ein lustiger Bruder, und

Calamusius, ein Kalmäuser.

Man kann leicht denken, was der Inhalt dieser Unterredungen seyn wird. Es werden die Unglückseligkeiten eines unvernünftigen, und die Glückseligkeiten eines vernünftigen Ehepaares, auf eine sehr lebhafte Art abgeschildert. Wir müssen gestehen, daß wir den ganzen vormals mit Ruhm bekannten Geist des nunmehr betagten Hrn. Prof. Richeys, hier noch angetroffen haben, so glücklich hat er die verschiedenen Charakter reden und handeln lassen. Wir wünschen ihm des hundertjährigen Fontenellen muntres Alter zu erreichen.

Ende des Hornungs 1759.

Vaughan III 1739

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Lenzmond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1759.

Inhalt.

I. Le Pitture antique d'Hercolano. Tomo I.

II. Beſchluß der Unterſuchung vom Urſprunge der Verzierungen.

III. Jacob Serenius an engliſh and ſwediſh Dictionary.

IV. Eigentliche Verfaſſung des Reiches Schweden.

V. G. Wernsdorfii Diſſertatio Hiſtorico-critica, de moribus Juventutis Scholaſticæ in Academia Attica.

VI. Auszug eines Schreibens aus Petersburg von dem Flore der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

VII. Hiſtoria Latinorum majoris nominis Poëtarum Specimen I.

VIII. Des P. Laugiers Verſuch in der Baukunſt.

IX Spiegazione di due antichiſſime Iſcrizioni greche &c.

X. L'armes verſées ſur le Tombeau de Madame la Baronne d'Oberg.

XI. Kurzer Auszug aus dem Plane der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und der Tugend zu Altona.

XII. G. A. Willius de Homœotelevtis Germanorum poëticis.

XIII. Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen des 1758ſten Jahres in mittlern und kleinen Städten.

I.

Le Pitture antique d'Hercolano, e contorni inciſe con qualche ſpiegazione, Tomo I. Napoli 1757. nella Regia Stamperia. in Reg. Fol.

Als wir vor ein Paar Jahren unſern Leſern das prächtige Verzeichniß, von denen im Herkulanum gefundenen Alterthümern, bekannt machten, verhießen wir ihnen, auch von den Beſchreibungen ſelbſt eine Anzeige zu thun. Ungeachtet nun dieß wahrhaftig königliche Werk, auf königliche Koſten gedruckt wird, und alſo in keinen Buchladen kömmt, wo man es kaufen kann; ſondern nur an großen Höfen, an fürſtliche Perſonen verſchenket wird: ſo können wir doch durch die Gnade Sr. königl. Hoheit, unſers durchl. Churprinzen, unſer gegebenes Wort halten. Denn Dieſelben haben Dero eigenes Exemplar großmüthig nach Leipzig geſandt, um die Neubegier der hieſigen Gelehrten zu vergnügen, und der gelehrten Welt in Zeitungen und Monathſchriften Nachricht davon zu geben.

Die Zueignungsschrift ist an des Königes beyder Sicilien Majestät gerichtet, und mit Dero prächtigem Bildnisse gezieret. Dieselbe redet im Namen der Akademisten insgemein, die an der Ausfertigung dieses Werkes Theil haben; unter welchen Hr. Paciaudi allein, an einer gewissen Stelle des Buches genennet wird. Ueber der Vorrede zeiget eine große Kupferleiste die Abbildung des brennenden und dampfenden Vesuves; von welchem viel Ströme glüender und rauchender Lava herabfließen. Man liest darinn: Es gienge (im 1757sten Jahre) ins neunzehnte Jahr, als der König beschlossen, sich eine Zeitlang in Portici aufzuhalten. Er hörte, daß man in vorigen Jahren daselbst etliche Stücke von Alterthümern gefunden *); und befahl weitere Untersuchungen zu machen.

Zwischen Portici und Resina fand man also eine Schaubühne, Tempel, Häuser, viel Geräthe, Bildsäulen, Malereyen, Aufschriften und Münzen: und diese erweckten den Verdacht, es müßte hier die Stadt Herkulanum begraben liegen, deren Verschüttung um des Kaisers Titus Zeit, bey den Schriftstellern vorkömmt. Man fand auch die Stelle des alten Pompeja, welches gleiche Schicksale gehabt. Stabia aber hat man noch nicht entdecket.

*) Das erste Stück, so vor 1720 daselbst gefunden worden, sind die drey Vestalinnen gewesen, die der Prinz von Elbeuf dem Prinzen Eugen zum Geschenke geschicket, und welche, nach dessen Tode, von Sr. kön. Majestät von Pohlen zu Wien erkaufet worden. Sie befinden sich im großen Garten bey Dresden.

decket. Nun ſteht die Menge der gefundenen Alterthümer im königlichen Pallaſte, und dieſer trotzet gleichſam dadurch der Stadt Rom ſelbſt. Die Nachläßigkeit, womit die erſten Entdeckungen verwahrloſet worden, wird die Beſchreibung der letztern deſto beträchtlicher machen.

Man fängt mit den gefundenen Schildereyen an. Alle Arten des Malens, deren in Büchern gedacht wird, ſind hier anzutreffen. Jeder Band wird eine Anzahl derſelben in Kupfer liefern; und kleine Erklärungen mit Anmerkungen, werden ihre vermuthliche Bedeutung dem Leſer angenehmer machen. Eine Charte von den Gegenden um die Stadt Neapolis, und den Berg Veſuv zeiget, wie ſtark und wie weit ſich die letzten großen Ausbrüche dieſes Abgrundes, gegen Mittag und gegen Abend, nach der See zu, ergoſſen haben. Nun kommen die beſondern Bilder mit ihren Erklärungen.

Den erſten Platz nehmen vier einfärbigte Stücke (Morocromi) ein, die auf Marmortafeln mit Zinnober gemalet worden; eine Art, die heutiges Tages unbekannt iſt. Das erſte davon ſtellet fünf Heldinnen vor, die der Maler mit ihren beygeſetzten Namen deutlich zu machen geſuchet hat. Sie heißen ΛΗΤΩ, ΝΙΟΒΗ, ΑΓΛΑΙΗ, ΦΟΙΒΗ und ΙΛΕΑΙΡΑ, d. i. Latona, Niobe, Aglaja, Phöbe und Hileära, oder Hilaria. Der Maler ſelbſt hat ſeinen Namen und ſein Vaterland beygeſetzet: ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΓΡΑΦΕΝ, d. i. Alexander, der Athenienſer, hats gezeichnet. Die Stellung dieſer ſehr wohl gezeichneten Frauen-

bilder ist diese, daß Latona zur Rechten, als eine ernsthafte Matrone steht, Niobe zur Linken ihr die rechte Hand reicht, die linke aber auch nach ihr strecket; Phöbe, als ein kleineres und jüngeres Mädchen hinter ihr steht, und ihre Rechte über deren Schulter strecket; Aglaja endlich mit der Hilaria auf ihren Knieen vor ihnen sitzend, mit den Würfelbeinen spielen, die aus den Schöpsfüßen genommen werden. Hilaria hat mit ausgestrecktem Arme den Wurf mit fünfen gethan, und mit der äußern Hand nur drey davon aufgefangen, so, daß man zwey noch fallen sieht; unten aber noch vier andre auf der Erde liegen. Aglaja sieht sehr genau auf die Hand ihrer Schwester, und drücket mit einem Daumen den einen Würfel auf dem Boden. Alle Gesichter, Haarputze und dünnen Leinwand-Kleidungen sind verschieden, und mit vielen Falten sehr natürlich geworfen: Alle Arme des Frauenzimmers sind schön, und bis an die Ellbogen bloß; ihre Hälse aber schamhaft bedecket.

Will man nun wissen, was dieß Bild vorstellet: so kennet man die Latona schon aus der Mythologie, als die Mutter Apollons, und der Diana, die sie vom Jupiter gebohren. Niobe war Königs Tantalus Tochter, und Amphions des thebanischen Königs Gemahlinn, die sieben Söhne und eben so vieler Töchter wegen, der Latona trotzen, und ihr keinen Gottesdienst verstatten wollte; weil sie mit geringerer Fruchtbarkeit nur zwey Kinder gebohren: worauf Apollo ihre Söhne, Diana aber ihre Töchter, auf einen Tag mit ihren Pfeilen erschossen haben

diger ums Ufer ſo wohl im Waſſer als auf dem Lande leben, nicht hieher gehören? Feſtus und Varro de LL. melden, daß ſolcher von dem äuſſerſten Ufer am Waſſer ſeine Benennung habe, welches Ufer fibra qs. finibra heiſſe. Es mögens erfahrne Sprachrichter unterſuchen ob fiber qs. finiber *binufer*, (oder bey dem Ufer, circa fibram,) und zuſammen gezogen biber nicht alles Wörter eines deutſchen Urſprungs ſind? wofern das Wort Ufer alt genung iſt. Sonſt kämen dieſe Gedanken mit einer Becaniſchen Hummel überein. 9) pſl. nach; bi jaron, poſt annos, nach dieſen. Otfr. I. 27. 56. bibarne, poſteri Nachkommen Otfr. I. 6. 30. 10) De, von; bi eine Brutloufti; von einer Hochzeit Otfr. IV. 6. 30. 11) Als ein Nebenwort, adverbialiter, Vilbi, faſt, bey nahe. Jus Argent. lib 1. c. 15. beym Schilter in Theſauro III. bl. 106.

Noch iſt nur kürzlich etwas von den zufälligen Namen bitherbi oder bederbe zu gedenken; Um dadurch einigen obſchwebenden Einwürfen vorzubeugen. Der Stamm dieſes Worts iſt das in Abgang gerathene Zeitwort derben, wie Clauberg in arte Etymolog. beym Leibn. I. bl. 236. bezeuget. Die davon abgeleiteten und noch gebräuchlichen Wörter aber ſind, verderben, bederben, oder derbe machen, derbe, ſterben. Es iſt nicht zu leugnen, das Wort bitherbi kömmt in alten Urkunden wohl eben ſo oft, und noch in ältern Zeiten, als bider vor; hat auch eben daſelbſt eine ſolche Bedeutung, daß es au richtig, tüchtig, rechtſchaffen heiſſet, als an andern Orten Bider. Derjenigen Oerter nicht zugedenken, an welchen bitherbi bey alten deutſchen Schrift-

ſtellern

haben ſollen. Phöbe ſcheint, aus ihrer Jugend, nicht die Mutter der Latona, ſondern eine Tochter Leucipps, und der Hilaria Schweſter zu ſeyn. Aglaje aber kann nicht des Nireus Mutter, zur Zeit des trojaniſchen Krieges, ſondern die jüngſte von den Grazien, Jupiters und der Eurinome Tochter zu ſeyn, die Vulcan geheurathet. Zur Erläuterung des allen berufet man ſich auf einen Vers aus der Sappho, den Athenäus aufbehalten hat:

Λατω και Νιοβα μαλα μεν φιλαι ησαν εταιραι.

Laton und Niobe die waren zwar Freundinnen. u. ſ. w.

Hätten wir das ganze Gedicht, ſo würden wir mehr davon wiſſen.

Daß II. Bild ſtellet den Raub der Hippodamia vor, den Ovid im XII. B. ſeiner Verwandelungen im 210. u. f. V. ſo ſchön beſchrieben hat. Der Centaur Eurytus, hatte ſich auf der Hochzeit des Pirithous, der ſie geheurathet, betrunken, und wollte die Braut entführen:

Protinus everſæ turbant convivia menſæ;
Raptaturque comis per vim nova nupta prehenſis.
Eurytus Hippodamen, alii quam quisque probabat,
Aut poterat, rapiunt.

Allein Theſeus ermannt ſich zum beſten ſeines Freundes, greift dem Centaur in die Haare, drückt mit ſeinem Knie den Hintertheil des Räubers nieder, und ſtößt mit dem Schwerte nach ſeiner Bruſt zu; indeſſen, daß auch die fliehende Jungfrau mit ihrer Hand ihn von ſich ſtößt. Virgil ſchreibt im XII.

B. im 301 u. f. V. der Aeneis, vom Corineus ſo:

- - - - Super ipſe ſecutus
Cæſariem læva turbati corporis hoſtis,
Impreſſoque genu nitens terræ applicat ipſum;
Sic rigido latus enſe ferit!

daß man nicht anders denken ſollte, er hätte entweder dieß Gemälde geſehen, oder dieſer Maler hätte ſeinen Vers geleſen. Kurz das ganze Stück iſt vortrefflich.

Das III. Stück ſtellet einen Greis vor, der einen Knaben im Schooße hält. Hinter ihm ſteht ein Weibsbild, ſo ſich über ſeine Schultern beuget, um nach den Knaben zu ſehen. Vor ihm ſteht eine junge Weibsperſon nebſt einem jungen Pferde, welches ſie beym Zaume hält. Man meynet, dieß könnte wohl Achills Auferziehung; oder vielmehr die Geburt Neptuns vorſtellen, welchen Rhea aus Furcht, das Saturn ihn freſſen möchte, einem arkadiſchen Schäfer zu erziehen giebt, dem Saturn aber weis machet, ſie habe ein Füllen gebohren.

Das IV. Stück ſtellet drey Weibsbilder mit traurigen Geſichtern in beſondern Stellungen vor, nicht anders, als ob es verlarvte tragiſche Schauſpielerinnen wären; vielleicht aus einem Auftritte eines alten Trauerſpiels, das man nicht wohl erkennen kann. Vitruv verſichert uns, daß man dergleichen zu ſeiner Zeit an die Wände gemalet; ob man gleich dieſe Stelle hier nicht anführet.

Das V. B. iſt Theſeus, der im Labyrinthe den Minotaur erſchlagen hat, welcher todt zu ſeinen Füßen

Füßen liegt. Um ihn her stehen athenienſiſche Kinder, die ihm die Hände und Knie küſſen, weil er ihnen das Leben gerettet hat. Minotaur hat die Geſtalt eines Menſchen mit einem Ochſenkopfe. Das ganze Stück iſt ſchön.

Das VI. ſtellet den Herkules mit der Löwenhaut und einem Schwerte unterm Arme vor. Neben ihm iſt ſein Sohn Telephus, der unter einer Hindinn liegt, und von ihr geſäuget wird. Vor ihm ſitzt eine Göttinn mit Blumen gekränzet, die einen Korb voller Früchte neben ſich hat; und hinter ihr ſteht ein junger Faunus.

Das VII. ſtellet den Amphitruo mit ſeiner Gemahlinn Alkmena vor. Die beyden Kinder, ſo ſie gebohren hat, Herkules und Jphiklus, deren erſter vom Jupiter, der zweyte vom Amphitruo gezeuget worden, werden von der eiferſüchtigen Juno mit zween Schlangen verfolget. Jphiklus, der ſie geflohen, iſt auf dem Arme eines alten Mannes, der ihm zuſpricht: Herkul aber hat mit jeder Hand eine in der Mitte ergriffen, um ſie zu tödten. Sie ſind viel kleiner, als man ſie ſonſt malet, und die Kinder ſind viel ſchlanker und ausgewachſener, als ſie im erſten Jahre, ja vor dem dritten, zu ſeyn pflegen. Die Stellung der Mutter iſt dabey ſehr erſchrocken; Amphitruo aber zucket ein Schwert, um die Schlangen zu tödten.

Das VIII. ſtellet den Centaur Chiron vor, wie er den Achill auf der Leyer ſpielen lehret. Hier ſcheint uns das Hintergeſtell des Centaurs viel zu klein und ſchwach in Anſehung des übrigen zu ſeyn:

Unten sind noch ein paar Bachantinnen im Tanzen oder Springen zu sehen.

Das IX. zeiget den Marsyas, der auf einem Steine sitzend, den jungen Olympus auf einem langen Rohre mit Löchern pfeifen lehret.

Das X. ist Polyphem mit seiner Leyer am Ufer sitzend, der einen kleinen Liebesgott auf einem Delphin reitend, auf dem Meere zu sich kommen sieht.

Das XI. Bild stellet viele theils sitzende, theils stehende, theils gekleidete, theils halb nackte Personen dar. Aber die Herrn Verf. gesehen selbst, daß man desto weniger weis, was sie bedeuten, jemehr man sie betrachtet: es müßte denn Iphigenia in Tauris, mit dem Orest und Pylades seyn. Es ist wahr, daß die dabey befindliche Bildsäule mit Bogen und Pfeilen Dianen vorzustellen scheint; doch lassen wirs an seinen Ort gestellet seyn.

Das XII. hingegen stellet etwas deutlicher eine Priesterinn dar, zu der ein paar Jünglinge mit gebundenen Händen zum Altare geführet werden. Man sieht auch ein kleineres Götzenbild auf einem Gestelle stehen: und also kann dieß Dianen und Tauris gar wohl vorstellen. Alle Personen sind sehr wohl gezeichnet.

Wir können uns unmöglich bey allen so lange aufhalten: und theils alle große, theils alle kleine Abbildungen von Thieren, Vögeln, Fischen und Bäumen hererzählen; die alle zusammen 136 Stücke betragen. Doch wollen wir noch das XIV. mitnehmen. Es stellet, wie die Hrn. V. meynen, eine Privatabendmalzeit vor. Es liegt ein halbnack-

ter

ter junger Mann auf einem alten Polsterbette, wie ein Canapee gestalt. Er stützet sich auf den linken Ellbogen, und hält in der Rechten ein Trinkhorn sehr hoch empor, aus dessen durchlöcherter Spitze ein Stral des Getränkes ihm in den Mund schießt. Vor ihm auf den Bette sitzet ein schönes Weibsbild, gleichfalls halb nacket, so daß ihre Füße auf dem Boden stehen; und mit einem Gewande umschlagen sind. Um die Schulter und über der Brust schwebt ein dünner Flor, der auf der linken Schulter mit den Zipfeln zugeknüpfet ist; aber Achsel und Arm nach dem Manne zu, wie auch Hals und Bauch bloß genug läßt. Vor beyden steht ein kleines rundes Tischchen mit drey zierlichen Rehfüßchen, darauf etliche kleine runde Gefäße wie Tassen stehen; nichts aber zu eßen da ist. Ein Stäbchen mit einem Ringe an einem Ende, liegt darneben. Sowohl das Tischchen als der Boden vorm Bette ist mit Rosen und andern Blumen bestreuet. Hinten kömmt eine Magd, die der Frauensperson ein Kästchen bringt.

Hier dünket uns nun kein Abendmahl, sondern eine verliebte Zusammenkunft eines wohlhabenden Paares vorgestellet zu seyn. Denn 1) aus Licht und Schatten erhellet ein voller Tag, viel weniger eine Nacht. 2) Ist nichts zu essen da. 3) Zeigen die Rosen und Blumen nur eine Vorbereitung zur Wollust, wie man aus Lucians goldnem Esel, und den Anstalten der Palästra sich erinnern wird.

Alle diese und die meisten folgenden Bilder sind auf Gyps oder Kalkwänden gemalet gefunden worden.

den. Viele davon haben Brüche und Ritze bekommen. Viele aber sind ungemein schön gezeichnet und gemalet: wo anders die Kupferstecher sie nicht durch ihre ungemeine Kunst etwas verschönert haben. Sonderlich haben uns die Figuren der theils gekleideten, theils halb, theils ganz nackten Tänzerinnen der Alten, fast alle in hüpfenden ja fliegenden Stellungen, der Kunst nach, ungemein gefallen. In den Kupferleisten im Anfange und beym Schlusse der Beschreibungen sind lauter kleinere Abbildungen von alten Land- und Lusthäusern, Gegenden und Aussichten angebracht; die uns eben von der Baukunst der Landleute am Vesuv keinen sonderlich vortheilhaften Begriff geben. Unter andern sind auch theatralische Bauverzierungen mit langen korinthischen und andern Säulen und mehrern Zierrathen hier anzutreffen, dergleichen Vitruv getadelt hat; wie man sich aus dem Jänner dieses Jahres erinnern wird.

Ueberhaupt aber muß man gestehen, daß dieß ein wahrhaftig königliches Werk ist, dessen Fortsetzung alle Kenner und Liebhaber des Alterthums mit Ungeduld erwarten werden.

II.

Beſchluß der Unterſuchung vom Urſprunge, Wachsthume und Verfalle der Verzierungen.

Es wäre zu wünſchen, daß eine Geſellſchaft geſchickter Meiſter in Nürnberg oder Augſpurg, anſtatt ihrer vielen einzelnen Blätter, eine vollſtändige und regelmäßige Anweiſung, zu allen Arten der Verzierungen in allen Künſten und Handwerken, die derſelben fähig wären, nach Art des preißleriſchen Zeichnungsbuches, an den Tag gäben: ſo würde mancher ſich nicht in den Sinn kommen laſſen, einen Held in einer Muſchel vorzuſtellen; welches doch leider! und noch weit ärger geſchieht, da es oft Leute giebt, die nicht ſelber erfinden können, ſondern einem elenden Kupferſtiche nachahmen; oder, wenn es hochkömmt, aus vielen einen zarten Harlekinsrock zuſammenflicken: und zu allem Unglücke noch ſolche Kupferſtiche in die Hände kriegen, die nicht zu ihrem Vorhaben dienen. Aber an wem liegt wohl der Fehler? Kann man es einem Manne, der keine gute Anweiſung hat haben können, verdenken, daß er es nicht beſſer machet? Genug! er wird ſeine Arbeit los, und machet ſie um ein billiges. Wären beſſere Kenner, und bezahlten dieſe Kenner auch beſſer, ſo würde der Mann auch beſſere Vorſchriften haben können, und alsdann mehr nach Ehre als nach Brodte arbeiten.

Wären

Wären auch mehrere öffentliche Kunstschulen in Deutschland, so würden auch mehrere Künstler und bessere Handwerker seyn; unsre Fabriken würden dadurch in bessere Aufnahme kommen, und Ausländer und Kenner würden nicht über unsre schöne Zeichnung und Erfindung lachen.

Ich rede hier nicht von Stümpern, die in ihrem Leben nichts lernen werden, und nur für den Pöbel arbeiten; sondern von jungen Künstlern, die alle Fähigkeit besitzen, aber in ihrer Jugend keine rechte Anweisung mögen haben können. Es wäre fast unmöglich, alle Künste und Handwerke durchzugehen, die mit Verzierungen zu thun haben; oder die Dinge in Classen zu bringen, die einer Verzierung fähig sind. Ich will nur die vornehmsten hiervon erwählen, und meine wohlmeynenden Vorschläge zur Wiederherstellung und Befestigung der Verzierung eröffnen.

Die Gebäude könnten also weit edler gemachet werden, wenn man sie gar nicht, oder doch so wenig als möglich verzierte. Denn sie haben ihre wesentliche Schönheit, und bedörfen keiner fremden Beyhülfe. Und daher nennet man alle auch derselben Verzierung, außerwesentliche Zierrathen. Sie dienen nur, den Gebrauch dieses oder jenes Gebäudes, oder den Stand und die Würde des Besitzers dem Vorübergehenden anzuzeigen, und ihn dadurch zu reizen, die wahre Schönheit mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Denn so wie der ungekünstelte Aufputz ein schönes Gesicht zieret, und einige Juwelen

verur-

verurſachen können, daß man es in genauere Betrachtung ziehe, und deſſen Schönheit bewundern; dahingegen aller gekünſtelte Aufputz, und eine Menge Edelſteine nicht zureichend ſind, ein häßliches Geſicht ſchön zu machen: es wäre denn in den Augen der Leute von verderbtem Geſchmacke, und die ſich von der Koſtbarkeit der Juwelen verblenden ließen. Eben ſo geſchieht es in der Baukunſt, da einige wenige gute Zierrathen ein an ſich ſchönes Gebäud erheben: wann alle überhäufte gute Zierrathen ein häßliches Gebäud dennoch nicht ſchön; und ſchlechte Verzierungen es vollends in den Augen der Kenner abſcheulich machen.

Auf dieſe Art giebt es Häuſer in Wien, den eugeniſchen Pallaſt nicht ausgenommen, und in allen Städten, beſonders aber in einer berühmten deutſchen Handelsſtadt, die von unten bis oben aus mit einer erſtaunenden Menge Tändeleyen, und durchbrochenen Zierrathen behangen und bekleibt ſind; ſo, daß man das Gute der Baukunſt, das noch daran iſt, nicht davor wahrnehmen kann. Derhalben iſt nichts mehr nöthig, an Gebäuden anzubringen, als des Hausherrn Wappen, ſtehende oder ſitzende, aber keine liegende Bilder, und dieſe auf einem Unterſatze, oder Bilderſtuhle über dem Hauptſimſe, und nicht auf Kragſteinen oder Simſen, da ſie alle Augenblicke herunter zu fallen ſcheinen. Desgleichen Fruchthörner, Blumen- und Obſtgehenke, Kränze, Zweige, Gefäße, Waffen, und höchſtens ein Schild in der Mitte mit leichten Rollen, als Baumrinden der Alten, zur Aufſchrift; die ſich von

der Luft eben so zusammenrollten, und daraus man zur Noth den Verzierern ihre so hochgeschätzten Schilder oder Cartouchen herleiten und entschuldigen könnte. Ferner schicken sich dazu alle Kennzeichen der Religion und Tugenden, der Musen und Künste, und dieses alles frey oder halb erhaben, im vollkommensten Ebenmaaße und mit äußerster Mäßigung; besonders aber mit guter Ueberlegung: dergestalt, daß man nicht an einem Zeughause Jagdgeräthe; und an einer Kirche Waffen anbringe.

Die Bildhauerey und Malerey bedörfen ebenfalls keiner Zierrathen: sie haben die Natur zu ihrem Gegenstande, sie ahmen derselben und den alten Meisterstücken nach, und suchen ihnen beyzukommen. Die Bildschnitzer, Verzierer, Musterzeichner, Formenschneider und Gypser sind eben diejenigen, denen es zukömmt, ihre Werke zu bessern. Sie würden sich zugleich um die Kupferstecher, Zier- und Tapetenmaler, die ihnen nur nachahmen, sehr verdient machen. Sollte denn die ganze Natur nicht reich genug seyn, ihnen Stoff zu ihrer Erfindung zu geben? Ja, mehr als zu reich und gar unerschöpflich. Alle Reiche derselben würden das ihre beytragen, wenn nur eine vernünftige Auswahl und Ueberlegung des Ortes und der Umstände die Erfindung begleitete.

Ist es denn also nöthig, eine Sache mit lauter Hirngespinsten zu verzieren, mit Dingen, die in der Welt nicht zu finden sind, oder die sich nicht schicken. Und da ein jeder Verständiger, der da fraget, was es denn eigentlich vorstellen soll, sich

mit

ſtellern vorkommt, ſo lieſet man in des Herrn Canzlers von Ludewig Reliq. MSt. Tom. I. bl. 31. in einem alten Briefe bedirben, gezügen. Und in Herrn Schöttgens Diplom. Nachleſe im 10ten Theile am 323 bl. heiſſet es in einer Urkunde vom Jahre 1362: Und auch dy bydirben Hermann Numſch ꝛc. Allein dem ungeachtet rühret biderbi doch aus einer andern Wurzel; Es wird mit Mann kein zuſammen geſetztes Nennwort; Und in der figürlichen Bedeutung iſt es von einem viel weitern Umfange, als Bider. Die eigentliche Bedeutung von jenen iſt dichte, gediegen, wichtig, ächt, unverfälſcht, ſchwer, hart ꝛc. welche Eigenſchaft man an den Metallen, Korn und andern Sachen, die lange dauren ſollen, erfodert. In figürlicher Bedeutung aber heiſſet bederbe, auſſer den bereits angeführten, oftmals: zärtlich, ſchmeidig, geſchlank, niedlich ins kleine gearbeitet, u. ſ. f. Ja, beym Willeramo bl. 67. in dem Schilterſchen Theſauro heiſſen ſpiritus ſuperi biderbe Arbeiter in dem Weinberge der heiligen Kirche. Desgleichen iſt es auch in uneigentlichem Verſtande für hart zu nehmen; Jemanden einen derben d. i. harten Verweis geben. Es gehet dem ehrlichen Manne ſehr hart, er muß darben: Dahero faſt zu vermuthen, von Bederbe entſpringen auch darben, durft, Nothdurft, bedürfen ꝛc. Wenigſtens zielt Herr von Leibnitz in Collect. P. I. bl. 40. mit einer biderven Sache, auf eine ſolche, deren man bedarf. Herr Wachter gehet zwar in ſeinem Gloſſar. unter dem Nennworte durft, ſo weit nicht: Jedoch aber erſcheinet eine Anverwandſchaft dieſer Wörter nicht undeutlich, welche andere unterſuchen mögen.

mit der Antwort begnügen muß: es ſey Grotesque, Arabesque, a la Chinoiſe oder en goût barroque kurz um, es ſey ſo Mode!

O welch eine ſchlechte Antwort von einem Künſtler! Dieweil ſie alſo ſelber nicht wiſſen, was es ſeyn ſoll: ſo nehme ich mir die Freyheit, es ihnen durch beygefügtes Exempel *) zu erklären und zu ſagen: Es ſey ein Miſchmaſch,

a) Von Schilf und Stroh,
b) Knochen,
c) Scherbeln,
d) Spänen,
e) Federwiſchen,
f) Verwelkten Blumen,
g) Zerbrochenen Muſcheln,
h) Lappen,
i) Federn,
k) Hobelſpänen,
l) Abgeſchnittenen Haarlocken,
m) Steinen,
n) Fiſchſchuppen,
o) Gräten,
p) Schwänzen, und
q) Beſenreiſig, voller Drachen, Schlangen und anderm Ungeziefer, denen es am meiſten ähnlich ſieht.

Nun möchten mir zwar einige vorwerfen, als ob dieſes Schild bloß zu dem Ende erfunden ſey; ſolches

*) Siehe das Kupfer dieſes Monaths, das einen nach itziger Mode künſtlich verzierten Schild vorſtellet.

gestehe ich zu: ich habe gern ohne jemandes Beleidigung, durch Anführung seiner Werke, einen Auszug heutiger Zierrathen haben wollen: und bedaure nur, daß es nicht noch weit verzogener gezeichnet ist. Allein, ich bitte die Leser, sie wollen nur so gut seyn, und unsere neuen Verzierungswerke mit Aufmerksamkeit betrachten, so werden sie dergleichen Zeug in Menge finden. Unsere Augen sind schon so daran gewöhnet, daß wir es nicht wahrnehmen: und zum Beweise dessen, werden viele dieses gegebene Exempel, als eine neumodische Verzierung, loben, und sich alsdann schämen, daß sie dergleichen Auskehricht für eine Zierde gehalten haben? Wann werden wir denn einmal anfangen, diese lächerliche und ungleichseitige Verzierungsart abzuschaffen! Wollen wir denn nicht den Franzosen auch hierinn nachahmen? da wir ihnen sonst alles nachthun.

Ich lasse zwar gewissermaßen fremde Zierrathen zu, bey einem Porcellaingemache und einigen Zimmern, die mit Fleiße und zur Abwechselung auf ausländische Art angeleget seyn sollen; dabey man ausländische Bäume, Pflanzen, Blumen, Thiere, Vögel und Hausgeräthe anbringen kann: wiewohl es noch besser wäre, sie nach dem Geschmacke dieser Völker einzurichten. Dieses sieht man an denen von Hr. **Buschen**, neuangelegten Zimmern, und in dem Porcellainsaale in Salzthalen, und an andern Gebäuden in und außerhalb Berlin, die Hr. **Oppenhaupt** verzieret hat. Bey ernsthaften Dingen aber muß allezeit ein allgemein guter und auf die Natur gegründeter Geschmack herrschen.

Die

Die Verhältniß ist noch ein Hauptstück mit zur Verzierung, darauf so wenige acht haben. Ich meyne nicht nur die Verhältnisse des Ganzen überhaupt, sondern auch die Verhältniß aller Theile untereinander und zum Ganzen. Wie lächerlich ist es also nicht, die Abbildung eines Helden in Lebensgröße zu sehen, um dessen Rahmen herum Stücke, Feuermörser und Fahnen an Bändern hängen, die kaum so groß sind, als der Arm des Bildes. Heißt denn das nicht wider die Natur gehandelt? Wäre es denn nicht besser, sie gar wegzulassen, und lieber kurze Waffen, als Degen, Pistolen, Harnische, Helme, Marschallsstäbe, ja Kronen und Zepter, und Wappen, mit Palmen, Lorberzweigen und Kränzen vermischt, anzubringen?

Eben so geht es mit den Bildsäulen selbst zu. Wie oft findet man nicht an Häusern, Altären und Grabmälern große, mittlere und kleine Bilder männlichen Alters, frey, oder halb erhaben angebracht! Soll sich denn ein Vernünftiger etwan das ganze menschliche Geschlecht von diesen an, bis an die Zwerge dabey vorstellen? Wäre es denn nicht besser, daß, wenn man über Lebensgröße verzieren wollte, man alles in gehörigem Verhältnisse über Lebensgröße machte; und eben so, wenn eine Sache ganz im Kleinen sollte verzieret werden? Gesetzt aber, es wären Dinge, die sich auf gar nichts bezögen, welches doch sehr selten ist; die aber dennoch sollten verzieret werden: so sind ja wohl Sachen genug da, die sich ebenfalls auf nichts beziehen. Es soll also zum Exempel die Wand oder Decke eines

Gemaches verzieret werden. Hierzu giebt die Baukunst einige wenig flacherhabene, wohlabgewechselte und wohlverhaltene Glieder zum Rahmen, die Zeichenkunst den angenehmen Schwung darzu, und die Natur bietet Zweige, Blätter, Blumen, Früchte, und wohlgestalte Muscheln in Menge zur Abwechselung dar. Daraus kann nun das sogenannte Laub und Bandelwerk, mit noch einigen Rundstäbchen und artig durchschlungenen Zweigen, Ranken, Bändern und gestreuten Blumen zusammengesetzet werden, als eine Verzierung derjenigen Dinge, die sich auf nichts beziehen sollen. Jedoch muß dieses dabey beobachtet werden, daß das Schwere unten, und das Leichte oben zu stehen komme; daß überall die Natur auf eine ungezwungene Art herrsche; und daß man nicht Blumen und Früchte von verschiedenen Jahrszeiten NB. auf einem Stücke beysammen finde.

Sobald aber eine Verzierung redend seyn soll, sobald nur ein Rahmen ein Bild einfasset; sogleich giebt die Hauptsache Gelegenheit zur Erfindung. Alsdann können die geistliche, weltliche und Göttergeschichte, die Fabeln und Tugendbilder des Hrn. **Cäsaris Ripa** mit allem ihren Beygeräthe, ja die Sinnbilder und Denksprüche, in so fern sie auf die Sache oder den Besitzer derselben abzielen, eine unerschöpfliche Quelle der Verzierung seyn; dazu die französischen Wappen vom Hrn. **Le Clerc** gestochen, herrliche Vorschriften darstellen.

Die Wappen und andere Kennzeichen des Standes, sind auch nicht zu vergessen, wobey ich diese An-

Anmerkung machen wollte: daß die Löwen und Adler allein das Vorrecht haben, unnatürlich zu ſeyn. Der alte Adel hat ſie nicht anders erhalten, und darf nicht eine Klaue daran verändern: und der neue wünſchet doch wenigſtens ein altes Wappen zu führen. Daß aber die heutigen Wappenſchneider aus den Helmdecken Laubwerk machen wollen, ſolches iſt falſch. Denn eine Helmdecke iſt nichts anders, als der ausgezackte und zerfetzte Mantel des Ritters. Dieſe wird nun ſo geleget, daß er dem Wappen zur Zierde diene, und dem Laubwerke, jedoch ohne Rippen gleiche. Zur guten Vorſchrift will ich des Albrecht Dürers Wappenbuch in 4. oder weil es ſelten zu haben iſt, andere alte Wappen in Kirchen vorſchlagen.

Diejenige Verzierung nun, die den Gold- und Silberarbeitern zukömmt, beſteht in kleinen Dingen. Wie viele Gelegenheit haben ſie nicht, Früchte, Blumen und Inſekten nach der Natur zu bilden! Ihnen können die durchbrochenen Laube und Muſcheln am meiſten dienen. Sie ſind ſogar ihrer Arbeit eigen, da ihre Rippen und Aushölungen den Glanz ihres köſtlichen Metalles durch den Widerſchein verdoppeln. Die Damaſt- und Stoffweber, die Gold- und Seidenſticker, ja alle übrige Handwerker, die ſich mit der Verzierung behelfen, finden Gelegenheit genug, ihre Muſter nach der Natur, in gehörigen Farben, Schatten und Licht zu bilden. Und alſo wäre mein Vorſchlag zuſammengefaßt dieſer:

Daß alle Künstler und Handwerker nichts zur Verzierung annehmen sollen, als was der Natur und der Sache gemäß wäre; dergestalt, daß ein jeder zu sagen wisse, was es eigentlich vorstelle, und aus vernünftigen Gründen darthun könne, warum er es lieber so, als anders gemachet habe?

Um es aber zu so einer Vollkommenheit zu bringen, darzu gehören Kunstschulen, gute Lehrmeister oder gute Vorschriften. Das erste wird wohl nicht geschehen, es mag Krieg oder Frieden seyn. Das andere ist ein Glück. Das dritte aber geht noch eher an, wenn nur junge Künstler nach der Natur, nach guten Kunstsachen, und obangeführten guten Büchern und Kupferstichen, die meistens in Nürnberg und Augspurg nachgestochen worden, lernen, und ihre Werke, wie ein Apelles zum Tadel aussetzen; alte erfahrne Meister, Kenner und Gelehrte um Rath fragen, und ihr Urtheil anzuhören, sich nicht schämen wollten, da auch große Männer sich nicht geschämet haben, ihre Werke zu verbessern. Auf diese Weise trug nur vor wenig Jahren der berühmte Hr. Ritter Vanloo in Paris kein Bedenken, das von ihm verfertigte Altarblatt der Augustiner, welches die Taufe ihres großen Ordenspatrons und Kirchenlehrers vorstellete, auszustreichen, und ganz von neuem zu malen: weil die neuen Kirchenkleider und Gebräuche mit Recht daran getadelt wurden.

Die-

Dieſes iſt es, was ich dem geneigten Leſer zur Beurtheilung meiner wenigen Einſicht in die Verzierung habe darlegen wollen. Meine wahre Abſicht aber geht eigentlich dahin, daß ich groſſe Meiſter anreizen, und bitten wollte, ihre Gedanken bey müßigen Stunden, die ihnen der itzige Krieg verurſachet, zu Erhaltung der ſchönen Künſte, und zur Ehre der Deutſchen, durch wenige Zeilen an den Tag zu legen.

III.

An engliſh and ſwediſh Dictionary, wherein the generality of Words and various Significations are renderd into ſwediſh and Latin, &c. &c. above 2400 engliſh Words traced from their true original, Gothick; and the miſtakes of *Junius*, *Menagius* and other Etymologians remarked. &c. By Jacob Serenius. D. D Dean of Nykoping F. R. S. The Second Edit. Nyköping in Sweden, by Pet. Momma. 1757 in 4.

Dieſes neue Wörterbuch iſt auf mehr als eine Art merkwürdig. Außerdem, daß es zwoer Schweſtern des Deutſchen, Aehnlichkeit und Uebereinkunft zeiget, hält es auch eine beträchtliche Vorrede in ſich, die uns zu verſchiedenen Anmerkungen Gelegenheit geben wird. Die Zuſchrift an Se. königl. Maj. zu Dännemark würde uns bey einem

ſchwediſchen Buche ſehr Wunder nehmen, wenn man nicht an der Spitze derer Ausländer, die darauf Vorſchuß gethan, eben dieſen großmüthigen Monarchen mit 60 Abdrücken des Buches fände; wodurch die neue Auflage merklich erleichtert worden. Und gleichwohl hatten auch des Königs in Schweden Maj. auf 100 Abdrücke vorgeſchoſſen: wahrhaftig! Freygebigkeiten, die wir von Deutſchen Königen und Fürſten nicht zu rühmen wiſſen. Ueberhaupt iſt auf 518 Stücke Vorſchuß eingelaufen.

In der Vorrede heißt es, das Engliſche ſey mit ſo vielen Wörterbüchern verſehen; daß es an alphabethiſchen Regiſtern derſelben nicht fehle. Allein es iſt nicht ſo leicht in fremden Sprachen jedes Wort mit einem andern zu geben, welches eben ſoviel ſaget. Dieß iſt die Abſicht des Hrn. Verf. geweſen, als er ſeine erſte Ausgabe ans Licht ſtellete. Als er aber verſchiedene Jahre in der Fremde zubrachte, fand er ſich in ſeiner eigenen Mutterſprache verlegen; und bemerkte allerley Dinge, die er bey Gelegenheit bekannt zu machen wünſchte. Zum Glücke begab ſichs, daß Se. Maj. zum Engliſchen Luſt bekamen, und beyde Sprachen mit einerley Schrift gedruckt zu ſehen wünſchten; und erbothen ſich, einen reichlichen Vorſchuß zum neuen Drucke zu geben.

Dieß munterte den Hrn. Verf. billig zu allem Fleiße auf: aber er unterwirft ſeine Bemühungen dem Urtheile der Leſer; und bittet zu erwägen: daß, wie die Wörterbücher alter Sprachen immer verbeſſert worden, alſo auch der neuern Sprachen

ihre

ihre bis ans Ende der Welt ſich werden verbeſſern laſſen. Wir übergehen dabey ſeine guten Abſichten überhaupt; nur die etymologiſchen ſind werth, daß wir ihrer gedenken. In der erſten Ausgabe waren die Ableitungen des Engliſchen nur ſein Nebenwerk: weil aber ſeine Beyträge zu Hrn. Lyes Ausgabe von Junius Etymologicon, nicht unangenehm geweſen: ſo hat er hier dieſelben von jedem 100, auf 1000 vermehret. Hr. Johnſon, der ſcharfſinnige Verf. des beſten engliſchen Wörterbuches, hat ihn durch Briefwechſel dazu aufgemuntert; und in der Vorrede dazu ſelbſt geklaget, daß man nicht mehr Kenntniß in der nordiſchen Litteratur beſäße.

Unſer Herr Serenius geſteht ſelbſt, daß außer dem Wormius, Verelius und Gudmundus Andreä, faſt keiner das Gothiſche recht getrieben. Allein er verſichert, daß wenn es gleich mehr Engländer gäbe, die ſolches thäten, doch niemand, der nicht in den nordiſchen Gegenden gebohren, oder daſelbſt lange geweſen wäre, hier recht fortkommen würde. Selbſt Camden und Hickes, ſo groß auch ihre Verdienſte hierinn wären, hätten doch ſolchen Mangel überall verrathen: wiewohl der letzte insgemein nur durch den Junius verführet worden, den ſeine griechiſche Gelehrſamkeit in Ungereimtheiten geſtürzet hat.

Nach ſeiner Meynung, kann niemand als ein Dalekarler, oder ein gebohrner Isländer, einen vollkommnen engländiſchen Wortforſcher abgeben. Es ſind ſo viel Kleinigkeiten in der rechten Ausſprache

des

des wahrhaften Gothiſchen, die ſonſt nirgends, als bey dieſen beyden Völkern zu finden ſind. Die im Engliſchen ſo gewöhnlichen Hauche bey den Mitlautern, führen auf die nordiſchen Ableitungen: und ein Isländer, der ſie ausſprechen höret, findet augenblicklich in ſeiner Sprache entweder das Wort ſelbſt, oder ſeine Wurzel. Dieß Volk, und die Dalekarler, ſind ſo erpicht auf ihre alten Gewohnheiten, daß ſie alles Fremde haſſen. Viele Gelehrte, und König Karl der XI. ſind auf dieſer letztern Mundart ſo begierig geweſen, daß dieſer eine Vergleichung des Dalekarliſchen mit dem Möſogothiſchen und Isländiſchen machen laſſen. Wir wollen doch eine Probe davon ſehen:

Möſogothiſch.	Isländiſch.	Dalekarliſch.
. . Sva liuthjai liuhat izwar in andvairtha manne, ei gafaihuaina izvara goda vaurſtva, jah hauhjaina attan izvarana thana in himinam.	Latid ſo ydart lios lyſa i antvardi manna ſo at their ſiæ ydar god verk ok dyrke fodur ydar a Himinum.	Latid ſo ydot lios lyſa firi fokie (folke) fæ ther bælla tiâ ydar god gærder og luſâ (roſa) faler (falla) ydar fæſt ir i himblum.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt die Aehnlichkeit des altgothiſchen mit dieſen beyden Mundarten nichts größer, als mit unſrer Deutſchen Sprache. Wir wollen eine wörtliche Dollmetſchung in derſelben Ordnung der Wörter herſetzen, um ſolches zu zeigen. Es iſt zu bemerken, daß das Wort laſſet im gothiſchen Texte fehlet; weil die erſten Cap. Mat-

Hingegen findet ſich auch in alten Schriften das Wort unbederbe; welches zwar bey den Ober-Sachſen, Meißnern und Franken eben ſo wenig in heutigem Gebrauche ſtehet, als bederbe, doch aber ſo viel als grob, unbequem, unbehülflich, plump, in uneigentlichem Wortverſtande ausdrücket.

Alſo deucht mir ſo viel gewiß, daß Biderleute und bederbe Zeugen wohl einerley Bedeutung, nicht aber einerley Urſprung und Stammwurzel haben. Bederbe bleibt jederzeit ein zufälliger Name vor ſich. Biber aber wird als ein Vor- oder Neben-Wort gebraucht, und nur mit etlichen ſelbſtſtändigen Namen, in ein beſonderes Nennwort zuſammen geſetzet.

Salvo melius ſentientium judicio.

VIII.

Nachricht von dem allererſten Deutſchen Briefſteller.

DEr berühmte Herr Reimann, welcher ſich zu unſern Zeiten vor andern um die Gelehrten-Geſchichte bekümmert und in mancherley Schriften verdient gemachet hat, wünſchet an irgend einem Orte derſelben, daß doch die Liebhaber dieſer Art von Studien aufmerkſam ſorgen möchte, ausfindig zu machen, und aufzuzeichnen, welches in einer jeden Art der Wiſſenſchaften und deroſelben Theilen das erſte geſchriebene oder gedruckte Buch ſey? Denenjenigen von unſern Leſern, welche die Billigkeit dieſes Wunſches erkennen, und denen an deſſen Erfüllung etwas gelegen ſeyn möchte, hoffen wir demnach einen Gefallen zu erweiſen, da wir ſie gegenwärtig mit ei-

ner

Matthäi in der Handſchrift des Silberbuches, bis dahin abgeriſſen ſind. Es heißt alſo:
— — ſo leuchten Licht euer, in Gegenwart (der) Menſchen, daß, ſehende eure gute Werke, und erhöhen Vater euren, den im Himmel.

Der Unterſcheid rühret faſt nur daher, daß **Ulfila** im Gothiſchen die ganze Ordnung der griechiſchen Wörter des neuen Teſtaments beybehalten hat, die von der urſprünglichen Fügung des Gothiſchen ziemlich mag abgegangen ſeyn.

Der Herr Verf. erläutert indeſſen ſeinen Satz mit Exempeln falſcher Ableitungen, und meynet z. E. man hätte ſehr falſch die Wörter **Laſt**, **Oſtern**, **Oſtermonath** für verwandte gehalten. Dieſes ließe einen eben da, wo man ſchon wäre. Aber wenn man wüßte, daß **Frigga**, die gothiſche Venus, **Aſtar** geheißen, und der April ihr zu Ehren **Aſtarmanad** geheißen, ſo ſchiene man einen Schritt weiter gegangen zu ſeyn. Allein mit ſeiner Erlaubniß, ſcheint das erſte noch nicht widerlegt zu ſeyn. Die alten **Eſtier** in Preußen hießen ſchon ſo, vom **Oſten**; wo ſie, in Anſehung der **weſtlichen** Gothen, die an der Wiſtel (Viſtula) wohnten, die **öſtlichen** waren. Der Donauſtrom hieß auch Iſtar, d. i. der **öſtliche** Fluß im Gegenſatze des Weſtlichen. Hier in Deutſchland heiſt **Oeſterreich** gegen Bayern das öſtliche, und in Meißen **Oſterland**, in Anſehung Thüringens, eben ſo. Soll denn dieſes alles von der Göttinn **Aſtar** herkommen? Und wo wäre wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit dazu?

Hergegen, wenn man die Himmelsgegend, wo die Sonne aufgeht, oder **erſtehr**, vom auferſtehn, durch eine

eine geringe ſehr gewöhnliche Verſetzung eines Buchſtabs, Oſterſtehn, erſtehn, Oſtern, und endlich durch Verkürzung Oſten nennet: ſo kann alles übrige, und ſelbſt das Auferſtehungsfeſt Chriſti, dadurch ſehr wohl erkläret und verſtanden werden. Und warum hat wohl Frigga, Aſtar geheißen? Will man zu der ſyriſchen Aſtarte, oder Aſtharoth, ſeine Zuflucht nicht nehmen; (welche Art zu philologiſiren der Hr. Verf. eben ſo verwirft, als ob jemand ſeine Ahnen vor der Sündfluth ſuchete; der ſie in neuern Zeiten nicht finden kann:) ſo darf man ja nur ſagen: ſo wie Odhin, und ſein Anhang die Aſen geheißen, weil ſie aus Aſien gekommen; ſo hätte man ſeine Gemahlinn, Aſtar genennet, weil ſie die öſtliche Königinn, die Oſtergöttinn, (wie das Oſterland, und Oeſterreich) geweſen. Wenigſtens ſähe man hierinn mehr Licht, als wenn uns der Herr Verf. bey ihrem Namen, ohne alle Bedeutung und Wortforſchung ſtehen läßt. Dieß beyläufig, und ohne ſeinen übrigen Anmerkungen dadurch das geringſte an ihren Werthe zu benehmen.

Er kömmt hernach auf das gothiſche Silberbuch, und wünſchet, daß es vor 200 Jahren dem Busbeck bekannt geweſen wäre, als ſelbiger mit den türkiſchen Dolmetſchern aus Möſien die Frage unterſuchete, ob dieſe Sprache das alte gothiſche, oder altſächſiſche wäre, das von Karln dem großen dahin gepflanzet worden? Gewiß, er würde eine Menge Wörter, die er aus ihrem Munde aufgeſchrieben, für Ueberbleibſel des alten Möſogothiſchen

ſchen erkannt haben, welches vor mehr als 1000 Jahren in der kleinen Tartarey geſprochen worden. Die Proben füget er bey. Wenn er aber Makir, ein Schwert für gothiſch hält: ſo ſollten wir beynah denken: die Gothen hätten dieß Wort von den benachbarten Griechen μαχαιρα, entlehnet. Das Ich malthata, ſoll heißen, ich ſagete; und iſt ſichtbarlich das Deutſche, meldete. Daß aber das heutige Sächſiſche, in Siebenbürgen, noch das alte Möſiſchgotiſche ſey, möchte ſich wohl ſchwerlich behaupten laſſen. Das Vater unſer, wie uns ein gebohrner ſtudirender Siebenbürger ſelbiges, nach ihrer Ausſprache abgeſchrieben, zeiget uns ein ganz anders.

Das ſiebenbürgiſche Vaterunſer.

Vueter aaſer en demm Hemmel. Deeng Nummen warde gehelliget. Deeng Rech komm. Deeng Walle geſchei aff Jerden, wei em Hemmel. Aaſer taglich Bruid gev aas heit. Und vergew aas aaſre Schuulden, wei mir verginn aaſern Schäldigern. Und feire aas net en Verſäckung; ſangdern erliehſe aas von demm Jwel. Denn deeng es doot Rech und de Kraoft, und de Herrleget en Jweget. Amen.

Das Stückchen von einem alten tauriſch-cherſoneſiſchen Liedchen, ſoll nach des Hrn. Verfaſſers Urtheile, was den Wohlklang betrifft, mit des heutigen gemeinen Volkes im Norden Liedern ſehr übereinkommen. Es heißt:

Wara

Wara wara ingdolow
Scu te gira Galtzu.
Hœmiſclep dorbiza ea.

Allein die chineſiſchen Liederchen in der Geſch. der köniſl. Akademie der ſch. Wiſſ. zu Paris II. B. a. d. 262ſten S. klingen eben ſo: und da dieſe mit den Tartarn, die ſeit ſo vielen 100 Jahren in China herrſchen, ſo viel gemein haben: ſo darf es niemanden Wunder nehmen; daß auch in der kleinen Tartarey dieſer Klang herrſchet. Gothiſch nämlich ſind dieſe Zeilen wohl nicht. Und das Spiel ähnlicher Mitlauter aus der nordiſchen Scalden Poeſie, ſieht man nur in der Wiederholung des erſten Wortes. Hergegen ſcheint ein trochäiſches Sylbenmaaß alle Zeilen zu beleben.

Hier bemerken wir mit Vergnügen, daß der Hr. Verfaſſer die krimmiſche Tartarey, den wahren Grund und Boden der ulfilaniſchen Sprache (the true Soil of Ulfilas language) genennet: und das nicht nur wider die La Croziſche Meynung, daß das alte Silberbuch ein altdeutſcher oder fränkiſcher Dialekt ſey; ſondern auch wider viele Herren Schweden ſelbſt, die uns ſonſt haben bereden wollen, dieſe Sprache ſey gerades Weges aus Scandinavien gekommen. Denn iſt Ulfilas mit ſeinen Gothen aus der Cherſoneſus Taurica gekommen; ſo ſind dieſelben unſtreitig die Abkömmlinge der alten Geten geweſen; die ſchon um Homers und Herodots Zeiten in der Gegend geſeſſen haben; folglich eher Pflanzvölker nach dem Norden geſchicket haben können, als ſelbſt daher entſproſſen geweſen.

Und

Und geſetzt, daß die Sprache der busbeckiſchen Gothen mit der Isländer ihrer ſo ähnlich wäre; ſo iſt ja die Verbindung beyder Völker und Sprachen, durch die doppelten Züge zweener Odine, des ältern und jüngern, mit ihren Pflanzvölkern, leicht auszumachen. Die ganze Edda bezeuget ja mit ſo vielen andern Sagen, daß beyde aus dem Oriente, aus Aſien, aus Asgard, d. i. Azov, gekommen. Der Hr. Verfaſſer ſcheint auch hierinn unſrer Meynung zu ſeyn, und in dieſem Vertrauen wollen wir ihm unſern etymologiſchen Einfall mittheilen; warum Asgard und Azov einerley ſey, und heiße. Gard heißt gothiſch ein Schloß, ein Hof, eine Burg; wie jedermann bekannt iſt. Asgard heißt alſo die Aſiaterburg, oder der Sitz und Hof der Aſen, d. i. der aus Aſien gekommenen Helden. Die Sylbe Az, in Azov kömmt eben davon her; da im ſclavoniſchen ein z eben die Kraft eines ſ hat. Nun iſt aber das Wort Hof eben das, was Burg oder Gard heißt. Ashof und Azov ſind alſo nur durch eine deutſche und ſclavoniſche Rechtſchreibung von einander unterſchieden, im Grunde aber, wie in der Ausſprache, einerley. Wir ſind verſichert, daß Wachter und andere Etymologiſten wohl noch unwahrſcheinlichere Etymologien gemachet haben.

Soviel aber bleibt gewiß, und wir ſind mit dem Hrn. Verfaſſer völlig eins, daß das Möſogothiſche und Scandinaviſch-gothiſche nur Zweige eines und deſſelben Stammes ſind, von welchem faſt alle verwandte europäiſche Sprachen herſproſſen.

Und da er auf diesen Grundsatz sein Wörterbuch gebauet, so kann man demselben seinen großen Werth nicht absprechen. Die meisten von seinen Etymologien haben uns sehr glücklich und wohlgetroffen geschienen: und es entzieht dem Werthe dieses Buches nichts, wenn wir in einigen andrer Meynung wären. Die Engländer haben nicht nur dänische und normännische, sondern auch angelsachsische Pflanzvölker bekommen: und was ist natürlicher, als daß auch viele ihrer Wörter mit unsern plattdeutschen Mundarten an der Elbe und im Holsteinischen übereinkommen müssen? Sind aber auch die meklenburgischen und pommerischen Lande mit verwandten Völkern und Mundarten, bis an den Sitz der alten Westgothen in Preußen, und längst der Weichsel hinauf, besetzet gewesen: so hat es desto weniger Schwierigkeit, den ganzen deutschen und schwedischen Norden in eine Verbindung zu setzen. Wir sind freylich alle Brüder und Mitglieder der Germania magna des Tacitus zu nennen.

Wir hätten bald vergessen, zu melden, daß am Ende dieses Wörterbuches auch ein doppelter Anhang befindlich ist. Der I. hält ein Verzeichniß der See- und Schiffswörter, die zum Seehandel gehören. Das II. aber ein botanisches Kräuterregister in dreyen Sprachen in sich. Das Buch ist hier in Leipzig bey Hrn. Breitkopfen zu haben.

IV.

Eigentliche Staatsverfassung des Reiches Schweden, unter seiner gesetzmäßigen Freyheit beschrieben, und wider Uebelgesinnete gerettet, von dem ehrlichen Schweden. Stralsund und Greifswalde, bey Weitbrechten 1758. in groß 8.

Dieß wichtige politische Werk ist ursprünglich schwedisch geschrieben; und ins Deutsche übersetzet worden. Seitdem sich die schwedische Regierungsforme, nach dem Tode Karls des XII. aus einer unumschränkten Monarchie, in eine Republik verändert hat, die ihrem Könige, außer dem Titel, wenig mehr, als Venedig seinem Herzoge eingeräumet: hat man in Deutschland noch nie so deutlich einsehen können, wie dieser neue eingerichtete Staatskörper regieret würde, als aus diesem Buche. Wer also begierig ist, diese neue Verfassung zu kennen, der kann sie hier nach der Länge finden. Die itzigen Zeiten, da man soviel von innerlichen Bewegungen und Gährungen im schwedischen Staate höret und liest, vermehren die Neugier der übrigen europäischen Völker, die Ursachen und Umstände davon etwas genauer einzusehen. Es laufe nun mit den dortigen Dingen ab, wie es wolle: so wird dieß Buch ein Licht geben, warum diese oder jene Partey die Oberhand behalten.

Wer der Urheber des Werkes sey, ist nicht gemeldet. Einige haben den Hrn. Grafen Tessin, andre den Hrn. Kanzleyrath Dalin dafür angeben wollen. Uns kömmt beydes nicht wahrscheinlich vor: soviel aber ist gewiß, daß es ein Mann seyn muß, der seines Vaterlandes Gesetze, Regierungsforme, und verschiedene Gesinnungen vollommen kennet; selbst aber einen großen Eifer für die Freyheit, und einen großen Haß gegen die Monarchie hat. Dieser Haß und Eifer führet ihm allenthalben die Feder. Er kann von der schwedischen Freyheit nicht ohne Entzückung, und von der unbeschränkten königlichen Macht, nicht ohne Abscheu reden. Und führet er gleich andre redend ein, die widrige Meynungen hegen: so ist es doch weit gefehlt, daß er sie eben so ausführlich und nachdrücklich ihre Gründe vortragen ließe, als er die seinigen vorgetragen. Er will nur, daß sie ihn hören, alles recht überdenken und verstehen; nicht aber auf ihre Einwendungen denken sollen.

Denn es ist zu bemerken, daß das ganze Werk in ein beständiges Gespräch eingekleidet ist. So bequem diese sokratisch-platonische Lehrart ist, verschiedene Meynungen gegen einander zu halten, und ihren Unterschied zu erkennen: so geschickt und aufrichtig muß auch ein Schriftsteller seyn, der sie brauchen will. Hier bewundern wir allemal den Cicero, der in seinen philosophischen, und theils oratorischen Schriften, diese Unparteylichkeit vollkommen zu beobachten gewußt. Ob aber dieser Staatskundige ihm darinn gleiche, mögen seine Le-

ser

ſer ſelbſt beurtheilen. Uns iſt er nichts weniger, als unparteyiſch vorgekommen.

Will man einen Beweis davon haben, ſo leſe man dieſe Worte aus der Vorrede: „Lieſt man in „andern Schriften, was ein Verfaſſer denket; ſo „lieſt man in dieſer, was er nothwendig hat denken „müſſen; was die Sprache des Geſetzes, der Na„tion, der Freyheit, der Redlichen im Lande iſt. Zu „dem lehrreichen Geſpräche, in welches dieſe Schrift „eingekleidet iſt, wird ein jeder hinzugelaſſen; der „Unwiſſende, und der Superkluge, der Fürſichtige, „und der Freche, der Furchtſame, und der Geſetzte, „der Argliſtige und der Aufrichtige, der Weiſe und „der Thor. Die Denkungsart des Ehrlichen, „(NB. des Verfaſſers) und ſeiner Freunde gewinnet; „und erhält ſich gegen alles, was der Unwiſſende „glaubet, der Zweifler einwendet, der Boshafte „und Falſche ſich einbildet, vermuthet und wün„ſchet.„

Die ſich unterredenden Perſonen ſind folgende: Honeſtus, des ehrlichen Schweden Secretär, Prudens der Kluge, Candidus der Aufrichtige, Generoſus der Großmüthige, Severus der Strenge, Sincerus der Redliche, Probus der Rechtſchaffene, Innocens der Unſchuldige. Dieſe alle ſind des ehrlichen Schweden gute Freunde. Seine Gegner ſind Cautus der Behutſame, Proprius der Eigennützige, Callidus der Liſtige, Verſutus der Verſchlagene, Audax der Kühne, und Lepidus der Luſtige. Wer ſieht nicht, worauf alles hinauslaufen werde? Doch wir finden

auch noch einen **Libertinus**, einen **Commodus**, d. i. einen Freygeist, und einen Gemächlichen, und vielleicht noch einige andre mehr.

Um unsern Lesern einigen Begriff von der Art des Gespräches selbst zu machen, wollen wir ihm ein Paar Seiten oder mehr vom Anfange, selbst mittheilen.

Cautus. Sage mir, mein lieber Honestus, was fodert man von einem guten Scribenten?

Honestus. Daß er auf eine angenehme und überzeugende Art von nützlichen Dingen schreibe.

Proprius. Setze hinzu: daß seine Arbeit nicht zu theuer sey. Man giebt itzt nicht mehr fünf hundert Talente für einen Sinnspruch, wie in vorigen Zeiten. Die Wahrheit ist in unsern Tagen so theuer nicht. Man höret sie oft genug, wider seinen Willen, ohne Entgeld. Sechs Stüber für einen Bogen, welch ein Preis! Wäre der Preis billig, und die Arbeit gut, so könnte das gemeine Wesen sie kaufen, und das wäre wohl das vornehmste.

Probus. Du sprichst immer nach deiner alten Weise für dein Geld. Wärest du krank, und befürchtetest, daß du bald dein liebes Geld der Nachwelt lassen müßtest: so bezahletest du gern hundertmal so viel, bloß für einen Bogen voll Recepte. Sonst ist es deine Sorge nicht, für deine und des gemeinen Wesens Krankheiten Mittel zu suchen. Bist du aber für das gemeine Wesen so eingenommen, so bedenke, daß es bey dir und deines gleichen, die der Höchste mit schönen Gütern ge-

ner kurzen Nachricht von dem allererſten deutſchen Briefſteller unterhalten wollen; zumal da man unſeres Wiſſens, dergleichen noch nirgend antrifft.

Die Academiſche Bibliothek allhier verwahret, unter ſo vielen andern Reſten voriger Zeiten, auch ein Exemplar dieſes erſten deutſchen Briefſtellers. Es iſt ein Foliante mittleren Formats von 92 Bogen, auf gutes und dichtes Papier mit ſauberer ſchwarzer Schrift und anſehnlichen Lettern, deren verſchiedene an einander hängen, gedruckt, und bereits in den erſten dreyßig Jahren nach Erfindung dieſer edlen Kunſt aus der Preſſe gekommen. Man findet nach der damaligen Weiſe, keinen eigentlichen Titel des Buches; ſondern es ſind, an deſſen ſtatt, auf der umgewandten Seite des erſten Blattes folgende Worte zu leſen:

Hie hebt an der formalari darinn begriffen ſind allerhand brief auch rethorik mit frage und antwurt zegeben tyttel aller ſtände, ſendbrief, ſynonima und colores das alles zu den Briefmachen dienen iſt.

Und auf dem letzten Blatte ſtehet folgendes:

Hie endet ſich der formalari darinn begriffen ſeind allerhand Brief Getruckt und vollendet in der ſtat Augſpurg von Anthonio ſorg am Dornſtag nach ſant Michels tag do man zalt nach der gepurt criſti MCCCC und In dem LXXX IIII Jare. *)

(1484)

*) Siehe oben das V. Stück dieſer Beyträge p. 38.

gesegnet hat, stehe, hierinn dem gemeinen Wesen zu dienen. Greif unserm Autor mit einer anständ. Gabe zur Beförderung des Werkes unter die Arme, oder hilf ihm zu einem guten Absatze. Ich versichere dich in seinem Namen, daß dem gemeinen Wesen dadurch geholfen, und der Bogen nicht so theuer werden soll. Thust du das nicht, so sieht man deutlich, daß dein Geld es sey, wofür du besorget bist, und nicht das gemeine Wesen. Werde indessen selbst Autor, versuche, wie es da zusteht, und dann urtheile.

Cautus. Lasset das genug seyn. Es ist schwer, menschliche Gedanken und Erfindungen zu taxiren. Alles kömmt auf die daraus fließenden Vortheile an. Ein einziger guter Vorschlag ersetzet alles. Tauget die Arbeit etwas, so bezahlet man sie gern; widrigenfalls ist sie kein Rundstück werth, und wer sie nicht kaufen will, kann es bleiben lassen. Gieb uns Proben, mein lieber Honestus, von deinen Kräften, und schreib, was tauget, und insonderheit für das gemeine Wesen nützlich ist.

Honestus. Wovon soll ich schreiben? Es giebt der Materien viel; und eine Ordnung müßte man doch darinnen halten.

Cautus. Kehre dich an keine Ordnung, sondern schreib zuerst von dem, wovon man itzt am meisten spricht, und das man am wenigsten versteht.

Probus. Das war ein Räthsel.

Libertinus. Mich däucht, es war deutlich genug. Man redet ja in allen Gesellschaften am meisten von schönem Frauenzimmer, und die wenigsten verstehen doch, derselben Zuneigung zu gewinnen. Das bleibt unsre Sache allein, die wir auf diese Kunst gereiset sind; und es hat uns schön Geld gekostet, ehe wir es so weit haben bringen können.

Probus. O nein! Man redet nun am meisten davon, wie man ein ansehnliches und einträgliches Amt erhalten möge; man mag auch noch so ungeschickt seyn, oder noch so wenig verstehen, was das Amt von seinem Besitzer fodert. Die Dienst- und Ehrsüchtigen fragen nicht nach Tour, nach vielen Dienstjahren, nach Geschicklichkeit. Ihr Vornehmstes ist, den Weg zu einem mächtigen Beförderer zu lernen; denn sie wissen, daß gute Gunst ersetzet, was ihnen mangelt. Und hat man die, so glaubet man, ein Recht zu haben, Aemter zu suchen, sie seyn, welche sie wollen; die Geschicklichkeit, meynen sie, findet sich schon; das Amt bildet einen guten Beamten: und ist das auch nicht, so ist der Zugang zu Unterbedienten doch immer offen.

Commodus. Weit gefehlet, daß Cautus das gemeynet hat. Das meiste, wovor man itzt redet, ist, wie man sich allem Lärmen und Ungestüme entziehen, sich zur Ruhe begeben, und für sich in aller Stille leben solle, ohne weiter mit der undankbaren, beschwerlichen und unruhigen Welt

etwas

etwas zu schaffen zu haben. Dieses zu rechter Zeit zu thun, verstehen die wenigsten.

Probus. Eine schöne Wasserbiene, die von dem Schweiße ihrer Vorfahren und anderer Leute leben will! Er will, daß andre für ihn arbeiten, ihn vertheidigen und unterhalten sollen: und da das Reich seinen Verstand, seine Erfahrenheit und seine Ehrlichkeit am meisten nöthig hat, so verläßt er alles. Ein redlicher Mann fasset alsdann den größten Muth, steht am kräftigsten bey, wenn es am nöthigsten ist, und hält an, so lange noch Leben in ihm ist. Dieses fodert das Reich von einem ehrlichen Schweden. Gieb daher dem Reiche, was es von dir zu fodern Recht hat.

Proprius. Alles nichts. Man redet ja itzt am meisten davon, wie man Geld machen soll, und die wenigsten verstehen die Sache recht. Ich weis wohl, wie ich mein armes Gehirn martern mußte, bis ich ein paar tausend Thaler zusammenschabete. Hat man nur Geld, das übrige findet sich immer.

Cautus. Keiner von allem hat meine Meynung getroffen. Ich meyne die **Freyheit**. Von der spricht man itzt am meisten und versteht sie am wenigsten.

Lepidus. Wahr genug! Man spricht nicht allein von der Freyheit am meisten; sie leuchtet auch aus allem hervor, was wir vornehmen. Niemals hat die Freyheit so floriret, als itzt. Itzt kann man an gewissen Stellen frey Tag und Nacht hindurch

saufen, so viel man will und kann, ja selbst unter dem Gottesdienste. Bloß einige Unglückliche sind es, die aus Furcht vor den Werbern, bey gewissen Zeiten sich packen müssen. Nun darf man sich frey besoffen auf den Gassen sehen lassen, frey schreyen und aus vollem Halse rufen; frey unter dem Gottesdienste fahren und reisen, wenn man nur ein kleines Trinkgeld giebt: frey das Gotteshaus und die Seligkeitsmittel versäumen: frey wuchern und schinden, weit über 50 pro Cent; wie viele sind wohl dafür gestrafet? Frey Waaren und Arbeitslohn steigern; frey die Zölle betrügen, nur daß man verstehe, vorsichtig zu sprechen, dem Visitator eine Falle zu stellen, und den Zollbedienten zu unterhalten: frey verbothene einpracticirte Waaren kaufen: frey auf lüderliche Häuser gehen; o edle Freyheit! Frey von geistlichen und weltlichen Sachen auf Caffeehäusern, Kellern und Krügen schwatzen: frey von Hohen und Niedrigen reden: frey durchhecheln, was die hohen Vorgesetzten thun: frey verläumden: frey ausplaudern, was man im Allerheiligsten vor hat: frey oben an bey Hofe über andere geehrte Leute sich stellen: sich frey kleiden, wie man will, wenn es auch über eines Stand geht: in Gesellschaften mit Frauenzimmern alle Freyheit brauchen: frey Visiten machen: frey zweydeutige Reden führen: frey alle Subordination verachten; alles das hieß in den Zeiten unserer Knechtschaft Naseweisheit, itzt aber Freyheit und Belebtheit: frey Tand und verfälschte Waaren umherführen: frey lügen und betrügen: frey in Processen chicaniren:

ren: frey die Rechtsſachen und Geſuche verſchleppen: frey ſein Amt verſäumen: frey Unrecht thun, wenn man ſich nur mit mehrern darüber vereinbaret; und was dergleichen Freyheiten mehr ſind, die ein jeder am beſten kennet. O glückliche Freyheit, wenn man frey thun und laſſen kann, was man will! Und dieſe, ſageſt du, mein lieber Cautus, ſoll man am wenigſten verſtehen? vermuthlich haſt du dich verſprochen, und willſt ſagen, daß man die Freyheit am beſten verſteht.„

Unſer Urtheil von der politiſchen Frage ſelbſt zu geben, und was davon zu halten ſey, iſt dießmal unſre Abſicht nicht. Unſers Erachtens ſind alle Regierungsarten unter unvollkommenen Menſchen mit ihren Beſchwerden verbunden, und ihren Misbräuchen unterworfen. In allen Staaten giebt es glückliche und unglückliche, folglich auch Misvergnügte. Daher wünſchet man gemeiniglich Aenderungen;

Optat ephippia bos piger, optat arare caballus.
Den Sattel wünſcht das Rind, den Pflug ein raſches Pferd.

Und das gemeiniglich, weil man die Laſten und Unbequemlichkeiten der entgegengeſetzten Einrichtungen nicht recht kennet. Wer klug iſt, ſchicket ſich in die eingeführte Regierungsart, ſo gut er kann; bis irgend ein ganzes Volk die Beſchwerden derſelben unerträglich befindet, und den Staat umſchmelzet. Denn ſolchen Abwechſelungen ſind alle Dinge der Welt unterworfen. Bald vertrieb Rom die Könige, und wollte frey ſeyn; bald ward ihn die

die Freyheit, wegen der Macht der Großen, zur Laſt, und es machte ſich Kaiſer, die unumſchränkter, als alle Könige wurden. Itzo wird es von Geiſtlichen regieret; und wer weis, wie lange? Schweden hat eben dergleichen Wechſel erfahren; und darf ja nicht glauben, daß ſein itziger Zuſtand ewig ſeyn werde. Was wir aus dieſem Buche ſehen, zeiget uns ſchon viele Beſchwerden freyer Staaten, und Vorſpiele von künftigen Veränderungen. Die Vorſehung wird alles nach ihren Abſichten zu lenken wiſſen.

V.

Diſſertatio Hiſtorico-critica, de moribus Juventutis Scholaſticæ in Academia Attica, quam D. XVIII. Jul. Anni Gymnaſio Dantiſcano Sæcularis defendent, Gottlieb Wernsdorfius &c. &c. Gedani, typis Schreiberi. in 4.

Gewiſſe Dinge fernen ſehr, wie man zu reden pflegt, die in der Nähe betrachtet, ſehr unſcheinbar werden. So geht es uns insgemein mit den griechiſchen u. römiſchen Alterthümern. Es liegt nicht an gewiſſen geſchwornen Bewunderern derſelben, daß wir nicht in eine Abgötterey gegen Athen und Rom gerathen. Man malet uns die eingebildeten Vortrefflichkeiten dieſer beyden Städte, auch in Anſehung der Gelehrſamkeit

keit so überschwänglich groß ab, daß man es bisweilen bedauren möchte, nicht auch zu den erwünschten Zeiten ihres Flores gelebet zu haben. Allein, eine genauere Beleuchtung dieses falschen Glanzes wird uns aus diesem Vorurtheile zurückbringen. Hr. Prof. Wernsdorf, ein eben so großer Kenner des griechischen Alterthums, als andre Lobredner desselben, ist so ehrlich, daß er uns auch die schlimme Seite der athenienſischen Art zu studiren gewiesen hat; die uns gewiß keine Lust machen wird, unter so ungezogenen Lehrern und Zuhörern gelebet zu haben.

Im Anfange redet der Hr. Verfasser so. Es hat in den ältesten Zeiten in Griechenland Lehrer der freyen Künste, und Schüler derselben; Schulen und gewisse Schulgebräuche gegeben. Wer aber dieselben mit den unsrigen für einerley halten wollte, würde sich sehr betrügen. Bey den Griechen ward niemand gefunden, der NB. auf Veranstaltung der Oberkeit öffentlich gelehret hätte. Ein jeder, der sich seiner Kunst bewußt war, warf sich zum Lehrer auf, u. hoffte Zuhörer zu bekommen. Den Lehrern gab man keine öffentliche Besoldungen, und die meisten bekamen auch von ihren Lehrlingen nichts. Es war kein gewisses Schulgebäud; sondern ein jeder machte es, wie er konnte, und wohin ihn ein Zufall führte. Man philosophirte oft in öffentlichen Hallen, auf Spaziergängen, in Gärten, auf dem Markte, und bey Gastmahlen. Gesetzte Stunden zum Lehren gab es auch nicht, und alles richtete sich nach den Umständen, und nach der Weitläuftigkeit der

Ma-

Materien. Ja ein Lehrer hatte nicht einmal vor seinen Schülern einen festgestellten Rang, oder einiges andres Ansehen, als was ihm etwa sein Alter oder seine Wissenschaft gab.

Auch unter den Lehrern selbst, deren es viele und mancherley gab, war keine Verbindung, oder Geselligkeit eingeführet. Ein jeder hatte seine eigene Schule und Bücher; und jeder Schüler seinen eigenen Lehrer, der es ihm nicht freystellte, auch andre zu hören. Endlich studirte man auch nicht einmal, um sich zu Aemtern und Verwaltungen im gemeinen Wesen geschickt zu machen; sondern zur Lust, und sich den Kopf ein wenig aufzuräumen.

So weit Hr Prof. Wernsdorf. Und wie gefällt diese Art zu studiren uns, die wir so glücklich sind, einer weit bessern genossen zu haben, und zu genießen? In Wahrheit, wenn das der große Flor der Wissenschaften zu Athen gewesen: so haben wir nicht Ursache, uns dahin zu sehnen. Aber wir werden noch mehr hören, wie Hr. Prof. Wernsdorf dieselbe beleuchtet hat. Er zeiget im folgenden, daß allererst im XIII. Jahrhunderte, d. i. mitten in den sogenannten barbarischen Zeiten, die Anstalt gemachet worden, viele Gelehrte in eine Verbindung zu bringen, oder eine Facultät zu stiften. Und was die niedrigen Schulen betrifft, so ist solches allererst im XV. Jahunderte durch den **Rudolph Agricola**, nachgeahmet worden; daß nämlich die Schüler von vielen Lehrern zugleich etwas lernen könnten. Vor der Zeit hatte jeder Lehrer seine besondern Schüler, und diese hatten nur einen einzi-

gen

gen Lehrer; wo nicht dieser irgend in Krankheiten, oder Reisen sich selbst einen Verweser setzte; wie Libanius sich des Callipius, und einige andre wieder anderer Hülfe bedienet. Wer zu Athen die Beredsamkeit lernen wollte, gieng entweder zum Protagoras, oder zum Hippias, Prodicus, oder Gorgias; aber zu einem allein. Wer die Philosophie studirete, gieng entweder zu dem Xenokrates in die Akademie, oder in die Halle zum Zeno, oder zum Diogenes in die Cynosarge, oder in Epikurs Garten. Wer in eine andre Schule gieng, oder den Lehrer lobte, ward für einen Ueberläufer gehalten. Gab es ja einige, die solches thaten: so geschah es entweder nicht eher, als bis sie dem alten Lehrer Abschied gegeben, oder ihn verlohren hatten. So hat der kittieische Zeno, nach dem Krates, den Stilpo und Xenokrates zwanzig Jahre gehöret; und Plato, nach des Sokrates Tode, bey den Pythagoräern studiret. Aeschines und Xenophon aber werden gelobet, daß sie demselben ganz allein zugethan geblieben.

Unter den römischen Kaisern mußten zwar durch ihre Freygebigkeit viele Weltweisen zugleich lehren; und die Stadt Athen hatte viele Lehrstühle der Redner gestiftet; so daß es frey stund, viele zu hören: allein gleichwohl geschah es nicht; außer etwa in öffentlichen Schaubühnen, wo die Fremden und der Pöbel sie hörete. Daher können Philostratus und Eunapius in dem Leben der Sophisten allemal sagen, wessen Lehrling ein jeder gewesen. So bequem nun das in gewisser Absicht war, daß junge

Leute

Leute im Anfange durch die verſchiedenen Lehrarten nicht irre wurden: ſo entſtunden doch weit größere Unbequemlichkeiten daraus. Denn erſtlich ward die Jugend ſehr ſektiriſch, und gewohnt, auf ihres Lehrers Worte zu ſchwören; nichts ſelbſt zu unterſuchen, und alſo oft die Wahrheit zu verfehlen. Es entſtunden Rotten und Verbitterungen; man verſtund die Bücher nicht, die nach einer andern Lehrart geſchrieben waren: des Stolzes und der eiteln Einbildung zu geſchweigen, daß ein jeder glaubte, recht gelehrt zu ſeyn, wenn er das nur treulich auswendig wußte, was er von ſeinem allwiſſenden Meiſter gelernet hatte. Sehen wir doch heute zu Tage noch eben dergleichen Thorheiten! Und wieviel Zeit gehörte nicht dazu, wenn man alles von einem lernen wollte?

Nun zeiget der Hr. Verfaſſer, was für ein übelgeſitteter Rottengeiſt unter den Studenten eben dadurch gebildet und genähret worden. Giebt es gleich ältere und neuere Beyſpiele davon in Menge; ſo iſt es doch ſonderlich im IV. Jahrhunderte ſehr in die Augen gefallen. Schon Plato und Xenokrates ſahen es mit ſcheelen Augen an, daß Ariſtoteles mit Beyfalle lehrete. Und warum ſpotteten wohl die Thraſymacher über den Sokrates; als daß die Jugend von ihm abwendig gemachet werden ſollte? wie Himerius verſichert, u. ſ. w. Eben ſo machten es die Sophiſten zu Athen, und in andern Städten, welche die Jugend zum Advocatenhandwerke, durch die Beredſamkeit vorbereiteten. Sie konnten keinen Lehrer neben ſich leiden, ſondern läſter-

Wir entſinnen uns nicht dieſes Werk in den annalibus Typographicis des ſo fleißigen Herren *Maittaire* angemerkt gefunden zu haben; weder in ihrer erſten, noch andern Auflage, von welcher letzteren erſt kürzlich die zwey erſten Theile von neuem gedruckt worden ſind. So iſt es uns auch in andern Bücher-Verzeichniſſen der anſehnlichſten Bibliotheken nicht unter die Augen gekommen; woraus wir vielleicht nicht unbillig ſchlieſſen, daß es etwas ſelten ſeyn müſſe.

Von dem Namen, Stand und Aufenthalt des Verfaſſers, haben wir gar keine Spur darinnen wahrgenommen; es ſchadet uns auch dieſe Unwiſſenheit wohl im geringſten nichts. Vermuthlich und am wahrſcheinlichſten iſt er irgend in Schwaben, ein Canzelliſt, Schreiber oder deutſcher Schulmeiſter geweſen, wie ſeine Rechtſchreibung anzeiget; da er z. E. beſtändig ſetzet: volgent, ſchreibent, mügent, an ſtatt: ihr folget, ihr ſchreibet, ihr möget, und ſie folgen, ſie ſchreiben, ſie mögen; welche Gewohnheit ein t am Ende der andern und dritten Perſon der mehrern Zahl in den Zeitwörtern anzuflicken, noch bis auf den heutigen Tag in Schwaben gemein iſt. So viel iſt in deſſen gewiß, daß in den nachfolgenden Zeiten unſere Landsleute keines weges ſaumſelig geweſen, Anleitungen zu deutſchen Briefen nach ihrer Art an das Licht zu ſtellen. Es iſt uns ein güldin Epiſtelbüchlein, dergleichen nit geſehen worden, bey der Hand, verfaßt durch Henricum Fabri vonn Höningen, Teutſchen Schulmeiſtern zu Haußberg, und gedrukt zu Cöln im Jahr 1565. in 8. deſſen Verfaſſer ſich über die Menge der täglich heraus kommenden Schriften ſolcher Art in der Vorrede

unge-

läſterten, ſpotteten und höhneten einander aufs bitterſte, und hetzten ihre Studenten ſo lange auf, bis ſie den andern ihre Zuhörer abſpänſtig machten, den öffentlichen Hörſaal belagerten, die Thüre beſetzten, keinen andern Redner hineinließen, ja oft einander ein Treffen lieferten. So beſchreibt Eunapius uns ihre Sitten, auch ſeinen eigenen Lehrer Prohäreſius nicht ausgenommen. Libanius ſchmählet oft über die Aeltern, die ihre Söhne nach Rom, oder nach Alexandria, oder nach Athen ſchickten, um Latein, oder die Beredſamkeit, oder die Weltweisheit lernen zu laſſen; nicht aber zu ihm nach Antiochien in die Lehre gäben. Auch ſelbſt Himerius, von dem wenig gedruckt, aber weit mehr aus vaticaniſchen und bodlejaniſchen Mſpten, in des Herrn Pr. W. Händen iſt, giebt viele Merkmaale dieſer ſophiſtiſchen Lebensart; wie die IV. XIII. XXII. und IX. auch XXXIII. und XXXIV. R. zeigen. Ja er giebt ausdrücklich dieſe Schulregel: Fleuch die gemeinen Hörſäle, und überlaß dich dem beſſern Lehrer! Creſollius hat alſo mit Rechte gelehret, daß dieſe Sophiſten es für keine Schande gehalten, ſich ſelbſt aufs unverſchämteſte zu loben, und alles neben ſich zu verachten. Libanius hat ſich gerühmet, er habe die ihm vom Kaiſer angebotene Præfecturam honorariam verworfen; ob ſie gleich nächſt dem Kaiſer die vornehmſte war: weil er glaubte, ein Sophiſt ſey ſchon etwas vornehmers. Himerius hat eben das geglaubet. Eben darum nannten ſie ihre Hörſäle, ihre Königshäuſer, Muſentempel

u. d. g. Und aus eben dieser Quelle flossen die Schmäucheleyen gegen die Jugend, womit sie dieselbe in den Grund verderbten. Sie sahen ihr allen Muthwillen durch die Finger, wie Himerius und Libanius gestehen; und das bloß aus Furcht, sie möchten zu den Antisophisten übergehen.

War es nun wohl ein Wunder, daß solche Lehrer auch solche Schüler zogen? In Athen war alles voller Schlägereyen und Händeln: so daß die Oberkeit mit Prügeln und Beilen Frieden machen mußte. Denn die verschiedenen Rotten junger Leute, wurden oft mit einander handgemein, schleppten die Zuhörer der andern fort, jagten die Lehrer aus den Schulen, prügelten die Sophisten und ihre Schüler, ja tödteten sie wohl gar. Dieß führet der Herr Verfasser deutlicher aus, da Cresollius es fast ganz übergangen hat.

Eunapius erzählet, wie es ihm gegangen, als er studirens halber nach Athen gekommen. Als sein Schiff im Hafen angekommen, waren gleich beym Aussteigen, gleichsam etliche Schildwachten ausgestellet, die für verschiedene Schulen, Studenten anwerben wollten. Der Schiffer war ein Athenienser, und betrog dieselben, indem er alle seine Jünglinge bey Nacht, ob gleich Eunapius am Fieber krank war, zum Prohäresius führte, und diesen Greis mit dieser Menge von Studenten erfreuete. Einige darunter waren stark von Leibe, und sollten mit ihren Fäusten des Lehrers Ehre vertheidigen; einige waren reich und sollten durch ihren Beutel helfen. Das ganze Haus des Sophisten ward voller Freuden über diesen Zuwachs. Einige alte Bursche

ſche dieſer Renomiſten, führten die neuen Ankömmlinge in ein Bad, um ſie einzuweihen, welches mit vielem Spaß, Geſchrey und Lachen geſchah. Das war nun gleichſam ein attiſcher Penalismus. Sie wurden für ihr Geld tractiret, geſchimpfet, verſpottet, grob und höflich durch einander über den Markt ins Bad geführet, in welches ſich vorher etliche der älteſten begeben hatten; die zum Scheine das Bad zuhielten, ſo daß die andern mit poltern und ſtürmen es gleichſam erbrechen, und mit Gewalt eindringen mußten. Nun ward Frieden gemachet, und der Neuling gebadet, und für einen Mitbruder erkannt. Es ward ihm ein Mantel, gleichſam als ein Studentenkleid umgeworfen. Nun führeten ſie ihn im Triumphe nach Hauſe.

Als der Sophiſt Julian geſtorben war, und viel neue Sophiſten gemachet worden, deren einige verachtet waren, andre Zulauf hatten: ſo heißt es beym Eunapius: daß dieſe nicht nur ganz Athen, ſondern alle Provinzen des römiſchen Reiches getheilet und an ſich gezogen. Denn die Syrer und andre Völker des Orients wären zum Epiphanius, die Araber zum Diophantus, die Aegypter, Pontus und ganz klein Aſien zum Prohäreſius gekommen. Sie hätten alſo gleichſam nicht um das Lob der Beredſamkeit, ſondern um den Beyfall der Völker, wegen ihrer Beredſamkeit geſtritten. Da aber der letzte der Anſehnlichſte und Vortrefflichſte geweſen: ſo hätten die andern den Statthalter von Griechenland gewonnen, und den Prohäreſius aus der Stadt vertrieben; ſo daß ſie das Reich der Beredſamkeit

allein behalten, bis durch die Gunst eines neuen Statthalters derselbe wieder gekommen. Die Bewegung der Stadt und der Jünglinge, heißt es, sey damals so groß gewesen, daß es geschienen: Athen hätte seine alten bürgerlichen Kriege wieder hervor gesuchet, und seine Freyheit wider Tyrannen behaupten wollen. Es unterstund sich damals kein Sophist in öffentlichen Hörsälen aufzutreten; sondern blieb mit seinem Anhange zu Hause, und redete ihm allein vor.

Hier verbessert der Hr. Pr. W. verschiedene griechische Schriftsteller sehr glücklich, und zeiget seine Stärke im Griechischen. Noch einen Beweis des attischen Muthwillens aus dem Gregor. von Nazianz wollen wir doch mitnehmen. Dieser schreibt: die Jünglinge zu Athen, und zwar nicht nur die aus dem Pöbel entsprossenen, sondern auch die edelsten, hängen ihren Sophisten auf eine recht ausgelassene und närrische Art an. Wie nun beym Pferderennen, die Liebhaber zu springen, zu schreyen und den Sand in die Luft zu werfen pflegen, ja sitzend fahren, in der Luft fechten, und mit Händen als mit Peitschen die Pferde schlagen, ob sie gleich nichts davon können: so sind jene gegen ihre Lehrer, und die Antisophisten erhitzt, und bemühen sich, jener Zulauf und Vermögen zu mehren. Denn es ist recht abgeschmackt und wundersam, wie sie die Wege, Flecken, Häfen, Bergspitzen, Felder und Gränzörter, ja ganz Attica und alle benachbarte Provinzen besetzen, und aller Einwohner Gemüther in Parteyen spalten. Sobald

alſo ein neuer Student ankömmt, und einer Rotte in die Hände fällt: ſo muß er, er mag wollen, oder nicht, ſich ins Bad ſchleppen, und ſich von ſeinen Cammeraden einweihen laſſen.

Eben dergleichen findet man beym **Damaſius**; daraus Photius etwas aufbehalten. Wir können aber unmöglich alles ſchöne aus dieſer Diſſert. mitnehmen. Wir übergehen viele Prügeleyen u. Ungezogenheiten auf öffentlichen Straßen; dabey oft auch die Sophiſten ſelbſt ihren Theil bekommen, die es aber mit Groſsmuth verſchmerzet. Sind das nun nicht Doctores humaniorum litterarum, und juvenes humaniſſimi geweſen! Sind das nicht Muſter, denen man heute zu Tage mit Ehren folgen kann? Und wollte Gott, daß es nicht noch auf Univerſitäten hier, und dort, eben ſolche Rottengeiſter, Werber und Sectenbrüder in allen Facultäten geben möchte!

— — Rides? mutato nomine de Te
Fabula narratur.

VI.

Auszug eines Schreibens aus Petersburg, von dem daſigen Flore der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Man kann wohl ohne Schmäucheley ſagen, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte unter

der glücklichen und ruhmvollen Regierung Ihrer Majestät der Kaiserinn Elisabeth, schon große Schritte gethan, und von Jahre zu Jahre noch größere machen. Ich habe davon durch Gelegenheit und meine eigene Erfahrung kurze Memoires pour servir à l'Histoire des beaux Arts en Russie zusammengetragen, die von der Zeit Peters des Großen bis auf den heutigen Tag gehen. Sollten diese einmal zum Vorscheine kommen, so wird man sich wundern, wie hoch dieselben in so kurzer Zeit gestiegen. Eine rußische Sprachlehre hat der Rath Lomonosoff vor drey Jahren zum erstenmale allhier drucken lassen. Die ist bereits vergriffen, und soll nächstens wieder aufgeleget werden. Gegenwärtig wird sie auch ins Deutsche übersetzet, um den Auswärtigen theils einen Begriff von der rußischen Sprache zu machen, theils Anleitung zu ihrer Erlernung zu geben. Eine Redekunst in rußischer Sprache ist schon vorher von demselben zum Vorscheine gekommen. Seine Reden, Gelegenheits- und Theatralgedichte sind neulich bey der Universität zu Moskau in zwey Quartanten zusammengedruckt worden.

Der Hr. Brigadier Sumarokoff giebt alle Monathe etwas von seiner Muse in die rußische Monathsschrift. Er ist seit Jahr und Tagen zum Director der rußischen Schaubühne ernannt, auf welcher den ganzen Winter über alle Donnerstage Trauer- und Lustspiele mit ziemlichem Beyfalle aufgeführet werden. Erst vor kurzem hat ein junger Knäs, oder Fürst, Cheremsky, in Moskau ein

von

von ihm verfertigtes Trauerspiel, die venetianische Nonne genannt, drucken lassen. Man lobet die Einrichtung und noch mehr die Reinlichkeit seiner Verse.

Kaiserl. Akademien der schönen Künste haben wir nun schon zwo. Die eine unter meiner Aufsicht bey der hiesigen Akademie der Wissenschaften. Die andere bey der moskowitischen Universität; noch aber auch allhier, durch die ganz neue Errichtung und Sorgfalt Sr. Excell. des Hrn. Curators Kammerherrn Schuwaloff, der ein schönes Capital zu ihrer reichlichen Unterhaltung ausgefunden hat. Beyden fehlet es nicht an berühmten und geschickten Kunstmeistern, und einer Menge russischer Lehrlinge, die von ihnen unterrichtet, und durch ihre Kunstwerke zum besten Geschmacke in den Künsten angereizet werden. Zum Portraitmalen befindet sich allhier ein Graf Rotari aus Verona, ein Tocqui aus Paris, und viele andere, aber geringere. Zu historischen und Deckenstücken ein Valeriani aus Rom, ein Gradizzi aus Venedig, ein Lorrain und ein Deveilly aus Paris. Zu Gemälden der Schaubühne, ein Periginotti aus Venedig, ein Carboni aus Bologna ꝛc. ꝛc. Zum Kupferstechen ein Schmidt aus Berlin, und ein halb Dutzend geschickte Russen. Zur Baukunst ein italienischer Graf Rastrelli, ein Rinaldi aus Rom, und viel hiesige geschickte Baumeister. Zum Bildhauen ein Giller aus Paris, ein Dunker aus Wien, ein Roland aus Lion. Zum Wachs- und

Tonbilden ein Westerini aus Brüssel. Zum Stempelschneiden der Schaumünzen ein Dassier aus Genf, und ein Dubut aus Dresden. Zur Brüsseler Tapetenweberey ein Bourdain von den Gobelins zu Paris. Zu Feuerwerken ein Sarti aus Italien, und ein rußischer Oberfeuerwerker Martinoff. Ein vollständiges Chor italienischer Sänger und Sängerinnen, und so mancher Kunstmeister auf verschiedenen Instrumenten versieht die Hof- und Opermusik, unter zween berühmten Kapellmeistern, Araia aus Napoli, und Rutini aus Florenz, Sacchi, Belluzzi, Conti, Tolato, Tordo; und ihre Frauen sind die vortrefflichsten unter einer noch stärkern Anzahl Theatral- und Pantomimtänzer bey der italienischen Oper, und bey der französischen Hofschaubühne.

Alle diese Meister in schönen Künsten ziehen nicht nur eine Menge Lehrlinge hiesiger Nation zu, sondern brauchen viele derselben bereits als geschickte Untermeister und brauchbare Gehülfen. Dergleichen hat allein die Hofbildhauerey wenigstens 50 in täglicher Arbeit. Die akademische Zeichnungs- und Malerakademie ist Jahr aus und ein mit 34 bis 40 Lehrlingen von drey unterschiedenen Classen besetzet. Davon zieht die Kupferstecherey ihre Lehrlinge, deren in drey unterschiedenen Classen selten unter 20 angetroffen werden. Stein- und Stahlschneider, Poußirer, Modellirer und Bildschnitzer kommen auch daher, und haben immer ihre Classen besetzt. Dieß war auch schon die Absicht Peters

des

des Großen, mit allen verschriebenen Ausländern: und zu glücklicher Erfüllung leitet sie an dem prächtigen Hof der feine Geschmack und die leutselige Freygebigkeit seiner erhabensten Tochter, Elisabeth.

VII.

Historia Latinorum majoris nominis Poëtarum Specimen I. de M. Accio Plauto, & P. Terentio Afro. Auctore Josepho Antonio Rieger, oenipontano Tyrol. Vindob. ex Typograph. Kaliwodiana. 1757. in 8.

Dieses artige Werkchen würden wir längst erwähnet haben, da es so eigentlich zu unserm Felde der schönen Wissenschaften gehöret; wenn wir dessen eher theilhaftig geworden wären. Es ist die Arbeit eines jungen Liebhabers der Gelehrsamkeit, der damals kaum sein XVtes Jahr zurückgeleget hatte. So viele Hoffnung ein so früher Fleiß und Trieb zu den Wissenschaften von dem Hrn. Verfasser giebt: so wenig wird es ihm an Mitteln fehlen, da er ein würdiger Sohn des berühmten kaiserlich-königl. Rathes und Professors des Kirchenrechts, Hrn. Riegers, bey der wienerischen Universität, ist.

Das Werkchen ist der durchl. Fürstinn Maria Theresia, Herzoginn von Savoyen, geb. Fürstinn von Lichtenstein, als der großmüthigen

Stifterinn und Beschirmerinn, der sogenannten savoyischen und lichtensteinischen Akademie zugeeignet: in welcher der junge Hr. Verfasser eine Zeitlang studiret hat; und der diese Schrift mit zu Ehren gereichet. Wenn die Herren Piaristen viel solche geschickte Lehrjünger ziehen, werden sie sich unstreitig viel Ruhm erwerben. Wir kennen ihre guten Einrichtungen: und selbst die Verdienste einiger ihrer Lehrer zu Wien sind uns persönlich, und aus Briefen bekannt. Wir werden ihnen unser rühmliches Zeugniß niemals versagen.

Wir wissen es wohl, daß unsre Humanisten aus des sel. Fabrizens Bibliothera latina, und aus des sel. M. Müllers Abhandlung der lateinischen Schriftsteller, das meiste längst gewußt, was in diesem Werkchen vorkömmt. Doch sind gewiß auch hier verschiedene besondre Anmerkungen anzutreffen, die nicht einem jeden vorgekommen. An einem Orte, wo in öffentlichen und Privatbibliotheken ein so großer Vorrath von Büchern ist, als in Wien, haben dem Hrn. Verfasser viele Dinge vor die Hand kommen müssen, die man anderwärts nicht so leicht gefunden hätte. So findet man auf der 9. S. einen Brief Jos. Scaligers an Taubmannen, wie er den Plautus ans Licht stellen sollte. A. d. 10. S. wird ein Zeugniß des Bäyle angeführet, darinn er dem molierischen Amphitruo, vor dem plautischen den Vorzug giebt. Auf der 11ten S. wird angemerket, daß Plautus im Vorredner der Asinaria die lateinische Sprache, in An-

ungemein beſchweret, deren etliche als unnützig verwirft, etliche aber als ganz künſtlich und wolgeſtalt aufs beſte anpreiſet. Sonſt haben wir aus der Zuſammenhaltung gefunden, daß dieſer Fabri ſich unſern ungenannten Autor wohl zu Nutze gemachet habe.

Das ganze Buch beſtehet aus fünf beſondern Abſchnitten. Den erſten heißt der Verfaſſer rethorick; woraus man lernet miſſiven, des ſeind ſendbrief, machen, und wie man die pfligt zu ſchreiben. Der Vortrag iſt geſprächsweiſe zwiſchen einem Schüler, der fraget, und zwiſchen ſeinem Lehrmeiſter, der ihm antwortet, eingerichtet. Nachdem bald anfangs überhaupt gedacht worden, daß ordentlich ein Brief fünf Stücke oder Artikel (die der Autor auch ſünkel nennet) habe, welche Salutatio, Exordium, narratio, petitio und concluſio hieſſen, davon aber einer oder der ander iezuweilen wegbleiben könnte: So wird zugleich erinnert, daß allein die concluſio nicht ausgelaſſen werden dürfte; darumb das ſy ein ſach iſt der man nicht gerathen ſoll. Dann all ſachen die man redt oder ſchreibt ſöllen mit gütter Ordnung in ein recht endbeſchlieſſung kommen; Wann die red oder geſchrifft wurd ſtraffper.

In dem andern Abſchnitt ſeind begriffen ſynonima, die anczeigen manigerley Wörter, und wie wol die Wörter verkert (verändert) ſeind, ſo bedeutent ſie doch ein Mainung. Des Verfaſſers Abſicht dabey iſt, zu zeigen, wie man bey dem Briefſchreiben nicht immer bey einerley Leyer, Worten und Redensarten, auf eine verdrüßliche Weiſe,

Anſehung der griechiſchen, ſelbſt eine barbariſche Sprache genennet: es heißt:

Demophilus ſcripſit, Marcus vertit *barbare.*

wo Caſp. Barth angeführet wird. u. ſ. w.

Da der Hr. Verfaſſer auch die Ueberſetzungen der plautiniſchen und terenziſchen Stücke namhaft gemachet: ſo hat er ſich der kritiſchen Beyträge dazu fleißig bedienet. Durch Handbriefe an uns aber hat ers bedauret, daß er ſich nicht auch des nöthigen **Vorraths zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt**, ſchon bedienen können, um ſich noch von mehrern Dollmetſchungen eine Kenntniß zu erwerben. Sie kamen beyde zugleich heraus. Wir wünſchen bald eine Fortſetzung von andern claßiſchen Schriftſtellern zu ſehen.

VIII.

Des P. Laugiers, eines Jeſuiten, Verſuch in der Baukunſt, neue Ausgabe, genau überſehen, verbeſſert, und mit einem Wörterbuche der darinn befindlichen Kunſtwörter, ꝛc. ꝛc. vermehret. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet.

Frankfurt und Leipzig 1758. 8.

Dieß kleine Werkchen iſt nicht eine Anweiſung, oder ein kurzer Begriff der Baukunſt. Es iſt eine Beurtheilung und Beſtrafung vieler alten tief eingewurzelten Vorurtheile der Baumeiſter.

Die

Die erste Ausgabe davon kam 1753 zu Paris, unter dem Titel: Essai sur l'Architecture, heraus, und fand sogleich theils viel Beyfall, theils große Gegner. Und wie konnte es anders seyn? Wer mit einem philosophischen Geiste, der Vernunft und Natur herzhaft das Wort redet, der muß in allen freyen Künsten beydes finden. Er hatte solches vorhergesehen, und daher seinen Namen verschwiegen.

Die erste Untersuchung seines Versuches war voller ehrenrührigen Ausdrücke, aber ohne unumstößliche Gründe. Etwas bessers ließ Hr. Frezier, Gen. Dir. der brittischen Festungswerke 1754 in dem Mercure de France einrücken. Und da sich auch in den Kunstwörtern ein Misverstand einschleichen wollte, sah sich der Hr. Verfasser genöthiget, bey der neuen Ausgabe, nicht nur allerley Antworten, sondern auch ein kleines Wortregister von Kunstwörtern beyzufügen. Sie kam 1755 bey Düchenen in gr. 8. heraus.

Beyde Ausgaben haben in Deutschland das Glück gehabt, nachgeahmet zu werden. Die Uebersetzung der ersten kam vor ein Paar Jahren heraus, und gieng so gut ab, daß man auch die zweyte mit allen Vermehrungen und Verbesserungen im vorigen Jahre ans Licht stellen konnte. Und das ist für unsere deutschen Baumeister kein geringer Vortheil. Sie werden hieraus viel gesunde Begriffe von ihrer Kunst lernen, viel Vorurtheile aber erkennen und ablegen, viele Fehler ihrer Vorgänger vermeiden lernen: weswegen wir ihnen dieß Buch bestens empfehlen. Nach der Einleitung

fol-

folgen die allgemeinen Grundſätze der Baukunſt, im I. Hauptſt. deſſen 1. Art. von der Säule, der 2. von dem Gebälke, der 3. vom Giebeldache, der 4. von den Stockwerken, der 5. von Fenſtern und Thüren handelt. Das II. Hauptſt. redet von den Ordnungen in der Baukunſt, deſſen 1. Abſchnitt von dem handelt, was alle Ordnungen mit einander gemein haben, der 2. von der doriſchen, der 3. von der ioniſchen, der 4. von der korinthiſchen, der 5. von den zuſammengeſetzten, oder römiſchen Ordnungen, der 6. von den Arten, die Ordnungen auszuzieren, der 7. von denen Gebäuden, wo man keine Ordnung brauchet.

Das III. Hauptſt. enthält Betrachtungen über die Kunſt zu bauen, und zwar 1. von der Feſtigkeit, 2) von der Bequemlichkeit, 3) von dem Wohlſtande. Das IV. Hauptſt. von der Art, die Kirchen zu bauen. Das V. von den Zierrathen der Städte, und zwar 1) von den Zugängen der Städte, 2) von Eintheilung der Straßen, 3) von Verzierung der Gebäude. Das VI. Hauptſt. redet von Auszierung der Gärten: und in allen dieſen Stücken werden den Herren Pariſern und Franzoſen ſehr bittere Wahrheiten geſaget. Es iſt ja kein einziges öffentliches Gebäud bey ihnen, ohne die gröbſten Fehler. Paris hat ſchlechte Zugänge und Thore, ſchlechte Gaſſen, ſchlechte Gebäude, ſehr fehlerhafte Kirchen, und ſchlechte Märkte. Auch das Louvre, die Thuillerien, und Verſailles, mit allen ihren Wundern, ſind voll grober Fehler.

End.

Endlich folget die Antwort auf Hrn. Freziers Einwürfe, und das kleine Wörterbuch der Baukunſt, worinn alle franzöſiſche Kunſtwörter auf deutſch gegeben werden. Wir empfehlen dieß kleine Buch nochmals allen Liebhabern und Kunſtverſtändigen.

IX.

Spiegazione di due Antichiſſime Iscrizioni greche indirizzata al Reverendiſſ. Padre Anton Franc. Vezzoſi &c. da Odoardo Corſini, Ch. Reg. delle Scuole pie. In Roma 1756. Nella Stamperia di Giov. Zempel. in 4.

Der mit Recht ſo berühmte als gelehrte Pater Corſini, würdiger General des Piariſten-Ordens, hat in dieſer artigen Abhandlung eine neue Probe ſeiner Einſicht in die alte griechiſche Litteratur gegeben. Nach kurzer Erwähnung der berühmteſten alten griechiſchen Aufſchriften, die Tournefort, Montfaucon, Maffei, Spon, Nointel, Bimard, Caylus, u. a. m. ans Licht geſtellet: ſaget er, daß gleichwohl die geringe Anzahl ſolcher Ueberreſte des Alterthumes, auch folgende beyde Stücke merkwürdig machten; die er zu Venedig in dem Cabinette des Senators Nani, eines groſſen Liebhabers ſolcher Dinge, angetroffen.

Die

Die erſte iſt in die Streifen einer Säule von pariſchem Marmor gegraben, die vier Schuhe und ſieben Zolle hoch iſt, zween Fuß und vier Zolle im Umfange hat; unten aber am Fußgeſtelle noch vier Zolle dicker iſt. Man hat ſie auf der Inſel Milo, die vorzeiten Melos geheißen, gefunden und nach Venedig gebracht. Sie iſt zwar in der Mitte zerbrochen, aber der Bruch hat nur einen Buchſtab getrennet, den man leicht ergänzen kann.

Die zweyte ſieht man auf dreyen Seiten eines Poſtements eines kleinen Schnitzbildes, und iſt ſchon 1732 vom Marq. Maffei in ſeine Verona illuſtrata eingerücket worden. Herr Hier. Franc. Zanetti, ein venetianiſcher Gelehrter, hat gleichfalls beyde ſchon ans Licht geſtellet; und die erſte, als die ſchönſte und ſchwerſte zu erklären verſuchet: doch ſo, daß er auch andrer Gedanken davon zu leſen gewünſchet.

Der Herr Abt **Corſini** geſteht, daß die Erklärung des Herrn Zanetti ganz gut ſeyn würde, wenn ſeine Art zu leſen die rechte wäre: Weil aber die größte Schwierigkeit der alten Aufſchriften im Leſen derſelben beſteht: ſo glaubet er, dieſe müſſe ganz anders geleſen, folglich auch anders erkläret werden. Von dreyzehn Worten aber, daraus ſie beſteht, habe der berühmte Mann nur zwey, nämlich das ſiebente ΑΓΑΛΜΑ, und das neunte ΓΑΡ recht herausgebracht. So ſchön deutlich haben die älteſten Griechen geſchrieben!

Die

Die ſchweren Buchſtaben derſelben, die entweder von ungewiſſer Bedeutung, oder von ganz unbekannter Geſtalt ſind, ſind dieſe, ⅂, Γ, ⅂, H, V, M.

Der erſte gleicht einem hebr. Lamed, und muß ein I bedeuten, worinn er mit dem ſyriſchen und palmyreniſchen Alphabethe übereinkömmt. Der zweyte ſcheint zwar mit dem Γ übereinzukommen; aber er muß unſtreitig ein Π ſeyn. Der dritte iſt unſtreitig ein verkehrtes Γ der Griechen, faſt wie das hebräiſche Gimel, mit welchem auch das hetruriſche G übereinkömmt.

Der vierte Buchſtab H wird vom Hrn. Zanetti beſtändig für das griechiſche Ἦτα H, oder lange Ε geleſen; außer im ſiebenten Worte, wo er ihn für ein N lieſt. Gleichwohl muß ſelbiger durchgehends, weder einen Selbſtlaut noch Mitlauter, ſondern einen bloßen Hauch bedeuten. In der That findet man auf allen Aufſchriften, die vor der XCIV. Olympiade gegraben worden, in welcher die beyden langen Buchſtaben H und Ω zu Athen eingeführet worden, das H nicht als einen Buchſtab, ſondern als einen Hauch, oder als ein ϧ. Daher ſaget Priſcian, daß dieſes Zeichen bey Griechen und Lateinern allezeit ein Zeichen des Hauches geweſen; welches auch die ſigäiſche Aufſchrift beſtätiget: z. E. ΕΝ ΤΕΙ ΗΟΔΟΙ, ΕΝ ΤΟΙ ΗΕΡΟΔΟΥ ΑΓΡΟΙ. für εν τη ὁδω, εν τω Ηερόδου αγρω.

Was das zehnte und dreyzehnte Wort betrifft, ſo ſchlägt dieß H ein wenig aus der Art, weil der Mittelſtrich nicht horizontal, ſondern nach der Linken abhängig iſt. Deswegen aber kann es noch kein N ſeyn,

ſeyn, deſſen Mittelſtrich beſtändig von der Spitze des rechten, zum Fuße des linken Striches geht. Der Buchſtab V muß nothwendig ein Υ bedeuten: weil man ihn auch in andern griechiſchen und römiſchen Denkmälern ſo findet. Der letzte Buchſtab M kömmt wohl ſiebenmal in dieſer kurzen Aufſchrift vor, und Hr. Zanetti hat ihn immer für ein Mi genommen. Allein es iſt faſt aus allen Wörtern klar, daß es ein Σ ſeyn ſoll: wie aus dem Worte ΠΟΛΥΚΡΑΤΕΣ zu erſehen iſt; wo der letzte Buchſtab gleichſam umgeworfen erſcheint. Dieſe ſeltene Schreibart nun zeiget den Urſprung des griechiſchen Alphabeths aus dem alten ſyriſchen oder ſamaritaniſchen, worinn das Schin, wie ein umgekehrtes M, (W) gemachet iſt. So haben denn alle dieſe drey Züge W, M, und Σ, gleichwohl einerley Kraft, eines S.

Dieß wird noch klärer, wenn man bemerket, daß im vierten Worte das M gleich nach dem K ſteht; und dieſe beyden Buchſtaben mit dem doppelten Buchſtab Ξ gleichviel bedeuten. In der That ſoll zwar Palamedes die vier Buchſtaben Θ, Ξ, Φ, und X erfunden haben, aber ſie ſind zu Athen ziemlich ſpät eingeführet worden, und die Aeolier haben ſie gar nicht angenommen. Denn bey ihnen ſchrieb man ΚΣΕΝΟΣ. für ΞΕΝΟΣ, und ΙΕΡΑΚΣ, für ΙΕΡΑΞ. Daher iſt auch das lateiniſche X ſehr ſpät aufgekommen; nachdem die Alten dafür CS gebrauchet hatten: wie denn auch Quintilian ſelbiges im Lateine nicht für nöthig hält; und man es gar

noch zu Auguſts Zeiten für ein bloßes C gebrauchet findet. MAXSVMVS, VXSOR.

Wir können uns nicht auf alles einlaſſen; und eilen unſern Leſern die Aufſchrift ſelbſt vor Augen zu legen. Hr. Zanetti las ſie ſo:

ΓΑΙ ΔΙΟΝ ΕΚ ΓΗΣ ΑΝΤΙΔΕΚΟΜΑΙ ΤΟΔ' ΑΜ' ΕΝ
ΓΗ ΕΜ ΑΓΑΛΜΑ
ΜΟΙ ΓΑΡ ΕΤΕΤΚΝΟΜΕΝΟΜ ΤΟ, ΤΕΤΕΛ' ΕΜ
ΜΕΤΡΟ ΓΗΟΝ.

D. i.

Tellus divinum ex terra recipio hoc ſimul in terra
mei monumentum
Mihi enim fabrefactum perfeci in menſura terrenum.

Hergegen lieſt Hr. Abt Corſini zuförderſt nach alter Art zu buchſtabiren ſo:

ΠΑΙ ΔΙΟΣ ΕΚΠΗΑΝΤΟΙ ΔΕΚΣΑΙ ΤΟΛ ΑΜΕΝΠΙΕΣ
ΑΓΑΛΜΑ
ΣΟΙ ΓΑΡ ΕΠΕΤΚΗΟΜΕΝΟΣ ΤΟΝΤΕ ΤΕΛΕΣΣΕ
ΤΡΟΠΗΟΝ.

Wenn man hier nun die doppelten und aſpirirten Mitlauter, nebſt dem langen Ω anſtatt des OI, an die gehörigen Stellen ſetzet: ſo kömmt folgendes heraus.

ΠΑΙ ΔΙΟΣ ΕΚΦΑΝΤΩ ΔΕΞΑΙ ΤΟΛ ΑΜΕΜΦΕΣ
ΑΓΑΛΜΑ
ΣΟΙ ΓΑΡ ΕΠΕΤΧΟΜΕΝΟΣ ΤΟΝΤΕ ΤΕΛΕΣΣΕ
ΤΡΟΦΟΝ.

D. i.

Fili Jovis! ab Ecphanto ſuſcipe hoc irreprehenſibile
monumentum;
Tibi enim ſupplicans *tuum* abſolvit Nutritorem.

Die

Die Gelehrten werden aus Gegeneinanderhaltung dieſer beyden Leſearten und Auslegungen leicht ſehen, welche die beſte iſt: und wir zweifeln keinesweges, daß des Hrn. Abts Corſini ſeine unendlich vorzuziehen ſey. Wir konnen uns bey dem übrigen nicht aufhalten, was er ſehr gelehrt hinzugeſetzet hat. Nur die zweyte Aufſchrift wollen wir noch melden, die nur aus einer Zeile beſteht, und weniger Schwierigkeiten hat. Sie heißt:

ΠΟΛΥΚΡΑΤΕΣ ΑΝΕΘΕΚΕ.

Wir wollen in einem der künftigen Monathe, die Aufſchriften ſelbſt in Kupfer geſtochen liefern.

X.

Larmes verſées ſur le Tombeau de Madame la Baronne *d'Oberg*, née Baronne *d'Aleſeld*, Dame de Schwiechel, et de Drackenbourg decedée le 13. *Fevr.* 1759. à *Hambourg*.

Eine poetiſche Feder, deren Früchte wir bey aller Gelegenheit unſern Leſern angeprieſen haben, hat abermal ein Meiſterſtück ihrer reifern Jahre bekannt werden laſſen. Es iſt ſelbiges dem Andenken eines vortrefflichen Frauenzimmers gewidmet, welches durch kein dauerhafters Ehrenmaal der Nachwelt empfohlen werden konnte. Der berühmte Hr. Conferenzrath von Bar iſt es, der ſeiner vornehmen Freundinn Thränen und Lobſprüche geweihet:

und ſoviel wir aus den Regungen eines ſo ſcharfſinnigen Kenners großer Eigenſchaften ſchließen können, muß ſie beydes vollkommen verdienet haben. Wir nehmen keinen Anſtand, ſolche erhabene Gedanken, und ſo rührende Betrachtungen unſern Leſern mitzutheilen; um damit zu beweiſen, wie unbillig man zuweilen alle Leichengedichte verwirft. Große Dichter ſehen ſich in allen ihren Stücken ähnlich; ſo klein als dieſe auch ſind: ſo wie auch die große Zähe Herkuls einem Kenner wies, wem ſie gehöret hatte.

Quel Gouffre s'eſt ouvert, apres tant de Tempêtes?
Faut-il une Victime à la faulx de la Mort?
Il lui faut, juſte Ciel! la plus noble des Têtes,
Un Ornement du Nord.

L'Allemagne eſt en ſang, le fléau de la Guerre
N'y laiſſant à la Paix qu'un Azyle ſacré;
Et c'eſt là, Dieu puiſſant! et c'eſt là qu'on enterre
Ton Chef d'œuvre adoré.

Nous ne murmurons point contre la Providence,
Ses Decrets ſont pour nous auſſi ſaints, qu'abſolus;
Les pleurs que nous verſons, coulent dans l'innocence:
La digne *Oberg* n'eſt plus!

Que le Beau-Sexe pleure un illuſtre Modelle,
Dont le Renom invite à briller ſans defaut!
La chaſte *Oberg* veut, pour ſe rendre immortelle,
Dans les bras du Tres-Haut.

Tu

ſe, bleiben müſſe, ſondern dieſelbe nach Gefallen verändern, und mit gleichgültigen verwechſeln könne: Zu dieſem Ende hat er in acht vollen Blättern ein weitläuftiges Verzeichniß ſolcher *ſynonymorum rhetoricalium*, wie er ſie nennet, gegeben, davon wir hier nur ein paar Proben anführen wollen. z. E.

Als von wegen ſölicher Mißhellung, irrung, ſpen, veindſchafft, geprechen, zuſpruch, vrlög, kampf, krieg, zwange, raizung, uneinigkeit, auffſtöß, widerwärtikeit, widerſpenikeit, widerlegung, zwaihercziging, teilung, ſcheidung, widerſpruch, die ſich zwiſchen N und R gefügt ꝛc.

Imgleichen kömmt unter andern ein recht tröſtlicher formalari jemand zu ſchimpffen vor:

O du grober, harttſinniger, rüdiſcher, eßliſcher, waldeßliſcher, gebeuriſcher, groblicher, unbrauchſamer, untätiger, vilzeitiger baur, ackermann, baumann; begiertger, geyczіger, giriger, genaer, unſättiger, ungenugſamer, luſtiger, fraßlicher; oder,

O du häßlicher, boshaffriger, böſer, ſtrenger, unzäunlicher, grauſamlicher, erſchreckeliicher, unwiltſamer, taubiger, freißlicher, unmenſchlicher menſch.

Das Lob klingt aus dieſem Tone:

O wie gar ein ſchönes, gerades, wolgeſchiktes, wolgeformiertes, volkündiges, kunſtreiches, ſtolczes, wolgeſtaltes, ſchönes, freundliches, wolgefälliges, liepliches, wolbegirliches, minikliches, freudenreiches, eynbrinſtiges, wol-

luſti-

Tu pleures, tendre Epoux! l'Epouſe la plus tendre,
Le Nœud de ton Bonheur s'eſt enfin delié:
Songe, qu'au Saint des Saints, triſte Ami! tu dois rendre
Le tréſor confié.

Vous nagés, chers Enfans! en des Larmes amères,
Vos pleurs ſont naturels, encor plus raiſonnés:
Il vous reſte, en pleurant la meilleure des Meres,
L'honneur d'en eſtre nés.

Pourrois-je, quand je ſuis moi même inconſolable,
Pourrois-je conſoler tant de Cœurs dans le deuil?
Où ſuis-je, aimable *Oberg*! mon oracle adorable!
Au pieds de ton cercueil?

Durant quatorze hivers, la Peur de te pourſuivre
Souvent à tes beaux yeux, fit gemir ma douleur:
Je pleure enfin, je pleure, et n'oſe point te ſuivre,
La perte de ma peur.

Oh! que ne perds-je point! je perds l'Amie intime,
Dont la haute amitié ne pût qu'enorgueillir.
De la ſolide *Oberg* gagner la ſainte Eſtime,
C'étoit là s'ennoblir.

Ses charmes, ſa beauté, ſes graces, ſa preſtance,
Recevoient nôtre Encens, toujours à ſon inſçû.
L'amour, qu'Elle inſpiroit, étoit dès ſa naiſſance,
L'amour de la vertu.

Allemande, Françoiſe, Angloiſe, Italienne,
Elle ornoit ſon Eſprit franc de preventions.
Elle auroit pû regler, moderne ainſi qu'ancienne,
Le Gout des Nations.

Chretienne et Philoſophe, elle eût, quel avantage!
Le Don de plaire au monde, et n'en eut jamais l'art;
Elle eut toujours le cœur, ainſi que le viſage,
Sans taches, & ſans fard.

Defions l'œil perçant de la mordante Envie,
De trouver en ſes jours un inſtant imparfait.
La verité pour peindre une femme accomplie,
Nous ſera ſon portrait.

L'auſtere verité doit en elle encor peindre
Le courage viril, l'Heroïſme moral:
La genereuſe *Oberg* ne laiſſa point éteindre,
Son caractère égal.

Du bonheur des Elûs uniquement jalouſe,
Reſignée à ſouffrir, contente d'expirer,
Du Sauveur des Humains elle eſt la ſainte Epouſe,
Ceſſons de la pleurer.

Le Ciel s'eſt enrichi de l'Ame la plus belle,
Pour la recompenſer, et non pour nous punir.
Le ciel eſt juſte, il offre une place auprès d'elle,
A qui ſait bien finir.

Jouïs

Jouïs, celeſte *Oberg*! dans l'eternelle gloire
Jouïs de tes vertus, et de ta pieté.
Le Nord, de cœur en cœur, portera ton hiſtoire,
A la poſterité.

XI.

Kurzer aber doch zulänglicher Auszug aus dem Plane, zur vortheilhaften Verbindung des vernünftigen Theils des menſchlichen Geſchlechtes, oder der allgemeinen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und der Tugend ꝛc. ꝛc. von Georg Schaden, königl. dän. Ober- und Landger. Adv. in Schlesw. und Hollſt. zu Altona, und beſt. Secr. der Geſellſch. 5 Bogen in 4.

Dieſe Geſellſchaft hat man der von der kön. Akad. der Wiſſenſch. zu Berlin 1747. aufgeworfenen Frage zu danken: ob es auch wirklich einfache Dinge gebe? Und wenn deren Daſeyn erwieſen werden könnte, wie dann die Mittheilung der Bewegung daraus herzuleiten ſtünde? Gewiſſe gelehrte Freunde nahmen dabey Gelegenheit, näher zuſammen zu treten, und eine allgemeine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Tugend zu ſtiften.

Die Wiſſenſchaft, aus dem Weſen und der wahren Beſchaffenheit der einfachen Subſtanzen, alle diejenigen Wirkungen und Erſcheinungen herzuleiten, welche bey Körpern, Seelen und Geiſtern in

der Welt wahrgenommen werden; und solches auf alle besondre Gegenstände, die auf das gemeine Wesen einen Einfluß haben, zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gehörig anzuwenden, wird in dieser Gesellschaft die höhere Weltweisheit genennet.

Wieviel Einfluß diese auf alle Wissenschaften habe, ist den neuern Weltweisen nicht unbekannt. Die Geisterlehre, Gottesgelahrheit, Naturlehre, Chymie und Mechanik, von denen alle Manufacturen und Künste abhangen, legen Zeugnisse davon ab; und das suchen die Schriften dieser Gesellschaft begreiflicher zu machen. Sie haben bey genauer Betrachtung der einfachesten Theile der Natur, Wahrheiten entdecket, die sie unendlich nutzbar befunden. Sie wollen diese zum Vortheile der Welt ausbreiten und mittheilen; und haben daher einen Entwurf gemachet, auf was für Bedingungen sie Mitglieder annehmen wollen.

Ohne Gesetze kann keine Gesellschaft bestehen: sie hat auch dergleichen; aber in geringer Anzahl. Diese sind sehr natürlich, einfach, und von allem Eigennutze frey. Die Wahrheiten gehören für fähige Seelen; von was für Geschlechte sie auch seyn mögen. Gelehrte, die der leibnitzischen oder neutonischen Philosophie kundig sind, werden ihnen angenehm seyn; doch fodert man, in Ermangelung derselben, nur eine gesunde Vernunft und ein redlich Herz, das Gott und Menschen liebet. Es kömmt also auf einen jeden an, ob er selbst ein Mitarbeiter,

ter, oder nur ein Ehrenglied der Gesellschaft werden will. Diese können sich damit begnügen, die Schriften der Gesellschaft zu lesen, und sich daraus zu erbauen; wenn sie nur sonst zur Absicht derselben, ihre ökonomischen Vortheile in Vermehrung der Mitglieder, und in Beförderung ihres Glückes das Ihrige beytragen.

Die Directeurs der Gesellschaft haben den bey Hamburg in Altona sich aufhaltenden Oberlandgerichtsadvocaten, Hrn. Ge. Schaden, zu ihrem ersten Secretär ernannt, mit ihren zerstreuten Mitgliedern den Briefwechsel zu führen, den Druck ihrer Schriften zu besorgen, und neue Glieder aufzunehmen. Die bisherigen Schriften derselben sind folgende gewesen.

1) Nachricht von der Gesellschaft mit den Anhängen von 1753. und 1754. nebst der neuen Einrichtung von 1756.

2) Das erste Stück von der höhern Weltweisheit, voll tiefsinniger Betrachtungen, aus der tiefsten Metaphysik und Naturkunde.

3) Das zweyte Stück aus der höhern Weltweisheit, u. s. w.

4) Eine umständliche historische Nachricht vom Anfange, Wachsthume, Hindernisse und nunmehrigen Fortgange und Nutzen dieser, zur Ausbesserung der höhern Natur und Geisterlehre errichteten Gesellschaft, bis aufs 1757ste Jahr.

5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Naturlehre, oder zum dritten Stücke der höhern Weltweis-

weisheit, worinn der wahre Nutzen der Monadologie in der Naturlehre und Chymie gezeiget wird ꝛc.

Alle diese Schriften der Gesellschaft werden auf Verlangen, bey postfreyer Einsendung eines Specis Ducatens und Anzeige der Adresse zugesandt. Sie hängen alle zusammen, und werden allmählig ein System ausmachen.

Soviel können wir vorläufig von dieser Gesellschaft anzeigen, und bestens empfehlen. Soviel wir einsehen, besteht dieselbe aus gelehrten und tiefdenkenden Männern; die nicht allein redliche Absichten, sondern auch Kräfte haben, dieselben zu befördern. Die wahre Weltweisheit muß entweder auf diesem Wege zur Vollkommenheit gebracht werden; oder man wird diese niemals erreichen. Wir wünschen also, daß sich mehrere Liebhaber und Beförderer ihrer Absichten finden mögen. Vielleicht theilen wir künftig ausführlichere Nachrichten von ihren bisherigen Stücken der höhern Weltweisheit mit: welche uns bisher noch nicht zu Gesichte gekommen.

Auch die Schreibart dieser vor Augen liegenden Schriften ist so, wie sie rechtschaffenen Weltweisen anständig ist. Wahrheitliebe, und gute Gesinnungen gegen das menschliche Geschlecht, und das vollkommenste Wesen, führen darinn die Feder; und kein unzeitiger Witz, oder spitzfindiger Laßdünkel beflecket ihre Gedanken.

XII. De

XII.

De Homœoteleutis Germanorum poëticis, Auctore Ge. Andr. Willio, Com. Pal. Cæſ. Phil. et Pœſ. Prof. Ord. Altorfino.

1759. in 4.

Der berühmte Herr Prof. Will, zu Altorf, will ſich in die heutigen Zwiſtigkeiten wegen der deutſchen Reime nicht miſchen, viel weniger den Sieg davon tragen. Er bemerket zuerſt, daß man das Wort **Reime**, in den Wörterbüchern mit dem Rhythmus vermenget. Dieſer war bey den Alten ganz was muſikaliſches, und erwuchs aus der guten Verbindung der Theile eines Verſes. Er entſtund aus dem Sylbenmaaße, und dem Verhältniſſe der Füße. Aber die Reime ſind nur ein außerweſentlicher Zierrath eines Gedichtes.

Es folget die Erklärung der männlichen u. weiblichen **Reime**, die er aus des Agrippa occulta Philoſophia herleitet *). Das Wort Reime muß deutſches Urſprunges ſeyn; da es weder griechiſch noch lateiniſch iſt. Hier werden Hrn. Geh. Juſtizraths Gebauers, und **Wachters** Etymologien angeführet. Ob nun gleich die Reime von Barbarn erfunden worden, und den Barbarn gefallen haben: ſo ſind doch darum nicht alle Barbarn, denen der Reim gefällt: wie Herr Hofrath Gesner geſteht. Denn auch bey Griechen und Römern findet man dergleichen. Anakreon, Plautus, Ovidius, Propertius,

* Cap. VIII. Impar Numerus mas eſt, par vero femina.

vertius, Juvenal, Perſius, Silius u. a. m. machen welche. Und der Herr Verf. will nicht glauben, was Herr Prof. Gottſched ſaget, daß ſie dem Virgil von ungefähr bisweilen gelungen: weil er meynet, er habe ſie mehrers Nachdruckes halber mit Fleiß gemachet. Auch Nerons Verſe dünken ihm mit Fleiß gereimet zu ſeyn:

Torva mimallo*neis* | implerunt cornua bom*bis* |
Et raptum vitu*lo* | caput ablatura ſuber*bo*, |
Baſſa*ris*, | et lintrem Mœnas flexura corym*bis* |
Evion ingemin*at*, | reparabilis allo*nat* | Echo.

Die vornehmſten Gegner der Reime ſind Huet, Voſſius, Mareſius, Sluſius, Mylius, u. a. m. denen er viele große Männer entgegen ſetzet. Von jenen führet er eine Stelle des Voſſius an, der allen heutigen Sprachen die Reimeſucht zur Laſt leget; und fraget: was derſelbe ſagen würde, wenn er unſer heutiges Deutſchland mit Hexametern überſchwemmet ſehen ſollte? Vielleicht würde er bey vielen Wohlklang und Harmonie vermiſſen! Der Herr Verf. will ſie nicht alle verwerfen: wiewohl er viele Nachäffer für plusquam facetos et bardos hält, und ad ſervum pecus verweiſt. Daher billigt er Morhofs Urtheil nicht, der die ungereimten Verſe gegen die gereimten: mit einer Strohfiedel, gegen eine wohlgeſtimmte Geige vergleicht. Der Herr Verf. meynet: der gute Polyhiſtor habe es nicht gewußt, daß ſchon Conr. Gesner dergleichen gemachet. Aber vielleicht hat er ſie gar wohl gekannt, und ſie eben darum mit einer Strohfiedel verglichen. Und da hat er gewiß nicht unrecht gehabt.

Doch

Doch der Hr. Verf. meynet es mit den Reimen so übel nicht; vielmehr will er sie gegen jedermann vertheidigen. Er thut solches durch folgende Sätze. I.) Sind die gereimten Verse durch ihr Alterthum ehrwürdig. Denn weder die Araber, noch die leoninischen Verse haben die Deutschen reimen gelehret; sondern umgekehrt sind die letzten, Nachahmungen der deutschen Reime gewesen. II.) Die Reime machten ein Gedicht sinnlich vollkommner, und diese Vollkommenheit könne man nicht zu groß machen. III.) Es sey umsonst, daß man die Reime einer Monotonie beschuldiget, und einen Ekel davor bezeuget. Der Herameter habe ja auch seine Monotonie; da er am Ende allemal fünf gleiche Sylben fodert: die Reime fodern nur eine, oder zwo. IV.) Die Reime, weil sie eine Uebereinstimmung etlicher Sylben begehren, so wären sie schön. V.) Die Reime wären eine gewisse Ergänzung der metrischen Quantitäten. VI.) Die Reime bereicherten die dichterische Erfindung. VII.) Der Nutzen der Reime, in Erleichterung des Gedächtnisses sey auch nicht zu verachten. VIII.) Die Reime wären auch wegen der Ungelehrten und des Frauenzimmers nicht zu verachten.

Hier finden wir, daß der Hr. Verfasser glaubet, diejenigen, welche Hrn. Klopstocks Messias und Oden nicht lesen und nicht verstehen, die sagten es bloß wegen des Mangels der Reime. Darinn irret er sich aber sehr. Jemehr man des Wohlklangs der alten lateinischen Gedichte gewohnt ist, deslo

deſto weniger kann man ihn in gedachten Gedichten finden. Und die Dunkelheit kömmt gewiß nicht vom Mangel der Reime; ſonſt müßte der ganze Virgil und Ovid dunkel ſeyn.

Aus dieſem allen ſchließt er: daß ein ſonſt nach allen Regeln verfertigtes deutſches Gedicht deſto vollkommener ſey, wenn es gereimt iſt, und viel ſchöner, als ein ungereimtes. Hier lobet er des Hrn. Grafen und Ordensritters von Solms poetiſche und gereimte Ueberſetzung vom Horaz, nach Verdienſten. Er zeiget hernach, daß unſre Reime beſſer ſind, als die ſpaniſchen, italieniſchen und galliſchen; er will, daß dieſe Reime ihre Regeln haben, und nicht zu einer Marter des Witzes dienen ſollen; auch nicht zu Verderbung der Wörter Anlaß geben müſſen: wie er denn den bloßen Reimſchmieden gar nicht das Wort reden will.

XIII.

Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen des 1758ſten Jahres, aus verſchiedenen mittlern Städten.

	gebohren.	geſtorben.
Caſſel — —	495 —	935
Chemnitz — —	317 —	713
Budiſſin — —	295 —	663
Freyberg — —	267 —	667
	1374 —	2978

Gotha

luſtiges, ſubtiles, holdſäliges, reynes, züchtiges, woltätiges, gutwandelbares, wolkündiges, zartes, weibliches, tugentreiches, fürgeachtes, auſſerwöltes, wolgebürtes, wolgezogenes, lebliches, troſtliches, ſüßfreudenreiches, gerades, zierliches, hochgeſchäztes, fürgecrönetes, fürbintliches, allerliebſtes, herczliebſtes, überliebſtes Kind. Sind das nicht herzbrechende Worte die Gunſt eines Frauenzimmers zu erlangen?

Darauf volget zum dritten die titel aller ſtand geyſtlichs und weltliches, wie einem yeden gepürt nach ſeinen Würden zu ſchreiben und zu eren. Wir können nicht errathen, warum der Buchdrucker erſt hier angefangen hat, die Blätter mit den Zahlen nach der Ordnung, und zwar bis an das Ende hin, iedoch nur auf einer Seite, zu zeichnen; da er die vorhergehenden acht bis zehn Bogen gar nicht gezehlet hat: Doch daran iſt uns wenig gelegen. Überhaupt iſt dieſes ein Titular-Buch, welches aber, wie leichte zu erachten, heute zu Tage von gar keinem Gebrauch iſt. Wir haben noch ein anderes vor uns, mit dem Titel: Neu vollkommen Canzley und Titelbuch: Rhetoriſcher ieziger Canzleyiſcher Zierlichkeit ꝛc. gedruckt zu Frankfurt 1590 in octav, ſo ſchon ganz anders, doch nicht viel beſſer ausſiehet. Unſer Verfaſſer fügt darauf allerhand Anfangs- und Endsformeln von Briefen, Vorſchriften, von Erzehlungen, die er Narrietates nennet; ferner ſchöne Gleichnus, darunter er bloß Synonima verſtehet, und ſo dann etliche colores und exempla rethoricales mit hübſchen Beſchliſſungen und höflichem teutſchen von allen Reden ausgezogen,

	gebohren.		gestorben.
Uebertrag —	1374	—	2978
Gotha — —	265	—	488
Altenburg — —	242	—	397
Görlitz — —	215	—	450
Lauban — —	192	—	306
Löbau — —	187	—	284
Merſeburg — —	164	—	341
Eisleben — —	150	—	226
Eibenſtock — —	144	—	180
Meißen — —	145	—	162
Schneeberg — —	142	—	170
Johanngeorgenſtadt —	134	—	121
Döbeln — —	131	—	200
Annaberg — —	127	—	185
Glauchau — —	122	—	163
Lößnitz — —	120	—	145
Neuſtadt in Meißen —	112	—	156
Reichenbach — —	111	—	215
Sanct Afra bey Meißen —	109	—	109
Bernſtadt — —	108	—	143
Frankenberg — —	107	—	186
Erbisdorf — —	106	—	208
Dohna — —	104	—	196
Briesnitz — —	101	—	138
Zwickau — —	101	—	279
	4813	—	8597

Aus

Aus kleinen Städten.

	gebohren.	gestorben.
Königstein — — —	83 —	123
Grimma — — —	82 —	124
Neustadt an der Orl — — —	75 —	121
Haynichen — — — —	73 —	116
Lommatsch — — — —	72 —	75
Borna — — — —	70 —	100
Sangerhausen — — — —	70 —	138
Dame — — — —	65 —	80
Schwarzenberg — — —	62 —	84
Eilenburg — — — —	62 —	145
Frankenhausen — — —	61 —	164
Lausig — — — —	58 —	52
Bischofswerda — — —	57 —	89
Mühlberg — — — —	56 —	106
Luckau — — — —	53 —	91
Kirchhayn — — —	44 —	67
Bockau — — — —	43 —	89
Elsterwerda — — — —	40 —	66
Altenberg — — — —	36 —	61
Frauenstein — — —	35 —	74
Grünhayn — — —	33 —	54
Horka in der Lausitz — — —	31 —	73
Hartenstein — — — —	30 —	40
	1291	2033

NB. Von Cassel ist zu merken, daß in den drey letzten Jahren seine Zahl der Gebohrnen merklich gefallen ist, welches die erlittenen Drangsale sattsam beweist

	gebohren.	gestorben.
Im 1756sten Jahre — —	635 —	753
Im 1757sten Jahre — —	553 —	639
Im 1758sten Jahre — —	495 —	933

Sind also in drey Jahren 1683 geb. u. 2325 gest.

Ende des Lenzmonds 1759.

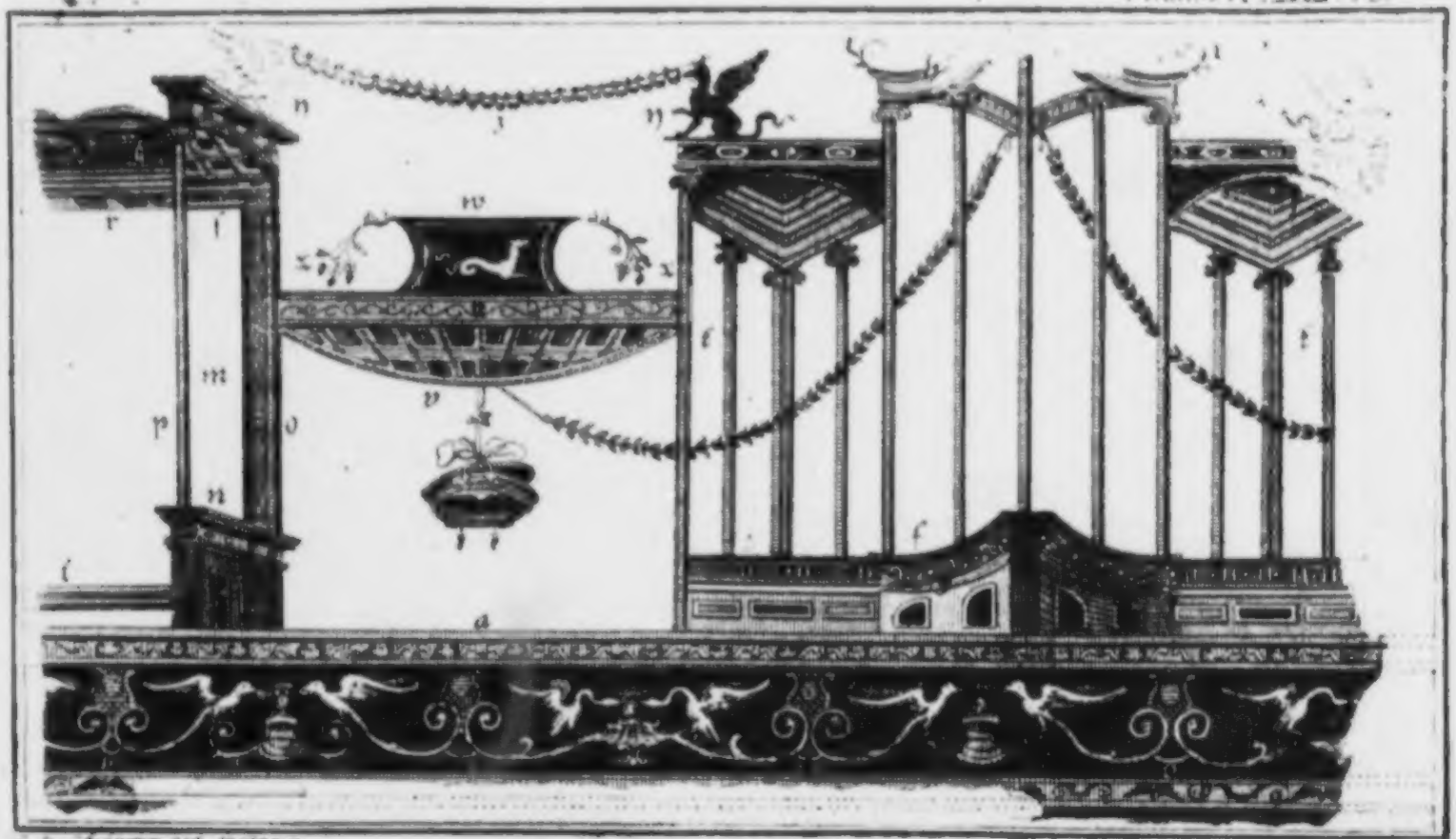

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Oſtermond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1759.

Inhalt.

I. Del Muſeo Capitolino. T. I. II. III.

II. De l'Origine des Loix, des Arts &c. T. I. II. III.

III. Anhang von herkulaniſchen Verzierungen.

IV. Von der Sklaverey und dem allegoriſchen Geiſte der Morgenländer.

V. Hrn. Oetters dritter Verſuch einer Geſchichte der Burggrafen zu Nürnberg.

VI. Des Hrn. Abts Lamberts franzöſiſche gelehrte Geſchichte.

VII. Antwortſchreiben des Hrn. Herzogs von Galean, Marquis Des Iſſarts.

VIII. Principia cogitandi, conſcripſit M. H. G. Clemnius.

IX. Ergötzungen bey müßigen Stunden.

X. Sympathiam, Attractioni & Gravitati ſubſtituit &c. G. M. Boſe.

XI. Nachtrag der Gebohrnen und Geſtorbenen des vorigen Jahres.

I.

Del Muſeo Capitolino T. I. II. III.

contenente Immagini d'Uomini illuſtri, il buſti imperiali, le Statue e gli baſſirilievi. Roma MDCCXLI. MDCCXLVIII. MDCCLVIIII. Si vende alla Calcographia camerale, al piede di Marmo. in Fol. Reg.

Dieß prächtige Werk zeuget von der vortrefflichen Neigung des vorigen Pabſtes zu Rom, die ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu befördern. In der Vorrede wird mit Grunde geſaget, daß einer der edelſten und preiswürdigſten Gedanken, die Clemens dem XII. eingefallen, das Vorhaben geweſen ſey, eine unglaubliche Menge alter Marmorbilder zu ſammlen, die ſowohl in Anſehung der Gelehrſamkeit als Kunſt, merkwürdig wären, und in Bildſäulen, halberhabenen Figuren, Bruſtbildern und Aufſchriften beſtünden; und ſelbige ins Capitol, als einen ihnen eigenen Sitz aufzuſtellen. Dieſes geſchah auch in der That: und dergeſtalt ward dieſer recht triumphirende Hügel, zugleich mit dem Werthe der ſchönen Künſte, und den Unterſu-

chungen der römiſchen und griechiſchen Gelehrſamkeit, auch ein unſterbliches Denkmaal ſeines Namens; welches nicht flüchtig und vergänglich, ſondern von einer faſt immerwährenden Dauer ſeyn könnte: ſo fern ſolches die folgenden Jahrhunderte erlauben möchten.

Dergeſtalt verſchaffte er gegen die elende Verwüſtung einigen Treſt, die von Gothen und Vandalern, und andern barbariſchen Völkern in Rom angerichtet worden; und ſteckte, ſo zu ſagen, der unerſättlichen Begierde der Ausländer, ſo viel möglich, ein Ziel; die ſich bisher mit ſolchen koſtbaren Ueberbleibſeln des Alterthums zu bereichern, Italien aber zu plündern gewußt. Denn ſo lerneten es die Wälſchen, ſich ſolche Schätze nicht aus den Händen entwiſchen zu laſſen; ſondern bey entſtandener Armuth, ſich zwar dadurch zu helfen, aber doch ihr Vaterland nicht ärmer zu machen. Er hat ein Kabinet angeleget, welches mit der Zeit wachſen kann; und jemehr es wächſt, deſto mehrern Glanz wird es der Hauptſtadt der Welt, (ſo redet man in der Vorrede) geben, die Augen aller Fremden an ſich zu ziehen, und ſich die Bewunderung von Europa zu erwerben. Wir finden dieſe Gedanken ſo wahr und natürlich, daß wir uns nicht ſattſam wundern können: wie ſchon ſeit dreyhundert Jahren ſo viel große

*) Man darf nur die Beſchreibungen der berliniſchen und pfälziſchen Kabinetter von Begern, und die in Dresden befindlichen alten Marmorbilder, die der Baron le Plat in Kupfer ſtechen laſſen, die Marmora Oxo-

groſſe Päbſte nicht auf eben die Gedanken verfallen ſind. Denn was für Schätze würde nicht Rom dadurch bey ſich erhalten haben, womit itzo ſo viele Kabinetter in Deutſchland *, Frankreich und England prangen!

Um nun den gemeinen Nutzen zu befördern, hat man ſich entſchloſſen, die Zeichnungen davon der Welt vor Augen zu legen, und eine Sammlung davon Theilweiſe jedermann zu liefern. Der I. enthält die Bruſtbilder berühmter Männer; und man will nicht ſagen, ob es bereits eine ſo ſtarke, oder eben ſo ſchätzbare Sammlung davon gebe. **Fulvius Urſinus**, und nach ihm **Bellori**, haben auch zwar von Bildſäulen, Münzen, Bruſtbildern, hohlgeſchnittenen Steinen und erhabenen Cameen, die hin und her nicht nur in Rom, ſondern auch außer demſelben, befindlich ſind; verſchiedene Zeichnungen alter Dichter, Redner und Weltweiſen, oder anderer vortrefflicher gelehrter Männer ans Licht geſtellet; und viel Lob verdienet. Bellori hat auch Erklärungen zu jedem Bilde gefüget, die das Lob oder die Geſchichte derſelben liefern. Hier glaubet man, daß dieß überflüßig ſey. Denn wer kennet nicht z. E. einen Homer, Plato, Virgil? **)

Deswegen hat man dieß alles weggelaſſen, und den bloßen Namen, mit Anführung der berühmte-

Oxonienſia, u. a. m. nachſehen, um davon überzeuget zu werden.

**) Sind ſie aber alle ſo bekannt? Oder ſind alle reiche Liebhaber, (denn dieſe kaufen insgemein dieſe theuren Bücher) ſo gelehrt, daß ſie alles wiſſen?

ſten Antiquarier, darunter geſetzet, die bereits Bildniſſe eben dieſer Leute bekannt gemachet. Dieſe kann man gegeneinander halten, und ſein freyes Urtheil fällen, ob ſie übereinkommen oder nicht? Man iſt aber verſichert, daß dieſes allemal zum Vortheile des capitoliniſchen Kabinets gereichen werde.

Ehe man aber ein vieles mit einer, gewiſſen Alterthumskrämern nicht ungewöhnlichen Kühnheit, etwas ohne Grund behaupten wollte, hat man lieber bey vielen Köpfen ſeine Unwiſſenheit geſtehen, als etwas wagen wollen. Man lieſt alſo unter ſehr vielen Bildern: Teſta incognita, ein unbekannter Kopf: und ſo wird die Welt nicht betrogen. Der II. Band liefert die Köpfe der Kaiſer und Kaiſerinnen. Im III. findet man ganze Schnitzbilder oder Bildſäulen: und im IV. werden die halberhabenen Figuren folgen. Am Ende eines jeden Bandes ſind Oblervationi, oder Beobachtungen über die meiſten vorigen Stücke, die aus den Alterthümern und ſonſt ihren Stoff hernehmen. Nun müſſen wir unſern Leſern auch inſonderheit anzeigen, was ſie eigentlich für Köpfe und Bildſäulen hier zu ſuchen haben.

Der I. Band liefert ihrer XC. und dieſe heißen: Apulejus, Virgil, Aſklepiades, 4 unbekannte Köpfe, Ariſtoteles, Agathon, Poſidon, Epikur zweymal, Heraklit und Sokrates, jeder zweymal, Alcibiades, Karneades, Ariſtides, Hippokrates, Seneca, Plato zweymal, Junius Ruſticus, Theophraſt, ein unbekannter Kopf, Marcus Aurelius,

Dio-

gen, und dergleichen schöne sieben Sachen mehr bey, darinnen aber eine oftmals lächerliche Einfalt, und grosse Unordnung, zuweilen auch ziemliche Dunkelheit herrschet. Den Beschluß machen einige sechzig bis hundert Muster ganz ausgearbeiteter Briefe, von mancherley Art, wie sie im gemeinen Leben vorkommen. Davon wir uns aber mit Fleiß enthalten ein Exempel hier anzuführen.

IX.

Paul Hachenbergs Abhandlung von der Sprache der alten Deutschen. (*)

Der Inhalt.

§. 1. Der Endzweck dieser Abhandlung. §. 2. Der erste Ursprung der Celtischen Sprache, deren Abkämmling die Deutsche ist. §. 3. Wie weit sich die deutsche Sprache erstrecket hat. Nicht alle Wörter der heutigen Deutschen kommen aus der Celtischen Sprache. §. 4. Vieles ist davon verändert worden, nebst den Ursachen dieser Veränderung. §. 5. Die deutsche Sprache sey durch die Griechen verderbet: Die Deutschen hätten sich im Schreiben griechischer Buchstaben bedienet. §. 6. 7. Die Römer haben die deutsche Sprache gleichfalls verfälschet. Was die Provinzial-Sprache gewesen sey. §. 8. Die Grobheit der Sprache zu den ersten Zeiten der Franken. §. 9. Von Carl, dem Grossen, sey sie ver-

(*) Diese Abhandlung ist zu finden in der Sammlung seiner kleinen academischen Schriften, unter dem Titel, Germania media, und sie ist unsers Erachtens werth, daß sie ganz übersetzet werden.

Diogenes, Thales, Theon der Platoniker, Magon der Karthaginenſer, ein Unbekannter, Ariſtophanes, Terenz zweymal, Pindar, Perſius, Anakreon, Aratus zweymal, Heſiod, und acht Unbekannte, Apollonius von Thyana zweymal, Homer zweymal, ein Unbekannter, Kleopatra, Sappho zweymal, Ariſtomachus, Leodamas, Euripides, Lyſias zweymal, Iſokrates, Herodotus, Thucydides, Pythodorus, und acht unbekannte Köpfe; Maſiniſſa zweymal, drey Unbekannte, Cicero, Ptolomäus, Bacchus zweymal, drey Unbekannte, Archimedes, und Zeno der Stoiker.

Unſers wenigen Erachtens hätten alle dieſe Köpfe entweder nach alphabetiſcher, oder welches noch beſſer wäre, nach der Zeitordnung geſtellet werden können; die unbekannten aber hätte man zuletzt laſſen ſollen. Eine ſolche Vermiſchung der Zeiten iſt nirgends ein Vortheil, wo von Menſchen und Begebenheiten die Rede iſt, es müßte denn in den Geſprächen im Reiche der Todten ſeyn. Uebrigens ſind auch bey dieſem Bande noch VI. Kupfer, die einen Herkul mit der Leuenhaut, eine Aelia Patrophila, etliche doppelte Köpfe, wie Janus gebildet wird, ein Bruſtbild vom Jupiter Ammon, eins vom Epikur, eins vom Metrodor, und drey, wie merkuriaſiſche Säulen, mit doppelten Köpfen vorſtellen; die zu den Anmerkungen gehören, darinn ſie erläutert werden.

Der zweyte Band mit den kaiſerlichen Bruſtbildern hebt mit dem Jupiter an, und der Text iſt

mit einer ſchönen Leiſte gezieret, die ein halberhabenes Stück aus dem capitoliniſchen Kabinette, vorſtellet. Aus dieſen Anmerkungen ließe ſich ein gelehrter Artikel machen: wir begnügen uns aber bloß mit der Anzeige der Marmorbilder. Sie ſind Cäſar, Auguſt, Marcell, M. Agrippa, Tiber zweymal, Druſus, Antonia, Germanicus, Agrippina, Caligula zweymal, Claudius, Meſſalina, Agrippina, Nero zweymal, Poppea, Galba, Otto, Vitell, Veſpaſian, Titus, Julia ſeine Gemahlinn, Domitian, Domitia, Nerva, Trajan zweymal, Plotina zweymal, Marciana zweymal, Matidia zweymal, Antinous, Adrian zweymal, Sabina, Aelian, Marcus Antonin der Fromme, Fauſtina die ältere zweymal, Marc Aurel der Philoſoph dreymal, und zuerſt ohne Bart. Die jüngere Fauſtine zweymal, Annius Verus, Lucius Verus, Lucilla dreymal, Commodus, Criſpina, Pertinax, Manlia, Scantilla, Peſcennius Niger, Clodius Albinus, Septimius Severus dreymal, Julia pia, Anton Caracalla zweymal, Geta, Macrin, Diadumenus, Heliogabal, Annia Fauſtina, Maximin, Maximus, Gordian der ältere, Gordian der jüngere, Puppien, Gordian der fromme, Philippus jung, Decius, Herennius, Hoſtilianus, Trebonian der Gallier, Voluſian zweymal, Gallien zweymal, Salomonia, Sallonin, Carinus, und Julian der Abtrünnige.

Im dritten Bande kommen lauter ganze Bildſäulen in Lebensgröße vor. Das erſte iſt ein liegender

gender alter Mann, mit schönem krausem Haare und Barte, der sich auf den linken Ellenbogen stützet, und in der rechten Hand eine Muschel hält. Er lieget nah an einem flachen Wasser, in welches ein Meerwunder Wasser speyet. Dieß soll Ocean, der Vater aller Götter seyn. Da es aber dieselbe Figur ist, die sonst Marforio genennet wird: so fraget sichs, wie sie zu diesem besondern Namen gekommen?

Aus den Erläuterungen lernen wir hier, daß sie sonst auf dem Foro Martis, Augusts Markte geheißen, gelegen hat. Von Foro Martis, hat man Marforio gemachet, wie Marlianus zuerst angemerket. Man hat ihn auch il Fiume Nare genennet; ohne Zweifel aus Irrthum für Mare. Noch andre haben ihn für den Rhein, und für andre Flüsse ausgegeben. Pabst Clemens der VIII. hat ihn 1595 zur Zierde eines öffentlichen Brunnens, auf seine itzige Stelle bringen lassen, wie eine dabey stehende Aufschrift andeutet.

Hierauf folgen, Jupiter dreymal, Juno fünfmal, darunter wir auf einige nicht schweren wollten. Minerva dreymal, Apollo dreymal, deren letzter uns aber auch sehr zweifelhaft bedünket, da es ihm an allen Merkmaalen fehlet. Drey Dianen, deren mittelste uns zweifelhaft ist. Venus, Venus und Mars, und Mars allein. Cupido und Psyche sich küssend; Psyche allein, und Amor allein. Herkules ein Kind, der aventinische Herkules, mit der Leuenhaut über dem Kopfe, und die Vorderpatten um dem Hals gebunden; der lernäische Her-

kul. Aeſkulapius, Hygea, Bacchus, Faunus dreymal, alle ſehr ſchön. Noch ein ſogenannter Faunus, mit vielen Trauben, einem Korbe voller Früchte, dabey ein Bock ſteht, u. eine ſiebenröhrichte Pfeife an einem Strumpfe vom Baume hänget. Ein alter Satir. Eine ſtehende und eine ſitzende Bachantinn; deren erſte zwo Caſtagnetten in der rechten, und unterm linken Fuße hat. Zwo Muſen. Auguſts Genius. Eine Leda mit dem Schwane. Zwey Kinder der Niobe, von beyderley Geſchlechte.

Nun kommen die Schamhaftigkeit zweymal, Flora eine Amazoninn, Alexander, Pyrrhus, Ptolomäus, Marius, Octavian, Auguſt, Agrippina des Germanicus Gemahlinn, ſitzend. Julia des Titus Gemahlinn, Hadrian, Antinous, dieſes Muſter männlicher Schönheit, zweymal, und Marcus Aurel. Ein Philoſoph, ein Jäger ganz faſennacket; ein Pankratiaſt, mit einem Gewande um die Lenden; ein römiſches Klageweib. Ein Knab, der mit einer Taube ſpielet, und ein andrer mit einer Gans. Bathyll, Auguſts Freygelaſſener. Eine auf einem rechten heutigen Canapee liegende römiſche Matrone, einen leichten Flor auf der Bruſt, und den rechten Arm entblößt habend. Ein liegender ſterbender Kämpfer; von beyden Seiten vorgeſtellet. Ein Fechter auf den Knieen, und mit der linken Hand auf die Erde geſtützet, um ſich mit der rechten zu wehren. Ein paar halbe weibliche Stücke, bis an die Knie. Eine Diana. Eine Iſis mit der Klapper. Harpokrates. Eine ägyptiſche

ſche Figur, um die Lenden bedeckt. Drey Iſides mit wunderlichen Schleyern, ſonſt ganz nacket. Eine mit einem engen Hemde Bekleidete, dadurch man aber alle Gliedmaßen ſieht; nur die Brüſte ſind bloß. Noch ein paar ganz Bekleidete, u. die erſte mit einem Fruchthorne. Ein Canop. Ein paar ägyptiſche Götzen, Anubis, etliche Figuren ägyptiſcher Prieſter: eine halb erhabne Figur von Krocodillen, Seepferden, Häuſern, und ein paar Menſchen in einem Boote, dabey Enten ſchwimmen; und ein Leue. Alle dieſe Stücke ſind mit großer Kunſt in Kupfer geſtochen und erkläret. Man findet dieß Werk im Gleditſchiſchen Buchladen allhier.

II.

De l'Origine des Loix, des Arts, & des Sciences, & de leurs Progrès chez les Anciens. T. I. II. III. A Paris, & ſe vend à Londres chez Seyſert. 1758. in 12.

Ein Werk von dieſer Art, und von dieſem Umfange iſt längſt gewünſchet worden. Und obwohl Polydor Virgil, in ſeinem Buche von den Erfindern der Dinge den Weg dazu gebahnet; auch andere mehr in den Geſchichten beſonderer Künſte die Bahn gebrochen: ſo iſt es doch angenehm, alles das in einem kurzen Begriffe hier vereiniget zu finden: geſetzt, daß nicht alle in allen Stücken mit dem

dem Verfasser eins seyn sollten. Wie will mans aber begehren, daß ein Mann in allen Künsten und Wissenschaften gleich zu Hause seyn soll? Man muß Verbesserungen und Zusätze machen: und vielleicht können wir dieß von der deutschen Uebersetzung hoffen, die dem Vernehmen nach unter der Presse seyn soll.

Der Verf. theilet sein großes Feld in viele Gegenden ab. Er hebt von der Sündfluth an, und die Einleitung beschreibt den Zustand des menschlichen Geschlechtes, gleich nach derselben. So schriftmäßig er dabey verfährt, so behauptet er doch: daß Nimrod ein wahrhaftig großer Mann, und kein Tyrann, kein wilder Zwingeland gewesen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn zu seyn, war damals ein großer Lobspruch, als sich die wilden Thiere bey noch unbesetzter Welt, zum großen Schaden der Menschen sehr gemehret hatten. Diese nun auszurotten, hatte er verschiedene Kunstgriffe ersonnen, und die andern Leute gewöhnet, unter seiner Anführung gemeine Sache mit ihm zu machen. Und da seine Unternehmungen zum gemeinen Besten gereicheten, wurden sie seiner sanften Herrschaft so gewohnt, daß er einmüthig zum ersten Monarchen erwählet ward. Dieß läßt sich nicht übel hören.

Den Thurmbau sieht er nur für ein Vorhaben an, sich nicht gar zu weit aus den Gegenden Sinears zu verirren; sondern durch Erblickung dieses hohen Gebäudes allemal wieder den Weg nach Hause zu finden. Die Einfalt der damaligen Zeit konnte vielleicht so denken: aber uns dünket, der Herr

Verf.

Verf. hätte hier bemerken ſollen, daß die Erfindung vieler Dinge, die zum Bauen gehören, ſchon älter als die Sündfluth geweſen ſeyn müſſen.

Die Verwirrung der Sprachen will er zwar wirklich für eine Trennung der Mundarten halten; er führet doch aber in den Anmerkungen eine Menge Stellen an, wo die Schrift von der Einigkeit, als von einem Munde, und von der Uneinigkeit, als von vertheilten Sprachen und Zungen redet: z. E. Joſ. 9, 2. 1 B. der Chron. 22, 13. Zeph. 3, 9. der Pſ. 54, 10. Uns dünket aber, der Verf. hat die Gründe nicht erwogen, die Stiernhielm in ſeiner Vorr. zum gothiſchen Evangel. wider die gemeine Meynung vorgebracht hat.

Wenn der Verf. meynet, daß die Trennung der Menſchen eine groſſe Verſchlimmerung ihres Erkenntniſſes, habe nach ſich ziehen können, ſo geſtehen wir gern, daß wir ſolches nicht völlig einſehen. Ja! wenn einzelne Menſchen, oder einzelne Paare auseinander gezogen wären! Aber wer nöthigt uns, das zu glauben? Werden nicht ganze Häuſer und Geſchlechter beyſammen geblieben ſeyn, einander beyzuſtehen, und Geſellſchaft zu leiſten? Und was hier der eine nicht gewußt, wird der andre behalten haben: ſo daß es allerdings zu verwundern iſt, wenn man kurz darauf die Menſchen faſt überall in einer viehiſchen Unwiſſenheit aller Dinge antrifft. Gereiſete Leute werden ſonſt geſcheider, als die in ihren vier Pfählen alt werden. Wie iſt denn hier das Widerſpiel geſchehen?

Doch

Doch wir halten uns zu lange bey der Einleitung auf. Der erste Theil handelt von dem 700jährigen Zeitraume, von der Sündfluth bis zum Tode Jakobs. Im ersten Buche handelt er vom Ursprunge der Gesetze und Regierungen. Eine zahlreiche Gesellschaft kann nicht lange ohne Ordnungen und Gesetze bestehen. Diese wird zuerst der Stammvater eines Geschlechtes gemachet haben; nach dessen Tode man vieleicht dem klügsten unter seinen Söhnen diese Macht wird aufgetragen haben. Und so ist die monarchische Regierungsart ohne Zweifel die älteste gewesen. Dieß beweist der Herr Verf. durch die ältesten Völker. Die ersten Gesetze sind wohl die Abtheilung der Eigenthümer, der Weiber, und die Art des Gottesdienstes gewesen. Auch dieß beweist er zulänglich. Das ist der Inhalt des ersten Hauptstückes im ersten und zweyten Abschnitte; wo er auch zeiget, daß damals alle Staaten klein gewesen.

Im dritten redet er von den Gesetzen und der Regierungsart der Babylonier und Assyrer; im vierten von den Gesetzen und der Regierungsart der Aegypter; von denen sich alle europäische Gesetze und Regierungen herschreiben; im fünften von eben demselben, bey den Griechen. Hier will der Herr Verf. beweisen, die Titanen, welche zuerst den barbarischen Völkern in Griechenland Künste beygebracht, wären aus Aegypten gekommen, und hätten ihnen auch die Verehrung Jupiters, und der andern Götter daher gebracht, wie Diodor saget.

Allein

Allein die Aegypter hatten den Oſiris und die Iſis, denen Jupiter und Juno gar nicht ähnlich ſehen *).

Der Urſprung des athenienſiſchen Staates, der vom Ogyges und Cekrops, und des Argiviſchen, der dem Inachus und Danaus zugeſchrieben wird, machen den Schluß des erſten Buches.

Das zweyte Buch handelt von den Künſten und Handwerken. Die Nothdurft iſt die erſte Lehrerinn der Menſchen geworden. Die Hände und die Sprache waren das edelſte Geſchenk der Vorſehung, wodurch man ſich aller übrigen Güter der Welt, Genuß und Vortheil verſchaffen mußte. Ohne das geſellſchaftliche Leben wäre man nicht im Stande geweſen, gewiſſe Dinge zu erfinden und zu nutzen. Daher ſind auch diejenigen Völker, welche in Städte und Staaten zuſammen getreten, zuerſt zu den Bequemlichkeiten des Lebens gelanget. Darinnen hat man die groben Kunſtgriffe, welche der bloße Zufall an die Hand gegeben hatte, allmählich ausgeputzet und zur Vollkommenheit gebracht. Was einer nicht ſah oder konnte, das ſah und machte ein andrer; bis man es endlich ſo weit gebracht, als wir es heutiges Tages bey geſitteten Völkern ſehen.

Vor

*) Ohne Zweifel ſind Saturn und Jupiter aus dem Norden, das iſt aus Scythien gekommen; wenn wir gleich Rudbecken nicht in allem übrigen Recht geben. Man ſehe auch das deutſche Frankfurter Werk von dem Geſchlechte der Götter, als einen Band der älteſten Reiſen; wo dieſe Materie ſehr gut ausgeführet iſt.

Vor der Sündfluth müſſen ſchon viele Künſte erfunden geweſen ſeyn: aber der Verfaſſer glaubet, daß die meiſten Nachkommen des Noah dieſelben gänzlich verlohren haben. Er will ſolches wahrſcheinlich machen, indem er ſetzet, daß vieleicht 100 Perſonen, auf einem Schiffe verunglücket, und auf eine wüſte Inſel geworfen worden: wo ſie aller Hülfsmittel, ſich zu erhalten, beraubet geweſen, und vieleicht gar durch Zwietracht auseinander getrieben worden; folglich in Wildheit und Elend gerathen.

Wir wollen zugeben, daß dieß ein oder ein paarmal geſchehen ſeyn kann. Aber warum ſind denn faſt alle Völker auf dem feſten Lande von Aſien auch ſo dumm, wild und barbariſch geworden? Wie kömmt es, daß faſt alle die Künſte und Handarbeiten ihrer Vorältern nicht unter ſich beybehalten; die doch ſo bequem waren, ihr Leben erträglich und minder jämmerlich zu machen? Denn es iſt nicht zu ſagen, und den meiſten ſchwer, ſich vorzuſtellen, wie elend der Zuſtand der älteſten Menſchen, ohne den Gebrauch des Feuers, ohne Eiſen und Metalle, ohne Häuſer und gewebte Kleidungen, ja ohne alle Arten des Getraydes geweſen; als ihre Waffen, noch Steine und Prügel, ihre Wohnungen noch Klüfte und hohle Bäume, ihre Speiſe Eicheln und Nüſſe, ihre Kleidungen Ziegen- und Schafsfelle, ihre Bette Schilfſtreuen und Bärenhäute, und ihre Netze zum Fiſchfangen nichts, als Angeln mit Dornſpitzen oder Fiſchgräten waren; als ſie weder Beile, noch Sägen, noch Meſſer, noch Bohrer

hatten,

vermehret und ausgezieret. Die Schwierigkeit deutſch zu ſchreiben. §. 10. Unter Friderich dem Andern iſt alles auf ſeinen Befehl in Gerichten deutſch geſchrieben worden, die Sprache auszuputzen. Rudolphs Verordnung in dieſer Sache, welche Maximilian wiederholet hat. §. 11. Den Zeiten Carls des 5ten ſey alle Zierde unſerer Sprache zuzuſchreiben. Das Lob derer, welche unſere Sprache verbeſſert. §. 12. Die Vortreflichkeit und der Adel der deutſchen Sprache.

§. 1.

Als ich bey mir überlegte, was doch wohl vor andern für Urſachen die allerälteſten Vorfahren in eine Geſellſchaft vereiniget hätten: So befand ich, daß die Sprache daran einen groſſen Antheil hätte. Denn durch ihren Dienſt und Vortheil ſind die Menſchen zur Gemeinſchaft der Geſetze und Städte gekommen, welche verurſachet, daß ſie ſich der Höflichkeit befliſſen, eine Gewohnheit in der Lebensart angenommen und ſich zu allen Liebesdienſten, als Landesleute und Mitbürger, leiten laſſen. Denn es iſt kein Band, die menſchlichen Gemüther zu verknüpfen, ſtärker oder edler, die Liebe zu Treue und Glauben zu erhalten, als die Vereinigung, welche einerley Sprache macht: So daß ein alter Weltweiſer die Sprache nicht unbillig ein recht göttliches Werk nennet, wodurch die Herzen der Sterblichen zur genaueſten Verwandſchaft und Bekanntſchaft vereiniget werden. Ich werde alſo nichts unnützes und ungereimtes thun, wenn ich, da ich die Alterthümer der alten Deutſchen abzuhandeln unternommen habe, auch von der alten Sprache dieſes Volks, wodurch daſſelbe zu der ſchönſten und edelſten Reichs-Verfaſ-

ſung,

hatten, und ſich mit ſcharfen Steinen behelfen mußten, etwas zu zerſchneiden; als ſie noch kein Feuer oder Licht machen konnten, und weder etwas zu ſieden noch zu braten wußten. folglich alle Kräuter und Wurzeln roh verzehren mußten. Gott ſey ewig Dank, daß wir in dieſen Umſtänden nicht in die Welt gekommen! Sind aber Adam und Eva wohl in ihren erſten Jahren beſſer daran geweſen?

Doch wir verlieren uns zu weit von unſerm Verfaſſer. Er beſchreibt die erſten Kunſtgriffe, Feuer zu machen, und etwas dabey zu kochen oder zu braten ſehr ausführlich. Ein Paar Steine geben wohl Funken, aber wo nimmt man Zunder her? Ein Paar aneinander geriebene Hölzer rauchen und glühen wohl endlich, aber, wenn man noch keine Töpfe hat, was will man damit machen? *) Gewiſſe Völker haben in hole Felſen Waſſer getragen, und ſo lange Kohlen und glüende Steine hineingeworfen, bis das darein gelegte Fleiſch gar geworden. Welch ein Leckerbiſſen! Kurz, Gefäße und feuerfeſte Töpfe, ſind eine ſo große Erfindung geweſen, als gemein und verachtet ſie itzo ſind. Gewiſſe Wilden kochen noch in friſch abgezogenen Fiſchhäuten; oder Thierfellen; oder in Baumrinden; oder in Schalen der Cokosnüſſe, oder in hohlen Hölzern mit Tone beklebet. Und als man auf die Tongefäße fiel, die man nur

*) Der Verfaſſer vergißt das Feuer vom Himmel, d. i. Blitze, die irgend einen Wald entzündet haben, als einen Urſprung des erſten Feuers anzugeben. Und doch ſcheint dieß den Prometheus zum Wohlthäter der Menſchen gemachet zu haben.

an der Sonne härtete, wie zerbrechlich waren sie? Ja, als man auch endlich das Feuer dazu brauchete, wo blieb noch die Erfindung der Glasur? Wahrhaftig, ein elendes Leben, dem es noch an solchen schlechten Dingen mangelte!

Wir können unmöglich dem Hrn. Verfasser in allen solchen Untersuchungen folgen. Wir begnügen uns also nur den Inhalt der übrigen Abschnitte zu melden. Die Kunst, den Acker zu bauen, die Kunst, Brodt zu backen, Bier und Wein, Meth und andere Getränke zu machen, Oel zu pressen, Gärten anzulegen, und andre solche zum Unterhalte nöthige Dinge sich zu verschaffen, machen soviel Abschnitte des I. Hauptstücks aus. Das II. handelt von Kleidungen, und der Kunst, dieselben zu färben. Das III. von der Kunst, Häuser zu bauen. Das IV. von der Entdeckung und Verarbeitung der Metalle. Das V. vom Ursprunge des Zeichnens, des Grabens, der Goldschmiedekunst und Schnitzkunst. Das VI. endlich vom Ursprunge und Fortgange der Schreibekunst, bis aufs 1690ste Jahr vor Christi Geburt.

Das III. Buch handelt von den Wissenschaften; und zwar im I. Hauptstücke, 1) von der Arzneykunst überhaupt, 2) der Wundarzney, 3) der Zergliederkunst, 4) der Kräuterkunde, und 5) der Apothekerey. Im II. Hauptstücke wird 1) von der Rechenkunst, und 2) der Sternkunde; wobey der Ursprung der Gestirnbilder, und des Thierkreises, so dann die Kenntniß der Planeten vorkömmt; 3) von der Meßkunst, 4) von der Hebekunst, 5) von der Erdbeschreibung gehandelt: u. der 6) Abschn. liefert Betrach-

trachtungen über den Ursprung und Fortgang der Wissenschaften in Asien und Aegypten.

Das IV. B. handelt von der Handlung im I. und von der Schiffahrt, im II. Hauptstücke; und zwar von dieser zuerst bey den Phöniziern, sodann bey den Aegyptiern.

Das V. B. redet von der Kriegskunst.

Das VI. B. betrachtet die Sitten und Gewohnheiten, der Asiater im I., der Aegypter im II., und der Europäer im III. Hauptstücke. Das IV. liefert kritische Betrachtungen über die Jahrhunderte, davon in diesem I. Theile gehandelt wird.

Den Schluß machen ein Paar Abhandlungen. Die I. handelt vom Sanchoniaton, dem ältesten phönizischen Schriftsteller, davon uns etwas aufbehalten worden. Er hat noch vorm trojanischen Kriege gelebet, und aus des ägyptischen Thauts, des Erfinders der Buchstaben, eigenen Schriften seine Nachrichten zum Theile geschöpfet. Bisher hat der einzige J. H. Ursinus an der Wahrheit der Schriften Sanchoniathons gezweifelt; und R. Simon ist ihm gefolget. Unser Verfasser unternimmt, die Authenticität dieses Stückes zu behaupten.

Die II. handelt vom Alterthume des Buches Hiobs. Der Verfasser hält dieß Buch für keine Parabel, sondern für eine wahre Geschichte. Die Vorrede und den Schluß soll Moses gemachet haben, als er 40 Jahre lang bey seinem Schwäher Jethro gelebet. Hiob soll ungefähr Jakobs Zeitgenoß gewesen, und in Idumea gelebet haben.

Die III. erkläret die Namen der Gestirne im Buche Hiobs. Dieß ist der Inhalt des I. Bandes: künftig von den folgenden. III.

III. Anhang zu der Abhandlung von Verzierungen.

Von herkulanischen Verzierungen.

Nachdem ich dieſe kleine Abhandlung geſchloſſen, und die erſten Bogen davon bereits durch die Preſſe gegangen: ſo kömmt mir das ſo längſt gewünſchte Werk der geſammleten Alterthümer vom Herkulanum, unter dem Titel: Le Pitture Antiche d'Ercolano P. I. Napoli 1757. in Folio, zu Geſichte. Die Schönheit, Anordnung, Zeichnung und Haltung in Schatten und Licht etlicher darinn vorgeſtellter Gemälde, wird ein jeder Kenner, der ſie ſieht, bewundern: zumal da wir noch keine ſolche Kenntniß der alten Malerey gehabt haben; ausgenommen, was in a Treatiſe on ancient Painting by George Turnbull London 1711. fol. c. fig. und in des Petro Bellori, per Michael Angelo Cauſeo, Picturæ antiquæ cryptarum Romanarum & ſepulcri Naſonum, Romæ 1738. fol. c. fig. zu finden iſt, die aber dieſer Entdeckung nicht beykommen. Allein ich habe zugleich diejenigen Fehler der Verzierung darinnen gefunden, davon Vitruv im obenangeführten 7ten Abſchnitte ſeines fünften Buches Erwähnung thut. Ich glaube alſo, es wird meinen Leſern nicht misfällig ſeyn, wenn ich ihnen einige Exempel davon liefere. Der Abriß der 217 Seite dieſes Werks ſtellet vermuthlich die Abbildung

dung eines ſolchen Schauplätzchens dar, das Vitruv ἐπαλξιαστηριον nennet, daran a, die Erhebung der Vorderbühne ſeyn ſoll. Dieſe iſt mit einem Unterbalken b, und dem Gurte c ſtatt des Kranzes, desgleichen mit einem breiten Borten d verſehen, der mit Schwänen auf Muſcheln, und mit kleinen Thronhimmeln e wechſelsweiſe verzieret iſt, aus welchem letztern ſich viele Ranken herausrollen, darauf Tauben ſitzen, die mit ihren Schnäbeln kleine Kronen an Bändern halten, und aus derer Schwänzen ſich Ranken mit Roſen herausſchnörkeln, die ein Schild mit einem Kopfe tragen; da der übrige Gurt und Unterbalken ein Muſter von Flügeln, Schnörkeln und Blümchen zeiget: aus welchen allen zu urtheilen iſt, daß ſie müſſe der Venus gewidmet ſeyn. Auf dieſer Bühne nun erhebt ſich im Mittel eine ablang viereckigte, geſchweiſte u. übereckgeſtellte Oberbühne f, mit breiten und ſchmalen Fenſtern und Füllungen, die mit einem Hauptgeſimſe g von Zweyſchliß-Zwiſchentiefen mit Knöpfen oder Roſen, und ſonderbaren Sparrenköpfen verzieret iſt. Ich habe mit Fleiß geſaget, im Mittel der Bühne: weil ich aus dem Kupferſtiche, rechter Hand etwas verloſchenes erblicke, und aus der Uebereinſtimmung der Theile und andern Merkmaalen ſchließe: es müſſe das Ganze in vollkommenem Ebenmaße geweſen, und folglich die Oberbühne, von der hier die Rede iſt, im Mittel der Malerey geſtanden ſeyn. Dieſe Oberbühne dienet zum Unterbaue, für acht derjenigen geſtreiften oder gerippten Säulen ohne Füße, nach alter Art, die Vitruv Schilf- und Rohrſäulen nennet.

Und fürwahr sehen sie denen Rohrstäben in Ansehung ihrer Schwäche ziemlich ähnlich. Sie sind in ihrer Verhältniß wie 1 : 40. da doch die korinthische Säule als die schwächste, nicht mehr als wie 1 : 10 seyn darf. Ja es sind eben solche Säulen, wie man sie noch heutiges Tages an den gothischen Gebäuden, jedoch mit einiger Verbesserung sieht: da nämlich eine Menge derselben an denen Kirchenpfeilern dicht an einander herum stehen; wie es die doppelten im gegenwärtigen Abrisse zeigen, und also mit vereinigter Stärke die Last der Gewölber tragen können. Wie ich mich denn ganz wohl erinnere, sie vorzüglich und in Menge, in der Hauptkirche zu Meaux, drey Meilen von Paris, und in andern Kirchen mehr gesehen zu haben; daraus ich denn schließe: es müssen diese Säulen keinesweges eine Erfindung der Gothen, sondern vielmehr ein Ueberbleibsel des verdorbenen römischen Geschmacks seyn, der sich bis in diese Zeiten noch erstrecket hat. Indessen läugne ich nicht, daß verschiedene Völker zu verschiedenen Zeiten auf einerley Gedanken haben gerathen können. Wären nicht die Knäufe gegenwärtiger Säulen ionisch: so würden sich vielleicht noch Baumeister und Liebhaber der Alterthümer finden, die sie für eine herkulanische Ordnung annähmen, und der attischen, dorischen und persischen, ihrer Zärte halber, weit vorziehen würden. Auf diesen acht Säulen nun, davon die drey vordersten die drey hintersten verdecken, liegt ein viereckigt geschweiftes Hauptgebälk h, in Gestalt eines offenen Pavillons, an dessen Ecken i sich einige Ranken in die Höhe werfen. Zu beyden Seiten an

dieses

dieſes Mittelſtück und auf dieſer Oberbühne, wie man ſie nennen kann, ſtehen zween niedrige halbe Pavillons auf drey und einer doppelten ſolcher Säulen k, wie vorgehends geſagt worden, mit einem innern Hauptgebälke und der Decke l, davon die vordere Säulenweite mit einem eingeſpannten Stichbogen geſchloſſen iſt; auf dem ein Gurtgeſims mit einem Muſter ruhet. Seitwärts in gerader Linie ſieht man in einer Weite, den Anfang einer durchſichtigen Gallerie m, deren Fortgang verloſchen iſt. Sie hat auf der ſchmalen Seite drey Thüren neben einander, in einer niedrigen Wand n, zum Auftritte der Spieler; die innere Ecke iſt mit einem durch Blätter verzierten und mit Leiſten eingefaßten Schafte o, die äußere aber von einer Rohrſäule p errichtet. Von einer Ecke zur andern liegt ein geſchweifter Unterbalken, und darüber der Vorten mit Roſen, nebſt einem Kranze mit Dielenköpfen. Vorwärts aber geht der Hauptſims q an der Säule herunter, und iſt mit Dielenköpfen und Rollen ſtatt der Dreyſchlitze unterſtützet. Der Buchſtab r zeiget die äußere, s die innere Felderdecke dieſer Gallerie, und t ſoll vermuthlich eine Bruſtlehne vorſtellen. Von dem hintern Eckſchafte derſelben, bis zur Eckſäule des halben Pavillons, iſt ein verzierter Querbalken u geſpannet, an dem hinterwärts eine Felderdecke v im halben Kreiſe befeſtigt zu ſeyn ſcheint, die ganz frey ſchwebet: von der an einem Bande mit Schleifen, eine runde Stürze mit Henkeln und einem geöffneten Deckel herabhängt; unter der man vielleicht, an die unten angedeuteten kurzen Bänder, im

Dunkeln eine Kronlampe zu knüpfen pflegte. Oben aber auf dieser Decke erhebt sich ein breiter geschweifter Bilderstuhl w, der an den Ecken zwey Blumenstängel im Bogen herab wirft, und in dessen Füllung ein Seethier lieget x. Endlich sitzen oben auf beyden Ecken des Hauptsimses der Gallerie und des halben Pavillons zween Greife y, die ein künstlich verziertes Gehenk z aus ihren Schnäbeln über diesen Bilderstuhl herabhangen lassen; wie denn auch noch zwey lange Blättergehenke von der hintern Ecke des mittlern Pavillons, auf beyden Seiten zwischen den Säulen der Neben-Pavillons durch, bis ins Mittel der freyschwebenden halbrunden Decke hangen. Das ganze Gemäld nun ist, wie ein jeder Kenner leichtlich sehen kann, von schlechter, Erfindung, unnatürlich gebauet, und noch darzu unnatürlich gezeichnet; aber doch bey weitem nicht so ungleichseitig und verzogen, wie unsere heutigen grotesquen Gebäude der Ziermaler sind. Es ist weiter nichts, als ein geometrischer Standriß, mit einigen perspectivischen Ansichten und falschen Verkürzungen vermischet; daraus man eben schließen kann, daß die drey mittlern Säulen des offenen hohen Pavillons müssen drey andere verdecken, die man aber alle nach der wahren Perspective, oder welches einerley ist, in der Natur, bis auf die mittelste hintere sehen müßte; es wäre denn, daß der Maler hätte haben wollen, die ganze hintere Seite des Simses sollte eben so in der Luft schweben, wie seine halbrunde Decke des Querbalkens. Und also entdecket sich dadurch

vieles,

vieles, was Vitruv uns gesaget hat, besonders aber dieses: daß die Baukunst und Verzierung schon zu seiner Zeit habe angefangen zu sinken, und daß die wahre Kunst allein bey den Griechen zu finden gewesen sey. Wie viele große und berühmte Schaubühnenmaler giebt es nicht zum Theil noch heut zu Tage an vielen Höfen, die dem Apaturius in ihren Erfindungen gleichen! Und ob sie wohl selten wider die Kunst, in Ansehung der Verkürzung, Haltung des Schattens und des Lichts handeln; so thun sie es doch, wie Vitruv saget, destomehr, in Ansehung der Natur und der Geschichte. Denn himmelblauer, sächsischgrüner und hochrother Marmor mit goldnen Adern, ist noch nicht schön genug zu ihren Gebäuden: es müssen ganz goldene und silberne, oder durchsichtige Säulen von Saphier und Rubinenflüße seyn, welche ihre irdischen Tempel schmücken sollen: der Riesen und Zwärge nicht zu gedenken, die ich selber gesehen, da immer einer den andern trug, und die obern das ganze Gewölbe tragen sollten. Endlich, wie gar oft sieht man nicht die gothische Bauart, oder doch Merkmaale derselben, in die Zeiten der alten Griechen und Römer, oder wohl gar der ersten Monarchien versetzet? Die übrigen Abbildungen auf den 213, 221, 226, 229, und 233. Seiten stellen mehrere dergleichen Verzierungen vor, die noch leidlicher sind; die ich aber der Kürze halber nicht habe mit einrücken wollen. Das einzige wäre noch übrig, daß ich die Leuchter und Blumen, aus denen Menschen hervorwachsen, anführte. Es sind

zwey

zwey dergleichen Exempel, in Abzeichnung auf der 53 und 73 Seite zu finden. Das eine zeiget einen alten Leuchterfuß von Vogelklauen, aus dessen Stiele eine Blume, und daraus wieder ein Mensch wächst. Das andere aber zeiget eine umgekehrte Tulpe, aus der, an statt des Stängels, ein halber Mensch gewachsen ist. Beyde sind zum Tragen eines Simses geordnet. Damit ich aber nicht allein das Schlechte, sondern auch was Gutes zu meinem Vorhaben aus diesem herrlichen Werke ziehe: so will ich eine gute Verzierung der 61 Seite meinen Lesern anführen, die, wenn nur an statt des alten Kopfes ein Blumenkorb oder Gefäß stünde, daraus die Ranken ihren wahrscheinlichen Ursprung haben könnten, es eine leichte, natürliche und artige Verzierung zu nennen wäre. Wollte man noch diese Ranken mit einigen dünnen flatterichten Bändern durchschlingen, welche ihre Befestigung und Krümmung zu erhalten schienen, und die Blumen nicht so gleichförmig wiederholen, da die Ranken an sich selber ein sattsames Ebenmaaß zeigen: alsdann würde diese Zierart regelmäßig seyn. Und also habe ich noch bey diesem kleinen Exempel Gelegenheit gefunden, meine Gedanken wegen der guten natürlichen Verzierung deutlich genug zu eröffnen: da mir Zeit und Umstände anjetzo nicht verstatten, mehrere Vorschriften darzu zu geben, und weiter davon zu schreiben.

ſung, wie ſie heutiges Tages iſt, gediehen, reden werde. Ob ich gleich bey vielen das Anſehen haben möchte, daß ich mich einer vergeblichen Arbeit unterzöge, da eine ſehr geringe Nachricht von der alten Sprache auf uns fortgepflanzet worden, und aus denen rauhen Zeiten, da ſowohl Männern als Weibern die Heimlichkeiten der Wiſſenſchaften verborgen waren, faſt kein Denkmahl der älteſten Sprache zu den Nachkommen gekommen iſt: So finde ich doch ein Vergnügen, die alten Geſchichte durchzulaufen, und mit Hülfe der Uberbleibſel der edeln Sprache abzuhandeln, **welches die erſte Sprache der Deutſchen geweſen, zu welcher Zeit und aus was Urſachen ſie ſo verändert worden, bis ſie das verwichene Jahrhundert erreicht hat, worinnen ſie angefangen hat zu wachſen, ſchöner und zierlicher zu werden.**

§. 2. Als ſich die Kinder Noä nach der Sündfluth in Aſien ausbreiteten: So ſind Japheths Nachkommen aus Syrien und von dem Aegyptiſchen Meer weggezogen, und in das Land der Europäiſchen Scythen, in Thracien und Griechenland gekommen, von wannen ſie ſich nach und nach in die andern Europäiſchen Lande ausgebreitet haben. Dieſe Völker redeten einerley Sprache, die ſie in Aſien empfangen hatten: Allein bald, nachdem ſich die Menge ſehr vermehrete, zertheilte ſich dieſelbige vornemlich in drey Sprachen, deren eine ſich die **Macedonier** und Griechen, der andern die **Illyrier**, oder wie wir ſie ietzt nennen, die **Slaven**, der dritten die **Thracier**, **Dacier** und **Gothen** bedieneten, davon nicht nur der **Phrygier**, ſondern auch der **Celten** und **Scythen** Sprache

IV.

Das XXIX. Hauptstück aus dem Buche de l'Esprit.

Von der Sklaverey und dem allegorischen Geiste der Morgenländer.

Wenn die Abendländer über die Last der morgenländischen Tyranney, und über die lange und feige Geduld derer Völker, die solch ein verhaßtes Joch schleppen, erstaunen, und über ihre Freyheit stolz sind; nehmen sie insgemein zu natürlichen Ursachen ihre Zuflucht, um diese politische Erscheinung zu erklären. Sie haben behauptet, das schwelgerische Asien, gebähre nur kraftlose Menschen ohne Tugend; die sich nur viehischen Begierden überlieferten, und bloß zur Sklaverey gebohren wären. Ja, sie haben wohl gar noch hinzugefüget: die mittäglichen Gegenden könnten folglich nichts anders, als eine sinnliche Religion haben.

Ihre Muthmaßungen aber werden durch Erfahrung und Geschichte widerleget. Man weis, daß Asien sehr kriegerische Völker gebohren hat: daß die Liebe die Herzhaftigkeit nicht schwächet: und daß die auf ihre Vergnügungen empfindlichsten Völker, wie Plato und Plutarch bemerken, oft die tapfersten und herzhaftesten gewesen; daß die Weiberliebe niemals wie ein Beweis von der Schwäche der Leibesbeschaffenheit der Asiater anzusehen

ſehen ſey; und daß endlich lange vorm Mahomet, Odin, bey den mitternächtlichſten Völkern, eine ganz ähnliche Religion geſtiftet, als des orientaliſchen Propheten ſeine geweſen.

Die Gallier, ſaget Tacitus, liebten die Weiber, und hatten die größte Achtung gegen ſie. Sie traueten ihnen etwas Göttliches zu, zogen ſie mit zu ihren Berathſchlagungen, und beriethen ſich mit ihnen über Staatsſachen. Die Deutſchen machten es mit den ihrigen nicht anders. Die Schlüſſe der Weiber galten bey ihnen wie Orakelſprüche. Unterm Veſpaſian hatte ſich Velleda, wie vor ihr Aurinia, und andre mehr, eben die Hochachtung erworben. Kurz, der Geſellſchaft der Weiber, ſaget Tacitus, haben die Deutſchen ihren Muth in Schlachten, und ihre Weisheit im Rathe zu danken. Nach des Ritters von Beaujeu Berichte, ſind die Nordländer allezeit ſehr empfindlich auf die Ergetzungen der Liebe geweſen. Ogier in ſeiner däniſchen Reiſe, ſaget eben das.

Da man alſo gezwungen war, dieſe Meynung zu verlaſſen, und den Aſiatern, ſo zu reden, Leib und Seele wiederzugeben: ſo hat man in der natürlichen Lage der Morgenländer, die Urſache ihrer Knechtſchaft geſuchet. Folglich hat man die Mittags-

*) Der Hr. Verfaſſer irret ſich hier eben ſowohl, als ſeine Gegner. Wo iſt denn der Norden ſo eine flache Gegend? Gewiß in Deutſchland nicht; wo die helvetiſchen und ſchwäbiſchen Alpen, der Schwarzwald, der Fichtelberg, Thüringerwald und der Harz Berge ohne

tagsländer als eine ungeheure Fläche angesehen: deren Weite der Tyranney alle Mittel an die Hand gäbe, die Völker in der Sklaverey zu erhalten. Allein, dieses Vorgeben, ist der Geographie nicht gemäß. Man weis, daß die Mittagsgegend ein Land ist, das überall rauh von Gebirgen ist; daß hingegen der Norden, wie eine weite, wüste, und mit Wald bewachsene Fläche anzusehen ist: wie vermuthlich auch vorzeiten die Flächen von Asien gewesen sind *).

Nachdem man also die natürlichen Ursachen vergeblich erschöpfet hat, um die Quellen der orientalischen Tyranney zu finden: so muß man seine Zuflucht wohl zu sittlichen Ursachen, und folglich zur Geschichte nehmen. Diese lehret uns, daß die Völker, wenn sie gesittet werden, allmählich ihre Herzhaftigkeit, ihre Tugend, und selbst die Liebe zur Freyheit verlieren; daß jede Gesellschaft gleich nach ihrer Bildung, nach ihren verschiedenen Umständen, sich mit langsamern oder stärkern Schritten, der der Sklaverey nähert. Da sich nun die Morgenländer zuerst in Gesellschaften vereiniget haben: so haben sie auch nothwendig die ersten seyn müssen, die sich der tyrannischen Beherrschung unterworfen haben: weil doch alle Arten der Regierungen auf diesen

ohne Zahl hervorbringen. In Dännemark und Schweden auch nicht: wo ganz Norwegen, Lappland u. Finnland, ja, alle übrige schwedische Provinzen voll ungeheurer Berge; und dennoch auch voller Menschen sind; ja gewiß völler, als Italien und Spanien nebst Africa.

diesen Zweck abzielen; und jeder Staat diese Gestalt bis zu seinem gänzlichen Untergange behält *).

Allein werden hier diejenigen einwenden, welche die Welt für älter halten: wie kann es denn noch Republiken in der Welt geben? Wenn alle Gesellschaften, wird man ihnen antworten, indem sie gesitteter werden, auf den Despotismus abzielen: so zielet jede despotische Gewalt, auf die Entvölkerung ab. Die Gegenden also, die solcher Gewalt unterworfen sind, werden in wenig Jahrhunderten Wüsteneyen. Die Flächen, wo sich ungeheure Städte ausbreiteten, und prächtige Gebäude erhoben, bewachsen allmählich mit Wäldern, wohin gewisse Familien flüchten, die unvermerkt wilde Völker zähmen. Eine solche Reihe von Begebenheiten muß nothwendig Republiken auf der Welt erhalten.

Ich will nur hinzusetzen, daß, wenn die mittäglichen Völker von Alters her Sklaven sind; und die europäischen Nationen, die Russen ausgenommen, als freye Völker zu betrachten sind: so kömmt es daher, daß diese Völker nur unlängst gesittet worden sind. Noch zu des Tacitus Zeiten waren die Deutschen und Gallier nichts, als eine Art von Wilden. Und wenn man nicht durch Gewalt der Waffen

*) Uns dünket, der Hr. Verf. irret auch hier. Die ersten Staaten der Welt sind nicht republicanisch, sondern monarchisch gewesen: und viele sind aus Monarchien zu freyen Republiken geworden, wie Athen, Rom, Deutschland, Pohlen, die Schweiz, Holland

Waffen ein ganzes Volk zugleich in Fässel schlägt: so kann ein Tyrann erst durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, und durch unvermerckte Versuche, die tugendhafte Liebe zur Freyheit ersticken, die alle Menschen natürlicher Weise im Herzen hegen; und die Seelen so niederträchtig machen, daß sie sich ins Sklavenjoch schmiegen. Ist es einmal so weit gediehen: so wird ein solches Volk unfähig, eine einzige großmüthige That zu thun.

In diesen Ländern sieget die Großmuth niemals über die Rache. Man wird in der Türkey niemals sehen, was man vor wenig Jahren in England gesehen hat. Prinz Edward ward von den königl. Völkern verfolget, und fand in dem Hause eines Lords Sicherheit. Dieser wird deswegen angeklaget; daß er dem Prätendenten Zuflucht verstattet habe. Man fodert ihn vor die Richter. Er erscheint, und saget: „Erlaubet doch, daß ich, vor „meiner Vernehmung, euch frage: wer unter euch, „wenn der Prätendent zu ihm geflüchtet wäre, nie„derträchtig und verzagt genug gewesen wäre, ihn „auszuliefern?„ Auf diese Frage schweigt das Gericht, steht auf, und läßt den Beklagten gehen. — — In der Türkey sieht man keinen Besitzer eines Landgutes, der sich um das Vermögen seiner Vasallen

land und Schweden zur Gnüge zeigen. Es ist also wohl ein Wechsel der Regierungsarten möglich: aber nicht eine beständige Ordnung, daß alles auf die despotische Regierung abzielet.

fallen bekümmerte. Ein Türk legt keine Manufacturen an. Er wird niemals mit einem heimlichen Vergnügen dulden, daß ein Unterthan ihm muthwillig begegnet: ein Muthwillen, den ein schleuniges Glück fast allezeit Leuten eingiebt, die in der Armuth gebohren sind. Man wird aus ihrem Munde niemals die schöne Antwort hören, die in dergleichem Falle ein englischer Edelmann denen gab, die ihm gar zu viel Gelindigkeit verwarfen. „Wenn ich mehr Ehrerbiethung von meinen Unter„thanen foderte: so weis ich so gut, als ihr: daß „das Elend eine demüthige und furchtsame Stim„me hat. Aber ich will, daß sie glücklich seyn sollen. „Und ich sage dem Himmel Dank: weil ihre Un„gezogenheit mich itzo versichert, daß sie reicher und „glücklicher sind. „

Sind also die Asiater ein Spott der Europäer; so kömmt es daher, daß die Zeit sie unter ein despotisches Joch gebeuget hat, welches mit einer gewissen Erhebung des Gemüthes unverträglich ist. Eben diese Tyranney, die alle Arten des Verstandes und der Gaben vernichtet, machet: daß man die Dummheit gewisser orientalischer Völker, für einen Mangel der rechten Bildung des Gehirns ansieht. Indessen wäre es leicht zu sehen, daß der äußerliche Unterschied, den man in der Bildung eines Chinesers, und eines Schweden bemerket, auf ihren Verstand gar keinen Einfluß haben kann; und daß, wenn alle unsre Begriffe, wie Locke erwiesen hat, durch die Sinne kommen; die nordischen Leute aber nicht mehr Sinne haben, als die Morgenländer:

daß

daß, sage ich, alle beyde, durch die natürliche Bildung gleiche Fähigkeiten des Verstandes haben.

Es kömmt also bloß auf die verschiedenen Regierungsformen, und folglich auf sittliche Ursachen an; und ihnen bloß muß man die Verschiedenheit des Verstandes und der Gemüthsart der Völker zuschreiben. Z. E. Die Morgenländer müssen ihren allegorischen Witz, der den Charakter ihrer Schriften ausmachet, lediglich ihrer Regierungsart zuschreiben. In Ländern, wo vormals die Wissenschaften getrieben worden, wo man itzo noch die Lust zum Schreiben beybehält, wo man gleichwohl der willkührlichen Gewalt unterworfen ist; wo folglich die Wahrheit sich nur unter einem Sinnbilde zeigen kann: da ist es gewiß, daß die Schriftsteller unvermerkt die Fertigkeit, nur allegorisch zu denken, bekommen müssen. Das war auch die Ursache, warum ein indianischer Weiser, um einem Tyrannen die Ungerechtigkeit seiner Bedrückungen, und die Härtigkeit gegen seine Unterthanen, nebst der gemeinschaftlichen und gegenseitigen Abhänglichkeit, welche Völker und Fürsten verbindet, zu zeigen, das Schachspiel erfand. Er gab dem Tyrannen Unterricht davon; und lehrte ihn bemerken, daß, wenn in diesem Spiele, zwar alle Steine durch den Verlust des Königes unnütz würden; im Gegentheile auch der König, nach dem Verluste seiner Bauren, unvermögend wäre, sich zu schützen; und daß in beyden Fällen das ganze Spiel verlohren gienge.

Die Großveziere haben durch dergleichen Kunstgriffe das Mittel gefunden, ihren Sultanen nütz-

liche Lehren zu geben. Ein erzürnter König von Persien setzte seinen Großvezier ab, und einen andern an die Stelle. Weil er aber mit den Diensten des erstern doch zufrieden war, erlaubte er ihm, in seinen Staaten einen Ort zu wählen, wo er mit den Seinigen, den Rest seines Lebens derjenigen Wohlthaten genießen könnte, die er bis dahin erhalten hatte. Der Vezier erwiederte: Ich brauche alle die Wohlthaten nicht, womit Eure Majestät mich überhäufet hat. Ich bitte Dieselben, solche wieder zurück zu nehmen: und dafern Sie noch einige Gnade gegen mich hegen, so bitte ich Dieselben um keinen bewohnten Ort. Ich bitte nur um ein wüstes Dorf, das ich mit meinen Leuten wieder bevölkern und besetzen könne. Der König gab Befehl, einige solche Dörfer zu suchen, als er verlangte: allein, nach langem Suchen kamen die Gevollmächtigten zurück, und bezeugten, daß sie kein einziges gefunden hätten. Der König sagte solches dem abgesetzten Vezier; und dieser erwiederte: „Ich wußte es wohl, daß in dem ganzen Umfange „der Länder, so mir anvertrauet worden, kein wü„ster Fleck anzutreffen wäre. Aber ich that solches, „damit Eure Majestät es wissen sollten, in was für „einem Zustande ich Ihnen selbige zurückgebe; da„mit Dieselben diese Sorgfalt einem Manne auf„tragen mögen, der einmal eben so gute Rechen„schaft davon geben könne. „

Ich könnte tausend andre Beyspiele von der allegorischen Gestalt der Begriffe geben, unter welchen sich die Sachen den Indianern darstellen: und alle

alle dieſelben würden zeigen, daß die Regierungsart, der die Morgenländer ſo viel ſinnreiche Allegorien ſchuldig ſind, in eben dieſen Staaten einen groſſen Mangel an Geſchichtſchreibern hat veranlaſſen müſſen. In der That erfodert dieſe Art von Schriften, die gewiß vielen Verſtand brauchet, doch nichts mehr, als alle andre Arten derſelben. Woher kömmt es denn immermehr, daß die Geſchichtſchreiber unter den Schriftſtellern ſo ſeltſam ſind? Daher, weil man, um in dieſer Art berühmt zu werden, nicht nur in ſo glücklichen Umſtänden gebohren werden muß, die geſchickt ſind, einen groſſen Mann zu bilden; ſondern auch in ſolchen Ländern, wo man ungeſtöret die Tugend ausüben, und die Wahrheit ſagen kann. Nun wiederſetzet ſich aber die unumſchränkte Herrſchaft beydem, und ſtopfet den Geſchichtſchreibern den Mund: wo dieſelbe nicht durch irgend ein Vorurtheil, oder einen Aberglauben, oder ſonſt durch eine beſondre Anſtalt, darinn gefäſſelt wird.

Wenn in dieſen Ländern der Geſchichtſchreiber nicht einmal die Verräther nennen darf, die in vorigen Jahrhunderten, bisweilen ihr Vaterland verkaufet haben; wenn er alſo genöthiget iſt, dem Stolze der Nachkömmlinge, die oft noch ſchuldiger ſind, als ihre Vorfahren, die Wahrheit aufzuopfern: wie ſollte doch in dieſen Ländern ein Staatsbedienter das gemeine Beſte befördern? Was für Hinderniſſe werden ihm nicht mächtige Leute in den Weg legen, die unendlich mehr Vortheil bey der Erhaltung eines Misbrauches finden, als bey der Ehre ihrer Vorältern? Wie kann man ſich erküh-

nen, in solchen Regierungen Tugenden von einem Bürger zu fodern? oder wider die Bosheit der Menschen loszuziehen? Nicht die Menschen sind böse: die Art der Gesetze machet sie schlimm, indem sie diejenigen straset, die Gutes thun; und die Wahrheit sagen.

Eine solche Anstalt ist in China, das Tribunal der Geschichte; ein Tribunal, welches bis auf diesen Tag eben so taub gegen die Bitten, als gegen die Drohungen der Könige ist. Dieses besteht, nach Hrn. Freret's Berichte, aus zween Arten von Geschichtschreibern. Die eine muß das aufzeichnen, was außer dem Pallaste vorgeht, das ist, die allgemeinen Angelegenheiten; die andre, alles was inwendig gethan und gesaget wird, d. i. alle Handlungen und Reden des Prinzen, der Minister, und der Bedienten. Ein jedes Glied des Tribunals, schreibt alles, was es erfährt, auf ein Blatt. Er unterschreibt es, und, ohne es seinen Mitbrüdern zu zeigen, wirft ers in einen großen Stock, der mitten in dem Saale steht, wo man sich versammlet.

Um die Gesinnungen dieses Tribunals bekannt zu machen, erzählet Hr. Freret, daß ein gewisser T-sou-i-chong, den T-chouang, dessen Feldherr er war, ermorden lassen, weil dieser Fürst ihm seine Gemahlinn genommen. Das historische Tribunal ließ einen Aufsatz davon verfertigen, und legte ihn in sein Archiv. Als der Feldherr Nachricht davon bekam, setzte er den Präsidenten davon ab, verdammte ihn zum Tode, unterdrückte den Aufsatz, und ernannte einen andern Präsidenten.

Kaum

che abstammet. Denn es ist bekannt, daß die Phrygier Abkömmlinge der Thracier sind, und man darf nicht zweifeln, daß die Celten und Scythen von den Thraciern nicht sollten ihren Ursprung haben: Indem das Thracische Volk vorzeiten auch mit diesem Namen ist beleget worden, wie die grossen Männer Bochard und Vos erwiesen haben: ja unter dem Namen der Scythen werden auch die Geten und Gothen begriffen. Allein die Celten und Scythen bedienten sich lange einerley Sprache, bis sich das Volk entweder durch Züge in andere Länder, oder durch Kriege zertheilete. Durch die Celten aber verstehe ich die Deutschen, Gallier, Hispanier, Britannier, Illyrier, welche einerley Sprache geredet, wie der in den Alterthümern erfahrne Cluver aus den Zeugnissen der alten Scribenten, aus den gemeinschaftlichen Benennungen der Völker und Menschen, und aus den Namen der Dörfer, Städte und anderer Dinge, im Buche von dem alten Deutschlande, im 1. Buch, 5. 6. 7. Capitel, behauptet. Allein diese sind nachhero sehr von ihrem Ursprunge abgewichen, indem die Spanische Sprache erstlich die Phönicier, darnach die Römer, ferner die Gothen, endlich die Saracenen verdorben haben; Die Britannische Sprache erst Anglische und Sächsische, darnach Normännische und Gallische Worte annahm: die Gallische erstlich mit Griechischen, darnach Römischen, ferner Fränkischen, Gothischen, Burgundischen und Normännischen Wörtern vermischet ward; die Illyrische durch die benachbarten Völker ihre vorige Zierde und Reinigkeit verlohr. Ein gleiches

Kaum war dieser im Besitze seines Amtes, als er neue Aufsätze machen ließ, den Verlust des erstern zu ersetzen. Als der Feldherr von dieser Kühnheit des Tribunals Wind bekam, entsetzte er das ganze Tribunal, und ließ alle Glieder desselben umbringen. Sogleich ward das Reich mit unzählichen öffentlichen Schriften überschwemmet, worinn der Feldherr mit den schwärzesten Farbey abgemalet ward. Allein, er besorgte einen Aufruhr; und stellte also lieber das historische Tribunal wieder her.

Die Jahrbücher von der Dynastie der Tangs erzählen noch eine andre solche Geschichte. Ta-i-tsong, zweyter Kaiser dieser Dynastie, verlangte einmal vom Präsidenten des historischen Tribunals, daß er ihm die Nachrichten von der Geschichte seines Regiments zeigen sollte. Gnädigster Herr, erwiederte der Präsident, „bedenket, daß wir eine ge„naue Nachricht von den Tugenden und Lastern der „Fürsten ertheilen; und daß wir nicht mehr frey „bleiben würden, wenn ihr auf eurem Willen be„stündet. — — — Ey was? erwiederte der „Kaiser, ihr seyd mir alles schuldig, was ihr seyd: „wolltet ihr denn die Nachwelt auch von denen Feh„lern benachrichtigen, die ich etwan begienge? — „— — Es stünde in meinem Vermögen nicht, „sie zu verschweigen, versetzte der Präsident. Ich „würde es freylich ungern thun. Allein, das ist „die Pflicht meines Amtes, welches mich so gar „verbindet, auch diese Unterredung mit euch auf„zuzeichnen. „

Was ich oben von der Historie gesaget habe, gilt auch von der Beredsamkeit. Wenn Italien so fruchtbar an Rednern war, so geschah es nicht etwa darum, wie die gelehrte Thorheit etlicher Schulpedanten behauptet: weil der Boden von Rom geschickter war, große Redner hervorzubringen, als der Boden von Lissabon oder Constantinopel. Rom verlohr seine Beredsamkeit und Freyheit in einem und demselben Augenblicke. Gleichwohl hatte unter den Kaisern kein besondrer Zufall des Erdbodens das Clima von Rom verändert. Wem wollen wir also den Mangel an Rednern Schuld geben, darinn es sich damals befand? wenn es nicht sittliche Ursachen gewesen sind, d. i. Veränderungen in seiner Regierungsart? Wer zweifelt wohl, daß der Despotismus die Quellen der Beredsamkeit verstopfet habe; indem er sie genöthiget, von lauter Kleinigkeiten zu reden? Ihre Stärke nämlich besteht bloß in der Größe und Wichtigkeit der Materien, welche sie abzuhandeln hat.

Der Anschein von Freyheit bloß, dessen Tacitus in seiner ersten Jugend, unter Vespasians Regierung genoß, gab seiner Seele einen Schwung. Er ward, wie der Abt de la Bleterie saget, ein erhabener Geist; da er nur ein witziger Kopf gewesen seyn würde, wenn er unter Nerons Regierung in die Welt getreten wäre.

Man setze einmal, daß eben so viel Geist dazu gehöret hätte, die Lobrede auf den Trajan zu schreiben, als die catilinarischen Reden auszuarbeiten.

Sogar

Sogar in dieser Voraussetzung behaupte ich: daß selbst der Wahl der Materie wegen, **Plinius** weit unter dem **Cicero** hätte zurück bleiben müssen. Der letztere mußte die Römer aus dem Schlummer erwecken, darinn **Catilina** sie überraschen wollte. Er mußte die Leidenschaften des Hasses und der Rachgier in ihnen erregen; und wie hätte ein Stoff, daran den Herren der Welt so viel gelegen war, nicht dem **Cicero** den Preis der Beredsamkeit erwerben sollen?

Man untersuche also nur, worauf die Vorwürfe der Barbarey und Dummheit beruhen, welche von Griechen, von Römern und von allen heutigen Europäern, allezeit den Morgenländern gemachet worden: so wird man sehen, daß diese Völker den Namen des Verstandes nur einem Zusammenhange solcher Begriffe gegeben haben, die ihnen nützlich waren. Da nun der Despotismus fast in ganz Asien die Sittenlehre, die Metaphysik, die Rechtsgelahrheit und Staatskunde, kurz, alle Wissenschaften verbothen hat, die der Menschlichkeit vortheilhaft sind: so müssen ja freylich die Morgenländer nothwendig, von den erleuchteten europäischen Völkern, für Barbarn, und für Dummköpfe gehalten worden seyn, und auf ewig allen freyen Nationen, wie der Nachwelt selbst, zum Gespötte werden.

V.

Sam. Wilh. Oetters dritter Versuch einer Geschichte der Burggrafen zu Nürnberg vom 1273. bis zum 1276. Jahre. Onolzbach, bey Poschen 1758. in median Octav mit Kupfern.

Es hat sich etwas lange mit der Fortsetzung dieses Werkes verzogen. Allein es ist nicht die Schuld des Hrn. Verf. gewesen. Künftig soll es besser gehen, nachdem es dem rechten Verleger in die Hände gekommen. Der Hr. Verf. beschweret sich mit recht über gewisse liebloſe Urtheile, die man deswegen von ihm gefället, und widerleget sie. Seine Wappenbelustigungen werden ins künftige zu Augspurg, bey der kaiserl. Akademie der schönen Künste ans Licht treten.

Auf diese Versicherungen folgen einige Zusätze und Verbesserungen zum ersten Versuche dieser Geschichte. Dieser ist damals von einem ungestümen Verleger so getrieben worden, daß ihn der Herr Verf. etwas übereilen müssen. Indessen hat auch der unvollkommene Versuch Beyfall genug erhalten. Er antwortet aber sonderlich auf eine Erinnerung, die ihm in einer hällischen gelehrten Zeitung gemachet worden. Es betrifft selbige den Satz, daß die Reichsstände nicht ex privilegio, sondern vi superioritatis territorialis, das Münzrecht ausüben, dieß

dieß iſt des Kanzlers Ludewig Meynung; und Hr. Prof. Carrach hat 1752 in einer Diſſ. an des Hrn. Verf. Bekehrung gearbeitet. Er geſteht aber, daß er lebenslang ein Kätzer darinn bleiben werde.

Indeſſen haben verſchiedene Betrachtungen denſelben vermocht, daß er ſeinen erſten Theil ganz umſchmelzen will. Wenn er das Leben Burggraf Friedrichs wird vollendet haben, und die Regiſter zu den bisherigen Theilen ausgefertiget ſeyn werden, will er zween neue Theile, als Zuſätze und Verbeſſerungen des erſten beyfügen. Wir wünſchen, daß dieſes nicht nach, ſondern vor den verſprochenen Regiſtern geſchehen möge; damit auch dieſe Zuſätze und Verbeſſerungen darinn begriffen werden können. Es wird darinnen eine Erzählung vom älteſten Zuſtande der Reichsſtadt Nürnberg vorkommen. Keine Parteylichkeit ſoll hier ſtatt finden, ſondern allenthalben die Zeugniſſe der älteſten Geſchichtſchreiber gelten. Sodann wird er das Burggrafthum ſelbſt abhandeln, und alle Fehler vermeiden, die von andern begangen worden.

Was hier die Erklärung des alten nürnbergiſchen **Butigularius** betrifft, der ein Waldamtmann geweſen ſeyn ſoll: ſo ſind wir begierig, die Beweiſe zu ſehen, daß **But**, oder Wut ein Wald heißen ſoll. Des Hrn. Prof. Schwarzens Meynung ſcheint uns noch zur Zeit viel wahrſcheinlicher zu ſeyn. Buticularius, kömmt von Butte, oder Buticula, ein klein Buttelchen, d. i. einer Bouteille. Er iſt alſo ein Pocillator, oder Mundſchenk geweſen.

Eben

Eben so verspricht der H. V. bey den andern Stücken Verbesserungen zu liefern: weil er überall zu bessern Einsichten gekommen zu seyn glaubet. Er machet auch hier schon wirklich den Anfang dazu; dabey wir uns nicht aufhalten können: da dieser Vorbericht allein 96 S. ausmachet.

Der innere Titel dieses Bandes verspricht uns eine Geschichte von 1273 bis 1280: da doch der äußere uns bis 1276 und also nur von dreyen Jahren versprochen hatte. Woher dieser Unterschied rühre, ist schwer zu sagen. Wir wollen aber kürzlich den Inhalt aller Bücher und Hauptstücke bekannt machen. Des 1 Buchs 1 Hauptstück zeiget, warum Burggraf Friedrich der II. im 1273. Jahre von K. Rudolfen dem I. sobald mit dem Burggrafthume belehnet worden? und erweist, daß selbiges schon vorhin erblich gewesen, erkläret auch, warum die Kurfürsten darein gewilliget. Im 1724. Jahre begleitet Friedrich K. Rudolfen nach Hagenau; wobey von dem steten Umherziehen der alten Kaiser gehandelt und die Frage entschieden wird: ob K. Ludewig der Bayer der erste gewesen, der beständig zu München den Sitz gehabt? In eben dem Jahre ward Burggr. Fried. an den Pabst nach Lyon geschicket, um ihm die Nachricht von der Kaiserwahl zu bringen; und bekam einen Ablaßbrief für die Kirche zu Rietfeld: darüber werden einige Betrachtungen angestellet, und wen der Pabst damals Illustris oder Nobilis genennet? Es wird auch von der Belehnung gehandelt, die er daselbst für seine Tochter

Tochter Adelheid vermählte Gräfinn von Castell, auf Rietfeld erhalten; wo dieses itzo anzutreffen; warum dieser Ort Villa foralis geheißen, und woher die Messen entstanden? Ferner wird untersuchet, wer vormals Nobilis vir genennet worden, und wider Hrn. Hofr. Scheidt bewiesen, daß der niedre Adel es nicht habe fodern können.

Im 1274. Jahre ist Burggr. Fried. auf dem Reichstage zu Nürnberg: wobey gezeiget wird, warum der Reichstag daselbst gehalten worden; und ob der Burggr. schon vorhin Sitz und Stimme darauf gehabt? Auch wird die Frage entschieden: ob der K. hier verordnet habe, daß künftig alle Urkunden deutsch ausgefertiget werden sollten? In eben dem Jahre besuchet der Kaiser R. den Burggr. auf seinem Schlosse Kadolzburg; und dieser belehnet in des K. Gegenwart zweene Ebner mit einem Burglehne, zu Wörth. Auch wird hier gezeiget, warum diese Fideles Burggrafii genennet werden? warum sie sich nicht von geschrieben; wer sich vormals so geschrieben? warum die Nürnberger Patricier es nicht gethan? und warum die Gräfinn Marja von Oettingen zu obiger Belehnung ihren Beyfall gegeben? Endlich wird bewiesen, daß Burggraf Fried. auch 1275 mit auf den Reichstag zu Augspurg gegangen, und was er für einen Rang daselbst gehabt?

Das II. Hauptstück dieses Theiles lehret, der Burggraf Fried. habe sich 1275 zum zweyten male vermählet, u. eine kurfürstl. sächsische Prinzessinn Helena

lena geheurathet, wodurch er in eine weitläuftige und ansehnliche Freundschaft gekommen. Eben daraus wird viel vortheilhaftes für ihn geschlossen. Die Zahl und Namen der mit ihr erzielten Erben werden erörtert; darunter Anna an einen Grafen von Nassau vermählet wird. Diese leihet K. Albrechten I. Geld, und erhält zur Sicherheit, Schwabach, Altdorf, Kammerstein und Heroldsberg. Das geliehene Geld war der Gräfinn Heurathsgut, u. d. m. Im 1305. Jahre bekömmt eben dieselbe von K. Albrechten die Einkünfte zu Heroldsberg und Scheidt versetzet; und 1329 von K. Ludewigen aus Bayern, Kammerstein, Schwabach, Altdorf und Heroldsberg um 2000 Pf. Häller, aufs neue versetzet u. d. m. bis auf ihren Tod. Ihre Schwester Helena hat sich an einen Grafen von Hirschberg vermählet; und andre Umstände mehr von ihr, bis an ihren Tod, und ihr Begräbniß.

Des II. B. erstes Hauptstück zeiget, daß Burggraf Friedrich, nebst seiner zweyten Gemahlinn 1275, das Kloster Birkenfeld bey Neustadt an der Aisch gestiftet; und wem die geistliche Aufsicht darüber aufgetragen worden; ferner, für was für Leute solches gestiftet worden; näml. zur guten Erziehung der Jugend, und zu einer Zuflucht solcher Personen, so nicht mehr heurathen wollen; und ob auch sonst jemand etwas dazu beygetragen habe? Man untersuchet die Aebtissinnen, so diesem Kloster vorgestanden, und erwähnet der endlichen Reformation dieses Klosters Birkenfeld.

Im

Im 2ten Hauptſtücke dieſes II. Buches kömmt der Herr Verf. wieder auf den Burggr. Friedrichen, der 1275 vom Kaiſer und Reiche an den König von Böhmen geſchicket worden. Hier kommen artige Dinge vor. Der Burggr. belehnet die Holzſchuher, Bürger zu Nürnberg, mit einem Burglehn zu Kraftshof; und wird Dominus noſter, und Nobilis vir genennet. Von dieſer Sache werden noch allerley Fragen und Zweifel beantwortet: und dabey ſchließt ſich dieſer ganze Theil. Das ganze Werk iſt voll von ſchönen Unterſuchungen, die im Staats und Lehnrechte vielen Nutzen ſchaffen können. Sie machen zwar das Buch weitläuftig, weil ſo viele Nebenſachen mitgenommen werden. Allein es wird keinen Kenner verdrießen, ſie geleſen zu haben.

VI.

Des Herrn Abts Lambert gelehrte Geſchichte der Regierung Ludewigs des vierzehnten, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Leipzig und Kopenhag. verl. Mummens Wittwe, 1759. 8.

Die Franzoſen fangen je länger je mehr an, dasjenige zu beſtätigen, was Perrault in dem berühmten Kriege vom Vorzuge der Alten oder der Neuern, damals, zu großem Verdruſſe der Vertheidiger

diger der Alten behauptete: nämlich daß die Zeiten Ludewigs des XIV. den höchsten Gipfel der französischen Ehre in Wissenschaften und Künsten erreichet hätten. Anstatt, daß man auf ein beständiges Wachsthum alles Guten bedacht seyn sollte; so canonisiret man das vorige Jahrhundert, stellet alle dessen Gelehrte und Künstler an die Spitze aller grossen Geister, und giebt dadurch stillschweigend zu: daß sich nach der Zeit alles vermindert habe. So hat Hr. von Voltaire die Geschichte der Zeiten Ludewigs des XIV. vorgestellet: und eben so stellet uns dieselben der Abt Lambert vor Augen.

Der Herr Uebersetzer ist eben der Meynung; daß nämlich die Wissenschaften in diesem unvergeßlichen Jahrhunderte, dem Gipfel der Vollkommenheit so nahe gewesen, als sie ihm nur jemals sich zu nähern vermöchten. Sollten wir unsre Gedanken davon eröffnen; so würden wir solches weder in Ansehung andrer Länder, noch in Ansehung Deutschlandes zugeben. Man hat in mathematischen, historischen, philosophischen und litterarischen Dingen auch in diesem Jahrhunderte solche Entdeckungen gemachet, daß die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts sich sehr wundern würden, wenn sie wieder kommen sollten. Selbst in Frankreich ist man in vielen Stücken der Sachgelehrsamkeit weiter gekommen, als damals; ungeachtet vielleicht die Dichtkunst und Beredsamkeit ziemlich in Abnahme gerathen sind.

In diesen bewundern wir freylich, den Eifer dieses Volkes, für seine einheimische Ehre so zu arbeiten.

Schickſal hat die deutſche Sprache erfahren müſſen, welche von der alten Celtiſchen abgegangen iſt, theils weil ſie durch den Handel mit den abgeſandten Anbauern um den Pontus herum vieles von den Griechen, ja viele Wörter von den Perſern angenommen, theils weil die Römer nebſt der Herrſchaft und den Geſetzen auch ihre Worte ihnen aufgedrungen haben. (*)

§. 3. Alſo iſt die Celtiſche Sprache die erſte geweſen, welcher ſich die Deutſchen bedienet, und welche Becanus aus thörichter Liebe gegen ſein Volk zur allerälteſten macht, und daher als von einer Stammmutter die übrigen alle ableitet. Cluver meynet mit mehrerem Rechte, ſie ſey in der Babyloniſchen Sprachenverwirrung entſtanden, und ſey eben dieſelbige, welche in dem weitläuftigen Germanien, dieß- und jenſeit des Rheins bis an das Eismeer, und auf der andern Seite bis an die Grenzen der Moldau und Wallachey geredet würde; ja ſelbſt in Britannien blühete. In dieſem letzten Stücke ſeiner Meynung hat er an Roderich von Toledo nicht ſowohl einen Beypflichter, als vielmehr einen Vorgänger, welcher dieß vor 500 Jahren geſchrieben hat: „Deutſchland, Dännemark, Norwegen, Schwe„den, Flandern und England haben eine Spra„che, ob ſie gleich in den Mundarten unterſchieden „ſind.„ Aber gleichwie man das allezeit zugeben muß, die deutſche Sprache ſey in einem weitläufti-

gen

(*) Dieſes alles werde ich noch weiter erläutern in den vorläufigen Gedanken von der vollſtändigen Hiſtorie der deutſchen Sprache, die mit nächſtem erſcheinen ſollen.

beiten. Perrault gab schon im Anfange dieses Jahrhunderts kurze Beschreibungen der berühmtesten großen Männer in Frankreich heraus. Hier erscheinen nun noch genauere und mehrere Nachrichten von allen, die sich hervorgethan haben? Hätten wir nicht des hochwürdigen Hrn. Seniors in Augspurg Bildersaal von itztlebenden Schriftstellern; und seinen Ehrentempel von vormaligen deutschen Gelehrten; imgleichen Hrn. Göttens Nachrichten mit ihren Fortsetzungen; so würden wir in Ansehung unsers Vaterlandes übel bestehen. Und doch sind auch diese in Ansehung der Künste sehr mangelhaft. Es wäre also zu wünschen, daß auch jemand das Jahrhundert Leopolds mit allen deutschen großen Leuten seiner Zeit abschildern, und auf eben diese Art beschreiben möchte; ohne der Ausländer im geringsten zu erwähnen. Was gilts? wir würden eben soviel große Männer von allen Arten aufzuweisen haben!

Die Vergleichung des Zeitalters von Ludewig dem XIV. mit den Zeiten Alexanders, Augusts und Leons des X. ist zwar eine sehr gewöhnliche Sache: allein unsers Wissens noch nicht gar zu richtig erwiesen. Die größten Geister Griechenlands hatten schon vor Alexanders, so wie die größten Männer Roms vorm August gelebet; unter welchem schon Mäcen selbst zum Verfalle des Geschmackes den Grund legte, und selbst Sallust, Ovid und Horaz die Vorspiele machten. Von Leo dem X. ist es gewiß, daß nach seiner Zeit mehr große Männer in Italien entstanden und gelebet, als zu seinen Zei-

ten. Aber so geneigt ist man, großen Herrn zu schmäucheln; daß man alles gern auf ihre Rechnung schreibt: so wenig Antheil sie auch an dem Flore der Wissenschaften und Künste haben. Ein andermal ließe sich davon eine weitere Ausführung machen.

Indessen verdienen die Schicksale der gelehrten Welt allerdings unsre Aufmerksamkeit. Der Hr. Uebersetzer gesteht sehr vernünftig, daß wir Deutschen unsre Hochachtung gegen Frankr. und England zu weit getrieben. Indessen muß man auch für das Gute nicht undankbar seyn, das wir von unsern Nachbarn genossen; gesetzt, daß auch die Ausbreitung französischer Schriften, viel Schaden gethan.

Der Hr. Vers. hat jedem Buche seines Werkes kurze Abhandlungen vorgesetzet, daraus man das Wachsthum der Gelehrsamkeit auf einen Blick übersehen kann, und worauf er sich hernach beziehet. So geht er alle Theile der Gelehrsamkeit durch, und keine Wissenschaft oder freye Kunst ist so leicht vergessen worden. Er machet freylich bisweilen gar zu verschwenderische Lobsprüche: doch weis er auch zuweilen einen billigen Tadel damit zu vermischen; und also wird eins das andre im Gleichgewichte erhalten. Der Hr. Abt ist Willens, in einigen Bänden die Leben aller großen Leute in Frankreich zu liefern, die der Gelehrsamkeit unter Ludewig dem XIV. Ehre gemachet. Wer also schon aus einem Bäyle, Niceron, u. a. dieselben kennet, der wird sie doch hier in der Ordnung der Wissenschaften, dahin sie gehören, abgehandelt finden.

Nun

Nun ist es Zeit, den Inhalt des ganzen Werkes etwas bekannter zu machen. Die erste Classe begreift die Schriftgelehrten in sich, die sich theils auf die mystische Theologie, auf die geistliche Sittenlehre, auf die theologischen Streitigkeiten, oder aufs geistliche Recht geleget haben.

Die zweyte hält die geistlichen und weltlichen Redner, nebst den Rechtsgelehrten in sich; und die dritte begreift die Geschichtschreiber. In der vierten werden die Philosophen, d. i. Naturkündiger, Mathematiker, Geometern, Astronomen, Mechaniker, Aerzte, Anatomisten, Chymisten und Botaniker begriffen.

Zur fünften Classe hat man die lateinischen und französischen Dichter aller Arten, nebst den Tonkünstlern geschlagen. Die sechste hält die Sprachgelehrten, d. i. Grammatiker, Kritiker, Lexicographen, Weltbeschreiber und Ausleger, die Uebersetzer, Mythologen, Genealogisten, Chronologen, Heraldiker, Antiquarier, Münzenkenner, und dergleichen andre Theile der Litteratur in sich.

Die siebente Classe hält das berühmte Frauenzimmer in sich, die durch Geist und Wissenschaft ihrem Geschlechte und Jahrhunderte Ehre gemachet haben. Die achte und letzte Classe enthält die Baumeister, Maler, Kupferstecher, Künstler in Münzen, oder Maschinen kurz, alle die irgend eine Kunst zur Vollkommenheit gebracht haben.

Endlich im letzten Theile dieses Werkes werden alle Münzen angeführet, die Ludewigen dem XIV. zu Ehren geschlagen werden; welches denn

gleichsam einen kurzen Abriß alles dessen darlegt, was unter der Regierung dieses Königes in Staats und Kriegssachen, vorgegangen. Vermuthlich werden in diesem Theile alle die Münzen vorkommen, die von der Akademie der schönen Wissenschaften angegeben, und hernach geschlagen worden: und die Herr von Voltaire bey seiner Anwesenheit in Leipzig, les Monumens eternels de la Flatterie françoile! Die ewigen Denkmäler der französischen Schmäucheley, nennete.

Indessen hält dieser erste Band noch nichts mehr, als die ersten drey Classen, mit denen dazu gehörigen Abhandlungen, oder Einleitungen in sich. Man findet hier unter vielen andern Unbekannten, die Leben eines Sirmonds, Petavs, Pascals, Launoys, Arnalds, Nicolens, Thomassins, Pagi, Bossuets, Pezrons, R. Simons, Fenelons, Lamp, Baluzens, Düpins, Huets, Hardouins, Tourneminens u. Montfaucons; im zweyten Bande des Perefixe, Cheminais, Mascarons, Bourdaloue, Fleschiers, de la Ruens, Bignons, und Massillons; Im dritten Theile aber, wieder eines Bignons, le Maitres, Patrů, Basnage, Terrassons, und vieler andern mehr. Die übrigen werden nach und nach folgen.

Der Herr Uebersetzer sey nun wer er wolle: so liest sich seine Arbeit recht gut: soviel wir ohne die Vergleichung mit dem Grundtexte urtheilen können. Die Verlegerinn hat nichts gesparet, ihrer Pflicht eine Gnüge zu thun. Das Buch ist an Druck und Papier so schön, als es die Breitkopfischen Pressen nur liefern können.

VII. Ant-

VII.

Antwortschreiben

des Herrn Duc de Galean, Marquis des Issards,

an den Vorsteher der Gesellschaft der freyen Künste in Leipzig.

Wir haben im Christmonathe des vorigen Jahres die Aufnahme des erlauchten Herzogs von Galean, zum Ehrengliede der Gesellschaft der freyen Künste allhier bekannt gemachet, und die dabey abgelesene Rede im Drucke mitgetheilet. Begebenheiten solcher Art sind merkwürdig, und ein jeder, der an dem Schicksale der Wissenschaften Theil nimmt, hat ein Recht, sich um die nähern Umstände derselben zu bekümmern. Wir können es also auch niemanden verübeln, der begierig ist, zu erfahren, wie diese Aufnahme von einem so vornehmen und ansehnlichen Manne aufgenommen worden.

Dieses unschuldige Verlangen zu stillen, können wir also nicht besser thun, als wenn wir auch die Antwort des neu aufgenommenen Ehrengliedes, sowohl in der Grundsprache, als in einer Dollmetschung bekannt machen. Hier ist die erste:

A Avignon, le 27. Fevrier 1759.

Monsieur,

La gratieuse Lettre, dont Vous m'aves honoré, le douze du mois passé, ne m'est parvenüe qu'hier, m'étant allée chercher a la Cour, & étant revenuë me trouver icy. Je suis sensible, autant que je le dois, à tout ce que Vous me dites de flatteur, Monsieur, & j'en suis d'autant plus flatté, que Votre nom & Votre grande Reputation me sont entierement connus. Il m'est par consequent bien doux de recevoir des marques, aussi authentiques, de Vôtre Estime, que celles qu'il Vous a plu de m'accorder dans le Discours eloquent, que Vous me faites la Grace de me communiquer. L'Avantage que j'ay d'être Membre d'une Academie aussi celebre que celle de Leipsic, va me donner de nouvelles forces pour me rendre digne de ce titre, & m'attachara surtout de nouveau à une Langue, dont j'ay fait mes Delices, mais que l'Eloignement & d'autres circonstances, m'ont empeché de cultiver avec tout le soin qu'Elle mêritoit. Elevé dans Vôtre Patrie, Monsieur, le souvenir m'en est, & m'en sera toujours precieux, ainsi que Vôtre Amitié, que je Vous supplie de m'accorder.

Je Vous auray une bien sincere Obligation, Monsieur & trés-illustre Confrére, de vouloir bien assurer, de mon Attachement le plus respectueux, tous les Membres du Corps célébre; ou je merite

merite d'occuper une Place, ſi ce n'eſt par mes talens, du moins par mon Zéle pour tout ce qui la compoſe.

Je Vous demande avec inſtance la faveur, de continuer avec Vous un commerce de Lettres, qui me ſera également agreable, & inſtructif. Je pars dans peu de mois, pour l'Italie ou je vais faire un voyage par Ordre de la Cour de France, & ou je feray, en même temps à portée, de ſatisfaire le Gout inné en moy, pour les beaux Arts. Vos Inſtructions ne pourront que m'applanir bien des Difficultés en tous Genres. Je Vous les demande avec le même Empreſſement, dont je vous prie d'etre perſuadé des Sentimens diſtingués & de la haute Conſideration avec laquelle j'ay l'honneur d'être

Monſieur,

Vôtre trés humble & trés obeiſſant Serviteur

Le Duc de Galean, Marquis des Iſſarts.

Die Ueberſetzung.

Avignon, den 27. des Hornungs, 1759.

Mein Herr,

Der höfliche Brief, womit Sie mich den 12ten des vorigen Monaths beehret haben, iſt mir erſt geſtern eingelaufen; weil er mich bey Hofe geſuchet,

ſuchet, und von daher wieder hieher zurücke gekommen. Ich bin ſo empfindlich, als ich ſeyn ſoll, über alle das Schmäuchelhafte, ſo Sie, mein Herr, mir darinn ſagen, und um deſtomehr davon eingenommen; da ihr Namen und Ruhm mir völlig bekannt ſind. Es iſt mir daher ſehr angenehm, ſolche unläugbare Merkmaale von Dero Hochachtung zu erhalten, als diejenigen ſind, womit Sie mich in Dero beredten Anrede zu beehren beliebet, und die Sie mir mitzutheilen geruhet haben. Der Vortheil, ein Mitglied einer ſo berühmten Akademie, als die zu Leipzig iſt, zu ſeyn, wird mir neue Kräfte geben, um mich des Titels würdig zu machen; und mich ſonderlich noch eifriger auf eine Sprache machen, die vormals mein Vergnügen geweſen; die ich aber, wegen meiner Entfernung, und anderer Umſtände, ferner ſo zu bearbeiten, gehindert worden, als ſie es wohl verdienet hätte. Da ich aber in ihrem Vaterlande erzogen worden, mein Herr, ſo wird das Andenken deſſelben ſowohl, als ihre Freundſchaft, die ich mir zu gönnen bitte, mir allezeit theuer ſeyn.

Ich werde Ihnen, mein Herr, und berühmter Mitbruder, eine ſehr aufrichtige Verbindlichkeit haben, wenn Sie die ſämmtlichen Mitglieder der berühmten Geſellſchaft, meiner ehrerbiethigſten Ergebenheit verſichern wollen; darinn ich, wo nicht durch meine Gaben, doch wenigſtens durch meinen Eifer gegen alles, woraus ſie beſteht, einen Platz zu haben verdiene.

Ich

Ich erſuche Sie inſtändigſt, um die Gewogenheit, einen Briefwechſel mit mir zu erhalten; der mir eben ſo angenehm, als lehrreich ſeyn wird. Ich reiſe in wenig Monathen nach Wälſchland, wohin ich auf Befehl des franzöſiſchen Hofes gehe, und wo ich zu gleicher Zeit vermögend ſeyn werde, dem mir angebohrnen Geſchmacke an den ſchönen Wiſſenſchaften eine Genüge zu thun. Ihre Anweiſung kann mir ſehr viele Schwierigkeiten aller Arten aus dem Wege räumen. Ich bitte Sie darum, mit eben dem Eifer, womit ich Sie erſuche, von meinen Geſinnungen und der beſondern Hochſchätzung verſichert zu ſeyn, womit ich die Ehre habe zu ſeyn,

Mein Herr,

Ihr demüthigſter und
gehorſamſter Diener
Der Herzog von Galean,
Marquis Des Iſſarts.

VIII.

Principia cogitandi, quæ in uſum Auditorii ſui, conſcripſit M. Henr. Guil. Clemmius, Prof. Coll. Duc. & Paſt. Monaſt. Bebenhuſ. prope Tubingam. Francof. & Lipſiæ, in Bibliopol. Mezleriano. 1758. 8.

p. 236.

So viel wir auch seit zehn oder zwanzig Jahren einzelne Logiken bekommen haben; so wenig wird sich diese unter solcher Menge verlieren. Sie hat soviel Gutes vor den meisten voraus, daß sie in gewissen Stücken die einzige ihrer Art ist.

Fürs erste hat der Hr. Verfasser einen kurzen Begriff der Ontologie, oder Grundwissenschaft vor seine Vernunftlehre gesetzet. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß gewisse Wahrheiten, Erklärungen, und Grundsätze aus derselben in der Logik schon gebrauchet werden, wenn man sie gründlich einsehen will. Er theilet dieselbe in zwo Abschnitte, davon der I. von den Prædicatis internis der Dinge. Der II. von den externis handelt, Zu den erstern gehöret 1) der Satz des Widerspruches und die Möglichkeit, 2) der Satz des zureichenden Grundes, mit seinen Folgen. 3) Die Dinge und ihre Beschaffenheiten. 4) Die Einheit, Wahrheit und Vollkommenheit. Der II. Abschnitt hält die entgegengesetzten Prädicate in sich, 1) das Nothwendige und Zufällige, 2) das Veränderliche und Unveränderliche, 3) das Bejahende und Verneinende, 4) das Endliche und Unendliche, 5) das Einzelne und Allgemeine, 6) das Ganze und den Theil, 7) die Hauptsache und das Nebending, wie auch das Einfache und Zusammengesetzte. Der III. Abschnitt handelt die Verhältnisse der Dinge ab, 1) was einerley und verschieden ist, 2) was zugleich ist und nacheinander folget; wobey Zeit und Raum vorkommen; und 3) was Gründe, Ursachen und Zeichen mit ihren Gegenständen sind.

Hier-

gen Theile der Welt gebräuchlich geweſen, und keine andere habe ſo viele und groſſe Völker vereiniget, als dieſe: So iſt doch hingegen derer ihre Meynung zu verwerfen, welche behaupten, daß die Deutſchen alle Wörter, deren ſie ſich jetzt gebrauchen, von ihrem eigenen Volk und der Celtiſchen Sprache bekommen haben. Man erlaube mir, daß ich mit dem älteren Vos hierauf antworte: „Ich glaube, ſie „würden das nicht ſagen, wenn ſie wüſten; daß die „alte deutſche Sprache ganz anders beſchaffen gewe„ſen ſey, davon ein groſſer Theil verlohren gegangen „iſt, und daß nachdem eine ganz andere aufgekom„men, welche viele ausländiſche Wörter angenom„men, dergeſtalt, daß die alte allmählich in Ver„geſſenheit gerathen iſt. „ Wohl hat vor langer Zeit Aventin (*) geſprochen: „Unſere Sprache hat „eine groſſe Veränderung erfahren, dergeſtalt, daß „kaum ein Gelehrter diejenige verſtehet, die vormals „gegolten hat. „ Ja die unleugbare Wahrheit ſchreibt Lipſius in der 3ten Centurie im 44ten Briefe an die Niederländer: „Wer leugnet, daß Wein, „Oel, Feigen von der Römer Sprache herabgeleitet „worden, da wir vorhero nicht einmal die Sache ge„habt haben? „ Alſo iſt es ſonnenklar, daß folgende Wörter von den Römern in unſere Sprache gekommen ſind: Von altare, Altar, ager, Acker,(**) anguſtiae, Angſt, armus, Arm, bos, Ochſe, Os, cella, Keller, corona, Krone, facula, Fackel, flam-

(*) Vor mehr denn 2 hundert Jahren.

(**) Stammt eigentlich aus dem Hebräiſchen und Syriſchen her. Wie auch Wein von Jain kommt.

Hierauf folget nun die Vernunftlehre, die er als eine Wissenschaft der Gründe zum Denken beschreibt; und in die erwägende und ausübende abtheilet. Die erste handelt von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, auf eine zureichende Art.

Das vornehmste aber, worinn diese Vernunftlehre von andern abgeht, ist der praktische oder ausübende Theil. Er bemerket gleich anfangs, daß viele zwar gründlich, aber nicht schön denken; andre zwar schön, aber nicht gründlich; endlich viele zwar keines von beyden, aber doch hurtig und fertig denken können. Er will also, daß ein wahrer Weltweiser, alles dreyes miteinander verbinden, und zugleich gründlich, schön und fertig denken solle. Hierzu setzet er nun noch die Pflicht eines Christen auch heilig zu denken; und giebt also zu allen vier Arten zu denken, besondre Regeln.

Um dieses recht zu bewerkstelligen, erkläret er erstlich die Gemüthskräfte, und die Vollkommenheiten derselben. Er hebt nach einer kurzen Erklärung des Ingenii überhaupt, und der Gründlichkeit, von den sinnlichen Empfindungen an, warnet vor den Vorurtheilen, kömmt auf die Einbildungskraft, und das Gedächtniß, giebt auch recht gute Regeln, beyde recht zu brauchen. Sodann kömmt er auf die Dichtungskraft, die auch sogar in der Weltweisheit, sonderlich bey den Hypothesen, statt findet. Nun folget der Verstand, und die Vernunft; der Witz und die Scharfsinnigkeit, nebst denen dazu gehörigen Regeln. u. s. w.

Das

Das II. Hauptstück handelt von den Regeln schön zu denken. Hier behält der gelehrte Herr Verfasser die Erklärung des **Schönen**, die schon in der hiesigen Dichtkunst gegeben worden, nämlich: es sey eine in die Sinnen fallende Vollkommenheit; so wie eine verwirrt erkannte Unvollkommenheit, die Häßlichkeit heißt. Er zieht daraus verschiedene Regeln, die betrüglichen Urtheile vom Schönen betreffend; und bemerket, daß die philosophische gründliche Erkenntniß mit der poetischen nicht immer zusammenstimmet: weil ein jeder seine Art zu denken, allein liebet und lobet, die andre aber nicht kennen lernen will. Es wird ferner gewiesen, daß die Einbildungskraft am schönen Denken den größten Antheil habe, und daß dasjenige, was die Leidenschaften rege machet, den Leuten insgemein schön bedünket. Daß er aber **Addisons** Urtheil, von **Miltons** Vorzuge vorm **Homer** und **Virgil** billiget; hat uns, die Wahrheit zu gestehen, nicht wenig befremdet.

Hier kommen nun viele besondre Regeln der Schreibart vor, die sonst nur in der Redekunst und Dichtkunst vorzukommen pflegen; die aber mehr zum schönen Schreiben, als zum schön Denken zu gehören scheinen. Die Beschreibung eines Pferdes im Virgil L. III. Georg. wird mit der biblischen im Hiob verglichen. So richtig man hier urtheilet, daß die letzte schöner sey; so seltsam klingt es: daß es ästhetisch wahr sey, was **Milton** erzählet; daß die aufrührischen Geister im Himmel bereits

bereits mit Karthaunen umzugehen gewußt. Iſt das **äſthetiſch wahr**? ſo iſt gewiß das Ungereimteſte wahr; ja man wird nicht mehr wiſſen, was falſch iſt. Denn ſoll das nämlich im empyräiſchen Himmel längſt erfunden geweſen ſeyn, was den Erdenbürgern in ſehr ſpäten Zeiten erſt bekannt geworden: ſo verſtehen wir nicht, von was für einem Himmel man redet? Wo wir anders wiſſen, was **empyräiſch** heißt: ſo kann es darinn, und zwar vor Erſchaffung der Welt, weder einen irdenen Boden, noch Metalle, noch Schwefel und Salpeter, noch Holz zu den Kohlen, und Laffetten der Stücke gegeben haben. Am allerwenigſten würden die Teufel, die ihre geiſtige Natur, und ihre unverletzliche Unſterblichkeit wohl kannten, ſo dumm geweſen ſeyn, wider Geiſter beſſerer Art, mit Kanonenkugeln zu ſchießen; die doch nicht die geringſte Wirkung thun konnten. Iſt das nicht eine **feine Aeſthetik**, die ſolche Brocken verdauen lehret!

Wenn der Hr. Verfaſſer a. d. 185ſten S. die Gränzen der ſchönen Gedanken durch Regeln einzuſchränken lehren will: ſo bemerket er, daß man nicht erhabene Wahrheiten, dergleichen man nur aus der Offenbahrung wiſſen kann, nämlich Geheimniſſe, mit ſeinen ſchönen Gedanken verhunzen ſolle. Hier ſaget er, ſeiner Meynung nach: würde das klopſtockiſche Gedicht recht unvergleichlich, und ganz vollkommen ſeyn, wenn es nur nicht eine Epopöe wäre, deren Held Meſſias, oder Gott ſelber iſt. (d. i. Die **Meßiade** würde ein unvergleich-

gleichliches Gedicht seyn, wenn sie nur keine Messiade wäre.) Denn diese Vergleichung scheint ihm mit der Majestät Gottes nicht genugsam übereinzustimmen. Lobgesänge schicketen sich für Christum, nicht epische Fabeln: und die zärtlichste Gesinnung gegen den gütigsten Heiland geböthe ihm, dieß Urtheil zu fällen. Alle epische Dichter, hätten sich Menschen zu Helden genommen; niemand einen Gott: also sollte es auch Messias nicht geworden seyn.

Indem aber der Hr. Verfasser hier einstreuet, Miltons Gedicht hätte den Adam zum Helden; so irret er sich, mit seiner gütigen Erlaubniß. Satan selbst ist es, nach allen Merkmaalen. Denn die Verführung Adams ist des Teufels Handlung, nicht Adams: eben so, wie nicht Hektor, nicht Turnus, die erschlagen werden, der Ilias und Aeneis Helden sind; sondern Achill und Aeneas, die sie erschlagen. Hernach ist ja, nach eben dieser gegebenen Regel, der Inhalt des verlohrnen Paradieses, eine Materie, die bloß aus der Offenbarung genommen, und also ein Geheimniß ist. Denn wer hätte was vom Falle der Teufel, von ihrer Verführung der ersten Aeltern, und von der Schöpfung des Menschen, nach den Erzählungen der Schrift, ohne die Schrift, etwas wissen können? Eben der Ausspruch also, der die Messiade verdammet, schlägt auch das verlorne Paradies zu Boden.

Auf der 187sten S. erkläret der Hr. Verfasser den Geschmack, und zwar recht gut, als ein Urtheil vom

vom Schönen, oder dem, was da gefällt, oder misfällt: wie abermals die Leipziger kritiſche Dichtkunſt ſolches vor 30 Jahren erkläret hat. Die Kritik nennet er eine Wiſſenſchaft der Regeln von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit zu urtheilen. Auch dieß iſt richtig: und es kommen viele artige Sachen dabey vor. Z. E. Er widerrath die gar zu kurze und dunkele Schreibart; und führet Hagedorns Warnung bey:

Du irrſt, wenn du ſo kurz in deiner Schreibart biſt:
Halt deinen Leſer nicht für klüger, als er iſt.

Er warnet ferner vor andern Fehlern der Kunſt, ſchön zu denken: z. E. vor dem Pedantiſmus, den er ſehr gut abmalet; ſonderlich nach dem Stolze, womit man andern Kleinigkeiten aufdringt, und nach der Verachtung, womit man alle andere Studien verwirft.

Das III. und IV. Hauptſtück von den Regeln fertig und heilig zu denken, überlaſſen wir den Leſern, ſelbſt nachzuſehen; die es gewiß nicht reuen wird, ſolches gethan zu haben.

IX.

Ergötzungen bey müßigen Stunden,

Wittenberg, aufs 1759. Jahr, im Schwarzburgiſchen Buchladen, in groß Octav.

So ſtark die Anzahl ſittlicher Wochenblätter bisher in Deutſchland angewachſen iſt: ſo reich

reich und unerschöpflich ist der Stoff, den die Beobachtung menschlicher Handlungen dazu an die Hand giebt. Es ist also kein Wunder, daß der Hr. Verf. dieser neuen Wochenschrift, auch in Wittenberg noch Anlaß zu neuen Betrachtungen, über das Thun und Lassen der Menschen gefunden hat. Diese hohe Schule hatte nämlich bis dahin, noch nichts von dergleichen Blättern geliefert. Es ist rühmlich für sie, daß sie gleich mit einem Versuche von solcher Güte ans Licht treten können. Leipzig war es so gut nicht geworden: wo ein elender Diogenes zu den Tadlerinnen, und dem Biedermanne den Weg gebahnet hatte.

Es sind uns bisher dreyzehn Stücke davon zu Gesichte gekommen, die ein ganzes Vierteljahr ausmachen. Aus so vielen Blättern getrauen wir uns schon von der Fähigkeit und Stärke derjenigen Feder zu urtheilen, die damit beschäfftiget sind. Wir sagen also, daß die moralischen Grundsätze, daraus hier geurtheilet und geschrieben wird, richtig; die Kenntniß des menschlichen Herzens, zureichend; die Abwechselung der Materien mannigfaltig; die Abschilderungen der Charaktere natürlich und kenntlich; die Erfindungen der Zierrathe wohlgerathen, und die Schreibart weder gekünstelt noch pöbelhaft, sondern so beschaffen sey, wie sie sich zu sittlichen Materien schicket.

Das erste Blatt rechtfertiget den Titel, der Ergötzungen bey müßigen Stunden. Alle Menschen suchen eine Art des Vergnügens: und wenn dieses

dieſes keinen Schaden bringt, ſo iſt es erlaubet. Der Hr. Verf. ſaget, er habe bisher mit abweſenden Freunden einen gewiſſen Briefwechſel geführet, um ihre Fragen zu beantworten: was an ſeinem Horizonte unter den Gelehrten vorgehe. Dieß hat ihm viel Zeit, Mühe und Geld gekoſtet. Er will alſo künftig im Drucke allen, und viel mehrern zugleich dienen; ja auch andern Liebhabern der Gelehrſamkeit einen Weg eröffnen, darauf ſie an ſeinen Abſichten Theil nehmen, und das Ihrige dazu beytragen können. Er iſt auch ſo aufrichtig, zu geſtehen, daß er noch zur Zeit dieſe Sache ganz allein unternommen; obgleich ſonſt Schriftſteller dieſer Art, gemeiniglich in der mehrern Zahl, durch ein fürchterliches oder anſehnliches wir zu reden pflegen.

Um uns aber näher von ſeinem Vorhaben zu belehren, ſo ſaget er: er ſey willens, wöchentlich durch ein Blatt bekannt zu machen, was er in dem kritiſchen und ſittlichen Reiche der Welt anmerken werde. Abhandlungen aus allen nur möglichen Wiſſenſchaften ſollen zuförderſt hier Platz finden. Doch wird ſein Augenmerk ſonderlich auf das ſittliche Betragen der Menſchen gerichtet ſeyn. Er will Tugenden und Laſter mit lebendigen Farben abmalen. Er will aufrichtig erzählen, wenn er einen laſterhaften Menſchen angetroffen, der ſich aber ſelbſt betrügt, und nicht weis, daß er ſolches Laſter an ſich hat. Doch will er ſich aller perſönlichen Schilderenen enthalten, und hat wohlbedächtig die Ueberſchrift aus Canitzen zu ſeinem Werke erwählet.

Das aber ding ich aus, nicht zu des Nächsten Schaden;
Nein, sondern nur mein Herz, der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Brief, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir selbst vertrauen mag.

Doch hat er auch noch einen andern Zweck, nämlich, die Schriften und Handlungen der Gelehrten bisweilen zu beurtheilen. Er will aber niemanden schmäucheln, auch niemanden versporten, oder mit satirischen Einfällen durchhecheln. Die gesunde Vernunft, ein unerschrockenes und unparteyisches Gemüth, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Bescheidenheit und Wahrheit, sollen seine Gefährten seyn: und so will er mit Gleichgültigkeit erwarten, ob er Beyfall oder Gegner bekommen wird. Am Ende jedes Blattes wird er gelehrte Neuigkeiten mittheilen.

Das erste Blatt handelt nächst dieser Vorrede von den Neujahrswünschen. Wir erinnern uns, daß schon vor jenen 33 Jahren das zweyte Blatt der vernünftigen Tadlerinnen davon gehandelt hat. Allein freylich hat dieß den H. V. nicht hindern können, von einem noch daurenden Miebrauche nochmals zu handeln. Wir haben noch einige Spuren gefunden, daß der H. V jene Sittenschr. in gewissen Erfindungen vor Augen gehabt, u. nachgeahmet. Allein es ist kein Fehler, guten Mustern zu folgen: wenn man sie nur nicht bestiehlt oder abschreibt; welches hier allerdings nicht geschehen ist. Die ans Licht zu stellen versprochene Caffeologie, ist eine jüngere Schwester, der dort befindlichen Tabakologie; und beyde gehören zusammen.

Insonderheit hat uns an dieser Schrift gefallen, daß die gelehrten Bemühungen und Arbeiten der

sammt-

sämmtlichen Herren Professoren und übrigen Gelehrten in Wittenberg, durch diese Wochenblätter der Welt bekannter gemachet werden. Eine so berühmte hohe Schule liefert allerdings viel nützliche und angenehme Früchte, davon die wenigsten anderwärts hinkommen. Es ist also andern Gelehrten an einer Nachricht davon gelegen: und diese Wochenschrift wird also die Stelle einer gelehrten Zeitung von Wittenberg vertreten können; zumal da den Arbeiten der dasigen Herrn Gelehrten, allemal Gerechtigkeit wiederfährt.

Um aber unsern Lesern einen Vorschmack von dem satirischen Salze zu geben, womit diese Blätter zuweilen gewürzet sind: so wollen wir den Anfang eines Schreibens an den Hrn. Verf. aus dem 7ten Stücke zur Probe mittheilen.

Mein Herr,

Ich wohne zu Liliput, einer Stadt, die, wie ihnen bekannt seyn wird, seit geraumer Zeit, bereits durch Verläumdung boshafter Zungen, in den Ruf gekommen ist, als ob ihre Einwohner insgesammt Zwerge wären. Ich bin ein Mann, der bey der Stadt im Ansehen stehet; denn ich habe das meinige auch gelernet. Und ob mich wohl bereits vor dreyßig Jahren, die Natur mit so starken und dauerhaften Gliedmaßen ausgerüstet hat, als zu einem Schriftsteller erfodert werden; l. 12. D. de edict. ædilit. Qui clavum habet, morbosus est: so habe ich doch wohlbedächtig bisher einen

bloßen Zuschauer abgegeben, und Baumaterialien gesammlet, um ein Gebäude aufführen zu können, das seines gleichen nicht hat, und von dem mit Recht gesaget werden muß, was der große römische Dichter schreibet: Exegi monumentum ære perennius. &c. Nunmehr aber wage ich den ersten Schritt, mich in der gelehrten Welt sehen zu lassen. Da wir nun bey uns und in der ganzen Nachbarschaft weder Buchdruckerey, noch Buchhändler, geschweige Buchbinder haben; sie sich aber, mein Herr, gütigst erboten, aus allen nur möglichen Wissenschaften Abhandlungen zu liefern; siehe das erste Stück, p. 4. auf der 9ten Zeile; jedoch ihrer eigenen Schwäche sich wohl bewußt, und aus Furcht, daß ihre Kräfte nicht zureichen möchten, das Werk auszuführen, Ihre Leser auffordern: woferne sie ihre Arbeiten durch einige Beyträge unterstützen wollten, dieselben an ihren Verleger franco einzusenden; siehe ebendaselbst p. 6. auf der 15. Zeile; So habe ich mir diesen Weg erwählet, mich in der Welt berühmt zu machen, und mir die Freyheit genommen, sie mit diesem Schreiben zu beehren, in ungezweifelter Hoffnung, sie werden ihr Wort, als ein ehrlicher Mann halten, und dasselbe in einem, ihrer nächstfolgenden Stücke bekannt machen. Ich lese ihre Ergötzungen, und sie gefallen mir. Principibus autem viris placuisse, sagen wir lateiner, haud ultima laus est. Welcher Vortheil demnach für sie! Treffe ich aber dieses mein Schreiben nicht je eher

ma, Flamme, gramen, Gras (oder Grommt, Grummt,) herus, Herr, bey den Niederdeutschen Heer, hora, Uhr, longus, lang, linum, Leinen, Linnen, mare, Meer, mola, Mühle, nebula, Nebel, pellis, Fell, piscis, Fisch, rota, Rad, sal, Salz, tego, decken, vallus, Wall: und dergleichen, welche Lipsius an beregtem Orte erzählet. Nach eben desselben Meynung sind folgende Wörter von denen Persern entlehnet: Von Aval, Anfel, band, Band, Berader, Bruder, Cal, kahl, Coda, Gott, dandant, Zahn oder Tandt, Dochter, Tochter, Fadór, Vater oder Vader, Näm, Name, Stär, Stern, und dergleichen, welche in der Bedeutung und als Zeitwörter in der Beugung der Endsylben übereinkommen. Ich unterlasse anjetzo von denen Wörtern, die von den Griechen in unsere Sprache gekommen sind, zu reden, da solches schon von Joh. Aventin, dem Valburgischen Joh. Cämmerer, Andr. Althamer, Sigismund Gelen und andern mühselig verrichtet worden, indem sie einige tausend deutsche Wörter zusammen gelesen, welche mit dem Griechischen der Bedeutung und dem Schalle nach übereinkommen.

§. 4. Mir ist nicht unbewust, daß gelehrte Deutsche hier wieder antworten, sie wären Einheimische und in diesem Lande gebohren: Oder zum wenigsten wären sie, so lange sie diese Länder besässen, eben so wenig im Kriege überwunden worden, als die Parther oder Griechen von den Römern überwunden sind. Also sähe man keine Ursache, warum man nicht glauben solle, die Wörter, so wir mit den Griechen und Römern gemein hätten, wären vielmehr aus der Celtischen

eher je lieber an, so fürchten sie auch alles mögliche von meinem Zorne: denn ich bin zwey Jahr auf den Fechtboden gegangen. Und sie mögen ihren Namen verbergen, wie sie wollen: so weis ich doch, daß sie mein Landsmann sind, und daß wir vor funfzehn Jahren zu Halle in einem Hause gewohnet haben.

Nun ad rhombum! mein Herr, arrige aures Pamphile! Unter alle mögliche Wissenschaften, die sie durchgehen wollen, gehöret ohne Zweifel auch die Caffeewissenschaft. Denn alle Wissenschaften die abgehandelt werden, gehören unter die möglichen Wissenschaften. Atqui, die Caffeewissenschaft ist von mir abgehandelt worden. Ergo gehöret sie unter die möglichen Wissenschaften. I. Q. E. D. Siehe Grosseri Pharum Intellectus. p. m. 233. Und diese ist es eben, von der ich mit ihnen rede. Hier ist der Entwurf davon.

Thales und **Bias**, zween alte griechische Weisen, sagen: „Bey allem was man schreiben „will, hat man zuerst auf den Titel zu sehen.„ Was demnach zuförderst auch den Titel meines Buches anlanget, so kann ich ihnen nicht bergen: welcher Gestalt und was maßen es mir manche saure Stunde gekostet hat, ehe ich mich entschliessen können, wie derselbe lauten möchte. Bald wollte ich es philosophische Caffeehistorie nennen; bald kehrte ich es um und gab ihr den Namen einer historischen Caffeephilosophie. Endlich besann ich mich, daß sich alle Wissenschaften auf logia endigen müßten,

und daß es eine ganz seine Gewohnheit sey, daß man die Benennungen aus verschiedenen Sprachen zusammen setzte. Und daher nennte ich mein Buch Casseologia. Diese Casseologia nun ist nach mathematischer Lehrart, oder wie wir Gelehrte reden, methodo scientifica, abgefaßt. Schade für alle Bücher, wenn es hieran fehlet: und ich ärgere mich allezeit, wenn ich das A b c Buch in die Hände nehme und sehe; daß sich bey unsern erleuchteten Zeiten noch niemand gefunden hat, der von diesem, uns allen, so nützlichen Büchelchen, nach der strengen Lehrart eine neue Ausgabe besorget hat: da doch die Jugend auf diese Art von ihren ersten Begriffen an, mathematisch werden könnte. Was meynen sie? würde es nicht gut seyn, wenn jeder Vers, der darinnen steht, mit Postulatis, Axiomatibus, Scholiis, Lemmatibus, Demonstrationibus, u. s. f. erläutert wäre. Nehmen sie nur z. E. den ersten Vers: der Affe gar possirlich ist. ꝛc. Hier würde ich folgende Sätze anbringen. Axiom. Alle Affen sind possirlich. Schol. Es giebt auch possirliche Menschen u. s. f. Denn ob ich mir gleich nicht einbilden kann, daß unsere Zeiten, vor den verfloßnen Jahrhunderten, einen allzugroßen Vorzug haben sollten, und daß unserer seligen Vorfahren ihre Seele, eine schlafende Monade gewesen seyn sollte: so machet es doch einem Buche ein besser Ansehen, wenn gleich auf den Titel steht, daß es nach der strengsten Lehrart abgefaßt sey; gesetzt auch, daß man oft Mühe genug hat, da Gründe zu finden, wo sie am nöthigsten sind.

ſind. Doch hæc in tranſitu. Der Titel meiner Caffeologie, wird demnach folgendermaßen lauten: „Caffeologia, das iſt, unumſtößlicher und gründli„cher Beweis von dem Daſeyn, Weſen, richtigen Ge„brauche und mannigfaltigen Nutzen, wie auch „ſchädlichen Miebrauche, nicht weniger Alter und Ur„ſprunge des edlen Caffee, nach mathematiſcher Lehr„art beſchrieben, und durch und durch mit nützli„chen Anmerkungen, auch Kupfern erläutert, von ꝛc. Das ganze Buch wird ohngefehr vier Alphabet betragen, in groß octav gedruckt, und in zwey mäßige Pergamentbände gebunden werden können. Peter Trommer in Augſpurg, kann die Final- und Initialſtöckchen dazu ſchneiden, vor den Druck aber wird der Buchdrucker ſorgen. Und dieß wäre es, was ich in Anſehung des Titels und des äußern Anſehens meiner Caffeologie zu erinnern fände.

Auf den Titul folgt nun die Dedication, oder Zueignungsſchrift, denn ſo hielten es unſere Maiores, d. i. Vorfahren, daß ſie ſich bey ihren Schriften einen Mäcenas auslaſen, dem ſie dieſelben zueigneten. Dieſe nun zu meinem Buche, iſt an den Herrn William Gill, berühmten und wohlverdienten Caffeeſchencken in London, gerichtet. Hierauf ſind in meinem Manuſcripte, acht Blätter leer, als worauf die Vorrede kommen ſoll, die ich von einem berühmten Manne unſrer Zeiten machen laſſen will. Ich habe deswegen an den Cantor in Nimwegen geſchrieben, der mein guter Freund iſt, und daß ſeinige gewiß gelernet hat; auch bereits unvorgreif-

lich in Vorſchlag gebracht: daß er eine Abhandlung, von der beſten Art Caffeelieder zu componiren, ſchreiben möchte. Ueber dieſer Vorrede wird eine Vignette zu ſehen ſeyn, wo einer Caffee trinkt und auf dem Baſſon bläſt. Hierauf erſcheinen vier Bogen Glückwünſchungsgedichte, die mir zu Ehren von einigen Freunden verfertiget worden. Das erſte habe ich im Namen meiner Amme ſelbſt gemachet, als welche mir den Caffee zuerſt kennen und trinken gelehret. Ich vergleiche mich darinnen mit den Salmaſius, Scioppiis, Scaligeris &c. Die übrigen Gedichte haben einige vornehme Gelehrte in und um Liliput, als der Küſter, der Todtengräber, der Hochzeitbitter, die Kindermutter ꝛc. verfertiget.

und ſo ferner.

X.

Sympathiam, Attractioni & Gravitati ſubſtituit, &c. G. M. Boſe, Ordinis Philoſ. h. T. Decanus. Vitemb. ex Off. Schlomachii. 2½ Bog. in 4.

Dieſes iſt ein lateiniſches Gedicht des berühmten Hrn. Prof. Boſens in Wittenberg. Man kennet ſeine Muſe verlängſt in beyden Sprachen; und ſie hat das vor andern zum voraus, daß ſie insgemein wichtige philoſophiſche Gegenſtände zu erwählen pflegt. Dießmal hat er ſich die aſtronomiſche Phyſik auserſehen, und die Lehre von den Urſa-

Urſachen des Umlaufs der Planeten um die Sonne abgehandelt. Ein Mann, der die Naturlehre für ſeine Hauptwiſſenſchaft erkennet, und alle Geheimniſſe der Sternkundiger einſieht, war allein im Stande, von einer ſo ſchweren Sache in Verſen zu handeln. Sein Vortrag iſt folgender:

Pingere ſuſcipio, retinens amor omne Planetas
Conjungat Soli? num gravitate fluant?
Attrahat Oceanum ſurgens argentea Phœbe?
Viribus occultis mutuus æſtus eat?
Quærant amplexus, dum corpus menſtrua ſolvunt?
An vis attractrix hæc ferat; illud agat? &c.
Hoc opus aggredior. Labor improbus omnia vincit. —

Er ruſet dabey den Kepler und Neuton um Beyſtand an, und beruſet ſich nicht nur auf **Lucrezens**, ſondern auch auf **Polignacs** und **Stays** Beyſpiele, die vor ihm phyſikaliſche Sachen poetiſch beſungen haben.

Den Anfang machet er von der Beſchreibung des wahren Weltbaues.

Stat Sol in centro (ſtantem jam Joſua fecit,
Hic non damnatus, ſed Galilæus erat).
Inque jubar gravitat Cyllenius, aliger heros,
Irradiata Venus cornua curva vibrans.
Orbita Telluris, major circumrotat arva,
Attrahit hanc Titan, hanc rapit, hunc que tenet:
Inſequitur ſidus, ſed inobſervabile curſu,
Sic docte pinxit Cæciliana manus.
Pellitur in Phœbum rutilanti fulmine Mavors,
Pellitur in Phœbum ſtella ſerena Jovis.

Quos omnes ſpatio volvens vaſtiſſimus ambit,
Annulus Hugeni, tardigradive Senis.
Sex hos Errones validò trahit aureus ille
Delius, e vinclo, nec fugitare ſinit.

Das iſt die Beſchreibung der ſechs Hauptplaneten in ihren Umkreiſen um die Sonne. Nun folgen auch die zehn Monden um die Erde, Jupitern und den Saturn. Hier erkläret der Dichter nun das Syſtem der Anziehung, welches Neuton nebſt andern Engländern lehren; daß nämlich die Sonne alle Planeten, wie dieſe hinwiederum die Sonne an ſich ziehen; und das nach dem keppleriſchen Geſetze, welches er ſehr geſchickt in Verſen giebt:

Dat leges Newton, dederat Keplerius ante,
Iſidis excelſæ flamen uterque ſagax.
Dant leges ambo: pendens Ellipſe Planeta,
Vmb'lico curvæ Sol ſacra ſceptra gerit.
Area temporibus ſemper proportionalis
Verritur, ad Solem ſi radiosque trahas.
Tempora ſunt orbi rationis ſesquiplicatæ,
Quo celſius ſpatio diſtat Apollo vagis.
Vis gravitatis erit quadrata, reciproca ſicut
Diſtantis Phœbi, ſicque Planeta premet.

Er zeiget ferner, daß gleichergeſtalt die Erde den Mond, und dieſer die Erde an ſich zieht. Eine poetiſche Dichtungskraft bringt ihm hier die Erde als einen Endymion, der in Dianen verliebt iſt, in die Gedanken. Er ſchildert dieſe Göttinn recht ſchön und verliebt ab.

Cernit ut hunc ſubito quondam pharetrata Diana
Hæret, ad undivagas; victa ſto! caſta gemit.
Calceolis roſeis retegebat eburnea plantas,
Aurea mox ſuras, crureque læta virent,

Cyclade

Cyclade ſe veſtit, quam vaſta! Caſta bicornis,
Et niveum pectus pectore bella tegit.
Congeminata tumet, cadit — — ambroſiæque papillæ
Stant irritantes — — Philoſophia tace!
Palla ſuperba Tyro, miſerunt vellera Seres,
(Ceſſerat hic arti florida Flora Deæ.
Non acus ulla valet dextræ, tam pingere dextre,
Lilia purpureis ſerta, crocisque roſas.)
Palla ſuperba Tyro quam dives! quam trabeata!
En! ut olorinæ lactea colla vocant.
Vnio quam nitidus nitida quam ſplendet in aure,
Auro quam cervix, ac adamante tremit.
Os humerosque Deæ ſimilis, cincinnus odorus,
Vndatim capiti tænia verſicolor.
At frontem niveam, cilii ſinuata, genasve
Molles, puniceo, lacte, rubore ſuas,
Lumina cæruleo pudibundæ lumine clara,
Vndeque virtutes fulgura grata micant,
Virgineis oſtrum renitens cœleſte labellis,
Dentes candentes, immaculata manus,
Quis dignis pinget ſpecioſæ brachia verbis?
Quis pinget? — — ſtupeo! vera figura Deæ!

Dieſe Beſchreibung bringt den Hrn. Verfaſſer auf traurige und zärtliche Gedanken. Er erinnert ſich ſeiner ſel. Frau Gemahlinn, und bricht voller Schmerz in die Worte aus:

Vera figura Deæ! Sic, ſic, mea Cypria fulſit!
Sic Decus Heroæ, quam viridantis erat!
Hæc ſedet. Hæc animo manet, æternumque manebit
Quæſivi Divam; Carpzoviamque dedi &c.

Nachdem er nun wiederum das Lehrgebäud von der Anziehung weiter erläutert hat, hebt er an, Einwürfe dagegen zu machen.

Omnia

Omnia concedam; video; ſed quid? quod agantur;
Non quod hic, ille trahat, vel gravitate premant.
Quid ſi pellantur? faris: „vis extera nulla.
Internamne vides? hanc mihi quæſo dato.
„Phænomenis (clamas) num contradicere ſumes?
Quod Deus avertat! Tu gravitare vocas.
Si tua ſtat juſtum tibi nomina ponere rebus,
Aequum ſtet nobis libera verba dare.
Quid ſi conſenſus? quo cum Cicerone loquamur,
Fœdus amicitiæ, junctio, verus amor?

Im folgenden Verſe ſaget er, er wollte es gern eine Sympathie nennen, wenn dieß Wort nur in den Vers gienge. Kurz, es wäre nur ein bloßer Wortſtreit, ob man es Anziehung, Schwere; oder Neigung, Liebe und Sympathie nennen wollte. Man begriffe eins ſo wenig, als das andre.

Cur tua vis tractrix melior videatur, & unde?
Cerne tuos tractus, fœdera cerne mea.
Keilius accuſat mera nos miracla docere;
In diſtans actus prodigiumne valet?
„Sie gravitare jubet, dicis, moderator olympi:
Dicis, ſed monſtra, Magnus Apollo fores.
Sic peramare jubet, dico, moderator olympi,
Dico, non monſtro. Jam ſumus ergo pares.
Nobis (diſcrimen) dubium tu credere mandas,
(Es legislator? cumque Solone Draco?
Nos dubium loquimur, certe prurigine nulla
Hoc obtrudentes, quicquid in ambiguo.
Quis melior noſtrum, violenta ſuperbia veſtra,
Non viſum cernens? num moderata loquens?

Wir können dem Hrn. Verfaſſer nicht in allen ſchönen Stellen von einer ſo ſchweren philoſophiſchen Mate-

Materie folgen. Er beſchreibt die Ebbe und Fluth, als eine ſichtbare Wirkung der anziehenden Kraft des Mondes ſehr poetiſch, und doch genau. Er erkläret ſich aber für neutral, zwiſchen dem Carteſius und Neuton; und meynet, es ſey noch nicht ausgemachet, ob der Mond die See drücke, oder hebe.

Intumet hinc pelagus ſub Luna. (Cartes & errat,
Cui ſub noctivaga deprimerentur aquæ)
Anne ſed attrahitur? neutrales ſimus, amice,
(Neutrales! parcas, parce latine puer.!)
„Phænomenon palpas manibus„ concedo lubenter.
Num tractum palpas? num gravitare vides?
Si placeat ſtudium tandem tibi ponere partis,
Indignumque viro, quid, peramate! vides?
In ſe quod tendant. nec plus. cur ergo trahentur?
Quid ſi vis pellens? objicis: „ejа nihil
„Externum tundens video„ quæ vis ſedet intra?
Hanc monſtres, teſtor. Dicere nempe ſatis
In re tam celebri? Dicam, quod amore ferantur.
Tuque tuo dices ordine? dico meo.

Auf gleichen Schlag beſtreitet er die Actionem in diſtans, oder die Wirkung, durch einen ganz leeren Raum, auf einen entlegenen Körper, auf eine ſehr poetiſche Art: und der Schluß fällt:

En *amor*, aut *gravitas*, æqua ratione tenebunt
Quodque tibi *tractus*, vox mihi *fœdus* erit.

XI. Nach-

XI.

Nachtrag der Gebohrnen und Gestorbenen im 1759sten Jahre.

Aus mittlern Städten.

	Gebohrne.	Gestorbene.
Augspurg	1093	1404
Nürnberg	876	1215
Frankfurt am Mayn	841	1456
Zittau	330	651
Kemberg	329	306
Jessen	324	419
Regensburg Evangel.	245	268
Herzberg	223	295
Liebenwerda	221	277
Nordhausen	204	246
Wittenberg	188	449
Suhla	168	282
Pirna	166	343
Plauen	159	320
Jüterbock	156	199
Camenz	155	227
Gommern	152	206
Sorau	144	159
Schneeberg	142	179
Barby	132	142
Jena	130	336
Torgau	128	302
Baruth	126	88
	6712	9771

Latus

tiſchen Sprache zu ihnen gekommen, als daß ſie von jenen zu den Deutſchen gebracht worden. Daher meynen ſie von Koppel ſey copula, von rauben ſey rapio und das griechiſche ἁρπῶ oder ἁρπάτω, von Wein ſey οἶνος und viele hundert andere entſtanden, welche mit griechiſchen und lateiniſchen Wörtern eine Aehnlichkeit haben. Eben dieſer Meynung ſcheint Julius Cäſar Scaliger zugethan zu ſeyn, welcher in der Grabſchrift derer Deutſchen, die im Türkenkriege bey Wien geblieben ſind, unter andern Lobeserhebungen die Sprache alſo rühmet: Non numerabo noſtram, quae nobiscum nata, ab occupatore nullo adulterata, ſua eſt: quaque puto naturae genium ſuis in conſiliis loqui ſecum. Und bald darauf: Deinde puriſſimam intelligas, quae nullius exteri dominatus illuvie contaminata fuerit: neque enim amittere debuit, quod aliis dare poſſet. Ich bin zwar ſo ungerecht nicht, daß ich dem Ruhme unſers Volkes etwas entziehen ſollte: Jedennoch aber kan ich derer Meynung nicht beypflichten, welche aus einer unzeitigen Eigenliebe ſich einbilden, es käme alles von uns ſelbſten her, was wir beſäſſen. Denn die ganze deutſche Sprache iſt nicht mehr einheimiſch und von der Vermiſchung anderer Völker unbefleckt: Ob wir gleich den Griechen und Lateinern weniger ſchuldig ſind, als die berühmten Völker, welche die verfälſchte lateiniſche Sprache gebrauchen. Und was für eine unwiedertreibliche Nothwendigkeit hätte es verurſachet, daß die deutſche Sprache unüberwindlich bleiben ſolle, da die gröſſeſten Völker mit ihrer Sprache zerſtöret und vertilget werden? Gewiß, wie wir Menſchen ſterben und einander nach-

	Latus	geb.	6712	geſt.	9771
Zſchopau	—	—	125	—	288
Schlieben	—	—	122	—	142
Apolda	—	—	120	—	119
Mitweide	—	—	116	—	161
Leißnig	—	—	112	—	133
Reichenbach im Voatlande			111	—	251
Zwickau	—	—	110	—	255
Aus 29 Städten			7528	geb.	11120 geſt.

Von kleinen Städten.

		Gebohrne.		Geſtorbene.
Großenhayn	— —	99	—	186
Stollberg	— —	96	—	115
Schleuſingen	— —	94	—	140
Marienberg	— —	94	—	208
Ohrdruff	— —	92	—	96
Rudolſtadt	— —	92	—	109
Oſchatz	— —	90	—	117
Gräfenhäynichen	—	84	—	95
Wurzen	— —	81	—	132
Sebniß	— —	80	—	98
Deliß	— —	79	—	120
Roßwein	—	79	—	115
Rochliß	—	74	—	109
Zwenkau	— —	74	—	91
Skeudiß	— —	72	—	96
Dippoldswalda	— —	68	—	86
Taucha	— —	66	—	77
		geb. 413		geſt. 2010

Latus

Latus	geb. 413	gest. 2010
Waldenburg — —	64 —	105
Saalfeld — —	63 —	95
Schwarzenberg — —	62 —	84
Strehla — —	60 —	77
Reichenbach in der Lausitz	56 —	109
Zörbig — —	55 —	65
Stolpen — —	55 —	109
Schmiedeberg — —	55 —	71
Pretsch — —	54 —	71
Pegau — —	54 —	94
Spremberg — —	53 —	118
Belgern — —	49 —	99
Klöden — —	49 —	48
Brehna — —	45 —	42
Freyburg — —	45 —	58
Wilsdruff — —	41 —	56
Plauen — —	41 —	117
Buttstädt — —	41 —	119
Geithäyn — —	38 —	57
Schweinitz — —	36 —	61
Rötha — —	36 —	42
Geringswald — —	30 —	57
Bitterfeld — —	30 —	43
Lützen — —	29 —	38
Aus 41 Städten	1564 gebohrne	2845 gest.
Hiezu die obigen	7528 —	11120
	8082 —	13965

Ende des Ostermonds 1759.

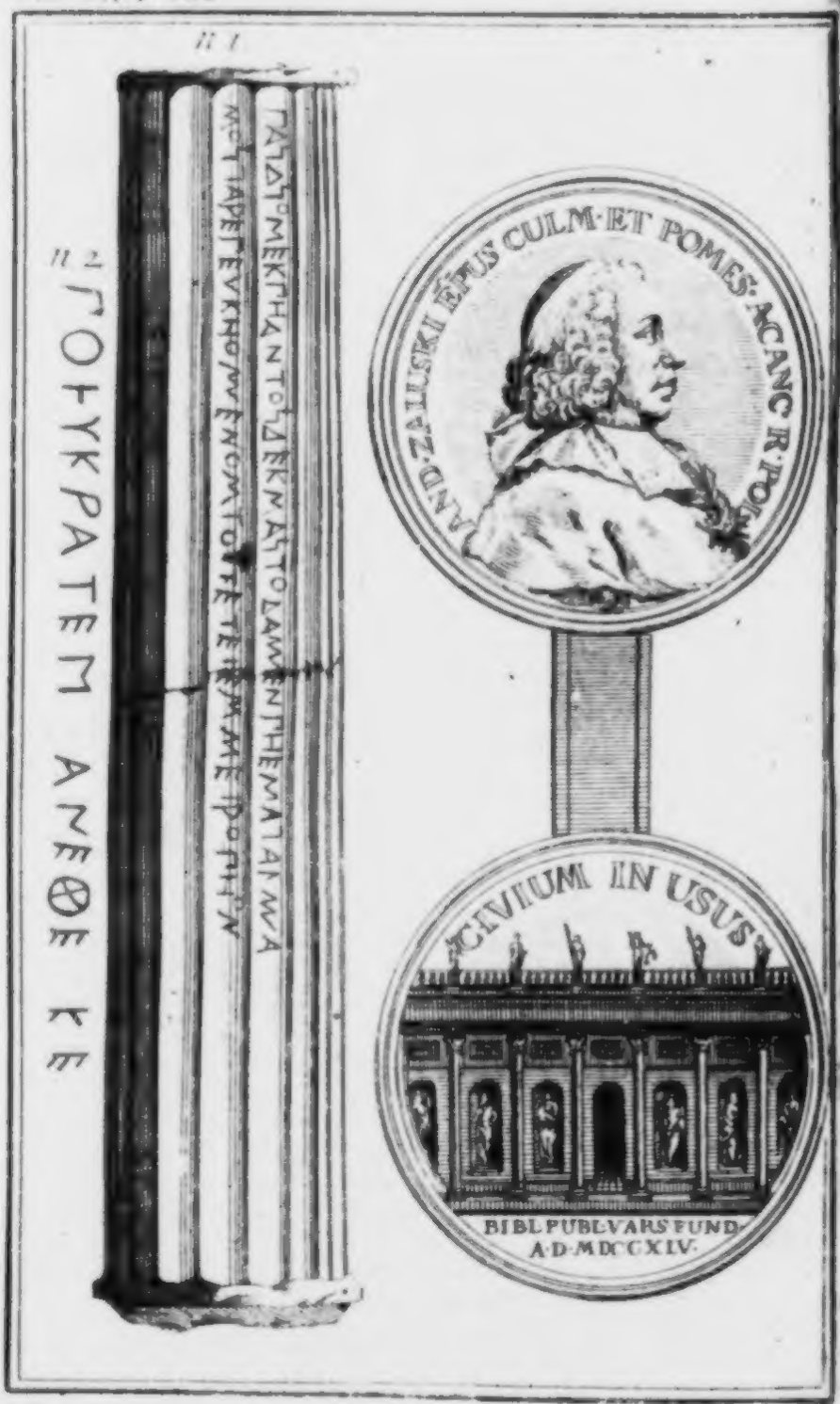
AND·ZALUSKI·EPUS·CULM·ET·POMES·ACANC·R·POL
CIVIUM IN USUS
BIBL·PUBL·VARS·FUND·
A·D·MDCCXIV·

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Wonnemond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1759.

Inhalt.

I. Hrn. Haids neue Sammlung von Bildnissen. Erstes Funfzig.

II. Hrn. D. Reiskens Anmerkungen über des P. Corsini Erklärung zwoer alten griechischen Aufschriften.

III. Wehmüthige Grabschrift, und historische Lobschrift, auf den erlauchten Hrn. Grafen von Zaluski.

IV. Ad Virum illustrem Trillerum, D. Epistola altera.

V. Memoires concernant Christine, Reine de Suede. T. III.

VI. Hrn. Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges. II. Theil.

VII. Hrn. Racine Entwurf und Grundriß einer allgemeinen Geschichte der Poesie. Aus der Hist. de l'Acad. des Inscript. & belles Lettres.

VIII. Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes.

IX. Mahometh. Ein Gedicht.

X. De Saturnalium Origine & celebrandi Ritu apud Romanos &c.

XI. Der Bauerknabe. Ein Gedicht.

XII. Epistola de Ritu Ignis in Natali S. Joannis Baptistæ accensi.

I.

Neue Sammlung von Bildnissen,

gelehrter, um die Kirche, um das gemeine Wesen, und um die Wissenschaften verdienter noch lebender Männer; nach Originalmalereyen mit Fleiße entworfen, und mit historischen Nachrichten von ihrem Leben, Schriften und Verdiensten begleitet, herausgegeben von Joh. Jak. Haid, Malern und Kupferstechern. Erstes Funfzig. Augsp. 1757.

So lautet die ausführliche Aufschrift dieser neuen Bildersammlung berühmter und wohlverdienter Männer; womit Hr. Haid die Cabinetter und Bibliotheken der Liebhaber zu bereichern gedenket. Die Jahrzahl auf dem Titel muß niemanden irren. Ist gleich der Druck der Leben damals bereits besorget und fertig gewesen: so sind doch die Bildnisse allerst itzo zu Stande gekommen, und auf dieser Messe zuerst erschienen.

Der Verleger und Künstler meldet in seiner Vorrede, daß das Verlangen der Liebhaber von Bildern, nachdem der Bildersaal berühmter

Schriftsteller geschlossen worden, die vornehmste Ursache sey, warum er sich zu dieser neuen Sammlung entschlossen. Die vielen Hindernisse und Beschwerlichkeiten des gedachten ersten Werkes hatten ihn schlüßig gemachet, dergleichen nicht mehr zu unternehmen. Allein der Zuspruch verständiger Liebhaber und Kenner haben ihn anders Sinnes gemachet, und Anschläge gegeben, durch einen veränderten Entwurf, obigen meisten Schwierigkeiten auszuweichen. Als er dieses mit Sr. Hochwürden dem Hrn. Senior Brucker überleget, hat sich derselbe, seines zuuehmenden Alters ungeachtet, entschlossen ihm Beystand zu leisten. Der neue Entwurf ist 1756 in der Ostermesse bekannt gemachet, auch in diesem Neuesten erwähnet worden.

Er liefert also hier zum erstenmale 5 Bildnisse, die nach eben der Art eingerichtet und ausgearbeitet worden, als die im Bildersaale. In der Wahl der Personen, ist man darinn von jenem abgegangen, daß man nicht auf lauter berühmte Schriftsteller, sondern auch auf andere verdiente Männer gesehen hat. Die Art der Lebensbeschreibungen sieht nun nicht mehr den Lobschriften, sondern historischen Erzählungen ähnlich; doch ohne ins Trockene zu fallen. Dieses desto leichter zu vermeiden, bittet man die Herren Gelehrten, so ihre Lebensumstände künftig einschicken werden, nicht solche magere Verzeichnisse ihrer Begebenheiten, sondern solche Berichte einzusenden, daraus man ihre Verdienste um die Kirche, das Vaterland und die Wissenschaften wird einsehen können.

Die-

Diejenigen aber, welche ſpitzfindige Entdeckungen geheimer Nachrichten von den Gebrechen berühmter Männer, für eine weſentliche Eigenſchaft der Lebensbeſchreibungen halten, verweiſt man auf die Vorrede des Bilderſaals. Eine öffentliche Geſchichte thut ihrer Pflicht eine Gnüge, wenn ſie nichts Unwahres erzählet. Die geheimen Umſtände überläßt man billig der künftigen Zeit, wenn Haß und Liebe, Schmäucheley und Läſterung aufgehöret haben; und man alſo geſchickter iſt, das Wahre vom Falſchen zu trennen. Doch iſt ſolches wenigen gelungen: und die gelehrte Geſchichte ſieht daher einem Fabelbuche ähnlich, darinn Neid, Hochmuth und Ueberhebung unſrer Zeiten, ſich auf die Rechnung der Verdienſte alter Zeiten etwas zu gute thut. Ob dieß den Wiſſenſchaften zur Ehre und Aufnahme diene, mag ein jeder beurtheilen.

Dergeſtalt ſollen nun künftig alle Oſter- und Herbſtmeſſen fünf Bildniſſe geliefert werden: wenn nur die Einſendung der Malereyen nicht dieſen Vorſatz verzögert. Zu zehn Ausgaben, ſoll ein neuer Titel kommen, um einen neuen Band anfangen zu können. Daher wird auch die Rangordnung ganz aus den Augen geſetzet, als welche einem jeden nach Standesgebühr vorbehalten wird.

Den Anfang machet Hr. Chriſtian Ulrich von Ketelhodt, hochfürſtl. ſchwarzb. rudelſtädtiſcher Vicekanzler und Conſiſtor. Vicepräſident, des meklenburgiſchen Ordens de la Fidelité & Conſtance Ritter; der hochdeutſchen rechtsgel. Geſellſch. in L. Mitglied. Das ketelhodtiſche Geſchlecht iſt ſchon

um die Zeiten Heinrichs des Leuen, aus Westphalen ins Meklenburgische gekommen. Alle meklenburgische Geschichtschreiber erwähnen desselben mit Ruhme. Daraus stammte der herzogl. meklenb. güstrowische Kammerjunker und Stallmeister Gustav Joachim von Ketelhodt, als Vater des itzigen Hrn. Vicekanzlers her, der ihm den 5ten des Erntemondes 1701 zu Gustrow, von einer von Hünemörder, gebohren ward. Dieß Geschlecht ist im 1737sten Jahre gänzlich ausgestorben, und hat von der Tapferkeit seines ersten Stifters gegen die Hunnen den Namen gehabt. Im 1714ten Jahre ward er dem dasigen Gymnasio anvertrauet; bey welchem Rector Otto, Dürfeld und Thomä lehreten. Im 1720sten Jahre hielt er eine öffentliche Lob- und Trauerrede auf die verstorbene Herzoginn Maria Sibylla. Im folgenden Jahre bezog er die Universität zu Rostock; wo er Märken, Beselien, Hildebranden, und andre hörte.

Im 1723sten Jahre that er zur Veränderung eine Reise nach Dännemark, und besah alles Merkwürdige. Nach seiner Rückkunft ward er vom Herzoge von Meklenburgstrelitz als Auditor in der Justizkanzelley eingeführet, und bey Hofe mit einer freyen Tafel versorget. Doch da alle wirkliche Bedienungen besetzt waren, bekam er Erlaubniß, auch anderwärts Dienste zu suchen. In dieser Absicht gieng er über Berlin, Zörbig, Dessau, Zerbst, nach Barby, wo er als Hofjunker, und Auscultator bey der Regierung einen Platz bekam; und in vielerley Geschäfften an andere fürstl. Höfe gebrauchet

folgen: Alſo leiden die Sprachen mit uns eben dieſelben Veränderungen, und fallen öfters um geringer Urſache willen, oder bekommen ein anderes Anſehen. Einige hat die Ankunft neuer Völker beflecket, einige haben neue Anbauer verdrungen, einige haben durch eine neue Regierung oder durch die Anzüge eines andern Volks nicht nur ihre Reinigkeit verlohren, ſondern auch andere Wörter und einen andern Ton bey der Ausſprache bekommen. Wo iſt die alte und hochtrabende Sprache der Spanier, welche, ehe die Phönicische Römern dahin kamen, blühete? Wo iſt der alten Gallier Sprache, welche durch eingeführte Römiſche Wörter erſt vor wenig Jahrhunderten verändert worden? Ich will nur ein Beyſpiel von der Veränderung der deutſchen Sprache anführen, deſſen auch der ältere Vos gedenket. Jetzt iſt Vater oder Vader bey den Deutſchen und Niederländern üblich, welches Wort von der Lateiner pater und der Griechen πατηρ entſprungen. Aber die alten Deutſchen haben dafür geſagt, Atto, wie das Gebet des HErrn in Gothiſcher Sprache erweiſet, das ſich alſo anhebt: Atta unſer thu in Hemina; dafür die heutigen Friſen, welche die alte Sprache noch am beſten verwahret haben, haita ſagen. (*) Als ich auf die Urſache dieſer Veränderung ſann, iſt mir keine wahrſcheinlicher vorgekommen, als diejenige, welche Walafrid Strabo, Abt zu Weiſſenau, der vor 800 Jahren zu Ludewigs des Frommen Zeiten lebte, anbringet. Derſelbige lehret erſtlich in dem Buche von Kirchlichen Sachen im 7. Cap. daß die Deutſchen

(*) Die Märker ſagen wohl taitâ.

chet ward. Im 1726ſten Jahre gieng er auf ſeines Herrn Veranlaſſung nach Rudolſtadt, um Dienſte zu ſuchen, und darauf ins Wittenberg-diſiſche. Als er nun bey einem jungen Grafen von Hohenlohweikersheim eine Hofmeiſterſtelle anzunehmen ſchlüſſig ward; und über Rudolſtadt dahin gieng, bekam er die wirkliche Beſtallung als Hofjunker und Beyſitzer bey der Regierung, auch bald als Hofrath. Im 1743ſten Jahre ward er auch als erſter Rath im fürſtl. Conſiſtorio eingewieſen; und 1750 wegen vieler Verdienſte zum Vicekanzler und Vicepräſidenten des Conſiſtorii ernennet.

Hr. Karl Gottlob Hofmann, der heil. Schrift D. und erſter ordentl. Lehrer zu Wittenb. des Churfürſtlichen Conſiſtor. Beyſitzer, der theol. Facult. Senior, der Stadtk. Paſtor, und des wittenberg. Churkreiſes Generalſuperitend, iſt 1703 den 1ſten des Weinm. zu Schneeberg gebohren. Sein Vater war Rector daſelbſt, und führte ihn ſelbſt zu den Wiſſenſchaften an. Da er der Theologie gewidmet ward, da er nach Wittenberg beſtimmet war, ſo änderte der ſel. D. Sieber allhier dieſen Entſchluß, und zog ihn nach Leipzig: wo er ſich durch abgelegte Proben zu einer Aſſeſſorſtelle in der philoſophiſchen Facultät geſchickt machete. Börner, Schmidt, Klauſing und Pfeifer wurden ſeine theologiſche Lehrer. Nachmals gab er den Studierenden in philologiſchen auch wohl theologiſchen Dingen Unterricht, ward Veſperprediger in der akademiſchen Kirche, und 1730 Sonnabendsprediger zu

St. Thomas, bald darauf aber Substitut und Vesperprediger zu St. Nikolas.

Im 1737. Jahre ward er Prediger und Oberkatechet zu St. Peter, und gab Pritii Einleitung zum Lesen des neuen Testaments mit Zusätzen heraus. Hierauf ward er 1739 Licentiat, und gab bey dem Leipziger Reformationsjubelfeste eine Reformationsgeschichte der Stadt und hohen Schule zu Leipzig heraus; wobey auch D. Luthers erste Predigt nicht vergessen ward. Bey der akademischen Feyer dieses Jubelfestes erlangte Hr. Hofmann die theol. Doctorwürde.

Hierauf ward er zum ordentl. Lehrer der Theologie nach Wittenberg, und Beystande des sel. D. Abichts daselbst, im Predigen berufen. Hier disputirte er de Novitate temeritatis matre, a Theologorum sacris arcenda; die itzo von manchem Theologen fleißig gelesen werden möchte. Bald darauf starb der Generalsuperintend D. Abicht, und Hr. D. Hofmann ward zu seinem völligen Nachfolger ernennet. Seine Schriften wider die Herrenhuter machen ihm Ehre.

Hr. D. Joh. Christian Stemler, sprosset aus einem Geschlechte, das seit der Reformation durch Kirchen- und Schulämter berühmt geworden. Er ward 1701 den 12. des Weinmonds, zu Copitz bey Neustadt an der Orla gebohren, wo sein Vater Prediger war. Seine ersten Schulstudien waren sehr mühselig, und zween Unglücksfälle droheten ihm einen frühen Tod. Allein Gott erhielt ihn wunderlich. Auf der Schule zu Neustadt studierte er hernach

nach sechs Jahre, und 1717 ward er ein Alumnus in der Schulpforte; wo er bis 1721 blieb, und sodann nach Leipzig zog; wo schon sein älterer Bruder war. Hier setzte er sich bey verschiedenen Hofmeisterstellen, in den Wissenschaften fest, hörte die berühmtesten Männer, disputirte fleißig, hielt Reden und Predigten. Allerley Beförderungen, die sich zeigten, wurden ihm widerrathen. Er ließ also seinem jüngern Bruder eine Pfarrstelle, die er hätte haben können, ward auch 1727 Magister, und hub an zu lesen, in Meynung in Leipzig zu bleiben. In eben dem Jahre ward ihm das Rectorat in Sangerhausen angetragen, welches er annahm. Er predigte auch daselbst alle vier Wochen vor dem Herzoge Christian, mit der Hoffnung, Professor am Augusteo in Weißenfels zu werden.

Im 1730sten Jahre ward er nach Naumburg zum Rectorate berufen: und die Schule nahm unter ihm zu. Er sollte nach Dortmund, Zeiz und Merseburg befördert werden; aber der Rath in Naumburg kam allen zuvor, und machte ihm zum Diaconus, wo er 1732 eingeführet ward. Im 1737sten Jahre ward ihm die evangelischdeutsche Predigerstelle zu Amsterdam angetragen: aber er sollte Superintendent zu Torgau werden; und dieß geschah 1739. Auf Anrathen und freygebigen Beytrag guter Freunde ward er 1741 zu Leipzig Doctor der heil. Schrift, und erhielt in eben dem Jahre den Antrag der merseburgischen Stiftssuperintendur. Allein der höchstsel. Herzog Joh. Adolph zu Sachsenweißenfels berief ihn zu seinem Oberhofprediger,

Beichtvater, und Kirchen- und Consistorialrathe. Nach dem Tode dieses durchl. Herzogs 1746, ward er ein Nachfolger des aus Plauen nach Dresden berufenen Hrn. Oberhofpredigers Hrn. D. Hermanns. Doch auch hier blieb er nur bis 1748; da er zum Generalsuperintendenten zu Altenburg berufen ward. Allein auch hier sollte er sein Leben nicht beschließen: Denn Leipzig rief ihn 1750 an die Thomaskirche, wobey er auch eine theologische Profession, und endlich die Superintendur, nebst der Consistorialassessorstelle erlanget hat.

Hr. Gottfried Dan. Hofmann, der Weltweisheit und beyder Rechten Doctor, kaiserl. Hofpfalzgraf, hochfürstl. wirtenbergischer Rath, des Staats- und Lehnrechts ordentlicher Lehrer zu Tübingen, der lateinischen und deutschen Gesellschaft in Jena, und der Gesellschaft der freyen Künste in Leipzig Ehrenglied, u. s. w. ist den 19ten des Hornungs 1719 zu Tübingen gebohren; und stammet von Vaters wegen aus Schlesien, von Mutterseiten aber von dem berühmten camerarischen Geschlechte ab, welches seit 200 Jahren so berühmt unter den Gelehrten ist. Unser Platz leidet es nicht, alle günstige Umstände seines Lebens mitzunehmen. Wir melden nur, daß er 1740 die höchste Würde in den Rechten erlanget, eine gelehrte Reise gethan, Manheim, Darmstadt, Wetzlar, Gießen, Marpurg und Cassel besehen, den Hrn. Reichshofrath von Senkenberg und den Hrn. von Ickstatt, und den Freyherrn von Wolf kennen lernen; ferner Göttingen, Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, Halle, Leipzig, Wittenberg, Helmstädt

ſtädt und Wolfenbüttel beſuchet, u. ſ. w. Darauf erhielt er 1742 den Ruf zu einem akademiſchen Lehramte in Tübingen, u. ſ. w.

Hr. D. Karl Friedrich Hundertmark, der Weltweisheit und Arzneykunſt Doctor und ordentlicher Lehrer zu Leipzig, der kaiſerl. Akademie der Naturf. des Inſtituts zu Bologna, und der königl. ſchwed. Akademie der Wiſſ. Mitglied, iſt zu Zeiz 1715 den 11. Apr. gebohren. Sein Trieb zu den ſchönen Wiſſenſchaften zeigte ſich frühzeitig; allein, die heilſame Kunſt behielt doch die Oberhand. Er hörte die berühmteſten Männer in Leipzig, und trat glücklich in ihre Fußtapfen, bis er an des Hrn. D. Hebenſtreits Stelle die ordentliche Katheder der Arzneykunſt und andre Würden erhalten.

II.

Hrn. D. Johann Jakob Reiskens,

der arabiſchen Sprache öffentlicher Lehrer in Leipzig, Anmerkungen über des berühmten P. Corſini Erklärung zwoer alten griechiſchen Aufſchriften *.

P. P.

Ich ſchicke hiermit E. H. mit ſchuldigen Danke die artige und gelehrte Schrift des berühmten P. Corſini wieder zurück, welche dieſelben mir zum Durch-

*) S. oben im Lenzmonde des Neueſten a. d. 222. S. Das Titelkupfer dieſes Monaths zeiget die alten Aufſchriften aufs genaueſte nachgeſtochen.

Durchlesen gütigst mitgetheilet haben. Ich habe, wie in andern Schriften des Hrn. Verfassers, also auch hier seine bekanntermaßen große Stärke in der griechischen Literatur wahrgenommen und bewundert. Seine Entdeckungen in der Schrift des sehr alten griechischen Steines, sind sinnreich, glücklich und meistentheils gegründet. Ich zweifle selbst, ob ich ohne seine Anführung und Fackel mich in dieser Dunkelheit würde zurechte gefunden haben. Gleichwohl ist auch an diesem alten, das er in ein sehr großes Licht gesetzt hat, das bekannte Sprüchwort wahr geworden: man hauet einen Baum nicht auf einmal um. Wie der erste Versuch, dieses Denkmaal zu erläutern, der vom Hrn. Zanetti herrühret, sehr fehlerhaft, doch nicht ganz unbrauchbar war; so ist der zweyte Versuch, ich meyne des Hrn. Corsini seiner, zwar unendlich besser, aber doch nicht ganz vollkommen. Es hat sich dieser große Antiquarius in zweyen Hauptdingen versehen, darauf doch das meiste bey allen Denkmaalen von dieser Art ankommt.

Erstlich hat er den Namen der Gottheit nicht angegeben, der zu Ehren dieser Stein mit seiner Aufschrift gesetzet geworden ist.

Zweytens hat er auch den Stifter dieses Denkmaals unrecht angegeben.

Muß es einen nicht befremden, wenn man zu Anfange der Aufschrift liest παῖς Διὸς, Kind Jupiters, und vernimmt aus des Hrn. Corsini Auslegung nicht, wer dieses Kind Jupiters sey, wie es heiße, und von was für einem Geschlechte

diese

dieſe Gottheit ſey? Iſt es wohl glaublich, daß in einer Aufſchrift, welche bezeuget, daß der oder jener einer Gottheit zu Ehren ein Denkmaal aufgerichtet habe, der Namen der Gottheit ſollte ausgelaſſen ſeyn? Aber in der corſiniſchen Auslegung mangelt er in der That; nicht aber in der Aufſchrift ſelbſt.

Das Wort EKΦANTOI hat Hr. Corſini für den Dativum Ἐκφάντῳ und für einen Mannsnamen angeſehen, und gemeynet: der Stifter dieſes Denkmaals habe Ecphantos geheißen. An und für ſich iſt dieß auch nichts unmögliches. Die Alten ſchrieben ο und ω mit einerley Buchſtaben, und das jota ſubſcriptum darneben hin; EKΦANTOI kann alſo an und für ſich betrachtet gar wohl ſoviel als Ἐκφάντῳ und ein Mannsnamen ſeyn; aber hier heißt es genau nach dem Buchſtaben, Ἔκφαντοῖ, und iſt der Vocativus vom Nominativo Ἔκφαντώ, im Genitivo Ἐκφαντῦς, u. ſ. w. und iſt ein Weibsnamen.

Ich weis nicht, ob man den Namen dieſer Göttinn auch ſonſt wo anders findet. Vieleicht ſteht er beym Grutero, Reineſio, Sponio, Muratorio, und andern großen Sammlungen alter Aufſchriften, vieleicht aber auch nicht. Allezeit kann, dem Namen nach, dieſe Göttinn keine andere Verrichtung gehabt haben, als die vermißten Dinge, von denen man nicht wußte, wo ſie geblieben, ausfindig zu machen, und den Leuten auf die Spur der entwendeten Sachen zu helfen. Denn

es kömmt dieſer Name her von ἐκφαίνειν ans Licht bringen, anzeigen, anweiſen.

Da nun der Stifter dieſes Denkmaals nach dieſer Auslegung nicht Ekphantus iſt, ſo muß ein andrer Namen für ihn ausfindig gemachet werden, und der ſtecket in dem letzten Worte des Pentameters. Der Mann aber hieß Trophon, und die ganze Aufſchrift lautet demnach alſo.

Παῖ Διὸς Ἐκφαντοῖ, δέξαι τόδ' ἀμεμφὲς ἄγαλμα.
Σοὶ γὰρ ἐπευχόμενος τῦτ' ἐτέλεσσε Τρόφων.

Filia Jovis, Ecphanto, accipe hoc ſimulacrum,
(Vel ſtatuam hanc, vitio carentem & reprehenſione liberam.)
Tibi enim ex voto eam fieri curavit Trophon.

Sollten Ew. Hochedelgeb. an dieſer Auslegung etwas finden, davon ſie glaubten, daß es verdiene, bekannt gemachet zu werden: ſo können dieſelben in dero Neueſten beliebigen Gebrauch davon machen; zumal nachdem ſie bereits in dem letzten Stücke deſſelben von der corſiniſchen Schrift eine Anzeige mitgetheilet haben. Ich verharre ꝛc.

Leipzig,
den 4. April 1759.

Reiske.

III.

III.

Wehmüthige Grabſchrift, auf den hochwürdigſten, erlauchten Herrn, Herrn Andreas, Grafen Zaluski, weiland Biſchof von Cracau, Herzog von Severien u. ſ. w.

P. M.

REVERENDISSIMI ET CELSISSIMI

PRINCIPIS

ANDREÆ, COMITIS ZALUSKI,

EPISCOPI CRACOVIENSIS

DUCIS SEVERIÆ ETC.

Lug. Manu poſ.

JOANN. CHRISTOPH. GOTTSCHEDIUS,

P. P. LIPS.

Acadd. Berol. Mogunt. & Bonon. Socius.

Quem pietas & ſanctus amor juſtique bonique,
Quem REX, quem Populus, Patrum & digniſſimus Ordo,
Et ZALVSKIADVM DOMVS, alto e ſanguine Divûm,
ANDREAM ereptum triſti ſibi funere lugent:
HVNC & Pierides, docta cum Pallade, magno
Attonitæ caſu, & paſſæ tot vulnera, plangunt.

Wonnemond 1759.

HIC eſt, qui meritis, & Relligionis amore.
Et clarus ſtudiis, ſummo famam æquat Olympo.
Auſpicio CVIVS Muſis ſtant aurea Templa;
Sarmatici DECVS Imperii, Gentisque voluptas.
Parcite, Caſtalides, lacrumis! Non deficit ALTER,
Gloria Sarmatiæ, noſtræ & pars magna Camenæ;
JOSEPHVS, virtute pari, famaque verendus!

Hiſtoriſche Lobſchrift.

Der unlängſt verblichene erlauchte Herr, Andreas Stanislaus Koſtka, Graf Zaluski, Biſchof von Kracau und Herzog von Severien, beſtändiger Kanzler der Univerſität Krakau, und des königl. pohlniſchen weißen Adlerordens Ritter, verdienet deſtomehr, unter den Gelehrten in dauerhaftem und unvergeßlichem Andenken zu bleiben, je größer ſeine Verdienſte um das Reich der Wiſſenſchaften geweſen.

Sein Geſchlecht ſtammet aus uraltem gothiſchen, und zwar königlichem Geblüte, ab. Als der letzte gothiſche König, Glinier, eine Niederlage erlitten hatte, iſt ſein Urahnherr, der Ritter Junoſc, aus Croatien, zu dem Lechus, ins ſarmatiſche Gebieth, gekommen. Deſſen Abkömmlinge haben ſich im Herzogthume Maſovien durch viel rühmliche Thaten berühmt gemachet, und ſind allmählich zu ſolchem Anſehen gelanget, daß man ihrem Stamme, unter den vier blühenden Hauptgeſchlechtern, die vornehmſte Stelle zugeſtanden, und ihm den gräflichen Ti-

tel

ſchen vieles von den Lateinern und Römern angenommen hätten, als Kylch von κύλιξ oder calix, Vater von pater oder πάτηρ, Mutter von mater oder μήτηρ, Geneß von gynacæum, Kirche von κυριακὴ, Pabſt von papa, Herr von heros, Moon oder Monath von μήνη. Darauf fügt er hinzu: „Fragt „aber jemand, bey welcher Gelegenheit ſich ſolches „zugetragen habe: So muß man ſagen, daß eines „theils die Barbaren im Römiſchen Staate gekrieget „haben, und andern theils viele Prediger, welche „der griechiſchen und lateiniſchen Sprache kündig „waren, unter dieſe Wilden gekommen ſind, mit ih„ren Irrthümern zu ſtreiten; Und hierbey hätten die „unſrigen viel nützliches gelernt, das ſie erſt ſelber „nicht gewuſt. Und daß fürnemlich die Nachkömm„linge der Gothen oder Geten, welche in den Grie„chiſchen Landen wohneten, zu der Zeit, da ſie zu „Chriſto, ob gleich nicht den geradeſten Weg gefüh„ret wurden, unſere, d. i. die deutſche Sprache rede„ten, und, wie die Geſchichte bezeugen; nachmals die, „ſo dieſes Volks Beſtes beförderten, die heilige Schrift „in ihre Sprache überſetzten, davon man noch bey „einigen einige Denkmale findet. Und aus der Er„zählung der gläubigen Brüder lernen wir, daß noch „bey einigen Scythiſchen Völkern, ſonderlich den To„miten, der Gottesdienſt in derſelbigen Sprache ver„richtet werde.

§. 5. Es iſt alſo die deutſche Sprache zuerſt durch die Griechen ſehr verderbet und beflecket worden, indem die Griechiſche Sprache der Europäiſchen Celten Land mit ſolchem Fortgange durchdrungen hat, daß die Deutſchen nicht nur viele Wörter von ihnen ange-

tel beygeleget. Im letzten Jahrhunderte hat sich dieß erlauchte Haus, durch treffliche Dienste, die es dem Königreiche geleistet, zu den erhabensten und wichtigsten Ehrenämtern, im geistlichen und weltlichen Stande empor geschwungen; sonderlich aber durch huldreiche Beschirmung der Gelehrsamkeit, sich in ganz Europa ansehnlich gemachet.

Alexander Zaluski, Woywod von Rava, und Marschall der Krontribunale zu Peterkow und Lublin, that sich unter des Königs Johann Sobiesky Regierung, durch standhafte Handhabung der Gerechtigkeit, als ein redlicher Patriot hervor. Er vermählte sich mit dem Fräulein Katharina Olszowska, einer leiblichen Schwester des gneseniſchen Erzbischofes und Primaten des Königreichs, Andreas Olszowsky; der sich sowohl durch Staatsgeschäffte, als sinnreiche Schriften, sonderlich aber durch Schenkung seiner vortrefflichen Bibliothek an die Kracauer-Universität, ein rühmliches Andenken erworben. Von dieser würdigen Gemahlinn nun, erzeugete er sechs treffliche Söhne, die ihrer großen Eigenschaften wegen in ganz Pohlen werth gehalten, und von den Königen Johann dem III. und August dem II. zu den wichtigsten Kirchen- und Staatsbedienungen befördert worden.

Der älteste davon ist Andreas Chrysostomus, Bischof von Ermland in Preußen, Fürst des H. R. R. und Großkanzler von Pohlen gewesen, und hat seinen Namen durch die Epistolas historico-familiares, verewiget. Der 2te war Alexander Joseph, der als Woywode von Rava, und Mar-

schall der Krontribunalien zu Peterkau und Lublin gefunden. Der 3te hieß **Martinus**, trug anfangs das Malteserkreuz, ward Bischof zu Arve in Illyrien, Probst zu Plotzko, und Herzog von Sielun. Der 4te, **Hieronymus**, bekam nach seinem ältern Bruder, die Castellaney von Rava, und die Vorzüge eines Reichsraths. Der 5te hieß **Ludovig Bartholomäus**, war 24 Jahre Bischof in Plotzko, und starb als Erzbischof von Gnesen und Primas des Königreiches. Der 6te endlich war **Franciscus**, der Liebling des hochsel. Königes; ward von der Woywodschaft Czerniechov, in die plotzkische versetzet, und mit dem Bande des weißen Adlers beehret.

Von dem zweyten in der Ordnung, **Alexander Josephen**, und einem Fräulein **Theresia Potchanski**, des Jägermeisters von Sendomir, und Starostens von Inovladislav Tochter, ist unser erlauchter Bischof von Kracau, und Herzog von Severien, erzeuget und gebohren worden. Die vortrefflichste Fähigkeit des Geistes, und gute Anführung seiner ersten Jugend, brachten ihm beyzeiten eine solche Geschicklichkeit zuwege, daß er von seinem 9ten Jahre an, unter Anführung seines grosen Vätters, des Großkanzlers und ermländischen Bischofes, allen Reichsversammlungen beywohnen können. Kaum hatte er das 13te Jahr erreichet, als er schon im hohen Stifte zu Kracov einen Domherrnplatz erhielt, und vom Plotzker-Bischofe **Lud. Barth. Zaluski**, dem Collegiatstifte zu Pultusk, als Dechant vorgesetzet ward. Im 16ten Jahre setzte ihn

König

König August der II. an die Stelle eben dieses verstorbenen Martini, zum gefürsteten Probste im hohen Stifte zu Plotzko.

Allein seine Lehrbegierde in den Wissenschaften begnügte sich nicht mit dem, was sie in Pohlen fassen konnte. Er gieng auch nach Danzig, um daselbst von Prof. Paul Patern die mathematischen Wissenschaften zu erlernen. Von hier that er in Gesellschaft seines jüngern Hrn. Bruders, Joseph Andreas Zaluski, itzigen Krongroßreferendars, und Bischofes zu Kiovien und Chernichovien, eine Reise nach Deutschland, Holland, Frankreich und Wälschland. In Bayern wurden sie von dem Churfürsten Maximilian, und seiner Gemahlinn Theresia Kunigunde, einer gebohrnen Prinzessinn Sobieska, sehr liebreich aufgenommen; in Wien aber von Kaiser Karlen dem VI. einer sehr gnädigen Audienz gewürdiget. In Paris wirkte ihnen der große Cardinal Polignac, der damals in Pohlen Gesandter war, die Ehre aus, daß der damals unmündige König Ludewig der XV. und der Regent, Herzog von Orleans, sie mit besondern Ehrenbezeugungen empfiengen. Pabst Clemens der XI. endlich, nahm sie zu Rom mit vielen Merkmaalen von Hochschätzung auf; so wie sie auch zu Turin, Florenz, Modena, und an andern wälschen Höfen, ihrem Stande gemäß aufgenommen worden.

Doch einer von den merkwürdigsten Umständen dieser Reise, der den künftigen Geschmack dieser beyden jungen Herren schon damals zu erkennen gab, war dieses, daß Sie zu Rom, sowohl den vaticani-

ſchen Büchersaal, als alle andre groſſe Bibliotheken, Cabinetter und Seltenheiten aufs fleißigſte beſuchten. Ja ſelbſt das Archigymnaſium Sapientiæ zu Rom hatte die Ehre, daß unſer **Andreas Stanislaus, Graf Zaluski**, eine ſelbſt eigene Abhandlung von den Vorrechten des päbſtlichen Stuhls öffentlich vertheidigte. Und was muß es nicht für ein prächtiger Anblick geweſen ſeyn, als eben demſelben, unter fröhlichem Zurufen ſo vieler anweſenden Kardinäle und Prälaten, mit feyerlichen Ceremonien der theol. Doctorhut aufgeſetzet worden?

Mit ſolchen Ehren gekrönet, kam unſer Prälat nach Warſchau zurück, und übete ſich unter den Presbyteris ſæcularibus S. Millionis ein ganzes Jahr in den Kirchengebräuchen und Predigten; ließ ſich auch auf den Krontribunalien, als Abgeordneter des kracoviſchen Domkapitels, zu groſſer Erbauung der erlauchten Zuhörer, mit öftern geiſtl. Reden hören. Solche einnehmende Beredſamkeit bewog nun die ſämmtlichen Beyſitzer dieſes Krontribunals, daß ſie dieſen vornehmen Redner, zum Abgeſandten an Königs Auguſts des II. Maj. erwähleten: und hier wirkte der ſo demüthige und beſcheidene, als nachdrückliche und lebhafte Vortrag deſſelben, daß er nicht nur vom Könige einer ſehr gnädigen Zufriedenheit, ſondern auch künftiger unausbleiblicher Beförderung zu den höchſten Würden verſichert ward. Und dieß Verſprechen ward in kurzem erfüllet. Denn als ſowohl das Bisthum Ploßko, als auch die Stelle eines Reichsunterkanzlers, durch Abſterben des Biſchofes zu Culm in Preu-

Preußen erlediget worden, überließ der gnädige König August der II. ihm von diesen beyden, gleich ansehnlichen Würden, die Wahl.

Diese traf das Bisthum Plotzko. Doch, da er das zu solcher Würde gehörige Alter noch nicht erreichet hatte, wirkte der König ihm auch beym Pabste den Erlaß der noch fehlenden Jahre huldreichest aus. Gleich nach der Einweihung ernannte ihn der König auch zum Präsidenten der Kronschatzcommission zu Radom, und der zur Verbesserung der Tribunalien geordneten Commission; anderer Staatsverrichtungen zu geschweigen: dabey er gebrauchet worden, und wobey er allemal soviel Klugheit, Erfahrung und Mäßigung in den Geschäften, als Ergebenheit gegen den König, und Redlichkeit gegen seine Nation um die Wette erwiesen.

Als der pohlnische Großkanzler Johann Szembeck starb, der Unterkanzler Joh. Alex. Lipski aber, an des verstorbenen Szaniavski Stelle zum Bisthume Kracov erhoben worden, hatte der König unserm würdigsten Bischofe das große Reichssiegel zugedacht. Doch ehe solcher Vorsatz vollzogen ward, so gieng dieser große König in die Ewigkeit. Allein die Verdienste eines so würdigen Candidaten drangen auch bey des preiswürdigsten Nachfolgers, König Augusts des III. Majestät, dergestalt ein, daß sie unsern erlauchten Bischof, Andreas Zaluski, zum Großkanzler des Königreichs erklären, ihm auch, da er bey dieser großen Würde, das Bisthum Plotzko nicht behalten dorfte, ihm das zu Culm dafür einräumten; und mit den Einkünften einiger reichen

Abteyen vermehrten, und endlich auch das Ritterband des weißen Adlerordens ertheilten.

Diesem hochwichtigen Amte hat der erlauchte Bischof zehn Jahre lang mit unverdrossenem Gemüthe, und patriotischem Eifer vorgestanden, und sowohl dem Könige, als seinem Vaterlande, die vortrefflichsten Dienste geleistet. Kaum aber war der Kardinal Lipski, Bischof zu Krakov, mit Tode abgegangen, als ihm solche Treue und Redlichkeit mit diesem erledigten Bischofthume, und dem Herzogthume Severien, vergolten wurde. Und was war es nicht für ein Ruhm, als ihm bey Niederlegung der vorigen Würde, viele Magnaten ihre Danksagungen ablegten, und ihm das freye Zeugniß gaben: „daß er die Gesetze sorgfältigst erhalten und „ausgeübet; alle Schreiben an auswärtige Höfe „selbst abgefasset, nicht die geringste Ausfertigung „ohne vorhergegangenes Durchlesen unterschrieben, „nie sich des Kronsiegels niemals zu seinem eige„nem, oder seiner Verwandten Nutzen bedienet „habe!„

Wenn Se. königl. Maj. in dessen währendem Großkanzleramte, Leipzig mit dero Gegenwart beehreten, war dieser erlauchte Prälat allezeit mit daselbst, und begleitete Se. kön. Hoheit den durchl. Churprinzen auf die Universitätsbibliothek, um die Vorlesungen der hiesigen Gelehrten anzuhören.

So

*) Dem Hn Prof Gottsched allhier. S. das Lexicon der itztlebenden G l in Polen zweyten Theil. a. d. 14. S.

**) Einen so kostbaren Abdruck davon, hat dieser hie-

sige

So waren ſie 1742 daſelbſt zugegen, als das hundertjährige Andenken des berühmten Copernicus erneuert ward; und machten damals dem Lobredner deſſelben*, in ſo hoher, und der ganzen Univerſität Gegenwart, ſowohl im Namen des Königreichs Pohlen, als des Herzogthums Preußen, darinn er der anſehnlichſte Biſchof war, eine ſehr gnädige Dankſagung: daß er den Ruhm einer ihrer vornehmſten Zierden, dergeſtalt verjüngen wolle; hat auch denſelben ſeit der Zeit allemal einen freyen Zutritt erlaubet, und ihm viele Merkmaale von ſeiner Gnade genießen laſſen. Er hat auch die hieſigen Cabinetter und Bibliotheken oftmals beſuchet, und vielen andern gelehrten Männern viele Huld und Gnade erwieſen.

Eben in währendem Groſskanzleramte hat dieſer große Miniſter zuerſt ſeinen vortrefflichen Bücherſchatz dem Königreiche Pohlen, mit einer recht patriotiſchen Abſicht, und auf eine feyerliche Art geſchenket. Ein unläugbares Zeugniß davon, leget der vortreffliche Schaupfennig ab, der 1745 auf dieſe merkwürdige Begebenheit gepräget worden. Das Kupfer dieſes Monaths zeiget den genaueſten Abriß davon, ſo wie er im Golde 20 Ducaten ſchwer ausgemünzet worden**) Solche Großmuth und Freygebigkeit war faſt ſonder Exempel, und was hätte ein eifriger Beförderer der Gelehrſam-

ſiae Gelehrte von des erlauchten Hrn. Cronreferend. und Biſchofs von Kiovien Excell. zum Andenken dero hochſel. Hrn. Bruders, als ein Geſchenk erhalten.

keit ſeinem Vaterlande für einen kräftigern Sporn zu den Wiſſenſchaften abgeben können, als eben ein ſo edles Geſchenk? Bloß ein verewigter Prinz Eugen, der ſeinen auserleſenen Büchervorrath der kaiſerlichen Bibliothek vermachet hat, iſt hier, als ein Vorgänger unſers großen Zaluski zu rühmen; wiewohl er ſolches doch nicht bey ſeinem Leben vollführet hatte.

Das übrige Stück ſeines ruhmvollen Lebens, ſoll im nächſten Monathe dieſes Neueſten folgen.

IV.

Ad Virum illuſtrem Danielem Wilhelmum Trillerum, D. Regium Aulæ Conſiliarium, & in Academ. Leucorea Profeſſorem Medicinæ Primarium, Veterum Amicorum Coryphæum, Epiſtola altera de tempore querula, D. G. G. Richteri *.

Muta Tibi TRILLERE *fuit, mihi Muſa canora:*
Dulcior illa filet, raucior illa canit.
Sed raucos meruere ſonos hæc tempora belli,
Et pax dulce tuo ſperat ab ore melos.
Plus decuit, fateor, preſſo mœrore filere,
Crimen ſæpe loqui, non filuiſſe fuit.

Sen-

*) Da wir das erſte Gedicht des berühmten Hrn. Verf. unſern Leſern etwa vor einem Jahre, bekannt gemachet: ſo haben wir ihnen auch das zweyte, deſto weniger vorenthalten können, da es von gleicher, ja faſt

Sentire, ut res eſt, quæ ſentis, dicere poſſe,
Trajani ornabat tempora, noſtra fugit.
Linguæ olim ac animi libertas aurea vixit,
Nunc premit ut linguas, ſic animorque iugum;
Et tenuem extorquet, quem poſſidet incola, cenſum.
Vix vitam, heu nimium flebile munus! habet.
Jamque ſtat attonitus, jam variis vocibus biſcens
Tutum an ſit? dubitat, plangere, flere, queri.
Plus ſorte ætatis reddit fiducia tutos,
Qui laudare ſolent non niſi priſca, ſenes.
Nam quid multum angit circa confinia mortis?
Ultra quid metuit mox ruitura domus?

Eſſe ſenes querulos pronoſve audire querelas,
Ipſe meo exemplo diſcis, egoque tuo.
Ad Tibi transmiſſum nuper de tempore planctum,
Auſcultavit amor congemuitque tuus.
Verba tamen noſtris non prorſus conſona reddis,
Vix auſus propria tangere fata domus.
In medio abrumpit curſu prudentia vocem,
Dat conjecturis magna litura locum.
Vah! ſcio, jam ſatis eſt! caute tua vulnera prodis,
Morem ævi ſequeris, plus ego jura ſenum.
Qui tria quique decem jam vitæ luſtra peregi,
Et parte annorum deteriore premor;
Ad nova damna ſciam mendacem effingere vultum?
Et faciam, ut rugas exuat ille ſuas?

Haud

faſt noch gröſſerer Schönheit iſt; und den Elegienſchreibern des beſten Jahrhunderts der Lateiner vollkommen ähnlich iſt. Lateiniſche Gedichte dieſer Art, ſind ſo was ſeltenes zu unſerer Zeit, daß man ſie begierigſt ergreifen muß, wo man ſie antrifft.

Haud procul a meta ſremebundi prolva minasque
Militis adſueſcam Francia *ferre tui?*
Mollia erant quondam mihi tempora, dura ſequuntur,
Mollia cur juveni? cur ea dura ſeni?
Hic onere exiguo, grandi vix ille gravatur.
Illata infirmis improbat arma pudor.

O ſi concilient animos nova fœdera ſciſſos,
Et patrio tandem cedat Erinnys agro!
O bene! ſi rurſus tranquilla per otia Muſis
Aurea doctrinæ ſpargere grana licet.
Sordebit Tiberis *tenui præ flumine* Leinx,
Si templa Aonidum munera pacis habent;
Si non hæc iterum convertit in horrea miles,
Nec ſqualentem infert turba profana pedem.
Leina *ſuum Pindum tam ſacris alluit undis,*
Quam vel Piſſa *ſuum,* Sala *ſuumve rigat;*
Tuque rigas Pater Albi *tuum per ſecla virentem,*
TRILLERIque *mei tot meritis celebrem.*
At quid tam ſacrum eſt, quod iis, qui bella ſequuntur,
Sub rabie armorum ſit violare ſcelus?
Clitellas aſino quibus æquum imponere? certant,
Lite ſub hac geminum geſtat aſellus onus.
Qui luit, haud meruit pœnas & plectitur inſons,
Ejus ſive caput ſive crumena luit.
Jugera qui ſundi bene culti nuper arabat
Triginta lætus, nunc tria mœſtus arat.
Cœli ſæpe minas expertus veſpere clamat:
Hæ nubes etiam cras teget atra polum!

Nec

nommen; sondern sich auch griechischer Buchstaben in geheimen und öffentlichen Rechnungen bedienet haben. Ich könnte unzählige Wörter herseßen, welche die Deutschen von den Griechen geborget haben; wenn solches nicht schon zur Gnüge von gelehrten Männern erwiesen worden. Aber von den griechischen Buchstaben findet sich ein Ort beym Tacito, im Buche von den Sitten der Deutschen, wo einige erzählen, daß noch Denkmaale und mit griechischen Buchstaben beschriebene Gräber zwischen den Grenzen Deutschlandes und Rhätiens, jetzt der Graubünder, zu finden wären. Und nach Cäsars Berichte im 1. B. des Gallischen Krieges heist es, daß in den Lägern der Schweizer mit griechischen Buchstaben beschriebene Tafeln gefunden und zu dem Cäsar gebracht worden wären, in welchen ein Verzeichniß aller derer, die aus dem Lande gegangen, und welche Waffen tragen könnten, mit ausdrücklichen Namen gemacht worden. Daselbst im 6ten Buche heist es: „Sie „achten es nicht einmal für billig, solche Dinge auf„zuschreiben, da sie fast immer in den übrigen Angele„genheiten, in öffentlichen und besondern Rechnun„gen, griechische Buchstaben gebrauchen.„ Ein anderes noch bequemeres Beyspiel findet sich bey Trithemio von den Buchstaben der Franken, wo er sagt: „Wastaldus beschrieb in seiner Mutterspracheˌ „die Geschichte der Franken, und bediente sich nach „Hunibalds Bericht, Buchstaben, die den Grie„chischen sehr ähnlich waren, ohne daß Epsilon, „Ypsilon und Gamma umgekehrt schienen. Welches Agrippa im ersten Buche von der Eitelkeit der Wissenschaften im 11. Cap. den Franken zuschrei-

Nec tamen imperium nova vectigalia dictans
Singultu & querula flectere voce poteſt.
Non his, Turnus ait, replenda eſt curia verbis,
Noſtra manum poſcunt bella, manusque ſtipem.
Hoc fixum eſt animo, doleas plangasque, quid ad rem?
In promtu hæc habeas, mutua ſive petas.
Cogitur inde miſer laceris ſub veſtibus algens,
Cum prole eſuriens, promere quidquid adeſt.

Hæc TRILLERE *leges, qua pridem fronte legebas,*
Si gemis, id luctum crede levare meum.
Accipe, quæ patuit nobis nova ſcena malorum,
Quæque iterum paſſi nuper ab hoſte ſumus.

Tranſit hic etiam bellis civilibus annus,
Quæ nunc eſt, ſtabilem vix habet hora fidem.
Qui ſubiit nuper, nondum pavor oſſa reliquit,
Turbida res foris eſt, turbida resque domi.
Evaſiſſe quidem majora pericula viſi,
Egreſſo noſtris finibus hoſte ſumus;
Miratique, illum, quem nemo urgebat euntem,
Se tam præcipiti proripuiſſe fuga:
Hæſimus, an quadam dubiæ vertigine mentis
Nos blandæ nimium falleret umbra ſpei?
At brevis illa fuit, vel magna parte feſellit,
Nam ſucceſſit hiems, ipſa moleſta ſatis.
Mox prorſus ſimilis rediit fortuna priori.
Hoſtis in hæc iterum contulit arva pedem,
Tunc, cum trans Rhenum FERNANDVS *ſtringeret enſem,*
Nosque tueretur parva relicta manus.

Poſt

Poſt hiemem veluti liquidæ de montibus altis
In ſata voluuntur lætaque rura nives;
Non ſecus Haſſiacis retro revolutus ab oris
Illuvie noſtris hoſtis inundat agros.
Auxilium, ut licuit, ſert ISENBVRGIVS *heros,*
Sangershuſæ *illud ſiſtere tentat iter.*
Non Catti, *non tela gerunt obtuſa* Cheruſci,
At capit & virtus cum ratione fugam.
Quo ruitis ſortes animæ, tot millia contra?
Marte pari vobis ſit vigor ille comes.
Non totidem hic manibus, totidem conſligitis armis:
Cedite, ſiſti impos hæc cataracta ruit.
Ex vario in varium rapimur diſcrimen, & hoſti,
Heri quod licuit, cras hodieque licet.
Intrat evans victor vacuam tutoribus urbem,
Magna in re tenui ferre tributa jubet.
Imminet exactor ſubmiſſo milite, cujus
Prorectoris adit pes fremitusque domum.
Aequior in Muſas hanc vim SVBISIVS *arcet;*
Exempli ESTRAEI RICHELIIQVE *memor.*
Ipſe huc caſtra movens noſtra bis ſubſtitit urbe,
Cinctus honoratis principibusque viris.
At ſpe fruſtratus penetrandi has altius oras,
Prorogat in reditu cum gravitate moram.
Hoſpitii officium nullas nunc eximit ædes,
Hoſpitum & in foribus nomina ſcripta lego.
Quod mea viſa domus non eſt incommoda, ſcribunt:
Bini aderunt domini, ſervitiique manus.
Praecedunt aliqui loca cuncta exquirere juſſi,
Tam ſibi quam dominis commodiora ſuis.

Sub-

Subjicite his oculis hypocauſta, cubilia, clamant,
Ipſaque, num placeant, interiora domus!
Molliter ut feſſi recubemus, ſternite lectos!
Non exſtinguendo luceat igne ſocus!
Annuimus taciti. Valvas reſerare neceſſe eſt,
Intrant, excutiunt omnia, pauca probant.
Mox dominis hæc eſſe negant habitacula digna,
Et critico mendas quaslibet ungue notant.
Haud aulæa placent, ſpondæ, lodicula, vela,
Stragula, pulvinar, culcitra, ſella, ſolum.
Haud, ut oportebat, ſatis eſt ſpecioſa ſuppellex,
Lintea munda parum, nigra culina nimis.
Sic ſtabulum, cellas, receſſus, atria damnant,
Nil ſine cenſuris præterit ille vigor.
Hæc inter moliri abitum faſtidia ſpes eſt,
Fallimur, haud retrahunt frivola probra pedem.

Iamque ſuperveniunt domini, quos agmina ſtipant,
Turba ſatellitii cum phaleris & equis.
Sunt domini, fateor, plerumque affabilis eris,
Nil vox, nil mores aſperitatis habent.
Quin alio prognata luto præcordia dicas.
Cur tamen his turba eſt dura rudisque comes?
Scilicet ut noſtra, quam perdunt, ſorte moveri,
Civibus & miſeris parcere malle putes,
In ſervorum humeros, quæ ſunt invifa, revolunt,
Et juſſa aſperius frontis honore tegunt.
Nam quid amabilius? quam comem æquumque videri,
Opprimere haud totos, quos ſua fata premunt;
Sub ſtrepitu armorum reverери oracula legum,
Quæ Marius *ſpernit, truxque ſilere jubet.*

Dum

Dum ſibi non aures non legibus obſtruit ora
Heroum virtus, altius ire nequit.
Illius ingenii tribuis tibi Francia cives,
Qui legum armatos frena decere ſciunt.
Præque aliis illos credis didiciſſe cavere,
Ne per bella ferox bellua fiat homo.
Hoc aliquos meruiſſe genus non abnuo laudum,
Sunt quoque, qui ſpeciem quod mereantur, habent.
Naturæ dubites an ſint hæc numera cultus?
At fuco in multis non caret ille decor.
Externas ſcorias deradit lima; ſed intro,
Ut vitium abſtergat, non penetrare ſolet.
Jactat honeſtatem quoque ſubdolus ore bilingui,
Improbus & vultum fingit ab arte probum.
Arroſus glabro ſub cortice nucleus hæret,
Anguis ſub viridi gramine ſæpe latet.

Hoſpitibus video nunc octo cubicula plena,
Per totamque ſonat vox reſonatque domum,
Occupat inter eos e nobilioribus unus
Intima muſei non vacuata prius.
Hic nihil intactum, priſco nihil ordine perſtat,
Nulli oculo acceſſum ſcrinia noſtra negant.
Acrius inſpiciunt expreſſas ære tabellas,
Sub juſtis numeris claſſe locoque ſitas.
Haſce meum cenſum mea ſæpe peculia dixi,
Augendisque operam per tria luſtra dedi.
Laxare his animum condive, his feria ſuetus
Suaviter an tempus præteriiſſe negem?
Vix alia hoſpitibus mens eſt; at oportuit iſta,
Quæ meruiſſe putant, in nova caſtra ſequi.

Heu

Heu mihi! convincor, quam gens ea barbara non ſit;
Delectus habiti provida cura patet.
Quas minime vellem, video doleoque lacunas:
Sic lupus eximias e grege tollit oves.
Tam generoſa tamen non lucrum pectora movit,
Nam quæ pluris erant, cernere ſalva licet.
Iſta ut deligerent, aliis ſine labe relictis,
Perſpectæ in tabulis impulit artis honor.
Spreviſſet rudior! Plebs deſignata fuiſſet,
Tollere de mediis iſta reperta viis.
Culpæ agnoſco minus, dum doctum agnoſco palatum;
Quin ut amem haud multum, ſi mihi credis, abeſt.
Nolim, in vindicias cum ſpes mihi nulla ſuperſit,
Obiicere hoſpitii ſaucia jura mei.
Quid faceret præſens raptorum teſtis & ultor?
An dicet: mea ſunt! injicietque manum?
Plus armata manus jactat ſe juris habere.
Hic, quia partita eſt, nonne modeſta ſatis?
Tollere plus poterat, laudo moderamine prædæ,
Quod non ablatum eſt, muneris inſtar erit.

(Das übrige folget nächſtens.)

V.

Memoires concernant Chriſtine,

Reine de Suede, pour ſervir d'Eclairciſſement à l'Hiſtoire de Son Regne, & principalement de ſa Vie privée, & aux Evenemens de l'Hiſtoire de ſon Tems, civile & Litteraire &c. &c. T. III. A Amſt. & à Leipſ. chez Jean Schreuder & Pierre Mortier le Jeune 1759 4.

Die vortrefflichen Nachrichten zum Leben der berühmten Königinn Christina von Schweden, die uns der gelehrte Hr. Rath Arkenholz vor etlichen Jahren geliefert hat, sind mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß alle Kenner der Geschichte auch diese Fortsetzung davon mit großem Vergnügen erblicken werden. Wer hätte es denken sollen, daß sich in einem Felde, wo er schon eine so reiche Aernte gehalten, noch eine so starke Nachlese würde machen lassen? Das Werk aber ist gerade in solche Hände gerathen, welche dieser so anhaltenden Arbeit gewachsen gewesen. Der Hr. R. A. hat es an keiner Mühe, an keinem Briefwechsel, und an keinen Kosten mangeln lassen, alles dasjenige zusammen zu bringen, was von dieser großen Prinzessinn aufzutreiben war. Und er ist so glücklich gewesen, selbst in Rom den geneigtesten Vorschub dazu zu finden: weswegen er auch diesen Band dem Cardinal Albani zugeschrieben hat.

Er saget demselben in der Zueignung, daß er Ihm den allergrößten Theil der Materialien dieses Bandes zu verdanken habe. Sein Büchersaal wäre ihm offen gewesen; und hätte ihm gleichsam alle seine Schätze verschwendet. Außer dem hätte die Königinn mit dem albanischen Hause solche genaue Verbindungen gehabt; und einen Vorfahr des Hrn. Cardinals dergestalt in ihren Schutz genommen, daß er zur höchsten Würde in der römischen Kirche gelanget. Das ist Clemens der XI. gewesen, der im Anfange dieses Jahrhunderts zum päbstlichen

Stuhle

Stuhle gelanget ist, und ihn etliche zwanzig Jahre besessen hat.

Die Verleger melden in ihrer Nachricht nicht ohne Grund: daß diese versprochenen Ergänzungen mit Ungeduld von den Lesern erwartet worden; daß selbige nicht nur Zusätze und Verbesserungen zu den ersten beyden Bänden, sondern auch neue Originalschriften und andre wichtige Stücke enthielten, die der Wahrheit ein neues Licht geben, und die Begebenheiten eines der merkwürdigsten Jahrhunderte aufheitern würden: welches so vielen politischen Entwürfen den Ursprung gegeben, die zu unsern Zeiten Wirkungen hervorbringen, darüber die Nachwelt erstaunen wird. Künftige Herbstmesse würde der IV. Band dieser Memoires herauskommen, und den völligen Schluß dieses Werkes machen.

Der Hr. R. A. in seiner Vorrede saget, daß die Anmerkungen verschiedener Gelehrten über die ersten II. Bände ihn nicht gehindert; wohl aber angefrischet hätten, den Ueberrest seiner gesammleten Nachrichten in Ordnung zu bringen. Er wüßte es wohl, daß solche genaue Untersuchungen nicht nach jedermanns Geschmacke wären. Man liebte zu unsern Zeiten mehr eine leichte und gemächliche Arbeit, die nicht viel Mühe machet. Allein theils war er anderer Meynung; widrigenfalls er sich viel Arbeit hätte ersparen können: andern Theils glaubte er, daß das Privatleben dieser Königinn, selbst in Schweden, bey weitem so bekannt noch nicht wäre,

als es zu seyn verdienete; sonderlich nach Niederlegung der Krone.

Indem nun sein Vorrath, durch Briefwechsel und Reisen anwuchs, so fand er sich geschickt, viel nützliche Dinge, und selbst gewisse Ungewißheiten in den Geschichten zu entwickeln. Hat nun gleich seine Sorgfalt nicht allen Lesern überhaupt gefallen: so sind doch andre, mit denen von ihm bestätigten Zeitpuncten gewisser Begebenheiten, sehr zufrieden gewesen. Und wieviele genauere Untersuchungen gelehrter Kleinigkeiten giebt es nicht, die gleichwohl in Bibliotheken ihren Platz finden? Könnte er nicht gleiches Recht zu hoffen haben? Die Nachrichten der Frau von Maintenon, nebst ihren Briefen, nehmen ja wohl mehr Platz ein. Sollten die Umstände einer Königinn nicht eben so viel werth seyn?

Damit man aber sehe, daß diese Ergänzungen ihrer Geschichte eben so wichtig sind, als die ersten, so meldet er uns den Inhalt der beyden letzten Bände. Daß in Rom noch viel von ihr vorhanden seyn müßte, war dem Hrn. R. A. wohl bekannt. Sie hatte dreyßig Jahre daselbst gelebet, und sterbend alle ihre Schriften daselbst verlassen. Einen Theil davon hatte der Hr. Verf. selbst durchblättert, als er allda gewesen. Er schrieb also an den Hrn. Senator Grafen Bielke; der über zwanzig Jahre daselbst gelebet hat. Dieser meldete ihm, daß der jüngst verstorbene Pabst die Nachrichten von der Königinn, die er in seiner Jugend noch gekannt, mit Vergnügen gelesen hätte; daher er gern die Erlaubniß

laubniß gegeben, die Büchersäle zu durchsuchen, und alles dahingehörige abzuschreiben. Der Cardinal Passionei, Bibliothekar des Vaticans, beehrte ihn auch mit einer Antwort; u. d. m.

Indessen erfuhr er, daß alles, was im Vatican mangelte, in der Bibliothek des Cardinals Alexander Albani befindlich wäre. Diese Eminenz machte sich ein Vergnügen daraus, alles, was sie besaß, abschreiben zu lassen. Hier fanden sich nun ganze Tractate, abgebrochene Stücke, und viele Briefe; die unstreitig von dieser gelehrten Prinzessinn waren. Unter andern ist ihr, von ihr selbst geschriebenes Leben, ein vortreffliches Stück in seiner Art; dabey man nur bedauert, daß sie es nicht bis an ihren Tod fortgesetzet hat.

Das zweyte Stück enthält, was nach Gustav Adolphs Tode, bis an den westphälischen Frieden geschehen ist; und erstrecket sich bis 1654, da sie die Krone niederlegte. Obgleich die Schreibart hierinn viel schlechter ist, als im vorigen; so hat man doch nichts wesentliches darinn geändert, sondern nur einige Erläuterungen beygefüget.

Das dritte Stück ist eine Nachricht, von allem, was unter der Regierung der Königinn, bis an ihre Abdankung vorgefallen; von ihrem Secretär Galdenblatt, mit der Königinn eigenen Anmerkungen vom Anfange bis zum Ende begleitet.

Hierauf folget eine große Sammlung von Briefen, gleichfalls aus der albanischen Bibliothek; in wälscher und französischer Sprache. Ihre Zahl

beläuft sich auf 800; davon hier nur die Hälfte ganz erscheint. Sie sind zwischen 1657 bis 1689 geschrieben. Darunter sind ihre Angelegenheiten an verschiedenen Höfen, ihre Briefwechsel mit Kaisern, Königen, Päbsten, Prinzen, Prinzessinnen, Prälaten, Grafen, Staatsmännern, Gelehrten, witzigen Köpfen, u. d. m.

Unter andern ist ihre Bemühung, nach dem Könige Joh. Casimir, auf den pohlnischen Thron zu gelangen, hier ganz völlig zu ersehen, davon bisher die Welt nichts gewußt hat. Der Pabst Clemens hat großen Antheil daran gehabt; wie man aus seinen Breven sehen wird. In Ansehung der Briefe der Königinn, wird man finden, daß sie an mehr als 300 Personen gerichtet, und voll wichtiger, neuer und oft kühner Gedanken sind. Sonderlich arbeitete sie stark, um den Katholischen in den nordischen Königreichen eine freye Ausübung ihrer Religion auszuwirken; ohne Zweifel um selbst darinn ungehindert ihren Sitz nehmen zu können. Man wird auch ihre Abhandlung vom Ursprunge, und von den Wapen des Hauses Wasa in Schweden, antreffen; imgleichen die in Schweden, von den Ständen beliebte Regierungsforme; den Charakter Julius Cäsars, wie der von Alexandern dem Großen ist; endlich eine Sammlung ihrer Gedanken, oder Lehrsprüche, d. i. sehr treffliche Staatsmaximen, die sie noch kurz vor ihrem Tode, aber freylich in einer römischen Denkungsart aufgesetzet.

Hierauf giebt der Hr. Verfasser Rechenschaft von allen denjenigen Stücken, die er aus Rom; und

von

ſchreibet, die unter Marcomir und Pharamund die Gallier bezwungen haben. Ja von den Königen ſelbſt iſt nachhero verordnet worden, daß die Franken ſich einiger Griechiſchen Buchſtaben bedienen ſollten. Alſo berichtet uns **Aimon** im 3. Buche von den Thaten der Franken im 40. Cap. daß der König **Childerich** den Franken befohlen habe, ſich dieſer vier Buchſtaben der Griechen, ϑ, φ, χ, ω im Schreiben zu gebrauchen. In der Zahl kömmt **Gregorius von Tours** im 5. Buche ſeiner Geſchichte, im 44. Cap. hiermit überein: aber ſonſten erzählt er es anders. Seine Worte ſind dieſe: „Childerich aber hat vier „Buchſtaben zu den unſeren gethan, nemlich ω, wie „die Griechen ſchreiben, ae, the, vuni, deren Züge „wir unten angezeigt haben, welche dieſe ſind, Θ, Ψ, „Ξ, Ll. Darauf ſandte er Briefe in alle Städte ſeines Reichs, daß die Knaben alſo gelehret würden.„ Es wird ſich auch niemand wundern, wie die griechiſchen Wörter und Buchſtaben in Deutſchland kommen ſind, wenn man nur die Worte des heiligen **Hieronymus**, im Buche von den hebräiſchen Traditionen über das 1. Buch Moſis, erweget, da er aus dem **Varro** und andern erzählet, wie viele neue Pflanzſtädte die Griechen in der ganzen Welt angeleget; wie die Phocenſer Maßilia in Gallien erbauet, und auf allen Meeren Handel getrieben; wie die Gröſſe ihres Reichs nicht nur bis an die weitläuftigen Grenzen Illyriens und der Scythen, ſondern auch bis an das Britanniſche Meer durchgedrungen ſey. Einige ſind der Meynung geweſen, wie **Tacitus** im 3. B. von der Deutſchen Sitten ſagt: „Ulyſſes wäre in ſeiner langen und fabelhaften Herumirrung in dieſes

von denen, die er aus Schweden bekommen hat. Er nennet die Personen, von denen er sie erhalten, und danket ihnen dafür; giebt auch Nachricht, durch was für Mittel er einige derer in den ersten Bänden eingeschlichenen Fehler verbessert habe. Alles dieses nun zusammen genommen, wird die vortrefflichsten Materialien zu einem vollständigen Leben der Königinn an die Hand geben; und zwar zu einem solchen, das keiner romanhaften Züge gewisser heutigen Geschichtschreibrr nöthig haben wird: die durch eine vorgebliche Kürze, und durch ihr Vernünfteln, (hiſtoire raiſonnée) die Ehrlichkeit der Leser, zum Schaden der Wahrheit überraschen; die doch die Seele aller Geschichte ist.

Wenn nun gleich der Hr. Rath Arkenholz wünschet, daß eine geschicktere Feder, als die Seinige, irgend die Abfassung dieser Geschichte der Königinn Christine unternehmen möchte: so wünschten wir doch, daß es ihm selbst belieben möchte, uns eine solche Historie, in einem fünften Bande daraus zu entwerfen. Denn wer ist mit allen den bisherigen Urkunden besser bekannt, als er? Wer hat alle diese Dinge sich so oft durch den Kopf gehen lassen? Und wer kann also besser im Stande seyn, diese große Frau in ihrem gehörigen Lichte der Welt abzuschildern? Er machet uns eine recht starke Begierde dazu, durch dasjenige kurzgefaßte Bild, das er von ihr in dieser Vorrede entwirft:

Da würde man, heißt es, eine junge Prinzessinn sehen, die sechs Jahre alt ihren Vater verliert,

liert, unter den Augen eines ehrwürdigen Reichsrathes erzogen, und in allen Theilen der Wissenschaften und Uebungen eines jungen Prinzen unterrichtet wird. Man würde ihre beständige Liebe bemerken, die Sie von der Wiege an, ihr Lebenlang zu den schönen und tiefsinnigsten Wissenschaften gehabt, und darinn sie, zur Erstaunung der Welt, solchen großen Fortgang gewiesen; ferner die besondre Hochachtung gegen die Gelehrten ihrer Zeit, ihre Freygebigkeit gegen selbige, die sie durch Besoldungen und Geschenke bewiesen, obgleich einige darunter nachmals sehr undankbar gegen sie waren; ihren unermüdeten Fleiß, und eine ihr Alter übertreffende Fähigkeit zu Regierungsgeschäfften, sobald sie den Zepter übernahm. Man würde, saget Er, diese junge Prinzessinn, mitten im Reichsrathe, ihre Reden von Staatssachen, mit soviel Anmuth, Nachdruck, Witz, Beredsamkeit und Ueberzeugung begleiten sehen, daß diese weisen Greise, von der Stärke Ihrer Einsicht gerühret, nicht umhin gekonnt, ihrem Vortrage beyzutreten. Sie allein giebt Befehle und Vorschriften an ihre gegenwärtigen und abwesenden Minister u. Befehlshaber. Sie selbst empfängt die Nachrichten der auswärtigen Gesandten, höret sie an, beantwortet ihre öffentlichen Anreden, und schriftlichen Vorträge; läßt sich in mündliche und schriftliche Tractaten ein, machet Anmerkungen über ihre Vorschläge; und die zu schließenden Verträge erläutert sie, hebet ihre Zweifel, schließt sie glücklich, und erleichtert die Vollziehung derselben.

Sie

Sie selbst begiebt sich in die Versammlung der Stände des Königreichs, redet sie an, leget ihnen die Geschäffte vor Augen, fodert ihren Beystand, und die nöthige Unterstützung in denen theils genommenen, theils künftigen Maaßregeln, zum Besten des Vaterlandes. Sie ist es ferner, die außer ihrer Wachsamkeit auf auswärtige Sachen, sich bemühet Schweden auch durch Kriegesthaten berühmt und glücklich zu machen; ohne doch ihre häuslichen Reichs- und Kirchengeschäffte zu verabsäumen: u. s. w.

So lautet ungefähr der Anfang von des Hrn. Verfassers Abschilderung. Unser Raum aber verbeut uns, ihm weiter zu folgen: allein man wird daraus sehen, daß er allenthalben, als ein guter Schwede, die Ehre dieser Königinn zu Herzen nimmt, und allem, was von ihr zu sagen ist, den vortheilhaftesten Schwung zu geben weis. Sie selbst hat vom **Isaak Voßius** begehret, daß er ihr Leben auf eine unparteyische Weise beschreiben sollte. Es ist aber nicht geschehen: und diesen Mangel kann uns nur der Hr. Rath Arkenholz ersetzen. Er ist fest überzeuget, daß diese Königinn, zu ihrer Zeit, unter allen europäischen Prinzen, die Regierungskunst am besten verstanden, und daß ihre Briefe ungleich wichtiger sind, als Ludewigs des XIV. seine. Es ist auch kein Zweifel, daß sie denselben an Einsicht und Gelehrsamkeit, so wie in Sprachen, und im Gebrauche der Feder übertroffen.

Es ist diesem Bande eine Karte von Deutschland beygefüget, worauf sich alle die Oerter vorzüglich zeigen, wo sich im dreyßigjährigen Kriege die schwedischen Waffen hervorgethan haben.

Kurz, man hat Ursache, dem Hrn. Rathe, für dieß treffliche Buch sehr verbunden zu seyn.

VI.

Wilhelm Hiacynth Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges, und des darauf erfolgten westphälischen Friedens. II. Theil.

Aus dem Französischen übersetzet, mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von Friedr. Eberhard Rambachen. Halle, bey Gebauern 1758. in gr. 8.

Wir sind unsern Lesern noch die Nachricht vom zweyten Bande dieses trefflichen Buches schuldig geblieben, und wollen sie hiermit nachholen. Auch dieser Band hat einen kurzen Vorbericht bekommen. Man gesteht nicht ohne Vergnügen, daß der I. Theil wohl aufgenommen worden; und meldet, daß sich hier abermals ein sehr merkwürdiger Schauplatz eröffne, und einen Auftritt nach dem andern zeige. Der Tempel des Friedens wurde zwar zu Münster und Osnabrück eröffnet, der Eingang desselben war aber mit fast unersteiglichen Hindernissen umgeben. Die Gevollmächtigten ka-

men zwar nach und nach an; aber mit solchen Vorschriften, als ob niemals ein Frieden zu Stande kommen sollte. Jede Partey suchete etwas zu gewinnen; so lange sie noch einige Kräfte bey sich fühlete; und hinderte also den Frieden, zum Schaden der Widriggesinneten, soviel sie konnte. Der Geist der Zwietracht, Eifersucht und Lügen herrschete dabey; der falsche Religionseifer, der Argwohn und das Mistrauen verwarf alle Vorschläge, und stellete alles auf der schlimmsten Seite vor. So verstrichen nun ganze Jahre, ehe das geringste zu Stande kam. Die göttliche Vorsehung habe sich selbst geschäfftig zeigen müssen, sonst würde bey dieser babylonischen Sprachenverwirrung, noch an keine Eintracht zu denken gewesen seyn.

Diese seltsamen Händel nun auseinander zu setzen, gehörete eine große Geschicklichkeit, und eine Feder, dergleichen P. Bougeant führete. Zwar hat Hofrath von Meyer die Acten dieses westphälischen Friedens sorgfältig gesammlet und geliefert: allein diese Menge von Materialien mußte in eine Ordnung gebracht und verbunden werden. Das Beste dazu hat ihm der Briefwechsel des Grafen von Avaux mit seinem Hofe, an die Hand geben müssen, darinn kein Umstand aus der Acht gelassen worden. Man muß hier nicht die gedruckten Memoires du Comte d'Avaux verstehen. Diese betreffen den Krieg Ludewigs des XIV. mit den Holländern vom 1672sten Jahre. Da aber jener Graf von Avaux bereits 1652 gestorben, so muß dieser Ver-

Verfasser der Memoires wohl ein ganz andrer gewesen seyn. Allein, der Verfasser kann wohl in Frankreich die geschriebenen Briefe des erstern zu Gesichte, und zu brauchen bekommen haben. Zum Beschlusse ist eine kleine Staatsschrift beygefüget von den Ursachen, die Frankreich bewogen, sich in den dreyßigjährigen Krieg zu mischen; die aus eben der Sammlung genommen ist, daraus im I. B. die Nachrichten von dem Grafen Wallenstein gezogen waren. Der Hr. Uebersetzer hält den Hrn. von Brienne für den Urheber. Man ersieht daraus unter andern, daß die Franzosen NB. bey diesem Friedensgeschäffte den Protestanten nicht die geringste Gefälligkeit erwiesen, ja dieselben völlig dem Hause Oesterreich aufgeopfert haben würden, wenn es ohne ihren Schaden hätte geschehen können: weswegen Frankreich gewiß der bedenklichste Garant des westphälischen Friedens sey. So falsch ist es, wenn uns einige Statisten, die gern ins französische Horn blasen, einbilden wollen: wir hätten Frankreich unsre Erhaltung in Deutschland zu verdanken. Die Grausamkeiten Ludewigs des XIV. in Frankreich, in der Pfalz, und im Elsaß, wider die Evangelischen und Reformirten, haben genug gewiesen, wie er gegen sie gesinnet gewesen; und was er von seiner spanisch österreichischen Mutter für Grundsätze eingesogen gehabt.

Doch wir müssen das Buch etwas näher betrachten. Im I. Buche, wird der Charakter der Gevollmächtigten, und das mannigfaltige Interesse

esse der auszusöhnenden Höfe und Staaten vorgestellet: und dieß ist gleichsam der Schlüssel zum ganzen Bande, und westphälischen Frieden. Hier kommen nun erstlich, die Charaktere der Vermittler, nämlich des päbstl. Nuntius **Fabius Chigi**, und des Venetianers **Contarini** vor. Sodann folget das Interesse des Kaisers, des Königes von Spanien, und der andern Bundesgenossen von Oesterreich, als des Herzogs von Bayern und des Herzogs von Lothringen; ferner des Königs von Frankreich, und wohin des Kard. Mazarins Absichten gegangen; weiter der Krone Schweden, nebst den Charaktern ihrer Gesandten; endlich der vereinigten Niederlande, und des Königs von Portugall. Und nun geht die Erzählung von der allmählichen Versammlung der Gevollmächtigten, der Auswechselung ihrer Vollmachten, und andern Schwierigkeiten an, bis die Handlungen wirklich anheben.

Das II. Buch erzählet, was wegen des vorläufigen Tractats der schließenden Theile vorgefallen. Schweden und Frankreich entwarfen den ihrigen gemeinschaftlich. Darauf folgten die Verträge der kaiserlichen, spanischen, schwedischen und französischen Gesandten; über welchen letztern sich die kaiserl. und spanischen sehr beschweren; auch die Vermittler unzufrieden sind. Frankreich und Schweden verantworten sich, und sind mit den Mittlern nicht zufrieden. Es entsteht ein Streit über das Ceremoniel: indem die Holländer für ihre Gesandten mit den königlichen gleiche Ehre verlangen; auch erhal-

erhalten. Es kömmt ein Rangstreit des Bischofes von Osnabrück darzwischen; und Frankreich will dem brandenburgischen Gesandten den Titel Excellenz nicht geben. Die Hanseestädte, die drey Reichscollegia, und die Frage wegen des Ortes und der Gestalt der Versammlungen machen neuen Aufenthalt. Ein Streit der kaiserlichen Abgeordneten mit einigen churfürstlichen wird beygeleget. Die portugiesischen Angelegenheiten werden zurück gesetzet: und eine Schrift Mazarins machet neue Bewegungen. Die Schweden nehmen sich der Protestanten an; und dergleichen wichtige Dinge mehr.

Das III. B. erzählet, was wegen des übergebenen Vortrages der Schweden und Franzosen 1645 vorgefallen, und wie indessen der Krieg fortgesetzet worden. Die Absichten der Franzosen und Schweden giengen dahin, daß sie den Widerpart zu mäßigern Foderungen gegen die Protestanten bewegen möchten. Allein diese wollten von keinem Waffenstillestande hören; waren auch mit den geheimen Unterhandlungen ihrer Gegner mit Bayern, unzufrieden. Die Franzosen lassen nun schon einen den Protestanten vortheilhaften Artikel fallen: die Schweden aber nicht. Darüber entstehen Uneinigkeiten. Die kaiserl. beschweren sich über Schweden; und Nazotzi tritt von den Franzosen zu den Kaiserlichen über. Diese spielen mit den Spaniern allerley Ränke, und entzweyen sich. Der Krieg geht indessen fort. Die Franzosen, der Prinz von Oranien und die Spanier, erobern einige Plätze in

den

den Niederlanden. In Catalonien geht es ebenfalls bunt zu. Die Franzosen ziehen in Bäyern den Kürzern; und die Vermittler schlagen einen Waffenstillstand vor.

Indessen kömmt der Herzog von Longueville und der spanische Minister Peynarande zu Münster an; welchem letztern die Kaiserlichen eher, als jenem den Besuch abstatten. Es finden sich allerley Schwierigkeiten in Ansehung des Titels und Besuches des erstern; imgleichen hält ein Streit wegen der Vollmachten, die Unterhandlungen auf; obgleich Contarini sie zu befördern suchet. Die Kaiserl. und Franzosen erläutern und beantworten ihre Vorträge; und die letzten wollen in Deutschland festen Fuß bekommen; indem sie Metz, Tull und Verdün, auch Elsas in Anspruch nehmen. Graf Avaux handelt mit den Schweden, wegen ihrer beyder Entschädigung, und diese suchen, nebst dem Besten der Evangelischen, auch festen Fuß in Deutschland. Indessen werden Wimpfen und Rothenburg erobert, und die Schlacht bey Nördlingen geschieht, wobey General Mercy bleibt. Bäyern läßt sich in Unterhandlungen mit Frankreich ein; aber sie unterbrechen sich wieder, und man greift zu den Waffen. Turenne belagert Trier, erobert es, und setzet den Churfürsten wieder ein.

Das IV. Buch meldet die fernern Unterhandlungen, bis zur Ankunft des holländischen Gevollmächtigten, 1646. Der Hr. von Servien hält es mit den Schweden, die sich noch nicht erklären wollen.

len. Die Kaiserlichen aber erklären sich so, daß Frankreich und Schweden nicht zufrieden sind. Die pfälzischen und hessischen Sachen werden unter den Kaiserlichen und Franzosen abgehandelt. Die Spanier suchen die Franzosen von Schwedens Partey abzuziehen, und thun Vorschläge, die den Mazarin beunruhigen. Schweden fodert zu seiner Genugthuung viel; und der Kaiser schreibt eine Amnestie, oder Vergessenheit alles Vergangenen, aus: die aber nicht angenommen wird. Der Prinz von Oranien vereitelt der Spanier Kunstgriffe: welche sich an den Pabst wenden. Die Franzosen beschweren sich darüber, und bemühen sich umsonst den Pabst zu gewinnen. Contarini suchet alles zu beschleunigen, um Hülfe wider den Türken zu bekommen u. s. w. Graf Trautmannsdorf kömmt zu Münster an, und suchet die Schweden von Frankreich zu trennen, aber umsonst. Die hessischen Abgeordneten machen Ansprüche; und die Unterhandlungen der verbundenen Kronen mit dem Kaiser werden fortgesetzet. Die Gevollmächtigten des Reichs beantworten die französischen und schwedischen Foderungen. Graf Trautmannsdorfs zweytes Anerbiethen an Schweden wird auch verworfen. Frankreich will nichts nachgeben, und entzweyet sich mit Schweden und Savoyen.

Im V. Buche wird erzählet, was seit der Ankunft der holländischen Abgeordneten 1646 zu Münster vorgefallen. Frankreich hatte Lust, die Niederlande zu bekommen, und Mazarin wollte den Spaniern

„Meer gebracht worden, sey nach Deutschland ge„gangen, und habe daselbst an dem Ufer des Rheins, „Asburg, welches noch damals bewohnet ward, er„bauet.“ Allein diese Meynung mag ich mit dem berühmten Scribenten weder wiederlegen, noch vertheidigen. Derer ihre Meynung scheinet wahrscheinlicher zu seyn, welche erzählen, daß die Griechen neue Anbauer in Sachsen geführet, die ihre Sprache und Art zu schreiben mit dahin gebracht hätten. Indem die alten Gesetze der Sachsen mit Platonis Satzungen überein kommen, und ihre Sprache, was die Natur und Bedeutung der Buchstaben, die Kraft und Anzahl der Doppellaute, die Aussprache der Sylben, den Artickel, den Ton und die Art zu reden betrifft, die näheste Verwandschaft und Gemeinschaft mit der Griechischen Sprache zeiget und behalten hat, wie Gesner in seinem Mithridates urtheilet.

§. 6. Allein von den Römern hat die deutsche Sprache noch weit ein mehreres gelitten, nachdem sie mit ihren siegreichen Waffen den grösten Theil Deutschlandes durchzogen, und unter den überwundenen Völkern ihre Sprache eingeführet haben, daß die Gemüther auch durch dieses Band der Rede deslo stärker vereiniget würden, und den Römern gehorcheten. Also haben die Provinzen über der Donau, das erste und andere Rhätia, (heute Graubünderland,) nachdem sie von den Römern überwunden worden, alle die Römische Sprache angenommen, wie der selige Rhenanus im 2. Buche von den deutschen Sachen bezeuget. Allein als das rauhe und grobe Volk die Sprache der Uberwinder mit einem ungeschickten und vollen Maule aussprach, und dessen

Rei-

niern Catalonien dafür geben; worinn aber der Gevollmächtigte anderer Meynung war. Den Prinzen von Oranien ſuchte er durch Verheißungen zu gewinnen, und Graf von Eſtrades ward deswegen nach Holland geſchicket. Die Spanier brauchen gegen Frankreich und Holland Ränke, und dieſe laſſen ſich fangen; worüber jene unruhig werden. Spanier und Franzoſen ſchmieden neue Vorſchläge, und die Holländer laſſen ſich mit jenen ein: worüber unter den Bundesgenoſſen allerley Bewegungen entſtehen. Ferner lieſt man, was zwiſchen dem Reiche und Frankreich vorgegangen; worüber Trautmannsdorf ſehr geſchäfftig iſt, und den letztern Niederelſaß, ja endlich ganz Elſaß anbiethet. Frankreich verbirgt ſeine Freude darüber, überleget aber die Art des Beſitzes, ſehr fleißig; ſchließt einen Tractat mit Trier, und unterhandelt mit Bäyern.

Zwiſchen Franzoſen und Schweden fiel auch allerley vor, und wegen Philippsburg ward von den Gevollmächtigten ein Bericht an die Königinn von Frankreich abgeſtattet. Wegen Lothringen wird auch unterhandelt, und die Schweden werden angetrieben, Frieden zu ſchließen. Da ſie aber Schwierigkeiten machen, ſo greift man abermal zu den Waffen. Nur mit Brandenburg vergleicht ſich Schweden; wodurch aber der Frieden doch nicht zu Stande kömmt.

Hier iſt nun freylich das ganze Werk noch nicht zum Ende; ſondern wir haben noch wenigſtens einen Band zu gewarten. Hier folget aber noch die

obgedachte Abhandlung von den Ursachen, die Frankreich bewogen, sich in den dreyßigjährigen Krieg zu mischen. Sie ist sehr lesenswürdig, und entdecket manche geheime Triebfedern. Hauptsächlich rechtfertiget der Verf. gleich anfangs dieß Verfahren Frankreichs, gegen den Vorwurf: als hätte selbiges dadurch die katholische Religion in Deutschland in große Gefahr gesetzet: indem er zeiget: daß es nur der unterdrückten Parten empporgeholfen, als Gustav Adolf einen Krieg angefangen, dessen Rechtmäßigkeit Gott mit sovielen glorreichen Siegen bestätiget hat; welche die Bundesgenossen wider das Haus Oesterreich, das mit dem Umsturze der deutschen Freyheit, und mit Veränderung der Reichsverfassung im Schwange gegangen, erfochten haben. Er getrauet sich, deutlich vor Augen zu legen: daß niemals ein so heiliger und gerechter Krieg geführet worden, als dieser; daß er zu Hintertreibung der Knechtschaft von Europa angefangen worden; daß er von französischer Seite ein bloßer Staatskrieg gewesen, und daß man mit eben so großer Sorgfalt auf das Beste der katholischen Religion gesehen, und es zu unterstützen gesuchet; als wenn die Katholiken zu eben der Parten gehöret hätten. Er will darthun, daß die Religion lediglich zum Deckmantel gebrauchet worden, vielerley Absichten des Hauses Oesterreich dadurch zu verbergen; welches unter diesem Scheine die Reichsverfassung ändern, und die kaiserliche Würde erblich machen wollen u. s. w.

Wir

Wir fällen hier kein Urtheil, und überlaſſen ſolches den Leſern. Die Ueberſetzung lieſt ſich, wie die im vorigen Theile, ganz gut; und Druck und Papier ſind der erſten völlig gleich.

VII.

Hrn. Racine Entwurf und Grundriß einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie, bey denen Völkern, die ſie am meiſten bearbeitet haben.

Aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres überſetzt. Tom. XXIII. pag. 85.

Herr Racine, ein würdiger Sohn eines unſerer gröſten Dichter, der gleichſam die Dichtkunſt als ſein Erbtheil anſah, iſt damit nicht zufrieden geweſen, daß er ſeine Gaben durch eine faſt unaufhörliche Bearbeitung dieſer Kunſt, die erſte und vornehmſte von allen ſchönen Künſten, geübet hat; ſondern er hat auch daraus den Hauptgegenſtand ſeiner Unterſuchungen und Betrachtungen gemachet. Er hat gewollt, daß eine gründliche und gelehrte Theorie ſeine Arbeiten erleuchtete. Da er zu gleicher Zeit ein Autor und ein Criticus iſt, ſo ſcheinet er in etlichen ſeiner Werke denen gleich, die ihm zum Muſter gedienet haben; und in andern entdecket er mit Geſchmacke die Grundſätze und Regeln, die ſie in ihrem Beſtreben geleitet haben.

Das Wesen der Dichtkunst, die verschiedenen Gattungen, die mannigfaltigen Quellen der Schönheiten, die ihr eigen sind; diese gebiethende Bezauberung, die ihr die Vernunft durch die Empfindung unterwirft; die theils gelinden, theils heftigen, aber allezeit süßen Ausdrücke, die wir von ihr hören: dieses Recht, was sie hat, unsere Seelen nach eigener Willkühr zu bilden, sie zu erheben, sie zärtlich zu machen; unsere Leidenschaften anzufachen, oder zu besänftigen; uns zu bereden, indem sie uns auf ihre Seite zieht; ihr Ursprung, ihre Vortheile, ihr wahrer Gebrauch; die Misbräuche, die sie erniedrigen, der Endzweck, den sie sich vorsetzen soll, die Triebfedern, deren sie sich bedienet, die Wirkungen, so sie hervorbringt; kurz, alles was sich auf diese Materie beziehet, wenn man sie in einem allgemeinen Lichte, und in ihren kleinsten Theilen ansieht, das ist für den Hrn. Racine ein unerschöpflicher Gegenstand des Nachdenkens und Studirens.

Seine **Betrachtungen über die Poesie**, die er 1747 am Ende seiner Werke herausgegeben hat, sein Commentarius über die Tragödien seines Vaters; der Tractat, den er von dem dramatischen Gedichte hinzugefüget hat; alle diese Stücke zusammen genommen, machen eine Dichtkunst aus, wo die Vorschriften allemal mit Exempeln unterstützet werden.

Nachdem er die Gesetze der Poesie in seinen vorherigen Schriften vorgetragen, die zugleich die Apo-

Apologie dieser Kunst enthalten, welche von einigen strengeren, als gerechten Kunstrichtern für leichtsinnig und gefährlich angegeben wird: so unternahm Hr. Racine den 29sten Jun. 1749. eine Geschichte der Poesie mitzutheilen; davon wir heute einen Auszug liefern, und davon er der Akademie nur den ersten Abschnitt mitgetheilet hat. Er ist mit vorläufigen Betrachtungen begleitet, darinnen Hr. Racine den Grundriß dieses neuen Werkes darstellet, womit er gewiß die gelehrte Welt beschenken wird; davon aber unser Auszug wenigstens nur eine Kenntniß geben, und ein Verlangen darnach erwecken soll.

Nach dem Hrn. Racine sind diejenigen Künste, die wir vielmehr für angenehm, als für nothwendig halten, weil sie nur das Vergnügen zum Gegenstande zu haben scheinen, eben sowohl, als diejenigen Künste, die uns bloß nothwendig vorkommen, Kinder unserer Nothdurft. Sie sind fast eben so alt, als jene; ja man könnte fast der Musik und Poesie noch ein höheres Alter zugestehen, als dem Ackerbaue, wenn es wahr wäre, daß der Schall einer Leyer die Menschen aus ihren Wäldern gerissen hätte. Die Griechen haben sich diese Fabel, oder vielmehr diese Allegorie erdacht: denn die Wahrheit zu sagen, so ist es mehr eine Hyperbole, als eine Erdichtung; und der Eingang, den sie bey allen gesitteten Völkern gefunden, wo sowohl der Pöbel, als die Philosophen sie, ein jeder nach seiner Art, angenommen haben, beweist; daß sie zu-

gleich einen vernünftigen Sinn, und einen Grund in der Geschichte gehabt. Sie ist ein kostbarer Ueberrest der alten Sage, und diese wirkliche Wahrheit, die unter dem Scheine der Lügen, auf uns gekommen ist, stimmet mit denen Begriffen vollkommen überein, welche aus einer ganz metaphysischen Betrachtung über die Natur des Menschen fließen werden.

Man kann versichern, daß die Musik und Poesie fast so alt, als die Menschen, sind: weil, da die Menschen sich aus einem unwillkührlichen Triebe, den Bewegungen der Natur überlassen, die sie in gewissen Fällen antreibt, zu singen und zu tanzen; sie nothwendig Instrumente suchen mußten, deren Töne geschickt waren, nicht nur die Zeit ihrer Tritte und Worte fest zu setzen; sondern auch ihren Leib zu erhalten, welcher von heftigen Bewegungen ermüdet wird; und ihre Stimme zu erheben, die allezeit einer Unterstützung nöthig hat. Es geht diesen zwo Künsten, wie allen andern. Ihr Ursprung und Fortgang sind eben dieselben. Die Nothwendigkeit hat sie alle hervorgebracht, der Gebrauch hat sie alle vollkommen gemachet.

Um sich vor der Wuth der Witterung und der Hitze des Sonnenlichts zu bewahren, haben die Menschen sich dessen bedienet, was ihnen in die Augen fiel. Höhlen und Wälder waren ihre Zuflucht. Als sie aber nach der Zeit durch eine gegenseitige Neigung zusammengerufen wurden, lernten sie, sich Hütten und Häuser zu bauen, und dieselben in Mauren einzuschließen. Die vereinigten Hütten wurden Dörfer, und die befestigten Dörfer wurden Städte.

Da-

Daher entſtand die Baukunſt, welche von Verſuch zu Verſuch endlich zu einer Kunſt ward; und indem ſie ſich von der Einfalt zum Erhabenen ſchwang, ihre Geſetze und die Quelle ihrer Schönheiten in dem Verhältniſſe fand.

Die Begierde, das Angedenken der Thaten berühmter Männer, oder ſie ſelbſt zu erhalten, war die Mutter der Bildhauerkunſt. Eben dieſelbe lehrete die Menſchen mit Linien, Bildniſſe und Gegenſtände zu zeichnen. Und daher kömmt die Malerey, die die erſte Schrift bey allen Völkern geweſen iſt: wie der gelehrte Hr. Warburton *) anzeigt, indem er von den Hieroglyphen redet. Die Aegyptier, Chineſer, Scythen und Indianer, maleten gleich anfangs, anſtatt daß ſie ſchrieben. a) Dieſe redeten recht wirklich zu den Augen, und gaben allen ihren Gedanken einen Körper, dahingegen die Schreibekunſt ihn nur den Worten verleiht. Bey den Mexicanern wurden ihre Alterthümer in Malerbüchern aufbewahret. Solis **) berichtet, daß die Geſandten, welche vom Monteſuma nach Cortes geſchickt wurden, in ihrem Gefolge, Maler mit gehabt haben, die ſich, ſo lange die Audienz gedauert, beſchäfftiget haben, alles was ſie ſahen, geſchwind auf eine Leinwand zu zeichnen, Schiffe, Soldaten, Pferde und Artillerie. Aber ſie hatten nicht nur im Sinne, dem Kaiſer die bloßen Bilder dieſer

*) *Warburt.* Legat de Moy. L. IV. **) *Solis* Lib. III. cap. 1.

a) Im Gothiſchen heißt daher malen ſoviel als ſchreiben; und im Angelſächſiſchen to writе, d. i. reißen, oder zeichnen, eben das. G.

dieſer unbekannten Gegenſtände zu bringen, ſondern ſie begehreten auch, ihm, obgleich einen kurzen, dennoch einen getreuen Bericht von der Unterredung des franiſchen Generals mit ſeinen Geſandten zu geben. Ihre Bilder waren ein Buch, durch die Zeichen, die ſie mit den Bildern vermiſcheten.

Da ſehen wir alſo, daß die freyen Künſte aus unſerer Nothdurft entſtanden ſind, und ſogleich iſt ihr Alterthum hinlänglich bewieſen, indem unſere Nothdürftigkeiten eben ſo alt ſind, als wir ſelbſt. Sie waren aber noch lange Zeit nur dasjenige, was ſie ſeyn mußten, um der Nothwendigkeit zu Hülfe zu kommen; das heißt, ſie waren ſehr einfältig, und von demjenigen ſehr unterſchieden, was ſie ſeitdem bey Völkern geworden ſind, die ſich mit Fleiß darauf geleget, die ihr Vergnügen und ihre Ehre darinnen geſuchet haben. Man dachte im Anfange weniger an ihre Schönheit, als an deren Nutzen. Hr. de la Condamine, welcher in ſeiner Reiſe nach Peru, die Ruinen eines alten Schloſſes gezeichnet hat, bemerket, daß die Peruvianer, weder Thore, noch Säulen, noch Säulengänge gekannt haben: weil ihre Baukunſt die Gränzen ihrer Nothdurft nicht ſonderlich überſtiegen; und ſie bey ihnen nur die Geſtalt angenommen, die die Natur erfoderte.

Die Muſik hat eben ſo angefangen, wie die Baukunſt. Sie war in ihrem Urſprunge grob und lärmend; ſie erſchreckte lange Zeit die Ohren, anſtatt ſie zu vergnügen, ehe ſie noch dieſe ſüße Harmonie gewann,

gewann, welche ihre empfindlichen Töne über empfindliche Seelen so mächtig machen. Der Schall, welchen zween klingende Körper geben, wenn man sie an einander schlägt, gab den ersten Einfall zum sistro, und denen ihm ähnlichen Instrumenten an die Hand. Die Nachahmung, die ein über einen hohlen Körper ausgespanntes Fell unter den Schlägen machet, brachte die Paucken und Trummeln zuwege. Der Klang, einer eben so über einen hohlen Körper gespanneten Seite, wenn man sie anschlägt, gab zur Leyer und zu den Seiteninstrumenten Anlaß, die so unendlich vermehret, und vervielfältiget worden. Der Ton einer Schäferpfeife endlich, darinn wir die Luft mit den Lippen wegblasen, lehrete die Flöten und andere Windinstrumente erfinden. Die Kunst hat niemals anders gedacht, niemals anders gearbeitet, als nach der Natur; und in allen Gattungen sind ihre ersten Versuche nur Copien gewesen.

Die erste Leyer war außerordentlich einfältig, so wie die erste Flöte. Aus einigen Röhren von verschiedener Größe zusammengesetzet, die mit einander verbunden waren, ehe die Menschen noch das Mittel ersonnen hatten, aus einer einzigen Flöte verschiedene Töne zu bekommen, indem sie dieselbe Röhre von Zeit zu Zeit durchbohreten. Diese erste Flöte nun, die man nach diesem den Bewohnern der Felder überlassen, und die Virgil um Polyphems Hals hängt, war derjenigen gleich, deren sich die Indianer bedieneten, und die Garcilasso

de la Vega die Collas nennt. Denjenigen, welche dieses Instrument spielen lerneten, ward es sehr schwer; sie wußten noch nicht zwo Flöten zusammen zu stimmen. Ihre Wissenschaft bestand nur auf einer einzigen Arien zu spielen, deren Worte gereimet waren. Ihre Musik machet uns einen Begriff von der Musik der ersten Menschen: und diese Flöte der Indianer, die nur aus fünf oder vier Röhren von Schilf bestand, war noch einfältiger, als diejenige, von welcher ein Schäfer im Virgil redet: denn diese hatten doch sieben Röhre: Dispariḃus septem compacta cicutis fistula.

Die Malerey und Bildhauerkunst fiengen auch erst mit Entwürfen an, diejenigen Meisterstücke vorzubereiten, die sie nachdem hervorgebracht haben. Kaum wußte man im Anfange unvollkommene Risse der Gegenstände zu verfertigen. Die menschlichen Figuren waren steif, die Stellung war traurig und stumm; die Arme waren längst dem Leibe hinunter gewachsen; die Füße klebten einer an dem andern: so sind die ägyptischen Denkmäler beschaffen. Mit der Zeit lernte man die Glieder auseinander zu stellen, und den Figuren ein lebhaftes Wesen zu geben.

Auch der Maler zeichnete im Anfange seine Figuren nur auf dem Sande oder an die Mauer; nachmals malete er sie auf Leinwand mit einer Farbe. Die Kunst stieg: man brauchte zwo Farben, und endlich drey; aber ihre Uebereinstimmung und die unvergleichliche Kunst des Lichts und des Schattens blieb lange Zeit ein Geheimniß.

Die

Reinigkeit und Majeſtät mit angeerbten Wörtern beſudelte: So entſtand daher gleich die Sprache, welche man gemeiniglich die Provinzial- oder gemeine Sprache nannte. Sidonius nennet ſie zierlich, ſquamam, die Schuppen oder das Unreine der lateiniſchen Sprache: Auſonius aber nennet ſie eine Nachahmerin der lateiniſchen Sprache: Aemula te Latiae decorat facundia linguae. Es iſt noch ein Exempel und Uberbleibſel dieſer Sprache in der Hiſtorie Nithards, des Groſſen Carls Enkel, da er von den Streitigkeiten der Söhne des frommen Ludewigs handelt, übrig. Daſelbſten wird uns ein Eid erzählet, dadurch Ludewig und Carl Friede und Eintracht mit einander aufrichten. Von welchen beyden Ludewig in Römiſcher oder in der Provinzial-Sprache alſo geſprochen hat: *Pro dō amur, & pro Xpian poblo, & nṙo commun ſalvament; diſt di en avant in quant dis ſavir & prodir me dunat ſi ſalvarai eo ciſt mon fradre Karlo & in adjudha & in cadhuna coſa, ſi cum om perdreit ſon frara ſalvar diſt ino quid il mi altre ſi fazet & abludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol eiſs meon fradre Karlo in damno ſit.* Nithard fähret fort: Als Ludewig dieſes geendiget hat, ſo verſicherte Carl eben dieſe Worte in deutſcher Sprache: In Godes minna indunes Xpannes ſolches ind unſer bedhere gehaltniß von reſemo dage fram mordeſt, Fram ſo mir Got gewizei indi madh fürgiebet, ſo hald ich tis an minam bruher ſcal inthi utha zermig ſo ſo maduo indunit Lutherem in nothe in mit hing nege gango theminam willou imo ce ſcadher wer-

hen.

Die Harmonie der Rede ward nicht schleuniger errathen, als der Farben ihre. In den ersten Jahrhunderten kannten die Dichter weder die richtige Anordnung der Worte, noch die Verhältnisse, welche die Vernunft unter dem Ausdrucke und Begriffe erfodert. Eine etwas figurirtere Rede, als die gewöhnliche, war alle Poesie jener alten Zeiten.

Die Dichtkunst hat also, wie die andern Künste auch ihre Kindheit gehabt; sie ist anfangs allenthalben eben das gewesen, was sie im Anfange in Frankreich gewesen ist. Man weis, daß trotz dem Geschmacke, welchen unsere Vorfahren allezeit an ihr gehabt haben; sie dennoch bis auf Ludwigs des XIII. Zeit, nur gestammelt hat. Man urtheile doch von der römischen Dichtkunst unter dem Numa, aus dem, was sie noch ein Jahrhundert vor dem August war; und bedaure ja die salischen Verse nicht, über welche Horaz sich aufhielt. Die Griechen haben auch die ihrigen gehabt: trotz demjenigen natürlichen Geschmacke, der sie fähig machte, das Schöne eher zu ergreifen, als andere Völker. Sie haben mit der Vortrefflichkeit nicht angefangen; sie waren Kinder, bevor sie Männer wurden.

Warum sind aber die Künste bey so vielen Völkern gar niemals aus ihrer Kindheit gekommen? Warum, wenn sie endlich bey einer Nation zur Vollkommenheit gebracht waren, haben sie sich nicht allezeit in demjenigen Glanze erhalten, der, anstatt matt zu werden, sich von einem Lande zum andern verbreiten, und wachsen sollte? Warum ist die Geschichte der

Kün-

Künſte, wie die Reichsgeſchichte, erſtaunlichen Veränderungen unterworfen? Warum ſcheinen dieſe Künſte, die mit dem Namen der ſchönen Künſte beehret werden, weil ſie eine ſchöne Nachahmung der Natur ſind, die allenthalben dieſelbe iſt; ſich nicht nach eben demſelben Muſter gebildet zu haben? Die Bildhauerey und Baukunſt der Aegyptier iſt der griechiſchen gar nicht ähnlich.

Doch, wir wollen bey der Poeſie ſtehen bleiben: ungeachtet es ſchwer iſt, von ihr zu reden, ohne ſehr häufige Anſpielungen auf diejenigen Künſte zu machen, die mit ihr genau verbunden ſind. Wie viele Zweifelsknoten biethen ſich nicht aufzulöſen dar? Warum findet man bey allen, auch den wildeſten Völkern, Verſe und Geſänge, und gleichſam kaum bey einem einzigen eine gute Dichtkunſt und eine gute Muſik? In einem Lande iſt die Poeſie vollkommen gemachet; in einem andern hat ſie ſich nicht erheben können. Dieß Volk hat ſie geliebet, und dennoch niemals einen guten Dichter gehabt; jenes Volk hat nur in einer gewiſſen Gattung gute Dichter gehabt. Wir (Franzoſen) haben, ſaget Hr. Racine, Euripiden, Sophoklen, Menander und Horazen gehabt, aber keinen Virgil. Das neuere Italien rühmet ſich, einen Virgil gehabt zu haben; ſo wie auch Pindare: allein nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, hat es keine Euripiden, keine Sophoklen, und keine Menander. Die Römer, welche in ſo vielen Stücken glückliche Nachahmer der Griechen geweſen,

und

und für die Schaubühne ſo eifrig waren, als jene, haben es niemals in der dramatiſchen Dichtkunſt weit gebracht. Und gleichwohl ernährete **Rom** ein ſtolzes, großmüthiges Volk, ein Volk, welches König war; welches durch die Erhabenheit ſeines Charakters, und durch den Edelmuth ſeiner Empfindungen, nichts, als tragiſche Empfindungen zu haben ſchien: um uns des **horaziſchen** Ausdrucks zu bedienen.

Die Griechen, als Obermeiſter in allen Gattungen der Gedichte, wie in allen ſchönen Künſten, haben nur ein einzig großes epiſches Gedicht gehabt: ungeachtet ſie an lyriſchen und dramatiſchen Dichtern fruchtbar geweſen. Bey ihnen, und nach ihrem Beyſpiele bey den Römern, iſt die dramatiſche Dichtkunſt, durch Verhülfe der Chöre, lange Zeit mit dem Singen und Tanzen verbunden geweſen; eine Vereinigung, die andere Völker nicht verſuchet haben, wieder zu vereinigen: ungeachtet heut zu Tage mehr als ein Volk ſich an dem ſeltſamen Anblicke einer Handlung beluſtiget, die ganz und gar geſungen wird. So angenehm nun die Erzählung einer großen That auch iſt, wenn ſie von einem großen Dichter verfaſſet worden; ſo muß doch eben dieſelbe, wenn ſie in Geſpräche abgetheilet, und von trefflichſten Schauſpielern aufgeführet wird, die Menſchen noch mehr rühren. Gleichwohl iſt die dramatiſche Poeſie niemals von vielen orientaliſchen Völkern weder geliebet noch auch vielleicht gekannt worden; und diejenigen europäiſchen

Völ-

Völker, die eines ihrer Vergnügungen darinn suchen, haben sie allezeit auf eine Art abgehandelt, die demjenigen Wahren zuwider ist, das der Grund u. die Wirkung der Nachahmung seyn muß. Die Wahrheit, die die Augen so sehr rühret, daß man denken sollte, es wäre leichter ihr zu folgen, als sich davon zu entfernen; wenn man nicht das Gegentheil davon erführe.

Alle diese Betrachtungen, zu welchen uns die Poesie über den Lauf und Fortgang des menschlichen Geistes, über die Mannigfaltigkeit seiner Ergötzungen, und die Ungewißheit seines Geschmackes veranlasset, geben zu vielen nutzbaren Fragen Anlaß, die Hr. Racine sich vornimmt zu untersuchen. Allein in solchen Materien, die den Geschmack betreffen, muß man nach dem Geschmacke der erleuchtesten Völker urtheilen, und erwägen: durch was für Mittel man zu allen Zeiten die meisten Stimmen vereiniget hat. Dieß ist die einige Art in dergleichen Fällen richtig zu verfahren, wo die Empfindung sich allezeit auf geschehene Sachen gründen muß. Hr. Racine will dieser Bahne folgen, folglich scheint ihm eine allgemeine Geschichte der Poesie, bey denen Völkern, die sie nach dem Geständnisse aller übrigen, mit dem meisten Erfolge bearbeitet haben, eine nothwendige Einleitung zu den verschiedenen Arten der Poesie zu seyn. Diese Völker sind nach ihm, die Hebräer; Griechen und Römer, unter den Alten; und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa, die Italiener und Franzosen.

So

So iſt des Hrn. Racine Vorhaben; allein indem er es ankündiget, ſo bemerket er: daß dieſe Geſchichte, ſo wie alle andere voller Schwierigkeiten iſt, inſonderheit wenn man in die alten Zeiten hineingehen will. Die Geburt der Künſte und der Urſprung der Völker, werden von einerley Finſterniß bedecket. Die Kritik hat ſowohl als die Geſchichte einerley Fackel nöthig, um in die verſchiedenen Gänge zu kommen, die ſie durchlaufen. Hr. Racine räumet alle Schwierigkeiten aus dem Wege, die ihre Ungewißheit unnützlich machet, und bleibt dabey ſtehen, daß er nur auszugsweiſe das gewiſſeſte anführet. Er fängt ſeinen hiſtoriſchen Tractat bey den Hebräern an. Ihre Dichtkunſt iſt der Gegenſtand ſeines erſten Abſchnittes, als des einzigen, welchen er uns vorgeleſen hat. Wir wollen den Inhalt davon in folgendem Artikel mittheilen.

VIII.

Philoſophiſche und patriotiſche Träume eines Menſchenfreundes.

Mihi neceſſe eſt loqui, nam ſcio Amyclas tacendo periiſſe.
LUCIL.

Zweyte und vermehrte Auflage, Zürich bey Orell und Comp. 1758.

Dieß iſt eine Sittenſchrift, die ſich von ſovielen andern ſehr unterſcheidet. Der Hr. Verf. ſchil-

dert

dert ſich auf eine ſo edle und liebenswürdige Weiſe: daß man weder an ſeiner Kenntniß des Schätzbaren, noch an ſeiner Neigung dazu zweifeln kann. Seine Liebe zur allgemeinen Glückſeligkeit des Menſchen giebt ihm die Feder in die Hand: und dieſe überzeuget uns, daß er republikaniſche Geſinnungen heget. Er hatte ſich in der Einſamkeit durchs Studiren Begriffe vom Schönen und Vollkommenen der Tugend gemachet, die ihm ganz reizend vorkamen; und ihn entzücketen: als er aber in ſein Vaterland wiederkam, fand er nichts als Unordnung, Verwirrung und Dunkelheit. Allmählich fieng er an die Gegenſtände von einander zu unterſcheiden; und das zu erblicken, was ihn bisher zum Erſtaunen befremdet hatte: und er würde ſich ſo gut als andre darein geſchicket haben, wenn er nicht zuweilen ins Land der Wahrheit zurück geſehen hätte.

Er fand eine neue Nahrung für ſeine Seele, wenn er dasjenige was wirklich war, mit demjenigen verglich, was von rechtswegen ſeyn ſollte. Im Lande der Ideen herrſchte lauter Ordnung, Richtigkeit, Tugend, Gerechtigkeit und Erhabenheit: im Lande der Wirklichkeit hingegen, lauter Unordnung, Verwirrung, Falſchheit, Scheintugend und betrügliche Größe. Sein Herz ward dadurch betrübet, und gerühret: daß ein Menſch, der zur Tugend und Glückſeligkeit geſchaffen iſt, ſich durch irrige Begriffe, und verwirrte Triebe, ſo unendlich weit von der Beſtimmung ſeiner Natur entfernet. Noch betrübter ward er, als er ſah, daß ſeine Mitbür-

ger

ger, Glieder eines Staates, dessen Hauptfeder die Tugend seyn soll, von dieser so gerühmten republicanischen Tugend so sehr abwichen.

Je mehr er aber die Geschichte durchgieng, desto mehr fand er, daß es beynahe bey allen Völkern so gegangen. Bald hätte er geglaubet, die menschliche Natur brächte es so mit sich. Allein andre Betrachtungen beredeten ihn vom Gegentheile. Freylich hielt ers für einen Unverstand, bey eingeschränkten Wesen eine Vollkommenheit suchen zu wollen; allein er fand es für keinen geringern, denjenigen Grad für unmöglich zu halten, der zu einem ruhigen und glückseligen Leben nöthig ist. Er nahm also aus seinem Vorrathe von Wahrheiten alles zusammen, was die Menschen bewegen könnte, ihre wahren Vortheile, und die Rechte ihrer erhabnen Natur zu gebrauchen. Dieses war der tägliche Gegenstand seiner Betrachtungen: und diese nennet er eben seine patriotischen Träume; daran er eine reizende Quelle einer erhabenen und reinen Wollust gefunden, die alle Lust übertreffen; so ihm die verführerische Welt jemals dargebothen hat.

Diese Träume nun, will er seinen Mitbürgern mittheilen; und man sieht also wohl, daß es Träume eines Wachenden seyn werden: dergleichen Platons Republik, und des Marschalls von Sachsen Reveries sind. Er trauet sichs nicht zu, daß er mit seinen schwachen Kräften die Welt verbessern werde. Zum höchsten will er hoffen, daß die Wahrheiten, deren er sie erinnern wird, den mei-

ſten zu ihrer Beſchämung den Beyfall abnöthigen werden. Er will ſich belohnet genug ſchätzen, wenn ſich eine kleine Anzahl dadurch rühren läßt, die Herzen, die der Tugend und dem Vaterlande gehören, denenſelben zu heiligen; und die Ehre, rechtſchaffene Menſchen, und gute Bürger zu ſeyn, dem Glanze der Reichthümer, dem Schimmer falſcher Ehre, und den Reizungen der Wolluſt vorzuziehen.

In einem ſolchen Tone von Gedanken und Ausdrückungen handelt der Hr. Verf. erſtlich die Menſchheit, ſo dann die Menſchen, die Afterpolitik, den Trieb zur Vollkommenheit, die Triebfedern der bürgerlichen Geſellſchaften, das Verderbniß, das Elend, die Ungleichheit der Stände, die Freyheit, den Ehrgeiz, die Patricier, oder die Ariſtokratie, die Bürger, oder die Demokratie, die Handelſchaft, die Städte, die Gelahrtheit, das Frauenzimmer, die Wünſche, die Hoffnung, den Beſitz, die Geſellſchaftlichkeit, die Ergetzlichkeiten, die Auferziehung, die Ordnung, die Religion, den guten König, den Patrioten und den Antipatrioten, in ſovielen beſondern Abhandlungen ab. Alle dieſe ſind mit ſehr vielen neuen, oder doch in ein neues Licht geſtellten, und ſehr lebhaften ausgedrückten Gedanken und Wahrheiten angefüllet: und aus allen erhellet ein richtig denkender Verſtand, und ein der Tugend und gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit eifrig gewidmetes Herz.

Den Beſchluß machen unvergreifliche Gedanken, über die Verbeſſerung der Baſeliſchen hohen

Schu-

Schule, und dieß giebt uns den Schlüssel zu dem Orte, wo dieß schöne Werk geschrieben ist. Der Hr. Verf. setzet den Werth und die Nutzbarkeit der hohen Schulen in einem gemeinen Wesen fest; bemerket aber, daß weder die Staaten den Werth derselben genug einsehen, und solches in der That bezeugen; noch die Universitäten genug zum Besten des gemeinen Wesens beytragen. In Basel wären diese Klagen beyderseits allgemein. Er geht also alle Professorstellen durch, deren es 18 giebt; und machet seine Anmerkungen dabey. Sie haben drey Lehrer der Theologie, einen das alte Testament, einen das neue Testament, und einen die symbolische und polemische Theologie zu lehren. Er aber wünschet, der erste möchte noch die hebräische Sprache, der zweyte die Wahrheit der christlichen Religion, und der dritte die Pflichten der Seelsorge und des Predigtamtes vortragen. Die Candidaten sollten scharf geprüfet; auch diejenigen, die nicht bestünden, von der Theologie ausgeschlossen werden. Zu den Rechten sind auch drey Lehrstühle. Er will, an einem Lehrer des römischen Rechtes hätte man genug; der zweyte sollte das Lehnrecht, und der dritte das Kirchenrecht; ein vierter aber das deutsche, burgundische und fränkische Recht lehren u. s. w. In der Arzneykunst verlanget er neben den drey gewöhnlichen Lehrern noch einen zur Chirurgie; und guten Vorschub zur Anatomie; u. d. m. In der philosophischen will er nur sieben Stellen haben. Die Logik, Metaphysik und Sittenlehre, soll wegen der genauen

Verbindung ein einziger lehren. Auf sie käme, als auf Grundsäulen viel, ja alles an: wobey er viel Gutes saget. Der zweyten Profession sollte die physische; der dritten die theoretische Mathematik; der vierten die praktische oder angewandte; der fünften das Griechische und Antiquität; der sechsten die Historie; und der siebenten das Recht der Natur und der Völker nebst der Staatskunst zu lehren anbefohlen seyn. Alles was er dabey saget, ist sehr wohl ausgesonnen und vorgetragen.

IX.

Mahometh. Ein Gedicht.

Ja freylich ist es wahr, die Welt wird täglich schlimmer!
Selbst meine Muhme sagts, und Muhmen irren nimmer;
Seitdem die Frever fliehn, hat sie genau bemerkt;
Und was seit achzig Jahr sie drinn noch mehr bestärkt,
Ist, daß die Jugend itzt das Alter so verachtet:
Mehr nach der Töchter Gunst, als alter Mütter trachtet.
Ja wenn ein Mädchen noch die Augen schmachtend dreht,
Stets an die Erde sieht, und ungepudert geht,
So wirds verhöhnt, verlacht, gemieden und gekränket,
Und kurz, der Glaube wird nach Gründen eingeschränket.
Verderbt ist alles Fleisch; im Argen liegt die Welt:
Kein Reicher wird verdammt, erhält der Pfarrer Geld!
Was machts? dem Frommen fehlt die Gabe neuer Wunder;
Und Wunder sind allein der zarten Andacht Zunder!
Es flehte wohl gewiß kein frommer Muselmann
Zum Mahometh, wenn er die Wunder nicht gethan:

Und

ben. (*) Da die Provinzial-Sprache in Ober- und Nieder-Deutschland (**) üblich war, so ward dennoch die Lateinische nicht versäumet, denn wie der sel. Rhenanus an angezogenem Orte schreibet, „so waren die „Römer nicht nur wegen der gemeinen Sprache be„kümmert, sondern liessen auch das Lateinische die Leu„te in den Provinzen lehren, daher kamen die Stadt„Schulen bey Visanz, Lion, und in Niederdeutschland „bey Cleve, welcher der Redner Eumenius vorstand.

§. 7. Als der Römer Glück fiel und die Franken, ein deutsches Volk, durch ihre Siege, Gallien, den grösten Theil Germaniens weggenommen hatten: So schmissen die Alemanni und die Völker des obern- und niedern Deutschlandes die Provinzial-Sprache nach gerade weg und suchten die deutsche Sprache aus ihrem Verfall und der Asche wieder hervor: jedoch behielten sie einige Wörter, welche Just. Lipsius 3. centur. in dem 44. Briefe an die Niederländer erzehlet. Diese Sprache ward Teutisca oder Theotisca genannt, welche noch edler und ansehnlicher, als die Provinzial-Sprache gehalten ward, indem sie diese die Bäurische nannten, und sie geringen Bauersleuten überliessen. Dieser Unterscheid erhellet aus dem Schlusse der zu Tours im Jahr 514 versammleten Geistlichkeit. Denn als beschlossen worden, daß der Bischof die nöthigsten Predigten halten sollte: So wird gleich hinzugesetzet; „daß ein jeder diese Pre„digten sollte öffentlich in die Bäurisch-Römische, oder „in die theutiscische Sprache einkleiden lassen, damit alle

(*) Mit nächsten soll dieses aus dem Freher erkläret werden.
(**) In germania prima & secunda, welches noch eine andere und ältere Eintheilung ist, als superior & inferior.

Und dennoch wollen gar verſchiedne Spötter ſagen:
Daß keine Wunder ſich faſt menſchlich zugetragen.
Doch weh den Spöttern! weh! Sehr hier berichr ich eins;
Wenn dieß kein Wunder iſt, ſo weis ich wahrlich keins.

Zum Volke, das ihn zwar bereits den Heilgen nannte,
Doch für den göttlichen Propheten nicht erkannte,
Sprach Mahometh: „Vernimm, o Volk! am Geiſte blind,
„Das keine Wahrheit glaubt, wo keine Wunder ſind!
„Vernimm, wie Allah *) mich zu ſeines Thrones Stufen,
„Mit einem Donnerwort noch heute erſt gerufen;
„Und zornig zu mir ſprach: Damit das Volk erfähret,
„Wie dich mein Mund geſandt, wie dich mein Geiſt belehret:
„So ſollſt du heute ſie mit einem Wunder lehren,
„Du ſeyſt, den ich erwählt, ihr Herz zu mir zu kehren.
„So ſprach der Herr. Nun hört; nehmt jeder einen Stein,
„Die gröſten nehmt, und trifft mein Wort nicht völlig ein,
„Dann überhäufet mich mit allen dieſen Steinen;
„Doch, wird das Wunder euch auf mein Gebeth erſcheinen:
„So glaubt den Lehren auch, die Allah mir befahl;
„Itzt aber bebt und folgt mir ins geweihte Thal.„

Er geht; es folgen ihm bey hundert tauſend Seelen,
Die noch halb zweifelhaft die gröſten Steine wählen;
Und keiner ſpricht ein Wort: ſtill, wie um Mitternacht,
Wird Geiſt- und Vorwitz-voll der lange Zug vollbracht.
Itzt treten ſie ins Thal; die Furcht macht ſie ſchon beben,
Welch Wunder ihnen wird itzt Allah heute geben.
Erſt wäſcht ſich andachtsvoll, mit dürrem reinem Sand,
Der heilge Mahometh, Geſicht, und Arm, und Hand: **)

*) Die Araber und alle Mahomedaner legen den Namen Allah, dem höchſten Weſen bey.

**) S. La Biblioth. Orientale de Mr. d'HERBELOT. p. 256.

Laut bethend kniet er krauf bey einem Brunnen nieder;
(Allein von dem Gebeth sag ich kein Wörtlein wieder,
Gnug, es war turkisch schön,) den Brunn war schrecklich tief:
Gefährlich, finster, eng und höckricht, steil und schief.
Hier seufzt nun Mahometh mit brünstigen Gebärden;
Und eine Stimme schallt, wie aus dem Grund der Erden,
Recht durch des Brunnens Schlund, mit dumpficht holem Ton:
„Du bist mein Mahometh! mein Kind! mein lieber Sohn!
Es hörts das ganze Volk, ruft, da es glaubend höret:
„Ja, Allah wars, der ihn für seinen Sohn erkläret!
Und Mahometh, umringt von solcher frommen Schaar,
Die durch dieß Wunder schnell, gerührt, bekehret war;
Erhebt des Allah Lob, mit eifrigem Gebethe;
Dankt für dieß Wunder, küßt die ewig heilge Stäte;
Spricht: Wann ihr gläubig seyd, werf jeder seinen Stein
In Brunnen; wann er wird ganz ausgefüllet seyn,
„So ziere diesen Ort die prächtigste Moschee,
„Damit die Nachwelt noch die Wunderstäte sehe.„
Schnell rasselt Stein auf Stein! dieß wirkte Mahomet.

Der Heilge ist beglückt, der seine Kunst versteht!
Denn, unter uns, es war sein Sahab *) drein gestiegen;
Der half dem Trügergeist das dumme Volk betriegen:
Kurz, zur Versicherung von der Verschwiegenheit,
Ließ er ihn steinigen; das war die Dankbarkeit.

So lohnt das Laster selbst, wenns seinen Vortheil sieht,
Dem Lasterknecht, der ihm zu dienen sich bemühet;
Es liebet oder haßt, nachdems sein Absehn heischt:
Die Tugend ists allein, die selbst den Feind nicht täuscht.

X. De

*) Mr. d'Herbelot berichtet in der angeführten Biblioth. Orient. p. 7. daß Abdallah, ein Sohn des Omar, welcher zu den Zeiten Mahomets gelebet, seiner Einsicht und Weisheit wegen, ein Sahab, oder Gefährte des Propheten geheißen. Mich dünkt, daß dieser

X.

De Saturnalium Origine & celebrandi Ritu apud Romanos &c. D. Ge. Chriſtianus Matternus de Cilano, Phil. Nat. Medic. & Antiqu. Græc. & Rom. Prof. Biblioth. Præf. Acad. Nat Cur. & Societ. Hafni. Socius.

Alton. Typ. Burmeſter. in gr. 4.

p. 32.

Der gelehrte Hr. Verfaſſer iſt auch der Meynung, daß die Geſchichte des alten Teſtaments, durch den Ruf den Griechen bekannt geworden, und ihnen Gelegenheit gegeben, viel dazu zu dichten, und mit ihren Lügen die Welt zu betrügen. Hierzu würde gehören, daß das jüdiſche Volk in den älteſten Zeiten viel berühmter geweſen ſeyn müßte, als es in der That geweſen: da man ſelbiges entweder gar nicht gekannt, oder doch für nichts geachtet hat.

Das Feſt der Saturnalien haben einige griechiſche und italieniſche Völker zur Erinnerung des goldenen Weltalters gefeyert: und das ſoll nach des Hrn. Verfaſſers Meynung, auf den dunkeln Ruf vom Stande der Unſchuld gegründet geweſen ſeyn. Pauſanias (in Arcadicis L. VIII. c. 8.) ſaget:

dieſer, ob er gleich nur ſein Bedienter geweſen ſeyn ſoll, des Vertrauens, ſo Mahometh anfänglich auf ihn geſetzet, um der erlittenen Steinigung wegen, dieſen Zunamen, wenigſtens hier, mit einigem Rechte verdienet habe.

er halte dafür: Die älteſten Weiſen der Griechen, hätten mit Fleiß die Erzählungen gewiſſer Dinge in ſolche Weitläuftigkeiten verhüllen wollen; woher auch die Sage vom Saturn ihren Urſprung genommen. Er beſtärket dieſes mit Gebhards Natalibus Saturni in hiſt. Adami. Dickinſons Delphis phœniciſſantibus p. 176. und Zach. Bogans, eines Engländers, Homero ebraizante; Cœſii Hiſtoria Hebræorum ab Homero deſcripta, und Huets Demonſtr. Evangelica. Es kann aber dem Hrn. Verfaſſer nicht unbekannt ſeyn, was wider dieſe, allerſeits gelehrten, aber gar zu ſehr mit Vorurtheilen für die Juden eingenommenen Männer, von andern noch gelehrtern Männern eingewandt worden.

Doch darauf kömmt der Werth ſeiner Abhandlung eigentlich nicht an. Heſiodus hat von der Flucht Saturns nach Italien, das goldene Weltalter zu rechnen angefangen. Theogon. v. 125. Es waren häusliche Uneinigkeiten vorhergegangen: bey deren Erzählung wir uns nicht aufhalten können. Jupiter befreyte die Cyklopen aus der Hölle, und überwand durch ihre und ſeiner Brüder Hülfe den Saturn, ſo daß er flüchtig werden mußte. Lactanz ſpottet ſehr ſinnreich darüber, und dieß ſoll geſchehen ſeyn, als Abraham nach Aegypten zog. Saturn floh nach Italien zum Könige Janus, der ihm und ſeinen Leuten einen Platz anwieß, wo er wohnen ſollte, und ſeine Stadt ward Saturnia genennet. Hier lehrte Saturn aus Dankbarkeit

des

des Janus einfältige Unterthanen, die Aboriginer, Ochsen vor den Pflug spannen, die Aecker düngen, Früchte säen, Bäume pfropfen, allerley Obst ziehen; u. d. m. wodurch die vorige wilde Nahrung der Menschen in eine bessere Lebensart verwandelt ward. Minutius Felix nennet also um dieser Künste willen, den Saturn, einen Græculum politum: und Virgil beschreibt das alte rauhe Leben der Aboriginer sehr schön:

Hæc nemora indigenæ Fauni Nymphæque tenebant,
Gensque virum, truncis & duro robore nata,
Queis neque mos, nec cultus erat. &c. — —;
Aureaque ut perhibent illo sub Rege fuere
Sæcula — — —

Denn nach verbesserter Nahrung der Menschen, lehrte Saturn sie auch bessere Sitten. Er rieth dem Janus Gesetze zu geben, und den Handel einzuführen; auch Geld zu prägen: weswegen ihn dieser zum Mitregenten machete, und zum Andenken seiner Ankunft auf einem Schiffe, das Vordertheil eines Schiffes auf die Münzen schlug; auf der andern aber seinen Kopf mit zweyen Gesichtern prägete. S. Ovids Fast. L. I. v. 229. Sie regierten beyde glücklich und in Eintracht; nach des Janus Tode aber, da Saturn allein herrschte, entstund eine so glückliche Zeit, daß keine Begierde reich zu werden, die Menschen beunruhigte, und alles in Ruhe und Muße, eines beständigen Ueberflusses genoß; auch daher in einer goldenen Zeit zu leben

glaubete. Virgil im II. B. des Feldb. 538. V. ſingt:

Ante etiam ſceptrum Dictæi regis & ante,
Impia quam cæſis gens eſt epulata juvencis,
Aureus hanc vitam in Terris Saturnus agebat.
Nec dum etiam audierant inflari claſſica; nec dum
Impoſitos duris crepitare incudibus enſes.

Außer dieſem führet er die Zeugniſſe Catons, in Originibus, des Fabius Pictors, und Juſtins Stellen an, die alle übereinkommen, daß unterm Saturn, aber nur in Italien, das güldne Weltalter geweſen: worinnen niemand ein Knecht, alle Güter gemein, und kein Eigenthum geweſen wäre. Als nun Saturn ſtarb, ward er nicht nur von den hetruriſchen Völkern, ſondern auch von den Griechen, als eine gütige Gottheit verehret. Man ſtellete jährliche Feſttage an, darinn man opferte und ſchmauſete, um die Glückſeligkeit abzubilden, darinn man unter ihm gelebet; und dieſes deſto beſſer zu thun, ſaßen die Knechte bey Tiſche, und die Herren bedieneten ſie. Kurz, man brachte dieſe Tage mit lauter Spaß, Spielen und Scherzreden zu.

Das thaten nach dem Beroſus, die Babylonier fünf Tage lang. In Griechenland die Athenienſer, Trözenier, Kretenſer, Hämonier und Theſſalier: ja die Rhodier opferten gar Menſchen dabey. Accius in einem Fragmente beym Makrobius ſchreibt:

Maxi-

Maxima pars Grajum, Saturno, & maxime Athenæ
Conficiunt ſacra, quæ Cronia eſſe iterantur ab illis,
Eumque diem celebrant: per agros urbesque fere omnes,
Exercent epulis læti; famulosque procurant,
Quisque ſuos; noſtrique itidem, & mos traditus illinc,
Iſte, ut cum dominis famuli epulentur ibidem.

Solche artige Anmerkungen kommen nun hier noch ſehr viele vor: doch wir müſſen abbrechen, und ſind zufrieden, durch dieſen Vorſchmack von des Hrn. Verfaſſers Gelehrſamkeit in dieſer Schrift eine Probe gegeben zu haben.

XI.

Der Bauerknabe.

Hans Jürgen Peter Klaus, Klaus, Klauſens jüngſter Sohn,
Ein Bauerknabe, der ſeit vierzehn Wochen ſchon,
Sich, wenn der Sonntag kam, die ſtolze Freude machte,
Und nach dem Herrenhof, weil ihn ſein Junker liebt,
Und auch zuweilen ihm ein kleines Trinkgeld giebt,
Willkommener zu ſeyn, ſechs Spatzenköpfe brachte.
(Doch über ſechs bracht er auch nie:
Und fing er mehr, ſo ſpart er ſie.)
Blieb am St. Catus *) Feſt, verwichnen Sonntag aus.
Man fragte gleich: Wo iſt der Spatzenfänger, Klaus? Der

*) Catus, Catius oder Cautus, war ein Gott der Römer, den ſie anriefen, daß er die Menſchen klug, vorſichtig, liſtig und verſchlagen machen möchte. S. *St. Auguſtinum* de civitate Dei.

Der Junker ſchickt ſo gar, ſo groß war ſein Verlangen,
Den Vogt; der ſpricht: Wie? fängſt du keine Spatzen mehr?
Komm bringe ſie geſchwind; der Junker ſchickt mich her.
Ja, ſagt der Knabe, ſeht! ich habe genug gefangen;
Doch jeden Sonntag komm ich nicht:
Sonſt macht der Junker mirs zur Pflicht.

Das iſt die Denkungsart, die viele Großen haben!
Der Kleinern Dienſtbefliſſenheit
Wird ſchnell zur ſtrengen Schuldigkeit.
Hilf jedem, wo du kannſt: doch denk an dieſen Knaben!
Sein Eifer fiel zu rechter Zeit:
Der Junker that den ſchwerſten Eid,
Der Hofmann ſey nicht ſo geſcheid.

XII.

Franc. Conſt. de Khautz. J. V. Cand. ad Joſephum Riegger, Pauli Joh. Fil. Epiſtola de Ritu Ignis in Natali S. Joannis Baptiſtæ accenſi. Vindob. Sumtu Joh. Kurtzbœck Univ. Typ. 1759. 8.

Der gelehrte Hr. Verfaſſer, dem wir ſchon die Geſchichte öſterreichiſcher Gelehrten zu danken haben, fährt fort, ſich die gelehrte Welt zu verbinden. Hier liefert er eine gründliche Abhandlung von dem Johannsfeuer, welches an vielen Orten um die Zeit des Johannsfeſtes im Schwange geht. Den Anfang machet ein Aufmunterungsſchreiben des jungen Hrn. von Riegers, deſſen Nachricht von den

den alten lateiniſchen Dichtern wir unlängſt bekannt gemachet haben; das ihm gethane Verſprechen zu erfüllen: da er ſich zumal auf dem Lande in einer angenehmen Gegend, und bey erwünſchter Muße befände. Hierauf folget denn des Hrn. von Khautz Antwort.

Er entſchuldiget ſich darinnn, daß er nach langem und verdrüßlichem Umgange mit dem Bartolus und Balbus, einiger Erholung nöthig gehabt, ehe er zu den ſchönen Wiſſenſchaften wiederkehren können. Doch hätte ihn dazu nicht nur ſein angenehmer Aufenthalt, ſondern auch das Beyſpiel ſeines ſel. Bruders Thaddeus angefriſchet, der gleichfalls von der den alten Deutſchen Schuld gegebenen Begierde zu trinken, ein kleines Werkchen geſchrieben. Dazu käme nun noch ſeine Aufforderung, u. ſ. w.

Die Frage iſt, woher es komme, daß faſt in ganz Europa der Pöbel um Johann ein Feuer anzünde, und bey dem Klange der Muſik luſtig hindurch ſpringe? Bey dieſer Gelegenheit führet er einen Spruch Platons an, daß die Bewunderung die Mutter der Weltweisheit ſey; und widerleget dadurch eines gewiſſen Franzoſen Spott über die Deutſchen: Les Allemands ſont des grands Admirateurs; welches doch mehr ein Lob unſers Volkes ſeyn ſollte. Leibnitz hat in einer Reiſebeſchreibung geleſen, daß die Barbarn in einer gewiſſen Inſel ſo dumm wären: daß ſie auch nicht das geringſte von europäiſchen Sachen bewundert hätten.

Die

Die älteſten Völker haben ſchon durch dergleichen Feuer eine Reinigung, eine Verehrung gewiſſer Götter, oder nur eine Freudenbezeugung zur Abſicht gehabt. Die Einwohner in Paläſtina, die von den Griechen Phönicier genennet worden, haben dieſe Gewohnheit ſchon gehabt. Sie opferten dergeſtalt dem Moloch, oder Milkom, dadurch die Sonne, als der König des Himmels, verſtanden ward: und die Juden ahmten ſie nicht ſelten nach. Die Verehrung dieſes Abgottes ſoll durch eine Reinigung durchs Feuer geſchehen ſeyn; indem man zwiſchen zweyen Feuern durchgegangen; am Ende des XV. Jahrh. ſollen dieß noch die Tartarn gethan haben, wenn ſie zu ihrem Könige gehen wollen. Andere ſagen, ſie hätten das Feuer vor ihrem Götzen gemachet, und wären' hindurch geſprungen. Jak. Gaffarellus, in ſeiner Curioſités inouies ſpricht denen, die dieſes nicht glauben, alle geſunde Vernunft ab.

Hier ſchaltet der Hr. Verf. eine gelehrte Erläuterung über das II. Buch der Chronik im 16. Kap. ein, wo König Achas ſeine Söhne durchs Feuer gehen laſſen; wo einige Ausleger meynen, Achaz habe einen ſeiner Prinzen verbrannt; da er ihn doch nur durchs Feuer laufen oder ſpringen laſſen. Die chriſtlichen Kirchenverſammlungen haben dieſe Gewohnheit, die am erſten Neumonde des Jahres im Schwange gieng, verdammet: und doch hat ſie nicht ganz abgeſchaffet werden können. Die Engländer nennen es Bonefires; ja dieſe Sitte iſt bis nach

Ame-

„alle deſto leichter alles was geſaget würde, verſtehen „könnten.„ Bey welchen Worten J. Lipſius alſo anmerket: „Daraus erhellet, daß die theotiſciſche Spra„che dazumal anſtändiger und des Adels Sprache ge„weſen ſey, und daß die Bauern und geringen Leute, „ſich der verderbten Römiſchen Sprache, welche die „heutige franzöſiſche iſt, bedienet haben, die aber bald „überhand genommen und jene verdrenget hat. Und auf dieſe Weiſe iſt die Mutterſprache der Celten, welche bishero gegolten, aus Gallien vertrieben, und zwar mit einem ſolchen Verluſt und Schaden, daß es nunmehro ganz ungewiß iſt, welche und was für eine es geweſen: Ob gleich gelehrte Männer meynen, ſie wäre derjenigen ähnlich geweſen, die noch ietzo bey den Bretagnern üblich iſt. *) Daran iſt kein Zweifel, daß zu den Zeiten Strabonis alle öffentliche Briefe, die in Gallien ausgefertiget wurden, griechiſch, nachmals lateiniſch bis zum 1539ten Jahre geſchrieben worden ſind, in welchem Franciſcus der erſte befahl, alles franzöſiſch zu ſchreiben.

§. 8. Es iſt dannenhero genung ausgemacht, daß die Celtiſche Sprache, welche in Deutſchland herrſchete, nicht nur durch fremde Sprachen verderbet und beſudelt worden: Sondern auch ihre Buchſtaben und Züge im Schreiben von den Griechen und Lateinern ent-

(*) Wenn es an dem iſt, daß die alten Britter, Gallier und Celten einerley Volk geweſen, und die erſteren von Hengiſta in das feſte Land Wallis getrieben worden, und daſelbſt ihre eigene Sprache behalten haben: So könnten wir da die alte Celtiſche Sprache finden und ſie wäre werth, daß ſie nebſt den mitternächtlichen und der isländiſchen und frieſiſchen Sprachen, wohl unterſuchet würde

America gedrungen; ſo wie ſie auf den oſtindiſchen Küſten auch im Gebrauche iſt.

Nun verfolget der Hr. Verf. den Uebergang derſelben aus Griechenland nach Sicilien, und von hier nach Rom. Die Palilia, die Suffitiones zeugen davon: Ovid beſchreibt es ſo:

Pars quoque, quum ſaxis paſtores ſaxa terebant,
Scintillam ſubito proſiluiſſe ferunt.
Prima quidem periit, ſtipulis excepta ſecunda eſt,
Hoc argumenti flamma Palilis habet &c.

Viel andre gelehrte Sachen werden hier angeführet, die uns zu weit führen würden. Wir eilen vielmehr zu den Deutſchen. Der H. V. muthmaßet, daß unſre heidniſchen Vorfahren ſchon um die Zeit des Johannsfeſtes ſelbe Freudensbezeugungen angeſtellet; und durch das angezündete Feuer geſprungen, um ſich zu reinigen. Cäſar von gall. Kr. berichtet, die Deutſchen hätten die Sonne für ihren höchſten Gott verehret. Diodor ſaget, die Hyperboräer hätten dem Apollo, welches eben die Sonne iſt, ſo angehangen, daß ſie auf alle ſeine Veränderungen genau Acht gegeben. Daraus kann man folgern, daß ſie es auch bemerket, wenn die Sonne den höchſten Punct des Thierkreiſes erreichet; daher ſie ſich denn mit ihr erfreuen, und ſie dadurch verehren wollen. So haben es ja die Juden bey den Neumonden gemachet, wie Jer. XIX. zu erſehen, und Spenzer de L. L. Jud. rit. Rit. III. erkläret hat.

Da

Da nun die Deutſchen das Feuer für ein Bild der Sonnen hielten, ſo hat dieß Durchſpringen allerdings auch eine Reinigung vorſtellen können. Es beſtätiget dieſes, was bey den Schweden noch üblich iſt; daß man, nach Rudbecks Berichte, am Johannsfeſte Tänze anſtellet. Ja Cardan berichtet, er habe als ein Knabe von den Rhodiſern gehöret: die Sonne gienge am Johannistage tanzend auf. Die Rhodier aber wären vormals ein deutſches Volk geweſen, welches die Verehrung der Sonne, der Koloß als ein Sonnenbild, und die jährliche Aufopferung eines vierſpännigen Wagens, den ſie als einen Sonnenwagen in die See ſtürzeten, ſattſam bewieſen.

Wir ſchließen, mit der Verſicherung, daß uns dieſe artige Abhandlung faſt durchgehends ſehr gefallen habe.

Ende des Wonnemonds 1759.

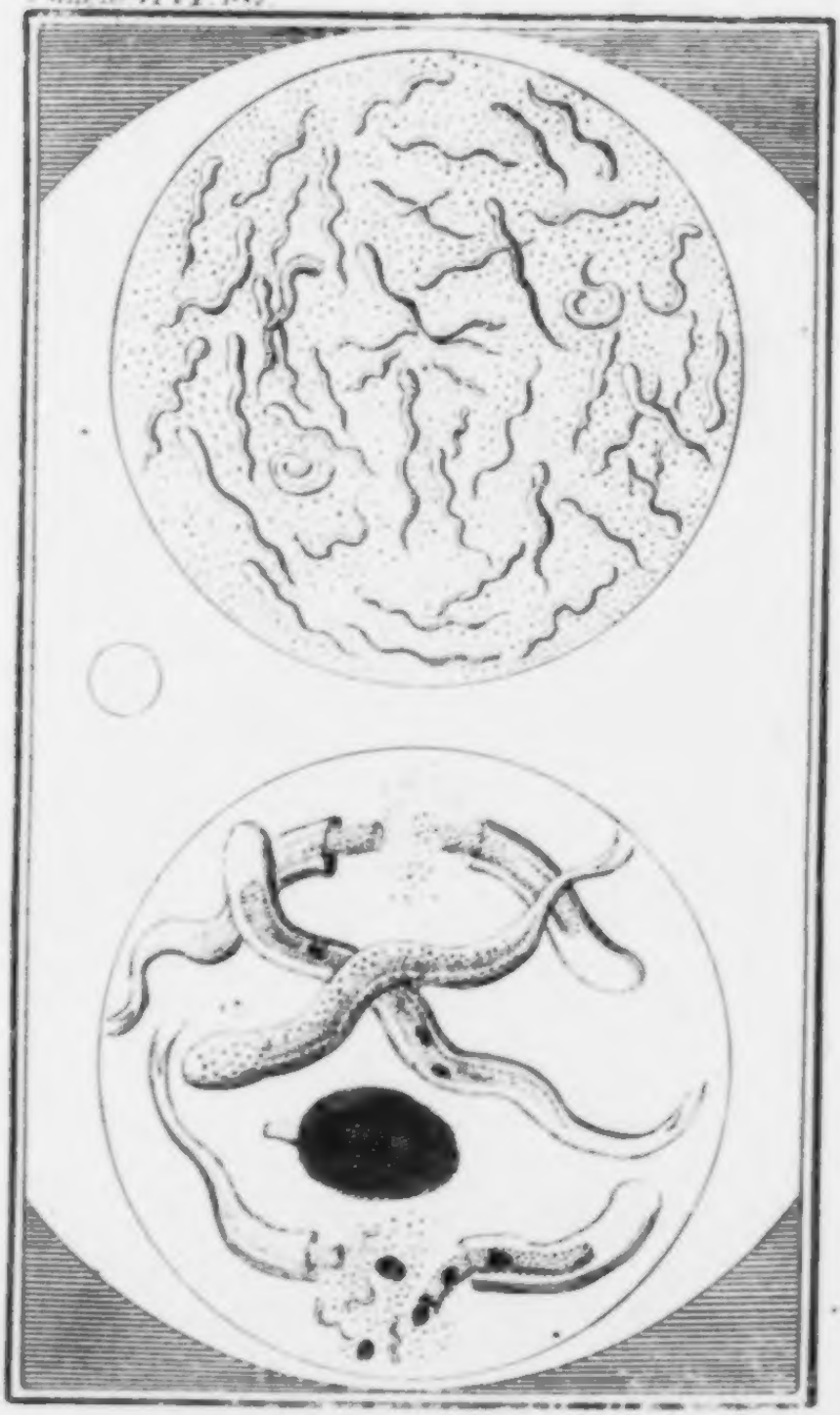

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Brachmond. 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1759.

Inhalt.

I. Hrn. Regenfuß, Sammlung von Muſcheln, Schnecken und andern Schaalthieren.

II. Kurze Geſchichte der hebräiſchen Poeſie.

III. Fortſetzung des Gedichtes an Hrn. Hofrath Trillern.

IV. Einleitung in die höhere Weltweisheit. Erſtes Stuck.

V. Lettre de J. J. Rouſſeau, à Mr. de Voltaire.

VI. D. Am Ende, Chriſteis, hoc eſt, Acta Apoſtolorum, e lingua originali.

VII. Fortſetzung der Lobſchrift auf den Hrn. Grafen Zaluski.

VIII. Mikroſcopiſche Augen- und Gemüthsbeluſtigungen. IV. V. und VI. Fortſetzung.

IX. Hrn. Hofpred. Cramers Ueberſetzung der Pſalmen 2ter Theil.

X. Hrn. Prof. Gottſcheds akademiſche Redekunſt.

I.

Sammlung von Muscheln, Schnecken, und andern Schaalthieren.

Auf allerhöchsten Befehl Sr. königl. Majestät (von Dännemark) nach den Originalien gemalet, in Kupfer gestochen, und mit natürlichen Farben erleuchtet, von Franz Michael Regenfuß, königl. Kupferstecher. Kopenhagen 1758. in kaiserl. Folio.

Von dem jetzigen Flore der Künste und Wissenschaften in Dännemark, darf man bloß dieses Werk reden lassen. Es wird an Pracht und Schönheit kaum seines gleichen haben: und der bloße Anblick desselben kann einem jeden zeigen, daß es auf Befehl, Unterstützung und Kosten eines großen Monarchen unternommen worden. So schön auch manche auf das Geheiß Ludewigs des XIV. unternommene Werke sind: so ist doch darunter nichts diesem gleiches vorhanden. Und wie erhaben ist nicht die Großmuth Friedrichs

des V. da Er einen prächtig gebundenen Abdruck, unserer hiesigen Universität zum Geschenke, und ihrer Pauliner-Bibliothek zur immerwährenden Zierde, zu übersenden geruhet hat.

Aus der Zueignungsschrift an Se. königl. Maj. ersehen wir soviel, daß der Künstler, der es unternommen, und glücklich ausgeführet hat, bekennet: dieß Werk würde ein unvollkommener Versuch geblieben seyn, wenn ihn nicht eine königliche Freygebigkeit vermögend gemachet hätte, selbiges zu vollenden. In dem Vorberichte gesteht derselbe, daß er jederzeit an den Werken der Natur einen großen Geschmack gehabt, und einen Trieb bey sich gefühlet, sich in Abbildung derselben von andern zu unterscheiden. Sein Vorhaben war wirklich neu, und von niemanden versuchet. Er wollte die schönsten unter den Seethieren, die Muscheln und Schaalenthiere, nicht durch bloße Kupferstiche, sondern theils mit Farben abgedruckte, theils mit dem Pinsel und natürlichen Farben erleuchtete Kupferstiche liefern.

Man findet zwar von Lüstern, Rumphen, Gualtieri, und Dargenville schöne Kupferstiche derselben, die an Treue und Richtigkeit keinem Tadel unterworfen sind. Allein was kann der feinste und stärkste Grabstichel anders, als die bloße Gestalt, Ordnung und Verhältniß ihrer Theile darstellen? Die Farben, welche den vornehmsten Reiz dieser Geschöpfe ausmachen, fehlen allemal: und so bleibt ihnen gleichsam die Seele und das Leben entzogen, und man sieht nur einen todten Schatten derselben.

Bloß

Bloß erleuchtete Kupferstiche aber thaten ihm auch noch keine Gnüge: er wollte Abbildungen zuwege bringen, die eben soviel den Pinsel, als dem Grabstichel zu verdanken haben sollten.

Er machte also nach seiner Absicht einen Versuch, und die ersten Proben fanden den Beyfall der Kenner. Allein die Ausführung übertraf seine Kräfte, in Ansehung des großen und langen Vorschusses; der dazu gehörete, auch nur eine mäßige Sammlung zu Stande zu bringen. Er brauchte Mitarbeiter, die er von seinen Kunstgriffen unterrichten, und ihnen die Fertigkeit, so zu arbeiten, in kürzerer Zeit beybringen mußte, als er sie selbst erfunden und erlanget hatte. Er wandte alles daran, was ihm möglich war: allein der Aufwand übertraf seine Kraft, ehe er nur einen Abdruck zuwege brachte, der seiner eigenen Kritik eine Gnüge that.

Hier würde sein Eifer ermüdet seyn: wenn ihn nicht selbst die Schwierigkeit der Unternehmung angefeuret hätte. Er suchte also, und fand einen höhern Beystand; ja er pries sich glücklich, als er ihn in dem glücklichen Dännemark antraf. Er erhielt den Vorzug, durch dieß Werk ein Zeuge davon zu werden, was die Nachwelt in so vielen herrlichen Denkmälern bewundern wird. Er ward vor vier Jahren nach Kopenhagen berufen. Der erste Band ward bis auf die Beschreibungen fertig; ohne welche er nicht nützlich genug würde geworden seyn. Unter denen Gelehrten, die daran gearbeitet, rühmet er hauptsächlich die Bemühungen des Hrn. Prof. **Kratzensteins**, öffentlichen Lehrers der Experi-

perimentalphysik und Naturgeschichte. Man hat ihm das meiste darinn zu danken, darunter sonderlich das Verzeichniß der dänischen Naturalienkabinetter, und die Nachricht von den Conchylienbeschreibungen zu merken sind. Das andre kommt vom Hrn. **Spengler.**

Nun entschuldiget sich der Künstler, daß er nicht in Abbildung dieser Dinge, dieser oder jener Methode oder Ordnung gefolget, die ganze Familien mit ihren Classen auf einmal darstellen. Allein die meisten Methoden waren sehr willkührlich, und wichen sehr von der Natur selbst ab; die Acanthische ausgenommen. Dieß bewog ihn nun sich an keine zu binden. Dazu kam noch, daß die zu einem Geschlechte gehörigen Conchilien nicht in jedem Kabinette zu finden sind; sondern aus vielen erbethen werden müssen. Hier danket er nun allen Gönnern, die ihm ihre Schätze eröffnet haben, darunter er des Hrn. Grafen und Oberhofmarschalls von **Moltke** Excell. an die Spitze stellet; sodann aber aus Nürnberg Hrn. Diaconus **Schadelock**, und Hrn. **Müllern**, einen Maler, rühmet, die ihm ihre Kabinetter erlaubet; Hrn. **Spenglern** in Kopenhagen aber, daß er, nach seiner großen Kenntniß dieser Art von Geschöpfen, die Conchylien nach ihrem Vaterlande, Namen, Kennzeichen und Werthe bestimmet und beschrieben hat.

Die Fortsetzung wird mit allem Eifer betrieben werden. Zum II. Bande sind schon alle, und zum dritten bereits etliche Originalschilderungen fertig. Sie stellen die auserlesensten und seltensten Stücke vor:

entlehnet habe, da ihre eigene Buchſtaben ſehr ſpät, und nicht eher, als nach Taciti Zeiten, eingeführet worden. Denn was die Ertzbiſchöfe von Upſal Johan und Olaus vorgegeben, daß die Gothen, ein deutſches Volk ihre eigene Buchſtaben weit eher gehabt, als die lateiniſchen Buchſtaben erfunden worden ſind, das iſt faſt 1200. Jahre vor Chriſti Geburt: das iſt ſchon längſt von berühmten Leuten verworfen worden, welche dieſes als ein Vorgeben angeſehen, das mehr aus Liebe zum Vaterlande, als zur Wahrheit geflossen ſey. Gewiß, als im fünften Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Franken Burgundier, Oſt- und Weſt-Gothen, Alemäner, Langobarten und Friſen, und andere, ihre Geſetze aufſchreiben lieſſen: ſo iſt ſolches mit lateiniſchen Buchſtaben geſchehen, zum offenbaren Zeichen, daß die Mutterſprache noch nicht ſo reich geweſen, daß man ſie habe mit eigenen Buchſtaben ausdrücken können. Doch aber pflichte ich Gilbert Genebrardo nicht bey, daß die Deutſchen erſt vor 800. Jahren angefangen haben ihre Sprache zuſchreiben, und daß unter der Regierung des groſſen Carls die Muſen mit dem Chriſtenthum auch unter ſie gebracht worden; es ſey denn, daß ſolches von den Wenden oder Slaven und andern Völkern, die an der Elbe und dem Balthiſchen Meer wohnen, zuverſtehen ſey, welche nach des Aventinus Bericht zu den Zeiten des Kayſers Ludewigs erſt ihre Buchſtaben von dem Weltweiſen Methodio empfangen haben. Im übrigen iſt es ausgemacht, daß man ſchon vor des groſſen Carls Zeiten Gedichte gehabt hat, welche der Held ſelber ſoll geſchrieben haben und gelernet haben: Wie man denn auch einige

Denk-

vor: und soviel ohne Uebereilung geschehen kann, sollen sie gestochen und ausgemalet erscheinen, auch wenn sie fertig sind öffentlich gemeldet werden.

Nunmehr folget ein ansehnliches chronologisches Verzeichniß aller Conchylienschriften, darunter von den Alten, Aristoteles, Dioscorides, Plinius, Aemilianus, Athenäus, Oppianus, oben anstehen. Die neuern folgen aus allen Völkern, nach den Jahrzahlen bis auf 1758ste Jahr. Wir können uns dabey, der Größe wegen, nicht verweilen.

Hierauf sieht man die Nachricht von allen Muschelsammlungen und Raritätenkabinettern in Dännemark; darunter das königliche billig obenan steht; der Königinn ihres, und das gräflich-holsteinische aber folgen u. s. w. Es werden auch die vornehmsten Seltenheiten eines jeden namhaft gemachet, und einigermaßen beschrieben. Man muß sich wundern, daß fast Kopenhagen allein, eine solche Menge von Liebhabern dieses Theils der Naturkunde liefert, als man hier in Deutschland unter dem Adel, Gelehrten und Ungelehrten nicht erblicket.

Nun kömmt eine vorläufige Einleitung, die oben mit einer vortrefflichen Anfangsleiste gezieret ist: so wie auch das ganze Werk ein unvergleichliches Titelkupfer, ganz mit blauer Farbe gedrucket, und ausgemalet gezeiget hatte. Dieser neue Geschmack in der Zeichnung und Ausarbeitung ist billig für eine ganz neue Erfindung anzusehen: die der Erfindung des Holzschneidens, Kupferstechens, Oelmalens und der schwarzen Kunst, mit Recht an die

Seite zu ſetzen iſt; und der die Ausländer faſt nichts entgegen zu ſetzen haben.

Die Einleitung ſelbſt iſt hiſtoriſch und phyſikaliſch. Sie handelt von dem Urſprunge und Wachsthume der Conchylien und Thierkenntniß. Es wird zuletzt dem Künſtler Gerechtigkeit erwieſen, indem man verſichert, daß er in allen Stücken der Natur aufs genaueſte gefolget; und da man doch nicht allenthalben der Originalmuſcheln habhaft werden können: ſo könne dieß Werk die Stelle des ſchönſten Muſchelkabinets erſetzen.

Nun folget die erſte Platte. Aber, o Himmel! mit was für einer Entzückung erblicket man dieſelbe! Das Auge wird auf reizende Art an das Blatt gezogen, daran geklebet, ja ganz bezaubert. Siebzehn abgebildete größere und kleinere Muſcheln und Schnecken von allerley Geſchlechtern und Arten ſtreiten um die Wette, welches zuerſt geſehen werden ſoll. Und man bleibt unſchlüßig, hüpfet von einem ſchönen Gegenſtande zum andern, und kann ſich doch an keinem ſatt ſehen. Man fängt immer wieder von vorne an, und alles iſt immer mit unbemerkten Neuigkeiten und Seltenheiten bereichert.

Manches Stück iſt von beyden Seiten dargeſtellet, damit der Liebhaber um nichts, das ſchön und ſonderbar iſt, gebracht werde. Große und kleine, längliche und runde Stücke, einſchaligte und zweyſchaligte wechſeln ſich ab: und das alles iſt mit den natürlichſten und angenehmſten Farben nicht ſowohl erleuchtet, als vielmehr ausgemalet. Denn bey vielen ſieht man, außer in den Schatten, faſt

gar

gar keine Spuren eines Grabſtichels; die Farben ſließen in einander, wie in einer Miniaturarbeit; und alles zeiget eine ſolche Rundung, Erhöhung, Vertiefung, und Abänderung, daß man die wahre Natur vor ſich zu ſehen ſchweren ſollte; wenn nicht das Papier ringsum, und das Buch ſelbſt, ein anders lehrete.

Sollen wir die Namen dieſer erſten Tafel nennen, ſo iſt 1) die Pabſtkrone, 2) die Olive oder Dattel, 3) die Breitmuſcheln, holl. der Gaaper, oder Gaſſer genannt, 4) die Gienmuſchel, 5) das gekrönte Thürmchen, 6) die Purpurſchnecke, oder krauſe Laktuke, 7) das geperlte Orangenauge, 8) die kleine Kammuſchel, 9) der babyloniſche Thurm, 10) die geſtreifte Kammuſchel, und 11) die Adama Dupletten. Man muß wiſſen, daß bey dieſen Namen nicht nur ausführliche deutſche, ſondern, wie bey dem ganzen Buche, auch franzöſiſche Beſchreibungen, und weitläuftige lateiniſche, däniſche, und holländiſche Nomenclaturen und Abtheilungen, mit Anführung der Werke und Schriftſteller zu finden ſind, die dergleichen ſchon vorhin beſchrieben haben.

Die zweyte Tafel ſtellt abermal 17 Abbildungen theils einfacher, theils doppelter Muſcheln vor; die an ſchönen Farben und ſonderbaren Figuren um den Vorzug der Schönheit ſtreiten. Sie heißen Beguinen, Marmordatteln, Kammuſcheln, gerippte Kammuſcheln, Morgenſterne wie Stachelnüſſe, getrocknete Birne, Gienmuſcheln und Napfenſchnecken von etlichen Arten. Alles iſt zureichend beſchrie-

ſchrieben, und in vier Sprachen benennet: ſo wie Klein, Dargenville, Linnäus, Bonami, Gualtieri, Liſter, Rumph, Lange, Schwammerdam, Hebenſtreit, u. a. m. ſie getaufet haben.

Die III. Tafel hält wiederum 18 wohlausgeſuchte, und wegen ihrer Verſchiedenheit der Größe und Farben, in ein ſchönes Ebenmaaß geordnete Figuren. Man kann nichts ſchöners ſehen, als hier die rothe Erdbeere, die Neriten, der grüne Kräuſel, die Telbine, die Kegelſchnecke, die Kammuſchel, die gezackte Schweizerhoſe, die Biſchofsmütze, die Halbmannsſchnecke, der Königsmantel, und die Krüpelſchnecke zeigen. Ueberall ſpüret man die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit der Natur in Abänderung ihrer Werke; darinn gewiß die See, Land und Luft weit übertrifft: aber allenthalben hat ſich auch die Hand des Künſtlers in gleicher Stärke erhalten, und lauter Meiſterſtücke gemachet.

Wir können von den übrigen Platten nur ſoviel melden, daß ihrer, in allem 12 von gleicher Schönheit und Mannigfaltigkeit ſind; daß der deutſche Text ſehr wohl, auch was die Reinigkeit und Richtigkeit unſerer Sprache betrifft, geſchrieben; und die Einrichtung des ganzen Druckes einen ſehr guten Geſchmack dieſer Zeiten zeiget. Bloß die lateiniſche oder franzöſiſche Schrift könnte wohl ein wenig ſchärfer und neuer ſeyn. Kurz, das ganze Werk machet Dännemark und Deutſchland ungemein viel Ehre.

II. Fort-

Fortsetzung der Uebersetzungen aus dem XXIII. Bande der Hist. de l'Acad. des Inscript. & belles Lettres. pag. 92.

Kurze Geschichte der hebräischen Poesie.

Es ist die Art des menschlichen Witzes, daß er nur sehr langsam zur Vollkommenheit gelanget. Die Poesie, ja selbst die Prosa, haben nur stufenweise diejenigen Schönheiten erlanget, die ihnen gemein sind, und die eine jede als eigen besitzt. Man könnte versichern, wenn man nicht in alten Denkmälern die Beweise davon fände, daß die ersten Gesänge, die durch die Dankbarkeit angegeben werden, nur ein bloßer Ausbruch der heftig gerührten Natur gewesen u. ohne Kunst vorgetragen worden; und daß die ersten Geschichte nur einfältige Erzählungen, trockne Jahrbücher, ohne allen Zierrath gewesen. Wenn nun diese zwo Gattungen bey allen Völkern einen ungestalten und plumpen Anfang gehabt haben: wie muß denn ihr Anfang wohl bey den Hebräern gewesen seyn, die selbst im Anfange der Welt gebohren worden?

Mit dieser Betrachtung fängt Hr. Racine seine Geschichte der hebräischen Poesie an, die er in ihrer Kindheit und in ihrem Wachsthume beobachten will. Alles was er davon saget, das läßt sich auf vier Zeitpunkte einschließen, deren Vereinigung uns

uns den auf einander folgenden Zustand der Poesie bey den Hebräern darbeuth. Der erste Zeitpunkt geht vom Moses bis auf den David; der andere enthält die Regierung dieses Prinzen und seines Sohnes Salomo; der dritte die ganze Zeit, welche seit der Spaltung der zehn Stämme bis an die Widerkehr der Juden nach der babylonischen Gefangenschaft geht; der vierte u. letzte endlich führet uns von dieser Begebenheit an, bis auf die Regierung des Herodes; allwo die Monarchie der Juden ein Ende hat, nachdem sie Unterthanen der Römer geworden waren. Wir wollen diesen vier Zeitpunkten nach der Ordnung der Zeit folgen.

Erster Zeitpunkt.

Bey den Hebräern muß man insonderheit den menschlichen Verstand in der Wiege suchen. Dieses Volk, dessen Vorfahren keine beständige Wohnung gehabt, haben lange Zeit unter der ägyptischen Sklaverey und Gefangenschaft gelebet, und sind nachmals gezwungen gewesen, in einer öden Wüste herum zu irren; dieses Volk, das gegen alle Wissenschaften gleichgültig war, schien allezeit auch wenig Kenntniß von den Schönheiten der Sprache zu haben. Es scheint sogar, daß es nie daran gedacht habe, seine Sprache auszufeilen. Diese Sprache hat wenig Wurzeln, wenig Worte, wenig Schwünge; ihre Zeitwörter sind nur von zweyerley Art; es ist eine trockne und unfruchtbare Mundart, die kaum zur Nothdurft zuzureichen scheint, und sich

bloß

bloß in den Schranken des allernothwendigsten einschließt. Sollte man sich denn wohl auf beredte Werke, auf poetische und harmonische Werke in einer solchen Sprache gefaßt machen?

So würde, saget Hr. Racine, ein Mensch denken, der nicht wüßte: daß die ersten Dichter der Hebräer Eingebungen von Gott gehabt haben; und welcher ganz voll von dem Lesen der großen athenienſischen und römiſchen Schriftſteller, aber ohne die Bücher Moſis jemals gelesen zu haben, ſie einmal aus Neugier aufſchlüge, um Nachrichten darinn zu ſuchen, wie man ſie im Herodot ſuchet. Wie ſehr würde er nicht erſtaunen, wenn er Schönheiten der Schreibarten darinnen fände, die diejenigen unendlich weit übertreffen, welche ihn in den griechiſchen Schriftſtellern bezaubert haben? Herr Racine, welcher mit ſeiner Vorausſetzung fortfähret, ſtellet ſich, als bey dieſem erſten Leſen der heil. Schrift gegenwärtig vor, und bemerket die neuen und verſchiedenen Eindrücke, die er bey jeder Stelle empfindet, die ihn rühret. Die Rechenſchaft, die er von dieſen Beobachtungen giebt, iſt der kurze Inhalt deſſen, was er von des Moſis Schreibart denkt.

Unſer Gelehrter, ſagt er, öffnet das erſte Buch Moſis, und lieſt die Worte; Am Anfange ſchuff Gott Himmel und Erde. . . . Und Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht. Er iſt ſo wie Longin von der Erhabenheit dieſer Stelle gerühret, und fährt weiter fort.

Er

Er sieht mit Erstaunen, in dem Fortgange dieser Geschichte, die Grösse der Begebenheiten und die Einfalt der Erzählung. Wenn ihn die Dunkelheit der Worte des sterbenden Jakobs abschrecket: so bewundert er doch wenigstens deren poetische Lebhaftigkeit. Allein seine Bewunderung wird sich verdoppeln, eine göttliche Ehrfurcht wird seine Seele ergreifen, wenn er im 2 B Mos. die Worte lesen wird, die Gott selbst dem Mose gesaget hat, und durch welche das höchste Wesen sich beschreibet. **Ich werde seyn, der ich seyn werde.** Wie edel und nachdrücklich ist diese Kürze nicht! wird er ausrufen. Kann man in wenigern Worten besser von demjenigen Wesen reden, durch das alles ist, und das allein nothwendig seyn muß? **Plato**, der göttliche **Plato**, hat nichts, was so groß wäre; selbst die Aufschrift von Sais ist nicht so schön.

Von diesen starken und wahren Ausdrücken erfüllet, die die Allmacht des Schöpfers, oder das Wesen der Gottheit so herrlich schildern, kömmt er dann auf das Lied des Gesetzgebers der Juden. Alsdann lassen ihn die Verschiedenheit der Bilder, die Pracht der Werke, die Lebhaftigkeit der Figuren, kaum begreifen: wie eben derselbe Schriftsteller in einem so hohen Grade zwo so verschiedene Sachen verbinden können; wie er zu gleicher Zeit der größte Dichter und das Muster aller Geschichtschreiber hat seyn können.

Weil er den Moses nicht für begeistert hält, fährt Herr Racine fort: so wird er unfehlbar nachsuchen, woher doch der Hebräer den Geschmack an

schö-

schönen Sachen mag gelernet haben, und wird gleich Anfangs glauben, daß er dessen Quelle bey den Hebräern finde, unter welchen Moses erzogen worden. Allein, die Denkmäler welche Aegypten uns hinterlassen hat, die mehr einem eitlen Stolze, als dem guten Geschmacke ähnlich sehen, zeigen weniger vom Flore der Wissenschaften bey den Aegyptern, als von dem Stolze ihrer Könige, und von dem tyrannischen Misbrauche, den sie mit ihrer Macht und mit ihrem Reichthume getrieben haben. Die Pyramiden, die Obelisken, die Labyrinthe, die mit so viel Kosten gebauet worden, setzen einen durch ihre Größe und Unnützlichkeit in Erstaunen. Hr. Racine gesteht zwar, daß die ägyptische Weisheit zu allen Zeiten berühmt gewesen; allein dieß Lob fällt auf ihre Gesetze, auf ihre Symbolen, auf ihre astronomische Einsicht, und gar nicht auf ihre Ausübung der Künste. Griechenland hat weder ihre Beredsamkeit, noch ihre Poesie, noch ihre Malerey und Musik gelobet. Das Sistrum, welches nach dem Virgil, noch zur Zeit der Kleopatra, bey ihnen im Schwange gieng, zeigt die Güte ihres Geschmacks in musikalischen Instrumenten sehr schlecht: und Aegypten kann also die Schule nicht seyn, wo die Juden sich gebildet haben.

Hatten sie aber diesen Geschmack, den sie von den Aegyptern nicht hatten, etwa von ihren Vorfahren ererbet? Nein, die ersten Menschen haben unfehlbar nur die nothwendigsten Künste getrieben, und wir wissen nicht, ob sie es in den angenehmen Künsten weit gebracht haben. Die heil. Schrift

schweigt hievon stille: sie zeugeten Söhne und Töchter und starben. Das ist alles was uns das erste B. Mosis von diesen Menschen sagt, die acht oder neun hundert Jahre gelebet haben. Und endlich mag der Zustand der Künste vor der Sündfluth gewesen seyn wie er wolle, so mußten dieselben, da sie mit dem menschlichen Geschlechte begraben waren, nothwendig mit demselben wieder hervorkommen: und bey diesem Zeitpunkte müssen wir bey der Untersuchung ihres Ursprunges stehen bleiben.

Es ist zu vermuthen, daß weder die Poesie noch Musik den Patriarchen unbekannt gewesen ist. Man kann dieses aus dem Vorwurfe schließen, den Laban dem Jacob machet, daß er durch seine Flucht ihn des Vergnügens beraubet hätte, ihn mit Gesängen, mit Trummeln und Cythern zu begleiten. Allein diese Poesie und Musik muß sehr unvollkommen gewesen seyn. Jakobs Nachkommen haben, da sie in der ägyptischen Sklaverey mit Arbeit überladen waren, weder Zeit noch Lust gehabt, sich mit Künsten zu beschäfftigen: also können wir nun sicher glauben, daß Moses, der erste hebräische Dichter, keinen Meister gehabt habe.

Da alle Schönheiten seines ersten Gesanges in Hrn. Rollins Tractate von den Studien entwickelt worden: so bleibt Hr. Racine nur bey dem zweyten stehen, den Moses bevor er starb, dem Volke vorgesaget hat.

Es ist das prophetische Testament eines wider seine undankbaren Kinder ertzürnten Vaters, deren Undankbarkeit, aber hauptsächlich den Gott beleidige,

Denkmaale aus diesen Zeiten findet, welche Goldastus neulich herausgegeben. Wenn man aber die Sache überhaupt betrachtet: so muß man das allezeit bekennen, daß die Buchstaben und Merkmaale zum Schreiben sehr spät bey den Deutschen in Gewohnheit gekommen, und daß nirgend anders woher, als von den Griechen und Römern, ihr Ursprung stammet; nach dem die Griechen durch Handel, die Römer durch Krieg sich unter die Deutschen vermischet. Selbst die Roheit der Sprache erlaubet ihr keinen ältern und glücklichern Anfang zuzuschreiben: sintemal dieselbe um diese Zeit nichts, als die gröste Barbarey an den Tag giebt und wird, wie jener von der alten Sprache der Römer sagt, kaum von Evandri Mutter und den ältesten Römern verstanden. Dergleichen ist die Absagung des Teufels und seiner Werke, welche Christoph Brower aus einem alten geschriebenen Werke hervor gebracht hat, und welche nach seiner Meynung das allerälteste Ueberbleibsel der Deutschen Sprache seyn soll. So ist auch der Englische Gruß beschaffen, beym Luc. 1. welchen der Bischof von Capua, Victor, aus Tatiani Uebereinstimmung der Evangelisten um das 671te Jahr herausgegeben: Heil wistu gebono follu. Truchtin mit dir giſegenot ſis thu in Wiben, inti geſegenot ſie thie inwaßmi tinern wamba.

§. 9. Als die deutsche Sprache noch so rauh war, bekam der grosse Carl die Oberherrschaft über Deutschland, welcher sich um alle Wissenschaften überhaupt, und um die Sprache insonderheit vortrefflich wohl verdient gemacht hat, indem er nicht

nur

digte, dessen Diener er war. Da das Volk, zu welchem er redet, eben dasselbe war, welches der Herr der Natur für das seine angenommen hat, so nimmt auch Moses die ganze Natur zum Zeugen. Merket auf ihr Himmel, ich will reden, und die Erde höre die Rede meines Mundes. Meine Lehre triefe wie der Regen, und meine Rede fliesse wie der Thau auf das Gras, u. wie die Tropfen auf das Kraut. Er will denjenigen Gott preisen, der alles recht machet, was er thut, der treu ist, der fromm und gerecht ist, und welcher von seinen undankbaren Kindern beleidiget worden ist. Er redet sie an: dankest du also dem Herrn deinem Gott, du tolles und thörichtes Volk? Gedenke der vorigen Zeit bis daher, und betrachte was er gethan hat, an deinen alten Vätern: deine Aeltesten werden dirs sagen. Dann ergreifen die Vorfahren der Juden das Wort, sie erzählen, was Gott an ihnen gethan hat. Gott hat sein Volk in der Wüsten, in der dürren Einöde gefunden, da es heulet. Er führete es und gab ihm das Gesetz, er behütete es wie seinen Augapfel. Wie ein Adler ausführet seine Jungen und über ihnen schwebet. Gott breitete seine Fittige aus, und nahm es, und trug es auf seinen Flügeln. Was hat dieß geliebte Volk in diesem Lande des Ueberflusses gethan? Es ist fett und dick und stark worden, und hat den Gott fahren lassen, der es gemachet hat. Alsdann spricht

Gott, und saget in seinem Zorne: sie haben mich gereizet an dem das nicht Gott ist, mit ihrer Abgötterey haben sie mich erzürnet. Und ich will sie wieder reizen, an dem das nicht ein Volk ist, an einem närrischen Volke will ich sie erzürnen. Bald folgen auf die zärtlichen Bilder die schröcklichen. Z. E. ein Feuer, das bis in die unterste Hölle brennet; die Erde und alle Früchte verzehret; die Berge bis in ihre Wurzeln frißt. Es wird von nichts als Hungersnoth, Pest, wilden Thieren, Schwertern, die die Kinder, die Dirnen, Jünglinge und Greise verzehren, geredet. Das Volk ist verschwunden, Gott suchet dasselbe: Ich will sagen, wo sind sie? ich werde ihr Gedächtniß aufheben unter den Menschen. Allein er besinnet sich: und warum? Wenn ich nicht den Zorn der Feinde scheuete, daß nicht ihre Feinde stolz würden, und möchten sagen: unsere Macht ist hoch, und der Herr hat nicht solches alles gethan. Hier ergreifen die Juden das Wort, und machen eine Abschilderung von dem Stolze und der Grausamkeit ihrer Ueberwinder. Dann verändert sich das Bild, Gott rufet aus: die Rache ist mein, ich will vergelten. Ich kann tödten und lebendig machen, ich kann schlagen und kann heilen, ich will meine Hand in den Himmel heben, und will sagen: ich lebe ewiglich. . . Wenn ich den Blitz meines Schwertes wetzen werde und meine Hand zur Strafe greifen wird. Ich will meine Pfeile mit Blute trunken machen.

rchen. Endlich ergreift Moſes, der nur zu Anfange des Geſanges geredet hatte, das Wort wieder. Er hatte ſich beym Anfange an Himmel und Erde gewandt, er ſchließt ihn, indem er das ganze Volk anredet. Jauchzet alle, ſpricht er, die ihr ſein Volk ſeyd, denn er wird das Blut ſeiner Knechte rächen und wird ſich an ſeinen Feinden rächen und gnädig ſeyn dem Lande ſeines Volkes. Man hat es nicht erwartet, daß eine Rede, die mit ſo viel Vorwürfen und Drohungen angefangen hat, ſich ſo endigen würde. Aber es war auch ein Vater, der ſeinen Kindern drohete, und deſſen ganzer Zorn auf ihre Feinde fällt.

Welch eine Beredſamkeit! welch eine Poeſie! Man ſieht darinnen die Lebhaftigkeit der Empfindungen durch die Stärke der Bilder, durch die Kühnheit der Ausdrücke unterſtützet. Was für eine Abwechſelung bringen nicht ſo viel unterredende Perſonen in dieſen Geſang? Moſes, die Vorfahren der Juden, Gott, die Juden ſelbſt, Gott der noch einmal redet, und Moſes der den Schluß machte. Der Gefährte, den wir vorausgeſetzt haben, daß er die heil. Schrift geleſen, ohne zu glauben, daß ſie von Gott eingegeben wäre, wird erkennen, ſagt Herr Racine, daß die Poeſie der Griechen der jüdiſchen weichen muß, die er als Unwiſſende grobe Leute verwarf. Er wird nicht begreifen können, daß der Geſetzgeber und Hiſtorienſchreiber der Hebräer, zu gleicher Zeit ein ſo großer Dichter ſey; er, der in ſeiner Erzählung niemals die

Pracht der Rede suchet, der niemals mit seinem Volke weder von Poesie noch Musik redet, und selbst bey den Festen deren Gebrauch nicht eingeführet hat, wie andre Gesetzgeber gethan haben. Der Trometenschall meldete bey dem Volke Gottes die andächtigen Ceremonien an, aber weiter sieht man nicht, daß Moses andrer musikalischen Instrumente gedenket. Gleichwohl kannten sie die Israeliten. Wir wollen hier keinen andern Beweis davon anführen, als den Misbrauch den sie davon bey dem goldnen Kalbe machten. Das Singen der Chöre stimmte in ihre Tänze um den Abgott herum.

Moses ist also der erste lyrische Dichter. Allein der erste Begriff der dramatischen Poesie kömmt ihm, nach dem Herrn Racine, ebenfalls zu: wenn es wahr ist, daß er, um die Israeliten zu trösten, die entweder in Aegypten in der Sklaverey waren, oder in der Wüsten herum irreten, auch das Buch Hiobs aufgesetzet hat. Viele von unsern Gelehrten und alle Rabbinen eignen es ihm zu. Er mag wohl den Anfang und das Ende gemachet haben, darinnen wir ein reines Hebräisch finden; in der Mitten aber Hiobs eignen Text behalten haben, welcher mit chaldäischem und arabischen vermenget ist. Allein der Verfasser sey wer er wolle, so zweifelt Hr. Racine nicht, daß der Verfasser sehr alt sey. Aus dieser Lehrmeynung zieht er Folgen von dem allerersten Zustande der Poesie, und sieht dieß Gedicht als ein Drama an. In der That, hebt sich nach Erzählung des Inhalts, das übrige

in

in Gesprächen an: Gott erscheint zulezt, er kömmt, den Streit zu endigen, und machet die Auflösung des Knotens.

Die Dichtkunst dieses Stückes ist sehr figurirt; und ungeachtet viele dieser Figuren, welche der morgenländischen Denkart gar zu gemäß sind, als daß sie die unsrige nicht in Erstaunen setzen sollten, sehr kühn zu seyn scheinen: so bewundert und rechtfertiget doch Hr. Racine dieselbe, indem er gesteht, daß sie übertrieben sey. Mit wie vieler Lebhaftigkeit drücket Hiob nicht diese allgemeine Meynung aus, daß gebohren werden, ein Unglück sey; und bald sterben, eine Glückseligkeit: Warum hat man mich auf den Schooß gesetzet? warum bin ich mit Brüsten gesäuget worden? So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe. . . . Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen, und das Leben den betrübten Herzen? Die des Todes warten und kommen nicht, und grüben ihn wohl aus dem Verborgenen? Die sich fast freuen und sind fröhlich, daß sie das Grab bekommen? Kann man wohl noch eine lebhaftere Abschilderung eines Menschen machen, der nach dem Grabe seufzet? Hiob, wenn er bezeugen will, daß er niemanden jemals Leid gethan habe, brauchet folgende starke Bilder: habe ich meine Hand an den Weisen gelegt, weil ich mich sah im Thor Macht zu helfen zu haben: so falle meine Schulter von der Achsel, und mein Arm

breche von der Röhren. . . . Wird mein Land wider mich schreyen und mit einander seine Furchen weinen; das heißt, habe ich meinen Ackersleuten nicht den Lohn gegeben: so wachsen mir Disteln für Weizen, und Dornen für Gersten.

Herr Racine schließt aus diesen Stellen, daß die große Poesie gar sehr alt sey, und sie zu allen Zeiten die Menschen bezaubert habe. Man hat sie damals so sehr geliebet, als die Musik. Hiob giebt den Beweis davon, wenn er die Wollust der Weichlinge beschreibt, wie sie mit Leyern und mit Trummeln umgeben sind, und sich bey dem Schalle der Instrumente lustig machen. Meine Harfe ist eine Klage worden, und meine Pfeife ein Weinen.

Nach der Meynung des Hrn. le Clerc und der ältern Herrn Fourmonts ist die hebräische Poesie gereimet gewesen. Allein diese Meynung ist diesen zween Kunstrichtern allein eigen geblieben. Die mehresten Gelehrten bemerken nur wenige und seltne Reime darinnen. Sie scheint sich keiner regelmäßigen Mensur unterworfen und kein gewisses Gesetz gehabt zu haben. Die Kühnheit und Hoheit der Gedanken, machte das Wesen ihrer Dichtkunst aus: die auch diesen Namen um so viel mehr verdienet, da sie ganz und gar ein Werk der Begeisterung war.

Des Moses Exempel erweckte unter den Israeliten keine Poeten mehr. Wenigstens sind der Durchgang durch das rothe Meer, der Einfall der Mau-

Mauern zu Jericho, die ſtillſtehende Sonne, und ſo viel andre wundervolle Begebenheiten, nicht durch Lieder beſungen worden, die uns bekannt geworden wären. Seit dem Moſes bis auf den David, finden wir nur zwey Frauenzimmer, die die Poeſie geübet haben; die Debora, welche ihren Sieg beſingt, und die Mutter Samuels, welche Gott danket, daß er ſie von der Schande der Unfruchtbarkeit befreyet hat. Die Frauenzimmer, welche in Griechenland wegen ihrer Poeſie berühmt geweſen, biethen uns nichts dar, was in Anſehung der Hoheit der Gedanken dieſen Geſängen zu vergleichen wäre,

Es iſt wohl wahr, daß zu Samuels Zeiten es viele Propheten oder Seher gegeben hat. So nannte man diejenigen, die begeiſtert redeten, ſungen, tanzeten, auf Inſtrumenten ſpieleten, kurz die Poeten: ſo wie man in Griechenland diejenigen Weiſe nannte, die ſich auf hohe Kenntniſſe legeten; davon die Poeſie ein Theil, und zu der Zeit allemal mit der Muſik verbunden war. Allein wir haben gar kein Lied von dieſen Propheten, und David ſcheint die Poeſie unter den Juden erſt wieder empor gebracht zu haben.

(Das übrige folget nächſtens.)

III.

Fortſetzung des Gedichtes

Ad Virum illuſtrem Danielem Wilhelmum Trillerum, D. Regium Aulæ Conſiliarium, & in Academ. Leucorea Profeſſorem Medicinæ Primarium, Veterum Amicorum Coryphæum, Epiſtola altera de tempore querula, D. G. G. Richteri.

At damni plus eſt, quid noſtra crepundia tango?
Juſtius urbs tota cum regione gemit.
Hoſtis enim exacto, quidquid fuit æris, & ultra
Prædibus abductis obſidibusque cavens
Mox ſub diſceſſu ſegetes evertit agrorum,
Spem victus tenuem, qua nequit ipſe frui.
Sic ubi cognoſcit, quanti ſar conſtet oluſque,
Quamque ſere cunctis res ſit egena domi;
Quam pecudes pereant, armentum ægrotet in arvis,
Ulcera morbi ſemina tabis alant;
Egreditur rurſusque tuos premit Haſſia *cives,*
Heu bᵒlli expertos aſpera fata nimis!
Lutterbergæ *hoſtis collecto milite creſcit,*
Et ſpes atteritur vulnere noſtra novo.
Nunc defendit hiems nunc & penuria fines;
Cui res cum ſæuo frigore, cumque fame?
Hic, ubi vix cœnam feſtertius inſtruit unus,
Vix fornax tenuis ſegminis igne tepet.
Bellum brumale eſt merito res barbara Francis,
Nam teneras plantas aſpera lædit hiems.

Sub

Sub calido cælo plus Francica *lilia fragrant,*
Sub noſtro nimis eſt halitus ille gravis.

Tam dubiis nondum fas eſt conſidere rebus,
Æſtuat in patriæ livor & ira ſinu.
Sciſſa ſub ancipiti trepidat Germania *fato,*
Cladibus heu toties illacrymata ſuis!
Quam totam merſit velut uno flumine bellum,
Et parit ærumnas, funera, damna, lues.
Rura carent cultu, viduantur civibus urbes,
Ignibus injectis quot monumenta ruunt!
Pulverea eſt nubes hominum, quatit ungula campum,
Milite miles, equis congrediuntur equi.
Denſa poteſt acies vix tela manumque movere,
Fronteque frons hæret, pes pede, virque viro.
Quot non una dies animas detrudit in orcum!
Una quot excelſas diruit hora domos!
Quot cecidere duces, adſueti accendere nutu!
Qui turmarum animæ, fulmina Martis erant.
Sic aquilone tremens e monte evellitur ilex,
Fluctuat antemnis orba carina ſuis.
Qui probus ad vocem, quæ magnæ nuntia cladis
Spargitur, haud ſurdis auribus eſſe velit?

Stat pruritque tamen multorum arrectior auris,
Qui res ſemper amant arripiuntque novas.
Plurima ſunt, at plura volunt ſcribique legique,
Pauci ex his curam poſteritatis habent.
Rumores captant, quos vanos ſeminat aura,
Fingunt, expoliunt, ipſa futura ſciunt.

Tam

Tam varie non eſt Euripi mobilis unda,
Quin ſit vulgi animis mobilitate minor.
Hic odio impulſus mentitur & ille favore,
Mars armis, calamo pugnat & ore ſimul.

Cetera vix tanti! ſolis Mars territat armis,
Quorum hoc eſt meritum, ſternere cæde viros.
Ambitio neſcit ferrum mortemque timere,
Nil tentare fugit, nil remittque pati.
Et bene credit emi quovis diſcrimine palmam,
Vulneribusque ſuis interituque ſuo.
Livida ſub crebro conflictu brachia jactat,
Cumque metu mortis mox fugit ipſe pudor.
Per tot victuram ſperat diſpendia famam,
Cujus nulla levat ſanguinis unda ſitim.
Sic vel forti animo ſociorum ulciſcitur umbras,
Vel non ad ſtygium migrat inulta lacum.
En moriens renovat dubias in prælia vires,
Jamque cadens ſtantis perforat enſe latus.
O ter felicem! ſi coram judice ſtabit,
Ne jactet, vereor, ſic decuiſſe mori.
Lectos, quos ſtatuunt, pius ægre agnoſcit honorum,
Horret ad adſpectum, mens ſtupet, oſſa tremunt.
Hic, ubi trunca jacent armorum fragmina campis,
Membraque ſecta, caput, brachia, crura, manus;
Hic, ubi Mars ſub ſe morientum calcat acervos,
Semineces ululant, arva cruore rubent;
Hic, ubi ſub pedibus tellus velut ima dehiſcit,
Quid non horroris lectus honoris habet?
Crebro inhumata manent, quæ ſunt ſine nomine ſparſa,
Multa quaſi unius nominis urna capit.

Vin-

nur an verſchiedenen Orten Schulen errichtet; ſondern auch die Mutterſprache, das iſt die deutſche, wiederum aus der Finſterniß hervorgezogen, von veralteten Wörtern gereiniget, und mit neuen vermehret hat. Von ihm ſchreibt Sigebert in ſeinen Zeitrechnungen unter dem 794ten Jahre: Den Monathen des Jahrs hat er aus der eigenen, d. i. deutſchen Sprache den Namen beygelegt. Eginhard redet in der Lebensbeſchreibung dieſes Kayſers noch weitläuftiger: „Den Monathen hat er nach „der väterlichen Sprache Namen beygelegt, da ſie vor „der Zeit bey den Franken theils mit lateiniſchen, „theils mit barbariſchen Namen benennet wurden. „Desgleichen hat er die Winde mit 12 eigenen Na„men beleget, da vorher nicht mehr, als kaum vier „Namen der Winde zu finden waren. Was die „Monathe betrifft: ſo nannte er den Januarium, **Wintermonet**, Februarium **Hornung**, Martium **Lentzmonet**, Aprilem **Oſtermonet**, Majum **Wunnemonet**, Auguſtum **Arnmonet**, Septembrem **Herbſtmonet**, Octobrem **Weinmonet**, Novembrem **Windmonet**, Decembrem **Heiligmonet**. Eben dieſer Carl der groſſe fieng mit groſſem Fleiß an eine deutſche **Sprachkunſt** zu verfertigen, als man noch in den Gedanken ſtund, die deutſche Sprache könne man nicht ſchreiben, wie Eginhard eben daſelbſt bezeuget. Trithemius erzehlet, daß er dieſen Theil der Sprachkunſt geſunden und geſehen habe, ſie ſey aber durch ungewöhnliche Zeichen und durch bewundernswürdige Züge der Buchſtaben ſo verſtellt und eingewickelt geweſen, daß kein Menſch ſie hätte leſen oder verſtehen können. Allein Carls

Mü-

Vincla Deo ſoli fas eſt abrumpere vitæ,
Quo ſine nulla manus nectere vincla poteſt.
Tam nihili eſt conceſſa tibi divinitus aura?
Tam vili in pretio munera lucis habes?
Quæ nova conflictu ſexus ſcintillula vitæ
Surgit, quamque uteri vis ſitibunda rapit!
Quam mirabiliter ſubit abdita corporis antra!
Quam data tutela eſt prodigioſa comes!
Quæ curæ, quæ ſunt Naturæ impendia! quæ vis
A re tam fragili mille pericla fugat!
Eluctatam utero fovet ingens cura parentum,
Tunc magis occiduo marcida flore perit.
Si tamen ad præſtans aliquando enititur ævum,
Tam fluxæ & teneræ parcere diſce rei.
Nam fugit, ut nimbi celeres, ut fulminis alæ,
An furor acceleret mutuus hancce fugam?

Pro patria id fieri pro teque tuisque tuendis
Objicis, an voti conſcius ipſe tui?
Forſan, nam varios res exhibet una colores,
Plus patriam turbas teque tuosque ſimul.
Is, cum quo pugnas, alio non differit ore,
Quis non vos patriæ ludere voce videt?
Mille neces hominum patriæ ſunt vulnera mille,
Quæ niſi ſervato cive valere nequit.
Parcite! Cæſar *ait, dum vincit, parcite civi!*
Nunc potius victor, percute miles! ait.
Ira iram accendit, velut unda impellitur unda,
Hic oculum impendit, perdat ut ille duos.

Sic

Sic ſe vel ſociam truculenter perdere gentem,
Durum a ſtirpe genus, ferrea corda notat.
Heu leges in nos nimium ſancimus iniquas!
Viribus heu propriis Patria chara ruis!

Quin ſunt, qui tanti belli præconia ſtellis
Inſerere incipiunt conciliove Jovis.
Gloria nempe rei geſtæ jactabitur olim,
Victrices lauros tempora noſtra gerent.
Helladis & Trojæ *res & certamina conſer,*
Demens heroum plus habuiſſe putat.
Extra res belli non eſt memorabile nomen,
Degeneres animas cura puſilla tenet.
Invalidum genus eſt hominum metuensque periclî
Muſarum in caſtris, quod ſine fine gemit:
Occiſos noctu metuens occurrere, quorum
In faciem curvis unguibus umbra volet.
Nempe gerunt animas nil magnæ laudis egentes,
Hinc tacitos optant molliter ire dies.
Certe ego non opto vidiſſe incendia Trojæ,
Cernere, quæ nunc ſunt, durius eſſe reor.
Quod ſit tam facilis, doleo, deſcenſus averni,
Seque tot accingant ad grave Martis opus.
Cives ſe jugulant, cruor ille nepotibus olim
Forte ſacer, cædes flebile crimen erit.
Heu miſere abreptos in aperta pericula cives!
Expiat haud tantum victima larga neſas.
Ite piæ in lacrymas, non dedecet, ite Camænæ!
Bellua, ſentitis, quanta ſit imperium.
Juſtitia armorum quovis ſibi nomine conſtet,
Fœdat civilis cuncta tropæa cruor.

Pecto-

Pectora molleſcant crebris percuſſa ruinis,
Tot juvenum exitio, tot lacrymisque ſenum.
Qui pietate prior, qui pacis amantior amplam
Spem ſibi præcidit, victor habendus erit;
Victor & ipſe ſui qui ſpurcam ſanguine laurum
Spinarum metuit pungere dente caput.
Bulla crepat, fluxa eſt humanæ gloria vitæ,
Quid reſtat? geſtæ fabula parva rei.

Felix, cui modicus ſervit ſine crimine cenſus,
Extra bellorum tela minasque latens.
Qui ſtudium ingenio paucisque impendit amicis,
Curat, quæ ſua ſunt, quæque aliena, fugit.
Non dominis vendit fugientia tempora vitæ.
Sed vitæ auctori conſecrat illa Deo.
Sic bene ſubducens rationes fluxilis ævi,
Sanguinis immunes gaudet habere manus.

Ad Te confugimus, nam Tu poter omnia, Numen!
Stabimus incolumes, quos Tua dextra teget.
Quid ſint pacis opes, belli diſcrimina quid ſint?
Errores inter ſit didiciſſe ſatis.
Fac, quæ ferveſcit, Regum miteſcere bilem,
Ferrea ſac non ſit, quæ tegit arva, ſeges.
Poſt Te ſtant noſtræ momenta, ſalutis in illo,
Sub cujus poſuit nos Tua cura fide.
O populi Trajane Tui, Rex magne, GEORGI!
Qui tria ſceptra manu tam ſapiente geris.
In mediis belli per Te ſervabimur undis,
Te ſalvo moriens ſpes alimenta trahit.

O quo-

O quoties abs Te Jani ſunt limina clauſa!
Diſſidii quoties cauſſa diremta fuit!
Magnis non unum placaſti claſſibus æquor,
Per Te non una eſt terra ſoluta metu.
Noh Tibi jus ferrum, nunquam Tibi gloria viteſt,
Æqua partiris lance cuique ſuum.
Vindice Te ſtabit libertas neſcia cogi,
Te non tam Dominum quam colit illa Patrem.
Prædam aliis fieri nos haud patieris inultos,
Non Tibi tam vilis ſpretaque turba ſumus.
Hæret ſpes animis, hoſtes Te ſoſpite belli
Noxam & conſilii diſcere damna ſui.
Det Deus, ut Tua ſit pacati gloria mundi,
Canitie ſacrum cingat oliva caput!

Te virtute tua TRILLERE *involve, tuisque*
Et patriæ rebus Numen adeſſe puta.
Cernis adhuc merſos bellorum fluctibus agros,
Inſidum pelagus vorticibusque minax.
At placidum ſervare decet ſub fulmine mentem.
Spirabit poſitis lenior aura minis.
Haud humeri, ſi quid reſtabit, ferre recuſent,
Quos, ſi deficiunt, ſulciet ipſe Deus.
Hujus, quod noſti, ſine nutu & numine nil fit,
In manibus noſtræ jura ſalutis habet.
Sceptra tenet flectitque animos & temperat iras,
Inque novam impellit fœderis ire fidem.
Nunc ſtringit Regum nunc ſtrictas laxat habenas,
Nam tanta immenſum brachia robur habent.
Ad nutum hunc aderis potior pax mille triumphis,
O laceræ Europæ grata medela veni!

Suſten-

Suſtenta patriæ res inter bella vuentes;
Principum amicitias glutine necte nove.
Te propter quoties implevimus æthera votis!
Priſca fides redeat; priſcus ut ante pudor!
Dulce jubar pacis cælo exſplendeſce ſereno!
O pax, Muſarum dulcis alumna, redi!
Et Phœbo fac digna loqui, quæ ſæpe locutæ,
TRILLERVM, *inque tuum plectra movere decus.*
Fac Coo extremam, res quanta! impendere curam,
Principibusque viris, quos medicina tulit,
Vindicibus vitæ priſcisque heroibus artis,
Quos purgat mendis & polit illa manus.

Nunc tecum eſt animus, nunc Te TRILLERE *ſalutat,*
Nunc hora fruitur, priſtina qualis erat.
Curo hodie genium, nepenthea pocula libo,
Natalem ſcito me celebrare tuum,
Et quaſi ſim præſens, collo dare brachia circum,
Ac miſto lacrymis thure litare precum.
Cras Tibi nullus erit curarum in pectore ſenſus.
Tali Te jubeat lege valere Deus!

Gottingæ die X. Februarii, *Trillero* meo natali,
A. R. S. CIↃIↃCCLIX.

IV.

Einleitung in die höhere Weltweisheit, zum Gebrauche der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften. Erstes Stück. 126 Seiten in 8vo.

Da die von der Berliner-Akademie der Wissenschaften aufs Jahr 1747 aufgegebene Preisfrage von den Monaden und der darüber aufs neue erregte Streit der Weltweisen, als der erste Grund und die vornehmste Gelegenheit, gegenwärtige Gesellschaft zu errichten, angesehen werden kann: so darf man sich um so viel weniger wundern, wenn man in dieser ersten Schrift, mit welcher die Mitglieder dieser Gesellschaft den Grund zu ihrem künftigen Lehrgebäude legen, die Lehre von den Monaden weitläuftig ausgeführet findet. Man kann diese Abhandlung selbst, als eine Beantwortung der von erwähnter Akademie vorgelegten Frage betrachten. Aber sollte derjenige nicht ein Verbrechen begehen, der sich unterstehet, die Sache desjenigen zu vertheidigen, der bereits seinen Proceß vor Gerichte, und zwar vor so einem ansehnlichen Gerichte, als diese Akademie ist, verlohren hat? Man hat ja den Monaden eine ewige Verweisung aufgelegt; und itzt will man schon nach Verlauf so weniger Jahre sich unterstehen, sie wiederum in ihren alten Besitz, und noch darzu auf eine so feyerliche Art einzusetzen? Nicht anders; eine ganze Gesellschaft unterschrieb

das

das Urtheil ihrer Verdammung, es ist also den Rechten gemäß, daß auch ihre Lossprechung von einer ganzen Gesellschaft beforget werde. Wir kennen die redliche Absicht dieser neuerrichteten Gesellschaft; und wir wünschen derselben einen glücklichen Fortgang; und dieses um so viel mehr, weil die Liebe zu den Wissenschaften und Tugenden, auf deren beyderseitige Beförderung ihr Absehen gerichtet ist, diesen Wunsch billiget, ja von einem jeden vernünftigen Menschen fodert. Damit aber unsere Leser sich einen Begriff von demjenigen, was in diesem ersten Stücke bereits geleistet worden ist, machen können: so wollen wir kürzlich den Hauptinhalt desselben anzeigen. Hier ist er:

Unter der höhern Weltweisheit verstehen die Herren Verfasser eine Wissenschaft, aus dem Wesen und der Natur der einfachen Dinge alle diejenigen Wirkungen und Erscheinungen herzuleiten, welche bey den Körpern, Seelen und Geistern wahrgenommen werden. Ein jeder sieht sogleich, daß derjenige, der die höhere Weltweisheit, in diesem Verstande genommen, abhandeln will,

1) das wirkliche Daseyn der einfachen Substanzen erweisen,
2) zeigen muß, worinnen das Wesen und die Natur ihrer Kraft bestehe; und wie aus dieser Kraft, und dem verschiedenen Maaße derselben

3) Die allgemeinen Begebenheiten der Körper ſowohl, als auch
4) der Geiſter und
5) die beſondern Begebenheiten und Erſcheinungen der Körper, und
6) der Geiſter erfolgen müſſen.

Die drey erſten Unterſuchungen haben die Verfaſſer in dieſem erſten Stücke beſchäfftiget; dahingegen die drey letzten der Gegenſtand ihrer künftigen Arbeiten ſeyn werden. In dem erſten Hauptſtücke werden zuförderſt einige Begriffe und Grundſätze von den wirklichen Dingen oder Subſtanzen überhaupt bekannt gemachet. Dieſe werden von den bloß möglichen dadurch unterſchieden, daß ſie gewiſſe Abſichten und Wirkungen hervorzubringen ſich beſtreben; da hingegen die bloß möglichen Dinge unwirkſam ſind. Die Hervorbringung einer gewiſſen Abſicht, Endzwecks oder Wirkung, welche Wörter die Verfaſſer für gleichviel bedeutend annehmen, heißt ein Thun, oder eine Handlung (actio). Das Leiden (paſſio) eines Dinges iſt gleichfalls eine Handlung: wo aber ein Ding durch andere, die um ihn ſind, oder durch ſo genannte andere Umſtände veranlaſſet wird, andere Wirkungen, als vorhin, hervorzubringen; oder auf eine von der vorhergehenden unterſchiedene Art zu wirken. Das wirkliche Beſtreben aber, gewiſſe Abſichten und Wirkungen hervorzubringen, nennet man eine Kraft. Es hat daher ein jedes exiſtirende Ding eine Kraft, oder Beſtrebung zu wirken, weil es eben

eben dadurch, daß es wirket, zu einem existirenden Dinge wird. Die Mittheilung dieser Kraft ist also die wirkliche Erfüllung des Möglichen, wovon sich zeither die Weltweisen immer keinen rechten Begriff haben machen können. Diese Kraft ist desto gröſſer, je gröſſer der Endzweck, die Absicht oder Wirkung ist, die von einem wirklichen Dinge vorgebracht wird. Die Subſtanz wird durch dasjenige Ding erkläret, welches nicht in einem andern Dinge vorhanden ist, oder eine Bestimmung eines andern abgiebt; sondern welches, ohne ein anderes Ding vonnöthen zu haben, seine Absichten und Wirkungen hervorbringen, auch selbst anderer Bestimmungen fähig seyn kann.

Im zweyten Hauptstücke wird der Unterschied zwischen den einfachen und zusammengesetzten Subſtanzen angegeben. Bey den zusammengesetzten trifft man eine Verbindung vieler besondern oder einzeln Subſtanzen an, die ihre Kräfte vereinigen, um eine gewisse Hauptwirkung oder Absicht hervorzubringen. Ein einfaches Ding hingegen (monas oder ens simplex) ist ein einzelnes nicht aus mehrern bestehendes Ding, welches eine Kraft besitzt, zu wirken, und unter andern Umständen, auch andere Wirkungen hervorzubringen fähig ist. Dieser Begriff von einer Monade ist nicht bloß verneinend, sondern auch bejahend; und er ist vermögend, die einfachen Dinge in der Natur, oder Monaden, von den einfachen Dingen in der Meßkunde, oder den zenonianischen Puncten zu unterscheiden. Diese stellet man sich bloß als Dinge vor, die keine Theile

haben. Es iſt aber, um eine Monade zu werden, nicht genug, daß ein Ding keine Theile hat; ſondern es muß auch zu Hervorbringung gewiſſer Wirkungen geſchickt ſeyn, oder eine Kraft beſitzen. Wofern man dieſe letzte Beſtimmung bey der Erklärung der Monaden weglaſſen wollte: ſo würde der Idealiſt vielleicht Urſache haben, das Daſeyn der Körper in Zweifel zu ziehen; weil aus der Verbindung ſolcher einfachen Dinge, die nur dieſes verneinende, daß ſie keine Theile haben, von ſich ſagen laſſen, bloß ein mathematiſcher oder idealiſcher, nicht aber ein wirklicher Körper entſtehen muß. Der Unterſchied zwiſchen einer Monade und einem Körper beſteht alſo darinn, daß der Körper Wirkungen hervorbringt, deswegen, weil die einfachen Dinge, aus welchen er beſteht, ihre Kräfte zur Hervorbringung dieſer Hauptwirkung mit einander vereiniget haben, und alſo gemeinſchaftlich wirken; da im Gegentheile eine Monade durch ihre eigenthümliche, und in ihr ſelbſt nur vorhandene Kraft ihre Wirkungen äußert. Der Körper hängt alſo in ſeinen Wirkungen von den Kräften ſeiner Monaden, aus welchen er beſteht, ab, und ſeine Kraft, die er beſitzt, iſt die Summe der Kräfte ſeiner Monaden.

Im dritten Hauptſtücke wird die Wirklichkeit der einfachen Subſtanzen dargethan. Der Beweis, den die Herren Verfaſſer hiervon führen, gründet ſich auf den im zweyten Hauptſtücke erwieſenen Satz: Ein zuſammengeſetztes Ding kann unmöglich ſeine Hauptwirkung hervorbringen, wenn nicht die Dinge, woraus es beſteht, ihre beſondern Wirkungen hervor-

Mühe war, vergebens, weil man die deutſche Sprache für ſo ſchwer hielt, daß man meynete, ſie könne mit ihren eigenen Buchſtaben nicht geſchrieben werden. Daher der Weiſſenburgiſche Mönch, **Otfried**, welcher um dieſe Zeit die Evangelia in deutſche Verſe gebracht hat, heftig über die Rauhigkeit der Sprache klager und bekennet viel Mühe gehabt zu haben, ehe er in der ſchwerſten Sprache ein rauhes Gedichte nach dem Sylbenmaaſſe abgefaſſet. Daher ſchreibt **Vadian** in einem Briefe an **Bullingern**: „Niemand „hat etwas in ſeiner Mutterſprache geſchrieben, wel„che zu der Zeit ſo hart und rauh war, daß ſie nicht „einmal mit dem Munde ohne vieles Geziſche, Zwin„gen und Aufſperren des Mundes hat heraus ge„bracht, geſchweige denn bequem in Schriften ausge„drücket werden können.„ Dazu kam der Geiz oder der Hochmuth der Mönche und Pfaffen, welche die Sorge für die Wiſſenſchaften und Künſte nach der unglücklichen Beſchaffenheit damaliger Zeiten, in ihre Klöſter eingeſchloſſen hatten, und die Schwierigkeit und Unlieblichkeit der Sprache mit groſſem Fleiß unterhielten, damit die vornehmſten auf ſolche Weiſe von den Studien abgehalten und abgeſchrecket würden, und ſie allein an den Fürſtlichen Höfen und in Gerichten die Verdienſte der Gelehrſamkeit und Ehrenſtellen verkaufen möchten. Derowegen war die Lateiniſche Sprache üblich in Gebung der Geſetze, in öffentlichen und geheimen Rechnungen, in allen Denkmaalen und Urkunden. In dieſer Sprache machten die Fürſten Bündniſſe, in dieſer erklärten die Prediger die Religion, in dieſer verfertigten die Richter Teſtamente, Vergleiche und führten ihre Proceſſe. Der

hervorbringen. Denn so oft man bey der Zergliederung eines zusammengesetzten Dinges, es mag dieselbe nun entweder wirklich, oder zuletzt in Gedanken fortgesetzet werden, auf Theile kömmt, die immer noch zusammengesetzet sind; so oft muß man auch diesen angeführten Hauptsatz wiederholen. So wenig man aber von dem Daseyn der Dinge in der Welt, auf eine unendliche Reihe Ursachen, die dieselbe hervorgebracht haben, hinaufsteigen kann; eben so wenig kann man auch, in Ansehung der Wirkungen dieser vorhandenen Dinge, bis in das Unendliche hinuntersteigen, ohne endlich bey solchen Dingen stehen zu bleiben, die ihre Wirkungen hervorbringen, ohne aus andern zu bestehen. Aus diesem allen machen die Herren Verfasser den Schluß: Es giebt in der Welt bloß einfache Dinge, aus deren Sammlung und Vereinigung erst Körper entstehen: die zwar als ein Ding angesehen werden, aber in der That viele sind, und also nur für scheinbare oder sinnliche Substanzen gehalten werden müssen. Insofern man an den Monaden dieses betrachtet, daß sie, vermöge einer Kraft, die selbst in ihnen liegt, wirken, obgleich andere äußerliche Dinge diese ihre wesentliche Kraft auf diese oder jene besondere Wirkung lenken können; insofern saget man auch von ihnen, daß sie lebendig sind; und eben dadurch, daß einem einfachen Dinge ein Leben oder eine innerliche Kraft zu wirken mitgetheilet wird, wird dasselbe aus der bloßen Möglichkeit in die Wirklichkeit gesetzet, d. i. geschaffen. Worinn aber diese Kraft der einfachen Substanzen eigent-

gentlich bestehe, dieses wird in dem vierten Hauptstücke untersuchet. Die Kraft der einfachen Substanzen besteht in einem beständigen Bestreben, eine gewisse Wirkung hervorzubringen. Da nun aber keine Bestrebung nach etwas statt finden kann, wofern man sich nicht vorher auch dasjenige vorstellet, wornach man strebet: so ist diese Kraft der Monaden eine Vorstellungskraft. Dieselbe kann nun verschiedene Grade der Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit haben. Wenn man aber einer jeden Monade, auch denen, die die allerkleinste Kraft haben, eine Vorstellungskraft zueignet: so folget nicht daraus, daß sie auch zugleich ein Bewußtseyn dieser Vorstellung und des daraus entstandenen Bestrebens haben müssen. Nein; dieses ist vielmehr eine Eigenschaft einer besondern Art von Monaden, die man, ohne einen Sprung im Schließen zu begehen, deswegen dem ganzen Geschlechte nicht zueignen darf. Alles dieses wird durch das Beyspiel eines verfinsterten Zimmers, (Cameræ obscuræ) wo nicht selbst bestätiget, doch gewiß erläutert. Da hiernächst das ganze Weltgebäude auf eine jede Monade wirket, und hierdurch eine jede derselben eine Vorstellung aller übrigen außer ihr sich befindenden Monaden mit allen ihren Veränderungen, Wirkungen und Verhältnissen erhält: so müssen, wenn die Vorstellungskraft derselben nicht so groß ist, daß sie alle diese Veränderungen auseinander setzen und unterscheiden kann, alle Wirkungen in dieser Vorstellung des Weltgebäudes, nur in eins geworfen, vorgestellet werden. Es muß solchergestalt diese Vor-

Vorstellung des Weltgebäudes bey einem einfachen Dinge, das nur einen sehr geringen Grad der Vorstellungskraft besitzt, auf die dunkelste Art, und ohne das geringste Bewußtseyn geschehen. Selbst unsre Seele, die doch einen großen Grad der Vorstellungskraft hat, empfindet (percipit) öfters vieles, dessen sie sich, wegen der Menge der Empfindungen nicht bewußt ist (non appercipit). Nachdem also die Verfasser die ersten Begriffe und Sätze von den Monaden auseinander gesetzet und deutlich gezeiget haben, worinnen ihre einzige und wesentliche Kraft bestehe: so machen sie nunmehr in den folgenden Hauptstücken mit den allgemeinen Erscheinungen der Körper den Anfang, und bemühen sich zu zeigen: daß dieselben sich insgesamt aus der Vorstellungs- als ihrer ersten und wesentlichen Kraft erklären lassen, ja nothwendig aus derselben folgen. Das erste, was man bey einem Körper wahrnimmt, ist dieses, daß er der Bewegung widersteht und zurückwirkt. Die einfachen Dinge müssen, wofern ein Körper aus ihnen entstehen soll, außer einander seyn; folglich müssen sie eine Kraft besitzen, alle andere Dinge außer sich zu halten; diese muß sich nach allen Seiten gleich stark äußern. Diese Bemühung der einfachen Substanzen, und der, aus ihrer Verbindung entstandenen Körper, macht eben die Undurchdringlichkeit und den Widerstand derselben aus. Da nun aber diese gleich starke Bemühung nach allen Seiten ein Gleichgewicht oder eine Ruhe verursachet: so muß ein jedes einfaches Ding mit einem Vermögen begabt seyn, in

seinem Orte zu bleiben, und sich nicht, ohne einen hinlänglichen Trieb, aus der Ruhe in Bewegung setzen zu lassen, das heißt, es muß die Kraft der Trägheit (vis inertiæ) besitzen. Je größer die erste und ursprüngliche Kraft der Monaden eines Körpers ist, und je mehrere Monaden in demselben zu einer Hauptwirkung vereiniget sind; desto größer ist auch die Kraft der Trägheit dieses Körpers. Wofern aber eine Monade von stärkerer Kraft eine andere von schwächerer berühret, und durch diese Berührung in sie wirket, oder wofern eine bereits bewegte an eine andere, die noch nicht in Bewegung ist, mit einer größern Kraft wirket, als die eigenthümliche Widerstehungskraft der unbewegten ist: so bekömmt die letztere eine Bemühung, nach einer gewissen Gegend mehr, als nach den übrigen zu wirken; und hierinnen besteht die Bewegung. Dieses, was hier in den einfachen Dingen geschieht, erfolget auch da, wo mehrere mit einander verbunden sind, d. i. bey Körpern. Wie nun aber dieses Bestreben nach einer gewissen Gegend, durch eine Reihe von Monaden fortgesetzet werde, wie diese Kraft keine besondere, und von der Vorstellungskraft unterschiedene, sondern vielmehr eben dieselbe sey; so wie auch der Widerstand und das Zusammenhängen der Monaden keine besondern Kräfte sind, als welche in einer Monade zu glauben, wegen des Begriffs der Einfachheit widersprechend seyn würde; sondern wie alle diese Eigenschaften nur eine einzige, nämlich die Vorstellungskraft sey, die nur auf verschiedene Art abgeändert (modificirt) oder

oder bestimmet werde; dieses alles wird von den Hrn. Verfasser in diesem Stücke auf das deutlichste gezeiget. Zugleich wird eine Anwendung dieser Sätze auf die Bewegung oder den Schwung der großen Weltkörper um ihre eigene Axe und die Fortwälzung derselben in einer krummen Linie um ihre Hauptkörper oder Sonnen gemachet; damit man sehen könne, wie das, was hier aus dem Wesen und den Begriffen der einfachen Dinge gefolget worden ist, in der Erfahrung auch wirklich verhanden sey. Am Ende dieses 1ten Stücks hat man sich noch bemühet, zu beweisen, daß der Leib auf die Seele, und die Seele auf den Leib natürlich wirke.

Vielleicht ist dieser Auszug aus diesem 1ten Stücke der Schriften dieser Gesellschaft, von welchen auch schon der Anfang des 2ten Stücks in den Händen der Mitglieder sich befindet, einigermaßen vermögend, einige unserer Leser, die die Ausbreitung der höhern Weltweisheit wünschen, anzufeuern, sich durch den Beytritt zu dieser Gesellschaft, die schon mehr als 200 Mitglieder zählet, die Gelegenheit zu verschaffen, daß sie diese und ihre folgenden Schriften selbst lesen können. Und sollte die Gesellschaft, wie wir nicht zweifeln, in ihrem angefangenen Unternehmen glücklich seyn: so wird nachgehends einem jeden ehrliebenden Manne der Gedanken, daß er durch seinen Beytritt zur Beförderung dieses Vorhabens etwas beygetragen habe, nothwendig das edelste Vergnügen erwecken müssen.

V. Let-

V.

Lettre de J. J. Rouſſeau à Mr. de Voltaire. Le 18. Aout. 1756.

Imprimée 1759.

Dieß Schreiben iſt vor kurzem in Deutſchland zuerſt nach der Abſchrift, die eine erhabene durchlauchte Perſon davon aus Frankreich bekommen, abgedrucket worden. Man hat Urſache, den Mittelsperſonen dafür verbunden zu ſeyn. Und da wir noch in der Schuld unſrer Leſer, in Anſehung einer andern Schrift des Hrn. **Rouſſeau**, wegen der Kömödien in Genf ſind, wollen wir ſie mit dieſer Neuigkeit, von weit wichtigerm Inhalte beſchenken. Hr. von **Voltaire**, der ſonſt in allen Stücken mit dem Hrn. von Maupertuis uneins iſt, hat ſich doch in Anſehung der beſten Welt für ihn erkläret. Er glaubet ſie ſo wenig, daß er ſie nicht nur in dem neulichen Optimiſme *) ſondern auch in ein paar

*) Man hat in gewiſſen Zeitungen den Argwohn wider einen hieſigen Gelehrten erwecken wollen, daß er der Urheber dieſer abgeſchmackten Schrift; Hr. von Voltaire aber nur der Ueberſetzer davon ſey. Das erſte iſt eine Bosheit: aber zu allem Glücke eine ſehr unglaubliche Bosheit, da ein jeder weis, wie abgeneigt der in Verdacht gezogene Gelehrte, von ſolcher wilden Art zu denken und denen darinn enthaltenen Meynungen iſt. Man läßt es aber aller Unparteyiſchen freyen

paar Gedichten über den Untergang von Liſſabon lächerlich zu machen geſuchet hat.

Hr. Rouſſeau, den eine gründliche Vernunft erleuchtet, hat dieſe Verſpottung einer für das menſchliche Geſchlecht ſo tröſtlichen Wahrheit nicht verſchmerzen können. Gegenwärtiges Schreiben iſt es alſo wohl werth, nicht bloß angekündiget, ſondern ganz überſetzt mitgetheilet zu werden. Dieſes Vergnügen wollen wir unſern Leſern nicht misgönnen, um ſie gegen das wichtige Blendwerk eines ſo ſcharfſinnigen Schriftſtellers zu waffnen, und zu verwahren. Das Schreiben ſelbſt lautet ſo:

Mein Herr.

Dero letztere Gedichte ſind bis in meine Einſamkeit gedrungen: und ob wohl alle meine Freunde meine Liebe zu ihren Schriften kennen; ſo weis ich doch nicht, von wem dieſelben mir hätten geſchicket werden können; es müßte denn von ihnen ſelber ſeyn. Ich habe darinn Vergnügen und Unterricht gefunden, auch dero Meiſterhand erkannt; glaube alſo ihnen zugleich, ſowohl, für den Abdruck als

freyem Urtheile anheimgeſtellet, was es für eine Unverſchämtheit iſt, auf fremden Namen, auch mit Unterſchrift eines Anfangsbuchſtabens, einen Brief zu ſchreiben, der einen Unſchuldigen ſolcher groben Irrthümer und ſatyriſchen Verwägenheiten ſchuldig machen ſoll, davon er in ſeinen Leben nicht geträumet, geſchweige denn gedacht hat. Wer keine Pucelle geſchrieben hat, kann unmöglich einen ſolchen Optimiſme zur Welt bringen.

als für das Werk danken zu müſſen. Ich werde ihnen nicht ſagen, daß mir alles gleich gut gefällt: allein die Sachen, ſo mir misfallen, erwecken mir deſtomehr Vertrauen gegen das, was mich entzücket. Ich kann meine Vernunft, oftmals nicht ſonder Mühe, vor den Reizungen ihrer Poeſie bewahren: aber ich zwinge mich nur, nicht alles darinn zu bewundern; um meine Bewunderung ihrer Werke deſto würdiger zu machen.

Ich werde noch mehr thun, mein Herr; ich werde ihnen ohne Umſchweiſe ſagen, nicht, was für Schönheiten ich in ihren beyden Gedichten zu finden geglaubet; denn dieß Unternehmen, würde meine Gedanken in Schrecken ſetzen; auch nicht die Fehler, die vieleicht geſchicktere Leute daran bemerken werden: ſondern nur das Misvergnügen, welches dieſen Augenblick das Wohlgefallen an ihren Lehren ſtörete. Ich werde es ihnen noch einmal ſagen: da ich vom erſten Durchleſen gerühret bin, wobey mein Herz dem ihrigen begierig zuhörete; da ich ſie als einen Bruder liebe, als meinen Lehrer ehre, und mir endlich ſchmäuchele, daß ſie in meinen Abſichten die Ungezwungenheit einer redlichen Seele, und in meinen Worten, den Ton eines Wahrheitfreundes erkennen werden, der mit einen Philoſophen redet. Je mehr übrigens ihr zweytes Gedicht mich bezaubert, deſto mehr nehme ich ſeine Partey wider das erſte. Denn wenn ſie ſich ſelbſt nicht geſcheuet, ſich zu widerſprechen: warum ſollte ich mich ſcheuen, ihrer Meynung zu ſeyn. Ich muß

ja glauben, daß solche Meynungen bey ihnen nicht sehr tief gewurzelt sind, die sie so geschickt widerlegen.

Alle meine Beschwerden gehen also wider das Gedicht von Lissabons Unglücke: weil ich Wirkungen davon hoffete, die derjenigen Menschlichkeit anständiger wären, die es ihnen scheint eingegeben zu haben. Sie verweisen es Leibnitzen und Popen, daß sie über unsere Uebel spotten, indem sie behaupten: alles sey gut: und sie vergrößern das Bild unsers Elendes dergestalt, daß sie auch die Empfindung desselben schwerer machen. Anstatt des verhofften Trostes, betrübten sie mich nur noch mehr. Man sollte denken, sie besorgten, ich würde mein Unglück noch nicht recht einsehen: und es scheint, sie glaubten, mich merklich aufzurichten, wenn sie mir bewiesen: alles sey böse.

Allein betrügen sie sich nicht, mein Herr! Es geschieht gerade das Widerspiel dessen, was sie im Sinne haben. Diese beste Welt, die sie für so grausam halten, tröstet mich gleichwohl in denen Schmerzen, die sie mir als unerträglich abbilden. Das popische Gedicht, erleichtert meine Uebel, und führet mich zur Geduld. Das Ihrige verbittert mein Leiden, bringet mich zum Murren, und, indem es mir alles, außer einer sehr erschütterten Hoffnung, abspricht, bringet es mich zur Verzweifelung. In dieser so seltsamen Widerwärtigkeit dessen, was sie festsetzen, und dessen, was ich empfinde: so besänftigen sie doch die Verwirrung, so mich beunruhiget, und sagen sie mir einmal, wer

sich

ſich von uns in den Empfindungen, oder in Vernunftſchlüſſen irret?

„Menſch, habe Gedult! rufen Leibnitz und „Pope: deine Uebel ſind eine nothwendige Wir„kung deiner Natur, und der Einrichtung dieſer „Welt. Das ewige und gütige Weſen, ſo dich „regieret, hätte dich gern davon befreyen wollen; „Von allen möglichen Weltordnungen hat es diejenige erwählet, ſo das wenigſte Böſe mit dem „meiſten Guten verband; oder, um eben das noch „gröber zu ſagen, wenn es ja ſo ſeyn muß: wenn „es nicht beſſer gemacht hat, ſo kömmt es bloß „daher, daß er nicht gekonnt hat.„

Was ſaget mir nun ihr Gedicht? „Leide ewig, „du Unſeliger! Giebt es einen Gott, der dich er„ſchaffen hat, ſo iſt er ſonder Zweifel allmächtig. „Er hätte alſo allen denen Uebeln zuvorkommen „können. Hoffe alſo niemals ihr Ende. Denn „man kann nicht ſehen, warum du anders da biſt, „als um zu leiden und zu ſterben.„

Ich begreife nicht, was eine ſolche Lehre tröſtlichers haben kann, als die beſte Welt; ja als die Nothwendigkeit (Fatalité) ſelbſt. Meines Theils geſtehe ich, daß ſie mir noch ſchröcklicher vorkömmt, als der Manichäismus. Wenn die Schwierigkeit beym Urſprunge des Böſen ſie nöthigte, eine von den Vollkommenheiten Gottes zu ändern: warum wollten ſie doch eben ſeine Macht, zum Schaden ſeiner Güte, rechtfertigen? Muß man aber unter zween Irrthümern wählen; ſo gefällt mir der erſte noch beſſer, als der letzte.

selige Rhenanus erzehlet, daß Maximilian der erste unbeschreibliche Belohnungen darauf gesetzet habe, wenn jemand könnte eine ordentliche Schrift, die vor 500 Jahren in unserer Sprache geschrieben worden, finden und hervor bringen.

§. 10. Indessen hat es doch nach Carls, des grossen, Zeiten nicht an solchen vortreflichen Köpfen gefehlet, welche allen Fleiß angewendet, die deutsche Sprache zu verbessern, unter welchen die vortreflichen Männer, Raban Maurus, Haimo und Strabo vor anderen verdienen genannt zu werden, welche die Bibel ins deutsche übersetzet haben, daß nur von allen Nachkommen zu bedauren ist, daß ihr Werck so schleunig untergangen, wie M. Flacius aus Illyrien, in der Vorrede zu Otfrieds Evangelien nicht unbillig schreibt. Aber Kaiser Friederich der andere war so glücklich, daß unter seiner Regierung die deutsche Sprache glücklich wieder hervor gesucht ward: indem man allmählig anfieng sie mit eigenen Buchstaben zu schreiben, und in die Rathhäuser und Höfe zu führen. Es ist noch vorhanden eine uralte Reichssatzung, welche unter diesem Prinzen im Jahr 1236 in deutscher Sprache abgefasset worden, deren, als einer bisher ungewöhnlichen Sache, Gotfrieds, eines Münchs Jahrbücher also gedencken: "Am „Mariä Himmelfahrtstage ward zu Mainz eine „grosse Raths-Versammlung angesagt, wo fast alle „Fürsten des deutschen Reichs zusammen kamen, der „Friede beschworen, die alten Rechte befestiget, neue „angeordnet, auf Pergament geschrieben und in deut„scher Sprache allen kund gemachet worden." Zu dem Wachsthum dieser weitläuftigen Sprache hat

Ru-

Sie wollen ihr Gedicht, nicht als ein Werk wider die Vorsehung, angesehen haben: und ich werde mich sehr hüten, ihm diesen Namen zu geben; ob sie gleich eine Schrift, worinn ich das menschliche Geschlecht gegen sich selbst zu vertheidigen suchete, ein Buch wider das menschliche Geschlecht genennet haben. Ich weis den Unterscheid, den man unter den Absichten eines Schriftstellers, und denen Folgerungen machen muß, die man aus seinen Lehren ziehen kann. Die billige Vertheidigung meiner selbst, nöthiget mich nur, ihnen zu bemerken: daß meine Absicht, bey Abschilderung des menschlichen Elendes, zu entschuldigen, ja löblich gewesen, wie ich glaube: denn ich zeigte den Menschen, wie sie sich selbst unglücklich machten, und folglich wie sie solches vermeiden könnten.

Ich sehe auch nicht, daß man die Quelle des moralischen Uebels anderswo, als in dem freyen, verbesserten und doch verderbten Menschen suchen könne: und was die physischen Uebel betrifft, dafern eine empfindende und keine leidensfähige Materie ein Widerspruch ist, wie mich dünket, so sind sie doch in jedem Lehrgebäude, darinn es Menschen giebt, unvermeidlich. Aber alsdann ist auch die Frage nicht: warum der Mensch nicht vollkommen glücklich ist? sondern warum er da ist? Ferner glaube ich gewiesen zu haben; daß, den Tod ausgenommen, der fast nur wegen der Vorbereitungen dazu, ein Uebel ist, unsre meisten physischen Uebel, unsere eigene Werke sind.

Brachmond 1759.

Ohne ihr Gedicht von Lissabon zu verlassen: so gestehen sie mir nur, daß die Natur daselbst nicht zwanzig tausend Häuser von sieben bis acht Stockwerken zusammen gebracht hatte; und wenn die Einwohner dieser großen Stadt gleichförmiger ausgebreitet, und in leichtern Wohnungen säßhaft gewesen wären; so würde der Schaden viel geringer, und vielleicht gar nichts gewesen seyn. Alles würde beym ersten Beben geflohen seyn: und folgenden Tag würde man sie zwanzig Stunden weiter davon, eben so lustig gesehen haben, als ob nichts geschehen wäre. Allein man muß ja durchaus dableiben, auf seinen Drümmern aushalten, und sich neuen Erschütterungen bloß stellen: weil das, was man da läßt, mehr werth ist, als was man mitnehmen kann. Wieviel Unselige sind nicht bey diesem Unglücke umgekommen; bloß weil der eine seine Kleider, der andre seine Schriften, der dritte sein Geld mitnehmen wollen. Weis man nicht, daß die Person eines jeden Menschen, der kleinste Theil von ihm selbst geworden ist? und daß sich fast die Mühe nicht lohnet, sich selbst zu retten, wenn man alles übrige verlohren hat.

Sie wollten, und wer hätte es nicht eben sowohl gewünschet? daß das Erdbeben sich vielmehr in einer Wüsteney, als zu Lissabon zugetragen hätte. Sollte es denn in Wüsteneyen nicht auch bisweilen welche geben? Allein wir reden nicht davon; weil es denen Stadtleuten keinen Schaden thut: die einzigen Menschen, auf die wir noch etwas halten! Sie schaden auch den Thieren und zerstreut wohnen-

wohnenden Menſchen ſehr wenig, die weder den Einfall eines Daches, noch den Brand ihrer Häuſer fürchten. Allein was würde eine ſolche Befreyung bedeuten? Sollte denn etwa die Ordnung der Welt ſich nach unſerm Dünkel ändern? ſoll die Natur unſerm Winke unterworfen ſeyn? Und dörfen wir, um ihr ein Erdbeben zu verbiethen, nur eine Stadt wohin bauen?

Es giebt Begebenheiten, die uns oft mehr oder weniger rühren; nachdem wir ſie aus dieſem oder jenem Geſichtspunkte betrachten, und ſehr viel von dem Abſcheue, den ſie beym erſten Anblicke erwecken, verlieren; wenn wir ſie genauer betrachten. Ich habe es im Zadig gelernet: und die Natur beſtätigt es täglich, daß ein früher Tod nicht immer ein wahres Uebel iſt; ja bisweilen, in Anſehung von etwas anderm, wie ein Gut zu betrachten iſt. Von ſo vielen unter den Bruchſtücken von Liſſaben zerſchmetterten Menſchen, ſind ſonder Zweifel viele dadurch größern Unglücksfällen entgangen. und ob gleich eine ſolche Beſchreibung viel rührendes hat, und der Poeſie Steff darbeut; ſo iſt es doch nicht gewiß, daß ein einziger dieſer Unglücklichen mehr gelitten habe, als wenn er, nach dem ordentlichen Laufe der Dinge, den Tod, der ihn itzo plötzlich übereilet hat, in langen Aengſten erwartet hätte. Giebt es denn wohl einen elendern Tod, als wenn ein Sterbender mit unnützen Sorgen überhäufet wird; den ſein Notar und die Erben nicht Athem holen laſſen; den die Aerzte nach Belieben in ſei-

nem Bette ermorden, und dem barbarische Pfaffen, noch recht nach der Kunst, den Tod zu kosten geben. Für mich sehe ich überall, daß diejenigen Uebel, denen uns die Natur unterwirft, lange nicht so grausam sind, als die wir selbst hinzufügen.

Allein so sinnreich wir auch seyn mögen, unser Elend durch schöne Anstalten zu nähern: so haben wir uns doch bisher so nicht vollkommener machen können, daß wir uns das Leben überhaupt zur Last gemachet hätten, und das Nichts unserm Daseyn hätte vorziehen lernen: denn sonst würde die Zaghaftigkeit und Verzweifelung sich bald des größten Haufen bemächtiget haben, und das menschliche Geschlecht hätte nicht lange dabey bestehen können. Wenn es nun besser für uns ist, zu seyn, als nicht zu seyn: so wäre das schon genug, unser Daseyn zu rechtfertigen, gesetzt, daß wir keine Schadloshaltung derjenigen Uebel zu hoffen hätten, die wir noch zu erdulden haben; und daß diese Uebel so groß wären, als Sie solche abschildern. Allein es ist schwer, hierbey die Menschen aufrichtig, und selbst bey Weltweisen richtige Ueberschläge zu finden: weil diese bey der Vergleichung der Güter und der Uebel, allemal die süße Empfindung des Daseyns, alle andre Empfindungen beyseite gesetzet, vergessen; und weil die Eitelkeit, den Tod zu verachten, die übrigen gewinnet, das Leben zu schmähen: fast eben so, wie Weiber, die bey fleckigten Kleidern und Scheeren in Händen, vorgeben, lieber Löcher, als Flecken haben zu wollen.

Sie

Sie denken mit dem Erasmus, daß wenige Leute mit eben den Umständen würden noch einmal in die Welt kommen wollen; worinn sie gelebet haben. Allein wie mancher hält seine Waaren sehr hoch, der sehr viel nachlassen würde, wenn er Hoffnung hätte den Kauf zu schließen? Außerdem, mein Herr, wen mögen sie wohl darüber befraget haben? Vielleicht Reiche, die falscher Vergnügungen satt sind, die wahren aber nicht kennen; die allezeit ihres Lebens überdrüßig sind, und doch täglich zittern, selbiges zu verlieren. Vieleicht Gelehrte, die unter allen menschlichen Ständen, am meisten Sitzleder haben, die ungesundeste, die nachdenklichste, und folglich die unseligste Lebensart führen? Wollen Sie Leute von besserer Art, oder wenigstens aufrichtigere haben, die den größten Haufen ausmachen, und folglich mehr Gehör verdienen, als andre? Fragen sie einen ehrlichen Bürger, der ein zwar dunkles, aber ruhiges Leben, ohne Ehrgeiz und große Absichten geführet hat; einen guten Künstler, der von seiner Werkstatt bequemlich lebet; ja gar einen Bauer, nicht aus Frankreich, wo man vorgiebt, man müsse sie vor Hunger und Elend sterben lassen, damit sie uns ernähren mögen, sondern aus einem freyen Lande; z. E. aus demjenigen, wo sie itzo leben.

Ich wage es hier, zu behaupten, daß es in dem hohen Walliserlande wohl keinen einzigen Bergeinwohner giebt, der mit seinem fast maschinenmäßigen Leben nicht zufrieden wäre; und der nicht so gar das Paradies, (den Himmel) der Glückseligkeit, immer wieder wie vorhin gebohren zu werden, und so

pflanzenartig zu leben, nachſetzen ſollte. Dieſer Unterſcheid überredet mich, daß es oft ein Misbrauch dieſes Lebens iſt, der uns ſelbiges zur Laſt machet: und ich habe von denen eine viel ſchlechtere Meynung, die verdrüßlich ſind, gelebet zu haben, als von dem, der mit dem Cato ſagen kann: Nec me vixiſſe pœnitet: quoniam ita vixi, ut fruſtra me natum non exiſtimem. Es reuet mich nicht, gelebet zu haben; weil ich ſo gelebet habe, daß ich glauben kann, ich ſey nicht umſonſt gebohren worden. Dieß aber hindert nicht, daß ein Weiſer nicht bisweilen freywillig, ohne Murren und Verzweiflung ausziehen könnte, wenn die Natur, oder das Glück, ihm recht deutlich den Befehl zur Abreiſe geben. Allein nach dem ordentlichen Laufe der Dinge; mit was für Uebeln euch das menſchliche Leben durchflochten iſt, ſo iſt es doch, alles wohl erwogen, kein ganz übles Geſchenk: und wenn es nicht allemal ein Uebel iſt, zu ſterben; ſo iſt es doch ſehr ſelten eins, zu leben.

Unſre verſchiedenen Arten von dieſen Sachen zu denken, lehren mich, warum viele ihrer Beweiſe für mich nicht bündig ſind. Denn ich weis wohl, wie viel leichter die menſchliche Vernunft den Eindruck unſerer Meynungen, als der Wahrheit annimmt, und daß zwiſchen zween Menſchen verſchiedener Meynungen, das, was der eine für demonſtrirt hält, dem andern als ein Trugſchluß vorkömmt. Wenn ſie z. E. die Kette der Dinge, die Pope ſo wohl beſchrieben hat, angreifen: ſo ſagen ſie, es ſey

nicht

nicht wahr, daß, wenn man ein Stäubchen aus der Welt nähme, die Welt nicht bestehen könnte. Sie führen darüber den Hrn. Crousaz an; und setzen hinzu: Die Natur sey an kein genaues Maaß, und an keine gewisse Gestalt gebunden: kein Planet bewege sich in einer ganz regelmäßigen krummen Linie; kein bekanntes Ding habe eine genaue mathematische Figur; und keine bestimmte Größe der wirkenden Kraft, sey zu einer Wirkung erfoderlich; kurz, die Natur wirke niemals ganz strenge: und also habe man keinen Grund zu versichern, daß ein Stäubchen weniger, den Grund von der Zerstörung des Erdballs abgeben könnte. Ich gestehe Ihnen, daß ich bey dem allen mehr über die Stärke ihrer Bejahung, als ihres Vernunftschlusses erstaune; und in diesem Stücke weit zuversichtlicher Ihrem Ansehen, als ihren Beweisen nachgeben würde.

Was den Hrn. Crousaz anlanget, so habe ich seine Schrift wider Popen nicht gelesen; und bin vielleicht nicht geschickt, sie zu verstehen. Aber dieß ist gewiß, daß ich ihm das nicht zugeben würde, was ich Ihnen in Zweifel ziehe; und eben so wenig Vertrauen zu seinen Gründen, als zu seinem Ansehen habe. Weit gefehlt, daß ich denken sollte, die Natur sey an keine Genauigkeit der Größen und Figuren gebunden; so dörfte ich hingegen glauben, daß sie allein die Richtigkeit aufs schärfste beobachtet: weil sie allein nach aller Strenge, die Absichten und die Mittel vergleichen, und die Kräfte gegen den Widerstand abmessen kann.

Was die vorgeblichen Unordnungen betrifft, kann man auch wohl zweifeln, daß ſie nicht alle ihre natürlichen Urſachen hätten? Und iſt es denn genug, daß man ſie nicht gewahr wird, um ihr Daſeyn zu läugnen? Ohne Zweifel kommen dieſe Unordnungen von gewiſſen uns noch unbekannten Geſetzen; denen aber die Natur eben ſo wohl folget, als denen bekannten. Es giebt ohne Zweifel noch irgend ein andres wirkſames Weſen, welches wir noch nicht kennen; und deſſen Widerſtand, oder Mitwirkung ſein beſtimmtes Maaß in allen ſeinen Wirkungen hat: ſonſt müßte man ſchlechtweg ſagen: es gäbe Thätigkeiten, ohne Grundkräfte, und Wirkungen ohne Urſachen; welches gewiß aller Philoſophie zuwider läuft.

(Das Uebrige folget nächſtens.)

VI.

Chriſteis, hoc eſt Acta Apoſtolorum e lingua originali, in latinam translata & carmine heroico expreſſa, notisque ſuccinctis illuſtrata, a Jo. Joach. am Ende, S. S. Theol. D. Paſtore & Superint. & Protoſynedrii Dresdenſis Aſſeſſore. Vitemb. apud Ahlfeldium 1759 in 4. 264. pag.

Indem wir unſern Leſern von dieſem neuen heroiſchen und geiſtlichen Gedichte Nachricht geben, müſſen wir ihnen zuförderſt melden, daß wir keinen

Ro-

Robert Clarke vor uns haben, der bereits im vorigen Jahrhunderte Chriſtiados Libros XVII. herausgegeben, die auch 1708 zu Augſpurg und Dillingen neu gedrucket worden. Dieſe ſollte das Leiden Chriſti, als ein epiſches Gedicht beſingen, und bloß eine Zeit von 24 Stunden, vom Ausgange an den Oelberg, bis ans Begräbniß zum Gegenſtande haben. Dabey nun hat ſich der Verfaſſer ſo viel Freyheiten in Erdichtung ſeltſamer Umſtände genommen, daß er auch ſo gar der heydniſchen Mythologie nicht geſchonet, indem er gleich im I. Buche ſchreibt:

Tantaleas hæc nox epulas, ſolemque fugatum
Colchidis infandæ furias, Danaique eruentas
Abſolvet Thalamos. Phœbi revocare quadrigas,
Attonit; vulgare nefas. &c.

Ja dieſes der Tiſiphone in den Mund leget; die ihre Schweſtern, die andern Eumeniden, über ihren Anſchlag beneiden:

Ipſæ etiam Eumenides, quamquam invidere ſorori,
Hortantur tamen ad facinus, coguntque volentem.

Anderer noch lächerlicherer Erdichtungen zu geſchweigen, womit der Dichter die heilige Geſchichte beſudelt und entweihet hat.

Noch weniger iſt hier diejenige Chriſteis zu erwarten, die ein böhmiſcher Dichter, Erasmus Steinpach a Steinpach, bereits 1607. in 8. herausgegeben. Dieſer Scriptor Cyclicus hat ſich nichts weniger, als das ganze Leben Chriſti, von ſeiner Geburt, bis zur Ausgießung des heiligen Geiſtes am

Pfingstfeste zu besingen, vorgenommen, und solches auf 57 Seiten in 8. sehr mager und schlecht ausgeführet.

Auch des wälschen Jesuiten, Thomas Ceva Puer Jesus endlich, ist hier nicht zu suchen, darinn nur die Kindheit Christi mit viel lügenhaften Wundern durchspicket und durchflochten ist.

Eben so wenig kündigen wir hier eine neue Christiade an, dergleichen neulich in Frankreich in ungebundener Rede ans Licht getreten: die aber billig ihrer frechen Dichtungsart wegen, auf Befehl des Parlamentes von des Henkers Hand verbrannt worden. Wir haben nur eine vorläufige Nachricht davon gegeben, wollen sie aber ehestens ihrem Inhalte nach, etwas näher bekannt machen. Nein, unser hochehrwürdiger Dichter hat alle diese Fehler seiner Vorgänger so klüglich als glücklich vermieden, und sich einen weit richtigern Weg gebahnet, den seine geheiligte Muse in einem geistlichen Gedichte gehen könnte.

Man stelle sich einen rechtschaffenen Geistlichen vor, der anfänglich bey einer mäßigen Berufsarbeit, so manche Nebenstunde frey hat: die er nicht mit einem niederträchtigen Zeitvertreibe zubringen, sondern auf eine edlere Art anwenden will. Ein angebohrner Trieb lehret ihn die Musen lieben, und sein Amt lenket ihn, solches bloß zur Ehre Gottes zu thun. Er findet anfänglich Popens Versuch vom Menschen, seiner Betrachtungen und Beschäfftigungen würdig. Er lehrt diesen Engländer Latein reden, und breitet dadurch die vortreffliche und trostreiche Lehre, daß alles sehr gut in der Welt sey,

unter

Rudolph der erste vieles geholfen, von welchen Aventin im 7 Buch schreibet: „Er hat verordnet, „daß hinführo der Unwissenheit wegen, des Adels, der „Fürsten und der Päbste Verordnungen und Frey„briefe, u. d. g. in deutscher Sprache heraus gegeben „werden sollten, welches bisher in Römischer geschehen „ist. Ein gleiches schreibt Crusius in den Schwäbischen Jahrbüchern im 36. des 3 Theils im 1 Cap. „Von dieser Sache finde ich folgendes, Rudolph hätte „befohlen, daß die Notarien die Vergleiche nicht „mehr lateinisch, sondern deutsch abfassen sollten. „Denn viele von dem einfältigen Pöbel wären vor„hero durch das Latein betrogen worden.„ Ludewig von Bayern ist auch nicht ohne Ruhm zu nennen, unter dessen glückseligen Regierung, als man sich in Italien und Deutschland wieder auf die Wissenschaften legte, sich auch viele ihrer Mutterſprache beflissen und sie berühmter gemacht. Nachdem aber entweder aus Unwissenheit der Zeiten, oder aus Hochmuth der Priester, die lateinische Sprache wieder mächtig ward: so hat Maximilian der erste auf dem Cölnischen Reichstag Rudolphs des ersten Verordnung wieder erneuert und verordnet, daß alle öffentliche Schriften und Verordnungen deutsch abgefasset und geschrieben würden.

§. 11. Aber die gröste Zierde und Stärke erlangte unsere Sprache unter der Regierung des fünften Carls, da vortrefliche Leute aufstunden, welche so wohl die Religion, von der Unwissenheit und den Pfaffengedichten gereiniget, als auch unsere Sprache der Vergessenheit und Barbarey entrissen, und mit grossem Fleiß erläutert haben. Vor

unter den Menſchen deſto mehr aus. Aber das iſt ihm nicht Nahrung genug, für einen unerſchöpflichen poetiſchen Geiſt. Er will etwas höhers wagen, und ſelbſt dem Urſprunge und Fortgange der chriſtlichen Religion in ſeiner erſten Quelle nachſpüren.

Lucas, in ſeinen Geſchichten der Apoſtel, hat hievon die zuverläßigſte Nachricht gegeben. Dieſen ſchlägt er in der Grundſprache auf. Er findet einen Schriftſteller, der ſich im Anfange ſeines zweyten Buches auf das erſtere beruſet. „Die erſte „Rede habe ich zwar gethan, lieber Theophilus, „von allem dem, das Jeſus anfieng, beydes zu thun „und zu lehren ꝛc. „ Und was war hier natürlicher, als daß einem Kenner und Liebhaber der alten lateiniſchen Dichter, der Aehnlichkeit wegen, der Anfang der Aeneis einfallen mußte:

Ille ego, qui quondam gracili modulatus avena &c.
— — — — — —.
at nunc horrentia Martis
Arma virumque cano &c.

Er geräth ſogleich in eine poetiſche Begeiſterung, und drücket den Anfang der apoſtoliſchen Geſchichte ſo aus:

Ille ego, qui primum, divino numine plenus,
Chriſtus quæ fecit, docuitque potenter Jeſus,
Expoſui, cunctum nunc commemoranda per ævum,
Arma Virosque canam. Sancta quæ fata Catervæ
Quave ſit illa via, qua ſit ratione coorta,
Theiophile, enarrabo tibi, divinitus actus.

Dieß

Dieß iſt der Eingang des Werkes, auf den eine nicht minder wohlgerathene Erzählung folget:

In cruce perpeſſus mortem, illatusque ſepulcro,
Servator propria rumpens virtute catenas,
Mortis & inferni, nullo prohibente redibat
In terram vivus, vitæ Auctor & Arbiter unus.
Mox quoque collectis, ſibi quos delegerat olim,
Divina ducens divini voce Magiſtri,
Diſcipulis vivum ſeſe ſiſtebat & hoſte
Victorem fuſo. Signa & miracula multa,
Edebat generis multi, præſentibus illis.
Divini quæ ſit regni Natura docebat:
Quadraginta dies hoc uſus denique more
Diſcipulis una, propiusque accedere juſſis:
„O! ait, o! quidquid Vobis eſt Mentis Amici,
„Huc ferte, & quid opus facto ſit, diſcite proni.
„Facti Hierololymas reduces, durate quieti,
„Durate! & vosmet rebus ſervate futuris,
„Neve auſit Veſtrum quisquam diſcedere ab Urbe,
„Conjunctis animis precibusque attendite nutum
„Quisque Dei. Vobis, quidquid, me interprete, doni,
„A patre promiſſum eſt, dabitur. Mora non erit ulla.
„Flumine diſcipulos tinxit finxitque Joannes,
„Flamine vos eſtis demiſſo cœlitus omnes
„Implendi, paucis poſt, res eſt certa, diebus.„

So ſieht man, wie geſchickt und ſtark der hochwürd. Hr. Verfaſſer iſt, die vornehmſte Schönheit epiſcher Gedichte, das Dramatiſche, der ſelbſt redend eingeführten Perſonen, wohl nachzuahmen. Eben das erhellet faſt noch ſtärker, aus der Antwort der Jünger,

ger, und der Erwiederung des Heilandes, ſo gleich darauf folget:

Tum qui coierant demiſſa mente rogarunt:
„O Tu! quem Dominum colimus, colimusque Magiſtrum,
„Die age! Nam tu res perfecte intelligis omnes;
„Hoccine, dic nobis, Judææ tempore, Genti,
„Reſtitues regnum, ſancto quod Numine gaudet?
„Non veſtrum eſt, inquit, ſcrutari tempora, non eſt
„Horas noſſe, Pater, quas vult rerum Arbiter, uni
„Arbitrioque ſuo, Majeſtatique relictas.
„At vos & virtus & lux divina replebit,
„In vos cum ſanctus deſcendet Spiritus omnes.
„Vos eritis teſtes doctrinæ operumque meorum.
„In Solymis, cunctis Judææ Gentis in oris;
„In Samaritanis teſtes prodibitis arvis;
„Denique teſtatrix veſtra hæc animaque cœlo.
„Vox penetratura eſt extremas Orbis in oras. „

Wir müßten das halbe Werk abſchreiben, wenn wir nur die vorzüglich ſchönen Stellen, die voller Feuer und Leidenſchaften ſind, unſern Leſern vorlegen wollten. Die Beſchreibung von der Ausgieſſung des heiligen Geiſtes, die Steinigung Stephans, die Bekehrung Sauls, die Taufe des Hauptmanns Cornelius, durch den Apoſtel Petrus. Paulus und Barnabas, in Paphos, in Antiochien, und Lyſtra. Paulus zu Athen, und endlich vor dem Landpfleger Felix, dem Feſtus und Herodes Agrippa: alle dieſe Stellen würden wir hier einrücken müſſen.

Wir überlaſſen alſo dieſes alles den Liebhabern der lateiniſchen und griechiſchen Dichtkunſt, im Werke

ke ſelbſt nachzuleſen. Indeſſen müſſen wir noch melden: daß dieß hiſtoriſche Gedicht keinesweges eine bloße Ueberſetzung zu nennen iſt. Der hochwürdige Hr. Verfaſſer hat allen ſchweren Stellen auch ſehr gelehrte und gründliche Anmerkungen beygefüget. Er hat insgemein den Grundtext mit dem ſyriſchen Dolmetſcher verglichen, um den wahren Sinn herauszubringen. Er hat keine Mühe geſparet, gleichſam einen kurzen Commentar, oder eine Auslegung über dieſe apoſtoliſche Kirchengeſchichte zu liefern. Hier kommen alſo Dinge vor, die ſo wichtig, als angenehm und nöthig zu wiſſen ſind; und die ſonderlich ein rechtſchaffener Geiſtlicher ſich ſehr wird zu Nutze zu machen wiſſen.

Uebrigens haben wir vergeſſen zu melden, daß dieß ganze Gedicht von dem trefflichen Hrn. D. Am Ende, den dreyen berühmten Fürſtenſchulen zugeeignet worden: nämlich der zu Grimma, wo er in ſeiner Jugend fünf Jahre ſtudieret, der in Pforte, wo er eben ſoviel Jahre gelehret; und endlich der zu St. Afra in Meißen, die er verſchiedenemale, Amtshalber beſuchet hat. Muß es nicht eine große Aufmunterung für die daſelbſt ſtudierende Jugend ſeyn, ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften mit Fleiß zu legen: wenn ſie ſieht, daß auch Männer, die in den wichtigſten Kirchenämtern ſtehen, die Muſen noch lieben; und ihre Nebenſtunden zwiſchen den wichtigſten Amtsverrichtungen nicht beſſer anzuwenden wiſſen, als daß ſie die Gaben des Witzes und der freyen Künſte ſo zu ihrem Zeitvertreibe machen; daß ſie zugleich die Ehre Gottes damit befördern.

VII. Fort-

VII.

Fortsetzung und Beschluß der historischen Lobschrift, des weiland hochwürdigsten Bischofes zu Cracau, Herzogs von Severien, Herrn Andreas Stanislaus Kostka, Grafen Zaluski.

Und was für eine Pflicht seines bischöflichen Amtes hat wohl dieser erhabene Fürst seitdem verabsäumet? Waren Kirchenvisitationen zu halten, waren in den plotzkischen und culmischen Stiftern Synoden zu besuchen; waren Schlüsse des römischen Stuhles, von den wichtigsten Dingen, mit großen Feyerlichkeiten kund zu thun; war dem hochsel. Könige **August** dem II. eine Lobrede öffentlich zu halten, und die königl. Leiche bis ans Ende der Stadt zu begleiten; war endlich eine königliche Prinzessinn mit einem durchl. Churfürsten des H. R. R. ehelich zu verbinden, oder ein königlicher Prinz mit der heil. Taufe zu versehen, oder ein andrer sterbender einzusegnen: so war überall der Eifer unsers erlauchten Grafen selbst zugegen; und zwar allemal so, daß er mehr durch sein Ansehen, durch seine Gaben, durch seine Beredsamkeit das bischöfliche Amt zierete, als ihn diese Würde erheben konnte. Wie eifrig ließ er nicht zur Ausbreitung des Glaubens, zur Beförderung guter Sitten und nützlicher Wissenschaften, dienliche Gesetze, nicht nur abfassen, sondern auch abdrucken; nicht nur abdrucken, son-

sondern auch ohne Entgeld, und auf eigene Kosten austheilen? Nun hatte die ihm untergebene Geistlichkeit nicht die geringste Entschuldigung mehr, einer alten Nachläßigkeit in obigen Stücken zu folgen: sie dorfte nur sicher ihrem Oberhirten folgen. Und welch ein nachdrücklicherer Lobredner hätte des gütigen Augusts Thaten und Verdienste, unserm Königreiche würdiger erheben können; als ein Prälat, der ihn von Jugend auf gekannt, an seinem Hofe sein Glück gefunden, und aller der großen Eigenschaften Augenzeuge gewesen, die gedachten Monarchen von so vielen andern hohen Häuptern unterschieden hatten; der übrigens in der Staats- und Regierungskunst, so stark, als in der Beredsamkeit seiner Muttersprache war. Glückseliges Reich! das entweder solche beredte Staatsmänner, oder solche staatskundige Redner aufzuweisen hat!

Und was hat nicht die Universität Cracau, was haben nicht die Wissenschaften, für günstige Einflüsse von der nahen Gegenwart eines so erlauchten, eines so gelehrten Aufsehers und Beschirmers empfunden! So wie er beym Antritte des krakauischen Bisthums gleich in einem Pastoralschreiben die schweren Pflichten seines Amtes, in der größten Deutlichkeit vorgestellet, und sich dazu die Fürbitte seiner Schafe sehnlichst ausgebethen: wie er sich eifrig angelegen seyn lassen, die unter der Geistlichkeit eingerissenen Misbräuche abzuschaffen, und die verfallene Kirchenzucht aufs sorgfältigste herzustellen; wie er dabey alle in den Weg gelegte Hindernisse, einiger Stiftsprälaten und Ordenshäupter, glücklich

aus

aus dem Wege zu räumen gewußt: alſo hat er auch auf der uralten Univerſität Cracau, mit gleichem Anſehen, Eifer und Nachdrucke das gemeine Beſte, und das Wachsthum der Gelehrſamkeit zu befördern geſuchet.

Es giebt leider! auch unter denen, die ſich für Prieſter im Tempel der Muſen, für Säulen am Heiligthume Apollons, ja für groſſe Lehrer der erhabenſten Wiſſenſchaften ausgeben, menſchliche Schwachheiten, die in Gebrechen ausarten; durch die Fortſetzung, zu böſen Gewohnheiten und Misbräuchen werden; durch die Länge der Zeit aber, als durch eine Verjährung, ein gewiſſes Recht zu erlangen ſcheinen, ſo zu beharren, wie ſie von undenklicher Zeit geweſen zu ſeyn glauben. Dieſe halb- oder falſch-gelehrte Zunft aber, iſt deſto ſchwerer von ihren Fehlern zu überzeugen, jemehr ſie ſich einbildet, alles beſſer einzuſehen. Die Halsſtarrigkeit ſelbſt ſcheint hier alsdann eine Tugend zu werden: und die Beharrlichkeit in der Finſterniß und Unordnung, unter der Larve eines Eifers, für wohlhergebrachte Rechte, die Geſtalt einer Tugend zu erlangen. Unnütze Spinnengewebe ſcholaſtiſcher Grillen begehren die Verehrung der wahren Weisheit; und lächerliche Schulgezänke um verächtliche Hirngeſpinnſte, fodern eben die Bewunderung, die ſich nur Wahrheit und Einſicht erwerben können.

Eine ſolche vielköpfigte Hydra hatte ſich rings um den pohlniſchen Parnaß Hölen und Schlupfwinkel gemachet. Hier laurete ſie der nach Wiſſenſchaft begierigen Jugend auf, die nach dem Tempel der

Musen, und den Heiligthümern der Pallas begierig war. Fast alle wurden vom rechten Wege zur Weisheit abgeführet, und in die finstern Kapellen der Unwissenheit und Barbarey geschleppet. Kein Sonnenstral des wahren Apollo drang in die dunkeln Klüfte, wo das Vorurtheil des Ansehens, nur mit schwachen Lampen erhellet ward. Nacht und Dampf umhülleten den Altar dieses Abgottes; sollten aber auch sein schwach bestraltes Antlitz um desto ehrwürdiger machen; je weniger es recht erblicket werden konnte. So mußten vormals die stockfinstre Höle des Trophonius, den Aberglauben der Rathfragenden durch Schaudern und Schrecken bestärken; und die eleusinischen Geheimnisse bey später Nacht ein abgeschmacktes Nichts den Einfältigen als verehrungswürdig darstellen.

Hier erschien nun unser erhabener Zaluski, als ein andrer Apollo, mit den heitern Stralen der wahren Weisheit umgeben; und bemühte sich den neblichten Afterschein einer falschen Gelehrsamkeit zu dämpfen, zu beschämen, zu vertilgen. Da er auf sovielen auswärtigen Musensitzen eine ganz andre Gestalt der Gelehrsamkeit erblicket hatte, die sich durch ihre Schönheit, Klarheit und Leutseligkeit den Blicken ihrer Anbether viel reizender darstellete: so seufzete er bey seiner Rückkunft, daß er dieselbe in seinem Vaterlande allein vermissen sollte. Preußen, Deutschland, Holland, Frankreich und Wälschland hatten ihm in einem hellen Lichte der Wissenschaften zu wohnen geschienen: und wie mußte es ihn nicht schmerzen, daß er auf den vornehmsten

Sitzen

Sitzen der ſarmatiſchen Muſen, nur dunkle Ampeln einer falſchen Gelehrſamkeit glimmen ſah?

Sobald er alſo zu einigem Anſehen, das ihm ſeine Aemter gaben, gelanget war, ward das ſeine erſte Sorge, wie er die Wiſſenſchaft unter ſeinen Landesleuten empor bringen könnte. Schon als Biſchof von Plotzko, errichtete er in ſeinem Sitze zu Plotzko, eine Pflanzſchule für diejenige Jugend, ſo ſich dem Dienſte der Kirche gewidmet hatte; und beſetzte alle erledigte Stellen mit lauter gelehrten und tüchtigen Männern. Wie manchen fähigen Kopf munterten ſein liebreicher Zuſpruch, ſeine überredenden Ermahnungen, ſeine oft beygefügten Geſchenke nicht auf, ſich einer wahren Wiſſenſchaft zu befleißigen! Er reizete ſie, ſich auf die Erläuterung und Erweiterung der pohlniſchen Litteratur zu befleißigen, und theils das kennen zu lernen, was ihre Vorfahren ſchon geleiſtet, theils das fortzuſetzen, was jene dem Fleiße ihrer Nachkommen noch übrig gelaſſen hatten. Einen berühmten Gelehrten in Danzig munterte er ſchriftlich auf, von den Conföderationen der Pohlen eine gründliche Abhandlung zu ſchreiben: und ſelbſt machte er Anſtalt, aus des vormaligen ermländiſchen Biſchofs, Zaluski, vortrefflichen Briefen einen Auszug der auserleſenſten zum Drucke zu befördern. Als Biſchof von Lutzko und Culm, ſorgte er für eine beſſere Erziehung der adelichen Jugend; und wollte zu Warſchau ſelbſt eine Ritterakademie zu Stande bringen. Er hatte bereits den berühmten ſobieskiſchen Pallaſt, Marieville genannt, an ſich gebracht, und zu dieſer heil-

samen Absicht bestimmet. Und was hätte er dem Vaterlande nützlichers ins Werk richten können?

Man sage was man will: so ist doch ein erleuchteter Adel allemal die größte Zierde eines Hofes und ganzen Landes. Stecket dieser noch in Barbarey und Unwissenheit, so arbeiten alle Gelehrte vergebens an Aufklärung der Bürger eines Staats. Das Beyspiel der Großen reizet die Jugend am kräftigsten zur Nachfolge; entweder in der Liebe zu den Wissenschaften, oder in der Verachtung derselben. Wer wird sich die Mühe nehmen, den Musen zu opfern, wenn man auch in roher Unwissenheit stecken, und doch an Ehren groß und ansehnlich vor der Welt werden kann? Ein gelehrter Staats- und Hofmann aber wirft Funken in den Zunder junger Herzen, und entzündet ihre natürliche Ehrliebe. Kaiser Friedrich der I. war selbst ein Liebling der Musen: sogleich entbrannten alle Fürsten, Grafen und Edle seines Hofes, in Liebe der schönen Wissenschaften: und in kurzem ward diese Neigung in ganz Deutschland allgemein. Wer also ein ganzes Volk aus der Rauhigkeit reißen will, thut am besten, wenn er von der edlen Jugend anfängt: damit ihr Beyspiel auch die geringern Stände zur Nachfolge reize.

Das sah niemand besser ein, als unser erlauchter Bischof Zaluski. Allein, wie sehr ist es zu bedauren, daß sich ihm die mächtigsten Hindernisse in den Weg legeten. Neid und Eifersucht hemmeten diese edlen Absichten in ihrem ersten Ausbruche: und wenn gleich selbige nicht erstickt werden konnten;

andern aber pflege ich vornemlich auf Martin Luthern zu sehen, welcher die Alten weit übertroffen, und in seiner gelehrten Uberseżung der Bibel, und übrigen herrlichen Werken die deutsche Sprache sehr verbessert und zu ihrer Deutlichkeit gebracht, daß wir also durch seine grosse Wohlthat nicht nur wiederum unterwiesen worden, den unsterblichen GOtt anständig zu preisen; sondern auch angefangen haben reiner und besser deutsch zu reden. Aber auch zu unseren Zeiten, da viele von den vornehmeren aus Hochmuth und Liebe zu neuen Dingen, die väterliche Gewohnheit nicht nur durch fremde Sitten und Kleider, sondern auch durch anderer Völker Worte und Redensarten besudelt, und unsere Sprache durch einen Mischmasch fremder Wörter elendiglich verstellet; haben sich doch Gelehrte und lobenswürdige Männer gefunden, welche unter dem Schuz grosser Prinzen sich in Gesellschaften zusammen gethan, damit sie die väterliche Sprache in dem alten unbefleckten Flor erhalten, von der Seuche und der Vermischung fremder Wörter reinigen und fortpflanzen möchten. Gleichwie nun dieser Männer Fleiß zur Ausschmückung und Vermehrung der Majestat unserer Sprache allerdings gereichet, deswegen sie sich durch diese grosse Wohlthat die Nachwelt unendlich verbindlich machen: Also ist deren Arbeit unzeitig und nicht wohl überlegt, welche aus einem unrechtischen und ängstlichen Aberglauben keine Worte in unserer Sprache leiden wollen, welche sich nicht eines deutschen Ursprungs rühmen können, und von aller Verwandschaft mit fremden Wörtern weit entfernet sind. Denn es werden in der alten Sprache viele ungereim-

te

ten; ſo war es doch der Klugheit gemäß, nachzugeben, und theils eine bequemere Zeit zur Ausführung zu erwarten, theils andre Mittel zu wählen.

Der ehrwürdige Orden der Piariſten both dieſes Mittel dar, und ſelbſt die Theatiner ließen ſich willig dazu finden. Dieſen wackern Männern wirkte unſer erlauchter Biſchof die königliche Vergünſtigung aus, ein ſo genanntes Collegium Nobilium, oder eine Ritterakademie aufzurichten; und half ſelbſt, außer ſeinem Anſehen, durch milden Vorſchub die Sache befördern. Und was iſt mehr zu wünſchen, als daß dieſe Anſtalten die gewünſchten Wirkungen theils gehabt haben, theils noch ferner mehr und mehr haben mögen!

Was ſoll ich von der mit auswärtigen Gelehrten geſchloſſenen Verbindung, und von ihnen genoſſenen Ehre erwähnen? Mit dem großen Wolf, dem Haupte deutſcher Gelehrten, der ſein ganzes Vaterland erleuchtete, ſtund der erlauchte Biſchof im Briefwechſel; und dieſer verehrte einen ſolchen Mäcen, durch die Zueignungsſchrift zweener wichtigen Theile ſeiner philoſophiſchen Werke *). Verſchiedene Leipziger-Gelehrte ſtunden in der genaueſten Verbindung mit demſelben **). Aus Danzig ſchrieb ein berühmter Mann Ihm ſein Jus publicum Regni Poloniæ zu ***). Aus Wittenberg und Frankfurt erhielten ein Paar Gelehrte ****) die Preiſe der Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſo ſie durch Beſchrei-

*) Des II. u. III. Bandes ſeiner Sittenlehre.

) Hofrath Rechenberg, Hr. Hofrath Maſcov, Kammerrath Richter, u. a. m. *) Hr. D. Lengnich.

****) Hr. D. Chladenius, und Hr. Prof. Barthold.

bung der zaluskischen Bibliothek in Warschau verdienet hatten; und aus Wälschland sogar, ward bey der prächtigsten Ausgabe des befreyten Jerusalems, der neunte Gesang desselben, unserm erlauchten Bischofe gewidmet.

Doch ich vergesse darüber fast der krakauischen hohen Schule, als des vornehmsten Gegenstandes meiner Betrachtungen. Zuförderst beehrte unser hochwürdigster Bischof die öffentlichen gelehrten Unterredungen, und Reden der dasigen Professoren, mit seiner so ansehnlichen als verehrungswürdigen Gegenwart. Er selbst setzte denen geprüften und tüchtig befundenen Candidaten den Doctorhut mit eigenen Händen auf; ja er pflegte selbst denen Prüfungen derer zu Lehrämtern bestimmten Anfänger, aufmerksam beyzuwohnen: lauter Verrichtungen, die in die Aufmunterung der Gemüther, und Beförderung der Gelehrsamkeit den sichtbarsten Einfluß hatten. Er that aber noch mehr. Die fähigsten Köpfe unter den letzten, und die lehrbegierigsten davon, sandte er selbst mit großen Unkosten auf fremde Universitäten, um daselbst zu mehrerer Einsicht zu gelangen, und sich zu Verwaltung akademischer Aemter desto tüchtiger zu machen. Fanden sich aber schon wirklich gelehrte Pohlen: so war dieser erlauchte Mäcen willig und eifrig, ihnen am königl. Hofe zu guten Beförderungen behülflich zu seyn: wie solches an verschiedenen Beyspielen ins Auge gefallen.

Was war es also Wunder, daß auch auswärtige gelehrte Akademien, unsern hochwürdigen Beschirmer der Gelehrten, zu ihrem Ehrengliede erklärten? Dieses that die unter des Freyherrn von

Pe-

Petrasch zu Ollmütz errichtete Academia Incognitorum, die sich bey den besten Absichten zur Ausbreitung der Wissenschaften, mit sehr gelehrten Proben ihrer Einsicht und Gelehrsamkeit hervorgethan. Und mit wie vielem Eifer hat er nicht zu Beförderung der mathematischen und philosophischen Wissenschaften zu Kracau, auswärtige Lehrer verschrieben, sie mit den Unkosten zu nöthigen Instrumenten reichlich versehen, und auf alle mögliche Weise gegen alle Uebelwollende zu beschirmen gewußt.

Mögen doch andre geschickte Federn noch ferner alle die großen Dienste preisen, die dieser durchl. Fürst und Bischof dem Konigreiche Pohlen, in Staatssachen, in Beförderung des Handels, in Hemmung der Macht reicher Juden bey Unterdrückung der Christen, in Abhelfung der Münzgebrechen, in Wiederanbauung der verfallenen Bergwerke, und endlich bey dem Kriegswesen, erwiesen. Seine Ermahnungen und Anschläge sind allezeit sehr heilsam, obgleich, wegen gefundener Hindernisse oft ohne Wirkung gewesen. Wir bedauren in Deutschl. an Ihm einen Beförderer der Gelehrsamkeit, in einem benachbarten und mit Sachsen so genau verbundenen Reiche; der auch kurz vor seinem Ende noch die deutlichsten Proben von seinem Eifer für dieselbe abgeleget. Mit was für reichen Einkünften, mit was für trefflichen Verfassungen hat er nicht die öffentliche Bibliothek zu Warschau noch bestätiget! Die Nachwelt wird erstaunen, wenn sie diese Proben davon lesen wird *, die alles, was ein Lucull zu Rom ähnliches gethan hat, übertreffen: der zwar auch einen prächtigen Büchervorrath gesammlet,

von dem ganz Rom mit Verwunderung geredet; aber ihn nicht dem gemeinen Nutzen des Staates gewidmet. Das Andenken des großen Zaluski wird alſo bey den ſpäteſten Zeiten in ewigem Segen bleiben, u. ſonderlich allen künftigen Magnaten und Prälaten in Pohlen zu einem reizenden Beyſpiele vor Augen ſtehen.

* So lauten die neueſten Nachrichten davon aus Warſchau.

Unſere öffentliche Bibliothek, welche Seine Excel. der Hr. Kronreferendarius Zaluski und deroſelben Herr Bruder, Biſchof von Kracau vor einigen Jahren geſtiftet, wird im kurzen unter den Berühmteſten in Europa prangen können. Sie hat bereits ein eiſernes Capital von 130000 Gulden und andere Einkünfte, welche nur gedachter Biſchof von Kracau hochſ. Andenkens mit 45000 Guld. und zwey anſehnlichen Palläſten, in ſeinem Teſtamente vermehret hat. Ueber dieſes ſetzen der Hr. Kronreferendarius, jetziger Biſchof von Kiovien, dero Sorgfalt und Koſten unermüdet fort, den Anwachs dieſer Bibliothek und die Aufnahme der Wiſſenſchaften zu befördern.

VIII.

Mikroſcopiſche Augen- und Gemüthsbeluſtigungen, IV. V. u. VI. Fortſetzung.

Nürnberg, in groß 4. mit Kupfern.

Wir können nicht umhin, unſern Leſern, von der glücklichen Fortſetzung dieſes angenehmen philo-

philoſophiſchen Werkes, aus der Hiſtorie der Natur, Nachricht zu geben. Es erhält ſich ſelbiges bey eben der guten Art, womit es angefangen hat, und machet ſich dadurch täglich beliebter. Wir wollen vom Inhalte dieſer drey Monathe ein Verzeichniß geben, und etwas weniges daraus anmerken.

Die XIII. Tafel ſtellet einen ganzen Flügel eines Schmetterlinges vor, der zum wenigſten 100 mal vergrößert worden, und alſo alle kleine Federchen ſichtbar darſtellet, wovon ſeine Oberfläche bedecket iſt, und die man mit den Fingern, als einen feinen Staub davon abzuwiſchen pflegt. Die XIV. zeiget ein kleines Pflänzchen von dem grünen Mooße, welches auf der Erde, eines mit einem Topfe im Keller geſtandenen Roſenſtockes, gewachſen war. Es ſtellet ſelbiges ein ordentliches Zwiebelgewächs, mit ſehr vielen, unten größern, und nach oben zu kleinern platten Blättern vor. Die XV. Tafel zeiget die aus einem Tropfen menſchlichen Urins, den man auf dem Gläschen ausdunſten laſſen, angeſchoſſenen Salzcriſtallen. Sie ſehen theils wie Sternchen mit vier Zacken, theils wie Spieße, Schwerter und Hellebarten aus. Die XVI. endlich zeiget ein Neſt von Eyern gewiſſer Schmetterlinge, daraus die jungen Raupen bereits ausgekrochen. Es ſind die Zellen deſſelben lauter richtige Sechsecke, wie die in den Honigkuchen: nur mit dem Unterſchiede, daß hier in jedem 18, 20, bis 24 aus dem Mittelpunkte bis zum Umfange gehende Abtheilungen, die wie die hohlen Trompetchen ausſehen; und gleichſam gelenkerweis abgetheilet ſind, erſcheinen.

In der V. Fortsetzung sieht man zuförderst die Aelchen im Essige, oder Kleister, davon Hr. Büffon unlängst so viel Wesens gemachet. Der Hr. Verf. hat diese Sache nicht nur aus andern Beobachtern der Natur, einem Leuwenhoek, Backer, Needham u. a. sondern durch eigene Betrachtungen aufs genaueste untersuchet. Er bemerket zuförderst, daß man die Thierchen, weder in allem Essige, noch in allem Kleister, auch nicht zu aller Zeit findet; ja was einen befremden möchte, daß diese Essig- und Kleisterälchen von einerley Geschlechte, ja nahe Anverwandten sind. Es ist bekannt, daß man dem Essige mehrentheils mit Sauerteige die Säure zu geben suchet, wenn man ihn zuerst aufstellet: und da kommen also die Aelchen aus dem Teige, oder Mehle in das Flüssige. Woher kommen sie aber in das Mehl? Ist denn alles Mehl lebendig, oder mit lebendigen Thierchen erfüllet? oder erzeuget nur ein Zufall dieselben?

Das gemeine Mehl von auserlesenen Weizenkörnern, die gesund und alle gut gewesen, hat keine solche Würmchen. Allein wenn brandigte Aehren darunter gewesen, und die schwarzen Körner mit gemahlen worden: so fehlet es daran nicht. Hier werden Erfahrungen angeführet, da solche schwarze Körner besichtiget worden. Darinn ist nämlich eine fasigte Materie vorhanden, die nur so lange leblos daliegt, bis sie naß gemachet wird; sodann aber hundert kleine Würmer und Aelchen zeiget. Diese sind nun so klein, daß sie auch unter dem Mühlsteine nicht zermalmet werden, und das andre gute Mehl damit betheilen. Der

Der Kleiſter iſt auch, wenn er friſch iſt, noch ohne Würmer, wenn er aber alt und ſauer wird, dann hat er die meiſten. Ja wenn er vertrocknet, und etliche Jahre ſo hart, als Horn liegt; ſodann aber wieder angefeuchtet wird, ſo zeigt er eine Welt voll lebendiger Thiere: welches mit den genaueſten Beobachtungen beſtärket wird. Das Kupfer dieſes Monaths zeiget, was man bemerket: ſo daß die oberſten, kleinen, im Eſſig, die untern, großen, im Kleiſter geſehen worden.

Die XVIII. und XIX. Figur zeiget das beſondere an der Blume Arum Aegyptiacum, und die XX. einen Floh, in allen ſeinen Veränderungen, als ein Ey, Wurm, Püpchen und Floh.

Die VI. Fortſetzung liefert eine Laus auf gleiche Art, als die XXI. Figur. Die XXII. zeiget den Saamenſtaub einer Hiacinthe, und den ganzen innern Bau ihrer Gefäße. Die XXIII. die Kriſtallen vom ausgedunſteten Ammoniacſalze, das ſehr verſchiedene Geſtalten zeiget, als einen achteckigten Stern mit langen Stralen, etliche blatterigte Gewächſe, und viel zackigte Stäbe mit Aeſten. Endlich auch einen ſchielenden Taffent, der aus zweyerley Seide gewebet iſt. Man kann nichts ſchöners ſehen.

IX.

Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, mit Abhandlungen über dieſelben, 2er Th. v. Joh. Andr. Cramern, königl. dän. Hofpredigern. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf 1759.

Die-

Dieſer zweyte Theil poetiſch überſetzter Pſalmen iſt dem erſten in keinem Stücke nachzuſetzen. Der Hr. Verfaſſer giebt ſeinen erſten Theil mehr für eine Nachahmung, als für eine buchſtäbliche Ueberſetzung des hebräiſchen Pindars aus: giebt ſich doch aber alle Mühe, dem Sinne der Grundſprache immer näher zu treten. Die bevorſtehende neue Ausgabe des I. Theiles wird ſolches darthun. Er vertheidiget ſich alſo gegen eine in den göttingiſchen Anzeigen gefundene Kritik, ſeines 18ten Pſalms. So recht wir ihm in den meiſten Stellen geben müſſen, ſo ließe ſich doch bey dem Horne des Heils noch ein Zweifel anbringen. Der hochehrwürdige Hr. Verfaſſer meynet in dem Horne des Heils, den Begriff von der Gegenwehr der Thiere, deren Waffen die Hörner ſind, zu finden. Aber wie? wenn man auf die Gewohnheit der Alten zurückdenkt, heilſame Salben in Hörnern, als Gefäßen, aufzuheben: wird da ein Horn des Heils, d. i. der Geſundheit, der Wohlfahrt und Glückſeligkeit, nicht einen ganz andern Begriff geben? Doch wir tragen dieſes nur als einen Zweifel vor, darüber wir deſto lieber belehret ſeyn möchten; je öfter dieſe Redensart in den Pſalmen vorkömmt, und noch von niemanden bemerket worden, daß ſie dieſen Sinn haben könne.

Der hochehrwürdige Hr. Verfaſſer hat in dieſen itzo gelieferten Pſalmen mehr abwechſelnde Versarten, und freyere Gattungen eines vermiſchten Sylbenmaaßes, als vorhin im I. Bande gebrauchet.

Dieß

Dieß wird unſers Erachtens den Muſikmeiſtern angenehm ſeyn, die nach der itzigen Singeart, lieber ungleiche Versarten, nach Art der Cantaten; als überall einförmige Oden und Geſänge in Noten ſetzen. Es wird ihnen alſo an Texten zu Kirchenmuſiken nicht fehlen können, wann ſie ſich getrauen, die davidiſchen geiſtreichen Gedanken mit ihren Tönen zu beleben.

Sonſt müſſen wir dem Hrn. Verfaſſer das freudige Zeugniß geben, daß er bey aller Lebhaftigkeit der Schwünge, die ſeine davidiſche Muſe auch im Deutſchen genommen, allem unerlaubten und widrigen Zwange, rühmlich entwichen iſt. Er beſtätiget alſo von neuem durch ſein Beyſpiel, die alte Wahrheit: daß man eben nicht Schnitzer wider die Sprache machen, und ſeinen Leſern den Ohrenzwang erregen muß, wenn man neu und ſchön, und geiſtreich dichten will.

Doch können wirs nicht läugnen, daß es uns manchmal ſchwer gefallen, in gewiſſen gar zu vermiſchten Versarten ein Sylbenmaaß zu finden, darnach wir ſie recht leſen könnten. Z. E. a. d. 63ſten S. gefallen uns die drey erſten Strophen ungemein:

Du ſtießeſt in den Staub uns nieder;
Zerriſſen hat uns deine Hand!
Gott du warſt zornig! Kehre wieder!
Erſchüttert haſt du unſer Land!
Dein Eifer hat es, Herr, zerſpalten;
Es wankt ſchon; eil, es zu erhalten;
Gib ihm vor ſeinen Feinden Ruh;
Und ſeine Brüche heile du!

Tief haſt du, Gott, dein Volk gebeuget,
Ihm deinen Zornkelch voll geſchenkt;
Ein Harres haſt du ihm erzeiget,
Und uns mit Taumelwein getränkt!
Doch denen, welche dir vertrauen,
Gebeiſt du, auf, zu dir, zu ſchauen;
Du gabſt den Frommen dein Panier
Und ſammleteſt ſie, Gott, zu dir!

Das thatſt du deiner Wahrheit wegen,
Uns ein getreuer Gott zu ſeyn.
Du gabſt den Treuen deinen Segen,
Die, ſo du liebteſt, zu befreyn.
Noch ſchütz uns, Iſraels Geſchlechte!
Gib, gib uns Sieg durch deine Rechte!
Erhör uns! Laß dein Heil uns ſehn!
Antworte, Helfer, unſerm Flehn!

Aber a. d. 64ſten werden wir ſo irre, daß wir uns nicht zurecht finden können, ob es Verſe oder Proſa iſt, was wir leſen. Vielleicht geht es unſern Leſern nicht beſſer. So lautet es:

Es ſpricht, der Mächtige ſpricht in ſeinem Heiligthume:
Die Stimme des Herrn begeiſtert mit Freude mich.
Der Herr giebt Sichem mir zu meinem Erbenthume;
Auch giebt der Herr mir, o Thal Suchoth, dich!
Ich theile dich, Sichem; ich meſſe dich ab,
Thal Sucheth, das der Herr mir gab.

Ich fürcht; ich fürchte mich nicht vor ihrem kühnſten Haſſe,
Wenn wider den Schwarm Jehova mir Hülfe ſchafft!
Mein, mein iſt Gilead, und mein iſt auch Manaſſe,
Und Ephraim iſt meines Hauptes Kraft!
Ich ſehe dich, Juda, mein Zepter, du Fürſt,
Dich ſeh ich, wie du ſiegen wirſt!

Kömmt

te und veraltete Worte gefunden, welche unsere Zeit und die geschickteren Köpfe oder der geläuterte Geschmack unser Zeit, nicht zulassen wollen. Viele, die ihren Ursprung allerdings aus unserer Sprache haben, geben der Rede doch weder Ansehen noch Nachdruck. Viele werden endlich gefunden, welche der Gebrauch (oder die Gewohnheit) als der beste Lehrmeister der Sprache, aus andern Sprachen eingeführet und gebilliget hat. Denn wie Flaccus an die Pisones schreibt: „Viele Wörter werden wieder erneuert „werden, die schon abgekommen sind, und viele wer„den abkommen, die man ietzo in Ehren hält: wenn „nemlich die Gewohnheit will, bey welcher die Frey„heit, Macht und die Richtschnur zu reden, zu finden „ist.

§. 12. Durch diese Stufen ist die deutsche Sprache geführet, bis sie zu unserer Zeit zu diesem Gipfel gediehen, welchen nichts an Ansehen und Schönheit übertrifft, man mag den Ursprung, oder die Majestät, oder ihren weiten Inbegriff und Reichthum erwegen. Denn sie ist bey nahe mit der Welt zugleich gebohren. Als sie mit den umschweifenden Völkern, mit der Völker Barbarey und mit unzeyligen Kriegen lange vergebens gestritten hatte; so kam sie doch endlich aus ihrer Asche und ihren Ruinen wiederum schöner hervor: Und da die Spanier, Gallier und Britten ihre alte Sprache verlohren, so ist diese, die aus der Celtischen Sprache entspringet, fast allein, vermöge eines seltenen Glücks verewiget worden. Und da sie vorzeiten allein in den weitläuftigen Ländern, welche auf der einen Seiten von dem Ausgange der Donau, auf der andern von dem unaufhörlichen Winter der mitter-

Kömmt dieß nicht daher, weil keine Zeile der andern gleich iſt? Sollte man daher auch hier einem Dichter nicht zurufen:

Eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines.

X.

Akademiſche Redekunſt, zum Gebrauche der Vorleſungen auf hohen Schulen, als ein bequemes Handbuch eingerichtet, und mit den ſchönſten Zeugniſſen der Alten erläutert von Joh. Chriſt. Gottſcheden in Leipzig. Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf 1759 in Octav 1 Alph. 4 Bog.

Dieſer Titel meldet ſehr deutlich, was man in dieſem Buche zu ſuchen hat. Nach dem nämlich der Hr. Verf. vor einigen Jahren zum Gebrauche der Gymnaſien und Schulen, die Vorübungen der Beredſamkeit (Progymnasmata) herausgegeben, die auch ſehr günſtig aufgenommen worden: hat er bemerket, daß wohl gar auf einigen Univerſitäten gelehrte Männer dieſelben zum Grunde ihrer Vorleſungen geleget. Da nun dieß ſeinen Abſichten ganz entgegen war, und bey der Fähigkeit akademiſcher Zuhörer viel zu ſchlecht ausfallen mußte; ſann er der Urſache davon nach. Er fand ſie auch bald, in der bekannten Dürftigkeit der meiſten Studierenden, die insgemein mit dem Glücke nicht in ſo gutem Vernehmen ſtehen, daß ſie ein akademiſches

sches Lesebuch, das über einen Thaler kostet, ohne ihre Beschwerden kaufen können. Und zu diesem Preise war seine ausführliche Redekunst, in vier auf einander gefolgten Ausgaben allmählich erwachsen.

Er sah sich also dadurch veranlasset, einen kürzern Auszug aus seinem oratorischen Lehrbuche zu machen. Er folgte darinn der Ordnung aller Hauptstücke, behielt zwar alle Regeln, wie sie vorher gewesen; faßte aber alles bündiger zusammen, und besserte sogar manches noch hin und wieder aus. Wie er aber manche Erläuterungen, und sonderlich die ausführliche Abhandlung von Tropen und Figuren weg zu lassen gut befand, als welche er schon in den Vorübungen, auf die niedrigen Schulen verwiesen hatte; und deren Kenntniß ein Studierender billig schon auf Universitäten mitbringen soll: also bereicherte er dagegen seine Regeln mit den besten Parallelstellen der größten Lehrer der Beredsamkeit bey den Alten. Man wird also hier kein Hauptstück, ja fast keinen §. finden, dabey nicht die schönsten Zeugnisse Ciceros und Quintilians anzutreffen waren. Ja zuweilen sind auch aus dem Horaz, Virgil, Seneca, Gellius, und Plinius die artigsten Stellen mit angeführet.

Um aber der allmählich einreißenden Verderbniß der Schreibart, in Deutschland vorzubeugen, hat er auch noch einen Anhang beygefüget. Das erste Stück desselben machet Lucians Rhetoron didascalos, oder Lehrer der Redner; das zweyte aber, des berühmten Werensels gelehrte kritische Abhandlung de Meteoris Orationis: beyde ins Deutsche übersetzt. Wir zweifeln nicht, daß beydes den Anfängern in der guten Schreibart zu einem kräftigen Gegengifte, wider alle heutige Verführungen dienen werde.

Ende des Brachmonds 1759

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Heumond 1759.

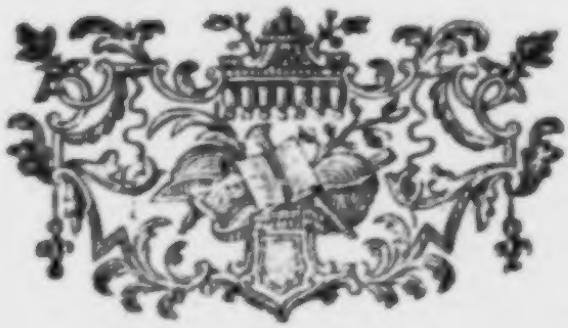

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1759.

Inhalt.

I. J. T. Kleinii Stemmata avium, quadraginta tabulis æneis ornata.

II. Fortsetzung der abgekürzten Geschichte der hebräischen Dichtkunst.

III. Nachricht eines neuen Versuches von der Verwandelung des Getraides.

IV. Nachricht von einer neugestifteten churbayerischen Akademie der Wissenschaften.

V. Candide, ou L'Optimisme, traduit de l'Allemand de Mr. le Docteur Ralph.

VI. Die Gelassenheit. Eine Ode.

VII. Rambachs Schicksal der Protestanten in Frankreich.

VIII. J. F. S. Geschichte des im 1756sten und 1757sten Jahres in Deutschland geführten Krieges.

IX. Hrn. Heinzens Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre.

X. Der Frau von Passow sämtliche Lustspiele.

XI. Hrn. Stoltersoths Grundriß einer Geschichte des Königreichs Ungarn.

XII. Der Kaufmann. Ein Lustspiel.

I.

Jacobi Theodori Kleinii, Imper. Acad. Petrop. Reg. Soc. Lond. & Inſtitut. Bonon. Membri, Stemmata Avium, quadraginta tabulis æneis ornata. Accedunt Nomenclatores, Polono-Latinus, & lat. pol. Lipſ. apud AJ. Heinr. Holle 1759. in 4. maj.

Wir haben die Ueberſchrift dieſes gelehrten und koſtbaren Werkes, nur lateiniſch hergeſetzet, ob es gleich auch einen deutſchen Titel hat: **Geſchlechtstafeln der Vögel, mit vierzig Kupfern erläutert;** ja auch durchgehends einen deutſchen Text liefert. Dieſes melden wir, um der Liebhaber willen, die ſich bisweilen vor einem bloß lateiniſchen Buche ſcheuen. Hier finden ſie nämlich ſowohl alle Namen der Vogelgeſchlechter und ihrer Abtheilungen, als auch die Beſchreibungen, in unſerer Mutterſprache; welche denn dadurch um ein anſehnliches bereichert worden.

Der beliebte Verfaſſer dieſes Werkes hatte ſchon im Vorſpiele ſeiner Vogelhiſtorie erwähnet: daß er die Köpfe der Vögel von allen weichen Theilen entblößet, nebſt den Füßen und Zungen der meiſten, auf lindene Breter geheftet, und mit Balſam überzogen, unter gläſernen Verdecken verwahret habe, um ſeine Methode darnach einzurichten. Nach der Zeit hat ſich ſein Vorrath anſehnlich vermehret: indem ſeine Feunde und Freundinnen ſein Vorhaben eifrig befördert. Er hat ſich alſo auch nicht lange nöthigen laſſen, dieſe ſeine Abtheilung und Anordnung aller Vogelgeſchlechter, der Welt mitzutheilen; da er 40 geſtochene Tafeln fertig hatte und liefern konnte.

Der Augenſchein wird es zeigen, daß die von Köpfen und Füßen hergenommenen Geſchlechter mit ihren Gattungen, und dieſe mit jenen übereinkommen: es ſey nun, daß man dieſe Stücke roh oder gebraten vor ſich liegen hat. Auch der ſonſt unbekannteſte Vogel, kann durch dieſe Merkmaale in ſein Geſchlecht verwieſen werden. Nachdem er nämlich zwo, drey, vier oder fünf Zähe hat, und wie dieſelben beſchaffen ſind, ſo weis man ſeine Familie. Aus dem Schnabel aber erkennet man das Geſchlecht. Betrachtet man aber die Höhe des Schädels, die Länge, Stärke oder Krümme der Schnäbel: ſo kann man auch bis auf die geringſte Art deſſelben beſtimmen *).

Die

*) Es iſt uns leid, daß man hier Species durch Gattung gegeben: da doch dieß Wort viel beſſer ein Genus, jenes aber die Art anzeiget.

Die Köpfe und Füße sind hier alle in natürlicher Größe gezeichnet und gestochen, den einzigen Straußvogel ausgenommen: ja sie sind sogar alle mit Hülfe eines Zirkels abgemessen. Diese Genauigkeit wird verhoffentlich die unnöthige Sorgfalt anderer Vogelzeichner beschämen; die sich zwar alle Mühe gegeben, die Federn und bunten Farben der ihrigen genau zu treffen; die rechte Verhältniß der Köpfe und Klauen aber aus der Acht gelassen haben. Will man die Probe nur mit Vergleichung der Drosseln oder Sperlinge jedes Ortes mit den preußischen, die der Hr. Verfasser hier geliefert, machen: so wird der Augenschein einen jeden überzeugen. Und alsdann kann man die barbarischen Namen, die man den Vögeln beylegt, großmüthig verachten.

Uebrigens hat es der Hr. Verfasser für unnöthig gehalten, jedem Geschlechte alle Gattungen, oder diesen beyde Füße beyzufügen. Die Menge der Kupfer würde dadurch ohne Noth vermehret worden seyn. Auch hat er die abgezogenen und entfleischeten Köpfe eben nicht zergliedern wollen: die bloße Höhe des Schädels, die Figur und Gestalt des Schnabels und seiner Kiefern, waren schon zureichend genug, das Begehrte zu leisten.

Den Eisvogel, oder den Königfischer, hat was die Füße betrifft, noch niemand so genau betrachtet, als sie hier a. d. V. Tafel erscheinen. Gleichwohl ist hier kein Irrthum, oder Spiel der Natur. Der Hr. Verfasser heißt es eine Anomalie, oder Abweichung einer Familie, wo zwo Zähen vorne und zwo hinten stehen. Hierzu gehöret nur noch eine, vom

dreyzähigten Spechte; dem die Natur wohl wissend den zweyten Hinterfinger versaget hat; ohne daß man ihn deswegen aus der Familie der Spechte ausschließen darf. Es haben schon andre Naturforscher angemerket, daß dieselbe sich keinen willkührlichen Classenmachereyen zu unterwerfen pflegt. Augustin hat daher ganz recht gesaget: Ich fragte die Erde, — — und alles, was in derselben ist, — — und sie antworteten mir: Frage droben, über uns!

Felix, qui potuit rerum cognoscere causas!
Wie glücklich! wer den Grund der Dinge finden kann!

So weit geht die Vorrede dieses Werkes. Auf das Verzeichniß der Pränumeranten folget eine kurze Vorrede des Hrn. Prof. Titius zu Wittenberg. Hier wird uns der bedaurenswürdige Tod, des sel. Hrn. Secr. Kleins gemeldet, der zwar im 74sten Jahre seines Alters, aber gleichwohl zu früh der gelehrten Welt entrissen worden. Er brauchet also sehr artig, diejenigen Worte von ihm, die Cicero vormals an den Cäsar gebrauchet hat: Satis Naturæ fortasse vixisti; addimus etiam, si placet, gloriæ; at, quod maximum est, historiæ naturali certe non satis. Seine Lebensumstände ließen sich hier noch nicht melden. So viel aber machet er kund, daß die unvollendeten Schriften des Verstorbenen, seinem würdigen Hrn. Schwiegersohne, dem Rathsherrn Gralath in Danzig, hinterlassen werden. Aus dessen Händen können wir noch alles hoffen. Die Aufschriften derselben sind folgende:

1. Drey

nächtlichen Länder, als von den Grenzen der Natur selbst, eingeschlossen wurden, herrschete: So ist sie doch nachhero mit einem bewundernswürdigen Fortgang durch die **Franken** in **Gallien** eingeführet worden, wo die ersten Könige, und Bezwinger des Volks fränkisch, d. i. deutsch redeten. Zu eben der Zeit ward sie durch die **Burgundier**, deren gewöhnliche Sprache sie war, in den Alpen und Pyräneischen Gebürgen weit ausgebreitet, da selbige Burgundier die **Schweizer** und die äussersten Theile Galliens beherrscheten. Die **Longobarden**, welche deutsch geredet, haben auch unsere Sprache in Italien gebracht, daß die Italiener sich bis ietzo noch vergebens quälen bey Erklärung ihrer Gesetze, wo sie nicht die deutschen Ausleger zu rathe ziehen. Ja von dem grossen Umfange, den sich die deutsche Sprache noch ietzo in dem grösten Theil von Europa zuwege gebracht hat, zeuget der grosse Strich Landes gegen Mitternacht, **Schweden**, **Dänemark**, **Norwegen**, in deren Sitten viele, in der Sprache noch mehr Spuren der Deutschen übrig sind. Daß man sich über das, was **Fl. Illyricus** in der Vorrede zu Otfrieds Evangelienbuch geschrieben hat, nicht wundern darf: „daß „diese Sprache viele Töchter habe, oder gewiß viele „Wörter anderen Sprachen mitgetheilet, als der „Französischen, Spanischen, Englischen, Polnischen, „Böhmischen und anderen, welche nun unter der al„ten Benennung nicht so bekannt sind. Und daß ich den Umfang der Sprache, wornach viele die Vortreflichkeit ihrer Sprache abmessen, allhier mit fahren lasse: So ist dieses wahrlich, als der gröste Ruhm zu achten, daß sie durch ihren eigenen Reichthum mächtig

1. Drey Fragen: Was Steinſtoff ſey, und wie die eigentlichen Steine mögen erzeuget werden? β) Wie wir ſelbige vernünftig genug unterſcheiden mögen? γ) Wie verſteinerte Zeuge ſich zu eigentlichen Steinen verhalten; und wofür die Korallen, nebſt andern ſolchen harten und weichen Seekörpern zu achten ſind?

2) Von unterirdiſchen und verſteinerten Dingen um Danzig.

3) Nomenclator Lapidum figuratorum pronotus &c. cum 24 tabulis æri inciſis. & præfatione de lapidibus in genere.

4) Unterſuchung, α) ob die Vögel aus der Erde, oder aus dem Waſſer erſchaffen werden. β) Wie ſie in natürliche Ordnung zubringen. γ) Was irrende Streichvögel und Zugvögel ſind? ꝛc.

5) Hiſtoria avium plenior, ſeu Ordo in prodromo hiſtoriæ avium auctus & correctus. &c.

6) Lucubrationum ſubterranearum Schediasma I. de ſale condimentario polonico, ſyllabus. &c. item Schediasmata II. III. IV. V.

7) Præcognita, pro Gazophylacio naturæ in Tabulas collecta.

8) Tentamen, plantas marinas muſei quondam auctoris in ordinem, claſſes & genera redigendi.

9) Opuſcula varia cum exteris, partim cum Societate anglicana communicata, cum Fig.

10) Von den Corallengewächſen, gegen den Hrn. Ellis.

11) Ein ausführliches Werk von den Eyern und Nestern der Vögel.

12) Posterior lucubratio subterranea, de lapidibus idiomorphis &c.

Nimmt man nun mit diesen Werken die wirklich gedruckten zusammen: so muß man sich wundern, wie der selige Mann bey seinen Amtsgeschäfften so viel Zeit übrig gehabt, das alles leisten zu können, was wohl kaum der Fleiß ganzer Gesellschaften hätte zu liefern vermocht. Wie wir also sein Andenken jederzeit in Ehren halten werden: also wünschen wir, daß uns die beliebte und gelehrte Feder des Hrn. Schwiegersohns, uns ein völliges Leben des sel. Mannes im Zusammenhange schenken möge. Preußen hat gewiß wohl Gelehrte aller Arten aufzuweisen; aber unter Naturforschern hat es wohl unter andern, Helvinge, Fischer, Sendel, Hanove und Kühne, u. a. m. aber nur einen einzigen **Klein** hervorgebracht, den es allen Deutschen und Auswärtigen entgegen stellen kann.

Was nun die Geschlechtstafeln selbst anlanget, so ist in denselben die I. Familie der Vogel, mit zweyzähigten Füßen, nur ein einziges Geschlecht, nämlich der Straußvogel. Es ist wunderbar, wie die Natur bey dem Uebergange aus einer Art der Thiere in eine andre, gleichsam nur einen kleinen Schritt thut. Z. E. von den vierfüßigen Thieren mit gespaltenen Klauen, wie Schafe, Rehe, und Hirsche sind, ist der Strauß nur wenig unterschieden, indem er auch nur zween Finger oder Zähen an seinen Füßen hat. Das Kupfer dieses Monaths stellet die

die Gestalt dieser Straußklauen dar, die unter allen Vögeln ihresgleichen nicht haben.

Nun folget II. der Straußbastart, der vorn drey Zähe hat; und hinten keine. Dahin gehöret auch der Casear, der Trapp, der Rybitz, u. d. m. Die III. Familie hat vier Zähen, aber vorne zwey und hinten zwey, wie der Papagey, der Specht, Guckuk, Eisvogel, Kraivogel, Hohlschnäbler. Die IV. Familie hält die Fangvögel, oder Habichte in sich, die drey Zähen vorn und einen hinten haben, wie der Adler, Geyer, Falk, die Eule.

Dieses war das erste Geschlecht dieser Familie. Die 2te enthält die Raben und Krähen. Die 3te die Elstern und Heher. Das 4te, die Staare. Das 5te, die Drosseln. Das 6te, die Lerchen. Das 7te, die Fliegenstecher, darunter die Nachtigallen, Zeisiche, Grasemücken, Schnee- Zaun- und Sommerkönige, und hundert andre mehr sind.

Alle diese Arten sind nun sauber in Kupfer gestochen, und nach ihren Köpfen, Schnäbeln und Beinen aufs genaueste beschrieben. Wir haben also hier abermal ein Buch im Deutschen, dergleichen weder die Alten, noch die Ausländer aufzuweisen haben.

II.

Fortsetzung der abgekürzten Geschichte der Dichtkunst bey den Hebräern.

Aus dem XIII. Theile der Hist. de l'Acad. des Inscript. & belles Lettres (übersetzt) pag. 100.

Zweyter Zeitpunkt.

David, welchen die heilige Schrift nur den trefflichen Sänger nennet, egregius Psalte-, ist in den Augen des Hrn. Racine der hebräische Pindar, weil er ihn hier nur als einen Dichter betrachtet. Die Musik und Poesie waren allezeit seine Ergötzungen in Nebenstunden. In seiner Jugend, da er mit der Sorge für seines Vaters Vieh beschäfftiget war, machte er sich seine musikalischen Instrumente selbst. Wir lernen dieses aus einem seiner Lieder, welches weder in unsern Canonen, noch in dem Hebräischen steht: welches man aber gleichwohl als sehr alt anführen kann, weil es im syrischen, arabischen und vielen griechischen Exemplarien zu finden ist. Ich war, saget er daselbst, der jüngste unter meinen Brüdern. Ich hütete der Schaafe meines Vaters, und machte mir selbst ein Saitenspiel, und meine Finger bereiteten einen Psalter.

Sobald ihn Samuel zum Könige gekrönet hatte, gerieth der Geist Gottes, wie die heilige Schrift

Schrift ſaget, über ihn. Er fuhr indeſſen in ſeinem Schäferleben fort, und verfertigte Pſalmen in ſeiner Einſamkeit. Seine Geſchicklichkeit ward ſo berühmt, daß Saul, von der Schwermuth überfallen, ihn an ſeinen Hof kommen ließ, in Meynung, daß er durch die Bezauberung ſeiner Töne, die Heftigkeit ſeines Uebels vertreiben würde. Die Muſikanten mußten damals bey den Iſraeliten nichts gemeines; oder Davids Gaben müſſen in dieſer Art ſehr vorzüglich geweſen ſeyn: weil man, nach genauer Unterſuchung, bloß dieſen jungen Schäfer fand, der fähig zu ſeyn ſchien, den Wünſchen Sauls eine Genüge zu thun.

Da ihn, nach dieſem, dieſer eiferſüchtige König verfolgte, und ihn zwang in eine Wüſteney zu fliehen, verfertigte er in ſeinem Leiden, ſo wie bey den wichtigſten Vorfällen ſeines Lebens, diejenigen Geſänge, welche den größten Theil der Sammlung ausmachen, die uns unter dem Namen der Pſalmen bekannt iſt.

Als er im ruhigen Beſitze ſeines Thrones war, ſo that er das, was Moſes nicht gethan hatte. Er erhob die Feyerlichkeit des Gottesdienſtes durch die Muſik, Poeſie, und den Tanz, und gab in allem das Beyſpiel, weil er ſelbſt tanzte, ſpielte und geiſtliche Lieder ſang. Er ſetzte vier tauſend Sänger ein, die ſelber in ihre Stimmen mit Inſtrumenten ſpielten, die er für ſie hatte verfertigen laſſen. Zuweilen ſetzte er auch ſelbſt die Muſik zu ſeinen Pſalmen; zuweilen aber überließ er dieſe Arbeit den geſchickteſten von ſeinen Tonkünſtlern. Aſſaph, einer

der-

derselben, der selber ein Vorgesetzter von Davids Musik war, fügte dieser Geschicklichkeit noch die Poesie bey. Man gründet sich auf eine Stelle des 2ten Buchs der Chronik, daß er der Verfasser verschiedener Psalmen sey. David befahl, daß nunmehr alle Leviten musikalisch seyn sollten. Und wie sehr müssen nicht Leute in der Musik zugenommen haben, bey denen das musikalische Studium von Vater auf Sohn fortgepflanzet wurde? Die Musik war gleichsam ihr Erbtheil und ihre vornehmste Beschäfftigung.

Es scheint, daß David ziemlich viel Musik in seinem Palaste gehabt haben muß. Wir können solches aus der Antwort desjenigen Greises schließen, welcher sich entschuldigte, ihm an den Hof zu folgen: mein Gehör ist nicht mehr geschickt, den Ton der Sänger und Sängerinnen zu unterscheiden.

Folglich zeiget denn alles unter dem David die Regierung der Musik, und der Poesie bey den Hebräern an. Salomon, als Erbe des Geschmackes und der Gaben seines Vaters, unterstützte und brachte die Einsetzungen seines Vaters in Flor. Wie herrlich mag nicht die Aufführung der Concerte im Tempel gewesen seyn? Concerte, wozu viertausend Singstimmen, vier und zwanzig Chöre von musikalischen Instrumenten, und zahlreiche Chöre von Sängerinnen bestimmet waren. Josephus bezeuget, daß Salomon zweymal hundert tausend Trompeten, und vierzig tausend Instrumente habe verfertigen lassen: davon die Materie aus einem Metalle von Silber und Golde bestan-

den

den habe. In der Folge erfüllte dieſer Prinz, nach dem Beyſpiele anderer orientaliſchen Prinzen, deren Pracht und Weichlichkeit er nur gar zu ſehr nachäffete, ſeinen Hof mit Muſikanten beyderley Geſchlechts; dieſes nennet die Schrift, die Freude der Kinder der Menſchen. Als ein Liebhaber der Dichtkunſt ſowohl, als der Muſik verfertigte er eine erſtaunliche Menge von Oden. Er hatte drey tauſend Gleichniſſe geſchrieben. Dieſer Geſchmack, das Wahre auf eine räthſelhafte und ſittenſprüchliche Weiſe vorzutragen, kam urſprünglich aus Aegypten, und war auch dem Pythagoras und einigen andern Weiſen üblich. Was man vom Salomon aufbehalten hat, daraus iſt das Buch der Sprüchwörter entſtanden, ein Buch, welches nach dem heil. Hieronymus, in Verſen geſchrieben ſeyn ſoll.

Dritter Zeitpunkt.

Die Liebe zur Muſik und Dichtkunſt, die einmal durch den David und Salomon in Judäa ausgebreitet waren, erhielt ſich noch lange Zeit daſelbſt, trotz der Kirchenſpaltung, die ſich unter Rehabeams Regierung eräugete. Zehn Stämme, die ſich von Juda und Benjamin abriſſen, machten einen Staat für ſich aus, der uns unter dem Namen des Reiches Iſrael bekannt iſt; allein dieſes Reich hatte ſeine Dichter und Muſikanten als Nacheiferer von den jüdiſchen. Samarien kämpfete wider Jeruſalem, und wollte in ſeinen Feyerlichkeiten die Pracht des Tempels nachahmen. Allein

lein diese Nebenbuhler Davids hatten seinen Geist nicht. Amos, der in Israel weissagete, verspottet sie, daß sie ihre Gesänge mit Davids seinen in Vergleich stellen wollten. Er trotzet ihrem Hochmuthe, und saget ihnen zu gleicher Zeit: daß Gott das Geplerr ihrer Lieder, und ihres Psalterspiels nicht mehr beaehre.

Die Gesänge Davids wurden noch lange Zeit in Juda gesungen. Josaphats Kriegsheer ließ davon in seinem Zuge wider die Moabiter die Welken erschallen. Die Musikanten wurden an die Spitze der Heere gestellet, und das ganze Kriegsheer sang mit einer Stimme den 135sten Psalm. Auf ihren Sieg folgten andre Gesange in dem Thale, welches von daher den Namen **Lobethal** hat. Wie sie endlich wieder nach Jerusalem zurück kamen, eilten die Sieger in den Tempel, wo sie Harfen, Cithern und Cymbeln fanden.

Die Laster, womit Juda nach der Zeit überschwemmet ward, machten diesen gottseligen Concerten ein Ende. Die vom David eingesetzten Feste, wurden unter dem Ahas nicht mehr fortgesetzet, und dieser ungläubige Monarch schloß den Tempel zu. Allein Ezechias ließ das Haus des Herrn wieder eröffnen, setzte die Feste wie er ein, befahl den Leviten, Davids und Asaphs Psalmen zu wiederholen: und er selbst muß als ein grosser Dichter betrachtet werden, wofern er denjenigen schönen Gesang verfertiget hat, welchen ihn Esaias nach seiner wundervollen Genesung anstimmen läßt; der

aber

aber auch vielleicht ein Werk dieses Propheten ist.

Man bemerket auch in dem Gesange der Judith sehr große Schönheiten, dessen erste Worte andeuten, daß er von einem Chore unter Paucken- und Cymbelnschalle sey angestimmet worden. Herr Racine führt nur diese zwey Stücke an, und hält sich desto länger bey der Folge großer Poeten auf, die wir in den Propheten gewahr werden: die in Juda und Israel bis an die babylonische Gefängniß verbreitet gewesen sind.

Sie setzten nicht alle ihre Prophezeihungen schriftlich auf. Elias und sein Schüler Elisa, die durch ihre Wunderwerke so berühmt waren, prophezeiheten nur mündlich. Alle Propheten die geschrieben haben, lassen sich in zwo Classen eintheilen, nämlich in große und in kleine Propheten. Die großen sind diejenigen, deren Schriften weitläuftig sind; die kleinen diejenigen, die ziemlich kurze Schriften hinterlassen haben. Allein, wenn man nach der Art derer Dinge, die sie verkündigen, und nach ihrer Schreibart von ihnen urtheilen will, sind sie alle groß; ungeachtet die Schreibart einiger, noch höher ist, als der andern ihre.

Im Esaias ist alles Poesie, und was noch mehr ist, so vermischet er sein Werk zuweilen mit Gesängen, die auf Weissagungen hinausgehen; Gesänge, darinnen die Freude, die Traurigkeit, der Trost, mit einander abwechseln, so wie derjenige ist, den er an die Gefangenen zu Babylonien richtet. Bey den Juden war dieß was gewöhnliches;

sie hatten Gesänge auf allerley Gelegenheiten, auf Feyerlichkeiten, auf Weinlesen, und auf traurige Begebenheiten. Als der alte Josias in der Schlacht wider den König von Aegypten geblieben war, verfertigte Jeremias über diesen traurigen Fall seine **Klagelieder**, welche lange Zeit von einem Chore Weibs- und Mannspersonen gesungen wurden. Es erhellet sogar, aus dem, was der Verfasser der Bücher der Chronik saget, daß man sie in eine Sammlung trauriger Gesänge mit eingeschaltet habe.

Nach der Zerstörung von Jerusalem durch den Nebukadnezar, wollte eben derselbe Jeremias lieber unter den Trümmern der heil. Stadt bleiben, als seinen Brüdern in die Gefangenschaft folgen. Die Klagelieder, welche er über die Unglücksfälle seines Vaterlandes verfertigte, sind aller Welt bekannt. Jerusalem wird darinnen weinend vorgestellet, wie es auf der Landstraße sitzt, den Vorübergehenden ihr Leiden klaget, und keinen Tröster findet. Die Landstraßen weinen selbst mit ihr, denn die Poesie des Jeremias belebet alles, und macht es zu Personen. Das Allerheiligste, das Vorhaus und die Mauern des Tempels, die Dirnen, die Priester, die Kinder, die Mütter, das Weltgebäu, die Erde, alles seufzet, alles schwimmet in Thränen. Es ist an keine Ordnung in den Worten des Jeremias zu denken; und eben diese Nachläßigkeit drücket den Schmerz nur noch besser aus.

Wenn es erlaubet wäre, unter allen diesen Propheten einen Rang festzusetzen, so wie man ihn unter den weltlichen Dichtern bestimmet: so würde ich glau-

tig, von angebohrner Zierlichkeit schön, und keiner fremden Schminke bedürftig sey. Welche auch an Stärke der Sylben, Nachdruck der Worte, und Ansehnlichkeit der Aussprache, den vollkommensten und nettesten Sprachen der ganzen Welt gleichet, oder sie übertrifft. Wir wollen uns bey denen nicht aufhalten, die einen allzu zärtlichen und leckerhaften Geschmack besitzen und aus thörichtem Hochmuth einer fremden Sprache nachhängen, und zum Beweis, daß sie von den alten abgetreten sind, sich nicht schämen die Italienische oder Französische Sprache, als zwo unechte Töchter der lateinischen vorzuziehen. Weit gegründeter urtheilet von derselben der bekannte Veronische Fürst Julius Cäsar Scaliger, welcher unsere Sprache mit folgenden Lobeserhebungen geziehret hat: „Alle Stücke, welche zur Vollkommenheit einer jeden Sprache „höchstnöthig sind, dieselben werden alle an eurer „befunden, daß sie entweder dieselben mit allen gemein habe, folglich ihnen gleich sey; oder sie allein besitze, und vortreflicher denn andere geachtet „werde. Ferner so ist sie erstlich die allerkürzeste, „und dadurch ahmet sie der Natur nach, oder trachtet dahin, oder ist vielmehr ihre Gesellin. Darnach so ist sie auch die reinste, welche durch keinen Unflath einer fremden Herrschaft besudelt „worden, (denn sie hat nicht verlieren dürfen, „was sie andern geben konnte.) Denn so ist sie „auch die reichste, und enthält alle Ausdrücke, „Beugungen und Vermischungen aller selbstlautenden und übrigen stummen Buchstaben. Eben das sagt ein anderer gelehrter Italiener: „Vielleiche

glauben, ſaget Hr. Racine, daß Jeremias der hebräiſche Simonides ſey. Seine Klagelieder ſind lauter Thränen. Dann würde ich wegen der Erhabenheit der Bilder und des gewaltigen Stromes der Schreibart, Jeſaiam an die Spitze der übrigen ſtellen. Und nach dem Beyſpiele eines Grotius, würde ich den Ezechiel mit dem Homer vergleichen, weil er ſo kühn in der Schreibart, reich an Vergleichungen und an großer Gelehrſamkeit iſt. Doch ohne mich in eine Unterſuchung eines jeden dieſer Propheten einzulaſſen; ſo will ich mich nur begnügen, dasjenige anzumerken, was ihnen allen gemein iſt; nämlich der häufige Gebrauch der Anſpielungen, die Lebhaftigkeit der Beſchreibungen, die ſchröcklichen Bilder, worunter ſie Gott vorſtellen; und dennoch die Freyheit, womit ſie mit eben dieſem Gotte reden, den ſie ſo furchtbar abbilden.

Was hat Ezechiel nicht für Allegorien! wie genau bleibt er dabey! Z. E. das vom Crocodille, welches er mit dem Könige von Aegypten, als Beherrſchern von demjenigen Fluſſe anführet, deſſen Ufer er mit ſeinem Gifte verderbet; und das Gleichniß vom Schiffe, unter welchem er den Fall von Tyrus, dieſer durch ihre Handlung ſo mächtigen Stadt, weiſſaget.

Wenn Zacharias dasjenige zu erkennen geben will, was die Städte zu fürchten haben, weil auch ſelbſt der Tempel nicht verſchonet bleiben wird, ſo wendet er ſich an die Bäume eines Waldes. Heulet ihr Tannen, denn die Cedern ſind gefallen! Oftmals erſcheint dieß geliebte, aber undankbare Volk

unter dem Bilde eines Weinstockes. Joel stellet ein feindliches Volk davon Gott sein Volk erlösen wird, unter dem Bilde eines Kriegsheeres von Heuschrecken vor. Des Esaias Schreibart ist eben so allegorisch.

Wie heftig ist nicht die Schreibart der Propheten! mit welchen Ausdrücken beschreiben sie nicht die Verheerungen, mit denen eine Stadt bedrohet wird! wie man aus dem 2ten Kap. Jeremiä, und aus dem 3. Kap. Nahums sehen kann.

Durch was für Züge schildert nicht Jesaias zugleich die Macht und Majestät desjenigen ab, der die Erde mit einem Dreylinge begreift, der die Heyden achtet wie einen Kropf, und die Insuln wie ein Stäublein. Wenn Ezechiel Gott auf seinem Throne betrachtet, auf dem Throne, welcher mit Licht und Flammen umgeben ist, und auf Rädern fortgerollet wird, die von sich selber gehen, weil ein lebendiger Geist in ihnen ist: breiten die Cherubinen ihre Flügel aus; und der über diesem herrlichen Bilde entzückte Prophet, wirft sich mit dem Antlitze zur Erden. Aber welch ein Bild kann nachdrücklicher von der Macht Gottes über den Menschen seyn, als das irrdene Gefäß, welches ein ehernes zerschmeißt, und aus eben derselben Materie ein anderes ihm gefälliges macht.

Wenn die Ehrfurcht gegen den Gott, dessen Werkzeuge sie sind, sich in den Schriften der Propheten schon so deutlich abschildert, so läßt sich die himlische Begeisterung die sie antreibt, darinn nicht minder vernehmen. Man wird hoffentlich den Hiob nicht im Verdachte haben, daß er von der Furcht Gottes

nicht

nicht durchdrungen ſey. Er iſt ſo ſehr davon durchdrungen, daß er ſie wie eine Waſſerfluth über ſich herrollen ſieht, deren Schwere er nicht ertragen kann. Gleichwohl fraget er Gott; er hat das Herz mit ihm zu hadern; er ſcheint wider die Unglücksfälle zu murren, die Gott ihm geſchicket, und hat faſt das Herz, Gott eine Ungerechtigkeit ſchuld zu geben. Dieſe Betrachtung über einen der Characteere von Hiobs Poeſie, kann auch zugleich auf die andern heil. Scribenten gezogen werden. Wir kehren wieder zu unſrer Geſchichte.

Nachdem Nebucadnezar ſeine Wuth an dem Tempel zu Jeruſalem und an der Stadt ausgelaſſen hatte, führete er die Juden gefangen nach Babylon. Es ſchien, daß ſo viele Drangſalen und Kränkungen in dieſem Volke allen Geſchmack der Poeſie und alle Muſik hätten vertreiben ſollen. Gleichwohl geſchah das Widerſpiel: weil die Juden niemals andächtiger waren, als in der Noth. Ohne hier von dem Geſange zu reden, wo Tobias die Wiederherſtellung von Jeruſalem ſo prächtig abſchildert, haben wir ja noch viele Pſalmen, die von den Leviten in währender Gefangenſchaft aufgeſetzet worden. Die muſikaliſchen Dichter tröſteten ſich ſelbſt und ihre Mitbrüder. Bald ſeufzeten ſie gegen Jeruſalem, bald maleten ſie die Barbaren der Ueberwinder ab; bald ſtellen ſie Gott vor, daß ſeine Ehre erfodere, ſein Volk zu rächen. Dieſe Gedanken werden oft wiederholet, weil dieſe Gefangenen ſich von nichts anderm unterreden konnten, als von ihren Unglücksfällen. Einige Kunſtrichter haben ge-

glaubet, sie müßten alle Psalmen dem David zuschreiben; allein, wenn man nur einige dieser Psalmen liest, die lange nach ihm aufgesetzet zu seyn scheinen, so kann man dieser Meynung nicht statt geben. Wie kann man doch, fragt Herr Racine, den 136sten Psalm lesen, ohne darinnen ein lebhaftes Bild von der Gefangenschaft der Juden zu sehen? Die Babylonier, welche von der Schönheit ihrer Gesänge gehöret hatten, und von der Pracht derer Concerte, die durch eine erstaunliche Menge von Musikanten in dem Tempel aufgeführet wurden, sagten ihnen zuweilen: singet uns doch ein Lied nach eurer Weise. Aber die Juden, welche sie wohl unter sich singen, braucheten sie gar nicht zur Zeitkürzung ihrer Ueberwinder. Sie malen sich auch in diesem Psalme ab, wie sie an den Ufern vom Euphrate sitzen, und sich in Thränen baden. Wie ihre Harfen schweigen, und an den Weiden hängen, womit das Ufer des Euphrats bedecket war, und rufen: Was? sollen wir ein Lied singen in fremden Landen?

Des Cyrus offener Brief brach die Bande der Hebräer; und dieser glückliche Augenblick gab ihnen die Freudigkeit und Freyheit wieder. Die ersten Ausbrüche dieser lebhaften und reinen Freude, erschalleten in dem 122ste Psalme. Ich freue mich, saget der Levit, der Urheber dieses Gesanges, ich freue mich deß, daß mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen, und daß unsre Füße stehen sollen in deinen Thoren, Jerusalem!

Die-

Dieſer zweyte Vers, der in der Vulgata dunkel, aber in des Vatablus Ueberſetzung des hebräiſchen Textes ſehr klar iſt, zeiget: daß der Levit, welcher vielleicht achtzig Jahre alt geweſen, damals den Tempel Jeruſalems vor ſeinen Augen gehabt hat. In der That, da die Gefangenſchaft nur ſiebenzig Jahre gewähret hat, ſo hat es ſich gefunden, ſaget die heil. Schrift ſelbſt, daß in dem Tage der Wiederkehr noch viel Juden gelebet haben, die den erſten Tempel geſehen hatten.

Vierter Zeitpunct.

Wenn verſchiedene Pſalmen in währender Gefängniß verfertiget worden ſind, wenn einige andere zur Zeit der Rückkehre nach Jeruſalem aufgeſetzet worden, ſo iſt gar kein Zweifel, daß die Wiederherſtellung des Tempels ebenfalls einige veranlaſſet habe. Alle dieſe alten und neuern Geſänge, die zu den Feyerlichkeiten der Juden beſtimmet waren, wurden vom Eſra geſammlet; und dieſe Sammlung von Göttergeſängen, welche nach dieſem von den Griechen Pſalmen genennet wurden, biethet uns, nach dem Geſtändniſſe der Kenner, die ſchönſte lyriſche Poeſie dar. Aber dieſe Schönheit, die alle Welt eingeſteht, würde noch mehr ins Auge fallen, wenn uns richtige Nachrichten verſicherten, zu welcher Zeit ein jeder gemachet worden iſt; wenn ſie wenigſtens in hiſtoriſcher Ordnung auf einander folgeten.

Seit den Zeiten der Macchabäer bis auf Christum, sieht man dergleichen Gesänge nicht. Damals waren keine Propheten mehr unter den Juden, und keine Poesie mehr, sobald es an begeisterten Leuten fehlete. Gleichwohl währete die Liebe zur Musik noch bis an die letzten Zeiten von Jerusalem, weil Tacitus uns die Priester der Juden, auf der Flöte und den Pauken spielend vorstellet.

Herodes der Große, als ein eifersüchtiger Herr, die Ehre seiner Regierung auszubreiten, ließ eine Bühne in Jerusalem bauen, und ein Amphitheater draußen vor der Stadt, zu Festen, die mit den griechischen eine Aehnlichkeit hatten. Er bauete die Stadt Cäsarea, und in dieser Stadt, einem berühmten Denkmaale seiner Pracht und Schmäucheley, versammlete er alle diejenigen, welche berühmt waren, daß sie sich in der Musik hervorthäten. Die Liebe dieses Königes aber zu den Künsten, wollte gleichwohl bey den Hebräern die Liebe zur Musik nicht erwecken. Die letzten von den kanonischen Büchern sind in der erhabenen Schreibart nicht abgefasset, sondern so einfältig, als das höchste Alterthum es mit sich bringt. Der heilige Hieronymus hat geglaubet, er fände in dem Buche der Weisheit, welches ein Grieck verfertiget hat, diejenige Art von Beredsamkeit, die Alexanders Zeiten gemäß war; Hr. Racine aber findet vielmehr die ägyptische zu Zeiten der Ptolomäer darinnen. Eben so urtheilet er von den zwey Büchern der Macchabaer, und von dem letzten Theile des Predigers Salomo. Die alte Dichtkunst der Juden, erscheint,

ob

ob ſie gleich allezeit groß, aber allezeit einfältig iſt, erſt zu den Zeiten der Geburt Chriſti, in denen drey Geſangen, die der Evangeliſt Lucas uns aufbehalten hat. Die Schreibart dieſer drey Geſänge, zeiget von den Empfindungen, die ſie hervorgebracht haben. In dem erſten zeiget ſich die tiefſte Demuth der Mutter Gottes gegen Gott; in dem andern erhellet die Erkenntlichkeit des Zacharias durch Figuren und durch die Erhabenheit der Begriffe; der letzte iſt nur eine Auslaſſung des Herzens des alten heiligen Greiſes Simeon; die Kürze zeiget es zur Genüge an.

Hr. Racine beſchließt dieſe Geſchichte der hebräiſchen Poeſie durch zwo ſehr ehrenwerthe Betrachtungen, die eine, für die hebräiſchen Poeten, die andere für die Dichtkunſt überhaupt. Die erſte iſt, daß, dafern die hebräiſchen Poeten allezeit erhaben ſind, ſie auch die einzigen geweſen, die in der genaueſten Wahrheit haben ſagen können, eſt Deus in nobis, agitante caleſcimus illo. Die andere iſt, daß da die Poeſie eine Sprache iſt, die Gott ſo oft gebrauchet, Menſchen reden zu laſſen, die von ihm begeiſtert waren, ſie alſo eine göttliche Sprache, und folglich der Hochachtung und Bewunderung der Menſchen würdig ſey? Wie ſehr ſtrafbar ſetzet er hinzu, ſind diejenigen nicht, welche ſie gemisbrauchet haben? Und dieſes behält er ſich vor, in der Folge noch zu zeigen, wenn er die Geſchichte der Dichtkunſt bey den andern Völkern erzählen wird.

III.

Nachricht von einem neuen Versuche, von der Verwandlung des Getráydes.

Vor einem Jahre haben wir die Beschreibung des Versuches, von der Verwandlung des Habers in Weizen, so wie uns selbige aus dem Hause des Hrn. Baumeister Richters allhier mitgetheilet worden, bekannt gemachet. Eine so sonderbare Sache mußte nothwendig aufmerksame Beobachter der Natur begierig machen, auf verschiedene Fragen antworten zu können, die man bey dieser Sache vielfältig machen hörete. Dieselben waren hauptsächlich diese drey.

I. Wird auch der aus Haber entstandene Weizen, im folgenden Jahre, ohne besondere angewandte Mühe, wirklicher Weizen bleiben; oder wird er wieder zurück fallen, und sich in die geringere Art des Habers verwandeln?

II. Wird auch vieleicht das aus Haber entstandene Korn, (denn bekanntermaßen waren einige Stauden nicht in Weizen, sondern in Korn verwandelt worden,) durch nochmaliges Pflanzen und Beschneiden, sich noch irgend in Weizen erhöhen lassen?

III. Wird eben das, was in dem Richterischen Versuche mit schwarzem Haber gelungen ist, auch mit

mit dem hier um Leipzig gewöhnlichen weißen Haber von ſtatten gehen?

Alle dieſe Fragen zu beantworten habe ich mir ſeit dem vorigen Sommer alle Mühe gegeben. Da ich von dem damals entſtandenen Weizen ein Paar Aehren geſchenkt bekam, die ich nämlich in Kupfer ſtechen ließ; habe ich alle Körner derſelben, am Ende des Herbſtmondes, nach Tag- und Nachtgleiche, in ein nicht ſonderlich zubereitetes Gartenbeet geſtecket; und zwiſchen jedem Korne etwa eine ſtarke Spanne weit Raum gelaſſen. Im Weinmonathe gieng dieſer Weizen zwar auf, aber wie mirs vorkam, ſehr kümmerlich, und mit überaus ſchmalen Blättern. Der Windmond (Nov.) beſſerte ihn nicht ſonderlich; und ſo ließ ich es den Winter durch, auf Froſt, Schnee und Regen ankommen, was daraus werden würde. Im Lenzmonde (Märzen) der dießmal ſchon ſehr warm ward, fieng ſich auch mein Weizen an zu regen, aber noch ſehr ſchmal blätterigte Stauden zu bekommen: ſo daß ich beſorgte, er würde zu Haber werden. Der Oſtermond (April) beſſerte ihn nicht ſehr: und ich ward daher ſchlüßig, noch einen Verſuch zu machen. Ich nahm ungefähr die Hälfte von den aufgeſchoſſenen Stauden, und beſchnitt ſie nochmals dicht an der Erde, ſo daß die überbliebenen Strümpfe nur eines Daumens breit hoch blieben. Meine Abſicht war, zu erfahren: ob etwa, wenn ja die andre Hälfte zu Haber würde, dieſe nochmals beſchnittene, ſich verbeſſern, und zu Korn werden würde?

Der

Der Wonnemond erschien, und mein Weizen besserte sich in Breite und Stärke der Blätter zusehens. Es wurden nicht nur starke Stauden aus jedem gepflanzten Korne, sondern ihre Blätter wurden mehr, als Finger, ja mehr als ein starker Daumen, d. i. Zolles breit. Dieß machte mir nun Hoffnung, der Weizen, würde wohl Weizen bleiben. Zu gleicher Zeit schlugen auch die darneben stehenden nochmals beschnittenen Stauden, nahe an der Wurzel wieder aus. Und da das Wetter ihnen fugte, trieben sie stark, und wurden im Anfange des Brachmonds eben so breitblättericht und staudigt, als ihre unbeschnittenen Schwestern. Sie trieben auch mit jenen zugleich Halmen in die Höhe, die sehr stark und dick waren, und ungemein geile Blätter von dunkelgrüner Farbe um sich her warfen. Da ich aber vermuthete, daß diese abermal beschnittenen, und neuausgeschlagenen Stauden mehrere Halmen, als die vorigen treiben würden: so ist doch solches nicht geschehen. Denn es haben sich sowohl unter einer, als unter der andern Art, Stauden von 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 18, 20 bis 22 Halmen gefunden: ja unter den unbeschnittenen ist gar ein Busch von 25 Halmen zu finden.

Noch eins muß ich anmerken, welches mir sonderbar vorgekommen ist. Die beyden Aehren, so ich von Hrn. Richtern bekommen hatte, waren theils ohne Stacheln, theils mit Gersten-ähnlichen, doch etwas kürzern Spitzen, versehen. Da ich nun glaubte, es wären dieses zwo besondre Arten von Weizen, so steckte ich sie auch beyde besonders.

Nun

„leicht wäre vor dieſem eine Zeit geweſen, da man „die Deutſche Sprache für barbariſch und rauh „gehalten: aber wenn ſie heute mit anderen Spra„chen verglichen würde, gäbe ſie keiner nach, ſon„dern wäre vollſtändiger und lauterer, als alle an„dere.„ Da ich aber die Zierlichkeit unſerer Zeiten in Sprachen bey mir erwege, da mein Gemüth in die entlegenen Zeiten ſiehet, darinnen unſere Vorfahren ſo rauh und ungeſchliffen redeten: So wird man vielleicht dieſes wiederholen können, was Varro in Bimargo geſagt hat: Unſere Großväter und Eltervåter waren doch wohl geſinnet, obgleich ihre Worte nach Knoblauch und Zwiebeln rochen.

X.

Gedanken von der Rechtſchreibung einiger Wörter der deutſchen Sprache, welche ein Prediger und Liebhaber der reinen deutſchen Schreibart den ſämtlichen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig zu weiterer Uberlegung eröfnet.

Von den Vorwörtern vor und für.

Ich finde in den Beyträgen zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache pag. 130. eine kurze Erörterung dieſer Vorwörter, und weil ich wünſche, daß hierauf eine weitläuftigere Unterſuchung

Nun ſind zwar freylich, die von der ſtachlichten Aehre entſtandenen Aehren mehrentheils alle ſtachlicht, und die von der kahlen Aehre mehrentheils alle kahl geworden. Gleichwohl aber finden ſich unter den ſtachlichten auch etliche kahle, und unter den kahlen etliche ſtachlichte Aehren. Dieſes iſt deſto ausgemachter, da aus einer und derſelben Staude, ſowohl kahle, als ſtachlichte erwachſen. Doch iſt dieß freylich nicht in allen ſo. Es iſt auch ſoviel wahr, daß nicht alle aufgeſproßte Halmen wirklich Aehren getrieben. Es ſind nämlich manche, doch die allerwenigſten, und von zehnen kaum einer oder zween Halmen, unvollkommen geblieben. Und dieſes ſchiebe ich auf das gar zu dichte ſtecken. Denn hätten ſie mehr Luft gehabt, ſo würden ſie ſonder Zweifel alle beſſer fortgekommen ſeyn. Und ſoviel auf die erſte Frage; wenn ich noch hinzugefüget, daß auch die nunmehr in ihrer Vollkommenheit befindlichen Aehren, weit länger und körnichter ſind, als die auf dem Felde bey Leipzig ſtehenden Weizenähren. Eine von dieſen beſten hat nicht mehr als 36 Körner; da die in meinem Gärtchen mehrentheils 50 bis 60 geben.

Die Antwort auf die zweyte Frage, werde ich aus meinem Verſuche etwas kürzer faſſen können. Ich bekam von des Hrn. Richters wenigen Kornhalmen nur ein paar Körner: und dieſe ſteckte ich im Herbſtmonde vor meinem Fenſter in einen Blumentopf, darinn ſehr gemeine Erde, ohne Düngung befindlich war. Mein Fenſter hat nur die

Nach-

Nachmittagsſonne, im Winter 2 bis 3; im Sommer 4 bis 5 Stunden. Die Körner giengen beyde im October auf; aber das eine in der Mitte des Topfes ſchwächer, als das andre, nah am Rande. Als das Gras ziemlich ſtaudigt geworden war, beſchnitt ich ſie beyde. Sie ſchlugen zwar beyde im November aus, aber den Winter durch vergieng das ſchwache gar: dagegen das zweyte am Rande im Frühlinge hübſch buſchigt ward, und Halmen zu treiben anfieng. Der Topf hatte den ganzen Winter über, außer dem Fenſter geſtanden, und alſo allen Froſt und Schnee, Wind und Sonne, mit der freyen Luft gemein, von der Stubenwärme aber nichts genoſſen. Die Zahl der Halmen die der Buſch trieb, belief ſich anfänglich auf 12 hernach bis 15. Allein etliche davon verdorreten, und es blieben nur 9 Halmen übrig, welche Aehren zu treiben anfiengen. Und ſiehe! da ich hoffte, es ſollte meines Beſchneidens wegen, Weizen daraus werden: wozu mir auch die ſehr ſchönen breiten, dunkelgrünen und langen Blätter Hoffnung gemacht hatten: ſo kamen lauter Kornähren heraus; die aber hübſch lang geworden ſind. Die längſte darunter hat 60 Körner; ſie würde aber gewiß noch mehr haben, wenn nicht der Wind, der ſie zur Zeit der Blüthe, immer an das Fenſtergeſimſe ſchlug, viele Blüthen abgeſchlagen hätte; die ſonder Zweifel zum Fortkommen der Körner nöthig ſind.

Nun iſt noch die Antwort auf die dritte Frage übrig: ob denn auch der hier um Leipzig wachſende gemeine weiße Haber, zu dem gemeldeten Verſuche

tauglich

tauglich sey? Dieses zu erfahren, nahm ich im Julius, oder Brachmonde, voriges Jahres, etliche 40 Korner davon, und steckte sie ebenfalls auf einen gar nicht besonders zugerichteten Theil eines Gartenbeetes. Ich steckte sie in der Entfernung einer starken Mannsspanne. Als sie aufgegangen, und ziemlich stark in Monatsfrist getrieben hatten, beschnitte ich sie gegen das Ende des Augusts einen Zoll hoch über der Erde. Ich gab ihnen Zeit wieder auszuschlagen, und standigt zu werden, bis an die Tag- und Nachtgleiche, da ich sie zum zweyten male, wie vorhin abschnitt. Nun schoßten sie den October, oder Weinmonat durch, wieder ganz standigt aus; und so kam der Winter, darinn freylich, wie bey Herrn Richtern geschehen war, verschiedene davon verdarben, und ausgiengen. Doch blieben noch ungefähr die Hälfte, die auch im Frühlinge, nach Verlust der alten Blätter, aus der Wurzel von neuem ausschlugen. Im April war es noch schwach und zweifelhaft, wozu sichs anlassen würde: aber im May trieben alle Stauden solche starke und breite Blätter, und die von eben so dunkelm Grün, als der obbeschriebene Weizen hatte. Es war zwischen beyden, auch an der Dicke der Halmen und ihrem Wuchse kein Unterschied zu bemerken: bis ich im Anfange des Brachmondes, und zwar eben in Pfingsten, aus der einen Spitze eines Halmes ein ganz spitziges artiges Haberkorn hervorqucken sah.

Ich nahm sogleich einen werthen Freund zum Zeugen, eröffnete aus Neugier den ganzen

zen dick aufgequollenen Halm, und fand alle übrige Haberkörner, in gröſſerer Zahl darinnen verſtecket. Ich konnte meinen eigenen Augen kaum trauen. Als ich aber einige andere Halmen, die aus demſelben Buſche gewachſen waren, auch öffnete, fand ich die Wahrheit ſattſam beſtätiget, daß mein breitblätterigter, ſtark und über zwey Ellen hoher Buſch von Halmen, eine wahrhafte Haberſtaude ſey.

Doch war ich noch ſo hitzig nicht, dieſes von allen übrigen zu glauben. Könnte es nicht ſeyn, ſprach ich bey mir ſelbſt, daß dieſe Staude etwa im vorigen Herbſte nicht mit zum zweytenmale beſchnitten worden? So dachte ich; und faßte den augenblicklichen Entſchluß, dieſen betrüglichen Haberbuſch noch einmal neben der Wurzel wegzuſchneiden: in Hoffnung, daß er ſich noch anders beſinnen, und gleich ſeinen Brüdern, wie ich noch hoffete, Weizenähren bringen würde.

Aber ſiehe! meine gute Meynung von den übrigen betrog mich eben ſo. In wenigen Tagen und Wochen kamen alle übrige mit ſchönen Haberähren zum Vorſcheine. Sie trieben hoch und breit auseinander, und ſtolzierten recht mit ihren körnerreichen Büſchen, da ihre Stauden unten ſchon viel ſtärker geworden, als die Weizenſtauden, und theils mit 20, 30, 40, ja etliche mit mehr als 50 Halmen prangeten, ſo wurden auch ihre Aehren ſehr reich an Blättern. Auf dem Felde habe ich nahe bey unſrer Stadt, wo doch ſehr gutes Land iſt, keine Haberähre finden können, die mehr als 30 doppelte Kör-

Körner trüge: bey meinem Haber hingegen iſt die ſchlechteſte reicher, und ich habe darunter von 40 bis 127 doppelten Körnern behangene gefunden. Nun überlege man dieſe erſtaunliche Vermehrung und Fruchtbarkeit des Habers. Ein einziges geſtecktes, und zweymal beſchnittenes Korn trage durch die Bank, nur 40 Halmen, und jeder Halm nur 50 doppelte Körner: ſo haben wir 4000 Körner, aus einem. Was will man für eine ſtärkere Vermehrung begehren? Und wird es nicht der Mühe werth ſeyn, daß man ganze Felder ſo ſorgfältig ſtecket und doppelt beſchneidet? Ja geſetzt, daß auf manchen ſchlechtern Aeckern auch nur halb ſoviel herauskäme: wer will nicht zufrieden ſeyn, daß ein Scheffel ihm 2000 andre trägt.

Nun iſt noch mein abermal beſchnittener Buſch übrig. Er iſt ſtark und ſchnell nachgeſchoſſen, ſo daß er ſchon in der Hälfte dieſes Heumonds bis zu den Aehren gelanget iſt; ob wohl ſeine Halmen nicht ſo groß und ſtark, wie die andern ſind. Allein was für Aehren? Hier heißt es:

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Mein weißer Haber iſt weißer Haber geblieben; und alle mein Beſchneiden hat nichts geholfen. Ich melde alſo dieſes denen, die vielleicht eben dergleichen Verſuche gemachet haben, oder noch machen wollen zur beliebigen Nachricht. Man ſage nun wie man wolle: ich hätte meinen Haber nicht eben an demſelben Tage des Monaths, als der richteriſche geſtecket worden, geſtecket; und nicht an eben dem Tage beſchnitten. Das geſtehe ich; bin aber

auch nicht gewärtig, daß irgend ein Kenner der Natur ſo abergläubiſch ſeyn, und vieleicht auf den geringen Unterſcheid von etlichen Tagen, eine ſolche Begebenheit ſchieben wird: er müßte denn noch gar auf die Einflüſſe des Mondes halten, und von dieſem die Urſache des mislungenen Verſuches herleiten wollen.

Joh. Chriſt. Gottſched.

IV.

Nachricht von einer neugeſtifteten churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Es iſt ein beſondres Schickſal unſrer Zeiten, daß mitten in einem langwierigen und landverderblichen Kriege dennoch die Wiſſenſchaften nicht nur nicht unterdrücket werden, ſondern auch noch zunehmen und wachſen. Dieſes letztere erhellet aus der vor kurzem zu München neuentſtandenen Akademie: ein Umſtand, den man am allerwenigſten aus Bayern vermuthet hätte. Seit mehr als einem halben, ja ganzen Jahrhunderte haben patriotiſche Männer dergleichen in unſerm Sachſen, dem vornehmſten Sitze aller deutſchen Gelehrſamkeit, gewünſchet. Allein da es auch bisher bey bloßen Wünſchen geblieben, ſind uns die brandenburgiſchen, hannöveriſchen, churmänziſchen, und itzo auch die bayeriſchen Lande zuvorgekommen.

Sic erat in fatis!

Den

Den 4ten des Weinmonats 1758 hatten sich vier redliche Freunde der Wissenschaften zu München vereiniget, für deren Aufnahme zu sorgen. Sie machten den Entwurf zu einer Akademie, und wurden bald darauf, durch den Beytritt einiger wohlgesinnten Prälaten und Gelehrten auf dem Lande verstärket.

Man benachrichtigte die churfürstlichen Herrn Minister von diesem Vorhaben: und siehe, selbiges fand so erwünschten Eingang und Beyfall, daß den 28. des Lenzmonds in diesem Jahre bereits die höchste landesherrliche Genehmhaltung erfolgte. Se. Churf. Durchl. sind selbst der höchste Beschirmer; der Präsident des Bergcollegii, Hr. Graf vom Hainhausen, ist Präsident, der Staatskanzler Hr. Baron von Kreitmäyer Vicepräsident, und Hr. Hofr. Lori, Secretär der neuen Akademie geworden.

Wie wir nun der gelehrten Welt, sonderlich unserm Deutschlande, zu dieser neuen Anstalt in Bearbeitung der Wissenschaften, herzlich Glück wünschen; so sehen wir mit Vergnügen vorher: daß diese neue Stiftung zur Aufheiterung eines großen Theiles von Deutschland sehr viel beytragen wird. Von der innern Verfassung der Akademie können wir keine bessere Nachricht geben, als wenn wir die sämmtlichen Grundgesetze derselben unsern Lesern vorlegen. Neuigkeiten von dieser Art, sind weit wichtiger, für unser Neuestes, als wenn wir diesen Platz mit etlichen Auszügen neuer Bücher angefüllet

füllet hätten. Wir ſind auch verſichert, daß alle gute Patrioten uns für dieſe Mittheilung danken werden.

Geſetze der churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

Von Verfaſſung der Akademie.

I.

Die vom Parnaſſo Boico feſtgeſtellten Abſichten, alle nützliche Wiſſenſchaften und freye Künſte in Bayern auszubreiten, ſollen ausgeführet; hievon aber Glaubensſachen und juriſtiſche Ausführungen beſonderer Streitigkeiten ausgeſchloſſen werden.

II.

Der beſtändige Verſammlungsort der Geſellſchaft ſoll in München ſeyn. Alle hier anweſende ordentliche Mitglieder haben in den Verſammlungen Sitz und Stimme; deren Mehrheit als eine Verbindlichkeit von allen angenommen werden ſoll.

III.

Sachen, ſo die Aufnahme der nützlichen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, oder den Zuſtand der Akademie insgemein betreffen, ſind Gegenſtände der Verſammlungen. In ſelben werden neue Mitglieder aufgenommen; alle Jahre zwey Aufgaben, theils aus der deutſchen Hiſtorie, theils aus der Weltweisheit, für künftige Preiſe, allen, ſo nicht Mitglieder ſind, öffentlich aufgeworfen; Preis- Prob- und alle andere Schriften abgeleſen, und in Unterſuchung genommen; auch, neben dem Briefwechſel, die gelehrten Zeitungen beſorget.

IIII.

Die Akademie ſoll aus denen in München wohnenden Mitgliedern, einem Präſidenten, Vicepräſidenten, zween Directoren und einen Secretär haben: welche, neben zween von der

der Versammlung jährlich zu erwählenden Mitgliedern den Senat ausmachen werden.

V.

Der Senat hat für den Flor der Akademie vorzügliche Sorge zu tragen. Er nimmt die nothwendigen Canzellisten und Bediente an; wachet für die Einkünfte; läßt sich vom Zahlmeister jährliche Rechnung leisten, und kann, in außerordentlichen Fällen, alle Stimmen habende Mitglieder zusammen rufen.

VI.

Die Akademie soll zu Ende jedes Jahres Se. Churfürstl. Durchl. unterthänigst ersuchen, daß aus Dero Ministern ein Präsident ernennet, oder der alte von neuem bestätiget werde.

Vom Präsidenten.

VII.

Der Präsident wird Sorge tragen, daß die Gesetze der Gesellschaft aufrecht erhalten, und von den Mitgliedern befolget werden. In dieser Absicht kann selbiger, mit Rathpflegung des Senats, außerordentliche Versammlungen ansagen, Verbesserungen in Vorschlag bringen, und durch die mehrern Stimmen bestätigen lassen; alsdann aber Sr. churfürstl. Durchl., der Bestätigung wegen, den unterthänigsten Vortrag machen.

VIII.

Bey den ordentlichen Versammlungen zu erscheinen, ist der Präsident nicht verbunden: so oft er aber erscheint, hat er den Vorsitz, die Umfrage und den Ausspruch des Schlusses, nach den mehrern Stimmen, oder, nach seiner Entscheidung, wenn nach der zweyten Umfrage die Stimmen gleich seyn würden.

IX.

Briefe und Schriften unterschreibt er selbst, so oft es die Umstände der Personen, oder die Wichtigkeit der Sachen erfodern.

Vom Vicepräsidenten.

X.

Der Vicepräsident kann aus den anwesenden Mitgliedern von der Versammlung jährlich erwählet, oder von neuem bestätiget werden.

XI.

Allen Versammlungen wird er beywohnen. Auch außerhalb derselben liegt ihm ob, für den Flor der Gesellschaft zu sorgen, und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die den gemeinen Absichten Nachtheil bringen könnten.

XII.

Er saget alle ordentliche Versammlungen an; vertritt hierinn die Stelle des abwesenden Präsidenten, und wachet insbesondere, daß bey denselben sowohl Ordnung als Wohlstand beybehalten, und alle Heftigkeiten oder Beleidigungen vermieden werden.

XIII.

Mit den Directoren der Classen kann er besondere Ueberlegungen, zum Nutzen der Akademie, machen; und, was erforderlich, sodann an den Senat, hernach an die Versammlung, und von dieser mit dem Präsidenten an Se. churfürstl. Durchl. selbsten bringen.

XIV.

Wird er die Versammlung nicht besuchen können, soll er durch einen Director seine Stelle vertreten lassen.

Von den Directoren.

XV.

Jede Classe soll einen Director haben, welchen die Versammlung aus den ordentlichen Mitgliedern alle Jahre wählen, oder von neuem bestätigen kann.

XVI.

Sie wohnen allen Versammlungen bey, und ein jeder hat über die, in seine Classe einschlagende, Preis- und Probestücken in der Versammlung ordentlichen Vortrag zu machen.

XVII.

thung folgen möchte, ſo nehme ich mir die Freyheit, folgendes zu erinnern. Ich bin darinn mit dem Urheber dieſer Erörterung einig, daß vor zu brauchen ſey, wo die Lateiner ante und coram brauchen; imgleichen für, wo ſie pro ſetzen. Mich deucht aber, das lateiniſche *præ* müſſe lieber mit vor als für ausgedrücket werden: Denn *præ* kommet der Bedeutung nach dem *ante* näher als dem *pro*. Præire und anteire hat einerley Bedeutung, præfari, præloqui heiſſet vorher reden, præfatio heiſſet eine Vorrede, nicht Fürrede, præſcribere vorſchreiben, nicht fürſchreiben, præputium eine Vorhaut, præparare vorbereiten, præmeditationes Vorgedanken, in præmittere, prævidere, prælucere, prævolare, prænatare iſt præ ſo viel als vorher oder voran, und ſo wird das *præ* allezeit ſowol vor ſich als in zuſammengeſetzten Wörtern gebrauchet, daß man es am beſten mit vor geben kan. Zuweilen brauchen auch die Lateiner in zuſammengeſetzten Wörtern das *pro* anſtatt *præ*, als prologus, proœmium, progredi, prolepſis, proponere, und wird alsdenn im Deutſchen auch mit vor gegeben. Hieraus folget, daß man mit mehrerem Grunde redet und ſchreibet: Er iſt vor Hunger geſtorben, er will vor groſſem Zorne berſten, er liebet mich vor anderen, es bemühet ſich einer vor dem andern; in welchen Redensarten die Lateiner ihr *præ* brauchen. Zudem wird auch hier der Ablativus erfordert; für aber nimmt allezeit einen Accuſativum zu ſich. Wollte man ſprechen, er liebet mich für andere, ſo wäre es ganz unverſtändig geredet.

Wann

XVII.

Jeder Director kann mit seiner Classe die Austheilung der Arbeiten, u. d. gl. in besondere Ueberlegung nehmen, und hierüber ein eigenes Protocoll halten.

XVIII.

Die Directoren haben mit dem Zahlmeister die gemeinsame Sperrung der Casse, und sind Beysitzer des Senats.

XIX.

Beyde Directoren sollen zu Ende jedes Jahres, und dem Secretär, über alle der Akademie gehörige Sachen eine Musterung halten, und den Zustand derselben dem Senate vorlegen.

Vom Secretär.

XX.

Der Secretär wird aus denen anwesenden ordentlichen Mitgliedern erwählet; bleibt aber hernach so lange, als es seine Umstände erlauben, bey seinem Amte.

XXI.

Mit dem Präsidenten, Vicepräsidenten und Directoren, liegt ihm ob, für die Wohlfahrt der Gesellschaft insbesondere zu sorgen.

XXII.

Er soll allen Versammlungen beywohnen, oder, im Falle rechtmäßiger Verhinderungen, ein anderes Mitglied ersuchen, seine Stelle zu vertreten.

XXIII.

Bey den Versammlungen führet er das Protocoll; liest alle an die Gesellschaft geschriebene Briefe und Abhandlungen der abwesenden Mitglieder ab, verfasset, unterschreibet, und fertiget mit dem gemeinen Siegel die Schriften, so im Namen der Akademie erlassen werden.

XXIV.

Er kann zugleich zu einem Director in einer Classe erwählet werden, oder in Abwesenheit deren Stelle vertreten.

XXV.

Er soll die Abhandlungen, nach dem Tage der Ablesungen, sammlen, das Siegel, die Schriften, Bücher, oder was der

Akademie sonst gehörig, genau bewahren, und besondere Verzeichnisse halten denen er allezeit beyschreibt, wann etwas, mit Erlaubniß des Vicepräsidenten, gegen Beylegung eines Lehnscheins, ausgeliehnet worden.

XXVI.

Dem Secretär liegt ob. verstorbenen Mitgliedern Denkmaale zu verfassen, selbe in der Versammlung abzulesen, und mit den akademischen Abhandlungen zum Drucke zu befordern.

Vom Zahlmeister.

XXVII.

Der Zahlmeister soll aus den ordentlichen anwesenden Mitgliedern erwählet, oder von neuem bestättiget werden.

XXVIII.

Er hat die Einnahmen zu besorgen; die Casse, unter gemeinsamer Sperrung der zween Directoren, zu bewahren; auch über Einnahme u Ausgabe dem Senate zu dem Ende jedes Jahres Rechnung abzulegen; die vom Präsidenten, Vicepräsidenten und Directoren unterschrieben, hernach vom Secretär bey den übrigen Schriften in Verwahrung genommen werden soll.

XXIX.

Ohne Bewilligung des Senats soll er nichts bezahlen.

XXX.

Die Ausgaben sollen nur auf den Briefwechsel, Abschreibung seltener und von dem Senate für nützlich erkannter Manuscripte, auf physische und chymische ꝛc. Versuche, oder geometrische und astronomische Beobachtungen, die vorher in der Versammlung vorgetragen und genehm gehalten werden, dann auf Sammlungen der Naturalien des Landes, den Verlag der Bücher, Besoldung der Canzellisten und Bedienten, gemachet, der Ueberschuß aber auf Pensionen für wohlverdiente Mitglieder, mit Genehmhaltung Seiner churfürstl. Durchl., verwendet werden.

Von

Von Aufnahme der Mitglieder.

XXXI.

Die Mitglieder sollen in Ehren- ordentliche und ausländische einaetheilet, und unter den beyden ersten Classen, die so innerhalb den bayerischen Landen gebohren, oder wohnhaft sind, unter der dritten aber alle Ausländer begriffen seyn.

XXXII.

Zu Ehren- und ausländischen Mitgliedern können von der Versammlung alle, deren Stand, Ansehen, oder Gelehrtheit, der Akademie verträglich scheint, angenommen werden.

XXXIII.

Wer als ein ordentliches Mitglied aufgenommen zu werden verlanget, soll eine Probschrift an den Secretär einsenden.

XXXIV.

Der Director der Classe, in welche die Materie einschläget, hat, mit Anführung der Gründe, über die Probschrift in der Versammlung allezeit den Vortrag zu machen. Hernach sollen von den Mitgliedern über die Aufnahme die Stimmen durch einen Zettel, mit A. oder R. bezeichnet, abgegeben, und diese vom Präsidenten, oder Vicepräsidenten und Secretär, eröffnet werden.

XXXV.

Nach beschlossener Aufnahme ist eine vom Präsidenten, oder Vicepräsidenten, dem Director der einschlagenden Classe, dann vom Secretär unterschriebene, und mit dem großen Siegel gefertigte Urkunde in lateinischer Sprache, mit einem Abdrucke der Gesetze, durch den Secretär dem neuen Mitgliede zuzuschicken, sodann, nach Empfang der Antwort, dessen Namen in die Matricul, nach dem Tage der Aufnahme, einzuschreiben.

XXXVI.

Das neu aufgenommene Mitglied soll einen Entwurf seines Lebens, neben der Verzeichniß seiner verfaßten Schriften, und da es ein Inländer ist, auch seine im Druck erlassenen Schrif-

Schriften ſelbſten, zur Akademie einzuſchicken, verbunden ſeyn.

XXXVII.

Der Verſammlung ſteht es frey, aller Orten, einige, als Correſpondenten, aufzunehmen.

Von den Pflichten der Mitglieder.

XXXVIII.

Jeder Mitgenoß ſoll alles beytragen, was die Ehre der Geſellſchaft befordern kann; und niemanden iſt erlaubet den Namen eines Mitgliedes der bayeriſchen Akademie einer Schrift vorzudrücken, die von der Verſammlung nicht iſt genehm gehalten worden.

XXXIX.

Mitglieder ſollen gute Köpfe, zu Sammlung der Urkunden, phyſiſchen Beobachtungen, ꝛc. aufmuntern, und dem Director diejenigen anzeigen, ſo in die Akademie aufgenommen werden könnten.

XL.

Ehrenglieder ſind zu keiner Arbeit, ausländiſche aber zu Einſendung eines Aufſatzes innerhalb Jahr und Tag nach der Aufnahme, und, außer dem Briefwechſel, zu nichts weiter verbunden. Alle ordentliche ſollen bey Eintritt in die Geſellſchaft, zu was für einer Claſſe mit Vorbehalt, auch in der andern zu arbeiten, ſie ſich halten wollen, eine Erklärung von ſich geben, und jedes Jahr eine Abhandlung einſchicken. Die in München anweſende werden bey allen Verſammlungen erſcheinen, und den Briefwechſel führen helfen; die abweſenden aber wenigſtens viermal des Jahres an die Geſellſchaft, von dahin einſchlagenden Sachen, ſchreiben.

XLI.

Schicket ein Mitglied dem andern, oder der Verſammlung, den Entwurf einer vorhabenden Arbeit: ſo iſt man verbunden, Beyhülfe zu leiſten, mit der Freyheit, anſtändige Anmerkungen zu machen, die auch dem Director mit verdecktem Namen übergeben, und ins geheim dem arbeitenden zugeſchi-

cket

cket werden können; welchem aber dennoch frey stehen soll, seiner eigenen Meynung zu folgen.

XLII.

Wird ein Mitglied in einer Sache, so die Akademie mit angeht, von jemanden ungebührlich angegriffen, soll es gemeinschaftlich vertheidiget werden.

Vom Stoffe der Arbeiten.

XLIII.

Alle Sachen, die mit den Geschichten der Deutschen, insbesondere der bayerischen Nation, und mit der Weltweisheit überhaupt, eine nutzliche Verbindung haben, sind Gegenstände der gesellschaftlichen Beschäfftigungen.

XLIV.

Auf nichts, als auf die Wahrheit, soll eine Rücksicht genommen, und diese durch die Anzeigung ächter Gründe erwiesen, schulgerechtmässige aber, und ungegründete Vorurtheile nicht geachtet werden.

XLV.

In lateinischer und deutscher Sprache werden die Schriften angenommen.

XLVI.

Die für gründlich und nutzlich erkannten Aufsätze und Sammlungen wird man entweder zu grössern Werken hinterlegen, oder in besondern Bänden jährlich der Presse übergeben. Letztere sollen nichts als neue Entdeckungen, oder doch neue Zusätze und Anwendungen, bekannter Wahrheiten enthalten; in reiner deutscher Sprache verfasset seyn, oder übersetzet werden; auch an Grösse 12 Bogen nicht übersteigen.

XLVII.

Die Arbeiten, so, wie die Mitglieder, sollen in zwey Hauptclassen, in die historischen, und in die philosophischen, abgetheilet werden.

Historische Classe.

XLVIII.

Die historische Classe soll sich bemühen, die alten Geschichtschreiber, Urkunden, Briefe und Aufschriften ꝛc. zu sammlen.

XLIX.

Die Diplomatik, Kritik, bevorab der deutschen Sprache, Chronologie, Geographie, Genealogie, und alle Alterthümer, die ins besondere, so in der Rechtsgelehrsamkeit Nutzen bringen, können nach Willkühr bearbeitet werden.

L.

Inländische Mitglieder sollen sich mit den Geschichten des Vaterlandes vor andern beschäfftigen, und in dieser Absicht, nach den politischen Abtheilungen, eine Landbeschreibung machen, und Charten von den ältern sowohl als mittleren und neuen Zeiten, auch nach und nach ein typographisches Wörterbuch verfassen.

LI.

In der Genealogie haben selbige auf die Häuser, so Bayern beherrschet, besonders auf das regierende Churhaus, sodann auf die sowohl abgestorbenen fürstlichen und gräflichen als andere noch im Lande blühende Geschlechter, mit Ausmerzung aller Fabeln, und auf Fortsetzung des hundischen Stammbuchs, den Bedacht zu nehmen.

LII.

Es kann auch vom Ursprunge und Fortgange der bayerischen Besitzthümer, Klöster, Orden, inländischen Concilien ꝛc. gehandelt werden.

LIII.

Man soll die Geschichte, Freyheiten und Rechte der Städte und Märkte untersuchen.

LIV.

Die Geschichte aller Wissenschaften und Künste in Bayern, nebst dem Zustande der Bibliotheken und Manuscripte, sollen erörtert, und, um den Staat verdienten,

oder sonst berühmten Personen, Denkmaale gestiftet werden.

LV.

Bey den allgemeinen Staatsgeschichten, die, theils nach Reihe der Könige und Herzoge, theils in einem allgemeinen historischen Wörterbuche abgehandelt werden können, ist nicht auf das Leben des Regenten allein: sondern auf die Rechte, Gewohnheiten und Policey der Nation überhaupt, das Augenmerk zu richten.

Philosophische Classe.

LVI.

In der philosophischen Classe wird die Historie der Weltweisheit kritisch erörtert werden.

LVII.

Alle Theile der Weltweisheit soll man von unnützen Schulsachen und Vorurtheilen zu reinigen suchen: besonders aber mit der Sittenlehre, dem Naturrechte, und der Politik sich beschäfftigen.

LVIII.

In der Naturlehre hat man durch Versuche die Wirkungen der Natur mehreres auszuforschen; von den Erfahrungen zu den Ursachen aufzusteigen, und vorzüglich auf solche Beobachtungen sich zu legen, die dem gemeinen Wesen Nutzen bringen können.

LIX.

Man soll im Lande, und aus den benachbarten Gegenden, eine Sammlung der Naturalien, aus allen Reichen, und zur Naturgeschichte überhaupt, die möglichen Beyträge machen.

LX.

Inländische Naturalien sollen von den ordentlichen Mitgliedern durch chymische Proben untersuchet, und besonders auf die Landwirthschaft, das Handwerk- Berg- und Hüttenwesen, Anwendungen gemacht werden.

LXI.

Es hat diese Classe zur Landmessung brauchbare Vorschläge und Risse, aus astronomischen Beobachtungen, geometri-

metriſchen Verſuchen, und geometriſchen Gründen, dann Grubenzüge und Vergleichungen zwiſchen den inländiſchen und fremden Meſſereyen, zu machen; nützliche Maſchinen anzugeben; die Schwere der Waſſer und Brunnen im Lande zu unterſuchen, und das Kalenderweſen in beſſere Ordnung zu bringen.

LXII.

Beſondre Entdeckungen in Zergliederung der Körper, und die Geſchichte von den Krankheiten im Lande, ſowohl der Menſchen, als des Viehes, und die Liſten der Gebohrnen und Geſtorbenen, ſollen alle Jahre geſammlet werden.

Von den Verſammlungen.

LXIII.

Die Akademie wird des Jahrs zwey feyerliche Verſammlungen haben, zu welchen der Präſident 8 Tage vorher allen in der Nähe ſich befindlichen Mitgliedern anſagen laſſen wird: die erſte iſt den 28. Merz, oder, nach Umſtänden der Zeit, etliche Tage früher oder ſpäter, in welcher der Geburtstag des durchlauchtigſten Stifters, und das Gedächtniß der Stiftung, gefeyert werden ſoll; die zweyte aber den 12. October, worinnen die Preiſe, wegen Auflöſung der vorgelegten Aufgaben, ausgetheilet, und neue auf das nächſte Jahr aufgeworfen; die Wahlen vorgenommen; die Namen der neuen Mitglieder abgeleſen; auch über den allgemeinen Zuſtand der Akademie Berathſchlagungen gepflogen werden.

Ordentliche Verſammlungen ſind um 4 bis 6 Uhr Abends, alle Donnerſtage, oder, da ein Feſt einfällt, einen Tag früher oder ſpäter. Der Vicepräſident ſoll einen Tag vorher allen anweſenden ordentlichen Mitgliedern anſagen laſſen. In der Char- Oſter- Pfingſt- und Weihnachtswoche werden keine Verſammlungen gehalten.

LXIV.

Der Präſident, Vicepräſident, die Directoren und der Secretär haben in den Verſammlungen ihren beſtimmten Platz. Die Ehrenglieder ſitzen nach ihrem Range, die ordentlichen aber, ohne Vorzug in ihren Claſſen.

LXV.

LXV.

Der Präſident, Vicepräſident, oder verſitzende Director, können 1) vor allem die für die Verſammlung gehörige Sachen in Vortrag bringen; 2) nach dieſem werden die eingelaufenen Briefe, alsdann 3) die Abhandlungen der Mitglieder, nach Ordnung der Einſendung, mit Abwechſelung der Claſſen; 4) Auszüge von andern gelehrten Schriften und Neuigkeiten abgeleſen; und, wann 5) niemand aus denen Anweſenden weitere Vorträge zu machen hat, wird die Verſammlung beſchloſſen.

LXVI.

Die Stimmen werden ohne Leidenſchaften, und aus Liebe der Wahrheit, von der Rechten zur Linken wechſelsweiſe abgegeben; es ſey dann, daß allein in hiſtoriſche oder philoſophiſche Sachen einſchlagende Berathſchlagungen vorkämen, in welchem Falle bey der Claſſe, die es zum erſten angeht, die erſte Umfrage gemacht werden ſoll.

LXVII.

Die vom verſitzenden Präſidenten, Vicepräſidenten, oder Director, ausgeſprochenen Schluſſe werden von dem Secretär dem Protocolle einverleibet, und, nach in der Verſammlung geſchehener Ableſung, vom verſitzenden Mitgliede unterſchrieben, worauf die nöthigen Ausfertigungen nicht verzögert werden ſollen.

Gegeben in München, den 28ſten Merz 1759.

V.

Candide, ou L'Optimisme, traduit de l'Allemand de Mr. le Docteur Ralph.

MDCCLIX. in 12. p. 300.

Wir ſind ſchuldig, unſern Leſern auch von dieſer ſeltſamen Erſcheinung unſrer Zeiten einige Nach-

Nachricht zu geben; zumal, da die Urschrift wohl wenigen zu Gesichte kommen möchte. Kaum ließ sich diese Misgeburt öffentlich erblicken, als sie von weisen Oberkeiten verbothen ward. Die Ursache davon ist leicht zu ermessen, wenn wir sagen: daß dieselbe eine Schmähschrift wider die weiseste Versehung; ja, so zu reden, eine durchgängige Gotteslästerung ist.

So weit verfallen diejenigen, die den so gegründeten, als erhabenen Lehrsatz eines Leibnitz und Pope: Daß dieß ganze Weltgebäu, wie die Schrift redet, sehr gut; oder nach unsrer Redensart, das Beste von allen möglichen sey, nicht annehmen wollen. Sie raffen alle Gräuel ihrer Einbildungskraft zusammen, die sie durch eine unordentliche Phantasie selbst ausgehecket haben; häufen sie in einen wilden Roman zusammen, der voller scheußlicher Begebenheiten ist; und spotten hernach in einer tollen Frage: ob eine Welt, die so voller Scheusale, voll Laster und Gottlosigkeiten ist; wohl die Beste von allen möglichen, oder welches gleichviel ist, ein Werk des weisesten Wesens seyn könne?

Dieß ist der kurze Inhalt und Abriß dieses seltsamen Werkes. Der Verfasser bedienet sich dabey des Wortes Optimisme, welches vor wenig Jahren in Berlin entstanden, als man Popens, oder vielmehr Leibnitzens, und aller großen Kirchenlehrer Meynung von der besten Welt, auf die Probe stellete, und demjenigen, der sie verwarf, einen Preis zuerkannte. Er will diese schwere Frage gleichfalls beantworten, aber nicht als ein Philosoph und Me-

taphy-

Wenn hingegen pag. 124. die Redensarten angeführet werden: Was sind es vor Bücher, was ist es vor Geld ꝛc. ich halte es vor unbillig: So muß es meines Erachtens heissen: Was ist es für Geld ꝛc. ich halte es für unbillig; denn in solchen Beschreibungen läuft es auf den Werth eines Dinges hinaus, wie hoch und werth etwas zu achten, und kommet überein mit dem lateinischen *pro*, nicht aber mit *præ* oder *ante*. Sollte die Redensart recht seyn, ich halte es vor unbillig: So müste ich auch sagen, ich halte ihn vor meinen Freund oder Feind: Wir reden aber vielmehr nach Röm. 11, 28. ich halte sie für Feinde, nicht vor Feinden. Findet man auch gleich daselbst in einigen Bibeln vor: so stehets doch mit dem Accusativo. Ist es was ausgemachtes, wie in den Beyträgen pag. 136. stehet, daß vor in allen deutschen Büchern den Ablativum (nemlich wofern es nicht auf einen Ort zugehet, und eine Bewegung wohin angedeutet wird,) für aber den Accusativum bey sich hat: So muß in den gedachten Redensarten für und nicht vor gebrauchet werden. Hierher gehören auch die Redensarten, für lieb nehmen, für gut nehmen; imgleichen, für dieß mal, fürs erste, fürs andere, oder für das erste mal ꝛc. Gleicher Meynung mit mir ist der Auctor Syntaxis præpositionum germanicarum nach dem Auszuge im II. Beytrage des IV. Stücks, da pag. 569. zum §. VI. und VII. dergleichen Redensarten ohne Zweifel vorkommen werden.

Auch

taphyſikus; ſondern als ein Poet. Er erkläret, beweiſet, und widerleget nicht; ſondern er dichtet. Und was ſeiner unordentlichen Einbildungskraft in einem fieberhaften Paroxismus träumet; das ſoll jener ſo wichtigen Frage zur Auflöſung dienen. Man ſoll ſchließen: Geht es in der von unſerm Poeten erdichteten Reihe von Begebenheiten, ſchändlichen Thaten, und verabſcheuungswürdigen Laſtern, ſo zu: ſo kann ja dieſe Welt nimmermehr die beſte ſeyn! Riſum teneatis amici!

Behüte uns Gott, daß wir die Gedanken unſerer Leſer mit einer genauern Erzählung aller der Gräuel, die er zuſammen gelogen, beſudeln ſollten. Es würden nur ſehr wenige im Stande ſeyn, ſolche Scheuſale, ohne Aergerniß und Verdruß zu leſen. Gottlob! daß es nur in dem Gehirne dieſes Dichters ſolche verdammliche Bosheiten giebt; die man in der Welt entweder gar nicht, oder doch in ganzen Jahrhunderten kaum ein, oder das andremal erblicket hat. Sein ehrlicher junger Menſch, Candidus, der in einer unſträflichen Einfalt gebohren und erzogen worden, der alſo die beſte Meynung von der Welt hat, ob er ſie gleich von keiner ſehr ſchönen Seite kennet, wird durch abentheuerliche Zufälle in einen ſo romanhaften Lebenslauf geſtürzet, daß er die ganz alte, ſamt der neuen Welt durchſtreifet, und allenthalben die laſterhafteſten Geſchöpfe, den rechten Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes kennen lernet.

Die Werbungen und Schlachten, der holländiſche Religionseifer, die geile Sucht, die Ban-

querouten, ein Schiffbruch, das Erdbeben, und der Untergang von Lissabon, das Auto da Fe, oder spanische Ketzergericht; die Jesuiten in Paraguay, die barbarischen Seeräubereyen, der Tod des engl. Admirals Bing, das Carneval zu Venedig, die türkische Sklaverey, und hundert andre Gräuel sind hier zusammengehäufet, und aufs verhaßteste angewandt, einen philosophischen und theologischen Lehrsatz nicht umzustoßen; sondern bloß lächerlich zu machen: der doch ohne Verläugnung der Vorsehung unmöglich in Zweifel gezogen werden kann. Kurz, es würde schwer seyn, daß ein andrer Witz soviel Abscheulichkeiten zusammen reimen könnte, als derjenige, der vor wenigen Zeit eine Pucelle zusammen gedichtet hat. Und wie viel hohe Häupter sind hier nicht aufs gröbste beleidiget!

Doch, zum deutlichen Beweise, daß auch diese schändliche Schrift zur besten Welt mit gehöret, dienet sie dadurch: daß gleichwohl nicht alles, was sie enthält, böse, falsch und verwerflich ist. Wir wollen unsern Lesern etwas davon mittheilen. Es sind Urtheile eines venetianischen Senators, über die schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Candidus und Martin giengen auf einer Gondel längst der Brenta; und kamen zum Palaste des Hrn. Pococurante. Sein Garten war wohl angelegt, und mit schönen Marmorbildern wohl verzieret; der Palast aber von guter Baukunst. Der Hausherr, ein sechzigjähriger sehr reicher Mann, empfieng sie sehr höflich, aber etwas kaltsinnig, welches den Candidus befremdete; dem Martin aber

nicht

nicht misfiel. Sogleich kamen zwey artige wohlgekleidete Mädchen, und brachten den Chocolat, den sie sehr gut aufquirleten. Candidus konnte sich nicht enthalten, ihre Schönheit, Anmuth und Geschicklichkeit zu rühmen. Es sind, sagte Pococurante, ein Paar ziemlich gute Dinger. Ich lasse sie bisweilen in meinem Bette schlafen; denn der Stadtweiber bin ich satt, mit aller ihrer Buhlerey, Eifersucht, Zänkerey, ihrem Eigensinn, Stolze und ihrer Narrheit; wie auch aller Sonnete, die man auf sie machen, oder machen lassen muß. Aber ich werde auch dieser beyden Geschöpfe allmählich überdrüssig.

Nach dem Frühstücke spazierte Candidus in einem langen Gange, und verwunderte sich über die Schönheit der Schildereyen. Er fragte, von welchem Meister die beyden ersten wären? Sie sind vom Raphael, sagte der Senator. Aus Eitelkeit bezahlte ich sie vor etlichen Jahren sehr theuer. Man saget, es wären die schönsten in Italien: allein, sie gefallen mir gar nicht. Die Farbe ist viel zu braun geworden; die Figuren sind nicht rund genug, und heben sich nicht genug. Die Kleidungen gleichen gar keinem Stoffe oder Zeuge. Kurz, man sage was man will: ich finde keine wahre Nachahmung der Natur darinnen. Ich werde kein Gemäld eher lieben, als wenn ich glauben werde, die Natur selbst darinn zu sehen. Aber Bilder dieser Art giebt es gar nicht. Ich habe eine Menge Bilder; aber ich sehe sie nicht mehr an.

In Erwartung der Mittagsmahlzeit ließ sich Pococurante ein Concert machen. Candidus befand es unvergleichlich. Dieß Geräusch, sagte Pococurante, kann eine halbe Stunde vergnügen: dauret es aber länger, so ermüdet es jedermann; obgleich niemand das Herz hat, es zu gestehen. Die heutige Musik ist nichts mehr, als die Kunst, schwere Sachen zu spielen: und was nichts mehr, als schwer ist, gefällt nicht lange.

Ich würde vielleicht die Opern lieben, wenn man nicht das Geheimniß erfunden hätte, ein Ungeheuer daraus zu machen, das mich erschrecket. Mag doch in die musikalischen Trauerspiele laufen, wer da will: wo die Auftritte nur gemachet sind, um sehr ungeschickt ein Paar, oder drey lächerliche Liederchen herbeyzuziehen, so die Kehle einer Sängerinn zu zeigen dienen. Mag doch wer da will, vor Vergnügen in Ohnmacht sinken, wenn ein Verschnittener, Cäsars oder Catons Rolle hergurgelt, und eine seltsame Stellung dazu machet. Ich habe solchen Lappereyen längst entsaget; die heute zu Tage Italiens Ehre ausmachen, und welche die Könige so theuer bezahlen. Candidus machte einige Einwürfe, doch mit Bescheidenheit: allein Martin war ganz seiner Meynung.

Man setzte sich zur Tafel, und nach einer trefflichen Mahlzeit giengen sie in den Büchersaal. Als Candidus einen sehr schönen gebundenen Homer erblickte, lobte er den illustrissimo Signore, wegen seines guten Geschmackes. Das ist ein Buch, sagte er, welches der Leckerbissen des großen Pan-

gloß,

gloß, des größten deutſchen Weltweiſen war! Aber nicht der Meinige, ſagte Pococurante. Man machte mirs vormals weiß, daß ich ihn mit Vergnügen läſe. Allein, dieſe ewige Wiederholung von Schlachten, die einander immer ähnlich ſind; dieſe Götter, die allezeit wirken, um nichts entſcheidendes zu thun; die Helena, welche die Urſache des Krieges iſt, und kaum eine Rolle in dem Stücke ſpielet; das belagerte Troja, welches man doch nicht erobert; alles das machte mir einen tödtlichen Ekel. Ich habe oft gelehrte Leute gefraget, ob ſie beym Leſen dieſes Buches auch ſo verdrüßlich würden, als ich? Alle aufrichtige Leute geſtunden mir, daß ihnen das Buch aus den Händen fiele. Allein, man müßte es gleichwohl in ſeiner Bibliothek haben, wie ein Denkmaal des Alterthums, und wie die verroſteten Münzen, die nicht mehr gangbar ſind.

Vom Virgil werden Eure Excellenz wohl anders urtheilen, ſagte Candidus. Ich geſtehe, erwiederte Pococurante, daß das III. IV. und VI. Buch ſeiner Aeneis vortrefflich ſind. Allein, ſein frommer Aeneas, und ſein tapferer Kloanthes, ſein treuer Achat, und der kleine Aſcan, der blöde König Latinus, und die Bürgerfrau Amata; nebſt der abgeſchmackten Lavinia, finden nirgends ſo was kaltes und abgeſchmacktes, das ihnen gleich käme. Ich will noch lieber den Taſſo, und die einſchläfernden Mährchen Arioſts leſen.

Dörfte ich Sie wohl fragen, erwiederte Candidus, ob Sie nicht mit groſsem Vergnügen den Horaz lesen? Es giebt Lehrsprüche darinn, versetzete er, die sich, ein Weltmann zu Nutze machen kann, und die, in kurze Verse gedrungen, leichter im Gedächtnisse bleiben. Allein, ich frage nichts nach seiner Brunduserreise, und seiner Beschreibung einer schlechten Mahlzeit, und nach dem Gezänke eines gewissen Pupilus, dessen Worte voller Eiter, wie eines andern seine voll Weinessig waren. Ich habe nicht ohne den gröſsesten Ekel seine groben Verse wider alte Weiber und Hexen lesen können: und weis nicht, was es für ein Lob ist, seinem Freunde Mäcenas zu sagen: daſs man mit seiner erhabenen Stirne an die Sterne stoſsen würde; wenn man von demselben unter die Zahl lyrischer Dichter gesetzet würde. Thoren bewundern alles an einem berühmten Schriftsteller. Ich lese nur für mich, und liebe nur, was mir brauchbar ist. Candidus, der erzogen war, von nichts selber zu urtheilen, erstaunte über alles, was er hörete. Martin aber, fand des Pococurante Art zu denken ziemlich vernünftig.

O! seht da, einen Cicero! rief Candidus. Diesen groſsen Mann werden Sie sich wohl nicht satt lesen. Ich lese ihn niemals, sagte der Venetianer. Was geht michs an, daſs er für den Rabirius, oder für den Cluentius geredet hat? Ich habe Rechtshändel genug zu entscheiden: und würde mich noch beſser in seine philosophische Werke schicken. Als ich aber sah, daſs er an allem zweifelte,

selte, schloß ich: daß ich eben so gelehrt wäre, als er, und keine Hülfe bedörfte, um unwissend zu seyn.

O! sieh da, vier und zwanzig Bände Sammlungen von einer Akademie der Wissenschaften; rief Martin. Darinn kann doch was Gutes stehen. Es würde so seyn, sagte Pococurante, wenn nur einer unter diesen Herren die Kunst Stecknadeln zu machen erfunden hätte. Allein, in allen diesen Büchern sind nichts, als eitle Lehrgebäude *); und keine einzige nützliche Sache.

Was für theatralische Stücke sehe ich da! rief Candidus, wälsche, spanische und französische. Ja, sagte der Senator: es sind zoco da, und nicht drey Dutzend gute. Alle diese Sammlungen von Predigten sind nicht eine Seite aus dem Seneca werth, und was diese dicken theologischen Bücher betrifft: so können sie leicht denken, daß weder ich, noch sonst jemand, sie eröffnet.

Martin ward eine Reihe englischer Bücher gewahr. Ich glaube, saget er, ein Republicaner muß sich an den meisten dieser so frey geschriebenen Bücher ergötzen. Ja erwiederte Pococur. es ist schön, das zu schreiben, was man denket: das ist des Menschen Vorrecht. In unserm ganzen Italien schreibt man nur, was man nicht denket. Die Einwohner von Cäsars und Antonins Vaterlande wa-

*) Hier verräth der Verfasser seine Unwissenheit und Bosheit. Es ist ein Grundgesetz der Akademie, keine Lehrgebäude zu machen; und man beobachtet es aufs genaueste.

wagen es nicht, einen Begriff, ohne Erlaubniß eines Jakobiners, zu haben. Ich würde mit der Freyheit eines englandischen Geistes sehr zufrieden seyn: wenn nicht die Parteylichkeit alles verderbte, was jene schätzbares hat.

Candidus ward einen Milton gewahr; und fragte: ob er diesen Dichter nicht für einen großen Mann hielte? Wer? sagte Pococurante: der Barbar, der in zehn Büchern voll harter Verse, eine lange Auslegung des 1. Kapitels Mosis machet? Dieser grobe Nachahmer der Griechen, der die Schöpfung verunstaltet: und indem Moses den Schöpfer eine Welt durch ein Wort schaffen läßt, den Messias einen Zirkel aus einem himmlischen Schranke nehmen läßt, um das Werk abzuzeichnen? Ich? sollte den hoch schätzen, der die Hölle und den Teufel des Tasso verderbet hat; den Lucifer bald in eine Kröte, bald in einen Zwerg verwandelt: ihn hundertmal einerley sagen läßt; ihn theologisch disputiren lehret; der die komische Erfindung Ariosts, ernsthaft nachahmet, und den Teufel im Himmel mit Karthaunen schießen läßt? Weder ich, noch sonst jemand in Italien, hat an allen diesen elenden Ausschweifungen ein Belieben finden können! Und die Heyrath der Sünde mit dem Tode, nebst den Schlangen, womit die Sünde niederkömmt, machen ja, daß sich ein jeder, der einen etwas zarten Geschmack hat, bespeyen muß. Dieß dunkle, ungereimte und abgeschmackte Gedicht, ward gleich bey seiner Geburt verachtet.

Ich

Ich ſehe es itzo ſo an, wie es ſeine Zeitgenoſſen angeſehen. Uebrigens ſage ich nur, was ich denke; und bekümmere mich wenig darum, ob andre eben ſo davon denken, u. ſ. w

VI.
Die Gelaſſenheit.

Quello è vero gioire
Che naſce da Virtù dopo il ſoffrire.
GUARINI.

Gleichgültig ſieht ein freyes Denken
Den Unbeſtand der Dinge an:
Wann andre bloß ihr Schickſal lenken
Und ſie zu Sklaven machen kann;
So machen Glück und Zeit
Nicht die Gelaſſenheit
Dem blinden Zufall unterthan.

Die Ruhe flieht, wann Leid und Klage
In unſrer Bruſt den Gram ernährt;
Der Thoren Wunſch iſt ihre Plage;
Die nie der Weiſen Kummer ſtört;
In keiner Mitternacht
Mit ihren Sorgen wacht,
Und ihr zufriednes Herz beſchwert.

Stolz überhebet ſie kein Glücke
Das ſo geſchwind den Rücken dreht,
Und wann ein ſchmäuchelndes Geſchicke
Auf ungerechter Seite ſteht;
Bleibt ihre Bruſt dabey
Von der Empfindung frey,
Die oft ein wallend Blut verräth.

Droht ſie ein Unfall zu erreichen,
Den andre zaghaft kommen ſehn,
So wird ihr Muth den Cedern gleichen,
Die auch in Stürmen aufrecht ſtehn.
Gelaſſenheit in Noth
Macht ihre Neider todt;
Und Tugend bey Verfolgung ſchön.

Wer ſich vor keinem Vorwurf ſcheuet,
Der Anſpruch auf die Rache macht;
Und ſeine Bruſt der Unſchuld weihet,
Zu deren Schutz die Vorſicht wacht,
Sieht in geſetzter Ruh
Den Ungewittern zu
Bis der verſöhnte Himmel lacht.

VII.

Schickſal der Proteſtanten in Frankreich, aus der franz. Sprache überſetzt, und mit einigen Anmerkungen und Vorrede begleitet, von Fr. Eberh. Rambach. Halle bey Gebauern 1759 in gr. 8.

Der

Auch giebt es einige wenige zuſammengeſetzte Wörter (nomina & verba compoſita), mit dem Wörtlein **vor**, bey welchen ein Zweifel entſtehen möchte; ob man ſolche nicht gründlicher mit **für** ſchreiben müſte. Solche ſind

Die Vorſorge, der Vormund, der Vorſteher, die Vorbitte, der Vorbitter, die Vorſprache, der Vorſprecher.

Man muß geſtehen, daß faſt iedermann dieſe Wörter alſo ausſpricht und ſchreibet, und gleichwohl ſcheinet es, daß **vor** in dieſen Wörtern ſo viel ſey, als *pro*; denn es drücket eine Sache aus, die an iemands ſtatt; oder zu ſeinem beſten geſchiehet. Die angeführten 3. erſten Wörter vertheidiget Freyer in ſeiner Anweiſung zur Deutſchen Orthographie pag. 388. daß ſie mit dem Vorworte **vor** recht geſchrieben würden, weil **vor** darinn ſo viel ſey als bey den Lateinern das *præ*. Ich gebe aber hierbey zu bedenken, ob man nicht auf gleiche Weiſe auch die beyden andere Wörter mit denen, die ihnen verwandt ſind, vertheidigen könne. Das lateiniſche *præ* und das Deutſche **vor** iſt oft ſo viel als **wegen**, wie droben ſchon gedacht worden, z. e. præ metu, **vor** Furcht, d. i. wegen Furcht, præ magno gaudio, **vor** d. i. wegen groſſer Freude. Wenn ich nun daher recht ſchreiben kan, **Vorſorge, Vormund, Vorſteher**, weil es ſo viel iſt, als, ich ſorge deuetwegen etc. ob man gleich ſagen und ſchreiben muß, ich ſorge für dich, ich rede für dich, ich ſtehe für dich: warum ſollten die ſehr gebräuchlichen

Wör-

Der berühmte Hr. Conſiſtorialrath Rambach fährt fleißig fort, ſich um die gelehrte Welt, ſonderlich um die Kirche verdient zu machen. Hier liefert er uns abermal eine Probe ſeines großen Fleißes; indem er ein wichtiges Stück der neuern Kirchengeſchichte unſern Landsleuten bekannter machet. Ein ſehr geſchickter Mann in Frankreich hat dieß Werk aus den beſten Quellen geſchöpfet, und dadurch den bedrängten Proteſtanten in ihrem Vaterlande mehr Freyheit u. Nachſicht zu ſchaffen geſuchet. Wir wollen wünſchen, daß er ſeinen Zweck erreichen, und ſeinen Glaubensgenoſſen eine völlige Gewiſſensfreyheit in Frankreich erwerben möge.

In der Vorrede hat der hochehrw. Hr. Ueberſetzer zeigen wollen, wie der Verfolgungsgeiſt in der Chriſtenheit allmählich aufgekommen; aus was für Veranlaſſungen er entſtanden, und durch was für Mittel er ſich dergeſtalt geſtärket, daß man ihn ohne Grauſen nicht mehr anſehen kann. Allein da dieß Buch bereits durch ſich ſelbſt und ſeine Zuſätze ſo ſtark geworden, daß man es ohne Schaden des Verlegers, um den geſetzten Preis nicht geben könnte, im Falle es noch mehr vergrößert würde: ſo hat es unterbleiben müſſen. Wir wollen hoffen, und wünſchen es, von einer ſo gelehrten Feder dieſen Verluſt eheſtens erſetzet zu ſehen.

Der franz. Urheber dieſes Buches iſt unbekannt: aber es kömmt hier allerdings mehr auf die Wahrheit des Inhalts, als auf den Namen des Verfaſſers an. Im 1751. Jahre gab der Biſchof von Agen in einem Paſtoralſchreiben eine Menge aufgewärm-

wärmter Beſchuldigungen wider die Reformirten heraus, die er mit vielen neuen Zuſätzen vermehrte. In Deutſchland iſt dieß Stück zwar nicht bekannt geworden; ſoviel aber aus denen in dieſer Schrift angeführten Stellen erhellet; ſo wird darinn den Reformirten jede andächtige Verſammlung zum Gottesdienſte, als ein Aufruhr ausgeleget; alle ihre dem Königreiche geleiſteten Dienſte werden geläugnet; ihre Geſinnungen gegen den König zweydeutig gemachet, und alle Bedrückungen ihrer Väter auf Urſachen geſchoben, die auch den Enkeln noch betrübt werden müſſen. Was Wunder, daß die armen Leute ſich gegen ſolche Bekränkungen und Anſchwärzungen zu vertheidigen ſuchen?

Noch eine andre Urſache dieſer Schrift, iſt ein Schreiben eines Predigers an einen Freund im Brandenburgiſchen, das unter dem Titel: Memoire apologetique en faveur des Proteſtans, à l'occaſion des Aſſemblées, qu'ils forment dans diverſes Provinces, pour l'exercice public de leur Religion, vor einiger Zeit ein großes Wetter bey ihren Feinden erreget hat. Das Parlament zu Toulouſe ſah ſie für aufrühriſch an: und der Generalprocurator wollte ſie zu einer Schmähſchrift machen: ja das Parlament verurtheilte ſie, durch Scharfrichters Hände zerriſſen und verbrannt zu werden. Der Hr. Verf. rücket davon ein überſetztes Schreiben ein. Man ſieht daraus, daß die Proteſtanten 1744 bey der Krankheit des Königs eine allgemeine Verſammlung gehalten, und ein öffentliches Gebeth für denſelben angeordnet. Hernach verurſachet die

geringe

geringe Anzahl ihrer Prediger, daß sich da, wo welche sind, sehr viele versammlen. Endlich haben sie sich von der Gnade des Königs schmäuchelhaft versprochen: daß sie einige mehrere Nachsicht und Freyheit unter ihm erhalten würden, u. s. w.

Das Buch ist in IV. Abtheilungen abgesondert. Die I. zeiget die Ungerechtigkeit des Religionszwanges, aus Gründen der Vernunft und Offenbarung; und leget den Lehrbegriff der Protestanten in Frankreich, in Absicht auf Religion und Staat, vor Augen. Die II. stellet die Schicksale der Protestanten in Frankr. von der Reformation an, bis auf gegenwärtige Zeit vor; und diese ist der wichtigste Theil dieses Buches. Denn was für Gräuel und Grausamkeiten der Verfolger enthält er nicht! Die einzige Bluthochzeit des König von Navarra, hat Millionen Menschen das Leben gekostet. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man sieht wie weit es der katholische Religionseifer treiben kann, wo er freye Hand hat. Gott bewahre alle Evangelische auf ewig davor!

In der III. Abtheilung werden die traurigen Folgen von der Aufhebung des Edicts von Nantes, unter Ludewig dem XIV. vor Augen gestellet. Dieß Edict hatte Heinrich der Große zur Sicherheit der Protestanten gegeben, nachdem er durch seine Religionsänderung zur Krone gelanget war. Ludewig der XIV. aber trieb durch Vernichtung desselben, wiederum Millionen Menschen aus dem Königreiche. Die IV. Abtheilung faßet ein theologisches und politisches

tiſches Bedenken über die heimlichen Ehen der Proteſtanten in Frankreich in ſich. Denn man erkennet daſelbſt vor Gerichte, keine Ehe für gültig, die nicht von katholiſchen Geiſtlichen eingeſegnet worden, und keine Kinder für ehrlich oder einer Erbſchaft fähig, die nicht aus ſolchen eingeſegneten Ehen entſproſſen ſind. Man ſegnet aber kein junges Paar ein, wenn es nicht vorher die katholiſche Communion, unter einer Geſtalt genoſſen; daraus hundert Misbräuche und Gottloſigkeiten entſtehen.

Wir haben noch einen Band von dieſem Werke zu hoffen, der nicht minder rührend ſeyn wird; und dabey wird auch des Hrn. Ueberſetzers obenwähnte Abhandlung erſcheinen.

VIII.

J. F. S. Geſchichte des im 1756ſten und 1757ſten Jahre in Deutſchland und deſſen angränzenden Ländern geführten Krieges ꝛc. ꝛc. mit richtigen Abriſſen aller Belagerungen und Schlachten. Frankf. und Leipz. 1759. in 4.

Der ſo blutige, als langwierige Krieg, den wir leider! in Deutſchland erlebet haben, muß nothwendig der Nachwelt auf eine deutliche und zuverläßige Art beſchrieben werden. Es würde eine Schande für ein ſo aufgeklärtes Jahrhundert ſeyn, wenn

wenn es so große Begebenheiten unbemerkt vorüber lassen; und es von den Nachkommen erwarten wollte, aus betrüglichen und unvollständigen Nachrichten eine völlige Geschichte davon abzufassen. Es ist daher mit Dank zu erkennen, wenn gute Federn sich die Mühe nicht dauren lassen, itzo alles zu sammlen, und in Ordnung zu bringen, so lange die Vorfälle noch neu sind; und theils aus mündlichen, theils aus schriftlichen Nachrichten die wahren Umstände und Begebenheiten der Vergessenheit zu entreißen.

Zu dieser Zahl ist sonder Zweifel auch der gegenwärtige uns unbekannte Verfasser zu rechnen. Er hat nicht nur alle merkwürdige Kriegsbegebenheiten mit unparteiischer Feder beschrieben, und alle Belagerungen, Märsche, Stellungen der Heere, und Schlachten, durch beygefügte richtige Abrisse erläutert; sondern auch von den vornehmsten großen Feldherren und hohen Befehlshabern, auch andern in diesem Kriege bekannt gewordenen Personen, die merkwürdigsten Lebensumstände entworfen. Die erste Auflage davon ist auch so begierig gelesen und gesuchet worden, daß man bereits zu einer neuen hat schreiten müssen: welches allerdings ein gutes Merkmaal abgiebt.

In der Vorrede der I. Auflage erkläret sich der ungenannte Hr. Verfasser so, daß man Ursache hat, mit seiner Unparteylichkeit zufrieden zu seyn. Er hat alles gelesen, was von beyden Theilen geschrieben worden, und überdem, noch sehr viel vernünftige Urtheile geschickter und einsehender Männer von

beyden

beyden gehöret. Er verabscheuet die Verblendung und Vorurtheile, womit gewisse Leute alles Recht und alle Billigkeit nur auf einer Seite finden. Er hat sich auch des Beurtheilens enthalten, sondern nur schlechterdings die Gründe beyder Theile angeführet. Bey den Erzählungen hat er den Mittelweg zwischen der Magerkeit und ekelhaften Weitläuftigkeit gehalten. Wenn aber ja etwas mitzunehmen nöthig gewesen, hat er damit nicht den Lauf der Geschichte unterbrochen; sondern es in Anmerkungen unter den Text gesetzet. So kann ein Leser, der es nicht wissen will, in einem fortlesen; ein andrer aber, der genauer gehen will, kann es mitnehmen.

Was die Leben berühmter Personen anlanget, hat er ihr Vaterland und Alter, ihre Auferziehung und Gemüthsbeschaffenheit erzählet: daraus hernach die Art zu denken und zu handeln eines jeden fließt, und beurtheilet werden kann. Dadurch werden sich viele Umstände erläutern, die sonst ewig dunkel bleiben würden. Auch von der Erdbeschreibung sind sehr viel Anmerkungen beygebracht, um das Buch Gelehrten und Ungelehrten brauchbar und verständlich zu machen. Sollte ihn aber dennoch ein Tadel treffen: so will er sich lieber der Tadelsucht der Kleinen, als der Züchtigung der Großen bloß stellen. Wenn also seine Schrift nichts enthält, was denjenigen Mächten, deren kriegerische Unternehmungen sie beschreibt, misfallen kann: so hat er seinen Zweck erreichet, nämlich eine Geschichte des Krieges zu liefern, die mitten im Kriege von beyden Theilen gelesen werden kann. Er ist nämlich kein erkaufter

Schrift-

Schriftsteller, auch nicht in Umständen, die ihn verbänden, der einen Partey mehr, als der andern zugethan zu seyn.

Alle gekrönte Häupter verdienen ohne Unterschied Ehrfurcht. Man thut immer Unrecht, wenn man sich in seiner Studierstube, über die Großen der Welt lustig machet, und seiner Feder freyen Lauf läßt, um sich den Weg zu einer papiernen Ewigkeit zu bahnen, u. s. w. Diese vernünftige Gesinnung des Hrn. Verfassers hat uns bewogen, von seiner Schrift hier eine Anzeige zu thun, da wir sonst vor allen Partenlichkeiten einen Abscheu haben.

In der Erinnerung zur zweyten Auflage wird gemeldet, daß dieselbe vermehret, und verbessert, auch mit den Rissen der Schlachten und Belagerungen vermehret worden. An der Michaelmesse dieses 1759sten Jahres wird die Geschichte des 1758sten mit eben dergleichen Rissen erfolgen.

Damit nun der Leser auch wisse, was er hier findet, so melden wir bloß den Inhalt der Kupfer. Das I. stellet die Einschließung des sächsischen Lagers bey Struppen; das II. das österreichische Heerlager in Böhmen; das III. die Schlacht bey Lovositz vor; und hier endet sich das 1756ste Jahr. Im folgengenden machet IV. der Zug der königl. preußischen Heere aus Schlesien und Sachsen nach Prag den Anfang. Das V. leget die Schlacht bey Prag; so wie das VI. die Berennung und Einschließung der Stadt Prag vor Augen. Das VII. bildet das merkwürdige Treffen bey Collin ab. Das VIIIte liefert die Schlacht der Franzosen und Hannovera-

ner bey Haſtenbeck. Das IX. die Schlachtordnung der verſammleten Reichsvölker bey Fürth. Das X. die Schlacht bey Jägerndorf in Preußen, zwiſchen Ruſſen und Preußen. Die XI. die Eintritte und Stellungen der öſterreichiſchen und preußiſchen Heere in Schleſien. Die XII. den Ueberfall der königl. Reſidenz Berlin. Die XIII. das öſterreichiſche Lager des Gen. Nadaſti bey Schweidnitz. XIV. Die Schlacht bey Roßbach. XV. Die Eroberung von Schweidnitz. XVI. Die Schlacht bey Breslau. XVII. Die Schlacht bey Leuthen. XVIII. Die Eroberung von Breslau.

IX.

Joh. Michael Heinzens, Rectors zu Lüneburg und Mitglieds der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen, Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottſcheds deutſche Sprachlehre, nebſt einem Anhange einer neuen Proſodie. Göttingen und Leipzig 1759. 8. 14 Bogen.

Hier ſteht abermal ein Grammatiker auf, der an Hrn. Prof. Gottſcheds Sprachkunſt zum Ritter werden will. Hr. Rector Heinz zu Lüneburg iſt von einem innern Berufe genaget worden, ſich durch einen Angriff eines berühmten Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dieß? Man kann ja bald etliche Bogen über

ein

ein Buch zusammen schreiben, dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht: das gesteht er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, dergleichen die deutsche zu Göttingen ist, werdens ihm vermuthlich auch nicht auferleget haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben.

Doch wie? hat nicht Hr. Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augenschein zeiget es, daß solches mit vieler Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen, und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen? Es wäre denn, daß Hr. Heinz hätte zeigen wollen: er gehöre zu der Zahl derer nicht, die in Schulen, mit den schönen Wissenschaften, auch gute Sitten verbinden. Hier hätte ihm aber der alte Schulspruch im Gedächtnisse schweben sollen: Qui proficit in litteris, & deficit in moribus, plus deficit, quam proficit.

Daß Hr. Prof. G. wohlgemeynte Einwürfe und Anmerkungen zu Verbesserung seiner Sprachkunst, wohl aufnehmen, höflich beantworten, und

sich zu Nutze machen könne, hat er längst bewiesen. Selbst in der neuesten Ausgabe der größern Sprachkunst hat er die deutlichsten Proben davon gegeben. Man lese seine Vorrede, wo denen ihm unbekannten Verfassern derselben, auf eine redliche Art dafür gedanket wird. Hätten nun diese wackern und einsehenden Kenner unserer Muttersprache, noch nicht alle Mängel dieser Sprachkunst gesehen: so stund es ja freylich dem Hrn. Heinz frey, in ihre Fußtapfen zu treten; und auf eine gelehrte und bescheidene Art noch mehr Einwürfe zu machen. Allein, das konnte dieser hitzige Mann unmöglich über sein Herz bringen. Er mußte nothwendig ein garstiges Gesicht dazu machen, wenn er disputiren oder kritisiren wollte. Er siehts in der Vorrede selbst vorher, daß sein Anfall ihm vom Hrn. Prof. **G. keinen Dank zuziehen werde**; den sich doch seine Vorgänger mit gleicher Arbeit zugezogen haben. Er ist sich also seiner wohl bewußt: ja er bekennet es sogar; und gesellet sich also, seiner Gesinnung und Schreibart nach, zum berufenen P. Dornblüth; der auch nicht anders, als mit Geifern und Sprudeln, mit Keifen und Schmähen, von Sylben und Buchstaben handeln kann. Wie glücklich sind doch unsre meisten Schulen in **Deutschland**, daß sie weder mehr solche **Dornblüthe**, noch **Heinze** in ihren Classen sehen oder hören dürfen!

Gesetzt aber, es hätte unser Hr. Rector noch etwas mehr, als Einwürfe auf dem Herzen gehabt;

und

Wörter, die Vorbitte, der Vorbitter die Vorsprache ꝛc. nicht auch recht seyn, weil ich sie auch also erklären kan, als ich bitte deinetwegen, ich spreche deinetwegen, ob man gleich saget, ich bitte für dich, ich spreche für dich. Ein Vorsteher heisset lateinisch Antistes, welches Wort mit *ante* und nicht mit *pro* zusammen gesetzet ist, und doch gleichwol nicht einen Mann bedeutet, welcher der Person nach vor einem stehet; z. e. ein Kirchenvorsteher heisset nicht ein Mann, der vor der Kirch-Thüre stehet, sondern der der Kirche vorstehet, d. i. für die Kirche sorget, an ihrer statt ist und ihr bestes suchet. Auf solche Weise können auch alle vorgedachte Wörter vertheidiget werden. Ein Vormund ist ja nichts anders, als der den Weysen vorstehet mit Worten und Werken; Vorsorge, Vorbitte, Vorsprache ist nichts anders als ein Vorstehen mit Sorgen, Bitten und Sprechen. Das Wörtlein vor wird hier nicht im eigentlichen sondern im verblühmten Verstande genommen, da es der Bedeutung nach so viel ist als für, wie es bey dem Worte, Kirchenvorsteher gezeiget worden. Ich habe in Vorstellung dessen, daß man spricht, er bittet für mich, er sorget für mich, selbst eine Schreibart erwehlet, daß ich Fürbitte, Fürbitter, Fürsorge, geschrieben habe: Weil ich aber aus diesem Grunde hernach auch Fürmund, Fürsteher hätte schreiben müssen, welches seltsam klinget, so habe ich es besser erwogen, und die angenommene Schreibart wiederfahren lassen. Uber dem so ist hier die Rede von zusammengesetzten Wörtern, bey welchen es im lateinischen was gemeines

ist,

und sich, außer dem Tadeln auch aufs Bessermachen verstanden: gut! warum schrieb er nicht eine eigene Grammatik? Das haben ja Popovitsch, Aichinger, Hempel, Gerlach, und vielleicht noch mehrere gethan: und so hätte er ja seiner Schuljugend kein so falsches, und unvollkommenes; sondern eine recht ausgesiebte und extrafeine Sprachkunst in die Hände geben können! So wäre er ja des Aergernisses überhoben gewesen, da es ihn gereuet hat, solches mit der gottschedischen gethan zu haben; ehe er sie gelesen, und ihren schlechten Werth gekannt. Es ist ohnedieß verdrüßlich, ein Buch zu brauchen, woben man überall was zu erinnern findet; und es ist schade um die Zeit, die man der Jugend mit Widerlegungen verderbet. Wenigstens hat Hr. Prof. G. seiner Vorgänger Grammatiken nicht widerleget, sondern das Gute aus ihnen beybehalten, und das Seine hinzugesetzet. Allein, es giebt solche zänkische Gemüther, die nur zum Meistern und Zanken gebohren sind; und lieber was Gutes einreißen, als selbst was Taugliches bauen wollen.

Endlich muß einen das recht Wunder nehmen, daß Hr. Heinz von den gottschedischen Lehrsätzen sehr oft gesteht, daß sie wahr, und der guten heutigen Mundart gemäß wären; aber ihm nicht zureichend bedünkten. Und gleichwohl redet er mehrentheils von dem Kerne der Sprachkunst, der, als ein kurzer Auszug, unmöglich alle Gründe und Beweise in sich halten konnte, die sich in weitläuftigern Werken wohl geben lassen. Ist es ihm doch unverbothen, eine noch philosophischere Sprachkunst zu schreiben:

so, wie ein Sanctius mit seiner Minerva, den Scaliger nicht gehindert, de causis Latinæ Linguæ, und dieser es einem Scioppp nicht gewehret, eine Grammaticam philosophicam zu schreiben. Wann werden doch die Gelehrten einmal anfangen, gemeinschaftlich an dem Baue der Wissenschaften zu Werke zu gehen; nicht aber einander durchs Zanken zu hindern, und durch ihre Schmäh- und Lästersucht zu machen, daß es so zugehe, wie beym Thurme zu Babel.

Doch, Hr. H. beforget, es werde bey seinem Stillschweigen, die gottschedische Grammatik ein classisches Ansehen gewinnen: da ers zumal nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle seine Herren Collegen still dazu geschwiegen: weswegen er glaubet; es sey besser, daß einer, als daß keiner das Maul aufthue, und diesem großen Unheile steure und wehre. Allein, mit seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier: ob er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sey, weil Er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben widersetzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die gottschedische Sprachkunst hat schon mehr solche grimmige Anfälle überstanden, und steht doch noch. Sie wird gewiß den seinigen auch überstehen: zumal da der Hr. Prof. Gottsched sich nicht für unfehlbar hält; jede neue Ausgabe bessert, auch Rath und Lehre annimmt, wenn sie ihm auf gehörige Art gegeben wird. Daß er sich aber mit einem Tone solle ausputzen lassen, wie Hr. Heinz seinem Secundaner Kunz, Wischer ertheilet,

das

das ist in der gelehrten Republik unsrer Zeiten noch nie erhöret, geschweige denn gebilliget worden.

Er sage hier nicht, daß es ihm nicht allein so bedünke; sondern daß die gelehrten Zeitungen zu Göttingen auch seiner Meynung wären. Wir wollen die Verbindungen der Meynungen und Herzen zwischen ihm, und einigen Verfassern derselben nicht genau untersuchen; haben aber freylich das Blatt mit Verwunderung gelesen, darinn die heinzische Schrift mit einem so hohen Tone angepriesen ward. Wir wollen nur fragen: warum man in Göttingen, wo man doch sonst von allen, die jemals als Studenten, ein halbes oder ganzes Jahr daselbst Brodt gegessen und geathmet haben, mit den größten Lobsprüchen in die Trompete stößt; bloß weil man dazusetzen kann: unser ehemaliger Mitbürger! (scilicet; der in allen Stücken vortrefflich ist, eben weil er unser Mitbürger gewesen:) warum, sage ich, eben daselbst, ein Mann, den die königliche Gesellschaft, aus eigenem Triebe, ohne sein Gesuch, zum Mitgliede ihrer deutschen Gesellschaft, und zwar mit den rühmlichsten Ausdrückungen aufgenommen; mit den verächtlichsten Censuren beleget werden muß; bloß weil es einem unbekannten Schulmanne gelüstet hat, ihn anzutasten? Sollten sie es denn nicht der Billigkeit gemäß befunden haben, einen, der auch gewisser maßen ihr Mitbürger ist, in gewissen Stücken, gegen einen Gegner, der gewiß unbescheiden ist, auch unmöglich in allen Stücken recht haben kann, zu vertreten?

Wissen aber die Herren Verfasser dieser Zeitungen auch, daß sie in ganz Deutschland noch von niemanden für gebührende Richter in der deutschen Reinigkeit und Zierlichkeit angenommen und erkannt; viel weniger erkläret worden? Sie mögen wohl große Hebräer, große Araber, große Griechen und Lateiner seyn, und dafür gelten; (wiewohl sich auch dawider wohl noch manche Protestanten finden sollten:) gewiß für große Meister in der deutschen Sprachrichtigkeit erkennet sie noch niemand. Sie haben es also nicht Ursache, den Hrn. Prof. Gottsched böse zu machen: sonst wird er einmal aufwachen, und ihnen durch den Zuruf!

Tecum habita, et noris, quam sit tibi curta supellex

ihre Schwäche bekannt machen.

Wir wissen auch nicht, was ihn bisher zu solcher Geduld und Gelassenheit bewegen; zumal, da die götting. Zeitungen, für ein Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen; unter deren Aufsicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung, sie heraus kommen. Gewiß, in solchen Zeitungen verdammet zu werden, ist kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritikaster herunter machet. Wer also auf seinen guten Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu berufen; und den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Verbindung mit der göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn, unsers Erachtens, bis-

bisher abgehalten haben, hier so lange stille zu sitzen. Allein wer weis, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein Diplom, (nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyspiele) zurück; und setzet sich wieder in die natürliche Freyheit, seine Ehre zu retten. Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zurufen:

Dankt es dem Bande bloß, das meinen Zorn noch bindet,
Sonst hätt er schon mein Herz gewaltsam überschwindet.

Nichts ist uns übrigens lächerlicher vorgekommen, als die in der götting. Zeitung erhobne ängstliche Wehklage: Das wäre ja ein Unglück, wenn nach der gottschedischen Sprachkunst, keine andre mehr sollte geschrieben werden! Wer hat den solches jemals begehret, geschweige denn gebothen? Gewiß Hr. Prof. Gottsched nicht. Der Kaiser auch nicht, der seiner Sprachkunst zwar einen Verneuungsbrief, aber nur gegen Buchdrucker und Verleger, nicht gegen Schriftsteller gegeben hat. Wer hätte es denn sonst thun sollen? Es haben ja auch Popovitsch, Aichinger, Hempel und Gerlach nach ihm schon Sprachlehren geschrieben. So mag denn künftig auch Heinz und Kunz, und wer es immermehr ist, auch noch dergleichen schreiben. Nur solcher groben Anmerkungen kann die gelehrte Welt eben sowohl, als der Verfasser überhoben seyn. Auf Beantwortung derselben aber lassen wir uns hier nicht ein. Unser Raum ist uns zu edel; und unsre Leser fodern etwas anders von uns. Vieleicht trägt es Hr. Pr. Gottsched irgend einem seiner Zuhörer auf, diesen groben Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen.

X.

Der Frau von Paſſow, geb. Materne ſämmtliche Luſtſpiele, aus dem Däniſchen überſetzet. Mit 5 Notentafeln zu Geſängen. Frankf. und Leipz. 1759. in 8.

Die Zeit iſt gekommen, daß auch der Norden witzig wird, und ſogar das Frauenzimmer für die Bühne arbeitet. Unſre Deutſchen aber, die ſo gern überſetzen, laſſen nichts aus den Händen, was nur halbigt das Anſehen hat, Liebhaber finden zu können. So haben unſre Buchhandlungen keine Gefahr, zu verſiegen. Denn geſetzt, daß aller eigene Witz, alle eigene Gelehrſamkeit in Deutſchland untergienge; o! ſo werden doch noch allezeit andre Völker gelehrt und witzig bleiben. Dieſer ihre Bücher wird man alſo überſetzen; und folglich wird der Buchhandel bey uns blühen, geſetzt, daß nur die Lappländer, Samojeden, oder Hottentotten noch witzige Völker blieben.

Mit dieſen Schauſpielen verhält ſichs ſo. Nach dem ſel. Bar. Holberg hat Dännemark noch keinen dramatiſchen Dichter aufzuweiſen. Das iſt erſtaunlich: und die Herrn Dänen müſſen nicht ſo geneigt zum Nachahmen ſeyn, als unſre Deutſchen ſind. Denn wieviel Schaubühnen, Trauer- und Luſtſpiele haben wir nicht bekommen, ſeit nur ein paar Bände der Deutſchen Schaubühne ans Licht getreten? Die Dänen ſelbſt haben über dieſen Mangel

gel bey sich geklaget. Endlich steht eine gewesene Komödiantinn auf, und hilft diesen Klagen ab. Die Jungfer Maternina ist eine Zeitlang eine berühmte Schauspielerinn gewesen. Ein Kriegsbedienter heurathet sie: und da sie also nicht mehr fremde Stücke spielen kann; schreibt sie eigene. Drey Stücke hat sie ans Licht gestellet, und das dänische Publicum hat sie wohl aufgenommen. Aber dabey bliebs: denn die Verfasserinn legte sich in eben dem Jahre und starb.

Der Vorredner dieser Uebersetzungen gesteht es indessen aufrichtig, daß ihre Stücke nicht von Fehlern frey sind. Hollbergs Nachfolgerinn zu seyn, konnte sie auch nicht davon frey machen. Es ist viel leichter eines vollkommenen Vorgängers Bahn, und wenn es nur aus Begierde nach Neuerungen wäre, zu verlassen, als fehlerhaften Mustern vollkommnere Nachbilder entgegenzusetzen. Sehen wir nicht in Deutschland, daß man nach der auf franz. Fuß eingerichteten regelmäßigen Bühne, itzo eine neue unregelmäßige und wilde britische einführen will? Ja fällt man nicht auch wieder auf das italienische, nachdem ein Goldoni aufgestanden, der den verlegenen Harlekinaden einen neuen Schwung zu geben weis?

Indessen hat der Hr. Vorredner nicht unrecht, wenn er saget, daß die Stücke unsrer Dichterinn noch viel regelmäßiger wären, als viel deutsche Schäferspiele. Denn das erste Stück, das von ihr heraus gekommen, ist ein Schäferspiel gewesen, das sie ohne die Regeln, und bloß aus einem glücklichen

lichen Kopfe geſchrieben, dadurch ſie in Fehler gefallen. Wie konnte das anders ſeyn?

> Ingenium miſere, quia fortunatius Arte
> Credit, et excludit ſanos Helicone Poetas
> Democritus: — — —

Wir dörfen nur fortfahren, ſolche Stücke aus allen Sprachen in der Welt, ohne Wahl und Urtheil ins Deutſche zu bringen: ſo werden die Regeln auf allen Bühnen unſichtbar werden; und eine völlige edle Verwirrung, die man mit dem herrlichen Namen des Genie beehret, wird daſelbſt herrſchen. Es iſt poetiſch geſchrieben, und proſaiſch überſetzt.

Dieſem erſten Stücke folget Cupido ein Philoſoph, oder die unerwartete Verliebung. Es war gleichfalls in Verſen geſchrieben, und proſaiſch verdeutſchet worden. Hier kommen alte nordiſche Gottheiten auf die Bühne, die der Hr. Vorredner damit entſchuldigen will, daß auf der franzöſiſchen Bühne, das Reich der Feen oder Hexen geblühet habe. So geht es! Dato uno abſurdo, ſequuntur plura. Müſſen doch alle Völker den Franzoſen nachfolgen, ſo wohl, wenn ſie etwas thörichtes machen, als wenn ſie ſich klug verhalten.

Endlich das III. und gröſßte Stück, welches hier das erſte iſt, kam 1757 im Sommer erſt, kurz vor der Verfaſſerinn Tode ans Licht. Der Hr. Vorr. iſt ſo ehrlich, daß er auch hierinn große Schönheiten und merkliche Fehler gefunden zu haben geſteht. Sonderlich tadelt er die Länge; welches aber noch der erträglichſte Fehler wäre, wenn das übrige ohne Tadel befunden würde. Desto mehrens Verſchwender

der iſt ſehr lang; aber darum nichts deſto minder ſchön. Quilibet bonus liber, eo melior, quo major. Doch ſaget er, die Verfaſſerinn ſey eine groſſe Kennerinn der Bühne geweſen. Das kann in einem gewiſſen Verſtande wahr ſeyn; und in einem andern falſch. Denn wo kämen ſonſt die Fehler her?

Die Freyheiten, ſo ſich der Hr. Ueberſetzer im Dollmetſchen genommen, wird ihm kein vernünftiger Kunſtrichter übel nehmen. Nirgends iſt es nöthiger, von dem buchſtäblichen Ausdrucke aller Worte abzuweichen, als bey komiſchen Stücken. Und er hat vollkommen Recht, wenn er ſaget, daß wir heute zu Tage Ueberſetzungen zu ſehen bekommen, die wieder neue Ueberſetzungen nöthig hätten, wenn ſie verſtanden werden ſollten. Die Lieder und Noten werden ſich ſelbſt leben.

XI.

Grundriß einer Geſchichte des Königreichs Ungarn, entworfen von Gottfried Stolterfothen, der Geſch. und Rechte Beſl. Danzig, bey Schreibern 1758. in 8.

Der Hr. Verfaſſer meldet erſt, was er für Regeln und Beyſpiele von den Pflichten eines guten Geſchichtſchreibers gefunden und geleſen. Sodann berichtet er, wie ihm ein Gönner die alte ungariſche

gariſche Chronik Wilhelm Dillichs zu leſen gegeben. Da er nun auf die ungariſche Geſchichte begierig war, ſo fand er hier viel, das ſein Verlangen ſtillete. Er ſuchte aber noch mehr, und fand die Decaden des Anton **Bonfinius**, die 1568. zu Baſel herausgekommen. Er zeichnete ſich aus beyden das nöthigſte und merkwürdigſte aus, und ſetzte das Neuere aus Documenten dazu. Sein Manuſcript lag in ſeinem Pulte, und ſollte durch öfteres Durchleſen nur ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen. Da er aber glaubte, es wäre noch keine neuere Geſchichte von Ungarn zum Vorſcheine gekommen: ſo hat er ſich entſchloſſen, dieſen Entwurf der Preſſe zu übergeben.

Wir bedauren es ſehr, daß der Hr. Verfaſſer weder des berühmten Belius Geſchichte von Ungarn, noch des Hrn. von Schwandtners ſtarke Sammlung aller ungariſchen Geſchichtſchreiber, in dreyen Foliobänden, zu Geſichte bekommen. Wir haben aber auch eine Seriem Regum Hungariæ in Numis vor wenigen Jahren bekommen, die ihm gleichfalls gute Dienſte thun können. So ſchlimm iſt es, wenn man nicht erſt die gelehrte Hiſtorie zu Rathe zieht, ehe man etwas zu ſchreiben anfängt. Hätte der Hr. Verfaſſer irgend nur einen etwas vollſtändigen Catalogum hiſtoriſcher Bibliotheken nachgeſchlagen: ſo würden ihm noch mehr ſolche hiſtoriſche Schriften von Ungarn bekannt geworden ſeyn.

Wir wollen indeſſen ſeiner Arbeit das Lob eines Grundriſſes nicht abſtreiten. Er wird mit demſelben

iſt, daß *ante* oft ſo viel iſt als *pro* und *pro* ſo viel als *ante*. Es lieſſe ſich auch alſo im Deutſchen dieſe allgemeine Regel machen: Alle zuſammen geſetzte Wörter werden mit vor und nicht mit für geſchrieben: Denn ich finde über den vorher angeführten keins, da man auch nur mit einem Schein für brauchen wollte, ohne das Wort Fürſchrift, wenn es ſoll ſo viel ſeyn als commendatio, interceſſio, (zum Unterſchiede des Wortes Vorſchrift exemplar) welches doch eben nicht ſo gebräuchlich, ſondern als ein neues Wort anzuſehen iſt, und eher eine Bittſchrift möchte genennet werden. Eine einzige zuſammen geſetzte Partikel findet ſich, nemlich fürwahr, welche man doch auch als 2. beſondere Wörter anſehen kan.

XI.

Zugabe zu dem IX. Artickel des V. Stückes dieſer Beyträge.

Es hat uns ein Freund und Gönner unſrer Arbeiten den Gefallen erwieſen, uns folgenden Zuſatz zu den Anacreontiſchen Uberſetzungen zuzuſenden, den wir mit allem Danke annehmen, und hier einrücken wollen. „Auch eine lateiniſche Uberſetzung des Anacreons, in eben ſo viele und ſo kurze lateiniſche Verſe, als der Griechiſche Dichter darſtellet, iſt bereits an. 1597 in öffentlichem Drucke zum Vorſchein gekommen. Der völlige Titul iſt folgender: Anacreontis Lyricorum poetarum feſtiviſſimi, quae reſtant carmina, cum interpretatione Eilhardi Lubini, ita ut verſus verſui & verbum verbo paene reſpondeat.

Seneca

ben bey der Jugend vielleicht Dank verdienen, die bisher eine ſolche kurze Anleitung dazu noch nicht gehabt hat. Sollte er aber bey einer neuen Ausgabe auf den Anſchlag gerathen, dieß Werkchen etwas zu erweitern: ſo wird er wohl thun, wenn er die oben berührten größern Werke dabey zu Rathe zieht. Danzig kann doch unmöglich ſo einen Mangel an hiſtoriſchen Büchern haben, daß dieſelben nicht anzutreffen ſeyn ſollten. Wenigſtens wird Hr. D. Lengnich dieſelben in ſeinem Vorrathe beſitzen. Auf den beſondern Inhalt dörfen wir hier nicht kommen. Der Hr. Verfaſſer hat vom Attila den Anfang gemachet, und die Sache bis aufs Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeſetzet. Der Druck iſt ſchlecht.

XII.

Der Kaufmann, ein Menſchenfreund.

Ein Luſtſpiel, in fünf Handlungen. Hamb. 1757. in 8.

Dieß Schauſpiel iſt zwar nicht mehr ganz neu: doch verdienet es nicht, übergangen zu werden; und iſt vielen andern, die ſeit etlichen Jahren im Drucke erſchienen, vorzuziehen. Der Hr. Verfaſſer ſcheint, nach der Vorrede zu urtheilen, aus der redlichſten Abſicht gearbeitet zu haben. So wenig er ſich zu einem dramatiſchen Dichter von Profeſſion aufwerfen will, ſo wenig darf man ſeine Beſcheidenheit ihm zur Laſt legen; da er erſt auf Anrathen guter Freunde, dieß Stück hervorgeſuchet, und bekannt werden laſſen.

Er

Er hat nicht für Gelehrte, ſondern für Kaufleute geſchrieben: und in dieſem Charakter erhält ſich das ganze Stück. Gewiſſe Leute meynen, ein dreyaktiges Luſtſpiel müſſe von unwichtigen Einfällen, ausgeſchleppten Zoten, und hochgetriebenen Charakteren wimmeln. Wer die Natur und die Abſicht der dramatiſchen Dichtkunſt beſſer kennet, der weis, daß die Beſſerung der Zuhörer, der Zweck eines Luſtſpiels iſt. Terenz, der treue Nachfolger Menanders, hat dieß am ſchönſten gewieſen: und Moliere hat ſich nur in wenigen Stücken auf dieſer guten Bahn erhalten. Deſtouches iſt viel vollkommener bey der Regel geblieben; und ihm müſſen alle diejenigen folgen, die uns etwas neues in dieſer Art liefern wollen.

Der Hr. Verfaſſer dieſes dankbaren Kaufmanns iſt zwar ſo ſtolz nicht, ſich dafür auszugeben, daß ers gethan habe: doch hat er auch keinen merklichen Fehler wider die Geſetze der komiſchen Bühne begangen. Seine Fabel iſt wahrſcheinlich; ſeine Charaktere ſind gut, und wohl geſchildert. An Originalen kann es in Handelsſtädten nicht fehlen. Da er der Tugend einen merklichen Werth beylegt, und das Laſter durch ſeine eigene Häßlichkeit niederſchlägt: ſo kann die Vorſtellung eines ſolchen Stückes nicht anders, als erbaulich ſeyn. Seine Schreibart iſt auch gutes und reines Hochdeutſch; und ſeine Vorrede ſowohl, als manche Stellen im Stücke ſelbſt zeigen, daß er auch eine lebhafte ſatiriſche Schreibart in ſeiner Gewalt hat. Was will man mehr? Wer nur das Neue, das Spitzfindige, das Schalkhafte, das Schlüpfrige, das Ueppige ſuchet, der muß ſich ſelber jucken, damit er was zu lachen habe, und in die Hände klatſchen könne.

Ende des Heumondes 1759.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Aerntemond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1759.

Inhalt.

I. Les Ruines des plus beaux Monuments de la Grece par Mr. le Roi.

II. Fortsetzung des Schreibens vom Hrn. Rousseau an den Hrn. von Voltaire.

III. Hrn. D. Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Kirchenversammlungen.

IV. De l'Origine des Loix, des Arts & des Sciences, par Mr. Goguet. T. II.

V. Hrn. Johann Albrecht Philippi vergrößerter Staat.

VI. Wahres Namenbüchel für kleine und große Schulkinder.

VII. Hrn. M. Millers historisch-moralische Schilderungen, zur Bildung eines edlen Herzens. I. II. und III. Theil.

VIII. Des königl. Hofmalers Hrn. Müllers Lebensumstände.

IX. Hrn. M. Körners Sammlung etlicher Predigten.

X. Fortsetzung der Verbesserungen über den Text des ersten Buches Herodots; aus der paris. Akad. der schön. Wiss.

XI. Iconologisches Wörterbuch.

I.

Les Ruines des plus beaux Monumens de la Grece, Ouvrage diviſé en deux parties &c. par Mr. le Roy Architecte, ancien penſionnaire du Roi à Rome, & de l'Inſtitut de Bologne. A Paris 1758. in gr. fol.

Seit der Widerherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa, haben ſich die aufgeklärten Völker um die Wette bemühet, die Ueberbleibſel der alten Griechen und Römer zu ſtudieren und nachzuahmen. Man ſammelte ihre Bücher, Bildſäulen, halberhabene Schnitzwerke, Münzen und geſchnittene Steine; man legte Kabinetter an; und alle Verſtändige bewunderten die Meiſterſtücke der alten Künſtler. Selbſt die Baumeiſter des XV. Jahrhunderts, unter dem mediceiſchen Hauſe, ſtudierten die überbliebenen Bruchſtücke der alten Baukunſt: und Ludewig der XIV. ſchickte Zeichner nach Griechenland, nach Aſien und Aegypten, um die verfallenen Ruinen davon abzuzeichnen.

Dieſe letztern Bemühungen ſind fruchtlos geweſen; theils, weil die Künſtler nicht das Ihrige gethan, theils, weil ihre Riſſe verlohren gegangen. Allein, Privatleute haben dasjenige weit glücklicher unternommen, und ausgeführet, was ein König nicht bewerkſtelligen können. Hr. Wood und Daukins *), ein Paar Engländer, haben die Bruchſtücke von Palmyra und Balbek, aufs ſorgfältigſte gezeichnet, und in Kupfern und Beſchreibungen geliefert; Hr. Norden aber, ein Däne, hat ſolches in Anſehung von Aegypten geleiſtet. Solche Vorgänger nun reizeten den Hrn. le Roy, im 1753ſten Jahre, da er ſich zu Rom befand, nach Griechenland zu gehen, um ſich eine größere Kenntniß der alten Baukunſt zu erwerben; und einen Theil der großen Abſichten zu erfüllen, die ſeine Nation im vorigen Jahrhunderte gefaſſet hatte.

Er bekam, durch Vermittelung einiger Gönner, Gelegenheit und Erlaubniß, den venetianiſchen Bothſchafter an die ottomanniſche Pforte, zu begleiten. Er erhielt auch einige Empfehlungsſchreiben an den franzöſiſchen Geſandten zu Conſtantinopel. Er reiſete alſo nicht nur auf eine ſehr angenehme Art dahin, ſondern fand auch einen ſichern Aufenthalt im Pallaſte des Grafen Deſalleurs daſelbſt; einen Firman, oder freyen Paß vom Großſultan, durch ganz Griechenland zu reiſen, und alles ungehindert zu beſichtigen, zu meſſen und abzuzeichnen. Sein eigener Vater aber ſchoß ihm alle übrige Hülfsmittel dazu willig her. Dergeſtalt haben wir auch die-

*) S. das Neueſte aufs 1757ſte J. a. d. 608. u. f. S.

dieſes, treffliche Werk keinem groſſen Herrn, ſondern einem Privatmanne zu danken.

Alle Denkmäler, die Hr. le Roy angetroffen, hat er auf zweyerley Art betrachtet: und ſo ſtellet er ſie in den beyden Abtheilungen dieſes Werkes vor. In der I. zeiget er ſie hiſtoriſch, und in der II. architektoniſch. Dieß hat einen doppelten Vortheil. Da die Kunſtgriffe der Baumeiſter von der hiſtoriſchen Beſchreibung abgeſondert ſind, ſo wird ſich dieſe etwas lebhafter leſen laſſen: und da jene beyſammen geblieben, ſo giebt eins dem andern deſto mehr Licht.

Dergeſtalt erzählet er in dem hiſtoriſchen Theile, das, was die Aufſchriften, oder die alten Scribenten von den berühmten Leuten melden, die dieſe Gebäude aufgeführet haben, und von den Gottheiten, denen zu Ehren ſie erbauet worden; wie auch von den Zeiten, da ſie angefangen, vollendet, oder zerſtöret worden. Um dem Ekel auszuweichen, den eine gar zu groſſe Einförmigkeit ſo vieler Tempel verurſachen könnte, miſchet er die Verfälle ſeiner Reiſe mit ein; er ſchildert zuweilen die Oerter mit ab, wo ſie anzutreffen ſind; und das giebt ihm Gelegenheit über den Urſprung der Stadt Athen, ihren Zuwachs unterm Theſeus, Themiſtokles und Adrian; über die Lage ihrer Häfen, über ihren itzigen Zuſtand, und über Sparta, Betrachtungen anzuſtellen.

Am Ende dieſes Theiles findet man auch eine Abhandlung über die Länge des alten griechiſchen Fußes. Dieſe gründet ſich auf die Breite des Tem-

pels der atheniensischen Minerva, der genau 100 Fuße breit gewesen: weswegen man ihn Hecatompedon geheißen hat. Diese Abhandlung hat der Hr. Verfasser in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen.

Im II. Theile dieses Werkes hat er alle Grundrisse, Aufrisse, und Durchschnitte der Denkmäler, mit allen ihren Maaßen und Verhältnissen mitgetheilet. Hierzu setzet er Anmerkungen über das allmählige Wachsthum der griechischen Baukunst; theils über das Ebenmaaß der Theile, theils über etliche römische Gebäude, die sehr hoch gehalten worden. Endlich werfen diese Ueberbleibsel ein groſses Licht über viel dunkle Stellen im Vitruv; die Perrault verstümmelt hat; daher hat der Hr. Verfasser sie hiedurch zu erklären gesuchet.

Außer dem allen hat der Hr. Verfasser es für rathsam gehalten, vor den I. Theil eine Abhandlung vorzusetzen; darinn er untersuchet: zu welcher Zeit die Griechen angefangen, die Baukunst zu treiben; in was für einem Zustande sie in Aegypten gewesen; die Ordnung und Folge der vornehmsten Erfindungen; was die Römer den Griechen nachgeahmet, sowohl in den Säulenordnungen als in den Gestalten der Tempel; und welches der Zeitpunct von den Veränderungen in diesen Gebäuden gewesen, die wir noch itzo beobachten.

Vor dem II. Theile hat er gleichfalls eine Abhandlung geliefert. Diese handelt von dem Nutzen, den man aus diesen griechischen Denkmälern in der Baukunst ziehen kann; welches die Grundregeln dieser

Seneca: Possidemus peritura perituri. in 4to Rostochii. Ex typographeio Stephani Myliandri, Anno MD LXXIIII. 6. Bogen.

Weil der Raum nicht zulässt, ein mehres hievon zu sagen, wollen wir allein die ersten Oden zur Probe hieher setzen:

I. *De Lyra.*

Volo sonare Atridas,
Volo sonare Cadmum,
Sed Barbitus mihi unum,
Nervis refert amorem.
Immuto fila nuper,
Testudinemque totam:
Et Herculis labores
Jam canto: sed lyra ista
Contra sonat mi amores.
Heroes Ergo posthac
Nobis valete: solos
Lyra hæc refert amores.

II. *De mulieribus.*

Natura dat iuvencis
Cornu, ungulas Caballis,
Lepori pedes fugaces,
Dentes leoni hiantes,
Et piscibus natatum,
Volucribus volare,
Prudentiam maritis:
Nil feminis habebat.
Quid donat ergo? formam;
Pro parmulisque cunctis,
Hastis & universis
Nam vincit & vel ignem
Ferrumque si qua pulcra est

III. *De cupidine.*

Ubi nocte nuper horis
Mediis rotatur ursa,
Prope dexteram Bootæ;
Hominum genusque totum
Domitum iacet Labore;
Prope stans cupido vectim
Forium impulit mearum.
Quis, ego, ostium ajo, pulsat?
Mihi somnium q; ipse turbat?
Aperi, Cupīdo mi, inquit,
Nihil & time, puer sum,
Madidus sum & erro nocte
hac
Vbi luna nulla lucet.
Id ego audiens, misertus,
Cito lumen excito, atque
Patefeci. En & puellum
Video pharetram & arcum
Humero ferentem & alas.
Ibi ego sedens ad ignem,
Manibus manus calore
Foveo eius, ex capillis
Gelidum quoque exprimo
imbrem.
Qui, vbi me reliquit algor
Age iam probemus, inquit,
Mihi quis sit arcus, & num
Mihi laesus imbre nervus.
Ibi tendit, & me vt æstrum
Medium ferit per ear,
Et ita exsilit cachinnans;
Mihi gaude &, hospes, inquit
Mihi salvus hic est arcus,
Tibi vero cor dolebit.

✡ ✡ ✡

dieſer Kunſt ſind; denen wir uns bequemen müſſen, oder von denen ſich verſchiedene Völker entfernen können: indem ſie ſelbige ihren Bedürfniſſen, ihren Materialien, ihrer Himmelsgegend, ihrer Macht, und ihren Sitten unterwerfen. Dieß iſt nun der Inhalt des ganzen Werkes überhaupt.

Die I. Abhandlung oder Einleitung füllet nur drey Blätter an: und vielleicht können wir dieſelbe unſern Leſern nächſtens ganz mittheilen. Der I. Theil ſtellet 1) die Ruinen eines alten Tempels in Iſtrien vor. Nach ſeiner Schönheit kann er unter die erſte Claſſe der koſtbarſten Alterthümer gerechnet werden. Die Aufſchrift zeiget, er ſey der Stadt Rom, und dem Kaiſer Auguſt gewidmet geweſen, der Divinus und Vater des Vaterlandes genennet wird. Daraus ſieht man, daß er in den letzten Jahren ſeiner Regierung erbauet worden. Es ſtehen noch acht korinthiſche Marmorſäulen, mit einem ziemlich ganzen Giebel und Dache davon. Es iſt aber nur ein ſolcher Tempel geweſen, die Vitruv Proſtylos vorſäulig nennet, d. i. die nur beym Vordertheile Säulen haben.

Das II. St. ſind ein Paar Stücke groſſer alter Säulen von einem ſehr verfallenen Tempel, am Norderfuße des Berges Laurium. Dieß ſcheint ihm das älteſte Stück der Baukunſt zu ſeyn, das er auf ſeiner ganzen Reiſe geſehen.

Das III. St. iſt die Abbildung der itzigen Citadelle zu Athen. Dabey lieſt man die Abhandlung vom Urſprunge der Stadt Athen. So artig alles

iſt, was hier geſaget wird, ſo wenig können wir uns dabey aufhalten. Der Grundriß des Tempels der Minerva, und noch von einem Paare anderer großer Gebäude, iſt das artigſte darinn.

Das IV. Kupfer ſtellet uns die Bruchſtücke dieſes itztgedachten Tempels, nach der ſchönſten Ausſicht vor. Es ſtehen noch 18 große und dicke Marmerſäulen da, die nach doriſcher Ordnung ſehr einfach ausgearbeitet ſind. Sie tragen noch große Stücke des Geſimſes, mit Architraven und Kälberzähnen.

Das V. iſt ein Tempel, den man dem Erechtheus, einem der älteſten Könige zu Athen, zu Ehren erbauet hat. Er war derjenige, der den Gottesdienſt der Ceres zu Eleuſis veranſtaltet hatte, weil dieſe den Griechen den Feldbau beygebracht hatte. Dieſer Tempel kann nicht höher ins Alterthum hinaufgehen, als bis auf den Einfall der Perſer in Griechenland unterm Xerxes; und iſt nach der ioniſchen Ordnung eingerichtet, davon noch etwa zehn bis zwölf Säulen ſtehen.

Das VI. Kupfer zeiget das Propyläum, oder den mit Säulen umgebenen Vorhoff dieſer Citadelle zu Athen, den Perikles erbauet hat. Mit der Pracht ſolcher Vorhöfe praleten die Athenienſer ſonderlich, und Minerva ſoll zu Bezeigung ihrer Zufriedenheit, dem Perikles im Traume eine Arzney offenbaret haben. Mneſikles hat den Entwurf dazu gemachet, und er hat 2012 Talente zu bauen gekoſtet. In fünf Jahren ward er fertig.

Der

Der atheniensische Schauplatz ist auch noch zum Theile vorhanden, und dieß ist das VII. Stück. Es ist ein Gebäud von weißem Marmor, dessen Mauren 8 Schuh und 3 Zoll Pariser-Maaß dick sind. Die Breite desselben, wo sie am größten war, hält 247 Pariser Schuh, und die Bühne, worauf man spielte, 104 Schuh. In der Nachbarschaft sind noch Bruchstücke von den Vorhöfen, (Portiques) des Eumenes, und von der Stoa zu sehen, wo sich die Weltweisen, sonderlich die Peripatetiker und Stoiker versammleten.

Das VIII. Stück ist ein Siegsdenkmaal, welches Thrasyllus aufgeführet hat, dabey wir uns nicht aufhalten. Das IX. stellet das Wachsthum des alten Athens vor. Cekrops hatte die zwölf Städte in Attica gestiftet; Theseus vereinigte sie in einer zu Athen. Das alte Athen, welches hernach die Burg, oder Vestung, oder Citadelle blieb, bekam also noch vier andre Städte von gleicher Größe neben sich. Hier erkläret er uns den Grundriß, der Athen, mit seinen Erweiterungen, imgleichen den Hafen Piräeus, die Insel Salamis, und fast das ganze attische Gebieth vor Augen stellet.

Das IX. Stück ist der Tempel des olympischen Jupiters; davon noch eine Menge Säulen mit den vortrefflichsten korinthischen Capitälern zu sehen sind. Das X. Stück ist der Tempel des Theseus, der ihm noch bey seinem Leben aufgerichtet worden, weil er die Athenienser von dem schimpflichen Tribute nach Kreta befreyet hatte: wie Plutarch erzählet.

Dieſer ſteht faſt noch ganz, mit ſeinem Dache und Giebel, und iſt funfzehn Säulen von doriſcher Ordnung lang, und ſechſe breit.

Das XII. Stück zeiget die Bruchſtücke vom Odeum, oder Muſikſaale der Athenienſer. Das XIII. die Laterne des Demoſthenes; ein altes Gebäud, welches 335 Jahre vor Chriſti Geburt erbauet worden. Man ſaget, hier habe ſich Demoſthenes eingeſperret, um ſich beſſer in der guten Ausſprache zu üben, nachdem ihn die Athenienſer ein paarmal mit ſeinen Reden ausgelachet hatten. Das XIV. iſt der ſechseckigte Windthurm, daran auch Sonnenuhren verzeichnet ſtehen.

Das XV. Stück iſt der vortreffliche Tempel der Minerva zu Sunium, im attiſchen Gebiethe nahe an der See. Wir zeigen ſeine Ueberbleibſel in dem Kupfer dieſes Monaths: und es ſtehen noch XVII. Säulen davon. Nahe bey dieſem Tempel liegt ein Berg, wo die alten Athenienſer ihren Silberſchacht hatten. Da ihr Gebieth ſehr unfruchtbar war, ſo erſetzte das Bergwerk dieſen Mangel. Nicias hielt tauſend Arbeiter darinnen, und gewann täglich tauſend Obolen.

Nun werden noch die andern Häfen der Athenienſer Phalera, und Munichium, imgleichen der piräeiſche Hafen beſchrieben. Es folgen Denkmäler, die unter den römiſchen Kaiſern aufgerichtet worden; als Triumphbogen von allerley Arten, Adrians Pantheon, die athenienſiſche Laufbahn, welche die Figur eines länglichen Huſeiſens hatte; Waſſerleitungen, u. d. m.

Sodann

Sodann folget eine Beſchreibung von Korinth, wo ein Stück von einem trefflichen alten Tempel, aber nach doriſcher Bauart befindlich iſt. Endlich machen die Lage, die Schaubühne, und die Laufbahne von Sparta den Beſchluß des erſten Theils. Hierauf folget die Abhandlung von der Länge des alten griechiſchen Fußes, deren wir oben gedacht haben. Er hat die Breite des 100 füßigen Tempels, 94 Pariſerfuß, und 10 Zolle lang, befunden.

Der II. Band dieſes Werks enthält erſt die Abhandlung von der Natur der architektoniſchen Grundſätze, ſodann folgen die Einleitungen zu der doriſchen Ordnung in ihrem älteſten Zuſtande, in ihrer Verbeſſerung und endlichen Vollkommenheit: ſo dann von den übrigen Ordnungen, die darauf gefolget ſind; alles nach Veranlaſſung dieſer vorigen alten Ueberbleibſel, und mit etlichen 30 Kupferſtichen erläutert. Alles iſt prächtig, und im größten Formate gedruckt und geſtochen.

II.

Fortſetzung des Schreibens vom Herrn Rouſſeau, an den Herrn von Voltaire.

Wir wollen zwey Wagerechte und doch ungleiche Körper ſetzen. Man lege zu dem kleinen diejenige Schwere, um welche ſie unterſchieden ſind: ſo werden die beyden Gewichter entweder noch im Gleichgewichte bleiben; und man wird alſo eine Urſache

ſache ohne Wirkung haben: oder das Gleichgewicht wird gebrochen werden; das iſt, man wird eine Wirkung ohne Urſache ſehen. Wenn aber beyde Gewichte von Eiſen wären, und unter dem einen wäre ein Stück vom Magnet verſteckt *): ſo würde die Genauigkeit der Natur ihm alsdann den Schein der Genauigkeit entziehen; und eben wegen ihrer Genauigkeit, würde es ihnen daran zu fehlen ſcheinen. Es giebt keine Figur, keine Wirkung, kein Geſetz in der Körperwelt, worauf man nicht ein dergleichen Beyſpiel, als dieß von der Schwere iſt, anwenden könnte.

Sie ſahen, kein bekanntes Weſen ſey aufs richtigſte von mathematiſcher Figur. Ich frage ſie, mein Herr! ob es irgend eine mögliche Figur gebe, die nicht möglich ſey? und ob die allerſeltſamſte krumme Linie, nicht in den Augen der Natur eben ſo regelmäßig ſey, als der Zirkel in unſern Augen iſt? Uebrigens bilde ich mir ein, daß wenn ja ein Körper die ſcheinbare Regularität haben könnte, ſo würde es das Weltgebäu ſelber ſeyn, wenn man es für voll und endlich annimmt. Denn da die mathematiſchen Figuren nur Abſtractionen ſind; ſo haben ſie nur unter einander Verhältniſſe: anſtatt, daß die Figuren der Körper ſich auf andre Körper und

*) Der Hr. Verf. hat gewiß keinen deutlichen Begriff von der Wirkung des Magneten. Wenn dieſer mit auf der Wageſchale liegt, ſo mindert er darinn das Gewicht des Eiſens nicht um ein Haar. Er ſelbſt aber hat ſeine Schwere auch noch. Das Gleichgewicht würde alſo durch ihn ſelbſt, und durch ſein Gewicht gebrochen werden.

und auf Bewegungen beziehen, die sie einschränken. Folglich würde das noch nichts wider die Genauigkeit der Natur beweisen: gesetzt, daß wir über der Bedeutung des Wortes Genauigkeit eins wären.

Sie unterscheiden die Begebenheiten, die Wirkungen haben; von denen, die keine haben. Ich zweifle an der Richtigkeit dieses Unterschiedes. Alle Begebenheiten scheinen mir entweder eine sittliche, oder physikalische, oder aus beyden zusammen gesetzte Wirkung zu haben. Daß man ihrer aber nicht allemal gewahr wird; kömmt daher, daß die Abstammung der Wirkungen unter einander, schwerer zu verfolgen ist, als die Stammtafeln der Menschen. Wie man nun niemals wichtigere Wirkungen vermuthen darf, als ihre Ursachen gewesen: so machet die Kleinigkeit der Ursachen oft, daß ihre Untersuchung lächerlich wird; obgleich die Wirkungen gewiß sind. Und oft vereinigen sich viele fast unmerkliche Wirkungen, um beträchtliche Begebenheiten hervorzubringen. Man setze hinzu, daß manche Wirkung dennoch statt hat, ob sie gleich außer dem Körper wirket, der sie hervorbringt. So wird der Staub, den ein Wagen machet, zwar nichts ins Fahren desselben, und in die Welt überhaupt wirken: allein, weil der Welt selbst nichts fremde, oder von ihr getrennet ist; so muß alles, was darinn geschieht, nothwendig auf sie selbst wirken *). So

*) Wie kann man sagen, daß der Staub nichts wirke? Schadet er nicht den Augen der Reisenden? Erstic-

ket

So ſcheinen mir ihre Beyſpiele, mein Herr, mehr ſinnreich als überzeugend. Ich ſah tauſend wahrſcheinliche Gründe, warum es vielleicht Europen nicht gleichgültig war, daß die Erbinn von Burgund gut oder übel aufgeſetzt geweſen: noch dem Schickſale Roms, ob Cäſar ſeine Augen rechts oder links gewandt; ob er den Tag ſeiner Strafe, da er in den Rath gieng, zur Rechten, oder zur Linken ausgeſpieen. Kurz, wenn ich mich des Sandkorns, deſſen Paſcal gedenket, erinnere; ſo bin ich gewiſſermaßen der Meynung ihres Braminen: und man mag die Sachen anſehen von welcher Seite man will: ſo iſt doch dieſes wahr: wenn nicht alle Begebenheiten ſichtbare Wirkungen haben, ſo ſcheint mirs doch unſtreitig; daß ſie alle in der That etwas wirken: nur, daß der menſchliche Verſtand leicht den Faden davon verliert; obgleich die Natur ſie niemals mit einander vermenget.

Sie ſagen, es ſey demonſtriret: daß die himmliſchen Körper ihre Umläufe in einem nicht widerſtehenden Raume thäten. Wahrlich das wäre eine ſchöne Sache zum Demonſtriren! Allein nach der Idioten Gewohnheit, habe ich wenig Vertrauen zu den Demonſtrationen, die ich nicht begreifen kann. Ich bilde mir ein; um dieſe feſtzuſetzen, habe man ungefähr ſo geſchloſſen:

Eine

cket er ſie nicht faſt? Beſchmutzet er nicht die Kleider? Fliegt er nicht auf die nahen Felder, die er erhöhet, und vertieft ſich nicht allmählich der Fahrweg dadurch? U. d. m. So gewiß iſt es, daß nichts ohne Wirkung bleibt!

Eine ſolche Kraft, die nach dieſem Geſetze wirket, muß den Sternen in einem nicht widerſtehenden Raume, eine ſolche Bewegung geben. Nun haben aber die Planeten, eben dieſe ausgerechnete Bewegung: daher finden ſie keinen Widerſtand im Himmel. Allein wer weis? ob es nicht eine Millionen andrer möglicher Geſetze giebt, nach welchen ſich dieſelben Bewegungen noch beſſer würden erklären laſſen, wenn ſie in einem flüſſigen Körper wären; als dieſe in einem leeren Raume thun? Die Furcht vorm leeren Raume, hat ſehr lange gedienet, die Wirkungen zu erklären, die man nachmals der Schwere der Luft zugeeignet. Und da andre Erfahrungen nochmals die Furcht vorm Leeren vernichtet haben: hat ſich nicht alles angefüllet befunden? Hat man aber nicht nach neuen Rechnungen das Leere von neuem wieder eingeführet? Wer ſteht dafür, daß nicht noch ein genaueres Syſtem ſolches abermal vernichte? Wir übergehen alſo die unzähligen Schwierigkeiten, die vieleicht ein Naturforſcher über die Natur des Lichtes, und des erleuchteten Himmelsraumes machen könnte. Aber glauben ſie wirklich, daß Bayle, deſſen Klugheit und Beſcheidenheit in Meynungen ich mit ihnen bewundre, die ihrige ſo gewiß demonſtrirt befunden haben würde? Ueberhaupt ſcheint es; daß die Herren Sceptiker ſich ein wenig vergeſſen, ſobald ſie im dogmatiſchen Tone reden; und daß ſie ſich des Wortes Demonſtriren noch weit ſparſamer bedienen müſſen, als ſonſt jemand. Wie will man doch Glauben finden; wenn man

erſt vorgiebt, daß man nichts wiſſe; und doch ſoviel Dinge als ausgemacht, bejahet?

Uebrigens haben ſie im popiſchen Syſtem eine gute Verbeſſerung gemacht, indem ſie bemerken: es gebe keine ſtufenartige Verhältniſſe, zwiſchen den Geſchöpfen und dem Schöpfer: und daß, wenn die Kette erſchaffener Weſen an Gott ſtößt, es daher kömmt, weil er ſie hält; nicht aber weil er ſie endiget.

Wegen des Gutes im Ganzen, welches dem Gute ſeines Theiles vorgeht, laſſen ſie den Menſchen ſagen: „Ich muß meinem Schöpfer, als ein denkendes und empfindendes Weſen, eben ſo lieb ſeyn, als die Planeten, die allem Anſehen nach nicht empfinden.„ Ohne Zweifel muß dieß materialiſche Weltgebäu ſeinem Urheber nicht lieber ſeyn, als ein einziges denkendes und empfindendes Weſen. Allein das Syſtem dieſes Weltbaues, welches alle denkende Weſen hervorbringt, erhält, und fortpflanzet, muß ihm gewiß lieber ſeyn, als ein einziges ſolches Weſen. Er kann alſo, ſeiner Güte unbeſchadet, oder er muß vielmehr, eben durch dieſe Güte, etwas von dem Glücke dieſer einzelnen Geſchöpfe, der Erhaltung des Ganzen aufopfern. Ich glaube, und hoffe, in den Augen Gottes mehr werth zu ſeyn, als der Erdboden eines Planeten. Wenn aber die Planeten bewohnt ſind, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt: warum ſollte ich beſſer ſeyn, als z. E. alle Einwohner Saturns? Man mag dieſe Begriffe ſo lächerlich machen, als man will: ſo iſt es doch gewiß, daß die Analogie für dieſe Bevölke-

rung

Beyträge
Zur
Kritiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.
1897 212

Siebendes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1783.

rung der Planeten ſpricht; und daß nur der menſchliche Stolz dawider iſt. Dieſe Bevölkerung nun voraus geſetzet, ſo ſcheint die Erhaltung der Welt, ſelbſt für Gott etwas ſittliches in ſich zu hegen, das ſich durch die Anzahl bewohnter Welten vervielfältiget.

Mag doch der Leichnam eines Menſchen Würmer ſpeiſen, Wölfe oder Pflanzen nähren! Ich geſtehe zwar, daß dieſes keine Erſetzung des Todes dieſes Menſchen iſt: allein, wenn es in dem Syſteme des Weltbaues zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes nöthig iſt, daß ein Umlauf der Subſtanz oder Materie, zwiſchen Menſchen, Thieren und Kräutern iſt: ſo trägt das Uebel des Einzelnen, zum allgemeinen Beſten etwas bey. Ich ſterbe; ich werde von Würmern gefreſſen: allein meine Kinder, meine Brüder, werden leben, wie ich gelebet habe: und ich thue auf Befehl der Natur, für alle Menſchen, was Kodrus, Curtius, die Decier, die Philener, und tauſend andre für eine kleine Anzahl von Menſchen gethan haben.

Um wiederum zu dem von ihnen angegriffenen Syſteme zu kommen, ſo glaube ich, man könne es nicht recht unterſuchen; ohne mit Sorgfalt das beſondre Uebel, deſſen Daſeyn noch kein Philoſoph geläugnet hat, von dem allgemeinen Uebel zu unterſcheiden, welches ein Optimiſt läugnet. Man will nicht wiſſen, ob jemand unter uns leidet, oder nicht? ſondern ob es gut geweſen, eine Welt zu ſchaffen? und ob unſre Uebel in der Einrichtung der Welt unvermeidlich geweſen? Alſo würde der Zuſatz eines Punctes den Satz viel richtiger machen:

und anſtatt zu ſagen: Alles iſt gut! wäre es beſſer zu behaupten: das Ganze iſt gut; oder Alles iſt im Abſehen auf das Ganze, ſehr gut *). Alsdann iſt es ſehr augenſcheinlich, daß kein Menſch weder für, noch wider den Satz, förmliche Beweiſe geben kann. Denn dieſe Beweiſe hängen von einer vollkommnen Einſicht in die Verfaſſung der Welt und den Zweck ihres Urhebers ab: und dieſe Einſicht iſt unſtreitig über unſern Verſtand erhaben. Die wahren Grundſätze des Optimismus, können weder aus den Eigenſchaften der Materie, noch aus der Mechanik des Weltbaues; ſondern bloß, aus der Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes, der alles regieret, genommen werden: ſo daß man nicht das Daſeyn Gottes, aus Popens Syſteme, ſondern Popens Syſtem, aus dem Daſeyn Gottes ſchließt. Und ſonder Zweifel iſt die Frage vom Urſprunge des Böſen, aus der Frage von der Vorſehung entſtanden. Hat man dieſe beyden Fragen bisher gleich ſchlecht abgehandelt; ſo kömmt es daher, daß man allezeit ſo übel von der Vorſehung vernünſtelt hat: ſo daß alles, was man ungereimtes davon geſaget, die Schlußfolgen, die man aus dieſer großen und tröſtlichen Lehre ziehen konnte, ſehr in Verwirrung geſetzet hat.„

Den Schluß nächſtens.

III. Chri-

*) Dieß iſt in der That Leibnitzens Ausdruck; das erſte hergegen iſt Popens poetiſcher Ausdruck, der freylich ſo richtig und genau nicht gefaſſet iſt.

III.

Chriſtian Wilhelm Franz Walchs,

der Theologie D. und ordentlichen Lehrers zu Göttingen, Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kirchenverſammlungen. Leipzig, verlegts Elias Luzac der jüngere 1759. gr. 8. Drittehalb Alph.

In ſo weit die Hiſtorie mit einen Theil desjenigen Feldes ausmachet, das wir anzubauen ſuchen, gehöret dieß Buch auch für uns: wenn gleich die Kirchenverſammlungen ſelbſt nicht von den ſchönen Wiſſenſchaften handeln. Wir freuen uns allemal, wenn wichtige Theile der Geſchichte von geſchickten Federn, auch als Originale in deutſcher Sprache ans Licht treten; nachdem ſo viele Ueberſetzungen der Ausländer unſern Schriftſtellern nun lange genug gewieſen haben, was, und wie ſie ſchreiben ſollen. Wir ſehen ſchon die Zeit herankommen, daß die Ausländer eben ſo viel aus dem Deutſchen werden überſetzen müſſen; als wir bisher von ihnen entlehnet haben.

Der hochehrwürdige Hr. Verfaſſer hat ſchon vor einigen Jahren einen Entwurf der päbſtlichen Geſchichte ans Licht geſtellet, und dadurch den Anfang gemachet, einzelne Gattungen der Begebenheiten zu unterſuchen, und aufzuklären, die mit andern zuſammengenommen, eine ganze Kirchenhiſtorie ausmachen. Hier folget nunmehr eine Fort-

ſetzung, die alle in der Kirche, von Anbeginn, bis auf itzige Zeit gehaltene Kirchenverſammlungen, zum Gegenſtande hat. Es iſt freylich von dieſer Materie genug geſchrieben worden. Die Kirchenhiſtorie iſt überhaupt ſehr fleißig bearbeitet worden. Faſt alle Sprachen und Länder haben theils größere, theils kleinere Bücher davon geliefert. Haben einige Fehler, ſo ſind auch andre zur Erreichung ihrer Abſichten vollkommen geſchickt.

Indeſſen hat die ſyſtematiſche Art, die hiſtoriſchen und andre Wiſſenſchaften abzuhandeln, zumal unter den deutſchen Proteſtanten, zwar ihre Vorzüge beym mündlichen Unterrichte der akademiſchen Jugend; aber zum Theile auch ihre nachtheilige Folgen. Manche junge Lehrer denken ſo ſyſtematiſch, daß ſie die genauere Unterſuchung einzelner Theile gänzlich vernachläßigen; und lediglich bey ihrem Syſtem, oder Auszuge bleiben. Dadurch aber wird die Wiſſenſchaft nicht weiter getrieben, und die Hiſtorie nicht mit Entdeckungen bereichert. So geht es auch mit der Hiſtorie der Concilien. Wer die ganze Kirchengeſchichte kurz gefaßt lehren muß, kann ſich bey jenen unmöglich ſo lange aufhalten, als wenn er ſie allein zum Augenmerke hätte.

Daher iſt es nun gut, daß jedes einzelne Stück der Kirchenhiſtorie erſt mit gehörigem Fleiße unterſuchet und ausgeführet wird. Sie ſind noch lange nicht alle gehörig ausgearbeitet worden. Ein jeder hat hier ſeine Abſichten vor Augen; der Katholiſche wählet dieſen, der Evangeliſche jenen Theil. Bey-

be liefern etwas, das man in den andern nicht ſo gut findet. Ihr Religionsunterſchied würde in dieſem Stücke unerheblich ſeyn, wenn kein Parteygeiſt in der Welt wäre. Daher müſſen wahrheitliebende Männer beyder Schriften leſen.

Dieß hat den H. H. Verfaſſer längſt angetrieben, auf Verbeſſerung ſolcher Mängel zu denken. Er ſollte die Kirchenhiſtorie leſen, wie ſie einem Juriſten nützlich ſeyn würde. Da fehlte es nun in den gewöhnlichen Kirchengeſchichten gerade an dem, was man begehrte. Dieß gab ihm alſo Gelegenheit die Hiſtorie der Päbſte, und der Kirchenverſammlungen auszuführen, und damit zur ganzen Kirchengeſchichte den Anfang zu machen. So will er auch künftig fortfahren, und hauptſächlich auf das ſehen, was in den Lehrbüchern unſerer Theologen am wenigſten gefunden wird.

Wer die Reihen von Folianten kennet, die von Conciliensammlungen heraus ſind, der wird leicht denken, daß es am Stoffe zu dieſem Buche nicht hat fehlen können. Wiewohl, eben die Menge von 2000 Concilien, deren dieſes Buch gedenket, hätte ihn beynahe abgeſchrecket. Allein, er legte ſich einige Geſetze auf, um ſich die Mühe zu erleichtern. Dieſe ſind 1) kein wahres Concilium zu übergehen, auch kein falſches, welches von andern für ein wahres gehalten wird, zu verſchweigen. 2) Die Religionsgeſpräche, zur Zeit der Glaubensreinigung, und im vorigen Jahrhunderte, für dießmal zu übergehen; weil ſie keine eigentliche Concilien ſind.

3) Die hiſtoriſchen Umſtände der Concilien nur nach der Brauchbarkeit zu wählen, die bey den neuern nicht ſehr groß iſt. 4) Eben dieſe Regel bey den Auszügen der Satzungen zu beobachten.

Bey dieſen Regeln nun trennete er auch noch die pragmatiſche Abhandlung von der hiſtoriſchen Erzählung, und ſetzte jener zu gefallen, gewiſſe Perioden; die er wieder in Jahrhunderte theilete. Hat er ſich nun gleich in Beſtimmung der Jahre jeder Verſammlung nicht allemal eine Gnüge thun können: ſo wird er doch in einigen Verbeſſerungen derſelben vermuthlich nicht unglücklich geweſen ſeyn. Ferner hat er auch die Staatsverſammlungen von den Kirchenverſammlungen ſorgfältig unterſchieden; und andere Schwierigkeiten gehoben, die mancher wohl nicht dafür anſehen wird. Er iſt darinn fleiſſiger geweſen, als ſeine Vorgänger; glaubet aber dennoch nicht alles getroffen zu haben. Die Quellen ſeiner Sachen hat er fleißig angezeiget, und eine ziemlich vollſtändige Concilienbibliothek mitgetheilet. Es iſt kein Zweifel, daß dieß Werk nicht der Kirche viel Nutzen ſchaffen ſollte.

IV.

De l'Origine des Loix, des Arts & des Sciences, & de leurs progres, chez les anciens Peuples, par Mr. le Preſident Goguet. Tom. II. à Paris & à Londres, chez Seyſert 1758.

Wir

Wir glauben bey unſern Leſern Dank zu verdienen, wenn wir ihnen auch von dieſem II. Bande eines ſo nützlichen Werkes einige Nachricht geben. Es begreift ſelbiger einen Zeitlauf von 600 Jahren, nämlich vom Tode Jakobs an, bis zur Errichtung des Königreichs unter den Juden. In dieſem Zeitlaufe biethen ſich ſchon viel mehr merkwürdige Dinge dar: und obgleich viele durch die Fabel noch verunſtaltet ſind; ſo geben ſie doch der Neugier viel Stoff an die Hand. Von Aſien und Aegypten hat man Nachrichten genug von der Staatsverfaſſung, den Künſten, dem Handel, der Schifffahrt, und der Kriegskunſt: ſelbſt Griechenland, deſſen vorhin kaum gedacht ward, fängt an, unſre Blicke auf ſich zu ziehen.

Das I. Buch handelt von der Staatsverfaſſung. Das hohe Aſien aber giebt uns in dieſem Stücke gar kein Licht: weil nicht die geringſte Nachricht davon vorhanden iſt. Aegypten iſt zwar etwas fruchtbarer darinn: aber Griechenland liefert uns deſto reichlichere Nahrung.

Von Babylon und Aſſyrien handelt das I. Hſt. Vom Ninias, dem Sohne der Semiramis, bis auf den Sardanapal, findet man von ſo vielen Monarchen, die 800 Jahre lang ein groſſes Reich regieret haben, auch nicht das allergeringſte, außer einer Reihe ſehr verdächtiger Namen. Kteſias, der ſie aus den perſiſchen Archiven genommen haben will, verliert dadurch den Glauben: weil eine Menge darunter griechiſch und perſiſch ſind. Wer kann es

glauben, daß assyrische und babylonische Monarchen, Sphärus, Lamprides, Laosthenes, Dercylus, Amyntas, Arius geheißen hätten? Daß indessen von allen solchen Königen nichts zu sagen gewesen, ist vielmehr ein gutes, als ein böses Zeichen. Die griechischen Geschichtschreiber finden nichts würdig, erzählet zu werden, als Kriege, Verwüstungen und Zerstörungen von Ländern und Städten. Man mag also, unter allen diesen Monarchen, ein ruhiges, friedliches, und folglich glückseliges Leben geführet haben; davon die Griechen nichts zu sagen gefunden, das ihrem kriegerischen Geschmacke gemäß gewesen wäre.

Und in der That hat dieß große assyrische Reich, in Asien, keine Nachbarschaft gehabt, die demselben gewachsen gewesen wäre. Ein sehr wollüstiges Leben können seine Könige auch nicht geführet haben; weil es sonst leicht Aufrührer und Misvergnügte gegeben hätte. So haben denn die Unterthanen wenigstens eine Zeit von 520 Jahren, denn so lange hat, nach dem Herodot, dessen Herrschaft in Asien gewähret, eine goldene Zeit, voll Ruhe und Glückseligkeit genossen.

Im II. Hauptstücke redet der Hr. Verfasser von Palästina und klein Asien. Die Völker in Palästina haben der Geschichte keinen Stoff gegeben, außer dadurch, daß Josua sie vertilget hat. Die einzigen Sidonier haben etwas von sich zu reden gemachet. Die Phönicier werden in dem Abschnitte vom Handel viel an die Hand geben. Klein Asien her-

hergegen liefert uns die Phrygier, die Lydier und Trojaner, lauter berühmte Völker. Dabey hält sich der Verfasser etwas auf, beschreibt die Macht des trojanischen Reiches, u. das Königreich der Lydier unterm Gordius, bis auf den Midas und Krösus. Midas führte einen Gottesdienst ein, den er vom Orpheus gelernet hatte. Die politischen Verfassungen dieses Staates sind uns ganz unbekannt.

Die jüdischen Verfassungen, nach Mosis Gesetzen, wissen wir desto besser: aber eben deswegen übergeht sie der Verfasser. Die Gesetze dieses Volkes, und die Theokratie, darunter es stund, waren ganz was besonders. Vor andern bemerket er, daß die Bestätigung der Bündnisse durch Blut, fast bey allen Völkern, bis auf die neuentdeckten Mexicaner, eingeführet gewesen. Die doppelten Abschriften der Gesetze und Verträge, waren auch allgemein.

Das III. Hauptstück zeiget die Aegypter, und zumal unter dem Sesostris. Sein Vater ließ bey seiner Geburt in ganz Aegypten alle Kinder aufsuchen, die mit ihm an einem Tage gebohren waren, um sie zugleich mit ihm zu erziehen; und zu gewissen Uebungen zu gewöhnen. Aus diesen machte Sesostris die Befehlshaber seines Kriegsheers, als er zur Regierung kam, und deren waren 1700. Hieraus untersuchet der Hr. Verfasser wie volkreich Aegypten gewesen. Sesostris theilte Aegypten in 36 Nomen, d. i. etwan Aemter, die er so vielen beglaubten Personen anvertrauete. Er theilte die

Aecker

Aecker von ganz Aegypten in lauter gleiche Theile; und alles Volk in 7 Classen; darinn die Kinder allemal ihrer Aeltern Lebensart oder Handwerk behalten mußten, u. s. w. Er regierte 33 Jahre.

Das IV. Hauptstück handelt von Griechenland; und zwar zuerst von Athen. Cekrops hat es zuerst 1582 Jahre vor Christi Geburt in einige ordentliche Verfassung gesetzet, und die sogenannte Vestung, auf dem Hügel Athens, zu seinem Sitze erbauet; die zerstreueten Einwohner aber vermocht, sich daselbst anzubauen. Attica war damals ein Raub vieler Seeräuber und Diebe. Die Böotier plünderten es, wenn sie wollten. Die Karier beraubten die Küsten gegenüber Asien. Cekrops zeigte ihnen die Nothwendigkeit, sich zu wehren; und sich zu vereinigen. Er lehrte sie Häuser bauen. Er ordnete den Ehstand, da vorher kein Kind seinen Vater gekannt hatte. Er führte den Gottesdienst der Minerva ein, den die Mehrheit der Stimmen, vor des Neptuns seinem, nur durch eine einzige Weiberstimme erwählet, und entschieden hatte. Als aber Neptun sich durch Ueberschwemmungen rächete: wurde den Weibern zur Strafe das Recht in öffentlichen Versammlungen Stimmen zu geben, genommen: und die Kinder mußten nicht mehr die Namen ihrer Mütter führen.

Ferner hat Cekrops die Athenienser gelehret, Jupitern den obersten Gott zu nennen; er hat ihnen feyerliche Ceremonien des Gottesdienstes vorgeschrieben, zuerst einen Altar gebauet, und befohlen, nichts

Inhalt:

I. D. Juſt George Schottels ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache. p. 365
II. Joh. Heinrich Stußens Vorſchlag von Verfertigung eines zweyten und dritten Schatzes altdeutſcher Schriften. 413
III. Megaliſi undeutſcher Catholick. 438
IV. Auszüge, aus Marquard Frehers Sammlung derer, die von deutſchen Sachen geſchrieben haben. 448
V. Von der Natur der Sprachen, als eine natürliche Sprachkunſt. 463
VI. M. T. Ciceronis Rede vor den Milo aus dem Lateiniſchen überſetzt von D. C. A. Heumann. 529

nichts zu opfern, was beseelet gewesen: gewiß, ein sehr vernünftiges Gesetz. Er hat endlich auch Gerichtsstäten und Oberkeiten eingesetzet, darunter der Areopagus der vornehmste gewesen. Alle Einwohner von Attika hat er in vier Zünfte getheilet; nach dem Muster der ägyptischen Eintheilung in sieben Lebensarten: ja man entdecket noch mehr Aehnlichkeiten, unter den attischen und ägyptischen Einrichtungen; dahin auch die Begräbnisse der Todten gehören, auf deren Grüfte er Getrayde zu säen befohlen. Wir können uns bey Athen nicht länger aufhalten.

So fährt nun der Verfasser fort von Argos, von Mycenen, von Theben, von Lacedämon, und von den Herakliden, oder Nachkommen Herkuls zu handeln. Darauf stellet er einige Betrachtungen über die alte Regierungsart in Griechenland an. Er bemerket, daß anfänglich lauter monarchische Regierungen gewesen; die Republiken aber erst spät entstanden. In Asien ist es eben so gewesen: ob gleich das Gebieth eines solchen Königes sehr klein war. Gleichwohl hatten auch in diesen Königreichen die Großen viel zu sagen. Diese machten den geheimen Rath des Königes aus, und was der beschloß, ward dem Volke zur Bewilligung vorgetragen, u. s. w. Eben das bemerket er von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, welche vor Alters, da man noch nicht schreiben konnte, nur in Lieder verfasset, und auswendig gelernet wurden. Diese Gewohnheit hat noch lange, nach eingeführ-

ter

ter Schrift, in Griechenland geherrſchet. Die Geſetze von Kreta machen den Beſchluß dieſes erſten Theiles.

Der II. handelt im 2. B. von den Künſten und Handwerkern. Die aſiatiſchen Länder und Aegypten ſind eher im Beſitze dieſer Dinge geweſen, als die Griechen. Im 1. Hauptſtücke handelt er vom Ackerbaue, und hier ſieht man, daß die Syrer und Phrygier für gute Gärtner gehalten worden. König Midas hat ſchöne Gärten gehabt. Herodot lobet die Roſen in demſelben, wegen ihrer Größe und ihres ſchönen Geruches. Homer beſchreibt den Garten des Königs Alcinous; und hier behauptet der Hr. Verfaſſer ein Paradoxon, wider aller Gelehrten bisherige Meynung: daß Phäacien nicht die Inſel Corfu, ſondern eine aſiatiſche Inſel geweſen. Unſer Raum läßt es nicht zu, ſeine Gründe zu prüfen. Homer ſoll faſt gar keine Geographie beobachtet haben. Er handelt ausführlich vom Gartenbaue der andern Völker. Es finden ſich aber vom Feldbaue der Aegypter ſehr viele Schwierigkeiten, in Anſehung der großen Fruchtbarkeit, die ſolchem Lande in alten Zeiten zugeſchrieben wird.

Das 2. Hauptſtück handelt von den Kleidungen. Die moſaiſche Beſchreibung von des Hohenprieſters Kleidung zeiget, daß man damals bereits das Weben von Leinen, Wolle, Ziegenhaaren und Byſſus gehabt; ja Gold, Stickereyen und Edelſteine dabey zu brauchen gewußt. Es handelt alſo der Hr. Verfaſſer 1) von den Färbereyen der damaligen

Zeu-

Zeuge; 2) von der Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit der Gewebe; 3) von der Entdeckung und dem Gebrauche der Edelgesteine; wo beyläufig von den leuchtenden Schmaragden gehandelt wird.

Das III. Hauptstück handelt von der Baukunst, und zwar 1) unter den Aegyptern: wo Sesostris zuerst eine Mauer 1500 Stadien lang, viel Canäle, oder Wassergräben, Tempel, Spitzsäulen, (Obeliscos,) u. d. m. gebauet: wobey auch von der Hütte des Stiftes gehandelt wird. Von den ägyptischen Städten und Pyramiden werden auch gelehrte Untersuchungen angestellet. 2) folget die Baukunst in klein Asien. Z. E. Homer saget, in Priams Pallaste zu Troja, wären 50 wohlgebauete Zimmer gewesen, wo seine Prinzen mit ihren Gemahlinnen gewohnet hätten. Im Hofe wären noch 12 Zimmer für seine Eidame gewesen, u. d. m. Der Pallast des Alcinous wird auch beschrieben: und zeiget wenigstens, wie weit um Homers Zeit das Bauen schon gestiegen gewesen.

Das IV. Hauptstück handelt von der Metallarbeit. Die Schrift lehret, daß die Juden, um Mosis Zeiten, schon geschickt darinn gewesen: die sie doch nur in Aegypten gelernet haben konnten. Z. E. das goldne Kalb, das Brustschild, die silbernen Füße an der Stiftshütte, u. d. m. Das V. Hauptstück redet vom Schnitzen, Goldschmieden, und der Malerkunst. Die Aegypter haben erstaunliche Kolossen, oder riesenmäßige Bildsäulen geliebet; wie man im Tempel Vulkans die Reste davon gesun-

ſunden. Die goldnen Cherubim an der Lade des Bundes zeigen eben das; und Homer redet von einer Bildſäule der Minerva zu Troja; wie auch im Pallaſte des Alcinous von Puppen, in Geſtalt junger Leute, die Fackeln in Händen hielten. Von der Malerkunſt kommen auch ſchöne Unterſuchungen vor. Der II. Abſchnitt dieſes Hauptſtückes redet von eben den Dingen, in Anſehung Griechenlandes; wo bey dem Ackerbaue, auch die Kunſt Wein und Oel zu machen, Obſtbäume zu ziehen, u. d. m. vorkömmt. Dädalus ſoll die Hobel, die Säge, das Winkelmaaß, und die Bleywage erfunden haben. Hier wird auch von den Säulenordnungen, dem Labyrinthe in Kreta, u. d. g. Sachen mehr geredet.

Das VI. Hauptſtück redet vom Urſprunge der Schreibekunſt. Es giebt Leute, die den Griechen eine Art von Bilderſchrift, ja wohl gar den Pelasgern vor des Kadmus Zeiten, ein Alphabeth zueignen. Allein es giebt keine Beweiſe davon; und die Aehnlichkeit der phöniciſchen Schrift, mit der älteſten griechiſchen, zeiget, daß dieſe von jener hergekommen. Sie hatte nur 16 Buchſtaben, und Palamedes, Simonides, Epicharmus und Pythagoras ſollen ſie vermehret haben. Doch ſieht dieſe Erdichtung nur der Unwiſſenheit eines griechiſchen Grammatikers ähnlich; die von den Lateinern nachgebethet worden. Man hat im Anfange ſowohl von der Rechten zu der Linken, als umgekehrt geſchrieben; und nur allmählich die eine Art der andern vorge-

vorgezogen. Solons Gesetze sind noch nach beyderley Art geschrieben worden; der doch nur 590 J. vor Christi Geburth gelebet: ja man hat noch neuere von 500, oder 460 Jahren vor Christi Geburt. Bey Troja konnten die Griechen noch nicht schreiben. Nur Prötus gab dem Bellerophon einen Brief mit.

Das III. Buch handelt von den Wissenschaften. Vor Erfindung der Schrift war an sie nicht zu denken. Die ägyptischen Colonien haben sie in andre Länder fortgepflanzet. In Asien haben bloß die Phönizier eine Art von Philosophie erfunden: wie Sanchoniathons Ueberbleibsel zeigen, die um des Josua Zeiten geschrieben worden. Kyriath-Sepher in Palästina ist sonder Zweifel eine hohe Schule gewesen. Man philosophirte vom Ursprunge der Welt aus dem Chaos.

Ein gewisser Moschus aus Sidon, soll den Ursprung der Welt, aus dem zufälligen Zusammenlaufe der Stäubchen zuerst gelehret haben: wie Strabo meldet. Die Schiffahrten der Phönizier trugen viel zur Verbesserung der Wissenschaften bey. Sie wageten sich durch die Meerenge bey Cadix, in den Ocean, und lernten die äußersten Ufer Spaniens kennen, und den Polarstern brauchen.

Die Aegyptier haben zuerst die Arzneykunst erfunden. Man legte die Kranken auf die Gasse, um von den Vorbeygehenden Rath zu bekommen; ehe man noch schreiben konnte. Hernach schrieb man alle diese Anschläge auf, und hob sie in den

Tempeln auf. Endlich brachte man alle diese Vorschläge in Ordnung, u. s. w. Die Sternseherkunst war die zweyte Wissenschaft Aegyptens. Schon vorm Moses hatten sie ein Sonnenjahr von 360 Tagen. Vermuthlich hatten sie es aus den beobachteten Längen der Sonnenschatten bemerket, daß ein Sonnenjahr länger sey, als 12 Monden: und dabey waren Bäume, Berge und Häuser ihre Sonnenzeiger gewesen. Allein, deren Unvollkommenheit brachte sie auf bessere Erfindungen der künstlichen. Dazu wurden nun die Obelisken, oder Spitzsäulen gebrauchet. Appion, im Josephus, versichert, daß alle Spitzsäulen zu astronomischem Gebrauche angeleget worden. Plinius der ältere bestätiget es. Osymandias hat einen goldenen Kreis 365 Ellen im Umkreise machen lassen, um den Aufgang der Sonne durchs ganze Jahr vorzustellen. Strabo nennet ihn Ismandes, und andre Memnon. Er hat um die Zeit des trojanischen Krieges gelebet. Endlich in dem dritten Artikel kommen die Meßkunst, Mechanik und Geographie vor.

Nachdem dieß alles im III. Hauptstücke, auch von Griechenland, ausgeführet worden, folget des II. Theiles IV. Buch, von dem Handel und der Schifffahrt, sowohl bey den Aegyptern als Phöniziern und Griechen. Hier kommen die Erfindungen von Münzen, Maaßen und Gewichten vor; der Gebrauch der Segel, die Seekarten, Anker, u. d. m.

Im V. B. kömmt der Verfasser auf die Kriegskunst der Alten, zwischen Jakobs Tode und dem Königreiche der Juden. Im

Im VI. B. endlich handelt er von den Sitten und Gebräuchen der Aegypter, Aſiater und Griechen. Den Schluß dieſes Bandes machen einige Abhandlungen. 1) Von den Conſtellationen oder Sternbildern. 2) Von den Namen der Planeten. Lauter angenehme Materien.

V.

Der vergrößerte Staat, von Joh. Albrecht Philippi, Auditeur.

OWENVS.

Non cuivis lectori auditorive placebo;
Lector & auditor nec mihi quisque placet.

Frankfurt und Leipzig, 1759. in groß Octav.

Es iſt zu verwundern, daß bey dieſen nunmehr ſchon dreyjährigen Kriegszeiten, nicht nur das Bücherſchreiben beynahe häufiger, als vor dem Kriege fortgeſetzet worden: ſondern, daß auch ſelbſt von Kriegsbedienten, und ſogar mitten in Feldlagern, neue Werke ausgearbeitet und ans Licht geſtellet werden. Der Hr. Verfaſſer dieſes Werkes gehöret zu dieſer letztern Zahl. Seine Zueignungsſchrift iſt im Lager zu Sachſendorf, bey Bamberg, unterſchrieben. Er gedenket in der Vorrede, daß er ſchon vor drey Jahren die wahren Mittel zur Vergrößerung eines Staates herausgegeben; und daß dieſes die Grundlagen ſind, worauf gegenwärtige

Abhandlung gebauet worden. Da auch ſelbiges von hohen Perſonen eines Beyfalles gewürdiget worden, ſo iſt der Hr. Verfaſſer zu mehrern Unternehmungen dieſer Art ermuntert worden.

Die Ueberſchrift des Buches zeiget zur Gnüge, daß er einem politiſchen Werke zum Herolde diene. Daß ein jeder Staat berechtiget ſey, ſich um ſeine Vergrößerung zu bewerben, erweiſt der gelehrte Hr. Verfaſſer daher: weil ein jeder Menſch überhaupt, auf die Verbeſſerung ſeiner äußerlichen Umſtände zu denken, ein Recht hat. Was alſo einzelnen Perſonen frey ſteht, das hat auch jeder Staat, den man als eine moraliſche Perſon anſieht, auch Grund und Obliegenheit zu bewirken. Die ganze Ausführung iſt in XIII. Capitel abgetheilet.

Das 1) heißt, der weiſe Fürſt. Das 2) die Bediente des Staats; 3) die Bevölkerung des Staats; 4) die Kriegsheere; 5) die Gewiſſensfreyheit; 6) die Freyheit im Handel; 7) das Gewerbe; 8) die Steuern; 9) die Handhabung der Gerechtigkeit; 10) der rechte Gebrauch der Schatzkammer; 11) die Verbeſſerung der Schulen; 12) die Policey; 13) Gedanken über die Kameral- und Finanzwiſſenſchaft.

Man wird leicht ſehen, daß es des Hrn. Verfaſſers Abſicht nicht geweſen, eine vollkommene Staatskunſt zu ſchreiben; widrigenfalls noch ſehr viele Materien hier hätten berühret werden müſſen, davon wir nichts finden. Der Ackerbau, die Künſte und Handwerke, der Berg- und Weinbau,

das

das Seewesen und die Schifffahrt, das Jagd- und Forstwesen, die Freundschaft mit Nachbarn, die Bündnisse, die Vestungen zur Sicherheit des Landes, Treu und Glauben in Verträgen und Unterhandlungen; u. d. Materien mehr hätten noch zu vielen Abhandlungen Stoff und Anlaß geben können; wenn es dem Hrn. Verfasser beliebet hätte, sich so weit auszudehnen. Doch vielleicht wird er uns noch künftig in einem zweyten Theile seine Gedanken davon entdecken; welches wir aus vielerley Ursachen wünschen.

Der I. Abschnitt, vom weisen Fürsten, hat zur Ueberschrift:

Hæ tibi erunt artes, pacique imponere morem,
Parcere subjectis, & debellare superbos.

Die Eigenschaften, so der Hr. Verfasser zu einem guten Fürsten fodert, sind sehr gut ausgesuchet. Er soll zuförderst für das Daseyn und Leben seiner Unterthanen sorgen. Er soll nicht allein für ihr natürliches, sondern auch für ihr bürgerliches, d. i. bequemes und ruhiges Leben beseget seyn. Die Mittel dazu wird er hernach in den folgenden Abschnitten vertragen. Hier berühret er nur eins, und zwar das hauptsächlichste: dieses ist: Ein weiser Fürst. Um nun diesen Fürsten in der Jugend schon zu bilden, empfiehlt er ihm vor allen Dingen die Religion. Wir glauben unsern Lesern keinen bessern Begriff von der Art zu denken, des Hrn. Verfassers geben zu können, als wenn wir ihm eine Stelle von der 8. und 9ten Seite mittheilen.

„Die erſte Kenntniß, deren ein junger Prinz bedarf, iſt die Erkenntniß ſeines Schöpfers. Der Schöpfer hat uns dieſe Erkenntniß ungemein leicht gemacht; er hat ſich ſo weit herunter gelaſſen, daß wir, um ihn kennen zu lernen, keiner andern Mittel bedürfen, als zur Erkenntniß eines Menſchen erfodert werden. Ein Menſch wird erkannt aus ſeinen Worten und aus ſeinen Werken. Wer alſo den Schöpfer kennen lernen will, der muß die Welt, ſeiner Hände Werk, und die heilige Schrift, ſein Wort, genau betrachten. Und ich möchte faſt mit Gewißheit ſagen, ja es iſt wirklich gewiß: ein Fürſt findet gröſſere Urſachen, die göttlichen Worte und göttlichen Werke genauer zu bemerken und zu unterſuchen, als ein anderer. Vor einem Fürſten liegt in der Welt zum meiſten Schönes; er kann ungleich beſſer und bequemer hören, ſehen, ſchmecken, fühlen und riechen, wie freundlich der Herr ſey, als eine Privatperſon; und in der heiligen Schrift trifft er tauſendmal mehr Lehrreiches und Nachahmungswürdiges an, als diejenigen, ſo zum Gehorchen geſchaffen worden.

Meinethalben ſind in der heiligen Schrift die verſchiedenen Regierungsformen, die Schlachten und Belagerungen, die Märſche und Lager, die Ausgänge der gerechten und ungerechten Kriege, die Bevölkerung und Einrichtung neuer Länder und Städte, die Abgaben der Unterthanen, die Friedensſchlüſſe, die dargeſtellten Armeen von Einländern, die Beyſpiele der gezwungenen Soldaten und

I.

Ausführliche Arbeit von der Deutſchen Hauptſprache, dero Uhralterthum, Reinlichkeit, Vermögen, Grundrichtigkeit, Mundarten, Stammwörtern, Sprichwörtern ꝛc. ſamt beygefügter Sprachkunſt und Verskunſt, ausgefertiget von D. Juſt George Schotteln Fürſtl. Braunſchweig-Lüneb. Hof- und Conſiſtorial-Rathe und Hofgerichts-Aſſeſſore. Braunſchw. 1663. in 4.

8. Alph. 3. Bog.

Was für Verdienſte der Verfaſſer gegenwärtiger Arbeit ſich in unſerer Mutterſprache erworben hat, iſt verhoffentlich einem jeden bekannt, der auch nur die geringſte Kenntniß von der deutſchen Sprache beſitzet. Wie vielen Fleiß er in einer genauen und richtigen Unterſuchung derſelben angewandt, wird auch aus folgendem Auszuge einigermaßen erhellen können. Hat er gleich eins und das andere in der Grammatik noch unvollkommen gelaſſen, und zu keiner rechten Gewißheit gebracht: So iſt er doch vielmehr zu entſchuldigen, als zu tadeln, da er ſo wenige

und der Hülfsvölker, die Kriegeslisten, die Justiz- und Kirchenverfassung, die beste Policey, die Finanzmaximen, das Commercium, die Kennzeichen großer Helden und Minister, der wahre und falsche fürstliche Staat, nebst den Belohnungen der frommen, und den Bestrafungen der gottlosen Regenten, nicht verzeichnet. Ich beklage daher für meine Person die uns fehlenden Bücher der Könige gar nicht: ein vollständiger Petronius, und was uns vom Livius fehlet, wäre mir ungleich lieber. Der Fürsten halber aber, ist es mir herzlich leid, daß so viele Thaten zu ihrem Muster, Lehre und Warnung in die Vergessenheit gegangen sind. Mir könnten selbige aber nichts nutzen: denn selbst die göttlichen Gebothe gehen mich nichts weiter an, als daß ich selbigen nachlebe; da sie hingegen einem Fürsten zugleich zum Muster dienen, seine Gesetze den göttlichen Gebothen gleichförmig abfassen.

Der Schatz ist ungemein, welchen man in der heiligen Schrift antrifft. Ich kenne keinen einzigen Theil der Wissenschaften oder Künste, worinn sie nicht zur Fackel dienet; wer sie mit Aufmerksamkeit liest, wird sowohl ihren starken Einfluß in dieses, als jenes Leben darinnen gewahr: nur Schade, daß selbst sehr viele der größten Köpfe, in Lesung dieses einzigen göttlichen Buches, sich so nachläßig beweisen, ihr Vorurtheil, ein falsches Gut, ein Scheingut, hält sie zurück, und machet sie zu Handwerksburschen, daß sie mit den Goldschmiedsjungen in der Apostelgeschichte ausrufen: groß ist die

Diana der Epheser! Der im itzigen Kriege in königl. preußischen Diensten bey Hochkirchen gebliebene sel. Feldmarschall von Keith, benahm einst dem berühmten Follard, aus der heiligen Schrift einen großen Irrthum. Der Hr. von Follard legte sich den Ruhm der Colonne bey; der Hr. von Keith sagte aber, daß diese Ehre dem Moses gebühre. Jener versetzte, er habe von diesem Officier noch nichts gehöret, und fragte, in welchen Diensten er ihn angetroffen? Der Hr. von Keith verwies ihn auf die heilige Schrift. Sofort las der Hr. von Follard die heilige Bibel, und versicherte den Hrn. von Keith, nach einigen Tagen: daß er in seinem Leben noch keinen größern Generalfeldmarschall gesehen, als den Moses. Die heilige Schrift enthält überdem alle Pflichten der Regenten; es ist keine einzige ausgelassen, sonst wollte ich die fehlenden hier anführen. In des Marliani Theatrum politicum sollen alle Pflichten der Regenten nach der heiligen Schrift gelehret werden. Ich erhielt dieß Buch bey der letztern glorreichen Prageraffaire zur Beute; allein, es war eine elende Beute. Der Verfasser dieses Buches hat die Pflichten der Regenten selbst nicht gekannt, deshalb hat es ihm an Vermögen gefehlet, selbige in der Bibel insgesamt aufzusuchen; er ist auch deshalb oft in das Läppische gefallen. Damit kein Führer eines jungen Prinzen sich nach diesem Theatrum politicum umzusehen habe; will ich nur eine Stelle aus selbigem anführen. Er vertheidiget unter

ter andern den Hieronymus, welcher behauptet: daß Gott nicht wisse, wie viel Flöhe alle Tage jung würden. Weil aber nicht der Mangel in der heil. Schrift, sondern an dem Hrn. Marliano liegt: so sagten die gelehrten Herren von Beausobre und Lenfant in ihrer Zuschrift des neuen Testaments mit Rechte: vordem mußten die Fürsten das göttliche Gesetz mit eigener Hand abschreiben, und darinnen lesen ihr Lebenlang. Nun sind zwar die Fürsten jetziger Zeit von der ersten Pflicht entbunden, von der letztern aber hat sie noch niemand losgesprochen. „

In dem Abschnitte von den Bedienten des Staates, stehen eben soviel nützliche Betrachtungen. Hier werden sonderlich die Fragen untersuchet: ist es besser, daß der Landesherr die Bedienungen selbst vergiebt? oder daß er nur die Vorschläge der Collegien bestätigen. Es hat beydes seine Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Der Landesherr kann unmöglich die Fähigkeit aller Mitwerber kennen, oder recht beurtheilen; bey den Vorschlägen und Empfehlungen der Minister geht auch viel menschliches vor. Kurz, man mache es, wie man wolle, so werden viel Unwürdige mit einschleichen. Die zweyte Frage ist, aus welchem Stande sollen die Bedienten seyn; aus dem Adel, Gelehrten- Bürger- oder Bauernstande? Es giebt viele Arten der Dienste; folglich können von allen Ständen welche befördert werden.

Er schlägt auch vor, bey gelehrten Aemtern, die Stimmen ungelehrter Versitzer nicht gelten zu lassen. Er redet auch von der Schuldigkeit des Fürsten, seine Bedienten zu ernähren; und handelt von der Frage: ob es besser sey, reiche, oder arme Leute zu Aemtern zu befördern.

In dem folgenden Abschnitte wird von der Bevölkerung eines Staates geredet, und hier kommen viel schöne Anmerkungen vor. Eben so haben uns die Vorschläge vom Anlegen, Verbessern und Erweitern der Städte, und viel anders sehr wohl gefallen.

Die Schreibart ist durchgehends munter und aufgeweckt, und mit einer schönen Belesenheit ausgeschmücket. Kurz, wir zweifeln nicht, daß dieß Buch vielen Lesern wohlgefallen werde, und wünschen, daß es auch ins gemeine Wesen viel Einfluß haben möge.

VI.

Wahres Namenbüchel für kleine Schulkinder auch Große, die ihre Muttersprache nicht recht verstehen ꝛc. zu mehrerer Aufnahme der deutschen Sprache, Ehre und Glückseligkeit. Wien, Prag, und Triest, gedruckt bey Johann Thomas Trattnern. Kaiserlichen Hofbuchhändler. Gr. 8.

1759.

Der

Der Herr Verf. dieſes kleinen Schulbuches, ob er ſich gleich auf dem Titel deſſelben nicht nennen wollen, iſt Hr. Friedrich Wilh. Gerlach, in der kaiſerl. königl. Ingenieurſchule Lehrer der Geſchichte; der uns vor einiger Zeit eine kurzgefaſste deutſche Sprachlehre geliefert hat. Sein löblicher Trieb aber, der guten Mundart und dem richtigen Ausdrucke im Deutſchen noch mehr aufzuhelfen, hat ihn bewogen, auch für die kleine Schuljugend noch zu ſorgen. Er hat alſo dieſs ſo genannte Namenbüchel, wie er es nennet, herausgeben wollen. Bey uns zwar wird der Hundertſte nicht verſtehen, was das ſeyn, oder heiſsen ſoll. Wenn man aber den völligen Titel des Hrn. Verf. durchlieſt, „darinnen nach einem Unterrichte der Lehrer die Erklärungen der Buchſtaben, Sylben und Wörter, der Stamm- Leit- und Doppelwörter, und der neun Theile der Rede, ſammt einem Verzeichniſſe der Stammwörter, den Abänderungen, Abwandlungen, den Regeln der Rechtſchreibung, und einem Anhange von Briefen und Titulaturen enthalten ſind:„ ſo wird man etwas mehr einſehen, was hier eigentlich geleiſtet worden.

Es iſt nämlich eine Kindergrammatik, oder ein deutſcher Donat, mit einem vorangeſchickten A b c oder Leſebüchlein; welches der V. den Lehrern deutſcher Schulen, auch einzelner Kinder, in der Vorrede an ſie, beſtens empfiehlt. Dieſe Vorrede zeiget abermal von ſeinem rühmlichen Eifer, unſre Mutterſprache mehr empor zu bringen. Da nun

in zarter Kindheit allerdings ein guter Grund geleget werden kann, und muß; wenn wir anders, auch unter dem Bürgerstande und gemeinen Manne eine richtigere Mundart einführen wollen: so ist es sehr löblich, daß man den gemeinen Schulmeistern, die sich selbst nicht zu helfen wissen, ein solch Büchlein in die Hände gegeben. Die meisten unter ihnen werden selbst viel daraus lernen, und ihre Jugend dadurch ganz erbaulich anführen können. Er empfiehlt ihnen aber, da, wo diese Anweisung noch zu kurz seyn möchte, seine Sprachlehre: die wir sonst unsern Lesern schon bekannt gemacht haben.

Sodann folget der Vorbericht an die Lehrer, wie sie sich beym Unterrichte der Jugend zu verhalten haben. Der I. Theil lehret die Buchstaben kennen und aussprechen; die Selbstlauter und Mitlauter unterscheiden, und die Tone der verschiednen Thiere und Schalle ausdrücken.

Der II. Theil handelt von Doppellauten und Sylben, die sowohl einfach als zusammengesetzt sind; der III. von Wörtern, sonderlich von Stammwörtern; deren nach der alphabethischen Ordnung eine große Menge hergesetzet werden. Er menget aber auch eine gute Zahl ganz ungebräuchlicher Wörter mit ein, die sich vieleicht in ein etymologisches Wörterbuch besser geschickt hätten. Z. E. Ag, ant, Bait, Barg, Barm, Bloh, Bos, Bram, Bru, gebrungen, Burz, Demm, Dite, gedochten, gedorben, gedorren, gedunsen, gesahet, der Flader, gesochen, Frath, Fretz, Futt, u. d. gl. m.

Es

Es ſcheint nicht, daß ſolche Wörter für Kinder nöthig und zu lernen rathſam wären.

Der IV. Theil handelt von den Leit- und Doppelwörtern. Leitwörter heiſsen ihm Derivata, d. i. die von Stammwörtern, durch Anhängung gewiſſer Sylben oder Hauptendungen, und durch Veränderung etlicher Buchſtaben entſpringen. Der V. Th. handelt von den Theilen der Rede, deren bekannter maſsen im Deutſchen neun ſind. Er ordnet die Abänderungen, oder Declinationen, wie er ſie in ſeiner Sprachlehre geordnet hat; ſo daß die erſte in der mehrern Zahl nichts ändert, die zweete ein n, die dritte ein e, die vierte ein en, die fünfte ein er, annimmt. So geht er die Beywörter, Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Binde- und Zwiſchenwörter, ganz kurz durch.

Der IV. Theil ſtellet Betrachtungen über die Rechtſchreibung an; aber freylich ſehr kurz: und der Anhang redet von Briefen, lehret die vornehmſten Ehrentitel, an allerley Standesperſonen, und liefert Beyſpiele von Briefen: die theils deutſche Originalſtücke, theils Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Lateiniſchen ſind. Hier wäre nun überall nach unſrer ſächſiſchen Mund- und Schreibart unterſchiedliches zu erinnern. Allein wir mögen keine Mückenſäuger abgeben; und ſind des horaziſchen Urtheils eingedenk: ſi plura nitent in carmine &c. An dem Orte wo der Hr. Verf. lebet, wird ſeine Anleitung ſchon ſehr brauchbar und nützlich ſeyn.

Eben

Eben das urtheilen wir von dem angehängten Unterrichte eines Vaters an ſein Kind, von den Pflichten der Menſchen. Dieß iſt eine kurze Anweiſung eines Kindes zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt, der menſchlichen Natur, der Pflichten des Menſchen, was gut und böſe, was vollkommen ſey, ob man nach Vollkommenheit ſtreben ſolle, welcher Vollkommenheiten die Seele, der Leib, und der äußerliche Zuſtand des Menſchen fähig ſey? Ob man ſich und andre lieben ſolle? Was Ehre, Hochachtung, Ruhm und Adel ſey? Was Gott ſey, und was er für Eigenſchaften beſitze? Wie man ihn ehren und lieben ſolle? Und was endlich die chriſtliche Religion, Glaube, Gebothe und Gebethe ſeyn? So iſt denn hier theils eine natürliche, theils geoffenbarte Sittenlehre mit angehänget: das letzte aber, wie man leicht denken kann nach katholiſcher Art eingerichtet, und ausgedrückt.

VII.

M. Joh. Peter Millers hiſtoriſch moraliſche Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend I. II. und III. Theil

Helmſt. bey Weygand 1754. 1755. und 1759.

Wir halten uns verbunden, unſern Leſern auch dieſes ſo angenehme als nützliche Buch bekannter

kannter und beliebter zu machen: obgleich die erſten Theile deſſelben nicht mehr unter das Neueſte gehören. Die beyden erſten Theile haben bereits ſo viel Beyfall gefunden; daß es kein Wunder iſt; daß man nach einem Dritten ein Verlangen getragen. Man iſt dem gelehrten und redlichen Hrn. Verf. aufrichtig verbunden, daß er dieſem Wunſche der Kenner und Liebhaber ſeiner Schriften willfahren wollen. Männer von ſeiner Art, ſind zu allen Zeiten, folglich zu den unſrigen ſelten; da es doch an guten Schriftſtellern, auch in unſrer Sprache, nicht fehlet. Es iſt viel daran gelegen, in was für Abſichten, und mit was für Geſinnungen man ſchreibt. Des Hrn. Verfaſſers edles Herz, iſt eben ſo ſchätzbar, als ſeine Gelehrſamkeit und Einſicht; und eben ſo lauter und ungekünſtelt, als ſein heitrer Witz und ſeine ſchöne Schreibart. Doch wir müſſen ſein Werk näher bekannt machen.

Der I. und II. Theil war zu Bildung der Jugend beſtimmet, zu deren Auferziehung den Hrn. Verf. ſein beſondrer Ruf beſtimmet hat. Dieſe iſt unter ſeiner Anweiſung gewiß glücklich, weil er nicht bloß zu Einbläuung griechiſcher und lateiniſcher Regeln und Redensarten berufen zu ſeyn glaubet; ſondern bey ihr einen tüchtigen Grund zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt legen will. Und wie kann das ohne die rechte Bildung ihres Verſtandes und Herzens geſchehen? Er hat dazu die Lehrart durch deutliche und erbauliche Geſpräche von Gott und von den Schönheiten der Welt, für bequem

quem gehalten; welches wir sehr billigen: zumal, da er sie ohne allen gleißenden und tändelnden Witz abzufassen geschickt war.

Die Materien dieser Gespräche waren I. Das Feld, ein Tempel der Gottheit. Hier wird der Beweis, daß ein Gott sey, auf eine sehr lebhafte und eindringende Art vorgetragen. II. Das mythologische Zimmer. Hier wird die Thorheit der heydnischen Vielgötterey, auf eine neue Art, bey der Mythologie selbst sichtbar gemachet. III. Die Lustreise. Sie geschieht zu einem Prediger aufs Land: wo dessen Bibliothek Gelegenheit giebt, von der göttlichen Allwissenheit zu reden. IV. Die Gartenlust. Man trinket in einem Garten den Caffee, und unterredet sich von der Weisheit Gottes. V. Der prächtig gestirnte Himmel. Dieser unterrichtet sie von der göttlichen Allmacht, durch die Größe, Menge, Bewegung und Ordnung der Gestirne. Der liebenswürdige Fürst giebt Anlaß, von der Allgegenwart Gottes zu reden. VII. Der Unbeständige veranlasset eine Unterredung von der Unveränderlichkeit Gottes. VIII. Das Weihnachtsgeschenk, bringet das Gespräch von der Güte Gottes hervor. IX. Die großen Unglücksfälle, die man erzählen höret, lenken auf die Betrachtung der göttlichen Gerechtigkeit. X. Das süße Landleben leitet auf ein Gespräch von der Vorsehung Gottes. Das XI. ist ein kleines Gedicht von der Ewigkeit Gottes; dieses wollen wir mit einrücken.

Die

Vorgänger in dieser Arbeit gefunden. Es haben sich zwar vor ihm verschiedene daran gewaget, die es aber theils nicht vollendet, theils nicht so, wie es sich gebührte, hinausgeführet haben. Die besten darunter mögen wohl noch Laurenz Albrecht Ostrostrank, Valentin Jckelsamer, und Johann Clajus seyn, welchen letztern er aber nie muß zu Gesichte bekommen haben, da er wohl seiner Gedichte, jedoch nirgends seiner Sprachkunst Erwehnung thut. Von des Jckelsamers seiner Grammatik hingegen meldet er, daß es zwar ein kleines, aber sehr gutes Buch sey. Doch genug. Wir wollen uns ohne weitere Umstände zu unserm Schottel selbst wenden.

Gegenwärtiges Werk besteht aus 5 Büchern, oder 3 besondern Schriften, deren jede von ihm vor dem herausgegeben, hier aber in vielen Stücken vermehret und verbessert ist. Das ganze Buch überhaupt ist dem Herzoge von Braunschweig, Augusto zugeschrieben, da jeder Theil desselben noch eine besondere Zuschrift hat. Weil der Verfasser in allen von der deutschen Sprache etwas beybringt, so werden wir keine mit Stillschweigen übergehen, sondern ihren Inhalt kürzlich anführen. In dieser ersten Zuschrift zeigt er, daß die uralte Gothische, Dänische, Cimbrische, Isländische, Engelsächsische, Norrische u. d. g. Sprachen für Mundarten der Celtischen Ur- und Erzsprache zu schätzen seyn. Hieher gehöre auch die alte Deutsche, welche sich wieder in zwo Hauptmundarten gesondert, als das Altfränkische und Sächsische. Aus dem Fränkischen sey mit der Zeit das Hochdeutsche geworden, welches überall eingeführet ist, und welches viele zur Vollkom-

Die Ewigkeit Gottes.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir, und hessen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge, Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zuhauf;
Und wann ich von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wider nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend malen,
Noch nicht ein Theil von dir.
Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir.
O Gott! du bist allein des allen Grund!
Du Sonne! bist das Maaß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft und stetem Mittag stehen;
Du giengest niemals auf, und wirst nicht untergehen,
Ein einzig Jetzt in dir, ist Ewigkeit.
Ja könnten nur bey dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald mit aufgesperrtem Schlund,
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Wasser trinken.
Vollkommenheit der Größe!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt:
Die Welt ist selbst ein Punkt, wann ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird in Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum,
Wie hofft er dann den deinen auszuwähren?
Ich ward nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte:
Ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich.

Nun folgen im ersten Theile noch die merkwürdigen Begebenheiten des jungen Samuel Lanwills, eines Sohns, eines englischen Schiffscapitains. Diese erdichtete Erzählung ist überaus wohl eingerichtet, jungen Leuten obige, und viele andre Lehren sinnlicher und begreiflicher zu machen. Sodann folgen noch Briefe, welche an einige junge Herren und Fräulein geschrieben worden, und die Lanwill in Abschrift bekommen; und eine Sammlung auserlesner Historien und sinnreicher Einfälle, aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. Den Schluß machet das Leben von Junker Hansen, aus den Ergetzungen einer vernünftigen Seele ins Kurze gezogen.

Der II. Band liefert, nach einer nützlichen Vorrede I. den Frühling, darinn die Philosophie, als nützlich angepriesen wird. Das II. Gespräch heißt die Kunstkammer, und lehret den rechten Gebrauch des Verstandes, in Erforschung der Wahrheit. III. Das gelehrte Spiel, giebt eine Uebung in der Geschicklichkeit, Definitionen zu machen. IV. Das Cabinet enthält ein Gespräch von Eintheilungen. V. Der Richter, lehret in einer Unterredung gut urtheilen. VI. Die neueste Art von Complimenten, enthält die Kunst, Schlußreden zu machen. VII. Eine Unterredung des Verfassers mit seinen Lesern, zeiget, wie man sich von Irrthümern frey machen solle. VIII. Die Wahrheit der christlichen Religion, erzählet, wie ein Heyde bekehret worden. IX. Handelt von der Ueberzeugung durch die Erfahrung. Die

Die zweyte Hauptabtheilung dieſes Bandes, redet im X. Hauptſtücke von den allgemeinen Gründen der menſchlichen Erkenntniß; und iſt wieder ein Geſpräch. XI. Der Luſtbaumeiſter, giebt bey Gelegenheit des engliſchen Zuſchauers II. Theiles im CLXVII. St. Anlaß vom Möglichen, Unmöglichen, und von Hirngeſpinſten zu handeln. XII. Die Thiere; in einer Thierſammlung, geben Anlaß vom Weſen der Dinge und andern metaphyſiſchen Begriffen zu reden. XIII. Der ſterbende Sokrates aus dem Plato, Xenophon und Cicero, handelt von der Seelen Unſterblichkeit. XIV. die Kunſt, andre zu erkennen, erkläret die vornehmſten Gemüthsarten. Den Schluß machen ein paar Gedichte. Und nun folget wieder die Fortſetzung der lanwilliſchen Begebenheiten bis zum Ende.

Wir kommen alſo auf den dritten Band dieſer höchſtnützlichen Schilderungen, den der Hr. Verf. mitten in dieſem verderblichen Kriege, faſt noch mit reiferer Urtheilskraft und Einſicht verfertiget hat. In der Vorrede entſchuldiget er ſichdeswegen mit einer faſt übertriebenen Beſcheidenheit. Er entdecket ſeinen edlen und lobenswürdigen Charakter mehr und mehr; und wird deſto ſchätzbarer, jemehr er uns ſeine Lehrart auf Schulen entdecket. O möchten doch dieſes Bild alle die griechiſchen und römiſchen Sprachlehrer fleißig betrachten; die nicht vernünftige Menſchen fürs gemeine Weſen, ſondern griechiſche Dolen, und lateiniſche Papageyen zu erziehen für ihre Pflicht halten. Wir können nicht umhin, ein

Stück von dieser Vorrede hier einzurücken, damit es desto gemeinnütziger werde. Es steht auf der 21sten u. f. S. des III. Bandes.

„Ein Lehrer, welcher die Schriften derjenigen großen Geister, die wir von den alten Griechen und Römern noch haben, bey seinen Untergebenen, als bloße Phrasesbücher gebrauchet, speiset sie eben so schlecht ab, als wenn er sie mitnimmt, um einen Fürsten offene Tafel halten zu sehen. Sie müssen sich mit dem bloßen Geruche der theuren Speisen, und mit dem Anblicke des kostbaren Silbergeräthes begnügen. Der Leib selber bekömmt davon keine Kräfte. Wenn sie demnach, um mich dieses Exempels zu bedienen, aus der schönen Lebensbeschreibung des Atticus im Nepos, nichts als ein Dutzend ächter lateinischer Redensarten in ihr Collectaneenbuch sammlen: so weis ich nicht, warum man ihnen nicht vielmehr die weit deutlichere und interessantere Lebensgeschichte irgend eines berühmten Deutschen, der sich um die Kirche und den Staat ihres Vaterlandes sehr verdient gemachet, vorlegen sollte; und warum sie, bey der Geschichte der vorhergehenden Feldherren im Nepos, den Verdruß überwinden müssen, tausend Stellen, worinn alte Schlachten, Gegenden, Kriegs- und andere Gebräuche vorkommen, nicht zu verstehen. Es ist ganz falsch, wenn man glaubet, junge Leute würden auf diese Art nicht Latein lernen. Ich getraue mir, gerade das Gegentheil behaupten zu können. Laßt sie die Stärke eines moralischen Gedankens in dem

dem unvergleichlichen Horaz fühlen: so werden sie auch von Stund an im Stande seyn, das Niedliche, Edle, Große und Erhabene in den Ausdrücken einzusehen. Alsdann werden sie alle Oden nach der Reihe durchlesen wollen, und sie werden sie mit einem Geschmacke lesen, der ihnen immer wieder zum folgenden Gerichte Appetit machen wird. Der Verstand wird mit dem Witze und der Einbildungskraft in Gesellschaft treten, und in höchstens drey Jahren, ist ein biegsames und weiches Gemüth, nicht nach der elenden Schulform, sondern nach den ächtrömischen Monumenten, gebildet. Euer Schüler wird römisch denken und schreiben, und alsdann nur dreymal eine Grammatik, diese Sprachenentologie, mit Verstand und Lust durchlesen dürfen; um nicht durch kleine Nachläßigkeiten schöne Gedanken zu entstellen. Hingegen werden durch das Chaos der abstracten und unschmackhaften grammatikalischen Regeln die besten Geister verderbet, und sie jauchzen der Stunde entgegen, die sie von den verdrüßlichen Schulbüchern befreyen wird. Warum lesen aber Männer Ciceros vortreffliche Officia mit Geschmack und Nutzen? Ohne Zweifel, weil sie schon moralisch denken, und eben deswegen auch den großen Consul verstehen. Da ich nun in diesen drey Theilen meine Leser von Jugend auf, mit der Moral und den vornehmsten Grundsätzen der schönen und anderer unentbehrlichen Wissenschaften bekannt zu machen suche: sollte ich nicht hoffen dürfen, daß sie von nun an ihre Schulauctoren mit

Geſchmacke leſen, daß ſie die ſchönen Stellen darinn nach Regeln beurtheilen, und daß ſie ſich ins beſondere aus der Schule der Klugheit, ich meyne der Hiſtorie, künftig hundert brauchbare und wichtige Anmerkungen ſammlen werden? „

Die übrigen Entſchuldigungen des Hrn. Verf. daß er ſich erkühnet, gewiſſe Schilderungen zu machen, ſind bey verſtändigen Leſern überflüßig; doch iſt diejenige, ſo er wegen der hamburgiſchen Schilderungen des Reichs der Natur einfließen laſſen, deſto nöthiger für gewiſſe Leſer geweſen, die von Büchern nur nach dem Titel urtheilen. „Ich darf, ſaget er, um dieſe unverdiente Ehre von mir abzulehnen, nur ſagen, daß ich eine leichte, und natürliche Schreibart liebe, (wie ein jeder Kenner und Liebhaber der alten Schriftſteller des goldnen Jahrhunderts in Rom nicht anders kann:) ſo daß ich darinn meinem Naturelle folge, ohne daß ich mir die NB. mehr als poetiſche Schreibart, die in den youngiſchen Nachtgedanken iſt, nachzuahmen, verſetze. Ich kann auch eben nicht ſagen, daß ſie mir beſonders gefallen. „

Dieſer dritte Band enthält alſo Schilderungen edler Charaktere des männlichen Alters; und wie es uns bedünket, verdienen dieſelben den Namen der Schilderungen noch in einem vollkommnern Grade. Es ſind aber dieſelben I. der Charakter eines

*) Le Gout diſtingué de l'Entendement, conſiſte dans les perceptions confuſes dont on ne ſauroit aſſez rendre Raiſon, C'eſt quelque choſe d'approchant de l'Inſtinct. Le Gout eſt formé par le Naturel &

eines rechtſchaffnen Mannes. Im II. lieſt man das Bild eines vollkommnen Frauenzimmers. Der III. iſt das Frauenzimmer nach dem pariſer Geſchmacke. Dieſe iſt aus der Abeille du Parnaſſe; oder aus den Baggatelles morales. IV. Der gute Geſchmack ſchöner Geiſter. Der H. V. nimmt hier ſehr richtig das Wort Geſchmack in der beſtimmten Bedeutung, die Leibniz davon gegeben *, und Rollin in Anſehung des guten Geſchmackes beſtätiget hat. Dabey wird erſt das ſichtbare Schöne, 2. Das Schöne in den Sitten, 3. Das Schöne in den Werken des Witzes, und in der Nachahmung der ſchönen Natur, erkläret. V. Das angenehme Weſen. VI. Charakter des Weiſen und Klugen. VII. Der Patriot. VIII. Der Kriegsheld. IX. Der Officier. X. Der Richter. XI. Der rechtſchaffne Geiſtliche. XII. Der unächte und würdige Edelmann. Hier kömmt ein verdeutſchtes Geſpräch aus dem Eraſmus vor. XIII. Der Reiche. XIV. Der junge Gelehrte, der durch alle Claſſen geführet wird. XV. Der Künſtler. XVI. Der Handwerker. XVII. Der Kaufmann. XVIII. Der Buchhändler. XIX. Verhalten des weiſen Chriſten in den Widerwärtigkeiten des Lebens. XX. Kurzer Inbegriff der Sittenlehre und der Phyſik.

Wir brauchen weiter nichts hinzuzuſetzen, um unſern Leſern ein ſo wichtiges Werk anzupreiſen; als, daß ſie es bey Knaben eben ſo nützlich finden werden, als die Frau von Beaumont bey Mädchen.

& l'Uſage, & pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes choſes; que la Raiſon & l'Experience ont deja autoriſées: en quoi les jeunes gens ont beſoin de Guides.

VIII.

Lebensumstände eines vor weniger Zeit verstorbenen sächsischen Künstlers, des königl. Hofmalers, Hrn. Christian Benj. Müllers *).

Herr Christian Benjamin Müller, ein Zeichner und Maler, gebohren zu Dresden im Weinmonathe 1689, äußerte schon in der ersten Jugend große Lust zum Zeichnen, und ward deswegen im 1701. Jahre zu den dasigen königl. Oberhofmaler, Hrn. Samuel Bothschild, gethan, bey dem er auch die ersten Gründe zur Kunst legte; solcher Unterweisung aber nicht länger als 4 Jahre genoß, da der Tod seines Lehrmeisters selbige unterbrach. Er besuchte hierauf die königl. Zeichnerakademie daselbst 9 Jahre nacheinander, welche zu der Zeit unter der Aufsicht des königl. Hofmalers, des sel. Rehlings stand, und erwarb sich darinnen soviel Geschicklichkeit, daß ihm ermeldeter Director, wegen seines hohen Alters, und in Abwesenheit seiner beyden Söhne, das Corrigiren der Scholaren in der Akademie auftrug: welches Amt er auch verschiedene Jahre mit möglichstem Fleiße versah. Weil

*) Da wir schon mehrmals geschickter Künstler Andenken in unserm Neuesten zu erhalten, bemühet gewesen, tragen wir kein Bedenken auch diesem Leben einen Platz einzuräumen. Der davon von vornehmer Hand

Weil aber seine Absichten hauptsächlich auf die Malerey gerichtet waren; so hatte er sich indessen, unter Anführung, Hrn. Christoph Leubners, auf das Miniaturmalen zugleich geleget, es auch darinnen so weit gebracht, daß er für Se. königl. Majestät, August den II., glorwürdigen Andenkens, viele dergleichen Stücke verfertigen müssen; deren noch 4 in der letzt verstorbenen höchstsel. Königinn Majestät Miniaturkabinette zu sehen sind.

Bey so wohlgelegten Gründen in der Zeichnung und Malerey nun, fand unser Hr. Müller die Nothwendigkeit auswärtige Orte zu besuchen, gar bald; um sowohl in der Kunst, als guten Lebensart mehr und mehr zuzunehmen. Er trat demnach eine Reise über Nürnberg, Augsburg, München und Regensburg nach Wien an, ward aber, da er sich an letzterm Orte nur ungefähr ein halbes Jahr aufgehalten, durch zugestossene Unpäßlichkeit genöthiget, auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück zu kehren. Er hätte nunmehr gern Italien besehen, welches er allezeit sehr gewünschet, auch deswegen die italienische Sprache von Jugend auf erlernet hatte; ward aber durch die eben damals im venetianischen Gebiethe wüthende Pest an seinem Vorhaben gehindert. Ueber dieses ward ihm, weil er sich entschlossen, bloß beym Bildnißmalen zu verbleiben,

Hand herrührende Aufsatz, ist, was die Hauptpuncte anlanget, aus einem eigenhändiger Schreiben des sel. Mannes an einen Freund geflossen; ohne welches man manchen Umstand nicht gewußt haben würde.

gerathen, vielmehr nach Brabant zu gehen, welches er auch im 1716. Jahre bewerkſtelligte.

Indem er aber noch zuvor einige Oerter in Deutſchland zu beſuchen nöthig fand; gieng er zuvörderſt über Prag nach Wien. Hier machte er mit verſchiedenen geſchickten Künſtlern, vornehmlich aber mit dem berühmten Hrn. Johann Kupetzky gute Bekanntſchaft; erlernte auch in der kaiſerlichen Akademie, die zum richtigen Zeichnen ſo nöthige Perſpectivkunſt. Von da nahm er ſeinen Weg über Augsburg, Ulm, Stutgard, Heidelberg, Frankfurt am Mayn, und weiter den Rhein hinunter bis nach Düſſeldorf: woſelbſt er einige Zeit verblieb; maßen er Erlaubniß erhielt, die daſige ſchöne churfürſtl. Gallerie täglich zweymal zu beſuchen, und darinnen zu zeichnen. Er ſetzte hierauf ſeine Reiſe nach Holland, und als er das merkwürdigſte daſelbſt beſehen, nach Brabant fort; allwo er den ganzen Sommer hindurch, vornehmlich an des van Dyck und Rubens vortrefflichen Stücken, fleißig ſtudierte.

Zu Antwerpen erreichte er den Vortheil, daß ihm verſtattet wurde, die in der daſigen Jeſuiterkirche von iztgedachten beyden Meiſtern mit ausnehmender Kunſt verfertigten Deckenſtücken, 39 an der Zahl, abzuzeichnen: wovon die Hälfte nachher durch Hrn. Johann Juſtin Preißlern, Malern in Nürnberg, in Kupfer geätzet, dem Publico mitgetheilet worden. Der dieſem hierunter geleiſtete Dienſt iſt deſto ſchätzbarer, da ermeldetes prächtiges

kommenheit zu bringen ſich bemühet haben. Die Griechen und Römer, ſagt der Verfaſſer, wendeten viel Zeit an, ehe ſie eine Mundart zur rechten Sprache machen konnten, und man hat an keinem Orte weder in Griechenland, noch in Rom, eben ſo geredet, als die von den Gelehrten angenommene Sprache eingerichtet geweſen. Und ſo iſt es auch mit dem Hochdeutſchen beſchaffen. Sie erfordert auch ſoviel Zeit und Hülfe, als jene, zu ihrem völligen Weſen; und da ſie ſich bereits hervorgethan, ſo kan kein ehrliebendes deutſches Herz die Bemühung zu fernerer nöthigen Beförderung verungültigen oder verwerfen.

In der folgenden Zuſchrift zu der erſten Herausgabe ſeiner Sprachkunſt beklaget ſich der Autor, daß fremde Sprachen und Künſte von den Deutſchen hervorgeſogen, ihre eigene Sprache aber vergeſſen worden wäre, daher ſie auch von einigen Ausländern für rauh und arm ausgeſchrieen würde. Hierauf will er durch verſchiedene Exempel beweiſen, daß man ſeine Mutterſprache nicht verſäumen müſſe. Er tadelt, daß man glaubet, man könne nur durch fremde Sprachen gelehrt werden, da doch die deutſche hiezu eben ſo geſchickt und für angehende Gelehrte weit nutzbarer wäre. Zugleich lehnet er das Vorurtheil ab, daß die deutſche Sprache nicht könne in Regeln gebracht werden, und beziehet ſich auf ſeine gegenwärtige Sprachkunſt.

Nach dieſem ſtehen hinter dem Regiſter der bey dieſem Werke gebrauchten Autoren einige Lobſchriften auf den Verfaſſer, worauf denn das erſte Buch ſelbſt folgt. Dieſes beſteht aus zehn Reden von der

ges Gebäud, mit seinen kostbaren Malereyen, nachher durch einen Donnerschlag in die Asche gelegt und vernichtet worden. Von Brabant aus begab er sich zum zweytenmale nach Düsseldorf, um dasige Gallerie aufs neue zu besuchen; weiter aber nach Jülich, Paderborn, Cassel, und von da zurück nach Sachsen.

Je länger und eifriger er nun bisher dem Miniaturmalen obgelegen hatte, desto mehr Neigung verspürte er zur Malerey in Oelfarben, und desto mehr Vorzüge entdeckte er an der letztern. Er entschloß sich demnach, jenes mit dieser zu verwechseln; und gieng, um desto sicherer und geschwinder darinnen fortzukommen, im Jahre 1726 nach Nürnberg zu seinem vorgedachten guten Freunde, dem sel. Kupetzky: dessen Anführung im Bildnißmalen er sich auch bis 1732 mit glücklichem Erfolge bediente; wobey er zugleich die dasige Zeichnerakademie sich wohl zu Nutze machete. Die Liebe zum Vaterlande, und der Trieb, solchem nützlich zu seyn, veranlasseten Hrn. Müllern nun, wieder nach Sachsen zurückzukehren, welches er auch im itztgedachten Jahre bewerkstelligte.

Seine Verdienste wurden hier ebenfalls gar bald erkannt, und im 1737sten Jahre begnadigte Se. itztregierende königl. Majestät, Augustus der III., selbigen mit dem Decrete, als Dero Hofmaler; dergleichen ihm bereits von Dero Hrn. Vaters Majestät, höchstsel. Andenkens, zugedacht worden war. Ungeachtet nun das Bildnißmalen jederzeit die

Haupt-

Hauptbeschäfftigung unsers Künstlers gewesen, solches ihm auch wohl gröſtentheils seinen Unterhalt verschaffet haben mochte; so verabsäumete er doch dabey nicht, die vorzügliche Neigung, die er zum Landschaftzeichnen nach der Natur, beständig bey sich wahrgenommen, mit möglichstem Fleiße zu üben.

Er fand Ursachen, die ihn abhielten, sich bey dieser Arbeit der wirklichen Malerey in Farben zu bedienen: daher begnügte er sich, solche bloß mit Bleystifte und etwas versetzten Tuschen, jedoch in einer ihm eignen, und groſsen Manier, zu verfertigen. Auf solche Weise hat er, seiner eigenen Anzeige nach, wenigstens achthundert Blätter nach der Natur gezeichnet, und mit dergleichen Arbeit sich mehrentheils bis an sein Ende beschäfftiget *).

Er schien auch zu diesem Studio vornehmlich aufgeleget zu seyn: und der gute Fortgang davon streitet unfehlbar mit seinen übrigen Werken um den Vorzug. Seine Landschaften sind mehrentheils um Prag, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Jena, Coburg, Pirna, Dresden, Leipzig, und der Orten, abgenommen; und bestehen meistens aus Ueberbleibseln von verfallenen Gebäuden, Mauerwerke, Felsen, Höhlen, Steinbrüchen, einzelnen Bäumen, u. d. gl. Man findet in ihnen durchgängig eine richtige Anwendung der Perspectiv, eine glückliche

*) Eine groſse Anzahl solcher sauber getuschten Landschaften ist in der schönen Kunstsammlung Sr. Hochwohlg. Hn. Landkanzler R. Barons von Kregel, imgleichen beym

liche Wahl des Augenpunctes, eine vortheilhafte und regelmäßige Austheilung des Lichtes und Schattens, eine vollkommene Wahrheit in Nachahmung der Objecte; besonders aber der Bäume, deren Eigenthümliches in jeder Art er aufs deutlichste auszudrucken wußte. Seine Manier ist frey, angenehm, geistig, reizend und fremd, auch keinesweges einerley Schlages (manierée); sondern nach den verschiedenen Objecten, wie die Natur selbst, abwechselnd und mannichfaltig.

Besonders ist es, daß man in den wenigsten dieser Blätter Figuren von Menschen oder Thieren, antrifft. Vermuthlich hat er solche aus Bescheidenheit weggelassen, weil er geglaubet, daß sein Talent sich auf diese zugleich, nicht in ebener Maaße erstrecke, und von andern geschickten Händen viel glücklicher hinzugesetzet werden könnten. Es ist zu bedauren, daß Hr. Müller schon geraume Jahre vor seinem Tode, durch zunehmende Engbrüstigkeit und Mangel hinlänglicher Kräfte verhindert worden, diese allerdings beschwerliche Arbeit mit dem Eifer, als er es gewünschet, und vorhin gewohnet war, fortzusetzen; dadurch aber den Liebhabern der Kunst noch viele auserlesene Prospecte, die man in Sachsen hin und wieder findet, mitzutheilen.

Zuletzt

beym Hrn. Legationsrathe von Hagedorn, und bey dem Hrn. Cammercommiss. R. Crusius, anzutreffen. Man bemerket, daß seine ersten Landschaften nach der Natur mit Röthel gezeichnet sind.

Zuletzt wollte ihm sein bisheriger Aufenthalt in Dresden, verschiedener Ursachen halber, nicht mehr gefallen; daher begab er sich im 1754sten Jahre zu einem Vornehmen von Adel, auf dessen ohnweit Görlitz gelegenes Landgut, Niederrengersdorf, den Rest seiner Tage daselbst in Ruhe zu beschließen *); welches auch 1758 im Märzmonathe geschah, nachdem er sein Alter auf 69 und ein halbes Jahr gebracht hatte. Er war übrigens ein aufrichtiger, dienstfertiger, bescheidener, und von eitler Selbstliebe entfernter Mann, hatte von allem, was zur Zeichnung und Malerey gehöret, sehr gute Kenntniß, und dabey, in Beurtheilung der Kunstwerke, ein scharfsichtiges Auge. Sein Bildniß, welches von ihm selbst in Nürnberg gemalet, nachher aber von einem seiner dasigen guten Freunde, dem Kupferstecher,

*) Der würdige Besitzer dieses Landgutes, der Hr. Gen. Major von Gersdorf, ließ von dem sel. Manne, seinen Hrn. Stiefsohn im Zeichnen unterweisen, und gab dadurch, theils seinen eigenen Geschmack an den schönen Künsten deutlich zu erkennen; theils ertheilte er andern Standespersonen dadurch ein löbliches Beyspiel. Uebrigens mag die Absicht des sel. Müllers wohl nicht gewesen seyn, sein Leben auf dem Lande zu beschließen. Seine Gedanken mochten wohl noch weiter gehen, wie aus einigen geheimnißvollen Ausdrücken, deren er sich zuweilen bediente, zu errathen war. Er hatte sich auch zuletzt wirklich schon von dem Hause Niederrengersdorf getrennet, und nach Görlitz begeben; wo er auch in einem Gasthofe gestorben. Es hatte das Ansehen, als ob er sich an diesem Orte wohnhaft zu machen, willens gewesen.

Sein

ſtecher, Hrn. Lichtenſteger, im 1735ſten Jahre geſtochen worden, wird, nebſt ſeiner übrigen Arbeit, deſſen Andenken den Liebhabern der Kunſt jederzeit unvergeßlich machen **).

IX.

Sammlung etlicher Predigten, welche gehalten und herausgegeben worden von M. Joh. Gottfried Körnern, Dienern des göttlichen Wortes an der Nikolaikirche in Leipzig, bey Bernh. Chriſtoph Breitkopfen 1759. in gr. 8.

Wir dringen uns nicht, allerley Predigten in unſerm Neueſten bekannt zu machen. So viele

Sein Teſtament iſt auch beym Rathe zu Görlitz verwahrlich niedergeleget worden.

**) Es hat auch Hr. Veſtner in Nürnberg, deſſen Abbildung von einer Seite, in Größe eines Schauſtückes, in Wachs gemachet. Vor allen aber wäre zu wünſchen, daß deſſen vermuthlich noch unter ſeiner Verlaſſenſchaft befindliches Bildniß, das der ſel. Georg Martin Preisler mit ſchwarzer Kreide, und weißer Erhöhung, auf blauem Papiere trefflich ausgeführet hat, durch einen eben ſo ſchönen Grabſtichel den Liebhabern der Kunſt, bekannt gemachet werden möchte. Dieſes könnte man am beſten von der Hand eines Joh. Mart. Preislers in Kopenhagen, und von der Sorgfalt würdiger Erben erwarten: dafern ſelbige, ſo, wie der Wohlſelige, die ſchönen Künſte lieben.

viele derſelben auch ans Licht treten, ſo wenige können als Proben und Muſter der geiſtlichen Beredſamkeit angeſehen werden. Unter dieſen wenigen aber verdienen gewiß die gegenwärtigen eine anſehnliche Stelle. Der hochwohlehrwürdige Hr. Verfaſſer hat bisher mit dem größten Beyfalle unſerer Stadt öffentlich gelehret. Nicht nur unſtudirte, und gemeine Zuhörer, ſondern auch die Verſtändigſten und Gelehrten haben ſich in dem Ruhme vereiniget, den ſie ſeinem Vortrage um die Wette beygeleget.

Es war alſo kein Wunder, daß man endlich begierig geworden, auch einige von ſeinen geiſtlichen Reden im Drucke zu leſen. Bey vielen, die auch im mündlichen Vortrage den größten Beyfall haben, wird der Druck ihrer Arbeiten eine Klippe, daran der Ruhm ihrer Beredſamkeit ſcheitert. Nicht, als wenn ihre geiſtlichen Abhandlungen nicht noch erbaulich und nützlich blieben: dieſes kann man ihnen mit Grunde nicht abſprechen. Aber es mangelt den geleſenen Predigten immer an etwas, das man von ihren Urhebern nur hat hören können. Es mangelt ihnen der Geiſt, der Nachdruck, und das Feuer ihrem Vortrage, womit ſie alle ihre Worte in der Ausſprache zu beleben wußten. Sie verlieren alſo im Drucke denjenigen Ruhm, den ſie im Reden gewonnen hatten. So gieng es dem Hortenſius

*) Cujus rei fides eſt ſaget Quintilian; quod ejus ſcripta tantum intra famam ſunt: qui diu princeps Oratorum, aliquando æmulus Ciceronis, exiſtima-

nius in Rom: der, ſo beliebt ſein Vortrag auch geweſen war, dennoch in ſeinen Schriften wenig Verfall gefunden *).

Unſere Abſicht iſt es nicht, hier dem Hrn. M. Körner eine Lobrede zu ſchreiben; und alle die redneriſchen Kunſtgriffe oder Vollkommenheiten ſeiner Erfindung, Ausführung und Schreibart hier zu erzählen. Wir zeigen ſie nur überhaupt durch unſer Zeugniß an; überlaſſen es aber den Leſern ſeiner Predigten, ſie aus der Quelle ſelbſt wahrzunehmen. Diejenigen, ſo die wahren Regeln der Beredſamkeit kennen, werden ſie bey ihm mit Vergnügen beobachtet finden. Die andern, ſo ſie theoretiſch nicht verſtehen, werden ſie doch im Leſen bey ſich empfinden und fühlen. Wir melden alſo nur, daß dieſe Sammlung aus zwölf geiſtlichen Reden beſteht: die von auserleſenen und wichtigen Materien handeln. Sie ſind folgende:

Die I. Predigt: **Von der Pflicht, den Sonntag zu heiligen.** II. Predigt: **Von der rechten Anhörung des göttlichen Wortes.** III. Predigt: **Von der Pflicht des Gebeths, bey dem öffentlichen Gottesdienſte.** IV. Predigt: **Von der Kraft des göttlichen Wortes.** V. Predigt: **Die Regierung der Zunge, eine wichtige Pflicht des Gottesdienſtes.** VI. Pre-

*) ſtimatus eſt, noviſſima, quoad vixit, ſecundus: ut appareat, placuiſſe aliquid, eo dicente, quod legentes non invenimus. L. XI. c. 3.

Predigt: Daß man ſich ſelbſt kennen müſſe, wenn man zur heilſamen Erkenntniß Jeſu gelangen will. VII. Predigt: Daß die leiblichen Trübſalen den Dank für die göttlichen Wohlthaten nicht hindern, ſondern befördern. VIII. Predigt: Das verſchiedene Verhalten der Sünder bey dem ſehnlichen Verlangen Jeſu nach ihrer Bekehrung. IX. Predigt: Die durch die Leiden der Frommen verherrlichte Vorſorge Gottes. X. Predigt: Die von Gott erbethene Gnadenfriſt für ein ſündiges Volk. XI. Predigt: Betrachtung über die Gebräuche, die bey der Taufe gewöhnlich ſind. XII. Predigt: Die Schuldigkeit der Chriſten, in Anſehung des heil. Abendmahls.

Nur eine Probe von des Hrn. Verfaſſers Geiſte, Vernunft und Redlichkeit, im Vortrage und Beantwortung eines Einwurfes, mag für ihn ſprechen. Sie ſteht in der IV. Predigt, von der Pflicht des Gebeths, a. d. 96. u. f. S.

„Wir hoffen, geliebte Freunde! die Verbindlichkeit zur Genüge erwieſen zu haben, die uns obliegt, öffentlich in der Kirche zu bethen; und wir machen nur noch dieſe Anmerkung: daß ihr dieſes nicht etwan nur von denen Gebethen verſtehen ſollet, die nach gehaltener Predigt abgeleſen werden. Eben das, was uns zu dieſer Zeit verbindet, gemeinſchaftlich zu bethen, verbindet uns auch zu einer andern Zeit, an dieſem heiligen Orte, dem Herrn unſer Opfer zu bringen. Wie oft ſieht man nicht an dieſem heiligen

ligen Orte eine unzählige Menge Volks, welche durch die Neugierigkeit angetrieben werden, ins Haus des Herrn zu kommen. Man machet die Tempel zu Schauplätzen, wenn etwan eine Taufhandlung oder eine Trauung verrichtet wird; und man denket nicht, daß sie Bethhäuser sind. Ja, wenn man nachfragen sollte, wie viel denn unter denen, die einer Taufhandlung oder einer Trauung beywohnen, das mit nachbethen, was der Priester vorbethet; wie viel denn etwa für das neugebohrne Kind; oder für zwo Personen, die in das wichtigste Bündniß treten, ihre Fürbitte zu Gott thun: man würde deren wenige finden. Sehr wenige! Und warum das? Ist es uns wohl erlaubet, die Ursachen hievon zu entdecken? Wir würden unbillig mit unsern Zuhörern umgehen, wenn wir ihnen die Schuld allein aufbürden wollten. Wir würden uns nur bey ihnen verdächtig machen, wenn wir das verschweigen wollten, was ihnen am meisten Anlaß giebt, die öffentlichen Gebethe zu verachten. Sie selbst würden uns doch die bittersten Vorwürfe machen: und unser Stillschweigen würde von ihnen nichts anders, als eine strafbare Einwilligung angesehen werden. Wir wissen es wohl, was ihr bey unsern Ermahnungen denken werdet. Wie ist es möglich, werdet ihr sagen, daß man mit Andacht in der Kirche bethen kann, wenn der, welcher die Gebethe öffentlich vorlieſt; selbst nicht bethet; wenn er entweder mit unvernehmlicher Stimme, was hermurmelt, oder mit einer unanständigen Geschwindigkeit, so daß man kaum weis, was man höret, die Kirchengebethe

herplappert? Iſt es Wunder, daß der Zuhörer ſich aus dem Gebethe nicht viel machet, wenn er ſieht, daß die, welche ihn durch ihr Beyſpiel erbauen ſollten, ſo nachläßig, ſo kaltſinnig, und mit ſo vielem Verdruſſe und Aergerniſſe, das Gebeth verrichten? Wie oft haben wir nicht rechtſchaffene Seelen über dieſe Unart die bitterſten Klagen führen hören! Sie hätten gerne gebethet, aber der, welcher ſie dazu ermahnen, aber der, welcher ſie dazu erwecken ſollte, ward ihr größtes Hinderniß. Und was ſollen wir hiezu ſagen? Herr! ſo du willſt Sünde zurechnen, wer wird beſtehen? Gehe du, o Gott! nicht ins Gericht mit deinen untreuen Knechten. Verzeihe uns die Sünden, durch welche wir den Geiſt des Gebeths, in den Seelen unſrer Zuhörer gedämpfet haben. Gieb ſie uns recht zu erkennen, und wirke in unſern Seelen einen ernſtlichen Abſcheu an denen Thorheiten, in welche unſer Verderben uns geſtürzet hat. Erinnere uns allemal durch deinen Geiſt, an die Hoheit unſerer Pflichten, wenn wir dir das Anliegen eines ganzen Volkes vortragen, und ſie durch unſern Eifer in der Andacht unterhalten ſollen. Stärke du unſern ermüdeten Geiſt, und entzünde ſelbſt in uns das Feuer, welches unſer Herz voller Innbrunſt, unſer ganzes Bezeigen voller Andacht machen muß, damit wir über uns ſelbſt wachen, wenn wir vor dir bethen. Was für Centnerworte ſind es doch, die aus dem Munde des wahrhaftigen Lehrers gefloſſen: **Wehe der Welt! der Aergerniß halben. Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kömmt.**

deutſchen Sprache. Die 1ſte Lobrede, wie es dem Verfaſſer zu benennen beliebet, begreift die Veranlaſſung, den Inhalt und die Ordnung dieſes Werkes, und was vom allgemeinen guten Gebrauche in der Sprache, auch von den Kunſtwörtern anfangs zu erinnern ſey. Weil des Autors ſeine innerhalb 20 Jahren zweymal gedruckte Sprachkunſt gänzlich vergriffen worden, ſo hat er gegenwärtige Ausgabe, wiewohl ſehr verändert, vorgenommen. In den vorigen Auflagen waren der Fruchtbringenden Geſellſchaft halber, alle Kunſtwörter mit deutſchen Worten ausgedrucket. Da aber Ungeübten ſolche Kunſtwörter etwas unvernehmlich geweſen, ſo hat er ſichs müſſen gefallen laſſen, auch der Ausländer wegen, alles mit lateiniſchen Worten zu erklären. Uber das iſt die Anzahl der abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörter vermehret, und die Lehrſätze und Anmerkungen ſind ergänzet worden. Und weil doch vieles, wo nicht das meiſte, auf die Gewohnheit ankommt, ſo erinnert der A. wohlbedächtig, daß keiner, der ſich einiger Sprache oder Kunſt unternimmt, von dem, was darinn überall gebräuchlich iſt, abtreten müſſe. Doch wird man in einer Sprache daſſelbe keine gute Gewohnheit und gemeinen Gebrauch nennen können, welches an ſich und nach Grundmäßigkeit der Sprache ein Misbrauch iſt. Daher hat man auf die Analogie mit zuſehen, wenn man eine grundrichtige Vollkommenheit und Gewißheit haben will. Ein Sprachlehrer muß nicht um den veränderlichen Gebrauch, ſondern um die Analogie, den Grund und die Eigenſchaft der Sprache bekümmert ſeyn, und das Urtheil der Unwiſſenden verachten. Es iſt

nicht

kömmt. Die Gnade des Herrn drücke dieſes ſchreckliche Wort tief in die Herzen aller derer, welche durch das Anſehen ihres Amtes, und durch den Charakter, den ſie führen, deſto mehr der Gefahr ausgeſetzet ſind, andern ein Anſtoß zu werden. Die Kraft Gottes mache ſie dieſe Worte recht lebendig in unſern Seelen, ſo werden wir nie vor der ſchrecklichſten Erfüllung uns fürchten dürfen.

X.

Fortſetzung der Beobachtungen und Verbeſſerungen, über den Text der Verſion des erſten Buches Herodots; überſetzt aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. &. belles Lettres T. XXIII. p. 109.

Der Abt Geinoz welcher ſich vorgeſetzet hatte den Herodot zu überſetzen, und eine neue Ausgabe des Textes dieſes Schriftſtellers ans Liche zu geben, hatte unternommen, die Lesarten im Herodot zu verbeſſern; und dieſe Arbeit, die er für eine weſentliche Vorbereitung hielt, ſollte ſich ſogar über des Gronovs, und anderer Ueberſetzer Arbeiten erſtrecken. Wir haben in dem XVI. und XVIII. Bande dieſer Geſchichte, viele Beobachtungen mitgetheilet, die über das erſte Buch gemachet worden ſind; und haben deren Folgen nach der Zeit angezeiget, wie er ſie der Akademie mittheilen würde. Allein er hat weder Zeit gehabt, dieſes Unternehmen

zu vollenden, noch daſſelbe ſehr weit fortzuſetzen. Er iſt faſt im Eintritte der Laufbahne geſtorben, und hat uns nichts hinterlaſſen, was im Stande wäre, der Welt vorgeleget zu werden; als einige neue Beobachtungen über verſchiedne Kapitel des erſten Buches. Wir wollen ſie als ein Supplement zu den vorigen mittheilen: denn die Kapitel, worüber dieſe Verbeſſerungen gehen, ſind älter, als die bereits herausgegebenen Anmerkungen. Wir wollen alſo wieder zurücke kehren, und nach der Ordnung der Zahlen verfahren, die wir bisher in der Anzeige der Anmerkungen beobachtet haben. Wir fangen alſo bey der XXIII. Nummer an, weil die vorigen bey der XXII. aufhöreten.

XXIII. Anmerkung.

8tes Kap. In dieſem und den zwey vorhergehenden Kapiteln, fängt Herodot an vom Krösus zu reden, und ſchickt die Geſchichte dieſes Prinzen voraus, da er die große Veränderung erzählet, welche den lydiſchen Zepter in die Hände ſeiner Vorfahren gebracht: welcher bis dahin von Königen beſeſſen worden, die vom Herkules abſtammeten. Herodot erzählet zu gleicher Zeit die beſondre Begebenheit der nach der gemeinen, in Griechenland und Aſien angenommenen Sage, dieſen Fall der Herakliden und die Erhöhung der Familie des Krösus verurſachet habe. Das iſt, daß Kandaules ſeinem Lieblinge Gyges ein gewiſſes Geheimniß anvertraute, was beyden höchſtgefährlich war, und deſſen böſen

Folgen

Folgen Gyges nicht anders begegnen zu können glaubte, als durch die Ermordung des Kandaules. Man weis, daß dieſer Prinz, der die Königinn heftig liebte, haben wollte, Gyges ſollte geſtehen, daß ſie die ſchönſte Frau im ganzen Königreiche ſey, und um ihn davon zu überzeugen, ſagte er, er wolle ſie ihn, ohne daß ſie was davon merken könnte, in demſelben Zuſtande ſehen laſſen, wie die aus dem Bade kommende Venus; weil, ſagt er, die Ohren keine ſo gewiſſen Zeugen ſind, als die Augen. Ὦτα γὰρ τυγχάνει ἀνθρώποισι ἐόντα ἀπιστότερα ὀφθαλμῶν.

Ueber dieſen Ausdruck, oder wenigſtens über die Art, wie die Ausleger ihn verſtehen, geht des Abts Geinoz Kritik. Heinr. Stephan und Gronovius überſetzen beyde, quod magis incredulæ ſunt hominibus aures, quam oculi; allein dieſe Worte magis incredulæ bedeuten nicht eben das, was ἀπιστότερα bedeutet. Ἄπιστος kömmt vielmehr mit infidus als incredulus überein. Herodots Meynung war gar nicht, zu ſagen, die Ohren der Menſchen wären ungläubiger als ihre Augen; ſondern nur daß die Menſchen demjenigen weniger glauben, was ſie hören, als was ſie ſehen. Folglich wäre es denn beſſer, wenn man dieſe Stelle ſo überſetzte: minorem enim fidem faciunt hominibus aures, quam oculi; oder minus fidæ ſunt hominibus aures, quam oculi; oder noch deutlicher, minus fidei apud homines obtinet id, quod auribus percipitur, quam quod oculis. Horaz hat ungefähr eben in dem Sinne ſchon geſagt:

Segnius irritant animos demiſſa per aures,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus, et quæ
Ipſe ſibi tradit ſpectator.

Dieß ſind berühmte Verſe, welche gewiß ſogleich zum Sprüchworte geworden, und deren Anwendung allhier nur gar zu richtig iſt. Kandaules hat die traurige Erfahrung davon gehabt:

XXIV. Anmerkung.

2ſtes Kap. Als Periander die Antwort vernommen, die das delphiſche Orakel dem lydiſchen Könige Alyattus gegeben, ſo ſchicket er einen eilenden Bothen an den Thraſybulus, Tyrannen von Miletus, der von des Alyattus Kriegsheere belagert ward: Ὅκος ἄν τι προσιδὼν, ſagt der Text, πρὸς τὸ παρὸν βουλεύηται. Ut aliquid proſpiciendo, ſagen die Ausleger, ſibi conſuleret in præſens. Dieſe Ueberſetzung kömmt dem Hrn. Geinoz nicht richtig vor. Erſtlich hat ſie, nach ſeiner Meynung, eine Art von Tautologie, weil aliquid proſpicere, und ſibi conſulere faſt einerley bedeuten. 2. Προσιδὼν bedeutet etwas ganz anders, als proſpicio. Προσιδὼν bedeutet eben das, was præſcius oder præmonitus, das heißt, von einer Sache Unterricht haben, oder davon benachrichtiget ſeyn; dahingegen proſpicio, vorherſehen, oder ſeine Anſtalten machen, bedeutet. Noch mehr, der Klagefall τι iſt der Caſus von προσιδὼν nicht, wie die Ausleger gemeynet haben, ſondern von dem Zeitworte βουλεύηται. Προσιδὼν hat ſchon ſeinen

ſeinen Klageſall, nämlich χρησήριον, welches drunter verſtanden wird. Der Verſtand dieſer Stelle hängt lediglich von der Art ab, wie man die Wortfügung einrichtet. Hier iſt ſie, wie der Hr. Geinoz ſie haben will. Ὅκως ἂν προειδὼς: (mit unterverſtanden χρησήριον:) βουλεύηται τι πρὸς τὸ παρέον. Ut præmonitus: (de oraculo) aliquid conſilii caperet in præſens.

XXV. Anmerkung.

30ſtes Kap. Als Solon vom Krösus gefraget ward, welcher von allen Menſchen ihm geſchienen hätte, der glücklichſte zu ſeyn: ſo nennet er den Tellus, den Athenienſer. Unter andern Umſtänden ſeiner Glückſeligkeit, ſaget er von ihm: Τέτῳ δὲ τῷ βίον εὖ ἥκοντι, ὡς τὰ παρ' ἡμῖν, τελεύτη τοῦ βίου λαμπροτάτη ἐπεγένετο. Die Ausleger überſetzen ſo: Et quum vita huic bene ceſſeret, quantum in nobis eſt, obitus ſplendidiſſimus inſuper obtigit. Auch hier glaubet Hr. Geinoz, daß man den Verſtand des Griechiſchen gänzlich verfehlet habe. 1. bedeutet βίος, wenn es mit εὖ ἥκω verbunden iſt, nicht das Leben; ſondern die Güter, wodurch man das Leben erhält. Βίος iſt einige Zeilen tiefer unten in eben dieſem Sinne genommen, allwo Solon vom Kleobis und Bito ſaget: τέτοισι βίος ἀρκέων ὑπῆν; das heißt, dieſe beyden Brüder hätten ihren nothdürftigen Lebensunterhalt. Folglich will εὖ ἥκω τοῦ βίου nicht ſagen, mein Leben geht glücklich dahin; ſondern ich

bin reich, ich besitze sehr viel Vermögen. 2. Der Sinn dieser Worte ὡς τὰ παρ' ἡμῖν, ist durch folgende lateinische Redensart noch schlechter gegeben, quantum in nobis est, so viel an uns ist. Da Solon den Tellus für den glücklichsten Menschen von der Welt hielt, und dem Krösus einen Begriff von der Glückseligkeit dieses Athenienſers machen wollte: so hat es ihm nicht genug seyn müssen, nur bloß zu sagen, Tellus habe sein Leben glücklich zugebracht, so viel an uns ist. Hätte er sich dieser Einschränkung bedienet, so hätte er dem Krösus Anlaß gegeben zu glauben: Tellus habe nur gerade dasjenige Gute genossen, was der Mensch sich selbst geben kann; und wäre vielleicht allen Zufällen ausgesetzt gewesen, die, da sie von der Willkühr des Menschen nicht abhängen, gleichwohl die Ruhe seines Lebens stören können, und ihn in der That sehr unglücklich machen. Nun aber beuth eine solche Rede keinen Begriff von der wahren Glückseligkeit dar, und folglich schicket sie sich in Solons Mund nicht, welcher den Tellus als den glückseligsten von allen Menschen vorstellen will.

Hier ist der wahre Sinn der Stelle. Solon saget, daß da Tellus, in Ansehung des gewöhnlichen Vermögens der Athenienser, eines großen Vermögens genossen, er auch das Glück gehabt habe, sein Leben auf eine sehr rühmliche Art zu beschließen. Τούτῳ δὲ τοῦ βίου ἐν ἥκοντι ὡς τὰ παρ' ἡμῖν. Huic cum facultates essent, pro nostratium modulo, satis amplæ, τελεύτη τοῦ βίου λαμπροτάτη ἐπε-

ἐπεγένετο, finis vitæ ſplendidiſſimus obtigit. Ὡς τὰ παρ' ἡμῖν giebt, wenn man es ſo ausleget, einen vortreſflichen Verſtand. Solon redet dem Crösus von den Reichthümern eines Athenienſers vor: folglich muſte er ihm nothwendig vorſtellen, daß er gar keinen Vergleich zwiſchen dem Reichthume der Athenienſer und Lydier machen wolle; und daß ein Athenienſer ſchon reich ſeyn könnte, wenn er gleich ein viel geringer Vermögen beſäße, als insgemein die reichen Lydier.

XXVI. Anmerkung.

37ſtes Cap. In dieſem und dem vorhergehenden Capitel, iſt die Rede von der Begierde, die die Myſier dem Krösus bezeugeten, daß der Prinz, ſein Sohn, ſich doch an die Spitze derjenigen jungen lydiſchen Herren ſetzen möchte, deren Beyhülfe ſie ſich wegen eines wilden Schweines erbethen hatten, das ihre Felder verwüſtete. Krösus, ſaget Herodot, habe ihnen eine Hülfe ſeines Adels und ſein Jagdgeräthe verſprochen, um ſie von dieſem Ungeheuer zu befreyen, welches ihre Geiſſel geworden war: allein, er ſchlug ihnen ſeinen Sohn ab, weil er den Erben ſeiner Krone dem Ausgange dieſer Unternehmung nicht bloß ſtellen wollte. Worauf der Geſchichtſchreiber folgende Worte hinzuſetzt: Ἀπὸ χρεωμένων τούτοισι τῶν Μυσῶν, welches alle Herausgeber ſo überſetzet haben: Cujus verbi cum Myſi non eſſent contenti, als wann ἀπεχράσμαι nicht zufrieden ſeyn, hieße. Dieſe Dollmetſchung

schung greift Hr. Heinz an. In der That, saget er, Portus hat in seinem ionischen Wörterbuche sehr wohl bemerket, daß dieses Zeitwort vielmehr heiße, recht zufrieden seyn, und hat viele Stellen aus dem Herodot zusammengenommen, allwo ἀποχρέωμαι allezeit in dieser Bedeutung genommen wird. Wenn Heinr. Stephan in dieser Stelle des Laurentius Valla Uebersetzung gefolget ist, so hat er es darum nicht gethan, weil er die wahre Bedeutung des Wortes ἀποχρέωμαι nicht gewußt hatte; sondern, weil er, wie er selbst saget, versichert gewesen, daß Lorenz Valla in seiner Handschrift übersetzet gehabt hat, ἐκ ἀποχρεωμένων; und übrigens der Sinn erforderte, daß man die verneinende Partikel ἐκ dazu setzte. Worüber man sich am meisten wundern muß, ist dieses, daß Gronovius, der sich ein Gesetz daraus machet, in allen Stücken dem florentinischen Manuscripte zu folgen, solches in dieser Gelegenheit fahren läßt. Er gesteht zwar zu, daß ἀποχρέωμαι, vergnügt seyn, heiße. Alle Beyspiele, die Portus anführet, überzeugen ihn davon: aber er saget, er sähe nicht, warum der Sohn des Crösus für die Mysier, das Wort führen soll, wenn diese Abgeordneten mit der Antwort des lydischen Königes zufrieden gewesen wären. Und eben auf diesen Grund entschließt er sich so zu übersetzen, wie die andern Herausgeber gethan haben: cum Mysi non essent contenti. Allein, er irret sich allem Ansehen nach, durch eine Folge des Schlusses, der die andern Dollmetscher

in Irrthum geſtürzet hat. Es geſchah vielmehr, weil die Myſier mit des Königs Antwort zufrieden waren, welcher ihnen wohl verſprochen, die jungen Herren ſeines Hofes und ſein Jagdgeräth zu ſchicken, aber ſeinen Sohn nicht hingehen zu laſſen; deswegen, ſage ich, geſchah es, weil die Abgeordneten mit der Antwort zufrieden waren, und weiter nichts begehreten; daß des Krösus Sohn, nicht für die Myſier, ſondern für ſich ſelbſt, das Wort nahm. Er drang in ſeinen Vater, daß er ihm erlauben möchte, bey der Jagd zu ſeyn: wohin ihn ſowohl die Luſt, als die Ehre riefen, und wo er ſo gern hinwollte. Wir ſehen auch, daß er in der Rede, ſo er an ſeinen Vater gehalten, gar kein Wort zum Vortheile der Myſier ſaget. Er redet bloß von der Schande und Verachtung, denen er ausgeſetzet ſeyn würde; wenn er zu dergleichen Zügen nicht an der Spitze der Lydier gienge. Es iſt alſo gar kein Zweifel, ſowohl dem Sinne der Rede nach, als nach den Lesarten der Handſchriften, die von einander gar nicht abgehen, und die verneinende Partikel ganz ausſchließen, daß man ſo überſetzen müſſe: cujus verbis cum Myſi eſſent contenti.

XXVII. Anmerkung.

47ſtes Cap. Der Text dieſes Capitels ſcheint dem Hrn. Abte Geinoz auf einer ſchweren Stelle verſtümmelt zu ſeyn. Er nimmt die Aenderung an, die Hr. Bergler in den Leipz. Actis Eruditor.*) zur

*) An. 1716. p. 421.

zur Verbeſſerung dieſer Stelle vorgeſchlagen hat. Anſtatt ἕκαστος τῇ ἡμέρῃ; eine ſchlimme Lesart, muß man leſen ἑκατοστῇ ἡμέρῃ; eine Verbeſſerung, die Hr. Geinoz für ſehr wichtig hält.

(Das Uebrige wird nächſtens folgen.)

XI.

Icenologiſches Wörterbuch, oder Einleitung zur Kenntniß der Gemälde, Bildhauerarbeiten, Münzen, Kupferſtiche, und dergleichen ꝛc. aus dem Franzöſiſchen des Hrn. D. P. überſetzet, und mit vielen Anmerkungen vermehret.

Gotha, bey Mevius und Dietrich 1759. in 8.

Wir haben des franzöſiſchen Dictionnaire iconologique ſchon vor mehr als einem Jahre mit gebührendem Ruhme gedacht; als es neu herausgekommen war. Wir wünſchten damals ſchon, daß man es auch in deutſcher Sprache haben möchte, um unſern Künſtlern und Liebhabern gleiche Anleitung in wohlfeilem Preiſe in die Hände zu liefern. Unſer Wunſch iſt erfüllet worden, da dieſe Ueberſetzung erſchienen. Wir werden aber dergeſtalt die Nachricht davon kurz faſſen können, indem wir uns, was den Inhalt betrifft, auf gedachten Artikel beziehen.

Nach

nicht nöthig, daß man aus Rom und Griechenland das entlehne, was man zu Hauſe eben ſo gut, wo nicht beſſer haben kan. Deswegen hat man die ſonſt üblichen Kunſtwörter mit deutſchen vertauſchet, die aus der Natur der Kunſt ſelbſt hergenommen, und weit geſchicklicher ſind, dasjenige zu bezeichnen, was ſie ſollen, als die griechiſchen und lateiniſchen nimmermehr ſeyn können. Man muß zwar die deutſchen Kunſtwörter erſt von neuem erlernen, ehe man ſie verſtehen kan; allein hat man doch das auch mit den üblichen ausländiſchen thun müſſen. Genug, daß man im Deutſchen der Natur in allen Sachen nachreden kan, und ſie reich genug iſt, auch ohne neugebackene Wörter alles auszudrücken. Man muß nur nicht die verdoppelten Wörter davor ausſchreyen, die durch neue Zuſammenfügung zwar einen neuen Begriff verurſachen, im Grunde aber alte Wörter bleiben.

Die andere Lobrede hält die Zeugniſſe vieler hoher, vortrefflicher und gelehrter Männer in ſich, die ſie von ihrer deutſchen Mutterſprache geben, und dazu angemahnet haben, ſamt Wiederlegung des irrigen Urtheils und der Deuteley, ſo unterſchiedliche vornehme Ausländer in ihren Schriften über die deutſche Sprache hinterlaſſen haben.

Die dritte handelt von der **Urankunft** und dem **Uralterthume** derſelben, auch daß die ietzige deutſche Sprache, annoch im Grunde eben die uralte Sprache ſey, und wie ſie es ſeyn könne: Zugleich geſchieht auch von den **Denkzeiten** (Epochis) der deutſchen Sprache einige Meldung. Als Noa nunmehr unter ſeinen 3 Söhnen den Erdboden getheilet hatte, und ſich die Brüder trennen wollten, wur-

Nach der Vorrede des Hrn. Verfaſſers hebt gleich das Buch ſelber an, ohne daß uns der Ueberſetzer das geringſte von ſeiner Arbeit, und ſeinen Anmerkungen geſaget hätte. Man kann aber leicht denken, daß ein alphabethiſches Werk, ſich nicht wie ein Roman überſetzen läßt. Die Artikel müſſen im Deutſchen gleichfalls nach alphabethiſcher Ordnung geſtellet werden; die aber alsdann dem Werke ein ganz andres Anſehen giebt. Hier iſt z. E. der Abend, der erſte Artikel: und der Hr. Ueberſetzer verſteht dadurch nicht die Tageszeit bey Sonnenuntergange, ſondern die Himmelsgegend, die Oſten entgegengeſetzet iſt, d. i. Weſten, oder den Occident. Wir können nicht läugnen, daß uns dieſes in etwas irre gemachet hat.

In dem Artikel ſelbſt hat es uns befremdet, daß man die weſtliche Gegend durch einen Afrikaner vorſtellen könne und ſolle. Unſers Erachtens liegt Africa uns Europäern gegen Mittag; und würde alſo nicht der Amerikaner ſich beſſer zu einer Vorſtellung des Occidents ſchicken? Doch das ſind Kleinigkeiten: und das Uebrige iſt ſchön.

Der Aberglauben, die Abgötterey, eine Abreiſe, Achaja, der Ackerbau, Adel, Adler, die Adoption, Adoration, (die vieleicht auch die Annehmung an Kindesſtatt, und Anbethung hätten heiſſen können) u. d. m. folgen nun in ihrer Ordnung. Die ſchönen Stellen der lateiniſchen und franzöſiſchen Dichter, die zur Erläuterung der gegebenen Lehren und Regeln dienen, ſind zuförderſt in ihrer

Grund-

Grundſprache, ſodann auch in proſaiſchen Ueberſetzungen beygefüget. Bisweilen aber ſind auch wohl poetiſche Dollmetſchungen beygefüget, wo man dergleichen bey der Hand gehabt. So finden wir a. d. 15. S. im Artikel Alter, erſt Horazens Beſchreibung, d[illegible] Kindheit, Jugend, des männlichen und hohen A[illegible] ſodann Hrn. Prof. Gottſcheds Ueberſetzung da[illegible], aus der horaziſchen Dichtkunſt; und ſodann des Boileau ſeine Schilderung derſelben. So findet man auch Stellen aus den Herren von Hagedorn, von Haller, u. a. m.

Sollen wir noch eine Kleinigkeit anmerken, ſo wird es bey dem Worte Compaß ſeyn. Dieß Wort brauchen die Franzoſen, einen Zirkel anzudeuten, womit man die Figuren abmißt, und zum Theile zeichnen kann. Im Deutſchen hergegen heißt daſſelbe eine Magnetnadel in ihrer Büchſe, darinn die 32 Winde verzeichnet ſind. Sind alſo dieſe Begriffe wohl gleichgültig? Und hätte man nicht lieber im Deutſchen Zirkel brauchen ſollen: da der deutſche Kompaß, franzöſiſch eine Bouſſole heißt?

Wir bezeugen aber nochmals, daß dieß Werkchen allen Liebhabern der freyen Künſte und ſonderlich allen Künſtlern, als Zeichnern, Malern, Kupferſtechern, Bildſchnitzern, überaus nützlich und nöthig ſey. Nur ſchade, daß es mit ſo vielen Druckfehlern beſudelt iſt.

Ende des Aerntemonds 1759.

Tavola II. IX

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Herbſtmond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1759.

Inhalt.

I. Hrn. Geh. Juſtizraths Gebauers portugieſiſche Geſchichte.

II. Hrn. Hartmanns Abhandlung von der Aehnlichkeit der elektriſchen Kraft mit Donner und Blitz.

III. Beſchluß von des Hrn. Rouſſeau Schreiben an den Hrn. von Voltaire.

IV. Kramers nieuw needer-hoog-duitſch, en hoog-needer-duitſch Woordenbock.

V. Fortſetzung des neulich angefangenen Artikels der Verbeſſerungen, über den Text des erſten Buches Herodots, aus der pariſ. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften.

VI. Die Ehre des neueſten deutſchen Horatzes, gegen eine ſchlechte und ungeſittete Beurtheilung gerettet von Hrn. D. und Prof. Will zu Altdorf.

I.

Georg Chriſtian Gebauers portugieſiſche Geſchichte, von den älteſten Zeiten dieſes Volkes, bis auf itzige Zeiten, mit genealogiſchen Tabellen, und vielen Anmerkungen verſehen, in denen die Belege und allerhand Unterſuchungen der hiſtoriſchen Wahrheiten anzutreffen ſind. Leipzig, in der Fritſchiſchen Handlung 1759. in gr. 4.

Der Hr. Juſtizrath Gebauer iſt längſt im Beſitze, daß man von ſeinen, ſonderlich hiſtoriſchen Werken, nichts Gemeines vermuthet. Dieſes neue Stück ſeiner gelehrten Bemühungen wird ihn darinn noch feſter ſetzen. In der Vorrede bezeiget derſelbe, daß es ihm vor 26 Jahren, bey der Herausgabe ſeines Entwurfs der Staatenhiſtorie, ſchon ſehr weh gethan, daß man dem ſel. Geh. R. Gundling, ſeinem ehemaligen Lehrer und Freunde die Schmach angethan, ſeine ſogenannten Diſcurſe, die man in ſeinen Vorleſungen nachgeſchrieben hatte,

häufig zum Drucke zu befördern. Er zeigte damals in der Vorrede die Ursachen an, warum er ein solches Verfahren für unverantwortlich hielte; besorgte auch, es möchte ihm einmal nach seinem Tode eben so gehen: weil er bemerket hatte, daß man auch ihm seinen Vortrag fleißig nachgeschrieben. Sich etwas Merkwürdiges in den Vorlesungen aufzuzeichnen, misbilliget er gar nicht; allein, alles was gesprochen wird aufzuschreiben, dünket ihm eine so unmögliche als ungeschickte Arbeit: ein Gewerb aber damit zu treiben, und es zum Drucke zu verkaufen, bedünket ihn eine heillose Sache.

Er bediente sich damals der Worte: „Dem weis ich nicht besser zu begegnen, als daß ich selbst mit etlichen Theilen meiner Historie zeige, wie die ganze Arbeit aussehen müsse, wenn die Augen der gelehrten Welt sie vertragen sollen.„ Dieß Erbiethen nun hat er nie aus den Augen gesetzet, sondern nach und nach daran gearbeitet, obgleich andre Geschäffte ihn an der Vollendung solcher Werke gehindert. Er fürchtet daher, daß auch diese Arbeit nicht ohne Mängel seyn würde; und wünschet, doch glimpflich, zurechte gewiesen zu werden. Er wünschet aber, daß wenn nach seinem nicht weit entfernten Tode, ein angeblich von ihm gehaltener Discurs ans Licht treten sollte, daß man denselben mit allem darinn enthaltenen Wahren und Falschen, nicht ihm, sondern denen zuschreiben möge, die sein Gedächtniß dadurch vermehren wollten.

Er versichert zugleich, daß er gern, mit dem von ihm gesammleten Vorrathe, auch sonst mit Rath

und

und That, demjenigen beystehen wolle, der sich entschließen wollte, auf diesen Fuß seine historischen Arbeiten fortzusetzen: wenn er nur jemanden wüßte, der einer solchen Arbeit gewachsen wäre. Ob er aber selbst noch einen oder andern Theil davon werde liefern können, stehe bey Gott. Daß es an seinem guten Willen nicht fehle, erhelle daraus, daß ein guter Theil der spanischen Geschichte bereits entworfen sey.

Gegenwärtiges Werk theilet sich in zween Theile, deren erster von den ältesten Zeiten des portugiesischen Volkes, bis zur Vereinigung mit Spanien handelt. Die I. Abth. redet von den ältesten Nachrichten vor Errichtung des Königreichs Portugall; und von diesen wollen wir etwas weniges zur Probe geben. Nach einer kleinen geographischen Beschreibung desselben, die dessen Lage, Flüsse, Gränzen, Größe (80 deutsche Meilen lang, 30 bis 40 breit) bestimmet, bemerket der Hr. Verfasser, daß es der göttl. Vorsehung gefallen habe, diesen gleichsam mit Spanien zusammengehörenden Landstrich, seit den ältesten Zeiten, davon abgesondert zu erhalten *). Die Römer fanden die Lusitanier darinnen; nach ihnen nahmen bey den Zügen deutscher Völker, die Alanen ihren Sitz allda. Eine

*) Er setzet aber die natürliche Ursache dieser Absonderung nicht hinzu; welche keine andre ist, als die Deutschland von Wälschland, Ungarn und Preußen von Pohlen, Böhmen von Sachsen und Schlesien absondert, nämlich eine Reihe von Gebirgen, die es fast ringsum umgiebt.

Zeitlang hat Portugall das gothische, und hernach das saracenische Joch getragen; und endlich hat es eigene Könige bekommen, Nach einer sechzigjährigen Vereinigung mit Spanien, hat sichs im vorigen Jahrhunderte wieder davon abgerissen, und sich bisher dabey erhalten. Woraus der Hr. Verfasser einen Beweis einer höhern Fügung, so über die Staaten waltet, herzunehmen geneigt ist.

In seinem alten Entwurfe der Staatenhistorie nennet der Hr. Verfasser die ersten Bewohner von Portugal Aboriginer, und davon giebt er in der neuen Erweiterung den Grund an. Festus meynet, dieß Wort hätte Aberrigines heißen sollen, quod errantes convenerint in agrum qui nunc est populi romani. Allein, andre glauben mit besserm Rechte, es bedeute diejenigen Menschen, die ab origine, von Anbeginn, in dem Lande gewesen; die wegen verlohrner Nachrichten von ihrer ersten Ankunft, sich für indigenas, αυτοχθονας, aus der Erden entsprossene Leute gehalten. Dionysius von Halikarnaß, hat einen Einfall, dergleichen auch nach ihm, den gelehrten Griechen und Lateinern gewöhnlich geworden; die fremder Völker Namen, aus bloßen Anspielungen, auf griechische und lateinische Wörter, herzuleiten pflegen: gerade, als ob dieses die beyden ältesten und allgemeinsten Mundarten des menschlichen Geschlechtes gewesen wären. Weil ορος ein Berg heißt, so soll aborigines, so viel, als Leute heißen, die zuerst auf den Bergen ihre Wohnung gehabt.

Wer

den ſie noch erſt des Sinnes, ein ewiges Andenken bey allen Nachkommen zu hinterlaſſen. Dieſes ſollte nun in Erbauung einer groſſen Stadt und einem hohen Thurme beſtehen. Gott aber, dem dieſer Vorſatz zuwieder war, weil ſie ihm ſo gleich gehorſamen ſollten, verwirrete daſelbſt ihre Sprache, daß ſie ſich einander nicht mehr verſtehen konnten. Der Ort, wo dieſes geſchehen, hieß Babel, daher auch (nach Herrn Schottels Meynung) die Deutſchen, Japhets Kinder, die Worte babbelen, Gebabbel, herbabbelen, bis auf dieſe Zeit behalten haben. Es iſt dieſes aber nur eine Verwirrung der Erzſprache die Adam gehabt, und nicht eine Erſchaffung neuer Sprachen geweſen. Nachdem nun die allgemeine Sprache zertheilet war, brachte Aſcenas die alte celtiſche oder deutſche Sprache mit nach Europa. Daß aber alle Völker, die Celten genennt worden, deutſch geredet, erhellet aus den Wurzeln und Stammwörtern der deutſchen Sprache, die in allen Ländern noch vorhanden ſind, wo dieſe Völker hingekommen. Vornehmlich iſt ſie dem Grunde nach bey den eigentlichen ſogenannten Deutſchen geblieben. Dieſe Deutſchen haben ihren Namen von Gott, der nach celtiſcher Ausrede Theut hieß, und bey vielen Völkern eben dieſen Namen, wiewohl nach etwas veränderter Ausſprache, behalten; da ſie nur ihre Endung iſch zugeſetzt, und wie von Herr, Herriſch, Rom, Römiſch, Himmel, Himmliſch, alſo aus Theut, Theutiſch, zuſammengezogen Theutſch, gemachet haben. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Worte Menſch, welches von dem erſten Mann abſtammet. Selbſt die griechiſche und lateiniſche

Spra-

Wer indessen diese ersten Völker gewesen, die vor, oder nach der allgemeinen Wasserfluth dieß Land besetzet, ist nicht möglich zu bestimmen. Daß ste aber vom Noah hergestammet, und allmählich von Osten her durch ganz Europa, bis dahin sich ausgebreitet haben müssen, ist wohl außer Zweifel. Die Spanier geben vor, Japhets fünfter Sohn, Tubal, habe zu seinem Antheile Spanien bekommen; und das beweisen sie aus den Namen der Stadt Setubal. Selbst Mariana nimmt dieses für ausgemachet an. Da der Zug der Völker, die aus Asien nach Europa gekommen westwärts, und zu Lande gegangen seyn muß; weil er eher geschehen, als die Schiffahrt so hoch gestiegen: so haben sie auch zur See mit dem Lande, daher sie gekommen, keine Verbindung behalten. Die Phönizier fanden also auf den Meeren, die sie bis in den Ocean befuhren, keine andere Segel: die Karthaginenser auch nicht; und diese kamen bis auf die portugiesischen Küsten. Unterm Hamilkar, Asdrubal und Hannibal bemächtigten sich diese des ganzen Spaniens, darunter auch Portugall begriffen gewesen. Livius führet wenigstens den Hannibal vor der Schlacht bey dem Tesino so redend ein, daß man sieht, sein Heer habe in Lusitanien dem Viehe nachgestrebet: und es gab einen lusitanischen Helden, Viriath, und noch einen König dieses Namens.

Jenen ließ der Römer, Servilius Cäpio, der ihm mit freyer Faust nichts anhaben konnte, durch Meuchelmörder hinrichten. Der Hr. Geh. Justizrath machet hier eine gelehrte Anmerkung wider die

spanischen und portugiesischen Schriftsteller, die des Florus Ausdruck von ihm, Latro, für einen Straßenräuber oder Banditen nehmen: da sie doch die Fr. Dacier in ihren Noten zu dieser Stelle, hätte belehren können: daß Latro im Plautus, und sonst bey den Alten einen Soldaten bedeutet habe. Kurz, Viriath hat den Römern vierzehn Jahre lang viel zu schaffen gemachet; bis ihn seine von den Römern erkauften Freunde schändlich im Schlafe ermordeten. Herrlicher Sieg für das so gepriesene Rom!

Unterm Kaiser August ward ganz Lusitanien zur römischen Provinz gemachet. In diesem Zustande blieb sie ruhig, bis 410 Jahre nach Chr. G. die Schwaben, und 440 die Alanen, und 582 die Westgothen sich dieses Landes bemächtigten. Der Hr. Verfasser erzählet hier sehr umständlich, wie die deutschen Völker auf die Gedanken gekommen, sich in den römischen Provinzen niederzulassen, und sie zu erobern. Das Loos übergab unter ihnen Lusitanien den Alanen, welche vorher im norischen Gebiethe gesessen hatten. Ihr König Athax war mit seinem Reiche nicht zufrieden, und wollte sich ausbreiten; er ward aber vom westgothischen Könige, Wallia, in einer Feldschlacht erleget; und der swevische König, Rechilo, machte dem alanischen Reiche gar ein Ende. Sein Sohn, Rechiar, aber verlohr wieder gegen den westgothischen Dietrich eine Schlacht, und sein Leben dazu. Allein, die Sweven erhielten sich noch bis zum 582sten Jahre: da es ihnen gieng, wie sie es mit den Alanen gemachet hatten. Den Gothen aber gieng es

im 714ten Jahre eben so: als die Mauritanier, oder Saracenen sich des ganzen Spaniens und Lusitaniens bemächtigten.

Die II. Abtheilung geht vom Anfange des Reiches bis zum Abgange des rechten königlichen Stammes. Wir können uns in diese Periode der portugiesischen Geschichte so weit nicht einlassen, als mit der vorigen. Wir begnügen uns also unsre Leser kurz durch alle Abtheilungen zu begleiten. Die vorige gieng bis 1411; und da fängt die dritte Abtheilung sich an: die vom Abgange des ächten königlichen Hauses, bis auf die Vereinigung mit Spanien geht. König Johannes der Unächte bestieg den Thron; allein gar nicht ruhig. König Johann von Castilien schickte eine Flotte vor Lissabon, und zog selbst, zu Lande, mit einem Heere zu Felde. Hier hielten sich nun die Portugiesen tapfer. Sieben Tausend von ihnen schlugen 30000 Castilianer aus dem Felde. Ihr König Johann floh mit einem Boote auf seine Flotte, und entgieng mit derselben nach Sevilien u. s. w.

Um diese Zeiten machten sich die Portugiesen auf, und entdeckten die azorischen Inseln. Dieses hatten sie einem königlichen Prinzen zu danken, der als ein Liebhaber der Mathematik, mit den Gelehrten umgieng, und mit ihnen speculirte: wie man die africanischen Küsten mehr möchte kennen lernen? Man war damals noch so einfältig, zu glauben: daß unter dem heißen Gürtel der Welt alles brennen müßte; und also hatten die Seefahrer kein Herz, dahin zu segeln. Ein paar Kühnere

nere wagten es endlich um das Vorgebirg Cap Badajoz zu schiffen: allein ein Sturm warf sie auf eine unbekannte Insel, und sie nannten den Hafen Puerto Santo. Wer war froher darüber, als der Prinz? Er schickte sie bald von neuem dahin ab: und da sie von Puerto Santo was Schwarzes in der Ferne sahen, fuhren sie darauf zu, und entdeckten eine ganz mit Holz bewachsene Insel, die sie Madera nannten; und die itzo wegen ihres vortrefflichen Weines bekannt ist. Das geschahe 1420.

Wir haben diesen Anfang neuer Entdeckungen nicht mit Stillschweigen übergehen wollen. Aber nun eilen wir zum übrigen.

Diese dritte Abtheilung, so die mittlere Geschichte von Portugall in sich hält, füllet den ganzen ersten Theil dieses Werkes, und schließt mit der 238sten S. Darauf folget der II. Theil, mit neuen Blattziffern, und füllet 222 S. Diesen füllet die ganze neuere Geschichte von Portugall. Die IV. Abtheilung enthält also die Erhebung des Hauses Braganza, auf den portugiesischen Thron. Nun folgen die einzelnen Hauptstücke nach der Ordnung der Könige. Der erste ist König Philipp der I. Die wichtige Staatsänderung wird hier sehr ausführlich beschrieben. Es folgen Philipp der II. und III.

Nunmehr folget Johannes der IV. von Braganza: und mit seinem Stamme ist die V. Abtheilung erfüllet, die bis auf unsre Zeit geht. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß auch diese Abtheilung uns alle regie-

regierende Herrn dieſes Hauſes nach der Reihe vorſtellet, und bis auf den itzigen König, nach allen ihren Merkwürdigkeiten bekannt machet. Auch das letztere Erdbeben, welches auf eine erſtaunliche Weiſe das prächtige Liſſabon zu einem Steinhaufen gemachet; eine Begebenheit, die ganz Europa, bis auf wenige unempfindliche Höfe, in Schrecken geſetzet; und ſelbſt die abſcheuliche Empörung gottloſer Böſewichter wider einen gelinden und gerechten König, nebſt ihren billigen Folgen, ſind hier nicht vergeſſen. Wir wünſchen herzlich, daß der hochverdiente Hr. Verf. noch Leben und Muße genug haben möge, um uns, wenigſtens noch mit einem eben ſo fleißig ausgearbeiteten Bande, von Spanien zu beſchenken.

II.

Abhandlung von der Verwandſchaft und Aehnlichkeit der elektriſchen Kraft, mit den erſchrecklichen Lufterſcheinungen, entworfen von Johann Friedrich Hartmann. Hannover, 1759. gr. 8. 259 S. mit Kupfern, ohne Zueignungsſchrift und Vorrede.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung, die, wie er in dem Vorberichte ſaget, ſeine erſte Ausarbeitung iſt, beſchäfftigt ſich in derſelben nicht allein mit den eigentlich ſchrecklichen Begebenheiten in der Luft, als Donner und Blitz; ſondern er machet auch

auch seine Beobachtungen über andre Lufterscheinungen; die zwar nicht so schrecklich, aber doch mit der elektrischen Materie verwandt, und derselben ähnlich sind, als **Wetterleuchten**, **fliegende Drachen**, u. s. f. nebst seinen Gedanken über die Beobachtungen, welche andre darüber gemachet haben, bekannt. Aus dieser Menge von Gegenständen ist die Größe seiner **Abhandlung** erwachsen: welche er, außer den **Vorerinnerungen**, in zween **Theile** einzutheilen, sich genöthiget gesehen hat; einen **historischen**, da er dasjenige, was durch Versuche in dieser Materie bisher bekannt worden, vorträgt; und einen **physikalischen**, da er die Ursachen dieser Lufterscheinungen, und ihre aus der Elektricität entstehenden Wirkungen, in neun besondern **Hauptstücken** untersuchet. Wir wollen den Inhalt dieser Schrift, welche der Aufmerksamkeit eines Liebhabers der Naturgeschichte nicht unwürdig ist, unsern Lesern mittheilen.

In den **Vorerinnerungen** erzählt der Vers. den Ursprung, das Wachsthum, und den Fortgang der Elektricität überhaupt. Man hat in den ältern Zeiten nur dem Agt- oder Bernsteine die besondre Kraft zugeschrieben, vermittelst des Reibens, allerhand leichte Körper an sich zu ziehen; und es ist vor dem Engländer **Gilbert**, welcher erst im vorigen Jahrhunderte lebte, niemanden in den Sinn gekommen, an andern Körpern durch Reiben einen Versuch zu machen. **Gilbert** beobachtete (§. 2.) die Elektricität zuerst, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit seiner Hauptmaterie von

dem Magneten zu haben schien. Er bediente sich einer Nadel, von was für Metalle sie auch seyn mochte, welche wie eine Magnetnadel auf einer Spitze schweben mußte. Wenn man nun einen elektrischen Körper einer von den Spitzen der Nadel nahe brachte; so zog der Körper die Nadel, nach dem Unterschiede der Stärke seiner Elektricität, stärker oder schwächer an sich. Hernach entdeckte er nicht nur zu der Anzahl der elektrischen Körper, noch eine unzähliche Menge solcher Materien, an welchen vorher diese Kraft noch nicht war beobachtet worden; sondern er erfuhr auch, daß nicht dem Agtsteine und Agathe allein, sondern auch dem größten Theile der Edelgesteine diese Eigenschaft gemein sey. Er bemerkte auch, daß die elektrischen Körper auf keine Weise durch äußerliche Hitze, sondern bloß durch Reiben ihre Kraft bekämen. Die Entdeckungen dieses Mannes machten viele Mitglieder der englischen Societät (§. 3.) und bald darauf in Deutschland den magdeburgischen Bürgermeister, Otto von Guericke, (§. 4.) aufmerksam, welchen die Erfindung seiner Luftpumpe so berühmt gemachet hat. Des letztern Versuch mit der Schwefelkugel wird hier erzählt, aber durch ein Zeugniß des Hrn. Pr. Hollmanns in Göttingen, wegen der damit verbundnen Gefahr, widerrathen. Fast zu gleicher Zeit mit Guericken, stellte in England Boyle eben dergleichen Untersuchungen an, und entdeckte, daß der Agtstein, wenn er erst beym Feuer erwärmet worden, durch eine einzige Friction viel mehrere Kraft erhielte, als ein

vier-

viermal so langes Reiben zuwege bringen könnte, wenn er vorher kalt gewesen. Er beobachtete ferner, daß sich die elektrische Kraft auch im luftleeren Raume befinde, und verschiednen Materien durch nahes Anhalten unelektrischer Körper mitgetheilet werde. Alle diese Versuche sind nachher in England, Frankreich, Deutschland und Italien, und daselbst besonders von der florentinischen Akademie ungemein vervielfältiget worden. Zu Anfange des itzigen Jahrhunderts fieng Hauckbee an, seine Beobachtungen über die Elektricität des Glases, Schwefels, Pechs, Gummi-Lacca, und gemeinen Harzes zu machen. Dieser sah zuerst an einer elektrisch gemachten Glasröhre im Finstern ein Licht, ja sogar kleine Funken; er erfand auch eine Maschine, ein rundes gläsernes Gefäß vermittelst eines großen Rades um seinen Mittelpunkt herum zu drehen. Im 1720. J. machte Stephan Gray seine Entdeckungen von der Elektricität verschiedner Körper, von welchen diese Kraft noch unbemerkt geblieben war; als von Federn, Haupthaaren, zusammengebundnen seidnen Fäden, Haaren von Thieren, Bändern, leinenem und hanfnem Tuche, Cattun, Wolle, Papiere, Spänen von Holz, Leder u. Pergamente bekannt. Mit dem Stephan Gray fieng Dufay kurz darauf an, diese Versuche eifrig fortzusetzen: dem wir auch viel wichtige Entdeckungen in dieser Materie, und wenigstens die Beobachtungen des Umstandes zu danken haben, daß ein elektrisirter Körper zurückstößt. Du Fay gründete auf diese Beobachtung seine Eintheilung der

Elek-

Elektricität in zweyerley Arten, in die anziehende, und fortstoßende. Die Körper, welche die Elektricität von dem Glase, Bergkristallen, einem Edelgesteine, u. d. gl. erhalten haben, werden angezogen; und die sie von dem Agtsteine bekommen, zurück gestoßen. Jene nennet er die glashafte, diese die harzige Elektricität. Nach dem Du Fay führt unser Verf. (§. 10.) noch die Bemühungen neuerer Gelehrten an, das Wachsthum der Elektricität zu befördern, und beschließt seine Vorerinnerungen (§. 11.) damit; daß er die Leser auf den Nutzen derselben aufmerksam zu machen sucht, welcher theils in Heilung vieler Krankheiten, theils in Entdeckung der Aehnlichkeit derselben mit den erschrecklichen Lufterscheinungen besteht. Da er sich in dieser Abhandlung nur mit der letztern beschäfftigt; so machet er uns hingegen Hoffnung, seine glücklichen Versuche mit den elektrischen Curen künftig einmal zu lesen.

Der erste Theil der Abhandlung enthält, wie gedacht, eine Geschichte der Versuche mit der Luftelektricität. Um das Jahr 1747 hat Benjamin Franklin, in seinen nordamerikanischen Briefen an Collinson, (§. 12.) zuerst die Muthmaßung gewaget, daß ein elektrischer Stral mit dem Blitze eine Gemeinschaft habe. Er nahm wahr, daß in den Gegenden der Athmosphäre, in welchen Donner und Blitz erzeuget worden, und entstanden waren, sich zu gleicher Zeit, an einem in freyer Luft, an seidnen Schnüren aufgehangenen metallenen Stabe oder Kette, und an einem Men-

ſchen, den man auf einen Pechkuchen, oder auf ein ſeidnes Netz treten laſſen, elektriſche Wirkungen zeigten. (Die Anmerkungen, welche der Verf. hier und bey andern Gelegenheiten machet, und darinnen er den elektriſchen Wirbel, das Leuchten, und die elektriſchen Funken erkläret, ſind ſo deutlich, daß auch ein der Sache ganz unkundiger Leſer die erzählten Geſchichte daraus verſtehen kann: **Le Monnier** ſtellte eben dieſelben Verſuche mit einer eiſernen Stange an, (§. 13.) welche er an der ſcharfen Spitze vergolden ließ, und ſie auf elektriſchen Körpern aufrichtete. Die Elektricität währte hierbey nur drey Minuten nach einander; ſie zeigte ſich wechſelsweiſe, und vergieng wieder. **Noller** fuhr in dieſen Beobachtungen fort. Er ſetzte eine blecherne Röhre von 18 Schuhen in ſein Fenſter, ſo, daß ſie wagerecht auf ſeidnen Schnuren ruhte; und nahm dabey wahr, daß jeder Donnerſchlag die Kraft der Elektricität an der Röhre verminderte, welche aber bey dem bloßen häufigen Blitzen, da man es nicht mehr donnern hörte, wieder zunahm. Das gefährliche Experiment, welches **Muſchenbroek** mit einer gläſernen Flaſche voll Waſſer gemacht, wird hier in einer Anmerkung erzählt, und die Urſache der dabey entſtehenden vorzüglich ſtarken elektriſchen Funken erkläret. **Romas** bemerkte nachher, daß auch nach dem Gewitter, bey ſchon hellem Himmel, die aufgerichteten eiſernen Stangen noch elektriſch wurden, indem die Klöckchen klungen, welche er an dieſe Stangen befeſtigt hatte. Eine ähnliche, in Brüſſel gemachte Beobach-

Sprache ſind Töchter der celtiſchen, wie der Verfaſſer, mit verſchiedenen Gründen aus vielen Schriftſtellern beweiſet, daher es wunderlich iſt, wenn man in ihnen den Grund von den Deutſchen ſuchen will. Es iſt die alte Sprache nicht in Abgang gerathen, ſondern ruht noch itzt in ihren eigenen, einlautenden Stammwörtern, Ableitungen und Doppelungsarten, ungeachtet ſie durch verſchiedene Ausſprachen faſt unkenntlich geworden. Bey den Stammwörtern, welche kurz, rein, feſt und kräftig ſind, hat man drey Stücke zu merken, als nemlich, daß itzt vieler Stammwörter Bedeutung unbekannt iſt, die man aber doch in einigen alten Namen wohl ſehen kan, zum andern, daß ſie im Ausſpruche und Schreiben vielfältig verändert worden. Drittens, daß man oft überflüſſige Buchſtaben hinzugethan, oder zuweilen nöthige abgenommen hat. Daß wir auch noch die alte Ableitung haben, entdecken unſere itzt gebräuchlichen Wörter, wenn man ſie gegen die alten hält; ob die heutigen Endungen gleich etwas verändert ſind. Man findet in den alten Wörtern die Endungen niſſi, inna, per, hait, ninghe, ti, tink, ſchop, nams, dom, lick ꝛc. welche unſere Endungen niß, inn, bar, heit, ung, ey, ling, ſchaft, thum, lich ꝛc. ſind, wie aus dieſen wenigen erhellet, Kunginna, Königin, ſchamper, ſchambar, Hopninghe, Hofnung, Vogeti, Vogtey. Rickedom, Reichthum ꝛc. Die Verdoppelung iſt gleichfalls eben ſo geweſen, wie ſie itzo noch iſt, welches man mit wenigem beweiſet, z. E. Firlazan, iſt verlaſſen. Irzellen, Erzehlen, Ubermuati, Übermüthig, Duriwart, Thürwärter u.

Beobachtung an einer eisernen Stange, an deren Ende währendes Gewitters ein Feuerstrom, wie ein Büschel gestaltet, gesehen worden; ja, an der man das Feuer, in der Figur einer Spirallinie um die Stange herunter, hat fahren sehen wollen, scheint zu beweisen, daß die Spitze der Stange ein Canal sey, durch welchen das Luftfeuer allmählich durchfließe. Der Verf. gedenket hierauf (§. 17.) der Versuche, die in England, Deutschland und Italien angestellet worden; und erzählet dieß zu Bologna, am 27 Jul. 1752 beobachtete merkwürdige Phänomenon: da ein heller feuriger Lichtkegel an einer elektrischen Stange mit großem Knalle zersprungen ist. Der Beschluß dieses Theiles wird (§. 19.) mit dem unglücklichen Beyspiele, des Pr. Richmanns in Petersburg gemacht: dessen Tod die Verwandschaft der elektrischen Kraft mit dem Blitz und Donner sinnlich genug bestätiget.

Im zweyten Theile der Abhandlung untersucht Hr. H. die **Ursachen und Wirkungen der Elektricität bey den Lufterscheinungen.** Er hat diesen Theil, wie bereits erinnert worden, in neun Hauptstücke, oder Kapitel abgetheilt. Diese machen auch eigentlich die Abhandlung aus; denn der ganze historische Theil besteht gewissermaßen auch aus Vorerinnerungen.

Das erste Hauptstück handelt **von der elektrischen Materie in den Donnerwolken.** Aus denen im ersten Theile vorausgesetzten Erfahrungen, ist es nicht mehr zweifelhaft, daß bey einem Gewitter die elektrische Materie der ganzen Athmosphäre

in Bewegung ſey, und folglich die Donnerſtralen mit den Stralen der künſtlichen Elektricität eine groſſe Aehnlichkeit haben. Hier hat alſo der Verfaſſer dreyerley zu unterſuchen: 1) ob in der Luft die elektriſchen Materien in zureichender Menge vorhanden ſind, um Blitze zu erzeugen? 2) wie es zugehe, daß dieſe in der Luft ſchwebenden Materien in eben den Zuſtand gerathen können, in welchen ſich ein elektriſcher Körper befindet, der auf einer nicht fortpflanzenden Materie ruhet? und 3) wie die Bewegung der elektriſchen Materie durch Reiben in der Luft verurſachet werde? 1) die Endzündung brennbarer Materien in der Luft kann, wie der V. (§. 21.) behauptet, nicht zureichend ſeyn, ein ſo heftiges Knallen zu bewirken, als man bey dem Donner hört. Hingegen nimmt man in der ganzen Athmoſphäre, wo Gewitter entſtehen, elektriſche Wirkungen wahr. Dieſe haben ihren Urſprung aus den Dünſten, (§. 22.) aber aus was für Dünſten? Es iſt aus der Materie des Phoſphorus vom Urin deutlich, und bekannt: daß diejenigen Dünſte, ſo aus einer Vermiſchung des Oelichten und Sauren beſtehen, leuchten, und ſich mithin entzünden können; und die franklinischen Verſuche mit den Donnerwolken beweiſen das Daſeyn eben derſelben Materie, welche wir bey künſtlichen elektriſchen Verſuchen finden. Von den Wolken, aus welchen ein Gewitter entſteht, und die ſich aus aufgeſtiegnen Dünſten zuſammen geſetzt hatten, ſind einige (§. 23.) für ſich elektriſch, andre aber nicht; ſo, wie zur künſtlichen Elektricität elektriſche und

unelek-

unelektrische Körper erfodert werden. Nun entsteht die Frage, (§. 24.) woher die elektrischen Wolken kommen? Franklin behauptete zweyerley Feuer in diesen Wolken, das gemeine, und das elektrische Feuer des Aethers, welches er aus dem Meersalze herholte. Jedoch den Schein, welchen das Seewasser bey Stürmen von sich giebt, ist von einem Engländer neuerlich aus gewissen kleinen Thierchen deutlicher erklärt worden. Hr. H. zweifelt daran, ob das vom Aether aufgelößte Seesalz ein solches elektrisches Feuer ausmachen könne, und suchet vielmehr darzuthun, daß die elektrische Materie in den Donnerwolken aus den Dünsten der Athmosphäre allein ihren Ursprung haben könne. Die subtilen Ausdünstungen der Mineralien, Fossilien, des Wassers, der Pflanzen, Thiere und Menschen sammlen sich in jeder Athmosphäre des Erdbodens. Sollte dieß nicht elektrische und unelektrische Körper in der Luft erzeugen können? Diese Muthmaßung wird noch wahrscheinlicher, wenn man die der Luft eigenthümliche Elektricität vollends mit in Betrachtung zieht, welche daraus sichtbar genug ist, daß die Luft, die Elektricität eines künstlich elektrisirten Körpers nicht sehr merklich fortpflanzet. Die ausdünstenden Theilchen dieser Materien mögen also noch so klein seyn, so sind sie doch mit elektrischen Materien verbunden, und erfüllen die ganze Athmosphäre mit Materien zu elektrischen Funken. 2) Wenn nun diese in der Luft schwebenden Materien in eben den Zustand gerathen sollen, in welchem sich ein elektrischer Körper befindet, der auf einer nicht fort-

pflanzenden Materie ruhet; so müssen außer den brennbaren Dünsten auch wäßerige in der Luft seyn. Und wenn eine Wolke die Stelle der gläsernen Kugel an der Elektrisirmaschine vertreten, und einen an sich nicht elektrischen Körper elektrisiren soll; so muß elektrisches Feuer darunter seyn. Das elektrische und gemeine Feuer, mit wäßerigen Dünsten vermischet, machet, daß die Luft dazwischen sich ausdehnet und steigt. Die Wassertheilchen ziehen einander an, dahingegen die Lufttheilchen einander zurückstoßen. Wenn nun die Anziehungskraft einer Menge wäßeriger Dünste größer ist, als die Fortstoßungskraft der Lufttheilchen; so kommen die erstern näher zusammen, und fallen, indem sie einander berühren, auf die Erde. Hat die Luft viel wäßerige Dünste und elektrisches Feuer in sich; so geht dieses auf einmal aus der Wolke: und indem es geschieht, erfolget ein starker Blitz und Knall. Das Feuer, welches die Wassertheilchen bisher von einem derselben entfernte, ist nun schwächer, oder wohl gar weg. Dünste und Wolken vereinigen sich wieder plötzlich, und die durch den Knall verursachte Erschütterung machet, daß das Wasser aus allen Wolken umher niederfällt. Wir übergehen die Erklärungen, wie es zugeht, daß es blitzet und donnert, wo Berge, und wo deren keine vorhanden sind, um nicht allzuweitläuftig zu seyn. Den bekannten Versuch, welchen unser Hr. Prof. Winkler mit 8 bis 16 metallenen Cylindern angestellet, hat Hr. H. mit 40 eisernen Kanonkugeln nachgemachet, indem er sie auf Branntweingläser in gehöriger Ent-

Entfernung von einander auf ein Bret gesetzt. Der Verfasser gerieth hiernächst auf den Einfall, ob sich diesem Versuche nicht eine andre Gestalt, z. E. eines Zickzacks geben ließe. Er setzte, wie in dem beygedruckten Kupfer zu sehen, die erwähnten 40 eisernen Kanonkugeln mit ihren Gläsern auf eine dazu bereitete niedrige Bank ABCD so, daß sie, nach einer Reihe von 5 Kugeln, allemal einen Winkel vorstellten, wodurch er denn die Gestalt eines Zickzacks (F. 3. defghiklmnop) erhielt. Unter den Füßen der Bank (F. 2. ABCD) waren Rollen qqqq angebracht, damit die Bank nach Belieben fortgerückt werden konnte. Wenn er nun diese Kugelmaschine (F. 2. und 3.) mit dem einen Ende AB an der frey und senkrecht herab hangenden kupfernen Hohlkugel von 6 Zoll im Durchmesser (F. 2. und 3. a) mit dem andern Ende CD aber an das leidensche Experiment, vermittelst einer messingenen Kette (F. 2. und 1.) an die letzte Kugel b in der gehörigen Entfernung angebracht, und nun die an der Kette c senkrecht herabhangende Hohlkugel a, und mit ihr alle auf der Maschine stehenden Kugeln elektrisiret hatte; so brachten die zwischen den Kugeln auf einmal herausbrechenden und schlagenden Funken (F. 3. ddddd &c.) eben die Gestalt zuwege, welche mit der Figur des Blitzes als ein Zickzack völlig gleich kam. Man konnte dieses Phänomenon von oben herunter desto besser ganz übersehen, weil die Bank niedrig war, als wenn man sitzend die Augen gegen alle Winkel gerichtet hätte: da denn die Kugeln

von Num. 2 bis 38 F. 2. verhinderten, daß die zwischen ihnen ausbrechenden Funken d d d d d &c. nicht gesehen werden konnten. Eben diesen Versuch hat der Hr. Verfasser auch mit Hühnerevern gemacht, welche bey der Operation alle wie Feuerklumpen ausgesehen und geblitzet, auch ein angenehm zu hörendes Knistern gemacht haben. 3) Der Schluß, den er aus diesen Versuchen und Umständen hier zieht, läuft da hinaus, daß es in der natürlichen Elektricität der Luft, wenn viele elektrische Wolken zugleich auf viele unelektrische, oder wie die metallenen Cylinder, oder eisernen Kugeln, nur an eine unelektrische stoßen, die aber mit andern flussigen oder festen Körpern Gemeinschaft hat, an verschiedenen Orten zugleich blitzen und donnern kann. Der Blitz entsteht (§. 29.) so oft eine Wolke, die das Elektrischflüssige hat, so nahe an eine andere, nicht elektrischflüssige Wolke kömmt, daß ihre Atmosphären einander erreichen; wie in der künstlichen Elektricität unter ähnlichen Bedingungen ein elektrischer Stral entsteht. Daraus erhellet (§. 30.) daß wir im Sommer deswegen öftere und stärkere Gewitter haben, als sonst, weil die Luft durch die Sonnenhitze stark und schnell ausgedehnet, bey nachgelassener Hitze aber noch einmal so schnell wieder zusammengedrücket wird, welches beydes nicht ohne elektrisches Reiben geschehen kann. Diese Ursachen fallen im Winter (§. 31.) weit weniger vor, daher es zu der Zeit auch keine Gewitter giebt, wofern nicht heftige Sturmwinde die elektrische Materie durch Reiben erhitzen. Der Blitz hört auf

(§. 32.)

(§. 32.), so bald sich die blitzenden Wolken vereinigen, weil sodann keine unelektrischen Körper vorhanden sind, die das Elektrischflüssige haben.

Im zweyten Hauptstücke redet der Verfasser von dem Blitze, und seinen Figuren. Die so verschiedenen Figuren des Blitzes, die krummen wellenformige, die sichelförmige, die Figur als eines Zickzacks, welche sich von der wellenförmigen dadurch unterscheidet, daß diese in runde, jene aber in eckigter Gestalt erscheinet, die schlangenweise, imgleichen die Figur, da er einer zerbrungenen Raquete ähnlich sieht, hangen alle von den irregulairen, aus elektrischen Körpern fahrenden Stralen ab; welche in einiger Entfernung niemals gerade durch die Luft gehen, (§. 40.) aus dem muschenbrockischen Verstärkungsversuche erkläret. Der Blitz entzündet sich (§. 41.) zwischen den Wolken oder Körpern, wo der kleinste Zwischenraum ist; eben so, wie der künstlich elektrische Stral. „

Im dritten Hauptstücke betrachtet der Verfasser die elektrischen Erscheinungen an Thürmen und auf Schiffen. Alle Erhöhungen unelektrischer Körper (§. 42.) als Thürme, Häuser, Bäume ꝛc. sind bey Gewittern der Gefahr, vom Blitze gerühret zu werden, am meisten ausgesetzet, weil die elektrischen Materien, welche aus den aufgelöseten, und sich ausbreitenden Dünsten von den nächsten Körpern ausströmen, sich mit den elektrischen Wolken, wegen des kleinen Zwischenraums, leicht stoßen können. Zu der Stärke eines Blitzes

werden verschiedene Umstände erfodert (§. 43.). Der elektrische Körper muß sowohl, als der unelektrische, von ziemlicher Größe seyn, und der Raum zwischen beyden eine ziemliche Länge haben. Daher bringt bey der künstlichen Elektricität ein scharf zugespitzter Körper (§. 44.) keinen starken elektrischen Stral, sondern nur ein Licht hervor. Denn die elektrischen Materien beyder Körper können sich wegen dieser zugespitzten Figur in keinen dichten Cylinder sammeln. Eben dergleichen Licht entsteht bey Gewittern an metallenen Stangen auf Gebäuden. Es werden hier verschiedene elektrische Erscheinungen von der Art an Thürmen erzählet, und gewisse wichtige Umstände an denselben (§. 45. 46. und 47.) erkläret. Von diesen geht der Verfasser (§. 48.) zu den elektrischen Erscheinungen auf den Schiffen, dem Feuer St. Elmo, welches die Alten Helena hießen, der Corona de nostra Senhora, und dem Feuer Castor und Pollux fort; führet die Erklärung des Descartes, und noch eine solche merkwürdige Erscheinung aus dem Leben des Ritters Forbin an; aus welchem allem erhellet, daß die Spitzen metallener Körper (§. 49.) die Eigenschaft haben, elektrische Materien von fern allmählich an sich zu ziehen, und sich in große zusammenhangende unelektrische Körper zu zertheilen. Vielleicht sammlet sich die elektrische Materie an der spitzig zulaufenden conischen engen Fläche der metallenen Körper, und kömmt sowohl an den Seiten, als auch besonders eben dicht genug zusammen, um ein elektrisches Licht zu

verursachen, welchem alsdann der fernere Zufluß der elektrischen Materie desto eher folget. Was die Sicherung vor dem Blitze betrifft, so kanns der Verfasser (§. 50.) noch wenig mit Gewißheit sagen. Richmanns Beyspiel beweist, wie gefährlich es sey, bey einem Donnerwetter auf elektrischen Körpern zu stehen. Und die Art, wie man sich vor einem Wetterstrale schützen soll, welche Hr. Pr. Winkler vorgeschrieben, scheint ihm auch so wenig wider jeden Blitz zulänglich zu seyn, daß er sie vielmehr für gefährlich erkläret, weil doch die fern von der elektrischen Stange entstehenden Blitze die elektrische Athmosphäre der Stange erreichen, ja auch bey niedriger entstehenden Wetterstralen der Blitz ungehindert in dieselbe einschlagen kann, wenn sie auch gleich auf einem elektrischen Körper ruhet.

Im vierten Hauptstücke gehet der Hr. Verfasser die Wirkungen des Blitzes und Wetterstrales durch. Die Blitze weichen oftmals (§. 31.) von ihrem Wege ganz ab, und gehen zu den entlegensten Oertern; wie bey der künstlichen Elektricität ein elektrischer Stral zwischen den ihm nächsten Körpern, welche hart am Glase anliegen, und zwischen andern, die elektrisch-flüßig-fähig sind, entsteht. Das Phänomenon, wie der Blitz Körper zerschmettern könne, erkläret Hr. H. (§. 52.) aus dem bekannten muschenbrockischen Versuche. Die elektrischen Wolken, sagt er, sind dort anzusehen, wie hier die Wasserflaschen, in welche die elektrisirte Kette herabhängt, und die elektrische Materie der Flasche, vermittelst des Wassers darinnen,

innen, noch dazu in Bewegung ſetzet. Der Donnerſtral geht mit Gewalt durch die brennbare Materie, die er auf ſeiner Bahn antrifft, fort, ſo lange er deren noch findet, daher er oft tief in die Erde fährt. Die Frage, wie ein ſolcher Wetterſtral brennbare Sachen im Augenblicke entzünde, und hingegen, ohne zu zünden, durch andre Körper gehe, und nur etwas davon ſchmelze oder beſchädige? wie er z. E. eine Degenklinge in der Scheide ſchmelze, ohne die Scheide zu beſchädigen, oder die Knochen an einem Thiere zermalme, ohne das Fleiſch zu verbrennen? beantwortet der V. (§. 53.) aus der künſtlichen Elektricität, welche aus dem mit Holz, Papier oder Siegellack überzogenen Metalle, elektriſche Funken herauslocket, ſo bald man es gegen ein elektriſirtes Metall hält; obgleich die elektriſche Materie an bloßem und trockenem Papier u. d. gl. keine Funken erregen kann. Nun aber hat der elektriſche Stral, den die natürliche Luftelektricität hervorbringet, nach ſeiner Beſchaffenheit unendlich mehr Gewalt, als der künſtlich hervorgebrachte. Daher es kein Wunder iſt, daß er ſolche Körper, welche durch die heftige Bewegung ihrer Theile bald entzündet werden, angezündet, die nicht entzündlichen zerſchmettert, und die leicht nachgebenden wenig beſchädiget. Es werden hier bey Gelegenheit merkwürdige Wirkungen von einigen Wetterſtralen erzählet. Jedoch es kann ein Donnerſtral gar wohl mit einer Menge Feuer verbunden ſeyn, welches ſo beſondere Wirkungen hervorbringet, die man von der Kraft der elektriſchen

Ma-

d. g. m. Lipſius meynet, daß die ietzige deutſche Sprache eine ganz andere als die Alte ſey; Der Verfaſſer zeiget aber, daß in allen den Wörtern, die jener angeführet, noch wirklich derjenige Grund zu finden ſey, der ſich in den heutigen zeiget. Es bleibet alſo die itzige Sprache noch eben die alte Sprache, ſo wie Deutſchland noch heute das alte Deutſchland bleibet, wenn es ſchon mehr bevölkert und beſſer angebauet iſt. Man kan dieſelbe alſo wohl in gewiſſe Denkzeiten oder Epochas ſetzen. Die erſte könnte mit ihrer Ankunft anfangen; die andere um die Regierung Carls des Groſſen; die dritte zu Kayſers Rudolphs des Erſten Zeit, der einen eigenen Reichstag zur Aufnahme der Deutſchen Sprache angeſetzet. Die vierte könnte zu Luthers Zeiten ſeyn, und die fünfte endlich, wenn das ausländiſche Lapp- und Flickweſen gänzlich abgekehret wäre, und man alle gute Künſte und Wiſſenſchaften in der Mutterſprache leſen könnte. *

Die vierte Lobrede, begreift den natürlichen Urſprung, und die vortrefflichen Eigenſchaften der Stammwörter und Lettern ingemein. Die Vollkom-

* Es ſcheint, man könne dieſe fünfte Zeit mit dieſem Jahrhunderte anfangen. Denn da Thomaſius auf unſern hohen Schulen die Art deutſch zu lehren aufgebracht, und philoſophiſche Wiſſenſchaften deutſch vorgetragen hat, ſo iſt die Verbeſſerung der deutſchen Sprache ſehr geſtiegen, zumal da Herr Hofrath Wolf gezeiget, daß ſie auch zum Vortrage der abſtracteſten Sachen bequem ſey. Wir haben nunmehr ſchon meiſt von allen Künſten deutſche Bücher, und man fähret noch immer fort neue darinn zu ſchreiben, ſo daß die Ausländer bald unſere Sprache werden erlernen müſſen.

Materie nicht unmittelbar herleiten kann; aber die Urſache, welche das Feuer erreget, und wirkſam machet, lieget doch in der Stärke der elektriſchen Bewegung. Der Hr. Verfaſſer gedenket hier noch verſchiedener ſeltſamen Wirkungen von Wetterſtralen; eines, der eine Mauer geſpalten, ohne einen Brand zu erregen; eines andern, der einen Baum geſpalten, und einen Menſchen, der ſich nahe dabey befunden, in Aſche verwandelt hat, welchen leztern Umſtand Hr. Hartmann aus dem Knalle des donnernden Pulvers in der Chymie erkläret. Er unterſuchet ferner (§. 56.) wie ſtark ein Wetterſtral gegen einen künſtlichen elektriſchen Stral ſey; und nach ſeiner Berechnung iſt die Bewegung, welche jener hervorbringt 27,000,000 mal größer, als die Bewegung von einem mittelmäßigen künſtlichen elektriſchen Stral. Hieraus iſt aber keinesweges zu ſchließen, daß die Materien, aus welchen Donner und Bliz erzeuget werden, von den Materien der elektriſchen Funken verſchieden ſind, und auf andre Art entſpringen; ſondern der Unterſchied zwiſchen der künſtlichen und natürlichen Luftelektricität iſt ungefähr, wie das Verhältniß einer Schlüſſelbüchſe gegen einen Mörſer. Die Urſache, warum ein vom Blize entzündetes Feuer ſo ſchwer zu löſchen iſt (§. 57.), weil die Körper, welche vom Blize getroffen werden, in einem Augenblicke ganz und gar erwärmet werden, daß ſie ſogleich, wenn ihnen ſonſt nichts hinderlich iſt, in volle Flamme gerathen, da ſie hingegen von dem gemeinen Feuer erſt nach und nach erwärmet werden.

den. Die Blitze, welche lebendige Geschöpfe tödten, ohne äußerlich eine sehr merkliche Spur davon zu hinterlassen, werden (§. 58.) abermal aus dem muschenbroekschen Versuche erkläret. Die verschiedenen Wirkungen der Wetterstralen haben (§. 59.) verschiedene Benennungen veranlaßt; die zündenden werden warme, und diejenigen, bey welchen die elektrische Materie mit solchen Materien vermischet ist, die der Entzündung hinderlich sind, kalte Schläge genennet. In Betrachtung ihrer Richtungen giebt es dreyerley Wetterstralen (§. 60.). Einige fahren aus der Luft auf den Erdboden, ander von der Erde in die Luft, und wieder andere entstehen und verschwinden mitten in der Luft. Sie werden aber alle auf eben die Weise gezeuget, wie die elektrischen Funken bey der künstlichen Elektricität.

Das fünfte Hauptstück betrachtet die Blitze, so sich auf, und in der Erde entzünden. Die Naturkündiger zweifeln mit Recht, ob die Erdbeben unterirdische Donnerwetter sind, (§. 61.), glauben aber auch, daß sie ursprüngliche Wirkungen der Elektricität sind. Die Geschichte gewisser Erdbeben, und die Umstände, welche sich immer vor und bey denselben eräugen, und welche auch bey der Elektricität erfodert, und hier aus einander gesetzet werden, beweisen es sehr wahrscheinlich. Die Frage, ob sich Blitze an, oder auf der Erde erzeugen können, wird (§. 63.) mit deutlichen Beyspielen erläutert; mit einem hellen Lichtkegel, den man in Bologna bemerket, auf welchen

chen ein groſſer Knall erfolget, der in der Stadt für einen Donnerſchlag gehalten worden; weil der Blitz, der ſich in den Zimmern des Hrn. Richmanns, zwiſchen ihm und der Stange entzündet, und ihn getödtet; ferner mit der Erſcheinung eines Blitzes in einem Hauſe zu Potsdam, der an einer daſelbſt aufgerichteten Röhre entſtanden, und endlich mit verſchiedenen Verſuchen, die Franklin und Romas mit papiernen Drachen angeſtellet haben. Jedoch hierzu können die dabey gemachten Verſuche vieles beygetragen haben; hingegen beweiſen die Beobachtungen des Marcheſe Scipio Maffei, und des Abts Lioni deſtomehr, weil ſie von ungefähr gemacht worden. Hr. Hartmann füget zu dieſen noch einige andre Geſchichten, welche die Sachen auſſer allen Zweifel ſetzen, die wir aber übergehen müſſen. Indeſſen iſt hieraus ſo viel klar, daß die mehreſten Wetterſtralen, welche bis auf die Erde reichen, ihren Urſprung gar nicht an der oberſten Luft, ſondern in einer niedrigen Entfernung von der Erde nehmen. Die Dichtigkeit aber, und die Schwere der ſchwarzen Wolken bey ſolchen Fällen hänget (§. 64.) von den ſchweren, ſauren und öhlichten Dünſten ab, welche ſich nahe an der Erde geſammlet haben. Die elektriſche Kraft in den Wolken zieht ſie nach und nach an ſich, und wenn ſie ſich ihr gehörig genähert haben, verſchwindet dieſe Schwärze und Dichtigkeit durch einen elektriſchen Stral mit Knallen; daher auch der Schall eines ſolchen Wetterſtrales in der Nähe einfach und ſehr heftig ſeyn muß.

Im sechsten Hauptstücke handelt der Verfasser vom **Donner**, und dessen **Beschaffenheit überhaupt**. Der Schall des Donners ist allezeit bey einem Blitze gegenwärtig; so, wie sich kein elektrischer Stral ohne Geräusch und Schall entzündet: und aus dieser beständigen Verbindung folget (§. 65.), daß der Blitz die Ursache desselben ist. **Descartes** wollte diesen Schall (§. 66.) aus den **Zusammenstoßen der Wolken** erklären, andre haben die Luft in große Umsten gesteckt, und ihn (§. 67.) aus dem **Prasselgolde**, wieder andre aus dem **Knallpulver** deutlich zu machen gesuchet. Indessen findet sich öfters nach einem Gewitter (§. 68.) eine in einen Haufen versammlete Materie, die man einen **Donnerstein** nennet, und die, wie man saget, von dem Blitze auf die Erde herabgeworfen wird. Diese Materie hat mit der Materie des Schießpulvers viel gemein, wenn sie von einem elektrischen Strale entzündet werden. Die **Donnerkeile** sind ein Mährchen; jene aber werden nicht aus der Luft herabgeworfen, sondern sind wahrscheinlicher Weise in dem Augenblicke des Schlages aus irgend einer dazu geschickten Materie in diese Gestalt einer Schlacke geschmelzt worden; wie dieses einige stahlische Versuche bestätigen. Der Donner ist, seiner Beschaffenheit nach (§. 71.), **einfach** oder **vielfach**. Die einfachen Schläge, da Blitz und Schlag zugleich, wie ein Kanonenschuß geschehen, sind die seltsamsten; desto gemeiner aber die vielfachen.

Das siebente Hauptstück betrifft den Wiederschall des Donners überhaupt. Aus so vielen Stralen der Bliz entsteht, aus eben so vielen ihnen ähnlichen Tönen besteht der Donner; und so geschwind diese Stralen auf einmal aufgefangen werden, eben so geschwind werden auch diese Töne mit einmal aufgefangen. Die großen Blitze bestehen niemals aus einer Menge kleiner, und das Einzelne fällt uns nur wegen ihres Blendenden nicht in die Augen; die Ohren vernehmen aber das verschiedene Prasseln um desto deutlicher. Zu dem Wiederschall aber tragen die, wie Berge auf einander gethürmten Wolken selbst sowohl bey, als die Berge und Thäler in den Gegenden, wo das Gewitter ist. Durch Sturmwinde (§. 73.) wird das Wiederschallen des Donners aufgehalten, weil die zu häufig erregte Luft die zitternde Bewegung des Donners verlieret. Jedoch kömmt auch (§ 74) nicht alles anhaltende Getöne des Donners vom Wiederschalle der umliegenden Berge; denn man hört auch da, wo zwanzig und mehr Meilen bloße Ebene ist, verschiedene Töne vom Donner, und ein langes Anhalten desselben.

Im achten Hauptstücke beschäfftiget sich der Hr. Verfasser mit den Wirkungen des schallenden Donners. Weil der Donner ein heftiges Getöne und Prasseln ist, welches diejenigen Körper in zitternde Bewegung bringt, die sich um ihn herum befinden; so ist es nicht zu verwundern, daß bey einem heftigen Donner, Gebäude, u. andere elastische und feste Körper in eine schütternde Bewegung gerathen. Denn wenn ein elastischer Körper einem wiederstehenden

Körper einen Stoß giebt, oder von einem andern bekömmt, so entsteht ein Schall; und es kann kein Schall in einem Körper anders entstehen, als durch Erschütterung seiner sowohl, als seiner anliegenden Theile. Diese Erschütterung wird durch die bewegte Luft (§. 76.) in unser Ohr gebracht. Je stärker daher die Erschütterung der Luft, und je dicker die Menge Luft ist, welche sich zwischen unsern Ohren und dem erschütternden Körper befindet, desto stärker vernehmen wir den Schall. Geschieht nun diese Erschütterung mit Geschwindigkeit, so entsteht aus der gewaltsamen Zertheilung der Luft ein Knall: und kann (§. 77.) gar wohl entstehen, ohne daß sonst ein sichtbarer elastischer Körper einen Stoß bekömmt; wie dieses ein vom Hrn. Prof. Winkler (§. 78.) vermittelst der Elektricität künstlich hervorgebrachter Knall, ferner die Versuche, welche Hr. Hartmann selbst gemachet, und hier angiebt, und einige andere von Spenglern bestätigen. Wie weit endlich eine donnernde Wolke von uns entfernet sey, läßt sich aus dem Verhältnisse der Geschwindigkeit des Lichtes, gegen die Geschwindigkeit des Schalles beurtheilen (§. 80.). Die Wirkung des Lichtes durchdringet in einer Secunde 45 halbe Erddiameter. Zählet nach gesehenem Blitze 12 Secunden, oder ungefähr 12 Pulsschläge, so ist die Donnerwolke noch 1 deutsche Meile, und 228 geometrische Schritte u. s. f. von uns entfernet.

Im neunten Hauptstücke nimmt der Hr. Verfasser endlich die übrigen elektrischen Erscheinungen in der Luft vor. Das Wetterleuch-

leuchten (§. 81.), welches ſich von dem Blitze dadurch unterſcheidet, daß es ohne Knall und meiſtentheils nur bey hellem Himmel geſchieht, entſtehet eben ſowohl, als der Regen bey einem Himmel ohne ſichtbare Wolken, von denen in der Athmoſphäre verhandenen Ausdünſtungen, die deſto unſichtbarer ſind, je höher ſie ſind. Unter eben den Umſtänden kann es auch bey hellem Himmel blitzen und donnern. Die fallenden Sterne (§. 83.) oder das Sternſchneuzen, und dasjenige helle Licht, welches mit großer Geſchwindigkeit durch die Luft fährt, und ein fliegender Drach genennet wird, haben meiſtentheils das mit dem Wetterleuchten gemein, daß ſie ſich ſchnell entzünden und abbrennen, ohne ſich ſonderlich auszudehnen. Sie thun auch niemals Schaden. Ein langer Strom von leicht brennenden Dünſten, welche ſich irgendwo entzünden und geſchwind verzehret werden, erkläret dieſe Erſcheinungen mit vieler Wahrſcheinlichkeit: und die künſtliche Elektricität erläutert dieſes durch die bekannten Verſuche mit Schießpulver; Weingeiſt, Terpentin u. ſ. f. Von den feurigen Luftkugeln (§. 84.) giebt es zweyerley Gattungen. Die eine verſchwindet mit einem ſehr großen Knalle; die andere aber läßt keinen Knall nach ſich, nur daß man einen hellen, und ſcheinenden ſphäriſchen Körper in der Luft erblicket. Der Verfaſſer führet einige Erſcheinungen von beyderley Arten an, die ſehr leſens-würdig ſind. Er kömmt endlich (§. 85.) auf die Nordſcheine, oder Nordlichter, welche ohne Zweifel der flam-

mende Himmel der Alten sind. Mairan erklärte den Ursprung dieser Erscheinung, welche sich seit 1716 so häufig bey uns hat sehen lassen, aus den Sonnendämpfen, welche unsere Erdluft aus der Athmosphäre der Sonne zuweilen erfüllen (§. 86.). Unser Hr. Prof. Heinsius hat in dem Auszuge, welcher er von Mairans Dissertation de l'Aurore Boreale gemachet, angemerket, daß sich die Materie des zodiakalischen Sonnenlichtes zuweilen bis an die Erde, und manchmal noch über die Gränzen ihrer Bahn erstrecke, (nämlich, wenn es mehr als 90 Grade von der Sonne absteht,) und die Erdluft mit ihren Materien umfließe, wenn sich auch unsre Athmosphäre nur bis in die Mondbahn erstrecken sollte. Diese Materien würden zwar zu Theilen unserer Erde, sie erhielten aber, wie die Erdluft, eine Vim centrifugam, die Kraft aber, durch welche sie über die Gränzen des Gleichgewichtes gegen Sonne und Erde, getrieben würden, verstärkte ihre Schwere gegen die Erde über die Gewalt der Vis centrifugæ. Nun sey die Erdathmosphäre gegen die Pole schwerer, als unter dem Aequator, also giengen auch die Dämpfe gegen die Pole zu. Und wenn sich dieses eräugete, so entstünden (§. 87.) Nordlichter. Es können sich aber auch Dämpfe, die für sich nicht leicht sind, durch die elektrische Materien entzünden, und ein solches flatterndes Licht hervorbringen. An diesem letztern ist (§. 88.) die phosphorasmodirende Materie; an den zählingern Entzündungen aber, die dem Wetterleuchten so ähnlich sind, die elektrische schuld.

Die

Die mancherley Veränderungen in der Erscheinung der Nordlichter sind mehr Zufälle von der Brechung der Stralen, (§. 89.) als etwas Wesentliches. Denn die Materie der Nordscheine muß wegen ihrer ungemeinen Hitze (§. 90.) überaus fein und leicht seyn; und keine Materien sind feiner, als die phosphorasmodirende und die elektrische. Mithin wird aus der jählingen Entzündung (§. 92.) die dem Blitze sehr ähnlich sieht, aus der Vibratione Luminis, den feurigen Wellen, den leichten Wolken, die bey den Alten für einen Feuerregen gehalten worden, (dahingegen die wirklichen Feuerregen aus häufigen in der Luft gesammleten Schwefeldünsten entstehen,) aus der Beobachtung, daß sich die Nordscheine beym Mondenlichte am häufigsten um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, besonders im Herbste zeigen; und noch mehr (§. 94.) aus den Erscheinungen, welche die künstliche Elektricität im luftleeren Raume hervorbringet, der Einfluß der Elektricität in die Nordscheine sehr wahrscheinlich.

Es bleiben allemal bey solchen Materien einem nachdenkenden Kopfe noch viele Zweifel und Untersuchungen übrig. Vielleicht ließen sich wider das, was unser Hr. Hartmann behauptet, hin und wieder Einwendungen machen; aber er überläßt seine Gedanken der Prüfung anderer Gelehrten. Wir beschließen diesen ziemlich lang gerathenen Auszug mit einer Anmerkung aus der Vorrede, welche Hr. Prof. Käſtner zu dieser Abhandlung gemachet, und worinnen er eben so angenehm, als überzeugend den

Satz ausgeführet hat, daß wir zur Wahrheit nicht anders, als durch eine beſtändige Verminderung der Irrthümer gelangen. „Die Naturforſchung, ſaget Hr. Prof. Käſtner, iſt „eine Schöne, die jedermann einnimmt, der ſie „kennen lernet. Nur Geiſter, die gar nichts von „ihr wiſſen, oder deren Empfindungen zu grob „ſind, von etwas Vollkommenem gerühret zu wer„den, bleiben vor ihren Reizungen ſtehen. Sie „gleicht noch auf eine andere Art einem Frauen„zimmer. Sie iſt für den größten Theil ihrer „Liebhaber, und vielleicht für alle unerforſchlich; und „ordentlich für diejenigen am meiſten, die ſich der „größten Vertraulichkeit mit ihr rühmen. „

III.

Beſchluß von des Herrn Rouſſeau Schreiben an Herrn von Voltaire.

Die erſten, ſo die Sache Gottes verſchlimmert haben, ſind die Pr. und die Andächtigen geweſen; die es nicht leiden wollen, daß irgend etwas nach eingeführter Ordnung geſchehe; ſondern immer die göttliche Gerechtigkeit ins Spiel mengen, wenn von ganz natürlichen Begebenheiten die Rede iſt. Um alſo ihrer Sache gewiß zu ſeyn, ſo ſtrafen und züchtigen ſie die Böſen, prüfen oder belohnen die Frommen ohne Unterſcheid, mit Gütern und Uebeln, wie

kommenheit der Stammwörter ist wohl ohne Zweifel, daß sie eigen und nicht fremde, wohllautend, zureichend und zur Herleitung und Verdoppelung geschickt sind. Die deutschen Buchstaben oder Lettern sind alle einlautend, und zur Erlernung des Lesens bequemer, als die griechischen und lateinischen. Was das Wort Letter anlanget, so ist solches deutschen Ursprungs, und kommt her von Lett, Litt, itzo Glied, welches seinen Pluralem in er machet, woraus denn Letter entstehet. Daß die Buchstaben so viel heissen als Stäbe des Buchs, ist bekannt. Es haben aber die Deutschen ihre Buchstaben, und derselben Benennung nicht von den Lateinern entlehnet, wie mit vielen Zeugnissen bewähret wird, sondern sie lange vorher gehabt, ehe die lateinischen bekannt geworden. Selbst das Wort schreiben stammt nicht von scribere ab, indem aus dem Schriekkio angeführet wird, daß die Tusci oder Hetrusker, ein Geschlecht von Japhet, das Wort scrib gebraucht haben. Wenn wir Jckelsamern glauben wollen, so ist unter jedem deutschen Buchstaben und Worte ein tiefes Geheimniß verborgen. So viel ist gewiß, daß die deutschen Stammwörter dem Wesen der Dinge sehr nahe kommen, und seine Eigenschaft geschicklich ausdrücken. Wie wesentlich fliesset nicht das Wasser mit stillem Gesäusel in dem Wörtern: Wasser, fliessen, Gesäusel? Und wie rauschet nicht alles, und ist so wesentlich in den Wörtern: Rauschen, Donner, Brausen ꝛc. Eben so geht es mit andern, als knittern, klingen, prasseln, heulen, schnarchen, und unzehlich andern. Rühmet man die lateinische und griechische Sprache, daß sie die Stimme der

wie ſie vorkommen. Meines theils weis ich nicht, ob dieß eine gute Theologie iſt: ich finde aber, daß es eine üble Art zu denken iſt; wenn man die Beweiſe der Vorſehung ohne Unterſcheid auf das pro und contra gründet; und ihr ohne alle Wahl alles zuſchreibt, was auch ohne ſie geſchehen würde*.

Die Weltweiſen von ihrer Seite denken nicht viel vernünftiger; wenn ſie den Himmel darüber zur Rede ſetzen, daß ſie nicht ohne Empfindung ſind; wenn ſie ſchreyen, alles ſey verlohren, wenn ſie entweder Zahnſchmerzen haben, oder arm ſind; und Gott, wie Seneca ſaget, ihr Felleiſen aufzuheben geben. Hätte irgend ein trauriger Zufall den Cartouſche, oder Cäſarn, in ihrer Kindheit dahingeriſſen: ſo würde man geſaget haben, was für Laſter hatten ſie begangen? Nun dieſe beyden Räuber gelebet haben, fragen wir: warum hat ſie Gott leben laſſen? Da doch ein Frömmling im erſten Falle ſagen wird, Gott wollte den Vater durch den Tod ſeines Kindes ſtrafen; und im zweyten: Gott erhielt das Kind zur Strafe des Volkes. Die Natur mag alſo machen, was ſie will: ſo hat bey den Andächtigen die Vorſehung allemal recht, und bey den Philoſophen immer unrecht**. Vielleicht aber hat ſie in dem Laufe menſchlicher Din-

*) Hr. Rouſſeau ſcheint es zwar nicht übel zu meynen. Allein er hat gewiß nicht bedacht, daß man dem Zepter der göttlichen Vorſehung nicht das geringſte entziehen kann; und daß ohne ihren Wink, oder ohne ihre Zulaſſung, gar nichts geſchehen kann.

**) Wir wiſſen nicht, von was für Philoſophen der Hr.

ge, weder recht noch unrecht; weil alles nach allgemeinen Geſetzen geht, davon für niemanden eine Ausnahme iſt.

Es iſt glaublich, daß die kleinern Begebenheiten hier auf Erden, in den Augen des Herrn der Welt nichts ſind; daß ſeine Vorſehung nur allgemein iſt; daß er nur die Gattungen und Arten der Dinge zu erhalten bedacht iſt, und allem überhaupt vorſteht, ohne ſich darüber zu beunruhigen, wie jeder Menſch ſein kurzes Leben zubringt *. Ein weiſer König, der da will, daß ein jeder in ſeinem Staate glücklich ſey, muß der ſich denn bekümmern, ob alle Gaſthäuſer darinn gut ſind? Der Reiſende murret eine Nacht, wenn ſie ſchlecht ſind, und lachet ſein Lebenlang, über eine ſo ungeſchickte Ungeduld. Die Natur aber hat uns hier nur eine Herberge, und kein Wohnhaus gegeben **.

Um in dieſem Stücke richtig zu denken, ſcheint es, man müßte alles erſt in der phyſikaliſchen Verbindung, ſodann aber auch überhaupt in der Moraliſ-

Hr. Verf. redet. Es kann ſeyn, daß ein Manes, oder Marcion, oder Bayle in ihrem Namen ſo redet. Allein ſein Ausdruck iſt viel zu allgemein. Wenigſtens wird kein Leibnitianer ſo thöricht reden.

*) Dieß heißt ſich der epikuriſchen Lehre nähern, die da vorgab: eine beſondre Aufſicht und Sorgfalt für alle Dinge, würde die Glückſeligkeit und Ruhe der Götter ſtören. Die unendlichen Eigenſchaften Gottes leiden es nicht, daß man ſo verkleinerlich von ihm denken könnte.

**) Ein

raliſchen betrachten. Dergeſtalt wird der größte Begriff, den ich mir von der Providenz machen kann, dieſer ſeyn: daß jedes moraliſche Ding, im Abſehen aufs Ganze, aufs beſte eingerichtet ſey, und jedes verſtändige und empfindende Weſen im Abſehen auf ſich ſelbſt, aufs beſte verſehen ſey: welches mit andern Worten heißt: wer ſein Daſeyn empfinden kann, der iſt beſſer daran, wenn er iſt, als nicht iſt. Allein man muß dieſe Regel auf die ganze Dauer jedes empfindenden Weſens, nicht aber auf etliche beſondre Augenblicke ſeiner Zeit anwenden; dergleichen das menſchliche Leben iſt. Hieraus ſieht man, wie genau die Frage von der Vorſehung, mit der Seelen Unſterblichkeit verbunden iſt. Ich habe das Glück, dieſe zu glauben; ob ich gleich weis, daß die Vernunft ſowohl daran, als an der Ewigkeit der Strafen, zweifeln kann; die weder ſie, noch ich, noch jemand, der von Gott recht denket, jemals glauben wird ***.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Fragen auf ihren Grundſatz zurückführe, ſo ſcheint mirs, daß ſie alle auf das Daſeyn Gottes hinauslaufen. Iſt

**) Ein weiſer Fürſt würde gar nicht übel thun, wenn er für gute und bequeme Herbergen in ſeinem Lande ſorgete, und dem Wucher der Wirthe ſteurete. Sein Land würde von Fremden wimmeln und viel Vortheil und Ehre davon haben. Allein langet auch eine ſo endliche Weisheit zu, für alles zu ſorgen?

***) Des Hrn. Verf. erſter Glaube iſt beſſer, als der letzte Unglaube. Das beſte iſt, daß ſein und des Hrn. v. V. Anſehen, hierinn niemanden ein Geſetz, oder einen Beweis abgiebt.

ein Gott; so ist er vollkommen: ist er vollkommen; so ist er weise, mächtig und gerecht. Ist er weise und mächtig, so ist alles gut. Ist er gerecht und mächtig, so ist meine Seele unsterblich. Dreyßig Jahre leben, sind nichts für mich, sind aber vieleicht zu Erhaltung der Welt nöthig. Räumet man mir den ersten Satz ein; so wird man die folgenden niemals erschüttern können. Läugnet man ihn aber, so muß man von den übrigen gar nicht streiten.

Wir sind beyde nicht in diesem letztern Falle. Weit gefehlt wenigstens; daß ich denn Lesen ihrer Schriften etwas dergleichen muthmaßen könnte: so biethen sie mir die meisten, die erhabensten, angenehmsten und tröstlichsten Begriffe von der Gottheit dar: und ich will lieber ein Christ von ihrer Art, als einer nach dem Leisten der Sorbonne seyn.

Was mich betrifft, so gestehe ich ihnen frey heraus, daß weder eins, noch das andre, mir aus dem Lichte der Vernunft demonstriret scheint: und wenn der Deist seine Meynung nur auf Wahrscheinlichkeiten gründet, so scheint mir der noch weit unbestimmtere Atheist seine Meynung nur auf entgegengesetzte Möglichkeiten zu steifen. Uebrigens sind die beyderseitigen Einwürfe allemal unauflößlich, weil sie von Dingen handeln, davon die Menschen keine wahren Begriffe haben *. Das alles räume

*) Der Hr. Verf. urtheilet wohl zu voreilig. Hat er auch alles das gelesen, so davon geschrieben worden? Wir sind versichert, wenn er nur die einzige Theodicee recht erwogen hätte, so würde er ganz anders denken.

räume ich ein: und gleichwohl glaube ich so fest einen Gott, als ich irgend eine Wahrheit glaube: weil glauben und nicht glauben, Dinge sind, die am wenigsten auf mich ankommen; weil der Zustand des Zweifelns ein viel zu gewaltsamer Zustand für meine Seele ist; weil, wenn die Vernunft wanket, mein Glaube lange schwebend seyn kann, und sich auch ohne sie entschließt; und weil endlich tausend überwiegende Gründe mich allezeit nach der tröstlichsten Seite ziehen, und das Gewicht der Hoffnung zum Gleichgewichte der Vernunft hinzulegen.

Da haben sie nun die Wahrheit, von welcher wir beyde herunter steigen; und durch deren Unterstützung sie wohl einsehen, daß der Optimismus (die beste Welt) leicht zu vertheidigen, und die Providenz unschwer zu rechtfertigen ist. Ihnen nämlich darf man die so oft wiederholten Vernunftschlüsse nicht aufwärmen, die doch gründlich sind; welche so oft in Ansehung derjenigen Philosophen gemacht worden, die im Grundsatze nicht einig mit uns sind. Man muß mit ihnen von diesen Sachen nicht streiten: weil das, was für uns nur ein Beweis für unsre Empfindungen ist, für sie keine Demonstration abgeben kann. Es ist auch nicht vernünftig zu sazen: Ihr müsset das glauben, weil ich es glaube! Hingegen dörfen auch sie mit uns nicht von diesen Sachen streiten; weil es nur Folgerungen aus einer Hauptlehre sind, die ein ehrlicher Gegner ihnen kaum entgegen seßen mag; und weil sie unrecht thäten, wenn sie von uns den Beweis

weis einer Folgerung fodern wollten, unabhänglich von dem Hauptſatze, daraus ſie fließt.

Ich glaube, ſie dörfen es auch aus einer andern Urſache nicht thun. Es iſt nämlich eine Unmenſchlichkeit, ruhige Seelen zu ſtören, und die Menſchen ganz umſonſt in Verzweiflung zu ſtürzen; wenn das, was man ſie lehren will, weder gewiß, noch nützlich iſt. Mit einem Worte, ich denke, daß man nach ihrem Beyſpiele, weder den Aberglauben, welcher die menſchliche Geſellſchaft beunruhiget, ſtark genug angreifen; noch die Religion, ſo ſie erhält, ſattſam verehren und ſchonen kann.

Allein, ich bin böſe, wie ſie, daß der Glaube eines jeden nicht vollkommen frey iſt; und ein Menſch ſich erkühnet, das Innere fremder Gewiſſen zu beurtheilen, dahin er doch nicht dringen kann: gerade als ob es auf uns ankäme, zu glauben oder nicht, in Sachen, wo keine Demonſtration ſtatt hat; und als ob man jemals die Vernunft dem Anſehen unterwerfen könnte. Haben denn die Könige dieſer Welt, irgend in der zukünftigen eine Aufſicht über uns? und haben ſie ein Recht ihre Unterthanen hier zu quälen, um ſie mit Gewalt in den Himmel zu jagen? Nein! alle menſchliche Macht erſtrecket ſich, ihrer Natur nach, nur auf bürgerliche Pflichten: und der Sophiſt Hobbes mag ſagen was er will, ſo bleibt es doch wahr: wenn jemand dem Staate gut dienet; ſo iſt er niemanden eine Rechenſchaft ſchuldig, wie er Gott dienet?

Ich weis nicht, ob dieß gerechte Wesen, nicht einmal diese Tyranney, die man in seinem Namen verübet, bestrafen wird? Wenigstens bin ich versichert, daß er keinen Theil daran nehmen und die ewige Seligkeit einem tugendhaften und redlichen Ungläubigen versagen wird *. Kann ich wohl, ohne die göttliche Güte und selbst seine Gerechtigkeit zu beleidigen, zweifeln, ob auch ein aufrichtiges Herz einen unvorsetzlichen Irrthum wieder gut mache? Und ob untadelhafte Sitten, besser sind, als tausend seltsame Ceremonien, die von Menschen vorgeschrieben, von der Vernunft aber verdammet werden. Ich will noch mehr sagen. Wenn ich, nach meinem Sinne, die Werke durch meinen Glauben erkaufen; und durch Tugenden meinen vorgeblichen Unglauben vergüten könnte: so würde ich keinen Augenblick anstehen; und ich wollte lieber zu Gott sagen: „Herr! ich habe „das Gute, was dir gefällig ist, gethan; ohne an „dich zu denken: und mein Herz folgte deinem Wil„len, ohne ihn zu kennen; als daß ich ihm, wie „ichs einmal werde thun müssen, sagen wollte: ach „Herr! ich liebte dich zwar; aber ich habe nicht „aufgehöret, dich zu beleidigen; ich habe dich ge„kannt, und habe nichts gethan, um dir zu „gefallen!„

Es

* Dieß ist die besondre Meynung des Hrn. V. die aber vermuthlich niemanden das Gesetz auferlegen wird, eben das zu glauben. Wir verdammen ihn nicht; aber er wird uns auch erlauben, nach unserm Glauben zu denken.

Es giebt freylich eine Art von Glaubensbekenntniß, welches die Geſetze auferlegen können: allein, außer den Grundſätzen der Sittenlehre und des Naturrechtes muß es ganz verneinend ſeyn: weil es Religionen geben kann, welche die Gründe der Geſellſchaft angreifen; und man dergleichen Religionen erſt ausrotten muß, um die Ruhe des Staates zu verſichern. Unter dieſen verdammungswürdigen Lehren, iſt ſonder Zweifel der Verfolgungsgeiſt das verhaßteſte: allein man muß ihn in ſeiner Quelle angreifen. Denn die blutdürſtigſten Fanatiker ändern die Sprache nach ihren Umſtänden; und predigen lauter Geduld und Sanftmuth, wenn ſie die ſchwächſten ſind. Daher nenne ich einen Menſchen einen Verfolger nach Grundſätzen, der ſich einbildet: man könne kein ehrlicher Mann ſeyn, ohne alles zu glauben, was er glaubet; und alle unbarmherzig verdammet, die nicht denken, wie er. In der That ſind die Gläubigen ſelten von der Gemüthsart, daß ſie die Verworfenen in dieſer Welt zufrieden laſſen könnten: und ein Heiliger, der unter Verdammten zu leben glaubet, greift gern ein wenig zum voraus dem Satan ins Amt. Wenn es verfolgende Ungläubige gäbe, die das Volk zwingen wollten, nichts zu glauben: ſo würde ich ſie eben ſo ſtrenge aus dem Staate verbannen, als diejenigen, die uns zwingen wollen, alles zu glauben, was ihnen beliebet.

Ich wollte alſo, daß man in jedem Staate ein moraliſches Geſetzbuch, oder eine Art von bürgerlicher

cher Glaubensregel hätte, die alle gesellschaftliche Grundregeln in sich hielte, die jedermann zu beobachten gehalten wäre; verneinend aber auch die fanatischen Grundsätze darlegte, die jeder nicht als gottlos, sondern als aufrührisch zu verwerfen schuldig wäre. Dergestalt sollte jede Religion, die mit dem Gesetzbuche übereinstimmete, zugelassen, die sich aber nicht damit reimete, verbannet seyn; und ein jeder hätte Erlaubniß, auch gar keine andere, als das Gesetzbuch selbst zu haben. Wenn dieß Werk nun recht gemachet wäre, so würde es meines Erachtens, das nützlichste Buch von der Welt, und vieleicht das einzige nothwendige seyn. Da haben Sie, mein Herr, etwas für sich! Ich wollte, daß Sie dieß Werk unternehmen, und es mit ihrer Poesie bereichern wollten; damit es ein jeder leicht auswendig lernen, und es also auch Kindern, die Gesinnungen der Sanftmuth und Menschlichkeit ins Herze prägen könnte, die in ihren Schriften hervorleuchten, und den Andächtigen allemal gemangelt haben. Ich ermahne Sie, diesen Vorschlag zu überlegen, der wenigstens Ihrer Seele gefallen muß. Sie haben uns in Ihrem Gedichte von der natürlichen Religion, den Katechismus des Menschen geliefert. Geben sie uns itzo noch den Katechismus des Bürgers, den ich vorschlage. Dieß ist eine Sache von langem Nachdenken; und vieleicht kann es das letzte ihrer Werke werden: damit Sie den glänzendsten Lebenslauf, den jemals ein Gelehrter gehabt hat, mit einer

Wahr-

Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht beſchließen mögen.

Ich kann nicht umhin, hiebey eine beſondere Widrigkeit, zwiſchen Ihnen und mir, in dem Stoffe dieſes Briefes anzumerken. An Ruhme ſatt, und der eiteln Pracht überdrüſſig, leben Sie frey im Schooße des Ueberfluſſes. Der Unſterblichkeit feſt verſichert, philoſophiren Sie ruhig über die Natur der Seele. Und wenn der Leib oder die Seele leidet, ſo haben Sie den Tronchin zum Arzte und Freunde. Gleichwohl finden Sie lauter Böſes auf der Welt. Ich aber, als ein unbekannter armer Mann, der ich von einem unheilbaren Uebel geplaget werde, ſinne in meiner Einſamkeit mit Vergnügen nach; und finde, daß alles ſehr gut iſt. Woher kömmt doch dieſer ſcheinbare Widerſpruch? Sie haben es ſelbſt erkläret: Sie genießen; aber ich hoffe: und die Hoffnung verſchönert alles!

Es fällt mir ſo ſchwer, dieſen verdrüßlichen Brief zu ſchließen; als es Ihnen fallen wird, ihn durchzuleſen. Vergeben Sie mir, großer Mann! einen vieleicht unbeſcheidenen Eifer; der ſich aber gegen Sie nicht ergoſſen haben würde, wenn ich Sie weniger hochſchätzete. Behüte mich Gott! daß ich einen meiner Zeitgenoſſen beleidigen wollte, deſſen Gaben ich am meiſten verehre, und deſſen Schriften mir am ſtärkſten ins Herz reden. Allein es iſt von der Vorſehung die Rede, von welcher ich alles erwarte. Nach dem ich ſo lange in Ihrer Schule, Lehren des Troſtes und Heldenmuthes geſammlet:

fällt

Thiere mit eben so klingenden Worten andeuten könne, so giebt ihr die Deutsche nichts nach. Der Ochse bölket, das Schaf blöcket, das Schwein grunzet, die Schlange zischet ꝛc. daß man ihren Ton in den Benennungen selbst höret. (*) Die Stammwörter aber sind alle einsylbig, und findet man gleichheutiges Tages viele zweysylbige, so waren sie es doch nicht vor dem. Vater, Mutter, Himmel ꝛc. hieß sonst Vaer, Moer, Himl ꝛc. und dieses benimmt der Eigenschaft nichts, weil sie durch die itzige Aussprache zärter klingen. Man wird also erkennen, wie unsere Stammwörter wohllauten, weil sie den Sachen so ähnlich sind. Der Verfasser führet hier unterschiedene Stellen aus deutschen Dichtern an, wo sie in gebräuchlichen Wörtern die Sachen so lebhaft, natürlich und eigentlich vorgestellt, als jemals Virgil. Daß aber auch unsere Stammwörter zureichend, völlig und genug seyn, muß durch ein Wörterbuch bewiesen werden. Und wollen ja nicht alle Stammwörter zulangen, alle einzelne Dinge zu benennen, so ist die deutsche Sprache von der Natur, daß sie durch Zusammensetzung zweyer, dreyer oder mehrer Wörter ein jedes Ding mit einem eigenen Worte geschicklich bezeichnen kan.

Die

(*) Es ist nicht zu leugnen, daß Wörter, die nichts als Tone sind, alles andre, das auch einen Ton von sich giebt, auf einige Art ausdrücken können. Allein, darinn hat keine Sprache vor der andern einigen Vorzug. Daß aber auch die Natur andrer Dinge, die nicht ins Gehör fallen, dadurch ausgedrucket werden könne, wenn es einfache Stammwörter sind: Das hat unsers Erachtens noch niemand von einer Sprache tüchtig gewiesen.

fällt mirs hart, daß Sie mir itzo alles das nehmen, und mir nur eine ungewiſſe und unbeſtimmte Hoffnung, mehr als ein Scheinmittel, als eine künftige Schadloshaltung darbiethen. Nein! ich habe in dieſem Leben zuviel gelitten, um nicht ein anders zu hoffen. Alle metaphyſiſche Spinneweben werden mich keinen Augenblick bewegen, an der Unſterblichkeit der Seele, und an einer gütigen Vorſehung zu zweifeln.

Ich fühle ſie; ich glaube ſie; ich wünſche ſie; ich hoffe ſie, und werde ſie bis an meinen letzten Seufzer vertheidigen. Und von allen meinen Streitigkeiten wird dieſes die einzige ſeyn, in welchen mein eigener Vortheil nicht wird vergeſſen ſeyn. Ich bin

Mein Herr,

Ihr ꝛc.

IV.

Het nieuw neder - hoog - duitſch, en hoog - neder - duitſch Woordenboek;

oder: Neues holländiſch-deutſches, und deutſch-holländiſches Wörterbuch. ꝛc. ꝛc. von Matthias Kramern, itzt in dieſer neuen Auflage mit unzähligen Wörtern und Redensarten, ſowohl aus der holländiſchen Sprache ſelbſt, als aus Künſten und Wiſſenſchaften vermehret und verbeſſert. Leipzig 1759. in der Lankiſchen Buchhandlung. in groß 8.

Da die holländiſche Mundart eine der jüngſten Schweſtern unſerer hochdeutſchen Sprache iſt; wie ſie ſich denn ſelbſt niederdeutſch nennet: ſo können wir auch nicht umhin auch von einem Wörterbuche Nachricht zu geben, davon ſowohl ſie, als unſre hochdeutſche Mundart Vortheil und Ehre haben wird. Unter des ſel. Kramers Namen hat es bereits ſeit vielen Jahren einen guten Ruf in Deutſchland gehabt; ob es gleich ſeine Unvollkommenheiten nicht verneinen konnte: wie vielmehr wird es itzo in ſeinem verbeſſerten Zuſtande einen doppelten Beyfall finden?

Der erſte Verfaſſer deſſelben verſicherte, ſelbiges mit dem größten Fleiße ausgearbeitet zu haben. Er hatte ſich bemühet, alle holländiſche Wörter, und die hauptſächlichſten Redensarten hineinzubringen, die im Umgange geſitteter Leute gebräuchlich ſind. Ja er hatte nicht nur die eigenen, ſondern auch die verblümten Bedeutungen der Wörter angebracht. Indeſſen geſtund er ſelbſt, daß er nicht alle Wörter beyder Sprachen mitgenommen. Er hatte nur die Stamm- und Hauptwörter, nebſt den vornehmſten abgeleiteten oder zuſammengeſetzten Wörtern gebrauchet; die Kunſtwörter aber aus den höhern Wiſſenſchaften, freyen Künſten, Gewerben und Handwerken hatte er ausgeſchloſſen: theils weil ihre Menge zu groß, und ihrer aller Erforſchung unmöglich war; theils, weil es unnöthig ſchien, ſolche einem jeden bekannt zu machen; und endlich die Hand-

Handlungs- und Profeſſionsverwandten, ſie ohnedieß ſchon verſtünden.

Ferner hatte er die eigenen Namen der Thiere, Kräuter und Materialien, der Länder, Flüſſe, und Berge, auch ausgelaſſen; die freylich in ein Sprachlexicon nicht gehöreten. Die ſtarkverblümten, poetiſchen und romanhaften Redensarten; die fremden ins Holländiſche unnöthig eingemengten Wörter; alle pöbelhafte, unflätige und unziemliche Ausdrücke, alle Verkleinerungswörter, und ohne Noth zuſammengeſetzte, und andere Wörter mehr, die ſich zur Noth auch ſelbſt verſtehen laſſen, waren gleichfalls aus ſeinem Werke verbannet worden.

Als nun Hr. Prof. Titius die neue Ausgabe zu beſorgen übernahm, ſah er bald ein, daß ſelbiges in vielen Stücken einer Aenderung bedörfen würde. Und von dieſer giebt er nunmehr Rechenſchaft. Kramer hatte die Wörter eſt nach ihren Stämmen geordnet, und alle, die von ihm abſtammeten, hintereinandergeſetzet. Er drang recht darauf, daß ein rechtſchaffenes Wörterbuch zugleich ein rechtes Lern- und Studierbuch jeder Sprache ſeyn müßte. Es iſt auch im Grunde wahr, daß zur Erlernung irgend einer Sache die alphabethiſche Ordnung gar keine Ordnung iſt. Allein, bey einem Sprachwörterbuche iſt das bequeme Aufſchlagen eine von den weſentlichſten Eigenſchaften. Auf dieſe haben alſo die klügſten Verfaſſer ſolcher Bücher jederzeit geſehen: und eben aus dem Mangel derſelben iſt es hergekommen, daß des Spaten, oder Stielers deutſcher Sprachſchatz nicht beliebt und brauchbar befun-

den worden. Wer ein solches Buch nachschlägt, ist nicht allemal, ja sehr selten so geschickt, daß er jedes abgeleitete oder zusammengesetzte Wort auflösen, und unter seinem Stammworte suchen könnte. Er will es mit allen seinen Buchstaben finden, und daher ist die alphabethische Ordnung in dergleichen Büchern eingeführet worden, wird auch wohl die bequemste bleiben, so lange man sie für die Jugend und für Anfänger in den Sprachen schreiben wird. Diese Gründe nun vermochten den Hrn. Prof. Titius diese so bequeme Ordnung der Wörter durchgehends herzustellen.

Ferner war er bedacht, die unnöthige Weitläuftigkeit des Werkes zu verkürzen. Zu dem Ende hat er die unnöthigen Wiederholungen jedes holländischen Wortes ganz weggelassen, und nur die verschiedenen Bedeutungen desselben hintereinander gesetzet. Eine andere Abkürzung bewerkstelligte er, durch Wegwerfung unzählicher Redensarten, die der Hr. Verfasser fast bey jedem Worte, in großer Zahl gebrauchet hatte; die aber zum Verstande desselben nichts mehr, als ein einziges davon beytrugen. Er hat davon nur diejenigen beybehalten, die das Wort deutlicher machen, seinen Gebrauch in mancher Anwendung zeigen, dessen Fügung mit andern Wörtern erläutern, oder eine besondere Bedeutung davon bekannt machen. Er hat endlich auch die holländischen Erklärungen holländischer Wörter, mit ihren Verdeutschungen weggelassen, die Hr. Kramer den Holländern zu gut beygefüget zu haben vorgab.

Den

Den durch dieß alles leergewordenen Platz aber hat der neue Hr. Herausgeber mit etlichen tausend Wörtern und Redensarten ausgefüllet, die Hr. Kramer ausgelassen hatte; die aber das Werk ungleich vollständiger machen. Er bediente sich dabey des holländisch-französischen Wörterbuches, welches Halma geliefert hat, und für eins der besten gehalten wird. Auch des D'Arsy und von La Grüe vermehrtes Lexicon, welches eins der vollständigsten ist, hat er sich zu Nutze gemachet, wenn die Wörter nicht zu sehr veraltet waren. Auch Hannots holländisch-lateinisches Wörterbuch, nach Hoogstratens letzter Ausgabe ist zum Vergleichen gebrauchet worden. Besonders aber hat man die ins Holländische übersetzten Realwörterbücher des Jablonski und Hübners, auch Winschotens Seemann, zu den Kunstwörtern der Wissenschaften und Künste genutzet. Ja auch mündlicher und schriftlicher Rathschläge itztlebender Gelehrten, hat er sich in vielen Fällen dabey bedienet.

Indessen ist doch Halma die vornehmste Quelle aller seiner Verbesserungen in diesem Stücke geblieben. Er hat nicht allein in Kunstwörtern, sondern auch unzählige andere Redensarten aus ihm erborget, und Kramers seine dadurch gebessert. Sonderlich hat er die Sprüchwörter, Sentenzen und Kernredensarten der Holländer, die Halma sehr fleißig gesammlet, deutschen Lesern mitgetheilet.

Ueber dieß alles, saget der Hr. Prof. Titius, sey das ganze kramerische Wörterbuch ein Sammelplatz von schlechten, selbstgemachten, ungebräuchli-

chen und unverſtändlichen deutſchen Wörtern geweſen; die gröſztentheils wider die Gewohnheit im Reden lieſen. Es wäre ein Ekel geweſen, zu ſehen, wie Kramer alle holländiſche Redensarten in dem elendeſten Deutſch, und zwar ſo ſchülermäßig überſetzet, daß einer, der niemals ein holländiſches Wort gelernet, und nur mäßig deutſch verſtünde, ſie eben ſo überſetzen würde. Vielmals wären ſeine deutſchen Phraſes, ſo gar, wenn er holländiſche Sprüchwörter überſetzen wollte, ohne allen Verſtand: und das würden alle, die ſeine Folioausgabe zur Hand nehmen wollten, auf allen Columnen zu Dutzenden wahrnehmen.„ Wir nehmen keinen Theil an dieſem Ausſpruche.

Alles dieſes nun zu ändern, muß freylich, wie der Hr. Prof. Titius verſichert, eine höchſtverdrüßliche Sache geweſen ſeyn. Er beſchreibt die Verwirrung, die ein ſo verbeſſertes Exemplar, das mit Ausſtreichen, Einſchaltungen, Zahlen, Lücken und Ergänzungen durchackert geweſen, dem Setzer verurſachen müſſen, ſehr lebhaft; und meldet zugleich, daß man es endlich noch einmal, durch die Hand eines gelehrten Mannes allhier, habe müſſen abſchreiben laſſen. Aber auch dieſes ſcheint dem Hn. Prof. Titius, als einem Abweſenden, noch keine Gnüge gethan, und nicht alle Fehler verhütet zu haben. Wäre es alſo nicht rathſamer geweſen, den ganzen ſo fehlerhaft befundenen Kramer, ein vor allemal fahren zu laſſen, und lieber den Halma zum Grunde zu legen, oder gar ein ganz neues Wörterbuch zu liefern?

Wir

Wir wollen ihm aber bey dem allen ſeine Vorzüge vor Kramers Arbeit keinesweges abſprechen. Es wird ſonder Zweifel viel vollſtändiger, bequemer und beſſer deutſch erſcheinen, als die krameriſche Ausgabe: die noch dazu den Fehler hatte, daß ſie ein Foliant war, und doppelt ſo viel koſtete, als dieſes. Der Hr. Prof. wird alſo für ſeine viele Mühe, ohne Zweifel viel Dank verdienen; und ſonderlich wird die deutſche Sprache dabey merklich gewonnen haben. Ein jeder Liebhaber derſelben wird wünſchen, daß man auch Kramers italieniſches Wörterbuch, eben ſo eingerichtet bekommen möchte. Doch wir unterſtehen uns nicht, dieſe Arbeit dem Hrn. Prof. zuzumuthen, ſo lange ſein dabey überſtandener Verdruß, noch ſo lebhaft als itzo, bey ihm ſeyn wird.

In der holländiſchen Rechtſchreibung iſt er den neueſten Schriftſtellern gefolget. Andere kleinere Vortheile, die er beobachtet hat, übergehen wir mit Stillſchweigen. Man wird ſie in ſeiner Vorrede nach der Länge angezeiget finden. Papier und Druck machen der Handlung viel Ehre.

V.

Fortſetzung des neulich angefangenen Artikels der Beobachtungen und Verbeſſerungen über den Text der Verſion des erſten Buches Herodots, aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. p. 114.

XXVIII. Anmerkung.

Funfzigſtes Kap. In dieſem Kapitel erzählet Herodot die Opfer, welche vom Crösus gebracht werden, um ſich den Apollo günſtig zu machen; und mit was für Geſchenken er den Tempel zu Delphis bereichert. Unter andern Geſchenken erwähnet er auch goldener Ziegel, davon vier, ſaget er, von geläutertem Golde geweſen, und er bemerket deren Gewicht in folgenden Worten: Καὶ τέτων ἀπίφθου χρυσοῦ τέσσαρα, τρία ἡμιτάλαντα ἕκαστον ἦλκτα: quorum quatuor erant auri excocti, singuli pondo duorum & dimidii talenti.

Hr. Abt Geinoz greift dieſe Ueberſetzung als fehlerhaft an, weil ſie den Halbziegeln von geläutertem Golde, ein Talent mehr am Gewichte beylegt, als der griechiſche Text thut: Τρία ἡμιτάλαντα drücket nicht den Werth von drittehalb Talenten aus, ſondern nur von anderthalben. Die Ausleger haben ſich in folgenden zwo Arten zu reden gekret: τρία ἡμιτάλαντα und τρίτον ἡμιτάλαντον. Es iſt wahr, daß τρίτον ἡμιτάλαντον, drittehalb Talente andeutet, nach der den Griechen gewöhnlichen Art, die Brüche zu zählen, wodurch das ἡμιτάλαντον, allezeit von der vorhergehenden Zahl ein halbes Talent abzieht, z. E. ἕξ ἡμιτάλαντον, bedeutet ſechs und ein halb Talent, und τρίτον ἡμιτάλαντον, drittehalb Talente. Aber es iſt zu merken, daß dieſe Regel nur bey den gewöhnlichen Zahlen ſtatt hat, z. E. τρίτος, τέταρτος, πέμπτος, &c. Ganz anders iſt es mit

den

den Numeris cardinalibus; in dieſen muß gar nichts abgezogen werden, von dem, was ſie bedeuten ſollen; folglich bedeutet τρία ἡμιτάλαντα, drey halbe Talente, oder ein und ein halb Talent, ſo wie τρία ἡμίμναια, ein und eine halbe Mine. Dieſe Art zu rechnen iſt den Griechen ſo gewöhnlich, daß auch Xenophon ſaget: τριακόσια ἡμίμναια, um hundert und funfzig Minen zu ſagen. Dieſe Anmerkung iſt aus dem VI. Kap. das IX. B. des Julius Pollux genommen, welcher nachdem er die Art, die Brüche durch die Numeros cardinales zu zählen, erkläret hat, hinzufüget: Φίλεν δὲ τοῖς ἀρχαίοις καὶ τὸ ἓν ἥμισυ τάλαντον τρία ἡμιτάλαντα λέγειν, ὡς καὶ τρία ἡμίμναια τὴν μιαν ἡμίσειαν μνᾶν: das heißt: Es iſt bey den Alten gewöhnlich, daß ſie drey halbe Talente ſagen, anſtatt ein und ein halb Talent zu ſagen. Gronov hat den Irrthum des Laurentius Valla wohl gemerket; allein, er hat ihn ihm ſchenken, und in ſeiner Ueberſetzung nichts ändern wollen. Donavi Vallæ ſuam interpretationem, ſaget er in einer Note, etſi haud dubie factam non ex arte. Man ſieht nicht ein, woher hier dem Gronov dieſe Gefälligkeit gegen den Lorenz Valla komme. Er verſchwendet die Noten, er mußet, mehrentheils mit Bitterkeit, auch die allerkleinſten Fehler der Ausleger auf; und hier, wo die Rede iſt, einen wichtigen Schnitzer auszubeſſern, und wo er ſchöne Gelegenheit gehabt hätte, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, da ſagt er nichts. Noch mehr! er nimmt den Fehler ſelbſt an, den vor ihm Heinrich Stephan und Lorenz Valla

gemachet haben, da er ihn für einen Fehler erkennet.

XXIX. Anmerkung.

64. Kap. In diesem Kapitel wird vom Pisistratus geredet. Man erzählet darinnen die Mittel deren dieser geschickte Staatsmann sich bedienet, sein Ansehen in Athen zu erhalten, wo er zum dritten male hineinkam. Eine von seinen Sicherheiten die er wider den Unbestand des Pöbels nahm, war diese, daß er einen Theil ihrer Kinder als Geiseln nach der Insel Naxos schickte. Denn, setzt der Geschichtschreiber hinzu, Pisistratus hatte diese Insel unters Joch gebracht. *Καὶ γὰρ ταύτην ὁ Πεισίστρατος κατεστρέψατο πολέμῳ καὶ ἐπέτρεψε Λυγδάμι, πρός γε ἔτι τούτοισι τὴν νῆσον Δῆλον καθήρας ἐκ τῶν λογίων.* Gronov übersetzt diese Stelle so: Hanc enim insulam subegerat Pisistratus, Lygdamique permiserat, quum antehac etiam Delum insulam ex oraculis expiasset. Diese Uebersetzung scheint dem Herrn Abte Geinoz, den Sinn der Rede ganz zu verwirren, da sie nicht von dem Faden der Erzählung dasjenige abgesondert, was eigentlich nur eine Parenthesis ist; und indem sie dasjenige Glied der Construction, welches durch *πρός γε ἔτι τούτοισι* anfängt, mit dem unmittelbar vorhergehenden Worten, *Δῆλον κατεστρέψατο καὶ ἐπέτρεψε Λυγδάμι* verbindet, ungeachtet sie ganz und gar nichts damit zu thun haben. Dieses Nichtverhältniß zeiget sich sogleich bey dem ersten Anblicke. Was ist wohl für ein Zusammenhang in einer Rede, wo ich sage: denn Pisistratus hatte

Die fünfte Lobrede faſſet eine kurze Anleitung zu der ſonderlichen und andern Sprachen ganz ungemeinen Ableitung der Wörter in ſich, welche in unſerer Mutterſprache ſo überreichlich zu finden ſind. Gleichwie unſere deutſchen Lettern und Stammwörter einſylbig, eines feſten Grundes, reines Urſprungs und lieblichen Geläutes ſind: Alſo ſind auch die an dieſem Sprachbaume ausgewachſne Reiſer und Nebenſprößlein einſylbig oder einlautend. Solche Nebenſprößlein oder Nebenwörter ſind entweder die zufälligen Endungen, als: e, em, en, es, er, er, eſt, ete, eteſt, etet, ere, erer, ereſt, erſter, erſtes, erſtem, erſten, eſte, eſter, eſtes, eſtem, eſten; oder aber es ſind die Hauptendungen der abgeleiteten Wörter an der Zahl 23, als: bar, e, ey, el, er, ern, en, haft, heit, icht, ig, inn, iſch, keit, lich, ling, lein, niß, ſal, ſam, haft, thum, ung. Wer dieſe Hauptendungen, und dero Wirkungen beobachtet, wird eine durchgehende Gewißheit in der ganzen Sprache, was die Ableitung betrifft, richtig verſpühren. Dieſe Hauptendungen bedeuten an ſich nichts, und es iſt lächerlich, wenn einige andere Stammwörter davon haben ableiten wollen. Sie ſind in und mit den Gründen der Sprachen entſtanden, und hat kein völliges Deutſch ohne ihren Beyſtand können geredet werden. Der Verfaſſer zergliedert hierauf in deutſcher und lateiniſcher Sprache ein paar Wörter nach den zufälligen, und Hauptendungen.

Die ſechſte Lobrede zeiget eine richtige Eröfnung der Gründe, und wunderreichen Eigenſchaften, welche in Verdoppelung der deutſchen Wörter aufs allerglück-

die Insel Naxos erobert und sie dem Lygdamis gegeben; nachdem er zuvor die Stadt Delos auf Befehl des Orakels gereiniget hatte. Hat wohl die Schenkung der Insel Naxos etwas mit der Reinigung der Insel Delos gemein? Diese zwo Sachen scheinen von einander ganz und gar nicht abzuhängen. Herodot hat auch nicht daran gedacht, sie mit einander zu verbinden, wie man sich leichtlich überzeugen wird, wenn man seine Erzählung ein wenig mehr von oben anhebt. Er saget: „Auf solche Art hat Pisistratus, nachdem „er sich zum drittenmale zum Herrn von Athen ge„macht, seine Tyranney durch viele Hülfsvölker „befestiget, und durch große Summen Geldes, die „er theils aus dem Attischen, und zum Theile aus „dem Flusse Strymon zog; und dadurch daß er die „Kinder der Athenienser, welche in der letzten Acti„on viel Widerstand gethan, und nicht sogleich die „Flucht ergriffen hatten, zu Geiseln nahm, und „diese Geisseln auf die Insel Naxos schickte.„ Ἐξελάσας τὸν τυραννίδα - - - - ἐμέρεας τῶν Ἀθηναίων παραμενάντων - - - - παῖδας λαβών, καὶ καταστήσας ἐς Νάξον. Bey Gelegenheit der Insel Naxus nun, saget er einschaltungsweise, daß Pisistratus sie erobert, und dem Lygdamis geschenket hätte: Καὶ γὰρ ταύτην ὁ Πεισίστρατος κατεστρέψατο πολέμῳ καὶ ἐπέτρεψε Λυγδάμι. Nachdem er nun hiermit die Einschaltung beschließt, so setzet er folgendes hinzu: πρὸς γε ἔτι τούτοισι τὴν νῆσον Δῆλον καθήρας ἐκ τῶν λογίων; und reinigte überdem die Insel Delos, nach dem Befehle des Orakels.

kels. Dieses Participium, welches auf diese Art durch eine lange Einschließung von der Redensart abgesondert ist, scheint umsonst da zu stehen und keine Bedeutung zu haben: gleichwohl ist augenscheinlich, daß die particula conjunctiva πρὸς γε ἔτι τέτοισι dieses Participium mit denen verbindet, die vor der Einschaltung hergehen; nämlich mit λαβὼν ὁμήρες und mit κατατήσας ἐς Νάξον, und solches von ἐξέλιζσε τὴν τυραννίδα, als dem Hauptworte der Redensart worauf alle Participia sich beziehen, abhängen läßt. Durch diese grammatikalische Anordnung der Wortfügung, lernen wir die Ursache erkennen, warum Pisistratus die Insel Deles gereiniget habe, und sehen deutlich ein: daß dieser Tyrann diese Reinigung nur als ein Mittel unternommen, seine Tyranney zu befestigen. Er brauchte eines Orakels, welches eine große Macht und viel Glück demjenigen versprochen hatte, der die Insel reinigen würde. Herodot führet das Orakel nicht an, und ich glaube nicht einmal, daß man es wo anders finden könne: aber es ist doch ganz gewiß, nachdem was Herodot davon saget, daß Pisistratus geglaubet hat, er müsse es erfüllen; in der festen Hoffnung, daß darauf seine ganze Macht und der ruhige Besitz seiner Staaten ankäme: Ἐξέλιζσε τὴν τυραννίδα saget Herodot, ὁμήρες τῶν Ἀθηναίων παραμεναίτων παῖδας λαβὼν καὶ ἐς Νάξον κατατήσας, πρὸς γε ἔτι τέτοισι τὴν νῆσον Δῆλον καθήρας ἐκ τῶν λογίων. Stabilivit tyrannidem, filios Atheniensium, qui persisterant, pro obsidibus sumens, et transferens illos

illos in insulam Naxum; item insulam Delum, ex oraculis expians.

XXX. Anmerkung.

69. Kap. Herodot redet hier von der lacedämonischen Gefangenschaft nach Sardes. Die Anmerkung des Hrn. Abtes Geinoz fällt auf folgende Redensart seiner Erzählung: Πέμψαντες γὰρ οἱ Λακεδαιμονιοι ἐς Σάρδις χρυσὸν ὠνέοντο ἐς ἄγαλμα βελόμενοι χρήσασθαι τούτῳ τὸ νῦν τὶς Λακωνικης ἐν Θόρναξι ἵδρυται Ἀπόλλωνος. Der Hr. Abt Geinoz findet in den Handschriften eine verschiedne Lesart über dem Worte τούτῳ, welches nach dem χρήσασθαι steht. Τούτῳ ist in allen Ausgaben mit einem ω und untergeschriebenen ι geschrieben; gleich als ob es sich auf χρυσὸν bezöge, und daß es der Ablativus wäre, den χρήσασθαι regiert. Aber das richtigste Manuscript des Königs stellet uns τοῦτο mit einem ο geschrieben dar, als wenn es zum Klagefalle gehörte, und sich auf ἄγαλμα bezöge; und diese Lesart scheint den andern vorzuziehen zu seyn. Man bemerke, daß hier auf τοῦτο unmittelbar das relativum τὸ folget; und daß nach dem Zusammenhange der Rede diese zween Namen nothwendig mit einander verbunden sind, und sich auf das Substantivum ἄγαλμα beziehen. Sie kauften Gold, um sich dessen zu Verfertigung dieser Säule des Apollo zu bedienen; welche heute zu Tage an einem Orte in Lakonien siehe Θόρναξ genannt.

So weit geht alles, was wir von des Hrn. Abtes Geinoz Anmerkungen über einen Schriftsteller übrig haben

haben, den er gründlich durchstudieret hatte, und worüber er im Stande war, uns vieles Licht zu ertheilen. Er besaß alles was einem dergleichen Unternehmen einen glücklichen Ausgang verschaffen kann, Gelehrsamkeit, Richtigkeit im Verstande, Liebe zur Arbeit, Eifer für seinen Schriftsteller, eine brennende Begierde nützlich zu seyn; aber es hat ihm an Zeit gefehlet. Wir hoffen daß sich jemand finden wird, der seine Arbeit fortsetzet.

Die Ehre des neuesten deutschen Horazes gegen eine schlechte und ungesittete Beurtheilung gerettet. Altdorf gedruckt im Jahre 1759.

Ich war eben mit der Beurtheilung einer Stelle im Horaz beschäfftiget, als ich Befehl erhielte, dem erlauchten Uebersetzer der horazischen Oden, die zu Braunschweig herauskommen, die rostocker vermischten kritischen Briefe zuzuschicken; worinnen der Verfasser gedachte Uebersetzung beurtheilet haben will. So gerne ich diesem unvergleichlichen Herrn zu Befehl lebe; so ungern that ich es dießmal. Ich hatte die vermischten kritischen Briefe schon eine geraume Zeit vor ihm verborgen, um ihn nicht zu beleidigen: und nun schämte ich mich vor der ganzen gelehrten Welt, von deren, wiewohl unberufenem und unerbetenem, Kunstrichter ein wahrer Mäcen so gröblich ist mishandelt

wor-

werden. Das ist die Feinheit unserer Zeiten, daß man sich mit Lästerungen, wenn sie nur etwas wizig sind, unverschämt an große Häupter wagt! Der unbefugte Kunstrichter hat sich entweder dadurch eine ihm nicht gebührende Größe erwerben wollen, daß er sich an große Personen machet: oder es ist wohl gar in der gegenwärtigen kriegerischen Aussicht Deutschlandes, und den hohen Bedienungen des hochgebohrnen Hrn. Uebersetzers der Grund einer vergällten Kritik zu suchen. Allerwenigstens hat sich der Briefsteller, so wie in dieser, also in mehrern Beurtheilungen, die in seinen Briefen vorkommen, einer sektirischen Parteylichkeit schuldig gemacht. Des Hrn. Uebersetzers hochgräfliche Excellenz sind durch ihre Geburt, durch ihre seltnen Verdienste, und durch einen Charakter, der die größten, die liebenswürdigsten Eigenschaften, selbst die Kunst und die Gelehrsamkeit, im vorzüglichsten Grade in sich schließt, so weit über den kleinen Briefsteller erhaben, daß sie sich nicht gegen ihn zu vertheidigen brauchen. Ich habe inzwischen doch die Erlaubniß erhalten, ein Schreiben des Hrn. Grafen an mich, nebst einigen meiner geringen Anmerkungen über den übersetzten Horaz, und seinen unhöflichen Recensenten, drucken zu lassen. Ohne zu schmäucheln, rechne ich mir es zur größten Ehre, dieses Geschäfft zu verrichten. Ich bin nicht gesonnen, den Kunstrichter förmlich zu belehren, und den Schriftsteller nach der Sittlichkeit und Lebensart sowohl, als nach der Kenntniß von dem Horaz, die er gewiß nicht für sich allein gepachtet hat, zu beurthei-

urtheilen. Ich versichere zum Voraus, daß ich weiter nichts in dieser Sache schreiben oder antworten würde, gesetzt, daß auch der ungenannte, doch nicht ganz unbekannte Briefsteller, mich zum Gegenstande seiner Rache wählen wollte. Hier ist zuerst das Schreiben des Hrn. Grafen an mich.

P. P.

„E. H. überschicken mir die in Rostock heraus„gekommenen vermischten kritischen Briefe, in de„ren zehentem meine Uebersetzung der Oden des Ho„raz — — getadelt, nein, ich kann wohl sagen, „gemishandelt werden. Dieselben glauben, es „dürften mir dergleichen unbescheidene Ausdrücke „empfindlich fallen: allein, so wenig es dem Hrn. „Verfasser, der kritische Briefe zu schreiben unter„nommen, verdrießen wird, daß mir seine Ueber„setzung der Verwandlungen des Ovids nicht ange„standen; so wenig darf ich mich auch über dessen „Urtheil wundern, da die Geschmacke unterschieden „sind. Z. E. Der Hr. Autor füllet seinen großen „Pokal für seinen durstigen Freund K. den er spät „erwartet, schon zu früh an, (24sten Brief, S. „204.) damit der Wein überschlagen kann. Die „alten Römer mischten den Wein wohl mit lauem „Wasser: und doch kenne ich viele heutige feine „Trinker, die beydes nicht ausstehen würden. Daß „ich mich aber über eine bescheidene Censur gefreuet „und dafür gedanket haben würde, gesetzt auch, man „hätte mir eben dieselben, und noch mehr Fehler vor„geworfen, gestehe ich aufrichtig. Und warum

„sollte,

„ſollte ich es verheelen? Es iſt dieſes mein Wunſch „vom Anfange geweſen. Da gegentheils in dieſer „Beurtheilung die unhöflichſte und niederträchtigſte „Art gebrauchet wird, und meine Erziehung mich „nie gewöhnet hat, mit dem Pöbel, und ſollte es „auch kritiſcher Pöbel ſeyn, zu balgen: ſo werden „E. H. mir vergeben, wenn ich mich auf keine Ver„antwortung einlaſſe, da ich eben ſo froh geweſen, „das Ende dieſer Beurtheilung zu leſen, als der „Hr. Autor war, wenn er einen Brief zu Stande „gebracht; wie er am Ende des 2ten, 4ten, 10ten „und 28ſten Briefes ſeine Freude auszulaſſen nicht „unterlaſſen kann.

„Indeſſen kann ich E. H. verſichern, daß ich die „3te und 4te Zeile der erſten Ode des erſten Buches „gewiß nicht des Reimes wegen geſchrieben, ſondern „den Zuſammenhang der Anrede mit dem Inhalte „der Ode anzeiget; da unſere deutſche Ohren mir noch „nicht gewohnt genug ſcheinen, dergleichen plötzli„chen Uebergang von einer Sache zur andern, wel„cher dem Horaz ſo eigen iſt, zu ertragen: und habe „ich des Hrn. Prof. Gellerts eigenes Schreiben an „mich, worinnen er die Bemerkung dieſes Zuſam„menhangs billiget; außerdem, was unterſchiedliche „gelehrte Männer deßhalb in ihren Noten über den „Horaz angeführet. Ich habe alſo hierinnen das „principibus placuiſſe viris vor mir.

„Können die Worte, præſidium & dulce de„cus, mit gleich ausdrückenden Synonymis gegeben „werden: ſo will ich meine Beywörter willig aus„ſtreichen, und nur die denſelben gegebene Beywör-

„ter, undichterisch, schlecht gedacht, falsch, „matt, prosaisch, unglücklich, unempfind„lich, u. s. w. verbethen haben, die im Grund„texte auch nicht stehen.

„Die 14te Ode des 1sten B. hat sonderlich das „Unglück gehabt, dem Hrn. Briefsteller zu misfal„len, weil er solche für eine Allegorie gehalten und „nicht gefunden, daß ich solche ausgedrücket. Er „wirft den Muretus, Dacier und Bentley, durch „das Ansehen des Quintilians, und eine griechische „Stelle aus dem Alcäus zu Boden. Aber ob ich „auch dieses alles auch bereits gelesen; so hat es mich „doch nicht mehr, als jene große Männer, über„führet, und nicht mehr bewogen, es für eine Alle„gorie zu halten, als des Hrn. Liscovs satyrische „Predigt über diesen Text, darinnen ausgeführet „werden soll: daß solches eine Allegorie auf die wol„fische Philosophie sey. Und wenn es auch eine Al„legorie wäre, so muß der Dichter doch bey seinem „Bilde bleiben, und sollte das Gleichniß in manchen „Stücken hinken. Ich möchte wohl wünschen, der „Hr. Autor hätte uns erkläret: warum die Römer „das Meer, welches die glänzenden cycladischen „Inseln durchströmet, meiden sollten? Ich habe „einfältig, nebst andern, geglaubet, es sey, wegen der „Klippen, und sey dem Horaz erlaubt, deswegen für „sein Schiff besorgt zu seyn. Man schilt aber diesen „Gedanken für elend, schlecht, wunderbar Geschwä„tze, und unrichtiger, als es ein mittelmäßig fleißi„ger Schulknabe von neun Jahren machen könnte. „Das sind kritische Machtsprüche, worauf ich schon

„in

„in meinem achten Jahre nicht habe antworten kön-
„nen; noch weniger aber es itzo zu thun verlange.
„Damals überſetzte ich ſchon: Pontica pinus; ein
„Stamm aus Pontus Fichtenwald; aber der
„Hr. Autor will mir aufdringen, ich habe in mei-
„nem 50ſten Jahre es überſetzt: Pontica pinus,
„Pontus Fichtenwald. Ich berufe mich auf die,
„welche leſen können. Sie ſehen, die Menge mei-
„ner Zeugen iſt groß, und der Hr. Criticus bleibt
„davon ausgeſchloſſen; oder es hat ihn die Hitze und
„der kritiſche Ketzermachergeiſt verblendet. Hoc mi-
„hi debuit ludibrium.

„Ich muß ſchließen, ſonſt falle ich in die Ver-
„ſuchung, mich weiter zu verantworten, da ich dieſes
„doch nur für E. H. geſchrieben, als für welche ich
„alle Hochachtung trage, und bin

E. H.

Dienſtergebenſter Diener
Friedr. Ludwig Graf zu
Solms ꝛc.

Wie billig iſt nicht der Hr. Graf gegen einen ſo unwürdigen Kunſtrichter! Wie unverſchämt aber dieſer ſey, zeigt auch ſchon das Schreiben des Hrn. Grafen, und noch mehr die Sammlung, die ich von ſeinen Schimpfwörtern machen, und dem Leſer zu beurtheilen geben will. Matt, elend, kraft-

los, einfältig, schlecht, mehr als schlecht, verworren, schleppend, kriechend, elend, nervenlos, seichte, Gewäsche, jammervolles Gewäsche, Armseligkeit in der lateinischen Sprache, Unsinn, sind die Namen, die entweder der Uebersetzung, oder dem erlauchten Hrn. Uebersetzer beygeleget werden wollen. Und was das meiste ist, so scheuet sich der Kritiker nicht, recht deutlich zu verstehen zu geben, daß er wisse, wer der Hr. Uebersetzer sey; indem er ihn bald den fürnehmen, bald den hochgebohrnen Hrn. Uebersetzer nennet. Wenn nicht Einfalt und Bosheit die Feder geführet hätte, würde man wenigstens die Person des Hrn. Uebersetzers aus dem Spiele gelassen haben, welches um so viel leichter hätte geschehen können, da das, von dem Briefsteller beurtheilte erste Buch der übersetzten horazischen Oden noch ohne Beyfügung des hochgräflichen Namens herauskam. Um die kritische Hoheit aber vollends gar in ihrer ganzen Pracht zu zeigen, ruft der Briefsteller auch noch ein Wehe dem Uebersetzer — zu.

Ich zweifle, ob man eingebildeter, gröber und pöbelhafter schreiben kann! Und gleichwol unterstehen sich die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu behaupten, daß dieß der verdiente Tadel sey, mit dem die zu Braunschweig gedruckte Uebersetzung des Horaz hier beleget wird. Es ist wahr, besagte Verfasser haben, ohne ihnen aus Furcht vor einer scharfen Kritik zu schmeicheln, das günstigste Verurtheil vor sich, welches kaum Journalisten noch gehabt haben: aber sie vergehen

sich

glücklichſte verhanden ſind. Eine jede Sprache hat nur eine gewiſſe, uno gegen die unzehligen verhandenen Dinge ſehr kleine Anzahl Stammwörter. Daher muß ihr durch die abgeleiteten und verdoppelten Wörter geholfen werden. Dieſe Verdoppelung aber geſchieht in dem Deutſchen, wenn man zwey, drey oder vier Stammwörter zuſammen fügt, oder zwey oder drey Stammwörter mit einer oder andern Hauptendung der Abgeleiteten verdoppelt, und in ein Wort bringet. Daraus entſtehen hauptſächlich vier Arten der verdoppelten Wörter. Ehe man aber dieſe Arten durchgehet, muß man wiſſen, daß jedes verdoppelte Wort in zwey Stücke abgetheilet werde. Das eine heiſſet der **Grund**, das andere **beyfügig**. Der Grund iſt daſſelbige, auf deſſen Bedeutung vornehmlich der Gedanke ſich lenket, und welches in der Verdoppelung als die Hauptbedeutung behalten wird, und allezeit die Hinterſtelle des Worts einnimmt. Das beygefügte iſt das übrige **Vortheil**, welches darum vorn angefüget wird, daß durch deſſen **Bey-** oder **Vorſtand** das Grundwort anders gefügt, und zu einer andern Bedeutung gebracht werde. Alſo iſt in dem Worte **Seeſtadt**, Stadt der Grund, See aber das beygefügte, wie in **ſcharfſinnig**, ſcharf das beygefügte, ſinnig aber der Grund iſt. Dieß macht nun die Gewißheit und liebliche Art zu verdoppeln in unſerer Sprache, daß man erſtlich auf das Grundwort Achtung geben, und nach Anleitung des beygefügten, jenes Andeutung recht vernehmen müſſe. Da das Grundwort allezeit zuletzt ſtehen muß, ſo folget, daß im Deutſchen kein Beywort (Adiectiuum) hinter dem Nennworte

(Sub-

sich auch zuweilen mit ihren Machtsprüchen gegen die besten Schriftsteller; sie sind einer heftigen und ausschweifenden Leidenschaft fähig; und sie müssen sich ja nicht einbilden, daß es nur auf sie ankomme, zu sagen: wir wundern uns, daß dieser oder jener Mann noch nicht ausgezischet worden ist. So können wohl muthwillige Studenten reden; aber keine Kunstrichter, die den Geschmack bilden und verbessern wollen.

Was aber den Rostocker Briefsteller am meisten mag erhitzt und wider die Uebersetzung des Hrn. Grafen aufgebracht haben, ist außer Zweifel der Reim. Dieser misfällt ihm, und deswegen nennt er auch die gegenwärtige Uebersetzung ein Gewäsche, das am Ende einen ähnlichen Schall hat; ja deswegen muß auch die langische Uebersetzung des Horaz einen poetischen Schwung haben: denn diese ist nicht gereimt. Ich gestehe es, die eigenen horazischen Oden des Hrn. Pastor Langens haben mir allezeit unvergleichlich wohl gefallen: aber seine Uebersetzung des Horaz habe ich noch nicht goutiren können. Ich bin nicht wider die reimlosen Verse eingenommen, und durchaus keiner Sekte zugethan: und gleichwohl finde ich in Hrn. Langens Arbeit nichts als eine wörtliche Uebersetzung; ein Gewebe von Latinismen; ein Deutsches, das kein Mensch versteht, der den Horaz nicht in der Grundsprache lesen kann; und eine unsern Ohren unerträgliche Kürze, die nur im lateinischen schön bleibt. Der Fehler im Sylbenmaaße, und der Latinität nicht zu gedenken, weil hierüber schon so viel gesagt

und gestritten worden ist. Der Horaz muß entweder gar nicht übersetzet werden, oder er muß mit Beybehaltung des Wesentlichen und nothwendig Schönen so umgekleidet werden, daß ihn Deutsche, die die lateinische Sprache nicht verstehen, lesen können, gerne lesen, daß auch Frauenzimmer dadurch Geschmack an dem Horaz finden, und wir selbst, so viel möglich, glauben können, wir lesen ein deutsches Original. Diese Gesetze hat sich der hochgebohrne Hr. Graf von Solms vorgebildet, und er hat sie glücklich beobachtet. Wenn es auf mein geringes Zeugniß ankäme, so könnte ich damit bekräftigen, daß nicht wenige Frauenzimmer Geschmack an dem gräflichen Horaz gefunden haben. Ja selbst dem Frauenzimmer hat man es zu danken, daß diese Uebersetzung das Licht erblicket hat. Verschiedene große Frauen, besonders der Kron- und Churprinzessinn von Pohlen und Sachsen königl. Hoheit, haben den Hrn. Grafen nicht nur ermuntert, sondern ihm auch befohlen, seine Uebersetzung durch den Druck gemein zu machen. Vor den Namen dieser großen Frauen, die auch den 4 ersten Büchern des deutschen Horazes, und zwar nicht etwan nach der schlechten Mode der Zueignungsschriften, vorgesetzet sind, hätte man wenigstens so viel Ehrfurcht haben sollen, daß man das Buch nicht mit Grobheit und pöbelhaften Schimpfwörtern anpackte. Der Hr. Graf beredet sich keinesweges, daß er durch den Schutz hoher Damen sich dem Gebiethe der Kritik, unter welches ein jeder Schriftsteller gehöret, entziehen dürfte. Allein, die Herren Kunstrichter und

Recensenten dürfen ihn auch nicht wie einen Mitautor betrachten, über den man nur sogleich, wie über einen jungen Magister, mit Spotten und Schimpfen und Drohen herfällt. Den Hrn. Grafen schützet sein Stand vor solchen Zudringlichkeiten; und seine hochwichtigen Geschäffte befehlen uns eine gewisse Billigkeit an, nach welcher wir ihn ganz anders ansehen müssen, als etwan einen Mann, der über den Horaz Lehrstunden hält, und ihn doch nicht recht versteht.

Man lese die drey Vorreden zu den ersten Büchern dieser Uebersetzung, sowohl die zwo ersten von dem Hrn. Hofrath Madai, als die dritte von des Hrn. Grafens Excellenz selbst, so wird man sich überzeugen können: wie sehr der Hr. Uebersetzer einen anständigen Tadel wünsche, was er für Bedingnisse dabey vorschreibe, und wie großmüthig er bereits erhaltene Kritiken und Anzeigen von Fehlern aufgenommen habe. Ich habe selbst die Gnade gehabt, da ich so glücklich war, in eine Bekanntschaft mit dem erlauchten Hrn. Uebersetzer zu kommen, noch eine Ode, und zwar das letzte Carmen säculare in dem Horaz, mit ihm durchzugehen. Ich kann nicht genug sagen, wie begierig der Hr. Graf war, einen Tadel zu hören; wie leutselig er war, wenn ich ja im Stande gewesen bin, einen Fehler zu finden, oder nur vielmehr eine Kleinigkeit zu verbessern; und wie geschwinde er das, was ich mit einer gewissen Keckheit, die ich mir schier selbst verdachte, bemerkte, ausgestrichen und

geändert hat. Und dieß pflegte der Hr. Graf ordentlich bey seinen Uebersetzungen zu thun, ehe er sie dem Drucke überliefern ließ. Ja er hat noch überdieß andere und gelehrtere Männer, als mich, gehöret, und gleichwohl deren Beyfall erlanget. Es ist genug, wenn man Gellerten nennet. Man könnte mehr große Gelehrte anführen, die den Hrn. Grafen lange zuvor, ehe er seinen Namen unter die Presse gab, so sehr bewundert haben, als vergnügt er hernach über ihren Beyfall war; nachdem ihn ein höherer Befehl vermochte, seine Uebersetzung der Welt zu schenken. Wir sollten stolz auf ein Geschenk seyn, dergleichen der gelehrten Welt gewiß nicht oft gemachet wird; zumal da unser Liebling, der Horaz, so lange von dem Hrn. Grafen auf das stattlichste verpfleget worden ist. Ja es ist in der That was merkwürdiges, daß ein Hr. von solchem Stande, bey den mannigfaltigsten und wichtigsten Geschäfften, dreyßig ganzer Jahre mit dem Horaz umgehen mag. Nichts von dem zu gedenken, daß der Hr. Graf auch nun wirklich 200 verschiedene Ausgaben des Horaz gesammlet, ihn mit allen Anmerkungen der Gelehrten und in allen Uebersetzungen gelesen, und nun, bey der Ausgabe seiner eigenen Uebersetzung, auch sehr vieles zu dem prächtigen Aeußerlichen des Buches durch seine Kunst und Freygebigkeit beygetragen hat.

Man muß dem Rostocker Hrn. Briefsteller aber doch auch sagen, daß die gelehrte Welt, und große Männer in ihr, die Uebersetzung des Herrn Gra-

Grafen wohl und mit gebührender Achtung aufgenommen haben, ehe er sich auf eine wider alle Lebensart streitende Weise ein Richteramt angemaßet hat. Ich will der Anzeige nicht gedenken, die in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit — verkommt: denn hierwider möchte der Kritiker, um mit seinen Worten zu reden, ein vorschnelles Vorurtheil haben. Aber die göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, lobet er, wie schuldig, selbst a. d. 246. S. seiner vermischten Briefe; und aus diesen wollen wir ihm folgende Recensien verhalten:

„Horatius genießt noch sein altes Glück, Standespersonen zu gefallen und ihr Freund zu seyn. „Im Verlage des Waisenhauses zu Braunschweig „ist eine deutsche poetische Uebersetzung der Oden „desselben gedruckt worden. . . Der Hr. Hofrath „Madai zu Halle, hat eine kurze Vorrede vorgesetzet, „darinn er die Nachricht giebt, der Hr. Verfasser „sey eine Standesperson, die seit 30 Jahren an „dieser Uebersetzung gearbeitet, allein jetzt sich noch „nicht genannt habe, um das Urtheil der Welt desto „freyer und unpartheyischer zu hören. Uns dünkt, „wenn dieses bey seiner Unpartheylichkeit auch gerecht seyn will, so muß es neben den Abhaltungen, „die eine Standesperson hat, ruhige Stunden auf „die Ausbesserung ihrer Gedichte zu wenden, und „neben der Schwierigkeit, recht strenge Urtheile der „Freunde und Kenner zu vernehmen, noch das mit „bedenken: daß ein großer Theil dieser Gedichte „der 30 Jahren gemacht ist, als die deutsche Dicht-

„kunst noch nicht ihr jetziges Ansehen, Glanz und „Kürze hatte, und ihr die besten Muster mangel„ten, die jetzt den Geist der Dichter bilden. Uns „dünkt, wir haben den Unterschied der Gedichte gar „kenntlich gemerket, deren einige früher, andere „später verfertiget seyn mögen: und dasjenige, so „wohl ohne Zweifel der Zeit nach das letzte ist, nämlich „die Zuschrift an ihre königliche Hoheit die Chur„prinzeßinn, hat nach unserm Urtheile vor den „horatianischen Uebersetzungen so viel zum voraus, „daß dadurch jene Vermuthung bestärket wird. . . „So viel wir vernehmen, ist der vornehme Liebha„ber des Horaz, der bey so wichtigen Geschäfften „die Vergnügung nicht vergißt, welche die schönsten „Geister an der horatianischen Dichtkunst finden, „Se. Exzellenz, der Hr. Geheimerath, Graf zu „Solms-Rückerswalda. (Gött. Anz. von gel. „Sachen, 1756. S. 907, 8.)

Der berühmte sel. Hr. D. Baumgarten wird hoffentlich bey dem Hrn. Briefsteller auch in größerm Credit stehen, als daß er ihn einer niederträchtigen und dem seligen Manne gar nicht eignen Schmeicheley beschuldigen wird, weil er in seinen **Nachrichten von merkwürdigen Büchern**, 54sten Stücke, S. 539. folgendes günstige Urtheil gefället hat:

„Weil die Standesperson, von welcher diese „Uebersetzung herrühret, ungenannt bleiben wollen: „so trage Bedenken, dieselbe namhaft zu machen. „Nach derselben eigener in gebundener Schreibart „abgefaßten Zuschrift, ist vem Hrn. Hofrath Ma„dai

„bai eine Vorrede beygefüget worden, in welcher „versichert wird, daß die Uebersetzung der übrigen „Bücher bereits zum Drucke fertig sey, und diesem „ersten bald folgen werden, um dem geneigten Leser „kein unvollständig Werk in den Händen zu lassen, „wenn er das erste wohl aufnehmen wird. Wor„an um so viel weniger zu zweifeln ist, je mehr „die reizende und prächtige Schönheit des Druckes, „die einer unserer hiesigen Werkstätte zum Ruhme „gereichet, und aller nur ersinnlichen Ausschmückun„gen, mit der Güte und Schätzbarkeit der gelieser„ten Arbeit selbst übereinkömmt. Da der lateini„sche Text auf der gegen über befindlichen Seite „der Uebersetzung bergedrucket worden: so kann je„dermann, der jenen versteht, von der Richtig„keit und Güte dieser Uebersetzung urtheilen, die „nicht ganz buchstäblich gerathen können, weil sie „außer der Reinigkeit des fließenden Ausdruckes, in „sehr regelmäßigen gereimten Versen, die beobach„tete Kürze erreichen und sich in dieser Absicht nicht „zu sehr von der Urkunde entfernen sollen.„

Nun mag das Publicum urtheilen, ob es wahr sey, daß der Horaz von dem Grafen sey gemishandelt worden, wie der freche Kunstrichter vorgegeben hat. Ich getraue mir vielmehr die größten Männer Deutschlandes aufzubringen, die mir einstimmig bekennen sollen: daß der Briefsteller den Ovid, den Livius und den Hrn. Gellert, in dem 7, 11 und 22ten Briefe, durch seine Uebersetzungen und Veränderungen gemishandelt habe. Er wird auch gar wohl wissen, daß ihm solches rechtschaffene und bey

der Welt im Ansehen stehende Kunstrichter bereits ins Angesicht gesaget haben.

Um aber doch den Lesern, die das Glück haben, die vermischten kritischen Briefe nicht zu sehen, Proben von den unverschämten Beurtheilungen des Briefstellers zu geben, so will ich mich gleichwohl, wider meine erste Gesinnung, näher mit ihm einlassen. Die allerersten Worte im Horaz,

Mæcenas atavis edite regibus,
O & præsidium & dulce decus meum!

und besonders die zweyte Zeile, sollen schülermäßig durch

Mäcen, des Stamm mit Königskronen pranget,
Des Gunst mich ehrt, vergnügt und schützt.

ausgedrücket seyn. Ein Schüler würde die zweyte Zeile ohngefähr wie Hr. Lange gegeben haben: o mein Schutz und süsse Zierde. Nicht wahr? fürtreffliches Publicum! Aber ein Uebersetzer, der seine Urkunde versteht, der der deutschen Sprache mächtig ist, und der selbst den Geist der Dichter hat, hätte diese Stelle gar nicht vortrefflicher geben können, als sie der Hr. Graf übersetzt hat. Ueberhaupt ist dem Hrn. Grafen diese allererste Ode so wohl gerathen, daß ich außer mir viele Kenner weiß, die sich darein verliebet haben. Was kann z. B. poetischer, was kann besser deutsch seyn, als diese Strophen, die man für ein Original liest?

Ein andrer trinkt, im Schatten ausgestrecket,
Umfaßt den Krug mit altem Wein;
Bey kühlen Quellen schläft er ein,
Bis ihn der Stral der Mittagssonne wecket,

Der

Der liebt den Schall der Hörner und Trompeten,
Dem Schlacht und Krieg voll Freuden ſcheint;
Er zieht zum Streit: die Mutter weint,
Verwünſcht den Krieg und lebt in Angſt und Nöthen.

Der Jäger ſcheut nicht Regen, Froſt und Winde;
Er läßt ſein junges Weib allein,
Daß er die Spur vom wilden Schwein,
Das durch das Netz gebrochen, wieder finde.

Will der Hr. Briefſteller nicht glauben, daß in der gräflichen Ueberſetzung auch die Fehler der Langiſchen vermieden wären; ſo leſe er doch die letzte Strophe der angeführten erſten Ode:

Wirſt denn auch du mich zu den Dichtern zählen,
Und reizt mein Lied dein zärtlich Ohr;
So heb ich ſtolz das Haupt empor,
So kann mir nie der Platz bey Göttern fehlen.

Die langiſche ungereimte Ueberſetzung dagegen heißt:

Wenn du mich zu den Oden dichtern geſellest,
So rühr ich mit erhabnem Nacken (Sublimi vertice) die Sterne.

Vornehmlich hat ſich der Hr. Roſtocker oder . . ger Kritiker über die Ueberſetzung der 14. Ode des 1. Beweiſes machen wollen. Er diſcuriret ſehr viel von der Allegorie dieſer Ode. Eine Stelle aus dem Quintilian und Alcäus muß herhalten, um dieß zu beweiſen. Dieſe Stellen aber ſind ja überall bekannt und anzutreffen. Auch in der gesneriſchen Ausgabe des Horaz ſtehen ſie; und zwar die letzte griechiſche ſteht daſelbſt etwas correcter, als bey dem Hrn. Briefſteller. Der gute Mann muß gar nicht wiſſen, warum man dieſe Ode nicht mehr ſo gern für allegoriſch annimmt; wenn es gleich Quintilian gethan hat. Jedoch ſie ſey allegoriſch. Wie hat ſie denn der Graf überſetzen ſollen? Hat

er

er die Bilder des Horaz sollen fahren lassen? Wie hat es denn der Hr. Lange gemacht, der diese Ode wirklich für allegorisch hält? Nicht anders, als der Hr. Graf; nur ungereimt und buchstäblich ist er geblieben, welches dem Hn. Grafen niemals gefällig war.

Was machst du armes Schiff? fängt der Hr. Graf diese Ode an. Ueber das Beywort armes hält sich der Briefsteller am meisten auf. Unter vielem Schimpfen und Machtsprüchen hat er den losen Einfall: die Republik war damals nichts weniger, als arm. Ja, sie war es. Sie war arm an junger Mannschaft:

vitio parentum *rara* juventus.

Sie war arm, weil sie sich selbsten aufrieb, und allen feindlichen Gefahren bloß stellte:

Pene occupatam seditionibus
Delevit urbem Dacus & Aethiops.

Sie war arm, weil sie nur einen Horaz, aber viele armselige Dichter und viele arme Kunstrichter hatte. Der Hr. Kunstrichter lese die Satyren seines Lieblings. Des armen Horaz!

Hiebey fällt mir ein, daß Rappolt in seinem Commentarius über den Horaz, nach zum Grunde gelegter Allegorie, folgende besondre Erklärung von der vorliegenden Ode gemacht habe: das Ruder wären die Soldaten; der Mastbaum, der durch den Krieg geschwächte ägyptische König; die Segelstangen, die Rathsherren und Vornehmsten des römischen Volks; die Seile, das Geld und andre Kriegsmittel; die zerrißnen Segel, das geschwächte Kriegsheer; die verlohrnen Götter, die äußerste Noth der Republik; die edle Fichte,

der

(Subſtantiuo) als welches das Grundwort iſt, ſtehen könne. So muß ſich auch das Geſchlecht nach dem Worte richten, welches der Grund iſt. Nun können wir uns zu den Verdoppelungsarten ſelbſt wenden. Die 1. Art der Verdoppelung beſteht aus lauter Nennwörtern, und zwar erſtlich aus zwey Stammwörtern, die in einsgefügt, und wie ein unzertheiltes Wort gebraucht werden, als Landtag, Schutzherr, Nothwehr ꝛc. Fürs andere aus dreyen Stammwörtern, als: Oberſchutzherr, Landhauptmann, Holzbirnbaum ꝛc. Zum dritten aus vier Stammwörtern, als: Oberberghauptmann, Erbküchenmeiſteramt ꝛc. Ja wir haben einige, die aus 5, 6 Wörtern beſtehen. Es werden aber nicht allein die ſelbſtändigen Nennwörter (Nomina Subſtantiua) unter ſich mannigfaltiger Weiſe verdoppelt, ſondern es können auch die Adiectiua mit den Subſtantiuis vielfältig zur Verdoppelung gebraucht werden, als Ehrſüchtig, glückſelig ꝛc. Selbſt die Beywörter (Adiectiua) werden mit Beywörtern zuſammen gefügt, als großmüthig, leichtſinnig ꝛc. Ferner iſt annoch etwas ſonderbares an dieſer erſten Verdoppelungsart zumerken, daß man ſelbſt einander entgegen geſetzte Wörter verbinden, und eine ſchöne Deutung dadurch verurſachen kan. Als aus Feur und Waſſer macht man, ein Waſſerfeur, das iſt, ein Kunſtfeur, welches in Waſſer brennt. So ſagt man Bitterſüß, Gallenſüß, Freudenpein, Trauerluſt (*) ꝛc. Ja es können viele zu dieſer erſten Art der Verdoppelung gehörende Wörter umgewandt werden, Schiffſtreit, Streit-

(*) Dieſe letztern ſind eben nicht gewöhnlich, drücken auch faſt gar keinen vernünftigen Begriff aus.

der Adel des römiſchen Volkes; die gemalten Theile des Schiffes, die Zierde und Ehre der Republik; die Winde, die innerlichen und äußerlichen Unruhen; das Meer, welches die glänzenden cykladiſchen Inſeln durchſtrömt, wäre die äußerſte Kriegsgefahr. Wenn nun das unter dem Schiffe abgebildete Rom ſeine Seile, ſein Geld und Mittel verlohren hat; wenn es ſeine Götter eingebüßet hat, und hiemit in die äußerſte Noth verſetzet worden iſt: war es nicht ein armes Rom? doch ich beharre nicht auf dieſen Gedanken. Die rappoltiſche gezwungne Erklärung gefällt mir ſo wenig; als wenig jemals der Graf daran gedacht hat, das Wörtgen arm im eigentlichen Verſtande, oder, wie der Kritiker auch gemeynet hat, als ein weibiſches Klagewort zu gebrauchen.

Referent in mare te novi fluctus?

hat der Hr. Graf gegeben:

— — wilt du verlohren ſeyn?
Stich nicht in See! — —

Der Kunſtrichter läßt den letzten Gedanken aus, und beſchuldigt den Hrn. Grafen, er habe, referent in mare te novi fluctus? bloß, wilt du verlohren ſeyn gegeben. Der arme Mann muß manchmal gar nicht geſehen haben. Auch wenn er glaubt,

— pontica pinus
ſylvæ filia nobilis,

ſey bloß durch Pontus Fichtenwald gegeben, und der artige Umſtand, ſylvæ filia nobilis, ganz weggelaſſen worden: ſo hätte er ja nur auf die Worte,

— — den Stamm, der ewig alt,
— — aus Pontus Fichtenwald

Acht geben dürfen, ſo hätte er unmöglich eine ſo arme Kritik liefern können.

Mehr

Mehr als ſchlecht ſind in den Augen des Kunſtrichters die Worte:

— — Tu, niſi ventis
Debes ludibrium, cave.

überſetzet durch:

Und Aeol wird mit dir gewiß ſein Spielwerk treiben.

Er meynet, ein jeder Schulknabe müſſe wiſſen, daß der Sinn des Horaz ſey: darum hüte dich, wenn du kein Spiel der Winde ſeyn willſt. Und dieß wäre nicht einerley; ja es hätte gar keine Aehnlichkeit mit der Ueberſetzung des Hrn. Grafen. Mit Erlaubniß, Hr. Kunſtrichter! Iſt es nicht einerley, wenn ich zu Ihnen ſage: Hüten Sie ſich kritiſche Briefe zu ſchreiben, wenn Sie nicht wollen zum Geſpötte werden. Oder: Die Welt wird gewiß mit ihren kritiſchen Briefen ein Geſpötte treiben.

Mehrere unüberlegte Kritiken habe ich nicht beantworten wollen. Hätte der Verfaſſer der Briefe dem erlauchten Hrn. Ueberſetzer einige Fehler mit Höflichkeit weiſen, ihre mögliche und leichte Verbeſſerung anzeigen, und den Oden, die in der That meiſterlich ſchön ſind, ein Recht wiederfahren laſſen; ſo würde er ſich ein Verdienſt, eine Ehre und ein Zutrauen bey dem Publico erworben haben, und würde auch ſeinen Namen ſo ungeſcheut, als ich, der Welt bekannt machen dürfen.

Georg Andreas Will,
kaiſerl. Hof- und Pfalzgraf, der Weltweisheit und Dichtkunſt öffentl. ord. Lehrer zu Altdorf, und der Akad. der Wiſſenſch. zu Roveredo Mitglied.

Ende des Herbſtmonds 1759.

Taf. II. N. 1.

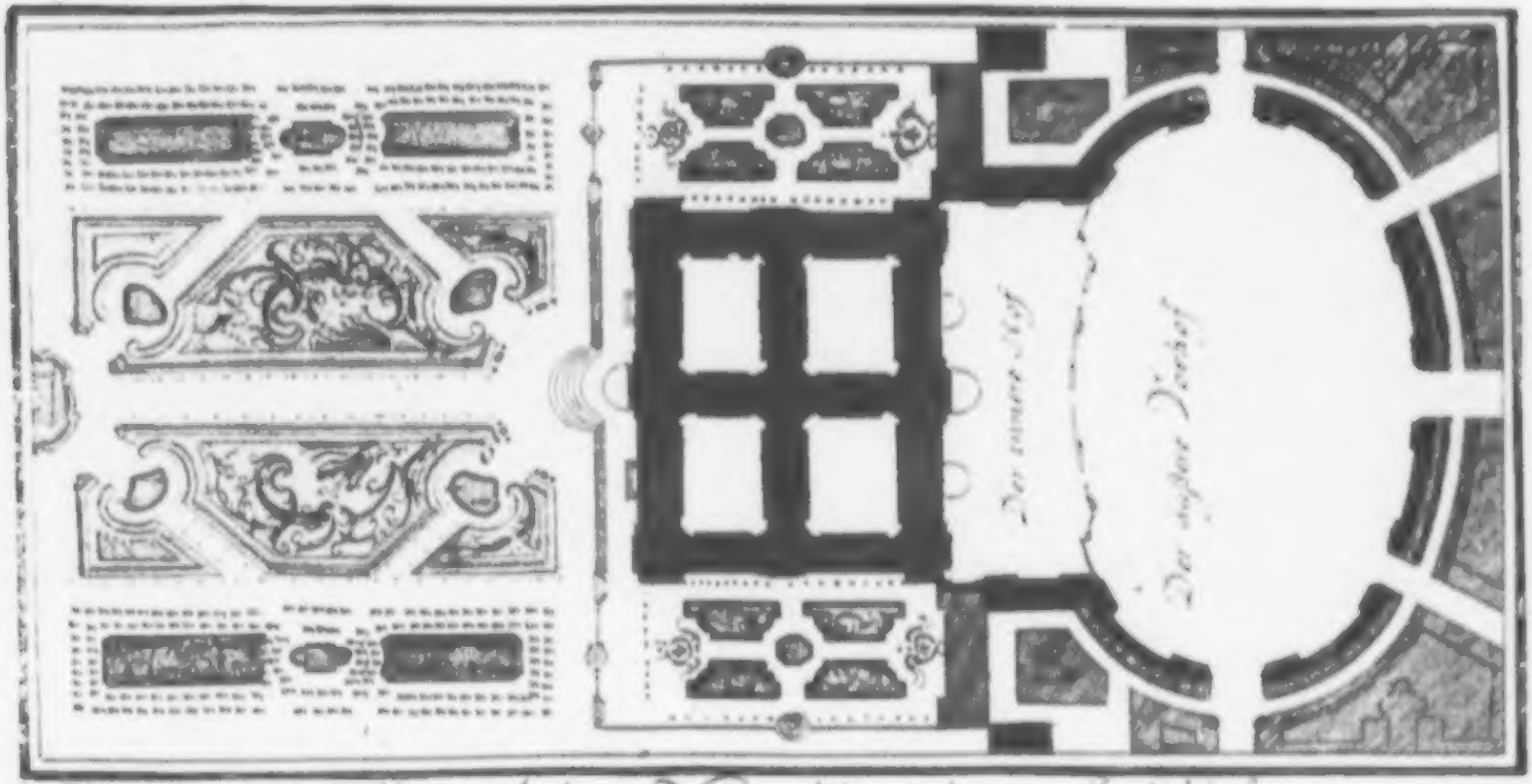

Grundriss des Koeniglichen Neapolitanischen Lustschlosses zu Caserta nebst einem Theile der Gartenw

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Weinmond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1759.

Inhalt.

I. Dichiarazione dei disegni del real Palazzo di Caserta &c.

II. Milleri Quæstionum Scholasticarum Problema III.

III. Hrn. Prof. Gottscheds Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

IV. Essay on Man. d. i. Der Mann. Ein philosophisches Gedicht von Popen.

V. Der Tod Hrn. Otto Burkard Menkens, beklaget von Hrn. D. Johann Ludwig Conradi.

VI. Des Hrn. Grafen von Caylus Betrachtungen über dem Einbalsamiren der Aegypter.

VII. Des Hrn. von Mirabeau politischer und ökonomischer Menschenfreund.

VIII. Die helvetische Nachlese.

IX. Gedanken über die Glückseligkeit des menschlichen Lebens.

X. Der Christ und der Philosoph. 1. bis 3ter Abschnitt.

XI. Lieder und Melodien fürs Clavier.

XII. Hrn. von Fontenelle auserlesene Schriften, von mehr als einer Art.

I.

Dichiarazione dei diſegni del real Palazzo di Caſerta, alle Sacre Reale Maeſtà di Carlo Re delle due Sicilie, &c. e di Maria Amalia di Saſſonia, Regina &c. In Napoli 1756. nella Regia Stamperia, in fol. Imper.

Auch dieß Werk gehöret mit unter die prächtigſten Werke dieſer Zeiten. Größe, Schönheit und Geſchmack ſtreiten darinn um den Vorzug; und wir können alſo nicht umhin, unſern Leſern Nachricht davon zu geben. Der Verfaſſer und Baumeiſter dieſes wahrhaftig königlichen Palaſtes Sr. ſicilianiſchen Majeſtät zu Caſerta, ſaget in der Zueignungsſchrift an den König, daß er dieſe Riſſe zur Vorſchrift des Baues zu Caſerta entworfen. Sein ganzes Verdienſt ſey geweſen, daß er nur die erhabenen Gedanken beyder königlichen Majeſtäten ausgeführet, und diejenigen Ausmeſſungen beob-

achtet habe, die ihm in den Bestimmungen, daselbst aus dem kostbarsten Stoffe einen recht königlichen und weitläuftigen Pallast zu erbauen, und einen geräumigen Garten anzulegen, vorgeschrieben worden. Er unterschreibt sich, Luderwig von Vitelli.

In der Beschreibung selbst giebt die Abbildung der großen Gedächtnißmünze auf diesen prächtigen Bau, einen schönen Kupferleisten ab. Es stellet selbiger auf der Vorderseite die Brustbilder beyder königl. Majestäten, auf der Rückseite aber die Abbildung des Palastes selber vor; mit der Ueberschrift: Deliciæ Regis, Felicitas Populi. Im Abschnitte steht: Augustæ Domus Natali Optimi Principis Fundamina jacta, MDCCLII. So reich Wälschland an fruchtbaren Gegenden ist, so behauptet doch, im Neapolitanischen, die Landschaft Campanien vor allen den Vorzug: weswegen man sie auch das glückselige beygenamet hat. Gegen Morgen umschließen sie die nolanischen Berge, gegen Abend der krummgeschlängelte Fluß Vulturnus, gegen Mitternacht, das tiffatische Gebirg, und gegen Mittag der neapolitanische Meerbusen. Diese Lage nun ist die glücklichste, die man wünschen kann; weil sie durch die Gebirge, vor den rauhesten Winden, von Osten und Norden her beschützet wird; und gegen die sanftern Hauche der gelindesten Himmelsgegenden, ganz bloß und offen liegt.

Der Verfasser meynet, diese schöne Himmelsgegend habe die ersten Einwohner, die Auruncier, Ausonier und Opizier; und irgend ein Jahrhundert nach

nach dem trojanischen Kriege, die von den Pelasgern aus Griechenland vertriebenen Tyrrhenier, die nachmals Etrusker genennet worden, dahin gelocket; welches wir ihm zu verantworten überlassen. Hier beschreibt er ferner die alten Städte dieser Landschaft, erzählet die alten Tempel, die der Ceres, Diana, und dem Jupiter zu Ehren, daselbst vormals erbauet worden; und eine alte Wasserleitung, die nach Capua gegangen; nebst allen alten Geschichten der Römer, daran Campanien einen Antheil gehabt. Endlich kömmt er auf die Wahl beyder königl. Majestäten, die solche angenehme Gegend zu der Stelle eines Lustschlosses erwählet: welches von Neapel nicht gar weit entfernet wäre, u. mit einer weit auslaufenden fruchtbaren Ebene, auch angenehme Hügel, gesunde Wasser, und allen Ueberfluß daselbst haben könnte. Er wäre zu dem Ende aus Rom berufen worden, um die erhabenen Gedanken Ihrer Majestäten zu vernehmen, und dieselben auszuführen.

Als nun sein Entwurf gebilliget worden, hätte man, die Hand ans Werk zu legen, beschlossen, und zu Legung des Grundsteines, den hohen Geburtstag Sr. königl. Majestät den 20sten Jänner des 1752sten Jahres angesetzet, als dieselben das 36ste Jahr zurückgeleget. Bey dem klärsten Himmel von der Welt, hätte man auf dem zum Baue bestimmten Platze zwey Regimenter zu Fuß, und zwey zu Pferde aufziehen gesehen, welche sich in ein großes Viereck gestellet, das den Grund des aufzuführenden Palastes abgezeichnet. Auf jeder von den vier Ecken hätten zwo Kanonen gestanden, die her-

nach gelöset worden. Auf der Stelle aber, wo der Chor der königlichen Schloßkapelle hinkommen sollen, wäre eine erhabene Bühne mit einem Geländer aufgeführet gewesen, worauf man auf bequemen Stuffen steigen können; über welchem auf zehn Saulen ein Baldachin von reichen Tapezereyen geschwebet. Unter demselben habe mitten inne ein Tisch mit Sammet und Goldstücken bedeckt gestanden, von welchem sich vier vergoldete eiserne Stangen erheben, die oben eine goldene Lilje getragen.

Mitten auf dem Tische aber hätte das achteckigte Marmorkästchen gestanden, in welches der König und die Königinn die goldenen, silbernen und andern Münzen hineingethan; und welches in den Grund geleget werden sollen. An beyden Seiten hätten ein Paar Gefäße, wie Urnen gestaltet, gestanden, darinn theils der Kalk, die silberne Kelle, und der Hammer mit elfenbeinern Handhaben, theils auch der Grundstein gelegen; auf welchem die Worte gestanden: Carolus & Amalia, utriusque Sicil. & Hieros. Reg. P. P. (d. i. posuerunt) A. D. MDCCLII. XIII. Kal. Febr. R. XVIII. Nahe dabey lag ein andrer Stein, den zu besondrer Ehre, der Baumeister selbst als einen Deckel darüber legen sollte, darauf folgende Verse stunden:

Stet Domus & Solium, & Soboles Borbonia donec
Ad Superos propria, vi lapis hic redeat.

welche der Baumeister selbst so ins Italienische übersetzet:

Streitſchiff ꝛc. wodurch ſie eine ganz andere Bedeutung bekommen. In welcher Sprache iſt es möglich, daß ein Wort, das in dem einen der Grund iſt, in dem andern das beygefügte werden kan, auſſer in der Deutſchen? So können wir ſagen Weltluſt, und auch Luſthaus ꝛc. Ja daß durch Verſetzung oder Nachfügung des Beywortes die ganze Meynung verändert werde. Alſo iſt es ein anders klar Silber, und ein anders ſilberklar, wobey nur zu merken iſt, daß in dieſer letzten Art das Adiectiuum nicht getheilt ſeyn, ſondern an dem gefügten feſt kleben muß. Durch dieſe Art können wir alle Gattungen von Farben benennen, welche die Natur nur immer hervorbringen kan, wie Herr Schottel gezeiget hat. Die II. Art der Verdoppelung iſt die, welche aus dem Nennworte und Zeitnennworte (nomen verbale) zuſammen geſetzt wird, als Landverderber, Wahrſager, Friedenſtörer u. d. g. Wir können hierinnen den Griechen nachreden, und ihre zuſammen geſetzte Wörter eben ſo kräftig geben, als δωρόφαγος, Geldfreſſer, πολορκητῆς, Stadtſtürmer, νεφελεγερέτης, Wolkenführer ꝛc. Bey dieſer Art aber iſt wohl in Acht zunehmen, daß das Zeitnennwort allezeit der Grund ſeyn müſſe, und ich an ſtatt Sündentilger, nicht ſagen könne, Tilgeſünd, wiewohl der Misbrauch ſchon einige Wörter von dieſer Art eingeführet hat, als Störenfried, für Friedenſtörer ꝛc. wie auch Truchſes, für Eſſentrager, wie es Goldaſt erklärt. Die III. Art der Verdoppelung iſt mit den Vorwörtern, (Praepoſitionibus) wovon unten mehr vorkommt. Es iſt die Anzahl ſolcher Vorwörter, und folglich, der davon abgeleiteten Wörter überaus groß, und deren Bedeutung ſo kräftig, daß keine

La Regia, il Soglio, il Real Germe regga,
Finche da ſe la pietra da ſe il Sol rivegga.

Es ſtehe Schloß und Thron, und der Bourboner Stamm:
Bis dieſer Stein von ſelbſt ans Licht des Tages ſteigt.

Nachdem nun der päbſtliche Nuntius in Begleitung der ganzen Geiſtlichkeit, aus der königl. Kapelle, u. der ganze Adel in ſeinen Prunkkleidern vorhergezogen, kamen beyde Majeſtäten, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Edelleuten und Frauenzimmern des Hofes, aufs prächtigſte und artigſte geputzet. Ihre Majeſtäten ſtiegen von ihren Kutſchen, und traten in den oberwähnten gezierten Platz, wo ſie ſich auf zween prächtige Lehnſtühle ſetzten; ſo daß ſie von allen fremden Geſandten und Miniſtern und Kriegsbefehlshabern umgeben waren. Hier ſegnete der Nuntius das Käſtchen und den Grundſtein. Der König und die Königinn legten viele große Schaupfennige von Gold, Silber und Metall hinein: darunter die obenbeſchriebene Gedächtnißmünze war. Auf den erſten marmornen Deckel kam noch ein andrer, auf deſſen vier Ecken vier Kreuze eingehauen waren. Der König warf mit eigener Hand Kalk darüber, und legte den Grundſtein darauf, u. ſchlug etlichemale mit dem Hammer darauf. Nun ward das Käſtchen und der damit vereinigte Stein in zween Binden von Carmeſinſammet mit goldenen Treſſen, kreuzweiſe gebunden, von der Tafel aufgehoben, und an einem karmoſinſeidenen Stricke, der an dem obenbeſchriebenen eiſernen Geſtelle beſe-

ſtiget war, und itzo die Laſt tragen mußte, angehangen. Der Tiſch öffnete ſich, und durch die Oeffnung ließ der Köniz das Bündel hinunter ſinken, bis in die Tiefe des Grundes, der in die feſte unberührte Erde, gerade unter der Bühne gegraben war: wo der Baumeiſter ſeinen obbeſchriebenen Deckel von Marmor drüber that; ſo daß beyde Majeſtäten es, durch das obige Loch, ſelbſt zuſahen. Hier ertönte nun das gelöſete kleine und grobe Geſchütz; das umſtehende Volk aber ließ ſein Jubelgeſchrey erſchallen, und das Spiel der Regimenter ließ ſich auch hören.

Seit dem Tage nun ward der abgeſteckte Grund des ganzen Palaſtes aufgegraben, und den 19ten des Brachmonds des 1752ſten Jahres der Bau ſelbſt glücklich angefangen.

Hier würden wir nun ein großes Werk anfangen müſſen, wenn wir alle die großen und prächtigen Riſſe und Kupfertafeln erklären wollten, die der Baumeiſter davon geliefert hat. Die erſten drey liefern die Grundriſſe der drey Stockwerke, dieſes prächtigen Palaſtes. Der erſte zeiget ein großes längliches Viereck, welches inwendig in vier gleich große viereckigte Höfe abgetheilet iſt. Ein großer länglicht runder Vorhof, der ganz umbauet iſt, und in den man durch fünf Straßen kommen kann, hält Ställe und Wagenſchuppen und Wohnungen der Leibgarde, des Hofgeſindes und der geringern Bedienten in ſich. Hinter dem Palaſte liegt ein großer königlicher Garten; zur Rechten eine Reitbahn, zur Linken ein öffentlicher Schauplatz. Eine Men-

ge

ge Brunnen und Springbrunnen, viele Lustgänge, Wasserstücke, Gebüsche, Bildsäulen und Schnitzbilder verzieren den ersten. Allein, wir sind nicht im Stande alle die Schönheiten, so denselben schmücken, zu beschreiben. Wir sagen nur, daß hinter dem durch Hecken und Buschwerke geschlossenen Freyplatze, sich in gerader Linie hinter dem Mittel des Schlosses, der Boden erhebt, und durch viele krumme Freytreppen, bis auf einen ziemlich erhabenen Hügel leitet, von welchem sich ein oft unterbrochener Wasserfall, viele rauschende und springende Wasser, aus einem Becken in das andre senket. Dieser Anblick ist bezaubernd, und gleicht so ziemlich der kasselischen großen Cascade beym Karlsberge, oder am Weißensteine. Doch wir müssen zum Pallaste kehren.

Dieser hat in seiner Vorderwand die Länge von 900 Palmen oder Spannen, welches zwischen 700 bis 800 Schuhe beträgt. Außer dem großen Thorwege in der Mitten sind noch zwey kleinere Thore, die in die beyden Höfe führen. Auf den vier Ecken des Gebäudes stehen soviel Erhöhungen mit Geländern, die einen großen viereckigten Altan umgeben, die man Thürme nennen würde, wenn sie kegelförmig geschlossen wären. Mitten darauf, wo sich die innern Gebäude durchkreuzen, steht eine Kuppel, oder eine stumpf geschlossene und sehr zierliche Erhebung des ganzen Baues, die eben mit Armaturen, und ringsum mit Schnitzbildern verzieret ist.

Nun folgen zween Aufrisse, der vordern und hintern oder Gartenseite des Pallastes; davon diese

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19151/076

die zierlichste und schönste ist. Auf dem Simse des Daches stehen längst hin eine Menge von Schnitzbildern, und die Wandpfeiler herrschen zwischen allen Fenstern der beyden obern Stockwerke, zwischen den Vorsprüngen der Mitte und der beyden Ecken, die mit zwölf freystehenden Säulen prangen. Nun folgen etliche Kupfer, die Durchschnitte des Gebäudes in allen Flügeln oder Theilen des Pallastes, und dadurch das Innere aller Zimmer, zu zeigen. Hier herrschet überall eine Pracht, Bequemlichkeit und Ordnung, die sowohl dem Könige, als dem Baumeister Ehre machen. Man sieht die Audienzsäle, und die Kapelle in doppelter Höhe, oder durch beyde Stockwerke; die Prunktreppe, das Hoftheater, die Tafel- Wohn- und Schlafzimmer, die Kabinetter, Kammern und geheime Treppen, bey allen Abtheilungen des Königes, der Königinn, der Prinzen und Prinzessinnen, nebst allem, was für die Bedienten gehöret.

Endlich sieht man auch auf zween großen Platten, die perspectivischen Risse des ganzen Schlosses mit seinen Gärten, Aussichten, Vorgebäuden, und vielleicht nur erst entworfenen Angaben künftiger Gebäude, eines Fleckens, der bey diesem Lustschlosse ohne Zweifel eben sowohl entstehen wird, wie bey Versailles, oder Potsdam dergleichen entstanden ist. Wir bemerken aber dabey diesen Unterschied, daß der Baumeister hier eine sevarambische Idee angegeben; das ist, lauter Vierecke von Gebäuden, 3 Stockwerke hoch, mit großen Höfen inwendig, entworfen hat: wie in der Geschichte der Sevaramben,

von

von dem Verfasser derselben, die Osmasien ausgedacht, oder erdichtet worden. Kurz, dieß ganze Werk besteht aus XIV. großen Kupfertafeln und ihren Erklärungen; und diese sind es höchst werth, von Meistern und Liebhabern der Baukunst durchstudiret zu werden. Wir haben davon, so gut sichs thun lassen, den Grundriß ins Kleine bringen lassen, und diesem Monathe zur Zierde gegeben. Vielleicht folget nächstens auch der ganze Prospect.

II.

Quæstionum Scholasticarum Problema III. quo Actus Oratorius &c. in Gymn. Hal. A. D. VIII. Jan. 1759. indicitur, a M. Jo. Pet. Miller. Rectore. Halæ Magdeb. Litt. Geb. in 4.

So ungern und selten wir Auszüge aus Einladungsschriften geben, weil uns solches vielen Beschwerden unterwerfen würde: so müssen wir doch dießmal eine Ausnahme machen. Es sind uns verschiedene von dem Hrn. R. Miller auf einmal zu Gesichte gekommen, daraus wir aber auch nur dieß einzige wählen. Die Ursachen unsrer Wahl werden Kenner der gelehrten Welt zu unsern Zeiten, auch ohne unser Erinnern errathen können. Wir wollen hier zwar auszugsweise, aber zu Vermeidung gewisser Weitläuftigkeiten, im Namen und in der Person des gelehrten Hrn. Rectors Millers selbst reden. So redet derselbe ungefähr:

Wer

Wer ist doch, der nicht das tägliche Geschrey vieler Leute gehöret hätte, die so oft, als wohlmeynende Patrioten, vom bessern Unterrichte der Jugend reden, und wünschen, daß man selbige mehr zu Sachen, als zu alten Sprachen anhalten solle, sich einbilden: Nun wäre es um alle Gelehrsamkeit und Humanitäten, ja um des H. R. R. Wohlfahrt geschehen.

Hostis habet muros, ruit alto a culmine Troja!

Dieser Irrthum nun, muß um der Gelehrsamkeit, und des gemeinen Bestens wegen, nicht mit Zeugnissen alter Schriftsteller; sondern mit tüchtigen Gründen der noch ältern Vernunft, männlich und gewissenhaft widerleget werden. Ich will also kürzlich zeigen:

1) Daß die Barbarey am allerwenigsten durch den täglichen Gebrauch des Lateinredens, von den Gränzen der gelehrten Welt vertrieben werde.
2) Daß die schönen Wissenschaften ihre Würde und ihren Glanz auf ganz andre Gründe bauen müssen.

Das erste darzuthun, brauche ich eben nicht aus den Quellen der Psychologie die Beweise zu schöpfen; daß ein jeder seine Gedanken am zierlichsten und reichlichsten in seiner Muttersprache ausdrücken könne. Denn gewiß gelingt solches in einer fremden viel schlechter: weil man die eigentlichen Bedeutungen der Wörter viel schwerer findet. Wenn also Jünglinge etwas Gutes darinn schreiben wollen, müssen sie sowohl an die Wörter, als an die Sachen denken, und sich um allen übrigen Rednerschmuck

schmuck gleichfalls recht mühsam und ängstlich bekümmern. Indessen gestehe ichs, daß es einige so glückliche Köpfe giebt, daß sie alle Gestalten leicht annehmen. Doch wird diese Fähigkeit nicht durch die Kunst, sondern durch ein besonders glückliches Naturell erlanget. Wir aber müssen bedacht seyn, den leichtesten und bequemsten Weg zum Schlosse der schönen Wissenschaften denen zu zeigen, die uns zu ihren Führern erwählet haben.

Wer dafür hält, daß in den lateinischen Wörtern selbst, alle die Reizungen stecken, welche dem Cicero bey allen Kennern der Schönheit des Wohlanständigen und Anmuthigen, einen so wunderwürdigen Beyfall erworben: die irren ganz handgreiflich. Denn wer griechisch versteht, der läugnet ja, daß irgend etwas schöners erdacht werden könne, als Plato, Xenophon, Isokrates und Demosthenes. Dem Witze und Geiste nämlich wohnet diejenige Fähigkeit bey, alle Glieder einer Rede, in die gebührende Gestalt zu bringen, und mit den gehörigen Farben, d. i. dem Wohlklange der Töne, so auszubilden, daß alles, was die Seele aufs schönste und richtigste gedacht, die Feder gleichsam auf einer Tafel entwerfe. Aus dem Cicero, Plinius und Quintilian wissen wir nämlich, daß hundert andre damals zu Rom, sowohl auf dem Markte, als in Schulen der Redner und Weltweisen, lateinisch geredet, oder Geschichte verzeichnet haben. Gleichwohl haben wir nur sehr wenige Tullier, Cäsare, Nepoten und Livier, derer die Zeit geschonet hat.

Die

Die aber nach Trajans Zeiten geschrieben, schreiben auch zwar Latein, aber viel härter, als daß sie den Leser viel bessern sollten. Die Schreibart Ovids ist viel reiner Latein, und er beobachtet die Gesetze des Sylbenmaaßes viel genauer, als Horaz; gleichwohl läugnet niemand, daß er nicht diesen mit mehr Lust und Nutzen lese. Daraus folget nun offenbar, daß dasjenige, was uns an jemanden gefällt, in seinem Geiste und Witze, nicht aber in seinen Worten stecke. Cicero brauchte gewiß eben die Wörter seiner Mitbürger: gleichwohl rührte sein Vortrag ihre Ohren auf eine wunderbare Weise.

Was soll ich aber von denen sagen, die sich einbilden: es würde mitten in Deutschland jenes alte Rom, gleichsam aus seinen Bruchstücken wieder hervorkommen, und jene goldene Sprache der Augusts, mitten in dieser eisernen Zeit hervorkeimen; wenn nur die Großen bey Hofe, und in der Kirche, ihren Anschlägen Gehör geben wollten. Und welche sind diese wohl? Vielleicht träumen sie von einer lateinischen Stadt, darinn vom Schusterladen, bis an die Tempelwände, alles von lateinischen Wörtern und Redensarten wiederklänge. Gewiß recht lustige Rathgeber! die nur das nicht aus dem Plautus und Terenz gelernet haben: daß Handwerker, Knaben, ja auch gelehrte Leute von täglichen Dingen, vom Hausrathe und ihren Werkzeugen, unmöglich in ciceronischer Schreibart, sondern auf gemeine Art reden. Allein, obgleich

kein

kein Kluger eine solche Sonnenrepublik hoffet oder billiget: so bringt man doch solch Zeug auf die Bahn. Denn wer höret nicht täglich wünschen und heftig behaupten: daß in niedern Schulen sowohl, als auf höhern, alles im Lateine vorgetragen; und sowohl von theologischen als philosophischen und mathematischen Sachen, alle Bücher lateinisch geschrieben werden sollten?

Ich will itzt nicht erwähnen, daß alle alte Sprachen sich sehr schlecht schicken, neue Sachen völlig, bequem und kurz auszudrücken: so steht auch die Lehrerinn der Klugheit, die Erfahrung im Wege, daß ein solcher Rathschluß nicht abgefasset werden kann: als welche es durch unzählige Beyspiele bestätiget, daß durch das tägliche Lateinreden, fast alle Schönheit und alte Majestät desselben, aus den Gränzen des gelehrten Deutschlandes vertrieben worden. Denn zu den Zeiten unsrer Väter und Großväter, war kein junger Student, der nicht von allen, auch häuslichen Dingen, fertig Latein reden, der nicht alles Latein schreiben konnte; und, was Juvenal von der närrischen Sucht seiner Zeiten griechisch zu reden, beißend saget; der nicht auch lateinisch zu Bette gieng *), aß oder trank.

Von den Philosophen will ich nichts sagen, deren rauhe und holperichte Schreibart es gemachet hat, daß der scholastische Ausdruck, für den unreinsten

*) Der Hr. Verfasser brauchet accumberet; Juvenal aber saget: denique concumbunt græce.

andere Sprache ſie alſo ausdrucken kan. Man nehme nur die Vorwörter, er, ge, un, ver, zer, und halte einmal die daher flüſſenden Wörter gegen fremde Sprachen, man wird die Kraft ſchon finden. Es kan aber nicht allein nur ein einziges Vorwort bey einem Stammworte ſtehen, ſondern zwey, drey, ja vier an eins gefüget werden, als un-wieder-erſetz-lich ꝛc. Die IV. Art der verdoppelten Wörter iſt endlich, wenn mit einem oder zwey Stammwörtern eine oder zwey Hauptendungen der abgeleiteten verdoppelt werden. Als Gottſelig. Gottſeligkeit ꝛc. Doch iſt zu erinnern, daß die Hauptendungen der abgeleiteten, allezeit hinten an das Grundwort müſſen geſetzt werden. Denn ſie ſind nur eine Anzeige der Ableitung, und verändern den Sinn des Grundwortes nicht. In dieſen vier Arten der Verdoppelung kan jedes ſeine gehörige Stelle finden, und ſeine gründliche Ankunft erſehen. Wer nun in dieſen Verdoppelungen etwas geſchickliches thun will, der muß zugleich auf das gründliche, kunſtmäſſige Vermögen, auf die wortreichen Eigenſchaften, und unerſchöpflichen Springquellen der deutſchen Sprache mit ſehen. Als wenn wir etwan eine Vermengung, Vielfältigkeit, Verſammlung ꝛc. eines Dinges andeuten wollen, ſo haben wir ſonderlich das Vorwörtlein Ge hierzu, als Wolke, Gewölke, Stern, Geſtirn. Eine Erlangung, Gewinnung, Erwerbung ꝛc. zeigt das Wörtlein Er an, als erheyrathen, erfragen ꝛc. Eine Verachtung, Geringſchätzung, Unerfahrenheit ꝛc. macht das Wörtchen ling. Z. E. Zärtling, Weichling ꝛc. Dieſes thut auch das Wörtchen Ey, als Deuteley, Teufeley ꝛc. Zur Anzeige

reinsten gehalten wurde: wieviel Theologen und Juristen giebt es denn in den beyden verflossenen Jahrhunderten; die sich durch ihre schöne Schreibart irgend ein besondres Lob erworben haben? Ich kenne zwar die Hr. Burkhard (in Comm. de L.L. per Germ. satis p. 366) als Sterne erzählet, und die Deutschland nach der Barbarey erleuchtet haben. Ob ich nun gleich gestehe, daß einige rein, andere auch schön geschrieben: so gebe ich doch das nicht zu, daß sie den ganzen Umfang der schönen Wissenschaften in ihren Büchern und Köpfen begriffen haben. Diese aber müssen den Schulen eigen seyn. So groß aber gedachte Männer in der fremden gewesen: so sind sie doch in ihrer eignen so hart geblieben, daß es einem Deutschen beschwerlich ist, solch ein Deutsch zu lesen. Unser Luther hergegen, ob er gleich im Lateine mäßig war, war doch in seiner Muttersprache so stark, daß man auch nach 200 Jahren noch, seine Briefe und Predigten mit Lust lesen kann. Ich sage es frey heraus: die abergläubische Verehrung der lateinischen Sprache hat Schuld, warum unsre Deutschen in den schönen Wissenschaften, so lange plump geblieben; und von ihren Nachbarn, die dieses römische Joch eher abgeworfen hatten, so sehr übertroffen worden.

Allein wir wollen freygebiger gegen Männer seyn, denen die Zierde der Wissenschaften gewiß eben noch so am Herzen liegt, als uns. Gesetzt, daß unsre Jünglinge, sich im Lateine eben die Stärke und Geschicklichkeit erwerben könnten, die sich Marcus Cicero, im Lesen der Schriften seines beredten

rebten Vaters, oder noch ein aufgeweckterer junger Römer, durch eifrige Nachahmung und Uebung, aus einem ſo großen Beyſpiele, immer erworben haben würde: würden wir deswegen triumphiren können, daß wir die Barbarey ganz überwunden, und aus unſern Gränzen vertrieben hätten? Ich glaube nein! Ich will mich alſo auf Beyſpiele berufen. Das XV. Jahrhundert ſtolzierte mit mehr als einem Cicero. Es hatte Männer, die mit ihrer zierlichen Schreibart der tulliſchen nicht nur faſt gleich kamen; ſondern ihn wohl gar, in der Kunſt eine Periode zu drechſeln, übertrafen. Man konnte ſich nichts runders, nichts vollſtimmigers und zierlichers einbilden. Allein, Lieber! wie unwiſſend waren doch dieſe Wort- und Sylbenkönige in allem, was zur wahren Gelehrſamkeit und wahren Zierde der menſchlichen Seele gehöret! Wie unwiſſend in den wichtigſten Dingen, die das Heil des menſchlichen Geſchlechts betreffen! Wie fremd in der Theologie, Juriſterey und Heilkunſt? und in den fruchtbarſten Feldern der Weltweiſen und Meßkünſtler? Ich rede ſonderlich von den Italienern; deren Bücher oft auch der Gottloſigkeit, meiſtentheils aber der Unnützlichkeit, mit recht beſchuldiget werden.

Das war nun die Frucht davon, daß man die faule Bemühung dieſer Leute, mit öffentlichen Beſoldungen nährete; damit es ja nicht an Leuten fehlen möchte, die in eben der Sprache, darinn Cicero von den wichtigſten Lehren der Weltweisheit geredet, von allerley alten Gebräuchen, mehrentheils aber von Nichtswürdigkeiten zanken könnten;

oder um einander in den zierlichſten Worten zu loben, noch zierlichere Briefe ſchreiben möchten, als die ciceroniſchen ſind; deren Einfalt ſelbſt die Weiſen ergötzet.

Wieviel größer, als alle dieſe müßigen Schulfüchſe, war nicht Muretus, der ſowohl ihre Thorheit in ſeinen Reden aufs feinſte durchgezogen; als dasjenige, in einer conſulariſchen Schreibart abgehandelt hat, was nach dem Urtheile der Weiſeſten, zur Zierde der Gelehrſamkeit, und zum Nutzen des menſchlichen Lebens gereichen kann. Ich wiederhole es alſo, und werde es noch hundertmal thun, weil ich durch das Anſehen der größten Männer unterſtützet werde: Es ſey barbariſch, mit dem Manutius am Ausdrechſeln einer noch lateiniſchern Periode, als Ciceros ſeine geweſen, zu arbeiten; nach der Wiſſenſchaft nützlicher und nöthiger Dinge aber gar nichts zu fragen. Denn dergeſtalt tändelt man nach Art der wollüſtigſten Weiber: die, um einem Paris, oder Teſtylus zu gefallen, ſich nicht nur mit falſchen Farben ſchminken, ſondern auch ganze Tage verderben, um ſich mit fremden Federn zu zieren; die Sorge fürs Hausweſen, oder für ihre Seele aber, bey dieſem weibiſchen und müßigen Leben ganz vernachläßigen.

Doch damit ich nichts, zum Schaden der lateiniſchen Sprache geſaget zu haben ſcheinen möge, auf welche ich mich allezeit nach beſtem Vermögen befließen habe: ſo frage ich nur eins: ob derjenige ſeine Humanitäten recht getrieben habe, der eine ganz außerordentliche Fertigkeit im Engliſchen oder

Fran-

Franzöſiſchen hat? Und gleichwohl wird niemand ſo ungerecht ſeyn, zu läugnen, daß beyden Volkern nichts von dem Ruhme der Alten mehr fehle. Ja wenn man auf gerechter Wage die Verdienſte der Alten und Neuen abwiegen will (von welcher Frage einmal in Frankreich ein Streit entſtanden;) ſo iſt es gewiß, daß in der Naturlehre und Mathematik ſeit zweyhundert Jahren, durch den Fleiß der größten Männer, ſoviel Wahrheit erfunden worden, daß kein Zweifel iſt: eben dieſe Römer, deren Kunſt zu ſchreiben und zu dichten vieleicht noch niemand erreichet hat, würden eifrigſt nach Paris und London eilen, wie vormals nach Athen; und Cato ſelbſt, würde noch im Alter, wie vormals Griechiſch, alſo itzo Engliſch lernen wollen.

Dieſe letztere Urſache nun, hat mich, der ich mit meinem Seneca nicht gern dem großen Haufen blindlings folgen mag, längſt bewogen, zu glauben: daß nichts ſo ſehr der Ausbreitung der wahren Gelehrſamkeit in Schulen, im Wege geſtanden, als die ganzen Jugendjahre mit Erlernung einer einzigen Sprache zuzubringen. Weil ich aber von dieſer Sache ſchon ſonſt ausführlicher gehandelt habe; ſo will ich hier dieſe Seyte nicht abermal berühren. Nur eins ſetze ich hinzu; diejenigen vollends zu Boden zu ſchlagen, die mich etwa für einen Gönner der Barbarey ausſchreyen möchten: daß nämlich eben die blinde Hochachtung des Lateins eine abſcheuliche Barbarey ins römiſche Reich eingeführet habe.

Nachdem nämlich Pabſt Vitalianus im VII. Jahrh. die Satzung geſtellet hatte, daß im Gottesdienſte alles in lateiniſcher Sprache geſchehen ſollte, (nämlich in welcher der Herr Jeſus und ſeine Apoſtel geredet, und die Auserwählten dereinſt Gott loben würden *); ſcilicet!) ſo iſt es geſchehen, daß auch die bürgerlichen Geſchäffte an Fürſtenhöfen, lateiniſch verwaltet wurden, und bloß die römiſche Sprache majeſtätiſch und bequem genug ſchien, ſolche Angelegenheiten auszurichten. Der Pöbel alſo, und das Bauervolk hatte die deutſche zu ſeinem Eigenthume; das Latein aber war das Antheil derer, die das geiſtliche und weltliche Regiment verwalteten. Weil man aber hier theils in täglichen Dingen, theils in unzähligen andern, davon die Römer nie etwas gewußt, ſich alles ſo gut man konnte, lateiniſch zu geben bemühete: ſo geſchah es nothwendig, daß dieſe alte Sprache Roms, dieſe Erhalterinn alter Weisheit und Beredſamkeit, unter ſo vielen harten Händen der Mönche und Pfaffen, auf die elendeſte Weiſe zerlumpet und zerläſtert worden. u. ſ. w.

Wir brechen hier billig ab, und melden nur, daß der gelehrte Hr. Verf. im folgenden Vorſchläge thut, wie man die vornehmſten claſſiſchen Schriftſteller, nicht bloß um der Sprache, ſondern um der Sachen willen in Schulen treiben ſolle: wo er denn ſonderlich den Cicero, Plinius und den Seneca, für die nützlichſten und beſten hält. Sein Latein aber zeigt, daß er mit dieſen Schriftſtellern längſt ſehr vertraut umgegangen ſey. III.

*) S. Mich. Ingheſern in der Hiſt. Sacra Latinitatis L. V. cap. 2.

III.

Handlexicon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Zum Gebrauche der Liebhaber derselben herausgegeben von Joh. Christ. Gottscheden. Leipzig in der Casp. Fritschischen Handlung. 1760. in Reg. 8.

Es ist allerdings zu verwundern, wie der Hr. Herausgeber dieses neuen Wörterbuchs in seiner Vorrede erinnert, daß unter einer solchen Menge von Reallexicis, als seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ans Licht getreten, und davon man fast eine ganze Bibliothek machen könnte, noch kein Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste herausgekommen. Er erzählet die vornehmsten und bekanntesten, die nur in deutscher Sprache erschienen, und die sich auf zwanzig Stücke belaufen. Wie groß aber könnte nicht noch ihre Zahl werden, wenn man auch die lateinischen, französischen, holländischen und engländischen mitnehmen wollte! Ja selbst von deutschen könnte noch eine Nachlese gemachet werden; indem wir hier noch das musikalische, das Kriegslexicon, das Berglexicon u. a. m. vermissen.

Indessen sind, wie der Hr. Prof. bemerket, verschiedne gelehrte Männer auf die Gedanken gerathen, daß solche Verwandlung aller Wissenschaften und Künste in Wörterbücher, der Gelehrsamkeit

zu großem Schaden gereiche. Der berühmte Hr. Prof. Ihre in Upsal, hat solches vor wenigen Jahren in einer gelehrten Rede, von den Ursachen einer zu besorgenden Barbarey vorgegeben. Und hierauf antwortet Hr. Prof. Gottsched in dieser Vorrede; nicht sowohl seine eigene, als vielmehr eines Buddeus, Jablonski, Wolfs, Menkens, Hübners, Schöttchens, Jöchers, Walchs, Hederichs, u. a. m. gute Sache zu führen; und ihren Bemühungen das Wort zu reden.

Wir wollen uns aber dabey nicht aufhalten, hier alle seine Gründe anzuführen; sondern bemerken nur: daß er solche Bücher nur für diejenigen als nöthig anpreiset, die aus einer Wissenschaft nicht ihr Hauptwerk machen, und sie also nicht gründlich gelernet, und aus den gehörigen Quellen geschöpfet; aber doch bisweilen etwas davon zu wissen nöthig haben. Denn freylich kann ja heute zu Tage ein Gelehrter nicht in allen Wissenschaften gleich zu Hause seyn. Was nun seine Hauptwissenschaft ist, das muß er aus dem Grunde, und in systematischer Ordnung studiren: und dadurch wird die wahre Gelehrsamkeit allemal erhalten werden. Allein von den übrigen Theilen der Wissenschaften brauchet er dergleichen genau zusammenhangende Erkenntniß nicht, und kann sich bedörfenden Falls, in einem Wörterbuche davon, mit leichter Mühe Raths erholen.

Unsers Erachtens aber könnte man noch etwas mehr sagen. Auch diejenigen Gelehrten, die ihr Hauptwerk aus dieser oder jener Wissenschaft machen,

chen, können unmöglich eine so allgemeine Erkenntniß derselben, und ein so festes Gedächtniß haben, daß sie gleich alles auswendig wüßten, was daraus nur immer mehr zu erörtern vorfallen kann. Wie mancher großer Lateiner kann in einem Foro Romano, im Faber, oder in Hrn. Gesners Thesauro, noch manches mit Nutzen nachschlagen? Und warum sollte man sich denn schämen, auch ein Reallexicon in einem Theile der Gelehrsamkeit, den man vor andern treibt, etwas aufzusuchen?

Ferner zeiget der Hr. Prof. Gottsched: daß es auch nicht zu besorgen sey, daß solche Wörterbücher eine Menge von Halbgelehrten hecken möchten. Denn haben die griechischen und lateinischen Lexica das bisher nicht gethan: so werdens auch die deutschen nicht thun. Vertreiben sie aber auch unter denen, die nicht aus dem Studiren ihr Handwerk machen, einigermaßen die Unwissenheit: so ist das eher unter die Vortheile, als Vorwürfe der Wörterbücher zu rechnen. Es muß ja selber den Gelehrten angenehm seyn, wenn sie unter den sogenannten Unstudierten oft Leute antreffen, die zwar nicht ganz gelehrt, aber doch nicht ganz unwissend sind; die einigen Vorschmack von den Wissenschaften haben, und die Gelehrten nur desto höher schätzen, wenn sie dasjenige völliger und gründlicher einsehen, was die Liebhaber nur von weitem kennen. Und dieß vertreibt eigentlich die Barbarey aus einem Volke oder Lande, wenn gleichsam unter allen Bürgern desselben, d. i. dem Hofe, Adel, den Kriegsbedienten, Handelsleuten, Künstlern, wackern

Landwirthen, und selbst dem Frauenzimmer einige Art der Erkenntniß herrschet. Eine Hand voll gründlich Gelehrte aber, können mitten unter einem ganz unwissenden Volke, den Vorwurf der Barbarey von einem Lande niemals abwenden. Wir überlassen das übrige bey ihm selbst nachzulesen.

Was nun den Inhalt dieses Wörterbuchs anlanget; so hat uns freylich bisher dergleichen eins gefehlet, das sich auf alle dieselben zugleich erstreckte. Der Hr. Prof. Gottsched hat hier zuförderst den Umfang seines Vorhabens entdecket, und gleichsam die Gränzen des Feldes abgesteckt, welches er bearbeiten wollte. Er setzte den Begriff der schönen Künste voraus, den Herr Batteux in seinem bekannten Werke fest gestellet hat. Die Baukunst, Redekunst, Dichtkunst, Malerkunst, Schnitzkunst und Musik sind diejenigen Künste, die einer Schönheit fähig sind, und die zur Zierde und zum Vergnügen der menschlichen Gesellschaft dienen. Sollten wir hier eine Erinnerung anbringen, so scheint uns noch die Tanzkunst zu fehlen; als die selbst Aristoteles zu einer Schwester der Poesie gemachet hat.

Man kann leicht denken, daß alle zu den obbemeldten Künsten gehörige berühmte Meister und Künstler, nach ihren Lebensumständen und Merkwürdigkeiten nicht übergangen worden. Allein, der Hr. Prof. G. hat noch mehr dahin gezogen. Wie würde er bey den griechischen und lateinischen Humanisten gefahren seyn, wenn er nicht auch die

Kennt-

Kenntniß des schönen Alterthums der Griechen und Römer mit zu den freyen Künsten gerechnet hätte? Eben deswegen hat er geglaubet, daß die ganze Fabellehre oder Mythologie dieser Völker, hernach die merkwürdigsten Schriftsteller, Helden, Städte und Landschaften in sein Feld gehöreten. Und wie hätte er auch die ganze Historie aus der Zahl der schönen Wissenschaften ausschließen können? Ja er hat diesen Punct, so gar auch bis auf die deutschen Alterthümer, Dichter und Schriftsteller, ja bis auf die Provenzaldichter der Franzosen, die ältesten englischen Dichter, und die ältesten Poeten der Wälschen vor und nach dem Petrarcha, ausgedehnet.

Nun folgen noch zweyerley Stücke, die er mit zu seinem Umfange gezogen, und zwar das eine den Malern und Bildschnitzern, auch Kupferstechern zu gute; das andere aber den Baumeistern und Gartenliebhabern zu gefallen. Die ersten konnten einen Unterricht wünschen, wie man allerley Gottheiten und allegorische Personen, als Tugenden und Laster, Wissenschaften, Welttheile, Länder, Städte, Jahreszeiten, u. d. m. durch gehörige und kenntliche Merkmaale schildern und abbilden sollte. Daher ist nun fast die ganze Ikonologie mit in dieß Wörterbuch geflossen, und wird allen Zeichnern gute Dienste thun. Die andern aber konnten den angenehmsten Theil der Baukunst, nämlich eine Anweisung zur Anlage der Lustgärten und Verzierungen derselben begehren. Und auch diesen ist durch die geneigte Beyhülfe eines königlichen Hofbaumeisters,

zeige einer Völle, Menge, Vielheit ꝛc. dienen die Wörter, reich, mächtig, voll ꝛc. als lehrreich, wortmächtig, troſtvoll ꝛc. Eine Beurlaubung, Entziehung ꝛc. anzudeuten, dienen unter andern, los, frey, weg, ver, ent, ab ꝛc. als ſinnlos, zollfrey, wegthun, veralten, entſchleichen, abpreſſen ꝛc. Etwas vornehmes, erſtes, lobwürdiges ꝛc. wie auch etwas niedriges, ungleiches ꝛc. zu bezeichnen ſind die Wörter, Haupt, Ur, Erz, Hoch, Wohl, Ober, Unter, Grund ꝛc. gut. Als Hauptſchlacht, Uralt, Erzſchalk, hochtrabend, wohlanſtändig, Oberſitz, Untergebäu, Niederkleid, Grundſtein ꝛc. Einen Fehler, Begierde, Neigung ꝛc. deuten die Wörter Sucht und Gier an, als Zankſucht, Ehrſucht, Geldgier ꝛc. die Gemüthsart giebt das Wort Muth zu erkennen, als Groſsmuth, Schwermuth ꝛc. In der Vergleichungsart findet ſich das Wörtchen weis, als ſpielweis, ſtrichweis ꝛc. Ferner, wenn etwas ſoll vernichtet, verderbet ꝛc. werden, haben wir dazu das zer, als zerbeiſſen, zerſchieſſen ꝛc. Ja es wäre ein Foliant vollzuſchreiben, wenn man ſie alle durchgehen wollte. Hiebey zeigt der Verfaſſer, daß es einem Sprachkundigen nicht könne verübelt werden, wenn er auf dieſe Art fortführe, Wörter hervorzubringen, die einen neuen Begriff machten, und dem Pöbel eben nicht bekannt wären. Doch müſſe er darinnen behutſam verfahren. Zuletzt erinnert er noch, wie die zuſammengefügten Wörter zu ſchreiben ſind, nemlich ohne Mittelſtrich, doch müſſe ſelbiger ſtehen, wenn noch ein Wort mit dem Grundworte des erſten verbunden wäre, als Schutz- und Schirmherr.

Die

sters, der sich in diesem Jahre zu Leipzig befunden, eine vollkommene Gnüge geschehen. Es ist auch kein Zweifel, das vornehme, von Adel, und andere wohlhabende Leute, die sich neue Lust- und Prunkgärten anlegen wollen, der hier angegebenen großen, theils neuen Erfindungen, mit Vergnügen bedienen; oder sich wohl gar den Rath und Beystand eines so erfahrnen Baumeisters ausbitten werden: der schon so vielen Großen unsers Landes, ja wohl gar im Hannöverischen und Meklenburgischen, mit Rath und That an die Hand gegangen. Er heißt der Hr. Hofbaumeister Crobsatius.

Bey so vielen Vorzügen und guten Eigenschaften dieses Wörterbuches aber, gesteht gleichwohl der Hr. Herausgeber, daß selbiges sowohl nach seiner, als des Hrn. Verlegers Absicht nach, nichts mehr, als ein Handlexicon habe seyn sollen. Etwas vollständiges nämlich, in einem so weitläuftigen Felde der schönen Wissenschaften liefern zu wollen, würde ein verwägenes Unterfangen seyn, und leicht Folianten erfodern. Wenn also jemand diesen oder jenen Artikel vergebens darinn aufschlagen, und solches ihm als einen Mangel seines Wörterbuches aufrücken wollte: so würde er ihm antworten, wie der sel. Prof. Wachter einem fremden Gelehrten begegnet wäre, der ihm gesaget: es fehlten über 200 Wörter in seinem Glossario. Was? erwiederte dieser hitzige Mann: Hat der Herr mein Buch gelesen, und gefunden, daß 200 Wörter darinn fehlen, so ist der Herr ein Ignorant. Es fehlen mehr

als

als 600 Wörter darinnen, und die habe ich alle in meinen Papieren. Bey künftigen neuen Auflagen verspricht der Hr. Professor auf allerley Verbesserungen und Vermehrungen bedacht zu seyn.

Bey allen Artikeln fast stehen am Ende einzelne Buchstaben. Was die bedeuten, wird man wissen wollen. Man meldet also, daß sie die Namen der Gehülfen des Hrn. Professors bey diesem Wörterbuche anzeigen. Und da deren ziemlich viele sind, so kann man daraus sehen, daß an die zehn Federn an diesem Werke gearbeitet haben. Der Hr. Prof. erkläret sich also nur für denjenigen, der die Arbeit ausgetheilet, die Bücher dazu hergegeben, die Artikel hernach durchgesehen, bisweilen verbessert, oder ergänzet, und manchmal, wenn zweene auf einerley Sachen gerathen, zusammengeschmolzen; oder auch bey einander stehen lassen, wenn sie einerley Sache oder Person in verschiedenem Lichte angesehen, und doch beyde die Wahrheit gesaget hatten.

Endlich erkläret er sich auch, daß dieß Buch gar nicht für gelehrte Männer, sondern für unstudirte Liebhaber der schönen Wissenschaften geschrieben worden, daran es uns ja itzo gar nicht mehr fehlet. Diese brauchen bisweilen bey ihrem Bücherlesen einen Rathgeber, oder ein Orakel, welches sie befragen können. Wir aber setzen hinzu, daß es auch wohl angehende Dichter, Redner, Schriftsteller und Künstler giebt, die noch manches daraus werden lernen können. Ja da viel angenehme kleine Historien von den schönen Wissensch. darinn stehen, die

die anstatt einer Acerra philologica werden dienen können: so werden auch Privatlehrer ihre Untergebenen, zu gewissen Ergetzungsstunden, anstatt eines Zuckers anderer Arbeiten, sie etwas darinn können lesen lassen.

IV.

Essay on Man. Der Mensch, ein philosophisches Gedicht, von Alexander Popen. Deutsche Uebersetzung, mit der engländischen Urschrift nach der letzten vermehrten Ausgabe. Altenb. in der richterischen Buchhandlung. 1759. in gr. 4. mit Kupfern.

Nachdem wir schlechte und mittelmäßige deutsche Uebersetzungen von Popens Versuche vom Menschen, gelesen, und uns noch immer nach einer bessern gesehnet haben, beschenket uns der geschickte vogtländische Dichter, Hr. Kretsch, mit einer solchen, womit alle Freunde von Popen zufrieden zu seyn Ursache haben. Man müßte gewiß von poetischen Uebersetzungen, zumal aus dem Engländischen, keine richtigen Begriffe besitzen, oder diese schwere Arbeit niemals versuchet haben, wenn man noch mehr fodern wollte, als Hr. Kretsch geleistet hat. Einem Uebersetzer strenge Regeln vorschreiben, und einen ekeln Perfectionisten abgeben, ist keine Kunst. Auch läßt sichs wohl noch in wenigen Zeilen thun, daß man ganz buchstäblich beym

Texte

Texte bleibt, und Zeile vor Zeile mit gleich vielen Sylben, und das vielleicht noch in reimloſen Verſen, ausdrückt. Allein ein ganzes langes Gedicht hindurch den Gedanken eines gedrungenen Engländers, und zwar in gereimten, ungezwungenen und verſtändlichen Verſen genau folgen; das iſt die Kunſt! Und dabey muß man gewiß nicht Zeilen und Sylben zählen; vielweniger dunkle Sprüche häufen, die man ohne den Grundtext ſelbſt, weniger, als denſelben verſtehen kann.

Nach ſolchen vernünftigen Regeln und erlaubten Freyheiten, hat ſich Hr. Kretſch in ſeiner Dollmetſchung gerichtet. Das Titelkupfer ſtellet unter dem Bruſtbilde Popens, welches von etlichen Geiſtern und der Dichtkunſt ſelbſt, die ihm einen Lorberkranz überhält, in die Höhe gehoben wird, die bekannten voltäriſchen Verſe dar, die dieſer Dichter ehmals, als er noch den Präſid. von Maupertuis plagen wollte, zum Vortheile Popens gemachet:

Pope eſt un ſcelerat, de qui la plume impie,
Oſe canter de Dieu la Clemence infinie,
Qui pretend follement, o! le mauvais Chretien!
Que Dieu nous aime tous, & qu'ici tout eſt bien.

Seine Zueignungsſchrift iſt an die durchl. Herzoginn von Sachſengotha gerichtet, eine groſſe Kennerinn und Beſchirmerinn der ſchönen Wiſſenſchaften. Sie lautet recht männlich, und iſt dennoch voll Anmuth, und in einem Wohlklange geſchrieben, der ſo vielen Poetaſtern ganz fremd und unbekannt iſt.

Stets

Stets weiter war die Dichtkunſt vorgedrungen,
(Und was war nicht der Kühnen ſchon gelungen?)
Stets neuer Sieg begleitete den Lauf,
Wohin ſie trat, da ſproßten Blumen auf.
Nur jener Kreis, wo Plato vormals dachte,
Wo jüngſt noch Wolf ſich Weltentwürfe machte,
Der alte Sitz der ſtrengen Gründlichkeit,
Lag immer noch von dem Parnaß zu weit.
Dieß tiefe Meer, ſo fruchtbar an Begriffen,
Erkühnte ſich kein Dichter zu beſchiffen.

Apollo winkt. Der Themſe ſtolzer Schwan
Erhebet ſich und ſteiget Himmel an:
Die rege Luft fühlt ſeine ſtarken Flügel,
Und hinter ihm verſchwinden Thal und Hügel.
Ihn blendet ſchon der Schein der Dinge nicht,
Er ſchaut herab, und ihm wird alles Licht.
Er öffnet ſich der Weiſen hohe Sphären,
Und ſein Geſang belebet ihre Lehren.
Der Sieg iſt ſein! tief an dem Grunde ziehn
Die Zeiten hin, und rühren nicht an ihn.
Bringt Blumen her, daß man die Aſche ſchmücke!
Ihr aber, bleibt, Unreine! bleibt zurücke.

Wenn hoher Ernſt mit Anmuth ausgeziert,
Wenn reifer Witz, wenn Wahrheit lockt und rührt:
Und jener Reiz, mit dem der Britte ſinget,
In unſrer Luft noch ähnlich wieder klinget:
Durchlauchtigſte! ſo laß die Muſe vor,
Auf Popen ſtolz ſucht ſie dein kennend Ohr.
O möchteſt du, auch einmal deutſchen Tönen,
Gewogen ſeyn, und ihren Werth bekrönen!

Dann

Dann würden ſie, auf deinen Beyfall kühn,
Ihr künftig Lied der Niedrigkeit entziehn,
Mehr, als Apoll, vermag auf unſre Blätter
Ein Blick von euch, o ihr, der Erde Götter!

Er ſinget nicht die Waffen und den Held,
Nicht Lieb und Wein, nicht Heerden, Wald und Feld;
Der Gegenſtand verklärter Geiſterchöre,
Iſt ſeiner auch: er ſingt des Schöpfers Ehre.

In einer Welt, dem Sitz von Luſt und Pracht,
Dem Werk der Huld, der Weisheit, und der Macht;
In einer Welt, wo Millionen Weſen,
Zu dem für ſie gemeßnen Looß erleſen,
Zufrieden ſind, und ſich des Daſeyns freun;
Klagt nur der Menſch, der eitle Menſch allein!
Der Menſch allein, den wir vernünftig nennen!
Hat dieſer nicht befriedigt werden können?

Schon Leibnitz ſchrieb, beſtritt den alten Wahn,
Vertrieb die Nacht, und wies die Menſchen an,
Die Welt zu ſchaun, und bey geprüften Lehren
Den Ewigen, aus Kenntniß zu verehren.
Was aber war des großen Deutſchen Lohn?
Haß, Widerſpruch, Verläumdung, bittrer Hohn.

Der Weiſe ſchied. Ihm folgte bey den Britten
Der Dichter nach, und blieb nicht unbeſtritten.
Man läutet Sturm. Der Krieg zieht über See,
Weckt Gallien a), die Alpen b), und die Spree c).

Und

a) Wo viel für und wider Popen zum Vorſcheine kam. S. die Melanges de Litterature & de Philoſophie, von Mr. de Silhouette.

b) Hr. Crouſaz, zu Lauſanne, den Hr. Warburton abgefertiget hat.

c) Die königl. preußiſche Akad. zu Berlin unterwarf Popens Syſtem 1755 einer Prüfung; dabey vieles für und wider ſie erſchien.

Und nun, da sich der Angriff stets erneuet,
Theilt sich die Welt, um Popens Vers, entzweyet.
Der Fürsten Groll, der Länder Bitterkeit,
Hört endlich auf; nur kein gelehrter Streit.

Was ist es auch? Laßt alle Federn schreiben!
Die beste Welt wird doch die beste bleiben.
Und in den Plan, der gut befunden ward,
Gehörten Streit und Menschen aller Art.

Die Wahrheit bleibt, und steht und triumphiret,
Schon manches Jahr hat seinen Lauf vollführet,
Da noch indeß bewähret durch die Zeit,
Sein Werk besteht, trotz Widerspruch und Neid,
Und immer noch der Nachhall seiner Ehre,
Den Flügel regt, auch diesseits von dem Meere.
Wann jene Schaar, vom Zank einmal zu ruhn,
Im Staube liegt, und ihre Schriften nun,
Durch sanften Tod frühzeitig weggenommen,
Zu gleicher Ruh in dunkle Schränke kommen:
Wird Popens Vers, den Kunst und Wahrheit weihn,
Zu ihrem Hohn, in tausend Händen seyn.

Du! deren Geist in seiner weiten Sphäre,
Vom Fürstenstuhl auch auf der Weisen Lehre,
Mit einem Blick, dem nichts entfliehet, schaut,
Und Nebel trennt, und sichrer Wahrheit traut:
Hier unterwirft, o Fürstinn! deinem Lichte
Sich Popens Werk: Dein scharfes Auge richte!

Von

Von einer ſolchen Feder mußte Pope überſetzet werden! Und wir werden bald ſehen, wie es ihr damit gelungen iſt. Einen halben Bogen füllet nunmehr der ausführliche Inhalt der popiſchen Briefe. Dieſen muß ein verſtändiger Leſer erſt mit Bedacht durchgehen, bevor er das Gedicht ſelbſt vornimmt; oder doch vor jedem Schreiben ſeinen Inhalt erſt durchlaufen.

Das erſte Schreiben fängt mit einer Aufmunterung an den Lord Bolingbrok an, die zwar ein Paar Zeilen mehr, als die Urſchrift hat; aber auch deſto verſtändlicher und ausführlicher iſt.

Auf Bolingbrok! und laß der Ehrſucht, laß den Prinzen
Den Traum der Eitelkeit, die Waffen, die Provinzen,
Und all ihr prächtig Nichts. Komm richte deinen Lauf
In eine ſtillre Bahn. Was iſt es? Man tritt auf,
Sich einmal umzuſehn, und ſtirbt. Drum laß uns lieber
Eh alles um dich her, vor deinem Blick vorüber,
Und von der Bühne geht, mit freyer Achtſamkeit
Des Menſchen Rolle ſchaun. Er war zu aller Zeit
Des Weiſen Augenmerk, ein Labyrinth voll Gänge,
Nicht ohne Plan erbaut, ein Feld, wo gleich an Menge,
Bey Blumen Unkraut keimt; ein Garten, deſſen Frucht
Durch des Verbothes Reiz, uns anlockt und verſucht.

Es iſt wahr, daß dieſe zwölf Zeilen nur acht popiſche ausdrücken; allein, ſie ſind gewiß nicht mit leeren Worten angefüllet, ſondern mit Gedanken und Bildern, die ſeinen Sinn deſto faßlicher und verſtändlicher machen. Auf der 9. S. kömmt die

so berufene Lehre von der besten Welt vor, weswegen man Popen und Leibnitzen so vielfältig angegriffen:

Gott, dem die Möglichkeit ihr mannigfaltig Reich
Nach allem Umfang wies, sah allerdings sogleich
Entwürfe vieler Art. Gesteht man, daß aus diesen
Der höchsten Weisheit Wahl den besten mußt erkiesen,
Wo im Zusammenhang der durchaus vollen Welt,
Der Wesen ganze Schaar zum Daseyn dargestellt,
Nach Stassein stehen muß: so mußte zu den Stuffen,
Wo Leben und Vernunft aufsteigt, mit hergeruffen,
So etwas seyn, als du. Und nunmehr fragt es sich:
Ist der dir eigne Stand, o Mensch, auch gut für dich?

Wir wollen noch eine Folge von dieser Wahrheit von der 37sten Seite mitnehmen:

Laß demnach endlich ab, den Himmel zu bestreiten,
Und achte das nicht mehr für Unvollkommenheiten,
Was wirklich Ordnung ist. Dein Wohl hängt ab von dem,
Was dir verwerflich scheint. Du rechtest; und mit wem?
Erkenne deinen Punct, und deines Umfangs Fläche;
Den abgemeßnen Grad an Blindheit und an Schwäche,
Den dir die Güte gab. Er sieht dich, sieh es ein,
Hier, oder anderswo wirst du so glücklich seyn,
Als du es fähig bist. Durch allen Raum der Zeiten,
Im Leben und im Tod wird dich die Vorsicht leiten:
Mit ewigem Vertraun gib dich in ihre Hand.
Die sämtliche Natur ist Kunst, dir unbekannt.
Das Durcheinandergehn der blind genannten Fälle,
Nicht eingesehn von dir, ist vorbestimmt und helle,

Wo jenes Auge wacht. Der Misſtand unterſtreut,
Iſt wahre Symmetrie, und lauter Einigkeit.
Und alles iſt ein Gut des Ganzen, was in Theilen
An ſich ein Uebel iſt. Trotz deinem Uebereilen,
Trotz deinem frechen Stolz, undankbares Geſchlecht,
Bleibt eine Wahrheit klar: Was iſt, iſt alles recht.

Wir wollen nun freylich nicht behaupten, daß dieſe an ſich ſehr gute Ueberſetzung ganz vollkommen dem Originale gleich zu ſchätzen, oder an ſich ſo frey und ungezwungen ſey, als ob ſie eine deutſche Urſchrift des Hrn. Ueberſetzers wäre. Nein, wir ſind vielmehr überzeuget, daß er, wenn es ihm belieben ſollte, ſelbſt ein philoſophiſches Gedicht von der natürlichen Theologie zu machen, wie der Hr. Hofr. Lichtwehr, eins vom Rechte der Natur geliefert hat; er noch ungleich ſtärker und zugleich wohlklingender ſchreiben würde. Allein, wer will es fodern, daß der Zwang einer Dollmetſchung dem Dichter und der Sprache nirgends Gewalt angethan haben ſoll? Man muß ſich entweder begeben, poetiſche Ueberſetzungen zu leſen; oder man muß dem Dichter mehr Freyheiten verſtatten, wann er überſetzt, als wenn er ſelbſt dichtet! Die Franzoſen haben ſich wegen der Ungelenkigkeit ihrer Sprache, ganz und gar die Luſt vergehen laſſen, poetiſch zu dollmetſchen: und von den Engländern weis man ſelbſt aus Drydens und Popens Beyſpielen, wie frey ſie mit dem Virgil und Homer umgegangen ſind. Was ihnen nun freygeſtanden, muß einem deutſchen Dollmetſcher auch erlaubet ſeyn. Und endlich kömmt dieſem Horazens billiger Ausſpruch zu ſtatten:

Die siebende Lobrede besteht aus einer kurzen Anregung insgemein von der Poesie, auch wie dazu in deutscher Sprache zugelangen sey. Die Natur selbst hat den Wörtern eine zahlbare, gemäßige Kraft eingepflanzet, die sie zu Versen machen kan: Doch muß man dieses natürliche Wesen mit einiger Kunst verbinden. Es ist im Deutschen kein guter Vers, der hinten nur zwey Reime hat, sondern die Kunstmäßigkeit des Gedichts, giebt einzig und allein den Reimen ihren gebührenden Wohllaut und Wohlstand. Was Göttliches muß in einem Gedichte herrschen, soll es schön seyn. Und dieses kan sich ohne Kunst, Witz, Geist und Wissenschaft des Verfassers nicht darinnen zeigen. Wir müssen aber unsere Dichtkunst in ihre eigene Landesart kleiden, und sie nicht nach dem griechischen und lateinischen Gehöre zwingen. Also finden wir, daß von uralten Zeiten her Reime sind gebraucht worden; woraus erhellet, daß dieses ihr etwas eigenes und sie dazu geschickt sey. Poeten haben allezeit zu erst ihre Mutterspracheausgeübt, angenehm gemacht und empor gehoben, wie wir bey allen Völkern finden. Doch ist hier nicht Zeit solches auszuführen. Wir bemerken nur, daß ein jedes Wort bey uns den **Klang** und die **Zeit** (qualitatem & quantitatem) hat. Der **Klang** in jedem Worte ist entweder scharf, oder gelinde, oder mittelmäßig, und so hat auch die **Zeit** drey Arten, als die kürzere, die längere, die mittlere. Und hierinnen beruhet der Grund der deutschen **Verskunst**. Die Musen sind nicht vor jedermann und hören nicht die gemeine Sprache. Sie wollen etwas bessers und schöners haben, und dieses kan nicht anders geschehen,

Sed ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Das philoſophiſche Gebeth des Pope, nebſt der Ode eines Sterbenden an ſeine Seele, ſind ſehr ſchön gerathen. Dieſe letztere wollen wir noch mittheilen:

Endlich rüſte dich, und ſcheide
Aus dem ſinkenden Gebäude,
Nun von dieſem Körper frey,
Lerne, was dein Weſen ſey.
Und woher dein Urſprung ſtamme,
Funke von des Himmels Flamme!

Seele! Geiſter flüſtern dir:
Schweſter, komm, und ſey wie wir!
Welche Kraft empfind ich wieder,
Bey dem Sinken dieſer Glieder.
Frage dich, und ſieh es ein:
Seele, kann dieß Sterben ſeyn?

Nur die Erde weicht zurücke,
Mich erhebet mein Geſchicke,
Ueber alles, was mir droht.
Gebt mir Schwingen, daß ich fliege,
Gräber! wo ſind eure Siege?
Und wo iſt dein Stachel, Tod?

Ewig Schade! daß dieſe Ode nach keiner einzigen Melodie wird geſungen werden können.

V. Der

V.

Der Tod Herrn Otto Burkard Menkens, beklaget *) von D. Joh. Ludewig Conradi, des großen Fürſtencollegii Collegiaten, und der Geſellſch. der freyen Künſte Mitgliede. Im Octob. 1759.

Hat nach ſo langer Quaal, nach ſo viel ſiechen Stunden,
Dein letzter Feind, der Tod, dich endlich überwunden,
Mein Menken, deſſen Werth den Greis im Jüngling wieß?
Wo bleibt der Ruhm, den dir in deines Alters Blüthe
Dein Geiſt voll Heiterkeit, dein Herz voll offner Güte
Auf ſpäte Zeit voraus verhieß?
Die Hoffnungen, die dich ſo ſchön verherrlicht hatten;
Ausſichten, reich an Glück, reich an Vollkommenheit;
Was ſind ſie nun? Ein Raub der ſchwarzen Todesſchatten,
Die Beute der Vergänglichkeit.

*) Man hat nicht umhin gekonnt, das Ableben des einzigen übrigen Zweiges, einer faſt ſeit 80 Jahren, bey der Stadt und Univerſität Leipzig ſo beliebt als nützlich geweſenen Stammes, eines Licentiat Ottens, Hofraths Johann Burkards, und Hofraths Friedrich Ottens, der Menken, theils weiter bekannt zu machen, theils auch der Nachkommenſchaft zu betrübtem Andenken, hier aufzuheben: zumal, da auch an eben dem Todestage des jungen Menkens, ſein einziger Vätter, des letztverſtorbenen Hofraths jüngerer Herr Bruder, ein königl. Accisrath bey Dresden, Todes verblichen, und nur einen Sohn verlaſſen.

O Sterbliche, wie oft iſt unſer Wunſch vergebens!
Ein Augenblick entreißt im Frühling ihres Lebens
Die Edlen, deren Stand beneidenswürdig ſchien!
Oft prophezeihn wir uns der fernern Zukunft Früchte:
Doch ſchnell zerſtreut der Tod die reizenden Geſichte;
Und alle Schattenbilder fliehn.
Der Jüngling, fern vom Schwarm leichtſinnger Jugendchöre,
Lernt früh, wodurch man ſich des Edlen Lob erwirbt:
Sein Lenz verheißt der Welt des künftgen Alters Ehre;
Die Welt bewundert ihn; er ſtirbt.

Beweint ſeyſt du von mir, mein Freund, in deinem Grabe,
Du Redlicher! den ich weit mehr geliebet habe,
Als die gemeine Schaar fühlloſer Freunde liebt:
Was konnt ich anders thun, als eine Seele ſchätzen,
Die, ihren Pflichten treu, treu der Vernunft Geſetzen,
Gern übte, was ein Weiſer übt?
Mit unverletzter Treu erhielten deine Triebe
Die Freundſchaft gegen mich; ihr Eifer wankte nie.
Durch Proben überzeugt, erkannt ich deine Liebe;
Aus deinen Werken kannt ich ſie.

Bewundernd ſah ich dich in deiner ſchönſten Zierde,
Den Durſt nach Wiſſenſchaft, die kluge Lehrbegierde,
Den forſchenden Verſtand, von hellem Licht umſtralt!
Von der Natur beſtimmt der Wiſſenſchaft zu Ehren,
Verachtete dein Geiſt die Schalen eitler Lehren,
Womit gelehrter Pöbel pralt.

Weit vor den Jahren gieng die Einſicht, die dich
schmückte;
Im Urtheil reif, drangſt du tief in die Wahrheit ein,
Und warſt des Vaters werth, den man in dir erblickte;
Werth, eines Menkens Sohn zu ſeyn

Er, deſſen Beyſpiel mich den Weiſen kennen lehrte,
Den ich, von Pflicht beſeelt, mit Dankbarkeit verehrte,
Auf den das Vaterland mit Ehrerbiethung ſah.
Er ſtarb! Es trauerte der Muſen ganzer Tempel.
O Muſen, trauert nicht! ſein glänzendes Exempel
Iſt noch in ſeinem Sohne da.
Wir ſehn ſchon hoffnungsvoll in ihm den würdgen
Erben
Des väterlichen Ruhms, und wünſchen freudig Glück.
O Vorſicht laß ihn nicht in früher Jugend ſterben! —
Er ſtirbt! o trauriges Geſchick!

Ich ſah des Jünglings Kraft durch lange Krankheit
ſchwinden,
Und zitterte für ihn; was konnt ich mehr empfinden?
Mein ganzes Herz empfand, und mein Gefühl ward
Pein.
Wie theuer waren ihm der Freundſchaft edle Rechte!
Ich ſeh ihn noch; o Nacht, du letzte ſeiner Nächte!
Du ſollſt mir ewig heilig ſeyn!
Ich ſeh ihn noch, wie er die Hand mir zärtlich reichte;
Die Stimme ſchwieg: doch laut ſprach ſein gerührtes
Herz.
Was fühlt ich da? Wer nennt den Schmerz, der mich
erweichte,
Der Freundſchaft ſtark erregten Schmerz?

O Freund, die Liebe wird dich oft zurück begehren:
Bekümmert mißt sie dich, und du verdienst die Zähren
Der mütterlichen Huld, der schwesterlichen Pflicht.
Ich seh, wie um dein Grab die Freundschaft sich vereinet,
Mit Wehmuth an dich denkt, dich seufzend nennt und weinet,
Und laut von deinem Lobe spricht.
Ja, über deiner Gruft wird einst die Nachwelt lesen:
Hier schließt der Erde Schooß den besten Jüngling ein!
O Jugend, ahm ihm nach, und sey, was er gewesen;
So wird dein Ruhm unsterblich seyn!

VI.

Des Grafen von Caylus Betrachtungen über dem Einbalsamiren der Aegypter.

Aus der Hist. de l'Acad. des Inscript. & belles Lettres, übersetzt. Tom. XXIII. pag. 119. pariſ. Ausg.

Die Religion und Politik hatte von undenklichen Zeiten bey den Aegyptern beygetragen den Gebrauch die Leiber aufzubewahren, einzuführen. Sie waren von der Gewißheit der Unsterblichkeit überführet, sie verehrten deren alte Behausung, und glaubten, sie betrübten dieselbe, wenn sie diese verderben ließen. Ein Aegypter würde mit dem Tode seyn bestrafet worden, wenn er einem todten Körper nur das geringste Leid angethan hätte. Das Urtheil

theil welches man über die Leichen hielt, um zu wiſſen, ob ſie die Beerdigung verdieneten, die Zimmer in den Häuſern der Reichen, die bloß darum angeleget waren, um die einbalſamirten Körper aufzuheben; die Verbindlichkeiten, welche man über dieſen Körpern machte: alles flößte die Liebe zum Frieden und zu dem Vaterlande ein, und unterhielt die Zärtlichkeit und Ehrfurcht gegen die Aeltern. Da die Aegypter ihren Leichen eine vollkommene Ruhe verſchaffen wollten, ſo benahmen ſie ihnen alles das, was die Fäulniß befördern kann. Sie ſahen ihre Gräber als ihre ewigen Wohnungen an; und waren viel minder für die Dauer ihrer Häuſer beſorget, die ſie nur Herbergen nenneten *).

Die alten Perſer, die Scythen und Hebräer balſamirten die Leichen ein. Indeſſen war es nur eine unvollkommene Nachahmung der Aegypter, und heut zu Tage iſt gar nichts mehr davon zu finden. Allein in Aegypten gleichen die einbalſamirten Körper an Dauer den Pyramiden, wenn der Geiz der Araber ſie nicht täglich zerſtörete. Gleichwohl iſt dieſer Gebrauch ſo viel hundert Jahre im Schwange geblieben, daß Aegypten noch eine lange Zeit die Neugierde der Europäer wird befriedigen können.

Allem Anſehen nach, haben die Aegypter den erſten Gedanken ihrer Mumien denen Leichen zu danken, die ſie in dem brennenden Sande, der ſich an einigen Orten von Aegypten findet, vertrocknet gefunden haben: der, wenn er von dem Winde unge-

*) Diod. Sicul. Lib. I.

umgetrieben wird, die Reisenden begräbt, und ihre Körper bewahret; indem er das Fett und Fleisch verzehret, ohne die Haut zu verletzen. Man sieht in dem Cabinette der heil. Genevieva einen solchen Körper.

Der Hr. Graf von Caylus hat sich nach allem gründlich erkundiget, was die Alten und Neuern von dem Einbalsamiren der Aegypter gemeldet haben. Er hat seinen eignen Untersuchungen die Arbeiten des Hrn. Rouelle beygesellet, der ein geschickter Chymicus ist und nachdem er die Mumien zergliedert, eine Abhandlung davon gemacht hat, die sich unter den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften befindet. Hr. von Lironcurt, französischer Consul in Cairo, hatte dem Hrn. Grafen von Caylus einige Stücke von Mumien geschicket; und ein wenig von einer balsamischen und klebrichten Materie, die in die kostbarsten Einbalsamirungen kämen. Diese Materie hatte man in einem besondern Gefäße gefunden, folglich ist sie niemals mit Fette, noch irgend einem Theile eines menschlichen Körpers vermischt gewesen. Es muß also entweder ein Opfer, oder ein Zeichen desjenigen gewesen seyn, der die Leiche einbalsamiret hat. Er untersuchte dieselbe, und sah, ob er sie in den verschiednen Mumien, die wir in Paris haben, wieder antreffen würde, und dieses hat Hr. Rouelle mit vielem Scharfsinne gethan. Herodot hat entweder aus Aberglauben, oder aus Furcht, keine Mumie weder öffnen, noch mit sich wegführen wollen; und

dann

dann war auch die Phyſik der damaligen Zeiten nicht in dem Stande, eine ſolche Sache zu unterſuchen.

Daher hat denn Hr. Caylus ſeine Abhandlung in zween Theilen von dieſer Materie verfertiget. In dem erſten unterſuchet er die Mumien an ſich ſelbſt, und führet in dieſem die Gründe der Alten und Neuern an. In dem andern betrachtet er die Kiſten, die Zierrathe der Mumien, und andere dahin gehörige Sachen.

Erſter Theil.

Ueber die Mumien an ſich ſelbſt.

Urtheil der Alten.

Mumie iſt ein arabiſches Wort, welches ſo viel ſagen will, als ein einbalſamirter Körper. Die Griechen, um die Vorbereitungen der Mumien recht vorzuſtellen, haben ſich nur des Wortes ταριχεύειν, das heißt, einſalzen bedienet.

Unter denen alten Schriftſtellern, die uns von dieſen alten Einbalſamierungen reden, ſind Herodot und Diodor von Sicilien die einzigen, die ſich in hauptſächliche Umſtände davon eingelaſſen haben. Ihr Bericht von dieſer Gelegenheit iſt ſo unterſchieden, als ſie es ſonſt in allen Stücken ſind. Herodot zeiget ſich in dem ſeinen richtiger und neugieriger; ungeachtet er dieſe Materie ein wenig gar zu ſehr überhin abgehandelt hat. Alle beyde aber haben davon

davon' vielmehr als Reisende, als Naturforscher gehandelt. Hier sind die Stellen aus beyden neben einander mit den erfoderlichen Anmerkungen begleitet.

„Es giebt Menschen in Aegypten, saget Herodot im 2. B., die eine Handthierung daraus machen, die Körper einzubalsamiren. Wenn man ihnen einen Todten bringt, so zeigen sie den Trägern Muster von einbalsamirten Körpern auf Holz. Unfehlbar war diese Untersuchung auf die Kostbarkeit der Arbeit, und auf den Werth der Einbalsamirung abgezielet. Man saget, füget er hinzu, daß die künstlichste Malerey oder Figur, denjenigen vorstelle, den ich ein Bedenken trage allhier zu nennen. Man kann muthmaßen, daß dieses die Figur irgend einer Gottheit gewesen, davon Herodot nichts sagen wollen, daß sie wie ein gemeiner Mensch einbalsamiret worden. Diese und dergleichen Enthaltungen, die man bey vielen alten Schriftstellern findet, könnten einen wohl auf die Gedanken bringen, daß es nicht nur in Aegypten, sondern in fast allen Theilen des Alterthums eine Art von Inquisition gegeben, deren Urtheil gar gefährlich gewesen ist.

„Sie zeigen, fährt er fort, eine zweyte, die nicht so viel kostet, als die erste. Sie zeigen noch eine dritte, die vom niedrigsten Preise ist. Darauf fragen sie, wie man die Leiche will einbalsamiret haben? Nachdem nun die Träger um das Muster und die Kosten eins geworden sind, so kehren sie zurück. Die Einbalsamirer arbeiten für sich

zu

zu Hauſe fort, und mit den allerkünſtlichſten Einbalſamirungen verfahren ſie folgendergeſtalt:

Diodor von Sicilien ſaget faſt eben das, doch mit einigem Unterſchiede. „Sie haben, ſaget er, dreyerley Arten von Begräbniſſen, die koſtbaren, die mittelmäßigen, und die ſchlechten. Die erſtern koſten ein Talent Silbers, die zweyten zwanzig Minen, die dritten koſten faſt gar nichts.„ Es iſt außer Zweifel, daß das Wort Begräbniß hier die Einbalſamirung ſagen will. Was die Ausgabe betrifft, ſo muß man merken, daß ſie mäßig geweſen, wenn man die Menge der verſchiedenen Menſchen, die dazu gebrauchet worden, und die unzählbare Menge der Ellen Binden betrachtet, die die Leiche halten und wieder bekleiden mußten; endlich aber auch die wohlriechenden Sachen, die Harze, die auflöſenden Sachen, und alles, was zu gebrauchen, erforderlich war. Herodot redet von dem Preiſe nicht, und es kann wohl ſeyn, daß Diodor von Sicilien dieſe Schätzungen erzählet hat, ohne recht davon unterrichtet zu ſeyn. Nach ſeinem Berichte koſtete die erſte Einbalſamirung ungefähr vier tauſend fünfhundert Livres unſers itzigen Geldes; die andere etwa funfzehnhundert Livres. Die dritte Art der Einbalſamirung iſt mit ſo leichtſinnigen Ausdrücken angezeiget, daß man deren Preis nicht beſtimmen kann; allein ſie zeigt doch einen ſehr geringen Werth an.

Diodor fährt folgendergeſtalt fort: „Das Amt zu begraben iſt eine beſondere Handthierung, die man wie alle andere, von Jugend auf erlernet hat.

Die-

hen, als durch eine genaue Kenntniß der Sprachen. Daher man die wahrhaften Quellen derselben aufsuchen, und darnach streben muß. Ein feuriger Poet darf sich die Hände nicht binden lassen, sondern kan mit der Natur sich aufschwingen, und ihr stets an der Seite stehen. Denn eine poetische Rede muß alles lebhaft vorstellen, und die Natur künstlich ausdrücken, deswegen sie sich schönerer Redensarten zu bedienen hat. Der Autor bringet hier ein Exempel bey, wie nemlich das einzige Sterben so verschiedentlich ausgedrücket werden kan.

Die achte Lobrede hat einen kurzen Beweisthum, daß noch bis auf diese Zeit die Wurzeln oder Stammwörter der deutschen Sprache sich fast in allen üblichen Europäischen Sprachen finden lassen: Auch daß der alten Gallier Sprache deutsch gewesen sey, samt mehrern Anführungen, von der Reinlichkeit und Räumigkeit der deutschen Sprache. Deutschland ist von den Uberschwemmungen fremder Völker in Europa am meisten frey geblieben, und hat also seine alte Sprache unverändert behalten können. Es haben wohl seine Einwohner in andere Länder ihre Sprache gebracht, wie denn die Franzosen zum Zeugnisse dienen; als welche sich vergebens bemühen, ihre rechte Stammwörter zu finden, wenn sie des Deutschen nicht kundig sind. Sie haben einige alte Wörterchen behalten, den Schall an einige geworfen, die rechte Kraft aber verlohren. Z. E. das Wörtlein mis bezeichnet im Deutschen eine Beraubung, einen Fehl, oder Widerstand; und so findet mans auch in wenigen Französischen, als *mespriser*, welches gewiß das alte miespreisen ist, *mesoffrir &c.* Ihre erste

Diejenigen, so sie üben, gehen zu den Anverwandten, und bringen ihnen einen Aufsatz von den Kosten der Einbalsamirung, mit der Frage, wie viel sie darauf verwenden wollen. Nachdem sie mit dem Preise eins geworden, nehmen sie den Leichnam, und übergeben ihn den Bedienten, die ihn zubereiten sollen. Der erste davon ist ein Schreiber oder Zeichner. Er zeichnet auf der linken Seite der Leiche, dasjenige Stück Fleisch an, was man ausschneiden muß.„ Ich weis nicht, ob man diesem Zeichner nicht noch ein ander Amt geben muß, welches einfältiger und nöthiger ist; nämlich die Körper zu numeriren, oder die Namen der Todten aufzuschreiben, um nicht dem einen die Leichen wiederzugeben, die einem andern gehören.

„Nach diesem folget der Zerschneider, welcher sein Amt mit einem äthiopischen Steine thut. Aber er läuft auch aus allen Kräften davon: weil die Beystehenden ihn mit Steinwürfen verfolgen, als einen Menschen, der den öffentlichen Fluch verdienet hat. Denn sie sehen denjenigen, der einem Körper, welcher dem seinigen ähnlich sieht, irgend eine Wunde, oder ein Leid zugefüget hat, als einen gemeinen Feind an.„

Dieses letzte scheint nur den ungemeinen Aberglauben dieser Völker anzudeuten. Wir wollen wieder die Folge von dem Herodot vornehmen, damit wir diese zween Schriftsteller zugleich besehen können.

„Erstlich ziehen sie mit einem schrägen Eisen das Gehirn durch die Nasenlöcher heraus. Zum

Theile

Theile ziehen ſie es auf dieſe Art, zum Theile auch durch die Arzneyen heraus, die ſie hinein zu bringen wiſſen. Nachmals machen ſie einen Schnitt in die Lenden mit einem ſcharfgeſchliffenen äthiopiſchen Steine. Aus dem Unterleibe nehmen ſie das Eingeweide heraus, ſie reinigen es, und ziehen es durch Palmwein durch. Weiter ziehen ſie es durch allerley geſtoßene Gewürze; ferner füllen ſie den Bauch mit lauter reinen zerſtoßenen Myrrhen, mit Caſien und andern Würzen an, ausgenommen mit Räuchwerk nicht: und dann nähen ſie ihn zu.„ In dem Kopfe, der mir aus Aegypten geſchicket worden, habe ich in der That das Gehirn durch die Naſenlöcher aufgebrochen befunden, und der Grund der Orbita war rechter Hand aufgedeckt.

Man kennet den Palmwein wohl. Die zerſtoßenen Gewürze geben einen gar zu weitſchweifigen Begriff, als daß man deren Menge beſtimmen könne. Uebrigens iſt es auch gewiß, daß die Pulver niemals bey den Einbalſamirungen Platz gefunden haben können, indem ſie der Austrocknung hinderlich waren. Die Myrrhen ſind ein harzigtes Pech. Außerdem lehret uns Herodot anderwärts, daß die Caſia ein Gewürz iſt, welches man auf einem kleinen arabiſchen Bäumchen findet, welches einen ſehr lieblichen Geruch giebt, und in den Teichen wächſt. Allein, es ſcheint erwieſen zu ſeyn, daß es der Zimmet ſey, und man ihn folglich falſch berichtet habe. Viele Schriftſteller haben auch dieſe Stelle an ihm getadelt. Die Ausnahme des Räuchwerks war vermuthlich nur wegen der Ehrfurcht für

die Gottheit üblich. Ich habe noch auf keiner Mumie das mindeste gesehen, was irgend einem Zunähen ähnlich sähe; es war auch nicht nöthig. Die ungemein ausgedörrete Haut, und die Stärke, so sie durch die Gewürze erhielt, machten dieß Geschäffte ganz unnütz.

(Das Uebrige wird nächstens folgen.)

VII.

Der politische und ökonomische Menschenfreund, oder praktische Vorschläge, zum Aufnehmen der Bevölkerung der Staaten, und zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Reichthümer. Aus dem Französischen des Herrn von Mirabeau. Hamburg, in der herteliſchen Buchhandlung im Dom. 1759. 8.

Es ist wohl wahr, daß dieß Buch eigentlich in das Feld der schönen Wissenschaften nicht gehöret. Allein, wir haben es im Durchblättern so nützlich, vernünftig, auch sowohl geschrieben befunden, daß wir nicht umhin gekomt, es unsern Lesern zu empfehlen. Es betrifft die Bevölkerung der Länder und Städte, ein wichtiges Augenmerk der Staatskunst; darüber so viele Fürsten und Finanziers im Finstern tappen. Unsers Erachtens ist es eine Schande, witzig zu seyn, ohne Vernunft zu besitzen. Wer aber diese besitzen will, muß auch ein wenig die Welt und die Gesellschaft kennen, worinn

inn er lebet. Es ist thörlicht, auf lauter Spaß und Scherz zu sinnen, wenn man das menschliche Geschlecht, und sein wahres Wohl nicht kennet und liebet. Homer, dieser Großvater aller feinen und witzigen Köpfe, hatte in allen seinen Gedichten allezeit das Heil der Menschen zum Augenmerke.

Der Hr. Verfasser gesteht in der Vorrede, daß er ganz neue Grundsätze der Cameral- und Polizeywissenschaft, wie unsre Staatsscribenten das Ding nennen, vortrage. Wenn er sie in Gesellschaften zuerst mündlich vorgetragen, hat man ihn ausgelachet: wenn er sie aber mit Gründen bestätiget, hat man anders davon zu denken angefangen. Er hat also seine Gedanken schriftlich aufgesetzet; und giebt uns in der Vorrede einen kurzen Vorschmack davon. Wir wollen denselben hier mittheilen, um unsre Leser wenigstens aufmerksam, und neubegierig zu machen.

Ist die Bevölkerung, heißt es, nützlich, oder nicht? Auf den ersten Anblick scheint dieß eben so viel, als wenn man fraget: Machet die Sonne hell oder nicht? Aber man wird finden, daß ich von Schluß zu Schluß, endlich auf eine strenge Morale komme; und daß ich nicht wenige vor den Kopf stoßen werde. Ich will eine unendliche Menge Menschen schaffen. Welch eine mühsame Sorgfalt, sie zu regieren! Ich will sie arbeitsam und reich machen. Aber wie viele haben nicht weislich erinnert: es sey nicht dienlich, daß der Pöbel Bequemlichkeiten kennen lerne, die ihn nur trotzig machen! Ich will die Zahl der Pferde und Bedienten ver-

mindern, und ihre Vermehrung mit Mord und Brand in eine Reihe setzen. Ich will endlich darthun, ja beweisen: daß die Unmäßigkeit, mit Beybehaltung des Verhältnisses, einen großen Staat noch eher, als einen kleinen zu Grunde richtet.

„Gesetzt also, meine Grundsätze würden eingestanden, man fände sie aufs genaueste verbunden, und die Folgerungen flößen ganz natürlich daraus: wie viele, deren Einsicht nicht von einem verderbten Herzen verfinstert ist, würden vielleicht umkehren, und behaupten wollen, so lange sie bey dem itzigen Zustande obenan sitzen: der Mensch sey glücklicher, wenn er Raum hat, wie anitzo; als wenn er durch meine neue Bevölkerung enger eingeschlossen würde! Meine allerliebsten und süßesten Epikurer! ihr seyd in Frankreich viel gefährlicher, als an irgend einem Orte, wo die Wollust dumm machet.] Denn hier giebt sie falschen und feinen Witz; und das ist genug bey uns, einen Propheten abzugeben.

„Mit euch also rede ich, und sage euch: Es ist gut, daß ihrer viele beysammen sind: 1) Damit der Wolf keinen fresse; 2) Damit es desto mehr gute Köche gebe; 3) Wieviel schöne Stimmen, wieviel hübsche Mädchen werden nicht in der Colonie zum Vorscheine kommen, die ich euch anbiethe! Sehet, das ist alles, was ihr brauchet; ich gebe euch das Wort. Seyd also nur ruhig; und laßt uns nachsinnen, uns, die wir nicht der Mühe werth sind, uns selbst zu lieben; sondern nur unsre Brüder und ihre Nachkommen lieben; und den Menschen, als das nützlichste, liebenswürdigste und erkennt-

kenntlichste Thier werth halten, das zu allen Arten von Vergnügungen, von Arbeit, von Verschönerung und Nutzbarkeit am geschicktesten ist.„

So schreibt unser Verfasser, und wir glauben: alle Vernünftige werden Lust kriegen, sein Buch zu lesen. Sie werden sich auch nicht betrogen finden. Er sieht die Ursachen ein, warum Staaten, die auf französischen Fuß leben, in Verfall gerathen. Er saget seinen Landsleuten die Wahrheit deutsch heraus. Er ist aber auch für sein Lehrgebäu so sehr nicht eingenommen, daß er glauben sollte, selbiges ließe sich ganz einführen. Kann man ein besser Merkmaal von seiner Unparteylichkeit fodern? Aber die vornehmsten Puncte hält er für höchstdringend und nothwendig, u. s. w.

Doch wir müssen den Inhalt des Werkes etwas näher anzeigen. Nach dem Vorberichte kömmt der I. Abschnitt, der erst von der Geselligkeit, und sodann vom Reichthume handelt. Die Absicht ist hier zu zeigen, daß der Reichthum eines Staates nicht in vielem Gelde, sondern in vielen Menschen bestehe; und daß diese, nebst dem Ackerbaue, denselben reich und glücklich machen. II. Abschn. Die Menge der Menschen richtet sich allemal nach der Menge des Unterhaltes. Hier zeiget er, warum die protestantischen Staaten volkreicher sind, als die katholischen; denen die Mönche nicht schaden. III. Abschnitt. Der Ackerbau ist die vornehmste Kunst, weil sie Nahrung verschaffet; und viel einträglicher ist, als die Handlung, auch die Geselligkeit befördert. IV. Abschn. Was für Vortheile Frank-

reich im Ackerbaue genießt. Hierbey kommen viel artige Betrachtungen vor. V. Abschn. Was für Hindernisse den Ackerbau in Verfall bringen. Hier sind vortreffliche Anmerkungen zu lesen. Z. E. daß eine Menge von Thiergärten und Baumgängen dem Acker um Paris viel Abbruch thun. VI. Abschn. Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, dem Aberbaue aufzuhelfen. Hier wird angemerket, Moliere habe ihm viel Abbruch gethan, indem er den Landadel lächerlich gemachet: imgleichen daß die Besitzer der Landgüter nicht in die Stadt gehören; u. daß die Edelleute bey Hofe schädlich sind; und auf dem Lande mehr Leute ernähren, als in der Stadt. VII. Abschn. Der Gebrauch der Ländereyen gründe sich auf Sitten und Gewohnheiten. Hier kömmt u. a. vor: daß die Schönheit der Stadt Paris, das Land wüste gemachet; daß aber darinn nicht mehr Einwohner und noch weniger Edelleute sind, als zu Heinrichs des IV. Zeiten; und daß Frankreich durch seine Fehler in Verfall geräth. VIII. Abschn. handelt von Arbeit und Geld. Hier wird der Ackermann der vornehmste Stand in der Gesellschaft genennet. Es folget ein Entwurf zu Ehrensäulen der Bildhauer und Poeten. Die Geistlichen sollen den obersten, die Soldaten den zweyten, und die Oberkeiten den dritten Platz im Staate haben. Ohne Zweifel redet der Hr. V. von katholischen Ländern, wo es Cardinäle, Erz- und Bischöfe und Prälaten giebt. Und wer will alles gute und schöne erzählen, das mit vieler

Ab-

Abwechselung und Mannigfaltigkeit hier zu lesen ist?

Doch wir müssen auch etwas, das in die schönen Wissenschaften einschlägt, zur Probe geben. A. d. 162. und folgenden S. des I. Th. saget der Hr. Verf. es sey schädlich in einem Staate, wenn sich die Stände zu sehr mit einander vermischen: wenn der Wucherer und Possenreißer mit den Großen speisen, und Gesellschaft machen; wenn diese um einen guten Koch, ein hübsches Mädchen, oder sonst was zu erhalten, mit den Bürgen der Pächter ihrer Landjunker, als mit ihres gleichen umgehen: so hebe die gemeine Aufführung den Rang auf.

Diese Vermischung, spricht man, machet die Sitten angenehm; sie vertheilet die Höflichkeit auf alle Stände. Unstreitig kömmt alles näher zusammen, aber alles verliert dabey. Man findet ein Bild davon in den Schauspielen. Das erhabene Theater vertauschte die Heldenstücke, gegen Schäferspiele. Auf diese ist ein Possenspiel, ein Nichts gefolget. Die Komödie hergegen ist artig geworden; sie kramet lauter Witz und moralische Abhandlungen aus. Jenes hat seine Größe, und sein Ansehen verlohren; ohne daß es ihm möglich gewesen, sich zu dem ungekünstelten Scherze herunter zu lassen. Diese aber hat ihren feinen Witz, ihr aufgeräumtes Wesen, ihre ungezwungene Freyheit verlohren; und nichts gewonnen, als daß sie langweilig geworden.„

Eben so vernünftig kritisiret der V. über gewisser Poeten unzeitige Sittensprüche. Z. E.

„Was erfolget aber daraus? daß die Tugenden fallen, und die Laster steigen. Hält man es für nichts, daß Moron spricht:

— — ich geb es zu,
Großmüthig ist es nicht; allein es ist vernünftig!

Die lächerliche Morale eines furchtsamen Dieners erregt ein Gelächter: und giebt dem Mangel der Tapferkeit ein lächerliches Ansehen. Allein, man lasse den Poeten von guter Gesellschaft sagen:

Was würdest du für Frucht von so viel Ehre ärnten?
Nichts, als das schlechte Licht;
Nichts, als das Bißchen Rauch
Der Lampe bey dem Sarge,
Die dir zu Ehren brannte.
Und die besondre Lust, unsern vom großen Ludwig,
Bey Gueselin eingescharrt, zu St. Denis zu stinken.

Diese mit dem schönen Namen der Philosophie verlarvte Morale eines strafbaren Muthwillens verführet die Jugend mit dem Reize des Vergnügens, und stellet ihr die Tugenden ihrer Vorf[illegible]ren, und die Liebe zur Ehre, die ihnen zu ihrem Stande verhalf, als romanenmäßig vor.

Eben solche Sachen halten die beyden folgenden Theile in sich.

VIII.

VIII.

Die helvetiſche Nachleſe. Hominem pagina noſtra ſapit. Baſel, bey Joh. Rud. Im-Hof. 1759. in 8.

Unſre Leſer werden ſich erinnern, daß wir ihnen vor einiger Zeit zween Bände des helvetiſchen Patrioten bekannt gemachet. Itzo erſcheint die helvetiſche Nachleſe fertig, und machet den Beſchluß von jenem ſittlichen Werke. Sie iſt übrigens in eben dem Geſchmacke, und mit eben der trefflichen moraliſchen Einſicht geſchrieben, als jenes; und iſt dem Hrn. Hofrath Maskov in Leipzig zugeeignet.

Wir wollen kürzlich den Inhalt aller einzelnen Ausgaben erzählen. Nach dem Vorberichte wird in der erſten Numer der erſten Ausgabe, die Menſchenliebe der güldenen Zeit abgeſchildert. In der zweyten, lieſt man den Bürgerjunker in ſeinen verſchiedenen Charakteren beſchrieben; und in der dritten findet man die Pflichten der Aeltern zur Auferziehung, und was die Erfoderniſſe ihres Herzens ſind. In der II. Ausgabe ſteht, 1) ein Brief von der Modeſucht; 2) ein Brief an den Verfaſſer; und 3) die Ichiſten, d. i. Egoiſten; mit ihren verſchiedenen Charakteren, theils weiblichen, theils männlichen; 4) ein Brief an die Leſer; und 5) die Fortſetzung von Aeltern, was ihren Geiſt betrifft. Die III. Ausgabe liefert

ste Sprache ist celtisch gewesen, darauf mit lateinisch vermenget, und endlich nach fränkischer Art mit eingerichtet. Auch die alte britannische, oder wällische, die italiänische, irrländische, spanische u. a. haben deutsche Wörter, wie mit vielen Zeugnissen bestätiget wird. Daß die heutige dänische, schwedische, isländische, englische, schottische im Grunde deutsch sey, ist einem Kenner derselben bekannt. Der Verfasser führet zu mehrer Bestärkung aus einer jeden das Vater Unser an. Selbst Moscau und Sclavonien haben deutsche Wörter. Daß in Siebenbürgen das meiste deutsch sey, wie auch im Taurica Chersoneso wird aus Busbecks Anführung vieler deutschen Wörter bewiesen. Ja Persien nennt viele Sachen deutsch, als Bandr, Band, Brader, Bruder, Cal, Kahl, Casti, Kasten. Darre, Thüre, Dochter, Tochter, Jock, Joch. Nonn, Nonne, Na, Nein, Star, Stern, und viel andere. Hieraus erhellet, daß die deutschen Stammwörter sich weit ausgebreitet und bis itzo erhalten haben.

Die neunte Lobrede begreift eine kurze Entdeckung des ungegründeten Wesens, dadurch unsere Sprache zum Sproßlinge, Mienglinge, und zur Bettlerin gemacht wird: Auch wie von den sonst fleißigen Deutschen, unsere Sprache sey versäumt und verachtet worden. Zugleich werden die Ursachen angeführet, wodurch die rechte Ausübung und Werthhaltung derselben noch itzo guten theils verhindert werde. Wie einige in den deutschen Geschichten die Fürstlichen Stämme bald von Troja, bald von Alexander dem G. thörichter Weise haben herleiten wollen: So habens andere mit der Sprache gemacht,

1) die Caffeetrinkerinnen; 2) ein Dienſtmädchen über ihre Frau; 3) die eiferſüchtigen Gänſe; 4) Antwort über die Modeſucht; 5) über die ſchlechte Aufführung der Jugend auf dem Lande; 6) Fortſetzung über den Geiſt der Aeltern.

Die IV. Ausgabe hält erſtlich eine Vorrede über das eingerückte Luſtſpiel in ſich. Der Hr. Verfaſſer hat es nämlich rathſam befunden, eine Komödie mit in ſeine Betrachtungen einzuſchalten; und entſchuldiget ſich deswegen auf eine ſatiriſche Art. Er geſteht frey, daß ſein Stück nicht regelmäßig ſey; und zwar weil es die Welt auch nicht ſey. Das iſt nun freylich geſcherzet. Die Einheit des Ortes erſtrecket ſich bey ihm nur auf eine einzige Stadt. Stünde das nun frey, ſo könnte jene noch regelmäßiger ſeyn, die mit einer Perpendikularlinie, auch Himmel und Hölle mit dazu rechnete. Auch das iſt nur ein Spaß, daß der Geiſt des Zuſchauers nicht einmal eines Fiakers dazu benöthiget ſeyn würde. Würde er denſelben wohl nöthig haben, nach Oſt- und Weſtindien zu kommen? In den letzten drey Aufzügen ſtellet er gar die Foire de St. Germain, des iſt, den Jahrmarkt einer Pariſer Vorſtadt vor: ſo wie wir uns in einem altväteriſchen Stücke das Carneval zu Venedig vorgeſtellet geſehen zu haben beſinnen.

Die Perſonen, ſo er vorſtellet, ſind alle von beſondern Charakteren. Geront iſt ein weiſer und großmüthiger Greis; Neuling, ein neugebackener Reiſender, d. i. ein von einem Banquier übelgezogener Junge; Damon, ein vollkommener junger

von

von Adel; die Gutherzinn, eine ſehr vernünftige und aufrichtige Dame; Witzlebinn, eine ſchmähſüchtige und lächerliche Coquette; die Schöninn, eine tugendhafte, aber eingebildete kranke Frau; Altburg, ein von ſich ſelbſt ſehr eingenommener, unwiſſender und thöricht galanter Edelmann; Paracels, ein Quackſalber; Mariane, eine ſtolze Pariſerinn, die aber doch vernünftig iſt, und Lehre annimmt; Iſabelle, ein witziges Pariſermädchen; Chryſanth, ein ganz kaufmänniſch denkender Banquier, der alles Verdienſt im Gelde ſuchet. u. d. m. Er entſchuldiget ſich ferner, daß der Knoten nicht ſehr verſtrickt iſt, u. ſ. w.

Nun verſichert der Hr. Verfaſſer zwar, er habe keinen in Baſel gemeynet: allein, uns iſt es doch vorgekommen, als ob Hr. Meuling, oder Hr. von Meuling, wie er genennet ſeyn will, eher ein junger Baſeler, als ein junger Danziger ſeyn müſſe, wofür er denſelben ausgiebt. Indeſſen ſind ſehr luſtige Züge in dieſem Stücke, die auf eine gute Sittenlehre gegründet ſind. Wir können uns dabey nicht aufhalten. Nach etlichen Auftritten deſſelben bricht der Hr. Verfaſſer ab, und es folget eine Fortſetzung von der Kinderzucht; worüber man die Kinder züchtigen und nicht züchtigen ſoll; imgleichen eine Abhandlung von Belohnungen; und von Regeln der Kinderzucht überhaupt.

In der V. Ausgabe kömmt erſtlich der II. Aufzug des Luſtſpieles, und der III. zugleich. Hierauf folget ein poetiſches Stück einer Erzählung. Sie

heißt

heißt Ariſtarch. Wir wollen doch hören, wie man in Baſel poetiſiret:

Herr Ariſtarch, gelehrt und angebethet,
Mit ſich vergnügt, zu Haus ein Lehrmonarch,
Bey ſich ein Geiſt, weit über alle Geiſter,
Ward ohnlängſt, außer ſeinem Reich,
(Um über eine junge Frucht,
Von einem jungen Lehrbegiergen,
Den Machtſpruch gnädiglich zu thun,)
Gehorſamſt angeſuchet.

Der Lehrling war kein Mann, von Ariſtarchens Leuten,
Er war ein freyer Mann aus einem andern Staat.
Doch er ergab ſich willig fremder Macht.

Die Frucht kömmt an; die Bittſchrift liegt dabey.
Sie zollt dem Muſenkönig den Tribut.
Man rühmt, wie recht, deſſelben hohe Gaben.
Man unterwirfet ſich, und ſchreibt aufs höflichſte.

Verehrter Mann! (heißt es,) du Zierde des Parnaſſes!
Held! Halbgott! Fürſt! und einzelweiſer Greis!
Ein Jüngling noch, von Jahren und Erfahrung,
(In deſſen Adern zwar, der Ahnen Heldenmuth,
Der Adelſtand, und Luſt den Staat zu führen,
Sich regen darf; allein, der auch die Muſen liebt,
Und ſonderlich, der Clio ſich ergiebt,)
Erkühnt ſich hier, ein Buch, die Erſtlingsfrucht,
Von ſeinem Fleiß, vor deinen Thron zu legen.
Richt' Ariſtarch! geneigt. u. ſ. f. a.

Der Muſenkönig ſtrotzt. Die Stirn entfaltet ſich.
Die Bruſt ſchwillt auf. Der Eigendünkel ſchmollt,
Und voll von ſich, geruht der Herr zu lächeln.

Nun ſieht er froh, doch ſchief, auf Buch und Brief:
Gedenkt, die Kleinigkeit, mag ungeleſen bleiben,
Und wirft ſie ſo verächtlich hin.
Das Opfer iſt gerecht, ſpricht er, und geht davon.

Recht ſo! für einen Einzelweiſen!
Allein, ich, du, und andere Gemeine,
Die an dem Berge nur, und nicht auf Helfenbein,
Nein, nur auf Taburetten ſitzen,
Und nicht, wie er, geſetzlos ſind,
Was hätten wir gethan?

Aus Einfalt hätten wir gewähnet,
Ein junger Geiſt, von edlem Blut und Muth,
Müß' angefriſcht, nicht abgeſchrecket werden.
Und wär' auch ſolche Erſtlingsfrucht,
Noch einſt ſo ſaur, und unreif ausgefallen;
So ſey ſie doch, noch aller Achtung werth,
Und wenigſtens, die Saate reifrer Früchte.

So aber hält ein hoher Ariſtarch,
Sich gänzlich nicht verbunden zu gedenken.
Nur in ſo ferne, läßt er ſich zuletzt hinunter,
Daß er dem Jüngerfreund, o große Gnad!
Ob er die Kleinigkeit ſchon nicht geleſen hat,
Doch einen Vorſchlag ſchickt,
Wie Er, mit ſchöpferiſcher Fauſt,
Dieß kleine groß gemachet würde haben.
So gar, er ſchreibt ihm einen Brief, wie folgt:

Ich nahm mir zwar nicht Zeit, mein Herr! ihr Buch zu leſen:
Doch hätt' ichs ſo und ſo gemacht, & cetera,
Wenn ich ſo was, auch hätte wollen ſchreiben.
Ich mag viel lieber neues Zeug erſchaffen,
Als Wuſt und Chaos andrer überſehn.

Der

Dergleichen Wunder thut allein ein Ariſtarch.
Er hat nicht, wie die Wiſſenskunſt,
Ein Muſter, zur Vergleichung nöthig,
Weil, was er macht, voraus das beſte iſt.

Hernach folget Harpax und ſeine Erben; in einer lebhaften Beſchreibung.

Die VI. Ausgabe enthält ein Stück, das Alcibiades betitelt iſt. Es iſt ein Geſpräch. Die 2. Numer iſt ein Auszug aus Platons Geſpräche, dem I. Alcibiades. Die 3. Nummer handelt von Hofmeiſtern und Hofmeiſterinnen, die 4. von der Kinderzucht zu Hauſe, und außer dem Hauſe; und die 5. iſt des Hrn. Desagulliers Weltuhr, und eine gemeine engliſche Sackuhr. Dieß iſt eine Fabel auf das ſchändliche Gedicht, Sur la deſtruction de Lisbonne. Seine Worte lauten im Schluſſe ſo: der Verfaſſer deſſelben ſcheuet ſich nicht, die ehrfurchtwerthen Führungen des großen Urhebers der Welt zu verkennen, ſeine Führungen gehäſſig, und wenn er könnte, lächerlich zu machen. Er iſt eingebildet genug, als ein im Traume gewordener Mathematiker, ſelbſt einen Neuton in die Schule zu führen, und über Leibnitzen zu ſpötteln: weil er etwan Heldengedichte, oder artige Mährchen für Weibergeiſter ſchreiben kann; und ſich alsdann ſelber übertrifft, wenn er, was die Menſchlichkeit am heiligſten halten ſoll, zum Geſpött machet. Einer ſchreibt von einem unſittlichen Dichter:

Ein

Ein Reimenſchmidt voll Geiſt, der darum ſich verkennet,
Und ſeines Schickſals Herrn jemehr ein Unding nennet,
Je mehr er gutes ihm, und ſeinem Leibchen thut,
Ein Skeleton voll Neid, auf dem der Undank ruht.

Die VII. Ausgabe hält den IV. Aufzug der Komödie in ſich, und den V. mit einem poetiſchen Schluſſe. Die VIII. Ausgabe liefert die III. Fortſetzung von der Kinderzucht; darinn von Tugenden, Wiſſenſchaften, u. d. gl. gehandelt wird. Die IX. Ausgabe liefert den Verfolg davon, aber auch die Freydenkerinnen, und hernach viele andre Stücke: z. E. vom groſzen Herrn und ſeinem Thiergarten, den engl. Dog und das Hündchen, eine Fabel. Die X. Ausgabe machet den Schluß.

Das ganze Werk iſt voll von Einſicht, Geiſt, und Erfindungen: nur iſt es ſchade, daß ſeine Schreibart nicht ſanfter und leſerlicher iſt. O! wäre ſie wie Herrn Iſelins philoſophiſche Träume!

Hinter der Vorrede ſteht dieſes:

Geiſt! welcher die Vernunft faſt ächtet;
Und Volten macht, und luſtig ſolatrirt;
Witz unſrer Zeit!
Dein ganggelnd Flatterwerk,
Das tolle Unding ſchöner Geiſter,
Bezaubre fert
Des Franzmanns tanzendes Gehirn
Mit einem Schwall harmonſcher Wörter;

Gehab

Gehab dich wohl! *)
Ein Geist, der nur den Leib und Sinnen frönet,
Und bloß das Ohr mit hübschen Worten füllt,
Scheint mehr ein grober Leib, als feiner Geist zu seyn.

*) Ich nehme, das überaus schöne Kindermährchen, den Candide, oder Optimisme aus. Eine heurige Frucht, des unvergleichlichsten Geistes, unsers Jahrhunderts, durch heliconische Zetten, dienstbare Livreywitzlinge lachen zu machen, und durch schmutzige Erzählungen, einer ausgemärgelten Ueppigkeit wiederum einige Anfälle vom Leben zu verschaffen. Auch kann darinn eine Heldinn Kunigunda, allen unsern Damen Paris, zum Muster ihrer Lehrnymphen, in den europäischen Champs Elisées dienen. — — Dieses allerwitzigste Märchen mag denn bleiben. — — Eine so tolle Starkgeisterey, ist ein Beweisthum, für den Satz, welchen sie bestreiten will, und machet sich noch weit ekelhafter, als es die wahre Religion, durch die übertriebenste Namorthodorie wird. — — Uebrigens glaube ich doch nicht, daß sich der witzreiche Verfasser, wie ein Adler verjüngert und ehestens vollends kindlich werde werden; obwohl er dieser Schrift nach, aus einem bewunderten epischen Greise wirklich schon, in einen muthwilligen 18jährigen, plappernden Jüngling verwandelt zu seyn scheinet. — — Nein. Ich vermuthe ehender, er habe dieses ungebundne Mährchen, zum Behufe der besten Welt geschrieben, um die Ungereimtheit der widrigen Meinung, durch dieses sein verhoffentliches Schwanengesang, auf eine feine ironische Weise, darzuthun. In dieser Hoffnung erkühne ich mich, den unnachahmlich witzigen Herrn Verfasser, von dem Candide, zu ersuchen, uns eine oecumenische Auflage davon zu verschaffen, und nach seiner angebohrnen Großmuth, einem jeden seiner europäischen Mitmenschen, ein letztes menschenliebendes Geschenk von dieser nutzbaren Bemühung seines grauen Alters zu machen.

IX. Gedan-

IX.

Gedanken über die Glückſeligkeit,

oder philoſophiſche Betrachtungen über das Gute und Böſe des menſchlichen Lebens, aus dem Franzöſiſchen überſetzet, mit Anmerkungen, und einem Anhange dreyer Reden verſehen. Berlin, bey A. Hauden, und J. C. Spenern 1758. gr. 8. 431 S.

Wir haben dieß nützliche Werkchen bereits in ſeiner erſten franzöſiſchen Ausgabe unſern Leſern angeprieſen; und hätten auch gegenwärtige Ueberſetzung bereits vor einem Jahre, da ſie ans Licht trat, anmelden können. Allein der große Vorrath andrer neuer Sachen hat uns dieſelbe, man weis nicht wie? aus dem Sinne gebracht. Nur neulich ſind wir deſſelben wieder erinnert worden; da ein holländiſcher Verleger, daſſelbe auf eine unerlaubte Art nachgedrucket. Da es nun auch wegen dieſer neuen holländiſchen Auflage nochmals in gelehrten Zeitungen erſchienen, und nach Verdienſte empfohlen ward: fiel es uns ein, daß wir unſern Leſern noch eine Nachricht von der deutſchen Ueberſetzung ſchuldig wären. Und dieſe wollen wir itzt nachholen.

Die ſittlichen und metaphyſiſchen Gegengründe, gegen die menſchliche Ungeduld im Leiden; können niemals genug eingeſchärfet werden. Unſer Vater-

land liefert, zumal bey itzigen Kriegszeiten, eine groſse Anzahl unschuldig leidender Menschen; die sich für berechtigt halten, über ihr Unglück zu klagen. So wenig man nun eine gänzliche Unempfindlichkeit von ihnen begehren kann: so gewiß ist es, daß viele aus Mangel genugsamer Einsicht in die göttliche Regierung der Welt, zu weit gehen; und sich der Ungeduld zu sehr überlassen. War es also nicht rathsam, ein im französischen sehr gründlich und erbaulich geschriebenes Werk, auch unsern Landsleuten und Mitbürgern leserlich zu machen?

Solche Bemühung nun, nahm diejenige mit Ruhme bekannte Feder über sich, die vor etlichen Jahren des berühmten Terrassons Philosophie, die sich auf alle Gegenstände anwenden läßt, verdeutschet hat. Sie glaubte, ihren Mitbürgern in diesen Zeiten keinen kräftigern Trost einsprechen zu können, als den, der in diesem gründlichen und angenehmen Werkchen vorgetragen werden. Und sie vertrieb sich manche kummervolle Stunde damit, die eine patriotischdenkende Seele, in diesen Zeitläuften schwerlich ganz vermeiden kann. Es ist auch kein Zweifel, daß eine so nützliche Bemühung, seit Jahresfrist, schon unzähligen Lesern und Leserinnen ihre Bekümmernisse gemildert haben wird.

Wir dörfen hier nicht Proben daraus anführen, um den Inhalt des Werkes selbst, auf eine schwache Art bekannt zu machen. Wir wollen lieber die Vorzüge der Uebersetzung vor der Urschrift

melden; welche daſſelbe noch deutlicher und angenehmer, vielleicht auch überzeugender machen werden. Der erſte iſt dieſer, daß die Materien und Betrachtungen des ganzen Buches, nicht mehr ſo in einem Stücke fortlaufen; ſondern in gewiſſe Abſchnitte getheilet ſind. Die Ueberſchriften derſelben zeigen dem Leſer, was er nun zu gewarten hat; und erwecken alſo ſeine Aufmerkſamkeit. Wir wollen dieſelben zum Ueberfluſſe, hier bekannt machen, und hoffen dadurch vielen eine Begierde dazu zu erwecken. Sie ſind folgende.

Des Verfaſſers Vorhaben. Was heißt glücklich? Was heißt glücklich ſeyn? Einwurf des Rochefoucault. Ob das leibnitziſche Syſtem hier eine völlige Gnüge thue, die Menſchen zu beruhigen?

I. Beweis, daß die meiſten Dinge, darüber ſich die Menſchen beſchweren, keine wahren Uebel ſind. Ob die Gebrechlichkeit ein Uebel iſt? Ob die Krankheit ein Uebel iſt? Ob die Armuth ein Uebel iſt? Von der Schande. Wir können nicht umhin, hier eine nachdrückliche Stelle, womit dieſe Materie beſchloſſen wird, einzuſchalten.

„Ihr aber, die ein höheres Verdienſt, nicht über den Neid hat erheben können, ſeyd doch verſichert: daß die niederträchtige Eiferſucht derer Würme, die auf unſerm Erdballe herum kriechen, welche die Narren ſo ſehr loben, und nur rechtſchaffenen Leuten ihren Beyfall verſagen, eure Tugend nur noch mit größerm Glanze zeigen. Wenn

macht, weil ſie das ausländiſche für zierlicher gehalten haben. Närriſch iſt es, wenn man Veſt von vi ſua ſtans; Farbe von χρόα, χρώς obiectum viſus herleiten will; Baare feretrum von βαρῦς, cymba, warum? Weil die Egyptier ihre Toden in einem Kahne begraben. Anderer zugeſchweigen. Wenn die Deutſchen ein Land beſieget, ſo haben ſie wohl ihre Sprache hinein gebracht: Daß ſie aber daraus einige Wörter, die ſie doch vor dem haben gebrauchen müſſen, entlehnet haben ſollten, iſt gar nicht wahrſcheinlich. Es iſt eine irrige Grübelung, wenn man wegen eines oder zweyer gleichlautenden Buchſtaben, die Hauptſprachen, Grundregeln und Stammwörter verwirret. Unter ſo vielen Millionen von Wörtern können ja wohl einige zuſammen ſtimmen und gleichlauten. Derjenigen Sprache iſt ein Wort eigen, wo man die geſchicklichſte Urſache ſeiner Bedeutung angeben kan. Hat es aber in zwo alten Sprachen einerley Bedeutung, ſo iſt ohne Zweifel die bey Babel verlohrne Erzſprache die Qvelle. Unſere Vorfahren werden ja keine Zungen ohne Sprache gehabt haben. Sie haben doch wohl das nöthige benennen müſſen. Und dieſes ſind unſere Stammwörter, die, wie oben gezeiget iſt, der Natur gemäß ſind, da ſie nur eine Sylbe haben. Aus dieſen muß man die Sprache, erweitern, und nicht dem gemeinen Gebrauche der unnützes Flick- und Lappwerk in die Sprache bringt, folgen. Die Ausbeſſerung der Sprachen dienet auch der Tugend, und ſchadet den Laſtern, wie aus der griechiſchen und lateiniſchen erhellet. Denn man beſchreibet ſie in ihnen, daß ſie uns zur Nachfolge oder zum Abſcheu dienen. Der

man bedächte, daß es ein so großes Vergnügen sey, sich bey den Menschen durch Uebelthaten beliebt zu machen; sich selbst zu überwinden, und in seiner Seelen diese süße Zufriedenheit, zu erhalten: so würde man leichtlich glauben, daß die Verachtung, und die Beleidigungen, oftmals denen, die sie erdulden müssen, zu einem Gute werden; und für diejenigen, die sie ihnen anthun, ein Uebel sind: dann würde man nicht sowohl sich selbst, als diejenigen beklagen, die einen beleidiget haben.

Hier, nämlich auf der 49. S. scheint eine Ueberschrift: der Verlust guter Freunde und Angehörigen, ausgeblieben zu seyn: wiewohl sie auf der 63. S. nachkömmt. Unversehene Unglücksfälle. Vortheile, die aus natürlichen Uebeln fließen. Die Standhaftigkeit muß erleuchtet seyn. Vom Tode. Einwurf; der Tod kömmt zu bald. Oeffentliche Unglücksfälle. Die Zerstreuungen, eine Quelle des Misvergnügens. Der Müßiggang, eine Quelle von Klagen. Klagen über die Laster der Zeiten. Klagen über ungestrafte Laster.

Zweyter Beweis. Das Daseyn ist ein großes Gut. Die Kürze des Lebens. Unvollkommene Erkenntniß. Was sind wahre Vergnügungen? Das betrügliche Glück. Die Unempfindlichkeit der Niederträchtigen. Ermahnungen an Aeltern. Einwürfe vieler Häuchler. Güter der Natur. Die Gabe zu denken, eine unschätzbare Gabe. Die Liebe, ein großes Gut. Die Liebe des Vaterlandes. Die Weisheit das kostbarste Geschenk des Himmels.

mels. Die sittliche Weltweisheit ist die vornehmste. Die Hoffnung, ein groſses Gut. Der Gottesdienst. Vortheile der Welt von uns. Wie muß man von Gütern und Uebeln urtheilen? Die Schwierigkeit bey Dämpfung der Begierden. Einwurf und Antwort. Mittel zu Dämpfung des Kummers. Giebt es aber auch wahrhafte Unglückliche? Die Verzweiflung.

Was können nun unter allen diesen trefflichen Ueberschriften nicht für erbauliche und rührende Sachen vorgetragen werden! Und der geneigte Leser kann versichert seyn, daß sie wirklich darinnen vorgetragen; und noch darzu mit Anmerkungen erläutert worden, welches der zweyte Vorzug der deutschen Ausgabe ist. Der Hr. Herausgeber hat nicht nur seine eigene Gedanken, zu mehrerer Erläuterung und Bestätigung des Textes beygefüget; sondern auch aus andern Schriftstellern schöne Stellen angeführet. Sonderlich hat er dabey die alten lateinischen und neuern deutschen Dichter gebrauchet. Horaz, Juvenal und Persius, Opitz, Canitz, Rachel, Neukirch, Lichtwehr, u. a. m. sind hier sehr oft angezogen. Ja er selbst hat bisweilen etwas eigenes eingeschaltet. Zwo Fabeln sonderlich fallen in die Augen, davon wir im Schlusse dieses Artikels die eine mittheilen wollen. Die Zweyte ist aus dem Fontaine übersetzet.

Der dritte Vorzug dieser Uebersetzung besteht in dem Anhange dreyer Reden, zur Vertheidigung Gottes, und des menschlichen Geschlechts. Es

ſtehen dieſelben zwar bereits im IV. Bande des verdeutſchten bäyliſchen Wörterbuches. Allein hier erſcheinen ſie überſehen, verbeſſert, und erweitert. Ohne Zweifel haben ſie dadurch eine neue Stärke bekommen; und werden hier in Hände kommen, die ſie dort niemals gefunden hätten. Die verſprochene Fabel lautet ſo:

In einem Orgelwerk von ungemeiner Pracht,
Das eines Künſtlers Hand zum Meiſterſtück gemacht,
Gabs Pfeifen mancher Art und Größe:
Die eine klein und zart, die andre grob und ſtark;
Die eine ſtund verſteckt, als ob ſie ſich verbarg;
Die andre zeigte ſich in wohlpolirter Bloße.
So manche war von Holz, ſehr viele ganz von Zinn.
Und ſo war auch ihr Klang verſchieden:
Doch aller Ton gefiel des Künſtlers ſcharfem Sinn,
Und jeder Kenner war mit ſeinem Werk zufrieden.
Doch was geſchieht? Das Misvergnügen
Bemeiſtert eines Tags ſich faſt von allen Zügen.
Hier ſchreyt ein Flötenzug; dort murret ein Pedal;
Das Schnarrwerk ſchmettert auch: ſie klagen allzumal:
Der Künſtler habe ſich vergeſſen,
Und ihnen nicht den Ton im Klingen zugemeſſen,
Den jedes ſich gewünſcht. Der Baß ſpricht, im Geſumme:
Hört nur einmal, wie tief ich brumme?
Iſt das ein ſchöner Ton? Die Menſchenſtimme ſchreyt:
Der Gambenzug klingt ja mit größrer Zärtlichkeit.
Die Cymbeln ſchmettern auch: was ſoll uns das Geſchwirre?
So ward dem Künſtler faſt der Kopf vom Lärmen irre.

Nichts

Nichts hatt' er recht gemacht. Der ſtumme Bala ſo gar,
Beſeufzte, daß er nicht auch laut zu hören war.
Der Künſtler rief den Gott der Harmonie zum Richter.
Apollo ſelbſt erſchien; und ward des Streites Schlichter.
Wie thöricht, rief er aus, iſt eurer Klagen Grund!
O! legt doch allesammt die Hand auf euren Mund.
Ein großes Orgelwerk muß hundert Stimmen haben;
Das eine mußt er ſo, das andre ſo begaben.
Hoch, mittelmäßig, tief, ſanft, ſchnarrend und gedämpft;
Und wenn dann Ton und Schall, mit andern Klängen kämpft,
Bald wechſelnd, bald vereint ſich durch einander menget,
Der eine dieſem weicht, der andre jenen dränget:
So kömmt das ganze Werk zu der Vollkommenheit,
Die, nach der Kenner Spruch, zum Meiſterſtück gedeiht.
Darum befriedigt euch! Ihr alle ſeyd vollkommen;
Der Künſtler hat euch nichts, was euch gebührt, genommen.
Ihr alle habt am Ruhm des ganzen Werkes Theil:
Des Ganzen höchſter Preis iſt jeder Pfeife Heil.

Ihr Sterblichen! die ihr den höchſten Künſtler tadelt,
Als hätt' er euch allhier nicht alle gleich geadelt;
Nicht gleich beglückt gemacht: denkt, ihr ſeyd alle gut!
Und meiſtert nicht ſo frech, was euer Schöpfer thut.
Was wollt ihr misvergnügt, nach fremden Gütern gaffen?
Gott mußt ein Weltgebäu, nicht euch allein, erſchaffen.

X.

Der Christ und der Philosoph, in seinen Betrachtungen. 1. bis 8ter Abschnitt.

Halle, bey Christoph Mich. Vestern 1759. in gr. 8tav. 8 Bogen.

Unter den neuesten Wochenblättern finden wir auch dieses, welches unsre Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen. Was für eine Aufschrift kann auch einen Leser, der Vernunft und Tugend liebet, mehr reizen, als die beyden Hauptbegriffe, so sie in sich hält, zumal in einer Verbindung? Bey der Durchlaufung einiger Blätter davon sanden wir uns nicht betrogen. Der, oder die Herren Verfasser erfüllen die Hoffnung, die uns das Titelblatt machet, auf eine durchgehends glückliche Weise.

Das I. Blatt enthält den Brief eines Vaters an seinen Sohn auf der hohen Schule. Es wäre sehr zu wünschen, daß viele Väter, theils so schreiben könnten, theils wirklich so schreiben möchten. Das Lob aber, so dieser Vater seinem Sohne giebt, würde sich schwerlich auf alle Söhne schicken. Wiewohl aller dieser guten Anscheinungen ungeachtet, waren im ersten halben Jahre schon widrige Nachrichten von ihm eingelaufen, die dem Vater dieses Ermahnungsschreiben abnöthigten. Das Daseyn eines allmächtigen und allerweiseſten Wesens, nebst

der

der Unsterblichkeit der menschlichen Seelen, machen hauptsächlich den Gegenstand dieses Schreibens aus, und beydes ist auf sehr gute Vernunftgründe erbauet.

Das folgende Blatt will die Menschen locken, nicht nur auf ein gegenwärtiges, sondern auch auf ein künftiges und ewiges Vergnügen bedacht zu seyn. Der Hr. Verfasser denket auch allhier so philosophisch, als christlich. Er schließt durch eine Anrede des Schöpfers aller Dinge, die viel Erhabenes und Rührendes hat.

Auch das dritte Blatt fährt in dieser Apostrophe an Gott fort. Sie enthält eine lobende Betrachtung der großen Werke Gottes in der Natur; kömmt aber bald auf das Werk der Erlösung, wodurch der Gerechtigkeit Gottes eine Genüge geschehen. Auch das IV. Blatt setzet diese Betrachtungen fort. Die Schreibart darinn ist edel und erhaben; und könnte leicht denen, die des metaphorischen Ausdruckes nicht recht kundig sind, zu Grübeleyen Gelegenheit geben. Allein, da uns der Hr. Verfasser in den vorigen Stücken keinen Argwohn unrechter Meynungen erwecket hat: so können wir ihn auch hier eben so wenig verdammen; als uns das Ketzermachen übel kleiden würde. Und wie will man von einem Rechtsgelehrten, (dergleichen der Hr. Verfasser, dem Vernehmen nach, seyn soll,) alle die systematische Behutsamkeit in Ausdrücken fodern?

In dem V. Blatte ist eine neue Anrede an das höchste Wesen, dessen Größe der Hr. Verfasser betrachten

trachten will. Auch hier herrschet eine so erhabene, als gründliche Art zu denken, in einem redneriſchen Ausdrucke. Den Schluß machet der Hr. Verfasser mit folgenden poetiſchen Zeilen:

Was ist die Weisheit denn, die wenigen gemein?
Sie ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn!
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust, und dauerhafter Freuden.
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollenkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten,
Die freyen Handlungen auf einen Zweck zu richten.
Ist nicht des Weisen Herz ein wahres Heiligthum?
Des höchsten Gutes Bild, der Sitz von seinem Ruhm.

Das VI. Bl. fängt etwas bedenklich an, indem es den Geist des Menschen ein unendliches Wesen nennet. Allein, der Erfolg zeiget sattsam, daß der Hr. Verfasser nur in Ansehung der Dauer der Seelen, und ihrer unendlichen Begierden wegen so geredet. Gleichwohl würde es besser seyn, sich solcher anstößigen Beywörter zu enthalten; da wir ja täglich empfinden, daß unser Geist nur gar zu endlich ist! Auch hier machen einige poetiſche Zeilen den Schluß:

Wenn ich deiner Welten Bau,
Der Geschöpfe Pracht und Menge,
Ihr unendliches Gedränge,
Großer Gott! erstaunend schau;

So ſind ich bey allen Blicken
In die kleinſte Kreatur,
Eine Welt voll Meiſterſtücken,
Mir verborgener Natur.
Weſen! aller Weſen Kraft,
Ich erkenne deine Stärke,
Durch erſtaunenswerthe Werke,
Die dein Wort aus nichts verſchafft.
Doch ſie ſcheinen mir geringe,
Wann ſich, in der dickſten Nacht
Des Zuſammenhanges der Dinge,
Deine Weisheit ſichtbar macht.

Wir können, unſers Raumes wegen, nicht zu den übrigen Stücken fortfahren: und ſetzen nur noch etwas von der Schreibart des Hrn. Verfaſſers hinzu. Ueberhaupt iſt dieſelbe zwar gut, und mit den heutigen Modefehlern des Schwulſtes und Unſinns junger Schriftſteller nicht beflecket. Sie iſt aber auch nicht mager und trocken, ſondern voller Geiſt und Witz. Selbſt der Ausdruck iſt, überhaupt zu reden, gut, und regelmäßig: gleichwohl merket man dem Hrn. Verfaſſer nicht ſelten an, daß er aus einer oberdeutſchen Landſchaft, und nicht aus Sachſen gebürtig iſt. Gewiſſe Provinzialredensarten verrathen ihn; die ein guter Schriftſteller vermeiden ſoll, da man auch dem Livius ſeine Patavinität nicht einmal geſchenket hat. Sodann ſind auch einige ungrammatiſche Kleinigkeiten hier und da mit untergelaufen; die wir gern überſehen würden, wenn es uns nicht leid thäte, ſelvige in einer

ner sonst so wohl gesetzten Schrift anzutreffen. Doch wie groß ist nicht die Zahl seiner Mitbrüder, selbst von Schriftstellern, die mitten ... Sachsen zu Hause gehören!

XI.

Lieder und Melodien fürs Clavier.

Leipzig, in Lankischens Handlung, gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, in Querquart. 7 Bogen.

Die so beliebte Erfindung, Noten zu drucken, hat uns schon manchen schönen Versuch von Liebern mit Musik geliefert: obwohl freylich auch viel mittelmäßiges und schlechtes von Versen und Noten mit untergelaufen. Allein, wer will es begehren, daß nur alle Dichter und Tonkünstler das gewöhnliche Loos der Menschen übertreffen sollen?

Gegenwärtige Lieder und Singweisen dünken uns viel Vorzügliches zu besitzen, und eine Anpreisung sehr wohl zu verdienen. In den Versen haben wir viel Schönes und Natürliches, hingegen keine von den Ausschweifungen vieler neuern Liedermacher bemerket. Sie sind weder niedrig, noch hochtrabend, und enthalten dennoch viel neue Schwünge der Gedanken, und Ausdrücke eines unschuldigen Affectes, der ergetzen und rühren kann."

Es sind in allem nicht mehr als 15 Lieder. Der Hr. Verfasser hat eine horazische Stelle zur

Ueber-

Ueberſchrift gegeben, die ſich ſowohl auf die Texte, als die Singweiſen zu beziehen, und den gemeinſten Fehler vieler andern zu bemerken ſcheint.

Hæc res & jungit, junctos & ſervat amicos;
At nos virtutes ipſas invertimus, atque
Sincerum cupimus vas incruſtare.

Das erſte Lied iſt an den Lenz gerichtet; das zweyte, an den Schlaf; das dritte, an die Roſe; das vierte heißt, die Klagen; das fünfte, an die Nachtigall; das ſechſte, die Linde; das ſiebente, die Sicherheit in der Flucht; das achte, der Schäferſtand; das neunte, an eine Tochter; und die Antwort der Mutter; das zehnte, Beliſſe; das eilfte, der Bruder und die Schweſter; das zwölfte, Zorn und Zärtlichkeit; das dreyzehnte, die Alte; das vierzehnte, Doris; das funfzehnte, an die Schönen, welches ſehr lang, und von beſondrer Art iſt. Zur Probe wollen wir das von der Linde geben; weil es kurz und ſchön iſt.

Die Linde.

Ach Chloe! von der ſchönen Linde,
Die unſrer Lieb' oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings ab.

Doch wird nach langen Wintertagen,
Für ſie ein neuer Frühling blühn;
Und dieſer Schmuck, den wir itzt klagen,
In voller Pracht ſie überziehn.

Nur

alte Otfried hat es den Deutschen schon vorgeworfen, daß sie ihre Sprachen so liegen liessen, und dadurch nicht die lobwürdigen Thaten ihrer Vorfahren bekannt machten. Unsere Sprache hat dazu alles Vermögen, und man darf sie deswegen nicht vor unkräftig halten, weil ein oder anderes Buch darinnen noch nicht abgefasset ist, wie wohl in andern Sprachen. Es folget nicht, daß bey häufigerm Gebrauch der deutschen Sprache in Schriften, die griechische und lateinische würden liegen bleiben: Es würde dieses vielmehr zu ihrer grössern Beförderung dienen. Andere tadeln aus Unwissenheit eines deutschen Kunstworts oder einer Redensart, die Verbesserung und Hervorziehung der deutschen Sprache. Andere, weil sie daran selbst keinen Gefallen finden. Noch andere aus Hochmuth, daß nicht alle Wissenschaften so gemein würden. Diesen giebt der Verfasser ihre gehörige Antwort, wie sie solche verdienen.

Die zehente Lobrede endlich, leget einen unmaaßgeblichen Bericht ab, von den Mundarten, in welche die deutsche Sprache getheilet ist. Sie führet auch an, wie ein völliges Lexicon im deutschen zu verfertigen sey, und warum die Muttersprache nicht in der alltäglichen ungewissen Gewohnheit, sondern in kunstmäßigen Lehrsätzen und gründlicher Anleitung fest bestehen müsse. Da es wohl keine Sprache giebt, die nicht ihre besondere Mundarten hätte: So hat auch die uralte celtische die ihrigen gehabt. Und nicht nur diese, sondern auch ihre vornehmste Mundart, nemlich die deutsche Sprache hat wieder ihre besondere, als die fränkische und sächsische, oder hochdeutsche, und platdeutsche. Die platdeutsche hat

Nur Chloe, uns, wenn wir verblühen,
Keimt nie ein neuer Frühling auf:
Und Jahre, die uns itzt entfliehen,
Beschleunigen zum Herbst den Lauf.

Was ist zu thun? — — bleib mir ergeben,
Mir sollst du ewig reizend seyn:
So werden wir, wenn wir verleben,
Im Herbst uns eines Frühlings freun.

Von der Musik zu urtheilen, ist zwar eigentlich unser Werk nicht. Künstler müssen eigentlich nur von Künstlern beurtheilet werden: wir aber gestehen, daß wir nur unter die musikalischen Laien gehören; die nichts, als ein wenig Gehör und Gefühl von natürlichen und rührenden Melodien haben. Ist es nun einem Künstler keine Schande, von solchen unwissenden Zuhörern gelobet zu werden; und kann er mit gutem Gewissen das Sprüchwort auf sich deuten:

Malo convivis, quam placuisse cocis!

so steht ihm unser Beyfall zu Dienſten. Wir haben eine gewisse natürliche Anmuth und Leichtigkeit in seinen Melodien zu finden geglaubet; die wir in vielen neuern Oden, vor aller Kunst nicht haben wahrnehmen können: von denen es nach Hrn. Prof. Richeys Ausspruche heißt:

Gesang und Rührung gehn verlohren,
Vor Zauberey mit Mund und Hand:
Man fragt nicht mehr nach Herz und Ohren,
Denn was man künstelt, ist Verstand.

Die

Die ganze Sammlung ist des Hrn. Verfassers Canarienvogel zugeeignet; gewiß ein neuer Held musikalischer Werke! Man saget ihm aber Wahrheiten, die vielen Helden von Zuschriften nützlich sind. Der Druck bedarf unsers Lobes nicht: und den Titel zieret ein artiges Küpferchen.

XII.

Hrn. Bernhards von Fontenelle ꝛc. auserlesene Schriften, nämlich, von mehr als einer Welt; Gespräche der Todten; und die Historie der heydnischen Orakel: vormals einzeln herausgegeben, nun aber mit schönen Kupfern und verschiedenen Zugaben, vermehrter ans Licht gestellet, von Joh. Chr. Gottscheden. Leipzig, verlegts Bernhard Chr. Breitkopf 1760. in groß Octav.

Die Güte und Anmuth der fontenellischen Schriften hat sich in Deutschland eben so beliebt zu machen gewußt, als in Frankreich, England und Walschland. Seitdem der Hr. Uebersetzer 1726. die Gespräche von mehr als einer Welt zum erstenmale ans Licht gestellet, ist dieß angenehme Werkchen beständig in den Händen des aufgeweckten Frauenzimmers geblieben. Seitdem aber die letzte vierte Ausgabe mit so vielen Zusätzen vermehret, und feinen Kupferstichen gezieret, erschienen, hat es sich noch bey mehrern Lesern eingeschmäuchelt.

Der

Der Hr. Verleger hat sich also genöthiget gesehen, es abermal drucken zu lassen, und sowohl der Hr. Uebersetzer, als er, haben allen Fleiß angewandt, es noch beliebter zu machen. Der erste hat nicht nur abermal seine Verdeutschung übersehen und verbessert, sondern auch hin und wieder etliche neue Anmerkungen beygefüget. Ferner hat er anstatt des Schäferspieles Endymion, einen weit ernsthaftern und gründlichern Tractat, Betrachtungen über die Dichtkunst, eingeschaltet. Dieser war aus der neuern französischen Ausgabe der fontenellischen Schriften bereits vor zehn und mehr Jahren in den neuen Büchersaal der schönen Wiss. und freyen Künste stückweise eingeschaltet worden; und diese Uebersetzung hatte man der Fr. Professorinn geübten Feder zu danken gehabt. In einer Monathschrift geräth ein so kleines und zerstücktes Werkchen bald ins Vergessen. Da es aber solche gegründete und sehr nützliche Gedanken, von der dramatischen Dichtkunst in sich hält, die heute zu Tage Unwissenden, die gern Neuerungen in der theatralischen Dichtkunst stiften wollen, zu nöthiger Lehre dienen können: so hat man geglaubet, dieß wäre eine bequeme Gelegenheit, sie wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Endlich hat der Hr. Verleger, anstatt der vorigen gröbern Holzschnitte, viel feinere Figuren schneiden lassen: dazu der Hr. Uebersetzer die besten Risse aus den Büchern der größten Naturkündigen und Sternerfahrnen angewiesen und hergegeben. Man hat also Ursache zu glauben, daß diese artige Sammlung noch ferner viel Liebhaber finden, und mehrern Nutzen schaffen werde.

Ende des Weinmonds 1759.

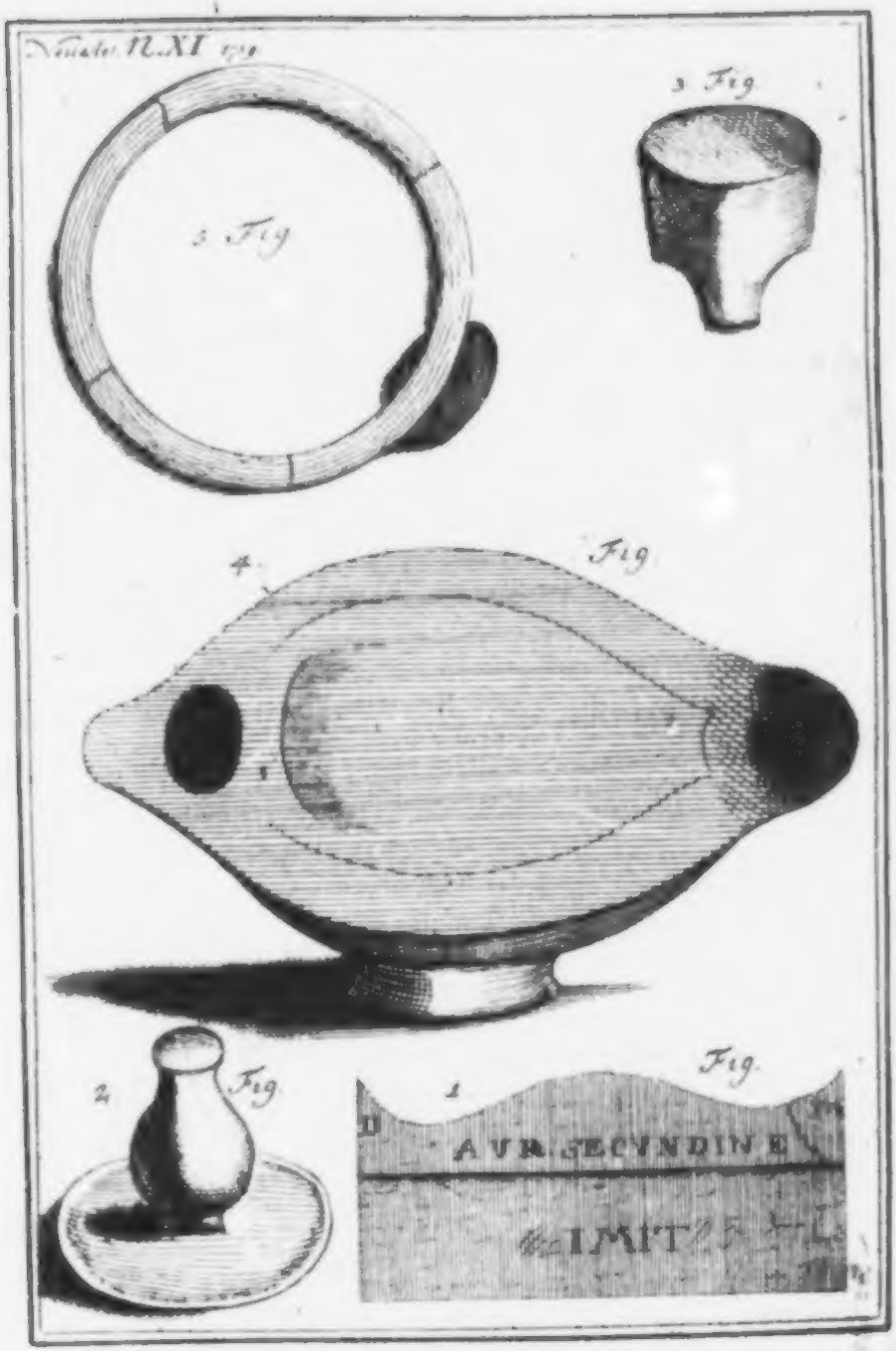
Tabula XXI
3 Fig
3 Fig
4 Fig
4
1
2 Fig
Fig.
1
AVR. SECVNDINE
IMIT

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Windmond 1759.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1759.

Inhalt.

I. Nachricht aus Wien, von einem allda entdeckten merkwürdigen Alterthume.

II. Antwort, auf vorstehendes Schreiben.

III. Hrn. Olof Dalins Geschichte des Reiches Schweden. I. Theil.

IV. Fortsetzung des Schreibens, vom Hrn. Rousseau an den Hrn. von Alembert, wegen seines Artikels Genf, in der Encyklopädie.

V. Fortsetzung des Artikels, vom Einbalsamiren der ägyptischen Körper.

VI. Mikroskopischer Augen- und Gemüthsbelustigungen, XXV. bis XXXVI. Tafel.

VII. Hrn. Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges. III. Theil.

VIII. Hrn. Webers deutsche Sprachkunst.

IX. Komisches Theater von S***. Breßlau von Meyern.

X. La petite Iphigenie, parodie de la grande.

XI. Nachrichten vom Theater zu Paris.

XII. Die ausführliche Redekunst. V. Auflage.

I.

Nachricht aus Wien, von einem allda entdeckten merkwürdigen Alterthume,

aus einem Schreiben vom 3. Nov.

1759.

Mein Herr!

Seit vielen Jahrhunderten hat man bey uns nicht gedacht, daß man allhier die alte römiſche Stadt, Vindobona, finden würde. Und gleichwohl hat man geſtern ein merkwürdiges Stück entdecket; indem man eine Gaſſe aufgrub, um eine Schleuſe, aus einem alten Hauſe bey dem alten Fleiſchmarkte, nach dem großen verdeckten Canale zu führen. Dieſer Ort liegt in dem Winkel, den die Donau mit dem kleinen Wienerfluſſe machet, ungefähr 200 Schritte von jener, und 500 von dieſem entfernet. Es lag ſelbiges kaum vier Ellen tief unter der Erde, wie ich nachmals bemerkte; als man das Alterthum ſchon ins bürgerl. Zeughaus gebracht hatte.

Ehe ich Ihnen nun ſage, was es eigentlich iſt, will ich Sie vorher ein wenig beluſtigen, ſo wie ſie es in ihrem letztern gemachet haben. Da ich immer bey meinen Arbeiten beſchäfftiget bin, wie Sie wiſſen; konnte ich anfänglich nichts davon wiſſen, als was das Gerücht davon bis in mein Zimmer brachte. Einige meldeten mir, man hätte einen ſteinernen Sarg gefunden; darinn eine goldene Krone mit Demanten beſetzt wäre, aber ohne Jahrzahl. Ein andrer ſagete, daß er die Schrift darauf gar wohl leſen, und ſagen wollte, was es wäre: allein, da keine Jahrzahl dabey wäre, ſo könnte man nichts davon verſtehen. Noch andere ſagten, es wären drey oder vier Todtengerippe, und allerley andre Sachen, als Teller, Krüge, u. d. gl.

Endlich kam der allergeſcheideſte, der mir die Aufſchrift brachte; und feſt glaubte, er hätte das ganze Geheimniß gefunden. Selbige nun war auf ſeiner Schreibtafel folgendermaßen geſchrieben:

D. A. U. R. S.
E. C. U. N. D.
J. N. E. M.
I. M. I. T.

Allein, fügte er hinzu: weil das Jahr dabey nicht bemerket iſt, ſo kann ich Ihnen nichts weiter davon ſagen. Dieß ſind wenigſtens alle Buchſtaben, die ich bemerket habe.

Dieſe Nachrichten erinnerten mich derjenigen Aufſchrift, die man im Herkulanum gefunden, und die

die man auf königl. Befehl aufs genaueſte erhalten ſollte. Nachdem man nun alle eherne Buchſtaben losgemachet, und das Gewicht des Metalles aufs genaueſte angemerket hatte, packte man ſie ſorgfältig ein, und ſchickte ſie dem Könige von Neapel; ohne dabey zu melden, was dieſelben vorher angedeutet hätten. Mich dünket, ich habe Ihnen ſolches vor 5 oder 6 Jahren geſchrieben.

Indeſſen ſchrie nun die ganze Welt bloß nach der Jahrzahl: bis endlich ein guter Freund, mir die ganze Aufſchrift ſo zu leſen brachte:

DIVI AVRELII SECVNDI NEPOS MAGNVS,

Das Uebrige, ſagte er, ſollte die Jahrzahl ſeyn, indem daſelbſt ein M, und ein I, d. i. 1001. ſtünde.

Nun errathen Sie, M. H. die Einfälle unſerer Antiquarier: einige wirklich Gelehrte, deren Gedanken ich noch erwarte, ausgenommen. Kurz, alle Welt ſchreyt vom Marcus Aurelius Antoninus, dem Philoſophen: weil nämlich hier vor einiger Zeit die Verſe des Hrn. von Voltaire, wie ſie wiſſen, bekannt geworden:

Marc Aurele autrefois, des Princes le Modele,
Sur le devoir des Rois, écrivoit en ces lieux:
Et THERESE fait à nos yeux,
Tout ce, qu'écrivoit *Marc Aurele.*

D. i.

Der Fürſten Muſterbild, ein weiſer Antonin,
Schrieb vormals hier, wie Fürſten herrſchen ſollen:
Noch edler iſt itzund Thereſiens Bemühn:
Sie thut, was jener haben wollen.

hinwiederum andere, als die holländiſche, brabandiſche, frieslándiſche, weſtphäliſche, braunſchweigiſche, hollſteiniſche, pommeriſche, märkiſche, preuſſiſche, liefländiſche, ſiebenbürgiſche. Die hochdeutſche dagegen hat dieſe, als die öſterreichiſche, bayeriſche, ſchwäbiſche, fränkiſche, meißniſche, thüringiſche, heſſiſche, ſchleſiſche, ſchweizeriſche. Der Autor ſtellet dieſes in einer ordentlichen Tabelle vor. Welche Mundart unter dieſen die Beſte ſey, iſt ſchwer auszumachen, und er zeigt nur in verſchiedenen Stellen, wie ſie von einander abgehen. Bey ſolchen mannigfaltigen Aenderungen iſt es unnöthig, daß einer alle Mundarten ſtudire, und die Sprache ſelbſt hindanſetze. So wäre es auch lächerlich, wenn jemand nach ſeiner Mundart die andern richten wollte, worinn die Meißner ſonderlich ſich zeigen wollen. In einem völligen deutſchen Wörterbuche müſten 1) alle deutſche Stammwörter aufgeſucht, und in ihrem Stamme geſetzt werden. 2) Eines jeden Stammworts Geſchlecht, Zeugefall, und Zahl der Vielheit beygefügt, 3) die Ableitung recht beobachtet, 4) die verdoppelten zu ihren Grundwörtern gebracht, 5) dieſes auch in richtiger Erkenntniß der Vorwörter bemerket, 6) bey jedem Stammzeitworte (verbo primitiuo) angezeiget werden, ob es gleichflüſſend oder ungleichflüſſend wäre? 7) Müſte man die deutſchen Wörter aus dem Grunde deutſcher Deutung erklären; 8) fleißig aufſuchen, was in Bergwerken, Handwerken, Schiffahrten, Fiſchereyen, Weydwerken, Buchdruckereyen, Kräuterkunſt, Philoſophie, Künſten und Wiſſenſchaften, für ſonderliche und nicht ſehr bekannte Wörter wären.

Doch, Sie erwarten nun sonder Zweifel, was ich selbst davon sagen werde. Hier ist es:

Man hat in der That zween Särger entdecket, die aus einem der gemeinsten Steine dieser Gegenden gehauen sind. Selbiger ist so weich, als ob er nur aus Kalk, Sand und Wasser gemachet wäre, und so sandig und körnigt; daß man fast mit den Nägeln etwas davon abkratzen kann. Einer davon ist sechs Wiener Schuh, und drey Zolle lang, und etwa 2 Schuh 10 Zolle breit; wenn man einen halben Schuh für die Dicke des Steines abzieht, das Uebrige aber hohl läßt. Die Höhe ist nach eben dem Verhältnisse. Die Figur ist eine der gewöhnlichsten, irgend, wie folgende. (Siehe das Kupfer dieses Monaths, bey N. 1.) Uebrigens ist der Stein fast ganz rauh, wie er von den ersten Hammerschlägen und Steinmeißeln zu kommen pflegt. Das innere ist gemachet, wie ein Bett, nach dem Haupte zu etwas erhöhet. Ich kann nicht sagen, ob alle beyde Schriften auf einer und derselben Seite gewesen: denn der Deckel ist abgenommen. Dieser ist sehr dick, und gleichsam schwerer, als der Kasten selbst.

Der zweyte Sarg ist fast nur halb so groß, und wie ein länglich Viereck gestaltet; aber durch die Geschicklichkeit unsrer Arbeiter in 5 oder 6 Stücke zerschlagen.

Seitdem der Kaiserinn-Königinn Majestät, etwa vor zehn Jahren anbefohlen haben, alle merkwürdige Uberbleibsel des Alterthums, so viel als möglich ist, im Lande zu erhalten: so hat der hiesi-

ge

ge Stadtrath und die Regierung sogleich Sorge getragen, daß auch dieses Stück aufgehoben werden möchte.

Auf dem kleinen Sarge steht nichts, indem er rings um so roh aussieht, wie er von dem ersten groben Meißel gekommen. In ihm hat man ein Gefaß voll Asche, Kohlen und Staub, oder Erde gefunden. Das Gefäß ist von der stärkesten Dauer, gleichsam von der härtesten Terra sigillata, und so groß, daß ungefähr drey Viertheil eines Wiener Maaßes hinein gehen. Seine Figur ist, wie bey N. 2. Es war noch ein Teller und ein irdener Topf, ungefähr von dieser Gestalt (Siehe N. 3.) dabey, aber ganz leer, und so groß, daß ungefähr eine Kanne Wein hineingieng.

Alles dieses war mit einer Begräbnißlampe begleitet, von dieser Figur und Größe. (S. N. 4.) Bey dem Loche a. ist noch einige Schwärze, die noch so frisch war, daß sie die Finger beschmutzete. Die Werkleute sagen, daß sie einen Rauch u. unerträglichen Gestank bemerket, der aus dem Sarge gekomen, als sie denselben zerschlagen. Ja der eine giebt vor, einen Feuerfunken bemerket zu haben, als die Lampe erloschen: und dieses wird itzo wirklich untersuchet. Die Schwärze aber hat sich dem Papiere mitgetheilet, womit ich es 24 Stunden hernach gerieben habe.

In eben demselben Sarge war auch noch ein Ring oder Kreis, der in vier Stücke zerbrochen war, von beystehender Gestalt. (S. N. 5.) Die Materie desselben ist von Metall, aber ich habe

nicht erkennen können, ob es Gold oder korinthisch Erzt ist, weil es gar zu sehr verrostet ist. An einem von den Stücken ist etwas befestiget, das wie ein Ducaten aussieht, aber ganz rostig ist. Man hat befohlen, es genau zu untersuchen, und zu reinigen, um zu wissen, ob es eine Münze, ein Siegel, oder sonst etwas ist. Denn man sieht nur einen sehr unförmlichen Klump von Rost. Gleichwohl würde die Schwere viel zu groß seyn, wenn es nicht Gold wäre. Zwischen den Brüchen indessen, sieht man nur eine aus blau und roth vermischte Feuerfarbe. Ich bin aber kein Kenner von Mineralien; sonst wollte ich es näher bestimmen, was es ist: bloß aus der Schwere schließe ich, es sey Gold.

Doch ich vergesse fast das vornehmste Stück des großen Sarges. Die Aufschrift ist deutlich, nett und schön; und die Buchstaben sind den schönsten gleich, die man aus den Zeiten Augusts und Trajans nur sehen kann. Sie sind diese:

D M

AVR SECVNDINE

wie ich sie gleich anfangs bemerket habe. Sie stehe auf der langen Seite des Deckels: auf der langen Seite des Sarges aber, und nicht des Deckels, findet man die übrigen Buchstaben:

I M I T

Hier finde ich nun wenige Gesellen, die mit mir die beyden obersten Buchstaben DIIS MANIBVS

lesen

lesen wollen. Ich habe auch itzo keine Zeit, beym Gruter die Secundina nachzuschlagen, oder den Ottavio Ferrario, de Veterum lucernis sepulcralibus, oder des Fort. Liceti, de Lucernis Antiquorum reconditis, aufzusuchen, darinnen die Materie von den immerwährenden Lampen entschieden wird. Ich bin auch zu faul, den Ozanam von dem unauslöschlichen Lampen, in seinen Recreationibus zu Rathe zu ziehen. Kurz ich habe nicht Muße genug, alle römische Legionen durchzublättern. Vielleicht sind die vier Leichname im größern Sarge von einer Legion gewesen, die Aurelia Secundina geheißen. Lachen Sie nur nicht! Ich habe die Ehre ihnen zu sagen, daß ich diesen Einfall ohne zu Studiren, ohne Nachschlagen gehabt habe.

Alles was ich hinzusetzen kann, ist dieses: ich glaube, daß eine große römische Heerstraße bey Vindobona, an diesem Orte, nahe an der Donau vorbeygegangen; daß dieser Strom itzo 200 oder 300 Schritte von diesem Orte entfernet ist; und daß nach dem Resinus, dieser Sarg bey dem Wege, nichts weniger, als eingegraben; sondern so gestellet gewesen, daß die Seite, worauf die Grabschrift IMIT steht, nach der Donau gekehret gestanden, und soviel als LIMITES, LIMITANEVS, LIMITROPHVS, d. i. Gränzen geheißen: weil nämlich die Donau damals die Gränze des römischen Reiches gemachet.

Denn damals gab es gewiß weder eine St. Lorenzkirche, noch ein Dominikanerkloster, noch

Voll-

Bollwerke wie itzo; sondern die Donau gieng ganz nahe bey St. Lorenz, das ein wenig hoch liegt, hinter dem Kloster vorbey; als wo eine bequeme Abschüssigkeit gegen das Bolwerk ist; ob gleich der alte Fleischmarkt, (wo dieser Sarg unter die Erde gekommen) heute zu Tage, fast um zehn Fuß erhöhet worden. Ich habe gerathen, tiefer zu graben, ob man vielleicht das Pflaster des alten römischen Weges finden dörfte: weis aber nicht, ob mans thun wird.

Ich kann nicht schließen, ohne Ihnen zu sagen, was mir einfällt. Ich habe vorhin gemeldet, daß die Arbeiter, als sie mit ihren Hacken und Spaten den kleinen Sarg zerschlagen, einen hellen Feuerfunken wahrgenommen, und sogleich einen garstigen Geruch bemerket haben, der aus dem Sarge gefahren. Diese Leute nun haben gewiß, weder den Licetus, noch den Ferrarius, noch den Ozanam gelesen, und sind weder Chymisten noch Antiquarier. Sagen sie mir also, was ihre Nachricht bedeuten kann und soll? Die Begebenheit ist unläugbar, und den 2. Nov. 1759 nach Tischzeit geschehen, wie ich gleich anfangs bemerket habe; folglich bey hellem Tage. Ich habe selbst die Schwärze am Mundloche der Lampe gesehen, und die Leute sagen, es sey daselst eine Fettigkeit gewesen, die ihre Finger geschwärzet. Viel Umstände machen, daß ich muthmaße, ja fast glaube: daß diese Lampe, dem Ozanam, und andern zum Possen gebrannt habe.

Da

Da ich aber in einen Streit darüber mich weder einlassen kann noch mag: so ist es genug, sie schlüßlich zu versichern: daß unser gelehrtes Wien auf einmal ganz antiquarisch geworden. Alle Welt rufet, Marcus Aurelius; nach 1600 Jahren, auch ohne Jahrzahl! Indessen giebt es auch andre Leute, die einander ins Ohr sagen, daß diese Entdeckung nichts gutes bedeute. Kurz es bedeutet etwas! Was aber? Wer kann das wissen? Es ist ein Komet, der die Leute veranlasset zu reden, und über das Alter der Stadt zu vernünsteln.

Ließe es die Zeit zu, so hätte ich wohl das Herz, eine Abhandlung davon zu machen, und sie einer gelehrten Akademie zu übergeben: wie man dergleichen . . . . hat. Allein genug davon. Ich bemerke nur noch, daß die Todtenköpfe solche weiße Zähne hatten, als ob sie von Elfenbein wären. Es waren auch noch große Stücke Ziegel dabey, darauf unleserliche Namen stunden; imgleichen ein zerbrochnes Thränenglas.

Nun mögen sie das in Ordnung bringen, was ich in diesem Briefe untereinander gemenget; und ihre Alterthumskundigen mögen das entziffern: bis ich die Ehre haben werde, ihnen zu melden, was einige Herren, die weder Geschicht- noch Alterthumskundige sind, entdecket und untersuchet haben werden.

Haben Sie die Wienerkarte von Homannen: so suchen sie im Winkel des Biberbastions N. 27. wo der Ort liegt, der soviel Lärmens in diesem

Briefe

Briefe machet; obgleich er in Wien ſchon wieder verſchwunden iſt. Ich bin ꝛc.

N. S. In dem großen Sarge lagen vier Leichname, zween große und zween kleine. Und der Mauerpolierer giebt vor, das Licht und den Geſtank in dem kleinen bemerket zu haben.

II.

Antwort,

auf vorſtehendes Schreiben.

Wir ſind dem gelehrten Hrn. Verfaſſer für die Ertheilung einer ſo angenehmen Nachricht, ungemein verbunden; und ſtatten der kaiſerlichen Reſiden; Wien, über dergleichen merkwürdige Entdeckung, unſern Glückwunſch ab. Gewiß, wenn in Deutſchland noch Alterthümer, wenigſtens römiſche, zu entdecken ſind: ſo müſſen ſie jenſeits der Donau, und jenſeits des Rheins gefunden werden. Dieß iſt ein recht glücklicher Anfang: und eben da, wo ein Stück von dieſer Art gefunden worden, da müſſen gewiß noch mehrere zu finden ſeyn.

Was der gelehrte Hr. Verfaſſer von der Auslegung der beyden größern Buchſtaben D. M. gemuthmaßet hat, das iſt, unſers wenigen Erachtens, vollkommen richtig, und der Kenntniß des Alterthums gemäß. Es heißt: DIIS MANIBVS, wie mit hundert römiſchen Grabmälern in Wälſchland zu erweiſen iſt. Die beyden Buchſtaben ſtehen

hen nämlich nicht in derſelben Zeile, mit AVR. SECVNDINE, ſondern eine Zeile höher; müſſen alſo nicht mit denſelben vermiſchet, ſondern vorher geleſen werden. Und eben ſo ſtehen ſie auf allen ſolchen Denkmälern.

Dergeſtalt fällt nun ſchon der erſte Grund weg, daß dieß große D. mit AVR. zuſammengehöre, und alſo als Divus Aurelius geleſen werden könne.

Man weis es wohl, und begehret nicht zu läugnen, daß dieſer große Kaiſer im noriſchen Gebiethe, oder, wie andre meynen, in Sirmien geſtorben ſey. Allein, man weis nicht recht, ob er auch daſelbſt begraben worden; und noch vielweniger, ob ſolches in dem alten Vindobona geſchehen ſey?

Allein geſetzt, es wäre ſo; würde man wohl einen ſo vortrefflichen und verehrten Herrn, bloß mit zween, ſo ſehr als möglich verkürzten Namen, D. Aur. ohne einige Meldung ſeiner Würden angedeutet haben? Seine Münzen zeigen weit ein anders. Man ſehe nur die unvergleichlichen Numismata Cimelii Auſtriaci Vindobonenſis nach; ſo wird man ſowohl unter den goldenen, als ſilbernen und ehernen Münzen, alle die Beywörter finden, die ſeinem Namen beygefüget zu werden pflegen: als Cæſar Aug. oder Pii Fil. Trib. Pot. VII. Coſ. II. oder ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡ und ΣΕΒΑΣΤΟΣ. Und in Begers Theſauro ſteht auch ANTONEINOS dabey. Wäre es auch wohl zu vermuthen, daß man ihm auf ſeinem Grabmaale, ſo gar alle Spuren ſeiner kaiſerlichen Würde entzogen haben ſollte?

Doch

Doch der gelehrte Hr. Verfasser ist dieser Meynung selbst nicht zugethan, und hat völlig recht, wenn er seine Gedanken sonst wohin lenket. Da die Römer ihre Grabmäler an große Landstraßen, nahe bey den Städten zu setzen pflegten: so sind auch seine Muthmaßungen von einer solchen römischen Straße, beym alten Vindobona, wahrscheinlich genug. Auch darinn hat er recht, daß die Donau die damalige Gränze des römischen Reiches gegen Deutschland zu, gewesen. Daß ferner die Römer in Vindobona sowohl, als in Carnuntum, und in andern Städten, theils Besatzungen, theils Colonien gehabt haben, kann wohl nicht geläugnet werden. Und bey solchen Umständen muß es auch allda römische Todte, von einigem Stande und Vermögen, gegeben haben; die man nach römischer Art mit steinernen Gräbern, Denkmälern und Ueberschriften verehret hat. Und was ist natürlicher, als daß man selbige, nach eingeführter Gewohnheit, vor der Stadt, an die Hauptstraßen gesetzen haben wird?

Ferner, ist es leicht zu begreifen, daß sowohl die Arbeiter, so weit außer Italien, als die Steine, nicht die besten gewesen sind. Man hat beydes nehmen müssen, so gut es zu haben gewesen, oder als man es bezahlen können. Was Wunder, wenn an diesen Särgen die Steinmetzenarbeit so rauh und grob befunden worden?

Wie aber? Sind die Leichname in diesen Särgen, männliche oder weibliche Körper gewesen?

Der

Der gelehrte Hr. Verfasser dieses Schreibens scheint sich auf die erste Seite zu lenken; doch so, daß er gleichsam nur scherzend saget, es wären irgend Soldaten von den römischen Besatzungen gewesen. Diesen Scherz kann man wohl erlauben: aber man muß allemal einen Unterscheid unter der ersten Person machen, der zu gut das Grabmaal zuerst verfertiget und aufgestellet worden; und unter denen andern, die nachmals erst hinzugeleget worden, als vielleicht die erste schon verweset gewesen. Die Hauptfrage ist also wohl von der ersten Person: und da dünket es uns glaublich zu seyn; daß es der Leichnam eines Frauenzimmers gewesen, welches Aurelia Secundina geheißen. Der Beweis ergiebt sich aus der Endung, Aur. Secundinę, als welches eigentlich SECVNDINAE hätte heißen sollen; der nämlich dieß Denkmaal gesetzet worden, oder deren Diis Manibus man es errichtet hat. (In Dativo, vel Genitivo Casu)

Man sage nicht, daß ein so grober Fehler in demjenigen Jahrhunderte, da man so schöne Buchstaben machen können, nicht zu vermuthen sey: denn man findet beym Gruter, und andern, hundert Beyspiele davon. Steinmetzen, waren sowohl damals, als itzo, keine große Sprachkünstler, und konnten leicht fehlen. Sie haben zu allen Zeiten bisweilen ein X für ein V setzen können; und es wirklich gethan, wie den Alterthumskundigen bekannt ist. In den Antiquitatibus Romanorum Sacris & Civilibus explicatis, Autore M. A. V. N. Die 1726 im Haag in Folio ans Licht getreten, fin-

ren. Es müsten auch die gebräuchlichen Redensarten, Sprüchwörter, Lehrsprüche u. d. g. nicht vergessen werden. Seine Meynung deutlicher zu machen, führet er ein Exempel mit dem Stammworte Bruch an. Aus solchem Wörterbuche würde man die deutsche Sprache erst kennen lernen, und sie in ihrem Reichthume bewundern müssen. Es sind dreyerley Hauptursachen, wodurch der Abgang und die Aenderung jeder Sprache zu geschehen pflegt. Die erste ist die Zeit selbst, die mit ihrer Fluth, wie andere Sachen, also auch viele Wörter dahin reißt. Die andere ist die Vermischung und Vermengung der Völker, dadurch gemeiniglich die alte Landsprache erfrömdet und meist ausgeht. Die dritte ist die Unachtsamkeit und unbetrachtete Ungewißheit der gemeinen Rede. Diese letztere hat der deutschen Sprache am meisten geschadet, da ihr die andere gar keinen, und die erste Ursache nur wenigen Schaden gebracht hat. Wenn sie erst recht fest gesetzet, und mit Gründen und Lehrsätzen unterstützet wäre, so würde sie eben wie die griechische und lateinische sehr vollkommen werden.

* * *

Nun folget das andere Buch, darinn die Wortforschung der deutschen Sprache begriffen ist. Das 1ste Capitel ist ein Eingang und kurzer Bericht von Nothwendigkeit der deutschen Sprachkunst, von der hochdeutschen Sprache, und andern Mundarten; auch von Theilung der Sprachkunst, und wohin man in diesem Buche ziele. Die Grammatik ist die Seule und Grundfeste, worauf jede Sprache beruhen, und ihren richtigen sichern Aufenthalt haben

det man viel solche orthographische Schnitzer, auf Grabschriften. Z. E. zur 219. S. von Grabschriften auf Kinder, auf der LVII. Kupferplatte steht auf der ersten Figur: CVM. SEX. PSYCHE. CONIVCI; und auf der letzten: FILIO PISSIMO; für piissimo. Imgleichen auf dem LX. Kupfer steht: Læliæ Terentiæ Filia innocentissimæ, & sibi. NB. für FILIAE. Ferner auf der XLVIII. Platte steht ebenfalls: PERETVAE SECVRITATI, für perpetuæ. U. a. d. 45sten: & *filibus* suis bene merentibus, für FILIABVS, andrer zu geschweigen.

Die völlige Gewißheit hierinn giebt uns, in der itzgedachten Antiquitätenerklärung, eine sehr ausdrückliche und recht für uns gemachte Aufschrift. Diese beweist, daß es wirklich eine secundinische Familie gegeben; dahingegen es schwer zu beweisen seyn dörfte, daß es eine solche Legion bey den Römern gegeben. Sie lautet von Wort zu Worte so:

D. M.

IVLIAE SECVNDI-NAE.	CORNELIAE TYCHES VXORIS.
Das Bild der Tochter.	Das Bild der Mutter.

Hernach

Hernach folget das Lob einer jeden; davon unter der Secundina dieſes ſteht:

ET FORMA SINGVLARI ET MORIBVS PIISSIMIS DOCTRINAQVE SVPER LEGITIMAM SEXVS SVI AETATEM PRAESTANTISSIMAE QVAE VIXIT ANN. XI. MENS. VIII. D. XX.

Hier haben wir nicht nur eine Secundinam, ſondern auch ein Beyſpiel: daß derjenige ſich nicht nennet, der das Grabmaal ſeiner Gattinn und Tochter ſetzen laſſen. Es ſtehen, auf der andern Seite deſſelben, Verſe, daraus erhellet, daß ſie in Spanien, nicht weit vom Iberſtrome, geſtorben:

Laudatus eſt finis vitæ, jam pauſa malorum
Vobis, quas habet hoc, Gnatam, Matremque
Sepulchrum &c.

Nun iſt noch übrig etwas von den übrigen Buchſtaben IMIT zu ſagen. Es ſcheint wohl kaum glaublich, daß man die Gränzen des Reiches, auf einem Grabmaale, oder Sarge, werde angemerket haben: zumal, da nichts von der Donau, oder ſonſt etwas dabey ſteht, ſolches näher anzudeuten. Man muß alſo eine andere Muthmaßung wagen. Es pflegt unter ſolchen Aufſchriften öfters zu ſtehen:

BENE MERENTI POSVIT, oder
F. F. d. i. fieri fecit.

Wie wäre es alſo, wenn das erſte I, auf dem Sarge vormals ein B. d. i. ein Bene, geweſen wäre,

welches auf dem mürben Steine die beyden Krümmen der rechten Seite verlohren hätte. Das M. hieße dann soviel, als merenti, und die beyden letzten Buchstaben I. T. wären die Ueberbleibsel von F. F. d. i. fieri fecit. Es kömmt darauf an, ob nicht auf dem Steine selbst noch Spuren davon zu sehen sind. Allein, die Mürbigkeit und Grobheit des Steines kann, auch ohne dieselben, die Sache wahrscheinlich machen, bis irgend ein geübterer Antiquarius, daran es in Wien nicht fehlet, etwas bessers herausbringen wird. Denn, daß solche Buchstaben die Jahrzahl bedeuten sollten, ist wohl nur ein scherzhafter Einfall gewesen, da dergleichen auf römischen Denkmälern fast gar nicht vorkommen: es müßten denn die Jahre der Verstorbenen seyn: z. E. VIX. A. XVI. M. II. davon die ersten Buchstaben erloschen.

Was endlich die ewigbrennende Lampe anlanget: so will man davon nichts entscheiden. Es heißt von der Möglichkeit derselben, unter den Philosophen:

& adhuc sub judice lis est.

Wie aber? wenn der vortreffliche Mauerpolierer, unter den heftigen Schlägen, womit er die kleinere Todtenkiste zerdrümmert hat, irgend die Funken von seinem eisernen Werkzeuge, und aus dem Steine, den er zerschlagen, hätte springen gesehen? Der üble Geruch und die Schwärze thun nichts dagegen. Jener kann von Todtenknochen, und diese von dem vormaligen Brennen der Lampe entstanden seyn; ohne daß sie 1600 Jahre gebrannt haben darf. Das übrige Geräth, so dabey gefunden worden, übergeht man gern mit Stillschweigen.

III. Clos

III.

Olof Dalins Geschichte des Reiches Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzet durch J. Benzelstierna, und J. C. Dähnert, Prof. in Greifswalde. I. Th. Greifsw. bey Hier. Joh. Struck 1756. in 4.

Wir sind unsern Lesern noch einen Auszug dieses Werkes schuldig, welches vor vielen andern ihre Aufmerksamkeit verdienet. Verhoffentlich wird es noch nicht zu spät seyn, solchen nachzuholen, zumal, da wir nicht nur eine bloße Nachricht davon, sondern auch einige Anmerkungen bey gewissen Stellen liefern wollen: weswegen wir mehr als einmal davon reden werden. In seinem Vaterlande hat dieß Werk einen außerordentlichen Beyfall gefunden. Und das mit allem Rechte. Es ist das erste, welches die bis dahin noch sehr dunkle schwedische Geschichte, sonderlich in alten Zeiten, recht aufgekläret hat. Der gelehrte Hr. Verfasser ist ein Mann von großer Belesenheit und Einsicht; der sich also über die meisten Vorurtheile seiner Vorgänger und Landsleute zu erheben gewußt.

Die Uebersetzung haben wir zween gelehrten Männern zu danken: davon einer ein Schwed, der andre ein Deutscher ist. Dieses war nöthig, um dem Grundtexte eine rechte Gnüge zu thun, und die Uebersetzung nicht mit Fehlern wider den Sinn

des Verfassers zu überhäufen; von welchen so viele andre aus dieser Sprache wimmeln sollen. Hier ist keine Zeile ohne gemeinschaftliche Prüfung eines gebohrnen Schweden geblieben; der aber auch [illegible] Gelehrsamkeit dem Werke gewachsen war. Und was wollten wir lieber, als daß auch noch ein rechter hochdeutscher Gelehrter, wegen der deutschen Schreibart wäre zu Rathe gezogen worden: so würden wir nicht auf allen Seiten so manch pommerisches oder plattdeutsches Schiboleth darinn antreffen, welches die sonst schöne Uebersetzung sehr merklich verstellet.

In der eigenen Vorrede des Hrn. Verfassers finden wir, daß die Schuld der Dunkelheit der alten Zeiten in Schweden nicht an den alten Skalden oder Poeten gelegen habe, die schon Tacitus gerühmet hätte. Ueberhaupt bemerken wir, daß nach Hrn. Dalins Meynung, alles, was ein Ptolomäus, Cäsar, Tacitus, Plinius, u. Solinus von Deutschland gesaget, bloß von den Schweden zu verstehen sey: wie hier die Lieder der Barden, von den Gedichten der nordischen Scaldrer verstanden werden. Allein gesetzt, das wäre so: würden wohl die fabelhaften Träume solcher alten Gedichte, als die Edda und andre Sagen liefern, von Riesen, Hexen und Zwergen, der schwedischen Historie ein großes Licht anzünden? Es ist einmal das Schicksal alter Völker, daß ihre ersten Zeilen dunkel und fabelhaft seyn müssen: und selbst die Griechen und Römer haben sich demselben nicht entziehen können.

Indeſſen iſt es allerdings zu bedauren, daß der Aberglauben und die Dummheit derer, welche die chriſtliche Religion in Schweden gepflanzet haben, alles was in alten runiſchen Schriften aus heydniſchen Zeiten übrig war, für Zauberbücher angeſehen, welche des Feuers werth wären. Ein däniſcher Prinz, Namens Nilſon; ſammlete ſchon 1134 eine Menge alter Handſchriften in Schweden, und ſchleppte ſie nach Dännemark: und hundert Jahre ſpäter that die Prinzeſſinn Mechthild, Adolphs Tochter, dergleichen. König Waldemar in Dännemark maßete ſich alles an, was Schonen, Halland und Blecking betraf, und verbrannte es 1360. Die Königinn Margaretha, ſeine Tochter. Und König Erich von Pommern trugen auch viel zum Verluſte alter ſchwediſchen Nachrichten bey, und ſo gar die Päbſte, Paul der II. und Leo der X., ſchickten Ablaßkrämer dahin, um alte Manuſcripte zu holen: die, ihrem Wahne nach, von den Gothen aus Wälſchland, in den Norden geſchleppet ſeyn ſollten. Große Feuersbrünſte haben auch viele Urkunden eingeäſchert. Was Wunder, daß Schweden faſt von allen alten Nachrichten entblößet worden?

Bloß die Jsländer, die um das 890. oder 900ſte Jahr aus Schweden vielen Zugang gehabt, haben auch viele alte Bücher zu ſich bekommen. Dieſe haben daſelbſt in einer ruhigen Stille, von der übrigen Welt abgeſondert, ein Vergnügen gefunden, die alten Geſchichte ihrer Vorfahren zu unterſuchen; und von neuem aufzuzeichnen. Darunter iſt unter andern die Edda merkwürdig, die alte nor-

dische Götter- und Heldenlehre, die Sämund Sigfusson, der Weise, zuerst um 1114 sammlete. Doch sie war hernach ganz wieder verlohren, als etwan hundert Jahre hernach Snorro Sturleson, ein Landrichter in Island, die Edda und Scalda zusammenschrieb, ja auch sein Heimskringla, verfassete. Er kam sogar bis nach Schweden, und führte noch mehr alte Runschriften mit sich weg; die dadurch besser aufbehalten wurden, als ob sie in Schweden geblieben wären. Noch andre Isländer haben der nordischen Geschichte Dienste geleistet, u. s. w.

Aus diesen und andern Quellen nun, hat der Hr. Verfasser sein Werk zusammengetragen: doch ist er so vernünftig, daß er sich keiner Gewißheit in allen Begebenheiten rühmet. In natürlichen Dingen kann man sich auf den unwandelbaren Lauf der Natur berufen: aber in Sachen, so sich auf die menschliche Willkühr gründen, und wo alles auf die mangelhaften Berichte fabelhafter Zeiten ankömmt, da wäre es eine Thorheit, etwas als unwidersprechlich zu behaupten.

Im I. Theile hat er die alten heydnischen Zeiten Schwedens begriffen, und allen Fleiß angewandt, das glaubwürdigste davon vorzutragen. Er hat seine Zeitrechnung nach den besten ausländischen Geschichtschreibern eingerichtet, und gültige Zeugen angeführet. Wo es aber an historischen Zeugen gefehlet, hat er das zum Grunde genommen, was am besten mit der Natur übereingestimmet. Doch gesteht er, daß er dennoch habe fehlen können; und

und er will es mit Dank erkennen, wenn ihn jemand eines bessern belehret.

Selbst die Fehltritte seiner Vorgänger haben ihn behutsam gemachet. Rudbecks Atlantica könne man nicht ohne Bewunderung lesen; aber ihm zu folgen, das ließe sich mit nichten thun. Gleichwohl hat er viele Schwierigkeiten aufgekläret. So ist es mit vielen andern auch gegangen. Saxo Grammaticus, der im XII. Jahrh. zu Lunden gelebet; Johannes Magnus, der den erzbischöflichen Stuhl zu Upsal verlassen, haben viele Verwirrung in die schwedische Geschichte gebracht. Dieser muß auf ein tartarisches Geschichtbuch, von den Vorfahren des Zingis Chan gerathen seyn, und nur die Namen verändert haben: so ähnlich ist seine Reihe schwedischer Könige, mit jenen. D. Erich Benzel, der vormal. Erzbischof, und der königl. Historiograph Jakob Wilde, haben ihm vortrefflich vorgearbeitet, und viel Hülfe geleistet.

Daß er sich in dieses Feld gewaget, ist theils seiner eignen Liebe zur vaterländischen Geschichte, theils der Anregung zuzuschreiben, die von den schwedischen Reichsständen 1733 an Se. Königl. Majestät deswegen gethan worden. Man hat ihm freyen Zutritt zu allen Archiven und Urkunden verstattet; die königl. Bibliothek aber war ihm ohne dieß anvertrauet. Und außer der, hat er auch die besten Privatbibliotheken brauchen können. Von der historischen Schreibart hat er die besten Gedanken; und sich die richtigsten Regeln davon vorgeschrieben. Er hat sowohl die Nachläßigkeit, als

den Zwang vermieden; und zwar mit einer ungekünstelten Einfalt, aber auch seinem eigenen Naturelle gemäß schreiben wollen. Er hat endlich nichts auf Erdichtungen gebauet, sondern überall Zeugen angezogen, u. s. w. Unsre Leser werden gestehen, daß ein Schriftsteller von solcher Art alle Hochachtung verdienet.

Das I. Hauptstück handelt von der schwedischen Erdbeschreibung in den ältesten Zeiten. Unser Hr. Verf. ist hier der neuern, und ganz besondern Meynung, von der merklichen Wasserverminderung auf dem ganzen Erdboden zugethan: und daraus fließen die wichtigsten Folgen auf die Geschichte von Schweden. Da Rudbeck und andre, Schweden gleich nach der Sündfluth zu einem der bewohntesten Länder gemachet, welches durch seine Pflanzvölker ganz Europa besetzet: so ist in des Hn. V. Augen, Schweden vor ein paar tausend Jahren noch fast ganz mit Wasser bedecket gewesen; und die hervorgukenden Gebirge haben eine große Menge Inseln ausgemacht: die bey mehrerer Abnahme des Seewassers, allmählich unter sich, und mit dem übrigen Europa zusammen gewachsen, und ein festes Land geworden. Nur die höchsten Bergspitzen sind damals von einem armseligen Volke bezogen worden, dessen Geschichte er beschreiben will.

Um die Zeit der Geburt Christi, saget er, stunden unsre Meere und Seen noch dreyzehn Klaftern höher, als itzo: und wenn man etwas weiter zurück geht, kann man sich kaum vorstellen, das viel Land übrig gewesen, als die ältesten nordischen Ein-

Einwohner ihre ersten Wohnstätte haben errichten können.

Dreyzehn Klaftern zu sechs Schuhen, machen 78 Schuhe, oder 39 Ellen in bleyrechter Höhe. Ist nun seit Christi Geburt das Wasser an den Seeküsten um so viel gesunken: so müssen die Seeufer sich bis auf gleiche Höhe entblößet haben. Und wieviel neues Land muß hier nicht an allen Küsten des Meeres zum Vorscheine gekommen seyn! Wir läugnen die ganze neue Entdeckung von der Wasserverminderung nicht: sondern haben vielmehr selbst in Meklenburg, Pommern, Preußen und Curland vor vielen Jahren, dergleichen Stellen bemerket, wo die See in 1000 und mehr Jahren halbe, ja ganze Meilen weit vom Ufer zurück gewichen. Allein, daß solche so viele Klaftern hoch gesunken seyn sollte; das will sich mit diesen Beobachtungen nicht vereinigen lassen. Und gleichwohl müßte eben das, was in Schweden geschehen ist, auch längst den deutschen, preußischen, cur- und liefländischen Küsten der Ostsee, ebenfalls geschehen seyn; wie die Hydrostatik lehret.

Indessen meynet der Hr. Verf. er habe hier gar nicht zu wählen gehabt: sondern dieß sey eine Wahrheit, so die Natur selbst an den Tag geleget habe. Er beruft sich auf den Celsius, und auf die natürliche Lage der Gegenden, auch auf die Namen der Oerter selbst. Der erste saget, ein unebenes grubigtes Land, könne für nichts anders, als für den ehemaligen Boden einer See gehalten werden.

muß. Soll die deutſche Sprache alſo zur Gewißheit kommen, ſo muß ſie auf grammaticaliſche Regeln geſetzt werden. Carl der Groſſe hat ſchon eine deutſche Grammatik gemacht. Es iſt aber ſo wohl von dieſer als des **Pierii, Wiſens, Sunthems, Aventins, Luthers** und **Meliſſi** angefangenen nichts mehr verhanden. Ehe keine gründliche Sprachkunſt da iſt, eher kan auch kein rechtes Wörterbuch verfertiget werden. Eine ſolche Sprachkunſt aber muß nicht auf eine Mundart gehen, ſondern die allgemeine Sprache nehmen, und dieſes iſt bey uns das Hochdeutſche. Es hat zwar das Niederſächſiſche viel liebliches, und kömmt dem Urſprunge oft näher, iſt auch faſt an Wörtern reicher, als das Hochdeutſche, doch hat es das Glück nicht gehabt, überall angenommen zu werden, wie es mit jenem geſchehen iſt. Daher man ſolches hauptſächlich zur Richtigkeit zu bringen hat. Wie ſich nun ein Gelehrter, der ſolches zu thun Willens iſt, zu verhalten hat, und worinne ſeine Pflicht beſteht, wird aus dem **Voſſius** angeführet, wobey der Verfaſſer zeiget, wie er ſolchem nachzuleben ſich befliſſen habe.

Das andere Capitel handelt von der Rechtſchreibung und dem gründlichen Gebrauche der deutſchen Lettern oder Buchſtaben. Herr Schottel glaubt, daß keine durchgehende Rechtſchreibung könne aufgebracht werden, wenn man nach der Ausſprache urtheilte: Dahero müſte der gute angenommene Gebrauch, und die Grundrichtigkeit der Sprache den beſten **Einrath** geben. Er ſetzet hiezu einige allgemeine Lehrſätze, erſtlich alle diejenigen Buchſtaben, welche der Rede keine Hülfe thun, und alſo überflüßig

den. Die Wellen von Osten scheinen ihm die größte Kraft gehabt zu haben, die Hügel in Schweden zu bilden, weil sie an der Westseite am steilsten geworden. Da Garn schwedisch soviel als See heiße, so zeigten eine Menge Namen, die itzo mitten im Lande lägen, daß sie vormals am Meere gelegen. Eben so wäre es mit Sal, Sol, Soln, welches Strand hieße, davon Upsal, Odensala, und viel andere ihren Namen hätten. Die Ostsee selbst heiße Eistresalt. Mar hieße Meer, und also hätten Calmar, Matmar, Fullmar, * Omar, u. a. m. auch an der See gelegen. Ditmarsen, Stormarsen aber, werden wohl mit Unrecht von ihm dahin gezählet; als die vom morastigen Grunde, schon in den ältesten Zeiten Marschländer, Marsi, geheißen haben. Oe, Oer, und Eyr, wären eben solche Benennungen, die Inseln und Halbinseln bedeuteten; itzo aber vielen Oertern die Benennung gäben, die gar keine See mehr begränzte. Endlich wüchse auch das Salzseegras noch an gewissen Oertern mitten im Lande. Die sogenannten Felsen und Seehundsteine, worauf die Fischer sonst Seehunde gefangen, und die mit zu den Erbstücken der Landgüter gerechnet worden, wären itzo so hoch über dem Wasser, daß kein Seehund mehr hinan klet-

*) Wir haben in Deutschland, Wismar und Calmar in Meklenburg und Pommern, die noch wirklich Seestädte sind. Aber wir haben auch Geismar in Hessen, und Colmar im Elsaße, wo gewiß niemals eine See gewesen ist.

klettern könne. Die Sache wäre wohl werth, von Naturkundigern, die nahe an Seeufern wohnen, genauer untersuchet zu werden. Nächstens ein mehrers.

IV.

Fortsetzung aus Hrn. J. J. Rousseau Schreiben an Hrn. von Alembert, wegen seines Artikels Genf, in der Encyklopädie ꝛc.

(S. den Winterm. dieses J.)

Zusage machet Schuld. Wir erinnern uns ein wenig spät, daß wir unsern Lesern einen Auszug aus obbenanntem Buche versprochen haben. Wir können also unser Wort nicht brechen. Hier ist eine nähere Anzeige dessen, was Hr. Rousseau aus patriotischer Liebe gegen seine Vaterstadt, wider die Einführung einer französischen Schaubühne daselbst gesaget hat. Man merke nur vorläufig, daß er nicht etwan eine engländische Bühne daselbst in Vorschlag bringet. Nein, auch eine französische, die unschuldigste von allen, ist ihm schon zu verführend und ansteckend, für die unschuldigen Genfer-Sitten: weit gefehlt, daß er die Ausgelassenheit und Ungezogenheit brittischer Schauspiele daselbst einführen wollte.

Er hebt sein Schreiben damit an, daß Hr. von Alembert, die Herrn Geistlichen zu Genf, wegen ihrer Religionsgesinnungen, in einen übeln Credit zu bringen gesuchet. Er hat ihnen Schuld gegeben, daß sie vollkommene Socinianer wären.

Die

Die Unbilligkeit einer solchen Beschuldigung, führet Hr. Rousseau demselben nachdrücklich zu Gemüthe: wiewohl er die Vertheidigung den Beleidigten selbst überläßt. Wir machen es eben so; halten es aber ebenfalls für unbedachtsam und ungerecht, andern, denen es Amts und Standes halben schaden kann, aus bloßen Muthmaßungen, dergleichen Vorwürfe in Religionssachen zu machen.

Auf der 12. S. kömmt er zum Hauptwerke seines Schreibens, nämlich auf den Anschlag des Hn. Alemberts, in Genf eine Schaubühne aufzurichten. Er saget diesem: er sey gewiß der allererste Philosoph, der einem freyen Staate, einer kleinen und armen Stadt angerathen, sich mit öffentlichen Schauspielen zu beladen. Hier aber zeigen sich ihm eine Menge Fragen zu untersuchen: ob die Schauspiele an sich gut, oder schlimm sind? Ob sie mit den guten Sitten bestehen können? Ob die republikanische Strengigkeit sie dulden kann? Ob man sie in einer kleinen Stadt leiden kann? Ob die Lebensart eines Komödianten ehrbar seyn kann? Ob Schauspielerinnen eben so züchtig seyn können, als andres Frauenzimmer? Ob gute Gesetze zureichen, den Misbräuchen zu steuern? Ob dieselben gut beobachtet werden können? Alles dieses ist noch zur Zeit problematisch, wegen der Wirkung der Bühne: und hier hätte Hr. v. A. noch Stoff genug für seine Feder.

Beym ersten Anblicke sieht man wohl, daß ein Schauspiel ein Zeitvertreib ist. Gesetzt nun, der

Mensch

Mensch müsse Zeitkürzungen haben: so wird Hr. v. Alembert doch gestehen, daß sie nur in so weit, als sie nothwendig sind, erlaubet seyn können; und daß aller unnützer Zeitvertreib, für einen Menschen, dessen Leben so kurz, und dessen Zeit so edel ist, ein Uebel ist. Des Menschen Leben hat ja schon seine Vergnügungen: die aus seiner Natur, Arbeit, Verbindung mit andern, und selbst aus seinen Bedürfnissen entstehen. Ein Vater, ein Sohn, ein Mann, ein Bürger haben solche theure Pflichten zu erfüllen, daß sie ihnen nichts übrig lassen, der langen Weile zu entreißen. Die Gewohnheit zu arbeiten, machet einem die Muße unerträglich; und ein gutes Gewissen, erstücket den Geschmack an läppischen Dingen. Die Natur selbst hatte jenen Barbarn die Antwort in den Mund geleget, die sie einem Römer gaben: der die Pracht der Römer in ihren Laufbahnen und eingeführten Spielen herausstrich. Haben denn die Römer, fragten sie, weder Weiber noch Kinder?

Man glaubet, man versammle sich im Schauplatze. Allein, eben da wird man zum Einsiedler. Man vergißt, daß man Freunde, Anverwandte, Nachbarn, u. d. m. hat; um sich einer Fabel anzunehmen, um das Unglück eines Todten zu beweinen, und über die Lebendigen zu lachen.

Hierauf untersuchet er die erste Frage, und findet sie sehr zusammengesetzt. Man muß aus den Wirkungen der Schauspiele auf das Volk, erst die Eigenschaften derselben beurtheilen. Nun ist sowohl

das Volk, als die Schauspiele viererley. Religion, Regierungsart, Gesetze, Gewohnheiten, Vorurtheile, und Landesarten ändern die Menschen so sehr: daß man gar nicht mehr sagen kann, was den Menschen überhaupt; sondern was ihnen hier oder da, zu dieser oder jener Zeit nützlich ist. Menanders athenienſiſche Stücke ſchickten ſich ſehr ſchlecht nach Rom. Die Fechterſpiele, die in Rom zur Zeit der Republik zur Tapferkeit reizeten, mußten unter den Kaiſern nothwendig alles blutdürſtig und grauſam machen.

Was die Art der Schauſpiele betrifft, ſo fraget man bloß nach dem Vergnügen, und nicht nach dem Nutzen. Sie ſollen nur gefallen: nach ihrem Nutzen fraget niemand. Eben darum wird man ihnen niemals den gehörigen Grad der Vollkommenheit geben können; weil man die davon abſchrecken würde, die man beſſern will. Ein unerſchrockenes, ſtrenges und grauſames Volk will mörderiſche und gefährliche Vorſtellungen haben, daraus kaltes Blut und Tapferkeit hervorblicket. Ein wildes und hitziges Volk will Blut, Zweykämpfe und wütende Leidenſchaften ſehen. Ein wollüſtiges will Muſiken und Tänze; ein verbuhltes will Liebe und Artigkeit; ein ſpaßhaftes will Poſſen und lächerliches Zeug. Will man gefallen, ſo muß man jeder Neigung eine Gnüge thun; anſtatt ſie zu mäßigen.

Die Bühne iſt ein Bild des Lebens, und der Leidenſchaften, deren Urbild in unſern Herzen liegt. Wollte der Maler dieſen nicht ſchmäucheln: ſo würde

de man ſich nicht mehr zu ſehen verlangen. Nur diejenigen kann man verhaßt vorgeſtellet leiden: die nicht allgemein ſind. Nur bloß die Vernunft tauget auf der Bühne nichts. Ein Menſch ohne Leidenſchaften, oder der ſie allezeit bezähmete, würde niemanden auf ſeiner Seite haben. Und man hat ſchon bemerket, daß ein Stoiker in einem Trauerſpiele, ein unerträglicher Menſch ſeyn würde. Man glaube alſo nicht, daß eine Schaubühne die Sitten ändern könne *).

Als Moliere es unternahm, die komiſche Bühne zu beſſern, griff er nur Moden, und das Auslachenswürdige an; aber er ſtieß dem öffentlichen Geſchmacke nicht vor den Kopf. Er folgete ihm, und half ihn entwickeln. Gieng er etwas zu ſchnell, wie im Miſantrop; ſo fiel er in ſeiner Geburt: denn die Stadt war noch nicht reif dazu. Eben ſo machte es Corneille. Eben deswegen fiel die alte Bühne, weil unter Corneillen und Molieren ſich die öffentlichen Sitten geändert hatten. Und eben ſo würde es dieſen beyden Dichtern gehen, wenn ihre Meiſterſtücke itzo zuerſt zum Vorſcheine kämen. Die Kenner zwar bewundern ſie noch: aber der große Haufen leidet ſie nur; weil er ſich ſchämet, das zu ver-

*) Der Hr. Verfaſſer ſcheint des Hrn. Riccoboni ſchönen Tractat ſur la Reformation du Theatre gar nicht geleſen zu haben. Dieſer iſt der einzige, der unſers Erachtens die Möglichkeit gewieſen hat, die Bühne zu reinigen, und mit der Sittenlehre einſtimmig zu machen.

verwerfen, was seine Vorfahren bewundert haben. Saget man: ein gutes Stück falle niemals: so ist es freylich wahr; wenn es dem öffentlichen Geschmacke nicht widerspricht. Des Sophokles bestes Stück würde bey uns fallen. u. s. w.

Hierauf zeiget der Hr. Verfasser, daß es nur drey Mittel gebe, die Sitten eines Volkes zu ändern: 1) Die Gewalt der Gesetze; 2) die Herrschaft der Meynungen; und 3) die Reizung des Vergnügens. Von allen dreyen zeiget er, daß sie auf der Bühne entweder nicht statt haben, oder doch die gewünschte Wirkung nicht thun werden. Wir übergehen hier viel nützliche Betrachtungen; und wünschten wohl, daß die gelehrten Hrn. Sammler von Stücken der Ausländer, die zu den schönen Wissenschaften gehören, auch dieses ganze Werkchen ihrer Sammlung einverleiben möchten. Wir eilen von den allgemeinen Betrachtungen, über die Schaubühne, zu denen besondern, die Genf angehen.

Doch nein! wir müssen noch eins mitnehmen. Wenn man saget, das Trauerspiel stelle doch allemal das Laster als bestrafet, und die Tugend belohnet vor: so antwortet Hr. R. daß dergleichen Vorstellung keinen großen Eindruck machen könne; da doch alles fabelhaft sey, und auf der Erfindung des Poeten beruhe. Hernach kämen auch die theatralischen Strafen und Belohnungen allemal durch solche außerordentliche Begebenheiten zu Stande, daß man sich im ordentlichen Laufe der Natur nichts gleiches vermuthete. Endlich läugnet er den ganzen

ersten

erſten Satz. Der Poet hat weder den Zweck: durch ſeine Stücke allemal die Tugend und das Laſter zu belohnen; noch kann ers bewerkſtelligen. Tugend oder Laſter, das gilt ihm gleich viel; wenn er nur durch einen Schein der Größe blenden kann. Daher kömmt es, daß ſelbſt die franzöſiſche, als die vollkommenſte Bühne, ſo jemals geweſen, eben ſo wohl der Triumph der ärgſten Miſſethäter und Frevler, als der größten Helden iſt: wie Catilina, Mahomet, Atreus, und viele andre zur Gnüge zeigen.

Was für ein Urtheil kann man wohl von einem Stücke fällen, darinn der laſterhafte zwar geſtrafet, aber doch auf einer Seite gezeiget wird, daß er aller Herzen einnimmt? Wo Cato, der größte unter den Sterblichen, die Rolle eines Pedanten ſpielet *); wo Cicero, der Erretter von Rom, Cicero, der unter allen zuerſt den Namen eines Vaters des Vaterlandes erlanget, und allein verdienet hat, uns als ein ſchlechter Zungendreſcher und als ein Verzagter vorgeſtellet wird; wo Catilina, der Laſter begangen, die man ſich zu nennen ſcheuet, und bereit ſteht, ſeine Oberkeiten zu ermorden, und ſeine Vaterſtadt in die Aſche zu legen, die Rolle eines großen Mannes ſpielet, und durch ſeine Gaben, ſeine Standhaftigkeit, ſeinen Muth, alle Hochſchätzung der Zuhörer erwirbt. Mag er doch eine ſtarke Seele gehabt haben: war er darum dennoch nicht ein verfluchter Böſewicht? und mußte man denn

*) Dieß alles geſchieht im Catilina des Hrn. von Voltaire.

den Schandthaten eines Räubers und Mordbrenners, die Farben von Heldenthaten geben? Worauf läuft also die Sittenlehre eines solchen Stückes hinaus; als mehr Catilinen aufzumuntern, und den geschickten Verbrechern den Preis der öffentlichen Hochschätzung zu versprechen, der nur rechtschaffenen Leuten gebühret? Aber einem solchen Geschmacke muß man auf der Bühne schmäucheln! Das sind die Sitten einer aufgeklärten Zeit! Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Muth haben allein unsre Bewunderung; du aber, bescheidne Tugend! bleibst allezeit unverehret!

Atreus und Mahomet *) haben nicht einmal die schwache Ausflucht, welche die Auflösung des Knotens geben kann. Das Ungeheuer, welches dem Stücke zum Helden dienet, vollendet ganz ruhig seine Schandthaten, geneußt derselben, und der eine saget sogar:

Und so genieß ich doch den Preis von meinen Freveln!

Gesetzt nun, die Zuschauer, die man mit diesem schönen Spruche nach Hause schicket, schlössen nicht; daß jede Schandthat einen Preis von Genuß und Vergnügen hätte: so frage ich doch, was sie aus einem solchen Stücke gebessert seyn werden, darinn solche Lehrsprüche vorkommen?

Was

*) Auch dieser ist vom Hrn. von Voltaire, und eben so ärgerlich in der Vorstellung, als sein abscheulicher Oedipus. Stücke, die den Grund aller Religionen untergraben!

Was den Mahomet betrifft, so würde der Fehler, den Böſewicht in den Augen der Zuſchauer bewundernswerth dargeſtellet zu haben, deſto gröſſer ſeyn: wenn der Verfaſſer nicht einer Nebenperſon eine Ehrfurcht und Hochachtung beyzulegen gewußt hätte; die dem Schrecken und der Verwunderung, die Mahomet ſich zuzieht, die Wage halten könnte.

Was lernet man aus der Phädra und dem Oedipus, außer, daß der Menſch nicht frey iſt; und daß der Himmel ihn über Laſter ſtrafet, dazu er ihn ſelbſt treibt? Was lernet man aus der Medea; als wie weit die Eiferſucht eine grauſame und unnatürliche Mutter treiben kann? Man prüfe die meiſten Stücke der franzöſiſchen Bühne, ſo wird man faſt überall abſcheuliche Ungeheuer und grauſame Thaten finden; die zwar die Stücke beliebt machen, aber darinn ſchädlich ſind, daß ſie die Augen der Zuſchauer zu Gräueln gewöhnen, die ſie nicht einmal kennen ſollten. Es iſt nicht einmal wahr, daß Mord, und Vatermord allezeit ſchrecklich ſind. Vermittelſt gewiſſer bequemer Vorausſetzungen, machet man ſie erlaubt, oder doch verzeihlich. Man hat Mühe, der Phädra Butſchande und Vergieſſung unſchuldiges Blutes nicht zu entſchuldigen. Syphax vergiftet ſeine Gemahlinn; der junge Horaz ermordet ſeine Schweſter; Agamemnon opfert ſeine Tochter; Oreſt erdroſſelt ſeine Mutter, und ſind deſſen ungeachtet, reizende Perſonen. Man ſetze noch hinzu, daß der Verfaſſer dieſen Leuten, um ihre Thaten zu beſchönigen, ſolche Geſinnungen und Grundſätze, als ſich für ſie ſchicken, in den

flüßig ſind, ſollen und müſſen nicht geſchrieben werden. Hieraus, ſagt er, könne man folgern, daß man in vielen Wörtern das dem i beygeſetzte e weglaſſen müſſe, und es bewieſe nichts, wenn man ſagte, daß das e das i verlängerte; ſintemal es auch bey den kurzen Wörtern ſtünde, und bey einigen langen als mir, dir ausgelaſſen wäre. Allein man müſſe hierinnen nach dem allgemeinen Gebrauche weichen. 2) Wenn man an den letzten Buchſtaben des Wortes zweifelte, ſo könnte man es verlängern, da man denn die rechte Schreibung bald wahrnehmen würde. 3) Daß der Buchſtabe am Ende doppelt ſtehen müſſe, wenn in der Verlängerung die Doppelung ſich finden lieſſe. 4) Die Wörter und Sylben, welche weſentlich zuſammen gehören, ſollen billig unzertrennt bleiben, als Hauſ-es, Ge-recht-ig-keit ꝛc. 5) Zwiſchen dem s und den Buchſtaben w, l, m, n, könnte das ch wohl wegbleiben, als ſweigen, ſlagen, ſneiden. (*) Der 6) kan zu dem zweyen gezogen werden. 7) Muß man einiger einſylbigten Wörter Unterſchied noch anmerken. Er gehet auch jeden Buchſtaben beſonders durch, und wir wollen von ſeinen dabey gemachten Anmerkungen eine und die andre anführen. Von dem B ſagt er, daß es der Misbrauch an die Wörter gehänget, die auf ein M ausgehen, als umb ꝛc. Das C müſſe von dem K bleiben, ſo oft ein mitlautender vorher gienge;

(*) Der Verfaſſer zeiget durch dieſe Regel, daß er ein Niederſachſe geweſen, als welche in dieſen Wörtern kein ſch, ſondern nur ein bloſſes ſ ausſprechen. Daraus folgt es aber nicht, daß das ch ausbleiben müſſe. Alle Hochdeutſche ſprechen es deutlich aus.

schönsten Versen in den Mund legen muß, die alsdann mit dem nachdrücklichsten Tone ausgesprochen werden, um den Schauplatz recht spruchreich zu unterrichten. — — — — Nein! selbst die Ermordungen römischer Klopffechter, waren so grausam nicht, als dergleichen Schauspiele.

Man giebt zu, daß Moliere der vollkommenste komische Dichter ist, dessen Werke uns bekannt sind. Allein, wer kann auch läugnen, daß eben die molierischen Komödien, nicht eine viel gefährlichere Schule der Laster und bösen Sitten seyn, als die Bücher selbst, darinn man sie lehret. Seine größte Sorgfalt geht dahin, daß er die Gutherzigkeit und Einfalt lächerlich machet; die List und Lügen aber beliebt zu machen suchet. Seine ehrlichen Leute sind nur redende; die Lasterhaften aber, wirksame und handelnde Leute; und die der glücklichste Erfolg begünstiget. Kurz, die Ehre des öffentlichen Beyfalls erhält selten der schätzbarste, fast allezeit der schlaueste *).

Wir wollen das Komische dieses Dichters untersuchen: so wird man finden, daß die lasterhaften Charaktere allezeit seine Werkzeuge, die natürlichen Fehler aber der Stoff dazu sind; daß die Bosheit des einen, die Einfalt des andern strafet; und daß die Dummen die Opfer der Boshaften werden: welches aber, so wahr es in der Welt ist, nichts

*) Moliere wird heute zu Tage zu Paris so sehr vergöttert, daß es der Mühe werth ist, unsern einsichtvollen Schriftsteller auch von seinen Fehlern zu hören.

nichts mehr auf der Bühne tauget, als die treuloſen Seelen aufzuhetzen, daß ſie die Ehrlichkeit wackerer Leute, unter dem Namen der Dummheit, zum Spotte machen und beſtrafen ſollen.

Dat veniam corvis, vexat cenſura columbas.

Der Habicht geht frey aus, die Taube wird geſtraft.

Das iſt überhaupt Molierens und ſeiner Nachfolger Kunſtgriff. Man ſehe nur, wie dieſer Mann, um mehr Spaß zu treiben, alle Ordnung der Geſellſchaft umkehret; mit was für Aergerniß er die heiligſten Verhältniſſe umſtößt, um derentwillen ſie geſtiftet iſt; wie er die ehrwürdigſten Rechte der Aeltern über ihre Kinder; der Männer über ihre Weiber; der Herren über ihre Knechte übern Haufen ſtößt! Er machet zu lachen, es iſt wahr: aber er wird deſto ſtrafbarer; indem er durch ſeine Zauberey auch die Weiſen zwingt, ſich ſeinen Spöttereyen zu überlaſſen, darüber ſie ſich erzürnen ſollten.

Ich höre zwar ſagen: er greife die Laſter an. Allein, man vergleiche nur diejenigen, die er angreift, mit denen, welchen er forthilft. Wer iſt der Tadelhafteſte; ein einfältiger und ſtolzer Bürger, der dumm einen Edelmann vorſtellen will; oder der boshafte Edelmann, der ihn betrügt? Erhält aber in dem Stücke, davon ich rede, nicht dieſer den Beyfall? Billigen die Zuſchauer nicht alle ſeine Ränke? Wer iſt der Laſterhafteſte, ein Bauer, der närriſch genug iſt, ein Fräulein zu

heurathen, oder ein Weib, die ihren Mann zu beschimpfen suchet? Was soll man von einem Stücke denken, worinn der Schauplatz der ehelichen Untreue, der Lügen, u. der Unverschämtheit der letztern in die Hände klopfet; und über die Dummheit des bestraften Bauers lachet? Es ist ein Laster, geizig seyn, und Wucher treiben. Allein, ist es nicht ein weit größeres, seinen Vater zu bestehlen, ihm die Ehrfurcht zu entziehen, und ihm tausend trotzige Vorwürfe zu machen; und wenn der erzürnte Vater ihm den Fluch giebt; mit einem possenhaften Bezeigen zu antworten: er möge seine Gaben nicht haben. Ist dieser Spaß vortrefflich, so ist er deswegen nicht minder strafbar. Und ist ein Stück, welches den vermessenen Sohn beliebt machet, deswegen minder eine Schule böser Sitten?

(Das Uebrige wird nächstens folgen.)

V.

Fortsetzung des Artikels vom Einbalsamiren der ägyptischen Körper. Aus der Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres. Tom. XXIII. pag. 123.

„Wenn diese Sachen veranstaltet sind, fährt „Herodot fort, so salzen sie den Körper ein,

*) Eine Art von schwarzem oder graulichtem Salze, welches aus einer todten mineralischen See, in der Gegend von Terrana in Aegypten gezogen wird, in wel-

„ein, wobey ſie ihn ſiebenzig Tage mit Na-
„tro *) bedecken. Länger iſt es nicht erlaubet
„ihn einzuſalzen.„ Dieß Geſetz, dieſe Vorſchrift der Einbalſamirung gründet ſich auf die Nothwendigkeit. Wenn dieſes Natro gar zu lange über der Leiche bliebe, ſo würde es die feſten oder fleiſchigten Theile angreifen; es würde ſie auflöſen, und nur das Gerippe übrig laſſen: wie es unſern Arbeitern ergeht, wenn ſie die Häute und Leder gar zu lange im Kalke liegen laſſen. Uebrigens brauchten die Aegypter dieſes Natro zu einer großen Menge verſchiedener Gebräuche.

Herr Ruelle iſt überzeugt, daß in dieſer Stelle eine Dunkelheit ſtecke: er glaubet ſogar, daß ein gewiſſer Umſtand des Einbalſamirens darinnen vergeſſen oder verſetzet worden ſey. „Wozu dienet es
„doch, ſaget er, den Körper mit Myrrhen und
„aromatiſchen Würzen zu erfüllen, wenn er eingeſal-
„zen werden ſoll? indem man durch das Einſalzen
„wenigſtens einen Theil der Aromaten wegnimmt,
„weil das Natro gar ſehr auf die balſamiſchen Ma-
„terien wirket, und ſie gleichſam auflöſet; indem ſie
„mit deren Oele eine ſeifigte ſehr leicht aufzulöſende
„Materie machet, die folglich ſehr fähig iſt, durch
„das Auswaſchen zu verſchwinden. Man mußte
„alſo, fährt er fort, die Einſalzung und Auswa-
„ſchung der Körper vor dem Gebrauche der Ge-
„würze hergehen laſſen.„

*) welchem Waſſer alle mürbe Knochen und Steine die hinein geworfen werden, ſich in dieſe Art Nitrum verwandeln, welches man Natro nennet.

Alle Chymisten gestehen heute zu Tage, daß das Natro der Alten das wahre Sal-alkali fixum sey: weil sie sich dessen bedieneten, ihre Zeuge und Leinwand zu säubern und weiß zu machen, und es auch mit brauchten um Glas zu machen. Unser Nitrum hergegen ist Mittelsalz oder gleichgültiges Salz, welches das Fleisch der Thiere auf eine Art erhält, die allen andern entgegen gesetzet ist; es vereiniget sich mit allen ölichten, lymphatischen oder fetten Flüssigkeiten. Die ägyptischen Einbalsamirer wuschen, indem sie den Körper mit dem Natro eine ziemlich lange Zeit einsalzeten, alle dessen Theile, und sonderten sie von den festen und fasigten Sehnen, Muskeln, und der Haut ab. Kurz sie gebrauchten ihr Natro wie wir unsern Kalk, um die Haut vorzubereiten, und gleichsam in die Lohgrube zu thun.

„Wenn diese Zeit von 70 Tagen vorbey ist, „so umwickeln sie den ganzen Körper mit geschnitte„nen Streifen Leinwand, die mit Gummi einge„schmieret sind, dessen die Aegypter sich gemeiniglich „als eines Kittes bedienen.„ Das Gummi ist das arabische Gummi, welches man heute zu Tage Gummi von Senegal nennet, weil es über den Ocean zu uns kömmt. Es kömmt gar nicht mehr aus Aegypten, seit dem die langen Wasserreisen dem ganzen Handel ein ander Ansehen gegeben haben. Was die Binden betrifft, so gab es deren verschiedene Arten: entweder nach dem Werthe der Leinwand, oder nach der Art sie zu legen, die einfältiger oder

gekün-

gekünſtelter ſeyn konnte. Zuweilen waren wohl 1000 Ellen ſolcher Leinwand dicht an einander an die Leiche gelegt.

„Nachmals übernehmen die Verwandten die „Leiche, ſie machen einen hölzernen Kaſten in „menſchlicher Geſtalt, worein ſie den Todten legen: „und wenn ſie ihn dann mit einem Schloſſe ver„wahret haben; ſo ſetzen ſie ihn in ein Zimmer, „welches bloß zu dieſem Gebrauche erbauet iſt, ſie „ſetzen ihn gerade an die Wand. Dieß iſt nun „die koſtbarſte und prächtigſte Art, die Todten „zu begraben.„

„Wir wollen Herodots Texte weiter folgen; „diejenigen betreffend, die nicht ſolche koſtbare „Einbalſamirungen haben wollen, d. i. die zweyte Art, „welche dieſe iſt. Man füllet Spritzen mit einer „fetten Materie an, die aus der Ceder gemachet „iſt: hiermit ſpritzet man den todten Körper voll, „ohne irgend einen Schnitt zu thun, und ohne deſ„ſen Eingeweide heraus zu nehmen. Wenn man „den Auszug des Cedri unten hinein gebracht hat, „ſo ſtopft man den Anum zu, damit er nicht wie„der daſelbſt hinaus könne; nach dieſem ſetzet man „den Körper nach der vorgeſchriebenen Zeit ein. „Am letzten Tage zieht man dieſe cedriniſche Ma„terie wieder aus dem Bauche heraus; die ſo viel „Kraft hat, daß ſie den Schmeerbauch und die „aufgelößten Eingeweide mit ſich nimmt. Das „Nitrum beißt das Fleiſch entzwey, und es bleibt „von dem Körper nichts übrig, als Haut und Kno„chen. Wenn alles dieß geſchehen iſt, ſo geben ſie

„den

„den Körper wieder, ohne irgend etwas daran „zu thun.„

Dieser Saft, der von Cedern gemachet wird, ist eben derselbe, den man unter dem Namen Cedria kennet. Dieser Baum giebt drey oder viererley Arten verschiedener Säfte, die bey den Schriftstellern verwechselt werden. Die erste ist ein dickes glänzendes Harz, und hat einen angenehmen aber starken Geruch; es sind die Thränen die die jungen Cedern geben, wenn man sie beschälet hat, und dieß heißt man eigentlich Cedria. Man saget, *) die Alten hätten die Schalen und Schnitte der Bücher mit diesem Harze bestrichen, um sie vor den Würmern zu bewahren. Plinius saget, das Cedrium hätte solch eine Kraft, daß die Aegypter sich seiner bedieneten, um die Leichen zu erhalten. Allein Hr. Rouelle machet wesentlichere Beobachtungen über diese Stelle. Es scheint ihm, daß hier etwas ausgelassen, und in Absehen auf die balsamischen Materien eine Versetzung vorgefallen sey. Uebrigens ist es unmöglich, daß eine solche Einspritzung durch den Anum geschehen könnte; ohne daß man einigen Schnitt dazu gebrauchte. Sie könnte nicht in den Bauch kommen; sie würde höchstens nur auf eine sehr kleine Ecke des Eingeweides bringen: und dieser wenige Saft wäre nicht hinlänglich die Viscera alle aufzulösen. Man hat daher um den ganzen Inhalt des Unterleibes anzufüllen, an dem Ano einen Einschnitt machen müssen, ja gar an einigen andern Stellen. Man hat

*) Penicher, Traité des Embaumemens. p. 83.

hat dem Herodot dieſen Vorwurf ſchon gemachet. Er hat ſich auch noch geirret, wenn er auf das Zeugniß anderer Perſonen geglaubet hat, die Feuchtigkeit des Cedernbaumes habe die Macht, die Eingeweide zu zerlöſen. „Wie kann doch eine flüſſige „Materie, die nichts als ein Balſam, oder eine Art „eines geſchmeidigen Harzes iſt, ſo wie der Terpen„tin, ſaget Hr. Ruelle, die Viſcera verzehren; da „ihre Natur gar nicht freſſend iſt? Alle Naturali„ſten geſtehen einmüthig, daß das Cedria Eigen„ſchaften hat, die demjenigen welche ihm Herodot „beyleget, ſchnurſtracks zuwider laufen. Sie ſa„gen nach dem Plinius und Dioskorides, das Ce„dria ſey ſo lebhaft, daß es der Tod der Lebenden, „und das Leben der Verſtorbenen ſey. Schon „Gronov hat über dieſe Stelle dieſen Einwurf „gemachet. Man müßte alſo ſagen, fährt Hr. „Rouelle fort, daß das Cedria bey Einſpritzungen „gebrauchet worden; daß man es dabey bey einem „kleinen Vorrathe, wie ein Gewürz, bewenden „laſſen; daß aber das Hauptſtück der Einſpritzung „das aufgelößte Natro geweſen, welches in der „That die Eigenſchaft hat, die Herodot dem Cedria „beylegt. Man müßte auch ferner ſagen, daß „wenn bey dieſer zweyten Einbalſamirung man den „Bauch nicht öffnete, man ſogleich das Natro hin„ein ſpritzete, um die Viſcera aufzulöſen; und daß „die Einſpritzung mit dem Cedernſafte, nur alsdann geſchehen, wann der Körper eingeſalzen und „gewaſchen worden.

Nun

Nun kömmt die dritte Art, die uns Herodot beschreibt.

„Sie wird, saget er, nur für die Aermsten ge„brauchet. Nachdem man den Bauch mit dem „Safte συρμαιη gewaschen, so legt man den Kör„per siebenzig Tage lang in Nitrum, und giebt ihn „dann denen wieder, die ihn gebracht haben.„ Dieser Saft, den Herodot hier συρμάιη nennet, war nach einigen, nichts als Salzwasser. Nach Aristophans Scholiasten *) war er der Saft einer Wurzel, welche man für den Rettig hält; dessen sich die Aegypter zum purgieren bedieneten. Der Unterschied dieser dritten Art und der zweyten ist augenscheinlich. Denn man sieht hier keine Einsprizung von Natro, noch von Cedria.

Ich muß noch dasjenige untersuchen, was sich aus Diodors von Sicilien Stelle noch nicht angeführet habe. Nachdem er von denen geredet hat, die den Schnitt machen, so fährt er folgendergestalt fort: „Nachmals kommen diejenigen, die den Körper „einsalzen. Diese Bedienten werden in Aegypten „sehr hoch gehalten. Sie haben mit den Priestern „Umgang, und der Eingang zu den heiligsten Or„ten steht ihnen, als solchen Personen offen, die „selbst heilig sind. Diese versammlen sich um den „Körper herum, den man geöffnet hat: und einer „von ihnen stecket durch die Oeffnung seine Hand in „den Körper, und zieht alles Eingeweide heraus, „ausgenommen das Herz und die Nieren. Es ist „un-

*) In Pacem v. 1253.

„unmöglich, dieſe Behutſamkeit zu gebrauchen, „man muß gar keinen Begriff von der Anatomie „haben, dieſes vorzugeben, wenigſtens was das „Herz betrifft.

„Ein andrer, fährt er fort, wäſcht ſie mit „Palmenweine und wohlriechenden Säften. Dar„auf ſalben ſie den Körper mehr als dreyßig Tage „mit Gummi von Cedern, Myrrhen, Zimmet und „andern wohlriechenden Sachen: die nicht nur da„zu dienen, ihn ſehr lange Zeit unverſehrt zu erhal„ten; ſondern die ihm auch noch einen ſehr liebli„chen Geruch ertheilen.„

Die unbeſtimmte Art, wie Diodor von Sicilien Sachen erzählet, die doch wirklich geſchehen ſind, zeigen: wie wenig Achtung man auf ſeine Erzählungen haben müſſe, wenn man ihn gegen den Herodot ſtellet. Der Unterſchied von dreyßig Tagen und den ſiebenzigen, darf nicht der Entfernung der Zeit beygemeſſen werden, darinnen dieſe zween Reiſenden in Aegypten geweſen ſind. Sie müßte noch größer geweſen ſeyn, als fünf Jahrhunderte, die ſie doch faſt gedauret hat: und dennoch dörfte man keine Acht darauf haben. Denn die Aegypter hielten unter allen Völkern am meiſten auf ihre Sitten; zudem ſo waren ſie auch ihrem Aberglauben gar zu ſehr ergeben, um in Sachen von dieſer Art eine Neuerung zu machen.

„Alsdann geben ſie den Körper den Verwand„ten wieder in ſeiner erſten Geſtalt, ſo unverän„dert; daß die Haare und ſogar die Augenbrau-

„nen,

auch habe es keinen Platz, wenn mitten in einem Worte das k müsse verdoppelt werden, als schikken. Das H kan hinter keinem mitlautenden Buchstaben stehen, sondern muß auf einen selbstlauten folgen. Also wäre es nicht recht, Muth, Wirth, That, Rath. Das J wird als ein Jod geschrieben, und hat auch dessen Wirkung, wenn es im Anfange eines Worts vor einem stummen Buchstaben stehet. Es sollte auch billig in wir, dir, mir ein h haben, als in ihr. Bey dem M erinnert er, daß kein deutsches Vorwörtchen sey, so em oder emp hiesse, daher man solches nie brauchen, sondern ent davor setzen müsse. Das Q müsse kein w sondern ein u hinter sich haben. Er zweifelt, ob es ein deutscher Buchstabe sey, doch müsse mans nun nicht ausstossen. Das T müße nicht aus D gehänget werden, wenns nicht eine Zusammenziehung also erfordert. Das W sagt er, ist von den Ausländern meistentheils in gu zuweilen in b verwandelt worden. Insgemein erinnert er noch, daß fremde Wörter nach der Eigenschaft ihrer Sprache sollen geschrieben werden. Wir haben auch unsere eigene Zahlbuchstaben, und deutet A, 10. E, 1. J, 5. O, 100, U, 1000. W, 500. S, 50. welches er wohl möchte bewiesen haben (*).

Das dritte Capitel handelt vom Geschlechtworte, (articulo) wobey wir nur anmerken, daß er hievon den Zeugefall in der mehrern Zahl durch derer, und den Gebefall denen macht.

Das

(*) Wir muthmassen, daß Herr Beiler, in seiner neuen deutschen Sprachlehre, dieses unserm Schottel abgeborget habe, weil er eben so wenigen Beweis anführet, als dieser. Siehe Beytr. 5 Stück bl. 28.

„nen, zu unterscheiden sind, und der Todte die „Bildung seines Gesichts und die Gestalt seines „Körpers völlig behält. Da viele Aegypter auf „diese Weise ihr ganzes Geschlecht in besonders „dazu verfertigten Kabinettern aufbehalten haben: „so finden sie einen unbeschreiblichen Trost darinn, „daß sie ihre Vorfahren in eben der Gestalt und „mit derselben Gesichtsbildung wieder erblicken, „als da sie lebeten. „

Diesem ganzen Theile der Erzählung Diodors von Sicilien widerspricht die Sache selbst. Niemals haben die Körper ihre erste Gestalt wieder erhalten; die Haare haben auch nicht so vielen Unternehmungen, wie diese sind, widerstehen können: und wie kann sich denn in einer eingewickelten Figur, deren unfehlbar sehr geändertes Gesicht, annoch mit Binden und einer Larve bekleidet war, annoch die Gestalt der Person erhalten? Diese Larven aber hatten gar nicht die mindeste Aehnlichkeit. In zehn oder zwölf Larven, die mir in die Hände gefallen sind, saget Hr. von Caylus, habe ich nie was anders, als Köpfe junger Personen gefunden, die sehr grob handwerksmäßig verfertiget, gar nicht nach der Natur, sehr platt gemalet, und ohne die mindeste Kunst bereitet waren. Ich muthmaße, daß die Aegypter das hohe Alter gar nicht gemalet haben; wenigstens habe ich keine Zeichen davon in denen Stücken gesehen, die ich Gelegenheit gehabt, zu betrachten, und deren Anzahl ist nicht geringe. Wir wollen diese Untersuchung mit einigen Worten aus dem Herodot beschließen.

„Die

„Die vornehmen Frauen betreffend, ſchreibt „er, wenn ſie todt ſind, ſo übergiebt man ſie den „Einbalſamirern nicht ſobald, ſo wenig als die „ſehr ſchönen; ſondern erſt drey oder vier Tage nach „ihrem Tode.„ Man kann die Urſache dieſer Behutſamkeit leicht einſehen.

„Diejenigen, die ein Krokodill gefangen hat, oder „die ſich in dem Fluſſe erſäufet haben, ſo müſſen die „aus der Stadt ſie einbalſamiren laſſen, die Leiche „werde auch getrieben an welche Stadt ſie wolle: ſie „müſſen ſie auf die prächtigſte Art zubereiten, und „ſie in das heilige Grab ſetzen. Es iſt keinem ih„rer Anverwandten oder Freunden erlaubet, ſie an„zurühren; die einzigen Prieſter des Nilſtromes „rühren ſie an, und begraben ſie, als Leiber, die „etwas über die menſchliche Natur Erhabenes an „ſich haben.„ Sollten dieſe heiligen Gräber wohl des Gottes Apis ſeine ſeyn? Es ſind heilige Oerter, die zu Gräbern beſtimmet, und von den unterirdiſchen Höhlen der Pyramiden unterſchieden waren. Wir ſehen, daß die Prieſter des Nils eine beſon„dere Claſſe machten. Außerdem iſt es nicht wunderſam, daß, da der Nil ſo wohlthätig gegen Aegypten war, ſie diejenigen ehren wollten, die er an ſich zu reißen ſchien, und die ihr Leben in ſeinem Schooße beſchloſſen hatten.

Außer dieſen dreyerley Arten der Einbalſamirung, die vom Herodot und Diodor von Sicilien beſchrieben werden, kann man ganz vernünftiger Weiſe ſchließen, daß es noch eine vierte, ja auch wohl noch eine fünfte gegeben, ungeachtet dieſe

zween Schriftsteller nichts davon sagen. Allein Facta und Wahrscheinlichkeit, die fast dem offenbaren Augenscheine gleichkommen, müssen stärker seyn, als das Zeugniß der Geschichtschreiber.

Da die Privatleute so viele Sorgfalt, und so viele Kosten auf die Erhaltung ihrer Körper anwendeten, so konnten auch die Könige mehr von ihnen fodern, und sie nach ihrem Stande schätzen. Die erstaunliche Trauer, welche die Aegypter gemeiniglich bey dem Tode ihrer Prinzen trugen, und die unmäßigen Kosten, welche diese Prinzen anwendeten, um sich Grabmäler zu bauen, überreden uns mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß die Sorgfalt und Kosten der Einbalsamirung einer so großen Zubereitung gemäß gewesen seyn müsse. Da diese Sachen nicht alltäglich waren, so konnten sie wohl dem Herodot entwischet seyn; um so vielmehr, da diejenigen, die er darum befraget hat, ihn nicht haben unterrichten können, oder dörfen. Hier ist etwas das zum Beweise dienen kann.

Ein Theil von einer Mumie, die man in dem Kabinette zu St. Geneviève aufhebt, verdienet alles Lob, was man einer Sache von dieser Art geben kann. Es ist der Fuß, das Bein und der halbe Schenkel eines Kindes von zwey bis drey Jahren. Die Sorgfalt, mit der man an dieser Einbalsamirung gearbeitet hat, ist von denjenigen eingesehen worden, welche dieß Stück diesem Kabinette geschenkt haben: denn sie haben oben auf die Kiste geschrieben, die dieses kostbare Stück der Kunst

in

in ſich ſchließt: Mumie des kleinen Prinzen von Memphis. Dieſe Benennung hat ohne Zweifel, keinen andern Grund, als die Beſchaffenheit der Arbeit, und den merklichen Unterſchied, der ſich zwiſchen ihr und andern Mumien befindet.

Die Oberfläche des Fleiſches iſt ſchwarz, und ſo glatt, daß man es mit einem ſchönen chineſiſchen Firniſſe vergleichen kann. Es hat ſeine Geſchmeidigkeit nicht gänzlich behalten: allein man kann doch alle die Dickigkeit und Fettigkeit daran bemerken, die man an den Kindern ſieht; ſowohl, als alle Gelenke, und alle kleine Falten der Finger. Die Nägel ſind vortrefflich erhalten, und ſtehen in ihrem Fleiſche feſte. Sie haben weder eine Farbe, noch ſind ſie vergoldet; gleichwohl ſcheint es, daß ſie vergoldet geweſen ſind. Die Binden, (denn man hat nur den Fuß aufgemacht,) ſcheinen nicht in daſſelbe Gewürz eingetunkt geweſen zu ſeyn, als anderer Mumien ihre. Die Farbe, die ſie durch die balſamiſchen Materien bekommen haben, die, wie leicht zu denken, trocken geworden, kommen dem Zimmet ähnlich: ungeachtet der Geruch, der ſehr lieblich iſt, gar keine Verwandtſchaft mit dieſer Würze hat. Dieſe Binden ſind ſehr fein, und der Größe desjenigen Körpers gemäß, den ſie bedecken. Sie ſind mit ungemeinem Fleiße geleget, und oftmals wiederholet. Das Schenkelbein übrigens, davon mehr als vier Finger breit entblößet ſind, hat in ſeiner Farbe nicht viel Aenderung erlitten, auch die bloße Luft würde es ſchon ſo gefärbet haben, als es iſt. Hr. Rouelle, mit welchem

Hr. von Caylus dieſe Mumie beſichtiget, hat bemerket, daß die Sohle dieſes kleinen Fußes durchſtochen, die Haut wie ein Pergament geſpannt, und oben leer geweſen.

Alles dieß ſcheint zu beweiſen, daß eine koſtbarere und gekünſteltere Vorbereitung vorhergegangen, die für Prinzen beſtimmet geweſen; eine Vorbereitung, die allezeit ausgenommen war, und die nicht mit in Rechnung gebracht werden kann. Man kann dieſer Muthmaßung noch beyfügen, daß die Todtenkiſten von Probierſteine, oder Baſaltes, deren Verfertigung beſtändig ſehr viel gekoſtet hat, weil ſie ſo hart waren; Kiſten, die ſo ſelten ſind, daß man deren kaum drey oder vier kennet, gar wohl nur für Könige und Prinzen mögen gemachet ſeyn.

Was die fünfte Art betrifft, die Leichen zu erhalten, und die nicht den Namen der Mumien verdienet: ſo ſaget Hr. Maillet im VII. Br. p. 281. er habe eine groſſe Menge derſelben auf Kohlen liegend, und nur mit einigen Lappen bekleidet geſehen, die mit einer Matte bedecket geweſen, worauf ſieben oder acht Schuhe hoch Sand gelegen. Dieſe Art von Begräbniß mag für die Armen geweſen ſeyn. Herodots Stillſchweigen von dieſer Sache iſt nicht verwunderſam: man wandte dabey gar zu wenige Sorgfalt an, daß es ſich die Mühe gelohnet hätte, davon zu reden.

(Die Fortſetzung wird nächſtens folgen.)

VI. Der

VI.

Der mikroſkopiſchen Augen- und Gemüthsbeluſtigungen XXV. XXVI. u. f. Tafeln, bis zur XXXVI. mitgenommen.

Von dieſem angenehmen und nützlichen Werke ſind abermal drey Monathe erſchienen, davon wir unſern Leſern einige Nachricht geben wollen. Die XXV. und XXVI. Tafeln geben uns ſowohl die grünen als die ſchwarzen Blattläuſe zu betrachten. Der gemeine Mann pflegt dieſelben insgemein mit dem Namen eines Meelthaues zu benennen: und es iſt gewiß, daß es in Gärten viel Schaden thut. Den Roſenknöpfen ſtellet dieß Ungeziefer ungemein nach. Die Aepfelblätter, die Johannsbeerblätter und jungen Reiſer, ja auch die Kirſchenzweige ſitzen ganz dick davon beſchweret, und verſchrumpfen ſo zu reden davon; oder verlieren doch alle Kraft zum Wachsthume; ob ſie gleich nur auf der unterſten Seite der Blätter ſitzen, und ſich dadurch unſern Augen entziehen. Einige Erfahrne nennen ſie die Erdflöhe; und in der That ſehen die ſchwarzen den Flöhen ſehr ähnlich. Allein, wenn ſie an den Hollunderſprößlingen ſitzen, muß es immer der Mehlthau heißen.

De la Hire, Leuwenhoek, Hartſoeker und Friſch haben dieß kleine Thier längſt unterſuchet: Hr. Reaumür aber hat ſie alle übertroffen. Hier aber

sind keine alte Zeichnungen erborget, sondern alles ist nach der Natur selbst gebildet. Man hat deren hell- und dunkelgrüne, rothe, braune, gelbe und schwarze gefunden. Einige glänzen, als ob sie überfirnisset wären: andre sind matt von Farben. Sie sitzen ganz faul dicht an einander auf einem Flecke, und saugen im Maymonathe den Saft der Blätter aus. Es sind insgemein viele tausend dicht neben einander, und sie bedecken ganze Blätter und Zweige. Sie gebähren lauter lebendige Jungen; und diese kommen rückwärts zur Welt. Die Mütter sind so fruchtbar, daß sie in einem Tage 10, 15 bis 20 Jungen hervorbringen, und doch eben so dick bleiben, als vorhin. Sie sind aber lauter Weibchen, und man sieht gar keine Vermischung unter ihnen.

Sie haben sechs Füße und einen langen Saugstachel, den sie tief ins Blatt stechen, ihre Nahrung zu suchen. Am Ende des Rückens haben sie zwo in die Höhe stehende kurze Röhren, daraus zuweilen ein heller Tropfen Saftes hervorquillt, und wie eine Perle daran hängt. Oeffnet man ein Weibchen, so sind ein Paar Junge zur Geburt reif: die übrigen hängen wie eine Schnur an einander, so, daß sie immer kleiner werden, wie Eyer am Eyerstocke eines Huhnes. Ihre Nahrung ist lauter Saft, also geben sie auch nichts Trockenes von sich. Wenn die Zeit ihrer Verwandlung kömmt, ziehen sie sich in Püppchen zusammen; aus welchen hernach eine lange Fliege hinten herauskriecht, deren Flügel doppelt länger sind, als ihr Körper. Genug davon.

Die

Die XXVI. Tafel zeiget uns ein kleines Stückchen Pantoffelholz oder Korkholz, in der Größe einer halben Linſe; welches aber bis auf drey Zolle ins Gevierte und drüber vergrößert worden. Hier ſieht man das wunderbare lockere Gewebe, vieler tauſend Faſern in dieſem Holze, welches nach der Länge recht ſtreifigt geht, wie ein ſtreifigter Zeug. Wir hätten gewünſchet, daß man uns auch auf einer queer durch geſchnittenen Fläche dieß Wunderholz dargeſtellet hätte.

Nun folget auf der XXVIII. Tafel die ſogenannte Cochenille. Unzählige Leute wiſſen nicht, was der ſo genannte Carmin, oder die Cochenille für ein Ding iſt. Ja es ſind darüber ſelbſt in Holland Streitigkeiten und Wetten entſtanden; die nicht anders, als mit gerichtlichen Ausſagen in America, von der Sache kundigen Leuten, haben entſchieden werden können. Das Kupfer hier zeiget uns alſo, theils wie die Cochenille in America, auf den indiſchen Feigen, von dem daſigen Sklaven geſammlet, getrocknet und aufbehalten wird; theils wie ſie mit bloßen Augen, theils vergrößert ausſieht. theils in Weineſſig erweicht, und alsdenn vergrößert geſehen wird. Kurz, es iſt ein kleiner ſechsfüßiger, etwas breiter und platter Wurm, der faſt die Geſtalt eines Herrgottspferdchens hat. Wir können uns in dieſe Beſchreibung nicht tiefer einlaſſen; die hier ſehr ausführlich zu leſen ſteht.

Die XXIX. Tafel ſtellet uns ein Paar Fiſchſchuppen vor, deren eine von einer Kreſſe, die an-

dre von einer Schleye ist; davon die erste fast rund, die zweyte sehr länglich aussieht. Es ist zu erstaunen, was für eine besondre Zeichnung die Natur in der Bauart jedes dieser Geschöpfe beobachtet hat; die doch beyde überhaupt aus einem Grundrisse fließen. Sie sehen ganz silbern aus, und sind mit dem schönsten Ebenmaaße ihrer Streifen gemachet, die aus einem Mittelpunkte gleichsam stralen; u. weit aus einander schießen. Aller Künstler Hände werden dabey zu Schanden. Der Hr. Verfasser verspricht uns mehr solche Untersuchungen zu liefern.

Die XXX. Tafel liefert uns allerley Raupennester, zumal das Gummi laccâ, welches eine Menge davon, und Würmer genug enthält. Hr. Prof. Karthäuser nennet diese Substanz, eine hermaphroditische Masse, die halb aus der Natur des Harzes, halb dem Wachse ähnlich sey. Die darinn befindlichen Würmer, in der Größe eines Hanfkorns, warf der Hr. Verfasser theils in Wasser, theils in Brantewein. In einer Viertelstunde war selbiges schon Rosenfarb, in einer Stunde aber dunkel Purpurfarb, und übertraf noch die Farbe der Cochenille. Dieses machte ihn begierig, diese Körner mit Gläsern zu untersuchen: und siehe eins, welches nur 50mal vergrößerte, zeigte ihm aufs deutlichste Käferinsekten; die hier ausführlicher beschrieben werden.

Die XXXI. Tafel zeiget uns die auf einen runden Gläschen angeschossenen Cristallen des Salpeters. Man löset den Salpeter im Wasser auf, streicht von dem Wasser etwas aufs Gläschen, und

läßt

läßt die Feuchtigkeit ausduſten. Alsdann ſchießt das ſalzigte in allerley Arten von Cryſtallen, die wie viereckigte, ſechseckigte, gerade, und rechtwinklicht gebrochene Stäbe, Hacken, Klammern, Kreuzer, doppelte Kegel, und geſchosweis aus einander hervorſteigende Thurmſpitzen ausſehen. Es ſind auch etliche Stücke von bengaliſchem Salpeter, die in allen ſechs Ecken, nach der Länge der Stäbe, mit ſo feinen Löchern durchboret ſind, daß man durchblaſen, und Pferdehaare durchſtecken kann.

Die XXXII. ſtellet uns das Coccum polonicum, oder eine deutſche Art von Cochenille vor Augen. Die allgemeine Anmerkung wird hier ſehr geſchickt angebracht, daß wir insgemein nach fremden und ausländiſchen Waaren ſchnappen, das einheimiſche aber, unachtſam mit Füßen treten. Wenn wir die anderthalb Millionen Reichsgulden, die wir jährlich für Cochenille nach der neuen Welt ſchicken, im Lande behielten: ſo würden zwar die Holländer und Spanier etwas verlieren; wir aber ſoviel Geld im Lande behalten. Wir könnten es aber thun, wenn wir uns den Tractat zu Nutze machten, den Herr D. Breyn in Danzig davon geſchrieben hat.

Dieſes Coccum Polonicum aber, welches ſich in Deutſchland ebenfalls findet, iſt ein kugelförmiges Korn, in der Größe des Pfeffers; ſehr leicht und violet an Farbe, mit einer dünnen Haut bezogen, und hat einen blutrothen Saft in ſich. Es

Das vierte von der Eintheilung des Nennwortes (nominis). Das fünfte von dessen Aenderung (motione). Hier sagt er, wenn der, die, das, vor ein Beywort gesetzt würde, so bliebe allemal die weibliche Endung e: Doch wenn es alleine stünde, müste das r daran seyn; als **Unserer**, oder **Schönster**: Doch könne es auch eben so bey dem Artickel stehen, als der starker Adler. (*) Die Zeitnennwörter (nomina verbalia,) die Amtsnamen, Ehrentitel, Ankunftsnamen und etliche Namen der Thiere können durch die Endung **inn** eine weibliche Benennung hervorbringen, als **Hörer, Hörerinn, Fürst, Fürstinn, Bär, Bärinn.**

Das sechste Cap handelt von der **Ergrösserung** (comparatione). Unter den Nebenwörtern, die eine Ergrösserung haben, findet sich auch **sehr, sehrer, am sehrsten.** Zur Vergrösserung haben wir auch **Ur, Erz, Hoch, Höchst.** Das siebende hat mit dem Geschlechte der Nennwörter zu thun. Der Verfasser setzt deren im Deutschen viere, und läßt das Commune aus: Doch sagt er weiter unten, daß etliche zwey Geschlechter hätten, als **der** und **das Zepter.** Er hat sich bemüht von den Geschlechtern Regeln zu geben, wo die allgemeinen wenig Ausnahmen, die andern aber wenig gewisses haben. Das achte Capitel, handelt von der Zahl (numero) des Nennwortes. Das Nennwort Mann, und alle gedoppelte davon, haben in der mehrern Zahl **Männer** und **Leute.** Von den angeführten Wörtern, die keinen Pluralem ha-

(*) Itzo redet und schreibet kein Mensch so. Ein starker Adler, sagt man wohl, aber nicht der starker. Viel weniger der Unserer, sondern der Unsere.

Es hängt an den Wurzeln einer kleinen Staude, Polygon, oder Skleranthus genannt; ist auch öfters mit einer Erdenrinde bezogen. Die Landleute sammlen es um Johann in irdenen Gefäßen, und dörren es langsam am Feuer ab; wobey ein harnartiger Gestank bemerket wird.

Als der Hr. D. Breyn die Verwandlung dieser Eyerchen abwartete, sah er aus jedem Kokuskorne einen Wurm von 10 Ringen am Leibe, und mit sechs Füßen versehen herauskriechen. Er hatte zwey Fühlhörner am Kopfe, und war mit vielen kleinen Haarspitzen umsetzet; sah dunkel purpurroth aus, und ward im Bewegen bald kürzer bald länger. Bey hellem Himmel war er munter, bey trübem Wetter bewegte er sich nicht; in großer Wärme aber suchte er sich zu verbergen. Ob sie verschiedenes Geschlechts sind, Nahrung genießen, oder etwas von sich geben, hat der Hr. Beobachter nicht bemerken können. Nach 10 Tagen ungefähr drang ein Schweiß aus ihrem Leibe, der sich wie ein Gespinst zog, und den ganzen Wurm gleichsam mit einem weißen Flore überzog. Vom Berühren der Finger wird derselbe zu einem unsichtbaren Staube. Nach acht Tagen legen sie ihre Eyer zu 50 ja zu 100 von sich; die auch wie rothe Punkte aussehen, und um Bartholomäi auskriechen, u. s. w.

Die XXXIII. Tafel zeiget erstlich eine kleine Raupe mit der Eyerschale, daraus sie gekrochen. Beydes war auf einem Levkoyenblatte gefunden worden, und der Bau des Eyes war so künstlich gebil-

det,

del, ja gleichſam wie ein achteckigtes längliches Körnchen geflochten, daß der Hr. Verf. es den Liebhabern nicht vorenthalten wollen. Das Räupchen war nicht gröſſer, als die kleinſte Made, die man nur ſehen kann. Es lebete nur zween Tage auf dem Glaſe, und umſpann ſich mit der feinſten Seide, als es ſtarb.

Eben dieſe Tafel zeiget auch die Milben im Mehle, die wie ein feiner Staub auf denſelben ganz dick liegen, und dem Mehle einen bittern Geſchmack geben. Sie ſehen aus, wie kleine perlenmutterne Roßkäferchen, mit ſechs Füßen, zwey Fühlhörnern, und vielen um ſich her gepflanzten Haaren, deren hinten an jeder Seite drey beyſammen als Borſten von ihnen wegſtehen. Man ſieht ſie von verſchiedener Gröſſe, doch ſo, daß das Gröſſte dem Auge nur als ein ſich rührender belebter Punkt vorkömmt. Sie ſehen eben ſo aus, wie die Käſemilben.

Die XXXIV. Tafel zeiget den Staub einer Paſſionsblume. Nachdem er dieſes Meiſterſtück von Blumen nach ſeinen Theilen und Eigenſchaften abgeſchildert. Hernach wird die Frucht von inwendig gezeiget, ſowohl mit ihren unreifen Embryonen, als mit den reifen Saamenkörnern: die nicht mehr grün, ſondern Pommeranzengelb ausſehen, und wenn ſie aufſpringen, einen ungemeinen feinen Staub von ſich werfen.

Die folgende XXXV. Tafel zeiget das vom aufgelößten Corallenſalze, auf einem Gläschen angeſchoſſe-

schossene crystallische Wesen. Der Hr. Beob. hat von vielen Versuchen denjenigen abbilden lassen, der am wunderbarsten ins Auge fiel; und man muß gestehen, daß er wohl gewählet. In der Mitte des runden Glases zeiget sich eine doppelte Rose, deren mittelste sehr klein, die große aber, die jene im Mittelpunkte umschließt, viel größer ist. Aber jede von ihnen hat 16 längliche Blätter, so, daß immer ein großes und kleines, oder ein langes und kurzes sich abwechseln. Der Umfang sieht aus wie ein Kranz, aus einer locker zusammen gedrehten doppelten Schnure. Man kann nichts artigers und wunderbarers sehen.

Die XXXVI. und letzte Tafel des Herbstmonaths liefert die Abbildung der Kermeswürmer, eine neue Art von Cochenille, die der Graf Marsigli zuerst beschrieben hat. Doch weil der gedruckte Bogen die Beschreibung davon nicht fassen können, so müssen wir hier auch abbrechen. Wir bedauren, daß der gelehrte und fleißige Hr. Proc. Ledermüller durch eine lange Krankheit, von seinem Fleiße abgehalten worden, und freuen uns über seine Genesung.

VII.

Wilhelm Hyacinth Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges, und des darauf erfolgten westphälischen Friedens III. Theil, aus dem Franz. mit Anmerkungen, von Friedrich Eberh. Rambachen. Halle bey Gebauern 1759 in gr. 8.

Der

Der hochehrwürdige Herr Conſiſtorialrath Rambach fährt unermüdet fort, das angefangene wichtige Werk von dem ſo verderblichen 30jährigen Kriege des vorigen Jahrhunderts, zum Ende zu bringen. Dieſer dritte Band enthält alles, was von denen bereits angefangenen Friedenshandlungen, bis aufs 1648. Jahr, ſich faſt in ganz Europa zugetragen, um entweder dieſen überall gewünſchten Frieden zu befördern, oder zu verzögern.

In der Vorrede dieſes Theiles leiſtet der gelehrte Herr Ueberſetzer eine ſehr nützliche Arbeit, die dem Leſer des ganzen Buches, ſonderlich die letzten Theile recht aufkläret, den Inhalt derſelben zu verſtehen. Er liefert uns nämlich Schilderungen und Abbildungen der vornehmſten Perſonen, die an dem weſtphäliſchen Frieden Theil gehabt. So ſchwer dieſe Sache, nach Verflieſſung von 112 Jahren iſt; ſo glücklich iſt ihm dieſe Arbeit gerathen. Man kann leicht denken, wie viel Nachleſens und Nachſinnens ihn dieſelbe gekoſtet haben muß.

Es ſind dieſelben 1) die ſo berühmte Königinn in Schweden, Chriſtina; 2) der ſtaatskluge Cardinal Mazarini; 3) der päbſtliche Nuntius und Mittler Fabius Chigi, und der venetianiſche Mittler, Aloyſius Contareni, ein Venetianer. 5) Der kaiſerliche Miniſter Graf Trautmannsdorf, 6) ſeine Gehülfen Graf von Naſſau, und 7) Graf Lamberg; von bürgerlichen Stande ihr Gehülf 8) D. Volmar; der ſowohl, als Graf von Naſſau, die evangeliſche Religion verlaſſen hatte, und 9) Lic. Johann

Crane.

Crane. Von französischer Seite waren 10) der Graf von Avaux, und 11) der Graf von Servien; wozu noch 12) der Herzog von Longueville kam. Von spanischer Seite 13) Anton von Brün, aus Dale gebürtig, und 14) Diego Saavedra Faxardo, ein Jurist von Salamanka.

Von allen diesen großen Männern findet man hier die lebhaftesten Abschilderungen, die sich mit großem Vergnügen lesen, und zu dem ganzen westphälischen Frieden das schönste Licht geben. Allein das sind sie noch nicht alle: denn die übrigen schwedischen, holländischen und andern Minister und Gevollmächtigten, wird uns der Hr. Verf. in der Vorrede des IV. und letzten Bandes dieser Geschichte entwerfen. Wir müssen uns enthalten Proben davon zu geben, so sauer es uns ankömmt. Die Engigkeit unsers dermaligen Raumes hindert uns daran. Wir eilen zum Buche selbst.

Das VI. B. dieser Geschichte erzählet, was zwischen Frankreich, Spanien und Holland, in Absicht auf den westphälischen Frieden, bis zum Ende des 1646sten Jahres vorgefallen.

Das VII. Buch berichtet die Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Frankreich, Spanien, Holland und Portugal, vom 1643sten Jahre, eine Menge von Sachen, die sich unmöglich ins Kurze ziehen läßt.

Das VIII. B. enthält, was in dem Friedensgeschäffte im 1647. und 1648sten Jahre, sonderlich zu Osnabrück, zwischen dem Kaiser und den Reichsständen und der Krone Schweden vorgegangen.

Diese

Dieſe drey wichtigen Bücher nun hat der hochwürdige Hr. Conſiſtorialrath hin und wieder nach Erfodern, mit verſchiedenen gründlichen Anmerkungen erläutert. Dieſe enthalten viel wichtige hiſtoriſche Verbeſſerungen und Zuſätze; manchmal aber auch ſonſt angenehme und ſinnreiche Stücke. Z. E. in der letzten Anmerkung des 8ten Buches lieſt man ein Sinngedicht auf die damaligen Geſinnungen von Frankreich. Wir wollen es doch mittheilen:

Gallia vult pacem; turbas tamen undique & arma,
Fœderaque in bellum continuanda ciet.
Gallia vult pacem; litesque ex lite recudit;
Hoc eſt in media quærere nocte diem.
Gallia vult pacem; ſed bellis implicat orbem:
Gallia, da pacem, vel dare velle nega!

Dieſem Buche folgen nun noch die geheimen Briefe, die den innern Zuſtand des damaligen Friedensgeſchäfftes betreffen, ſowohl lateiniſch, als verdeutſchet. Auch hieraus lernet man alle die Kunſtgriffe und Schwierigkeiten, ſo ſich bey dieſem großen und heilſamen Werke gewieſen, und eingemenget. Bey dem letzten derſelben hat der Hr. V. eine ſehr patriotiſche Geſinnung, in Anſehung itziger Zeiten, mit den Worten des tragiſchen Seneca ausgedrücket. Wir treten denenſelben von Herzen bey, und überſetzen dieſelben aufs genaueſte ins Deutſche, um uns deſtomehr Beyfall zu erwerben. Der Grundtext lautet ſo:

Vos, quibus Rector maris atque terræ,
Jus dedit magnum pacis atque belli,
Ponite inflatos tumidosque vultus.

Quid-

Quidquid a vobis minor extimeſcit,
Major hoc vobis Dominus minatur.
Omne ſub regno graviore regnum eſt,
Quem dies vidit veniens ſuperbum,
Hunc dies vidit fugiens jacentem.

Nemo confidat nimium ſecundis,
Nemo deſperet, meliora lapſis.
Miſcet hæc illis, prohibetque Clotho
Stare fortunam, rotat omne fatum.
Nemo tam divos habuit faventes,
Craſtinum ut poſſit ſibi polliceri.
Res Deus noſtras celeri citatus
Turbine verſat.

Das iſt:

Ihr, deren Macht der Herr von See und Land
Das Recht des Kriegs und Friedens zugewandt:
Legt ab den Stolz der aufgeblaſnen Minen!
Was unter euch ein mindrer Herrſcher ſcheut,
Das wird auch euch vom Höhern angedräut:
Denn jedes Reich muß einem Größern dienen.
Und wen die Sonn' im Aufgehn ſtolz gefunden,
Liegt oft geſtürzt, bevor der Tag verſchwunden.

O niemand trau dem allzuholden Glück;
Verzag auch nicht, bey jedem rauhen Blick!
Die Parce miſcht den Ernſt mit Schmäucheleyen:
Das Glück iſt rund, und dreht ſich gar zu leicht.
Wen lacht die Gunſt des Himmels ſo geneigt;
Daß ihn gewiß der Morgen wird erfreuen?
Des Höchſten Arm führt unſer Thun ſehr ſchleunig
Im Wirbel fort. — — — —

VIII.

VIII.

J. G. H. Webers deutſ. Sprachkunſt,

nach reiner und ungekünſtelter hochdeutſcher Mundart der beſten Schriftſteller, Frankfurt am Mayn bey Möllers Witwe 1759 in 8. 2 Alph. 16 B. *)

Es iſt eine glückliche Folge der Bemühungen des Hrn. Prof. Gottſcheds um die Reinigkeit unſerer deutſchen Sprache, daß ſich nunmehr ein gröſſerer Theil der Gelehrten dieſelbe angelegen ſeyn läßt. Es iſt aber auch, wie wir ſchon mehrmals beklaget haben, ein Unglück: daß die meiſten ſich ein Verdienſt daraus machen, die nützlichen und brauchbaren Grundſätze des Hrn. Prof. zu verlaſſen; und weil ihnen in ſeiner Sprachlehre nicht alles gefällt, ſolche auf ſo eine Art verbeſſern zu wollen, die

*) Von dieſer Sprachkunſt eine Nachricht zu geben, wollen wir uns lieber desjenigen Auszuges bedienen, den wir davon in den beliebten erlangiſchen gelehrten Nachrichten im XXXIX. Stücke dieſes Jahres antreffen, als ſelbſt einen eigenen liefern. Die gelehrten Herrn Verfaſſer werden uns ſolches hochgeneigt erlauben; und unſre Urſachen leicht einſehen. Sie ſind hier über den Verdacht der Parteylichkeit weggeſetzet; da wir hingegen denſelben nicht vermeiden könnten. Außerdem hat ihre Einſicht und ſchöne Schreibart, ihre gelehrten Nachrichten und Beyträge, längſt den allerbeſten gelehrten Zeitungen unſers Vaterlandes an die Seite geſetzet.

die nicht sowohl der Ehre des Hrn. Prof. als vielmehr der Gewißheit und Reinigkeit unsrer Sprache selbst zum Nachtheile gereicht. Unser gegenwärtiger Hr. Verf. gehöret wohl nicht unter die großen Sprachverbesserer: und man kann sich von seinem Berufe, eine deutsche Grammatik zu schreiben, aus folgenden ziemlich undeutschen Stellen seiner Vorrede, überflüßig belehren. Es heißt S. 1. „So wenig jemand die Eigenliebe verläugnen kann, „desto weniger wird er dieser Sprachkunst eine nicht „unvortheilhafte Meynung verdenken, wenn sie sich „desfalls dem Befinden einer so billigen als ein„sichtsvollen Beurtheilung geneigter Sprachkenner „lediglich ausetzet. Eben daselbst: oder sollte sich „wohl bey dem unsterblichen Ruhme, darum sich „der Hr. Prof. Gottsched in der deutschen Sprache „verdient gemacht hat, jemand einfallen lassen, „u. s. w. Doch, jenes darf denjenigen einen Ver„such nicht abschrecken. Gegen das Ende: sollte „es sich wohl zweifeln lassen, an der Nothwendigkeit „einer zuverläßigen Einrichtung solcher Unvollkom„menheiten? Imgleichen: die deutsche Sprache ist die „leichteste, richtigste, ordentlichste, angenehmste, „wortreichste und nachdrücklichste unter vielen an„dern Sprachen, so viel man sich derselben bewußt „seyn kann.„ Ein Muster einer netten Periode ist folgende, S. 760. §. 8. „Es würde diese An„weisung kein Bedenken genommen haben sich der „neuern Schreibart gleich zu stellen, indem sie nicht „gewohnet ist ein Sonderling zu seyn; allein, da „sie weder durchgehends eingeführet ist, sondern

„der

„der einen Schreibart ſich nicht weniger wie einer „andern angeſehene Schriftſteller und in der Spra„che gegründete Bedenklichkeiten entgegen ſetzen, „alſo von einer Seite ſo viel zu gewinnen iſt als „von einer andern, auch nur einige Wörter dieſer „Neuerung ausgeſetzet ſind, noch ſich ſolche Schreib„art durch die ganze Sprache auf einen gleichen Fuß „zu ſtellen hat laſſen finden, folglich die durch die „bisherige lange Gewohnheit hierinnen eingeführten „Ausnahmen nicht gemindert, ſondern gehäufet wer„den müßten, auch die nunmehro auf einen weit „ſichrern Grund als vorhin geſetzte Abſtammung „ſolches nicht leiden will, überdieß man bey genau„erer Unterſuchung wahrnehmen wird, daß die Ab„ſchaffung der Doppellauter ſo wie auch der aus „gleichem Grunde verdoppelten Selbſtlauter der „Sprache weit zuträglicher iſt und die Anweiſung „ungemein erleuchtert, zumal wenn ſie ſich über die „gewöhnliche Bildung und Abſtammung erſtrecken „ſoll, ſo wird es niemand für etwas eigenwilliges „oder ſonderliches auslegen, wenn man hier aus „zween Wegen nothwendig den leichteſten, gewiſ„ſeſten und gebähnteſten hat müſſen erwählen.„ Wem dieſe Schönheiten gefallen, von dem wollen wir uns gern einer Partenlichkeit beſchuldigen laſſen. Die Orthographie iſt, „nach reiner und ungekünſtelten hochdeutſchen Schreibart, eben ſo ſchön: **Abſchnidt, ſodane, Stede, Scheidel**, u. ſ. w. Wo wir uns nicht völlig irren, ſo wird ſchon jeder Schulmeiſter dieſe Art der Rechtſchreibung misbilligen. Ein gleiches gilt von des Hrn. Verf. Leib-

haben ſollten, möchten itzo wohl viele ausgenommen werden. Z. E. die Biere, die Monden, die Breiten, die Machten, u. a. m. Das neunte Capitel ſagt von den Zahlendungen (caſibus). Das zehnte von der Abwandelung, (declinatione). Er macht deren viere, drey nach dem Geſchlecht, und die vierte für die Beywörter: Bey jeder aber finden ſich noch Ausnahmen. Die in er und el ſich endigen, müſſen ſeiner Meynung nach im Plurali das e an ſich nehmen, Bürger, die Bürgere, Himmel, Himmele, welches er weitläuftiger zu beweiſen ſuchet.

Das eilfte Capitel, zeigt die Ableitung, wo er weitläuftig ausführet, was er in der fünften Lobrede kürzlich angemerket. Die Endungen iſt, ſche, le, lin, chen, ken, ſind keine Hauptendungen, weil ſie theils nach einer fremden Sprache, theils nach einer beſondern Mundart gemacht ſind. Die Hauptendungen laſſen ſich auch füglich an fremde Wörter knüpfen, daß ſie alſo deutſche Kraft bekommen, als gravitätiſch, die Proſequirung ꝛc. Er zeigt hiebey, was eine jede den Wörtern für Kraft und Bedeutung gebe. Wir merken noch an, daß die Endung ſelig mit einem å ſoll geſchrieben werden, weil ſie von ſal herkommt, als Trübſal, trübſälig. Doch glückſelig, holdſelig ꝛc. gehören nicht hierzu. Das zwölfte Capitel redet von der Verdoppelung, wovon ſchon aus der ſechſten Lobrede das nöthige beygebracht worden. Das dreyzehnte Capitel betrachtet die Vornennwörter (praepoſit.) Das vierzehnte, das Zeitwort (verbum). Der Verfaſſer ſagt die Gebietungsweiſe (modus imperatiuus) ſey bey dem Deutſchen der Stamm, und wir hätten zwey Zeitwan-

wörtern: worum, Bräuriam, u. a. indem er sogar Provincialwörter, und bloß durch eine pöbelhafte Aussprache, von den eigentlichen deutschen Worten unterschiedene, zu hochdeutschen Worten machet, wie z. E. S. 94. sein Togenichts, für Taugenichts, zeigen kann. Seine Ableitungen möchten eben so wenig Beyfall finden, wenn er z. E. löken, von locken, Brosame von Brot und Samen u. s. w. herholet. Doch, er scheint sich zuweilen, vor Freuden über seine wichtigen Anmerkungen, selbst zu vergessen; sonst könnte er unmöglich S. 464. und 465. schreiben: „Oben ist auch das „für mit unter die Vorwörter gezählet. Es haben „aber schon mehr Gelehrte davor gehalten, daß es alt „fränkisch und an dessen statt vor durchgehends ge„brauchet werde, andere haben es beybehalten wol„len; denn es giebt Gelegenheit etwas zu künsteln. „Gegenwärtig ists die Sache am wenigsten sich in „solche Streitigkeiten einzulassen und der Gewohn„heit Gesetze zu geben. (Wir dächten aber doch, daß sich diese Streitigkeit am besten in die Grammatik schickte.) „Daß eins so alt und ehemals so „gebräuchlich gewesen ist, wie das andre, dieses „hebet den Einwurf nicht auf, daß es abgekommen „ist, und an dessen statt mehr das vor gebrauchet „wird, wie alle heutigen Schriften ausweisen. Viel„leicht hat das Fürsaben der Sänftenträger darzu Anlaß gegeben.„ Durch diese wichtige Anmerkung erfahren wir, daß der Hr. V. einmal in Leipzig gewesen ist, und die Sprache der Sänftenträger sich bekannt

*) Gleichwohl rufen diese allhier durchgehends: Vorsehen!

bekannt gemachet hat. Wir wollten gerne ſagen, daß ſeine Abſicht ſey, für alle mögliche fehlerhafte Schreibarten der Deutſchen eine Grammatik zu liefern: allein, er affectirt, wie die angeführten Stellen zeigen, ſelbſt eine beſondre Sprache. Wir wiſſen alſo wirklich nicht, was wir uns, unter dieſer hochdeutſchen Sprachkunſt gedenken ſollen. Vollſtändig, oder beſſer, weitläuftig genug, iſt ſie: wir wünſchten, daß ſie gründlicher wäre. Wir bedauern das Schickſal unſrer Zeiten, in denen das Schreiben zur Seuche geworden iſt: weil ſich ſo viele Leute einbilden, daß ſie der Welt recht patriotiſch dienen; wenn ſie nur, was ihnen bey verlohrnen Stunden einfällt, ohne Ordnung, ohne Zierlichkeit, ohne Fleiß hinſchreiben.

IX.

Komiſches Theater von S * * *.

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt,
Humani vultus.

I. Theil. Breßlau bey Meyern 1759. in 8.

Endlich haben wir nun in der deutſchen Litteratur die Zeiten erlebet, da man uns von einzelnen Materien in freyen Künſten, einzelne Abhandlungen liefert, und wohl gar das Herz hat, neue Gedanken zu wagen, ſtreitige Sachen aufzuheitern, und beſondre Meynungen zu äußern. Vor dreyßig Jahren, als man die kritiſchen Grundlehren der ſchönen Wiſ-

senschaften noch nicht kannte, war das etwas unerhörtes. Itzo aber geben wir den Franzosen nichts mehr nach: ja wir werden ihnen auch in der ungezwungenen, ja man möchte bisweilen gar sagen, kühnen und leichtsinnigen Art des Vortrages ähnlich.

Der unbekannte Hr. Verfasser dieses komischen Theaters gehöret unstreitig unter die gute Zahl solcher Schriftsteller. Er hat Einsicht und Kenntniß genug in den freyen Künsten, um selbst etwas auszusinnen. Er hat aber auch eine geübte Feder, dasjenige, was er erfunden, auf eine verständliche und angenehme Art auszudrücken. Wenigstens haben wir seine vorläufigen Abhandlungen über das Drama überhaupt, über das Trauerspiel, und über das Lustspiel mit Vergnügen gelesen. Hat er uns noch nicht von allen seinen Meynungen überzeuget, so schadet das der Sache nichts. Man kann in solchen Dingen verschiedene Gedanken hegen, und einander dennoch hochschätzen.

Was alle bisherige alte und neue Kunstrichter von der Natur und dem Wesen der dramatischen Dichtkunst geglaubet und gelehret haben, das thut dem Hrn. S. noch keine Gnüge. Er will weiter sehen und gehen, als Aristoteles, Horaz und ihre Ausleger; als Scaliger, Victorius, Heinsius, Rappolt, Dacier, Hedelin, und Hr. Curtius, der Uebersetzer der aristotelischen Dichtkunst bey uns, gesehen haben, und gegangen sind. Er richtet seine Abhandlungen als Zuschriften, an einen gelehrten von Adel: und es erfreuet uns, daß wir auch der-

dergleichen Adel ſchon haben, der ſich mehr um die ſchönen Wiſſenſchaften, als um die Pandecten, oder ums Hetzen und Jagen bekümmert.

Er nimmt die Veranlaßung von der Uneinigkeit unſrer Gelehrten und Dichter: was der Inhalt eines komiſchen Stückes ſeyn ſolle. Einige behaupteten, man müſſe darinn nothwendig lachen; andre hergegen wollten, daß man darinn auch weinen dörfe. Aber keine Partey, wie der Hr. Verfaſſer glaubet, hat von ihrer Meynung einen Grund angegeben; welches wir den Verfechtern dieſer Meynungen zu prüfen, überlaſſen. Er will gründlicher darinn gehen, und beyden recht geben. Ihm ſind alle komiſchen Stücke recht, ſie mögen nun entweder ein Gelächter, oder Thränen erwecken, oder keines von beyden thun.

Den Grund davon holet er aus ſeiner allgemeinen Erklärung der Dichtkunſt her, die weiter nichts, als das Vergnügen der Leſer und Zuſchauer zum Zwecke haben ſoll. Den Unterricht, oder den Nutzen, den unzählige Gedichte hervorbringen, ſieht er nur als eine zufällige Nebenſache an; an welche der Poet nicht eigentlich denken dörfe; und die ſich von ungefähr zu finden pflege. Es würde umſonſt ſeyn, daß wir ihm Ariſtotels und Horazens Zeugniſſe, zumal des letztern ſo berühmten Vers:

Aut prodeſſe volunt, aut delectare Poetæ,
Aut ſimul & jucunda & idonea dicere vitæ; oder:
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci &c.

vorhalten wollten. Er hat das Herz, ſolches alles nicht zu achten, und aus ſo vielen ganz unnützlichen

Gedichten lieber zu schließen: daß bloß die Belustigung der Dichter Endzweck sey; als, durch eine strenge Erklärung, der poetischen Frechheit einen Kappzaum anzuwerfen.

Von dem Trauerspiele heget er die Gedanken, daß es allemal auf die Erregung der heftigen Leidenschaften abziele; und da die größten Gemüthsbewegungen, durch die Lebensgefahr erreget würden: so müsse in einer Tragödie allemal ein gewaltsamer Tod vorbereitet werden. Es fällt uns zwar ein, daß viele Trauerspiele auch einen fröhlichen Ausgang haben; oder, wenn er gleich nicht ganz fröhlich ist, dennoch niemand darinn stirbt, ja nicht einmal in Lebensgefahr kömmt: z. E. Alexander und Porus, imgleichen die Berenice im Racine. Allein, wer weis, was der Hr. Verfasser für Ursachen haben wird, diese und viel andre dergleichen Stücke, aus der Zahl der Trauerspiele auszuschließen.

Wenn er schlechterdings alle dramatische Stücke tragisch oder komisch nennet: so scheinen uns freylich die satirischen Stücke der Alten, z. E. des Euripides Cyklops, oder die Schäferspiele und allegorischen Vorstellungen der Neuern, in Opern und Vorspielen, noch eine dritte, und vierte, oder fünfte Classe auszumachen. Allein, es ist unsre Meynung nicht, eine Kritik, oder Beurtheilung seiner Abhandlung zu schreiben. Unser Raum ist viel zu enge dazu. Wir wollen unsere Leser nur aufmerksam machen; diese Abhandlungen mit einer prüfenden Aufmerksamkeit zu lesen.

Es

Es enthält aber dieſe Sammlung außer denſelben auch drey komiſche Stücke. Das I. heißt, Klementine, oder das Mädchen in der Einbildung. Das II. die Liebe in der Grotte, aber beyde nur in drey Aufzügen. Das III. Pygmalion und Themire, von einem Aufzuge.

Bey der ſonſt guten und angenehmen Schreibart des Hrn. Verfaſſers, bedauren wir nur, daß er zuweilen fremde Wörter brauchet, die im Deutſchen ſehr häßlich ſtehen. Z. E. Was iſt **Portecorps** für ein ſeltſamer Gaſt? Er ſoll freylich die Stellungen eines Schauſpielers bedeuten. Aber welchet Franzos redet wohl ſo? Port du Corps, würde es vielleicht heißen: aber wàs brauchen wir dieſen Fremdling? Hernach befremden uns das **Siſtem**, ſo ſehr, als **Pigmalion**, **phiſikaliſch**, wie **liriſch**. Doch der Hr. Verfaſſer iſt ſowohl dem armen y gram, als er dem **kk** und 33 ſehr zugethan iſt.

X.

La petite Iphigenie, Parodie de la grande, repreſentée pour la premiere fois, par les Comediens Italiens ordinaires du Roi, en Juillet 1757. A Paris 1758. in 12.

Wir haben unſern Leſern vor irgend einem Jahre, von des Hrn. de la Touche Iphigenie en Tauride, die den 4ten des Brachmondes 1757.

zuerſt aufgeführet worden, Nachricht gegeben. Da uns itzo die Parodie davon aus Paris überſandt worden, wollen wir auch davon etwas melden. Wir ſetzen aber voraus, daß man es ſchon wiſſe: daß die italieniſche Bühne zu Paris gewohnt iſt, die vortrefflichſten neuen Stücke der franzöſiſchen Bühne, ſo tragiſch ſie auch ſind, ins Poſſirliche zu verwandeln, und zum Gelächter zu machen. Ja, je mehr Beyfall ein Trauerſpiel findet, je mehrmals es vorgeſtellet werden muß; deſto hitziger ſind die wälſchen Schauſpieler, es in ein lächerliches Poſſenſpiel zu verwandeln. Und die leichtſinnigen Pariſer tragen kein Bedenken, auch dieſe ſpöttiſche Verhunzung eines Stückes begierig anzuſehen: welches ihnen den Tag, oder die Woche vorher Thränen ausgepreſſet hatte.

So iſt es nun dieſer rührenden, dieſer beweglichen Iphigenia in Tauris auch gegangen. Im Brachmonde beweinte das ganze geſittete und witzige Paris dieſes Meiſterſtück der zärtlichſten Schweſterliebe, und redlichſten Freundſchaft. Einen Monath darauf hingegen ſah man, daß es mit eben ſo vielem Vergnügen zum Geſpötte gemachet ward. Es wird uns nicht möglich ſeyn, durchgehends die Kunſtgriffe zu entdecken, deren ſich der Verſtümmler eines ſo ernſthaften Stückes bedienet hat, daſſelbe lächerlich zu machen. Einige Proben werden zureichend ſeyn, ſolches empfindlich zu machen.

Vornehmlich beſteht der ganze Poſſen, in der niederträchtigſten Art des Ausdruckes, womit man die

die erhabenſten Sachen und Empfindungen vorträgt. Z. E. In der tragiſchen Iphigenia liegt dieſe Prieſterinn der Diana, mit dieſen Worten vor dem Altare ihrer Göttinn:

Grands Dieux! dont en tremblant j'adore l'aſſiſtance,
Daignez, en l'eprouvant, ſoutenir ma conſtance.
Du ſonge, qui m'accable, éclairciſſez l'horreur;
De vos profonds decrets eſt il l'avantcoureur?

D. i. Ihr großen Götter, deren Beyſtand ich zitternd anflehe, würdiget bey eurer Prüfung, meine Standhaftigkeit eures Beyſtandes. Erkläret mir das Grauſen des Traumes, der mich niederſchlägt. Iſt er vielleicht ein Vorläufer eurer verborgenen Rathſchlüſſe?

Was ſaget nun der Poſſenreißer an deſſen Stelle? Iphigenia ſpricht ſo:

Un ſonge cauſe en moi de ſiniſtres penſées;
Je n'ai rêvé la nuit, que de glaces caſſées,
Ce terrible accident, qui m'afflige beaucoup:
Me menace aujourd'hui de quelque mauvais coup.

D. i. Ein Traum erwecket mir betrübte Gedanken. Ich habe die Nacht von lauter zerbrochnen Spiegeln geträumet; dieſer ſchreckliche Zufall, der mich ſehr bekümmert, drohet mir heute etwas Böſes.

Iſt das nun ſehr ſinnreich zu Werke gegangen? Von gleicher Art ſind die andern Kunſtgriffe. Ismenie, die der Prieſterinn meldet: der König Thoas habe einen Unglücklichen am Seeufer halb todt gefunden,

funden, und dieſen ſolle ſie opfern; ſetzet hinzu: „er ſuche dieſen Halbtodten, durch die guten Manieren eines dankbaren Herzens, wieder zu erquicken; um ihn in den Stand zu ſetzen, daß ihm die Gurgel abgeſchnitten werden könne.„ Vortrefflich!

Als Iphigenia ſich über das harte Schickſal beſchweret, daß ſie dem Tyrannen die Hand leihen müſſe: erwiedert ihr Ismenie: Ob man wohl von dem Schickſale einer Schönheit gerühret werden könne, die ihren blutigen Arm in die Herzen tauche? Sie, die Prinzeſſinn, würde viel einnehmender geweſen ſeyn, wenn man ihr dieß ſchreckliche Geſchäfft erſparet hätte.

Doch, ſo ſubtil bleiben die Spaße nicht lange. Iphigenia berufet ſich bald, von wegen ihrer Träume, auf das Lexicon der Träume, worinn ſie Blitze, ein Heulen, Geſpenſter, blaße Fackeln, Seufzer, Schrecken, düſtere Oerter, Gräber, Grauſen, unterirdiſches Geräuſche, die Erde, ſo ſich aufthut, einen Geiſt, der aus der offnen Hölle kömmt, Grüfte, traurige Töne, Dolche, blutige Lumpen, Schatten, Laſter, Reue, Scheuſale, bebende Knie, Altäre, Tempel, Cypreſſen, Abgötter, Väter, Mütter, Brüder oder Schweſtern, die man ermordet, antreffen würde. Das, das wäre ihr Traum geweſen!

Das alles iſt indeſſen nur der Anfang, es kommen viel niedrigere Spaße, theils über den Thoas, theils über den Oreſt, theils über den Pylades; die

ſich

sich unmöglich hier mittheilen lassen, ohne das ganze Stück zu übersetzen.

Nachdem nun Pylades zuletzt sich mit den possirlichen Worten darüber gefreuet, daß die so hübsche Iphigenia, ihre Reisegefährtinn werden solle:

Tant mieux pour moi; vraiment, peste! qu'elle est jolie!
Elle part avec nous!

D. i. Destobesser für mich! Wahrhaftig! Verflucht! Welch ein hübsches Gesichtchen! Sie reiset mit uns:

So schließt noch die Prinzessinn an die Zuschauer mit dieser Anrede: Meine Herren, weit gefehlt, daß wir in dieser Parodie boshafte Pfeile gegen das Trauerspiel hätten abdrücken wollen: so verehren wir vielmehr den Urheber, dessen glänzender Pinsel, die Freundschaft in einem so schönen Rähmen gestellet, der unbeschadet des gefundenen Beyfalls, um ihn noch besser zu verdienen, sein Stück auch verbessert hat; und, wie ein Wunder, allen seinen Nebenbuhlern einen triumphirenden Verfasser, darstellet, der seine Fehler eingesehen. Die Thränen der Zuschauer weiheten seinen Sieg. Die unnachahmliche Schauspielerinn theilet die Ehre mit ihm. Die Bühne wäre gar zu glücklich, wo Dichter und Schauspieler durch gleiche Gaben den Zuschauer bezauberten. Wir, als bescheidene Bewunderer eines so seltenen Verdienstes, sammlen nur durch unsre Parodie, die übrigen Brocken davon auf.

wandelungen (coniugat.) die gleichflüſſende und ungleichflüſſende. Es iſt eine ſonderliche Art, die Zeitwörter bey uns Deutſchen zu verkleinern, nemlich man ſetzet die Endung elen und eren hinzu, als ſchnitzen, ſchnitzeln, ſchmälen, ſchmälern ꝛc. Der Infinitiuus kan im Deutſchen allemal für ein Nennwort gebraucht werden. Die ungleichflüſſenden ſetzt er hier nach dem Alphabete her. Es können die Zeitwörter faſt alle unperſönliche Deutung annehmen, wenn man vorgeſetzt wird; als ich lobe, man lobt. Das funfzehnte Cap. handelt von den Mittelwörtern (participiis). Das leidende (paſſiuum) Mittelwort kan das verneinende Wörtlein un vor ſich nehmen, als gehört, ungehört ꝛc. Es iſt im Deutſchen auch ein leidendes Mittelwort der zukünftigen Zeit, (futuri) welches durch das Wörtchen zu von dem wirkenden Mittelworte (actiui) unterſchieden wird, als auflöſend diſſoluens, aufzulöſend diſſoluendus, doch hat es nur in etlichen verdoppelten ſtatt.

Das ſechzehnte Capitel unterſucht die Vorwörter, (praepoſitiones) deren eine ziemliche Menge iſt, und die in Stammwörter und gedoppelte getheilet werden. Von denen die Stammwörter ſind, werden etliche Nennwörter, und haben deren Eigenſchaften, als in, innig ꝛc. Ihrem Gebrauche nach werden die Vorwörter in abſonderliche und unabſonderliche getheilt. Der Verfaſſer führet hier eine Menge Wörter an, die mit Stammwörtern zuſammengefügt ſind, daß man daraus ihre ſonderbare Kraft und Bedeutung erſehen könne, worunter gewiß rechte Kernwörter ſind, deren Gebrauch man wohl etwas mehr in Schwang bringen

gen

XI.

Auszug eines Schreibens aus Paris vom 29sten des Heumonds 1759.

Es ist itzo nichts neues in Paris, das ich ihnen melden könnte. Ich will ihnen nur berichten, daß die Bühne der französischen Komödianten, ein ganz ander Ansehen bekommen hat. Man hat nämlich die Seitengeländer (Balcons) abgeschaffet: welches die Scene viel geräumiger und ganz frey gemachet hat. Nunmehr ist man im Stande, die Vorstellung der Stücke mit eben solchen glänzenden Verzierungen zu begleiten, als in den Opern, und die Schauspieler erscheinen allein auf der Bühne; worüber der ganze Schauplatz sehr vergnügt gewesen ist. Nur der schimmernde und leichte Theil der Zuschauer ist nicht zufrieden, der bisher die Zierde, oder vielmehr das Hinderniß der Bühne gewesen; der oft nur dahin kam, um ein paar schöne Beine auszukramen. Nun ist das Theater von den Herren nach der Mode (du bon ton) befreyet, von den jungen Officiern, und müßigen oberkeitlichen Personen; von den reizenden Stutzern, die alles wissen, ohne was zu lernen; die alles ansehen, ohne was gewahr zu werden; die von allem urtheilen, ohne was zu hören; von diesen Beschirmern der Gaben, daran es ihnen fehlet; von diesen Liebhabern der Künste, die sie nicht verstehen; kurz,

kurz, von denen der Republik unnützen Leuten, die sich nur zu zeigen kamen, um gesehen zu werden.

Was sie vieleicht noch mehr befreyden wird, das ist ein öffentlicher Ball zu St. Cloud, der alle Sonn- und Festtage daselbst gehalten wird. Zu dem Ende hat der Herzog von Orleans einen Theil seines Gartens bestimmet, der vorher nicht jedem offen stund. In einem großen mit Bäumen umgebenen Kreise, wo eine angenehme Kühlung herrschet, hat man einen Tanzplatz angeleget, der gleichwohl keine andre Decke, als den Himmel, und keine andre Wände, als Bäume hat. Dieser große Kreis ist mit einem Geländer, und mit einer doppelten Reihe von Lampen umgeben, wenn es dunkel wird. Alle Zugänge die dahin führen, werden auch durch hängende Feuertöpfe erleuchtet. Das Mittel des Platzes, welches so viel Raum hat, daß 10 Contretänze zugleich geschehen können, wird noch durch eine Pyramide von Lichtern erhellet, die sich auf 20 Fuß hoch erhebet. Eine prächtige Symphonie locket den Bürger und Edlen, den Beamten und Soldaten, die züchtige Frau, und die Buhlschwester, zum Tanzen. Nichts ist so reizend, für alles, was den Leichtsinn liebet, als hier 60 bis 80 Leute zu sehen, die auf allerley Art gekleidet, um die Wette herumhüpfen, u. s. w.

XII.

Hrn. Joh. Chr. Gottscheds ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neuern Ausländer ꝛc. in Median-Octav. Fünfte Auflage.

Wir melden diese neue Ausgabe der ausführlichen Redekunst, nur um einiger Veränderungen willen an, die damit vorgenommen worden. Zuförderst sind fast in allen Hauptstücken ungleich mehr Zeugnisse und Stellen aus dem Cicero, Quintilian, Gellius, und andern alten Schriftstellern eingeschaltet, die darinn enthaltenen Lehren, theils zu beweisen, theils zu erläutern.

Sodann sind einige Chrien und kleine Uebersetzungen aus alten Scribenten hier weggeblieben, die schon in die akademische Redekunst mit eingerücket worden; damit die Liebhaber, die beydes kaufen möchten, nicht einerley zweymal kaufen und bezahlen dörfen. Hernach sind die auserlesenen Muster der deutschen Beredsamkeit von unsern größten Rednern voriger Zeiten, in die Zeitordnung gesetzet, so daß Königsdorf von 1705, Neukirch von 1709, Gundling von 1715, Menke von 1719, Bayer von 1725, und Lengnich von 1733, mit ihren Meisterstücken erscheinen: der Leser aber den allmählichen Anwachs des Geschmackes und der Schönheit, an diesen klaßischen Mustern wahrnehmen kann. Alles Uebrige ist unverändert geblieben, außer, daß hier und da in der Schreibart manches verbessert worden.

Ende des Windmonds 1759.

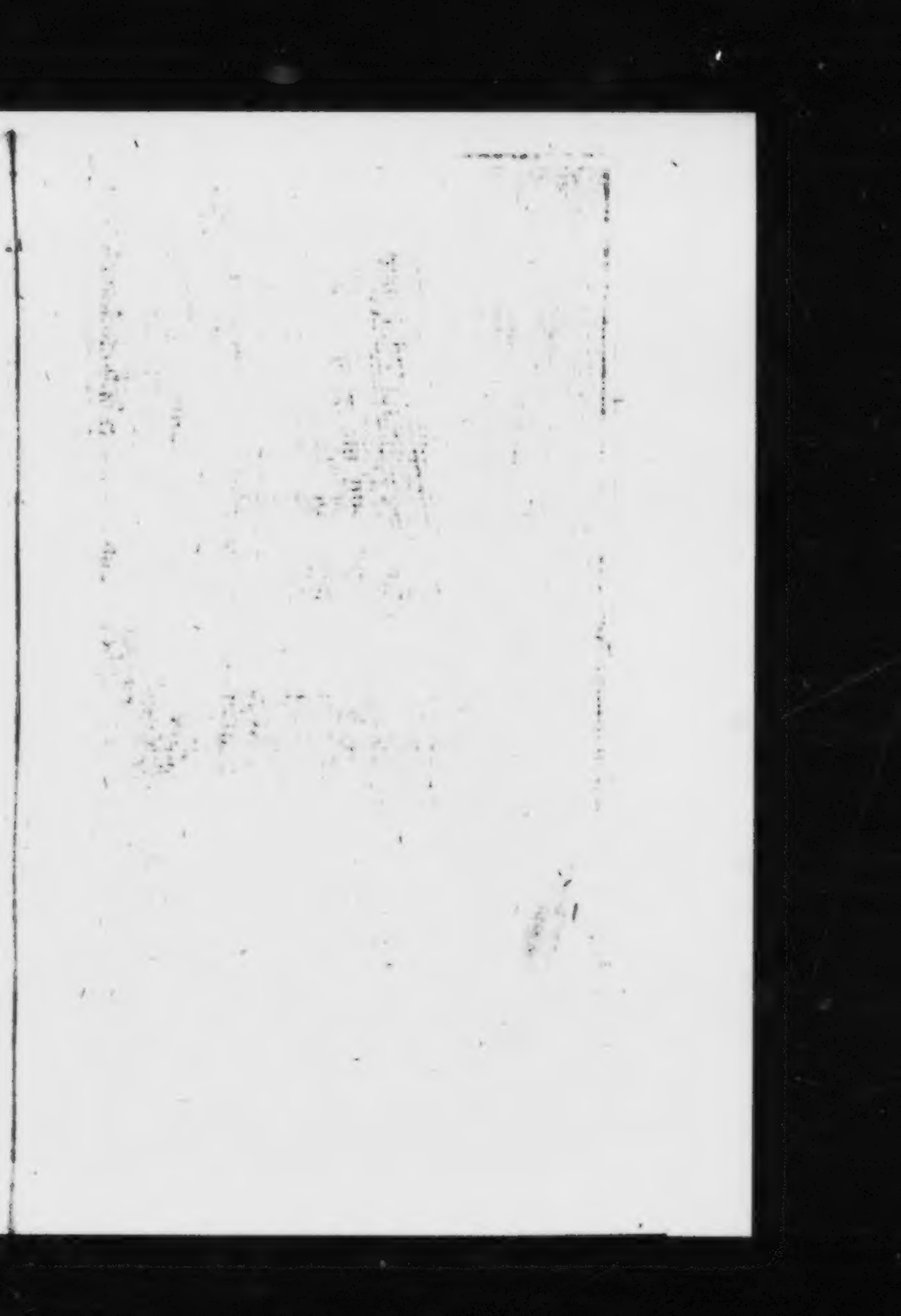

Numero XII.

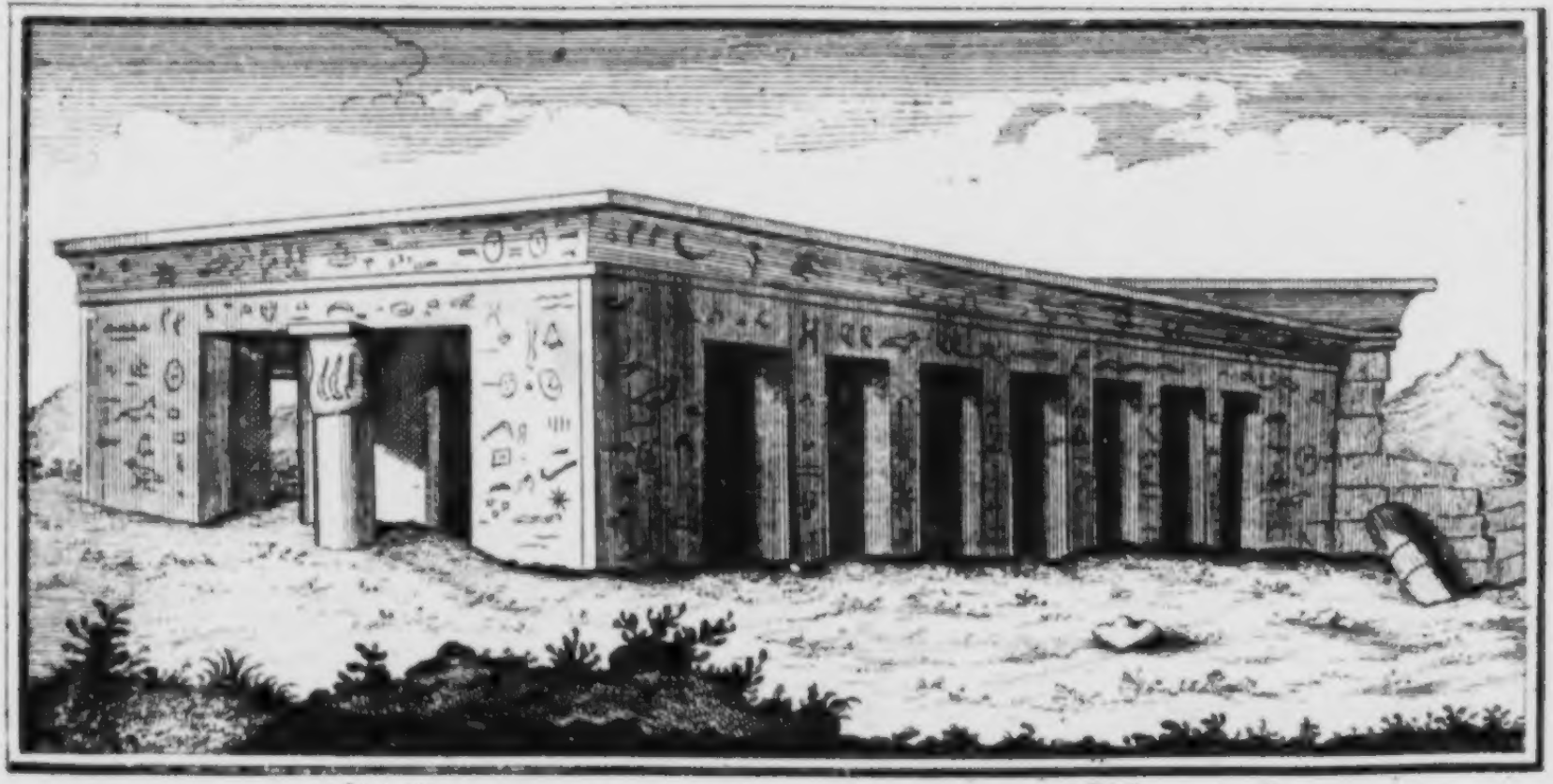

Abbildung eines uralten aegyptischen Tempels

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

ROUSSEAU.

Toute blancheur cede à l'éclat du Fard:
Et la Nature éblouit moins, que l'Art.
Les yeux ſur tout du Vulgaire imbecile,
Sont peu touchez, d'un air ſimple & facile.

Chriſtmond 1759.

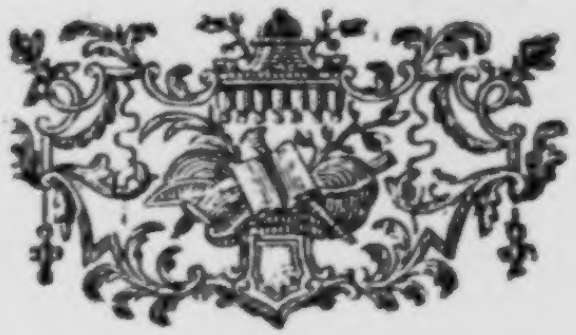

Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1759.

Inhalt.

I. Verſuch einer hiſtoriſchen Abbildung der gelehrten Welt.

II. Fortſetzung des Artikels vom Einbalſamiren der Aegypter.

III. De l'Origine des Loix, des Arts & des Sciences, & de leur Progrès chez les anciens Peuples, par Mr. le Preſident de Goguet. T. III.

IV. Briefe, die Einführung des engländiſchen Geſchmackes in Schauſpielen betreffend.

V. Auf des Freyherrn von Schönaich Beylager mit Fräulein Henrietten, geb. Gräfinn von Schmettau.

VI. Nachricht von der Churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

VII. Ein dreyfaches Regiſter.

I.

Verſuch einer hiſtoriſchen Abbildung der gel. Welt in ihrer Hoheit, vor und nach Chriſti Geburt bis auf Conſtantin den Großen. Amſterd. bey J. C. Schoots van Cappelle, Buchhändl. 1756. in gr. 8.

Unſre Leſer werden ſichs erinnern, daß wir ſchon vor drey Jahren unter eben dieſem Titel ein kleines Werkchen angekündiget, welches der nunmehr ſel. Hr. Paſt. Sonnenſchmidt zu Moſcau hier, in breitkopfiſchem Verlage, herausgegeben hatte. Nach der Zeit iſt uns dieß in Holland gedruckte Werkchen von gleichem Titel, Formate und eben der Stärke, in die Hände gefallen: welches auch NB. in eben dem 1756ſten Jahre herausgekommen, darinn jenes erſchienen. Sollte man nicht dadurch auf die Gedanken gerathen, dieſe beyden Stücke wären einerley, oder eins ein bloßer Nachdruck von dem andern? Wenigſtens iſt keine Anzeige; daß eins die Fortſetzung, oder der II. Theil des andern ſey, auf dem Titel zu finden. Nur das einzige ma-

chet den Unterschied, daß dieß nur bis auf Constantin den Großen; das hiesige aber bis auf den Ausgang des XVI. Jahrhunderts fortgeht.

Da es also das Ansehen hat, als ob dieser holländische Theil nach der Bestimmung des sel. Verf. der erste Theil seyn sollen, dessen Abdruck sich in Holland nur so lange verzögert, bis auch die Fortsetzung, oder Ergänzung davon, in Leipzig ans Licht getreten: so ist es wohl billig, unsern Lesern auch von demselben einige Nachricht zu geben. Sein Titelblatt ist in Kupfer gestochen, und hat außer einem schönen Kupfer, welches die Pyramide des ägyptischen Königs Osmandyas, mit dem goldenen Zirkel des Thierkreises, und einer unter der Pyramide verwahrten Bibliothek vorstellet, auch die Wapen dreyer Großen des ruß. Kaiserl. Hofes, denen dieß Werkchen gewidmet ist, in schönen Verzierungen in Kupfer aufzuweisen. Es sind diese, des geh. Raths, Kammerherrn und Ritters, Hrn. Alexanders von Stroganov, des ersten Leibarztes, geh. Raths und Präsidenten der medicinischen Canzelley, Herrn Paul von Condoidi, und des Kaiserl. wirkl. Staatsraths Hrn. Christians von Goldbach, Excellenzen. Und der sel. Verfasser unterschreibt sich Ephraim Friedr. Sonnenschmid, evangel. Prediger und Rector der Schule zu Moscau.

Hierauf folgen hundert Namen derer, die auf dieß Werkchen Vorschuß gethan haben; Männer von allen Würden, Ständen und Lebensarten in Petersburg und Moskau. In der Vorrede wird gemeldet, daß dieß Werk die gelehrte Welt überhaupt,

haupt, dießmal aber nur in der Absicht zum Augenmerke habe, soferne sie von gekrönten Häuptern, Regenten und Fürsten, als ihren Beschützern und Beförderern, einen Glanz der Hoheit empfängt.

Die Kenntniß der gelehrten Republik, wenn sie nur nicht zu unnützen Kleinigkeiten ausschweifet, hat unstreitig große Vortheile: sie sind aber mancherley; wobey wir uns nicht aufhalten können. Hierauf antwortet der V. denen, die dieser Arbeit andere ähnliche Werke entgegen setzen möchten. Allein das hindert doch niemanden, auch solche bereits vorhandene Sachen, zum Gebrauche bequemer einzurichten: zumal, wenn ihres gleichen in deutscher Sprache noch nicht vorhanden sind; die solche Materien denen erleichtern, und angenehm machen, deren Hauptwerk das Studieren nicht ist. Und freylich ist es ein lächerlicher Vorwurf, wenn gewisse Schulfüchse sagen: dieß, oder jenes sey schon im Griechischen oder lateinischen besser vorhanden.

Denn erstlich ist es oftmals gar nicht wahr, auch nicht möglich: als wenn man neue Geschichte, Erfindungen und Wahrheiten abhandelt, die gewiß in den Schriften der Griechen und Lateiner unmöglich vorhanden seyn können. Zweytens, gesetzt, daß es so wäre: so hat ja schon Cicero im Eingange seiner Bücher de Finibus Bon. et Mal. darauf geantwortet; welches solche Latinisten und Gräcisten doch billig wissen sollten. Denn eben das, was er diesen damaligen Feinden des lateinischen Philosophirens zur Antwort gab, kann man itzo denen, die nur alles lateinisch geschrieben haben wollen, erwiedern. Können

gen möchte. Das ſiebzehnte Capitel hat mit den Nebenwörtern (aduerbiis) zu thun. Etliche werden ergröſſert, als nach, näher, am näheſten ꝛc. etliche werden auch zu Nennwörtern, als bisher, bisherig ꝛc. Die Nebenwörter, ſo auf lich ausgehen, können auch hinten die Endung en annehmen, welches aber überall und ohne Unterſcheid nicht angehen würde: (*) Das achtzehnte Cap. redet von dem Fügeworte (conjunctione). Das neunzehnte, von dem Zwiſchenworte (interiectione). Das zwanzigſte von der Schriftſcheidung oder den Nebenzeichen, Pünctlein, und Zwiſchenſtrichen, wodurch die Wörter und Reden in deutſcher Sprache unterſchieden werden, ſamt Beyfügung etlicher Figuren, ſo in Formirung und Schreibung der Wörter vorzufallen pflegen. Und das ein und zwanzigſte Capitel handelt von den zweydeutigen und gleichlautenden Wörtern, womit er das andere Buch beſchlieſſet.

*

Das dritte Buch begreift den Syntax oder die Wortfügung in ſich, und wird in dem 1ſten Capitel die kunſtmäßige Fügung des Geſchlechtworts vorgetragen. Es muß das Geſchlechtwort allezeit vor dem Nennworte hergehen und nicht folgen, doch geſchiehet es zuweilen, daß es nachgeſetzet wird: da es aber gleichſam die Art des Vorwortes ille an ſich hat, als: Glaubensglanz der kan verblenden der Vernunft kaum halben Schein. Heut zu Tage

(*) Wir ſind auch der Meynung, und glauben gar, daß es heut zu Tage ein Ubelſtand ſey, wenn man ſagen wollte. Ich wills reiflichen (für reiflich) erwegen. Denn da es keine beſondere Bedeutung macht, ſo kan mans entbehren.

denn alle Leute lateinische Bücher lesen? Und soll in einem ganzen Volke sonst niemand gelehrt, gescheid und klug werden, als wer sein halbes Leben mit abgestorbenen Sprachen zubringt, das ist, ein staubigter Pedant ist?

Die Quellen seiner Nachrichten hat der Herr Verfasser bey jedem Artikel mit den Anfangsbuchstaben der Namen und Bücher angezeiget. Oft sind es neuere, oft aber auch alte Schriftsteller; weswegen er sich entschuldiget. Sind endlich in diesem Theile nicht alle, durch den Schutz und die Liebe der Gelehrsamkeit berühmte Prinzen anzutreffen: so erinnere man sich, daß es nur ein Versuch seyn soll. In der That enthält der zweyte, in Leipzig gedruckte Theil, gleichsam die Ergänzungen dieses ersten. Dieses wird aus dem neben einander gestellten Verzeichnisse von beyden erhellen: und wenn einmal von beyden eine neue Auflage erscheinen sollte, würde man sehr wohl thun, beyde Theile so in einander zu schmelzen, daß diese hohen Beschützer und Beförderer der gelehrten Welt, **oder Regenten und Fürsten, deren hoher Ruhm bey den dankbaren Musen ewig ist**, nach der Zeitordnung unter einander gemischet würden.

Inhalt des Amsterd. Versuches.	Inhalt des Leipziger Versuches.
David,	Fohi. Stifter des Chin. R.
Saron, ein Gall. König.	Nimrod,
Salomo,	Menes, K. in Aegypten.
Belkis, Kön. in Arab.	Kadmus,

Osyman-

Osymandyas, Kön. in Aeg.
Lykurgus,
Nabonassar,
Solon,
Nebukadnezar,
Krösus,
Pisistratus,
Cyrus der I.
Polykrates,
Hipparchus,
Hieron der I.
Archelaus der I.
Dionysius der Jüngere,
Philippus der II.
Alexander der Gr.
Artemisia,
Ptolemäus Lagi.
Demetrius Poliorc.
Ptolemäus Philad.
Antigonus der I.
Hieron der II.
Ptolemäus der III.
Lievu-Pany,
Ptolemäus Philop.
Attalus K. von Perg.
Ptolemäus Physkon,
Ariarathes Philop.
Mithridates der Gr.
Caj. Jul. Cäsar
Oct. Cäsar August.

Evander,
Phidon,
Salomon,
Numa Pompilius,
Solon, Periander,
Pittakus,
Nebukadnezar,
Chilo, Reg. zu Sparta,
Nekepso, K. in Aeg.
Kleobulus,
Pisistratus,
Hipparchus,
Cyrus der II.
Hotter, K. in Dänn.
Jonas Schwerker, ein schwed. Prinz.
Alexander der Gr.
Antipater,
Ptolemäus Lagi,
Pyrrhus,
Ptolemäus Philad.
Ptolemäus Everg.
Attalus der I.
Attalus der III.
Ptolemäus Physkon.
Mithridates der Gr.
Julius Cäsar,
Nikomedes,
Kleopatra,
Artavasthes,
Erich der III.
Augustus.

Wir begnügen uns nur die herzusetzen, die noch vor Christi Geburt gelebet haben: und hier werden unsre Leser unschwer wahrnehmen, wie groß der Unterscheid dieser Verzeichnisse ist. Es ist wahr, daß einige Fürsten in beyden Theilen vorkommen; wie ein jeder bemerken wird. Allein, wenn man die Ausarbeitungen gegen einander hält, so sind sie sehr unterschieden. Sollen wir unsre Muthmaßung davon sagen? Hier ist sie. Der sel. Verfasser hatte seine Handschrift dieses ersten Versuches über See, nach Holland geschicket, und lange keine Nachricht erhalten, ob sie angekommen, und gedruckt würde. Die Zeit ward ihm lang; und in der Ungeduld, und bey dem Mangel einer Abschrift seiner Arbeit, machte er sich noch einmal darüber, und gerieth zwar eines Theils auf dieselben, andern Theils aber auch auf ganz verschiedene Helden. Die ersten sind also einmal kürzer, einmal ausführlicher gerathen; so daß ein Artikel aus dem andern ergänzet werden kann. Wir haben noch eine geschriebene Fortsetzung des sel. Hrn. Verfassers in Händen, die vielleicht in solchem Falle mit dazu gebracht werden könnte. Zur Probe von seiner Schreibart und Ausführung mag folgender Artikel dienen.

Osimandyas oder Maris.

König in Aegypten,

ein sehr mächtiger Regent, von welchem die griechischen Geschichtschreiber, Dionys von Halikarnaß, ein großer Kunstrichter und sorgfältiger Zeitrechner,

in

in seinen 1704 zu Oxford am besten edirten römischen Alterthümern, und Diodor der Sicilier, Nachricht geben, beherrschte Aegypten, Oberasien, Persien, Indien, China, und Japan, eroberte auch Syrien, Cilicien, Lycien, Carien, Lydien, Phrygien, Mysien, Bithynien, Thracien, Moldau, Wallachey, Ungarn, Pohlen, Böhmen, Spanien, Frankreich, Italien, Sicilien, Griechenland, Morea und Creta: wiewohl nachher alle diese besiegte Völker wieder abgefallen sind.

Dieser Weltbezwinger bemühete sich unter allen Regenten zuerst, eine Bibliothek zu errichten. Wenigstens ist dieß die älteste Büchersammlung, davon man eine Nachricht antrifft. Er legte sie in seinem ungemein prächtigen Begräbnißmaale an, und nannte sie ψυχῆς ἰατρεῖον, eine Apotheke der Seele, oder einen Ort, da unsere Seele curiret wird. Sie kann aber wohl nicht allzugroß gewesen seyn, weil um selbige Zeit noch nicht viele Bücher geschrieben waren. Doch ist es wahrscheinlich, daß dessen Beyspiel nachmals andere Regenten, als die Ptolemäer, zur Nachfolge werde gereizet haben: wie Justus Lipsius, ein großer und bescheidener Criticus, in seinem 1602 zu Antwerpen gedruckten Buche, von den Schicksalen der Büchersammlungen der Alten muthmaßet.

Diodor, dem man den Bericht von des Osimandyas Bibliothek zu danken hat, meldet auch, es habe derselbe, in der Stadt Diospolis oder Theben, einen goldenen Zirkel, welchen der persische König Cambyses nachgehends hinweggeführet, zum Ge-

brauche astronomischer Observationen, verfertigen lassen. Der Umfang dieses Zirkels, der das Grab des Königs umgeben, und worauf alle Bewegungen der verschiedenen Gestirne vorgestellet gewesen, habe 365 Ellen, die Breite 1 Elle, und die Höhe 1 Fuß betragen. Herr Georg Matthias Bose, Professor der Naturlehre zu Wittenberg, hat 1750 eine kurze Abhandlung von diesem Zirkel zu Leipzig drucken lassen. Er bestimmet darinn die Größe des von dem Diodor angezeigten Maaßes, nach dem pariser Fuße, berechnet zugleich seine Schwere, und folglich den innerlichen Werth desselben: welcher sich auf 1260 Millionen Ducaten erstrecket. *) Ein Instrument, dergleichen wohl niemals zu astronomischen Beobachtungen mehr wird gewidmet werden.

AV. Js. St. D.

II. Fort-

*) Bey den ägyptischen Geschichten von dieser Art heget der gelehrte Kunstrichter und Hochfürstl. Sachsenmeiningische Hof- und Kammerrath, Herr Johann Benedikt Scheib, Gedanken, die hier einen Platz verdienen. Sie stehen in seinen freymüthigen Gedanken aus der Historie, Critik und Literatur, und sind diese: „Ich würde, schreibt er, meines Orts „vielen Erzählungen und Nachrichten von den alten „Aegyptern schlechterdings den Glauben weigern, wenn „nicht die neuern Reisebeschreibungen allen historischen „Pyrrhonismum (Zweifel) mit benommen hätten. „Denn

II.

Fortsetzung des Artikels vom Einbalsamiren der Aegypter, aus der Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres Tom. XXIII. p. 130.

Meynung der Neuern.

Nachdem wir die Stellen der Alten untersuchet haben, so müssen wir zu den Meynungen der Neuern schreiten. Die Naturforscher und insonderheit die Aerzte, sind die ersten, die sich in einige Umstände von den Mumien eingelassen haben. Ihr Gebrauch derselben bey den Arzneyen, hat sie fast alle veranlasset, davon zu reden. Sie haben es gethan; aber sie haben sie nicht sonderlich gekannt.

Man findet nicht die Zeit, in welcher die Mumien zuerst von den Aerzten gebrauchet worden. So viel ist gewiß; daß man die Erfindung dieses Mittels

„Denn bey diesen findet man ägyptische Alterthümer „beschrieben, so theils 2. theils 3000 Jahr auf sich haben, „von denen man durchaus gestehen muß, daß es an sich „übermenschlich scheinende, und dabey solche Arbeiten „sind, wovon man nicht einmal die Absicht und Bestimmung mit seinen Begriffen erreichen kann. Diese „ägyptischen Ueberreste, nebst der chinesischen Wundermauer, weil sie der Ausführung nach zwar unbegreiflich, gleichwohl aber noch heute in der Welt und „in der Wirklichkeit sind, haben mich die Kunst gelehret, unglaubliche Dinge zu glauben.

teils den Arabern schuldig sey, die ihm den anjtzt gebräuchlichen Namen gegeben haben.

Dioskorides und die andern griechischen Aerzte, haben das asphaltum und pissasphaltum schon als Arzneymittel gekannt. Da die arabischen Aerzte sahen, daß diese Gewürze die Mumien ausmachten: so haben sie gar keine Gefahr dabey gesehen, dieselbe zu verordnen. Die Unwissenden, welche sich allezeit durch das sonderbare und durch Mittel blenden lassen, die ihnen von fern über Meer kommen, hielten diese Arzeney um so viel köstlicher, da sie schwerer zu bekommen war. Galenus, ob er gleich in Aegypten gereiset war, und Nachrichten daher gebracht hat, die uns vieleicht weniger angehen, saget kein Wort von Mumien. Avicenna, der im 1186sten Jahre gestorben ist, saget im 45sten Cap. 2. etwas davon; aber er giebt sie gar für keine Arzeney aus. Er betrachtet bloß die Vermengung der Gewürze, davon er die Natur erklären muß.

Der Asphaltus ist ein klebrichter schleimichter Leim, oder ein erigtes Fett, das als ein Schaum auf dem Wasser schwimmt. Der beste ist welchen man das judäische Gewürz nennet; er kömmt aus dem todten See, aus dessen Mitte er hervorsteigt. Die Winde treiben ihn an das Ufer, wo er gerinnt, und von der Sonnenhitze wie ein Pech wird.

Der Pissasphaltus ist entweder natürlich, oder künstlich. Der natürliche ist, nach dem Valerius Cordus in seinen Auslegungen über den Dioskorides, ein von den Strömen, die von gewissen Siebenbürgischen Bergen herab schießen, ausgeschwemm-

tes Harz. Wenn es von seinen Unsauberkeiten gereiniget ist, so verdicket es sich, und nimmt die Natur des mineralischen Wächses, oder griechischen Harzes an. Das Künstliche, welches man das arabische Harz nennet, ist nichts anders, als eine Zusammensetzung vom Asphaltus und von Peche; und dieses vermischte Harz brauchten die Aegyptier gar sehr.

Die Genueser sind die ersten europäischen Völker, die den Handel nach der Levante unternommen und erhalten haben. Nach ihnen sind die Venetianer gefolget. Sie haben sich die Unwissenheit und das Vorurtheil zu Nutze zu machen gewußt, welche damals in Europa herrscheten, und nicht unterlassen, allen Histörchen, die man schon von den Mumien hatte, noch viele Fabeln hinzu zu setzen. Die Aerzte widersprachen ihnen auch nicht. Bald darauf setzte man Mumien zusammen; und deren Werth zu erhöhen, strich man die große Schwierigkeit heraus, einbalsamirte Körper zu bekommen, weil die Araber sich sehr dawider sperreten. Man setzte sogar die Nothwendigkeit der Wahl voraus: indem man z. E. vorgab: die Mumie einer Jungfer wäre viel wirksamer.

Heute zu Tage ist man von dieser Marktschreyerey zurück gekommen; und die Mumien dienen weiter nichts, als zu Stillung der Neugierigkeit. Die Aerzte welche klüger geworden, und die Natur besser kennen gelernet, brauchen sie nicht mehr; und sehen sie für ein bloßes Werk der Kunst an, welches allerdings einige Aufmerksamkeit verdienet.

Zur

Zur Zeit Franciscus des I. aber, war dieses Mittel in Frankreich in großem Ansehen. Mathiolus sager *), dieser Prinz habe allezeit ein Stück davon um den Hals getragen. Die Araber hatten dieß Arzneymittel nach Spanien gebracht; die Spanier nach Italien, allwo Franciscus I. es ganz eingeführt fand, und vermuthlich eine vortheilhafte Meynung davon bekam. Man setzet hinzu, daß die französischen Aerzte damals noch in Padua studieret, wo sie unfehlbar die Meynungen dieser Schule in sich gesogen.

Eben derselbe Mathiolus erkläret sich wider die Mumien als ein Arzneymittel **). Er hat einen Abscheu davor, in sofern sie Leichen sind. Er giebt sogar vor, daß fast alle die, so wir in Europa haben, verfälschet sind. Dieß ist gar nicht glaublich. Die Venetianer und die alexandrinischen Juden, können wohl, ohne Zweifel, gemeines Harz verkaufet und vorgegeben haben, es wäre aus den Mumien gezogen; aber daß sie ihren Gewinn aus der Nachahmung ganzer Körper, oder einzelner Theile hätten ziehen sollen, das ist nicht glaublich. Oftmals haben sie den wahrhaften Mumien Putz und Schmuck angelegt, entweder den Mangel zu ersetzen, den sie erlitten hatten, oder sie mit destomehr Vortheile los zu werden. Die zwo Mumien die man noch itzt in der Bibliothek der Cölestiner aufbewahret, sind ein Beweis davon. Beyde sind nicht

*) Commentaire sur Dioscoride Lib. I. Chap. 85.
**) Epistola Martino Guidottino, Pharm.

nicht in Kiſten. Die Frauenzimmer-Mumie iſt völlig entblößet und man ſieht bloß einen ausgedörrten Körper, eine große Menge harzigter Materien, und den Reſt von Binden. Gleichwohl iſt ſie mit Armbändern, Zirkeln um die Füße, und Stücken an dem Halſe und auf den Händen angebracht, gezieret. Alles dieß iſt von vergoldetem Leder, und niemals haben ſolche Zierrathe einer Mumie zukommen können. Es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß man ihr eine Naſe von Harz gemachet, und die Augen mit einem glüenden Eiſen eingezeichnet habe.

Die Mannsmumie, wenigſtens die man dafür ausgiebt, iſt völlig eingewickelt, und ſcheint nicht eröffnet worden zu ſeyn. Wenn man aber die Beſchaffenheit des Leders betrachtet, woraus die Larve beſteht, und die Art von Kappe ausmachet, die ſie auf den Achſeln hat, ſo iſt der Betrug leicht zu entdecken. Die Zierrathe ſo auf dieſer Kappe ſind, ſind von der Kiſte irgend einer Mumie abgezeichnet; das vergoldte Leder könnte auch leicht in Venedig gemachet ſeyn. Es iſt alſo ein offenbarer aber ziemlich ſinnreicher Betrug, wenigſtens was die ſogenannte Mannsmumie anbetrifft. Sie iſt nach Diodors Stelle zuſammen gemachet, der, wie ich gezeiget habe, will: daß die Aegypter die Geſichtsbildung in den Mumien genau nachgeahmet haben.

Ohne daß man ſich die Mühe gebe, alles zu leſen, was die damaligen Aerzte von den Mumien geſchrieben haben; ſo findet man ſolches in dem Libavius, einem überaus richtigen Schriftſteller zuſammen getragen, der denjenigen ſehr bequem iſt, die

Tage gilt dieſes nicht mehr. Wenn viele Nennwörter einerley Geſchlechts zuſammenkommen, ſo braucht der Artickel nicht wiederholet zu werden, doch muß es geſchehen, wenn ſie nicht einerley Geſchlechts ſind. Das Geſchlechtwort wird oft übergangen, ſo daß die Endung deſſelben hinten an ſein folgendes Hauptwort geſetzt, und das Wort in die Endung des ausgelaſſenen Geſchlechtwortes verändert werde, als gutes Muths ſeyn, für eines guten Muths ſeyn. Verſöhnter Feindſchaft iſt nicht zu trauen, für der Verſöhnten ꝛc. Wenn das Geſchlechtwort vor Adjectiva und Participia in der mehrern Zahl geſetzt wird, alsdann pflegen ſich ſolche auf en zu endigen: als, die frommen Leute ererben die beſcherten Güter. Ohne Artickel ſagte man: Fromme Leute ererben beſcheerte Güter. In dem 2 Capitel wird von der Fügung des Vorwortes gehandelt. Das Beywort (Adjectivum) kan manchmahls hinter dem ſelbſtändigen Nennworte (Subſtantivo) ſtehen; wird es aber hinten geſetzt, ſo nimmt es die Art eines unwandelbaren Nebenworts an, als der Herr, die Frau, die Kinder ſind fromm. Das 3 Capitel handelt von der Fügung des Vorworts. Die Vorwörter ſein und ihr werden zuweilen überflüßiger weiſe darzwiſchen geſetzt, als auf des Vaters ſein Begehr, auf der Mutter ihr Geheiß. Das 4 Capitel zeigt die Fügung des Zeitworts. Auf zwey oder mehr Nennwörter muß das Zeitwort in ſeiner mehrern Zahl folgen. Als: die Liebe und Treue leiden nichts. Es lautet wohl, und ſchleuſt ſich ordentlich, wenn ſich die Perioden mit einem Hauptworte ſchlieſſen können. Doch müſſen wir die Rede deswegen nicht misord-

nen

sich von dieser Materie unterrichten wollen. Man sieht daraus, daß die erleuchtetsten Leute die Mumien als eine Arzeney, aus sehr guten Gründen verworfen haben. Dergleichen sind, der Abscheu vor den Leichen, und die Gefahr den die Krankheiten woran der Todte gestorben ist, den Lebendigen bringen kann.

Christian Herzog, Apotheker am Sachsengothaischen Hofe, hat uns die Beschreibung einer Mumie geliefert, welche man mit vielen Umständen eröffnet hat *). Er redet sehr wenig, oder gar nicht von dem Gewürze daraus sie bestanden, ungeachtet seine Handthierung ihn dazu hätte antreiben sollen; sondern er giebt nur von den andern Stücken eine ziemlich richtige Rechenschaft. Er führet die Zeichnung von vier und siebenzig kleinen Figuren, oder einer Art von Amuleten an, die man in dem Körper mit dem Einbalsamiren vermischet gefunden. Sie sind von Agath, von Jaspis, Alabaster, Marmor, Lapis oder Steinen gewesen. Die Mumie hat, wie er saget, vergoldete Nägel gehabt. Diese Vergoldung findet man nicht bey allen Mumien; mehrentheils sind ihre Nägel roth gemalet, wie es noch itzt im ganzen Oriente gebräuchlich ist, und von dem Frauenzimmer beybehalten wird.

Herodots Stelle enthält in ihrer Kürze, die ganze Kunst des Einbalsamirens bey den Aegyptern. Alle Neuern haben sie gelesen und umschrieben, ohne sie genau

*) Mumiographie, oder Beschreibung einer der merkwürdigsten Mumien in Sachsengotha.

genau zu verſtehen. Clauderus *) iſt der einzige, der die Arbeit der Aegypter eingeſehen hat. Er hat dieſelben Mittel ergriffen, die Herr Rouelle ergriffen hat, aber er hat deren Wirkung nicht gekannt. Das Austrocknen iſt der hauptſächlichſte Gegenſtand dieſer Beſchäfftigung, Hier ſind des Proſper Alpins eigene Worte überſetzet **).

„Wir fanden in einem einbalſamirten Körper ei„nen großen marmornen Scarabée, welcher in der „Bruſt eingeſchloſſen und in Rosmarinſträuche ein„gewickelt war. Man ſollte dieſes für unglaublich „halten, allein die Rosmarinſträuche die ſich bey die„ſem Abgotte befunden, waren ſo grün und friſch, „als wenn ſie erſt abgebrochen wären.„

Dieſe ſo ſeltene Erfahrung überzeuget uns vollends, daß die Trockenheit der Mumien der Grund ihrer Dauer ſey, und daß die Aegypter mehrentheils ihre Leichen recht voll geſtopfet haben. Ich ſage, mehrentheils: denn eine Vogelmumie, davon die Binden von Cattunleinwand vortrefflich geſchlungen lagen, hat, weil ſie übel einbalſamiret, das heißt vor der Feuchtigkeit in den entfernteſten Zeiten nicht genug bewahret worden, weiter nichts ſehen laſſen, als ein gemeines Harz; ohne daß der mindeſte Knochen daran zu ſpüren geweſen.

Wir wollen zu den Anmerkungen über die Kiſten der Mumien fortſchreiten, und den Unterſchied derjenigen betrachten, darinn man ſie aufgehoben hat.

*) Clauderi Method. balſamandi &c. Altenb. 1670. in 4.

**) Opus poſthum. Hiſtor. Aegypt. naturalis. Lugd. Batav. 1735. in 4. pag. 36.

Zweyter Theil.

Von den Kisten der Mumien, und dem Orte, allwo sie aufbewahret worden.

Man findet einigen Unterschied in den Zierrathen der Mumien und in ihrem Einbalsamiren; doch ist er an sich selbst nicht groß: er geht das allgemeine Verfahren mit den Mumien nichts an, und ändert den Gegenstand nicht.

Die Reisenden reden von den Amuleten, die man in dem Körper der Mumien findet. Thevenot erzählet, daß die Mumie, die er untersuchet hat, eine Larve von Gyps gehabt; vermuthlich unter der, die oben auf die Kiste gemalet gewesen. Dieser Gyps, davon so viel Schriftsteller reden, ist nur eine weiße Uebertünchung: die schwächer oder stärker seyn kann, aber allezeit zum Vergolden nothwendig ist.

Die Verfasser der allgemeinen Geschichte von einer Gesellschaft gelehrter Leute, die zu London gedrucket ist, redet von einer Mumie, deren Gesicht mit einer Art von Helme bedeckt gewesen, welcher aus Leinewand bestanden und mit Gyps überzogen gewesen, worauf sich das Gesicht in Golde gezeiget. Die Füße haben eine ähnliche Decke gehabt, mit Hieroglyphen durchsäet, und wie ein Pantoffel gestaltet. Sie setzen hinzu, daß die Binden, die das Gesicht bedecket, nicht verhindert haben, daß man die Augen, die Nase und den Mund erkennen können. Diese Gattung von Mumien ist sehr selten, sagen sie; man könnte noch mehr sagen, daß nämlich der letzte Artikel unglaublich ist: denn diese

Diff-

Oeffnungen würden unmittelbar wider die Abſicht der Mumien ſtreiten, nämlich wider ihre Dauer.

Man kann ſich auf die Erzählung des Herrn von Breves nicht verlaſſen; der, nachdem er zwey und zwanzig Jahre Geſandter an der Pforte geweſen, 1605 nach Frankreich zurücke kam, und erzählete: er habe Mumien geſehen, deren Haare und Bart vollkommen erhalten geweſen. Herr von Breves war unfehlbar ein ſehr guter Staatsmann; aber ein ſchlechter Beobachter. Ich habe bereits angemerket, daß dieſe Erhaltung phyſikaliſch unmöglich ſey; und Herr von Breves wird von den Arabern betrogen worden ſeyn, die den Franken gern ſo was aufheften. Sie werden ihm irgend einen einbalſamirten Leichnam gewieſen haben, der nach heutiger Mode einbalſamiret geweſen. Die aber iſt von der alten ſehr unterſchieden; allein ſo wenig Arbeit auch daran iſt, ſo kann ſie doch in einem ſo trockenen Lande die Körper lange genug erhalten, und ihnen freylich die Haare und den Bart nicht nehmen. Die kleinen ſteinernen, irrdenen und hölzernen Abgötter, die er um die Mumien herum ſtehen geſehen, ſind nur eine Folge des Betruges der Araber geweſen *).

Ich ſage nichts von denen zwo Mumien des Pedro della Valle, von welchen der P. Kircher eine Zeichnung in ſeinem Werke Sphinx myſtagoga mittheilet. Die Zeichnung iſt übel gerathen, und des Pedro della Valle Beſchreibung iſt unverſtändlich.

*) Maillet Lett. X. p. 88.

Der P. Kircher stellet in eben demselben Werke eine Mumie vor, die aus ihrem Kasten gezogen ist, deren Streifen auf eine nicht gemeine Art liegen. Doch das ist noch nicht alles: sie hat wider den Gebrauch, die Arme hängend und von einander abgesondert, die Füße und Hände fast nackend. Die Zeichnung scheint wahr, und nach der Natur gemachet zu seyn. Vielleicht ist es eine von denen Mumien, die man im obern Theile von Aegypten findet, und die ganz anders eingewickelt sind, als diejenigen, die man gemeiniglich nach Europa schicket, und die aus der Ebene von Memphis oder aus Sacara geholet sind.

Maillet beschreibt im X. Br. die Brunnen genau, woher die Mumien geholet werden. Einige liegen darinnen; das waren diejenigen die nur eingewickelt waren; die andern stehen in den Bilderblinden dieser Brunnen; diese waren in Kisten vermachet. Der Gebrauch die Familienbildnisse in Wachs oder Marmor zu haben, die die Römer in ihren atriis hatten, ist vielleicht eine Nachahmung der Aegypter gewesen, die schon die Hetrurier angemerket hatten.

Pedro della Valle, und nach ihm Monconys, ein sehr aufmerksamer Reisender, haben sich in Ansehung des Sandes geirret, den man in den Brunnen der Mumien findet: denn sie wollen, daß er nur zu Erhaltung dieser Leichen hinein geschaffet sey. Der Sand ist zu dieser Absicht gar nicht nöthig; es ist wahr, daß er die Mumien nicht verzehret; aber er ist von selbst in diese Brunnen gekommen, die

in

in der memphiſchen Fläche gegraben ſind, welche heut zu Tage nach dem Namen eines kleinen Dorfes, die Ebene von Sacara, heißt. Dieſe iſt rund, und kann etwa vier Meilen im Durchmeſſer haben. Maillet giebt ihr im X. Br. mehr als zwölf Meilen im Umfange. Es iſt eine ziemlich feſte Steinbank, von aller Feuchtigkeit befreyet. Sie iſt allezeit fünf bis ſechs Schuh hoch, mehr oder weniger, nachdem die Luft bewegt iſt, mit einem ſehr feinen Sande bedeckt, der ſich gleich dem Waſſer in die kleinſten Oeffnungen einſchleicht. Dieſer Sand wird unabläßig von der Sonne gebrennt, und von den Winden herum getrieben. Alle dieſe phyſikaliſchen Umſtände, kamen mit der Abſicht der Aegypter vollkommen überein. Man arbeitet in dieſem Sande um ihn zu untergraben, wie man im Waſſer arbeitet: das heißt, man muß ſeine Zuflucht zu einem Waſſerkaſten nehmen *).

Vieleicht hat die Baukunſt ihre Bilderblinden von denen entlehnet, worinnen die Mumien in Kiſten aufgerichtet ſtehen. Alle Theile dieſer großen Kunſt, ſo gering ſie auch ſcheinen mögen, haben ihren Urſprung aus der Natur, oder dem Gebrauche hergenommen.

Buratinus redet in einem Briefe an den P. Kircher **) von den ſteinernen Kiſten, und Maillet führet deren zwey oder drey mit hieroglyphiſchen Figuren an, die man in der Stadt Cairo ſieht. Sie müſſen ſehr was ſeltenes geweſen ſeyn. Alle diejenigen,

*) Maillet, p. 276. **) Sphinx. myſt.

so wir kennen, sind von Feigenholz; eines Baumes, der im Lande nur allenthalben Pharaons Feigenbaum genennet wird. Dieß Holz ist zwar nicht unzerstörbar, wie viele Leute geglaubet haben, aber es wächst sehr geschwinde: man pflanzet es neben den Wassern. Es ist eine Art von Feigenbaume, den der Wurm vermeidet, weil er sehr milchicht ist. Es muß sich also dieses Holz in einem so dürren Lande als Aegypten ist, lange halten; aber die feuchte Luft in unsern Gegenden machet, daß es bald faulet. Diese Bäume werden sehr dicke; ein einziger langete zur Einschließung einer Leiche zu, daß Obere und Untere waren ein jedes aus einem einzigen Stücke, und zuweilen wohl drey Zolle dick, wodurch denn die Mumien sehr schwer wurden. Man kann dieses aus der, die in dem Cabinette zu St. Genevieve befindlich ist, sehen, deren Kiste sehr wohl erhalten ist. Die Aegypter waren von der Natur, in dem einmal vorgesetzten Belieben, ihre Körper auf die Nachwelt zu bewahren, nach Wunsche bedienet worden. Die Trockenheit des Landes und die Natur dieser Bäume, waren dieser Neigung günstig. Was noch anmerkenswürdiger ist, ist dieß, daß, da sie an Holze, theils zum Bauen, theils zum Brennen einen Mangel hatten, weswegen sie auch mit großen Quaderstücken baueten, und zu ihrer Nothdurft nur Stroh von Reis, brennen mußten, sie gleichwohl das gehörigste Holz zu Aufbewahrung ihrer Mumien hatten.

Midleton und Bonami behaupten mit Rechte, es sey kein Bart, den wir unten am Kinne der mehresten

reſten Mumien ſehen; ſie mögen nun groß oder klein und von welcher Materie ſeyn als ſie wollen: denn man nennet überhaupt Mumien, auch die kleinſten Götzen oder Amuleten, die eben ſolche Forme haben, als die einbalſamirten. Dieſer Bart nämlich iſt ein Blatt von der Pflanze, die der Iſis heilig war, welche Plutarch perſea nennet *). Ungeachtet ſich dieſer Schriftſteller des Wortes **Pflanze** bedienet, ſo ſcheint es doch, aus der Beſchreibung, die er davon machet, daß es unſer gemeiner Pfirſichbaum geweſen.

Viele Schriftſteller haben vorgegeben, daß man unter der Zunge der Mumien ein Goldſtück fände. Allein, dieſe Sache hat gar keinen Grund, und wird durch gar keinen Augenzeugen beſtätiget.

Die Forme der Kiſten konnte verſchiedener Geſtalt ſeyn. Noch zu Herodots Zeiten ſah man in der Stadt Sais, eine hölzerne Kuh, die den Leib der einzigen Tochter des ägyptiſchen Königes Mycerin einſchloß. Dieſe Geſchichte wird vom Herodot nach der Länge beſchrieben.

Maillet bemerket im VII. Br. daß die mehreſten von denen Körpern, die ſich in den obengemeldten Brunnen befinden, Frauensperſonen ſind, und wenig Männer darunter. Vielleicht muß man dieſen Umſtand dem Aberglauben beymeſſen, der allemal bey den Weibern gröſſer iſt, als bey den Männern. Eben derſelbe Reiſende ſetzet hinzu, daß die Mumien der Kinder viel ſeltener ſind, als die übrigen.

*) In dem Tractate de Iſide & Oſiride.

Die innen und außen an den Kisten gemaleten Figuren geben Anlaß, etwas von der Malerey der Aegypter zu sagen. Man sieht, daß dieses Volk verschiedene Arten der Vergoldungen, und einige Farben in der Malerey gekannt hat: sie fallen aber immer platt aus, und brechen sich gar nicht. Die Zeichnungen sind von der größten Barbarey, und haben fast keinen Begriff von der menschlichen Figur. Gleichwohl stehen sie in gewissen Handlungen: sie scheinen aber alle von einer Hand zu seyn: welches den allgemeinen Geschmack des Volkes anzeiget.

Die verschiedenen Erklärungen, so man von diesen Figuren gegeben, enthalten nichts zuverläßiges. Die Charaktere und Symbola der Aegypter eröffnen den willkührlichen Muthmaßungen ein weites Feld: welches vielleicht nach vieler Bearbeitung, doch niemals etwas gegründetes tragen wird.

Wenn aber die gemeine Malerey bey den Aegyptern so barbarisch gewesen; so haben sie an deren Stelle eine andere gehabt, die sehr vortrefflich, ihrer Zeiten und der Nachkommenschaft würdig, und über unsere Kenntnisse weit weg war.

Herr von Jouville, itziger französischer Consul zu Salonich, schreibt in einer Reise, die er gegen das 1735ste Jahr, in den obern Theil von Aegypten gethan: er habe daselbst viele Schlußsteine von Gewölbern gesehen, die eine Art von Cartouche abgeben, welche annoch gemalet und vergoldet sind; so herrlich, als ob sie erst itzt aus den Händen des Meisters kämen. Thevenot und Granger reden mit

Ver-

Verwunderung von eben dieſen Zierrathen, die ſich auf ſo viele Jahrhunderte friſch erhalten. Wir kennen noch fünf andere Stücke der alten ägyptiſchen Malereyen, nämlich folgende *): Einige Malereyen zu Madfourné, in einem Tempel den die Araber Birbé heißen; die Malereyen die in den Gräbern der Könige zu Theben ſind; ein Deckenſtück zu Aſſena, ſonſt Syene genannt, ein Deckenſtück zu Dandera, und einen coloſſaliſchen Sphinx, der an dem Orte umgeworfen liegt, der heut zu Tage für das alte Heliopolis gehalten wird. Die Malerey, womit er bedeckt geweſen, iſt noch itzt darauf zu ſehen, wie der Verfaſſer der allgemeinen Geſchichte von Cypern meldet **). Dieß ſind die einzigen Stücke, die wir von den Aegyptern übrig haben, wenigſtens die wir kennen.

Man hat uns alle dieſe Malereyen ſo wenig beſchrieben, daß wir keinen Begriff von dem Grade des Geſchmackes haben können, den die Aegypter im Malen beſeſſen. Man muß aber über der Erfindung und über dem Gebrauche einer freſſenden Materie erſtaunen; die fähig iſt, eine Farbe ſo genau mit einem dichten Körper zu verbinden, daß ſie nach ſo vielen Jahrhunderten keine Aenderung erlitten hat. Es iſt zu muthmaßen, daß dieſe freſſende Materie, die man ſich ſchwerlich vorſtellen kann, zu ſtark geweſen; als daß man ſie auf minder feſten Körpern als ein Stein iſt, hat anbringen können: denn was man von ihrer Malerey und Ver-

*) Maillet, p. 6. 73. 41. **) Hiſt. Univerſ. London, pag. 359.

nen, damit ein Zeitwort zuletzt komme. Es wird die rechte bewegende Art samt der deutlichen Meynung verlohren, wenn man das Zeitwort gar zu weit hinten nach schraubt, und ein langes Gemenge dazwischen setzet. Der Begriff unsers Verstandes läßt sich so schraubenweise nicht ausdehnen. Das 5 Capitel handelt die Fügung des Mitteiworts ab. Das wirkende Mittelwort wird wohl und füglich gebraucht, also daß ein Werk oder Thun dadurch verstanden werde, als: Ich habe es lachend gesagt; welches kürzer und füglicher lautet, als, ich habe es gesagt, und dazu gelacht. Das 6 Capitel betrachtet die Fügung des Vorworts. Die Vorwörter haben im Deutschen eine fast sonderliche Art, Deutung und ungemeine Stelle. Sie heissen zwar Vorwörter, weil sie vor ein Nenn- oder Zeitwort müssen gesetzt werden, aber sie behalten in der Rede nichts weniger, als solche Eigenschaft der Vorsetzung, indem sie zum öftern abgesondert und hinten gesetzt werden, als:

= = = Und das fischreiche Meer
Lief noch mit seiner Fluth nicht um die Felder her.

Hier siehet man, wie das Zeitwort im umherlaufen zertheilet ist. Es werden die Vorwörter für und vor sehr verändert, vermengt und unrecht gebraucht, die doch an sich deutlich, rein, und gewiß sind. Denn für bedeutet pro, und nimmt allemal den Klagefall; vor aber bedeutet ante, coram, prae, und nimmt beydes den Klage- und Nehmefall zu sich. Das 7 Cap. berichtet die Fügung des Nebenwortes. Wenn zwey Verneinungswörter zusammen gesetzt werden, haben sie eine doppelte Kraft, als: Gerech-

ter

Vergüldung auf andern Körpern ſieht, zeiget uns nur einen Mechaniſmum, der dem unſern gleicht. Wir ſind weit entfernet, ein ſolches Geheimniß einzuſehen: und es wäre ſehr ſchön, wenn es wieder entdecket werden könnte. L. A. V. G.

III.

De l'Origine des Loix, des Arts & des Sciences, & de leur Progrès, chez les anciens Peuples, par Mr. le Preſident de Goguet. T. III. a Paris 1758.

Wir ſind unſern Leſern noch die Nachricht vom III. Bande dieſes trefflichen Werkes ſchuldig, deſſen Inhalt von der Aufrichtung des jüdiſchen Königreichs, bis auf die Wiederkunft aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geht. Eine kurze Einleitung von den vornehmſten Gegenſtänden deſſelben, machet den Anfang. Aſien zeiget ſehr merkwürdige Begebenheiten. Die großen Monarchien der Aſſyrer, Babylonier, Meder und Lydier gehen zu Grunde. Aegypten, dieſes ſo alte Reich, neiget ſich zu ſeinem Falle; da es unter dem Cyrus und Cambyſes eine von den Perſern abhängige Provinz wird. Die Perſer erheben ſich, von denen man vorhin nichts gehöret hatte. Viel griechiſche Städte ſchaffen die Monarchie ab, und werden republikaniſch, wie Theben und Athen. Lykurg und Solon geben weiſe Geſetze. Alle Wiſſenſchaften

und

und Künſte fangen an zu blühen. Rom ſelbſt wird in dieſem Zeitpunkte erbauet, welches künftig faſt alle Königreiche und Länder verſchlingen ſoll.

Das I. B. redet von den Regierungsarten dieſes Zeitalters. Die Juden, ein unſtetes Volk, werden ihre Theokratie, darinn Gott ſelbſt ihr Oberherr war, überdrüßig, und fodern einen König. Und das geſchieht in eben dem Jahre, da die Athenienſer, nach dem Tode ihres guten Königes Kodrus, den Jupiter zu ihrem Könige wählen; und ſich in eine Republik verwandeln, die nur Archonten hat. Dieſe obrigkeitliche Würde dauret anfangs Lebenslang, hernach wird ſie auf zehn Jahre geſetzet, und endlich auf ein einziges eingeſchränket. Die Juden bereuen bald ihre königliche Gewalt, als Rehabeam eine Spaltung veranlaſſet, und die Nachfolger Rehabeams ſehr tyranniſch regieren. Die zehn Stämme werden nach Aſſyrien geſchleppet, und kommen niemals wieder: die Juden kommen nach Babylon; gelangen aber wieder in ihr Land, und führen eine Art von Republik ein, deren Haupt der Hoheprieſter iſt.

Das I. Hauptſtück handelt von den Aſſyrern; deren Geſchichte etwas deutlicher werden, als vorhin. Verſchiedene ihnen unterworfene Völker empören ſich. Die Meder, ſo Ninus vormals bezwungen, ſchütteln zuerſt das Joch ab; und die Babylonier folgen nach. Hier behauptet der Herr V. die beſondre Meynung: daß Sanheribs, des aſſyriſchen Monarchen Sohn, Aſſarhaddon, nach einer achtjährigen Anarchie in Babylon, auch dieß Reich wieder

der

der erobert habe. Denn im babyloniſchen Canon, beym Ptolomäus, ſteht ein Aſſaradon, gerade um dieſelbe Zeit, als der Aſſarhaddon in der Bibel Sanheribs Nachfolger iſt. Cyaxares, König der Meder aber, verbindet ſich mit dem Statthalter zu Babel, Nabopolaſſar, belagert Ninive, erobert es, und machet dem aſſyriſchen Reiche ein völliges Ende.

Das II. Hauptſtück handelt von den Babyloniern; und das III. von den Medern, deren Regierungsart ein wenig bekannter geworden. Nach ihrem Aufruhre gegen die Aſſyrer, hatten ſie anfänglich gar keinen Oberherrn. Allein innerliche Unordnungen nöthigten ſie bald, einen König zu wählen. Die Wahl traf den **Dejoces**, einen ſehr weiſen und billigen, auch unſträflichen Mann. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Nur das merken wir an, daß er keine Macht hatte, ein gegebenes Geſetz wieder aufzuheben, oder abzuſchaffen.

Das IV. Hauptſt. redet von den Aegyptern. Seit dem Seſoſtris bis auf den Bochoris, das iſt in 900 Jahren, giebt Aegypten nicht die geringſte hiſtoriſche Veränderung zu bemerken. Homer, und die h. Schr. beſchreiben es nur, als ein blühendes Reich. Der letzte König ward durch ſeine Weisheit einer von den 5 Geſetzgebern, die Aegypten ſeit der Sündfluth, bis auf die Perſer gehabt hat. Sie waren **Mneves, Saziches, Seſoſtris, Bochoris** und **Amaſis**. Der vorletzte kam 762 Jahre vor Chr. Geb. zum Throne; und der H. V. giebt ausführliche Nachricht von ſeinen löblichen Anſtalten. Nach ihm eroberte Sabakos, der äthiopiſche König, Aegyp-

pten,

pten, und regierte 50 Jahre. Allein er legte ſelbſt die Herrſchaft nieder, und gieng zurück nach Aethiopien: ein ſeltner Fall! Dieſer hat die Lebensſtrafen abgeſchaffet, und die Verbrecher zu ſchweren Arbeiten verdammet. Pſammetichus folgte ihm, und machte große Aenderungen. Er eröffnete allen Fremden den Zugang nach Aegypten, und führte den Handel ein. Sonderlich liebte er die Griechen u. ſ. w. Der Herr V. iſt ſehr ausführlich in der Beſchreibung dieſes berühmten Volkes.

Im V. Hauptſt. handelt er von den Griechen: Und was iſt von denen nicht zu ſagen! Er nimmt aber ſonderlich Athen und Sparta vor. Das erſte war um Homers Zeit ſchon republikaniſch; denn er nennet ſie ein Volk. Doch hatten ſie eine Art von Königen. Nach des Kodrus Tode, entſtund ein Streit unter ſeinen Söhnen, Medon und Nileus. Jener war der älteſte, aber lahm: weswegen dieſer die Regierung begehrte. Man fragte das Orakel: und dieß ſprach dem erſten zu gut. Allein das Volk wollte republikaniſch ſeyn, und machte ihn nur zum Archonten; trug aber Jupitern die oberſte Gewalt auf, und das ward eine Theokratie. Allein, die bürgerlichen Unruhen hätten Athen beynah zu Grunde gerichtet: daher ſahen ſie ſich genöthiget, dem Drako die Gewalt eines Geſetzgebers aufzutragen. Dieſer machte alſo ſehr ſcharfe Geſetze, darinn das geringſte Verbrechen mit dem Tode beſtrafet ward. Er ſtiftete den Rath der Epheten, und ſchwächte den Areopagus. Allein es gieng doch nicht viel beſſer; und man mußte den Solon wieder

zum

zum Gesetzgeber wählen. Dieser war gelinde, und half dem Areopagus wieder auf, und machte viel neue Anstalten. Allein er ließ dem Pöbel gar zu viele Gewalt: daher Athen stets ein Tummelplatz von Unruhen, und Parteylichkeiten gewesen. Kurz, der Verf. zeiget sehr gründlich, daß eine Demokratie nichts taugt.

Von Lacedämon handelt der II. Abschnitt; allein wir müssen eilen. Der III. handelt von den griechischen Pflanzstädten in Asien und in Europa. Sonderlich haben die Aeolier, Dorier und Jonier in dem ersten berühmte Städte gegründet. Als die Herakliden, 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege wieder nach Sparta kamen, zogen die Jonier aus Attika, die sich bis in den Peloponnesus ausgebreitet hatten, von hier nach klein Asien, welches die Griechen im gedachten Kriege hatten kennen gelernet. Nileus, der zweyte Prinz des Kodrus führte sie an, und sie setzten sich zwischen Karien und Lydien. u. s. w.

Das II. B. handelt von Künsten und Handwerkern. Das I. Hauptst. redet von den Assyriern und Babyloniern: und der Herr Verf. behauptet, daß die alten Wunder der Stadt Babylon und Ninive, nicht dem alten Ninus, und der ersten Semiramis, sondern einigen andern Personen dieses Namens, in diesem letzten Zeitraume ihrer Pracht, zuzuschreiben gewesen. Das stimmet auch allerdings besser mit dem natürlichen langsamen Wachsthume der Künste überein. Das bezeugen auch Castor, Berosus, Megasthenes, Herodot u. a. die theils zween

Ni-

Ninusse angeben, theils dem Nabuchodonosor, und seiner Gemahlinn Nitokris die Verschönerungen Babylons zuschreiben; womit auch die Schrift einstimmet.

Von Ninive wissen wir wenig, außer seine ungeheure Größe. Es war ein längliches Viereck, dessen Länge 150 Stadien, und die Breite 90 hielt; sein Umfang aber 480 Stadien hatte; d. i. ungefähr 25 oder 30 französische, oder 20 deutsche Meilen. Herr de l'Isle meynet daher, die alten Stadien der Morgenländer müßten viel kürzer gewesen seyn: so daß Ninive nur 6 Meilen ins Gevierte in sich gehalten hätte, und doch 6 mal größer als Paris gewesen seyn müßte. Jonas machet sie 3 Tagereisen lang: oder vielleicht mußte er drey Tage haben, sie in allen Theilen zu durchziehen. Allein nach eben diesem Propheten war sie nicht sehr volkreich; sondern hatte nur 120000 Seelen, d. i. so viel als Berlin: welches von Wien zweymal, und von Paris sechsmal übertroffen wird. Allein es waren auch Gärten und Felder die Menge in ihrer Ringmauer.

Babylon war nach Herodots Berichte, der selbst da gewesen, eben so groß, d. i. 480 Stadien im Umfange. Vielleicht ist es aber auch nicht volkreicher gewesen. Von seinen Mauren, dem Tempel Bels, den hängenden Gärten, seiner Brücke über den Euphrat, u. d. m. wird hier auch gehandelt; weil man das Wachsthum und die Vollkommenheit der Künste daraus abnehmen muß. Der Tempel des Belus soll ein Stadium hoch, d. i. 600 Fuß, oder 300 Ellen hoch gewesen seyn, d. i. ungefähr viermal

höher, als der Wiener Stephans, und der Straßburger Münsterthurm. Der Umfang war dieser Höhe angemessen. Xerxes hatte ihn ganz niedergerissen: und Alexander wollte ihn wieder aufbauen. Er ließ 10000 Arbeiter zwey Monate arbeiten, um den Platz zu räumen, und die Bruchstücke weg zu schaffen: und doch konnten sie nicht damit fertig werden. u. s. w.

Die Aegypter haben es in allen Künsten viel weiter gebracht, als die Babylonier. Ihre Pyramiden, Prachtkegel, Tempel, und ihr Labyrinth sind große Denkmäler ihrer Baukunst. Der Herr Verfasser handelt von allen ausführlich. Er zeiget wie es möglich gewesen, solche ungeheure große Steine, die oft 30 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und 3 Fuß breit waren, so hoch in die Höhe zu heben. Denn z. E. die große Pyramide hat am Fuße, auf einer jeden Seite 660 Fuß, rings herum also 2640 Fuß, und in der senkrechten Höhe 500 Fuß. Sie war also irgend noch einmal so hoch, als unser Niklasthurm, der 125 Ellen, oder 250 Fuß hoch ist. Oben auf hat sie noch itzo einen viereckigten Platz, der 16 Fuß lang und breit ist. Ihr körperlicher Inhalt ist also 13590 kubische Klastern, zu 6 Fuß lang gerechnet. Nach Herodots Berichte haben 100000 Menschen 20 Jahre daran gebauet, und sind alle 3 Monate von andern 100000 Arbeitern abgelöset worden. Die Maschine, womit sie die Steine von einer, zwey Ellen hohen Stufe, auf die andere gehoben haben, ist hier sehr begreiflich in Kupfer vorgestellet worden.

Von

Von ihrer Bekleidung mit Marmor iſt hier gleichfalls eine ſchöne Beſchreibung, ſo wie auch von dem Innern der Pyramiden, und ihren Abſichten, zu Erhaltung ihrer Leichname: ungeachtet die Könige, ſo ſie gebauet, dieſelbe nicht erreichet, ſondern ein Haß und Fluch des Volkes geworden, welches ſie ſo tyranniſch dazu gezwungen hatten. Der Labyrinth, und die Bauart ihrer älteſten Tempel iſt hier auch ſehr deutlich vorgeſtellet. Wir theilen den letzten auf dem Kupfer dieſes Monats mit. So rauh und unförmlich derſelbe noch iſt, ſo iſt er gleichwohl das Muſter aller derer geweſen, die nachmals von den Griechen aufgeführet worden. Dieſe haben nur beſſere Verhältniſſe und Zierrathe anbringen können; im Weſentlichen aber alles beybehalten. Und von dieſer ihren Künſten handelt das III. Hauptſt. zwar kurz, doch zulänglich; wobey wir uns aber nicht verweilen können.

Im III. B. wird von den Wiſſenſchaften gehandelt. Hier kömmt nun erſtlich die Arzneykunſt, ſo dann die Sternkunde der Babylonier, Aegypter und Griechen; ferner die Meßkunſt und Mechanik obiger dreyen Völker; weiter die Erdbeſchreibung, vor, womit dieſes Buch ſchließt.

Im IV. B. wird von der Handlung und Schifahrt gedachter Völker, und ſonderlich der Phönizier, geredet. Das V. B. geht die Kriegskunſt der Aſſyrer, Babylonier, Meder, Syrer, Aegypter und Griechen durch. Das VI. handelt von Sitten und Gebräuchen der Aſiater, Aegypter und Griechen; wobey auch die Spiele der letztern vorkommen. Zum

Beſchluſſe folgen die Abhandlungen des Herrn V. 1) Von den alten Maaßen und Münzen. 2) Von der Chaldäer aſtronomiſchen Perioden. 3) Von den Alterthümern der Babylonier, Aegypter und Chineſer. 4) Von einer Stelle Herodots im II. B. 142. Cap. 5) Auszug aus den chineſiſchen Geſchichten vom Herrn le Roux des Hautes-Rayes, Kön. Prof. Ein jeder wird leicht ſehen, daß ein ſolches vortreffliches Werk ſehr werth ſey, geleſen zu werden.

IV.

Briefe, die Einführung des engländiſchen Geſchmackes in Schauſpielen betreffend; wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neue Litteratur betreffend, geantwortet wird.

Frf. und L. 1760. in 8.

Der bekannte Verfaſſer der Briefe aus der neuen Litteratur, hat ſeine gebietheriſche Dictatorwürde auf dem deutſchen Parnaß, unter andern neulich, auf eine ſehr merkliche Art ausgeübet. Nachdem er ſeine Miß Sara Samſon den Deutſchen geliefert, die ganz auf den brittiſchen Horizont eingerichtet iſt, und gleichwohl bey gewiſſen brittenzenden Leſern (denn geſpielt wird ſie wohl nicht viel ſeyn) zu gefallen geſchienen: ſo glaubte er nunmehr ſchon berechtiget zu ſeyn, den Deutſchen die ganze Wildheit der brittiſchen Bühne aufzudringen. Da er nun hiebey vorherſah, daß ihm die

die Liebhaber der weit geſundern franzöſiſchen Bühne zuwider ſeyn würden; ſo hat er geglaubet, er müſſe ihnen vorher dieſes vernünftige und regelmäßige Theater verleiden. Dieſes deſto beſſer zu bewerkſtelligen, hat er geglaubet, er müſſe zuförderſt den vermeynten Einführer deſſelben, unſern Herrn Pr. Gottſched, mit ſeiner kritiſchen Geißel recht coſakiſch verfolgen.

Die Gelegenheit dazu hatten ihm die Verf. der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gegeben: indem ſie geurtheilet: daß dieſer Gelehrte um die Verbeſſerung unſrer Schaubühne einige Verdienſte hätte; welches ihm wohl niemand abſprechen würde. Ein ſolcher kritiſcher Ausſpruch, zumal von Männern, die gar keine blinde Anhänger von jemanden ſind, war ſeinen Abſichten ganz zuwider. Er ergriff alſo muthig die Feder, um denſelben ganz nieder zu ſchlagen. Er erkläret ſich kurz und rund für denjenigen Niemand, der ſolches läugnete; und ſetzet hinzu: Es wäre zu wünſchen, daß ſich Hr. G** mit dem Theater niemals vermenget hätte. Eine ſo herzhaft grobe, und kritiſch plumpe Sentenz nun, ſah ſeinem Charakter zwar ähnlich; hat ihm aber unlängſt dieſe Vertheidigung, Hrn. G.** oder Widerlegung ſeines Urtheils zugezogen.

Ehe wir aber von ihrem Inhalte nähere Nachricht geben, wollen wir vorher noch einen Punkt berühren, den dieſe Vertheidigung ganz mit Stillſchweigen übergangen hat. Wenn wirs gleich für keinen Schimpf halten, die franzöſiſche Bühne in Deutſchland eingeführet, oder bekannt gemachet zu

ter Leute Licht verlöſchet nimmer nicht. Opitz. Schrecklich, greulich, grauſam werden in Zuworts-art oftmals gar übel zu ſolchen Dingen geſetzt, da ſie ganz unnatürlich ſind, als: Er war ſchrecklich luſtig, ꝛc. Wenn etwas mit ſonderbarer Beweglichkeit ſoll ausgedrucket werden, ſo pflegt man das bewegende Wort mit Zwiſchenſetzung und aber, oder und abermals zu wiederholen, oder man ſetzt mehr als, z. E. O! verflucht und aber verflucht iſt, wer GOtt erzürnt. Ich bin mehr als Unglücksvoll Opitz. Die reimenden Redensarten ſind im Deutſchen ſehr gebräuchlich, und lauten wohl (*). Das 8. Capitel hält die Fügung des Fügeworts in ſich, und hiermit wird das dritte Buch beſchloſſen.

Das vierte Buch, welches vordem beſonders heraus gekommen, iſt eine Abhandlung von der Deutſchen Vers- oder Reimkunſt, und beſtehet aus drey Büchern, deren jedes wieder in ſeine Capitel getheilet iſt. Vorne an ſtehet Harsdörfers Urtheil über dieſes Buch. Er zeigt darinn mit unterſchiedenen Exempeln, daß Franzoſen, Italiäner und Spanier kein gewiſſes Maaß der Länge und Kürze in ihren Verſen beobachteten. Ferner lobet er, daß wir ſo viele Reimarten hätten, als irgend nur eine Sprache aufbringen könnte. Zuletzt wirft er dem Horaz vor, daß er die Metaphora im folgenden Vers nicht fortgeſetzt: Et male tornatos incudi reddere verſus.

(*) In unſern Ohren klingt es itzo nicht mehr ſchön, wenn man immer ſo künſtlich reimt. Es iſt ein kindiſches Spielwerk, darinnen nichts wirkliches ſteckt. Doch nehmen wir einige ſchon eingeführte Redensarten aus, als: Er hat Saft und Kraft, u. a. m.

haben: so ist doch Herr Prof. G. gewiß nicht der erste gewesen, der sich dieses Verdienst erworben hat. Es sind bereits vor hundert und mehr Jahren, sehr viele von den besten Stücken des Corneille, und Racine, sodann auch des Moliere übersetzt gewesen, und öffentlich aufgeführet worden. Ein Mann, der von der neuen Litteratur Profeßion machet, sollte doch das wohl wissen: zumal, da ihm Hr. Pr. G. in dem nöthigen Vorrathe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Deutschen, alle diejenigen aufrichtig bekannt gemachet, die darinn seine Vorgänger gewesen. Er hätte es also, ohne Doctor Fausts Hexerey zu Hülfe zu nehmen, wohl wissen können; daß der Cid schon 1650, 1655. 1659 und 1699, der Horaz 1662, der Polyeuct 1669 und 1673, Rodogune 1691, Sertorius 1694 und Brutus 1699, alle, ehe Herr Pr. G. geboren gewesen, übersetzet und gedrucket, auch gespielet worden.

Eben so war Cinna 1702 und 1724, Amor der Arzt 1670, der eingeb. Jahnrey, die lächerlichen Spröden und Dandin eben in dem Jahre, wie Tartüffe 1728; der ganze Moliere aber 1694 schon deutsch heraus gewesen, und gespielet worden. Vom Racine waren ebenfalls Alexander 1692, 1706 und 1720, wie Athalie 1694 heraus gewesen: wie denn auch Boursaults Aesopus bey Hofe und in der Stadt schon 1717 und 1721, und zwar ohne sein Zuthun heraus gekommen.

Allen diesen Vorgängern nun nachzufolgen, war gewiß keine Schande; und die gute Aufnahme, so

sie

ſie mit ihren Arbeiten gefunden hatten, wieſen zur Gnüge: daß den Deutſchen der Geſchmack der franzöſiſchen Bühne nicht ſo zuwider ſeyn müſſe, wie ſich der dictatoriſche Herr **Niemand** einbildet. Alle dieſe alten Liebhaber und Fortpflanzer des franzöſiſchen Geſchmackes, darunter er gewiß auch einige Durchl. Herzoge zu Braunſchweig, Herrn **Anton Ulrichen** und **Ludewig Rudolfen** angetroffen haben würde, hätte er ſeine kritiſche Zuchtruthe zuerſt müſſen fühlen laſſen, ehe die Reihe an Hrn. Pr. G. gekommen wäre.

Doch wir kommen wieder auf unſere Briefe. Der erſte iſt von einem Buchhändler an Hrn. **Niemanden**, und dienet gleichſam zur Einleitung, oder zur Vorrede. Er erzählet, was der 17te Brief aus der neuen Litteratur, für verſchiedene Bewegungen unter einer Geſellſchaft gemachet, die aus einem in Kirſts Harlekin verliebten Mädchen, einem jungen Studenten, der noch nicht weis, wo Barthel Moſt holet, aber ſehr in die heutigen, von lauter Witz und Aberwitz brauſenden Schriften vernarret iſt; aus einem alten Doctor der Arzneykunſt, und ihm, dem Buchhändler ſelbſt, beſtanden. Die Erzählung iſt lebhaft, und hat zum Zwecke, Herrn Niemand zu befragen: ob obige Ausſprüche ſein Ernſt geweſen? Zugleich empfiehlt er ihm den jungen Studenten, als ſeinen Neffen, zu einem eifrigen Parteygänger und Waffenträger.

Der II. Br. iſt von dieſem hoffnungsvollen Candidaten des ſchäumenden Witzes: von welchem Günther gleichſam geprophezihet, als er ſchrieb:

Das that ich, als mein Witz noch ziemlich unreif hieß,
Und als ein siedend Fett, den Schaum voran verstieß.

Er bezeuget dem Hrn. Niemand alle seine Ehrfurcht, Bewunderung und Unterthänigkeit, in allen seinen verwägenen Urtheilen. Er hat sich sonderlich in die, zur Probe eines brittenzenden Stückes, von deutschem Witze gegebenen, wilden Auftritte, vom D. Faust und sieben Teufeln vergaffet. Er feuert ihn durch seinen Beyfall an, dieß ganze Stück bekannt zu machen; meldet ihm auch mehrere alte deutsche Stücke, die seiner Meynung nach, recht Shakespearisch, englisch und wilde, ohne Regel und Ordnung gerathen sind.

Er findet erstlich einen alten Oedipus, dessen ganzer Lebenslauf in einem einzigen Schauspiele vorgestellet worden: darinn seine Geburt, das Orakel, der Sphinx, der Mord und Todschlag des Königes Cajus, die Hochzeit mit der Jokasta, seine Blindheit, ja auch der Brudermord seiner beyden Prinzen aufgeführet worden. 2) Die Zerstörung Jerusalems, tragisch, mit Harlekins Lustbarkeiten. Hier tummeln sich die idumäischen und römischen Husaren brav herum; eine hungrige Mutter frißt vor den Zuschauern ihr eigen Kind; und unter einem entsetzlichen Feuer aus groben und kleinem Geschütze, singen die Juden: Wenn wir in höchsten Nöthen seyn; u. s. w. 3) Das jüngste Gericht; darinn zwar kein Blut und Mord, aber destomehr Teufel mit der ganzen brennenden Hölle vorkommen. 4) Adam und Eva, wo Engel

und

und Teufel genug auftreten, auch die letzten recht luſtige Ballette tanzen. 5) Mammons Sold, darinn Teufel und Tod erſcheinen. u. ſ. w. 6) Der wunderthätige Elias; daraus recht poßirliche Streiche, als der Inhalt aller Handlungen, beygebracht werden.

Alle dieſe Stücke ſollen nun einen guten Anfang einer, vom Hrn. Niemanden erneuerten, recht engliſchen, regelloſen Bühne abgeben. Allein, der junge Herr will auch ſelbſt was von ſeiner Erfindung hinzu thun. Er nimmt daher die wichtigſte Materie vor, die jemals ein menſchlicher Witz abgehandelt hat; nämlich den ganzen Milton. Dieß Stück hebt ſich an vor Erſchaffung der Welt, mit dem Falle Satans und ſeiner Engel; mit der himmliſchen Schlacht, die ſie in die Hölle ſtürzet; darinn die Teufel ſich zur Empörung wider Gott verſchwören; und wo Tod und Sünde ihrem Vater den Ausgang verwehren wollen. Es folget Adams Verführung und Fall; alles Unheil, was die Sünde und Satan in der ganzen Dauer der Welt gewirket; endlich das jüngſte Gericht, und die Höllenſtrafe ſelbſt, bis ein großes Stück in die Ewigkeit hinein; wo der Tod und die Hölle aufhören, und Satan ſelbſt endlich vernichtet wird. Wahrhaftig! ein würdiger Stück hat noch kein Shakeſpear ausgedacht; und zu was für gräßlichſchönen Scenen und Unterredungen wird das nicht Anlaß geben! dagegen D. Fauſts Geſpräch mit 7 Teufeln vom Hrn. Niemand, nur ein kindiſches Getändel iſt.

Der III. Brief ist nun nach diesem lustigen Vortrabe, eine ernsthafte Untersuchung der auf dem Titel angekündigten Hauptfrage: von Einführung des englischen Geschmackes auf unserer Schaubühne. Der Verfasser derselben ist ein D. der Arzneykunst, welcher von Anbeginn, bey der in unsrer Stadt Leipzig, seit 30 und mehr Jahren, gereinigten und gebesserten deutschen Schaubühne, ein beständiger und unparteyischer Zuschauer und Zeuge gewesen. Dieser geht nun Hrn. Niemands kritische Machtsprüche, als ein scharfer Kunstrichter, von Wort zu Worte durch. Und was entdecket er demselben nicht für Uebereilungen, Irrthümer, Bosheiten und andre Vergehungen! Kurz, es bleibt nichts ungeprüfet und unwiderleget: und es wird mit unumstößlichen Gründen dargethan; daß das englische Theater noch sehr roh, unregelmäßig und wild sey: wie alle erste Schaubühnen der Völker, selbst der Franzosen ihre, auch gewesen, ehe sie von guten Köpfen verbessert worden; und daß so wohl die Wälschen, als die Holländer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, eben das gethan, was Herr Pr. Gottsched im Deutschen unternommen, als sie ihre unordentlichen Bühnen haben reinigen wollen.

Wir haben in dem allen ein großes Stück von der Geschichte unsrer dramatischen Dichtkunst, mit Vergnügen darinn angetroffen. Alles, was davon gesaget worden, ist hier in Leipzig allen denen bekannt, die um die Jahre 1725, 1730, 1735 bis 1740 hier schon gelebet, und den Schauplatz besuchet ha-

haben. Wer alſo künftig von der dramatiſchen Dichtkunſt der Deutſchen etwas ausführliches wird ſchreiben wollen, der wird, nebſt des ſel. M. Schulzens Briefen von der Leipz. Schaubühne, und des ſel. D. Stegers Vertheidigung derſelben, auch dieſe Briefe leſen und brauchen müſſen. Die ſeltſame Scene von D. Fauſten mit 7 Teufeln aber, die Herr Niemand ſo ſehr angeprieſen, wird zuletzt in aller ihrer Blöße, als ein abgeſchmacktes Geplauder, ohne Natur und Wahrſcheinlichkeit vorgeſtellet. Kurz, es wird niemanden reuen dieſe theils luſtigen theils ernſthaften Briefe geleſen zu haben.

V.

Auf des Hoch- und Wohlgebohrnen Herrn, Herrn Chriſtoph Ottens, des heil. R. R. Freyherrn von Schönaich, auf Amtitz, mit dem hochgebohrnen Fräulein Henrietten, geb. Reichsgräfinn von Schmettau, auf Pomerzig ꝛc. im Weinmonde des 1759ſten Jahres, glückl. vollzogenes Beylager.

Iſts wahr? Mein Schönaich ſteht in Flammen?
Die Hymens Fackel angeſteckt?
Wer kann die holde Glut verdammen,
Auch da, wo Mars die Länder ſchreckt?
Kein Gott ſtört andrer Götter Thaten:
Ihr Wink regieret unumſchränkt.
Bellona herrſcht bey den Soldaten,
Und Venus wo man zärtlich denkt.

Liegt

Liegt Wahrheit in Homers Gedichten:
So kußte Paris nach der Schlacht.
Der größten Helden Streit zu schlichten,
Ward Briseis ins Zelt gebracht.
Achill entbrennt in Polyxenen,
Und Theseus von der Feindinn Glut:
Dient Herkules nicht seiner Schönen,
Nach oft erwiesnem Heldenmuth?

Vergib der ungestümen Leyer,
Vergnügte Gräfinn, holde Braut!
Wer glaubt daß bey der Hochzeitfeyer,
Dir, vor des Liebsten Neigung graut?
Dein Freyherr, unsrer Dichter Krone,
Der von Apollons Feuer brennt,
Hat oftmals, der Gefahr zum Hohne,
Ein blutig Schlachtfeld kühn durchrennt.

Ich seh ihn noch auf Friedbergs Fluren,
In Herzog Adolphs tapfrer Schaar.
Sein Roß trug ihn auf edlen Spuren,
Wo Graf Kutovski Feldherr war.
Doch regte seinen muntern Busen
Der Castalinnen sanftre Glut:
Vielleicht entzog der Trieb der Musen,
Ihn Mavors gar zu strenger Wuth.

Er sang von Hermanns Heldenthaten,
Der deutscher Freyheit Retter war.
Hier stellt er Waffen und Soldaten,
Und Blut und Leichen lebhaft dar!
Wie kann ein Pinsel Schlachten schildern,
Der keiner Wahlstatt Graus gesehn?
Nur Schönaich malt in starken Bildern,
Was ihm vor Augen oft geschehn.

Laß, Muſe! mich in kleinern Riſſen,
Des groſſen Hermanns Nachbild ſehn!
Laß mich den weiſen Barden wiſſen,
Der Galliens Verfall geſehn;
Der Deutſchlands fremde Sucht betrauert,
Die tapfrer Völker Kräfte brach;
Der Fürſten Zwietracht ſehr bedauert,
Und Hermanns Schwerte Sieg verſprach.

Dann laß uns Marbods Hof erblicken,
Der Roms verſallne Sitten wies;
Den Günſtling, der mit ſchlauen Tücken,
Mathilden trüglich buhlen hieß.
Zeig uns die Schwachheit blöder Prinzen,
Die falſcher Diener Sclaven ſind;
Bis auch die Wohlfahrt der Provinzen,
Verfall und Untergang gewinnt.

Entwirf uns Siegmars weiſes Rathen,
Und der Cherusker jungen Held:
Den jener, nach viel Heldenthaten,
An ſeiner Statt zum Haupte ſtellt.
Wie neuer Muth das Heer belebet,
Den Römern Fall und Tod zu dräun;
Wie Varus ſich umſonſt beſtrebet,
Germaniens Tyrann zu ſeyn.

Laß uns Segeſthens Meyneid ſehen,
Den Roms Gewalt und Gröſſe reizt;
Daß er mit ſträflichem Vergehen,
Nach eigner Knechtſchaft blindlings geizt.
Laß uns der Zwietracht Donner hören,
Die wütend auf die Alpen tritt;
Und, beyder Heere Bund zu ſtören,
Komm auch zugleich die Rache mit.

Wirf ihre Fackel in die Eichen;
Ein Hirsch bewirke Zwist und Schlacht:
Darinn die stolzen Adler weichen;
Ganz Rom erschrickt, und Deutschland lacht.
Doch was? Mein Blatt ist viel zu enge,
Ein Pinsel faßt keinen Caucasus.
Wer glaubt? daß solcher Thaten Menge,
Ein kurzes Lied beschränken muß.

So sang dein Schönaich in die Seyten,
Die selbst Kalliope gespannt;
Bevor ihn deine Lieblichkeiten,
Erhabne Schmettau! noch entbrannt.
Ganz Deutschland fand, in seinen Tönen,
Sein allererstes Heldenlied:
So viele sich, von seinen Söhnen,
Vor Ihm, um solchen Ruhm bemühe.

Der Pindus krönte seine Scheitel,
Mit unentweihter Lorbern Pracht.
Und aller Neider Gram ist eitel,
Denn Hermann strahlt in neuer Tracht.
Der Schatten schwindt; ein Körper bleibet:
Die Nachwelt ehrt dieß Seytenspiel:
Trotz allem, was ein Lästrer schreibet!
Nur Bav verschmähte den Virgil.

Wo bleibt sein Heinrich? Wo Zarine?
Und wo manch andres Trauerspiel?
Das auf der deutschen Heldenbühne,
Gerührten Seelen wohl gefiel.
Ach! ists es, Schönste der Gräfinnen!
Die Menschlichkeit im Herzen fühlt;
Dein Auge wird von Thränen rinnen:
So ist des Dichters Zweck erzielt.

Nun

Nun singt, ihr Musen, Seine Liebe!
Ihr wißt, sie brannte treu und zart;
Wiewohl die Macht der süßen Triebe,
Nach langer Zeit, erst glücklich ward.
Bellonens Wuth schien sie zu stören;
Doch vielmals hilft ein doppelt Gift.
Sie tobt nur, Beyder Lust zu mehren,
Nun Glück und Wunsch zusammen trifft.

Wie dort Centauren und Lapithen,
Bey Pyrithoens Hochzeitmaal,
In solche Raserey geriethen,
Daß jeder eine Schöne stahl:
Sie zürnen, daß man bey dem Feste,
Kein Opfer für den Mars gespürt:
Gleich wird durch die verwägnen Gäste,
Dem Bräutigam die Braut entführt.

So wär es dir beynah mislungen,
Bestürmter Freyherr, als die Wuth
Der Reußen in das Land gedrungen,
Wo deine Tapferkeit geruht.
Lapithen von dem Wolga-Strande,
Centauren von dem kalten Don,
Verjagten vom Elyserlande
Dich und die schöne Gräfinn schon.

Ihr flieht in die beglückten Fluren,
Wo Amitz dich zuerst erzeugt:
Die Raubsucht folget euren Spuren;
Denn Kühnen ist das Glück geneigt.
Doch du vertrittst mit tapfern Sinnen
Dein väterliches Ritterpfand.
„Hier ist für euch nichts zu gewinnen!
„Die Lausitz ist kein feindlich Land.

Denn die Drechselbank und der Ambos gehörten nicht in eine Werkstatt. So ist es auch fast lächerlich, sagt er, wenn man eine betrübte und bestürzte Person kunstzierlich redend einführet, da doch die Wahl der Worte bey solcher Person so wenig seyn kan, als der Gegenschein eines Bildnißes in einem trüben Wasser. Dieser Anmerkung hätten wohl viele grosse Dichter folgen mögen.

Nun folget das 1 Buch, darinn die Maaßforschung begriffen ist. In dem 1 Capitel handelt der Anfang von der Poesie überhaupt, und sagt, die Verskunst sey eine Wissenschaft recht und gewismäßiglich die Verse oder Reime zu machen. Er zeigt, warum man die Poesie Vers- und Reimkunst benennet habe, macht aber in der Poesie einen Unterscheid unter der Reim- und Dichtkunst. Jene lehrt die Reden auf mancherley Art zierlich binden: Diese aber die wahre Geschichte mit erdichteten Umständen ausschmücken, oder künstlich verborgene Gleichnisse finden, oder dieses beydes, Geschichte und Erdichtungen auf dem Schauplatz spielweise vorzustellen. Werden also insgemein die Reime mit den Gedichten, die Gedichte aber nicht allezeit mit den Reimen verknüpft: Und ist dieser beyden Stücke höchste Vollkommenheit denen vonnöthen, die Poeten seyn wollen. Das andere Capitel handelt von der Wortzeit, oder Quantität ingemein. Solche ist nach seiner Eintheilung dreyerley, die längere, kürzere, u. mittlere, wie wir schon oben bey der 7 Lobrede gedacht haben. Daß aber in unsrer Sprache eine mittlere Wortzeit sey, d. i. eine solche, die bald eine Kürze, bald eine Länge hat, will er mit den dreyen Worten Beforderniß,

Er-

Dieß Wort besänftigt auch Kosaken:
Ihr Schwarm besitzt ein menschlich Herz.
Die Brüder wilder Haydamaken,
Ermuntern dich zu Lust und Scherz.
Du sollst die holde Schöne küssen,
Die dir bereits verlobet war:
Ihr Lustgeschrey lobt dein Umschließen,
Und stellt die Braut noch schöner dar.

Sey froh! daß auch die rohen Schaaren,
Bey deinem Glück empfindlich sind.
Die Schönheit bändigt auch Barbaren,
Ist gleich manch Christenauge blind.
Sey froh in deiner Schmettau Armen!
Und zückst du noch einmal das Schwert:
So hab auch anderwärts Erbarmen,
Wo man des Krieges Last erfährt.

Vergnügte Väter! seht die Flammen
Beglückter Zweige lächelnd an:
Von ihnen sollen Reiser stammen,
Die euer Haus nicht missen kann.
Ertheilt mit treuer Hand den Segen;
Legt ihres Glückes festen Grund:
So wird auf allen Euren Wegen,
Euch selbst der Vorsicht Segen kund.

VI.

Nachricht, von der in der churfürstl. bayerischen Residenzstadt München, wirklich eröffneten Akademie der Wissenschaften.

München, den 23. Nov. Nachdem Se. Churfürstl. Durchl. ꝛc. ꝛc. an Dero verwichenen

chenen Geburtstag, den 28sten März, zur Erweiterung der wahren Gelehrsamkeit, eine Akademie der Wissenschaften, nach dem Beyspiele anderer Königreiche und Fürstenthümer, allhier zu stiften, und in höchster Person zum Protector derselben sich zu erklären, gnädigst geruhet haben: so sind, neben zahlreicher Erscheinung der anwesenden ordentlichen Mitglieder, in Gegenwart der churfürstl. Minister, Seiner Excell. des Hrn. Kammerpräsidenten, Grafen Emanuels von Törring, des Reichs Erbtruchsessen, Hrn. Grafen von Zeyl, des Hrn. Grafen Siegmunds von Haimhausen, Bergcollegii-Präsidentens, des geheimen Raths-Kanzlers, Hrn. Barons von Kreitmayr, u. des Hrn. von Hofstätten, Hofkammerdirectors; dann der Herren Grafen August von Törring, Siegmunds von Spreti, und des Malteserritters Hrn. du Buat, als sämmtlichen Ehrenmitglieder, die ordentliche Versammlung den 20sten dieses Vormittags eröffnet worden. Als der Hr. geheime Rathskanzler die churfürstlichen Absichten erkläret hatte; und das Decret des Präsidenten, zu welchem Se. churfürstl. Durchl. für dieses Jahr den Hrn. Grafen von Haimhausen ernennet haben, verlesen worden, eröffnete man der Versammlung: daß die Stelle eines Vicepräsidenten der Hr. Baron von Kreitmayr angenommen, und der Secretär der Akademie, Hr. Hofrath Lori, in der historischen, der Bergrath Hr. von Limprunn aber in der philosophischen Klasse zum Director, und Hr. Hofkammerrath Stubenrauch zum Zahlmeister für dieses Jahr wäre gewählet worden. Nach ab-

geleſenem Verzeichniſſe der 80 Mitglieder, aus welchen die Akademie dermalen beſteht, wurde befohlen, die von Sr. churfürſtl. Durchl. für den Preis des künftigen Jahres beſtimmte Aufgabe kund zu machen, deren Inhalt iſt: **Die Beſchreibung des Lebens und der Thaten Pfalzgraf Ottens von Wittelſpach, Herzoges in Bayern:** und zugleich beliebte man aus der philoſophiſchen Klaſſe die Frage aufzuwerfen: **Welches iſt die vortheilhafteſte Bauart der Oefen und Pfannen bey Salzſiederwerken?** Alle, die nicht Mitglieder ſind, können mitarbeiten, und die gründlichſte Auflöſung einer jeder dieſer zwey Aufgaben wird den 12. Oct. 1760 mit einer Schaumünze von 50 Ducaten gekrönet werden. Die Schriften ſoll man in lateiniſcher oder deutſcher Sprache, bis Ende des Julius an den Secretär der Akademie, mit Benſetzung einer Deviſe, und des verſiegelten Namens des Verfaſſers einſenden; wovon man den allein eröffnen wird, deſſen Schrift den Preis erhält: es wäre dann von den Verfaſſern beſondere Erlaubniß hierzu ertheilet worden. Beym Beſchluſſe der Verſammlung hat der Ritter, Hr. von Buat, eine Abhandlung von einem Grafen Luitbald, welcher zu Zeiten Karls des Großen in Oberbayern berühmt, und aus dem, in dem Lege Bojoariorum bekannten Geſchlechte derer Huoſi entſproſſen war, zum erſtenmal abgeleſen: wovon man den im 907. Jahre gegen die Hunnen gebliebenen bayeriſchen Markgrafen Luitbald, und ſofort die Grafen von Scheuern und Wittelſpach, durch gründliche Vermu-

muthungen ableiten kann. Des merkwürdigen Inhalts wegen, wird dieser ganze Aufsatz zu seiner Zeit öffentlich bekannt gemachet werden.

Aus folgendem Formulare wird man sehen, wie von dieser churfürstl. Akademie die neuen Mitglieder ernennet werden *):

AVSPICIIS SERENISSIMI PRINCIPIS
MAXIMILIANI JOSEPHI
BOIORVM DVCIS ELECTORIS, COMITIS
PALAT. RHENI, rel. ELECTORALIS
ACADEMIAE SCIENTIARVM BOICAE
PROTECTORIS CLEMENTISSIMI.

Virum clarissimum suisque titulis & honoribus ornandum N. N. Electoralis Academiæ Socium extraneum hoc diplomate nobis adjungimus, eumque ex ejus decreto in acta relato; honorum & privilegiorum, quibus illa aucta est, participem esse declaramus. Cujus rei ut publica fides existat, diploma hoc sigillo Academiæ munitum, eidem tradi jussimus. Monachii, die XXIX. Nov. Anno MCCCLIX.

(L. S.)

Sigismundus Comes ab Haimhausen.
m. ppr.
Aloysius B. Kreittmayr.
m. ppr.
Georgius Lori.
m. ppr.

*) Wie dergleichen unserm Hrn. Prof. Gottsched unterm 29sten Nov. 1759. zugefertiget worden.

VII.

Anfrage, an die Verfaſſer des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, aus einer berühmten Handelsſtadt, wegen einer Stelle aus einer Predigt über 1 Corinth. I. 10-13. die in der Vacanz des ſel. Hrn. Paſt. Swietlizki gehalten worden. Dabey der Verfaſſer gerne wiſſen möchte, ob er die Sachen übertrieben habe, und wie ihn einige beſchuldigen wollen, in den Fehler, den man Schwulſt nennet, verfallen ſey, oder nicht?

Die Stelle ſelbſt lautet ſo:

Die meiſten Menſchen ſuchen und ſetzen die Größe in Reichthum, Pracht, Hoheit, Anſehen, Ehre und Ruhm vor der Welt. Daher herrſchet überall und ohne Unterlaß eine ehrgeizige Eiferſucht, es einander an Pracht und Ueppigkeit, an Trotz und Uebermuth, an einem ſtolzen Aufzuge, an der Menge der Bedienten, an koſtbaren goldenen und ſilbernen Geräthſchaften, Mobilien, Juwelen, Schildereyen, Tapezereyen, und anderm dergleichen prächtigen Plunder zuvorzuthun, um, ihrer Meynung nach, größer und vornehmer zu werden, als ihre Mitbürger ſind. Allein, nach dem Urtheile der Klugen, iſt nur derjenige ein wirklich großer Mann, der ſich aus allem dieſem weltlichen und eiteln Plunder nicht das geringſte machet, und bey dem größten Ruhme und Ehre dieſer Welt gleichgültig

gültig und gelaſſen, beſcheiden und demüthig bleibt. Und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, war der ſel. Hr. Paſtor am lobenswürdigſten. Seine gründliche Gelehrſamkeit, ſeine weitläuftige Beleſenheit, ſeine bewundernswürdige Kenntniß mancherley Sprachen, ſeine angenehme und männliche Beredſamkeit, ſeine ungemeine Gabe der Deutlichkeit, ſein erbaulicher, und von einem brennenden Eifer, nach dem ewigen Heile der Menſchen, zeugender Vortrag, ſeine ungehäuchelte Frömmigkeit, ſeine geprüfte und bewährt erfundene Geduld, ſeine Standhaftigkeit und Gelaſſenheit bey den Widerwärtigkeiten und Leiden dieſer Zeit: das alles ſind Sachen, die bekannt genug ſind; ſie brauchen meines Lobes nicht, ſie loben ſich von ſelbſt. Allein, alle dieſe löbliche Eigenſchaften erhielten ihren rechten Werth von ſeiner Demuth: und das, was ihn zu einem großen Manne machte, war ſeine Beſcheidenheit. Er kannte ſeinen Werth nicht; er erblickte an ſich ſelbſt nichts, als Unwürdigkeit und Schwachheit, und dachte mit dem Apoſtel: wo ich mich ja rühmen ſoll, ſo will ich mich meiner Schwachheit rühmen. Er ſah nur auf Gott, den Vater des Lichtes, von welchem alle gute Gaben, und alle vollkommene Gaben von oben herabkommen. Nicht mir, Herr, (ſo dachte er beſtändig) nicht mir, Herr, ſondern deinem Namen die Ehre! Er war viel zu beſcheiden, als daß er ſich einem Paulus oder Apollo hätte gleich ſchätzen ſollen. Und wo iſt auch der Lehrer, der ſich eines ſo außerordentlich feurigen und brennenden Eifers, wie ehemals Paulus, ſollte

rühmen können; der, für seine Brüder nach dem Fleische, von Christo verbannt zu seyn wünschte? Wo ist der Lehrer, der sich erkühnen wollte, mit dem großen Apollo in einem Paare zu gehen? Wo ist der Lehrer, der so, wie diese großen Männer, seinen Worten mit göttlichen Wunderwerken den rechten Nachdruck zu geben wüßte? Dessen allem ungeachtet, wenn ich ihn als einen treuen evangelischen Lehrer betrachte, so glaube ich, ohne Nachtheil der Bescheidenheit des sel. Mannes, ihm mit Recht folgendes Lob ertheilen zu können:

Er vereinigte, nach dem Maaße der Gnaden betrachtet, so ihm von Gott verliehen war, den erleuchteten Eifer eines Paulus, mit der geheiligten Beredsamkeit eines Apollo. Sein Wort, oder daß ich recht sage, Gottes Wort, das Gott durch seinen Mund verkündigte, war in seinem Munde wie ein Feuer, und in seiner Hand, wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Wollte jemand so ungerecht seyn, und ihn dieses gegründeten Lobes in seinem Grabe nicht mit Frieden genießen lassen: so wird diese Kanzel, daraus so oft die feurigsten Stralen seines Eifers als ein Blitz herausfuhren, und die Herzen der Menschen entzündeten, so daß sie von Andacht, Glauben und Liebe zu Gott, als eine Flamme des Herrn brannten; so werden diese Mauren, die so oft von seinem beredten und durchdringenden Worte ertöneten; so wird dieser johannitische Tempel, der so oft von seiner rührenden und erweckenden Stimme, wie von einer Posaune erschallte;

schallte; und damit ich noch mehr sage: so werden diejenigen Seelen, bey denen das Wort des Lebens, so er ihnen im Namen Jesu verkündigte, einen seligen Eindruck gefunden, und die zum Theile nunmehr schon mit ihm vor Gottes Throne stehen; so wird diese ganze christliche und hochansehnliche Gemeine, die nunmehr den Tod ihres Hirten mit allem Rechte beweinet; so wird diese ganze Stadt, die an ihm einen verdienstvollen und wahrhaftig großen Mann verlohren hat; alle diese, sage ich, werden sein gegründetes Lob zu bezeugen, und wider Neid und Tadelsucht zu retten wissen.

Hier möchte nun der Verfasser vornehmlich gerne wissen: Ob er aus zween alten Helden den dritten und neuen zusammen gebacken hat, und ob das Lob übertrieben ist, oder nicht?

Antwort auf vorhergehende Frage.

Wenn wir die berühmte Abhandlung des gelehrten Werenfels, vormaligen Lehrers zu Basel: de meteoris Orationis *), noch so aufmerksam nachlesen: so finden wir gleichwohl nicht, daß diese Stelle einer geistl. Rede, des daselbst getadelten Fehlers schuldig sey. Ein erhabenes Verdienst nämlich, fodert auch

*) Die in den eigenen Schriften und Uebersetzungen der hiesigen deutschen Gesellschaft, imgleichen in der unlängst herausgekommenen akademischen Redekunst, Hrn. Prof. Gottscheds, deutsch kann gelesen werden.

ein erhabenes Lob. Wenn nun dieſes dem Charakter des Gelobten gemäß, in vernünftigen und gewöhnlichen Worten ausgedrücket, zwar lebhaft, doch nicht ausſchweifend vorgetragen iſt: ſo ſieht man keinen Schwulſt, weder in Gedanken, noch in Worten. Wir haben zum Theile den ſel. Mann, der hier gelobet worden, ſelbſt gekannt; und alles das an ihm gefunden, was man von ihm gerühmet hat. Man leget ihm einige Eigenſchaften der vormaligen erſten Lehrer des Chriſtenthums bey; den Eifer eines Paulus, und die Beredſamkeit des Apollo. Was iſt aber darinn verwerfliches? Wäre dieß tadelhaft: ſo müßte man niemanden mit andern belobten Männern vergleichen. Es iſt alſo ſehr zu beſorgen, daß diejenigen, die dergleichen redneriſchen Zierrath, Schwulſt nennen, den wahren Sinn, und die Art dieſes Fehlers, nicht recht wiſſen, oder aus gewiſſen Abſichten nicht wiſſen wollen.

Erſtes Regiſter.

Der Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Unterſuchung des Urſprungs der Verzierungen, ihrer Veränderung und des Wachsthums deſſelben, nebſt Vorſchlägen zur Verbeſſerung und Richtſchnur aller Zierarten 22. 93. 175. 262

Vitruvs V. Hauptſtück des VII. Buches verdeutſcht 34

Freytags Nachricht von einem deutſchen Maittaire 69

Hofmanns Nachricht vom dem Cometen, welcher ſeit dem 25. Dec. 1758 geſehen worden 71

Fabel aus dem Indianiſchen. Nach dem B. de l'Eſprit 78

Verzeichniß vieler Gebohrnen und Verſtorbnen aus dem 1758. Jahre 80

Nachricht vom neuen Lehrgebäude der Diplomatik 114

Larmes Verſées ſur le Tombeau de Madame la Baronne d'Oberg &c. 227

Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen des 1758. Jahres aus verſchiedenen mittlern Städten 239

Antwortſchreiben des Herrn Duc le Galean, Marquis des Iſſards, an den Vorſteher der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig 293

Sympathiam, Attractioni et Gravitati ſubſtituit, &c. G. M. Boſe 312

Ermäßigung, Anweſenheit beweiſen. Denn hier ſage ich bald:

Und thut Beſordernis, bald:

Gönne Beſordernis allen von Herzen. So auch:

Nicht ohn Ermäßigung, und

Wolle mit reifer Ermäßigung achten. Wie auch:

Harr auf Anweſenheit, und

Hoffet Anweſenheit, liebeſte Freunde, u. a. w.

Da alſo die Endungen niß, ung, und heit lang und kurz könnten gebraucht werden, ſo müſten ſie eine mittlere Wortzeit haben. Das dritte Capitel giebt zu erkennen, welche Wörter oder Sylben an ſich kurz ſind. Erſtlich alle zufällige Endungen. 2. Die ſechs unabſonderlichen Vorwörter, be, ent, er, ge, ver, zer. 3. Die letzte Sylbe in allen zweyſylbigen gedoppelten Wörtern, wenn ſie ein Selbſtändiges (ſubſtantivum) iſt, als Jahrmarkt. Doch wenn ſie verlängert worden, wird die erſte Sylbe kurz, die andere lang, und die dritte kurz, als Eckſteine. 4. So oft aber die letzte Sylbe in den gedoppelten ein Adiectivum iſt, ſo iſt ſolches Adiectivum lang, und die erſte Sylbe kan kurz gebraucht werden, als Sanftmuth, ſanftmüthig. Dieſes hat auch ſtatt in den gedoppelten dreyſylbigten, da die letzten beyden Sylben ein Subſtantivum ſeyn, als Geldmittel. 5. Alle zwey-

Nachtrag der Gebohrnen und Verſtorbenen im 1759. Jahre aus mittlern Städten 318
Reiskens Anmerkungen über des berühmten P. Corſini Erklärung zweer alten griechiſchen Aufſchriften 323
Grabſchrift auf den Biſchof von Cracau, Herzog von Severien Grafen Zaluski 337. hiſtoriſche Lobſchrift deſſelben 338. 461
Epiſtola D. Richteri ad virum illuſtr. Trillerum 346. 427
Mahometh, ein Gedicht 388
Der Bauerknabe, ein Gedicht 395
Lettre de M. Rouſſeau à Mr. de Voltaire 444
Nachricht eines neuen Verſuchs von der Verwandlung des Getraydes 506
Nachricht von einer neugeſtifteten churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften 514. 628
Die Gelaſſenheit, ein Gedicht 537
Die Ewigkeit Gottes 609
Des königl. Hofmalers Hrn. Müllers Lebensumſtände 616
Popens Ode eines Sterbenden 758
Der Tod Hrn. Otto Burkard Menkens beklaget von Hrn. D. Joh. Ludw. Conradi 759
Ariſtarch ein Gedicht 780
Das Orgelwerk, eine Fabel 790
Die Linde, ein Lied 797
Nachricht aus Wien von einem allda entdeckten merkwürdigen Alterthume 805
Antwort auf bevorſtehendes Schreiben 814
Auf des Freyherrn von Schönaich Beylager mit Fräulein Henrietten, geb. Gräfin von Schmettau 923
Nachricht von der Churbayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften Eröffnung 928
Anfrage an die Verfaſſer des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit 932
Antwort auf vorhergehende Frage 935

Zweytes Regiſter,
der Auszüge der Schriften.

A.

Abbildung der gelehrten Welt 885
Anfrage aus dem dreßdn. Anz. II. Bl. dieſes Jahres 76
Anzeige, daß der im Jahre 1682 erſchienene, und vom Halley auf gegenwärtige Zeit vorher verkündigte Komet wirklich ſichtbar ſey, und was er künftig für Erſcheinungen haben werde 150
Artikel aus dem 24. Bande der Acad. des Inſcript. et belles Lettres 11. 371. 413. 492. 629. 695. 762. 840. 900

B.

Bougeants Hiſtorie des 30jährigen Krieges II. Theil 362. III. Theil 860
Briefe, die Einführung des engliſchen Geſchmacks in Schauſpielen betreffend 916

C.

Caylus Betrachtungen über das Einbalſamiren der Aegypter 762. 840. 893
Chriſteis, hoc eſt Acta Apoſtolorum 456
Chriſt und der Philoſoph 792
Clemmii principia cogitandi 297
Cramers poetiſche Ueberſetzungen der Pſalmen mit Abhandlungen über dieſelben 475

D.

Dalins Geſchichte des Reichs Schweden 1. Theil 821
Dictionary an engliſch and ſwediſch, wherein the generality of Words and various ſignifications are renderd into Swediſh and Latin &c. 185
Diſſertatio hiſtorico-critica de moribus juventutis ſcholaſticæ in Academia Attica &c. 204

Zweytes Register.

E.

Ehrengedächtniß des Jubelfestes Hrn. Willh. Mattfelds, Oberalten zu Hamburg, nach geführtem 50jährigen Ehestande 158
Einleitung in die höhere Weltweisheit zum Gebrauche der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften 434
Epistola de ritu ignis in natali S. Johannis Baptistæ accensi 396
Ergötzung bey müßigen Stunden aufs 1759. Jahr 303
Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungskunst, Arzneykunst und Sitten 141
de l'Esprit, dessen acht und zwanzigstes Hauptstück aus dem dritten Disc. von den Eroberungen nordischer Völker 45. 269

F.

von Fontenelle auserlesene Schriften, von mehr als einer Welt 799

G.

Gebauers portugiesische Geschichte 645
Gedanken über die Glückseligkeit des menschl. Lebens 785
Genealogisches Wörterbuch 638
Geschichte der hebräischen Dichtkunst 413. 492
Geschichte des im 1756. und 1757. Jahres in Deutschland geführten Krieges 542
Gottscheds akademische Redekunst zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen 479
Gottscheds Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste 743

H.

Haids neue Sammlung von Bildnissen 325
Hartmanns Abhandlungen von der Aehnlichkeit der elektrischen Kraft mit Donner und Blitz 653
Helvetische Nachlese 777
Heinzens Anmerkungen über des Hrn. Pr. Gottscheds deutsche Sprachlehre 546
Histoire de Nicolas I. Roy du Paraguay et Empereur des Mamelucs 105

Zweytes Regiſter.

Hiſtoriæ Latinorum majoris nominis Poetarum ſpecimen I. 217
de Homœotelevtis Germanorum poeticis 235
Horazes gerettete Ehre gegen eine ſchlechte Beurtheilung vom Hrn. D. und Prof. Will 702

J.

Iphigenie, la petite, Parodie de la Grande 873
Iſcrizioni greche, ſpiegazione di due antichiſſime, 222

K.

Kaufmann ein Menſchenfreund 559
Kleinii ſtemmata avium, quadraginta tabulis æneis ornata 485
Körners Sammlung etlicher Predigten 623
Komiſches Theater von S. 869
Kramers nieuw needer-hoog-duitſch, en hoog-neederduitſch Woordenboek 689
Kretſchens poetiſcher Verſuch vom Menſchen 752

L.

Lamberts gelehrte Geſchichte der Regierung Ludewigs des XIV. aus dem Franz. überſetzt 287
Laugiers, eines Jeſuiten, Verſuch in der Baukunſt ꝛc. 219
Laurentii Beyträge zur Hiſtorie des deutſchen Kriegsweſens und zur Schreibart in Kriegsſachen 39
Lenzens Becmannus enucleatus ſuppletus et continuatus des hochfürſtl. Hauſes Anhalt 1
Lieder und Melodien fürs Clavier 769
Lubini Pomeraniæ et rerum in ea memorabilium brevis deſcriptio 85
Luſtſpiele der Frau von Paſſow 554

M.

Memoires concernant Chriſtine Reine de Suede T. III. 353
der Menſch ein philoſophiſches Gedicht von Popen 750
Mikroſcopiſche Augen und Gemüthsergötzungen 56. 154. 472. 853
Milleri Quæſtionum Scholaſticarum problema 733

Zweytes Regiſter.

von Mirabeau politiſcher und ökonomiſcher Menſchenfreund 770
Müllers hiſtoriſchmoraliſche Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend 606
Muſeo Capitolino T. I. II. III. 245

N.

Nachrichten vom Theater zu Paris 878
Namenbüchel für kleine und große Schulkinder 602

O.

Oetters dritter Verſuch einer Geſchichte der Burggrafen zu Nürnberg von 1273 bis 1276 286
Optimisme, ou Candide, traduit de l'Alemand de Mr. le Docteurs Ralph 527
Origo Saturnalium apud Romanos 391

P.

Palazzo di Caſerta (del real) Dichiarazione dei diſegni 725
Philippi vergrößerter Staat 595
Pitture antique d'Hercolano, qualche ſpiegazione T. I. 163

R.

Racinens Entwurf und Grundriß einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie 371
Rambachs Schickſal der Proteſtanten in Frankreich 538
Redekunſt, ausführliche 880
Rouſſeau Citoyen de Geneve à Mr. d'Alembert de l'Academie francoiſe &c. 63
Ruines des plus beaux Monumens de la Grece par Mr. le Roi 565

S.

Sammlung von Muſcheln, Schnecken und andern Schalthieren 405
Schadens Auszug aus dem Plane zur vortheilhaften Verbindung des vernünftigen Theils des menſchlichen Geſchlechts 231
Schreiben aus Petersburg von dem daſigen Flore der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte 213

Schrei-

Zweytes Register.

Schreiben vom Hrn. Rouſſeau an den Hrn. von Alembert wegen ſeines Artikels Genf in der Encyklopädie 573. 678. 829
Schützens Beurtheilung der verſchiedenen Denkungsarten der alten Dichter 145
Staatsgeſchichte von dem Jahrhunderte 1648 bis 1748. 133
Staatsverfaſſung des Reichs Schweden, unter ſeiner geſetzmäßigen Freyheit beſchrieben 195
Stolterfoths Grundriß einer Geſchichte des Königsreichs Ungarn 575

T.

Theatre des Boulewards T. I. II. III. 137
Träume eines Menſchenfreundes 383

U.

Ulphilæ verſio gothica epiſtolæ Pauli ad Romanos 127

V.

Verbeſſerungen über den Text des 1. Buchs Herodots aus der pariſiſchen Akademie der ſchön. Wiſſenſchaften 629. 695

W.

Walchs Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kirchenverſammlungen 581
Webers deutſche Sprachkunſt 865

Drittes Register, der vornehmſten Sachen.

A.

Abendländer, deren Urtheil über die Mittags- und Morgenländer 269. Widerlegung davon 269
Abgott, welcher in einer Mumie gefunden worden 899
Aboriginer, wo dieſes Wort herkömmt 648
Ackerbau, was denſelben in Verfall bringen kann 774
Adelheid, was ſie geworden, und wenn ſie gelebet 5
Aegypter, wie weit ſie es den Babyloniern in den Künſten zuvorgethan 914

Drittes Register.

Aegyptiſche Denkmäler, was ſie anzeigen 417
Aegyptiſche Geſetze bey den Todten 762
Aegyptiſche Malerey, das Sonderbare derſelben 907
Aegyptiſche Pyramide, die gröſte 914
Aegyptiſches Brennholz, worinn es beſteht 904
Aeſthetik, das Falſche davon 301
Albrecht der Bär, weſſen Stammvater er geweſen 6. welche Fürſten dieſen Beynamen mehr geführt 6. ſein Leben, wer es beſchrieben 7. was er gethan 8
Alphabethiſche Ordnung, wo ſie am dienlichſten iſt 691
Alterthümer, (römiſche und griechiſche) falſcher Glanz derſelben 204
Alte Schriften, wo ihre Dunkelheit herkömmt 822
Am Ende, deſſen Gedicht, Chriſteis, der Beyfall deſſelben 458. die Erzählung, wie er darauf gekommen 459. Eingang des Gedichts 460. Lob des Verfaſſers 462
Ammonshörner, wo ſie gefunden werden 158
Archive, von den Vortheilen derſelben 115
Arzneykunſt, wer ſie erfunden 593
Aſiater, wer die Sklaverey über ſie gebracht 55. warum ſie ein Spott der Europäer ſind 274
Aſphaltus, was er ſey, und wie derſelbe entſteht 894
Atheiſt und Deiſt, worauf ſich beyde gründen 682
Athen, warum es beſtändig ein Tummelplatz von Unruhe geweſen 912
Athenienſiſcher Schauplatz, wie er beſchaffen geweſen 571
Aufruhr der Gelehrten in Athen 210
Aufſchrift eines gefundenen Alterthums in Wien 807. worinnen es beſteht 808. 809. 810
Aufſchriften, zweene merkwürdige aus dem Alterthume 222. 226
Augen, ob ſie ſtärkere Zeugen ſind, als die Ohren 631
Aurelius (Marcus) wo er geſtorben 815

B.

Babylon, die Beſchreibung davon 913
Babyloniſcher Thurmbau, was er für eine Abſicht zum Grunde gehabt 254. Verwirrung der Sprachen daſelbſt 255. was ſie nach ſich gezogen 255

Ball, öffentlicher zu Paris 879
Baukunſt, ihre Verzierung und die Urſachen ihres Verfalls 175. 176. wie ſelbe verbeſſert werden könnte 176. Gleichniſſe und Exempel ſchlechter Verzierungen 177. was daran verwerflich iſt 177. 178
Baukunſt, ihr Urſprung 374
Baukunſt, Kätzer darinnen 102
Baukunſt, wer den Geſchmack davon in Wälſchland eingeführet 94. wer dieſe Meynung beſtritten 94
Baukunſt, wer ſie zur Vollkommenheit gebracht 33
Baumeiſter, (deutſche) wo ſie den beſten Unterricht finden 220. 221
Begebenheiten, wie verſchieden ihre Wirkungen ſind 575. 576
Begräbniſſe, wie viel Arten derſelben die Alten gehabt haben 767. was ſie gekoſtet 767
Beredſamkeit, wie ſie im Buche der Weisheit, in den Büchern der Machabäer, und im letzten Theile des Predigers zu finden 504
Bernſtein, deſſen Kraft 654
Bernthobald, weſſen Sohn er iſt 2. was er großes gethan und wer ihn überwunden hat 5
Beſte Welt, Schluß wider dieſelbe 529. Beweiſe davon 530
Bevölkerung, ob ſie nützlich ſey oder nicht 771
Bibel, die Urſachen, warum ſie ſo viele Große verachten 599
Bibliothek, wer die erſte unter den Regenten errichtet 891
Bildhauer und Maler, wem ſie in Verzierungen nachzuahmen haben 178
Bildhauerkunſt, ihr Anfang 375. 378
Bisthum Camin, die Freyheit deſſelben 89
Bitigilarius, was es heiße 283
Blattläuſe, wie ſie beſchaffen ſind 853. 854
Blitz, deſſen Figuren 665. deſſelben Wirkungen 667. Verhältniß des Wetterſtrals, gegen einen elektriſchen 669. Urſache, warum das Feuer des Blitzes ſchwer zu löſchen 669. Unterſchied der kalten und warmen Schläge 670. Blitze auf der Erde 670
Boſens lateiniſches Gedicht von der Anziehung, Beſchreibung davon 312 - 317

Bougeants Historie des 30jährigen Krieges 364 - 368
Bühne, die französische, in Ansehung ihres Vorzugs vor andern 137. Verfall derselben 138. die Vertheidigung davon 138. 139. Antwort darauf 139. 140. Beschreibung ihrer niederträchtigen Spiele 140
Bühne, die veränderte deutsche, nach der französischen 878
Bühne, was sie für ein Bild ist 832
Bündnisse durch Blut, welchen Völkern sie eigen gewesen sind 587
Burggrafen von Nürnberg, derselben Geschichte 284 - 287
Busbeckische Wörter der gothischen Sprache, wo sie hergekommen 193

C.

Caffeologie, was sie sey 318
Casia, was es für ein Gewürz ist 769
Catilinarische Reden, was sie für einen Vorzug vor des Plinius Lobrede gewinnen 281
Cedernbaum, wie vielerley Säfte er giebt 844. die Wirkung dieser Säfte 845
Ceva, des Jesuiten, Gedicht von Christo, Puer Jesus, das Urtheil davon 458
Chrystallen des Salpeters 857
Churbayerische Akademie, deren Gesetze 516. ganze Einrichtung überhaupt 516 - 526
Citadelle zu Athen, wer deren Vorhof erbauet, und was er gekostet 570
Clarkens Gedicht von Christo, und das Urtheil darüber 458
Clemmens principia cogitandi, die Einrichtung dieses Buches 298. Erklärung desselben 299
Cochenille überhaupt, und die deutsche Art 857
Comet, welcher 1757 und 1758 erschienen ist, wer ihn entdeckt hat 72
Compaß, wie die Franzosen dieß Wort brauchen 640. wie die Deutschen 610
Concilien, wie viel deren sind 583
Corallensalz, auf einem Gläschen 859
Cramers übersetzte Psalmen, Muster davon 477. 478. Beurtheilung derselben 478. 479

der vornehmſten Sachen.

D.

David gegen Moſen gerechnet 493. ob man ihm alle Pſalmen beylegen ſoll 502

Davids Geſänge, wie lange ſie in Juda ſind gebräuchlich geweſen 496. was denſelben ein Ende gemachet 496. wer ſie wieder eingeführet 496

Dädalus, was er erfunden 592

Deiſt und Atheiſt, worauf ſich beyde gründen 682

Deſpotismus, was er hervorbringe 281

Deutſche, ihre Geſinnung gegen das weibliche Geſchlecht 270

Deutſche Buchdruckerey, ihre Jahrbücher 70

Deutſche Bühne, die itzige 555. Nachahmung der franzöſiſchen 536

Deutſche Freyheit, woher ſie entſprungen 56

Deutſche Reime, daß ſie beſſer ſind, als in andern Spr. 238

Deutſche Sprache, ihr Vorzug vor andern 865

Deutſche Verzierungsart 109

Dichtkunſt, wie ſie angefangen 379. ihre wunderbare Verbreitung 380. 381. was ihr Weſen ſey 372. was ſie für eine Sprache iſt 505

Dichtkunſt, jüdiſche, wenn ſie aufgehöret 504. wenn ſie wieder hervorgekommen 505

Diplom, hochdeutſches, wer es ausgeſtellt 9. plattdeutſches und erſtes 9

Donner, deſſen Beſchaffenheit überhaupt 672. Widerſchall deſſelben 673. Wirkung des ſchallenden Donners 673

Dornburg, wer dieſes Luſtſchloß beſitzet, und nach dem Brande wieder erbauet 11

E.

Ebenmaaß, welches Volk ſeine Bilder nach dieſem Muſter verfertiget 28. wer ſie wieder geändert 28

Einbalſamirung der Alten 768

Elektricität, wer dieſelbe zuerſt verſuchet 654. Beſchreibung der Erfindung 655. Nachfolger der Verſuche 656. ihr Nutzen 657. Verſuch mit dem Blitze 657. mit einer Flaſche Waſſer 658. mit einer eiſernen Stange 659. unglücklicher Verſuch 659. Urſachen und Wirkungen derſelben bey Lufterſcheinungen 659. 675. deren Kraft in den Donnerwolken 659. Verſuch mit Kanonkugeln 662. mit Hüner-

sylbige abgeleitete Wörter sind in ihrer Endung kurz, als, lebhaft, Krönung. So oft sie aber ihre zufällige Endungen an sich nehmen, wird die Hauptendung lang, als, lebhafte, Krönungen. 6. Das Wörtgen ge. 7. Das Wörtgen zu, wenn es ein Gerundium oder Supinum anzeigen soll, doch wird es lang, wenn es vor dem be, ent, er, ge, ver, zer stehet. Das 4 Capitel weiset, welche Sylben im Ausreden lang seyn müssen; 1. Alle gedoppelte zweysylbige machen die erste Sylbe lang, als schaunroth; doch die obgedachten Vorwörter ausgenommen. 2. So oft die zweysylbigen dreysylbig werden, ist die mittelste lang, als, Gottlose. 3. Alle einzelne Stammwörter, wenn sie die zufälligen Endungen annehmen, als Häuser, ꝛc. Sonst kan es lang und kurz seyn. 4. Alle Zeitwörter in der vergangenen Zeit; gehöret ꝛc. 5. Die Endung ey, als, Heucheley ꝛc. 6. Der Langlaut, als, Heer, Bär, ꝛc. Das 5 Capitel lehret, welche Wörter kurz und lang können gebraucht werden. 1. Alle einsylbige Wörter. 2. Die einsylbigen Geschlechtwörter, ein, der, die, das, dem, den. 3. Die Vorwörter, ich, du, er, wir, ihr, sie, uns, euch, ꝛc. doch scheinet es artlicher und zierlicher, wenn sie kurz gesetzt seyn. 4. Die Hauptendungen, wenn sie eine kurze Sylbe vor sich haben, als Schäferin. 5. Die aus dreyen einzelnen Wörtern verdoppelt werden, scheinen in jeder Sylbe lang und kurz zu seyn, als:

nerevern 664. Schluß daraus 664. Erſcheinungen, elektriſche, an Thürmen und Schiffen 665. 666. Sicherheit bey der Elektricität vorm Wetterſtrale 667. 668. Exempel 669
Engliſche Sprache, mit welchen ſie übereinkömmt 194
Ernſt, Joachim, wer er geweſen, und was er gethan 10
Europäiſche Sprachen, wo ſie ihren Urſprung her haben 193

F.

Facultäten, wenn dieſelben errichtet worden ſind 206
Feldherr, wer unter allen der größte geweſen 600
Feuer, für was es die Deutſchen gehalten 400
Fiſchſchuppe, wie ſie ausſieht 856
Fontenellens Schriften, fünfte Auflage 799
Frankreich, durch was es in Verfall geräth 774
Frankreichs Ehen 542
Franzöſiſche Bauart, wenn ſie wieder in das Plumpe verfallen 104
— Bühne, wer ſie zuerſt in Deutſchland eingeführt 918
— gelehrte Geſchichte, die Eintheilung davon 291. Beurtheilung der Ueberſetzung 292
— Wiſſenſchaften, wenn ſie am höchſten geſtanden 288
Freret's Vertheidigung ſeiner Prophezeihung 13
Froſch, aufgeſchnittener, was an ihm beſonders zu betrachten iſt 155
Fürſt, die Eigenſchaften deſſelben 597. 598. Vorſchriften darzu 598

G.

Gallier, ihre Hochachtung gegen das weibl. Geſchlecht 270
Galliſche Tapferkeit, woher ihr Verfall gekommen 55
Gebeth, Widerlegung eines Einwurfs gegen die Pflicht deſſelben 626
Gegenſtand bey der Betrachtung des Menſchenfreundes 384. 385. Abhandlung in demſelben 385
Gegenſtand des Dichters 835
Gekrönte Häupter, wie man von denſelben urtheilen ſoll 545
Gelehrte Hiſtorie, Nutzen derſelben 558
Genf, warum daſelbſt keine Komödie geduldet wird 64. Mittel, dieſen Urſachen abzuhelfen 64
Geometrie, wie ſie mit in die Verzierung gekommen 101

Geſang der Judith, deſſen Schönheiten 497
Geſchichtſchreiber, warum ſie unter den Schriftſtellern ſo ſeltſam ſind 277. wie ſich die Chineſer darinn verhalten 278. Exempel davon 278. 279
Geſellſchafs (der Wiſſenſchaften und Tugenden) die Einrichtung davon 232 233. Schriften derſelben 233. was ſie koſten 234. aus was für Mitgliedern ſie beſtehe 234
Geſetzbuch eines Staats, was es für Vortheile haben kan 687
Getrayde, die Verwandlung deſſelben, verſchiedene Fragen davon 506. Beantwortung derſelben 507. 508. 509-512. Nutzen daraus 513
Gewiſſenszwang, ob er erlaubt iſt 684. 685. und in wie fern 686
Glauben und Zweifel, wie weit ſie einander überwiegen 683
Glückſeligkeit, wen der Solon dafür gehalten 634
Gothen, warum ſie die herrlichen Gebäude Roms zerſtöret 94. welches Gebäude zum Beyſpiel dienen kann 94. wo ſie ihr Vaterland gehabt 127
Gothiſche Bauart 95. Kennzeichen von der Unwiſſenheit dieſer Volker 95. Einwendung dawider 95
— Dollmetſchung einiger Kapitel des Briefs an die Römer, wer ſie entdecket 128. wem ſie beſonders merkwürdig ſeyn werden 128. wer von dieſer Entdeckung geweißaget 128. wie es damit zugegangen 129. und was es ſonſt noch in ſich hält 129. 130. auf was für Art und Weiſe dieſes Mſc. an das Licht ſoll geſtellet werden 130. 131. was für Kupfertafeln dabey erſcheinen ſollen 131. wie und wenn es erſcheinen, und was es koſten ſoll 132
— Sprache, wie ſchwer dieſelbe iſt 187
Gottſcheds akademiſche Redekunſt 479
— ausführliche Redekunſt, fünfte Auflage 830
— Handlexicon der ſchön. Wiſſenſch. u. freyen Künſte 743
— Fontenellens auserleſene Schriften, vierte Auflage 799
Grabmäler der Römer, wo ſie dieſelbe hinſetzen 816
Gräber, heilige, in Aegypten 849
Griechen, ihre Dunkelheit im Schreiben 223. Figur der älteſten Buchſtaben 224. Erklärung derſelben 224. 225
Griechenland, wie es in Ordnung gebracht worden 588
Griechiſche Aufſchriften, verbeſſerte Fehler derſelben 334-336

Drittes Regiſter

Griechiſche Baukunſt, warum ſie vor allen Völkern den Preis erhalten 99. wie dieſelbe auf unſre Zeiten gekommen 99
— Lehrer, die Abſchrift davon 205. 206. Endzweck des damaligen Studierens 206. die Einſchränkung davon 207. wenn die Freyheit angefangen 207
— Schreiberey 592
— Säulenordnung, wie es damit zugegangen 33
Griechiſcher Fuß, die Länge deſſelben 567
Großmuth, welcher Nation ſie am ſtärkſten zukomme 273. Exempel davon 273
Grünſpanſalz, auf einem Glaſe, wie es ausſieht 156. Chryſtallen eines andern Salzes 156
Gummi, arabiſches, wo es herkomme 842
Guſtav Adolphs Krieg, was es für einer geweſen 370
Gut im Ganzen 578. 579. 580

H.

Handmikroſkop, ein neues, wer es erfunden 59
Harmonie der Rede 379
Hebräiſche Dichtkunſt, die Geſchichte derſelben 414
Hebräiſches Volk, in Anſehung der ſchönen Wiſſenſchaften 414. Vergleichung der Bücher Moſis mit den heutigen Schriftſtellern 415
Heraklides, deren Fall 630
Herkulanum, Nachricht davon 166. 167. die daſelbſt gefundenen Bilder 167. deren Erklärung 168. 173. das vortrefflichſte Stück unter allen 169. worauf ſie gemalt geweſen 174
Herzhaftigkeit, zwo Arten derſelben 49
Hofmaler Muller, ſeine Malereyen, die Tugenden derſelben 620. ſein Gemüthscharakter 622
Hoffnung, was ſie für ein Gut iſt 688
Hofzierde, wer dieſelbe ausmacht 468
Hohe Schulen, von dem Werthe derſelben 387
Horn des Heils, Unterſuchung davon 476

J.

Jahrhundert, welches ſich beſonders im Lateine hervorgethan, und unwiſſend in den Wiſſenſchaften geweſen 739
Jerobeams Altäre, warum er ſie erbauet 12

Johannisfeuer, deſſen Urſprung 397. 398. daß es unſre alten Deutſchen ſchon in Gewohnheit gehabt 399
Jüdiſche Andacht, wenn ſie am ſtärkſten geweſen 501
— Erlöſung unter dem Cyrus, welcher Pſalm davon handelt 502
— Muſik, wie lange ſie gedauert 504. wie Herodes der Große damit verfahren 504
— Zeitrechnung 11
Junger Gelehrter, Lob deſſelben 217. Beförderung ſeiner frühen Wiſſ. 218. Inhalt ſeiner gelehrten Probe 218

K.

Kaiſer Friedrich I. was er für ein Muſter geweſen 468
Kaufmann, ein Luſtſpiel, das Urtheil davon 560
Kirchenbau, wie derſelbe in Frankreich beſchaffen ſey 97. in Deutſchland 97. wie die andre gothiſche Bauart daraus entſprungen 97. worinn ſie beſtehe 98. Beyſpiele davon 98
Kiſten der Mumien, was ſie für Formen gehabt 905
Klopſtockiſche Gedichte, woher die Dunkelheit derſelben kömmt 237. das Urtheil über dieſe Gedichte 301
Klein Aſien, was es uns für Völker geliefert 587
Kleins Aufſchriften von ſeiner Arbeit 489
Knechtſchaft der Völker, was ſie darein führet 271. Einwendung darwider 272
Königinn Chriſtina, die Fortſetzung ihrer Geſchichte 354. die Nachricht davon 355. 356. Inhalt derſelben 357. wenn ſie die Krone niedergelegt 357. ihr Briefwechſel 358. ihre Erziehung 360. ihr Begehren vom Iſaak Voßius 361. der Vergleich ihrer Briefe mit Ludw. des XIV. ſeinen 361
Königl. Pallaſt zu Caſerta, die Grundlegung deſſelben 727. Beſchreibung des Gebäudes 730. 731
Körper, das erſte, was man daran wahrnimmt 441
Komet des 1759ſten Jahres, wer denſelben zuerſt geſehen 151. in welcher Gegend er am größten erſchienen 152. wie weit er von der Sonne und der Erde geſtanden 152. Beſchreibung ſeines gänzlichen Laufes 153. 154
Komiſcher Dichter, wer der vollkommenſte iſt 838. Beurtheilung ſeiner Sachen 838
Korkholz, wie es beſchaffen iſt 855
Kraft des Bernſteins 634

Drittes Register

Krieg, was die Geſchichte des itzigen in ſich hält 545
Kriegsweſen, verſchiedene Amtsnamen in demſelben 40
Kritik, was ſie ſey 303
Küchenſalz, angeſchoſſenes, wie es beſchaffen iſt 157
Künſte, ob auch dieſelb. ſchon vor der Sündfluth da geweſ. 258
— wie derſelben Wachsthum nach Frankreich gekommen 102
— woraus ſie entſtanden 375. Muſik, ihr Anfang 376
Kunſt, welches die vornehmſte iſt 773

L.

Lacedämoniſche Gefangenſchaft nach Sardes 709
Langiſche Ueberſetzung des Horazes, das Urtheil davon 701
Latein, was die Hochachtung deſſelben dem römiſchen Reiche gebracht 741. wer dieſe Sprache im Gottesdienſte eingeführt 742. wie dieſelbe verhunzet worden 742
Latro, was es ſonſt bedeutet hat 650
Lauenburg und Bütow, wie ſie an Preußen gekommen 89
Leben der berühmteſten Männer in Frankreich, wer ſie beſchrieben 289 der Deutſchen 289
Lebensbeſchreibung berühmter Männer 327 - 332
Leerer Raum unter den Sternen 578
Lehrerinn der Menſchen, welches die erſte geweſen iſt 257
Leichen, welche Völker ſie einbalſamirt 763
Leuchtende Dünſte, woraus ſie beſtehen 660
Lexicon franzöſiſches, welches das vollſtändigſte iſt 693
Leyer wie die erſte beſchaffen geweſen 377
Ludwigs Zeitalter, ob es mit den Zeiten Alexanders, Auguſts ꝛc zu vergleichen ſey 289
Luftpumpe, wer dieſelbe erfunden 655
Luſtſpiel, wie es muß geſchrieben ſeyn 560
Luther, wie ſtark er in der deutſchen Sprache geweſen 738

M.

Magnet, deſſen Wirkung in der Wagſchale 574
Malerey, was ſie iſt 34. als die 1ſte Schrift der Völker 375. 376
Malereyen der Aegypter 907
Marforio, wo dieſer Namen herkomme 851
Maris oder Osmandyas was dieſer ägyptiſche König für eine Regierung geführt 890
Mathematik und Naturlehre, in welchem Lande ſie am ſtärkſten getrieben werden ſind 741

Mechaniſche Künſte, Verfall derſelben gegen die Malerey und Bildhauerkunſt gerechnet 98
Menſchen, wie ihr erſter Zuſtand beſchaffen geweſen 258
Menſchenfreund, Gegenſtand deſſelben 348. 385. Abhandlungen von demſelben 385
Menſchenhaare, die Beſchaffenheit davon 156. 157
Menſchliche Neigungen, deren Gegenſtand 48
Meſſonier, als der erſte in der Ungleichheit der Zeichnung und Verzierung. Was ſie nach ſich gezogen 24. welche ſich wider dieſes Uebel geſetzt 25
Metallarbeit, woher ſie die Juden gehabt 591
Mikroſcopiſche Augen- und Gemüthsbeluſtigungen 473. Beſchreibung jeder Tafel 473. 475
Milben im Mehle 859
Miltous Gedicht, Erklärung deſſelben 302
Mittagsgegend, wie ſich dieſelbe gegen Norden verhält 271
Monaden, wie ſie wirken 439. 440
Monarchiſche Regierungsart, welche die älteſte geweſen 256
Morale, lächerliche 776
Morgenländiſche Verzierungsart 96. Ueberbleibſel der guten Baukunſt daſelbſt 96
Mumie des jungen Prinzen von Memphis 851
Mumien der Aegypter, was ihnen dazu Gelegenheit gegeben 763. wo dieß Wort herkommt 765. wer dieſelben zuerſt als eine Arzney gebrauchet 894. was die Mumie einer Jungfer für Kraft beſitzt 895. Mumie in der Bibliothek der Cöleſtiner, und das Urtheil davon 897. aus was für Gründen die Mumien als eine Arzney verworfen ſind 898. Grund ihrer Dauer 899. verſchiedene Gattungen derſelben 900. 902. von den Brunnen der Mumien 902. von den Kiſten derſelben 904. Bart derſelben 905. von der Malerey an den Kiſten der Mumien 906
Mummenſchanze, wenn ſie noch gebräuchlich geweſen 76. was es für ein Ding ſey? 77
Münzrecht, wie es die Reichsſtände beſitzen 282
Müßige Stunden, Beurtheilung davon 304. 309
Muſik und Dichtkunſt wie alt ſie ſind 372
Muſikſaal der Athenienſer, wenn er erbauet worden iſt 572

Muth, was die Wirkung deſſelben ſey 50. was den Muth der Soldaten erregt 51

N.

Nachſchreiben des Vortrags der Lehrer, was davon zu halten iſt 646
Nation, die herzhafteſte 47
Nationalfehler der Deutſchen 147
Natro, wozu es gebraucht wird? 841. was es ſey? 842
Natur, das Uebertriebene darinnen 60
Naturkunde, deren Nutzen 56. 57
Naturlehre und Mathematik in welchem Lande ſie am meiſten getrieben worden ſind 741
Naturreich, wie man heut zu Tage damit umgeht 61. Nachricht von den Dingen, welche man mit gewaffneten Augen ſehen muß 62
Neid der Gelehrten, wenn er angefangen 208. die Folgen davon 209
Neumark, wer ſie von Pommern abgeriſſen 87
Nimrod, was er eigentlich für ein Mann geweſen 254
Ninive, eine Beſchreibung davon 913
Norden, ob die Natur daſelbſt ſtärker wirket, als gegen Mittag 52
Nordiſche Dichter, wer ſie übertreffen 147. Vergleichung dieſer Dichtkunſt mit der griechiſchen 147. 148. deren Heldenlieder 149
Nordiſche Völker, deren Herzhaftigkeit 46
Nordländer, ihre Geſinnung gegen die Liebe 270
Nordſcheine, wie ſie entſtehen 676

O.

Ohren, ob ſie ſtärkere Zeugen ſind, als die Augen 631
Optimisme, wenn dieſes Wort entſtanden 528
Orthographiſche Schnitzer der Alten 818
Osmandyas oder Maris, was dieſer König in Aegypten für eine Regierung geführet 890

P.

Pabſt Clemens der XII. deſſen vortreffliche Neigung 245. was er für ein Cabinet angelegt 246. was jeder Band für Bücher in ſich hält 247. 253
Paliſchens Nachricht von dem letzten Cometen 71

Palmyra und Balbek wer deren Bruchstücke gezeichnet 566
Paßionsblume, der Staub derselben 859
Pennalismus, der Ursprung davon 211. 212
Phönicischer Schriftsteller wenn der erste gelebet 261
Phrygier und Syrer was sie für Künste getrieben 590
Pindar, hebräischer 492
Pisistratus, eine Stelle aus dem Herodot von ihm 698
Pommern, wie mächtig es gewesen 35. wie die Landcharten davon beschaffen sind 86. wo der Namen herkommt, wie es liegt, wie lange es schon steht 86. wie der pommerische Greif mit dem römischen Adler einerley Schicksal gehabt 88. durch was der Verlust Pommerns wieder ersetzt worden ist 88. Länge und Breite dieses Landes 88. Eintheilung der Fürstenthümer und Städte derselben 88. wo daselbst der Heringsfang am stärksten ist 89. wieviel es ehedem Klöster gehabt 89. wie die Luft daselbst beschaffen ist, wie viel es Berge giebt; was es für Früchte und Reichthümer besitzt 90. was für Seen daselbst sind und wie viel Arten der Fische 91. wie die Einwohner davon zu Cäsars Zeiten geheißen 91. von ihren Götzen, und wenn sie sind bekehrt worden 92. wie sehr der Landmann daselbst eingeschränkt ist 92. Namen der pommerischen Städte 93
Pomerellen, wer es im Testamente verschenket hat 87
Pommerischer Atlas, warum er erst jetzo der gelehrten Welt bekannt worden ist 85
Popens Urtheil von der besten Welt 755
Portugall, was es ehedem für Besitzer gehabt 647
Portugiesische Tapferkeit 651. wer diesem Volke in der Gelehrsamkeit beygestanden 651
Predigten die sich eben so feurig lesen als hören lassen. Das Urtheil davon 624. das Gegentheil davon aus dem Alterthume 625
Priams Pallast zu Troja 591
Prinzen, ein ganz Verzeichn. solcher Gelehrten v. Chr. Geb. 888
Propheten in wie ferne sie alle groß genennet werden können 497. Esaias in Ansehung seiner Schr. 497. Jeremias, bey was für Gelegenheit er seine Klagelieder verfertiget 498. besondre Schreibart desselben 498. wer den Rang unter allen Propheten habe 499. Charakter aller Propheten 499. 500
Psalmen Davids, wenn er sie verfertiget 493

Pſalmen, wenn ſie aufgehöret 504

X.

Rachels Satyre über die Nachahmung der Deutſchen 23
Rang, was denſelben in einem Staate aufhebt 775. Bild davon 775
Raupe mit der Eyerſchale 858
Raupenmetier 856
Rechnung, griechiſche 647
Redner, warum ſie nur in Italien ſo groß geweſen ſind 280. was ſie wieder unterdrückt 280
Reformirte, die Beſchuldigungen wider ſie 540
Reich aſſyriſches, wie es verwaltet worden iſt 586
Reichthum eines Staats, worinnen derſelbe beſteht 773
Reime, wie dieſes Wort von Rhythmus unterſchieden ſey 235. aus welcher Sprache es herkomme 235. wer die Erfinder davon ſind 235. daß ſie auch die Alten bisweilen gebraucht 236. Gegner der Reime 236. Vertheidigung der Reime 237
Religionseifer, katholiſcher 541
Richeys Ruhm 160
Römiſche Baukunſt, wer dieſelbe am längſten nachgeahmet 101. wie man es damit gemacht 102. ächte Muſter derſelben, welche in Rom ſind entdecket worden 102. Nachahmung davon 103
Römiſche Künſte, ihr Verfall 94
Römiſche Tapferk. wenn ihr Verfall den Anfang genommen 55
Römiſches Joch über die Deutſchen 650
Roſmarienſträuche, welche in einer Mumie verborgen geweſen 899
Rouſſeau, neuer König, Beſchreibung von ſeiner Erziehung 106. Abſchilderung ſeiner Jünglingsjahre bis zum männlichen Alter 106. Fortſetzung davon 107. Veränderung ſeines Namens 108. Reiſe nach Malaga 108. Aufführung daſelbſt 108. Antretung des Münchſtandes 108. von ſeiner unternommenen Liebesgeſchichte 109. Reiſe nach der neuen Welt 109. Ablegung der Münchskleider 110. von ſeinem erregten Aufruhre in Indien 111. Aufwerfung zum Könige 112. Beſchreib. ſeines königl. Standes 112. Geſandſchaft der Jeſuiten an ihn 113. Beſchr. ihrer Geſchenke 113. von ſeinem Siege über die Jeſ. 114. u. welch Volk ihn zum K. erwählt 114

Rouſſeau, warum ſeine Schrift keinen Eindruck macht 66. 67. deſſen Abſchied von der Welt 68
Runiſche Schriften, deren Untergang 823
Rußland, deſſen Gelehrſamkeit und Künſte, wie weit ſie ſchon geſtiegen 214. 216

S.

Sabakos, ein K. in Aegypt. das Sonderb. in ſeiner Regier. 911
Sachſen, wenn ſie nach Pommern gekommen 92
Säulenordnungen der 3 griechiſ. wie es damit zugegang. 33
Salomon in Anſehung der Muſik 494. 495
Samarien von Nachahmung der Muſik Davids 495
Sand aus der See, was er bey ſich führet 156
Saturn, woher er ſeinen Urſprung genommen 392. was nach demſelben iſt gerechnet worden 392. deſſen Flucht. Sitz und Regierung ebendaſ.
Saturnalien, welche Völker ſie ſonſt noch gefeyert 391. Urſprung derſelben 394
Seele, woher ihre Entkräftung entſteht 68. ihre Unendlichk. 794
Seſoſtris Regierung 587
Schachſpiel, wer es erfunden, u. zu was Ende 275. wer ſich dieß im Regiment zu Nutze gemacht 275. Exempel davon 276
Schanz Chance, vom Spiele, was ſie ſey 78
Schauplatz aus dem Alterthume 263. 268
Schauſpiele, ob ſie erlaubt 831. lächerliche 920. engliſche 921.
Schön, die Erklärung davon 300
Schöne Gedanken, die Gränzen derſelben 301
Schreibart allzukünſtliche, wem ſie zu vergleichen iſt 740
Schuljugend, ob ſie mehr zu Sachen, oder zu den Sprachen anzuhalten ſey 734
Schwediſche Geſchichte, wer ſie ſo ſehr verwirret hat 825
Schwediſche Handſchriften, wer dieſelben geſammlet 823
Schwediſche Staatsverfaſſung, was der Urheber für ein Mann iſt 196. wie er ſein Werk eingerichtet 196. Exempel davon 197. redende Perſonen dieſes Werks 197. einige ihrer Reden 198. 199. 200. 201. Urtheil darüber 203. 204
Silberbuch, gothiſches, zu welcher Zeit es am vortheilhafteſten geweſen wäre 190. 191. woher deſſen Sprache gekommen 138
Sinngedicht merkwürdiges 159. 160. von Frankreich 863
Sitten eines Volks, wie dieſelben zu ändern ſind 834

⏑ – ⏑
Landhauptmann tretet an, und
– ⏑ –
der Landhauptmann kommt an ꝛc.

Unſere Leſer werden, ohne weitere Anmerkungen, wohl ſehen, daß hierinnen viele Härte verſtattet worden, die man itzt nicht gar zu gern erlauben würde. Das ſechſte Capit. handelt von dem Reimmaaße. (pedibus) Die Griechen und Römer haben ſehr viele Reimmaaßen gehabt, doch iſt es unnöthig ihnen hierinnen zu folgen. Folgende 6 Reimmaaßen ſind uns genug:

Langkurze – ⏑ Trochaeus.
Doppellange – – Spondaeus.
Langgekürzte – ⏑ ⏑ Dactylus.
Kurzlange ⏑ – Jambus.
Doppelkurze ⏑ ⏑ Pyrrichius.
Gekürztlange ⏑ ⏑ – Anapaeſtus.

Das 2 Buch begreift die Reimfügung, und handelt das 1 Capitel von der Abmeſſung. Er ſagt unter andern, es gienge wohl an, daß man unſere deutſche Wörter nach der Griechen und Römer Art zwinge, doch hätten ſie ihre eigene eingeführte Abmeſſung, dabey ſie bleiben ſollten. Er führet aus dem Clajus ein Exempel von Hexametern an, und ſagt, daß bey Alſteden und Geſnern mehrere zu finden ſeyn. Ferner ſagt er, der Reim ſey ein nothwendiges Stück des deutſchen Verſes; doch müſte man nicht allein auf ihn, ſondern vornehmlich auf die rechte Ordnung der Wörter ſehen. Das 2 Capitel betrachtet den Abſchnitt. Nach damals ſich eingebildeter Zierlichkeit und vermeyntem Nachdruck erlaubet er, daß ein Wort im Abſchnitte dürfe getheilet werden. Alſo zeige fol-

Skalden, Nachricht davon 148
Skaldiſche Gedichte 149. erhabene Gedank. derſelben 149. 150
Solms, (des Hrn. Reichsgr. von) Schreiben an den Hrn. Prof. Weiſſ 704
Solmſche Ueberſetzung des Horazes, der Bewegungsgrund darzu 710. Vertheidigung derſelben 711. Urtheil darüber 714. Muſter daraus 716. 717. Urtheil über die Widerleg. 718
Sonnenmikroſkop, wie man es entbehren kann 59
Sonnenſtralen, Vergleichung derſelben mit den grauen Haaren eines Greiſes 119
Sophiſten, der alten Griechen, ihr Laſter der Eigenliebe 209. ihre unumſchränkte Herrſchaft 211
Spanier, wer ihr Stammvater iſt 649
Sprache, der busbekiſchen Gothen, wo ſie hergekommen 193
— die engliſche, mit welcher ſie übereinkomme 194
Sprachen, die europäiſchen, woher ſie ihren Urſpr. haben 193
Sprachlehrer, griechiſche und lateiniſche, die Beobachtung derſelben 612. 613
Staat, vergrößerter, der Inhalt deſſelben 596
Stein, Abbildung darinnen, wer dieſes zuerſt gethan 31
Steinbachs Gedicht von Chriſto, die Beurtheil. deſſelb. 457
Stellung, übertriebene von Bildern, und wer ſolche gemacht 30. Regeln dawider 31
Sternſeherkunſt, wer ſie erfunden 594
Subſtanz, einfache, die Wirklichkeit derſelben 438
Syrer und **Phrygier**, was ſie für Künſte getrieben 590

T.

Tacitus, durch was er groß geworden 280
Tafelmuſik, merkwürdige 160
Tanzkunſt, worunter dieſelbe gehöret 746
Tauriſch-cherſoneſiſches Lied 192
Tempel des Belus, wie groß er geweſen 913. der Göttinn Ceres zu Eleuſis in Iſtrien, wem er gewidmet geweſen, was noch davon ſtehet 570. der Minerva zu Sunium, deſſen Ueberbleibſel, und die Gegend 572. des olympiſchen Jupiters, was noch davon zu ſehen iſt 571. des Theſeus, die Urſache von ſeiner Erbauung, u. was noch übrig iſt 571
Theatraliſche Vorſtellung, die Vortheile davon 64
Theodicee, was dieſe beweiſt 682
Tod, wie man denſelben ruhig ertragen kann 52

Todesſchrecken, woher es kömmt 47. die Unerſchrockenheit davor 47
Trauerſpiel, worauf es abzielt 872. wie die Italiener mit den franzöſiſchen verfahren 874. Exempel davon 875
Türken, derſelben Gemüthseigenſchaft 274. derſelben Bauart, wenn ſie eingeführet worden 97. wie ſie nach Spanien, Frankreich und Deutſchland gekommen 97

U.

Ueberleben, ſich ſelbſt, worinnen es beſteht 68
Ueberſetzen, die Freyheit darinnen 737
Ueberſetzer, die rechte Kunſt derſelben 731
Ueberſetzung fremder Sprachen in die deutſche, das Urtheil darüber 133
Uckermark, wer ſie zur Morgengabe verſchenkt 87
Unebenmaaß, was es iſt 28. Muſter deſſelben 29

V.

Vaterunſer, das ſiebenbürgiſche 191
Verzierung, deren Urſprung 31. deren Anfang 36. Verderb derſelben 36. wer dieſelbe getadelt 37. wie nahe ſie mit der Baukunſt verwandt iſt 100. Verzierung durchs Drechſeln 101. Exempel davon, und wie der Geſchmack nach und nach verbeſſert worden iſt 101. die neue franzöſiſche 103. Regeln davon 104. Mannichfaltigkeit der Verzierungen 104. woher das Muſchelwerk in derſelben kömmt 103. neumodiſche 179. wo ſie allenfalls noch erlaubt iſt 180. Verhältniß der Verzierung 181. Regeln darzu 182. wie man bey den Wappen verfahren ſoll 183. wie dieſelbe die Gold- und Silberarbeiter brauchen ſollen 183. und die übrigen Handwerker, welche damit umgehen 183. 184. wie dieſes alles ins Werk zu richten ſey 184
Vindobona, eine alte römiſche Stadt, was darinn entdeckt worden iſt 105
Vitruvs, dunkle Stellen, wer dieſelben erläutert hat 568
Vögel, Kennzeichen derſelben 486. des Eisvogels 487. des Spechts 488. des Straußvogels 490. 491
Voltairens Gedicht von Liſſabon, die Widerleg. dav. 405. 453
Vorſehung Gottes, wie weit ſie geht 679. Einwendung dawider 679. 680. Verbindung der Vorſehung mit der Unſterblichkeit 681. Widerlegung davon 681

W.

Wälſche Nuß, Schimmel derſelben 157

Drittes Register.

Wagenſtaub, die Wirkung deſſelben 571
Wahrheiten, für wen ſie gehören 282
Mariner, ein altes Volk, woher es den Namen führt 87
Warſchauer Bibliothek, wer ſie errichtet 471
Waſſerverminderung in Schweden 826. 827
Weinbeere, rothe, Schimmel daran 155
Welt, die beſte, wer ſie lächerlich zu machen geſucht 445. Urtheil Leibnitzens und Popens davon 448. Meynung des Voltaire 448. Widerlegung des Rouſſeau 448
Weltgebäude, die Vorſtellung deſſelben 441
Weltgürtel, der heiße, wer ſich zuerſt dahin gewaget 651
Weltweisheit, (die höhere) was ſo genennet wird 332. was ſie für Einfluß in alle Wiſſenſchaften habe 232
Wälſchland, die prächtigſte Gegend darinnen 726
Weſtphäl. Frieden, wer die Acten davon geſammlet 363. wer der bedenklichſte Guarant davon iſt 364
Wiſpel und **Weizen**, dieſer Wörter Urſprung 9
Wiſſenſchaften, und freyen Künſte, ſchöne, die Urtheile eines venetianiſchen Senators davon 530-536. wem ſie beſonders eigen ſeyn müſſen 738. warum die Deutſchen ſie ſo ſpät empfangen 738
Wörterbuch, das engliſche, was darzu Gelegenheit gegeben 186. 187. Anhang deſſelben 194
— der ſr. Künſte u. Wiſſ. zu was es dienet 744. deſſelben Vortheile 745. Inhalt deſſelben 746. 747. für wen es beſonders geſchrieben iſt 749
Wortforſcher, wer den beſten engl. abgeben kann 187. Probe davon 188. Unterſuchung derſelben 188. 189. 190
Wratislaus, wer deſſen Söhne zu Reichsfürſten gemacht 87
Würmer, wie dieſelben ins Mehl kommen 474
Wunderbares in der Natur 143-145

Z.

Zähne, der Todtenköpfe 811
Zagheit, die Wirkungen derſelb. 51. Zagh. der Herzhafteſten 52
Zaluski, Biſchofs von Cracau, Lobſchrift deſſelben 338. Abſtammung ſeines Geſchl. 338-341. Begebenh. deſſ. 342-345
Ziegel, goldene 695
Zirkel, goldener, des Osmandyas, wozu derſelbe iſt verfertiget worden 891. wer eine Abhandlung davon geſchrieben 892
Zweifel und Glaube, wie weit ſie einander überwiegen 683

Ende des Chriſimondes 1759.

Ab von troys maister kristian
Disem mer vnrecht hat getan
Des mag wol zürnen kyot
Der vnd die rechten mere enbot
En debafft gicht der prouenzal
Wie hertzeloyden kmt den gral
Erw arb als er geordent was
Do in verworchte anfortas
Von profantz in teütschelant
Die rechten mere vns semt gesant
v No diser aventeüre endes zil
Nicht me do von sprechen wil
Ich wolffram von eschenbach
Wañ als dort der maister sprach
Sein kmt sein hoch geschlechte
Han ich benennet rechte
Herr partzifal den ich han bracht
Dar sein doch selde hat gedacht
Wes leben sich so verendet
Das got nit wirt gepfendet
Der selen durch des leibes schulde
Vñ verdoch der welte hulde
Behalten kan mit wirdikeit
Das ist ein nützeerbeit
Güte weib hont den sin
Desterwerder ich m bm
Ob mir keine gütes gan
Seit ich dise mer vollsprochen han
Ist das durch ein weib beschehen
Die müs mir süsser worte iehen

M·CCCC·LXXVII.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

Mr. de Voltaire.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Wintermond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1760.

Inhalt.

I. Jo. Danielis Schœpflini Vindiciæ Typographicæ.

II. Die menſchliche Sterblichkeit. Ein Todtentanz.

III. Hrn. Rath Freislebens kleine Nachleſe, zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt.

IV. L'Eſprit de Mr. de Voltaire.

V. Hrn. Menards Unterſuchungen über die Spiegel der Alten.

VI. Alexandri Politi, Florentini, Orationes XIII. habitæ ad Acad. Piſanam.

VII. Des Hrn. Kardinals von Polignac Antilucrez.

VIII. Neue Prophezeihungen und Kalenderpraktik, auf die nächſtkommenden hundert Jahre.

IX. Hrn. Youngs Klagen oder Nachtgedanken.

X. Zeit und Ewigkeit. Ein Gedicht, zum Anfange des 1760ſten Jahres.

XI. Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen, des 1759ſten Jahres, aus den größten Reſidenzen und andern anſehnlichen Städten von Europa.

I.

Jo. Danielis Schöpflini, Conſ. Reg. ac Franciæ Hiſtoriographi, Vindiciæ Typographicæ. Argentorati, apud Joh. Gothofr. Bauer, Bibliopol. 1760. in 4.

So viel auch ſeit dem 1740 gefeyerten dritten Jubelfeſte der Buchdruckerkunſt, von ihrer Erfindung geſchrieben worden: ſo iſt dennoch dieſe Sache noch nicht ganz erſchöpfet geweſen. Der Hr. Rath Schöpflin lebet an einem Orte, ja iſt ſelbſt ein Eingebohrner derjenigen Stadt, die ſehr ſcheinbare Anſprüche auf die Erfindung einer ſo vortrefflichen Kunſt zu machen hatte. Gleichwohl war er 1740 noch nicht im Stande, ſolches recht ins Licht zu ſetzen. Er hat aber ſeit einiger Zeit neue Entdeckungen gemachet, wodurch er ihr dieſe Ehre, zwar nicht durch **Mentelin**; aber wohl durch **Guttenbergen**, einen gebohrnen Mäynzer, von neuem verſichern kann: nachdem bisher ſo viele andre, dieſelbe bloß der Stadt Mäynz hatten beylegen wollen. Wir wollen den Auszug ſeiner Schrift aufs kürzeſte mittheilen.

Die Buchdruckerey ist die Kunst, einzelne oder bewegliche, entweder geschnitzte oder gegossene Buchstaben, in Seiten abzusetzen, diese mit Farben zu bestreichen, und diese aufs Papier abzudrucken. Die Buchstaben machet der Buchdrucker nicht selbst, sondern bekömmt sie vom Schriftschneider, oder Schriftgießer. Er setzet sie nur zusammen, und drucket sie ab. Dieß Zusammensetzen einzelner Buchstaben, ist der Grund der ganzen Buchdruckerey, und den Alten ganz unbekannt gewesen; die doch der Kunst, in hölzerne oder metallene Tafeln, feste Buchstaben zu schneiden, d. i. des Holzschneidens und Kupferstechens, nicht unkundig gewesen. Wer also die einzelnen Buchstaben erfunden hat, der ist auch der Erfinder der Buchdruckerkunst zu nennen: deren ganzer Nutzen daraus entsteht, daß man dieselben Buchstaben immer wieder auseinander nehmen, anders zusammensetzen, und unzählige andre Bogen damit bedrucken kann. Bloß diese Geschwindigkeit, in Vermehrung der Bücher, hat dieselben so wohlfeil gemachet; daß Werke, die sonst nur Kleinode der Reichen waren, für ein geringes Geld, auch den Armen in die Hände gediehen; Künste und Wissenschaften aber, sich in Europa ein neues Reich gestiftet haben.

Diese Vortrefflichkeit der Kunst nun, hat die Gelehrten auf ihre Erfinder, und den Ort ihrer Erfindung aufmerksam gemachet. Ganze Völker und Städte haben um diese Ehre gestritten. Da nun die Vorspiele und Anfänge eines Dinges, von dessen Vollkommenheit unterschieden sind: so sind

auch

auch hier die Meynungen getheilet worden. Die erſten Erfinder ſahen nur auf den Vortheil, und fragten nichts nach der Ehre. Sie verheimlichten alſo ihre Künſte viele Jahre lang: daher maßeten ſich die Vollender derſelben hernach die ganze Ehre der Erfindung an. Und ſo iſt die Geſchichte der erfundenen Buchdruckerey, die von den erſten Erfindern vernachläßiget worden war, von ihren Vollendern böslich verfälſchet worden.

Dazu kömmt noch, daß einige, auch die auf Holztafeln geſchnittenen Bücher, zur Druckerey gerechnet: andre hergegen alles, was vor den gegoſſenen Buchſtaben vorhergegangen, für Kleinigkeiten gehalten; und ihrer Buchdruckerkunſt ganzen Werth in den Matrizen geſuchet haben. Im erſten Verſtande haben ſich ſonſt die Harlemer die Erfindung dieſer Kunſt zugeſchrieben; im zweyten aber haben die Maynzer damit ſtolzieret. Beydes aber hat Guttenbergs Verdienſt geſchwächet, der freylich keins von beyden erfunden hatte. Es muß alſo die eigentliche Erfindung ans Licht gebracht werden: die der Hr. R. S. aus den ſicherſten Urkunden darthun will, und wirklich darthut.

Wir übergehen hier, was derſelbe von allem, was dieſer Erfindung vorhergegangen war, beygebracht; die Siegel der Alten, mit hervorragenden Buchſtaben; die Stempel mit eingegrabenen Lettern, womit ſie die Gefäße bezeichnet; das königliche Geſetz, womit der Rath und das Volk zu Rom dem Veſpaſian die Herrſchaft aufgetragen; die Urkunde der lugdumiſchen Freyheit; die

gendes recht die Einfaſſung der Sache an, da der Abſchnitt ſelbſt einfaſſe:

Die Schuh ſind brauner Samt, ſehr artlich ausgeſtücket,
Und mit Galaunen ein gefaſſet und geſchmücket.

Und im folgenden ſey die Verbindung ſehr ſchön gezeigt:

Wenn Jeſus mei- ner Seelen ſich vertrauet, ꝛc.

Es läßt nicht wohl, ſagt er, wenn ſich der Abſchnitt und das Ende reimen. Das 3 Capitel handelt von der Reimung. Er meynt, man ſolle wegen den verſchiedenen Ausſprachen ſo reimen, als man ſchriebe, doch könne man, wenn die Wörter gleichlautend wären, eben ſo genau nicht darauf ſehen, nur müſte in den Reimen der eine Reim nicht einen ſtum̃en Buchſtaben haben, wenn der andre zweene hätte, als es wäre falſch, ſchlemmen und nehmen, heiſſen und reiſen, hatten und rathen zu reimen. Das 4 Capitel ſpricht von den Reimarten ingemein. Das 5 Capitel von den langkurzen (Trochaeis). Das 6 Capitel von den kurzlangen (Jambis). Das 7 Capitel von den langgekürzten (Dactylis). Das 8 Capitel von den gekürztlangen (Anapaeſticis). Das 9 Capitel von andern ganz neuen, in deutſcher Sprache aufgebrachten, und noch ferner aufzubringenden Reimarten. Wir finden darinn eine abwallende, eine kurzſchlieſſende, eine eilhebende, und eine gegentretende Reimart, wie auch die Phaläciſche, Sapphiſche, Heroiſche, Elegiſche, Alcaiſche u. Anacreontiſche Art.

Das 3 Buch faßt in ſich die andern Abtheilungen und Ordnungen der Reimarten, welche nach

den

eugubiniſchen Tafeln; die helfenbeinern Diptychen, u. d. m. Durch alle dieſe Erfindungen ſtunden die Alten zwar ganz dicht an der Thüre dieſer Erfindung; traten aber dennoch nicht hinein. Nur den Deutſchen allein war die Ehre, dieſes zu thun, vorbehalten.

Das Chriſtenthum hat die Buchſtaben; und Wälſchland, Künſte und Handwerke nach Deutſchland gebracht. Die erſte Stuffe des Holzſchneidens haben die Spielkarten gewieſen, die im XIV. Jahrhunderte in Deutſchland und Frankreich ſehr gemein geweſen. In dieſer Holzſchneiderkunſt haben **Johann Müller**, insgemein Regiomontanus, von Königsberg, in Franken, der 1476 ſtarb; zu Straßburg, **Wilh. Bauer** und **Fr. Schott**, Mart. Schotts, des Buchdruckers Vater; zu Colmar, **Martin Schön**, Albrecht Dürers Lehrer; und zu Harlem, **Lorenz Coſter**, ſich hervorgethan. Denn indem ſie allerley Riſſe auf hölzerne Tafeln ſchnitten, Bilder aus der Bibel mit Sprüchen vermiſcheten, und endlich ſolche abgedruckte Bilder als Bücher zuſammenbunden; haben ſie ſo viel Vorſpiele der Buchdruckerkunſt gewieſen.

Aus dieſen Holzſchneiderſchulen nun ſind folgende Bücher entſtanden:

VATICINIA VETERIS TESTAM. DE CHRISTO.

AR-

*) S. eine vollſtändige Beſchreibung Hrn. M. Wellers aus Zwickau, davon, in dieſes Neueſten II. Bande von 1752. a. d. 225 u. f. S.

ARGVMENTA EX CANTICO CANTICORVM.
TENTATIONES DEMONIS.
ARS MEMORANDI PER FIGVRAS EVANGELISTARVM.
ARS MORIENDI. *)
QVATVOR EVANGELIA HIEROGLYPHICE.
APOCALYPSIS FIGVRÆ ET SENTENTIÆ.
HISTORIA B. MARIÆ VIRGINIS IN FIGVRIS.
DE ANTICHRISTO **).

Dieſe und verſchiedene andre, auch zum Theile deutſche Werke, ſind nur auf einer Seite der Bogen gedrucket, und hernach zuſammen geklebet; davon auch unſre Rathsbibliothek, und die zu Zwickau einige aufzuweiſen hat. Die Schriften dieſer Abdrücke ſind noch rauh und unförmlich; und gemeiniglich ſind ſie alle in klein Folio.

Zu Vermeidung aller Wortſtreite unterſcheide man alſo hier drey verſchiedene Künſte. Die erſte Art des **Holzſchneidens** machen die bisher in Tafeln geſchnittenen und zuſammen geklebten Bücher, die **Lorenz Coſter** zu Harlem erfunden haben ſoll.

**) Dieſe Bücher haben Schelhorn in Amœnitatibus, T. I. p. 1. T. IV. p. 293. imgleichen die wieneriſchen Merkwürdigkeiten p. 112. Schwarz in Indice Nov. Libri p. 11. ſchon beſchrieben.

Dis zweyte verwandelte die festen Buchstaben in einzelne, bewegliche: daraus die eigentlich so genannte Buchdruckerey entstanden ist. Und diese hat **Guttenberg** zu Straßburg erfunden.

Die dritte hat die geschnittenen Buchstaben in gegossene verwandelt: und diese hat **Peter Schöffer**, in Maynz erfunden. Eine hat der andern folgenden zum Vorspiele gedienet. Die erste nennt der Hr. V. die **costerische**; die zweyte, die schon eine wahre Buchdruckerey ist, heißt ihm die **guttenbergische**; die dritte aber die **schöfferische**.

Hier ist nun der Hr. R. Schöpflin der Meynung, daß die **costerische** erste Kunst von **Albrecht Dürern**, dem Nürnberger, der 1528 gestorben, in dem bekannten Buche, **Theuerdank**, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht worden.*). Die guttenbergische Buchdruckerey, die zu Straßburg erfunden, und getrieben worden, sey aus denen rauhen Proben zu sehen, die er bey seinen Documenten, oder Urkunden geliefert: dergleichen wir, diesem Monathe zur Zierde, eine nachstechen lassen. Auch Mentels und Eggesteins Bibeln, und Gratians Decretum, u. a. m. sollen so gedruckt worden; eben solche geschnitzte Buchstaben noch 1578 zu Straßburg gebrauchet worden, und viel

*) Er irret sich aber hierinn, mit dem sel. Prof. Köhler und vielen andern Vorgängern: wie wir schon bey andrer Gelegenheit beyläufig erinnert haben. Denn man hat vor wenig Jahren hier zu Leipzig, nach genauer Prüfung, entdecket, daß der Theuerdank nicht in

viel schöner gewesen seyn, als die von Schöffern 1459 gegossenen: bis endlich auch diese, aber erst viele Jahre hernach, und zwar, wie Hr. R. S. versichert, in Wälschland, Frankreich, und Holland mehr, als in Maynz, vollkommner geworden.

Wir sind hier weder schuldig, noch gesonnen, unsre Zweifel darüber vorzutragen: ob wir wohl die angeführten alten Werke gleichfalls gesehen, und genau betrachtet haben. Es ist schwer zu begreifen, daß mit Federmessern geschnittene Buchstaben, den Grad der Gleichheit untereinander haben konnten, den metallene, in derselben Forme gegossene Buchstaben, haben. Es ist also gewiß, daß auch die ersten schöfferischen viel schöner und gleicher haben gerathen müssen, als die guttenbergischen. Und noch unglaublicher ist es, daß man mit diesen erst 1470 zu drucken sollte angefangen haben; nachdem die schöfferischen Schriften schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erlanget hatten. Eben so schwer wird es seyn, den ersten maynzer Druck, durch den wälschen, französischen und holländischen zu beschämen: wiewohl doch die ersten dasigen Künstler, Pannarz, Hahn, u. a. m. alle Fausts Schüler, und Deutsche von Geburt gewesen.

in Tafeln geschnitten, sondern eben so, wie andre Bücher, mit gegossenen Buchstaben gedrucket worden. Hr. Prof. Gottsched wird solches in einer besondern Abhandlung, bey erster Gelegenheit ausführen, und augenscheinlich darthun.

Gleichwohl versichert der Hr. V. die guttenbergische Art, mit geschnitzelten Buchstaben zu drucken, sey in Straßburg 30 Jahre lang vor der schöfferischen getrieben worden: gewiß ein großes Paradoxon litterarium! welches er indessen in diesem Werke zu beweisen unternommen hat. So viel geben wir ihm indessen zu, daß **Guttenberg** das, was man ihm zuschreibt, erfunden habe. Wir haben solches bey andrer Gelegenheit, in dieser Monathschrift, aus dem eigenen Geständnisse **Johann Schöffers**, Peter Schöffers Sohnes, und Fausts Enkels darzuthun, ein Zeugniß angeführet, worauf sich vor uns noch niemand von denen Schriftstellern berufen hatte, die für Guttenbergen gestritten, auch selbst Hr. Prof. **Köhler** nicht. Es steht in der Zuschrift desselben an Kaiser Maximilian I. vor einem deutschen Livius in Fol. der 1505 zu Maynz gedruckt worden ist. Der Titel heißt: **Romische Historien, vß Tito Livio gezogen.** Der Hr. R. S. zieht dieß Geständniß a. d. 69. S. auch an, aber ohne zu melden, ob er dieß alte Buch selbst besitze, oder sonst wo gesehen habe. Wir aber besitzen es selbst, als eine besondre Seltenheit: und es kann über das auch zum Beweise dienen, wie schön damals schon der schöfferische Druck gewesen; der gewiß, nach dem Ausspruche der Kunstverständigen, heutiges Tages nicht schöner seyn kann.

Doch wir müssen näher hören, wie die Sache ans Licht gebracht worden. Im II. Haurtstücke saget der Hr. Verf. daß ihm gleich zu Anfange seines straßburgischen Lehramtes die Art verdächtig ge-

geschienen, womit die elsaßischen Schriftsteller bis dahin Menteln, dem Guttenberg entgegen gestellet. Im 1740. J. untersuchte er die Sache näher; und gieng die straßburgischen Stadtarchive durch. Daß Guttenberg 1441 und in folgenden Jahren zu Straßburg gelebet hatte, war ihm schon aus Scherzens Nachrichten bekannt. Daß selbiger eine edle Jungfrau aus dem Elsaß geheurathet, und eine geheime Kunstgesellschaft, mit andern Bürgern geschlossen habe, hatte ihn Hr. Jacob Wenk, nachmal. B. M. daselbst gelehret. Hier schloß er nun so: hat Spanien die Ehre der erfundenen neuen Welt erlanget, obgleich Columbus und Vesputius beyde Italiener gewesen: warum sollte nicht Straßburg, auch durch Guttenbergen, einen geb. Mäynzer, die Erfindung der Buchdruckerkunst sich zueignen können? Fünf Jahre hernach ward ein Thurm baufällig, darinn das Archiv war. Hier mußte alles ausgeräumet werden, u. H. R. S. gerieth in eine Kammer desselben, darinn er noch nie gewesen war. Hier fand er Urkunden, vom 1439. Jahre, darinn die Aussagen verschiedner Zeugen, von Guttenbergs geheimer Kunst zeugeten. Er theilet sie in den Beylagen mit, und daraus erhellet allerdings: Guttenberg habe schon damals eine Druckerpresse, und ganze, aus geschnittenen hölzernen Buchstaben, zusammengesetzte Formen gehabt; die man auseinander werfen können.

Von der Zeit an, hat er seine Straßburger zu bereden gesuchet: sie sollten künftig nicht mehr den Straßburger, Menteln, dem Mäynzer, Guttenbergen,

sen-

ſondern den Mäynzer, Guttenbergen, allen andern Mäynzern entgegen ſtellen. Endlich fieng man an es zu begreifen, daß alles auf Guttenbergen ankäme, und weiter nichts nöthig wäre, als zu beweiſen; daß dieſer funfzehn Jahre in Straßburg gelebet, und die Buchdruckerey daſelbſt getrieben, ehe er 1445 nach Maynz, zu Joh. Fauſten gekommen, und denſelben, gegen Vorſchuß etlicher 100 Gulden, ſeiner Erfindung theilhaft gemachet. Innerhalb 5 Jahren konnte er aber Fauſten die Zinſen von dem erborgten Gelde nicht abtragen; ward daher abermal verklaget, ja endlich von dem ſchlauen Fauſte, von der Theilnehmung am Drucken ausgeſchloſſen. Er gieng daher, als ein gebohrner Edelmann, aus der guten Familie derer von Sorgenloch, aus Maynz, erſt nach Harlem, hernach an den churfürſtl. Maynziſchen Hof, ohne ſich ferner ums Drucken zu bekümmern; und ſtarb 1468.

Indeſſen gieng zu Straßburg, die von ihm einmal in Gang gebrachte Druckerey beſtändig fort. Heinrich **Eckſtein**, der um 1442, und Joh. **Mentelin**, der um 1447 daſelbſt in den Stadtbüchern vorkömmt, druckten allerley Werke, die H. R. Sch. nach der Reihe erzählet; und daraus er Proben in Kupfer ſtechen laſſen. Die älteſte davon, ſoviel die Jahrzahl anzeiget, die darinn befindlich iſt, heißt ſo:

Liber de miſeria humane condicionis. Lotarii dyaconi ſanctorum Sergi et Bachi cardinalis. qui poſtea Innocentius tertius appellatus eſt, Anno

no Dñi. MCCCCXLVIII. Et hi tres ptes quor. Prima tot lt. capla, quot aſſignantur tituli.

Doch iſt es deswegen nicht ausgemacht, daß dieß das älteſte ſey: denn im Anfange ward weder Ort, noch Jahr, noch Meiſter gemeldet: weil die dergeſtalt gedruckten Bücher für geſchrieben galten, und ſehr theuer bezahlet wurden. Man fieng auch an, anſtatt hölzerner Buchſtaben bleyerne zu ſchnitzen; die noch beſſer geriethen. Der Hr. R. Sch. meldet ein ganzes Verzeichniß derſelben, die in Straßburg auf dieſe Art herausgekommen; und er giebt die Merkmaale davon an: daß die mit groben und rauhen Buchſtaben ohne des Jahres, Ortes und Künſtlers Meldung, mehrentheils aus der ſtraßburger Preſſe entſprungen *).

Da nun der Hr. Verf. dergleichen Werke noch vom 1471. 1472. 1473. 1474. 1475. 1476. und 1478. Jahre angiebt, nämlich Juſtiniani Inſtitutiones, das Decretum Gratiani, Speculum hiſtoriale, Berthorii reductorium morale, Roderici Zamorenſis Speculum, Nideri Præceptorium divinæ legis, und Proceſſum Judiciorum Belial: und ihm in dieſer Reihe der Jahre nur von 1477 ein Buch fehlet: ſo wollen wir ihm, aus unſerm geringen Vorrathe alter Sachen, dieſe Lücke ergänzen, und zwar mit einem doppelten poetiſchen Werke.

Es ſind dieſelben beyde aus dem XIII. Jahrhunderte her, und aus den Provenzaldichtern

*) Naſcitur hinc canon: Libri Litteris ſculptis, rudibus et ſcabris, ſine anni, loci et artificis indicio impreſſi, ex Argentinenſium prelo maximam partem prodierunt v. p. 49. 50.

XII. Jahrhunderts überſetzte Helden- und Liebesgedichte. Das erſte hat **Chriſtian von Troyes** geſchrieben, und **Wolfram von Eſchenbach** überſetzet. Der Held deſſelben heißt Parcifal, wie die daraus, auf dem Kupfer dieſes Monaths gegebene Probe mit mehrerm zeigen wird. Es iſt der Schluß des ganzen Gedichtes, mit der Jahrzahl des Druckes. Das Format iſt in Folio, mit geſpaltenen Seiten, und leeren Plätzen zu Anfangsbuchſtaben, und Bildern; die dahinein hätten gemalet werden ſollen. Die Blätter haben weder Zahlen, noch Signaturen, noch Cuſtoden; es ſind aber allemal vier in einander geſtecket. Einen gedruckten Titel aber hat es nicht, ſondern bloß einen leeren Raum, vorne auf einer halben Spalte, wohin er hätte ſollen geſchrieben werden. Das Papier iſt ſtark, ſteif und dick; und wird ſehr gut noch etliche 100 Jahre dauren können. Der Band iſt zwey Finger dick.

Das zweyte Buch iſt doppelt ſo ſtark und dick; auch mit geſpaltenen Seiten, von gleicher Größe des Papiers, und mit eben derſelben Schrift gedruckt. Es iſt gleichfalls ein Provenzalgedicht auf **Tſchionatulandern**, darinn ſeltſame Ebentheuer, aus König **Artuſens** Zeiten, beſungen werden. Es iſt in Strophen abgetheilet, und Meiſter **Albrecht von Halberſtadt**, einer von Landgraf **Hermanns** Hofpoeten zu Eiſenach, hat es auf **Wolframs von Eſchenbach** Begehren, verdeutſchet. Es iſt endlich auch ohne Blattziffern, Cuſtoden, und Signaturen, auf Quaternen gedruckt,

druckt, und hat am Ende nichts, als dieſelbe Jahrzahl MCCCCLXXVII. So treffen denn die von dem Hrn. R. Sch. gegebenen Merkmaale vollkommen ein *, beyde Werke zu den ſtraßburger Druckereyen zu rechnen; es ſey nun, daß **Eckſtein**, oder **Mentel**, oder **Flach**, oder ſonſt jemand ſie gedruckt habe. Unſre Paulinerbibliothek beſitzt dieſe beyden Werke auch, in einen einzigen ſehr dicken Band gebunden. Wir wollen doch die letzte Strophe, die Wolfram angehenket hat, ſein Misvergnügen zu bezeugen, mittheilen.

Mit rimen ſchlecht drei genge.
Seint diſe lider worden.
Gemeſſen in rechter lenge.
Weiſe vnd wort nach meiſterlichem Orden.
Zu kurz zu lang ein liet vil wol ſchmachet.
Ich Wolfram bin unſchuldig.
Ob ſchreiber recht vnrichtig machet.

So wie hier jede Zeile mit einem großen Buchſtaben angefangen, und mit einem Punkte beſchloſſen worden: ſo war im erſten weder irgendwo ein Punkt, noch ſonſt ein Strichlein zu ſehen: und die großen Buchſtaben fiengen nur jede Zeile an.

Uebrigens hat Hr. R. Sch. auch die Liſt **Johann Fauſts** bemerket, womit er ſowohl **Gutenbergen**, als ſeinen Eydam **Peter Schöffern**, der die gegoſſenen Buchſtaben erfunden hat, um die Ehre ihrer Erfindungen zu bringen geſuchet. Denn ob er ſich gleich nie ſelbſt für den Erfinder

den Reimſchlüſſen und Reimen, wie auch nach der Materie ſelbſt geſchehen. Das 1. Cap. handelt von der Heldenart. Das 2 Capitel von der Wechſelart (Elegiaco carm.) Das 3 Capitel von der gemeinen Art. Das 4 Capitel von den Klingreimen oder Sonnetten. Das 5 Capitel von den vierzeiligen, ſechszeiligen und achtzeiligen Reimen. Das 6 Capitel von dem Wiederkehr und Wiedertritte oder Gegentritte, wie auch von den gleichreimenden Reimen. Das 7 Capitel von den dreyſtändigen und von den dreygeſchrenkten Reimen. Das 8 Capitel von den endſchallenden Reimen. Das 9 Capitel von dem Wiederſchalle oder Wiederhalle. Das 10 Capitel von den Ringelreimen. Das 11 Capitel von den Bilderreimen. Das 12 Capitel von den Trittreimen und doppelgängigen Reimen. Das 13 Capitel von den Endreimen oder gleichſchlieſſenden Liedern. Das 14 Capitel von den gleichſetzenden Liedern, und von den Wechſelliedern. Das 15 Capitel von dem Vorlaufe (Acroſtichis) und den Vornreimen. Das 16 Capitel von den Zwiſchenreimen, Reimreimen, oder eitel Reimen, Irrreimen und Wandelreimen. Das 17 Capitel von den Schillerreimen und hinkenden Reimen. Das 18 Capitel von dem Letterwechſel. Das 19 Capitel von der Sechſtinne. Das 20 Capitel von der pindariſchen Ode. Das 21 Capitel von den Klappreimen, den anhangenden Reimen, dem Reimwetzler, und den Schlagreimen. Unſern Leſern zur Erholung von den wunderſamen Benennungen wollen wir einen Reimwetzler herſetzen. Es iſt dieſer aber ein ſolcher Vers, deſſen aufeinander folgende Reimwörter nicht allerdings reimrich-

dieſer Kunſt ausgegeben: ſo hat er doch den erſten gar nicht; den letzten aber nur für ſeinen Gehülfen und Diener (manu pueri mei) ausgegeben, auch nur ſeiner Hand, aber nie ſeines Witzes oder ſeiner Erfindung (ingenii oder inventionis) gedacht. Was war natürlicher, als daß alle Leſer denken würden: der ſo beſcheidne Joh. Fuſt, müſſe der Erfinder der Kunſt ſeyn? Guttenberg aber, der auf eine kaltſinnige Art dieſen Diebſtahl ſeiner Ehre, mit Stillſchweigen anſah, hätte ihn öffentlich beſchämen können, wenn er ſichs vielleicht, als einem Edelmanne, nicht für ſchimpflich gehalten hätte, mit einem Goldſchmiede über einer Handarbeit zu zanken. Schöffer aber, der ein Gelehrter geweſen war, und als ein Clericus, vom Abſchreiben der Bücher durch ſeine Kalligraphie gelebet, hat gegen ſeinen Schwiegervater auch niemals ein Zeugniß ablegen wollen. Fürwahr eine große Beſcheidenheit! aber auch eine Ehre für dieſe edle Kunſt: daß ſie von zween ſo edel geſinnten und gelehrten Urhebern, nicht aber von bloßen Handarbeitern ihren Urſprung und ihre Vollkommenheit erhalten. Dem Hrn. Rath Schöpflin aber haben beyde die Rettung ihrer wahren Ehre zu danken, der dieſe dunkle Sache endlich einmal völlig aufgekläret hat.

II.

Die menschliche Sterblichkeit, unter dem Titel, der Todtentanz, in LXI. Originalkupfern von Rudolf und Conrad Meyern berühmten Kunstmalern in Zürich, abermal herausgegeben; nebst neuen darzu dienenden moralischen Versen und Ueberschriften. Hamburg und Leipzig 1759 in 4.

Es ist sehr gut, daß man die Meisterstücke alter Künstler nicht untergehen lasst. Haben sie gleich allemal den Geschmack ihres Jahrhunderts; haben sie gleich etwas rauhes u. hartes an sich, welches mit der Feinheit und Zärtlichkeit der heutigen Meister in keinen Vergleich kömmt: so sieht man doch an ihren Werken eine gewisse ungekünstelte Stärke, eine wahre Natur, eine glückliche Nachahmung dessen, was man uns itzo unter einer übertriebenen Schminke verhüllet, vorstellen würde.

Der Hr. Herausgeber dieses alten Todtentanzes, verdienet also zweifelsfrey unsre Billigung, daß er die alten Kupferstiche eines guten Künstlers, die 110 Jahre unbeschädigt, und unabgenutzet aufbehalten worden, wiederum abdrucken lassen. Sonderlich verdienet auch der Dichter Dank, daß er seine guten moralischen Betrachtungen, anstatt der alten, bey jedem Kupfer beyfügen wollen. Sie sind in einer gesunden

Dichtart, ohne Schwulſt und Niederträchtigkeit abgefaſſet; und können deſto erbaulicher von Leſern aller Gattungen verſtanden und genützet werden. Wir wollen hernach Proben davon geben.

Der ungenannte Hr. Verf. der Vorrede, redet im Namen des Verlegers anfänglich, als ein guter Sittenlehrer, von der Sterblichkeit, die ſo wenig von den Menſchen betrachtet wird. Dieſe Unbeſonnenheit kömmt ihm ſo thöricht vor, daß er dem Boileau ſeine Verſe abborget:

De Paris à Perou, de Japon jusqu' a Rome,
Le plus ſot animal à mon avis, c'eſt l'homme!

Dieſe überſetzet er ſo; daß er das Original ſcheint verbeſſern zu wollen.

Von Stockholm bis gen Fetz, von Pecking bis gen Trier;
Find ich, es ſey der Menſch das dümmſt und böſte Thier.

Vieleicht werden unſre Leſer hierbey, was den Vers betrifft, allerley auszuſetzen finden. Dem einen wird der Wohlklang der erſten Zeile, bey **Stockholm**, nicht gefallen; dem andern vieleicht Trier, nicht ſo ein weit entlegener Ort zu ſeyn bedünken, daß man ihn Pecking entgegenſetzen könne; ſo wie ihm gewiß auch Fetz, nicht mittäglich genug liegen wird, um ganz Africa mit einzuſchließen. Wie? wenn man geſchrieben hätte:

Von Tornea bis Cap, von Perou bis Japan
Trifft man kein dümmer Thier, als bloß den Menſchen an.

Das

Das böſte; für böſeſte, würde nämlich unfehlbar auch ſeinen Widerſpruch gefunden haben.

Es bemerket derſelbe ferner, daß wider dieſe Unbeſonnenheit mit Fabeln, Gleichniſſen, Bi'de.n und Beyſpielen noch glücklicher, als mit V'rnunftſchlüſſen geſtritten werde. Und eben dahin gehöret die ſo genannte Malerey des Todtentanzes: davon er uns eine kurze Geſchichte entwirft. Es ſind nämlich viel ſolche Bilder vorhanden, die ein Todtentanz heiſſen: und von allen giebt er uns zureichende Nachricht.

Der älteſte von dieſen Todtentänzen, wird insgemein dem berühmten Maler **Holbein**, Vater oder Sohne, zugeſchrieben; allein mit unrecht. Man findet ihn eigentlich zu Baſel an der Mauer eines Kirchhofes; und daſelbſt geht die beſtändige Sage, daß ſolcher um 1431, zur Zeit der baſeliſchen Kirchenverſammlung gemalet worden: wie ſolches die Bildniſſe Kaiſers Sigismunds, des Pabſtes Felix, u. a. vornehmer Leute mehr, die darauf vorkommen, anzeigen ſollen. Wer der Meiſter davon geweſen, iſt unbekannt; ungeachtet **Keyßler Hans Bocken**, Malern in Baſel, dazu machen wollen. Denn **Scheuchzer** in ſeinen Bergreiſen hat gewieſen, daß ſelbiger um 1584 erſt gelebet hat. Vielleicht hat ers 1616 wieder erneuert; ſo wie Hans Klauber ſchon 1568 vor ihm gethan hatte. Eben ſo wenig kann der jüngere Hans Holbein für den Erfinder des Todtentanzes gehalten werden: ja ſelbſt ſeines Vaters Alter reichet noch nicht an die

Zeiten der baselschen Kirchenversammlung. So viel vom Urbilde.

Nach demselben nun sind unzählige Nachbilder theils in Holz geschnitten, theils in Kupfer gestochen worden. Ulrich Fröhlich fügte sie seiner Beschreibung von Basel, in Holzschnitten, mit lateinischen Versen bey; die auch **Mechel** 1724 und 1740 wiederum in 8. abdrucken lassen. Matthäus Merian stach ihn in 42 Figuren in Kupfer: man gab sie 1621 in 4. heraus; und 1649 wurden sie neu aufgelegt: ja auch 1727 sind sie von neuem abgedrucket worden. Selbst in Frankreich war er schon 1538 zu Lyon, bey den Gebrüdern **Treschseln**, u. 1542 bey Joh. u. Franz **Frellon** in schönen Holzschnitten, u. mit franz. Versen erschienen. Eben diese Figuren kamen auch mit **Georg Aemils** lateinischen Versen 1542, und 1547 heraus; und 1554 erschienen sie mit 12 Figuren vermehret. Ein guter Nachstich der holbeinischen Holzschnitte erschien 1567 zu **Cöln**, doch mit veränderten Gebäuden; und der Formschneider, der sich AB. bezeichnet, soll Abraham de Bruyn gewesen seyn.

Im 1590. Jahre erschienen in Wittenberg **Hollbeins** Figuren, abermals mit **Aemils** Versen, durch des David **Chyträus** Veranstaltung. **Jobst Dennecker**, ein Augspurger, stach eben dieselben in klein Folio nach, und gab sie 1544 heraus. **Hollard**, ein Prager Künstler, stach eben diesen Todtentanz in 30 Blättern nach. Und außer diesen sind noch drey Ausgaben mit deutschen Versen ans Licht getreten. Endlich hat **Eberhard Rieser** im

im 1617. Jahre eben dieſe Arbeit in Kupfer geſtochen.

Alle dieſe Figuren nun ſtelleten wirklich einen Tanz vor, darinnen der Tod jedesmal eine Perſon tanzend aufführet; worauf ohne Zweifel die Zeile des ringwaldiſchen Liedes: Kommt her zu mir, ſpricht Gottes Sohn, zielet: **Noch muß er an den Reihen.** Allein davon ſind die neuern Nachahmungen abgewichen, ob ſie gleich auch den Namen des Todtentanzes beybehalten haben. Das neueſte Werk dieſer Art iſt **Salomons von Ruſting**, M. D. Schauplatz des Todes, mit holl. Verſen begleitet; welche Joh. Ge. **Meintel** 1738 ins Hochdeutſche überſetzet, und bey Monathen in Nürnb. in 8. herausgegeben. Daß **M. Hülſcher** in Dresden 1705 von einem vormals daſelbſt am churfürſtl. Schloſſe gemalt geweſenen Todtentanze etwas geſchrieben, iſt bekannt. Daß auch zu Bern einer befindlich ſeyn ſolle, iſt nur bey dieſem, ſonſt nirgends zu finden.

Dieſer meyeriſche ſogenannte Todtentanz iſt zwar nach der Erfindung und Zeichnung ſehr zu loben; allein nichts weniger, als ein Tanz zu nennen. Auf allen Figuren brauchet der Tod Gewalt, entweder mit ſeinem Pfeile, oder mit Händen und Füßen; und die meiſten Angegriffenen erſchrecken, heulen und ſchreyen, oder ſperren ſich auf eine ſo grämiſche Art, daß es nicht die geringſte Geſtalt eines Vergnügens giebt. Wie kann nun ſolches ein Tanz heißen?

Die Personen, die darauf vorgestellet werden, sind in etliche Schaaren abgetheilet. Doch gehen vor allen noch folgende her: 1) Die Erschaffung; 2) der Sündenfall; 3) Adams Verweisung, in welchem allem noch kein Tod erscheint; 4) das mühselige Leben Adams; und 5) der Sieg des Todes. Dieser aber ist allemal nicht als ein Gerippe, sondern, als ein sehr magerer Mann gebildet, deren Köpfe bloß ausgestochene Augen und abgefaulte Nasen, und gleichwohl oft einen grosen Bart zeigen.

Die erste Schaar zeiget den geistlichen Stand, und darunter 1) ein allgemeines; 2) den Pabst; 3) den Kardinal; 4) den Bischof; 5) den Abt; 6) die Aebtissinn; 7) den Priester; 8) den Mönch; 9) den Einsiedler; 10) den Prediger. Die Anrede an alle heißt:

Hieher! ihr Pfeiler heilger Tempel,
Ihr Lehrer unsrer Christenheit;
Macht mit dem Vortrupp ein Exempel,
Und seyd zum Todtentanz bereit.
Pabst, Bischof, Kardinal, Mönch, Priester, Prädicant,
Bevölkert auch durch euch das düstre Schattenland.
Ihr habt den Rang schon prätendiret,
Wie Schriftgelehrten längst gebühret.
Nehmt ihn itzt auch; fangt stolz den Reihen an,
Und tanzt beherzt voran.

Die II. Schaar zeiget die Regenten und den Adelstand. Nach dem 1) allgemeinen Kupfer folget 2) der Kaiser; 3) die Kaiserinn; 4) der Kö-

nig;

nig; 5) die Königinn; 6) der Churfürst; 7) der Graf und die Grafinn; 8) der Ritter; 9) der Edelmann; 10) der Richter; 11) der Vogt; 12) der Hauptmann; und 13) der Fähnrich. Die allgemeine Anrede heißt:

Die heilge Schaar, die euch vorangegangen,
Ihr Großen dieser Welt!
Wird euch im Reich der Schatten froh empfangen;
Sie hat bereits euch das Quartier bestellt.
In dieser Welt habt ihr das Volk regieret,
Und hintennach, wohin ihr wollt, geführet;
Drum geht auch itzt, wohin ihr sollt, voran;
Und weiset ihm ins Plutons Reich die Bahn.

NB. Die Kaiserinn allhier wird **Elisabeth** genennet.

Die dritte Schaar nimmt den Privatstand, und die Gemeinen vor. Nach dem Einleitungskupfer kömmt der Arzt, der Sterndeuter, der Kaufmann, der Maler, Dichter und Scribent; und diese redet der Tod so an:

Könnt' eine Kunst vom Tode retten;
So schont' ich gern euch Maler und Poeten!
Da ihr der Tugend nur zum Preis,
Gebrauchet Geist, Geschmack und Fleiß.
Ihr, die der Zweck vereint zum ähnlichen Gebrauch,
Der Dichter malt, der Maler dichtet auch.
Verlaßt nur beyde nie das Urbild der Natur:
Und folgt der Wahrheit Spur.

Doch nein! euch ists nunmehr verbothen.
Kommt, geht mit mir den Weg der Todten,
Und ihr, die ihr die klügre Welt ergetzt,
Mit Schriften, die gerechter Nachruhm schätzt,
Wist, daß auch ihr, wie andre Leute,
Schon euer Namm nicht stirbt, seyd meine Beute.

Es folgen nun die Handwerksleute, der Baumeister, der Wirth, der Koch, der Bauer, Knecht und Magd, der Alte, die alte Frau, Jüngling und Jungfrau, das Kind, der Soldat, der Krämer, der Straßenräuber und Mörder, der Quacksalber, der Blinde, der Bettler, der Jude, der Wucherer, der Spieler, der Säufer, der Bauchdiener, und der Narr. Den Schluß machen des Todes Gewißheit, und dessen Ungewißheit; das jüngste Gericht, Christi Sieg über den Tod, des Sünders Rechtfertigung, und das wahre und falsche Christenthum.

Man sieht wohl, daß die letzten eigentlich zum Todtentanze nicht gehören. Die Zeichnungen sind fast durchgehends lebhaft, voller Stärke und Geist; aber die Kleidungen und Sitten nach der Art, wie sie vor 100 Jahren gewesen. Jedes Bild hat neue und alte Verse, jene zur Ueberschrift, diese zur Unterschrift. Hinten sind alle Erklärungen in Versen, die itzo mit neuen vertauschet worden, aus der ersten Ausgabe angehenket. Sie sind freylich itzo ziemlich schweizerisch; wiewohl auch die neuen ihr Vaterland nicht verläugnen können. Wir finden hin und her wunderliche Wörter, als: förchten,

ten, vervollkommnen, dapfer, fatal, profan, ein' Bott, prätendirt, Individual, Distiguirte, Situationen, appelliren, respectiren, publiciren, Caprice, Simplicität, Humor, Genie, Raisonnemens, Existenz, u. s. w. Diesemnach ist es Schade, daß man hier wieder, sowohl in der Vorrede, als in den Versen, einen ganzen Wust ausländischer Wörter eingemenget findet. Sind das Zierden, oder Schandflecke?

III.

Hn. Gottfried Christian Freislebens,

herzogl. sächsisch-gothaischen Raths u. Bibliothekars, kleine Nachlese zu des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst.

Der für die Ehre des deutschen Namens mit so glücklichem Erfolge unabläßig eifernde Hr. Prof. Gottsched, hat sich um die Aufnahme unserer einheimischen Litteratur von neuem besonders verdient gemachet, da es ihm gefällig gewesen, das Verzeichniß der durch eine langwierige Bemühung zu seinem Besitze gelangten, oder ihm doch sonst bekannt gewordenen deutschen Schauspiele, der gelehrten Welt vor zwey Jahren öffentlich mitzutheilen. Alle patriotischgesinnte Leser haben bey dem unerwarteten Anblicke einer so zahlreichen Men-

tig sind, sondern mit einem zustimmenden Reimlaute immer hinwandern, und zwar so lange, bis ein guter reiner Reim daraus gewetzt und geschliffen wird, welcher sich am Ende finden muß, z. E.

Will sich nicht reimen denn dein Reim?
Begnag den Finger und den Daum,
Zerkratz den Kopf, es kömmt der Laun,
Es wächst im Sitzen dir der Stein,
Zerkratz die Zähn, und sprütze Schleim,
Nichts will sich finden angenehm:
Du armer Geck, bleib nur daheim,
Du machest keinen guten Reim.

Das 22 Capitel giebt Nachricht von den kunstfündigen Reimen, Stachelreimen, Spottversen, Räzelreimen und Wortgriflein (logogripho). Das 23 Capitel von den Fragreimen, Zahlreimen, Gesprächreimen und Oden; worauf denn das 24 Capitel den Beschluß der Verskunst macht.

Das 5 Buch endlich besteht aus 7 Tractaten, welche vordem schon zusammen herausgegeben, und dem Fürsten von Anhalt, Herrn Ludewigen, zugeschrieben sind. Der 1 ist eine Einleitung zur deutschen Sprache, und zwar in Versen. Die deutsche Sprache wird darinn als redend vorgestellt, da sie denn ihren Ursprung, ihre Reinigkeit, ihren Reichthum und ihre Freygebigkeit anzeiget; auch daß sie so wohl in der Grammatik als Poesie auf gewissen Gründen ruhe. Sie schilt die Verächter und Unwissende, nichtweniger diejenigen, welche ihrer Majestät, Reinigkeit und ihrem Ansehen einen Schandfleck, durch Einmischung

frem-

Menge dramatischer Gedichte, welche in den letzten drey Jahrhunderten von unsern Landsleuten verfertiget, oder in unsere Sprache übersetzt worden, nothwendig eine desto lebhaftere Zufriedenheit empfinden müssen, je wahrscheinlicher es ist, daß der größte Theil derselben, ohne des unermüdeten Hrn. Besitzers gemeinnützige Vorsorge uns unbekannt geblieben, und mit der Zeit gar in die Vergessenheit gerathen seyn dürfte. Ich zweifele daher keinesweges, daß sich nicht verschiedene von denjenigen, welchen die Ausbreitung des deutschen Ruhms am Herzen liegt, aus einem Triebe der Erkenntlichkeit bewogen finden sollten, dem von dem berühmten Hrn. Professor in der Vorrede geäußerten billigen Verlangen eine Gnüge zu leisten, und alles, was zur Ergänzung und Bestätigung der von ihm gelieferten schönen Nachrichten dienen kann, auf eine beliebige Weise bekannt zu machen.

Es würde mir nichts angenehmers begegnen können, als wenn die kleine Nachlese, so ich gegenwärtig anzustellen das Vergnügen habe, so glücklich wäre, andere in der Kenntniß unserer theatralischen Reichthümer geübtere Federn, zu Ertheilung wichtigerer Beyträge aufzumuntern, und dadurch den Weg zur Abfassung einer vollständigen Geschichte der deutschen Schaubühne bahnen zu helfen. Unter denen 180 dramatischen Stücken, die ich hier namhaft mache, ist nicht ein einziges, so ich nicht selbst vor den Augen gehabt hätte. Die Titel sind von den Originalen sorgfältig abgeschrieben, der Ort des Druckes, nebst der Jahrszahl, dem Formate

mate und der Stärke der Bogen richtig angegeben, auch die darauf benennten, oder sonst zu meiner Wissenschaft gediehenen Verfasser angezeiget, und hier und da einige zur Erläuterung gereichende Anmerkungen eingestreuet worden.

Ich hätte zur Ehre unsers Vaterlandes wohl wünschen mögen, daß ich mich im Stande gesehen hätte, anstatt so vieler mittelmäßigen und zum Theil gar verwerflichen Arbeiten, lauter Meisterstücke anzugeben. So aber hat es leider mit dem menschlichen Willen und Verstande die übereinstimmende Bewandniß: daß sich ihre Kräfte ungleich mehr durch schlechte, als durch gute Wirkungen zu äußern pflegen. Daher ist es kein Wunder, wenn sich in der bürgerlichen sowohl, als in der gelehrten Historie, unter zwanzig Erscheinungen, kaum eine einzige eräuget, welche unserm Geschlechte zu einem wahren Ruhme, oder zu einem wesentlichen Vortheile gereichet. Indessen können wir uns in dem Falle, wovon hier die Rede ist, damit trösten, daß unsre stolzen Nachbarn über dem Rheine, und jenseit der Alpen, wenn sie wider den deutschen Witz zu Felde ziehen, ebenfalls nicht mit lauter auserlesener Mannschaft erscheinen; sondern alle ihre leichten Völker ohne Unterschied mit aufzubiethen, gewohnt sind. Die Anzahl der Streiter entscheidet freylich nichts: gleichwohl aber dünket mich, daß wir schon etwas gewonnen haben, wenn wir nicht mehr Ursache finden, uns vor einer allzuüberlegenen Menge zu fürchten.

1322.

Der Hr. Prof. **Gottsched** hat vollkommen Recht, wenn er alle europäische Völker auffodert, unter ihren dramatischen Alterthümern etwas ausfindig zu machen, welches, in Ansehung der Zeit, mit den unsrigen verglichen werden könnte. Wenn sich der Umstand, daß bereits an **Karls des Großen** Hofe ein Schauspiel in altfriesischer Mundart aufgeführet worden, durch ein glaubwürdiges Zeugniß bestätiget fände: so würden wir dem stolzen Frankreich ein deutsches theatralisches Gedicht aus einem Jahrhunderte vorzulegen haben, in welchem dasselbe, so zu sagen, noch nicht einmal eine eigene Sprache hatte. Ich erinnere mich gar wohl, gleichfalls etwas ähnliches gelesen zu haben; ich sehe mich aber vor der Hand eben so wenig im Stande, einen richtigen Wehrmann deshalben anzuzeigen. Indessen glaube ich, der Mühe eines weitläuftigen Nachsuchens um desto eher entübriget seyn zu können, je weniger ohnedieß die von dem Hrn. Professor angeführten Lustspiele unserer alten gandersheimischen Muse, von den karolingischen Zeiten entfernt sind. Es ist zwar an dem, daß **Roswithe** ihre Komödien nicht in ihrer Muttersprache, sondern lateinisch auszufertigen, für gut befunden. Allein, dessen ungeachtet können sie doch von der schon in jenen düstern Zeiten unter unsern Vorfahren entglommenen Liebe zur dramatischen Dichtkunst, ein unverwelkliches Zeugniß abgeben. So wenig die eifersüchtigen Verächter des deutschen Witzes etwas dagegen einwenden

den können: eine so ausgemachte Sache bleibt es an und für sich selbst, daß unsere einheimische Poesie überhaupt sich, nach der damaligen Beschaffenheit der deutschen Sprache, bereits in dem blühendsten Stande befunden, und die angenehmste Beschäfftigung der größten Fürsten und Herren ausgemachet habe, als die Dichter in einigen Provinzen Frankreichs kaum erst angefangen, sich durch die rauhen Versuche ihrer Romanzen einen Namen zu erwerben, und durch den erhaltenen Beyfall bey den angränzenden Völkerschaften nach und nach ebenfalls einen gewissen Geschmack für Dichtkunst rege zu machen. Jedermann weis, was für eine Menge altdeutscher, insonderheit aus dem poetischen Jahrhunderte **Friedrichs des Ersten** herrührender Gedichte, noch hier und da im Verborgenen stecket. Wie leicht könnte es nicht geschehen, daß es irgend einem forschenden Patrioten glückte, ein ächtes dramatisches Ueberbleibsel darunter zu entdecken? In Erwartung eines so günstigen Ungefahrs, will ich mich vor itzo begnügen, ein zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, in hiesiger Nachbarschaft öffentlich aufgeführtes deutsches Schauspiel in Erinnerung zu bringen: welches seiner sonderbaren tragischen Wirkung halber keinem Liebhaber der sächsischen Geschichte unbekannt seyn kann. Der eisenachische Canonicus, **Joh. Rothe**, erzählet die Umstände davon in seiner **thüringischen Chronik** mit folgenden Worten: „Syne „viende hatte margraffe **frederich von missen in-**

„plissin,

„plissm, in deme ostirlande vnd lantgraue in dorin-
„gen gancz obir wordin, vnd sine groſsen krige zcu
„eyme guden ende bracht, daz er in allin sinē lan-
„din, keinē redelichin krig mer hatte, sunder ez was
„do gut frede worden, in deme iare also man schreib
„nach cristus gebort, M cccrrij iar, do wordin die
„luthe, uff deme lande vnd in den steten fro,
„vnd ergetztē sich ores langē vngemachis,
„daz sie von den krigen geledin hatten. Also
„machtē die von ysenache auch noch ostirn,
„an deme sonabin, sunsczē tage noch ostirn, also
„sich der prediger ablaz anhub eyne schune spil, uff
„der rollin zcuschē sante georien vnd der barfuſsen
„closstir, von den zcehin iungfrauwen der sunff wise
„vnd sunff torichtig ware, noch deme evangelio das
„cristus geprediget hat, vnd do was landgue frede-
„rich, der frediger kemmertig, vnd sach vnd
„horte daz die sunff torechtin iungfrauwen, die sich
„hie uff ertriche, mit ruwe vnd leide sumetē vz
„deme ewigē lebin gesloſsin wordin, vnd daz maria,
„vnd alle heiligē vor sie botin, vnd daz nicht en
„halff, das got syn orteil wandeln wulde. Do vil
„her in eynē zcwisel, vnd wart mit groſseme zcorne
„bewegit vnd sprach, waz ist das dañe der cristen
„gloube, wil sich got nicht erbarmin obir vns, vmb
„bete marien, vnd allir heiligen, vnd ging zcu
„warperg vnd was zcornig wol sunff tage, vnd die
„gelarten konden on kume besnügen, daz er daz
„evangeliū vorstunt, vnd darnach so slug en der
„slag von dem langē zcorne, daz er drie iar zcu
„bette lag, do starb her also her sunff vnd sūstzig
„iar

„iar alt was, vnd wart begrabin vor ysenache zcu „sante kathrinen in ste Johis cappellin. „(Zu Sanct Katharinen in Sanct Johannis Kapelle.) Ich habe diese Stelle mit Fleiß so angeführet, wie sie in derjenigen bey der hiesigen herzogl. Bibliothek befindlichen Handschrift gelesen wird, welche Sagittarius und Tenzel in ihren Schriften unter dem Titel der alten thüringischen oder eisenachischen Chronik zum öftern angezogen haben. Der ältere Hr. Hofrath Menken hat dieselbe im IIten Bande seiner Scriptor. Rer. Germanicar. S. 1633 - 1824. aus einem von der herzogl. sachsenweißenfelsischen Bibliothek entlehnten Exemplar auszugsweise dergestalt mitgetheilet, daß er dasjenige, was gemeine und auswärtige Dinge betrifft, und nicht zur thüringischen Geschichte gehöret, aus seinem Abdrucke weggelassen. Die Zusammenhaltung dieser Auflage und unserer Handschrift zeiget zwar deutlich, daß beyde im Grunde miteinander übereinkommen. Da indessen die weißenfelsische Abschrift, nach der, in der Vorrede zu diesem menkenschen Bande b. 4. gegebenen Anzeige, von einer ungeheuren Größe ist, und eine ganze Elle in der Dicke beträgt; die hiesige aber nur einen mäßigen Folianten in ordentlichem Formate ausmachet: so zweifele ich keinesweges, daß es mit der erstern, wie mit vielen andern alten Chroniken gegangen, und die rothische Arbeit durch fremde Einschiebsel unberufener Federn, nach und nach zu der gemeldeten Stärke angewachsen sey: wiewohl allerdings die Größe, der in solcher Copie gebrauch-

ten Buchstaben, nebst der Dicke des Papiers, zu diesem beträchtlichen Unterschiede ebenfalls ein vieles beygetragen haben mag. Die angezogene Stelle kann sogleich zum Beweise dienen, daß meine, wegen der gedachten Einschaltungen, geäußerte Meynung nicht ungegründet sey. Nach den Worten: mit, rpwe vnd leide, findet sich S. 1784. des menkenschen Abbdruckes, folgender von einem ächten Anhänger der römischen Kirche neuerlich eingeschobener Zusatz: vnde mit gudin werkin. Die hiesige Handschrift gedenket hievon nichts; überhaupt aber machet mir die darinn beobachtete Rechtschreibung, nebst andern den Ausdruck selbst betreffenden Umständen, wahrscheinlich, daß sie eher als die weißenfelßische gefertiget sey. So verdienet sie auch um deswillen einen Vorzug, weil sie mit einer, sonderlich zu Erläuterung der zwischen Churfürst Friedrichen dem Sanftmüthigen, und seinem Hrn. Bruder, Herzog Wilhelmen, vorgefallenen Zwistigkeiten dienenden Fortsetzung, und mit einer kurzen Nachricht, von des letztern Reise nach dem gelobten Lande, und denen daselbst befindlichen heiligen Sehenswürdigkeiten, begleitet ist. Bey dem allen aber hat auch dieses Exemplar dem gemeinen Schicksale, welches so viele andere alte Geschichtbücher betroffen, nicht völlig entgehen können; inmaßen es nicht nur einiger Blätter beraubet, sondern auch hier und da, wo sich ein leerer Raum gefunden, von ungewaschenen Händen durch Einrückung unerheblicher historischer Nachrichten und anderer theologischer und medicinischer

Klei-

Kleinigkeiten, verunstaltet worden. So mangelt auch die der menkenschen Ausgabe vorgesetzte und an obgedachten Herzogs Wilhelms erste Gemahlinn, Frau Annen, eine Tochter Kaiser Albrechts des IIten, in deutschen Reimen gerichtete Zuschrift: aus welcher erhellet, daß der Verfasser bey dieser Fürstinn Kapellan gewesen. Um aber von dieser kleinen Ausschweifung wieder zur Hauptsache zu kommen; so findet sich noch zweyerley zu erinnern. Es konnte nämlich leicht geschehen, daß manche Leser die ganze Erzahlung von dem ganzen eisenachischen Schauspiele, um deswillen in Zweifel ziehen möchten: weil Joh Rothe, dessen Zeugniß ich deshalben angeführet, seine Chronik mehr als hundert Jahre nachher aufgesetzet. Allein zum guten Glücke ist derselbe nicht der erste gewesen, so diesen Vorfall aufgezeichnet. Die alteste Nachricht, so mir davon vorgekommen, findet sich in dem 1m Jahr gleichzeitigen, zwar von ungenannten Verfassern herrührenden, aber doch, seiner Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit wegen, sehr angesehenen *Chronico Sampetrino Erfurtensi:* welches im IIten Bande der menkenschen Sammlung zum erstenmale im Drucke erschienen ist. Daselbst liest man a. d. 326. 32 . S. eine in dem Hauptwerke mit dem rothischen Berichte vollkommen übereinstimmende Erzählung von diesem Schauspiele, nebst einigen Nebenumständen; deren Nachschlagung ich dem eigenen Gefallen des Lesers überlasse, und nur die kleine Anmerkung beyfüge: daß man anstatt der daselbst vorkommenden unverständlichen Worte:

in *ortu* ferarum, aller Wahrscheinlichkeit nach, in *orto*, oder vielmehr in *horto* ferarum zu lesen habe. Außer diesem *Chronico Sampetrino* und dem **rothischen** Geschichtbuche, ist dieselbige Nachricht auch in dem so genannten *Erphurdiano Antiquitatum Variloquo ap. Menken. Tomo II. pag. 500.* und von **Adam Ursino** in seiner **thüringischen Chronik**, eben daselbst im **IIten Bande** S. 1309. 1310. wiederhohlet, und von dem einen und andern mit unzeitigen Anmerkungen, von den letztern aber noch mit fabelhaften Zusätzen begleitet worden; anderer neuerer Schriftsteller, so jenen nachgeschrieben, zu geschweigen. Um mich indessen eines in dieser Erzählung vorkommenden chronologischen Irrthums, nicht mitschuldig zu machen, will ich nur noch anzeigen, daß **Tenzel** in seiner dem **IIten Bande** der ostangezogenen **menkenschen Schriftsteller**, ebenfalls einverleibten *Vita Friderici admorsi, Sect. IIII. §. 34.* S. 990. dargethan: daß dieser Fürst, nachdem er den 25. oder 26. April 1322, zu Folge der durch das eisenacher Schauspiel bey ihm erregten heftigen Gemüthsbewegung, vom Schlage gerühret worden, nicht wie das *Chronicon Sampetrinum* saget, viertehalb, auch nicht, nach **Rothens** Angeben, drey Jahre; sondern zwey Jahre und ungefähr sieben Monathe bettlägerig gewesen; und endlich, nach Ausweisung dessen, zu Reinhardsbrunn noch bis diese Stunde befindlichen, und daselbst auf der folgenden Seite in Kupfer abgebildeten Grabmaals, den 16ten November 1324 sein Leben beschlossen habe. Jedoch es ist noch eine kleine

Be-

Bedenklichkeit übrig, welche wir billig auch aus dem Wege räumen müssen. Das *Chronicon Sampetrinum* meldet ausdrücklich, daß das Spiel von den zehn Jungfrauen, von der Clerisey und ihren Schulen vorgestellet worden. Nun aber ist es bekannt, wie sorgfältig diese Herren in den mittlern Zeiten beflissen gewesen, das Mangelhafte in ihren Wissenschaften unter dem ehrwürdigen Deckmantel eines barbarischen Lateins, vor den Augen der ungelehrten Laven zu verbergen. Man könnte also wohl auf die Gedanken gerathen, daß die eisenachischen Mönche sich aus einer ähnlichen Ursache bewogen gefunden, ihre dramatische Vorstellung ebenfalls lieber in der verstümmelten Sprache des alten Roms, als in der verständlichen Mundart ihrer Zuhörer aufzuführen. Wäre aber dieses, so würde der daher gezogene Beweis, für das Alterthum der deutschen Schauspiele, von selbst über den Haufen fallen. Allein, so scheinbar diese Muthmaßung, dem ersten Anblicke nach, in die Augen fällt: so deutlich leget sich deren Unerheblichkeit an den Tag, wenn man die von Rothen gemeldete Veranlassung des eisenacher Spiels in Ueberlegung zieht. Nachdem Markgraf Friedrich seine langwierigen Streitigkeiten glücklich zu Ende gebracht, und der Frieden von neuem in seinen Landen zu blühen begonnte; so suchten seine Unterthanen von dem, in währender Kriegesunruhe erduldeten Ungemache, sich durch allerhand Ergetzlichkeiten wieder zu erholen: und zu dem Ende wurde vermuthlich auf des Landesherrn Befehl, auch die durch ihre zufällige be-

fremder Sprachen anhängen. Sie zeiget, was sie vermögen könne, wenn sie recht ausgeübet würde, und beklagt sich, daß man sie so unausgearbeitet liegen liesse. Eine Probe von den Versen selbst zu geben, wollen wir die Stelle hersetzen, da sie von der Einmischung fremder Sprachen redet.

. . . Denn wer mich nur zerflicket,
Und meinen deutschen Geist undeutscher Weis ersticket,
Wirft bald auf Welsch, auf Franzsch, auf Römsch mir zu den Klack
Hängt mir um meinen Leib den Buntelbettel Sack.
Bricht mir die Zähn heraus, hält mich wie eine Bettel,
Wie eine Allmanshur, schcubt in mich allen Bettel;
Ich soll ihm Wortlos seyn, ey! der ist ja mein Feind,
Vielmehr, als Forderer, und treugeneigter Freund.
Schau doch das Wunderweib, sie hat milchweisse Wangen,
Ihr Augen bräunlich schön, ihr Haar gelbkräuslich hangen,
Darbey ein Pferdehals, der Leib ist Federbunt,
Die Füsse unterwerts sind, wie ein Karpenmund,
Lach, lieber Schauer, lach; so bildet mich mein Mahler,
Und mengt mich unerhört mein Alamodeprahler,
Gar wunderselzamlich, kein Wort ist fast mehr mein;
Die Sprachverderberey soll dennoch künstlich seyn.

Und weiter unten heißt es:

Muß ich allein denn seyn, so Sclavenweis verachtet?
Bleibt meine Reinlichkeit und Wortmacht unbetrachtet?
Ja, spricht man, es ist itzt die Alamod Manier,
Die Dames brauchens so, und mancher Cavalier.
Was Brauchs! begehrt man, daß ein fremdes Pferd und Ziege,
Der Deutschen Ehr und Zucht dem Wort nach überwiege?

trübte Wirkung in ein wahrhaftes Trauerſpiel verwandelte dramatiſche Vorſtellung von den zehn Jungfrauen zu Eiſenach entworfen, und im Beyſeyn des Markgrafen ſelbſt, öffentlich aufgeführet. So wenig ſich nun eine hiſtoriſche Spur findet, daß dieſer Herr, welcher doch den Vortrag, leider! zu ſeinem großen Schaden ſehr wohl verſtanden, in der lateiniſchen Sprache geübet geweſen; und ſo wenig ſich jemand träumen laſſen dürfte, dergleichen Kenntniß ſeiner Hofſtatt oder vollends gar den übrigen Zuſchauern beyzumeſſen: ſo wenig hat man Urſache zu zweifeln, daß dieſes zu einer allgemeinen Luſtbarkeit veranſtaltete Schauſpiel auch in der gemeinen Landesſprache abgefaſſet und vorgeſtellet worden ſey.

(Die Fortſetzung folget künftig.)

IV.

L'Eſprit de Mr. de Voltaire, auquel on a joint L'Oracle des nouveaux Philoſophiques, pour ſervir de ſuite & d'Eclairciſſement aux Oeuvres de Mr. de Voltaire. A Amſterd. 1759. in gr. 8.

Der Hr. von Voltaire hat mit ſeinen Schriften auch in Deutſchland ſo viel Beyfall gefunden, daß man beynah auch unſern Landsleuten eine Art von Voltairomanie vorrücken könnte: wie dieſelbe ſchon vor mehr als 15 Jahren den Franzoſen vor-

vorgerücket worden. Einen groſsen Geiſt und Dichter hochzuſchätzen, iſt zwar an ſich kein Fehler: wenn übrigens die Leſung ſeiner Schriften mit keiner Gefahr verbunden iſt. Es würde neidiſch ſeyn, wenn man Liebhabern ſchöner Gedichte, Bücher aus den Händen reiſsen wollte, daraus ſie ein unſchuldiges Vergnügen, ja viel nützlichen Unterricht ſchöpfen können. Allein, wenn dieſe Schriften unter dem vielen Guten, auch viel Böſes, ja mehr Schädliches als Nützliches in ſich halten; wenn die ſchönen Blumen des feinſten Witzes darinn nur dienen, das Gift zu verdecken, welches nach der Abſicht des Verfaſſers, dadurch ausgebreitet werden ſoll: ſo wäre es freylich beſſer, daſs ſie nicht ſo häufig, ja vielleicht von den meiſten Leuten gar nicht geleſen würden.

Der Herausgeber dieſes neuen Auszuges aller voltairiſchen Schriften hat dieſe Wahrheiten eingeſehen. Er iſt ſo weit davon entfernet, zu glauben, daſs gar nichts Gutes in den zahlreichen Werken dieſes witzigen Kopfes befindlich ſey; daſs er vielmehr den rechten Kern deſſelben herausgezogen, und den Liebhabern ſchöner Gedanken und wohl ausgedruckter guten Einfälle, auf wenigen Bogen vorgeleget hat. Allein, er hat uns zugleich in dem II. Theile einen Gegengift wider viele ſehr anſtöſsige Sätze, gefährliche Lehren, und höchſtſchädliche Irrthümer, die in ſeinen Schriften vorkommen, geliefert. Unparteyiſcher konnte er nicht verfahren; und man muſs ihm für beyde Bemühungen Dank wiſſen.

Im ersten Theile sind die schönen Stellen voltairischer Schriften in gewisse Classen, oder Hauptstücke getheilet. Das I. handelt vom höchsten Wesen: und hier findet man theils poetische, theils prosaische Stellen von großer Schönheit. Die ersten Stellen sind aus der Henriade VII. Gesange, u. die andern aus seiner neutonischen Philosophie gezogen. Doch kommen auch andre vor, die gewiß nicht zu verachten sind. Wenn man sie zusammen setzte, würde eine schöne natürl. Theologie daraus erwachsen. Eben so vernünftig redet er im II. von den Abgöttern der Heyden; ob er gleich viel alte Völker wegen dieses Irrthumes zu entschuldigen suchet; und im III. von der Deisterey und Atheisteren. Man sollte denken im IV. vom Christenthume, würde er gar nicht dergleichen schöne Gedanken hegen: allein, man irret sich. Hr. von Voltaire ist sich selbst so ungleich, daß er auch bisweilen die vortrefflichsten Urtheile und Einfälle davon eingestreuet hat; und das nicht nur in Gedichten, wo er zuweilen andre Personen redend einführet; sondern auch in gebundenen Abhandlungen, wo er in seinem eigenen Namen redet.

Eben so erbaulich redet er von den Verfolgungen der ersten Christen; von der Beichte und Buße, und von der Hölle. Selbst von Rom, den Päbsten und ihrer Politik, dem Banne, dem Ablasse, und den Spaltungen der griechischen und römischen Kirche, spricht er zuweilen, als ein guter Katholik. Und diese Stellen sind zum Theile aus seinen neuesten historischen Schriften genommen;

wo

wo man an seinem Ernste nicht zweifeln sollte. Kömmt er auf die theologischen Streitigkeiten, Sekten, Schwärmereyen, Inquisitionsgerichte, Ketzereyen, Religionskriege, Empörungen, und die pariser Bluthochzeit: so sollte man denken, er schriebe von allen diesen Dingen in der besten Absicht.

Lesen wir, was er von dem Menschen überhaupt für Gedanken heget, wie er seine Vorzüge, und seine Nichtigkeit einsieht, und abschildert; so ist er bald rechtgläubiger als Pascal, den er zu andrer Zeit sehr scharf getadelt hat. Eben so denket er von der Freundschaft. Man sieht bey ihm die Herzhaftigkeit, die Standhaftigkeit u. Großmuth, den Heldenmuth, die Mäßigung, Weisheit, Ehrliebe, Freyheit, Treue, Aufrichtigkeit, Erkenntlichkeit, Liebe des Vaterlandes, Ehre und Liebe zur Arbeit, aufs vortheilhafteste abgeschildert: und selbst von den Leidenschaften der Liebe, dem Gewissen, der Reue, der Selbstliebe, Eitelkeit, Thorheit und Pedanterey, urtheilet er öfters aufs allervernünftigste; vieler andern Laster zu geschweigen.

Eben so wenig kann man seine Gesinnungen von dem Weltwesen, der Aufführung, dem Umgange, der Freyheit u. Munterkeit, dem Spiele und der Eingezogenheit tadeln. Vom Hofe, und dem Volke, von Adel und Geburt, vom guten Namen, der Mode, und der Zeit, von Wahrheit und Lügen, von Sitten und Gebräuchen, Meynungen und Vorurtheilen, ja selbst von den

Weibern und dem Ehestande, redet er bey Gelegenheit sehr vernünftig. Und was er von Regierungen, Monarchen und Fürsten, nebst ihren Unterthanen, von Republiken, Ministern, Gesandten und großen Leuten saget, daß kann fast nicht besser ausgedacht werden. Gleichwohl ist dieß alles kaum erst die Hälfte der Materien, darüber man seine Gedanken gesammlet, und hier ohne alle Zusätze mitgetheilet hat. Wir müssen aber hier abbrechen, um auch vom zweyten Theile noch etwas zu melden.

Nachdem wir also unserm Schriftsteller, dem Hrn. von Voltaire da, wo er wirklich groß und schön ist, Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen, müssen wir ihn auch, als Liebhaber der Wahrheit, auf der schlimmern Seite betrachten. Große Leute fehlen auch, und bisweilen am gröbsten: so stellet unser Verf. des II. Theils den Hrn. v. V. im II. Th. vor. Er nennet ihn das Orakel der neuen Philosophen, und erkläret ihn also zum Haupte einer neuen Sekte. Diese nennet er, sehr schmäuchelhaft, Philosophen; da er sie von rechtswegen Naturalisten, Deisten, Ungläubige, Religionsspötter ja wohl gar Atheisten hätte nennen können. Von dieser Rotte heutiger Freygeister, davon er uns einen la Mettrie, Diderot, Toussaint, d'Alembert, Rousseau von Genf, d'Argent, u. a. m. namhaft machet, von welchen wir doch die letzten gern ausnehmen möchten, machet er Herrn v. V. zum Anführer.

Unser

Unſer Verfaſſer, als ein Reiſender, kömmt nach Lauſanne, und trifft einen alten Freund daſelbſt an, der ihn in ſein Haus nöthiget, und wohl aufnimmt. Nach den erſten Höflichkeiten kommen ſie auf den heutigen Einwohner des Genfer Gebiethes, Hrn. v. V. zu reden. Der Fremde bezeuget eine große Begierde, dieſen großen Geiſt näher kennen zu lernen: und ſein Freund verſpricht ihn hinzuführen. Sie kommen nächſten Tag wirklich hin, und werden wohl aufgenommen. Eine gute Geſellſchaft von ſolchen neuen Philoſophen, und eine Mittagsmahlzeit, beſchäfftiget dieſe Gäſte auf eine angenehme Art. Witzige Einfälle, Wiſſenſchaften, Stellen aus voltairiſchen Gedichten, löſeten einander beſtändig ab. die neuen Philoſophen aber führten eine dem Verf. ganz unerhörte Sprache. Man vertheidigte die ſeltſamſten Meynungen, griff die allgemeinſten und heiligſten Wahrheiten an, und widerſprach ſich ſo lange, bis das Orakel den Mund aufthat, um den Ausſpruch zu thun. Dieſer mochte nun klingen wie er wollte; ſo hätte man gern in die Hände geklatſchet.

Er ſelbſt, unſer Verf. hörte viel, und ſagte wenig dazu; war auch noch weniger zufrieden. Er ſah wohl, daß das Grundgeſetz dieſer Herren die Freyheit wäre, alles zu denken und alles zu ſagen. Sein Schweigen aber brachte ihn in den Verdacht, daß er mit ihrer Lehre und neuen Philoſophie nicht zufrieden wäre. Man befragte ihn deswegen; und muthmaßte: es käme daher, daß ſie noch von den Vorurtheilen der gemeinen Erzie-

hung

hung eingenommen sind. Ich gestehe es aufrichtig, erwiederte dieser: daß mich alles, was ich höre, befremdet. Bey diesem Worte, welches man für ein Zeichen seiner Einfalt ansah, erhub sich ein lautes Gelächter. „Man sagte, ich brauchte einige Lectionen; und man bath den Hrn. v. Voltaire, mir dieselben zu geben. Er erboth sich dazu, aus Eifer und Höflichkeit, erlaubte mir, morgen früh wieder zukommen, und ich versprach, es nicht zu versäumen.„ Man wünschte ihm Glück, und verhieß ihm, daß er in kurzem ein großer Philosoph seyn würde, als sie selbst.

Dieß ist der Eingang des Buches: und nun folget das erste Gespräch. Man erscheint den nächsten Morgen beym Hn. von Volt. der sie schon erwartete. Hier fängt dieser an, sein Lehrgebäude der natürlichen Religion vorzutragen; verspricht Heyden, Mahometanern, und allen verhaßten Sekten die ewige Seligkeit; will, daß alle Fürsten die freye Uebung aller Religionen erlauben sollen, wie in England und Preußen; und eifert wider die katholische Strengigkeit. Das geschah nun mit großer Hitze, bis man meldete, die Tafel sey gedecket.

Als sie beyde wieder nach Hause fuhren, fragte sein Freund und Wirth den V. wie ihm ihr Orakel gefiele? Niemals, erwiederte dieser, habe ich mehr Geist und Witz, mehr Fertigkeit, Nachdruck, und Geschicklichkeit zum Ueberreden und Verführen gesehen, als hier. Allein nun fängt er an, ihm seine Zweifel, wider die vorgetragenen Lehren zu entdecken. Er beweist ihm, daß es ein natür-

natürliches Gesetz gebe, und daß dieses noch keine vollständige Religion ausmache. Er widerlegt die Meynung der neuen Philosophen, von der Zulänglichkeit der natürlichen Religion, und beweist die Nothwendigkeit einer geoffenbarten; erkläret auch die göttlichen Wirkungen, welche sie in der Welt gehabt.

Das dritte Gespräch wird des andern Morgens im Zimmer des Wirthes gehalten; und hierinn widerlegt der Vers. als der Reisende, die Gründe, womit man die allgemeine Duldung aller Religionen und Irrthümer behaupten will. Der Wirth sieht wohl, daß sein Gast alle diese Einwürfe auf dem Herzen gehabt, ohne sie dem Hn. v. Volt. zu entdecken; und fraget ihn, ob er denn nicht seinen Besuch wiederholen, und ihm seine Zweifel eröffnen wolle? Von Herzen gern, erwieverte dieser: und sie fahren in kurzem wieder zu ihm: wo sich das vierte Gespräch anhebt.

Hier entsaget nun das Orakel allem dem, was er jemals vom Christenthume und dem päbstlichen Stuhle vortheilhaftes geschrieben. Er lästert fast das höchste Wesen, und Christum; und bemühet sich der Religion den Beweis, von den Verfolgungen der Märtyrer, zu entreißen. Kurz er läugnet alles: und davon werden die stärksten Stellen seiner Schriften angeführet; sonderlich aus seiner Epitre à Uranie.

Im fünften Gespräche gesteht Hr. v. Volt. daß er, um der Freyheit zu denken wegen, mit sich selbst nicht immer einstimme. Heute käme ihm

eine

eine Sache wahrscheinlich vor, morgen das Gegentheil: beydes vertheidige er aufs beste; und endlich wisse er selbst nicht, was er glauben solle. Dieser Pyrrhonismus sey die wahre Philosophie, u. s. w. So fährt nun das ganze Buch bis zum neunten Gespräche fort. Am Ende steht noch eine strenge, aber genaue Abbildung von ihm. Wir freuen uns, daß wir nächstens eine deutsche Uebersetzung dieses Buches zu gewarten haben. Alsdann ein mehrers davon.

V.

Hr. Menard Untersuchungen über die Spiegel der Alten. Aus dem 23sten Bande der Geschichte der Acad. des Inscr. et belles Lettres paris. Ausgabe, übersetzt.

Die Natur hat den Menschen die ersten Spiegel an die Hand gegeben. Das hellglänzende Wasser diente ihrer Eigenliebe: und nach diesem Begriffe haben sie die Mittel gesuchet, ihr Bildniß zu vervielfältigen. Die Eitelkeit ist sehr alt, und Hr. Menard hat ihre verschiedenen Wirkungen in diesem Stücke verfolget.

Die ersten künstlichen Spiegel waren von Metall. Cicero giebt a) deren Erfindung dem ersten Aesculap schuld. Allein ein viel unläugbarer Beweis ihres Alterthums, ist die Stelle im 2 B. Mos.

a) De Natur. Deor. Lib. III. no. 57.

Mos. b) allwo gesaget wird, man habe die Spiegel der Weiber geschmolzen, die bey der Stiftshütten bedienet gewesen, und daß man daraus ein ehernes Meer mit seinem Fußgestelle gemachet habe.

Außer dem Erze, brauchte man noch Zinn und das Eisen. Man machte nach der Zeit welche, die aus Erze und Zinn zusammengesetzet waren. Diejenigen so zu Brundusium gemacht wurden c), haben lange Zeit für die besten von dieser letzten Gattung gegolten. Allein man gab hernach den silbernen Spiegeln den Preis: und Prariteles, ein andrer, als der berühmte Bildhauer dieses Namens, hat sie erfunden. Er war ein Zeitgenoß des großen Pompejus.

Die Tändeley der Poeten d) und die Ernsthaftigkeit der Rechtsgelehrten e) stimmen mit einander überein, um den Spiegeln einen wichtigen Platz an dem Nachttische der Damen einzuräumen. Zum wenigsten müssen sie aber, zum mindesten in Griechenland zu Homers Zeiten f) einen sonderlichen Aufsatz gemachet haben: weil dieser Dichter in der vortrefflichen Beschreibung nichts davon saget, die er von der Juno Nachttische machet g) wo er sich belustiget hat, alles zusammen zu nehmen, was zu dem äußersten Putze gehörte.

Die

b) Cap. 38. v. 8.
c) Plin. Hist. natur. Libr. 33. C. 9.
d) Ovid de arte Am. Lib. II. v. 215.
e) L. XXV. dig. de aur. et argent. legat.
f) Iliad Libr. XIV.
g) Nat. quæstion. Libr. I. Cap. 17.

Was macht man für Geſtank und ſetzet Ihren Dreck,
Als deutſcher Scham ganz los hier und dort an den Weg.

Nach dieſer Rede folgen etliche wenige und nöthige Erklärungen über vorhergehende Verſe.

Der 2 Tractat handelt von den eigenen Namen der alten Celten. Als die Geiſtlichen in Deutſchland gar zu mächtig wurden, ſo fiengen ſie an unter dem Scheine einer groſſen Andacht die alten deutſchen Namen zu unterdrücken, und fremde davor einzuführen. Es haben aber unſere Vorfahren ſehr viel auf die Namen gehalten, und geglaubt, daß in ſolchem ihr ganzes Schickſal verborgen läge. Daher ſie wohlbedächtig ihren Kindern ſolche beygelegt und keine andere als deutſche Wörter dazu gebraucht. Die alten Gotiſchen und Galliſchen Namen ihrer Fürſten zeigen hievon noch die deutlichſten Spuren, ohngeachtet ſie ſehr verdrehet worden ſind. Die Namen ſind nach den Gründen der Zuſammenfügung gemacht, und haben wir dieſes mit den Griechen gemein. Man muß geſtehn, daß die Namen der Städte, die zu der Griechen und Römer Zeiten erbauet ſind, dem erſten Anſehn nach wenig deutſch klingen. Allein dieſe haben gleichſam zweene Namen, einen, damit ſie die Römer, die das Deutſche nicht haben recht ausſprechen und ſchreiben können, benennet, den andern, den ſie ſelbſt gebraucht; alſo iſt Briges, Briguin, Briga; Brück. Durus durum, Thurm, Thorn ꝛc. Doch findet ſich noch viele Dunkelheit und Ungewißheit in der Unterſuchung dieſer Wörter, welches daher rührt, weil

uns

Die Verschwendung säumte sich nicht, die Spiegel auszuzieren. Sie wendete Gold, Silber, Edelgesteine dran, und machte Kleinodien von großem Werthe daraus. Seneca saget h) man habe deren gesehen, deren Werth die Aussteuer überstiegen hätten, die der Senat der Töchter Scipions von den öffentlichen Denarien bestimmet hätte. Nun war diese Aussteuer von eilftausend As i), die nach der gemeinsten Rechnung fünfhundert funfzig französische Pfunde beträgt. Man zierete die Wände in Zimmern mit Spiegeln aus; man kgte die Schüsseln oder Becken, worinnen man das Fleisch auf die Tafel brachte, damit aus, die man dieser Ursache wegen specillatas patinas nannte; man bekleidete die Schalen und Becher damit, daß sie das Gemälde der Gäste vermehren sollten: welches Plinius populum imaginum nennet.

Ohne uns bey den Brennspiegeln aufzuhalten, die in unsre Sache nicht gehören, wollen wir auf die äußere Gestalt der alten Spiegel gehen. Es erhellet, daß sie länglicht, oder rund gewesen. Vitruvius sagt k), daß die Wände in den Zimmern mit Spiegeln und Abaken verzieret gewesen, welches eine abwechselnde Vermischung von runden und viereckigten Figuren gegeben. Was wir von alten Spiegeln übrig haben, beweist eben dasselbe.

Im

h) Valer. Max. L. IV. C. 4. Vitruv. L. VII. C. 3. Plin. Libr. XXXVI. C. 26. Vopisc. in Probo Cap. 4. Plin. Libr. XXXIII. Cap. 9.

i) Lib. VII. Cap. 3.

k) Fortunat. Licet. de lucern. antiqu. Lib. VI. Cap. 92.

Im 1647sten Jahre l) entdeckte man zu Nimwegen ein Grabmaal, worinn sich ein stählerner oder ganz rein eiserner Spiegel, in runder Figur, dessen Durchmesser fünf römische Zolle gehabt, gefunden. Die Gegenseite desselben war kugelförmig, hohl ausgeschliffen, mit silbern Blättern und einigen Zierrathen bedecket.

Gleichwohl muß man sich dadurch nicht irren lassen: denn die Kunst von Metallspiegeln ist unsern Künstlern nicht unbekannt. Es ist mir, sagt Hr. Menard, einer dergleichen in die Hände gekommen: dieser besteht aus einem zusammen gesetzten Metalle, welches demjenigen nahe kömmt, dessen die Alten sich bedienet haben. Die Forme desselben ist viereckigt, und in so weit den neuern ähnlich. Er ist zween Zolle breit, und eben so viele lang.

Lange Zeit hat man nichts als Metall zu Verfertigung der Spiegel gebrauchet. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß man das Glas in den allerältesten Zeiten gekannt hat. Ein ungefährer Zufall half diese herrliche Materie, ungefähr tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung entdecken. Plinius saget m): daß, als gewisse Kaufleute, die mit Salpeter gehandelt haben, und durch Phönicien zogen, sich an dem Ufer des Flusses Belus aufgehalten; und da sie ihr Fleisch kochen wollen, in Ermangelung von Steinen, Salpeterstücke unter die

l) Libr. XXXVI. Cap. 26.
m) Recognit. Lib. VII.

die Gefäße gesetzet, und daß dieser mit dem Sande vermischte Salpeter, da er von dem Feuer glüend geworden, geschmolzen sey, und eine klare durchsichtige Feuchtigkeit ausgemachet habe; die endlich geronnen, und die ersten Begriffe der Art, Glas zu machen, erwecket hat.

Es ist um so viel mehr zu bewundern, daß die Alten die Kunst nicht gewußt haben, das Glas, zur Vorstellung der Gegenstände, geschickt zu machen; wenn sie Zinn auf dessen Gegenseite anbrächten: da der Fortgang der Entdeckung des Glases bey ihnen so weit getrieben worden. Was für schöne Stücke hat man nicht aus dieser Materie gemachet? Welch eine Herrlichkeit ist nicht auf der Schaubühne eines M. Scaurus gewesen, deren zwenter Stock ganz und gar mit Glas überzogen war? Was ist nach des heil. Clemens von Alexandrien Berichte, n) prächtiger gewesen, als die große, und außerordentliche Höhe und Dicke derer Säulen, die den Tempel der Insel Aradus zieren?

Eben so sehr ist es zu bewundern, daß da die Alten den Gebrauch des Crystalles gekannt o), welches noch eigentlicher zu den Spiegelfabriken gebrauchet wird, sie sich deren doch nicht zu diesem Gebrauche bedienet haben.

Wir wissen die Zeit nicht, in welcher die Alten angefangen haben, Spiegel von Glase zu machen p). Wir wissen nur, daß die ersten gläsernen

n) Pl. in Lib. XXXVI. Cap 26.
o) Plin. ibid. p) Ibid.

nen Spiegel aus ſidoniſchen Glashütten gekommen ſind. Man arbeitete darinnen das Glas ſehr gut, und machete ſehr ſchöne Werke davon; die man an den Rändern mit halberhabenen Figuren ſchliff und verzierete, ſo, wie man es mit goldenen und ſilbernen Gefäßen hätte machen können.

Zwar haben die Alten eine Art von Spiegeln gekannt, die von einem Glaſe waren, welches Plinius q) Vitrum Obſidianum, nach dem Obſidius nennet, der es in Aethiopien entdecket hatte. Allein, man nennet es nur uneigentlich Glas. Die Materie, welche man dazu brauchte, war ſchwarz, wie ein Agathſtein, und ſtellete nur ſehr unvollkommene Bilder vor.

Man muß die Spiegel der Alten nicht mit ihren durchſichtigen Steinen vermengen. Dieſer Stein war von ganz anderer Art, und ward auch zu ganz was anderm gebrauchet. Man gab ihm nur den Namen ſpecularis, weil er durchſichtig war. Es war eine Art eines weißen durchſichtigen Steines, der ſich blättericht theilen ließ, aber dem Feuer nicht widerſtund. Dieſes muß ihn vom Asbeſt unterſcheiden, welcher wohl die Weiße und Durchſichtigkeit hat, aber der Gewalt der Flamme widerſteht.

Man kann den Urſprung der durchſichtigen Steine auf des Seneca Zeiten ſetzen: ſein Zeugniß r) davon iſt klar. Die Römer bedienten ſich ihrer zu ihren Fenſtern, wie wir des Glaſes; in-

q) Epiſt. XC.
r) Mart. Lib. VIII. Epigr. 14.

ſonderheit zur Winterszeit in den Tafelzimmern, um ſich vor Ungeſtüm und Regen zu ſchützen s). Sie bedienten ſich ihrer auch in die Sänften der Damen, wie wir Glas in unſere Kutſchen ſetzen; zu den Bienenſtöcken t), damit man ihre merkwürdige Arbeit beobachten könnte. Die durchſichtigen Steine waren ſo gebräuchlich, daß es ganze Handthierungen gab, die nichts anders thaten, als ſie verarbeiteten und einſetzten. Man nannte ſie Specularios.

Außer dem eigentlich ſo genannten durchſichtigen Steine, kannten die Alten noch einen u), den man phengites nennte, welcher dem erſten an Durchſichtigkeit nichts nachgab. Man bekam ihn aus Kappadocien. Er war weiß, und ſo dauerhaft, als Marmor. Zu Zeiten des Nero ward er gebräuchlich, dieſer bediente ſich deſſelben zur Erbauung des Tempels der Fortuna, welcher in der Mitte des unermeßlichen reichen Pallaſtes gelegen war, welchen er das goldene Haus nannte. Dieſe Steine verſtreueten ein ſehr großes Licht in dem Innern des Tempels; es ſcheint, nach des Plinius Ausdrucke, daß das Tagelicht darinnen mehr verſperret, als hineingelaſſen worden: tanquam inclula luce, non transmiſſa.

Wir haben keinen Beweis, daß der durchſichtige Stein zu Spiegeln gebrauchet worden. Allein,

s) Plin. Lib. II. Cap. 14.
t) Plin. Lib. XXXVI. Cap. 22. Iſidor. orig. Lib. XVI. Cap. 4.
u) Sueton. in Domit.

lein, aus der Geſchichte lernen wir: daß Domitianus, welcher von Angſt und Schrecken genaget ward, die Mauren ſeiner Hallen mit Vierecken von Phengiten ausſetzen laſſen; damit er, wenn er darinnen ſpazieren gienge, alles ſehen könnte, was hinter ihm vorgieng, und ſich gegen die Gefahr, die ſeinem Leben drohete, waffnen könnte.

L. A. V. G.

VI.

Alexandri Politi, Florentini, Cler. Reg. Schol. Piar. in Acad. Pil. Græc. L. & Eloqu. Prof. Orationes XIII. habitæ ad Acad. Piſanam. Acceſſit Iſidori Oliverii, Cler. Reg. Schol. Piar. in nova Coll. Rom. Eloqu. Prof. Oratio de utili Studiorum brevitate. Cura Quirini a S. Auguſtino &c. &c. A. 1759. apud Kornium Sen.

Zu der bekannten Anzahl guter lateiniſcher Redner in Italien, kommen hier abermal ein Paar in unſre Bekanntſchaft, die uns der ehrwürdige Orden der Piariſten geliefert hat. Der Hr. Herausgeber ſelbſt iſt aus demſelben, und ein Lehrer der Weltweisheit an der lichtenſteiniſchen Ritterakademie zu Weißwaſſer in Schleſien. Daß er gleichfalls ein Liebhaber des guten alten Lateins ſey, zeiget ſeine Vorrede zur Gnüge. Er irret ſich gleich im Anfange derſelben nur darinn, daß er glaubet, die Liebhaber und Beförderer der deutſchen

Sprache, sähen den Fleiß guter Lateiner mit scheelen Augen an. Dörfen wir ein Wort zur Erklärung ihrer Gesinnungen sagen, so haben sie vor der Barbarey in allen Sprachen einen gleichen Abscheu; und behaupten: daß ein jeder Gelehrter diejenige Sprache, darinn er redet, oder schreibt, recht und schön reden, oder schreiben müsse. Wie könnte es sie nun verdriessen, daß die Eiferer für das reine Latein, in Ansehung dieser alten römischen Sprache, eben der Meynung sind? Sie loben und billigen vielmehr diesen Fleiß, und wünschen, daß alle akademische und Schullehrer in Deutschland, die besten Lateiner von der Welt seyn möchten.

Allein, eine ganz andre Frage ist es, wenn man von andern Weltleuten redet, die ihren Dienst den hohen und niedern Schulen nicht gewidmet haben; sondern entweder dem Hofe, den Rathhäusern, der Kirche, oder den Krankenbetten ihren Fleiß widmen. Diese werden vielleicht in ihrem ganzen Leben keine Gelegenheit haben, zwo oder drey Perioden Latein zu reden und zu schreiben: hergegen ist ihre Muttersprache dasjenige, ohne welches sie sich keinen Tag, ja keine Stunde werden behelfen können. Was würde es nun solchen Männern helfen, wenn sie die größten Ciceronianer wären, in ihrer täglichen Mundart aber entweder wie Barbarn erfunden würden, (wie es denen, die lauter Latein studieret haben, leider! zu gehen pflegt,) oder doch nichts besser, als der unterste Pöbel sich zu erklären wüßten. Ist es denn

wohl

wohl zu misbilligen, daß diese patriotischen, und um die Ehre ihres Vaterlandes besorgten Männer, denen Studierenden, die solche Lebensarten zum Zwecke haben, hauptsächlich die Erlernung ihrer Mutterſprache anrathen?

Was würde es dem Cicero geholfen haben, wenn er schöner Griechisch, als Isokrates, Plato, und Demosthenes gekonnt hätte: da er auf dem römischen Rathhause, und auf dem Markte nicht griechisch, sondern Latein reden mußte? Und was würde es einem heutigen Prediger nützen, wenn er im Lateine, wie Cicero schriebe, und reden könnte; im Deutschen aber ein unberedter Stümper, oder gar ein Barbar wäre? Und wer kann es also einem treuen Lehrer junger Leute, so die Kanzel zu ihrer Absicht haben, übel deuten, oder für eine Feindschaft gegen das Latein auslegen: wenn er denselben wohlmeynend anräth, sich vornehmlich auf die deutsche Beredsamkeit zu legen? Denn lernen muß man sie einmal, ob es gleich in der Mutterſprache ist: weswegen hätten sonst Cicero und Quintilian lateinische rethorische Bücher geschrieben; da es ja griechische Anweisungen genug zur Beredsamkeit gab, auch griechische Sophisten genug zu Rom waren, die darinn Unterricht gaben. Es herrschet also hier ein so großer Misverstand bey den Herren Lateinern unſrer Zeiten, und der so handgreiflich zu widerlegen ist: daß man sich wundern muß, wie solche gelehrte Männer dasjenige übelnehmen, was ihr angebetheter Cicero,

ſeiner Mutterſprache zum Beſten, ebenfalls gethan hat.

Wir wünſchen indeſſen mit unſerm Hrn. Vorredner a. d. 4. S. ebenfalls: daß künftig alle, die gut Latein lernen wollen, ſelbiges aus den ſchönſten Quellen des Alterthums, nicht aber aus den trüben Pfützen der Neuern, aus Wörterbüchern, und Phraſeologien ſchöpfen mögen. Allein, wir möchten dabey wohl fragen, warum man uns ſolche Reden heutiger lateiniſcher Redner drucken läßt, und anpreiſet: die doch allemal unendlich unter den alten ſtehen bleiben? Heißt das nicht der Jugend das Gold aus den Händen nehmen, und Kupfer, oder wenn es hoch kömmt, Silber dafür geben?

Ferner warnet der Hr. Verfaſſer auch vor denen Sirenen, die ihre Lehrlinge ganz allein zu Ciceronianern machen wollen; und ſie auf alle kleine Wörterchen, Sylbchen und Buchſtabchen ſo ängſtlich aufmerkſam machen; daß ſie hernach mit ſtolzgerümpfter Naſe, alle die verachten, die nicht ganze ciceroniſche Affen ſind. Die Thorheit dieſer abergläubiſchen Stiliſten haben ſchon zu ihren Zeiten Erasmus, und nach ihm Petrus Ramus, in eigenen Schriften lächerlich gemachet. Allein, ſo einig wir hier mit ihm ſind: ſo ſehr wundern wir uns, daß er auch neuerer Schriftſteller Bücher in Schulen eingeführet wiſſen will; wenn ſie ſich nur nach dem Muſter der Alten gebildet haben. Dieſe mögen nämlich in ihrer Nachahmung der Alten noch ſo glücklich geweſen ſeyn: ſo bleiben ſie dennoch

noch allemal ſo weit hinter jenen zurück, als in der Malerkunſt die Nachbilder, (Copien,) hinter den Vorbildern, (Originalen,) die jeder Kenner unterſcheiden kann. So lange alſo Plinius der jüngere Recht behält: daß es thöricht ſey *), jemanden etwas anders, als das Beſte, zur Nachahmung anzupreiſen: ſo lange wird es auch verwerflich bleiben, in unſern Schulen einen Muretus, Facciolati, à Sto Joſepho, oder wer es ſonſt ſeyn möchte, einzuführen, und den Cicero zu verdringen. Nur in ſeiner Mutterſprache kann man die Ehre hoffen, ein ſolches Muſter zu werden!

Gleichwohl lobet der Hr. V. den Muretus: und er triumphiret recht darüber, daß dieſer katholiſche Redner, auch bey den Evangeliſchen gelobet und in Schulen eingeführet worden. Er prahlet damit, daß auch unſer ſel. Kapp des Facciolati, und des Paulini latein. Reden neu auflegen laſſen, um ſie in die Schulen zu bringen. Gelehrten Männern ſteht es frey, alles zu leſen: aber in Schulen muß man, unſers Erachtens, bey den Alten bleiben; ſonſt würde es ja auch uns nicht an Buchnern, Schurzfleiſchen, Cellariern, Gundlingen und Schwarzen fehlen, deren Reden und Gedichte es verdienten, geleſen und nachgeahmet zu werden.

Wir ſind indeſſen diejenigen nicht, die weder des Paulinus noch dieſes Politus lateiniſche Reden verachten wollten. Wir haben jene zu ihrer Zeit mit Ruhme angezeiget; und können auch die-

*) Stultum eſt, ad imitandum non optima quæque proponere.

uns viele Stammwörter itzo unbekannt ſind. Unter den gewöhnlichen Namen der deutſchen Städte, Landſchaften, Berge, u. d. g. findet man hauptſächlich dieſe Endungen: Burg, berg, au, rode, wolle, büttel, lage, thal, eck, heim, gau, bach, ach, hauſen, hofen, feld, ing, ſteten, turn, land, ſidel, furt, ried, wert, wig, horſt, wart, helm, ram u. v. a. Was ſonſt die Namen der Perſonen betrifft, ſind darinn ſonderliche Endungen zu merken, als Mund, Olf oder Ulf, (welches ohne Zweifel das deutſche Hülfe iſt.) Winne, oder Wonne. Wick, walt, bald, palt, alt, Ger, oder Wehr. Bryn, bren, oder Brand. Rich oder Reich ꝛc. Von den Namen unſerer Deutſchen, und deren Erklärungen, haben hin und wieder etwas aufgezeichnet, Lutherus, Grotius, Aventinus, Lazius, Rhenanus, Goldaſtus, Beſoldus, Junius, Cluver, Wormius, Lehmann, u. a. Aus dieſen hat der Verfaſſer ein ganz Verzeichniß vieler Namen geſammlet, die er nach dem Alphabet mit ihren Erklärungen herſetzet.

Der 3 Tractat iſt eine Abhandlung von deutſchen Sprichwörtern, und andern deutſchen Sprichwörtl. Redensarten: Samt beygefügter Erwehnung von den Sinnbildern, Denkſprüchen, Bildereyen, Gemählden und d. g. Mit dem Zuwachs einer jeden Sprache, ſind auch die Sprichwörter entſtanden. Je höher eine Sprache geſtiegen, je reicher und künſtlicher ſie geworden iſt, und je mehr ſich eines Volkes Weſen, Handel und Wandel ausgebreitet hat, je mehr ſind ſolche gleichſam landläufige

Schluß-

sem unser billiges Lob nicht versagen; wünschen auch überhaupt dem Orden der Piaristen Glück, daß er so fruchtbar an guten Rednern ist. Und selbst der Hr. Vorredner besitzt eine solche Stärke in der schönen lateinischen Schreibart, als heute zu Tage wenige besitzen. Diejenigen Scholaren sind also glücklich, die von einem so geschickten Stilisten die Regeln und Uebungen des guten Lateins fassen können.

Den Inhalt obiger Reden anlangend, giebt die Vorrede sattsame Nachricht. Sie sind 1746 zu Lucca zuerst ans Licht getreten: und der Verf. hat seine Absichten dabey, in der Zuschrift an den vorigen Pabst deutlich erkläret. Selbige ist hier nach der Länge zu lesen. Er hat, als ein junger Piarist, zuerst die schönen Wissenschaften, sodann die Philosophie und endlich die Theologie an verschiedenen Orten lehren müssen. Sowohl bey seinen Lehrlingen, als andern Gelehrten, hat er überall ungemeinen Beyfall gefunden. Diesen Ruhm vermehrten seine Schriften; und der letzte Großherzog von Florenz, rief ihn 1733 zum Lehrer der griechischen Sprache nach Pisa. Seine Rede von der Nothwendigkeit der griechischen Sprache, die er 1733 gehalten, hat schon unser sel. Prof. Jenichen 1737 hier wieder auflegen lassen.

Diesem Amte hat er 21 Jahre löblich vorgestanden, Clemens der XII. überhäufte ihn mit vielen Ehren; Benedict der XIV. aber ertheilte ihm alle die Freyheiten und Vorrechte, die ein abgehender General eines Ordens zu genießen pflegt.

Er

Er gab alſo außer dem Tractate von der väterlichen Gewalt, in Machung der Teſtamente, außer dieſen Reden, und außer den Anmerkungen über den Dionyſius Periegetes, die berufenen Auslegungen des Euſtathius über den Homer, lateiniſch überſetzet, und mit Anmerkungen bereichert, ans Licht. Er ſammlete darauf eine auserleſene Bibliothek; und vermachte dieſelbe auf päbſtliche Erlaubniß, dem Profeßhauſe zu Florenz. Er unternahm hierauf das römiſche Martyrologium mit durchgängigen Anmerkungen zu erläutern, und auszubeſſern. Der erſte Band trat wirklich ans Licht; allein der Tod ſetzte ſeinen Arbeiten ein Ziel. Er hat 73 Jahre und 13 Tage zurück geleget. Hier nennet der Hr. Vorredner alle berühmte Männer ſeines Ordens aus Spanien, Wälſchland, Oeſterreich und Böhmen: darunter freylich der berühmte Corſini, itziger General des Ordens, einen anſehnlichen Platz bekleidet; und meldet ſodann, was er bey dieſer Ausgabe geleiſtet, damit ſie der Jugend brauchbar werden möchte.

Die I. Rede, die wir hier antreffen, handelt, wie oben gedacht worden, De Litterarum græcarum neceſſitate.

Die II. De liberalium omnium artium ac doctrinarum ad Eloquentiam neceſſitate.

Die III. De litteris humanioribus, von den ſchönen Wiſſenſchaften.

Die IV. De univerſo Diſciplinarum orbe; vom ganzen Umfange der Wiſſenſchaften.

Die

Die V. De Laudibus Lotharingicis et Mediceis. Vom Lobe des lothringiſchen und mediceiſchen Hauſes.

Die VI. De optimorum ſtudiorum aſſiduitate, vom Fleiße in den freyen Künſten.

Die VII. De Lectionis aſſiduitate, vom fleiſſigen Leſen guter Schriftſteller.

Die VIII. De recto ordine ſtudiorum; von der guten Ordnung im Studieren.

Die IX. De humaniorum diſciplinarum ad Religionis Chriſtianæ uſum opportunitate.

Die X. De Laudibus Academiæ Piſanæ, zum Lobe der Univerſität zu Piſa.

Die XI. De laudibus urbis Piſanæ; vom Lobe der Stadt Piſa.

Die XII. De Nobilitate litterarum, vom Adel der Gelehrſamkeit.

Die XIII. iſt Panegyricus Franciſco I. Imperatori dictus, eine Lobrede auf Kaiſer Franzen den erſten.

Hierzu kömmt noch ein Schreiben von dreyen bononiſchen Martyrern, an den Ubald Mignon. und

Eine Rede de utile ſtudiorum brevitate; von der nützlichen Kürze der Schulſtudien. Es wird keinen Liebhaber der Beredſamkeit reuen, ſie alle geleſen zu haben.

VII.

Des Hrn. Cardinals Melchiors von Polignac Antilucrez, oder neun Bücher von Gott und der Natur, nach deſſen Tode von dem Hrn. Abte Karl von Orleans von Rothelin zum Drucke befördert. Nach der pariſer Ausgabe aus dem lateiniſchen proſaiſch überſetzt, von Martin Friedr. Schäfern, königl. preuß. Oberconſiſtorialrathe ꝛc. und der Geſellſchaft der freyen Künſte in Leipzig Ehrenmitgl. Bresl. bey J. Fr. Kornen dem ältern 1760 in gr. 8.

Es iſt dem trefflichen Werke des Cardin. Polignac keine geringe Ehre, daß nicht nur Franzoſen, ſondern auch Wälſche und Deutſche daſſelbe in ihre Sprachen überſetzen. Dieſe leztere haben wir ſchon vormals in dieſem Neueſten angekündiget, und wir freuen uns, daß die Erfüllung des damaligen Verſprechens ſobald zur Wirklichkeit gekommen. Der gelehrte Hr. Ueberſetzer, der ſich ſchon durch die Verdeutſchung des raciniſchen Werkes, von Religion und Gnade, berühmt gemachet, trauet es in der Vorrede den Leſern billig zu, daß ſie die Schwierigkeit der Dolmetſchung eines Buches völlig einſehen werden, darinn die tiefſinnigſte Metaphyſik in lateiniſchen Hexametern vorgetragen iſt: zumal, wenn man getreue, flüßige und harmoniſche Proſe daraus machen will.

Er

Er hat neben der pariser Originalausgabe auch die französische Uebersetzung des Hrn. von Bougainville dabey zu Rathe gezogen. Dieser hat Gelegenheit gehabt, die Urtheile einer ganzen Gesellschaft zu hören, die sowohl die Verbindung der Sachen, als die Schreibart des Antilucrezes geprüfet hat. Er hat also in den Sinn vieler Stellen viel tiefer eindringen können, als so mancher Uebersetzer sonst würde haben thun können. Gleichwohl hat er die Schwierigkeit des Werkes oft empfunden, und oft die Feder aus der Hand legen wollen. Der Hr. Consistorialrath Schäfer eignet sich alles dasjenige selber zu, was jener zu seiner Entschuldigung beygebracht hat.

Kein Gedicht könnte zu mehrern Anmerkungen Anlaß geben, als dieses; zumal, da der Cardinal sich der cartesianischen Philosophie bedienet hat, die nicht mehr im Schwange geht. Wieviel physikalische Entdeckungen sind auch nicht seit der Zeit gemachet worden! Allein die Gelehrten wissen das schon: und Unstudirte würden doch die Noten so wenig, als den Text verstehen. Er hat sich indessen am Ende des vierten Buches von der cartesianischen Philosophie überhaupt, in einer allgemeinen Anmerkung erkläret; worinn die Eitelkeit und Thorheit aller Theoristen aufgedecket wird, die uns den Ursprung des Weltgebäudes haben erklären wollen. Wenn übrigens gleich dieser Band nur der erste Theil des Antilucrez ist: so wird doch der zweyte auf nächste Ostermesse 1760 unfehlbar auch im Drucke fertig seyn.

Den

Den Anfang dieſes Bandes machet Hrn. Prof. Gottſcheds Abhandlung von philoſophiſchen Dichtern, die er ſeiner Leipziger Ausgabe des Antilucrezes vorgeſetzet hat. Hätte derſelbe dieſe Ueberſetzung vor ihrem Drucke zu ſehen bekommen, oder nur Nachricht gehabt, daß ſie überſetzet werden ſollte: ſo würde er gewiß einige Ergänzungen dazu verfertiget, oder gewiſſen Druckfehlern vorgebeuget haben. So ſteht z. E. auf der 14. S. Πλατωνας für Πλατωνας. Ebend. Jamblichnis, für Jamblichus. A. d. 15. S. ſteht, Linus ſey ein Erfinder der Zahlen und Geſange (ῥυθμων καὶ μελων gnweſen, und ſollte heißen, des Wohlklanges und der Geſange: denn Numerus heißt ſowohl ῥυθμος, als ἀριθμος. A. d. 20ſten Seite, wird das Wort Rhythmus, durch Reime gegeben, welches ſich auf die alten griechiſchen Gedichte nicht ſchicket. u. a. m.

Hierauf folget des Hrn. von Bougainville vorläufige Abhandlung, die vor ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung des Antilucrez befindlich iſt. In der I. Abth. wird der Inhalt des epikuriſchen Lehrbegriffes ertheilet. Im 2ten werden die Lehrgebäude der andern Materialiſten, mit Epikurs Lehrgebäude verglichen. Im 3ten wird der Inhalt der im Antilucrez vorgetragenen Lehre angezeiget. In der II. Abth. handelt der 1. Abſchn. von der Forme und Schreibart des Antilucrezes. Der 2. giebt die Geſchichte des Antilucrez, nach dem Tode des Verfaſſers. Der 3te redet von der franzöſiſchen Ueberſetzung deſſelben.

Dar-

Darauf ſieht man des Hrn. von Voze Lobrede auf den Cardinal von Polignac, darinn ſein ganzes Leben enthalten iſt; welches voll merkwürdiger Begebenheiten geweſen. Den Schluß aller Zuſätze machet die Zuſchrift der Pariſer Ausgabe, an den Pabſt Benedict den XIV. und die Vorrede des pariſiſchen Herausgebers. Von dem Antilucrez ſelbſt können wir, mit allen unſern Lobſprüchen, dem Hn. Ueberſetzer keine gröſſre Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; als wenn wir den Anfang derſelben dem geneigten Leſer zur Probe geben. So lautet er:

Ich unternehme ein groſſes Werk, o Quintius! ich will von dem allerhöchſten Weſen reden: denn was geht wohl in der ganzen Welt über den Urheber, über den König der Welt? Was verdienet wohl mehr alle Sorgfalt, alle Unterſuchung, alle Anſträngung unſers Geiſtes? Was kann aber auch, wenn ich meine Kräfte prüfe, ſchwerer und kühner ſeyn, als in enge Blätter eine Unendlichkeit einzuſchließen? ein Weſen, der Weſen Grund, ein wahres Weſen: das ſeine Werke uns theils entdecken, theils verhüllen; und uns in einer Miſchung von Licht und Schatten, gleichſam wie eine Sonne durch ein Gewölk, zeigen.

Dieſes Gewölk machet, daß die blöden Sinnen der Menſchen in ſo verſchiedne Meynungen getrennet ſind; daß ſie nicht ausfinden können, ob die Dinge durch ein bloßes Ohngefähr, oder durch ein veſtgeſtelltes Geſetz beſtehen und geordnet wer-

den:

den: daher sehen wir, daß einige zweifeln, und doch keinen Grund ihres Zweifels anzugeben wissen; wohl aber in der Stille wünschen, daß doch lieber nur gar kein Gott und Richter der Menschen zu fürchten wäre; ja, daß andre, die Epikurs verführerischer Lehre folgen, das ganze Weltgebäu dem Eigensinne des blinden Zufalles übergeben; aus ihren Herzen aber alle Furcht verbannen. So konnte die Wollust die Menschen bethören!

Wider diese letztern setzet sich mein rüstiger Kiel. Ich will die noch überbliebene Brut einer stolzen Secte vertilgen, die rebellisch für eine eingebildete Freyheit ficht: ich will ihr berüchtigtes Haupt, den alten Dichter, stürzen, mit welchem die schnöde Rotte so groß thut. Ich will die Musen wieder zur Wahrheit bringen. Jedoch, was sollen hier die Musen? dich! Allmacht! dieses Weltbaues Grund und Regel, du ewige Weisheit! Kraft und Fülle der Erkenntniß, du bester Führer unsers Lebens; und unsrer Seele wesentliches Licht! dich, Unaussprechlicher! allein dich, rufe ich an. Gib du dem Dichter Muth und Kräfte, sein langes Werk hinaus zu führen! Durch dich steht alles, was da ist, in bester Form und Ordnung da; in deinem Lichte sieht man alles, bricht alles aus anerschaffnen Schatten in Klarheit, Licht und Glanz hervor. Du sättigest unsre eingepflanzte Wißbegierde, du stillest unsern heißen Wahrheitsdurst. Begeistere du meinen Gesang, und rette deine eigne Sache!

Wintermond. 1760.

Du aber, o Quintius! du, den vieleicht eine schlüpfrige Jugend und die allem Gesetze und Zwange gehäßige Wollust, unversehens dahin gerissen, oder die Lebhaftigkeit eines allzumuntern Witzes, der genteiniglich nicht gern wie der Pöbel denken will, dem Joche entzogen und dahin verleitet hat, es auf die große Gefahr einer ganzen Ewigkeit zu wagen: steh einmal still, besinne dich! damit nicht eine trunkene Hitze dem Lichte dich entführen, und bey dem Mittagsstrale des vollen Tages, dein Auge noch verschlossen halten möge. Vor allen Dingen aber stille den Aufruhr deiner zügellosen Begierden. Brauche deinen Verstand. Laß deine alten Vorurtheile fahren; und wenn du alles mit einer richtigen Waage wohl abgewogen hast, alsdann ergreif, nach genug geprüfter Sache, die von der Vernunft, von der wahrheitliebenden Vernunft gebilliget worden.

O könnte ich doch, da ich dich in die heiligen Gegenden führe, auch die kastalische Quelle auf meine dürren Felder leiten, meine Hecken in Lustgärten verwandeln, und den ganzen Musenbrunn in meine Lieder gießen! Ein solcher Redner bin ich nicht, als ehemals euer Dichter war; ich singe nicht so schön, als er. Er brachte die Träume der Griechen in seine Muttersprache; ich trage unsre heiligen Lehren in einer fremden Mundart vor. Er besang die Wollust, die Liebesgöttinn, die Tänze der Gratien in seinen Liedern; ich besinge die ernsthafte Lehre der Wahrheit. Meine Laute hat einen rauhen und schwermüthigen Ton. Um seinen Ge-

sang

ſang zu ſchmücken, ſchüttet ihm die reiche Natur alles, was ſie nur von Zier und Anmuth hat, aus ihrem Füllhorne zu; mit Lilien und Roſen beſtreuet ſie ſeinen Weg. Bey ſeinem Saitenſpiele athmet der Zephyr ſanfter, und des Tages Königinn wirft einen mildern Stral von der ſaphirnen Burg herab. Wendeſt du deinen Blick auf die Erde, ſo ſiehſt du ſchattenreiche Wälder; zwiſchen anmuthigen Hügeln rieſelt ein geſchwätziger Bach; kryſtallene Flüſſe durchſtrömen die fetten Auen; der buntgefiederte Vogel ergötzet das Auge, und ſein Geſang bezaubert das Ohr; fruchtbare Heerden und Triften munterer Rinder bedecken den beblümten Anger; das luſtige Vieh hüpfet, der fröhliche Hirt tanzet. Die Mutter der Aeneaden beherrſchet die glücklichen Fluren: ſie iſt es, die den hohen Luftkreis und die Tiefen des Oceans beſeliget, u. ſ. w.

VIII.

Neue Prophezeihungen und Kalenderpraktik, auf die nächſtkommenden hundert Jahre, von 1760 bis 1860 aus einer franz. Handſchrift des berühmten Michael Noſtradamus gezogen, und mit einer Vorrede begleitet, von Michael Noſtradamus dem Jüngern, Leipz. bey J. G. Büſcheln 1760 in 8. 3 B.

Was der berühmte Noſtradamus vor ein paar Jahrhunderten für ein angeſehener Prophet

Schlußreden, die in wenig Worten ein grosses Nachdenken fassen, aufgekommen. Der Kern der Wissenschaft, der Schluß aus der Erfahrung, der menschlichen Händel kurzer Ausspruch, und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel, stecket in den Sprichwörtern. Wir entdecken unsere Gedanken entweder durch Worte oder Bilder; das erste ist das gemeinste und beqvemste, das andere viel künstlicher und unbeqvemer, daher dieß auch nur bey wichtigen Dingen gebrauchet worden, wie wir noch in Egypten und Sina sehen. Hierzu gehören die heutigen Sinnbilder, Denksprüche, Bildnisse, Wapengemählde, u. d. g. Er untersucht, ob wir das Wort Emblema geschicklich durch Sinnbild geben könnten, und behauptet solches. Darauf zeigt er, was zu einem Sinnbilde gehöret: Hernach erklärt er was ein Denkspruch oder Symbolum sey, und wie Sinnbilder, heilige Bilder (Hieroglyphica), Denksprüche, Rätzel, Lehrsprüche, Bildnisse, Wapengemählde und Sprichwörter unterschieden seyn. Unter den Sprichwörtern und Apophthegmatibus ist der Unterscheid, daß jene gemein sind, diese aber nur einer Person eigen sind, wiewohl die meisten Sprichwörter aus den Apophthegmatibus mögen entstanden seyn. Von den deutschen Sprichwörtern haben etwas aufgezeichnet, Seb. Frank, Heinrich Bebel, Eyring, Joh. Agricola, Joh. Olorin, Fischart, Jan Gruter, Spigelius, Henisch, Lehmann, Harsdörfer, Zinkgräf, Weidner, u. a. Man kan aber bald erkennen, ob ein Sprichwort recht ursprünglich deutsch, oder nur übersetzt ist. Man höre nur: Er hat weidlich Oel zum Feur getragen,

alle

gewesen sey, ist den Gelehrten zur Gnüge bekannt. Hier steht ein Urenkel von ihm auf, der in seine prophetischen Fußtapfen tritt; und zwar auf eine solche Art, die ihm noch unstreitiger den Namen eines Wahrsagers erwerben wird. Denn er ist versichert, daß alles, was er verkündiget, gewiß eintreffen wird. Doch wir müssen erst von seiner Vorrede etwas gedenken.

Er beschweret sich zuerst über die große Verachtung, in welche die edle Sternkunde zu unsern Zeiten gerathen ist. In den Zeiten der alten Unschuld, da die Häupter der Völker noch keine andern Ergötzlichkeiten, als die Schönheit der Natur gekannt, hätten sie noch das Schauspiel glänzender Gestirne geachtet, und ihrem Schicksale am Himmel nachgespüret. Belus, Zoroaster, Osmändyas, nebst einem Atlas, wären zugleich Könige und große Sternkündiger gewesen: und diese Hochachtung gegen den Himmel hätte sich bis in späte Zeiten ausgebreitet: so daß nichts wichtiges auf dem Erdboden vorgehen dörfen, das nicht ein geschickter Astrologe vorher am Himmel geschrieben gefunden hätte.

Ohne dieser großen Männer Rath dorfte noch vor 150, ja 100 Jahren, sich kein Fürst eine Gemahlinn wählen, kein Feldherr ein Treffen liefern, kein Reicher den Grund zu einem Schlosse legen. Ja zu der Königinn Katharina von Medices in Frankr. Zeiten, dorfte keine Schöne, ohne Vorwissen und Einwilligung eines Sterndeuters, einen Spaziergang, oder eine Lustbarkeit unternehmen.

Hier

Hier entbrennt des jüngern Hrn. Noſtradamus gerechter Eifer, über unſer leichtſinniges Jahrhundert. *) Man wird gebohren, man vermählet ſich, man vermehret die Welt u. ſ. w. ohne einen erfahrnen Mann zu befragen, dem der Himmel ſeine Geheimniſſe offenbaret. Aber ihr leidet auch, was eure Thorheit werth iſt, verblendete Sterbliche! und eure Sachen gehen, wie ſie gehen können, wenn man den Himmel und ſeine Vertrauten nicht zu rathe zieht, u. ſ. w.

Nach mehrern ſolchen Verweiſen, wegen andrer einzeln Arten der Gelehrſamkeit, ſaget er: dieſe Verachtung der Sternkunde ſey die Urſache, warum er bisher ſeine Einſicht des Künftigen bey ſich verſchlucket habe. Itzo aber habe er ſich herzhaft vorgenommen, allem Jammer auf einmal ein Ende zu machen. Er wolle ſich aus der Sklaverey der unberufenen Kalendermacher losreißen; und ſeine untrügliche Kalenderpraktik auf die nächſten 100 Jahre bekannt machen. Es könne ſelbige künftig allen Kalendern beygedruckt werden: geſetzt, daß man ſeinen Namen dabey verſchweigen wollte. Er iſt mit dem ſchmauchelhaften Vergnügen zufrieden, daß man ihre Untrüglichkeit überall wahrnehmen wird; und daß der unſterbliche Noſtrada-

 mus,

*) Als einem Ausländer kann man es ihm nicht übeldeuten, daß er von dem großen Kindermanne nichts weis, der noch vor wenigen Jahren zu Dresden bey vielen vornehmen Leuten Eingang gefunden; und beynah die alte Würde ſeiner Kunſt wieder hergeſtellet hätte: wenn nicht naſeweiſe Spötter ihm ſein Ziel verrücket hätten.

mus nicht umsonst sein Urältervater gewesen ist. „Wir Nostradamen sind alle Propheten von Natur ꝛc. Ich lasse ihnen ein ganzes Jahrhundert, meine Prophezeihungen zu untersuchen, und setze meine Redlichkeit, meine Ehre und mein Vermögen zum Pfande, daß keine einzige davon unerfüllet bleiben soll. „

Nach dem er sich nun noch wegen der deutschen Sprache; der er sich, als ein Franzos bedienet, entschuldiget; und wegen der, nach deutscher Art beygefügten gelehrten Anmerkungen, mit dem Einflusse der deutschen Luft, gerechtfertiget; auch verschiedne andre artige Sachen mit beygebracht, gehen endlich die Prophezeihungen selber an: davon wir folgendes erstes Kap. zur Probe geben.

Erstes Kapitel. Von den chronologischen Kennzeichen.

Um den Sonntagsbuchstaben wird sich der rohe Haufen eben so wenig, als um das Kirchengehen bekümmern.

Der Sonnenzirkel wird den Mondzirkel an der Größe um ein merkliches übertreffen.

Die goldne Zahl wird von den Wucherern beschnitten, und von den Geizhälsen in finstere Kasten eingekerkert; den Augen der Dürftigen aber ganz und gar entzogen werden.

Der Epactenzirkel wird mit dem Mondzirkel in gleichem Verhältnisse stehen.

Der Römer Zinszahl wird niemand, als den Notarien, bey Errichtung ihrer Instrumente, einigen Nutzen schaffen.

Das

Das zweyte handelt von den Planeten.
Das dritte von Sonne und Mond insonderheit.
Das vierte von der Witterung.
Das fünfte von der Fruchtbarkeit.
Das sechste von der Gesundheit.
Das siebente vom Kriege und Frieden.
Das achte von verschiednen Ständen.
Das neunte von Staatsveränderungen.
Das zehnte von den vier Jahreszeiten.
Das eilfte von den Quartalen.
Das zwölfte von jedem Monathe insonderheit.

Den Beschluß machet ein Anhang, der theils aus einer Sammlung schöner Sittensprüche, an der Zahl 24, theils aus etlichen artigen Sinngedichten besteht. Sie heißen, die Traume, anakreontischer Trost bey kriegerischen Zeiten, und die beste Welt.

IX.

Klagen, oder Nachtgedanken, vom Leben, Tode und der Unsterblichkeit; eine freye poetische Uebersetzung, aus dem Englischen des Hrn. Young. Frankf. und Leipz. in der Fleischerischen Buchhandlung 1759. in gr. 8. 2 Bogen.

Endlich haben wir auch eine poetische Uebersetzung von einem Theile der berufenen Nachtgedanken erhalten, nachdem wir vorhin eine prof. Dollmetschung

schung davon bekommen hatten, die bey bloß deutschen Lesern, noch vieler Erklärungen bedorfte. Die stockfinstre Nacht des brittischen Dichters ist hier ein wenig aufgeheitert: so, daß man wenigstens beym Sternlichte etwas sehen kann. Kurz, es hat sich ein Dichter darüber gemachet, der zwar nicht englisch, aber doch deutsch kann; ja, welches noch mehr ist, auch ein musikalisches Ohr besitzt, und also nicht begehret, daß der Leser, um unergründliche Gedanken zu errathen, sein Gehör soll auf die Folter spannen lassen.

Er hat sich eine Versart erwählet, die unter den Deutschen fast allein geschickt ist, englische Verse von Zeile zu Zeile auszudrücken. Er hat auch den Reim beybehalten, der den Vers, von des Dichters Seite, desto künstlicher, und dem Leser desto angenehmer machet. Er hat auch in den Abschnitten und Schlußpuncten alles dasjenige beobachtet, was die Dichtkunst über die Prose erhebt; und nicht die ganze Harmonie, einer wilden Fügung übelgewählter Wörter aufopfert. Man fühlet, was man liest, wenn man seine Verse liest; und darf nicht mit dem Boileau fragen:

Il se tuë à rimer: que n'ecrit il en Prose?

Er scandirt sich fast zu Tode: warum schreibt er nicht Prosa?

Doch wir brauchen nichts weiter zu sagen. Ein Paar Proben von seiner Arbeit werden ihn am besten loben. Der Anfang lautet so:

Schlaf!

Schlaf! balsamische Erquickung unsrer lechzenden Natur,
Ach! du gleichst den falschen Freunden: Glückliche besuchst du nur.
Du entweichst vom herben Gram, schnell auf dunkelem Gefieder.
Und senkst dich mit sanftem Druck nur auf trockne Augenlieder.
Ich erwach von kurzem Schlummer, der voll Unruh mich erschreckt,
Glücklich sind des Grabes Bürger, die kein Leidenstag mehr weckt.
Könnten sich, o stilles Grab, sich mit dir die Träume gatten:
O so suchte man umsonst seine Ruh in deinen Schatten.
Ich erwach! das Meer der Träume wirft mich schreckensvoll empor,
Wo mein Geist das Steuerruder wachender Vernunft verlohr.
Scheiternd trieb ich voller Angst, auf den ungestümen Wellen,
Aufgebrachter Phantasie zu des Todes finstern Schwellen.
Jetzt fand ich das Ruder wieder, doch im Wechsel voller Pein!
Denn ich tausche für den Abriß nur des Kummers Urbild ein.
Ja der Tag wird mir zu kurz, er entflieht vor meinem Schmerze,
Selbst die Mitternacht wird Licht gegen meines Schicksals Schwärze.

So männlich und doch sanftfließend schreiten diese gravitätischen Trochaen einher. Man sage nicht, daß dieß selbst, nach dem Geständnisse des Hrn. Uebersetzers, auf dem Titel, nur eine freye Uebersetzung sey. Denn so müssen von rechtswegen alle poetische Uebersetzungen seyn, wenn sie was

taugen ſollen. Gezwungene, die einen Leſer durch ihre Härtigkeit und Rauhigkeit vom Leſen abſchrecken, ſind wie die halsbrechenden chromatiſchen Muſiken, die kein Menſch hören mag; ob er gleich die zaubermäßigen Griffe des Virtuoſen bewundert. Horaz ſaget nicht umſonſt in ſeiner Dichtkunſt:

Non ſatis eſt pulchra eſſe poëmata, dulcia ſunto!

Und eben daſelbſt:

Vt gratas inter Menſas Symphonia diſcors,
Et craſſum unguentum & Sardo cum melle papaver,
Offendunt; poterat quia duci Cœna ſine iſtis:
Sic animis natum factumque Poëma juvandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

Einem deutſchen Liebhaber iſt gewiß nicht daran gelegen, daß der Dollmetſcher alle Sylben und Buchſtaben ſklaviſch ausgedrücket; wenn nur der Leſer wahre und lebhafte Gedanken in wohlklingenden Verſen ausgedrückt findet.

Wir wollen deswegen aber dieſer Verdeutſchung nicht das allervollkommenſte Lob, der höchſten untadelhaften Schönheit und Reinigkeit beylegen. Es ſind allerdings noch Stellen darinnen, die einen kleinen Feilſtrich nöthig hätten, um recht ſchön zu werden. Z. E. Wir finden in den Reimen verloffen und hoffen; dieß, ohne Zweifel nach fränkiſcher Ausſprache geſchriebene Provinzialwort, für das gute Hochdeutſche verlaufen geſetzet. Wir finden Welten mit melden gereimet, nieder mit Güter, Freude mit Beute, Glückſeligkeiten mit

Lie-

Leiden; welches alles ein zartes Ort nicht gelten läßt.

Eben so wenig können wir die Rechtschreibung von Gröſe und Blöſe, niederlieſen und verſchlieſen, flieſen und ſchlieſen, flieſet, genieſet, (außer wenn dieß letzte mit der Naſe nieſen heißt) umſchlieſet und flieſet, geleit, für geleitet, billigen: da ja in allen dieſen Wörtern nothwendig ein ß gehöret wird. Füßen mit gewieſen reimt ſich auch nicht.

Wir finden ferner die Zukünftigkeit, ein ſehr kühn gedrechſeltes Wort, ſtatt Zukunft; rarer für ſeltner; jenes Morgen, für Morgens, ein Nu, für Num, verdarb, (active) für verderbte, errichtet, für errichtet. Eben ſo ſehr beklagen wirs, daß nicht allein unſer Hr. Ueberſetzer, ſondern ſehr viel neuere Dichter, die alte Grundregel, ſowohl der lateiniſchen, als franzöſiſchen und deutſchen Verskunſt, ſo ſehr vernachläßigen: die uns nicht erlaubet, auf ein Wort, das ſich mit einem Vurken e endiget, eins mit einem Selbſtlaute im Anfange, zu brauchen. Dieſes giebt im Leſen häßliche Sperrungen, (hiatus) die von allen guten Dichtern vermieden worden; itzo aber nur von wenigen recht guten Poeten vermieden werden. Doch gilt von unſerm Hrn. Verfaſſer, den wir, dieſer Anmerkungen ungeachtet, dennoch hochſchätzen, allerdings das Horaziſche:

Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Die-

Diesem Gedichte dienet zum Anhange, noch ein gröſsers und wichtigers, das den Titel führet: **Der Triumph des Christen, über die Furcht des Todes**; gleichfalls eine neue poetische Uebersetzung, aus dem Englischen des Hrn. Youngs, in eben dem Verlage auf 3 Bogen in gr. 8. Es verdienet übrigens eben das Lob, und eben die kleinen Erinnerungen. Wir erfreuen uns über den ungezwungenen wahrhaften poetischen Schwung und Ausdruck, und schönen Wohlklang, der alle Zeilen beseelet; und bedauren nur, daſs hier und da Kleinigkeiten wider die Reinigkeit mit unterlaufen. Z. E. Die Reime, **Künftigkeiten** und **leiden**, **liefet** und **beschlieſset**, **erbleichet** und **bezeuget**, **ermuntern** und **Wundern**, u. s. w. Zur Probe davon, mag der rührende Schluſs des ganzen Gedichtes dienen:

Sie, die Wahrheit, die der Herr sich zum ältesten Kind erlesen,
Die, da er die Welten schuf, mit in seinem Rath gewesen,
Die er mit zu Rath wird ziehen, (weil ihr Ausspruch niemals irrt,)
Wenn er die geschaffnen Welten streng und heilig richten wird.
Diese mag in dunkler Nacht, unter Irrthum u. Betrügen,
Noch so lange, als verstummt, und in tiefem Schlafe liegen;
Dennoch, wenn nur die vom Himmel längst bestimmte Stunde ruft,
O so wird euch diese Göttinn, (gleich dem, der in Aetnas Gruft,
Nach der Dichter Sage, schläft,) schnell aus ihrer Höhle brechen,
Und mit donnerndem Getön schrecklich überzeugend sprechen,

Mit

Mit noch nie gefühlten Martern, mit noch unbekannter Pein,
Mehr als ſchwere Plagegeiſter, mehr als Hydern, ſchmerzlich ſeyn.
Kann man nicht der Wahrheit Blitz, ihr durchdringend ſcharfes Brennen,
Zwar nicht nach dem Schulbegriff, doch mit Recht, die Hölle nennen?
Ihr, die ihr die tauben Ohren fern von aller Wahrheit kehrt,
Leſet doch mit günſtgen Augen, was euch dieſe Predigt lehrt.
Soll ein Prieſter, ein Prophet euren Beyfall nicht erwerben?
Lebend könnt ihr Thoren ſeyn, aber nicht als Thoren ſterben.

X.

Zeit und Ewigkeit, zum Anfange des 1760ſten Jahres.

Du warſt, o Gott! von Ewigkeit,
Bevor noch Himmel, Welt und Zeit
Auf deinen Wink entſtanden;
Eh noch dein Wort dem Sonnenſtral
Sich auszubreiten anbefahl,
Warſt du bereits vorhanden.
Ja ſtürzt einmal der Weltbau ein,
Wirſt du nichts minder ewig ſeyn.

Der Stunden Dauer dünkt uns lang,
Wenn wir voll Kummer, matt und krank,
Faſt Augenblicke zählen.
Der Tage Lauf verzehrt das Herz,
Wenn wir bey ungewohntem Schmerz,
Uns ungeduldig quälen.
Und jede Woche ſcheint ein Jahr,
Die voller Angſt und Plagen war.

alle Bolzen heimlich gefidert, und ſtinkt ihm bey jedem Worte annoch der Aufruhr zum Halſe heraus. Nun aber das Blatt ſich beginnt zu wenden, und das ganze Werk auf die linke Seite zu ſchlagen, will er ſich weiß brennen, keine Hand im Sode mit gehabt haben, und meyner, da ſolle nun kein Hahn nach krähen. Hier findet man lauter Sprichwörter von deutſcher Ankunft, die in einer andern Sprache alle Kraft verliehren würden. Es wäre der Jugend ſehr erſprießlich, wenn ihnen die Sprichwörter beyzeiten beygebracht und erklärt würden. Hierauf ſetzet der Verfaſſer eine groſſe Menge von Sprichwörtern ohne Ordnung hin, und hinter her ein paar Briefe von Harsdörfern, die aus eitel Sprichwörtern beſtehen.

Der 4 Tractat erhält einen unvorgreiflichen Bericht von den bekannten, gelahrten und berühmten Leuten und Autoren, welche von Deutſchland und von den Deutſchen, ihrem Zuſtande, Weſen, vorgegangenen Geſchichten, und ſonderlich von der deutſchen Sprache etwas ſonderliches und merkwürdiges ſowohl vormals, als in Neulichkeit geſchrieben. Man wird nicht verlangen, daß wir daraus einen Auszug geben, ſintemal er aus lauter Namen und Büchertiteln beſtehet.

Der 5 Tractat lehrt, wie man recht verdeutſchen ſoll, ſamt andern recht Deutſchen, wie auch alten deutſchen Redensarten, und andern Eigenſchaften der deutſchen Sprache. Er iſt Geſprächweiſe abge-

Wie langſam fließt ein Monath nicht,
Wenn über Wangen und Geſicht
Nur Thränenbäche rollen!
Wenn oft verſchiedne Jahre lang
Kein Freudenton, kein Lobgeſang
Sich hören laſſen wollen.
O! da dünkt uns die bittre Pein
Ein ganz Jahrhundert lang zu ſeyn.

Doch ach! wie kurz iſt unſer Lauf,
In wenig Jahren hört er auf,
Als wärens kleine Stunden.
Und wär es ein Methuſalah,
Der nah bey tauſend Jahren ſah,
Wie bald ſind ſie verſchwunden!
In Gottes Augen iſt ein Tag
Ein ſchneller Puls und Herzensſchlag.

Noch mehr! der Welt beſtimmte Zeit,
Seit dem der Himmel weit und breit
Luft, Berg und Thal verkläret;
So lange Mond und Sterne ſind,
So lang auch hier ein Adamskind
Und unſer Erdball währet.
Der ganze Zeitraum iſt vor Gott,
Ein Augenblick, ein Nichts, ein Spott.

Unendlicher! du älterſt nicht;
Dein ewig muntres Angeſicht
Zeigt lauter Jugendſtärke.
Dein Arm, der alles trägt und ſchafft,
Bleibt ewiglich bey gleicher Kraft,
Wirkt ewig große Werke.
Dein göttlichs Weſen hat Beſtand:
Nur wir vergehn wie ein Gewand.

Könnt jeder Tropfen in der See,
Könnt jede Flocke von dem Schnee
Und jedes Blatt auf Erden;
Könnt jeder Staub auf Berg und Thal,
Und jeder Stern am Himmelssaal,
Ein ganz Jahrhundert werden:
So wär die ungeheure Zeit
Kein Punct von deiner Ewigkeit.

O was ist denn vor deinem Thron
Ein Menschenkind, ein Erdensohn,
Der Staub, der Wurm, die Made!
Ein Augenblick bringt ihn zur Welt;
Ein Augenblick hat ihn gefällt;
Gebricht ihm deine Gnade.
Ja, füllt sein Lauf den weitsten Raum,
So ist er nur ein Dampf und Traum.

Gleichwohl ist mancher Thor so blind,
Daß er auf späte Zeiten sinnt,
Auf lange Jahre dichtet.
Kaum baut er sich ein festes Haus,
So trägt man ihn erstarrt hinaus;
So wird sein Stolz vernichtet!
Des Menschen Ruhm währt um und an,
Kaum länger, als er modern kann.

Das wahre Leben ist bey dir!
Dein Seyn, o Herr! währt für und für,
Dein Wesen nimmt kein Ende.
Drum reiß mich aus der Eitelkeit,
Und feucht mein Geist aus dieser Zeit:
Nimm ihn in deine Hände!
Da laß mich ewig vor dir stehn,
Und frey vom Tode, dich erhöhn.

XI.

Verzeichniß der Gebohrnen und Gestorbenen des 1759sten Jahres, aus den großten Residenzen, und andern ansehnlichen Städten von Europa.

	Gebohrne.	Gestorbene.
Paris	19148	19202
London	14253	10604
Wien	5186	6369
Amsterdam	4317	7771
Copenhagen	2121	4355
Stockholm	2024	2973
Danzig	1827	1983
Breßlau, Evangel.	1445	1697
Haag	——	1252
Braunschweig	1016	992
Leipzig	969	1408
Frankfurt am Mayn	896	1700
Harlem	846	1146
Magdeburg	845	1054
München	744	926
Halle	646	769
Stuttgard	638	809
Cassel	505	822
Gotha	378	289
Eisenach	274	211
Dessau	167	143
Rudolstadt	130	97

Ende des Wintermonds 1760.

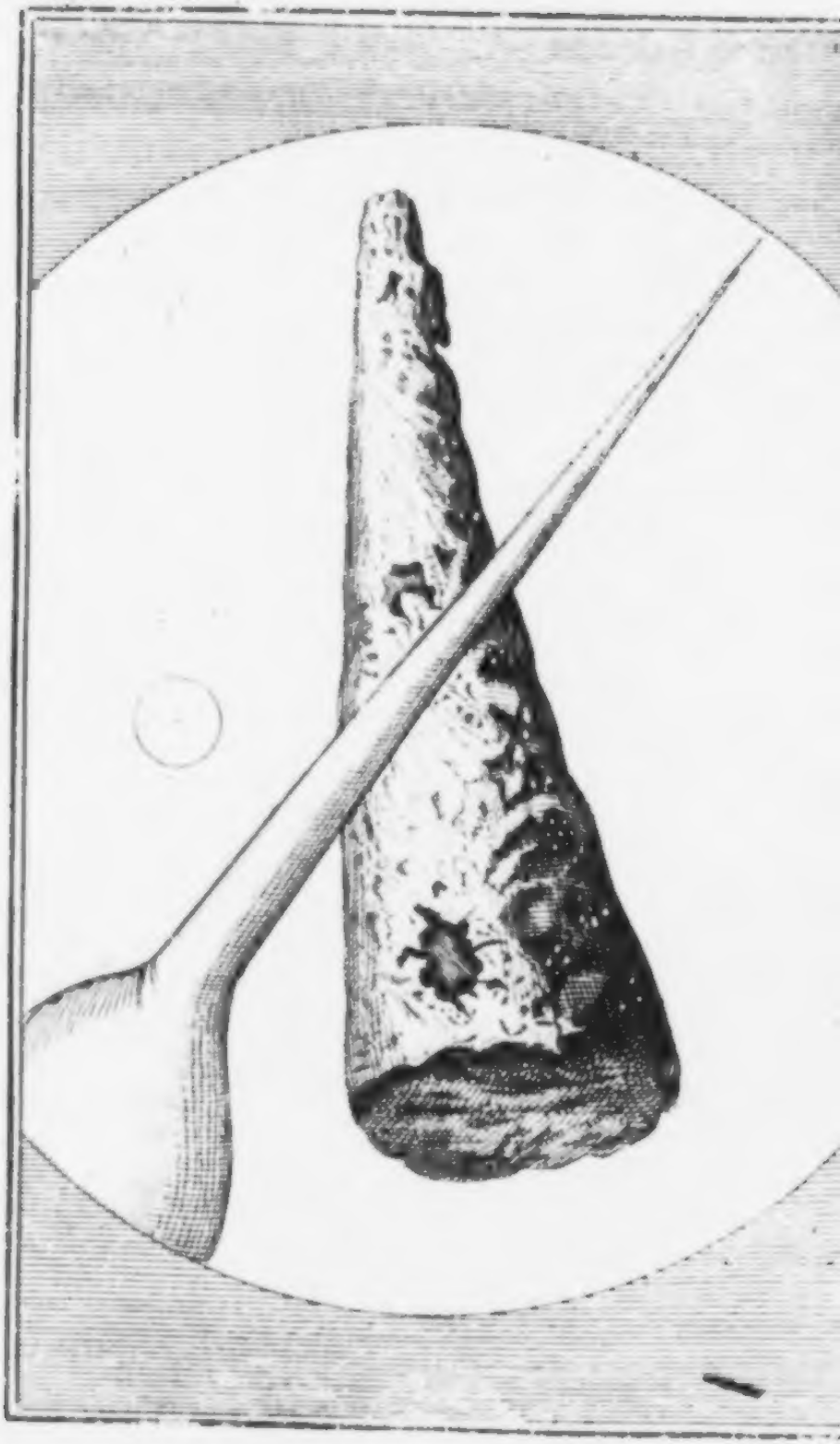

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

Mr. de Voltaire.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Hornungmond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1760.

Inhalt.

I. Hrn. Ledermüllers mikroskopischer Gemüths- und Augenergötzungen, erstes Funfzig.

II. Fortsetzung von des Hrn. Rath Freislebens Nachlese, zu des Hrn. Prof. Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst.

III. Frage: Ob in der deutschen Schrift keine Veränderung vorzunehmen sey?

IV. Hrn. Prof. Adelungs neues Lehrgebäud der Diplomatik. I. Theil.

V. Des Hrn. Grafen von Caylus Abhandlung über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer. Aus der Hist. de l'Acad. franc. des Inscr. & Belles-Lettres.

VI. Ad Insulam meritissimo Capiti Illustrissimi ac Reverendissimi Domini, Domini Josephi, Comitis in Zaluskie, Zaluski, Kiovienſium Antistitis, &c.

VII. Hrn. Prof. Klemms erste Gründe aller mathematischen Wissenschaften.

VIII. Hrn. Prof. Cassels Nachricht von dem ehemaligen kostbaren bremischen Psalter.

IX. Bibliothecæ Armenicæ Specimen. Auctore C. H. Tromlero.

X. Gedichte eines Frauenzimmers.

XI. Nachricht.

I.

Martin Frobenius Ledermüllers, kaiſerl. Not. und Procur. auch des kaiſerl. befreyten E. Forſt- und Zeidelgerichts zu Nürnb. Beyſitzers, mikroſkopiſcher Gemüths- und Augenergötzungen, erſtes Funfzig: mit Farben nach der Natur erleuchtet, und in Kupfer gebracht von Georg Paul Nußbiegeln, Kupferſtechern in Nürnberg. Gedruckt bey Chriſt. de Launois. 1760. Hier in Leipzig bey Breitkopfen, in greß 4. mit 50 erleuchteten Kupferſtichen.

Des ſo ſcharfſinnigen als gelehrten Hrn. Proc. Ledermüllers I. Band der mikroſkopiſchen Ergötzungen, iſt mit dem Ende des vorigen Jahres völlig zu Stande gekommen. Wir melden alſo nunmehr das ganze Buch, nachdem wir bisher nur einzelne Stücke davon, und nicht einmal alle angekündiget haben. Mit einer ſchönen Kenntniß und Beleſenheit in andern Naturkündigern, verbindet unſer neuer Beobachter der Wunder Gottes in der Natur, eine große Geſchicklichkeit

und Aufmerksamkeit, in Wahrnehmung vieler besondern Gegenstände, die bis dahin noch nicht so genau waren betrachtet und sichtbar gemachet worden. Und der fleißige Grabstichel und Pinsel des geschickten Hrn. Nußbiegels läßt nichts an sich ermangeln, der Einsicht und Anweisung seines Führers gleich zu kommen.

Im Vorberichte gesteht der gelehrte Hr. Vers. daß seine Beobachtungen zwar vielen, aber doch nicht allgemeinen Beyfall gefunden. Und wen wird das Wunder nehmen? Gewissen Leuten ist nichts recht; ob sie gleich selbst nichts bessers, ja wohl nichts erträgliches machen können. Ihre ganze Weisheit besteht im Tadeln, und zwar mehrentheils im ungegründeten Tadeln. Zum Vergnügen des Hrn. Verfassers, hat er den Beyfall der Gelehrten und Kenner auf seiner Seite gehabt. Indessen sind ihm einige Wünsche vieler Leser bekannt geworden, die er hier beantworten will.

1) Wünschen einige, daß die Tafeln etwas feiner mit Farben erleuchtet werden möchten. 2) Sähen andre gern, daß solche auf holländisches Papier abgedrucket würden. 3) Möchten andre, anstatt der Salze, lieber mikroskopische Thierchen abgebildet sehen.

Den erstern begegnet er durch den Unterschied, zwischen großern lebendigen Kreaturen und Insecten, und zwischen theils Todten, theils nie belebt gewesenen Dingen. Ein scheckigter Sommervogel, z. E. eine vielfarbigte Raupe, oder ein bun-

tes

tes Graspferd malet ſich viel beſſer aus, als die Haut oder das Gerippe eines Birnblattes; oder als der Staub vom Schimmel; Haare, Salze, u. d. einfarbigte Dinge mehr. Falſche Farben aber, wird wohl kein Verſtändiger begehren. Sehr viele Liebhaber, die ſeine Verſuche nachmachen, würden ihn auf der Unwahrheit betreffen.

Dem zweyten Wunſche begegnet der Hr. Verf. mit Meldung des geringen Preiſes ſeiner Ausgaben. Holländiſches Papier koſtet doppelt mehr: ſollte alſo ein Liebhaber jeden Monath für einen gedruckten Bogen und vier Kupfertafeln auf holländiſches Papier, und feiner erleuchtet, mit 30 Kreuzern oder 8 ggr. bezahlen wollen: ſo iſt er erböthig, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Was die dritte Erinnerung betrifft, ſo kann dieſelbe darum nicht ſtatt finden, weil die Zahl derer, welche die Geſtalt und Bildung der Salze lieben, viel größer iſt, als deren, die lieber Läuſe, Flöhe und Wanzen ſehen möchten.

Endlich iſt das ſchöne Geſchlecht noch übrig, welches gern allemal die vierte Platte mit Kunſtwerken ihrer Art erfüllet ſähe. Allein ſolche feine Arbeiten ſind in geringer Zahl zu finden; würden auch ſonſt wenig Liebhaber finden. Doch ſollten wir denken, es könnte nicht ſchaden, ihnen einmal das ſeltſame Gewebe brabantiſcher Spitzen vor Augen zu legen, oder eine aufs feinſte mit Gold und Seide geſtickte Blume, gegen ein natürliches Mayenblümchen zu ſtellen, um den großen Unterſchied der Natur und Kunſt, deſto ſichtbarer zu

gefaßt, und werden wir alſo nur einige Anmerkungen ohne Zuſammenhang daraus anführen. Wer verdeutſchen will, muß derjenigen Sprache, aus der er überſetzen will, recht kundig ſeyn, auch dabey einen groſſen Vorrath deutſcher Wörter in Bereitſchaft haben, auch ſo weit in der deutſchen Sprache gekommen ſeyn, daß er dieſelbe nach ihren Gründen und Vermögen anzuſehen, und rechte deutſche Geräthſchaft, nachdem es ſein Dollmetſchbau (wie Lutherus redet) erfordert, heraus zu langen wiſſe. Der Verfaſſer lobet hier den Opitz, als der im Uberſetzen ein vollkommener Meiſter geweſen, und führet zum Beweis aus der Argenis einige Stellen an, die recht nachdrücklich deutſch gegeben ſind. Die deutſchen Worte, ſo bloß den fremden nachlallen, ſind kein deutſch, werden es auch nicht werden, und beſchimpfen das Deutſche mehr, als daß ſie es ehren. Im Deutſchen müſſen behalten werden alle diejenigen Wörter, welche Sachen andeuten, die vorhin den Deutſchen unbewuſt geweſen, und mit der Zeit neu eingeführet ſind, als Sacrament, Litaney, Camin ꝛc. die in ganz Deutſchland bekannt, und ſchon mit eingewurzelt ſind, daß ſie gleichſam deutſches Stadtrecht erlangt, und ein deutſches Kleid und Endung überkommen haben. Was aber die Kunſtwörter anlangt, können ſolche gar wohl bey Kundmachung der Künſte und Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache, geſchicklich und deutlich aufgebracht werden, wofern ſie noch nicht verhanden ſind. Die alten lateiniſchen Wörter, wodurch die Städte und Flecken in Deutſchland angedeutet worden, recht deutſch zu geben, iſt ſehr ſchwer, und beruhet meiſt auf Muthmaſ-

machen. Und wie würde nicht ein Läppchen Muſſelin, oder vom feinſten Batiſt ausſehen?

Haben andre ſonſt unnütze Kleinigkeiten begehret, und wohl gar die Laſt ihres Briefwechſels dem Hrn. Verfaſſer aufgebürdet: ſo danket man künftig für dergleichen beſchwerliche Höflichkeiten. Die Erfahrung hat auch überhaupt demſelben die Regeln eingeſchärfet, künftig mit wenigern Schaden gutwillig zu ſeyn. Aus dieſem Grunde ſieht man ſich genöthiget, hinführo eine etwas andre Einrichtung zu machen. Man will fürs erſte auf der 4ten Platte allemal ein brauchares Vergrößerungsglas mit allen ſeinen Theilen darſtellen, und alles was zum Beobachten mit dem Sonnen- Hand- und zuſammengeſetzten und Univerſalmikroſkop, gehöret, aufs getreulichſte beſchreiben.

Da er niemals einigen Gewinn mit ſeinen Bemühungen geſuchet: ſo hoffet er auch, daß mans ihm nicht verargen werde, wenn er künftig behutſamer zu Werke gehen wird, wenigſtens ſeinen Schaden zu vermeiden. Der Preis der 20 Kr. für jeden Monath, in Nürnberg ſoll dennoch bleiben; es wäre denn, daß jemand für holländiſch Papier und feinere Erleuchtung 30 Kr. oder 8 ggr. geben wollte. Die ganze Vorſicht wird in der Vorauszahlung aufs ganze, halbe oder Vierteljahr beſtehen; und daß man dieſelbe franco einſchicken ſoll.

Es iſt übrigens dieſen erſten 50 Kupfern mit ihren Beſchreibungen ein Titelkupfer vorgeſetzet, welches folgende Vorſtellung giebt. Die alles regierende Vorſehung wird in den Wolken, durch ein

sonnen-

sonnenähnlich stralendes Dreyeck vorgebildet. Die Natur sitzet mit einem Schleyer halb verdecket auf der Erdkugel, und leget die rechte Hand einem Elephanten auf den Kopf, mit der linken aber hält sie einen Schmetterling: weil es ihr gleichviel gilt, die grösten und die kleinsten Geschöpfe hervorzubringen. Die Zeichenkunst steht neben ihr, und bemühet sich, derselben den Schleyer immer mehr und mehr aufzudecken. Beyde befinden sich vor dem Tempel der Unsterblichkeit. In demselben ist ein Grabmaal zu sehen, auf dessen Decket ein Schmetterling seine Puppe liegen lässt, und davon fliegt. Ueber dem Eingange ist halberhaben in einem Felde Minerva angebracht, welche die Arachne in eine Spinne verwandelt, um die ohnmächtigen Kunstwerke damit abzubilden. Um dieses Feld stehen drey fleissige Beobachter der Natur, Leuenhoek, Lieberkuhn, und Schwammerdam.

Ausserdem zeigen einige Kinder, durch ihr verschiedenes spielendes Bemuhen, daß Liebhaber der Natur aus Bergen, Meeren, Blumen und Bienen, ja aus entfernten Ländern ihren Stoff herholen.

Sollen wir nun von dem Werke selbst die letzten drey Lieferungen von den letzten Monathen des Jahres noch anzeigen: so melden wir, daß die 37ste Tafel ein Wasserinsekt, der Dauphin genannt, zeiget, welches man in einem Karpen gefunden, und welches eine ganz sonderbare Gestalt hat. Wir können es nur soweit beschreiben, daß es auf jeder Seite acht lange Federn, als so viele Ruder zum

Fortschwimmen hat, wie eine Galeere. Es drehet sich in einer Minute gewiß hundertmal um seinen Mittelpunkt; und ist an Farbe wie Perlenmutter anzusehen. Der ganze Leib ist durchsichtig wie Glas, und am Hintertheile ist es gabelförmig u. s. w. Ferner zeiget eben diese Tafel dieß Insekt, theils natürlich, theils vergrößert.

Die 38ste Tafel zeiget die Schuppe von einem Bärsche, die wie eine Hand, mit sieben Fingern, aussieht, in Gestalt einer künstlichen Muschel vor.

Die 39ste weist die Crystallen des Kampfers, wie lauter 4, 5 und 6spitzigte Sternchen, von verschiedener Größe.

Die 40ste vergleicht die Spitze einer scharfen Nähnadel, mit dem Stachel eines Insekts, beyde mikroskopisch entworfen, da denn die Nadel wie ein rauher und stumpfer Zaunpfahl, der Stachel aber, wie das glätteste und polirteste Messing aussieht. Dieser Monath zeiget eine Abbildung davon.

Die 41ste bildet den Saugrüssel einer Biene vor. Die 42ste, das Netz und Gerippe eines Blattes vom Birnbaume. Die 43ste, die Salztheilchen im Burgunder- und Frankenweine. Die 44ste zeiget die Puppen der Cochenillje, theils klein, theils vergrößert, auf allerley Art.

Die 45ste Tafel entdecket uns das Zangengebiß des Ameisenräubers, welches recht schrecklich anzusehen ist. Das 46ste Blatt, entwirft etwas weniges von der äußern Haut eines Birnblattes. Das 47ste liefert Glaubers Wundersalz, welches dem Hrn. Verfasser Hr. Hofrath Delius aus Erlangen

langen mitgetheilet hat. Dieß ſieht ringsum, wie lauter grüne Bäume und Gebüſche, in der Mitte aber wie Kreuze, mit ſtachlichten Büſcheln an den Spitzen, dergleichen die Korn- und Gerſtenähren haben; hin und her aber ſind Blätter von drey- vier- oder fünfblätterichtem Klee mit unter.

Das 18ſte Blatt zeiget, was für Arten von kleinen Würmern im Heuwaſſer gefunden werden. Sie ſind freylich ſehr unförmlich, doch ſollen ſie ein Leben und Bewegung zeigen. Es hat große zweyſpitzige, und kleine in Menge darunter. Die 49ſte Tafel machet die kleinen Staubfedern von den Flügeln eines Schielervogels ſichtbar. Dieſer Sommervogel ſieht, von der einen Seite betrachtet, blau, von der andern aber roth aus, wie die ſpielende Seidenzeuge, die aus zweyfarbigten Fäden in einander gewebet ſind. Das Mikroſkop entdecket, daß die Flügel dieſes Zwiefalters gleichſam treppenförmig gemachet ſind, ſo daß wechſelsweiſe eine Fläche mit blauen, die andere mit rothen Federchen beſetzet iſt. Nachdem nun der Geſichtspunct dieſe oder jene am beſten ſieht: ſo ſcheint derſelbe Flügel dieſe oder jene Farbe zu haben.

Das 50ſte Blatt ſtellet in der erſten Figur die Configuration des ſeignetiſchen Salzes vor, welches faſt lauter viereckichte, oder doch recht winkelichte Einſchnitte zeiget. Der Rand ringsum aber liefert faſt lauter übereinander geworfene Bruch- und Quaderſteine eines eingeſtürzten alten Gebäudes. Die zweyte Figur bildet einen Tropfen Blutes ab, den der Hr. Verfaſſer beym Fe-

dernſchneiden aus ſeinem eigenen Finger bekommen. Hier ſieht man in der Mitte gleichſam einen weißlichten Aſt, mit etlichen kleinern Nebenäſten; die ſich auf dem Schieber vor ſeinen Augen gebildet haben. Das daherum befindliche Feuchte aber beſteht aus lauter kleinen Kügelchen, wobey aber Leuvenhoeks ſechsfache Blutkügelchen nicht erſcheinen wollten.

Ein jeder Liebhaber der Natur, wird mit uns wünſchen, daß der Hr. Verfaſſer noch lange fortfahren möge, ſie ſo erbaulich zu ergötzen.

II.

Fortſetzung von des Hn. Rath Freislebens Nachleſe, zu Hrn. Prof. Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt.

1536.

In des Hrn. Profeſſor **Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt** wird unter dieſem Jahre a. d. 72. S. „**Pammachius**, ein kurtzweilig „Tragedi von **Thomas Kirchmeyern**,„ und unter dem 1541. Jahre, 85. S. „der Mörtbrandt, „ein neuwe Tragedi durch eben denſelben;„ ſodann unter nur gedachtem Jahre auf eben der Seite: „der Kaufmann, durch Hrn. **Thomam Neubauer**

„von

„von Straubingen;„ unterm 1538. Jahre aber 79. S. „ein chriſtlich vnd gantz luſtig Spiel, dar„inn des antichriſtiſchen Pabſtthums theuffeliſche „lehr vnd Weſen ꝛc. aus dem Latein **Thome „Naogeorgi** inn deudſche Reim verſetzt, durch „**Joan Tyrolff**;„ und endlich unter dem 1607. Jahre, 161. S. „Newe Tragedia von der Königin „**Eſther** und **Haman**, aus der lateiniſchen Tra„gödien, welche **Thomas Naogeorgus** geſchrie„ben, überſetzt durch **Damian Lindtner**,„ angefüh„ret. Hiebey iſt zu bemerken, daß die drey oberwähnten Benennungen nicht ſo viel unterſchiedene Perſonen, ſondern den einzigen **Thomas Kirchmeyer** von Straubingen anzeigen. Dieſer, ſeiner ſeinen Wiſſenſchaften ſowohl, als ſeiner beſondern Meynungen halber bekannte Gelehrte, hat es nämlich nicht nur dem Geſchmacke der damaligen Zeiten zu Folge, für zierlicher gehalten, ſeinen deutſchen Geſchlechtsnamen **Kirchmeyer** in einen griechiſchen **Naogeorgus** zu verwandeln; ſondern auch ein Vergnügen daran gefunden, ſich bey Ausgabe ſeiner Schriften bald **Kirchbauer**, bald **Neubauer**, oder wiederum auf Griechiſch **Neogeorgus**, bald gar durch eine nicht allzugeſittete Anſpielung **Hubelſchmeiſer**, zu unterzeichnen; wenn anders dieſe letztere Benennung, wie es mir, mit **Chr Schlegeln, im Leben Kaſp. Aquilä** 317. S. Note a) wahrſcheinlicher vorkömmt, nicht etwa ein von ſeinen Gegnern ihm beygelegter Spottnamen iſt.

1583.

„Geſpräch, So bey jrer Fürſtlichen Durch-
leuchtigkait Ertzhertzog **Ferdinanden** zu Oeſter-
reich ꝛc. Sonnewend-Fewer, gehalten iſt worden,
Anno 1583. Getruckt zu Jnßprugg, durch **Johan-
nem Bawer**.„ 3½ Bogen, 4. Dieſes drama-
tiſche Geſpräche, vom Raube der **Proſerpina**, ent-
hält fünf Actus in Proſa; wiewohl der erſte mit
einem Liede zum Lobe des Sommers, und vornehm-
lich des Maymonathes, ausgezieret iſt. Der Pro-
logus „hat ain Scepter gehabt, mit ſchmeckenden
„Rauch zuegericht,„ und den Anlaß und Jnhalt
dieſes Wortes in folgenden Worten angezeiget.
„Es iſt ain alter vnd loblicher brauch, das man
„jetz gegenwürtige Sommerzeit, mit höchſter frewd
„vnd Danckbarkait gegen Got verehret, vnd etwan
„**Fewr** darzue anzündet, daher dann das **Feyren**
„ſeinen Namen hat. Damit aber ſolches deſto
„frölicher verricht wurde, haben die Fürſtliche
„Durchleuchtigkait, Ertzhertzog **Ferdinand** zu
„Oſterreich ꝛc. auß der Poeterey etliche Gedicht
„ſuechen laſſen, ſo zue diſem furnemen dienſtlich,
„vnnd werden Ewer Fürſtliche Durchleuchtigkaiten
„vnd Gnaden ſehen, wie der **Pluto** ain Künig der
„Höllen, die **Proſerpinam** hinwegk füret, wel-
„che ain Tochter **Cereris**, der Göttin des Getraids
„vnd Erdgebäw iſt, auch wie der **Pirithous** vnnd
„**Theſeus** jie wider aus der Höllen erlöſen wöllen,
„vnnd ſich in mühe vnnd arbait begeben, biß
„letſtlich der **Hercules** den hölliſchen Hund gefan-
„gen nimbt, vnnd den **Theſeum** erledíget ꝛc. ꝛc.„

Meine

Meine Leser werden mir hoffentlich für die Mittheilung dieser Probe doppelt verbunden seyn, da sie nicht nur die Einrichtung und Schreibart gegenwärtiger theatralischen Arbeit, sondern auch noch die Ableitung des Wortes **Feyern** zur Zugabe, daraus erkennen lernen. Indessen will ich noch bemerken, daß dieses Schauspiel mit vielen, größtentheils fürchterlichen Auszierungen und Maschinen versehen gewesen; die Actus aber nicht in besondere Scenen vertheilet, sondern die auftretenden und abgehenden Personen einzeln angezeigt worden.

1590.

Thomas Birkens a. d. 125. S. angegebene Komödie scheint mir in mehr als einer Absicht eine etwas ausführlichere Anzeige zu verdienen. Hier ist der ganze weitläuftig genug gerathene Titel derselben: „Comedia. Darinn den Gottsuergeßnen „Doppelspilern, zu ewiger Aöschew, vñ den Gewiß„senhafftigen Kurzweilern zu denckwürdiger Erin„nerung, die Würffel vnnd Karten, sampt deren „Farben, Gleich, Hochzeit, Tantz, Munten, „Trumphen, leiste Loß, vnd Kreiden, auß heili„ger Göttlicher Schrifft gründlich erklärt, mit „namhafften Exempeln, aus ettlichen ansehnlichen „Scribenten bestettigt, vnd darneben der Welt „Lauff, in allen dreyen Ständen, im Lehr, Wehr, „vnd Nehrstand, nach jetzo der zeit schwebenden „Lastern, vnd jhnen entgegen gesetzten Tugenden „(in massen das folgende Alphabet Register pünct„lich berichtet) durch schimpff vnnd ernst, lustig „vnd

„vnd lehrhafft, mit eingeſprengt, Vnd zu end, ge-
„dachter Karten, Wurffel vnnd Kreiden Ausle-
„gung, in ein geiſtlich Lied, auff vilen Melodien
„zu ſingen, richtig begriffen iſt. Durch M.
„Thomam Bircken, Pfarrern zu Vndertürck-
„heim im Fürſtenthumb Würtemberg. Vberſe-
„hen vnd approbiert, von der Theologiſchen
„Facultet zu Tübingen. Getruckt zu Tübingen,
„bey Georgen Gruppenbach, im Jar, 1590. „
1 Alphabet, 4. Der Verfaſſer hat ſeine Arbeit der damals regierenden Herzoginn Urſula zu Würtemberg, unterm 1ſten Jan. des auf dem Titel bemerkten Jahres zugeſchrieben. Er beruft ſich in dieſer Zuſchrift auf den berühmten Gottesgelehrten, Aegidius Hunnen, welcher unter andern geiſtreichen Männern, die weltweiſen Heyden ihre Kunſt, als Schätze Aegyptens, abgeborget, und unlängſt etliche ſchöne und nützliche Komedien in Druck ausgehen laſſen. Dergleichen Vorgänger haben ihn zur Nachfolge gereizet, und zu Abfaſſung des gegenwärtigen Schauſpiels veranlaſſet. „Nach-
„mals,„ ſchreibt er, „hab ich die gantz Comedi
„meinen Pfarrkindern vberreicht, die ſie fleiſſig
„außwendig gelernet, vilmalen geübet, vnd endt-
„lich (auff eines Doctors der heiligen Schrifft,
„viler Kirchendiener, Cantzleyverwandten, vnnd
„anderer der Prob bemweſenden anſehnlichen Perſo-
„nen Approbation) auff den Plan getretten, vnd
„ſie öffentlich gespilt haben. Vnnd dieweil ſie
„(nach ander Leut Vrtheil) wol abgangen, vnnd
vilen

„vilen beliebet, bin ich von etlichen gutherzigen, „sie in Truck außzulassen, angesprochen worden.„ Die Personen dieser Komödie sind, den Namen nach, alle aus der heiligen Schrift gezogen worden; ausgenommen die zum Kartenspiele gehörigen Blätter und Farben, so das Gefolge des Spielteufels **Leviathan** ausmachen. Die Anzahl ist ziemlich groß; indessen meynt der Verfasser: „Ob „gleich dise Comoedien in die 82 Personen begreifft, „noch kan sie leichtlich, durch verenderung der „Kleider, vnder den Tapeten, mit 30 oder 40 „Personen gehalten werden.„ Sie ist übrigens in Versen geschrieben, und in drey Actus, jeglicher Actus aber in drey Scenen eingetheilet. Das Lied, darinnen die Karten, Würfel und Kreiden aus heil. Schrift erkläret werden, kann in sieben Melodien, deren einige mir nicht sehr geistlich vorkommen, gesungen werden, und besteht aus sechzig Versen, von der 149. bis 160sten S.

1597.

„Triumph vnd Frewdenfest, zu Ehren dem heiligen Ertzengel Michael, als Schutzfürsten vnd Patron der Newgeweychten herrlichen Kirchen. Vor vnd von dem Gymnasio der Societet JESU angerichtet vnd gehalten auff den Sibenden Tag July. **Michael vnd seine Engel Strutten mit dem Tracken.** Apocal. 12. München, bey Adam Berg. 3 Bogen, 4.„ Der Verfasser dieses in fünf Actus getheilten theatralischen Stückes hat, wie er in der Vorrede heißt, die Absicht

maſſung. Der Verfaſſer führt aus dem Pirkheimer eine Menge lateiniſcher Benennungen der Städte, mit dem deutſchen Namen an. Er giebt auch einige Nachricht von dem Rothwelſchen, ſamt einem Verzeichniſſe verſchiedener Wörter deſſelben, womit er beſchlieſſet.

Der 6 Tractat handelt von den Stammwörtern, und derſelben Erklärung. Die Stammwörter ſind gleichſam dreyerley Gattung. Vors erſte ſind die ächten meiſt alle einſylbiges Lautes, zum andern ſind im Deutſchen etliche unabgeleitete und ungedoppelte Wörter, die man für Stammwörter halten und behalten muß, ob man ſchon nicht weis, wohin ſie dem Urſprunge nach gehören. Zum dritten haben wir etliche Wörter, die aus fremden Sprachen genommen, des deutſchen Ausſpruches fähig geworden, und alſo der Sprache mit eingepflanzet ſind, die wir dem Herkomen gemäß nothwendig beybehalten müſſen. Es werden oft Wörter für Stammwörter angeſehen, die dennoch von einer andern deutſchen Wurzel herſtammen, welches einmal derjenige, der ein deutſches Wörterbuch macht, genau zu unterſuchen hat. Nach ſolcher kurzen Vorrede folgt ein Verzeichniß der deutſchen Stammwörter nach dem Alphabet. Weil die Gebietungsweiſe im deutſchen das Stammwort iſt, ſo iſt ſie auch allemal, als die Wurzel, geſetzet. Man hat auch das Geſchlecht der Nennwörter angezeiget, und die aus der niederſächſiſchen Sprache geholten Stammwörter mit * bezeichnet. So viel ſichs hat thun laſſen, ſind ſie durchgehends mit lateiniſchen Worten erklärt, auch

zu-

gehabt, „gleich als in einer gemalten Tafel der „Streitbaren Kirchen jetz trawrige, jetz frolliche „gestalt, Tugenden, Streit, vnd mit Hulff des „heiligen Ertzengels offt erlangten Sieg fürzuhal„ten, nach Anleitung des 12. Cap. Apoc. Damit „aber ein jeder leicht fassen vnnd verstehen mochte, „was auff dem Theatro fürgehet, vnd was jedes „bedeuttet, so ist aller Act. vnnd jeder Scenen „summarischer Innhalt kürtzlich allhie verfasset „worden.„ Allem Ansehen nach, ist also dieses Schauspiel lateinisch aufgeführet, und gegenwärtiger Inhalt nur denen solcher Sprache unkundigen Zuschauern zu Gefallen deutsch abgedruckt worden. Der Evangelist **Johannes** ist Vorredner dieses so genannten Triumphes, die übrigen Personen aber machen ein ganzes Heer aus. Gute und böse Engel, eine Menge christlicher Tugenden, acht Heiligen, deren Leiber ganz, neun andere, von denen nur einige Ueberbleibsel unter den Heiligthümern der [illegible]en Kirche aufbewahret werden, heydnische Götter und Pfaffen, tyrannische Kaiser und Konige, mit ihrem Hofgesinde, Officieren und Soldaten, ins Elend verjagte Christen, Ketzer und Büßende, Gesandten aus allen Theilen der Welt, treten zu Ehren des heiligen Erzengels auf den Schauplatz. Dagegen versichert auch derselbe seine Erkenntlichkeit auf das nachdrücklichste, „vnd „beschleust diss Action, mit vermelden, daß er ein „sonderer Patron deß Bayerlandts sein wolle, ver„hersset auch dem gantzen Land Frid vnd Frewd, „so lang der Catholisch Glaub also darinn grun„ „vnd

„vnd blüen werd, verſiegt ſich in die (newge„wevchte) Kirchen, dieſelbige einzunemmen, „vnnd ſie, ſamt der gantzen Statt vnd Land, ſon„derlich aber dem Hauß Bayern, in Ewigkeit zu „beſchützen.„

1599.

„Tragoedia, vnd geſprech wie es Biſchoff Neidthardten zu Bamberg in ſeinem Abſterben ergangen, vnd wo er nach ſeinem Tod hin kommen ſey. Anno 1599.

Neidhardi fraudes teneo & hoſtilia ſigna,
Quas novit *) proprio turpiter ipſe loco.„

„Interlocutores vnd perſohnen, ſo in dieſer Tragödia begriffen. Prologus. Neydhard, Biſchoff. S. Petrus. Der Herr aller Herren. Ein Seel. Arme Selen. Cherubim. {Geitz Ehrlein / Neidthurer} zween Teuffel. Epilogus ꝛc.„ Dieſe in deutſchen Reimen abgefaßte Handſchrift beſteht aus 4 Bogen in 4. Sie iſt in keine Actus und Scenen vertheilet, ſondern geht in einem fort, und werden nur die auftretenden Perſonen allemal angezeiget, z. E. „Neidhardt von Tungen gehet ein, clagt „wie ein Seel, vnd ſpricht ꝛc. Petrus kompt vnd „fragt ꝛc.; der Herr kombt mit ein Cherubim vnd „ſpricht ꝛc. ꝛc.„ Neidhard von Thüngen hat der bambergiſchen Kirche von 1591 bis 1598 vorgeſtanden. Die Heftigkeit, mit welcher derſelbe ſeine proteſtantiſche Unterthanen verfolget, hat vermuth-

*) Vielleicht ſoll es heißen: Quae movat.

muthlich einem dieſer letztern Anlaß gegeben, ſeine ohnmächtige Rache durch Abfaſſung gegenwärtiger ſo genannten Tragödie auszulaſſen; und die unglimpfliche Weiſe, womit er dabey zu Werke gegangen, läßt keinen Zweifel übrig, daß er es dem Biſchofe, wenn ſie ſich in einem umgekehrten Verhältniſſe gegen einander befunden hätten, nicht um ein Haar beſſer gemacht haben würde, als ihm vielleicht von jenem begegnet worden.

1609.

„Suſanna, das iſt, Eine geiſtliche, Chriſtliche Comoedia oder Spiel, von der gottfürchtigen keuſchen Frauwen Suſanna: wie dieſelbe Anno 1609. zu Wunſtorff im löblichen Fürſtenthumb Braunſchweig agiret, und dere gelegenheit des orts, der zeit und Perſonen accommodiret worden, gantz nutzlich und luſtig zu leſen angeordnet, und in Druck gefertiget, durch M. **Joachimum Leſebergium**, Predigern und Canonicum der Stiffts-kirchen zu Wunſtorff, etc. Gedrucket zu Lemgo, durch **Joachimum Koch.** 12 Bogen, 8.„ Dieſes Stück hat einen Prologum, fünf Actus, vor jedem derſelben einen beſondern Argumentator, und endlich einen Epilogus. Es iſt in Verſen geſchrieben, und zwar groſſentheils in platt-deutſcher Mundart, indem zween meklenburger Bauern mit aufgeführet werden, und faſt in allen Scenen vorkommen. Der Verfaſſer hat ſeine Arbeit dem Stifte Wunſtorp, nebſt den Räthen und Gemeinen der Städte Ganderesheim, Münder, Gro-

Gronau, Pattensen, Bunsiorf und Elzen zugeeignet, und in der Zuschrift gemeldet: daß diese Komödie viermal vorgestellet worden, und er solche auf inständiges Bitten, in den Druck zu geben, sich entschlossen habe. Zu Ende steht das Verzeichniß der Personen, so dieses Schauspiel aufgeführet: Nomina personarum agentium hoc anno fuerunt Wonthorpii &c.

1610.

„*Jesus duodecennis.* Jesus zwölff Jahr alt. Das ist: Eine Geistliche, Christliche, vnd nützliche Comedia oder Spiel, Aus der schönen, lieblichen vnd Biblischen Historia des zwölff jährigen lieben **Jesulein**s, Lucä am andern, genommen vnd — verfertiget durch M. **Joachimum Leselbergium** ꝛc. Helmstadt, gedruckt durch **Jacobum Lucium**, Anno 1610. 15 Bogen, 8.„ Dieses Lustspiel ist der Aebtissinn und dem samtlichen Stifte Gandersheim, auch den Räthen und Bürgerschaften der Städte Göttingen, Nordheim und Hameln zugeschrieben. Es hat ebenfalls einen Prologum, Argumentatores, fünf Actus und Epilogum. Unter den 54 Personen kommt **Michael**, **Uriel**, **Satan** und **Belial** mit vor. **Dicar**, ein thörichter Bauer, oder eine Art einer lustigen Person, bedient sich nebst **Klaus Flegeln**, und dessen Sohne, **Morsen**, des niedersächsischen Bauerdialects; das übrige ist in hochdeutschen Reimen geschrieben. Es kommen auch einige in Noten gesetzte Verse mit vor, worunter diejenigen, so der Hohepriester absingt, hebräisch abgefaßt sind. Diese Komödie

wird a. d. 179. S. unter dem Jahre 1619 kurz angegeben, und müßte ſolches, wenn in der Jahrszahl kein Irrthum vorgefallen, eine wiederhohlte Auflage ſeyn.

1620.

„Engliſche Comedien vnd Tragedien, das iſt: Sehr ſchone, herrliche vnd außerleſene geiſt- vnd weltliche Comedi vnd Tragedi Spiel, ſampt dem Pickelhering, welche — von den Engelländern in Deutſchland — agirt vnd gehalten worden, vnd zuvor nie im Druck außgangen ꝛc. Ohne Benennung des Ortes, 1620. in 8.„ Sind eben dieſelben, welche a. d. 182. S. unterm 1624. Jahre vorkommen, und in dieſer neuen Auflage mit dem Titel des erſten Theils beleget werden, und wovon der 1630 erſchienene zweyte Theil a. d. 189. S. beſchrieben wird. Verſchiedene der hierinnen enthaltenen Stücke finden ſich in der a. d. 226. S. benienten Schaubühne engl. und franzöſiſcher Komödianten Frſt. 1670. 8. abermals einverleibt.

1626.

„Publii Terentii Sechs Freuwden Spiel, in die teutſche Sprache verſetzet. Sind darzu gethan die Summarien, Item, kurtze Moraliſche Erinnerungen, von den Laſtern, dafür ſich die Jugendt hüten, vnd von den Tugenden, derer ſie ſich befleiſſigen ſol. Mit ſonderbahrem Privilegio. Zu Weymar, bey Johann Wieſchnern. 8.„ Dieſes iſt der vollſtändige Titel gegenwärtiger a. d. 185. S. kürzlich berührten Ausgabe vom Terenz. Es iſt ſol-

ſolche von dem ſeiner weimariſchen Schulmethode wegen bekannten Joh. Kromayer, F. S. Hofprediger und Inſpectore generali, mit einer Vorrede begleitet worden, worinnen er die Frage: ob Terenz in den Schulen mit gutem Gewiſſen behalten werden könne? mit Ja beantwortet; wie er denn zu dieſem Ende auch eine Stelle aus D. Luthers Tiſchreden mit hendrucken laſſen; in welcher derſelbe den Komödien das Wort ſpricht. Dieſe proſaiſche Ueberſetzung iſt übrigens von der ein Jahr nachher erſchienenen rhemaniſchen ganz unterſchieden, und derſelben, meines Erachtens, mehrentheils vorzuziehen. Die häufigen moraliſchen Lehren hat Kromayer, wie er in der Vorrede ſelbſt meldet, hinzugeſetzet; und vielleicht rühret die ganze Ueberſetzung von ihm her: wenigſtens iſt keines andern Dollmetſchers gedacht worden.

1627.

„*Publii Terentii Afri* Comoediae VI. ſuperſtites Latino-Germanicae, editae a *Joh. Rhenio*.„ Dieſe nachher verſchiedenemale, als 1646, 1673 ꝛc. zu Leipzig gedruckte rhemaniſche Ueberſetzung iſt, nach Anzeige der derſelben vorgeſetzten Zuſchrift, in dieſem Jahre zuerſt an das Licht geſtellet worden.

(Die Fortſetzung folget künftig.)

III.

Frage:

Ob in der deutschen Schrift keine Veränderung vorzunehmen sey? *)

Die wesentliche Schönheit und Vollkommenheit der Schrift besteht darinn, daß ein jeder Buchstab seinen Laut habe, und alles, was man bey der Rede wahrnimmt, durch die Schrift ausgedrücket werde. Und hierinn, wie schon gesaget, hat die deutsche Sprache ihres gleichen nicht. Nichts destoweniger fehlet auch dieser, hier und da, noch etwas. In manchen Wörtern sind Buchstaben überflüßig, in manchen Wörtern gehen Buchstaben oder Zeichen ab. Denn es ist eine von den Sprachlehrern und besten Schriftstellern angenommene Regel: **Nach gezogenen Selblautern wird nur ein Mitlauter, tongleichem Laute gesetzet: gleich wie dieser, wenn er allein stehet, nach einem scharf und kurzausgesprochenen Mitlauter, besonders in Stammwörtern, verdoppelt wird.** Also ist in nehmen das H, in dieser das eine E, in Mooß das eine O, in Kaiserinn das eine N auch überflüßig: denn nemen, diser, Moß, Kaiserin lauten eben so. Hingegen fehlet entweder in Fuß, Art, Bart, sagen; oder in Kuß, hart, Bild, lachen, u. d. g. ein Zeichen: denn jene werden gezo-

*) Die Antwort folget nächstens.

gezogen; diese aber scharf oder hart ausgesprochen. Bey den gezogenen Selbstlautern darf man nur ein Oberstrichlein von der linken zur Rechten machen, als: Füß, Art, Bart, sagen; so ist dieser kleinen Unvollkommenheit, wie der vorigen, durch Auslassung übriger Buchstaben, gleich abgeholfen: indem die Selbstlauter ohne solche Oberstriche, vor mehrern Mitlautern ohne Verzögerung, schärfer und härter ausgesprochen werden müßten. Da alle Endungen der Ableitung, Abänderung und Abwandlung, ohne dieß kurzer und kürzer ausgesprochen werden; so wüßte ich weiter keinen Hauptfehler in der deutschen Schrift. Dieses wäre also wegen der wesentlichen Vollkommenheit zu beobachten: außer: sagen und dergleichen Selbstlaute vor einem Mitlauter, hätten keine Oberstriche vonnöthen: wovon jedoch die vor Ch und Sch wieder ausgenommen würden, als welche ohne Oberstrich hart ausgesprochen werden. Nun wollen wir auch, wegen der äußern und zufälligen Schönheit der Schrift unsere Gedanken eröffnen: welche in der Gestalt der Buchstaben, und in ihrer und des Papiers Farbe besteht. Da ist gewiß, daß die Buchstaben desto schöner seyn, je kleiner, einfältiger und kenntlicher sie sind. Denn sind sie klein; so können viele Wörter und Gedanken auf wenig Papier gebracht werden: welches gewiß angenehmer und bequemer ist, als wenn etliche Wörter ganze Blätter einnehmen. Doch müssen sie nicht so klein seyn, daß man sie nicht wohl kennen, und nicht ohne Beschwerde und Beschädigung der

Augen ausnehmen kann. Hierdurch verleren ſie ihre vornehmſte Eigenſchaft und Vollkommenheit. Die Buchſtaben müſſen klein ſeyn, ohne Nachtheil der Kenntlichkeit. Dazu trägt die Einfalt vieles bey. Dieſe iſt das einfache Weſen, die glatten, geraden und krummen Striche mit gewiſſer Proportion oder Verhältniß, ohne viele Zierrathen, u. Verkünſtelung. Denn wer kann nicht eher wenig, als viel erkennen? Wer kann das Natürliche, Glatte, Gerade und Krumme, und Einfache nicht eher unterſcheiden, als das Gekünſtelte, Bunte, und Verwirrte? Daß das Natürliche, Einfache und Glatte, worinn eine kenntliche Verhältniß iſt, ſchöner ſey, lehret uns auch die Baukunſt; als in welcher uns die alten gothiſchen, vielfältigen, bunten Verzierungen nicht mehr gefallen; wohl aber ganz einfache, gerade und krumme, mit kenntlicher Verhältniß. Die Verhältniß aber iſt kenntlicher, welche einfacher iſt. Wenn eine Sache noch einmal ſo groß iſt, als die andere: ſo werden wir dieſes eher kennen, als wenn eine gar vielmal größer iſt, als die andere. Die Erkenntniß der Dinge bringt uns Vergnügen; iſt daher ſchön und angenehm; folglich auch die einfachen, kenntlichen und wohleingetheilten Buchſtaben.

Weil nun die Buchſtaben klein, einfach und kenntlich ſeyn ſollen: ſo müſſen ſie und das Papier aus völlig entgegengeſetzten Farben beſtehen. Die Schrift iſt alſo in Anſehung der Farbe die ſchönſte, bey welcher das Papier recht weiß, und die Buchſtaben recht ſchwarz, oder das Papier recht ſchwarz

und

und die Buchstaben recht weiß seyn: weil keine Farben mehr entgegen gesetzet sind, als die schwarze und weiße. Dessen überzeugen uns auch die Bücher, welche aus dem weißesten Papiere bestehen. Aus diesem können wir nun schließen, warum die lateinischen, französischen u. d. gl. Bücher meistentheils schöner zum Ansehen, und also auch angenehmer zu lesen seyn, als die deutschen. Es hat nämlich ihr Druck, das Papier, die Schrift mehr erforderliche Eigenschaften, als in den deutschen. Ihre Buchstaben sind kleiner, einfältiger und kenntlicher, und das Papier ist weißer, als in deutschen Büchern.

Sollen wir es aber im Deutschen also wohl bewenden lassen? Sollen wir immer bey den alten gothischen, verkünstelten, undeutlichen Buchstaben bleiben? Sollen wir nicht auch die äußerliche Schönheit unserer Schrift befördern, und sie so angenehm zu sehen und zu lesen machen, als andere Völker die ihrige gemachet haben? Welcher Liebhaber des Deutschen wird wohl hieran zweifeln? Welcher wird nicht sagen: man solle die deutsche Schrift noch schöner und angenehmer machen, als die Schrift anderer Völker ist, wenn es leicht seyn kann? Diese Leichtigkeit aber werde ich gleich zeigen.

Ob die deutsche Schrift schon sehr gekünstelt ist so hat sie doch eine große Gleichheit mit der lateinischen, und die Deutschen kennen meistentheils die lateinischen Buchstaben. Was hindert also, die lateinischen Buchstaben anstatt der deutschen einzuführen, und in deutschen Büchern so weißes Pa-

pie

zuweilen das franzöſiſche beygefügt worden. Es ſind auch bey den Nennſtammwörtern die daher rührenden Zeitwörter geſetzet; etliche wenige Wörter mit untergemiſcht, deren Wurzel unbekannt, oder zweifelhaft iſt, als Schilling, (*) Vernunft (**) ꝛc. Man hat gleichfalls die Lautwörter, die nach einem Laut oder Ton gebildet werden, mit eingebracht und erkläret.

Der 7 Tractat endlich hält einen kurzen lateiniſchen Inbegriff des ganzen Werks in ſich, ſamt einem völligen Regiſter über das ganze Buch.

Es iſt dieſer unſer Auszug etwas lang gerathen, doch hoffen wir von unſern Leſern deßwegen leicht Verzeihung. Unſere Abſicht war den mühſamen Fleiß des Schottels in der deutſchen Sprache zu erkennen zu geben, und dieſes konnte nicht füglicher als ſo geſchehen. Er hat noch zur Zeit das weitläuftigſte Werk davon aufgeſetzet, und gewiß viele Sachen beygebracht, die einer Aufmerkſamkeit und weitern Unterſuchung wohl verdienen. Sollten einigen Redensarten in dieſem Aufſatze vorkommen, die etwas fremd und undeutſch ſcheinen möchten, ſo wird man uns ſolche nicht aufbürden, indem wir meiſtentheils, und ſo viel es möglich geweſen iſt, mit des Verfaſſers eigenen Worten geredet haben.

(*) Siehe oben im I. Bande dieſer Beyträge, den Artikel von den Sicalden. bl. 111.

(**) Siehe im I. Bande unſerer Beyträge, den Artikel von Claubergs Schrift in den Miſcell. Etymologicis Leibnitianis, bl. 367.

pier, als im lateinischen, Französischen u. andern Sprachen zu brauchen; mithin den deutschen Druck so angenehm, als derer ihren zu machen? Man mag dawider einwenden, was man will; so setze ich das Beyspiel der Lateiner, Franzosen, und anderer Völker entgegen: welche dieselbe Schrift, wie wir, gehabt, aber mit einer bessern verwechselt haben. Ich sehe nicht, warum wir Deutschen allein den altgothischen Druck behalten, und unsere Schrift nicht so schön, als anderer ihre machen sollen?

Wenn also die lateinische Schrift, wie billig ist, anstatt der deutschen beliebt werden sollte: so wäre mein Vorschlag und Wunsch, daß manche Buchstaben einfältiger gemachet, oder nicht so verdoppelt, und manche ausgelassen, oder zu einem andern Gebrauche und Laute angewendet würden. Z. B. **Ch** und **Sch** gelten im Deutschen für einfache Buchstaben. Anstatt dieser könnte C und S gebrauchet werden, so daß man **lachen, schön** also schriebe: lacen, sœn. Man müßte also C **ech** und S **Sche** nennen. Es hat ohnedieß im Deutschen das lange ſ sehr oft den Laut sch. Z. B. **Stein, sprechen, garstig** ꝛc. lauten wie **Schtein, schprechen, garschtig.** Man brauchete also das S anstatt des **Sch** und da, wo das ſ den Laut wie sch hat, übrigens anstatt ſ oder s allezeit das s. Sœuller lautete also **Schönster.** Weil aber C heutiges Tages im Lateine oft wie Z und oft wie K lautet, so hätten wir es mit diesem Laute gar nicht nöthig; sondern braucheten dafür,

sowohl

ſowohl für C als für K und Z, das K und Z. Man ſchriebe alſo Chriſt, Criſt, kaum, kaum, zu, zu, Cajus, Kajus, Cöln, Kœln, Cäſar, Zeſar oder Kæſar. Das ſ aber iſt im Deutſchen nöthig, deſſen Laut iſt von s unterſchieden, wie J von I. Denn anders lautet, (die Wand) weiſſen, anders: (den Weg) weiſen. Anſtatt des W brauchte man das V, und anſtatt des V und W allezeit das F. Man ſchriebe alſo: veiſſen, veiſen, Faer, faul, für weiſſen, weiſen, Vater, faul. Das Q iſt auch unnöthig: anſtatt Qu brauchte man Kv, als: Kval für Qual. Das ü drückte man alſo aus: ü, welches u und i vorſtellet, und den Mittellaut zwiſchen beyden bedeutet. Anſtatt Y könnte man allezeit i brauchen, als: ſein für ſeyn. Sehet hier alle Buſtaben: a a, b b, d d, e e, f f, g g, h h, i i, k k, l l, m m, n n, o o, p p, r r, ſ ſ, s s, ß ß, t t, u u, v w, x r, z z, c ch, l ſch, j j, æ a, œ ö, ü u. Hierunter ſind zwey Doppelbuchſtaben x und z, welche für ks und ts gelten. Wer den Grund dieſer Einrichtung erkennen will, der mag ſeine Aufmerkſamkeit theils auf unſere deutſche Sprachlehre *), theils auf den bisherigen Vortrag, theils auf das Beyſpiel anderer Völker richten.

Vermöge deſſen gehen wir noch weiter, und wünſchen, daß alle Verdoppelung der Selbſt- und Mitlauter, und das zur Verlangerung beygefügte h und E aufgehoben würden. Dieſe müßten die Oberſtriche erſetzen, alſo daß über einen gezogenen Selbſtlauter ein Oberſtrich, wie geſaget, und über die

*) Hrn. Gerlachs, bey Wien.

die scharfen Selbstlauter kein Oberstrich gemacht würde. Man schriebe also: möls, öfen, ofen, òren, nèmen, genomen, hir &c. für Mooß, Ofen, offen, Ohren, nehmen, genommen, hier. Dadurch würden alle dergleichen Wörter unterschieden, gleichwie wir oben schon von Art und hart gesagt haben: welche man also schriebe: àrt, hart. Also merkte man auch gleich den Unterschied zwischen gèbet und gebèt, und andern Wörtern, weil die Stammsylben alle starker lauten, als die angehängten oder vorgesetzten: so konnte man auch manchmal zum Unterschiede die scharfen Stammlauter mit einem Oberstriche von der Rechten zur Linken bemerken, als: nénen für nennen: welches aber nicht allezeit nöthig ist: und meistens in fremden Wörtern, bey solchen Sylben gilt, die für Stammsylben zu halten, und scharf auszusprechen werden.

Ferner sehe ich auch nicht, wozu die großen Anfangsbuchstaben in allen Hauptwörtern (Substantivis) seyn sollen. Sie nehmen nur einen großen Platz ein, und haben keine besondere Bedeutung; indem die Hauptwörter durch ihre Bedeutung genugsam erkennet werden. Denn warum unterscheidet man nicht gleichfalls die andern Wörter oder Theile der Rede? Bey gewissen Ehrennamen und Wörtern, wodurch man andere ehren will, lasse ich große Anfangsbuchstaben gelten; wie auch nach solchen Puncten oder Tüpflein der Schrift, welche eine Rede und besondere Materie vollkommen schließen. Denn da hätten sie eine

Be-

Bedeutung. Dort zeigeten sie eine Ehrerbietung, hier eine neue Rede und Materie an. Und warum brauchet man sie in andern Sprachen nicht eben so, wie im Deutschen?

Gleichfalls wäre sehr gut, wenn im Deutschen die erstaunlichen Titulaturen, die keine Sprache mehr hat, und der Unterschied der Personen in der Anrede vermieden würden. Wie gescheid waren hierinn die alten Römer und Griechen: die alle zu einander du gesaget.

Warum rufen wir doch das ordentliche, liebe, alte, deutsche Du nicht wieder zurück? Warum folgen wir nicht den alten und edlen Römern und Griechen nach?

Wie weit nun die Beantwortung dieser vierten Frage ins Werk gesetzet werden möge, lasse ich gelehrte und weise Männer sorgen. Ich halte ganz sicher dafür, daß, wenn alles angenommen würde, unsere deutsche Sprache oder Schrift einem Gebaue gleichete, welches äußerlich und innerlich vollkommen und schön ist; welchem nichts auszusetzen; welches also dauerhaft, beliebt und angenehm. Eine Probe solcher neuen Schreibart wollen wir hier beyfügen. Es sind zwey Fabeln aus dem Gellert.

Das land der hinkenden.

Für zeiten gäbs ein kleines land,
worin man keinen menschen fand;
der nicht getottert, wen er redte,
nicht, wen er ging, gehinket hätte:

den

dén beides hielt man fiir galant.
Ein fremder sà den iibelſtand;
hìr, dacſt èr, vird man dic im gèn bevundern
müſsen,
und ging einhèr mit ſteifen fiiſsen.
er ging, einjèder sà in an,
und ale lacten, di in sàn,
und jèder blib fòr lacen ſtèen,
und frì: lèrt doc den fremden geen!
Der fremde hilts für ſeine pflicſt,
den forvurf fon ſie abzulenen.
ìr, rif èr, hinkt; ic àber nicſt;
den gang müſst ir euc abgevœ'nen.
Der lærmen vird noc mèr fermèrt,
da man den fremden ſprecen lœ'rt.
èr ſtamelt nicſt; genùg zur ſande!
man ſpotet ſein im ganzen lande.

Gevònheit macſt den fèler ſœ'n,
dèn vir ſon jùgend auf gesèn.
fergèbens virds ein kluger vàgen
und, daſs vir tœ'richt ſind, uns ſàgen.
vir ſelber halten in dafiir,
bloſs veil èr kluger iſt, als vir.

Der grùne èſel.

Vì oft veis nicſt ein nar durc tœ'richt unternèmen
fil tauſend tòren zu beſœ'nen!
Meràn, ein kluger nar, fœrbt einen èſel grùn.
am leibe grùn, tòt an den beinen;
fængt an, mit ìm die gaſsen durc zu zìn;
er zit, und jung und alt erſeinen.

velc

vele vunder! riſ di ganze ſtad,
ein èſel zeiſiegrün! dèr röte ſtiſe hat!
das muſs di cròmik einſt den enkeln noc erzæ'len,
vàs es zu unſrer zeit für vunderdinge gibt.
Di gaſsen vimelten von miliònen sèlen;
man hebt di fenſter aus, man dekt di dæcer ab;
den ales vil den grünen èſel sèn,
und ale konten doc nicſt mit dem èſel gèn.
Man liſ di beiden erſten tàge
dem èſel mit bevundrung nàc.
Der kranke ſelbſt fergàſs der krankheit plàge,
ven man ſom grünen èſel ſpràc.
Di kinder in den ſlàf zu bringen,
ſang keine varterin mèr ſon dem ſvarzen ſàf;
ſom grünen èſel hæ'rt man ſingen,
und ſo geræ't das kind in ſlàf.
Drei tàge vären kaum ſergangen:
ſo vàr es um den vèrt des armen tirs gesèn.
das ſolk bezeigte ſein ſerlangen,
den grünen èſel mèr zu sèn.
Und ſo bevundernsvèrt èr anfangs alen sin:
ſo dacſt iz doc kein menſ mit einer silb an in.
Ein ding màg noc so næriſ sein,
es sei nur neu: so nims den pæ'bel ein.
èr sit es und erſtaunt, kein kluger darf im vèren.
Drauf kœmt di zeit, und dænkt an ire pflicſt;
den si fertièt di kunſt, di naren zu bekèren,
si mœ'gen volen òder nicſt. *)

Gerlac.

Prof. an der Mahl Säle bey Vin.

*) Wir nehmen unſer obiges Wort wieder zurück, und glauben, es ſey nicht nöthig, auf dieſe Schrift etwas zu antworten.

IV.

Neues Lehrgebäu der Diplomatik,

welches in Frankreich von einigen Benedictinern, von der Congregation des heil. Maurus, ausgefertiget werden. I. Theil. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet, und mit Anmerkungen verſehen von Joh. Chriſtoph Adelungen, Profeſſorn am evangel. lutheriſchen Gymnaſio zu Erfurt. Erf. im Verlage Joh. Fr. Webers, Univerſitäts-Buchhandl. 1759. in gr. 4. 3 Alph. 8 Bogen.

Da wir verſäumet haben, von dieſem wichtigen Werke zu reden, als es in ſeiner Mutterſprache neu war, und 1750. unter folgendem Titel erſchien: Nouveau Traité de Diplomatique, où l'on examine les Fondemens de cet Art, on établit des Regles ſur le diſcernement des Titres, & l'on expoſe hiſtoriquement, les caracteres des Bulles pontificales, & des Diplomes, donnés en chaque ſiecle: avec des Eclairciſſemens ſur un Nombre conſiderable de points d'Hiſtoire, de Chronologie, de Critique, & de Diſcipline; & la Refutation de diverſes accuſations intentées contre beaucoup d'Archives celebres, & ſur tout contre celles des anciennes Egliſes, par deux Religieux Benedictins de la Congreg. de St. Maur. T. I. à Paris, chez Desprez, & Lavetier. MDCCL. ſo ergreifen wir dieſe Gelegenheit, von demſelben

nach

nach der deutſchen Ueberſetzung endlich zu reden. Wir haben beydes vor Augen und in Händen; und können alſo von der Beſchaffenheit der Dollmetſchung ein deſto beſſeres Urtheil fällen.

Von der Vorrede des Hrn. Ueberſetzers machen wir den Anfang; wenn wir beyläufig angemerket haben, daß dieſer ſolche Arbeit, des Hrn. Erzbiſchofes und Churfürſten zu Maynz, churfürſtl. Gnaden, dem groſſen Stifter der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, zugeeignet habe. Nach einem ſo billigen Opfer, an einen ſo gnädigen Beſchirmer der Muſen; will zwar derſelbe dieß Werk nicht loben, lobet es aber doch aufs äußerſte: indem ers ein wahres Meiſterſtück nennet, deſſen Lob ſeine Fähigkeiten überſteiget; daß es ſeit 1750 ſowohl in als außer Frankreich, mehr bewundert, als mit Lobeserhebungen begleitet worden; und daß die Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, die zum Ruhme der Wiſſenſchaften gebohren wären, auch in Ausführung dieſes Entwurfes, Bewunderung und Nacheifer verdieneten. u. ſ. w.

Darauf ſetzet er noch zwey Stücke hinzu. Erſtlich beantwortet er einige Einwürfe; und zwar 1) wodurch man bewogen worden, dieß Werk zu überſetzen; da ja ſchon ſoviel diplomatiſche Werke vorhanden wären. Er unterſcheidet billig Sammlungen von Urkunden, oder einzelne diplomatiſche Abhandlungen, von einer diplomatiſchen Kunſt oder Wiſſenſchaft. An jenen habe es ſeit einem Jahrhunderte nicht gefehlet; an dieſer aber ſey bisher

noch ein groſser Mangel verſpüret worden. Er giebt auch die Urſachen davon an. Ein Mabillon und ein Abt Beſſel zu Gottwich wären faſt die einzigen, ſo dieſs Feld bearbeitet hätten. Indeſſen hätten auch dieſe eine groſse Nachleſe zurückgelaſſen. Gleichwohl wäre das Werk dieſer neuen Benedictiner von weit groſserm Umfange, als Mabillons Begriff davon geweſen iſt. Die Arbeiten unſerer verdienten Landsleute, eines Heumanns, Eckhards, und Barings wären ſehr lobenswerth; aber ein völliges Lehrgebäud der Diplomatik, könne man in ihren Schriften nicht ſuchen.

Andre möchten ſagen: es wäre überflüſſig geweſen, dieſs Werk zu verdeutſchen; da die Urheber als Franzoſen, nur auf franzöſiſche Urkunden, die ſie vor Augen gehabt, geſehen; folglich deutſchen Leſern nicht ſehr brauchbar ſeyn könnten. Allein, die Regeln und Grundſätze der ganzen Diplomatik, ſind allgemein: und eine lange Zeit unter den fränkiſchen Kaiſern, ſind die Urkunden Frankreichs zugleich wahre deutſche Urkunden geweſen. Ja die Verfaſſer haben verſprochen, auch die Diplomen deutſcher Kaiſer und Könige, auch andrer geiſtl. und weltlichen Fürſten genau durchzugehen.

Allein, da freylich ein deutſcher Gelehrter, bey einem ausländiſchen Werke allemal beträchtliche Zuſätze machen kann: ſo wird ſolches auch hier geſchehen. Nach drey oder vier überſetzten Bänden dieſes Werkes, wird allemal ein Band von Ergänzungen und Nachträgen im Drucke erſcheinen, darinn viel beygebracht werden ſoll, was die Verfaſſer

faſſer nicht gekannt, oder worinn ſie Fehler begangen haben. Dazu werden nun alle Gelehrten erſuchet, die einen Zutritt zu Archiven haben, und den Nutzen dieſes Werkes allgemeiner machen wollen. Doch wird hier eine bloße Abſchrift von unerheblichen Urkunden feverlich verbeihen, dafern ſelbige nicht zu beſonderer Aufklärung diplomatiſcher Regeln dienen kann.

Der Hr. Verfaſſer ſchlägt hiebey folgende Materien vor: 1) Eine vollſtandige Geſchichte der Diplomatik, und derer darüber entſtandenen Streitigkeiten. 2) Eine Abhandlung vom Urſprunge, und der Veranderung der Archive in Deutſchland, ſonderlich der Reichsarchive. 3) Ein kritiſches Verzeichniß der zur Theorie der Diplomatik gehörigen Schriften. 4) Eine Nomenclatur der deutſch geſchriebenen Urkunden unſers Vaterlandes *). 5) Eine Abhandlung vom Urſprunge unſers itzigen Lumpenpapiers, und deſſen Gebrauch in Diplomen. 6) Eine Unterſuchung, in wie weit unſerer Vorfahren Vertrage ſchriftlich geſchloſſen worden, oder nicht. u. d. m.

Der II. Punct betrifft das, was bey dieſer Ausgabe geleiſtet worden. Der Verleger hat an Papier und Drucke nichts ermangeln laſſen. Der Hr. Ueberſetzer hat es mit Anmerkungen bereichert, die zum Unterſchiede der überſetzten, mit hintereinander fortlaufenden Zahlen bezeichnet ſind. Er hat

*) Dieſe haben wir ſeit vielen Jahren her, bereits ziemlich vollſtändig geſammlet, könnten ſie auch leicht durch einige Nachtrage in den Stand ſetzen, gebrauchet zu werden.

II.

Conſilium de Theſauro Teutonico, altero tertioque, adornando &c.

d. i.

Vorſchlag von Verfertigung eines zweyten und dritten Schatzes altdeutſcher überbliebener Schriften, und einer neuen Ausgabe der Gothiſchen Uberſetzung der vier Evangelien ꝛc. ans Licht geſtellet von Johann Heinrich Stußen, Rectore des Gymnaſii zu Gotha.

Gotha, 1733. 4. 2 Bogen.

Die Einladungsſchriften, welche auf hohen Schulen und einigen Gymnaſien verfertiget und ausgetheilet werden, ſind zuweilen nach der Geſchicklichkeit ihrer Verfaſſer und ihrem nützlichen, auch wohl ſeltenen, Innhalt ſo beſchaffen, daß ſie allerdings verdieneten etwas weiter, als nur in den engen Gränzen des Ortes, wo ſie geſchrieben ſind, oder höchſtens der umliegenden Nachbarſchaft, bekannt zu werden; da man ſonſt im Gegentheil die meiſten derſelben gar wohl entrathen, und ohne Mitleiden im Gewürzladen liegen laſſen kan. Von der erſten Art iſt gegenwärtiges Programma des wohlverdienten Gothaiſchen Rectors, Herrn Stußens, welches er uns ſelbſt unlängſt zugeſendet hat; auſſer Zweifel in der Abſicht, daß durch dieſe unſere Beyträge ſein gedoppelter Vorſchlag weiter bekannt gemacht werden möchte; wor-

die Herren Verfasser des Werkes hin und wieder merklich verbessert, und an andern Stellen ergänzet. Er spricht zwar mit aller Bescheidenheit davon: allein, dieß ist nicht das kleinste Anzeichen von der Güte und Erheblichkeit seiner Erinnerungen und Zusätze. Wir haben sie fast alle für nützlich und wichtig befunden, zumal, wenn er die Ehre der Deutschen, gegen die Ausländer rechtfertiget.

Bey seiner Uebersetzung erinnert er billig, daß die Verdeutschung eines solchen Werkes, mit weit mehrern Schwierigkeiten verbunden ist, als von einer historischen oder witzigen Schrift. Eben darum wird ihm freylich manches zu verzeihen seyn, das diesem, oder jenem etwa misfallen sollte. Indessen würden auch solche eingeschlichene Fehler nicht leicht einen großen Einfluß ins Lehrgebäude selbst haben können. Vor jedem Abschnitte hat man im Deutschen eine ausführliche Anzeige des Inhaltes gesetzet. Den im Französischen fortlaufenden Text hat man in §§. abgetheilet, und dieser Inhalt am Rande angezeiget: ein Paar sehr nützliche Verbesserungen des Grundtextes! Das zweyte des II. Buches steht in diesem I. Bande noch nicht; weil sonst die Zahl der Bogen, in Ansehung des Verlegers und nöthigen Vorschusses, zu stark gerathen wäre. Es wird aber im II. Bande folgen. Dieser soll nächste Ostermesse gewiß folgen, und wird die Lehre von der Sprache, der Schrift, und den Buchstaben in sich halten. Soviel aus dieser deutschen Vorrede.

Wir

Wir würden etliche Bogen anfüllen müssen, wenn wir den ganzen Inhalt der Vorrede der Verfasser dieses Werkes mittheilen wollten. Sie entdecken erstlich die Pflicht dessen, der ein systematisches Werk von der Diplomatik liefern will. Man muß einen Unterricht geben, wie man das Falsche vom Aechten, das Zuverläßige vom Ungewissen, das Wahrscheinliche vom Zweifelhaften unterscheiden soll. Ja so gar die Grade des Verdächtigen müssen bestimmet werden; die Gerechtsame der Wahrheit müssen ins Licht gesetzet, die Unwahrheit hingegen unter allen ihren Hullen hervorgezogen und bestritten werden. Vertheidiget man die Urkunden gewisser Staaten, Städte und Gesellschaften; so muß man gleichen Eifer zeigen, auch die untergeschobenen Stücke und Verfälschungen andrer zu verfolgen. Dieß ist der Entwurf ihres itzigen Werkes.

Von der Vortrefflichkeit dieser Wissenschaft wollen sie itzo nicht reden: denn sie ist den Gelehrten bekannt genug. Nur die Vortheile berühren sie, welche die Diplomatik andern Wissenschaften verschaffet. Erstlich zieht die Geschichte die größten Vortheile von ihr. In Zeiten, darinn man kaum einen oft verführerischen Schimmer antrifft, wirft sie allein das nöthige Licht. Zehn dunkle Jahrhunderte haben an seichten Jahrbüchern von Klöstern und Städten, sehr schlechte Quellen zur Geschichte. Münzen, Aufschriften und andre solche Hülfsmittel, fehlen auch oft, und sind doch,

auch wenn man sie hat, viel zu schwach: bis die Archive alle ihre Lücken ergänzen.

Zweytens erhält auch die Zeitrechnung ihr Licht allererst von der Diplomatik. Drittens kann sich die Genealogie großer und edler Häuser, ohne sie nicht behelfen. Sie erläutert die Ursprünge, Gattungen und Verwandlungen der Schreibekunst, nebst ihren Aenderungen in verschiedenen Jahrhunderten; ja sie übet ihre Gerechtsame auch bey den Werken des Alterthums aus, die auf Erzt und Marmor vorhanden sind. Und wie viel Vortheile zieht nicht die Staatskunst selbst daraus, da sie auf alle Verträge, Vergleiche, Stiftungs- und Befreyungsbriefe, sehr oft die wichtigsten ihrer Rechte gründen muß? u. s. w.

Sie zeigen ferner die Gründlichkeit und Gewißheit der Diplomatik. Die Regeln der Glaubwürdigkeit sind nirgends in höherm Grade beobachtet, als bey den alten Urkunden: dabey der Eigennutz der Menschen, der eifrigste Gewährsmann aller beobachteten Sicherheit gewesen. u. s. w. Haben nun gleich gewisse Grübler den ganzen historischen Glauben, und fast das Licht der Vernunft selbst zu untergraben und zu ersticken gesuchet, wie Hardouin: so darf man sie doch nicht einmal hören, wenn sie verlangen, daß man ihnen die Gültigkeit der Urkunden erst beweisen soll. Denn die falsche Kritik, davon sie ihr Handwerk machen, pflegt ihre Aussprüche auf sehr unerhebliche Gründe zu bauen. Ja sie spielet oft bloß mit Worten, wie hier Beyspiele angeführet werden. Doch darf man, um die

Ir-

Irrungen der Kritik zu verfolgen, nicht eben eine blinde Leichtgläubigkeit einführen. Und selbst in den ältesten Zeiten, hat man sich schon einer gesunden Kritik auf den Concilien bedienet. Die allerlistigsten Urkundenschmiede aber, versehen es dennoch in irgend etwas: daran ein scharfsichtiger Kenner gar leicht die Lügen von der Wahrheit entdecket. u. d. m.

Wir übergehen viele Betrachtungen dieser Art, wo von der Uneigennützigkeit und Geschicklichkeit eines Schriftstellers gehandelt wird. Allein, wie viel gehoret dazu nicht? Da die Verfaſſer in der X. Abth. dieſer Vorrede, dem P. Mabillon die Ehre beylegen: daß er die Diplomatik nicht nur erfunden, ſondern auch zur Vollkommenheit gebracht habe: ſo hätten wir gewünſchet, daß der Hr. Ueberſetzer hier das erſte durch die Anmerkung niedergeſchlagen hätte, die wir bey der folgenden XI. Numer, da er die Folianten vertheidiget, angebracht. Hier erinnert er nämlich, daß eigentlich die Deutſchen, in den Streitigkeiten des Kloſters St. Maximin, mit der Stadt Lindau, zuerſt die Diplomatik gebildet, und dadurch den Franzoſen die Bahn gebrochen. Aber von dieſem erſten diplomatiſchen Kriege ſchweigen dieſelben, und nennen dafür einen andern, zwiſchen dem P. Germon, und dem Mabillon; und beſchweren ſich noch, daß de la Croze, und viele deutſche Gelehrten, eben ſo, wie die Italiener, ſich nicht mit aller Unterwürfigkeit der Benedictiner gegen ihren Or-

densbruder, für Verehrer und Bewunderer desselben erkläret haben.

Man erzählet hierauf diejenigen, welche an dieser neuen Wissenschaft Antheil gehabt. Hr. Muratori, Hertius, Engelbrecht, Papebroch, der Abt des Thuilleries, de Camps, Ruinard, Eckard, Baring, Helwig, Weber, Perez, ein Spanier, und Hickes, ein Engländer; Hofmann, Heineccius, Höping, Leyser, Stryk, Waldschmied, Thulemar, Böhmer, Struv, Manni, Ficorini, Mylius, Berger, Beck, Link, Rabe, Ludwig, van Dale, Wildvogel, Baudis, Burkard, u. a. kommen hier vor; darunter viele Namen, die im Französischen sehr verstümmelt waren, hier wieder zurecht gebracht erscheinen.

Die Gelegenheit, diese ganze Diplomatik zu schreiben, hat gleichfalls eine Streitigkeit gegeben. Sie thaten aber allerdings besser, daß sie lieber eine neue Diplomatik, als Streitschriften verfertigten; da jene hundert andern nützen wird: diese aber wenigen würden gefallen haben. In der vorläufigen Nachricht haben sie versprochen, sie in VI. Theile zu bringen; deren zweyter sich mit den allgemeinen Beurtheilungsregeln ächter und unächter Urkunden endigen sollte. Die Wichtigkeit der Sache aber hat es erfodert, mit diesen allgemeinen und besondern Regeln, den II. und III. Theil zu füllen. Doch ändert solches die Einrichtung des Werkes gar nicht. Sie wollen noch mehr liefern, als sie versprochen haben.

Der

Der I. Theil iſt in zween, der zweyte in vier Abſchnitte getheilet, davon der erſte Band nur den erſten enthält. Der II. Band wird mit den alten Alphabethen der orientaliſchen und griechiſchen Sprachen, und ihren unzähligen Abwechſelungen anfangen. Die alte lateiniſche Schrift, ihre Gattungen, ihre Abänderung in Abſicht auf Zeiten und Oerter, wird unterſuchet, und ihre Alphabethe werden aus Urſchriften in Kupfertafeln, mit Bindzügen und Abkürzungen den Augen vorgeſtellet werden. Sodann werden Petſchafte, Bullen, Siegel und Gegenſiegel kommen, deren Materie, Geſtalten, Farben und Figuren, oder Schriften abgebildet werden ſollen.

Darauf wird die Schreibart mit ihren Formeln, als das weſentlichſte der Urkunden, erſcheinen. Titel und Zunamen, Anrufungen Gottes, Begrüßungen, Bedrohungen und Vernichtungsclauſeln, Geldſtrafen, Bannflüche, Unterzeichnungen der Könige und Kanzler, Notarien und Zeugen, u. d. m. geben noch ſehr viele Materien zum folgenden an die Hand. Und dieß alles wird den V. VI. und VII. Theil füllen.

Der IV. iſt beſtimmet die Schriften der Bücher aus allen Jahrhunderten kennen zu lernen. Dieſen Theil haben ſie zu ihrem erſten Entwurfe noch zugeſetzet, und werden, ihn genau zu erfüllen, im Stande ſeyn.

Im VIII. Theile werden die Mittel zum Entdecken des betrügeriſchen Urkundenſchmiedens erſcheinen, und einige Abhandlungen, um Proben

von

von dieſen Regeln abzulegen, folgen. Vieleicht wird noch ein IX. Theil mit allgemeinen und beſonoern Regeln der Diplomatik den Schluß machen. Dieß iſt der Entwurf des ganzen Werkes.

Die Kupferſtiche haben die meiſte Mühe und Sorgfalt erfodert. Allein, ſie ſind auch ſehr gut gerathen. Der I. deutſche Band liefert nur drey: die übrigen des franzöſiſchen aber folgen im II. Bande, dahin ſie verſchoben worden. Nur wegen der Rechtſchreibung wünſchen die meiſten Leſer keine ſolche Sparſamkeit der H. und Y.

V.

Des Hrn. Grafen von Caylus Abhandlung, über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer. Aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & Belles-Lettres. Pariſ. Ausg. in 4to. p. 144. überſetzet.

In derjenigen Nachricht, die der Hr. Graf Caylus von den fabelhaften Erzählungen aufgeſetzet, hatte er bemerket, daß man in dem Alterthume ſo gar die Mährchen anträfe, womit die Mütter und Ammen die Kinder beluſtigten, oder ſie in Schrecken ſetzten. Daß man darinnen die Hexerey eben ſo abgehandelt fände, wie in unſern alten Ritterbüchern. Dieſe zween Puncte hat er ſich vorgeſetzet, jeden beſonders zu erläutern, und in den alten Schriftſtellern den Urſprung dieſer zwo Arten von Hirngeſpinſten zu zeigen.

Pluto

Plato läßt im erſten Buche ſeiner Republik durch den Cephalus, einen ehrwürdigen Greis, ſagen: daß man bey der Annäherung des Todes, von Furcht und Ungeduld, über ſolche Dinge überfallen werde, daran man bey geſunden Tagen nicht gedacht hat. Man ſtelle ſich alsdann ſeine Verbrechen und Ungerechtigkeiten recht lebhaft vor Augen; und wer da eine Reue zu empfinden habe, der fahre zuweilen mit Schrecken aus dem Schlafe auf, wie die Kinder. Dieſes ſchreckenvolle Aufwachen, welches Plato hier den Kindern zueignet, ſcheint nur daher zu entſtehen: weil man ihnen des Tages über Mährchen, um ſie durch die Furchtſamkeit gelehrig zu machen, erzählet hat.

Das Wort Μορμὼ bedeutet eine abſcheuliche Frau, deren bloßer Namen die Kinder ſchon in Schrecken ſetzte.

Theokrit führet in ſeiner funfzehnten Idylle, zwo Frauen an, die mit einander eins werden, daß ſie das Feſt des Adonis mit einander anſehen wollten: welches Arſinoe, die Gemahlinn des Ptolomäus Philadelphus, in der Stadt Alexandrien feyerte. Eine dieſer Frauen ſaget lächelnd zu ihrem Kinde: ich kann dich nicht mit mir nehmen; daſelbſt iſt die große Frau, welche die Kinder frißt; da ſind die Pferde, die da beißen.

Die Lamien ſpielen in der poetiſchen Geſchichte eine große Rolle. Sie waren ſehr begierig nach Menſchenfleiſche; inſonderheit nach der Kindern ihrem, die ſie ihren Müttern aus dem

Arme

Arme stahlen, um sie zu fressen, und die man zuweilen noch lebendig aus ihrem Leibe nahm.

Es ist nicht nöthig, hier noch von der Lemma und Empusa zu reden. Diese Ungeheuer beschreibt **Aristophanes** im sechsten Auftritte der ersten Handlung seines Lustspieles, **von den Frö-schen.** Es waren Geister, oder was wir **Gespenster** nennen.

Wir wollen auf die Hexerey kommen. Unsere alten Romanen machen uns einen Begriff davon, der seinen Ursprung in dem Alterthume hat. Die Verfasser dieser Werke haben **Homers** Werke gekannt. Alle hat insonderheit **Achillens** Heldenmuth gerühret. Ihre Helden sind nichts, als tapfer, wie er war: und es wäre leicht, die Beyspiele davon anzuführen. Es ist wohl wahr, daß sie in der Verfassung ihrer Gedichte, sich die Regeln sehr schlecht zu Nutze gemachet haben, die sie in dem griechischen Gedichte hätten finden können. Vielleicht haben sie wohl einen Theil derselben eingesehen; allein es hat ihnen an Geschmack und Unterscheidungskraft gefehlet, um gut nachzuahmen; und an gehöriger Weitläuftigkeit des Geistes, um ein verbundenes Ganzes, in den Theilen vorzustellen, die dasselbe ausmachen. Sie sind in diesem Falle den ersten Malern gleich gekommen, die lange Zeit einen Kopf, ein Bildniß gemalet, ehe sie es wagen wollen, eine zusammengesetzte Empfindung und Handlung vorzustellen. Da nun die Kräfte des Leibes einen lebhaftern Eindruck machen, der geschwinder, und insonderheit rich-

ter

ter vorzustellen ist, als alle Umstände und Widerspiele des Geistes und der Empfindung: so haben unsere alten Schriftsteller auch nur gesuchet, diese letzten auszudrücken.

Wenn wir unsere ersten Romanenschreiber in diesem Gesichtspuncte betrachten: so wollen wir doch sehen, wozu sie denn die Hexereyen gebrauchet haben? Nachmals werden sich uns die Anführungen alter Schriftsteller, die ihnen den ersten Begriff davon dargebothen, von selbst unserm Geiste vorstellen.

Einer unserer ältesten Romane ist der **Tristan**. Sein elfenbeinernes Herz und seine Bezauberung ist nach diesem im Courtmantel verkleidet worden, und nach diesem hat es zu dem Mährchen vom bezauberten **Becher** Gelegenheit gegeben. Dieß ist eine sehr merkliche Wirkung einer übernatürlichen Macht, die nichts anders ist, als Hexerey.

Der Roman vom **Merlin** ist auch noch einer von den ältesten, indem **Gottfried von Monmuth** seiner gedenkt, und seine Prophezeihungen anführet. Alles ist darinnen voll von Zauberey und Hexen, die allezeit (französisch) mit ph geschrieben sind, la phée du Lac, la phée Morguain. Man sieht darinnen verschiedene Verwandlungen **Merlins**; den dem **Orpheus** gegebenen bezauberten Ring; verschiedene andere Ringe von mannigfaltiger Kraft; insonderheit aber die Zauberey, welche aus einer zärtlichen Empfindung, **Viviane** dem **Merlin** selbst anthut.

Die

inn wir ihm denn auch keines Weges zuwieder seyn wollen.

Der Schilterische Schatz alter deutscher Schriften und Geschichte, ist vor etlichen Jahren, mit allgemeinem Beyfall verständiger Kenner, in drey Folianten zum Vorschein gebracht worden. So sehr, ausser dessen erstem Urheber, dem fürtreflichen Schilter, die drey andern berühmten Männer, Herr Simon, Scherz und Frick, welche vor dessen vollständige Ausgabe löbliche Sorge getragen, sich dadurch um das deutsche Vaterland verdient gemachet, und zugleich einen immerwährenden Namen bey der Nachwelt erworben haben: So wenig, meynet der Herr Verfasser, habe es bey allem diesen fehlen können, daß nicht die Gelehrten ein und das andere daran, ohne Unbilligkeit, auszusetzen finden, oder zu dessen mehrerer Vollkommenheit darinne zu lesen wünschen sollten. Dieses sind nachfolgende Stücke.

Einmahl, sagt Herr Stuß, wäre es über die maßen dienlich gewesen, wenn man den ältesten Scribenten, vornehmlich aber dem Otfried, eine Uebersetzung an die Seite gestellet hätte, welche nach der heutigen deutschen Mundart den altdeutschen Text von Wort zu Wort ausdrückete; dabey aber die heutige Rechtschreibung hätte auf das genaueste in acht genommen werden müssen. Hierinnen hätten den Herausgebern Petrus Johannes Resenius und Olaus Verelius zu seinen Mustern dienen können. Der erste, als er im Jahr 1673. das alte Norwegische und Dänische Hofrecht zu Copenhagen an das Licht stellete,

fügte

Die Hexen sind denn endlich auch nach unserm Europa gekommen, indessen daß die Geister sich des Orients bemeistert haben. Der wenige Umgang, den das Frauenzimmer zu aller Zeit bey den Morgenländern gehabt hat, mag diesen Unterschied verursachet haben.

Ohne noch mehrere Beyspiele aufzusuchen, dergleichen uns alle unsere alten Romanschreiber darbiethen würden, wollen wir nur einige auserlesene Stellen, unter der groſsen Menge derer, die uns das alte Griechenland darstellet, mit einander in Vergleichung stellen.

In Herodots IV. Buche liest man des Herkules Abentheuer mit einem Ungeheuer, welches halb Weib, halb Fisch war, und Echidna hieſs.

Die Zaubereyen der Circe, in der Odyssee, sind denen in unsern Romanen ganz ähnlich.

Im Euripides, nachdem Medea ihre Kinder geschlachtet, fährt sie auf einem Drachenwagen davon; dieses Kunststück ist in der Hexerey oft nachgeahmet worden.

In Sophoklens Ajax eröffnet Minerva den Schauplatz mit dem Ulysses, welchen sie beschützet; sie spricht ihm einen Muth wider die Furcht ein, die er vor der Wuth des Ajax hat: dieſs ist eine wohlthätige Hexe. Sie ist in Ansehung des Ulysses im Homer, eben das; sie verändert seine Gesichtsbildung, die Farbe und Anordnung seiner Haare; sie treibt die Nebel auseinander, welche Diomedens Augen verdecketen, um ihm die Göt-

ter kenntlich zu machen, und erlaubet ihm, den Mars und die Venus zu beſtreiten.

Venus, und die andern Göttinnen, kommen oftmals im Homer in menſchlicher Geſtalt vor: ſie mögen nun Gutes oder Böſes thun wollen, ſo giebt es boshafte und gutthätige Hexen.

Die Sirenen und deren Felſen verdieneten wohl einen Abſatz; ſo wie der Widder mit dem goldnen Vließe, auf welchem Phryxus über das ſchwarze Meer gefahren war; inſonderheit aber Bellerophons Pferd, wegen ſo vieler Tugenden, die verſchiedenen Pferden, de los Cavalleros andantes, in unſern Ritterbüchern, zugeſchrieben werden.

Dieß ſind die Urbilder, die ſo viel Hirngeſpinſte in der Einbildungskraft unſerer erſten Romanſchreiber ausgehecket haben: und nach dieſen, welche alle nur Nachahmungen waren, haben ſich die neuern Romanſchreiber gebildet: dergleichen der Verfaſſer eines Amadis, und Arioſt ſelbſt war; der gewiß nicht den Homer und Virgil vor Augen gehabt hat, wie uns doch ſein Ausleger Hieronymus Ruſcelli weiß machen will. Er war ein liebenswürdiger Mann, und in Geſellſchaften ſehr angenehm, der ſich alles zu Nutze machte, und unſere alten Romanſchreiber, von denen er mit Lobe ſpricht, ungeſtraft beſtahl.

Es hat eine ununterbrochene Mittheilung unter den alten Schriftſtellern und den unſrigen gegeben. Man darf gar nicht zweifeln, daß die alten Wiſſenſchaften in Gallien in den erſten 800 Jah-

ren der Kirche nicht sollten bearbeitet worden seyn. Die berühmten Schulen zu Marseille, Autün, Bourdeaux u. s. w. sind ein Beweis davon, was die ersten 400 betrifft. Sidonius Apollinaris hat im fünften Jahrhunderte geschrieben. Gregorius von Tours, der heil. Remi, Alcimus Avitus, und viele andere, im sechsten. Im siebenten und achten sieht man, wie in Frankreich und England Schulen angeleget werden, in denen man die Humaniora erlernte. Vielleicht findet man eben zu dieser Zeit keine so große Anzahl von Gelehrten in Griechenland selbst. Karl der große beschweret sich über die Seltenheit der Gelehrten; sie waren also vorhanden. Er fand ohne Schwierigkeit die drey gelehrten Männer Alcuin, Theodulf und Leidrad, denen er seinen besondern Unterricht, und die Aufrichtung der Wissenschaften in seinem Reiche anvertrauete. Diese großen Männer, sonderlich der erste, kannten die besten Schriftsteller des Alterthums; und sie reden davon nicht, als von einer neuen Entdeckung. Sie waren ihnen ganz geläufig; sie führen sie sogar an; sie hatten sie schon in England gelesen: und man kann allezeit muthmaßen; daß das, was man auf jener Seite des Meeres gewußt hat, auf dieser nicht unbekannt gewesen seyn wird. Hat sich die Kenntniß des Alterthums im orientalischen Reiche länger erhalten, so sehen wir doch, daß der Umgang, unter jenem Lande und dem unsrigen, dennoch niemals, so schwach er auch gewesen, ganz und gar aufgehöret habe. Die orientalischen Kaiser selbst

mußten mit den occidentaliſchen Prinzen Briefwechſel pflegen; ſie ſchickten häufig Bothſchaften an ſie, weil ſie oftmals Streitigkeiten darüber hatten, was ihnen in Italien denn noch gehörete. Das iſt noch nicht alles: wir haben noch heut zu Tage dieſe alten Schriftſteller, die zuerſt durch die Barbarey gebrochen ſind; wir haben verſchiedene Abſchriften davon. Es iſt wahr, daß ſie nur von Mönchen, nach dem Zeitpuncte Karls des großen, gemachet worden ſind: allein, dieſe Abſchriften zeigen doch eine Mannigfaltigkeit an, welche beweiſt, daß ſie nach verſchiedenen Originalen gemachet worden.

In der That beſtand dieſer Umgang nur unter ſehr wenigen Perſonen; aber das war genug, um dergleichen unförmliche Begriffe fortzupflanzen, als wir in den Werken unſerer erſten Romanſchreiber finden. Alſo geht von den älteſten Schriftſtellern Griechenlandes, bis auf unſere erſten Romanſchreiber, eine weitläuftiger oder enger geſchlungene Kette, die aber niemals ganz unterbrochen iſt: und die Begriffe der erſten *, ſind zwar allerdings Baſtarde geworden, aber doch bis auf die letztern gekommen.

L. A. V. K.

*) Dieſe waren aber theils Engländer, theils Deutſche.

VI.

Ad Infulam, meritiſſimo Capiti Illuſtriſſimi ac Reverendiſſimi Domini, DOMINI JOSEPHI, Comitis in Zaluskie, ZAŁUSKI, Kijovienſium Antiſtitis, Regis AUGUSTI III. Magnorum Virorum promerita ex æquo remunerantis beneficio, Recens Impoſitam *).

Infula! Virtutis merces, REGALIS AMORIS
Pignus, & emeritæ nobile frontis onus!
O quoties, noſtris votis quod tarda venires,
Arguimus menſes, arguimusque dies!
Diximus: o tandem, (quid gaudia noſtra moraris?)
Tam charum Muſis Infula cinge caput!
Tam charum Patriæ, Fidei, ſuccurrere rebus
Quod poterit lapſis, *Infula cinge caput!*
Plurima de lauro decorant jam ſerta JOSEPHUM,
Quid porro ſupereſt! *Infula cinge caput!*

Voto-

*) Der Verfaſſer dieſes wohlgeſetzten Sinngedichtes, iſt der gelehrte Profeſſor der Redekunſt im Jeſuiter-Collegio zu Warſchau, P. Cattenburg. Wir ergreifen alle Gelegenheit, eines ſo großen Beförderers der Wiſſenſchaften und Gelehrten, höchſtverdienten Ruhm, mehr und mehr auszubreiten.

Votorum satis est: ades Insula! missa benigna
Regis ab AUGUSTI Pontificisque manu;
Jam gaudes meritam ZALUSCI cingere frontem,
Et SACRAS vittis condecorare COMAS.
Te rogo: perpetuum conserva frontis honorem,
Conserva tantum non moritura decus!
Nam tua res agitur, si conservare peroptas,
Quidquid splendoris, quidquid honoris habes!
Sint, Tibi qui debent decus omne, Tiara! IOSEPHO
Omne tuum debes, sacra Tiara! decus.

Auf Deutsch.

An die Insul,

welche dem höchstverdienten Haupte
des erlauchten und hochwürdigsten Herrn,

Herrn Grafen zu Zaluskie, Josephs Zaluski,

Bischofes von Kiovien,

durch Sr. Majestät, Königs Augusts des III. wohlthatige Hand, welche grosser Männer Verdienste billig belohnet, neulich aufgesetzet worden.

Der Tugend würdger Lohn! Pfand königlicher Liebe,
Verdienter Schläfe Last, erhabner Insulschmuck!
Wie oft beklagten wir mit unruhvollem Triebe,
Daß ein so würdig Haupt, dich so gar langsam trug.

So komm doch! ſeufzten wir: (was ſäumſt du unſre Freude?)
Un krön einmal ein ſolch den Muſen werthes Haupt.
Bekrön ein Haupt, von dem, im halben Trauerkleide,
So Kirch, als Vaterland die Beſſrung möglich glaubt.
Wie mancher Lorberkranz umgiebt ſchon Joſephs Scheitel!
Was fehlt ihr weiter noch? Komm Inful, krone Die!
Sie kömmt! Ach! unſer Wunſch iſt fernerhin nicht eitel:
Auguſt verleiht Sie Ihm, und Rom beſtätigt ſie.
Nun kannſt Du, nach Verdienſt, und froh die Stirne zieren,
Nun prangt dein theurer Schmuck um Sein geweihtes Haar:
Erhalte Dir das Glück, dieß lange zu berühren,
Das ohne Dich bereits, durch ſich unſterblich war.
Es liegt Dir viel daran! Denn ſoll dein Werth beſtehen:
So ſpare Joſephs Heil und theures Leben ganz.
Viel andre mögen ſich durch dich allein erhöhen!
Von Ihm, o Inful! haſt Du allen deinen Glanz.

G.

VII.

Erſte Gründe aller mathematiſchen Wiſſenſchaften, herausgegeben von M. Heinr. Wilh. Clemm, Profeſſorn und Predigern des herzoglichen Collegii und Kloſters Bebenhauſen bey Tübingen. Stuttgard, bey Metzlern 1759. in 8vo.

Ob es gleich an mathematiſchen Anfangsgründen nicht fehlet: ſo iſt doch deswegen dieſe neue Abhand-

Abhandlung derselben nicht für überflüssig zu halten. Der Geschmack der Menschen, und folglich der Gelehrten und Studierenden auch, ist mancherley. Der eine liebet nur was schwer, dunkel und mühsam ist; der andre schätzet das leichte und verständliche hoch. Jener sparet gern Papier und Worte, und dünket sich sehr witzig zu seyn, wenn er nach vielem Kopfbrechen auch Räthsel aufgeben kann. Dieser hingegen bezahlet gern etliche Bogen mehr, wenn er nur sieht, daß man ihm den Vortrag nicht so genau zugemessen. Hier sitzt einer und grübelt über der strengen Lehrart; verbannet hingegen alles, was mit einer freyern Schreibart vorgetragen ist, zur Zahl der Liedel, Mährlein und Romane. Hergegen will dort ein anderer, man solle ihm den Kopf nicht auf die Folter spannen, wenn man ihm etwas beybringen will.

Was thut dabey ein rechtschaffener Gelehrter, dem es ein wahrer Ernst ist, die Wissenschaften fortzupflanzen? Er suchet allen allerley zu werden; und sich nach den verschiedenen Fähigkeiten der Lehrlinge zu richten. Er giebt also der Gelehrsamkeit diejenige Gestalt, dasjenige Kleid, darinn sie den Liebhabern am meisten gefallen kann. Dieses hat der Hr. Verfasser des gegenwärtigen mathematischen Handbuches auch gethan. Man hat sehr lange bey der mathematischen Methode die Worte gesparet. Es hat nicht viel gefehlet, die Anfangsgründe dieser Wissenschaften wären in lauter medicinische Recepte verwandelt, und den Zauberzeichen ähnlich geworden: die alles, was sie sieht,

mit einem fürchterlichen Schauer erfüllen, und den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechtes davon abſchrecken. Er nähert die Sprache dieſer Zeichendeuterey wiederum dem gemeinen menſchlichen Begriffe; und ſuchet ſie verſtändlicher zu machen. Nicht zwar, als ob er alle mathematiſche Zeichen vermeiden wollte: nein, er will ſie nur anfänglich mit vernehmlichen Worten erklären, bis man ſie allmählich gewohnt geworden.

Er entdecket noch mehr gute Abſichten in ſeiner Vorrede. Er hat in Randſchriften, durch lauter kurze Sätze, den Inhalt aller Erklärungen und Lehrſatze mitgetheilet, die er ſonſt am Ende, als einen Auszug hätte anhängen können. Die nöthigen Figuren ſind theils euklideiſche und theils neuere; aber durchaus keine Malereyen. In der Schreibart und Terminologie hat er des Frenhrn. von Wolf Benennungen und Ausdrücke behalten, um keine unnöthige Neuerungen zu machen. Doch hält dieß Buch nichts, als die reine Mathematik in ſich; die den Grund zu allen andern mathematiſchen Wiſſenſchaften leget, auch zur Naturlehre angewandt werden kann.

Von dem Gebrauche dieſer Wiſſenſchaft, ſaget der Hr. Verfaſſer: ſie ſey weit geſchickter, unſern Verſtand zu bilden, als das, was itzo den Geſchmack vieler jungen Leute beſchäfftigt; die nicht den reinen und deutlichen Begriffen, ſondern den äſthetiſchen, das iſt, verwirrten Begriffen, in ſchwärmenden Bildern, und groſſentheils albernen Phantaſien, nachjagen; gerade als ob hierinn die

rechten

rechten Vorzüge des menschlichen Witzes und Geistes zu suchen wären.

Doch will er auch im Lobe der Mathematik nicht zu weit gehen. Auch der gröste Meßkünstler hat eine sehr trockene und unfruchtbare Wissenschaft, wenn der höchste Gipfel seines Vorzuges auf etlichen Bogen voller x + a − z, oder in einem algebraischen Krame von Aequationen besteht, daraus kein Körnchen Salz oder Schmalz zur menschlichen Glückseligkeit zu ziehen ist. Leibnitz rechnete auch, und erfand mehr, als tausende lernen werden; aber er vernachläßigte dabey die wahre Weltweisheit in allen ihren Theilen, die Geschichte, die Sprachen, die Theologie, die Mechanik, ja so gar die Dichtkunst nicht. Kurz, das menschliche Heil in dieser und jener Welt war sein Ziel. Wir wollen des Hrn. Verfassers Worte hier einrücken.

„Die Mathematik ist wirklich die schönste und zuverläßigste Wissenschaft; aber nur für die Bewunderung eines Sterblichen. Denn so schön sie auch ist, und so einen groſsen Vorzug sie vor allen andern, auch philosophischen Tändeleyen der Sterblichen hat: so ist sie doch kaum der allergeringste Theil derjenigen Weisheit, welche einen für die Ewigkeit erschaffenen Geist wahrhaftig vergnügen, und ergötzen kann.„

Die Einleitung giebt die Namenerklärung der Mathematik nach dem Griechischen. Sie ist die einzige Wissenschaft in der Welt: so gut, als die Werke der Poeten, aus gleicher Quelle, die einzigen Werke sind, die man schreiben und lesen kann.

fügte dem Original eine Dollmetſchung nach der gegenwärtigen Däniſchen Mundart bey: Und der andere zierte ſeine zu Upſal im Jahr 1664. verfertigte Ausgabe der um das ſiebende Chriſtliche Jahrhundert in Gothiſcher Sprache beſchriebnen Geſchichte der beyden Weſtgothiſchen Könige, *Gothrici* und *Rolfi*, auſſer etlichen lateiniſchen Anmerkungen, mit einer gleichmäßigen Schwediſchen Uberſetzung aus.

Ferner wünſchet der Herr Rector, daß man den gedachten Schilteriſchen Schatz mit der Grammatica Franco-Theotiſca des *Georgii Hickeſii* bereichert hätte, welche in ſeinem zu Oxford 1705. gedruckten Theſauro linguarum ſeptentrionalium befindlich iſt. Sollte dieſes aber ja zu weitläuftig geſchienen haben; ſo würdees wenigſtens wohlgethan geweſen ſeyn, einen kurzen und netten Auszug daraus, dieſem anſehnlichen Werke einzuverleiben.

Endlich ſetzet der Verfaſſer daran aus, daß die berühmten Herausgeber des Ulphilas Gothiſche Uberſetzung der vier Evangeliſten gänzlich weggelaſſen hätten; und glaubet, Herr Profeſſor Frick habe in der Vorrede zum erſten Bande mit nicht genugſamem Grunde gemuthmaſſet: es würde nicht leicht jemand dieſes ehrwürdige Uberbleibſel darinnen vermiſſen. *) Denn, ob man gleich drey beſondere Auflagen der Gothiſchen Evangelien hätte,

*) *Frickius* praefatione Tom. I. praefixa, pag. VIII. *Haud dubie vero nemo etiam eſt qui* Gothicam IV. Euangeliorum verſionem hoc in Theſauro *recudendamdam deſideret aut exſpectet.*

Ein Poet nämlich heißt griechisch ein Macher, ein Schriftsteller; weil anfänglich sonst nichts, als Gedichte geschrieben wurden. Die ersten Meßkünstler lebten in der Jugend der Welt, und erfanden, um die Felder abzutheilen, ungezweifelte Regeln und Kunstgriffe. Diese machten damals, als man noch keine andere Wissenschaften hatte, die einzigen Wissenschaften aus, und hießen Mathematik. Doch der Hr. Verfasser will dieß so fern nicht misbrauchen, um dieselbe als die vornehmste, vielweniger einzige Disciplin anzupreisen. Die Eitelkeit gewisser Leute ist hier zu weit gegangen. Das schärfste Scheermesser ist sonder Zweifel gut und nützlich. Allein, Brodt und andre Dinge zu schneiden, ist ein andres noch nützlicher. Wer sich auf die Mathematik allein leget, dem kann es leicht so gehen, wie dem bloßen Poeten, der vielleicht dabey verhungern könnte. Wer aber die Mathematik als ein Hülfsmittel ansieht, in andern Stücken der Gelehrsamkeit weiter zu kommen, der brauchet sie recht.

In dieser Absicht hat der Hr. Verfasser dieß Buch geschrieben. Die reine Mathematik soll nur den Verstand zu höhern Wissenschaften vorbereiten. Die Mechanik, Sternkunde, Gnomonik, bürgerl. und Kriegsbaukunst, und die sämmtliche Wasserkünste, sind eigene Künste, die ihre Meister reichlich belohnen. Sie können jede einzeln gelernet werden; und haben keinen Zusammenhang. Zwar den Grund zu allen kann ein Mathematikus legen: aber auch diese Gründe machen die Mathematik

sehr

sehr weitläuftig. Es giebt auch wenig Universalköpfe, die alles wissen wollen. Man lerne also die reine Mathematik zuerst, und lege sich hernach auf sein Hauptwerk mit ganzem Fleiße.

Die beste Erklärung ist, daß die Mathematik eine Wissenschaft der Großen ist; die entweder durch Zahlen oder Figuren ausgedrucket werden. Hier zeiget der Hr. Verfasser wie die Größen und ihre Verhältnisse durch Zeichen angedeutet werden können, dazu die Buchstaben erwählet worden. So fährt der Hr. Verfasser weiter fort, die vorläufigen Nachrichten von der Rechenkunst und Meßkunst zu geben. Er ertheilet sonderlich von der mathematischen Sprache, oder Charakteristik, mit den Zeichen der Gleichheit, Aehnlichkeit, des Größern, Kleinern, und was ohne Größe ist; was unendlich, was addiret, und was abgezogen, multipliciret, oder dividiret werden soll, und was die Wurzeln andeutet, einen Unterricht, und erläutert alles mit Beyspielen, die sehr deutlich sind.

Er giebt auch sieben allgemeine Grundsätze, die bey allen Vergleichungen der Größen vorausgesetzet werden; z. E. eine jede Größe ist sich selber, oder allen ihren Theilen gleich, u. s. w. und zeiget ihren Nutzen in einem Beyspiele. Er giebt auch Grundsätze, von der Gleichheit, Aehnlichkeit und Congruenz, und zeiget ihre Folgen. Er beschreibt die Eigenschaften der Liebhaber der Mathematik, und lehret, wie diese auch mäßige Köpfe bessern können.

Wir

Wir würden zu weit gehen, wenn wir von dieſer allgemeinen Einleitung auch zu der Arithmetik und Geometrie fortſchreiten wollten. Denn was für ein Auszug läßt ſich davon geben? Wir bemerken nur, daß er bey ſeiner erwählten deutlichen Lehrart beſtändig bleibt, und ſowohl Lehrern als Lernenden die Sache ſehr erleichtert. Er hat bey Gelegenheit deutlich gewieſen, wie die ſogenannten arabiſchen oder neuern Zahlen den Mathematikern die Erfindung unzählicher Wahrheiten unendlich befördert und erleichtert haben; die ſie nach Art der Alten, mit griechiſchen Buchſtaben, unmöglich hätten erfinden können. Und was hat ihnen nicht die heutige Buchſtabenrechnung für Vortheile geſchaffet! Kurz, wir finden, daß Hr. Prof. Clemm, deſſen Verdienſte um die Wiſſenſchaften, Mathematik, Sprachen und Theologie ſonſt ſchon bekannt ſind, auch in dieſem Buche der akademiſchen Jugend einen ſehr ſchätzbaren Dienſt geleiſtet habe.

Ob wir aber dieß Buch mit zu der anmuthigen Gelehrſamkeit zu rechnen befugt geweſen, mag man aus dem alten Verſe von den 7 freyen Künſten entſcheiden: darinn gewiß die Rechenkunſt und Meßkunſt, niemals vergeſſen worden ſind. Dörften wir wegen der Schreibart noch etwas erinnern, ſo wünſchten wir nur, daß nur die ſo häufigen zerſchiedenen Dinge, als ein wahrhaftes wirtembergiſches Schibolech ausgeblieben, und in ver- oder unterſchiedene verwandelt ſeyn möchten: ſo würde ſich alles andre noch viel leichter überſehen laſſen.

VIII.

Nachricht von dem ehemaligen kostbaren bremischen Psalter, womit zu denen Feyerlichkeiten, welche den 10ten des Weinmonats Nachmittags um 2 Uhr von der hiesigen Gesellsch. öffentlich angestellet werden sollen, den Rath, Gelehrte, Gönner und Freunde gehorsamst und geziemend einladet, Johann Phil. Cassel, Prof. Ehrengl. und Biblioth. derf. Gesellsch. ꝛc.

Bremen 1759. in 4.

Die bremische deutsche Gesellschaft hat den 10ten Oct. verwichenes Jahres, dem hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn **Rochus Friedrich, des heil. R. R. Grafen zu Lynar**, Rittern vom Dannebroig, königl. dän. geheim. Conferenzrath, Kammerherrn, Statthaltern in den beyden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, und der kön. Societat der Wissenschaften in Kopenhagen Ehrenglied, die Ehrenstelle eines Obervorstehers, öffentlich aufgetragen. So erwünscht es für gelehrte Gesellschaften ist, daß solche erlauchte Staatsmänner, sich dergestalt der Bemühungen der Musen annehmen: desto billiger ist es, solche Beyspiele bekannter zu machen, und als Vorzüge unserer Zeiten der Nachwelt zur Bewunderung aufzubehalten.

Die Einladungsschrift der Gesellschaft handelt von einem lateinischen geschriebenen Psalmbuche,

das

das vormals der Domkirche zu Bremen gehöret hat. Dieſer alte und prächtige Band iſt ſonſt 800 Jahre lang, bis zur Zeit der Kirchenreinigung, nebſt andern Ueberbleibſeln an hohen Feſttagen dem Volke öffentlich zur Schau geſtellet worden. Es iſt ſelbiger auf Pergament, in der Größe eines großen Octavbuches, mit lauter goldenen Buchſtaben geſchrieben, und in zwo künſtlich geſchnitzte elfenbeinerne Tafeln gebunden. Zwo Zueignungsſchriften nehmen das erſte Blatt ein. Die erſte lautet in heutiger Rechtſchreibung ſo:

Hadriano ſummo Papæ Patrique beato,
Rex Carolus ſalve mundo valeque Pater!
Præſul Apoſtolicæ munus hoc ſume cathedræ,
Vile foris viſu, ſtemma ſed intus habens.
Organa Davidico geſtat modulantia plectro,
Continet & Lyricos ſuaviſonosque melos.
Hæc tua, Chriſte, chelys miracula concinit alma,
Qui clavem David, ſceptra domumque tenes.
Myſtica ſepteno fuerant hæc truſa ſigillo
Carmina, ni Chriſtus panderet iſta Deus.
Hoc vobis ideo munus pie dedo ſacerdos,
Filius ut mentem Patris adire queam.
Ac memorere mei precibus ſanctisque piisque,
Hoc donum exiguum ſæpe tenendo manu.
Et quanquam modico niteat ſplendore libellus,
Davidis placeat celſa Camœna tibi.
Rivulus iſte meus teneatur flumine veſtro,
Floriferumque nemus floſcula noſtra petant.
Incolumis vigeas Rector per tempora longa,
Eccleſiamque Dei dogmatis arte regas.

Der

Der Hr. Prof. Cassel übersetzt selbige ins Deutsche; die zweyte Zuschrift aber heißt so:

Aurea Davidicos en pingit littera cantus;
Ornari decuit tam bene tale melos.
Aurea verba sonant, promittunt aurea regna,
Mansurumque canunt & sine fine bonum.
Hæc merito tabulis cultim decorantur eburnis,
Quas mire exsculpsit ingeniosa manus.
Illic Psalterii prima ostentatur origo,
Et Rex doctiloquax ipse canere choro.
Utque decus rediit sublatis sentibus olim,
Quod fuerat studio pervigilata Viri.
Aurea progenies fulvo lucidior auro,
Carle, jubar nostrum, plebis & altus amor.
Rex pie, Dux sapiens, virtute insignis & armis,
Quem decet omne decens, quicquid in orbe placet.
Exigui famuli Dagulfi sume laborem
Dignanter, docto mitis & ore lege.
Sic Tua per multos decorentur sceptra triumphos,
Davidico & demum consociere choro.

Nun folget die Vorrede: und diese hält zuförderst das nicänische, das ambrosianische, und des Gregorius, Thaumaturgus genannt, imgleichen des Hieronymus, sämmtliche Glaubensbekenntnisse in sich. Sodann kommen Zeugnisse aus alten Kirchenlehrern, die von der Weißagung überhaupt, und des Psalters insonderheit handeln.

Das Psalmbuch selbst pranget mit zween Titeln, deren erster mit so großen goldenen Quadrat-

buch-

buchstaben geschrieben ist, daß sie ganze Seiten einnehmen *). Er lautet so: IN XPI NOMINE INCIPIT PSALTERIVM DE TRANSLATIONE SEPTVAGINTA INTERPRETVM EMENDATVM A SCO HIERONIMO PRESBITERO IN NOVO. Der kleinere Titel steht auf der, mit goldenen, aber kleinern Buchstaben, auf rothem Grunde geschriebenen Seite: IN NOMINE SCÆ TRINITATIS INCIPIT LIB. PSALTERII. Gleich darauf folget der erste Psalm. Beatus Vir. Die Ueberschriften der einzelnen Psalmen, weichen sehr oft von der Vulgata, sonderlich der 1590 zu Rom in der vaticanischen Buchdruckerey herausgekommenen, ab. Am Ende der Psalmen sieht man noch einen Anhang andrer biblischer Lieder, als des Jesaia, der Hanna, des Moses, des ambrosianischen Lobgesanges, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, u. d. m. Lambek in Comm. de Bibl. Cæs. Vindob Lib II. und daraus Reimmann, haben bereits Beschreibungen und Auszüge davon gemachet.

Nun kömmt es auf die Geschichte dieses alten Psalmbuches an. Da ist nun zu wissen, daß es auf Befehl Karls des Großen, als er noch nicht Kaiser war, von Dagulfen geschrieben, und von diesem Könige dem damaligen Pabste Hadrian geschenket

*) Da der Hr. Verfasser hier von solchen prächtig geschriebenen Büchern handelt, hätte er neben dem zürcherischen, auch des N. Testaments zu St. Emram aus dem IX. Jahrhunderte, und des ulfianischen Silberbuches, oder des gothischen Evangeliums Meldung thun können.

ſchenket worden. Nun ſtarb dieſer 795, den 26ſten des Chriſtmonds: folglich iſt dieß Buch ſchon über 980 Jahre alt. Lambeck meynet, es ſey von 772 bis 788 in des Pabſts Bibliothek geblieben, ſodann aber dem erſten bremiſchen Biſchofe Willehad, vermuthlich mit Genehmhaltung des Kaiſers, ebenfalls geſchenket worden. Dieſer ſoll täglich ein Paar Pſalmen daraus abgeſungen, und ein ſtrenges Leben geführet haben, indem er Wein und ſtarkes Getränk niemals getrunken; und fleißig die Bibel ſtudiret. Adam von Bremen giebt ihm das beſte Zeugniß. Albert von Stade ſtimmet damit ein.

Um eben die Zeit hat Karl der Große, dem Bisthume Bremen, außer einigen umliegenden Ländereyen, auch ein Stück von Friesland geſchenket; wie Adam von Bremen bezeuget. Als im XVI. Jahrhunderte die Reformation zu Stande kam, muß um 1533 dieſes koſtbare Stück, mit andern Reliquien, in die Privatbibliothek eines Domherren gekommen, und da vielleicht ſo lange geblieben ſeyn, bis es in die kaiſerl. Bibliothek zu Wien gekommen: woſelbſt es Lambeck 1660 bereits angetroffen hat. Hier wird es noch in einer blauen Decke aufbehalten, und Fremden gezeiget. Nur fehlen die beyden elfenbeinern Tafeln daran, die vielleicht noch irgendwo ſtecken mögen; und die man, wenn ſie ſich finden ſollten, zu beſchreiben bittet.

Nichts machet wider das bisherige einen Zweifel, als eines öffentlichen Notars Beglaubigungsbrief, den Lambeck dabey gefunden. Dieſer bezeuget, die Gemahlinn Karls des Großen, Hilde-

gard, habe dieſes Pſalmbuch in ihrem Leben gebrauchet. Der Kaiſer habe 788, zu ſeinem und ſeiner Gemahlinn Andenken ſolches der bremiſchen Kirche geſchenket. u. ſ. w. **Man beſt hir in der hilgen Kerken ock ſiner Vrowenn der Kayſerinnen Salter, de albinnen mit gulden Bockſtaven is geſcreven**, u. ſ. w. *Johannes Henſeler*, S. Cæſ. Maj. auctoritate Notarius publicus in fidem præmiſſorum.

Wir überlaſſen die Entſcheidung dieſes Zweifels denen, die beydes zu unterſuchen, und genauer anzuſehen im Stande ſind; hoffen aber, daß die löbl. bremiſche deutſche Geſellſchaft, unter der Aufſicht eines ſo erleuchteten Oberhauptes, zu großem Vortheile der wahren und reinen hochdeutſchen Sprache, in ihren Gegenden viel beytragen werde.

IX.

Bibliothecæ Armenicæ Specimen,

cui præmittitur, de Lingua Armenica Commentatio. Auct. Carolo Henrico Tromlero, V. D. M. Plaviæ, Litter. Hallerianis 1759. in 4. 7 Bogen.

Nichts iſt rühmlicher, als wenn wackere Geiſtliche, bey ihren Amtsverrichtungen, auch ihre Nebenſtunden, noch der Gelehrſamkeit widmen. Von dieſer Art giebt es nun zwar, ſonderlich in unſern churſächſiſchen Städten und Landſchaften viele: doch

doch sind diejenigen, die unter den Dorfpredigern sich hervorthun, allemal am leichtesten zu zählen. Hr. M. Tromler, zu Rödersdorf bey Plauen, unterscheidet sich also auf eine rühmliche Art von vielen seines gleichen, durch diese wohlgerathene Schrift.

Die alten Sprachen haben mehrentheils alle das Schicksal derjenigen Völker und Länder gehabt, von und in welchen sie gesprochen worden. Dadurch sind nun die Ursprünge derselben heut zu Tage, sehr schwer zu entdecken. **Andreas Akoluth**, ein breslauischer Theolog, und Mitgl. der berl. Societät, schrieb verschiedenes dahin gehöriges *). Allein, das erste sehr gewünschte Werk ward nicht fertig; weil es der Tod unterbrach. Ja die 20 Jahre lang dazu gesammleten Papiere, sind so gar durch ein hartes Schicksal verlohren gegangen. Doch einige geschriebene Briefe dieses gelehrten Mannes, an Abt Gerharden zu Lucca, an **Leibnitzen**, und den Bischof der Armenier zu Trajanopel, **Nerserovitzen**, an **Ludewig Picqui**, einen Doctor der Sorbonne, endlich an die armenischen Paters in Rom, sind, obwohl hin und wieder voller Lücken und Risse, dem Hrn. Past. Trommler in die Hände gefallen. In seinem Tractate vom **Abrech** der Aegyptier, hat er Auszüge daraus gegeben.

*) Z. E. seine Linguam & Sapientiam Aegyptiacam, et Armeniorum Linguæ restitutam, oder Phosphorum Scientiarum. Ferner, Specimen Alcorani trilingue. u. d. gl.

die wir anderwärts ausführlich beschrieben haben:**) So wären auch diese so gar selten anzutreffen, daß sie öfters in den wohlversehensten Büchersälen mangelten, und selbst vielen nahmhaften Gelehrten unbekannt geblieben; dergleichen unter andern dem berühmten Caspar Calvören begegnet ist, als er die Alterthümer von Niedersachsen beschreiben wollte.

Wir lassen dem Urtheil unserer Leser, vornemlich aber der gelehrten Männer, anheimgestellet, welche an dem Schilterischen Schatze nähern Antheil haben, zu bestimmen: in wie weit diese dreyfache Klage des Herrn Stußens gegründet und wichtig, auch ihren damals gehabten Absichten gemäß sey? Unterdessen ist er dadurch veranlasset worden, gegenwärtigen gedoppelten Vorschlag zu entwerfen; einmal, welchergestalt noch ein zweyter, ja gar dritter, Thesaurus Teutonicus zu Stande gebracht werden könnte; deren einen er *Gotho-& Anglo-Saxonicum*, den andern aber *Runo-sive Sueo-Teutonicum* zu nennen beliebet; da der Schilterische nur Alemannicus & Franco-Theotiscus heissen könnte: Und zum andern, wie er selbst gesonnen sey, durch eine eigene neue Ausgabe des Gothischen Evangelienbuches, der oben gedachten Seltenheit desselben abzuhelfen. Er bittet sich zu beydes Beförderung den Rath, das Gutachten, und die Beyhülfe geschickter Männer in Deutschland, zumal in Niedersachsen, und hiernächst

**) Siehe den II. Artickel des III. Stückes dieser Beyträge; vornehmlich p. 433. und 437.

Doch es hat nicht an Leuten gefehlet, die dem Hrn. Verfaſſer widerſprochen; darunter Paul Ernſt Jablonsky, der vornehmſte geweſen. Dieſer um die älteſte orientaliſche Litteratur höchſtverdiente Mann, war mit Akoluths Meynungen nicht zufrieden. Hr. Tr. aber, der erſtlich lange auf die Worte dieſes groſſen Meiſters der koptiſchen Sprache geſchworen hatte, fand gleichwohl bey langem Nachleſen Gründe, die mit dem akoluthiſchen Phosphorus vollkommen einſtimmig waren; wiewohl er nicht weis, ob ſie dem ſel. Akoluth bekannt geweſen. Er waget es alſo, und will von der armeniſchen Sprache ſolche Dinge auf die Bahn bringen, die eben nicht alltäglich ſeyn werden.

Unſer ſel. Prof. Clodius, der groſſe Sprachenlehrer, ſchrieb vor vielen Jahren an La Crozen nach Berlin: daß Hager, Akoluths Meynung, von der Einſtimmung der armeniſchen, und alten ägyptiſchen Sprache widerleget habe: und begehrte ſein Urtheil davon zu wiſſen. Dieſer erwiederte: dieſelbe Meynung ſey höchſt ungereimt, und hätte keinen tauglichen Grund. Eben ſo haben Schröder, Blumberg, Jablonski, und Leibnitz ſelbſt, der doch anfänglich gleicher Meynung war, ſich derſelben heftig widerſetzet. Es iſt alſo nichts natürlicher, als daß unerwartete Meynungen leicht ſtarke Widerſprüche finden: wobey es doch allemal vernünftig iſt, die Gründe zu prüfen, wodurch ſie unterſtützet werden.

Dieſes erläutert der Hr. Verfaſſer mit dem Beyſpiele Thomas Hunts, des Engländers, der

dafür

dafür hielt, die alte Sprache der Perſer wäre mit der brahmaniſchen einerley. Deswegen aber hat ihn noch niemand angefochten, weil er ein redlicher Mann war, und vermuthlich wichtige Gründe dazu gehabt haben wird. Eben ſo hat **Horn**, aus vielen Urſachen, die Chineſer aus Aegypten hergeleitet. Gleichwohl hat ihn deswegen noch niemand einen **Träumer** geſcholten. **Lacroze** hat die perſiſchen, indiſchen und tartariſchen Buchſtaben aus ägyptiſchen Quellen hergeholet, und ſelbſt geſtanden, daß ſolches großen Schwierigkeiten unterworfen ſey. Und doch hat weder **Bayer**, noch ſonſt ein Gelehrter, dieſe Meynung, als höchſt ungereimt, ausgeſchrieen. Hier meynet der Hr. Verfaſſer, daß vor dem ſel. Wachter noch niemand das Perſiſche mit dem Deutſchen, für verwandte Sprachen ausgegeben *); welches doch **Bodius** nachmals mit vielen Beyſpielen noch deutlicher erwieſen.

Indeſſen hat Hr. M. Hager zu Hof, Akoluths Meynung zu prüfen geſuchet: aber der Hr. Verfaſſer meynet, es ſey ſolches gar zu flüchtig geſchehen. Es iſt wahr, **Moſes Chorenſis** hat kein Wort davon: allein was beweiſt das Stillſchweigen eines ſo ſpäten Schriftſtellers, der vom Urſprunge ſeiner Sprache, ſo weit, als der Himmel von der Erde entfernet war? u. ſ. w. Doch zur Sache!

*) Dieß iſt aber bereits von andern geſchehen. S. Eccardi Hiſtor. Stud. Etymol. Ling. Germ. C. XXIII. p. 229. ſequ.

Die alte und gelehrte armenische Sprache, kann am bequemsten eine Menge Wörter aus der ältesten ägyptischen, nicht aber aus der koptischen Sprache zusammen gerafft haben. Hierbey sündiget man weder wider die Geschichte, noch wider die berühmten Männer, die das letzte behauptet haben. Viel feindliche Einfälle nämlich, die Veränderung der Schrift, und die Einmengung vieler barbarischen Wörter, haben jene Sprache sehr verändert. Man muß ihr eigentlich drey Zeitalter geben. Das erste geht vom Alterthume, bis auf Alexandern, und seine Nachfolger. Von hier fängt das zweyte Alter an, da das Griechische in Aegypten sich eingedrungen; und dieß daurete bis auf die Zeit der Saracenen. In demselben nun ist die koptische Sprache entstanden; die aber unter den Saracenen ihr völliges Ende gefunden: außer daß noch einige Ueberbleibsel davon bey wenigen koptischen Priestern geblieben. Die seltenen Reste davon aus den Klostern und Tempeln, haben Kircher, Wilkins, Akoluth, Blumberg, Lacroze und Jablonski gesammlet und zu erklären gesuchet.

Wer die ältesten Ursprünge der Sprachen untersuchen will, muß (nach des Hrn. Verfassers Meynung) zur hebräischen seine Zuflucht nehmen, die doch selbst viel veränderliche Schicksale gehabt. Die älteste Geschichte der Welt nimmt aus Armenien ihren Ursprung, ist daselbst auf den höchsten Bergen erhalten worden; und von da aus sind Pflanzvölker in alle Welt gezogen. Ohne Zweifel hat also Cham die älteste hebräische Sprache mit

nach

nach Africa gebracht: und als die Israeliten in Aegypten lebten, war die Mundart schon so sehr vom Hebräischen abgewichen, daß Assaph im 81. Ps. saget, diese wäre daselbst schon für eine fremde und unverständliche Sprache gehalten worden. Selbst die armenische Sprache, hat bey so vielen Schicksalen ihres Volkes, in so vielen Jahrhunderten, unmöglich ohne Veränderungen bleiben können, sondern ist immer mehr von ihrem Ursprunge abgewichen. Gleichwohl ist es aber doch geschehen, daß die armenische Sprache noch einige wenige Stammwörter des Hebräischen beybehalten, die Akoluth gesammlet, und dem Picquius in Briefen mitgetheilet hat.

Nun fraget es sich, ob auch die älteste ägyptische Sprache bis Armenien zurück gedrungen, und sich daselbst eingemenget habe? Armenien wird von den alten Erdbeschreibern, als ein so schönes Land beschrieben, daß vormals den benachbarten Völkern die Lust ankommen müssen, es zu besuchen, u. sich in Freundschaft und Handel daselbst einzulassen. **Perighel**, ein älterer armenischer Geograph als Moses der Chorcer, den **Tersesovitz** dem Akoluth gleichen, meldet: man hätte vormals viel ägyptisches Geld von den Arimaspern gebracht. Durch diese Arimasper, versteht der Hr. Verfasser die Aramäer und Armenier, weil in den armenischen Gebirgen zuerst das Metall entdecket worden.

Hernach hat Sesostris, der die Schiffahrt und den Handel sehr befördert, ein ägyptisches Pflanzvolk in Kolchis gelassen. Und die Scythen, die

bis an den Tanais wohneten, hätten nebſt den Armeniern und Kappadociern ſeine Herrſchaft erkannt. Die Kolcher hatten und behielten ägyptiſche Sitten. Selbſt Herodot meldet, in klein Aſien wären weit und breit ſeine Siegszeichen geweſen. Die älteſten Spuren des Handels und der Schiffahrt hätten die Einwohner Aegyptens und des Landes Canaan gegeben. Da alſo die Aegypter Armenien bezwungen, und ſich da niedergelaſſen, und nach Rhodus und Cypern gehandelt, auch von den Arimaſpern und Armeniern viel Geld entführet; ſo iſt es kein unwahrſcheinlicher Schluß: daß Aegypten eine Menge Wörter ins Armeniſche gemenget, ja daſſelbe ganz damit überſchwemmet haben werde. Er beruſet ſich hierbey ferner auf des ſel. Prof. Wachters Naturæ & Scripturæ Concordiam. u. d. m.

Dieß iſt der hiſtoriſche Grund von der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, ſolcher ägyptiſchen Ueberbleibſel im Armeniſchen. Allein der Hr. Verfaſſer geht weiter, und theilet auch Akoluths Beweis mit. 1) In der Schrift A. T. ſind ägyptiſche Wörter. Im 41ſten Cap. des 1ſten B. Moſ. im 43ſten V. ſteht Abrech; welches gegeben wird, beuget die Knie. Allein es iſt armeniſch, oder alt ägyptiſch. Denn Abpeա heißt leben, geſund ſeyn: und das ſchickt ſich vortrefflich in den Text. Denn als Joſeph in des Königs Wagen ſaß, rief das Volk Abrech! d. i. lebe! Eben ſo iſt Potiphar, von ΦΟΥΤ und ΦΑΡ, d. i. cito gloriam

con-

conſecutus, zuſammengeſetzet. Pharaor, Mizraim, Aſtharoth, Moph, Thammos, u. a. m. ſind auch aus dem Armeniſchen zu erklären; wobey wir aber uns nicht aufhalten können.

2) Beweiſt Akoluth ſolches aus den LXX. Dolmetſchern, die in Aegypten gelebet haben. Dieſe überſetzen Jeſ. 19. v. 18. עיר החרס durch πολις ασεδεκ, die Sonnenſtadt. Hieronymus tadelt dieß mit Unrecht. Denn ΑΣΔΕΓ, oder Ασεδεγ iſt armeniſch, und heißt ein Geſtirn, oder die Sonne.

3) Zieht er einen Beweis aus den Namen der ägyptiſchen Könige, die man bisher gar nicht erklären können. Z. E. Amenemes, hat Marsham, von Ammon und Menes zuſammengeſetzet. Allein armeniſch heißt, amen, alles, und mez, groß; folglich zuſammen Amenemez, d. i. der allergrößeſte.

4) Aus den Namen der Götter. Herodot in der Euterpe ſaget: faſt alle Namen der Götter wären aus Aegypten nach Griechenland gekommen. Warum nicht auch nach Rom? Z. E. Saturn, weis niemand recht herzuleiten. Allein Sator, mit dem Affixo N, als dem Artikel, heißt, armeniſch, ein großes Meſſer, welches auch im Perſiſchen und Türkiſchen noch gilt. Nun wird Saturn mit einer Sichel gemalet, welche er erfunden haben ſoll; ja man ſaget, er habe dem Cölus die Geburtsglieder abgeſchnitten. Was iſt das anders, als das Gras abgemähet. u. ſ. w.

Wir müssen abbrechen, und Liebhabern philologischer Untersuchungen, das übrige bey dem Hrn. Verfasser selbst nachzulesen, überlassen, welches sie nicht gereuen wird. Hinten ist noch ein Verzeichniß armenischer Bücher beygefüget.

X.

Gedichte eines Frauenzimmers. Frf. und Leipzig, in der Fleischerischen Buchhandlung 1759. 8. 4 Bog.

Seitdem es aufgehöret hat, ein Wunder und eine Seltenheit zu seyn, daß ein Frauenzimmer Verse machen kann; seitdem hat man von diesem angenehmen Geschlechte etwas mehr, als Verse zu fodern angefangen. Deutschland ist auch in der That so glücklich gewesen, Schönen zu erleben, die recht gute Verse, ja wahre Gedichte von allerley Arten hervorgebracht. Und haben sichs im Anfange dieses Jahrhunderts **Paulini** und **Lehms** erkühnet, ganze Bücher mit galanten Poetinnen anzufüllen: so sollte es itzo nicht schwer fallen, nur von denen, die nach ihren Zeiten berühmt geworden, eine starke Nachlese herauszugeben.

Zu dieser guten Zahl gehöret allerdings, ihrem Geiste und Witze nach, die Verfasserinn der gegenwärtigen Gedichte. Was die Natur ihr von den Gaben der Musen verleihen können, das ist ihr im reichen Maaße zugetheilet worden. Allein, wie es

nicht

nicht nur auf die Natur, ſondern auch auf die Kunſt ankömmt, wenn man gute Verſe ſchreiben will: alſo liegt ſehr viel daran, nach was für Regeln und Muſtern man zu dichten anfängt. Der beſte Boden kann Neſſeln und Diſteln tragen, wenn ihm keine guten Saamkörner anvertrauet werden; und, wenn ihm anſtatt der Tulpen- und Liljenzwiebeln, nur wilde Sprößlinge ſchlechter Hecken anvertrauet werden.

Wie es hier unſrer Dichterinn ergangen, wird uns gleich die erſte Strophe des erſten Gedichts an die Doris zeigen. Sie lautet ſo:

Oft, Freundinn, lächelteſt Du meiner Leier,
Wenn ſie ertönte, Beyfall zu:
Dein Beyfall macht mich kühn, wenn Satyr winken,
Sing ich verwegen fort.

Wer ſieht hier nicht, aus einem ſo undeutſchen Anfange, in welche Schule unſre witzige Schöne gerathen. Böſe Exempel ſind oft reizender, als gute. Und das iſt hier geſchehen. Wo hat jemals ein Deutſcher, außer einer gewiſſen Secte, **der Leyer eines andern Beyfall zugelächelt?** Welch eine Sprache iſt das! Aber ſeitdem man einander **zugejauchzet, zugeweinet, zugeliebkoſet, zugeathmet, zugehuſtet** und **zugenieſet**, ſo iſt ſolches kauderwälſches Zeuges mehr ausgehecket worden, als Raupen im Frühlinge erzeuget werden. Eben ſo unrichtig iſt es, **wenn Satyr winken.** Sollen es viele Satyren ſeyn, wie das **winken** zeiget: warum fehlet denn das en an dem Worte, das

die

die mehrere Zahl erfordert? Doris muß gewiß keine Sprachkunst verstehen, sonst würde sie ihren Seyten den Beyfall sparsamer zugelächelt haben. Denn eben so falsch hat die Dichterinn in der 2ten Strophe dem Freund, dem Christ, ihre Saiten geweiht: wo andre Deutsche, es dem Freunde, dem Christen, gethan haben würden. Und wenn es vollends heißt: Jetzt lebet Gottschedinn, ꝛc. Dort hör ich Unzerinn ꝛc. so ist das eben so schön Deutsch, als wenn Germanien ihren Ton umlächlet.

In der zweyten Ode soll die Dichtkunst, ihr Saitenspiel, (was ist das anders, als die Dichtkunst selbst?) auch so gar umlächeln. Warum nicht durchlächeln, belächeln, und überlächeln? Doch, wir wollen nichts mehr davon sagen. Nur damit man uns nicht für zu grämische Sprachkünstler ausschreye, so merke man des Boileau Ausspruch; aus der Art poetique:

Sans la langue, en un mot, l'Auteur le plus divin,
Est toujours, quoiqu'il faſſe, un mechant Ecrivain.

Wir übersehen die Desheulire, für Deshouliere, weil es vieleicht ein Druckfehler seyn kann. Wir merken nur, daß die ganze Prunksprache der neuen Poetenzunft, z. E. die einzelne a la Mode-Thräne, das Jauchzen, das ewige Schaffen, das Entlocken, das Schmecken und Fühlen, die Sympathien, der Seraph, der Busem, das Zuweinen, die Melancholie, das Aufwallen, das Große, an Stellen, wo sichs ganz erstaunt zuerst erblickt; die Rubine,

der

der Ambraduft, des Tages Lenz, die Pauſe, der Unſinn, die Sphären, die Scenen, die Majeſtät, der melancholiſche Pomp, das Schöpferiſche, (NB. ſehr häufig) die heilige Feyer, unbenutzt, Phantaſien, unentwickelt, tragiſche Thränen, die Mitternacht, das Jugendliche, das Umgaukeln, das Maleriſche, die Labyrinthe, u. d. m. hier wimmelt. Das Lächeln ſonderlich iſt ein recht beliebtes Wörtchen: in mancher kleinen Ode kömmt es drey- vier- fünfmal vor; und in dieſen vier weitläuftig gedruckten Bogen, iſt wenigſtens vier und zwanzigmal gelächelt worden.

Indeſſen entſchuldigen wir die ſcharfſinnige Verfaſſerinn gern. Nicht Sie, ſondern ihre Freunde, die ihre Gedichte dem Drucke übergeben, haben Schuld. Wie viel beſſer hätten ſie gethan, wenn ſie dieſelbe auf eines Hagedorns, Gellerts, Creuzens und Gleims Spuren bey der Reinigkeit und Anmuth erhalten hätten; denen ſie zwar alles Lob giebt, aber die Sie nicht nachahmet. Folgendes iſt ihre beſte Ode, der wir mit vielem Beyfalle zulächeln. O wenn ſie alle ſo wären!

Der Morgen 1757.

Der Sternen Heer iſt kaum gewichen,
Und ſchamhaft kaum der Mond verblichen,
So öffnet ſie ihr Morgenthor;
Sie ſtralt, die Sonne, im Rubine,
Verblendend Gold umfaßt das Grüne,
Und im Triumph ſteigt ſie hervor.

Der

nächst auch der Engelländer, aus, und hoffet auf solche Weise seinen Zweck mit der Zeit gar wohl zu erlangen. Wir wollen von beydem das nöthigste kürzlich erzehlen.

Der Thesaurus *Gotho-& Anglo-Saxonicus*, solk, des Verfassers Entwurf nach, aus drey wichtigen und ansehnlichen Bänden bestehen. In dem ersten Bande, der bloß geistliche Schriften begreifen wird, kommen

I.) Zuförderst die edlen Reste der Gothischen Evangelien, mit dem griechischen Grundtexte begleitet, vor; jedoch also, daß in diesen die verschiedenen Lesarten (variae lectiones) nach der Art abgedrucket werden, wie sie der Gothische Dollmetscher in der Abschrift gelesen, die er vor Augen gehabt hat. Dieses wird nun desto grössern Nutzen haben, je mehr Ulphilas meistentheils beflissen gewesen, den wahren Verstand, auch der in heutigen Zeiten dunkelsten, griechischen Wörter auf das genaueste auszudrücken. Herr Stuß stehet nächst dem in den Gedanken, daß es nicht undienlich seyn würde, zum Besten derer, die weder das griechische noch gothische hinlänglich verstehen, auch eine deutsche Erklärung (metaphrasin) von Wort zu Wort, so viel als möglich, und zwar auch mit Hindansetzung der heutigen Wortfügung, beyzusetzen.

II.) Folget darauf die Angelsächsische Dollmetschung der vier Evangelien; welche bereits im achten Christlichen Jahrhunderte, und zwar nach der lateinischen Vulgata, wie die meisten davor halten, verfertiget, und zu erst von Johann Fox, oder vielmehr dem Erzbischof von Canterbury,

Der Silberthau beperlt die Felder.
Aurora blicket in die Wälder
Von ihrem Throne ſtolz herab.
Dort pranat ein blaulich ferner Hügel;
Hier ſtürzt ſich, gleich Cryſtall, ein Spiegel
Schnell murmelnd in ſein nahes Grab.

Dort ſchwingt ſich wirbelnd aus der Höhle
Die muntre Sängrinn, Philomele,
Und ſcherzt in ſanfter Harmonie.
Die Lerche ſteigt, und läßt ſich nieder,
Und wechſelnd tönen ihre Lieder
In anmuthsvoller Melodie.

Der wache Landmann flieht die Hütte;
Ein Stier folgt langſam ſeinem Schritte
In das verjüngte grüne Feld.
Er lehnt ſich horchend auf dem Pfluge;
Und preiſt in jedem Athemzuge
Den Herrſcher der beglückten Welt.

Schon lockt der Hirt die muntre Heerde,
Entfernt von ſchimmernder Beſchwerde,
In die begraſ'te nahe Flur.
Den bunten Schmuck in ſtillen Gründen,
Die grüne Nacht belaubter Linden
Schenkt ihm die ſchöpfriſche Natur.

Ein Bach, dem Auge immer ſchmäler,
Durchſchlingt im krummen Lauf die Thäler,
Und blitzt, wie Diamant und Gold.
Der laue Zephyr weht gelinder,
Wenn Florens neugebohrne Kinder
Den ſüßen Ambraduft gezollt.

Fühlt wohl ein glänzendes Geſchlechte,
Berauſcht vom Unſinn ſpäter Nächte,
Der Morgenröthe ſanfte Pracht?
Und hat der reicheſte der Thoren
In Wolluſt nicht ſein Glück verlohren,
Das ihn der Gottheit ähnlich macht?

Komm, Doris, laß uns Kränze winden,
Und um die junge Scheitel binden,
Hier ſtehen Veilchen, dort Jesmin.
Die Unſchuld ſcherzt in unſrer Jugend,
Und lächelnd zeigt ſie uns die Tugend,
Schön wie die Morgenroſen blühn.

Die Gottheit pflanzt in unſre Herzen
Den frohen Trieb, vergnügt zu ſcherzen,
Doch, daß ſie auch den Ernſt gebeut.
Laß unſern Geiſt ſich aufwärts ſchwingen,
Und andachtsvolle Seufzer bringen,
Dem, der des Tages Lenz erneut.

XI.

Nachricht.

Halle. Johann Gottfried Trampe hat vor einiger Zeit ein Vorhaben bekannt gemachet, diejenigen Pflanzen, welche in den Apotheken gebräuchlich ſind, beſonders abzudrucken. Es werden von dieſer Sammlung von Originalabdrücken officineller Kräuter alle halbe Jahre 25 Stücke herauskommen, und dieſelbe zugleich durch eine gedruckte Beſchreibung derſelben, nach ihren Arten, Wirkungen, Culturen ꝛc. ꝛc. welche den berühmten Hrn. Profeſſor D. **Ludwig** in Leipzig, zum Verfaſſer haben wird, erläutert werden. Man wird dieſe Abdrücke ſchwarz oder illuminirt bekommen können. Da inzwiſchen einige Gönner und Liebhaber dieſer Arbeit, denen dieß Vorhaben nicht bekannt geworden, dergleichen Sammlung gewünſchet, auch zu Uebernehmung derſelben den Verleger ſchriftlich aufgemuntert haben; ſo kann man nicht unterlaſſen, denenſelben hierdurch bekannt zu machen, daß auf die Oſtermeſſe g. J. 1760. die erſten 25 Stücke, nebſt der VIIten Centurie gewiß erſcheinen werden. Die erſtern VI. Centurien können die Liebhaber nunmehr entweder mit einander, oder auch nach und nach wieder allhier in Leipzig bey Breitkopfen bekommen.

Ende des Hornungs 1760.

Num. n. III. &c.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Lenzmond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1760.

Inhalt.

I. Columna Theodoſiana, quam vulgo Hiſtoria tam vocant &c.

II. Fortſetzung aus Hrn. Olof Dalins Geſchichte des Reiches Schweden.

III. Hrn. von Fabrice zuverläßige Geſchichte Karls des XII. Königs in Schweden.

IV. Zweyte Fortſetzung zu des Hrn. Rath Freieslebens Zuſätzen des nöthigen Vorraths zur Geſchichte der dramatiſchen Poeſie, Hrn. Prof. Gottſcheds.

V. Anmerkungen über die Stelle im Livius, vom Urſprunge der Schauſpiele in Rom.

VI. Nachricht von der in der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig 1760 den 5ten März vorgegangenen Feyer des hohen Friedrichstages.

VII. Ode ſur la Mort de S. A. R. M. la Margrave de Bareith, par Mr. de Voltaire.

I.

Columna Theodoſiana, quam vulgo Hiſtoriatam vocant, ab Arcadio Imperatore Conſtantinopoli erecta in honorem Imperatoris Theodoſii Junioris, a Gentile Bellino delineata, nunc primum ære ſculpta & in XVIII. Tabulas diſtributa, in fol. max. transverſo, ſine loco & anno.

Wir bedauren, daß wir nicht im Stande ſind, zu melden, wo dieſes prächtige und koſtbare Werk herausgekommen. Es iſt keine Spur vorhanden, ob Wälſchland oder Frankreich daſſelbe ans Licht geſtellet; doch ſollten wir muthmaßen, es müßte in Italien geſchehen ſeyn. Die Einleitung und Beſchreibung indeſſen, von dieſer theodoſiſchen Ehrenſäule, iſt von dem berühmten Jeſuiten, Claudius Franz Meneſtrier, dem wir ſonſt die Philoſophie des Images, den Tractat des Ballets anciens, & modernes, die Hiſtoire de Louis le Grand, par des Medailles, Emblemes &c. u. a. m.

zu danken haben. Doch ist diese Beschreibung lateinisch abgefasset; und aus ihr wollen wir unsern Lesern eine kurze Nachricht von dieser prächtigen Ehrensäule geben, die nächst der trajanischen und antoninischen, womit Rom gepranget, die dritte in dieser Art ist, und Constantinopel, den neuen Sitz des römischen Reiches, gezieret hat.

Die Beschreiber von Constantinopel haben so ungewiß und wankend von diesem Monumente geredet, daß man nicht recht versichert worden, warum und von wem es aufgerichtet worden; indem einige es dem großen Theodosius, andre dem Arcadius u. Honorius, seinen Söhnen, einige auch dem jüngern Theodosius beygeleget haben. Die alexandrinische Chronik bezeuget, sie sey auf des erstern Befehl auf den Marktplatz gesetzet worden, den er zu bauen befohlen hätte; und wirklich im XV. J. seiner Regierung eingeweihet worden. Im folgenden Jahre hatte er befohlen, sein eigenes Marmorbild, auf die inwendig hohle Säule zu setzen, in welcher man auf einer Wendeltreppe, bis auf den Gipfel hätte steigen können. Von außen wäre sie mit den Siegen verzieret gewesen, die der Kaiser über die Scythen und andere barbarische Völker erhalten. Eben das hat auch Cedrenus bestätiget. Er nennet sie Tauri statuam, weil sie in der taurischen Gegend der Stadt, welches die achte war, gestanden, und vielleicht vom Pallaste des Taurus, der da gestanden, den Namen hat. Hier gieng der theodosische Markt, von der siebenten bis zur

achten

echten Gegend, ſo, daß die Säule zwiſchen beyden zu ſtehen kam.

Andre Geſchichtſchreiber ſagen, dieſe Bildſäule des großen Theodoſius, ſey von Silber und zu Pferde geweſen, und durch ein Erdbeben, nebſt zween Stockwerken der Wendeltreppe, umgeworfen worden. **Codin** ſaget: es hätten auf zween Schwiebbogen, zu beyden Seiten der Säule, die Bildſäulen beyder Söhne des Theodoſius, des Arkadius und Honorius, geſtanden.

Du Cange hat in ſeinem chriſtlichen Conſtantinopel eine Abbildung einer hiſtoriſchen anaglyptiſchen Säule gegeben, die er für die theodoſiſche gehalten; und vom P. Molinet bekommen hatte. Allein ſie hat mit der itzigen Säule gar keine Aehnlichkeit; zugeſchweigen, daß die Männer zu Theodoſens Zeiten ſo nicht gekleidet gegangen, als dieſe Zeichnung ſie abbildet.

Spon in ſeiner Reiſebeſchreibung durch Griechen- und Morgenland, redet ſo davon: die Säule, welche mitten in Conſtantinopel ſteht, und ganz voll hiſtoriſcher halberhabner Figuren iſt, iſt den Kaiſern Arkadius und Honorius zu Ehren aufgerichtet werden, deren Abbildungen an den Seiten des Fußgeſtelles zu ſehen ſind. Zwo Victorien ſetzen ihren Häuptern eine Krone auf: und ſie ſind mit einer Menge von Rathsherren umgeben. Unten bey ihnen ziehen zwo andere Victorien ein Paar mit Mauerkronen gekrönte Weibsbilder, die Städte vorſtellen, nach ſich, die gedachte Kaiſer erobert hatten. Die ganze Säule iſt marmorn, wie

Matthäus Parker, zu London 1571. herausgegeben, nachmals aber, von *Franciſco Junio*, mit *Thomae Mareſchalli* fürtrefflichen Anmerkungen, in einer gedoppelten Auflage an das Licht geſtellet worden iſt.

III.) Soll erſcheinen *Caedmonis Monachi* Paraphraſis Poetica Geneſeos ac praecipuarum ſacrae paginae hiſtoriarum, in Angelſächſiſcher Sprache, die ermeldeter *Junius* zu Amſterdam 1655. zum Druck befördert; auch vor eine Arbeit des ſechſten Chriſtlichen Jahrhunderts hält; ob ihr gleich *Hickeſius* *) ein weit jüngeres Alter mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit angewieſen hat.

Die IV.) Stelle wird einnehmen; *Heptateuchus*, h. e. V. libri *Moſis*, liber *Joſuae* & *Judicum* ex *autographo Saxonico*, cum Pſeudo-Euangelio *Nicodemi*, & hiſtoria *Judith* ac Holofernis poetica, nach der von *Eduardo Twaites* zu Oxford 1699. beſorgten Auflage.

V.) Pſalterium Latino-Saxonicum, wie es *Johannes Spelmannus* zu London 1640. drucken laſſen.

VI.) Auſſer einigen Stücken von alten Angelſächſiſchen Glaubensbekenntnißen, Doxologien, Gebetern, Liedern, Beſchwörungen, u. ſ. f. welche bereits in dem Theſauro *Hickeſiano* anzutreffen, aber zuweilen gar wunderlich ſind, könnte auch, zu Ergänzung des Schilteriſchen fränkiſchdeutſchen Schatzes, aus denen in der Cottoniſchen Bibliotheck zu Weſtmünſter übrig behaltenen, und noch nie ge-

*) *Hickeſius* Gram. Anglo-Saxon. & Moeſo-Goth. p. 133.

Trajans seine zu Rom. Das Schnitzwerk ist zwar nicht so schön; weil damals die Künste ihren Flor schon verlohren hatten. Gleichwohl ist sie noch sehr hübsch, u. s. w. Nach der Höhe ist sie der trajanischen überlegen, denn sie ist nach des Gyllius Maaße 147 Fuß hoch, da diese nur 123 Fuß hat. Sie hat zwar inwendig eine Schneckentreppe: allein, ich habe es von den Türken niemals erhalten können, daß ich hinauf steigen dörfte: entweder, weil sie sich ein Gewissen machen, Christen hineinzulassen, oder, weil Stuffen zerbrochen sind. Die untersten Bilder sind theils durchs Alterthum, theils durch türkischen Aberglauben sehr verhunzet.

Grelot, der 1680 eine neue constantinopolitanische Reisebeschreibung herausgegeben, die mit vielen Figuren versehen ist, hat auch eine Beschreibung von dieser Säule gegeben, die aber von Ducangens und Spons ihren sehr abgeht. Er setzet sie mehr bey dem viereckigten Thurme, der etwa zwanzig Schuhe von der Stadtmauer in der See steht, wo sonst der Galerenhafen gewesen. Oberwärts, saget er, noch am Hafen war sonst ein grosser Markt, und mitten darauf die berühmte Säule, die noch zu sehen ist. Allein, der Markt ist itzo voll Häuser gebauet, und einige davon lehnen sich sogar auf den Säulenfuß. Sie ist von Marmor, ringsum voll schön geschnitzter Figuren geschnitzet; doch nicht so künstlich, als die auf Trajans Säule zu Rom. Sie ist aber viel höher und hohl. Man läßt indessen niemanden hinauf; aus einer Ursache, die Spon nicht gewußt.

Vor

Vor etlichen Jahren hingegen hat ein Reiſender, den er nicht nennet, und der mehr Glück, als Verſtand hatte, die Erlaubniß bekommen, hinauf zu ſteigen. Als er nun oben war, begieng er die Thorheit, wider erhaltene Warnung, ſich öffentlich zu zeigen. Er hat ſogar ſeinen Namen daſelbſt eingeſchnitten, und ein Tuch, an ſeinen Rohrſtab gebunden, hoch empor geſtrecket. Als dieß die Vorbeygehenden, die Häuſer nahe daben hatten, gewahr wurden, wunderten ſie ſich über dieſe ungewöhnliche Sache; ſonderlich, da ſie am Hute merketen, daß es ein Franzos wäre. Die Gaſſe ward im Augenblicke voll, und die ganze Gegend der Stadt gerieth in Bewegung. Einige meynten, es wäre die Seele deſſen, der dieſe Säule hatte bauen laſſen. Andre Eiferſüchtige dachten, dieſer chriſtliche Franzos, hätte nach ihren Weibern von oben ſehen wollen; umringeten die Säule, und wollten dieſen Neugierigen beym Herunterkommen ſprechen; weil er die Kühnheit gehabt, nach ihren umſchloſſenen Gärten herab zu gucken. Er mußte plötzlich herunter, und ward mit Fauſt- und Fußſtößen zum Unterbaſſen der Gegend geſchleppet, der ſeine Neugier beſtrafen ſollte. Die Anſtalt ward ſchon gemachet, und der gute Franzos würde funfzig Prügel unter die Fußſohlen bekommen haben; wenn nicht der franzöſiſche Geſandte geſchwind Nachricht davon bekommen hätte. Dieſer bath ihn los, und machte, daß der Thürwärter an der Saule, für ihn beſtra-

ſet ward; als der ihn billig nicht hätte hinauf laſſen ſollen.

Alle dieſe Nachrichten nun ſagen nicht deutlich, wer dieſe Säule habe aufführen laſſen; und was für einen Feldzug ſie habe vorſtellen ſollen. Nach reifer Ueberlegung aller alten griechiſchen Schriftſteller, die zunächſt an dieſen Zeiten gelebet; meynet P. Meneſtrier ſie alle ſo zu vergleichen. Wenn die Säule nicht zu des großen Theodoſius Zeiten, wegen ſeiner Siege über die Scythen aufgerichtet worden: ſo müſſe ſeines Bruders Sohn, Theodoſius der jüngere, ſie haben machen laſſen, der am Fußgeſtelle ſeines Vaters Arkadius, und Vätters Honorius Thaten vorgeſtellet; um alſo der drey Kaiſer, ſeiner Vorganger, Gedächtniß zu erhalten.

Es waren ſchon mehr Saulen zu Conſtantinopel; ſo wie Kaiſer Conſtantin der Große alles, was in Rom Prächtiges war, auch in dieſem Kaiſerſitze nachzumachen befohlen hatte. Man ſah alſo zu Conſtantinopel Rennplätze, Schaubühnen, warme Bäder, Bogengänge, Coloſſe, Flammſäulen, Amphitheater oder Kampfplätze, Palläſte, grüne Plätze, Brunnen, und endlich auch ſolche Prachtſäulen. Unter andern war Porphyrs ſeine, worauf Conſtantins Bildſäule ſtund. Als dieſe herunter gefallen,

*) A ce fut accordé li Conſeil, que il avoit une columne en Conſtantinople emmi la Ville, qui ere une des plus haltes, & des miels ouvrées de marbre qui onques fut vuë d'oil, & en qui lo feiſt mener & lo feiſt ſaillir aval voyant tote la gent, que

fallen, ließ Alexius Comnenus ein groſſes Kreuz hinausſtellen, u. ſ. w. Man kann hinzuſetzen, daß die Theodoſier ſich für Abkommlinge Trajans hielten, und aus eben der ſpaniſchen Stadt gebürtig waren: weswegen ſie ſich auch eben dergleichen Ehrenmaal haben veranſtalten wollen.

Ville Hardum, der die Geſchichte des eroberten Conſtantinopels von 1207 beſchrieben, meldet, daß ein gewiſſer Murſuflus, der den Kaiſer Alexius umgebracht, von dieſer Säule herabgeſtürzet worden *).

Alle dieſe Beſchreibungen ſind noch nicht zureichend; und der Fehler kommt daher, daß einer dieſe, der andre eine andre beſchrieben. Hier giebt Meneſtrier Nachricht, daß eine Säule in der VII, die andre in der XII. Gegend der Stadt geſtanden, wobey wir uns nicht aufhalten. In der VII. ſtund die rechte theodoſianiſche Säule, mit denen daneben-ſtehenden Bildſäulen zu Pferde, vom Arkadius und Honorius, auf Schwiebbogen, zu beyden Seiten. Auf einem Riſſe von Conſtantinopel, ſo wie es 1422 geweſen, ehe es in türkiſche Hände gerathen, ſieht man die Zeichnung davon. Auf der zweyten Säule iſt Murſuflus geſehen worden. Meneſtrier ſaget, die Geſtalt dieſer Monumente wäre

*) que ſi halte juſtiſe devoit bientot li mong voir. Enſi fu mené l'Emperor Morchuflex, & fu mené ſus; & tot li peuples de la cité accorrut por veoir la merveille. Lor fu bole a val & chut de ſi halt, que quant il vint à terre, que il fut tot esmiez. &c.

am Ende seiner Beschreibung zu finden: allein, bey dieser Ausgabe davon finden wir nichts, welches zu bedauren ist.

Nun fraget es sich, wo man diese Risse herbekommen, die hier auf zweymal acht Kupertafeln gestochen sind. Vallet, ein königl. Zeichner und Kupferstecher aus der Malerakademie, kam aus Rom, und gab sie seinem Sohne in Kupfer zu stechen. Er hatte sie im Cabinette des Pariſers Accarts gesehen, welches viele Liebhaber durch seine Seltenheiten an sich lockete. Er fand, daß sie so fleißig gezeichnet waren, daß er glaubte, er würde sich durch Mittheilung derselben viele verbindlich machen. Er bekam die Erlaubniß sie abzuzeichnen, und trug solche Mühe, dem Paillet seinem Blutsfreunde, der gleichfalls aus der Malerakademie war, auf; doch so, daß er den großen 52 Fuß langen Riß ins kleine bringen mußte; damit man ihn bequem in Kupfer bringen, und zu einem Buche heften könnte. Dieser brachte ihn also auf 32 Fuß, die Vallette auf 16 Tafeln in Kupfer stach.

Allein woher hatte man den großen Riß bekommen? Zur Zeit Mahomeds des II. türkischen Sultans, gieng ein venetianischer Gesandter dahin, und nahm die kostbarsten Schildereyen mit, seinen Pallast auszuzieren. Die Türken, die keine Bilder haben, erstaunten darüber. Der Sultan selbst wollte sie sehen. Der Gesandte schickte sie ihm, sonderlich Bildnisse von Männern. Jener brach in die größten Lobsprüche des Künstlers aus, und wollte ihn zu sich haben. Er hieß Joh.

Bellin,

Bellin, und war damals mit dem Malen des Pallastes zu St. Marcus beschäfftiget. Der Baili schrieb an den Rath, und that des Sultans Begehren kund. Weil man nun das angefangene Werk nicht unterbrechen wollte, der Künstler auch so alt war, daß er eine so weite Seereise nicht wagen konnte: so sandte man seinen Bruder Gentilis Bellinus, statt seiner nach Constantinopel.

Er reisete ab, und nahm verschiedene Gemälde mit; ward auch vom Baili zum Sultan geführet. Dieser fragte sogleich: ob er ihn selbst so abmalen könnte? Gentilis erwiederte, es wäre nichts leichter; und machte sogleich Anstalt dazu, so daß Muhammed vermittelst eines Spiegels, ihm selbst zusehen konnte, wie er es machte. Als nun das Bild mit aller Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit gerathen war, konnte sich der Sultan kaum enthalten, zu glauben: es gehe nicht ohne Zauberey zu, oder es stecke was göttliches in dem Künstler. Ja hätte er nicht das Murren seines Hofes besorget, würde er denselben behalten, und seinen ganzen Pallast haben mit Schildereyen auszieren lassen. Er befahl ihm aber, sich zur Gnade auszubitten, was er nur wollte. Dieser bath sich aus Bescheidenheit nur ein Empfehlungsschreiben an den Senat zu Venedig aus; ward aber vom Sultan noch zum Ritter geschlagen, und mit einer goldnen Kette 152 Ducaten schwer, auch vielen andern Geschenken reichlich begabet.

Als er nun in Constantinopel, unter andern Alterthümern die er besah, auch dieser theodosiani-

schen

schen Säule gewahr wurde, bath er sich die Erlaubniß aus, sie abzuzeichnen, und erhielt selbige mit leichter Mühe. Er vollführte solches mit aller Geschicklichkeit und Genauigkeit: und diese Zeichnung war eben diejenige, die im accartischen Cabinette befindlich war, und hernach in kleinere Risse gebracht und in Kupfer gestochen worden. Der junge Vallette, der sich im Zeichnen und Stechen recht fest setzen sollte, hat vier Jahre damit zugebracht, ehe er ganz fertig geworden. Das Original aber hat Accardt in seinem Testamente der königl. Malerakademie zu Rom vermachet, wo es aufbewahret wird.

Aus den 16 Platten sieht man zuförderst wohl, daß nicht alle Figuren mehr vorhanden sind, die auf der Säule gestanden haben. Vielleicht hat Bellin nur diejenigen gezeichnet, die seiner Absicht gemäß gewesen: vielleicht sind einige Stücke verlohren gegangen; vielleicht sind auch durchs Erdbeben in der Säule selbst Lücken geworden, die der Künstler also nicht zeichnen können: wie es der Augenschein auf etlichen Platten wirklich zeiget. Daher hat auch diese Zeichnung nur 16 Platten, da die trajanische zu Rom 105 an die Hand gegeben.

Was auf allen 18 Platten zu bemerken ist, ist dieses, daß gar keine Spur der christlichen Religion darauf erscheint, ungeachtet beyde Theodosier sehr fromme Herren gewesen; ein einziges Labarum oder eine Fahne ausgenommen, die zuerst vom Kaiser Constantin, mit dem Zeichen I. H. S. einge-

eingeführet worden. Was wir überhaupt wünſchten, das iſt ein Abriß der ganzen Säule, nebſt denen dabey ſtehenden Schwiebogen und Schnitzbildern zu Pferde, der Kaiſer Arkadius, und Honorius. Dieſes fehlet aber: vielleicht, weil es mit andern Riſſen verlohren gegangen.

Meneſtrier ſaget, die 15. Tafel wieſe uns das ganze Werk im Kleinen. Allein auch dieſe zeiget uns nichts dergleichen: vielleicht hat ſich auch ſeit dem die Zahl und Ordnung der Platten verändert. Selbſt auf keiner Münze iſt eine Abbildung dieſes Ehrenmaals bisher gefunden worden; wie doch von Trajans und Antonins Säulen dergleichen vorhanden ſind.

Die I. Platte zeiget 1) die warmen Bäder, die Arcadius ein Jahr vor des Theodoſius Tode gebauet, 2) eine Schaar von der Leibwache des Kaiſers, 3) Scythen oder Gothen, die bepackte Laſtpferde führen. Die II. Platte 4) das warme Bad der Kaiſerinn Eudoxia, 5) eine Prieſterinn der Diana mit ihrem Opferhirſche. Die III. 6) den Markt des Taurus, oder Theodoſius, der ihn erbauet, 7) einen ſcythiſchen Wagen von Stieren gezogen, darauf ein ſcythiſcher Fürſt, mit ſeiner Gemahlinn, und einem Staatsbedienten ſitzen, 8) ein paar Soldaten, die einander freudig umarmen. Die IV. 9) einige ſcythiſche Magnaten, die ſich unterworfen, und vom Kaiſer in Kriegsdienſte genommen worden, zu Pferde. Die V. 10) ebendergleichen, imgleichen 11) andre, die zum

Acker-

Ackerbaue bestimmt worden. Die VI. 12) einen andren von Ochsen gezogenen Wagen, von vier Rädern, worauf etliche gothische Weiber mit ihren Kindern sitzen, 13) das Pferd des gothischen Heerführers, der im Triumphe zu Fuße hinterher gehen muß. Die VII. 14) die Knechte und Mägde der vornehmen Gothen, die auf dem Wagen fuhren, 15) ein Elephant des Fürsten der Scythen im Triumphe, der aller Zierrathen entblößet ist. Die VIII. 16) römische Magnaten, die wegen ihrer Thaten wider die Gothen mit triumphiren, 17) ein starker Bruch der Säule vom Erdbeben, 18) eine Partey von den Scythen eroberter Pferde. Die IX. 19) Götzenbilder der Scythen, auf drey Kameelen, deren Köpfe alle dem Jupiter der Griechen ähnlich sehen, die Leiber aber nur unformliche Klötze, mit überhangenen Talaren zu seyn scheinen. 20) die Priester derselben. Die X. 21) die Kaiser zu Pferde, nämlich Gratian und Theodosius den Großen, den jener wegen seiner Siege über die Deutschen, Gothen und andern Barbaren zum Reichsgehülfen angenommen, 22) die Barbarn die zum Ackerbaue bestimmt waren. Die XI. 23) zeiget den Triumpbogen, oder das goldne Thor, welches Theodosius, nach überwundenem Tyrannen Maximus, hergestellet und ausgezieret hat, 24) den Obersten der Trabanten, und 25) die Trabanten selbst. Die XII. 26) die Packpferde, so mit Schildern und Wurfspießen beladen sind, 27) die Gefangnen und auf die Galeren bestimmten Scythen, mit auf den Rücken gebundnen Händen.

Die

Die XIII. 27) eben dergleichen, 28) ein scythisches Weib, die den Ruderknechten dienen soll, 29) Packpferde, 30) ein reitender Feldoberster, und ihm folgender Fußknecht. Die XIV. 31) ein vom Erdbeben zerbrochner Theil der Säule; wobey viel Figuren zu fehlen scheinen. 32) Des Theodosius Provianthaus. Die XV. 33) die troadischen Begengänge, die noch am theodosischen Markte lagen, 34) ein mit einer Keule Bewaffneter, neben einem Reiter. Der Kaiser hatte eine solche kaiserliche Leibwache, Bardarioten genannt. Die XVI. 35) Scythen, die zum Ziegenhüten bestimmet waren, nebst scythischen Ziegen, 36) rebellische und gefangne Scythen, und 37) verschiedne Siegsmäler, die dem Kaiser von den Scythen aufgerichtet worden. Die XVII. 38) noch mehr dergleichen, in Gestalt der Giebel von Häusern in Constantinopel, wie Menestrier sie ansieht, 39) eine weibliche Figur, die irgend den Sieg abbilden soll, 40) der Baumeister zeiget dem Kaiser Arcadius das Fußgestell einer Säule, die er seinem Vater zu Ehren aufrichten will. Die XVIII. 41) stellet das Thor dar, welches zum theodosischen Hafen führte, 42) die gefangnen Scythen, die zum Ackerbaue weggeschicket werden, 43) das Ufer gedachten Hafens, 44) ein Schiff voll Soldaten, zu Begleitung der Gefangnen, und 45) ein Labarum, oder eine Fahne, die ein Merkmaal des Christenthums abgiebt.

Das sind nun die Figuren alle, aber wirklich zwo Platten mehr, als in der Beschreibung ver-

gedruckten Handſchriften mit darein gebracht werden, der ſogenannte Codex quatrunus *Franco-Theotiſce ſcriptus* circa tempora Caroli Magni. Es iſt dieſes Werk nichts anders als eine in poetiſcher Schreibart abgefaßte Harmonie der vier Evangeliſten; aber von der in die fränkiſche Sprache vor uralten Zeiten überſetzten Harmonia *Tatiani*, himmelweit unterſchieden, welche *Johannes Philippus Palthenius* *) zu erſt herausgegeben hat, worauf ſie auch dem andern Bande von Schilterm einverleibet worden. *Hickeſius* hat an einem Orte **) groß Weſens davon gemachet; *Humphred Wanley* aber in ſeinem Catalogo hiſtorico-critico librorum veterum ſeptentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis MSSti exſtant ***) den An-

*) S. den I. Artickel des zweyten Stückes dieſer Beyträge p. 198.

**) *Hickeſii* Gedanken in ſeiner Grammatica Franco-Theotiſca ſind p. 6. dieſe: Francorum *non nemini, qui circa* KARLI M. *tempora vixit, adiudicandum cenſui* aureum illum Codicem, *quem, ſive* Franco-Theotiſcus, *ſive* Anglo-Theotiſcus *ſit, plurimi facio; tum, quod ceteros omnes* Franco-Theotiſce *ſcriptos verborum copia & dictionis magnificentia antecellit; tum, quod vetuſtate puriſſimi ſermonis proxime accedit ad* argenteum Codicem: *cui ſoli, me iudice, e veterum linguarum ſeptentrionalium ſtudioſis poſthabendus eſt.*

***) *Humphredus Wanley* lib. cit. p. 225. Die Worte ſind folgende: *Manega waron the fia iio mod geſpon that ſiu higunnun Word Godes reckean that giruni thatthi ricco Criſt undar mancunnea marisba gifrumida mid Wordun ende mid Wercun.* Siehe die *Acta Eruditorum* an. 1693. p. 186.

sprochen worden. Die Zeichnungen sind unvergleichlich, obgleich die meisten bloße unschattirte Umrisse sind. Man müßte sich wundern, daß am Ende des IV. Jahrhunderts die Künste noch in solchem Flore gewesen wären; wenn man nicht muthmaßen könnte, daß Bellinus, oder Vallette dieselben alten Figuren ein wenig verschönert hätte. Indessen ist dieses ein vortreffliches Werk, welches auf vielerley Art Gelehrten und Künstlern sehr lehrreich seyn kann.

II.

Fortsetzung aus Hrn. Olof Dalins Geschichte des Reiches Schweden.

Wir sind im Windmonde des vorigen Jahres bey dem Auszuge dieses Buches noch bey der ersten Bildung des Landes Schweden, durch das Sinken des Wassers der Ostsee stehen geblieben. Hr Dalin meynet, aus sichern Beweisen und Ausrechnungen erhelle, daß das Wasser an den schwedischen Ufern jährlich um einen halben Zoll, d. i. in 100 Jahren wenigstens zwo gute schwedische Ellen sinke. Ob es zu allen Zeiten eben die Verhältnisse beobachtet habe, könne man nicht mit völliger Gewißheit sagen. Doch giebt es zu Aspö in Südermannland, in einem Berge einen Runenstein, nicht weit von Layno, am Seeufer, der itzo achtehalb Ellen über die Wasserfläche steht, und von einem

Jahrg.

Islög, oder Gisle geſetzet worden, der da bezeuget: daß zu ſeiner Zeit das Waſſer ſo hoch geſtanden, als die Striche im Steine zu erkennen geben. Stünde nun eine Jahrzahl darauf, ſo wäre die Sache ausgemachet. Doch findet man Nachricht, daß im XIV. Jahrhunderte Gisle Elineſon, ein Sparre von Eegſö und Hiulſtazweig, daſelbſt ſeinen Sitz gehabt. Das trifft nun nach obiger Rechnung, zwo Ellen auf ein Jahrhundert gerechnet, vortrefflich überein.

Wenn dieſe und andre Beweiſe nun ihre Richtigkeit haben, ſo ſind wir auf die Gedanken gekommen: daß, weil an der deutſchen Küſte, dergleichen ſehr ſtarke und merkliche Entblöſſung der Ufer, und Vermehrung des Landes, nicht erfolget iſt, welches nach hydroſtatiſchen Gründen erfolget ſeyn müßte; nicht ſo wohl das Waſſer der Oſtſee vermindert habe, oder geſunken ſey, als vielmehr der Boden, oder das ganze Schwedenland, nach und nach aus dem Abgrunde der Erden ſich erhoben habe. Können denn nicht unterirrdiſche verborgne Urſachen ſeyn, die nach und nach ein Land in die Höhe treiben, und aus den Meeren emporheben? Die Erdbeben, die verborgenen Feuerklüfte im Grunde der Erden, laſſen uns ſolches nicht für unmöglich halten: nachdem wir Beyſpiele genug von neuentſtandenen Inſeln und Bergen in den Geſchichten finden, die **Lazaro Moro** in ſeiner Abhandlung vom Urſprunge der Seethiere auf den höchſten Bergen, geſammlet

hat. Doch dieß gehöret mehr in die Naturlehre, als für uns.

Hr. Dalin zieht hieraus die richtige Folge: daß Schweden bey weitem nicht so lange bewohnt gewesen seyn kann, als man bisher in Schweden selbst vorgegeben. Es war noch fast ganz von dem Meere, und andern stehenden Landseen überflossen, als sich die ersten Begebenheiten der dunkeln Zeiten daselbst eräugeten. Und die schwedische Geschichte, die gleichsam mit dem Lande gleich alt ist, ist auch an Licht und Deutlichkeit, mit dem Erdboden zugleich gewachsen. Ihre höchsten Berge und Felsenrücken, waren damals lauter Inseln, oder Holme und Schären; darauf sich nur die herzhaftesten Leute wagten, sie anzubauen, und zu bevölkern. Doch werden auch die itzigen nackten Felsenspitzen damals mit Erde bedeckt gewesen seyn; welche nachmals durch Sonne, Wind, Schnee und Regen verdorret, abgetragen, oder weggespület worden.

Das größte Gebirge in Schweden, das Sevegebirge, ist darunter wohl das älteste, dessen auch Plinius und Solinus gedenken. Dieses hebet sich aus der Westsee, in der Mündung der Gothelbe gegen Skagen oder Jütland über; und hat seinen ersten Hauptberg in Otterhäll bey Gothenburg. Die-

*) Pytheas, der 300 Jahr vor Christi Geburt selbst den Norden beschiffet hat, trennet Thule, d. i. Thulemarken, ein Theil von Norwegen, und Basilia, oder Balthia, zu zwo verschiedenen Inseln. Der Hr.

Dieſer geht hernach zwiſchen Schweden und Norwegen in einem fort, iſt bisweilen 20 ſchwediſche Meilen breit, durch Lappland, wo es ſich am meiſten krümmet, hernach bis in Finnland, faſt in Geſtalt eines Huſeiſens, ohngefähr 350 ſchwediſche Meilen lang, und faſt 200 ſchwediſche Ellen hoch. Dieß iſt der ſtarke Damm des ſchwediſchen Landes gegen die Nordſee und Weſt- Nordweſt- und Norden-Winde, aber auch das älteſte bewohnbare Land der erſten Einwohner geweſen.

Vor etwa 2000 Jahren, als das Waſſer noch etliche 40 Ellen höher gieng, iſt dieſer Felſenrücken viel ſchmäler geweſen, und gegen Oſten bis ans riphäiſche Gebirge gegangen. Der bothniſche Meerbuſen iſt damals näher ans weiße Meer gedrungen, ſo daß man durch den Uleafluß bis in den Ladoga und Onegaſee zu Waſſer fahren können, und Scandinavien eine wirkliche Inſel geweſen. Nach Lund in Schonen hat man mit Schiffen fahren können, ja noch um 1030 iſt von Upſal, durch Dannmarks Lagga, und Roslagen, ein Fahrwaſſer nach der Oſtſee gegangen. Daher kommt es auch, daß die älteſten Schriftſteller, als Pytheas * aus Maſſilien, Ptolomeus, Agathodämon, Solin, u. a. m. von Scandinavien, als von einer oder mehrern Inſeln reden; auch die

Hr. Verf. will durch das letzte Scandinavien verſtehen: allein es iſt aus dem Bernſteinfange, der auf der letztern Inſel Balthia, oder Baſilia geweſen ſeyn ſoll, erweislich, daß dieſe die Inſel Samland, oder Sambia in Preußen geweſen.

Ankunft der ersten Einwohner zu Wasser gemeldet. Man hat sie bisher für unwissend ausgeschrieen; itzo aber findet sichs, daß sie recht gehabt haben.

Am Ende dieses Hauptstücks haben die Herren Uebersetzer Anmerkungen beygefüget, und ihm in manchem Stücke ihren Beyfall entzogen. Doch bestätigen sie die Verminderung des Wassers aus allerley alten Zeugnissen der Geschichtschreiber. Polybius hat die merkliche Abnahme des möotischen Sumpfes, und Pontus eurinus beschrieben. Der Fluß Xanthus bey Troja, der vormals so groß war, ist itzo kaum ein Bach. Viel alte scythische Flüsse haben gleiches Schicksal gehabt. Im möotischen Sumpfe hat sich 1712 eine neue Insel hervorgehoben. Weit in Rußland hinein findet man Stralensteine, die doch von Seethieren, oder Meersternen entstanden. Schwarz in der Geogr. des Norderdeutschlandes meldet, daß um Neubrandenburg ein großer See gewesen, auf dessen Boden itzo diese Stadt stehe, u. s. w.

Das II. Cap. handelt vom Ursprunge der ältesten Einwohner Schwedens. Der Hr. Verf. holet sie, wie billig war, aus östlichen Gegenden her. Ungefähr 800 Jahre vor Christi Geburt saget er, that sich ein Volk, unter dem Namen der Scythen und Gothen, in Asien und Europa hervor. Es wohnete nordlich um das caspische Meer, am Fuße der Berge Taurus, Imaus und Caucasus, nahe am möotischen Sumpfe, zwischen den Strömen Tanais und Borysthenes, und füllete

das

das ganze Land der itzigen europäiſchen Tartarey, und ein groſſ Stück von Rußland; deſſen weſtlicher und nordlicher Theil damals, wie Schweden, aus vielen Inſeln beſtund. Dieß Volk verehrte damals Sonne, Mond und Erde. Einer ſeiner Prieſter Abaris war ſchon 770 Jahre vor Chriſti Geburt bekannt, als die Athenienſer, auf Befehl des delphiſchen Orakels, um eine groſſe Peſt zu ſtillen, für alle Völker ein groſſes Opfer thun mußten. Damals ward Abaris nach Delos geſandt, mit den Einwohnern einen alten Bund zu erneuern.

Die Scythen waren in viele Stämme abgetheilet, ſo ſich viele Namen gaben. Sie hießen mit ihrem Stammnamen Gethen oder Gothen, (d. i. die Guten,) Kelten, (die Helden,) Galler, (die Waller,) Phryger, (die Freyen,) Maſſageten, Hyperboreer, Odiner, Aſer, Waner, Sager, Alanen, Franken, Thusker, Arimaſper, ja gar Türken, wie der Hr. Verfaſſer meynet, d. i. aus Taurickland Entſprungene: wiewohl er hier viel Neues unters Alte gemiſchet hat. Dieſe Leute lebten patriarchaliſch, unter Hütten, und von der Viehzucht, wie ſie dieſe Einfalt der Sitten, aus der Arche ererbet hatten. Daher denn ein groſſer Theil heerdenweis, oder in Horden herumzog, und von den Griechen Nomaden genennet wurden. Ihre Speiſe war das Fleiſch ihres Viehes, Milch und Honig; ihre Kleidung waren Felle und Wolle. Gold und Silber kannten ſie ſo wenig, als Künſte und Wiſſenſchaften; aber ihre Unſchuld und

Mäßigkeit war ein Muster aller Völker, und ihre Unwissenheit der Laster, war stärker in ihren Sitten, als die Lehren der Tugend unter den Griechen. Ihre weisen Männer, Zamolxis, Anacharsis, Abaris, Toxaris, Komasicus, und Dicenäus, waren ihre Gesetzgeber, Könige, Richter und Väter des Volkes. Aber Städte, Handel und Handwerke kannten sie so wenig, als den Ackerbau.

Der Hr. Verfasser machet noch eine lange Lobrede dieser Volker. Er merket unter andern an, daß Menander, der feinste komische Dichter der Griechen, dem die griechische Sprache ihre vornehmste Zierde zu verdanken gehabt, ein Scyth gewesen. Er gesteht es selbst im 7. B. des Strabo. Sein Vater war Diophites, ein gethischer Befehlshaber zu Athen; und er schlug, aus Liebe zu den Wissenschaften, auch königliche Ehre aus. S. das 30. Cap. im 7. B. des Plinius.

Diese Heerde-Scythen nun, wohnten erst jenseits der Wolga und um das kaspische Meer, wichen aber den Massagethen, und legten ihren Sitz dießseits der Wolga, längst dem Borysthenes, wo itzo die krimmischen, nogaischen und budziakischen Tartarn wohnen. Um das 630ste Jahr vor Christi Geburt wurden sie von den Cimmeriern mit Krieg angegriffen. Allein, sie vereinigten sich unter ihrem Könige Madyas, und jagten sie aus Europa nach Asien. Cyaxares, der damals Ninive belagerte, fürchtete sich vor ihrer Nachbarschaft, hob die Belagerung auf, und zog ihnen entgegen, ward aber geschlagen. Die Scythen brei-

breiteten sich durch ganz Asien aus, bis an Aegypten; dessen König, Psammetichus, sie durch Geschenke von sich abwandte. Aber in Palästina hielten sie desto schlimmer Haus: wo sich auch viele wohnhaft niederließen, und am Jordan Scythopolis erbaueten. In Oberasien herrschten sie 28 Jahre; aber die Wollüste desselben machten sie so mürbe und weich: daß die Meder sie, bey einem allenthalben auf einen Tag angestellten Gastmahle, fast alle erschlugen, und sich wieder in Freyheit setzeten.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie an ihren Knechten neue Feinde, die sich in Besitz ihrer Weiber und Kinder gesetzet hatten, und den Meister spielen wollten. Als sie mit den Waffen gegen dieselben nicht recht glücklich waren, griffen sie als Herren, zu den Peitschen; wodurch sie sich dieselben glücklich vom Halse schafften, und sie ins nordliche Asien verjagten. Nach einer sechzigjährigen Ruhe überfiel sie Cyrus; und ihre tapfere Königinn **Tomyris**, machte ihm so viel zu schaffen, daß er sie auch nur nach einer Kriegeslist und verstellten Flucht überwand. Allein, sie kamen bald wieder, und ließen ihn ihre Rache fühlen, so, daß er sein ganzes Heer verlohr. Die Kriege des **Darius Hystaspis** mit den Scythen, die **Indathyrsus** anführete, folgeten bald. In dieser Zeit, als viel Gefahr aus Asien zu besorgen war, schickten die Scythen ihre Weiber und Kinder, und was sie am liebsten hatten, in die westlichen Gegenden von Rußland, bis Holmgard und Queenland, d. i.

das itzige Finnland; und dieß war der erste Anfang zur Bevölkerung des Nordens. Es sammlete sich allmählich ein Heer; und Jndathyrsus sandte dem Darius einen Vogel, eine Ratze, einen Frosch und fünf Pfeile. Dieß Geschenk legte sein Feldhauptmann so aus: Kannst du nicht durch die Luft fliegen, wie ein Vogel, oder in die Berge kriechen, wie eine Ratze, oder ins Wasser tauchen, wie ein Frosch: so ist es dir schwer, unsern Pfeilen zu entgehen. Darius, der die scythischen Pfeilschützen schon kannte, entwich also lieber.

Seit dem hatten die Scythen wohl 100 Jahre Ruhe, und breiteten sich durch ihre Pflanzvölker, wie schon vorhin geschehen war, nach Ungarn, Polen, Deutschland und Gallien aus. Zu Hause regierten viele Könige und Fürsten, die wir übergehen. Die Kriege mit den Thraciern, Griechen und Macedoniern übergehen wir auch. Aber als Alexander die Gethen einmal schlug, mag wieder eine gute Anzahl von ihnen tiefer in den Norden gezogen seyn. Alexander bauete eine Vestung am Tanais, um sie im Zaume zu halten, begegnete ihnen aber sonst gelind. **Lysimachus**, sein Nachfolger, ward von den Gothen geschlagen und gefangen. **Dromichaites** hieß ihr König damals, den **Peringskiöld**, Traumgothe nennet; weil seine schwangere Mutter von ihm geträumet. Aber daß er aus Gothland gekommen seyn solle, ist wohl ein Traum. Die griechischen Sklaven verderbten damals die gothischen Sitten, so daß sie sehr aus der Art schlugen. Ja, sie giengen auch in griechi-

schen

ſchen Sold, und verderbten ihre alte Unſchuld noch mehr. Ihre Stärke ward weicher, ihre Genügſamkeit und Ehrbarkeit verlohr ſich: und mit fremder Artigkeit und Lebhaftigkeit wuchs auch die Liebe zur Wolluſt und Reichthumern. Urſachen genug, ein tapferes Volk in Verfall zu bringen.

Die Neigung der Scythen, ein ihren Vorfahren erwieſenes Unrecht zu rächen, vermochte nun einige Stämme von ihnen, 280 Jahre vor Chr. Geburt, von der Donau, unter Anführung des Brennus, unter dem Namen der Galler (Waller) in Thracien, Illyrien und Macedonien einzufallen. Hier ſchlugen ſie den ägyptiſchen Ptolomäus Keraunus todt, der den Seleukus Nikanor ermorden laſſen. Brennus, ein andrer, als der 100 Jahre vorher mit ſeinen Gallern Rom verheeret hatte, drang in Griechenland, verheerte Peloponneſus, und den Tempel zu Delphis. Ein Donnerwetter ſchreckte ihn, und die Griechen ermannten ſich und ſchlugen ihn; ſo daß er ſich erſtach, und ſein Heer ſich zerſtreuete. Doch ein Theil ſeines Heeres gieng unterm Leonor und Luthar nach Aſien übern Helleſpont, und ſtiftete Gallogräcien, oder die Galater; die Manlius nachmals ſchlug, als ſie weichliche Aſiater geworden waren.

Nun folgte ein neuer Zug, der Kempar, Kiempar, Kimbrer, oder Cimbrer; deutſch, Kämpfer, nach Italien, die Marius 101 Jahr vor Chr. G. ſchlug. Mithridates, wollte auch an ihnen zum Alexander werden; nachdem die Scythen ſeine Vorfahren geſchlagen hatten. Sie hießen Wodiner, und

fang des ersten Capitels Lucä zur Probe angeführet.

Dem zweyten Bande will Herr Stuß die Weltlichen, besonders die historischen, Schriften widmen. Aus deren Anzahl erwehnet er allhier folgender:

I.) *Boethii* de Consolatione Philosophiae libri V. ab *Aelfredo* rege *Saxonice* redditi; wie sie *Christoph Rawlinson* zu Oxford 1698. herausgegeben.

II.) Eiusdem *Aelfredi* regis praefatio *Saxonica* praemissa versioni suae libri *Gregorii M. de cura pastorali*, wie sie in der altsächsischen Sprache, nebst einer englischen und lateinischen Uebersetzung, *Matthaeus Parker* zu London 1574. drucken lassen.

III.) Chronicon *Saxonicum*, welches *Edmund Gibson* am ersten zu Oxford in dem Theatro Sheldoniano 1692. in 4to. aus uralten Handschriften an das Licht gestellet, und mit einer lateinischen Dollmetschung versehen hat. Dieses Jahrbuch fängt mit dem Feldzuge Cäsars nach Britannien an, und höret bey dem Jahr Christi 1154. auf. Abraham Whelock hat bereits 1644. zu Cambridge einige Stücke davon durch den Druck bekannt gemachet, welche nachmals der Herr von Leibnitz dem ersten Bande seiner Scriptorum Historiae Brunsuicensi inservientium einverleibet. Sie sind aber nicht allzuviel werth, weil der Herausgeber sich eines verstümmelten und unverbesserten Codicis bedienet hat. Sonst ist es von einem andern Chronico Saxonico, welches man insgemein *Abbendonien-*

und Rorolaner; von welchen letzten Hr. Dalin glaubet, daß sie die heutigen Raizen seyn; die doch von Rhätiern herstammen. Uns scheinen die Wodiner von Woda, pohlnisch Wasser, sarmatisches Ursprunges, und die Rorolaner der Russen Vorfahren, und keine deutsche Gethen oder Scythen gewesen zu seyn. Endlich schloß er ein Bündniß mit ihnen; um größere Absichten auszuführen.

Mithridates fiel in alle griechische und römische Provinzen, und mit Hülfe der Gethen und Bastarner, (die Besten unter den Guten,) schlug er die Legionen unterm Rutilius. Lucullus aber machte ihm mehr zu schaffen: und Pompejus rieb ihn fast ganz auf. Mithridat zog sich immer weiter ins Scythische, und verband sich genauer mit ihnen; wodurch er ihnen aber sein Schicksal zuzog. Pompejus drang bis nach Kolchos, und führte dessen König, **Althau**, im Triumphe auf. Er aber hetzte alles, was scythisch war, wider Rom auf; doch umsonst: denn die Römer siegten überall. Daher gerieth es zum Aufruhre wider den Mithridat: sein Sohn, **Pharnaces**, ward König; und jener nahm sich das Leben. Diese Verwüstungen im scythischen Asien beförderten nun mehr und mehr die Züge der Scythen und Gothen nach dem Norden. Je mehr Unruhe am schwarzen Meere ihnen drohete, desto mehr näherten sie sich der Ostsee. Ein Volk folgte dem andern, so daß endlich die schwedischen Berggipfel so viel Bewohner bekamen,

als

als ſie nur faſſen und ernähren konnten. Ihr Zug gieng durch das heutige Rußland und Finnland.

Auch am Ende dieſes Capitels haben die Herren Ueberſetzer einige Zuſätze beygefüget. Dabey wir uns nicht aufhalten können. Künftig mehr.

III.

Zuverläßige Geſchichte Karls des XII. Königes in Schweden, während ſeines Aufenthaltes in der Türkey, aus denen noch ungedruckten franzöſiſchen Staatsbriefen Hrn. Fr. Ernſts von Fabrice, damaligen holſteiniſchen Geſandtens beym Könige zu Bender. Mit vielen geheimen Nachrichten, zur Erläuterung der Hiſtorie und des Charakters des ſchwediſchen Monarchen. Hamb. und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Hollen 1759. in 8.

So viel auch ſchon von dieſem berufenen Könige und Helden dieſes Jahrhunderts geſchrieben worden: ſo kommen doch noch immer mehr merkwürdige Nachrichten von ſeinem Leben und Thaten ans Licht. Die itzigen Staatsbriefe ſind von dem vormaligen holſtein-gottorpiſchen Kammerjunker und Abgeſandten, Baron Friedrich Ernſt von Fabrice, der vom 28ſten Junii 1710, bis zur Abreiſe des Königes aus der Türkey, vier Jahre bey ihm in Bender geweſen. Herzog Chriſtian Auguſt hatte ihm die wichtigſten Angelegenheiten aufgetragen.

Kö-

König Karl konnte ihn sehr wohl leiden, und würdigte ihn vieles Vertrauens. So war er im Stande, mehr zu sehen und zu erfahren, als ein Mottraye, Voltaire und Nordberg; und wir wüßten niemanden, als den von Adlerfeld zu nennen, der ihm zu vergleichen wäre. Diese indessen verweisen uns alle auf diese Briefe, die sie doch nicht gesehen oder gelesen hatten. Nur ein Paar hat der Verfasser, dem la Mottraye, der mit ihm zugleich in Bender war, mitgetheilet.

Man liefert also hier alle die gesandschaftlichen Berichte des Hrn. v. F. an seinen Hof. Sie enthalten wichtige und geheime Nachrichten, die nur einem fremden Gesandten bekannt werden konnten: und dadurch wird in allen andern Lebensbeschreibungen viel verbessert werden können. Sie sind aus einer richtigen französischen Handschrift übersetzet worden: und wie wir uns wundern, daß nicht die Grundschrift irgend zuerst in die Hände eines holländischen Buchhändlers gerathen; also freuen wir uns, daß sie zuerst in der Sprache ans Licht getreten, darinn sie von Rechtswegen hätten geschrieben seyn sollen. Wie lange soll es denn noch währen, daß deutsche Gesandten, die von deutschen Höfen, an deutsche Fürsten Bericht erstatten, in einer fremden Sprache reden oder schreiben müssen: gerade, als ob sie eine so barbarische Muttersprache hätten, darinn man sich gar nicht auf eine anständige Art erklären und ausdrücken könnte! Undankbare Kinder! die ihre Mutter beschimpfen! der sie doch alles zu danken haben!

Indes-

Indeſſen fehlet doch noch manches, daß dieſen Briefen die Ehre deutſcher Originalſchriften beygeleget werden könnte; ſo ſehr man auch in der Vorrede glaubet, daß nichts daran zu erinnern ſeyn werde. Eine Anzahl franzöſirender Redensarten verſtellen ſie hin und wieder ſehr merklich; z. E. p. 5. **welche man unterwegens zu ſeyn glauber**; für, die ſchon unterweges ſeyn ſollen. p. 6. das Corps der Armee, für, das kleine Heer. p. 8. wie mich Hr. von Garient **hoffen machet**, für, wie mir Hr. von G. Hoffnung machet, und ferner, einen **kommen machen**, für, kommen laſſen; **Gebrauch machen**, für, brauchen; **Er iſt ſehr von meinen Freunden**, d. i. mein ſehr guter Freund, u. d. m. Und, wo bleiben noch ſo viele niederſächſiſche Blümchen: z. E. p. 6. bey **Ihro** kaiſerl. Maj. **vorfragen**; für, bey Sr. K. Maj. anfragen; p. 8. weil ich ſo eben die Befehle E. H. D. erhalten, für, weil ich eben itzt ꝛc. p. 10. den Grafen Nehem werde ich nicht **vorfinden**, für, finden, oder antreffen. p. 19. ob der König ſich ſeinen Reſpect **weis geben zu machen**; für, ob er die ihm gebührende Ehrfurcht zu behaupten weis. p. 22. Hr. von M. hat **dem Könige** ſehen laſſen, für, **den König** ſehen laſſen. u. d. m. p. 24. **Vorfrage** thun laſſen, für, Anfrage ꝛc. p. 48. **abſetzen machen**, anſtatt, laſſen.

Die Briefe ſelbſt anlangend, ſo ſind ſie in der gewöhnlichen Hofſchreibart eines Miniſters geſchrieben; der ſeinem Principal von allen Zufällen ſeiner Reiſe, und den Begebenheiten des Hofes, wo

er lebet, Nachricht giebt. Hr. v. F. meldet seine Ankunft und Abreise aus Wien, Essek und Peterwardein, in den vier ersten Briefen. Der V. ist schon aus Bender, wie die folgenden. Er meldet, der König Karl sey gesund, geehret und gefürchtet unter den Türken, in Constantinopel aber so vermögend, daß er den Großvezier habe stürzen können, weil er monathlich 40,000 Ducaten vom Czaar genommen, um den Krieg der Pforte wider Rußland zu verhindern. Der Cham würde mit 150,000 Mann in die Ukraine dringen. Es würde dem Könige schwer fallen, seine Rückreise durch Deutschland zu nehmen. Dieser wäre sehr zurückhaltend oder geheim in seinen Sachen, spräche bescheiden von seinen Feinden, ja entschuldige diejenigen, die sich wider ihn verbunden. u. d. m.

Auf eben den Ton sind viele Briefe an den herzogl. geh. Rath Freyhrn. von Görz. Er meldet, daß es sich in der Moldau und Tartarey eben so gut reisen würde, als in Deutschland, wenn es nur Wirthshäuser gäbe. Allein, die Leute wohneten schon in Sklavonien unter der Erde, und er hätte sich auch nach dem Beyspiele der Hofleute und Kriegsbedienten zu Bender, eine Hütte unter der Erde bauen lassen. Der König hinke nicht, wie man in Deutschland vorgegeben, sey weißer und fetter von Gesicht, als er in Sachsen gewesen, munter, und aufgeräumt, und spräche so vernünftig, als irgend jemand. Wäre er in seinem Glücke groß gewesen, so sey ers im Unglücke noch mehr. Er sey völlig Herr von seinem Thun und Lassen;

und

und die Türken hiengen mehr von ihm ab, als er von ihnen. Es hätte nur bey ihm gestanden, den Bassen von Oczakov erdrosseln zu lassen; weil er den König nicht durchlassen wollen. Der Hospodar in der Wallachey wäre abgesetzet worden, weil er schuld gehabt, daß Gyllenkrok mit seinen Völkern von den Moskowitern aufgehoben worden. Der Tartar Cham habe 100 Meilen weit zum Könige kommen müssen, um mit ihm Ueberlegungen anzustellen. Als nun dieser einem Könige gleich seyn, und König Karl ihm nicht zween Schritte aus seinem Zelte entgegen gehen wollen; jener aber mehr gefodert, habe der Sultan ihm befohlen, dennoch zum Könige zu gehen: und als solches geschehen, habe der König ihm in 14 Tagen noch nicht den Gegenbesuch gemachet; ob er gleich nur eine Meile von seinem Lager entfernet gewesen.

In einem der folgenden Briefe, wird die große Achtung der Türken gegen die Schweden beschrieben. Z. E. der Kiaja des Baschen von Bender bewirthete die vornehmsten schwedischen Befehlshaber; und liess auf eine Tafel von 12 Personen 160 Schüsseln austragen. Der Tartarchan wird als ein ehrwürdiger Greis beschrieben, der viel Verstand, und für einen Tartar viel Wissenschaft gehabt. Er hätte viel Feldzüge wider die Christen gethan, und Wien mit belagern helfen. Sein Sohn wäre so schön gebildet, daß der König im Scherze gesaget: er überträfe alle Weibsbilder in Deutschland und Schweden.

Aus einem folgenden Briefe sieht man, daß das holsteinische Haus, dem Könige 200,000 Thl: zu übermachen willig gewesen; der Großvezier aber ihm 400,000 Thl. ohne Zinsen leihen wollen. Man lernet, daß ein Serail bey den Türken, nicht ein Ort, wo man die Weiber einsperret, sondern ein Schloß, zur Wohnung eines Prinzen sey. Jenes aber heiße Harem: dessen Eingang allen Männern untersaget sey, ausgenommen dem Besitzer dieser Kebsweiber. Man lernet viel andre artige Sachen, was die Lebensart und Sitten der Türken und Tartarn betrifft; sonderlich aber, was der König Karl der XII. für eine sonderbare Rolle daselbst gespielet; als er zuerst, neben der Stadt Bender, dicht an der Vorstadt, nah am Dnieperstrome gewohnet; bis sich der Strom einmal so sehr ergossen, daß alle seine Hütten und Zelter, und unterirdische Wohnungen seines Gefolges überschwemmet worden.

Dieser Unfall hat ihn genöthiget, eine Viertelmeile weiter, auf eine Anhöhe zu rücken, und sich daselbst ein ganz neues Lager anzulegen. Dieses bestund aus einem gemauerten Hause für den König, mit vielen großen und kleinen Zimmern. Z. E. eins zum Audienzsaale, eins zur Kirche, eins zur Kanzelley, ein Paar für den König, u. d. m. Ringsum dieß große Haus, als in einem großen Kreise umher, wurden die Hütten aller seiner Räthe, Kriegsbedienten, fremden Minister, und dergleichen gebauet, so daß der ganze Platz wie eine Vestung aussah. Dieß scheint nicht von ungefähr gekommen zu seyn: denn es kam wirklich die Zeit, da es

die

die Stelle einer ſolchen vertreten mußte. Dieß iſt die merkwürdigſte Begebenheit des ganzen Buches, und davon müſſen wir dem Leſer eine kurze Nachricht geben.

Der König hatte lange mit dem Sultan in Tractaten geſtanden, daß ſelbiger ſich ſeiner gegen Rußland annehmen, den Czaar Peter ſchlagen, ihn aber mit Ehren wieder, durch Pohlen, nach ſeinen Staaten begleiten ſollte. Der Krieg war auch wirklich erkläret, und die Ruſſen am Pruth wirklich in ſolche Enge getrieben worden, daß es um ſie geſchehen geweſen wäre: wenn ſich nicht der geizige Großvezier, durch die Kleinodien der nachmaligen Kaiſerinn Katharina, hätte gewinnen laſſen, einen für die Pforte ſchimpflichen Tractat zu ſchlieſſen. Karl meldete ſolches zu Conſtantinopel, und der Großvezier ward abgeſetzet; Azov aber von den Ruſſen nicht geräumet, und viel anders nicht erfüllet; weswegen der Krieg mit ihnen von neuem ausbrechen ſollte. Doch der folgende Großvezier war nicht gut ſchwediſch, und es blieb bey Drohungen. Karl drung auf die Erfüllung des Verſprechens, und wollte mit einem Heere von 100,000 Mann durch Pohlen begleitet ſeyn. Allein, man ward ſeine ungeſtüme Forderungen, und den Aufwand, den ſeine Gegenwart verurſachete, überdrüſſig; und deutete ihm an: er ſollte mit einem kleinern Gefolge zufrieden ſeyn, und den Tag ſeiner Abreiſe feſtſetzen; ſonſt würde die Pforte ihre Hand ganz von ihm abziehen.

Allein, dieser unbewegliche Kopf war nicht zu lenken. Er schlug alles ab, und foderte viele 100 Beutel mit Geld, und 100,000 Mann: und dafern man ihn zwingen wollte, zu reisen, drohete er, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Alle seine Räthe, ja der holsteinische Gesandte, Hr. von Fabricius, der sich zum Mittler brauchen ließ, widerriethen ihm eine so verzweifelte Entschließung. Allein umsonst. Es ward Ernst. Die Türken und Tartern, 10 bis 12,000 an der Zahl, griffen seine sogenannte Festung an; die er noch inwendig mit Wagen, Karren und anderm Gepäcke verstärket hatte. Man griff sie aber an, und brach wirklich ein. Doch, der königl. Minister redete die Janitscharen an, und machte ihnen weis: es sey kein wahrhafter Befehl des Sultans vorhanden, den König zu zwingen. Diese empörten sich also wider ihren Bassen, und wollten nicht fechten. So mußte man denselben Tag abziehen.

In derselben Nacht ließ der Basse etliche Rädelsführer erdrosseln, und in den Dnieper werfen: die andern aber rief er früh zusammen, wies ihnen den kaiserl. Befehl, und erhielt von ihnen bessern Gehorsam. Man griff nochmals an. Der König hatte alle seine Leute, etliche 100 an der Zahl, bewaffnet und vertheilet. Man war schon im Platze, als der König sich mit Mühe und Noth, etliche 40 Mann stark, ins Haus verschloß; und von daraus durch Fenster und Schießlöcher feuerte. Es fielen sehr viele Türken und Tartarn; aber auch viele von den Seinen. Er gab doch nicht nach, ob er

gleich

gleich selbst verwundet war, und erlegte mit eigner Faust viele Janitscharen; die ihn möglichst schonten, weil sie ihn lebendig fangen sollten. Man setzte das hölzerne Dach in Brand, und die Balken fielen ihm schon auf den Kopf; als er sich noch wie ein Verzweifelter, mit seinem kleinen Haufen durchschlagen, und in ein ander Haus retten wollte. Hierüber fiel er über ein Stück Holz, und ward also von den Seinen abgeschnitten und gefangen: worauf er so gelassen ward, als er vorher wütend und trotzig gewesen war.

Wir müssen es bey diesem Vorschmacke bewenden lassen; können aber unsre Leser versichern, daß diese Briefe mit dem Griffel der Wahrheit, ohne alle voltairische poetische Züge geschrieben sind. Sie gehen bis in den October 1714, als Karls Rückkunft aus der Türkey nach Stralsund erfolget ist; und enthalten Dinge, die schwerlich noch einmal in der Welt geschehen werden.

IV.

Zweyte Fortsetz. von des Hn. Raths Freiesleben Zusätzen und Ergänzungen des nöthigen Vorraths zur Geschichte der dramatischen Poesie, Hrn. Prof. Gottscheds.

1634.

„Zwo Comödien, darinnen fürgestellet, I. wie Aquilo, der Regent der mitternächtigen Länder

uiense nennet, aber noch nicht gedruckt iſt, ganz unterſchieden. Dieſes fängt zwar von Cäſars Zeiten an, gehet aber nur bis an 1048. und iſt hernach von verſchiedenen bis auf das Jahr 1066. fortgeſetzet worden. *)

Auſſer dem übergiebt Herr Struß dem Urtheil verſtändiger Kenner auszuleſen, was von dem anſehnlichen Vorrathe Angelſächſiſcher Reſte an Zeitbüchern, Geſetzen, Urkunden, u. ſ. w. die man in dem Catalogo des Herrn *Wanley* in groſſer Menge angezeiget findet, **) annoch dieſem andern Bande ſeines Theſauri beyzufügen ſeyn möchte.

Desgleichen erwartet er von denſelben zu vernehmen: Ob ſie es vor dienlich hielten, daß er den Sachſenſpiegel des *Epko von Repkow* mit anhängete; eben wie Herr Schilter mit dem Schwabenſpiegel in ſeinem Theſauro gethan hat? Auf ſolchen Fall aber iſt er gewillet, nicht die übelgerathene Dollmetſchung Chriſtoph Zobels in meißniſcher Mundart, ſondern den wahren niederſächſiſchen Grundtext aus alten und tüchtigen Abſchriften ſeinen Leſern vorzulegen. ***)

*) Catalogus *Wanleianus* pag. 64. und 219.

**) Man vergleiche damit *Jo. Georg. Eccardi* Hiſtor. ſtudii Etymologici &c. Cap. X.

***) Der letztere Vorſchlag von einer neuen Ausgabe des Sachſenſpiegels, dürfte nunmehro wohl überflüßig ſeyn, nachdem der berühmte Herr Doctor und Profeſſor, Carl Wilhelm Gärtner, zu Leipzig, erſt vor weniger Zeit uns dergleichen geliefert, und durch ſeinen daran gewendeten rühmlichen Fleiß vielen Dank bey den Gelehrten verdienet hat. Wobey uns

der, die edle Princeſſinn Orithyjam heimführet: II. Wie die Harpyjä von zweyen ſeptentrionaliſchen Helden verjagt; vnd König Phineus entlediget wird. Bey dem hochfürſtl. Beylager des durchleuchtigſten hochgeboh. F. und H. Herrn Chriſtian des V. zu Dennemark, N. der W. und G. erwehlten Printzen, vnd der durchleuchtigen hochgeb. F. und F. Frewlein Magdalenen Sibyllen, geb. H. zu Sachſen ꝛc. praſentiret vnd gehalten zu Copenhagen den 7. vnd 12. Octob. 1634. Kopenh. 1635.„ Beyde zuſammen, mit der Zuſchrift und dem vorgeſetzten Inhalt, 17½ Bogen in 4. Der durch verſchiedene gelehrte Schriften bekannte Profeſſor der Mathematik auf der Ritterſchule zu Soroe, Joh. Lauremberg, iſt, wie man aus der Unterſchrift der Dedication erſieht, Verfaſſer davon. Sie ſind in Proſa geſchrieben: doch hin und wieder mit Arien oder Liedern, und mit Tänzen untermiſchet. So kommen auch in beyden luſtige Auftritte von Bauren vor, deren in plattdeutſcher Mundart vorgetragene Spaßreden bisweilen ins Unartige fallen.

1641.

„Germania luxurians, debellatà, lugens. Comœdiola ab Illuſtriſſimis ac Celſiſſimis Principibus & Dominis, Dn. LVDOVICO & Dn. GEORGIO, Fratribus germanis, Haſſiæ Landgrauiis &c. &c. exhibita Idibus Martii & iterata IV. Idus Octobris Anno clɔ Iɔ CXLI. Marp. typis CASPARI CHEMLINI, 1643. 6 Bogen in 12.„ Dieſe lateiniſche Komödie iſt durch die Unruhe des dreyßigjährigen Krie-

Krieges veranlasset, von denen auf dem Titel benienten beyden Landgrafen, dem Erbprinzen **Ludewig**, einem jungen Herrn von eilf, und Prinz **Georgen**, von acht Jahren, ihrem Herrn Vater, dem damals regierenden Landgrafen **Georg dem II.** von Hessendarmstadt in vier Distichis zugeschrieben, und in Gesellschaft ihrer Prinzessinnen Schwestern, **Magdalenen Sibyllen** von zehn, **Sophien Eleonoren** von sieben, **Elisabeth Amalien** von sechs, und **Luisen Christinen** von fünf Jahren, nebst andern jungen gräfl. und adelichen Standespersonen, auch Hofpräceptoren und Informatoren aufgeführet worden. Sie kann aber in gegenwärtigem Verzeichnisse um deswillen eine Stelle behaupten, weil sie mit vielen deutschen Auftritten vermischet ist, bey deren einigen sich auch Franzosen und Spanier in ihrer Sprache hören lassen. Die Absicht des Verfassers ist dahin gegangen, daß er zeigen möchte: wie Deutschland durch seine in dem glücklichen Stande geäußerte Ueppigkeit, Uebermuth und andere Sünden, sich den verderblichen Krieg, als eine gerechte Strafe zugezogen; nunmehr aber durch seinen Schaden zur Erkenntniß gelanget, und Gott um Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens fußfällig angeflehet. Die meisten Personen des Hauptspiels sind allegorisch: **Nemesis**, der Frieden, **Mars**, die Klugheit, die Gerechtigkeit mit andern Tugenden, und **Germanien**. Die Zwischenspiele aber, so sämmtlich deutsch abgefaßt sind, und die größte Hälfte dieses Stücks ausmachen, werden von Soldaten

und Bauren aufgeführet, und der Unfug des Krieges ſehr lebhaft darinnen vorgeſtellet. Der Verfaſſer hat ſich nicht genennet; es iſt mir aber ein anders lateiniſches Schauſpiel unter dem Titel: „*Turbo*, ſive moleſte & fruſtra per cuncta divagans ingenium, in Theatrum productum,„ vorgekommen, welches Helicone juxta Parnaſſum, das iſt, zu Straßburg, woſelbſt bereits 1616 die erſte Auflage erſchienen, 1621 von neuem in Duodez gedruckt worden. Dieſe Arbeit ſcheint mir mit unſerem üppigen, bekriegten und büſſenden Deutſchlande, nicht nur in der Einrichtung und Schreibart, ſondern auch beſonders darinn übereinzukommen, daß in den eingemiſchten Zwiſchenſpielen ebenfalls unterſchiedene Sprachen und Mundarten gebrauchet werden: wie ſich denn ein Sprachmeiſter italiäniſch, ſpaniſch, polniſch, griechiſch, hebräiſch, franzöſiſch und deutſch vernehmen läßt; ein anderer ſich aber der Zigeunerſprache bedienet. Dieſe Aehnlichkeit ſollte mich beynahe auf die Muthmaßung bringen, daß beyde Stücke vieleicht aus einer Feder gefloſſen ſeyn dürften. Nun aber iſt es bekannt, daß der wahre Verfaſſer des letztern, welcher ſich in der Zuſchrift an den Momus, **Andreas de Valentia** nennet, der berühmte wirtembergiſche Gottesgelehrte, **Joh. Valentin Andreä** ſey. Da indeſſen derſelbe 1641 bereits, als Conſiſtorialrath und Hofprediger zu Stuttgard geſtanden, auch in eben dem Jahre Doctor der Gottesgelahrtheit geworden: ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ihm ſeine wichtigern

Ge-

Geschäffte damals zu Ausarbeitung dramatischer Stücke hinlängliche Muße gelassen haben sollten. Ich getraue mir also desto weniger, obiger Muthmaßung, bey Entstehung eines sichern Beweises, einigen Werth beyzulegen; da ich in dem zu Ende der Continuat. Selenial. Augustal. befindlichen Verzeichnisse der Schriften dieses Gelehrten, die Germaniam luxuriantem vergeblich gesuchet, ungeachtet der **Turbo** darinnen nicht vergessen worden.

1649.

„Die vier stärksten Dinge, die von den Leibdienern des persischen Königs **Darius**, im 3. Buch Esdr. im 3. und 4. Cap. gepriesen, und unter denselben der Wahrheit der Vorzug gegeben worden. In einem Auffzuge vorgestellet, auff dem fürstl. sächs. Residentzhause Friedenstein.„ 5 Blätter in 4.

1652.

„Wett-Streit, ein auff dem, wegen der Geburt der durchl. Infantinn in Hispanien **Margaritta Maria** von Oesterreich, zu Wienn gehaltnem Turniern vorgestelltes Schawspiel. Auß dem Italiänischen gedeutschet. Wienn, 9 Bogen in Fol.„ Der Verfasser dieser eben daselbst unter dem Titel: *La Gara*, gedruckten wälschen Oper, heißt **Albrecht Vinnina**; der deutsche Uebersetzer ist mir unbekannt.

1653.

Die a. d. 207 S. kurz angegebene Auffschrift des **getreuen Schäfers** lautet ausführlicher also:

„arkadiſcher Hürtenaufzug, als Hr. Joh. Georg Herzog zu Sachſen Kuhrfürſt, Hr. Joh. Georg Herz. zu Sachſen Kuhrprinz, Hr. Joh. Georg Herz. zu Sachſen, Dero allerſeits Namenstag begiengen im 24. Junii, im Jahr

Gott WoLLe Lange Zeit Der RaVten Kraft KVhrſaChſen ErhaLten, aVCh DIe ZWeIg' an GLVcke Laſſen WaChſen.

Verfertiget von Ihrer kuhrprinzl. Durchl. zu S. Kammerſchreibern, Ernſt Gellern. Dreßd. 5 Bogen in Fol.„ Aus dieſem vollſtändigern Tittel wird ſich das Irrige in jener kurzen Nachricht verbeſſern laſſen. Dieſes Stück überhaupt wird nicht der getreue Schäfer, ſondern der getreue Hürte genennet. Vorne an aber ſteht der in der Aufſchrift beniemte arkadiſche Hürten-Aufzug, welcher die Stelle des Vorredners vertritt, die Veranlaſſung dieſes Luſtſpiels erzählet, und den Ruhm der drey Durchl. Joh. Georgen beſingt. Sodann folget nicht das ganze Schauſpiel ſelbſt, ſondern nur der „Inhalt des Luſtendendestraurſpiels, genannt der getreue Hürte.„ Uebrigens iſt die Muthmaßung des Hrn. Prof. Gottſcheds, daß ſolches eine Ueberſetzung oder Nachahmung des guariniſchen Paſtor Fido ſey, vollkommen gegründet; und der Verfaſſer ſaget gleich in der Vorrede, daß er

Die Hürten, — die der Ferrarer Schwaan
Sehr prächtig hat geführt auf den Toskanſchen Plaan,

auftreten laſſen wollte: wie er denn aus Vorſorge, daß dieſes nicht jedermann deutlich genug ſeyn möch-

möchte, in denen zu Ende angehängten Noten Num. 23 noch zum Ueberfluſſe gemeldet, daß er unter dem ferrarer Schwan den berühmten Guarini verſtehe.

1654.

„Apollo und Dianen Aufzug, bey dem höchſtanſehnlichen königl. Beylager (K. Karl Guſtavs mit Prinzeſſinn Hedwig Eleonoren von Holſtein) zu Stockholm vorgeſtellt. Entworfen von J. B. Heinſio, Gräfl. De la Gard. Secret. Gedruckt bey Ignatio Meurer.„ 4½ Bogen Folio.

1659.

„Φιλοξενια, ſive hoſpitalitas optimi ſanctiſſi„mique Patriarchæ *Abrahami*, tres Angelos hoſpitio excipientis, deß frommen und gottesfürchtigen Patriarchen Abrahams Liebe und Freundlichkeit gegen den Gäſten, cum Illuſtriſſimi et Celſiſſimi Principis ac Domini, D. *Friedericus Wilhelmus* ac lectiſſima ejus Conjux, Domina, D. *Magd. Sybilla*, Saxoniae, I. C. ac M. Duces etc. alterum Reverend.^m et Illuſtriſſ.^m P. ac D. D. *Philippum Valentinum*, Imperialis Eccleſ. Bamberg. Epiſcopum etc. per autumni tempora aï. 1659. inviſerent, a Iuventute Academica Collegii ſociet. Ieſu in ſcenam data. Bamb.„ ½ Bogen 4. Dieſes iſt nur eine gedruckte kurze Anzeige, von dem Inhalte des in drey Aufzügen, oder ſogenannten Theilen, beſtehenden Luſtſpiels, mit angehängten Syllabo Actorum. Das Schauſpiel ſelbſt beträgt in der mir vor-

vorgekommenen Handſchrift, drey Bogen in 4. wozu noch ein Bogen muſikaliſche Noten gehöret. **Abraham**, die Engel, **Iſmael** ꝛc. reden lateiniſch, bald in jambiſchen, bald in gereimten Verſen: die mit eingeführten Schäfer, Gärtner und Köche hingegen, als ungelehrte Layen, bedienen ſich der deutſchen, jedoch gebundenen Sprache.

1660.

„Schaw-Platz der verſpotten Zauber-Kunſt, eine ſingkunſtliche Einführung; welche auß Befehl Ihr Ertzfürſtl. Durchl. **Leopold Wilhelms**, Ertzherzogen zu Oeſterreich, an der Röm. Kayſ. Mayeſt. **Leopoldi** allerglückſeeligſten Geburts-Tag, vor dem Ballet Ihrer Ertzfürſtl. Durchl. **Carl Joſephs** gehalten vnd vorgeſtellet wird. **Geſetzt von Aurelio Amalteo.** Wien, 1 Bogen, 4.„ Iſt nur ein kurzer proſaiſcher Auszug.

„Schauplatz der unbeſtändigen Glükkſeeligkeit, welcher Herrn **Wilhelmen** Hertzog zu Sachſen ꝛc. an Dero höchſterfreul. Namens-Tage zu Ehren aufgerichtet und am 11. Heumonats Tage, in Muſical. Einführung gezeiget worden. Weimar, 2 Bogen Fol.„

1661.

„Ein Luſt-Spiel von vnnöthiger Sorge.„ Dieſes iſt nur eine auf 1 Bogen in 4. ohne Benennung des Ortes gedruckte kurze Anzeige des Inhalts vnd der Perſonen, welche in dem auf den Tittel angegebenen, und in fünf Aufzügen beſtandenen

Luſt-

Luſtſpiele aufgetreten. Aus der letzten Strophe des zu Ende beygefügten Kummerliedes ergiebt es ſich, daß ſolches irgend an einem ſächſ. Hofe aufgeführet worden.

„Ein Trauerſpiel von der wahren Freundſchaft und dero Hinderniſſen.„ Die Aehnlichkeit des Druckes macht mir glaublich, daß dieſe auch in fünf Aufzüge vertheilte Tragödie, wovon der vornehmſte Inbegriff auf einem, ohne Anzeige des Ortes gedruckten Bogen, in 4. in kurzen Verſen erzählt wird, für eben den Hof gefertiget worden, welcher das vorhergehende Luſtſpiel aufführen laſſen.

„Verſtöhrte Luſt, vorgeſtellt in einem kurzen Ballet, auff den höchſtfeyrlichen Geburths-Tag Herrn Carl Ludwigen Pfaltz-Grafen bey Rhein, deß Heyl. R. R. Ertzſchatzmeiſters vnd Churfürſten, von etzlichen bey hieſiger Univerſitet ſich auffhaltenden, als Ihrer Churfl. Durchl. vnterthänigſten Dienern. Auß Erfindung Lovis de la Marche. Heydelb. 1 Bogen, 4.„

„Iphigenia, ein königliches Fräulein, Agamemnonis, der Mycenen und Argiuer Königs Tochter, wie ſie Clytemneſtræ ihrer Mutter entführet, der Diana zum Opffer dargeſtellet, jedoch aus mitleiden wieder außgewechſelt, und endlich dem Pyladi vermählet wird. In einem Singe-Spiel vorgeſtellet, zu Ehren H. Auguſti poſtulirten Adminiſtratoris des P. und Ertzſtiffts Magdeburg, als S. Hochfürſtl. Durchl. ſo wol an ſtat Röm. Keyſ. Majeſt. als vor ſich ſelbſt der fürſtl. Einſegnung

nung eines jungen braunſchwl. Printzen, Herrleins **Leopoldi Auguſti**, in der fürſtl. Reſidenz Feſtung Wolfenbüttel beygewohnet. Wolfenbüttel 9 Bogen, 4.„

1662.

„Il *Paride*, Opera Muſicale etc. **Paris** ein Gedicht zur Muſica, zugeſchrieben beyden Durchl. Hoheiten, Herrn **Chriſtian Ernſten**, Markgrafen zu Brandenb. und Fräulein **Erdmuth Sophien** Prinzeſſin zu Sachſen, bey angeſtelletem Ihrem Beylager, von **Joh. Andrea Bontempo**, von Perugia. Dreſd. 2 Alph. 3 Bogen, Fol.„ Der Verfaſſer dieſer ungebundenen deutſchen Ueberſetzung hat ſich nicht genennet.

Bey dem a. d. 214 S. angegebenen, und zu Ehren nurgedachten hochfürſtl. Beylagers gefertigten Singſpiele, **Sophia**, iſt noch zu erinnern, daß es von **Siegmund von Birken** verfaſſet worden, wie ſolches aus ſeiner an die fürſtl. Braut gerichteten poetiſchen Zuſchrift erhellet.

„Maſquerade der vier Jahrszeiten, bey Herrn **Auguſti**, poſtulirten Adminiſtrators des Primat- und Ertzſtiffts Magdeburg, Herꝛn. zu Sachſen Geburtstage fürgeſtellet. Halle, 1½ Bogen, 4.„

Von dem a. d. 213. S. angeführten **Engel- und Drachenſtreite** iſt auch ein **Entwurf** zu Altenburg, auf 1 Bogen in Fol. gedruckt, und dieſes Stück in Beyſeyn der ſämmtlichen Durchl. Herrſchaft beyderley Geſchlechts, bey feyerlicher Begehung der Schuleinweihung den 30. Sept. von dem Rector, **Chr. Funken**, vorgeſtellet, derſelbe aber zu dieſer

Wahl

Wahl durch das den Tag vorher eingefallene Michaelsfest veranlasset worden. Indessen hat derselbe weder in diesem **Entwurfe**, noch in der besonders gefertigten lateinischen **Einladungsschrift** mit einem Worte gedacht, daß er **Joh. Klais** a. d. 198. S. angeführte ähnliche Arbeit zum Grunde geleget oder vermehret habe. Vielmehr schreibt er in dem lateinischen Programma ausdrücklich: Ductum Spiritus S. secutus, Drama poëticum apocalypticum paravi.

„Der gefallene und büßende David, auf dem fürstl. altenburg. Theatro vorgestellet.„ Von diesem in fünf Handlungen getheilten, und auf fürstl. Befehl zu Altenburg aufgeführten Schauspiele, ist mir nur der auf 1 Bogen in Fol. gedruckte Inhalt zu Gesichte gekommen. Diese an die Durchl. Herrschaft gerichtete Anzeige ist unterzeichnet: „dieses Schauspiels Verfertiger und andere Interessirten.„ Vielleicht werde ich mich nicht irren, wenn ich solches nur gedachtem Rector **Funken** und eben dem Jahre zuschreibe, da der **Engel- und Drachenstreit** auf die altenburgische Schaubühne gebracht worden.

„**Georg Neumarks** politisches Gesprächspiel, oder theatralische Vorstellung eines weisen und zugleich tapfern Regenten, in der Person des durchl. hochgeb. F. und H. Herrn **Wilhelm des Vierden**, Hertzogs zu Sachsen ꝛc. Weymar, 8½ Bogen, 4.„ Dieses in ungebundener Schreibart verfaßte Stück ist in keine Aufzüge eingetheilet, sondern geht in einem

Endlich ſolle in dem dritten und letzten Bande, dieſes Theſauri ein Gloſſarium *Gothico-Anglo-& Brunſuico-Saxonicum* erſcheinen; da denn der Verfaſſer unter dem Braunſchweigſächſiſchen Namen, auch die übrigen Niederſächſiſchen Länder und Provinzen verſtanden haben will, welche mit den Braunſchweigern bey nahe einerley Mundart haben. Er giebt uns von dieſem Wörterbuche folgenden Begriff. Vors erſte ſollen alle Wörter daraus wegbleiben, welche bereits in dem Schilteriſchen Sprachſchatze hinlänglich erkläret ſind. Zum andern wird er *Hickeſii* Grammaticam Gothicam & Anglo-Saxonicam, wo nicht ganz, (indem dieſes zu weitläuftig ſeyn dürfte,) doch in einem kurzen Auszuge darſtellen; und denn drittens verſchiedene wichtige Anmerkungen beybringen, welche die niederſächſiſche Mundart genau erläutern. Durch dieſe letztere Bemühung hoffet der Herr Verfaſſer ſonderlich, den ſämtlichen übrigen Sprachliebenden Deutſchen, auſſer Niederſachſen, welche derſelben nicht kundig genug ſind, ſie aber doch zu verſtehen allerdings nöthig haben, einen nicht geringen Gefallen zu erweiſen; welche auch vorlängſt ein dergleichen Sprachbuch zu beſitzen gewünſchet haben, und bis dieſe Stunde noch wünſchen. Zu Verfertigung des erſtgedachten Gloſſarii überhaupt aber, gedenket Herr Stuß ſich folgender Beyhülfen mit Nutzen zu bedienen. Als nemlich:

Des

demnach Wunder nimmt, daß dieſes dem Herrn Stußen nicht bekannt geweſen, oder wenigſtens, da er ſein Programma geſchrieben, nicht beygefallen ſey. S. das VI. Stück dieſer Beyträge, p. 257.

nem fort; nur daß ſich das Theater zweymal verändert. Die Perſonen ſind **Mars**, **Apollo**, **Pallas**, die **Muſen** und **Fama**, welche mit einem in Noten geſetzten Liede den Beſchluß machet. Die auf dem Schauplatze vorgeſtellte Ehrenpforte iſt, nebſt **Neumarks**, zu des Herzogs Ruhme in Proſa und Verſen gefertigten lateiniſchen und deutſchen Aufſchriften, in einem zu Anfange dieſes Geſprächſpiels erſcheinenden ſaubern Kupferſtiche abgebildet zu ſehen.

1 6 6 3.

„Der vhralten fürſtl. ſächſ. Reſidentzſtadt Altenburg Ehren-Port, bey der vierdten Gregorius-Feyer, durch Außführung des zwey-geſpitzeten Parnaſſens auffgerichtet, von **Chriſt. Funken.**„ 2 Bogen, Fol.

„Entwurff des fürſtl. Trauer-Spiels, welches über den allzufrühen, doch höchſtſeel. Abſchied Herrn **Chriſtianens** H. zu S. (Herzog **Friedrich Wilhelm** des II. Erbprinzens) in der fürſtl. ſächſ. Landſchule zu Altenburg vorzuſtellen gewillet **Chr. Funk**, Rector.„ 2 Bogen, Fol.

„Der Hoffmann **Daniel**, wie er bey dem Könige **Dario** gedienet: In einem Singeſpiel vorgeſtellet, als Herr **Auguſtus**, Hertzog zu Braunſchweig und Lüneburg, Dero 84. Jahr abgeleget.„ Wolfenb. 10 Bogen, 4.„ So heißt der Titel dieſer Oper, welche a. d. 216 S. aus Verſehen unter den Komödien ſteht.

„Klage-Lieder des Rheyens der Jungfrauen im Trauerſpiele vom Jephtha.„ 1 Bogen, 4.

Der

Der Ort des Druckes iſt nicht benennt, und alſo unbekannt, wo dieſes Trauerſpiel vorgeſtellet worden.

1664.

„Die ſingenden Auftritte und Chöre in der Abigail. Hall in Sachſen, 2½ Bogen, 4.„

1665.

„Circe, geſungener vorgeſtellt zur Begängnuß des Geburths-Tags der R. K. M. Leopoldi deß Erſten verfaſt, vnd der K. M. Eleonora, verwittibten R. Kayſerin, zugeaignet von Chriſtophen Ivanovich. Wien, 3 Bogen, 4.„

„Argumentum. Oder: Summariſcher Innhalt, der zweyen new-begriffenen Schau-Spielen. Deren das I. das ſtandhaffte Gemüth in Frewd und Leid, zuſampt dem Unbeſtand zeitlicher Dingen. Das II. die bekandte Denck-Wort: Ein guten Rath veracht, hat öffters Rew gebracht. vorbilden thut. Alles auff eine waare, aber mit beygefügten frembden Namen, und Erfindungen, angekleidete Geſchicht, von der Welt-berühmten Princeſſin Philoſerta, einer gebornen Hertzogin auß Braband ꝛc. In hoch-teutſcher Sprach, und nach jetzt üblicher Arth, der ungebundener Rede, eingerichtet, und zur Frölich- und Ergötzlichkeit alſo lebhafft vorgeſtellet, auff dem anſehenlichen fürſtl. Schau-Platz in allhieſiger Reſidentz-Stadt, Stuttgarten. Als deß D. F. und H. Herrn Eberhardi Hertzogs zu Wurtemb. und Teck ꝛc. geliebter Fräulein Tochter, der auch D. H. F.

und F. Fräulein **Chriſtinä Friderică** H. z. W. und T. ꝛc. mit dem auch Hochgebornen G. und H. Herrn **Albrecht Ernſten** Grafen zu Oetingen ꝛc. den 28. Monats-Tag Maji deß lauffenden 1665. Jahrs, Dero fürſtl. Beylagers-Feſt erfrölich begangen. Stuttgart, 1½ Bogen, 4.„ Nebſt den beyden Schauſpielen ſelbſt, 1 Alph. 2 Bogen, auch in 4. Der Verfaſſer dieſer wider alle Regeln, nicht nur der dramatiſchen Dichtkunſt, ſondern der deutſchen Sprache ſelbſt, anſtoßenden zwey Stücke hat ſich auf denen ſolchen vorgeſetzten beſondern Titeln mit den Buchſtaben **A. U. S.** bezeichnet. Wenn ich wüßte, was dieſelben bedeuten ſollen, ſo würde ich mir um ſo weniger ein Gewiſſen machen, dieſen Meiſter der **hoch-teutſcher Sprach, und nach jetzt üblicher Arth, der ungebundener Rede**, meinen Leſern zu entdecken; je weniger mich der angeführte prächtige Tittel urtheilen läßt, daß er ſich, aus Begierde gänzlich verborgen zu bleiben, hinter den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens verſteckt habe.

„Die beſchuldigte Unſchuld, oder **Filopiſte** aus Theſſalien, Singe-Spiel, auf Fr. Anne **Marien** Hertzoginn zu Sachſen, geb. Hertzoginn zu Meklenburg, Geburtstag vorgeſtellet. Halle, 6 Bogen 4.„ Hievon kommt a. d. 235. S. unter dem Jahre 1674 eine neue Ausgabe in Fol. vor.

„Der gedruckten Gottesfurcht endlicher Obſieg, in einem Auffzug bey erſchienenem Geburts-Tag des D. F. und H. Herrn **Ernſten**, Hertzogen zu Sachſen fürgeſtellet in dem fürſtlichen Hauſe Frie-

den-

denſtein.„ 1½ Bogen in Fol. Die Perſonen dieſes in Verſen verfaßten Auſzugs ſind: Gottesfurcht, Vertrauen auf Gott, Geduld, göttliche Hülfe, Seegen, zween Engel, Atheismus, thörichtes Vertrauen auf ſich, Ungeduld, Verzweifelung, Fluch.

„Ein Luſtſpiel, de ratione ſtatus falſa:„ vermuthlich in eben dieſem Jahre zu Friedenſtein aufgeführet. Es iſt aber nur der kurze Entwurf davon auf einen Bogen in Fol. gedruckt worden: aus welchem man erſieht, daß daſſelbe einen Prologum, V. Actus und einen Epilogum gehabt. Hiezu kommt noch ein ſo genanntes **Beſchlußlied**, oder ein poetiſcher Wunſch für Herzog **Ernſts** und ſeines hochfürſtl. Hauſes Wohlergehn. Die Gottesfurcht und Weisheit dieſes preiswürdigſten Fürſten hat ſich auch bey denen an ſeinem Hofe angeſtellten Luſtbarkeiten niemals verläugnet.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

V.

Anmerkungen über diejenige Stelle im Livius, die den Urſprung der Schauſpiele in Rom angiebt. Aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. Tom. XXIII. pag. 149 par. Ausg. überſetzt.

Im zweyten Capitel des ſiebenten Buches erzählet **Livius**, die Stiftung der ſcenſchen

Spiele in Rom. Allein, seine Erzählung enthält Schwierigkeiten, die die Kunstrichter untereinander uneins gemachet haben. Herr Tercier hat sich vorgesetzt, dieselben durch neue Betrachtungen aus einander zu setzen.

Die Römer hatten bis auf die Zeit, von welcher Livius hier redet, noch keine andern Belustigungen, als die Spiele in der Laufbahne, (Circus). Da sie nun von der Pest verheeret wurden, so nahmen sie ihre Zuflucht zu allen Ceremonien, die der heydnische Aberglaube nur ersonnen hatte. Sie hörten, daß ihre Nachbaren, die Toscaner, den Göttern eine Art vom Gottesdienste erwiesen, der in Rom noch unbekannt war. Dieses war ein Tanz. Sie ließen also aus Hetrurien etliche Tänzer kommen, und erbaueten denselben eine Schaubühne. Was waren es aber für Tänze, die die Hetrurier machten? dieses scheint in folgenden Worten des Verfassers ganz deutlich erkläret zu seyn: Sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu: ohne alle Verse, und ohne alle nachahmende Vorstellungen derselben.

Der Herr Abt du Bos, vermeynet, da er seine neue Meynung über die getheilte Declamation unterstützen will, der Sinn dieser Worte sey der: daß diese Toscaner Verse hergesaget hätten, die noch gar keine zusammengesetzte Declamation gehabt hätten, der sie ihre Gebärden hätten unterwerfen müssen; und er will, daß carmen hier so viel bedeute, als was die Griechen eine tragische

Melo-

Melodie genennet haben. Allein, wie will man dieſe Erklärung mit allen Stellen der Alten vertheidigen; die in ſo groſſer Anzahl ſind, daß es nicht nöthig iſt, eine einzige namhaft zu machen; und die offenbar zeigen, daß carmen ein Gedicht oder den Stoff eines Heldengedichtes, oder magiſche Bezauberungen, oder Formeln bedeute, die in ausdrücklichen und geheiligten Worten beſtanden haben?

Folglich laſſen ſich dieſe Worte des **Livius**, ſine carmine ullo, ſine imitandorum carminum actu, ganz natürlich ſo geben: **ohne alles Gedicht, noch ohne einige Gebärden, die einer fortgeſetzten Handlung nachahmen ſollten;** *) und dieſen Sinn giebt ihnen auch Herr **Duclos** in ſeiner Nachricht von den ſceniſchen Spielen der Römer. Dieſe Spieler, ſagt **Livius**, tanzeten, ohne irgend einen Vers herzuſagen, und ohne die mindeſte Nachahmung durch Reden, nach dem Tone einer Flöte. Wenn **Livius** zu den Worten imitandorum carminum das Wort actu hinzuſetzt, ſo verſteht er gewiſſ darunter eine Nachahmung durch Gebärden, und nicht durch Reden. Kurz dieſe ganze Stelle kann gar nicht durch ein Schauſpiel erkläret werden, in welchem man auswendig Verſe hergeſaget hat, oder eine an einander hängende Rede gehalten. **Livius** ſaget gleich im Anfange, daß die Römer bis zu derſelben Zeit, als ein kriegriſches Volk, keine andere öffentliche Zeitkürzung gehabt, als die Spiele des Circus. Hernach

*) Mem. Acad. T. XVII. pag. 207.

nach sieht man aus seiner Erzählung, daß, als die römische Jugend, an dem durch die toscanischen Gaukler eingeführten Schauspiele, einen Gefallen gefunden, sie auch in ihre scherzhafte Sachen aus dem Stegreife geflochten; und daß endlich Livius Andronicus diesen Scherz gewissen Regeln unterworfen, und ganze aneinanderhängende Stücke gemachet habe. Die toscanischen Tänzer von welchen hier die Rede ist, haben also entweder Entréen, oder zween und zween, oder branles, oder landtänze getanzet, die den Tänzen der Deutschen, Engländer oder Pohlen gleichen, welche man masurische nennet. Der Inhalt dieser Tänze ist nicht zusammenhängend, und diejenigen so sie verrichten, haben sich gar nicht vorgesetzet, etwas nachzuahmen. Eben so geht es mit denen Tänzen, die man in der Oper die Ergetzungen nennet, und die mit dem Inhalte des Gedichtes gar keinen Zusammenhang haben.

Doch wir wollen der Erzählung des Livius weiter folgen. Als die Pest aufgehöret hatte, und die Stadt wiederum der Ruhe und Stille genoß, ahmete die römische Jugend dasjenige nach, was sie von diesen toscanischen Tänzern gesehen hatte. Da dieß aber nur zur Lust und nicht aus Religionspflicht geschah, so gab sie sich dabey mehr Freyheit. Sie fügete zu den Tänzen allerley Spaß und Scherz hinzu, welches die Tänzer noch mehr ermunterte; und in diese Leibesübung eine Mannigfaltigkeit einmischte, die dieselbe noch angenehmer machte. Das Vergnügen welches die rechtschaf-

ſchaffenen Leute in Rom an dieſer Neuigkeit fanden, verband einige Römer, ein Handwerk daraus zu machen, und ſich darauf zu legen. Künſte, die zum Vergnügen erfunden werden, gereichen zu einer Vollkommenheit. Dieſe neue Geſellſchaft von Tänzern unterdrückte gar bald, jene plumpen Verſe, die den feſcenniniſchen glichen; da ſie mit dem Tanze der jungen Römer vermiſcht waren, die zuerſt die Hetrurier nachgeahmet hatten. Sie ſetzten an die Stelle dieſer Verſe einen zuſammenhangenden Inhalt; deſſen Declamation durch den Ton einer Flöte unterſtützt wurde: nach welcher ſie alle ihre Bewegungen richteten. Dieß verſteht **Livius** durch die Worte impletas modis ſaturas. Das Wort ſatyre drücket das ſatura vollkommen wohl aus; ein Namen, den die Lateiner dieſer Art von Vergnügungen gaben. Was Hr. Dacier in ſeinen Gedanken über die Satyre ſaget, dem iſt nichts beyzufügen. **Creſcimbeni** machet einen Begriff davon, wenn er von den italiäniſchen farçen des XV. und XVI. Jahrhunderts redet: Nella quali, ſaget er, quanto al materiale, non v'era diſtinzione di favola, percioche ora erano tutte tragiche, ora tutte comiche, ora d'ambedue i caratteri meſcolati inſieme, e vi ſi accozzavano Deitadi, e Principi, e privati, e villani, e buffoni, e ogni altra razza di gente, e gentaglia, ſenza riguardo alguno. *Hiſt. della volgar Poeſia.* Vol. I. p. 262.

Livius Andronicus, ſah als ein witziger Mann wohl ein, daß aus dieſem unförmlichen

Schauſpiele noch etwas zu machen wäre. Die Gebräuche der Alten finden ſich groſsentheils in den unſrigen. Man weis, daſs faſt alle italiäniſche Stücke, Poſſenſpiele ſind. Die Schauſpieler haben hinter den Scenen ein Papier, Scenario genannt, welches nur ein Wort von demjenigen enthält, was ſie thun oder ſagen ſollen; nun kömmt es auf ihren Witz an, wie ſie dieſes Wort ausüben wollen. Livius Andronicus unterdrückte alſo dasjenige, was man den Canevas nennet, und übergab ſeinen Schauſpielern ein geſchriebenes Stück, welches ſie lernen und auswendig herſagen mußten. Man ſieht aus denen wenigen Verſen, die wir noch von ſeinen Trauerſpielen übrig haben, daſs er den Inhalt dazu, aus der griechiſchen Geſchichte genommen. Argumento fabulam ſerere, heiſst ein regelmäſsiges Stück machen, welches einen aneinander hangenden Inhalt hatte. Argumentum, iſt der Inhalt, oder der Stoff des Stückes; fabula iſt der ganze Aufſatz des Gedichtes, die Verwirrung der Sitten und Empfindungen.

Livius ſaget: Livius Andronicus habe ſeine Stücke ſelbſt geſpielet, welches damals alle dram. Schriftſteller gethan. Dieſen Gebrauch findet man auf faſt allen Schaubühnen, zur Zeit ihrer Stiftung. Unſere alten Trubadours ſtellten ſich auch in denen Stücken, die ſie verfaſſet hatten, öffentlich dar.

Andronicus hatte in eines von ſeinen Trauerſpielen, eine rührende Erzählung oder einen Monologue geſetzet. Das Volk foderte zu verſchiedenen

nen malen deſſen Wiederholung. Livius ward endlich über allem Wiederholen heiſer: er bath alſo um Erlaubniß, daß ein Sclave für ihn herſagen möchte, und er machte die Gebärden dazu. Die Frage iſt, wohin er dieſen Sclaven geſtellet habe? Livius ſaget, ante tibicinem, vor dem Flötenſpieler, vor der Muſik. Hr. Boindin hat uns in ſeiner Abhandlung von den Schaubühnen der Römer, genau den Ort der Muſik beſtimmet: ſie war bey den Griechen und Römern unten am Fuße des Theaters, ὑποσκήνιον genannt, faſt wie unſere heute zu Tage ſteht. Livius ſtellte alſo einen Sclaven da hinein, der dieſen Monologe auswendig gelernet hatte, und denſelben herſagte; wobey die Flöte ihn begleitete, indeſſen daß Andronicus auf ihn aufmerkſam war, und auf der Schaubühne die Gebärden dazu machte. Der Zuſchauer ließ ſich willig hintergehen. Wir haben verſchiedne theatraliſche, Stücke, darinnen gewiſſe Stellen der Muſik, dergleichen die Echo, das Gezwitſcher der Vögel u. a. m. die auf der Bühne ausgedrücket werden ſollten, durch die Muſikanten im Orcheſter ausgedrücket werden müſſen. Wenn man nun etwas weit von der Schaubühne entfernet iſt; ſo glaubet man das, was man höret, komme daher. Man ſaget, daß als bey der Salbung des Königes, faſt alle Schauſpieler der Opera bey denen Feſten gebrauchet worden, die zu Villers-Cotterets und zu Chantilly gegeben werden ſollten, die Chöre die auf dem Theater zu Paris

Des *Guilielmi Somneri* Dictionarii Saxonico-Latino-Anglici cum *Aelfredi* Abbatis Grammatica Latino-Saxonica, gedruckt zu Orford 1659. imgleichen des Gloſſarii Archaiologici *Henrici Spelmanni*, gedruckt zu London 1687. ſ. Zu gleichem Zwecke könnten ihm auch vieles dienen des *Franciſci Junii* Etymologicon Anglicanum, und eben deſſelben Gloſſarium V. Linguarum Septentrionalium, wie nicht weniger des *Guilielmi Somneri* Codex Etymologicus MStus. Des erſtern Arbeit hat *Wanley*, *) des letztern aber *Hickeſius* **) ungemein herausgeſtrichen; beyde aber liegen zur Zeit noch in den Engliſchen Bibliothecken verborgen. Eben dieſes gilt auch von dem Gloſſario Anglo-Saxonico-Latino, *Friderici Lindenbrogii*, welches der Bücherſaal der Johannis-Schule zu Hamburg verwahrlich aufbehält. ***) Weil übrigens der heu-

*) *Wanleius*, Catalog. cit. p. 102. S. auch das III. Stück dieſer Beyträge, p. 434. und Friedrich Caſpar Hagens Memorias Philoſophorum, Decade I. p. 56. ſeq. ingleichen Tenzels monatl. Unterredungen an. 1695. M. Aug. Sept. & Oct.

**) *Hickeſius* in der Diſſ. Epiſtolari, die dem I. Tomo ſeines Theſauri angehänget iſt, p. 148.

***) *Grotius* hat irgendwo in ſeinen Briefen im Jahr 1633. den Gelehrten groſſe Hoffnung zu dieſem Werke gemachet, und die Geſchicklichkeit des *Lindenbrogii* zu dergleichen Arbeit ſehr geprieſen; mit welchem Urtheil auch Morhof in dem Unterricht von der deutſchen Sprache, p. 503. übereinſtimmet. In dem Leben der *Lindenbrogiorum* eines Ungenannten, welches zu Hamburg 1723. 8. gedruckt iſt, wird p. 54. gemeldet, es wären zwey alte *Gloſſaria* von ihm auf der

erſchienen ſind, nur untergeſchobene Schauſpieler geweſen, die figurirt haben, ohne zu ſingen; indeſſen daß gewiſſe Muſikanten die öffentlich nicht erſcheinen konnten oder wollten, in den Scenen geſungen haben. Die Flöte hat allem Anſehen nach, nicht beſtändig begleitet; ſie hat nur von Zeit zu Zeit den Ton angegeben, um die Stimme zu unterſtützen, welche ohne dieſe Beyhülfe nothwendig geſunken wäre, und um ſie an ſolchen Stellen zu erheben, die der Rolle gemäß, ſtärker ausgeſprochen werden mußten.*) Sie that eben die Wirkung, als der Sclave, dem Cajus Gracchus befohlen hatte, ſich hinter ihm zu halten wenn er redete, und der ihm mit einem Pfeifchen den Ton angab.

Dieſes Mittel, die Monologen durch einen Sclaven herſagen zu laſſen, gab den römiſchen Schauſpielern, welche wegen der Größe des Theaters ihre Stimmen ſehr angreifen mußten, Zeit zum ausruhen. Wenn denn nun nach dieſem Monologe ein andrer Schauſpieler auf den Platz kam, konnten ſie ihm antworten, und Geſpräche führen, ohne den Othem zu verlieren. Dieß iſt der Sinn derer Worte: diverbia voce eorum relicta.

Das iſt wie es ſcheint, was man einfältiges und wahrſcheinliches über die berühmte Frage von der getheilten Declamation: welche ganz gewiß auf die Art, wie der Hr. Abt du Bos es will nicht ſtatt hat. Wenn man, wie er gethan, vorausſetzt; daß von zween Schauſpielern, der eine die Worte hergeſagt, und der andre die Gebärden gemacht

*) Quintil. L. III.

macht habe: ſo verſteht ſich von ſelbſten, daß er daher geſchloſſen, dieſe Declamation müſſe notirt geweſen ſeyn, weil es ſonſt nicht möglich geweſen ſeyn würde, daß dieſe beyden Spieler allezeit unter einander und mit der Inſtrumentalbegleitung einſtimmig geblieben wären. Hat noch etwas das Anſehen, ſeiner Meynung zu willfahren, ſo iſt es dieſes: daß die Lateiner, wenn ſie von der Declamation des Theaters geredet, die Worte canere und canticum gebrauchet haben. Man ſchließt daraus, daß canere geſungen geheißen habe; in dem genaueſten Verſtande, den wir dieſem Worte geben. Allein dieſer Einwurf iſt leicht zu widerlegen. Alle Sprachen von der Welt haben den Fehler, daß ſie verſchiedene Wörter haben, die mehr als einerley Sache bedeuten. Das Wort canere iſt von eben dieſer Art; es heißt ſowohl ſingen, als auswendig herſagen oder declamiren. Canere ſtellet im Virgil nichts anders vor, als das ἀείδειν in dem erſten Verſe der Ilias; wo weder vom Geſange, noch von Melodie die Rede iſt. Eben ſo geht es mit den orientaliſchen Sprachen. Neſchéde ſagt man im Arabiſchen, ſowohl von einem der da ſingt, als der redet, oder declamiret.

Eine Stelle im Quintilian ſcheint ausdrücklich zu beweiſen, daß der theatraliſche Vortrag der Römer nicht geſungen geweſen. Dieſer Autor handelt von den erſten Lehrſtunden, die man über die Ausſprache und Gebärden jungen Leuten geben ſoll, die dereinſt öffentlich reden wollen. Hier ſind ſeine

Wor-

Worte: Debet etiam docere comœdus quomodo narrandum, qua ſit auctoritate ſuadendum, qua concitatione conſurgat ira, qui flexus deceat miſerationem: quod ita optime faciet, ſi certos ex comœdiis elegerit locos, & ad hoc maxime idoneos, id eſt actionibus ſimiles. Idem autem non ad pronunciandum modo utiliſſimi, verum ad augendum quoque eloquentiam maxime accommodati erunt. *Lib. I. Cap. II.* Hätten die römiſchen Schauſpieler ihre Rollen geſungen, wenn auch gleich ihr Geſang nur eine einfältige Tonart gehabt hätte, wie die Recitative der italieniſchen Opern ſind: was hätten die jungen Redner aus ihren Lehrſtunden für Nutzen haben können?

Wenn die vom **Livius Andronicus** verbeſſerten Theaterſtücke, an Seiten der Freyheit, die die Verfaſſer ſich erlaubeten, etwas verloren: ſo gewannen ſie wiederum von Seiten der Regelmäßigkeit. Alſo wurde dieſes Schauſpiel gewiſſen Regeln unterworfen: ludus in artem veterat. Dieß iſt auf dieſer Stelle der Sinn des Werkes ars: es heißt gar nicht eine Handthierung, eine Profeßion. Dieſe den Regeln unterworfenen Stück aber, wurden gar zu ernſthaft. Die römiſche Jugend glaubete, es müſſe ihnen etwas folgen, welches die traurigen Gedanken wieder vertilgete, die das Schauſpiel vom Theater mitgenommen hatte. Kurz, nach dieſen Trauerſpielen, ſpielete man dasjenige, was wir kleine Stücke nennen, die man Exodia nannte, weil ſie das Spiel beſchloſſen. So ſaget Juvenals Scholiaſt ausdrücklich: Exodiarius in fine ludorum in-

intrabat, ut quidquid lacrymarum ac triſtitiæ coëgiſſent ex tragicis affectibus, hujus ſpectaculi riſus detergeret. Der Inhalt dieſer kleinen Stücke war aus den atellaniſchen Fabeln genommen. Weil dieſelben nur von jungen Leuten aus guten Familien vorgeſtellet wurden, die die Gaukler nicht annehmen wollten, mit ihnen zu ſpielen: ſo ſetzete man ſie gar nicht in den Rang der Klopffechter, die dieſes Handwerk nur trieben, um zu leben. Man ſchickte ſie nicht aus ihrer Zunft in eine niedere; man nahm ſie in den Kriegesheeren an; man entſetzete ſie von keinem derer Vorrechte deren ſie genoſſen.

Wollte man dasjenige, was von den Schriftſtellern, die über die Gaben der Pantomimen geſchrieben haben, auf den erſten unförmlichen Anfang des römiſchen Theaters ziehen, ſo hieße das die Zeiten verwirren. Alles, was uns die Geſchichtſchreiber davon ſagen, das muß auf die Zeiten der Kaiſer gerechnet werden. Die Ballette der italieniſchen Komödie geben uns einen Begriff davon. Hier ahmen verſchiedene Schauſpieler, durch geordnete Gebärden, die ſich einander folgen und zuſammen ſchicken, eine völlige Action nach, die der Zuſchauer bloß durch die Augen begreift. Unter dem Kaiſer **Auguſtus** waren **Pylades** und **Bathyllus** in dieſer Kunſt vortrefflich; und ihr glücklicher Erfolg verſchaffete ihnen viele Nachfolger. Dieſes iſt die Zeit, von welcher alle vom Hrn. **du Bos** angeführten Stellen handeln: und wenn man ſie unterſuchet, ſo findet man nichts, welches

ches die getheilte Declamation festsetzete. Die tiefe Kenntniß des Alterthums, die Lucian in seinem Tractate vom Tanzen, von den Tänzern fodert, geht nur die Pantomimen an. Es ist gewiß, daß die Musik ein Theil davon gewesen; es sey nun, weil ein Schauspiel, wo die Augen allein beschäfftigt sind, bald kalt und überläftig wird; oder, weil sie gedienet, die Bewegungen der Tänzer zu ordnen: wie wir es in unsern und in denen Pantomimen sehen, die man zuweilen mit so großen Kosten auf dem Theater zu London vorstellet.

Die Art, wie man diese berühmte Stelle aus dem **Livius** erkläret hat, ist ganz wahrscheinlich, und kömmt demjenigen gleich, was man täglich vor Augen sieht. Eine Vergleichung, die in der Untersuchung von den Gebräuchen der Alten allemal nothwendig ist, die wir nur unter anderer Gestalt beybehalten. L. A. V. G.

VI.

Nachricht von der in der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig 1760 den 5. März vorgegangenen Feyer des hohen Friedrichstages.

Nachdem die Gesellschaft der freyen Künste, in den bisherigen Kriegsdrangsalen, mehrentheils in einer bekümmerten Stille, an diesem den sächsischen Musen

Musen dreyfach theuren Feste, ihre Wünsche gen Himmel geschicket; hat dieses mal die von ferne hervorblinkende Morgenröthe des Friedens, ihre anwesenden Mitglieder ermuntert, eine etwas lautere Versammlung anzustellen. Es traf sich dabey der Fall, daß der hochwohlgebohrne Herr, Herr Hieronymus Maximilian von Gunderode, Sr. hochfürstl. Durchl. des Erbprinzen und Landgrafen von Hessen-Darmstadt hochbetrauter geheimter Rath, Regierungs- Consistorial- und Kammerpräsident, auch Oberamtmann, des brandenburg-bayreuthischen rothen Adlerordens Ritter, ein besondrer Freund, Kenner und Beschützer der schönen Wissenschaften, sich in Leipzig befand; und sich hochgeneigt entschloß, die Stelle eines Ehrengliedes in derselben, neben einem erlauchten Reichsgrafen von Solms auf Rückerswalde, einem hochwürdigdigsten Bischofe von Kiovien, Grafen Zaluski, einem erlauchten Fürsten, Hrn. Galeand Marquis des Issards, einem königl. pohln. und churfächsischen General Maj. von Brüchting, und einem russisch-kaiserl. Brigadier von Sumarokov, und so vieler andern vornehmen Hof- und Staats- auch Kriegsbedienten, anzunehmen. Daher ward zugleich die feyerliche Aufnahme Sr. hochwohlgeb. Gnaden an diesem Tage bewerkstelliget.

Es waren auch des Hrn. Präsidenten Excell. fest entschlossen, selbst dieser Feyerlichkeit dreyen erhabnen Churfächsischen Friedriche zu Ehren persönlich beyzuwohnen; zumal sie vorhersehen und berechnen konnten, von dero Gesandtschaftsreise an

Se.

Se. kön. Maj. von Preußen nach Freyberg, die Selbige in den ersten Tagen des Monaths unternehmen mußten, gedachten 5ten März, wiederum eintreffen zu können. Nichts, als die grundbösen Wege verursachten es, daß solcher Vorsatz nicht ganz erfüllet werden konnte; indem hochgedachter Hr. Präsident, allererst etliche Stunden später hier anlangen konnten, als die zur Versammlung angesetzte Zeit schon verflossen war: welches aber dieselben nicht hinderte, noch bey der Gesellschaft zu erscheinen, und den Abend eine geringe Mahlzeit mit derselben einzunehmen.

Die Feyerlichkeit selbst indessen, war in folgender Ordnung vorgegangen. Es eröffnete dieselbe Hr. D. Joh. Ludewig Conradi, Beyder R. und der Weltweisheit Doctor, und des großen Fürstencoll. Collegiat, aus Marburg in Hessen, mit einer Abhandlung über Varrons Ausspruch von der Billigkeit: deren Eingang, die Absicht der ganzen Feyer folgendergestalt erklärete:

Rector Academiæ Magnifice,

Hochgebohrner Reichsgraf,

Nach Stand und Würden allerseits Hochzuehrende Anwesende!

So ungewöhnlich in den traurigen Tagen eines allgemeinen Unglückes, der Anblick einer ganzen ansehnlichen Gesellschaft ist, aus deren Augen Zufrie-

Zufriedenheit und Empfindung einer wahren innerlichen Freude ſtralen: ſo wenig kann doch dieſer Anblick ganz unerwartet ſeyn; da dieſe Geſellſchaft aus Männern beſteht, die alleſammt Verehrer der Weisheit ſind, und ſich derſelben gewidmet haben. Iſt ihre Freude gleich nicht ganz rein, und von allen Wolken der Bekümmerniß unverhüllet: ſo kann ſie doch eine wahre und aufrichtige Freude ſeyn. Sie empfinden zwar bey der allgemeinen Trübſal eben das, was der gemeinſte Mann empfindet: und der Unterſchied iſt nur der, daß ſie, welche den Namen der Weiſen verdienen wollen, ihr Herz weder von einem ungewiſſen Glücke zum Stolze aufſchwellen; noch durch ein Unglück, ſo groß es auch ſey, ſich gänzlich niederdrücken, oder zu weibiſchen Klagen verleiten laſſen. Der Weg zu ihrem Herzen bleibt indeſſen dem Eindrucke der Freude noch täglich offen; und ſie nehmen einen Tag des Vergnügens, der ihnen mitten in ihrem Leiden erſcheint, als einen Tag des Vergnügens an; und überlaſſen ihr Herz willig der regen Empfindung und dem Danke gegen die Vorſehung: welche durch ſolche Tage jene Laſten denen zu erleichtern weis, deren Herz nur fähig iſt, dieſer Erleichterung Raum zu geben.

Eben dieſe Empfindungen ſind es, H. Herren, mit welchen wir uns heute verſammlet haben, den **hohen Friedrichstag**, das Namensfeſt Sr. königlichen Majeſtät von Polen, und churfürſtlichen Durchl. zu Sachſen; Seiner königl. Hoheit, des

durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn **Friedrich Christians**, königl. polnischen Prinzen und Churprinzen von Sachsen, und zugleich Sr. königl. Hoheit, des durchl. Erbprinzen von Sachsen zu feyern. Ich würde Ihnen A. H. H. sagen, daß ich mich freuete, heute Gelegenheit zu haben, meine Ehrfurcht gegen Sr. königl. Hoheit, unsern vortrefflichen Churprinzen in einer Gesellschaft an den Tag zu legen, die so patriotisch gesinnet ist, als ich von Ihnen allerseits überzeuget bin. Ich würde Ihnen sagen, daß ich mich freuete, sowohl meine eigenen aufrichtigen Wünsche, als auch die Gelübde einer so ansehnlichen Gesellschaft, welche sie mit mir für das beständige und dauerhafte Wohlergehen dieses Fürsten thut, auszudrücken; wenn mich nicht das Bewußtseyn meiner Schwäche überzeugete, wie wenig ich geschickt bin, einen Dollmetscher Ihrer redlichen Gesinnungen, und zarten Empfindungen vorzustellen.

Jedoch die Ehre, ein Mitglied dieser erhabenen Gesellschaft zu seyn, Ihre Gewogenheit gegen mich, und selbst das Geständniß meiner Schwäche wird mir bey Ihnen Nachsicht und Verzeihung zuwege bringen; wenn ich auch nicht im Stande bin, mir Ihren Beyfall zu erwerben. Sie wissen es H. H. und ich darf Sie nicht erst daran erinnern: daß ich, obgleich ich der Geburt nach ein Ausländer und Fremdling in Sachsen bin, in dieser vortrefflichen Stadt, und bey dieser berühmten Akademie, bisher schon ein vielfaches Glück genossen; welches

ches ich nicht verdient zu haben gern gestehe; ja noch mehr, daß ich die Ausbildung der etwanigen Fähigkeiten, die mir Gott geschenket, die geringe Kenntniß von Wissenschaften, die ich mir erworben, die wenigen Bemühungen selbst, die ich seit einiger Zeit der Rechtsgelehrsamkeit und der Beförderung derselben habe widmen können, schlechterdings aus keiner andern Quelle herleiten kann, als aus meinem Aufenthalte in Leipzig; und daß mir dieser Aufenthalt und diese Bemühungen durch nichts so werth und so angenehm geworden, als durch den Umgang, dessen mich Männer gewürdiget haben, welche Glieder dieser Gesellschaft sind; deren Werth der besonders und vorzügliche Schutz des theuresten Churprinzen von Sachsen zu erkennen giebt.

Wenn ich der Gnade dieses durchlauchtigsten Fürsten auch nichts weiter zu danken hätte: so würde schon dieses hinreichend seyn, mein Herz mit den feurigsten Wünschen für Dessen hohes Wohlseyn zu erfüllen. Jedoch die Vortheile, welche die Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange von dem gnädigen Schutze gewinnt, den große Fürsten gelehrten Gesellschaften angedeihen lassen, müssen jeden Liebhaber der Wissenschaften auch dann, wann er selbst keinen besondern Antheil an diesem gnädigen Schutze hätte, anfeuern, die brünstigsten Gebethe für das beständige Glück eines hohen Beförderers der Gelehrsamkeit zu dem Allmächtigen zu richten. Und in diesen Wünschen werden sie desto

heutige Dialect der Holländer mit dem Engliſchen und Braunſchweigiſchen viele Aehnlichkeit hat, will der Herr Rector ihre Wörterbücher und andere dergleichen critiſche Schriften ebenfalls nicht aus den Augen ſetzen.

Was ferner den Vorſchlag des Verfaſſers von einem Theſauro *Runo-ſiue Sueo-Teutonico* anbetrifft, ſo verſpricht er uns nicht eben ſelbſt dergleichen zu liefern, ſondern will dieſe Ehre den Liebhabern der Alterthümer in Schweden und Dänemark überlaſſen; gedenket ihn auch mit der Zeit gewiß zu erwarten. Inzwiſchen eröffnet er doch kürzlich von dem nothwendigſten und hauptſächlichſten Innhalte deſſelben ſeine Gedanken, und ſaget: Daß darinn die alten Runiſchen Reſte und Gedichte der Scalden *) vor allen Dingen einen Platz finden müſten; deren verſchiedene *Olaus Wormius*, *Olaus Verelius*, *Olaus Rudbeckius*, *Petrus Reſenius*, *Joannes Peringskioldus &c.* herausgegeben und erläutert haben, und ſonſt ziemlich rar ſind; ein groſſer Theil

der Johannisbibliothek verhanden; welches wir andern zu unterſuchen überlaſſen.

*) S. den V. Artickel des I. Stückes dieſer Beyträge, p. 105--118. Wir haben auſſer der daſelbſt erwehnten Diſſertation des Herrn Profeſſor Törners zu Upſal, und dem Programmate des Herrn Prof. Kölers zu Altorf, annoch zwey andere academiſche Abhandlungen von dieſer Materie irgendwo angeführt gefunden, aber zur Zeit noch mit eigenen Augen nicht geſehen. Die eine iſt: *Diurbergii de Scaldis veterum Hyperboreorum*; und die andere: *Wetterſtenii de Poeſi Scaldrorum*. Beyde Verfaſſer ſind vermuthlich Schweden.

eifriger seyn, je sicherer und gegründeter die Hoffnung ist, daß unter seinem Schutze die Wissenschaften und Tugenden immer mehr blühen werden, je länger Gott einen so würdigen Fürsten den Wünschen getreuer Bürger erhält. Und sind wir es nicht in Sachsen; sind wir nicht wenigstens in Hoffnung bereits glücklich? Geben uns die bisherigen Gnadenbezeigungen eines durchl. Friedrich Christians nicht die gegründetste Hoffnung, auch künftig unter dem Schutze eines Fürsten, der es sich zur Pflicht machet, die Gelehrsamkeit zu schützen, die Wissenschaften immer mehr aufblühen, die Liebe zur Gelehrsamkeit immer weiter ausgebreitet zu sehen? Wir erfahren auch noch in diesen traurigen Tagen eines allgemeinen Unglückes, wie vortheilhaft und rühmlich unsrer Gesellschaft dieser hohe Schutz sey. Weit gefehlet, daß sie und ihre Bemühungen durch jenes Elend unterdrücket worden wäre: so setzt die Gesellschaft noch ihren Eifer ungehindert und ununterbrochen fort. Sie unterhält ihre Versammlungen; sie feyert die Tage, deren Andenken von ihr erneuert zu werden verdienet; sie bekömmt immer größern Zuwachs von ansehnlichen und würdigen Mitgliedern; und hat nicht selten das Vergnügen, auch große Männer, Männer von eben so hoher Einsicht, als Range, in ihre Zahl aufzunehmen, und in ihrem Schooße zu bewillkommen. Wir können auch heute allerseits nichts anders, als die aufrichtigste Freude, empfinden, da wir die Ehre haben, Seine hochwohlgebohr-

bohrne Gnaden, den Herrn geheimen Rath **von Günderode**, Sr. hochfürstl. Durchl. des Erbprinzens und Landgrafens von Hessendarmstadt hochbetrauter Geheimten Rath, Regierungs- Consistorial- und Kammerpräsidenten, auch Oberamtmann, des brandenburg-bayreuthischen rothen Adlerordens Rittern, in unsern beglückten Kreis aufzunehmen, und Hochdieselben für ein Mitglied dieser Gesellschaft zu erklären. Seine hochwohlgebohrne Gnaden, könnten uns die gute Meynung, welche Sie von der Einrichtung und den Bemühungen dieser Gesellschaft haben, auf keine für uns rühmlichere Art zu erkennen geben, als dadurch, daß Sie sich entschlossen haben, ein Ehrenglied derselben zu werden. So erfreulich es unsrer Gesellschaft ist, eine so vornehme Standesperson künftig unter ihre Mitglieder zählen zu dürfen: so erwünscht ist besonders mir das glückliche Loos, welches mir die Pflicht auflegt, dieses neue hohe Mitglied in dieser Gesellschaft zu bewillkommen; und es ist mir um desto mehr erwünscht, da ich in der hohen Person Seiner Hochwohlgebohrnen Excellenz einen Landsmann verehre, den ich vorher zu kennen, niemals glücklich genug gewesen bin. Es kömmt mir nicht zu, Ihnen das Vergnügen zu beschreiben, welches diese Ehre in unserer Gesellschaft erwecket. Ich sehe es aus den Augen eines jeden Mitgliedes hervorbrechen. Wir rechnen es uns billig zum Glücke, den Minister eines Fürsten, dessen Namen, Menschenliebe und Leutseligkeit allen Völkern verehrenswerth

machen; einen Staatsmann, der das edle Beyspiel seines Herrn sich zum Ziele der Nachahmung gesetzt; der in allen seinen Geschäfften und Handlungen die Billigkeit sich zur Richtschnur, und die Verwaltung und Beschützung der Gesetze zu Regel gemachet hat, unter uns zählen zu können. Jedoch ich würde nicht nur ein allzumerkliches Zeichen meiner Schwäche ablegen, sondern auch Ihnen in dieser Gesellschaft selbst beschwerlich fallen, wenn ich mich über einen Gegenstand ausbreiten wolte, der für meine geringe Beredsamkeit zu groß ist. Ich weis diese Schwäche nicht glücklicher zu verbergen, als wenn ich Ihre Nachsicht und Gewogenheit A. H. H. nur einigermaßen dadurch zu erwerben suche, daß ich es wage, Sie auf einen allgemeinen Gegenstand zu bringen.

Erlauben Sie mir daher H. H. einen Satz des Varro abzuhandeln, der Ihnen ohne Zweifel längst bekannt ist.

Varro saget, das **Recht der römischen Prätoren, oder die Billigkeit, müsse nach den Gesetzen; das Entscheidungsurtheil einer Sache aber, nicht nach der Schärfe eines Censors, sondern nach der Billigkeit abgemessen werden.** Ich ergreife diesen Grundsatz um so viel lieber, je mehr ich überzeugt bin, derselbe könne durch meinen ungeübten Vortrag nicht so viel von seiner Wichtigkeit verlieren; daß ich nicht dabey hoffen sollte, Dero gütige Aufmerksamkeit zu erhalten. „ u. s. w.

Hier-

Hierauf folgte Hr. D. Friedrich Börner, der Medicin P. P. E. zu Wittenberg, der kaiserl. Akadem. der Naturforscher, wie auch der deutschen Gesellsch. zu Göttingen, Jena und Helmstädt Mitglied. Dieser las gleichfalls eine Abhandlung von den lehrreichen Sprüchwörtern der alten Deutschen, welche in das Leben und die Gesundheit des Menschen einen Einfluß haben, oder die Regeln ihrer Erhaltung in sich zu halten scheinen.

Die ganze Ausführung aber ist uns hier viel zu weitläuftig, und soll zu ihrer Zeit, wie die obige, nach der Länge im Drucke erscheinen. Vor itzo theilen wir nur den, auf diese Feyer eingerichteten Wunsch und Schluß derselben mit.

Ich habe noch einer andern Pflicht eine Genüge zu thun, bey deren Erfüllung ich mir, noch auf eine kurze Zeit, dero geneigtes Gehör verspreche.

„Der heutige Tag, den unsre Gesellschafft jederzeit auf das feyerlichste zu begehen sich verbunden hält, legt mir dieselbe auf: und mich deucht, Dero allerseits aufgeheiterte Minen vereinigen sich mit mir, solche zu erfüllen, und die allergetreuesten Wünsche, für das hohe Wohl desjenigen Kleeblatts allerdurchlauchtigster und durchlauchtigster Friedriche unsers geliebten Vaterlandes auszuschütten, welches von diesem Tage den hohen Namen führet. Möchte ich doch nur Worte genung finden, mit denen ich im Stande wäre, die Innbrunst meines Herzens, und die treusten Wün-

sche, womit dasselbe angefüllet ist, sattsam auszudrücken!

Herr der Heerschaaren! König aller Könige und Fürst aller Fürsten! in dessen Buche alle Tage aufgeschrieben sind, die da vergangen sind und noch kommen sollen: walte du mit deiner Gnade über die geheiligte Person, unsers allergnädigsten Königes und Landesvaters, und laß das Ende seiner Tage noch spät ausgesetzet seyn! Beherrscher der Welt! laß dir auch die geheiligte Person unsers durchlauchtigsten königl. Churprinzens, königl. Hoheit, nebst dero Frau Gemahlinn königl. Hoheit, und sämmtlichen durchl. Prinzen anbefohlen seyn; und laß die Tage ihres Lebens, Tage der Freude und der Wollust seyn! Gott des Segens! segne du des ganzen hohen königl. Hauses Prinzen und Prinzessinnen königl. Hoheiten, und die damit verbundenen und vergeschwisterten hohen königl. und fürstl. Häuser, mit deinem göttl. Segen! gieb Ihnen allen Gnade über Gnade, und überschütte dieselben aus deiner unerschöpflichen Quelle, mit einem väterlichen Segen. Laß das Haus Sachsen, bis in die undenklichsten Zeiten wachsen und zunehmen! ja! Sachsen müsse wie ein Lustgarten von Granatäpfeln und edlen Früchten werden; seine Raute müsse grünen und blühen, und nichts dürfe sie in ihrem Wachsthume stören! Du, o Prinz! dessen hohen Namenstag wir heute feyern, müssest sehen Kinder und Kindeskinder, und deine Söhne müssen das Land besitzen! Helden müssen aus dei-

nen

nen Lenden kommen, Könige müſſen von dir entſpringen, und Fürſten müſſen ſich vor dir und deinen Kindern neigen! Deinen Samen müſſe man unter den Völkern kennen, daß es ein von dem Herren geſegneter Samen ſey! Du müſſeſt Jahre und Tage zählen, und nicht wiſſen wo ſie bleiben! Der Namen **Friedrich Chriſtian** müſſe ſeyn, wie eine ausgeſchüttete Salbe! Die Weisheit und der Heldenmuth der **Friedriche**, die Gütigkeit der **Auguſte**, die Gottesfurcht der **Chriſtiane** und **Johann Georgen**, der Geiſt der **Friedrich Auguſte**, Deiner Väter, die in dir ſo herrlich hervor blicken, müſſen auf deinen Kindern zwiefach ruhen! Es müſſe ſich in Sachſen Friede und Gerechtigkeit wiederum küſſen; und die Wiſſenſchaften müſſen unter deinem Schatten wachſen, bis in die ſpäteſten Zeiten! Sachſen müſſe ſeyn, wie eine fette Aue, und unſre Nachkommen müſſen vor gutem Muthe jauchzen! Deine Hand müſſe dereinſt Deinen Feinden auf dem Halſe ſeyn; und ſtreitbare Helden müſſen das Land beſchützen!

Dieſer frohe Tag, dieſer für Sachſen ſo heilige Tag, müſſe noch oft, und allemal glücklicher wiederkommen! und, ach! daß der Herr unſre Wünſche erhörte! Dieſer Tag müſſe reich ſeyn an Frieden, alle unſer Weinen in Lachen, alle unſer Seufzen in Wohlleben, und die klirrenden Schwerter in ſchneidende Sicheln und Pflugſcharen verkehren! Ja dieſer 5te März müſſe unſerm Vaterlande lauter Heil bringen! Er müſſe angeſchrieben ſtehen im

Buche des Lebens; kurz, er müsse künftig ein immerwährender Tag der Freude und des Wohllebens seyn!

Ja! Es lebe der König! Es lebe Prinz Friedrich Christian! Es lebe Sein Erbprinz! Es blühe die hiesige hohe Schule! Es wachse unsre Gesellschaft! Es gehe Leipzig wohl!„

Dem Schluß machte der Vorsteher der Gesellschaft, durch Ablesung einer Ode, davon wir gleichfalls nur Anfang und Ende mittheilen können. Die drey ersten Strophen hießen so:

Bellonens Wuth verheert die Welt,
Des Mavors schreckenvolles Feld
Verdeckt die Länder fast mit Leichen:
Den weiten Ocean färbt Blut;
America steht voller Glut,
Und Ispahan zerfällt von eigner Kinder Streichen.

Im Süden blitzet Stral auf Stral;
Der Norden wetzt den blanken Stal,
Im Westen schlägt die Glut in Flammen.
Von Osten her bringt Raub und Tod:
Auf Sachsen bloß stürmt alle Noth
Von Ost und Westen her, von Süd und Nord zusamen.

Welch eisern Zepter füllt die Hand
Der Vorsicht, die auf uns entbrannt!
Sie schlug auf Thronen und auf Hütten.
Der Völker Heil, das aufrecht stund,
Sank plötzlich umgekehrt in Grund,
Und alle Wohlfahrt floh mit übereilten Schritten.

Nach

Nach eilf andern dergleichen Strophen, lautete der Beſchluß folgendermaßen.

O Vorſicht! die du reich an Macht,
Der Himmelsbogen Wunderpracht
Mit ewig ſtarken Händen trägeſt;
Der Erde tiefen Bau bewahrſt,
Und doch von innen Waffen ſparſt,
Dadurch du dermaleinſt, ſie ſelbſt zu Drümern ſchlägeſt.

Wer ſchützt, o Herr! vor deiner Hand,
Fels, Berg und Thal, und See und Land?
Sie ſchmelzen hin vor deinen Blicken.
Du winkſt, ſo bebt der morſche Grund:
Du haucheſt, ſo zerreißt der Schlund,
Schluckt Inſeln ein, u. ſchlägt Burg, Schloß u. Stadt in Stücken.

Selbſt Königreiche ſind dir klein,
Es ſtürzten Kaiſerthümer ein,
Es ſanken vormals Monarchien!
Wird aller Menſchen Pracht zu Spott;
So bleibſt du doch der ſtarke Gott:
Vor deſſen Dräuen bloß, auch Welten ſchüchtern fliehen.

Nimm Friedrich Auguſts Haupt in Schutz!
Laß aller Unglücksſtürme Trutz,
Auf deiner Allmacht Wink verſchwinden.
Führ unſers Churprinz Haus zurück,
Und laß des ganzen Landes Glück
In ſpäten Zeiten ſich auf feſte Pfeiler gründen.

Drey Friedriche begehn den Tag,
Der trüber nicht erscheinen mag;
Dein Auge weis ihn aufzuklären!
Beglück ihn, Höchster! Es ist Zeit:
Wenn dein allweiser Rath gebeut,
Muß, was unmöglich scheint, sich von sich selbst gewährt.

Du schufst das Licht aus ewger Nacht;
Du kannst auch, eh ein Mensch gedacht,
Den Frieden aus dem Streit erschaffen.
Thu Wunder, Herr! wie sonst geschehn,
Zeuch Ruh und Lust aus Gram und Flehn,
Und neues Wohl und Heil aus den verhaßten Waffen.

Wir sind erhört! Irene winkt,
Und, was uns unbegreiflich dünkt;
Sie kommt, umkränzt mit Palmenzweigen.
Der Spieß ist stumpf, das Schwert ist krumm,
Die Fahne bricht, und Mars ist stumm,
Und der Karthaunen Mund nebst allen Mörsern schweigt.

Wohl, Sachsen, dir! gelobt sey Gott!
Dein Arm ist groß, Herr Zebaoth!
Wer zweifelt, auf sein Knie zu fallen?
Erbarmer! ewig sey dein Ruhm!
Bald wird in unserm Heiligthum,
Dein unverfälschtes Lob, von tausend Lippen schallen.

VII.

Ode ſur la mort de S. A. R. Madame la Margrave de Bareith. Par Mr. de Voltaire. Berlin chez Jean Jaſperd, 1759. in 4.

Alles, was Hr. von Voltaire ſchreibt, iſt merkwürdig; wenn es gleich nicht allemal nur eine gute Seite hat. Sonderlich aber ſind Lobſchriften von ſeiner Feder auf deutſche Fürſtenhäupter deſto merkwürdiger; je ſeltner man dergleichen von ihm zu ſehen bekommen hat. So freygebig ſein berühmter Gegner, der franzöſiſche Horaz, Rouſſeau damit vormals geweſen; als er zu Wien und Brüſſel von den Freygebigkeiten deutſcher Prinzen lebte: eben ſo ſparſam hat ſich Hr. von Voltaire damit verhalten: ob er gleich nicht minder Großmuth von hohen Häuptern bey uns erfahren hat.

Die unlängſt verblichene durchl. Markgräfinn von Brandenb. Bayreuth, war eine Prinzeſſinn von großem Geiſte und Verſtande. Wieviel die neugeſtiftete hohe Schule zu Erlangen ihrer Einſicht und Liebe gegen die Wiſſenſchaften zu danken gehabt, iſt weltkündig, und wird nie vergeſſen werden. Hr. von Voltaire hat alſo ſeine Heldinn nicht unrecht gewählet; ob er gleich dieſes beſondern Theils von ihrem Lobe, aus Unachtſamkeit

auf

Theil aber annoch in den Bücherkammern in Schweden und der Orten verborgen liegen mag; wobey auch die Grammatica Islandica *Georgii Hickeſii*, nicht wegzulaſſen wäre. Uberhaupt aber müſte allen dieſen Schriften eine Erklärung und ein hinlängliches Gloſſarium beygefüget werden.

Bey allen dem thut Herr Seuß am Ende die feyerliche Erklärung, daß ihm ſeine Leſer dieſen Vortrag nicht zu einer eiteln Ruhmrähtigkeit ausdeuten, oder ſich einbilden möchten, als wen er ſelbſt ein ſo wichtiges Werk auszuführen ſich, und zwar allein, vor fähig genug hielte. Er meynt, in der Republick der Gelehrten ſey es einem jeden erlaubt, öffentliche Vorſchläge zu thun, die zu ihrem wirklichen Beſten dienlich ſeyn können; wenn man auch gleich dieſelbe durch eigene Kräfte in die Wirklichkeit zu ſetzen ſich nicht eben allemal im Stande befände. Dieſer Freyheit hat er ſich demnach bedienen, und zugleich dem Exempel des berühmten Herrn Gottlieb Samuel Treuers zu Helmſtädt folgen wollen, der vor einigen Jahren eine beſondere *Diſſertationem Epiſtolicam* an den verſtorbenen Buchhändler Thomas Fritſchen drucken laſſen, *) und darinn gewieſen hat, wie man einen Schatz deutſcher Alterthümer ſammlen, und herausgeben könnte, der an Wichtigkeit und Werth den Sammlungen des *Gronouii* und *Graeuii*, von den griechiſchen und römiſchen, vollkommen gleich käme, und würdig wäre, daß ſelbſt die deutſchen Fürſten deſſen Ausgabe

*) Man ſehe die *Annales Academiae Iuliae*, auf das Jahr 1722. p. 92.

auf deutſche Begebenheiten, nicht gedacht hat. Gleichwohl hält ſeine Ode ſolche ſchöne Stellen in ſich, daß wir ſie unſern Leſern nicht verſchweigen können. Sie hebt ſo an:

O D E.

Lorsqu'en des tourbillons de flamme & de fumée,
Cent tonnerres d'airain précédés des éclairs,
De leurs globes brulants renverſent une armée,
Quand de guerriers mourants les ſillons ſont couverts,
Tous ceux qu'épargna la foudre,
Voyant rouler dans la poudre
Leurs compagnons maſſacrés,
Sourds à la pitié timide,
Marchent d'un pas intrépide
Sur leurs membres déchirés.

Ces féroces humains plus durs, plus inflexibles,
Que l'acier qui les couvre au milieu des combats,
S'étonnent à la fin de devenir ſenſibles,
D'éprouver la pitié, qu'ils ne connaiſſaient pas;
Quand la mort qu'ils ont bravée,
Dans cette foule abreuvée
Du ſang qu'ils ont répandu,
Vient d'un pas lent & tranquile,
Seule aux portes d'un azile,
Où repoſe la vertu.

Nach dieſer Beſchreibung des Krieges, wovon wir noch ein Paar Strophen überhüpfen, folget die Meldung ſeines erhabenen Gegenſtandes:

O BA-

O BAREITH! ô vertus! ô graces adorées!
Femme ſans préjugés, ſans vice & ſans erreur!
Quand la mort t'enleva de ces triſtes contrées,
De ce ſéjour de ſang, de rapine, & d'horreur;
Les Nations acharnées
De leurs haines forcenées
Suſpendirent les fureurs:
Les diſcordes s'arrêtèrent;
Tous les Peuples s'accordèrent
A t'honorer de leurs pleurs.

Mais toi, dont la vertu fut toûjours ſecourable,
Toi, dans qui l'héroïſme égala la bonté,
Qui penſais en grand-homme, en Philoſophe aimable,
Qui de ton Sexe enfin n'avais que la beauté:
Si ton inſenſible cendre,
Chez les morts pouvait entendre
Tous ces cris de notre amour:
Tu dirais dans ta penſée;
Les Dieux m'ont récompenſée
Quand ils m'ont ôté le jour.

C'eſt nous triſtes humains, nous qui ſommes à plaindre,
Dans nos champs déſolés & ſous nos boulevards,
Condamnés à ſouffrir, condamnés à tout craindre
Des ſerpens de l'envie & des fureurs de Mars;
Les Peuples gémiſſent,
Les Arts, les vertus périſſent,
On aſſaſſine les Rois:
Tandis que l'on oſe encore,
Dans ce Siécle que j'abhorre,
Parler de mœurs & de loix!

Beaux

Beaux Arts, où fuirez-vous! troupe errante & céleſte,
De l'Olimpe uſurpé chaſſés par des Titans;
Beaux Arts! elle adoucit vôtre deſtin funeſte,
Puiſqu'elle eut du génie, elle aima les talents.
Ces talents que Dieu diſpenſe,
Avilis ſous l'ignorance,
Gémiſſants ſous l'oppreſſeur,
Ces Enfans de la lumière
Que l'impoſture groſſière
Offuſque de ſa noirceur.

Hélas! qui déſormais dans une Cour paiſible,
Retiendra ſagement la ſuperſtition,
Le ſanglant Fanatisme, & l'Athéïsme horrible,
Enchaînés ſous les pieds de la Religion?
Qui prendra pour ſon modèle
La Loi pure & naturelle,
Que Dieu grava dans nos cœurs?
Loi Sainte! aujourd'hui proſcrite,
Par la fureur hypocrite
D'ignorans perſécuteurs.

Des tranquiles hauteurs de la Philoſophie
Ta pitié contemplait avec des yeux ſerains,
Ces fantômes changeants du ſonge de la vie,
Tant de travaux détruits, tant de projets ſi vains;
Ces factions indociles
Qui tourmentent dans nos Villes
Nos Citoyens obſtinés;
Ces intrigues ſi cruelles,
Qui ſont des Cours les plus belles
Un ſéjour d'infortunés.

Mehr leidet unſer Platz nicht davon mitzutheilen.

Ende des Lenzmonds 1760.

Vaughn II. IIII &c.

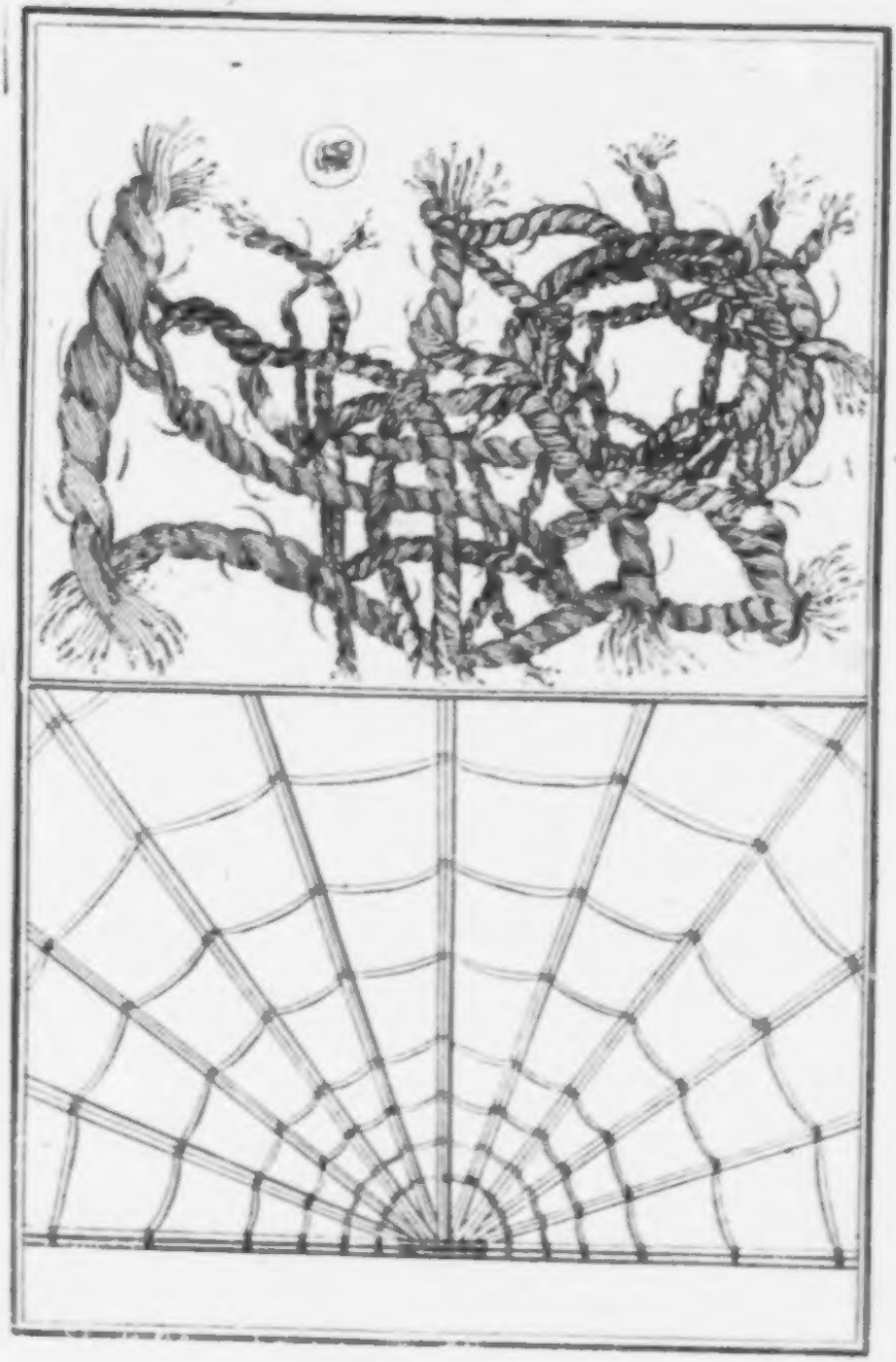

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Oſtermond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num IV. 1760.

Inhalt.

I. Ad Memoriam Communis Germaniæ Præceptoris, magni quondam Viri Philippi Melanchthonis publice recolendam &c.

II. Hrn. M. Grulichs Lobrede auf den berühmten Philipp Melanchthon.

III. Hrn. Schröters Lobrede auf eben denselben.

IV. Lobgedicht auf den berühmten Philipp Melanchthon.

V. Dritte Fortsetzung von des Hrn. Raths Freieslebens Nachlese, zu dem gottschedischen Vorrathe der dramatischen Poesie.

I.

Ad memoriam COMMVNIS GERMANIAE PRAECEPTORIS, magni quondam Viri PHILIPPI MELANCHTHONIS,

poſt bina ab obitu ejus ſæcula, proxima Mercurii D. XXX. Aprilis Hora X. in Audit. Philoſophorum publice recolendam &c. invitat Ord. Phil. Decanus, Jo. Chr. Gottſchedius, Dial. Philippeæ & Metaph. P. P. Acad. Decemvir, Alumn. Elect. Ephorus, & Coll. maj. Princ. Senior. Lipſ. ex Offic. Breitkopfia in 4.

So billig es iſt, die Verdienſte groſſer Männer von Zeit zu Zeit zu erneuren, denen das menſchliche Geſchlecht, das Vaterland, die Kirche, und wahre Gelehrſamkeit viel zu verdanken haben: ſo rühmlich iſt Hr. Prof. Gottſched bemühet geweſen, ſolche Ehre auch dem preiswürdigen Melanchthon zu erweiſen. Nachdem er ſolches ſchon 1739 Martin Opitzen von Boberfeld, 1740 der Erfindung der Buchdruckerkunſt, 1742 dem Nicolaus Copernicus, ſelbſt erwieſen; 1746 das hundertjährige Andenken von der Geburt Gottfried

Wilhelms, Barons von Leibnitz, durch eine Einladungsschrift angekündiget, endlich 1753 des Freyherrn von Wolf ruhmvolles Leben ausführlich beschrieben, so hat er es auch dem großen Philipp Melanchthon an einem Ehrengedächtnisse nicht wollen fehlen lassen. Er hat sich dazu um destomehr verbunden gehalten, da er selbst das Amt eines Lehrers der philippeischen Dialektik, nunmehr ins 27ste Jahr verwaltet hat.

Er hat also, wie aus dieser Einladungsschrift erhellet, drey von seinen Zuhörern, und Mitgliedern einer praktischen Rednergesellschaft öffentlich aufgestellet, und durch zween derselben Lobreden auf ihn halten, durch den dritten aber eine Ode hersagen lassen; deren erste ihn als einen Theologen, die zweyte als einen Weltweisen, die letzte aber, als einen Humanisten gepriesen. In dieser Einladungsschrift handelt er hauptsächlich von dem ehrenreichen Lobspruche, den die dankbare Nachwelt, seit 200 Jahren mit einhälliger Beystimmung des ganzen gesitteten Europa, diesem großen Manne beygeleget. Man hat ihn COMMVNEM GERMANIAE PRAECEPTOREM, den allgemeinen Lehrer von Deutschland genennet. Dieser merkwürdige, weder vorhin, noch nachmals jemanden anders beygelegte Ehrennamen, kömmt dem Hrn. Prof. G. eben so rühmlich vor; als da vormals das noch freye Rom, seinen, nach Dämpfung des catilinarischen Aufruhrs, höchstverdienten Consul, Cicero, zu allererst mit dem prächtigen Namen eines Vaters des Vaterlandes beehret hat:

Quum

Quum Roma PARENTEM
Roma PATREM PATRIAE, CICERONEM libera dixit.
Juv. Sat. VIII.

Er vergleicht hernach dieſen Lobſpruch Melanchthons, mit den vormaligen Beynamen der Doctorum irrefragabilium, illuminatiſſimorum, angelicorum und ſeraphicorum, womit die finſtern ſcholaſtiſchen Zeiten ihre vermeyntlich großen Männer beehret hatten, und hält ſelbige mehr für lächerlich, als beneidungswürdig. Daher wäre es nun kein Wunder geweſen, daß bey der Aufheiterung der ſchönen Wiſſenſchaften im XVten Jahrh. durch den unſterblichen Fleiß eines Rudolph Agricola, Conrads Celtes, Deſid. Erasmus, Johann Reuchlins, Bilibald Pirkheimers, Ulrichs von Hutten, Hermann Buſchens, und Peter Moſellans, die alte Barbarey vertrieben, und die Wiſſenſchaften in weit ſchönerer Geſtalt ans Licht getreten.

Er bemerket, daß das folgende XVIte Jahrhundert, ſonderlich in Deutſchland, an vielen neugeſtifteten hohen Schulen fruchtbar geworden. Wittenberg entſtund 1502; Frankfurt 1509; Marburg 1526; Königsberg 1544; Jena 1555; worauf auch bald Altdorf und Helmſtädt folgeten. Bey ſo vieler Zunahme der Gelehrſamkeit nun, ſey Melanchthon, als ein helles Geſtirn erſchienen, und habe den Ueberreſt der alten Finſterniß in Deutſchland vollends vertrieben.

Nach einigen Lebensumſtänden, die auch in folgenden Reden vorkommen werden, führet der

gabe durch ihren mildthätigen Vorſchub beförderten. *)

Damit man aber ſehen möge, daß es der Verfaſſer nicht bey einem bloſſen Rathen und Wünſchen bewenden zu laſſen geſonnen ſey, ſo verſichert er uns, daß er wirklich an einer neuen Ausgabe der Gothiſchen Evangelien arbeite, welche in kurzer Zeit fertig, nicht allzu koſtbar, dagegen aber von groſſem Nutzen für viele Liebhaber ſeyn werde. Den Gothiſchen Text will er mit lateiniſchen Buch-

*) Es iſt an verwichener Leipziger Michaelmeße ein neuer Entwurf eines ſolchen Werkes, unter der Aufſchrift: Delineatio Theſauri antiquitatum Germanicarum, auf drittehalb Bogen in Octav, in der Weidemanniſchen Buchhandlung ausgegeben worden, welchen, dem Vernehmen nach, oben belobter Herr Profeſſor Treuer aufgeſetzet haben ſoll. Derſelbige enthält ein Verzeichniß der bloſſen Titel, von ein tauſend und zwey und ſiebenzig einzelen, zu deren Erläuterung gehörigen, Schriften, die ihrem Innhalt nach in ſechs beſondere Claſſen vertheilet ſind, welche meiſtentheils wiederum einige Abſchnitte haben. Die Zahl derſelben könnte noch gar wohl vermehret werden; welches auch vermuthlich geſchehen wird, wenn dieſer Entwurf unter den Gelehrten etwas mehr bekannt werden ſollte. Es iſt Schade, daß man dieſem an ſich trockenen Verzeichniſſe nicht eine nähere Anzeige beygefüget hat, was ſo wohl die Herausgeber, als der Verleger an dieſer weitläuftigen und ſchönen Sammlung wirklich zu leiſten willens ſind; oder, daß man wenigſtens das erwehnte Schreiben des Herrn Treuers nicht von neuem mit beydrucken laſſen. Uber die Wahl und Ordnung der Scribenten ſelbſt, ließe ſich auch noch ein und das andere vielleicht erinnern; es

iſt

Hr. Verfasser ein sehr rühmliches Zeugniß des **Erasmus**, aus dem 1516ten Jahre, an, als Melanchthon kaum 18 Jahre alt war, und schon für ein Wunder der Gelehrsamkeit von ihm ausgerufen wurde; imgleichen den **Baillet**, der ihn unter die frühgelehrten Knaben gezählet hat. Hierauf ist er in seinem 21sten Jahre, durch Reuchlins Vorschlag, an Friedrichen den Weisen, Churfürsten zu Sachsen, von diesem zum Lehrer der griechischen Sprache nach Wittenberg berufen worden. Hier sey nun der große Fleiß Melanchthons, durch öffentliche Reden, durch Lehren und Bücherschreiben recht angegangen. Nach Peter Mosellans Tode, hier in Leipzig, habe sich die studierende Jugend ganz nach Wittenberg gezogen, um vom Melanchthon die schönen Wissenschaften zu lernen: und sein Hörsaal habe zuweilen fünfzehnhundert Zuhörer gezählet. Seitdem wären denn ganze Schwärme fleißiger Bienen aus Wittenberg in ganz Deutschland auseinander geflogen, und hätten die Lehren Melanchthons in allen Kirchen und Schulen des protestantischen Theiles davon ausgebreitet; und so wäre Melanchthon ein allgemeiner Lehrer desselben geworden.

Aus dieser großen Zahl von Lehrlingen gedenket der Hr. Prof. G. nur eines einzigen, nämlich des Georg Sabinus, der als ein Knabe in Melanchthons Haus aufgenommen, von ihm zu den schönen Wissenschaften angeführet worden, und einen so vortrefflichen Witz gewiesen: daß ihn Markgraf Albrecht zu Brandenburg und erster welt-

weltlicher Herzog in Preußen, nicht nur zum Lehrer der Dichtkunst, sondern zum ersten und beständigen Rector Magnificus der neuen Universität zu Königsberg berufen.

Hierauf führet der Hr. Prof. den großen Einfluß an, den Melanchthon durch seine Rathschläge bey besserer Einrichtung der Universitaten, zu Leipzig, Heidelberg, Tubingen, und des Gymnasii zu Nurnberg, auch in Visitation und Verbesserung aller sächsischen Schulen, gehabt. Er war also das Orakel der Fursten und Reichsstädte, wenn in der Gelehrsamkeit etwas zu entscheiden war. Er rieth ihnen, was sie für Lehrer wahlen, und wozu sie jeden brauchen sollten; welches alles ihn des obigen Titels noch würdiger gemachet.

Endlich kommt der Hr. Verfasser auf die trefflichen Bücher, so Melanchthon geschrieben: die hauptsächlich zum Unterrichte der akademischen Jugend dienen sollten. So schrieb er eine Dialektik, welche so beliebt und berühmt ward, daß, ihr zu gefallen, die Churfursten in Sachsen eine eigene Prozession stifteten, und bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Er schrieb ein Buch von der Seele, welches, so zu reden, die erste Psychologie in Deutschland war. Er schrieb eine Sittenlehre, eine Naturlehre, eine Rhetorik, welche 1526 in Paris wieder neu aufgeleget worden; eine Grammatik, die noch im vorigen Jahrhunderte in Sachsen auf churfurstl. Befehl in allen Schulen eingeführet werden; ein theologisches Lehrbuch, welches Luther selbst, ja die Pariser bewundert, und die

Italiener unter ſeinem verſtellten Namen Hippofilo di terra nera, in ihrer Sprache bekannt gemachet. Außerdem gab er mathematiſche Schriften der Alten mit ſeiner Vorrede heraus, und veranſtaltete, daß darüber geleſen ward. Wo bleiben noch die unzählichen Reden, die er theils öffentlich gehalten, theils von andern öffentlich halten laſſen, und die in vielen Bänden gedruckt vorhanden ſind. Bey ſolchen großen Verdienſten iſt es gar kein Wunder, wenn Ge. Horn, in ſeiner philoſophiſchen Geſchichte von den Weltweiſen des XVI. Jahrhunderts dieſes Urtheil fället: a) Alle andre Philoſophen hätte der erhabene Geiſt Philipp Melanchthons weit übertroffen; welcher mit ſeinen Schriften die ganze Weltweisheit ſo erläutert, daß er mit Wahrheit ihr Urheber, und völliger Wiederherſteller genennet werden könne. Er hätte die Vernunftlehre, Sittenlehre, Naturlehre, und mathematiſchen Diſciplinen erläutert. Er hatte die Dornen der Weltweisheit ausgerottet, und es dahin gebracht, daß die Philoſophie bald in den gröſten Flor gediehen.

Aus dem allen ſchließt nun der Hr. Verfaſſer, daß Melanchthon mit dem gröſten Rechte ein allgemeiner Lehrer Deutſchlandes genennet worden. Durch dieſen, ſeit zweyhundert Jahren einhällig beſtä-

a) Omnes tamen exſuperavit, divinum Philippi Melanchthonis ingenium, qui ſcriptis ſuis totam Philoſophiam ita illuſtravit, ut vere Autor ejus, & fatalis in Germania Reſtaurator dici poſſit. Illuſtravit

beſtätigten Lobſpruch nun, wäre die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Zeiten, ſonderlich gegen das Ende ſeines Lebens, über welche Camerarius ſich billig beſchweret hätte, ihm reichlich vergolten worden. Er will ſich aber bey den Läſterungen ſchwärmender Oſiandriſten und Flacianer, wider dieſen ſanftmüthigen Mann nicht aufhalten; weil ſolches nicht in die philoſophiſchen Gränzen gehöret. Vielmehr mag die Bosheit dieſer feindſeligen Verfolger begraben bleiben: nachdem Melanchthons Verdienſte, Gelehrſamkeit und Tugend ſie längſt überlebet, überwunden und zu Boden getreten. Dieß ſey zu allen Zeiten das Schickſal groſſer Männer geweſen, daß ſie lebend von den Pfeilen des Neides verfolget, todt aber allererſt in gehörigem Werthe gehalten worden.

Urit enim fulgore ſuo, qui prægravat artes
Infra ſe poſitas, extinctus amabitur idem.

Hierauf kündiget er die bevorſtehende Feyer dieſes Gedächtnißfeſtes an, nennet die Redner nebſt dem Dichter, und ladet die Univerſität zu Anhörung derſelben ein. Wir werden die Namen derſelben hinter ihren wohlgerathenen Proben anzeigen, die wir der Länge nach, einem ſo berühmten Manne zu Ehren, hier einrücken wer-

ſtravit Dialecticam, Ethicam, Phyſicam & Mathematicas diſciplinas. Expurgavit Spinas Philoſophorum, id denique effecit, ut Philoſophia mox florentiſſima eſſet.

den. Wir hoffen auch bey den meiſten unſrer Leſer Dank dadurch zu erlangen, da eines ſo großen Mannes Verdienſte billig weit und breit ein dankbares Andenken verdienet haben.

II.

Lobrede auf den berühmten Philipp Melanchthon; als den größten Theologen ſeiner Zeiten, gehalten von M. Caſpar Damian Grulichen, aus Freyberg, den 30ſten des Monaths April 1760. in Leipzig.

Rector Academiæ Magnifice,

Hochehrwürdige, Hochedelgebohrne, Hochedle, Hoch- und Wohlgelahrte, nach Stand und Würden höchſt- und hochzuehrende Anweſende, wie auch Sie allerſeits wohledle und wohlgelahrte Herren, eifrige Liebhaber der Wiſſenſchaften.

So löblich es iſt, große Männer bey ihrem Leben zu erheben; ſo rühmlich iſt es auch nach ihrem Tode noch, ihr Andenken unſterblich zu machen. Hohe Schulen, wo die Gelehrſamkeit ihren Thron behauptet, ſind am geſchickteſten dergleichen Unternehmungen auszuführen. Und wer kann Leipzig den Vorzug abſprechen? daß es nicht jederzeit bemühet geweſen ſey, es andern auch in dieſem

diesem Stücke zuvorzuthun? Wie oft preiset es nicht noch die vortrefflichen Männer, die in ihm gelehret, und deren Tugenden auch noch in ihrer Asche glimmen! Doch sie läßt es nicht einmal dabey bewenden; sondern geht noch weiter. Wie viele Monarchen, wie viele Reichsfürsten und andre große Männer sind es nicht, welche an dieser Stelle gepriesen worden? Ist es nicht ein Opitz, ein Copernikus, ein Leibnitz, ein Graf Manteufel, ein Flemming, welche ihr wohlverdientes Lob an dieser Stelle erhalten haben? Der heutige Tag soll ein unverwerflicher Zeuge seyn, daß Leipzig auch außer seinen Gränzen, große und verdiente Männer zu schätzen weis.

Gegenwärtige Lehreden nehmen ihren Stoff von einem zweyhundertjährigen Gedächtnisse, welches diesen heutigen Tag unvergeßlich machen soll. Die meinige soll also nicht etwan ihren Anstrich, nur durch eine gekünstelte Einrichtung erlangen; sondern ihr erhabener Gegenstand soll ihr einziger, ihr größter Schmuck seyn. Der feyerliche Tag, die gelehrte Schrift, welche ihn bezeichnet, die gegenwärtige hochansehnliche Versammlung, erinnern uns sämmtlich desjenigen großen Mannes, welchen noch itzt ganz Deutschland für seinen **allgemeinen Lehrer** schätzet. Und wer ist nicht begierig, einen Mann näher kennen zu lernen, welcher durch unschätzbare Verdienste, zur Wohlfahrt der Gelehrsamkeit, und zur Verbesserung ganzer Staaten soviel beygetragen hat; einen Mann, welcher der Wiederherbringer der schönen Wissenschaften, und

ein groſser Beförderer der gereinigten Religion gewesen ist; einen Mann, der die Schulen verneuet, die Kirchen erhellet, Universitäten gezieret, und neue angeordnet hat; einen Mann, welcher sich auch in den gröſsten Verwirrungen der Zeiten aufrecht erhalten, und also im Unglücke noch gröſser, als im Glücke gewesen ist; einen Mann endlich, der das Orakel der Fürsten, und das Verlangen vieler Könige gewesen ist.

Es ist nämlich dieser groſse, dieser verehrungswürdige Mann, niemand anders, als **Philipp Melanchthon**: dessen Ruhm heute die gelehrte Nachwelt an seinem Gedächtnisstage billig bewundern soll. Allein, wenn ich das ganze Feld seiner Gelehrsamkeit durchschauen sollte; so würde sich meinen Augen ein Ocean darstellen, dessen Weite und Tiefe mich schwindelnd machen würde. Ganze Tage würden noch zu kurz seyn, seinen unbeschränkten Geist zu zeigen; und meine noch sehr unvollkommenen Kräfte, würden gar bald, gleich als von einem gewaltigen Strome, dahin gerissen werden. Hier sollte ein **Neukirch**, ein **Gundling**, ein **Mosheim** billig auftreten: welche ihren Lobreden, dem erhabenen Gegenstande gemäſs, den rechten Schwung geben konnten.

Mein kühnes Unternehmen geht aber zu meiner erwünschten Beruhigung nicht weiter, als in sofern Melanchthon ein Gottesgelehrter gewesen ist. Nur hierinnen will ich die Stärke und die Hoheit seiner unvergleichlichen Gaben, und seines unveränderten Fleiſses bewundern. Ich will nämlich zeigen, daſs

Phi-

Philipp Melanchthon der gröſte Tlxolog seiner Zeiten gewesen.

Zürne nicht, groſser und verewigter Luther, daſs dieser heutige Tag deinem Freunde, deinem Mitarbeiter, deinem treuen Melanchthon, die gröſsten Lobeserhebungen hervorsuchet. Ich kenne und verehre deine unsterblichen Verdienste, du warest ein Heldengeist; und bist über dieses Lob noch weit hinausgesetzet. Melanchthon besaſs nicht den Eifer, den du in allem bezeigtest: in ihm brannte nicht das Feuer deines Heldenmuthes. Aber wenn seine Sanftmuth und seine Liebe, als zwo vortreffliche Tugenden, dich in der gröſsten Hitze nicht beständig begleitet hätten: so würden oft die herrlichsten Folgen deiner Bemühungen erstücket worden seyn. Schaue also mit einem gütigen Auge auf die Palmen seines erhabenen Fleiſses, welche wir ihm heute sämmtlich streuen werden; denn jeder Zweig wird auch zugleich ein Abdruck von deinem Lobe seyn.

Ich freue mich zwar, daſs ich heute so eine vorzügliche Ehre genieſsen soll, diesem groſsem Melanchthon eine Lobrede zu halten: allein, wenn ich auf mich zurücksehe, so geht es mir, wie dem beschämten Pfaue; welcher die stolzen Federn sinken läſst, sobald er nur seine widrige Stimme zu erheben pflegt. Sollte ich mir wohl mit gröſsern Vorzügen schmäucheln? Wird mir nicht die harmonische Stimme, das Erhabne in Gedanken, und das Edle in Ausdrücken fehlen? Ja mein ganzer Vortrag wird gänzlich ohne Schmuck seyn, wenn ihn nicht der glänzende Ruhm Melanchthons und

die

die große Geneigtheit dieser erhabenen Versammlung begleiten werden.

Melanchthon, dieser große Mann ward zu Ende des XV. Jahrhunderts, zu Breitten in der Oberpfalz gebohren. Ob nun gleich sein Vater, wegen seiner Geschicklichkeit in der Waffenkunst, an die Höfe der Fürsten gezogen wurde: so genoß er doch durch die Fürsorge seines Großvaters und übrigen Anverwandten, eine vortheilhafte Erziehung. Der nachmals berühmte Rechtslehrer, Simmler, war der erste geschickte Lehrer, welcher bey ihm den Grund in den schönen Wissenschaften legte. Und Reuchlin, der ihn als ein Kind zeitig kennen lernte, und durch Schenkung einiger Bücher, kräftig aufmunterte, trug nicht wenig zu seinem Fortgange bey. Je mehr er nun Unterricht empfieng, desto eifriger ward seine Begierde zum Lernen: gleich einem Feuer, dessen auflodernde Flamme um soviel höher schlagt, jemehr es Nahrung empfängt.

In seinem dreyzehnten Jahre bewunderte schon Heidelberg seine frühzeitige Fähigkeit und Gelehrsamkeit. Hier bildete er seinen Eifer nach dem Muster der vortrefflichsten Gelehrten. Der unschätzbare Beyfall eines Spangels, eines Wimphelings und Joh. Sturms, hob ihn in kurzer Zeit so hoch, daß man ihm die öffentlichen Reden zu verfertigen anvertrauete; ja sein Glanz und die allgemeine Gewohnheit machten ihn das Jahr darauf zum Baccalaureus. Nur seine Jugend hinderte ihn noch, sonst hätte man ihn im funfzehnten

Jahre

Jahre mit der Magisterwürde bekrönet. Allein, die ungesunde Luft zwang ihn nach Tübingen zu gehen. Hier fand er neue Nahrung für seine edlen Triebe; und Tübingen freuete sich besonders, ihn in seinen Mauren zu sehen: weil die verfallenen Sprachen der Hebräer, Griechen und Römer in neue Blüten hervorbrachen. Seine Stärke in Sprachen, die gründliche Einsicht in die Weltweisheit, und die erworbenen Vortheile in der griechischen Dichtkunst, erhoben ihn gar bald auf die Katheder der Beredsamkeit; indem man ihm den Cicero öffentlich zu lehren anvertrauete.

Allein, Würtenbergs Gränzen waren seinem Ruhme viel zu enge: dieser flog bis zu Sachsens Friedriche. Dieser weise Churfürst nun rief ihn nach Wittenberg, ohne zu wissen, daß er daselbst von Gott zu einem Rüstzeuge der wiederherzustellenden Religion ausersehen sey. Man machte ihn also daselbst mit dem grosten Beyfalle zum Lehrer der griechischen Sprache: und hier gab seine Antrittsrede die schönste Gelegenheit, daß der grosse Luther Ihn in seine Freundschaft aufnahm. Jedermann bewunderte seine Beredsamkeit; ja auch seine Feinde wurden darüber in Erstaunen gesetzet.

Jedoch ich muß meine historische Beschreibung abbrechen: denn ich sehe Ihn schon unermüdet in dem Felde der Gottesgelahrheit arbeiten. O welch eine Aussicht eröffnet sich hier meinen Augen! Meine Zunge starret, meine Sinne gerathen in eine Verwirrung, und meine Gedanken sind viel zu matt, Ihnen hochgeschätzte Anwesende! eine

Buchstaben abdrucken lassen, und, wie wir vermuthen, *) nach seinem oben erzehlten Anschlage, eine deutsche Dollmetschung, nebst dem griechischen beyfügen. Es soll auch ein kurzer Begriff einer gothischen Sprachlehre, und ein Wörterbuch hinzu kommen; von welchem letzteren aber Herr Stuß noch nicht schlüßig ist, ob er *Francisci Junii* seines unverändert beybehalten solle; oder ob es dienlicher sey, das überflüßige darinnen wegzulassen, und hingegen einige Mängel desselben durch seinen eigenen Fleiß zu verbessern; welches er dem Gutachten der Gelehrten anheim stellet.

Um den gelehrten Deutschen noch mehr Lust zu diesem Werke, und noch mehr Hoffnung von demselben, und seiner eigenen Geschicklichkeit in einer Arbeit solcher Art, zu machen, hat es dem Verfasser gefallen, zum Beschluß, so wohl eine kurzgefaßte Historie der gothischen Uebersetzung, zum Besten derer, so sie vielleicht noch nicht sattsam inne haben, anzuhängen, als auch ein ganzes Dutzend von verschiedenen, theils allgemeinen, theils besondern grammatisch Anmerkungen über die gothische Sprache beyzufügen. Von der ersten haben wir desto weniger nöthig allhier einige Erwehnung zu thun, je ausführlicher und vollständiger dieselbe bereits sonsten in diesen Beyträgen erzehlet worden

ist aber gegenwärtiges Ortes nicht. Wir wünschen inzwischen, daß der Fortgang so glücklich seyn möge, als rühmlich das Unternehmen an sich selbst ist.

*) Denn dieses hat er hier nicht ausdrücklich gemeldet.

vollkommene Abschilderung davon zu machen. Sie wissen und kennen dieselbe sonder Zweifel besser, als ich sie beschreiben kann. Denn ist sie nicht diejenige erhabene Wissenschaft, welche das allerhöchste Wesen zu ihrem Gegenstande führet; und in welcher man sich durch Hülfe der heiligen Sprachen, gründlich bemühet, die göttlichen Wahrheiten zu erforschen? Ist sie nicht die Quelle, woraus alle Menschen ihr ewiges Wohl schöpfen müssen? Ja! sie ist es, welche in den Hörsälen neue Arbeiter für den Weinberg Gottes zubereitet, und ihre Pfunde mit einer bewundernswürdigen Art austheilet? Ja, ja, sie ist es, welche auf ihren heiligen Rednerstühlen den Samen des Lebens mit vollen Händen ausstreuet, welcher seine Früchte in vollem Maaße wieder zurückbringet. Dort sehe ich, wie sie sich mit geschärften Waffen, wider die Irrthümer vertheidiget, und ihre Feinde in vollem Triumphe zu Boden schlägt. Hier tröstet sie die Betrübten, und machet die Traurigen fröhlich. Sie schrecket die Ruchlosen, und weis die Angefochtenen kräftig aufzurichten. Dieses ist das Bild, welches ich habe vorausschicken müssen, um das Lob unsers großen Melanchthons durchgängig damit auszuschmücken.

O könnte ich doch itzo zuförderst Melanchthons Größe beschreiben, wodurch sein Namen sich in den heiligen Sprachen verewiget hat! Könnte ich doch hier alle die Bücher nennen, welche er zu ihrem Vortheile ausgearbeitet hat! Die gelehrte Welt weis es mehr, als zu wohl, mit was für einer tie-

fen

sen Einsicht, mit was für Hoheit und Gründlichkeit er zuförderst seinen Zuhörern die Bücher der heiligen Schrift erkläret, und die schwersten Stellen in ein helles Licht gesetzet hat. Denn, höchst- und hochgeschätzte Anwesende! was ist doch der Gottesgelehrte ohne die Sprachenkenntniß? Was für Früchte und Vortheile werden wohl alle seine übrigen Eigenschaften hervorbringen, wenn er nicht aus diesen heiligen Quellen geschöpfet? wenn er sich nicht durch diese Schätze bereichert hätte? Was werden dem Arzneyverständigen die kräftigsten Kräuter nützen, wenn er sie nicht bey dieser und jener Gelegenheit in seiner Gewalt hat? Kann aber wohl der Gottesgelehrte den wahren Sinn des Geistes Gottes in den heiligen Büchern anders erforschen, als durch die ächte Erkenntniß ihrer Grundsprachen? Ja, diese sind noch nicht einmal hinreichend. Sein Wissen muß sich bis auf die weltlichen Schriften der Griechen und Römer erstrecken. Denn wie oft hat die Sprache der heil. Schrift nicht ihrer Hülfe vonnöthen!

Darf ich Ihnen wohl die grause Finsterniß der unerleuchteten Zeiten noch einmal vor Augen stellen? Die Dunkelheit, welche ganz Deutschland viele Jahrhunderte lang bedecket hatte, glich einer Menge von Heuschrecken, welche den Himmel finster, und das Land wüste machte. Und was würde ich dadurch wohl anders ausdrücken, als die schädlichen Wirkungen von dem Verfalle der alten Sprachen? Wie nöthig war es also nicht, daß unser theurer Melanchthon sich erst hier festsetzte, ehe

er, als ein mit dem Helme des Heils und mit dem Schwerte des Geistes Bewapneter, gegen des Glaubens Feinde zu Felde ziehen konnte. Wird denn dieses nur ein geringes Lob seyn, wenn ich noch die Unwissenheit der damaligen Zeit hinzusetze; die Schwäche der Schulen, die Dornen und Hecken, welche um alle Kirchen gepflanzet waren, und welche **Melanchthon** durch seinen unbegreiflichen Fleiß alle verbessert, alle ausgerottet hat? Wer ist nun so kühn, ihm den Ruhm abzusprechen, daß er nicht die rechte Bahn betreten, welche auf die höchsten Stufen der Gottesgelahrheit führen kann? Wer will dem Melanchthon die genaueste Erkenntniß der heiligen Sprachen streitig machen?

Doch wir wollen diesen großen Mann auf mehrern Seiten betrachten; und da werden wir finden, daß er durchgängig einen gleichen Glanz besessen. Soll ich seinen Eifer in den Religionswahrheiten mit etwas wichtigem vergleichen: so müssen wir uns einen Helden vorstellen, welcher von allen Seiten her mit Feinden umgeben ist; Feinden, die mit allerhand Waffen ihm den Sieg recht schwer zu machen suchen. Denn so groß Melanchthons Verdienste waren, so groß sind auch seine Drangsalen und seine Verfolgungen gewesen. Bald kämpfte er mit Feinden außer der wahren Kirche; und dieses waren nicht etwa schwache Feinde. Wie heftig stritt er nicht hier zu Leipzig, mit einem hartnäckigen **Emser**, und aufgebrachten **Eccius**? Wie sauer ward ihm dieser Kampf, ehe er überwinden konnte? Wie oft hatte er in theologischen

Ver-

Verſammlungen und Religionsgeſprächen, mit Gegnern der evangeliſchen Lehre zu ſtreiten? Und wie bereit war er nicht, auch das Licht des Glaubens nach Frankreich, nach England, und ſelbſt nach Trident auf die Kirchenverſammlung zu tragen: wenn nur ſein Churfürſt ihm ſolches erlaubet hätte. Was für Schmähſchriften aber hat nicht dieſer fromme Mann bey ſeinen friedliebenden Geſinnungen erdulden müſſen? Deſſen ungeachtet war doch keine Schmach, keine Verfolgung und keine Widerwärtigkeit im Stande, ihn von ſeinem geſetzten Muthe abwendig zu machen. Nein, er fuhr immer fort wider die tobenden Feinde des wahren Glaubens zu fechten. Keine blendende Ehrenſtellen waren vermögend, ihn aus demjenigen Beſitze zu verdrängen, wo er ſeinen Verfolgern am erſten die Spitze biethen konnte. Er wollte lieber in der Welt niedrig bleiben, und die Ehre Gottes befördern, als ohne dieſelbe ein Liebling großer Könige werden. Wer will nun Melanchthons Standhaftigkeit im Kampfe, ſeine Liebe und Sanftmuth im Streite, in einem größern Bilde geſchildert, und mit mehr Lebhaftigkeit angefüllet ſehen? Und wird dieſes alles noch nicht hinreichend ſeyn, ihm in der Gottesgelahrheit die höchſten Stufen einzuräumen?

Allein ich habe noch mehrere und noch ſtärkere Beweiſe. Gehen Sie mit mir, Allerſ. H. Anw. Ich will Sie zu der unbeſchreiblichen Menge ſeiner Schriften führen. Man zeige mir einen, wenn man kann, der ihn in der Anzahl und Güte derſel-

ben übertreffen wird. Man ſage mir einen, welcher noch wichtigere Gegenſtände zu ſeinen Abhandlungen erwählet hat, als unſer groſſer Melanchthon; ſelbſt den theuren **Luther** nicht ausgenommen. Sein überzeugender Vortrag riß auch die Verächter der wahren Kirche hin, daß ſie eine Liebe auf ſeine Schriften warfen; indem ſie der Wahrheit nicht widerſtehen konnten. Frankreich iſt in der Geſchichte ein Zeuge hiervon, wie ſehr ſein theologiſches Lehrbuch geleſen worden; und was es für eine Stärke der Wahrheit muß in ſich gehabt haben. Und wem iſt die italiäniſche Ueberſetzung davon unbekannt, die unter dem Namen des Verfaſſers Hippoſilo da Terra nera, das Augenmerk aller damaligen Gelehrten in Rom geworden? **Melanchthon** ließ auch keine Schmähſchriften ungeahndet, welche die Gültigkeit der heiligen Schrift, die Wahrheit der lutheriſchen Lehre und die Unſchuld des groſſen Luthers nur im geringſten beleidigten. Wer verlangt mehr Beweiſe, als ſeine Rede, die er unter dem Namen Didymi Faventini, Luthern zu vertheidigen, gehalten hat? Verlangt man mehr Gründe, ſo rede hier ſein Eifer, der in der Schrift wider die pariſiſchen Gottesgelehrten, auf allen Seiten hervorleuchtet! Melanchthons Kräfte in dieſer Arbeit nahmen auch nicht ab: und ſein Muth wurde auch durch die Länge der Zeit nicht ſchwächer. Ich darf alſo gar nichts erwähnen, wie groß die Folgen von ſeinen Schriften in Deutſchland geweſen ſind. Sie ſtralen uns ja noch überall in die Augen, und ſein Lob fliegt

noch

noch von allen Seiten her, durch die evangelische Kirche, wo nur seine Schriften seines Namens Gedächtniß gestiftet haben. Sollte also **Melanchthon** nicht das Lob des größten Theologen seiner Zeiten verdienen?

Doch ich habe noch immer nicht, bey aller angewandten Mühe, bey allen seinen bisherigen vortrefflichen Eigenschaften und hervorgesuchten Lebenserhebungen, die höchste Stufe seiner Verdienste betreten. Seine Hoheit dünket mir gleich einem Berge, dessen Gipfel zwar leicht zu sehen, aber schwer zu ersteigen ist. Hierher gehören ganz andre Kräfte, die steilen Höhen seines Geistes zu erklettern. Blöden Augen ist seine Größe nur ein Stern; aber den geschärften Blicken der Gelehrten eine ganze Welt. Wer unter uns, Hochgeschätzte Anwesende, würde es wohl wagen, seine Rolle zu spielen, und so ein Werk ausführen zu helfen, darüber noch itzt die Welt erstaunet? Er wagets, er lehret, er schreibt, er streitet mit Mund und Hand, mit kleinen und großen Schriften, mit gelinden und heftigen Unterredungen. Was aber diese nicht ausrichten, das überwand die Stärke seines Gebeths.

Hier dünkt es mich, ich sehe ihn mitten unter seinen Büchern, mit aufgehabenen Händen, und mit einer zuversichtlichen Mine, auf seinen Knien liegen. Seine Worte dringen gleich scharfen Pfeilen, welche vom Bogen eines Helden abgeschossen worden, durch die Wolken: und seine anhalten-

den Kräfte lassen nicht eher ab, bis sie mit einem Zeichen der Erhörung wieder zurück kommen.

Tobet nur immerfort, ihr Verfechter der päbstischen Misbräuche; schärfet eure List, verdoppelt eure Anschläge, beschließt nur immerhin euren thörichten Rath: es wird doch nichts draus werden! Hier bethet ein Knecht Gottes; hier liegt **Melanchthon**, als ein andrer Moses auf den Knieen, und läßt nicht ab, bis der Herr drein gesehen, und bis sein Odem die Starken zerschmettert hat. O wie prächtig kleidet nicht das zuversichtliche Gebeth einen Gottesgelehrten? und wie viel fehlet ihm nicht, wenn es ihm an diesem mangelt! Der theure **Luther** rechnet es mit unter die Hauptstücke eines wahren Theologen; und es ist allerdings andem, daß es mehr Vortheile bringt, als alle Feinde schaden können. **Melanchthon** ist uns hier selbst das größte Beyspiel gewesen. Er besaß die große Kunst zu bethen; auf die rechte Art zu bethen. Wer ist es also, der vor allen andern damaligen Theologen, nebst **Luthern**, die größten Unternehmungen ausgeführet hat? Wer ist es, der den Ruhm des größten Theologen seiner Zeiten mit mehrerm Rechte verdienet hat? Niemand anders, als **Melanchthon**.

Urtheilen Sie selbst, höchst- und hochgeschätzte Anwesende, ob ich etwa diesen großen Mann allzu sehr erhoben habe? Man nehme aber alle damalige Gottesgelehrten, so wohl aus der römischen, als protestantischen Kirche zusammen: sie bekennen nun für eine Religion, was für eine sie wollen.

Man

Man betrachte ihre Gelehrſamkeit, und durchſchaue alle ihre Verdienſte. Keiner wird gefunden werden, der mit ihm zu vergleichen ſey: niemand wird es wagen, einen wütenden Eccius oder Emſer ihm vorzuziehen. Allein iſt es vielleicht ein Oekolampadius? ein Zwinglius? ein Bucerus? ein Snepfius geweſen? Hat ihn etwan ein Oſiander, ein Brentius, ein Jonas, ein Myconius, ein Bugenhagen oder Spalatin übertroffen? Ich kenne euch alle, ihr hochgeſchätzten, ihr berühmten Männer! als Gottesgelehrte, deren Verdienſte groß ſind; deren Andenken unſterblich iſt. Aber wie viel höher iſt unſer Melanchthon über euch alle erhaben? Keiner von euch hatte die erſtaunende und weitläuftige Gelehrſamkeit, womit Melanchthon geſchmücket war; keiner von euch hat das augſpurgiſche Glaubensbekenntniß verfertiget; keiner von euch die Schutzſchrift für daſſelbe geſchrieben; keiner von euch hat ſo eine Menge vortrefflicher Erklärungen über die heilige Schrift herausgegeben; keiner von euch iſt zu ſo viel gröſſern Unterredungen und geiſtlichen Zuſammenkünften gezogen werden; kurz, keiner iſt ſo groß, als Melanchthon geweſen. Er iſt es, der ſeit dem Lombardus die Gottesgelahrheit, nach einer ordentlichen Lehrart, zuerſt abgehandelt; und dieſes vortreffliche Lehrbuch iſt es, welchem Luther das Zeugniß gegeben, daß es unüberwindlich, unſterblich und würdig wäre, unter die öffentlichen Glaubensbücher aufgenommen zu werden. Dieſes Buch war es, von welchem Erasmus ſelbſt ſo vortreff-

lich geurtheilet, wenn er die Lehrsätze in demselben einer wohlgeordneten Schlachtordnung gegen die pharisäische Tyranney verglichen. Melanchthon war es, der den vertrauetesten Briefwechsel mit Königen und Fürsten unterhalten; Melanchthon war es, der Luthers treuester Gehülfe in dem gesegneten Reformationswerke gewesen! Er war es, der die meisten Verfolgungen und Drangsalen erduldet; der aber auch durch eine bewundernswürdige Sanftmuth allezeit über sie gesieget hat. Kurz, Melanchthon ist es allein gewesen, der den Ruhm des größten Theologen seiner Zeit mit vollem Rechte verdienet hat.

So nahe ich zwar dem Schlusse meiner Rede bin, so muß ich doch immer noch in Waffen bleiben: denn ich sehe schon wieder von ferne, neue Gegner auftreten, welche meine Beweise wankend machen wollen. Ihrem Ungestüme nach, scheinen sie mir anfangs aus der römischen Kirche zu seyn: allein da ich sie näher erblicke; so tragen sie das Zeichen der wahren Kirche an ihren Stirnen. Ja, sprechen sie: was hat nicht Melanchthons große Gelindigkeit für Unruhen und Streitigkeiten in Vertheidigung der evangelischen Lehrsätze angerichtet? Doch hier wird man den wackern Melanchthon mit mehr als einer Ursache entschuldigen können. Wie oft mußte er nicht der heftigen Flamme des lutherischen Eifers, mit seiner Sanftmuth Einhalt thun? Er sah ganz wohl, daß nicht alle Feinde mit Gewalt könnten besieget werden; sondern daß man sie auch mit den sanften Banden der

Liebe

Liebe fäſſeln müßte. Wann aber die göttliche Wahrheit darunter Schaden leiden ſollte, da hat er auch tapfer geſtritten, heldenmüthig gekämpfet und allemal herrlich überwunden. Und ſo konnte ſich denn das Evangelium geſegnet verbreiten; ſo konnte die Religion wachſen, ſo konnte die Kirche gereiniget, und ſo konnte das Evangelium wieder hergeſtellet werden. Denn ſo wenig die Felder ohne Stürme und Regen fruchtbar werden können, eben ſo wenig können ſie auch ohne Stralen der Sonne, zu ihrer gehörigen Reife gelangen.

O welch eine Reihe von Vollkommenheiten zieren nicht dieſen großen Mann? Auf einer Seite glänzet an ihm der Schmuck der römiſchen und griechiſchen Gelehrſamkeit; auf der andern verſenkte ſich ſein Geiſt mit einer rechten Wolluſt in die ſmaitiſchen Heiligthümer. Hier zeiget er ſich als einen Redner; dort wiederum als einen großen und allgemeinen Lehrer: hier iſt ſeinen gelehrten und erbaulichen Schriften der Raum zu enge; dort kämpfet er, aber nicht etwa mit Fleiſch und Blute, ſondern mit Fürſten und Gewaltigen, und mit der ganzen furchtbaren Gewalt der römiſchen Kirche. Und wenn ſeine Kräfte der Wiſſenſchaften erſchöpft ſind, ſo nimmt er ſeine Zuflucht zum Gebethe. Und damit ich ſeine Eigenſchaften noch einmal in voller Stärke zeige, ſo war **Melanchthon** ein Held in Sprachen, ein Wunder in Schriften, ein Quell der Sanftmuth, ein Muſter der Liebe, ein evangeliſcher Kämpfer, mächtig im Streite,

herrlich

den iſt; *) von den andern aber wollen wir die fürnehmſten kürzlich berühren.

I. Es klingt nicht leicht eine Sprache ſo majeſtätiſch, gravitätiſch und lautthönend, (ſonore) als wie die Gothiſche; und ſie war allerdings eines Volkes würdig, welches ſelbſt die Römer gelehret hat, überwindlich zu werden. Dem Verfaſſer bedünkt es wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die heutigen Spanier ihr nos otros todos von ihnen geerbet haben, auſſer dem, was ihr eigenes Naturell etwa ſonſt dazu beytragen mag; nachdem es bekannt iſt, daß ihre Voreltern vom Jahr Chriſti 411. an, bis auf das Jahr 714. von den Gothen beherrſchet worden. Herr Stuß führt ein paar Proben zum Erweiſe an; davon wir nur eine herſetzen wollen. Die Worte, Joh. 6, 68. **Da antwortete ihm Simon Petrus: Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens**; klingen im Gothiſchen alſo: *Tanuh andhof imma Seimon Paitrus. Fan. du wamma galeithaima, waurda libainais aiweinons habais.*

II. Man trifft in der Gothiſchen **Uberſetzung** gar viele **Wörter** und **Redensarten** an, welche überaus nachdrücklich ſind, und den Sinn des griechiſchen Grundtextes vollkomen erſchöpfen. Als z. E.

Fairwus, die **Welt**: griechiſch κοσμος, lat. Mundus, von der **Schönheit**. *Fair* heißt bey

*) Siehe den II. Artickel des III. Stückes dieſer Beyträge p. 412 -- 447. *Soedermanni* Diſputation de *Ulphila*, Gothorum Epiſcopo, haben wir noch nicht geſehen.

herrlich im Siege, triumphirend im Gebethe, und freudig im Tode.

Und solch einem Manne R. A. M. allerf. H. A. sollte man das Lob des größten Theologen seiner Zeiten streitig machen? So einen Mann sollten wir nicht verehren? solche Verdienste sollten bey der Nachwelt vergeßlich bleiben? Wie? Melanchthon sollte nicht bewundert werden? Nein, sein ruhmvolles Andenken ist zu würdig, als daß es nicht bey aller Welt im Segen bleiben sollte. Sein Lob wird mit der wahren Religion immer fort wachsen, bis an die Gränzen dieser Welt; und alsdann seinen Lauf und Wachsthum noch in der Ewigkeit fortsetzen. Fahre fort, du Stadt Gottes! theures Wittenberg! deinem großen Melanchthon Kränze zu winden. Laß nicht ab, du Zierde Sachsens, du Quelle der Wissenschaften, berühmtes Leipzig, großer Männer Verdienste zu erheben! Du hegest noch itzo Männer in deinen Mauern, deren Andenken in den spätesten Jahrhunderten nicht erlöschen wird. Und wenn Jahrhunderte über Jahrhunderte verflossen sind, so müsse noch immer der Rauch von deinen Lobopfern in diesen Mauern aufsteigen; und deine geliebtesten Söhne müssen noch immer in solchen hochansehnlichen Versammlungen mit freudiger Stimme ausrufen: **Groß ist Melanchthon!**

III.

Hrn. Joh. Friedr. Schröters Rede
auf eben denſelben.

Rector Academiæ Magnifice,

Hochehrwürdige, Hochedelgebohrne, Hoch- und Wohledle, Hoch- und Wohlgelahrte, nach Stand und Würden allerſeits Höchſt- und Hochgeſchätzte Anweſende

Theureſte Commilitonen.

Iſt jemals ein Tag für mich ein Glück geweſen, ſo iſt es gewiß der heutige; da ich nicht nur die Ehre habe, vor einer ſo anſehnlichen und gelehrten Verſammlung zu reden, ſondern auch über dieſes das Lob eines Mannes preiſen ſoll, deſſen Ruhm durch alle Jahrhunderte fortdauern, und bis auf die ſpäteſte Nachwelt fortgepflanzet werden wird. Bin ich aber nicht zu verwägen, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit zu unternehmen? Bin ich nicht zu ſtolz, die Würde eines Gelehrten zu zeigen, der wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften, wegen ſeiner glücklichen Einſicht in alle Theile der Gelehrſamkeit, wohl die geübteſten Lobredner beſchäfftigen konnte? Ob ich gleich meine Schwäche dieſes auszuführen, mehr als zu ſtark empfinde; ſo wird mir doch bloß die Erzählung ſeiner erhabnen Verdienſte, Stoff genug zu einem glänzenden Lobe geben: und Sie, A. H. A. ꝛc. wer-

den

den ſich um deſto eher die ächte und ungeſchminkte Wahrheit verſprechen können; je weniger ich fähig bin, des großen Melanchthons Ruhm durch die Kunſt zu erhohen.

Ich würde aber gleichwohl unter der Laſt einer ſo ſchweren Unternehmung erliegen müſſen; ich würde in die gröſte Verwirrung gerathen ſeyn: wenn ich den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte nur hätte beſchreiben, geſchweige mit einem redneriſchen Schmucke verzieren ſollen. Ich habe mir daher nur einen Theil des Ganzen auszuführen getrauet.

Mein Vorgänger hat dieſen verehrungswürdigſten Mann auf der erhabenſten Seite, als einen großen Gottesgelehrten betrachtet; und auf ſein Grab mit vollen Händen Blumen geſtreuet. Ich darf nicht beſürchten, daß nunmehr die Quelle ſeines Lobes gänzlich erſchöpfet ſey; wenn ich denſelben nur aus einem andern Geſichtspunkte bewundere, und Ihm auch in andern Stücken Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß er in die Geheimniſſe der offenbarten Religion tief eingedrungen, und als ein helles Licht die ausgebreitete Finſterniß verſcheuchet habe. Allein würde er wohl zu einer ſolchen Kenntniß, zu einer ſolchen Einſicht und Scharfſinnigkeit gelanget ſeyn? wenn nicht die Philoſophie ihm, als ihrem Lieblinge die Hand dargebothen, ſeinen Verſtand erleuchtet, und das rechte Mittel Wahrheiten zu prüfen, geſchenket hätte?

Wenn

Wenn ich dieſes ſage, ſo meſſe ich nicht etwan der Philoſophie Wunder bey. Ich behaupte nicht, daß wir durch ſie allein die ſeligſte Freyheit erlanget, und von den beſchwerlichen Ketten einer ewigen Sklaverey befreyet worden wären. Nein! das allervollkommenſte Weſen hat ſie, nur als ein abgemeſſenes Mittel zu ſeinen hohen Abſichten gebrauchen, und den Melanchthon dadurch, zu ſo großen Unternehmungen tüchtig machen wollen.

So bewundernswürdig daher ſeine tiefe Einſicht in die Offenbarung, ſo ſchätzbar ſein offenes und redliches Herz, ſo heftig ſein gerechter Eifer für die göttlichen Wahrheiten geweſen; ſo ſcharf und durchdringend war auch ſein Verſtand in den Wahrheiten der Vernunft. Dieſes werde ich etwas weitläuftiger zu zeigen mich bemühen, indem ich beweiſen werde: daß ſich Philipp Melanchthon durch ſeine Gelehrſamkeit, beſonders aber durch die Reinigung der ſcholaſtiſchen Philoſophie, den unſterblichen Namen eines groſſen Philoſophen erworben habe.

Ob ich mir gleich nicht ſchmäuchlen kann, daß mein Lallen einiger Aufmerkſamkeit würdig ſey: ſo glaube ich doch, daß die Anlage und der Grund meiner Rede ein gütiges Gehör verdiene. Ein Mann, der mit ſolchen Verdienſten ausgerüſtet iſt, ein Gelehrter, der die Zierde ganzer Jahrhunderte geworden, ſollte der nicht von jedermann bewundert werden? Der Vermögenſte, ja der Neid ſelbſt

kann

kann Ihm dieß verdiente Lob nicht absprechen. Ich werde daher, ganz mit Vertrauen und Hoffnung erfüllet, Ihm den gebührenden Weihrauch streuen; und mich dabey überreden: daß ich nicht gänzlich eines geneigten Gehöres unwürdig sey.

Mein schwacher und ungekünstelter Ausdruck, wird zwar das Lob dieses großen Mannes einigermaßen verdunkeln: allein, hier nehme ich meine Zuflucht, R. A. M. A. H. A. zu Ihrer ausnehmenden Gütigkeit, und bitte Sie gehorsamst, mich dießmal nicht als einen Redner zu betrachten; sondern als einen, der nur die Empfindungen und Rührungen des Herzens, der seine Hochachtung gegen einen Gelehrten, in Worten abzudrücken sich bemühet. Sie sind zu großmüthig, als daß Sie nicht selbst das Fehlerhafte in meiner Rede verbessern und das Mangelhafte ergänzen sollten. Je stärker ich mich also davon überzeuge, desto dreister, desto freymüthiger werde ich fortzufahren im Stande seyn.

Pilipp Melanchthon, dessen Herkunft und Geburtsort bloß durch den Glanz seiner Tugenden bekannt gemachet und verherrlichet worden ist, hat schon in den blühenden Jahren seiner Jügend, eine solche Lebhaftigkeit des Geistes, und solche edle Gaben des Verstandes gezeiget: daß wir billig darüber in Erstaunen dahin gerissen werden. Die reiche Natur hatte alle mögliche Kräfte angewendet, um an ihm ein rechtes Meisterstück hervorzubringen. Der gelehrte Franzos **Baillet** hat ihn

daher

daher mit gutem Rechte, unter die Anzahl der frühzeitig gelehrten Knaben gesetzet: ob er gleich außerdem, wegen der Religion, eben nicht so vortheilhaft für ihn schreibt. Desto größer, desto glänzender müssen eben seine Verdienste gewesen seyn, wenn sie so gar Feinde besieget, und denselben Lobsprüche abgezwungen haben.

Sie werden mir erlauben, A. H. A. daß ich dasjenige aus der Geschichte entlehnen darf, was zur Zierde und Größe seines Lobes das meiste beytragen kann.

Schon in seinem dreyzehnten Jahre, gieng er auf die hohe Schule zu Heidelberg, wo er mit solchem Fleiße und Eifer die Musen verehrte, daß er das Jahr drauf von ihnen mit Lorbern gekrönet wurde, und die erste Würde der Weltweisheit erlangte. So frühzeitig ärntete er die angenehmsten Früchte seines Fleißes ein! Er verließ aber Heidelberg, das gewissermaßen undankbare Heidelberg: welches die Verdienste seiner Bürger nur nach dem Alter abmaß, und diesem würdigen Musensohne, seiner Jugend wegen, die Magisterwürde abschlug: eben so wie im vorigen Jahrhunderte der große Leibnitz seine Vaterstadt verließ, um in Altdorf vor seinem 21sten Jahre die Doctorwürde in den Rechten anzunehmen. Melanchthon gieng nach Tübingen, um daselbst desto eher seine edlen Absichten zu erreichen: obgleich noch mehrere Ursachen zusammen liefen, die ihn zu diesem Entschlusse bewogen haben mögen.

Hier fand er die angenehmsten Gelegenheiten, seine Gelehrsamkeit zu erweitern. Hier wuchs seine Kenntniß in allen Theilen der Wissenschaften mit Erstaunen fort, bis er endlich in den glücklichen Stand gesetzet ward, daß er seine erworbnen Reichthümer der Gelehrsamkeit, auch an andre verschenken konnte. Erasmus von Rotterdam, ein großer Kenner der Gelehrten, betrachtete ihn daher schon damals als ein Wunder, und erstaunte über den geschwinden und glücklichen Fortgang seiner gelehrten Bemühungen. O welch ein beneidenswürdiges Glück für Tübingen; welches die süßesten Lehren, die reinsten Wahrheiten von ihm selbst hörete, und zu der feurigsten Nachahmung aufgemuntert wurde!

Doch ich sage noch zu wenig. Tübingen hat ihm ein weit größres Glück zu danken, und es muß ihn mehr als den größten Helden, als den klügsten Feldherrn bewundern: indem er es von dem innerlichen Kriege der Gelehrten befreyte, und den ruhigsten Frieden durch seine Sanftmuth wieder herstellte. Dieser Umstand ist zu groß und zu wichtig, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Es ist Ihnen A. H. A. mehr als zu wohl bekannt, daß damals zweyerley Secten in der Philosophie herrschten; davon sich die eine die **Nominalisten**, die andre aber die **Realisten** nannte. Die Lehren, die sie wider einander zu behaupten suchten, sind allzu dunkel, allzu verwirrt, als daß ich Ihnen mit einer weitläuftigen Beschreibung beschwerlich fallen sollte. Es scheint fast, als

wenn

wenn ſie ſelbſt nicht die richtigſten Begriffe von ihren Meynungen gehabt hätten. Dieſe Secten nun waren, faſt auf allen hohen Schulen in Europa, dergeſtalt wider einander erbittert; daß ſie einander nicht nur Grobheiten ſagten: ſondern ihr Haß, ihre Wuth erſtreckte ſich bis auf die größten Niederträchtigkeiten. Ludewig Vives, Camerarius und andre Gelehrte erzählen uns, daß ſie öfters einander wund geſchlagen; ja ſo gar getödtet haben. Man erzittert, wenn man lieſt, daß ſie auf dieſe Art ihre Spitzfindigkeiten einander haben ſinnlich machen wollen.

Dieſer heftige Geiſt der Feindſchaft unter den Philoſophen, war nun ebenfalls auf der hohen Schule zu Tübingen eingeriſſen. Doch ſo bald unſer junger ſanftmüthiger Gelehrter dahin kam: ſo bemühte er ſich dieſen Streit zu ſchlichten, und die Erbitterung zu dämpfen, weil er die Nichtigkeit dieſer Sache, und die übeln Folgen davon mehr als zu deutlich einſah. Er bewerkſtelligte auch dieſes ſehr bald, zum Erſtaunen der ganzen gelehrten Welt. Er wußte die Gemüther durch ſeine bezaubernde Sanftmuth, durch ſeine gelinden, und doch gründlichen Vorſtellungen völlig einzunehmen; er beſiegte ſie durch ſeine dringende Beredſamkeit, und vereinigte alſo wiederum diejenigen, die den bitterſten Groll auf einander gehabt hatten. So wie bey dem frohen Anbruche eines heitern und ſtillen Tages, ſich die aufgethürmten Wellen eines ſtürmiſchen Meeres in eine glatte Ebene verwandeln: ſo verſchwand auch die Feindſchaft

der tübingischen Gelehrten; und durch Melanchthons Vermittelung genossen sie von nun an die Süßigkeit des Friedens.

Welcher Ruhm, welches Lob erwuchs nicht diesem großen Gelehrten, aus dieser edlen Unternehmung. Das römische Volk konnte dem Cicero keine größern Lobsprüche zurufen, da er die Stadt von dem Untergange, und von den hinterlistigen Nachstellungen eines Catilina befreyet hatte; als hier Melanchthon durch diese Friedensstiftung verdiente.

Diese wichtige Probe seines erhabnen Geistes, dieses sichre Kennzeichen, dieser kräftige Beweis seiner Gelehrsamkeit machte ihn bald so berühmt, daß sein Namen in allen Ländern erscholl. Die größesten Fürsten bemühten sich dieses Kleinod zu besitzen: aber Wittenberg allein wurde darauf so glücklich, ihn in seinen Mauern zu sehen. Er erhielt das Amt eines öffentlichen Lehrers der griechischen Sprache; und dieß geschah im 21 Jahre seines Alters. Es scheint solches fast desto unglaublicher, je seltner diejenigen sind, die mit den Reichthümern der prächtigsten Gaben, einen unermüdeten Fleiß verknüpfen. Kann wohl ein so großer Gelehrter, der Weisheit und Tugend über alles geschätzet, mit etwas geringerm belohnet werden, als die Unsterblichkeit ist? Ich glaube, daß er dieselbe vollkommen verdiene, und in eben der Absicht feyern wir sein hundertjähriges Andenken, um uns seiner Tugenden, und seiner Gelehrsamkeit, besonders

sonders in den philosophischen Wissenschaften, zu erinnern.

Von diesem Manne aber, dessen wahres Bildniß ich ganz kurz und flüchtig entworfen habe, damit ich Sie nicht vor der Zeit ermüden, und Ihnen einen Ekel erwecken möchte, behaupte ich nun: daß er den Namen eines großen Philosophen, wegen seiner Gelehrsamkeit, besonders aber wegen seiner eifrigen Bemühungen, die Philosophie seiner Zeit, wieder in guten Stand zu setzen, verdiene.

Es würde eine Verwägenheit an mir seyn, und ich würde das Ansehen eines Lehrers annehmen, wenn ich Ihnen weitläuftig erklären wollte, was ein Philosoph sey. Es ist genug, wenn ich sage, daß ein Philosoph von allen Wahrheiten, die die Vernunft erreichen kann, eine gründliche Kenntniß haben muß.

Denn bald durchforschet dieser die Kräfte der Elemente, bald bewundert er die Ordnung in dem Baue der Natur, und schliest auf ein höheres Wesen zurück. Bald schwingt sich sein Geist in die Hohen des Himmels, und durchschaut den unermeßlichen Raum des Firmaments, der mit unzählichen Weltkörpern angefüllet ist. Er spüret ihrem wunderbaren Laufe, und der ungleichen Geschwindigkeit desselben nach. Bald dringt er tief in den Abgrund der Erde, und durchsuchet die Geheimnisse derselben. Bald aber kehret er in sich selbst zurück: und dieses ist seine edelste Beschäfftigung. Er bildet seinen Verstand, er verbessert seinen verderbten Willen, und bezwinget ihn der-

bey den Engelländern noch heute zu tag ſchön.

Gudji und *Gudja*, ein Prieſter, Gottesgelehrter, Θεολογος, von God, Gott, Guda, die Götter.

Gabeigs und *Gabigs*, ein Reicher, von Gaban Geben, q. d. ein Gebiger.

Uslitha, παραλυτικος, ein Ausgegliederter; Gichtbrüchiger, nach Luthers Ueberſetzung.

Allbrunſti, ὁλοκαυτωμαῖα, ganz verbrannte Opfer.

Heito und *Brinnon*, πυρετος, ein hitziges Fieber; von heiß und brennen ꝛc.

III. Gleichwie das gothiſche etwas mehr von der ziſchenden fränkiſchen Mundart (Franco-Theotiſca) entfernet iſt, und hingegen dem alten ſächſiſchen Dialect näher kommt, der, wie ehedem die Attici in Griechenland, die Buchſtaben s und z gerne mit dem t verwechſelt; z. E. *ik wait*, ich weis; *waitis kaurna*, Weizenkorn: *tiuhan*, ziehen; u. ſ. w. das iſt, wie das gothiſche mehr plat- als hochdeutſch iſt; alſo kommen darinn viele Wörter vor, die ſich heute zu tage bloß aus dem platdeutſchen erklären laſſen, da man hingegen ihre Spuren in den oberdeutſchen Mundarten vergebens ſuchet. z. E.

Rhaitis, iam, reits, (an ſtatt bereits,) wie man im braunſchweigiſchen redet. *Ik rhaitis im sineigs*, ſagt Zacharias, Lucä 1, 18. ich bin ſchon alt.

gestalt, daß er nur nach dem höchsten Gute, nach Tugend streben soll. Dieß ist ein kurzer Abriß eines Philosophen; zugleich aber auch das wahre Bildniß Melanchthons: welches vollkommen damit übereinstimmet.

Die Geschichte redet für mich, und bekräftiget der Nachwelt, daß Philipp Melanchthon sich in allen diesen Stücken wirksam bezeiget, und schon in seiner Jugend die tiefsten Wahrheiten erkannt und untersuchet habe. Dieses würde zum Beweise zureichend seyn, daß Melanchthon den Namen eines Philosophen verdiene: wenn wir nicht noch andre Spuren hätten, die uns zu größerer Gewißheit führen können, sobald wir denselben gebührend nachgehen. Obgleich die Erzählung seiner jüngern Jahre, eine Reihe von Beweisen seiner großen Gelehrsamkeit in der Philosophie gewesen; so ist sie doch noch viel zu schwach, uns von allen seinen Verdiensten zu überzeugen. So wie die Morgenröthe einen schönen Tag, und das reinste Vergnügen verspricht: so stellet uns auch seine Jugend nur die angenehmsten Aussichten vor, und machet uns von seinem männlichen Alter die süßeste Hoffnung. Dieses soll nunmehr der Gegenstand unsrer fernern Bewunderung werden: indem wir Ihn als den allgemeinen Lehrmeister von ganz Deutschland betrachten, da er die scholastische Philosophie von ihren Schlacken gereiniget hat.

Hierdurch nämlich hat er sich zuerst des unsterblichen Namens eines großen Philosophen vollkommen würdig gemachet. Der damalige Zustand

der

der scholastischen Philosophie war viel zu schlecht, viel zu mangelhaft, als daß sein durchdringender Geist die Schwäche desselben nicht hätte bemerken sollen. Sie werden mir erlauben, A. H. A. daß ich denselben kurz beschreiben, und den Vorhang jener alten Unwissenheit aufziehen darf. Aristoteles, der sich durch seine Schriften verewiget hat, und den man für den einzigen Quell der wahren Weisheit erkannte, wurde zu der Zeit, aus Unwissenheit der griechischen Sprache von den wenigsten verstanden. Man mußte sich nur mit einer verstümmelten Uebersetzung, die aus dem Arabischen in das Lateinische gebracht wurde, behelfen, und man legte dieselbe nach seinem Gutdünken auf diese und jene Art aus; aber, wie leicht zu denken ist, so verfehlte man öfters dessen rechte Meynung. Und was noch das ärgste war, so konnte der Verlust, den man aus Mangel der Sprachen erlitt, durch keine andern Schriften, die der Weisheit Aristotels gleich gekommen wären, ersetzet werden. Wie konnte es daher anders kommen, als daß die Weltweisheit überall mit Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten angefüllet war, wo doch die gründlichste Gewißheit herrschen sollte.

Dieses war nun die Ursache des betrübten Verfalls der Gelehrsamkeit; dieß war der betrübte Grund davon, daß sich das weitläuftige Lehrgebäude der Philosophie auf lockerm Sande gründete, und der Ungewißheit unterworfen war. Dieses ist aber noch nicht genug. Die damaligen Gelehrten sahen wohl ein, daß sich auf diese Art ihre Wissen-

schaft nicht lange würde vertheidigen lassen. Sie ergriffen daher solche Waffen, mit denen sie sich alle Gegner zu überwinden getraueten. Sie legten sich mit unglaublichem Fleiße auf die Disputirkunst, sie sowohl zu erlernen, als auch dieselbe täglich mit neuen Spitzfindigkeiten zu bereichern; so daß viele ihre ganze Lebenszeit daran verschwendeten, und dabey weit wichtigere Theile der Gelehrsamkeit versaumeten. Man setzte noch eine finstere Wortmetaphysik hinzu, die vollends mit ihren Spinneweben alles versinsterte. Denn diese war ein zartes Gewebe nichts bedeutender Kunstwörter, womit sie die deutlichsten Wahrheiten zu verdrehen und wankend zu machen; hingegen die Irrthümer zu bescheinigen und zu vertheidigen wußten. Da sie nun mit solchem Gewehre gerüstet waren, so glaubten sie die höchste Stufe der Gelehrsamkeit erlanget zu haben. Nicht die Erfindung der Wahrheit, sondern der Ruhm, ein sinnreicher Kopf und tapfrer Zänker zu seyn, war ihre ganze Absicht.

Ich erzittere, wenn ich die betrübten Folgen dieser verderbten Philosophie betrachte. An statt daß sie den Verstand erleuchten sollte, so wurde er durch sie in die gröste Dunkelheit hingerissen, in die verwägensten Zweifel versetzet, und in die gröbste Unwissenheit gestürzet. Die historischen Urkunden erzählen uns, daß es damals eine unzählbare Menge Gottesverläugner gegeben habe; bloß weil man die Unsterblichkeit der Seele gar zu ungewiß machte. Die Unvollkommenheit in den

andern

andern Wissenschaften, sonderlich in der Metaphysik, wo man die geoffenbarten Wahrheiten mit den heydnischen Kunstwörtern vermischte; in der Naturlehre; in der Sittenlehre; die Barbarey der Sprachen; die unnützen Spitzfindigkeiten, die öfters ins Lächerliche fielen, alles dieses will ich noch mit Stillschweigen übergehen.

Was für ein elender, was für ein entsetzlicher Zustand, war dieses nicht, der billig den Liebhabern der Wahrheit Thränen erpressen muste! So war es mit der Philosophie zu Melanchthons Zeiten beschaffen. Die Unwissenheit war bis auf das höchste gestiegen: aber man liebte sie, damit man die gräßlichsten Irrthümer desto eher ausbreiten, und sich selbst dadurch desto besser betrügen könnte. Nunmehr aber brach ein Licht mitten aus dem Schatten der Finsterniß hervor, und erleuchtete mit seinen Stralen ganz Deutschland.

Melanchthon, Melanchthon war es, der die Wissenschaften wieder in Flor brachte! Er arbeitete ganz unermüdet, das verfallene Lehrgebäude der Philosophie wieder aufzurichten, welches schon viele Jahrhunderte in seinen Ruinen lag. Hier leistete ihm die Kenntniß der griechischen Sprache, welche noch eine Frucht seiner zärtesten Jugend war, die wichtigsten Dienste. Er konnte die Schriften Aristotels in ihrer Grundsprache lesen, ohne daß er der ungewissen und verdächtigen Hülfe einer Uebersetzung nöthig gehabt hätte. Aus dieser reichen Quelle nun schöpfte er das beste, das nützlichste; und wo jener als ein blinder Heyde ge-

schrieben hatte, da verbesserte dieser als ein erleuchteter Christ. Er wußte durch eine ungekünstelte Einfalt die schwersten Ohren zu erleichtern. Er bemühte sich, eine gründlichere und gesundere Lehrart zu erfinden. Kurz, er zeigte die Kräfte seines erhabenen Geistes, seiner großen Gelehrsamkeit, seiner gründlichen Einsicht in die Philosophie, durch Schriften, welche damals eine allgemeine Bewundetnng erweckten. Diese sind die bewährtesten Zeugen, die ich zum Beweise seiner Gelehrsamkeit anführen kann.

Er schrieb eine Vernunftlehre, die vollkommen fähig war, den Verstand zu schärfen, und die vorgefaßten Meynungen zu widerlegen. Er setzte sich die Erfindung und Prüfung der Wahrheit zum Zwecke, und vermied alle unnütze Spitzfindigkeiten, so viel als bey einer erneuerten Lehre möglich war. Er schrieb eine Redekunst, für geistliche und weltliche Redner: denn damals war die unselige Trennung dieser philosophischen Kunst noch nicht entstanden. Und auch hier ward Aristoteles sein sicherer Führer. Er gieng ferner zu höhern Wahrheiten, und schrieb ein Buch von den Kräften der Seele; dabey er zugleich den wunderbaren Bau des menschlichen Korpers zergliederte. Er schrieb auch eine Sittenlehre, und stellete viele andre schöne und brauchbare Bücher ans Licht, die in das Feld der Sternkunst liefen, und von ihm der gelehrten Welt übergeben worden sind. Diese alle will ich noch mit Stillschweigen übergehen, damit ich nicht in Ausschweifungen verfalle. Aber wer

kann

kann hieraus nicht abnehmen, daß Melanchthon in allen Wissenschaften eine große Kenntniß und Einsicht; eine große Unverdrossenheit, und einen brennenden Eifer, Wahrheit und Erkenntniß fortzupflanzen, müsse gehabt haben?

Durch diese Schriften lehrte er also ganze Länder! Doch nein! ich irre: nicht durch Schriften allein, sondern auch durch seinen mündlichen Vortrag: in dem so viel Annehmlichkeit, und eine solche Stärke der Beredsamkeit lag, daß sich endlich die Anzahl seiner Zuhörer, bis gegen 2000 belief; die sich recht hinzudrängten, ihn zu hören. Diese verbreiteten sich hernach in alle Länder, und streueten also den fruchtbaren Samen seiner Lehren auch an andern Orten aus. Hier erreichte sein steigender Ruhm die höchste Staffel, und nunmehr kann ich ungescheut bekräftigen: daß Philipp Melanchthon dadurch den unsterblichen Namen eines großen Philosophen verdienet habe. Seine Verdienste sind folglich viel zu groß, viel zu bewundernswürdig, als daß nicht jedermann für sie eingenommen seyn sollte. Seine ärgsten Feinde sind genöthiget gewesen, ihm in Ansehung seiner Gelehrsamkeit, in den philosophischen Wissenschaften, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Um wie viel weniger darf ich also von Ihnen, A. H. A. den Einwurf befürchten: daß seine Schriften noch viel mangelhaftes an sich hätten; da Sie ihn doch selbst durch Ihre Gegenwart stillschweigend verehren. Sie sind zu gerecht, als daß Sie die Vollkommenheiten von ihm fodern sollten, die

wir

wir itzo nach verflossenen zwey vollen Jahrhunderten zu besitzen, uns rühmen können. Würde es nicht eine Schande für die ganze gelehrte Welt seyn, wenn sie in so langer Zeit, auf den von Ihm gelegten Grund, nichts taugliches gebauet hätte? Soviel schlet daran, daß man von ihm das alles fodern wollte, was seine Schüler und Nachfolger geleistet haben. Vielmehr bleiben diese in seiner steten Schuld, da er ihnen die Bahne gebrochen, und ihnen durch seine Anführung den Tempel der Wahrheit und Weisheit eröffnet hat.

Ich will nicht befürchten, daß man diesem ansehnlichen und verdienstvollen Manne, um seinen Ruhm zu zernichten, den ungegründeten Vorwurf machen werde, womit man ihn sonst zu beschuldigen pflegte: daß er nämlich eine große Neigung zum Aberglauben gehabt hätte. Wenn dieses wahr wäre, so würde mich dieses fürchterliche Wort allerdings stutzig machen; indem es freylich Philosophen schlecht ansteht. Allein, man kann ihm weiter nichts vorwerfen, als daß er zuweilen auf wunderbare Träume Achtung gegeben, und auf die Astrologie gehalten. Allein, dieses war eigentlich ein Fehler seines Jahrhunderts. Die größten, die gelehrtesten Leute, ja Fürsten und Könige zeigen zuweilen durch ihre Schwachheiten, daß sie Menschen sind. Der große Sternkundiger Keppler hielt viel von dem Einflusse der Gestirne in die menschlichen Schicksale: und doch war er ein berühmter Sterngelehrter. Wie viel weniger wird man an dem Melanchthon, bey seinen übrigen so

blen-

blendenden Verdienſten, einen kleinen Flecken erblicken können, oder wenn man ihn ja wahrnimmt, hoch aufmutzen wollen? Und ſollten wir auch genöthiget ſeyn, dieſes zuzugeben, ſo können wir ihm doch nicht das gerechte Lob abſprechen: daß er der erſte in Deutſchland geweſen, der ſich gewaget, wider die ſcholaſtiſche Philoſophie zu Felde zu ziehen, ſie von ihren Schlacken zu reinigen, und einen viel richtigern Weg zur Wahrheit zu bahnen. Dieſes iſt mehr als zu lobenswürdig, und ich beklage nur, daß ich nicht genugſam im Stande bin, ſeinen verdienten Ruhm würdig zu preiſen.

Ich ſchmäuchle mir, daß Sie, A. H. A. von der Wahrheit meines Satzes überzeuget ſind, da ich bewieſen habe: daß Melanchthon ſich von ſeiner Jugend an in den philoſophiſchen Wahrheiten geübet, und es ſehr bald zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht habe. Ich habe ferner aus der Geſchichte dargethan, daß er ſchon in ſeinen jüngern Jahren einen ſehr wichtigen Streit der Philoſophen beygelegt; und daß er endlich die wahre Weisheit nicht nur wieder hergeſtellt, ſondern auch in vielen Stücken verbeſſert habe. Sollte er nun bey dem allen, durch Lehren und Schreiben, durch eigene Einſicht, und Fortpflanzung der Wahrheit, durch Bekämpfung der Irrthümer, und Bereicherung der Wiſſenſchaften nicht den Namen eines großen Weltweiſen verdienen?

Doch es ſcheint, als wenn ſeine große Kenntniß der Philoſophie eines von ſeinen geringſten Verdienſten

dienſten geweſen ſeyn würde: wenn er dieſelbe nicht zur Bekämpfung ſeiner Leidenſchaften, und zur Erlangung der Tugend angewendet hätte. Allein, eben dadurch wird ſein Ruhm unendlich vergrößert, daß er die Ausübung der Weisheit mit ihrer Kenntniß ſo glücklich vereiniget hat.

Nunmehr wünſchte ich mir alle Stärke der Beredſamkeit zu beſitzen, um das Lob dieſes vortrefflichen Mannes, welches mit den größten Tugenden pranget, und mit den rühmlichſten Thaten angefüllet iſt, recht lebhaft zu ſchildern. Doch welche Materie iſt reicher und fähiger, alle Züge einer männlichen Beredſamkeit anzunehmen, als das ruhmvolle Leben dieſes Mannes? Wo findet man ſo viele und kräftige Beyſpiele eines weiſen, beſcheidenen und demüthigen Mannes; der im Unglücke durch ſeine anhaltende Geduld, im Glücke durch ſeine Beſcheidenheit, in Verfolgung durch ſeine Großmuth, in der Religion, durch ſeinen heftigen Eifer für die Wahrheit, gleich groß geweſen iſt?

Noch eins muß ich als eine koſtbare Frucht ſeiner ächten Weisheit an ihm bewundern: und dieſes iſt ſeine Demuth, welche zugleich von allem Eigennutze befreyet war. Die Weisheit hatte ihn von dem vergänglichen Weſen der Reichthümer, von der Nichtigkeit der Ehrenſtellen unterrichtet. Wie viel Schätze, was für große Ehrenämter hätte er nicht zuſammen raffen, wie theuer hätte er ſeine bittern Arbeiten, ſeine wichtigen Dienſte verkaufen können. Allein er war an Zufriedenheit

reich,

reich, er verachtete die groſsen Ehrenſtellen; und fand bloß in dem Vergnügen Gutes zu thun, die Belohnung ſeiner Tugend. Denn wer ſollte ſich nicht überzeugen können, daß er als der gelehrteſte, als der tugendhafteſte Mann, nicht wenigſtens nach Luthers Tode, die höchſte Würde bey der Univerſität Wittenberg hätte erlangen können? wenn ihn ſeine Demuth nicht daran gehindert hätte. Ich verſchweige noch die wichtigſten Gelegenheiten, die ihm von den mächtigſten Fürſten und Königen angebothen worden.

Ich würde mich alſo verirren, ich würde ganze Tage gebrauchen, wenn ich aller ſeiner rühmlichen Handlungen erwähnen wollte. Erlauben Sie mir nur noch dieſes einzige, M. A. K. A. H. A. daß ich ihn bis zu ſeinem Tode begleiten darf; der an dem heutigen Tage unſer ganzes Vaterland betäubte, und die ganze evangeliſche Kirche in einen thränenvollen Zuſtand ſtürzte.

Erwarten Sie aber nicht, daß ich Ihnen eine Trauerbühne eröffnen ſoll. Glauben Sie nicht, daß ich ſeinen erblaßten und entſeelten Körper, der noch in dem Sarge die edelſte Freudigkeit zum Sterben, in ſeinen Minen zeigte, vorſtellen werde. Befürchten Sie nicht, daß ich durch Kunſt Ihr Mitleiden erſchleichen, und die rührendſten Bewegungen der Traurigkeit in Ihren Gemüthern erregen werde; da ſchon ein jeder die Quelle des Schmerzes in ſich ſelbſt findet. Denn warum ſollten wir einen Tod bedauern, durch welchen Er in die ſeligſte Ewigkeit verſetzet worden;

Modjan und *Gamotjan*, begegnen; auf niederſächſiſch *moiten*, *in de moite komen*; holländiſch *moeten*, occurrere.

Banſta, horreum, die Scheune, Luc. 3, 17. niederſächſiſch: Banſe, en Kornbanſe, congeries frugum; davon das Zeitwort Bánſen, fruges in horreo, vel & ſub dio conſlipare.

Am allermeiſten wird dieſe Anmerkung des Verfaſſers, wie er ſich einbildet, bekräftiget, durch die Zahlwörter; davon wir die allergemeinſten hieher ſetzen:

1. *Ains, aina, ain*; eins.
2. *Twai, twos, twa*; zween, zwo, zwey.
3. *Thrins, thrin*; drey.
4. *Fidwor* und *fidur*; viere.
5. *Fimf*; fünfe.
6. *Saihs*; ſechſe.
7. *Sibun*; ſieben.
8. *Ahtau*; achte.
9. *Niun*; neune.
10. *Taihun*; zehen.
12. *Twalif*; zwölfe.
20. *Twaintigi*; zwanzig.
30. *Trigetigi*, imgleichen: *Thrinstiguns*; dreyßig.
40. *Fidwortiguns*; vierzig.
50. *Fimftiguns*; funfzig.
100. *Hund*; hundert; ingleichen: *Taihun-taihund*; decies, decem; zehen mal zehen.
1000. *Thuſund*; tauſend.

IV. Die

wo er mit Millionen Engeln die Größe Gottes unaufhörlich bewundert, und mit Verachtung auf die Eitelkeit der Welt herab sieht. Dort, dort erlangte sein Geist, diejenige vollkommne Weisheit, nach der er hier so eifrig gerungen; die er aber hier nur in einigen Stücken gefunden hatte.

Wir wollen vielmehr die große Freudigkeit, mit welcher er jenseit des Grabes in die Ewigkeit schaute, den unerschrocknen Muth bewundern, mit welchem er die Annäherung seiner Todesstunde erwartete, und sich seinem Schöpfer übergab. Denn auch hier wußte er sich der erlernten Weisheit, zugleich mit der Religion, so glücklich zu bedienen: daß er sich durch die erhabensten Vorstellungen, einer vollkommenern Erkänntniß aller natürlichen und geoffenbarten Geheimnisse, einer Ruhe vor dem Hasse und den Verfolgungen rasender Feinde; kurz, und eines unendlichen Glückes, den Tod erleichterte. Was für ein vortrefflicher Mann! indem Weisheit, Tugend und Religion wohneten, und der von der Wiege bis zum Grabe dem Leitfaden derselben gefolget war.

Dieser große Mann ist es würdig, daß man ihn noch in seiner Asche verehre, und die größesten Lobsprüche zuruse. Habe Dank, theuerster Melanchthon! für deine großen Bemühungen, durch welche du ganz Deutschland unterrichtet hast. Habe Dank! für deine unsäglichen Arbeiten und Sorgen, durch welche du uns das glänzende Licht der Wahrheit wieder hergestellet hast. Habe Dank! daß du uns durch dein Bildniß ein solch vortreffliches

lich Muſter der Nachahmung geſchenket haſt. Glücklich, mehr als glücklich ſind diejenigen, welche ſowohl deine Gelehrſamkeit, als auch vornehmlich deine Tugenden nachzuahmen, und zu erlangen wiſſen!

Johann Friedrich Schröter,
der Gottesgelahrheit Befliſſener
aus Chemnitz.

IV.

Lobgedicht auf den berühmten Philipp Melanchthon.

Wie? wag ichs, oder wag ichs nicht,
Mich durch Melanchthons Lob zu zeigen?
Vernunft und Ehrfurcht widerſpricht:
Und meine Schwäche heißt mich ſchweigen.
Der Zweifel, der im Buſen nagt,
Macht meinen Eifer matt und meinen Muth verzagt,
Ein zweyter Pindar ſollt hier ſingen!
Ich den kein Einfluß je erfreut,
Erkenn itzt die Vermögenheit
Vor Meiſtern dieſer Kunſt mein Opfer darzubringen.

Wo wagt ein Schüler, ihrer Bach!
Sich neben dir in Harmonieen?
Kein Lehrling tritt dem Rubens nach;
Und will vor Dycken ſich bemühen.
Was bringt denn mich für Keckheit auf?
Wie drängt denn itzt mein Blut mit allzuſchnellem Lauf,
Den matten Geiſt auf höhre Bühnen?
O! täuſcht mich nicht der ferne Blick,
So ſieht dort ein hold Geſchick
In Blicke voller Ernſt, auf einmal heitre Mienen.

So wie das Licht die Nacht verdrängt,
So wird mein Geiſt der Furcht entriſſen:
Ich ſeh mich ganz in Luſt verſenkt,
Da holde Mienen auf mich fließen.
Der größte Mann vom Elbathen,
Soll itzt den matten Reim durch ſeinen Ruhm erhöhn,
Vor Dir, du Krone der Gelehrten!
Ihr Männer! Leipzigs größte Zier,
Ihr Muſenſöhn' erlaubet mir,
Dem Lehrer Lob zu weihn, den Könige verehrten.

Du aber, o verklärter Geiſt!
Wenn dich was irdiſches noch rühret;
So gönne, daß mein Mund dich preiſt,
Da Dir das größte Lob gebühret.
Und ſieht dein Auge jetzt allhier
An uns das beſte Herz, die reinſte Dankbegier:
So bleib im Angeſichte heiter!
Iſt gleich mein Lied kein Lobgeſang,
So brennet doch mein Herz voll Dank,
Und Lieb und Ehrfurcht ſind die redlichſten Begleiter.

Melanchthons Ruhm ſey nun mein Lied,
Ein edler Stoff ihn zu beſingen!
Dem, der noch itzt in Deutſchland blüht,
Soll man dem keinen Weihrauch bringen?
Sein Glanz beſchämt den Stral des Lichts:
Drum ſcheue Muſe wags, und fürchte weiter nichts:
Denn ſein Verdienſt wird dich beleben.
Sein Geiſt durchdringt der Zeiten Lauf
Und baut der Weisheit Schulen auf,
Soll mir dieß keinen Stoff zu ſeinem Lobe geben?

Erforſche,

Erforſcht ihn nur von Jugend an,
Erträgt nur ſeine Jünglingsjahre:
Sein Lauf iſt lauter Ehrenbahn,
Bis zu der Gränze ſeiner Bahre.
Ihr düſtern Zeiten! kommt zurück,
Und zeigt mir noch einmal das himmliſche Geſchick,
Beym Morgenroth der reinen Lehre:
Zeigt mir den Ort, der den gebahr,
Der Luthers größter Beyſtand war,
Damit ich ihn zugleich um ſeiner willen ehre.

Dort wo der ſtillen Salza Fluth,
Sich durch die grünen Ufer gießet:
Dort keimt aus redlich deutſchem Blut,
Ein früher Zweig der jählings ſchießet.
Du, Bretten, biſts! es iſt bekannt:
Melanchthon iſt dein Ruhm, du warſt ſein Vaterland,
Du ſahſt den Vater in dem Sohne:
Denſelben hob die Waffenkunſt,
Bis an der Fürſten ſeltne Gunſt:
Und auch auf deſſen Grab fiel noch ein Blick vom Throne.

O edle Fürſten, trauert nicht!
Sein Sohn wird beſſre Waffen ſchmieden;
Dort ſeh ich, wie er muthig ficht,
Dort kämpft er um den Glaubensfrieden.
Sein edler Geiſt ſchwang ſich empor,
Und brach ſchon als ein Kind gleich einem Stern hervor,
Daß die gelehrte Welt erſtaunte.
Der Vorzug machts, daß man ihn wählt
Und zu den frühgelehrten zählt
Und, daß ihn Fama ſchon ſehr zeitig ausposaunte.

So ſieht man bey geſtirnter Nacht
In jener gränzenloſen Ferne;
Je ſchärfer man das Auge macht,
Nur mit Vergnügen neue Sterne.
Und wenn ich von des Berges Höh,
Ein ganzes Thal hindurch nur bunte Flächen ſeh;
So ſeh ich Ströme von Vergnügen.
Doch beyde Bilder ſind zu matt,
Den Vorzug, den Melanchthon hat,
Und ſeinen hohen Geiſt an Glanz zu überwiegen.

Durch ſteten Beyfall aufgeweckt,
Den die Erziehung unterſtützte;
Ward ſein ſo reicher Geiſt entdeckt,
Voll Gaben, die er zeitig nützte.
Die Regung nach der Künſte Ruhm,
Wuchs täglich mehr heran und ward ſein Eigenthum;
Bis in den Vorhof ihres Tempels.
Zu Pforzheim legt er erſt den Grund,
Hier macht man ihm den Pindars kund,
Bis er ein Nachbild ward des rühmlichſten Exempels.

Du! aller Aberglauben Held!
Beherrſcher jener ſieben Hügel!
Verberg nur unſrer deutſchen Welt,
Der lautern Wahrheit hellen Spiegel:
Verſtopf nur den Philiſtern gleich,
Die Brunnen Iſaaks, die ſtets an Waſſer reich,
Und friſch und rein und heilſam waren!
Verdämm der heilgen Sprache Quell,
Ein andrer Engel kömmt ſchon ſchnell,
Das Evangelium der Welt zu offenbaren.

Der

Der Sprachen Schönheit sah man wohl,
Doch niemand achtet ihrer Gaben;
Gleich Roms zerstörtem Capitol
Lag meist ihr Glanz im Schutt vergraben.
Allein Melanchthons Wissenschaft
Erhob sich über ihn mit unumschränkter Kraft
Und wagte sich in die Ruinen.
Dann ward der Römer Zunge frey,
Und Salems alter Tempel neu,
Daß sie die Finsterniß auf einmal überschienen.

Nun flog sein Geist und frühes Lob,
O Heidelberg in deine Mauern!
Doch sein Verdienst, das ihn erhob,
Beweg dich bald, ihn zu bedauern.
Die Seuche die im Finstern schlich,
Zwang unsern Jüngling hier, daß er bald traurig wich,
In Würtenbergs geweihten Gränzen:
Wo man, wenn Freud und Lust sich regt,
Die Harfen um den Neckar schlägt,
Daß von dem Widerhall, die Alpen dreyfach tönen.

Von Lust und Eifer angefüllt,
Vergnügten ihn die größten Männer,
Die Deutschland für unschätzbar hielt,
Für aller Wissenschaften Kenner.
Sein Fleiß ließ manche Probe sehn,
Und die Geschicklichkeit gab jedem zu verstehn,
Daß er die Stunden nie verschwendet.
Solch Zeugniß gab ihm Bebels Mund,
Und Spanels Beyfall macht uns kund,
Daß er die Zeit beglückt auf Wissenschaft gewendet.

Melanchthon! Heidelbergs Genuß,
Wird Swevens Muse nicht erreichen;
Der Pindus an dem Neckarfluß,
Gewinnt durch dich schon seines gleichen.
Denn überwog dort Archias
Sein Lob, das er mit Recht im größern Glanz besaß,
Wenn Aug und Ohr ihn sah und hörte:
So flog Melanchthons Ruhm noch mehr,
Auf Windesflügeln hin und her,
Indem der Jüngling schon aus alten Griechen lehrte.

So gab denn Schwabens Musensitz,
Zum Lehrstuhl ihm die erste Würde:
Sein angebohrner Trieb, sein Witz,
Erleichterten ihm alle Bürde.
Der alten Weisheit dunkeln Flor,
Riß er auf einmal weg und trug sie schöner vor,
Die Deutlichkeit recht zu ereilen.
So giebt des Havens Sicherheit,
Den Schiffen die Bequemlichkeit,
Den Ländern wohlzuthun, und Schätze zu vertheilen.

Kaum hat man seinen Unterricht,
Mit reichem Vortheil hier genossen;
Kaum war ihm unter Treu und Pflicht,
Der Lenz zum sechstenmal verflossen:
So lockt bereits im sanften Ton,
Durch Friedrichs holden Mund ihn die Religion,
Zum Sachsenpindus an der Elbe.
Denn als der weise Churfürst sah,
Was hier im Pleisathen geschah,
So wünscht sein Vaterſinn für Wittenberg dasselbe.

Den

Den Kämpfern gleich im Wettelauf,
Ließ er ſich bald am Elbſtrom finden;
Hier trat er als ein Redner auf,
Nach Latiens bewährten Gründen.
Sein Antritt wand ihm einen Kranz,
Und die Beredſamkeit erwarb ihm ſolchen Glanz,
Der durch das weite Deutſchland ſtralte.
Am Seinenſtrom erſcholl der Ruf,
Den die Gelehrſamkeit ihm ſchuf,
Indem Paris ſein Buch mit reger Luſt bezahlte.

Noch immer lag des Glaubenslicht,
In Finſterniß ägyptſcher Nächte;
Doch wie der Blis durch Wolken bricht,
So drangs durch Wittenbergs Geſchlechte.
Es wich des Tezels Ablaßkram,
Als Luthers reger Geiſt in frommen Eifer kam,
Gleich ängſtlich vollen Fieberträumen:
Die Morpheus uns ſo lange mengt,
Bis ihn ſein Gegengift verdränat,
So bald die Schatten nur des Himmels Pole räumen.

Noch ſchallt der Dank zum Himmel an,
Noch fließen uns die holden Thränen;
Für dich o Held! was du gethan,
Was wir itzt nicht einmal erwähnen.
Dein Freund, o Luther! der mit ſtritt,
Und die Verfolgungen im Gleichgewichte litt,
Verbeut mir itzund auszuſchweifen.
Melanchthons Ruhm, mein Gegenſtand,
Führt meiner Muſe ſtets die Hand,
Sein würdiges Verdienſt auf jeden Tag zu häufen.

Bloß um der Menſchen Glück und Heil,
Und ihre Freuden zu genießen;
Ließ er des Lebens ſtrengſten Theil,
Des Paradieſes Reiz verſüßen.
Dort wo die Wahrheit Schutz genoß,
Hieß ihn der Lehre Sitz, des Glaubens feſtes Schloß,
Die allerbeſte Gattinn wählen.
So Freundinn! warſt du ſeine Luſt,
Sein Troſt für die gequälte Bruſt,
Der Stoff zur Zärtlichkeit für zwo verbundne Seelen.

Nichts als der Kirche Wohlergehn,
Konnt ihn und ſeine Gattinn trennen;
Hier muß ihn Deutſchland erſt erhöhn,
Und den Oſir der Völker nennen.
Ihn rief verſchiedner Fürſten Staat,
Der ihn um neues Wohl für Kirch und Schulen bath;
Er kam und grub der Wahrheit Quellen.
Nicht anders ſorgt die Majeſtät,
Fürs Glück, wodurch ihr Thron beſteht,
Der Feinde Furcht zu ſeyn und Frieden herzuſtellen.

Du, Pleiſſenburg! wirſt Zeuge ſeyn,
Wie heftig er und Luther kämpften:
Ihr großer Ruhm ward allgemein,
Da ſie der Päbſtler Liebling dämpften.
Wie ſtritt o Rom! dein Eccius,
Wie ſträubte ſich ſein Muth bis an des Kampfes Schluß!
Hier wich er vor Melanchthons Stärke.
Dieß war des Glaubens erſter Sieg,
Als jener wilde Gegner ſchwieg,
Der Feinde Goliath, der Schutzherr finſtrer Werke.

Dort wählt ihn Augspurgs großer Tag,
Des Glaubens Machtspruch ächt zu bilden;
Ein Werk, das recht verwildert lag,
Glich hier verwachsenen Gefilden,
Jedoch sein Fleiß trug Ruhm davon.
Er machts zur Kirche Burg, zu unsrer Feinde Hohn,
Zum Fels, woran der Irrgeist scheitert.
Sein Kampf für dieses theure Wort
Schwamm auf der schnellen Donau fort,
Als er zu Regenspurg den harten Zwist erläutert.

Seht nur den ungemeßnen Raum,
Wo seine Schriften häufig leuchten;
Die lange Nachwelt glaubt es kaum,
Wenn sie an seinen Fleiß nicht reichten.
Dort strait er, als ein Gottesmann,
Hier lehrt er, wie der Mund das Herz bezwingen kann,
Und dort läßt er die Muse dichten.
Hier dringt er mit geschärftem Blick,
Auf die Philosophie zurück,
Und lehrt die junge Welt aus nützlichen Geschichten.

So grünet eine fette Flur,
In vollem Reiz mit reichem Segen;
Wenn uns die gütige Natur
Bis zur Verwundrung will bewegen.
Hier sprosset aus Melanchthons Fleiß,
Dir muntrer Jüngling! Glück, und ihm ein Lorberreis,
O lies nur seine theuren Lehren!
Und frage die verstrichne Zeit,
Um ihres Inhalts Gründlichkeit:
So wirst du ihren Werth von tausend Zungen hören.

IV. Die gothiſche Uberſetzung brauchet nicht allein viele griechiſche Wörter, ob ſchon etwas weniges in der Rechtſchreibung verändert, die wir auch itzo noch im deutſchen beybehalten; als *aggilos*, der Engel, *apauſtaulus*, der Apoſtel, *praufetes*, der Prophet, *aiwaggeljon*, das Evangelium; ſondern auch andere die in den folgenden Jahrhunderten ins Vergeſſen gerathen ſind: z. E. *Maizo*, μειζων, gröſſer, Joh. 10, 29. *Misdos*, μισθος, der Lohn; *Razda*, φωνη, die Sprache; *ſlairo*, σειρα, unfruchtbar; Luc. 1, 7.

V. Ebenermaßen haben die Gothen auch viele lateiniſche Wörter angenommen, die wir jezo nicht mehr brauchen. Als: *Akeitis*, acetum; *kar*, cura; *militondans*, militantes; *rathjon*, ratio; *wair*, vir; *ſineigs*, ſenex; *kumbei*, accumbe; Luc. 17, 7. Hieher gehört auch der mehrmahlige Gebrauch der lateiniſchen Partikel, *Dis*, vor den Zeitwörtern, anſtatt des jezigen Verwörtleins zer. Als *Disdaljan*, zertheilen; *diskreitan*, zerreiſſen; *diſtairan*, zerſtören. Ja man findet zuweilen, daß ſie den Nennwörtern lateiniſche Endungen geben. Z. E. *Sunus*, der Sohn; *Fotus*, der Fuß; *Wintrus*, der Winter; *Hubrus*, der Junger.

VI. Die Gothen haben auch einen *Numerum Dualem*, zumal in den Pronominibus und Verbis, nach Art der Griechen. Das Pronomen der erſten Perſon iſt folgendes:

Noch eine Tugend tritt hervor,
Die uns Melanchthons Ruhm erhöhet;
Sein Ruhm stieg bis zum Thron empor,
Wo niedres Wissen selten stehet.
Von Ehrenkränzen ganz umlaubt,
Ist er bald Englands Wunsch, bald winkt ihm Frankreichs Haupt,
Doch, er verachtete die Höhen:
Allwo des schnellen Blitzes Gift,
Der Thürme Gold am ersten trifft,
Weil sie den Bergen gleich dem Pol am nächsten stehen.

Dort, wo er längst sein Glück genoß,
Nur da will er von Freunden scheiden;
Wenn ihm die Hand der Atropos,
Den Lebensfaden wird zerschneiden.
Nur Wittenberg, wo er itzt war,
Das ihm die Gattinn gab, und Enkel ihm gebahr;
Sollt seine Gruft mit Blumen decken.
Hier sollt ihm jene liebste Hand,
Mit der er sich vergnügt verband,
Im Tode gütlich thun; hier jener Tag ihn wecken.

Nach einer stets umwölkten Zeit
Die man in dreyzehn Lustern theilet;
Verzehrten Gram, Verdruß und Neid,
Den Saft, der durch die Adern eilet.
So wie des Gastmahls Ueberrest,
Und die genoßne Lust der Weise froh verläßt,
In Hoffnung einer neuen Freude;
Doch aber auch den Schlaf genießt,
Der ihn aufs angenehmste grüßt:
So stirbt Melanchthon itzt, der große Held im Streite.

Er

Er fühlt nicht, wie der Böſewicht,
Die Reue vom vergangnen Leben.
Wie fremde war ihm dieſe nicht!
Nur Freudigkeit wird ihm gegeben.
Ja, hätt der Bauherr dieſer Welt,
Ihn noch einmal ans Thor der Schranken hingeſtellt,
Des Lebens Schickſal zu erfahren.
So würden ihm, wie ſüßer Wein,
Des Todes Bitterkeiten ſeyn,
Und wie der Jugend Glanz in ſeinen Frühlingsjahren.

O was für unbeſchriebne Luſt,
Läßt mich hie ſein Geſicht erblicken;
Die Unſchuld quillt aus ſeiner Bruſt,
Und macht die Miene voll Entzücken.
Mit Lächeln reichet er dem Tod,
Die Hand nach jener Welt, wo keine Furcht mehr droht,
Hin, wo die Wolluſt fließt, wie Ströme.
Denn wie der Tod dem Freygeiſt ſcheint,
So ſieht ihn nicht der Gottesfreund:
Er ſchaut ihn ſchmachtend an, als ob ſein Liebling käme.

O Nachwelt! wenn man dir einſt ſagt:
Daß wir Melanchthons Geiſt erhoben;
Und daß wir allzu viel gewagt,
Ihn den Verdienſten gleich zu loben:
So table nicht des Herzens Trieb,
Es bleibt Melanchthon groß, er bleibt den Kennern lieb,
Wenn ich und du ſein Lob verſchweigen.
O welch ein Vorhang trennt ſich doch!
Die fernſte Zukunft predigts noch,
Und läßt ein Bild davon den ſpäten Engeln zeigen.

Sieh Deutſchland! dein Melanchthon ſtarb,
Jedoch ſein Nachruhm welket nimmer;
Ein ſolch Verdienſt, als er erwarb,
Glänzt heute noch in vollem Schimmer,
Nur unſre Schwingen ſind zu matt,
O ſäng ein Flemming doch voritzt an meiner ſtatt,
Und machte deſſen Lob recht theuer!
Ihr Gönner! nehmt den tiefſten Dank,
Hier ſchweigt mein niedriger Geſang,
Denn für Melanchthons Ruhm gehört Horazens Feuer.

V.

Dritte Fortſetzung von des Hn. Raths Freieslebens Nachleſe, zu dem gottſchedſchen Vorrathe zur dramatiſchen Poeſie.

1666.

„Die Wittekinden: Singe- und Freuden-Spiel; von des hochlobl. gräfl. ſchwarzburgiſchen uhralten Hauſes Aufnehmen, Fortwachſen und Chriſtenthum; zu Ehren Herrn Albert Anthonen, Grafen zu Schwartzburg, auff Dero gräfl. Schloſſe Heydeck vorgeſtellet. Jena, 14 Bogen, in 4. „

1667.

„Sieg-Streit deß Lufft vnd Waſſers, Freuden-Feſt zu Pferd, zu dem Glorwürdigſten Beyläger Beeder Kayſerl. Majeſtäten Leopoldi deß Erſten vnd Margarita, gebohrner Königl. Infantin

auß

auß Hiſpanien, dargeſtellet in Dero Kayſ. Reſidenz-Statt Wien.„ 10 Bogen, fol. Mit Kupfern, welche die bey dieſem prächtigen Ritterſpiele vorgenommenen Maſchinen, Decorationen, Quadrillen und Pferdetänze vorſtellen. Die Anordnung iſt von dem Ritter, Alexander Carducci, die in wälſchen Verſen verfaßte Erklärung von Franz Sbarra, die Muſik von Anton Bartali, die Aufführung des Schauplatzes und der Kunſtgerüſte von Karl Paſetti. Das italiäniſche Original dieſes mit Arien und muſikaliſchen Aufzügen vermiſchten, in dem großen Hofe der kaiſerlichen Burg zu Wien aufgeführten Ritterſchauſpiels iſt mir nicht vorgekommen; der Verfaſſer gegenwärtiger deutſchen Ueberſetzung aber hat ſich nicht genennt.

„Il Theseo, Feſta teatrale, per le Réali Nozze dei Ser.mi Spoſi, Giov. Georgio III. Principe Elettorale di Saſſonia, & Anna Sofia, Principeſſa Réale hereditaria di Danimarca &c. Theſeus, Theatrums-Froh, bey dem hohen Beylager ꝛc. aus italiäniſcher Poëſia überſetzt durch Joh. Georg Richtern. Dresd. 1 Alph. 18 Bogen, fol.„ Der Verfaſſer dieſes beygedruckten italiäniſchen Theatrums-Frohs hat ſich in der Zuſchrift Johann Andreas Moneglia unterzeichnet.

„Des Durchleuchtig-Hochgebohrnen Fürſten und Herrns, Herrn Friedrich Wilhelms, des Jüngern, Hertzogs zu Sachſen (Altenburg) Hoch-Printzl. eilften Gebuhrts-Tag, ſo den 12. des Häu

Me-

Monats 1667. gefällig, mit einem Singe-Spiele beehret von Conſt. Chr. Dedekinden. K. g. P. u. K. S. C. in Dresden.„ Ohne Anzeige des Ortes, 6½ Bogen, 4.

1668.

„Amphitheatrum Saxonicum, oder Arcadiſche Aufführung Sächſiſcher Löwen und Adler, bey Dero Chur- und Fürſtl. hohen brüderl. Zuſammenkunfft in Dreßden, durch Johannem Onkelum.„ 5 Bogen, fol. Iſt mit Arien, oder ſogenannten Odis, nebſt deren in Noten geſetzten Melodien, untermiſcht, von dem Hauptſpiele aber nur der Inhalt angezeiget.

„Maximian, Trauer-Spiel. Anno 1668. Funditus occidimus, non habet Fortuna regreſſum.„ Dieſes iſt ebenfalls nur der auf 2 Bogen in 4. ohne Meldung des Ortes gedruckte Entwurf der fünf Handlungen, in welche der ungenannte Verfaſſer dieſe Tragödie eingetheilet, nebſt den Arien, ſo zu Ende eines jeden Aufzuges von den Chören geſungen worden.

1669.

Bey der unter dieſem Jahre S. 225 angegebenen Oper oder ſogenannten Schau-Platz-Feyer: „Liebe kröhnt Eintracht,„ iſt zu bemerken: daß ſolche nebſt beyden ſogleich namhaft zu machenden Stücken Herzog Friedrichs des I. als damaligen Erbprinzen zu Sachſengotha, Beylager mit ſeiner erſten Gemahlinn, Herzog Auguſts, poſtul. Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg, Prinzeſſinn Tochter, Fr. Magdalenen Sibyllen, gewidmet,

widmet, u. in währenden Vermählungsfeyerlichkeiten zu Halle aufgeführet worden. Der Verfasser, welcher solches auf hochfürstl. Befehl entworfen, hat sich unter der an das Durchl. Brautpaar gerichteten Zuschrift genennet. Es ist näml·ch D. E. Heidenreich, G. S. das ist: David Elias Heidenreich, geheimer Secretär, nachhero Hof-Appellations- und Consistorialrath zu Weißenfels, auch Secretär der fruchtbringenden Gesellschaft, welcher sich durch mehrere geistliche und weltliche Gedichte bekannt gemachet. Dieses auf 10½ Bogen in fol. gedruckte Schauspiel besteht aus drey Aufzügen. Außerdem macht noch das sächsische Ehrengerüchte den Vorredner, und treten überhaupt etliche und dreyßig Personen auf den Schauplatz, welcher sich achtmal verändert: wobey noch drey Ballette dazwischen aufgeführet werden. Hierzu gehöret nun:

„Eintracht stärkt Heyrath; oder Ballet der wohlgerathenen Ehe,„ welches den Tag darauf von verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen, auch andern adelichen und bürgerlichen Personen beyderley Geschlechts gehalten, und die Verse dazwischen recitirt worden. Es besteht dasselbe aus fünf Theilen, und hat mit dem vorigen einen Zusammenhang; wie denn viele von den vornehmsten Personen aus jenem wieder darinnen vorkommen, welche jedoch mit verschiedenen andern vermehret werden. Ist 4 Bogen stark in Fol. Das dritte, zu den beyden vorhergehende gehörige, und eben diesem hochfürstl. Beylager gewidmete Stück, führet die Aufschrift:

„Hey-

„Heyrath macht Friede, oder der erkannte Tuisco, Trauer-Freuden-Spiel.„ Es ist dasselbe gleichfalls zu Halle auf 3 Bogen in Fol. gedruckt, besteht aus 5 Aufzügen, und wird von dem Glücke, als Vorredner, eröffnet. Vierzehn, aus den vorigen genommene Hauptpersonen treten darinnen wiederum auf die Schaubühne, und überdieß kommen noch zu Ende der vier ersten Handlungen vier Chöre, von Sirenen, Hausgöttern, Nymphen und phrygischen Soldaten vor. Indessen ist hier nur der Inhalt der Aufzüge und Scenen dieses Schauspiels kurz angegeben worden. Die in Versen gesetzte Vorrede und Chöre aber sind ganz eingerückt. Noch ist zu gedenken, daß in dem ersten und letzten dieser angezeigten Stücke auch eine lustige Person, Volpho, der kurzweilige Sklave am mösischen Hofe, sich hören läßt. Daß übrigens alle drey von einem Verfasser herrühren, das ergiebt sich aus ihrem natürlichen Zusammenhange, ohne mein Erinnern, von selbst.

1670.

„Rundegis. Eine Teutsche Schäfferey, darinnen bey gehaltenem lateinischen Actu oratorio unter entlehnten meist alten Teutschen Namen, des menschlichen Verstandes Wissen- und Unwissenheit, von etlichen Liebhabern der Teutschen Dichtkunst zu Ergetzung der Zuhörer vorgestellet worden. Göttingen, bey Justus Nihrmann. 5 Bogen, 8.

1672.

„Wahrgilt, Eine Teutsche Schäfferey, darinnen — der Wahrheit Verlier- und Wiederfindung

dung — vorgestellet worden. Göttingen, bey eben demselben. 5 Bogen, 8.„ Diese zwey in V. Aufzüge getheilten und in abgewechselten Versen und Prosa verfaßten Schauspiele rühren von dem ehemaligen göttingischen Pädagogiarchen, Heinrich Tollen, her, und sind unter seiner Anführung von seinen Untergebenen vorgestellet worden. Der berühmte Hr. D. August Christoph Heumann ertheilt denselben im IIten Theile der Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen S. 108. 109. ihr verdientes Lob.

„Die Königliche Schäfferin, Aspasia, Trauer-Freuden-Spiel, am Geburths-Tage H. Augusti, Postul. Administratoris des P. und Ertz-Stiffts Magdeburg ꝛc. auf dem Schau-Platz fürgestellet. Hall in Sachsen, 5½ Bogen, Fol.„

1673.

„Die siegende Liebe, zu Ehren und Freuden Herrn Wilhelm Ludwigen, Hertz. zu Wirtenb. und Teck, Erb-Printzen, als S. F. D. benebens Dero Herrn Brudern die F. Residentz Darmstadt mit Dero Gegenwart zum ersten mahl beehrten, in einem Musicalischen Freuden-Spiel auff dem F. Schloß-Sahl daselbst vorgestellet.„ 5 Bogen, Fol.

„Der aus vieler Gefahr durch Gottes und treuer Diener Hülffe glücklich errettete Friedrich der Freudige, oder mit den gebissenen Wangen, Marggraff zu Meissen ꝛc., in Gegenwart Hoher Fürstl. Adelicher und anderer Personen auf dem gnädigst zugelassenen Schau-Platz den 10. Sept. Ostermond 1760.

1673. vorgeſtellet von Paulo Martino Sagittario, Rectore der Schulen zu Altenburg.„ Aus dieſer auf 1 Bogen in Fol. zu Altenburg gedruckten kurzen Anzeige ſieht man, daß gegenwärtiges Schauſpiel in fünf Handlungen eingetheilet, übrigens aber ſehr unregelmäßig geweſen, und von keiner der theatraliſchen Einheiten das mindeſte beobachtet habe. Es fängt ſich mit der Landgräfinn Margarethen bekannter Flucht von der Wartburg an, und endiget ſich mit ihres Herrn Sohnes, Markgraf Friedrichs des Freudigen, Entledigung aus Markgraf Waldemars von Brandenburg Gefangenſchaft. Ueber dieſes Hauptſtück, worinne 46 Perſonen auftreten, iſt auch noch ein Interludium, ebenfalls von fünf Aufzügen, vorgeſtellet worden. Im erſten Aufzuge wird Alamod, als ein Schüler; im anderen, wie ein Student; im dritten, als ein kurzweiliger Rath; im vierten, wie ein Soldat, und im fünften, als ein Hauswirth, aufgeführet.

„Der Stadt Altenburg Zuſtand, bey Begehung des zum dritten mahl angeſtellten Gregorius-Feſtes vorgeſtellet von eben demſelben. 6 Bogen, Fol.„ Dieſes iſt eine kleine in vier Actus vertheilte altenburgiſche Stadtchronik in Verſen, welche der hiſtoriſchen Nachrichten halber, zumalen der Verfaſſer in den einheimiſchen Geſchichten ſehr geübet, auch eine ausführliche altenburgiſche Chronik zu ſchreiben Willens geweſen, allerdings aufbehalten zu werden verdienet.

„Will-

„Willbald, Teutsche Schäfferey, darinnen bey gehaltenem Lateinis. Exercitio oratorio, unter entlehnten meist alten Teutschen Nahmen, des menschlichen Willens Verführung zur Untugend, von etlichen Liebhabern der teutschen Dichtkunst vorgestellet worden. Göttingen, 6½ Bogen, 8.„ Eine Arbeit des oben benienten Heinrich Tolls, mit den vorigen beyden Stücken von einerley Einrichtung.

1674.

„Das verbesserte Paris-Urtheil, zu Ehren H. Wilhelm Ludwigen, Hertz. zu Würtenb. u. T. Erb-Printzen ꝛc., als S. F. D. Dero 28. Geburts-Tag in der F. Residentz Darmstadt begiengen, in einem musicalischen Ballet auf dem F. Schloß-Sahl daselbst vorgestellet.„ 4½ Bogen, Fol.

Die S. 235 angegebene Oper: „In der Frembde erworbene Lavinia,„ ist nicht bey der Vermählung, sondern bey der „Hochfürstl. Heimführungs-Solemnität der D. F. u. F. Magdalena Sibylla Hertzog. zu Würtemb. geb. Landgräfin zu Hessen„ (Darmstadt), zu Stuttgard aufgeführt, und daselbst auf 7½ Bogen in 4. gedruckt worden. Aus der Zuschrift ersieht man, daß dieselbe von M. Michael Schustern, von Memmingen, Theol. Stud. auf fürstl. Befehl verfertiget worden: wie er denn in der Vorrede eines andern unter dem Titel des äthiopischen Fräuleins Charicläa vorher von ihm ausgearbeiteten dramatischen Stücks erwähnet. Da mir solches nicht zu Gesichte gekommen, so kann ich nicht sagen, in wie weit er

Singularis.	*Dualis.*
Nom. *Ik*, ego.	Nom. & Acc. *wit*, nos duo; ϝω, ϝω.
Gen. *Meina*, mei.	Gen. Dat. & Abl. *Ugkis*, noſtrum & nobis duobus, ϝωϊν.
Dat. *Mis*, mihi.	
Acc. *Mik*, me.	
Abl. *Mis*, a me.	

Pluralis.

Nom. *Weis*, nos.
Gen. *Unſara*, noſtrum.
Dat. Acc. & Abl.
Uns & *Unſis*,
nobis & nos.

Der *Dualis* in den Zeitwörtern, kömt unter andern vor: Marc. 10, 35. *Thuk bidjos*, wir bitten euch beyde; Marc. 14, 13. *Gaggats*, gehet ihr beyde. Marc. 11, 2. *Attiukits*, bringet ihr beyde her.

VII. Der Gebrauch der *Participiorum* iſt, wieder die Gewohnheit des heutigen Deutſchen, in der gothiſchen Uberſetzung bey nahe ſo gemein, als ſelbſt in dem griechiſchen Grundterte. z. E. Matth. 8, 1. *Dalath than atgaggandin imma af fairgunga. laiſtidedun afar imma jungons managos.* Dieſes müſte von Wort zu Wort auf deutſch alſo gegeben werden: Nieder dann zugehenden ihn vom Berge (Bergunge) leiſteten (Geſellſchaft) hinter ihm jungens mannige. Und der gleichfolgende andere Vers: *Jah ſai manna thrutsfill habands durinnands inwait ina. quithands. ſan. gabai wileis. magt mik gahrainjan.* d. i. Und ſiehe (ein) Mann ſchäbicht Fell habend, zurennend anbetet ihn,

ſa-

Heliodors bekannten griechiſchen Roman dabey zum Augenmerk gehabt.

1676.

„Deß Menſchlichen Alters Zeit-Kürtzung, als der D. F. u. H. Herr Friedrich Hertzog zu Sachſen, nach glücklich vollbrachter Hochwichtigen Reiſe, Seinen Hochfürſtl. Geburts-Tag erfreulichſt beging, von denen benannten Durchl. Perſonen aus Brüderlich-beſtändiger Affection, zu ſonderbarem Gefallen vorgeſtellet, in nachfolgendem Ballet, inventirt und angegeben von Heinrich Mareſchall. Gotha, 2 Bogen, Fol.„ Wer Verfaſſer der zu dieſem Ballet gehörigen Poeſie ſey, iſt mir nicht bekannt.

„Paſtorell, welches Herrn Auguſto Poſtul. Adminiſtratori des Primat- und Ertz-Stifts Magdeburg, ſowohl auch noch andern anweſenden Durchl. Helden und Princeſſinnen, zu Erweckung einiger Luſt- und Zeit-Kürtzung ſingend vorgeſtellet worden von den ſämptlichen Friedenſteiniſ. Capell-Muſicis den 10. Sept. 1676.„ Hievon iſt nur der Inhalt auf 2 Bogen in Fol. gedruckt worden.

„Die verborgene Liebe, in einem Luſt-Spiel vorgeſtellet. Gotha, 11 Bogen, Fol.„ Der Verfaſſer dieſer in Verſen geſchriebenen Komödie von fünf Aufzügen hat ſich nicht genennet.

„Die beglückte Majorennität Herrn Ludwigen des Jüngern, Landgr. zu Heſſen, Erb-Prinzens, wie ſolche auff Anordnung Frau Eliſabethen Dorotheen, Landgr. zu H. als S. F. D.

Frawe

Frawe Mutter, in dem großen Lust-Garten hinter der Fürstl. Residentz zu Darmstatt begangen worden den 22. Jun. 1676.„ 2 Bogen, Fol. Die Personen dieses kleinen poetischen Drama sind **Saturn**, **Merkur**, Hessen, Holstein, Sachsen, der Frieden und Chorus. **Merkur** redet darinnen ziemlich schriftgelehrt, da er sich unter anderen also vernehmen läßt:

„Wer hewt nicht trewe Wünsch will bey die unsre schreiben,
Und in erlaubter Freud zugleich sich stellen ein,
Der soll *Anatema*, *) Maharam, mota seyn.„

1677.

Unter diesem Jahre wird S. 238 „Coniugium Phoebi et Palladis, ein bey Kaiser **Leopolds** Vermählung mit der Pfalzgräfinn **Eleonora Magdalena Theresia** verfaßtes **chymisches Prachtspiel**, angeführt, der Urheber desselben aber nur durch die Buchstaben Ch. K. v. R. a. H. F. P. S. H. R. angezeiget. Ohne Zweifel ist solches der wegen seiner Gelehrsamkeit überhaupt, und insonderheit seiner kabbalistischen und chymischen Wissenschaft halber bekannte pfalzsulzbachl. Premierminister **Knorr**, und bedeuten vermuthlich obgedachte Anfangsbuchstaben: **Christian Knorr von Rosenroth auf ...** Fürstl. Pfalz-Sulzbl. Hof-Rath, als welches etwa damals seine Bedienung gewesen seyn mag. S. 248 wird

*) Der aute Merkur hätte besser gethan, wenn er sich mehr mit der Orthographie und deutschen Sprache, als mit biblischen Ausdrücken, bekannt gemacht hätte.

aus deſſen neuem Helikon ein anderes geiſtliches Luſtſpiel von der **Vermählung Chriſti mit der Seele** namhaft gemacht, und unter ſeinen übrigen Schriften hat er ſich durch die Cabbalam denudatam am meiſten Ehre erworben.

„Optima Principis educatio, die löbl. Erziehung eines Fürſtl. jungen Printzens, an dem Einſegnungs-Feſte Erneſti Auguſti, Hertz. zu Sachſen, in Anweſenheit vieler Fürſtl. Gräfl. und anderer Standes-Perſonen zu Saalfeld in einem Luſt- und Schau-Spiel durch die Studierende Jugend vorgeſtellet, von Chr. Zeidlern, der Schulen daſelbſt Rectore. Rudolſtadt, 2 Bogen, Fol.„ Iſt nur der Inhalt dieſes in fünf Aufzügen beſtandenen Stücks.

„Albrechtus animoſus, Hertzog Albrecht, der Teutſche Roland, an dem Geburts-Feſte Herrn Albrechts Hertzog zu Sachſen (Koburg), in einem Schauſpiel durch die allhier (zu Saalfeld) ſtudirende Jugend vorgeſtellet, von eben demſelben. Rudolſtl. 2 Bogen, Fol.„ Iſt ebenfalls nur ein kurzer Auszug.

„Quadriga actiua, H. Ludovico VI. Landgr. zu Heſſen auf Dero Geburths-Tag abgehandelt durch Dero Hochfürſtl. Printzen und Printzeſſinnen zu Darmbſtatt.„ 7½ Bogen, Fol.

1678.

Die unter dieſem Jahre S. 240 angezeigte Hamburgiſche Oper: „Der erſchaffene, gefallene und aufgerichtete Menſch,„ iſt weder mit dem Namen des Verfaſſers, noch des Ortes und Jahres,

res, wo sie gedruckt worden, bezeichnet. Da aber die Rückseite des Titels von dem mir vorgekommenen Exemplare mit einem aufgedruckten Siegel u d den beygeschriebenen Namen: J. Theile, beme t ist; so zweifele ich nicht, daß dieselbe von dem bekannten Hamburgl. Directore Chori Musici dieses Namens herrühre. Sie ist 6 Bogen stark, in 4. In der Vorrede treten die vier Elemente auf; in dem Spiele selbst aber erscheinen Jehovah, Salvator, Justitia, Misericordia, Angeli, Adam, Eva, Lucifer, Belial, Legio, Sodi, die Schlange, und noch oben drein ganze Chöre Engel und Teufel.

Auf nurgedachter 240 und d. f. 241 S. werden verschiedene bey der hohen Zusammenkunft des kursächsl. Hauses 1678 zu Dreßden aufgeführte dramatische Stücke benennt. Gabriel Tzschimmer hat auf kursürstl. Befehl alle bey dieser Gelegenheit vorgefallene Lustbarkeiten in einem 1680 zu Nürnberg prächtig gedruckten, und mit einer Menge schöner Kupferstiche, gezierten dicken Folianten beschrieben; und seine Erzählungen mit vielen weitschweifigen Anmerkungen und den ganzen IIten Theil ausmachenden Erläuterungen begleitet. Der S. 244 kurz und nicht allzurichtig angegebene Tittel dieses Werks heißt vollständiger also: „G. T. Durchlauchtigste Zusammen„kunft, oder: Historische Erzehlung, was H. „Johann Georg der Ander, H. zu S. des H. „R. R. E. M. und Churfürst, bey Anwesenheit „Seiner Churfl. Durchl. Herren Gebrüdere, Dero

„Gemahlinnen, Printzen und Princeſſinnen, in „Dero Reſidentz Dresden im Monat Februario „des 1678. Jahres an allerhand Auſzügen, Rit„terlichen Exercitien, Schau-Spielen, Schieſſen, „Jagten, Opern, Comoedien, Ballets, Maſ„queraden, Königreiche, Feuerwercke und ande„ren, Denckwürdiges aufführen und vorſtellen „laſſen.„ In dem I. Theile dieſer Beſchreibung findet ſich nun:

1. „Muſicaliſche Opera und Ballet von Wir„kung der Sieben Planeten: S. 67—76.
2. „Der Durchlauchtigſten Churfürſtin gehal„tenes Mohren-Ballet: S. 106—113.
3. „Inhalt des I. Theils der Comödia von dem „Ertzvater Joſeph: S. 132. vom II. Theile, „S. 149. und vom III. S. 157.
4. „Inhalt der Teutſchen Muſicaliſchen Opera „von der Daphne: S. 171.
5. „— — Tragico-Comœdia vom Amadis: S. 204.
6. „— — Comödia von der Chriſtabella: „S. 209.
7. „— — Tragödia von dem wilden Mann „in Creta: S. 213.
8. „— — Teutſchen Muſicaliſchen Opera von „der Jo: S. 226.
9. „— — Comödia von Jupiter und Am„phitryo: S. 303.

Num. 3. und 9. ſind unter denen von dem Herrn Profeſſor Gottſched beſonders angegebenen Stücken nicht befindlich; dagegen aber iſt die von demſelben

ben angeführte „Tragödia von des Fortunati Wünschhute und Säckel, mit dem Intermedio von dem alten Proculo,„ in Trschimmers Beschreibung mit Stillschweigen übergangen worden.

1679.

„Bewillkombs-Kranz, geflochten von Rauten durch die Francken-Flora, mit deme Sie einige Blumengenossene Schäffer vnd Schäfferinnen, als der D. F. und H. Herr Friedrich Hertzog zu Sachsen-Gotha, wie auch die D. F. und F. Frau Magdalena Sibylla ꝛc. den Hochw. F. und H. Herrn Peter Philipp, Bischeffen zu Bamb. vnd Würtzb. durch eine Freund-Nachbarl. Visite beehret, aVß MVsIC — tVnst LVst-freVDigst geziehret. Würtzb. 8 Bogen, Fol.„ Dieses Stück besteht aus einem Vorsinger und drey Handlungen, deren erste fünf, die zwote vier, die dritte aber sechs so genannte Eingänge hat; zuletzt folgt noch ein Schlußgesang.

„Die triumphirende Treue, zu Ehren der D. F. und F. Frauen Johanna Elisabetha, Marggrl. zu Brandenburg, geb. Marggräfin zu Baden, bey glücklichen Vorgang aus dem Hochfürstl. Kindbett, mit der D. Princessin Charlotta Sophia, aufgesetzet von Christian Heuchelin, auch nachdem in die Music gebracht von Joh. Löhnern und in dem Hochf. Schau-Platz (zu Anspach) singend vorgestellet.„ 4 Bogen, 8.

1682.

„Kurtzes Schäffer-Spiel am Geburts-Tage Frauen Christina, Hertzoginn zu Sachsen, (H.

Friedrichs des I. zweyter Gemahlinn,) auf dem Friedenst. Theatro vorgestellet. Gotha, 2 Bogen, Fol.

1683.

„Die geraubte Proserpina, als Frau Christina, H. z. S. Dero Hochfürstl. Geburts-Tag erlebete, auff dem Friedenstein. Schau-Platze in einem Singe-Spiel vorgestellet. Gotha, 9 Bogen, Fol.„

1684.

„Musicalische Freuden-Feyer, bey Hrn. Wilhelm Ernstens, Hertz. zu Sachsen, Fürstl. Geburtstage vor und neben dem theatralischen Schauspiele (genannt) Krieg und Sieg der Keuschheit, zu Weimar auf dem Fürstl. Gartenhause vorgestellet. Weimar, 3 Bogen, Fol.„ Hierinnen ist nur das Vorspiel, nebst den Chören zu den fünf Aufzügen des angegebenen Schauspiels enthalten.

„Glückwüntschende Winterlust, zu Ehren Fr. Charlotten Marien, Hertzogin zu Sachsen, Fürstl. Geburtstags, bey dem angestellten Freuden-Spiele (genannt) die erlöste Treue und Unschuld, auf dem F. Gartenhause zu Weimar aufgeführet. Weimar, 3 Bogen, Fol.„ Ist ebenfalls nur das Vorspiel, nebst den drey Chören zu so viel Aufzügen.

„Die bereuete Rache. Ein Lustspiel in ungebundener Rede, in drey Aufzügen. „Der Ort, wo dieses für die damaligen Zeiten nicht uneben geschriebene, und in der mir davon vorgekommenen Hand-

Handschrift 17 Bogen in Fol. betragende Lustspiel aufgeführet worden, ist mir eben so unbekannt, als der Verfasser.

„Die vber alle Tugende triumphirende Tugend der Beständigkeit, wie Dieselbe bey Anwesenheit verschiedener Hochfürstl. Fürstl. und Gräfl. Personen den - - Febr. 1684. auf dem Chur-Pfälzischen Residentz-Schloß zu Heydelberg vorgestellet und präsentiret worden. 14 Bogen, Fol.„ Dieses mit Balleten untermischte Stück ist von Personen allerley Standes aufgeführet, und insonderheit die Aufrichtigkeit von dem gelehrten **Laurenz Beger**, damaligen kuhrpfälzischen Antiquar und Bibliothekar, vorgestellet, vielleicht auch die Poesie selbst von ihm verfasset worden. Es scheint dieses Schauspiel den Damen und Rittern der Sincerität oder Aufrichtigkeit zu Ehren, gewidmet zu seyn. Die Veränderungen des Theaters sind in saubern Kupferstichen abgebildet zu sehen.

1685.

„Das Palladium in Rom, zu Beförderung deß beglücktesten Beylagers Ihrer Churfl. Durchl. **Maximilian Emanuels**, H. in O. und R. Bayern, des H. R. R. Erz-Truchses und Churf. mit Ihro Erz-Fürstl. Durchl. **Maria Antonia** ꝛc. gesungener vorgestellt. Mit der Music zu denen Worten **Antoni Draghi**, zu den Täntzen von **Andre Antoni Schmelzer**, von **Ehrenruff**. Wienn, 10 und ein halber Bogen, 4.„ Aus der Zuschrift an das durchl. Brautpaar erhellet, daß ein gewisser **Karl Ignaz Lanzetl** diese Oper aus dem

dem Italiäniſchen des Grafen Nikolas Minato überſetzt habe. Die Ueberſetzung iſt proſaiſch, mit eingemiſchten Arien.

1686.

„Die ſiegende Weisheit, an Fr. Eliſabeth Dorotheen, Landgräfinn zu Heſſen, Vormünderinn und Regentinn, Geburts-Tage, in einem in gebundener Rede abgefaßten Freuden-Spiel vorgeſtellet, von der Samptlich, Hoch-Fürſtl. Jungen Herrſchaft. Darmſt. 11 Bogen, Fol.„ Dieſes mit Arien untermiſchte Freudenſpiel iſt in acht Handlungen eingetheilet, und eben ſo vielmal verändert ſich der Schauplatz.

1687.

„La Gemma Ceraunia d'Ulisſipone, hora Lisbona &c.: Das Kleinod Ceraunia von Ulyſſipone, Jetzo genannt Lisbona, zur Befrohlockung der glückſeeligſten Vermählung Petri, Königs von Portugall, mit Maria Sophia, geb. Churprinceſſin zu Pfaltz, auß Befelch des Chur-Fürſten, Philip Wilhelm, in Dero Chur-Fürſtl. Haupt- und Reſidentz-Stadt Heydelberg mit der Muſic vorgeſtellet, und Ihro Königl. Mt. Mt. ſelbſten allhier underthänigſt dediciert. Heydelb. 1 Alph. 21 und einen halben Bogen, Fol.„ Italiäniſch und Deutſch. Der Verfaſſer des wälſchen Originals iſt oben benienter Nikolas Minato, der deutſche Ueberſetzer hat ſich nicht genannt.

„La Gerusalemme liberata, Drama per Muſica, da rappreſentarſi nel Teatro Elettorale conſecrato all' A. S. Giov. Giorgio Terzo, D.

di

di Sall. Elettore del S. R. I. Das befreyete Jerusalem, Drama zur Musica ꝛc. Dresd. 1 Alphab. Fol.„ Der italiänische Verfasser dieses, von des Tasso bekannter Arbeit ganz unterschiedenen Stücks, ist Julius Cäsar Corradi: Stephan Pallavicini aber hat einige Zusätze dazu gemacht, und solches Kurf. Johann Georg den III. zugeschrieben, die deutsche Uebersetzung hingegen ist von C. Bernhardi besorget worden.

„Die verliebte Jägerinn, Diana, Singe-Spiel an H. Friedrichs, Hertz. zu Sachsen, Geburts-Tage auf dem Hoch-Fürstl. Theatro zum Friedenstein aufgeführet. Gotha, 12 Bogen, Fol.„

„Ballet von dem beglückten Rauten-Kranz, so bey hochgedachten Herzogs Geburtstage auf dem Friedensteinischen Schauplatze vorgestellet, aufgeführet und getantzt worden. 6 und einen halben Bogen, Fol.„

„Joh. Heinr. Hessens, der lutherischen Schule zu Schmalkalden Rectors, Streit und Vergleich der Musen und Tugenden, an nur erwähntem hochfürstl. Geburtsfeste. Gotha, 2 und einen halben Bogen, Fol.„ Dieses ist ein dramatisches Glückwünschungsgedicht, so nicht auf die Schaubühne gebracht worden.

„Thesee, in einer französischen Opera und angefügten Balletten, auf dem Fürstl. Wolffenbüttel. Theatro gepräsentiret. 4 Bogen, 4.„ Ist nur eine kurze deutsche Anzeige von dem Inhalte des fran-

ſagend: Herr, wann (du) wilſt, magſt mich reinigen.

VIII. Auſſer dem kömmt die gothiſche Uberſetzung auch in andern Stücken dem griechiſchen Grundtexte überaus nahe; vornehmlich in der Wortfügung; da nemlich öfters der Artikel und das Beywort von ihrem Nennworte in der Rede getrennet werden. Was kan ähnlicher ſeyn, als z. E. dieſe Stelle Luc. 6, 9. Ειπε τω ἀνθρωπῳ τω ξηραν ἐχοντι την χειρα; und des Ulphilas Dollmetſchung: *Quath du thamma mann thamma thaurſja habandin handu*; Sag du dem Mann dem verdorrt habenden Hand? Marc. 8, 5. Ποσους ἐχετε ἀρτους; *hwan managans habaith hlaibans*; wie manche habt ihr Brodte? Zwar möchte jemand ſagen; Ulphilas habe mit Fleiß dem Grundtexte Wort für Wort, auch ſelbſt wieder die Natur der Gothiſchen Sprache, nachfolgen wollen. Allein Herr Stuß meynet, dieſes lieſſe ſich nicht ſo ſchlechterdings behaupten. Denn man träfe auch in andern altdeutſchen Schriften mehr Participia, und eine öftere Verſetzung der Wörter an, als unſern heutigen Schriftſtellern gebräuchlich, oder auch erlaubt, iſt.

IX. Die gothiſche Uberſetzung hat ihren beſondern Werth und Nutzen bey der critiſchen Unterſuchung der veränderten Stellen in dem Grundtexte der Heil. Evangeliſten ſelbſt; und kommt hierinn ihr Anſehen bey nahe dem Anſehen der uralten ſyriſchen Dollmetſchung bey. *) Der

*) S. den II. Artikel des III. Stücks dieſer Beyträge, p. 443.

franzöſiſchen Originals, nebſt Benennung der Perſonen, ſo das Ballet getanzet.

1688.

„Die Wiederkehr Jovis, ſo nach glücklich geendigter Reiſe und hochſterfreulicher Wiederkunfft H. Friedrichs, Hertz. zu Sachſen, in einem Ballet auf dem Friedenſteiniſchen Schauplatz präſentiret und getantzet worden.„ Gotha, 6 Bogen, Fol.

„Maſquerade, ſo bey H. Johann Adolphs, Hertz. zu Sachſen, Nahmens-Feſte, in der Auguſtusburg zu Weißenfels getantzet, und die darzwiſchen befindliche Glückwundſch-Arien abgeſungen worden.„ Weißenf. 2 Bogen, Fol.

1689.

„Die durch des Himmels Güte, unter dem Schatten der immergrünenden Raute, dem geſammten Sachſenlande zuwachſende Glückſeeligkeit und Ruheſtand, an dem Geburts-Tage Frau Chriſtinen, Hertz. zu Sachſen, in einer muſical. Action, ſamt einem dahin abzielenden Ballet, auf dem Schau-Platz zu Friedenſtein vorgeſtellet.„ Gotha, 7 Bogen, Fol.

„Der Durchläuchtige Muſicus, oder der beglückte Liebes-Sieg, an H. Friedrichs, Hertz. zu Sachſen, Hochfürſtl. Geburts-Tage, auf Selbſtgnädigſtes Verfügen in einem mit Muſical. Arien und andern Vorſtellungen vermiſchten Trauer-Freuden-Spiel auf dem Hoch-Fürſtl. Schau-

Platz

Platz vorgestellet.„ Gotha, 12½ Bogen, Fol. Der Verfasser, Johann Christoph Emmerling, hat sich unter der Zuschrift genennet, und ist bey Herz. Friedrichen dem I. Kammerdiener gewesen.

„Das neu-erbauete Hoch-Fürstl. Sächsis. Lust-Schloß Friedrichswehrt, als solches der D. F. und H. Herr Friedrich, Hertzl. zu Sachsen, einweyhen liesse, in nachgesetztem Gespräch-Spiel vorgestellet und in einer Tafel-Music präsentiret von Johann Friedrich Keulen, Pagen-Hofmeister, und Chr. Friedr. Witten, Cammer-Musico.„ Gotha, 1689. 6½ Bogen, Fol.

1690.

„CATONE Uticense, Drama per Musica &c. Cato von Utica in einem Singe-Spiel vorgestellet auff dem grossen Braunschweigis. Schau-Platze. 17½ Bogen, 4.„ Weder der italiänische Dichter, noch der deutsche Uebersetzer dieser Oper, noch das Jahr, wenn solche aufgeführet worden, findet sich auf dem Titel benennet. Doch habe ich Ursache zu glauben, daß dieselbe zwischen 1689 und 1690 gehöre.

„La Superbia d'ALESSANDRO &c.: L'Orgueil d'ALEXANDRE &c.: Die Hoffart Alexanders, vorgestellet in einem Singspiel auff dem grossen Theatro zu Hannover. 16 Bogen, 4.„ Die ganze Oper ist italiänisch abgedruckt; der Inhalt eines jeden Auftritts aber, so wohl in dieser, als in französischer und deutscher Sprache, angezeiget.

„Der

„Der freudig-bewillkommende Frühling und Sommer, an Frau Christinen, Herzoginn zu Sachsen, Geburths-Tage in einer angenehmen Lust-Verkleidung, durch die sonst arbeitsame Gesellschafft, auf dem Fürstl. Residentz-Schloß Friedenstein vorgestellet.„ Gotha, 6 und einen halben Bogen, Fol. Dieser Auszug ist zwar a. d. 252. S. benennt, daselbst aber Dreßden unrecht für Gotha angegeben worden. So ist es auch eine bloße Verkleidung oder Maskerade, ohne Ballet und Tanz gewesen. Von wem die dazu gehörige ziemlich lustige und freye Poesie verfasset worden, ist mir nicht bekannt.

„Der Verfasser des auf eben der Seite angeführten Singespiels: „Die unveränderte treue Ehegattinn Penelope,„ ist obenbenienter Pagenhofmeister, Joh. Friedr. Keil, so nachgehends Hofsecretär und endlich Assessor beym Obercensistorio zu Friedenstein geworden. Jedoch hat er diese Arbeit nicht aus seiner eigener Erfindung entworfen; sondern, wie er in der Zuschrift selbst saget, dieselbe aus dem Italiänischen ins Deutsche gebracht. Uebrigens ist solche in drey Handlungen getheilet, nach deren erstem und zwotem ein Zwischenspiel eingeschaltet, dem dritten aber ein Nachspiel angehänget worden. Zusammen 23 Bogen, Fol.

(Der Beschluß folget künftig.)

Ende des Ostermonds.

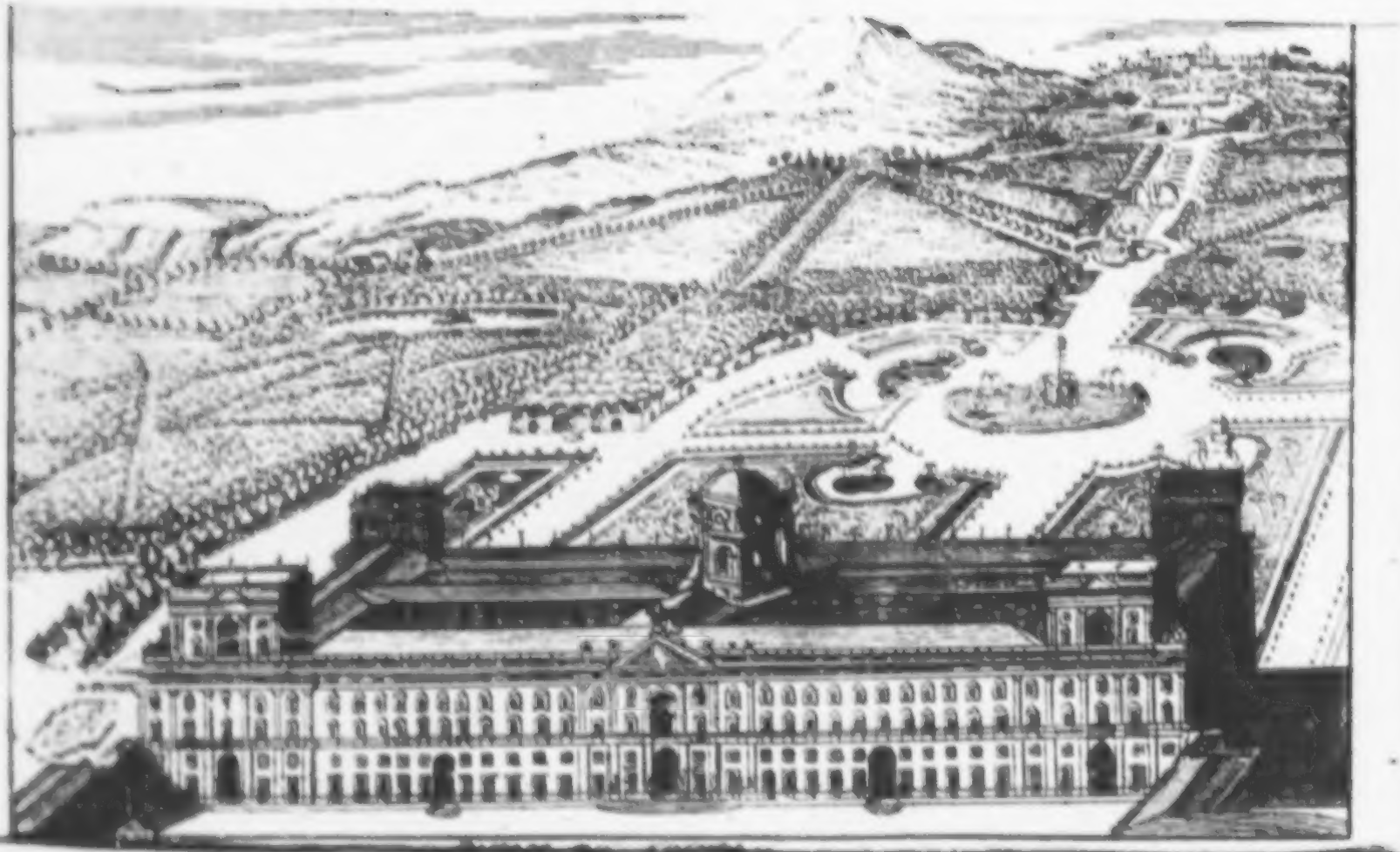

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Wonnemond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1760.

Inhalt.

I. Memoires concernant Chriſtine, Reine de Suede, pour ſervir d'éclairciſſement, à l'hiſtoire de ſon Regne Tom. IV. &c.

II. Hrn. Ledermüllers mikroſkopiſche Gemüths- und Augenbeluſtigungen, auf die Monathe Jänner, Hornung und Lenzmond, mit zwölf erleuchteten Kupfertafeln.

III. Beſchluß von des Hrn. Raths Freieslebens Nachleſe zur deutſchen dramatiſchen Poeſie.

IV. Choix litteraire. T. I.

V. Zufällige Gedanken, über die Schaubühne zu Wien.

VI. Gedanken in einer Sommernacht.

VII. Hrn. Krubſacius Entwurf von dem plinianiſchen Landhauſe Laurens.

VIII. Altes, aus allen Theilen der Geſchichte. I. und II. Stück.

IX. J. A. de Riegger ad F. C. de Khautz Epiſtola de Mendis Typographicis.

1.

Memoires concernant Chriſtine, Reine de Suede, pour ſervir d'éclairciſſement, à l'hiſtoire de ſon Regne &c. contenant entre autres un Ouvrage de cette ſavante Princeſſe, ſur ſa propre vie, &c. &c. Tom. IV. A Amſterd. & à Leipſic, chez Schreuder & Pierre Mortier, le Jeune, 1760. in 4.

Nunmehr haben wir das ganze Werk dieſer höchſtſchätzbaren Nachrichten zum Leben der Koniginn Chriſtina geherig; womit uns der Hr. Rath Arkenholz ſeit etlichen Jahren beſchenken wollen Dieſer vierte Band gehoret ſonderlich zum Privatleben der Königinn; erlautert aber ſonderlich auch die Geſchichte ihrer Zeit, ſowohl in Anſehung politiſcher, als gelehrter Begebenheiten. Das von der Koniginn eigenen Hand hier eingeſchaltete Werk, ſind einestheils die Betrachtungen über Cäſars Leben und Thaten. Darauf folgen

Gedanken und merkwürdige Sprüche der Königinn. Sie belaufen sich bis fünftehalb hundert.

In der Vorrede vertheidiget sich der Hr. Arkenholz gegen eine neue Gegnerinn: so wie er sonst des Barons Holberg, und Hrn. von Alemberts Kritiken nicht unbeantwortet gelassen. Man wird dieselben auch gegen das Ende dieses Bandes eingerücket finden. Die itzige Widersacherinn ist die Frau von Beaumont zu London, die im vorigen Jahre Auszüge aus den Leben der berühmtesten Frauen voriger Jahrhunderte ans Licht gestellet hat. Da nun die Königinn von Schweden, Christina, in dieß Feld gehörete, war es natürlich, daß sie dieselbe nicht übergehen konnte. Sie hat sich also vorgenommen, wie sie selbst saget, aus diesen Nachrichten alle Züge zu verbinden, die da dienen können, solche Prinzessinn kennen zu lernen; und hernach ihren Schülerinnen die Ehre der Beurtheilung derselben, nach Veranlassung ihrer Thaten, zu überlassen; ohne den Spuren des Verfassers zu folgen.

Hr. Rath Arkenholz hält sichs für eine Ehre, daß eine so verdienstvolle Frau sich die Mühe genommen, sein Buch zu lesen; wundert sich auch nicht, daß die vielen Ausschweifungen, so darinn befindlich sind, sie verdrießlich gemachet. Er hat sich oft erkläret, daß er keine Historie dieser Königinn, sondern nur Nachrichten und Materialien dazu sammlen wollen. Die gleichwohl andern Liebhabern der schönen Litteratur nicht missallen haben. Indessen billiget er den Auszug der Fr.

von

von Beaumont, welcher gewiß nach ihren Absichten, zum Unterrichte ihrer Schülerinnen sehr bequem ist. Da er aber so viele Jahre zur Sammlung seiner Nachrichten angewandt, so wird mans ihm wohl zutrauen: daß er ihren Inhalt besser, als die Frau von Beaumont inne habe; und sich nicht wundern, daß er verschiedene Versehen anmerke, die sie in ihrem Auszuge begangen. Denn was der Jugend, die ihrer Anführung anvertrauet ist, so zeitig eingepräget wird, das pflegt in ihrem ganzen Leben kleben zu bleiben. Doch will er nur die vornehmsten Fehler anmerken.

Wir können uns aber darauf nicht einlassen, ohne sehr weitläuftig zu werden, und uns den Platz zum Werke selbst zu rauben. Unter andern glaubet sie, die von der Königinn gefoderte gänzliche Entsagung der Krone, sey sehr hart gewesen; indem man ja ihren Kindern, dafern sie welche bekommen hätte, doch das Recht hätte lassen müssen, welches die Königinn von ihrem Vater, Gustav Adolph, erhalten hatte. u. d. m. welches der Hr. Verfasser gründlich beantwortet. Sie hat sich auch des Bourdelots, als ihres Landsmannes, angenommen, und dem Hrn. Rath Arkenholz Schuld gegeben, daß er gegen ihn zu heftig geschrieben. Aber auch hierinn rechtfertiget er sich vollkommen; und zeiget unter andern, daß es gar wohl angehe, ein Freygeist oder Gotteslängner zu seyn, und doch Proselyten zur römischen Kirche anzuwerben, wie Bourdelot gethan. Das letzte that er nur, um sich beym Pabste ein Verdienst zu erwerben; oder

Verfaſſer würde davon einige Proben gegeben haben, wo es der Raum verſtattet hätte. Er will dieſes aber in ſeiner neuen Ausgabe deſto umſtändlicher zeigen. Inzwiſchen hat er zum Beſchluß das gewöhnliche Evangelium am funfzehenden Sontag nach Trinitatis, aus Matth. 6, 24-32. ganz auf Gothiſch beydrucken laſſen, damit die Leſer von der Pracht dieſer Sprache (majeſtate & pondere) einigen Vorſchmack haben möchten. Dabey macht der Herr Rector endlich

X. Einige kurze Anmerkungen; von welchen wir alhier nur einer einigen zu gedenken, vor der Mühe wehrt halten. Das im 25. Vers zweymal vorkommende Wort: *Saiwala*, anima, die Seele, hat *Franciſcus Junius* in ſeinem Gloſſario vor ein zuſammengeſetztes Wort gehalten, und von dem Griechiſchen ζωη. das Leben, und dem Gothiſchen *wala*, die Qvelle, herleiten wollen; demnach es ſo viel bedeuten ſollte, als die Lebensqvelle. Unſer Verfaſſer erinnert aber, wenn man es ja vor kein einfaches Wort halten wollte, ſo ſollte man lieber ſagen, es käme von *ſaian*, ſäen, und *wala*, die Qvelle her, und hieſſe alſo ſo viel als Saamenqvelle. Doch will er auch dieſe Gedanken niemand aufdringen; woran er auch unſerer Meynung nach gar wohl thut.

Gleichwie wir aber übrigens dieſen Vorſchlag von einem neuen Theſauro Gotho-Saxonico überhaupt, und an ſich ſelbſt, vor gut und allerdings nützlich halten: Alſo können wir im Gegentheil keinesweges billigen, daß der Herr Rector die niederſächſiſche u. braunſchweigiſche Mundart vor

einen

doch in Frankreich eine ſette Abtey zu verdienen; wie wirklich geſchehen iſt. u. ſ. w.

Auch den Punct, ob Chriſtina aus Eigennutz und menſchlichen Abſichten, oder aus bloßer Ueberzeugung ihre Religion fahren laſſen, welches letztere die Frau von Beaumont behauptet, hat Hr. Rath Arkenholz ſehr wohl beantwortet. Er führet ihr viel neuere und merkwürdige Beyſpiele großer Prinzen und Prinzeſſinnen an; z. E. Heinrichs des IV. in Frankreich, der Kaiſerinn Eliſabeth, gebohrner Prinzeſſinn von Braunſchweig, und anderer, die augenſcheinlich um Königreiche und Kaiſerwürden zu erlangen, ihren Glauben verlaſſen haben.

Zuletzt erwiedert der Hr. Verfaſſer noch etwas auf die Beſchuldigung einer ſchlechten franzöſiſchen Schreibart, die ihm Hr. von Alembert gemachet hat. Iſt es wohl zu begehren, daß ein Ausländer eben die Gabe der Zierlichkeit im Ausdrucke, die Richtigkeit der Sprache beſitzen ſoll, die ein gebohrner Franzos, wie Hr. Alembert, beſitzt? Wie? wenn doch irgend ein Franzos jemals ſolch gutes Deutſch geſchrieben hätte, als Hr. A. Arkenholz Franzöſiſch geſchrieben: würden wir ihn nicht bis an den Himmel erheben? Nun fodern aber die Franzoſen heute zu Tage, daß ihre Mutterſprache die allgemeine werden, und folglich nichts anders, als Franzöſiſch geſchrieben werden ſoll. Wie reimet ſich aber zu dieſem Begehren, ein ſolcher Tadel der Ausländer; die ſich doch ihrer Schwachheit bequemen, und Franzöſiſch ſchreiben?

Wir

Wir haben dieſe Unbilligkeit ſchon bey verſchiedenen von deutſchen Federn herrührenden Gedichten und Schriften bemerket. Nichts iſt in franzöſiſchen Ohren erträglich, was ein Deutſcher geſchrieben hat. Was wird alſo übrig bleiben, als daß die Deutſchen alles Schreiben aufgeben, ihren gelehrten Kram einpacken, und allein den halbgelehrten, aber zierlich ſchreibenden Witzlingen der Franzoſen die Bühne werden einräumen müſſen? Das iſt der Dank, den Ausländer durch alle die Mühe, große Franzoſen zu werden, verdienen!

Den Anfang dieſer IV. Sammlung machet die Fortſetzung der Geſchäfftſchreiben und des gelehrten Briefwechſels der Königinn. Hier findet man Briefe an Bocharten, Holſteniuſſen, Furſtenbergen, Biſchofen zu Paderborn, an den Pabſt, den Card. Azzolini, an Voſſiuſſen, an den Großherzog von Toſcana, an den Biſchof, Duc de Laen, an den Wickefort, an den Vicekönig zu Neapel, den Biſchoff Trotti, den Ritter Barnini, den Grafen von Alibert, an den Octav. Ferrarius, an Bourdeloten, der als Abt, der Königinn die Mahlzeiten beſchneiden wollte; weil ſie ſeine Verſe nicht genug bewunderte, die er im 80ſten Jahre machete; an den Grafen Monaldeſchi, der ihr die Wahl bekannt gemachet hatte, dadurch die Academia Comica de' Miſti zu Orvieto, die Königinn zu ihrem Oberhaupte erwählet hatte. Sie ſelbſt hatte einige Jahre vorher eine Akademie zu Rom geſtiftet, und Hr. Rath Arkenholz rücket hier die

Satzungen derſelben ein. Dieſelben ſind werth geleſen zu werden; denn ſie ſind ſehr vernünftig, und gleichſam das Widerſpiel der ältern italieniſchen Akademien. Es mußte alles darinnen italieniſch abgehandelt werden; ausgenommen, wenn Ausländer etwas einſchickten: die auch Latein ſchreiben durften. Man lieſt auch ſowohl ein Verzeichniß der alten Schriftſteller, als der Materien, von denen man in der Akademie handeln kann und ſoll; ſo wie die Königinn ſelbſt ſie aufgeſetzet.

Wir würden noch viele Namen nennen müſſen, wenn wir alle Perſonen bekannt machen wollten, an welche Chriſtina geſchrieben. Auf den Heinſius iſt ſie böſe geworden; ſo gar, daß ſie von ihm weiter nichts leſen, nichts hören wollen. Den Molinos hat ſie damals für einen heiligen Mann gehalten, ob ſie gleich ſaget, daß ſie keine Heiligen glaubet. Dem berühmten Wasmuth hat ſie es verwieſen, daß er von der katholiſchen Religion übel geurtheilet. Puffendorfen, der ſeine Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges ihr zueignen wollte, gab ſie eine abſchlägige Antwort, als ſie vernahm: daß er von Luthern, als einem Reformator darinn reden würde. Ueber ſein Schreiben davon hat ſie Anmerkungen gemachet, darinn ſie ihn oft auslachet; zumal, da er ſaget, er wolle ſich ein wenig gemein mit ihr machen: weil er ſich doch ohnedieß ſo genau mit ihr verbinden würde, daß die Nachwelt weder ihn ohne Sie, noch Sie ohne ihn, würde denken können. Ueberhaupt zeigt Puffendorfs Brief einen ſehr lächerlichen Stolz, der nur einem

wahren Pedanten in den Sinn kommen kann. Er bittet unter andern die Königinn, seine zwo Töchter reichlich und standesmäßig auszustatten, damit er sie nicht schlechten Leuten geben dörfe: weil er seiner Gattinn Mitgift verzehren müssen, als man in Schweden ihm so unanständig begegnet wäre. Kurz, diese Briefe halten sehr viel litterarische und andre Merkwürdigkeiten in sich; die viel Anziehendes haben.

Nun folget der Entwurf einer metallischen Geschichte der Christina, der von ihrer eigenen Hand verbessert worden. Dieser enthält die merkwürdigsten Begebenheiten, so sich unter ihrer Regierung, imgleichen nach ihrer Abdankung ihr ganzes Leben hindurch zugetragen haben; aus dem Wälschen übersetzet. Sie enthält 118 Stück Münzen, die entweder wirklich geschlagen sind, oder doch hätten geschlagen werden können. Es ist zu merken, daß die Königinn den Anschlag, ihre Lebensgeschichte durch Münzen zu erläutern, weit eher gefasset; als der Jesuit Menestrier, und die Akademie der schönen Wissenschaften Ludewigs des XIV. Leben dergestalt zu verewigen gesuchet. Aus einem Briefe der Königinn an den Abt Bourdelot von 1681 erhellet: daß der Secretär des Pabstes, Hr. Favoriti, ihr die Gegenseiten dieser Münzen, mit ihren Beyschriften erfinden geholfen. Sie hat aber auch auf die Lebensgeschichte ihres Vaters, Gustav Adolphs, 28 Stücke angegeben, die unter ihren 118 nicht mit befindlich sind. Wie schön

wäre es, wenn beyde wenigſtens in Kupfetſtichen ausgeführet würden!

Nun folgen des Hrn. Raths Arkenholz Zuſätze und Verbeſſerungen zu allen drey vorigen Bänden dieſer Nachrichten. Man muß ſich nicht wundern, daß deren ſo eine ſtarke Anzahl hier erſcheinen. Dergleichen Sammlungen können nicht auf einmal vollkommen ſeyn; und insgemein verſchaffen die erſten Bände dem Verfaſſer erſt die wichtigſten Beyträge, die man anfänglich nicht aufzutreiben wußte. So iſt es hier gegangen: Chriſtina iſt von ihrer Kindheit an zum Briefſchreiben in ſchwediſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache gewöhnet worden. Dergleichen hat der Hr. Verfaſſer auf die 120 aus Schweden bekommen; und hernach hat er noch einen Band in Fol. geſchrieben, vom Hrn. Möhlmann bekommen. Einen Theil davon theilet er hier mit, die vom 1636ſten Jahre angehen. Sie hat auch lateiniſche Briefe geſchrieben. Der erſte iſt von ihrem zehnten Jahre, an die Regenten des Königreichs, darinn ſie ihrem Lehrer im Latein, Joh. Matthiä, die Befreyung von allen Abgaben auf ſeine Eigenthümer, für ihn und ſeine Gattinn, ausbittet.

Doch die Zuſätze beſtehen nicht nur in Briefen, ſondern auch in wirklichen Verbeſſerungen eingeſchlichener Fehler. Der Hr. Rath Arkenholz iſt ſo aufrichtig, daß er ſeine Verirrungen von der Wahrheit ſelbſt geſteht. Und wer will ſo mürriſch ſeyn, ihm dieſelben nicht zu vergeben.

Verum

Verum opere in longo fas eſt, obrepere ſomnum.

Hor.

Darauf folget ein Verzeichniß ihrer Bibliothek in Rom, und der alten Schnitzbilder, Bruſtbilder und Köpfe alter berühmter Leute, die ſie in ihrem Cabinette geſammlet. Nun kommt ein alphabethiſches Verzeichniß von mehr als 300 Namen, an welche die Königinn ſchwediſche, deutſche, lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Briefe geſchrieben; und die im dritten und vierten Bande dieſer Nachrichten ſtehen.

A. d. 285ſten S. kömmt der Anfang vieler Beſtätigungsſtücke zur Hiſtorie der Königinn, die aus Archiven und Regiſtraturen gezogen, und in dieſem III. und IV. Bande angeführet ſind. Das I. iſt ein Entwurf von ihrem Leben. Hier findet man viel Artiges. Und wenn man, wie der Verleger uns Hoffnung machet, aus allen IV. Bänden dieſer Nachrichten uns in einem Quartbande, oder ein Paar mäßigen Octavbänden die zuſammenhängende Geſchichte derſelben liefern wird: ſo wünſchten wir wohl, daß dieſer Grundriß zum Leitfaden dienen möchte.

Das II. St. handelt von dem Wapen des Hauſes Waſa, und ihrem Geſchlechtregiſter. Doch wir können unmöglich alle merkwürdige Stücke, Briefe und Negotiationen hier namhaft machen. Sie belaufen ſich auf 51 Stücke, und füllen den größten Theil dieſes Bandes.

Nun folget die ſchon gleich anfangs berührte Schrift der Königinn, darinn ſie Betrachtungen

über

über Cäsars Leben und Thaten angestellet hat; und die zweyte, darinn ihre eigene Sinnsprüche und Maximen enthalten sind. Beyde sind kostbare Denkmäler ihres großen Geistes; und das letzte, eine Nachahmung der Sprüche Salomons, denen sie in der ganzen Bibel den Vorzug eingeräumet hat. Kurz, alles ist werth, gelesen zu werden.

Wir hören mit Vergnügen, daß der Hr. Rath Arkenholz viel gesammlete Originalnachrichten die Geschichte Gustav Adolphs betreffend, in Holland einem Gelehrten überlassen hat: welcher daraus, mit Grundlegung der englischen und verdeutschten Geschichte dieses Königs, noch eine vollständigere und verbesserte Historie Gustav Adolphs wird liefern konnen. Hr. Canon. Hart hätte dieselben haben sollen.

II.

Hrn. Mart. Frobenius Ledermüllers, Procur. zu Nürnberg, mikroskopische Gemüths- und Augenbelustigungen, auf die Monathe Jänner, Hornung, und Lenzmond. in 4. mit 12 erleuchteten Kupferplatten.

Der berühmte Hr. Procurator Ledermüller fährt in seinem bisherigen Fleiße unermüdet fort, und liefert uns auf einmal drey ganze Monathe seines angenehmen Werkes. Sowohl die Wahl als die Ausführung dieser natürlichen Wunder vergnügen

gnügen Kenner und Liebhaber. Wir wollen daher, nach unsrer Gewohnheit, unsern Lesern einige Nachricht davon geben.

Die 51ste Platte zeiget den Sehnerven eines Kalbskopfes. Es ist bis diese Stunde ein Zwist unter den Naturforschern, ob die Nerven, das Werkzeug aller thierischen Empfindungen, aus hohlen oder dichten Fasern, der Länge nach, bestehen. Der gelehrte Hr. Verfasser hat diesen Zweifel sorgfältig vor Augen gehabt, als er diesen Versuch angestellet. Er hat allen Fleiß angewandt, durch seine Beobachtungen, ohne alles Vorurtheil zu entscheiden, ob die Nerven aus den feinsten Röhrchen bestehen, oder nicht. Und siehe! er hat befunden, daß das erste wahr sey, indem aus jedem Röhrchen ein kleines Tröpfchen Saft gequollen, wenn er sie in die Queere abgeschnitten, und mit dem Mikroskop betrachtet. Mehr können wir davon nicht melden.

Die 52ste Platte zeiget das Bild der vergrößerten Wanze; ein garstiges Thier, mit Fühlhörnern, großen geperlten Augen, einem breiten stumpfen Maule, ohne Stachel, weil es ein Weibchen war; und sechs Füßen, jeden mit zween Klauen bewaffnet. Man sieht auch auf dem Rücken die Haare, das Eingeweide, das Geburtsglied, u. s. w. Nächstens wird das Männchen dazu vorkommen.

Die 53ste Platte zeiget einen Mückenflügel, mit seinen spitzigen Federn, einer haarigten Haut und ausgespannten Nerven.

Die

Die 54ste Platte zeiget ein Stückchen von einer brabander Spitze, so wie wir unlängst gewünschet, und zu Beschämung menschlicher Kunst, eine Spinnenwebe. Es ist erstaunlich, wie grob jenes gegen dieses aussieht; und wie regelmäßig das letztere gearbeitet ist: da das erstere weder Ordnung noch Schönheit zeiget. Siehe das Kupfer des vorigen Monaths.

Die 55ste Platte zeiget die Menschenhaut mit ihren Schweißlöchern an einem Menschenfinger; davor man fast lausen möchte. Ein Stückchen Haut, mitten aus der Hand, erscheinet in größerer Kunst und Schönheit, als in dem schönsten französischen Stoffe zu finden ist. Die Erklärung dazu ist mit vieler Belesenheit und Gelehrsamkeit abgefasset.

Die 56ste Platte zeiget etwas von der Hornhaut eines Käserauges. Was bey andern Thieren aus einer einzigen Kugelfläche besteht, das ist bey den Insecten mehrentheils aus unzähligen Sechsecken zusammen gesetzet. Bey Mücken und Fliegen ist diese Haut sehr dünne, bey Käsern und Bienen aber sehr dick. Hier wird sie nach ihrer Farbe, Dichtigkeit und Feuchtigkeit, auch nach der Anzahl ihrer Sechsecke beschrieben. Hooke hat an der Hornhaut der Libelle 14000 solche besondre Augen gezählet. Der Hr. Verfasser beschreibet auch den innern Sehnerven dieses vielfachen Auges sehr gelehrt und genau.

Die 57ste Platte liefert die Crystallen des Alauns. Diese bestehen aus lauter regelmäßigen geome-

geometrischen Körpern von allerley Arten und Zahlen der Ecken; die sämmtlich sehr zu bewundern sind. Es giebt dreyeckigte, viereckigte, sechs- acht- zwölf- und zwanzigeckigte, von allerley Art. Kurz, es wird Liebhaber der Wunder der Natur sehr vergnügen, diese verschiedenen Bildungen zu betrachten.

Die 58ste Platte stellet eine noch ganz andere Configuration der Allaunkrystallen dar, die der Hr. Verfasser durch ganz andre Handgriffe hervorgebracht. Er beschreibt dieselben sehr genau, so wie beym vorigen. Hat man sich aber bey den vorigen Crystallen verwundern müssen: so wird man bey diesen Bildungen erstaunen. Winkelrecht und kreuzweis durchstoßene gebrochene Stäbe geben den schönsten Anblick; diese liegen gleichsam auf kleinen regelmäßig eckigten Felsenstücken, welche unordentlich durch einander geworfen sind. Oben schießt gleichsam eine aus zackigten Degenklingen rechtwinkeligt zusammengesetzte vielspitzige Helmbarte in die Queere. Linkerhand oben schießen gleichsam Stralen eines Nordlichtes schief abwärts; unten aber sind eine Menge Sternchen von allerley Größe, und darzwischen kometenformige Sterne, die ihre Schweise nach allerley Seiten strecken.

Die 59ste Platte soll eine Schuppe vom Stockfische seyn. Es ist aber hier eine falsche Zahl auf das Kupfer gestochen: indem der Künstler das I aus der Mitte der LIX ans Ende nach dem X gesetzet hat. So klein und verächtlich diese Schuppe mit bloßen Augen gesehen wird, so groß und wun-

einen gothiſchen Dialect ausgeben will, und deswegen mit eben ſo wenigerr Beſcheidenheit, als Behutſamkeit, den Herrn **Wachter** tadelt, daß er in ſeiner ſchönen Praefatione ad Germanos, welche deſſen Gloſſario Germanico beygefüget iſt, in dem XLVIII. Abſatz geſchrieben: Die Gothiſche Sprache habe keine Tochter nachgelaſſen. Wir glauben vielmehr, daß die Wahrheit auf des Herrn **Wachters** Seiten ſey, und daß die niederſächſiſche Sprache nicht aus dem Gothiſchen, ſondern aus dem Angelſächſiſchen abſtamme.

Die Sache ſelbſt ſtreitet vor dieſe Meynung, und die Begriffe, welche Herr **Wachter** in ſeinen Schriften, und ſonſten, davon gegeben, ſind ſo deutlich und wohl zuſammenhängend, daß man gar keine Urſache hat, davon abzugehen. Wir wollen ſeine Grundſätze, ſo weit dieſelben zur Beleuchtung der unterſchiedlichen Dialecten, und zu ſeiner Rechtfertigung, wieder die übereilte Cenſur des Herrn Stußens, auch zu deſſen eigenen beſſeren Belehrung dienen, hieher ſetzen.

I. Zu den älteſten Zeiten war nur eine einzige und einförmige Sprache in Deutſchland.

II. Dieſe Sprache iſt mit der Zeit verändert, und in verſchiedene Mundarten zertheilet worden; worunter die Gothiſche, Angelſächſiſche und Fränkiſche, ſo viel man weis, die vornehmſten und älteſten ſind.

III. Die gothiſche Sprache iſt nicht die erſte und urſprüngliche Sprache, ſondern nur eine Mundart derſelben. Die ſächſiſche

derbar erſcheint ſie durch das Vergrößerungsglas. Es iſt nicht anders, als ob man 30 bis 36 immer kleinere und kleinere Schilde hinter und übereinander geſtellet ſähe; ſo daß ſie einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct haben, aus welchem unzählige Streifen, oder zierlich gekrümmte Stralen zum Umfange laufen; welcher ſehr ſymmetriſch und immer mit ſchönen Krümmungen ausgeſchweifet iſt. Da nun ein Steckfiſch gewiß über 100,000 ſolche Schuppen auf ſich hat, ſo ſieht man, mit was für einer Menge von Schilden, die gleichſam verſchwenderiſche Weisheit des Urhebers der Natur ihn gepanzert hat, darüber der menſchliche Witz allerdings erſtaunen muß.

Die 60ſte Platte zeiget ein Tröpfchen Karpenmilch: aber auch hier iſt die Zahl des Kupfers falſch geſtochen, indem ſie in der Mitte das I zuviel hat. Hier zeiget ſich nun die Lehre der neuern Naturforſcher von dem Leben der kleinern Thierchen im männlichen Samen aufs deutlichſte. Denn aus dem kleinen Klümpchen dieſer Milch, wenn es auf dem Gläschen mit Waſſer befeuchtet wird, fahren auf allen Seiten dieſe lebendigen Samenthierchen in allerley geraden und krummen, theils Schlangen- theils Schneckenlinien auseinander; ſo daß es eine rechte Luſt ſeyn muß, ſolches ſelbſt in der Natur zu erblicken.

Die 61ſte Platte, die aber wieder fälſchlich als die LX bezeichnet iſt, zeiget etwas von dem Karpenrogen. Hier bemerket der Hr. Verfaſſer, daß

der

der ganze Rogen zuförderst in ein zartes Netzchen eingeschlossen ist, so daß er nicht vor der Zeit unreif auseinander gehen, und sich verlieren, oder verderben kann. Sodann bewundert er die ungemeine Menge der kleinen Eyerchen, daraus er besteht. Ein Hecht hat wohl über 2000, und Hr. Prof. Hanov hat in einem Karpenrogen eine Million sechs und dreyßig tausend achthundert bemerket. Welch ein Segen für uns Menschen! Jedes Kügelchen davon sieht aus wie eine blaßgelbe Pomeranze. Man könnte also, nach Hrn. Prof. Hanovs Anmerkung, mit einem einzigen Karpen 100 Teiche besetzen, so daß jeder 9 bis 10,000 Junge bekäme; allein, es müßten sodann keine Hechte, Bärsche, oder andere Raubfische darinn gelitten werden, die den größten Theil der gelaichten Eyer, oder des kaum ausgebrüteten Samens wegfressen. Ja die Menschen selbst sollten, nur um die Laichzeit, keine Rogner von diesen und andern Fischen fangen. Wie ungeheuer groß, und wie wohlfeil würde nicht in kurzem die Menge derselben und der Krebse werden! Hat man bey dem Wilde Gesetze gegeben, daß die Setzzeit geschonet werden muß; warum nicht auch bey den Fischen? zumal in Ländern, die keinen Ueberfluß von fischreichen Wassern haben.

Die 62ste Platte zeiget die wahre Gestalt der von Stahl und Feuerstein abgeschlagenen und erloschenen Feuerfunken. In manchen Ohren klingt es lächerlich, von diesen Funken zu reden. Sie

nennen, man veriere sie nur, indem sie glauben: todte Funken wären gar nicht sichtbar, sondern aus der Welt verschwunden. Allein, sie können sich leicht des Gegentheils überzeugen. Man nehme nur einen weißen Papierbogen, breite ihn auf einen Tisch, und biege seine Ränder in die Höhe, daß nichts davon abglitschen kann. Nun schlage man mit Stahl und Feuerstein, oder mit zween Stahlen Funken darauf. Sobald man solches 20, 30 oder mehrmale gethan, wird man eine Menge schwarzer Pünctchen darauf erblicken, die feiner sind, als Staub, und die erloschenen Funken darstellen. Diese besehe man durch Vergrößergläser; so wird man sie in allerley Farben und Gestalten erblicken; die schwer zu beschreiben, aber höchlich zu bewundern sind.

Einige sind stahlblau, roth, und silbersarbicht: andre sehen erzsarbicht, oder wie der taubenhalsartige Wismuth aussieht. Es giebt Stahl- und Silberkügelchen darunter. Einige Stückchen sehen aus, wie Blätter von Kräutern und Blumen; etliche stellen gar ganze Blümchen oder Blumenknospen, mit einem Blättchen, ja wohl gar Mayenblümchen vor. Einige sehen wie ganze Birnen, andre auch, wie kleine Stückchen abgesprungenes Feuerste nes aus. Man wird alles dieses schwerlich glauben, wenn man nicht des Hrn. Verfassers Abbildung, oder noch besser die Funken selbst vergrößert sieht.

Wir wünschen sehr, daß der Hr. Procurator Ledermüller fleißig fortfahren möge, diese so angenehme,

nehme, als zur bessern Erkenntniß der Natur dienlichen Beobachtungen und Versuche anzustellen, und mitzutheilen. Zur Probe haben wir den Unterschied der brabander Spitzen, und der feinsten Spinnengewebe, in dem Kupfer des vorigen Monaths vorgestellet.

III.

Beschluß von des Hrn. Raths Freieslebens Nachlese, zu dem gottschedischen Vorrathe zur dramatischen Poesie.

1691.

„Apollo und Daphne, in einer Opera vorgestellet. Weißenfels, 10 Bogen, Fol.

„Den funffzehenden Geburths-Tag H. Joh. Georgen, Herz. zu Sachsen, sollten glückwünschend bedienen etliche Schäffer und Schäfferinnen. Eben daselbst, 2 Bogen, Fol.„ Der Verfasser dieses Schäfergespräches nennt sich unter der Zuschrift Paul Thymich.

1692.

„Basilisco von Bernagasse. Ein lächerliches Schau-Spiel, denen Römisch. Kayserl. Mayestäten zu einem Fastnachts-Kurtzweil vorgestellet. Wienn, 2 Bogen, 4.„ Dieses Stück hat drey Handlungen und zwey Zwischenspiele. Es wird aber nur der Inhalt einer jeden Scene, oder wie

ſie hier genannt werden, eines ieglichen Eintritts, kurz angezeiget.

1693.

„Die geängſtete, aber endlich wiederum getröſtete Charmoſyne von Samuel Groſſern,„ ein an dem Geburtstage des damaligen Erbprinzen, H. Friedrichs des II. zu Sachſengotha, von der ſtudirenden Jugend zu Altenburg vorgeſtelltes, und daſelbſt auf 12 Bogen in Fol. gedrucktes dramatiſches Stück, iſt a. d. 254. S. irrig unter dem 1692. Jahre, a. d. 256. S. aber dem Jahre nach zwar richtig angegeben, jedoch mit Unrecht unter die Opern geſetzt worden; da es nicht zur Muſik eingerichtet, ſondern faſt durch und durch in Proſa geſchrieben iſt.

„Die kluge Abſicht hoher Standes-Perſonen im Reiſen, über die hochſtglücklich vollbrachte Reiſe H. Friedrichs, Erb-Printzens, und H. Joh. Wilhelms, Gebrüdern, Hertz. zu Sachſen, in einem Reim-Geſpräch erwogen durch Joh. Friedr. Beulen. Altenb. 2 Bogen, Fol. „

„Der über Fürſten anſtändigſter Tugenden erregte und beygelegte Streit-Handel, welchen bey Erb-Huldigung H. Friedrichs (des II.) Hertz. zu Sachſen, in gegenwärtigem Sing-Spiele in einer Taffel-Muſic vorſtelleten, Wolffg. Mich. Myllus, Capelmeiſter und ſämtliche Capel-Muſici. Gotha, 2 Bogen, Fol. „

1694.

Oben benienten Samuel Groſſers unter der Aufſchrift „der vornehmſten Weltverderber„ zu

Alten-

Altenburg auf 4 Bogen in Fol. gedrucktes und a. d. 258. S. angeführtes Schauspiel, ist zwar in Versen verfasset, aber doch das wenigste davon gesungen, sondern bey dem gewöhnlichen Gregoriusumzug von der studirenden Jugend vorgestellet; folglich den Opern ebenfalls mit Unrecht beygezählet worden.

„Die drey fürnehmsten Grund-Seulen eines glücklichen Regiments, bey dem Gebuhrts-Tage H. Friedrichs, Herts. zu Sachsen, vermittelst Musicalischen Gespräches vorgestellet, und bey Hoch-Fürstl. Tafel abgesungen. Gotha, 3 Bogen, Fol.„

1695.

„Die mit Klugheit verbundene Liebe, durch Veranlassung des vom H. Friedrich, H. z. S. erwehlten Wahl-Spruchs: Amore & Prudentia, an S. Hoch-F. D. Gebuhrts-Tage in einer mit Balletten untermischten Pastorelle oder Schäfer-Spiel; auf Hochf. Friedenst. Schau-Bühne vorgestellet.„ So heißt der Titel dieses a. d. 261. S. ohne Benennung des Ortes kurz berührten Stückes, welches 4 Bogen in 4. beträgt, und vermuthlich mehrerwähnten Joh. Friedr. Reils Arbeit ist.

1696.

„Der höchstrühmliche Tugend-Verdienst, in einem Ballet der vier Haupt-Theile der Welt, zu Ehren und Vergnügen Frau Christinen, verwittibten Herts. zu Sachsen, auff dem gewöhnlichen Schau-Platz des Hochf. Residenz-Schlosses Friedenstein vorgestellet. 2½ Bogen, 4.„

„Phil. Heinr. Erlebachs, Hoch-Gräfl. Schwarzburg. Capell-Meisters, Streit der Famä und Verschwiegenheit, über die Liebe; bey Vermählung H. Friedrichs (des II.) Herz. zu Sachsen, mit P. Magd. Aug. Fürstin zu Anhalt-Rudolst. 3 Bogen, Fol.„

„Der in Verdacht gezogene, aber aufrichtig erkandte Freund, der durch die Gefangenschaft erniedrigten und durch die Liebe wieder erhöheten Majestät. Trauer-Freuden-Spiel, dem Hoch-Fürstl. Gebuhrts-Tage H. Friedrichs (des II.) H. z. S. gewiedmet und auf der Friedenstein. Schau-Bühne vorgestellet.„ 6 Bogen, 4.

„Elias Binders siegreiche Unschuld, ein Singespiel.„ Ob dieses in der mir vorgekommenen Handschrift 17 Bogen in Fol. betragende Stück auf die Schaubühne gebracht worden, ist mir unbewußt. So weis ich auch von dem Verfasser weiter nichts zu sagen, als daß er sich kaiserl. edelgekrönten Poeten, I. V. S. nennet. Die K. Hildegard, Karls des großen Gemahlinn, ist die Heldinn, deren siegende Unschuld in dieser Oper vorgestellet worden.

1697.

Die auf der 264sten S. benennte braunschweigische Oper: „il Pastore d'Anfriso, Tragedia pastorale per Musica &c., oder der Schäfer an dem Fluß Amphriso,„ ist in italiänischer Sprache geschrieben, und nur der Inhalt eines jeden Auftrittes deutsch angezeiget. Es besteht dieselbe aus 10 und einem halben Bogen in 4. Die Poesie ist von dem

dem Grafen Hieronymus Frigimelica Roberti, und die Music von Karl Franz Polaroli.

Die auf eben dieser Seite angegebene leipziger Oper, **Orion**, ist zweifelsohne von **Chr. Ludwig Boxbergen**, welcher sich um diese Zeit durch mehrere theatralische Arbeiten bekannt gemacht, verfertiget worden; wie die unter dem vorgesetzten Inhalte befindlichen Anfangsbuchstaben C. L. B. und die Aehnlichkeit der Schreibart muthmaßen lassen.

„Türcken-Ballet, und Bauern- oder Hirten-Masquerade, gehalten in der Braunschweigischen Winter-Messe 1697.„ Wolfenbüttel, 3 Bogen, 4.

1698.

„**Sardanapalus**, auf gnädigsten Befehl deß D. F. und H. Herrn **Georg Friedrichs**, Marggrafens zu Brandenburg, in einer Opera auf dem Onolzbach. Schau-Platze vorgestellet, von **Chr. Ludwig Boxbergen**.„ 8 Bogen, 4. mit einem Titelkupfer.

1699.

„Der entthronete Winter, an Fr. **Aemilien Julianen**, vermählter Gräfin zu Schwartzburg, Gebuhrts-Tags-Fest, vorgestellet in einer kurtzen Serenade.„ Rudolst. 4 Bogen, 4.

1700.

„Das durch Gottes Gnade immer mehr und mehr geschmückte und beglückte Rathsfeld, an mirgedachter Frau Gräfinn zu Schwartzburg Geburts-Tage in einem kleinen Ballet vorgestellet.„ Eben daselbst, 3 Bogen, 4.

„Tugend- und Musen-Gespräch, wordurch, als Herr **Ernst Ludwig**, Landgraf zu Hessen, Dero Geburts-Tag begiengen, Ihre Freude vermittelst einer Music eröffnen wollten die Tugenden.„ Darmst. 4 Bogen, 4.

„Tugend-Gespräch zwischen der Liebe, Gottesfurcht, Eintracht, Sanftmuth, Klug- und Keuschheit, bey abermals erlebter Geburts-Feyer Frau **Dorothea Charlotta**, Land-Gräfin zu Hessen, geb. Marggräfin zu Brandenb. vermittelst einer Nacht-Music vorgestellet.„ Eben daselbst, 2 Bogen, 4.

1701.

„Abbildung der wahren Freundschafft, bey dem Geburths-Feste mrgedachter Frau Landgräfin, vermittelst einer Music vorgestellet.„ Eben daselbst, anderthalb Bogen, 4.

„Die triumphirende Weißheit, wie sie an der D. F. und F. Frauen **Elisabeth Dorotheen**, Land-Gräfin zu Hessen, geb. Hertzogin zu Sachsen, Geburths-Festin, vermittelst einer Music sich glückwünschend vorstellete in Darmstadt.„ Drittehalb Bogen in 4. Der auf der andern Seite des Titelblatts befindlichen Nachricht zu Folge, hat der Herr Landgraf (**Ernst Ludwig**) den Inhalt dieses Gespräches selbst erfunden; wie er denn auch seiner Frau Mutter bey ihrem Geburtstage einen in deutschen Versen abgefaßten Glückwunsch, welcher die Gestalt eines Kelchs bildet, und sich auf die allegorischen Personen dieses Gesprächs beziehet, zuge-

zugeeignet und solchen mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, E. L. L. z. H. bezeichnet hat.

1702.

„Die erfreuete Schäffer-Gesellschafft wollte sich an H. Ludwig Friedrichs, Grafen zu Schwartzburg, Geburths-Tags-Feste vermittelst einer kurtzen Pastourelle glückwünschend einfinden, auf dem Rudolst. Schau-Platze.„ 3 Bogen, 4.

1704.

„Der wahrsagende Wunder-Brunnen, an der D. F. und F. Frauen Annen Sophien, geb. Hertzogin zu Sachsen, vermählter Gräfin zu Schwartzburg, Geburts-Tages-Feste auf dem Rudolstadtischen Schau-Platze, vermittelst einer kurtzen Pastourelle vorgestellet.„ 3 Bogen, 4.

1711.

„Des Teutschen Schulmeisters Anstalt zur Lust-Music, bey dem über die zu dreyen mahlen in Spanien durch die Waffen der hohen Alliirten erhaltenen Victorie angeordneten Lust-Festin, in einer kleinen mit Balletten untermischten Operetta, auff Hochfürstl. Hildburghäus. Schau-Bühne, unter Anführung Joh. Phil. Käfers, F. S. Capell-Directoris das., von einigen Hochfürstl. Domestiques vorgestellet.„ Hildburgh. 3 Bogen, 4. In diesem lustigen Stück wird die deutsche Poesie mit italiänischen, französischen und lateinischen Arien abgewechselt.

1720.

„An dem hohen Namens-Feste des D. F. und H. Herrn Friedrichs (des II.) Hertzogs zu Sachsen,

und fränkiſche ſind ihre Schweſtern, und keinesweges ihre Töchter.

IV. Dieſe beyden letzten haben hinwiederum ihre Töchter noch auf den heutigen Tag. Aber keine derſelben iſt aus dem gothiſchen entſtanden. Solches bezeuget die Aehnlichkeit faſt in allen Stücken, welche auf der ſächſiſchen und fränkiſchen Seiten weit gröſſer, als auf der gothiſchen iſt. So ſind auch die Gothen ſeit der Zeit, daß das Evangelium in ihre Sprache verſetzt worden, niemals in Deutſchland geweſen. Daß alſo kein neuer Dialect von ihnen hat entſtehen können.

V. Alle einzelne Wörter, welche in den drey Hauptdialecten mit einander übereinſtimmen, und durch lange Zeiten bis zu uns gekommen ſind, gehören zur erſten und urſprünglichen Sprache, und können nicht vor gothiſche Uberbleibſel ausgegeben werden, eben darum, weil ſie allen Hauptdialecten gemein ſind.

VI. Was aber nicht allen Hauptdialecten gemein, ſondern nur einem allein eigen iſt, ſolches, wenn es noch heute zu tage üblich iſt, kan mit Fug ein Uberbleibſel desjenigen Dialects genennet werden, in welchem es gefunden wird. Alſo iſt Bans oder Banſt, welches der Verfaſſer ſelbſt oben in der III. Anmerkung anführet, pro horreo, ein gothiſches Wort, weil es ſonſt in keinem andern Hauptdialect vorkommt. Aber daraus wird übel geſchloſſen, daß eins, zwey, drey, und dergleichen, auch gothiſche λείψανα ſeyn. Denn dieſe und viele andere Wörter, ſind nicht allein im gothiſchen, ſondern auch im ſächſiſchen und fränkiſchen befindlich, und gehören

ex

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19152/077

sen, wollten Ihre unterthänige Pflicht in folgender Musique bezeigen Gottfr. Heinr. Stölzel, F. S. Capell-Meister, und sämmtliche Cammer- und Hof-Musici zum Friedenstein.„ Gotha, 2 Bogen, Fol. Der Hr. Capellmeister Stölzel hat in der zu Hamburg 1740 in 4. gedruckten mathesonischen Grundlage einer Ehrenpforte, woran der tüchtigsten Capellmeister, Componisten, ꝛc. Leben, Werke, Verdienste ꝛc. erscheinen sollen, S. 343 u. f. von seinen vornehmsten Lebensumständen selbst eine kurze Nachricht ertheilet. Da derselbe eine schöne Kenntniß verschiedener gelehrten und ausländischer Sprachen, eine starke Belesenheit in den besten Schriften der Alten und Neuen, und eine natürliche Neigung zur Poesie, mit einer gründlichen Einsicht in das Innerste seiner Hauptwissenschaft verknüpfte: so konnte es ihm nicht fehlen, diejenige ansehnliche Stelle unter den gelehrten und berühmten Tonkünstlern unseres Jahrhunderts zu erlangen, welche ihm das einstimmige Urtheil der Kenner mit vollem Rechte angewiesen. Bey diesen Eigenschaften hatte er niemals nöthig, den Setzer auf Unkosten des Dichters gelten zu machen; und die barbarische Geschicklichkeit, fremde Worte und nicht empfundene Gedanken unter das Joch widersinnischer Töne zu zwingen, hatte nichts Reizendes für ihn. Ein zärtliches und geübtes Gehör, ein guter Geschmack und ein empfindendes Herz setzten ihn in den Stand, seine eigene sowohl, als fremde Arbeiten mit einer Harmonie zu beleben, welche nicht bloß

die

die Ohren zu rühren, sondern auch das Gemüth zu bewegen, und den Verstand zu befriedigen fähig war. Sein Hr. Bruder, der bey der hiesigen herzoglichen Kapelle stehende geschickte Kammer- und Hofmusicus, Hr. Chr. Heinr. Stölzel, hat alle diejenigen dramatischen Stücke, welche derselbe innerhalb eines Zeitbegriffs von mehr als 30 Jahren, da er die Stelle eines herzogl. Kapellmeisters bekleidet, an unserm hochfürstl. Hofe aufführen lassen, und welche er, bis auf etliche wenige, so von fremden Federn herrühren, insgesammt selbst poetisch entworfen, in einer chronologischen Sammlung aufbehalten. Einer von des Hrn. Kapellmeisters nachgelassenen würdigen Söhnen, unser beliebter Hr. Hofdiaconus, Wilh. Friedr. Stölzel, von dessen Stärke in der geistlichen Beredsamkeit die gelehrte Welt durch viele bereits im Druck erschienene schöne Proben überzeugt worden, hat die Gefälligkeit gehabt, mir zur Einsicht dieser Sammlung behülflich zu seyn. Ehe ich solche meinen Lesern der Zeitordnung nach vorlege, so will ich nur noch erinnern, daß ich bloß diejenigen Stücke der stölzelischen Poesie anzeigen werde, welche der dramatischen Dichtkunst eigentlich zugehören; dagegen aber eine Menge Kirchen- und Tafelmusiken, nebst vielen bey andern Gelegenheiten verfaßten Gedichten, so mit unserm Endzwecke nichts gemein haben, mit Stillschweigen übergehen will. Unerachtet auch der Hr. Kapellmeister bereits vor Antritt seiner hiesigen herzoglichen

Dien-

Dienste verschiedene Opern und andere theatralische Stücke verfertiget, welche er zum Theile in oben angezogener Nachricht von seinem Leben selbst namhaft gemachet: so habe ich doch um deswillen Bedenken getragen, die Titel derselben hier mit einzuschalten, weil ich mir vorgenommen, nichts anzuzeigen, als was ich selbst vor den Augen gehabt.

„Als des D. F. und H. Herrn Erbprintz **Friedrichs**, H. z. S. hoher Gebuhrts-Tag hochstbeglückt erschien, wurde folgendes von der Hochf. Capelle unterth. aufgeführet, durch **eben denselben**, 1½ geschriebene Bogen in Fol.

„An dem hohen Gebuhrts-Fest H. **Friedrichs**, H. z. S. wurden die vergnügten Sinne in einer Serenata vorgestellet von **eben demselben**.„ Gotha, 4 Bogen, Fol.

„An dem hohen Gebuhrts-Feste Frauen **Magdalenen Augusten**, H. z. S. wurde das durch die Hoffnung erfreute Verlangen und getröstete unterth. Treue, in einer Serenata aufgeführet von **eben demselben**.„ 4 Bogen, Fol.

1721.

„Bey dem hohen Namensfeste Herrn **Friedrichs**, H. z. S. wollten ihre unterth. Pflicht in folgender Music abstatten ꝛc. durch **eben denselben**.„ 2 Bogen, Fol.

„An dem hohen Gebuhrts-Feste Herrn **Friedrichs**, H. z. S. wollte ihre unterth. Pflicht in folgender Musique bezeigen ꝛc. durch **eben denselben** ꝛc.„ 2 Bogen, Fol.

„Der

„Der vergnügte Wett-Streit derer glückseligen Zeiten, bey der höchsterfreul. hohen Gegenwart Herrn **Ernst Ludwigs** und Fr. **Elisabethen Sophien**, H. z. S. (Meiningen) zum Friedenstein aufgeführet, von **eben demselben**.„ 3½ Bogen, Fol.

1722.

„Das mit Gotha amulirende Altenburg, bey dem hohen Nahmens-Tage Herrn **Friedrichs**, H. z. S. in einem Sing-Gespräche musicalisch aufgeführet von **eben demselben**, poetisch aber entworfen durch **Joh. Laur. Stengel** „ 2 Bogen, Fol.

„An dem hohen Nahmens-Tage Fr. **Magdalenen Augusten**, H. z. S. sollten ihre devoteste Pflicht in nachgesetztem Musicalischen Stücke zu Tage legen **eben derselbe** ꝛc. die Worte aber entworffen **J. L. Stengel**.„ Altenb. 2 Bog. Fol.

„Die beschützte Irene, an dem höchsterfreul. Gebuhrts-Feste H. **Friedrichs**, H. z. S. auf dem Fürstl. Schlosse zu Altenburg vorgestellet, in poetisch- und musicalische Zeilen verfasset, von **G. H. Stölzeln**„ Altenb. 3 Bogen, Fol.

„Als der D. F. und H. Herr **Johann Augustus**, Fürst zu Anhalt, nebst Dero Durchl. Frau Gemahlin die zu Altenb. gegenwärtige Hochf. Herrschafft von Sachsen-Gotha, mit Dero hohen Einspruch beehrten, und mittler Zeit erstbemeldter S. Hochf. D. hoher Gebuhrts-Tag einfiel, sollten nachgesetzte Cantate musicalisch entworffen und auffführen **G. H. Stölzel**, zuvorhero aber poetisch ver-

verfassen J. L. Stengel.„ Altenb. 2 Bogen, Fol.

1723.

„An dem hocherfreul. Nahmens-Tage H. Friedrichs, H. z. S. sollten nachgesetzte Cantate musicalisch aufführen G. H. Stölzel ꝛc. unter poetischer Verfassung J. L. Stengels.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„An dem hohen Nahmensfeste Fr. Magdalenen Augusten, H. z. S. sollten nachgesetzte Serenata aufführen G. H. Stölzel ꝛc. unter vorgängigem poetischen Entwurff J. L. Stengels.„ Gotha, 3½ Bogen, Fol.

„An dem hohen Gebuhrtsfeste H. Friedrichs, H. z. S. wurde auf gnädigsten Befehl in dem sogenannten Fürstl. Ordonanz-Garten im Musen-Berge erbauet, und auf demselbigen folgendes Drama, nach poetisch und harmonischer Erfindung J. H. Stölzels aufgeführet.„ Gotha, 4 Bogen, Fol.

„An dem hohen Geb. Feste Fr. Magdalenen Augusten, H. z. S. wurde die durch dieses hohe G. F. beglückte Tugend in einem Pastoral von eben demselben vorgestellet.„ Gotha, 5 Bogen, Fol.

1724.

„Fall und Trost des menschlichen Geschlechts, in einem Oratorio aufgeführet, von der Hochf. S. Capelle zum Friedenstein, ins Deutsche aber übersetzet, und mit Choral-Liedern untermischet, auch in

in die Music gebracht von eben demselben.„ Gotha, 4½ Bogen, 4.

1725.

„Hercules Prodicus, oder die triumphirende Tugend, an dem hohen Geb. Feste H. Friedrichs, H. z. S. in folgendem Dramate von eben demselben vorgestellet.„ Gotha, 5 Bog. Fol.

„Unter dem Bilde der Musical. Harmonie wurde die Harmonie der Tugenden Fr. Magdalenen Augusten, H. z. S. an Deroselben hohem Gebuhrts-Feste verehret von eben demselben.„ Gotha, 4 Bogen, Fol.

1726.

„Das ruhm-würdigste Leben H. Friedrichs, H. z. S. als Desselben gesegnetes Ursprungs-Fest auf dem Furstl. Schlosse zu Altenb. celebriret wurde, nach Poetisch- und Harmonischer Abfassung eben desselben.„ Altenb. 2 Bogen, Fol.

1727.

„An dem höchsterfreul. Nahmens-Feste H. Friedrichs, H. z. S. wurde folgendes nach poet. und harmon. Entwurff eben desselben musicalisch aufgeführet.„ Gotha, 3 Bogen, Fol

„Die Ernde der Freuden wurde an dem hohen Gebuhrts-Feste H. Friedrichs, H. z. S. in einem Pastorale vorgestellet von eben demselben.„ Gotha, 5 Bogen, Fol.

„Die Freuden-Ernde, an dem hohen Geb. Feste Fr. Magdalenen Augusten, H. z. S. in folgendem Pastorale vorgestellet von eben demselben.„

ben.„ Altenb. 5 Bogen, Fol. Ist das vorige, nur nach den Umständen etwas verändert.

1728.

„Die zu Erhaltung des Lebens freudigst beschäfftigten Elemente, an H. **Friedrichs**, H. z. S. hohen Geb. Feste bey einer Illumination zwischen den Arcaden an der Grotte im Friedrichs-Thale vorgestellet von **eben demselben**.„ Gotha, 3 Bogen, Fol.

„**Adonis**, an dem hohen Gebuhrts-Feste Fr. **Magdalenen Augusten**, H. z. S. in einem musical. Dramate aufgeführet von **eben demselben**.„ Altenb. 7 Bogen, Fol.

1729.

„Die triumphirende Liebe, an dem hohen Vermählungs-Feste des D. F. u. H. Herrn Erb-Prinz **Friederichs**, H. z. S. mit der D. F. und F. F. **Louysen Dorotheen**, geb. und verm. H. z. S. in einem musical. Dramate vorgestellet von **eben demselben**.„ Gotha, 7 Bogen, Fol.

1730.

„An dem höchst-erfreul. Geb. Feste H. **Friedrichs**, H. z. S. wurde in dem F. Thier-Garten Abends zu Schiffe auf dem illuminirten Canal folgende Serenate aufgeführet von **eben demselben**.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„**Adonis**, wurde auf Hoch-Fürstl. gnädigsten Befehl in Altenburg zum zweyten mahle aufgeführet.„ Altenb. 6 Bogen, Fol.

1733.

„Thersander und Demonassa, oder die glückliche Liebe, als das hohe Gebuhrts-Fest der D. F. und F. Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. höchstfeyerlichst begangen wurde, in einem Pastorale vorgestellet von eben demselben.„ Gotha, 10 Bogen, Fol.

1734.

„Fünf Grund-Säulen der allgemeinen Wohlfahrt, an dem hohen Nahmens-Feste des D. F. u. H. Herrn Friedrichs, (des IIten) H. z. S. in einer Tafel-Music aufgeführet von eben demselben „ Gotha, 2 Bogen, Fol. Die in dem hochfurstl. Namen enthaltenen fünf Grundsaulen sind: Firmitas Religionis, Iustitiae Distributio, Experientia Rerum, Innata Clementia, Vita Seremissimi.

„Narcissus, wurde an dem höchsterfreul. Gebuhrts-Feste Herrn Friedrichs, H. z. S. in folgendem musical. Dramate aufgefuhret, von eben demselben.„ Gotha, 10 Bogen, Fol.

„Als Frau Louysa Dorothea, H. z. S. Dero hohes Nahmens-Fest auf dem Fürstl. Lust-Schlosse zu Friedrichswerth begiengen, wurde folgendes musicalisch aufgeführt, von eben demselben.„ Gotha, 2½ Bogen, Fol.

„Das erneuerte Bündniß der Tugend, der Hoffnung und des Glückes, an dem hohen Gebuhrts-Feste Fr. Louysen Dorotheen, H. z. S. an der neu-erbaueten Cascade des Fürstl. Orange-

rie-Gartens, in einer Serenade vorgestellet, von eben demselben.„ Gotha, 3 Bogen, Fol.

1735.

„Das getröstete Germanien, an dem hohen Nahmens-Feste Herrn Friedrichs, H. z. S. in einer Tafel-Music vorgestellet, von eben demselben.„ Gotha, 2½ Bogen, Fol.

„An dem hohen Gebuhrts-Feste höchstgedacht. Sr. Hochfürstl. Durchl. wurde folgende Tafel-Music aufgeführet, von eben demselben.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„Das hohe Nahmens-Licht Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. nach seinem Glantz und Anmuth einigermassen beschrieben in einer Tafel-Music, von eb. demſ.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„Die über alle Zeit-Veränderung siegende Tugend, an dem hohen Geb. Fest höchstged. Ihrer Hochfürstl. Durchl. in einer Tafel-Music vorgestellet, von eben demſ.„ Gotha, 2½ Bog. Fol.

„Bey hoher Gegenwart Ihro Königl. Hoh. Frauen Elisabethen Sophien, verwittibten H. zu Sachsen (Meiningen,) wurde folgendes musical. Drama aufgeführet, von eben demſ.„ Gotha, 9 Bogen, Fol. Dieses ist eine neue Auflage des unter vorigem Jahre angegebenen Narcissus; jedoch ist der Prologus in diesem zwoten Abdrucke nach Beschaffenheit der Umstände verändert worden.

1736.

„An dem hohen Nahmens-Feste Herrn Friedrichs, H. z. S. wurde die getröstete Flora in einer

ex hypotheſi zur erſten und urſprünglichen Sprache.

Endlich und zum Beſchluß, ſo geben wir noch dieſes dem Herrn Rector zu bedenken, ob es nicht beſſer wäre, wenn er mit dieſem ſchweren Werke, welches die ganze Zeit und den ganzen Menſchen, und eine ſehr groſſe Erkenntniß des Alterthums erfordert, ein wenig an ſich hielte, und ſich damit nicht übereilete. Denn, ob wir gleich an ſeiner Gelahrtheit keinen Zweifel tragen, ſo iſt doch niemand, er ſey ſo gelehrt als er wolle, plötzlich zu allen Unternehmungen ſattſam geſchickt. Wir leſen in ſeinem Programmate, daß er das gothiſche Wort *aiſtan*, revereri, vom griechiſchen αἰδέομαι ableitet, welches doch bey den Griechen eine ganz andere Bedeutung hat. Wir leſen, daß er *aban* in *aran* verwandelt, und ſolches von dem griechiſchen ἄρρην herführen will, da es doch im gothiſchen Texte heiſſet, Luc. 1, 34. *aban ni kann*, virum non cognoſco. Wir leſen ferner, daß *boc-leden* ſoviel heiſſen ſoll, als Bücherleute, da es doch ſoviel iſt, als Buchlatein. *Somner.* in Dict. Anglo-Sax. *Boc-leden* Sermo latinus, lingua latina, *on boc-leden* latine. Wie ſchön würde nicht das in einem braunſchweigiſchen Lexico ſtehen, wenn das engelſächſiſche Wort *boc-leden* durch Bücherleute, und dieſes durch Römer, erkläret würde? Das ſind zwar Kleinigkeiten, die nicht viel zu bedeuten haben. Aber die meiſten Leſer ſind ſo unbarmherzig, daß ſie dergleichen Verſtoßen in einer Probe, dergleichen dieſes Programma iſt, welches ſonſt ſo viel herrliches verſpricht, nicht wollen gelten laſſen.

ner Tafel-Muſic aufgeführet, von eben demſ.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„An dem hohen Geb. Feſt Sr. Hochf. Durchl. wurde folgende Tafel-Muſic aufgeführet, von eb. demſ.„ Gotha, 2½ Bogen, Fol.

1737.

„Das hohe Gebuhrts-Feſt nur höchſtermeldeten Durchl. Herzogs in einer Serenade, als ein Tag der göldnen Zeit vorgeſtellet, von eben demſ.„ Gotha, 2¼ Bogen, Fol.

„Aſylum Virtutis, oder: die Freyſtadt der Tugend, an dem hohen Geb. Feſt Frau **Louyſen Dorotheen**, H. z. S. in einer Tafel-Muſic vorgeſtellet, von eben demſelben.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

1738.

„Die durch das hohe Nahmens-Licht Herrn **Friedrichs**, H. z. S. angenehme erleuchtete Nacht in einer Tafel-Muſic, von eben demſ.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„Die vergnügten Schäfer an dem Neſſa-Fluß, an dem hohen Nahmens-Feſte Frauen **Louyſen Dorotheen**, H. z. S. auf dem Hochf. Luſt-Schloſſe zu Friedrichswerth in einer Tafel-Muſic aufgeführet, von eben demſ.„ Gotha, 2½ Bog. Fol.

„Die opfernde **Flora**, an dem hohen Geb. Feſte höchſtged. Durchl. Herzoginn in dem F. Wall-Garten bey einer Illumination aufgeführet, von eben demſ.„ Gotha, 3 Bogen, Fol.

1739.

„Das hohe Gebuhrts-Licht Herrn **Wilhelms**, H. z. S. wurde nach gnädigstem Befehl von der **Music** und **Poesie** in einem Duette bey Hochfürstl. Tafel verehret, durch eb. dens.„ Gotha, 1½ Bogen, Fol.

„Die siegende **Hygea**, an dem höchsterfreul. Nahmens-Feste Fr. **Louysen Dorotheen**, H. z. S. in einer Tafel-Music vorgestellet, von eben dems.„ Gotha, drittehalb Bogen, Fol.

„Einen angenehmen Wett-Streit von vier Fürstl. Lust-Gärten, stelleten an dem hohen Geb. Fest höchstgedachter J. Hochf. D. auf dem Hochfürstl. Lust-Schlosse zu Friedrichswerth vier Gärtner in einer Serenade vor, durch eben dens.„ Gotha, 3 Bogen, Fol.

„An dem hohen Nahmens-Feste Fr. **Elisabethen Sophien**, verwittibten H. z. S. (Meiningen,) welches bey Dero hohen Gegenwart auf Friedenstein hochfeyerlichst begangen wurde, stellete die hochangenehmen Wirkungen dieses hohen Nahmens-Lichts in einer Music vor, eben derselbe.„ Gotha, anderthalb Bogen, Fol.

1740.

„Der verneuerte Freundschafts-Bund **Minervens** und **Bellonens**, an dem hohen Geb. Fest Herrn **Wilhelms**, H. z. S. in einer Tafel-Musik, von eben dems.„ Gotha, anderthalb Bog. Fol.

„Das Vollkommene drey heroischer Tugenden, oder die Gnade, Gerechtigkeit und Weisheit, an dem hohen Geb. Feste Herrn **Friedrichs**, H. z. S.

S. in einer dramatischen Tafel-Musik auf dem Fürstl. Bilder-Saale aufgeführet, durch eb. dems.„ Gotha, 3 Bogen, Fol.

„Die erquickte Erde, an dem hohen Nahmensfeste Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. in einer Tafel-Musik vorgestellet, von eben dems.„ Gotha, drittehalb Bogen, Fol.

„Tafel-Musik bey dem Eremiten-Ordens-Feste, von eben dems.„ Gotha, 1 und einen viertel Bogen in 4.

„Endymion, an dem hohen Geb. Feste Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. in einem musikal. Schäfer-Spiele aufgeführet, von eben dems.„ Gotha, 7 Bogen, Fol.

1741.

„Der gesegnete Herbst der Lebens-Jahre, an dem hohen Geb. Feste Herrn Friedrichs, H. z. S. auf Hochf. gnäd. Befehl in einem dramatisch-musikal. Sing-Gedichte vorgestellet, von eben dems.„ Gotha, fünftehalb Bogen, Fol.

„Die höchsterfreuliche Gegenwart des hohen Nahmens-Festes Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. sowohl nach der vergangenen, als zukünftigen Zeit erwogen, und bey einer Illumination durch folgende Tafel-Musik verehret, von eben dems.„ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„An dem hohen Gebuhrts-Feste höchstermeldeter J. Hochf. D. wurden die freudigst-beschäftigten vier Elemente in nachgesetztem dramat. Sing-Gedichte aufgeführet, von eben dems.„ Gotha, viertehalb Bogen, Fol.

1742.

„Die gekrönte Weisheit, als nur höchstged. Durchl. Herzoginn hohes Gebuhrtsfest hochstbeglückt erschiene, in einem Singe-Spiele aufgeführet, von eben demf.„ Gotha, 6 Bogen, Fol. Abdolonymus ist der Held dieses Stückes.

1743.

„Ein vergnügter Wett-Streit zwischen Liebe und Tapferkeit, an dem hohen Geb. Feste Herrn Wilhelms, H. z. S. in einer Tafel-Musik vorgestellet, von eb. demf. „ Gotha, 2 Bogen, Fol.

„Das hohe Gebuhrts-Fest Herrn Friedrichs, H. z. S. von vier vergnügten Zeit-Theilen nach folgendem Sing-Gedichte in einer Tafel-Musik verehret, von eben demf.„ Gotha, drittehalb Bogen, Fol.

1744.

„Die mit Leben und Vergnügen belohnte Tugend, an dem hohen Gebuhrtsfeste Frau Louysen Dorotheen, H. z. S. in einem musikal. Singe-Spiele vorgestellet, von eben demf.„ Gotha, 7 Bogen, Fol. Dieses Stück beschäfftiget sich mit der Geschichte der Prinzessinn Eulena, Königs Erearchi in Kreta Tochter.

1747.

„An dem hohen Gebuhrtsfeste Herrn Friedrichs, H. z. S. wurde auf gnädigsten Befehl der Durchl. Herzoginn folgende Musik aufgeführet, von eben demselben.„ Gotha, anderthalb Bogen, Fol.

Ende der Nachlese.

IV.

Choix litteraire. T. I. A Geneve, chez Claude Philibert. 1755. Avec Permiſſ. in gr. 8.

Floriferis ut apes in ſaltibus omnia libant
Omnia nos itidem depaſcimur aurea dicta;
Aurea, perpetua ſemper digniſſima vita.

LVCRET. L. 3.

Obgleich nach Anzeige der Jahrzahl dieß Werk nicht mehr ganz neu iſt, ſo wird es doch unſern Leſern größtentheils noch neu ſeyn. Es kömmt ſo gar häufig nicht in unſere Gegenden, und iſt auch bereits wegen der Anzahl ſeiner Bände ſo theuer geworden, daß es ſich nur wenige anſchaffen werden. Da es aber nicht nur ſehr viel nützliche und angenehme Stücke in ſich hält; ſo iſt es wohl werth auch in Deutſchland näher gekannt zu werden. Unſre witzigen Landsleute haben überdieß großen Antheil daran, da viele ihrer artigſten Schriften ganz überſetzet und eingerücket worden. Die Nachrichten von allen Bänden, wie ſie auf einander folgen, wird alſo unſre Leſer begierig machen, eine Schrift zu leſen, davon jährlich 3 bis 4 Bände im Drucke erſchienen ſind. Man erwartet itzo den XX. Theil.

In der Vorrede saget der Hr. Verfasser, dieß Jahrhundert könne mit Recht das Bücher-Jahrhundert genennet werden. Niemals sind soviele derselben gebohren worden, und gestorben. Der Abt Coyer saget, es wären soviele Lustfeuer oder Racketen, die da schnell auflodern, blenden und erloschen. Die Neuigkeit gebe ihnen den Werth: ein Jahr, ein Monath, oder ein Tag raube denselben wieder. Bücher, die man anfangs nicht ohne Schimpf ungelesen lassen kann, sind in Kurzem nicht einmal werth, in einer Bibliothek zu stehen; sie wären denn schön eingebunden. Ein kluger Mensch muß also Bücher sammlen, die ihren Ruhm, weder der Neuigkeit, noch der Mode, noch der Rotte gewisser Partenen schuldig sind; Werke, deren innere Güte, über die Eifersucht ihrer Feinde, über die Spöttereyen der kleinen Geister, und über die Satiren der Boshaften triumphiren. Er muß dabey nicht den Ruff für den Ruhm, nicht die Unbekanntheit für eine gegründete Verachtung, nicht den flüchtigen Beyfall des großen Haufens für wahrhafte Stimmen ansehen *).

Die Monathschriften sollten hier die Wahl der Käufer bestimmen. Allein, wie viele gaffen nicht der bloßen Neuigkeit nach! Wie viele sind parteyische oder gar feile Richter! Wie viele lassen sich durch einige Funken von Witz, durch wilde Auflo-

derun-

*) Denn wie viele sehr beliebte und gepriesene Werke eines jungen Mitlings oder mit gewissen Neuerungen hervorgewischet, hat nicht dieser nach einigen Jah-

derungen eines ſchwindlichten Geiſtes blenden, ein elendes Werk, als ein Meiſterſtück auszurufen! Käme einmal ein recht einſehender und ſtrenger Richter; was würde wohl der zu den ungeheuren Sammlungen ſagen, wo ſo wenig Gutes, unter eine ungeheure Menge ſchlechter und elender Scarteken vergraben liegt; zu Büchern, darinn einige Züge voll Vernunft und Geiſt nur dazu dienen, daß man das Lächerliche und Läppiſche des Uebrigen deſto beſſer wahrnimmt:

Si verbum forte decorum
Emicuit, totum ducit venditque poëma.

HOR.

Solchen Unbequemlichkeiten denken nun die Sammler dieſes Werkes gewiſſermaßen vorzubeugen. Sie wollen aus einer Menge anderer Sammlungen von kleinen Schriften, nur dasjenige ausſuchen, was geſcheiden Leſern dergeſtalt gefällt, daß ſie es wohl mehr als einmal leſen, und in ihrer Gewalt haben möchten. Hierbey wollen ſie alle die Länder, wo die ſchönen Wiſſenſchaften blühen, zur Mitleidenheit ziehen. England, Wälſchland und Deutſchland ſollen das Ihrige dazu hergeben. Doch wollen ſie nur das Gute wählen. Die höhern Wiſſenſchaften, als die Mathematik, die Arzneykunſt, die Rechtsgelahrtheit ꝛc. ſollen keinen Theil daran haben. Die Sittenlehre, die Litteratur, die Phi-

Jahren ſelbſt verworfen, und ſeine vormaligen Bewunderer dadurch für Dummköpfe und Narren erkläret.

Philoſophie; aber nur die liebenswürdige, die man wohl die Philoſophie des Herzens nennen könnte, und die nur ein wenig Verſtand und Aufmerkſamkeit erfodert, um verſtanden, und ein Herz, um empfunden zu werden: kurz, eine Philoſophie, die nicht gelehrt, aber glücklich machet. Dieſe Theile der Gelehrſamkeit ſollen Theil daran haben.

Ein jeder ſieht wohl, daß man auch das Frauenzimmer zu Leſerinnen zu haben wünſchet. Sie werden ſich hier nicht zu beklagen haben, daß man ihnen das Leſen nützlicher und lehrreicher Bücher unterſaget. Sie werden hier auch nachdenken, und empfinden lernen.

Unter den Quellen, woher ſie die Materialien dieſes Werkes nehmen wollen, nennen ſie vornehmlich die Encyklopädie; von welchem Werke ſie glauben, daß es ſehr geſchickt ſey, das Jahrhundert Ludewigs des XV. unvergeßlich zu machen: der es gleichwohl mehr als einmal verbothen, und in ſeinem Fortgange gehemmet hat. Sie wollen aber auch noch ungedruckte Stücke in ihre Sammlung aufnehmen, wenn ſie ihren Beyfall finden werden. Alle drey Monathe ſoll ein Bändchen erſcheinen. Wird es nicht neue Stücke genug geben, ſo ſollen auch aus ältern Sammlungen, die aber in wenig Händen, und alſo den meiſten unbekannt ſind, die beſten die Lücken erfüllen.

Der I. Artikel dieſes Bandes liefert eine Abhandlung von der Natur des Pobels; und iſt aus den Schriften des Abtes Coyer, der das wunderbare Jahr, u. d. gl. geliefert hat. Vorzeiten iſt

der

der Pöbel der allernützlichste, tugendhafteste, und folglich der ehrwürdigste Theil eines Volkes gewesen. Er bestund aus Landleuten, Handwerkern, Kaufleuten, Romanenpächter, Gelehrten u. Rechtsverständigen. Diese aber haben nachmals geglaubet, es wäre wohl eben so rühmlich, den Menschen Recht zu sprechen, als sie umzubringen; und haben sich ohne den Degen edel gemachet. Die Gelehrten, z. E. Horaz, haben den Pöbel für unheilig erklärt *), und ihm also den Rücken zugewandt. Die Renten-Einnehmer, oder Kameralisten haben einen so hohen Flug gewaget; daß sie sich Gewalt anthun, wenn sie mit den Großen nur in einem Paare gehen. Die Kaufleute kann man auch nicht mehr mit dem Pöbel vermengen; seitdem sie sich ihres Standes schämen, und denselben verlassen, noch ehe sie ihn verlassen haben. Es bleiben also nur die Landleute, das Gesinde, und die Handwerker beym Pöbel: und gleichwohl weis man nicht, ob man diejenigen Künstler noch dabey lassen soll, die nur zum Prachte arbeiten; diejenigen Hände, die eine Kutsche so himmlisch malen, einen Demant einfassen, u. d. m. Bey dem allen bleibt der Pöbel noch der zahlreicheste Theil eines Volkes; und dessen Natur soll untersuchet werden. Sollte derselbe wohl aus Menschen bestehen?

Auf diesen satirischen Schwung wird das ganze Stück aufgeführet. Der II. Artikel ist eine Abhandlung der Frage: Welches die geschickteste Eigenschaft ist, eine glückliche Ehe zu machen; und ist

*) Odi profanum vulgus & arceo.

ist aus dem englischen Herumstreifer genommen. Er will einen gemeinen Satz bestreiten, den das vornehme Frauenzimmer angenommen: der beste Ehemann sey ein bekehrter Taugenicht; welchen sie ohne Zweifel aus einigen Romanen erlernet haben, wo Männer solcher Art insgemein die Belohnungen der weiblichen Verdienste sind. Der Verfasser widerlegt dieses abscheuliche Vorurtheil, und malet solche Männer mit den abscheulichsten Farben ab.

Der III. Artikel ist eine Abhandlung des Hrn. von Alembert, die er vorgelesen, als er in die französische Akademie getreten; und handelt von der Beredsamkeit. Er meynet bald anfangs, es gehöre zu einem Redner nichts, als eine lebhafte Empfindung, die das, was sie fühlet, auch andern mittheilen kann; und sey also auch die Beredsamkeit keine Kunst, weil die Empfindung keine ist. Die großen Meister hätten also ihre Regeln, nicht zu Erfindungen der Schönheiten, sondern bloß zu Vermeidung der Fehler geschrieben. Aber die Falschheit dieser Voraussetzung, wird durch eine gelehrte Anmerkung gewiesen. Empfinden können fast alle Zuhörer des großen Redners: aber durch ihre Bewunderung seines Vortrages zeigen sie ihr Unvermögen, eben so zu reden. Es kommen aber sonst viel schöne Sachen hier vor, die endlich auf das Lob des Bischofs von Vence, seines Vorgängers hinauslaufen. Hierauf folget die Antwort auf vorstehende Rede, vom Hrn. Gresset. Sie handelt gleichfalls von der Beredsamkeit überhaupt, und des verstorbenen Mitgliedes der Akademie.

Der

III.

Der undeutſche Catholick; oder hiſtoriſcher Bericht, von der allzugroſſen Nachläßigkeit der Römiſchcatholiſchen, inſonderheit unter der Cleriſey der Jeſuiten, in Verbeſſerung der deutſchen Sprache und Poeſie ꝛc.

durch Megaliſſus.

Jena 1730. in 8. 8 Bogen.

Der gelehrte Herr Verfaſſer *) zeiget in dieſem zwar kleinen, aber wohlgerathenen Buche, eine nicht mindere Kenntniß und Erfahrung in unſerer Mutterſprache, als er redlichen Eifer vor die Aufnahme derſelben blicken läſſet. Sein Zweck iſt, kürzlich und klar zu zeigen, wie die Rö-

*) Wir ſind glaubwürdig verſichert, daß unter dem Namen MeGaLissVS, Herr Magiſter George Litzel, Vlma Sueuus, ein Kayſerlicher gekrönter Poet und ehemaliges Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Jena, verſteckt liege. Er iſt den Gelehrten bereits durch verſchiedene nicht übelgerathene Schriften bekannt; unter denen ſeine Hiſtoria Poetarum Graecorum Germaniae, Francof. & Lipſ. 1730. 8. beſonders wohl aufgenommen worden. Man ſehe die Acta Eruditorum 1730. p. 478. und Herr Doctor Scherzens Vorrede zum Schwabenſpiegel, in dem andern Bande des Schilteriſchen Schatzes Fol. 7. Von ſeiner deutſchen Jeſuiten-Poeſie, gedruckt zu Jena 1731. 8. wollen wir vielleicht zu anderer Zeit reden.

Der IV. Artikel iſt ein Brief Evanders an den Mylord * * *, aus der engliſchen Wochenſchrift, der Inſtructor betitelt. Ein junger Herr hatte über das ewige Leben ſeinen Spott getrieben. Dieſen ſuchet er mit guter Art zurecht zu weiſen; indem er ihm zeiget, daß in dieſer Welt niemand recht glücklich iſt.

Der V. Art. liefert einen Entwurf, die zehn Gebothe zu verbeſſern, aus dem Engliſchen des Hrn. Hildrops. Er zeiget z. E. daß das dritte Geboth gar nicht für alle Menſchen, ſondern nur für die ſchlechten Leute iſt, die da arbeiten müſſen. Alle andern, die nur eſſen und trinken, und ſich vergnügen dörfen, gehe dieß Geboth nichts an. u. d. m.

Der VI. Art. iſt eine geographiſche Beſchreibung des Königreiches der Dichtkunſt. Es iſt ein weitläuftiges und wohlbevölkertes Land, das gegen Oſten an die Beredſamkeit, gegen Mittag an die Malerey und Schnitzkunſt, gegen Weſten an die Muſik; gegen Norden aber an das Meer der Gelehrſamkeit gränzet. Es wird, wie viel andre Länder, in das Ober- und Niederland getheilet. Im erſten wohnen gewiſſe ernſthafte, anſehnlich ſeyn wollende, und verdrüßlich ausſehende Leute; wie z. E. die Schweizer gegen die Deutſchen, (im Original ſtehen, die Walliſer gegen die Engländer,) ſind. Sie ſind alle gebohrne Helden: und es iſt eine Kleinigkeit für ſie, einen geharniſchten Rieſen auf einen Hieb, in zwey Stücke zu ſpalten. Die Sonne iſt es nicht werth, mit der häßlichſten ihrer Weiber verglichen zu werden. Ihre Pferde lau-

fen

sen schneller als der Wind, und ihre Bäume strecken ihre Häupter bis in die Wolken. (Ein schönes Bild unsrer reimfreyen oder prosaischen Schweizergedichte itziger Zeiten, welche den seinen Geschmack eines afrikanischen Apulejus oder Barclajus auch bey uns glücklich zu pflanzen suchen.) Die Hauptstadt dieses Landes heißt Epopöe. u. s. w.

Es folget VII. die Abhandlung von der Einpfropfung der Pocken, auf der sittlichen Seite erwogen. VIII. Allerley einzelne Gedanken von Popen, die fast alle vortrefflich sind. IX. Ein Brief über die Menge der Bücher. X. Vier Oden des Hrn. von Haller. XI. Auszug eines Stückes vom Hrn. Ravener, Versuch eines deutschen Wörterbuches. Wir kennen diese Stücke besser in der Grundsprache, als daß wir mehr davon sagen dörften.

Nächstens reden wir vom II. Bande, dieser so angenehmen, als nützlichen Sammlung.

V.

Zufällige Gedanken, über die deutsche Schaubühne zu Wien, von einem Verehrer des guten Geschmackes und guter Sitten. Wien, gedruckt bey Joh. Thomas Trattnern, kais. königl. Hof- und niederösterreichischen Landschafts-Buchdruckern und Buchhändlern.

Als uns vor ein Paar Jahren das so betitelte Almanac du Theatre aus Wien zugeschicket

ward,

ward, ſtunden wir in groſſer Verſuchung: ob wir daſſelbe unſern Leſern bekannt machen wollten. Wir ſahen darinn freylich vollſtändige Nachrichten von der daſigen deutſchen und franzöſiſchen Bühne. Und da wir von dieſer Art der witzigen Beluſtigungen niemals Feinde geweſen: ſo waren hundert Urſachen da, unſern Leſern von dem damaligen Zuſtande aller Wiener-Schaubühnen eine zuverläßige Nachricht zu geben.

Allein, hundert andre noch wichtigere Urſachen bewogen uns zum Stillſchweigen. Nach genauer Betrachtung aller der Stücke, die daſelbſt, ſowohl deutſch, als franzöſiſch aufgeführet wurden: ſiegete bey uns die Liebe des Vaterlandes, die Hochſchätzung einer kaiſerlichen Reſidenz, die Verehrung und Achtung endlich, die wir unzähligen Zuſchauern beyderley Bühnen ſchuldig zu ſeyn glaubten. Es kam uns nicht anders vor, als ob der franzöſiſche Verfaſſer des obengedachten kleinen Buches demſelben nicht den rechten Titel gegeben hätte. Billig hätte daſſelbe heiſſen können und ſollen: Triomphe du Goût françois, ſur le Goût theatral allemand. Hat ihm aber eine gewiſſe nachbarliche Freundſchaft und Beſcheidenheit nicht erlaubet, ſo deutſch heraus ſeine Meynung zu ſagen: ſo hat er doch gegen alle witzige Leſer und Kenner der dramatiſchen Poeſie das Vertrauen haben können: ſie würden es ohne dieß wohl ſehen, wie ſein Büchlein hätte heiſſen können.

Er hat ſich auch nicht geirret. Sie haben es leider! geſehen, wie ſchlecht, wie elend es mit der

deutschen Bühne daselbst ausgesehen; und wie sehr dieselbe seit der Zeit in Verfall gerathen, da sie eine so gefährliche Rivalinn in ihre Nachbarschaft bekommen. Eben das, was sie hätte eifrig anfrischen sollen, auf der guten Bahne, so sie einmal mit glücklichem Erfolge betreten hatte, fortzufahren, und ihrer Nebenbuhlerinn keinen Schritt zu weichen: eben das hat sie leider noch kleinmüthiger gemachet. Sie ist völlig wiederum in ihren alten Schlamm und Unflath versunken. Alle Unordnungen, die jemals eine Bühne verächtlich gemachet, haben wiederum die Herrschaft erlanget. Kurz, wir schämeten uns, neben einer so geschei-den französischen Bühne, eine so regellose, abgeschmackte deutsche blühen zu sehen.

Da nun dieß Unwesen abzustellen, nicht in unsern Kräften stund, haben wir in betrübter Geduld gewartet, ob nicht jemand von den vernünftigen und gelehrten Kennern, daran es ja einer so großen Residenzstadt unmöglich fehlen kann, aufwachen, und seinen Mitbürgern die Augen öffnen würde. Viel Jahre sind verflossen, ohne daß solches geschehen. Nur unlängst ward unsre Hoffnung auf eine erwünschte Art erfüllet. Eine in Wien selbst geschriebene, und was noch merkwürdiger ist, eben daselbst, in der kaiserl. königl. Hofbuchdruckerey gedruckte Schrift, stillet unser Verlangen auf eine überflüßige Art. Es giebt doch also Kenner in Wien! riefen wir voller Freuden aus. Die Vernunft reget sich noch; ja, was noch glücklicher ist, sie findet auch Schutz; sie darf überlaut reden, und

sich

ſich vor dem höchſten Hofe von Deutſchland, vor der volkreichſten Stadt unſers Vaterlandes hören laſſen. Nun kann man noch alles Gute hoffen.

So gleich entſchloſſen wir uns, dieſe Stimme der Vernunft und des guten Geſchmackes, auch durch unſre Blätter noch weiter erſchallen zu laſſen. Wir machen hiermit den Anfang, einen Theil davon einzurücken. Das Uebrige ſoll in den nächſten zween oder dreyen Monathen folgen. Wir ertheilen dem patriotiſchen und gelehrten Hrn. Verfaſſer unſern völligen Beyfall: kein Zweifel, daß er ihn von allen unſern Leſern erhalten wird.

Bremiſche Beyträge III. B. a. d. 501. S.

Ein deutſch Parterre, das bey Schwänken,
An ſtatt zu lachen, ſich nur grämt;
Im Mündel klatſchet, und ſich ſchämt,
So, wie die Gallerie, zu denken;
Das in dem Reich der Todten pfeift,
Vor Zorn aus dem Schmarotzer läuft,
Und Thränen, die es nicht erſticket,
Mit der Jayre gern vergießt;
Das iſt ein Phönix, der entzücket,
Nur Schade, daß er nirgends iſt!

Die Nothwendigkeit guter Sitten, zu der Beförderung des wahren Glückes aller Staaten, wird wohl niemand leicht in Zweifel ziehen: auch

höret man unter Leuten von Geist und Einsicht von nichts angelegentlicher sprechen; als von den Vorzügen und von den Vortheilen eines guten Geschmacks an den Künsten und an Wissenschaften. Wer schmäuchelt sich nicht diesen zu besitzen? und wie wenig so bescheidne Seelen giebt es wohl, welche an ihren Sitten und an ihrer Aufführung selbst einen Misfallen haben sollten? Gleichwohl ist nichts leichter zu erweisen, als daß die Begriffe der meisten von dem guten Geschmacke, entweder gänzlich unrichtig, oder doch so eingeschränket sind, daß der so genaue Zusammenhang desselben mit der vernünftgen Beförderung guter Sitten, gänzlich verborgen bleibt, und man im gemeinen Wesen heut zu Tage wahrhaftig sehr selten auf die wahren Gründe einer glücklichen Einführung löblicher Sitten kömmt.

Wir finden uns verbunden, allen denen einen guten Geschmack beyzulegen, welche durch eine vernünftige Wahl der Art ihrer Kleider, der Speisen, die sie uns etwa auf ihren Tafeln vorzusetzen pflegen, oder der Einrichtung ihrer Häuser, Gärten und Landgüter zeigen: daß sie ihr Augenmerk dabey sowohl auf das Angenehme als auf das Nützliche gerichtet haben. Hierbey aber bleiben wir gemeiniglich stehen: und es fällt den wenigsten ein, die so nützliche Untersuchung davon weiter und bis dahin zu erstrecken, daß sie von den körperlichen Gegenständen eines guten oder üblen Geschmacks sich auf jene Begriffe wendeten; welche die vernünftige Seele des Menschen sich von Künsten und

Wissen-

Wissenschaften zu machen, und dadurch ihre Achtung einer derselben vor der andern, zu bestimmen pflegt. Gleichwohl äußert sich auch hierinnen ein guter und ein übler Geschmack. Denn, lehret uns die Erfahrung bey körperlichen Gegenständen, daß in Ansehung ihrer der Geschmack nichts anders, als diejenige Wahl einer Sache sey, zu welcher wir uns durch unsre Urtheile davon bringen lassen: so ist ja nichts gewisser, als daß unsre Urtheile, die sich nicht zu jeder Zeit bloß mit körperlichen Dingen beschäfftigen, auch über abgesonderte Wahrheiten Schlüsse machen, und sich also mit ihrer Wahl für diese oder jene erklären können. Wählet nun die vernünftige Seele des Menschen, zufolge ihrer vorhergegangenen Urtheile, eine Wissenschaft, eine Wahrheit, einen Gedanken vorzüglich vor dem andern; so wird ebenfalls diese Wahl in so fern ein guter oder ein übler Geschmack zu nennen seyn, als dieselbe auf das Nützliche oder Angenehme dabey vorzüglich gesehen haben wird.

Hieraus folget nun zweyerley. Erstlich: daß keine freye Handlung des Menschen sey, durch die er nicht ein Zeugniß von seinem Geschmacke ablegen sollte. Denn alle Handlungen eines vernünftigen Geschöpfes fließen aus den Urtheilen, die derselben vorhergegangen sind, und sie bestimmet haben. Zweytens aber auch: daß bloß die Kenntniß von dem Nützlichen und von dem Angenehmen der Grund von der Bildung eines guten Geschmackes sey. Denn durch die weise Verbindung dieser beyden Eigenschaften in den Wirkungen unsrer

frer Handlungen zeigen wir, ob unſer Geſchmack gut oder übel iſt.

Man pflegt aber alles dasjenige für angenehm zu halten, was äußerlich unſern Sinnen, und innerlich unſern Neigungen gemäß iſt. Da hingegen das Nützliche in allen Stücken auf die Vollkommenheit des Menſchen, das iſt, auf die Beförderung alles desjenigen ſiehet, was ihn zu dem Endzwecke, zu welchen er erſchaffen iſt, nämlich beſtändig glückſelig zu ſeyn, führet. Woraus dann offenbar folget, daß der bloße Augenmerk des Angenehmen, den Menſchen in ſeinen Handlungen zu ſeiner Unvollkommenheit, zu ſeinem Unglücke führen kann; die Verbindung des Nützlichen aber mit dem Angenehmen ihn niemals fehlen läßt. Iſt aber alſo der gute Geſchmack nicht lediglich eine Quelle der Vollkommenheit und des Glückes der Menſchen? Ich glaube, dieß braucht keines ferneren Beweiſes.

Gleichergeſtalt folget aus allem dieſem nichts gewiſſer, als daß auch mit unſern Sitten der Geſchmack, den wir haben, ſo genau zuſammenhängt, daß von einem guten Geſchmacke auf gute Sitten; von einem üblen Geſchmacke aber auf üble Sitten der richtigſte Schluß gefället werden kann. Findet ein Menſch einmal bloß an dem, was ſeine Sinnen kützelt, und ſeine Neigungen ſchmäuchelt, einen Gefallen, und lehret ihn ein guter Geſchmack nicht das wahre Nützliche mit dem wahren Angenehmen verbinden: ſo ſind ja zuverläßig ſeine Handlungen, ſeine Sitten, der Grund ſeiner Unvollkommenheit,

und

und folglich für üble Sitten zu halten. Da hingegen auch der gute Geſchmack durch vernünftige Sitten ſein gewiſſes Glück befördert.

Dieſe Wahrheiten ſind ſo allgemein, daß ihnen nichts mit Grunde entgegen geſetzet werden kann. Sie ſind aber zu gleicher Zeit die Quelle aller Betrachtungen, die ich hier über die Schauſpielkunſt, einen Theil der ſittlichen Gelehrſamkeit, anzuſtellen gedenke.

Doch, irre ich mich nicht etwa? Wie? ſoll die Schauſpielkunſt zur ſittlichen Gelehrſamkeit gehören? „Wenn ich Sittenlehren hören will,„ ſaget **Bav**, „ſo gehe ich in den Beichtſtuhl, oder in die „Predigt; in Schauſpielen will ich lachen, und „recht lachen.„ Ja, lieber Freund! du ſollſt lachen; aber über dich ſelbſt wird dieß geſchehen: wenn ich dir deine Thorheit hier vor Augen geleget, und dich in gute Schauſpiele verwieſen haben werde; wo eine vernünftige Vorſtellung von dir ein Hauptcharakter zum höhniſchſten Gelächter ſeyn wird. Du wirſt einſehen, daß auch die Sittenlehre vernünftigen Menſchen zum Vergnügen gereichen könne. Ich werde dir den Unterſcheid zwiſchen einer vernünftigen Luſt, an der ſich eine edle Seele ergötzet, und dem Vergnügen des Pöbels, zu dem dein Geiſt, trotz alle deinem Stolze! gehöret, zeigen: und ſo bitter auch dieſe Wahrheit iſt; ſo ſollſt du doch von ihr überzeuget werden, und mir voller Beſchämung Beyfall geben.

Haſt du wohl jemals an dich ſelbſt gedacht, wenn du in der großen Welt den Witz der Fran-

zosen über den Geist deiner Landesleute setzetest; wenn du der französischen Schaubühne den Vorzug über die deutsche einräumetest; und wenn du in jener ein französisches Stück nur mit ansahest, da du doch in der deutschen zu eben derselben Zeit ein deutsches mit ansehen, und auch verstehen konntest? Du handeltest hierinnen ja selbst wider dich, wider deine Neigungen. Täglich sehe ich dich in der französischen Schaubühne gähnen; und fast sollte ich gar glauben, du verstündest sie nicht. Ein Hannswurst aber, ein Bernardon, die finden deinen Geist offen; da sehe ich dich in deiner Freude, wenn sie durch ihren Witz dich und den Pöbel ergötzen. Du mußt mirs eingestehen, die Erfahrung redet für mich: von der französischen Schaubühne hast du keinen Begriff; du lobest sie, weil du gern vernünftiger scheinen möchtest, als dich die gütige Natur gemacht hat: und der gescheiden Welt zu gefallen, opferst du deine Abendstunden dem Verdrusse auf, dich klüger zu stellen, als du wohl bist.

Sage! ist es möglich, daß etwas zu gleicher Zeit gescheid, und auch thöricht seyn kann? Du fühlest den Widerspruch, und antwortest: nein. Wenn ich dir nun zeige, daß unsre deutsche Schaubühne das gänzliche Widerspiel von der französischen sey: wirst du sodann nicht entweder dein vorheriges Lob von letzterer zurück nehmen, und dich also selbst einer Unwahrheit zeihen, oder aber mir eingestehen müssen: daß unsre deutsche Schaubühne schlecht, und die Charaktere deiner Freunde, des

Hanns-

Römiſch-Catholiſchen Einwohner von Deutſchland, und fürnehmlich ihre Cleriſey, ſich wenig, oder gar nicht, um die Verbeſſerung und Ausbreitung der deutſchen Sprache und Poeſie, zu allen Zeiten bemühet haben; wobey er denn die Urſachen ſolcher Nachläßigkeit unterſuchet und entdecket, die Catholiſchen mit unläugbaren Beyſpielen der eifrigen Bemühungen und Verdienſte der Proteſtanten in dieſem Stücke, theils zu beſchämen, theils aufzumuntern, ſich bemühet, und zugleich einige ſichere Mittel zu einer allgemeinen Sprach-Verbeſſerung vorſchläget.

Herr Megaliſſus nimmt ſich bald anfangs in dieſer Schrift vor, den von ihm in der Anrede an den Leſer behaupteten Satz aus den deutſchen Geſchichten zu erläutern, und hinlänglich zu erweiſen. Nemlich: Daß von den Zeiten Kayſer Carls des Groſſen an, bis auf die Reformation, ſich unter den ſogenannten Layen einige hervor gethan hätten, die ſich um die deutſche Sprache und deren Verbeſſerung bekümmert; wie denn ſelbſt einige Kayſer, Fürſten und vornehme Standes-Perſonen ſich äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen, durch Geſetze, eigene Handanlegung und andere Mittel die Richtigkeit unſerer Sprache auszubreiten. Sie hätte aber vor dem mächtigen Schwarme der faulen Pfaffen, wie er ſchreibt, nicht durchdringen, noch ihren ſo löblichen Zweck erreichen können. Wir wollen das vornehmſte davon hier wiederholen.

Der unvergleichliche Kayſer Carl der Groſſe, war nicht nur ein ſtarker Eiferer für die Ehre des göttlichen Namens, und der Chriſtlichen Religion; ſondern

Hannswurſts und des Bernardons elende Geſchöpfe kleiner Geiſter ſind, die der menſchlichen Vernunft Schande machen? Wenn ich dir zeige, daß eben das geſcheide Frankreich kein Schauſpiel ſeiner Achtung würdiget, in welchem nicht die feinſte Sittenlehre angebracht iſt; und daß dennoch alle, die dieſe Stucke verſtehen, ſie bewundern und ſich daran ergötzen? Wirſt du ſodann mir noch nicht Beyfall geben, daß auch die Sittenlehre uns zum Vergnügen dienen könne; und daß allerdings die Schauſpielkunſt ein Theil der Gelehrſamkeit ſey, die ſich mit jener beſchäfftiget? Alles dieſes aber werde ich darthun; und wie hoch wird dir mein Sieg zu ſtehen kommen!

Aus den grauen Zeiten des Alterthums will ich meine Beweiſe für die Vorzüge der heutigen franzöſiſchen Schaubühne herholen: denn das weiſe Griechenland und ein ſtaatskluges Rom, haben die Regeln derſelben, in den Zeiten des glückſeligſten Geſchmackes erfunden. Ein Theſpis ſah in den älteſten Zeiten Griechenlandes die Achtung, welche ſeine Landesleute den Heldenliedern Homers ſchenketen, als einen Trieb an, ſich durch etwas gleiches einen Namen zu machen. Er glaubte, daß die Neigung des Menſchen, eine vernünftige Vorſtellung berühmter Thaten und ſchöner Handlungen großer Leute in Gedichten zu leſen, ſich deſto heftiger zeigen würde, als die Natur noch lebhafter nachgeahmet, und die Perſonen ſelbſt redend eingeführet würden. Er führte alſo Geſpräche zwiſchen groſſen Helden, oder andern berühmten

Leuten auf. So ungestalt auch alles dabey aussah, da die redenden Personen, um sich unkenntlich zu machen, sich die Gesichter mit Hefen beschmiereten, ihre Bühnen aber auf Wagen herumführeren: so sah doch ein weiser **Solon** bereits ein, was solche Vorstellungen in den menschlichen Gemüthern wirken könnten. Denn von ihm lesen wir: daß er bey Erblickung einer solchen Vorstellung, mit einem Stocke auf die Erde gestoßen und frey bekennet habe: er befürchte, diese Erdichtungen und poetischen Lügen möchten sich gar bald aus den Vorstellungen auf der Schaubühne, in die öffentlichen Angelegenheiten des gemeinen Wesens mischen. Dennoch getrauete er sich nicht, diese Vorstellungen ganz abzuschaffen: sondern seit seinen Zeiten finden wir einen großen Dichter Griechenlandes nach dem andern, die sich alle beeifert haben, ihre dramatischen Stücke sowohl zum Vergnügen des Volkes, als nach den Gesetzen einer gesunden Staatsklugheit einzurichten.

Wie glücklich sie hierinnen gewesen sind, erhellet theils aus allen denen Stücken, die wir noch gegenwärtig bewundern, und die späteste Nachwelt verehren wird, theils aus Nachrichten, die uns von den alten Schriftstellern aufbehalten worden sind; und die kräftigsten Zeugnisse von dem feinen Geschmacke selbst des Pöbels von Griechenland abgeben. **Euripides** hatte zu Athen in einem seiner Trauerspiele dem **Bellerophon** einen sehr prächtigen Lobspruch des Reichthums in den Mund geleget, der sich mit den Gedanken endigte: „In

„den

„den Reichthümern besteht die gröste Glückselig-
„keit des menschlichen Geschlechtes, und sie erregen
„billigstermaßen die Bewunderung der Götter und
„der Menschen.„ Der ganze Schauplatz fand sich hierdurch beleidiget, und **Euripides** würde aus der Stadt getrieben worden seyn; wenn er nicht gebethen hätte, das Ende des Stückes abzuwarten, und den Lobredner der Reichthumer sehr elend umkommen zu sehen. Noch weit ernstlicher gieng man eben diesen Dichter zu Leibe, da er dem **Hippolytus** eine Antwort auf seiner Mutter Vorstellungen, wegen eines geleisteten Eidschwures, eine Sache zu verschweigen, in den Mund legte: „Seine Zunge habe zwar den Eidschwur ausge-
„sprochen, sein Herz aber habe nicht dazu gestim-
„met.„ Denn diese kahle Unterscheidung schien dem ganzen Volke eine offenbare Verachtung der Religion und der Heiligkeit des Eidschwures zu seyn, welche dahin gereichen könnte, daß alle Aufrichtigkeit und Treue aus dem gemeinen Wesen verbannet würde.

Auch Rom hegte in diesem Stücke mit Griechenland gleiche Gesinnungen. **Cicero** berichtet uns, daß dem **Cäsar** ein Spruch des **Eteokles** in einem andern Trauerspiele des **Euripides**, die **Phönizier** innen genannt, welcher ungefähr so viel behauptet hätte, daß man der Herrschaft wegen zu Zeiten schon das Recht verachten könnte, ungemein gefallen habe. Er setzet aber sogleich sein Urtheil dazu, daß **Euripides** darinnen grob geirret habe, und daß nur ein **Cäsar**, ein Tyrann, so, wie

Eteo-

Eteokles, an solchen Meynungen Vergnügen finden könne. Ich übergehe mehrere Beyspiele, und verweise jeden, der mehr hiervon zu lesen wünschet, auf des gelehrten französischen Jesuiten **Brumoi** Abhandlung von den Schauspielen der alten Griechen. Nur so viel glaube ich nun ohne Beweis behaupten zu können, daß seit den glücklichen Zeiten eines in Frankreich allgemein eingeführten alten Geschmackes der Griechen und der Römer in Künsten und Wissenschaften, uns dieses Land allein solche Muster auf seiner Schaubühne geliefert hat, die selbst ein **Solon**, ein **Lykurg** verehren würden.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

VI.

Gedanken in einer Sommernacht.

Da stille Schatten sich verbreiten,
Und die Natur zur Ruhe leiten,
Kann sich mein Geist, den Herrn zu preisen,
Wirksam erweisen.

Fleuch, o Getümmel! meine Sinnen,
Die freudig deinem Schwarm entrinnen;
Doch nicht, um ihn in bunten Bildern,
Träumend zu schildern.

Drum

Drum leg ich heut mein Haupt nicht nieder;
Ich singe feyerliche Lieder!
Mein Lautenspiel soll mit Gesängen,
Zärtlich sich mengen.

Itzt nur kann mich das sanfte Fließen
Der Quellen, die durch ihr Ergießen,
Den blumenreichen Grund benetzen,
Schmäuchelnd ergötzen.

Es füllt der Pflanzen krumme Gänge,
Des geilen Nahrungssaftes Menge;
Und ihre halbverwelkten Glieder,
Strecken sich wieder.

Der Blumen zärtste Bläschen hauchen
Die Oele, die bey Tag verrauchen:
Itzt kann ich sie verdickt im Kühlen,
Kräftiger fühlen.

Der Zephyr dränget in den Lüften
Ein leichtes Heer von Balsamdüften,
Um sie mit meinem Blut zu mischen,
Das sie erfrischen.

Ich athme: Herz und Brust sind weiter,
Die Adern voll, die Sinnen heiter;
Durch jeden milden Druck der Säfte,
Wachsen die Kräfte.

So sättigt sich mit vollen Zügen,
Von überirdischem Vergnügen
Mein Herz: nun quellen treue Zähren.
Dir Herr zu Ehren.

Nimm sie, das Opfer zarter Triebe,
Gott! Schöpfer! Vater! Du bist Liebe.
Du schufst sie, diese treue Zähren,
Dich zu verehren.

VII.

Des königl. pohln. und churfürstl. sächs. Hofbaumeisters F. A. Krubsacius wahrscheinlicher Entwurf von des jüngern Plinius Landhause, Laurens genannt, nach Anzeige des 17ten Briefes des II. Buches, an den Gallus.

Der Krieg, ob er gleich ganze Länder verheeret, Städte verwüstet und Palläste einstürzet, kann doch nicht wehren, daß wir selbige nicht wieder aus ihrem Schutte errichten, und sie, troß aller Wuth und Grausamkeit erhalten sollten.

Hätte wohl Plinius geglaubet, daß über anderthalb tausend Jahre nach ihm, sich Leute finden würden, die sich Mühe gäben, sein geliebtes Laurentanum im Geiste wieder herzustellen, von dem sogar die Spuren sind verlohren gegangen? Wie vielmehr sollen wir nicht glauben, daß das neuerfundene Kupferstechen, unsere heutigen Palläste verewigen könne? Und wie glücklich können sich unsere Nachkommen nicht preisen, daß wir ihnen dadurch die schönen Künste erhalten! Forthin darf die Welt wohl nicht besorgen, daß sie wieder-

um

um in die ehemalige Unwissenheit verfallen könne; da wir ihr, die wir in den ersten Jahrhunderten der wieder aufblühenden Künste leben, Nachricht und sinnliche Bilder in Menge, nicht nur von unsern Zeiten, sondern auch von Alterthümern, so viel ihrer noch vorhanden sind, und, so weit wir langen können, darstellen: die ihr dermaleins ebenfalls so alt und angenehm, und noch weit unterrichtender seyn werden, als uns itzo die Schriften des grauen Alterthums sind.

Da es scheint, als ob, Trotz dem jetzigen schweren Kriege, sich die Künstler bemüheten, ihre Kunst deswegen aufrecht zu erhalten; damit sie nach dem Frieden, das Verheerte in desto schönerem Glanze wiederum herstellen möchten.

Haben wir nicht binnen der Zeit, die herrlichen Alterthümer vom Herkulanum; die griechischen Ueberbleibsel durch den le Roy; die wahre chinesische Baukunst und Ausmessung vom Chambers; den Abriß des neuen königl. sicilianischen Pallastes zu Caserta, und andre mehr, erhalten? Ein jeder wird das Seinige schon mit der Zeit beytragen. Ich, meines Ortes, unterstehe mich gleichfalls, der Welt eine kleine Probe meiner Bemühung, zur günstigen Beurtheilung darzulegen.

Meine erste Absicht war anfangs, den Geschmack der alten und neuen Lustgärten zu untersuchen, und meine Gedanken darüber zu eröffnen; weil wir noch kein dergleichen Werk in der Baukunst haben; ausgenommen des Hrn. d'Argenville Traité du Jardinage, das aufs neue wieder aufgeleget

leget und vermehret worden: welches aber mehr eine Sammlung einzelner Gartenstücke der besten Gärten Frankreichs ist, darnach man durch vorgeschriebene praktische Regeln, kleine Versaillen und Marlye anlegen kann, wenn man will. Hierzu pflegt man alle noch übrige Sammlungen italienischer und deutscher Gärten zu brauchen, und so viel daraus zu nehmen, als der ausgelernte Kunstgärtner, oder der Bauherr selber, für thunlich erachtet, oder nicht. Nach solcher Lehrart werden nun heut zu Tage die mehresten Lustgärten großer Herren angelegt, und von Unverständigen, bloß wegen ihrer Kosten, oder bloß wegen ihrer schönen grünen Bäume und Hecken bewundert. Dieses ist denn freylich einer Verbesserung werth, und zwar so einer, die da lehret: wie bloß in Nachahmung der schönen Natur, die Lustgärten nach dem Vortheile ihrer Lage und Gegend angeleget werden sollen.

Da nun aber die Denkmäler von alten römischen Gärten, nicht, wie von ihren Prachtgebäuden haben bis auf unsere Zeiten gelangen können: so bemühte ich mich in den bekannten Schriften der Alten einige Nachrichten davon aufzusuchen.

Hier fand ich nun zuförderst die beyden Briefe des Plinius meinem Vorhaben gemäß. Allein, da derselbe mehr seine Landhäuser, als die Gärten beschreibt, man sich auch keines ohne das andere recht einbilden kann: so nahm ich mir Geduld und Zeit, dieser so schweren als kurzen Beschreibung, von Wort, zu Wort mit meiner Einbildungskraft

zu

zu folgen, und beydes, sowohl sein Laurentanum, als Tusculum auf dem Papiere zu entwerfen.

Ich sage die schwere und kurze Beschreibung, ungeachtet sie Plinius an den Apollinaris für lang schilt: weil seine Schreibart gar zu kurz gefaßt ist, und weil wir gar keine rechten Begriffe von den alten Landhäusern haben, und daher lieber wünschen, daß Plinius diese beyden Briefe noch länger und umständlicher abgefasset haben möchte: und dann endlich: weil einige Kunstwörter darinnen vorkommen, darüber die Sprachkündigen, aus Mangel richtiger Abbildung, noch streiten.

Gleichwohl gerieth mir der Entwurf durch oftmalige Versuche, die bloß nach der Beschreibung, und nach den allgemeinen Begriffen, sich eine lustige Gegend im Anbauen zu Nutze zu machen, angestellet waren. Ich zeigte ihn meinen gelehrten Freunden. Diese fanden alle Merkmaale daran, die Plinius von seinem Landhause gegeben hatte, und munterten mich auf, solchen der gelehrten Welt mitzutheilen.

Mein neues Bemühen bey dieser Sache war also, mich um die neueste und beste Auflage des Plinius zu erkundigen; und ob nicht längst vor mir ein Gelehrter, oder Baumeister, auf eben diesen Einfall gerathen sey? Ich fand gar bald des gelehrten Hrn. Hofrath Gesners Herausgabe von des Plinius Werken vom 1739. J. in 8vo, und in derselben alles, was ich wünschete.

Zum Glücke bekam ich auch des Hrn. Felibien neue Auflage der Entretiens sur les vies & ouvra-

ges des peintres & architectes, avec la deſcription des maiſons de campagne de Pline, à Trevoux 1725. T. V. 8vo, in die Hände, darinnen ich 2 Entwürfe vom Laurentanum antraf; den einen vom Scamozzi, den Hr. Gesner nicht gewußt hat, den andern aber vom Felibien ſelber, nebſt noch einem Entwurfe, den er vom Tuſculan gemachet hat.

Robert Caſtells Beſchreibung der alten Landhäuſer, die zu London 1728 Fol. c. f. herausgekommen iſt, habe ich nicht erhalten können. Und es dauert mich nicht: weil ich Hrn. Gesners von ihm gefälltes Urtheil ſo gut glaube, als ich von Felibiens ſeinem überzeuget bin. Weit begieriger aber wäre ich, des Hrn. Parſaits Werkchen zu ſehen: jedoch da ich ſolches gleichfalls nicht habe können in Leipzig zu Geſichte bekommen; ſo können mich meine Leſer um deſto weniger beſchuldigen, als ob ich von dieſem oder jenem etwas entlehnet hätte. Unterdeſſen kann ich ſagen, daß ich mich ſehr verwunderte, da ich ſah, daß beyde Entwürfe, des Felibien und Scamozzi, ſo ſehr von einander unterſchieden waren; ja noch mehr, daß beyde dem meinigen im geringſten nicht ähnlich ſahen. Ein ſolcher Anblick hätte mich faſt auf die Gedanken gebracht, als ob die Sache von einem oder dem andern müßte bereits gethan ſeyn, und als ob ich falſch und vergebens müſſe gedacht und gearbeitet haben.

Wiewohl, da ich Hrn. Gesners Urtheil von allen denen vor mir hatte, und der Unterſchied zwiſchen den ihrigen und meinem Entwurfe gar zu

groß

dern auch ein ſorgfältiger Stifter und Liebhaber der Gelehrſamkeit. Davon zeugen die von ihm faſt in unzählbarer Menge aufgerichtete und mit herrlichen Pfründen und Einkünften begabten Kirchen und Schulen. Hiernächſt aber war er inſonderheit, ſeiner beſchwerlichen Regierungsſorgen ungeachtet, auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache bedacht. Er gab nicht nur Befehl die Geſetze in unſere Sprache zu überſetzen, ſondern legte ſelbſt Hand an, verbeſſerte die altgeſchriebenen Bücher, muſterte die fremden Wörter aus, gab den Monathen und Winden eigene deutſche Namen, und verfertigte ſelbſt eine deutſche Sprachlehre. Sein Sohn, Kayſer Ludewig der Fromme, trat in ſeine Fußtapfen, und befahl die Bibel in die deutſche Sprache, und zwar nach damaliger Gewohnheit in Reimen, zu überſetzen. Bey alle dem, ſagt der Verfaſſer, ſpürte die fränke Sprache, aus Unachtſamkeit und Faulheit der Pfaffen, keine Beſſerung; indem ſie die gegebenen Vorſchriften zur Aufnahme der Sprache im geringſten nicht achteten. Unter ſo einem groſſen Hauſen der Mönche kan man allein den Otfried von Weiſſenburg, der die Evangeliſten, den Notkerus Labeo, der die Pſalmen Davids, und den Abt Willeram, der das Hohelied Salomonis ins deutſche überſetzet, nahmhaft machen.

In ſolchen elenden Umſtänden verbliebe ſie, wie der unter die Mörder gefallene Samariter, bey dem die Prieſter und Leviten vorüber giengen, eine geraume Zeit liegen; biß der gutherzige Laye, Kayſer Friedrich der Erſte, mit dem Beynamen Rothbart, ſie aufhub, ihr Oel und Wein eingoß und ihr an

groß war: so wurde ich desto neugieriger, ihre darüber gefertigte Abhandlung zu lesen, und ihre Entwürfe nach ihren beygefügten italienischen und französischen Uebersetzungen zu beurtheilen.

Ich kann daher nicht umhin, vom Felibien eben das zu sagen, was er selber vom Scamozzi gesaget hat, nämlich: daß er sich des französischen Geschmacks eben so wenig entschlagen habe, als sich Scamozzi von seiner neuen italienischen Bauart hat abziehen können.

Eben daher, und aus dem Misverstande des Grundtertes, ist es gekommen, daß beyde, gleich beym Eintritte ins Haus, wider des Plinius Sinn gehandelt, ihren Entwurf mit Haaren auf den Grundtert gezogen, und wo es noch nicht hat zureichen wollen, falsche Uebersetzungen gegeben, und ganze Stellen eingeschaltet haben; so daß man besonders in des Scamozz seinem Laurentan und in Felibiens Tusculan, die Säle und Zimmer bald im Vorderhause, bald im Hinterhause nach der Beschreibung suchen muß: da doch ein jeder Gelehrter sein Haus, geschweige denn Plinius, der die Aufsicht vieler öffentlichen Gebäude gehabt, und selber vieles auf seinen Gütern, nach seinem großen Geschmacke gebauet hat, in einer ununterbrochenen Folge der Zimmer würde beschrieben haben. Daraus hat denn freylich alles übrige falsch erfolgen müssen. Ich werde solches an Ort und Stelle durch nöthige Anmerkungen zu erweisen suchen.

Damit ich aber gleich anfangs nicht in eben dergleichen Fehler verfallen möchte, so habe ich mich

bemühet, meine Einbildungskraft von allen Bauarten, ja selbst von Vitruvs beschriebener Eintheilung griechischer und römischer Wohnhäuser abzuziehen; weil ich voraussetzte, es könne wohl von seiner Zeit an, bis auf den Plinius, sich verschiedenes in der Bequemlichkeit und Hauptanlage verändert haben; besonders bey Landhäusern, davon er so wenig, als möglich, und von Gärten fast gar nichts gedenket. In einzelnen Theilen aber habe ich ihm freylich folgen müssen; weil wir keinen andern Schriftsteller der Baukunst aus dem Alterthume haben: es wäre denn Columella, Varro und Palladius, die aber nur von Wirthschaftsgebäuden reden. Und also bin ich der Beschreibung, so zu sagen, mit bedächtigen Schritten gefolget; und habe daher eine solche Austheilung gefunden, die der Bequemlichkeit, der Lage des Ortes, der Aussicht, und denen Himmelsgegenden, die Plinius anzeiget, gemäß ist.

Ja, ich habe gefunden, daß das Haus aus vielen aneinander stehenden Gebäuden müsse seyn zusammengesetzt gewesen; die alle nur aus einem einzigen Erdgeschoß bestanden, ausgenommen die zwey hohen Gebäude, die nahe am Ballhause frey am Garten gestanden, welche drey Stockwerke hoch waren, und die besonders zur Aussicht und für Gäste erbauet gewesen seyn müssen.

Da hingegen hat Scamozz das ganze Haus, von zwey bis drey Stock hoch, errichtet, und die Menge der Zimmer, von denen Plinius nichts saget,

ret, zur Wirthschaft bestimmt; oder von Freygelassenen und Knechten bewohnen lassen.

Ich will mich hier weiter nicht in Widerlegungen einlassen, sondern solche an ihren Ort stellen. Am besten aber will ich meine Leser zu Aufschlagung des Felibiens selber verweisen. Nur dieses will ich noch sagen, daß ich mir lediglich vorgenommen habe, den Hrn. Felibien zu bestreiten; weil er der einzige ist, dessen Erklärung und Entwurf in Deutschland von den mehresten Gelehrten angenommen worden: da die übrigen Ausleger bey uns unbekannt sind; und nach des Hrn. Hofrath Gesners Ausspruche, das Ziel noch weniger getroffen haben, als dieser.

Was den Vortrag anlanget, so will ich so viel melden: daß ich für nöthig erachtet, den Grundtext der Uebersetzung beyzufügen: theils, damit man nicht erst nöthig habe, den Plinius aufzuschlagen; theils aber auch, damit ein jeder urtheilen konne, ob die Uebersetzung nicht mit mehrerer Aufrichtigkeit gemacht sey, als Felibiens französische, und des Scamozzi italienische: die beyde mehr mit ihren Rissen, als mit dem Grundtexte übereinstimmen.

Ich habe zwar alle Hochachtung gegen diese beyde, durch ihre Schriften oder Gebäude so wohl verdienten Männer. Allein, ich schmäuchle mir, daß ich eben den Beruf habe, als sie, das meinige zur Wissenschaft und Ausübung der Baukunst beyzutragen. Von der Fähigkeit aber, diese Briefe zu erklären, will ich Mathematiker, Baumeister und andere Kenner und Liebhaber der schönen Künste

und Wissenschaften, besonders der Alterthümer, urtheilen lassen. Die bloßen Sprachgelehrten aber und Kritiker will ich bitten, daß sie sich vorher nur ein wenig um die Regeln der Baukunst bekümmern, ehe sie einen Wortstreit anfangen: der sich in so einer Sache nicht allemal durch bloße Abstammung und Erklärung der Wörter, sondern vielmehr durch den Gebrauch derselben heben läßt. Vitruv sagt ja selber im 10ten Hauptstücke des 6ten Buches, daß zu seiner Zeit sehr viele griechische Kunstwörter widersinnisch gebrauchet worden. Und wer findet nicht in allen Sprachen, daß ein Wort öfters seine Bedeutung verliert, und etwas ganz anders anzeiget? Die Wörter Gymnasium, Cathedra und Hypotheca können in diesem Briefe zum Beweise dienen. Denn wer wollte wohl darunter eine Hauptschule, einen Lehrstuhl, und eine heutige Apotheke verstehen? Sollte aber ja einer oder der andere von ihnen glauben, als ob ich gar zu sehr geirret hätte; den bitte ich recht sehr: er wolle mir seinen Entwurf entgegen stellen, damit sowohl ich, als ein dritter, der von uns beyden urtheilen soll, seine Meynung und Verbesserung desto besser verstehen möge. Wie schwer es ihm aber fallen wird, eine solche Figur nach der Beschreibung zu entwerfen, die sich am Ende schließt, solches steht ihm frey zu erfahren. Wollten hingegen einige bloß die Eintheilung der Fenster und Thüren, oder die Größe des ganzen Hauses tadeln: so will ich ihnen lieber im voraus sagen: daß, ob gleich Plinius ihre Anzahl nicht bestimmet hat,

sie dennoch mit grosser Ueberlegung, und nach dem von den Alten so sehr geliebten, und vom Vitruv so sehr angepriesenen Ebenmaaße, angeordnet sind. Wasendlich die Größen der Zimmer und des ganzen Hauses betrifft: so will ich einem jeden frey stellen, sich selber einen Maaßstab darzu zu verfertigen: weil der ganze Riß bloß nach Verhältnissen aufgetragen ist. Dieser nun würde leicht zu finden seyn, wenn man die Breite des ersten Hauptsaals zu 20 Ellen annehmen wollte. Da denn zwar das Haus eine ansehnliche Länge, der Garten aber nur eine mäßige Größe erhalten würde.

Bey dem allen wird man mir so viel Bescheidenheit zutrauen; daß ich gegenwärtigen Entwurf nicht für untadelich, und also nicht für wahr ausgebe. Ich habe nur gesuchet, als ein Deutscher Baumeister dasjenige zu leisten, was Ausländer vor mir gethan haben; und das Ziel näher zu treffen, als jene. Vieleicht finden sich noch mehrere, die mir hierinn nachfolgen, und die Sache noch wahrscheinlicher machen? Oder vieleicht erhalten wir noch die vom Hrn. Lancisius schon längst versprochene Herausgabe der wahren laurentinischen Ueberbleibsel, durch Hrn. Sacchetti, oder durch jemand andern: wiewohl ich nach aller mir gegebenen Mühe und Nachforschung nichts von solcher Herausgabe habe erfahren können. Gesetzt aber auch, sie wäre wirklich vorhanden: so ist doch immer noch dagegen einzuwenden: ob es auch die wahre Entdeckung gewesen sey? Denn wie bedächtig müßte man nicht gehen, um die 18000 Schritte von Rom, bis zum

Laurentan zu zählen; wenn man von dem alten groſsen Prachtkegel anfangen wollte, der noch steht, und von welchem an, die Römer gezählet haben. Sind denn innerhalb der Stadt die Straſsen noch eben so, wie vorher? Und wenn auch die ostiensische und laurentinische Straſse noch vorhanden ist; können denn nicht die Dorfwege vom 11ten und 14ten Meilensteine verlegt seyn? Wie leicht ist es also nicht, ein danebenstehendes Landhaus, deren eine Menge am Strande lagen, wie Plinius saget, zu treffen? Und dann ist noch die Hauptfrage: wenn es auch die Bruchstücke vom Laurentanum wirklich wären: ob es noch eben das sey, was uns Plinius beschrieben hat? Wissen wir denn, wer es nach seinem Tode besessen? und ob es nicht einige Jahrhunderte nach ihm, wieder von Grund auf neu erbauet, oder doch verändert, vermehret und gebessert worden; wie er selb das seinige dazu angelegt hatte? Wissen wir denn endlich die Zeit, in welcher es verfallen ist, oder wohl gar von denen in Italien eingedrungenen Völkern zerstöret worden? Wie leicht kann man sich also nicht in einem oder dem andern irren, wo nicht durch Aufschriften die Entdeckung bekräftiget wird? Alle diese zweifelhaften Umstände, und die nicht erfolgte Herausgabe des Lancisius läſst mich urtheilen: er müsse seinen Irrthum eingesehen haben; wozu ihn denn sonderlich die drey Hofe mit Säulengängen, nebst den 2 Streitthürmen, und die vielen eingelegten und von numidischem und alexandrinischem Marmor verfertigten kostbaren Wände, davon Plinius

nius kein Wort gesaget; da er doch in seinem andern Landhause solcher gedenket, kommen gebracht haben. Daher habe ich es nun immer gewaget, diese kleine Abhandlung an den Tag zu geben. Sollte bey meinem Leben diese Entdeckung noch erfolgen; so würde ich mich freuen, wenn ich nicht so gar Unrecht sollte gehabt haben.

Eine jede Beschäfftigung aber, die da abzielet, Wahrheiten des Alterthums zu entdecken, ist zu loben. Was hat uns nicht Palmyra, Balbek, das Herkulanum und Griechenland in diesem Jahrhunderte für neuentdeckte Schönheiten gezeiget? Und was für Nutzen werden wir nicht in Zukunft bey Erklärung vieler dunkeln Schriftsteller daraus schöpfen können! Das Glück hat mirs nicht gegönnet, Griechenland durchzuwandern, Asien durchzusuchen, oder die Ueberbleibsel in Aegypten abzumessen. Warum sollte ich denn nicht, aus Liebe zur alten Baukunst, der Welt in meinem Kabinette dienen? Und ob zwar meine kleine und geringe Arbeit nicht mit jenen großen Werken zu vergleichen ist; so würde es mich doch freuen, wenn ich nur eine einzige Stelle der alten Baukunst mit Beyfall erklären könnte: geschweige denn, daß viele Gelehrte, Baumeister und Liebhaber selber ein Vergnügen haben würden, wenn sie von Landhäusern und Gärten der alten Römer durch einige Risse weit deutlichere Begriffe erhalten sollten, als sie vorher in dunkeln Worten der Schriftsteller nicht haben fassen können: und wenn sie daraus erkennen sollten, nach was für Regeln der Reinlichkeit, der

Aussicht, des Ebenmaaßes, hauptsächlich aber der Gesundheit, die Alten ihre Landhäuser angeleget haben, dagegen alle unsere heutigen Bauarten keinesweges in Vergleichung zu ziehen sind.

Das Einzige, was ich bey der ganzen Ausgabe bedaure, ist: daß der Riß sich nach der Große des Papiers hat richten müssen, und daß er daher allzusehr ins Kleine gefallen ist, und ein ziemliches Stück vom Garten hat wegbleiben müssen. Allein, wenn ich auch bedenke, daß sehr wenige sind, die einen Geschmack an dergleichen Werken finden, so würde es unnöthig gewesen seyn, ein besonder Kupferstich-Werk davon herauszugeben. Vielleicht geschieht es, daß ich am Ende noch eine kleine perspectivische Ansicht, von Seiten der See, darzuthue; so werden alsdann beyde Rißchen hinlänglich seyn, meine Gedanken zu eröffnen. Sollte ich dann erfahren, daß diese meine Beschäfftigung der Welt nicht unangenehm gewesen wäre; so werde ich ihr auch den 6ten Brief des 5ten Buches des Plinius, bey Gelegenheit, auf eben die Art mittheilen.

Die Uebersetzung nebst dem Risse folgen im nächsten Stücke.

VIII.

Altes aus allen Theilen der Geschichte, oder alte Urkunden, alte Briefe und Nachrichten von alten Büchern, mit Anmerkungen. I. und II. Stück. Chemnitz, in der Stößelischen Buchhandlung 1760. in 8. jedes 9 Bogen.

Der nunmehrige hochehrwürdige Superintendent zu Penig, Hr. M. Weller, den die gelehrte Welt schon aus vielen wohlgerathenen Schriften, sowohl im theologischen, als litterarischen Fache *) kennet, hat unlängst den Anfang gemachet, in einer eigenen periodischen Schrift die weltliche und gelehrte Geschichte unsers Vaterlandes aufzuklären. Der obige Titel derselben zeiget die Gränzen, die er sich gesetzet. Aber seine reife Urtheilskraft zeiget sich in der Wahl in der beyden ersten Stücken enthaltenen Artikel.

Wir halten uns in Anzeigung derselben nicht bey der Vorrede auf, darinnen der Hr. Verfasser die Rechtfertigung seines Vorhabens auf eine gelehrte Art geliefert hat. Es wäre ja in diesem Jahrhunderte schimpflich, wenn man an dem Nutzen solcher antiquarischen Sammlungen, die zumal unser Vaterland betreffen, zweifeln wollte. Wer kann

*) Viele dieser Art haben wir in den ersten Bänden dieses Neuesten bekannt gemachet, viele stehen auch in den auserlesenen Stücken der Gesellschaft der fr. Künste in Leipzig.

kann das thun, ohne sich selbst in den Verdacht zu setzen, daß er nichts, gar nichts, von der Litteratur verstehe? Wir trauen unsern Lesern etwas bessers zu, und wollen sie damit nicht aufhalten. Wir finden also hier alte Documente von Kaufbriefen, päbstlichen Bullen; Gebräuche der peinlichen Gerichte zu Leipzig; Briefe vom Erasmus, an den Peter Mosellan; vom Flacius Illyr. vom Morhof, Casp. Barthen, Könige Franz dem I. in Frankreich, Philipp Melanchthon, Joh. Aurifabern, u. a. Acten eines 1548 zu Leipzig gehaltenen Landtages; ein altes Lehrgedicht von Edelgesteinen von 1498. den Verfall der katholischen Geistlichen, aus alten Schriften vom 1489. Jahre, einen alten deutschen Katechismus, vor der Reformation; eine latein. Postille, Joh. Geilers von Kaisersberg; eine Nachricht von einer Handlung päbstlicher Legaten, mit dem Churfürsten Friedrich dem Weisen zu Sachsen; Verse auf die Verbrennung der lutherischen Bücher, und aufs Gefängniß des Paul Speratus zu Olmütz; alte Bücher, vom Petrus de Alliaco; alte deutsche Bücher vom Processe; Urtheile der Leipziger Schöppen; einen Butterbrief vom 1518ten Jahre, und eine Legende von den 11000 Jungfern, die sehr lustig zu lesen ist. Das ist der Inhalt des ersten Stückes.

Das II. Stück dieser periodischen Schrift enthält 1) eine alte Urkunde von Balthasarn u. Friedr. Landgr. zu Thüringen, von 1356. 2) Eine andre, zu Bestätigung eines Notars von 1374. 3) Forts. der 1548 zu Leipzig gestellten Landtagsacten, wegen

des

seinem Hofe pflegen und warten ließ; wie sich Herr Megalissus davon ausdrücket. Er gedenket dabey fürnehmlich der unter der Regierung dieses unvergleichlichen Fürsten selbst in der Kayserlichen Burg öfters angestellten deutschen Reim-Spiele, darinnen die geschicktesten von dem adelichen Frauenzimmer beschenket worden. Es schlugen sich verschiedene Fürsten, Grafen, Freyherren und eine grosse Menge verständiger Edelleute, zu dieser poetischen Gesellschaft; von denen alleine in der Königlichen Bibliothek zu Paris ein hundert und zwey und dreyßig einzelne Schriften bis dato aufbehalten werden. Der Verfasser meynet, es gereiche uns Deutschen zur schlechten Ehre, daß wir diesen herrlichen Schatz in Frankreich liegen liessen, wo unsere Sprache mehr verachtet als verstanden würde, und nicht auf Mittel bedacht wären, denselben, vermöge einer sorgfältigen Abschrift an uns zu bringen. Einer der berühmtesten darunter ist **Wolfram von Eschelbach**, dessen Gedichte meistentheils im Jahr Christi 1477. in einem ganzen Folianten, ohne Meldung des Ortes gedruckt worden.

Diese Zeit, und die kurz darauf folgende, das ist, das zwölfte Christliche Jahrhundert, könnte man billig die güldene Zeit der deutschen Sprache nennen; weil dieselbe, und zumal die Poesie, weder vor noch nach, bis auf Doctor Luthern in besserm Flor gestanden. Dazu trug die kluge Verfassung des Meister-Sänger-Ordens wohl das meiste bey; von welchem man sich aus dessen heutigen Gestalt keinen verächtlichen Begriff machen muß; in dem er nicht, wie jezo in verschiedenen Reichsstädten noch geschiehet,

des Interims. 4) Einen Brief des Erasmus; 5) einen andern vom Melanchthon; 6) und noch einen. 7) Zweene von Nikol. Hausmannen. 8) Nachricht von Joh. Egr. Silviuſſens Schriften. 9) Einen Brief von Heinſiuſſen an Caſp. Barthen von 1613. 10) Etliche von Barthen an Daumen. 11) Noch einen von demſelben an Daumen. 12) Nachricht von des Abtes Joachims, eines Weißagers, aus dem XII. Jahrh. gedruckten Schriften. 13) Nachr. von Franz Floriuſſens, eines Florentiners, Buche, de Amore Camilli & Aemiliæ. 1462 gedr. 14) Nachr. von dem außerordentlich ſeltnen Buche: Vincentii Bellovacenſis Speculum hiſtoriale genannt. 15) Narrenſchiffe. 16) Etwas von Carions Weißagungen. 17) Beweis von der Unrichtigkeit der aſtrologiſchen Weißagungen. 18) Von den Schickſalen und Schriften Johann Muſelers, oder Muſchlers, erſten Rectors zu St. Nicolai zu Leipzig, und Doctors der Rechte. Wir merken hier an, daß zu Hrn. M. Wellers Verzeichniſſe ſeiner Schriften, noch eine deutſche Komödie gehöret, die Muſchler aus dem Terenz überſetzet, von ſeinen Nikolasſchülern aufführen, und in 8. drucken laſſen. Sie iſt auf der zwickauiſchen Bibliothek vorhanden, und heißt: Die ſechſte und letzte Comödia Terentii, Ecyra genannt, aus dem Latein in teutſche Reymen gebracht, auch durch Doct. Joh. Muſchlern zu Leipzig auff dem Rathhauß öffentlich geſpielet. Gedruckt zu Nürnberg durch Kunigund Herrgottin. Wir wünſchen eine lange Fortſetzung dieſer Sammlung.

IX. Jo-

IX.

Joſephi Antonii de Riegger, ad Franciſcum Conſtantinum de Khautz Epiſtola de Mendis Typographicis. Vindob. 1759. 8. 1 Bogen.

Wir erwähnen dieſer Kleinigkeit, nach ſo vielen andern artigen Schriften von Druckfehlern, um des gemeinen Nutzens wegen, und zur Aufmunterung unſerer berühmteſten Buchdruckereyen. Der Hr. Verfaſſer ſuchet die Urſache, warum die erſten Buchdruckereyen, bald nach ihrer Erfindung, gleich eine ſolche Vollkommenheit, und ihre Kunſtwerke einen ſolchen Ruhm erhalten, daß ſie noch itzo vorzüglich hochgeſchätzet werden? Dahin zählet er die aldiniſchen, frobeniſchen, ſtephaniſchen, gryphiſchen, ja ſogar einige fauſtiſche, mentelinische, koburgeriſche und grüningeriſche Bücher.

Er hat eine alte deutſche Bibel in Händen gehabt, die ohne Jahrzahl und Ort des Druckes herausgekommen, aber in Vogts Catal. libr. rar. p. 99. vorkömmt; die zwar noch eine etwas rauhe Schrift hat, aber in Anſehung der Genauigkeit zu bewundern iſt. Sieht man nun dagegen neuere Werke an: ſo muß man ſich der großen Nachläßigkeit, im Ausbeſſern der Druckfehler ſchämen. Die plantiniſchen, elzeviriſchen, hakiſchen, und wetſteiniſchen behalten noch immer den Vorzug: mit den Druckfehlern der heutigen aber kann man noch immer

ganze

ganze Seiten, ja etliche Blätter füllen. Hier zeiget er die Wichtigkeit derſelben, ſonderlich in den Namen und Zahlen hiſtoriſcher, und in den Buchſtaben mathematiſcher Bücher: u. d. m.

Zum Beyſpiele eines recht ſorgfältigen Buchdruckers, der ſeines gleichen nicht hat, führet er den Robert Stephan an, und in der Vorrede, Theſaurus ſeinen Eifer, in Vermeidung aller Fehler, beſchrieben. Dazu gehörte nun aber, daß entweder unſre Buchdrucker ſelbſt gelehrt wären, oder ſolche gelehrte Druckverbeſſerer hielten, als Froben an Ammerbachen, Stephanus am Scapula und Caſauben, Aldus am Erasmus, Plantin am Harduin, Kilian, und Raphelengius, die Junten, am Junctinus, u. ſ. w. gehabt. Allein, die Drucker wollten dieſe laſt den Autoren ſelbſt aufbürden; die doch bisweilen längſt todt, abweſend, oder ſonſt mit Arbeiten überhäufet wären.

Geſetzt aber, ein ſolcher unterzöge ſich dieſer Arbeit: ſo wäre doch kein Wunder, daß derſelbe mehr auf die Sachen, die er geſchrieben, als auf die einzelnen Buchſtaben aufmerkſam wäre; und alſo viel Fehler überſähe. Es wären daher auch bey der eigenen Correctur des Schriftſtellers, noch immer gelehrte und fleißige Druckverbeſſerer nöthig; wenigſtens zu verhüten, damit das, was der Verfaſſer verbeſſert hätte, nicht wieder durch neue Druckfehler verunſtaltet würde, wie ſehr oft zu geſchehen pflegt. Denn ſo, wie die Sachen itzo laufen, wäre es faſt nöthig, daß der Verfaſſer ſelbſt auch der

Setzer

Setzer wäre, oder immer bey ihm stünde, und ihm auf die Finger sähe.

Wir wundern uns bey diesen gegründeten Erinnerungen, daß der Hr. von Riegger nicht auch gefodert, daß die Setzer selbst die Sprache, darinn sie setzen, verstehen müssen; oder, daß wenigstens die Buchhändler und Verleger, die etwas drucken lassen, gelehrt wären; um den Werth fehlerfreyer Bücher besser einzusehen, und die Kosten bey ihrer Ausbesserung nicht zu sparen. Denn aus ihrem Geize rühret es hauptsächlich her, daß ihre Verlagsbücher von Druckfehlern wimmeln.

Der Hr. Verfasser führet am Ende eine Menge Druckfehler an, die in einer seiner Schriften, die er nicht nennet, eingeschlichen. Und wir bemerken, daß selbst in diesem einzelnen Bogen, es nicht möglich gewesen, fehlerfrey zu bleiben. A. d. Seite A 4. 2. in der 13. Zeile, steht equo animo, für æquo. So unvollkommen ist alle menschliche Aufmerksamkeit!

Wir wünschen, daß diese unsre Bekanntmachung, einigen Nutzen haben möge. Denn was helfen alle Unkosten, die man auf schönen Druck, weißes und starkes Papier, Kupferstiche, und andre Zierrathen verwendet, wenn gleichwohl die prächtigsten Werke hernach voller Druckfehler sind?

Ende des Wonnemonds 1760.

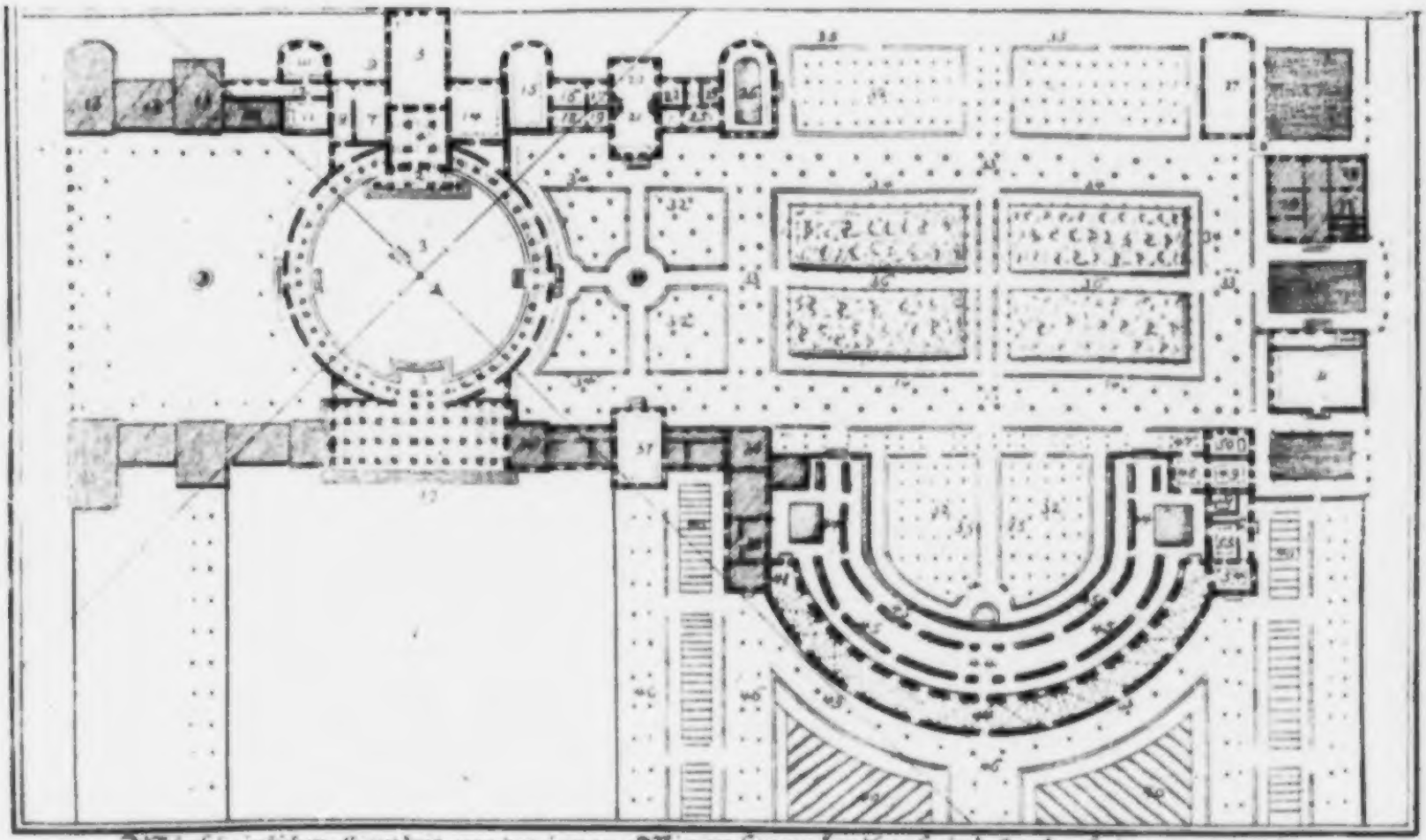

Wahrscheinlicher Grundriß von des jungern Plinius seinem Landhause und Garten Laurenz genannt

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Brachmond 1760.

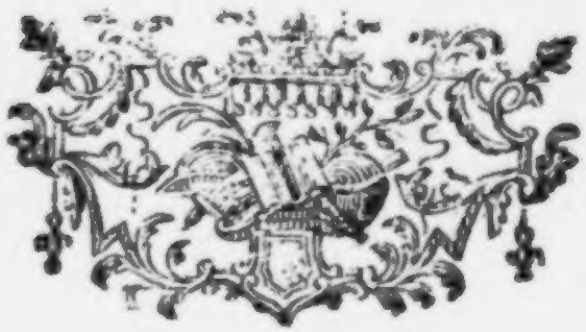

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1760.

Inhalt.

I. Veterum Scriptorum de re ruſtica, præcepta, in Dialogos collecta, ab Adriano Kembter.

II. Fortgeſetzte Beſchreibung und Abriß des laurentiniſchen Landhauſes des jüngern Plinius.

III. Schreiben des Hrn. Grafen Algarotti, an den Hrn. Formey.

IV. Ad Virum Illuſtrem D. Trillerum, Elegi de tempore queruli, a D. G. G. Richtero.

V. Choix litteraire. T. II.

VI. Fortſetzung der zufälligen Gedanken, über die deutſche Schaubühne zu Wien.

VII. Ne ſutor ultra crepidam. Eine Fabel.

VII. Hrn. Rect. Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottſcheds deutſche Sprachlehre, von Hrn. Rect. Heinzen.

IX. Zugabe zu dem im Wintermonathe dieſes Neueſten, gegebenen Verzeichniſſe der Gebohrnen u. Verſtorbenen des vorigen 1759. Jahres.

I.

Veterum Scriptorum de Re Ruſtica, præcepta, in Dialogos collecta, ab Adriano Kembter, in Eccleſia Withinenſi Canonico Præmonſtratenſi, Cæſar. Reg. Roboret. & Elect. Bavar. Acad. Soc. Superiorum Permiſſu. Sumpt. Joh. Wolf. 1760. 4.

Hier erſcheint ein Werk von neuer Art, welches weder neu, noch alt, weder ein Original, noch eine Ueberſetzung, oder Nachahmung zu nennen iſt. Neu aber kann man es doch nennen, weil kein Alter von der Landwirthſchaft in Geſprächen geſchrieben: alt hingegen, weil hier die Gedanken, Meynungen und Lehren der alten Lateiner vom Feldbaue, mit ihren eigenen Worten vorgetragen worden. Ein Original iſt es, in Anſehung des dialogiſtiſchen Vortrages; aber überſetzt kann es nicht heißen, weil alles im Latein geblieben iſt. Und eine

Nachahmung kann es endlich auch ſeyn, weil der Verfaſſer dem alten Muſter gefolget iſt. Kurz, der Hr. Canonicus Kembter iſt ein Schriftſteller von ganz neuer Art.

Wundert ſich jemand, warum er ein Buch von der Landwirthſchaft lateiniſch geſchrieben: ſo geſtehen wir von uns ein gleiches. Denn wer ſoll es in dieſer Sprache leſen und brauchen? Die ungelehrten Landleute? Aber dieſe können ja kein Latein! Sollens die Studierten und Gelehrten thun? Dieſe denken ja auf Wiſſenſchaften, Bedienungen, Hof- Kirchen- akademiſche und Schulämter; ſind aber zum Feldbaue und zur Haushaltungskunſt insgemein ganz verdorben. Mit dieſen Gedanken laſen wir die Zuſchrift des Hrn. Verfaſſers an den Biſchof, Grafen Firmian; die dem Buche zugleich zur Vorrede dienet: und hier fanden wir etwas zu unſrer Beruhigung.

Der Hr. Verfaſſer erinnert denſelben zuförderſt derjenigen Hochachtung, darinn vorzeiten der Feldbau geſtanden. Könige und Heerführer trieben den Ackerbau in und außer Rom; und die größten Männer ſchrieben ſo gar davon, wie Cato der Cenſor, Saſerna, Tremellius, Varro, Columella u. a.; des Virgils und Plinius nicht zu gedenken. Dem Karthaginienſer Mago that der Rath nach erobertem Karthago die Ehre, daß er ſeine Bücher von der Landwirthſchaft lateiniſch überſetzen ließ: wie ſie denn auch griechiſch vorhanden waren. Nun iſt aber unſer Hr. Canonicus Kembter eine Zeitlang zum Aufſeher und Verwal-

ter

aus zwar ehrlichen, aber armen und unansehnlichen Bürgern, als Webern, Schustern, Schneidern, u. s. w. bestanden; sondern selbst die Kayser, Fürsten, Grafen und Ritter zu Mitgliedern gehabt, welche sich eben so wohl angelegen seyn liessen, die Ehre unserer Muttersprache mit der Feder, als die Freyheit des Vaterlandes mit dem Degen zu verfechten.

Nicht geringer waren die Verdienste Kayser Friedrichs II. um das Aufnehmen der deutschen Sprache. Denn er gab, ehe noch der Gebrauch und die Lesung der Heiligen Schrift auf Anstiftung der Clerisey denen Layen verbothen war, einem Ritter Befehl, die Bibel in deutsche Verse zu bringen. Diese Uebersetzung ist noch vorhanden, und davon ein geschriebenes Exemplar in der Krafftischen Bibliothek zu Ulm befindlich: Sie gehet aber nicht weiter, als auf das 4. Cap. des andern Buches der Könige; weil der Verfasser vermuthlich über der Ausarbeitung verstorben ist. Davon zeuget hiernächst auch die herrliche Verordnung, welche dieser löbliche Regente im Jahr Christi 1236. auf dem Reichstage zu Maynz öffentlich ergehen lassen; kraft deren in Zukunft alle Reichsgesetze, Verordnungen, Rathsbescheide, Verträge, Briefe, in deutscher Sprache abgefasset werden sollten. Wodurch es denn geschehen, daß das Ansehen der deutschen Sprache bey Hofe und auf den Canzeleyen wieder hergestellet worden, wie es im neunten und zehenden Jahrhunderte bereits gewesen; bis sie nach der Hand die in Deutschland allenthalben eingeschlichenen Italiänische Pfaffen, durch die eingeführte lateinische Sprache, ziemlich verdunkelt haben. Es ist dieses der

aller-

ter der Landgüter seines Ordens gesetzt gewesen. Hieben hat er die alten Quellen dieser Wissenschaft nicht nur nachgeschlagen und fleißig gelesen; sondern auch ihre vornehmsten Capitel in seinen Sammlungsbüchern zusammengetragen. Als er nun merkte, daß die Menge solcher Materialien schon fast ein Buch machete, und gleichwohl weder nach der Materie oder Forme zusammenhieng: so brachte er solche bey erhaltener Muße in die Gestalt von Gesprächen; so daß er mehrentheils alle Worte der Alten beybehielt, und nur das Nöthige der Unterredungen hinzusetzte. Und so erfahren wir wenigstens die Art und Weise, wie dieß Buch entstanden ist.

Nach seiner Abtheilung besteht es aus 24 Gesprächen, deren Inhalt wir kürzlich melden wollen. Nach der Veranlassung dazu, handelt das I. davon, daß die Kunst des Ackerbaues eine grosse Kunst, und eine Wissenschaft sey, die von großen Scribenten getrieben worden; die man mit Nutzen liest, obgleich die Landwirthschaft von Gelehrten verabsäumet wird. Das II. erzählet den Ursprung des Landlebens von Anbeginn der Welt, und von der Erbauung Roms an. Hier war das Landleben in größerer Achtung, als das Stadtleben; sowohl wegen seiner Nothwendigkeit, als wegen seines Nutzens zum Kriege; sowohl wegen der unschuldigen Sitten, als der größern Ehrlichkeit im Gewinnste. Das III. zeiget des Landlebens mannigfaltigen Nutzen, und die Ursachen, warum es weniger einbringt, in der nachläßigen Bearbeitung,

der Bauren Faulheit, der Eintheilung der Landgüter, und den Plackereyen; ferner darinn, daß man mehr auf sein Vergnügen, als auf den Nutzen sieht; und beweist, daß die Erde noch itzo so fruchtbar ist, als vormals.

Das IV. Gespräch handelt von der Anmuth des Landlebens; und erweist sie durch die wundersame Fruchtbarkeit der Natur, in Hervorbringung aller Arten von Früchten; durch immer volle Speisekammern und Vorrathshäuser. Man führet Beyspiele der größten Männer an, und zeiget die Beschwerlichkeiten der Städte; wobey Virgils und Horazens Gedichte angebracht werden. Das V. lehret, man lebe viel gesunder auf dem Lande, als in Städten; weil die Luft gesunder, die Leibesbewegungen leichter, die Speisen einfacher und gesunder, das Gemüth aber freyer wären. u. d. m. Das VI. handelt von der Kenntniß des Bodens. Hier wird die Gegenwart des Herrn eines Landgutes als nöthig angepriesen; und ihm seine Pflicht erkläret. Der Boden ist entweder flach, hügelartig oder bergigt: wobey auch von einem künstlich angelegten Boden gehandelt wird.

Das VII. G. redet von der verschiedenen Natur des Bodens und der Früchte. Was ein fauler, süßer und bittrer Boden sey; und woran man sie kenne? Noch andre Kennzeichen zarter und guter Erde; von ihrem Geschmacke, und welches die beste sey? Das VIII. handelt von der Güte des Himmels, da denn der Verfasser seiner Landschaft, (vermuthlich Schwabens oder Bayerns) Himmelsstrich

ſtrich lobet; und den Reichthum an Früchten rühmet. Ein Landgut aber iſt dann ſchön, wann die Lage des Landhauſes gut, der geſunden Luft frey ausgeſtellet, und ſowohl mit einer guten Art von Menſchen und Vieh, als auch von Früchten verſehen iſt. Das IX. Geſpräch redet vom Waſſer; welches bey einem Gute ſehr nothwendig iſt. Es iſt aber ſehr verſchieden. Denn es giebt Regen- Brunnen- und Flußwaſſer. Die Tugenden und Fehler des Waſſers kommen hier vor, z. E. da es ſchlammigt oder kothigt iſt. Der Geſchmack, Geruch und die Farbe, die Leichtigkeit und Kälte des Waſſers werden nicht vergeſſen, auch andere Zeichen des guten angegeben. Die Waſſerleitungen machen den Beſchluß.

Das X. Geſpräch handelt von den äußerlichen Eigenſchaften eines Landgutes. Dahin gehöret ein guter Weg, zur Luſt und zum Nutzen; aber keine Landſtraße; ein guter Nachbar, eine nahe Stadt, ein naher Fluß, und gute Dienſtleute, oder Arbeiter. Das XI. redet von Gebäuden, und zuforderſt ihrer Materie. Hier handelt man von Wäldern, und dem Schaden ihres Aushauens. Dieſe geben den vornehmſten Stoff zum Bauen; und ſind mit dem Menſchen verwandter Natur. Wie und wann man ſie hauen oder fällen ſoll? Ob man auf das Mondlicht acht haben ſolle; deſſen Einfluß ſonſt geſpüret wird. Im XII. wird von dem Gebrauche und Bequemlichkeiten einiger Bäume gehandelt. Da dann die Tanne und Fichte, die Kiefern, Taxus, Ellern, Birken, Buchen, Eichen,

Ahornen, Eſchen, Rüſtern, Linden, Pappeln und Weiden vorkommen. Das Vergnügen von den Bäumen, der Wälder Nutzbarkeiten und der Holzmangel werden nicht vergeſſen.

Das XIII. Geſpräch redet von Steinen, Ziegeln und Kalke; von Steinbrüchen und dem Gebrauche verſchiedener Steine, dem Marmel zum Bildhauen, dem guten und böſen Gebrauche des Marmors, und ſeinen Eigenſchaften. Wer die Ziegel erfunden, und woraus man ſie machet? Von dem Stoffe des Kalkes und deſſen Gebrauche, auch von der Beſchaffenheit des Sandes. Das XIV. handelt von den Theilen der Baukunſt; 1) der Anordnung; 2) der Eurythmie und Symmetrie; 3) der Zierde und Austheilung; 4) der Gegend und Lage; 5) was zum Bauplatze gehöre; 6) was für Arten von Wänden, und was für Zierrathen daran vorkommen? Von der Pflicht der Säulen und ihren Arten, von der Erhaltung der Dächer und ihren Zierrathen. Von Fenſtern, Thüren und Treppen, und vom Grunde der Gebäude.

Das XV. Geſpräch handelt vom Vorwerke bey einer Stadt; und lehret, in welchem Alter man bauen ſolle; verwirft den Pracht im Bauen, lobet eine mäßige Zierde; wobey denn vom Vorgebäude, dem Vorhauſe, und andern Theilen des untern Stockes, von den Kellern, den Zimmern und dem Hausrathe, der Küche, Speiſekammer, Bibliothek und Studierſtube geredet wird. Im XVI. kömmt er aufs Archiv, deſſen Nutzen, Urſprung, Bauart, Reinlichkeit, Vorrath, Aufſeher und

Schrei-

Schreiber; mit ihren Pflichten erkläret werden. Die Rechnungsbücher; das vom Einkommen, und das von Ausgaben, folgen, nebst der Einrichtung des geistlichen und weltlichen Archives. Die Nothwendigkeit der Register. Man sieht hier wohl für wen der Hr. Verfasser schreibt, nämlich für Ordensleute, die, wie er, zu Aufsehern der Güter ihres Klosters gebrauchet werden.

Das XVII. handelt vom Bauergute; und zwar 1) von der Lage des Gebäudes, dessen Zimmern und Küche, Schönheit, Lage der Scheune und Tennen, dann vielerley Arten, das Getrayde zu dreschen; von dem Baue der Tenne und dem Häuboden. Das XVIII. Gespräch, von Kornhäusern, von den Brunnen und Gruben der Alten; von unsern Böden. Ob man das Getrayde umstechen muß; von den Kornwürmern und Gegenmitteln dagegen; von der Lage und Bauart eines Kornhauses. u. d. m. Das XIX. Gespr. redet von dem bäurischen Geräthe: wobey vom Schuppen, und der Ordnung der aufzuhebenden Werkzeuge gehandelt wird. Wieviele deren sind. Alle Theile eines Wagens, den Werkzeugen des Pflugens und Ackerns; von dem Rebenmesser; von dem Vieh- und Küchengeräthe. Das XX. Gespr. handelt von Ställen, und dem Dunge: wobey eine gemeine Lesart im Columella verbessert wird.

Das XXI. Gespr. handelt von den Gränzen, die hier erkläret werden, nach ihren Merkmaalen beschrieben, den Gränzscheidungen nach, als heilig angesehen werden, u. d. m. Hier wird von den

neuern Gränzzeichen von Bäumen, Zäunen, Hecken, Dornen, Pfählen, Gräben und Leimwänden, auch von Bächen, und dem Anſpülungsrechte, und von Steinen gehandelt. Auch die Gränzbeziehungen, und das Aufnehmen des Landgutes durch Feldmeſſer auf Charten, iſt nicht vergeſſen. Das XXII handelt von Zäunen inſonderheit; und zwar 1) von lebendigen Zäunen, die theils durch Samkörner, theils durch eingepflöckte Zweige und Pflanzreiſer gezeuget, theils von Pfählen, geflochtenem Reiſichte, oder von Planken gemachet werden.

Das XXIII. Geſpr. handelt von dem Hofmeiſter, durch welchen wenige ihre Güter beſtellen laſſen. Weſſen Aufſicht beſſer ſey, als des Pachters ſeine? Wer zum Hofmeiſter nicht geſchickt ſey: von ſeinem Alter, Stande und ſeiner Erfahrung. Von ſeinem Unterrichte, und was er verſtehen muß. Er muß den Boden kennen, u. d. m. die Religion ehren, treu ſeyn, die Bedienten gut halten, kein Umläufer, mäßig und nüchtern ſeyn; für Geſunde und Kranke ſorgen; ſein Haus gut anführen, ſelbſt mit angreifen, u. d. m. Das XXIV. Geſpr. führet dieſe Sache noch weiter aus, ſonderlich der Hofmeiſterinn Eigenſchaften; und den andern Bedienten. Endlich wird noch unterſuchet, warum man itzo ſoviel Vieh hält; und gezeiget, daß im Eſſen und Kleiden itzo die Vorſchriften der Alten ſehr wenig nützen.

Das iſt nun der allgemeine Inhalt dieſes artigen Werkes. Wer geſchickt iſt, einen lateiniſchen

Land-

Landwirth abzugeben; (und gleichwohl muß es doch noch hin und wieder Junker, Eigenthümer und Pachter geben, die durch die Schule gelaufen sind) der wird diese Gespräche mit Vergnügen lesen. Wenigstens könnten unsre Landgeistlichen, die doch von der Last des Feldbaues noch gedrücket werden, ein solch nützliches Werk lesen; und soviel sich thun läßt, in Uebung bringen. Das Latein ist nicht unangenehm, und hat unsre Erwartung übertroffen. Zur Probe wollen wir den Anfang des ganzen Werkes mittheilen. So lautet er:

Dialogus I. de eruditione vitæ rusticæ.

Philomusus. Eurasius. Urbanus.

ARGUMENTUM.

I. Occasio sermonis.
II. Causa male administratæ œconomiæ in prædio.
III. Res rustica ars magna, & scientia est.
IV. A magnis scriptoribus tractata.
V. Qui in præsens utiliter legun'ur.
VI. Etsi res rustica hodie ab eruditis negligatur.

Philom. Siste, siste Eurasi: nisi parum prospiciunt oculi, Urbanum video, demisso capite, contracta fronte, fixis in terram oculis ad nos flectentem gradus, auresque nostras quotidianis querelis repleturum. Eurasius. An hic ille Urbanus, olim congerronum omnium lepidissi-

diſſimus, gratiis plenus, Muſis omnibus charus, facultatibus potens; nunc rerum ſuarum negligens, in urbe dictus philoſophus, quod antiquis fere tantum ſcriptoribus adhibeat fidem. PHILOM. Is ipſe eſt. EURAS. Sed iſta facies & macies cujusdam mali eſt index: an hominem habet morbus? PHILOM. Habet graviſſimus. EURAS. Quis obſecro, an crudelis illa articulorum, aut iſchiadis carnificina? PHILOS. Interius malum eſt, ab imo pectoris proficiſcens. EURAS. Fortaſſe febris cor adurit? PHILOM. Omni febri malignius: corpus enim, & animum afficit; perniciosiores autem ſunt animi, quam corporis morbi; nam, ut Ennius ait, animus æger ſemper errat. EURAS. Quod igitur ei eſt nomen? PHILOM. Latinum nondum habet: Græce georgicophobiam poſſes compellare. EURAS. Novum morbi genus eſt, Galeno & Hippocrati ignotum. Nullane ſpes in medicina? PHILOM. Nulla: noſtram enim non admittit, Græcam, aut Romanam non invenit. Tu forte præ ceteris poſſes agreſte & domeſticum ex Varrone & Columella ſubminiſtrare pharmacum. EURAS. Et cur non ex Vegetii arte veterinaria? Ludis nempe me: cupio tamen veterem amicum tanto levare malo. PHILOM. Ergo compone vultum, & ſume perſonam, ne ſentiat rem de compoſito agi. EURAS. Fabulæ partes lubens agam. Sed———— Urbanum ſanum, ſalvumque etiam atque etiam eſſe jubemus. URB. Jubeatis igitur, &, ut votis reſpondeat eventus, velim, qui deam Salutis vobis magis propitiam precor. PHILOM. Nec tibi abeſſet,

abeſſet, ſi manu noſtra tam dare, quam optare foret. Quem autem affers parum ſecundum nuncium? URB. Aut manus mihi inferam, & majorum meorum viſcera diſcerpam, aut familiam noſtram confici patiar, neceſſe eſt. EURAS. Avertant Superi! Philomuſe, tenemus morbum: furor eſt, quem Græci in Athamante, Ajace, & Oreſte melancholiam vocarunt: nos vero hanc animi ægritudinem cum Cicerone *Lib. III. Tuſc. quæſt.* appellamus inſaniam. PHILOM. O te omni inſano inſaniorem! non advertis georgicophobiæ malo affectum allegorias loqui? EURAS. Eſt ſingulare hoc inſaniæ genus, quod non totam mentem adimit, ſed unam partem animi lædens cæteras relinquit integras. PHILOM. Tu vero non parte, ſed tota mente captus es. URB. Et ego non partem, ſed omnes ſpes noſtras, patrjs delicias, avi theſaurum, majorum domicilium, avitum familiæ patrimonium vili pretio cum Crate abjiciam. EURAS. En! rerum copia diſcruciatur? URB. Immo inopia, cum cavendum jam mihi, ne ampliſſimi prædii heres fame peream. PHILOM. Non igitur mirum, ſi hodie tam exſuccus, quaſi cum cicadis rore tantum paſtus eſſes. URB. Jam cicadam ala corripuiſti, ut moleſtiſſime obſtrepam, nova afflictus clade. PHILOM. Quid ergo eſt novæ rei? URB. Noveris paternum illud meum prædium, ex quo majores ſingulis annis bis mille tulerant, primo pro mille quingentis, dein pedetentim minori ſemper, ac minori pretio, ac demum pro ſexcentis conductori extero elocaſſe.

PHI-

Philom. Dolens memini, nec ſine gemitu, & admiratione. Urb. Nudius quintus denique internecina clade proſtratus ſum, quo conductor ille fundo in futuros annos deſtructo, ut ajunt, ſuppelléctili ruſtica ſublata, equis & pecoribus abactis, omnique fœni & frumenti apparatu vendito, nec ſoluta a duobus annis penſione, exceſſit, erupit, evaſit. Philom. Perditum caput! Urb. Nunc vero opus ingenti philoſophia. Euras. Oeconomia potiùs. „

II.

Fortgeſetzte
Beſchreibung und Abriß des laurentiniſchen Landhauſes des jüngern Plinius.

Ep. XVII. Lib. II. C. Plinius Gallo ſuo S.

Miraris, cur me Laurentinum, vel, ſi ita mavis, Laurens meum tantopere delectet. Deſines mirari, quum cogno-

Des jüngern Plinius 17. Brief des zweyten Buches, an den Gallus.

Du wunderſt Dich, warum mich mein Laurentinum, oder, wie Du es immer nenneſt, mein Laurens ſo ſehr ergötzet. Allein, Du wirſt Dich gar nicht mehr verwundern, wenn Du das Annehm-

allererſte Reichsabſchied der deutſch abgefaſſet worden, und hat denſelben der berühmte Goldaſt nebſt ſo vielen andern ähnlichen Urkunden zu groſſem Vergnügen der Nachwelt aufbehalten, und von dem Untergange befreyet. **) Kayſer Rudolph I. hat auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahr 1274. dieſen Schluß ſeines Durchlauchtigſten Vergängers nicht nur beſtätiget, ſondern noch über dieß bey hoher Strafe verbothen, daß ſich niemand erkühnen ſollte, auch nur das geringſte, ſo das gemeine Weſen angehet, in lateiniſcher Sprache abzufaſſen; ſondern alle Canzleyen, Gerichtsſtuben, Notarien und andere, die öffentliche Urkunden verfertigen, ſollten ſich der Mutterſprache bedienen. Ja, er wollte auch nicht einmal geſtatten, daß jemand in einer Reichsver-

**) Goldaſtus in den Reichs-Satzungen im II. Theil p. 17. Die Überſchrift davon iſt folgende: Kaiſer Friedrichs des andern Recht, geſetzt und beſtätigt mit der Fürſten Rade, und mit anderen groſſen Herren und Wyſen, zu dem groſſen Hofe zu Mauganze, und geſchahe nach unſers Herren Chriſti Gepurd zwelfhundert und ſechs und dreyſſig Jahre, zu Sand Marien im dritten Auguſte. Herr Schilter hat in der Vorrede zu ſeinem Gloſſario Alemannico fol. XXVII. eine Stelle aus den Annalibus *Godfridi*, eines Mönchen von St. Pantaleon in Cölln, auf beſagtes Jahr, angeführet, welche von dieſem Reichsſchluß offenbar zeuget. *Curia*, ſchreibt er, *celeberrima in aſſumtione B. Mariae apud Maguntiam indicitur, ubi fere omnibus Principibus Regni Teutonici conuenientibus Pax iuratur, cetera iura ſtabiliuntur, & Teutonico Sermone in membrana ſcripta omnibus publicantur.*

cognoveris gratiam villæ, opportunitatem loci, littoris ſpatium. Decem & ſeptem millibus paſſuum ab urbe ſeceſſit: ut peractis, quæ agenda fuerint, ſalvo jam & compoſito die, poſſis ibi manere. Aditur non una via: nam & Laurentina & Oſtienſis eodem ferunt, ſed Laurentina a quarto decimo lapide, Oſtienſis ab undecimo relinquenda eſt. Vtrinque excipit iter aliqua ex parte arenoſum, junctis paullo gravius & longius, equo breve & molle. Varia hinc atque in-

Annehmliche von dieſem Landhauſe, die ſchöne Lage deſſelben, und den weiten Seeſtrand daherum kennen ſollteſt. Es liegt 17000 Schritte von der Stadt, (Rom) daß du alſo nach verrichteten Amtsgeſchäfften, und weñ man den Tag gar nichts mehr zu thun hat, daſelbſt ſeyn und bleiben kannſt. Man gelanget auf mehr als einem Wege dahin: denn ſowohl, die oſtienſiſche als die laurentiniſche Straße führen darauf zu; nur daß man erſtere beym 11ten Meilenſteine, die zweyte beym 14ten verlaſſen muß. Beyde Straßen werden ſodann hin und wieder etwas ſandig; welches die Reiſe ein wenig langſam u. beſchwerlich dem Geſpanne machet; dahingegen man zu Pferde deſto ſanfter u. geſchwinder fortkoñen kañ. Unterwegs trifft man hier und da verſchiedene Aus-

inde facies. Nam modo occurrentibus silvis via coarctatur, modo latissimis pratis diffunditur & patescit. Multi greges ovium, multa ibi equorum bovumque armenta: quæ montibus hieme depulsa, herbis & tempore verno nitescunt. Villa usibus capax, non sumtuosa tutela: cujus in prima parte (a) atrium frugi (1), nec tamen sordidum: deinde (b) porticus (2) in D literæ similitudine circumactæ: quibus parvula, sed festiva, area (3) includitur. Egregium hæ adversum tempestates receptaculum: nam specularibus, ac

sichten an. Denn bald wird der Weg von Waldungen eingeschlossen und verschmälert; bald wird er wieder um durch große Wiesen geöffnet und verbreitert. Ueberall weiden viele Heerden Schafe, Pferde und Rinder: die, wenn sie der Winter von dem Gebirge herabgetrieben, daselbst, von der Frühlingswärme und den jungen Kräutern glatt und schön werden. Das Landhaus an sich selbst ist mehr nutzbar als kostbar zu erhalten. Zu allererst kömmt man in einen gemeinen (a), doch aber reinlichen Vorhof (1): hernach in (b) Säulengänge (2), die einen kleinen sehr artigen Hof (3), in Gestalt eines D einschließen. Hier ist man wider alles stürmische Wetter gedecket: da der Gang nicht nur mit durchsichtigen Fenstern, sondern über dieses

noch

ac multo magis imminentibus tectis muniuntur. Eſt contra medias cavædium (4) hilare: mox (c) triclinium (5) ſatis pulchrum, quod in littus excurrit: ac ſi (d) quando Africo mare impulſum eſt, fractis jam & noviſſimis fluctibus leviter adluitur. Vndique (*) valvas aut feneſtras non minores valvis habet: atque ita a lateribus & (e) a fronte quaſi tria maria proſpectat. A tergo (4) cavædium (2), porticum (3), aream (2); porticum rurſus, mox (1) atrium, ſilvas & longinquos reſpicit montes. Hujus a læva

noch mit überhängenden Dachern wohl verwahret iſt. Gerade zu liegt ein luſtiges Vorhaus (4): dieſem folget ein ziemlich hübſcher (c) Hauptſaal (5), der hart ans Meer (6) vorſpringt: ſo, (d) daß wenn der Südweſtwind ſolches treibt, die bereits gebrochenen und klein gewordenen Wellen ganz gelinde daran ſpielen. Er hat ringsherum (*) Doppelthüren; oder Fenſter, die ſo groß ſind, wie die Doppelthüren: ſo daß daraus, man ſowohl auf beyden Seiten, als vorwarts (e) gleichſam drey verſchiedene Meere ſieht. Rückwärts aber ſieht man das Vorhaus, (4) den Saulengang (2), den Hof (3); wiederum den Saulengang (2), hernach den Vorhof (1), die Wälder und das entfernte Gebirg. Linkerhand (des Hauptſaales) ein wenig zurückgezogen, liegt ein

læva retractius paullo (7) cubiculum est amplum: deinde (8) aliud minus, quod altera fenestra admittit orientem, occidentem altera retinet. Hæc & (f) subjacens mare longius quidem, sed securius intuetur. Hujus cubiculi & tricliniі illius objectu includitur (9) angulus, qui purissimum solem continet & accendit. Hoc hibernaculum, hoc etiam gymnasium meorum est. Ibi omnes silent venti, excepris qui nubilum inducunt, & serenum ante, quam usum loci, eripiunt. Adnectitur angulo (10) cubiculum in apsida curvatum, quod ambi-

großes Zimmer (7): darauf folget ein anderes kleineres (8); davon das eine Fenster die Morgensonne, das andere aber die Abendsonne hat. Aus letzterm sieht man (f) das darunter liegende Meer zwar etwas entfernter, aber desto sicherer. Dieses Zimmer machet mit dem vorspringenden Hauptsaale einen Winkel (9), darinnen die heissesten Sonnenstralen sich recht verfangen. An diesem Orte pflegen sich meine Leute des Winters zu wärmen, u. durch Uebungen den Leib stark und geschickt zu machen. Darzu nun ist der Ort gegen alle Winde gedeckt, außer für die nicht, welche trübes Wetter bringen, die aber eher den heitern Himmel rauben, als den Ort unbrauchbar machen. An diesen Winkel stoßet ein Zimmer (10) mit abgerundeten Ecken, da in alle

dessen

ambitum ſolis feneſtris omnibus ſequitur. Parieti ejus, in bibliothecæ ſpeciem armarium inſertum eſt, quod non legendos libros, ſed lectitandos capit. Adhæret (11) dormitorium membrum, tranſitu interjacente (12), qui, ſuſpenſus & tabulatus, conceptum vaporem ſalubri temperamento huc illucque digerit & miniſtrat. Reliqua pars lateris huius ſervorum libertorumque uſibus detinetur, pleriſque tam mundis, ut accipere hoſpites poſſint. Ex' alio latere (13) cubiculum eſt politiſſimum, dein-

deſſen Fenſter den ganzen Tag über die Sonne ſcheint. In ſeiner Wand iſt eine Art von Bücherſchränken zu lauter auserleſenen Handbüchern eingeſchnitten. Mit dieſem hängt das gehörige Schlafzimmer (11), und zwar vermittelſt eines darzwiſchen liegenden getäfelten und gedielten Durchganges (12) zuſammen, vermöge deſſen alle ſtockende Luft hier u. dahin zertheilet, gereiniget und die Wohnung deſto geſunder gemachet wird. Sonſt iſt der übrige Theil dieſer Seite (13) zum Gebrauche der Knechte und Freygelaſſenen beſtimmet: doch ſind die mehreſten Kammern ſo reinlich, daß man auch Gäſte darinnen beherbergen könnte. Auf der andern Seite (des Hauptſaales) liegt ein ſehr ſchönes Paßzimmer (14) hernach ein groſſes Wohn-

deinde vel (15) cubiculum grande, vel modica cœnatio, quæ plurimo sole, plurimo mari lucet. Post hanc (16) cubiculum cum (17) procœtone, altitudine æstivum munimentis hibernum (g) est enim subductum omnibus ventis. Huic cubiculo (18) aliud, & (19) procœton, communi pariete junguntur. Inde balinei (20) cella frigidaria spatiosa & effusa, cuius in contrariis parietibus (21) duo baptisteria, velut ejecta, sinuantur, abunde capacia,

zimmer (15), welches auch einen mäßigen Speisesaal abgeben könnte, das von vieler Sonne und dem Meere recht helle ist. Alsdann folget ein Zimmer (16) mit seinem Vorgemache (17), das im Sommer kühl, weil es hoch, und im Winter warm ist, weil es wohl verwahret (g) und allen Winden entzogen ist. Mit diesem Zimmer ist ein anderes (18) nebst seinem Vorgemache (19) durch eine Scheidewand verbunden. Darauf folget das gesammte Bad, und besonders das kalte (20). Dieses besteht aus einem gewölbten, langen und weitläuftigen Gemache, an dessen beyden einander gegenüber stehenden Wänden sich zwo Badewannen (21) aus Höhlungen in die Krümme herauswerfen; die überflüßig groß sind, so daß man ohne weiter

zu

cia, ſi innare in proximo cogites. Adjacet (22) unctorium (23), hypocauſton, adjacet (24) propigneon balinei: mox (25) duæ cellæ, magis elegantes, quam ſumtuoſæ. Cohæret calida (26) piſcina merifice, ex qua natantes mare adſpiciunt (h). Nec procul (27) ſphæriſterium, quod calidiſſimo ſoli, inclinato jam die, occurrit. Hinc (28) turris erigitur, ſub qua (29) diætæ duæ; totidem in ipſa. Præterea cœnatio, quæ latiſſimum mare, longiſſimum littus, amœniſſimas villas proſpicit.

zu gehen, darinnen ſchwimmen könnte, wenn man wollte. An dieſes ſtoßt die Salbſtube (22), die Schwitzſtube (23), auch der Platz zum Einheizen (24): und ferner noch zwo gewölbte Kammern (25), die mehr zierlich als koſtbar ſind. Mit dieſen allen hängt ein groſſes warmes Bad (26) wunderbarer Weiſe zuſammen, aus welchem man im Schwimmen aufs Meer ſehen kann (h). Nicht weit davon liegt das Ballhaus (27) gegen Mittag und Abend gerichtet. Dabey ſteht ein hohes Gebäude (28), in deſſen untern Stocke zwo Wohnungen (29), eben ſo viel im mittlern und im obern ein Speiſeſaal befindlich iſt, daraus man die weiteſte Ausſicht aufs Meer genießt u. längſt den Strande hin die ſchönſten Landhäuſer im Geſichte hat. In noch einem an-

Est & alia (30) turris: in hac cubiculum, in quo sol nascitur conditurque: lata post apotheca & horreum. Sub hoc (31) triclinium, quod turbati maris non nisi fragorem & sonum patitur, eumque jam languidum ac desinentem (32); hortum & (33) gestationem videt, qua hortus includitur. Gestatio (34) buxo, aut (35) rore marino, ubi deficit buxus, ambitur: nam buxus, qua parte defenditur tectis, abunde viret; aperto cœlo apertoque vento, &, quanquam longinqua aspersa

dern hohen Gebäude daselbst (30), ist im obern Geschosse ein Gemach, in welchem man die Sonne auf- und untergehen sieht: hernach folget ein breites Weinbehältniß, nebst einer Vorrathskammer: und unter diesen liegt noch ein Hauptsaal (31); darinnen man vom Brausen des Meeres weiter nichts, als ein schwaches und abnehmendes Geräusch wahrnimt. Außerdem aber erblicket man einen Garten (32), der mit einem Baumgange (33) umschlossen ist. Dieser Gang ist mit Buchsbaume (34), oder mit Rosmarin (35), an denen Orten, da ersterer nicht fortkömmt, eingefasset. Denn der Buchsbaum grünet am besten, wo er von Gebäuden beschirmet wird; im Freyen aber, wo ihn der Wind trifft, und wo er nur von weitem, vom Meerwasser be-

ſpergine maris, inareſcit. Adjacet geſtationi interiore circuitu vinea (36) tenera & umbroſa, nudisque etiam pedibus mollis & cedens (i). Hortum morus & ficus frequens veſtit: quarum arborum illa vel maxime ferax eſt terra, malignior ceteris. Hac non deteriore quam maris facie (37), cœnatio remota a mari fruitur. Cingitur (38) dixtis duabus a tergo, quarum feneſtris ſubjacet (39) veſtibulum villæ, & (40) hortus alius, pinguior & ruſticus. Hinc (41) cryptoporticus, prope publici operis, extenditur. Vtrin-

beſpritzt werden kann, geht er gar bald ein. An dem innern Umfange des Baumganges liegt ein neuangelegter ſchattiger Weingarten (36), deſſen Boden ſo weich iſt, daß er auch den bloßen Füßen ſanft iſt (i). Uebrigens iſt der Garten mit Feigen- und Maulbeerbäumen wohl beſetzt: die in dieſen Boden beſſer, als andere Arten fortkommen. In dieſem Garten nun liegt ein Speiſeſaal (37), der, ob er gleich nicht aufs Meer ſieht, dennoch eine nicht geringere Ausſicht hat. Er wird von zween Wohnungen (38) rückwärts eingeſchloſſen, unter deren Fenſtern der Eingang (39) in das Landhaus, und noch ein anderer fetter Küchengarten (40) liegt. Von dannen erſtreckt ſich ein gewölbter Gang (41), der faſt einem öffentlichen Gebaude gleicht.

Vtrinque fenestræ, a mari (42) plures, ab horto singulæ, & alternis (43) pauciores. Hac, quum serenus dies & immotus, omnes; quum hinc vel inde ventus inquietus, qua venti quiescunt, sine injuria patent. Ante cryptoporticum (44) xystus, violis (45) odoratus. Tempore solis infusi repercussu cryptoporticus auget, quæ ut tenet solem, sic aquilonem inhibet submovetque: quantumque caloris ante, tantum retro frigoris. Similiter Africum sistit, atque

Er hat auf beyden Seiten Fenster, doch gegen das Meer zu viele (42), gegen den Garten aber einzelne und wechselsweise wenigere (43). Diese stehen bey heiterm u. stillem Wetter alle offen; wenn es aber von hier oder daher windig ist, so stehen nur die unbelästiget offen, welche kein Wind trifft. Vor dem gewölbten Gange liegt ein Gartenaltan (44), mit wohlriechenden Veilchen (45) bepflanzet. Wenn nun die Sonne warm dahin scheint, so prallen die Stralen an den gewölbten Gang zurück, und vermehren dadurch die Wärme: und so wie er die Sonne auffängt, eben so wehret er dem Nordostwinde. Daher es denn kömmt, daß es vor ihm eben so warm, als es kalt hinter ihm ist. Auf eben die Art hält er auch den Südwestwind ab, und so

verſammlung lateiniſch reden ſollte. Denn als einſt auf dem Reichstage zu Augſpurg 1275. ein gewiſſer Biſchof, Namens Bernhard, wieder ihn, und diejenigen, ſo ihn zum Kayſer erwählet hatten, eine Rede hielte, und zu Ende derſelben die Reichsfürſten lateiniſch anredete, fiel ihm Rudolph in das Wort, und ſprach: **Wenn du mit Biſchöfen und Pfaffen etwas zu thun haſt, magſt du gleichwohl lateiniſch reden, willt du aber wieder mich und die weltlichen Fürſten etwas vorbringen, ſo ſollt du deutſch reden, damit wir wieder antworten können.** ***)

Gleichwie Kayſer Maximilian I. die Wiſſenſchaften und Sprachen überhaupt unter ſeinem geſegneten Regimente in Aufnahme zu bringen ſich höchſtens angelegen ſeyn lieſſe; alſo war er vornehmlich bemühet, durch die gelehrteſten Leute die Schriften und Geſchichte der alten Deutſchen hin und wieder aufzuſuchen, und zur Ehre der geſamten Nation an das Licht zu ſtellen. *) Einige Geſchichtſchreiber, und vornehmlich Cuſpinianus, melden, er habe gar ſelbſt die Feder angeſetzet deutſche Bücher zu verfertigen, welche noch bis jetzo auf der Kayſerlichen Bibliothek zu Wien vorhan-

***) Dieſe Geſchichte erzehlet unter andern der Herr Hofrath Struve in ſeinem Corpore Hiſtoriae Germanicae Tom. I. Period. IX. Sect. I. §. XIV. p. 521.

*) Davon ſtehet unter andern ein unverwerfliches Zeugniß in des B. Rhenani libro II. Rer. Germanic. p. 113. mit welchem mehrere verglichen werden können, die der Herr von Seelen in ſeinen Selectis litterariis p. 491-499. nach der Länge angeführet hat.

atque ita diverſiſſimos ventos alium alio a latere frangit & ſinit. Hæc jucunditas ejus hieme, major æſtate. Nam ante meridiem, xyſtum, poſt meridiem (46) geſtationes hortique proximam partem umbra ſua temperat: quæ, ut dies crevit decrevitque, modo brevior, modo longior hac vel illac cadit. Ipſa vero cryptoporticus tunc maxime caret ſole, quum ardentiſſimus culmini ejus inſiſtit. Ad hoc patentibus feneſtris favonios accipit transmittitque: nec unquam aëre pigro & manente ingra-

ſo brechen und verſchlagen ſich verſchiedene andere Winde daran, ſie mögen von einer Seite herwehen, von welcher ſie wollen. Ein ſolches Vergnügen hat man davon im Winter, ein noch gröſſeres aber im Sommer zu genieſſen. Denn vormittags legt er den Altan, nachmittags aber die Gartengänge (46) nächſtentheils in kühlen Schatten: ſo, daß ſolcher, wie die Tage zu und abnehmen, bald kürzer, bald länger, hier oder dahin fällt. In dem gewölbten Gange aber ſelber, iſt es alsdenn am kühlſten, wenn die Mittagsſonne recht über ihn liegt. Hierzu kömmt noch, daß wenn die Fenſter offen ſind, die Weſtenwinde durchſtreichen können, die alle die geringſte faule und ſtockende Luft daraus vertreiben. Am Ende des Altans ſowohl, als des gewölb-

ten

ingraveſcit. In capite xyſti deinceps cryptoporticus (47), horti dicta eſt, amores mei; re vera amores: ipſe poſui. In hac (48) heliocaminus quidem, alia xyſtum, alia mare, utraque ſolem (49), cubiculum autem valvis, cryptoporticum feneſtra proſpicit. Qua mare contra parietem medium (50) zotheca perquam eleganter recedit: quæ ſpecularibus & valis obductis reductisque modo adjicitur cubiculo, modo aufertur. Lectum & duas e the-

dras

ten Ganges, liegt die Gartenwohnung (47), welche mein einziges Vergnügen iſt; ja wohl recht mein einziges Vergnügen: denn ich habe ſie ſelber angeleget. In dieſer befindet ſich eine Sommerſtube (48), die einerſeits den Altan, andererſeits das Meer, beyderſeits aber die Sonne hat; und daraus man durch Doppelthüren in das Wohnzimmer (49), durch Fenſter aber in den gewölbten Gang ſehen kann. Dieſe Wohnung wird durch ein Kabinet (50), das gerade an der Wand liegt, die ſich gegen das Meer kehrt, verſchönert: welches vermöge durchſichtiger Fenſter, und bald auf, bald zugezogener Verhänge, dem Wohnzimmer bald gegeben, bald genommen werden kann. Es enthält in ſich ein Ruhebette, nebſt zwey Tragſeſſeln: das Bette ſteht

ſo,

dras capit: a pedibus mare, a tergo villæ, a capite ſilvæ (l): tot facies locorum totidem feneſtris & diſtinguit & miſcet. Junct m eſt (51) cubiculum noctis & ſomni. Non illud voces ſervulorum, non maris murmur, non tempeſtatum modus, non fulgurum lumen, ac ne diem quidem ſentit, niſi feneſtris apertis. Tam abditique ſecreti illa ratio, quod interjacens (52) andron parietem cubiculi hortique, diſtinguit, atque ita omnem ſonum media inanitate conſumit. Applicitum eſt cubi-

ſo, daß man zun Füßen das Meer, im Rücken die Landhäuſer, und zun Häupten die Wälder hat: (l) ſo viel nun Ausſichten der Orte ſind, durch ſo viele Fenſter können ſie zuſammen und ins beſondere geſehen werden. Noch iſt damit das nächtliche Schlafzimmer (51) verbunden: darinnen man weder das Geſchwätz meines wenigen Geſindes, noch das Geräuſch des Meeres, noch das Brauſen der Stürme, noch den Bliß, ja nicht einmal das Tagelicht; es wäre denn bey geöffneten Fenſtern, wahrnimt. Eine ſo tiefe und verborgene Stille aber rühret daher, weil ſich aller Schall von außen in dem Raume des ſchmalen Ganges (52) der zwiſchen der Wand des Schlafzimmers und dem Garten liegt, verſchlägt. An dieſes Schlafzimmer iſt ein ſehr kleines

Wam-

cubiculo (53) hypocauſtum perexiguum, quod anguſta fenestra ſuppoſitum calorem, ut ratio exigit, aut effundit, aut retinet (54). Procœton inde & (55) cubiculum porrigitur in ſolem (m): quem orientem ſtatim exceptum, ultra meridiem, obliquum quidem, ſed tamen ſervat. In hanc ego diætam quum me recipio, ab eſſe mihi etiam a villa mea videor, magnamque ejus voluptatem, præcipue Saturnalibus, capio, quum reliqua pars tecti, licentia dierum, feſtisque clamoribus perſonat. Nam nec ipſe meorum luſibus,

Wärmſtübchen (53) angebracht, daraus man die unten angemachte Wärme durch ein enges Fenſterchen, ſo wie es die Noth erfodert, hereinlaſſen oder verſchlieſſen kann. Hiernächſt iſt noch ein Vorgemach (54) nebſt ſeinem Wohnzimmer (55) befindlich (m), darein die Sonne gleich beym Aufgange ſcheint, und hernach wieder bis übern Mittag, ihre Dienſte wiewohl ganz ſchräge leiſtet. Wenn ich mich in dieſe Gartenwohnung begebe, ſo iſt mirs gar nicht als ob ich auf meinem Landhauſe zugegen wäre: und alsdenn genieſſe ich erſt die rechte Wolluſt davon, wenn am Saturnsfeſte, nach dem Rechte des Feſtes, das ganze übrige Haus voller Jauchzen iſt. Denn auf ſolche Art ſtöre ich meine Leute nicht in ihren Spielen, und ſie mich wie-

der

bus, nec illi ſtudiis meis obſtrepunt. Hæc utilitas, hæc amœnitas deficitur aqua ſalienti: ſed puteos, ac potius fontes habet; ſunt enim in ſummo. Et omnino littoris illius mira natura: quocunque loco moveris humum, obvius & paratus humor occurrit Isque ſincerus, ac ne leviter quidem tanta maris vicinitate ſalſus. Suggerunt affatim ligna proximæ ſilvæ: cæteras copias Oſtienſis colonia miniſtrat. Frugi quidem homini ſufficit etiam vicus, quem una villa diſcernit. In hoc bali-

der nicht in meinem Studieren. Bey allem dieſem Nutzen nun, und bey aller dieſer Annehmlichkeit, ſo fehlt es doch hier an lebendigem Waſſer: wiewohl es Brunnen oder vielmehr Quellen giebt, die gar nicht tief liegen. Und man muß allerdings die Eigenſchaft dieſes Geſtades bewundern: daß, wo man nur die Dammerde aufgräbt, ſo ſickert ſo gleich ſüßes, und, ungeachtet des ſo nahe gelegenen Meeres, nicht das mindeſte geſalzene Waſſer hervor. Aus denen anſtoßenden Wäldern kan man Brennholz die Menge haben: und die übrigen Lebensmittel liefert das Städtchen Oſtia. Wiewohl ein genügſamer Menſch ſchon an dem genug haben kann, was das kleine Dorf vermag, das nur um ein einziges Landhaus von hier entfernet iſt. Daſelbſt giebt

es

balinea meritoria tria: magna commoditas, si forte balineum domi vel subitus adventus, vel brevior mora calefacere dissuadeat. Littus ornant varietate gratissima, nunc continua, nunc intermissa tecta villarum, quæ præstent multarum urbium faciem, sive mari, sive ipso littore utare. Quod nonnunquam longa tranquillitas mollit; sæpius frequens & contrarius fluctus indurat. Mare non sane pretiosis piscibus abundat: soleas tamen & squillas optimas suggerit. Villa vero nostra etiam mediterraneas copias præ-

es auch drey öffentliche Bäder; und diese zur großen Bequemlichkeit, weil wegen einer unverhofften Ankunft oder jählingen Abreise mein Hausbad nicht sogleich geheizet werden kann. Der Strand ist mit einer herrlichen Mannigfaltigkeit von Landhäusern gezieret: die bald aus zusammenhangenden, bald aus einzelnen Gebäuden bestehen, und die wie eine Menge kleiner Städte lassen, weñ man auf dem Meere ist, oder an dem Ufer geht: welches zuweilen nach einer langen Meeresstille ganz weich; weit öfters aber von häufig anschlagenden Fluthen hart und derb ist. Das Meer giebt eben nicht eine Menge leckerhafter Fische: dennoch aber gute Schollen und die besten Krebse. Hierzu nun kann ich auf meinem Landhause auch alles Uebrige haben, was landwärts

præſtat, lac inprimis, nam illuc e paſcuis pecora conveniunt, ſi quando aquam umbramque ſectantur. Juſtisne de cauſſis eum tibi videor incolere, inhabitare, diligere ſeceſſum? quem tu, nimis urbanus es, niſi concupiſcis. Atque utinam concupiſcas! ut tot tantisque dotibus villulæ noſtræ maxima commendatio ex tuo contubernio accedat. Vale.

wärts ein erzeuget wird, am allererſten aber Milch, weil das Vieh hierum zuſammen kommt, wenn es Waſſer und Schatten ſuchet. Nun wirſt Du mich wohl der Urſachen halber rechtfertigen, warum ich in einen ſo einſamen Orte ſtecke, ihn bewohne und ſo ſehr liebe? Du mußt gewiß gar zu ſtädtiſch geſinnet ſeyn, wenn Du gar kein Verlangen haſt, es zu ſehen. Ja ich wollte wünſchen, daß Du es hätteſt, ſo würde meinem geringen Landhäuschen, bey ſo vielen und großen Vortheilen, die es von Natur hat, dennoch der allergrößte Vorzug daraus erwachſen, wenn es Dich unter ſeinem Dache haben ſollte.

NB. Die Anmerkungen und Erklärungen folgen künftig. Die Zahlen in dieſem Texte beziehen ſich auf das Kupfer dieſes Monaths.

III.

Schreiben des Hrn. Grafen Franz Algarotti, an Hrn. Samuel Formey, beſtändigen Secretar der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin *).

Die beyden Briefe über die deutſche Sprache, ſo vormals Fontenelle an Gottſcheden geſchrieben, und welche Sie mir zu überſenden beliebet, ſind in der That, wie Sie ſagen, mit Anmuth gewürzet: mit noch mehrerer Anmuth aber war dasjenige Schreiben gewürzet; womit Sie ſelbige begleitet haben. Daß ich von Zeit zu Zeit einige Neuigkeiten von Ihnen erhalte, erleichtert mir groſſentheils den Verdruß, den ich über meine ſo weite Entfernung von Berlin, und von unſerer daſigen Akademie empfinde: und das Leſen der fontenelli-

*) Dieß Schreiben iſt uns in ſeiner Grundſprache abgedruckt, von dem Hrn. Prof. Formey gütigſt zugeſchicket worden: und es war werth, unſern Leſern überſetzt vor Augen gelegt und mit einigen Erläuterungen begleitet zu werden.

(a) Dieſes zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Hr. Prof. Formey etwa vor einem Jahre vom Hrn. Prof. Gottſched allhier eine Abſchrift der fontenelliſchen Zuſchriften verlanget hat, die derſelbe vor etlichen dreyßig Jahren von dieſem berühmten Gelehrten erhalten hatte. Der eine betraf die deutſche Ueberſetzung der fontenelliſchen Geſpräche von mehr als einer Welt; und

tenellischen Schriften erinnert mich mit Vergnügen der Zeit, da ich diesen philosophischen Anakreon gesehen habe. Es kam mir nicht anders vor, als ob ich denselben, beym Lesen dieser seiner Briefe, selbst hörete: sonderlich da, wo er betheuret, daß er kein Wort Deutsch verstünde, und dessen ungeachtet, doch allerley gute Sachen davon saget; hernach auch da, wo es heißt: daß die Franzosen den Vortheil genießen, daß ihre Sprache überall verstanden wird; ob sie gleich die andern nicht verstehen; woraus er schließt: daß diese Unwissenheit für sie selbst etwas rühmliches sey. Sieh da! sagte ich bey mir selbst, das ist gewiß von seiner Hand! Und mich dünkte, ich hörete ihn irgend bey einer Mahlzeit oder Versammlung zu Paris aufgeweckt spaßen; um seine Landsleute, ihrer Unwissenheit wegen, auf alle Weise zu trösten: so wie er seine Landesmännimen so artig gelehrt zu machen gewußt hat (a).

und dieser ist bey dem deutschen Drucke derselben anzutreffen. Der andre aber betraf die 1728 in Leipzig aufgerichtete deutsche Gesellschaft, darüber hr. Prof. Gottsched, als damaliger Senior derselben, den Hn. von Fontenelle zu Rathe gezogen hatte. Da derselbe in Deutschland noch nicht sehr bekannt geworden, wird es vielen nicht unangenehm seyn, das vom dasigen daraus, was nämlich zum Verstande des obigen algarottischen Briefes gehöret, hier zu lesen. Es lautet so:

J'aurois eu beaucoup plûtôt l'honneur de repondre à vôtre Lettre, si l'on ne m'avoit dit en me la ren-

In der That ſind die Franzoſen itzo weit davon entfernet, dreyzüngigt zu ſeyn, wie ſie ſonſt genennet

rendant, que vous ſeriés bien-aiſe de ſavoir mon ſentiment, ſur le Plan, que vous m'envoyés de Votre Societé Allemande. Comme il eſt en Allemand, que je n'entends point, il a falu, que j'aïe attendu une traduction abregée, qu'on m'en a faite. C'a été une peine fort inutile & un tems perdu, par rapport à ce, que je croïois que Vous attendiés de moi. Car outre que votre Societé eſt deja toute établie, & que vos Reglemens ſont tres ſenſés & tres bien entendus; il eſt impoſſible qu'un étranger comme moi, juge en detail, de ce qui Vous peut convenir; ou de ce, qui Vous conviendroit le mieux. Je voi ſeulement en gros, que Vous avez pour votre Langue un zele, auquel je ne puis, qu'applaudir.

Il faut avouer, que nous autres François, nous pourrions bien être trop prevenus en faveur de la nôtre: quoique la grande vogue, qu'elle a dans toute l'Europe, nous juſtifie un peu. Nous avons l'avantage, qu'on nous entend par tout, & que nous n'entendons pas les autres. Car notre ignorance en ce ſens là, devient une eſpece de gloire. Par exemple, Vous Monſieur, Vous ſaves tres bien le françois, Vous l'écrivés tres bien: & moi je ne ſais pas un mot d'Allemand. Cependant je ne croi pas, que ce ſucces de notre Langue vienne tant de quelque grande perfection reelle, qu'elle ait par deſſus toutes les autres; que de ce, qu'on s'eſt fort appliqué à la cultiver, & de ce, qu'on y a fait quantité d'excellens Livres en tout genre, qui ont forcé les étrangers à la ſavoir, ſur tout des Ouvrages agreables. A ce compte, Vous n'avez, qu'à cultiver autant votre Langue: & c'eſt, à ce qu'il me

verhanden ſind; darunter aber der Theuerdank bekannter maaßen nicht gehöret. *)

Wir halten uns bey dem, als einer längſt bekannten Sache, und die niemand mit Vernunft läugnen kan, **) gar nicht auf, was der Verfaſſer hiernächſt, von den ausnehmenden Verdienſten des ſeligen Doctor Luthers, um die deutſche Sprache und Poeſie, weitläuftig und gründlich beybringet. Er zeiget nemlich, wie derſelbe die Deutſchen zu erſt deutſch gelehret, ſo wohl da er öfters öffentlich auf der Canzel geredet, als da er auf ſeiner Studierſtube, ſo viel herrliche Lieder, Bücher und Schriften verfertiget; welche letztern zumal alle Werke ſeiner Vorgänger, an Reinigkeit und Deutlichkeit und Nachdruck der Sprache weit übertreffen, und bis dieſe Stunde als unvergleichliche Muſter zur Nachahmung dienen können.

*) S. den I. und IX. Artikel des VI. Stückes dieſer Beyträge. Wenigſtens iſt rühmlich, was *Theodorus Bibliander* de communi ratione omnium linguarum p. 27. von ihm ſchreibet: *Ferunt* Maximilianum Imperatorem *in anima verſauiſſe* emendationem Sermonis Teutonici.

**) Ein werthes Mitglied unſerer Geſellſchaft, der Herr Schelhorn zu Memmingen, hat unlängſt verſprochen uns ein Werk zu zuſenden, welches unter dem Titel: Parnaſſus Boicus eine Anweiſung und einige Exempel der Bayriſchdeutſchen Schreibart begreifet, u. vor einiger Zeit in München heraus gekommen ſeyn ſoll. In demſelben wird unter andern behauptet: Daß niemals ein ärgerer Sprachverderber in Deutſchland aufgeſtanden ſey, als eben Doctor Luther. Wir werden nicht ermangeln, von dieſem, allem Anſehen

nennet wurden. Und viele von ihren Gelehrten ſind dennoch zum Gipfel der Ehren gekomen, ob ſie gleich

me paroit, le deſſein, que votre Societé a conçû avec beaucoup de Raiſon.

Je ne ſais, ſi l'Allemand eſt plus dur, que le François, car je me defie toujours un peu de cette dureté ou douceur pretendue; le chant pourroit peut être en decider. Mais enfin ce plus de dureté, fut il reel, il n'y auroit pas ſi grand mal; et vous en auriés plus de Force dans les Occaſions ou il en faut. Une choſe plus conſiderable, et que j'entends reprocher à Vôtre Langue, quoique ce ſoit plutôt la Faute des Ecrivains, c'eſt, que vos Fraſes ſont ſouvent extremement longues; que le Tour en eſt fort embaraſſé, le Sens long tems ſuſpendu et confus. Il eſt vrai, que le Grec et le Latin ont aſſes ſouvent auſſi ces defauts, et même dans les bons Auteurs. Mais tous Grecs et Latins qu'ils ſont, il ont tort. Le François ſeroit bien de même; ſi nous voulions. Mais nous n'avons pas voulu; et c'eſt peut être ce, que nous avons fait de mieux. Que les Ouvrages qui partiront de Vôtre Societé, donnent l'exemple, d'un meilleur arrangement dans les fraſes, d'une plus grande clarté, etc. ce ſera un grand Bien, qu'elle procurera à vôtre Langue etc. etc. De Paris le 1728.

Bey dieſem Schreiben nun wären allerley Anmerkungen zu machen; die aber zum Theile ſchon in dem I. Bande der berühmten deutſchen Geſellſchaft zu Altdorf gemachet worden. Man will nur ſo viel überhaupt ſagen, daß die hieſige deutſche Geſellſchaft ſich damals, zur Zeit ihres Flores, die Regeln und Rathſchläge des Herrn von Fontenelle, allemal zur Richtſchnur dienen laſſen. Sie hat, wie Weltkündig iſt,

kein Wort von andern Sprachen verſtanden haben (b).

Ob ſie noch das Deutſche verſtehen müſſen, oder nicht, um tiefer in die Heiligthümer der Wiſſenſchaften, und in die Gründe ihrer Sprache ſelbſt zu dringen, das überlaſſe ich ihnen ſelbſt zu beurtheilen (c). Aber das will ich wohl ſagen; daß ſie, ohne die unſrige, kaum den Mund aufthun kön-

ſich in ihren Schriften, die Kürze der Redensarten, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Wortfügungen höchſt angelegen ſeyn laſſen; und dadurch ſo viel Beyfall gefunden, daß ſeit 1730 eine höchſt merkwürdige Veränderung in der deutſchen Schreibart, faſt unter allen Poeten und Rednern erfolget iſt. Die bisherigen trefflichen Schriften von beyden Arten ſind mit den alten Fehlern nicht mehr angeſtecket, die Herr von Fontenelle der deutſchen Sprache vorrücken gehöret: es müßten denn einige wenige ſeyn, die etwa noch bey der alten Rauhigkeit bleiben wollen, wie insgemein die juriſtiſchen, canzelliſtiſchen und publiciſtiſchen Schriftſteller zu thun pflegen; die insgemein mit den angenehmern Muſen keine Bekanntſchaft haben. Allein ſelbſt in Frankreich bleiben ſolche bey der alten Leyer; und ſogar in Rom hieß es zu Auguſts Zeiten:

Manentque adhuc veſtigia ruris.

Horat.

Geſetzt aber, daß auch die andern deutſchen Geſellſchaften etwas dazu beygetragen; ſo ſind ſie doch alle erſt nach der Leipziger entſtanden, und alſo für Töchter und Nachahmerinnen derſelben anzuſehen.

(b) In Griechenland iſt es vormals zwar ſo gegangen: wo Homer und alle Dichter, Plato und alle Philoſophen, Demoſthen und alle Redner, Herodot und faſt alle Geſchichtſchreiber, keine andre als ihre Mut-

ter-

können, und doch die Verbindlichkeit nicht einsehen, so sie unsrer italienischen Sprache schuldig sind: so sehr hat diese die ihrige genähret und bereichert. Und wenigstens sollten sie aus Dankbarkeit einigen Fleiß darauf wenden; und mit philosophischem Geiste diejenige Ehre verachten, die aus ihrer vollkommenen Unwissenheit derselben entsteht (d).

terſprache wußten, und doch große und berühmte Männer wurden. Unter den Franzosen aber kann man das nicht sagen. Menage, Corneille, St. Evremont, Boileau, Racine, Moliere, und selbst Crebillon, Des Touches und Voltaire haben viel alte und neue Sprachen verstanden, und folglich viel aus den Alten und Ausländern erborget und nachgeahmet; so wie auch die Lateiner in Ansehung der Griechen gethan hatten.

(c) Wenn Menage bey seinem etymologischen Fleiße auch das Deutsche zu seinen Diensten gehabt hätte: so würde er vielmal nicht solche lächerliche Herleitungen gemachet haben. Furetiere hat schon in seinem Wörterbuche eine Menge Wörter viel glücklicher aus dem Deutschen erkläret; und es könnte noch bey unzählichen andern geschehen: wie Herr Pelloutier in seiner Histoire des Celtes hin und wieder mit dem besten Erfolge gewiesen hat. Auch in den Memoires de l'Academie des belles Lettres findet man viel glückliche Versuche der Neuern. Je mehr die Franzosen deutsch lernen werden; destomehr werden sie die Quellen ihrer vermeynten eigenen gallischen Wörter im Deutschen finden.

(d) Diese Ehre ist freylich eine sehr eitle Pralerey. Denn wo hat jemals die Unwissenheit eines Dinges Ruhm gebracht? es müßte denn die Ignoratio vitiorum seyn, die Tacitus den alten Deutschen zur Ehre gemachet.

Ihre Bildergänge ſind nicht ſo ſehr mit unſern Schildereyen, und ihre Clavicymbel mit unſern Stücken verſorget, als ihre Sprache mit unſern Wörtern angefüllet iſt, was die Maleren und Muſik betrifft. Die Worter: coſtumi, lointain, fabriques, caricature, groupe, eſtrapaſſe, eſtunte, govache, a fresque, graticuler, ſoffite, haben in der einen dieſer Künſte das franzöſiſche Bürgerrecht erhalten: ſo wie in der andern das adagio, preſto, allegro, fugue, cadence, motet, arpege, da capo, u. d. m.

Mit den italieniſchen Namen Architrave, liſtel, tondin, colarin, facome, belveder, mezanine, benennen ſie die Glieder, die Theile und die Geſtalten ihrer Gebäude.

Die Wörter: Carriere, tride, jambes ballantes, paſſager, mezair, redopé, comparſe, faquin, nehmen ſchon die Franzoſen in der Reitkunſt, aus der neapolitaniſchen Schule an; ſo wie ſie auch auf dem Fechtſaale von derſelben die Wörter caver, botte, repoſte, angenommen haben.

Die Florentiner, die ſeit den älteſten Zeiten zu Paris gehandelt, lehreten die Franzoſen die Doppelſchrift, die ſie noch itzo, auf italieniſch Rechnung führen, nennen; und dieſe haben auch die Wör-

(e) Herr Graf Algarotti hätte das Regiſter der im franzöſiſchen vorhandenen Wörter noch ſehr vergrößern können, wenn er ein Wörterbuch hätte durchlaufen wollen. Iſt z. E. ihr bouche nicht von bocca, ihr mot

Wörter: agio, agioter, police, bilance, da gelaſſen, die noch immer im Handel gewöhnlich ſind.

In der Kriegsbaukunſt, und andern Kriegskünſten haben ſie von uns Parapet, contreſcarpe, banquette, redoute, (die man vorzeiten ridotte nennete) baſtion, caſemate, genommen: (wo dieß Wort nicht vielmehr aus Spanien kömmt) imgleichen gabbions, orillon, capponniere. Und Ravelin, kömmt gewiß von rivellino, womit man in Italien, ſeit der Zeit des florentiniſchen Secretärs, die Thüren der Landgüter bedecket. Eben ſo haben ſie von uns alarme, anſeſpeſſade, genommen; indem ſie die Wörter lancia ſpeſſata verkürzet und zuſammengezogen: wie wir Ferragoſto aus Feria Auguſti, und ingoſſo von in gulam oſſa gemachet. Sie haben auch embuſcade, batire l'eſtrade, guaſtadours, genommen: wovon Taſſo in ſeinem Jeruſalem ſchreibt:

E inanzi i guaſtatori avea mandati,
Da cui ſi debba aggevolar la via,
E i voti luoghi empire, e ſpianar gli erti
E da cui ſiano i chiuſi paſſi uperti.

und viel andre Wörter mehr, von welchen zu reden wäre, wenn man ein ganzes Kriegsheer daraus bilden wollte (e).

(e) mot nicht von motto, ihr auberge nicht von albergo, ihr eſtrade nicht von ſtrada: und überhaupt, ſind nicht die meiſten franzöſiſchen Wörter aus dem Latein, als der alten Sprache Italiens entlehnet?

Und gleichwohl haben auch wir in einer Kunst, die den Franzosen eigen ist, wie sie leicht denken können, viele Wörter geborget. Battaglia, in der Bedeutung einer Schaar, ist ein französisches Wort, welches seit des Johann Villain Zeiten in Wälschland angenommen worden. Giornata, ist im Kriegswesen auch französisch, wie Machiavel in seinen Discorsi saget: und eben dieser Schriftsteller bereichert unsere Sprache mit ihrer alten Redensart, far le guerre corte, & grosse. Marciare, welches bey uns ein Wort unsrer Sprache ist, kömmt vom Celtischen, wie Sie wohl wissen, worinn March ein Pferd bedeutet; und war bey uns vor 200 Jahren ein neues Wort, wie solches Varchi in seinen Geschichten bezeuget. Und überhaupt haben unsre Schriftsteller des XIII. Jahrhunderts von den Provenzalpoeten, die in den rauhesten Jahrhunderten die Dichtkunst und schönen Wissenschaften bearbeitet haben, sehr viele Wörter und Redensarten angenommen, womit sie unsre Sprache verschönert haben (f).

Von den witzigen oder herrschenden Völkern, müssen

(f) Es ist aufrichtig von dem Hrn. Grafen von A. daß er auch dieses gesteht. Allein freylich würden die Franzosen, noch vielmehr solche erborgte Schönheiten im Wälschen anmerken können, wenn sie genau Acht geben wollten. Wir wollen ihnen darinnen nicht vorgreifen.

(g) Diese Regel ist so wahr, daß sie mit unzähligen Beyspielen erläutert werden kann. Daher kömmt die Menge griechischer und römischer Wörter in allen heutigen

müſſen die andern in der Sprache gewiſſermaßen den Ton annehmen. In allen Sprachen von Europa findet man die Wörter, **Almanach**, **Admiral**, **Algebra**, **Elixir**, und dergleichen, die von den Arabern kommen, welche vormals die Wiſſenſchaft mit der Herrſchaft über die halbe Welt verbanden. Auch das **Zenith**, **Azimuth** und **Nadir**, und ſo viele arabiſche Namen der Sterne bezeugen, wie eifrig ſie ſich auf die Sternkunde geleget haben. In der lateiniſchen Sprache waren vormals alle Kunſtwörter der Wiſſenſchaften griechiſch; und **Lucrez** konte des **Anaxagoras Homöomerie** nicht lateiniſch geben. Hingegen mußten die Griechen die lateiniſchen Wörter, Haſtati, Principes und Triarii, auch andere aus dem römiſchen Kriegsheere annehmen, deſſen Tapferkeit ſie nicht widerſtehen konnten. Ich erinnere mich, gehöret zu haben, daß in dem Schiffswesen von den Venetianern das **Wort Stop** und **Nocturnal** entſprungen, und ſich in die Sprache der Herren des Meeres fortgepflanzet, die in allen Theilen der Welt unſre Sache ſo gut vertheidigen (g).

Ich

tigen europäiſchen Sprachen. Der Herr Graf fällt nur zu ſchnell auf die Araber, die auch auf kurze Zeit ein herrſchendes Volk waren. Er überhüpfet die Deutſchen, d. i. Gothen, Vandalier, Sueven, Longobarden, Franken und Normannen, die ja noch vor den Arabern das ganze mittägliche Europa beſieget und beherrſchet, ja ſelbſt Africa beſetzet und reoieret haben. Von dieſer ihrer Sprache ſind ja unzählige Denkmäler in Wälſchland, Spanien und Frankreich zurück

Ich weis nicht, was für ein Glück in Deutschland ihre Akademie der Puriſten haben wird, die ganz entſchloſſen iſt, die Sprache von allen fremden Wör-

zurück geblieben; ob dieſe Völker es gleich nicht eher wiſſen, oder kennen, als bis ſie deutſch lernen. Haben die Italiäner nicht ihr Albergo von Herberge, ihr Piazza von Platz, ihr Bergamo von Bergan, ihren Palo von Pfad, ihr Garda vom gothiſchen Gard ein Schloß, giardino von Garten, infanterie von Vent ein junger Burſch, im holländiſchen; ihr Spada von Speer oder Spieß, ihr bicchiere von Becher, ihr brindiſi von, ich bring es dir, ihr danſa von tanzen, ſtoccata von Stock, mantello von Mantel u. d. m.

Im Spaniſchen und Portugieſiſchen iſt es eben ſo; und wo bleibt noch der ganz deutſche Gebrauch der Artikel, und die deutſche Abwandelung der Zeitwörter, durch die Hülfswörter, ich bin und ich habe, io ho avuto, io ſono amato, u. d. g. Heißt das nicht, wie Grotius in einem Gedichte zum Lobe der deutſchen Sprache ſchreibt: daß viele Völker durch ihre Sprache, der Deutſchen vorige Obermacht geſtehen:

O patria ſalve lingua, quam ſuam fecit
Nec humilis unquam, nec ſuperba libertas;
Quam non ſubactis civibus dedit Victor,
Nec adulteravit inquilina contages;
Sed caſta, ſed pudica, ſed tui juris,
Germana priſcæ fortitudinis proles.
Lingua imperare nata, quæ citos mentis
Senſus adæquas, non minus brevi voce.
Cujus retenta parte tot triumphatæ
Adhuc fatentur Teutonum arma gentes:

Franci

Wörtern zu befreyen; und zu machen, daß ſie nur durch ihre eigene Schönheiten glänzen wird (h). Unſre italieniſchen Puriſten haben gewiß ein groß Stück

Franci potentis præda ditior Gallus;
Et Longobardo vitlus Inſuber mollis;
Gothique Regnum mundinator Hiſpanus;
Legesque paſſus Angloſaxonum Britto.

Farr. L. III. p. 215.

(h) Der Herr Graf Algarotti ſcheint eine ganz unrechte Meynung von unſern deutſchen Geſellſchaften zu haben. Indem er ſie für Puriſten ſchilt, ſcheint er ſie für das zu halten, was wir Jeſianer zu nennen pflegen: die alles aus dem Deutſchen auszumärzen ſuchten, was fremdes Urſprunges war; die aber von Racheln und andern längſt verſpottet worden. Diejenigen Wörter, ſo ſeit etlichen hundert Jahren das Burgerrecht im Deutſchen erhalten haben, hat man eben nicht abzuſchaffen geſuchet. Nur Unwiſſende haben ſich von den Bemühungen der hieſigen deutſchen Geſellſchaft einen ſo mangelhaften Begriff gemachet; ſo wie es auch in Paris, mit der Academie francoiſe gegangen war. Ihre Abſichten waren viel erhabener und weitläuftiger. Es war ein andrer Misbrauch entſtanden, den man einen Hofgalantiſmus nennen könnte. Er beſtund darinn, daß man eine unnöthige Menge fremder Redensarten und Wortfügungen ins Deutſche mengete, die man gar wohl entbehren konnte. Wer 10 oder 20 franzöſiſche Wörter aufgeſchnappet hatte, mengete ſie alle Augenblicke ins Deutſche. Sonderlich waren die Zeitwörter ſehr eingeriſſen, die ſich auf ſiren endigen mußten; als exerciren, courteſiren, charmiren, friſiren, notiren, cajoliren, tractiren, u. d. m. Dieſe ungebethenen

Stück Arbeit! die franzöſiſchen Wörter, Toletts, Canapé, Andrienne. Fontange, werden ſich in unſrer Sprache einniſteln, wie vormals die Deutſchen Stivale, (Stiefel) Fiasco, (Flaſche) Pecchiero, (Bächer) und Pellicone, (welches eine Verderbung ihres Willkommes iſt,) ſich bey uns eingeniſtelt haben.

Die Puriſten werden ſehen, daß ſolches unmöglich zu erhalten iſt. Sie werden ſehen, daß ein Volk keine Verbindung mit andern Völkern haben müßte, wie einige Philoſophen behaupten wollten, oder die alten Geſetzgeber von Aegypten und Rußbethenen Gäſte nun drohten der deutſchen Sprache eine Ueberſchwemmung: und ungeachtet man ſie im gemeinen Leben nicht auf einmal unehrlich machen, oder des Landes verweiſen konnte: ſo war es doch hohe Zeit, daß ſie aus den Schriften und Büchern verbannet wurden, woſelbſt ſie ein Pufendorf, Morhof, Weiſe, Gundling, Hübner, Stelle, u. a. m. nur gar zu ſehr eingeführet hatten. Daher eiferten ſchon der Patriot, die Tadlerinnen und der Bidermann wider dieſe Sucht, ehe noch die deutſche Geſellſchaft 1728 in den gehörigen Stand kam, darinnen ſie ſich dieſem Strome widerſetzen konnte. Allmählich iſt ihr nun dieſe Abſicht gelungen, und es hat ungefähr 25 Jahre hintereinander ein reines Deutſch in unſern Büchern geherrſchet. Seit wenigen Jahren aber finden ſich wieder Verführer des Volkes, von der alpiniſchen Secte, die von neuem eine ausländiſche Brut von Wurmſamen ausſtreuen und uns mit Sphären und Scenen, mit Terraſſen und Plainen, mit Genies und Phantomen, mit Myriaden und Harmonien, ätheriſchen Proſpecten, und Perſpecti-

Luther ſchrieb zwar keine eigentliche und vollſtändige Sprachlehre, wohl aber ein Namenbuch, die Erwachſenen und gelehrten Deutſchen in den deutſchen Namen und Wörtern zu unterrichten. Er hat es zum erſtenmal zu Wittenberg 1537. in 4. durch Niclas Schirlenzen ohne Meldung ſeines Namens in lateiniſcher Sprache unter folgender Aufſchrift drucken laſſen: Aliquot nomina propria Germanorum ad priſcam Etymologiam reſtituta, per quendam Antiquitatis ſtudioſum; und in der kurzen Vorrede: Lectoribus ſalutem. Exemplum dedi vobis, vt plura meliora faceretis. Valete. uns deutlich genung gezeiget, daß er damit ein Beyſpiel geben wollen, wie auch andere an ihrer Sprache arbeiten und beſſern möchten. Dieſes Büchlein iſt indeſſen abermals zu Wittenberg 1570. in 8. durch Peter Seizen, mit Beyfügung des Namens Lutheri, gedruckt, und nach dieſer Auflage, die nicht ohne Druckfehler iſt, dem IX. Altenburgiſchen Theile ſeiner Schriften, am 1952. und folgenden Blättern einverleibet worden. Und endlich hat es Magiſter Gottfried Wegener, ein Pfarrer zu Neuſtadteberswald, in die deutſche Sprache überſetzt, und mit Anmerkungen zu Leipzig 1674. 8. herausgegeben, die der Verfaſſer trefflich nennet. *)

Mit

---

hen nach ſaubern Werke unſere Leſer in dieſen Beyträgen hinlänglich zu unterrichten; ſo bald wir es nur einmal in Händen haben.

*) Da es unter den Gelehrten noch nicht auſſer allem Streit geſetzet iſt: Ob wirklich Luther der Urheber dieſes Namenbüchleins ſey? So wollten wir wün-

Rußland befahlen: damit ſie auf keine Weiſe verändert, oder ihre ungebohrne Sitten nicht verderbet würden. Sie werden wenigſtens ſehen, daß es gleich unmöglich iſt, daß nicht der Handel, den andre Völker mit dem ihrigen haben, einige Wirkungen haben ſollte. Ein Volk, das dem andern eine Sache giebt, wird ihm auch nothwendig den Namen geben. Und gewiſſe Wörter werden allemal in den Sprachen als ein Merkmaal von dem Witze deszenigen Volkes bleiben, von dem ſie herſtammen (i).

Es

ſpectiven, mit Hydren, und Amphisbänen beſämen. Hiervon hat Opitz ſchon geweißaget:

Es iſt ja zu beſorgen,
Weil allbereit bey uns faſt alle neue Morgen
Ein neuer Dichter wächſt, daß dieſe Schreibeſucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen, wie zuvor.

(i) Dieſes wird freylich allemal eine Nothwendigkeit bleiben, und das iſt es ſchon in Griechenland und Rom geweſen. Haben nicht die Griechen die Wörter, Gaza, Paraſangen, Satrapen von den Perſern, eine ältere Menge von Phönizern und Aegyptern, und noch eine weit größere in neuern Zeiten am conſtantinopolitaniſchen Hofe, von Lateinern und Gothen, Longobarden und Franken angenommen? Hatten nicht die Römer ſchon um Auguſts Zeiten auch Deutſche und galliſche Wörter an Ellcda, framea, veredus, vereclarius u. d. m. angenommen? So werden wir Deutſche auch allemal gewiſſe Wörter unſrer Nachbarn behalten, die ſie uns mit ihren Erfindungen

Es wird auch allemal schön seyn, viel Mundarten zu verstehen, um beſſer unterſcheiden zu können: durch was für Wege die verſchiedenen Völker der Welt, in Künſten und Wiſſenſchaften Gemeinſchaft gehabt, und noch haben. Und wer nur ſehen kann, was für Philoſophie in den allergrammatikaliſchten Sachen ſtecket, welches zu dem ſchönen Drucke des etymologiſchen Wörterbuches, ſo viel beygetragen hat; der wird auch alle Zweige eines ſolchen gelehrten Gewerbes einſehen, und urtheilen können, welches Volk dem andern das meiſte gegeben, und welches reicher oder ärmer ſey.

Mich dünket, ich ſehe Sie, mein Herr, in ihrer Studierſtube, wie einen Ritter Bernard auf der Londoner-Börſe; der die Wagſchale des Han-

dels

dungen herſchicken: ſo wie ſie von uns Arquebuſen (arae Büſſen oder Büchſen,) Berlinen. Palatinen, Bollwerke. Bouſſolen. (Büſſen oder Büchſen) Standarten, Lansquenets, (Landsknecht) Jardins von Gärten, Jardiniers. von Gärtnern, Gardes, von Warten, Bourgs, von Burg, Coches, von Kutſchen, Cruches von Krugen, Eſperons, von Sporen, Laquais, von Lackeyen (von lâcken, d. i. laufen, hüpfen, die Lahmen werden lâcken wie ein Hirſch) Ecreviſſe, von Krebſen, Luts, von Lauten, Manteaux, von Mänteln, Halebardes, von Helmbarten, Javelins, von Schäftlein, Marechaux, von Marſchälken, Rondaches, von Rundtartſchen, Soldats, von Söldnern, Valiſes, von Felleiſen, u. d. m. entlehnet haben.

dels der ganzen Welt in Händen hat. Seyn Sie verſichert, daß ich mit keinem lieber, als mit Ihnen Briefe wechſele; ſo ſehr wünſche ich Dero Freundſchaft beyzubehalten. Erhalten Sie mir dieſelbe, und glauben, daß ich wahrhaftig mit vieler Hochachtung bin ꝛc. ꝛc.

Bologna, den 15. Jun. 1759.

Dero ꝛc.

IV. Ad

(k) Da der Herr Graf A. geſtehen will, daß March aus dem Celtiſchen herkomme, denket er den Franzoſen eine Höflichkeit zu machen; machet ſie aber wirklich uns Deutſchen. Denn wir haben noch die Stunde Mähren, Ackermähren und Schindmähren zu Pferden; ſo wie unſre Marſtälle, Pferdeſtälle ſind, und die Marſchälle von Märſchälken, d. i. Pferdeknechten den Urſprung haben; denn Schalk hieß vormals ein Knecht; wie zu Rom fures vor Alters nicht Diebe, ſondern Diener oder Knechte waren. Von deutſchen Wörtern im Italieniſchen ſehe man des Herrn Giulio Scolta di varii pezzi de piu claſſici autori &c. T. I p. 60. 73.

IV.

Ad Virum Illuſtrem Danielem Wilhelmum Trillerum, D. Cont. Aul. Reg. Med. Prof. Prim. in Acad. Witteb. Amicum Animorum, ſtudiorum, munerumque cognatione ſibi conjunctiſſimum, *Elegi*, te tum & poſtremum *de Tempore queruli*. D. G. G. Richteri. Gœttingæ, Menſ. Febr. A. R. S. 1760.

Vor kurzem haben wir abermal eine über dieſe Zeiten klagende Elegie, welches die dritte dieſer Art iſt, erhalten. Wer den geringſten Geſchmack von der ſchönſten lateiniſchen Dichtkunſt hat, und ſonderlich eine ovidiſche, tibulliſche oder propertiſche Anmuth und Flüſſigkeit kennet; der wird ſich nicht enthalten können, auch dieſes Stück zunächſt nach den ſchönſten Elegien der alten römiſchen Dichter zu ſetzen, und mit Vergnügen mehr als einmal zu leſen. Der Hr. Hofrath Richter brauchet bey Kennern unſers Lobes nicht: ſonſt würden wir alles hervorſuchen, ſeine Arbeit unſern Leſern anzupreiſen. Gedanken, zärtliche Freundſchaft, Ausdruck, Wohlklang, Zierlichkeit, und ungekünſteltes Weſen ſtreiten hier um den Vorzug. Die Wahl der beſten Stellen würde uns in der That ſchwer, ja unmöglich werden. Da wir aber ein Gedicht von vier dicht vollgedruckten Bogen nicht ganz einrücken können: ſo wollen wir nur den Eingang

gang ganz mittheilen. Abgebrochene Stücke nämlich würden uns nur disjecti membra Poëta darſtellen. Wir wünſchen nichts mehr, als daß der berühmte Hr. Verfaſſer uns bald alle drey Elegien, mit einigen andern ſeiner vormaligen wichtigſten Gedichte in einem mäßigen Bändchen mittheilen, und alſo der Nachwelt, zur Ehre unſrer Zeiten, übergeben möge.

Ter TRILLERE *meis praebebis planctibus aures,*
Nam belli arumnas tertius annus alit.
Tertia detonuit ſub fulmine & imbribus aſtas,
Auguſto horribilis menſe procella fuit.
Ex tunc terga quidem fugientis vidimus hoſtis,
Attamen illa parum terga videre iuuat.
Victoris plerumque tepet, victi aeſtuat ira,
Lactitiacque vetat prodere fronte notas.
Hinc fugiens inter praedas incendia caedes
Antrorſum & retro calce manuque ferit;
Vlturusque ſuos illata ex clade dolores
Atra haud diſſimulat bile tumere iecur.
Per lactas ſegetes, quibus imminet hora metendi,
Indomiti nulla lege feruntur equi.
Circumfunduntur dextra laeuaque coborte
Atque vno abſumunt pabula noſtra die.
Iactura armenti vacuique in rure labores
Implent agricolam concutiuntque metu.
Frontibus inſiſtunt curarum nubila noſtris,
Triſtia quisque timet, iam ſibi, iamque ſuis.

Plus noxae impendet. Sed tergis victor inhaerens
A ſpoliis repulit caede vel igne manum.

Nunc belli in noſtro nullum ſtrepit aëre fulmen,
Fert multum autumnus plusque quietis hiems.
Non ſonat in noſtris hoſtilis buccina campis,
Non ſommum vt nuper claſſica pulſa fugant.
Nil aures fremitu, mentem terroribus implet,
Quisque ſuis ſtabulis gaudet abeſſe lupos.
Docta cohors, almae nutricis ad vbera tendens,
Priſco iterum numero pulpita noſtra petit.
Sic quadam fruimur pacis vel ludimur vmbra,
Nec tamen illecebris haec caret vmbra ſpei.
At pungunt paſſim ſpinoſae in pectore curae,
Annorum occurrunt aſpera ſata trium.
Et quia tot Regum nondum deſeruit aeſtus,
Iniicit aeſtatis quarta procella metum.
Imminet armorum noua vis, et iure verenur,
Pacis adhuc ſpiſſa nube latere iubar.
Mortales oculos hebetat caligo futuri,
Proxima quis nouit quid ferat hora mali?
Tu pede pacato res noſtras ire iubebis,
Fingesque e duris mollia corda Deus!
Dextra Tua arcebit noſtris de finibus hoſtem,
Inque fugam rurſus, ſi redit ille, dabit,
Nec ſinet imperii decus ima ſtirpe reuelli,
Sed ſtare incolumi, quo ſtetit ante, gradu.

Sub vſtro reſonant grauiora tonitrua coelo,
Hybernoſque tegit nox velut vna dies.
Fatorum inuitis ſeries facit aerea belli,
Aurea quae quondam tempora pacis erant.

In

In mediis lacera vos vndis puppe relinqui,
Et portum optatum non reperire lupet.
O Patria infelix! o infans victima belli!
Vim nimis intendit fors inimica suam.
Saeuitiae numeris tantum non omnibus vsa
In Te saepe nouas iactat ab ore minas.
Te velut e summo scopulorum vertice tecit,
Quam blando haud pridem fouit amica sinu.
Syluae excisae horrent, ignisque suburbia vastat,
Subque tributorum mole fatiscit inops.
Panis & vnda datur miseris, non culcitra fessis,
Non habet in gelido carcere sella locum.
Sic pulchrum emoritur succiso poplite corpus,
Priscus tabe perit conficiturque vigor.

In vos nil, inquis, decreuit sanctio sati,
Quod fortes humeros posse grauare putem.
Quanto plus fuimus passi! vix copia fandi est,
Cura minor loquitur, maxima cura stupet.
Victos Romanos *graniores* Pollio *dixit,*
Colligе, crescentis quae sit origo mali?
Mutamus Dominos non fatum. Perdita res est!
Siue sub hoc gemimus siue sub hoste nouo.
Ecqua fides! manus vna premit, manus altera mergit,
Per varias patimur deteriora vices.
Sub tam communis densa caligine luctus
Obuoluit vultum nostra Camoena suum.

Sic est, quisque suae plus iactat iura querelae,
Par ex fonte mihi fugit vtraque dolor.
Dumque mali seriis nunc vna ex parte remittit,
Me TRILLERE *tuae res Patriaeque mouent.*

Tene columbarum prope nidum in vertice ſummo
Oppletae cogit ſors habitare domus?
Atque ſodalitio librorum circiter octo
In latebris veluti per pia ſaxa frui?
Sub pedibus regnant moeſtis ululatibus aegri,
Vnus ſub tenebris cum fremituque perit.
Heu quot non aliis planctus grauis occupat vrbes!
Quae tigues magis, ſors magis arcta premit.
Lipſia Teutoneae *quae dudum gloria gentis,*
Miſniacae *terrae carus ocellus erat;*
Mercurius cui grande decus, cui maius Apollo,
Ille viros celebres, ſed magis ille dabat;
O quam prae multis caput vrbibus extulit! o quam
Ciue fuit felix, ſplendida, diues opum!
Nunc vel ab hoſte ſuo diſcernere neſcit amicum,
Vel ſe tanta inter nubila poſſe negat.
Difficilis res eſt magni cuſtodia cenſus,
Quam non Pactus ſuſcitat vnda ſitim?
Fama nocet, pollere bonis, cauſſa excidit omni
Diues, cum faciunt bellica iura reum.
Ius belli vel poena Dei, eſt vel ſemideorum,
Concilians Deum ſemideosque iuuat.

Verſari ante oculos Trillere *tuosque meosque*
Non citra gemitus Liplica *rura queunt.*
Tam bene de nobis meritae ſtat gratia Matris,
Quae noſtra Aoniis pectora lauit aquis,
Et docuit quondam decreta ac ſcita ſophorum,
Quin noſtras lauri cinxit honore comas;
Inque ſalutari ſe praebuit arte magiſtram,
Culta viris, quorum eſt neſcia fama mori;

Cum

Cum caput in medico tunc ordine Bohnius *eſſet,*
Doctrina, ingenio, moribus, ore grauis;
Riuini *riuos Phoebea inuenta ſitiret,*
Hanc ſoliti vt plantas ſaepe rigare ſuas;
Pauli *indagantis fabricae per corpora leges,*
Doctam exerceret ſectio crebra manum;
Denique Schacheri *longo vſu exercita virtus*
Dacdalea medicos fingeret arte viros.
In deſideriis pars non fuit vltima noſtris,
Tempore tam molli tot ducibusque frui.
Sic placide nobis effluxit Olympias vna,
Vix ſimilem poſthac luſtra dedere nouem.
Selecto ex numero, quem viderat illa palaeſtra,
Tu mihi nunc ſuperas ſolus, egoque Tibi.
Creuit amicitiae ſub honeſto fomite cultus,
Et ſtudii ac morum foedere nixa ſtetit.
Quem parinut ſenſum primae contagia vitae,
Non hebetem aetatis torpida reddit hiems.
Vna nos renuit fatum coniungere ſede,
Corpore diuulſis mens tamen vna manet.
Gordius eſt nodus, quem nil niſi Parca ſecabit,
Annorum hunc caries ſoluere ſola nequit.

A noſtri obtutu priſci decor abripit aeui,
Hic habet illecebras, non habet ille pares.
Quod pulchrum eſt, bis terque cani non ambigo poſſe,
Ambigo ſed toties aſpera poſſe cani.
Nam vedit in vultus vuditer detecta cicatrix,
Qui mentem pungit, cur ſit in ore dolor?
At fixum eſt, terno ſolavi haec vulnera ſtilo,
Dum, quae TRILLERI *eſt, auris amica fauet.*

Vere et ſimpliciter, ſi non ſatis omnia caute,
Haec geſta haud pridem commemorabo locis.
Non tacito afflatum ſacrasue in carmina vires,
Qui chordas tremulo pollice tango ſenex.
u. ſ. w.

V.

Choix litteraire. T. II. A Geneve.

Chez Claude Philibert, 1755. avec Permiſſion. in gr. 8. 216 S.

Die Herren Herausgeber erinnern zuförderſt, daß ſie allerhand Erinnerungen wegen ihrer Sammlung erhalten. Z. E. die Stücke wären nicht alle gleich gut. 2) Einige wären dem Leſer, der dieß ſchreibt, ſchon bekannt geweſen. 3) Das eine Stück hätte einige geärgert. 4) Man hätte noch nichts aus der Encyklopädie eingerücket. 5) Ein gewiſſes Stück wäre zu lang, und endlich, der Titel, Choix litteraire, hätte vielmehr verſprochen als geleiſtet.

Unſre Leſer werden leicht ſehen, wie leicht es iſt, dergleichen Erinnerungen zu machen, und zugleich wie unmöglich es ſey denenſelben auszuweichen. Müſſen nicht ſolche unbeſcheidene Kritikaſter denken, daß dergleichen Bücher ganz allein für ſie geſchrieben werden? Und glauben ſie denn, daß ſie den Beyfall aller Leſer erwerben würden, wenn ſie ſelbſt dergleichen Sammlung nach ihrem Geſchmacke

Mit gleichem Rechte können wir mit Stillſchweigen übergehen, was nach dieſem von verſchiednen, alleine unter den Evangeliſchen, im vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderten hier und dar aufgerichteten Geſellſchaften gemeldet wird, deren Abſicht und Zweck geweſen iſt, unſere Mutterſprache in erwünſchte Aufnahme zu bringen; davon aber die fürnehmſten Umſtände dem meiſten Theile unſerer Leſer gewiß bekannt ſind. Die Römiſch-Catholiſchen hingegen, haben alle des freundlichen Einladens ungeachtet, ſich weder in dieſelben als Mitglieder begeben, noch auch unter ſich ſelbſten dergleichen aufrichten wollen; über welche Nachläßigkeit unſer Autor bittere und billige Klage führet, und zeiget, wie ſie zwar viele Reimſchmiede, Veremacher, und andere elende Scribenten in ungebundener Rede; nicht aber einen einzigen Poeten, oder andern tauglichen Schriftſteller in der deutſchen Sprache aufweiſen könnten.

Es iſt werth bey dem Herrn Verfaſſer ſelbſt nachzuleſen, was derſelbe in den letzten zehen Abſchnitten ſo vernünftig als patriotiſch von den wahren Urſachen des ſo elenden Zuſtandes der deutſchen Sprache unter den Römiſchgeſinnten, und von den Mit-

wünſchen, daß es dem Hrn. Megaliſſius gefallen hätte, dieſes allhier näher zu unterſuchen. S. das II. Stück dieſer Beyträge p. 226. Herr Eckard gedenket in ſeiner Hiſtoria ſtudii Etymologici Germanicae ling. Cap. IV. p. 42. f. noch einer andern Auflage deſſelben, zu Brüſſel (Urſellis) 1559. wie auch, daß es in *Simonis Schardii* Scriptoribus Germanicis hinten angedruckt ſtehe.

cke veranstalten sollten? Was der Sammler auf alle diese Puncte geantwortet habe, ist leicht zu ermessen.

Der erste Aufsatz ist eine Abhandlung über das altväterische Wort, Vaterland. Sie ist von demselben Verfasser, der im ersten Theile von der Natur des Pools oder Volkes geschrieben. Er beschweret sich, daß man durch Abschaffung vieler Wörter die französische Sprache nur ärmer gemachet. Was hatte denn das Wort Vaterland niedriges oder hartes an sich, um es abzuschaffen? Man höret es itzo auf dem Lande, in Städten, in der Hauptstadt, sonderlich aber bey Hofe, fast gar nicht mehr. Die Greise haben es vergessen, die Kinder niemals gelernet: ja selbst von Schriftstellern brauchen es nur noch die Weltweisen, die sich gegen das Lächerliche recht abgehärtet haben. Ein bewaffneter Bürger, den man fraget, was sein Thun sey? versetzet: Ich diene dem Könige. Warum denn nicht dem Vaterlande; dem doch der König selber dienen soll. u. s. w. Man kann leicht denken, daß hier sehr artige Dinge vorkommen.

Der II. Aufs. ist eine Abhandlung eines Benedictiners Dom Pont, Prof. zu Toulouse, des Spruches, aus dem 6. Cap. des Buches der Weisheit: die Menge der Weisen machet die Welt gesund; und damit hat er den Preis der Beredsamkeit zu Montauban davon getragen. Die Künste, die zur Erleichterung der menschlichen Nothdurft erfunden worden, dienen oft, die Ueppigkeit zu unterhalten: und die Wissenschaften, so seinen Geist erleuchten

sollen, helfen oft sein Herz verderben. Nun sind die Akademien gestiftet worden, um die klügsten Bürger zu vereinigen, damit Vernunft und Einsicht durch sie verbessert, und die Bande der Gesellschaft mehr verknüpfet werden sollen. Sollten denn diese auch wohl durch ihre große Zahl betrübte Wirkungen hervorbringen?

Berühmte Schriftsteller schreiben ihnen den Verfall der Gelehrsamkeit zu. Allein sie haben die großen Vortheile nicht recht erwogen, die daraus entstehen. Diese will der Verfasser mit den Unbequemlichkeiten vergleichen, die zuweilen daraus entstehen.

Auf der einen Seite kann man die gefährlichen Folgen der vielen gelehrten Gesellschaften nicht läugnen. Wenn sie sich mehren, so wächst auch die Zahl ihrer Candidaten: das Heiligthum der Musen wird Leuten ohne Einsicht eröffnet, und der Lohn der Gelehrsamkeit sehr mäßigen Köpfen verliehen. Die Natur theilet ihre Gaben mit geizigen Händen aus. Diese Sparsamkeit, die ihnen zu Ehren gereichet, benimmt den Gesellschaften die Hoffnung, in ihrem Schooße lange Reihen von Geistern zu sehen, die geschickt sind, die Welt zu erleuchten. Es ist nicht mehr Zeit, einen gesunden Geschmack, eine richtige Urtheilskraft und mancherley Kenntnisse zu erlangen, wenn man schon der Richter aller verschiedenen Werke des menschlichen Witzes geworden ist. Diesen Titel zu verdienen, muß man sich durch die Arbeit andrer bereichert,

reichert, und mit tiefen und viel Licht gebenden Betrachtungen erfüllet haben.

Indessen haben diese gelehrten Zünfte, aus Begierde, sich fortzupflanzen, die Gefälligkeit, Leute aufzunehmen, deren Ehrgeiz ihre Fähigkeit ersetzet. Hier fallen mir alle die Ränke, Schliche und Rotten in die Augen, die man brauchet, der Unwissenheit einen Glanz zu geben.

Und wie geht es diesen Gesellschaften nun? Gerade wie den Regierungen, die das aus Gunst geben, was nur den Verdiensten gehörete. Daher kömmt der matte Eifer, und der wenige Fleiß bey den gesellschaftlichen Versammlungen. Daher kommen die schwachen Aufsätze, die gefährlichen Muster, wenn sie bis auf die Nachwelt kämen. Der Geschmack verderbet sich; das Leichtsinnige schmauchelt sich ein, und nimmt die Stelle des Schönen und Wahren ein. Die Kränze werden der gekünstelten und gefirnißten Schreibart ertheilet; und der Schwulst eines Seneca, wird der Beredsamkeit Cicerons vorgezogen. u. d. m.

Bey dem Anblicke dieser Uebel, so aus der Menge der Akademien entstehen, müssen wir nicht minder von den Vortheilen gerühret werden, die sie uns verschaffet. — — Man erinnere sich der Zeiten, die der Vernunft so schimpflich waren, da die Vergessenheit der Gesetze, der Tugend, des Wohlstandes den Menschen herabgesetzet hatte; und die Welt der kostbaren Erfindungen beraubet war, die der itzigen Zeit so rühmlich sind. Sogleich werden wir der grossen Zahl von Gesellschaften Dank

wissen,

wiſſen, die für die Erhaltung, der ihnen anvertrauten Beylage wachen. Sieht man NB. die Neuerungsſucht, (Neologisme) die gezwungene Schreibart, das Auskramen einer falſchen Gelehrſamkeit; entfernet man ſich von der Natur und den beſten Muſtern; überläßt man ſich endlich den Vorurtheilen und dem Irrthume: ſo widerſprechen die gelehrten Geſellſchaften in allen Arten, zum Beſten des Alterthums. Und da ſie überall blühen, ſo treiben ſie überall den Feind zurück. Kann man denn ihrer jemals zu viele haben? u. ſ. w.

Wir brechen hier ab, und wünſchen, daß alle deutſche Geſellſchaften die ganze Schrift leſen und dieſen ihren Pflichten eifrig nachkommen mögen.

Das III. Stück iſt die Ergänzung des Verſuches eines deutſchen Wörterbuches von unſerm Hrn. Rabener. Hier ſieht man erſt eine Zahl Wörter, darüber der Verfaſſer ſich einige Erklärungen ausbittet. Sie ſind Ambition, badin, boire à la Santé, Critique, Devotion, enchanté, Epargne, Generoſité, Genie, Grandeur d'Ame, Goût, Humilité, Jalouſie, impartial, indifferent, Innocence, joli, Liberté, moi, Rang. Er ſelbſt aber erkläret für dießmal die Wörter, **Deutſch**, **Fabel**, und nachdem er etliche Fabeln mitgetheilet, unterſchreibt er ſich Gl. Wir finden in dem erſten viel feine Satiren. Z. E. wenn unſre Nachbarn, theils allem, was gar zu trocken und mühſam, theils was gar zu ſchwülſtig und begeiſtert geſchrieben iſt; ſagen: **das klingt deutſch!** cela ſonne l'Allemand. Ferner, wenn andre bey uns ſelbſt

wünſch-

wünſchten, gerade unter Ciceros Conſulate gelebet zu haben; und ſobald ſie ſehen, daß einer ſich auf die gute deutſche Schreibart legt, ihn einen deutſchen Michel ſchelten; wie die Juden ihre Gegner Samariter nannten, u. d. m.

Er bemerket zwo Arten von Feinden der deutſchen Sprache in ihrem Schooße. Eigennutz und Stolz treiben die erſte; der Leichtſinn aber die zweyte Claſſe dazu. Die erſten ſind gewohnt, ihre Meynungen mit der Fauſt zu behaupten, und Stecken und Ruthen dabey zu brauchen, die bey ihnen die Stelle der väterlichen Zärtlichkeit vertreten. Sie glauben ein Recht zu beſitzen, in der gelehrten Republik den Zepter zu führen. Das ernſthafte und entſcheidende Schulgeſicht wird ihnen zu einer andern Natur. Ihre Pedanterey aber gründet ſich nur auf ein Paar todte Sprachen: und wenn es Sitte würde, ſich ohne das Latein zu behelfen, ſo verlöhren ſie ihr ganzes Verdienſt. Finden ſie alſo ein deutſches Buch bey einem ihrer Schüler, ſo ſchreiben ſie hinein: Hunc tu Romane caveto!

Der IV. Art. handelt von der Selbſtliebe, und iſt aus der Encyklopädie. Der V. von der Kritik; und iſt aus dem Engländiſchen des Ramblers genommen. Hier werden den Schriftſtellern, die nach Ruhme ſtreben, gute Mittel vorgeſchlagen, die Kritikaſter zu beſänftigen und zu gewinnen; nachdem man dieſe mit dem Argus und dem Cerberus verglichen hat. Denn ob ſie gleich nicht des Argus Augen haben, oder ſo ſtark beißen, als Cerber; ſo ſehen ſie doch ſo ſcharf wie jener, und bellen

len so laut, als dieser. Wie nun der erste durch eine Musik eingeschläfert, der letzte aber durch einen guten Bissen besänftiget worden: so könnten auch diese durch eine gute Abendmahlzeit, und ein gut Glas Wein, oder durch die süße Musik der Schmäuchelen, gewonnen werden. Das Stück ist sehr werth, zu unserer Zeit gelesen zu werden.

Der VI. Art. beweist, es sey kein Tag ohne Verdruß, und ist aus eben dem vorigen Schriftsteller gezogen. Ein äthiopischer König will sich einmal zehn Tage lang aller Arbeit entziehen, und recht vergnügt leben. Allein, aller Anstalten ungeachtet, die er dazu machen läßt, kann er keinen einzigen Tag ohne Kummer und Widerwärtigkeit genießen.

Der VII. Art. enthält politische und moralische Betrachtungen; und ist aus dem Journal étranger genommen, der ihn aus dem Wälschen gezogen hat. Der VIII. Aufsatz handelt von Empfindungen; und erscheint hier zum erstenmale im Drucke. Der Verfasser merket an, daß dieß Wort im Französischen viererley bedeute: l'Esprit, les Sens, les Passions, & les Mœurs, d. i. den Verstand, (oder Witz,) die Sinne, die Leidenschaften, und die Sitten. Nun gehe mir einer hin, und finde mir dergleichen Scherwenzel im Deutschen, den französischen Proteus, Sentimens, auszudrücken! Die Sentimens d'Esprit, sind Meynungen; die Sentimens des Sens, sind Empfindungen; die Sentimens de Passions, sind pathetische Gemüthsregungen, die ein Redner zu erregen suchet. Die Sentimens des

Mœurs,

Mœurs, sind Gesinnungen. Nur von diesen letzten redet der Verfasser hier. O wie arm ist eine Sprache, die solche Vieldeutigkeiten dulden muß! Hier wird unter andern untersuchet, ob das Frauenzimmer mehr Sentimens hat, als die Mannes? Von Leidenschaften wird die Frage bejahet; von sittlichen Gesinnungen aber geläugnet?

Der IX. Art. enthält Betrachtungen über das Spectacle de la Nature, aus dem Englandischen übersetzet. Es ist in einer sehr poetischen Schreibart abgefasset.

Der X. Artikel ist auch aus dem Brittischen, und handelt von den Vergnügungen. Das Stück ist sehr beweglich, und wohl geschrieben.

Der XI. ist eine Ode von der Auferstehung. Sie muß wohl aus dem Deutschen übersetzet seyn; denn man saget von ihr, sie habe viel Aufsehens in Deutschland gemachet. Uns ist sie nicht vorgekommen. Sie ist von einem Seelenschläfer; oder Pythagoräer: denn Milton soll in neuer Gestalt in Copenhagen leben.

Der XII. Aufsatz ist ein Gedicht in kurzen Strophen, von dem berühmten Genfer Bürger, Hrn. Rousseau. Es hat die Ueberschrift, Sylviens Spaziergang, (l'Allée de Silvie). Er scheint etwas galant zu seyn, obwohl der Hr. Verfasser zu verstehen giebt, er habe ihn schon in seinem 36sten Jahre gemachet.

VI. Fort-

VI.

Fortsetzung der zufälligen Gedanken, über die deutsche Schaubühne zu Wien.

Was würden aber diese großen Männer sagen, wenn sie die Thorheiten, Unanständigkeiten und Zoten, die von der wälschen Schaubühne sich auch auf unsre deutschen gewendet haben, sähen? Je lasterhaftere Charaktere man nur erdenken kann, desto größer ist der Beyfall, den man ihnen giebt, und das Ende der Schauspiele wird selten eine Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters, wie bey den Alten; sondern entweder gar nichts, oder gerade das Gegentheil hervorbringen. Es ist also gewiß, daß unsere Schaubühne der Gegensatz der alten griechischen und römischen, ja selbst der heutigen französischen sey. Diese also oder jene, eine nur von beyden, kann gut und zu loben seyn, und unser B.w irret demnach gräulich, wenn er sie beyde zu loben fähig ist. Der Schluß kann nicht fehlen: er verstellet sich hierinnen. Und da der Argwohn allerdings mit Grunde gegen ihn obwaltet, daß er die französische nicht verstehen müsse; so ist gewiß sein Geschmack den Possen der Deutschen geneigt.

Doch sollte dieser Schluß wohl so gar allgemein? sollte nicht vielleicht die deutsche Schaubühne auch noch zu retten seyn? Mich dünkt, ich höre schon die Menge solcher Einwendungen wider mei-

ne

ne Sätze, daß ich mich faſt überwunden geben möchte: **Was in einem Staate angeht, läßt ſich nicht in dem andern thun. Ein Volk denkt nicht wie das andere. Man muß auch dem gemeinen Manne ein Vergnügen machen; und wie würden die Anſteller (Impreſarii) der Schauſpiele auf ihre Ausgaben mit der Einnahme gelangen, wenn man lauter ernſthafte Stücke ſpielen wollte?** Ich glaube mehr als dieſe Gründe werden nicht auf der Seite unſrer Poſſenreißer ſtehen. Allein, wie viele weis ich nicht, aus einer geſundern Sittenlehre und Staatsklugheit dagegen zu ſetzen!

Was in einem Staate angeht, läßt ſich nicht in dem andern thun: Dieſer Satz iſt zwar einigermaßen, aber nicht ſo allgemein wahr, daß er ſich auch bis auf die Beförderung guter Sitten erſtrecken, dieſe hemmen, und der oberſten Gewalt eines Staates die Hände binden ſollte. Ich glaube, jedermann giebt mir recht, daß die vornehmſte Bemühung, einen Staat glücklich zu machen, in der Sorgfalt beſtehe, gute Sitten bey den Unterthanen einzuführen. Wodurch gelangt man aber zu dieſem Zwecke? Der größte Theil unſerer Policeyverweſer weis nur von drey Wegen: durch Anlegung guter Schulen; durch Sorgfalt für die reinen Lehren der Religion; und durch die Strenge der Geſetze. Wider alle dieſe drey Stücke habe ich nichts einzuwenden: es iſt gewiß, ſie ſind in einem Staate unentbehrlich. Allein, ich halte ſie nach dem gemeinen Weltlaufe nicht für

hinlänglich, und entdecke in der Schauſpielkunſt durch die Erfahrung noch einen vierten leichtern Weg, zu meinem Zwecke zu gelangen. In den Schulen lernt die Jugend das meiſte mit Zwange. Bey Vernachläßigung der Sittenlehre, findet man leider! ſelten auf unſern Predigtſtühlen ſolche Redner, die durch dieſelbige das Herz des Menſchen rührten. Die ſtrengſten Geſetze aber ſind nur die Beförderer deſto gefährlicherer Verbrechen, als ſie mit äußerſter Behutſamkeit im Verborgenen dennoch begangen werden. Ein großer Tacitus rühmet daher ein altes deutſches Volk, daß bey ihm gute Sitten mehr, als anderwärts harte Geſetze gegolten hätten. Und ich halte alſo die Schulen, die Lehren und den Unterricht auf den Predigtſtühlen, ſamt den Geſetzen, zwar für unentbehrliche, aber zugleich für ſolche Mittel der Beförderung guter Sitten, die ſich nur durch harten Zwang in dem Herzen der Menſchen einfinden. Dahingegen, wenn ich des Menſchen Neigungen zu gleicher Zeit ſchmäucheln, und ihn mit Lachen von ſittlichen Wahrheiten überführen kann; wenn ich auch die Stunden ſeines Vergnügens mir zu Nutze machen, und ihm in ſelbigen angenehmen Unterricht ertheilen kann; warum ſoll ich ſolches unterlaſſen? Dieß wurde aber in Griechenland, dieß wurde zu Rom, dieß wird noch heut zu Tage in Frankreich durch die Schauſpiele bewerkſtelliget. Ja ſelbſt unſre Poſſenreißer wollen ja den Schein vernünftiger Sittenlehrer haben, denn welcher Schauplatz ſollte wohl nicht jenen troſtreichen Satz zu ſeiner Aufſchrift

teln zu einer allgemeinen Verbeſſerung derſelben beybringet; und darauf dieſe ganze Abhandlung mit den Unvorgreiflichen Gedanken, des Käyſerl. Raths Herâi, über die Auf- und Einrichtung einer deutſchen Sprachgeſellſchaft, beſchlieſſet, welche er ganz am Ende beydrucken laſſen. **) Wir wünſchen, daß beyde wohlgegründete Vorſtellungen in Zukunft den verlangten Eindruck machen, und gute Wirkung thun mögen.

IV.

Auszüge, aus Marquard Frehers Sammlung derer, die von deutſchen Sachen geſchrieben haben.

Aus dem erſten Theile der dritten Struviſchen Herausgabe, gehöret folgendes zu unſerm Zwecke. Auf dem 72. blatte ſtehet unter dem 942ten Jahre die Eidesformel, die Ludewig und Carl, Gebrüdere, einander geſchworen haben. Ob nun ſelbige zwar auch in Paul Hachenbergs Abhandlung, von der deutſchen Sprache, welche wir neulich eingerücket haben, befindlich iſt: So können wir doch nicht umhin, ſelbige hier nochmals herzuſetzen: 1. Weil beyde Sprachen unter einander zu ſtehen kommen: 2) Weil ein kleiner Unterſcheid allhier anzutreffen iſt: 3) Weil hier des Volks

---

**) Sie ſtehen auch in dem VII. Artikel des II. Stückes dieſer Beyträge, p. 269. 280.

schrift führen: Ridendo corrigo mores: Nur Schade! daß es unwahr ist, und sie von dieser Kunst mit ihrem Witze weit entfernet sind.

Es muß daher zufolge allem diesem mir entweder offenbar dargethan werden, daß das Herz unserer Deutschen gegen alle vernünftige Sittenlehre verschlossen sey: oder die Schauspielkunst wird, als die leichteste und angenehmste Art der Sittenlehre, auch bey ihnen Platz gewinnen können. Niemand wird jenes sich zu behaupten getrauen, und ich bin also des Beyfalls versichert.

Nur jene Vorurtheile werden also noch erst aus dem Wege zu räumen seyn, daß nämlich durch ein regelmäßiges Schauspiel man dem gemeinen Volke kein Vergnügen erwecken könne; und daß, auch durch diese Art von Stücken, Zuschauer in die Schaubühne zu ziehen, allzuschwer sey. Aber auch hiervon ist das Gegentheil gewiß, und gar nicht schwer zu erweisen. Fürs erste glaube ich nicht, daß jemand die Seele eines gemeinen Mannes dem Geiste der Großen so sehr nachsetzen sollte; daß er jene durchaus aller edlen Empfindungen berauben wollte. Ich könnte daher schon aus der Erfahrung den sichern Schluß machen, daß auch der Pöbel sich an allem dem, was die Großen ergötzet, allerdings vergnügen könne; so bald er nur, wie jene, eine Sache, die ihm zur Lust gereichen soll, zu verstehen fähig ist. Dieses aber beruhet auf dem deutlichen Vortrage des Verfassers eines Spieles auf der Schaubühne. Allein ich gehe noch weiter, und behaupte, daß ein Dich-

ter, ein Verfertiger der Schauſpiele, durchaus in einem jeden, deſſen Seele nur das mindeſte Menſchliche hat, alle Empfindungen müſſe erregen können, und daß auch der ſchlimmſte Geſchmack der Glieder eines Staates nicht ſo tief eingeriſſen ſeyn kann, daß er nicht vorzüglich durch geſchickte Schauſpiele ſollte verbeſſert werden können.

Das ganze Vergnügen an einem Schauſpiele, es ſey nun gut oder ſchlimm, beſteht, meines Bedünkens, in der natürlichen Eigenſchaft des Menſchen, ſich Dinge, die außer ihm ſind, als gegenwärtig vorzuſtellen, und durch ſie zu angenehmen Empfindungen gebracht zu werden. Das Angenehme der Empfindungen iſt nicht bey allen Menſchen gleich. Wenn ein **Demokrit** bey allen Dingen vorzüglich das Widerſinnige zu entdecken und darüber zu lachen geneigt iſt: ſo weint dagegen ein **Heraklit** bey eben demſelbigen. Das Lachen und das Weinen dieſer zween Weltweiſen aber ſind dennoch Wirkungen ihrer Vorſtellungen, die ihren Leidenſchaften gemäß ſind: und ich getraue mir zu behaupten, daß einem wie dem andern ſeine Empfindungen angenehm ſind. Hieraus aber folget, daß es allerdings ſehr ſchwer ſey, etwas in der Welt zu finden, das allen Menſchen gefallen ſollte: und der Verfertiger eines Schauſpieles wird daher eben ſo wohl mit dem ſchlechteſten Stücke den Beyfall einiger Leute finden; als mit dem beſten Gefahr laufen, auch ſeine Tadler anzutreffen. Sollte es aber alsdann nicht am vernünftigſten von ihm gehandelt ſeyn, wenn er ſeine Bemühungen nach allgemei-

nen Grundsätzen eines vernünftigen Vergnügens einrichtete, und der Einfalt keine neue Nahrung ihrer Albernheit darreichete?

Man stelle sich ein Tollhaus vor. Lassen wir eine Menge Leute ihren Blick auf das Rasen und die thörichten Handlungen derer werfen, die ihr Schicksal dahin gebracht hat. Werden wir wohl denjenigen loben können, der bey diesem traurigen Anblicke fähig ist, ein Vergnügen zu empfinden? Wird nicht jeder rechtschaffene Mann mit der Krankheit dieser Unglückseligen ein Mitleiden haben? und sollte jemals ein Vergnügen daran, für ein vernünftiges Vergnügen gehalten werden können? Nun gehen wir aus diesem Tollhause auf unsere Schaubühne. Wen ahmet hier ein Bernardon nach? Ich glaube kein Verbrechen zu begehen, wenn ich in seinen Vorstellungen meistens den unglücklichsten Wahnwitz der elendesten Narren in den Tollhäusern entdecke. Was soll ich aber von denen halten, die sich daran vergnügen können? Es ist wahr, seine Vorstellungen fließen nicht aus seiner Natur, und Bav glaubt daher, vieleicht ohne Vorwurf der Thorheit, über den verstellten Wahnwitz desselben lachen zu können. Allein auch ein verstellter Wahnwitz kann mich nicht vergnügen; und welcher vernünftige Mensch wird den Geschmack eines Bavs hierinnen loben können? Die Vorstellungen eines Bernardons stiften keinen Nutzen, ob sie schon, einige zu vergnügen, vermögend sind. Da also nicht der Nutzen und das Vergnügen mit einander verbunden sind, so ist dieses Ver-

gnügen kein vernünftiges, und das Zeichen eines verderbten Geſchmackes. Hierzu kömmt noch, daß alle Zoten und alle vortheilhafte Vorſtellungen von Laſtern dem Staate ſo gar wirklich ſchädlich ſeyn können. Die Zoten eines Bernardons und unſrer Schaubühne ſind daher offenbar wider die guten Sitten, machen laſterhafte Bürger, ſtreiten mit einer geſunden Policey, und hemmen die vernünftige Beförderung guter Sitten.

Kein Grund wird nun alſo mehr für die verderbte Schaubühne der Deutſchen, und vornehmlich der unſrigen, beygebracht werden können; als **die häufigen Einkünfte, ſo die Schauſpielkaſſe durch ſie ziehet.** Allein, iſt der Schluß wohl richtig: Eine Sache trägt Geld ein; folglich iſt ſie in dem Staate zu dulden? Wahrhaftig! der müßte wenig Einſicht beſitzen, der die Schwäche davon nicht einſehen ſollte: und welches Laſter würde nicht in einen Gewinn verkehret werden können, wenn man auf dieſen Grund ein Staatsgebäu errichten wollte? Der Untergang von hundert Gauklern und Schauſpielern wird keinen Solon, keinen ehrlichen Staatsmann rühren; denn die Ablöſung gebrechlicher Glieder von einem Staate iſt vielmehr ſeine Pflicht, und gereicht ihm zum Vergnügen. Allein, ich gehe noch weiter: ich läugne, daß die Einführung einer beſſern Schaubühne, nach den Regeln unſerer vernünftigen Nachbarn, mit einigem Nachtheile für die Einkünfte der Schauſpielkaſſe verbunden ſeyn ſollte. Ich entdecke unter uns Deutſchen, in unſerm Wien, ſo wie aller

Orten,

Orten, vernünftige Männer, die mit Vergnügen dasjenige Geld einer vernünftigen Schaubühne zuwenden würden, was sie, für die Possen der gegenwärtigen zu bezahlen, sich schämen: und statt der Menge geschäfftiger Müßiggänger, welche täglich die Nahrung ihres kleinen Geistes in den Orakelsprüchen unverschämter Possenreißer auf unsern Bühnen holen; statt des ungezogenen Pöbels, dessen schändlicher Geschmack, durch den schnöden Unterricht in Lastern, auf unsern Bühnen verstärket wird, könnte man gar bald eine tägliche Versammlung von lauter vernünftigen Leuten in den Schauplätzen sehen, welche die Begierde nach einem edlen Vergnügen zusammenzöge. Selbst diejenigen, welche bloß aus Verlegenheit, ihre langweiligen Abendstunden sich zu verkürzen, den Schauplatz besuchen, würden gewiß nicht zu Hause bleiben: sondern die Gewohnheit, täglich ein Schauspiel zu sehen, würde sie eben sobald an die guten, als vorher an die schlechten gewöhnen; und vielmehr unvermerkt ihr Geschmack dadurch verbessert werden. Ja so gar diejenigen, welche den unversöhnlichsten Haß gegen einen guten Geschmack und vernünftige Stücke hegen, würden zuletzt so weit gebracht werden, daß sie die Menge der Vernünftigen überstimmte, und schamroth machte. Ist schon itzt ein grosser Theil derselben so weit gebracht, den wahren Gegensatz ihres Geschmackes in den französischen Schauspielen bloß darum zu loben; weil sie sich nicht getrauen, den französischen Witz zu tadeln, oder doch zu gestehen, daß sie die

Stücke, ſo ſie ſehen, nicht verſtehen: o! ſo wird gewiß alsdann die Secte der Anbether von den Theaternarren auch durch Scham bewogen werden können, den Pöbel an Dummheit nicht zu übertreffen, wenn ſelbſt dieſer, vernünftigere Meynungen von der Schauſpielkunſt zu hegen, anfängt. Das Geld dieſer müßigen Praſſer, welche ohnedem meiſtens von Nebenabſichten in die Schauſpiele geführet werden, wird daher eben ſo reich, als vorher in die Caſſen einlaufen: ja! wie löblich wird ſodann nicht die Anwendung deſſelben ſeyn, wenn das Vergnügen der Vernünftigen und der edel Denkenden dadurch ſeinen Unterhalt zieht.

Doch ſind meine Vorſtellungen von der Vortrefflichkeit guter Schauſpiele und der Gröſſe ihres Nutzens vielleicht zu vortheilhaft für ſie? Sollte wohl Griechenland und Rom, ſollte vielleicht ſelbſt Frankreich in der Einbildung der Gröſſe eines gar geringen Einfluſſes derſelben in das Sittliche des Staates zu weit gegangen ſeyn? Und ſollte es alſo vielleicht ſchon genug ſeyn, wenn man nur eine Mittelſtraße erwählete, und das allzu Ungeſittete unſrer Schauſpiele nur verbeſſerte, das Luſtige unſerer Hauptperſonen aber doch noch beybehielte? Ich zweifle nicht, daß auch dieſer Gedanken einigen meiner Leſer beyfallen könnte. Es giebt allerdings auch in unſerm Staate Leute, die das Erhabene und das Zärtliche eines Trauerſpieles rühret, und die der Witz eines edlen Dichters in einem regelmäßigen Stücke erfreuet. Ihr Geſchmack daran geht ſo weit, daß ſie ſo gar das ernſthafteſte

und

und trockenste Gewäsch vieler vermeynter schönen Stücke bloß darum gelaßen ansehen, weil sie, wo ein Stück nur moralisch heißt, schon so gar ein Vorurtheil für seine Vortrefflichkeit hegen, und es mit gelaßenster Andacht anhören. Aber eben dieser unwürdige Beyfall, den sie so willig schlechten Stücken schenken, ist das unverwerflichste Zeugniß, daß ihr Geschmack zwar von Natur mit hinlänglichen Vorzügen begabet, durch vernünftiges Nachdenken aber nicht genug bearbeitet ist: und wem sollte es alsdann wohl befremdlich vorkommen, wenn ein Bewunderer einer in schlechte deutsche Verse übersetzten Opera, der etwan die Unwissenheit den Namen eines Trauerspieles beygeleget hat, mit gleicher Rührung die unnatürlichsten Hexereyen eines bernardonischen Stückes betrachtet? Täglich kann man dieses in unserer Schaubühne wahrnehmen: und meine Arbeit würde hier sehr unvollkommen seyn, wenn ich nicht die Gründe auch von diesen Irrthümern genauer aufsuchen, und die Heilungsmittel dafür vorschlagen könnte.

Griechenland und Rom, diese so aufgeklärten Staaten des Alterthums, deren ganzer Umfang der Wissenschaften wahrhaftig unendliche Vorzüge vor unsern Zeiten, wie in sehr viel andern Stücken, also auch vornehmlich darinnen hatte; daß keine Wissenschaft anders, als in der genauesten Beziehung auf ihren unmittelbaren Einfluß in das Wohl und Glück des gemeinen Wesens, der Achtung und das Vorzuges vor andern gewürdiget wurde; diese, sage ich, hielten mit gutem Grun-

de die Schauspielkunst für einen der würdigsten Gegenstände der Policeywissenschaft. Ihre großten Gesetzgeber würdigten sie ihrer Aufmerksamkeit, und der gesammte Staat ließ sich die Besorgung ihrer Vortrefflichkeit angelegen seyn. Und gewiß! sie thäten sehr wohl daran: ihre Weltweisheit beschäfftigte sich am liebsten mit dem Sittlichen; denn durch dieses wird dieselbige dem Staate am leichtesten wahrhaftig nützlich. Aus eben dieser ihrer Sittenlehre aber erkannten sie, daß, wie sich alle menschliche Handlungen auf die Neigungen des Herzens gründeten, jene auch in so fern sich zum Guten lenken müßten, als der Willen zu rühmlichen Neigungen geführet würde. Nun führte sie die Natur des menschlichen Willens, der sich niemals auf etwas anders, als die vorhergehende Erkenntniß des Guten oder des Bösen gründet, und darnach die Wahl seiner Handlungen bestimmet, unmittelbar darauf: daß man einem Volke, dessen Neigungen man zum Guten führen wollte, zuförderst das Gute und das Rühmliche, als gut und rühmlich, kennen lehren; die entgegen gesetzten Abwege aber, als verabscheuungswürdig vorstellen müßte. Dieses that die Schauspielkunst. Preiswürdige Thaten der größten Helden wurden nach allen ihren Umständen lebhaft vorgestellet. Der Verfasser einer solchen Vorstellung bemühete sich, auf eine natürliche Art alle Handlungen solcher Personen, die an einem wichtigen Vorfalle im Guten oder im Bösen den mindesten Antheil gehabt hatten, in ihrer Verbindung aufzuführen. Hierdurch

durch erweckte man in den Zuschauern eine reife Beurtheilung der heimlichen Bewegursachen seltsamer und großer Thaten, eine lehrbegierige Erwegung der Art des Verfahrens in denselbigen, und endlich den nothwendigen Trieb in ähnlichen Fällen durch die Nachahmung, sich ebenfalls der prächtigen Belohnung rühmlicher Thaten theilhaftig zu machen; die Fallgruben der Bosheit aber in schändlichen Handlungen zu vermeiden.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

VII.

Ne Sutor ultra crepidam.

Eine Fabel.

Vom Stolze nicht verführt, mit dem sich Künstler blähn,
Ließ einst Apell den Mars vor seinem Hause sehn;
Blieb hinter diesem Bilde stehn,
Und hörte, weil doch auch ein Meister fehlen könnte,
Ob ihm die Stadt auch ihren Beyfall gönnte?

Oft sieht es, wo du irrst, ein Fremder ohne Müh:
Du siehst dich zehnmal um, und dennoch siehst dus nie.
O Autor! könntest du so edel dich besiegen,
Du würdest ungedruckt noch im Verborgnen liegen,
Und dich gern an dem Ruhm, den du schon hast, begnügen!

Die

Die halbe Stadt bewunderte die Kunſt,
Das Bild erwarb bereits ſich allgemeine Gunſt,
Der Freund fragt ſeinen Freund: haſt du den Mars
geſehen?
„Den Mars? Nein!„ Komm geſchwind, komm, ich
will mit dir gehen;
Den ſchönen Kriegsgott mußt du ſehen!
Auch Mädchen ſahen ihn. Du, wie gefällt er dir?
So einen Kriegsgott wünſcht ich mir!

Ein Schuſter kömmt. Er ſtutzt, und bleibet ſtehen.
Wie? Sollte der wohl einen Fehler ſehen?
Ach ja! der Stiefel iſt nicht recht gemacht.
Wer hätte dieſes doch gedacht?
Der Unerfahrenſte giebt oft dem Klügſten Lehren;
Der Thor wird ſie verſchmähn, der Weiſe wird ſie ehren.
Voll Demuth trägt Apell den Kriegsgott in ſein Haus;
Verbeſſert ihn und ſetzt ihn noch einmal heraus,
Und will, ob er mehr Fehler habe, hören.

Den andern Tag ſieht ihn der Schuſter wieder an,
Getroffen! ſchreyt der gute Mann.
Doch manchem iſt das Laſter eigen,
Aus Tadelſucht gern Fehler anzuzeigen.
Er macht mit ſteifem Arm ein kritiſches Geſicht;
Er lacht und will, ganz keck auf ſeinen Unterricht,
Vom Fuße weiter ſich verſteigen, — — —
Der Künſtler ſpringt hervor, und ſpricht:
Steigt uber euren Leiſten nicht!

Volks Schwur dazu kömmt: 4) Weil herrliche Anmerkungen hinzugefüget worden: 6) Weil es ein vortrefliches Uberbleibſel iſt, das bey der Hiſtorie der deutſchen und franzöſiſchen Sprache herrliche Dienſte thut. Es ſchwur demnach erſtlich Carl in lateiniſcher, oder in der Provinzial-Sprache, welche der Anfang zur franzöſiſchen iſt: Darnach ſchwur Ludewig in der damaligen deutſchen: Und endlich folgete beyder Volk in eben denſelben Sprachen. Es ſtehet alſo:

Carl: Pro Don amur, & pro Chriſtian po-

Ludewig: In Godes Minna, ind durch tes Friblo, & noſtro commun ſaluament, diſt di en ſtianes Folches, ind unſer bedhero Gehaltniſſi, fon auant, in quant Deus ſauir & potir me dunat, theſemo Dage frammordes, ſo fram ſo mir Got geſi ſaluarai eo ceſt meon fradra Karlo, & in wizey indi mahd furgibit, ſo hald ich teſan minam adiudha & in cadhuna coſa, ſi cum hom per dreit Bruodher - - - ſoſo man mit rechtu ſinan ſon fradra ſaluar diſt, ino quid il imi altre ſi faret, Bruoder ſcal, inthi uthazer mig ſoſo maduo, indi mit & ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui Lutherem inno theinnithing negegango, the minan meon vol ciſt neon fradre Karle in damno ſit. willon imo - - - ce ſcadhen werhen.

Der Eid des Volks.

Carls Volk: Si Lodhwigs ſacrament, que ſon

Ludewigs Volk: Oba Karl then eid, then er fradre Karlo iurat, conſeruat, & Karlus meo ſenſinemo Bruodher Ludhwwige geſuor, geleiſtet, inde

VIII.

Georg Christoph Kunzens, Rectors der Schule zu Nörenberg und Mitgliedes der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, Beleuchtung einiger Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre, von Hrn. Joh. Mich. Heinzen, Rectorn zu Lüneb. und Mitgl. der kön. d. Ges. zu Göttingen.

— *Ex fumo dare lucem*
Cogitat. —

Brandenb. bey J. W. und J. S. Halle, Gebr. 1760. in 8. 172 Seiten, ohne die Vorrede.

Was wir voraus gesehen, das ist erfolget. Es hat sich ein sehr geschickter Vertheidiger der gottschedischen Sprachlehre gefunden, der ihrem Gegner, Hrn. R. Heinzen zu Lüneburg nicht nur völlig gewachsen, sondern weit überlegen ist. Das merkwürdigste ist, daß Hr. Prof. Gottsched, von diesem Verfechter seines angefochtenen Buches nichts gewußt, vielweniger ihn dazu aufgemuntert, oder veranlaßet hat. So gewiß ist es, daß eine gute Sache auch heute zu Tage noch ihre Beschützer findet; und zwar solche, die billig alle neidische Anbeller fremder Verdienste, behutsam und kleinmüthig machen sollten.

Wir

Wir erwähnen dieſer Beleuchtung nicht in der Abſicht, um einen Auszug daraus zu geben. Unſer Raum leidet ſolches dießmal nicht: und zudem iſt die Schrift ſo wohl geſchrieben, daß jeder Liebhaber der Sprachkunſt ſie nothwendig ganz leſen muß. Hier erhellet nämlich dieſe Kunſt in allem ihrem Glanze, in aller Richtigkeit und Gründlichkeit, der ſie heutiges Tages fähig iſt. Kurz, dieſe Vertheidigung iſt ein ſolches Meiſterſtück, daß Hr. Prof. Gottſched ſelbſt geſteht: daß er nicht vermögend, oder geduldig genug geweſen ſeyn würde, zur Behauptung ſeiner eigenen Sache ſo viel Fleiß anzuwenden.

Wir empfehlen ſie alſo, nebſt der wohlgeſchriebenen Vorede, allen denen, die über Hrn. Heinzens Schrift eine Freude gehabt, oder ſie öffentlich, ohne ſie geleſen zu haben, gebilliget und gelobet. Sonderlich werden gewiſſe Neulinge zu Berlin ihre Abfertigung darinn finden, die ſie ohne Beſchämung nicht werden leſen können.

IX.

Zugabe zu denen im Wintermonathe dieſes Neueſten gegebenen Verzeichniſſe der Gebohrnen und Verſtorbenen des vorigen 1759ſten Jahres.

Fol-

Folgendes genaue und zuverläßige Verzeichniß, der in Berlin acht Jahre nach einander Gebornen und Gestorbenen, ist uns von einem berühmten Gelehrten daselbst mitgetheilet worden.

Im Jahre.	Getraute Paare	Getaufte. Töchter.	Söhne	Summa.	Gestorbene. Weibl. Geschl.	Männl. Geschl	Summa
1752	1199	2068	2189	4247	1827	1995	3822
1753	1152	2241	2225	4466	1682	1918	3600
1754	1281	2181	2389	457	2093	2352	4445
1755	1158	253	377	4630	2013	2335	4318
Summa	4790	8743	9180	7913	7615	8600	16215
Mittel-Zahl.	97	2185	2295	4478	1903	2167	4053
1756	951	2123	2152	4275	2334	2609	4943
1757	682	1784	1862	3646	2674	2536	5210
1758	894	1403	1599	3002	2947	3046	5993
1759	1213	1713	194	3723	2280	2500	4780
Summa	3740	7093	553	14646	10235	10691	20926
Mittel Zahl.	935	1773	1888	3661	2557	2672	5231

Anmerkungen.

1) Die Zahl der Getrauten mußte durch den Ausmarsch der zahlreichen Garnison plötzlich abfallen: aber durch die im Kriege selbst gestiegenen Fabriken und die vielen Gelegenheiten zum Verdienste,

dienste, hat sich die Stadt von dem ersten Schrecken und Abfalle wieder erholet.

2) Zu dem Kriege ist die gröſzte epidemische Seuche hinzugekommen, wodurch die Zahl der Todten höher als jemals gestiegen ist; da sie sonst, so wie die Heirathen und Gebohrnen hätte fallen sollen, wenn es gute Jahre gewesen wären. Es ist ein Irrthum, daß der Krieg die Ursache der epidemischen Seuche soll gewesen seyn. Er befördert zwar die Ausbreitung des Giftes, ist aber diesesmal nicht die Ursache gewesen. Die schädlichen Brustfieber, 1) fingen schon vor dem Kriege an; haben 2) viele Gegenden betroffen, wo gar kein Krieg gewesen; und haben 3) schon im vorigen Jahre angefangen wieder nachzulassen; und 4) in diesem Winter und Frühjahr hat man in Berlin darinn nichts auſzerordentliches gehabt. Selbst bey der Armee sind die Krankheiten von keiner besondern Gröſze gewesen: wie man wohl wegen der auſzerordentlichen Strapazen hätte vermuthen sollen.„ So weit obgedachter Gelehrter.

Man kann leicht denken, aus wessen in solchen Untersuchungen geübter Feder, diese Anmerkungen geflossen. Wir haben in kurzem eine neue viel vermehrtere Ausgabe von seinem bekannten Tractate über die Vermehrung des menschlichen Geschlechtes zu hoffen, darinn er allen seinen Gegnern antworten wird.

Ende des Brachmonds 1760.

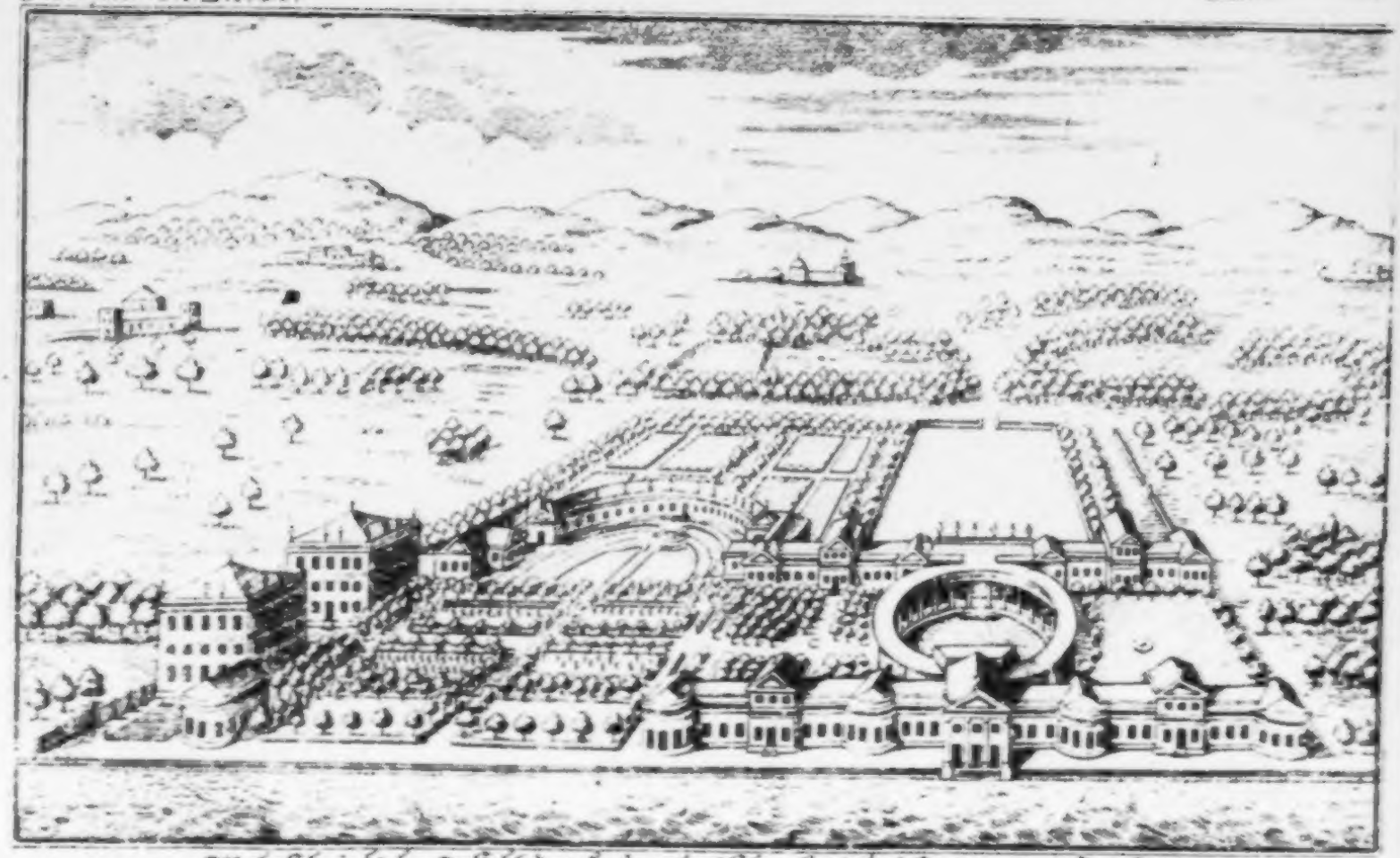

Wahrscheinliche Ansicht des Feuerwerkerischen Laboratoriums von der Seite

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Heumond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1760.

Inhalt.

I. Das Leben Guſtav Adolfs des Großen, Königs von Schweden.
II. Hrn. Prof. Reimarus allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere.
III. Anmerkungen zum Texte des Plinius, von ſeinem laurentiniſchen Landhauſe.
IV. Der Morgen. Eine Ode.
V. Fortſetzung der zufälligen Gedanken, über die deutſche Schaubühne zu Wien.
VI. Hiſtoire naturelle de la Religion, traduite de Mr. le Dr. Hume.
VII. Effigies Juris-Conſultorum in Indicem redactæ, a C. F. Hommelio.
VIII. Le Cantique des Cantiques en Vers, par Mr. de Voltaire.
IX. Hrn. M. Tellers Beurtheilung des I. Theiles der cramerischen Ueberſetzung der Pſalmen.
X. Hrn. Prof. Schützens Beurtheilung der heftigen Schreibart Lutheri.

I.

Das Leben Gustav Adolphs, des Großen, Königs von Schweden, mit Kupfern. Aus dem Englischen des Hrn. Walther Harte, Kanonicus zu Windsor, übersetzt von Ge. Heinr. Martini, d. W. M. und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet, von Hn. Joh. Gottlob Böhmen, sächs. Historiogr. und der Gesch. ord. Lehrern zu Leipzig. Mit Priv. Leipz. verl. von Joh. Gottfried Dyken 1760. in gr. 4.

Seit zehn bis zwanzig Jahren ist Deutschland mit so vielen wohlgeschriebenen und sauber gedruckten historischen Werken bereichert worden, daß die Liebhaber der Geschichte ganze Bücherschränke damit anfüllen können. So ansehnlich nun dieser Vorrath auch ist, so bemerken wir doch mit einiger Betrübniß, daß es fast lauter ausländische Früchte sind, die nur durch geschickte Hände auf unsern

Boden verpflanzet worden. Die groſsen Beyſpiele der Bünaue und Maſcove, bleiben noch immer ſehr einzeln bey uns: ungeachtet man denken ſollte, daſs nunmehr die gute hiſtoriſche Schreibart, nach den obigen trefflichen Muſtern, ſo ſchwer nicht mehr zu erreichen ſeyn müſste, als ſie zu den Zeiten der Puffendorfe, Hahne, Gladove, Glaſeye, Lenze, u. a. m. zu erreichen war. Wenn wir den Hrn. Geh. J. R. Gebauer, und Hrn. Prof. Pauli, nebſt der Geſchichte der Handlung ausnehmen, auch wie billig, die kurzen Auszüge und Leſebücher des Hrn. Prof. Reinhards davon abziehen, ſo haben wir kaum ein deutſches Originalwerk von einiger Wichtigkeit aufzuweiſen.

Die Anzahl der wohlgeſchriebenen ausländiſchen Geſchichtbücher indeſſen iſt auf eine vortheilhafte Art, durch gegenwärtiges Leben Guſtav Adolfs verſtärket worden. Der gelehrte Hr. D. Harte, welchen wir vor etlichen Jahren hier in Leipzig perſönlich gekannt zu haben, uns rühmen, hat uns eine groſse Lücke in der nordiſchen Hiſtorie ausgefüllet. Da die guten Geſchichtſchreiber bey nah ſo ſelten, als die groſsen Helden in der Welt erſcheinen: ſo gelingt es dieſen oft in mehr als hundert Jahren nicht, würdige Herolde ihrer Thaten zu bekommen. So lange hat es gewähret, ehe der groſse nordiſche Held dergleichen erhalten hat; nachdem er lebend und ſterbend die Bewunderung von ganz Europa geweſen war. Es iſt aber dieſes ſo viel rühmlicher für ihn, da es ein Ausländer, ein freyer Britt iſt, der ihn und ſeine Thaten in das

gehö-

dro de ſuo part, non loſſanit ſi io returnar non Ludhuwig min Herro then er imo geſuor, forbrichchit ob lint pois, ne io, ne neuls cui eo returnar nit ih mances arwenden nemag, noh ih, noh thero thein hes pois, in nulla adiudha contra Lodhuwig nun li iuer. irrwenden mag, imo ce folluſti widhar Karle ne wirdhit. Hieraus folget der Schluß, daß Beyden, beyde Sprachen bekannt geweſen, und die Sprachen mit einander verwandt ſind.

Nun folgen die Anmerkungen: *Pro Don amur* iſt durch oder bey Gottes Liebe, das eine groſſe Betheurung war, wie dieſe, ita me Deus amet. Die heutigen Franzoſen ſagen: Pour l'amour de Dieu. *Dist di*, i. e. de iſto die. *en auant*, in antea, wie ſie damals ſagten, die Italiäner, innanzi. *Sauin & potir*: Quantum ſciero & potuero, Domino adiuuante. *Cadhuna*, vnaquaeque. *Coſa*, cauſa, i. e. res. *Per dreit*, mit Recht. *Et ab Ludher*, und von Lothario: Denn ſo ſprachen ſie damals Lotharius, wie Luther aus. *Plaid*, dinget, beliebet. *In damno ſit*, zum Schaden ſey an Leib, Ehre und Gütern. *Meo ſendro*, meus Senior, mein Herr. *Returnar*, abwenden, umbeugen, von torno, davon herkommt tour, retour, tournoy oder turneamentum, ein Turnier: *Adiudha*, *ayde*, Hülfe, Troſt.

Die deutſchen Anmerkungen ſind folgende: In Gottes Minna, in Gottes Liebe. Minna hieß bey ihnen Liebe, minnen, lieben, Unminna, Uneinigkeit, minnelich, lieblich, artig, Minnohaft, ein Liebhaber, Minnaluſt und Minnaſami,

gehörige Licht gestellet, und der Nachwelt vor Augen gemalet hat.

Nach einer Zuschrift des Verlegers an den durchlauchtigsten schwedischen Kronprinzen, folget die wohlgeschriebene Vorrede unsers berühmten Hrn. Prof. Böhmens; dessen geschickte Feder sich nunmehr auch im Deutschen, wie bisher im Lateine, rühmlich zu zeigen beginnet. Dieser unlängst würdig bestallte sächsische Historiograph, bemerket ebenfalls, daß es bisher dem nordischen Alexander, und Verfechter der deutschen Religionsfreyheit, an einem anständigen Leben gefehlet: obgleich ein Bisaccioni, ein Pag. Gaudentio, ein P. Bapt. Burgus, Pet. Lansberg, Chemnitz und Puffendorf, ihn mit einhälligem Ruhme zu verewigen gesuchet. Er geht alle diejenigen durch, die mit mehr Kühnheit als Glücke dieß schwere Werk gewaget. Er gesteht dabey, daß Grotius und Heinsius, die großen Männer des vorigen Jahrhunderts, am fähigsten gewesen seyn würden, eine so wichtige Arbeit glücklich auszuführen. Ja, es dünket ihn gar, der Großkanzler Oxenstiern habe die dazu nöthigen Nachrichten nur darum verweigert, um selbige für sich selbst vorzusparen.

Des Hrn. Harte Arbeit betreffend, so lobet er an demselben, daß er seine Helden nicht nur immer auf dem Schlachtfelde, bey blutigen Belagerungen, und auf den Trümmern verheerter Städte dargestellet; sondern ihn auch, als einen frommen und weisen Monarchen, Gesetzgeber, und Beförderer des Handels und der Künste geschildert. Er hat

auch hier und da Betrachtungen eingeschaltet, und sonderlich gewiesen; welch ein Wachsthum die europäische Kriegskunst unter ihm, und durch ihn bekommen: ein Lobspruch, den selbst der Marschall von Sachsen ihm beygeleget.

Nach dem guten Zeugnisse, welches der Hr. Prof. Böhme dem Hrn. Uebersetzer M. Martini gegeben; u. welches er vollkommen verdienet, meldet er, was er in seinen Anmerkungen geleistet. Zuförderst hat er sehr viel in der englischen Urschrift verderbte deutsche Namen in Richtigkeit gebracht: wiewohl nicht einmal alle solche Stellen in den Noten erwähnet werden. Bey dieser Arbeit fanden sich auch Gelegenheiten wichtigere Zusätze und Verbesserungen zu machen. So eilig es wegen des Druckes damit zugieng; so bescheiden ist der Hr. Prof. dabey, aus Achtung gegen den Hrn. Vers. zu Werke gegangen. Er hat aber zugleich noch viel andre Schriftsteller zu Rathe gezogen, als dem Hrn. Harte bekannt seyn können; und manche Lücke ausgefüllet.

Da also das Werk unter der Hand anwuchs, ist auch die versprochene Abhandlung von dem europäischen Kriegsstaate im Anfange des XVIIten Jahrhunderts, bey diesem ersten Bande weggeblieben; und auf den zweyten Theil verschoben worden. Druck und Papier aber sind zur Zierde des ganzen Werkes so sauber ausgefallen, daß die Käufer vollkommen damit zufrieden seyn werden.

Wir kommen also auf den Vorbericht des Hrn. Verfassers selbst. Er meldet zuförderst, es sey eine Ge-

Gewohnheit in England, daß jeder Gelehrter, der eine sogenannte große Reise in fremde Länder thut, aus allerley Ursachen, die Welt mit einem gewissen Werke, als einer Frucht seiner genauern Bekanntschaft mit entfernten Staaten, beschenken müsse. Derjenige Gönner, der ihm die Kosten zu einer solchen Reise freygebig ertheilet, um sich eine mehrere Einsicht in die Geschichte, Staatskunde, Alterthümer, Regierungen, Gesetze, und Sitten der Volker zu erwerben, hätte nun zwar von ihm eben dergleichen fodern können. Er war auch schon gesonnen, alle seine auf Reisen gesammlete Anmerkungen in gehörige Ordnung zu bringen. Allein, er bemerkte bald, daß alle obige Stücke sehr abwechselnd, und die Alterthümer, Gebäude und Schildereyen längst beschrieben wären. Die ungegründeten Berichte andrer Reisebeschreiber macheten ihm seine eigene Anmerkungen verdächtig. Denn sie gründen sich oft auf die unsichern Erzählungen der Inländischen; oder auf gewiss' seichte Modeschriften. Daher legte er seinen Kram wieder beyseite; und hoffete Nachsicht zu erhalten, wenn er auch nichts zu Stande brächte.

Allein, es war einmal beschlossen, daß er die Ruhe der Leser durch etwas stören sollte. Dieß thut er itzo, wie er saget, mit Ehrfurcht und Mistrauen: und der ganze Werth seiner Zeichnung sey der, daß sie ein Original, und keine Nachahmung ist. Der Graf von Peterborong, sein erster Freund und Beschützer, hatte ihm schon in früher Jugend diesen Stoff seines Buches angepriesen:

er aber hatte ihn nur darum von sich abgelehnet; weil es ihm damals am nöthigen Stoffe gefehlet. Nachdem er aber einen starken Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten erhalten, nahm er die Geschichte Adolfs eigentlich mehr wieder vor die Hand; als zum erstenmale vor. Er that solches um desto lieber, weil er dabey Gelegenheit fand, auch den Staatssachen seines Vaterlandes ein neues Licht anzuzünden; und zwar unter einer Regierung, die immer sehr partevisch angesehen wird.

Er sieht vorher, daß man denken wird: er habe sich einer Arbeit unterzogen, die mit seiner Lebensart keine Verbindung hätte. Allein die Thaten seines Helden sind nicht nur im Kabinette und Felde geschehen: sondern Er ist zugleich ein rechtschaffener, sittlich guter und frommer Mann gewesen. In dieser Gestalt kömmt Er ihm nun eben so liebenswürdig, als in den vorigen Eigenschaften groß vor. Er fühlte also stets einen Trieb bey sich, diesen erhabenen und ausserordentlichen Mann, der Nachwelt besser bekannt zu machen. Sollte ihm alle diese Arbeit gar keinen Ruhm bringen; so müßte der Fehler ganz auf seiner Seite seyn: da er mit Vergnügen, und aus ernstlicher Begierde nützlich zu seyn, geschrieben.

Er hatte sich gewiß einen solchen Vorrath von Stoff gesammlet, daß er gleichsam ein gränzenloses Meer vor sich sah:

Omnia pontus erant, deerant quoque littora ponto.

Es kam also nur auf die Wahl, und aufs Auslassen an.

an. Er hatte nur einen Nebenbuhler, an der 1695. zu Paris in 12. auf 167 S. gedruckten: Hiſtoire de Guſtave Adolphe, par Mr. de Prade. Allein, dieß ſo ſeichte Werkchen iſt nur aus Zeitungsblättern und dergleichen Quellen zuſammen geſchrieben. Hierzu kam, daß itzo ein wahres Nachbild des dreyßigjährigen Krieges in denſelben Ländern zu erblicken iſt: und folglich konnte dieſe Geſchichte zu keiner bequemern Zeit ans Licht treten. Die proteſtantiſchen Helden, die itzo ihre Rolle ſpielen, haben, ſeiner Meynung nach, eine ſo große Aehnlichkeit mit einander, ja die Bewegungsgründe und die Aufforderung wären gleichartig.

Doch der große Charakter Guſtavs iſt immer ſeine ſtärkſte Triebfeder zum Schreiben geblieben. Dieſen ſchildert er hier überaus vortheilhaft. Er findet kein Beyſpiel einer gebrochenen Zuſage, einer angewohnten Unſittlichkeit, eines Eingriffs in die Religion, einer Unachtſamkeit auf Tugenden und Pflichten, die man ihm billig zur Laſt legen könnte. Nur einen Fehler entdecket er an ihm, nämlich daß er plötzlichen Aufwallungen des Zornes unterworfen geweſen. Dabey aber iſt er nie auf dem Pfade eines um ſich greifenden, übermüthigen Königes; niemals falſch oder ehrlos erfunden worden. Nur Verdienſten und der Redlichkeit gab er den Vorzug; ſein Wort nahm er nie zurück: und ſeine begünſtigten Krieger oder Staatsmänner waren eine Art königlicher Kleinigkeiten, die in ſeinem Gemüthe ſo ſchnell überhin giengen, als ſie Eingang gefunden hatten. Als ein tapferer Mann

nahm er keine Zuflucht zur Verstellung, und als ein Mann von Einsicht hatte er sie nicht nöthig: denn man pflegt bloß aus Mangel des Muths oder der Gaben unredlich zu seyn.„ Doch will er diese Beschreibung nicht als einen vollkommenen Charakter angesehen haben. Denn kurz, in jeglicher Gestalt scheint ihm Gustav zu der Anzahl jener erhabenen und glückseligen Menschen zu gehören, deren Ruhm keine Lobreden vergrößern, kein Tadel schmälern kann: ja die auch Feinde nicht tadeln können, ohne sie zugleich zu loben.

Wir müßten noch viel aus diesem Vorberichte mitnehmen, wenn wir unsern Lesern nur das merkwürdigste mittheilen wollten. Wir haben ihnen aber doch auch von der Art zu denken des Hn. Harte einen Vorschmack geben müssen, um ihnen zu dem ganzen Werke Lust zu machen. Was die Landcharten und Risse der Schlachten betrifft, so hat man jene nach einem neuen Grundsatze, nur bloß zu Gustavs Leben bequem gemachet; dieß aber mit denen vom Gustav selbst erfundenen Schlachtordnungen versehen. Da nun der König auf eine neue Art Reiter unter das Fußvolk mengete: so war es nicht möglich, dieses einem Leser deutlich abzubilden, ohne gewisse Zeichen von beyden Arten solcher Schaaren zu brauchen. Der Hr. Verfasser hat hierbey auf eine bequeme Art eben dieselben Bezeichnungen gebrauchet, deren sich der große Marschall von Sachsen in seinen Reveries bedienet hat; ob er gleich saget, er habe dieselben eher, als diese herausgekommen, in seinen Rissen fertig gehabt.

Die

Die Fußvölker werden durch Vierecke, mit oben hervorragenden dreyeckigten Fähnlein; die Reiterey aber mit Vierecken, daraus viereckigte kleine Standarten hervorragen, angezeiget.

Ueberhaupt ist es zu rühmen, daß der Hr. V. auf die kriegerischen Kunstgriffe und neuen Erfindungen Gustav Adolfs, bey aller Gelegenheit sehr aufmerksam gewesen: und dieser Umstand wird sein Buch allen neuen Kriegeshelden und Befehlshabern sehr angenehm und lehrreich machen. Seine Abschilderungen von Belagerungen und Schlachten sind so deutlich, als ob man selbst zugegen wäre. Seine Schreibart endlich ist zwar edel und erhaben: doch hat der Hr. Uebersetzer sehr wohl gethan, daß er den englischen Geschmack wider die Sitte der gemeinen Dollmetscher, im Deutschen verlassen, und unsre Sprache mit keinen englischen Brocken verstellet hat. Wie gut wäre es, wenn er uns auch mit dem ärgerlichen Mode-Genie und dem Publicum verschonet hätte.

Von Preußens Lage haben wir indessen verschiedene geographische Fehler bemerket; die wir doch beyläufig anmerken wollen. A. d. 127. S. steht: Pillau sey von Königsberg ungefähr 4 Meilen entfernet. Es sind aber wirklich 6 starke Meilen. Es soll ferner ein kleiner Meerbusen von Pillau ins frische Haff leiten. Aber Pillau liegt auf einer schmalen Landzunge gerade auf der Spitze, zwischen See und Haf; so daß die Vestung an der See, die Stadt aber am Hafe liegt. Des Hafs Breite soll sich von Königsberg bis zum Ausflusse der Weichsel erstre-

erstrecken, und 12 Meilen betragen. Dieß aber ist die Länge des Hafes, und beläuft sich gewiß über 15 bis 16 Meilen; die Breite aber ist nirgend über 2 Meilen, bisweilen kaum eine. Die Städte des pohlnischen Preußens werden für wichtig angegeben, welches doch von Marienburg und Kulm nicht so wahr ist, als von Danzig, Thorn und Elbing. Und gleichwohl ist diese letzte nicht die schönste und blühendste von allen; denn von diesen dreyen heißt, Danzig die Große, Thorn die Schöne, und Elbing die Feste. Preußen stößt auch im Nordosten nicht an Curland, wie der Hr. Verfasser saget, sondern an Samogitien. Uebrigens hat das itzige königliche Preußen vielmehr Städte und Flecken aufzuweisen, als das pohlnische Herzogthum Preußen. Außer Königsberg, welches größer und volkreicher als Danzig ist, sind Bartenstein, Rastenburg, Wehlau, Tilsit, Insterburg, Memel, Heiligenbühel, Saalfeld, Marienwerder, Mühlhausen, Osterrode, Gilgenburg, Passenheim, Riesenburg, Angerburg, Gerdauen, u. a. m. bis auf 50 bis 60 in gutem Flore. S. Hartknochs Erklär. der preußischen Landtafel. Wenn aber der Hr. Verfasser a. d. 128sten S. saget: daß Pillau, Frauenburg habe bestreichen können: so ist solches schlechterdings unmöglich; indem eine Stückkugel wohl nimmermehr vier deutsche Meilen weit fliegen kann; und zwar wenigstens drey Meilen schräge über das frische Haf hat.

Auf

Auf der 21ten S. steht: daß Marienwerder über eine Meile von Thorn liege: aber es liegt zwo kleine Tagereisen davon, die 10 bis 12 Meilen betragen. Solche Fehler kommen hier noch mehr vor.

II.

Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Natur, hauptsächlich über die Kunsttriebe, zum Erkenntnisse des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unsrer selbst vorgestellet von Herm. Sam. Reimarus, Prof. in Hamburg. Bey Joh. Carl Bohnen 1760. in 8. 1 Alph. 5 Bogen.

In seiner natürlichen Theologie hat der gelehrte Hr. Verfasser die besondern Absichten Gottes im Thierreiche, aus einigen Arten der natürlichen Kunsttriebe zu zeigen gesuchet. Allein die Materie war viel zu weitläuftig, als daß er sie daselbst hätte erschöpfen können: er versprach also eine ausführlichere Abhandlung davon; und itzo liefert er einen Theil derselben. Er hätte dieselbe mit leichterer Mühe, und vielleicht vielen angenehmer machen können, wenn er seine Leser mitten in die Classen dieser großen Kunstschule geführet hätte: wo sie mehr Abwechslung und Reiz gefunden hätten. Allein die allgemeinen Betrachtungen über diese Materie

terie haben dennoch aus guten Ursachen die Oberhand behalten.

Das Wort Instinct oder Trieb, war bisher eins von den unbestimmten Tönen, womit sich einige seichte Philosophen sehr breit gemachet. Es war also nöthig, zuforderst die verschiedenen Arten der Triebe zu unterscheiden, ehe man den Hauptbegriff davon machen konnte. Ueberhaupt nennet man alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen einen Trieb. Der Hr. Verfasser aber hat die mechanischen Triebe von den Vorstellungstrieben, und diese von den willkührlichen unterschieden. Die Vorstellungstriebe gehen theils aufs Gegenwärtige zum Empfinden, theils aufs Vergangene, welches die thierische Einbildungskraft unter das Gegenwärtige mischet. Die willkührlichen Triebe entstehen zwar alle aus der sinnlichen Lust oder Unlust; sind aber theils natürlich, theils abartend. u. d. m.

Aus der Verschiedenheit der thierischen Lebensarten zeiget der Hr. Verfasser, daß alle Kunsttriebe der Thiere, auf die Erhaltung und Wohlfahrt jedes Thieres und seines Geschlechtes abzielet; und die geschicktesten Mittel dazu in sich halten. Alle dieselben aber bestehen nicht in Geschicklichkeiten, die sich die Thiere durch Erfahrung, Vernunft und Uebung erwerben; sondern sie sind ihnen angebohren, und entstehen aus so bestimmten Naturkräften oder Gaben. Der Mechanismus, und besonders schlanke Werkzeuge, machen sie zu gewissen Verrichtungen geschickt, z. E. der Bienen und

Spin-

mi, die Liebe. Die Niederländer ſagen noch beminte, wolbeminte, geliebte, ſehrgeliebte. Daher der Franzoſen Mignon, mignonne, mignard, etc. kömmt. Die Liebesgöttin hieß bey den Alten Minne, eine Sirene Merminne. Jnd durch, für und durch. Und iſt durch alle laute Buchſtaben verändert, welches zu verwundern iſt, die heutigen Engellander ſchreiben *and*, die Niederländer ende, die alten Franken, inde, ind, inthi, die Deutſchen und Alemänner und, unde, ond ꝛc. Gehaltniſſi, Erhaltung, halten bedeutet auch erhalten und erretten. Notger hat ſaluator haltam und haltende überſetzet. Frammordes, im übrigen, forthin, hinfort. Ottfrid hat es auch zuweilen. So fram ſo mir, in ſo ferne mir. Eben das findet man auch in einer alten Beichte, die aus dieſer Zeit iſt, und vor dem Ottfrid ſtehet: So bin ich es Gote almathigen bigithig, inti thir Gotes Manne! inti gerno Buoz ziu framort, ſo fram ſo mir Got almahtigo mahti indi giwizzi forgibit. *) Was, urhazer mug ſo ſo, heiſſe, kan der Verfaſſer nicht errathen. Teheín, und geheín, kein, keiner, welches daraus entſtanden iſt. Gegango ſcheint verſchrieben, für gefango. Ludwig muß man ſchreiben, wie hier, nicht Lodwigh, welches genug erwieſen wird. Was die Herableitung und Bedeutung dieſes Worts betrifft: So iſt die älteſte und beſte, welche Hermold Nigellus, des Ludewigs des From-

*) Dieſe Beichte wird in Eccards Catecheſi Theotiſca erkläret.

Spinnen, zu Verfertigung ihrer Honigzellen und Gewebe. Sodann machen ihre schärfern Empfindungen der Sinne, daß ihnen gewisse Dinge gut riechen und schmecken. Endlich machen gewisse Empfindungen ihnen durch einen uns unbekannten Einfluß, gewisse Gliedmaßen rege; wie dieses alles mit der menschlichen Natur, so fern sie auch thierisch ist, erläutert werden kann: obgleich der Mensch bey seinen höhern Gemüthskräften, durch den Mangel angebohrner Geschicklichkeiten getrieben wird, sich Künste, Wissenschaften und Tugenden zu erwerben; wodurch er zu höhern Stufen der Vollkommenheiten und Glückseligkeiten gelangen kann.

Nach solchen allgemeinen Betrachtungen thierischer Triebe, hat der Hr. Verfasser bey jedem besondern Triebe, die Ursachen und göttlichen Absichten eines jedweden im Zusammenhange erklären können. So wird man geschickt, die ganze innere Verfassung des Thierreiches, und die so weise als gütige Haushaltung Gottes in demselben, auf einen Blick zu übersehen. Solche Betrachtungen aber sind sowohl erbaulich als angenehm; zumal, da der Hr. Verfasser auch manchen besondern Kunsttrieb der Thiere eingestreuet, den er nachmals umständlicher beschreiben wird; dafern ihm Gott Leben und Gesundheit verleihet. Doch hat er weder den Verleger noch Käufer itzo mit der Benennung des ersten Theiles, in einige Gefahr stürzen wollen.

Was er indessen darinn beobachten werde, zeiget er hier kürzlich an. Zuförderst setzet er voraus,

daß man zuverläßige Wahrheiten nicht auf Fabeln und Mährlein gründen müsse. Nun sind aber viele Nachrichten der Alten von den Thieren sehr unsicher. Aristoteles hat viel vom bloßen Hörensagen gemeiner Leute. Aelian, Plinius, Cicero, und Plutarch sind noch weniger glaubwürdig. Die Hauptstücke, von sichern Erfahrungen und glaubwürdigen Nachrichten, fehlten in der Vernunftlehre der Alten. Daher wird der Hr. Prof. Reimarus auf der alten Schriftsteller Zeugnisse von Thieren gar nichts bauen: sondern nur neuere, und zwar solche Wehrmänner anführen, die sich bereits Glauben erworben haben.

Sodann schienen ihm auch die Nachrichten von einzelnen zahmen oder gefangenen Thieren zweifelhaft zu seyn. Wer kann von einzelnen Begebenheiten die genauen Umstände wissen? Und wer kann ohne dieselben richtig urtheilen? Er führet nur Handlungen der Thiere an, die in voller Freyheit handeln. Was nämlich eins ungezwungen thut, das würde ein anders auch thun, weil ihre Natur einerley ist. Durch diese zwo Regeln nun, ist zwar sein Vorhaben schwerer, aber auch desto sicherer geworden. Er wird nämlich auch keinem neuern Naturforscher trauen, außer der ihm die Art und Weise anzeiget, wie er zu seiner Beobachtung gelanget ist.

Der englische Zuschauer hat im 120. und 121. Blatte des II. Theils von den Kunsttrieben der Thiere gehandelt, und gewünschet, daß die königl. Gesellschaft der Wissenschaften diesen Theil der Natur-

Naturgeschichte unter ihre Mitglieder vertheilen möchte. Hat nun gleich dieser Anschlag in England allein nicht seine Erfüllung gefunden: so haben doch viele Glieder der Londener, Pariser, Stockholmer, und Petersburger Akademien dergleichen Anmerkungen gemachet und beschrieben. Und haben die Gelehrten in Städten nicht Gelegenheit, alle Arten der Thiere zu belauschen: so können Jäger, Fischer, Vogelsteller, Pachter und Reisende mehr Anlaß dazu geben, wenn sie nur Verstand genug zum Beobachten, und Ehrlichkeit genug haben, alles richtig zu melden.

Indessen ist freylich die Lebensart der größern Thiere von Kunstverständigen so genau noch nicht erforschet worden, als der kleinern, und sonderlich der Insecten. Bey diesen kann sich ein jeder Privatmann verdient machen. Es kömmt auch auf die Größe und Schwere eines Thieres gar nicht an. Ueberall, wo wir Verstand, Weisheit, Absicht, Erfindung und Kunst antreffen: da ist ein würdiger Gegenstand unsrer Betrachtungen.

Doch wir müssen auch den Inhalt des gegenwärtigen Buches näher anzeigen. Das I. Capitel handelt von den mechanischen Trieben der Thiere. Der Hr. Verfasser setzet, nach Erklärung des Wortes Thier, voraus, daß alle Thiere aus einem organischen Körper, der zu Empfindungen und Bewegungen geschickt ist, und einer damit verbundenen Seele bestehe. Jener ist in Ansehung dieser ein bloßes Werkzeug, dadurch das empfindliche Leben mechanisch unterstützet, und vermittelst der sinnli-

chen Gliedmaßen auch das Erkenntniß gegenwärtiger Dinge in die Seele gebracht wird. Hieraus entstehen die Neigungen oder Abneigungen der Seele, die mit den Gliedmaßen der Bewegung willkührlich ausgeführet werden. Darinn besteht die Vereinigung zwischen Leib und Seele, die so schwer zu erklären ist. So gründlich hebt dieß Capitel an. Wir können ihm aber nicht weiter folgen.

Das II. handelt von den Vorstellungstrieben. Die Empfindung der Thiere kömmt auf die Nerven der sinnlichen Werkzeuge an. Die vollkommenern haben alle fünf; die unvollkommenern aber haben an einem oder etlichen einen Mangel. So sind denn die vollkommnern Thiere zu mehrerm Erkenntnisse fähig, als die unvollkommenern. Dringt nun die Wirkung der erschütterten Nerven bis ins Gehirn, so erfolget ein natürliches Bemühen der Seele, sich die Dinge nach der Art des sinnlichen Eindruckes vorzustellen. Diese Bemühung nun nennet der Hr. Verfasser den Vorstellungstrieb; den man bey allen Thieren findet. Wir führen dieß nur als eine Probe von der gründlichen Art zu philosophiren des Hrn. Verfassers an.

Das III. Cap. handelt von den willkührlichen Trieben der Thiere. Durch Willkühr will der Hr. V. nicht sagen, daß sich die Thiere, nach deutlicher Vorstellung beyder möglichen Fälle, und nach überlegter Einsicht des Besten, aus freyer Wahl bestimmen, vielmehr zu handeln, als nicht zu handeln, vielmehr dieß, als jenes zu thun. Gleichwohl

wohl iſt der thieriſche willkührliche Trieb, auch nicht bloß mechaniſch und körperlich, ſondern entſpringt aus Neigung oder Abneigung, auf vorgängige und endliche Vorſtellung der Sache, oder aus Empfindung ſinnlicher Luſt oder Unluſt. Wir müſſen abermal abbrechen.

Das IV. Cap. handelt von den Kunſttrieben der Thiere. Der Hr. Verfaſſer geſteht den Thieren zu, daß ſie im Sinnlichen vor den Menſchen viel voraus haben, ſo daß ſie des höhern Lichts der Vernunft leichter entbehren können; kurz, daß ſie ſchärfere Sinne haben. Die Raubvögel ſehen in die Ferne, und die Katzen im Dunkeln viel ſchärfer; der Hund riechet viel genauer, als wir, oder andere Thiere. Dieß dienet ihnen ihre Speiſe ſehr von weitem zu entdecken. Die Schärfe des Gehöres und Gefühles warnet ſie vor mancher Gefahr: ja aus dem Geruche läßt ſich auch verſtehen, wie die Thiere bey der Paarung, das andre Geſchlecht von ſich ſelbſt unterſcheiden. Röſel hat eine unläugbare Erfahrung, daß die Schmetterlinge bey ſo unzähligen Arten ſich bloß durch den Geruch zuſammen finden. u. ſ. w.

Das V. Cap. handelt von der Verſchiedenheit der Lebensarten der Thiere, die gewiß auch in ihre Triebe, ſich und ihr Geſchlecht zu erhalten, einen großen Einfluß hat.

Das VI. redet von den beſondern Bedürfniſſen der verſchiedenen Lebensarten; aus denen man begreifen kann, warum dieſem Thiere, dieſe, und nicht

andre, mehr, oder weniger Kunsttriebe eingepflanzet worden.

Das VII. liefert die Eintheilung und Eigenschaften der Kunsttriebe. Die Triebe zur Bewegung, auf diese oder jene Art, ingleichen sein rechtes Element zu suchen, und sich nach den Jahreszeiten und Witterungen zu richten, und dergleichen mehr kommen hier vor.

Das VIII. Cap. lehret die Meynungen der Alten von den Kunsttrieben der Thiere. Hier kömt viel Gutes und Schlechtes vor.

Das IX. erkläret die Hypothesen der Neuern von den thierischen Kunsttrieben. Cudworths plastische Naturen, Paracelsens Archeus, Cartesens bloßer Mechanismus, den auch Büffon annimmt, und andre solche Dinge mehr, kommen hier vor.

Das X erkläret die wahrscheinliche Beschaffenheit der thierischen Kunsttriebe. Hier finden wir des Hrn. Verfassers vernünftige Meynung, und eigene Gedanken entdecket. Sie laufen auf vier Stücke hinaus, 1) auf die Bauart ihres Körpers; 2) auf ihre sinnlichen Empfindungen und Einbildungskraft; 3) auf ihre innere Empfindung, 4) auf die ihnen eingepflanzte blinde Neigung zu diesem oder jenem. Hier zeiget der Hr. Verfasser seine vornehmste Stärke im Nachsinnen, und gründlichen Vortrage der Wahrheiten.

Das XI. Capitel lehret endlich die Anwendung der thierischen Kunsttriebe zur Erkenntniß des Schöpfers und unsrer selbst. Hier wird eine Vergleis

gleichung zwiſchen Menſchen und Thieren angeſtellet und gewieſen, daß der Menſch das allergefräßigſte; aber auch zugleich das allerbedürftigſte Thier ſey, welches die andern Thiere zu ſeiner Nothdurft, Wolluſt und zum Uebermuthe entſetzlich mishandelt, ob es ihnen gleich faſt alles zu verdanken hat. Kurz, die Weisheit Gottes wird in den Thieren auf eine ſehr überzeugende Weiſe gewieſen.

Ein ſehr vollſtändiges Regiſter machet den Beſchluß. Ein ſolches Buch machet der heutigen Philoſophie in Deutſchland Ehre: und wenn viele ſolche Werke geſchrieben werden, ſollen ſich die Ausländer bald genöthiget ſehen, deutſch zu lernen, um ihr Erkenntniß zu bereichern und zu erweitern. Wir wünſchen dem Hrn. Verfaſſer Leben und Geſundheit, ſein völliges Vorhaben auszuführen.

III.

Anmerkungen zum Texte des Plinius, von ſeinem laurentiniſchen Landhauſe.

S. deſ vorigen Monath auf der 413. und folg. S.

(a) Ungeachtet das Wort Atrium eben nicht ſo zweydeutig iſt, und man aus dem Vitruv im 4ten Hauptſt. des 6ten Buches, und aus vielen andern Stellen mehr erſehen und ſchließen kann, daß es einen prächtigen Vorhof bedeuten müſſe, darinnen die Alten die Bilder ihrer Vorfahren aufzuſtellen pflegten: ſo hat es doch dem Hrn. Felibien gefallen, ein Veſtibule oder Vorhaus daraus zu machen, weil ſolches, wie er

selber in einer Anmerkung über den 6ten Brief des 5ten Buches saget, seinem Entwurfe gemäßer wäre, als alle übrige Bedeutungen. Allein, wenn der erste Schritt ins Haus verfehlet wird, so kann man sich nicht leicht weiter finden. Plinius setzet noch das Wort frugi darzu: um dadurch anzudeuten, daß es ein solcher Hof gewesen sey, darinnen zwar keine Kuh- und Schafställe, noch Scheunen, dennoch aber andere Gebäude, als Pferdeställe, Wagenschuppen, Gartenscheunen, Weinpressen, Küchen- und andere benöthigte Wirthschaftsgebäude müssen gestanden haben; dabey der Hof beständig reinlich hat können erhalten werden. Ich habe mir nicht getrauet, das Wort Wirthschaftshof zu gebrauchen. Weil man im Deutschen, wo nicht einen Viehhof, dennoch aber einen Scheunenhof darunter verstehet, der es aber nicht gewesen ist: da Plinius auf diesem Gute nicht die allergeringste Wirthschaft gehabt: welches aus dem 6ten Briefe des 4ten Buches erhellet. Derohalben habe ich atrium frugi einen gemeinen Vorhof gegeben, der mehr zum Nutzen, als zur Pracht angelegt war. Die Gebäude aber, die etwa daherum mögen gestanden haben, oder die Bäume, mit denen er hat können eingefasset seyn, habe ich weggelassen, weil Plinius nichts weiter davon gesaget hat; wie ich denn auch wohlbedächtig dasjenige mit schrägen kleinen Strichen im Grundrisse bemerket habe, von dem er bloß das Daseyn, nicht aber die genaue Eintheilung der Zimmer erwähnet: oder welches das Ebenmaaß der Baukunst ausdrücklich erfodert hat; als da sind: die Wohnungen der Knechte und Freygelassenen, die beyden hohen Häuser im Garten; die zwo Wohnungen am Eingange des Hauses und des Küchengartens, und dann endlich die Küchen- und Speisekammern selber ꝛc. ꝛc. die nothwendig müssen vorhanden gewesen seyn.

(b) Por-

(b) Porticus, dieſes iſt der zweyte Stein des Anſtoßens beym Hrn Felibien. Er meynet, das Wort Portique reime ſich recht gut hieher: es müſſe wohl der Aehnlichkeit halber eben das im Lateiniſchen bedeuten, was es im Franzöſiſchen iſt: ungeachtet einige Gelehrte ihn für eine offene Gallerie halten, und ihm wohl gar den Namen Periſtilium gäben. Er ſaget aber nicht, daß es Vitruv im 10ten Abſchnitte des 6ten Buches geweſen iſt, darinnen ausdrücklich ſteht, daß Porticus ein einfacher Säulengang, und Periſtilium eine Anlage von mehr als einem Säulengange hintereinander, oder welches einerley iſt, eine Anlage von 3 bis 4 Reihen Säulen hintereinander geweſen ſey. So bald alſo, als 2 Reihen freye Säulen zuſammen kamen, ſie mochten eine neue Ruckwand haben oder nicht, ſo hießen ſie Periſtilium. Ein ſchönes Beyſpiel ſehen wir vor der Petersкirche zu Rom, das der Ritter Bernini angegeben hat. Alle Welt nennet ſolches ein Periſtilium. . . . . O wäre Hr. Felibien immer dabey geblieben; ſo hätte er hier nicht aus dem Porticu dasjenige gemacht, das Plinius hernach Cryptoporticus nennet.

(1) Ich berufe mich hier auf die gesneriſche Herausgabe. Es liegt gar nichts daran, ob der kleine Hof die Geſtalt eines C, eines Cirkels, Ovales, oder ungefähr eines D gehabt habe: keines von allen denen dreyen ändert das übrige Haus und noch weniger die Lage. Nach meinem Urtheile aber halte ich die Geſtalt eines D für die zierlichſte, beſte und wahrſcheinlichſte, derohalben habe ich ſie auch beybehalten.

Wenn ich mir einen Säulengang einbilde, der einen runden Hof umſchließen, ihn vor dem ſtürmiſchen Wetter ſchützen, und der an ſich ſelbſt durchſichtige Fenſter haben ſoll; ſo können dieſe Fenſter nicht an der innern Seite des Hofes, ſondern an der äußern geweſen ſeyn. Denn erſtlich trifft in den Hof kein Wind, es müſſe

denn ein Wirbelwind seyn, die an Seeufern, die flach liegen, sehr selten sind: zudem müßten die Säulenweiten diese Fenster abgeben, oder es müßten gar Fenstergerüste darzwischen gestanden haben. Daraus wäre ein wahrer Cryptoporticus geworden, wie ihn Plinius fernerhin beschreibt. Daher schließe ich: es müssen die Fenster an dem äußern Umrisse des Hofes, oder welches einerley ist, an der Hinterwand des Säulenganges gewesen, und mit vorragenden Simsen oder Schirmdächern, auch wohl gar nach Art eines toscanischen Höfchens, wider Wind und Regen wohl verwahrt gewesen seyn. Daß solche Fenster aber von durchsichtigen Steinen zusammen gesetzt gewesen sind, läßt mich urtheilen, die Aussicht müsse im Garten oder sonst in eine hübsche Gegend gegangen seyn, sonst wären die Fenster im Säulengange ganz und gar unnöthig gewesen. Wie man denn eher Bilderbsinden in solchen Gängen anzuordnen pflegte, als Fenster. Was aber die Größe anlanget, so wird sie vielen zu groß scheinen, da Plinius von einem kleinen Hofe redet. Nun ist ja in der Welt nichts groß oder klein zu nennen, als in Vergleichung eines andern Dinges gleicher Art. Wenn man nun hier den Vorhof zum Maaßstabe annimmt, so sieht man gar bald ein, daß der runde Hof kann klein genennet werden. Uebrigens ist uns ja wohl aus den Ueberbleibseln bekannt genug, daß die Alten die Größe in ihren Gebäuden liebten. Ich nenne hier Größe dasjenige Maaß, darüber wir heutiges Tages erstaunen, und das die Alten für eben recht hielten. Wenn nun vom damaligen Kleinen die Rede ist, so thun wir sehr unrecht, wenn wir dasselbe nach unsern Gebäuden abmessen, und uns einen kleinen runden Hof von etwa 30 oder 40 Ellen vorstellen wollten. Zu wünschen wäre es, daß Plinius nur ein einziges Maaß bestimmet hätte; so könnte freylich das ganze Haus desto besser in Grund geleget werden.

(4) Ca-

men, eines Vaters des unſrigen, Lobredner, beyle-
get. im 1. bl.

Nam Hludouicus enim Ludi de nomine dictus,
Ludere ſubiectos paciſicando monet.
Seu quis Franciſcam mauult reſerare loquelam,
Nominis vt poſſit noſcere notitiam.
Nempe ſonat *Hluto* praeclarum, Wigch quoque
Mars eſt,
Vnde ſuum nomen compoſuiſſe patet.

Alſo wäre Ludouicus, den Jul Cäſar vielleicht Lita-
nicus nennet, bey den Franken eben ſoviel, als bey
den Griechen Stratocles oder Cleoſtratus. Und
eben daher iſt Lotharii oder Luthers Urſprung her zu
holen, daß er etwas berühmtes oder herrliches
bedeute, davon an einem anderen Orte ein mehrers.

Geſuor, er hat bekräftiget, gelobet: Dieſes ge-
het noch weiter, als bey uns ſchweren. Suiren,
bekräftigen. Hingeſchworene, iſt eine verlobte
Jungfrau, hinſchweren, Eheverlöbniß. Gelei-
ſter, erhält. Notger in dem 104. Pſ. Folleiſtida
Guotis Werchis, die Beharrung, Bleibung eines
guten Werks.

Nemag wird nicht von einander geriſſen, weil
ſie darinnen der Lateiner nequeo, neſcio nachah-
men, wie auch in negefango, nicht gefangen. So
ſchreiben es Willeram und Notger, dieſer in dem
1. Pſalm. Ter in dero argun rat negegieng:
Der in ihren böſen Rath nicht ging. Folluſti,
Hülfe. Die Niederländer ſagen noch zu Folleſt
und Steuer, d. i. zur Hülfe. Die alten Gloſſen ha-
ben, Follazuth, Follazuchida, Hülfe, Schutz,

Sol-

(4) Cavædia, ſagt Vitruv im 2ten Hauptſt. des 6ten Buches, wären in kleinen Häuſern die innerſten und kleinſten Höfe geweſen, die man nach verſchiedener Bauart auch verſchiedentlich zu nennen pflegte. Sie lagen unmittelbar vor den Eingängen und Sälen der Zimmer, an der Stelle unſerer Vorhäuſer, weswegen ich ihnen auch den Namen Vorhaus hier gegeben habe. Sie waren aber oben offen, und folglich hell, welches das Wort hilare andeutet. Ringsherum waren Wetterdächer auf Steifen angeordnet, nach toscanischer Art, oder auf 4 Eckſäulen, nach der Art Tetrastili genennt, oder auf eine Reihe Säulen, nach korinthiſcher Art; oder gar ohne Säulen: welche Höfe Vitruv Cavædia diſpluviata nennet, worinnen das Regenwaſſer in Fallröhren abgeführet wurde. Alles was ich hierbey vermuthen kann, iſt dieſes: daß das Cavædium, wegen des wenigen Raums Tetrastile geweſen ſeyn muſſe. Hr. Felibien macht einen groſſen Hof daraus, und begeht dadurch den allergröſten Fehler.

(c) Triclinium war bey den Römern ein groſſer Saal mit oder ohne Säulen, von einem oder anderthalb Stockwerken hoch, darinnen man ſeine Gäſte zu bewirthen pflegte. Er hat den Namen von den drey Sitzbetten erhalten, die in Geſtalt eines griechiſchen Π geſtellet waren, und in der Mitte ſo viel Raum ließen, daß die Speiſen bequem konnten abgehoben und aufgetragen werden. Jegliches Sitzbette war ſo breit, daß drey Perſonen neben einander darauf ſitzen oder liegen konnten. Wenn man nun den Ueberſchlag des Platzes davon machet, ſo findet man, daß etliche 30 Fuß das allergenaueſte Maaß der Breite beſtimmen. Die Länge, ſagt Vitruv im 5ten H. des 6ten Buches, ſolle wie 1 : 2 ſeyn, damit für die Tänzer und Schauſpieler noch Platz übrig wäre. Dieweil nun die Alten noch andre Säle hatten, darinnen die Weiber aßen, darinnen man mit guten Freunden zu Tiſche lag,

lag, und noch andre, darinnen man nur zu Abend speiste; so habe ich ihm den Namen Hauptsaal gegeben, der so ziemlich mit unserm Gebrauche übereinkömmt; und darinnen man nicht täglich, sondern nur bey großen Gastgebothen zu speisen pflegte. Die Griechen bewirtheten gleichfalls ihre Gäste das erstemal in ihren großen Oecis. Hernach konnte ein jeglicher Gast auf seinem Zimmer essen und trinken, was ihm gesund war, und was ihm beliebte.

(d) **Daß wenn der Südwestwind das Meer treibet** ꝛc. Aus diesen und nachfolgenden Stellen läßt sich ganz sicher urtheilen, das Haus müsse gerade nach dieser Gegend gerichtet gewesen seyn. Denn daß die Lateiner denjenigen Wind haben Africum genennet, der zwischen Mittag und Abend wehete, solches ist bekannt. Er empfing den Namen von dem Welttheile, darüber er kam, und dieses liegt den Italienern gegen Südwest. So viel weiß man auch, daß sich die Alten an den acht Hauptwinden begnügen ließen. Der vom Hrn. Le Roi in seinen griechischen Alterthümern abgezeichnete Windthurm zu Athen zeigt es, und zwar so, wie ihn Vitruv beschreibt. Daß aber die Seeleute und Erdbeschreiber nicht sollten eine genauere Eintheilung der Winde gehabt, und zwischen diese Hauptwinde andere, so wie wir heutiges Tages eingeschaltet haben, solches erkläret Vitruv im 6ten Hauptstücke des 1sten Buches. Der Wind Africus bringt in Italien Thauwetter, und ist dem Wachsthume der Früchte sehr dienlich: daher ist die Lage des Hauses gesund gewesen. Wenn nun dieser Wind mit den Wellen gespielet, so sind sie auf die letzt immer kleiner und kleiner geworden, bis sie an die Stirnwand des Saales, oder an die vorliegenden Stufen gewaschen haben. Daß aber das Ufer längst dem Gebäude und Garten hin, mußte eine Futtermauer gehabt haben, dieses erfodern die ersten Grundregeln der Baukunst. Es würden ja sonst sowohl die stürmi-

schen

miſch-anſchlagenden Wellen des Meeres, als auch das Regenwaſſer des abſchüßigen Ufers in Haus und Garten gelaufen ſeyn, wenn beydes nicht in der Anlage ſo viel als nöthig, angeſchüttet und erhöhet worden wäre. Was nun Hr. Felibien muß gedacht haben, daß er ſein Haus hat gegen Nordoſt gerichtet, das weis ich nicht. Denn Africa liegt ja nicht gegen Norden. Vielleicht hat er das Haus an die Seite einer Bucht legen wollen; allein würde da nicht der Africus eher die Wellen davon ab, als daran getrieben haben? Doch das iſt ihm ungelegen. Er hat deswegen einen Gang vor dem Hauſe angeſchüttet, daß alſo die Wellen nicht haben den Saal unterwaſchen ſollen.

(*) Die Doppelthüren können ſo ziemlich mit unſern heutigen in Vergleichung gezogen werden. Man findet deren Abbildung in den herkulaniſchen Malereyen. Die Fenſter, die eben ſo groß waren, als die Thüren, kommen auch unſern heutigen Saalfenſtern oder Glasthüren ſo ziemlich bey. Anſtatt des Glaſes aber bedienten ſich die Alten dünner Tafeln von Frauen- oder Marienglas, wenn ſie durchſichtig ſeyn ſollten, und das waren ihre Specularen. Wenn es aber bloße Fenſter ſeyn ſollten, ſo waren die Tafeln von weißen Alabaſter geſchnitten.

(e) Gleichſam drey verſchiedene Meere ſieht. Aus dieſer Stelle läßt ſich ſchließen, das Haus müſſe in einem großen Meerbuſen auf einem kleinen Abſtuge des Ufers gelegen haben. Denn auf ſolche Art hat man vorwärts die offenbare See bis an den Horizont: auf beyden Seiten aber, einen Theil des nahen Ufers zum Vorgrunde, die Seebucht zum Mittelgrunde, und den wohlangebaueten Strand, nebſt einen Theil des weiten Meeres zur Ferne, als das ſchönſte gemalte Seeſtück geben, und folglich drey verſchiedene Ausſichten genießen können.

(f) Das

(f) Das darunter liegende Meer ꝛc. Wenn das Ufer um 3-4′ iſt erhaben geweſen, und das Haus wieder vom Ufer um 3-4′. ſo kann ich füglich ſagen: das darunter liegende Meer. Dieſes hat man von da länger hinausgeſehen, nämlich bis zum Horizonte, und nicht das geringſte weiter vom hervorgehenden Geſtade, weil eben das Zimmer im Winkel ſtecke; aber deſto ſicherer: weil es doch wenigſtens um 40′ vom Ufer zurückgezogen war, und alſo bey Stürmen nicht wohl vom Waſſer konnte beſpritzt, und von Winden gar zu ſehr getroffen werden.

(9) Wenn vorhergehende Anmerkungen noch nicht hinlänglich ſeyn ſollten, die Lage des Hauſes zu beſtimmen, ſo iſt es gewiß der Ausdruk, da Plinius ſaget: daß dieſer Winkel die heißeſte Sonne aufgefangen habe: iſt das nicht einerley, als ob er geſetzt hätte die Mittagsſonne? Wenn nun dieſer Winkel gerade gegen Mittag gelegen hat, ſo muß die lange Seite des ganzen Hauſes gerade gegen Mittag und Abend oder gegen Südweſt gelegen haben. In dieſen Winkel wärmten ſich des Plinius Leute des Winters an der Sonne. Ungeachtet nun auf der andern Seite des Saales eben ſo ein Winkel iſt, der darzu hätte dienen können; ſo war doch dieſer ihrer Wohnung am nächſten, und jener war ganz wohl bedächtig durch den Hauptſaal von allen äußern Zugängen abgeſchnitten, und gehörte mit zur Gartenſeite: das Gymnaſium aber war der Sonne noch mehr ausgeſetzt, als jener. Zu vermuthen iſt es, daß vor den beyden Flügeln des Hauſes am Ufer ein Paar Reihen niedrige Bruſthecken von Rosmarin geſtanden haben, die zum Spazierengehen einerſeits, und zum Wettlaufe anderſeits haben dienen können. Weil aber Plinius nichts davon geſaget, ſo habe ich ſie nicht andeuten wollen. Beyläufig will ich erinnern, daß Scamozzi unter dem Worte Gymnaſium einen Lehrſaal verſtanden hat.

(10) Ein

(10) **Ein Zimmer mit abgerundeten Ecken ꝛc.** in aplida curvatum, Felibien verſteht darunter einen runden Saal, weil in verſchiedenen Auflagen anſtatt aplida, aſpida befindlich, oder ein gewölbtes Zimmer. Beyde Erklärungen ſind falſch. Denn aplis heißt eine Radefelge, dieſe hält nun den vierten Theil des Rades, daher ſchließe ich, daß es in aplida curvatum muſſe heißen: wie eine Radefelge gekrümmt; und iſt dieſes Zimmer zwar geradlinigt, aber an den äußern Ecken, als ein Viertelskreis gekrümmt, oder, auf gut Deutſch, abgerundet geweſen: und dieſes nicht nur der inwendigen Schönheit, ſondern vielmehr der äußern Nothwendigkeit halber; damit erſtes großes Zimmer nicht ſogar im Winkel ſtecken, ſondern morgenwärts noch ein wenig Ausſicht am Strande genießen möchte. Daß daher die Stirnwände dieſes Zimmers auch auswärts abgerundet geweſen ſeyn müſſen, ſolches erhellet aus nachfolgenden; quod ſequitur ambitum ſolis, das ſich, ſo zu ſagen, nach der Sonne wendete, wie die Sonnenblume. Man kann auch ſagen, daß ſich Plinius hier als ein Sternkündiger ausdrücket, weil diejenige Linie, welche die Laufbahne der Sonne, (nach alter Meynung,) vom nächſten Abſtandspuncte der Erde, bis zum weiteſten durchſchneidet, Aplis genennet wird; die Fenſter aber dem Umlaufe der Sonne folgten, das iſt, parallel mit ihrer Bahne giengen: das iſt, einen halben Cirkel auf dieſer geweſenen Linie Aplis beſchrieben. Daß aber überhaupt dieſes Zimmer wieder vorgeſprungen ſey, ob es gleich Plinius nicht ausdrücklich ſagt, ſolches beweiſt Vorhergehendes klar, und denn, da er ſaget, daß der Winkel, oder das hibernaculum für alle Winde gedeckt geweſen wäre. Ferner, da er ſaget, daß mit dieſem Winkel, (nicht mit der Seite des Winkels) wäre das Eckzimmer verbunden geweſen. Auch deutet ſolches die gar zu ſehr verſteckte Ausſicht des kleinen vorhergehenden Zimmers mit den 2 Fenſtern an. Und dann endlich zeiget es der Zuſammenhang des folgenden

den rechten Flügels, und das bey den Alten so sehr in acht genommene Ebenmaaß: daß dieses Eckzimmer müsse um ein oder 2 Fenster weniger, als der große Hauptsaal hervorgesprungen seyn.

(11) Transitu interjacente, qui, suspensus & tabulatus &c. Wenn man diese Stelle nach Hrn. Gesners Anmerkung verdeutschen wollte, so müßte sie heißen: vermöge eines hinübergeworfenen hangenden und gedielten Ganges ꝛc. Was würde dieses wohl anders, als eine Brücke vom Häng- und Sprengwerk gewesen seyn. Wäre das nicht eine schöne Sache, wenn wir daraus erweisen könnten, daß die Alten von Häng- und Sprengwerken müssen etwas gewußt haben? da doch der große Baumeister Palladio die Ehre der Erfindung den Deutschen beyleget: „wie sie denn noch heutiges Tages Meister der Zimmerkunst, gegen andre Völker sind. Allein, ich will derweil die Brücken annehmen. Diese nun müßte entweder wegen eines Bächelchens, Seegrabens, oder wegen ungleichen Seeufers, oder vom obern Stockwerke des Hauses, in das andere Haus, eines Schlafzimmers wegen geworfen worden seyn. Das Bächelchen kann wohl nicht Ursache seyn: denn Plinius hat zu Ende dieses Briefes an seinem ganzen Landhause nichts auszusetzen, als daß kein fließendes Wasser in der Gegend gewesen ist. Es müßte also ein Seegraben gewesen seyn; aber zu was Nutzen? Ich kann mir unmöglich ein altes deutsches Raubschloß mit umschlossenen Wassergraben dabey vorstellen. Plinius saget auch von keinem Graben beym Eingange ins Haus noch im übrigen. Der Seestrand war auch ganz flach und abschüßig, wie ihn Plinius beschreibt: und das ganze Gebäude bestund in einem einzigen Erdgeschosse. Wo soll denn nun die Brücke statt finden? Zudem war dieser Transitus der Gesundheit halber geordnet. Wie kann denn wohl eine Brücke die stockenden Dünste vertreiben? sie häuft ja solche noch mehr, und die Lücke beyder Häuser würde

de einen unvergleichlichen Luftzug gemacht haben. Wie kann sie denn also zur gesunden Wohnung etwas beytragen? da es über dieses noch lächerlich wäre, aus seinen Wohnzimmern über eine Brücke ins Schlafgemach zu gehen. Derohalben sage ich: daß der Gang müsse im Hause gewesen; daß er müsse zwischen dem Schlafzimmer, das an das Vorzimmer anstieß, und dem Bücherkabinette gewesen seyn; daß er müsse nach der See gelegen haben, und daß er müsse getäfelt und gedielt gewesen seyn. Denn auf diese Art diente er zugleich dem Hausgesinde zum Eingange in die Wohnzimmer, er fing die Meeresdünste und die Hitze des Sommers auf, und vertheilte solche durch seine Länge. Er war an sich selber trocken, weil er mit Holze ausgetäfelt war, da alle übrige Zimmer marmorne Fußböden hatten. Er diente ferner zum Spazierenmachen, als eine Galerie, und war auf diese Art der Wohnung sehr bequem und zuträglich.

(13) Reliqua pars lateris &c. Plinius saat hier Alæ, folglich muß das ganze übrige Haus dießseits am Ufer des Meeres umgegangen seyn. Und es ist auch ganz vernünftig, wenn ein Baumeister oder ein jeglicher Bauherr die längste Seite seines Landhauses nach der schönsten Aussicht kehret, das ist, längst dem Ufer der See, eines Flusses, Thales oder einer Stadt hinrichtet. Hatte Hr. Feldien dieses in beyden Landhäusern des Plinius bedacht, so würde er nicht vom Bücherkabinet an, um die Ecke herum gebauet haben; aber dazu hat ihn sein großer cavädlicher Hof verleitet, daß er sich die schöne Aussicht benommen hat. Vitruv saget uns ja im 4ten Abschnitte des 6ten Buches, daß diejenigen Gebäude, die rückwärts an das Hauptgebäude stießen, und die Seitengebäude in den Atriis ausmachten, Alæ genennet wurden, so wie sie heutiges Tages noch den Namen der Flügel, oder Flügelgebäude führen. Warum sollte denn Plinius sich nicht des rechten Wortes bedienet haben, wenn welche wären vor-

handen gewesen? Vor diesem Theile des Hauses, darinnen die Bedienten wohneten, war gegen den Hof zu ein freyer Platz, den ich den Küchenhof nennen will. So wenig nun Plinius von einer Küche, und deren darzu gehörigen Vorrathskammern, Holz und andern Behältnissen, als von Kleinigkeiten, die sich ohnedieß verstehen, und in den Brief nicht schickten, etwas gesaget, so wenig hat er auch von dem Küchenhofe etwas gedenken wollen, ungeachtet er in einer Wirthschaft nöthig war. Ich habe seinen Ort durch einen Brunnen bemerket, auch können in solchem Hofe eine Menge Bäume gestanden haben, die zum Schatten, und zur Aussicht des runden Hofes dahin gesetzt worden sind. Nicht minder kann durch diesen Hof noch eine schöne Aussicht ans Ufer des Meeres gewesen seyn.

(14) Es versteht sich, daß dieses ebenfalls muß zurück gezogen gewesen seyn, ungeachtet es nicht ausdrücklich dabey steht. Das Ebenmaaß befiehlt es sowohl, als die Aussicht des Hauptsaales.

(15) Daß dieses Zimmer muß größer gewesen seyn, solches ist klar. Allein, ob es vor- oder hinterwärts, oder seithalb größer gewesen ist? Dieses bestimmt die Helligkeit, die Plinius anführt. Wäre es seitwärts oder hinterwärts größer gewesen; so hätte es nicht vom Meere so sehr erleuchtet werden können: der vorspringende Hauptsaal hätte es auch bis gegen Mittag beschattet. Folglich schließe ich, müsse es vorwärts länger gewesen seyn: und da es unweit dem Ufer wiederum hervor gesprungen ist; so hat es dadurch von der Sonne und dem Meere desto besser beschienen und erleuchtet werden können. Ja es hat eben den Vortheil erhalten, den jenes Bücherkabinet linker Hand hat, um welches die Sonne, so zu sagen, herumlief.

(g) Und allen Winden entzogen ist. Was das heißen soll, und wie es gelegen hat, solches zeiget das Gymnasium. Dieses war ein eingehender Winkel

des

des Hauses. Folglich müssen diese beyden Zimmer ebenfalls wiederum zurück getreten seyn. Dieses erkläret auch zugleich den Vorsprung des vorhergehenden Zimmers, und nachfolgenden Bades.

(16) Durch eine Scheidewand verbunden ꝛc. Diese Scheidewand war rückwärts, und die beyden Zimmer lagen hinter den beyden erstern gegen Mitternacht, und eben dadurch wurden erstere wider die Kälte und den Nordwind verwahret. Im Sommer aber waren diese besser zu bewohnen, als jene. Die Aussicht war auch nicht so unangenehm, weil sie in den Garten gieng.

IV.

Der Morgen. Eine Ode. *

Aurora kömmt, ihr heller Schimmer
Erleuchtet schon mein stilles Zimmer,
Ihr Glanz verschönert die Natur:
Wie herrlich prangt in jener Aue,
Der Perlenschmuck vom kühlen Thaue;
Wie ziert er nicht die grüne Flur!

Ihr Künstler! die ihr dieses sehet,
Sagt, ob ihr nicht beschämt gestehet,
Daß Kunst sich hier verstecken muß?
Sagt, könnt ihr wohl mit würdgen Bildern,
Die Schönheit dieses Morgens schildern,
Und malt ihr nicht, euch zum Verdruß?

Hier prangen die beblümten Wieſen,
Die jüngſt mein ſchwacher Kiel geprieſen;
O ſchrieb er — — Kiele gleich!
Wie prächtig würd mein Lied erklingen!
Es würde mein itzt ſchwaches Singen
So, wie der Lenz, an Anmuth reich.

Dort ſchaut mein Auge ſteile Höhen,
Auf welchen fette Heerden gehen;
Der Hirte ſchleicht zum nahen Hayn.
Die reiche Flur zeigt meinem Blicke,
Die ſchönſte Saat, des Landmanns Glücke,
Und ladet mich zur Freude ein.

Noch mehr, als ſich ein Cröſus freute,
Bey einer vortheilhaften Beute;
Beym Mammon, ſeines Herzens Luſt:
Ergötz ich mich an dieſem Morgen.
Mich quälen keine ſchweren Sorgen;
Nichts foltert meine freye Bruſt.

Dem Reichen gönn ich ſeine Schätze,
Den Fürſten Städt, und feſte Plätze;
Ich lebe mir dieß ſtille Thal:
Hier, wo mich Gott und Unſchuld ſchützen,
Hier kann ich meine Jugend nützen;
Hier leb ich gänzlich ohne Quaal.

Ich ſehe mit vergnügtem Herzen,
Die Lämmer um die Schafe ſcherzen;
Wie zärtlich ſpielt dieß junge Vieh?
Es iſt vergnügt auf ſeiner Weide;
Ich bin entfernt von bangem Leide;
Mein frohes Herz, vergiß es nie!

Helpha, daher Chilperic, Hülfrich oder Richhulf den Namen hat, ein ſtarker Helfer.

Dieſe Formeln hat Bodinus im 5. B. 6. cap. vom gemeinen Weſen zu erſt herausgegeben. Hernach Faulchet und andere, endlich auch Nithard im 3 Buche ſeiner Hiſtorie unter dem 842ten Jahre.

Die fränkiſchen Könige redeten deutſch und lateiniſch, aber ſo, wie wer erſt die Probe geſehen haben. Denn die Provinzialſprache entſprung aus dem lateiniſchen, und war der Anfang zum franzöſiſchen. Dieſer bedienten ſich die Römer in den Provinzen auf dem deutſchen Boden, wo die ſiegreichen Franken untermiſcht waren. Sidonius nennet ſie ſquamam latini ſermonis, und rubiginem trivialium barbariſmorum: Die Franken ſelbſt, ruſticam latinam. Doch behielten ſie vornehmlich ihre Mutterſprache, die Sicambriſche oder Deutſche, wie erwieſen wird auf dem 76. bl. Eben daſelbſt gedenkt er ſeines Buchs von den eigenen Namen der Deutſchen, das er Onomatotheram nennet. Nicht weniger rühmt er die deutſche Sprache wegen ihres Alters, Reichthums und ihrer Majeſtät.

Nach dem 400. bl. ward auf dem Reichstage zu Maynz im Jahr 1235. alles in deutſcher Sprache abgefaßt, welches das erſte war, davon man Goldaſtens Reichsſatzungen im 2 Theil auf dem 17. bl. und Linkern de idiomate imperiali auf dem 10. bl. nachſehen kan.

Nachdem 691. bl. ſoll Admiral von dem arabiſchen Wort Amir, d. i. ein Fürſt, herkommen, wie du Freſne meynt.

Häller heiſt die kleinſte Münze, und hat den Na-

Bey vielen wohlbeſetzten Teichen,
Zeigt mir das lange Thal im Gleichen
Den ſchönſten dick belaubten Wald;
Der Bach, den man die Wilde nennet,
Und der die Ufer fallend trennet,
Verſchönert dieſen Aufenthalt.

Aus ihm benetzt die muntre Dirne,
Den runden Arm, die weiße Stirne;
Ein ſchlauer Schäfer ſieht ihr zu.
Er lacht: doch die vergnügte Schöne
Verſpottet ihn und ſein Gehöhne;
Ihr redlich Herz ſteht noch in Ruh.

Gleichwie ein wohlgeübter Sänger,
Den Triller ſchlägt, und deſto länger
Den angenehmſten Läufer macht;
So ſchlägt die laute Philomele
Das hellſte Lied, und ihre Kehle
Singt unermüdet Tag und Nacht.

Auch itzt läßt ſie ſich in den Chören
Verſchiedner Luftbewohner hören;
Und ſingt den dichten Büſchen vor.
O könnt ich meinen rauhen Tonen
Den Reiz, den Wohlklang angewöhnen,
Ich ſchwäng mich zum Parnaß empor!

Jedoch ich ſchweige ganz beſchämet;
Die Schwachheit, ſo die Lippen lähmet,
Hält mir zugleich die matte Hand;
Ich lege meine Feder nieder,
Und nehme ſie nicht eher wieder,
Bis mir die Dichtkunſt mehr bekannt.

Dann soll, dem Schöpfer zu gefallen,
Manch Lied in diesem Thal erschallen,
Und manches sich dem Freunde weihn.
Dann soll mein dankbares Gemüthe,
Dem treuen Gott, für seine Güte,
Wie meine Jugend, eigen seyn!

* Diese schöne Ode ist uns von einem Frauenzimmer zugefertiget worden, mit dem ausdrücklichen Begehren, wir sollten dieselbe aufs strengeste beurtheilen, und unsre Kritiken hier öffentlich bekannt machen. Selbige geschickte Person beklaget sich über die Schmäucheleyen der Mannspersonen, die jeden geringen poetischen Versuch eines jungen Frauenzimmers bewundern und vergöttern. Wie ist es möglich, fraget Sie uns, daß solches Verfahren nicht endlich die Selbstliebe eines unschuldigen Gemüthes rege machen, und seine Ehrbegierde übertäuben sollten? Man sage uns unsre Fehler, so werden wir besser schreiben lernen!„ Diese werthe Person hat recht. Wir kennen die schmäuchelhaften Lobredner junger Schönen; denen es zwar um ihre Gunst, aber nicht um ihre wahre Ehre zu thun ist. Aber wir wissen auch, daß das von uns im Hornung dieses Jahres beurtheilte * Frauenzimmer, nicht von solchen Schmäuchlern verführet worden. Es sind Leute gewesen, die selbst erst verführet gewesen, ehe sie diese an sich fähige und geschickte Dichterinn verführet haben. Der heutige Schwulst gewisser an sich selbst magerer, und nur durch gewisse seltsame Wörter und tolle Wort-

Wortfügungen aufgebläheter Köpfe, hat sie verblendet. Sie hatten also die Nachäffung solcher Irrlichter für wirkliche Schönheiten gehalten; und die junge Schöne nicht vorsetzlich betrogen, sondern sie aus Irrthum verleitet. Wie kann ein Blinder dem andern den Weg weisen?

Was aber gegenwärtige Ode betrifft: so ist sie von andrer Art. Ihre Verfasserinn ist auf dem rechten Wege in Gedanken und Ausdrücken. Ihr feiner Geschmack ist der Natur und Wahrheit zugethan: und ihre Worte glänzen nicht von Flittergolde und falschen Edelgesteinen. Sie denket schön, und redet ungezwungenes Deutsch; wie die besten unsrer Dichter aus der vorigen Zeit geredet haben: ehe die neue Pest, welche Maffei und Muratori, Guidi, und Crescimbeni aus Wälschland verbannten, über die Alpen drang; und ehe Milton uns durch seine halbdeutschen, ja kauderwälschen Anbether bezauberte. Wir haben nur einige wenige Stellen ihrer Ode ein wenig zu verbessern gesuchet; ohne unsre schöne Dichterinn öffentlich zu rügen. Sie wird selbst in Gegeneinanderhaltung mit ihrer Abschrift am besten finden, wo es geschehen; und nach ihrer Scharfsinnigkeit die Ursachen der Aenderung leicht errathen. Eine so bescheidene Gesinnung, als die Ihrige, mußte öffentlich geschonet, und im Vertrauen belehret werden.

V.

Fortsetzung der zufälligen Gedanken, über die deutsche Schaubühne zu Wien.

Dieses war der Ursprung ihrer Trauerspiele und Heldenstücke, und aus diesen Absichten, die sie dabey hegten, entstunden sodann alle Regeln, so die Kunst endlich den Verfassern derselben zu ihrer Verfertigung vorschrieb. Die Natur mußte überall herrschen. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer mußte erhalten werden; und so verwickelt auch eine Vorstellung war, so klar mußte doch endlich ihr Ausgang von einem jeden übersehen werden können. Daher kam die so genaue Bestimmung des Charakters einer jeden Person, die an einer Handlung Theil hatte; daher kam die sorgfältigste Beobachtung des Natürlichen der Vorstellung, in Absicht auf die Zeit und den Ort, worinnen sich dieselbe eräuget hatte; und dadurch erwuchs endlich ein ganzes Lehrgebäude der gründlichsten Anweisung, nach welcher sich der Verfasser eines tragischen Schauspieles zu richten hatte, wenn er dem sehr ekeln Geschmacke eines Volkes, das schon an lauter gute Sachen gewöhnet war, eine Genüge leisten wollte.

Aber auch hierbey blieb man noch nicht stehen. Das Vergnügen, das patriotische Staatsmänner dabey empfanden, wenn sie den Geist der Nachahmung

mung groſſer Handlungen in ihren Bürgern durch dergleichen Vorſtellungen rühmlicher Thaten ihrer Helden erwecket ſahen, ſuchte noch mehrere Nahrung. Nicht alle Pflichten eines guten Bürgers bloß in Groſsmuth, Tapferkeit und vorzüglichen Heldentugenden. Auch kleinere Pflichten, welche nicht ſo ſehr in die Augen fallen, als jene, aber in dem geringſten Mitgliede eines Staates zur allgemeinen Glückſeligkeit erfoderlich ſind, müſſen von einem vorſichtigen Geſetzgeber zur fleiſsigen Ausübung befördert werden. Wenn es nun gewiß iſt, daß groſſe Thaten auch vorzüglich groſſe Wirkungen nach ſich ziehen, eben deshalben aber auch, und weil ſich meiſtentheils nur groſſe Männer und erhabene Geiſter in denſelbigen berühmt gemachet haben, die wenigſten derſelben den Empfindungen niedriger Stände gemäß ſind: ſo iſt leicht einzuſehen, daß man unter dem gemeinen Manne, einen weit gröſsern Nutzen, durch die Vorſtellung bürgerlicher Begebenheiten auf den Schaubühnen, ſtiften kann. Daraus floß dann eine neue Erfindung, nämlich auch der Luſtſpiele. In denſelbigen beeiferte man ſich, bis zu den allgemeinſten Sitten des niedrigſten Bürgers ſich zu wenden, und auch dieſe auf eine natürliche Art, entweder angenehm und reizend vorzuſtellen, oder der Verlachung und Verſpottung Preis zu geben: nachdem nämlich ihre Wirkungen dem gemeinen Weſen Nutzen oder Nachtheil erregen konnten. Aus der Natur auch dieſer Art von Schauſpielen, floſſen nun wiederum alle Regeln, ſo ſich die Verfaſſer derſelben vorſetz-

ten, und durch deren Beobachtung einzig und allein ſie des Beyfalls ihrer Stücke ſich von einem Volke gewärtigen konnten, deſſen Urtheil durch den guten Geſchmack geſchärfet worden war.

Worinnen beſtand aber nun eben dieſer gute Geſchmack? Wahrhaftig in nichts anderm, als in einer Fertigkeit, ein jedes Schauſpiel, ſo auf der Bühne erſchien, nach den Regeln der Kunſt zu beurtheilen. Eben dieſe Regeln aber waren nicht etwa in einem ungefähren Zufalle, oder gar in den verderbten Neigungen eines ausgelaſſenen Pöbels; ſondern in der treuen Sorgfalt weiſer Geſetzgeber gegründet. Man gewöhnte den gemeinen Mann an das Gute; und bey dieſem trat es an die Stelle der Natur: denn ſo geneigt auch immer ein Menſch zu mancherley Böſem ſeyn mag; ſo können doch allezeit Erziehung, Unterricht und Gewohnheit die Oberhand gewinnen. Eben darinnen aber muß die oberſte Gewalt eines Staates, Ernſt, Eifer, Einſicht und wahre Größe zeigen. Und wie ſoll man es daher in unſern aufgeklärten Zeiten, ſo manchen großen Männern, die der Verwaltung des gemeinen Weſens vorſtehen, nur im mindeſten vergeben können; wenn ſie ſich ſo weit von Pflichten entfernen, die ſchon das Heydenthum in ſeinen Staatsleuten, als nothwendig erkannt und bewundert hat? Keiner wird ſich getrauen, ſo weiſe Einſichten griechiſcher Staaten oder eines ſtaatsklugen Roms gründlich zu widerlegen; gänzlich aber weichet man doch faſt von allen den Wegen ab, ſo ſie

in

in den edelsten Staatswissenschaften uns zur sichersten Nachahmung vorgesetzet haben.

Sind einmal alle diese Sätze unumstößlich; daß gute Sitten unter den Bürgern eines Staates aufrecht erhalten werden müssen; daß aber diese vorzüglich, auch mit durch eine gute und regelmäßige Schaubühne befördert werden können; ja daß selbst der Geschmack des niedrigsten Pöbels dadurch zu bessern Empfindungen gebildet werden kann; wie solches einmal durch die Beyspiele aller Staaten, die sich einer guten Schauspielkunst beflissen haben, unumstößlich richtig ist: so können ein für allemal, die schändlichen Possen unserer Schaubühne, allen ihren Anhängern und Vertheidigern bey der vernünftigen Welt, nichts als Schande, dem Staate aber sichern Nachtheil zuziehen: der eben desto schädlicher seyn muß, da er sich allgemein ausbreitet, und in allen Ständen seine Folgen äußert. Daß aber dieses wirklich geschieht, darf man gar im mindesten nicht zweifeln. Es beweist solches der vorzügliche Zulauf unserer Bürger zu den ausgelassensten Stücken, so zu Zeiten aufgeführet werden; es beweisen es die liederlichen Schwänke, so ein jeder Hausvater oder aufmerksamer Sittenrichter in den täglichen Handlungen junger Leute, ja so gar der Dienstbothen finden wird: die nur gar zu oft die ähnlichsten Nachahmungen desjenigen sind, was sie auf der Schaubühne so lehrreich vorgestellt gesehen haben. Es beweist es endlich: und wie sehr wünsche ich, dieß nicht schreiben zu

dörfen,

dörfen! ſelbſt der gelaufigſte Witz unſerer jungen Herren.

Man ſchätzt faſt einen jeden Franzoſen vorzüglich darum hoch, weil uns der Witz deſſelben, durch das Scharfſinnige und Geiſtreiche, daß in ſelbigem herrſchet, mit vorzüglichen Meynungen von der Größe ſeiner Einſichten einnimmt. Wir gehen aber nicht bis auf den erſten Grund dieſer ſeiner Vorzüge zurück, die wahrhaftig in nichts anderm, als darinnen beſtehen: daß weiſe Regenten dieſes lehrbegierige Volk durch die rühmlichſten Anſtalten von der trockenen Schulgelehrſamkeit auf die Scharfſinnigkeit in ſittlichen Betrachtungen, und auf die Kenntniß der verſchiedenen Charaktere des Menſchen gelenket haben. Die ſo große Menge vortrefflicher Schriftſteller in den ſchönen Wiſſenſchaften, haben bey dieſem Volke unter einem einzigen großen **Ludewig** mehr wahrhafte Vorzüge ausgebreitet, als durch die weitläuftigſten und ſtrengſten Geſetze, vielleicht in Jahrhunderten nicht zu erhalten geweſen wären. Worinnen beſteht aber wohl dagegen die Scharfſinnigkeit unſerer aufgeweckten Köpfe? In der fleißigſten Nachahmung und Wiederholung der froſtigſten Scherzreden, trockenen Wortſpiele, ſeichten Widerſprüche, ja wohl gar der unſittſamſten Zoten der Poſſenreißer unſerer Schaubühne! Wie ſelten findet man, auch in der mäßigſten Geſellſchaft, nicht wenigſtens ein Paar junge Vernarrone: die deſtomehr ſich die Verwunderung, ſelbſt der Alten zuziehen, als ſie die weiſen Lehrſprüche eines ausſchweifenden Narrenwitzes

witzes unserer Schaubühnen, und ostmals noch dazu unglücklich genug, von neuem aufführen. Sind diese nun nicht das völlige Widerspiel eines witzigen Franzosen? Und dennoch verlangen sie, sich durch eben dasjenige bey der vernünftigen Welt in Achtung zu setzen, was jener mit Recht, als den Grund ihrer würdigsten Verachtung ansieht, und ihn in die sichtbarsten Vorzüge vor ihnen erhebet.

Die Erfahrung selbst redet hier. Aber wie ist allem diesem Unwesen zu steuren? vorzüglich durch eine ernstliche Verbesserung unserer Schaubühnen. Es fehlet auch in unserm Staate an einsichtsvollen Männern, die hier gar gern Hand anlegen werden: wenn man sie nur frey nach weiseren Grundsätzen, als diejenigen sind, auf welche man bisher gebauet hat, verfahren läßt. Mir kommt es vor, daß zu Bildung einer guten Schaubühne durchaus die Aufsicht oder doch die Mitwirkung eines gelehrten Mannes, und zwar eines solchen, der sich in den schönen Wissenschaften genugsam umgesehen, und bey der großen Welt den Zutritt hat, unumgänglich nothwendig ist. Beyde dieser angeführten Eigenschaften aber muß er haben: jene, um die Grundsätze einer regelmäßigen Schaubühne aufs genaueste zu kennen, und alle Bedürfnisse dazu richtig zu beurtheilen und erwählen zu können; den Umgang mit der großen Welt aber, um sich von Pedanterey, die nur gar zu oft unsern deutschen Gelehrten aus dem Schulstaube anhängt, in den Charakteren, die er auszuarbeiten und vorstellen zu lassen gedenket, sorgfältigst entfernen zu können. Griechenlands,

lands, Roms und Frankreichs gröſte Dichter, Redner und Gelehrte ſind allezeit entweder wirkliche Staatsleute geweſen, oder weiſe Regenten haben ſie doch edelmüthigſt der Gnaden eines freyen Zutritts unter den Groſſen gewürdiget. Und wenn es bey uns Deutſchen meiſtens das Eigenthum eines gelehrten Mannes iſt, daß er für die groſſe Welt nicht tauget: ſo iſt zwar bey vielen der Grund davon die Art der Wiſſenſchaften, auf die man ſich bey uns am meiſten legt, und die eben nicht zu groſſem Weltumgange führen; unzählige andere aber würden ihre Perſon gar angenehm und nützlich, auch unter den Groſſen aufführen können; wenn nicht dieſe das allgemeine Vorurtheil hegeten, ihre Geſellſchaften und Tafeln lieber mit bernardoniſchen Poſſen zu ſchänden, als durch den edlen Witz wahrhaftig aufgeweckter Geiſter zu würzen.

Hat man nun einen rechtſchaffenen, in dieſer Art von Wiſſenſchaften gelehrten Mann gefunden, der ſich der Verbeſſerung unſerer Schaubühne ernſtlich anzunehmen gedenket: ſo wird dieſer auf drey Stücke ſein ernſtliches Abſehen zu richten haben. Das erſte wird die Bemühung um einen Vorrath an guten Stücken ſeyn, die er aufführen laſſen kann. Zu dieſem wird er zweytens, einer beträchtlichen Anzahl geſchickter Schauſpieler bedürfen. Hierdurch aber nicht den Aufwand für den Staat gröſſer, als die Einkünfte davon zu machen, wird er drittens auch der Wiſſenſchaft der Schaubühne ſich ernſtlich anzunehmen haben. Alle drey Stücke ſind von

unwi-

men daher, weil ſie zu Halle in Schwaben am erſten geſchlagen iſt. Beſiehe das 704. bl.

Hübner iſt ſo viel, als einer der eine Hubelandes hat: Halbehübner ꝛc.

Marſchal, ein Vorgeſetzter der Reuterey, von Mare, ein Pferd, und Salk, ein Knecht.

Seneſchalc, eine Art Diener, inſonderheit, ein Auftrager der Speiſen, wovon ausführlich gehandelt Claud. Fauchet in Origin. digu. Franc. und Jo. Tile de magno magiſtro Gall. und in dem deutſchen Geſetze im 79. Titel.

Ein Söller, kömmt her von Solarium, nachdem 715. bl. Ein Thalar und Talent kommen ebenfalls aus dem Latein der mittlern Zeiten her.

Treuge hieß Friede, und Werra oder Querra, Krieg.

Ungebodending, ein Reichstag, der nicht angeſagt war, der zu gewiſſer Zeit gehalten wurde, dabey ſie alle erſcheinen muſten, 716. bl.

Werigeld oder Wirgild, hieß das, was zur Bezahlung einer Schuld, und eines Verbrechens an die Freunde gegeben ward, gleichſam ſo viel als pugnae pretium; was dem Fürſten gehörete, hieß Freda. Siehe auch Gladovs Reichshiſtorie auf dem 45. bl.

Aus dem andern Theile.

Wie die deutſche Sprache, nebſt dem Chriſtenthume, durch die deutſchen Ordens-Ritter in Preußen eingeführet worden iſt, findet man auf dem 117. bl.

Wie von den Trojanern 1) die Lateiner, 2) die Venetianer, 3) die Franken herkommen ſollen, wird erzählet aus Aenea Syluio, auf dem 127. bl. Der

Fran-

unwiderſprechlicher Nothwendigkeit, und verdienen, hier noch beſonders erortert zu werden.

Was die Anſchaffung guter Stücke anlanget; ſo iſt zuförderſt gewiß, daß ein gröſſerer Vorrath derſelben vorhanden iſt, als man es nicht glauben ſollte. Wir haben nicht nur unzählige Ueberſetzungen von den beſten Luſt- und Trauerſpielen der Franzoſen; ſondern auch ſelbſt unſere deutſchen Dichter haben uns bereits manches einnehmende Schauſpiel geliefert, wovon die gottſchediſche Sammlung ſeiner deutſchen Schaubühne ſehr ſchöne Beyſpiele giebt. Ja ſelbſt der entfernte Norden hat uns in dem Geiſte ſeines charfſinnigen Hollbergs den unwiderſprechlichſten Beweis gezeiget, daß ein edler Witz und muntre Lebhaftigkeit an kein Land in der Welt gebunden ſind; ſondern ein jedes Volk durch Belohnungen den Witz eigener Landsleute aufmuntern und mit ſelbigen prangen konne. Eben dieſe Achtung aber, und eben dieſe Belohnungen fehlen bey uns nur gar zu ſehr. Ein Gelehrter, der ſich bey uns mit Verfertigung eines Gedichtes oder eines Schauſpieles abgeben will, ſetzt ſicherlich ſeinen guten Namen einer gewiſſen Art der Verachtung aus: mit welcher ihn der Schwarm derjenigen anſieht, welche alle Weisheit in der bloßen Kenntniß romiſcher Geſetze ſuchen. Dieſes iſt die einzige Gelehrſamkeit, ſo man von einem Manne, der dem gemeinen Weſen nützen ſoll, verlanget: und alles andere halt man für müßige Beſchafftigungen gelehrter Zeitverderber. Die Folgen ſelbſt, die man täglich daraus ent-

entſtehen ſieht, wenn die Jugend aus den Schulen nicht als Bürger ihres Vaterlandes, ſondern als Glieder eines alten römiſchen Staates heraustritt, und entweder aus Verdruß, den ſie nothwendig über ſo viel verdorbene Zeit empfinden muß, alle Luſt zu den Wiſſenſchaften liegen läßt; oder, mit gleichen Vorurtheilen, als ihre Lehrer eingenommen, die Geſchäffte des Staates nach dem ungeſchickteſten römiſchen Schulleiſten, mit Vernachläßigung aller Landesgeſetze, und des wahren Wohls ihres Vaterlandes, zu verhandeln gedenket. Selbſt dieſe ſtündlich am Tage liegenden Folgen, konnen dieſem Unweſen kein Ziel ſetzen. Der deutſche Witz bleibt einmal unterdrücket; und da man ihn dann zu nichts, als auf die Schaubühne allenfalls noch zu brauchen gedenket: ſo iſt für den Verfertiger eines Stückes für dieſelbe, eine mäßige Bezahlung, für welche kaum der geringſte Schreiber das trockenſte Klaglibell aufſetzen würde, noch eine überflüßige Belohnung. Mit dieſer Bezahlung ſteht nun meiſtens der Verfertiger und ſeine Arbeit in gar zu genauem Verhältniſſe. Die wundervollſten Ebentheuer ausſchweifender Romanen, die unſinnigſten Hexereyen kindiſcher Erdichtungen, die übertriebenen Spielwerke der unnatürlichſten Opern, ja oftmals ſelbſt die häuslichen Angelegenheiten der eigenen Schauſpieler, und ihre mit unterlaufenden ziemlich unſittlichen Ausſchweifungen, ſind der erbauliche Stoff lehrreicher Stücke. Dieſe werden, nach gemachtem kurzen Entwurfe, aus dem Stegreife, auf Gerathewohl, ohne das mindeſte in gehöriger

tiger Ordnung abzufassen, auf der Bühne vorgetragen, und auf diese Art entspringen dann so manche Stücke, die zu Zeiten gar das Angedenken unsers Witzes im Drucke der Nachwelt überliefern sollen. Doch in den gedruckten Stücken wird noch wenigstens von einer löblichen Censur darauf gesehen, daß nichts gegen die Religion und guten Sitten mit unterläuft. Wie steht es aber mit jenen Stücken, welche bloß aus dem Stegreife auf der Schaubühne vorgebracht werden? Wahrhaftig! in diesen hat ein Schauspieler ein weit größeres Recht, als der gelehrteste Mann. Dieser darf kein Werk ohne die schärfste Prüfung einer in allen gesitteten Ländern angestellten Büchercensur, zum Drucke befördern; da doch oftmals ein solches Werk vielleicht kaum von hunderten in einem Staate gelesen wird: ein Schauspieler aber saget oft in einem halben Tage, nahe bey tausend Bürgern des Staates mehr Unsittliches, als sie in zehn scharf verpönten Büchern nicht finden würden. Was für Widersprüche herrschen nicht in einem solchen Verfahren! und ist es daher nicht offenbar, daß der Mangel anständiger Belohnungen und der herrschende üble Geschmack bisher die Quelle alles dieses Unwesens gewesen sind, das auf unserer Schaubühne ewaltet, und sich von derselben gar weit unter das gemeine Wesen ausbreitet.

(Der Beschluß folgt nächstens.)

VI.

Hiſtoire naturelle de la Religion,

traduite de l'Anglois de Mr. le Dr. Hume, avec un Examen critique de cet Ouvrage.

A Amſt. 1759.

Wir erwähnen mit Fleiß der franzöſiſchen Ueberſetzung dieſer natürlichen Geſchichte der Religion, ungeachtet wir auch die engliſche Urſchrift bey der Hand haben. Jene hat den Vorzug, daß ſie zugleich eine kritiſche Prüfung deſſelben liefert, welche vielen Leſern derſelben ſehr nützlich ſeyn kann. Der Verfaſſer hat dieß Werkchen ſeinem Vätter, einem Geiſtlichen in Schottland, dem Urheber zweer Trauerſpiele, Douglas und Agis, die ſehr wohl aufgenommen worden, zugeſchrieben.

Der Inhalt davon zieht zwo Fragen in Betrachtung: 1) Auf was für Beweiſe iſt die Religion gegründet? 2) Aus welchen Grundſätzen der menſchlichen Natur zieht ſie ihren Urſprung? Die erſte und wichtigſte Frage kann ſehr leicht und deutlich beantwortet werden. Das Weltgebäu kündiget einen ſehr weiſen Urheber an: und kein vernünftiger Menſch kann, nach gründlicher Prüfung, an der Wahrheit der Grundſätze der natürlichen Religion zweifeln. Weit ſchwerer aber iſt es, den Urſprung der Religion im menſchlichen Verſtande zu finden.

Frey-

Freylich ſcheint es, man habe allezeit und bey allen Volkern, eine hohere, weiſe und unſichtbare Macht geglaubet. In aller Schärfe zu reden aber hat es auch einige Ausnahmen gegeben: wenigſtens hat obiger Glauben nicht bey allen Volkern einerley Wirkung gehabt. Niemals haben zwey Volker, ja niemals haben noch zween Menſchen völlig einerley geglaubet. Es iſt alſo dieſer erſte Grundſatz nicht angebohren: ſonſt müßte er in allen Menſchen einerley ſeyn. Dieſe Religionsgrundſätze ſind alſo nicht Urwahrheiten, ſondern hergeleitete, die vieler Veränderungen fähig ſind.

Sieht man auf den Urſprung der Geſellſchaften, die aus ihrer erſten Kindheit allmählich vollkommener werden: ſo glaubt der Verfaſſer, könne man an der Vielgötterey der älteſten Volker nicht zweifeln. Er will es zwar beweiſen: allein die älteſten Nachrichten, die wir aus der Schrift haben, zeigen uns, daß die Kenntniß eines einigen Gottes älter geweſen, als die Abgötterey. Die Cananiter, die beym Auszuge Iſraels aus Aegypten, Götzendiener waren, eyferten zu Abrahams, Iſaaks und Jakobs Zeiten noch den einzigen wahren Gott, u. ſ. w. Indeſſen iſt es wahr, daß die weltlichen Geſchichte und Gedichte, ſo hoch nicht zurück ins Alterthum gehen. Der Verfaſſer meynet gar, daß man nur 1700 Jahre zurückgehen dörfe, um das ganze menſchliche Geſchlecht abgöttiſch zu finden. Vermuthlich wird er doch wohl die Juden und die Chineſer ausnehmen. Er meynet auch zu behaupten, daß die Menſchen vor den abgöttiſchen Zeiten,

den einigen Gott verehret hätten; eben ſo viel ſeyn würde, als zu behaupten: die Menſchen hätten damals, als ſie noch barbariſch und unwiſſend geweſen, die Wahrheit erfunden; nachmals aber, als ſie geſcheid und geſittet geworden, wären ſie in Irrthum gerathen. Allein, könnte denn nicht von einer ältern geſitteten Zeit der Welt, die Erkenntniß der Wahrheit bis auf einen Abimelech oder Pharao zu Abrahams, und auf einen Bileam und Balak zu Moſis Zeiten, die Wahrheit fortgepflanzet worden; hernach aber bey einreißender Barbarey verlohren gegangen ſeyn? bis ſie endlich wieder von den griechiſchen Philoſophen und einigen Lateinern entdecket worden?

Er beruſet ſich ferner auf die wilden Stämme von America, Africa und Aſien, die alle abgöttiſch geweſen. Allein, gleichwohl ſind die alten Celten und Scythen nicht der Vielgötterey ergeben geweſen. Er meynet auch, wenn ein Reiſender ein unbekanntes Volk anträfe, das geſittet wäre: ſo könne er daraus noch gar nicht ſchließen, ob es einen, oder viele Götter glauben würde. Wäre es aber barbariſch, ſo könne man gewiß die Vielgötterey vermuthen. Aber wo bleiben die barbariſchen Amerikaner, die gar keinen Gott verehren ſollen, wie de la Hontan, und andre vorgegeben?

Der Menſch denket gemeiniglich in ſeiner Einfalt nicht auf die Urſachen der bekannten Gegenſtände, ſo groß und wunderbar ſie auch ſind. Man ſieht Miltons Adam im Paradieſe, mit dem vollen Gebrauche ſeiner Vernunft erſcheinen. Hat er den,

ſo

ſo muß ihm freylich der Anblick der ganzen Natur Verwunderung und Erſtaunen erwecken, und ihn auf die Gedanken bringen: woher wohl das alles ſeinen Urſprung habe? Allein ein ſo elendes Thier, als der wirkliche Menſch im Anfange der Geſellſchaften war, ein Thier, welches ein Raub ſeiner Bedurfniſſe und Leidenſchaften war, hatte wohl keine Zeit, die Schonheiten der Natur zu bewundern. Wie ſellte es ihm in den Sinn kommen, Dinge zu bewundern, die er von Jugend auf zu ſehen gewohnt geweſen? Eher würde eine Misgeburt, eine Sonnenfinſterniß, ein Donnerſchlag, ein Erdbeben ihn aufmerkſam machen, als der ordentliche Lauf der Natur; ſo ſchon er auch iſt. Man frage ihn, wo dieß Thier herkömmt? Er wird ſagen, von der Paarung ſeiner Aeltern. Und dieſe? Von einer vorigen Erzeugung. Weiter geht er nicht. Vielweniger wird er an den Urſprung der ganzen Welt denken. So ſeltſam iſt der miltoniſche Adam, und aller derer, die ihn nachahmen, und zu einem der tiefſinnigſten Philoſophen machen!

Ferner meynet unſer Verfaſſer, daß wenn der Menſch einmal von dem Daſeyn eines göttlichen Weſens aus den Wundern der Natur überführet geweſen wäre, er ſolche nimmermehr würde haben fahren laſſen. Allein, kann nicht eine einreißende Barbarey bey Kindern etwas ins Vergeſſen bringen, was die Väter wohl gewußt? Sind nicht bey den Katholiſchen die Heiligen in Anſehen und Verehrung gekommen, die in der alten Kirche gar nicht bekannt geweſen? So ſind allmählig die al-

ten Helden, Stammväter und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes zu Abgöttern geworden. So ſind Herkules, Aeolus, Ceres und Bachus zu Göttern geworden: und ſelbſt Jupiter und Saturn haben keinen andern Urſprung gehabt. Dieſe neue Mythologie oder Götterlehre hat hernach die alte wahre Theologie verdrungen. Doch der Verfaſſer iſt andrer Meynung, und meynet, die Vielgötterey ſey der Punct, von welchem man in der Geſchichte der Religion anfangen müſſe.

Wir ſind zwar nicht ſchuldig, ihn hier zu widerlegen, können uns aber doch nicht enthalten, ihm unſer Bedenken zu eröffnen. Man ſetze die erſten Menſchen, ſo grob, unwiſſend und thieriſch, als ſie aus den Händen der rohen Natur gekommen ſeyn mögen: ſo begreifen wir doch noch nicht, wie ſie ſogleich zur Vielgötterey kommen ſollen. Sie mögen auf allen vieren kriechen, Kräuter und Wurzeln eſſen, oder Früchte von wilden Bäumen, ja Eicheln, Nüſſe und Caſtanien ſammeln, um ihren Hunger zu ſtillen: ſo ſieht man doch nicht, wie ſie auf die Vielgötterey kommen ſollen. Sie werden ſonder Zweifel die Sonne, als einen zu ihrer Erhaltung ſehr nöthigen Himmelskörper, kennen und unterſcheiden lernen. Sie werden ſich an ihr wärmen, wie die Thiere, ohne an eine Verehrung zu denken; ſie werden ſie auch, wenn ſie zu heiß brennet, fliehen lernen. Sie werden den Baum lieben, deſſen Früchte ſie eſſen können; oder in deſſen Hohle ſie ſich vor Wind und Regen verbergen: allein woher ſoll die göttliche Verehrung ihnen in

den

den Sinn kommen? Sie werden ein Krokodill, einen Leuen, oder Elephanten bewundern und fliehen: aber wer bringt sie aufs anbethen? Thut ihnen ein Rind, Dienste beym Feldbaue, so wird man es füttern und brauchen, ohne es zu vergöttern. Denn was ist das, vergöttern? Der einfältige thierische Mensch denket dabey nichts. Vielweniger wird er Bilder von diesen Thieren oder von Menschen verehren und anbethen. Die rohe Natur führet also nicht zur Vielgötterey; sondern eher zur Ungötterey: wo das anders eine Atheisterey ist, wenn man Gott nur nicht kennet, nicht aber läugnet. Zur Vielgötterey gehöret erstlich ein Zustand, da man einen Gott gekannt und verehret hat; von welchem man allmählich zu vielen fortgeschritten ist. Doch wir brechen ab.

Der Verfasser sieht sehr wohl ein, daß dieß ganze Weltgebäu das Werk einer einzigen vernünftigen Ursache seyn müsse. Allein er meynet, daß die Widerwärtigkeiten in den Begebenheiten des menschlichen Lebens, auf die Vielgötterey führen müßten, und zwar von unvollkommenen, eingeschränkten Wesen. Was die Sonne reif machet, verderbet ein Ungewitter, und Pflanzen, die von Thau und Regen wachsen, verdorren von der Sonne. Hier findet ein Volk, das Mangel und Hunger leidet, seinen Trost in Kriegen. Dort verheeret Pest und Krankheit ein ganzes Land. Heute sieget ein Volk über alle seine Feinde; morgen verliert es alles. Hier meynet er, sey nichts so natürlich, als daß der Mensch denken müsse: daß sich

viele vernünftige Weſen von widrigen Geſinnungen in die Schickſale der Menſchen mengen:

Sæpe premente Deo fert Deus alter opem.
OVID.

Jedes Volk habe ſich alſo einen Schutzgott erwählet, den es mit Gebeth und Opfern zu gewinnen und zu verſöhnen geſuchet. Wir ſehen, daß die alten Griechen und Römer ſo gedacht haben; können ihm aber noch nicht zugeben, daß deswegen die Betrachtung des Weltgebäudes der Religion keinen Vorſchub gethan habe. Hat denn nicht der Donner die Menſchen, einen Donnergott zu fürchten und zu verehren, gelehret? Hat man nicht ſchon zu Homers Zeiten, dieſen Donnergott zum Vater und Herrn aller Götter und Menſchen gemachet, ja zum Herrn der Welt erhoben?

Wir halten uns faſt zu lange im Anfange dieſes kleinen Tractates auf; können aber auf dieſen Schlag unmöglich fortfahren. In Hauptſtücke iſt dieß Werkchen ohnedieß nicht abgetheilet: und wir müßten ihm Fuß vor Fuß folgen, um von ſeinen Spuren unſern Leſern Nachricht zu geben. Allein auch eine Probe von ſeiner Art zu denken, kann Verſtändigen ſchon ein Licht geben, ob ſie ſein Buch ſelbſt leſen wollen, oder nicht. Man findet viel Gutes und Bündiges wider den Aberglauben, und viel andre Irrthümer darinn: und von dieſer Seite können wir es anpreiſen. Allein, wir können auch nicht alles billigen, was er behauptet. Es herrſchet viele Beleſenheit und Kenntniß der al-

ten

Franken Geſchichte wird auf den folgenden Blättern erzählet.

Tribocci, τριβόκχοι ſchreibt Strabo; andere übel Tribuchi, Tribocces, Tribotes, Tribones, waren Völker die im Elſas und Brisgau wohneten. Ihr Name ſoll ſo viel bedeuten, als zum dreyen Büchen. Auf dem 484. blat.

Aus dem dritten Theile.

Die Art derer Soldaten, welche wegen ihrer Waffen, die ſie trugen, Schweizer genennet wurden, die nannte man endlich in den neuern Zeiten aus Haß, den man gegen die Schweizer hegete, **Landsknechte**, d. i. Soldaten, die das Land und die Provinzen vertheidigen ſollen. Auf dem 65. bl.

Das Wort **Liberey** kömmt daher, weil die Hofleute vor dieſem Kleider trugen, worauf die Farben zu ſehen waren, welche ihre Herren in den Wapen führeten: Daher waren ſie buntſcheckicht. Das waren denn die Hofkleider, welche auch die vornehmſten trugen. Das 95. bl.

Auf dem 131. bl. findet man ein Denkmal der Erhaltung der Stadt Cuba, welches am Rheine mit güldenen Buchſtaben auf einer ſchwarzen Tafel geſchrieben ſtehet, in damaligen deutſchen Reimen, nemlich von 1504. Sie ſind, wie die Zeiten damals waren, verworfen und dunkel.

Nach dem 321. nannten die alten Deutſchen die Italiäner **Walen**, daher denn das Wort **wälſch** in Wälſchland, wälſch Bohnen, wälſche Nüſſe oder Walnüſſe, und wälſche Leinewand herſtammet.

Die Dietmarſer, ſollen nach einiger Meynung daher den Namen haben, weil einige Marſer aus

Deutſch-

ten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller darinnen: und er begleitet ſolche Stellen allezeit mit ſeinen Betrachtungen.

Z. E. Er merket an: Epikur habe in ſeiner Kindheit mit ſeinem Sprachlehrer die Verſe des Heſiodus geleſen, darinn er ſaget: Lange vorm Urſprunge der Welt habe das Chaos die dunkle Nacht des Nichts durchdrungen; und die Erde, das Wohnhaus der Menſchen, ſey aus dem Schooße des Chaos hervorgedrungen. Hier habe nun der Schüler die erſte Probe ſeines guten Kopfes gegeben, und gefraget: woher denn das Chaos gekommen ſey? Sein Lehrer habe verſetzet: das ſey ſein Werk nicht, dergleichen Fragen aufzuloſen: er muſſe ſich zu den Philoſophen wenden. Sogleich hatte Epikur die philologiſchen Studien fahren laſſen, und ſich vom Grammatiker zu den Philoſophen in die Schule begeben.

Dieſe franzöſiſche Ausgabe hat indeſſen keinen geringen Vorzug vor dem engländiſchen Grundtexte. Sie iſt mit einer Prüfung der natürlichen Geſchichte der Religion verſehen. Der Verfaſſer hat viel Hochachtung gegen die Einſicht und Gaben des Hrn. Hume: aber er iſt nicht überall ſeiner Meynung, und will ſeine Gedanken freymüthig, aber ohne Bitterkeit entdecken. Er antwortet ihm gut; und entdecket ihm viele Quellen ſeiner Irrthümer. Z. E. daß er die Schriften Moſis nicht für viel ältere Nachrichten von der alten Welt erkannt, als den Herodot, und den Diodor

von Sicilien; daß er den Stifter der chriſtlichen Religion für den erſten Deiſten angiebt, vor deſſen Zeit die ganze Welt in der Vielgötterey geſtecket: da doch die Juden 2000 Jahre vorher Deiſten geweſen; daß er bey den Griechen die erſten Nachrichten vom Zuſtande des älteſten Geſchlechts geſuchet, da ſie doch ein neues Volk geweſen, deſſen Religionsnamen und heilige Wörter aus Aſien und Aegypten hergeſtammet, wie Plato ſelbſt geſtanden, u. d. m.

Es wäre wohl zu wünſchen, daß bey unſern ſo überſetzungsreichen Zeiten, auch dieß humiſche Werkchen nebſt ſeiner Prüfung auch verdeutſchet würde. Viele Leſer, die itzo ins Engländiſche verliebt ſind, bloß weil es engliſch, und weil engliſch zu denken itzo die Mode iſt, würden daraus erkennen lernen, daß nicht alles vernünftig iſt, was in engliſchen Büchern ſteht; wie alle behutſame Leſer ſolcher Bücher längſt erkannt haben.

VII.

Effigies Juris-Conſultorum in Indicem redactæ, a Carolo Ferdinando Hommelio, Profeſſore Lipſienſi. Lipſiæ, apud Joh. Sam. Heinſii Hæredes 1760. in 8. p. 62. und 2 Bogen Vorrede.

Die Liebhaberey einer ſo edlen Kunſt, als das Kupferſtechen iſt, hat zu unſern Zeiten einen ſehr

sehr merklichen Zuwachs bekommen. Nicht nur die Stücke der verühmtesten alten und neuen Künstler haben sich Kenner und Sammler zugezogen, die von der Schönheit der Kunst gerühret waren, und das Treffichste von jeder Art für aufhebenswürdig achteten. Selbst die Stücke der mittelmäßigen und so gar der schlechten Meister haben Sammler angetroffen, wenn sie merkwürdige Alterthümer, Seeschlachten, Jagdstücke, Städte, Gebäude, Landschaften, Gärten, Schlachtfelder, Belagerungen, Menschen, oder Thiere vorstelleten, deren Gedächtniß aufzubehalten rathsam scheinen konnte.

Nur von den Bildnissen der Menschen zu reden, so hat man die Kupferstiche von Kaisern, Königen und Fürsten, imgleichen von ihren Gemahlinnen gesammlet und aufgehoben. Man hat ihre Bildsäulen, Ehrenmäler, Münzen, und in Edelgesteine geschnittenen Figuren in Kupferbildern aufgehoben. Man hat Kriegshelden und berühmte Feldherren gesammlet, die in gewissen Jahrhunderten sich hervorgethan. Man hat Staatsleute und Minister großer Herren; man hat berühmte oder schöne Frauenzimmer zusammengetragen. Man hat endlich die Kupferstiche von gelehrten Männern aller Arten seiner Aufmerksamkeit und Achtung gewidmet; so gut oder schlecht auch die Stücke selbst gerathen seyn möchten.

Da es nun fast ein unendliches Feld gewesen seyn würde, nur in diesem einzigen Fache etwas allgemeines zu bewerkstelligen: so hat sich auch der Fleiß der Liebhaber getheilet. Der eine hat sich

lauter

lauter Schriftgelehrte, der andre lauter Rechtsgelehrte gesammlet. Dieser ist mit seiner Wahl auf die Arzneyverständigen, jener auf die Weltweisen gefallen. Hat sich ein Liebhaber der Philologie die berühmtesten Sprachforscher gesammlet, so hat sich ein Meßkünstler die großen Mathematiker, und ein Poet, oder Redner, oder Geschichtskundiger hingegen, seine besondern Zunftgenossen aufgesuchet, und zu seinem Vergnügen erwählet. Alle haben etwas löbliches gethan: aber die allermeisten haben nur für sich, und nicht für die Welt gearbeitet.

Ganz anders ist unser berühmter Hr. D. Hommel gesonnen. Da er das Amt eines ordentlichen Lehrers der Rechte würdig bekleidet, und dabey ein großer Freund der schönen Wissenschaften und freyen Künste, wie er denn auch ein Ehrenglied der hiesigen Gesellschaft derselben ist: so hat er sich auch die Classe von Kupferstichen berühmter Rechtsgelehrten nicht nur zu sammlen, sondern auch öffentlich bekannt zu machen, vorgenommen. Es ist zu erstaunen, daß nicht nur eine solche Menge derselben vorhanden ist, als man in diesem Verzeichnisse findet; sondern auch zu verwundern, daß der Hr. Hofgerichtsassessor in so kurzer Zeit eine so große Anzahl wirklich an sich zu bringen vermocht. Denn er liefert hier nichts, als das, was er wirklich selbst besitzt, es sey nun in Holz geschnitten, oder in Kupfer gestochen. Gleichwohl giebt er diese seine Sammlung nur noch für eine Kleinigkeit aus. Es ist ihm nicht unbekannt, daß **Marolles de Ville-Loin** schon 1666, und also fast vor 100 Jahren

ren 26000 Kupferstiche in ein Verzeichniß gebracht. Allein hierunter sind wenige Bilder von Juristen. **Corn von Beughem**, ein holländischer Buchhändler, hat in seiner historischen, chronologischen und geographischen Bibliographie auch viel zusammengetragen: allein auch hier findet man kaum 500 Juristenkupfer; wobey er aber weder die Größe, noch die Künstler der Kupfer erwähnet. Unser Hr. D. H. aber liefert uns hier sechsmal so viele, d. i. auf die 3000 Stücke, mit Benennung der Kupferstecher, ihrer Größe, und der Sammlungen, darinn sie schon befindlich gewesen.

In Berlin hat sich unlängst Hr. **Mölysen**, ein gelehrter Arzneykundiger, durch Sammlung seiner Kunstverwandten hervorzuthun gesuchet, und sie ans Licht zu stellen versprochen. Eine löbliche Eifersucht reizte also den Hrn. Verfasser seine Rechtsgelehrten nicht länger im Dunkeln zu lassen; und er wünschet, daß es auch unter Theologen, Philosophen, Mathematikern, u. s. w. solche Sammler geben möge, die uns dergleichen Verzeichnisse liefern wollen. So würde durch vieler Beyhülfe, ein bisher vernachläßigter Theil der gelehrten Geschichte in ein helles Licht gestellet werden.

Hier machet sich Hr. D. H. den Einwurf: wozu nützet aber diese mühsame und kostbare Arbeit? Er antwortet aber ganz recht darauf: die gelehrte Welt wolle doch auch ihr Vergnügen an etwas haben; so wie in Rom den Bauherren durch Gesetze anbefohlen war, dem Volke zur Lust auch bis-

weilen

weilen Spiele anzustellen. Daher hätte Aymus 1728 zu Nürnberg schon ein deutsches Büchlein von Sammlung der Kupferstiche der Gelehrten ans Licht gestellet: und Hr. Hofrath Mittelblatt habe auch schon Nachrichten von Bildnissen berühmter Rechtsgelehrten gegeben. Ja das prächtige bünauische Bücherverzeichniß habe schon im I. Theile eine besondre Rubrik von iconographischen Schriften geliefert: andrer Vorgänger, die er gehabt, zu geschweigen.

Es sind kaum zwey Jahre, seitdem der Hr. Verfasser diese Sammlung aus öffentlich verkauften Büchersammlungen zu erkaufen, und zusammen zu scharren angefangen. Gute Freunde, die in fremde Länder reiseten, haben ihm auch allerley mitgebracht. Doch hat er bisher von Besolden, Borcholten, Brenkmannen, dem Chorondas, dem Conti, Farnacussen, Ferraten, dem Fortunulus, dem Gentilis, Holdasten, Heinr. Hahnen, Dav. Nievussen, Ev. Otten, Perizonen, Rebuffen, Voetussen, und Wusenbachen noch keine Bildnisse auftreiben können; so, daß er glaubet, sie wären gar nicht vorhanden: wie es denn wirklich solche eigensinnige Leute gäbe, die sich niemals hätten wollen malen, oder in Kupfer stechen lassen. Wir wünschen, daß des Hrn. D. H. Sammlung in kurzem noch einmal so stark werden möge.

Uebrigens hält auch die gelehrte Vorrede noch viel Lesenswürdiges in sich; das Werkchen selbst aber zeiget im Schlusse auch 67 St. Münzen an, die Rechtsgelehrten zu ehren geschlagen worden.

VIII. Le

VIII.

Le Cantique des Cantiques en Vers, avec le Texte. par Mr. de Voltaire.

A Paris 1759. 8.

Herr von Voltaire iſt unlängſt auch über die Bibel gerathen. Aber über was für ein Buch derſelben? Ueber das hohe Lied; nachdem er kurz vorher auch den Prediger Salomons ins Kurze gezogen, welchen wir nächſtens auch mittheilen wollen. Er ſieht dieß hohe Lied für das allerzärtlichſte Gedicht, und zwar für das einzige dieſer Art an, welches aus den älteſten Zeiten bis auf uns gekommen. Alles athme darinnen eine Einfalt der Sitten, die dieß kleine Gedicht allein koſtbar machen könne. Man ſehe darinn zugleich einen Entwurf der dramatiſchen Dichtkunſt der Griechen: denn es gebe auch Chore von jungen Leuten und Mädchen darinnen, die ſich in die Geſpräche beyder Perſonen miſcheten. Dieſe wären Chaton, und Sulamith; das iſt, der Verlobte, oder Liebhaber, und die Braut. Viele hätten dieß Werk dem Salomon zugeeignet; allein man finde viele Verſe darinn, die einen billigen Zweifel darüber erregeten.

Er ſelbſt habe die vornehmſten ſchönen Züge dieſes Gedichtes zuſammengeſuchet, um ein kleines regelmäßiges Stück daraus zu machen, das deſſen ganzen Sinn und Geiſt enthielte. Die Wiederholungen und die Unordnung, die vielleicht im orientaliſchen

talischen Geschmacke Schönheiten gewesen, wären es im Französischen nicht. Er hätte sich auch der erhabenen und verehrungswürdigen Allegorien enthalten; welche die ehrwürdigsten Lehrer aus diesem Gedichte gezogen hätten; und sich allein an die nicht minder verehrungswürdige Einfalt des Textes gehalten.

Dieß ist der ganze Inhalt der voltairischen Vorrede. Wir überlassen es dem Leser, seine Gedanken davon zu sagen; ohne die unsrigen zu eröffnen. Wir wundern uns nur, daß Hr. von Voltaire sich so sehr ehrbar verhalten, und nicht vielmehr Gelegenheit genommen, eine andre Pucelle aus der Sulamith zu machen. In Wahrheit, er hat seinen Witz sehr eingeschränket, und die alte Einfalt der Welt, und der hebräischen Schäferpoesie sehr wohl beobachtet. Die Anmerkungen, die er hin und wieder gemachet, haben wir beybehalten; nur den Text haben wir, zu Ersparung des Raumes, weggelassen, zumal ihn ein jeder in der Bibel hat.

LE CHATON *).

Que les baisers ravissants
De ta bouche demi close,
Ont enchanté tous mes sens!
Les lis, les boutons de rose

De

*) Quoique plusieurs grands Personnages aïent cru que c'étoit la Sulamite qui parloit dans ces deux premiers versets, cependant comme il s'agit de mam-

De tes deux globes naiſſants,
Sont à mon ame enflammée
Comme les vins bienfaiſants
De la fertile Idumée,
Ou comme le pur encens
Dont l'amor eſt parfumée.

Sous les murs des Pharaons,
A travers les beaux vallons,
Les cavalles bondiſſantes
Ont moins de légéreté;
Les colombes careſſantes,
Dans leurs ardeurs innocentes,
Ont moins de fidelité.

LA SULAMITE.

J'ai peu d'éclat, peu de beauté; mais j'aime;
Mais je fus belle aux yeux de mon amant:
Lui ſeul il fait ma joie & mon tourment.
Mon tendre cœur n'aime en lui que lui-même.

De

mammelles, on a cru plus convenable de mettre ces paroles dans la bouche du Chaton: de plus, la comparaiſon des mammelles avec les grappes de raiſins & avec le vin, ſe retrouve pluſieurs fois dans le Cantique, & c'eſt toujours le Chaton qui parle. Les Hébraïſans diſent que le terme qui répond à mammelles, eſt d'une beauté toute énergique en Hébreu. Ce mot, en François, n'a pas la même grace: *terron* eſt trop peu grave. *Sein* eſt trop vague. Les ſavants croient qu'il eſt difficile d'atteindre à la beauté de la langue Hébraique.

De mes parents la ſévére rigueur
Me commanda de bien garder ma vigne:
Je l'ai livrée au maître de mon cœur;
Le vendangeur en étoit aſſez digne *.

LE CHATON.

Non, tu ne te connois pas,
O ma chere Sulamite!
Rends juſtice à tes appas,
N'ignore plus ton mérite.
Salomon dans ſon Palais,
A cent femmes, cent maîtreſſes **.
Seul objet de leurs tendreſſes,
Et ſeul but de tous leurs traits.
Mille autres ſont renfermées
Dans ce Palais des plaiſirs,
Et briguent par leurs ſoupirs,
L'heureux moment d'être aimées.
Je ne poſſéde que toi;
Mais ce Serrail d'un grand Roi,
Ces compagnes de ſa couche,
Ces objets ſi glorieux

N'ont

* Ces paroles ſemblent prouver que la Sulamite eſt une Bergére, une Villageoiſe qui dit naïvement qu'elle eſt belle comme les tapiſſeries du Roi, & que, par conſéquent, ce Cantique n'eſt pas l'épithalame de Salomon & d'une fille du Roi d'Egypte, comme d'illuſtres Commentateurs l'ont dit. Les Princeſſes Egyptiennes n'étoient pas noires, & ne gardoient pas les vignes.

** Les ſoixante Reines & les quatre-vingt Concubines ſemblent prouver que ce n'eſt pas Salomon qui com-

Deutſchland dahin gereiſet, und ſich da geſetzet haben ſollen: Nach anderer Meynung ſoll das Wort eine Menge Land oder Bauersleute bedeuten. Denn Diet ſoll nach der alten deutſchen Sprache eine Menge, und Marſer einen Ackers- oder Bauersmann bedeuten. Auf dem 582. bl.

Melchior Adam ſchreibt in den Lebensbeſchreibungen von deutſchen Aerzten, von dem Schweizer Conrad Geſner auf dem 69. bl. daß er ſehr befliſſen geweſen, die deutſche Sprache zu erläutern; daher er ſelbſt viele Namen der Thiere, Fiſche und Vögel erſonnen habe: Damit die unſrigen doch zum wenigſten von denen ihnen unbekannten Dingen Namen haben möchten. Und da er von einem Edelmanne, der ein Liebhaber der deutſchen Alterthümer geweſen, ein Buch empfangen, voll deutſcher eigener Namen der Männer und Weiber, welcher ſich die Deutſchen bedienten, ehe ſie die Namen der Heiligen aus fremden Sprachen annahmen, deren er einige Tauſend aus alten Schriften zuſammen getragen, und nach den Endungen geordnet hatte: So freuete er ſich ſehr über dieſen Fleiß und beſchloß das Buch drucken zu laſſen. Damit er aber ſelbſten hierinnen in etwas dienen möchte: So hat er die Bedeutung und den Nachdruck der eigenen Namen angemerket. Daher er ſeinen Freunden, die Liebhaber der Alterthümer waren, und deßwegen öfters zu ihm kamen, oftmals viele deutſche Namen herſagte, erklärete, und wies, daß faſt alle aus gewiſſer Urſache beygeleget worden, wie in den vollkommenen Sprachen, inſonderheit bey den Griechen geſchehen ſey. Er

ward

N'ont point d'attrait qui me touche;
Rien n'approche ſous les cieux,
D'un ſourire de ta bouche,
D'un regard de tes beaux yeux.

Sais-tu que ces grandes Reines,
Si pompeuſes, ſi hautaines,
T'apperçurent un inſtant?
Sais-tu bien qu'en rougiſſant,
Défaites, humiliées,
Malgré leur orgueil jaloux,
Toutes ſe ſont écriées:
Elle eſt plus belle que nous?

LA SULAMITE.

Le maître heureux de mes ſens, de mon ame,
De tous mes vœux, de tous mes ſentiments,
Me fait gouter de fortunés moments.
Soutenez-moi, je languis, je me pâme,
Je meurs d'amour. Verſez ſur moi des fleurs,
Inondez-moi des plus douces odeurs.
Que ſur mon ſein mon tendre amant repoſe;
Qu'en s'endormant, de moi-même il diſpoſe ***);

compoſa ce Cantique, puiſque Salomon avoit trois cents femmes & ſept cents Concubines, ſuivant le Texte ſacré. Peut-être n'avoit-il alors que ſoixante femmes. Il ſe peut auſſi que l'Auteur parle ici d'un autre Roi que Salomon. On s'en rapporte aux ſages & illuſtres Commentateurs.

***) Il eſt difficile d'expliquer comment à la fois on dort & on veille: c'eſt une figure Aſiatique qui exprime un ſonge.

Qu'il ſoit à moi, dans les bras du ſommeil;
Que de ſes mains il me tienne embraſſée;
Que ſon image occupe ma penſée,
Et qu'il m'embraſſe encore à ſon reveil. . . .

Chere idole que j'adore,
Mon cœur a veillé toujours;
Je me léve avant l'aurore,
Je demande mes amours. . . .
Lit ſacré, dépoſitaire
Des mouvements de mon cœur,
Des amours doux ſanctuaire,
Qu'as-tu fait de mon bonheur?
Eveillez-vous, mes compagnes,
Venez plaindre mon tourment;
Près, ruiſſeaux, forêts, montagnes,
Rendez-moi mon cher amant *).

Je l'ai perdu le ſeul bien qui m'enchante. . . .
Ah! je l'entends, j'entends ſa voix touchante:
Il vient, il ouvre, il rentre: ah! je le vois. . . .
Mon cœur s'échappe & s'envole après toi. . . .

Hélas! une fauſſe image
Trompe mes ſens égarés:
Je ne vois plus qu'un nuage;
Les regrets ſont le partage

De

*) La Sulamite dit enſuite qu'elle a cherché ſon Chaton aux portes de la Ville, & que les gardes l'ont battue ce qui ne conviendroit guéres à une épouſe de Salomon.

De mes ſens déſeſpérés.
Oh! mes compagnes fidelles,
Voyez mes craintes cruelles,
Adouciſſez ma douleur;
Dites-moi quelle contrée,
Quelle terre eſt honorée
De l'objet de mon ardeur,
Quel lieu m'en a ſéparée.

LES COMPAGNES.

Apprenez-nous quel eſt l'Amant heureux
Qui vous retient dans de ſi douces chaines.
Nous partageons votre joie & vos peines,
Nous chercherons cet objet de vos vœux.

LA SULAMITE.

Le vainqueur que j'idolâtre,
Eſt le plus beau des humains:
L'amour forma de ſes mains,
Son ſein plus blanc que l'albâtre:
L'ébéne de ſes cheveux
Ombrage ſon front d'ivoire,
Ce front noble & gracieux,
Ce front couronné de gloire.
Un feu pur eſt dans ſes yeux.
Sous une telle figure,
Deſcendent du haut des cieux
Les Maîtres de la Nature,
Miniſtres du Dieu des Dieux.
Mais de ſon cœur vertueux
Si je faiſois la peinture,
Vous le connoîtriez mieux.

LE CHATON.

Je vous retrouve, ô Maîtreſſe chérie!
Je vous revois, je vous tiens dans mes bras.
Dans mes jardins j'avois porté mes pas;
Mais, près de vous, toute fleur eſt flétrie.
Charmant palmier, tige aimable & fleurie,
Je viens cueillir vos fruits délicieux.
Ciel, que le tems eſt un bien précieux!
Tout le conſume, & l'amour ſeul emploie. . . .
Mes chers amis, qui partagez ma joie,
Buvez, chantez, célébrez ſes attraits:
Dans les bons vins que votre ame ſe noie;
Je vais gouter des plaiſirs plus parfaits.

LA SULAMITE.

Paix du cœur, volupté pure,
Doux & tendre emportement,
Vous guériſſez ma bleſſure:
Ne ſouffrez pas que j'endure
Un nouvel éloignement:
L'abſence d'un ſeul moment,
Eſt un moment de parjure.

Allons voir, allons tous deux,
Voir nos myrtes amoureux;
Prenons ſoin de leur culture;
Reſſerrons nos tendres nœuds
Sur des tapis de verdure.
Fuyons le bruyant ſéjour
De cette ſuperbe ville;
Le village eſt plus tranquille,
Et la nature & l'amour
L'ont choiſi pour leur aſyle.

IX.

Wilhelm Abraham Tellers Beurtheilung des I. Theils der crameriſchen Ueberſetzung der Pſalmen, in zweyen Sendſchreiben, an den hochehrwürdigen Hrn. Verfaſſer.

Leipzig, bey Wendlern 1760.
in gr. 8.

Es iſt ſchwer aus den alten Sprachen gute Ueberſetzungen in neuere zu machen, wenn ſie gleich nur in ungebundner Rede ſind: noch weit ſchwerer aber muß es ſeyn, wenn man ſie gar in Verſen machen will. Die hebräiſche Sprache aber hat, zumal in ihren poetiſchen Stücken, ſo viele Schwierigkeiten, als vielleicht keine andre: und das deutſche Sylbenmaaß, die Reime, und ſonſt ein richtiger Ausdruck, legen einem poetiſchen Ueberſetzer ſo viele Fäſſel an; daß es kein Wunder iſt, wenn dergleichen Dollmetſchungen nicht ohne Fehler erſcheinen können.

Des Hrn. Hofpred. Cramers deutſche Pſalmen haben ſo viel Beyfall gefunden, daß ſie gewiß Schönheiten genug haben müſſen. Hr. M. Teller allhier, der heil. Schrift Baccalaureus und Sonnabendsprediger zu St. Nicolai, auch der Geſellſch. der fr. Künſte Mitglied, deſſen groſſe Kenntniß der hebräiſchen Sprache ſchon aus mehrern Proben bekannt iſt, hat ſich die Mühe gegeben, dieſelben nach dem Grundtexte zu prüfen. Wem kann es

nun Wunder nehmen, daß er hin und wieder an der Richtigkeit der Uebersetzung zu erinnern gefunden? Er wendet sich aber mit seinen Anmerkungen und Erinnerungen unmittelbar an den Hrn. Hofprediger selbst: und das mit einer so liebenswürdigen Gesinnung, die ihren Gegner nicht verächtlich zu machen, sondern zu gewinnen und zu bessern suchet. Er streuet so viel Lobsprüche über die Kritiken, daß man vor jenen Blumen diese Dornen fast nicht gewahr wird; und daß der Hr. Hofpr. fast wünschen sollte, mehr auf solche freundschaftliche Art beurtheilet zu werden. So gebührte es sich, daß ein Paar Mitglieder einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften miteinander umgiengen.

Da wir nicht alles mitnehmen können, was an den crameriſchen Psalmen erinnert worden: so wollen wir nur einige Stellen wählen, die vor andern sehr ins Auge fallen. Auf der 8ten S. hebet der Hr. M. Teller an, den zweyten Psalm zu beurtheilen. Zwischen der vierten und sechsten Strophe seiner Uebersetzung hat Hr. Cramer eine Strophe eingeschaltet, die sich anfängt:

Dann sollen große Tage kommen, u. s. w.

Hr. Teller weis nicht, was ihn dazu bewogen hat, da er selbst in der Vorrede die Regel gegeben: der poetische Uebersetzer dörfe zwar so gut, als der Ausleger, eine dunkle Stelle erklären; aber durchaus keinen fremden Gedanken in den Text bringen. Hr. T. kann im Texte nichts finden, daß zu diesem Gedanken Anlaß gegeben hätte, als die Zeitpartikel N.

So

So eifrig ſuchet er ſeinem Dichter auszuhelfen. Allein eine ſo freye Umſchreibung der Pſalmen, ſchicket ſich wenigſtens in keine Ueberſetzung. Zudem iſt durch dieſe ganze Strophe jener einſylbigten Partikel nicht einmal ein Licht angezündet worden. Welches ſind die großen Tage, die da kommen ſollen? fraget man: der Tag des Gerichts, ohne Zweifel; denn es folget unmittelbar darauf:

Wenn dieſer König aller Erden.
Sich aufmacht und den Himmel neigt.

Die Redensart den Himmel neigen, wird aber in der Schrift allezeit von einem majeſtätiſchem Herabfahren Gottes genommen. Dieſem aber widerſpricht die zweyte Hälfte, da es heißt:

Wenn er erſt niedrig und verſchmähet,
Aus ſeinem Staube ſich erhöhet,
Und Heyden ihren Heiland zeigt.

Sollte einem hiebey nicht weit eher der Tag der Auferſtehung oder Himmelfahrt einfallen? u. ſ. w.

Bey der 8ten Strophe heißt es:

Soll ſie dem eiſern Zepter ſchlagen?

Hier wird getadelt, daß der Poet zu genau bey der unrichtigen lutheriſchen Ueberſetzung geblieben. Das Wort שבט heißt ſo oft ein Stab, als ein Zepter, (vermuthlich, weil die älteſten Zepter nichts als gemeine Stäbe geweſen; wie auch im Homer vorkömmt, daß Ulyſſes den pucklichten Läſterer Therſites mit dem Zepter durchgeprügelt.) Der Hr. Verfaſſer hält es mit der erſten Bedeutung: weil

elfern ſich zum Zepter nicht ſchicke. Allein, wenn die longobardiſche Krone zu Mayland eiſern iſt: ſo mögen auch wohl die älteſten Könige eiſerne Stäbe zu Zeptern gebrauchet haben. Doch wollen wir darüber nicht zanken.

Auf der 17. S. ſteht die 8te Strophe aus dem VI. Pſalm:

Gott du erfreuſt mein Herz mit deinen Gaben,
Ob jene gleich viel Wein und Weizen haben.
Nur du erfreuſt allein,
Ich bin beglückt, denn du biſt mein.

Hat ſich Luther hier vom Grundtexte entfernet: ſo iſt ihm der Dichter auch gefolget. David will ſagen, wie ſehr die Freude, womit Gott ſeine Seele erfüllet, alle menſchliche Freude übertreffe. Er nimmt alſo die Freude einer Aernte, als eine der vornehmſten, und vergleicht ſie damit. Nach dem Hebräiſchen, iſt von einer reichen Weinleſe und herrlichen Aernte die Rede; die Luther nicht ausgedrücket. Er will alſo ſagen: du erfüllеſt mein Herz mit einer größern und reinern Freude, als die Freude des Landmannes iſt, der die reichſte Aernte gehabt hat. Und Hr. M. Teller verbeſſert alſo die Strophe:

O Gott! mein Herz fühlt mehr bey deinen Gaben,
Als jene, die die reichſte Aernte haben.
Was kann wohl mehr erfreun,
Als der Gedanken, Gott iſt mein!

A. d. 24ſten S. heißt es aus dem VII. Pſ.

Erwache!
Mir Recht zu ſchaffen iſt dein Amt.

Hier

Hier hat Hr. Hofpr. Cramer Luthern verlaſſen, um ſich dem Grundterte zu nähern. Aber gleichwohl kann משפט צדק noch nachdrücklicher heißen, judicium legitimum facere; der du allein recht zu richten pflegſt. Hr. Cramer hat das אלי, welches doch nicht umſonſt da ſteht, ganz weggelaſſen. Hr. Teller würde das עורה אלי gegeben haben: Erwache mir zur Hülfe. Im Schluſſe dieſer Strophe aber nimmt er die Partey D. Luthers, wider Hrn. Hofpr. Cramern u. ſ. w.

Wir würden noch weiter gehen, und ſonderlich die Kritik über den 8. Pſalm hier mittheilen, die uns ſonderbar gefallen hat. Sie hebt auf der 3oſten S. an, und iſt gewiß einleuchtend, und machet den Pſalm zu einem Meiſterſtücke. Allein unſer Raum läßt es nicht zu, uns länger dabey zu verweilen.

X.

Beurtheilung der heftigen Schreibart Lutheri, eine Einladungsſchrift, zu einer öffentlichen Redeübung ꝛc. von Gottfried Schützen, Prof. und Conſiſtorialaſſeſſoren, als Rectorn ꝛc. Altona, mit burmeſteriſchen Schriften.

Der ehrliche und groſſe Luther, hat es weder bey ſeinem Leben, noch nach ſeinem Tode allen recht machen können: vielmehr hat man ſeine wohlerworbene Ehre, durch allerley grobe und ſeine Beſchul-

schuldigungen zu kränken gesuchet. Ein redlicher Mann, der sich selber wünschet, ungelästert zu bleiben, kann solchen Unfug nicht mit phlegmatischer Gelassenheit ansehen: zumal wenn Weißlinger und Bandemer ihren Gift so häufig verspritzen. Allein es giebt auch unter uns solche Weißlingerischgesinnete, die Luthers Verdienste anzutasten suchen; die der Hr. Verfasser, vielleicht mit allzugroßer Bescheidenheit, verschwiegen hat.

Luther ist für einen Wechselbalg, einen Schüler des Teufels, einen Erzketzer, Rumorgeist, Trunkenbold, Meyneidigen, Weichling, Idioten, und Judas Ischarioth geschimpfet worden. Er soll sich erhenket, und die höllischen Poltergeister sollen über seinem Grabe schrecklich getobet haben. Das sind katholische Blumen in den Kranz seiner Ehren. Andre Verläumdungen übergehen wir itzo. Nur seine Schreibart muß noch herhalten: so gut sie auch nach der Beschaffenheit seiner Zeiten gewesen. Sie war deutlich, rein, zierlich, und feurig: ja man fängt billig von ihr eine neue Epoche in der deutschen Kritik an. „Allein es klügelt in unsern „aufgeklärten Tagen, (sind Worte des Hrn. Consist. „Assess.) eine trotzige Gattung von gelehrten Geschö„pfen in der gelehrten Republik, welche sich das „Recht anmaßen, daß sie die Stimme der Ver„nunft durch ihr ungestümes Geschrey übertäuben „dürfen. Diese weise Herren, stolz auf das Etwas, „welches sie mit den Namen einer freyen Den„kungsart zu belegen, frech genug sind, statten Lu„thern für die Freyheit, die sie ihm größtentheils

„zu

ward auch durch dieses Herrn Arbeit so ermuntert, daß er sich vornahm, die Ursprünge der deutschen Namen aus der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache herauszugeben: Allein der Tod übereilte ihn und verhinderte die Ausführung dieses angefangenen Werkes. Im folgenden kan man von seiner Historie der Thiere ein mehreres finden, darinnen viele deutsche Namen ersonnen sind. Er starb 1565. In den Lebensbeschreibungen der Rechtsgelehrten schreibt er auf dem 204. bl. von dem Strasburger **Peter Denais**, welcher um das Ende des 16ten Jahrhunderts berühmt war: "In der Mutterſprache war er ein zierlicher Poet, und bewies mit seinem eigenen Beyspiel, daß die deutsche Sprache freylich keiner Verbesserung und Zierde unfähig wäre, wenn man sie nur zu verbessern suchte. Allein nun sind wir solche grosse Liebhaber neuer und seltner Dinge, daß wir gemeiniglich gegen einheimische einen Ekel hegen, und unsere Sprache zu rauh und hart achten; fremde Sachen aber alle bewundern und hochschätzen." Allein wir tragen kein Bedenken diesen allein, wenn kein anderer sonsten vorhanden wäre, allen Italiänern und Franzosen entgegen zusetzen. Solcher ungezwungenen Schreibart, solcher Reinigkeit, und solcher Annehmlichkeiten hat er sich in seinen deutschen Schriften beflissen.

*

Aus Conrad Berthold Behrens *Fastis Carolinis*, welche in Heinecks und Leutfelds Sammlung deutscher Geschichtschreiber stehen. Weil wir schon etwas von dem Ursprunge der Siebenbürger angege-

„zu danken haben, eben dadurch den freymüthig-
„sten Dank ab, daß sie sich über seine Schreibart
„lustig machen. Kaum haben sie sich in ihren
„kindischen Spöttereyen, womit sie die Schriften
„der göttlichen Offenbarung zu schänden pflegen, er-
„schöpfet: so müssen ihnen Luthers Schriften neu-
„en Stoff zu frostigen Einfällen verschaffen; und
„nichts ist poßierlicher, als wenn ein blödsinniger
„Edelmann, den die Vorsicht auf eine Zeitlang
„im Zorne zum Schriftsteller unsers Jahrhunderts
„gemacht hatte, seine pobelhafte Schreibart damit
„lächelnd entschuldigen will, daß er sie von Luthern
„und in seiner Schule erlernet hätte. Was soll man
„zu dem allen sagen? Die Werke der Beredsam-
„keit gehoren sonst eigentlich vor den Richterstuhl
„einer gelehrten Kritik; und zu richtiger Beurthei-
„lung derselben wird wahrlich! etwas mehr, als die
„Lesung einiger witzigen Romanen und einiger aber-
„witzigen Buhlenlieder erfodert. Wenn jene ta-
„delnde Klüglinge einer Ueberzeugung fähig waren:
„so würde man sie bald überzeugen können, daß sie
„nicht sowohl eine ernstliche Widerlegung, als viel-
„mehr eine wahre Verachtung, oder höchstens ein
„bejammernoes Mitleiden verdienen. Denn wenn
„sie den Beweis ihrer kümmerlichen Beschuldigun-
„gen führen sollen; so schöpfen sie theils aus trüben
„Quellen, und theils verrathen sie so wüste und
„wilde Vorstellungen: daß man ihnen nichts weni-
„ger, als eine ästhetische Fähigkeit, um von Werken
„des Witzes richtig urtheilen zu können, zutrauen
„darf. Allein, das ist ja leider! das Schicksal der

„ge-

„gelehrten Republik, daß die allerumfähigsten Mit-
„glieder derselben die allerkühnsten Richter sind. Die
„Zunft der Gelehrten hat in unsern Tagen alle Un-
„terscheidungszeichen des Handwerksmäßigen an sich
„genommen. Allein, noch immer äußert sich ein
„wesentlicher Unterschied. In einer jeden andern
„Zunft ist es die pflichtmäßige Beschäfftigung der
„Meister, daß sie Zunftgenossen beurtheilen: die
„Meisterstücke der Gelehrten aber müssen sich nicht
„von Meistern, sondern oft von solchen Anfängern
„beurtheilen lassen, welche bloß ein hungriger Ma-
„gen zu Kunstrichtern gemacht hatte. Gründe ge-
„nug, warum wir eine nähere Zurechtweisung un-
„befugter Richter, als überflüßig betrachten könten. „

Indessen läugnet der Hr. Verfasser nicht, daß Luther, den Calvin und Melanchthon einen andern Perikles geheißen, wirklich bisweilen eine heftige Schreibart geführet. Luther gestund solches selbst, im I. Tom. seiner lateinischen jenischen Werke, a. d. 311. Blatte: und der Hr. Verf. entschuldiget solches, erstlich mit seinem cholerischen Temperamente, 2) mit dem nöthigen Inhalte seiner polemischen Schriften, die gewiß so kalt nicht, als dogmatische gerathen können; 3) mit der Heftigkeit seiner Feinde, die recht hitzig auf ihn zustürmeten; und wo oft auf einen groben Ast, auch ein grober Keil gehörete; 4) durch die damalige Sitte der Zeiten; wo gewiß die große Zärtlichkeit unsrer vielleicht gar zu feinen Höflichkeit noch nicht herrschete. Alle diese Gründe werden von dem Hrn. Verf. deutlicher auseinander gesetzet, und stückweise ausgeführet.

End-

Endlich aber bekennet er aufrichtig, daß Luther auch ein Mensch gewesen, und also von Leidenschaften und Fehlern nicht ganz frey geblieben. Am besten, läßt sich dieses aus des ehrlichen Matthesius Schriften abnehmen, mit dessen Worten wir, in seiner alt körnigten Schreibart, (aus der 7. Pred. vom Leben Lutheri) eben so, als der Hr. Consistorialr. beschließen wollen. „Gott und seine Leute haben auch ihren hi„zigen Eifer und brennenden Zorn: wie es zwar un„serm Doctor oftmals auch herzlich wehe gethan, daß „seine Schriften so rauschten, wie der Platzregen, „und wünschte vielmals, daß er so fein sachte u. lieb„lich könnte regnen, wie Hr. Philippus und Bren„tius. Aber einerley Geist hat mancherley Wirkung. „Wir, die wir die Landstraße oder gemeinen Fußpfad „reisen, können und sollen denen nicht nachsetzen, die „aus der Fuhrstraße u. dem gebähntem Wege setzen, „und querfeld durchs Gemöß, Wasser, Wälder, Berg „und Thal ihre Wege nehmen. Viel minder sollen „wir von großer Leute Ernst, Brunst, Eifer und Hef„tigkeit leichtlich urtheilen; sie haben ihren Seiger„steller und Schirrmeister bey sich im Herzen, der ge„räth oft über sie, und bringt sie auf, treibet sie fort, u. „führet sie oft, dahin sie nicht gedenken; wie deñ Gott „auch zu ihren Wegen Glück und Segen spricht, und „führet ihre Reise wunderbarlich hinaus, daß sich je„dermann darüber zu kreuzigen u. zu segnen hat. Als „Doctor von der Rebecca Gen. 27. im 41. Jahre lase, „die wider ihres Mannes Willen u. Befehl ihme ih„ren jüngern Sohn, den Jakob, einschleichet, habe ich „diese Worte von ihm gehöret: Rebecca fängt es un„ordentlich an, aber sie führet es hinaus. Also habe ich

„oft

„oft auch aus der Fuhrstraße gesetzt, und ein stark Vaterunser „vorgelegt, oder zur Brücke gebraucht; hinaus bin ich mit „Gott kommen: aber ich rathe es eurer keinem, bleibet auf „dem gebahnten Wege, und handelt nach der Regel, so ver„zännet man euch nicht.„ Und in einer andern Predigt vom Leben Lutheri: „Man muß nicht allein sanfte und gelinde „Regen und sammete Lüftlein, sondern auch Sturmwinde „und Platzregen haben, wie unser Doctor vom Hn Brentio „und Philippo pflegte zu sagen, wenn Laub und Gras, Bäu„me und Stangel sich rammeln und aufspriessen sollen. Wir „schwachen und blöden Werkzeuge im Tabernakel und Hütten „Gottes, und wir kleine Lichtlein und Aempelein müssen den „großen Kerzen und Lampen ihr Rauschen zum besten deuten „und verglimpfen helfen. Denn Gott hat große und kleine „Lichter am Firmamente; und Feuer, Haael, Dampf und „Sturmwinde richten auch sein Wort und Befehle aus. Ob „nun wohl unsers Doctors Platzregen und Wolkenbrüche den „Mönchen, Schwärmern, Tyrannen, falschen Brüdern und „Weltweisen bisweilen den Weg zerreißen, und er zerzauset „sie bisweilen in seinem Eifer, wie Christus die Pharisäer, „Schriftgelehrten und Gesetzlehrer: so lasse man es Gottes „und Gideons Hand, Moses und Elias Mund seyn, Lauft „bisweilen was mit unter, wie alle Heiligen ihre Fehler und „Gebrechlichkeit gehabt, und alle in aus Gnaden Vergebung „der Sünden bekommen: das gehöret ins Vaterunser und „Elias Mantel, welchen er seinem Schüler hienieden auf Er„den ließ, damit er hülfe zudecken, da bisweilen zuviel oder „zu wenig geschehen wäre. Man vergreift sich wohl so hart „im Amte mit übriger Gelindigkeit und Sanftmuth, als mit „hitzigem Eifer und Heftigkeit, wie man im Saul und Aaron „merket. Ich habe den Doctor mehr als einmal warnen hö„ren, wir sollen die Fürstenstraße nur halten, und nach „der Regel fortfahren, und nicht leicht querfeld hineinse„hen; es gehören sonderliche Reiter dazu „

Ende des Heumonds 1760.

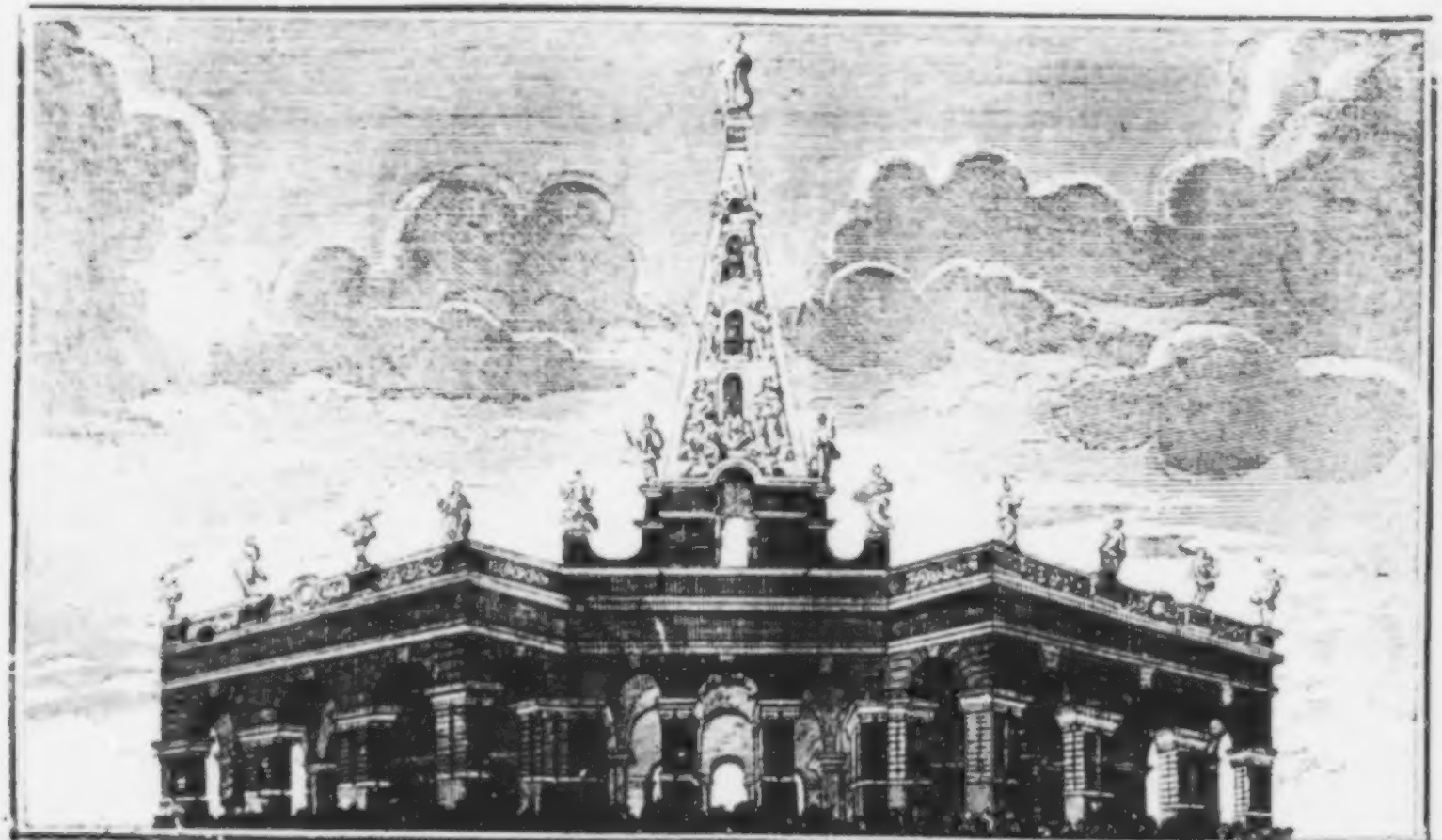

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Aerntemond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1760.

Inhalt.

I. Memoires sur la Langue Celtique. T. II. par Mr. Bullet.

II. Jo. Alberti Fabricii Bibliographia antiquaria &c.

III. Beschluß der Anmerkungen zum Texte des Plinius, von seinem laurentinischen Landhause.

IV. A funeral Sermon, on Occasion of the Death of the Princess of Orange and Nassau.

V. An einen Verächter aller Religionen.

VI. Hebraici sermonis elementa cum illius historia brevissima publici juris fecit J. G. Hauptmann.

VII. Einfälle und Begebenheiten.

VIII. Beschluß der zufälligen Gedanken, über die deutsche Schaubühne zu Wien.

I.

Memoires ſur la Langue Celtique

T. II. contenant la premiere Partie du Dictionaire Celtique, par Mr. Bullet, Profeſſ. Royal de Theol. & Doyen de l'Univerſité de Beſançon &c. Aſſocié de l'Acad. Roy. des Inſcript. & belles Lettres. A Beſançon &c. 1759. in Fol.

Herr Bullet hat ſein Wort gehalten, und uns den I. Band ſeines celtiſchen Wörterbuches voriges Jahr wirklich geliefert. Wir geben davon ohne Zeitverluſt, um deſto lieber Nachricht, da noch keine deutſche gelehrte Zeitung auch keine Monathſchrift deſſen gedacht hat. In der Vorrede erinnert der Hr. Verfaſſer nochmals der Quellen, daraus er ſein Werk geſchöpfet hat. Dieſe ſind 1) die alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, die uns etliche celtiſche Wörter aufbehalten haben. 2) Die walliſche Sprache des Herzogthums Wallis in England. 3) Die cornwalliſche Sprache in England. 4) Die Sprache der Bergſchotten in Schottland. 5) Das Irrländiſche. 6) Das

Niederbretannische in Frankreich. 7) Das Biscayische in Spanien. 8) Die Leben der Heiligen, die Historien, Chroniken und Urkunden der Franzosen und benachbarten Völker vom IV. bis zum XVI. Jahrhunderte. Denn obgleich diese fast alle lateinisch geschrieben wären, so enthielten sie doch eine Menge altgallischer Wörter, mit lateinischen Endungen. 9) Die Baurensprache verschiedener französischen Landschaften, die noch eine Menge alter Wörter erhalten hätten.

Er giebt auch am Ende der Vorrede ein ganzes Verzeichniß gedruckter und geschriebener Bücher, daraus er die alten celtischen Wörter gezogen und erkläret hat.

Er hat aber auch eine Menge hinzugesetzet, die er nur aus dem Umgange mit Irrländern, Schottländern, Bretagnern und Biscajern gelernet, und die in keinem Buche vorkommen. Er hat zusammengesetzte Wörter aufgelöset, und also eine Menge Stammwörter wieder hergestellet, die einzeln nicht mehr vorkamen. Wenn eine Sylbe in verschiedenen celtischen Wörtern vorkam, die einerley, oder eine ähnliche Bedeutung hatten, so schloß er: diese Sylbe hätte diese Bedeutung, und wäre ein celtisches Stammwort, welches so viel hieße: nicht anders, wie man es im Hebräischen gemachet hat. Ja man wird hier auch eine kleine Anzahl celtischer Wörter finden, die aus dem Lateine genommen sind, und nur celtische Endungen angenommen haben.

gemerket, und bey Unterſuchung unſerer Sprache freylich die Frage vorkommt; wie denn die Siebenbürger ſich eben der Sprache bedienen könnten, da ſie von uns ſo weit entfernet ſind, und ſonſten die Sprachen doch in beſtändigem Fluß der Veränderung ſich befinden? So will ich auch C. B. Behrens Meynung von dem 4ten bl. hieher ſetzen. Bonifacius berichtet uns, (Dec. I. ſect. 202. Hungar.) daß Carl nachdem er Pannonien und die Hunnen überwunden, in die daciſche Provinz der Hunnen, welche nun Tranſylvanien heiſſet, von unſeren Sachen neue Anbauer geführet hätte, deren Sprache, Geſetze und Kleidung noch bis auf unſere Zeit daſelbſten geblieben. Kranz meynet, die Sachſen wären vom Kayſer Arnulph, dem Bezwinger der Mähren, dahin gebracht worden. Hievon ſchweigen die Alten. Rhenanus meynt, die ſächſiſchen Rechte wären nur dahin gebracht. Reineccinus will ſolches weder von den Geſetzen noch neuen Anbäuern zugeben, und meynt die Hunnen oder ihre Nachfolger die Hungarer, die hätten den Namen, und die Sprache der Sacer aus Aſien mit ſich in dieſe Länder gebracht. Allein, mein lieber Reineck, warum haben eben dieſe Hungarer, dem ganzen Pannonien nicht eben dieſe Sprache, und dieſen Namen gegeben, und gebracht? Ich glaube gewiß, daß gute und ehrliche Sachſen in dieſem Lande wohnen, und daß man nebſt andern Bonifacio, einem accuraten Geſchichtſchreiber der ungariſchen Begebenheiten Glauben beymeſſen müſſe, welcher behauptet, ſie wären von dem groſſen Carl dahin gebracht, und meiner Meynung nach, mit untermiſchten Franken und andern getreuen

Deut-

Da die celtiſche Sprache aus dem höchſten Alterthume herſtammet; ja nichts anders, als eine Mundart der allererſten Sprache geweſen ſeyn kann: ſo muß ſie auch die Mutter aller derer geworden ſeyn, die ſich allmählich im Lande der Celten, oder Celtoſcythen, gebildet haben. Das Latein alſo, das alte Sächſiſche, das Deutſche ſind nichts als Töchter des Celtiſchen. Man wird dieß im Durchblättern dieſes Wörterbuches leicht gewahr werden. Das Gothiſche, Runiſche, Isländiſche, die mit dem Deutſchen ſo nah verwandt ſind, müſſen mit dieſem einerley Urſprung haben.

Leute, die für das Latein ſehr eingenommen ſind, ſaget der Hr. Verfaſſer, würden Mühe haben, ſeinen celtiſchen Urſprung zu erkennen. Sie würden vorgeben, Wörter, die beyden Sprachen gemein ſind, wären aus einerley Quelle gefloſſen; ja vieleicht gar behaupten wollen, die Celten hätten ſie vom Lateine erborget. Allein er bittet ſie, zu bedenken, daß die Celten ſchon lange zuvor, ehe es Lateiner gab, ein großes bekanntes Volk geweſen, und folglich eine ihnen eigene Sprache gehabt. Außer dem iſt ja das Lateinervolk nur ein Miſchmaſch von Griechen und Galliern, oder Celten geweſen: und was kann man alſo ſeiner Sprache für einen Urſprung, als aus dieſen beyden Sprachen zuſchreiben? Er giebt aber außer dieſer allgemeinen Anmerkung auch beſondere Regeln davon.

1) Wenn ein Wort ſich ſowohl in beyden Mundarten des Celtiſchen, als im Lateine befindet: ſo muß man es der erſten Sprache zuſchreiben.

Denn wie ſollte es glaublich ſeyn, daß z. E. die Britten in England, deren Abkömmlinge die Walliſer ſind, ſich ſollten vereiniget haben, ein lateiniſches Wort anzunehmen? Da man nun findet, daß Diſqi im Bretanniſchen, Diſqu im Walliſiſchen, und Diſco im Lateine, einerley Bedeutung hat: ſo muß man es ohne Bedenken für celtiſch halten. Eben ſo heißt Cur im Walliſiſchen und Bretanniſchen, eben das, was cura lateiniſch heißt: und Corf in beyden Mundarten ſoviel als corpus: folglich ſind beyde Wörter für celtiſch zu halten.

2) Wenn ein Wort nur in einer celtiſchen Mundart gewöhnlich iſt, und im Lateine auch: ſo muß man es doch für celtiſch anſehen. a) Iſt es kürzer im Celtiſchen, als im Lateine, wie es denn in den ältern Sprachen immer gewöhnlich iſt: ſo muß Caul im Brittiſchen, und Caulis im Lateine, die beyde Kohl heißen, celtiſcher Abkunft ſeyn, dazu die Römer nur das is geſetzet haben. b) Hat das Wort mehr Mitlauter, und hat alſo eine männlichere Ausſprache im Celtiſchen, als im Lateine; welches gleichfalls ein Merkmaal der ältern Sprache iſt: ſo muß abermal das Wort celtiſch ſeyn. Denn, ſetzt er hinzu, da die Gallier urſprünglich mit den Germaniern einerley Volk waren: ſo hatten ſie in ihrer Sprache eine viel derbere Ausſprache; die ſich in Deutſchland fortgepflanzet, bey den Franzoſen aber nach und nach gemildert hat. So muß nun von Gwyrd im Walliſchen, und Viridis im Lateine, die beyde grün bedeuten, das letzte von dem erſten ſtammen: womit auch

unſre

unſre Werder, Wörth, Werth u. d. gl. als lauter grune Flächen, Wieſen, Anger, völlig übereinſtimmen.

3) Wenn ein Ausdruck im Walliſiſchen oder Bretanniſchen, ganz allein dienen kann, eine bekannte Sache anzuzeigen, und doch im Lateine auch vorkommt: ſo muß man ihn für celtiſch halten: indem es nicht glaublich iſt, daß ein groſſes Volk in vielen Jahrhunderten, kein Wort gehabt haben ſollte, dieſe bekannte Sache auszudrücken; oder das ſeinige hätte fahren laſſen, um eins von einem Volke anzunehmen, dem es an Zahl und Menge weit überlegen war, ſo lange es mit ihm umzugehen hatte. Da nun dergeſtalt Caws im Walliſiſchen, wie im Lateine Caſeus, einen Käſe heißt: ſo iſt dieß letzte von dem erſten entſprungen; weil doch die Celten von den älteſten Zeiten her Käſe gehabt haben. Eben ſo kann man ſchlieſſen, daß Naſus, Armus, Anſer, von Naſe, Arm, Gans kommen.

4) Wenn ein im Celtiſchen und Lateiniſchen zugleich befindliches Wort in verſchiedenen Zuſammenſetzungen andrer Wörter des erſten gebräuchlich iſt: ſo gehöret es urſprünglich der erſten zu. Denn wenn ein Volk von einem andern ein Wort entlehnet, ſo bleibt es einzeln und allein: und da es nur aus Noth gebrauchet wird; ſo bedienet man ſich deſſelben ſo wenig, als möglich.

5) Wenn ein beyden Sprachen gemeines Wort, im Celtiſchen ſeine Analogie, und ſeine Wurzel hat, ſo muß es für Celtiſch gelten. So heißt

Gwest im Wallischen eben das, was Vestis im Lateine heißt, muß aber für das Stammwort desselben gehalten werden: weil es aus Gwe, ein Gewebe, herkömmt; vestis aber im Lateine keine Wurzel aufweisen kann.

6. Wenn ein Wort, das celtisch und lateinisch ist, sich in eben dem Verstande im Hebräischen, Arabischen, Armenischen findet: so muß man es auch für celtisch halten. Denn weil diese Völker es nicht von den Romern herhaben können, die unendlich neuer und junger sind: so müssen sie es aus weit ältern Quellen der allerersten Sprache herhaben; aus welcher es sich auch in der Celtischen erhalten hat. Indessen gesteht der Hr. Verfasser doch, daß die Wörter, so zum Christenthume gehören, sich aus dem Lateine ins Celtische gemischet.

Das Französische hat sich aus dem Celtischen, wie das Engländische, aus dem alten Sächsischen, und das Wälsche aus dem Lateine gebildet. Hier konnte man wohl sagen, daß die französische Sprache auch größtentheils aus dem Lateine her ist, und kaum ein Drittheil Altgallisches aufweisen kann. Er hat diesen Einwurf vorhergesehen. Wenn er aber zum Grunde desselben annimmt, daß die Poeten des XI. XII. und XIII. Jahrh. halb lateinisch geschrieben; und darauf antwortet, das hätten sie nur als Gelehrte gethan, die Latein gekonnt: so dienet ihm zur Antwort: daß dieß unser Grund nicht ist. Der heil. Bernhard hat im XII. Jahrh. noch lateinisch geprediget, und so ist zu seiner Zeit in ganz Frankreich geprediget worden. Es muß

also der ganze Pöbel in Frankreich latein verstanden haben: ja auch königl. Prinzessinnen, die wohl nicht gelehrt waren, bekamen lateinische Briefe vom Bernhardus, und Abälard schrieb an Heloisen auch so. Ja nicht nur die Provenzalpoeten schrieben so halb lateinisch, sondern selbst die normannischen zu Zeiten Heinrich Conquestors schrieben schon so. So war denn Frankreich von einem Meere bis zum andern, mit der Lingua romana rustica angefüllet, und vom alten Celtischen war fast alles verlohren gegangen; außer was sie vom Gothischen, Fränkischen und Burgundischen an dessen Stelle angenommen hatten. Man darf auch nur auf einer gedruckten französischen Seite die lateinischen Worter überzählen: so wird man leicht sehen, daß ihrer die allergrößte Zahl ist.

Er giebt hierauf einige Anmerkungen, wie aus dem alten Celtischen die heutigen französischen Wörter gebildet worden: nachdem er gestanden, daß sowohl das Latein, das Gothische, das Angelsächsische, das Plattdeutsche, das Isländische, Runische, Schwedische, Dänische, Deutsche, als das Engländische, aus dem Celtischen entsprungen. Wenn er aber auch das Italienische, Französische und Spanische dazu rechnet: so können wir es ihm nur eines Theils zugestehen, indem irgend ein Viertheil, oder ein Drittheil celtischer oder andrer Wörter darinn eingemischet worden; die sie theils vor dem Lateine schon gehabt, theils von Gothen, Longobarden, Sweven, Franken, Burgundern bekommen haben.

Beyläufig etwas anzumerken: wenn er Marguer durch einen Reiter erkläret; ſo ſtimmet das mit dem Deutſchen Mähre, und gehen übere n; gleichſam einen, der zu Pferde geht. Wenn er le doux, von Lledw, Lledou herleitet; ſo dünket uns, daß es vielmehr von dulcis kömmt; zumal auch die alte Rechtſchreibung doulx geweſen. Wenn er Berth, celtiſch ſchön bedeuten läßt, ſo erkläret es uns den Namen einiger deutſchen Prinzeſſinnen, die Bertha geheißen haben, imgleichen Albertus, Lampertus, Adelbertus, Luitpertus, u. d. gl. Wenn Gabiri im Celtiſchen wahr heißen ſoll; ſo ſehen wir, daß unſer Wort davon, und nicht aus dem lateiniſchen verus; ja daß ſelbſt dieſes aus dem Celtiſchen gekommen ſey. u. d. m.

Endlich antwortet er denen, die der celtiſchen Sprache ihren Reichthum vorrücken; als welche bisweilen 30 bis 40 Wörter haben ſoll, ein einziges Ding, z. E. Waſſer, oder 12 bis 15 einen Wald anzudeuten. Und wir haben dergleichen in unſerm erſten Auszuge des I. Bandes, von dem Namen eines Berges oder Fluſſes angemerket. Hieraus erwiedert der Hr. Verfaſſer, er ſey nicht der Urheber, ſondern der Geſchichtſchreiber dieſer Sprache. Das wäre gut, wenn es allemal ſo klar wäre, was dieß oder jenes Wort hieße. Aber wie viel unbekannte Bedeutungen der Sylben gewiſſer zuſammengeſetzten können ihm nicht entwiſchet ſeyn? Allein er ſetzet noch hinzu, viele Wörter ſchienen nur verſchieden, wären aber einerley: z. E. Or, Ur, Our, Wr, Dor, Dour, Dur, Dwr; Tor, Tour, Tur,

Tur, Twr, die alle Waſſer bedeuteten, wären alle daſſelbe Wort. Wir laſſen dieſes dahin geſtellet ſeyn. Es giebt aber noch eine Menge anderer, die damit nicht überein kommen, als A, Aa, Au, Ac, Ach, davon Achen, Bach, und Aue im Deutſchen herſtammen, u. a. m.

Endlich meynet er: es wäre ja eben kein Fehler einer Sprache, daß ſie reich wäre. Schalte man doch das Griechiſche deswegen nicht, und das Arabiſche auch nicht. Wir wollten, daß er geſaget hätte, eine Sprache die mit ihren Schweſtern und Töchtern ganz Europa ausgefüllet hätte, könnte und müßte in verſchiedenen Mundarten, auch nach und nach viel gleichgültige Wörter bekommen haben. Hernach wäre es auch keine Folge, daß alle dieſelben eben ganz einerley bedeutet hätten, z. E. Meer, See, Sumpf, Lachen, Pfütze, Fluß, Strom, Bach, Teich, Pfuhl, bedeuten alle Waſſer; aber darum nicht vollkommen einerley.

Wollten wir hier aus dem Wörterbuche ſelbſt Proben geben; ſo würde es uns gewiß zu weit führen. Dieſer Band hält die erſten 7 Buchſtaben des Alphabeths in ſich: man kann alſo leicht denken, daß wir vermuthlich noch zween von ſolcher Stärke zu gewarten haben; dafern nicht etwa die folgenden ärmer an Wörtern ſind. Es leuchtet überall ein erſtaunlicher Fleiß aus dem ganzen Werke hervor. Soviel wir indeſſen urtheilen können, fehlen demſelben nur die Anführungen derjenigen Stellen aus den alten Büchern, die das rechtfertigen könnten, was der Hr. Verf. beybringt. Denn

die

die bloßen Buchſtaben G. B. C. I. Ba. u. d. gl. die wir hin und wieder ſehen, und die, Gallois, Bas Breton, Cornouaille, Irlandois, Baſque bedeuten ſollen, werden gewiß nicht allen Leſern ein Gnügen thun.

II.

Jo. Alberti Fabricii S. S. Theol. D. & P. P. Bibliographia antiquaria, ſive introductio in Notitiam Scriptorum, qui Antiquitates Hebraicas, Græcas, Romanas & Chriſtianas Scriptis illuſtrarunt. Editio III. Ex MSpto. B. Auct. inſigniter locupletata & recentiſſimor. Script. recenſione aucta, ſtudio & opera Paulli Schafshauſen P. P. Hamburg. apud Jo. Carl. Bohn. 1760. 4.

Deutſchland hat nach Morhofen ſchwerlich einen gelehrtern Polyhiſtor. aufzuweiſen, als den unſterblichen D. Fabricius; deſſen groſſe Verdienſte u. a. gegenwärtiges Werk an den Tag leget. Es iſt alſo kein Wunder, daß ein ſo wichtiges Buch abermal ans Licht tritt, und zwar in einem weit verbeſſerten Stande erſcheint. Hr. Prof. Schafshauſen zu Hamburg iſt derjenige, dem die Sorgfalt für dieſe dritte Auflage anvertrauet worden; und dem es ſeine itzige Vollkommenheit zu danken hat. Des hochſel. Verfaſſers Eidam, Hr. Prof. Reimarus, theilte ihm den, von ſeinem Schwiegervater gebrauchten Abdruck deſſelben mit, den ſelbiger

biger mit verschiedenen Zusätzen und Verbesserungen bereichert hatte. Da nun Hr. Prof. Sch. selbst an der gel. Historie von seiner Jugend an, ein besonders Wohlgefallen gehabt; so war er destomehr im Stande, bey der neuen Ausgabe etwas erwünschtes zu leisten.

Er machte sich also sonderlich diejenigen neuen Bücher bekannt, die nach Fabricens Tode von alter, Völker Sitten und Gewohnheiten herausgekommen: er sammlete daraus alles brauchbare, und setzte es an gehörigen Orten bey. Diese Zusätze also sind von ihm, alle übrige vom sel. Verf. selbst. Doch Hr. Prof. Reimarus, und Hr. Prof. Wolf, thaten das ihrige auch; indem sie ihm theils aus ihrem eigenen, theils aus des Gymnasii Büchersaale, die allertrefflichsten Werke mittheileten; theils ihm mit gutem Rathe beystunden. Dieß rühmet er ihnen dankbar nach, erwähnet aber auch der Beyhülfe unsers gelehrten Hn. M. Schwaben. Denn von denjenigen Büchern, die unsre leipziger Büchersale besaßen, machte er demselben die nöthigen Auszüge und Beyträge; dafür er ihm gleichfalls Dank abstattet.

Indessen gesteht der Hr. Herausgeber, daß aller dieser Bemühungen ungeachtet, es dennoch geschehen könnte, daß bey einer solchen Menge von Sachen, und des eilfertigen Abdruckes wegen, dennoch einige Fehler mit eingeschlichen seyn könnten; ja vieles ausgelaßen worden, womit dieß Werk hätte vermehret werden können. Er hoffet aber, der billige Leser werde schon wissen, daß nichts in

der

der Welt vollkommen seyn kann; und das Gemüth gar leicht von einer solchen Menge von Sachen überhäufet werden, und daher manches übersehen könne. Es wird ihm aber lieb seyn, wenn gelehrte Männer, die der Alterthümer kundig sind, ihre Beobachtungen ihm mittheilen wollen. Diese will er in gewisse Ergänzungen, womit er dieß Buch zu bereichern denket, mit einrücken. So bald dieß Werk einen ganzen Band ausmachen wird, will er es auch ans Licht stellen.

Darinn sollen nun die übrigen Bände des Ugolinischen Thesaurus, die er damals noch nicht gehabt, ferner die herkulanischen Alterthümer, und andere Neuigkeiten mehr, aufs genaueste angemerket und eingeschaltet erscheinen. Und dieser erste Band soll, wenn er gleich neu gedruckt erscheinen wird, dennoch in seinem itzigen Stande verbleiben.

Aus Fabricens Vorrede selbst einen Auszug zu geben, ist so nöthig nicht. Im 1719ten Jahre, als das hamburgische Gymnasium sein erstes Jahrhundert zurück legte, gab er dieß Werk der studierenden Jugend zum Besten, zuerst ans Licht; damit es nicht fehlerhaft nachgeschrieben, oder gar nach solchen Abschriften im Drucke erscheinen möchte. Etwas nöthiger ist es, den Entwurf von dem ganzen Inhalte dieses Werkes bekannt zu machen. Ist gleich dieß Werk nicht mehr neu, und den Gelehrten längst bekannt: so hat doch die gelehrte Welt jährlich neue Bürger, denen die Schätze ihrer Vorgänger noch nicht alle bekannt sind. Und

Deutſchen, welche auf die kriegeriſchen Leute ein wachſames Auge haben ſollten, damit ſie keine Unruhen erregten.

* * *

Aus Jacob Andreas Cruſens Lebensbeſchreibung des ſächſiſchen Königs Wittikinds, welche ſich in eben dieſem Werke Leuckfelds befindet. Bey dem Namen Witichinds, auf dem 72. bl. merket er erſt an, daß er ſehr verſchiedentlich geſchrieben werde: Hernach, daß **Witte** ſo viel heiſſe, als Weisheit, davon viele andere Namen herkommen, die wir ſchon aus Meibomen angeführet haben. Die bey den Sachſen ſo berühmte **Wittodii**, oder Weiſen, werden auch daher benennet. Sie waren Nachfolger der **Druiden**, der göttlichen und weltlichen Weisheit erfahren, und den höchſten Befehlshabern zugeſellet, wovon Goldaſtus handelt. **Witte** hieß Weisheit, und **Tod** ein Vater oder Freund, Harsd. diſquiſ. Philol. German. §. 5. und der Urheber der Etymologien einiger deutſchen Namen.

Oldenburg, ſoll Walpert Graf zu Ringelheim, des groſſen Wittikinds Enkel erbauet haben, der im 856. Jahre geſtorben iſt. Seine Frau hieß Alteburg oder Adelburg, war eine Tochter des Grafen von Leſmona: Zu ihrem Andenken bauete er diſe Stadt, und nannte ſie Aldenburg, Alteburg, daraus Oldenburg geworden iſt. Auf dem 102. bl.

Oſtern, Oſterfeſt, Oſtermonat, kommt her von der ſächſiſchen Göttin Oſtera, welcher im April ein Feſt gefeyert ward, daher der Monat Oſtermonat hieß, und weil unſer Feſt der Auferſtehung Chriſti um die Zeit fiel, bekam es daher den

Na-

uns dünket immer, daß viele nach neuen Büchern oft lange nicht so begierig seyn würden, wenn sie wüßten, was schon alles in den alten stecket.

Das I. Hst. handelt von den allgemeinen Schriftstellern der hebräischen Alterthümer. Diese muß man nächst der H. Schr. aus jüdischen und christlichen Auslegern derselben schöpfen. Hier kommen also Philo und Josephus, der Talmud, die Mischna und Gemara, Moses Maimonides, Jacob Ben Ascher, u. a. m. vor. Es wird von der Ehrlichkeit der talmudischen und jüdischen Scribenten gehandelt. Die christlichen Bemühungen um ganze Corpora, und besondere Stücke der hebräischen Alterthümer. Scheids, des Arndius und Dassovs Bemühungen. Die Auszüge der hebr. Alterthümer. Eigene Schriften von besondern Stücken derselben. Ein Entwurf eines ganzen Schatzes derselben: und ein Verzeichniß des Ugolinischen Thesaurus der hebr. Antiquitäten.

Das II. Hst. handelt von den ägyptischen, persischen, karthaginiensischen, und andrer Völker Alterthümern; imgl. von den allgemeinen Schriftstellern der griechischen Antiquitäten. Hierinn kömmt auch vor, daß man die deutschen Alterthümer nicht verachten solle; die vornehmsten Schriften, so sie erzählen, werden bekannt gemachet, und ein Entwurf von einem Schatze deutscher Alterthümer mitgetheilet. Bey den griechischen, wird von den lakonischen, attischen und andrer Städte

und Inseln Antiquitäten gehandelt, und ein Verzeichniß vom grenovischen Thesaurus gegeben.

Das III. Hst. handelt von den allgemeinen Schriftstellern der römischen Alterthümer, und zwar erstlich von ältern vorm Rosinus, sodann vom Rosinus, vom Dempster und Schottus; von den Auszügen; von Welschens und des Vacca Werken, von Montfaucons Werke, vom Grävius, Sallengre, und Polenus. Von den Thesauris Italiæ und Siciliæ. Endlich folgen Verzeichnisse aller Schriften, die in diesen großen Werken anzutreffen sind.

Das IV. Hst. von den allgemeinen Schriftstellern christlicher Alterthümer. Hier kommen die Lexica, ausführliche Werke und kurzen Begriffe, der christlichen Alterthümer vor; die Scribenten von der römischen und den andern occidentalischen Kirchenantiquitäten; von den Gebräuchen der griechischen Kirche; von der Uebereinstimmung christlicher Ceremonien mit den jüdischen und heydnischen, u. s. w. Entwurf eines Schatzes christlicher Antiquitäten.

Das V. Hst. handelt von Schriftstellern, so die alte Geographie und Chorographie beschrieben haben. Spons Archäographie, die Geographie vom gelobten Lande und Jerusalem, die nubische Geographie, der Abulfeda, die alten griechischen und römischen Weltbeschreiber, und Landcharten; die geographischen Lexica u. a. m. kommen hier vor.

Das VI. Hst. handelt von denen, die das alte Rom mit Fleiß beschrieben haben. Auf die besondern

dern Stücke davon können wir uns hier nicht einlassen. Den Schluß machet das neue Rom, Constantinopel.

Das VII. Hst. redet von den Schriftstellern der technischen und historischen Chronologie. Eusebius mit seiner Chronik führet den Trupp. Die Streitigkeiten um Christi Geburtsjahr kommen auch darinnen vor. u. d. m.

Das VIII. Hst. handelt von Göttern, Geistern, Heiligen u. s. w. Ob es atheistische Völker gegeben? Wie es gekommen, daß die Vielgötterey in Schwang gekommen. Die Götter und Göttinnen; die guten und bösen Götter. Die Dii Cabiri, der Cabalisten Seyhireih und Kelifoth. Die Kenntniß der Dreyeinigkeit bey Juden und Heyden u. a. m.

Das IX. Hst. von Tempeln, Altären, heiligen Oertern und Freystädten der Juden, Heyden und Christen. Die Tempel vorm Ausgange der Juden aus Aegypten, die Hütte des Stiftes, die Tempel Salomons, Zorobabels und des Herodes machen den Anfang. u. s. w.

Das X. Hst. erzählet die Schriftsteller von den Festen der Juden, Heyden und Christen. Hier kömmen der Sabbath, die Neumonden, das Pascha, die Pfingsten, das Laubhüttenfest, das Jubelfest der Juden, Heyden und Christen; die Feste und Jahre der Griechen und Römer, u. s. w. vor.

Das XI Hst. handelt von Opfern, Gebethern, Versammlungen, und andern Ceremonien der Ju-

den, Heyden und Christen. Ob die Juden Menschenopfer gebracht, Christenkinder geopfert; u. d. gl. hier kommen ungemein viel und mancherley nöthige Dinge vor.

Das XII. Hst. erzählet die Schriftsteller vom Wahrsagen, den Weissagern, von Wunderwerken, von der Zauberey, den Eiden und Gelübden.

Das XIII. Hst. meldet die Scribenten von Priestern, geistlichen Orden, Mönchen, und geistlichen Pfründen. Man kann leicht denken, wie reich diese Abtheilung an Materien ist.

Das XIV. Hst. handelt von den Schriftstellern von der Republik und den Oberkeiten der Hebräer, Griechen und Römer.

Das XV. Hst. erzählet diejenigen, die von Gesetzen, Landtagen, Gerichten, Strafen und Knechten der Hebräer, Griechen und Römer geschrieben haben; imgleichen von den Satzungen und Gerichten der Christen.

Das XVI. Hst. erzählet die Schriften von Einkünften, Zinsen, Zehnten, Erstlingen, Zöllen, Schatzkammern, Besoldungen, Befreyungen, Testamenten, Jahrmärkten, Steigerungen, oder Ausrüffen, Münzen, Nutzungen, Rechentischen, Maaßen und Gewichten.

Das XVII. Hst. handelt von den Schriftstellern vom Kriegs- und Seewesen der Alten, bey Hebräern, Persern, Griechen, Gothen, Deutschen, Römern, u. s. f. Vom Gebrauche der Pferde, Elephanten, Wagen, Fahnen, Adler, Triumpfe, u. d. m.

Das

Das XVIII. Hſt. von denen Scribenten, die vom Kleiderweſen der Alten geſchrieben haben. Hier kommen auch die Wappen und die Heraldik vor.

Das XIX. Hſt. handelt von den Gaſtmahlen, und den Speiſen der Alten; wie ſie bey Tiſche geſeſſen, oder gelegen, von Eßſälen, Tiſchen, Ruhbetten, Büchern, Schüſſeln, u. d. gl. von allerley Getränken und Speiſen, u. ſ. f.

Das XX. Hſt. redet von Hochzeiten, Geburten, Geburtstagen, Familien und Namen. Dabey kommen auch der ehloſe Stand, der Ehſtand, die Polygamie, die Sechswöchnerinnen, die Ammen, Jungfern und Jünglinge vor.

Das XXI. Hſt. handelt vom Unterrichte der Jugend, den Schulen und der Gelehrſamkeit bey Hebräern, Griechen und Römern auch Chriſten. Die Akademie, das Lycäum, das Muſäum zu Alexandrien und andern gel. Geſellſchaften, Profeſſoren, und Lehrlinge u. d. m.

Das XXII. Hſt. erwähnet der Spiele, des Prachtes, der Gebäude, des Hausrechtes, der Bildſäulen, und andern Denkmäler der Alten.

Das XXIII. Hſt. ſchließt endlich mit der Trauer, den Leichen, den Begängniſſen, der Erhaltung der Leichen und den Grabmälern: wobey denn auch der Mumien, Trauerkleider, des Leichengepränges, der Trauermahle, und Grablampen gehandelt wird.

Nun urtheile der geneigte Leſer ſelbſt, ob nicht eine große Kenntniß der Schriftſteller nöthig ſey, um einem die rechten Quellen von ſo viel hundert Materien anzuweiſen.

III.

Beſchluß der Anmerkungen zum Texte des Plinius,

von jenem laurentiniſchen Landhauſe.

S. den vorigen Monath auf der 503. bis 515. S.

(20) Dieſes beſteht aus einem gewölbten hohen und weitläuftigen Gemache ꝛc. Daß dieſes um 1 Fenſter hervorgeſprungen ſeyn müſſe, ſolches iſt geſchehen, um ſowohl dem Gemache deſto mehrere Länge zu geben, vorhergehende beyde Zimmer deſtomehr wider den Weſtwind zu decken, und überhaupt der Seite dieſes Hauſes einen Vorſprung im Mittel zu ertheilen. Weil es nun das kalte Bad war: ſo war es auch kein Fehler, wenn auf der Nordſeite ebenfalls Fenſter hinausgiengen; und wenn es gleichfalls daſelbſt zu noch mehrerm Raume eine Vorlage von 1 Fenſter zum Ebenmaaße der innern Seite und des gegenüber ſtehenden Abendſaales erhielt.

(22) Die Salbſtube, die Schwitzſtube und das Einheizen waren kleinere Behältniſſe; die aber gegen die Sonne gekehret, und wider die Kälte wohl verwahret ſeyn mußten. Daher habe ich hinter ihnen die beyden Kammern abgeſchnitten, die vielleicht zum Aus- und Anziehen gehörten. Vitruv ſagt ausdrücklich im 7ten Abſchnitte des 6ten Buches, daß die Bäder gegen den Winterabend gerichtet ſeyn ſollen, theils wegen der Wärme, theils wegen des langen Tages, weil man ſich vor der Abendmahlzeit zu baden pflegte. Und hier ſind ſie angeordnet, wie ſie Plinius beſchreibt und Vitruv verlanget. Den Gebrauch und die

An-

Anlage dieſer Zimmer beſchreibt **Vitruv** ferner im 10ten Abſchnitte des 5ten Buches.

(26) Der wunderbare Zuſammenhang dieſes warmen Bades mit vorigem, kann vielleicht in einer Menge Röhren und Züge beſtanden haben; da durch erſtere der Zu- und Abfluß des kalten und warmen Waſſers geſchehen, durch andere aber der Rauch und die Wärme unter dem Badeteiche befördert und erhalten werden; ſo wie man heutiges Tages die Züge in Gewächshäuſern und Treibebeeten anzuordnen pflegt. Was aber das Gemach betrifft, darinn dieſes Bad lag, ſo iſt es dem Ebenmaaße nach ſo groß und geraum geweſen, als vorhergehender mäßiger Eßſaal: und da es gleichfalls hervorgeſprungen iſt, und noch darzu die Ecke des ganzen Hauſes war, ſo hat man im Schwimmen auf 3 Seiten herum und beſonders aufs Meer, durch die bis auf den Fußboden heruntergehenden Fenſter ſehen können.

(h) Nicht weit davon ſteht das Ballhaus ꝛc. **Plinius** beſtimmet dieſe Weite nicht: allein es muß doch auch nicht gar zu nahe geſtanden haben; ſonſt würde der nachher beſchriebene Cryptoporticus, der eigentlich den Abſtand deſſelben vom warmen Bade beſtimmet, nicht gar zu lang geweſen ſeyn, und folglich nicht beynahe das Anſehen eines öffentlichen Gebäudes gehabt haben: wie denn auch der ganze Weingarten gar zu klein würde geweſen ſeyn. Er ſaget ferner: es wäre der heißeſten Abendſonne entgegen geſtanden. Was iſt das anders, als ob er geſaget hätte: die Sonne kann Nachmittags um 4. 5 Uhr gerade den Saal beſcheinen? Da nun die ganze Lage des Landhauſes nach dieſer Gegend gerichtet war, und der Saal des warmen Bades, wenn man auf dieſer Seite weiter fort gehen wollte, billig einen eben dergleichen Saal von außen nach den Grundregeln des Ebenmaaßes erfoderte; ſo habe ich das Ballhaus in gerader Linie

fort an den Strand geleget, daselbst es alle Eigenschaften hat, die Plinius davon angiebt. Daß es länger als breit müsse gewesen seyn, solches erfodert das Ballspiel an sich selber. Wenn nun ein solch ablanges Gebäude der Sonne entgegen steht; so muß sich ja wohl die schmale Seite dahin kehren und nicht die Breite. Des Herrn Felibiens Ballhaus aber steht gerade gegen Norden und läuft mit den übrigen Zimmern in einem Zusammenhange fort, wider die klaren Worte des Plinius.

(18) Dabey steht ein hohes Gebäud ꝛc. Ich habe Bedenken getragen, das Wort turris einen Thurm zu geben: worzu noch Lancisius, in der Beschreibung von seinem neuentdeckten Laurentano: ad propugnaculum villæ setzet: man sehe die gesnerische Anmerkung. Die Ursache aber ist diese: weil aus des Plinius Beschreibung dieses und des andern Gebäudes in geringsten nicht erhellet, daß sie zur Vertheidigung angeleget gewesen wären; wohl aber zum Vergnügen, zur Wohnung und zur Aussicht. Folglich fällt hier der Gedanken von Streitthürmen ganz und gar weg. Es waren also 2 hohe Gebäude von 3 Stockwerken, die Plinius turres nennte; weil das ganze übrige Haus bloß aus einem einzigen Erdgeschosse bestund; und weil die Lateiner, so wie wir, kein Wort in ihrer Sprache hatten, das ein dergleichen Gebäude, das sich über ein anderes erhebet, andeutete. Die Franzosen haben sich lange Zeit des Wortes Pavillon in dergleichen Fällen bedienet: allein da man anjetzo auch die niedrigen Lusthäuser und Säle, besonders in Gärten, Pavillons, Pavillons de treillage ꝛc. zu nennen pflegt: so habe ich auch das französische Wort nicht beybehalten wollen, sondern bin lieber bey der Umschreibung geblieben. Daß aber dieses erstere hohe Gebäud an das Ballhaus gestoßen oder nahe daran gestanden haben müsse, solches giebt

der

der Text gar deutlich zu verſtehen. Er ſaget ferner, daß zwo Wohnungen neben einander in einem Stocke gelegen haben. Zu einer Wohnung aber gehörten wenigſtens 3 Zimmer: folglich mußte der Umfang ſo groß geweſen ſeyn, daß 6 Zimmer, ohne die Treppe, die niemand laugnen kann, darinn Raum gehabt haben können. Daraus nun ſchließe ich ferner: es müſſe dieſes Gebäude viereckig, und jede Seite 5 Fenſter breit geweſen ſeyn. Herr Felibien verſteht das mal hier unter cœnatio eine Terraſſe auf dem Hauſe, da man unter freyen Himmel hat ſoupiren können. Daß ſolches heute zu Tage, und zwar unter Zelten, wiewohl nicht eben ſo öfters geſchieht; ſolches iſt jedermann bekannt. Allein ob es die Alten gethan haben, das ſteht zu erweiſen: daß man aber um des willen einen ſolchen Altan einen Abendſaal nennen ſollte, iſt bey uns gar nicht gebräuchlich, und von den Alten nicht zu glauben.

(30) Das andere hohe Gebäud hat um ſo viel von erſterm entfernt geſtanden, daß zwiſchen beyden der äuſſere Eingang in den Garten oder die Ausſicht dadurch, aus der Mitte des kleinen runden Hofes durch den ganzen Garten geſchehen können. Es lag im obern Stocke ein großes Zimmer, das den ganzen Tag über die Sonne hatte. Daraus ſchließe ich: die Treppe müſſe gegen der See zu, auf der Seite zwiſchen Mittag und Abend gelegen haben, da ſie im vorhergehenden Gebäude, wegen der Ausſicht des Eßſaales, gegen Nordoſt gelegen hat. Das allerbedenklichſte bey dieſem Gebäude iſt wohl das Weinbehältniß, das im obern Stocke, und alſo über dem Eßſaale ſoll geweſen ſeyn. Fürwahr eine ſolche Lage würden wir heute zu Tage keinem Weinkeller geben. Felibien ſtößt ſich auch ſehr daran, und will lieber aus dem Griechiſchen her erweiſen: Apotheca müſſe ein gardemeuble heißen, vielleicht damit der Korn- oder Heuboden (horreum)

sich deſto beſſer über ihr ſchicke, weil er ſeine Pavillons nur 2 Stockwerke hoch angegeben hat. Allein er hat ſich nicht beſonnen, daß die Italiener keine hohen Dächer bauen, und die Alten noch niedriger gebauet haben: zugeſchweigen, daß das Landhaus keinen Feldbau hatte. Was ſoll denn nun der Kornboden und noch darzu an dieſen Orten machen? dazu wäre Platz genug über der Knechte Wohnung oder anderswo geweſen. Ich will alſo die wahre Bedeutung des Wortes Apotheca beybehalten und ſagen: daß es ganz wohl möglich geweſen ſey, auf der Nordſeite einen kühlen Ort anzulegen, darinn man den Wein hat in Krügen oder Schläuchen aufheben können; denn die Alten hatten, wie bekannt, keine Fäſſer, wie wir heutiges Tages, ihren Wein, der nur von einer Weinleſe bis zur andern dauerte, darinn zu verwahren. Dieſes Weinbehältniß, und die darneben liegende Speiſekammer, ja beyde hohe Gebäude gehörten wahrſcheinlicher Weiſe für fremde Gäſte, und es war damals der griechiſche Gebrauch, daß man ſeinen Gäſten erlaubte, auf ihrem Zimmer zu eſſen und zu trinken was ſie wollten. Vitr. 10. des 6. B.

(33) Geſtatio ein Gang in einen Garten, darinn ſich die Alten pflegten in Tragſtühlen herumtragen zu laſſen. Dieſer war mit Bruſthecken von Buchsbaum und Rosmarin eingefaßt, welche die Stelle unſerer Buchen vertraten. Die Alten pflegten ihre Gartengänge mit Steinen zu pflaſtern, im 10ten des 6ten Buches Vitruvs, ſo wie es heutiges Tages die Türken thun, oder ſie pflegten ſie durch einen Kalkguß und überſchlagenen Kieß, ſo wie es in Frankreich geſchieht, derb und feſt zu machen. Der Unterſchied aber zwiſchen Ambulatio und Geſtatio kann, ſo wie ich aus der Beſchreibung des Tuſculans ſchließe, darinn beſtanden haben: daß erſtere ſchmal, mit bloßen Hecken, dieſe aber breit, mit Bäumen und Hecken zugleich,

Namen. Beda, in ſeinem Buche de temporum ratione pflichtet dem bey. Das 104. bl.

Auf dem 113. bl. werden die Worte angeführt, womit Witikind bey ſeiner Taufe dem Teufel abgeſagt, und ſeinen Glauben an den Dreyeinigen Gott bekannt hat, welche wir an einem andern Orte anführen wollen. Bey der Gelegenheit wird gefragt, ob Sachſenland ſchon zu des groſſen Carls Zeiten eigene Buchſtaben gehabt habe? Und geantwortet: Wann man das erweget, was Gregorius Turonenſis im 5. Buche 44. Cap. auf dem 270. bl. berichtet: So ſcheinet es wahrſcheinlich, daß Deutſchland ſchon lange vorher unter der Franken gelehrtem Könige Chilperic, (oder Childeric, Kinderreich, der 460. die Regierung antrat,) ſchon ſeine eigene Buchſtaben gehabt. Ja Eginhart berichtet, in der Lebensbeſchreibung des groſſen Carls, im 29. Cap. daß dieſer gelehrte und beredte Kayſer eine Sprachkunſt in ſeiner Mutterſprache aufzuſetzen, angefangen habe. Joh. Trithemius hat dieſe Sache ausgeführet in ſeinem gelehrten Werke, *) das er 1508. mit eigener Hand aufſetzte, dem Kayſer Maximilian dem Erſten übergab, und welches noch in dem Wieneriſchen Büchervorrathe des Kayſers geſchrieben aufbehalten wird; in welchem er von des Kayſer Carls deutſcher Sprachkunſt, die von Otfrieden vollendet, und vermehret worden, folgende merkwürdige Dinge der „Nachwelt hinterlaſſen hat: König Carl der Groſſe, „von Geburt ein Deutſcher, erbarmte ſich über die „Rauhigkeit ſeines Volks, bey der Unterweiſung An-

„den

*) De Polygraphia.

gleich, so wie unsere heutigen Hauptgänge mit und ohne Contre-Allées sind, angelegt waren.

(36) Der schattige Weinberg kann deswegen seyn schattig genennet worden, weil er mit Feigenbäumen besetzet war, daran die Weinranken hinauf liefen, sich herumschlungen und sich von einem Baume zum andern in Gestalt eines Gehenkes schwungen: welches Plinius bey seinem andern Landhause ungemein wohl beschreibt: und welches noch heutiges Tages in Walschland gebräuchlich ist; dahingegen Herr Felibien den ganzen Weingarten aus zweyen mit Weine bezogenen Bogengängen bestehen läßt, die von innen mit Sande wohl ausgestreuet waren. So ins Enge gezogen, würde sich wohl so leicht kein Mensch in Italien einen Weingarten vorstellen können, da Felibien doch den übrigen Küchengarten von so vielen Abtheilungen und Veränderungen und so groß angiebt, wenn man die andere Hälfte, der Knechte Garten darzu nimmt; daß man meynen sollte, Plinius hätte wohl mehr als ein paar Bogengänge mit Weine bebauen können. Doch genug hievon. Ich überlasse einem jeden die Beurtheilung: Ob nicht das Französische allzusehr hervorblicke?

(i) Uebrigens ist der Garten mit Feigen und Maulbeerbäumen wohl besetzet ꝛc. Unter diesem Garten verstehe ich hier nichts anders, als einen Quincunx, den die Alten vorzüglich liebten. Darzu nun blieben an dem äußern Umfange des Gartenganges 3 besondere Plätze übrig. Wenn ich nun bedenke, daß der Maulbeerbaum in seiner Gestalt schöner ist, und mehr Schatten giebt, als der Feigenbaum: so dürfte ich fast glauben, die Gänge und der Quincunx wären mit Maulbeer- der Weingarten aber, mit Feigenbäumen besetzt gewesen.

(37) Dieser Speisesaal, der vom Meere entlegen ist, soll demohnerachtet eine nicht geringere Aussicht haben. So wie er nun in gegenwärtigen Entwurfe liegt, so hat er vor-

vorwärts die Aussicht in den Lustgarten; einerseits die Aussicht durch den Gartengang, und ander Seits durch den Säulengang bis an den Meerstrand, und vielleicht gar bis aufs Meer. Rückwärts aber hatte er die Aussicht in einen Gang des Küchengartens und seitwärts in den Vorhof und in den Garten. Diese sechsfache Aussicht ist schon hinlänglich die Stelle zu erklären. Herr Felibien hat diesen Saal mit seinen Nebenzimmern ganz frey in den Garten gelegt, und seine Aussicht so schön in der Nähe angeordnet, als es möglich hat seyn können. Allein er hat auf der andern Seite einen eben solchen Saal und eben so einen Garten, vielleicht für die Knechte, angeordnet. Ich meines Ortes muß die Ordnung bewundern, in der Plinius sein Haus beschrieben hat. Er hat in einer unterbrochenen Folge vom Eingange bis hierher alle Theile und Gebäude beschrieben. Ja er fährt noch ferner fort, diesen Saal und die anstoßenden Wohnungen, die vermuthlich für seine Gemahlinn und Schwiegermutter mögen seyn eingerichtet gewesen, als den Rest des alten Hauses, vollends zu beschreiben; und behält sich vor, wieder zurück zu gehen, und das, was er selber neu hinzugethan hat, umständlicher als alles vorhergehende nachzuholen. Das war nun seine liebste Gartenwohnung, und der gewölbte Spaziergang, als ein Zusammenhang mit dem alten. Wenn man diese beyden Stücke vom Entwurfe weglassen wollte, so würde man das genaueste Ebenmaaß in allem dem Alten wahrnehmen. Betrachtet man aber auch diesen neuen Zusatz; so muß man sich verwundern, mit was für Vortheil, Nutzen und Zierlichkeit diese Gebäude sind eingeschaltet worden; dahingegen man sich nicht verwundern darf, daß Plinius hier in der Beschreibung, so zu sagen, einen Sprung gethan: noch vielweniger daraus urtheilen, als ob diese Gartenwohnung müsse zu allerletzt am Ende des Gartens gelegen haben.

(39) Ve-

(39) Veſtibulum dieſes war bey den Alten der Eingang in den Hof oder ins Haus. Er war allezeit mit einer Vorlage von einer oder mehr Reihen Säulen gedeckt, welchen wir, an den Kirchen noch den Vorſchopf nennen. Durch dieſen und durch die Hausthüre kam man bey den Römern in einen Vorhof mit einfachen Säulengängen umſchloſſen: bey den Griechen aber, durch einen langen Gang erſt in einen Hof, der mit vielfachen Säulengängen umſchloſſen war. Vitruv im 10ten Abſchnitte des 6ten Buchs. Da nun hier im Vorhofe keine Säulengänge waren, wohl aber im kleinen runden Hofe, und Plinius veſtibulum villæ ſaget; ſo iſt zu vermuthen, er müſſe den Eingang in den runden Hof und nicht in den Vorhof darunter verſtanden haben: weil dieſer gemeine Vorhof unfehlbar, wie auf dem Lande erfoderlich iſt, nur eine Thorfahrt wird gehabt haben. Daß er aber nicht gleich Anfangs in der Beſchreibung des Einganges gedacht, ſolches rühret vielleicht daher; weil die Säulen des Veſtibuli mit dem Säulengange des runden Hofes zuſammenhiengen, und ein Periſtilium ausmachten; welche Bauart Vitruv im 8ten Abſchnitte des 6ten Buchs ausdrücklich den Landhäuſern beyleget.

(40) Von dannen erſtreckt ſich ein gewölbter Gang. Vitruv nennet im 8ten Abſchnitte des 6ten Buches von Landgebäuden, die Gewölbe unter der Erde cryptas; davon vielleicht die Grüfte noch herſtammen. Alſo muß cryptoporticus ein gewölbter Gang geweſen ſeyn, darinn man in heißen Sommertagen hat kühle Luft ſchöpfen können. Im zweyten Briefe beſchreibt Plinius zwey ſolche Gänge übereinander, den einen halb unter der Erde, und den andern darüber. Dieſer erſtere war alſo nach Vitruvs Meynung ein wahrer cryptoporticus. Hier nun ſollte er doppelte Dienſte thun; er ſollte

nicht

nicht nur im Sommer kühl seyn, sondern auch im Winter die Sonnenstralen auffangen und den Platz davor erwärmen. Plinius beschreibt solchen sehr umständlich, sogar bis auf den Schatten, den er wirft. Alle diese Umstände nun zusammen genommen, lassen mich urtheilen: er müsse in einem halben Kreise, oder doch wenigstens im gedruckten Kreise erbauet gewesen seyn. Denn auf diese Art würden die Sonnenstralen sich wie in einem Brennspiegel haben versammeln können: es würden sich die Winde von allen Seiten haben daran brechen können; es würden auch die Westwinde haben desto besser durchstreichen können. Auf diese Art würde er den Schatten überall angegebenermaaßen hingeworfen haben: und dieser würde alsdann bald lang bald kurz, hier oder dahin gefallen seyn; welche Kleinigkeit sonst Plinius nicht würde angemerket haben, wenn der Schatten eines halbrunden Gebäudes in seiner Ab- und Zunahme nicht besondere krumme Linien beschrieben hätte. Zudem so saget er ja: er hätte bald ausgesehen, wie ein öffentliches Gebäud. Nun waren ja alle Lauf- und Rennbahnen, desgleichen alle Kampf- und Schauplätze, von Kreisen und halben Kreisen geschlossen. Man ersieht auch aus der Beschreibung vom Tusculanum, daß Plinius müsse die halben Kreise sehr geliebet haben: wie sie denn auch in Abwechselung der geraden Linien eine herrliche Wirkung thun. Felibien geräth bey seiner Anlage auf einen wunderlichen Einfall. Er sieht nunmehr, da er den vorhergehenden Eßsaal frey in den Garten gesetzet, daß er den gewölbten Gang nicht wohl damit verbinden kann. Derhalben saget er: das Wort hinc müsse man von da an verstehen, wo Plinius damals gesessen, als er den Brief geschrieben hat; aber dieses nicht etwa in dem Kabinette seiner lustigen Gartenwohnung, wo er zu studieren pflegte, nein! sondern im zweyten

Haupt-

Hauptſaale, der im letztern hohen Gebäude lag. Wer ſieht denn nicht ein, daß er den Text recht mit Haaren auf ſeinen Entwurf gezogen? Außer dem beſtimmet dieſer Gang ganz ungemein genau, die wahre Lage des ganzen Hauſes.

(44) Vor dem gewölbten Gange liegt ein Gartenaltan ꝛc. Das Wort Xyſtus, ſaget Vitruv im 11ten Hauptſtücke des 6ten Buchs, hieß bey den Griechen ein Säulengang, darunter ſich Athleten zur Winterszeit im Ringen und Fechten übten. Die Römer aber verſtunden einen offenen freyen Platz darunter, der zu eben dem Gebrauche angeleget und beſtimmet war. So viel wiſſen wir alſo davon. Ich will dieſem zufolge in meiner Erklärung die Säulen weglaſſen; ſo behalte ich noch einen erhabenen Gang übrig, der vor einem Gebäude hinläuft. Was iſt dieſes wohl anders, als was die Franzoſen Terraſſe nennen, die wir heut zu Tage noch vor alle ſchöne Gartenhäuſer legen, und was Sturm auf Deutſch einen Gartenaltan nennet, deſſen Höhe ſich nach Beſchaffenheit des Erdbodens und des Hauſes richtet. Aus der Beſchreibung vom Tuſculum, deſſen Lage beraigt war, kann man gar ſicher urtheilen: daß Xyſtus muſſe eine Erderhöhung oder ein Altan geweſen ſeyn. War er breit, ſo belegte man ihn mit verzierten Küſſen von Buchsbaum und Blumen; war er aber ſchmal wie hier, ſo wurde er bloß mit Blumen eingefaſſet. Daß er alſo muſſe ſchmal geweſen ſeyn, ſchließe ich aus der gänzlichen Beſchattung vom gewölbten Gange, des Vormittags; da der Küchengarten des Nachmittags nur zum Theile beſchattet wurde. Und dann ferner: weil er mit dem Cryptoporticu parallel lief; ſonſt könnte die Gartenrechnung nicht an beyden Enden zugleich geſtanden haben. Man ſehe die geßneriſche Anmerkung. Daß aber dieſer Xyſtus oder Altan müſſe erhaben geweſen

wesen seyn, solches beweise ich aus dem 11ten Hauptstücke des 5ten Buches Vitruvs, darinnen ausdrücklich stehet: daß vor dem Xysto ein Gang 12½ Fuß wenigstens, vertieft liegen müsse, damit die Vorbeygehenden nicht von denen Fechtern gehindert würden. Kann man wohl was deutlicheres von der Sache haben? Der Unterschied aber zwischen Xystus und Xystum wie ihn Vitruv angiebt, besteht darinne: daß Xystus schlechterdings ein Säulengang bey den Griechen gewesen ist, darunter man sich in garstigem Wetter zu üben pflegte. Xystus aber bey denen Römern war eine Terrasse oder Alton, unmittelbar vor dem Säulengange, darauf man sich im guten Wetter zu üben pflegte. Und Xystum war der niedrige Platz vor der Terrasse, darauf man unter Bäumen spazieren zu gehen, und denen Fechtern zuzusehen pflegte. Solche Xysti u. Xysta wurden zum Vergnügen des Volkes bey denen öffentlichen Bädern angeleget; und dieses hat dem Plinius vielleicht Anlaß gegeben, warum er seinen Cryptoporticus, der hier an der Stelle eines wahren Xysti lag, mit einem öffentl. Gebäude vergleichet. Der Herr Felibien macht ein heutiges Garten-Parterre daraus, und viele Gelehrte bethen es ihm so nach.

(47) Diæta ist dasjenige, was wir Deutsche Wohnung und die Franzosen Apartement nennen. Was die Alten zu einer vollständigen und bequemen Wohnung nöthig gehabt haben; solches sehen wir aus diesem Briefe. Eine vollständige Wohnung bestund aus 6 Zimmern, nämlich aus einem Vorzimmer, aus einem Wohnzimmer, darinnen Plinius vielleicht Leute abfertigte; aus noch einem andern Wohnzimmer, aus einer Sommerstube, einem Kabinette und einem Schlafzimmer: ungerechnet das Wärmstübchen und den Gang oder das dégagement wie es die Franzosen nennen. Fürwahr eine große Bequemlichkeit auf dem Lande, die wir ziemlich nachzuahmen anfangen.

Zu

Zu einer Wohnung aber für einen Gaſt, wurden nach des Plinius zweytem Briefe an den Apollinaris, wenigſtens 3 Zimmer erfodert. Und ſo viele brauchen wir heut zu Tage in unſern ſchönen Landhäuſern auch, und wohl gar 5, wenn ſie vollſtändig ſeyn ſoll: nämlich ein Vorzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kabinet und 2 Kleiderzimmer für den Kammerdiener und die Kammerjungfer.

(48) Heliocaminus, ein Sonnenofen von Wort zu Wort, auf gut Deutſch aber, ein ſonnenwarmes Stübchen, oder eine Sommerſtube: wiewohl der Nutzen dieſes Zimmers mehr auf den Winter als Sommer gerichtet war, da man in Italien ſich im Sommer vor der Mittagsſonne verbirgt. Doch die Römer hatten im Gebrauche, ſich zu gewiſſen Zeiten nackend in die Sonne zu legen, und ſich alſo zu ſönnen. Zu beyden konnte dieſes Zimmer gebrauchet werden.

(l) ſo viel nun Ausſichten dieſer Orte ſind ꝛc. Es waren aber 4 Ausſichten, die erſte gegen das Meer und rückwärts gegen die Wälder; die andere gegen die Landhäuſer und rückwärts gegen den Garten. Alle die 4 Seiten hatten Fenſter; ſo daß, wenn man im Mittel des Zimmers ſtund, ſo konnte man allezeit 3 Seiten zuſammen ſehen; trat man aber ans Fenſter, ſo konnte man nur die einzige ſehen. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es in der Sommerſtube; und eben dieſe Beſchaffenheit in der Wohnſtube. Und alſo muß dieſe Wohnung, wegen der ſchönen Ausſicht ins Freye, ungemein luſtig, bequem, und geſund angelegt geweſen ſeyn. Hierbey wollte ich noch dieſes erinnern, daß man unter dem Worte locus nicht einzig und allein die entfernte Gegend verſtehen müſſe, nein! ſondern das Nebenzimmer kann auch darunter verſtanden werden. Sonſt müßte das Kabinet ohne Zuſammenhang des Wohnzimmers, als eine Laterne mitten im Garten geſtanden haben: welches lächerlich zu glauben wäre.

(52) Andron. Vitruv hält sich selbst im 10ten Hauptstücke des 6ten Buchs darüber auf, daß die Römer darunter einen Gang zwischen zweyen Höfen verstanden, da doch die Griechen solches nur von denjenigen Oertern gebrauchet, darein lauter Mannspersonen haben kommen dürfen. Uns aber ist genug zu wissen, daß es einen Gang bedeutet habe. Und dieser Gang war sehr nöthig, um aus dem Vorzimmer in das Wohnzimmer und zum Einheizen der kleinen Wärmstube zu gelangen, nicht minder daraus in den Garten zu gehen. Daß aber Plinius ihn zur Ursache der Stille des Schlafzimmers angiebt, solches ist gar wohl gegründet. Denn linker Hand gieng das Schlafzimmer auf den Altan und in den Garten, der wohl mit Bäumen besetzt war. Die Fenster waren nicht durchsichtig, und bestunden also aus Alabasterſteinen, dadurch das Wetterleuchten nicht dringen konnte, wenn man sie nicht aufmachte, und das Brausen des Meeres wurde von der Menge Bäume geschwächet. Auf der andern Seite lag der Gang und noch ein Stück Garten, der den Sturm von außen, von der Strandseite her abhielt. Vorne lag das erste Wohnzimmer, das wohl gedeckt war, und hinten lag das andere Wohnzimmer, das wieder durch das Vorgemach gedecket war. Felibien hat hier nicht den Gang allein, den Vitruv Andron nennt, anbringen wollen, sondern hat den ganzen Hof auch mit genommen. Mich wundert, warum nicht lieber alle zwey Höfe und zwischen beyden den Gang: damit sich darinnen der Schall desto besser hätte verschlagen mögen. So urtheilt er von seinem Hofe, nicht aber wie Plinius vom Andron.

(m) darein die Sonne gleich beym Aufgange scheint ꝛc. Diese beyden Zimmer liegen so gar gegen den Winteraufgang: daher das Vorzimmer im Sommer die Morgensonne noch einige Stunden genießt, ehe sie sich hinter den gewölbten Gang versteckt. So bald

aber

aber ſolche hoch kömmt, ſo ſcheint ſie darüber weg in das Wohnzimmer, bis ohngefähr 2 Uhr; da dann hernach das vorſpringende Sommerzimmer ſolches beſchattet. Und dieſes iſt es, was Plinius hierdurch ſagen will.

Beſondere Anmerkung.

Außer einigen Druckfehlern, die hier und da mit eingeſchlichen ſind, bin ich gezwungen worden zu ſagen: daß ungeachtet der gegebenen guten und fleißigen Federzeichnung dennoch die Kupferſtiche nicht gut gerathen, und daß beſonders die modernen Häuſerchen in der Ferne der kleinen Landſchaft, ein Zuſatz von Herrn Puſcheln ſind, der dafür die Wälder weggelaſſen hat. O! daß doch die Herrn Verleger in Deutſchland eben ſo geſinnet ſeyn möchten, wie in Frankreich: ſo würden wir viel beſſere Kupferſtiche zu ſehen kriegen.

IV.

A funeral Sermon preached at the engliſh Church in Roterdam, March 4. 1759. On Occaſion af the death of Her Royal Highneſs the Princeſs of Orange and Naſſau, and Regent of the united Provinces &c. &c. By Benjamin Sowden, Miniſter of the ſaid Church.

Lond. printed for I. Waugh &c. 1759.

in 8 maj. 30. p.

Lobreden auf große Perſonen gehören hauptſächlich zum Felde der ſchönen Wiſſenſchaften; ſie mögen nun auf der Kanzel, oder anderswo vorgetragen werden: wenn ſie nur von Meiſterhänden

herrühren, und wirklich Reden, nicht aber homiletiſche Geburten ſind. Es iſt uns alſo ein wahres Vergnügen, daß wir, obwohl etwas ſpät, eines Abdrucks von dieſer Lobrede, auf der in Gott ruhenden Statthalterinn der vereinigten Niederlande königl. Hoheit, theilhaftig geworden. Wir werden es nicht nöthig haben, unſern Leſern Lobſprüche davon zu machen. Einige Stellen daraus, die wir als Proben von der Stärke des ehrwürd. Herrn Verfaſſers, mittheilen wollen, werden ihn am beſten anpreiſen.

Sein Text iſt aus dem 7ten v. des X Cap. der Sprüchwörter genommen: Das Gedächtniß des Gerechten wird geſegnet ſeyn. Der Anfang unſers Redners iſt gleich ſo beſchaffen, daß man von ſeiner Art zu denken vortheilhaft eingenommen wird.

„Von allen den verſchiedenen Quellen der Thätig-
„keit, ſo der menſchlichen Natur eingepflanzet ſind,
„iſt gewiß die Ehrliebe unter die ſtärkſten, und
„wirkſamſten zu zählen. Es iſt ſelbige eine ur-
„ſprünglich vom Himmel entzündete Flamme; und
„daher ſo heftig und brennend, daß ſie niemals
„völlig erlöſchen kann. Welcher Trieb iſt wohl
„den Sterblichen, aller Zeiten und Völker, und
„zwar ſowohl den Guten und Böſen von beyden,
„allgemeiner eigen? Von den Reizungen der Un-
„ſterblichkeit eingenommen, haben ſoviel wahre als
„falſche Helden, die Regierungskunſt ausgeübet,
„und auf den Schlachtfeldern gefochten, geblutet,
„und ihr Leben verlohren. Durch die blutige Hoff-
„nung

„no Theobalds und Berengers, gleichwie Otfried „und Turpinus gethan haben. Da er am Ver„ſtande ein himmliſcher Mann war, und ſowohl in „der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, eine groſſe „Gelehrſamkeit beſaß, hat er verſucht, die deutſche „Sprache in Ordnung zu bringen. Den Mo„naten und Winden gab er die Namen, die ſie noch „haben, und faſſete die Anfangsgründe und Regeln „der deutſchen Sprachkunſt fein ab. Da er aber „ſtarb, blieb das Werk unvollkommen, und liegt „noch itzo vor allen Menſchen ſo verborgen, daß ich „mich höchlich darüber verwundere. Denn, wenn „es nicht der einzige Otfried, ehmaliger Münch zu „Weiſſenburg verhindert hätte: So wüſte man von „dieſer That gar nichts. Denn da derſelbige unter „dem frommen Ludewig, Carls Sohne, die angefan„gene Sprachkunſt erhalten hatte: So ſchrieb er „vieles in der deutſchen Sprache, die erſt neulich „zum Theil in Ordnung gebracht war, in gebunde„ner ſowohl, als ungebundener Rede, und zwar „theils an den Kayſer Ludewig ſelbſten, und andere, „theils an den Maynziſchen Erzbiſchof Otgar.„ Hier muß ich mit Lambeck in Commentar. de bibliothl. Cæſar. l. 2. c. 5. erinnern, daß Otfried an Ludewigen den König in Oſtfranken, Kayſers Ludewigs des Frommen Sohn, an Luthert den achten, Erzbiſchof in Maynz, nicht aber an Otgar, den fünften Erzbiſchof in Maynz geſchrieben habe. Es verdient auch deſſen Stelle aus dem 3. Cap. hiervon geleſen zu werden, welcher ſo wohl zur Erläuterung der von Carln unternommenen Verpflanzung der Sachſen, davon wir eben geredt: als

„nung des Beſitzes dieſes ſo höchſterwünſchten Klei-
„nodes beſeelet, hat der Maler ſich beſtrebet, die
„mannichfaltigen Schönheiten ſeines ſchöpferiſchen
„Pinſels darzulegen. Der Dichter hat gearbeitet,
„ſeine Gedanken in die Schönheit eines feinen und
„harmoniſchen Ausdruckes einzukleiden. Der Welt-
„weiſe hat ſich durch die Bemühungen eines un-
„aufhörlichen Nachſinnens oft ſelbſt verzehret; in-
„deſſen daß der wahre Weiſe und Tugendhafte aus
„jeder Claſſe der Menſchen oftmals dadurch ange-
„flammet worden, noch weiſer und beſſer zu werden.
„Alles, was ſie erfodert, dieſen edlen Zweck zu be-
„fördern, iſt, daß ſie wohl eingerichtet werde. Al-
„lein dergleichen Einrichtung muß von einer ver-
„nünftigen Hand herkommen; wenigſtens würde
„die gar ſtarke Unterdrückung derſelben, einen vor-
„trefflichen Antrieb zur Tugend erſticken, und
„manch edles Feuer der menſchlichen Gemüther
„auslöſchen, welches die Herzen der Menſchen zu
„großmüthigen und nutzerfüllten Handlungen er-
„hitzet.„

Dieſen Vortrag beſtätiget der Hr. Verf. aus der Schrift, ſonderlich aus den Pſalmen, und Salomoniſchen Schriften; ja ſelbſt aus dem N. T. Phil. 4. im 8. v. Doch wir können uns nicht auf die ganze Rede einlaſſen, darinn er den allgemeinen Satz, daß das Gedächtniß der Gerechten im Segen bleibe, behauptet und ausführet. Wir wollen alſo den gröſten Theil derſelben übergehen, und nur die Lobſprüche der Durchl. Statthalterinn

der Niederlande aus so einem beredten Munde zuhören. A. D. 20 S. hebet er so an:

„Hieraus, o bekümmerter Monarch von Groß„brittannien, mußt du bey diesem hartem Streiche „der Vorsehung deinen Trost nehmen. Schwer „ist er in der That; doch weit schwerer noch, in „so weit es ein schmerzlicher Zusatz, zu viel andern „Betrübnissen gleicher Art ist; alle Wunden von „neuem aufreißt, und blutend machet, indem er „eine neue und tiefe schlägt. Würdigster und be„ster Fürst! der du noch von einem glücklichen und „dankbaren Volke billig verehret und geliebet wirst: „bloß von der tröstlichen Hoffnung einer ewigen „Herrlichkeit und Glückseligkeit, dieser deiner theu„ren und erblichenen Tochter, mußt du diejenige „Gelassenheit, und Ergebung in den Willen Got„tes hernehmen: welche wirklich den traurenden „Vater aufrichten wird; weil sie dem Könige mehr „Glanz und Würde beylegt.

„Hieraus, o gebeugte Prinzessinn *), die du, „durch Jahre und Tugenden doppelt ehrwürdig „bist, hieraus mußt auch du deinen Trost, bey dem „Verluste einer so billig geliebten Tochter, herlei„ten, der dich bald nach der Einbuße eines höchst„verdienten und theuerwerthen Sohnes betroffen. „Gott hat dich sowohl mit strengen Trubsalen, als „durch Stand und Würde von tausenden unter„schieden. Er hat dich aber auch fähig gemachet, „dich

*) Die verwittwete Prinzessinn von Oranien, Mutter des letztverstorbenen Statthalters der Niederlande.

„dich auf eine ſehr rühmliche Art, durch eine ſo „ungemeine Gelaſſenheit und Standhaftigkeit zu „unterſcheiden, die du unter deinen Verſuchungen „ausgeübet. Jetzo ruſet er dich zu einer neuen „Ausübung dieſer chriſtlichen Gnadengaben: möch„te er dich auch nur an Kräften deinen Pflichten „gleich, und dieſe letzte Trübſal in Verbindung mit „ſo vielen vorigen, zu einem geſchickten Mittel „zur Seligkeit, und zu einer deſto überſchwängli„chern Staffel der Herrlichkeit machen, wenn du „dahin gelangen wirſt.

„Und o ihr hinterbliebenen Zweige dieſes berühm„ten Stammes! die ihr neulich eines groſſen Va„ters beraubet, nun aber zur Trauer über eine gleich „vortrefflichen Mutter berufen worden. Theure „anmuthsvolle Waiſen! Wir lieben euch, wegen „dieſer blühenden Hoffnung der künftigen Vor„theile, ſo ihr uns verſprechet. Wir lieben euch, „wegen eures erlauchten Hauſes. Es iſt in dem „Namen Oraniens etwas wohlklingendes für das „Ohr eines jeden Britten, der die Staats- und „Glaubensfreyheiten zu ſchätzen weis, welche eure „preiswürdige Vorfahren, nächſt Gott, als Werk„zeuge deſſelben gerettet, wieder hergeſtellet und „erhalten haben. Und wahrlich! es muß ſelbiges „allen gleich theuer ſeyn, die ſolchen Segen in die„ſen Landen recht zu ſchätzen wiſſen: weil man al„les, was wir unter dem Winke der Vorſehung, „entweder erlanget haben, oder itzo beſitzen, bloß „ihnen zu danken hat.

„Hoffnungsvolle Sprossen eines Hauses, dessen „Zweige der Welt nur sparsam mitgetheilet, und „recht wunderbar erhalten worden. Wir stehen „in der genauesten Verbindung mit euch, fühlen „alles mit euch, und empfehlen euch herzlich dem „mächtigen und gütigen Gott, der gnädig verheißen „hat, der vaterlosen Vater zu seyn. Möchte er „euch doch mit den Flügeln seiner huldreichen Vor„sicht bedecken; und euch zu rechter Zeit, in eu„ren verschiedenen Umständen, die Schutzengel der „Wohlfahrt, Herrlichkeit und Glückseligkeit dieser „Republik, ja gewisser maßen der ganzen prote„stantischen Welt seyn lassen. Tretet in die Fuß„tapfen eurer erleuchten Ahnen, sonderlich eurer „noch unlängst wertheſten Aeltern. Könntet ihr „doch zu einem, wo möglich, noch höhern Gipfel „der Hoheit klimmen, als irgend einer von einem „preiswürdigen Stamme gedrungen; und nachdem „ihr sowohl als Sie, auf die rühmlichste Art nutz„bar gewesen, zu seiner Zeit, mit ihnen einer voll„kommensten Glückseligkeit, in dem zukünftigen und „ewigen Zustande theilhaftig werden!„

„Der Tod Ihrer königl. Hoheit ist ein neuer „trauriger Beweis, zu dem langen Todtenregister: „daß die Gerechten eben sowohl als andere, dem To„de unterliegen. Dieß ist auch ein Punct, der in „unserm Texte liegt, und durch die Erwähnung „ihres Andenkens angedeutet wird. Wir haben „aber, zu unserm Troste gesehen, daß Gott sie „aus diesem Leben, aus allerley weisen und grä„digen Ursachen wegnimmt; sonderlich, daß er

„sie

„sie würdiglich, und in einer seiner Liebe gegen sie „angemessenen Staffel, belohnen können.„

Nachdem der Redner noch einige andere Wahrheiten aus seinem Texte gezogen, redet er seine Zuhörer a. d. 28. S. folgender maßen an:

„Und nun, meine Brüder, mögen wir nicht, „sonder allen Vorwurf der Heuchelen sagen, daß „Ihre königl. Hoheit, die Prinzessinn von Oranien, in das historische Verzeichniß der theuren „und erlauchten Personen kommen wird, deren „Namen der Nachwelt mit Ehrfurcht überliefert „werden, und deren Gedächtniß im Segen seyn „wird? Allein hier dünket mich, ist das Ohr der „Tadelsucht sehr wachsam; und die Zunge einer „boshaften Lästerung fertig, mich zu unterbrechen; „und zu fragen: Wie ich mich unterfienge von dem „Charakter Ihrer königl. Hoheit, etwas zu behaupten, mit der ich doch keine persönliche Bekanntschaft gehabt? Es ist wahr: daß ich dergleichen nicht gehabt. Meine Lebensart ist viel „zu niedrig und dunkel, als daß ich solcher Ehre „genießen können. Allein, ob ich gleich weder in „Ansehung dessen, noch meiner Geschicklichkeit nach „fähig bin, ihr Bild nach der Länge zu entwerfen: so hat die Güte einiger Freunde, so sie gekannt, diesen Fehler einigermaßen ersetzet, und „mich geschickt gemachet, einigen Abriß im Kleinen von Ihr zu geben, der sicher für wahrhaftig „angesehen werden kann. Dieß ist weit mehr, als „die meisten Geschichtschreiber für sich anführen „können, alle Abschilderungen zu rechtfertigen, die

„ſie ihren Leſern vorlegen; und folglich zureichend „genug, mich in dieſem Falle zu vertheidigen.

„Ich übergehe die Ausführung von der Durchl. „Abkunft J. K. H. und ihre Auferziehung unter „einer der weiſeſten und beſten Mütter: weil die„ſes nur außerordentliche Glückſeligkeiten des Le„bens ſind. Gleichwohl gereicht es ihr zu großer „Ehre, daß Sie dieſe Vortheile zu ſchätzen, und „zu vermehren gewußt: und zwar deſto mehr, weil „die meiſten Prinzen zu fehlen pflegen, wenn ſie „das ſeltne Glück gehabt, damit beſeliget zu ſeyn. „Eben ſowohl übergehe ich Ihr glückliches Talent, „eine hohe Würde, mit der äußerſten Leutſeligkeit „und Herunterlaſſung zu mäßigen; nebſt der voll„kommenſten Geſchicklichkeit, in den feinen Kün„ſten der Malerey und Tonkunſt. Denn dieß wa„ren ja nur zufällige und anmuthige Zierden, nicht „aber weſentliche Stücke eines tugendhaften Cha„rakters. Sie brauchet die Zunge der Redner„kunſt nicht, ihren Werth auszuposaunen, ſo ſehr „ſie es übrigens verdiente; und um deſtoweniger, „weil ſie es verdienet. Ihr Ruhm wird groß und „dauerhaft genug ſeyn, wenn ihr gleich nur die „Frucht ihrer Hand geben, und ihre eigenen Wer„ke ſie in den Thoren rühmen laſſen. Sprüchw. „31, 31. Denn ſie wird mit einer anmuthigern und „überzeugendern Beredſamkeit ſprechen, als die „ſchönſte und prächtigſte Leichenrede; geſetzt, daß „dieſe von dem vollkommenſten Redner käme.

„Man kann ſicher ſagen: daß, ſo erhaben auch „ihr Stand war, ſie dennoch demſelben mehr Eh„re

„re ertheilet, als von ihm empfangen hat. Denn „davon anzufangen, wovon aller wahre Werth an„fängt, und worauf er sich gründet; d. i. von ihrer „Ehrfurcht gegen den ewig anbethenswürdigen „Gott: so kann man billig sagen, daß sie ihn „wahrhaftig gefürchtet. Denn es ist gewiß, „daß sie sein heil. Wort fleißig gelesen, und eine „tägliche Gemeinschaft mit ihm, in den andächti„gen Pflichten ihres geheimen Zimmers gepflogen; „in deren Ordnung und Eifer, sie viele Christen „übertraf, und von keinem übertroffen ward. „Nicht minder sorgfältig war sie, die öffentlichen „Uebungen der Religion abzuwarten, wenn ihre „Gesundheit solches erlaubte. Von diesen heimli„chen und öffentlichen Andachtsübungen leitete sie „die Standhaftigkeit und Stärke des Gemüths her, „die Sie in den schwersten Handlungen ihres ho„hen Standes, mit ungemeiner Kraft und Mun„terkeit beseelete. Ihre Frömmigkeit erstieg eine „besondere Höhe; ob sie gleich alles Gepränge sorg„fältig floh. Sie war ganz frey von den Verfal„schungen des Aberglaubens, und auf die edelsten „Grundsätze gestützet. Sie war durch eine klare „und weitläuftige Erkenntniß göttlicher Wahrhei„ten erleuchtet, und durch eine beständige Reihe „würdiger Handlungen befestiget; von Bescheiden„heit geleitet, und von der wohlanständigen und „sanften Gemüthsart begleitet, welche die Reli„gion doppelt beliebt machet.„

Wir würden das ganze übrige Stück dieser schönen Lobrede übersetzen müssen, wenn wir alles, was

was trefflich ist, daraus mittheilen wollten. Nur eins müssen wir unſ. Leſ. von der 34 S. nicht entziehen. „Hiervon, heißt es, haben wir schon einen vielversprechenden Ernst, in den Lobsprüchen des vollkommenen Richters von Verdiensten, des Königs von Preußen gesehen: der in seinem Beyleidsschreiben, an ihre Hochmögenden, nach Erwähnung einiger ihrer vortrefflichsten Eigenschaften, Sie die Zierde ihres Geschlechtes genennet. Wahrhaftig! das Lob dieses erleuchteten Prinzen, ist ein erhabner Nachruhm! ein edles Siegel, Ihren hohen Werth zu bestätigen; und gereichet so sehr zu ihrem Preise, als ob sie in dem frühen Weltalter gelebet hätte, und von dem berühmtesten Dichter des Alterthums zum Stoffe eines Heldengedichtes erwählet wäre.„

V.

An einen Verächter aller Religionen *).

Sonst großer Geist! was lehrt dich Gott verkennen,
Und hierinn klein, Ihn schlau ein Unding nennen?
Bey nahem ists, die Furcht vor dem Gericht.
Freund! lebe recht, und fürchte dich dann nicht.

Vielleicht

*) Dieß schöne Gedicht schreibt sich von einem vornehmen Manne aus dem Canton Basel her, der schon durch andre Schriften berühmt ist.

Vielleicht ſprichſt du: bey mir iſts Ueberzeugung,
Nicht eitler Wahn, nicht eigne böſe Neigung.
Ich wünſchte ſehr, euch andern gleich zu gehn!
Hier muß ich dir denn etwas überſehn.

Doch, wankt dein Geiſt nur darum ungelaſſen,
Weil er den Grund der Welten nicht kann faſſen,
Die ſonder End, und ohne Schranken ſind:
So denke nach — begreifeſt du den Wind?
Wo kömmt er her? und kenneſt du die Klauſen,
Woraus er oft mit Stürmen, Wüthen, Brauſen
Beflügelt, bald der Klarheit Both uns wird;
Bald aus der Kluft und Lüften Feuer ſchürt?

Dich ärgerts wo, wenn du nicht kannſt ergründen,
Die Majeſtät, die niemand aus kann finden;
Und ſchleußeſt draus: ſie ſey nur ein Gedicht!
Schließt dieſes recht, ſo biſt du ſelber nicht.
Ich ſelber nicht! Sprich mir, von deinem Werden;
Was iſt dein Geiſt? Wie ward dein Leib aus Erden?
Wie denkeſt du? Wie fieng dein Odem an?
Sprich! wie, was denkt, auf Leiber wirken kann?

Ja, ſagſt du mir, mich kann ich fühlen, ſehen;
Ich weis, ich denk; ich muß es wohl geſtehen.
Der Wind brauſt mir um mein betäubtes Ohr;
Nicht Gott; drum kömmt er mir erdichtet vor.
Nicht Gott? Wie blind! Kannſt du dieß All betrachten,
Und ſeiner Kunſt und Weisheit Kraft nicht achten?
Fährt Ohr und Aug, Geſchmack, Gehör, Gefühl,
Nicht auf ihn hin, wo mans nur merken will?

Was heißet Gott? Die Urſach von dem Allen.
Wie nun, mein Freund! kannſt du nicht auf ſie fallen?
Mich führt Vernunft, und Geiſt, und jeder Sinn
Gerades Wegs zur erſten Urſach hin.

Ein Ungefähr war dann von allen Dingen
Die Schöpferkraft, und konnt da Ordnung bringen;
Wo, wenn kein Nichts, doch keine Ordnung war?
Mein Freund! im Ernſt! hältſt du dieß ſelbſt für klar?

Du meynſt, dich lenkt, (wie kannſt du anders ſchließen?)
Dein Lehrgebäu: wie könnt es richtig fließen;
Hättſt du es nicht ſo weislich überdacht?
Doch ungedacht ward dieſe Welt gemacht!
Du, Theil der Welt! kannſt nichts ohn Ueberlegung;
Sie, ohne Witz, wirkt Wunder der Bewegung.
Wo dieſe Säz' unwiderſprechend ſind,
So iſt nichts falſch, was unſer Wahn erfindt.

Noch eins! Bedenk! was wir die Ordnung nennen;
Wie kannſt du das für ihren Grund erkennen,
Was nichts bedenkt, nichts klug und weislich wählt?
Hat denn ein Nichts dir dieſe Welt beſeelt?

Ein Ungefähr, gehts nach dergleichen Regung?
Giebts dieſer Welt Geſetze der Bewegung?
Wie wär' es ſich viel tauſend Jahre gleich?
Betrachte nur das ſtolze Sonnenreich.
Sein Licht entreißt die laufenden Planeten,
Jahrtauſende den wirbelnden Kometen.
Sprich! ſiehſt du hier ein dumm und blind Geſchick?
Nein. Alles läuft auf Wink und Augenblick.

Man

auch fürnehmlich zur Erklärung des Namens und Urſprungs der Weſtphälinger merkwürdig iſt. " Der „erwehnte Otfried, ſpricht er, hat in ſeiner Anwei„ſung zur deutſchen Sprache, welche er, wie geſagt, „aus des groſſen Carls aufgeſetzte Unterrichte zuſam„men geleſen hatte, einige andere Buchſtaben hinzu„gethan, welche er in Heimlichkeiten gebraucht zu ha„ben bekennet. Woraus auch wir unſer angeführtes „Alphabet genommen haben. Dieſe Buchſtabenerd„nung oder dieſes Alphabet gab er denen Leuten, wel„che Carl aus Sachſen an den Ort der dreyßig tau„ſend in Gallien verſetzet hat, nachdem er nemlich „wieder die Sachſen dreyßig Jahr geſtritten, und „ſie endlich mit dem Schwerdte Chriſti zum Glauben „bekehret hatte. Er beſorgete nemlich, ſie möch„ten wieder abfallen, wie ſie ſonſten öfters gethan, „und ſetzte von denen, die er als die frechſten und wil„deſten erfunden hatte, dreyßig tauſend über den „Rhein in Gallien, mit Kindern und Weibern. „An deren Stelle er eben ſo viele aus Gallien in „Sachſen brachte, welche er zum Unterſcheid der „andern **Weſtgallier**, gemeiniglich aber **Weſt„walen** nannte, die itzo mit dem fälſchlich verder„benen Namen Weſtphali genennet werden. Die„ſen ſetzte er einige Oberſten, nicht des Krieges, ſon„dern der Sitten wegen, vor. Denen befahl er an, „daß ſie öffentlich und heimlich durch Sachſen, „welches damals ſehr groß war, ziehen ſollten, und „wenn ſie jemand fänden, der wieder den Chriſti„chen Namen und Glauben greulich geſündiget „hätte, den ſollten ſie ohne Lerm, und ohne Gericht „aufhengen: Sie ſelbſt aber ſollten von allem Angriff

be-

Man weis die Zeit, den Punct der Finsterniſſe,
Wenn Irrgeſtirn. Auch ſind die Hinderniſſe
Des Schweifſternlaufs beynah ſchon abgethan.
Zeigt dieß durchweg nicht Stätsgeſetze an?

Der kürzſte Weg iſt der Natur ganz eigen.

Sag'! iſt es dir wohl möglich, mir zu zeigen,
Wie Unverſtand dergleichen Regeln bringt,
In deren Grund kein Menſchen Auge dringt.
Wann wir durchaus die kürzſten Mittel wählen,
So pflegt man uns den Klugen zuzuzählen:
Wo kämen nun dem dummen Ungefähr,
Unüberlegt die klügſten Mittel her?

Du fällſt vielleicht auf ein Naturgeſchicke:
Dem erſetzt du bey gut- und böſem Glücke.
Natur! — was iſts? was heißt bey dir Natur?
Erkennſt du da die höchſte Weisheitsſpur?
O ſprächſt du, ja! ſo wollt ich dir bekennen,
Daß nur wir Zween, ein Gleiches ungleich nennen.
Ich ſchlüge mich ſogleich zu deiner Rott,
Was dir Natur, das wäre bey mir Gott.
Heißt aber die Natur des Unſinns Weſen,
Davon wir doch im Weltbau anders leſen,
Da frag ich dich, was ich dich ſchon getrag',
Wie Unverſtand, Verſtand hervorgebracht?
Und wäre ja der Weltſtoff von den Dingen,
Die ewig ſind; kein Nichts kann Etwas bringen:
Und ſelbſt die Form kam nicht vom Ungefähr.
Wo nähm ein Nichts, der Unverſtand, ſie her?

Nein,

Nein, Freund! steh ab von deines Unsinns Wegen;
Ich schwöre dir, willst dus nur überlegen,
Dein Lehrgebäu wird bald dir lästig seyn.
Nur nicht so klug! und halte dich für klein.

Der Ruhmgier toll und überwitzig Wallen,
Betäubet dich. Du wähnest tief zu fallen,
Wenn nicht dein Geist, der alles auf sich hält,
Auf Aberwitz und seltne Sätze fällt.
Des Pöbels Glaub scheint deinem Wahn verächtlich;
Das Gegentheil aus diesem Grund beträchtlich.
Drum küssest du sofort den größten Geist,
Der anders glaubt, und jenes thöricht heißt.
Und denkest so: ein Freygeist scheine größer;
Gott glaube ja ein Baur, ein jeder Schösser:
Dem feinen Geist gebühr ein feinrer Schwung.
Doch denk! ist dieß nicht ein zu kühner Sprung?
Ein feinrer Geist solls eher kühnlich wagen,
Den falschen Wahn zu richten und zu tragen;
Als wo er ja solch einen meynt zu sehn,
Der Wahrheit auch flugs für das Licht zu stehn.

Du sagst vieleicht, mich ekelt vor den Gründen,
Der herrschenden Religion der Blinden;
Die bey uns siegt, des Wahnsinns Schaugerüst.
Doch! weiset dieß, daß darum keine ist?

Scheint Paulus dir kein ächter Weltbekehrer,
Ein Mahomet, des tollsten Zeuges Lehrer:
O! darum kann doch eine Vorsicht seyn;
Ein Gott, der wirkt, allmächtig, ewig, rein;

Die Seele kann ja dennoch ewig leben;
Die Tugend kann uns doch Belohnung geben;
Das Laster kann doch Strafen nach sich ziehn;
Der Weltgeist kann sich doch um uns bemühn.

Wenn Pilger uns von Peru falsch berichten,
Und Tartarn gar von ihrem Lama dichten:
So folgt daraus noch im geringsten nicht,
Der Lama sey, nebst Peru, ein Gedicht.
Ein Irrthumssatz der heilgen Völker-Chöre,
Zeigt Irrthum an, verneint nicht alle Lehre.
Viel eher weist's, wenn alle Welt hier fehlt,
Die Nothdurft des Unterrichts der Welt.
Drum schaffe dir, willst du als Meister richten,
Viel lieber noch, als alles zu vernichten,
Ein Lehrgebäu, darinn ein weiser Geist
Die Welt regiert, der Dinge Schöpfer heißt.

Ein starker Geist baut auf, und reißt nicht nieder;
Was wankt und sinkt, dem hilft er liebreich wieder.
Ein solcher ist bey mir ein starker Geist;
Nicht einer, der zerstört und niederreißt.
Wen alle Wind' und alle Zweifel meistern,
Den zähl ich nicht zu ächten starken Geistern;
Ein tapfer Heer trotzt Wälle, Schwert und Feur;
Die Flucht allein ist ihm ein Ungeheur.
Ein schwacher Geist nicht so! er findet Knoten,
Wo keine sind, und weicht mit seinen Rotten
Dem ersten Grund, den Gott zu stürzen scheint,
Und lachet laut, indem er heimlich weint.

Den ächten Mann, der Welt gerechten Bürger
Erſchrecket nichts. Er ſieht nicht ſtets den Würger
Im großen Geiſt, der dieſe Welt regiert;
Er ehrt ihn nur, und folgt, wo er ihn führt.
Er ſleucht ihn nicht, noch auch die Gotteslehren,
Wie mancher thut, der ihn nicht will verehren;
Und darum nur deſſelben Dienſt verſchmäht,
Weil Unglaub ihm für das Gewiſſen ſteht.
Wie dummes Wild, wenn es den Kopf verſtecket,
Vermeynt, es ſey dem Jäger unentdecket:
So wähnt der Thor auf jeden Flatterſchein,
Weil er nichts glaubt, auch frey vor Gott zu ſeyn.

Nicht ſo, mein Freund! ſuch eher ihn zu glauben,
Als fliehend ihm, ſein Aug auf dich, zu rauben.
Ich ſchwatze dir nichts Ungereimtes ein,
Gedenke nur, es könnte möglich ſeyn!

Gott ſchuff die Welt, das Stattlichſte der Werke,
Das weiſeſte, von größter Daur und Stärke,
Da nicht ein Rad, nicht auf das andre zielt,
Und ſtets und friſch ein reges Triebwerk ſpielt.
Ein ſolcher ſoll ja ſeine Arbeit kennen,
Und jeden Theil; und wiſſen ſie zu nennen.
Du biſt ein Theil; wie toll denn wähnſt du nicht,
Daß ihm die Macht, auf dich zu ſehn, gebricht?

Vernunft und Geiſt, die Er uns wollte geben,
Leib, Herz und Blut, darinn wir irrdiſch leben,
Der Sonnen Reiz, und was Er da gewährt;
Luſt, Speis und Trank, und was Er ſonſt beſchert;

Die

Die Fähigkeit, so Mensch, als uns zu lieben:
Ein Bild von Ihm in unser Herz geschrieben,
Bezeugen mir: Er nehme unser wahr!
Allein, nach dir, vergißt Er uns so gar?

Nein, nein, Er will, Er kann uns nicht vergessen.
Die Künstlerhand, die alles kann ermessen,
Und ewig wirkt, und eins aufs andre rückt,
Der Weisheit Quell, vergißt uns sicher nicht,
Der Wesen Quell, der Urgrund aller Dinge,
Schätzt, was er schafft, mit nichten so geringe.
Ein Wurm ist schon der Allmacht Meisterstück,
Und darum auch besorgt Er sein Geschick.

Doch! wieder um. Ich höre dich sonst sprechen;
Er ist zu groß, wie sollt Er Sünden rächen?
Ich bin ein Nichts: was kann ich Ihm dann seyn?
Ich, ein Atom, bin seiner Sorg zu klein.

Verwägner Schluß! kleinmüthiges Vertragen!
Wer wollte wohl von solcher Weisheit sagen,
Sie schaffe was, so nicht vonnöthen sey?
Nichts ist dann klein, in diesem Weltgebäu.
Der schlechteste Staub ist schon ein Theil vom Allen,
So muß auch Er des Allen Herrn gefallen.
Da selbst ein Punct unendlich theilbar ist,
So ists nicht wahr, daß du ein Nichts Ihm bist.
Und ob ich schon die Pflicht muß eingestehen,
Uns gegen Ihm als Garnichts anzusehen,
So folget nicht, daß Er uns auch so hält.
Wir bleiben doch Geschöpfe seiner Welt.

Der Welt, die Er zum größten Zweck erkohren;
Dem alles dient, da gänzlich nichts verlohren,
Da nichts umsonst, und alles nöthig ist,
Und folglich du Ihm auch noch schätzbar bist.

Der Welten Geist, der Weisheit höchste Stuffe,
Bey dem ein Wink, ein Wort im ersten Rufe,
Dieß Urgebäu so wunderbar gemacht,
Kennt sicherlich, was er hervorgebracht.
Er kanns im Wink, auf ewig übersehen.
Sein Aug bedarf nicht irrend umzugehen.
Der Höchste sorgt nicht als ein Sterblicher:
Ein Blick von Ihm sieht alles rund umher.
Wollt er im Geist der Schöpfung Wesen zählen,
Da säh ers flugs, könnt auch das mindste fehlen?

Doch, sey ein Nichts. Gleichwohl mußt du gestehn,
So Nichts du bist, Er wolle dich doch sehn.
Er muß dich sehn; drum hoffe nicht, o Blinder!
Wenn du dich blendst, er achte deiner minder.
Sieh lieber auch, und wünsche groß zu seyn,
Als immer blind, und niederträchtig klein.

Wär etwan dieß, verirrter Freund! die Wahrheit,
(Mir deuchts, so wahr, als wie der Sonne Klarheit,)
So denk nur fort! Schuf Er die ganze Welt;
Hat er sie uns so sichtbar dargestellt;
Gab Er uns Aug und Ohr, und Herz und Kenntniß;
So zwingt Verstand und Geist uns zum Geständniß,
Er sey der Herr! Und folget ferner nicht,
Wir bleiben Ihm ganz eigen und verpflicht?
Und ferner noch; weil Er auf uns muß achten,
So sollen wir mit unsern Werken trachten,

In Ehrfurcht Ihn gehorsam zu erhöhn,
Und so, als Gott und Schöpfer anzusehn?
Dieß ist der Dienst, den du zur Zeit verlachtest,
(Und noch fürcht ich, dir auszureden trachtest,)
Doch, unter uns. Sprich! Zeige mir denn an,
Ob die Vernunft so viel dawider kann?

Noch einen Schritt, mein Freund! du kannſts nun tragen,
Ich fahre fort. Erlaube mir, zu fragen,
Erhebſt du nicht vor deiner Sterbenszeit,
Und wünſchteſt dir dafür die Ewigkeit?
Ich weis, du thuſts. Woher kömmt dieß Verlangen,
Damit wir schon von Kindsgebein anfangen?
Gott läßt es zu. Es kömmt aus einem Geiſt,
Der uns dadurch auf ewge Dauer weiſt,
Der Gott gleich wirkt, erwiegt, durchsieht, gedenket,
Und was er denkt, geprüft zusammenhenket.
Sprich! geht der Schluß auf dieſes hin zu weit,
Wenn solcher Geiſt nach dieſer kurzen Zeit,
Dir nicht vergönnt die größten Fähigkeiten,
Und seinen Werth vollkommen auszubreiten;
Ein mehrers hofft, und mehr zu leben glaubt,
Als dieſes Leibs Gefängniß ihm erlaubt?

Der ewge Geiſt, der Welten großer Meiſter,
Schuff er denn wohl so Göttern gleiche Geiſter,
Um, wie ein Rauch, beym Werden zu zergehn?
Sie lebten bloß, Ihn kaum nur anzusehn?
Nein, unser Geiſt muß ſelbſt aus seinem Weſen
Ein Ausfluß seyn, und daraus ausgeleſen.
Solch edler Stoff scheint gläublich darzuthun,
Wir ſterben nicht, um ewiglich zu ruhn.

W. blan, mein Freund! wir, gegen Gott nur Nichter,
Verehren wir Ihn doch als unſern Richter:
Der iſt ſchon groß, und ihm zu dienen wehrt,
Den er erſchafft, und mit Vernunft beehrt.
Der Geiſt in uns, der durch die Welten dringen,
Und ſeinen Bau, und ſeine Macht beſingen,
Das Kleinſte ſehn, das Gröſte ſchätzen kann,
Zeigt himmliſchen, nicht Erdenurſprung an.
Dieß bleib uns dann, der Grund, um Ihn zu ehren:
Vernunft befiehlts, nur Unſinn wills verwehren.

VI.

Hebraici ſermonis elementa cum illius hiſtoria breviſſima publici juris fecit Jo. Gottfr. Hauptmann ill. Ruth. Dir. Jenæ ſumtibus Theod. Wilh. Ern. Güth. 1760. 8.

Auch das Hebräiſche verbindet Nutzen und Anmuth; wenn man beſonders das Trockene der Grundſätze mit der Geſchichte gleichſam würzet. Der gelehrte und berühmte Herr Verfaſſer dieſer Sprachlehre bemühet ſich dergleichen Weg einzuſchlagen. Sie beſteht gleichſam aus drey Theilen, aus einer allgemeinen Abhandlung, aus der Hiſtorie, und aus den Regeln. Das erſte Hauptſtück der Vorerinnerungen betrachtet den Namen, welchen er, doch nicht eigenſinnig, lieber mit, als ohne H ſchreiben will. Hiernächſt erzählet er, dieſe Sprache führe den Ehrennamen der Heiligen; weil

weil Gott sich derselben bedienet; sein Wort darinnen offenbaret, wodurch die Menschen heilig werden; das Volk so sie geredet, des Herrn Heiligthum gewesen u. s. f. Hieben wird erinnert, daß insonderheit **Buxtorf** gemeynet: dieser Namen sey nach der babylonischen Gefangenschaft, als die Sprache selbst verlassen ward, aufgekommen; und daß ihr eine besondere Heiligkeit, nach jüdischem Wahne, von den größten Gelehrten, zu denen sich auch ein **Vitringa** und **Gundling** gesellen, nicht ohne Grund versaget werde. Das andere Capitel schützet die Nutzbarkeit der hebräischen Sprache. Das dritte zeiget die Vorzüge und Lobsprüche derselben. Man hat das Hebraische bey verschiedenen Gelegenheiten als dunkel und zweifelhaft ausgeschrieen: welche Meynung hier widerleget und das Gegentheil, daß sie nämlich einfach, kurz, annehmlich und nachdrücklich sey, behauptet wird: doch redet der Verfasser auch mehr historisch als dogmatisch. Er empfiehlt demnach auch zugleich die, so andere Gedanken hägen; nur daß er ihre Gründe nicht so weitläuftig anführet. Weil er vielleicht nicht für zuträglich gehalten, junge Leute mit dergleichen zu überhäufen, und hauptsächlich diejenigen anführen wollen, so die Lust zum lernen reizen können. Es gehöret dahin, daß man das mehreste, bis auf die kleinsten Sylben und Puncte, mit ziemlich zureichenden Gründen erweisen könne; daß man darinnen wenige und doch zureichende Benennungen habe; daß man den unannehmlichen Zusammenfluß der Selbstlauter und

Mitlauter sorgsam vermeide; daß sie beym rechtmäßigen Erlernen endlich sehr leicht werde, da sich überall die Beurtheilungskraft nebst dem Gedächtnisse beschäfftige. Man darf nur, heißt es, die ersten Grundsätze des Lesens, das Verändern der Selbstlauter, die Nachrichten von dem Zeitworte, nebst den Geschlechten der Wörter überhaupt gefasset haben: so werden wenig Schwierigkeiten übrig bleiben. Man findet hier nicht so viel Ungewißheiten, verschiedene Biegungsarten und Geschlechte, ja selbst die vielfachen Ausnahmen von Ausnahmen, als in den mehresten andern Sprachen. Scheint der Anfang schwer, so wird beym häufigern und frühzeitigern Ueben, alles anmuthig, leicht, und harmonisch werden.

Von den X. Hauptstücken des historischen Theils betrachtet das I den Ursprung der hebräischen Sprache. Hier wird zwar erzählet, daß ihn viele für göttlich und die Sprache selbst für die allerälteste halten; doch auch weitläuftig gezeiget, von wie manchen andern Sprachen, verschiedene Gelehrte sie ableiten. Es befinden sich unter solchen selbst die Scythische, Cimbrische, Schwedische und Niederländische: bey welcher Gelegenheit die gottschedische Grundlegung ferner nachzulesen empfohlen wird. Doch glauben auch einige, denen **Grotius**, **Clericus** und **Gundling** beypflichten, die erste Sprache sey gar verlohren. Unser Verfasser selbst bekennet, es können in so vielen Jahrhunderten, gar wohl so manche Veränderungen vorgegangen seyn; ob er schon nicht läugnet, daß es der göttlichen

befreyet ſeyn.„ Im übrigen findet man von der alten ſächſiſchen Sprache, nicht unleſenswürdige und unangenehme Sachen, bey Wolfgang Lazio im 3. Buche, von den Zügen der Völker, bey Bonaventura Vulcanio von Buchſtaben der Gothiſchen oder Gothiſchen Sprache; bey Paul Merula in den Anmerkungen zu Willerams, Merſeburgiſchen Abts, altdeutſcher Umſchreibung des Hohenliedes; bey Chriſtoph Browern in der Diſputat. von der alten Sprache der Trevirer; bey Martin Opitzen in den Anmerkungen zu eines ungewiſſen Dichters deutſchem Gedichte, ſo nur Reimweiſe abgefaſſet, von dem Heiligen Anno, Erzbiſchofe zu Cöln; und bey Juſt Schotteln, in dem vortreflichen Werke von der deutſchen Sprache.

V.

Von der Natur der Sprachen, als eine natürliche Sprachkunſt.

§. 1.

Die Sprache bedeutet erſtlich den Schall ſelbſt, den ein Menſch aus ſeinem Munde hervorbringt, welcher ſonſten die Ausrede genennet wird, und ſo verſchiedentlich iſt, daß man faſt an eines jeden Menſchen Ausrede etwas ſonderliches, dadurch man ihn von andern unterſcheiden kan, findet. Denn, damit ich nur die vornehmſten Eigenſchaften namhaft mache, ſo iſt der Schall entweder ſtark oder leiſe, klar oder heiſcher, hoch oder

chen Vorsehung leicht gewesen, falls die hebräische Sprache die älteste wäre, selbige zu erhalten. Es ist freylich schwer, bey so verschiedenen Meynungen und entfernten Zeiten, etwas gewisses zu bestimmen. Redet ein Sam. Werenfels, in seinen Dissertationen, von Aenderungen: so ist ja gegentheils jene Sprache von unserm Hrn. Rector Leißner noch unglängst linguarum omnium princeps & parens genennet worden. Das II. Cap. betrachtet das erste Zeitalter der hebr. Sprache bis zum babylonischen Thurmbaue; wobey gleichfalls nicht genau bestimmet werden kann, ob wirklich die Sprachen selbst verwirret worden. Besonders nachdem Wotton, Perizon, Werenfels, Gundling, Stiernhielm, in der Vorr. zum gothischen Evangel. und andere, nicht weniger in diesem Stücke, so manche Streitigkeiten erreget. Das III. Capitel redet von dem blühenden Alter der hebr. Sprache, in welchem dieselbe nicht von allen Veränderungen frey geblieben; doch dergestalt, daß ihre Vollkommenheit dadurch befördert worden. Es wird bey dieser Gelegenheit, von den Buchstaben und Puncten der hebr. Sprache, wie auch von den masoretischen und andern Beschäfftigungen verschiedenes erzählet. Das IV. Cap. betrachtet die Abnahme; Das V. den grösten Verfall der Sprache, nebst dem damit verbundenen rabbinischen Dialekte. Hierbey wird auch sowohl vom Talmud, als der Kabbala der Juden, und theils beyder Verehrern, theils Widersachern gesprochen. Es ist bekannt, was desfalls Rob. Fludd, Heinr. Mo-

rus und ſelbſt Joh. Fr. Buddeus für Meynungen geheget, und wie gegentheils die Gundlingiana ſo gar die valentinianiſche Kätzerey von der Kabbala herleiten. Deswegen wird man denn auch dieſe Nachrichten von denen, nach der Juden Irrwahne, göttlichen Lehrern, den Kabbaliſten, und ihren Beſchäfftigungen nicht für überflüſſig halten. Selbſt die Rabbinen verdienten Erwähnung, ob gleich ſchon D. Joh. Molder oder Molther, Joh. Burtorf der ältere, Joh. Plantavitius de la Fauſſe, Rich. Simon und andere, von ihnen geredet haben. Das VI. Cap. von den neuern Schickſalen der hebr. Sprache, betrachtet zugleich die Beförderer der arabiſchen Sprache, weil ſolche der Hebräiſchen beſondere Dienſte thut. Unter denen ſo ſich einer neuen Lehrart bey der hebr. Sprache befliſſen, wird Caſp. Neumann mit ſeinen Freunden genennet. Eben dahin wird auch der Engländer Hutchinſon gezählet, der, wie bey jeder Veränderung leicht möglich iſt, mehr Widerſacher als Liebhaber gefunden. Den Feinden der hebr. Reinigkeit und Lauterkeit wird Car. Franz Houbigant zugeſellet, von dem Wilh. Whiſton nicht weit entfernt geweſen. Von Benj. Kennicoten aber wird nur das erinnert, was auch ſeine deutſchen Freunde zugeſtehen: daß er nicht ohne Fehler, und mithin nicht tadelfrey geblieben. Als Urſachen des Urtheils vom Houbigant werden angegeben, daß er den Grundtert, als der kühnſte Kunſtrichter behandelt; den Samaritiſchen dem Hebräiſchen vorgezogen; die Vocalen verworfen;

aus

aus Handschriften, Uebersetzungen, ja selbst seinen Einfallen, was ihm beliebt, verändert; aber auch, selbst unter seinen Landesleuten, Tadler gefunden habe. Das VII. Cap. handelt von fürstl. und andern vorzüglichen Personen, welche das Hebräische gelernet, befördert und fortgepflanzet haben; das VIII. Cap. von Gesellschaften zu solchem Zwecke, wobey auch der vormaligen niederländischen Gesellschaft der Liebhaberinnen des Hebräischen, Erwähnung geschieht; und ein Rath ertheilet wird, wie man sich, mit vereinbarten Kräften, im Erklären des Grundterts, bequem üben könne. Das IX. Cap. redet von den Mundarten, das X. von den Töchtern der hebr. Sprache. Man wird aus dem schon berührten leicht abnehmen, daß der Hr. Verfasser hier ebenfalls behutsam gehen müssen. Er hütet sich demnach, weder leicht etwas zu bestimmen, noch jemanden zu tadeln. Er bemerket zwar, daß **Bianconi** einerley Buchstaben zum Dialekte erfodert; giebt ihm aber deswegen nicht eben Beyfall. Wo würden auch z. B. unsere neumodischen Dichter und andere Schriftsteller, so das Deutsche mit lat. Lettern schreiben, hinkommen, wenn dieses gelten sollte? oder wie würde es mit den äußersten Asiaten. stehen, so in ihren Charakteren, die Dinge, nicht aber die Töne bemerken; folglich, bey ganz unterschiedenen Sprachen, einerley Schrift anwenden? Man wird ihm demnach nicht leicht verdenken, daß er sich in dergleichen Kriege, die von ihm fast unter die Wortgezänke gezählet werden, nicht gern mischet.

Di

Die Sprachlehre selbst besteht aus 32. Hauptstücken oder Vorlesungen. Gleich im ersten werden wir ein paar Druckfehler gewahr, so das dabey stehende Hebräische sattsam verbessert. Wie hernach, bey der Vergleichung der hebräischen mit den deutschen geschriebenen Buchstaben, sich von selbst ergiebt, daß aus Mangel der Figuren, deren man sich im Schreiben bedienet, die gebraucht worden, welche man im Drucke findet: wodurch aber ein gutes Theil der Aehnlichkeit wegfällt. Die Bedeutung der Buchstaben in Zahlen ist desto billiger beygefüget; weil auch Hr. Prof. **Michaelis** in den Götting. Anzeigen 1760. 629 S. wider **Kennicots** Meynung, muthmaßet: daß solche Gewohnheit wenigstens schon vom **Kadmus** mit in Griechenland gebracht worden. Unser Verfasser aber schließt nach ähnlicher Art, auch aufs Alter der Quadratbuchstaben, bey welchen, wie bey deren Puncten und Accenten, er so viel genauer zu gehen suchet; da selbst **Hieronymus** über das 3. Cap. an die Epheser schreibt: singuli sermones, syllabæ, apices & puncta, in divinis scripturis, sunt plena sensibus. Demnach redet das II. Cap. von den Eintheilungen der Buchstaben, das III. von den Puncten oder Selbstlautern, das IV. von andern Eigenschaften der Buchstaben; das V. von Sylben und Worten, das VI. und VII. von Accenten und deren Veränderungen, das VIII. von daher besonders abhangenden Veränderungen der Selbstlauter. Bey der Lehre von Worten wird die mannich-

nichfaltige Bedeutung derſelben kürzlich unterſuchet, und auch von der formalen oder allgemeinen des Sam. Bohls geredet, weswegen er mit den Roſtocker Gottesgelehrten ſo vielen Streit gehabt. In der That gelten die Worte, nach dem Sprüchworte, wie die Münzen: allein man kann doch der Deutlichkeit und Unterweiſung wegen, auf Hauptbegriffe denken; ſo fern man ſich nur die redenden Menſchen als vernünftige Geſchöpfe vorſtellet. Wir rechnen dahin auch die Vergleichung der Worte mit andern Sprachen: die wenigſtens lernenden zur Erleichterung dienet, und von unſerm Schriftſteller, beſonders bey den unrichtigfließenden Zeitwörtern, zugleich die Vermuthung zu beſtärken, daß ſie vielleicht urſprünglich nur zweenbuchſtäbig geweſen, angemerket wird. Doch erkennet er auch die Schwierigkeiten ſolcher Muthmaßung, beſonders beym itzigen Unterrichte, nach ſo vielen Jahrhunderten, da man z. B. nicht wiſſe ob man יָנַק mehr von נָקַן leiten und etwa mit dem deutſchen Worte Amme vergleichen, oder von יָנַן herführen, und etwa mit dem deutſchen Meynen, ſo vormals minnen geheißen, zuſammen halten könne. Daraus folgert er demnach, daß die gemeine Lehre von den abweichenden Zeitwörtern der hebr. Sprache, wo nicht vorzuziehen, doch wenigſtens beyzufügen wäre. Der arabiſchen und anderer morgenländiſchen Sprachen ſcheint er mit Fleiß vergeſſen zu haben; weil er beſonders für angehende Studenten und Gymnaſiaſten ſchreibt, bey denen man vergleichen

gleichen Einſicht vergebens ſuchen dürfte. Denn geſetzt, daß ſolche, zum Erklären der hebräiſchen, (ob ſchon, was wir in ſolchen übrig haben, gleichfalls viel neuer iſt, als was wir in der Bibel leſen,) mehr beyträgt, als etwa die Franzöſiſche, Wälſche, Spaniſche u. ſ. f. zum Ausheitern der lat. Sprache: ſo muß man doch der alten Griechiſchen, der davon gutentheils abſtammenden Römiſchen, und hauptſachlich unſerer deutſchen Mundart nicht allen Nutzen abſprechen. Dahin rechnen wir פל falle, חב gaſſe, מר Mähr, גל Kaule, Kugel u. d. gl. Vermuthlich iſt der Hr. Verfaſſer auch durch ſolche Betrachtungen geleitet worden, der unbeſtimmten Weiſe, ſo deswegen bey den Hebräern der Quell heißt, die damit meiſt übereinſtimmende Befehlsweiſe, als das Grundwort beyzufügen; da man auch bey den Griechen, Lateinern und Deutſchen am füglichſten davon anfangen dürfte: weil ja τύπτω natürlicher von τύπτε, doceo von doce, ich liebe von liebe, und ſo ferner, ſtammen wird; auch die Rede beſonders nothwendig iſt, dem andern ſein Verlangen und Bedürfen zu erkennen zu geben. Doch wir ſehen leicht, daß ſolches eine Meynung ſey, derenwegen er mit niemand ſtreiten möchte: wie er denn auch wirklich bey allen Paradigmaten vom Infinitiv anfängt. Daß er ſich aber bemühet, die Sache von mehrern Seiten vorzuſtellen, wird deſtoweniger Tadel verdienen; da ſolches wirklich zur lebhaften Deutlichkeit, beſonders nach den verſchiedenen Kräften des menſchlichen

lichen Verſtandes, nicht wenig beyträgt. Das übrige wollen wir Liebhabern dieſer Sprache ſelbſt nachzuleſen überlaſſen: weil überhaupt der Auszug aus einem kurzgefaßten Leſebuche ſchwer fällt. Doch wird es keinen Liebhaber der hebräiſchen Philologie gereuen, dieß gelehrte Buch geleſen zu haben.

VII.
Einfälle und Begebenheiten,
1760. in 8.

Man müßte ſehr unbekannt in der gel. Welt ſeyn, wenn man nicht etwas von den ſo berühmten Schriften in Ana, z. E. die Scaligerana, Menagiana, Chevræana, u. d. gl. mehr geleſen hätte. Dergleichen Schriften nun ſind zwar in franzöſiſcher Sprache, aber nicht häufig, im Deutſchen anzutreffen geweſen; man müßte denn die ſo genannten Gundlingiana dahin rechnen, die allerdings auch dem Inhalte nach, obgedachten Schriften ziemlich nahe kommen. Denn was die Taubmanniana, und Harlekiniana anlanget: ſo ſind gewiß ſelbige, obigen Werken ſo ähnlich, als die Affen einem Menſchen ſind; und verdienen alſo nicht in die geringſte Betrachtung zu kommen. Wir kennen nur noch ein einziges deutſches Buch, das in dieſe Claſſe gehöret, ob es gleich den Titel in ana nicht führet: und das ſind die ſogenannten deutſchen Memoires, die zuerſt hier in Leipzig, hernach aber in Wien ans Licht getreten.

Doch

Doch das gegenwärtige Werkchen, würde, wie der Hr. Verf. selbst in der Vorrede gesteht, mit allem Rechte den Namen H - - iana führen können; wenn es demselben beliebet hätte, seinen Namen bekannt zu machen. Vielleicht geschieht es dereinst in einer neuen Auflage, wenn der H. V. es nicht länger für nöthig halten wird, wie Apelles post Tabulam, verborgen, die Urtheile der Leser anzuhören. Soviel wir itzo von demselben errathen können, ist er ein Rechtsgelehrter, und öffentlicher Lehrer der Rechte, ja Beysitzer einer Juristenfacultät. Vielleicht wird dieses einigen seiner guten Einfälle, Urtheile und Gedanken, von juristischen Sachen, einen Nachdruck geben: ob er gleich gesteht, daß man ihm einmal die kurze Grabschrift werde machen können:

Cy git N. N. H.
Jurisconsulte malgré lui.

Aus Schriften dieser Art ist es ungemein schwer Auszüge zu geben. Wir können also nichts anders thun, als aus den sinnreichen Einfällen des H. V. etliche wenige zur Probe zu geben. Wir wollen die kürzesten wählen, damit wir desto mehr Beyspiele von dem artigen, und gründlichen Witze des H. V. liefern können.

2.

Als der Hr. Verf. in einer botanischen Dissertation de Flore Plantarum, einen Gegner abgab, und sich den Einwurf machte: Quid Themidi cum Flora? Themis nämlich wäre ein sehr keusches Frauenzimmer, dagegen Flora gerade das Gegentheil

theil gewesen. Hierauf habe ihm der Verfechter zur Antwort gegeben: er könne die lustige Lebensart seiner Göttinn freylich nicht läugnen; ließe es aber dahin gestellet seyn, ob Themis allezeit so keusch geblieben. Nunc enim vix posse virginem esse, quæ toties corrumpatur.

4.

Die übeln Hände irren mich beym Acten-Lesen nicht so sehr, als die Weitläuftigkeiten der Advocaten. Warum schaffet man den dritten Satz nicht ab?

6. 7.

Diese Zahl liefert einen sinnreichen Versuch des Hrn. V. zu Erfindung der Universalschrift, die alle Völker in der Welt leicht lernen und verstehen könnten. Becher und Leibnitz haben einen Begriff davon gehabt: und in England hat Ge. Dalgarn 1661 ein Buch herausgegeben: Ars signorum vulgo character universalis, & lingua philosophica. Hr. D. Heumann zu Altorf und Solbrig, Kircher und Wilkins, auch Lesser endlich, haben Versuche oder Gedanken davon mitgetheilet. Hier wird man die Möglichkeit der Sache, auf eine angenehme Art erwiesen finden.

9.

Die Fäden, woraus Leinwand gemachet wird, sind nicht selbst von Leinwand, sondern die Leinwand besteht aus Fäden. So sind auch die Elemente der Körper nicht körperlich.

10.

Es ist allemal besser ein wenig, als gar nicht gelebet zu haben.

13.

Mein lieber Jüngling, du schmähest itzo auf den Geiz; wirst du es auch zu der Zeit thun, wenn ein silberner Schnee dein Haupt bedecket? Was wir Tugend nennen, ist öfters weiter nichts, als eine glückliche Mäßigung der Säfte und des Geblütes.

14.

Die Vernunft ist das höchste Kleinod eines Menschen: aber sie ist nicht das höchste Kleinod überhaupt. Es giebt vielleicht in der Unendlichkeit der Dinge, und in andern Welten, höhere Wesen, für welche die Vernunft ein gar zu geringer Vorzug wäre.

15.

Ich hatte neulich Herrn N. N. Vernunftlehre in Händen, und fand auf einer Seite folgendes: Bey diesem Satze sind, um nicht zu irren, 86 Hauptregeln zu merken. Gott behüte mich!

Der Hr. V. ist auch ein glücklicher Fabeldichter. Folgende ist es werth, daß wir sie unsern Lesern mittheilen:

18.

Fabel von der Schnecke und Waldbiene.

Eine Biene, so in einem Walde lebete, war auf dem Wege ihres Berufes unvermuthet einer Schnecke sehr nahe gekommen. Sie grüßeten einander. Anfangs waren ihre Gespräche, wie es zu geschehen pflegt, von dem Meerthaue, von dem

heran

ins Mittel, oder tief, lieblich oder unangenehm, einerley oder verändert, vernehmlich oder unvernehmlich, u. d. g. Zum andern deutet sie an die Bedeutung des menschlichen Schalls, oder die schallenden Merkmaale, oder Worte, die etwas gewisses bedeuten, woran ein ganzes Volk gewisse und durchgängig bekannte Begriffe gebunden, derer man sich gleich bey Anhörung eines solchen Schalls wieder erinnert, und welche bald in geringerer, bald in reicherer Anzahl geschickt und wunderbar gebeuget und verknüpfet werden, ja, wie das Wasser im Flusse zusammen hangen, und nach einander fliessen. Drittens verstehet man auch durch Sprache die Bedeutung und Anzeige eines solchen künstlichen Schalles, solcher Merkmaale und Wörter, in so ferne sie durch gewisse, gleichfalls durchgängig angenommene Züge und Buchstaben ausgedrücket werden, so eigentlich eine todte Sprache, eine Abbildung der Sprache, ist. Die erste Bedeutung ist der Grund der anderen, und die dritte gründet sich auf beyde. Der Schall, die Bedeutung des Schalls, und die Aufzeichnung desselben sind drey Stücke, die genau mit einander verbunden sind, und worauf man, wenn man Sprache nennet, gewisser maßen zugleich zielet. Insonderheit aber gehet das Wort Sprache, auf die beyden letzten Stücke. Und da ich mir vorgenommen habe, von der Natur der Sprache zu handeln: So verstehe ich an diesem Orte durch das Wort Sprache, das Werkzeug der menschlichen Seele ihre Gedanken andern mitzutheilen, den vermittelst der Luftröhre, Zunge, des Mundes und seiner Werkzeuge hervor gebrachten, vernehmlichen, und veränderlichen

heran nahenden Winter, und andern dergleichen Dingen; bis sie endlich, ich weis nicht wie, in ihrer Unterredung auf den Menschen kamen. Nie hatte die Schnecke gehöret, daß es Menschen gäbe: aber die Aeltern der Imme in dem Walde hatten von einer Dorfbiene sich etwas mehreres erzählen lassen: nur bedaurete die unsrige, daß sie noch keine gesehen hätte. Ihr Vater und ihre Mutter hatten ihr den herrlichsten Begriff von dem Menschen beygebracht. Sie trug daher die größte Ehrerbiethung gegen ihn. Es war nichts schön, es war nichts vollkommen, welches sie nicht dem Menschen beylegete; von welchem sie überzeugt war, daß er das vortrefflichste Thier unter der Sonnen sey. Ich war neugierig, fuhr die Biene fort, dieses edle Geschöpf zu sehen; ich machete mich in aller Frühe auf, und flog, in der Hoffnung einen zu erblicken, in die Stadt. Allein zum Unglücke war es, als ich ankam, annoch viel zu frühe; und, liebste Schnecke, das ist die Ursache, daß ich bey so hohem Morgen niemanden erblicket habe. Sie schliefen. Unterdessen aber habe ich aus dem vortrefflichen Baue der Stadt mir gar wohl einen Begriff von den Menschen machen können, ob ich gleich keine gesehen habe. Denn ich bin in ihren Zellen gewesen, die sie nicht, so wie wir Bienen, mit sechs Winkeln, sondern viereckigt bauen. Sie hatten zu der Zeit noch nicht eingetragen: aber ich zweifele nicht, daß es ein vortrefflicher Honig seyn müße, den die Menschen machen. Die Schnecke war in der That bey allem diesem eifersüchtig.

Sollte denn, sprach sie, der Mensch alle Eigenschaften nur von der Biene, und keine von der Schnecke haben? Du wirst dich irren, liebste Freundinn, das sind nicht Zellen, die du gesehen hast. Unfehlbar sind es runde Häuser, so wie ich eines trage, und keine Zellen gewesen. Denn, wenn du später hingekommen wärest, so würdest du diese Häuser, welche du verkehrter Weise Zellen nennest, und die ganze Stadt haben wandeln sehen. Aber damals war es früh, und sie waren noch nicht ausgekrochen, das vermuthe ich. Die Biene mußte herzlich lachen, daß eine Schnecke es für die größte Vollkommenheit hielte, auf dem Rücken ein Haus zu tragen. Sie redete dieser einfältigen solches aus, und setzete vielmehr an dessen Stelle die Flügel. Denn Freundinn, sagete sie, ich wüßte in der That nichts bequemeres als das Fliegen. Es mag seyn, fieng nunmehro die Schnecke an zu reden; aber, damit du den Menschen nicht ganz und gar nach der Biene machen mögest, so wird nöthig seyn, eines und das andere davon abzusondern. Nimm es mir nicht übel, sprach sie, indem sie sich durch Stimme und Mine ein Ansehen zu geben anfieng, nimm es mir nicht übel, sprach sie, dein Kopf, o Biene! gefällt mir nicht. Ich glaube sicher, daß der Mensch, soll er vollkommen seyn, ein Schneckenhaupt haben müße. Siehe, was ist ständiger, was läßt schöner, als meine Hörner? Ich kann mich derer als Augen bedienen, und die Dinge damit von weiten betasten. Die Biene, mehr aus Höflich-

keit

keit als aus Ueberzeugung, ließ ſich endlich gefallen, daß dem Menſchen von der Schnecke Horner angeſetzet würden. Hierauf war noch ein Streit wegen der Füſſe unter beyden, bis ſie zuletzt einig, folgenden Begriff von dem Menſchen unter einander feſt ſetzeten. Es ſey der Menſch eine geflügelte Schnecke, ohne Haus, die ſechs Beine habe und Honig mache; aber vortrefflichen Honig.

Wie dieſe Thiere von Menſchen dachten, ſo denket der Menſch öfters von Gott.

21.

Chriſtian Thomas verſtund wenig, oder gar kein griechiſch. Ein loſer Vogel überreichte ihm ſein Stammbuch; bath ſich aber etwas griechiſches aus. Ganz wohl, ſagete dieſer große Mann, und ſchrieb hinein

Το καλλιστον ὀκνειν ἐστι πλουτον.

22.

Ich habe das Orakel der Halbgelehrten, nämlich des Montesquieu Buch, vom Geiſte und Leben der Geſetze, durchgeleſen. Es ſind Holzäpfel vergüldet, in einer ſilbernen Schale. Viel Witz, wenig Wahrheit! Man ſieht wohl, daß Lettres Perſanes für einen Franzoſen leichter zu ſchreiben ſind.

25.

Um zu ſehen, ob ich ein Geſchick zum Theater hätte, unterſtund ich mich in meinem 20ſten Jahre, ein Stück zu verfertigen. Es hieß: **Der böſe Advocat, ein Luſtſpiel.** Sehr gut, das ſolches weder aufgeführet, noch gedruckt worden: denn ich war ſehr in den engliſchen und italieni-

schen Geschmack verfallen, und es setzte in allen Aufzügen erstaunliche Prügel. Meine Hauptperson war ein Sachwalter von überaus bösen Sitten, den ich Streitmann benennete. Er ist in die Calpurnia entzündet, und ich ließ ihn diesen Liebesantrag machen:

Allerliebste Calpurnia, allerschönster Codex meiner unterthänigen Liebe! Unter den vielen Casibus in terminis, die ich in meiner starken Praxi gehabt, hat mich noch kein einziger Casus so verwirrt gemacht, als der verzweifelte Casus, daß Sie, schönste Calpurnia, einen Raub meines Herzens begangen haben. Wie nun dieses ein furtum nec manifestum ist; und nach decemviralischen Gesetzen ein Dieb, das Entwendete doppelt ersetzen muß: also fodere ich mein Herz von Ihnen in duplo wieder. Merken Sie wohl, in duplo; nämlich mein Herz, und sodann das Ihrige. Ich erwarte, wie Sie sich sub pœna confessi & convicti darauf einlassen, und den Krieg Rechtens befestigen werden u. s. w. Mit Vorbehalt. Es ist auch ein ganzer Auftritt mit eingerückt; der dem von D. Fausten in den Briefen aus der neuesten Litteratur sehr ähnlich ist.

40.

Der Hr. Verf. will auf der böhmischen Gränze eine lateinische Stadt anlegen. Der Entwurf dazu ist spaßhaft. Es scheint eine Satire, auf gewisse öffentliche Anstalten zu seyn. Doch wir wollen es die Leser errathen lassen.

Man

Man findet hier auch Brocken wider die Curatoren der Weiber, die ihre Marionetten, oder juriſtiſche Strohmänner genennet werden. Die Gerade der Weiber gefällt dem Hrn. V. billig nicht. In der 63. N. ſind auch Sprachanmerkungen, darinn der Hr. Verf. einige bereits halb angenommene Regeln der Rechtſchreibung beſtätiget. Nur das e, in laßt, läuft, eben ſowohl, als in liebet, tanzet, einzuſchalten will nicht wohl angehen; weil jenes unrichtige, dieß aber richtige Zeitwörter ſind. Eben ſo wenig ſollte der Hr. Verfaſſer ſahe, ſtunde, ſicle, truge, nahme, kame, mit dem e ſchreiben: denn ſie müſſen alle einſylbig ſeyn, weil ſie den Stammvocal ändern, und kein te im Imperf. haben, wie die richtigen Zeitwörter. Uebrigens ſchreibt er ſo gutes Deutſch, daß man ihn nimmermehr für einen Juriſten halten ſollte.

VIII.

Beſchluß der zufälligen Gedanken, über die deutſche Schaubühne zu Wien.

Gleichwohl muß demſelben durchaus abgeholfen werden, wenn anders ein wahrer edler patriotiſcher Trieb nicht ganz aus unſern Seelen verbannet bleiben ſoll: und wer alſo immer der Schaubühne vorzuſtehen haben möchte, muß ſcharf darauf ſehen, daß kein Wort von einem Schauſpieler auf der Bühne geſprochen werde, das nicht in dem

vorher gänzlich ſchriftlich abgefaßten und ihm zur Cenſur eingereichten Stücke befindlich ſey. Selbſt das bloße Schlechte, wenn es auch ſchon eben nicht wider die Religion, wider die guten Sitten, oder wider den Staat unmittelbar läuft, muß er dennoch niemals auf der Bühne bekannt werden laſſen; denn die Beförderung des guten Geſchmacks, die einmal ſein unmittelbarer Endzweck ſeyn muß, und ohne welche durchaus einem Staate, viel an ſeiner Vollkommenheit abgeht, wird auch durch das bloße Schlechte gehemmet. Werden nun dadurch auch ſchon die Verfertiger der Schauſpiele in unſern Gegenden von einer Seite ſeltſamer; ſo werden doch vieleicht von einer andern Seite andere dadurch aufgewecket werden, dem gemeinen Weſen mit Arbeiten zu dienen, die auf ſolche Art in mehrere Achtung gelangen. Ja auch Gelehrte anderer deutſchen Provinzen müſſen durch gute Belohnungen aufgemuntert werden, witzige Beyträge guter Stücke zu unſerer Schaubühne einzuſchicken; und Männer, die ſich oft in Werken dieſer Art zeigen, müſſen endlich ihren ganzen Nahrungsunterhalt dadurch bey uns finden können. Es gewinnen viel rechtſchaffene Männer in Frankreich ihr reiches Auskommen bloß durch die Beförderung ſchöner Wiſſenſchaften. Auch zu Venedig ertheilet man in unſern Tagen einem mit edlem Witze dienenden Goldoni, eine weiſe Achtung und Dankbarkeit: warum ſollen nicht auch uns ſolche Beyſpiele endlich einmal zur Nachahmung erwecken können?

Gute

Gute Stücke aber täglich aufführen zu können, gehöret auch nun zweytens, eine ganz andre Art des Verfahrens mit den Schauspielern selbst dazu. Auch in Absicht auf diese, fehlt es bey uns theils an ihrer Anzahl, theils an dem rechten Gebrauche, den man von ihnen zu machen pflegt. Es ist nichts natürlicher, als daß eine Person, die täglich mit dem Gedächtnisse sich beschäfftigen und auswendig lernen soll, sich nicht täglich auf der Schaubühne zeigen könne, sondern auch Tage zu ihrem Fleiße und zu einiger Ruhe brauche. Will man aber diese wechselsweise einem jeden Mitgliede der Schaubühne gestatten; so ist es offenbar, daß ihre Anzahl zu klein ist. Dieser Mangel fällt noch mehr in die Sinnen, wenn man nach Regeln der Kunst vernünftig erwäget, daß kein Schauspieler leichtlich in beyden Arten der Spiele, in traurigen und in lustigen, gleich stark und brauchbar seyn kann. Ich läugne nicht, daß es deren einige giebt, die sich in beyden gleich stark zeigen: denn ich würde wider die Erfahrung und die wahrhaftige Hochschätzung reden, die auf unsrer Bühne selbst ein Mann verdienet, der derselbigen wahrhaftig Ehre machet, und in allen Stücken gleich stark ist. Mein Satz aber ist doch von den meisten wahr, und trifft wenigstens unumschränkt bey denen ein, die sich oft als lustige Personen auf der Bühne zu zeigen haben. Der Zuschauer, der diese Leute oft sieht, gewöhnt sich so an die lustigen Empfindungen, die sie in aufgeweckten Stücken erregen müssen; daß in dem Trauerspiele vielmals ihr bloßer Anblick durch

die Erregung des Angedenkens andrer und luſtiger Rollen die Aufmerkſamkeit deſſelben, und die zärtlichen Empfindungen des Traurigen ſelbſt hemmet. Und überhaupt kömmt wahrhaftig in Aufführung eines Schauſpieles ungemein viel auf den vernünftigen Gebrauch einer jeden Perſon in ihrer Art an. Man brauchet eben nicht allzuſtark in der Schauſpielkunſt erfahren zu ſeyn, um gar oft wahrzunehmen, daß eine üble Austheilung der Rollen unter die Schauſpieler der guten Vorſtellung des Stückes ſelbſt ſehr hinderlich iſt. Dieſes Ueble aber entſteht lediglich daraus, daß man es gemeiniglich der eignen Willkühre dieſer Leute überläßt, welche Rollen ſie erwählen wollen: da dann oft die Wahl nur gar zu ſehr nach irrigen Meynungen und falſchen Vorurtheilen, die ein jeder für ſich hat, zu geſchehen pflegt. Dieſem aber iſt nicht anders abzuhelfen, als daß, wer auch immer die Aufſicht über die Schaubühne hat, ſelbſt nach genauer Kenntniß der Stärke und Schwäche ſeiner Leute, auch die Austheilung der Rollen, ja ſo gar, ehe ſie dieſelben öffentlich aufführen, die Prüfung, wie ſie ſich darein zu finden wiſſen, über ſich habe. Ich übergehe hiernächſt noch die zu Aufmunterung geſchickter Schauſpieler höchſt nothwendigen Belohnungen: als welche man bey uns auch eben nicht den Würdigſten allezeit ertheilen ſieht. Meines Erachtens verdienet ein gelehrter und erfahrner Schauſpieler allezeit weit mehr Achtung und Bezahlung, als alle die wälſchen Halbmänner, Springer und Tänzer, die man bey uns Deutſchen für ſo ſchweres Geld, als die allergeſchickteſten

testen Leute, zu Beförderung manches sehr übel gewählten Vergnügens, unaufhörlich zu verschreiben pfleget.

Eben diese üble Wirthschaft aber, die bey uns Deutschen eine unfehlbare Folge des so sehr eingerissenen üblen Geschmackes ist, nöthiget mich, auch drittens und endlich von einem Aufseher der deutschen Schaubühne, auch hierinnen noch eine reife Einsicht und Hülfe zu begehren. Und hiervon muß ich derjenigen noch mit wenigen handeln, als man sonst mir aufbürden könnte, daß ich in allem obigen noch mehreren Aufwand, als den bisherigen, zu einer verbesserten Schaubühne begehrte. Es ist auch allerdings meine Meynung, daß auf die Verfasser guter Stücke und die Schauspieler mehr gewendet werden müsse, als bisher; eben diesen Aufwand aber, ja noch mehr, als diesen, kann man wahrhaftig gar leicht auf andern Seiten ersparen. Man erwäge nur ein wenig, was täglich auf unsrer Bühne die vielen oft sehr pantomimischen Auszierungen und Veränderungen der Bühne, und die Bezahlungen einzelner Thorheiten der Schauspieler kosten, wenn sie fast jeden Schlag, den sie während ihrer Vorstellungen aushalten, jeden Fall oder Herenflug in die Lüfte, den sie etwa thun müssen, mit besonderer baarer Bezahlung vergütet bekommen: so wird man schon in allem diesen eine sehr beträchtliche Ersparung machen können, wenn man einen bessern Geschmack einführet; nach welchen die Auszierungen der Bühne, so ein ganzes Stück durch allezeit einerley bleibt, weit weniger kosten, alle übrigen unsitt-

unſittlichen Narretheyen aber des Schlagens, Fallens und Fliegens gänzlich wegbleiben werden.

Doch ein wirthſchaftlicher Aufſeher der deutſchen Bühne wird noch mehr erſparen; ja ſo gar auf einer andern Seite durch Beförderung eines guten Geſchmacks ein Beträchtliches mehr, als bisher gewinnen können. Es war vormals eine allgemeine Meynung, daß bloß ein wälſcher Fuß den Vorzug habe, auf unſern Bühnen anſtändig und würdig zu tanzen. Gleichwohl ſehen wir nun ſchon ſeit geraumer Zeit ſowohl Engländer, als Franzoſen mit Verwunderung ſich eben ſo geſchickt in dieſer Kunſt erzeigen. Auch ſelbſt unſre Provinzien haben ſchon deutſche Tänzer gezogen, die ſelbſt Wälſchland, Frankreich und England mit gröſtem Beyfalle beehren. Sollte dieſer Umſtand nicht eine genauere Erwägung verdienen? Wenn es einmal gewiß iſt, daß der Preis aller Dinge in der Welt ſteigt und fällt, nachdem eine Sache, die man bezahlt, in der Menge, oder ſeltſam anzutreffen iſt; ſo glaube ich ſicher behaupten zu können: daß auch der Stand der Tänzer und Tänzerinnen weit wohlfeiler würde zu behandeln ſeyn, wenn ſich Deutſchland um einen reicheren Vorrath an eignen geſchickten Leuten hierinnen bemühete. Es iſt eine bekannte Sache, wie Wälſchland dieſe Leute zieht: Eine Menge armer Kinder bey denen ein Tanzmeiſter genugſame natürliche Gaben zum Tanzen und Springen findet, werden daſelbſt abgerichtet. Dieſe durchreiſen ſodann auf ihre Kunſt die Welt, und kommen endlich mit Reichthümern wieder nach Hauſe, die ſie aller Orten

zu-

chen Schall der Worte, oder die in gewiſſe Züge eingekleideten, und aufgezeichneten Worte, wodurch wir die Gedanken und Meynungen der Seele, andern zu erkennen geben, oder von andern annehmen.

§. 2. Bey dieſer Beſchreibung bemerken wir 1. die Quelle und den Urſprung der Sprache, welche die vernünftige Seele des Menſchen iſt. Die Seele iſt ein Geiſt, und hat folglich Verſtand, wozu das Gedächtniß mit gehöret; hat das Vermögen ſich Begriffe zu machen, dieſelben mit andern zu verknüpfen, und daraus allerley Schlüſſe zu ziehen, welches wir mit dem Worte denken anzeigen. Dieſe Kraft zu denken iſt der Grund der Sprache; denn wenn der Menſch nicht denken könnte, könnte er auch nicht vernehmlich reden. Es fehlete ihm die Materie und Fähigkeit gewiſſe Merkzeichen des Ausdrucks zu begreifen und zu gebrauchen. Die Thiere haben wohl einige Vorſtellungen; denken aber ſo vernünftig nicht, folglich können ſie auch nicht reden. Und wenn ſie ja einen gewiſſen Schall durch öfteres Vorſagen erlernen: So können ſie ſelbigen doch nicht recht anbringen. Uber dem hat Gott auch dem Menſchen die Fähigkeit verliehen, ſeine Gedanken durch vernehmliche und gewiſſe Töne, denen, welchen ſie bekannt ſind, an den Tag zulegen. Dem Vieh aber iſt ſolche Gabe nicht geſchenket. Es kan wohl einen Laut von ſich geben, und dadurch etwas anzeigen. Allein eine jede Gattung der Thiere hat von dem wunderbaren Schöpfer das Vermögen bekommen, nur ihren eigenen, unveränderten und un-

zusammen gescharret haben. Und wer opfert hierzu wohl mehr, als unsre deutsche Staaten? Es ist nicht genug, daß oft eine einzige solche Person eine gröſsere Besoldung zieht, als wohl zehn rechtschaffene gelehrte Männer, so dem Staate die ersprieſslichsten Dienste leisten könnten, nicht angewiesen bekommen; und daher kaum den nothdürftigsten Nahrungsunterhalt finden: nein, die Ueppigkeit so manches Deutschen geht selbst dahin, daß wir oftmals entweder ganze Familien durch eine einzige üppige Tänzerinn hingerichtet, oder wohl gar, um solche Schwelger nur dem Staate nicht untergehen zu lassen, den Handels- und Nahrungsstand durch solche schnöde Praſser, zu Ehren ihrer eigennützigen Sirenen und gröſstem Nachtheile des gemeinen Wesens, hintergangen sehen. Könnte aber diesem allen nicht abgeholfen werden, wenn wir auf gleiche Art, arme deutsche Kinder für die Schaubühne abrichten, sie sodann ebenfalls die Welt durchreisen, und also auf den Bühnen ihres Vaterlandes gewisse Jahre lang, der Billigkeit nach, für geringere Bezahlungen dienen lieſsen? Gewiſs, selbst die fremden Tänzer würden auch gar bald von ihrem Stolze nachlassen, und ihre Kunst wohlfeiler verkaufen. Wie viel könnte aber also nicht erspart werden!

Aber es giebt noch mehrere Wege, die Einkünfte von den Schauspielen, ohne Belästigung des gemeinen Wesens zu vermehren. Eine gute wirthschaftliche Einrichtung mit vielerley Arten herum-

ziehen-

ziehender Gesellschaften, die in die Schauspielkunst einen Einfluß haben, und die, entweder, wenn sie wider gute Sitten sind, wohin ich alle so genannte Marionetten- oder Kreuzerspieler zähle, gar nicht in dem Staate zu dulden sind; oder, wenn sie ja zu einem erlaubten Vergnügen dienen, auf eine Zeit lang einen Theil der Hauptschaubühne gegen gewisse Bezahlung mit ausmachen können, wird hier keinen geringen Nutzen stiften können. Hauptsächlich aber, glaube ich, sollte man auf die in unsern Tagen erst wieder erfundene besondere Schauspielkunst der Pantomimen, mehr das Augenmerk richten. Es ist gewiß, daß diese Art der Belustigung, wenn sie nach gutem Geschmacke eingerichtet wird, von einem vielfältigen Nutzen seyn, und sowohl ein wahrhaftig edles Vergnügen abgeben, als den Cassen der Schaubühnen beträchtliches Geld eintragen könnte. Die so nützliche Baukunst in Maschinenwerken zeigt sich in derselben in ihrer Vollkommenheit; die Tonkunst kann bey selbiger durch die genaueste Nachahmung der Natur, als eines ihrer Hauptendzwecke, sich zu ungemeiner Größe schwingen; und sollten diese beyden Absichten nicht schon einen unläugbaren Einfluß ins gemeine Wesen haben? da das erste vielen andern Künsten überall die Hand biethet; durch seine Tonkünstler aber Deutschland und besonders unsere Provinzen vielleicht eben so viel Geld gewinnen könnten, als es Wälschland durch seine Halbmänner und Sängerinnen thut? Aber selbst

in

in Absicht auf die Zucht junger Schauspieler und geschickter Tänzer, deren Nutzen ich oben schon gezeiget habe, würde eine Kinderpantomime von unumschränktem Nutzen seyn. Alle, so diejenige Gesellschaft von Kindern, welche ein gewisser **Nicolini** vor einigen Jahren in Deutschland herumführete, gesehen haben, werden sich noch mit Verwunderung der Kunst, Geschicklichkeit und des Vergnügens erinnern, die in den Vorstellungen dieser mehrentheils deutschen Kinder- und Maschinenwerken der künstlichen Veränderungen seiner Schaubühne herrscheten. Gewiß! sollten wir bey uns, da der gewonnene Reichthum dieser Gesellschaft die Ruhe geschenket, dem gemeinen Wesen aber das Vergnügen entzogen hat, bisher mehr etwas Gleiches zu sehen; dahin trachten, auf den selbigen Fuß etwas zu unternehmen; so würde eine Verbindung dieser Unternehmung mit unserer Schaubühne nicht nur der Schauspielkasse höchst einträglich werden, sondern auch daraus eine Pflanzschule von manchen geschickten Schauspielern und Tänzern erzeuget werden können. Die Sache selbst ließe sich auch gar füglich thun; und würde hier ein **Bernardon** bey uns seine Geschicklichkeit wahrhaftig weit nützlicher und geschicklicher, als mit seinen verwerflichen Possen zeigen können.

Wie viel Ehre würde also unsrer Schaubühne nicht erwachsen können, wenn man täglich in derselben ein regelmäßiges Lust- oder Trauerspiel kunstmäßig aufführen, und mit vernünftigem

Bey-

Beyfalle von dem Zuschauer aufnehmen sähe; wenn man zwischen den Handlungen desselben die deutsche Geschicklichkeit in einem vollkommenen Chore fertiger Tonkünstler und geübter Tänzer bewundern könnte; und wenn endlich an unterbrochenen Tagen, sich zu Zeiten in einer einnehmenden Pantomime, nach dem guten Geschmacke des alten Griechenlandes, die Baukunst, die Malerey, und die Tonkunst miteinander vereinigten, die Geschicklichkeit einer Pflanzschule junger Schauspieler zu erheben: durch welche wir in der Folge der Zeit einen Theil einer vernünftigen Landeswirthschaft besser versehen, den guten Geschmack aber, als die Quelle so vieler Vortheile für den Staat durchaus befordern könnten. Ich weis nicht, ob die reizenden Vorstellungen, so ich mir hierbey mache, nach dem Geschmacke eines jedweden seyn möchten: vieleicht gereichen dieselben gar manchem Anbether unsrer Possenreißer zu kützelndem Spotte. Da aber der seichte Spott eines Thoren niemals ein Hinderniß edler Bemühungen eines wahren Weisen seyn kann: so wird die angenehmste Belohnung dieser Arbeit seyn, wenn auch nur ein vernünftiger Mann sich durch dieselbige überzeuget, daß man sich keinen andern Zweck dabey vorgesetzet hat, als nach wenigem Vermögen zu dem Besten des gemeinen Wesens, durch unschuldige Gedanken etwas beyzutragen.

Ende des Aerntemonds.

Vorstellung der Armpolypen ...
und Blumenpolypen

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Herbſtmond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1760.

Inhalt.

I. Inſtitutions politiques, par Mr. le Baron de Bielefeld. T. I.

II. Der mikroſkopiſchen Gemüths- und Augenbeluſtigungen fernere Fortſetzung.

III. Choix Litteraire. Tome troiſieme.

IV. Conjectures on Original-Compoſition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandiſon.

V. J. G. Bœhmii de Philippi Melanchthonis in Acad. Lipſiam inſignibus meritis Oratio.

VI. Ode ſur la preſente Guerre.

VII. Des Hrn. Cardinals von Polignac Antilucrez. Zweyter Theil.

VIII. Ode auf Dresdens Zerſtörung.

IX. Diſcurs über den Geiſt der Menſchen.

X. Des Kanzlers von Mosheim allgemeines Kirchenrecht der Proteſtanten.

XI. Hrn. D. Büſchings neue Erdbeſchreibung. Vierter Theil.

XII. Nachricht von einer neuen franzöſiſchen Monathſchrift in Berlin.

I.

Institutions politiques par Monsieur le Baron de Bielefeld. T. I. A la Haye, chez Pierre Gosse Junior 1760. in 4.

Dieſer Lehrbegriff der Staatskunſt iſt zwar in genauem Verſtande, außer den Schranken der ſchönen Wiſſenſchaften zu Hauſe. Der höchſte Gipfel der praktiſchen Philoſophie, durch den die Könige herrſchen, und die menſchlichen Geſellſchaften glücklich werden, iſt freylich auf einer ſo ernſthaften Seite beträchtlich; daß er zu vielen andern Arten der Monathſchriften gezogen werden kann. Allein gleichwohl hat die geſunde Politik auch eine angenehmere Seite. Um die Glückſeligkeit der Menſchen zu befördern, brauchet dieſelbe auch die Hülfe der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte: und folglich gehöret ſie unter die Wiſſenſchaften, die auch die anmuthigen Theile der Gelehrſamkeit befördern. So wird in dieſer Staatskunſt auf die

gute Baukunst, auf die theatralische Dichtkunst, auf die Malerkunst und Tonkunst in verschiedenen Hauptstücken gedrungen. Ursache genug, daß wir uns eines so wichtigen Werkes auch in unserm Neuesten bemächtigen.

Der gelehrte Hr. Verfasser ist der Welt ohne dieß bereits durch ein Werkchen bekannt geworden, das für die Ehre der Deutschen, in Ansehung der schönen Wissenschaften, geeifert hat. Sein Progres des Allemands par rapport aux belles Lettres, ist auch von uns vor etlichen Jahren mit Ruhme erwähnet worden. Hat er damals schon seine Stärke im Französischen, den Deutschen zum Besten, gewiesen: so zeiget er sie jetzo in einem höhern Grade. Er zeiget den Ausländern, daß auch unser Vaterland Köpfe habe, die sich in eben dem Felde zeigen können, darinn sich ein Montesquieu weisen wollen; sich aber mit eben so vieler Gründlichkeit darinn gewiesen, als dieser bloß schimmernden Witz und blendende Belesenheit gezeiget hat. Bloß in dieser Absicht verzeihen wir es dem Hrn. Baron, daß er französisch und nicht deutsch geschrieben; wie er wohl gekonnt hätte: denn itzo triumphiret er gleichsam über unsre stolze Nachbarn, da er ihnen, in der ihnen einzig verständlichen Sprache zeiget; wie weit ein gründlicher deutscher Staatsmann über den gleißenden Witz eines ihrer Landesleute erhaben ist.

Die Zueignungsschrift hat der Hr. Verfasser an des durchl. Prinzen Ferdinands von Preußen K. H. gerichtet, denen er vormals als einer von

Ihren

verſtändlichen Schall von ſich zu geben. Aber der Menſch übertrifft hierinnen alle andere beſeelte Geſchöpfe.

§. 3. Die Werkzeuge, welche zur Hervorbringung der Sprache gehören, ſind die Lunge, der Hals, der Gaumen, die Zähne, die Naſe, und inſonderheit die Zunge u. die Lippen, dazu die Luft als das Mittel auch hinzukommen muß. Denn, wenn die innere und eingezogene Luft durch die enge Oefnung der Luftröhre aus der Lungen herausgetrieben wird: So entſtehet ein Schall, welcher durch die von Gott geſchickt gemachten übrigen Werkzeuge auf vielfältige Art verändert wird, und werden kan. Wo nicht alle Werkzeuge da, und im richtigen Stande ſind, da leidet die Sprache auch, und wird auf verſchiedene Art verändert und verſtellet. Inſonderheit kan der Menſch ohne Zunge nicht reden, und es wird in den Kirchengeſchichten als ein unerhörtes Wunder erzählet, daß einige Zeugen der Wahrheit, die man der Zungen beraubt hatte, ohne Zungen geredet. Und weil die Werkzeuge der Rede bey allen Völkern nicht einerley; ſondern bey den Morgenländern anders, als bey den Abendländern gewiſſermaßen verändert ſind: So ſind auch daher verſchiedene Sprachen, und inſonderheit die verſchiedenen Mundarten einer Sprache entſtanden; wiewohl auch die innerliche Hitze und natürliche Kälte, und die Gewohnheit keinen geringen Antheil daran haben. Die Luft und das Gehör wird auch unumgänglich zur Sprache erfordert. Ohne Luft kan man nicht leben, geſchweige einen Laut von ſich geben, und wer gar kein Gehör gehabt, hat auch die gebräuchlichen Töne, Worte und ihre Bedeutung nicht lernen können.

§. 4.

Ihren Lehrern, zum Anführer in der Staatswiſſenſchaft gedienet hat. Er geſteht, daß er durch die Herausgabe dieſes Werkes die Wahl rechtfertigen wollte, die der König an ſeiner Perſon getroffen; und den preuſſiſchen Völkern von denen Lehrſätzen Rechenſchaft geben wollen, die er Sr. königl. Hoh. beygebracht. „Will man ein Meiſterſtück von „dieſer der ganzen Welt ſo wichtigen Materie haben? (ſind ſeine Worte,) ſo muß man es von „der Feder dieſes zweyten Cäſars erwarten, der ſein „Vorbild ſo weit übertrifft. Man muß wünſchen, „daß der Held, deſſen Seele gleich groß und beſcheiden iſt, empfinden möge: daß er unter den „Helden das ſey, was die Feldherren unter den „Befehlshabern ſind. — — Man muß endlich „wünſchen, daß dieſer Monarch von den Händen „des Sieges, den Oelzweig mit dem Lorber erhalte; und die Rückkunft des Friedens ihm die Mittel verſchaffe, künftig die Augenblicke ſeiner koſtbaren Muße den Arbeiten der Muſen zu widmen.„

Die Einleitung dieſes Werkes ſtellet die Nothwendigkeit vor, ein vollſtändiges Syſtem der Staatskunſt oder Politik abzuhandeln. Da jedes Handwerk, jede Wiſſenſchaft ihre Theorie hat, ſo ſey es zu bedauren, daß nur die Regierungskunſt insgemein von Prinzen und Miniſtern, ohne ſie vorher gelernet zu haben, ausgeübet werde. Die Gaben und Einſichten der Menſchen, und alſo auch der Regenten und ihrer Räthe wären ja nicht gleich. Wie könnte man denn begehren, daß die Völker, die von ihnen ohne alle Vorſchriften und

Grundregeln regieret würden, auch viele Jahrhunderte hinaus glücklich seyn sollten?

Der Hr. Verfasser kennet zwar die meisten politischen Bücher der Ausländer und Deutschen, bis auf Wolfs Politik *). Allein er findet sie nicht vollständig und methodisch genug; er meynet auch, sie schicketen sich nicht sattsam auf den itzigen Zustand von Europa. Der Abt Duguet, der von Unterweisung eines Prinzen geschrieben, scheint ihm einen weitläuftigern Entwurf gemachet zu haben, als seine Vorgänger. Allein, saget er, es sey Schade, daß die Staatskunst darinn nur durch eines Pfaffen Mund spräche; „der nur einen Prinzen bilden wolle, der sich von seinem Gewissensrathe betriegen liesse.„ So geht der Hr. Verf. alle andre politische Schriften durch, und zeiget ihre Fehler. Vom Aristoteles, heißt es, bis auf unsre Zeit, haben alle politischen Bücher, und alle akademische Vorlesungen noch keinen Minister oder Unterhändler gezogen **). Ließe sich gleich zu manches Buches Vertheidigung noch etwas sagen; so ist es doch hier unser Werk nicht.

Sonderlich saget er, die politischen Bücher hätten einen großen Mangel, in Ansehung der auswärtigen Geschäffte. Allen diesen Mängeln nun, will er durch eine fleißige Sammlung aller hin

*) Wolf ist über dem Anfange der Seinigen gestorben.

**) Hier könnte man sagen: So sind sie es denn ohne alle Theorie geworden; und folglich ist es entweder eine schlechte Kunst, die man halb im Schlafen, halb im

hin und wieder zerstreuten Stücke, mit Beyfügung eigener Einsicht und Erfahrung, mit Zuziehung der Geschichte, und der Hulfe groſzer Staatsmänner, wo möglich, eine Wissenschaft machen, die jungen Prinzen von ihren Lehrmeistern zeitig beygebracht, und jungen Studierenden auf der Katheder der Universitäten vorgetragen werden könne. So hätten es die Grotier, Pufendorfe und Wolfe in Ansehung des Natur- und Völkerrechtes gemachet. Doch will sich der Hr. Verfasser eben noch nicht, einen gleich glücklichen Erfolg versprechen. Das einzige Verdienst, welches er sich zu erwerben denket, ist: daſz er der erste gewesen, der es unternommen, diese Wissenschaft auf eine systematische Art abzuhandeln. Und er ersuchet die Meister in der Kunst, sie noch vollkommener zu machen.

Er fürchtet hier indessen die Vorwürfe der jungen Stutzer nicht, die alles, was systematisch ist, für pedantisch ausrufen. Er zeiget, daſz ein System erfunden ist, eine Sache zu erleichtern. Der vernünftige Pedantismus führe zu einer gründlichen Gelehrsamkeit; dahingegen eine bloſze Belesenheit, nur zu einer seichten Kenntniſz, und zu einem Flittergolde führet. Das blendende Geschwätz einiger glücklichen Köpfe, die nur auf der Oberfläche

im Tappen lernet; oder man hätte auch kein solch System nöthig gehabt. Die akademische Theorie machet in keiner Sache vollkommen, aber sie lehret doch den Grund.

der Wissenschaften kleben blieben, verschwände oft mit Schimpf und Schande, vor den Augen eines tiefsinnigen Mannes. Der Hr. Verfasser läßt seinen Eifer wider den gemeinen Mann aus, der über alle Staatssachen vernünfteln und urtheilen will, ohne das geringste davon zu verstehen. Er saget, die Politik habe mehr Pfuscher, als die Arzneykunst. Jeder Schuster zu London würfe sich zum Minister auf, läse die Zeitungen auf seiner Werkstatt u. s. w. Uns dünket auch, daß wir mitten in Deutschland, und zumal hier in Leipzig, politische Kannengießer, ja noch schlechtere Staatspfuscher finden wollten. Er beantwortet einen Einwurf: Diejenigen, so die Politik verstünden, lehrten sie niemanden: und selbst die Hofmeister künftiger Regenten, ließen ihre Untergebenen lieber unwissend; als daß sie sich und ihren Dienst entbehrlich und unnütz machen sollten. Daß viele Prinzenlehrer so denken und thun mögen, ist wohl nicht zu läugnen. Die traurige Erfahrung hat es mehrere Länder gelehret, als es zur Ehre des menschlichen Geschlechtes zu wünschen ware. Der Hr. Verfasser aber hat Recht, daß ein ehrlicher Mann kein lasterhaftes Geheimniß aus seiner Einsicht mache. Allein wie? Wenn jemand gar dächte: Es wäre besser, daß geschickte Minister regierten; als daß ein Prinz selbst herrschen wollte: weil jene doch immer einander auflaureten, und Verantwortungen besorgen müßten; dieser aber auch bey halber Fähigkeit, viel zu hitzig und despotisch regieren würde. Diesen Einwurf hat der Hr. Verfasser nicht berühret. Er wäre

aber

aber leicht zu beantworten; wenn man nur erwägen will: daß manchmal ein Mazarin oder Richelieu so unumschränkt, als ein zwölfter Karl regiert; und niemand das Herz hat, wider ihn zu murhsen.

Nachdem der Hr. Verfasser die alten Gesetzgeber der Griechen und Romer niedergeschlagen, will er uns alle Hochachtung gegen das Alterthum benehmen, ja das Alterthum selbst lächerlich machen. Wir glauben, daß hier eine Mittelstraße nöthig sey; dabey auch Lykurg und Solon noch gewisse Verdienste behalten. Wir sind in der Ferne, und in dem Gesichtspuncte, wo wir stehen, nicht allemal die gebührenden Richter der Alten. Manches auch was jetzo angeht, wurde damals nicht angegangen seyn, als die Völker noch so gesittet nicht waren. Aber freylich würden sich die alten Gesetze für unsere Zeiten nicht schicken. Solon kommt indessen gnädiger durch, als Lykurgus; Drako aber noch viel schlimmer.

Doch wir können uns bey allgemeinen Betrachtungen nicht länger aufhalten. Wir müssen vielmehr unsern Lesern von dem allgemeinen Umfange dieses Werkes einigen Begriff geben; indem wir ihm den Inhalt aller Hauptstücke und ihre Ordnung melden. Der I. Band hält XVI. Hauptstücke, und einen Beschluß in sich. Nach der Einleitung, die das erste Hauptstück machet, folget das II. von den vorbereitenden Erkenntnissen dessen, der die Staatskunst lernen will. Hier wird nun allerdings sehr viel, aber unsers Erachtens noch nicht genug gefodert. Z. E. von der ganzen Philosophie verlan-

get der Hr. Verfasser nur die Vernunftlehre und das Recht der Natur. Allein eine gänzliche Unwissenheit in der Seelen- oder Geisterlehre, der Naturlehre und der natürlichen Gottesgelahrtheit, wird gewiß einem Staatsmanne den Kopf sehr schlecht öffnen, und ihn in großer Einfalt lassen.

Das III. Hauptstück handelt von der Staatskunst überhaupt. Das IV. von der Art und Weise eine Nation gescheid und gesittet zu machen; wo sehr viel gute Regeln gegeben werden. Das V. von Unterhaltung der Gesellschaft und der guten Ordnung im Staate. Das VI. von den Gesetzen und der gesetzgebenden Gewalt. Das VII. von der Polizey, wodurch der Hr. Verfasser die Stadtmagistrate zu verstehen scheint; welche überall alles das auszuüben pflegen, wo an kein Polizeycollegium zu denken ist. Das VIII. setzet diese weitläuftige Materie fort. Das IX. handelt von der Land- oder Dorfpolizey. Das X. redet von dem Reichthume eines Staates überhaupt: und hier ist er fast gar zu sehr für die reichen Staaten eingenommen. Das XI. handelt von den Finanzen, d. i. von den sogenannten Kammern der landesherrlichen Einkünfte. Das XII. setzet diese Materie fort. Das XIII. redet von den Manufacturen, und Kunstwerken. Das XIV. vom Handel und Gewerbe; das XV. von der Schiffahrt; und das XVI. von der Macht eines Staates. Den Inhalt des Beschlusses kann man leicht vermuthen.

Der II. Theil handelt im I. Haupstücke von der politischen Aufführung des Landesherrn; im

II.

II. vom Staatsrathe und den Miniſtern; im III. von der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten; im IV. von der Macht der Staaten, und dem Syſteme der Staaten; im V. von den gegenſeitigen Verbindlichkeiten der Prinzen; im VI. von den Bündniſſen und Verträgen der Großen; im VII. vom Kriege und Frieden; im VIII. von den Unterhandlungen insgemein. Im IX. Hauptſtücke wird von den Bothſchaftern und Geſandten gehandelt; im X. von den Vorſchriften und Vollmachten, Creditiven oder Beglaubigungsſchreiben, und andern nöthigen Schriften der Geſandten. Das XI. Hauptſtück redet von dem Gefolge und Hauſe eines Bothſchafters, oder gevollmächtigten Miniſters; das XII. von dem politiſchen Betragen eines Geſandten; das XIII. vom Ceremoniel; das XIV. von den politiſchen Rechnungen oder Ueberſchlägen; und das XV. vom Verfalle eines Staates. Und nun machet ein Beſchluß dem völligen Werke ſein Ende.

Von einem ſo nützlichen Werke hat Hr. Korn der ältere in Breslau, es nicht an einer deutſchen Ueberſetzung wollen mangeln laſſen. Er hat ſelbige einem Manne aufgetragen, deſſen Feder in ſolchen Dingen ſchon geübt und bekannt iſt. Der erſte Theil davon wird in nächſter Michaelsmeſſe erſcheinen.

II.

Der mikroſkopiſchen Gemüths- und Augenbeluſtigungen, fernere Fortſetzung drey neue Monathe, April, May und Junius 1760. in 4.

Der ſo geſchickte als unermüdete Hr. Verfaſſer gegenwärtiger phyſikaliſchen Beobachtungen, hat ſeiner überſtandenen ſchweren Krankheit ungeachtet, die drey neuen Bogen und 12 Kupfertafeln ſeiner bekannten und beliebten Arbeit zu rechter Zeit geliefert. Wir ermangeln alſo nicht, unſern Leſern die gewöhnliche Nachricht davon zu geben.

Die LXIII. Tafel ſtellet die Abbildung einer jungen kaum aus dem Eye gekrochenen Wanze vor. Theils hat der Hr. Procurator dieß Ungeziefer deswegen noch einmal vorgenommen, theils damit er einen dabey vorgegangenen Fehler verbeſſern könte; daß nämlich nur die Männlein allein mit Saugſtacheln verſehen wären, welches doch nicht iſt: indem nur der Stachel eines auf dem Rücken liegenden Thierchens, ſich platt auf die Bruſt deſſelben leget, und alſo ſchwerer zu beobachten iſt: theils um die ganze Fortpflanzung und Auswickelung der Jungen deſſelben deſto deutlicher zu erklären. Er bekam von einem Bekannten etliche ſolche größere und kleinere Thiere in einem Gläschen geſchickt; dabey auch ein Neſt voller Eyer befindlich war. Dieß beſtund aus kleinen Stroh- und Federfaſern, und

hielt

hielt eine groſſe Menge derſelben in ſich. Sie waren ganz weiß, und er bemerkte ſogleich bey Betrachtung deſſelben, daß ſich eins derſelben zu regen anfieng, und gleichſam einen runden Deckel neben ſich liegen hatte, als wenn das Lied eines liegenden Kruges geoffnet darneben liegt. Da er einen braunen Wurm herauskommen zu ſehen vermuthete, wühlte ſich ein weißer Punct aus dem Säckchen. Einige Minuten darauf ſtreckte ſelbiger Kopf und Füße von ſich, und bewegte ſich ſo ſchnell, als die gröſte Wanze. Zwey bis drey Tage darauf ward die weiße Farbe des Thierchens gelb, und dann allmählich braun, wie die alten. Die Art der Befruchtung hat er noch nicht entdecken können. Doch hat er die Geburtsglieder beyder Geſchlechter, den Stachel, und andre Merkwürdigkeiten deutlich vergröſſert abſtechen laſſen.

Die LXIV. und LXV. Tafel ſtellen die Saamkörner der Tannen- und Fichtenbäume, mit einigen Würmern vor, welchen dieſelben zur Nahrung dienen. Eine hohe Hand hatte ihm dieſe Tannzapfen und Fichtäpfel zugeſandt, um zu erfahren, ob man wohl die Pflänzlein der künftigen Tannenbäume darinnen entdecken könnte? Indem der Hr. Verfaſſer dieſe Beobachtung vornahm, fand er, daß dieſe Saamkorner von vielem Ungeziefer angefeindet, und mehrentheils verzehret würden. Er bildet dieſe kleinen Würmer deutlich ab, zeiget, daß ſie aus zwölf Ringen beſtehen, die viel Füße, und am Schwanze einen krummen ſcharfen Haken, zum einhacken haben; ſich hernach in Puppen verwan-

wandeln, und als ſilberfarbene Schaben ausflie-gen. Das eine Kupfer ſtellet dieſe Dinge in ihrer natürlichen Große, das andre aber vergroßert vor. Es iſt etwas Erſtaunliches, einen Fuß derſelben und ihre verſchiedene Arten der Federn auf der LXVI. Platte vergrößert zu ſehen: und zwar um ſo vielmehr, da ein gelehrter Liebhaber der Natur gezweifelt hatte, ob irgends ein Vergrößerungs-glas zureiche, die letztern zu entdecken? Hr. Can-didat Streicher ſchleift und verfertiget dieſe Art der Gläſer.

Die LXVII. Tafel zeiget die Abbildung der Armpolypen, womit wir auch dieſen Monath un-ſers Neueſten gezieret haben. Die Polypen ſind eine Entdeckung des itzigen Jahrhunderts, und zwar ſchon häufig beſchrieben worden: allein es hat nicht ſchaden können, daß der Hr. V. ſie noch ein-mal vorgenommen. Wir wollen ihre kurze Ge-ſchichte mitnehmen. Im 17czten Jahre hat Leuwenhoek, und noch ein Ungenannter dieſe Waſſer-geſchöpfe entdecket, aber ſehr unvollſtändig beſchrie-ben. Hr. Trembley in Holland war der dritte, der ſie beobachtet hat. Er wechſelte mit dem Hrn. Reaumur in Paris Briefe darüber, und ſchickte ihm die erſten dahin; weil ſelbiger in Frankreich keine finden konnte. Sie ſtritten lange, ob ſie ſolche ins Reich der Pflanzen, oder der Thiere ſe-tzen wollten. Endlich ward das letzte erwählet. Dieſer ſchrieb einen Quartband davon, der mit ſchönen Kupfern pranget, die Hr. Lyonet ein Advo-cat geſtochen hat. Eben dieſer hat Hrn. Leſſers

§. 4. Dasjenige, woraus eine Sprache eigentlich beſtehet, iſt ein vernehmlicher und vielfältig veränderter Schall, oder es ſind allerley Töne, woraus Sylben, kurze und lange Wörter, Redensarten, und endlich ganze Reden erwachſen. Vernehmlich und verändert muß dieſer Schall ſeyn, damit man alle vielfältige Sachen ausdrücken, und ſolches auch verſtehen könne, und er ſich auf ſolche Weiſe von dem unveränderten und unverſtändlichen Schalle der Thiere, welcher nichts andeutet, unterſcheide. Solche Töne können auch dem andern ſo leiſe ins Ohr geſagt werden, daß ſie kein anderer hören kan. Weil aber ein ſolcher Schall gleich in der Luft verſchwindet, und die menſchliche Schwachheit von vielen Sachen und Reden eine längere Dauer nothwendig erfordert: So hat der Fleiß, wiewohl etwas ſpäter, einige Züge erfunden, wodurch man ſolche Töne ausdrückete, und das Geſprochene verewigte. Alſo gehören zur Sprache viele Wörter und Redensarten, welche verſchiedentlich verändert, gebeuget und verknüpfet werden; und Buchſtaben, auch Abweſenden, das was man denket und geſagt hat, oder ſagen wollte, zu hinterbringen. Zu beyden wird eine Übereinſtimmung ſo wohl unter ſich ſelbſt, wie in der Muſik die Übereinſtimmung der Noten; als auch einer Geſellſchaft Menſchen erfordert. Denn ein jeder, der den andern verſtehen ſoll und will, u. die gebrauchten Wörter verſtehet, weis was man für Begriffe an dieſen und jenen Ton geknüpfet, und was dieſe und jene Buchſtaben, oder Anzahl der Buchſtaben anzeigen ſollen, hat auch die Fertigkeit durch die Uebung erlangt, ſich alles wieder zu erinnern, und zu gebrauchen: Wel-

Inſectentheologie ins Franzöſiſche überſetzet. Nach ihnen haben Hr. le Cat in Frankreich, Hr. Prof. Hanov, Hr. D. Schäfer, Prediger zu Regenſpurg, u. a. m. davon geſchrieben; darunter das hamb. Magazin und das Reich der Natur und der Sitten in vielen Händen ſind. Hrn. Röſels Inſectenbeluſtigung iſt auch nicht zu vergeſſen.

Unſer Hr. Proc. L. erzählet uns, wie er zum erſtenmal dem ſel. Röſel, Tremblevs Nachrichten davon vervollmetſchet, und ſich ſogleich alle Waſſer aus Bächen und Teichen holen laſſen, dieſe noch nie geſehenen Geſchöpfe zu entdecken. Es gelung ihnen, und ſie befanden alles wahr, was ſie beym Trembley geleſen hatten. Wir ſetzen nur die Erklärung des Kupfers her.

a) Ein weißes Glas mit Schlammwaſſer und Meerlinſen aus einem Teiche, darinn bey b) Polypen ſind.

c) Eine kleine Maſchine, die Polypen aufzuſuchen.

d) Das an muſchenbrockiſchen Nüſſen befindliche Vergrößerungsglas.

e) Ein grüner Polyp mit Jungen.

f) Noch ein dergleichen ſtehender, der ſich zuſammen gezogen hat.

g) Ein brauner Polyp mit ſeinen

h) am Schwanze hangenden Jungen i).

k) Ein roſenfarbener Polyp, an welchem die Füße oder Arme mit m, der Mund aber mit n bemerket iſt.

l) Ein gelber Polyp, der mit einer Nadel zerſetzet und in Theile zerriſſen worden, die aber alle

m) neue Arme und Füße bekommen haben.

Die LXVIII. Tafel beſchreibt ein Inſect aus dem Föhren- und Fichtenſaamen, nebſt einem Zweige vom Lerchenbaume. Hier vertheidiget ſich der Hr. Verfaſſer gegen einige Tadler, wegen ſeiner Liebe zur Naturwiſſenſchaft. Wir rücken hier nur ein wohlgerathenes kleines Gedicht von ihm ein, welches unſern Leſern erbauliche Betrachtungen ihrer Sterblichkeit einflößen wird.

Ich ſelbſt ein Madennest, komm nun zu Gruft und Erde;
Wo ich die frohe Speiſe, von euch ihr Würmer werde;
Von euch, davon ich viel ſo klein als groß zerſtückt,
Und forſchend Aug und Geiſt in eurem Bau erquickt.
Voll Rache ſeh ich euch gleich Wölfen an mich fallen.
Spitzt eure Stacheln nur, und ſchärfet Zähn und Krallen!
Ihr ſchreckt mein Herze nicht. Was iſts, das ihr durchwühlt?
Ein todtes Fleiſch, ein Aas, das euren Stich nicht fühlt.
Zermalmt, zerſtöhrt es nur, durchbohrts an allen Enden;
Ihr müßt doch euren Zorn zu meinem Heil verwenden.
Denn ihr entfaltet nur die Hülle in dem Grab.
Der Moder ſteht euch bey, und löſt die Theile ab,
Um jedem Element das Seine auszuleſen.
Und ſo bleibt ohne End mein Seyn, mein ganzes Weſen,
Ob ſchon zertheilt, doch ganz im Umfang dieſer Welt;
Bis einſt der Allmacht Hand, die alle Himmel hält,
So, wie Sie dieſes Rund, den ganzen Bau der Erden
Aus Theilchen vorgebracht, mich wieder neu läßt werden.

Denn

Denn ſollt das große All, das Himmel, Erd und Meer,
Des Firmamentes Glanz, der Kreaturen Heer,
So weis' entwickelte, und aus dem Chaos brachte.
Und mit verborgner Hand die Elemente machte,
Und dieſen Dunſtkreis ſchuff, der ſie und alles hält,
Und ferner halten wird, ſo lang, bis alles fällt;
Sollt dieſer Herr der Welt, dem alles liegt zu Füßen,
Nicht alle meine Theil, wo ſie verwahrt ſind, wiſſen?
Ein viehiſches Geſchöpf hegt Zweifel nur daran,
Ein Thier, das nicht begreift, was doch ſein Schöpfer kann.
Was war ich, eh ich ward? Ein Würmchen, deſſ n gleichen
An Größe Tauſende kaum an ein Sandkorn reichen.
Lehrt michs nicht der Polyp, der in den Theilen lebt?
Das bunte Frühlingskind, das nun auf Roſen ſchwebt,
Und vor als Raupe kroch? Das Saamkorn in der Erde?
Der weiſe Chymiker auf ſeinem Feuerheerde;
Der mich aus Aſch, im Glas läßt neue Körper ſehn?
Ja, ja! es iſt gewiß! auch ich kann nicht vergehn!
Grab, Fäulniß, Moder, Wurm, kann nimmer mich vernichten,
Dieß alles muß ſein Werk zu meinem Wohl verrichten.
Denn wie der Schmetterling ſchon aus der Puppe bricht;
Und was ein Paulus dort *) vom Sä'n in Schwachheit ſpricht,
Vom auferſtehn in Kraft; ſo wirds mit mir auch werden:
Zum Urſprung dringt der Geiſt: euch Wurmern bleibt die Erden.

Die LXIX. Tafel zeiget die Geſtaltung und die Cryſtallen des Mercurius ubi mar, der abermal ſehr ſonderbar, aber nicht einträchtig ausſieht.

*) 1 Corinth. 15. Cap. 35. v. 44.

Die LXX. Tafel zeiget die Abbildung verſchiedener Oekonomiegläſer und Handmikroſkope. Wir können uns mit der Beſchreibung derſelben nicht aufhalten; und eilen zu dem dritten Monathe.

Die LXXI. Tafel zeiget die braunen Polypen mit langen Armen. Der Hr. Verfaſſer beſchreibt ihre beyden Gattungen ſehr genau; entlehnet aber die eine Figur dazu aus Trembleys Buche. Es iſt ein Aeſtchen, an dem eine ungeheure Menge von einfachen zwey und dreyfachen Polypen ſitzen, deren abhängende unzählbare Arme, wie ein Haar- oder Flachszopf herunterhängen. Ein ſehr ſeltſamer Anblick! Man kann Ovids Worte ſehr wohl darauf ziehen:

Utque ſub æquoribus deprenſum Polypus hoſtem
Continet, ex omni dimiſſis parte flagellis.

Met. L. 4.

Der ganze Körper dieſes Gewürms iſt nichts, als ein länglicher ſpitzzulaufender Sack oder Beutel, der ohne alles Eingeweide iſt. Die Arme ſtopfen dieſen Sack, zumal wenn er einen Tag gehungert hat, durch das weite Maul, ganz voll Fraß; den er aber, wenn er verdauet iſt, in Ermangelung einer andern Oeffnung, wieder durchs Maul von ſich giebt. Man könnte alſo ſagen, das ganze Thier wäre nichts anders, als ein bloßer Magen mit Armen beſetzet; aus dem aber ringsumher, andre ſolche Mägen herauswüchſen, und ſich allmählich abſonderten.

Die

Die LXXII. Tafel zeiget ein wenig Schlammmooß; welches mit den Polypen viel Aehnlichkeit hat: indem es sich eben so auszubreiten und fortzupflanzen pflegt, gleichwie diese wunderbaren Geschöpfe. Eine Sprosse, wie ein kleines Linialchen gestaltet, kömmt aus der andern, und das geht fünf, sechs, siebenfach aus einem Puncte ins Unendliche auseinander, so daß es ganze Wände mit seinen Sprößlingen bezieht. Dem bloßen Auge kömmt es nur, wie ein grüner Schleim vor. Jede Sprosse ist voll von ihren Saamkörnchen.

Die LXXIII. Tafel zeiget eine Art kleinere Schaalenthierchen im Wasser, oder die nierenförmigen Wasserflöhe. Auf dem neuen Baue in Nürnberg steht ein Springbrunn, der in dem obersten kleinen Strale diese kleinen Thierlein mit ausgießt. Sie entstehen also weder in einem stehenden Wasser, noch in der steinernen Muschel des Brunnens, sondern sie kommen mit aus der Röhre; und zwar im Junius und Julius sehr häufig. Sie haben zween Hinter- und zween Vorderfüße, die sich in viele sehr langfasigte und gespaltene Zähe spalten; und ihr zweygespitzter Schnabel hat wieder vielästige Spalten und Fasern, die so lang sind, als der Füße ihre. Gelenker aber scheinen diese nicht zu haben. Sie haben nur ein Auge.

Die LXXIV. die letzte Tafel endlich zeiget eine kleine Schlammschnecke, die der Hr. Verfasser, der Aehnlichkeit wegen, ein Ammonshorn nennet. Es gleicht diese Art kleiner Schnecken den kleinen Ammonshörnern, die man im Meersande bey Ri-

mini findet, und ist kaum so groß wie ein Hirsekorn. Alle Theile einer größern Schnecke hat dieß kleine Geschöpf an den Meerlinsen und Flußgrase. Auch sogar ihre Farben sind eben so prächtig und mannigfaltig, als an Großen: und es ließe sich ein ganzes Kabinetchen von mikroskopischen Muscheln und Schnecken bey Nürnberg sammlen.

III.

Choix Litteraire Tome troisieme.

A Geneve, chez Claude Philibert, 1755.

Avec Permiss. in 8. maj.

Wir fahren fort von dieser artigen Sammlung Inhalte, Nachricht zu geben, und freuen uns, daß wir gleich anfangs ein scharfsinniges Stück unsers gelehrten Landsmannes, Hrn. Rabners antreffen. Es ist selbiges die Betrachtung über die Frage: Ist denn der Mensch eine bloße Maschine? Den Inbegriff derselben dörfen wir niemanden melden: denn wer hat diese angenehme Schrift nicht im Deutschen gelesen? Genug, daß wir hier finden, daß sie auch bey Ausländern den verdienten Beyfall gefunden.

Der II. Artikel ist eine Untersuchung der Frage: Ob der philosophische Geist den schönen Wissenschaften mehr nützlich, als schädlich ist? Diese Schrift, so das erstere behauptet, hat den Preis in der Akademie der floralischen Spiele erhalten; und

und wir wollen ein wenig ihren Inhalt ſehen. Der Verfaſſer giebt ſeinen Begriff von dem Geiſte der ſchönen Wiſſenſchaften ſo zu erkennen; daß er nur malen und bewegen wolle. Er ſey alſo nichts, als eine Uebereinſtimmung des Witzes und des Herzens; er ſey eine Vernunft, welche die Einbildungskraft verſchönert, und die Empfindung belebet. u. ſ. w. Der Hr. Verfaſſer würde Mühe haben, dieſen allgemeinen Begriff auf die Beredſamkeit, Baukunſt, Sprachkunſt und Kritik anzuwenden, die doch unſtreitig zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehören. Die lieben Neuern malen und fühlen nur ſo gern; daß ſie alles übrige darüber vergeſſen.

Dem philoſophiſchen Geiſte hingegen giebt er Schuld, daß er allezeit mit tiefen und ſyſtematiſchen Abſichten beſchäfftiget ſey, und ſich nur auf Vernunftſchlüſſe lege. Er erkläre und löſe immer auf. Als ein Sklave der Genauigkeit und Lehrart hielte er immer auch die Einbildung und die Empfindung in Faſſeln; er redete nur der tiefen Einſicht, und wollte bloß durch den Unterricht gefallen. Hieraus ſchließt er nun, von einem ſo philoſophiſchen Geiſte ſey in den ſchönen Wiſſenſchaften gar nichts vortheilhaftes zu erwarten. Allein, wenn ihm jemand ſeine Erklärung und falſche Vorausſetzung ſtreitig machet: ſo wird es auch mit ſeinen Folgerungen ſchlecht ausſehen.

Weit beſſer hat uns die zweyte Abhandlung von eben der Materie gefallen: und dieſer würden wir den Preis zuerkannt haben. Der Verfaſſer be-

merket gleich anfangs, daß der Geschmack in der Litteratur itzo bey weitem nicht das sey, was er in Athen und Rom gewesen. Einige glaubeten itzo einen Verfall im Reiche der Wissenschaften wahrzunehmen, daran das Wachsthum des philosophischen Geistes Schuld hätte. Andre glaubeten, dieser philosophische Geist hätte mehr Richtigkeit in die Begriffe, mehr Ordnung und Zusammenhang in die Beweise, mehr Bescheidenheit in das Betragen des Witzes und Geistes gebracht. Jene hergegen glauben, der philosophische Geist habe aus den schönen Künsten die Zierrathe und Anmuth verbannet, die Schreibart entkräftet und ausgetrocknet; und die Empfindungen durch metaphysische Absonderungen verstellet.

Hier ist die Frage, wer die Sprache der Wahrheit rede? Dahin zu gelangen, fraget er seine Vernunft, und sich selbst; und er erhält zur Antwort: daß der philosophische Geist, gar nicht der Geist der Trockenheit und Dürre, der geschworne Feind der Schönheiten der Schreibart und der edlen Figuren sey, welcher nichts als Vernunftschlüsse verlange: sondern daß er ein Geist der Richtigkeit sey, der stets nach seinem Zwecke abzielet, u. nur der Einbildungskraft nichts zum Schaden der Vernunft einräume. Ein solcher Geist nun hat ohne Zweifel den schönen Wissenschaften die größten Vortheile zuwege gebracht. Dieß beweist der Verfasser von der Geschichte, der Beredsamkeit und der Dichtkunst aller Arten; und, welches wohl zu bemerken ist, eben dieselben großen Meister des

Alter-

Alterthums, die der erſte Verfaſſer zu Behauptung ſeines Satzes anführte, werden von dieſem zweyten, viel ſtärker zur Beſtätigung des ſeinigen angewandt. Vielleicht liefern wir ehestens beyde Stücke überſetzt unſern Lesern: weil doch die Meynungen darüber auch in Deutſchland getheilet ſind.

Der III. Artikel iſt eine philoſophiſche Abhandlung uber Popens Worte: **Alles was iſt, iſt gut.** Der Verfaſſer derſelben hat ſich nicht genannt, iſt aber allerdings auf dem rechten Wege, dem Schöpfer ſeine Ehre zu retten, und die kurzſichtigen Augen zu beſchämen, die ſich zu tadeln erkühnen das Meiſterſtück der höchſten Weisheit und Allmacht. Auch dieß wäre werth, in einer deutſchen Monathſchrift ganz überſetzt zu erſcheinen.

Der IV. Art. enthält das Leben eines blinden Gelehrten, Niklas Saunderſons, der Profeſſor der Mathematik zu Cambridge geweſen. Es iſt aus dem engliſchen Univerſalmagazin genommen. Wo uns recht iſt, hat man es auch ſchon irgendwo deutſch geleſen. Es giebt viel artige Betrachtungen von der Fähigkeit eines Blinden an die Hand. Da man die Geſchichte der blinden Gelehrten erzählet, hat man einen, M. Griſinger, vergeſſen, deſſen in dem erläuterten Preußen, als eines königsbergiſchen Philologen gedacht wird, der ſtark in der hebräiſchen Litteratur geweſen: ja auch nach carteſianiſchen Grundſätzen auf öffentlicher Katheder de Coloribus diſputiret hat. Er iſt auch ein guter Muſicus geweſen.

Der V. Art. hält des P. Poree Rede wider die Romanensucht unsrer Zeiten, aus dem Lateine übersetzet, in sich. Dieser gelehrte Geistliche, dessen Rede von der Komödie, als einer Schule der Sitten, wir auch deutsch haben, zeiget: daß sowohl die Wissenschaften, als die heutigen Sitten sehr viel Schaden von den Romanen gelitten haben. Darinn ist er aber unrecht berichtet, wenn er glaubet, die Deutschen wären in mittlern Zeiten von romanhaften Gedichten und Erzählungen freyer, als die Wälschen, Spanier und Franzosen gewesen. Unser Heldenbuch, die Gedichte vom Parcivall und Gamuret, das von Karl dem Großen und dem Roland, das vom König Artus, vom Dietrich von Bern, vom Rosengarten zu Worms, vom gehörnten Siegfried, u. a. m. der vielen Uebersetzungen zu geschweigen, zeigen das Gegentheil. Was würde aber Hr. Poree sagen, wenn er unsers itzigen Jahrhunderts Sucht, selbst die Bibel in Romane zu verwandeln, und alles in Fabeln, voll des schwülstigsten Ausdruckes, zu verkehren, kennen sollte; dagegen Arminius, Herkules und die Banise noch in sehr vernünftiger Schreibart abgefasset sind.

Der VI. Art. liefert Betrachtungen über die politische Gewalt, und ist aus der Encyklopädie genommen. Der Verfasser will keinem eine von Natur ertheilte Gewalt über andre zu herrschen erkennen. Die Freyheit ist ihm eine Gabe des Himmels, deren jeder Mensch mit gleichem Rechte genießen soll, sobald er Vernunft hat. Die

väter-

ches theils durch den Umgang, theils durch Unterweiſung und Fleiß erlernet wird. Wenn alſo eine Anzahl Menſchen mit einander worüber eins wird, gewiſſen Tönen gewiſſe Bedeutungen giebt, und eine Art auszudrücken, feſt geſtellet: So kan man noch ganz andere Sprachen und Buchſtaben oder Arten zu ſchreiben einführen, wie der ſel. Inſpector Solbrig in ſeiner allgemeinen Schrift und Sprache bewieſen hat. Ja man kan gewiſſe Geberden ausmachen, und ſich alſo einander verſtehen, ohne einen Laut von ſich zugeben. Bey uns Deutſchen iſt zum Exempel gebräuchlich, ja mit Neigung, und nein mit Schüttelung des Haupts, und ein Verbieten mit den Augen anzuzeigen; worinnen auch Gemählde etwas zu thun vermögen.

§. 5. Der Nutzen der Sprache iſt unbeſchreiblich und mannigfaltig, welches uns die Betrachtung des Endzwecks zeigen wird. Der nächſte Endzweck iſt, daß wir dadurch die Gedanken unſerer Seelen theils andern mittheilen und zu erkennen geben, theils anderer Leute ihre Gedanken vernehmen können. Könnten wir keine Sprache, ſo müſten wir alle unſere Begriffe und Gedanken bey uns behalten, und wären nicht im Stande ſelbige recht vernehmlich andern mitzutheilen: Ja, wir könnten keines anderen Meynung zu unſerm Beſten vernehmen, folglich wäre die ganze menſchliche Geſellſchaft aufgehoben, und Herr Hachenberg hat recht, wenn er die Sprache das ſtärkſte Band der menſchlichen Geſellſchaft nennet. Der letzte Endzweck iſt, theils unſerem Nächſten nützlich zu ſeyn, ihn zu unterrichten, lehren, ermahnen, tröſten, und zu ergehen,

väterliche Gewalt, iſt ihm die einzige, ſo man von der Natur herleiten kann; allein, ſie höret auf, ſobald ein Kind ſich ſelbſt wohl aufzuführen weis. Er meynet alſo, alle Gewalt komme von einer andern Quelle her, als von der Natur: nämlich entweder von der Obermacht und dem Zwange eines Stärkern; oder von der Einwilligung derer, die ſich einem andern unterworfen haben. Wenn aber die Natur ein Thier, einen Menſchen ſtärker, witziger und klüger gemachet hat, als den andern; ſo, daß er ſich derſelben bemächtigen und ſie zwingen kann: iſt denn dieſe Gewalt nicht von der Natur herzuleiten? Doch wir brechen ab.

Der VII. Artikel enthält einen Auszug aus einer perſiſchen Chronik aufs 530ſte Jahr nach der Flucht Mahomets. Dieß iſt eine in orientaliſchem Geſchmacke abgefaßte Erzählung, um einen Menſchen zu belehren: daß er nicht den Müßiggang und die Ruhe der Arbeit vorziehen, ſondern bis an ſein Ende ein geſchäfftiges Leben führen ſoll. Sie iſt ſchön.

Der VIII. Artikel liefert ein Schreiben eines Dorfgeiſtlichen an einen Mylord, aus dem Engländiſchen überſetzet. Der Lord hatte im Spiele 2000 Guineen verlohren; und gleichwohl an ſeinen ſehr alten Freund einen ſehr aufgeweckten Brief geſchrieben. Dagegen machet ihm dieſer ſehr vernünftige Vorſtellungen, und zeiget ihm, wie viel beſſer er dieß Geld hätte anwenden können. Er machet ihm folgendes Verzeichniß, wie er zum beſ-

ſten

ſten des menſchlichen Geſchlechtes, die verlohrne Summe hätte brauchen können.

Für zween Soldatenjungen, deren Vater in der Schlacht bey Dettingen tapfer gefochten und geblieben, auf ein Handwerk zu dingen — — —	50 Pf.
Einem armen Prediger, der viel Kinder hat — — —	100 —
Zur Ausſtattung fünf junger Mädchen an wackere Kaufleute — — —	100 —
Für Kleider und Schulgeld an zehn Knaben — — —	100 —
Lehrgeld für vierzehn Knaben, und ſechs Mädchen — — —	200 —
Vier ausgelernten Handwerksburſchen fortzuhelfen — — —	150 —
Armen Kaufleuten ohne Zinſen drey Jahre geliehen — — —	200 —
Officierskindern, die im Elende ſteckten	250 —
Einem Edelmanne von gutem Hauſe und Verdienſten, der das Unglück gehabt, um das Seine zu kommen —	300 —
Einer vornehmen Frau, deren Vater durchs Spiel verarmet, um ihr jährliche Leibrenten von 30 Pf. zu kaufen —	300 —
Für allerley andre Liebeswerke bey verſchiedener Gelegenheit — — —	250 —
	2000 Pf.

Und

Und er beſorget am Ende ſehr, daß nicht dieß ganze Verzeichniß am Ende des Jahres ſo lauten werde.

Aufs 1753ſte Jahr

Im Karten und Würfeln verloren 2000 Pf.

Ach, gnädiger Herr! ich beſchwere Sie, dieſe beyden Rechnungen aufmerkſam zu vergleichen! u. ſ. w.

Der IX. Art. liefert ein ſchönes Gedicht auf die Vorſehung. Wäre es nicht allein vier Blätter lang, ſo wollten wir es einrücken. Es hebt an:

L'Air, la Terre, les Cieux, du Couchant à l'Aurore
Rendent Hommage à leur Auteur.
Oſerai-je, Dieu, que j'implore!
Retracer dans mes Vers ton Amour createur.
En vain pour atteſter, ta ſage Providence,
Les Miracles de ta Puiſſance,
Frappent nos Yeux de leur Eclat.
Contre eux l'Impie oſe s'inſcrire!
Soûmet par mes Accents l'Athée à ton Empire
Confond & ramene l'Ingrat! &c.

Der X. Art. iſt eine Fabel in Verſen, aus dem Hamilton nachgeahmet. Sie heißt Chloe und der Schmetterling. Die junge Schäferinn, wand ſich bey einem hellen Brunnen einen Blumenſtraus, ſich damit zu putzen; als ein bunter Zwiefalter vor ihr auf alle Blumen flatterte, alle benaſchete, und bey keiner blieb. Sie verliebt ſich in den geputzten Näſcher, wünſchet ihn zu haſchen, und ihr erſter Seufzer entfährt ihr. Sie läuft ihm nach, allein

allein umsonst, er entwischt ihr immer. Endlich erhascht sie ihn auf einer blassen Jonquille. Als er ihr zwischen den Fingern mit den Flügeln schlägt, um der Knechtschaft zu entgehen; spricht er zu ihr: Erröthe über deinen Sieg! Was helfen dir meine Fässel? Meine Flügel sind meine ganze Ehre. Ein wenig Glanz ist mein ganzer Reichthum, und mein Schicksal ist, ein wenig zu blauen. Ich lebe ohne Absicht, sonder Liebe: und mein eingeschränktes Daseyn, ist nur der Zeitvertreib eines Tages.

Die gutherzige Nymphe erbarmet sich ihres schönen Gefangenen; und läßt ihn in ihrer Verwirrung entfliehen. Er entwischt ihr, und sie seufzet. Indem er ihr aber durch die Haarlocken flattert, hat er das Herz, ihr folgendes zu sagen:

Einsam allhier, o Chloe, athmest du lauter Ruhe und Unschuld. Bald aber wirst du in der Welt Aufsehen machen. Da wird ein eitles, ungetreues, und mit hundert Farben geputztes Ding dir vorkommen, welches, wie ich, von einer Schönen zur andern flattert. Ach! ich bin sein leibhaftes Bild! wo du dich nun von ihm verblenden lässest, und es einmal haschest: was wird wohl der Lohn deines ganzen Sieges seyn? O Chloe, du wirst einen Zwiefalter gefangen haben!

Der XI. Art. ist auch eine Fabel: Das Kind, und die Puppe. Sie bildet die heftige Liebe eines Freyers gegen seine Liebste ab; die er aber in wenig Monden, wie das Kind seine Puppe, überdrüssig wird.

Con-

IV.

Conjectures on Original-Compoſition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandiſon. London. 1759. in 8. The ſecond Edition.

D. i.

Gedanken über die Originalwerke, in einem Schreiben des D. Youngs, an den Verfaſſer des Grandiſons. Aus dem Engliſchen. Leipzig, bey Heinſii Erben 1760. in 8.

Hr. D. Young hat ſich unter den brittiſchen Schriftſtellern ſo viel Ruhm erworben, daß alle ſeine Werke ſchon durch Führung ſeines Namens merkwürdig werden. Seine oft neuen und eigenen Gedanken, noch mehr aber ſeine begeiſterte, und oft enthuſiaſtiſche Schreibart, rühret eine gewiſſe Art von Leſern ſo ſehr, daß ſie ganz von ihm eingenommen werden. Um deſto nöthiger iſt es, gegenwartiges Schreiben deſſelben nicht zu übergehen: zumal, da wir eine ſo ſchöne deutſche Ueberſetzung davon bekommen haben; die viele wird blenden können. Sie iſt dem allhier ſtudierenden Hrn. Kammerjunker, **Heinrich Adolph, Grafen von Brühl**, von einem guten Freunde deſſelben zugeeignet: und ſelbiger ſcharfſinnige Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften verdienet das ihm beygelegte Lob vollkommen.

Hr.

Hr. Young hat die Absicht in dieser Schrift, allen jungen Schriftstellern die Herzhaftigkeit, Originalscribenten zu werden, anzupreisen. Er thut solches in einer so poetischen, ja man möchte fast sagen, wilden Schreibart; daß man ihn für einen flüchtigen Jüngling, nicht aber für so einen Greis halten sollte, der sich weder durch das Eis des Alters, und durch die Wolke der Sorgen, die schwer auf ihm liegt, wird durcharbeiten, noch zu dem Strome von Gedanken, und dem Glanze des Ausdruckes gelangen können; den solche seine Materien fodern. Ein solches Phöbus und Galimathias ist unserm hitzigen Greise noch nicht verrauchet. Hätte er doch den Werenfels de Meteoris, des Bouhours Maniere de bien penser, oder seinen Landsmann Swift περι βαθους gelesen.

Doch wir wollen ihm seine Schreibart durch die Finger sehen, und nur die Sache, davon er schreibt, betrachten. Er saget zuförderst seine Gedanken von der Composition: nicht zwar von der musikalischen, wie ein deutscher Leser denken sollte; sondern eigentlich vom Bücherschreiben, wie wir es würden gegeben haben: und wünschet, daß die Pressen minder beschweret werden möchten; welches gewiß geschehen würde, „wenn keine Schrift „da angenommen würde, als die, welche ihr Im„primatur von dem gesunden Verstande, und dem „gemeinen Besten erhalten hätte.„ Dieses aber möglich zu machen, müßten diese beyden Gottheiten selbst in sichtbarer Gestalt auf der Welt ihren Sitz neh-

nehmen, oder ſich doch einen ſichtbaren Statthalter ſetzen: wider den gewiß mehr Proteſtanten entſtehen würden, als wider das ſichtbare Haupt der Kirche: geſetzt, daß der Hr. Young ſelbſt eine Zeit lang kritiſcher Pabſt wurde. Dem Uebel iſt nun einmal nicht abzuhelfen, und wir müſſen es indeſſen ſchon auf das Imprimatur des Verfaſſers und Verlegers ankommen laſſen. Ja ſollte es auch dem glänzendſten Witze nicht erlaubt ſeyn, in ſich ſelbſt verliebt, ſeine eiteln Annehmlichkeiten dieſer Quelle des Nachruhms (wer dachte wohl, daß dieſes die Buchdruckerpreſſe ſeyn ſoll?) zu bewundern; wenn er auf weiter nichts, als auf ſeine Schönheit ſtolz ſeyn kann: ſo würde gewiß auch der Hr. Verfaſſer dieß, „ſein geliebtes Kind, gleich dem ältern „Brutus, dem heiligen Intereſſe der Tugend und „dem wirklichen Dienſte des menſchl. Geſchlechtes „aufopfern müſſen.„ So lehrt ſeitdem, wetlingiſch und ex vinisch lehren uns die heutigen engliſchen Schriftſteller wieder ſchreiben!

Doch der Hr. Verfaſſer beſinnet ſich eines andern; und meynet, je mehr Schriften erſchienen, deſto beſſer ware es: u. ſ. w. „Mitten in den gerauſchvollen Labyrinthen des öffentlichen Lebens, „worinnen wir umher ſchwärmen, erwecken dieſe „Arbeiten des Geiſtes, wenigſtens eine angenehme „Pauſe. Sie bewahren uns auf dem Lande vor „Trägheit und Sinnlichkeit, welche, gleich böſen „Inſekten, ſich in die anmuthige Laube, wohin „wir geflohen, einſchleichen, und alle Annehmlich-

„keiten vergiften. Das Bewußtſeyn eines Laſters „raubet der Roſe ihren Geruch, der Lilie ihren „Glanz, und machet ein Eden zu einer erſtorbenen „und ſchrecklichen Gegend.„ Wahrhaftig, hier iſt mehr, denn **Lohenſtein**!

Wir müſſen aber näher auf die Originalſchriften kommen; die der Verfaſſer **edle Früchte von dem Vorzuge des Genies** nennet. Dieſer Fremdling wird bey uns itzo ſo ein alltäglicher Gaſt, daß wir ihn, wie vormals einen Scapin und Harlekin auf allen Bühnen, erblicken; daß ohne ihn keine Schrift, wie vormals ohne dieſe, kein Schauſpiel ſchön zu ſeyn dünket. Wir ſind nur wider das Wort, und nicht wider die Sache; die ſonſt das kluge Deutſchland durch **Geiſt** und **Witz** auszudrücken pflegte; welche ſchönen Wörter man itzo, vor dem lieben Genie, unter das alte Eiſen werfen will. Aber was iſt wohl dieſer Ausländer für ein Kerl? Der Verfaſſer ſaget: „Der Geiſt „eines Mannes der NB. Genie (d. i. Geiſt) hat; „iſt ein fruchtbares und angenehmes Feld; ange„nehm, wie **Eliſium**, und fruchtbar wie **Tempe**. „Er genießt einen immerwährenden Frühling. Die „ſchönſten Blumen eines Frühlings, ſind die „Originale.„

Nun wiſſen wirs doch! **Eliſium, Tempe, Frühling, angenehm, fruchtbar, Blumen!** Das alles weis ja ein jeder. Wer wird denn nicht verſtehen, was Genie iſt? Wenigſtens wird man ſich ſchämen, es zu geſtehen. Allein noch nicht genug. „Die Nachahmungen wachſen geſchwinder, „aber

„aber ſie haben nur mattere Blumen.„ Hier hebt das Gleichniß an, merklich zu hinken. Die mattern Blumen der Natur ſind eben ſowohl Originale der Natur, als die lebhafteſten. Sie bringt alle, als eine fruchtbare Mutter hervor, und ahmet niemanden nach. Nur die elende Kunſt eines Albrecht Schmierers ahmet ſchlecht nach. Mit dieſen hatte man die ſchlechten Nachahmungen vergleichen; aber ſich wohl vorſehen ſollen, auch die trefflichen Nachahmungen großer Meiſter für mattere Blumen auszugeben. Allein ſolche große Geiſter denken nicht allemal an die Richtigkeit ihrer Bilder: genug, daß ſie eine geblümte, buntſcheckigte Schreibart haben. Ihre Liebhaber nehmen es ſo genau nicht mit ihnen; wenn ſie gleich wie Originalköpfe, Roſen auf Tulpenſtängeln, und umgekehrt wachſen laſſen.

Allein was ſind Originale? Das iſt ein wichtiger Punct, über den uns der Verfaſſer wohl nicht wird ſtecken laſſen. Aber umſonſt. „Ich will „mich nicht in die merkwürdige Unterſuchung ver„tiefen, was eigentlich ein Original ſey, oder nicht!„ Da haben wirs! Solche große Geiſter vertiefen ſich ſo ſehr nicht, zu uns einfaltigen philoſophiſchen Köpfen, die wir überall deutliche Begriffe ſuchen. Eine hübſche dunkle Idee ziert eine ganze neumodiſche Schrift. So kann man fein in die weite Welt hinein predigen, ohne daß der Leſer das geringſte verſteht; genug, daß er ſagen muß: der Mann ſchreibt ſchön! der Mann denket tief! Ich möchte ihn wohl Tag und Nacht zuhören, oder leſen!

So fährt der Verfasser weiter fort: „Ich begnü„ge mich, dieß zu behaupten, was mir alle ein„räumen müssen, (NB. ohne zu verstehen, was Ori„ginal ist) „daß einige Schriften mehr Original „sind, als andre: und je mehr sie es sind, um so „viel vollkommener sind sie!„ Vortrefflicher Machtspruch! Hier fehlt nur das Q. E. D. So tief denket nur ein Young! Weiter: „Originale „sind unsre großen Lieblinge, und sie müssen es „auch seyn: denn sie sind große Wohlthäter. Sie „erweitern das Reich der Wissenschaften, und ver„größern ihr Gebieth mit einer neuen Provinz.„ Welch ein Machtspruch! Nun wissen wirs doch, was Originale sind: und wer das nicht versteht, der ist nicht werth, daß ers erfährt. Noch einen Zug von seiner Meisterhand müssen wir unsern Lesern nicht vorenthalten: „Die Feder eines Origi„nalscribenten ist gleich Armidens Stabe, der „aus einer dürren Wüste einen blühenden Frühling „hervorbringt.„ Was will man mehr? Nun ist es ja sonnenklar, was ein Originalscribent ist: man müßte denn nicht wissen, was die Hexen und Hexereyen sind.

So deutlich erklären uns heute zu Tage die begeisterten Schriftsteller der Engländer in ihren angebetheten Pamphlets (Pamphlets) die wichtigsten Materien. Doch wir wollen nicht alle brittische Geister dieses Fehlers beschuldigen. Es giebt auch philosophische und ordentliche Köpfe, die den Schwulst von der Deutlichkeit unterscheiden können. Nur Hr. Young hätte lieber bey finstern Nacht-

geſſen, folglich den Umgang und eine bürgerliche Geſellſchaft zu erhalten: Theils Gottes Ehre zu befördern, nicht nur mittelbar, in dem man ſeinem Nächſten dienet; ſondern auch unmittelbar, in dem man ihn anrufft, lobet, verherrlichet. Der Zweck iſt gut, und der Nutzen bleibt nicht auſſen, wenn der Zweck recht beobachtet wird. Wo aber ſolches nicht geſchieht: Da kan man auch dieſes edle Kleinod ſchändlich misbrauchen, und übel anwenden, wie leider genung geſchiehet. Wie wir uns nun als Chriſten für dem Misbrauche ſorgfältig zu hüten haben: Alſo müſſen wir Gott preiſen, für die Gabe, und nicht nur dieſelbige wohl anwenden; ſondern auch darauf bedacht und befliſſen ſeyn, wie wir die Sprache immer geſchickter und fähiger dazu machen. Folglich iſt es nicht vergebens, und Gott nicht zuwieder, daß man auf die Unterſuchung und Verbeſſerung einer Sprache, welche über dem eine Schaale ſo herrlicher auch himmliſcher Weisheit und Wahrheiten iſt, allen Fleiß anwendet: Sintemal auch ſolches zur Verherrlichung ſeines groſſen Namens gereichet. Inſonderheit ſind die Gelehrten hierzu verbunden, theils weil ſie dazu alleine am geſchickteſten ſind: Theils, weil ſie ſchuldig ſind, ihr Werkzeug zu ſäubern und recht brauchbar zumachen.

§. 6. Eine Sprache nun, welche ſo beſchaffen, iſt, daß man in ihr alle mögliche, vorkommende Dinge, Leiden und Thaten, einfallende Gedanken, vielfältige Vereinigungen der Begriffe und Gemüthsbilder deutlich, hinlänglich, nachdrücklich, vollſtändig, bequem, zierlich, ohne Umſchweif und Schwierigkeit ausdrücken kan: Dieſelbe iſt gut,

Nachtgedanken seine Phantasie beschäfftigen, oder von Larven, Gespenstern und Hexenversammlungen dichten sollen, um Kinder zu erschrecken; als daß er sich in eine Abhandlung kritischer Materien gemischet hätte, denen er kein Licht anzuzünden im Stande war.

Denn gründlich von der Sache zu reden, was will Hr. Young in dieser Schrift? Er will alles Nachahmen verbiethen. Man soll die Spuren aller großen Geister, unserer Vorgänger, verlassen, und sich selbst eigne Bahnen ersinnen; um etwas ganz Neues, Unerhörtes und Wunderwürdiges hervorzubringen. So, meynet er, hätten es die Alten gemachet, die wir so bewundern. Aber wie? wenn man ihm nun zeigete, daß auch die größten Geister der Alten, nur durchs Nachahmen groß geworden? Die besten Kunstrichter haben schon gestanden: daß Homer nicht der erste Heldendichter gewesen. Er hat andre vor sich gehabt, einen Eumolpus, Linus, Orpheus, Musens, die er nachgeahmet; deren Fehler er aber vermieden, und sie also übertroffen hat. Der Natur glücket es nicht, auf einmal die größten Meister hervorzubringen. Es gab viel Stümper vorm Apelles und Protogenes, vorm Phidias und Alkamenes. Es gab auch viel Liederdichter vorm Pindar und Anakreon, viele Tänzer vorm Bathyllus und Antinous. Die Nachahmung der Vorgänger half den Nachfolgern, sie zu übertreffen. Auch Virgil wäre kein Virgil geworden, wenn er keinen Homer vor sich gehabt hätte. Man lese des P. le

Bossü Tractat von der Epopöe. Sophokles und Euripides würden nicht die Meister der tragischen Bühne geworden seyn, wenn sie keinen Thespis, keinen Aeschylus vor sich gehabt hätten. Menander, Philemon und Terenz wären niemals die Wunder der komischen Bühne geworden: hätten sie keinen Eupolis, Kratinus und Aristophanes, keinen Accius und Plautus vor sich gehabt, das Gute derselben nachgeahmet, und das schlechte vermieden. Selbst Cicero wäre kein vollkommener Gesprächschreiber geworden, wenn er nicht den Plato nachgeahmet und übertroffen hätte.

Hergegen haben alle die, so sich ganz neue Wege zu bahnen gesuchet, es insgemein verderbet. Homer z. E. besingt den bloßen Zorn Achills, und machet daraus ein Meisterstück. Was thut der Verfasser der kleinen Ilias? Er will ein Originalscribent werden, weicht von Homers Bahn, der nur eine Handlung zu beschreiben gewußt, und nimmt den ganzen trojanischen Krieg vor. Das war ja wohl ein recht kühner Geist, ein Originalkopf! Allein wie giengs ihm? Er ward von ganz Griechenland, und selbst von dem größten Kunstrichter Aristoteles ausgelachet. Homers Ilias blieb die große; dieß Gedicht aber von zwanzigmal größerm Umfange, ward nur die kleine Ilias genannt. In Rom gab es auch einen Bav, der sich eine neue Bahn darinnen brechen wollte. Allein, wie gieng es ihm damit? Horaz verbeut ausdrücklich, (und welch ein ungleich größers Ansehen

ſehen hat der nicht gegen Hrn. Young?) ſeinem Beyſpiele nachzuahmen:

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
„*Fortunam Priami, narrabo & nobile bellum.*„
Quid dignum tanto feret hic promittor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Art. Po.

Ja er giebt ausdrücklich dem Homer das Lob, daß er nicht vom doppelten Eye der Leda angefangen habe:

Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo!

Eben ſo iſt es dem Lucan, Claudian, Statius, dem Apulejus, u. a. m. gegangen. Die neuen Bahnen, ſo ſie gewählet, haben ſie auf Irrwege geführet. Arioſt unter den Wälſchen, der lieber den phantaſtiſchen Ritterbüchern, als dem Homer und Virgil folgen wollte; ja die Verfaſſer aller Ritterbücher ſelbſt, haben zwar neue Geſchöpfe voller Thorheiten und Unſinn hervorgebracht, aber eine ſchlechte Ehre erworben. Taſſo und Fenelon in ſeinem Telemach, und Voltaire in ſeiner Henriade, ſind viel gröſſer in dem Stücke geblieben: ob ſie gleich nach Hrn. Youngs Urtheile, nur Nachahmer, und nicht Originalſcribenten heiſſen können.

Den ſchöpferiſchen Geiſtern auf der neuen Schaubühne iſt es eben ſo gegangen. Corneille und Racine ahmten die Alten nach; Moliere u. Desteuches gleichfalls: ſind ſie aber nicht unendlich gröſſer und berühmter, als alle Operndichter, alle Shakeſpears, und andre wilde Köpfe, die mit Hindanſetzung

aller Regeln der Schaubühne, Originalschriftsteller haben werden wollen. Was neues wagen, ist keine grosse Kunst: aber es reimet sich nicht alles, was man wagen kann. Wenn ein Maler es wagete, wie Horaz es saget, einen Menschenkopf auf einen Pferdehals zu setzen, den Rücken mit bunten Federn zu decken, und dann alles auf einen Fisch hinauslaufen zu lassen:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit &c. &c.

so wäre es wohl etwas neues, ein Meisterstück eines schöpferischen Originalpinsels. Aber was fället Horaz für ein Urtheil davon?

Spectatum admitti risum teneatis amici!

Die geschicktesten Köpfe der Welt haben seit 6000 Jahren schon lange versuchet, was sich schicke, und thun lasse, oder nicht. Auf ihrer Bahn geht man also am sichersten. Wer von ihr klüglend, oder verwägen abweicht, dem geht es, wie dem Ikarus oder Phaeton.

Soviel von der Hauptsache Hrn. Youngs. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß auch viel Gutes darinn vorkomme; und der Hr. Uebersetzer eine besondre Stärke, sowohl im Englischen, als im Deutschen gewiesen habe. Schade, daß er uns keinen andern Schriftsteller liefern wollen! O wenn er sich an des Shaftsbury Charakteristiks machen wollte!

V. Jo-

V.

Jo. Gottlob Bœhmii, Acad. h. t. Rectoris, Hiſtoriogr. Regii, Hiſt. P. P. O. Patl. Arcad. & Acad. Piſaur. Sodalis; de Philippi Melanchthonis in Acad. Lipſicam inſignibus meritis Oratio, habita A. D. IV. Non. Majas An. 1760. in Legum Academiæ ſollemni Prælectione. Lipſiæ ex Officina Langenhem. in 4to.

p. 28.

Die feyerliche Vorleſung akademiſcher Statuten, die unter jedem neuen Rectorate allhier geſchehen muß, giebt jedesmal den Herren Rectoren Gelegenheit, eine öffentliche Rede zu halten. Dießmal hat uns der dermalige Herr Rector der Univerſität, bey dem an ſo vielen Orten erneuerten Andenken Philipp Melanchthons, von den großen Verdienſten dieſes berühmten Mannes um die Univerſität Leipzig, unterhalten wollen. Er hat ſelbiges nach ſeiner beliebten Art auf eine beredte, und eindringende Art gethan: ſo daß ihm die gelehrte Welt verbunden ſeyn muß, daß er ſeine Rede auch durch den Druck bekannt werden laſſen. Die Verdienſte Melanchthons aber erhalten dadurch einen neuen Zuſatz, da auch dieſer Theil derſelben in ein beſondres Licht geſetzet worden. Man verzage alſo nur nicht, wenn man gleich bey ſeinem Leben den Lohn guter Thaten nicht allemal erhält. Eine

dankbare Nachwelt iſt billiger, als der neidiſche Zeitpunct, da man lebet.'

Extinctus amabitur idem! HOR.

Im Eingange ſaget der gelehrte Hr. Verfaſſer, daß unter andern, auch das ihm neulich gnädigſt anvertraute Amt eines ſächſiſchen Hiſtoriographs, ihn dieſen Punct der gelehrten Geſchichte ins Licht zu ſetzen angeſpornet. Er erzählet hierauf, daß Melanchthon 1513 vom Churf. Friedrich von Sachſen, aus Schwaben nach Wittenberg gerufen worden, und damals alſo auch durch Leipzig gegangen. Hier beſchreibt der Redner den damaligen Zuſtand dieſer Univerſität, auf eine ſehr vortheilhafte Art. Es lehrten hieſelbſt Richard Crocus, ein Britt, der Leipzig ein andres Athen genennet; Tranquillus Parthenius, ein Dalmatier, der gleichfalls in einer Rede, die er in eben dem Jahre gehalten, Leipzig dem paduaniſchen, bononiſchen, ſieniſchen, perufiniſchen und römiſchen Muſenſitze vorgezogen; Georg Helt, Joachim Camerar, Caſpar Börner, Petrus Moſellan, Andreas Frankus, u. a. m. Dieſe fand Melanchthon, und von ihnen ward er aufs höflichſte empfangen: ob er gleich noch ein junger Mann von 21 Jahren war; deſſen Ruhm aber weit und breit erſchollen. Das große Fürſtencollegium ſonderlich bewirthete dieſen gelehrten Gaſt feyerlich; und ſo oft eine neue Schüſſel aufgetragen ward, geſchah von einem der Collegiaten eine neue Anrede an denſelben, die er dann wieder beantwortete; welches Gepräng er

aber

aber bald überdrüßig ward, und zu verbitten ſuchete.

D. Luther, der dieß alles erfuhr, beſorgte ſehr, man möchte den guten Melanchthon in Leipzig gar zu fäſſeln ſuchen, und den Wittenbergern durch eine gröſſere Beſoldung abſpenſtig machen. Und wirklich ſoll Herzog Georg darauf gedacht haben. Allein Melanchthon blieb ſeiner erſten Liebe treu; doch ſo, daß er Leipzig allemal werth behielt. Hier will unſer Redner von der beruffenen Diſputation nicht reden, die in der Pleißenburg zwiſchen Luthern, Carlſtaden, und dem Eccius gehalten worden; zu welcher der erſte auch den Melanchthon mitgenommen hatte. Gleichwohl legte er dabey viel Ehre hier ein. Allein nach etlichen Jahren, als er eine Reiſe in ſein Vaterland that, kam er hier durch, und fand ſeinen werthen Freund, Petrus Moſellanus, mit dem Tode ringend und ſterbend: dieß geſchah im April 1524. Doch Borner, Camicianus, und Bernh. Ziegler, den ſie Laterenſem nannten, tröſteten ihn, durch ihren Umgang, über dieſen Verluſt. So lange Herzog Georg, der Glaubensreinigung abgeſagter Feind, lebte, konnte dieſelbe in dieſen Landen nicht Wurzel faſſen; und Melanchthon war anderwärts damit beſchäfftiget, daß er Luthers Arbeiten unterſtützte. Allein ſobald Herzog Georg ſonder Erben ſtarb, und Herzog Heinrich erbte: ſo fand die gereinigte Lehre auch hier Freyheit und Eingang; und da ward auch Melanchthon hier in Verbeſſerung der Kirchen und Schulen fleißig zu Rathe gezogen.

Die

Die Gelehrſamkeit war nämlich über den Religionsſtreitereyen ſehr in Verfall gerathen, und Melanchthon rieth dem guten Caſpar Borner, den Schottländer Aleſius, und den Joach. Camerar zu Gehülfen zu geben. Dieſes geſchah, und Leipzig gewann ſehr viel dadurch. Er ſelbſt ſchrieb an dieſen, und pries ihm Leipzig recht an: woraus man ſieht, daß ſchon damals Leipzig an Reichthum und ſchönen Gebäuden, wie an trefflichen Köpfen vor andern Städten Vorzüge gehabt. Wie nun Melanchthon ſolches einſah, und ſelbſt Hermann Buſchens Laudes Lipſiæ wieder auflegen laſſen wollen: alſo kam er auch gern nach Leipzig, und glaubte, daß er hier viel vergnügter leben könnte.

Camerar pflanzte nun ſeiner Lehrer, eines Crocus, Moſellans und Melanchthons Liebe und Einſicht zu den alten Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften hier eifrigſt fort. Er lehrte die Beredſamkeit, und ſelbſt die Geſchichte; und zwar nicht nur die alte, ſondern auch die neuere. Und ſelbſt in dem bald eingebrochenen Kriege ſorgte Melanchthon, daß nicht die ſtudierende Jugend, oder die Lehrer ſich zerſtreuen möchten.

Der ſtärkſte Beweis von Melanchthons Verdienſten iſt, daß Herzog Moritz hier eine öffentliche Profeſſion über Melanchthons Dialektik geſtiftet. Der Zuſtand dieſer Wiſſenſchaft war vor ihm ſehr verderbt. Tartaret, Bricot, Perverſor, Ecius waren bisher die Helden darinn geweſen. Man hatte Exercitia taurina und canina. Ochſen- und Hundeübungen getrieben: und Melanchthon ge-

geſtund, daß er ſelbſt ſechs Jahre damit zugebracht. Aber nachdem er ſelbſt eine Dialektik geſchrieben, gerieth die Summula Petri Hiſpani, die Dialectica Cæſarienſis, die doch nicht zu verachten war, unter die Bank; und die philippiſche ward an ihrer Stelle eingeführet. Der Hr. Prof. B. glaubet aus guten Gründen, dieß ſey um 1546 geſchehen; weil in den Acten der Leipz. philoſ. Facultät hier namentlich ihrer gedacht wird. Die Lehrer, ſo über dieſelbe geleſen, hat der gelehrte Hr. Verf. mühſam herausgeklaubet, und wir wollen ſie wiederholen. Sie ſind Herold, Thomäus, Seb. Rosler, Mar. Rosler, Zornäus, Hildenus, Trübenbach, Cervinus, Cremer, Becker, Liſca, Recleben, Raſpinus, Hornſchuh, Schlüter, Rappolt, Jac. Thomaſius, Schwenk, Alberti, Hardt, Crell, und der itzige Dechant der phil. Fac. Prof. Gottſched geweſen. Man muß aber nicht glauben, daß alle die älteſten von dieſen Lehrern, lebenslang bey dieſer Profeſſion geblieben. Nein, damals hat man die Profeſſionen nach wenigen Jahren abgewechſelt; ja ſie bisweilen nur ein Jahr verwaltet.

Kurz, dieſe Rede iſt an Schönheit des Ausdruckes, und merkwürdigem Inhalte der Sachen, den übrigen gelehrten Schriften des Hrn. Profeſſor Böhms mit dem größten Rechte an die Seite zu ſetzen.

VI. Ode

VI.

Ode ſur la preſente Guerre *).

J'entens de toutes parts éclater les Orages,
Les Champs ſont inondés de cent mille Aſſaſſins,
Payés pour le Maſſacre, inſtruits pour les Ravages,
La Foudre eſt dans leurs mains.

Partout le Fer pourſuit, par tout le Feu devore;
Ils laiſſent à leur Suite en ces Champs malheureux,
La Faim, le Deſéſpoir, plus terribles encore,
Que le Fer & les Feux.

Les Guerriers, dont la Courſe imite les Tempêtes,
Obeiſſent aux Loix, aux Princes, aux Vertus;
Les Lauriers immortels, dont ils parent leurs Têtes,
Sans doute leur ſont dûs.

C'eſt vous, que j'interroge, Idoles de la Terre!
Vainqueurs des Nations, ou plûtôt leurs Bourreaux!
Tyrans ambitieux, qui d'une injuſte Guerre
Allumez les Flambeaux.

Neron oſa bruler des Maſures antiques,
Rome l'appelle Monſtre, en tombant ſous ſes Coups,
Et vous, du Monde en feu, Deſtructeurs frenetiques,
Quel Nom meritez vous?

Voyés

*) Dieſe vortreffliche Ode auf den Krieg überhaupt, iſt uns von vornehmer Hand zugeſtellet worden. Wir liefern ſie unſern Leſern deſto lieber, da ſie allem Anſehen nach, von einem der gröſten franzöſiſchen Dichter

vollkommen, und ein nützliches Werkzeug nicht nur der ganzen menschlichen Gesellschaft überhaupt; sondern auch der Gelehrten insonderheit: Welche aber nicht so beschaffen ist, die muß entweder abgeschaffet oder verbessert werden. Dieser letzte Satz und Schluß soll unten noch weiter gebraucht und angewendet werden.

§. 7. Bey so gestallten Sachen ist die Sprache ein Spiegel und Abdruck der Gedanken des Menschen: Eine kurze und geschickte Weise, seine Gedanken andern mitzutheilen: Ein Bild und ein Auslegerinn des Gemüths: eine Anzeigerinn und Verwahrerinn der schönen Wissenschaften: Der Schlüssel, die Thüre zu den Künsten: Die Schatzkammer, die Ausgeberinn der Wissenschaften: Der Canal, wodurch alles Gute auf andere gebracht werden kan, und der Vorhof zu dem inwendigen Gemach der Sachen. Sie wird von der Zunge bey den Hebräern לָשׁוֹן, bey den Griechen γλῶσσα, bey den Lateinern lingua deswegen benahmet, weil die Zunge zu dem Sprechen das meiste thut. Dieses kan man auch gewissermaßen von den Buchstaben sagen. Denn weil der Mensch theils mit Anwesenden, theils mit Abwesenden zu schaffen hat; und man der gegenwärtigen Sinn durch den Schall oder die Rede, und das Gehör erkennet: So ist kein andres Mittel, als der Abwesenden Meynung durch die Schrift und das Gesicht zu erkennen. So viel länger nun die Schrift, als der Schall dauret, so viel nützlicher ist sie: Obgleich die lebendige und nachdrückliche Aussprache vor dem todten Buchstaben weiter um ein vieles voraus hat. Derowegen hat

Voyés ces Habitans dans l'Horreur des allarmes,
En cent lieux fugitifs, errants, exterminés,
Quel Laurier peut payer la Douleur & les Larmes,
De tant d'Infortunés?

Si vous êtes preſſés de ce Deſir funeſte,
De depeupler la Terre, en Proie a vos Tranſports,
Ah! ſemez les Poiſons, faites germer la Peſte,
Et regnez ſur des Morts.

D'une goute de Sang vous redemandez Compte,
Vos Loix aux Meurtriers prodiguent des Tourments,
Aſſaſſins de l'Europe, & vous n'aves pas Honte,
D'en verſer des Torrents!

Ah! qui donc êtes-vous! quelle fut l'Origine
Des Droits, que vos égaux vous ont abandonnés!
Nés de la même fange, eſt-ce pour leur Ruine,
Qu'il vous ont couronnez!

Ah! s'ils n'avoient voulu que s'arracher la Vie,
Avoient-ils donc Beſoin de Sceptres & de Loix!
Libres, ne pouvoient-ils aſſouvir leur Envie,
Sans ramper ſous des Rois!

Comptons les Souverains que l'Europe raſſemble,
Douze Chefs vertueux finiroient ſon Bonheur,
Tour à tour teints de Sang de leur Ruine enſemble
Ils diſputent l'Honneur.

Hu-

ter iſt; den man errathen wird, ohne daß wir ihn nennen dörfen. Wir wünſchten von einem feurigen deutſchen Dichter, oder von mehr als einem, gute Ueberſetzungen davon zu ſehen, und erbiethen uns, dieſelben gleichfalls hier einzurücken.

Humanité, Juſtice, eſt ce pour vous, qu'ils regnent?
Delateurs mutuels, perfides & jaloux:
J'atteſte leurs Ecrits, ils s'accuſent, ſe craignent
Et ſe mepriſent tous.

Ceſſent-ils de ſe nuire, ils manquent donc de Force,
S'ils ſuſpendent leurs Coups, c'eſt pour les preparer,
Leur Repos n'eſt jamais qu'une perfide Amorce,
Pour mieux ſe dechirer.

Qu'eſperent-ils enfin? Maitres d'un vaſte Empire,
Pour un Hameau de plus, combien de Sang verſé?
Ridicule Fureur, mépriſable Délire!
Moins cruel qu'inſenſé.

Genie, Activité, Soif de Gloire, Courage,
Vous me vantés en vain, vos illuſtres Travaux.
Ah l'auſtere Equité diſtingue aux Yeux du Sage
Les Monſtres des Heros.

O vous! qui profanant les Tranſports du Genie,
Oſez diviniſer les Fléaux des Mortels,
Que ne puis je étouffer de Votre Voix impie
Les Accents criminels!

Quoi? le Meurtre d'un Peuple honoreroit ſon Maitre?
L'Homme n'a que ſon Sang, on le traine au Trepas,
Vils Flateurs, arretés, la Gloire peut elle être,
Ou la vertu n'eſt pas?

Mais peut-être mon zele en ſa chaleur amere,
Repand ſur les Objets de trop ſombres Couleurs,
La Guerre eſt de tout Tems, & ce mal Neceſſaire,
N'eſt digne que de Fleurs.

Non,

Non, ce Fleau, jamais ne fut inevitable,
La Sageſſe toujours peut prévenir ſes Coups,
Quand les Rois ſont armés, il en eſt un Coupable,
Peut être ils le ſont tous!

Oſe-t-on, ſi les Droits ne ſont pas legitimes,
Aux Yeux de l'Univers combattre en furieux?
S'ils ſont douteux, le Sang d'innocentes Victimes
Le prouvera-t-il mieux?

Ces Sauvages ſanglants, que votre Orgueil déteſte,
Sont des foibles Rivaux de tant d'Exces honteux:
Et je ne vois que l'Art de faire un Manifeſte,
Qui vous diſtingue d'eux.

Ils mangent les vaincus dans leur cruelle Joie,
L'Honneur de les tuer ſuffit à vos Fureurs,
Qu'importe, à qui n'eſt plus, de devenir la Proie
Des Vers ou des Vainqueurs?

Du moins, ſi tant de Sang rendoit a la Patrie,
Des Jours plus fortunés, un tranquille Deſtin,
Mais quel en eſt le Prix? le Soldat eſt ſans Vie,
Et le Peuple ſans Pain!

Leurs Tréſors prodigués par des Mains ſanguinaires,
Les Fruits de leurs Sueurs livrés avec effort,
Que ſont ils devenus? de leurs Fils de leurs Fréres,
Ils acheterent la Mort.

Politique éclairée, active, impénétrable!
Art ſublime & profond, autant qu'infructueux!
Quel bien avés vous fait? l'Homme en eſt plus coupable,
Sans etre plus heureux.

Compter ſur les Traités, ſignés par le Menſonge,
Ces Piéçes ſolemnels avec Art preparés,
Traités rompus, refaits, oubliés, comme un Songe,
Auſſitôt que jurés.

Ah! comment eſpérer un Terme favorable,
Si toûjours aux Depens du Monde geniſſant,
Le plus foible prétend devenir redoutable,
Et le fort toutpuiſſant?

Si la Force du moins donnoit quelque Aſſurance:
Mais l'Etat qui s'étend, a des Voiſins nouveaux,
Les irrite ſans doute: & doubler ſa Puiſſance
C'eſt doubler ſes Rivaux.

Perſépolis n'eſt plus qu'une Cendre ſterile,
Souvent à ſa Grandeur un Etat doit ſa Fin,
La Foibleſſe le garde, & Lucque eſt plus tranquille,
Que Dresde & que Berlin.

Rome ſoumit la Terre & ſe crut éternelle,
Il lui vint des vainqueurs des Bords du Tanais,
Et dix fois ſaccagée à peine regnât-elle,
Sur ſes propres Débris.

Ainſi le Sort confond le Courage & l'Adreſſe,
Tour à tour, par le Fer, tout Empire eſt détruit.
Les Vainqueurs, les Vaincus, la Force & la Foibleſſe
Tôt ou tard tout perit.

Trente Siécles de Sang du Meurtre héréditaire,
Qu'ont ils produits enfin, aprés mille Combats?
Au Bonheur, les Mortels ont ils dans leur Carriere
Avantée d'un ſeul Pas?

L'hu-

L'Humanité tremblante étend ſes Bras auguſtes,
Elle remplit les Airs de ſes Cris douloureux.
N'eſt il donc plus d'eſpoir? o vous Rois! ſoyez Juſtes.
Et le Monde eſt heureux!

Voilà votre Devoir & voilà votre Gloire,
Tout autre n'eſt qu'un Crime, écoutés vos Sujets,
Vous ne leur devez point d'Exploits ni de Victoire,
Vous leur devez la Paix,

Salomon & Numa dans leur Cité bornée
Ont égalé le Nom des plus heureux Guerriers,
La Paix a ſes Heros, l'Olive fortunée
A l'Eclat des Lauriers.

Un jour il s'éteindra ce Prejugé feroce,
Qui croit tous les Mortels nés pour ſe tourmenter.
Leur Sang ſera ſacré, Malheur à l'Ame atroce,
Qui voudroit en douter.

Deja par les beaux Arts l'Europe eſt adoucie,
Les Mœurs pourront un Jour ce que n'ont pû les Loix:
Et les fieres Leçons de la Philoſophie
Feront rougir les Rois.

Berne, Veniſe & Rome ont frayé cette Route,
De leur douce Vertu le Bonheur eſt le Prix
Un Jour le même Myrthe embellira ſans Doute,
Londres, Vienne & Paris.

Ma redoutable Voix a tonné ſur le Crime,
O Paix! je n'en ai point pour chanter tes Attraits,
Pénètre les Humains de ton Charme ſublime,
Peins toi par tes Bienfaits.

O Thereſe, ô Louis, o Vertus plus qu'humaines!
Mes vœux ſont entendus, & j'en crois vôtre Cœur,
Eterniſez vos Nœuds! l'Europe craint des Chaines,
Donnez lui le Bonheur!

VII.

Des Herrn Cardinals Melchiors von Polignac Antilucrez, oder neun Bücher von Gott und der Natur, nach deſſen Tode von dem Herrn Abte Karl d'Orleans von Rothelin, zum Drucke befördert. Zweyter Theil; nach der pariſer Ausgabe aus dem lateiniſchen proſaiſch überſetzt, von Martin Friedr. Schäfern, kön. preuß. Oberconſiſtorialrath und Oberamtsreg. Secretär, wie auch der leipz. Geſ. der freyen Künſte Ehrenmitgliede. Breslau, im Verl. Joh. Fr. Korns des ältern. 1760. in gr. 8.

Mit eben dem Vergnügen, als wir den erſten Theil dieſes Buches unſern Leſern angeprieſen, melden wir ihnen auch den zweyten an. Ein Werk von ſolcher Wichtigkeit, in Vertheidigung der natürlichen Religion, kann nicht in gar zu viele Sprachen überſetzet werden. So wie des Grotius Buch von der Wahrheit der chriſtlichen Religion unendlichen Nutzen geſchaffet hat; ſo wird auch dieſes dergleichen zuwege bringen, wenn es erſt recht in die Hände der Leute kommen wird. Die Zahl der leichtſinnigen Spötter der wichtig-

ſten

ſten Wahrheiten, hat durch die leichtſinnigen Schriften gewiſſer franzöſiſchen Witzlinge ſeit einiger Zeit ſehr zugenommen; und das zwar bloß, wegen gewiſſer zufälligen Zierrathe, die der Witz und die Dichtkunſt, auch den kälteſten Einfällen und Spöttereyen geliehen haben. Warum ſollte ſich denn auch die Wahrheit nicht gleicher Putzwerke bedienen, und auch den ewigen Wahrheiten der natürlichen, oder eigentlichen katholiſchen, d. i. allgemeinen Religion des menſchlichen Geſchlechts, und aller vernünftigen Weſen, eine Anmuth ertheilen?

Der Hr. Oberconſiſtorialrath Schäfer verdienet alſo ſehr vielen Dank von allen Wohlgeſinneten, daß er ſeinem verdeutſchten Racine von der Religion, ein ſo wichtiges Werk, völlig an die Seite ſetzen wollen. Er hat ſich dabey mit aller Stärke und Geſchicklichkeit in der Einſicht und Schreibart gewieſen. Hier glaubet man überall ein Original zu leſen; aber ein ſchönes Original, welches eine geſunde Vernunft zur Mutter, und einen geläuterten Witz zum Vater hat. Keine neugebackene Modewörter, keine verſtümmelte Redensarten, keine halsbrechende Wortfügungen verſtellen hier die edlen und wahren Gedanken des Verfaſſers. Und doch heerſchet darinn ein reitzender Wohlklang, der ſo vielen unſrer neuern Dichter fehlet, ſie mögen nun geradebrechete Heranteter, oder romanhaftſchwülſtige, aber proſaiſche Aſſterepopöen aus dem Aermel ſchütteln. Doch wir müſſen unſern Leſern etwas mehr, als Lobſprü-

che mittheilen. Der Inhalt dieser letzten V. Bücher kann sie am besten belehren, was sie darinn zu suchen haben. Hier ist er:

Inhalt des fünften Buches.

In diesem Buche wird von der Seele des Menschen gehandelt. Im Anfange gedenket der Verfasser mit wenigem, was er in den vorigen Büchern bewerkstelliget hat: darauf lobet er Lucrezens Dichtkunst, und tadelt sein böses Herz. Alsdann schreitet er zur Betrachtung der menschlichen Seele: erstlich zeiget er, daß es Geister gebe, und daß man bloß in einem Geiste die Ursache der Bewegung zu suchen habe. Daß die Seele nicht körperlich sey, beweist er aus der Natur der Materie; und vornehmlich daraus, weil aus den verschiedenen Zufälligkeiten der Materie, als da sind, ihre Lage, Größe, Figur, und Bewegung der Theile, keine Seele entstehen kann; sondern nur verschiedene Gestalten körperlicher Dinge erwachsen: dieses erläutert er mit dem Beyspiele des Feuers, dessen sämmtliche Erscheinungen er erkläret. Nach diesem bringet er noch andere Gründe bey, woraus er darthut: daß die Seele mit dem Körper nichts gemein habe; und daß vor der Materie schon eine Ursache gewesen sey, von welcher der Materie diese oder jene Bewegung eingedrücket worden. Auf Epikurs Einwurf, daß die Seele in der Gemeinschaft mit dem Leibe Eindrücke von ihm bekomme, und also auch, wie dieser, körperlich und sterblich seyn müsse, antwortet er: daß sie zwar mit dem Leibe ver-

vereiniget, aber nicht mit ihm einerley sey; und dieses erläutert er mit dem Exempel einer Laute und eines Lautenspielers. Ferner erkläret er aus der dreyfachen Art der Gedanken, und daß die Seele vielerley Dinge zugleich empfindet, und die verschiedenen Empfindungen mit einander vergleicht; daß die Seele ein einiges, einfaches und also unsterbliches Wesen sey; und daß durch die Vereinigung des Leibes und der Seele, verschiedene Gemüthsbewegungen und Fertigkeiten aus dem Leibe in die Seele gebracht werden. Locke meynet, wir kennten die Natur der Materie nicht, und wüßten daher auch nicht, ob sie nicht denken könne. Auf diesen Einwurf antwortet der Verfasser: ungeachtet man das Wesen der Materie nicht völlig kenne, so könne man doch wissen, daß irgend eine Eigenschaft ihr nicht zukommen könne; das Denken und Wollen aber sey ganz was anders, als die Ausdehnung. Endlich zeiget er aus der Freyheit des Menschen, daß er eine Seele habe, und daß dieselbe ganz vom Körper unterschieden sey: worauf er zum Beschlusse noch behauptet, daß sich die Körper durch Gottes Kraft, doch auf Befehl der Seele, bewegen.

Inhalt des sechsten Buches.

Nachdem der Dichter die Grundpfeiler der epikurischen Lehre niedergerissen, und den hohen Adel der menschlichen Seele gerettet hat, so schreitet er in diesem Buche zu den Thieren; und übernimmt darinn zu beweisen: die Thiere möchten nun Seelen

len haben, oder nicht, so würde doch dadurch Gott und der menschlichen Seele nichts benommen. Den Einwurf der Freygeister, daß die Thiere, da sie so vielfältige Merkmaale des Witzes und der Verschlagenheit an sich blicken lassen, eben solche Seelen hätten, wie wir; und daß, da ihre Seelen materialisch wären, auch die unsrige es wohl seyn könnte; beantwortet er mit folgendem Dilemma: die Seele der Thiere wäre entweder gar ein Unding, oder sie wäre unmaterialisch. Man könne eins wie das andere bejahen, ohne der Würde unsrer Seele zu nahe zu treten: dabey behauptet er, 1) daß die Beweisgründe für das Daseyn der thierischen Seelen nur ungewiß, für die menschlichen aber unstreitig wären. Hierauf trägt der Verfasser die cartesianische Meynung vor, daß die Thiere bloße Maschinen sind; und erläutert dieselbe, nach Art seiner Gegner, mit verschiedenen Exempeln. Er saget: die Thiere brauchten eben so wenig Seelen, als die Pflanzen und Mineralien; alle ihre Bewegungen könnten mechanisch geschehen; und aus ihren oft wunderbaren Handlungen könnte man zwar so viel erweisen, daß ein Geist vorhanden sey, der sie regiere, aber nicht, daß die Thiere eigene Seelen haben: überdieß könnten auch diese Bewegungen aus eben der Ursache in ihnen entstehen, als unsre willkührlichen Bewegungen, die der bloße Willen in uns hervorbringt: es zeige auch die Gleichförmigkeit ihrer Handlungen, daß es ihnen an dem Vermögen zu wählen fehle; und aus vielen Beyspielen wäre klar zu ersehen, daß sie selbst keine

See-

hat alſo ſeinen Mangel, aber auch ſeinen Vortheil: Daher es nützlich und nöthig iſt, daß beydes wohl verwahrt, geſchickt verbeſſert, klug gebrauchet, und entweder mit einander verbunden, oder eines dem andern weislich zuweilen vorgezogen werde.

§. 8. Wie nun zur Sprache erſtlich Sachen, zum andern richtige Begriffe, zum dritten geſchickte Wörter, Redensarten und leſerliche Buchſtaben gehören: So wollen wir davon mit mehrerm handeln, und hernach etwas von der Urſache Beſchaffenheit, dem Urſprunge und der Übereinſtimmung der verſchiedenen Sprachen anbringen.

§. 9. Zur Sprache werden Sachen erfordert, welche durch ſie ausgedrücket werden müſſen. Dahin gehöret nun alles, was da iſt, es ſey ſichtbar oder unſichtbar; oder was ſeyn könnte und möglich wäre, dahin auch alle erdichtete Dinge und Hirngeſpenſter gehören. Doch jene ſind die Haupt- und vornehmſten Sachen, welche zum Grunde liegen, und dieſe letzten könnte man nicht vernehmlich benennen, wenn nicht die Sprache erſt durch Benennung der wirklichen und erkannten Dinge in Ordnung gebracht worden wäre. Von rechtswegen muß man alle Sachen wohl und genau betrachten, damit man ſuro andere, recht hinlängliche, wahre und deutliche Begriffe ſich mache, und ſelbige mit einem dazu bequemen Schalle verknüpfen könne. Solches iſt nun nicht allezeit geſchehen. Einige haben eine Sache ſo, und zuweilen wohl unrecht angeſehen: Daher nicht nur verſchiedene, ſondern auch wohl bisweilen unrichtige und unbequeme Benennungen entſtanden ſind. Wenn wir noch etwa eine Be-

nen-

Seelen hätten, wohl aber von einem Geiſte regieret würden. Hätten aber 2) die Thiere Seelen, ſo müßten ſolche, zu was für einer Claſſe und Ordnung dieſelben auch gehören möchten, unkörperlich, und der unſrigen ähnlich ſeyn: wobey er aus vielen Proben der thieriſchen Verſchlagenheit zeiget, daß mancher Thiere Seelen noch vollkommener, als die unſrigen ſeyn müßten. Der Dichter verwirft hierauf den ſogenannten Inſtinct: und beweiſt aus den oft recht bewundernswürdigen Handlungen der Thiere, daß ſie durch ein verſtändiges Weſen, das außer ihnen iſt, gewirket werden. Aus den Kunſtwerken des menſchlichen Witzes ſchließt er, wie unendlich weiter die Kräfte des göttlichen Verſtandes ſich erſtrecken könnten. Alsdann beantwortet er den Einwurf, daß den Thieren, wenn ſie keine Seelen hätten, die ſinnlichen Werkzeuge unnütz wären: und zeiget zuletzt, daß man aus der ſo künſtlichen Einrichtung der Thiermaſchinen nicht anders ſchließen könne, als daß ein allerhöchſter Geiſt vorhanden ſey. Hier leget er den wunderbaren Bau einiger Gattungen vor Augen, und beſchließt endlich: daß eine ſo große Menge verſchiedener Thiere, Fiſche, Vögel und Würmer, ſie möchten nun Seelen haben oder nicht, unmöglich von ungefähr hätten entſtehen können, ſondern einen Gott zum Urheber haben müßten.

Inhalt des ſiebenten Buches.

In dieſem Buche handelt der Verfaſſer von dem Saamen der Thiere, um auch darinn die

Hand eines göttlichen Werkmeisters zu zeigen. Im Anfange zieht er Epikurs lächerliche Meynung vom Ursprunge und von der ersten Nahrung der Thiere durch: darauf fertiget er den Aristoteles mit seinen für sich bestehenden (substantiellen) Formen ab; und beweist, daß die Samen weder von ungefähr entstehen, noch fruchtbar werden konnten. Alsdann zeigt er wider den Epikur und die andern Gotteslängner, daß die Bildung der Thiere aus den bloßen Gesetzen der Bewegung nicht könne erkläret werden; und beschreibt zu dem Ende ausführlich den menschlichen Körperbau. Von diesem schreitet er zu den größern und kleinern Thieren, und beweist, daß ihre ersten Saamen weder von sich selbst, noch von ungefähr entstanden seyn, folglich von einem verständigen und zwar höchst weisen Wesen herkommen müßten, und daher nicht ewig seyn könnten: aus der beständigen und so kunstvollen Gleichförmigkeit der Fortpflanzungen erörtert er ferner, daß die Saamen von keiner andern, als einer vorsehenden, allgemeinen, mächtigen, und ewigen Ursache könnten entstanden seyn. Er behauptet, daß alle Thiere jedes Geschlechtes schon in dem ersten Thiere, und zwar in dem Männlein enthalten gewesen, und erkläret, woher die Unfruchtbarkeit der vermischten Arten, z. E. der Maulesel komme: er füget hinzu, daß in dem Weiblein nur die Nahrung für die Frucht, und der natürliche Trieb zur Fortpflanzung, liege; daß die Thiere ihren Saamen mit auf die Welt bringen, und wie sorgfältig die Vorsicht denselben erhalte: daß aber

ein ſo zahlreicher Samen in einem ſo kleinen Raume ſich befinden könne, erläutert er mit den Saamkörnern der Blumen und Pflanzen, und zeiget, daß jede Gattung von Gewächſen ihren eigenen Saamen bey ſich führe; erkläret auch zugleich die Urſachen ihrer Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit: worauf er weiter beweiſt, daß jeder Samen ſeine Frucht, und jede Frucht ihren Saamen, in ſich enthalte: endlich erkläret er die mannigfaltige Fortpflanzung der Gewächſe, durch die Aeſte und Wurzeln, durch das Impfen und Pfropfen; und daß ſelbſt diejenigen Kräuter, die von ſich ſelbſt zu wachſen ſcheinen, aus Saamkörnern entſtehen: daß alſo kein Thier jemals ohne Aeltern zur Welt gekommen ſey, außer das einzige erſte Thier jedes Geſchlechtes, in welchem Gott anfänglich das ganze Geſchlecht erſchaffen hat.

Inhalt des achten Buches.

In dieſem Buche wird das Weltſyſtem, oder das ganze Gebäud des Himmels und der Erde, nach ſeiner Geſtalt und Bewegung, betrachtet. Im Eingange ermahnet der Verfaſſer den Quintius, der erſten Urſache des Weltbaues nachzuforſchen, und lobet die Bemühungen derjenigen Männer, die ſich mit vorzüglichem Fleiße auf die Sternkunde geleget haben; dieſe vergleicht er mit den unwiſſenden Epikuräern. Alsdann ſchreitet er zu den dreyen Weltſyſtemen, die er kürzlich vorträgt, und alle für gleich geſchickt hält, das Daſeyn eines alierhöchſten Baumeiſters zu beweiſen; aus Liebe zur

Wahr-

Wahrheit aber erkläret er ſich für den copernikaniſchen Weltbau, vertheidiget denſelben wider das ptolomäiſche Syſtem, und zeiget: daß ſolches der keplerischen Regel, die er auf dieſe Syſteme anwendet, zuwider laufe, das copernikaniſche aber mit letzterer übereinſtimme. Nach dieſem erkläret er die verſchiedenen Bewegungen der himmliſchen Körper, die Umwälzung der Sonne im Mittelpuncte, und die Wirbel der andern Fixſterne. Er trägt auch die carteſianiſchen Muthmaßungen von den Urſachen der Sonnennähe und Sonnenferne der Planeten, und ihrem verſchiedenen Abſtande von der Sonne vor; beſchreibt die Umdrehung der Erde um ihre Achſe, nebſt ihrer dritten Bewegung, wodurch die Sterne in ſechs und zwanzig tauſend Jahren einen großen Kreis zu durchlaufen ſcheinen; und bringt zugleich verſchiedene Muthmaßungen von den Kometen bey. Hierauf erörtert er, warum die Planeten mit verſchiedener Geſchwindigkeit ihren tägl. Umlauf zurücklegen, warum ſich die Erdenachſe neige, woher Tag- und Nachtgleichen, wie auch die Sonnenwenden kommen, und giebt hierauf die Urſachen der vier Jahreszeiten an. Endlich erkläret er noch der Erde eigenen Wirbel, den Lauf des Mondes, die Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Den Beſchluß machet die Frage: wenn es ſchon ſo ſchwer iſt, dieß alles nur zu ergründen; wie viel ſchwerer muß es nicht ſeyn, dieß alles gemachet zu haben?

Inhalt des neunten Buches.

Um die vornehmſten Theile der Natur, welche das Daſeyn eines allerhöchſten Werkmeiſters beweiſen,

weiſen, vollends durchzugehen, hatte ſich der Verfaſſer vorgenommen; von dem was Erde und Meer in ſich enthalten, in dieſem Buche zu handeln: er hat aber nur den Anfang in fünf und zwanzig Verſen nachgelaſſen. Es folget alſo der Beſchluß des ganzen Werkes, oder das neunte und letzte Buch, worinn er einige Hauptſtücke kürzlich wiederholet, die Einwürfe der Gotteslängner widerleget, und ihnen, ſo zu ſagen, den letzten Stoß beybringt. 1) Zeiget er, die Natur könne die Dinge nicht hervorgebracht haben, wo man nicht Gott ſelbſt unter dieſem Worte verſtünde: die Welt müſſe von dem allerhöchſten Geiſte gemachet ſeyn. Aus der Beſtändigkeit der himmliſchen Bewegungen, aus der Fruchtbarkeit des Regens und der Flüſſe, aus der immerwährenden Abwechſelung der Jahreszeiten, ja ſelbſt aus dem Baue des menſchlichen Auges, erhelle ſchon zur Gnüge, daß ein ſo wunderbares und aus ſo mannigfachen Theilen zuſammengeſetztes Werk nicht von einem blinden Zufalle, ſondern von Gott herrühren müſſe. Hierauf erörtert er ausführlicher, als im erſten Buche: es ſey ein gewiſſes Muſter, eine Richtſchnur von dem, was wahr und recht iſt, vorhanden, die ſchon vor unſerer Seele da geweſen iſt; die Wolluſt ſey nicht die Meiſterinn der Vernunft, ſondern die Natur, das iſt, Gott ſelbſt, der allen Dingen ſowohl das Seyn, als die Bewegung gegeben hat. Auf die gewöhnlichen Einwürfe der Atheiſten, 1) daß die Welt ewig ſeyn müſſe; 2) daß viele Unordnungen

und

und Unvollkommenheiten in ihrer natürlichen Einrichtung angetroffen werden; und daß 3) sich auch in ihrer sittlichen Beschaffenheit vieles äußere, woraus man schließen müsse, daß Gott entweder kein höchstgütiges, oder kein allmächtiges Wesen sey; antwortet er sehr bündig: 1) daß die Welt nicht von sich selbst sey, sondern daß sie ein Gott, durch seinen kräftigen Willen und um sein selbst willen, erschaffen habe. 2) Daß die Mängel und Gebrechen in der moralischen Welt nicht von Gott, sondern von Menschen herrühren, die ihre Freyheit misbrauchen; daß, wenn diesen die Freyheit zu sündigen benommen wäre, es auch nicht bey ihnen stehen würde, Gutes zu thun; daß das Laster zwar immer seine Strafe, aber oft sehr spät empfangen würde. 3) Daß die Fehler in der physikalischen Welt nicht ohne weise Ursache vorhanden seyn; und daß es höchst vermägen sey, da einzelne Stücke zu tadeln, wo das Ganze so schön und so vollkommen ist. Hierauf beweist er, die Religion sey nicht aus Furcht, nicht aus politischen Kunstgriffen entstanden, noch eine Hirngeburt, sondern ein Begriff von dem höchsten Wesen, den der Mensch mit auf die Welt bringe; die Abgötterey sey eine von der natürlichen Religion abweichende Ketzerey. Alsdann zeiget er, daß wir das Endliche bloß aus der Vorstellung des Unendlichen erkennen: und beweist zuletzt aus der Vereinigung der Seele mit dem Leibe, und aus allen Folgen dieser Vereinigung, das Daseyn eines Gottes; und daß dieser Gott weder die

See-

Seele der Welt, noch der Inbegriff aller besondern Subſtanzen, ſondern ein allmächtiger, unwandelbarer, unendlicher Geiſt, der Urheber und König der Welt ſey. Zum Beſchluſſe ermahnet er den Quintius zur Tugend und zur Unterſuchung der geoffenbarten Religion.

Am Ende lieſt man noch ein vollſtändiges Regiſter des Inhalts, und eine gute Anzahl Verbeſſerungen eingeſchlichener Druckfehler.

VIII.

Ode

auf Dresdens Zerſtörung *).

Fließt, Thränen, über die Ruinen,
Der nun in Staub verfallnen Stadt,
Die Gottes Zorn betroffen hat:
Weg Freudigkeit und heitre Mienen,
Die mir ſonſt Dresdens Glanz gebahr;
Da Auguſts Gegenwart es ſchmückte,
Und Fried' und Ruh es noch beglückte,
Und Dresden ſich noch ähnlich war.

Was

*) Dieß Stück iſt in Dresden verfertiget. Wir haben den Liebhabern der deutſchen Dichtkunſt das beſte, oder vielmehr das einzige, was auf dieſe traurige Begebenheit herausgekommen, auch nicht vorenthalten wollen. Ein vornehmer Geiſtlicher iſt der Verfaſſer.

Was seh ich nun? Nicht Dresdens Schöne:
Nicht mehr der Gassen Reinlichkeit:
Nicht mehr, was Aug und Herz erfreut.
Was hör ich nun? Nur Klagetöne,
Die Schrecken, Brand und Furcht erpreßt;
Und womit sonst die Wehmuth ringet,
Die selbst den Geist ins Enge bringet,
Und nicht zur Ruhe kommen läßt.

Die Noth entsteht auf allen Gassen,
Es mag auch kein Palast bestehn:
Was vest ist, muß in Trümmern gehn.
Die Macht der schmetternden Karkassen
Stürzt, schlägt, zersplittert und verheert:
Der Nachbarn Rettung ist vergebens,
Und mit Gefahr des edlen Lebens,
Wird Noth, Geschrey und Angst vermehrt.

O welch ein schrecklich Zorngerichte
Bricht über dich, mein Dresden, aus!
Gott schont auch nicht sein eigen Haus.
Ein Wink von seinem Angesichte
Giebt feindlichem Geschoß Gewalt;
Der Bomben Knall sprengt Schloß und Riegel:
Der Musen Schätze, Brief und Siegel
Verzehrt die Glut ohn Aufenthalt.

Die Menschen retten nur das Leben,
Man sieht sie schaarenweise ziehn,
Aufs Land und auf die Berge fliehn,
Und aller Güter sich begeben;

Allein

Allein auch hier begleitet ſie
Der Mangel und der Flüchtgen Menge:
Bringt ſie in bängliches Gedränge,
Beſchwerlichkeit, und Sorg, und Müh.

Hier ſorgen ſie für ihre Brüder,
Die Rauch, und Feur, und Einſturz ſchreckt,
Zum Theil auch Staub und Schutt bedeckt;
Sie leiden mit, als treue Glieder.
Zu helfen fehlet Rath und Kraft;
Doch flehen ſie zu Gott mit Bethen,
Der, wenn uns Noth und Tod betreten,
Vom Heiligthume Rettung ſchafft.

O Vater! deſſen Herz nie ſtrenge,
Als arger Menſchen Herze, iſt,
Und Bethenden ſich nie verſchließt;
Erbarm dich der verſcheuchten Menge,
Die Sicherheit und Ruhe ſucht!
Sieh an der matten Kinder Schleichen,
Der Alten faſt entſeeltes Keichen!
Zähl ihre Thränen, ihre Flucht!

Ja, Gott erhörte auch das Flehen:
Sein' ausgereckte Gnadenhand
Veränderte den Jammerſtand;
Es blieb ein großer Theil noch ſtehen:
Mit Dresden ſolls nicht gar aus ſeyn.
Der Herr giebt uns ein Gnadenzeichen:
Gott nähert ſich, die Feinde weichen:
Die Burger ziehen wieder ein.

Gott! der du zornig bist gewesen,
Laß uns auch wieder Guts geschehn,
Und Freud an deiner Hülfe sehn;
So wird dein armes Volk genesen.
Eröffn' uns doch dein gnädig Ohr,
Die wir in Staub und Asche liegen,
Und uns itzt bethend vor dir schmiegen,
Und zieh uns wiederum hervor.

Erschein' uns, o du Gott der Heere!
Komm in der Größe deiner Macht,
Und laß uns nicht aus aller Acht;
Wir gründen uns auf deine Ehre.
Du kehrtest uns zwar plötzlich um:
Ach, sprich auch plötzlich, uns zu bauen;
Uns, die wir deiner Gnade trauen,
Und tröst uns auch hinwiederum.

Schmück unser Land mit seiner Krone,
Gieb, daß der theureste August,
Getreuer Sachsen wahre Lust,
Bald wieder ruhig bey uns wohne!
Bewahre Sein erhabnes Haus:
Begleite Sie mit deinen Schaaren,
Und, bey so mancherley Gefahren,
Breit über Sie die Flügel aus!

Gebeut den Schwertern, die uns tödten,
Und krümme sie zu Sicheln ein,
Daß sie zur Wohlfahrt nützlich seyn:
Laß unser Land nicht gar veröden.

Sprich,

nennung erſinnen wollen, müſſen wir es alſo beſſer machen, und das, was man bereits in der Sprache hat, auf allerley Weiſe zu verbeſſern und zu ergänzen trachten.

§. 10. Das dritte iſt denn das vornehmſte, nemlich geſchickte Wörter, Redensarten, und leſerliche Buchſtaben, davon wir auch umſtändlicher handeln müſſen. Ein Wort wird betrachtet, theils in Abſicht ſeiner Materie, das iſt, des Schalls oder der Töne, woraus es beſtehet, theils in Abſicht ſeiner Form und Beſchaffenheit, das iſt, ſeiner Bedeutung und ſeines Gebrauchs. Mit dieſem iſt die Wortforſchung beſchäfftiget, und mit jenem die rechte Ausſprache und Rechtſchreibung. Von dem letzten müſſen wir den Anfang machen. Der Ton und Schall des Menſchen iſt entweder articulatus oder inarticulatus und indiviſibilis, das iſt, er beſtehet entweder aus gewiſſen kleinen Gliederchen oder nicht, und iſt gerade weg. Die letzte Art hat er mit den Thieren gemein, und er zeiget damit entweder nichts, oder ſeinen Übermuth, oder eine gewiſſe Gemüthsbewegung an; zu welcher letzten Art der Lateiner Zwiſchenwörter zum Theil gehören. Hiervon handeln wir an dieſem Orte nicht, ſondern von der erſten Art. Die kleinen Gliederchen, woraus ein Wort beſtehet, oder worein ſich der Schall abtheilen läßt, hat man geſucht durch gewiſſe Züge und Merkmaale auszudrücken, woraus denn Buchſtaben und Sylben erwachſen ſind. Die kleinſten und einfachen Theilchen nennete man Buchſtaben, die gröſſern und zuſammengeſetzten Sylben. Buchſtaben machen Sylben, und Sylben Wörter. Weil

Sprich, nach so langem Kriegsgeschrey,
Ein starkes Machtwort u den Schilden;
Daß sie sich dir gefällig bilden,
Und Fried in allen Landen sey.

Sieh auf dem Zion mit Erbarmen,
Erhalte bey uns deine Ruh,
Nicht ihr ig Kalk als Steine zu.
Bestärk die Hoffnung in uns Armen,
Die sieht, was noch verborgen ist.
Auch in dem Schutt und todten Staube
Vertraut dir dennoch unser Glaube,
Daß du zu helfen willig bist.

O! mach uns fest in dem Vertrauen,
Das nur auf deine Gnade sieht,
Und Kraft aus deinem Worte zieht;
So werden wir auch wieder bauen,
Und ein verneutes Dresden sehn.
Zwar mangelts uns an Muth und Stärke,
Doch, Herr! wir gehn mit dir zu Werke,
Und sind gewiß: Es wird geschehn!

IX.

Discurs über den Geist des Menschen.

Aus dem Französischen des Hrn. Helvetius, Ihrer Majestät der Königinn von Frankreich ersten Leibarztes. Mit einer Vorrede Hrn. Johann Christ. Gottscheds. Leipzig und Liegnitz, im Verlage David Siegerts. 1760. in gr. 8.

Von dem Inhalte dieses berühmten Buches haben wir schon vielmals zureichende Nachrichten, und verschiedene Proben gegeben. Es würde also überflüssig seyn, auch von dieser Uebersetzung noch zu handeln, wenn nicht die ausführliche Vorrede des Hrn. Prof. Gottscheds noch dazugekommen wäre. Die Verdeutschung schreibt sich vom Hrn. Johann Gabriel Forkert, einem berlinischen Gelehrten her; der sich nach dem Zeugnisse des Hrn. Vorredners, dabey mit großer Geschicklichkeit gewiesen hat. Der kurze Vorbericht desselben berühret die Verschiedenheit der menschlichen Urtheile überhaupt, und der über dieß Buch bisher gefallenen insonderheit, nebst ihren Ursachen. Wir lernen daraus, daß der Verfasser des Werkes, durch die widrigen Urtheile, theils zwar einiger Ordensleute, theils aber auch einiger Staatsbedienten, von seinem Buche, so kleinmüthig gemachet worden, daß er selbst um das Verboth desselben Ansuchung gethan; worauf es denn nicht nur verbothen, sondern auch durch des Henkers Hand verbrannt worden.

Die zweyte und längere Vorrede ist dem Hrn. Prof. G. wider sein Vermuthen aufgetragen worden. Es ist ihm mit diesem Buche gegangen, wie vor 20 Jahren mit Baylens historisch-kritischem Wörterbuche. Ein andrer hatte die Uebersetzung desselben unternommen, und den Verleger dazu gefunden: nur als es ans Licht treten sollte, ward ihm theils die Verbesserung und Aufsicht, theils

die

die Linderung anſtoßiger Stellen aufgetragen. Auch dieß Buch ſollte in Leipzig unter die Preſſe kommen, und gerieth, ſeines Inhalts wegen, in ſeine Cenſur. Hier ſah er nun bald, daß ſelbiges wegen verſchiedener anſtößigen Stellen, ohne Verwahrung ungeübter Leſer, nicht ſo ſchlechthin dem Drucke überlaſſen werden könnte: zumal, nachdem ſelbiges durch allerley Zeitungen und Monathſchriften, als gefahrlich ausgerufen worden. Er mußte alſo den Leipziger Druck davon, entweder ſchlechterdings hindern; oder ſich erbiethen, einige Erinnerungen und Warnungen an den Leſer mit beyzufügen. Das erſte hätte dem Uebel, ſo es etwan ſtiften konnte, gar nicht vorbeugen können: denn wieviel andre Preſſen giebt es nicht? Es blieb alſo das letzte nur übrig: und der Verleger trug ihm dieſe Sorgfalt gern auf.

Dieſem Umſtande haben wir nun dieſe warnende Vorrede zu danken, dadurch unerfahrne Leſer gegen die anſtößigen Lehren des Hrn. Helvetius verwahret werden. Da nämlich der Verfaſſer ſchon ſelbſt hin und wieder ziemlich viele und lange Anmerkungen gemachet; ja oft in eben denſelben die gefährlichſten Sätze vorgetragen hatte: ſo ließ ſichs nicht wohl thun, den Text und die Noten noch mit mehrern Anmerkungen zu überhäufen. Am Ende in einer Zugabe ſeine Erinnerungen anzuhängen, würde hingegen bey der heutigen Ungeduld der Leſer, ſo viel geweſen ſeyn, als etwas zu ſchreiben, das nicht geleſen werden ſollte. Folglich blieb nur der Weg einer Vorrede übrig.

Nachdem er nun den Titel des deutschen Buches, vom Geiste des Menschen, in Ansehung des französischen sehr unbestimmten Ausdruckes, de l'Esprit. gerechtfertiget: so nimmt er Gelegenheit, die Erklärung des Verfassers davon zu prüfen. Der Esprit soll die Wirkung des Vermögens zu denken seyn. Nun hat ja dieß Vermögen zu denken der Geist des Menschen, der uns zu vernünftigen Geschopfen machet. Allein freylich bemerket er eine grosse Unbeständigkeit in dem Gebrauche dieses Wortes bey dem Verfasser: indem die französische Philosophie noch bey weitem nicht zu der Grundrichtigkeit gekommen, daß sie die Bedeutungen der Wörter recht bestimmen, und hernach dabey bleiben könnte.

Indessen will Hr. Prof. G. den Werth des ganzen Buches durchaus nicht niederschlagen. Er leget vielmehr demselben viel Lobsprüche bey. Der Verfasser ist ihm sehr tief in den Geist und das Herz des Menschen eingedrungen: und hat so gar viele Vorurtheile seiner Nation, und des berühmten Montesquieu entdecket. Er hat unter andern die ganze Medephilosophie seiner Landesleute, von den Wirkungen des Clima, oder Himmelstriches, in den Völkern und Staaten, ganz unwidersprechlich widerleget: wozu denn schon viel Einsicht und Herz gehöret hat.

Daß es indessen verbothen und verbrannt worden, dünket dem Hrn. Verredner gar kein Wunder zu seyn. 1. Hält es unzahliche Lehren in sich,

die

die in der katholischen Kirche, und sonderlich in Frankreich, übel angesehen sind. Das sichtbare Oberhaupt der Kirche hat er unter dem Bilde des großen Lama der Tartarn; den Mönchs- und Pfaffenstand aber, mit ihrer Herrschsucht, Ehelosigkeit, Fasten und dergleichen, unter andern Bildern sehr lächerlich gemachet. Die Verfolgung des Galiläus, um philosophischer Meynungen wegen, ist auch so von ihm beschrieben worden, daß die Geistlichkeit damit nicht zufrieden seyn kann. Unter Evangelischen würde solches kein Aufsehen gemachet haben. Aber in seiner Kirche mußte es nothwendig Verfolgungen nach sich ziehen.

II. Hat er auch die unumschränkte Regierung oder königliche Gewalt in Frankreich, mit sehr verhaßten Farben abgeschildert. Alles, was er von den schädlichen Wirkungen des Despotismus saget, das schicket sich so handgreiflich auf Frankreich, daß man seine Gedanken nicht hat verfehlen können: ob er es gleich immer auf gewisse asiatische Sultane oder Veziere schiebt, was er Böses davon zu sagen hat. Was ist aber dieses in Deutschland für ein Fehler; wo die deutsche Freyheit der Fürsten und Stände, alle Despoteren ganz verbannet? Was also in Frankreich dieß Buch sehr verdammungswürdig gemachet hat, das gereicht ihm in Deutschland zu einem Verdienste; oder kann ihm wenigstens zu keinem Vorwurfe gereichen.

Doch nun kommen auch einige mit mehrerm Rechte anstößige Stellen und Lehren des Verfas-

sers. Diese sind nun anfänglich, und zwar hauptsächlich, der groſse Hang des Hrn. Vers. zur Materialität der Seelen; die doch der Vernunft und Religion gleich verwerflich vorkommen muß. Hier zeiget der Hr. Prof. G. seine bekannte Stärke in der Metaphysik und Geisterlehre, die ihn geschickt machet, des Verfassers blendende Trugschlüsse in allen ihren Schlupfwinkeln zu entblesen. Er zeiget, wie ungeschickt der Hr. Helvetius die ganze Kraft zu denken aufs bloſse Gefühl und Gedächtniß zurückführen will. Dadurch würde ja das ganze Vermögen der Seele, in ein bloß leidendes Vermögen verwandelt werden; und sie zu einer bloß fühlbaren Pflanze werden, die nichts von sich selbst wirken kann, wenn sie nicht durch einen mechanischen Stoß, Trieb oder Druck in Bewegung gesetzet wird.

Ferner widerleget der Hr. Prof. G. die Grille, da der Verfasser den Verstand des Menschen, aus der bloßen äußerlichen Bildung der Glieder, sonderlich der Hande, herleiten will. Er rüget seine moralischen Grundsätze, die vom Körper, von den Monaden und vom Ehestande. Und nach sorgfaltiger Durchlesung und Prüfung aller dieser Puncte, glauben wir, daß ein vernünftiger Leser dieß ganze Buch mit vielem Nutzen werde durchlaufen können.

X. Jo.

X.

Johann Lorenzens von Mosheim allgemeines Kirchenrecht der Protestanten, nach dessen Tode herausgegeben, und mit Anmerkungen versehen, von Christian Ernsten von Windheim. Helmstädt, bey Christian Friedrich Weyganden, 1760. in 8.

Das Kirchenrecht haben sich zwar bisher die sogenannten Juristen angemaßet; aber nur aus einer Nachsicht und Vernachläßigung der Theologen. Daher ist es gekommen, daß die Rechtsgelehrten Meynungen ergriffen, davon man vorhin nichts gewußt hat. Jene sind dieses fast zu spät inne geworden, und aus ihrem bisherigen Schlummer erwachet: ja dieß hat sie angetrieben, selbst zu untersuchen, wie denen in letzten Zügen liegenden Rechten der Kirche noch zu helfen sey. Hr. Kanzler Pfaff ist einer der ersten und vornehmsten, die sich als Theologen, dieses vernachläßigten Theiles der Gelehrsamkeit angenommen. Und der sel. Kanzler von Mosheim ist der zweyte, dessen Fleiß wir in diesem Stücke zu sehen bekommen.

Man wundre sich nicht, daß wir in einer Monathschrift, die den schönen Wissenschaften sonderlich gewidmet ist, auch eine so ernsthafte, halb theologische, halb juristische Wissenschaft berühren. Wer kennet nicht die anmuthige Feder unsers ehemaligen deutschen Chrysostomus? die billig unserm Vater-

lande, auch nachdem sie niedergeleget worden, immer theurer werden muß? Alles, was sie zu berühren pflegte, das erlangte von ihr eine reizende Schönheit. Auch die trockensten, auch die unangenehmsten Materien gewannen eine vorhin nie gewohnte Anmuth. Was also bey den finstern Canonisten der Römischgesinneten, ein Sammelplatz der scholastischen Barbarey, und ein verwirrtes Ueberbleibsel aus den Decreten und Decretalien barbarischer Jahrhunderte war: das ist unter seinen Händen in ein reizendes Feld voll angenehmer Blumen verwandelt worden. Wir haben uns also mit Fleiß ein wenig von unserm gewohnten Wege verirren wollen; um unsre Leser, zur Abwechselung, auch in einen Garten zu führen, wo sie neben den Blüthen des feinsten Witzes, auch Früchte einer ernsthaften Gelehrsamkeit antreffen werden.

Der würdige Eidam des hochsel. Hrn. Kanzlers, Hr. Prof. von Windheim hat alles dabey geleistet, was ein sorgfältiger Herausgeber in gleichen Fällen leisten kann. Der sel. Kanzler hatte in Göttingen zweymal über das Kirchenrecht gelesen: aber allemal nur die §§. aufgesetzet, die er abzuschreiben gab. Die Erklärungen und Auslegungen dieses Textes überließ er der Fertigkeit seines allezeit gegenwärtigen Geistes; der es ihm an Gedanken und Ausdrücken niemals fehlen ließ. Allein, nach Verschiedenheit der Umstände, gaben ihm Einbildungskraft und Gedächtniß bald diese, bald jene Materie an die Hand; darüber er sich ausführlicher auslies, ohne sie vorher aufgesetzet

zu

zu haben. Und wie konnte es einem so gelehrten und belesenen Manne an Stoff gebrechen, auch die geschicktesten Zuhörer auf eine lehrreiche und angenehme Art zu unterhalten?

Diese erkannten auch den ganzen Werth seines Vortrages, und bemühten sich großentheils denselben aufs fleißigste nachzuschreiben. Hätte nun einer von ihnen den geschwinden Griffel eines Tiro gehabt: so würden wir auch diese Lehrreden unsers deutschen Cicero in aller ihrer Vollständigkeit besitzen. Allein, diesen Mangel hat uns der Hr. Prof. von Windheim durch seine Geschicklichkeit zu ersetzen gesuchet. Er hat zwo solche nachgeschriebene Discurse mit einander verglichen, und aus dem einen die Lücken des andern ausgefüllet. Da der eine aus der ersten, der andre aus der zweyten Verlesung des Hochsel. hergeflossen: so waren auch in dem einen ganz andre Materien ausführlicher vorgetragen und abgehandelt worden, als in dem andern. Beyde sind hier als Anmerkungen zum Texte des Hrn. Kanzlers beygefüget, und geben also ziemlich vollständige Erläuterungen desselben ab.

Es handelt aber dieß Kirchenrecht, nach einer Einleitung im I. Hauptst. von der Natur und den verschiedenen Veränderungen des geistl. Rechtes unter den Christen. Dieß ist eine kurzgefaßte Historie des Kirchenrechtes; die bis zur 21sten Seite geht. Das II. Hauptst. handelt von dem geistlichen Rechte, welches aus förmlichen Stellen der heil. Schrift, und aus den Grundwahrheiten der Religion erwiesen werden kann. Gewiß, eine Abhand-

handlung, die ein Theolog viel besser, als der gelehrteste Jurist auszuführen im Stande ist. Auch dieser Abschnitt ist ziemlich ausführlich, und geht bis zur 426sten Seite. Das III. Hauptst. handelt vom geistlichen Rechte, in so fern es aus der Vernunft kann erwiesen werden. Wie stark auch in dieser Materie, der Geist eines Mosheims, unzähligen Rechtsgelehrten den Vorzug abgewinnen können, werden alle diejenigen wissen, die seinen Cudworth, und seine Sittenlehre kennen. Dieß geht bis zur 542sten S. Endlich das IV. Hpt. redet von dem allgemeinen Kirchenrechte der evangelisch-lutherischen Gemeine. In dem allen wird wohl ein jeder sehen: Quod Papa nihil fecerit!

Was man dem Hrn. Prof. v. Windheim dabey schuldig sey, das lehren so viele Anmerkungen, darinn er Schriften angeführet, die angeführten Stellen berichtiget, und sonst auf die Erläuterung und bessern Vortrag der übel nachgeschriebenen Stellen gesehen hat. Kurz, man hat ihm die ganze Gestalt und gute Einrichtung des Werkes zu danken.

XI.

Anton Fricdr. Büschings, Doct. der Theol. und Phil. ord. Prof. der Phil. zu Göttingen, neue Erdbeschreibung. IV. Theil, welcher die vereinigten Niederlande, die Eidgenossenschaft, samt denen derselben zugewandten Orten; Schlesien und Glaz enthält. Hamburg, bey Joh. Carl Bohn 1760. in 8.

Die

nun eines das andere erkläret, und weder die Rechtſchreibung ohne die rechte Ausſprache, noch dieſe ohne jene iſt, und angeſehen wird: So wollen wir beydes zuſammen erwegen, und eines wird das andere verſtändlicher machen. Die Rechtſchreibung begreift demnach und lehret, nach itziger Bedeutung und Gewohnheit, recht Ausſprechen, recht zierlich Schreiben, recht Leſen. *)

§. 11. Zur rechten Ausſprache derer Worte, die nach aller Bewuſt, etwas gewiſſes bedeuten, **) gehöret, daß man den Gliederchen des Worts, den rechten üblichen Ton gebe, (welches bey der groſſen Verſchiedenheit der Tone in der That ein vieles iſt;) und das Fallen und Steigen der Tone gewöhnlicher Weiſe recht beobachte. Wozu theils eine mündliche Unterweiſung, theils eine natürliche Geſchicklichkeit gehöret. Ob man gleich den Buchſtaben einen gewiſſen Ton beylegt, auch gewiſſe Zeichen hat, die das Steigen und Fallen der Tone anzeigen können, wie bey den Hebräern, Griechen, und in den lateiniſchen Versbüchern: So kan man doch nicht ſo glücklich fortkommen, und es hat bey weitem keine rechte Art, wenn man nicht durch die Ohren eines mündlichen Unterrichts genieſſen kan, zumal in gewiſſen Sprachen. Eine natürliche Fähigkeit und Geſchicklichkeit aber wird unumgänglich erfordert. Denn

einige

*) Hier muß man ſich erinnern des Unterſcheides, unter ſprechen und reden, der in dem anderen Bande dieſer Beyträge auf dem 6 Bl. erörtert worden.

**) Denn einige Wörter ſind wohl verwechſelich, haben aber doch keine Bedeutung, als plus, las in der lateiniſchen Sprache.

Die Verdienste des gelehrten Hrn. D. Büschings um die Erdbeschreibung, haben sich nun in den meisten Theilen von Europa bereits zureichend erwiesen. Nur diejenigen Länder fehlten noch, die zunächst an den deutschen Gränzen lagen, zwar vormals auch zu Deutschland gehöret haben, allein, durch große Schicksale der über alle Länder waltenden Vorsehung, davon abgerissen worden. Die Niederlande, die Schweiz, Schlesien und Glatz sind diejenigen großen Landschaften, die dießmal die ganze Geographie von Deutschland und Europa beschließen. Und diese sind von dem Hrn. Verfasser mit eben der Sorgfalt, und allem möglichen Fleiße beschrieben worden.

In der Vorrede giebt er uns Rechenschaft, aus was für Quellen er dieses oder jenes geschöpfet hat. Man kann leicht denken, daß er durch Briefwechsel und Bücher, die in andern Sprachen gedruckt worden, die bisherigen Lücken unsrer deutschen Geographien, eifrigst auszufüllen; und diejenigen Fehler zu verbessern gesuchet, wovon sie bisher noch gewimmelt haben. Wir können uns aber bey denenselben nicht aufhalten: und wozu würde es demjenigen dienen, der das Buch nicht selber hat? Genug, wenn wir erinnern, daß dieses von allen den Ländern gilt, die in diesem Bande enthalten sind.

Was Schlesien insonderheit betrifft, so hätte der berühmte Hr. Vers. gern das Ende dieses außerordentlichen Krieges abgewartet, der vielleicht einige Aenderungen darinn machen dörfte. Allein, das

Buch

Buch hat sich in der Ausgabe nicht länger vertrösten lassen. An Nachrichten und Schriften davon hat es zwar freylich nicht gefehlet: allein, die meisten sind nur von einigen Stücken oder Fürstenthümern desselben abgefasset gewesen. Man wird also hier von dem Hrn. B. vielleicht die erste gute Staatsverfassung und Beschreibung davon erhalten. Wie groß wird nicht das Licht seyn, welches er dadurch auch der Geschichte des gegenwärtigen Krieges anzünden wird!

Um einen Vorschmack von dem ganzen Buche zu geben, wollen wir etwas weniges von diesem merkwürdigen Lande zur Probe mittheilen. Schlesien heißt im Grunde so viel, als das Quadenland; weil die Quaden vormals darinn gewohnet haben. Denn die Quaden hießen, in Ansehung ihrer Nachbarn, der Gothen, (die Guten) die Bösen. (quad heißt im Holländischen noch böse, oder schlimm.) Nun heißt im Slavonischen Zle soviel als böse; Zlesia folglich das Quaden- oder Bösenland: und die Pohlen nennen die Schlesier noch diese Stunde Zlesakas, die schlimmen Leute.

Das Land selbst hält in seinem obern Theile diejenigen Gebirge, die unter den deutschen, ja europäischen, mit zu den höchsten gehören. Man nennet sie das Riesengebirge, oder die Sudeten, weil sie gegen Süden und Südwesten, nach Mähren und Böhmen zu, seine Gränze ausmachen. Sowohl die Elbe, als die Weichsel entspringen darinnen: die Oder aber spaltet selbiges nach der Länge in zween schmale Hälften, und nimmt eine Menge andre Flüsse in

sich

ſich auf. Die Anzahl der Einwohner von Schleſien ſteigt über anderthalb Millionen: wie der Hr. Verf. auf eine wahrſcheinliche Art berechnet. In den kön. preuſſiſchen Landen ſind in den Jahren 1740 bis 56, ein Jahr ins andre jährlich 125348 Menſchen geſtorben. Ehe nun Preuſſen zu Schleſien und Oſtfrieſsland gelangete, ſtarben in den alten preuſſiſchen Landen 78000 Menſchen. Dieſe Zahl von jener abgezogen, läſſt für Schleſien und Oſtfrieſsland 47348 Geſtorbene; wobey er für Oſtfriesland ſo viel abzieht, als Oeſterreich noch in Schleſien beſitzet; welches irgend 8 bis 10000 Todte betragen kann, die man von dem preuſſiſchen Antheile würde abziehen müſſen. An Städten zählet Hr. D. B. 169 und 14 Flecken darinnen; Croſſen und Glaz noch ungerechnet. An Dörfern will man 5000 zählen. Man urtheile indeſſen, ob ein ſo wichtiges Land nicht werth iſt, daſs zwo ſo groſse Mächte ſich den Beſitz deſſelben, in einem ſo blutigen Kriege ſtreitig machen?

Ein ſo volkreiches Land muſs auch fruchtbar und einträglich ſeyn, um alle ſeine Einwohner zu erhalten. Es iſt auch ſonderlich Niederſchleſien ein ſehr geſegnetes Land, an Getrayd, Obſt, Wäldern, Weyden, Vieh und Wild; ja auch Metalle und Steinbrüche liefert es in den Gebirgen. Die Manufacturen, ſonderlich an Leinewand und andern Webereyen, ſind auch beträchtlich: und doch wird noch ein groſser Garnhandel aus dem Lande getrieben. Oberſchleſien aber iſt bey weitem ſo fruchtbar und geſchickt in Manufacturen nicht. Die Religion iſt in dieſem letztern ganz katholiſch, in jenem aber faſt ganz evangeliſch. u. ſ. w.

Mehr

Mehr leidet unſer Raum nicht, davon beyzubringen. Nun erwarten wir noch den 3ten Theil dieſes geographiſchen Werkes, der die drey übrigen Welttheile des Erdbodens abhandeln wird.

XII.

Nachricht von einer neuen franzöſiſchen Monathſchrift in Berlin.

Man hat in Paris ſeit einigen Jahren angefangen eine Monathſchrift unter dem Titel Annales typographiques herauszugeben; darinn man alle Bücher, die heut zu Tage in ganz Europa herauskommen, wenigſtens dem Titel nach, bekannt machen will. Wie verwägen ein ſolches Verhaben und Unternehmen ſey, kann ein jeder unſchwer erkennen. Wenigſtens kann man leicht ſehen, wie unmöglich es in Paris ſeyn müſſe, alles was in Deutſchland herauskömmt zu erfahren: da wir, die wir im Herzen deſſelben wohnen, mit allen unſern Meßverzeichniſſen, und faſt unzähligen Buchläden, die wir in Meſſen hier haben, uns nicht rühmen können, ſolches zu wiſſen und zu erfahren.

Am beſten wird ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Arbeit, der berühmte und gelehrte Hr. Prof. Formey vor Augen legen, als der ſichs vorgenommen hat, mit dem Anfange des nächſtkünftigen Jahres 1763 unter gleichem Titel, Annales typographiques, eine Monathſchrift, jedes Stück von 6 Bog. in 8. ans Licht zu ſtellen. So viel wir verſtehen, wird er dieſelbe viel beſcheidener bloß auf Deutſchland einſchränken, aber von dem, was auch in dieſem 6ſten Jahre herauskommen, den Anfang machen. Nebſt dem vollen Titel jedes Buches wird auch eine kurze Anzeige des merkwürdigſten Inhalts dabey gegeben werden. Auf jeden Monath ſollen 8 agl. zum voraus, in den vornehmſten Buchläden, bis ans Ende dieſes Jahres bezahlet werden. Wir beſorgen ſehr, dieſe ungewohnte Theurung wird viele abſchrecken, dieſes an ſich nützliche Werk zu befördern.

Ende des Herbſtmonates 1762.

Die Creutz-Kirche
zu Dresden und deren
Thurm

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art,
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Weinmond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. L. 1760.

Inhalt.

I. Hrn. D. Am-Ende chriſtliches Denkmaal des am 19ten und 20ſten Jul. 1760 über Dresden gebrachten ſchrecklichen Feuers, in drey Predigten; nebſt einer hiſtoriſchen Nachricht von der eingeäſcherten Kreuzkirche.

II. Bougeants Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges. Vierter Theil.

III. Hrn. Wagners Vortrag, wie die Longitudo Geographica mathematice erfunden werden kann.

IV. Leßings Fabeln; nebſt Leßings unäſopiſchen Fabeln.

V. Vers adreſſez à Mr. le Baron de Burkana.

VI. Hrn. Prof. Reinhards Beyträge zur Hiſtorie Frankenlandes.

VII. An das Fräulein Thomaſius, bey ihrer Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft zu Altdorf.

VIII. Die Trüffeln. Ein Heldengedicht.

IX. Hrn. Conſiſtorialrath Schwarzens, des Publius Virgilius Maro Aeneis. Ein Heldengedicht.

X. Babioles Litteraires & Critiques en Proſe & en Vers.

XI. Nachricht von einer alten gelehrten Geſellſchaft in Nürnberg.

I.

Christliches Denkmaal des am 19ten und 20sten Jul. dieses Jahres über Dresden gebrachten schrecklichen Feuers, in dreyen Predigten ꝛc. ꝛc. nebst einer historischen Nachricht von der zugleich mit eingeäscherten Kirche zum heil. Kreuze, ans Licht gestellet, von D. Joh. Joachim Gottlob Am-Ende, Pfarrern und Superint. auch der Ober-Consist. Assessorn. Dresden, bey Gerlachen 1760. in gr. 8.

Als Predigten, würden sonder Zweifel diese Stücke der geistl. Beredsamkeit keinen Platz allhier gefunden haben. Der hochwürdige Hr. Verfasser saget selbst in der Vorrede: „Daß Predigten, wenn sie anders den Namen christlicher „Predigten behaupten wollten, weder bloß nach „Regeln menschlicher Kunst und Beredsamkeit einzurichten, noch auch nach selchen zu beurtheilen „seyn.„ Ist dem alzo, so haben die Regeln der schönen Wissenschaften, die bloß menschlich sind, mit solchen übermenschlichen Dingen nichts zu thun. Wir wollen uns hier auf die Erklarung der pauli-

nischen Worte, die den Beweis des obigen Satzes in sich halten sollen, nicht einlassen: ungeachtet wir viel Einwürfe dabey zu machen hätten. Wir sehen hier nicht auf schöne Worte, Lichter und Zierrathen des Ausdruckes; die nach unsern Begriffen nur die Schalen, nicht aber den Kern der Beredsamkeit ausmachen. Wir betrachten die wichtige, die betrübte Gelegenheit, bey welcher diese Predigten gehalten worden. Die Sache selbst ist weltkündig: und der oberste geistliche Lehrer dieser königl. und churfürstl. Residenz, konnte wohl an einem halbverstörten Orte, und verbrannten Gotteshause nicht ein gänzliches Stillschweigen beobachten.

Der Hr. Superint. D. Am-Ende redete also, als ein äußerst gerührter, und treuer Lehrer seiner großen Gemeine; als ein Prediger, der seine Kirche im Schutte liegen sah; als ein geistlicher Redner, der zu einer fremden Kanzel seine Zuflucht nehmen mußte, da die seine in der Asche lag. Er redete mit derjenigen Gemüthsfassung, die bey solchen Umständen natürlich war. Sein Vortrag floß aus der Fülle eines innigstgerührten Herzens: man hörte denselben mit großer Bewegung: viele schrieben denselben nach; und auf vieler Begehren bewilligte er, daß solcher ans Licht treten mochte, nachdem er, um mehrerer Deutlichkeit willen, an einigen wenigen Stellen kleine Veränderungen, und Zusätze gemachet hatte. Stücke von dieser Art, werden im Reiche der Beredsamkeit allezeit merkwürdig: zumal wenn sie von der Feder solcher Männer kommen, die selbst Meister

einige Sprachen sind so beschaffen, wie vor andern die Habißinische und Arabische, daß die wenigsten Ausländer alle ihre Töne recht natürlich ausdrücken können, woran die Verschiedenheit der Himmelsgegenden und ihrer Einflüsse, und die von Jugend auf angenommene Gewohnheit und Ubung schuld sind. Dieses ist um so viel weniger zu verwundern, je bekannter es uns ist, daß einige benachbarte Völker, als die Franzosen nicht einmal die eigenthümlichen Arten einer andern, z.E. der deutschen Sprache, lernen können.

§. 12. Was man nun spricht, das bemühet man sich in der Rechtschreibung, nach der eigentlichen Bedeutung, recht auszudrücken, so daß daher die Rechtschreibung ein rechter Abdruck, ein Bild und eine Nachahmung der Aussprache ist. Sie ist im Stande, das was der Mensch spricht, auszudrücken, und auch sein Inhalten oder Othemholen anzuzeigen. Dazu bedient sie sich der Buchstaben, der Theilungs- und Verbindungszeichen. Hieraus fliessen zwey unwidersprechliche Schlüsse. Erstlich, daß man so schreiben müsse, wie man spricht; wo wieder man handelt, wenn man etwas überflüßiges hinzuthut, wie die Engelländer und Franzosen; etwas nöthiges weg läßt, wie sonderlich die Engelländer, wenn man etwas mit dem andern verwechselt; und unrecht verbindet, oder von einander sondert. Es wäre denn, daß man sich nur gewisser Merkzeichen bedienet, die nur die Sache, und nicht die Töne anzeigen sollen, wie die Chineser thun, und in Solbrigs allgemeiner Schrift zu sehen ist. Zum andern, daß die Rechtschreibung einer Sprache sich nach der Veränderung der-

in den schönen Wissenschaften sind; und auch dann, wenn sie sagen, daß sie alle Kunst fliehen, dieselbe nicht verläugnen können.

Die erste Predigt hielt der Hochw. Hr. Verf. am VIII. Sonntage nach Trinitatis, das ist den Sonntag darauf, nachdem seine geliebte Kreuzkirche abgebrannt und zerstöret war. Er hielt sie in der Dreßdner Neustadt, wohin fast die ganze Kreuzgemeine bey dem Brande geflüchtet war, in der schönen neuen Kirche daselbst. Wir können nicht umhin, zu einer Probe von Derselben, den Anfangsseufzer daraus, der gewiß von allem die nöthige Nachricht giebt, und zugleich des Redners Klugheit und Bewegung anzeiget, mitzutheilen. So lautet er:

„Großer und schrecklicher Gott! Du allein bist groß von Rath und That. Groß ist deine Barmherzigkeit; aber groß ist auch deine Gerechtigkeit, und erschrecklich sind deine Strafgerichte, mit welchen du ein sündiges Volk heimsuchest. Beydes hast du uns bisher in reicher Maaße erfahren lassen. Große Barmherzigkeit hast du an uns gethan: mit vielem Verschonen hast du uns von Zeit zu Zeit regiert, mit Maaßen, und recht väterlich, hast du uns gezüchtiget. Aber wir haben deine erbarmende, deine verschonende, und deine züchtigende Gnade uns nicht recht lassen zu einer wahren Herzensbuße leiten. Daher ist auch deine Hand, je länger, je schwerer, über uns worden: und endlich ist dein Zorn über uns in ein erschreckliches Feuer ausgebrochen. O wehe! daß wir so gesündiget haben!

darum ist auch unser Herz betrübt, und unsere Augen sind finster worden. Jedoch, großer und lebendiger Gott! Auch im Feuer bist, und bleibst du doch auch ein Vater der Barmherzigkeit, und ein Gott alles Trostes. Auch in diesem Zornfeuer hast du noch Gnade vorwalten lassen. Nur deine Güte ist es, daß wir nicht gar aus sind: und wir hoffen auch noch auf dich. Ja! wir hoffen darauf, daß du so gnädig bist, und unser Herz freuet sich, daß du so gerne hilfst. Ach! hilf uns, o Gott unsers Heils! Halt ein! Herr, halt ein mit deiner Strafgerechtigkeit! Es werden doch noch zehn Gerechte unter uns seyn, damit wir nicht zu einem Sodom und Gomorrha gemachet, nicht wie Zeboim zugerichtet werden! Und sollten auch diese nicht da seyn, so ist doch dein lieber Sohn da, zu deiner Rechten, mit seinem Verdienste und Fürbitte. Sein Blut redet ja für uns, und bittet nicht um Rache, sondern um Gnade.„

Der Hauptsatz dieser Predigt ist dieser: Unter dem Schirme des Höchsten sitzen, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleiben, das ist Güte, das Beste, das Sicherste, das Seligste. Wir würden die Gränzen unsers Raumes überschreiten, wenn wir mehr daraus anführen wollten.

Die zweyte Predigt ist am allgemeinen Buß- und Bethtage, den 1. Aug. über Jon. 2, 8. in der Frauenkirche zu Dresden gehalten worden. Von dieser ist es merkwürdig, daß ihr unvergleichliches ganz steinernes Gebäud, und gewölbtes Dach eine unzähliche Menge Bomben, Stück- und Feuer-

kugeln

kugeln unbeschädigt ausgehalten; und, da sehr viele ringsum gelegene Häuser von der Wuth der Flammen verzehret worden, fast unverletzt stehen geblieben. Es hat dieselbe ein deutscher Baumeister vor ungefähr 30 Jahren, nach einer ganz neuen Art aufgeführet: (siehe den Abriß davon in diesem Neuesten von 1758 im Titelkupfer des Lenzmondes) Vor wenigen Jahren drohte ein italienischer Baumeister, ohne Zweifel aus Neid, diesem prächtigen Tempel den Einsturz; und es fehlte nicht viel, daß er wäre abgetragen worden. Bey dieser herrlich überstandenen Probe der Festigkeit aber, hat er über alle seine Neider triumphiret.

Der Hauptsatz dieser Rede heißt: **Gott bey uns in der Noth.** Und der Eingang hebt so beweglich an: „Gottlob! daß wir noch ein Volk sind, und wieder in Friede zusammen kommen können, dem Herrn zu dienen, und anzubethen vor seinem heiligen Stuhl! Gottlob! der verscheuchte **Vogel** hat wieder ein **Haus** funden, und die zerstörte **Schwalbe** ein **Nest**; nämlich diese deine Altäre, **Herr Zebaoth! mein König und mein Gott!** Ps. 84, 4. Gelobet sey der Herr, daß dieses Gotteshaus noch steht, nachdem die Krone unsers Haupts dahin gefallen: ich meyne, nachdem unser aller Augenlust, die Kreuzkirche, durch ein gewaltsames Feuer, in einen Steinhaufen verwandelt worden.

Auch dieses noch stehende Gotteshaus ist nicht nur, wie der klägliche Anblick von innen und außen deutlich genug bezeuget, sehr übel zugerichtet, sen-

dern auch der äußersten Feuersgefahr mit ausgesetzt gewesen. Der Herr ist es, der uns dieses sein Haus behütet, und bewachet hat. Indessen können wir auch ohne Nachtheil, ja selbst zum Preise der göttlichen Weisheit und Güte, mit gutem Grunde sagen: daß das Werk an diesem Gotteshause noch jetzt, und jetzt auf eine besonders merkliche Art, den Meister lobe. Gott, der den Bezaleel mit dem Geiste der Weisheit ausrüstete, hat gewiß, bey Erbauung dieser Frauenkirche, schon auf das schreckliche Feuer, welches die Kreuzkirche in die Asche legen würde, hinays gesehen; und den damaligen Bau- und Werkmeistern ins Herz gegeben, daß sie ein Kirchengebäud aufgeführet haben, welches von Grunde aus, bis oben hinaus, gleichsam nur ein einiger Stein ist, und daher dem Feuer und Eisen, welches an jenen Tagen der Verwüstung, häufig auf dasselbe gefallen, mächtiglich widerstehen können. Der Namen des Herrn sey für die Erhaltung dieses seines Heiligthums, herzlich gepriesen! Seinem heiligen Schutze sey dasselbe auch fernerweit treulich empfohlen.„

Die dritte Predigt stellet christliche Gedanken von Hütten und Häusern vor, und ist über den 10ten Vers des 91sten Psalms gehalten worden: Es wird dir kein Uebels begegnen, und keine Plage wird zu deinen Hütten sich nahen. Sie ist im Donnerstage nach dem X. Sonnt. nach Trinitatis gleichfalls in der Frauenkirche gehalten worden. So viel Schönes und Gründliches auch hier vorkömmt, so wenig können wir uns lange dabey aufhalten.

halten. Wir eilen vielmehr zu der angehängten Geschichte dieser zerstörten Dresdener Haupt- und Kreuzkirche.

Wie alle große Dinge von kleinen Anfängen herrühren, die sich noch wohl dazu im dunkeln Alterthume verlieren: so ist es auch mit der Dresdener Kreuzkirche bewandt. Weckens seltne Chronik ist die einzige Quelle, daraus die wenige Nachricht davon genommen werden kann. Im XIII. Jahrhunderte hat bereits auf der Stelle dieses Gotteshauses eine kleine Kirche gestanden; die aber noch nicht dem heil. Kreuze gewidmet gewesen. Es war vielmehr eine kleine Kapelle, der heil. Clara zu Ehren, erbauet. Markgraf Heinrich der Erlauchte nahm zuerst seinen Sitz in Dresden: und dadurch gewann sowohl die Stadt, als diese Kapelle ein mehreres Ansehen. Seine Gemahlinn Constantia, Leopolds des herrlichen (glorioſi) Tochter, beschenkte dieselbe, nach ihrer damaligen Art der Andacht, mit einem Stückchen Holzes, welches vorgeblich von dem wahren Kreuze Christi seyn sollte, das sie aus Oesterreich mitgebracht hatte. Ein solches Ueberbleibsel erregte die Andacht des Volkes schon sehr: allein es kam noch eine Erdichtung dazu, die sehr nach dem Geschmacke finsterer Jahrhunderte war. Ein hölzernes Crucifix kömmt die Elbe herunter geschwommen. Kaum werden es die andächtigen Dresdener gewahr; so fangen sie es auf, tragen es mit feyerlichem Gepränge zur Stadt herein, legen es in der Clarenkapelle nieder, und verwahren es, als ein theures Geschenk des Himmels. Daher

bekam nun diese Kapelle aus doppeltem Grunde, den Namen einer Kreuzkirche. Die Pforte, wo das Kreuz hereingetragen worden, ward die Kreuzpforte, und die Gasse, dadurch man gezogen war, die Kreuzgasse genannt; des Kreuzbrunnens, der noch auf dem Kirchhofe steht, noch zu geschweigen. Ein reicher Ablaß bekrönte den ganzen Aberglauben, bis auf die Zeiten der Glaubensreinigung.

Markgraf Heinrich befand hierauf für gut, die Nonnen der heil. Clara nach Seuselitz an der Elbe zu bringen; als wo sie in mehrerer Stille ihrer Andacht warten würden, als an einem Orte, der itzo wegen der Residenz gar zu lebhaft geworden war. Bey den Zweifeln gegen diese Erzählung halten wir uns nicht auf. Ferner erweiterte Markgraf Heinrich diese Kreuzkirche, und widmete sie einem allgemeinen Gebrauche. So stund sie bis 1491. da sie den 15. Jun. samt ihrem Thurme völlig abbrannte. Herzog Albrecht, der damalige Landesherr, befand sich damals in Frießland; kehrte aber auf erhaltene Nachricht plötzlich nach Sachsen zurück, und beförderte den neuen Aufbau derselben auf eine höchstrühmliche Art. Er schenkte die Hälfte des Bauholzes, erließ den abgebrannten Bürgern vier Jahr lang alle herrschaftliche Gefälle, und streckte große Summen vor. Viele andre vornehme Geschlechter erwiesen sich auch freygebig. Ein Graf von Oldenburg schenkte den steinernen Altar; ein Obermarschall von Minkwitz die Kanzel; die Bünauischen, Schönbergischen, Starschedelischen, Miltitzischen, u. a. Wappen mehr, die

an

an der Decke der Kirche befindlich waren, bezeugten gleichfalls ansehnliche Beyträge zum Baue, so von diesen Familien hergeflossen. So kam die Kirche in einen herrlichen Stand: 1515 ward das Schülerchor erweitert, 1537 die steinerne Halle gegen Mitternacht aufgeführet, 1543 ein Paar Emporkirchen gebauet, und im 1544sten das große Orgelwerk bis auf 33 Register vermehret, 1569 ein neuer zierlicher Taufstein gesetzet, und 1573 wurden die neuen Glasfenster gemachet, u. s. w.

Von merkwürdigen Dingen, die in dieser Kirche vorgegangen, ist 1524 Markgraf Joachims, nachmaligen Churfürsten zu Brandenburg, eheliche Trauung, mit Herzog Georgens zu Sachsen Prinzessinn Tochter, Magdalena, durch Erzbischof und Churfürst Albrechten zu Maynz und Magdeburg, Primaten von Deutschland und Cardinal geschehen. Der Kirchthurm war im Anfange kaum so hoch, als wo nachmals der zweyte Gang sich angehoben. Allein 1579 ward er erweitert, und ansehnlich erhöhet: und Churfürst Augustus schenkte 2000 Thl. dazu; welches nach damaligem Werthe des Geldes eine große Summe war. Hier merket unser Hr. Verfasser an, wie wohlfeil damals alle Eßwaaren und Lebensmittel gewesen. Ein Hase nämlich galt 2 Gr. ein Haselhuhn 1 Gr. eine Ente 6 bis 7 Pf. vier grobe Vögel 2 Gr. eine Seite Speck 2 meißn. Gülden, ein frischer Lachs 10 Gr. ein Schock Eyer 3 Gr. ein gemästeter Kapphahn 3 Gr. ein Schöps 9 Gr. ein Pfund Schweinfleisch 5 Pf. ein Pfund

Schöpsen-

Schöpsenfleisch 4 Pf. eine Rindszunge 1 Gr. 9 Pf. u. s. w.

Noch hatte dieser neue Thurm kein Jahrhundert gestanden, als 1669 den 29sten April ein Donnerwetter einschlug, und denselben bis auf den unterzten Gang abbrannte, daß Glocken und Mauerwerk zu Grunde giengen. Churfürst Johann Georg der II. befand sich damals im Bade zu Töplitz, machte aber bald Anstalt denselben wiederum, und zwar noch besser aufzuführen; so daß er noch drey Ellen höher gebauet ward. Bey dem untersten Gange, der doch schon höher, als das Kirchdach war, und wo der Thürmer wohnte, hatte dieser Thurm so viele Stuben und Kammern in gleicher Höhe bey einander, als in dem geraumsten Hause kaum anzutreffen sind. Die steinernen Treppen konnten bis obenauf, mit der größten Bequemlichkeit erstiegen werden. Der Knopf auf der mittelsten Thurmspitze, hielt einen Scheffel und $\frac{3}{4}$ Dresdener Maaß in sich. Das Kreuz über demselben war 7 und $\frac{1}{4}$ Ellen hoch, und 1 Elle und 11 Zolle breit; die Fahne über dem Kreuze 3 und $\frac{1}{2}$ Elle lang. In der ganzen Höhe hat der Thurm 200 Ellen; und 43 und $\frac{1}{12}$ 4 Zolle auf der breiten Seite gehabt.

In dem Knopfe, der 1582 auf den Thurm gebracht worden, hat man unter andern Urkunden, die churfürstl. sächs. Kirchen- und Schulordnung in Fol. das Buch Concordia, oder die gesammten symbolischen Bücher unserer Kirche, deutsch in 4. zu Dresden 1581 gedruckt; NB. „zum Gedächtniß, wes Glaubens und Religion Herren

„und

„und Unterthanen dieſer Churſachſen, der beyden „Fürſtenthum Düringen und Meiſſen, und der „Vogtlande geweſt,„ beygeleget. Als nun der Thurm 1669 verbrannt, ſind dieſe Bücher unverſehrt erhalten, und 1674 wiederum hineingeleget worden, „zum Zeugniß, daß durch Gottes Gnade, „Herren und Unterthanen, der Chur Sachſen und „zu Meißen ſolchem Glaubensbekänntniß nochmals „beſtändig verwandt ꝛc.„ Eben dieſe Bücher nun ſind auch im neulichen Brande, in dem vom Herunterſtürzen zerſprungenen Knopfe, ganz unbeſchädigt wiedergefunden worden.

Oben auf dem Thurme haben vier metallene Feldſchlangen und Canonen, zwo gegen Morgen, und zwo gegen Abend gerichtet geſtanden; und ſind da ſie 1669 mit verſchmolzen, von neuem gegoſſen und wieder hinauf gebracht worden. An den drey hohen Feſten im Jahre, wurden ſie früh um 4 Uhr gelöſet, nachdem die Schüler ein erbauliches Feſtlied abgeſungen; worauf denn alle Glocken der Stadt ſich haben hören laſſen. Die Kirche war inwendig 109 Ellen lang, und 52 Ellen breit. Das Gewölbe ruhete auf 14 ſtarken Pfeilern, und war 43 Ellen hoch. Der Altar, der ſchon 1491 im erſten Brande ſtehen geblieben, iſt auch im letzten Feuer dem Umſturze entgangen. Die Sacriſtey aber iſt ganz ausgebrannt, und auch die Kirchenbibliothek verzehret worden.

Zum Schluſſe hat der hochwürdige Hr. Verfaſſer noch ein poetiſches Andenken dieſes Gebäudes

ange-

angehenket, und das theilen wir unſern Leſern gleichfalls mit: ſo wie wir ihnen auch das Kupferbild der Kreuzkirche nicht misgönnen wollen.

Elegi memoriales.

Eſt, & cauſſa quidem triſtis, *divina Præſis!*
Abs Te cur veniam voce querente petam.
Nuper ad optatum ducta *Chriſtcide* finem
Te Duce, mitto modos, Teque valere volo.
Non renuis. Nam Tu facilem Te ſiſtis amico,
Non ignara operum, quæ ſubeunda mihi.
Nunc ad Te redeo, redeundi cauſſa dolenda eſt,
Ipſa, ſcio, mecum tacta dolore gemes.
Luctus cauſſa parens non eſt, non eſt pia proles,
Queis careo, non, quas neſcio, Ditis opes.
O! & dulce meum Decus, & pars altera cordis,
Altera pars vitæ morte peremta jacet!
Ædes proh! cecidit, cecidit miſere ignibus icta
Injectis, ædes de *Cruce* nomen habens,
Quicquid in Vrbe bonæ ſupereſt & mentis & artis,
Suffuſis lacrymis, funera tanta dolet.
Et mihi non pariat lacrymas, non vulnera, caſus,
Qui ſedem officii perdidit igne mei?
Stat mea, ut innumeris concuſſa domuncula plagis,
Stat, ſed *ſacra* jacet, triſtis imago, *domus:*
O! queis relligio, queis eſt ſanctiſſima Chriſti
Crux curæ, o! ferte huic, ferte libenter, opem!

Dis-

derſelben richte, folglich niemals zu allen Zeiten einerley geweſen ſey, noch ſeyn könne, weil ſich die Sprachen immer verändern, wie unten mit mehrerm gezeigt werden ſoll. Ja hieraus erhellet auch, daß man verpflichtet ſey, bey Verbeſſerung einer Sprache, und Läuterung des Geſchmacks auch die Rechtſchreibung zu unterſuchen, u. daß man recht thue, wenn man ſie verbeſſert, ob es gleich Kleinigkeiten ſind. Denn an einer ſorgfältigen Genauigkeit iſt vieles gelegen, ſo wohl in allen Ständen, als auch bey unſeren Sprachen.

§. 13. Das allerkleinſte und der erſte Zeug eines Worts ſind demnach die Buchſtaben, die ihren Namen daher empfangen, weil ſich unſere Vorfahren erſtlich Büchener Stäbe an ſtatt des Schreibpapiers bedient haben. Ein Buchſtab iſt demnach ein einfacher Schall des Worts, der durch die Werkzeuge der Sprache ausgedrückt, im Schreiben durch eine beſondere Figur bezeichnet, und mit einem gewiſſen Namen benennet wird. Sie ſind von der Chineſer und Apothecker Merk- und Kunſtzeichen alſo unterſchieden, daß dieſe ganze Wörter und Sachen, ſie aber einzelne Töne ausdrücken. Sie müſſen alſo die Wörter und Sachen als einen Schatz verwahren, und allezeit heraus geben. Das a, b, c, iſt alſo ein Schatzkaſten wieder die Vergeſſenheit.

§. 14. Bey den Buchſtaben hat man folgende Punkte zu bemerken, 1. Ihre Geſtalt und Züge: 2. Ihre Bedeutung, Kraft, Ausſprache, oder den Ton, den ſie ausdrücken, welches das Weſen der Buchſtaben iſt: 3. Ihren Namen: 4 Ihren Urſprung: 5. Ihre Anzahl: 6.

Ih-

Disjectus lapis, & cinefacta ſacraria clamant,
Clamant auxilium, reſtituique volunt.
O! mihi, qui mediis Doctor Ductorque fuiſti
In flammis, flammæ damna repende, Deus!
Redde, precor, patriæ pacem, Vrbi reddito & Orbi,
Redde PATREM patriæ, cum PATRE redde decus.
Dextra tremit. Pono calamum. Quæ, *Muſa*, dedisti
Scribere, grata iterum prædico mente, Vale!

CrVX & paX ChrIſtI DVX ſaXqVe In teMpore trIſtI.

II.

Wilhelm Hiacinth Bougeants Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges, und des darauf erfolgten weſtphäliſchen Friedens. Vierter Theil. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet von Friedr. Eberhard Rambach. Halle, bey Gebauern. 1760. in gr. 8.

Nun hat uns der hochehrwürdige Hr. Conſiſtorialrath Rambach ſein ganzes Verſprechen gehalten. Dieſe wichtige Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges, und des für ganz Europa ſo wichtigen weſtphäliſchen Friedens, iſt glücklich zum Ende gebracht; und zwar ſo, daß itzo unſere deutſche Ueberſetzung ein viel vollſtändiger und nützlicher

Werk geworden, als das Original. Wir werden dieses Stückweise auch von diesem IV. Theile darthun.

In der Vorrede fährt der hochehrwürdige Hr. Verfasser fort die Abbildungen einiger der vornehmsten Personen, die bey dem gedachten Kriege und Frieden eine große Rolle gespielet, zu liefern. Diese sind zuforderst die drey Grafen, Arel von Oxenstierna, Johann von Oxenstierna, und Benedict von Oxenstierna. Der erste hat im währenden langen Kriege, der zweyte beym westphälischen Frieden, der dritte aber beym nürnbergischen Executionsreceß die wichtigsten Dienste geleistet. Der erste war 1583 gebohren, 1609, und also in seinem 25sten Jahre schon Reichsrath, und drey Jahre darauf Reichskanzler geworden; nachdem er den Frieden mit Dännemark zu Stande gebracht hatte. Er ward darauf, so zu reden, das Orakel von Schweden, und der Mentor Gustav Adolphs, dessen Herz er von Jugend auf in den Händen hatte. Im 1630sten Jahre begleitete er ihn nach Deutschland; und hatte an allen seinen Unternehmungen im Cabinette den größten Antheil. Mehr können wir von ihm nicht melden, als daß er auch nach dem Tode dieses großen Königs gleichsam Regent von Schweden, und die Seele des schwedischen Heeres geblieben. Eberhard Wassenberg in seinem deutschen Florus, stellet ihn als einen nordischen Edelmann vor, der die deutschen Fürsten als seine Edelknaben und Trabanten brauchete, die neben seinem Wagen herliefen, ihm das Waschbecken und

Hand-

Handtuch reichen, und die Speisen auf seine Tafel tragen müßten. Die Churfürsten müßten ihm als Hofjunker aufwarten, und stolze Verweise von ihm vorlieb nehmen. u. s. w. Dieser ganze Charakter ist ganz vortrefflich abgefasset, aber unser Raum erlaubet uns so wenig von seinem Sohne, als dem Salvius, und der Landgräfinn, Amalia Elisabeth, etwas ausführliches anzuführen.

Sonst meldet die Vorrede noch, daß der Hr. Verfasser durch den Beytrag eines gelehrten Mannes, Hrn. D. Sartorius, Prof. der Theol. zu Tübingen, die übrigen Epistolas arcanas erhalten, davon man bisher nichts gewußt: die aber noch eben recht kamen, um diesem Bande mit beygedruckt zu werden. Ein so wichtiger Zusatz wird sonder Zweifel allen Staatsverständigen sehr angenehm seyn, und in der Geschichte dieser Zeiten ein besondres Licht anzünden.

Nun folget ein chronologisches Verzeichniß aller im dreyßigjährigen Kriege vorgefallenen wichtigen Begebenheiten, von 1618 bis 1650. Dieß ist ein kurzer Begriff aller in diesen vier Bänden erzählten Geschichte: die man theils vorher durchlaufen kann, ehe man das ganze Buch liest; theils hernach zur Wiederholung, wenn man bereits das ausführliche gelesen hat. Dieses sehr nützliche und mühsam aufgesetzte Stück haben wir dem Hrn. Consistorialrath ganz zu danken.

Darauf erscheint nun Bougeants IX. und letztes Buch der eigentlichen Geschichte des 30jährigen Krieges; das die Begebenheiten des 1648sten Jah-

res, bis zum wirklich erfolgten Friedensschlusse enthält. Die Kaiserlichen bemüheten sich umsonst die Schweden von den Franzosen zu trennen. Man liest sodann sowohl die Puncte, worauf es bey Frankreich noch angekommen, als die Gesinnungen des Churfürsten von Bayern; und des Grafen von Avaux Mishälligkeiten mit dem zweyten französischen Gesandten, dem Grafen Servien; worauf der erstere zurückberufen ward. Die Spanier begiengen gegen den portugiesischen Gesandten zu Münster einen großen Frevel; worauf der spanische abreisete. Nun wurden die Unterhandlungen zu Osnabrück eifriger, als zu Münster fortgesetzet; die Franzosen aber werden nicht dazu gelassen. Die Schweden bezeigten sich gegen diese sehr gleichgültig, und der Punct, wegen der confiscirten Güter der kaiserlichen Unterthanen, und wegen Befriedigung der schwedischen Heere, wird beygeleget.

Doch der Krieg ward noch immer fortgesetzet; obgleich die französischen und schwedischen Heerführer mishällig waren. Die Kaiserlichen und Bayern werden geschlagen, und weichen zurück. Die Franzosen und Schweden dringen in Bayern, und nöthigen den Churfürsten zur Flucht. Selbst der General Lamboi wird geschlagen, und Königsmark erobert und plündert Prag. Indessen gehen die Unterhandlungen zu Osnabrück fort; wobey doch noch immer Schwierigkeiten vorfallen. Die Schweden vollenden endlich ihren Tractat mit dem Kaiser: nur Frankreich kann mit demselben sobald nicht eins werden. Die Schweden aber befördern den-

denſelben. Doch wegen des Elſaßes, und der drey lothringiſchen Bisthümer Lehnbarkeit, entſtehen neue Händel, die ſich doch endlich geben. Endlich wird auch wegen der Sicherheit, und der Vollſtreckung des Friedens gerathſchlaget; und wegen der Abtretung des Elſaßes vergebens proteſtiret. So wurde denn endlich der Tractat von den Gevollmächtigten des Kaiſers, des Königes von Schweden, von den Geſandten der Churfürſten, Fürſten und Reichsſtände den 26ſten Junius, oder den 24. Jul. 1650. einen Monath und zwey Jahre nach Unterzeichnung des franzöſiſchen, glücklich unterſchrieben.

Da es nun eine ſo erhebliche und langwierige Sache geweſen, dieſen weſtphäliſchen Frieden zu ſchließen: ſo wird ſonder Zweifel ein jeder Leſer dieſer Geſchichte begierig ſeyn, dieſen Friedensſchluß auch ſelbſt zu leſen: worauf, ſo zu reden, die ganze Verfaſſung des itzigen Europa noch dieſe Stunde ankömmt. Der hochehrwürdige Hr. Verfaſſer hat alſo ſehr wohl gethan, dieſem vermuthlichen Verlangen ſeiner Leſer eine erwünſchte Gnüge zu thun. Er hat nämlich den ganzen Friedensſchluß, der unter dem Namen Inſtrumentum Pacis Weſtphalicæ bekannt iſt, der Länge nach mit beydrucken laſſen. Dieſes lateiniſche Original füllet mit ziemlich enger Schrift von 161 bis 324. S., und hierauf folget die deutſche Ueberſetzung deſſelben: und dieſe geht, was das osnabrückiſche betrifft, bis zur 484. das münſteriſche aber bis zur 522. S.

Wir wollen doch aus dieſem merkwürdigen Stücke des Staatsrechtes folgenden Auszug mittheilen, der ſchon damals zu Unterſtützung des Gedachtniſſes gemachet worden:

Inſtrumentum Pacis Germano-Suecicum

Tot Verſibus Quot Articulis conſtat. Ab Incerto Autore Expreſſum.

Articulis *Septem* & *Denis* Pax Suecica conſtat.
Primus amicitiæ conjungit fœdere Partes.
Præteriti immemores vult læſos eſſe *Secundus.*
Priſtina reſtituit *Tertius* ſua jura cuique.
Enumerat *Quartus* ſpeciales reſtituendos.
In ſacris *Quintus* conflata gravamina ſolvit.
Helvetiis *Sextus* dat libertatis honorem.
Septimus in fœdus Calvinum Pacis adoptat.
Jura Politiæ Statibus *Bis Quartus* adumbrat.
Flori reſtituit veteri commercia *Nonus.*
Bellorum *Decimus* partitur præmia Suecis,
Brandenburgiaco *Undecimus* Pomerana reſarcit.
Mecklenburgiacis *Bis Senus* adempta rependit.
Brunſwigum *Decimi* demulcent munera *Terni.*
Dat Confeſſori *Decimus* ſolatia *Quartus.*
Haſſum *Ter Quinto* placant & Clerus & Haſſus.
Arma *Bis Octonus* ſiſtit Pacemque reducit.
Septimus hanc firmat *Decimus* redditque perennem.

Inſtru-

Inſtrumentum Pacis Cæſareo-Gallicum *XIII. Articulis Ad Pacem Germano-Succicum relatum.*

Articulis *quatuor* minor eſt Pax Gallica Sueca
Non nihil in rebus varians, ut & ordine rerum.
In *Quatuor* primis (niſi quod removetur Iberus)
Vix eſt diſparitas in re, neque discrepat ordo.
Quintus ineſt *quinto*, Gallorum & *Septimus* uni.
In *Sexto* ſociis Gallus dat præmia, Cattis.
Helveticis, quod *Sextus* ibi, dat *Septimus* iſthic.
Nonus & *Octavus* ſimiles ſunt prorſus utrisque.
At *Decimus* Gallum plumis aquilaribus ornat.
Undecimo in partes Galli Pax Itala tranſit.
Ultimus his illisque fere & *penultimus* idem eſt.

Nun folget der Executionsreceß des weſtphäliſchen Friedens, der zu Nürnberg geſchloſſen worden bis 584. Die Einleitung dazu, erkläret alles, was dazu Anlaß gegeben.

Da indeſſen mit dieſem ganzen Frieden niemand weniger zufrieden geweſen, als der römiſche Pabſt Innocentius der X. ſo unterſtund ſich ſelbiger, nach der damaligen angemaßten Macht der römiſchen Kirche, ein Werk, welches Deutſchland ſoviel Blut gekoſtet, und woran ſo vieler Jahre Fleiß, und alle menſchliche Weisheit gearbeitet hatte, für null und nichtig zu erklären. Dieſe päbſtliche Bulle nun, iſt hier gleichfalls nach der

Länge beygedrucket: und der hochwürd. Hr. Verf. hat derselben eine kleine, aber gelehrte Abhandlung beygefüget, um ihren Ungrund und ihre Nichtigkeit erweislich zu machen.

Hierauf folget die Fortsetzung der geheimen Briefe, deren ersten Theil wir schon im dritten Bande gelesen haben. Sie sind alle sehr merkwürdig, und gehen bis zur 656sten Seite: worauf ein vollständiges Register den Schluß des ganzen Werkes machet. Man hat große Ursache dem Hrn. Consistorialrathe Rambach, für die Besorgung und Vollendung dieses wichtigen Werkes Dank zu sagen: welches gewiß als ein Handbuch aller politisch- und geistlich-gelehrten anzusehen seyn wird, und billig allen guten deutschen Patrioten zu empfehlen ist.

III.

Vortrag, wie die bisher durch astronomische Observationes gesuchte Longitudo Geographica mathematice, und zwar per Trigonometriam Sphæricam ausgerechnet werden kann, vom Valentin Wagnern, Sen. Schmalkalden, den 24. Nov. 1759.

Fernere Vorstellung und gründlicher Beweisthum über dem unterm 24. Nov. a. p. gedruckten Vortrag, von der Longitudine Geographica, und wie es möglich, durch Ausrechnung der

der Poſitionswinkel, über die für bekannt angenommenen Längen und Breiten eine Tabelle zu verfertigen. Eben daſelbſt 1760.

Dieſer Abdruck, nebſt zweyen eigenhändigen Briefen und eben ſo vielen Nachſchriften iſt uns von einem geneigten Freunde mitgetheilt worden. Er ſtammet von einem Manne her, der ſich ſchon ehedeſſen in den wolfiſchen Streitigkeiten bekannt gemachet hat: von einem Freunde der Weltweisheit, der ſich von dem, bey dem Reize der Wahrheit unempfindlichen Haufen, welcher dazu mehrere Gelegenheit und nähern Umgang mit Gelehrten hat, durch ſeine edle Wiß- und Lehrbegierde unterſchieden, und die Hochachtung eines unſterblichen Wolfs erworben hat. Er legt in erwähnten Bogen den Sternkundigen zur Beurtheilung eine allgemeine Methode vor, die geographiſche Länge, oder den Oſtſtand, wie die Schiffleute reden, zu erfinden. Der Hr. Wagner ſetzet voraus, daß man die Breite jedes Ortes erfinden kann. Dieſes iſt allerdings wahr. Wir haben 2 unbewegliche Puncte, um die ſich die ganze Himmelskugel drehet, und Kreiſe beſchreibt. Dieſe, nebſt der Bahn der Sonnen, ſetzen uns in den Stand, die Breiten untrüglich auf mehr als eine Art zu beſtimmen. Wenn ſich noch eine Himmelskugel um 2 Puncte, deren einer im Morgen, der andere im Abend läge, bewegete: ſo wäre es auch etwas leichtes den Oſtſtand zu finden. Allein, da dieſes nicht ſtatt findet: ſo haben die Schiffleute

und Sternkundigen, seit Vitruvs Zeiten, bald auf der Erden, bald am Himmel irgend eine Erscheinung aufzubringen gesucht, vermittelst welcher man den Oststand überall und zu allen Zeiten angeben könnte. Der Hr. Wagner thut folgenden Vorschlag: Man lasse, so lauten seine Worte, in einem sphärischen Quadranten, der aus dem vierten Theile des Meridiani primi, dem vierten Theile des Æquatoris und dem vierten Theile eines Horizontbogens, der den Punct, wo der Meridianus primus den Æquatorem zum Leiter hat; den Meridianum secundum aus „dem Polo arctico herunter, auf den ersten Grad „des Æquatoris fallen, und theile diesen 2ten Me„ridianum in Imaginatione, in seine 90 Grad (die „Minuten allhier nicht mitgenommen) so wird die„ser 2te Meridianus vom 1sten bis zum 90sten Grad, „auf dem Erdglobo 90 Breiten in sich fassen: dar„auf suche man per Trigonometriam sphæricam „den Positionswinkel derjenigen Breite, so den er„sten Grad der Länge, und den ersten Grad der „Breite in dem Horizont machen.„ Setzet man nun auf diesen Meridianum, der auf dem ersten Grade der Länge stehet, auch den zweyten Grad: so wird, nach eben der Regel, der Positionswinkel dieses Grades der Breite gefunden, und so ferner von Grad zu Graden in sich fassende Breiten von 1 bis 90°. . . . . Er bittet die Sternkundigen, da die Himmelskugel aus acht dergleichen sphärischen Quadranten besteht, und jeder aus 90 Gr. oder 5400 Minuten bestehet, in jeden

Qua-

Ihre Eintheilung: 7. Ihre Veränderung: 8. Ihre Bedeutung im zählen.

§. 15. Erstlich die Gestalt eines Buchstabens, wie sie ein Schreiber oder Schriftschneider ausdrücket, wird durch die Einbildungskraft gefasset, und unterschieden: Doch müssen diejenigen, so andern ziemlich ähnlich sind, im Schreiben wohl kenntlich gemacht werden, damit keine Irrungen entstehen. Es kömmt hierbey hauptsächlich auf die Einwilligung und verborgene Übereinstimmung eines Volks an, wie es sich nach und nach im Schreiben ausgedrücket. Wie denn durch genommene Abrede eine ganze verborgene Art zu schreiben, auf verschiedene Weise erfunden werden kan, die kein anderer verstehet, als die so die Abrede genommen haben. Die Figur oder Gestalt rühret 1. von der willkührlichen Wahl des Erfinders, der sie theils nach den ursprünglichen Buchstaben, theils nach anderen bekannten Zügen, theils nach seiner eigenen Einbildung gebildet hat: 2. Von der Unart derer Schreiber, welche theils aus Geschwindigkeit, theils um des Vortheils, theils um unnöthigen Zierraths willen, einige Züge verändern: 3. Auch von der Schreiber Unerfahrenheit und Nachläßigkeit, wie Herr L. Frisch in seiner kleinen Schrift von dem Ursprunge der Sclavonischen Buchstaben anmerket.

§. 16. Zum andern, was die Bedeutung und Aussprache eines Buchstabens anbetrifft: So ist kein einziger Buchstab zu finden, welcher nicht einen gewissen Schall andeute, er mag so stark oder leise seyn, als er will. Derselbe aber wird am richtigsten und füglichsten durch mündliche Versprache erlernet.

§. 17.

Quadrantenminuten die Positionswinkel auszurechnen, und glaubet, daß der Oststand dadurch vollkommen und allgemein bestimmet werden könnte.

Wir hätten gewünscht, daß der Hr. Wagner einmal sich umständlicher und deutlicher über diese Methode herausgelassen: ferner, daß er die Vorschläge, den Oststand zu finden, den andere angegeben haben, fleißig und reiflich überdacht; und endlich, daß er den Gebrauch und die Anwendung dieser so mühsam berechneten Quadranten auf der See angegeben hätte. Denn uns kömmt es vor, als wenn denen Schiffleuten, welchen am meisten an dem Oststande gelegen, durch alle diese Quadranten eben so wenig, als durch eine auf dem Schiffe befindlichen künstlichen Erdkugel, oder genaue Seekarten, möchte gerathen seyn. Allein, das ist nur ein zufälliger Gedanke. Wir enthalten uns, in einer Sache, die selbst nach des Hrn. Verfassers Geständniß, undeutlich abgefasst ist, von aller fernern Beurtheilung; indem wir nur versprochen haben, die Schriften des Hrn. Wagners bekannt zu machen. Wir thun dieses desto bereitwilliger, weil ihm, wie er in seinem Schreiben sich darüber sehr beklaget, diese unschädliche Gewogenheit die Buchhändler, an die er mehr als 50 von seinen auf eigene Kosten gedruckten Exemplarien geschicket hat, um sie unter die Gelehrten auszutheilen, versaget, und dieselben unterdrückt haben. Er schreibt in einem seiner Briefe, daß er noch einige 50 davon hätte, und sie gerne unter die Mathematikverständigen und andere Gelehrten aus-

austheilen wollte, wenn nur jemand wäre, der die Postunkosten hergeben möchte. Wir geben demnach nicht nur hievon mit vielem Vergnügen Nachricht: sondern sind auch noch über dieses erböthig, falls einem und dem andern Sternkündigen belieben möchte, diesen Vorschlag des Hrn. Wagners zu untersuchen, und etwas davon aufzusetzen, den Aufsatz in diese monathliche Schrift einzurücken. Wir können jeden, der sich etwan an diese Arbeit machen dürfte, im Nämen des Hrn. Wagners, dem die Wahrheit allein am Herzen liegt, zum voraus versichern: daß ihm der Aufsatz, er mag ausfallen, wie er wolle, wofern er nur gründlich und bescheiden ist, überaus lieb und angenehm seyn wird.

IV.

Gotthold Ephraim Leßings Fabeln.

Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin, bey Christ. Friedr. Vossen 1759. 8.

Leßingische unäsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere.

Nebst dahin einschlagender Untersuchung der Abhandlung Hrn. Leßings, von der Kunst Fabeln zu verfertigen. Zürich, bey Orell und Compagnie 1760. 8.

Es

Es geht neuen Schriftſtellern, wie den jüngſten Kindern gewiſſer Aeltern. Was die ältern Brüder oder Schweſtern kluges oder artiges ſagen oder thun, wird gar nicht mehr in Betrachtung gezogen. Warum? Sie ſind ſchon ſo und ſo alt, und ſo groß! Das iſt alſo kein Wunder, daß ſie klug ſind; man iſt es von ihnen nicht anders gewohnt: und kurz, es iſt ihre Schuldigkeit. Hergegen, was das kleine Söhnchen zu lallen anfängt, das iſt etwas neues, etwas unerwartetes; und eben darum etwas allerliebſtes! In jedem gebrochenen Worte, findet eine zärtliche Mutter unendlich viel Witz und Verſtand. Das Kind hat ungemein viel Fähigkeit und Lebhaftigkeit, ſaget ſie: und das unartigſte Bezeugen deſſelben, wird als ein Beweis ſeiner großen Naturgaben angeſehen. Schlägt der ungezogene Junge gleich boshaft um ſich, ja kratzet und beißt er ſeine Wärterinn oder Amme; von der er doch ſchwatzen gelernet: ja ſchimpfet und läſtert er wohl gar ſeine Aeltern und Lehrmeiſter: ſo muß das alles, als die Artigkeit eines Kindes ungeſtraft hingehen, ja mit Bewunderung und Lachen belohnet werden.

Allein, endlich wird der witzige, der ſo artige Knabe, ein großer Junge. Kommen etwa zum Unglücke noch kleinere Brüder hinter her, die nun auch ſeine Rolle zu ſpielen anfangen: ſo iſt die Zeit ſeiner Regierung aus. Man fängt an, ſeine Ungezogenheit wahrzunehmen. Man ſieht den Uebelſtand ſeines ungebärdigen Bezeigens. Sein voriger

riger groſſer Witz, wird nun ſehr mittelmäßig, ja klein genug. Man fängt ihm an, ſeine bisherigen Unarten, und die Frechheit ſeines Muthwillens zu verweiſen, ja ihm wohl gar ernſtlich auf die Finger zu klopfen, wenn er ſich gar zu viel heraus nimmt. Und daran geſchieht ihm recht: denn ſo kann noch allmählich etwas aus ihm werden.

Eben ſo, dünket uns, geht es mit den jungen Schriftſtellern eines Volkes. Gegen ſie ſind die Leſer witziger Schriften in den Geſinnungen zärtlicher Mütter. Alles iſt ſchön, witzig und unvergleichlich, was ſie ſagen oder träumen. Man hält ihnen alles zu gut. Warum? Sie ſind neu, jung, und muthwillig. Sie ſchimpfen wohl gar auf ihre Lehrer und Anführer. Und dieſe Verwägenheit, läßt ihnen in den Augen der verblendeten Nation deſto artiger. Aber dieſe ihre ſchöne Zeit erreichet endlich ihre Endſchaft. Sie werden älter und größer: nun ſieht man ihnen genauer auf die Finger, und bemerket ihre Fehler auch.

Hr. M. Leſſing iſt ſeit etlichen Jahren einer von den beliebteſten Schriftſtellern unſers Vaterlandes geweſen. Die Neuigkeit ſeiner Feder, ertheilte allem, was er ſchrieb, eine beſondere Anmuth. Es würde ein Ueberfluß ſeyn, die obige Allegorie weitläuftig auf ihn zu deuten. Ein jeder von unſern Leſern kennet ſeine reizenden Schriften zur Gnüge. Ob er aber durch den, über ſein eigen Vermuthen gefundenen Beyfall, nicht einigermaßen verzogen worden, iſt eine Frage, die wir andern zu beantworten überlaſſen. Muthig genug iſt er

gewor-

geworden, alles zu wagen; der ganzen kritischen und philologischen Welt ins Angesicht zu widersprechen; und in den schönen Künsten das Unterste zu Oberst zu kehren: wie unter andern auch die Vorrede dieser sogenannten äsopischen Fabeln zeigen kann.

Doch wir wollen uns bey einem Auszuge aus denselben nicht aufhalten. Uns kann es gleichviel gelten, ob sein neues in Vorschlag gebrachtes Fabelsystem steht oder fällt. Allein die Zeit ist gekommen, da er nicht mehr, als der jüngste Bruder deutscher Schriftsteller, in allem, was er saget, Recht haben muß. Seine ältern Brüder, ja auch wohl einige noch jüngere, sind bereits aufgewachet, und haben angefangen, ihm auf den Dienst zu lauren. Hat er es selbst gestanden, daß viele von seinen bisherigen Schriften nichts getauget; und also gleichsam alle seine Bewunderer ins Angesicht ausgelachet: so ist es kein Wunder, daß ihm auch andere die Wahrheit zu sagen angefangen haben.

Unter diese Zahl gehöret auch der treuherzige Schweizer, der in diesen unäsopischen Fabeln über ihn gerathen ist. Diesen allein wollen wir dießmal reden lassen. Seine Vorrede ist aus eben dem Tone geschrieben, wie Hr. Leßing andre Leute zu kritisiren pflegt. Es wird ihm, als einem Liebhaber der republikanischen Freyheit im Reiche der Gelehrsamkeit, nicht befremden, daß andre Mitbürger, zumal alpinische, eben dieselbe Sprache reden. Wir wollen uns als unparteyische Zuhörer betragen, und den Theil der deutschen Welt, (in

Berlin

Berlin heißt das Ding itzt das Publicum) der ihn bisher bewundert hat, den Ausspruch thun lassen, wessen Ausspruch reizender oder gegründeter sey?

„Leßingische Fabeln! Werden die Journalisten mir auch das Lob verzeihen, das ich meinen Fabeln gleich in den ersten Worten ertheilt habe? Ich darf es nicht hoffen, aber ich schmeichle mir, daß Hr. Leßing es mir vergeben werde. Er wird meine Unhöflichkeit für den Zoll ansehen, den er seinem berühmten Namen abtragen muß. Was darf man sich zu dem Großmüthigen nicht versehen, der mit der liebenswürdigsten Ironie gesteht: daß man von seinen Schriften noch lange nicht soviel Böses gesaget habe, als man wohl sagen könnte; und der, da man Böses davon gesaget, es der Mühe nicht werth geachtet, daß er sie entschuldigte; auch nicht gegen Duschen, so ein leichtes Spiel es ihm gewesen wäre; der sie lieber verworfen hätte, und das gekonnt, ohne daß die Ausführung dieses Entschlusses ihn etwas gekostet hätte; der diesen Entschluß, nur aus bloßer Nachsicht für die guten Leute, nicht vollführet hat, die etwas würdiges darinnen zu sehen geglaubt haben; denen man hätte vorwerfen können, daß sie ohne Geschmack und Einsicht geurtheilet hätten? Sollte der mir den Einfall, meine Fabeln mit seinem Namen auszuschmücken, nicht verzeihen, der Duschen seine Verläumdungen vergeben hat: nachdem er betrachtet hatte, daß der böse Mann sich so seiner Galle an einem Unschul-

ſchuldigen entladen mußte, wenn es ihn nicht töd-
ten ſollte? Man nenne mir unter den Braun-
ſchweigern nur einen, der ſolche Bezeugungen nur
aus Höflichkeit, geſchweige aus Gefühl von ſich
gegeben hätte. In meinem Sinne macht das alles
Hrn. Leßingen mehr Ehre, als ihm ſeine Schrif-
ten machen können. — Ich kann mich nicht ent-
halten, zu bekennen, daß ſchwere Gedanken, über
das Verderben der menſchlichen Natur, bey mir
aufgeſtiegen ſind, als ich las, daß Duſch einen
Mann, wie dieſer iſt, gemishandelt habe; indem er
den Menſchen von dem Schriftſteller nicht unter-
ſchieden hat. Welcher Gedanke! daß der Menſch
mit dem Schriftſteller etwas zu thun habe; daß
der Menſch es ſey, der ſchreibe! Man ſollte es
lange bemerkt haben, daß in einer witzigen, nichts
als witzigen, Schrift, nicht der Menſch die Em-
pfindungen ſeines Herzens redet, oder den Witz
ſeines eigenen Kopfes denket, ſondern daß es Re-
den, Gedanken, Herz, Witz, des Autors ſind.
Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß nicht der
Menſch, ſondern der Poet in den Kleinigkeiten
geſagt habe:

Es donnert: Trink, und ſieh auf mich,
Sollt Zeus in ſeinen Nektar ſchlagen?

Sieh, dort ſinket ſchon ein Haus;
Laß uns noch die Flaſche leeren.

Soll der Wein mit uns verderben?
Nein, die Sünde wag' ich nicht.

Ob ich morgen leben werde ꝛc.

Wer wollte dieſe profane Sprache dem Menſchen zur Laſt legen? Die Religion, Tugend und Sitten ſind zu heilig, als daß ſie von einem Geiſte vom erſten Range ſo unehrerbiethig ſollten behandelt werden; ſie ſind zu groß, als daß ſie nicht auf das Herz eines Genie wirken ſollten *).

Man muß denn wiſſen, daß die Flaſche, die Mädchen, die Küſſe, nichts Wirkliches ſind; es ſind nur Hirngeſpinſte, Phantaſien, Schwindel, die der Poet für das Seinige anſpricht; der Menſch hat ſie weder mit den Augen geſehen, noch mit den Lippen gedrücket.

Ich würde von dieſem witzigen Dichter wenig gelernet haben, wenn er in meinen Gedanken nicht eben ſo unſchuldig, als witzig wäre: und ich bin eitel, daß ich nur ein Wort zum Schutze eines Mannes ſagen mag, der von ſeinem Witze ein ſo lebhaftes Gefühl hat; daß er ſich verläſtern höret, ohne ſich deſſen anzunehmen, und der ſeine eigenen Schriften verurtheilet, ohne zu fürchten, daß man ihn beym Worte faſſe.

Das andere Lob, womit ich den Titel meiner Fabeln geſchmücket habe, **äſopiſche Fabeln**, iſt gewiſſermaßen eines mit dem erſten, **Leßingiſche**. Man nennet äſopiſche Fabeln, die eine Handlung haben, die ſo materiell iſt, daß ſie eine Veränderung des Raumes und des Zuſtandes erfodert; die das Wunderbare in der Sprache und der Vernunft der Thiere erſt ſuchen, ohne es vorauszuſetzen; die

ſich

*) Siehe den XVIII. Brief der vermiſchten kritiſchen Briefe von Roſtock. 1758. S. 171.

ſich ein Gewiſſen machen, ihnen andere, als die eigenen Züge ihres Charakters zu geben; oder ihre Werke nicht in eine gewiſſe Proportion mit ihren Kräften und ihrer Bildung zu ſetzen. So ängſtiglich, ſo unlebhaftig, ſo unanſchaulich ſind meine Fabeln nicht. Nein, ich denke und fühle nicht ſo mechaniſch, daß ich mir nicht bey jeder Leidenſchaft, jeder Folge von Gedanken, bey einem bon-mot, einem guten Einfalle, meiner Thätigkeit bewußt wäre. Ich nehme das Anſchauliche in den Reden und den Gedanken der Thiere, für alles Wunder, und mache meine Fabeln mit einem es war einmal zugleich wirklich und glaublich. Ich ſchreibe keine Phyſik, und überlaſſe das dem Aelianus und Antonius Liberalis. Meine Fabeltheorie iſt diejenige, die Leßing aus den ſtoppiſchen Fabeln abgezogen hat. Ich denke mit dieſer Anmerkung meiner Ehrfurcht für Hrn. Leßing ſo wenig Abbruch zu thun; als Ariſtoteles dadurch kleiner geworden, daß er die Theorie der Epopee aus der Ilias abgezogen hat. Wiewohl der angenehme Fabeldichter Stoppe, ſeine Begriffe von dem Weſen der Fabel, nicht in die Form einer Scienz eingekleidet hat: ſo ſind ſie doch in ſeinen Fabeln deutlich enthalten, und Hr. Leßing hat ſie mit leichter Mühe darinnen entdecket. Ich habe bemerket, daß Hr. Leßing nur in einem Stücke von Stoppen abweicht: Stoppe hat die Kürze nicht ſo ſehr für die Seele der Fabel gehalten, daß er nicht geſaget hätte, was er in ſeinem gedankenreichen Kopfe zu ſagen fand: und er hielt die Auszierung

nicht für einen Fehler, der die anschauliche Erkenntniß zerstörte. Ich bin zu gering, über diese ungleichen Begriffe der beyden großen Männer ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Ich denke doch, die Lustigkeit, die Stoppe in seine Fabeln gebracht hat, sollte weiter nichts, als eine etwanige Schadloshaltung für Schönheiten seyn, die er seinen Fabeln nicht geben konnte; die Hr. Leßing nicht nöthig hatte, weil er die Schönheiten hatte.

Ich habe mich mehr an Hrn. Leßings Manier gehalten, und bin glücklich, wenn ich die Schadloshaltung nicht nöthig gehabt habe, die la Fontaine so sehr, und Leßing so wenig vonnöthen hatten. Noch glücklicher würde ich mich halten, wenn unsere erleuchteten Zeiten mir so biegsame Verehrer geben würden, die erwarteten, daß ich sie zum wenigsten nach der Hand Recht bekommen ließe; wenn ich künftig so viel Gutes wirklich in meine Schriften hinein brächte, daß sie es schon itzo im voraus darinnen bemerket zu haben scheinen könnten. Doch das ist ein Glück, das nur den Männern aufbehalten ist, die in dem neuen saturnischen Alter von Bley, zu Wortführern der witzigen Welt bestimmet sind.

Aber stimmet es auch mit der Hochachtung überein, die ich mich so laut rühme, für Hrn. Leßing und seine Fabeln zu haben: daß ich die Widerlegung seiner Fabeltheorie, die mir unter der Verfertigung der Fabeln in die Hände gefallen ist, gerade an mein Werk habe drucken lassen? Ich hoffe, ja — Denn wiewohl diese Einwürfe nicht ohne Erweis

§. 17. Zum dritten die Namen der Buchſtaben drücken entweder durch ihre natürliche Bedeutung die Natur der Buchſtaben aus: Oder es es ſind willkührlich erwählte Wörter, deren Anfangs-Buchſtaben, den Laut, ihrer zur Seiten habenden Züge anzeigen: Oder ſie zeigen geradezu den Ton an, da denn bey den ſtummen Buchſtaben ein a oder e oder u oder au gebraucht wird, um den Ton recht vernehmlich zu machen. Dieſe letzte Weiſe iſt die kürzeſte, welcher ſich die Lateiner und Deutſchen bedienen, die man bey Erlernung andrer Sprachen gar wohl beybehalten kan: Und es iſt beſſer, daß man das y yſilon ſchlecht weg i nennet. So kurz aber, als dieſe auch Art iſt, ſo ſehr verweilt und verwirrt ſie doch die Lehrlinge bey dem Buchſtabiren, wenn ſie zum Exempel Schock zuſammen leſen ſollen. Denn nach ihren beygebrachten Begriffen müſten ſie leſen Eſcehaoceka, und das ſoll doch Schock heiſſen: Welches ſie erſtlich nicht begreifen können. Dannenhero ein mir verwandter Prediger ſolches als ein Gericht Gottes über die Schulen anſiehet, und in einem zwey mal herausgegebenen Leſebüchlein angewieſen, wie man den Kindern die Buchſtaben nicht anders, als nach dem Schalle, den ſie eigentlich haben, beybringen ſolle: So dürfen ſie beym Leſen nur die Tone nach einander herſagen, und könnten gleich nach Bekanntmachung der Buchſtaben zum Leſen angeführet werden: welches zu Anfang zwar langſam, aber durch die Ubung bald geſchwinder gehet, ſo daß ein Kind in 4 Monathen das Leſen erlernet hat. Dieſer Vorſchlag hat ſeinen Grund, iſt auch von vielen und von mir ſelber verſucht und

weis vorgetragen werden, (der Verfaſſer hat dieſe Dichtungsart in ihrer Natur unterſucht), ſo bin ich doch gewiß genug, daß Herr Leſſing mit ſeiner Geſichtsmine von Schlüſſen, ſeinen poſitiven Ausſprüchen, ſeinen witzigen Einfällen, und zuletzt mit „Es will mir einmal nicht in den Kopf“, ſie munter und luſtig genug abfertigen wird.

Er hat in den Zuſammenkünften artiger Leute ſo ſtark die Oberhand, daß er nicht nöthig hat, die Schriften ſeiner Gegner aus den Journalen auszutilgen; oder ſich anzuſtellen, daß ſie nicht in der Natur vorhanden ſeyn. Das überläßt er ſeinem berühmten Rival, der glaubt, wenn er die Augen zuſchließt, daß ſeine Gegner dann blind gemacht ſeyn.

Nullane projecto frena injicienda furori?
Si ceſſant illi, palmæ melioris amore,
Quorum res agitur; ſaltem intercedat amicus,
Et ſi quis pulcro eſt qui delectetur honeſto,
Juris amans rectique tenax, ſeque offerat ultro,
Aequi aſſertorem defenſoremque tacentum.
Cauſa bona eſt & qua poſſit ſibi quisque placere.
Hoc ego confido & tumulis præſtantibus actus
Jam ſemel ad partes veni turbamque repreſſi:
Exultantem animis nec quidquam tale timentem;
Majoresque pati docui & non tollere criſtas.
Illa quidem ſpumas agit ore & ſidera pulſat,
Stridore ingenti; ſed vox eſt illa gementum,
Hæſuram perhibens alte ſubiiſſe ſagittam.

V.

Vers adreſſez à Mr. de Burkana *).

le 24. Mart. 1760 **).

Pour atteindre à la même Fin,
Burkana, nous prenons un different Chemin:
Ayant pour but de nous inſtruire
Vous voyagés; je m'occupe à lire.
De cet ardent Deſir épris
Vous parcourés mille Païs;
Et je parcours mille Volumes.
He bien! de nos travaux voyons un peu les fruits.
Pour moi, je ſai bien, où j'en ſuis:
Et les Productions des plus ſavantes Plumes,
Loin de recompenſer mes Soins,
Me laiſſent très ſouvent aux plus preſſans Beſoins.

Brulant, de parvenir à ce Point ſalutaire,
Qui fait notre Felicité.
En penetrant jusqués aux Sanctuaire
De la divine Verité.

Je

*) Der Hr. Baron von Burkana iſt ein aſiatiſcher Prinz, der ſeit etlichen Jahren in Europa herumreiſet, ſich vor einem Jahre in Gotha aufgehalten, und mit dem daſigen herzogl. Rathe und Bibliothekar, Hrn Freiesleben, eine genaue Freundſchaft geſtiftet; die ſich unter andern in dieſem poetiſchen Schreiben ausgelaſſen.

Je lis & je relis maint & maint docte ouvrage,
Mais malgré mes Eſpoirs flatteurs,
Je n'y rencontre à chaque Page,
Que des Doutes ou des Erreurs.
L'auguſte Verité n'y paroit jamais nuë,
Un Voile tenebreux la derobe à ma Vuë:
Et mes Recherches, pour tout Bien.
M'inculquent la Leçon de Socrate, mon Maitre.
De plus en plus elles me font connoitre,
Qu'à bien conter, l'on ne ſait rien.

L'Objet de Votre noble étude.
C'eſt de ſonder avec exactitude,
L'Eſprit & le Cœur des Mortels.
Peut-être qu'un Deſtin propice
A vos Vertus rendant Juſtice,
Vous en fait retirer des Profits plus reéls.
Vous le meriteriez ſans doute.
Mais digne Ami, pour applanir la Route,
Qui nous conduit au comble de nos Vœux.
Helas! le Ciel ne fait pas des Miracles:
Vous ſerez combattû par les memes Obſtacles,
Qui rendent mon Chemin ſcabreux.

**) Dieß ſchöne Gedicht kömmt von einem deutſchen Verfaſſer, der gewiß nächſt dem gekrönten Dichter von Sans-Souci, und dem ſinnreichen Verfaſſer der Epitres diverſes, der dritte iſt: der unſern ſtolzen Nachbarn zeigen kann, daß der deutſche Witz, wenn er will, auch der franzöſiſchen Sprache mächtig ſey, und glückliche Ausfälle auf ihr Gebiethe thun könne.

L'Homme en effet, ſuivant l'avis des Sages,
Eſt pour le moins auſſi trompeur,
Que les faſtidieux Ouvrages,
Dont ſon Orgueil ſe fait Honneur.
He! quel Moyen, d'approfondir cet Etre,
Qui n'eſt presque jamais ce qu'on le voit paroître!
Qui change en vrai Cameleon,
De Mœurs, de Sentiment, de Gout, d'Opinion:
Et qui dans ſon Erreur extreme
S'ignore, & tous les jours s'en impoſe à lui méme.

Burlana, nous faiſons d'inutiles efforts:
Ne formons point des Eſperances vaines,
Comment des actions humaines,
Pourrions nous decouvrir les differens reſſorts?
Nous ne voyons que le deſſus des Cartes.
Les *Malebranches*, les *Des-Cartes*,
Les *Leibnitz*, & les *Wolf* n'en furent plus que nous.
Malgré l'appui de leurs Philoſophie,
L'Eſprit humain les trompa tous.
Ils n'en virent jamais que la Superficie.
Puiſſiez Vous transporter Vos pas,
Par ce noſtre Univers, du Midi jusqu'à l'Ourſe,
Vous vous appercevrez au bout de Votre Courſe,
Que de Londres jusqu'à Madras,
D'Alep jusqu'à Paris, de Quebec jusqu'à Rome;
L'Homme par tout ſe voit trompé par l'Homme.

VI.

Beyträge zur Historie Frankenlandes und der angränzenden Gegenden, gesammlet und herausgegeben von Joh. Paul Reinhard, der Alterthümer, Beredsamkeit und Dichtkunst ordentlichem Lehrer zu Erlangen. I. Theil. Bayreuth. In Verlag Joh. Andr. Lübeks 1760. in gr. 8.

Die Geschichtkunde wird heute zu Tage um die Wette mit andern Wissenschaften aufgekläret. Fast jede besondere Landschaft von Deutschland nähret in ihrem Schooße gelehrte Männer und Liebhaber dieser freyen Kunst: und ihre Bemühungen machen uns noch zu vielem Lichte Hoffnung, welches sie uns in den alten Zeiten anzünden werden. Zu dieser lobwürdigen Anzahl geselket sich auch der Hr. Prof. Reinhard in Erlangen, in Ansehung der fränkischen Geschichte. Nach etlichen glücklichen kurzen Begriffen von der Reichsgeschichte, und gewissen Particularhistorien deutscher Chur- und Fürstenhäuser, geht er nun noch näher auf die Quellen, um das Reich historischer Wahrheiten auch mit neuen Entdeckungen zu bereichern.

In der Vorrede gesteht er, daß die Historie Frankenlandes vorzüglich mehrerer Aufklärungen bedörfe. Seinen Zweck hat er nicht bloß auf die weltliche, sondern auch auf die Kirchen- gelehrte

und natürliche Historie gerichtet. Es werden also in seiner Sammlung Urkunden, Chroniken, Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, geographische Stücke, Satzungen der Städte, Nachrichten von ausgestorbenen Häusern, verfallenen Schlössern, u. s. w. Platz finden. Das plassenburgische Archiv ist dem Hrn. Verfasser von seinem gnädigsten Hrn. Markgrafen eröffnet worden: und verschiedene ansehnliche Privatpersonen haben ihm gleichfalls schon allerley mitgetheilet. Bereits gedruckte, aber selten gewordene Stücke will der Hr. Prof. nicht einrücken, sondern zu einer besondern Sammlung aufbehalten.

Hierauf verantwortet sich der Hr. Verf. gegen eine unfreundliche Nachricht von seiner Einleitung zur Staatswissenschaft, die im 97sten Stücke der göttingischen Anzeige von gel. S. 1756 gegeben worden. Wir können niemanden eine so abgedrungene Nothwehr misbilligen; nehmen aber übrigens keinen Theil daran. Da in mittlern Zeiten bisweilen poetische Beschreibungen von Schlachten und andern Begebenheiten gemachet worden; wie denn schon hier im I. Stücke bereits der Anfang damit geschehen. Es betrifft den Krieg, den Markgraf Albertus Achilles mit der Stadt Nürnberg im XVten Jahrhunderte geführet hat. Die Fortsetzung neuer Theile wird sich an keine Zeit binden, sondern auf den Verleger ankommen.

Die Stücke, so in diesem I. Theile vorkommen, sind 1) verschiedene Urkunden, welche zur Historie der Streitigkeiten gehören, die nach des Mark-

Markgrafen von Meißen, Wilhelms des I., Tode 1407, zwiſchen ſeinen Nachfolgern und den Burggrafen von Nürnberg vorgefallen; und zwar wegen einiger Oerter im Voigtlande, Oelsnitz, Vogtsberg, Adorf, Wiedersberg, Thierſtein und Thiersheim. Dieſe hatte Wilhelm der I. dem Burggrafen Friedrichen dem V. der ſeiner Schweſter Eliſabeth Gemahl war, und deſſen Söhnen, Johann dem III. und Friedrichen dem VI. dergeſtalt vermachet, daß, wenn er ohne Leibeserben ſtürbe, ſie gedachtem Burggrafen zufallen ſollten.

Ueber dieß Vermächtniß entſtund zwiſchen den Burggrafen und den zween Brüdern, Friedrichen dem Streitbaren, und Wilhelmen dem Reichen, des gedachten Wilhelms Bruderſöhnen, ein Streit. Der römiſche König Ruprecht ſetzte einen Gerichtstag an, und wollte 1408, Donnerſtags nach Valentin, die Sache entſcheiden. Der Ladebrief ward den meißniſchen Markgrafen durch den Abt von Steinach eingehändiget. Horn hat denſelben bereits im Leben Friedrichs des Streitbaren abdrucken laſſen; die andern Stücke aber, deren er nicht hat theilhaftig werden können, erſcheinen hier zuerſt. Daß die Rechtſchreibung des erſtern hier nicht mit Horns ſeinem Abdrucke übereinſtimt, kömmt daher; weil ſie nicht nach der Urkunde ſelbſt, ſondern nach einer Abſchrift davon, die doch von der Reichskanzley ertheilet worden, gemachet iſt. Sie iſt gleichwohl auf Pergament geſchrieben, und mag ziemlich alt ſeyn. Die Sprache iſt deutſch, und hält viel alte Wörter und Redensarten in ſich.

Es

Es iſt merklich, daß in dem lateiniſchen Zeugniſſe, daß dieſe Abſchrift mit der Urkunde gleichlautend ſey, die Geſandten der beyden Markgrafen als Kläger, præclarum ambarum partium *Ambaſſiatores*, ſive nuncii ſolennes genennet werden: da nach dem heutigen Stil der Höfe, nur Könige ſogenannte Ambaſſadeurs ſchicken können.

Das II. St. liefert des Biſchofes von Würzburg, Gottfrieds des IV. Reformation der geiſtlichen Gerichte; und iſt von 1447. Dieß war der 58ſte Biſchof von Würzburg, aus dem Hauſe der Schenken von Limburg, und fand bey ſeiner Gelangung zur biſchöflichen Würde das Stift in ſchlechten Umſtänden. Er wollte den Sachen eine beſſere Geſtalt geben; und verbeſſerte unter andern die geiſtl. Gerichte. Dieſe Reformation iſt nun noch niemals gedruckt worden, und tritt hier zum erſtenmale ans Licht. Hier kömmt in der That das Merkwürdige vor, daß ein ſolch geiſtlich biſchöfliches Stück nicht lateiniſch, ſondern deutſch abgefaſſet iſt. Aber die Rechtſchreibung iſt auch in vielem ſehr ſonderbar, z. E. der Buchſtab n wird erſtaunlich oft verdoppelt, und zwar nicht nur in der Mitten, ſondern auch am Ende, als vonn, vnnd, gegenwertigenn, vnnß, wegenn, inn, gehaltenn, habenn, menſchlichs, werdenn; doch alles dieſes ohne Regel und Ordnung.

Das

*) Quis ignorat Tyrannum Ducem (ſi fas eſt nominari) Eberhardum in Würtembergk a ſuo expulſum Dominio; & ſi quæratur per quos? ob quam cauſam? revera per ſuos, & ob facinoroſa, quæ non

Das III. Stück iſt eine hennebergiſche Chronik in lat. Sprache, die von 1078 bis auf 1517 geht. Der Eingang dazu ſchlägt ſehr in die Staatskunſt, und führet nach den Beyſpielen der Griechen und Römer, auch einige neuere Beyſpiele tyranniſcher Regenten an *). So frey konnte man in Klöſtern damals ſchreiben; als eine ſolche Chronik geſchrieben liegen blieb, und nicht in Druck gieng. Die Chronik hebt an, von einem Berthold, einem Wohlthäter der ſchmalkaldiſchen Kirche, den ſie den zierlichſten deutſchen Redner (venuſtiſſimum Almaniæ Rhetorem) nennet. Es kommen viel andre merkwürdige Züge darinnen vor. Es folgen IV. D. Martin Luthers zeither noch nie gedruckte Briefe, an Markgraf Georgen den Frommen zu Anſpach, und deſſen Räthe. Sie kommen aus dem hochfürſtl. anſpachiſchen Archive. Der erſte iſt 1528 am Himmelfahrtstage geſchrieben: und daraus ſieht man, daß der Markgraf an Luthern durch den berühmten Ritter, Hans von Schwarzenberg, um einen Prediger auf ſein Schloß Plaſſenburg, hat ſchreiben laſſen; der zu dieſer Stelle Georg Hyderern vorſchlägt. Der zweyte iſt an den Kanzler zu Anſpach, Georg Voglern 1529 geſchrieben. Darinn heißts: „hiemit vberſchicke ich euch einen Brieff von Magiſter Bernhard Ziegler, vnd weil ich merk, das bereits das Holtz aus feur gelegt

*) non Principem ſed Tyrannum decent acta. Quid in Udalrico Succeſſore actum ſit, nullus ignorat. Is velut alter impietatis auctor, pietatis prædo, inimicus innocentiæ, hoſtis naturæ &c.

legt ist, das er bey euch solte Ebräisch leren, wil ich dazu helfen ꝛc. weil er der allergelertist, vleißigst, frümest, treweste Ebreist ist, den ich kenne, vnd halt seiner gleich itzt nicht viel leben. ꝛc. ꝛc.„ Solcher Briefe sind 8, und zuletzt ein Bedenken von der Sicca Missa, und vom Banne.

Das V. St. ist eine Beschreibung des Baurenkrieges in der Rothenburger Landwehr 1525. Die Aufrührer aus Schwaben drungen auch nach Franken, und die Rothenburger Bürger fielen ihnen zu; so daß in dieser Reichsstadt alles in äußerste Verwirrung gerieth. Markgraf Casimir dämpfete dieselbe bald. Diese Schrift beschreibt das aufs lebhafteste, und doch ist sie noch nirgends bekannt gemachet worden, ob gleich viel anders vom Baurenkriege schon gedrucket worden. Man sieht daraus, daß Carlstadt durch seine unbesonnenen hitzigen Predigten, viel zu dem Baurenkriege in Franken beygetragen habe.

Das VI. St. liefert eines Ungenannten genealogische Nachrichten, von den Hrn. Grafen von Castell: dadurch die vor wenig Jahren ans Licht gestellte neuere Genealogie dieses gräflichen Hauses sehr verbessert werden kann.

Das VII. St. ist Johann Rosenblüts poetische Beschreibung des Gefechtes bey Hempach, im 1450. Jahre. Dieser Poet ist aus dem gottschedischen Vorrathe zur Geschichte der dramatischen Poesie, als der älteste bekannte komische Dichter der Deutschen berühmt; der bereits in der Hälfte des XV. Jahrh. poßierliche Fastnachtsspiele in Versen geschrie-

nützlich befunden. Es fehlet nur daran, daß man wieder die eingeriſſene Gewohnheit etwas neues einführe, welches allemal hart hält, zumal bey den eigenſinnigen Schulmeiſtern, die gerne bey der alten Leyer bleiben. Der Einwurf, es lerne ein Kind alsdann die Rechtſchreibung nicht, iſt von geringem Nachdrucke, darauf auch verſchiedenes geantwortet werden könnte, wenn wir uns nicht zu lange dabey aufhalten dürften. Es iſt gewiß, wenn man auf die Ausſprache eines Worts recht acht hat und ſo ſchreibt, wie man daſſelbe nach einander aus dem Munde herausbringet, ſo kan man nicht falſch ſchreiben, und es gehet noch glücklicher von ſtatten, als das Buchſtabiren.

§. 18. Zum vierten, wo die Hebräer ihre Buchſtaben herhaben, iſt unbekannt. Ob ſie von den Erzvätern erfunden ſeyn, u. wenn es geſchehen; oder ob ſie ſelbige von Gott empfangen haben, kan niemand ſagen. Als das Geſetz gegeben ward, oder zu Moſis Zeiten, ſind ſie da geweſen. Dieſe waren der Grund zu den Buchſtaben der mehreſten Völker, oder ſie haben doch zum wenigſten dazu Anlaß gegeben. Von den Hebräern ſind ſie durch die Syrer oder Phönicier zu den Griechen, von dieſen zu den Lateinern, Deutſchen und Slaviſchen Völkern gekommen. Und die Züge der groſſen Buchſtaben bey den Griechen, Lateinern und Deutſchen können leicht aus dem hebräiſchen hergeleitet werden: Wie denn die Ordnung der Buchſtaben bey den Syrern, Samaritern, Armeniern, Griechen, Coptен, Lateinern, Deutſchen, Iberiern, Slaven, welche der hebräiſchen Buchſtabenordnung ſehr ähnlich iſt, ſolches auch hinlänglich behauptet. Die Abweichungen davon rühren hauptſäch-

ſchrieben. Hier lieſt man auch ein epiſches Gedicht von ihm, welches aber mehr ins hiſtoriſche Fach gehöret. Der nürnbergiſche Krieg unter Markgraf Albrechts Regierung von 1449, ward 1450 durch einen Friedensſchluß beygeleget; den eine zu Bamberg niedergeſetzte kaiſerl. Commißion bewirkte; wie aus Reuſchens Cedernhayn, und Großens Kriegshiſtorie, auch Falkenſteins nordgauiſchen Alterthümern zu erſehen iſt. Unſer Dichter aber beſingt denſelben hier. Man ſieht daraus eine ſehr harte und rauhe Ausſprache der Franken ſeiner Zeit; aber doch einen poetiſchen Geiſt, wenigſtens in der Anrufung dieſes Gedichtes. Die Redensarten Tauſeß, Kötterdrey, Seszinkt ſind Deux-als, Quatre-trois, und Six-Cinq aus dem Trictrac, und zeigen, daß dieß Spiel ſchon über 300 Jahre in Deutſchland im Brauche geweſen, und den Zahlen nach ſehr verſtümmelt worden.

Beſchreibung der Schlacht bey Hembach im 1450ſten Jahre.

Je weſender vnd ymmer leber
ewiger Gott in deinem Reich
Großmachtiger ſtarcker Fridgeber
brich auß den Tam deiner gnaden Teich
Vnd laß deiner Barmung Wolcken Ryſeln
herab in dein vnfridlich welt
Vnd wend von vns deins Zorns Kyſeln
als von den Priſtern wird gemelt

Daß

Daß du dich herab geist in ein brott
vnd läßt dich nieſen höſ vnd gut
Rich an vns nicht all vbeltott
Herr durch dein reins vnſchuldigs Blut
Der ſünden Rechnung vns abſtreich
die vns dein genad hat hingezücket
Hanthab das heilig Römiſch Reich
das es nit werd vndergedrücket
Hilff das es bey dem rechten beleib
du ſtarker Gott du gerechter Richter
Erhör das klagen der Mann vnd Weib
des bitt ich dich ich ſündiger tichter
Der Adel iſt eine ſcharffe gert
der Vns vmb vnſer vbel ſtrafft
Ihr Hertz hat eins dyamanten Hert
Taůſeß wart daz ir icht verſchlafft
Vnd welchet nit von Kötter-drey
die werden euch das ſpiel gewinnen
Seſzinckt die wonen euch nit bey
Gott plicket aus ſeiner parmung Zynnen
Vnd leſt das Schyf der frommen ſyncken
das es ein ſmalen Port gewinnt
Vnd leſt es doch nit gar ertrincken
ſein Parmung ewicklichen rint
zu den dy ſünd yn laſſen pittern
vnd allweg wider daz vnrecht vechten
Das Vrteil wird von Zwelff Rittern
geſprochen an den lezten Rechten
Das merckt ir von Nürnberg
halt euch an daz recht ſo valt ir nit
man vindt noch das ein kleines Zwerck
ein groſen Ryſen nidervicht

Wiewol ewr Stat iſt ſam ein Pferch
Darumb wollen Jwe vnd zwanzig wölff lauffen
dy zucken alß der Falck dy Lerch
wann ir die ſchäfflein haben dauſſen
die Wolff all groß hoch Fürſten ſein
die ſich mit ſchrifft zu Veint haben g'macht
die ſchencken all ſawrn heimiſchen Wein
vnd doch mocr einer von ſchaffen klagt
Vier Fürſten von Hohen Zollern die marrn
der Fünfft von Bayrn der bleckt ſein Zen
Wann ir zwelff Monet aus wert harrn
ſo gewinnt ir wagen ein ſchwache Men
Zwen Fürſten die Marrn die ſein gebricht
von Eyſtet vnd von Bamberg
die Krwegen alſ einer der Flachs hinleucht
vnd leſt in wider gelten werck
u. ſ. w.

Den Schluß machet der Verfaſſer mit Meldung ſeines Namens, wie hundert Jahre ſpäter, noch Hans Sachs und alle Meiſter Singer im Gebrauche gehabt:

Darum rit wir Gott den Herrn
Das er vns Leib vnd Sel behüt
Vnd mit ſein Frid well zu vns kern
Amen ſpricht Schnepper Hanns Roſenplüt.

Das VIII. iſt ein kurzer Bericht von der ſogenannten Todtenlache bey Rappelsdorf, ohnweit der Stadt Schleuſingen gelegen, u. ſ. w. Dieſe Beſchreibung iſt neu, von 1702, und von D. Samuel Steuerlein, dem Herzoge Moritz Wilhelm

zu Sachsen-Naumburg zu gut aufgesetzet worden, als er in seinen hennebergischen Landen eine neue Landesregierung und Consistorium eingesetzet hat.

Das IX. Stück enthält die ältesten Statuten der Stadt Königsberg in Franken. Diese Stadt hat Friedrich der Streitbare, Landgr. zu Thüringen und Markgraf zu Meißen 1400 um 196000 Gülden, gut von Golde, und schwer genug an dem Gewichte, dem Bischofe von Würzburg abgekauset. Kaiser Karl der V. nahm zwar 1547 dem sächsischen Hause diesen Ort ab, und gab ihn dem Markgraf Albert von Brandenburg-Culmbach: aber nachmals ist er doch wieder an das ernestinische Haus Sachsen gekommen, und gehöret itzo Hildburgshausen. Unter Markgraf Alberts Zeiten hat es diese Statuten bekommen; die aber nicht mehr in ihrer ersten Orthographie erscheinen. Sie sind von 1358.

Das X. ist die Reformation des Stadtgerichts zu Würzburg. Diese ist vom Bischof Julius zu Würzburg, aus dem Hause der Echter von Meßpelborn; der 1573 erwählet worden, und 1607 gestorben. Er hat sehr löblich regieret, die eingegangene Universität daselbst, die Bischof Johann von Egloffstein, im Anfange des XV. Jahrhunderts gestiftet hatte, wieder hergestellet, über 300 Kirchen gebauet, u. s. w.

Es ist gar kein Zweifel, daß diese schönen Beyträge zur fränkischen Geschichte viel Beyfall fin-

finden werden, wenn es dem Hrn. Prof. Reinhard belieben ſollte, dieſelben fleiſſig fortzuſetzen: wozu wir ihn beſtens aufzumuntern, kein Bedenken tragen.

VII.

An das wohlgebohrne Fräulein, Regina Thomaſius, auf Wiedersberg und Troſchenreuth; bey ihrer Aufnahme in die berühmte deutſche Geſellſchaft zu Altdorf.

Paldokome ſaß auf ihrem Helikon,
Im norriſchen Gebieth, von zarter Luſt gerühret;
Die Muſen reaten ſich um ihren Raſenthron,
Und ihr Geſang und Spiel ward weit und breit geſpüret.
Sie überſah das Chor, und ſuchte forſchend nach:
Ob nicht der Nymphen Preis aus Noris mit geſungen?
Nein! rief das ganze Chor, wir dünken uns zu ſchwach:
Drum iſt uns dieſes Glück bisher noch nicht gelungen.
Die Göttinn brach ſogleich vom ſchönſten Lorberbaum,
Der ihr zur Seiten ſtund, das beſte Reis zum Kranze.
Geht, bringt ihr, ſprach ſie, dieß; ich weis, ſie giebt euch Raum,
Und leihet eurer Zunft den Stral von ihrem Glanze.

Der Pindus ehrt sie längst, der Sachsens Fluren schmückt,
Und ihre Lieder sind vorlängst in hohen Ehren.
Gesagt und auch geschehn! Das Reis ward abgeschickt,
Reginens edles Haupt, und dessen Schmuck zu mehren.
Wer schildert hier die Art, womit sie es empfieng,
Die Demuth ihrer Stirn, und die bescheidnen Blicke!
So scheu nimt Chloris kaum des liebsten Schäfers Ring,
Als Sie den Lorber nahm: Sie gab ihn fast zurücke.
Der Göttinn Willen bloß drang ihr den Zierrath auf.
Wie frohlich riefen hier die andern Pierinnen!
„Nunmehr gelingt uns erst der schönen Künste Lauf,
„Seit wir das Seytenspiel der Edelsten gewinnen.

Verdienste krönen dich. (Sey froh, o Gönnerinn!)
Die Musen Frankenlands belorbern deine Scheitel.
Sey ihrem Heliken hinfort die Königinn;
Wie Du Regina bist: Solch Lob ist niemals eitel.“

VIII.

Die Trüffeln. Ein Heldengedicht.

1760. 1 Bogen in 4.

Der neue Zweig der Dichtkunst, der, (wie zuweilen unter den Pflanzen, bey einem sehr feuchten und warmen Sommer, gewisse geile Sprossen) seit zehn oder funzehn Jahren, recht wild hervorgeschossen, fährt noch fort, allerley spaßhafte Gebur-

Geburten hervorzubringen. Einige ſollen zwar, nach der Abſicht ihrer Urheber, ſehr ernſthaft ſeyn. Allein durch den wilden Geiſt und ausſchweifenden Witz, der ſich ins Spiel menget, gerathen ſie in den Augen der Kenner und Kunſtrichter, dennoch luſtig genug, um ihnen eben ſowohl zum Lachen zu dienen, als das barbariſche Latein der alten Scholaſtiker guten Ciceronianern; oder die ſchwülſtige Schreibart des Apulejus jedem guten Lateiner dienet.

Andre, die da bemerken, wie Leſern von ſchwacher Einſicht, auch die an ſich widerſinniſche und ſeltſame Dichtart, eben darum, weil ſie neu und ſeltſam iſt, und unter dem heiligen Mantel der Religion erſchienen, verehrungswürdig vorgekommen; bemühen ſich auf eine luſtige Art, der ernſthaften Kritik zu Hülfe zu kommen, und der gedrückten Vernunft zu ihren vorigen Kräften zu helfen. Sie bedienen ſich dabey eben der Waffen, deren ſich der unſterbliche Ulrich von Hutten vor dritt-halb hundert Jahren bediente, die ehrwürdig gewordene Barbarey der Scholaſtiker aus der gelehrten Welt zu verbannen. Sie ahmen das nach, was ſie verwerfen wollen; und fragen gleichſam mit einem klugen Lehrer der Jugend, indem ſie ihrer Untergebenen Fehler nachmachen: **Wie läßt mir das!**

Hier iſt es nun eben ſo wenig möglich, das Lachen zu halten, als ehemals dem ernſthaften und grundgelehrten Erasmus von Roterodam, bey Leſung derer Epiſteln der Obſcurorum Virorum,

ernsthaft zu bleiben. Wir haben schon vor etlichen Jahren einen so betitelten **Wurmsamen**, ein Heldengedicht, erster Gesang, auf den noch 29 andre folgen werden, unsern Lesern bekannt gemachet. Bald hernach trat noch ein andres Gedicht von dieser Art ans Licht, das in eben der Absicht gemachet war. Doch diese heilsame Arzney hatte bey der dichterischen Krankheit unsrer Hexametristen, noch nicht alle gewünschte Wirkung. Es steht also ein neuer kritischer Arzt auf, der, wie uns dünket, noch eine stärkere Pille gedrechselt hat. Wir theilen sie in dieser Absicht mit, daß sie desto wirksamer wider ein Uebel wirken möge, welches ganz epidemisch zu werden drohet.

Uebrigens hat der geschickte und geistreiche Hr. Verfasser alle Künste und Fehler seiner Patienten glücklich an sich genommen. Uebelscandirte Hexameter, unrecht gezahlte trunkene Füße, die anstatt zu laufen, nur stolpern; fehlende Cäsuren, hochtrabende Ausdrücke von niedrigen Sachen; ausschweifende Anspielungen einer übelverdauten Belesenheit; gebrechliche Redensaren, neugedrechselte Wörter, und was die Schönheiten und Leckerbissen dieser neuen wurmsamischen Dichtkunst mehr sind: das alles findet man hier eben so wohl, als in den Mustern, die der scharfsinnige Verfasser vor Augen gehabt. Und so mußte es auch seyn: nicht anders, als wie Hutten die abgeschmackten lateinischen Verse der Mönche seiner Zeit nachahmete. Kurz, wir übergeben unsern Lesern dieß Stück, so wie es im Drucke erschienen; ohne es ihm melden zu können,

wo

wo es herausgekommen, und wer sein Verfasser gewesen; oder, ob noch eine Fortsetzung davon zu hoffen sey?

Erster Gesang.

Nicht von der durstigen Wuth des hart knatternd verwundenden Bleyes.
Nicht von dem bogigten Flug des hohl donnernden runden Metalles,
Nicht von dem freßigen Stahl, das, wie der feurige Wagen
Des Himmels, das pfützige Naß durch hitzig ziehende Stralen
Verzehrt, das strömende Blut wuthhitzig zahllos verschlinget,
Sing übergeistiges Lied! nein, sing von dem Stoffe der Trüffel,
Und schweig, Unbild-gleichendes Lied, wenn du wie — — geschnaubet.

Dich Herrscher des Pindus, der du die menschlich singenden Dichter
Belebest, verlache anjetzt ich übernatürlicher Dichter,
Nebst euch in ver{geblicher / häßiger}Qual keuschbrennend neunhaftigen Musen,
Die ihr mit Apollo beym heiterem Schein', in Noten gekünstelt,
So bald er dich Leyer spitzfingrig berührt, den Blasbalg erhebet,
Der unter der Kehle den Wind in zwiefach anschwellenden Säcken
Den Ton daraus trillert, bis zu dem erwachenden Echo.

Nein! unter der Erde, in dunkelen Höhlen des Maulwurfs
Verborgen, erschalle mein Lied bis zu der erhörlichen Trüffel.

O! Trüffelhund leihe mir doch das Riechen der forſchenden Naſe!
O! Rüſſel des Schweins vermanlkorbt, die Trüffel gefunden, zu freſſen,
O! ſetze mein Lied in erhabenen, Ungeduld grünzenden Noten!
O! Wahnwitz beſchwängere den Ausdruck mit ſchwülſtig rauſchenden Wirbeln!
Dein Geiſt begeiſtert mich ſehon, dich ſingend, treffliche Trüffel!

Das alles beherſchende Reich des dreyſpitzig prangenden Gottes
Verſchwand in den tiefern Grund mit ſeinen benetzten Najaden,
Und Pan behüpfte den Thron mit ſeinen geißfüßten Satiren,

Und es wuchs die Zierde des Waldes, die ſtahlgleichende härtende Eiche,
Die mit hochbewachſenem Ohr Zevs ſelbſt in dem Himmel belauſchet,
Die die Schätze des bräunlichen Mohrs, ſo wie des menſchfreß'gen Cariben,
Zum Troß des erblaßten Neptuns durch ſchäumende Wellen erobert,
Die die ſchwindelnd erreichete Höhe der die Wolken ſchneidenden Tanne,
Die die Pracht der Palläſte der Welt, wie die Hütte des Bettlers beſtändert.

Sie ſtund, und es zog ſich aus ihr, aus ihren adrigten Röhren,
Ein ſehr ſtark geiſtiges Naß in den gipflichten Höhen zuſamen.

Und

ſächlich von den darzwiſchen geſchobenen neuerfundenen Buchſtaben her, welche haben erfunden werden müſſen, um die verſchiedenen Töne auszudrücken, welche einem jeden Volke, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit und der ſich darauf gründenden Art der Sprache nach, eigen ſind. Die veränderte Geſtalt rühret von den bereits (§. 15.) angeführten Urſachen her, dazu man noch die Weiſe, von der Linken an zu ſchreiben beyfügen kan, welche viele Buchſtaben umgekehrt hat; und die hinzugefügte Bindeſtrichlein, welche einige annahmen. Was alſo die Zeit, oder vielmehr dieſe bereits angeführte Urſachen, welche ſich in der Zeit nach einander ereignen, für gewaltige Veränderungen verurſachen, das kan man auch aus den kleinen Buchſtaben der Griechen und Lateiner ſehen, die aus den groſſen entſtanden; aus dem Unterſcheide der geſchriebenen und gedruckten Buchſtaben der Deutſchen; aus dem Unterſcheide der Ciruliſchen und Glagodytiſchen Buchſtaben, davon Herr Friſch an angezogenem Orte handelt; ja aus dem Unterſcheide der hebräiſchen, ſamaritaniſchen und rabbiniſchen Buchſtaben, deren beyde letzte Arten durch den täglichen Gebrauch entſtanden, wie Herr D. Löſcher (Caul. ling. hebr.) mit Recht behauptet.

§. 19. Zum fünften, die Anzahl der Buchſtaben iſt nicht bey allen Völkern gleich: Nicht darum, weil ein Volk mehr oder weniger Werkzeuge zu reden empfangen, welche bey allen der Anzahl nach gleich ſind; ſondern darum, weil zu den Hauptbuchſtaben mehrere Nebenbuchſtaben hinzugethan, jene auf verſchiedene Weiſe im Ausſprechen verändert, oder zwey zuſammen gezogen worden. Daher auch einiger

Und es wuchs ein röthlicher Punct, und er wuchs in größerer Dicke.
Und er wurd ein weißlicher Kern, den ein gelblicher Schild überdeckte,
Der in einem länglichten Rund die zur Welt gekommene Geburten
Der aus Schaum entstandenen Göttinn gefiederter Günstlinge gleichet.
So prangte die Zierde des Waldes, mit unzähligen Früchten geschwängert,
Das Meisterstück, welches der Pan, sich selbst übermeisternd, gebildet.

Es war ein naßhärtlicher Grund, wo sich diese strotzende Eiche
In vielen Olympiaden mit würzlichten Füßen gepflanzet,
Ein in dringender Menge bewohnter Sitz der ungekörperten Geister,
Die in schwefelich-gelb-brennenden Duft, den zitternden Wanderer bu[illegible]kerten.

Das in dem morastigen Staat vorsitzende größere Irrlicht
Flog in stets blendenden Hüpp zu dem ihm nähesten Triton,
Und entdeckte den trotzenden Hohn. Die naßkäglichten Boten des Tritons
Flohen mit unaufhaltener Gewalt in das Reich des Neptunus herunter,
Und spien den vernommenen Hohn dem Gotte des Meers ins Gesichte.

Wie, wenn ein Kärner voll Wuth den ihm nicht auswel-
chenden Bauer
Nach all-r Hannshagelſcher Art mit erboßeten Titeln benennet,
So kochte der brennende Grimm in der Brüſt des erhitzten
Neptunus.
Was? Pan, der halb ſeyende Gott, meiner ſonſtigen Reiche
G.braucher,
Der Kerl unterſtehet ſich nun gar mich ſchimpfend, ſich kitzelnd,
zu trotzen?
Er griff, nein, er riß, wie ein Pfeil, anjetzt den dreyſpitzigen
Dreyzack,
Und ſtieß in den ledrigen Schlauch, der den ſtärkeſten Wind
gleich ließ ſtreichen.

Nun zittert der grünende Wald, nun wackeln die ſchweben-
den Arme
Der Eiche, nun fällt, o! nun fällt die Frucht, die gelöſete Eichel.

Ein Thier, das den Menſchen ſehr gleicht in der Lage der
inneren Theile,
Ein Thier, dem der Menſch ſich ſehr naht, wenn ihn Bacchus
berauſchend entmenſchet,
Das Thier ſah, ja witterte kaum die zur Erden gefallene Eichel,
So verſchlung es die Eichel auch gleich durch ſeine ſchmatzende
Schnauze.

O! Schwein, wie wird dir anjetzt? du fühlſt im verwirrten
Gekröſe
Des blaſen-ähnlichen Darms den Geiſt des balſamiſchen Duftes.

Wie,

Wie, wenn der geschäfftige Arzt die gedrechselten Pillen vergoldet,
Der Kranke die wirkende Kraft in verdünnten Gestalten bewähret,
So streckte das fressende Schwein die Stützen des sich längenden Körpers.
Und sieh, es entfuhr ihm der Stoff, der im Moraste vertrucknet,
Die geistigen Trüffeln gebiert, die Reizung der menschlichen Zungen,
O! Menschen, genießet sie bald, o trüffelschöpfende Schweine
Verschlinget mit hungrigem Feuer der ersteren trüffliche Theile,
Die euch der Lauf der Natur als reizende Nahrung gewidmet.
So wird der gesünstete Geist der im Mittel versammleten Trüffel,
Gesammlet im menschlichen Helm, vermehret im schweinischen Helme,
Die Nase, die Zunge noch mehr, in begeisterter Regung entzücken
O! Schweindreck! Anchises! du Vater des jungen Aeneas der Trüffel!

Sein Heldenruhm wird euch, hiernächst, ihr Leser! noch weiter getischet.
Begierig erwartet ihr dieß alsbald mit offenen Maule.
Doch Blähung, entstanden von Trüffeln, dem Stercore rectificato,
Beenget noch itzt die Lunge des athemlosschnaufenden Dichters.

Drum

Drum gönnet ihm, daß er ſich davon von unten und oben entbinde.

Ihr riechet inzwiſchen voraus den Inhalt des folgenden Buches.

O! wartet, erlaubet doch erſt dem Dichter Othem zu ſchöpfen.

IX.

Des Publius Virgilius Maro Aeneis,

ein Heldengedicht, in eben ſo viele deutſche Verſe überſetzet, von Johann Chriſtoph Schwarzen, churfürſtl. pfälziſchen wirklichen Conſiſtorial- und Ehegerichtsrathe. Neue Auflage. Regensburg, verlegt von Heinr. Gottfr. Zunkeln. 1760. in gr. 8.

Was dieſe verdeutſchte Aeneis damals, als ſie zuerſt ans Licht trat, für ein Lärmen erreget hat, iſt noch im friſchen Andenken derer, die ſich um etwas mehr von dem Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, als um das, was geſtern und heute geſchieht, bekümmern. Ein Heer von Gothen und Wenden ſchien ſich dagegen, wie vormals wider das römiſche Reich, aufzumachen. Alles wollte daran zum Ritter werden: und wer kaum zehn lateiniſche Phraſes deutſch zu geben vermochte, erkühnte ſich zu ſchreyen: daß Virgil verhunzet, und verſtümmelt wäre. Niemand aber bedachte, daß es etwas anders ſey, als ein Sylbenſtecher an Phraſeologieen zu kleben, und aus einem peinlichen Wörterbuche aller-

allerley Bedeutungen eines Wortes aufzuklauben; und in dem Geiste eines Dichters, den wahren Sinn eines Gedichtes, in ungezwungene und doch gedrungene und kurz gefaßte deutsche Verse zu bringen.

Die Zeit, und das Vaterland hat diesen Streit des aufgebrachten deutschen Parnasses entschieden. Die deutsche Aeneis ist abgegangen, und der Hr. Verleger hat es seinem Vortheile gemäß erachtet, dieses Heldengedicht von neuem aufzulegen. Er hat dabey den Rath befolget, der ihm schon damals gegeben worden; nach dem Beyspiele aller seiner Vorgänger, das Original wegzulassen; als welches ohnedieß in aller Liebhaber lateinischer Gedichte Händen ist; denen aber eine unnöthige Last wird, die es kaufen müssen, ohne es zu verstehen. Nun ist der deutsche Virgil halb so theuer, als damals; und wird von allen unstudirten Liebhabern der Poesie, mit doppeltem Vergnügen gelesen werden. Und wir getrauen uns zu behaupten: daß dieses, anstatt der zweyten, bereits die dritte Ausgabe dieser Aeneis seyn würde, wenn sie gleich anfangs so wohlfeil wäre zu haben gewesen.

Eine Probe von des Hrn. Consistorialraths Dichtkunst zu geben, ist fast nicht nöthig, da seine reine und angenehme Art zu dichten, bereits aus einem Bande eigener Gedichte der Welt bekannt geworden; und jener erste Virgil schon in den Händen unzählicher Kenner ist. Doch, da die gelehrte Republik fast alle zehn Jahre eine halbe Erneuerung leidet, und so viel neue Bürger bekommt,

kömmt, als sie alte verlieret: so kann es nicht schaden, daß wir auch unsern Lesern eine Probe davon geben: wenn wir nur erst etwas von den Vorreden der alten und neuen Auflage beygebracht haben werden.

Den Anfang machet eine Zuschrift an des Erbprinzen von Pfalz-Zweybrücken hochfürstl. Durchlauchten. Hierauf folget der neue Vorbericht des Hrn. Uebersetzers. Er entdecket die Ursachen und Absichten bey dieser neuen Ausgabe, die wir oben schon berühret haben. Sodann versichert der Hr. Verfasser, daß er bey derselben nicht das geringste verändert habe; aber gleichwohl hoffe: daß man nunmehro ein weit gelinderes Urtheil davon fällen werde, als bey der ersten; seit dem ein geschicktes Mitglied der königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen vor 5 Jahren einen Versuch gemachet, und die zehn ersten Bücher der Aeneis übersetzet; dabey aber treuherzig gestanden hat, daß es keine so leichte Arbeit sey, als sich manche etwan einbilden könnten. Er führet dabey dessen eigene Worte an, davon wir auch in gewissen Absichten etwas wiederholen wollen:

„Es ist wahr, heißt es, der Gebrauch der Freyheit, hier und da etwas wegzulassen, setzet uns gemeiniglich dem Tadel aus. Da es das erste und leichteste ist, diejenigen Wörter und Stellen zu bemerken, die übergangen worden sind: so kritisiret hier ein jeder. Man glaubet, es liege hier bloß am Uebersetzer, daß dieses und jenes nicht genau ausgedrücket worden; man klaget über Untreue;

treue; man setzet ein Mistrauen in den Fleiß oder in die Fähigkeit desselben. Ich gestehe, daß mir diese Gedanken bey fremden Arbeiten selber aufzusteigen pflegen. Der Grund solcher Klagen ist unverwerflich. Man suchet die Vollkommenheit; man hat die strengen Regeln einer ungebundenen Uebersetzung im Sinne: man will auch nicht ein Wort von der Grundschrift verlieren; und die Hochachtung, die wir gegen die alten Dichter hegen, machet uns den geringsten Zwischensatz, und ein jedes Beywort schätzbar.

Allein man wird gelinder denken lernen, wenn man sich selber an dergleichen Uebersetzungen wagen will. Ich kann mich auf mein eigenes Beyspiel berufen. So oft ich einen Vers Virgils übersetze, so habe ich den Willen, alles, auch die geringsten Verbindungswörter auszudrücken. Ich denke auch wohl, daß es mir leicht, oder wenigstens möglich seyn sollte: aber es findet sich! Wider meinen Willen werde ich genöthiget, hier ein hübsches Beywort, dort sonst einen Zusatz, und wohl gar einen halben Vers auszulassen, wenn ich fortkommen will. Ich muß oft zufrieden seyn, wenn ich nach vieler Mühe die Hauptgedanken auf eine leidliche Art hineingezwungen habe. Wer da meynet, daß der Fehler mehr an mir, als an der Sache selbst liege, **der versuche es nur mit hundert Versen.**„

Könnte man auch wohl eine kräftigere Vertheidigung des Hrn. Consistorialraths, und seines Virgils finden, als in diesen so bündigen und wahren

Wor-

Worten, die von einem andern aufgesetzet worden? Sonderlich aber müssen sie dem Hrn. Consistorialrathe vorzüglich zu statten kommen, da er sich die hauptschwere Regel vorgeschrieben: keine Zeile mehr, als der Grundtext Virgils hat, in seiner Verdeutschung zu haben. Gewiß, wer die Schwere dieses Joches kennet, der wird bey einem Versuche nur von einer virgilianischen Seite, bald beschämt die Feder niederlegen; und die Hand vom Pfluge zurückziehen: anderer Schwierigkeiten voritzo zu geschweigen, die der Hr. Consistorialrath wegen Beobachtung gewisser grammatikalischer Regeln, noch außerdem finden müssen. Nichts ist also billiger, als was derselbe im Schlusse seines Vorberichts saget: „Da ich noch keinen Vorgänger damals hatte, als ich den Virgil übersetzte: so sollte man mit mir, als einem jungen Menschen, etwas gelinder, und nicht so strenge verfahren seyn.

Es ist sehr leicht, ein Werk verlachen,
Weil solches auch der Dümmste kann:
Doch tadeln, und es besser machen,
Dazu gehört ein kluger Mann.

Hierauf liest man die damalige gottschedische Vorrede von Wort zu Wort wieder abgedruckt, darinn von allen virgilianischen Dollmetschungen Nachricht ertheilet wird. So viel artige Nachrichten man darinn findet: so sind doch dem Hrn. Professor damals noch bey weitem nicht alle Dollmetschungen der Aeneis bekannt gewesen. Er gesteht

ſteht ſolches ſelbſt in dem anſehnlichen Zuſatze, den er bey dieſer neuen Ausgabe, zu ſeiner damaligen Vorrede gemachet. So gern er dieſelben, jede an ihren Ort, nach der Zeitordnung eingeſchaltet, und alſo die ganze Abhandlung umgeſchmolzen hätte: ſo iſt es ihm doch nicht eher bekannt geworden, daß dieſe neue Auflage gemachet würde, als da man ſie ihm fertig vor Augen legte. Er ſah ſich alſo genöthiget, dieſe Nachleſe anzuhängen, die noch von verſchiedenen alten Dollmetſchungen Nachricht giebt.

Die älteſte iſt aus dem XII. Jahrhunderte von dem berühmten Heinrich von Veldeck, davon er ſchon einmal in einer lateiniſchen Einladungsſchrift gehandelt hat *). Aus ſelbiger giebt er eine ziemlich lange Stelle zur Probe, und erzählet die Schickſale derſelben, die ſehr merkwürdig ſind: weil verſchiedene durchlauchte Perſonen aus dem alten thüringiſchen landgräflichen Hauſe damit verwickelt geweſen. Auf die andern neuern können wir uns nicht einlaſſen, weil es uns zu weit führen würde. Nur eine Anmerkung müſſen wir mitnehmen; weil ſie theils dem Virgil, theils ſeinen deutſchen Ueberſetzern, theils den Deutſchen überhaupt zur Ehre gereichet. Es iſt nämlich keine einzige Vervollmetſchung der Aeneis ſo unglücklich geweſen, daß ſie nur bey einer einzigen Auflage geblieben wäre: vielmehr iſt ſowohl Doctor Murners, als Sprengs, als des ungenannten Zejaners, als Valentins, als

*) S. des neuen Büchersaals II. B. a. d. 78. u. f. S.

als Schirmers, und endlich auch unſers Hrn. Conſiſtorialraths Ueberſetzung, wenigſtens zweymal wieder aufgeleget und verkauſet worden.

Nunmehr iſt es Zeit, die verſprochene Probe der vorhabenden mitzutheilen; welche wir aus dem Schluſſe des I. Buches nehmen wollen: wo Venus ihren Sohn, Cupido, abſchicket, unter der Geſtalt Aſcans, ſowohl den Aeneas, als die Königinn Dido verliebt zu machen. Nur eins merken wir noch an, als etwas, das uns befremdet hat: daß nämlich der Buchdrucker, den Anfang des II. Buches, ſo ſparſam, nur an den Rand geſetzet; nicht aber mit einer einzigen darzwiſchen eingerückten Zeile vom vorigen Buche abgeſetzet und getrennet hat. Gleichwohl iſt dieſes ſchon die uralte Art geweſen, wie das älteſte noch vorhandene florentiniſche Manuſcript beweiſt; welches im VI. Jahrhunderte nach Chriſti Geb. A. RVFIVS IVRCIVS APRONIANVS, mit eigener Hand ausgebeſſert hat: wie es mit allen Fehlern und Verbeſſerungen 1741 zu Florenz in 4. aufs genaueſte im Drucke geliefert worden. So lauten indeſſen Hrn. Conſiſtorialrath Schwarzens Verſe:

Da Venus unterdeß auf neue Ränke ſann,
Es ſollte Cypripor dem artigen Askan
Vollkommen ähnlich ſeyn, und die Geſchenke bringen,
Und ein verliebtes Gift in Didons Adern dringen.
Ihr hat der Pöner Haus und Falſchheit viel Verdacht,
Und Junons Groll des Nachts viel Kümmerniß gemacht.

Des-

maßen eine kleine Ungleichheit in der Ordnung der Buchstaben entstanden ist. Ein mehrers wird hiervon vorkommen, wenn wir nun sechstens von der Eintheilung handeln.

§. 20. Die Buchstaben sind 1 theils selbstlautende, theils mitlautende, 2 Haupt- und Nebenbuchstaben; 3 einfache oder Doppellaute. Die selbstlautende sind in der Natur nur diese fünfe, a, e, i, o, u. *) Die Hebräer und andere setzen dieselbe unter oder über den mitlautenden Buchstaben, die Habißinier hängen sie gleich mit verschiedenen Zügen und Strichlein an: Wir aber setzen sie mit in die Reihe; doch wäre es besser, daß sie in der Buchstabenordnung oben an stünden. Der erste Laut, wenn man den Mund aufthut, ist a, und die andern werden nach einander gehöret, wenn man den Mund weiter zuthut und zusammen ziehet. Sie kommen ohne Anstoßung aus dem offenen Munde, und geben den andern das Leben und die Bewegung. Einer von diesen kan viele mitlautende Buchstaben beleben, als Sprung. Sie können lang oder kurz ausgesprochen werden, welche Verlängerung oder Verkürzung ein Volk auf diese, das andre auf andre Weise anzuzeigen bemühet ist: Wir pflegen bey der Verlängerung dieselben zu verdoppeln, oder ein h und bey dem i ein e hinzu zuthun. Es kan auch ihr Ton verschiedentlich verändert werden, nach der Beschaffenheit

*) Das y ist ein griechischer Buchstab, den man in den griechischen Wörtern am Ende und einigen wenigen Wörtern beybehalten kan, weil es unsere Vorfahren vor vieler Zeit angenommen und allzu oft gebraucht haben.

Deswegen ſagte ſie zum Cupido: Du machſt
Daß ich ſo mächtig bin, mein Sohn! Du, du verlacheſt
Den Keil des Jupiters, der Rieſen tödten kann:
Ich fliehe deine Macht und dich in Demuth an.
Dein Bruder wird ſo lang zur See herum geſchmiſſen,
Bloß weil ihn Juno haßt: das wirſt und mußt du wiſſen.
Wie oftmals ſchmerzte dich mein Schmerz und meine Pein!
Itzt hält ihn Dido auf; ihr Schmäucheln nimmt ihn ein.
Ach! wohin wird ſich noch der Juno Wohnplatz drehen,
Ich fürcht, es werde nicht ſo gut zum Ende gehen:
Drum mach ich lieber gleich die Königinn mit Liſt
Alſo verliebt, daß ſie nicht mehr zu ändern iſt;
Daß ſie für Liebesglut zu dem Aeneas brenne.
Vernimm mich nur itzt recht, wie dieß geſchehen könne.
Der Prinz, um den ich ſtets beſorget bin, ſoll das,
Was noch dem Meer entkam, was Trojens Glut nicht fraß,
Auf ſeines Vaters Wink zur Stadt Carthago bringen.
Ich will mich, weil er ſchläft, mit ihm nach Cypern ſchwingen.
Wie? oder nach Cythen. Er werde da verſteckt,
Weil ſeine Gegenwart ſonſt unſre Liſt entdeckt.
Wirſt du nun die Geſtalt des dir ganz gleichen Knaben
Auch nur auf eine Nacht an dich genommen haben,
Und bey dem Königsmahl, allwo der ſüße Wein
Die Fürſtinn fröhlich macht; auf Didons Schooße ſeyn:
So wirſt du, wenn ſie dich umarmt, um dich zu küſſen,
Ihr heimlich, Geiſt und Feur ſchon einzublaſen wiſſen.
Cupido folgte gleich der Mutter Wink, denn er
Gieng freudig, wie Julus, und ohne Flügel her.

Doch Venus ſchläferte den Prinzen ein, und brachte
Ihn nach Idalius in ihrem Scheoß, und machte,
Daß er im Schatten war; auch roch der Majoran
Sehr lieblich um ihn her. Cupido trug alsdann
Das von dem Könige den Tyriern verehrte
Geſchenke willig fort: Achat war ſein Gefährte.
Er kam, als Dido ſchon auf einem Bett, um das
Ein göldner Teppich hieng, ganz in der Mitte ſaß.
Aeneas und die Schaar der Teukrer war zugegen,
Und dieſe mußten ſich auf Purpurdecken legen:
Ein Knecht goß Waſſer auf, daß man ſich wuſch, und der
Trug Brod, ein andrer dort trug Tafeltücher her.
Drinn ſtunden funfzig Mägd, und räucherten im Saale,
Und theils bereiteten den Vorrath zu dem Mahle,
Und hundert trugen Wein und volle Schuſſeln dar,
Nebſt ſo viel Junglingen, wo keiner älter war.
Viel Pöner kamen auch, und legten ihre Glieder
Im Schloſſe, nach Befehl, auf Purpurbetten nieder.
Sie ſahen die Geſchenk Aeneens, den Askan,
Und ſein geſticktes Kleid mit viel Verwundrung an,
Da dieſer ſchöne Gott verſtellte Worte machte.
Des Prinzen Angeſicht und das Geſchenke brachte
Die Fürſtinn außer ſich: und ſie war nunmehr ſchon
Zur Liebespeſt verbannt. Der falſch vermeynte Sohn
Hieng an Aeneens Hals, und reizte ſeine Triebe,
So bald er ihn umarmt, am erſten zu der Liebe.
Worauf er alſobald zur armen Dido gieng,
Als deren Aug und Herz an dieſem Gotte hieng,

Der

Der ihr im Schooße lag, und den sie noch nicht kannte,
Und der Sichäens Lieb aus ihrer Brust verbannte:
Denn Venus fiel ihm ein. Er lenkte Didons Sinn
Zur längst erloschnen Glut entwohnter Liebe hin.
Man trug das erstemal die Speisen ab, und brachte
Die Becher her, die man ganz voll vom Weine machte.
Ein frohes Jauchzen drang durch des Pallastes Saal,
An göldnen Schmuren hieng der Leuchter Pracht: der Stral
Der Fackeln überwand die Nacht mit hellem Scheine.
Drauf nahm die Königinn den göldnen, voller Steine
Besetzten Trinkpokal, füllt ihn, wie Bel und die
Ihm folgenden, mit Wein; ein jeder schwieg, und sie
Fieng an: O! Jovs, du hast das Gastrecht selbst gegeben,
Laß heut die Tyrier und Teukrer fröhlich leben!
Und unsrer Nachwelt sey dieß Fest erinnerlich.
Komm, Bacchus, Freudenquell, o! Juno zeige dich
Den Tyriern geneigt, die dieses Fest erachtet.
So saget sie, da sie den Tisch mit Weine netzet.
Drauf nimmt sie den Pokal, trinkt erst ein wenig draus,
Reicht ihn dem Bitias, der säuft ihn völlig aus,
Daß ihn der Schaum begießt: dieß thut er auf ihr Winken.
Die andern Fürsten sind ganz willig, nachzutrinken.
Was Atlas lehrte, spielt Jopens Leyer auf:
Der Sonnen Finsterniß, des Mondes Wechsellauf,
Der Fuhrmann und der Bär, dieß isis, wovon er singet,
Woher Blitz, Regen Sturm, u. Mensch u. Vieh entspringet,
Warum im Winter doch der Tag so bald vergeht,
Und was der späten Nacht so sehr entgegen steht.

Der frohe Pöner jauchzt, der Teukrer jubiliret,
Die a me Dido ſelbſt, die Höchſtverliebte, führet
Des Nachts ein lang Geſpräch, und fragt bald dieß, bald das
Vom Hektor, Priamus, Aurorens Sohn, und was
Für Waffen dieſer hatt, und Diomed für Pferde,
Wie greß Achilles war? Erzähl uns die Beſchwerde
Von deiner Wanderſchaft von ferne, nebſt der Liſt
Der Danaer, wodurch dein Volk gefallen iſt,
O! werther Gaſt, (ſpricht ſie,) denn ſchon ſeit ſieben Jahren
Biſt du durch Fluth und Land verirrt herum gefahren.
Man gab begierig acht, es ſchwieg auch jedermann,
Aeneas aber fieng auf ſeinem Polſter an. u. ſ. w.

X.

Babioles Litteraires & Critiques
en Proſe & en Vers.

Et parvis quoque rebus inſit ſua ſæpe voluptas.

A Hambourg, chez Jean Charles Bohn 1760. in 8.

Unter dieſem beſcheidenen Titel erſcheint eine kleine Sammlung des berühmten Hrn. Conferenzraths von Bar. Ein jeder, der die ſchönen Wiſſenſchaften, und ſonderlich die franzöſiſche Dichtkunſt liebet, kennet dieſen den Muſen ſo werthen Namen. Hier wird er uns indeſſen auf einer andern Seite bekannt, als er ſich bisher zu erkennen gegeben. Er zeiget ſich als einen Kunſtrichter. Nicht zwar

als

als einen ſolchen, der bloß aus dem Fehlerfinden ein Handwerk machet; aber wohl als einen ſolchen, der auch große und verdiente Männer, gegen unbillige Tadel und Läſterungen ſchützen und vertheidigen kann. Dieſe Zahl iſt ſo klein, als ſchätzbar ſie iſt: und hier haben wir ein Muſter, dem viele mit Ehren folgen konnten.

Das erſte Stück iſt eine Vertheidigung des Horaz, gegen diejenigen, die ihn in Anſehung ſeines Herzens und Willens getadelt haben. Horace vengé, heißt die Ueberſchrift. Er bedauert denſelben, daß, da er denen Pedanten, die man mit Unrecht Kunſtrichter nennet, den Auslegern, den falſchen Ueberſetzern, den Scriblern, den Lebensbeſchreibern zum Raube geworden, dennoch bey den Gelehrten für den niederträchtigſten Menſchen, d. i. für einen Gotteslängner, ärgerlichen Schlämmer, und für eine feige Memme ausgerufen worden. Er geſteht nun zwar ſelbſt, daß Horaz eben kein Pietiſt, und nicht der allerzüchtigſte Poet geweſen. Allein er habe doch als ein Günſtling Auguſts, und Freund Mäcens, als ein ſparſamer Lobdichter, und als ein wohlhabender Weltmann gelebet. Aus dieſem Anfange kann man leicht denken, wie weit die Vertheidigung Horazens ſich wird haben treiben laſſen. Wir müſſen zu den andern Stücken eilen; wenn wir gemeldet haben, daß dieß Stück theils in Verſen, theils in ungebundener Schreibart abgefaſſet iſt.

Das zweyte Stück iſt eine Vertheidigung von Brebeufs franzöſiſcher Ueberſetzung der Pharſale Lucans. Zuvörderſt redet der Hr. von Bar von

den ſo berühmten Verſen, dadurch Brebeuf die lateiniſchen von Erfindung der Schreibekunſt,

Phœnices primi, famæ ſi creditur, auſi,
Manſuram rudibus vocem ſignare figuris,

ſo franzöſiſch gegeben; daß er viel von dem Seinen hinzugeſetzet:

C'eſt de lui, que nous vient cet art ingenieux,
De peindre la parole & de parler aux yeux,
Et par les traits divers des figures tracées,
Donner de la couleur & du corps aux penſées.

Der Card. Bernis glaubet, in ſeinen Oeuvres melées, daß Brebeuf hier, ohne es zu wiſſen, eine Erklärung der ganzen Dichtkunſt gegeben habe: welches ihm aber gewiß kein wahrer Kenner der alten und der ächten Poeſie einräumen wird. Gleichwohl bemerket eben dieſer Cardinal, daß der dritte dieſer Verſe ſehr matt iſt, u. der vierte wider die Regeln der Sprachkunſt verſtößt. Denn es ſollte heißen: de donner de la couleur, nicht aber donner &c. Hier ſehen unſre deutſchen Sprachſudler, daß bey unſern Nachbarn auch in Verſen keine Sprachſchnitzer gelten: wie denn Boileau längſt geſaget:

Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin,
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, *un mechant ecrivain.*

Dieſen Tadel billiget der Hr. von Bar, obgleich Corneille ſelbſt dieſe Verſe vom Brebeuf für ſo ſchön gehalten, daß er zwey ſeiner beſten Stücke dafür geben wollen. Es kömmt uns die Luſt an, zu verſuchen, ob wir ſie in eben ſo viel Zeilen, aber ohne Schnitzer, faſt von Wort zu Wort deutſch geben können:

Durch

Durch dieſen kam zuerſt die edle Kunſt ans Licht,
Womit man Wörter malt, und für die Augen ſpricht:
Wenn durch die Zauberkraft von tauſend krummen Zügen
Gedanken unſers Geiſts ſo Farb' als Körper kriegen.

So beſcheiden wir auch von unſern eigenen Arbeiten denken; ſo ſchmäucheln wir uns doch, daß unſre Ueberſetzung ſtärker iſt, als das Original. Hr. Conferenzrath von Bar ſoll hier unſer Richter ſeyn; der ſelbſt im Franzöſiſchen die beyden letzten Zeilen Brebeufs ſo verbeſſert hat:

En donnant par les traits des figures tracées,
Les plus belles couleurs & du corps aux penſées.

Indeſſen laſſen wir es den Hrn. Card. Bernis bey ſeinen Landsleuten verantworten, wenn er ſaget: „Es ſey vielleicht nicht leicht, vier franzöſiſche Verſe „anzuführen, darinn man nicht gewiſſe Fehler anmer„ken, oder gewiſſe Schönheiten wünſchen könnte.„ Das Uebrige dieſer Abhandlung iſt wirklich eine Vertheidigung von Brebeufs Pharſale. Wenn man den Lucan einmal unter den Heldendichtern mitlaufen läßt; ſo verdient gewiß ſein Ueberſetzer nicht, verachtet zu werden. Er ſchreibt ſo poetiſch und fließend, als wenige franzöſiſche Dichter, und da er der einzige iſt, der ein poetiſch-lateiniſches Original, poetiſch, d. i. in Verſen verdollmetſchet hat: ſo hat vielleicht die gar zu ſtrenge Kritik des Boileau über ihn, gemachet, daß ſich kein einziger mehr an dergleichen Arbeit gewaget hat; es müßte denn irgend eine kurze Ode aus dem Horaz oder Anakreon geweſen ſeyn: die ſich aber auch insgemein ſolche Freyheiten nehmen, daß man Mühe

hat, das Original darinnen zu erkennen. Es iſt aber troſtlich zu ſehen, daß auch nach hundert Jahren Verfechter eines unterdrückten Verdienſtes aufſtehen. Indeſſen geſteht der Hr. von Bar, daß Addiſon und Bentlei, am Milton auch die allerunverantwortlichſten Fehler zu entſchuldigen geſuchet. Iſt das kritiſch? iſt das wahrheitliebend?

Das III. St. ſind Anmerkungen über eine Beobachtung der Monathſchrift von Trevoux: daß faſt in allen Sprachen das Wort Sack daſſelbe iſt. Hr. von Bar zeiget verſchiedene andre, die faſt eben ſo allgemein ſind; z. E. Scorpion, Elephant, Tiger, Panther, Drache: die faſt in allen, nur in der hebräiſchen Sprache nicht, eingeführet worden. Allein ſind dieß nicht mehr Namen als Nennwörter zu nennen? Nur die Roſe räumen wir ihm vollkommen, als ein ziemlich allgemeines Wort ein.

Nun folgen Aufſchriften, die der Hr. Verfaſſer auf die Titelblätter gewiſſer Bücher geſetzet haben will, um ihren Werth, oder Unwerth anzuzeigen. Man muß geſtehen, daß er viel ſinnreiche Gedanken in kurze Verszeilen gebracht, ſeine Urtheile über gewiſſe Schriftſteller auszudrücken. So hat er dem Montaigne, Balzac, Voitüre, Patin, Büßi Rabütin, Roſchefoucault, Paſcal, Bourdaloue, u. ſ. w. lauter Franzoſen! Aufſchriften gemachet. NB. Das hat uns betrübet. Wie? dachten wir: giebt es denn lauter franzöſiſche Bücher in der Welt? Einige wenige Engländer, als den Locke, Pope, Milton, Gardian, Spectateur, Gulliver, ſind nur ausgenommen. Z. E. auf den Milton:

De

De ce Poeme ſi vanté,
Qui ne ſent point la Majeſté,
N'eſt qu'un ſtupide mepriſable;
De ce Poeme ſi vanté,
Qui ne ſent pas l'infirmité,
Eſt un Fanatique incurable &c.

Aber kurz, kein deutſches Buch hat die Ehre gehabt, vom Hrn. von Bar geleſen zu werden. Wir kennen aber einen Freund, der in ſeine Bücher Sprüche aus lateiniſchen alten Dichtern zu ſetzen pflegt. Z. E. In ein gewiſſes groſſes hiſtoriſches Buch, das vor kurzem ans Licht trat, ſetzte er:

Annales Voluſi, cacata charta! *Mart.*

Ueber einen gewiſſen epiſchen Dichter:

Clarus ob obſcuram linguam, magis inter inanes.
Lucr.

Ueber einen gewiſſen ungereimten Odenmacher:

O Imitatorum ſervum pecus! *Hor.* u. d. gl.

Uns dünket, daß auch dieſe Art nicht uneben iſt.

Das folgende Stück des Hrn. von Bar handelt von einer unzeitigen Kritik über den Boileau, die er ſelbſt, auf Begehren einer ſehr ſcharfſinnigen und gelehrten Dame gemachet. Dieſe konnte es demſelben nicht vergeben, daß er die zehnte Satire aufs Frauenzimmer gemachet hatte; und trug es ihm daher auf, dieſen Dichter zu kritiſiren. Er machet ſelbſt von ſeiner Verwägenheit gegen einen ſo groſſen Dichter, das ſchlimmſte Bild. Mit ſeiner Erlaubniß aber, finden wir alle die Fehler, ſo er an ihm tadelt,

delt, wirklich fehlerhaft, und ſeine Kritik gerecht. Iſt es auch wohl ein Wunder, daß Boileau Fehler begehen konnen; da weder Homer, noch Virgil, noch ſonſt jemand von alten und neuen Dichtern fehlerfrey geblieben? Es iſt wohl wahr, Horaz wird böſe, wenn er im Homer Nachläßigkeiten antrifft:

Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Und begeht doch mit ſeinem quandoque. für quando, oder quoties, ſelber einen; um der Scanſion willen. Allein Boileau konnte doch wohl der Vater des guten Geſchmackes, die Geißel aller ſchlechten Dichter ſeyn, wenn er gleich bisweilen fehlte. Unter den ältern Tadlern deſſelben iſt uns des Mr. de Bonecorſe Lutrigot in die Hände gefallen, der, ob er gleich auch viel Bosheit wider den Boileau zeiget, ihm dennoch viel wirkliche Fehler vergerücket hat. Bey dem allen aber iſt es ſo weit gefehlet, daß Boileau darum zu verachten wäre, daß es vielmehr allemal bey der horaziſchen Regel bleibt:

Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura. *De Arte poet.*

Die folgende Abhandlung liefert uns des Hrn. v. Bar Gedanken von der Ironie; die er für die glücklichſte, feinſte, angenehmſte und luſtigſte aller rhetoriſchen Figuren, oder vielmehr Tropen hält. Er hat ſich ſchon in dieſen ſo wohlklingenden griechiſchen Namen verliebet, und trotzet allen Sprachen, dergleichen hervorzubringen. Wir ſehen wohl, daß wir mit unſerm Spaße, mit einer Scherzrede, oder

Spöt-

heit der Völker und ihrer Gewohnheit, daher uns ä, ö und ü entſpringen, welche eigentlich keine Doppellaute, ſondern Nebenbuchſtaben ſind, die zwiſchen den einfachen und den doppelten in der Mitte ſtehen; indem ä und ö eigentlich ein dunkles e und ü ein dunkles i ſind. *) Doppellaute ſind, wenn zweene ſelbſtlautende Buchſtaben zwar im Schreiben ausgedrücket, aber in der Ausſprache geſchwinder ausgeſprochen, und gleichſam zuſammen geſchmolzen werden, als au, ai, ei oder ey, eu, oi. Doch ſind nicht alle bey einander ſtehende Selbſtlaute, Doppellaute; welches die Ubung, Gewohnheit auch wohl zwey Theilungspunkte anzeigen. Sieht man ä, ö und ü auch für Doppellaute an, wie ſie ihrer Figur nach ſind; ſo hat man auch dreyfachlautende Buchſtaben, als, äu. Wenn man aber eu und ai will eü und äi ſchreiben, ſo thut man etwas unnöthiges und ungereimtes. Hierbey iſt zu erinnern, daß die Selbſt- und Doppellaute in eben derſelben, oder in andern Sprachen, bey andern Völkern, zu unterſchiedenen Zeiten, und an verſchiedenen Orten abwechſeln, wo nicht allezeit im Schreiben, doch im Reden, inſonderheit bey der Herableitung und Beugung eines Worts. Als von kommen, kommt kam; von Kunig, König; Gold, Gülden; Grab, Gräber. U in Kuchen, Mus, Krug verändern einige in o andere in au, als kooken oder kauken u. d. g. Daraus ſchon einige den Schluß gemacht, das Weſen einer Spra-

*) Wie man denn aus dieſem Grunde das h zur Verlängerung entbehren kan, als abgewichen, kühn, ähnlich folglich auch Ochſ.

Spötterey schlecht bey ihm ankommen würden. Genug, er liebet die Ironie so sehr, daß er, wenn er ein Präsident einer gelehrten Gesellschaft wäre, durch die Glieder derselben eine Sammlung aller Ironien aus den Schriften der Alten würde machen lassen; rettet auch den so sehr angefochtenen Hahn, den der sterbende Sokrates dem Aesculap schuldig zu seyn vorgab, nach dem Urtheile des ältern Racine, in einem Briefe an seinen Sohn (NB. nicht Bruder) bloß durch eine Ironie. Eben so entschuldiget er Ciceros Bitte an den Luccejus, sein Leben zu beschreiben.

Hier brechen wir ab, wollen aber die übrigen Babiolen, in dem nächsten Monathe, wegen ihrer Artigkeit auch nachholen.

XI.

Nachricht von einer alten gelehrten Gesellschaft zu Nürnberg, zum Glückwunsche an ein Mitglied von der altdorfischen deutschen Gesellschaft, im May 1759. 1 Bogen in 4.

Wenn alle Glückwünsche von so nützlichen Materien handelten; so könnte auch kein Cato etwas dagegen einwenden. Dieser Bogen zeiget eine vorzügliche Kenntniß der gelehrten Historie des XVIten Jahrhunderts, und zwar im Anfange desselben. Das Lob des Joachim Camerarius machet den Anfang; indem Nürnberg allezeit mit Vergnügen daran gedacht, daß es ihn einige Zeit in seinen Mauren gehabt.

gehabt. Dieser stiftete nun zu allererst ein gelehrtes Kränzlein daselbst, dessen Mitglieder die damals lebenden berühmtesten Männer wurden.

Zwar Wilibald Pirkheimer hatte schon in seinem Hause eine beständige gelehrte Versammlung gehabt, ehe noch Camerar dahin kam: allein diese war, nach des Conrad Celtes Ausspruche, nur eine gelehrte Herberge; nicht aber eine durch Gesetze und Ordnungen gebundene Gesellschaft. Eben dieser Celtes, der in Pirkheimers Hause lange gelebet, und dieses großen Mannes berühmte Schwestern und Tochter unterwiesen hat, hatte schon eine gelehrte Gesellschaft gestiftet; aber diese hatte ihren Sitz in Heidelberg, nicht aber in Nürnberg. Der Bischof von Worms war ihr Vorsteher, und sie hieß die gelehrte Rheinische Gesellschaft.

Allein Camerar kam 1526 als Lehrer der griechischen Sprache und der Geschichte, und Aufseher des vom Melanchthon errichteten Gymnasiums, nach Nürnberg, und brachte noch den trefflichen lateinischen Dichter, Eoban Hessus, und Mich. Rotingen mit sich. Es war ein Glück, daß damals die Gelehrten in Nürnberg einen Trieb fühlten, gesellschaftlich mit einander umzugehen: da sie sonst gemeiniglich Spötter und Feinde von Gesellschaften sind. Die dasigen wurden auch eins, ihre Versammlungen wechselsweise nach der Reihe herumgehen zu lassen; und ein sogenanntes Kränzchen zu stiften. Dieß bestund nun, aus dem Johann Mylius, dem Camerar, dem Hessus, aus Rotingen, Georg Höppeln, u. Wilhelmen, einem Tonkünstler.

Von

Von allen diesen gelehrten Männern werden hier kurz die Lebensumstände erzählet. Vom Camerar heißt es, er sey ein Edelmann, und in adelichen Leibesübungen, zumal im Reiten, sehr geübet gewesen; habe eine adeliche Gemahlinn aus dem Hause der Truchses gehabt; und sey der größte Gelehrte und Griech von Deutschland, ein trefflicher Poet u. wahrer Polyhistor gewesen. Seine Schriften machten eine Bibliothek aus; und er habe in allen Wissenschaften, auch so gar in der Medicin geschrieben; auch die meisten classischen Schriftsteller herausgegeben. Er starb 1574 als Professor zu Leipzig.

Mylius war ein Frank, und Consulent zu Nürnberg; ein höflicher, bescheidener, beredter Mann, und zärtlicher Freund. Hessus ist als ein unglücklicher Poet bekannt, den D. Luther selbst als einen keuschen Dichter seines Jahrhunderts rühmet. In Nürnberg war er sieben Jahre, und starb 1540, als Professor zu Marburg. Allein er war kein Wirth, und ein starker Trinker. Roting war in freyen Künsten, Sprachen, und der Theologie sehr gelehrt, und ward in dem osiandrischen Streite von der Gerechtigkeit des Menschen sehr berühmt. Er ward nach Tübingen berufen; man bewog ihn aber durch ansehnliche Vortheile, daß er in Nürnberg blieb, und starb 1588 im 94sten Jahre. Höppel war ein Rathssyndicus und Rechtsgelehrter, aber doch ein Verehrer der schonen Wissenschaften. Er starb zu Augspurg 1533.

Vom

Vom Musicus Wilhelm ist es so ausgemachet nicht, daß er ein rechtes Mitglied gewesen. Camerar berichtet nur, daß Hessus, wenn er spazieren gegangen, ihn, als seinen Nachbar mitgenommen. Er soll Breitengraser geheißen haben. Sonst hat diese Gesellschaft oft auch andre Gäste zu sich eingeladen; darunter ein Joh. Seiler zu merken ist, den Camerar in lateinischen Versen eingeladen. Johann Zollner, Camerars Schwager, war auch oft dabey.

Wenn nun diese Gesellschaft beysammen war, mußte der Wirth eine gelehrte Materie auf die Bahne bringen, darüber man sich unterredete und stritt. Wie oft sie zusammengekommen, findet man nicht. Man muthmaßet hier ganz geschickt, wovon ihre Unterredungen gehandelt haben werden. Einmal war die Gesellschaft in des Mylius Garten beysammen, als eben ein Komet am Himmel stund. Der Wirth wählte diese Materie, und Camerar beschreibt solches in zweyen Büchern, de Ostentis, und schrieb sie seinem Freunde, Andr. Fuchsen, zu: mit dem er 1525 nach Preußen gegangen, da er in seinem Vaterlande nicht sicher war. Und bey dieser astronomischen Unterredung hat vielleicht Eob. Hessus aus dem Stegreife den Vers gesaget:

At me Parnassi deserta per ardua dulcis
Raptat amor. &c.

Ende des Weinmondes 1760.

Fig. 1

Fig 2

Fig 3.

Fig. 4.

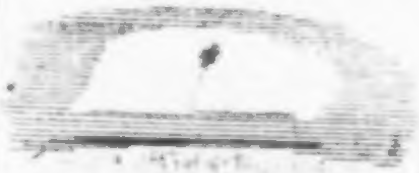

Fig. 5.

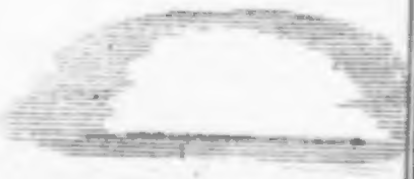

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Merkwürdiges feuriges Luftzeichen, wie solches d. 3 Sept. 1760 in Cassel von 11 bis gegen 12 die Nacht observiret worden.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Mr. de Voltaire.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Windmond 1760.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1760.

Inhalt.

I. Lutheriade.

II. Via Regia ad omnes Scientias & Artes, conſcripta a Caſparo Knittel.

III. Lettres ſur les Préjugés du Siecle.

IV. Beſchreibung einer glänzenden Luſterſcheinung, die zu Caſſel den 3. Sept. 1760 geſehen worden.

V. Eine Fabel.

VI. Einige Schriften der altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft.

VII. Schäfergedichte, aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen überſetzet.

VIII. Das achte Schreiben an den Hrn. von Voltaire aus dem Philoſophe de Sans-Souci. T. II.

IX. Hrn. Hardions allgemeine heilige und weltliche Geſchichte. I. Theil.

X. Ode auf Ihrer römiſch-kaiſerl. königl. apoſtoliſchen Majeſtät Geburtsfeſt.

XI. Lobrede auf (Tit.) Hrn. Jakob Theodor Klein, älteſten Secretärs der Stadt Danzig.

XII. Vorübungen der latein. und deutſchen Dichtkunſt, zum Gebrauche der Schulen. Zweyte Auflage.

I.

Lutheriade. Aurich 1760. bey Joh: Gottlob Luschky, königl. preußischen privilegirten ostfriesischen Buchhändler, in groß 8.

Die Kürze der Büchertitel ist nun bey uns aufs höchste gestiegen: und trotz sey dem gebothen, der sie noch kürzer machen kann, als dieser ist! Lutheriade. Das ist es alles, was dieß Gedicht an der Stirne führet. Nur Schade, daß es ein französisches, und kein deutsches Wort ist.

Seit zehn bis 15 Jahren ist unser Vaterland so fruchtbar an epischen Gedichten gewesen, als das vorige, ja auch die erste Hälfte des itzigen Jahrhunderts, unfruchtbar daran zu seyn geschienen. Gerathen sie nicht alle gleich gut: so werden doch endlich auch Geister erwachen, die es verdienen, einem Virgil an die Seite gesetzet zu werden. Allem Ansehen nach hat sich der vornehme Verfasser dieser

Lutherias, schon wieder einige Stufen höher zu dem rechten Ziele geschwungen: wie wir aus dem Verfolge sehen werden; nachdem wir erst den Inhalt der Vorrede des Verfassers etwas bekannter gemachet haben werden.

Gegenwärtiges Gedicht, saget er, sey die Frucht einiger Nebenstunden, worinn eine öffentlichen Aemtern gewidmete Person, nach vollbrachten Geschäfften, bey den Annehmlichkeiten der Poesie auszuruhen gesuchet. In jüngern Jahren wäre es angefangen, oft unterbrochen, stückweise angewachsen, und doch endlich, durch den Trieb, es nicht unvollendet zu lassen, in gegenwärtige Gestalt gediehen. Der Hr. Verfasser gesteht, daß es noch weit von der Vollkommenheit entfernet sey, die ein Gedicht dieser Art, billig haben sollte; ja so gar von der Mittelmäßigkeit, die er ihm bey mehrerer Muße hätte ertheilen können. Er waget also diesen Versuch mit dem Bedinge, die schon fertig liegende zweyte Hälfte der Vergessenheit zu überlassen, dafern die erste nicht wohl aufgenommen würde. Wir aber zürnen mit ihm, daß er, da er es bereits ganz in Händen hatte, uns mit einer Hälfte abspeisen, und halb hungrig von sich lassen wollen; da es doch bey ihm gestanden hätte, unsere Begierde nach dem übrigen völlig zu sättigen.

Das Erhabene, welches alle Protestanten in der Reformation verehren, hat die Wahl des Hrn. Verfassers auf diesen Stoff geführet. Die Religion ist seit den ältesten Zeiten im Besitze gewesen,

che, beſtünde nicht hauptſächlich in den lauten, ſondern mitlautenden Buchſtaben; weil jene ſonſt ſo oft verändert werden. Als aus Φημη iſt Fama worden. Wiewohl auch dieſe leiden zuweilen Veränderungen. Das hat man bey der Herableitung eines Worts von dem andern, oder aus der andern Sprache zu bemerken, wobey man inſonderheit darauf zu ſehen hat, was ein Volk ſonderlich für eine Art der Laute, dunkle oder helle, grobe oder liebliche u. d. g. geliebt habe; welches zum theil von der Beſchaffenheit ihrer Sprachwerkzeuge herrühret. Als die Deutſchen gegen Norden liebten die dunklen Doppellaute, ja ſie zerreten und wunden ſie: Hingegen mieden ſie das r, und die ziſchenden Laute, weil ſie träger Natur waren. Die Platdeutſchen ſprechen noch Boſt für Bruſt, Voadâ für Vater, Pead für Pferd, tam für zahm, u. d. g.

§. 21. Conſonantes ſind eigentlich keine Stumme, ſondern mitlautende Buchſtaben. Sie zeigen alle einen gewiſſen Ton an, aber können nicht alle recht laut und und vernehmlich ausgedrücket werden, wenn nicht ein Selbſtlaut dabey ſtehet. Doch ſind ſie von verſchiedener Gattung. Einige geben einen gewiſſen Laut, ohne Zuthuung eines Selbſtlautes von ſich, nemlich die ziſchenden Buchſtaben; andere aber zeigen nur ein Bemühen an, einen auf gewiſſe Weiſe veränderten Ton von ſich zu geben, wie die übrigen. Sie theilen ſich von ſelbſten in einfache und zuſammengeſetzte, entweder der Figur oder doch dem Laute nach. Der Einfachen hat man in der Natur nur 12, als b, d, f, g, h, k, l, m, n, r, ſ, und ſch, welches letzte an ſich eigentlich einen beſondern einfachen

Laut

in die epiſchen Gedichte eingeflochten zu werden. Homer und Virgil haben ſie, dieſer Abſicht gemäß, zu brauchen gewußt: und ob gleich einige neuere Heldendichter, z. E. der Theuerdank, Roland, der Telemach, der habſpurgiſche Ottobert, die geraubte Proſerpina, und Leonidas davon abgewichen: ſo haben doch Taſſo, Voltaire, u. a. m. dieſen Kunſtgriff, ihre Leſer zu rühren, mit Bedacht angewandt. Es iſt wahr, daß Bartas, Marino, Milton, u. a. m. in der erſten Weltwoche, im bethlehemitiſchen Kindermorde, und dem verlohrnen Jeruſalem, die Religion wieder entſetzlich gemisbrauchet: aber der Misbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Und unſer Hr. Verfaſſer hat ſich der Erdichtungen in geiſtlichen Sachen, ſo beſcheiden bedienet; als andere neuere, ſowohl in der franzöſiſchen Chriſtiade, als bey uns in ſo vielen bibliſchen Epöpöen, verſchwenderiſch und unbedachtſam geweſen ſind.

Als ſich unſer Dichter einmal in dieß Feld begeben hatte, war es ihm unvermeidlich Religionsſtreitigkeiten zu berühren; und das Pabſtthum in ſeiner eigenen Geſtalt zu ſchildern. So ſehr er auch vom Religionshaſſe entfernet iſt, ſo wenig litt es doch dieſe einmal erwählte Materie, ſolches mit Stillſchweigen zu übergehen; oder in den Schilderungen von der Natur abzuweichen. Der hiſtoriſchen Wahrheit muſte er nämlich ſo gewiſſenhaft folgen; daß er ihr auch gewiſſe poetiſche Verzierungen aufgeopfert, die ſein Werk manchem Leſer hätten beliebt machen können. Billig aber hat er zu

vermeiden gesuchet, diesen verehrungswürdigen Begebenheiten, die Gestalt einer Legende zu geben: Ein Fehler, den man an so vielen heutigen Dichtern nicht ohne Abscheu bemerket; die kein Bedenken tragen, ihre Fabeln und Träume auch in die heiligsten Begebenheiten der Schrift zu mengen. Wie ähnlich sie dadurch verschiedenen katholischen Schriftstellern werden, die uns mit den Legenden der Heiligen, und andern biblischen Gedichten überhäufet haben; das überlegen solche sorglose Dichter nicht.

Gleichwohl hat sich unser Dichter auch sorgfältig gehütet, eine bloße Geschichte in Versen zu schreiben. Seine Dichtungskraft ist nicht nur in lebhafter Bildung der Charaktere, sondern auch in feurigen Reden, die er seinen Hauptpersonen in den Mund leget, und in wahrscheinlichen Nebenfabeln, geschäfftig gewesen. So gar bey Beobachtung der genauen Zeitordnung, hat die Pflicht eines Dichters ihm die Freyheit erlaubet, alles nach seiner Absicht zu bequemen, und sich gewisse Nebenumstände brauchbar zu machen. Die übrigen Entschuldigungen des Hrn. Verfassers brauchen wir nicht zu wiederholen. Am allerwenigsten dörfen wir auch diejenigen Stimmen achten, denen noch immer die Dichtkunst zu leichtsinnig und verächtlich vorkömmt, als daß Männer von Stande, bey wichtigen Landesgeschäfften, ihre Nebenstunden derselben widmen könnten. Ein l'Hospital, ein Thuan, ein Heinsius, ein Grotius, ja bey uns, ein

Frey-

Freyherr von Kanitz, ein Geh. R. von Besser, u. a. m. haben auch durch ihre Beyspiele, die ernsthaften Musen schon gerechtfertiget.

Die Anrufung und den Vortrag seines Vorhabens hat der Hr. Verfasser zusammengeschmolzen: welches, nach Homers Beyspiele in der Odyssee, einem epischen Dichter allerdings freysteht.

Lenk, Dichtkunst, meinen Kiel mit lehrerfüllten Bildern,
Der Waltung großes Werk der Nachwelt abzuschildern,
Wie Gott, durch seinen Knecht, zum Trost der Seligkeit,
Der Kirchen Heiligthum, von Menschentand befreyt,
Die, bey Verfolgung rein, durch Reichthümer verdorben,
Das Himmelreich verlohr, als sie die Welt erworben.
Ursprünglich gab dein Reiz vom Glauben Unterricht,
Komm! widme dich doch itzt, der Glaubenslehr Geschicht,
Harmonischer Gesang! Kehr die erhabnen Lieder
Auf deinen ersten Zweck, das Lob der Gottheit, wieder.
Umkleide die Geschicht mit des Gedichtes Tracht,
Die Wahrheit nicht verfälscht, nur stärker reizend macht.
So wird der ekeln Welt verdrießlich nackter Lehren,
Durch dich erträglich seyn, ein ernsthaft Lied zu hören.
O hätt es, wenn sein Ton dieß Götterwerk bestreift,
Auch Antheil jener Kraft, die es mit Wundern häuft.

Den Vorsatz des Dichters kennen wir also: und nun geht die Erzählung der Haupthandlung an, wie nämlich Gott durch seinen Knecht das Heiligthum der Kirche von Menschentand befreyet habe. Die Kirche, eine allegorische Person, NB. wird

nicht nur geschildert, soydern auch auf eine anständige Art redend eingeführet. Es ist wahr, daß der Hr. Verfasser in beydem viel Kunst und Stärke gewiesen. Allein, dörfen wir unser erstes Bedenken bey der Erfindung selbst äußern: so hätte wohl hier keine Allegorie, sondern eine wahre Person, den Grund zum ganzen Gedichte legen sollen. Es ist freylich auch in der Allegorie Wahrheit: denn so wie die Kirche hier redend eingeführet wird, so dachten damals im finstern Pabstthume, alle verborgene Zeugen der Wahrheit; ein Thomas von Kempis, ein Huß, ein Wickleff, u. d. m. Aber nach den Regeln des Heldengedichtes, wäre es viel besser gewesen, einen von diesen berühmten Männern, oder einen neuern, z. E. einen Staupitz, als eine bloß erdichtete Person redend einzuführen. Dieß würde gleich dem Gedichte ein stärkeres Ansehen der Wahrheit gegeben haben, als wenn man folgende bloß poetische Erdichtungen zu lesen bekömmt.

Die Seufzer in der Brust, die Thränen auf den Wangen,
Die Schrift in müder Hand, voll Hoffnung und Verlangen
Hat Gottes Kirche schon die durchgewachte Nacht
Oft, unerhört im Wunsch, mit Wünschen zugebracht;
Die itzund tempellos in öder Wüsten sitzet,
Wo ein gestämmtes Kreuz die matten Glieder stützet.
Weiß ist ihr himmlisch Kleid, der Flecken unbewußt;
Mit Funkeln heftet es ein Demant auf die Brust,

Ihr

Ihr Haar, der Winde Spiel, vor Kummer losgebunden,
Durchflengt den Dornenkranz der um ihr Haupt gewunden,
Der Scheitel theurſten Schmuck. So endlich macht ihr Mund,
Den Schluchzen oft verſchloß, der Seelen Jammer kund:
„O Sitten! Chriſtenthum! dreyhundert erſter Jahren!
„Bis zur Vergeſſenheit ſeyd ihr dahin gefahren.
„Ihr Zeiten! da das Blut, das Golgatha verſpritzt,
„Noch in den Herzen warm, der Chriſten Herz erhitzt:
„Da Tod und Marterthum die Siegeszeichen färbte,
„Der Kirchen, ſtolz der Schmach die ſie vom Stifter erbte.
„Zwar wird der Jünger nur im klaren Bach getauft;
„Für Geld hat Simon nur ſich ſeinen Tod erkauft;
„Nur Thränen, nur Gebeth, wenn Schwert und Henker drohten,
„Des Strafworts eingedenk, als Chriſtus ſeine Bothen
„Von irdſcher Macht entbloßt, vielmehr von ihr bedrückt,
„Nicht Fürſten, Lehrer nur, in ſeinen Weinberg ſchickt.
„Doch war der Glaube rein, und Tugend ausgeübet,
„In Armuth, die nicht leicht den Laſtern Freyſtadt giebet.
„Noch klagt der Menſchenſatz, den Stolz hinzugethan,
„Die Unzulänglichkeit von Gottes Weisheit an.
„Des Glaubens himmliſch Gold, durch Einfalt mehr geſchmücket,
„Ward nicht von irdſchem Pomp u. Formeldienſt gedrücket.
„Erhabner Sitten Ruhm füllt aller Völker Ohr:
„Der Heiligkeit Geruch ſtieg wie ein Rauch empor,

„Der durch die Glut beseelt von Aarons Rauchfaß quillet,
„Wovon die Lieblichkeit den Tempel Gottes füllet.
„Und du! die wohlgepaart, selbst Kronen Schimmer giebt,
„Die oft der Heyden Stolz gepriesen, nie geübt!
„Du warst, o Demuth! nur des wahren Glaubens Zeugen
„Durch die Erniedrigung von ihrem Heiland eigen.
„Doch leider! kurzes Glück! wie ungleich unsrer Zeit!
„Sobald als Constantins zu fromme Mildigkeit
„Von Reichthum und Gewalt die Quellen aufgeschlossen;
„O! welche Fluthen Gift sind über sie ergossen!
„Die itzt mit Hoffartspracht der Unzucht Kleider trägt,
„Und den vermachte Schmuck des Bräutgams von sich legt.
„Der Glaube brüstet sich mit Kron und Siegesbogen,
„Den Höhlen, Kerker, Schmach und Banden auferzogen,
„Der an dem Marterkreuz sein Leben einst gewann,
„So mehr im Mark verderbt, je mehr er Weite nahm.
„Rom, einst der Andacht Sitz, für Abfall eine Klippe,
„Itzt von dem Christenthum verwesendes Gerippe,
„Von Glaubensreinigkeit itzund das Gegenbild,
„Wo Trug und Heucheley den Thron des Cäsars füllt;
„Hier eben, wo die Welt sollt Tugendmuster finden,
„Erblickt sie, und erschrickt, nur Abentheur von Sünden.

u. s. w.

Hier folget noch eine fernere Beschreibung des Verderbnisses der Kirche, die sich mit einer Vergleichung ihres Verfalles, mit dem Falle des Cherubs oder Satans, der zur Höllen gestoßen ward, endet.

Aber

Aber die Rede geht noch auf der 9ten und 10ten bis auf die 11te Seite fort; welches einen mittelmäßigen Leser ein wenig matt machet.

Der Dichter fährt fort, die Wirkungen dieser Klagen, die von den Engeln vor Gottes Thron getragen werden, zu melden; so, daß das Heer des Himmels Theil an ihrer Quaal nimmt; die Sonne zum zweytenmale, ohne vom Monde verdeckt zu werden, sich verfinstern; die Cherubim betrübt stehen, und die Seraphim weinen. Ein Gleichniß von einem zerscheilten Schiffe, dem sich durch Zeichen die eintreffende Stille zu erkennen giebt, bereitet den Leser, die Vorbothen der Kirchenreinigung zu vernehmen.

Es schimmert funkelnd schon an schwarzer Himmel Thor
Der Künste Morgenroth der Glaubenssonne vor.
Und itzt legt ein Gesicht, von Gott erhörtes Hoffen,
Und von der Kirchen Trost, mit Pracht den Schauplatz offen.

Die Wahrheit zu bekennen, so sind uns diese beyden letzten Zeilen ein Räthsel, das wir nicht verstehen. Das legt — — offen, aber erinnert uns des im vorigen Monathe, aus den Babioles des Hrn. von Bar, dem Brebeuf mit Grunde gemachten Tadels, eines Sprachfehlers. Uns dünket, ungeachtet wir gar nicht gesonnen sind, uns mit grammatischen Kritiken aufzuhalten: daß ein scharfer Sprachenkenner, (doch er brauchet eben nicht einmal scharf zu seyn,) viel Stoff in diesem

Ge-

Gedichte finden würde, seine Erinnerungen zu machen. Z. E. Was ist das? a. d. 12. S.

Ihr frohes Auge sieht (durch Himmelsglanz umstralt,
Der dem entzückten Geist, sichtbare Bilder malt,
Weil oder Tropfen es der Kraft gesalbet hatten.)

Ohne Zweifel muß diese Dunkelheit von einem Sprachfehler herkommen.

Doch dem sey wie ihm wolle: wir können uns itzo nicht tiefer in die Erzählung einlassen. Nächstens wollen wir den abgerissenen Faden derselben wieder aufsuchen, und unsre Leser tiefer in das Heiligthum dieses Gedichtes hineinführen, ohne uns an die hin und wieder abweichende Schreibart zu kehren.

II.

Via Regia ad omnes Scientias & Artes. h. e. Ars Vniversalis Scientiarum omnium artiumque arcana facilius penetrandi, & de quocunque proposito themate expeditius differendi; practice, clare, succincte conscripta a R. P. P. Caspare Knittel, S. J. A. A. L. L. & Philos. Doctore, ejusque Vniversi. Pragensi Prof. Ordinario ac Publico. Ed. III. Aug. Vindel. & Oeniponti, Sumt. Jos. Wolff 1759 in 8vo.

Wir

Wir haben bisher in dem Irrthume geſtanden, die Zeiten wären ganz vorbey, da man ſich mit den Lulliſchen Kunſtgriffen zu allgemeinen Rednern zu machen bemühet wäre; oder aus P. Radaus Oratore extemporaneo, ein oratoriſcher Windmacher werden wollte. Allein der Augenſchein überführet uns von dem Gegentheile. Der hochehrwürdige Pater Knittel iſt noch entweder ein Ueberbleibſel aus den Schulen dieſer vormaligen Pansophen, die alle Wiſſenſchaften in einer Nuß vortrugen, und junge Leute in 24 Stunden zu großen Rednern machen konnten; oder er hat das Herz, dieſe alten falſch berühmt geweſenen Künſte, gleichſam aus der Aſche wieder aufzuwecken. Wie ſich das zu dem heutigen Zuſtande der Wiſſenſchaften, dem ſich ſogar die katholiſchen hohen Schulen jemehr und mehr zu nähern beginnen, reime oder ſchicke; können wir, auf das gelindeſte davon zu reden, gar nicht einſehen.

Dieſer dritten Ausgabe deſſelben iſt eine Erinnerung eines Ungenannten vorgeſetzet, die anfänglich die Gelehrſamkeit überhaupt anpreiſet. Hierinn treten wir ihrem Verfaſſer willig bey. Er kömmt ſodann auf dieß Buch, und rühmet von demſelben mit des Verfaſſers eigenen Worten: daß auch junge Knäblein, (pueruli) wenn ſie nur einen Theil deſſelben durchgegangen, in kurzer Zeit, ſogar auf der grammatiſchen Schulclaſſe ſchon, viele Geheimniſſe der Wiſſenſchaften, ſonderlich der Naturkunde und Sittenlehre, leichtlich erlernen könnten.

Das

Das sind prächtige Worte! saget der Verfasser, und wir gestehen, daß er unsern Einwurf glücklich errathen hat. „Warum ist denn dieß „Buch so lange im Dunkeln versteckt geblieben? „Warum müssen die Schulknaben denn so lange „unter der Ruthe seufzen?„ Hierauf antwortet er sehr witzig: „Verbirgt nicht die Natur gemeinig„lich die Kostbarkeiten; damit dasjenige desto süßer „gefunden werde, was so schwer gesuchet worden? „Außerdem hätten bloß die neuherauskommenden „Bücher Schuld, daß die alten, in ihrer Geburt „schon, in die Würzläden geriethen. Wer also ein „Mitleiden mit den Knaben hätte, sollte sie von „der Furcht vor der Ruthe befreyen; und eines „einhälligen Hosianna von ihrer Seite gewärtig „seyn.„

Hierauf erkläret der Hr. Verfasser, was die Ars Lulliana sey, deren im VI. Theile dieses Buches gedacht wird. Er saget, **Raymund Lull**, sey 1236 in Majorca gebohren worden; er sey in der Jugend ein Kaufmann gewesen, habe sich hernach aus Ueberdruß aller menschlichen Dinge, in die Einsamkeit begeben, und sein Buch, nämlich Methodum universalem sciendi, **eine allgemeine Wißkunst und Redekunst**, geschrieben, die er Artem magnam, eine große Kunst, betitelt habe. Diese sey nun seinen Schülern so sonderbar vorgekommen, daß sie selbige Mirabilem, **die wunderbare** genennet: da er selbst doch so ungelehrt gewesen, daß er nicht einmal Latein gekonnt. Diese dunkle Kunst nun, habe zu Kaisers Ferdinands

Laut anzeiget. Mehr einfache Laute und Arten des Lauts, kan die Natur eigentlich nicht hervorbringen: Wohl aber dieſe angezeigte etwas verändern, härter oder leiſer, durch die Naſe oder aus der Bruſt ausſprechen, oder zuſammen ſchmelzen. Daher denn mehr Züge und Figuren aufgekommen ſind, und wir haben noch folgende einfache Buchſtaben, p, t, v, w, ch, j, q, c, welche zu b, d, f, g und k gehören. Folgende doppelte Buchſtaben haben wir c, z, tz, ſt, ꝛc. Die Griechen, ζ, ϑ, ξ, ψ, χ, davon ϑ geliſpelt wird: Die Araber die geliſpelte ts, ds, dſch: Die Armenier Sz, Sg, Dz, Sc, Jz, Cc, u. d. g; welche wir alle durch Zuſammenſetzung der Buchſtaben machen können, und zum Theil ſelbſt gebrauchen, als pſ, pf, ph ꝛc. Folgende können ohne laute Buchſtaben noch am ſtärkſten gehöret werden, f, w, v, g, j, ch, r, ſ, ſch, ſt, c, z, tz, ꝛc. Die übrigen geben einen noch leiſern Laut, daher einige derſelben ſtumme Buchſtaben genennet werden, wiewohl nicht allzufüglich.*) Man theilet ſie ſonſten noch ein in flieſſende oder unveränderliche oder geſellige und ſchwangere, praegnantes oder veränderliche. Jene ſind l, m, n, r, zu den letzten gehören die übrigen, die bald hart, bald leiſe ausgeſprochen werden, daher mehrere Buchſtaben ent-

*) Ich bin recht begierig des Herrn Th. Aceti Gedanken hiervon zu leſen, welcher in ſeiner neulich herausgekommenen Ortografia latina & italiana von jedem Buchſtaben, ihrem Urſprung, Abkürzung, Ausſprache ꝛc. von den Accenten, den Doppellauten, Abkürzungszeichen, Theilungen der Sylben und Wörter, von groſſen und kleinen Buchſtaben, in beſondern Capiteln handelt.

des III. Zeiten, der berühmte Jeſuit, Athanaſius Kircher, hervorgezogen, erlautert, und ans Licht geſtellet. Allein, dieß Werk ſey ſo ſtark angewachſen, daß es ein großer und dicker Foliant geworden, der unter dem Namen der Artis combinatoriæ herausgekommen. Und darinnen würden außer der gemeinen Rechenkunſt, Algebra, Meßkunſt, Muſik, Aſtrologie und Gnomonik, auch die Lehrart viele Sprachen geſchwinde zu lernen; die Dialektik, Steganographie, Phyſik, Medicin, kurz, alle praktiſche Künſte und Wiſſenſchaften; endlich auch noch die Kunſt gelehret, wie ein Ungelehrter durch dieſe Artem combinatoriam, in einem Tage mehr lernen könne, als ein andrer in vielen Jahren nicht leiſten würde. Eben das nun, hätte unſer Vater Knittel in ſeinem kleinen Buche, gleichſam als in einer Nuß verſchloſſen.

Wir übergehen hier die übrigen Lebensumſtände des **Lullus**, der auch ſogar nach ſeinem Tode Wunder gethan haben ſoll: woraus denn zur Gnüge erhellen ſoll, daß Lullus, durchaus nicht Nullus geweſen ſey, wie gewiſſe Läſterer geſaget haben ſollen. Der Hr. Vorredner führet auch an, daß vermittelſt dieſer Artis combinatoriæ, aus den Worten des engliſchen Grußes: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, 365 Buchſtabenwechſel, auf jeden Tag im Jahre einer, herausgebracht worden. Iſt nun das nicht eine recht wunderbare Kunſt? Hierauf ſchließt er: „Genug alſo, gün-

„stiger Leser, dieser meiner Arbeit: dieß kleine „Werkchen wird dir fast zu allem dienen. Es „wird dich lehren, Dinge von ganz verschiedenen „Naturen verbinden. Durch die analogische Kunst „wirst du die größten Dinge in den kleinsten, und in „verschiedenen einerley finden; ja die Cabbala, die „entweder sinnreich belustiget, oder schändlich irret. „Willstu irgend einen Satz beweisen oder widerle„gen: Nimm Aristotels Categorien, die werden „dich lehren, angreifen und vertheidigen. Willstu „von einer Sache viel schreiben, und ein kleines „Korn in einen großen Baum verwandeln? Nim „Lulls oder Kirchers Kunst zur Hand: und ich be„sorge sehr, es werde dir leichter an Dinte und „Papier, als an Materie fehlen. Wirst du aufge„fodert eine Predigt aus dem Stegreife zu halten? „Guck in dieß Buch, so wirst du mehr Mühe ha„ben im Predigen das Ende zu finden, als sie län„ger fortzusetzen. Ja, willst du auch sogar steh„len? Ach, nimm nur dieß Werkchen; so darfst „du dich vorm Stricke nicht fürchten. Kurz, es „wird dir überall nützen: drum, wenn du es ir„gend wo findest, so geh, kauf, nimm, lies und „lebe wohl!„

Bey dieser so kräftigen und lustigen Empfehlung unsers Vorredners könnten wir es bewenden lassen: denn wer wollte nicht ein Buch gern kaufen, davon einem soviel angerühmet wird? Allein vermuthlich wollen unsre Leser noch was mehr davon wissen. Der I. Th. enthält Voreinleitungen.

Die

Die erſte Frage von jedem Dinge, heißt es, iſt ob? und was es ſey? Folglich wird hier der erſte Artikel: Ob eine allgemeine Kunſt aller Wiſſenſchaften und Künſte auch möglich ſey? Der Zweifel iſt nicht dumm. Die Antwort fällt ſehr gelehrt aus. Ariſtoteles ſaget, der Menſch wolle natürlicher Weiſe gern wiſſen; und Plato ſchreibe: μηδὲν γλύκιον, ἢ πάντα εἰδέναι; nichts ſey ſüßer, als alles wiſſen. Daher hätte man längſt die Kunſt geſuchet, alle Dinge zu wiſſen. Nun gäbe es zwar ſolche läppiſche Leute, die ſelbige gleich dem Steine der Weiſen, oder der Quadratur des Zirkels, oder der immerwährenden Bewegung auslacheten. Allein er beweiſt das Daſeyn dieſer Kunſt vortrefflich. Denn

1) Haben die andern menſchlichen Kräfte in ihren Wirkungen, die Hülfe gewiſſer Künſte: warum ſollte nur der menſchliche Verſtand keine allgemeine Kunſt, zu allen Wahrheiten zu gelangen, haben?

2) Man leſe nur gewiſſe vortreffliche Werke der Alten: ſo wird man finden, daß ſie dieſe Wißkunſt gehabt; aber nur verborgen und geheim gehalten.

3) Vom Daſeyn zur Möglichkeit zu ſchließen, ſteht frey. Wenn er uns nun zeiget, daß es dieſe Kunſt wirklich giebt: ſo werden wir auch wohl ihre Möglichkeit eingeſtehen müſſen. Damit wir aber dieſelbe ſehen mögen, führet er uns auf des Pythagoras Prädicamenta, auf Ariſtotels Logik, auf Lulls wunderbare Kunſt, auf des Gregorius Tholoſanus Syntaxes Artis mirabilis, u. a. m.

Die zweyte Frage heißt: **Was ist diese Kunst?** Zuforderst hätten einige diese allgemeine Wißkunst, eine Encyklopädie genennet: welche nichts anders wäre, als Scientia de Scientia, & de scibili, in universum: eine Wissenschaft von der Wissenschaft, und vom Wißlichen überhaupt. Er saget noch, wie viele andre sie so, oder so genennet haben; darunter einer, sie eine allgemeine Kunst nennet, zu allen aufgegebenen Sätzen einen medium terminum zu finden; um sie entweder zu behaupten, oder zu widerlegen.

Nun kömmt diese Erfindung des Medii (scil. Termini) selbst vor. Er lehret seinen Schüler, jeder Satz habe ein Subject, Prädicat, und ein Verbindungswort, u. d. gl. und hier zeiget er, wie man z. E. beweisen könne, daß Petrus ein Mensch sey. Er suche nämlich nur etwas, das den Menschen, und dem Petrus gemein sey; z. E. das Vernünftigseyn. Und dann schließe er so: Alles vernünftige ist ein Mensch, Petrus ist vernünftig, also ist Petrus ein Mensch. Wir besorgen aber sehr, ein Schüler könne dabey viel leichter auf zwey Beine, oder auf eine Nase gerathen, die dem Menschen mit dem Petrus gemein sind. Was das aber für schöne medios terminos zur Schlußrede abgeben werde, seine Menschheit zu beweisen, das mag er selbst ermessen.

Die Pars II. redet von der Arte combinatoria. Diese ist eine Kunst, die da lehret, alle nur gegebene

bene Dinge auf ſo viele Arten, als nur immer möglich ſind, zu verſetzen und abzuwechſeln. Zuerſt habe Gott in der Schöpfung dieſe Kunſt ausgeübet. Hernach giebt er folgendes Beyſpiel: Zwölf Edelleute ſtritten um eine Erbſchaft. Endlich wurden ſie eins, derjenige ſollte Erbe ſeyn, der die andern ſo oft bewirthen wollte, als ſie ſich bey Tiſche anders, und anders würden verſetzen können. Wenn er aber endlich ſähe, daß ers nicht könne, ſolle er der Erbſchaft verluſtig ſeyn. Da nun einer, der kühner und unvorſichtiger, als die andern, war, ſich dazu erbeth; indem er gedachte, die Sache würde in wenigen Monathen möglich ſeyn: befand er nach etlichen Jahren, daß ſolches ganz unmöglich ſey, u. verlohr ſeine Unkoſten mit ſamt der Erbſchaft. Hier fraget ſichs: wie vielmal ſich zwölf Perſonen verſetzen können? Was meynet man wohl? Es gehören 479,001,600 Mahlzeiten dazu, dazu er eine Million, dreyhundert und eilftauſend, vierhundert und vier und dreyßig Jahre hätte leben müſſen. Dieſes zu beweiſen und auszurechnen, iſt hier eine Tafel von 50 Zahlen beygefüget, davon wir nur die erſten zwölf, als zu dieſem Tiſche gehörig, mittheilen wollen. Die Regel iſt folgende, daß einer ſich einmal oder gar nicht verwechſeln kann: zweene, zweymal: drey, ſo vielmal, als die vorigen zwey, in die drey multipliciret, d. i. 6mal; 4, gleichfalls ſo vielmal, als die vorigen 6, viermal genommen, d. i. 24mal u. ſ. w.

1	1mal,
2	2mal,
3	6mal,
4	24mal,
5	120mal,
6	720mal,
7	5040mal,
8	40320mal,
9	362,880mal,
10	3,628,800mal,
11	39,916,800mal,
12	479,001,600mal.

NB. Von dieser Arte combinatoria hat auch der berühmte Leibnitz hier in Leipzig, vor beynahe 100. Jahren eine gelehrte Dissertation, als Magister gehalten. Im Kircher ist diese Tafel sehr falsch abgedrucket.

u. s. w. wie einjeder fortfahren kann.

Wir würden dieses zu einer Probe aus dem Buche genug seyn lassen, wenn wir nicht den Rednern und Predigern zum Troste, den Kunstgriff entdecken wollten, ihren Hauptsatz ins Unendliche zu verändern. Er steht auf der 205ten Seite. Man setze sich diese neun Dinge, Gott, Engel, Himmel, Elemente, Menschen, Thiere, Pflanzen, Mineralien, Instrumente, fest in den Kopf; die er alle einzeln schon erkläret hat. Denn was nun immermehr von einer Sache gesaget werden kann, das stecket in diesen 9 Sachen. Zweytens merke man die 18 Principia der lullisch-kircherischen Kunst, die von jedem Subjecte gesaget wer-

werden können; und alſo ein wunderbarer Inbegriff aller Prädicate ſind. Man merke z. E. 3) daß alle 9 obige Subjecte, und was dahin gehöret, auf neun verſchiedene Arten betrachtet werden können, nämlich theologice, metaphyſice, phyſice, medice, mathematice, ethice, juridice, politice, analogice. Wer das weis, der kann unendlich lang plaudern und ſchwatzen.

III.

Lettres ſur les Prejugés du Siecle.

A la Haye 1700. in gr. 12.

Dieß Werkchen von 10 und ½ Bogen ſoll zwar das Anſehen haben, von einem Franzoſen geſchrieben zu ſeyn. Allein die mit unterlaufenden Sprachfehler zeigen zur Gnüge, daß es einen ſchweizeriſchen Vater habe. Indeſſen hat er die franzöſiſche Einbildung, und die Leichtſinnigkeit eines jungen Schriftſtellers, ziemlich gut nachgeahmet und erreichet. Gleich in der Vorrede ſaget er: Die Natur dieſer Briefe wäre ſo beſchaffen, daß er ſich nicht vielen Beyfall verſprechen könne. Zuforderſt ſtrebe er nicht nach vielen Stimmen. Die Menge der Leſer, die keine von Vorurtheilen befreyte Augen hätten, wäre viel zu groß, als daß er ſich auf die meiſten Stimmen Hoffnung machen könnte. Er hätte niemals den Beyfall der Narren geſuchet; und würde ſehr vergnügt ſeyn, wenn

er ihnen missfiele. (Die Leser wissen also, was sie thun müssen, um nicht in eine so schlimme Classe zu gerathen.) Er werde also zwar auf niemanden böse werden, der seine Meynungen nicht annehmen wolle: allein er gäbe auch sein Ehrenwort; daß kein Mensch ihm seine Art zu denken ändern solle: und wenn alle Erzbischöfe von der Welt hinter ihm her wären; so würde er keine Sylbe von dem verläugnen, was er geschrieben hätte. „Nein, saget „er, ich bin gar zu sehr von der Wahrheit meiner „Sätze überredet; und habe eine viel zu stolze „Seele, als daß ich jemals nur einen Schritt wei„chen sollte?„

So hitzig erkläret sich unser muthiger Schriftsteller: und wer sieht nicht, daß dieses sein erster Schritt in die Welt seyn muß? Er erwartet sogar das Schicksal des berühmten Helvetius, (Verfasser des Buches vom Geiste des Menschen,) mit vieler Gleichgültigkeit. Gleichwohl machet er noch ein Compliment, daß er seine Briefe mit einem Werke vergleichen will; welches in seinen Augen die beste Schrift ist, die jemals von Menschenhänden entsprungen ist. — — „Einige deutsche Pedanten, (dieß sind seine Worte,) die selbige so unbarmherzig angetastet hätten, weil sie solche nicht verstanden, wären viel zu weit von seiner Einsicht entfernet, als daß sie seinen Glanz nur im geringsten schmälern könnten. Sie beschuldigten ihn unter andern, daß er kein System hätte: weil er nicht ihrer phantastischen Ordnung, sondern derjenigen sol-

folgete, welche die gesunde Vernunft uns vorschriebe. Diese eingeschränkten Geister glaubten berechtiget zu seyn, alle Welt zu tadeln; obgleich ihre Einsicht sich nur auf eine trockene und fruchtlose Theorie erstreckete.„ Wir wissen nicht, warum dieses alles nur bloß die deutschen Tadler, nicht aber auch die französischen trifft: die ja, wie z. E. die Jesuiten zu Trevoux, den Hrn. Helvetius auch kritisiret haben. Er schließt, „wer für das gemeine Beste schriebe: der hätte große Ursache, sich weit über eine so elende Kritik weg zu setzen.„

Nach einigen stärkern Schimpfworten, auf die in Vorurtheilen ganz ersoffene Welt, machet er sich gleichwohl den Einwurf: es sey unbillig, einem so erleuchteten Jahrhunderte, soviel Unwissenheit vorzurücken. Er thut unsern Zeiten die Ehre, zu gestehen: daß sie nicht so sehr mit Vorurtheilen beladen wären, als die vorigen. Allein der Unterscheid wäre doch so gar groß nicht. Man dörfte nur itzo gewisse heilige vorgefaßte Meinungen antasten; so würde man bald sehen, daß wir noch sehr an der Unwissenheit und dem Aberglauben voriger Zeiten klebeten. Nur eine sehr kleine Anzahl von Sterblichen hätte sich die der wahren Erkenntniß der Dinge so schädliche Binde von den Augen gerissen; und diese würden als Ketzer verdammet, weil sie nicht der pöbelhaften Irrthümer Sklaven seyn wollten u. s. w.

Ist das nicht ein rechter Heldenmuth, womit dieser junge, hitzige Schriftsteller in der Welt auf-

tritt. Und beſitzt er nicht einen recht eifrigen Bekehrungsgeiſt, der entweder alles auf einmal klug machen, oder ſich die Märtrerkrone erwerben will? Doch nein, mit dieſer letzten muß ihm nicht gedienet ſeyn: denn ſo keck er auch, als ein irrender Ritter um ſich ſchlägt, ſo läßt er ſich doch nicht ins Viſier ſehen; wir wollen ſagen, er meldet ſeinen Namen nicht. Indeſſen verſichert er kühnlich, er wolle uns ganz nagelneue Begriffe geben; die von den äußerlichen Verzierungen der Dinge ſehr labgiengen. Er hätte ſich die Freyheit genommen, die Sachen, ſo wie ſie ſind, zu unterſuchen, und nicht wie ſie ſchienen. Die Wahrheiten ſchämten ſich nämlich ihrer Nacktheit nicht, wohl aber die Irrthümer. Hier ruft er poetiſch, ja faſt ſtudentenmäßig aus:

Vive la Verité ſur ſon Char victorieux!
Sa gloire retentit, jusqu'au plus haut des Cieux.
u. ſ. w.

Allein dieſe Verſe verrathen noch deutlicher, daß er kein Franzos ſey, wenigſtens die Regeln der franzöſiſchen Poeſie nicht wiſſe. Er reimet z. E. déeſſe, mit Richeſſes, (denn ſo ſollte es billig heißen, nicht aber les plus grandes richeſſe; wie er dem Reime zu gut, gethan hat.) Er brauchet Paſſion zweyſylbig; prevention, dreyſylbig; er reimet hommage mit ſages; und oreille mit conſeils. Dieſe Verſe haben keinen Abſchnitt, und eine Sylbe zuviel:

Ces plaideurs fanatiques, & ſuperſtitieux,
Qui veulent nous mener par les ſottiſes à Dieu.

So

ſtanden ſind. Mit der Eintheilung nach den verſchiedenen Sprachwerkzeugen, wollen wir uns nicht aufhalten, ſondern nur dieſes aus dem, was wir geſagt, folgern, daß die Buchſtaben theils Haupt- und Grund- theils abgeleitete Buchſtaben, theils verwandte, theils unverwandte; theils ähnliche, theils unähnliche ſind. Die Grundbuchſtaben haben alle Völker, und können ſie auch ausſprechen: Ob ſie gleich andere Züge oder einen andern Buchſtab gebrauchen, als ein anderes Volk; und ob gleich ein Volk einen Hauptbuchſtab etwas anders ausſpricht, wie die Habißinier das t und k; ja obgleich einige Buchſtaben gewiſſen Völkern ſelten und ſchwer zu ſprechen ſind, weil ſie ſich nicht darinn geübet haben, oder ihre Himmelsgegend daran Urſach iſt. Da nun der Menſchen Fleiß nach und nach hinlängliche Züge und Merkmaale, allerley Töne auszudrücken, erſonnen hat: So folget, daß ich auch, einen jeden geſprochenen Schall mit dem gehörigen Buchſtab auszudrücken, ſo ſchreiben muß, wie ich rede, und weder mehrere, noch wenigere Buchſtaben gebrauchen ſoll, als nöthig ſind. Hier wieder handeln die Franzoſen und Engländer unverantwortlich, welches einzig ihnen ſchon den Ruhm ſtreitig machet, daß ſie die Verbeſſerung ihrer Sprache gänzlich auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Die Vollkommenheit kan mit ſolchen abgeſchmackten Schwachheiten unmöglich beſtehen. Nicht weniger haben die Deutſchen vormals dawieder gehandelt, wenn ſie nicht die rechten, oder ſo viele unnütze Buchſtaben brauchten, als wenn ſie ſchrieben Ampt, darumb, Wunſch ꝛc. Ja ſie handeln noch dawieder,

wenn

So schlecht ist es mit seiner Dichtkunst beschaffen. Doch wir müssen sehen, was er in den Briefen selbst für Wunderdinge ans Licht bringen wird.

Im ersten Briefe entdecket der Verfasser seinem Freunde, daß er ihm seine Gedanken von den Vorurtheilen dieser Zeiten schreiben wolle. Er meldet ihm die Regel, darnach er urtheilen werde, um in seinem Urtheile vom Wahren und Falschen nicht betrogen zu werden. Wenn er diesen Stein der Weisen gefunden hat, so wollen wir ihm eine Ehrensaule dafür bauen, daß er sie uns entdecket. Er thut es, und es sind diese: Wohl vom Ganzen auf die Theile, aber nicht vom Theile aufs Ganze zu schließen; und allezeit auf den Grund und aufs Innere eines Dinges zu sehen, nicht aber nach dem ersten Anscheine zu urtheilen. Uns dünket mit aller Bescheidenheit, daß der Hr. Verfasser diese Regel nicht zu allererst erfunden hat; daß er aber eine mehr als menschliche Fähigkeit besitzen muß, um sie in allen Fällen zu beobachten. Seit undenklichen Zeiten haben sich die Weltweisen eben das vorgenommen, habens aber doch nicht zu thun vermocht. Er, als ein seltsamer Phönix, steht nun auf, und findet: daß alle Fehler unsrer Sittenlehre, von dem Mangel dieses allgemeinen Grundsatzes herkommen.

Die ganze Welt soll ihm die Begriffe geben, um die allgemeinen Gesetze zu finden, die sich auf alle Völker schicken. Unsers Erachtens haben alle Lehrer des Rechtes der Natur dieß längst gewußt: aber auch erkannt, daß die Umstände, darinn sich ge-

gewisse Völker befinden, ihnen andre Gesetze vorschrieben, als sich für andre Völker schicken. Z. E. Die Kälte von Grönland und Lappland schreibt ihren Einwohnern vor, sich in Thierhäute zu kleiden; welches gewiß die Sonnenstralen den Guineern und Mexicanern nicht vorschreiben. Aber woher hat denn unser neuer Philosoph diese hohe Weisheit? Er prahlte zwar oben mit der Vernunft: aber hier beruft er sich auf eine poetische Quelle; auf die Zaire, ein voltairisches Trauerspiel:

Je le vois trop, les soins, qu'on prend des notre Enfance,
Forment nos sentimens, nos mœurs, notre creance.

D. i.

Ich sehs nur gar zu wohl, die Leitung unsrer Jugend
Bildt unsre Meynungen, den Glauben, wie die Tugend.

Er will also behaupten: bloß die Auferziehung mache es, daß wir alles, was bey uns eingeführet ist, schlechterdings gut nennen. Es ist wahr, daß dieß Vorurtheil vielmal falsch ist: aber es ist darum nicht alles Vorurtheil, was bey uns für gut gehalten wird. So komisch, als es ihm vorkömmt, der ganzen Welt Gesetze geben zu wollen; weil es ein blinder Zufall ist, der mich unter dieser Polhöhe gebohren werden lassen: so falsch ist es, daß unter der Polhöhe der Menschenfresser, es eine eben so unschuldige Gewohnheit ist, seine Gefangnen zu fressen, als unter der Polhöhe der Lappländer, Pelze zu tragen. Es ist also in gewissen Fällen falsch, was er als allgemein setzet: Jedes Volk

sey

ſey berechtiget, ſeine Art zu denken für die beſte zu halten, und daß ſeine Handlungen die Tugenden überhaupt entſchieden. Er meynet alſo, eben ſo fälſchlich: wir machten oft die ſchönſten Vernunftſchlüſſe von der Sittlichkeit der Handlungen, aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt, nach unſern Begriffen; da dieſes doch nur was beſonders bleiben müßte: ſo lange wir nicht alle Arten zu denken aller Völker wüßten.

Das wird nun eine unvergleichliche Sittenlehre werden; und ſchwerlich wird dieſer Lehrbegriff vor dem jüngſten Tage zu Stande kommen können. Was für Reiſen wird man nicht zu allen Calicuten, Hottentotten, Caffern, Iroqueſen, Canadiern, Topinambern, Paraguayern, Tatern, Molucken, und Tſchutſchkern ꝛc. ꝛc. ꝛc. thun müſſen, um von ihnen erſt ihre Arten von allen Dingen zu denken zu lernen? Wenn wird man damit fertig werden? Und geſetzt, daß man in 100 Jahren alle dieſe verſchiedene Gedanken vom Guten und Böſen zuſammen brächte; wo erfährt man noch alle die Meynungen aller Völker der unbekannten Südländer, der Mondbürger, der Saturniten, Jovialer, Martialer, Veneriten und Mercurialer ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ehe wir alle dieſe wiſſen, können wir nicht das geringſte entſcheiden, was Gut oder Böſe iſt! Darauf läuft unſers neuen Pythagoras ſeine neuerfundene und ſo keck vorgetragene Weisheit hinaus.

Aber er geht bald noch deutlicher mit der Sprache heraus. Er will den Geiſtlichen zu Leibe, und meynet:

meynet: ſie hätten ihren Vortheil dabey, uns in einer ſehr traurigen Unwiſſenheit zu erhalten; und würden Hungers ſterben müſſen, wenn alle Welt Augen hätte, die von Vorurtheilen frey wären. Und woher weis er das? Von ſeinem Patriarchen, dem Hrn. von Voltaire. Der hat nämlich geſaget:

Les Pretres ne ſont point ce qu'un vain Peuple penſe;
Notre credulité fait toute leur Science.

Er machet auch ſelbſt Verſe dazu, die eben ſo ſchlecht ſind, als die obigen. Allein, der gute Mann weis nicht, was wir für eine Republik haben würden; wenn wir anſtatt der rechtſchaffenen Männer, ſo uns die chriſtliche Sittenlehre predigen, lauter Voltairen zu Superintendenten, und ſeines gleichen zu Dorfpfarren haben ſollten. Behüte uns Gott vor einer ſolchen Welt! Dieß wenige mag zu einer Probe genug ſeyn.

IV.

Beſchreibung einer glänzenden Luft-erſcheinung, die zu Caſſel den 3ten Septemb. 1780 abends gegen Nordweſten geſehen worden.

Als ich auf der Oberneuſtadt Nachts um 11 Uhr im dritten Stockwerke zum Fenſter hinaus ſah, ward ich, nach der eine geraume Zeit her gehabten regnichten und kalten Witterung, bey ſtillem

und

und mehr warmem als kühlen Wetter, bey Weſtenwinde, hinter der Stadt Caſſel, in der Gegend Nordweſt, als der Lage meiner Straße, nach der Gegend Landwernhagen oder Lutternbergen zu, gegen das Hannöveriſche hin, ungefähr nach dem ſichtbaren Horizonte 20 Grade hoch, ein blaßhelles Gewölk gewahr, das mir zuerſt vorkam, als ob der Mond aufgehen wollte, weil der Himmel ſonſt mit ſchattichtem Gewölke umzogen war.

Siehe die I. Figur.

Dieſe Helle wurde bald merklich größer, und machte über den unterſten dunkeln Horizontalſtrich eine viel ſcheinbarlichere Gegenhellung, der Abenddämmerung nicht unähnlich, etwan in einer Breite von etlichen Graden. Ich fragte, ob wir Mondſchein hätten; und man antwortete mir mit nein! Ich zog den Calender zu Rathe, und ſah, daß nur das letzte Viertel gegen Morgen, und nicht füglich in dieſer Gegend ſichtbar ſeyn könne.

Siehe die II. Figur.

Sogleich betrachtete ich wieder dieſe Hellung, und nun ſchien es mir, als ob in dem Hannöveriſchen irgend ein Brand von einem Dorfe oder Hauſe, in der Gegend Landwernhagen entſtanden ſeyn müſſe: deswegen auch auf mein Zurufen mehrere zu den Fenſtern liefen, dieſes geglaubte Feuer anzuſehen. Vor dem Schlage ¼ auf Zwölfe ſtieg faſt mitten in dieſer Hellung Nordoſtwärts ein blaſſer Stral hervor, welcher ſich gleichſam oben in Funken zertheilte, u. der unten feuriger, als oben war.

Siehe die III. Figur.

Hier-

Hierauf ward die Hellung gar merklich gröſſer: und aus solcher stieg dreymal nach einander ein Stral in die Höhe, welcher dem Ansehen nach eines starken Fuſſes breit war, und oben eine Feuerkugel jedesmal bey 2 Fuſs breit zeigte; die da blaſshell brannte, dann wieder drauf einem rothen Sterne von einem halben Fuſse im Durchmesser ähnlich schien; dessen Krone endlich von 1 Zolle ganz hell leuchtete, und dann jedesmal im Sinken verschwand.

Siehe die IV Figur.

Gleich nach ½ auf Zwolfe zeigte sich nun wieder über dem Horizonte zwar dieselbe Helle, stets in der Breite von vielen Graden, und beyläufig 15 bis 20 Grade in die Höhe; aber sie nahm doch immer ab, so, daſs zuletzt fast nichts mehr, als ein dünnes Gewölk zu sehen war.

Siehe die V. Figur.

Nun hielt ich diese brennenden Kugeln, weil sie mehr denn eine Minute lang in die Luft stiegen, und langsam wieder fielen, entweder für Raketen, Feuerkugeln, oder auch brennende Stangen: als Signale, der in dieser Gegend ungefähr sich befindenden feindlichen französischen Heere, auf der Höhe von Landwermhagen. Aber halb Zwolfe, als ich wieder zum Fenster hinaus sah: war über einem dunkeln wohl 15 Grade hohen Striche ein wieder ganz heller Horizontalstral, etwan eines Fuſses breit, und viele Grade lang zu sehen. Er wurde gegen Osten immer feuriger, so wie er gegen Norden näher und schmäler erschien.

Siehe die VI. Figur.

Hier-

Hierauf nahm ſeine Breite gegen Oſten in etwas zu und an der Spitze entſtund eine Feuerkugel, von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuße im Durchmeſſer, röthlich heller als der Mond; die leuchtete ſehr helle.

Siehe die VII Figur.

Bald darauf ſah man, daß dieſe Kugel ſich etwas verlangerte, dergeſtalt, daß ſie nicht anders, wie ein groſſer Schlangen- oder Drachenkopf ausſah; deſſen Hals langſam, mit der Hälfte ſeines Korpers, der hinten nach Norden immer ſchmäler und ſpitziger lief, auch blaſſer wurde, eine bogenmäſſige langſame Bewegung machte; ſich weiter nach Oſten zog, endlich aber verſchwand.

Siehe die VIII. Figur.

Als die Hellung, die noch ſtehen blieb, annoch merklich zu ſehen war, und ſich nach Norden erweiterte; gieng ich $\frac{1}{2}$ auf 12 auf die Gaſſe hinab, in Willens nach der Eſplanade zu gehen, und dieß Phanomenon weiter zu betrachten: allein, die bey der Poſt, meiner Wohnung gegen überſtehende franzöſiſche Schildwacht, der ich dieſes geſehene Himmelszeichen entdeckte, wollte mich nicht gehen laſſen. Der Poſtmeiſter ſelbſt kam hinzu; wir giengen auf die Gaſſe, konnten aber anders nichts, als noch eine breite Helle, und unten einen dunkeln Gürtel über der Stadt nach gleicher Gegend, mehr antreffen.

Indem rief man mir aus meinem Fenſter, daß wieder in dem dunkeln Striche, doch tiefer nach

dem Horizonte: welches man unten vor der Stadt, dem Walle und den Bäumen nicht gewahr werden konnte, drey helle Parallelstriche, von fast gleicher Länge, feurig wie zuvor, zu sehen wären; davon der oberste Strich am Ende nach Osten wieder eine Kugel hätte.

Siehe die IX. Figur.

Ich machte mich wieder in mein Zimmer hinauf: allein unterdessen hatte sich alles verlohren, bis endlich ganz keine Hellung am Himmel mehr wahrzunehmen, sondern solcher mit dünnem schwärzlichen Gewölke überzogen war. Und so schlug es Zwölfe, ohne daß weiter was wahrzunehmen stund.

Siehe die X. Figur.

War Tages vorher, bey gewölktem Himmel kein Regen gefallen, so hat es doch nach Mitternacht gegen Morgen stark geregnet; aber bey sanfter Luft: worauf der Vormittag hernach neblicht gewesen; bis sich zu Mittage und Nachmittage helle Sonnenblicke und eine ziemlich warme Witterung eingefunden.

Die Luft ist, bey allen so beschriebenen Umständen, da auf $\frac{1}{2}$ Stunden lang dieses Luftzeichen zu sehen gewesen, sehr stille gewesen; und der Westwind hat kaum das Gewölke beweget. Ueberhaupt aber geschahen alle angemerkte Veränderungen auch sehr langsam; so, daß man immer das Entstehen und Vergehen deutlich wahrnehmen können. Den 4ten ist der Wind nach Norden zu gegan-

gegangen, doch ohne uns Kälte herzuführen. Nichts weis ich dieſem allen noch beyzufügen, außer dieſes: daß die erſten Luſterſcheinungen Nr. 3 und 4 viel entfernter, die andern 6, 7, 8 und 9 aber, dem Anſehen nach, näher geſchienen.

J. H. G.

V.

Eine Fabel.

Der Stieglitz und der Sperling *).

Vom Stand und Hoheit macht man ſich ſehr falſche Bilder:
Am höchſten ſchätzt ſie der, der ſie am mindſten kennt.
Wie manchen reizt der Glanz erhabner Wapenſchilder;
Daß er bey Tag und Nacht von reger Ehrſucht brennt.
In allen Ständen dieſer Welt,
Iſt einer hoch, der andre tief geſtellt.
Wie mancher, deſſen Glück ihm Neider aufgebracht,
Klagt, daß das Glück ihm gar nicht lacht!
Hier wolle man die weiſen Lehren,
Der Vögel meiner Fabel hören.

*) Dieß iſt eine etwas freye Ueberſetzung aus dem II. Tome des Oeuvres du Philoſophe de Sans-ſouci. NB. Aus dem Serin, oder Canarienvogel hat man einen Stieglitz machen müſſen, weil jenes lange Wort gar nicht in den Vers zu bringen war.

In einem Dorfe war ein Sperling guter Art,
Der allerartigsten furchtbarer Widerpart;
Jung, munter, von beliebten Sitten;
Kurz, bey den Schönen wohl gelitten.
Er flog mit seinen leichten Schwingen,
Um seines Junkers Hof, wo sich mit lautem Singen
Ein munterer Stieglitz hören ließ;
Der sich am Fenster gleich, im schönsten Kefigt wies.

„Ach! seufzt er da: vom ganzen Vogelorden,
„Ist diesem zweifelsfrey das schönste Loos geworden.
„Hier wohnt er, wie ein Prinz, ganz sicher vor Gefahr,
„Von Sturm und Regen frey, manch liebes langes Jahr;
„Was weis er, wie geplagt ich bin,
„Wenn mich die feuchten Wolken netzen?
„Ich flattre nur auf Buschwerk hin:
„Er lebt gleich großen Herrn, und kann sich glücklich schätzen;
„Wenn er sein Bild in Spiegeln sieht;
„Und ißt nur Zuckerbrodt und theures Biscuit:
„Indessen, daß man mir im Dorfe Netze stellt;
„Und mich vieleicht einmal mit Feuerröhren fällt.
„Ihm thut man alles zu gefallen;
„Ich muß im Elend' ewig wallen.
„Verhängniß! wie verfolgst du mich!
„O Stieglitz! liebt' es mich, wie dich!

Was sprach der artige Bewohner der Paläste?
Des Sperlings Wort verstund er auf das Beste:
Warum? Ein Stutzerchen, und wär es noch so dumm,
Versteht das Vocelheer ums ganze Schloß herum.
Drum ließ er bald die klugen Lehren,
In seiner Vogel-Mundart hören:

„Freund,

wenn ſie verſchiedene Buchſtaben verdoppeln, die in der Ausſprache gar nicht gehöret werden, oder das h unnöthiger weiſe beybehalten, u. d. g. davon zur andern Zeit ein mehrers. Wir handeln unrecht, wenn wir vt für ut, vua für uva ſchreiben. Denn was alt iſt, iſt nicht allezeit das Beſte. Gleichwie einigen Thieren gewiſſe Selbſtlaute eigen ſind, als den Raben das a, den Schaafen das e oder å, den Vögeln das i, das o und u, den Ochſen, Kühen und Eulen: Alſo ſind auch die mitlautenden Buchſtaben einigen beſondern Thieren eigen, als das r den Hunden, ſ den Schlangen, b den Schaafen, m den Kühen, l den Kindern, k und c den Hünern, u.ſ.w. Daher die Redner und Dichter, wenn ſie bemühet geweſen ſind, eine Sache eigentlich und lebhaft vorzuſtellen, ſolche Worte ausgeſucht haben, die ſolche Buchſtaben in ſich halten, die der Sache oder den Thieren, davon ſie reden, eigen ſind, oder eben ſo flieſſen, wie es die Sache erfordert, worinnen Virgil verſchiedene Meiſterſtücke abgelegt hat.

§. 22. Ihre Veränderung von beyderley Arten der Buchſtaben. Von den Selbſtlautenden und Mitlautenden iſt zu merken, erſtlich, daß ſie theils groß, theils klein gemacht werden können. Bey den Griechen und Lateinern, welche zu unſern Buchſtaben Gelegenheit gegeben haben, waren die groſſen Buchſtaben die erſtern, hernach entſtunden durch die Eilfertigkeit und zur Erſparung des Raums die kleinern. Wir Deutſchen haben von ihnen beydes angenommen, und zwar vermuthlich erſt die groſſen, hernach die kleinen Buchſtaben. Die groſſen Buchſtaben ſind in den mittlern Zeiten bey dem Anfange

„Freund, hieß es, dein Gehirn und Witz iſt gar nicht ſchlecht:
„Nur dein Vernunftſchluß klappt nicht recht.
„Mein goldner Keſſat, traum! erwecket deinen Neid:
„Allein dein Dünkel irret weit!
„Ach! in dem prächtigſten Gebauer,
„Wird mir die lange Knechtſchaft ſauer.
„Wie drücket mich die Laſt von meiner Sklaverey!
„Drum mäßige nur dein Verlangen:
„Was hilft mir doch dieß eitle Prangen?
„Wer glücklich ſeyn will, der ſey frey!

VI.

Einige Schriften der altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft. Altdorf und Nürnberg, bey Lorenz Schüpfeln 1760. in groß 8.

Hr. Ge. Andr. Will, öffentlicher Lehrer zu Altdorf, und der Geſellſchaft Vorſteher, hat dieſe Sammlung beſorget, und die Vorrede dazu ausgefertiget. Die Geſellſchaft aber hat ſelbige auf ihre eigene Koſten drucken laſſen. Die Stücke, VIII. an der Zahl, daraus ſie beſteht, wollen wir nach einander durchgehen.

Das I. liefert einige deutſche Wörter, nach ihrer Herkunft, Ausſprache und Rechtſchreibung, aus den oberdeutſchen Mundarten erläutert. Der Hr. Verfaſſer, der ſich nur mit den Anfangsbuchſtaben C. F. A. bezeichnet, iſt vielleicht der bekannte Sprachlehrer, Hr. Aichinger: wie aus

dem Inhalte mit mehrerm erhellet; da er sich für einen Oberpfälzer ausgiebt, und eifrig ihre Parten nimmt. Er hebt aus einem stolzen Tone an zu sagen: **Es ist einmal Zeit, daß wir Oberdeutschen aus einem andern Tone reden, als bisher.** „Denn je weniger wir aus uns selbst gemachet haben; desto weniger Achtung haben auch andere gegen uns bezeuget. Wir haben ein Mistrauen gegen unsre Mundart merken lassen; darüber hat man uns gar ausgespottet.„

Wir wissen nicht, wer diejenigen sind, die den Oberdeutschen in den Berathschlagungen über die Sprache Sitz und Stimme versaget hätten. Das aber wissen wir, daß bloß ein Oberdeutscher zu seyn, ohne ein andres Recht aufweisen zu können, eben so wenig in dem Rathe der Sprachlehrer eine Stelle verschaffen kann, als ein Obersachs zu seyn, und sich auf die Gründe der Sprache niemals beflissen zu haben. Soviel also ihrer sich unter den Oberdeutschen auf die innere Kenntniß der Sprache geleget haben, wie ein **Goldast**, ein **Schilter**, ein **Wachter**, u. a. m. sind eben sowohl für gültige Richter erkannt und angenommen worden, als ein **Leibnitz**, ein **Eccard**, ein **Schottel**, ein **Bödicker**, u. a. m. die sich in Sachsen durch ihre Einsicht ein Ansehen erworben haben. Ist es etwa einem **Harsdörfer**, einem **Stieler**, oder dem **Spaten**, nicht so gut gelungen: so kam es gewiß nicht daher, weil sie Oberdeutsche, sondern weil sie Grillenfänger waren, u. gar zu viel Willkührliches in die Sprache mengeten; dergleichen es aber auch in

Sachsen

Sachſen gegeben hat; wie Zeſen, Bellin, u. a. m. zur Gnüge gewieſen.

Das aber ſcheint wohl ein wenig zu herzhaft gefodert zu ſeyn, wenn der Hr. Verfaſſer gleichſam im Namen ſeiner Landsmannſchaft fodert: daß den Oberdeutſchen das Votum decilivum gebühre. Zuförderſt möchten wir wohl ein kleines Mistrauen in ſeine Vollmacht ſetzen: die er uns von allen oberdeutſchen Landſchaften, die Tyroler und Graubündner nicht ausgenommen, aufweiſen müßte. Allem Anſehen nach trauen dieſe wackern Landsleute ſich das Anſehen wohl nicht zu, was zu einem Voto decilivo gehöret; welches nämlich ſoviel als zwey andere Stimmen gelten muß. Die Herren Verfaſſer der dresdeniſchen Staatsgeographie haben eben ſo wenig Vollmacht gehabt, ſich im Namen des ganzen Meißens oder Oberſachſens der richterlichen Gewalt zu verzeihen: für ihre eigene Perſonen aber haben ſie ganz wohl daran gethan; da ſie ſelbſt in Meißen, ſich dergleichen Anſehen ſchwerlich beylegen werden oder dorfen. Die Sachen ſind auch einmal in der hochdeutſchen Schreibart auf den Fuß gediehen, daß Oeſterreich, Bayern, Franken, Schwaben und die Schweiz, es mit den Schleſiern, Meißnern, Thüringern, Märkern, Magdeburgern, Braunſchweigern und Weſtphalen; der Preußen, Pommern, Holſteiner und Bremer nicht einmal zu gedenken, an Zahl und Güte deutſcher Schriftſteller, ſchwerlich aufnehmen dörften.

Die drey Sätze, ſo der Hr. Verfaſſer zum Grunde ſetzet, kann man mit den gehörigen Ein-

schränkungen gar wohl zugeben. Doch unser Raum erlaubet uns nicht, dabey lange stehen zu bleiben; wir müßten sonst eine gleich lange Abhandlung davon liefern. Das meiste, was er beybringet, ist wahr und gegründet: sonderlich was er von den etymologischen Gründen gewisser Worter für gut und nöthig erachtet. Allein, so wahr der allgemeine Satz ist, so viel Abfälle leidet die Anwendung desselben auf besondre Fälle. Viel deutsche Alterthumsforscher aber dörften wohl behaupten, daß die rheinische Sprache vom Gotthardsberge an, bis in die Niederlande, seit Ottfrieds Zeiten, mehr mit dem Plattdeutschen, als mit dem Hochdeutschen verwandt gewesen. Der rheinische Dialekt aber vom Deutschen, ist zuerst geschrieben worden, und hat allen Deutschen zum Muster gedienet. Sogar im XVten und Anfange des XVIten Jahrhunderts gab es im Elsaß, in Schwaben und im Baselischen allein, mehr deutsche Schriftsteller, als im ganzen übrigen Deutschlande. Wer dachte doch damals an die obersächsische oder oberpfälzische Mundart? Es ist also erst nach der Glaubensreinigung in Sachsen, durch die Bibel, und Luthers Schriften, wie hernach durch die fruchtbringende Gesellschaft, die obersächsische Schreibart beliebt geworden, und empor gekommen.

Doch auch davon müssen wir abbrechen: sonst würden wir noch sagen, daß an dieser Ehre der Obersachsen, fast mehr Schlesier, Brandenburger, Preußen und Niedersachsen, als Meißner Theil genommen. Opitz, Tschernig, Dach und Rist, gal-

galten vor 100 Jahren mehr, als **Flemming**, **Buchner** und **Schoch**: und doch waren jene Schleſier, Preußen und Niederſachſen; dieſe aber Meißner. Und im Anfange dieſes Jahrhunderts haben **Canitz**, **Beſſer** und **Neukirch** in Berlin den Grund unſrer itzigen Sprache geleget; die doch keine Meißner, ſondern Preußen, Märker und Schleſier waren. **Moosheim** und **Hagedorn** waren beyde Holſteiner, **Pietſch** und **Maſcov** aber Preußen, und nicht Oberſachſen; unzählicher andern zu geſchweigen. Die Herren Oberdeutſchen können alſo ſehen: Palmam in medio poſitam eſſe. Wer gut ſchreibt, kann ein claſſiſcher Schriftſteller werden: er ſey ein Parther, oder Meder, oder Elamiter:

Tros, Rutulusve fuat, nullo diſcrimine habebo.

Was die Ableitung des Wortes **Armuth** anlanget, ſind wir völlig ſeiner Meynung. Es mag wohl freylich Armheit geheißen haben: wie Bosheit, Freyheit, Wahrheit: ſo wie Zierrath, Heimath und Kleinod, auch aus Zierheit, Heimheit und Kleinheit gekommen ſeyn mögen. Daß aber **Demuth** aus eben der Wurzel mit **Demmerung** entſtanden, ſehen wir nicht ein. Da es mit Großmuth, Kleinmuth, u. d. gl. ähnliche Geſtalt hat, ſo könnte es wohl als eine Tugend, die im Gemüthe ihren Sitz hat, aus Muth zuſammen geſetzet ſeyn. Tief, heißt plattdeutſch **deep**. Wie? wenn es alſo vor Alters **Deepmod**, das iſt: Tiefmuth geheißen hätte; allmählich aber der Mitlauter herausgefal-

len wäre? Es ist eine unmaaßgebliche Muthmaßung.

Die Augenbraunen sind glücklich aus Augenbrämen, d. i. einem Gebräme der Augen hergeleitet. Der Verfasser der Erweiterungen ist ein Preuß, und hat seiner Landesart zu Folge, Augenbräne geschrieben, ohne dabey an eine Etymologie zu denken. Bauſen, spricht man in Meißen bauschen; durch Bausch und Bogen. Es könte wohl von Busch kommen: wo es nicht von pauſen kömmt, davon wir den Pausback haben. Und dann müßte es pauschen heißen. Brandwein ist gut; und wird hier und in Niedersachsen auch so gesprochen. Brodem sprechen die Plattdeutschen Fradem. Der Prudel und prudeln, kann nicht vom siedenden Wasser herkommen; weil man es von aller hervorquellenden Bewegung flüßiger Dinge saget. Ein Springbrunn, der kalt Wasser ausſprützet, prudelt auch aus der Haupträhre hervor, wenn man die Aufſätze abnimmt. Und von eben dem Worte kömmt ſprudeln, ſprühen, ſprützen, als ſoviel voces naturales, die den Ton der Sache nachahmen. Was hat das Brühen damit zu thun? Hrn. Prof. Gottſcheds Sprachkunſt wird alſo wohl recht haben.

Bühne ſoll von Boden herkommen. Allein H und D ſind nicht litteræ ejusdem organi. Eher könnte es von Bogen herrühren, weil g und h gutturales ſind, und alſo leicht verwechſelt werden. Böttcher und Büttner kommen von Butte. Binder aber von binden. Dehnen ſoll von doh-

nen

nen kommen. Warum nicht von daun, Dünen, Dunen; d. i. dick, voll und erhaben? Gleichwohl heißt dehnen, nicht aufblaſen, ſondern recken, zerren. Wir ſehen nicht, daß man durch Deiſel näher zur Bedeutung des Wortes Deichſel kömt. Der Gleißner kommt nicht von gleichen, ſondern von gleißen, d. i. glänzen; und glänzen ſchön von außen. Meichſner, von Meißen, hat keinen Grund, und erkläret auch nichts. Edel ſoll von Od, ein Gut, kommen. Allein, nicht der Beſitz eines Gutes machet edel, ſondern die Abſtammung von berühmten Vorältern. Nun heißt aber Atta, im Gothiſchen, ein Vater; Athalric, heißt einen, der reich an berühmten Vorältern iſt; Atlantica, nach Rudbecken, das Vaterland. Von Athal iſt alſo der Adel, und hievon edel, entſprungen. Die bayeriſche Ausſprache Odel beweiſt alſo nichts; ſonſt müßte ſie in vielen andern Wörtern auch was bedeuten. Fledermaus muß von Flattermaus kommen. Aber woher Flederwiſch? Vielleicht ſoll es Federwiſch heißen.

Geſpenſt mag von Span oder ſpannen kommen, davon auch ein Geſpan herſtammt, der gleichſam mit ihm eingeſpannet iſt, und alſo einen Kameraden abgiebt. Geſcht, kömmt ohne Zweifel von giſchen, d. i. ſchäumen. Schoch ſaget in einem Schäferliede, daß alle Gelten, darein man melket, giſchen. Dieß iſt aber eine Vox naturalis, von dem Tone ſchäumender Dinge. Grieſeln mag wohl grüſeln heißen ſollen. Die Anmerkung von haußen iſt richtig. Man brauchet

chet es auch hier nicht anders, als in Entgegensetzung von draußen. Herberge ist gut von Heerberge, wie Heerstraße, abgeleitet. Himbeere heißt auch in Preußen die Hindbeere, wie im ganzen Norden von Deutschland. Klette, Kralle und Kramsvögel, scheinen uns zu weit hergesuchet. Sie werden auch wohl bleiben, wie sie sind.

Das Lehnen sollen die Meißner, ihrer Aussprache nach, gemachet haben; da es vom lanen, loanen, loinen, der Oberdeutschen herkäme. Allein, gleichwohl haben sie in meynen, weinen, Beinen, Steinen, den Doppellaut nicht verbannet; ob sie gleich sagen, meenen, weenen, Beenen, Steenen; aber nicht, mehnen, wehnen, welches klingen würde wie Mähne, wähnen. Weinen kömmt wohl vom Weine; weil die Weinreben im Frühlinge eben so tröpfeln, wie die weinenden Augen. Mörser von morsch, ließe sich hören: aber wo bleibt Mortarium? Wenn Müller kein doppelt l haben soll; weil Mehl, Mühle, malen keins hat, wo bekömmt es denn der Müllner her? Oder wo bekömmt der Oberdeutschen Vatter, für Vater, sein doppelt t her? Gewiß von πατερ und pater nicht!

Der Bärsch mag perca für sich haben oder nicht, so ist es an dem ganzen Ufer der Ostsee gewöhnlich, so zu sprechen. Außer dem, ändern fast alle Wörter aus dem Lateine im Deutschen, ihre harten Buchstaben in weiche, und umgekehrt. Aus Aper, wird Eber; aus Pyrum, eine Birne; Cista, Cella, wird Kiste, Keller; Domus, Thum; Tegula,

Zie-

Ziegel, aus Taberna, Zabern, aus Pes oder πους, Fuß, aus Oculus, Auge, aus Epiſcopus, Biſchof, aus Papa, das alte Babſt, aus domare, zähmen, aus Frater, Bruder, aus Solea, die Scholle, aus Sedile, der Sattel, u. d. m. **Praſſeln** iſt eine Vox naturalis, der das **prätſcheln** kein Licht giebt. **Prunk** ſey ſächſiſch oder nicht, ſo iſt es ein beſſer Wort, als der lateiniſche Pomp. Es kömmt von Prangen. **Schlund**, wäre **Schlung** von ſchlingen, beſſer, wie man auch in Preußen und Niederſachſen ſpricht. Man ſaget auch das Geſchling. Allein Vſus tyrannus! **Schmollen** hat mit ſchmahlen nichts zu thun. Wer ſchmählet, der redet; wer aber ſchmollet, der ſchweigt.

Der **Schuppen** wird in Sachſen, Brandenburg und Preußen ſo geſaget, wie ihn Hr. Prof. Gottſched geſchrieben hat. Was thut uns das, daß die Oberländer die Scheune den **Stadel**, und die **Butter**, den Butter heißen? Der **Schnuppen** ſollte Schnupfen heißen, wenn er recht ausgeſprochen wird. Die Lichtſchnuppe iſt was anders. Sollte nicht ſind von ſunt gekommen ſeyn? Ein anders aber iſt ſeyn, eſſe, oder im Conjunctivo, daß ſie ſeyn; zum Unterſchiede. Der Pöbel in Sachſen ſaget auch, wie die Oberpfälzer, wir ſeyn, ſie ſeyn; aber der ſaget auch wohl nur ſin, ſe ſin. Iſt das darum recht? **Zäckern** in der gottſchediſchen Sprachkunſt heißt nicht zögern, oder oberpfälziſch **zöckern**; ſondern kömmt von **Zacken**, und bedeutet, ſich anhangen, näcken, auf eine liebreiche Art zupfen und zerren. Denn

es

es wird von jungen Leuten beyder Geſchlechter geſaget, die einander gut ſind, und immer kleine Händel an einander ſuchen. Irden, iſt auch in Sachſen ohne r; von Holz aber kömmt Hölzer, und alſo hölzern. Seidenes, wöllenes, baumwöllenes Garn, wird niemand mit r ſagen. Flachſenes höret man hier auch. Von Golde kömmt goldenes; aber von Töpfer kömmt töpfernes, von Silber, Leder, eben dergleichen, u. ſ. w. Ein andermal mehr.

VII.

Schäfergedichte, aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen überſetzet.

Berlin und Leipzig, bey Rüdigern 1759. in 8.

Dieſe Aufſchrift verſpricht weniger, als das Buch erfüllet. Es liefert uns nämlich nicht bloße Ueberſetzungen, ſondern auch verſchiedene Originale, die uns großentheils beſſer, als viele der ausländiſchen Stücke gefallen haben. Hätte man nun dieſe nicht auch einigermaßen anzeigen ſollen? Doch die Beſcheidenheit kann niemanden zum Fehler angerechnet werden: und noch weniger iſt es eine Sünde, mehr zu geben, als man verſprochen hat.

Man ſieht aus dieſer Einleitung, mit wie billigen Geſinnungen wir dieſen Auszug angreifen; und wird

der Worte nicht ſo häufig und ordentlich gebraucht worden, als jetzo. Zu Anfang einer Rede und einer Sache bediente man ſich der groſſen, ſonſt aber in allen der kleinen. Wir aber bedienen uns der groſſen Buchſtaben, nicht nur bey den eigenen und weſentlichen Namen; ſondern auch in vielen Fällen mehr, wie zu anderer Zeit erörtert werden ſoll. Fürs andere, iſt zu erinnern, daß die Buchſtaben zwar bleiben, aber die Ausſprache und Tonſetzung ſich mit der Zeit verändern kan; wenn nicht immer ein getreuer mündlicher Lehrer beſtändig dem andern folget. Alſo leſen die Jüden einerley Schrift auf zweyerley Weiſe. Wir machen es im Griechiſchen eben alſo, und niemand kan uns hinlängliche Nachricht geben, wie alle Griechen, ihre Wörter ausgeſprochen. Der lateiniſchen Sprache gehets nicht anders. Wir ſprechen ſie anders aus, als die alten Römer, und die Italiäner und Engländer wiederum anders, als wir. Es iſt alſo nöthig einestheils den Ton eines jeden Buchſtabens ſchriftlich, ſo gut feſt zu ſtellen, und um der Auswärtigen und Nachkommen willen anzuzeigen, welches die Griechen und Lateiner zu thun unterlaſſen haben; anderntheils ſich einer mündlichen Unterweiſung zu bedienen, und nicht ſein eigener Lehrer zu ſeyn. Drittens muß man keine fremde Buchſtaben in eine Sprache einführen, und eine verworrene und unnöthige Art zu ſchreiben aufbringen, wenn man nicht im Stande iſt den fremden Buchſtab deutlich genung in ſeiner Sprache auszudrücken. Als wenn man wollte ψalm, Proϕet und dergleichen ſchreiben, ſo handelte man wieder alle Nothwendigkeit und ungereimt. So muß man auch ganze fremde

Wör-

wird es uns also auch wohl verzeihen, wenn wir in Ansehung der Wahl der übersetzten Stücke unsre Meynung freymüthig entdecken. Fremde Meisterstücke verdeutschen, ist ein nützlicher Dienst, den man seinem Vaterlande leistet. So haben die alten Römer, ein Livius Andronicus, ein Accius, Plautus und Terenz, griechische Schauspiele auf die römische Bühne gebracht; aber dieselben aus den besten griechischen Dichtern gewählet. So hat Cicero selbst die zwo Reden von der Krone, ins Latein übersetzet; daß sie als Muster des attischen Geschmackes in der Beredsamkeit dienen sollten. Allein, sie waren aus den Federn der beyden größten Redner Griechenlandes, des Aeschines und Demosthenes geflossen. Auf eben den Schlag haben wir selbst seit vielen Jahren manches aus den Alten und Neuern ins Deutsche gebracht; um den damals noch etwas rauhen Geschmack unsrer Landesleute zu bilden. Wir haben aber, nachdem diese unsre Absichten so ziemlich gelungen, oft mit Betrübniß wahrgenommen: daß manche Uebersetzer auf sehr abfallende, ja gar recht fehlerhafte Stücke der Ausländer verfallen sind; dadurch sie den Geschmack unsrer Deutschen nicht verbessert, sondern verschlimmert haben.

Wir sagen es bey dieser Gelegenheit ungern, daß auch in dieser Sammlung die Wahl nicht überall die glücklichste gewesen. Da von den Dichtern der Wälschen im vorigen Jahrhunderte, außer dem Alexander Guidi, kaum ein einziger zu nennen steht, der einen natürlichen und vernünftigen Geschmack

schmack gehabt hätte, und einem Tasso oder Guarini an die Seite gestellet werden könnte: wie solches selbst die größten Kunstrichter dieses Jahrhunderts Maffei, Crescimbeni und Muratori gestehen; denen Wälschland die Läuterung seines heutigen Geschmackes zu danken hat: so ist es in diesem Jahrhunderte mit dem englischen Geschmacke beschaffen. Nur sehr wenige große und vernünftige Dichter dieses Volkes, ein Pope, ein Addison, ein Steele, ein Swift, sind auf der Bahn der gesunden Dichtkunst geblieben: unzählige ihrer Landesleute haben einen Schwulst, und ein hochtrabendes unnatürliches Wesen in ihre Gedichte gebracht, die bey den Lateinern in das eherne und eiserne Sprachalter geworfen werden.

Unter diese Classe gehöret ohne Zweifel Fentons Florelio, der in dieser Sammlung das erste Stück ausmachet. Was für falsche Gedanken hat er nicht, in einer Art von Gedichten, die nach Theokrits und Virgils Mustern, von rechtswegen die niedrigste und natürlichste seyn sollte! Z. E. „Man frage nicht, warum Gras und Blumen so spät erscheinen, das Erdreich zu bekleiden, und den Frühling zu schmücken; warum die Ebene von lauten Wehklagen und Jammergeschrey erschallet, indem die Bäche, von Thränen aufgeschwollen, bis zu Fluthen sich erheben.„ Was ist das nicht für eine ungeheure Hyperbole! Und was würde Bouhours dazu sagen, der im Guarini auch den weit gelindern Gedanken in dem Munde einer Schäferinn nicht leiden konnte: daß sie die Blumen

men nicht trüge, um ſich zu ſchmücken, ſondern ſie durch ihre Schönheit zu beſchämen; bloß, weil er weder Wahrheit noch Wahrſcheinlichkeit in ſich hielt. Eben ſo falſch ſind im folgenden, alle vermeynten Wirkungen der Traurigkeit, um den geſtorbenen Knaben. „ Die jungen Rehe hüpfen nicht mehr mit leichtfertigen und luſtigen Sprüngen; ꝛc. die kleinen Vögel hören itzt auf zu ſingen und zu lieben ꝛc. die Lerche ſteigt itzt nicht in die Höhe ꝛc. Iſt das alles wahr? Und wenn es nicht wahr iſt, warum ſaget es denn der Dichter?

Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge!
HOR.

Wir übergehen den oft ſehr ſchwülſtigen Ausdruck. Wer kann es wohl verſtehen, daß die Zauberinn der finſtern Schatten, eine Nachtigall ſeyn ſoll. Und welcher Deutſche, würde wohl zu einem Vogel ſagen: **töne ſanft deine zärtliche Noten zu den meinigen.** „ Iſt das Deutſch? Hat ein Vogel Noten; oder tönet man die Noten? Man ſinget, oder ſpielet ſie nur: nur die Klänge oder Inſtrumente tönen, (neutraliter) nicht aber der Muſikam (active.) Die ſeufzenden Lüftchen ſollen die Accente forttragen ꝛc. Was für Accente? den acutum, gravem, oder circumflexum? Das iſt ein Mißbrauch des Worts bey den Britten, Accente für Töne zu ſetzen; den man aber ins Deutſche nicht mengen muß, weil wir die witzige Jugend, die zu ſchreiben anfängt, ehe ſie denken gelernet, durch ſolche Seltſamkeiten der Schreib-

art nur anſtecket. Sie iſt nur gar zu geneigt, alles Neue und Ungewöhnliche nachzuäffen; und denket endlich, der ganze Witz beſtehe in ſolchen aufgehaſchten Wörtern der neumodiſchen Schriftſteller. Noch mehr! „Deinetwegen legte ſich die Roſe einen angenehmern Purpur an, und kam durch ihre Eilfertigkeit der Sommerſonne zuvor.„ Iſt das wahr? Gab es denn keine richtigere Vorſtellungen den Tod des Florelio zu bedauren?

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.
HOR.

Das Hirtengedicht, worinn Thenot und Colinet reden, iſt faſt kein Haar beſſer. Die trüben Blicke zerſchmelzen in Thränen. Die Lerche und der Hänfling müſſen ihre Noten nach dem fröhlichen Frühlinge ſanft hin wirbeln. Wahrhaftig! wir glaubten hier einen pegnitziſchen Floridan zu leſen, der in ſolchen Wortſpielen ſeine Schönheiten ſuchete. Wie dieſer ſeine Thränen, einen Herzensthau und Schmerzregen nennete, und der gar zu güldenen Sonne befahl, ihn aufzuziehen, ſich dadurch in ſchwarze Cartinen zu verhüllen: ſo will dieſer durch ſeine Thränen den fallenden Thau vermehren. Wie ungeheuer? Müſſen wir denn wieder in dieſe altväteriſchen nürnbergiſchen Spielwerke verführet werden, welche die Kritik ſeit dreyßig und mehr Jahren aus Deutſchland verbannet hatte? Doch läugnen wir es nicht, daß dieß Stück und das folgende Mico und Argel betitelt, viel beſſer in Gedanken und Ausdrücken ſind, als das vorige: wie

wie ſie uns denn als deutſche Originale vorkommen. Nur eins müſſen wir fragen: a. d. 30ſten S. ſollen die Kränze für des Mädchens Stirn, aus Lilien, Narciſſen und Roſen geflochten werden. Wie will der Schäfer das möglich machen? Wenn die Lilgen und Roſen blühen, giebt es gar keine Narciſſen mehr. Hier finden wir auch Noten und Accente, Getontes, u. d. gl. Schade! daß das vorſtehende böſe Muſter den Verfaſſer verführet hat.

Wir können unmöglich von allen hier befindlichen Stücken reden. Das proſaiſche Schäferlied hätten wir lieber in Verſen geleſen. Die Vergleichung ſeiner Liebſten aber, mit einer **hüpfenden Kuh in blumichten Wieſen**; ſieht uns nicht ſchäfer- ſondern kuhhirtenmäßig aus. Das folgende poetiſche Stück iſt von gutem Geſchmacke, und kömmt uns faſt ſchochiſch vor. Nur einige Reime ſind falſch; als **Zeiten** und **Freuden**; **Mayen** und **Schalmeyen**, **müde**, **glühte**, u. ſ. w. Und wie läßt ſich die Wortfügung entſchuldigen:

Die Nymphe von ſo hohen Sinnen,
Daß man ſie gar von Göttern ſtammen glaubt.

Iſt das deutſch? Die Sperrungen der Selbſtlaute gegeneinander, z. E. die **rege Ehrfurcht**, **keine andre**, u. d. gl. ſind auch nicht allenthalben vermieden, welches gewiß bey den übrigen Schönheiten dieſes Stückes ſchade iſt. In dem Stücke auf den Lycidas, wird bey vielem Guten eben dergleichen Freyheit bemerket; z. E. Auge cunſt, u. d. gl. Aber

auch das beleidigt das Ohr, wenn man erst lieſt in jenem Wald, für Walde, und hernach darauf gereimt findet, schallt; welches gar nicht klappet. Solche Regeln fängt man itzo in Versen an, sehr zu vernachläßigen; welches uns einen Verfall der schönen Dichtkunſt, und des reizenden Wohlklanges prophezeihet. So sorglos war man vor 20, 30 Jahren nicht. Sonſt iſt dieß Gedicht recht hübſch.

Die Schäfererzählung Cephiſe und Celadon iſt auch von sehr guter Art; und übertrifft zehn engliſche Dollmetſchungen an feinem Geſchmacke. Auch die Schreibart iſt ohne Tadel, nur die Geländer von Roſen, ſollten wohl Schnüre heißen. Das Schäfergeſpräch Amyntas ſteht ihr billig zur Seiten: einige Kleinigkeiten verſchweigen wir gern. Das heydniſche Fabelſyſtem nur, will ſich auf neuere Hirtengedichte nicht recht ſchicken. Was heißt das in dem Munde eines Chriſten: „Diana, wirſt du uns unſere Zierde länger erhalten: ſo opfere ich dir einen jungen Hirſch, u. ſ. w. NB. Wenn dieſer mit den Geweihen ſtolz einher geht: ſo bitten wir die Jäger um Erlaubniß zu fragen, ob das möglich iſt? Ein Spießhirſch hat unſers Erachtens nach kein Geweih.

Vieleicht ſind dieſe beyden Gedichte aus dem Sannazar geweſen: denn nun finden wir die dritte und fünſte Ekloge deſſelben, an welcher letztern gewiß viel zu kritiſiren wäre. Auch ſeine eilfte und zwölfte Ekloge folgen, dabey ſich auch manches nach den Regeln der Schäfergedichte ausſetzen ließe, die

vom

vom Guardian und Hn. von Fontenelle ſo artig feſtgeſetzet worden. Die itzt folgenden übergehen wir der Kürze wegen.

Wir eilen zu der entſetzlichen Misgeburt eines Schäfertrauerſpieles von dem Hrn. Gäy; an welchem man recht handgreiflich ſpüret, wie weit die Begierde, Neuerungen zu machen, einen Dichter verführen kann. Hier trifft es recht leibhaftig ein, was Horaz im Anfange ſeiner Dichtkunſt, von der verwägenen Sucht der Poeten im wilden Dichten geſaget hat:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere ſi velit, & varias inducere plumas,
Vndique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem, mulier formoſa ſuperne;
Spectatum admiſſi riſum teneatis amici!

Ein Schäfertrauerſpiel iſt zum wenigſten ein eben ſolches Misgeſchöpf, als eine Tragikomödie; die am Plautus von allen Kunſtrichtern verdammet, und nur von elenden Poeten nachgeahmet worden. Wir wollen hier nicht ſagen, daß die Einheit der Zeit und des Ortes, nach Art der Engländer, ſehr vernachläßiget worden; denn dieſe poetiſche Uebertretung dünket vielen unſerer dichteriſchen Freygeiſter, eine ſehr kleine, oder gar keine Sünde zu ſeyn. Wir wollen nur von der abſcheulichen Schreibart reden, darinn dieſe bezauberten, begeiſterten, inſpiricten und fantaſtiſchen Schäfer ſprechen. Man höre nur, wie die Schäferinn Laura ſpricht:

„Warum fliehest du mich? Stehe! unglückliche Schöne! suche nicht die schrecklichen Hölen der Verzweiflung, deine Fußtapfen in der Mitternacht einzudrücken, die ich allein bohren muß, die dunkle Wüste, und nassen Morast zu durchtraben. Dreymal hatte die Lerche schon ihren Morgengesang gesungen, und sich auf ihren thauigten Flügeln aufgeschwungen, den Tag zu begrüßen, u. s. w. wo Ladions Silber floß.

Dione. O laß meine Seele von gefälligem Danke überfließen, u. s. w. Mein Gott! aus welchem Lande sind diese Schäferinnen? Sind sie aus Arkadien oder Sicilien? Nimmermehr! die redeten menschlich und schäfermäßig. Sind sie aus des Guarini oder aus Fontenellens Schule? Auch nicht! Hat Philipps sie unter den Britten erzogen? Auch nicht! Herr Gay hat sie ohne Zweifel mit einer Heye erzeuget, und sie seine begeisterte übermenschliche Sprache gelehret. Und doch sind dieses noch die erträglichsten Ausdrücke. Die folgenden Scenen sind noch viel seltsamer, schwülstiger und aufgeblasener; so daß der Schäfer Menalkas im Guardian des Addisons, ihn gewiß verdammen würde, erst etliche Jahre unter Schäfern zu leben, und ihre natürliche Sprache zu lernen.

Um unser Urtheil mit einem Ausspruche von dem größten Gewichte zu bestärken: so lese man das Schreiben des gekrönten Philosophen und Kunstrichters von Sans-Souci, im II. T. a. d. 134. S. Er schreibt: Ma Delicatesse souffre, lorsque les

les paſſions heroiques ſortent de la vraiſemblance — — S'il falloit opter, j'aimerois mieux dans la Tragedie moins d'elevation, & plus de naturel. Le Sublime outré donne dans l'Extravagance. Charles XII. a été le ſeul homme de tout ce Siecle, qui eut ce charactere theatral. Mais pour le bonheur du genre humain, les Charles XII. ſont rares. Il y a une Mariamne de Triſtan, qui commence par ce vers:

Fantome injurieux qui troubles mon Repos!

Ce n'eſt pas certainement, comme nous parlons: apparemment que c'eſt le Langage des Habitans de la Lune! Ohne allen Zweifel gehören Hrn. Gåns Schafer auch daſelbſt zu Hauſe.

VIII.

Das achte Schreiben an den Hrn. von Voltaire *), aus dem Philoſophe de Sans-Souci. T. II.

In ihrer zärtlichen ungebundenen Schreibart ſagen Sie mir mit aller Höflichkeit: daß ich nur ein gefühlloſes Räderwerk, ein unempfindlicher Steifer bin. Meine Thränen fließen für die Elektra; ich bin empfindlich gegen die Freundſchaft:

*) Um unſern Leſern die verhin angeführte Stelle in aller ihrer Stärke bekannt zu machen, wollen wir ihnen den ganzen Brief des erhabenen Schriftſtellers nach der Länge mittheilen.

allein, das heldenmäßigste Gespenst erreget mir nur Ekel und Mitleiden.

Ihr Cardinal Quirini ist der Zeiten der Gespenster und Wahrsager sehr würdig. Sie kennen ihre Leute sehr gut: und haben den rechten Mann gewählet, dem sie sagen konnten: Da jeder gute Katholik verbunden wäre, Wunder zu glauben; so würden auch die Zuschauer in ihrem Gewissen verpflichtet seyn, vor dem Gespenste des Ninus, (in der Semiramis) zu zittern! Ich stehe Ihnen dafür, daß der Bibliothekar Sr. päbstlichen Heiligkeit Ihre orthodoxe Lehre sehr billigen wird. Mir, der ich nur ein verdammter Kätzer bin, werden Sie erlauben, andrer Meynung zu seyn; und Ihnen aufrichtig zu sagen, was ich von Ihrem Trauerspiele denke. Sie mögen so viel Umschweife machen, als sie wollen, den Knoten der Semiramis zu verstecken: so ist es doch gewiß der Schatten des Ninus. Eben dieser erreget seiner mörderischen Wittwe die nagende Reue; eben dieser Schatten erlaubet derselben, sehr artig und gefällig, zur zweyten Heurath zu schreiten. Dieß Gespenst läßt seinen Sohn aus dem Innersten des Grabes eine ächzende Stimme hören. Es thut noch mehr: es kömmt in Person, und erschrecket den Rath der Königinn, und zerstöret Babylon. Es bewaffnet endlich seinen Sohn mit dem Dolche, womit Ninias seine Mutter ermordet. Es ist so gewiß, daß der verstorbene Ninus den Knoten ihrer Tragödie machet, daß ohne die verschiedenen Träume und Erscheinungen dieser irrenden Seele, das

Stück

Wörter, welchen man in einer Sprache das Bürgerrecht ertheilet hat, nicht mit andern Buchſtaben ſchreiben, als die andern alle ſind. Es ſey denn, daß man nur fremde Worte zur Erläuterung anführete, die alſo ihre natürliche Geſtalt behalten müſten. Eigentlicher zu reden, ſo behält man in den aus fremden Sprachen angenommenen Wörtern, die üblichen Buchſtaben; nur, daß ſie nach der Weiſe des Volks, in deſſen Sprache ich ſchreibe, gebildet werden: Es ſey denn, daß der durchgängige lange Gebrauch es bereits anders eingeführet hat; als Kirche für Kyrike, Kreuz für Creuz, Silbe oder Sylbe ꝛc. Was mehr von der Rechtſchreibung u. den Gründen derſelben zu ſagen iſt, u. welcher Grund dem andern vorzuziehen ſey; iſt ſchon an verſchiedenen Orten unſrer Beyträge, inſonderheit im 4. Beytrage, unter der fünften Numer angezeiget worden, und wird noch ferner ausgewickelt werden. Ein mehrers ſoll von der Veränderung der Buchſtaben der Sylben vorkommen.

§. 23. Achtens, die Bedeutung im zählen. Man hat ſich vorzeiten der Buchſtaben im zählen bedienet, da denn ein jeder Buchſtab eine gewiſſe Nebenbedeutung bekommen hat, nach der Ordnung und Stelle, die er in der Buchſtabenordnung eingenommen. Doch haben einige Völker, und ſonderlich wir Deutſchen eigene Figuren angenommen, daß die Buchſtaben ſelten in dieſem Falle gebraucht werden. Wir gedenken alſo hiervon an dieſem Ort nichts mehr zu ſagen, und behalten uns vor, das, was von unſern Zahlen zu erinnern nöthig iſt, auf ein andermal zu unterſuchen, und beſchlieſſen hier die Abhandlung von

den

Stück gar nicht gespielet werden könnte. Hätte ich eine Rolle in diesem Stücke zu wählen: so würde es die Rolle des Gespenstes seyn. Dieses thut alles! Dieß ist der Ausspruch der Kritik. Die Bewunderung setzet mit eben der Aufrichtigkeit hinzu: daß die Charaktere vortrefflich darinn ausgedrücket sind; daß die Wahrheit selbst aus ihren Personen redet, und die Verbindung der Auftritte mit großer Kunst gemachet ist. Semiramis erwecket ein Schrecken voller Mitleiden. Der wilde und falsche Assur machet mit dem stolzen und großmüthigen Ninias ein vortreffliches Widerspiel. Man verfluchet den erstern: es widerfährt ihm auch in der Handlung keine Glücksänderung; weil sie zu nichts gedienet haben würde. Man ist dem Ninias geneigt; erstaunet aber über die Art seines Muttermordes. Dieß ist der Augenblick, wo man sich am meisten verblenden muß. Wider die Azema ist man ein wenig aufgebracht, weil sie die Päckchen bringt, und weil ihre Versehen die Ursache der Catastrophe abgeben. Das ganze Stück ist in starken Versen ausgedrückt: alle scheinen mir die schönste Harmonie zu haben, und des Urhebers der Henriade werth zu seyn.

Indessen will ich dieß Trauerspiel lieber lesen, als vorstellen sehen: weil mir das Gespenst lächerlich vorkömmt; und dieses der Regel zuwider seyn würde, die ich aufs genaueste beobachten will: in dem Trauerspiele zu weinen, und in der Komödie zu lachen. Zu des Plautus und Euripides Zeiten folgten die Zuschauer ganz folgsam diesem weisen

und richtigen Geschmacke. Zum Unglücke ist er itzo veraltet.

Soll ich Ihnen noch ein Wort vom Trauerspiele sagen? Die großen Leidenschaften gefallen mir auf der Bühne. Ich fühle ein heimliches Vergnügen, wenn der Verfasser vermögend ist, durch die Stärke seiner Beredsamkeit meine Seele zu rühren und zu entzücken. NB. Allein meine Zärtlichkeit leidet sehr, wenn die heroischen Leidenschaften aus der Wahrscheinlichkeit treten. In einem vernünftigen Schauspiele sind die Erscheinungen übertrieben: anstatt zu bewegen, werden sie kindisch. Wenn ich die Wahl hätte, wollte ich in der Tragödie minder Hoheit, und mehr Natürliches wünschen.

„Das übertriebene Hohe fällt ins Ausschweifende. Karl der XII. ist der einzige Mensch dieses Jahrhunderts gewesen, der diesen theatralischen Charakter gehabt. Allein zum Glücke des menschlichen Geschlechts sind solche Karle selten. Es giebt im Tristan eine Marianne, die so anfängt:

' Beschimpfendes Gespenst, das meine Ruhe stört!

Das ist nicht die Sprache, welche wir zu reden pflegen: vermuthlich ist es die Sprache der Mondenbürger.„ Was ich von den Versen sage, muß man auch von der Handlung sagen. Soll ein Trauerspiel mir gefallen, so müssen die Personen nur solche Gemüthsbewegungen zeigen, wie sie bey lebhaften und rachgierigen Leuten vorkommen. Man muß die Menschen weder wie Teufel, noch

wie

wie Engel abbilden: denn sie sind keines von beyden; sondern ihre Züge aus der Natur nehmen.

Vergeben Sie mir, liebster Voltaire, diese Untersuchung. Ich rede mit Ihnen, wie Molierens Magd. Ich gebe Ihnen von den Eindrücken Rechenschaft, welche die Sachen auf meine unwissende Seele machen.

In dem Päckchen, was ich empfangen, finde ich ihre Lobrede auf die Kriegsbedienten, so in diesem Kriege umgekommen sind; die ihrer Feder würdig ist. Und ich bin erschrocken, daß wir, ohne es zu wissen, auf einerley Stoff gerathen sind. Die Betrübniß, so mir der Verlust einiger Freunde verursachete, brachte mich auf den Einfall, ihnen zum wenigsten nach dem Tode einigen Zoll der Dankbarkeit abzutragen; und ich machte also das kleine Stück, daran das Herz mehr Antheil hat, als der Witz. Allein, was das sonderbarste ist, so ist das meinige in Versen; und des Poeten seins in Prose. Racine hatte in seinem Leben keinen gröstern Triumph, als wenn er mit dem Praden einerley Stoff abhandelte. Ich habe es wohl gemerket, wie weit mein Geschmier ihrer Lobrede nachzusetzen sey. Ihre Prose lehret mich, wie meine Verse hätten klingen sollen. ꝛc. ꝛc.

Ob ich gleich unter allen Menschen derjenige bin, der die Götter am wenigsten durch sein Gebeth beschweret; so wird doch das erste, so ich an sie thun werde, so abgefasset seyn:

Ihr Götter, die ihr den Poeten
So viel erhabne Gunst bezeugt:
O macht doch, daß sie mehr erröthen,
So oft ihr Mund die Wahrheit beugt.

Erhören sie mich, so werde ich Sie nächstes Jahr in Sans-Souci sehen ꝛc.

IX.

Hrn. Hardions, Mitgliedes der französischen Akademie, allgemeine heilige und weltliche Geschichte, welche M. Salomon Ranisch, des fürstl. Gymnasii zu Altenburg Professor, aus dem Französischen übersetzet hat. I. Theil. Mit allergnädigster Freyheit 1760, bey Richtern in 8.

Unter so vielen Uebersetzungen, die wir aus den Sprachen unsrer Nachbarn itzo zu lesen bekommen, darf diese sich gewiß einer vorzüglich guten Aufnahme versichert halten. Hr. Hardion ist nicht nur als ein Glied der französischen Akademie, sondern auch als ein Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris berühmt, und seine gelehrten Abhandlungen sind bereits in der verdeutschten Geschichte dieser Akademie mit vielem Beyfalle gelesen worden. Dieser beliebte und gelehrte Mann nun, bekam Befehl die königl. Prinzessinnen von Frankreich in der Geschichte zu unterrichten. Er setzte zu solchem Gebrauche selbst

eine

eine Anleitung zu derſelben auf, und machte den Anfang von der älteſten bibliſchen Geſchichte, die man die Hiſtorie des alten Teſtaments zu nennen pflegt. Er eignete den erſten davon der Prinzeſſinn Adelaide zu, und ſtellte 5 Bändchen davon 1754 bald hinter einander ans Licht. Die Geſchichte des N. T. fieng er auch bald an, hinzuzufügen; der 6te, 7te und achte Theil erſchienen 1756; der 9te und 10te aber 1757. Dieſe giengen bis ins 7te und 8te Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung. Der eilfte und zwölfte, die vom 9ten Jahrhunderte anfangen, ſind auch bereits in den gelehrten Zeitungen angekündiget worden.

Sowohl in Frankreich, als in Deutſchland, iſt dieſe Arbeit ſehr wohl aufgenommen worden. Die Jeſuiten zu Trevoux ſagen: man müſſe ſich wundern, wie Hr. Hardion eine ſo vollſtändige Reihe, ſowohl allgemeiner, als beſonderer Geſchichte, mit ſo vieler Ordnung, Zierlichkeit und Anmuth, in einen ſo engen Raum habe zuſammen ziehen können: und eben dieſe Eigenſchaften wären es, die ſolcher Schrift einen ganz beſondern Werth gäben. Die geiſtliche Geſchichte wäre ſo lehrreich, und erbaulich, als die weltliche voll Politik und Sittenlehre. Man wiſſe öfters nicht, ob man ein erbauliches Werk, eine Sittenlehre, eine Staatskunſt, oder eine Geſchichte läſe. u. ſ. w. So ſollten billig alle Geſchichtbücher abgefaſſet ſeyn.

Es iſt kein Wunder, daß der Hr. Prof. Raniſch bald den Entſchluß gefaſſet, ein ſo artig geſchrie-

schriebenes Werkchen zu verdeutschen. Die Geschichte ist eine solche Erkenntniß, die sehr viel zur Aufklärung eines Volkes beyträgt; und die also bey Personen beyder Geschlechter mit zur guten Auferziehung gehöret. Je mehr Leute von gutem Stande und Vermögen sich über den gemeinen Pöbel erheben wollen; desto geläufiger müssen sie sich die Geschichte alter Zeiten machen, und sonderlich die Begebenheiten ihres Vaterlandes kennen lernen. Der Hr. Prof. hat sogar Unrecht nicht, wenn er mit andern gelehrten Männern, noch über einen Mangel guter Anleitungen zur Geschichte für die Jugend klaget. Viele sind zu kurz, wieder andre zu mager und trocken: darinn die Leser keine deutliche Begriffe, nichts recht lehrreiches und Anmuthiges finden: zu geschweigen, daß die Trennung der biblischen oder geistlichen Geschichte von der weltlichen, oft auch viel Verwirrungen anrichtet.

Die Uebersetzung anlangend, hat der Hr. Pr. Ranisch sich die löblichste Mühe gegeben, sowohl die Richtigkeit des Inhaltes, als die natürliche Schönheit des Vortrages beyzubehalten. Da er sich die Beschaffenheit der Leser vorstellete, die dieß Werk in Deutschland bekommen wird, hat er sowohl die biblischen Namen, nach der unter uns Evangelischen üblichen Art, beyzubehalten; als einige Anmerkungen beyzufügen, einige Fehler des Originals zu verbessern, und die Lehrbegierde der Unstudierten zu befriedigen gesuchet. In streitige Meynungen der Geschichtschreiber hingegen hat

er

er nicht ausſchweifen wollen; weil ſolches wider die Abſichten dieſes Werkes gelaufen ſeyn würde.

Die Reihe der Könige von Juda und Jeruſalem, die der Jugend, ja auch wohl erwachſenen Leſern der Schrift ſo ſchwer zu faſſen iſt, hat er durch eine Tafel zu erleichtern geſuchet, und die bibliſchen Stellen dabey angeführet. Wir wünſchen dem Hrn. Ueberſetzer Geſundheit und Muſſe, dieß ganze Werk bis zum Ende hinauszuführen: zumal, da er ſich rühmlichſt bemühet, die Schönheit und Reinlichkeit unſerer Mutterſprache ſorgfältigſt beyzubehalten. Ein Mitglied von unſerer Geſellſchaft der freyen Künſte, kann keine edlere Bemühungen unternehmen, als wenn es auf dieſe Art, die gute Art, ſich rein und zierlich auszudrücken, immer allgemeiner machen hilft.

In der Vorrede des Hrn. Hardions ſelbſt leſen wir, daß die Prinzeſſinn Adelheit ſelbſt, ihm den Entwurf zu dieſem Werke an die Hand gegeben habe. Man verſteht ſchon, was dergleichen Lobſprüche bedeuten: allein die Vorſchrift ſelbſt, die allgemeine Geſchichte weder zu trocken, noch ſo weitläuftig, als die beſondere zu machen, war ſehr gut; ſie mochte nun herrühren, von wem ſie wollte. Er faſſete alles zuſammen, was die Geſchichte Merkwürdiges, Nützliches und Witziges in ſich hielt: ſchilderte die Charaktere der vornehmſten Perſonen; und ſuchte die Leſer in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſelbſt aus den Geſchichten ſittliche und politiſche Regeln ziehen könnten.

Zur

Zur Deutlichkeit in diesem Werke zu gelangen, behielt er die sieben gewöhnlichen Zeitpuncte der heiligen Geschichte; und brachte die sämmtlichen Begebenheiten in eine jede derselben; doch so, daß er die Geschichte eines jeden Volkes besonders beschrieb. Ob er nun gleich eigentlich für die Prinzessinnen schrieb: so zweifelte er doch nicht, sie auch gemein zu machen, in Hoffnung, daß sie vielen würde dienen können, sich einen allgemeinen Begriff von der Historie zu machen; ehe sie die Original-Geschichtschreiber der alten und neuern Zeiten selbst zu lesen anfangen. Denn freylich muß einer, der weiter kommen will, es bey diesen Anfangsgründen nicht bewenden lassen. Soviel können wir aber versichern, daß dieß Werk viel getreulicher und ausführlicher, als die bossuetische allgemeine Geschichte ist; die gleichwohl vormals so vielen Beyfall gefunden hatte, und gleichfalls zum Nutzen eines Herzogs von Burgund geschrieben war. Hätte Hr. Hardion dieselbe für zureichend befunden, so würde er die Mühe erspart haben, sein Werk ganz von neuem zu schreiben.

Die VII. Zeitpuncte dieser allgemeinen Geschichte sind folgende. I. Von der Schöpfung der Welt, bis zur Sündfluth, 2348 Jahre vor Christi Geburt. Er enthält 1656 Jahre.

II. Von der Sündfluth bis zu Abrahams Berufe; der 427 Jahre in sich begreift. Hierinnen zerstreuen sich die Völker, und stiften die ältesten Reiche und Republiken der Welt.

III. Von

III. Von Abrahams Berufe, bis zur Erlöſung der Iſraeliten aus der ägyptiſchen Sklaverey durch den Moſes. Er enthält 430 Jahre. Hier kommt die Geſchichte der Aſſyrer und Aegypter vor; und die erſten Staaten, die in Griechenland geblühet, in den ſogenannten unbekannten Zeiten.

IV. Von der Errettung der Iſraeliten bis zur Erbauung des Tempels zu Jeruſalem, im vierten Jahre der ſalomoniſchen Regierung. Dieſer enthält 476 Jahre, und erzählt von der griechiſchen Geſchichte die ſogenannten heroiſchen und fabelhaften Zeiten, darinn die wahren Begebenheiten mit Fabeln vermenget ſind.

V. Von Erbauung des ſalomoniſchen Tempels, bis zum erſten Jahre der Regierung des Cyrus. Er enthält 480 Jahre.

VI. Vom erſten Jahre des Cyrus, bis auf den Anfang der Seleuciden, oder auf den Tod Alexanders. Er enthält 224 Jahre.

VII. Von dieſer Seleuciden Zeitpuncte an, bis auf Chriſti Geburt. Und dieſer enthält 312 Jahre.

In dieſem I. Bande findet man alſo die älteſte Geſchichte der Welt, bis auf 600 Jahre vor Chriſti Geburt ungefähr. Nicht nur die Hiſtorie des Volkes Gottes, der Aſſyrer und Aegypter, der Phönicier und Griechen, ſondern auch der Römer und Karthaginenſer iſt hierinn enthalten. Sogar der trojaniſche Krieg, die Gründe der perſiſchen und griechiſchen Monarchie, ja die Stiftung Roms, und die Thaten ſeiner erſten Könige kommen in dieſem Zeitalter vor. Dieß ſind ſehr wichtige und

mannigfaltige Gegenstände, die ihn, so klein er ist, der Jugend sehr nützlich und angenehm machen müssen. Ein vollständiges Register machet den Schluß. Wir wünschen und hoffen, daß die folgenden Bände auch bald folgen mögen.

X.

Ode auf Ihrer römisch-kaiserlichen, wie auch zu Hungarn und Böhmen königlichen Majestät Geburtsfest, den 13ten des Maymondes 1760. Wien, bey Trattnern, in 4. zween Bogen.

Gegenwärtiges Stück ist uns zwar etwas spät zu Gesichte gekommen. Die bisherigen Schwierigkeiten beym Briefwechsel hindern auch die Uebersendung gedruckter Sachen, auf eine unangenehme Art. Doch wird den wenigsten unsrer Leser deswegen ein Stück alt vorkommen, welches sie so wenig, als wir, eher zu sehen bekommen haben.

Die Art des darinn herrschenden Geistes und Witzes ist ohne Tadel. Eine große Kaiserinn wird auf eine Ihrer würdige Weise besungen, und der Dichter hat sich darinn nicht nur erhaben, sondern auch behutsam und bescheiden aufgeführet. Er hebt an, sich bey allen Weltbeherrschern Aufmerksamkeit zu erwecken; indem er der größten Fürstinn Lob besungen wolle:

Schweigt

den kleinſten Theilchen der Rede, den Buchſtaben; indem wir zu den gröſſern, nemlich den Sylben eilen.

§. 24. Wenn verſchiedene Buchſtaben zuſammengeſetzet werden: So entſtehen daher Sylben, welche auf einmal mit einem gewiſſen beſondern Laut, der aus den zuſammen gezogenen Buchſtaben flieſſet, ausgeſprochen werden. Sylbe ſtammet aus dem griechiſchen συλλαϐὴ her, und heiſt eine Zuſammennehmung: Denn ſie iſt eine Zuſammenfaſſung zwener oder mehrerer Buchſtaben, in einen einzigen Ton oder Schall. Ich ſage es ſey ein lauter, ganzer, vollkommener Schall, wenn man ihn geſchwinde ausſpricht: Aber an ſich läßt er ſich doch in ſo viele leiſe Töne abtheilen, als Buchſtaben darinnen ſind. Zwar macht auch zuweilen ein einziger Selbſtlaut allein eine Sylbe aus: Allein die Benennung kommt von dem was am gewöhnlichſten und gemeinſten iſt. Daher iſt eine Sylbe theils einfach, oder gleichartig, wenn ſie nur aus einem Selbſtlaute beſtehet; theils zuſammengeſetzet, oder ungleichartig, aus einem Selbſtlaute, und einem oder mehreren mitlautenden Buchſtaben, wie denn einige bis auf 9 Buchſtaben ſteigen; als ſchlägſts, peitſchts. Wiederum iſt eine Sylbe theils lang, theils kurz, theils frey, nach dem der Selbſtlaut lang oder kurz oder frey iſt; welches die Ausſprache, und zwar bey uns Deutſchen allein anzeigen muß. Einige Völker bedienen ſich dabey gewiſſer Tonzeichen. Hierauf muß ſich die Dichtkunſt gründen. Wenn aber die rechte Ausſprache verlohren iſt, wie im lateiniſchen, ſo muß man auf allerley Regeln in dieſem Stücke bedacht ſeyn. Hierbey iſt noch, was die äuſſerliche Geſtalt einer Sylbe

an

Schweigt Krieger! tönet nicht Poſaunen,
Entweihet nicht des Dichters Bahn!
Hört, Weltbeherrſcher! mit Erſtaunen
Der größten Fürſtinn Loblied an.

Wer wird Sie mit mit Namen nennen?
Ihr Namen iſt der Welt bekannt.
Wo Lappen frieren, wo Mohren brennen,
Iſt Sie der Ehrfurcht Gegenſtand.

Du Deutſchland, beſt Sie uns geſchenket,
Aus deinem Schooß brach Sie hervor.
Beid ewig durch Sie ungekränket,
Und hebe ſtark dein Haupt empor.

Sie wuchs an Weisheit mehr, als Jahren.
Des großen Schöpfers Meiſterſtück.
Was Greiſe mühſam ſpät erfahren,
Durchſah Sie ganz mit einem Blick.

Sie ſtieg zum Throne, und die Freunde,
Mit Schwert und Feuer in der Hand,
Verkehrten plötzlich ſich in Feinde,
Und theilten ſchon der Erdinn Land.

Den Iſter hemmten freunde Krieger;
Die Moldau färbte ſich mit Blut;
Die Oder ſah beſtürzt den Sieger,
Und ſeiner Helfer hohen Muth.

Entſchloßne, weiſe Männer zagten;
Die Starken waren ohne Kraft;
Der Jüngling bebte, Greiſe fragten:
Wo iſt der Arm, der Rettung ſchafft?

Nur sie blieb unbewegt, und dachte
Mit großem Geist an Widerstand.
Ihr Herz, das unerschrocken wachte,
Beschirmte das bedrohte Land.

Hierauf fängt der Dichter an, die friedliche, weise Regierung der Kaiserinn-Königinn, ihren Schutz der Wissenschaften und Künste, die Verbesserung der Wiener hohen Schule, und die Handhabung der Gerechtigkeit und der Religion zu erheben.

Ihr wackrer Geist empfängt zum Lohne
Des Unterthanen Herz zurück,
Froh schaut Sie itzt vom sichern Throne,
Und denkt auf Ihrer Staaten Glück.

Erfüllt vom allgemeinen Heile,
Durchbricht Sie Nacht und Finsterniß,
Hilft Mängeln ab, stürzt Vorurtheile,
Und hebt des Guten Hinderniß.

Des blöden Wahns und Irrthums Dünste
Entdeckt ihr scharfes Auge schnell,
Licht, Wahrheit, Wissenschaften, Künste
Erscheinen durch Sie rein und hell.

Des weisen Alterthumes Sätze,
Die Rom gelehrt, Athen erdacht,
Des menschlichen Verstandes Schätze,
Sieht man durch Sie in Werth gebracht.

Die Musen wohnen in Palästen,
Der Unvergänglichkeit geweiht,
Und singen fromm an ihren Festen
Der Geisterinn Unsterblichkeit.

Fleiß, Thätigkeit, Geſchmack beſeelet
Den ganzen Staat, und adelt ihn.
Ich ſeh, was tauſend Reichen fehlet,
Aus Jünglingen ſelbſt Helden ziehn.

Die Wittwe ſchreyet nicht um Rache
Zum Himmel, Wayſen klagen nicht:
Der Wahrheit unverfälſchte Sache
Siegt vor der Fürſtinn Angeſicht.

Und jene, die vom Himmel ſtammet,
Die heilige Religion,
Die ihrer Kinder Herz entflammet,
Sitzt bey der Heldinn auf dem Thron.

Sie kennt und ehrt den Herrn der Welten,
Der Fromme hebt, und Böſe ſchlägt,
Und der durch ſeines Donners Schelten
Der Menſchen Stolz in Aſche legt.

Dem Heiligen gefällt Ihr Flehen,
Er machet Sie auf Erden groß:
Er läßt Sie würdge Kinder ſehen,
Und ſchützet ſie in Ihrem Schooß.

Die Völker, die Ihr treu gehorchen,
Sind ruhig und durch Sie beglückt;
Es drücken ſie nicht bange Sorgen,
Die mancher Fürſten Ehrgeiz ſchickt.

Unſer Raum leidet es nicht, die folgenden Strophen, von dem neuausgebrochenen Kriege mitzutheilen. Wir wollen nur den Schluß noch mit-

nehmen, der gewiß bis auf einen falschen Reim, dem obigen gleich ist:

Daß nun das Schwert uns nicht gefressen,
Daß uns die Flamme nicht verzehrt,
Daß wir in Sicherheit gesessen,
Daß niemand unsre Stadt verheert;

Daß nicht die Kinder einsam sitzen,
Daß jeder Stand noch aufrecht steht,
Daß Edle nicht in Fesseln schwitzen,
Wo ungehört die Unschuld fleht;

Dieß, und noch tausend große Thaten,
Die mein zu blöder Sinn nicht faßt,
Sinke, womit Du, nach Gottes Gnaden,
O Heldinn, uns gesegnet hast.

Preist, Völker! Sie mit frohen Zungen,
Und opfert euer Dankgeschrey,
Daß Sie, weil nichts dem Feind gelungen,
Demselben ewig schrecklich sey?

Der Herr vermehre Ihre Tage,
Daß Deutschland ruhig bleiben kann,
Damit ein Reich dem andern sage:
Dieß hat durch Sie der Herr gethan.

Wenn die österreichischen Musen so fortfahren; so wird gewiß in kurzem der Wiener Helikon keinem andern etwas nachgeben; und der so hochgepriesenen Kaiserinn-Koniginn zu ewigem Lobe dienen.

XI. Lob-

XI.

Lobrede auf (Tit.) Hrn. Jakob Theodor Klein, älteſten Secretär der Stadt Danzig, der ruſſ. kaiſerl. Akademie zu Petersburg, der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu London, des bononiſchen Inſtituts, und der deutſchen Geſellſchaft zu Jena, wie auch der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig Mitglied, welche in zahlreicher und anſehnlicher Verſammlung erwähnter letztern Geſellſchaft 1759. den 30ſten May gehalten worden von D. Chriſtian Sendeln, der Arzney- und Naturwiſſenſchaft öffentl. Lehrer, und der Geſellſchaft itz. Z. Directorn. Danzig, bey Schreibern, 5 ein Viertel Bogen in 4.

Männer von ſolchen Verdienſten, als der ſel. Secr. Klein in Danzig geweſen, verdienen nicht nur in ihrem Leben geehret zu werden, ſondern auch nach ihrem Tode bey der Welt in rühmlichem Andenken zu bleiben. Da dieſes ausgemachet iſt, ſo gelingt es doch nicht allen, ſolche würdige Herolde ihres Ruhmes zu erhalten, als derjenige iſt, welcher dem gedachten groſſen Naturforſcher zu Theile geworden. Hr. D. Sendel in Danzig, der ſelbſt ein geſchickter Naturkenner und Lehrer der Naturkunde iſt, hat hierinn unſern Wunſch und ganze Erwartung erfüllet.

Da er den Hochseligen genau gekannt, und in der naturforschenden Gesellschaft ein Freund und College desselben gewesen, auch den Beystand des ansehnlichen Rathsgliedes und Schwiegersohns desselben, Hrn. Gralaths dabey gehabt: so hat er alle Verdienste des Hochseligen um die gelehrte Welt, so wie um Danzig, aufs genaueste erfahren können: und seine eigene Beredsamkeit und edle Art zu denken, hat ihn in den Stand gesetzet, Ihm dieß anständige Denkmaal zu stiften. Da es schwer ist, aus solchen Stücken, darinn auch Geist und Witz herrschet, Auszüge zu machen, ohne dem Verfasser Abbruch zu thun: so wollen wir, soviel unser dermaliger Raum verstattet, nur Anfang und Ende gedachter Lobrede mittheilen; die historischen Lebensumstände des Hochseligen aber denen überlassen, die ihn ausdrücklich als einen Naturforscher zu verewigen beflissen seyn werden. So hebt diese Rede an:

„Wenn jemals eine gelehrte Gesellschaft Ursache gehabt, den Verlust eines ihrer schätzbarsten Mitglieder schmerzlich zu bedauren: so hat es itzt gewiß die unsrige, die seit etlichen Monathen eine ihrer vornehmsten Stützen, ihre schönste Zierde, ihren hochberühmten Klein, aus ihren Versammlungen vermisset: ein Verlust, der für uns um so viel beträchtlicher und unersetzlicher ist, je größer der Mann, je weitläuftiger seine Gelehrsamkeit, je unermüdeter sein Fleiß, je eindringender sein Beyspiel, je weiser seine Rathschläge, und je eifriger

friger seine Sorge für unser gemeines Bestes jederzeit gewesen. Reich an Erkenntniß und Erfahrung war er; besonders in demjenigen Theile der natürlichen Wissenschaften, den er vorzüglich liebte, gleichsam unser Orakel, das wir in allen zweifelhaften Fällen mit dem größten Vertrauen rathfragen, und auf dessen Aussprüche wir uns sicher verlassen konnten. Groß an Ehre und Ansehen, nicht nur in den Ringmauren dieser Stadt, sondern so weit das Reich der Wissenschaften seine Gränzen ausgebreitet hat, war Er mit Recht unser Ruhm und unser Stolz, dessen Besitz und nähere Verbindung mit uns auch uns Ansehen, Ehre und Ruhm, bey Einheimischen und Auswärtigen erwarb. Und nun leider! schweigt dieses Orakel, nun ist dieser unser Ruhm, dieser unser Stolz, dahin. Klein ist nicht mehr. Und, was unsere Betrübniß noch mehr rechtfertiget, wir trauren nicht allein. Ein jeder, dem der Flor der Wissenschaften, dem die Erweiterung der natürlichen Erkenntniß am Herzen liegt, nimmt an unsern Klagen mit Antheil. Der Verlust eines Kleins ist ein allgemeiner Verlust. Es ist ein Verlust, den, wegen des genauen Bundes der Wissenschaften, die gesammte Gelehrsamkeit leidet, und den insbesondere die Geschichtkunde der Natur so bald nicht verschmerzen wird. Zwar ist es an dem: die Natur liegt jedermann vor Augen; sie bietet einen Schatz von Erkenntniß und Wahrheit, wohin wir nur unsere Blicke wenden, einem jeden

lehrbegierigen Geiſte dar. Allein, wie wenige haben Augen für die Natur? Wie wenige haben Neigung und Geſchicklichkeit genug, ſie gebührend zu beobachten? Es gehöret eine überwiegende Luſt, eine beſondere Scharfſinnigkeit, und eine durch nichts zu ermüdende Unverdroſſenheit dazu, wenn wir die unzählichen Wunder derſelben, die vielen und mannigfaltigen Körper, die unſere Erde trägt, und in ihrem Schooße verwahret, und mit den Fluthen des Meeres bedecket, erforſchen, unterſcheiden, auseinander ſetzen, beſchreiben, und zum gemeinen Nutzen anwenden ſollen. Unter wenigen war hiezu auch unſer Klein vom Schöpfer ſelbſt erſehen, von ihm zum Prieſter der Natur geweihet, von ihm mit den vortrefflichſten Gaben dazu ausgerüſtet. Dieß erkannte die Welt; und kaum hat Er ſein Haupt geleget, da ſchon die Trauerpoſt von ſeinem Tode durch alle Gegenden, wo nur Gelehrſamkeit blühet, hindurch läuft. Man klaget und erzählet einander: der Reaumur der Deutſchen, der Plinius der neuern Zeiten, ſey Danzig, ſey der Welt, entriſſen. Man beſtreuet ſein Grab mit Blumen, man ſinnet auf Ehrenmäler, man will es die ſpäteſte Nachkommenſchaft wiſſen laſſen, wen und was man verloren, wie unſterblich verdient Er ſich gemachet, und wie hoch man Ihn geſchätzet? Bey ſolchen Beeiferungen der Gelehrten aller Orten darf man nicht zweifeln, daß auch unſere Geſellſchaft ſogleich nach ſeinem Hintritte daran gedacht, wie ſie gegen ſeine großen Verdienſte ihre Hochachtung bezeigen, und

wie

wie sie zu seinem unsterblichen Nachruhme, so viel an ihr ist, beytragen möchte. Denn da Er ihr am nähesten angehorte, ihr die gröſste Ehre brachte, ihr den meisten Nutzen schaffte, so hatte sie auch die gröſste Verbindlichkeit gegen Ihn auf sich, u. dieser einigermaſsen ein Genügen zu thun, war nunmehr ihr ganzes Augenmerk. Zu dem Ende hat sie es für ihre Schuldigkeit gehalten, die Gröſse ihrer Empfindungen, die Stärke ihrer Dankbegierde, in einer feverlichen Rede öffentlich an den Tag legen zu lassen. Sie hat mir in dieser Absicht aufgetragen, heute der Dollmetscher ihrer Gesinnungen, und der Herold der kleinischen Verdienste zu seyn. Eine Pflicht, die mir zwar höchst angenehm ist, welche aber, wie ich es fühle, weit über meine Kräfte steigt; an die ich schüchtern gehe, weil mir nicht nur die Würdigkeit meines Gegenstandes, sondern auch die billige Erwartung einer höchstansehnlichen Versammlung, die sich zu unserer Feyer eingestellet, eine nicht geringe Furcht einpräget. Um so viel mehr Ursache habe ich, Sie, allerseits höchst- und hochzuverehrende Herren! bald anfangs um Dero unschätzbare Gewogenheit, gütige Nachsicht, und hochgeneigtes Gehör, angelegentlichst zu ersuchen, in dem gewissen Vertrauen, daſs, wenn gleich nicht der Redner, dennoch die Sache, wovon er reden soll, das Lob unsers unsterblichen Kleins, alle ihre Aufmerksamkeit verdienen werde.

Klein

Klein ist aus mehr als einem Gesichtspuncte betrachtet, groß gewesen. Dort erhebt der Staat die wichtigen Dienste, die Klein ihm geleistet; hier preiset die Gelehrsamkeit die ungemeinen Vortheile, die eben Er ihr verschaffet, und die Religion selbst rühmet die Ehre, die Klein ihr gemachet. Alle vereinigen sich, sein Bild, als das annehmlichste Muster, uns und den spätesten Zeiten, vorzustellen.

Weder seine Geburt, noch auch einige Verbindlichkeit von Seiten seiner Vorfahren, verpflichteten unsern Klein Danzig zu dienen. Neigung und Wahl war es, als Er unserm Staate sich und alle seine Bemühungen widmete; und von der Zeit an wallete in Ihm das Blut eines gebohrnen und ächten Danziger Patrioten. Königsberg, die große Haupt- und Handelsstadt in dem benachbarten Königreiche Preußen, hatte das Glück, sein Geburtsort zu seyn, wo Er im 1685. Jahre, den 15ten Augustmonaths, früh um drey Uhr das Licht der Welt erblickte. In diesem seinem Vaterlande würden Ihm die Verdienste seiner Vorfahren sowohl, als auch seine auf der vaterländischen Universität erlangte, und durch nützliche Reisen vermehrte Geschicklichkeiten den Weg zu den wichtigsten Ehrenstellen gebahnet haben, wenn nicht die Vorsicht Ihn an unserm Orte und zu unserm Nutzen zu gebrauchen beschlossen hätte. Denn wir finden in seinem Stammbaume von väterlicher und mütterlicher Seite sehr werthe und verdiente Namen, die alle in dem Königreiche

Preu-

an betrifft, zu erinnern, daß im Schreiben oder Drucken die üblichen Züge in rechtmäßiger Weite und Stellung neben einander geſetzet, oder an einander gehänget werden, wie man es angenommen hat; und daß ein jeder Buchſtab ſeine Stelle einnehme, und die groſſen Anfangs-Buchſtaben forne, die langen und gebräuchlichen in der Mitten, und die kleinen Endbuchſtaben am Ende zuſtehen kommen.

§. 25. Eine Sylbe kan nun entweder an ſich ſchon einigen völligen Begriff anzeigen, und alſo ein Wort ausmachen, oder es müſſen mehrere Sylben an einander gehänget werden, eine gewiſſe Sache auszudrücken, und ein Wort vorzuſtellen. Daher werden Wörter von vielen Sylben gefunden. Bey ſo geſtalten Sachen merken wir erſtlich, was die Rechtſchreibung betrifft, daß die Sylben zwar wie die Buchſtaben immer hinter einander in einerley Weite und Stellung folgen. Weil aber zuweilen der Raum zu enge, und das Wort zu lang iſt, ſo haben einige Völker, darunter auch wir Deutſchen gehören, das Mittel erdacht, ein Wort zu theilen, und es von einander zu brechen oder zu reiſſen, welches aber bey uns durch dieſe beyde Strichlein (=) angezeiget wird. Weil man ſchreiben ſoll wie man ſpricht, ſo muß man auch alſo abbrechen, wie man ſpricht, es wäre denn, daß ein Wort zuſammen geſetzet wäre, da man im zertheilen, wiederum ein jedes Wort zuſammen läſt. Folglich iſt die Critik der alten Sprachlehrer unnütze, wenn ſie eine ganze Reihe ſolcher Buchſtaben hingeſetzet, die aus einem nicht zureichenden Grunde bey dem Abbrechen bey einander blei-

Preußen ansehnlichen Aemtern vorgestanden: Hrn. **Simon Klein**, ersten lutherischen Erzpriestern in Marienwerder, einen Schüler Luthers; u. s. w.

Der Schluß hingegen klinget so:

Endlich nahet sich der Tod, das schrecklichste unter allen schrecklichen Dingen. Er nahet sich, und **Klein** sieht ihn gleichsam von weiten kommen. Was thut Er nun? Er bleibt bey einerley Gemüthsverfassung; Er bestellet nur sein Haus, übersieht von neuem seine Handschriften, ergänzet was fehlet, bringt zu Ende was unvollkommen ist, und überliefert alles in der schönsten Ordnung seinem Herrn Schwiegersohne, damit nach Belieben zu schalten. Dieß thut Er den letzten Winter über: und noch niemand merket, daß seine Gesundheit einige Veränderung leide. Nur Er vermuthet sein Ende; und schreibt noch den 10ten Januar dieses Jahres an Hrn. Prof. Titius in Wittenberg, die merkwürdigen Worte: **Und ist zu bedenken, wie wenig Wochen ich nach dem Willen Gottes noch zu leben habe.** Dieses nahe Ende, dieses Ende nach wenig Wochen, beunruhiget Ihn also im geringsten nicht. Das machet, die Religion hatte Ihm bereits lange vorher den Tod, und das Mittel bekannt gemachet, wodurch Er ihm seine Schrecken benehmen konnte. Itzt sehnet Er sich sogar nach ihm. Satt des Lebens, satt des irrdischen Ruhms, müde von

langer

langer Arbeit wünscht Er die Ruhe. E stirbt endlich, nach einer kurzen Krankheit von wenig Tagen, am verwichenen 27sten Februar Morgens nach acht Uhr, im 71sten Jahre seines Alters. Er stirbt, aber den Tod eines Christen, voll Freude, voll Hoffnung, voll Vertrauen. Wer sollte Ihm nun nicht Glück, Glück zurufen? Ja wohl, verewigter Klein! Du hast genug gelebet, Du hast genug gearbeitet, geneuß nun der sanften Ruhe. Schaue den, welchen Du im Spiegel der Kreatur, und noch mehr im Lichte der Offenbarung, erkannt: schaue ihn nun in aufgedeckter Klarheit, von Angesicht zu Angesicht; und mische deine Lob- und Triumphlieder in die Chöre der höhern Sänger, vor dem Stuhle deines Gottes und seines Lammes. Dein Gedächtniß soll bey uns stets heilig, dein Namen unvergeßlich, und die kostbaren Ueberreste von Dir, die deinen Staub überleben, in immerwährenden und verdienten Ehren bleiben. Wir folgen auf dem Pfade, auf welchem uns dein Exempel vorleuchtet, bis auch wir dereinst einmal, wie Du, vollendet werden.„

XII.

Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst, zum Gebrauche der Schulen entworfen, von Johann Christoph Gottscheden. Zweyte verbesserte Auflage. Mit kaiserl. königl. pohlnischer und churfürstlich-sächsischer Freyheit. Leipzig, bey Bernh. Christ. Breitkopfen 1760 in 8.

Es sind kaum vier Jahre, daß dieß kleine Schulbuch zum erstenmale im Drucke erschienen. Es war denen **Vorübungen der Redekunst** zum Gefahrten bestimmet, die der Hr. Prof. Gottsched auf das Verlangen vieler wackern Schulmänner ans Licht gestellet hatte. Waren nun diese so glücklich gewesen, wohl aufgenommen zu werden; so, daß sie in kurzem wieder aufgeleget werden mußten: so hat es auch diesen Vorübungen der Dichtkunst nicht an dem Beyfalle gefehlet, der eine neue Auflage bald nöthig gemachet hatte. Viele ansehnliche Schullehrer nämlich, haben sich dieses Handbüchleins bey ihren Untergebenen mit Nutzen bedienet, und selbiges in ihre Classen eingeführet.

Dieses ist nun zwar freylich nicht nach dem Sinne eines gewissen Rectors einer großen Schule aus einer kleinen Stadt ausgefallen; dem diese beyde Bücher ein Paar Dornen im Auge gewesen; und

und der sie deswegen lieber aus der Welt verbannet hätte. Er hatte aufs heftigste dawider geschrieben; aber mit allem seinem Zorne soviel nicht ausrichten können, daß andre seinem Urtheile beygetreten wären: ungeachtet er alle Splitter kleiner Versehen, der Eilfertigkeit eines Abschreibers, oder auch offenbare Druckfehler zu Balken zu machen gesuchet. Der Hr. Verfasser meldet dieses in der kleinen neuen Vorrede nur gleichsam mit dreyen Worten; würdiget aber solche Zanksucht keiner ausführlichern Antwort, als derjenigen, die er aus Huttens beygedruckter Arte versificandi entlehnet:

Improbet ista licet, cui mentem insana libido
Carpendi studio vexat: mihi fama trahatur &c.
Qui velit, invideat, seque hoc mœrore fatiget.

Uebrigens ist diese neue Ausgabe, soviel möglich, von allen vorhin eingeschlichenen Fehlern, sonderlich falscher Quantitätenzeichen, gereiniget, und zum unanstößigen Gebrauche noch bequemer gemachet. Der Hr. Prof. Gottsched bittet aber alle wohlmeynende Schullehrer, ihm dasjenige freundschaftlich zu melden, was zur Verbesserung und Vollkommenheit dieses Buches dienen kann.

Ende des Windmondes
1 7 6 0.

Fig. 1

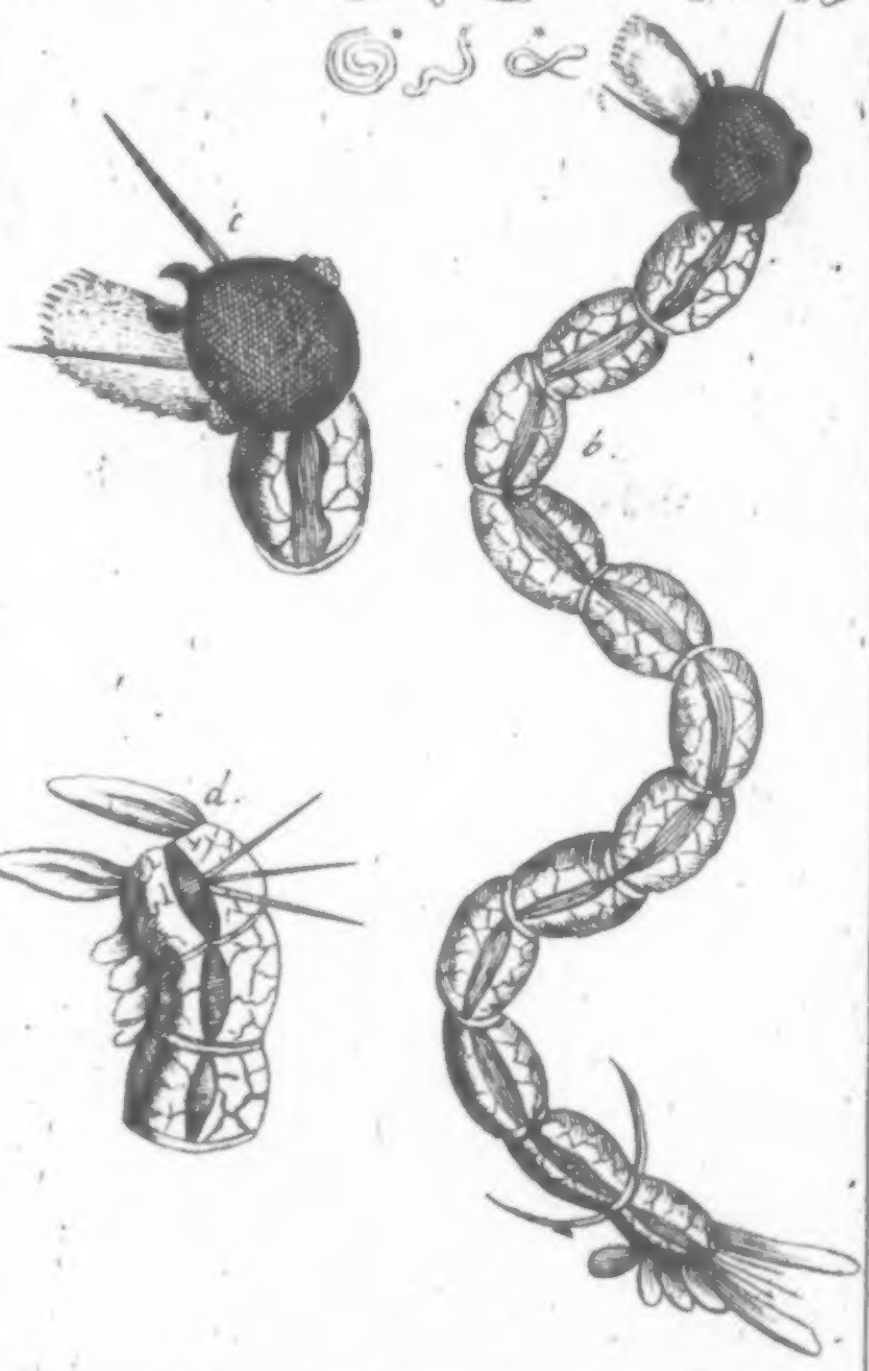

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

MR. DE VOLTAIRE.

Votre Muſe ſage et riante
Devroit aimer un peu moins l'Art.
Ne la gâtez point par le fard,
Sa Couleur eſt aſſez brillante.

Chriſtmond 1760.

Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1760.

Inhalt.

I. J. F. S. zweyter Theil der Geſchichte des itzigen Krieges in Deutſchland.

II. Choix litteraire. Tom. IV.

III. Des Freyherrn von Bieleſeld Lehrbegriff der Staatskunſt. Erſter Theil.

IV. Fortſetzung des Auszuges, aus den Babioles litteraires & critiques en proſe & en vers.

V. Mikroſcopiſcher Gemüths- und Augenbeluſtigungen, Tab. LXXV-LXXXII.

VI. Mr. de Vattel Melanges de Litterature, de Morale & de Politique.

VII. Wittenberg im Feuer, den 13. October 1760.

VIII. Auf die Geburt eines jungen Freyherrn von Schönaich.

IX. Ein dreyfaches Regiſter.

I.

J. F. S. zweyter Theil, I. und II. Abschnitt der Geschichte des seit 1756 in Deutschland und dessen angränzenden Ländern geführten Krieges, u. s. w. mit richtigen Avrissen der Belagerungen und Schlachten erläutert ꝛc. Frankf. und Leipzig 1760 in 4. mit XIII. Kupfern.

Da wir den I. Theil dieses historischen Werkes unsern Lesern bekannt gemachet und angepriesen haben, können wir auch den zweyten nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Kriegesunruhen haben den Hrn. Verfasser gehindert, versprochenermaßen 1759 an der Michaelismesse sein Wort zu halten: daher dieser Theil erst 1760 in Ostern fertig geworden. Die Einrichtung desselben ist dem vorigen gleich geblieben: nur hat der Hr. Verfasser hin und wieder einige geographische Anmerkungen beygefüget, die aus guten Quellen

gezogen worden, und dem Leser den Verstand erleichtern werden.

In Ansehung andrer diesem ähnlichen Bücher, die einerley Endzweck haben, wird erinnert: daß ein andrer Verleger, sich dieses Buches als eines Auszuges bedienet, und es mit einer gröſsern Anzahl von Rissen herausgegeben; und also dem Verleger des gegenwärtigen Schaden gethan. Außer dem sind von neuen ans Licht getreten: 1) Memoires pour servir à l'Hiſtoire de notre tems. Es kömmt zu Frankfurt heraus, und ist sehr parteyisch; indem es die gegenseitigen Berichte gar nicht, oder doch sehr verstümmelt anführet.

2) Ausführliche Geschichte des 1756 entstandenen Krieges, mit allen Schriften und Urkunden ꝛc. Frankf. und Leipz. 1. bis 3tes Stück 1759. Diese Schrift wird von einem Sachsen in der Lausitz geschrieben, und soll einer andern in eben dem Verlage gedruckten Schrift: gesammlete Nachrichten und Urkunden des Krieges, mehrern Abgang verschaffen. Ihr fehlet aber, (wie es hier heißt,) Ordnung und Unparteylichkeit; denn der Verfasser vergißt bey keiner Gelegenheit zu melden: daß Sachsen sein Vaterland ist; welches doch kein Geschichtschreiber thun muß.

3) Die zu Gotha herauskommenden Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen in 8. vier Theile 1758. 1759. Die Schreibart des Verfassers ist, seinem Gegenstande gemäß; er erzählet aber alles mit den Worten der Berliner-Zeitungen: und alle gegenseitige Berichte werden verschwiegen. Abermal

bleiben müſten, wie ſchon vorlängſt Herr Hallbauer im Buche von dem lateiniſchen Stilo angemerket hat.

§. 26. Zum andern merken wir, was die Ausſprache und Rechtſchreibung zuſammen betrifft, an, daß einige Buchſtaben bey Veränderung des Worts im Reden und Schreiben verändert, oder weggeworfen werden, weil ſie hart zuſammenſchlagen, und wieder den Wohlklang ſtreiten, ja es wird wohl gar ein Buchſtab eingeſchaltet. Es gehöret demnach dieſe Regel hierher: Die wegen der Sprachwerkzeuge verwandte Buchſtaben, als die, ſo mit der Zungen, und die, ſo durch die Zähne ausgeſprochen werden, die werden leichtlich mit einander verwechſelt. Das geſchieht ſo wohl in einer Sprache, als auch in der Abſtammung einer Sprache von der andern; zuweilen nach verſchiedenen Mundarten, und mit der Zeit, wo nicht im Schreiben, doch in der Ausſprache. Das findet man in der hebräiſchen und andern Sprachen, und auch in unſre eigenen Mutterſprache, als: Geld, gelten; Zeit, tit; pfeifen, pipen, u. d. g.

§. 27. Das dritte betrifft die Ausſprache, nemlich welche Sylben fallen und welche ſteigen, und welche ſonderlich den Ton haben. Nun kömmt auch darauf viel an: Denn bisweilen muß der Ton zwey verſchiedene Bedeutungen eines gleich geſchriebenen Wortes entſcheiden, als Gebéth, preces und gébet, date; érbeten, heredes erant, und erbéthen efflagitatum: ja wenn der Ton nicht recht geſetzet wird, kan man gar nicht, oder doch nicht wohl verſtanden werden. Man kan nun ſelbigen ſonderlich in Deutſchen (denn in andern Sprachen hat er entweder ſeinen gewiſſen Sitz, oder ſeine Tonzeichen, die es andeuten,)

mal kein gutes Zeichen der Unparteylichkeit. u. s. w.

In dem vorigen I. Theile hatten die Begebenheiten, so sich zwischen den schwedischen u. preußischen Heeren des 1757sten Jahres zugetragen, den Beschluß gemachet: und in diesem machen dieselben vom 1sten Jänner des 1758sten, bis zum Ende desselben Jahres den Anfang. Diese werden in vier Abtheilungen, als so vielen Vierteljahren kürzlich zusammen gefasset.

Darauf folgen die Begebenheiten zwischen den kaiserlichen und königlich-preußischen Völkern, vom 1sten Jänner bis zum 31sten März erzählet. Die Belagerung und Eroberung der Festung Schweidnitz, und der übrige Verlauf der Sachen, bis zur Belagerung von Ollmütz, machen also den Anfang. Die preußischen Völker rücken darauf in Mähren, und Ollmütz wird belagert. Diese Belagerung zieht sich in die Länge, und eine beträchtliche Zufuhr von Nahrungs- und Kriegesbedürfnissen, die man aus Schlesien der preußischen Macht zuführet, wird von den Oesterreichern aufgefangen. Darauf wird auch die Belagerung von Ollmütz aufgehoben, und das preußische Heer zieht sich nach Böhmen, bezieht das Lager bey Königingrätz: wohin ihm das österreichische folget. Das erstere bricht auch von hier bald auf, und zieht sich nach Schlesien: woselbst der König mit einem Theile davon wider die Russen zieht; die Oesterreicher aber ihren Weg in die Lausitz nehmen.

General Laudohn erobert hier die preußische Festung Peiz, und das übrige österreichische Heer zieht sich nach Sachsen: wo es fernern Unternehmungen zuvorkömmt; bis es sich im Oct. 1758 wieder zurück in die Lausitz zieht. Hier fällt nun das Treffen, oder vielmehr der nächtliche Ueberfall bey Hochkirchen vor: wobey der beyderseitige Verlust berichtet wird. Nach dieser Schlacht geht der König nach Schlesien, und bewirket durch seine Ankunft, daß die Belagerung von Neiß aufgehoben wird. Eben so befreyet er die Festung Cosel von ihrer Einschließung.

Hierauf zieht sich die österreichische Macht wieder nach Sachsen, und bemühet sich, Dresden zu erobern; veranlasset aber dadurch die Abbrennung der Dresdener Vorstädte: worauf sie die Belagerung aufhebt, und den Feldzug in Sachsen beschließt. Beyde Kriegsheere beziehen darauf die Winterquartiere.

Es folget nunmehr was zwischen der kaiserlichen Reichsarmee, und der preußischen Macht vorgegangen. Diese besetzte Bamberg im Anfange des Frühlings, zieht sich aber bald wieder zurück. Die Reichstruppen folgen den Preußen nach Sachsen, und suchen Dresden und Pirna zu überrumpeln, welches aber mislingt. Sie rücken darauf aus Böhmen in Sachsen ein, und suchen die Preußen mehr einzuschränken. Ein Theil davon wird nach Halle und ins Hohensteinische abgesandt, und treibt grosse Summen ein. Nach etlichen andern Unternehmungen bemächtigen sie sich

der

der Festung Sonnenstein bey Pirna. So weit geht nun der erste Abschnitt dieses Theiles.

Die VI. Kupfer, so dazu gehören, stellen erstlich die preußische Einschließung und Belagerung von Schweidnitz vor. Das II. zeiget die Belagerung von Ollmütz; das III. den daunischen Ueberfall bey Hochkirchen; das IV. die vereitelte Belagerung der Oesterreicher vor Neiß; das V. aber die Abbrennung der Vorstädte von Dresden. Hier müssen wir anmerken, daß Dresden ganz verkehrt, das unterst zu oberst gezeichnet ist, wie wir in mehrern unlängst herausgekommenen Kupfern bemerket haben. Das nordliche Ufer der Elbe hält nicht das rechte Dresden, wie man hier sieht, sondern die Neustadt in sich, die aber viel kleiner, als die rechte Residenz gezeichnet seyn sollte. Das VI. Kupfer endlich zeiget die Schlachtordnung der kaiserlichen und Reichsarmee vor Dresden.

Des II. Theiles II. Abschnitt erzählet, wie der König von Preußen mit einer Verstärkung bey seinem Heere in Sachsen angekommen, und die Unternehmungen des Reichsheeres auf eine Zeit gehemmet. Dieses zieht sich nach Gießhübel, und dringt sich von da weiter in Sachsen ein: suchet Leipzig und Torgau zu erobern; gewinnet auch beydes; wird aber von denen aus der Mark kommenden preußischen Völkern, unterm Grafen von Dehna und General v. Wedel wieder verdrungen. Es zieht also nach Franken in die Winterquartiere, wobey noch verschiedene Scharmützel vorfallen.

Nun folgen die Unternehmungen der rußischen Völker; die zuförderst das ganze Königreich Preußen besetzen. Da sie näher gegen die märkischen Lande rücken, geht ihnen Graf Dohna in Pommern entgegen. Die Russen aber belagern und verbrennen Küstrin, müssen aber wegen schneller Ankunft des Königes die Belagerung aufheben. Dieser liefert ihnen bey Zorndorf eine beträchtliche Schlacht, davon sich zwar beyde Theile den Sieg zueignen, doch so, daß die Folgen für Preußen vortheilhafter sind. Die Russen müssen nämlich die Belagerung von Colberg aufheben; und beziehen in Preußen die Winterquartiere. Auch die Unternehmungen der rußischen und schwedischen Flotte laufen auf nichts erhebliches hinaus.

Die Franzosen wagen eine Unternehmung ins Fürstenthum Halberstadt. Die verbundenen Heere der Hannoveraner aber, breiten sich unterm Prinz Ferdinand aus ihren Quartieren aus, und verdringen die ersten aus dem Bremischen. Die Preußen überfallen auch verschiedene Quartiere derselben, und verjagen sie daraus. Sodann verstärket eine Anzahl derselben die Verbundenen, und vertreiben die Franzosen aus ganz Hannover. Sie erobern miteinander preußisch Minden, und setzen ihre Unternehmungen weiter fort, bis an den Rhein, gehen über denselben, und nöthigen die Franzosen zur Schlacht bey Crefeld, erobern auch Düsseldorf und Käremond, ziehen sich gegen die Maaß, und treiben im lüttichischen Brandschatzungen ein.

Hier-

Hierauf gehen ſie übern Rhein zurück, und General Imhof ſchlägt ein Heer Franzoſen, die ihn bey Rees angreifen. Beyde Heere ziehen fort, und bey Soeſt fällt ein Scharmützel vor. Die Franzoſen wollen Münſter überrumpeln, können aber nicht: und beyde Heere beziehen die Winterquartiere.

In Heſſen fällt den 23ſten Jul. bey Sangershauſen ein Treffen vor. Prinz Soubiſe dringt aus Heſſen ins Hannöveriſche, muß ſich aber wegen Verſtärkung des Iſenburgiſchen Heeres, wieder zurückziehen. Bey Landwehrnhagen begiebt ſich noch ein Treffen: aber Prinz Soubiſe muß ſich zurückziehen, überrumpelt Rheinfels, und beſetzet Gießen; um ſichere Winterquartiere zu haben.

Die Kupfer dieſes Abſchnittes ſtellen vor: 1) die Schlacht bey Zorndorf; 2) die Belagerung von Colberg; 3) die Stadt und Gegend von Bremen; 4) die Gegend des Ueberganges vom Rheine; 5) die Schlacht bey Crefeld; 6) die Schlacht bey Sangerhauſen; 7) die Schlacht bey Landwehrnhagen; 8) die Ueberrumpelung von Rheinfels. Wir merken hier nur an, daß die Zahlen aller dieſer Riſſe, oder Kupferſtiche, in einer ſeltſamen Verwirrung erſcheinen. Denn theils ſetzen ſie nicht in der Ordnung des Textes, theils fehlen etliche Nummern, theils ſind etliche doppelt. Solche Verſehen ſetzen Buchbinder und Leſer in Verwirrung.

Uebrigens kommen hier auch von den vornehmſten Feldherren die merkwürdigſten Lebensumſtände vor.

Wegen der Aehnlichkeit der Absicht können wir nicht umhin, auch folgendes Werk unsern Lesern bekannt zu machen. Es heißt:

Neues Kriegstheater, oder Sammlungen der merkwürdigsten Begebenheiten des gegenwärtigen Krieges in Deutschland, in accuraten in Kupfer gestochenen Vorstellungen, nebst einem Avertissement, Leipzig 1758.

Unsre Herren Bernigerothe liefern darinn von ihrem fleißigen Grabstichel, eine gute Anzahl von Rissen und Abbildungen der Belagerungen und Schlachten, die an Richtigkeit und Sauberkeit keiner andern etwas nachgeben: viele aber noch weit übertreffen. Es sind deren bereits 33 Stücke fertig; wozu noch ein Supplement von 14 Stücken, vorhin übergangener kleinerer Vorfälle gekommen, die aber doch verlanget worden, und unstreitig die Sammlung vollständiger machen. Wir wollen sie namhaft machen:

1) Das sächsische und preußische Lager bey Pirna. 2) das österreichische Lager bey Budin. 3) Schlacht bey Lovositz. 4) Der preußische Marsch nach Prag. 5) Die Schlacht bey Prag. 6) Belagerung von Prag. 7) Schlacht bey Collin. 8) Schlacht bey Hastenbeck. 9) Stellung der Reichsarmee. 10) Schlacht bey Roßbach. 11) Schlacht bey Breslau. 12) Schlacht bey Leuthen. 13) Die Belagerung von Schweidnitz. 14) Das Treffen bey Crefeld. 15) Treffen bey Cassel. 16) Belagerung von Olmütz. 17) Die Schlacht bey Zorndorf. 18) Belagerung von

Son-

Sonnenſtein. 19) Treffen bey Luternberg. 20) Der Ueberfall bey Hochkirchen. 21) Schlacht bey Bergen. 22) Treffen bey Key und Palzen. 23) Schlacht bey Minden. 24) Schlacht bey Kunersdorf. 25) Treffen bey Maxen. 26) Treffen bey Fulda. 27) Ein Treffen bey Coln unweit Meißen. 28) Treffen bey Landeshut. 29) Treffen bey Corbach. 30) Treffen bey Errdorf. 31) Treffen bey Warburg. 32) Schlacht bey Liegnitz. 33) Treffen bey Strehla. Die Begebenheiten, ſo im Supplemente, oder in der Ergänzung vorkommen, ſind, die Schlacht von Jägerndorf ausgenommen, von minderer Wichtigkeit.

II.

Choix litteraire. T. IV. A Geneve, chez Claude Philibert 1755. Avec Permiſſion. in gr. 8.

Wir fahren fort, von dieſem periodiſchen Werke einige Nachricht zu geben, um allmählich auch auf die neuern Jahre zu kommen. Dieſer IV. Band hält nicht weniger beträchtliche und angenehme Stücke in ſich, als die vorigen: und ſelbſt unſer Landsmann, Hr. Rabener, hat ſeinen Antheil gleich im Anfange, an dem Ruhme deſſelben. Das I. Stück nämlich iſt deſſen Ausarbeitung über die Frage, ſo vor etlichen Jahren von der Akademie zu Pau im Bearnischen, zur Ausarbeitung einer

einer Preisschrift aufgegeben worden: Ist die Eifersucht eben sowohl die Wirkung des Stolzes, als der Bosheit? Man wird es verhoffentlich nicht begehren, daß wir von einer Schrift einen Auszug geben sollen, die ohnedieß ein jeder schon gelesen hat. Genug, daß wir melden, Hr. Rabener werde hier in der Anmerkung der deutsche Swift genennet.

Der II. Art. liefert eine Untersuchung, worinn der philosophische Geist bestehe, und zwar nach den Worten des Briefes an die Römer, im 3ten Verse des 12ten Cap. Non plus sapere, quam oportet. Der P. Guenard, ein Jesuit, ist der Verfasser desselben Stückes, als womit er in der französischen Akademie zu Paris 1755 den Preis erhalten hat. Der Anfang desselben lautet so: „Die Jahrhunderte haben eben sowohl, als die Menschen, ihre Merkmaale, die sie unterscheiden. Man machet sich heute zu Tage mit der Philosophie sehr breit: das ist der herrschende Geschmack; und ich möchte fast sagen, die allgemeine Neigung unsers Jahrhunderts. Der aufgegebene Satz also, der an sich selbst schon beliebt ist, wird durch die Umstände noch merkwürdiger: und diese Abhandlung würde den wahrhaftem Nutzen seyn, wenn sie unter einem ganzen Volke von Leuten, die alle Philosophen seyn wollen, den einen Theil derselben überführen könnte, daß sie es niemals werden können; dem andern aber zeigen könnte, wie sie es seyn sollen; zween Sätze, die so selten, als nothwendig zu wissen sind. Ob ich mir gleich nicht schmeichle, so große Vortheile

theile zu erreichen, so will ich doch versuchen, die Frage in dieser doppelten Absicht abzuhandeln. Zuförderst will ich den Character abbilden, der den philosophischen Geist von allen andern Arten der Geister unterscheidet; und hernach mit dem Apostel die Gränzen festsetzen, die er niemals überschreiten muß.

Wir können versichern, daß er beydes sehr wohl geleistet habe; nur unser Raum leidet es nicht, uns länger darauf einzulassen.

Der III. Art. enthält Betrachtungen über die Kanzelberedsamkeit. Der Abt Trublet ist der Verfasser davon, und hat sie seinen Lobreden auf die Heiligen vorgesetzet. Hier findet man aber nicht alle; sondern nur diejenigen, welche dem Herausgeber dieser Sammlung die besten zu seyn geschienen. Wir wollen gleichfalls einige zur Probe mittheilen.

Man muß die Beredsamkeit des Verstandes von der Beredsamkeit des Herzens unterscheiden. Beyde kommen aus der Richtigkeit und Lebhaftigkeit, entweder in den Begriffen, oder in den Empfindungen. Jene machet die Beredsamkeit des Verstandes, diese des Herzens aus.

Uebrigens sind lebhafte Begriffe auch allemal mit lebhaften Empfindungen verbunden; und die Lebhaftigkeit des Geistes kommt von der Lebhaftigkeit des Herzens.

Das Feuer gewisser Redner ist wie der Diamanten ihres; die da nur glänzen, ohne zu erleuchten, oder zu wärmen.

Man.

Manche Predigt von der Läſterſucht, iſt ein vortrefflicher Tractat von der Kunſt zu läſtern. Sie iſt geſchickter einen Läſterer vollkommener zu machen, als ihn zu beſſern; und redet mehr vom Afterreden, als dawider.

Die Prediger ſollen Menſchenfiſcher ſeyn. Zum Fiſchfange gehöret eine Lockſpeiſe. Die Predigten müſſen alſo etwas anlockendes haben. Nun iſt aber eine geblümte und ſinnreiche Beredſamkeit, die nicht rühren, ſondern nur reizen kann, geſchickter den Fiſch zu locken, als zu fangen. Nichts rührt aber weniger, als eine ſehr gezierte Schreibart. Sie vergnüget, aber ſie iſt gefährlich: denn ſie gewöhnet den Zuhörer an die ſchrecklichſten Dinge mit Vergnügen, und ohne Schrecken zu denken.

Man brauchet keinen Witz, um ſchwülſtig und hochtrabend zu reden: ja man redet ſo, bloß aus Mangel des Witzes. Aber ſinnreich zu reden, brauchet man ihn.

Die falſche Hitze, und die falſche Hoheit, ſind noch ſchlimmer, als das falſche Sinnreiche.

Alles kann man nachahmen; nur die geſunde Vernunft nicht.

Viel Empfindung und viel Witz vereiniget, das iſt der Geiſt (Genie) in der Poeſie und Beredſamkeit. Und mich dünket, man könne den Geiſt der ſchönen Künſte nicht ſchöner erklären, als wenn man ſaget: es ſey die Frucht von Empfindung und Witz.

Ueber

ten,) wohl aus der Verdoppelung des Selbſtlautes, oder aus einem hinzugeſetzten h oder e erkennen: Allein das iſt nicht hinlänglich. Darum muß er am richtigſten aus mündlicher Unterweiſung erlernet werden; indem er bey uns keinen gewiſſen Sitz hat, und nicht allemal durch todte Schreibzüge angezeiget werden kan. Z. E. er ſtehet zuweilen auf der erſten Sylbe, obgleich das Wort noch ſehr lang iſt, als Ungerechtigkeit, Gottſeligkeit. Wenn das Wort ſehr lang iſt, hat es wohl einen doppelten Ton, Groß-ſiegelverwahrer. Es hat zwar ein Buchſtab, der härter ausgeſprochen werden muß, ſeinen Ton für den andern; wie denn auch ein Wort in einer ganzen Rede, für dem andern einen ſchärfern, erhabenern, tiefern oder gezogenern Ton hat: Deswegen aber hat doch auch eine Sylbe, ein Wort, einen Ton für dem andern. Dabey iſt die Regel zu merken: **Ein verdoppelter Selbſtlaut, ein eingeſchaltetes h oder e, kan in einer Sylben, die einen ſcharfen Ton hat, geduldet werden, aber in andern ſind ſie überflüßig und unrecht.**

§. 28. Aus den Sylben entſtehen **Wörter**. Ein Wort iſt ein Theil der Rede, welcher etwas bedeutet, (das man von einer Sylbe, als Sylbe nicht ſagen kan,) deſſen von einander geſonderte Theile entweder nichts, oder doch ganz etwas anders bedeuten. Als Werkzeug, wenn man es zergliedert, ſo iſt ein Werk etwas anders, und das Zeug auch. Ungerechtigkeit, d. i. **Un** oder ohne und **Gerechtigkeit**, und dieſes **gerecht** und **keit**. Die Worte ſind ſehr mancherley. Nach der äuſſern Geſtalt, und Rechtſchreibung, welche es mit dem Zeuge oder

Ueber den Witz, die Schreibart, die Wissenschaft, ja gar über den guten Vortrag eines Predigers, wiege ich die Stimmen; über die Gabe der Rührung und des Pathetischen aber zähle ich sie.

Die Eigenschaften des Herzens und des Gemüthes sind zur Kanzelberedsamkeit viel nöthiger, als die Gabe des Witzes. Nichts machet geschickter dazu, als ein zartes und empfindliches Herz, und ein großes und erhabenes Gemüth.

Doch wir müssen abbrechen. Der IV. Art. handelt von den Vortheilen und Gefahren der starken Einbildungskraft. Das Merkwürdigste ist, daß dieß Stück aus dem Engländischen ist: wo gewiß sowohl die Vortheile, als die schädlichen Wirkungen dieser Gemüthskraft sehr merklich sind. Selbst dieß Stück ist mit einem Feuer derselben geschrieben, welches ihm viel Stärke giebt. Allein es ist schwer einen Auszug daraus zu geben, der unserm engen Raume gemäß wäre. Wir können aber hoffen, es bald ganz übersetzet zu lesen.

Das V. St. liefert Betrachtungen über den Witz, die Hr. von Voltaire für das Dictionnaire Encyclopedique aufgesetzet hat. Man sollte denken, ein Mann, der selbst so stark am Witze ist, würde ihn auch am besten abzuhandeln wissen. Hier findet man aber nur eine Menge französischer Redensarten erkläret, darinn das Wort Esprit vorkömmt; als Ouvrage plein d'Esprit, un homme qui a de l'Esprit, Esprit sublime, Esprit exact, Esprit mal, judicieux, ferme, mâle, contagieux, leger, doux &c. avoir de l'Esprit, bel Esprit,

Eſprit ſuperieur, le faux-eſprit, Eſprit d'une Societé, de parti, d'une Loi, d'un Ouvrage, de vengeance, de diſcorde, de revolte, u. d. gl. m. So wie aber dieſe Redensarten noch lange nicht alle diejenigen ſind, die man in Büchern und in Geſprächen findet: ſo hat Hr. von Voltaire im Anfange ſelbſt geſtanden, daß dieß Wort einen ſehr unbeſtimmten Begriff habe. Das Wort Eſprit, ſaget er, in ſo weit es eine Gemüthskraft bedutet, iſt einer von den unbeſtimmten Ausdrücken, mit dem alle, die ihn ausſprechen, faſt allezeit einen andern Sinn verknüpfen. Es drücket ganz was anders aus, als Urtheilskraft, Geiſt, Geſchmack, Gabe, Einſicht, weitläuftige Kenntniß, Anmuth, Feinheit: und es ſoll doch von allen dieſen Verdienſten etwas haben. Man könnte ihn alſo eine ſinnreiche Vernunft nennen. Bey einer künftigen Ueberſetzung des ganzen Artikels ließen ſich verſchiedene Anmerkungen dazu machen.

Der VI. Art. iſt eine Betrachtung über das Buch Eſprit des Loix, die der Präſident von Mauppertuis, in dem Lobſpruche des Präſidenten von Montesquieu, mit einfließen laſſen. Uns dünket, dieſe ganze Schrift iſt in Deutſchland ſchon einzeln bekannter geworden, als daß wirs nöthig hätten, ſie zu wiederholen.

Der VII. Art. liefert eine Rede über die Grundſätze und traurigen Wirkungen des Unglaubens. Sie iſt ſchön, und hebt ſo an:

Nichts würde unbegreiflicher ſeyn, als der Geiſt des Unglaubens, in einem ſo aufgeklärten

Jahr-

Jahrhunderte: wenn, ungeachtet des darinn glänzenden Lichtes, die Menschen nicht überhaupt leichtsinnig, seicht, weichlich, und ihren Sinnen ergeben wären. Diese Fehler, und diese Laster thun dem Unglauben sehr viel Vorschub, und dieser hingegen befördert auch sie überaus sehr: ja die Seuche dieser Krankheit ist so handgreiflich, daß die Unempfindlichkeit dabey, den Erscheinungen eines tödtlichen Krebses gleichen würde.„ Genug zum Vorschmacke!

Der VIII. Art. besteht aus Betrachtungen über Stolz und Bescheidenheit, und ist aus dem Engländischen übersetzet. Der Engländer wilde Art zu denken, zeiget sich hier gleich im Anfange. Man urtheile aus folgender Probe: „In einem heitern Tage erheben wir uns mit Seraphsflügeln bis an den höchsten Himmel. Wir betrachten mit einem unsterblichen Auge die ganze Natur. Des folgenden Tages, bey neblichter Luft, sind wir unfähig zu denken und nachzusinnen. Wie im Aprilmonde derselbe Tag bald klar, bald finster ist: so thut auch unser Verstand in einem und demselben Tage, Wunder und Thorheiten.„ Solche Ausschweifungen muß man viele übersehen, ehe man vom Stolze und von der Bescheidenheit etwas zu lesen kriegt.

Der IX. Art. liefert philosophische Betrachtungen über den Augenblick des Todes. „Der Tod, heißt es gleich anfangs, diese so besondere, so besorgte Zustandsveränderung, ist in der Natur nur die letzte Schattirung eines vorhergehenden Zu-

ſtandes. Die nothwendige Folge der Abnahme unſers Leibes, bringt dieſe Stufe eben ſowohl, als alle vorherigen mit ſich. Das Leben fängt ſchon lange vorher an, zu erlöſchen, ehe es ganz erliſcht. Und in der That iſt es vielleicht weiter von dem Alter bis zur Jugend, als vom Alter bis zum Tode. Denn hier muß man das Leben nicht als eine für ſich beſtehende Sache, ſondern als eine Größe anſehen, die der Vermehrung und Verminderung fähig iſt. Im Augenblicke der Bildung der Frucht iſt dieß körperliche Leben nichts, oder faſt noch nichts. Allmählich mehret es ſich, erweitert ſich, erlanget beym Wachsthume des Körpers mehr Beſtand, dehnet ſich aus, und ſtärket ſich. Sobald er anfängt abzunehmen, vermindert ſich auch die Größe des Lebens ꝛc. Wir fangen ſtufenweis an zu leben; und wir ſterben eben ſo, wie wir angefangen haben zu leben. u. ſ. w.

Die letzten drey Stücke ſind poetiſch; und zwar das X. ſtellet den Labyrinth des Herzens vor. „Unter deiner ſtürmiſchen Regierung, flüchtige Jugend, war alles ein Gegenſtand meiner Wünſche. Beym Uebermaaße des Trunkes und der Zärtlichkeit, glaubte ich ein Vergnügen zu empfinden. Ich koſtete es; allein dieß Kind der Zärtlichkeit floh, und entwiſchte mir immer, wenn ich im Begriffe war, es zu erhaſchen. Konnte ichs wohl ergreifen, ohne die Kunſt zu wählen? ꝛc.

Der XI. Artikel ſtellet die vernünftige Unwiſſenheit dar.

Gehet

Gebt! Sterbliche, beſchleichet die Natur
Auf ihrer tief verdeckten Spur.
Die ihr voll Neugier ſtrebt, den dunkeln Pfad zu treffen,
Der eurem ſchwachen Blick durch ſeinen Gang zu äffen,
Und zu verlachen weis.
Ihr Luchſe, die ihr oft mit Gläſern in der Hand
Wißt kleinen Körpern nachzuſpüren;
Ja euch ſogar ins krumme Gleis
Der Wandelſterne könnt verlieren. u. ſ. w.

Der Schluß iſt:

Faiſons nous une loi de ſavoir ignorer.

Man mach ſich ein Geſetz, auch etwas nicht zu wiſſen.

Der XII. Art. iſt ein Brief in kurzen Verſen; eines Dichters, der von einem Frauenzimmer ein Stück Porcelan zum Geſchenke bekommen hatte, und ſich dafür bedanken wollte. Unter andern Lobſprüchen, die er derſelben giebt, iſt auch dieſer, daß ſie es ohne eiferſüchtigen Verdruß anhören könne: daß man einer andern die regelmäßigſte Schönheit nachrühmet; daß ſie ſelbſt ein Paar berühmte Schönheiten liebe, und von ihnen ſo, wie die Mannsperſonen rede:

Et Vous en parlez, comme nous.

Iſt denn das bey dem ſchönen Geſchlechte eine ſo ſeltſame Sache?

III.

Des Freyherrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatskunst. Erster Theil. — — Ni fallor — — aus dem Französischen übersetzt. Mit königl. pohln. und churſächsischer Freyheit. Breslau und Leipzig, bey Joh. Fr. Korn, dem ältern 1761. in gr. 8.

Was wir vor einigen Monathen angemeldet haben, ist wirklich im Deutschen fertig geworden. Der I. Band der so belobten Institutions de Politique, des berühmten Hrn. Geh. Raths und Freyherrn von Bielefeld, kann nun auch in unſerer Mutterſprache geleſen werden: und der II. Band wird unausbleiblich in nächſter Oſtermeſſe fertig erſcheinen. Von dem Werke ſelbſt und ſeinem Inhalte haben wir ſchon unlängſt ſattſame Nachricht gegeben: jetzo wollen wir auch von der Ueberſetzung ein Paar Worte ſagen.

Der ungenannte Hr. Ueberſetzer hält es für vergeblich, von dieſem Buche dem Leſer vortheilhafte Begriffe zu machen: indem der berühmte Namen ſeines Hrn. Verfaſſers ſchon der beſte Herold ſeines Werthes ſey. Selbiger habe die Staatskunſt nicht in den finſtern Winkeln einer engen Studierſtube, ſondern in dem hellen Lichte eines großen Hofes gelernet. Er habe ſie in mehr als einem Lande, auf klugen Reiſen, und im Umgange

gange mit Leuten, die an der Regierung ganzer Länder Theil gehabt, gefasset; und sey also sonder Zweifel in die rechte Schule der Politik gerathen. Eine vieljährige Erfahrung sey noch dazu gekommen, seine Einsicht vollkommener zu machen und zu bestärken. Wo nämlich ein scharfes und erleuchtetes Auge alles wirklich ausgeführet erblicke: und wo der Erfolg selbst gewisse Anschläge theils gerechtfertiget, theils verworfen habe: da könne man die völligste Zuversicht zu allen Regeln haben, die zur Wohlfahrt der Staaten vorgeschrieben würden.

Diesem so guten Vorurtheile, von der besondern Güte dieses Buches, fährt der Hr. Vorredner fort, habe schon die öffentliche Stimme der Bücherkenner ihren Beyfall gegeben. Monathschriften und gelehrte Zeitungen hätten den Werth desselben einhällig bestärket: und folglich würde sein Lobspruch viel zu spät kommen; gesetzt, daß das Zeugniß des Uebersetzers eines Werkes, nicht ohnedieß schon verdächtig wäre.

Uebrigens ist der Verfasser dieser Vorrede der Meynung: daß wir vielleicht dieß Werk von der Staatskunst niemals würden bekommen haben: dafern der berühmte Kanzler und Freyherr von Wolf, nach demselben Entwurfe, wornach er sein Lehrgebäu des Natur- und Völkerrechts geschrieben, auch die Staatskunst ausführlich hätte abhandeln können. Der Freyherr von Bielefeld habe bey jenem Werke so viel Beyfall bezeuget, daß es zu vermuthen stünde: er würde den deutschen Philosophen auch in der Politik gleicher Hochach-

tung werth befunden haben. Doch da selbiger vor gänzlicher Vollendung seines philosophischen Lehrgebäudes der Welt entzogen worden: so liefere zwar eine andere gelehrte Feder die völlige Ausführung desselben wirklich. Da aber solches in lateinischer Sprache geschähe, die nicht mehr die Sprache der Höfe zu seyn schiene: so müßte man dem hochwohlgebohrnen Freyherrn von Bielefeld viel Dank wissen, daß er durch seine Feder in einer den Höfen bekannten Sprache, ein Werk vollständig ausführen wollen; davon der Freyherr von Wolf in seiner deutschen Politik nur die Grundrisse gezogen hätte.

Von seiner Uebersetzung saget der Hr. Vorredner weiter nichts, als daß er sie mit allem dem Fleiße gemachet, den ein so wichtiges Werk verdienet. Ob es aber auch mit aller nöthigen Geschicklichkeit geschehen, davon will er den Ausspruch theils von den Lesern, theils von dem Hrn. Verfasser selbst erwarten. Uns ist es vorgekommen, als ob wir in diesem politischen Fache noch kein Werk aufzuweisen hätten, darinn sich die deutsche Sprache in einem solchen Reichthume, und mit solcher Richtigkeit gewiesen hätte. Sowohl von Justiz- als Polizey- und Cameralsachen; sowohl von dem Handel, der Schiffahrt als dem Kriegswesen, findet man hier die Ausdrücke so stark, so eigentlich, und ausgesucht angebracht; daß man es beynah vom Deutschen nicht vermuthet hätte, daß es sich überall so körnigt, kurz, und nachdrücklich würde hören lassen. Vielleicht werden auch viele Staatsleute, die sich nur gar zu sehr aus

Ihr an-

Französische gewöhnen, daraus einsehen lernen: daß unsre Muttersprache Reichthümer besitze, die ihnen bisher noch unbekannt gewesen.

Der Hr. Vorredner besorget endlich, daß er vieleicht unrecht gethan haben werde, da er hin und wieder kleine Anmerkungen, ja wohl gar bescheidene Zweifel gegen einige Lehrsätze eingestreuet. Er gesteht, daß er sich nicht zureichend zu entschuldigen getraue, wenn man ihn auf die strengen Pflichten eines Uebersetzers zurück weisen wollte. Nur eins könne ihn schützen: nämlich die so edle Freyheit zu denken, der sich sein Schriftsteller selbst, bey der größten Männer, eines Marschalls Grafen von Sachsen, eines Präsidenten von Montesquieu; u. a. m. Lehren bedienet habe. Begienge er also einen Fehler, indem er seinem Muster folgete: so wäre es sein Trost, daß er einem großen Vorgänger nachgeirret hätte.

Wir haben diese seine Anmerkungen durchgelaufen, und theils viele, die seines Originals Lehren bestätigen, und erläutern; theils aber auch manche angetroffen, die der ansehnliche Hr. Verfasser nach genauer Prüfung selbst billigen würde. Einige enthalten auch eigene politische Betrachtungen des Hrn. Uebersetzers, die vieleicht Staatskundigen zu mehrerer Ueberlegung Anlaß geben können. Z. E. Bey des VI. Hauptst. 37sten §. ist eine Erläuterung der Ursachen zu finden, warum König Friedrich Wilhelm beym Antritte seiner Regierung 1714 in allen seinen Landen den Advocaten eine besondere Tracht mit kurzen schwarzen Mänteln an-

befohlen. Beym 6. H. des VII. Hauptstücks liest man etwas von der schlechten Wienerpolizey in der Reinigkeit der Gassen. Im VIII. Hauptst. ist von der Regelmäßigkeit der Gassen in Städten, von ihrer Reinlichkeit, von den Linden und Spaziergängen zu Berlin, Dresden und Cassel, von Laternen, und von Einführung gleiches Maaßes und Gewichtes im ganzen Reiche, eins und das andre beygebracht.

Im X. Hauptst. wird in einer Anmerkung gewiesen, daß die preußische Nation seit 200 Jahren so unbekannt nicht gewesen, als der Hr. von Voltaire und nach ihm der Hr. Verfasser geäußert; und daß eben nicht der Reichthum, sondern die Tapferkeit und Kriegszucht, einen Cyrus, Alexandern, Rom, und Gustav Adolphen groß gemachet; daß man für Geld nicht allemal gute Kriegsheere kriegen könne, wird mit dem Beyspiele der Holländer im vorigen Kriege dargethan. Daß die heutige Verfassung von Oesterreich im Kammerwesen ungleich besser, als unter den vorigen Kaisern sey, wird aus dem itzigen langen Kriege geschlossen, den die Kaiserinn-Königinn ohne fremde Subsidien so lange fortführen kann. Daß ein Privatmann nicht urtheilen könne, wenn ein Landesherr aufhören soll seinen Schatz zu vermehren. Daß die Engländer bey ihren großen Staatsschulden schon 832 Millionen Liv. mehr schuldig sind, als Frankreich nach dem Tode des XIV. Ludewigs. Daß es einem Lande schädlich sey, ausländische Capitale zu verzinsen; und die erborgten Gelder für auswärtige Waaren

der Materie eines Worts zu thun hat, sind sie entweder einsylbige oder vielsylbige. Denn gleichwie ein Buchstab wohl eine Sylbe macht, also macht auch zuweilen eine Sylbe ein ganzes Wort: Das ist, eine Sylbe hat bisweilen einen völligen Begriff und eine gewisse Bedeutung. Hat ein Wort mehrere Sylben, so werden sie, wie die Buchstaben, dichte hinter einander hergeschrieben, und muß man weder im Schreiben im Worte einen Raum, noch im Lesen oder Reden einen Einhalt machen. Die Wörter aber müssen in einem gewissen Raume von einander stehen, welches, wenn es gut beobachtet worden, mit zur äusserlichen Zierde einer Schrift oder eines Buchs gereichet. Dahin gehören auch die zusammengesetzten Zeitwörter, als bey welchen das Vorwort, wenn es hinten zu stehen kommt, abgerissen werden muß, als stehe bey, laß ab; von beystehen, ablassen.

§. 29. Nach der Rechtschreibung sind ferner einige Wörter vollständig, andere verstümmelt, andere verlängert. Diese sind entweder nur im Schreiben abgebrochen, um Raum zu ersparen, oder Zeit zu gewinnen; oder abgekürzt, weil sie auch in der Rede so ausgesprochen werden. Von den abgebrochenen Wörtern, sonst Abbreviaturen genannt, merke ich an, daß sie bey den Römern und Griechen sehr gebräuchlich waren, welche man sich bekannt machen muß. In unsern Sprachen sind gar wenige vorhanden, die man in öffentlichen Schriften aus Noth zu weilen gebrauchet, als Ew. Gr. und z. E. d. i. u. s. w. ꝛc. Man enthält sich derer, die nicht durchgängig üblich sind, billig. Allein in Handschrif-

aus dem Lande zu schicken. Daß in Ländern, wo viele Auflagen sind, auch alle Lebensmittel, und alles Arbeitslohn der Handwerker theurer wird. Daß da, wo die Reichen der Landescasse große Summen vorschießen, die ihnen hoch verzinset werden, der ärmste Mann, bis auf den Bettler, dem Reichen sein Geld verzinsen muß. Daß es gar nicht vortheilhaft für ein Land sey, auswärtige Schulden zu haben, und die Zinsen zum Lande hinauszuschicken. u. d. m.

Eben so sind im XI. Hauptst. verschiedene Anmerkungen von Beförderung der Landesmanufacturen, der schädlichen Ausfuhren roher Wolle, rohes Garnes; von den wüsten Gegenden in Frankreich, aus dem Mirabeau; von des Grafen Truchses in Preußen, Anschlägen, zur Verbesserung der Landwirthschaft in Preußen, in dem 1720sten Jahre. Ferner wird die Ursache angegeben, warum ein sächsischer Bauer von einer kleinen Hufe Landes, von 16 Ackern oder Morgen, mehr Vortheil zieht, als anderwärts von zwey, drey oder mehr größern Hufen einkömmt; und woher also Sachsen viel dorf- und volkreicher ist? Von Verbesserung des Weinbaues; von dem Nutzen des Seidenbaues in Deutschland; von neuen Arten der Weine; vom vormaligen reichlichen Heringsfange an der preußischen Küste, und warum er aufgehöret; von der sächsischen Perlenfischerey in der Elster. Von dem Schaden, den die Kaufmannschaft durch die Einschleppung fremder Waaren den Manufacturen thut;

thut; von dem Unterschleife, der von den Donauschiffen bey Hafnerzell, nahe am österreichischen, getrieben wird; von dem Schaden der herrschaftlichen Manufacturen. u. d. m.

IV.

Fortsetzung des Auszuges, aus den Babioles Litteraires & critiques en prose & en vers. à Hambourg, chez Bohn in 8.

Wir haben unlängst versprochen, in den Nachrichten von diesem artigen Werkchen fortzufahren. Wir blieben bey der Beurtheilung des Boileau stehen, davon noch eine Suite hier folget; und urtheileten: der Hr. Conf. R. von B könnte, aller Hochachtung unbeschadet, die Boileau, als der große Verbesserer des französischen Parnasses verdient, in seinen Kritiken über einige Stellen desselben doch wohl Recht haben. Uns fällt dabey eine kleine Schrift ein, die unter dem Titel der Lettres Antipoetiques, par Mademoiselle de Hooghard, vor jenen 20 bis 30 Jahren in Holland herauskam. Hier faßte eine scharfsinnige Landsmännerinn das Herz, die Art poetique des Boileau, nach den Regeln der Vernunftlehre und einer gesunden Kritik zu beurtheilen. Sie zerlegte dieß dogmatische Gedicht in alle seine Theile, würte der Ordnung und dem Zusammenhange, d. i. der ganzen Lehrart, die

darinn

darinn beobachtet worden, recht tiefſinnig nach; und fand, daß nichts unordentlicher und unvollſtändiger abgehandelt ſey, als dieſe Dichtkunſt des Boileau. Sie machet darauf einen neuen Entwurf eines ſolchen Gedichtes, verſetzet die Stücke des boileauiſchen in eine andre Ordnung, zeiget die Lücken an, die noch auszufüllen wären; und machet auf dieſe Art ein weit ſchöneres und vollſtändigeres Gedicht daraus, als es wirklich iſt. Alles dieſes that ſie, unſers wenigen Ermeſſens, mit ſo vollkommener Einſicht und gutem Grunde: daß nur ein von Vorurtheilen Verblendeter ihr Unrecht geben konnte. Wir hätten alſo wünſchen wollen, daß der berühmte holſteiniſche Dichter, Hr. Grieſi, deſſen itzige Bedienungen und Titel wir nicht wiſſen, anſtatt ſeiner ſchönen Ueberſetzung der Art poetique de Boileau, die er ungefähr vor 15 Jahren herausgegeben, und die uns erſt vor kurzem bekannt geworden, dieſen methodiſchen Entwurf der Jungfer Hooghard ausgeführet hätte, oder noch ausführen wollte. So würden wir gewiß im Deutſchen ein ſchöneres Gedicht von der Dichtkunſt haben, als die Franzoſen, an der ihrigen haben.

Der Hr. Verfaſſer zeiget zuförderſt, daß Boileau darinn geirret, daß er geglaubet, im ganzen Virgil wäre nur eine einzige ſatiriſche Zeile zu finden:

Qui Bavium non odit, amet tua carmina Mevi.

Denn es gäbe viel mehrere, die theils Greſſet in ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung, theils auch Hr.

Over-

Overbek, unser deutscher Dollmetscher der Eklogen, angezeiget hätten. Er merket ferner an, daß Boileau in der Dichtkunst ein Paar übelangebrachte Sittenlehren, fast in einem prosaischen Mönchstone geprediget habe.

Cultivez vos amis, soyez homme de foi.

Er selbst erkühnet sich, auf gut bentleyisch, dem Hrn. Boileau auch eines in einer Parodie anzuhängen:

Que les vers ne soient pas votre éternel emploi;
Feignez de travailler à l'histoire du Roi,
Flattez la Cour entiere &c.

Ferner tadelt er den Boileau, daß er in seiner Dichtkunst kein Wort vom la Fontaine und seinen Fabeln gesaget: ohne Zweifel, weil sein Freund Patrü, glaubete, die französische Sprache schicke sich nicht zu Fabeln. Wenn Boileau saget, die christliche Religion schicke sich nicht zu lustigen Fabeln:

De la foi d'un Chretien les misteres terribles
D'ornemens égayés ne sont point susceptibles — —
Et de vos fictions le melange coupable,
Même à ses veritès donne l'air de la fable.

So versteht der Hr. von B. als ob Boileau alle geistliche Gedichte, die poetischen übersetzten Psalmen, die Abbildungen und Beschreibungen Gottes u. d. gl. verbothen hätte: und setzet ihm des Racine Gedicht von der Religion entgegen. Allein das ist, unsers Erachtens, des Boileau Mey-

nung

nung nicht. Er redete von dem Moiſe ſauvé, einem epiſchen Gedichte des St. Amant; der ſo viel in die bibliſche Erzählung hineingefabelt hatte, daß es zum Ekel, ja lächerlich wurde. Die Athalia und die Eſther des Racine konnten alſo hier nicht gemeynet ſeyn; als die nur die zu einem Trauerſpiele nöthigen Zuſätze von Perſonen und Umſtänden haben. Aber was würde Boileau vom Milton, der damals noch unter der Bank ſteckte, und von ſeinen Nachäffern, von allen Nimroden, Jakoben, Sündfluthen, vom Tode Adams und Abels, u. d. m. geſaget haben, wenn er ſie hätte ſehen ſollen? In dieſem Stücke ſcheint uns alſo Hr. von B. dem Boileau unrecht gethan zu haben.

Die im nächſten Stücke folgende Kritik über die Dollmetſchung eines homeriſchen Verſes, aus dem Longin, iſt deſto gegründeter. Daß aber der Hr. Verfaſſer nicht will, daß Boileau über ſeine Satiren, das Wort Satire hätte ſetzen ſollen: das ſcheint uns eine kleine Zunöthigung, ſeiner Dame zu gefallen, zu ſeyn. Es iſt wahr, jeder nicht ganz dumme Leſer, wird wohl merken, daß er eine Satire lieſt, wenn es gleich nicht darüber geſchrieben ſteht. Allein dieß beweiſt zu viel. So müßte man auch keiner Ode, keiner Idylle, keinem Sendſchreiben, keinem Sonnete, keiner Komödie, keinem Trauerſpiele und keinem Heldengedichte ſeinen Namen an die Stirne ſchreiben. Daß mancher ſatiriſche Schriftſteller neuerer Zeiten, den Namen Satire nicht übergeſchrieben, iſt darum kein ſo großes Lob. Er hat nicht eigenherzig zu

Werke

Werke gehen, sondern ungewarnet beißen wollen. Horaz und Juvenal nannten ihre Kinder auch bey Namen.

Die Folge zeiget uns die Fortsetzung der Aufschriften über verschiedene Schriftsteller. Auch hier kommen lauter französische Bücher vor. Larreys Historie der sieben Weisen, Mathanasius, Regnard, Crebillon, Boursault, Dancourt, Don Quischotte, Rabelais, Abt Du Bosc, Destouches. Nur sehen wirs nicht ein, warum hier gesaget wird, Thalia habe diesem Dichter das Feinste von ihrer Kunst verborgen. Die andern Bücher sind mehrentheils so schlecht, daß der Hr. von B. nicht nöthig gehabt hätte, sie im Französischen zu suchen; im Deutschen selbst gab es viel bessere. Doch nehmen wir die Briefe der Fr. von Sevigne und Müralts Briefe über die Franzosen und Engländer aus. Die Aufschrift über das Dictionaire neologique, hätte sich auch über die deutsche Aesthetik in einer Nuß geschicket:

La Satire en ce volume
Prouve à ses fiers ennemis,
Qu'il est beau, qu'il est permis
D'écraser à coups de plume
Tous les Novateurs hardis,
Sans le bon-sens Beaux-Esprits.

Das nächste Stück unsrer Spielwerke ist über die voltairische Misgeburt, den so genannten Candide, oder den Optimisme, gestellet. Der scharfsinnige Hr. von B. urtheilet hievon sehr richtig: daß ungeachtet aller beißenden Spöttereyen, dieß

neue

neue Werk des unerschöpflichen Hrn. von Voltaire wider die beste Welt nichts beweise. Vielleicht aber würde er derselben doch einige Anhänger abspenstig machen. Dieses sey seine Absicht, und er könnte es hoffen, weil kein Philosoph wider eine Scarteke, die so voller Unflätereyen wäre, ernsthaft würde schreiben wollen. Die andern Weltleute würden gewiß itzo auch nicht die beste Welt predigen wollen. Hr. von Voltaire hat also wenigstens eine bequeme Zeit zu seinem Spotte erwischet.

Als die Fr. von Chatelet vom sel. Prof. König die leibnitzische Philosophie lernte, war der Hr. von Voltaire auch ein eifriger Schüler derselben und von Wolfen. Damals schrieb er von ihr: „Sie glaubet mit dem großen Leibnitz, daß Gott „die allerbeste von allen möglichen Welten geschaf„fen habe: und ohne daran zu denken, ist sie selbst „ein Beweis davon, daß Gott recht vortreffliche „Sachen geschaffen habe.„ Es würde schwer seyn, Hrn. Voltairens damalige Meynung, mit seinem Gedicht über die Zerstörung Lissabons zu vereinigen; aber der Candide zeigt uns dieß noch deutlicher. Denn der Optimismus ist nach seinem Ausspruche, diejenige Wuth, da man mitten im Elende behauptet: alles sey gut.

Der Hr. von V. setzet von dem Seinigen hinzu: daß Leibnitz, Pope und Wolf, die großen Vertheidiger der Lehre von der besten Welt, sich bisweilen, als Philosophen, deren Gedanken nicht recht zusammenhangen, aufgeführet. Er bildet

sich ein, wenn diese großen Männer bisweilen ein Misfallen über dieses oder jenes Stück dieses Weltgebäudes blicken lassen: so hätten sie ihrer Lehre von der besten Welt widersprochen. Allein ohne allen Grund. Wer selbige einsieht, wird so nicht urtheilen. Wo bliebe sonst der große Lehrsatz, daß oft eine Unvollkommenheit in den Theilen, zur Vollkommenheit des Ganzen etwas beyträgt? So war ohne Zweifel auch Popens Puckel ein nöthiger Theil der besten Welt. Denn wer weis, ob Pope so ein starker Dichter geworden wäre, wenn er wie ein Adonis, oder Nircus gestaltet gewesen wäre? Die allgemeine Sprache, die Leibnitz habe einführen wollen, gieng nur auf die Schrift; nicht aber auf die Aussprache. Es ist also falsch, was man ihm Schuld giebt, er habe alle andere gewöhnliche Sprachen aus der gelehrten Welt verbannen wollen. Das ist Leibnitzen nie in den Sinn gekommen! Wer Vorschläge zu neuen Rechnungsarten thut, und sie selbst erfindet, will darum nicht die gemeine Rechenkunst verbannen. Leibnitzianer lachen darüber. Crousaz und Racine mögen geglaubet haben, was sie wollen: so verstunden sie die Lehre Leibnitzens und Popens eben so wenig, als Hr. von B. Es gehöret aber auch zur besten Welt, daß ein Gelehrter nicht alle mögliche Einsichten haben kann. Das ist wohl die Ursache nicht gewesen, warum Leibnitz, Pope und Wolf die beste Welt geglaubet: weil sie arm gebohren worden, aber berühmt und reich gestorben. Sie lehrten gewiß die beste Welt, als sie noch arm waren.

Gewiß

Gewiß war Wolf 1719 noch nicht reich, als er in seiner Metaphysik schon diese Lehre vortrug. Er hatte noch nicht 300 Thlr. Besoldung, ehe er aus Halle vertrieben ward. Davon ließen sich keine Schätze sammlen. Sein Reichthum entstund nach seinen Verfolgungen in Marburg: und bestätigte die alte Lehre, daß auch aus dem Bösen was Gutes entstehe. Wer reich gebohren wird, und arm stirbt, klage sich selber an. u. s. w.

V.

Mikroscopische Gemüths- und Augenbelustigungen. Tab. LXXV-LXXXII. Nürnb. in 4.

Wir fahren fort, unsern Lesern von den neuen Fortsetzungen dieser angenehmen physikalischen Monathschrift Nachricht zu geben. Der Hr. Verfasser beschreibt auf der 75sten Tafel einen Wasserwurm, den er einen Harlekin nennet. Dazu machet er den scherzhaften Eingang: Er wisse nicht, ob unter den Schlammthieren auch Komödien gespielet würden: ob er gleich Begebenheiten und Heldenthaten unter ihnen mit angesehen, die Stoff zu den schönsten Schauspielen abgeben könnten. Er habe erst neulich einen tapfern Polypen erblicket, den ohne Zweifel die Natur bestimmet habe, sich von schwächern Kreaturen zu nähren, und der auf dem

Schlachtfelde, als ein Sieger über viele hundert seiner Feinde mit Vergnügen triumphiret.

Eben so gewiß sey es, daß ein Geschöpf unter ihnen lebet, welches in vielen Stücken einem possirlichen Harlekin gleichet. Sein schwarzer Kopf, sein scheckigter Leib, und seine lächerlichen Sprünge, Verdrehungen und Wendungen, die auch wir in dem Kupfer dieses Monathes vorstellig machen, hätten viel ähnliches in der lustigen Person der wälschen Schaubühne. Denn bald steht dieß Würmchen auf dem Kopfe oder auf seiner rothen Mütze, bald auf dem Schwanze; bald liegt es nach der Länge hingestreckt, fährt aber wie der Blitz zusammen, und schiebt, wie eine Schlange vor sich hin. Zuweilen rollet es sich wie einen Ball zusammen, thut aber plötzlich einen Sprung in die Höhe, u. s. w.

Die erste Figur zeiget bey a die natürliche Größe dieser Wassermade, und die mannigfaltigen Bewegungen derselben. Bey b hingegen ist die Vergrößerung nach dem vierten marschallischen zusammengesetzten Mikroscop gezeichnet. Hier sieht man seinen runden Kopf, mit zweyen Fühlhörnern, seinem Zangenbisse, und zwey braunen Augen, an einem schlanken Körper von zwölf Gelenken; durch welchen eine lange grüne Röhre bis zum Ende des Schwanzes läuft. Außer der Vergrößerung ist seine Farbe zinoberroth; durchs Glas aber fällt sie ins Gelbe, und Rosenfarbene, u. s. w. Die zweyte Figur stellet Wasserflohe vor, die Hr. Schäfer Riesenfüße nennet.

Die

ſchriften, die zu eigenem Gebrauch ſeyn ſollen, kan man ſich ſelbiger mit groſſem Vortheil bedienen. Doch iſt es nicht gleich viel, was für welche man macht oder erſinnet: Sondern es muß auch hierinnen eine Ordnung beobachtet werden. Man muß die, ſo andere gebraucht haben, behalten, damit andre leſen können, was man geſchrieben. Zu dem Ende thun Schullehrer ihren Untergebenen einen groſſen Dienſt, wenn ſie ſelbige in der Kunſt fertig zu ſchreiben üben, und ihnen die nöthigſten Abkürzungen bekannt machen. Ja es würde nicht undienlich ſeyn, wenn eine Sammlung aller abgebrochenen Wörter, die bey den Griechen, Lateinern, Deutſchen, Franzoſen und Engelländern gebräuchlich ſind, nebſt einer dazu nöthigen Einleitung, einmal gemein gemacht werden könnte.

§. 30. Die im Reden und Schreiben abgekürzten Wörter ſind dreyerley Gattung. Einige leiden eine **Verkürzung im Anfange**, einige in der Mitten, andre am Ende. Unter allen dreyen Gattungen ſind einige zu meiden, einige zu dulden. Es iſt hier nicht thulich alles anzuführen, was man anführen könnte und ſollte. Darum will ich hierinnen ſo kurz, als möglich, ſeyn. **Am Anfange verkürzte Wörter ſind, raus, rab, rauf, rein, rum, geben für gegeben, welche durchaus, auch in Verſen, nicht zu dulden.** Folgende findet man noch hie und da. **Brauchen für gebrauchen, doppelt für gedoppelt: Treu für getreu. Schedel, für Hirnſchädel ꝛc.** In der Mitten verkürzte, oder zuſammengedrängte Wörter ſind: **Drum, drauf, Neurung, Engliſch, unſers, vollkommen,**

Die LXXVIſte Tafel zeiget eine Bartkeule, oder das Fühlhorn vom Seidenwurmsvogel, nebſt deſſen kleinen Saamenthierchen. Ein unanſehnlicher kleiner weißer Schmetterling hat bloß an ſeinem Barte, oder an ſeinen Fühlhörnern ſehr viel Wunderbares. Es ſind zwey prächtige Federſträuße, die kein Heyduck herrlicher an ſeiner Mütze tragen kann. Sie ſitzen gleich an beyden Augen, beſtehen aus einer hornbeinigten, ſpitzzulaufenden Röhre, an welcher zu beyden Seiten gleichſam eine Menge, wenigſtens 30 Paar mit kleinen Haarfedern beſetzte Gänſekiele, herausgehen. Gewiß ein künſtlicher Bau, den man an dieſem Thierchen nicht vermuthen ſollte. Hiebey meldet der Hr. Verfaſſer auch, daß ihm vor kurzem aus fünf Goldpuppen von Seidenwürmern, zwey weibliche und drey männliche Vögel ausgekrochen; deren unbegreifliche Zeugungsbegierde, er gleich eine halbe Stunde nach dem Auskriechen, bemerket, und hernach wunderbare Dinge beobachtet.

Die 77ſte Tafel zeiget die Staubgefäße der Roſe. Er wird in der 80ſten Figur von den Dornen und Stacheln der Roſe mehr beybringen. Hier werden nur ihre Saamengefäße und Staubbeutelchen vorgeſtellet. Jedes Körnchen ſchwebet gleichſam auf ſeinem haarſpitzigen Stielchen. Da jedes länglich, faſt wie ein Weizenkörnchen ausſieht, ſo verwandelt es ſich im Waſſer gleichſam in kugelrunde Pfefferkörner, aus welchen hernach, nur nach und nach die innerlichen Saftheile hervordringen.

Bey dieser Gelegenheit beantwortet der Hr. Verf. einen Einwurf, den ihm vor sechs Jahren, ein nicht dummer Bauer, bey einer Leichenpredigt gemachet: daß gleichwohl ein Saamkorn in der Erde nicht verfaule, und also kein rechtes Bild der Auferstehung abgeben könne: wobey er ein Gespräch mit dem Hrn. Hofr. Treu von dieser Materie anführet.

Die 78ste Tafel zeiget das Wasser im Blute, oder das sogenannte Serum. Er theilet davon ein Schreiben eines gelehrten Mannes mit, der die Beobachtung gemachet hat, als er sich am Fuße zur Ader gelassen. Nachdem er einen Tropfen dieses vom rothen geronnenen Blute geschiedenen Saftes, auf seinen Schieber gebracht, war er anfangs zwar gelblich, aber ganz helle. Eine Stunde darauf aber war das darinn befindliche Salz, in die allerwunderbarste ästige untereinander verbundene Gestalt, fast wie ein Dornbusch angeschossen. Nach vier Tagen aber, als die Materie schon etwas zu riechen anfieng, war diese zackigte Figur noch viel anders zusammengewachsen. Beyde werden sehr schön vorgestellet.

Die 79ste Tafel zeiget abermal ein Schlamminsect, den Schnackenwurm, daraus hernach eine Mücke wird. Dieser Wurm entspringt aus einem Eychen, welches das Schnecken- oder Mückenweiblein ins Wasser leget, woraus nach wenig Tagen dieser Wurm kriecht. Bey der geringsten Bewegung kömmt er an die Oberfläche des Wassers,

sers, und hält sich mit einem Zipfel über dem Schwanze daran fest: so daß öfters etliche hundert daran beysammen sind. Sie machen wunderliche Sprünge, wie Fische, sind durchsichtig am ganzen Leibe, wie gelbes Glas, und haben zehn oder eilf Gelenke an ihrem Schwanze, deren jedes zu beyden Seiten, vier bis sechs zarte Borsten ausstehend hat. Ihr Kopf hat zwey Augen, und ein Paar gedoppelte Fühlhörner. Der Mund ist ringsum mit Haaren besetzet, so wie das Ende jedes Schwanzes, der noch ein Paar Klappen hat. Durch den ganzen Leib läuft noch ein langer Darm. Wenn er groß genug ist, wird er zur Puppe, aus welcher sich nach etlichen Tagen, mit Abstreifung der Haut, eine Mücke herausbricht, die so lange auf dem Wasser sitzen bleibt, bis ihre Flügel trocken sind, da sie dann davon fliegt.

Die 80ste Tafel zeiget nun die Dornen, Stacheln, und weiblichen Befruchtungsgefäße der Rose. Dieß ist ein recht wunderbarer Anblick, und eine Beschreibung, die viel neues enthält.

Eben so wunderbar ist auf der LXXXI. (NB. die Zahl ist abermal falsch) Tafel, der Spiegel vom Flügel eines Schmetterlings, oder Sommervogels, anzusehen. Kein Künstler in der Welt kann das Feuer der Farben, vielweniger die Kunst dieses schuppichten Schmuckes recht vorstellen oder nachahmen. Ja Salomon ist in aller seiner Herrlichkeit nicht so bekleidet gewesen; als solch ein Sommervogel.

Die LXXXII. Tafel liefert die Fortsetzung von Polypen. Hier wird nun einer vorgestellet, der mit seinen vielen und langen Füßen einen seltsamen stachelichten Wurm erhaschet hat, und verzehren will. u. a. m.

VI.

Melanges de Litterature de Morale & de Politique par Mr. de Vattel. Neufchatel, chez les Editeurs du Journal Helvetique MDCCLX. in 8.

Der berühmte Hr. von Vattel, dessen Völkerrecht wir vor einem Jahre und drüber bekannt gemachet haben, hat sich nun auch auf die Seite der aufgeweckten und scharfsinnigen Schriftsteller begeben. Er liefert in diesen vermischten Abhandlungen, aus der Litteratur, Sittenlehre und Staatskunst, allerley artige Stücke, die Aufmerksamkeit verdienen. Wir wollen sie ihrem Inhalte nach namhaft machen.

Das I. ist ein Gespräch zwischen Kaiser Petern dem I. und Könige Karl dem XII. im Reiche der Todten. Sie reden von der Ehre der Eroberer. Karl hat gehöret, daß Peter den Beynamen des Großen erhalten hat, und nimmt Gelegenheit, ihn deswegen zu befragen. Ich gestehe, versetzt dieser, daß dieses rühmliche Beywort, welches mir nach meinem Tode von meinen Unterthanen, und

von

von allen Völkern gegeben wird, mir sehr angenehm ist. Karl. Gleichwohl, wenn du mich schon bey Pultava besieget hast; kannst du doch darauf so gar stolz nicht seyn. Unglückliche Umstände gaben dir gar zu große Vortheile. Ich war verwundet, und konnte nicht zu Pferde steigen, als die Schlacht begann: und meine wackern Schweden litten an Pulver und andern Nothwendigkeiten großen Mangel. Kaiser Peter erwiedert: er sey diesen Titel eines Großen gar nicht seinem Siege schuldig. König Karl fraget: wem denn sonst? Und es sey gleichwohl nichts geringes, Karlen den XII. und seine Schweden überwunden zu haben. Hier folgen nun die erbaulichsten Wahrheiten, die den wahren Werth eines großen Regenten und guten Landesherrn festsetzen, der die Glückseligkeit seiner Völker zum Augenmerke hat, und dieselbe rühmlich befördert. Wir müssen aber abbrechen.

Das II. Stück ist ein Gespräch zwischen einem Prinzen, der den Thron seines Vaters besteigt, und den Morgen vor der Krönung mit einem seiner Staatsbedienten, der ein Graf ist, von der Pflicht redet, der er sich unterziehen soll. Er hat die löblichsten Absichten, und zittert vor der Last, die er übernehmen muß. Der Graf lenket ihn aber auf die gute Seite: daß er sich vornimmt, den Pracht und die Verschwendung an seinem Hofe durch sein Beyspiel abzuschaffen, die Einfuhre fremder Mittel dazu, zu verbiethen, und die wahre Wohlfahrt seiner Unterthanen zu befördern.

Das III. Stück enthält allgemeine Betrachtungen über die Oekonomie oder Staatshaushaltung. Hier wird sehr auf den Ackerbau, als das sicherste Mittel, ein Volk zahlreich zu machen, gedrungen. Denn dieser nähret, nebst der Viehzucht, die Künstler und Handwerker der Städte, die Kaufleute, Gelehrten, Kriegs- und Hofleute. Hergegen wenn die Städte eine Menge unnützer Bedienten, als Tagediebe und Müßiggänger ernähren wollen: so entziehen sie dem Ackerbaue und den Handwerken die nöthigen Arme zu weitläuftigern Beschäfftigungen: und die Felder liegen wüst. Ja aus dem Bauernstande muß man auch die besten Soldaten nehmen; wozu die Stadtleute, als verwöhnte Zärtlinge, nichts taugen.

Das IV. Stück ist eine Allegorie. Der Vers. saget: er habe von einem indianischen Weltweisen eine Essenz erhalten, die Menschen in Thiere verwandeln kann. Eine Gesellschaft, darinn er sich befindet, wird begierig, die Probe zu machen. Eine junge Schöne wird zur Grasmücke; ein junger Wohllüstling aber, ein Greis von 22 Jahren, zum Sperlinge; ein lustiger Stutzer zum Affen, und er selbst versetzt seine Seele in den Körper des größten Rindes, welches vor ihm auf der Weide geht. Hier merket er mit Erstaunen, daß die Ochsen nicht nur Verstand haben, sondern auch Philosophen sind. Alles, was er sie denken und sagen läßt, ist sehr lehrreich: nur wir können uns dabey nicht aufhalten.

Das

Das Vte Stück ist ein Lob der Leichtsinnigkeit. (Frivolité) Er redet sogleich die finstern Sittenlehrer, die strengen Tadler unserer Vergnügungen, an, die er hier zu beschämen gedenket. Darauf wendet er sich an das schöne Geschlecht, die liebenswürdigen Gesetzgeberinnen des itzigen Jahrhunderts, für deren Ritter er sich ausgiebt, der ihr Werk zu vertheidigen übernommen. „Ihnen sind „wir sonder Zweifel diese Leichtsinnigkeit schuldig: „und eben damit fängt sich ihr Lobspruch an. Von „Frauenzimmern herstammen, das ist alles, was „man schönes von einer Sache sagen kann: denn „von ihnen haben wir alles, was wir liebenswürdiges und Ausgesuchtes haben. Die Geschichte „würde Beweise genug davon geben: allein. Geschichte anführen! das läuft ja ins Ernsthafte; „in die Wissenschaften! Und da behüte uns Gott „vor der Wissenschaft! Diese überläßt man den „Pedanten. Ich bleibe also bey den galanten Schriftstellern unserer Zeit; die dem Umgange des „Frauenzimmers, die Höflichkeit, die Artigkeit, „die Feinheit der Europäer, diese sanften und liebenswürdigen Tugenden zuschreiben, dadurch wir „uns so vorzüglich von andern Völkern unterscheiden.“ u. s. w. Das ganze Stück ist artig. Es kommt unter andern ein Feldobrister vor, der 12 Karthaunen im Stiche läßt, um sein unendliches Gepäcke mit den Pferden fortzubringen.

Zum VI. folgen Betrachtungen über des Hrn. J. J. Rousseaus Abhandlung, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Man gesiehe

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50952-9
GOTTSCHED,J.C. FN. 19153/078

steht demselben allerdings viel Witz, viel Geist, und viel Weltweisheit zu. Er hat sich vergnügen wollen, indem er einen Satz vertheidigen wollte, der ihm Anlaß gab, viel schöne Sachen zu sagen: oder er will vielmehr den Menschen zu erkennen geben, wie sehr sie sich vom wahren Glücke entfernen, indem sie sich von einer der Natur gemäßen Einfalt entfernen. Er würde aber besser gethan haben, wenn er das rechte Mittel gehalten, und sich der Liebe zum Sonderbaren nicht so sehr überlassen hätte. Wir müssen abbrechen.

Das VII. St. liefert die letzte Rede des großen Cyrus, an seine beyden Söhne, aus Xenophons Cyropädie übersetzet. Der Hr. von Vattel weis wohl, daß dieß Buch schon französisch vorhanden ist: in Neufchatel aber war es nicht anzutreffen. Er übersetzte also dieß Stück selbst, in der Meynung, es könne nicht zu oft erneuert, und der Welt vor die Augen gebracht werden; sonderlich zu unsern Zeiten, da gewisse vermeynte Philosophen die Würde der Menschheit zu erniedrigen, den Materialismus predigen, und die Seelen vernichten wollen. Hier stellet er uns einen Helden des Alterthums vor, der lange vor dem Christenthume gelebet, und viel gesunder von der Vorsehung und der Seelen Unsterblichkeit gedacht hat, als unsere heutigen Freygeister: Es sey nun, daß man den Cyrus, oder bloß den Xenophon für den Urheber dieser Gedanken halten will. Außer dem herrschet die edle Einfalt der Gedanken und des Ausdruckes

darinn,

darinn, die ſich in den Mund eines ſterbenden Königes ſo wohl ſchicket; und die unſern überwitzigen Modeſcribenten zum Muſter dienen kann. Wir müſſen uns aber nach unſerm Raume richten, und können nichts davon mittheilen.

Das VIII. und letzte Stück iſt die Zuſchrift eines alten Weltweiſen, Chios, an ſeinen Vater. Der Hr. v. B. hat dieſelbe bey ſeiner Ausgabe der Werke Xenophons, die 1572 zu Baſel in Fol. herausgekommen, vorgeſetzet, angetroffen. Dieſer Philoſoph befand ſich zu Byzanz, als Xenophon mit ſeinen 10000 Griechen aus Aſien wieder zurück kam. Nichts iſt geſchickter, diejenigen aus ihrem Irrthume zu reiſſen, die ſich einbilden: die Philoſophie ſey nur ein eitler Kram von Grübeleyen, die höchſtens in die Clauſe eines Gelehrten gut wären; für Hof- und Weltleute aber ſich gar nicht ſchickten; am wenigſten aber Kriegesleuten etwas nütze wären.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſe artige Stücke nicht viele Leſer im Franzöſiſchen finden ſollten: und wir getrauen uns auch ſogar eine baldige deutſche Ueberſetzung davon anzukündigen.

VII. Wit-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 1917/042

VII.

Wittenberg im Feuer, den 13. Oct. 1760. Klagl. Jer. IV, v. 11. Der Herr hat seinen Grimm vollbracht; Er hat seinen grimmigen Zorn ausgeschüttet: Er hat zu Zion ein Feuer angestecket, das auch ihre Grundveste verzehret hat. Wittenberg, bey Eichsfelden 1760. 2 Bogen in 4.

Da wir unsern Lesern eine Ode auf die unglückliche Einäscherung eines großen Theiles von Dresden mitgetheilet: so können wir ihnen wohl auch dieses Gedicht nicht vorenthalten, womit ein alter und berühmter Dichter, die feindliche Verstörung von Wittenberg, beschrieben und bejammert hat. Der uralte Tempel, darinn die evangelische Religion zuerst in ihrer Reinigkeit erschienen; die Kanzel und das Grabmaal unsers theuren Luthers: die Gräber so vieler treuen Bekenner der Wahrheit, sind leider! verheeret und in die Asche geleget worden. Was Kaiser Karl der V. mit seinem siegreichen Heere verschonete, ob er gleich einen evangelischen Churfürsten gefangen nahm, und in die Acht erklärete, das hat leider! itzo ein Raub der Flammen werden müssen. Doch unser Dichter wird selbst seine Klagelieder beweglich genug anstimmen. Der Anfang lautet so:

Und dieß ist Wittenberg? Ja, leider! sonst gewesen!
Die alte werthe Stadt, die Gott sich auserlesen,
Wie liegt sie so verstellt, verwüstet und verheert,
Und durch der Flammen Wuth, in Asch und Schutt verkehrt:
Wo ist sie? ach dahin! Ward auf den besten Gassen,
Auch noch ein einzig Haus vom Feuer ganz gelassen?
Nein! hier hängt noch ein Dach, dort steht noch eine Wand,
Die jetzt zu stürzen droht, zersprengt und ausgebrannt.
Wo ist das Amt und Schloß? da liegt es ganz verfallen!
Wo blieb das herrlichste, das würdigste vor allen,
Dein heilig Gotteshaus? Man kennt kaum noch den Grund,
Wo diese Kirche sonst in ihrer Zierde stund.
Wer zeigt noch Luthers Gruft, und wo sein Bild gestanden?
Wer weist Melanchthons Grab? ach! nichts ist mehr vorhanden.
Was Karl der Fünfte schont, was Alba nicht berührt,
Der doch ein eisern Herz im harten Busen führt,
Muß nun, ich kann es kaum, vor banger Wehmuth, sagen,
Zu dieser unsrer Zeit den Untergang beklagen.
Wo Sennert, Ziegler, Crell, und mancher Lehrer ruht,
Der Wittenberg geziert, da tobt die wilde Glut.
Doch wie liegt ihr so wohl, in eurem sanften Schlummer!
Dieweil euch unbewußt, in was für Angst und Kummer
Die euch beliebte Stadt, nebst ihrer Kirche, schwebt:
Da sie sich jämmerlich in eignem Schutt begräbt.
So manch Gedächtnißmaal, gemalet und gegossen,
Ist durch des Feuers Grimm, zugleich in nichts zerflossen.
Mein Weickhmann schläget sich, bey diesem Hauptverlust,
Mit thränendem Gesicht, an die beklemmte Brust:
Sein Tempel, wo er sonst mit großer Kraft gelehret,
Liegt, als ein Adama, nun leider! ganz zerstöret;

Die Schafe sehn betrübt den treuen Hirten an,
Dem itzt die Aue fehlt, wo er sie weiden kann.
Komm, Jeremias, komm! sing neue Klagelieder:
Ach! unser Zion brennt, und sinkt in Asche nieder:
Die ihr vorübergeht, gießt Thränen in die Glut,
Doch Thränenwasser ist zu wenig; weinet Blut!
Den Engel seines Zorns hat Gott herabgesendet,
Daß er ein feurig Schwert auf Wittenberg gewendet;
Doch hielt er sein Gesicht, aus Mitleid, abgekehrt,
Das Elend nicht zu sehn, als er die Stadt verheert:
Allein sein Strafgericht war nicht zu hintertreiben.

u. s. w.

Nun folget die Beschreibung, die wir übergehen müssen. Der Schluß lautet so:

Du hast ja selbst das Holz zu diesem Brand getragen,
Du hast ja selbst gemacht, daß dich der Herr geschlagen:
Gib nicht Gelegenheit zu einer neuen Glut,
Die noch, vielleicht nicht lang, in stiller Asche ruht.
Mir ahnt, ich weis nicht, was: ich seh mit bangem Zittern,
Im Geiste manchen Sturm von rauhen Ungewittern,
Der, heimgesuchte Stadt! noch über dich bestimmt;
Wenn Gottes Eifer nicht, zu deinem Trost, verglimmt.

Indessen kehre bald, du edler Friede, wieder,
Der Krieg riß leider! auch dich, Wittenberg, darnieder,
Der Krieg hat leider! auch das Feuer angesteckt,
Das uns bis auf den Tod beängstigt und erschreckt:
Und wollten Menschen auch aus Furcht die Wahrheit scheuen;
So würden Stein und Kalk doch so gewaltig schreyen,
Daß es die Nachwelt hört: Sprich, künftiges Geschlecht,
War unser Schicksal auch verdienet und gerecht?

Ach!

Ach! hab ich mich vom Rhein, zur Elbe her begeben,
In meinem Alter noch, dieß Unglück zu erleben?
Daß Wittenberg nun meist ein Aschenhaufen sey,
Von welchem ich vor Leid, mein graues Haupt bestreu.
Mein Gott! wie ändern sich die Zeiten und die Tage!
Wie wechseln Lust und Last, die Fröhlichkeit und Klage,
Wie ruhig sang ich sonst am Ufer von dem Rhein;
Wie traurig muß mein Lied hier, an der Elbe, seyn;
Vom Kriege, Blut und Raub, von Flammen, Schutt und Kohlen:
Wer wird dich, Wittenberg, aus deiner Asche holen?
Wer bringt dein Gotteshaus, auf den erlittnen Brand,
Zu seinem alten Glanz, in seinen ersten Stand?

Ich häng mein Seytenspiel an die verfängten Bäume;
Geht hin, gehabt euch wohl! ihr sonst beliebten Reime:
Die allgemeine Noth erstickt in meiner Brust,
Zum Singen, allen Trieb, zum Dichten, alle Lust.
Mich hat Natur und Schmerz, nicht Kunst und Ruhm, gezwungen,
Daß ich dieß Unglück mehr beseufzet, als besungen:
Wie eine Nachtigall, um ihr zerstörtes Nest,
Ein ungekünstelt Lied beweglich hören läßt.
Das Feuer unsrer Stadt dämpft mein Poetenfeuer:
Was seh ich? Augen, weint! um mich, nur wüst Gemäuer;
Vor mir, nur elend Volk, voll bittrer Dürftigkeit:
Drum Muse, gute Nacht! bis einst auf beßre Zeit.

Doch, du hast meiner, Herr! in Gnaden noch verschonet.
Georgi's ganzes Haus, worinnen ich gewohnet,
Blieb fast zum Wunderwerk, noch gänzlich unverletzt,
Obgleich die nahe Glut ihm grimmig zugesetzt,

Und nicht allein umher, nein! gar hinein, gewütet.
Jedennoch ward der Bau durch deinen Schutz behütet;
Sonst blieb kein ander Haus in dieser Gasse, stehn;
Nur dieses einzige durft nicht zu Grunde gehn.
Mein schöner Bücherschatz, und was ich selbst geschrieben,
Nebst allem Haab und Gut, ist unversehrt geblieben:
Ein wunderseltnes Glück! das mancher itzt vermißt,
Dem alles durch den Brand verschlungen worden ist.
Dahero wollen mir die Worte nun gebrechen,
Die Größe deiner Huld mit Nachdruck auszusprechen:
Drum nimm den stummen Dank des Herzens gnädig an,
Wenn meine Zunge dir nicht gnugsam danken kann.
Beschütze fernerweit, was du mir itzt gelassen,
Und laß in Zukunft auch, dieß Haus kein Feuer fassen;
So rühm ich lebenslang, wie mächtig deine Hand
Die drohende Gefahr erbarmend, abgewandt.
Doch selig! wen der Tod zuvor hinweg gerücket,
Eh ihn die schwere Last des Krieges noch gedrücket;
Eh er belagert ward, und sich in einer Stadt,
Auf die man grimmig schoß, versperrt befunden hat.
Wie wohl bist du vorher, mein Weidler! hingenommen;
Eh dieser Unglückfall noch über uns gekommen.
Wie unrecht hab ich mich um deinen Tod betrübt!
Nun zeiget der Erfolg, wie treu dich Gott geliebt.
Ihr Freunde meiner Brust! mein Berger, Vater Leyser!
Wohl euch! ihr sahet nicht den Untergang der Häuser.
Wohl, Henriette, dir! daß du zur Ruh gebracht;
Eh über diese Stadt des Hochsten Zorn erwacht.

Nun

Nun will ich mich um euch getrost zufrieden geben;
Ich wünsch euch nicht zurück, in dieses Jammerleben:
Schlaft wohl! schlaft ewig wohl! ihr liegt in Sicherheit;
Uns aber martert noch der Zeiten Grausamkeit.
Weit glücklicher ist der, den man vorlängst begraben;
Der meisten Schaden ist, zu lang gelebt zu haben.
Wer nun zu dieser Zeit, zu leben noch begehrt,
Der ist des Lebens wohl zu seiner Strafe, werth.

Du großer Friedensfürst! laß dich doch einst erbitten!
Wir haben nun den Krieg vier ganzer Jahr, erlitten:
O Herr! es ist genug! die Kräfte sind verzehrt,
Die Völker arm gemacht, die Länder ausgeleert:
Ach! gönn uns doch einmal, nach solchem langen Kummer,
Angst, Mangel und Gefahr, den sanften Friedensschlummer:
Ach! gieb, ach! gieb doch, Herr! so bald es dir gefällt,
Den Frieden wiederum der alt- und neuen Welt:
So wollen wir dafür, dir Freudenfeuer bringen,
Nicht solche, davon Wall und Mauren krachend springen;
So wollen wir vergnügt, ein Friedensfest begehn,
Und deine Güt und Treu mit Lob und Dank erhöhn.

D. W. Triller.

VIII.

Gedächtnißrede auf den Philipp Melanchthon, welche bey dem zweyhundertjährigen Andenken des Sterbetages am 5ten May 1760 in der akademischen Kirche zu Wittenberg öffentlich gehalten wurde, von M. Adolph Julian Bosen. Wittenberg, bey Eichsfelden, Univ. Buchdr. in 4.

In der leider! jämmerlich zerstörten, und in traurigem Schutte liegenden Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg, darinnen künftig nimmermehr jemand reden wird, ist diese artige Rede vor etwas mehr, als einem halben Jahre feyerlich gehalten worden. Haben die letzten Worte der Sterbenden allezeit einigen Eindruck gemachet: warum sollten wir nicht eine öffentliche Rede, die unter den akademischen gewiß eine der letzten ist, so in diesem eingeäscherten Tempel erschallet hat, gleichsam für heilig, und in Ehren halten? Hr. M. Bose, der wohlgerathene und vielversprechende Sohn, des berühmten Naturkündigers Hrn. Prof. Bosens, hat unter dem akademischen Rectorate seines gelehrten Hrn. Vaters, dem verewigten Melanchthon, gleichsam über seinem Grabe diese Ehre erwiesen. Wir können nicht besser thun, als daß wir den Anfang, etwas aus der Mitte, und sodann den Beschluß derselben unsern Lesern mittheilen, und sie selbst von der Geschicklichkeit des Redners urtheilen lassen. So hebet er an:

„Wenn

„Wenn meine Jahre so reif, meine Geschicklichkeit so groß, meine Erfahrung so geübt wären, als der Gegenstand wichtig, der Tag merkwürdig, und **Dero Versammlung** edel ist, so hätte ich Ursache mir, bey dieser, nicht Trauer- sondern Gedächtniß- und Lobrede, Dero höchstschätzbarsten Beyfall zu versprechen. So weit ich aber unter jenem bin, und so weit alles dieses über mich erhaben ist, so läßt mich dennoch Dero allerseits genugsam bekannte Gefälligkeit gewiß verhoffen, Sie werden mich und meine Jugend entschuldigen. In Ansehung der heutigen Feyerlichkeit aber schmäuchle ich mir, Melanchthons großer Namen soll meine Fehler reichlich bedecken. Er ist allzubekannt, seine Verdienste sind allzugroß, und seine Geschichte von zu vielen trefflichen Federn verewiget worden, als daß ich nur den mindesten Gedanken hegen könnte, es werde mein Weihrauch auf dem Altare der Minerve einige, seines Bildes würdige Flammen, zu entzünden vermögend seyn. Das Feld ist viel zu weitläuftig, viel zu fruchtbar, aber auch zugleich bereits von so vielen Schriftstellern mit so reicher Hand bearbeitet; daß ich nichts weiter wagen darf, als mich einiger Blumen zu bedienen, die andre längst vor mir bereits gesammlet; um aus solchen einen neuen Kranz zu flechten, der dem Andenken dieses großen Deutschen geweihet bleiben soll. Vielleicht ist es den meisten bekannt; so bitte um großmüthige Nachsicht: vielleicht aber doch nicht allen? Denen wird es also desto minder misfällig seyn, wenn ich den Umstand berühre, daß er auf

der Universität zu Heidelberg, im vierzehnten Jahre seines Alters, 1511 die erstere Würde der Weltweisheit erhalten hat. Eine Ehre, die auch in diesem itzigen Zeitalter nicht allzuoft bey solchen Jahren ertheilet zu werden pfleget; die also damals, bey gewiß strengerm Laufe der Wissenschaften, für ihn ein eben so ausnehmender Sieg in der gelehrten Welt war, als wenn ehedem in der römischen, jener junge Velitrier in seinem achtzehnten dem großen Julius nachfolgete. In Großbritanien sind bekanntermaßen die Gesetze in diesem Puncte so streng, daß wir Deutschen darüber erzittern möchten. Man muß vier Jahre den Wissenschaften, und auf einer ihrer hohen Schulen, obgelegen haben, um die erste; sieben aber, um die höchste Würde der freyen Künste zu erhalten. Vierzehn Jahre und nicht weniger, setzen einen in den Stand Baccalaureus, und achtzehn, um Doctor der Gottesgelahrheit zu werden. Und wenn einige deutsche hohe Schulen die seltene und stolze Ehre genossen haben, sehr berühmten Britten ihren Purpur aufzusetzen, so haben sie solches fast vornehmlich jenen unbeweglichen Einrichtungen zu danken. „ u. s. w.

Aus der Mitte nehmen wir folgendes:

„Daß die Gotter auf Erden noch immer wahren, aber leider! auch oft genug falschen Gelehrten ihren Schutz angedeihen lassen, ist keinesweges zu verwundern. Wenn sie auch nicht eben dem Range nach so hoch erhaben sind, so machet sie dennoch die die täglich vorkommende Nothwendigkeit oft genug unentbehrlich. Aber dazu, daß ein Gelehrter bey

Frem-

Fremden, bey solchen Völkern, die ganz anders, als wir gesittet, und zu denken gewohnt sind, in großes Ansehen komme, darzu gehöret unstreitig ein besonderes Verdienst: ein noch viel größeres aber, daß Fama auch den Ruf bis an den Thron der Gewaltigsten auf Erden hintrage. Das allergrößte ist unstreitig, wenn England und Frankreich, die zwo eifersüchtigsten Völkerschaften, in Ansehung der Gelehrsamkeit gegen alle Weisen, so wie in Ansehung der Macht gegen sich selbst; wenn England und Gallien, sage ich, zugleich einen Mann zu besitzen wünschen. Und alles wird gar unendlich erhöhet, sobald wir erwägen, daß dieser Mann ein Deutscher gewesen, dem wohl eher jene witzigen Köpfe das Unglück einer hyperboreischen Luft Schuld zu geben kein Bedenken getragen. Der schon oben angeführte verehrungswürdige Greis und Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften in Frankreich, hat unter den unvergleichlichen Blumen, die er mit so tausendfältiger Veränderung auf die Gräber seiner verstorbenen Mitbrüder zu streuen gewußt, diesen Gedanken: Exempel, da große Herren Privatgelehrte in ihren Zimmern zu besuchen gewürdiget, wären so selten, daß die Pflicht der Geschichtschreiber erforderte, solche sorgfältig auf die Nachkommen fortzupflanzen. Er führt Petern den Großen an, der bey seinem Aufenthalte an der Seine, dem großen Erdbeschreiber Wilhelm de l'Isle zugesprochen, um in dessen Hause von einigen entfernten Theilen seines weiten Reichs nähere Nachricht einzuziehen. Doch der Czaar befand sich einmal in

kommts, stehts, peitscht, schnaubt, raubt, giebt, bekennst, kriegs, gnädige, römsch, lutherisch, worinnen a, e, i ausgelassen, und daher bisweilen aus zweyen Wörtern eins geworden. Ferner selbe für selbige, jenseit für jener Seiten, solls für sollst, Lerche für lewerk oder lerecke, d. i. ein liebes angenehmes Werk, wie die Plattdeutschen noch sprechen, enden für endigen, grimmer für grimmiger. Auch die Alten haben schon diese Zusammendrängung gebraucht, als thiistu für thiisu ist. Alle diese und dergleichen, die nicht härter klingen, sind zu dulden: Folgende aber und ihres gleichen nicht: Neimm, wachsn, ihrr, disr, gfahr, bhüten. Am Ende verkürzte Wörter sind nicht nur die Fremden, die ihre fremde Endung verlieren, als Terenz, Virgil, Horaz ꝛc. Sondern auch folgende: Erblick, manch, Ehr, tag, web, schweb, Wort, Gut, wach auf, steh auf! welche alle, wenn sie nicht härter klingen, zu dulden sind, zumal, wenn ein Selbstlaut darauf folget. Folgende aber sind nach Wegwerfung des e zu hart: Nein' Sünd für meine Sünde, bös' für böse, sein', üb', lob' all': Poeten bedienen sich noch wohl der Freyheit, daß sie das es von den Beywörtern in iches, wegwerfen, als menschlich für menschliches u. d. g. Jedoch ist es besser, daß solches selten geschehe. Die sicherste Regel bey allen diesen Verkürzungen ist diese: Daß man darauf siehet, wie man alle Härte und allen Zwang in der Aussprache vermeide, und wo das nicht zu besorgen ist, kan man sich der Verkürzung ohne Sorge bedienen, und auf solche Weise hat man nicht vonnöthen, sich

des

Paris! Sollte nicht das Glück noch beneidigungswürdiger seyn, da große Fürsten ausdrücklich über einen Ort gereiset, um diesen oder jenen selbst zu sehen, zu prüfen, ob er auch also sey, wie er beschrieben ist? Und werden wir unsern würdigen Melanchthon nicht noch beyden vorziehen müssen, den Franz, der Vater der Gelehrsamkeit in Gallien, und jener gekrönte Schriftsteller, von der Elbe weg, und an die Themse oder Seine zu verpflanzen so bemühet waren? Es war auch endlich kein Wunder, daß er bey so funkelnden Höfen im Ansehen stand. Denn ein Mann, der in Speyer, in Augspurg, in Regenspurg so vornehmen Versammlungen beygewohnet hatte; ein Mann, der zu Marburg, zu Schmalkalden, zu Leipzig, zu Naumburg, zu Nürnberg, zu Worms, zu Heidelberg, auf den Unterredungen gewesen; ein Mann, der von den acht Zusammenkünften, die Churfürst Mauritius 1549 veranstaltet, sieben mit abgewartet, und bey allen die Feder geführet: ein solcher Mann mußte ja wohl endlich den Geschmack der schönen Welt auch angenommen haben. „ u. s. w.

Der Schluß lautet so:

„Herr, Herrscher Himmels und der Erden, wirf einen gnädigen Blick auf dein zerknirschtes Sachsen. Du hast die Flamme des Zorns über unsere Vorstädte aufgehen lassen, aber doch auch gleich gesaget: bis hieher sollet ihr kommen, und nicht weiter! hier sollen sich legen eure stolzen Fluthen. Wir waren beklemmt: fast ist die Krone unsers Hauptes von unsern Schläfen abgefallen.

Doch

Doch du haſt ſie noch erhalten. Herr! laß uns nicht ganz zu Schanden werden. Laß es nicht gar aus mit uns ſeyn. Erbarme dich, erbarme dich unſers Landes, unſerer Stadt, unſerer Muſen! Lenke die Herzen, ja! Herr, lenke die Herzen derer, die uns itzo beherrſchen, deren Gefälligkeit, deren Menſchenliebe und deren Großmuth uns gewiß bekannt iſt, daß ſie es nicht gar aus mit uns machen; daß ſie mit Augen des Mitleidens, des Erbarmens, der Menſchlichkeit, Wittenberg ſchonen; den Ort, deſſen Namen ſo groß in der Welt worden, von dem die Sonne der reinen Lehre zuerſt wieder ausgegangen in alle Welt. Herr! lenke ihre Herzen, daß ſie die Väter unſerer hohen Schule, die ja wieder ſo viel nützliche Bürger der zukünftigen Welt erziehen, unter ihren gnädigen Schutz nehmen; daß dieſe ihr Amt, ihr ohnedem ſchon genugſam beſchwerliches Amt, in dieſen Zeiten, nicht mit noch mehrerm Kummer führen müſſen. Ja, laß die nur geſtern, in eben dieſem Tempel, hier, hier dem Haupte unſerer Muſen, ſo gnädig, ſo huldreich, darf ich es wagen? ſo freundlich, ſo liebreich gethane Erklärung, (welch ein Troſt! welch eine Hoffnung! auf das Zukünftige!) dieſe Erklärung laß, Herr! in ihre Erfüllung gehen, laß ſie niemals! niemals! zu Schanden werden!„ u. ſ. w.

IX.

Auf die Geburt eines jungen Herrn,

Karl Hermann Franz Heinrichs Freyherrn von Schönaich *).

Kalliope las jüngst so Hermanns Heldenlob,
Als Heinrichs Siegeslied, wie Schönaich sie gesungen;
Indem der Musen Mund nun beyder Werth erhob,
War Mars und Pallas auch versteckt hinzugedrungen.
Sie lieben Kampf und Sieg, und tapfrer Krieger Ruhm:
Doch itzt vermißten sie die Helden sonder Blöße.
Wo zeigt uns, fragte Mars, der Deutschen Kaiserthum
Noch Streiter solcher Art, noch Fürsten solcher Größe?
Apollo winkte hier, und Juno fand sich ein:
Sie sprach: Wer die besang, der soll sie auch gewähren:
Die schöne Schmettau soll sich Ihm geneigt erklären:
Und ihrer Liebe Frucht soll { beyden ähnlich / Hermann Heinrich } seyn.

*) S. den Christmond dieses Neuesten vom vorigen Jahre, im V. Art. a. d. 923sten u. f. S.

Erstes

Erſtes Regiſter,
der Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Herrn Rath Freieslebens kleine Nachleſe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt 27. 92. 197. 300. 341

Hrn. Menards Unterſuchungen über die Spiegel der Alten 46

Zeit und Ewigkeit. Zum Anfange des 1760ſten Jahres 77

Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen des 1759ſten Jahres, aus den größten Reſidenzen, und andern anſehnlichen Städten von Europa 80

Frage: Ob in der deutſchen Sprache keine Veränderung vorzunehmen ſey 194

Ad Inſulam meritiſſimo Capiti Illuſtriſſimi ac Reverendiſſimi Domini, Domini Joſephi, Comitis in Zaluskie, Zaluski. Kioviensium Antiſtitis 132

Hrn. Prof. Caſſels Nachricht von dem ehemaligen koſtbaren bremiſchen Pfalter 141

Gedicht eines Frauenzimmers 154

Nachricht 160

Anmerkungen über die Stelle im Livius, vom Urſprunge der Schauſpiele in Rom 211

Nach-

Erſtes Regiſter.

Nachricht von der in der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig 1760 den 5ten März vorgegangenen Feyer des hohen Friedrichstages 112

Ode ſur la mort de S. A. R. M. la Margrave de Bareith, par Mr. de Voltaire 237

Ad Memoriam Communis Germaniæ Præceptoris, magni quondam Viri Philippi Melanchthonis publice recolendam 245

Hrn. M. Grulichs Lobrede auf den berühmten Philipp Melanchthon 252

Hrn. Schröters Lobrede auf eben denſelben 269

Lobgedicht auf den berühmten Philipp Melanchthon 289

Zufällige Gedanken über die Schaubühne zu Wien 368. 464. 520. 382. 631

Gedanken in einer Sommernacht 380

Hrn. Krubſacius Entwurf von dem plinianiſchen Landhauſe Laurens 382. 476

Schreiben des Hrn. Grafen Franz Algarotti, an Hrn. Samuel Formey 434

Elegi D. Richteri de tempore queruli, ad Virum illuſtrem D. W. Trillerum 450

Ne ſutor ultra crepidam. Eine Fabel 475

Zugabe zu denen im Wintermonathe dieſes Neueſten gegebenen Verzeichniſſen der Gebohrnen und Geſtorbenen des 1759ſten Jahres 478

Der Morgen. Eine Ode 515

An einen Verächter aller Religionen 604

Ode ſur la preſente guerre 686

Ode auf Dresdens Zerſtörung 703

Nachricht von einer neuen franzöſiſchen Monathſchrift in Berlin 720

Vers adreſſez à Mr. de Burkana le 24. Mart. 1760 758

An das Fräulein Thomäſius, bey ihrer Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft zu Altdorf 771

Nachricht von einer alten gelehrten Geſellſchaft zu Nürnberg, zum Glückwunſche an ein Mitglied von der altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft 797

Be-

Beſchreibung einer glänzenden Luſterſcheinung, die zu Caſſel den 3ten September 1760 geſehen worden 830
Eine Fabel aus dem Philoſophe de Sans-Souci 835
Das achte Schreiben an den Hrn. von Voltaire, aus dem Philoſophe de Sans-Souci. T. II. 855
Ode auf Ihro römiſch-kaiſerl. königl. apoſtol. Majeſtät Geburtsfeſt 866
Auf die Geburt eines jungen Freyherrn von Schönaich 932

Zweytes Regiſter der Auszüge der Schriften.

A.

Abhandlung über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer von dem Herrn Grafen von Caylus 124
Adelungs neues Lehrgebäude der Diplomatik. I. Theil 114
A Funeral-Sermon, on occaſion af the Death of the Princeſs of Orange and Naſſau 595
Alexandri Politi, Florentini Orationes XII. habitæ ad Acad. Piſanam 53
Altes, aus allen Theilen der Geſchichte. I. und II. Stück 395
Antilucrez des Hrn. Cardinals von Polignac. I. Theil 61. II. Theil 692

B.

Babioles litteraires & Critiques en Proſe & en Vers 790. deren Fortſetzung 908
Beyträge zur Hiſtorie Frankenlandes, von Hrn. Prof. Reinhard 761
Bibliothecæ Armenicæ ſpecimen. Auctore C. H. Tromlero 146

Zweytes Regiſter.

Bœhmii de Philippi Melanchthonis in Acad. Lipſ. inſignibus meritis, oratio 681

Bougeants Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges, vierter Theil 737

Büſchings neue Erdbeſchreibung. Vierter Theil 716

C.

Cantique des Cantiques en vers, par Mr. de Voltaire 543

Choix litteraire. Tom. I. 361. Tom. II. 456. Tom. III. 662. Tom. IV. 893

Chriſtliches Denkmaal des über Dresden gebrachten erſchrecklichen Feuers, in drey Predigten, nebſt einer hiſtoriſchen Nachricht, von der eingeäſcherten Kreuzkirche, vom Hrn. D. Am-Ende 725

Columna Theodoſiana, quam vulgo Hiſtoriam vocant 165

Conjectures on Original-Compoſition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandiſon 671

D.

Diſcours über den Geiſt des Menſchen 707

E.

Effigies juris conſultorum in indicem redactæ a C. T. Hommelio 538

Einfälle und Begebenheiten 623

Einige Schriften der altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft 837

Epiſtola J. A. de Riegger ad T. C. de Khautz, de mendis typographicis 398

Erſte Gründe aller mathematiſchen Wiſſenſchaften vom Hrn. Prof. Klemm 134

L'Eſprit de Mr. de Voltaire 38

F.

Fabricii Bibliographia antiquaria 574

von Fabrice zuverläßige Geſchichte Karls des XII., Königs in Schweden 189

Fortſetzung aus des Hrn. Oloſ Dalins Geſchichte des Reichs Schweden 178

Zweytes Regiſter.

H.

Hardions allgemeine heilige und weltliche Geſchichte. I. Theil 860

Hebraici ſermonis elementa cum illius hiſtoria breviſſima, juris publici fecit J. G. Hauptman 614

Hiſtoire naturelle de la religion traduite de Mr. le Dr. Hume 530

J.

Inſtitutions politiques par Mr. le Baron de Bielefeld. T. I. 645

J. F. S. zweyter Theil der Geſchichte des jetzigen Krieges in Deutſchland 885

K.

Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottſcheds deutſche Sprachlehre, von Hrn. Joh. Mich. Heinzen 477

L.

Leben Guſtav Adolphs des Großen, Königs von Schweden 485

Ledermüllers mikroſcopiſche Gemüths- und Augenbeluſtigungen 85. deren Fortſetzungen 334. 654. 915

Lehrbegriff der Staatskunſt des Freyherrn von Bielefeld. I. Theil 902

Leßings Fabeln; nebſt Leßings unäſopiſchen Fabeln 748

Lettres ſur les préjugés du Siecle 823

Lobrede auf Hrn. Jacob Theodor Klein, älteſten Secretär der Stadt Danzig 871

Lutheriade 805

M.

Melanges de Litterature de Morale & de Politique, par Mr. de Vattel 920

Memoires concernant Chriſtine, Reine de Suede, pour ſervir d'éclairciſſement à l'hiſtoire de ſon Regne. Tom. IV. 385

Memoires ſur la langue Celtique. T. II. par Mr. Bullet 565

Mosheims allgemeines Kirchenrecht der Proteſtanten 713

N.

Neue Prophezeihungen und Kalenderpraktik auf die nächſtkommenden hundert Jahre 67

P.

Præcepta veterum ſcriptorum de re ruſtica in dialogos collecta ab Acliano. Kembter 405

R.

Reimarus allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Natur 495

S.

Schäfergedichte, aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen überſetzet 846

Schœpflini vindiciæ typographicæ 5

Schutzens Beurtheilung der heftigen Schreibart Lutheri 555

Schwarzens, des Publius Virgilius Maro Aeneis. Ein Heldengedicht 780

T.

Tellers Beurtheilung des I. Theiles der krameriſchen Ueberſetzung der Pſalmen 551

Trüffeln. Ein Heldengedicht 772

V.

Via Regia ad omnes ſcientias & Artes conſcripta a Caſparo Knittel 814

Vorübungen der latein- und deutſchen Dichtkunſt. 2te Auflage 879

W.

Wagners Vortrag, wie die longitudo geographica mathematice erfunden werden kann 744

Wittenberg im Feuer, den 13. October 1760 926

Y.

Youngs Klagen oder Nachtgedanken 71

Drittes Register, der vornehmſten Sachen.

A.

Ablöſung der Glieder eines Staats 470
Accente, wer ſie für Töne ſetzt 849
Ackerbau, deſſen Nothwendigkeit 922
Aegypten, wie es ſeine Sprache in die armeniſche eingemiſcht 152
Aeſopiſche Fabeln, was man ſo nennet 754
Akademien, warum ſie geſtiftet werden 458. Schaden der allzugroßen Menge derſelben 458. Vortheile derſelben 459
Akoluth, wer er geweſen 147
Almanac du theatre, wie es anders hätte heißen ſollen 369
Alterthumsforſcher, deutſche 840
Andron, was das geweſen ſey 594
Angenehme, worinnen es beſteht 374
Anmerkungen, über die geographiſchen Fehler, in der Beſchreibung von Preußens Lage 493
Antilucrez von Polignac 63. überſetzte Probe davon 64
Apelles poſt tabulam 624
Apotheca, die wahre Bedeutung davon 586
Argumentum, was es heißt 216
Arimaſper, wer darunter verſtanden wird 151
Arioſt, wem er lieber gefolget 679
Ariſtoteles, was er vom Menſchen ſaget 819. was er aus der Ilias abgezogen 755
Armeniſche Sprache, ihre drey Zeitalter 150
Armuth, wo dieſes Wort herkömmt 841
Ars combinatoria, was ſie ſey 820. ein Beyſpiel davon 821

des Abkürzungszeichens der Griechen zu bedienen, welches ohne dem das äusserliche Ansehen der Schrift verstellet. Denen Dichtern aber kan man noch eine gröſſere, aber doch ziemlich eingeschränkte, Freyheit verstatten.

§. 31. **Ausgedehnte und verlängerte Wörter** findet man bey den Deutschen wenige, die zu dulden sind. Die Griechen und Lateiner haben wohl verschiedene Arten ein Wort zu verlängern, entweder durch **Zusätze zu Anfange**, oder durch **Einschiebungen**, oder durch **Anhängsel**, dahin das er in amarier, die angehängten Sylben der Fürwörter, ce, cine, pte u. d. g. gehören. die zum theil gar keine Bedeutung haben, und nur die Anzahl der Sylben füllen müssen: Aber bey den Deutschen findet man dergleichen nicht häufig. Wie ihnen denn auch solche Zwischenwörter fehlen, die zuweilen nichts mehr bedeuten, als daß sie den Raum und die Zeilen füllen, wie bey den Griechen, und bey uns das Wörtlein da. Folgende Wörter, die gebräuchlich sind, möchte man hieher rechnen: Jedoch, oder jedennoch, für doch; dieweil, oder alldieweil, für weil; sintemalen für sintemal; hierinnen: Nachhero; dannenhero Folgende aber sind nicht zu billigen: Dieweilen, gnädiglichen, Gelücke, Genade.

§. 32. Endlich haben einige Wörter, der Rechtschreibung nach, mit andern eine Aehnlichkeit, andere aber nicht: Davon schon gehandelt ist, nemlich in dem ersten Bande der critischen Beyträge, auf dem 610. blate.

§. 33. Die **Wortforschung** ist ein Theil der Sprachkunst, welcher die eigentliche Beschaffenheit,

Drittes Register.

Ars lulliana, was sie ist 816
Aspó, was daselbst merkwürdig 178
Athanasius Kircher, was er geschrieben und erläutert 817
Atheisten, ihre Einwürfe und Beantwortung 701. 702
Arrium, wie es beschaffen 503
Auferziehung einer weisen Mutter, wie sie ist 602
Aussprache, eine männliche, eines Worts, was sie für ein Merkmaal ist 568
Axel, Graf von Oxenstierna, wer er gewesen 738

B.

Baurenkrieg, wer ihn gedämpfet hat 766
Baron von Burkana, wer er ist 758
Bathyllus, worinnen er berühmt gewesen 221
Bay, was er von den Schauspielen gedacht 375
Bedeutung der Buchstaben in Zahlen, wer sie erfunden 620
Begierde zur Neuerung 853
Begriffe, lebhafte, womit sie verbunden sind 895
Beredsamkeit, was sie sey 366. wie sie eingetheilet wird 895. wer sie gelehret hat 684
Bernhard der heilige, wie er geprediget 570. an wen er Briefe geschrieben 571
Bescheidenheit, ist kein Fehler 846
Beyfall, unwürdiger, ist ein Zeugniß eines unbearbeiteten Geschmackes 473
Böttcher oder Büttner, Herleitung 842
Buchdruckerey, was sie sey 6. wie sich dadurch Künste und Wissenschaften ein neues Reich gestiftet, deren Erfinder und Beförderer 7
Bücher, neue, was darinnen steht 577. welche schöner zum Ansehen, als zu lesen sind 107
Bühne, wo dieß Wort herkömmt 842
Burggraf von Nürnberg, was für ein Streit zwischen ihm und den beyden Brüdern, Friedrich dem Streitbaren, und Wilhelm dem Reichen, entstanden 763

C.

Camerarius, wer er gewesen 799. was er gestiftet 798. wohin er gekommen 798

Canere, Bedeutung davon 219
Candide oder Optimisme des Hrn. von Voltaire, Beurtheilung davon 912. 913. was er nach ſeiner Meynung ſey 913
Carmen, was es geheißen habe 213
Carœdium, was es iſt 507
Celtiſche Sprache, woher man ſie itzo ſchöpfet 565. iſt die Mutter vieler andern Sprachen 567
Cham, hat die hebräiſche Sprache nach Africa gebracht 151
Chios, wer er geweſen 525
Chronik, die hennebergiſche, wie ſie anhebt 765
Chryſoſtomus, deutſche, warum Mosheim ſo genennet wird 713. 714. 715
Chryſtallen der Alaune, worinnen ſie beſtehen 336. 337
Cicero, wen er nachgeahmet 677
Conferenzrath von Bar, was von ihm gerühmet wird 790. 791
Conſtantinus der Große, was er nachzumachen befohlen 170
Chriſtina, Königinn in Schweden, von welchen Männern ſie nicht wohl geurtheilet 330. ihr Entwurf der moraliſchen Geſchichte 331. was ſie für Briefe geſchrieben 332
Cryptoporticus, was es geweſen 589
Curatoren der Männer, wie ſie genennet werden 631
Cyrus überfällt die Scythen 185

D.

Dauphin, was er iſt 89. 90
Demokrit, was er gethan 468
Demuth, wo dieſes Wort hergeleitet wird 841
Deſpotiſmus 711
Deutſchland, wodurch es ſich den Krieg zugezogen 199
Diæta, was es heißt 592
Dialekt, der rheiniſche, deſſen Vorzug 840
Dichter, wie er verfährt 597
Diplomatik, welchen Wiſſenſchaften ſie nützet 119. 120. wer ſie erfunden 121. welche Wiſſenſchaft an ihr Antheil gehabt 123
Druckfehler, was zu deren Vermeidung gehöret 399. 400

E.

Echidna, was es geweſen 118
Edel, wo es hergeleitet wird 843
Ehemann, wer der beſte, nach der Meynung des Frauenzimmers ſey 366
Ehrenſäule, theodeſiſche, wer ſie beſchrieben 165. wem ſie beygelegt wird 166. Beſchreibung davon 166. was andere Geſchichtſchreiber davon ſagen 167. wo die Riſſe davon herkommen 168. 169. 171. 172. 173. 174
Ehrliebe, was ſie iſt 596. wie ſie einzurichten iſt 597
Einfalt, was ſie in der Schrift ſey 106
Einſichten der Menſchen, Ungleichheit derſelben 647
Elemente der Körper, ſind nicht körperlich 625
Empfindung, vielerley Verſtand dieſes Worts im Franzöſiſchen 462
Empuſa, was es geweſen 126
Encyclopädie, was ſie ſey 820
Entſcheidungsurtheil, wie es abzufaſſen 230
Epikur, durch was die Neigung zur Philoſophie bey ihm erwecket worden 537. deſſelben Einwurf von der Seele 694
Erkenntniß, wie ſie bey den meiſten beſchaffen ſey 825
Eſel, der grüne, eine Fabel 112
Eſprit, was das Wort bedeutet 898. 710
Euripides, was ihm bey Vorſtellung eines Trauerſpiels hätte widerfahren können 378. 379
Exodia, was ſie geweſen 220

F.

Fabrice, wer er geweſen 189. ſeine Vorzüge 169
Fabula, was es heißt 216
Fabelſyſtem, heydniſche 852
Farce, was es bedeute 215
Feldbau, wenn er in großer Achtung geſtanden 466
Feuer der Redner, womit es verglichen wird 895
Feuerfunken, erloſchene, wie man ſie auffangen ſoll 340. wie ſie durchs Vergrößerungsglas ausſehen 540
Fichten, ihre Saamenkörner 655
Flora, was ſie ſey 624

Florentiner, was sie die Franzosen gelehret 449
Franzosen, warum sie vorzüglich hochgeschätzet werden 524. sind nicht mehr dreyzüngicht 436. verstehen keine fremden Sprachen 438. was sie der italienischen Sprache zu danken haben 439
Französische Sprache, woher sie entstanden 570
Frau von Beaumont, wer sie ist 326. wessen sie sich angenommen 327
Frauenkirche zu Dresden, was von ihr merkwürdig ist 727. wer, und wenn man sie erbauet habe 729. wer ihr den Einsturz gedrohet 729
Freyheit, wenn man sie genießen soll 666. ist ein Glück 837
Furcht vor dem Gerichte, was sie verursachet 604
Furtum reo manifestum 630
Fühlhorn des Seidenwurmsvogels, Beschreibung davon 917

G.

Gallier 568
Gebeth wider die Poeten 800
Geboth, das dritte, wen es angehe 367
Gedanken in einer Sommernacht 380
Geist, philosophische, Beschuldigung desselben 663. was er befördert 664. ist ein Geist der Richtigkeit 664. der schönen Künste, was er sey 896. der schönen Wissenschaften, was er sey 663
Geld, ob das zu dulden sey, was Geld einträgt 470
Gelehrsamkeit, wodurch sie in Verfall gerathen 684
Gelehrter, ein rechtschaffener, was er in Fortpflanzung der Wissenschaften thut 135
Germanier 568
Gesandten, deutsche, dürfen nicht in ihrer Muttersprache reden 190
Geschichte, wer sie gelehret 684. was sie sey 862
Geschichtskunde, wird heut zu Tage aufgeklaret 761
Geschichtschreiber, gute, sind selten 486
Geschmack und Sitten, wodurch sie befördert werden können

nen 523. der Schauspiele, worinnen er besteht 522. in den französischen Schauspielen 471
Gesellschaft, die fruchtbringende 840
Gesetze, die strengsten, sind Beförderer der Verbrechen 466
Gesetzgeber, sorgten für die Schauspiele 474
Gespenst, wo das Wort herkömmt 843
Gestatio, was es sey 586
Gewohnheit, der reisenden englischen Gelehrten 489
Gipfel, der höchste, der Philosophie 645
Glaubensreinigung, ihr Feind 683. wer sie unterstützet 683
Glück, wie man sich davon entfernet 924
Gothen, woher sie kommen 182. wer ihre Sitten verderbet 186. 187
Gott, woraus man erkennet, daß er die Welt erschaffen 701. was er sey 703
Gottfried der Vierte, Bischof von Würzburg, wer er gewesen 764. seine Reformation 764. sonderbare Rechtschreibung darinnen 764
Griechen, von wem sie ihre Religion entlehnet haben 538
Griechenland, dessen Vorzüge in den Wissenschaften 473
Griesinger, wer er gewesen 665
Grulichs (Hrn. M.) Lobrede auf den berühmten Philipp Melanchthon 252
Grund, des guten Geschmacks 373
Gunst, nach derselben gehen, ist der Gesellschaft schädlich 459
Gustav Adolphs, Königs von Schweden, Leben, wer es beschrieben 486 487. dessen Charakter 491
Gymnasium, was es bey den Alten gewesen 510. 515

H.

Handlungen, menschliche, gründen sich auf die Meynungen 474
Hardion, wer er ist, und was er geschrieben 860. Ausspruch der Jesuiten davon 861
Harem, was es sey 194
Hebräische Sprache, warum sie die heilige heiße 615. ihre Tu-

Drittes Regiſter.

Tugenden 615. ihr Urſprung 616. ihre Verehrer, Feinde und Kunſtrichter 618
Hebräiſche Alterthümer, woher ſie zu ſchöpfen 577
Heliogaminus, was das geweſen 593
Helvetius, was er geſchrieben 824
Heraklit weinet, wo Demokrit lachet 468
Heſſus, wer er geweſen 799
Himmelskugel, woraus ſie beſteht 746
Höppel, wer er geweſen 799
Hohe, das Uebertriebene 858
Holzſchneiderkunſt, wer ſich darinnen hervorgethan 8. und wo dergleichen Stücke aufgewieſen werden 9
Homer iſt nicht der erſte Heldendichter 677
Horaz, was man ihm nachſaget 791
Hornhaut, eines Käferauges, wie ſie beſchaffen iſt 336

J.

Jahrhundert, warum das itzige das Bücherjahrhundert genennet wird 362
Jahreszeiten, ihre Wirkungen 700
Ilias die große, kleine 678
Impreſſarii 465
Indathyrſus, was er dem Darius geſchicket 186. Auslegung davon 186
Inſectenbeologie 657
Inſtrumentum pacis germano-ſuecicum 742
Iphigenia, wer ſie geweſen 205
Jugend lernt das meiſte aus Zwang 466. römiſche, woran ſie Gefallen gefunden 214
Jungfrauen, die zehen, eine alte Komödie, wo ſie geſpielet worden, und was ſie gewirket 32

K.

Kalenderpraktik von Noſtradamus, ihr Nutzen 69
Kanzelberedſamkeit, was ſie erfodert 897
Karl der XII iſt geehrt unter den Türken 191. was von ihm gelobet wird 192. 193. wird überſchwemmet 194. verlangt ein Heer von dem Großvezier 195. brauchet Gewalt 196. Folgen davon 196. 197

Karpenmilch, woraus sie besteht 318
Katharina von Medicis, Liebe zur Sterndeutung 68
Kirchenrecht, wer sich es angemaßet 713
Klopffechter 221
Königreich der Dichtkunst, woran es gränzet 367. wie es eingetheilet wird 367
Königsberg in Franken, von wem es ge- und verkauft worden, und wem es gehört 720
Köpfe, die gescheidesten, was sie versuchet 680
Korn, was er übersetzet hat 653
Kränzgen des Melanchthons, was es gewesen, und worinnen es bestanden 799. womit man sich in demselben unterhalten hat 803
Kreuzkirche, Geschichte davon 731. woher sie diesen Namen hat 731. 732. wer sie erbauet hat 732. poetisches Andenken auf ihre Zerstörung 736
Krieg ist nicht die Ursache einer epidemischen Krankheit, Beweise davon 480
Kritik, falsche, worauf sie sich gründet 170
Künste, dienen oft zur Ueppigkeit 457
Kunsttrieb der Thiere, wer davon gehandelt 498. Beschaffenheit desselben 502
Kupferstechen, Nutzen davon 382
Kürze der Büchertitel 805

L.

Lager Kaiser Karls 194
Lama der Tartaren, wer darunter lächerlich gemachet wird 711
Lamien, was man von ihnen saget 125. 126
Landhaus, das Laurentinische des Plinius 503. Anmerkungen darüber 582. woraus es bestanden 388
Land der Hinkenden, eine Fabel 111
Länge, geographische, wie sie zu erfinden sey 745. Vorschlag des Herrn Wagners hierzu 746
Lateinervolk, was es gewesen 567
Leben, was es ist, entstehet allmählich 900

Drittes Register.

Legende, an wem man sie bemerket 808. wem man dadurch ähnlich wird 808
Lehnen, wo es hergeleitet wird 844
Leidenschaften gefallen auf der Bühne 858
Lemma, was es gewesen 126
Leibnitz, was man ihm Schuld giebt 914. dessen Fleiß in allen Wissenschaften 137
Leipzig, was für Vorzüge es hat 684
Lettres antipoetiques, was darinnen enthalten ist 908
Lobreden großer Personen, wo sie hin gehören 595
Lullus, was er nach seinem Tode soll gethan haben 877
Lustspiele, deren Ursprung 521. Nutzen 521
Luther D., ungerechte Schmähungen gegen denselben 556. dessen Schreibart 556. und Vertheidigung derselben 558. Desselben acht noch nie gedruckte Briefe, woher sie kommen 765

M.

Mago, ein Karthaginienser, hat Bücher von der Landwirthschaft geschrieben 406
Männer von Verdiensten, was sie verdienen 871
Materie, ob sie denken könne 695
Materialität der Seelen, Gründe wider dieselbe 712
Mathematik, was sie ist 139. wozu sie geschickt ist 136. ist die erste Wissenschaft 138. wie man sie studiren soll 138
Meister, wer es über unsre Vernunft ist 701
Melanchthon, seine Verdienste 253. 254. sein Herkommen und Auferziehung 256. seine frühzeitige Gelehrsamkeit 256. seine Tugenden 201. 286. seine Sanftmuth 263. ist ein großer Philosoph 271. 277. wo er studiret hat 273. schlichtet einen philosophischen Streit 275. ob er abergläubisch gewesen 284. dessen Lobspruch 246. warum er ihm beygelegt wird 248. was er geschrieben 249. 282. wohin und von wem er berufen worden 682. der stärkste Beweis von seinen Verdiensten 684
Menander, wer er gewesen 184

Drittes Register.

Menſchenhaut, wie ſie durch das Vergrößerungsglas ausſieht 336
Miltons Adam, das Seltſame deſſelben 532. 533
Miniſter, ob ſie regieren ſollen 650
Misbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf 807
Mitglied der Geſellſchaft der freyen Künſte, worinnen ſein Fleiß beſtehen ſoll 863
Mithridates ſeine Kriege 188
Mondenbürger 858
Moraliſche Welt, woher ihre Mängel rühren 702
Μορμώ was es bedeute 125
Mosheim, warum er der deutſche Chryſoſtomus genennt wird 713
Muſen öſterreichiſche 870
Mylius, wer er geweſen 799

N.

Nachahmen, ob man dürfe 677
Nachwelt, dankbare 682
Natur, warum ſie ihre Koſtbarkeiten verbirgt 876. wie ſie ihre Gaben austheilet 458. liegt jedermann vor Augen 873. was zur Erforſchung ihrer Wunder gehöret 874
Naturgeſchicke, was es heiße 607
Neigung, woher ſie entſteht 500
Nerven, woraus ſie beſtehen 335
Neues Kriegstheater, was es für Kupfer enthält 892
Nichts iſt nicht die Urſache des Allen 606
Nominaliſten, ihr Haß gegen die Realiſten 275
Nürnbergiſche Krieg, wie er beygeleget worden 767
Nützlich, was es heißt 374

O.

Organiſch, was das heiße 499

P.

Pabſt Innocentius der X. erklärt den weſtphäliſchen Frieden für nichtig 743
Parcifal, Helden- und Liebesgedicht zuerſt gedrucktes von Cyr. von Troyes 16

Drittes Register.

Pedantismus, vernünftiger, wozu er führet 649
Phengiten, wer die Mauern seiner Halle damit hat aussetzen lassen 53
Philosophie, scholastische, deren Zustand 279. 280. Folgen davon 280. braucht die schönen Wissenschaften 645. ist auch in den feinen grammatikalischen Sachen 448
Plato, was er von dem Menschen saget 819. was er von der Annäherung des Todes saget 125
Pöbel, was er vor Zeiten gewesen 365. und was er itzo ist 365
Policeyverweser, weiß 3 Wege zu guten Sitten 465. sie sind aber nicht hinlänglich 466
Polypen, was es sind, wer sie entdeckt, und in welch Reich sie gehören 656
Portius, dessen Abbildung 503
Prediger, wie sie ihre Predigten einrichten sollen 896
Priester der Natur 874
Profeßion, wie oft man sie abgewechselt 685
Prunk, wo es herkömmt 844
Psalmbuch, bremisches, Beschreibung davon 142. dessen Zueignungsschriften 142. 143. worinnen die Vorrede besteht 143. Geschichte davon 144. 145
Puffendorf, worinnen er von der Christina, Königin in Schweden, abschlägige Antwort bekommen 330. was er von ihr gebethen 331
Pylades, worinnen er berühmt gewesen 221
Pyrrhonismus 46

Q.

Quintilian, wovon er handelt 219

R.

Racine, sein größter Triumph 859
Raimund Lull, wer er gewesen 816
Realisten ihr Haß gegen die Nominalisten 275
Reden des Alexander Politus, was er gewesen, wenn sie herausgekommen, derselben Beschaffenheit 58
Regelmäßige Schauspiele, sind auch dem gemeinen Volke

den Urſprung, den Unterſcheid, die Bildung, Beugung oder Veränderung, und die Bedeutung der Wörter betrachtet; das iſt, ſie betrachtet die Wörter nach ihrer Form. Und hier finden ſich noch mehrere Abtheilungen der Wörter. Die Wörter können nicht einerley ſeyn. Denn gleichwie man zu einem Gebäu verſchiedene Materialien vonnöthen hat: Alſo gebraucht man zu einer Rede verſchiedliche Wörter.

§. 34. Nach ihrer **Natur** und **Beſchaffenheit**, ſind erſtlich acht **Hauptarten** der Wörter, als Namen, Namensfürwörter, *) Zeitwörter, Mittelwörter, oder Zeitnamen, (Participia, die mit den Zeitwörtern und den zufälligen Namen etwas gemein haben,) Nennwörter, Vorwörter, Verbindungswörter und Zwiſchenwörter. **Zweytens** ſind die vier erſten Arten **beugſam**, die vier letzten **unbeugſam**. Einige werden von dieſen nach ihren Endſylben durch alle Fälle verändert: Andere, als die Zeitwörter aber laſſen ſich durch alle Zeiten, und nach allen Perſonen und Weiſen zu reden, verändern. In Abſicht auf ihre **Natur** und ihren **Urſprung** zugleich, ſind einige **Stammwörter**, andre **abſtammende Wörter**. Die **Stammwörter** ſind entweder *a*) **angeſchaffene**, wie die hebräiſchen, oder *b*) **natürliche**, die einen natürlichen **Schall ausdrücken**, oder *c*) **ſelbſterdachte**, oder *d*) **von**

*) Iſt für ſo viel, als pro, und wird prae füglich durch vor gegeben, nach dem 359. bl. des andern Bandes der critiſchen Beyträge: So muß pronomen, ein Fürwort, u. praepoſitio ein Vorwort heiſſen, welcher Unterſcheid gut und wohl zu beobachten wäre. Oratio pro Titio, iſt eine Rede für Titium.

angenehm 467. worinnen das Vergnügen an denſelben beſtehe 468
Religion, iſt nicht angebohren 531. woher ſie entſtanden 702
Rom, wie es die Wiſſenſchaften der Achtung gewürdiget 473
Römer, was ſie für Zeitkürzung gehabt 213
Roting, worinnen er berühmt geweſen 799

S.

Saamen der Thiere, woher er entſteht 698
Sabinus wird beſtändiger Rector magnificus 249
Saturn, wo dieß Wort herkömmt 153
Schafshauſen, wenn er, und was er rühmet 575
Schaalenthierchen, was es ſind 661
Schaubühne, mit Glas überzogene 50. was zur guten Bildung derſelben erfodert wird 525. worauf ein Gelehrter in Verbeſſerung derſelben zu ſehen hat 526
Schauſpieler, von wem er Hochachtung verdienet 634
Schauſpielkunſt, wie ſie die Neigung zum Guten und den Abſcheu vor dem Böſen erreget 474
Schauſpiel, das Ende wird ſelten eine Belohnung der Tugend, oder Beſtrafung des Laſters 464. eigentlich iſt es eine angenehme Art der Sittenlehre 467
Schlammmooß, deſſen Beſchaffenheit 661
Schlammſchnecke, Beſchreibung davon 661
Schleſien, was es im Grunde heißt 718. Beſchreibung deſſelben 719
Schmetterlinge, wodurch ſie unter ſich ſelbſt das andre Geſchlecht unterſcheiden 501
Schnackenwurm, wie er entſteht, und wie er beſchaffen iſt 918. 919
Schöpfer, denket an ſeine Geſchöpfe 611. wir ſind ihm Gehorſam ſchuldig 613
Schrecken, vor der Sterbenszeit, woher es kömmt 613
Schreibart, neue 111. 112. 113
Schrift, worinnen ihre Schönheit beſteht 104

Drittes Register.

Schriftsteller, neue, mit wem sie verglichen werden 749. classischer 841
Schröters Lobrede auf den Philipp Melanchthon 269
Schüsseln, mit Spiegeln ausgelegte 48
Schuppe von einem Stockfische, wie sie durch das Vergrößerungsglas aussieht 337
Schweden, ob es so lange bewohnt gewesen, als man vorgiebt 180. wieviel das Wasser daselbst sinket 178. Ursachen davon 179
Schweizer, wie sie gegen die Deutschen gesinnet sind 376
Schwulst, wer sie in den Gedichten brauchet 848
Scythen, woher sie kommen 182. wen sie verehret 183. ihre Stammnamen 183. wie sie gewohnet und gelebet haben 183. wer ihre Weisen sind 184. wer sie bekrieget 184. wie weit sie sich ausgebreitet 185 wo sie ihre Weiber hinschickten 185. ihr Schicksal bey den Medern 185. ihre Knechte wurden untreu 185
Seele, woraus bewiesen wird, daß sie nicht körperlich sey 694. daß sie mit dem Körper nicht einerley sey 694. ihre Eigenschaften 695. ist unsterblich 613
Seite, von mehrern etwas vorstellen, ist nützlich 622
Serail, was es bey den Türken ist 194
Serum, was es sey 918
Sitten, gute, machen die Unterthanen glücklich 465. sie werden durch Gelindigkeit und Vergnügen befördert 466
Sommervogel, dessen Schönheit 919
Spiegel, ihr Alter, Verschiedenheit, Gestalt 47. stählerner, wo er entdecket worden 49
Spitze, brabandter, durch das Vergrößerungsglas betrachtet 336
Spötter der Wahrheiten, wodurch sie vermehret werden 693
Spott, ist keine Hinderniß edler Bemühungen 646
Staat, was in einem angeht, läßt sich nicht in dem andern thun 465

Staatsgeographie, dresdnische 839
Staatskunst, durch den Mund eines Pfaffen 648
Standhaftigkeit des Gemüths, woher sie kömmt 663
Staubgefäße der Rose, wie sie beschaffen sind 917
Starker Geist, was er sey 609
Sternkunde, ihr Verfall 68
Stolzel, was er gewesen, und worinnen seine Geschicklichkeit bestanden 348. wer sein Bruder und seine Söhne sind 349
Syſtem, copernikanische und ptolomäische 700

T.

Tadeln, einzelne Stücke der Welt, ist verwägen 702
Tannen, ihre Saamenkorner 655
Tänzer, werden mehr besoldet, als Gelehrte 637
Tartarchan, wird beschrieben 193
Theaternarren 472
Themis, was sie sey 624
Theodosier, woher sie kommen 171
Thespis, wofur er die Achtung der Gedichte des Homers gehalten 377
Thiere, ob sie Seelen haben 696. können nicht wählen 696. durch wen sie regieret werden 697. woher ihr Saamen kömmt 698
Tod, was er ist 877. eines Christen 878. was er in der Natur ist 900
Todtengespräche, zwischen den Kaiser Petern dem I. und Konige Karl dem XII. 920
Todtenlache, wo sie liegt 769
Todtentanz, von Rudolph und Conrad Wevern herausgegeben 19. dessen Malerey 21. wer dessen Meister gewesen sey 21. und was er sey 23
Toscaner, was sie ihren Göttern für Gottesdienst erwiesen. 212. was sie für Tänze gehabt 214
Triclinium, dessen Beschreibung 507
Triebe, wie vielerley Arten derselben es giebt 496
Tschionatulander, ein Provenzalgedicht, dessen Beschaffenheit 16

Drittes Regiſter.

Tugend, was wir öfters ſo nennen 626

U.

Ungefähr, ob es die Urſache der Ordnung ſey 606. 607
Unglauben, was ihn befördert 899
Univerſälſchrift 625

V.

Vater des Vaterlandes, warum Cicero ſo genennet worden 246. 247. 250
Vaterland, iſt itzo ein altväteriſches Wort 457
Verfall der Dichtkunſt 852
Vernunft, in wie ferne ſie das höchſte Kleinod ſey 626. führt uns auf die erſte Urſache 606
Verſtand, ob man ihn aus der äußerlichen Bildung der Glieder herleiten kann 712
Vertheidigung der gottſchediſchen Sprachkunſt, wer ſie glücklich ausgeführet 477
Veſtibulum, was es bey den Alten geweſen 589
Vielgötterey. Urſprung derſelben 534. 535. deren rechte Beſtimmung 535
Virgil, wem er nachgeahmet 677. wer ihn zuerſt verdollmetſchet 785. was ihm und ſeinen deutſchen Ueberſetzern zur Ehre gereichet 785. ein Stück in deutſche Verſe überſetzet 786
Vitrum obſidionum, was es iſt 58
Vitruv, was er von den Kunſtwörtern ſaget 390
Völker, die der Vielgötterey ergeben, und auch diejenigen, welche von dieſem Irrthume befreyet geweſen 531. 532
Vorſtellungstrieb, wie er entſteht 500
Vortheile von dem Schutze der Gelehrſamkeit, worzu ſie uns anfeuren ſollen 227
Vorzug der franzöſiſchen Schauſpiele 377
Vorzüge, die die Thiere im Sinnlichen vor den Menſchen haben 501
Votum deciſivum, was es ſey 839

Drittes Register.

W.

Wahnwitz, ein verſtellter 469
Wahrheit, iſt nicht blöde 426
Wälſchland, wie es Tänzer zieht 636
Wanze, eine vergrößerte, Beſchreibung davon 335. junge Beſchaffenheit derſelben 654
Waſſerwurm, Beſchreibung davon 916
Wechſel der Buchſtaben 817
Weiche Buchſtaben verändern ſich, wenn ſie aus dem Lateiniſchen herkommen, im Deutſchen in harte 844
Wellers Verzeichniſſe, was noch daran fehlet 397
Welt, der gröſte Zank 612
Weltweisheit, beſchäftiget ſich mit dem Sittlichen 474
Werth, der wahre, worauf er ſich gründet 603
Wille des Menſchen, wie er wählet 474
Wind, wer ihn verurſachet 605
Wiſſenſchaften helfen oft das Herz verderben 458
Witz eines Dichters erfreuet 472
Witzige Schrift, was darinnen ſeyn ſoll 753
Wörterbuch Bäyles 709

X.

Xyſtus, was es geweſen 591

Z.

Zäckern, wo es hergeleitet wird 845
Zauberey der finſtern Schatten 849
Zeitpunkte der heiligen Schrift 864. 865
Zepter, wie ſie in alten Zeiten mögen ausgeſehen haben 553

Ende des Chriſtmonds 1760.

Nachricht.

Wegen des geringen Werths itzigen Geldes, und der daher entſtandenen Theurung aller zum Drucke gehörigen Materialien, bittet der Verleger, ſich nicht entgegen ſeyn zu laſſen, ſechs Pfennige mehr, und ſo lange dieſe Noth währen wird, für jedes Stück 2 Gr. 6 Pf. zu bezahlen.

Nicolaus II. Rex.
Alechtill.
Judithha.
Ittha.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. EPIST. L. II. Ep. 2.

Multa fero ut placem genus irritabile Vatum,
Quum ſcribo — — —
Idem, finitis ſtudiis, & mente recepta,
Obturem patulas impune legentibus aures.

Wintermond 1761.

...LIOTH...
...LEER...
...IPS.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1761.

Inhalt.

I. Herrgott. Pinacotheca Principum Auſtriæ &c. Pars Ima, Tom. III.

II. Nachricht von einem Verſuche D. Eiſenbecks, im Deutſchen Hexameter zu machen.

III. Les Philoſophes, Comedie, par Mr. Paliſſot de Montenoy.

IV. Des Freyherrn von Schönaich Ode, bey dem Tode ſeines einzigen Sohnes.

V. Agnus Zaluſcianus triumphali Cruce, Ordinis Aquilæ albæ &c. per M. Jacobum Paulum Radlinski.

VI. Geiſtl. Schauhühne, oder der heil. Auguſtin in ſeiner Bekehrung.

VII. Franciſci Antonii Knittelis Præconium Vlphilanum alterum &c.

VIII. Hiſtoriſcher Beytrag zu dem wohlverdienten hundertjährigen Ehrengedächtniſſe Philipp Melanchthons.

I.

Pinacotheca Principum Auſtriæ,

in qua Marchionum, Ducum, Archiducumque Auſtriæ, utriusque Sexus, Simulacra, Statuæ, Anaglypha, ceteraque, ſculpta, cœlata picta ve monumenta, Tabulis æneis inciſa, referuntur & illuſtrantur, quæ eſt Pars Ima Tomi III. Monumentorum Auguſtæ Domus Auſtriæ, &c. opera et ſtudio P. R. P. Marquardi Herrgott O. S. Benedicti &c. & M. R. P. Ruſteno Heer, ejusd. Ord. & Congreg. Capitulari. &c. Permiſſ. Sup. Friburgi Brisgoviæ. Typis Satronianis 1760. in Fol. reg.

Dieſe Fortſetzung eines ſo prächtigen als mühſamen Werkes, machet ſo wohl dem hochw. Probſte Herrgott, und ſeinem Gehülfen, dem Hn. Bibliothekar Heer, als Deutſchland überhaupt, u. dem öſterreichiſchen Hauſe inſonderheit, viel Ehre. Es iſt viel, daß mitten in einem verderbli-

d) von ohngefehr aufgekommene; *e*) oder von andern Sprachen angenommene, welches auf verſchiedene Weiſe geſchehen iſt: *f*) Einheimiſche, oder angeborne. Die abſtammenden Wörter ſind theils einfache, theils zuſammengeſetzte. Jene ſind entweder dem Stamme ähnlich, oder der Zuſätze wegen unähnlich. Dieſe ſind wiederum verſchiedener Gattung, davon auch bereits im andern Bande der critiſchen Beyträge auf dem 86. und folgenden Blättern gehandelt worden. Nach der Bedeutung ſind ſie entweder einer Sache eigen, oder entlehnet, eigentliche oder uneigentliche und verblühmte. Sie bedeuten entweder nur eine Sache, oder ſind zwey- oder vieldeutige oder gleichgültige Worte. Sie kommen mit andern überein, nach den Schreibzügen, aber nicht nach der Bedeutung; nach dem Laute, aber nicht nach den Schreibzügen und der Bedeutung; nach den Schreibzügen, aber nicht nach dem Tone und der Bedeutung. Nach dem Gebrauche ſind die Wörter theils alt oder neu, theils gewöhnliche oder verlegene, oder ſeltene, und einem eigene: Theils allgemeine, oder Kunſtwörter, oder Provinzial- und Nationalwörter. Bey denen, wo es nöthig iſt, wollen wir etwas inſonderheit anmerken. Bey jedem Worte merket man dieſe drey Stücke. 1. Den Urſprung ſamt der eigentlichen Bedeutung; 2. deſſen gleichgültige Wörter, und wie ſelbige von einander unterſchieden ſind; 3. die verſchiedenen Nebenbedeutungen. Denn daraus erhellet die Natur, die eigentliche und natürliche Bedeutung, und der rechte natürliche Gebrauch eines Worts und einer Redensart. Wenn wir nem-

chen Kriege, der halb Deutschland verwüstet, ein so prächtiges Buch im Drucke erscheinen können. Man sieht aber wohl, daß kein ordentlicher Verleger, sondern der Beutel eines reichen Klosters, die Unkosten dazu hergeschossen hat: wie wäre es sonst möglich gewesen, ein so kostbares Werk, mit einer solchen Menge von Kupferstichen, ans Licht zu bringen?

In der Vorrede erwähnen die Hn. Verfasser, daß sie hiermit ihr Versprechen erfüllen, welches sie in der Vorrede ihrer Nummothecæ Austriæ, als dem II. Theile ihrer oesterreichischen Denkmäler, (Monumentorum) gethan hätten. Sie bereiten sich den Weg dazu, durch die Erwähnung, daß die Bilder und Bildsäulen ein sehr altes Mittel gewesen, das Andenken berühmter Männer auf die Nachwelt zu erhalten. Was Griechen und Römer darinnen gethan, berühret man nur kurz: denn wer weis das nicht? Indessen giebt der ältere Plinius (Hist. nat. L. XXXIV. c. 4. sect. IX.) ihnen eine schöne Stelle davon: und Cicero selbst gesteht an einem Orte, daß er erst durch die Bauherrnwürde, das Recht, sich malen zu lassen, und sein Bild aufzustellen erhalten habe, ad memoriam posteritatemque prodendam. (In Verr. L. II.) daher haben denn nicht nur die Alten Bilder und Schnitzbilder berühmter Leute gesammlet, sondern auch in neuern Zeiten die Gelehrten ganze Sammlungen von solchen alten Bildsäulen, halberhabenen, und gegrabenen Steinen, in Kupferstichen ans Licht gestellet. Patin, Vaillant, Spanheim, Beyer, Occo, Mezzabarba,

zabarba, Bandurius, Faber, Gorläus, Gronov, Montfaucon, Stoſch und Gori ſind die berühmteſten darunter geweſen.

Dieſen Fußtapfen ſind endlich auch einige, in Anſehung der Neuern gefolget, die aber unſre Herren Verfaſſer nicht berühren. Sie kommen gleich auf ihre Bemühungen für die Ehre des habſpurgiſchen Hauſes. Von dieſem glauben ſie, daß alle Welt begierig ſey, alle die Prinzen und Prinzeßinnen, die ſelbiges hervorgebracht, auch der Geſtalt nach zu kennen: welches ſie für die größte Art der Glückſeligkeit halten a). Sie reden auch von dem Nutzen, den die Abbildungen großer Leute in den Gemüthern der Lebendigen, durch die Aufmunterung zu großen Thaten haben können, und oft gehabt haben. Daher Ovid ganz recht ſchreibt:

Sæpe tibi Pater eſt, ſæpe legendus Avus.

Selbſt die öſterreichiſchen Kaiſer und Erzherzoge haben daher die Bilder ihrer Vorfahren fleißig geſammlet, und oft, wie Maximilian II. und Ferdinand I. ans Licht ſtellen laſſen. Franciſcus Tertius Bergomas bezeuget dieſes in den Vorreden ſeines Buches, daraus hier die Stellen vorkommen. Selbiges iſt 1569 fertig geworden, und 1573 zu Innſpruck, in fünf Bänden herausgekommen. Sein Inhalt wird hier erwähnet, obgleich der zuverſichtliche Lobſpruch, den Anton Grotta in der Anrede des Leſers davon giebt:

a) Plin. l. c. ſaget: majus nullum eſſe arbitrabatur felicitatis ſpecimen, quam ſemper omnes ſcire cupere, qualis fuerit aliquis.

Auſtriacæ ſeriem, & clariſſima ſtemmata Gentis
Et veros habitus, & vivos aſpice vultus,
Ipſaque corda Ducum ſpiranti impreſſa tabellæ.

nicht eben mit der Wahrheit beſtehen kann. So gar in der Art der Rüſtung, womit er den Gottfried von Bouillon vorgeſtellet hat, ſind handgreifliche Fehler begangen; indem ſelbige viel neumodiſcher iſt, als ſelbige im XII. Jahrhunderte geweſen, und womit er in einem zu Jeruſalem befindlichen Bilde geſehen wird: ungeachtet auch dieſes ſchon etwas neuer ſeyn mag.

Nun fahren die Herren Verfaſſer fort, die ganze Reihe der Schriftſteller zu erwähnen, die ſolche Bilderwerke vom öſterreichiſchen Hauſe in ſeinen verſchiedenen Zweigen und Jahrhunderten geſammlet haben. Sie alle zu erzählen, das würde uns zu weit führen: denn ihrer iſt eine große Menge. Das älteſte wollen wir nur nennen, welches 1491 zu Baſel gedruckt worden, und den Titel führet: **Der loblichen Fürſten, und des Landes Oeſterrich alt Herkommen, und Regierung.** Es wäre gut, wenn die H. H. Verf. ſie alle nach der Zeitordnung erzählet hätten. Wie leicht wäre das nicht geweſen? **Lambecius** und **Herá** ſind indeſſen mit in ihrer Zahl, und unter den Künſtlern trifft man einen Kilian an, deſſen Grabſtichel einer von den berühmteſten iſt.

In aller dieſer Vorgänger Fußtapfen nun ſind auch die H. H. Verf. getreten; doch ſo, daß ſie die ganze Sache von vorne (ab *avo*, ſcheint uns, für

ab

ab ovo adgreſſi heißen zu ſollen) angegriffen; indem ſie nicht nur des habsburgiſchen, ſondern auch des babenbergiſchen Stammes Fürſten, aus den älteſten Zeiten hervorgeſuchet. Was ihnen das für Mühe gekoſtet, kann man leicht denken. Denn zuförderſt haben ſie die gedruckten Sammlungen erſt gebrauchet. Hernach aber ſind ſie mit dem geſchickten Kupferſtecher Kleiner, durch Ober- und Niederöſterreich, bis nach Ofen in Ungarn gereiſet, um alle daſelbſt befindlichen Denkmäler abzuzeichnen. Hernach haben ſie eben denſelben mit kaiſerlichen Befehlen verſehen, nach Steyer, Kärnthen, Schwaben und Tyrol geſchicket, um auch da alles abzuzeichnen und abzuſchreiben. Selbſt aus dem Brisgau, und aus der Schweiz, ja ſogar aus Italien, haben ſie ſich, auf ihre Koſten, Zeichnungen ſchicken laſſen: ſo daß ſie im kurzen den ganzen Vorrath zuſammengebracht.

Zuletzt haben ſie den Wienerhof, die kaiſerl. Bibliothek, den erzherzoglichen Schatz, und die nahe um Wien gelegenen Luſtſchlöſſer zu Ebersdorf, Schönbrunn u. ſ. w. zu Hülfe genommen; ja auch das Stadtarchiv, und Kloſter Neuburg durchſuchet. Das Ciſtertienſerkloſter zum heil. Kreuz, der Bildersammlung des Grafen von Weißenwolf zu Linz, und des Herzogs zu Sachſen-Meinungen, Anton Ulrichs ſeiner, nicht zu gedenken. Sie rühmen auch den Hrn. Grafen von Uhlefeld, daß er ihnen eine Abſchrift aus P. Steyrers Sammlungen von beynah 80 Urkunden zu nehmen erlaubet; und unſern Hrn. Hofrath Bel, daß er ihnen die baben-

bergiſchen Stammtafeln, nach Hofmanns Werkchen de Stirpe Babenbergica, ausarbeiten geholfen. Doch haben ſie nachmals aus D. Hanthalers Faſtis Campilienſibus, und des P. Calles Annalibus Auſtriæ, die aus Urkunden, den babenbergiſchen Stamm in ein beſſeres Licht geſetzet, in vielen Stücken von Hofmanns Meynungen abgehen müſſen.

Wir übergehen das übrige von der Vorrede, und ſchreiten zu den Einleitungen (Prolegomena.) Die I. handelt von den alten Bildſäulen, halberhabenen und andern Bildern und Denkmälern öſterreichiſcher Herzoge des Babenbergiſchen Stammes. Es iſt ſchwer zu ſagen, wenn die Bildhauerkunſt und Malerkunſt, nach Oeſterreich und Deutſchland gekommen. Die Römer mögen ſie zwar mit dahin gebracht haben: doch haben ſie keine Wurzel geſchlagen. Nach dem Tacitus haben die Deutſchen ihre Götter in keine Wände eingeſchloſſen; und folglich ſie nicht abgebildet. Das Chriſtenthum wird alſo wohl die Ehre behalten, dieſe Künſte zuerſt eingeführet zu haben.

Die einzige Irmenſul, oder Irmenſäule, ein berühmter Abgott der alten Sachſen, ſteht hier im Wege. Dieſes Götzenbild hat Karl der Große im VIII. Jahrhunderte zerſtöret: alſo muß es vor der Zeit ſchon gemachet geweſen ſeyn. Eine bloße Säule aber war es nicht, wie Eccard erwieſen; (und wie Calvör und andre beſtätiget haben). Und wenn gleich Eccard glaubet, daß die andern Götzenbilder der Deutſchen neueres Urſprunges ſeyn ſollen:

ſollen: ſo wird doch ſolches vom **Puſter**, vom **Krodo**, vom **Radegaſt**, ſonderlich aber vom **Perkun**, **Potrymp** und **Pikoll**, als den Abgöttern der alten Preußen, ſchwer zu erweiſen ſeyn. **Irmen**, kann auch nicht ſowohl tapfer, ſtark und groß, wie die H. H. V. glauben, bedeuten, als von Herman, oder Armin herkommen: wie Leibnitz und viel andre geglaubet haben. **Irmenſul** kann alſo keine Pyramide, aber wohl einen Koloß, eine große Bildſäule bedeuten. Was Claudian und Lucan von der Verehrung der Wälder und großen Eichen geſungen, iſt dieſem nicht zuwider. Doch wir müſſen abbrechen.

Das II. **Polegomenon** handelt von den Geſchlechtregiſtern der Markgrafen und Herzoge von Oeſterreich, deren einige zu Kloſter-Neuburg, andre im wieneriſchen Stadtarchive gefunden werden. Das erſte iſt nach ſeiner Art prächtig, und wegen ſeines Alterthums ehrwürdig; und wir erinnern uns mit Vergnügen, es vor eilf Jahren und etwas drüber geſehen zu haben. Hier wird es in Kupfer vorgeſtellet.

Das III. Prolegomenon, erkläret den habſpurg-öſterreichiſchen Stammbaum, auf Tafeln vorgeſtellet. Dieſer iſt im Wiener Archive auf eine Rolle gewickelt, und in zween Theile geſondert vorhanden. Jene hebt von Rudolfen dem I. römiſchen Könige an, und geht bis auf Phillypen den Schönen, Kaiſer Maximilians des I. Sohn. Dieſe gehet bis a. d. 88ſte S. und iſt gleichfalls auf zwo Platten abgebildet.

Nun folget ein Auctarium Diplomaticum, ad Pinacothecam Auſtriacam pertinentium, oder eine Zugabe von Urkunden, die zum öſterreichiſchen Bilderſaale gehören. Die erſte Urkunde iſt von König Rudolphen dem I. dadurch er im 1280. Jahre das Nonnenkloſter zu Tuln an der Donau geſtiftet hat. Das IV. in der Ordnung iſt das erſte Deutſche darunter. Es iſt von Herz. Heinrichen dem Sanftmüthigen zu Oeſterreich, der ſeiner Schweſter Agnes, geweſenen Königinn von Ungern, Teſtament beſtätiget, und im 1324ſten Jahre unterſchrieben. So lautet es:

„Wir Heinrich von Gottes Gnaden Herzog ze „Oſterreich, vnd ze Styre, Veriehen ofentlich mit „diſem brief, vnd tun chund allen den, die in an„ſehent, leſent oder horent leſen: Swaz vnſer lie„ber Schweſter Brouwe Agneſe, weilent Chuniginne „ze Vngern, in ir Selgeret 1) durch ir Sele willen „geſchafft vnd geordnet hat, oder noch ordent, von „aller ir beraitſchaft, es ſei an ſilber, oder an pfenninge, „an wein, oder an chorn, oder an ſwelicherlei beraitſchaft, „vnd daz wem ſiez lat, es ſei datz iren amptlüten, „oder zwirngeltern, daz wir daz allez gern wellen „ſtet haben, vnd daz wir darzu vnſeren ganzen vnd „gueten willen haben gegeben, vnd geben mit diſem „brief. Vnd daz wir mit gueten trüen ſüllen ſchafen „vnd darzu beholfen ſein, daz dazſelbe Selgeret, alz „ez vnſer vorgenante Sweſter geſchaft vnd geordent „hat, oder noch ordent, gar vnd gentzlich volfüret „werd, vnd gericht; vnd des ze einem Vrchunde „haben wir vnſer Inſigel gehenchet an diſen brief, „der iſt geben ze Wienne, do man zalt von Chriſtes „gepurde dreuzehen hundert iar, vnd darnach in dem „vier vnd zwenzigſten iar. des montags in der Oſter„wochen.„

Das

1) Seelengeräthe, d. i. zum Beſten ihrer Seele.

Das V. iſt auch deutſch von eben dieſer Königinn Agnes. Das VIII. IX. XVI. XVII. XVIII. XX. XXI. XXII. XXIV. ſind, nebſt vielen andern neuern auch in deutſcher Sprache abgefaſſet. Aus dieſen Urkunden erhellen unzählige hiſtoriſche Wahrheiten, die man ſo eigentlich bisher nicht zu beſtimmen gewußt. Es ſind päbſtliche Bullen, Eheverträge, Stiftungsbriefe, Befreyungen, Friedensſchlüſſe, Erbvergleiche, Belehnungen, Vollmachten, Zeugniſſe, Genehmigungen, Verzeichniſſe, und andere ſolche wichtige Stücke darunter, die den Geſchichtſchreibern und Publiciſten von Deutſchland nothwendig ſehr angenehm ſeyn müſſen.

Von dem ſchönen Lateine, das man hier zuweilen antrifft, eine Probe zu geben, ſo ſteht auf der 93ſten Seite auf der 76ſten Urkunde, im Verzeichniſſe, was Catharina, Königinn von Pohlen, für Koſtbarkeiten mit nach Pohlen genommen, folgendes:

Sebelinus unus, habens caput aureum, in quo ſunt rubini decem, et diamantes novem, cum duodecim perlis, ad aurem autem duæ perlæ pendentes ad formam pyri, habetque catenam annexam ſmaltatam, cum perlis viginti quatuor. Pedes etiam ſunt aurei ſmaltati. — — Centum perlæ magnæ in filo. Auf der 95ſten Seite folget etwas anders:

Veſtes pellibus munitæ. Veſtis habens ſebellinas brocati crispi. Veſtis brocati, contexta ſerico cæleſtino, habens pelles ſebellinas. Pelles ſebellinæ pro veſte una. Veſtis raſi violacei, quæ ſubtus habet pelles mandurinas, (Marder.) Unterdeſſen

iſt

ist der Vorrath an silbernem Geräthe, Geschmeide und Kleidungen, auch Kutschen und Geschirre, sehr zahlreich und prächtig. Wir wünschen einen Wagen damaliger Zeit, den man hier currum inauratum nennet, abgebildet zu sehen. Die Franzosen rühmen sich die Kutschen zu Heinrichs des IV. Zeiten erfunden zu haben. Hier sehen wir aber um 1553. schon einen vergoldeten Wagen pro reginali Majestate. Die Zahl der Urkunden steigt auf 82. und geht bis ins 1625ste Jahr. Das Kupfer dieses Monaths liefert vier Prinzessinnen des alten babenbergischen Stammes in ihren besondern Trachten. Ueberhaupt hat dieser Band XIII große Kupferplatten.

II.

Nachricht von einem alten Versuche,

im Deutschen Hexameter zu machen, den ein verlahmter Advocat, D. Emeran Eisenbeck, fast vor anderthalbhundert Jahren zu Regenspurg gemachet hat.

Bey einer so heftigen Sucht unsrer Deutschen, übelgerathne Hexameter zu machen, wird ein Liebhaber der freyen Künste nicht unbillig auf alles dasjenige aufmerksam, was ein Vorspiel zu dieser sonderbaren Neigung abgegeben hat. Es ist schon anderswo *) angemerket worden; daß Conrad Gesner,

*) In der kritischen Dichtkunst I. Th. 12. Hauptst. vom Wohlklange der poetischen Schreibart, a. d. 394. S. der fünften Ausgabe von 1751.

ner, ein Zürcher, in seinem Mithridates, allem Ansehen nach der erste gewesen, der das Vater Unser in diese Versart übersetzet hat. Es lautet selbige so:

O Va | ter un | ser der | du dein' | ewige | Wohnung
Hast in | den Him | meln, ge | heiliget | werde dein | Name ꝛc.

Man sieht wohl wie lahm und hölzern dieser erste Versuch gerathen, der billig alle Dichter davon hätte abschrecken sollen. Allein es folgte ihm, wider alles Vermuthen, der seltsame Kopf, Johann Fischart, in seinem Elloboscleros, oder verdeutschten Pantagruel. Diese närrische Uebersetzung eines närrischen Originals kam zuerst, hernach aber 1617. zum zweytenmale heraus. Und hierinn finden wir folgenden Versuch. Er saget erst im II. Hauptst.

Darauf folgen nun die Mannserliche, oder Wisartische (Fischartische) **sechshupfige Reymen Wörterdäntzelung** und Silbenstelzung. „Aber „es ist nur der Anfang davon. Das ander ist ver„zuckt worden: da dencket ihr ihm nach, wie es zu„gangen sey:

Far sitiglich, sitiglich, halt ein mein wutiges Gemühte,
Laß dich versicheren die kluge himmlische güte;
Daß du nit freselich ohngefehr fährst auf hohe Sande
Und schaffest ohne bedacht dem Wisart ewige schande,
Dann jagen zu hitzlich nach Ehr und ewigem Preise,
Die jaget ein offtermal zu sehr in spöttliche weise.
Sintemal wir reimenweiß vnterstan ein vngepflegts Dinge
Das auch die teutsche Sprach süßiglich wie Griechische
springe ꝛc. ꝛc.

Wie

lich wiſſen, woher ein Wort abſtammet, und aus was für Urſachen es alſo genennet ſey: So behalten wir es deſto beſſer, erkennen deſſen Natur, Nachdruck und Gebrauch deſto gründlicher.

§. 35. So viele **Hauptarten oder Gattungen der Wörter** erfordert die Natur der Sprache. Wenn man aber zu den weſentlichen Namen die zufälligen nicht mit rechnet; ſondern dieſe, wie die Mittelwörter und Beywörter, allein zählet, und die Hülfswörter; als den Artikel, es, man, wohl, ſo, in Erwegung ziehet, ſo könnte man zehn Hauptarten zählen. Oder man könnte mit den Morgenländern nur dieſe drey Gattungen machen; **Namen, Zeitwörter und Nebenwörterchen.** Dieſe achterley Worte, werden nun in der Rede nach Erforderung der Sache unter einander vermiſchet. Die Namen oder Haupt- und die Zeitwörter gehören zum Weſen einer Rede, die andern Arten aber zur Zierde, rechten Beſtimmung und Verknüpfung derſelben. Die **Materie** zeigt der Name, die **Form** und **Bewegung** der Materie aber zeiget das Zeit- oder Hauptwort an. Die andern Wörter müſſen, als Bediente, dieſe beyden beſſer beſtimmen. Sind jene nicht beyde da: So iſt eines mit Fleiß ausgelaſſen worden, und darunter zu verſtehen; oder aus dem vorhergehenden zu erſetzen, oder ſtecket ſchon im Zeitworte. Daher die Zeitwörter in allen Sprachen die Seele der Rede ſind, welche eine Rede regieren und beſtimmen. Die kleinen Hülfswörterchen, die eigentlich die Fugen der Rede, die Gelenke der Glieder ſind, können nicht gebogen oder verändert werden, weil ſie eine ſchlechte Bedeutung haben, die auf keine

Wie dieser zweyte Erzvater seine sechshupfigte Wörterdänzelung, und Sylbensetzung ausgesprochen oder scandiret haben mag, daß überlassen wir seinen heutigen Nachahmern auszuspähen. Soviel ist gewiß, daß es nach allen Regeln des griechischen und lateinischen Sylbenmaßes sehr kahl damit aussieht; und leibhaftig scheint, als ob gar kein Segen bey dieser ganzen Versart in Deutschland, sich von jeher haben zeigen wollen.

War nun der erste Erzvater ein Schweizer, der zweyte ein Frank, oder Rheinländer; so fehlte nun noch der dritte, nämlich ein Bayer, der das Seine auch dazu thäte; und die Sache also zur Vollkommenheit brächte. Dieser ehrliche Mann war an Händen und Füßen zum Krüppel geworden, und gerieth in diesem elenden Zustande, auf die Gedanken, die deutschen Verse herametermäßig tanzen zu lehren. Er wußte von seinen Vorgängern nichts: und wer konnte von einem Advocaten solches begehren? Gleichwohl wagte ers, sein Heil zu versuchen, und eine seiner Meynung nach, ganz unerhörte Neuigkeit aufzubringen, auch allen Schulmännern dadurch zum Beyspiele zu dienen. Wie wenig Eindruck aber sein Exempel gemachet habe, ist daraus leicht abzunehmen, daß er in mehr als 100 Jahren keinen einzigen Nachfolger bekommen, ja seine Schrift selbst sogar verschwunden, daß sie auch den fleißigsten Sammlern solcher Seltenheiten unsichtbar geblieben. Nur vor ein paar Monathen hat uns ein Gönner dieser Monathschrift, dieselbe zugeschicket,

ſchicket: und zu ihrer Bekanntmachung aufgemuntert. Sie iſt uns auch in allen Stücken ſo merkwürdig vorgekommen, daß wir kein Bedenken tragen, dieſe Seltenheit der Nachwelt aufzubehalten, und alſo die gelehrte Geſchichte der deutſchen Herameter, was dieſe Lücke betrifft, nach Vermögen auszufüllen. So lautet Titel und Vorrede, und die gegebene Probe nach der Länge:

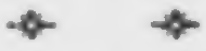

Der hundert und vierte Pſalm Davids inn teutſche Hexameter oder Heroicum Carmen verſetzt vnd zu vnterthänigen Ehren auch glückwünſchung eines freudenreichen Newen Jahrs, und friedlicher, ruhiger Regierung, dedicirt denen Edlen, Veſten, Ehrnveſten, Fürſichtigen, Ehrſamen, Wohlweiſen Herrn Cämmerer vnd Rath, des Heiligen Römiſchen Freyen Stadt Regenſpurg etc. Durch Emeran Eiſenbeck, beeder Rechten Doctor, beſtellten Advocat vnd Rathgeber daſelbſten.

Gedruckt zu Regenſpurg bey Matthias Millern im Jahr 1617.

Dedication.

Edle Veſte auch Ehrnveſt Fürſichtig, Ehrſam, Wohlweyſe, Großgünſtige Gebietende Herren.

Es iſt etwas Neues, unſer teutſche oder Mutter Sprach unter die Diſciplin, derjenigen

Gedicht, Reymen oder Gesenger, welche von Sechs Metris oder Mensuris, Hexametro, oder wegen Hochwichtigkeit der Materi, Carmen Heroicum, von Griechen und Lateinern, genennt worden, zu bringen.

Gleichwie es aber, bey ietzt benandten beeden Völkern, auch New gewesen, aber auff den höchsten Grad und Stafl der Ehren, von ettlich tausent Jahr her, bey unzehligen andern Nationen, kommen: Als ist der teütschen Sprach, vielleicht auch noch ein Hoffnung überblieben. Unnd möchten etwa andere Nationen, dergleichen in ihrer Zung zu verrichten, auch versuchen, und nicht bey den Rhytmis stetigs verbleiben.

Es ist aber diß auch etwas Newes, und seltzams, ob ich gleich in meiner blüenden Jugendt, mich in Poetis sehr erlustirt, aber wenig in Graecis et Latinis, geschrieben, daß ich erst jetzo in meinem Alter, solche weise, in Materna lingua, anfahe, da doch ein sonderlicher spiritus et vigor juvenilis darzu gehörig.

Sonderlich ist das etwas Newes, und verwunderlichs, daß ich an allen meinen Nervis und Gliedern deß gantzen Leibs, theils contract, theils Resolut und Laam, in totum aber also beschaffen, das weder Arm, Hand, Finger, Schenckel, Füß, der gantz Rückgrad, ihr natürlich officium verrichten können, Ja beede Mandibulae luxirt, die Leffzen, Zung, Zäpfl, Mandel und Schlundt, dermassen corrumpirt, daher ich umb das Beneficium Loquelae quod est Hominis proprium, gäntzlich gebracht, und

und nunmehr leyder, zu einem ſtummen Zacharias worden: Auch bey ſonſt geſundten friſchen Hertzen, Magen, Leber, Lungen, Nieren, Blaſen, unnd allen Inteſtinis, nichts, dann wenig, doch mit groſſer Lebensgefahr Eſſen und Trinken kan, und eben darumben, durch ein unerhörte lectigationem, uti Foreſtus appellat, nunmehr von allem meinem Fleiſch und Succo kommen, unnd ſchier gantzlich außgedorret bin ꝛc. jedoch mich ſolcher Poeterey unterſtehe.

Was mich nun hierzu, ohn all meine Gedancken, folgends wieder meinen Willen und Gemüth, gleichſam gezwungen und gedrungen, das hab ich dem löblichen Collegio Dominorum Cenſorum, allbereit, Modeſte, und in der wahrheit, entdecket, dabey es dann verbleibet.

Ob woln auch diß etwas Newes ſcheynet, das ein Juriſt, und beſtellter Advocat und Rathgeber in dergleichen Scholaſticis laborirn ſoll. So erkenne ich mich doch für einen Hominem de Schola, weiln mir vor wenigen Jahren, Inſpectio Scholae Poëticae, auffgetragen, unnd ich unwürdiger, in Collegium Dn. Scholarcharum, durch E. E. E. F. W. cooptirt unnd praeſentirt worden bin: Derowegen ich allen Ludi-Magiſtris gern ein Exemplar der Nachfolg ſein will.

Ohn iſts nicht, es werden, als in einer Newen ungewohnten ſach, mancherley Judicia und Cenſurae fallen, ſo viel die Proſodiam antrifft: Es iſt aber das meiſte unnd minſte, mit reiffen Rath, endlich alſo placitirt worden, darvon vielleicht zu

anderer Zeit unnd Gelegenheit, außführlich kan discurrirt werden.

Es haben die Ersten Griechen und Lateiner, sich vieler Licentz gebraucht, und wann sich ein Idioma und Landt Sprach nicht reymen wollen, gleich ein anders darfür genommen, die Syllaben und Buchstaben, gestimmelt oder vermehret: Ich aber hab mich derjenigen Prounciation beflissen, welche inn gantz Oesterreich, Bayrn, Pfaltz, Schwaben, Franken, und grossen Theil des langen Rheinstroms fast insgemein gebreüchig, oder doch sehr wohl verständtlich.

Dieweiln dann ettliche meiner gutten Freündt und günstige Herren, mich zur Publication stark vermahnet, mit der Andeuttung, ob schon ettwas möchte verbessert werden können, das ich dannoch, quasi Columbus ille Novae Terrae, dieser Newen werß, Primus Inventor sey, und andern das Eyß gebrochen hab. Als hab ichs im Namen Gottes gewagt, und stell es zu eines jeden Judicio und freyer Censur.

Wann dann diese meine Primitiae, in sacra materia, einen ansehnlichen Schutz und Patronum erfordern: Weisen mich meine Pflicht unnd Ampt, allein zu E. E. E. F. W. und weil bey so vielen newen Sachen, eben jetzt auch das Newe Jahr vorhanden: Alß bitt E. E. E. F. W. ich hochfleißig, diese meine Conatus, loco strenae, großgünstig auffzunemen, und mich in meinem wol erbärmlichen zustandt, in ferner gnädig und großgünstigen Affection, so lang mir Gott das

Leben

Leben friſten mag, meinen und Vätterlich laßen befohlen ſein.

E. E. E. F. E. W.

vnterthäniger Geborſamer
Emeran Eiſenbeck.
D.

Der hundert und vierte Pſalm.
Auf heroiſche art in Teutſcher Zung begriffen.

Ich will lobſingen, Gott, meinem gütigen Herren und meinem Schöpfer, mein Seel ſoll herrliche Thatten Von Gott erzehlen, der die gantz Erde gegründet, und ſie gantz kräfftig thut nehrn, und mächtig erhalten. Gantz Majeſtätiſch biſt, Gott, voll treflicher Ehren und Würden. Dein Kleyd glentzt hell, als güldene Füttich, und iſt ſchön zierlich, prächtig, wie köſtliche Perlen verſetzt in Silber, von dannen fahren in allen Umbkreiß, viel ſtralen, Liecht, als die heyttere Sonne.

Wie groß dein Wohnung ſey, Gott, o Herrſcher ob allem? Kein Zung auf Erden kan reden. Sintemal alles, was du geſchaffen (welches nicht ausſprechliche Ding ſindt) weit ausgebreittet, mits Himmelsbüne bedecket, und gleich in ſchönem glänzend en Zelte bewahrt wird.

Umb dich ſind Waſſerbogen, wie ſchöne Gewölber der groſſen Tempeln, und wie gantz köſtliche Palläſt:

Du sitzt in Wolcken (weil du der gröste Triumph-Herr)
als im Siegwagen, drinn du gantz zierlich herreinfährst:
all Windt, dich tragen, die sind dein gewertige Diener:
und noch viel schneller lauffen die lieblichen Engel,
inn Windesgestallt, alsbald sie klare Befelch habn:
auch sind dein Botten, Blitz, Donner, fewrige Flammen:
dein Gschäfft auszurichten, sind sie gantz eyferig allsampt.
Was soll ich sagen, von dir schwergwichtigen Erden,
welch auff einen Grundt, ohne Grundt, und ohne Bewegnuß,
im mittheyl der Welt, gleichsamb durch eine Gegenwag
im runden Circkel steht, durch dein Hände befestigt?

Obwoln in der Zeit, als noch kein Zeyte gewest sind,
die schwer Erd verborgn, im tiessen finsteren Orth lag,
von dem wilden Meer, gleichsamb im Sacke gefangen.
mit Waßerflutten, Strudeln, und Würbelen umher
gantz verschwemt, und war kein Hügl noch Berge vorhanden:
als aber aus deinem Mund fuhr, ein trohlicher Athem
Deines mißfallens: Ach! wie zerschlagenen Hertzens,
voll Forcht und Zittern, sind sie von danne gewichen,
und, gleich ins Läger, wider in daß enge begeben?

Dort hast ihrm wütten, das maß und ziele gesetzet,
und das schwer Erdreich, aus ihrem sacke gelöset,
das nunmehr forthin, klein Hügl, und höchste Gebürge,
sampt schönen Thälern, ihr standt und sitze behalten.
und wenn gleich das Meer, nicht wolt sein zornige Wüttsucht
gantz unterlaßen, doch nur die Gstatte der harten

Stein,

Stein, und der Felſen, mit ſeinem grimmen ereyle,
und ſich nicht ferners übr Berg und Thäler erhebe.

Jetzt an den Bergen ſich samble holdſelige Quellen,
welch in die Thäler, senden viel liebliche Bächlein,
die gar Süß rauſchen, zwiſchen die Küſeln flieſſen,
dabei manch Wandrer trefflich kan ſchlaffen, ob Erden.
Und ſolch friſch Brünnlein, leſt du Gott, fließen herunder,
darmit dz Waidvieh, Kuh, Kälber, Pöckeln, Gaißle
die frommen Schäflein, darzu die liebliche Lämblein,
und das hoch Wildbrätt, die Füchs und Häſeln allſampt,
ihrs Durſt von leſchn, und abkühln ihr hitzige Lebern.

Solch ſchönen Luſt, du, mit noch mehr freüden erhöheſt:
mit ſchönen Blumen ziehreſt die liebliche Thäler,
auf welcher Zweigen, die klein Waldvögelin ſitzen,
erklingendt dir, Gott zu Lob, gar Süß Melodeyen.

Ach! wie gantz Himmliſch, und ein gantz göttliche Gaab iſts?
das ſich des Himmels Fenſter thun öffnen, in alle
Berg und Thaal trieffendt den Thaw, und liebliche Manna,
darvon wird alles dein Werk und Gſchöpfe lebendig,
und ſeiner zeit mit Frücht die gantz Erde gefüllet.

Diß iſt das köſtlich Nectar, der treffliche Reinfall,
darvon das Erdreich auffs beſte befruchtiget, allem,
was zu Feld und Wald, für Vieh und Thiere ſich halten,
an Graß, Hew, Grummat, gibt das nottürftige Futter:
ohn ihr ſorg und müh: dann nur dein göttliche gaab iſt.

Weil aber im Paradiß einmal der göttliche schluß war,
das der Mensch, das herrlich Geschöpff und Gottes Ebenbild,
sein nahrung sol suchn, im schweiß und saurer arbeit:
als hast ihn seiner sorg, wiederumb gar reichlichen ergötzt:
gibst selbst her den Saám, welchs ist halb theile der arbeit:
und darmit sie mögn ihrm matten traurigen Hertzen,
Krafft widerumb geben, dasselb in freúde bewegen,
läst aus den Reben schwitzen die fröliche Trauben,
davon gstärkt werden, Sinn, Hertz, und alle Gelieder:
sampt der Gnad des brots, welches sehr dient Menschlicher
Arbeit.

Oel gibst auch selbst her, darvon sie lieblichen anblick
und wolgstalt Gliedmaß, die zeit ihrs Leben erhalten.
Den Bäumen gibst safft, drauff die Waldvogelin sitzen,
ihr Eyr ausbrúttend, von groß, klein, mitteler Arte,
dem Menschen zu Lust, und theils zur Speyse verordnet
auch hast in die Wäld viel wilder Thiere gesetzet,
hie sind langzähnig Schwein, dort, harthärige Bären,
schön Rehe, und Hindyn, bey den vielzinckigen Hirschen,
sich gern thun finden, Dönt und starckhirnige Gembsen,
hochsteigendt Steinböck, in Klúfftn verborgne Caninchen,
umbsonst den Menschen, zur Kleydung und speyse gegeben.

In das Firmament hast du den Mende gesetzet,
daß er, mit seinem gar seltn eingstaltigen Angsicht,
der Welt sol zeichnen deß Jahrs zwölff kundbare Mondlauff.

Die Sonn, welch alles erleucht, was schwebet ob Erden,
mit solch schön klarem, selbst eignem scheine begabet,

auß

auß ihrm Ruhbettlein der Morgenröthe, bedechtlich
herfür tritt, und ſtetts, ihrn Lauff vollendt gegen Abend:
Alsbald ſie dort iſt, thut ſich die Finſtere melden,
dann auß Tag wird Nacht, und auß Nacht wird wiederum
Tag.

Wanns nun wird finſter, kommen die Thiere getappet
aus den Waldlöchern, und auß den finſteren Hölen,
darmit ſie die Speiß viel ſichrer möchten abholen,
und mit ſolchem Raub, außfüllu ihr hungrige Mägen.
wann ſie diß vollbracht, und der Sonnfeurige Straalen
ſich wiederumb melden, ſie gſchwind ins dunckele kriechen,
deß Tags außdauend, was bey der Nachte geraubt iſt.

Hingegn helt der Menſch, ein gantz viel andere weiſe,
und thut ſich frühtags, bald mit der Sonne begeben
zu ſeiner Werckſtatt, ins Feld, in Wieſen, in Aecker,
in ſein Luſtgärten, dardurch ſein tägliche Nahrung
zu gwinnen, das er wiederumb mög Nächtliche ruh habn.

Ach! Mein Gott und Herr! wer kan dein mächtige
Wunder
und all werck deiner Hand, welch du mit gütiger Allmacht
gar weißlich gſchaffen, durch die gantz Welte getheilet,
mit Menſchenzungen preyſn, und lobwürdigen allſampt?

Wann ich nur deß Meers, in meinem Sinne gedencke,
(welchs anfangs gleichwol ſein maß und ziele bekommen)
wie weit und breit ſich dannoch ſein grentze belauffen,
und wie ſeltzam Fiſch, dern iſt unzehlige Menge,

andere zufällige Nebenumstände der Zeit, der Zahl, Person u. s. f. gezogen werden kan. Und wenn einige Vorwörter bey der Zusammensetzung verändert werden: So geschieht es des Wohlklangs, und nicht der Bedeutung wegen. In den morgenländischen Sprachen werden sie gar mit an den Namen gehänget. Die vier erstern Arten betreffend, so werden die Zeitwörter nach den Zeiten verändert, die andern aber nach den Fällen. Die zufälligen Namen werden noch auch nach den Geschlechtern und Graden ihrer Bedeutung verändert. Jedoch muß man diese Arten der Wörter nicht durch die bloßen Endungen und Beugungen: Sondern nach ihrer innerlichen Beschaffenheit unterscheiden und beschreiben. Bey den veränderten und gebeugten Wörtern muß man die Stammbuchstaben und Stammsylben, die zum Wesen des Worts gehören, wohl von den zufälligen Buchstaben unterscheiden. Wiewohl bey uns Deutschen dergleichen wenige gebraucht werden, weil der Artikel und die Hülfswörter bey den Zeitwörtern das meiste thun müssen. Das wichtigste, das bey dem verändern der Namen zu untersuchen und auszumachen ist, kömmt darauf an, daß man zeige, welche Wörter im Zeugefall ein s annehmen, welche in der Zahl der Vielheit unverändert bleiben, welche ein en oder e annehmen, und ob es recht sey, daß man zu den Namen in er in der Zahl der Vielheit ein e anhänge und sage: Burgemeistere, Tafeldeckere, Beckere? Als welches letztere mir nicht in allen, zumal weil man nicht so spricht, gefallen will.

sich drinn thun regen, schwimbn, und ihr wedele krümmen,
hoch empor springen, gleichwie jung muthige Kälber,
auch umb die Meerschiff sich mit großgwaltigen hauffen
thun finden, schertzen, treiben kurzweilige possen,
und darzu der groß und gwaltig schröckliche Wallfisch,
wüst und tobt, das Meer auch hoch in Wellen erhebet,
und mit den Schiffen, will, wie mit Würffelen handlen?
alsbalden muß ich mit lautter Stimme bekennen,
das solch Ding weit treff übr all mein Menschliche Vernunft!

Inn Summa! was thut auff Erden leben, in allen
Wassern thut schweben, sich thut inn Lufften erheben,
Diß alles thut von dir, Gott, sein Speyse begehren:
wann sie will hungern, ihr Gsicht sie wenden in Himmel,
und schreyt ein jeglichs, nach seiner weise: darumben
du geschwind Speiß schickest, und thust sie sättigen alle.
Wann du dein mild Hand auffthust, kein Mangel an irrgend
erscheinet, sondern ist gnüg und fülle vorhanden:
drumb sie dir danken, und dich loben in ewige Jahrzeit.

Und solches gschicht alleß, alß lang dirs allso gefällig:
bald aber ein wiedrigs dir bleibt, dein lieblichen anblick.
entziehest und dich gäntzlich verborgener haltest.
Ach! wie groß jammer, forcht, zittern, zagen obhand ist!
wie die Schaff irrens, und sich verlauffen in Hölin,
ihr Augen könnens gegen dir gar nimmer erheben.

Wann noch mehr erbrinnt der Zorn deins grimmigen eyfers,
und thust anspannen den Paß ihrs Lusts oder Athems:

bald ſie verſchmachten, falln hinn, zerſchmeltzen in ein Hul,
viel eher als den Schne wegleckt der liebliche Sonnſchein,
waß erſt war herrlich, geſchwind zerfället in ein Staub.

Wanns aber hinwiederum deins Geiſts ein Lüfftele ſpüren,
und duß in gnaden nur ſchlecht ein wenig anhaucheſt,
ſie wieder auffſpringen, mit Leib und Seele begabet.
Verneürt wird alles, was ſchwebt auf ſchweiffiger Erden,
mit Lob, preyß und ehrn, Gott ihren Schöpfer erhebend.

Diß macht, daß du biſt, ohn Zeit ein Ewiger Herr Gott,
der nichts böß gſchaffen, vor deſſem ſchröcklichen Anblick,
gleich einem Donner ſich die gantz Erde beweget,
auch Berg und Thäler, durch ſeinen Grimme berühret,
auß angſt Schweiß rauchen, ſich förchten zitteren alle.

Drumb ich will preyſen, dich Gott, mein kräfftigen Heyland,
mit ſchönen Pſalmen, Dir dicht ich zierliche Reymen.
Mit ſchöner tagweiſi, will ich den Morgen anheben,
mit ſchönen Reyen, will ich den Tag wieder enden,
auch inn Schlaff ſingen, von deiner göttlichen Allmacht,
und ſolchs ohn auffzhören, als lang der ſterbliche Cörper
vom Geiſt deß Lebens, und von der Seele regiert wird:
als lang die Glieder warmb von natürlicher Hitze,
umbs Hertz ſich rühren, den Lufft die Naſen herausbläſt,
biß der letzt Schupffer den Leib allr Sinne beraubt hat.

Eins aber, o Herr Gott, hierbey mein ſehnliche Bitt iſt,
obſchon keins Menſchen Verſtand noch Zunge geweſen,

die

die gnung außſprechen dein Preyß und Ehre geköndt hatt,
du wollſt viel mehrers, mein Willen und groſſe Begierden,
denn das Werk ſelbert, anblickn mit gnädigen Augen:
darmit dirs allzeit, wie ſchlechts iſt, möge gefallen.
diß wird meins Herzens ein kühl ſanftmüthige Labung
ſein allzeit, als lang mein Leib und Seele vereynigt.

Weil denn du biſt du ſelbſtſtändige göttliche Güte,
vor dern nicht bſtehn kan der Menſchen argliſtige Boßheit:
wie kan dann grünen das Glück des gottloſen Hauffens?
nicht wirds ausblühen, noch zeittige Früchte bekommen.
der reyf deines Zorns wirds in der Blütte beſengen,
darmit ſie nur nicht beſtändig bleiben ob Erden:
ſondern verwelcket, verdorrt, verbrennet, in Aſchen
zerſtieben, das ihr niemand mehr könne gedenken!

Auff! Mein Seel! ſey Friſch, deinm Gott dicht ſchöne Geſänger,
der längſt gweſt, jetzt iſt, und ſein wird, Alles in Allem.
Alleluja.

Ende.

III.

Les Philoſophes, Comedie, en trois Actes en Vers, Repreſentée pour la premiere fois par les Comediens françois ordinaires du Roi, le 2 Mai 1760. par Mr. Paliſſot de Montenoy, de pluſ. Acad. à la Haye chez Pierre Goſſe jun. 1760. in 8.

Dieß

Dieß Luſtſpiel, welches wir ankündigen, iſt wichtiger als man denken ſollte. Es giebt uns von einem gelehrten Kriege Nachricht, der ſich in Frankreich unter den Philoſophen entſponnen hat. Ganz Paris ſteht dabey gleichſam in Waffen. Die ſogenannten neuen Philoſophen, derer Orakel, wie wir unlängſt gemeldet haben, der Hr. von Voltaire, und die faſt alle an der Pariſer Encyclopädie arbeiten, haben eine mächtige Partey wider ſich aufgebracht. Unter derſelben iſt auch der Verfaſſer dieſes Luſtſpiels, Hr. **Paliſſot von Montenoy**, der ihnen ſo zu reden das erſte Treffen liefert. Wir können unſern Leſern keine beſſere Nachricht von allem geben, als wenn wir ihnen, aus dem Schreiben deſſelben an die Welt (le Public) einen Auszug geben, die dem Luſtſpiele zur Vorrede dienen ſoll. Dieß iſt ſein Innhalt.

„Eine herrſchſüchtige Secte, die ſich unter dem Schatten eines Werkes gebildet hat, deſſen Ausführung dieß Jahrhundert berühmt machen ſollte, übte eine deſpotiſche Gewalt über die Wiſſenſchaften, freyen Künſte und Sitten aus. Vermittelſt der philoſophiſchen Fackel hatte ſie, anſtatt die Geiſter zu erleuchten, ſelbige in Brand geſtecket. Sie griff Religion, Geſetze und Sitten an. Sie predigte die Zweifelſucht, u. Unabhänglichkeit: und indem ſie alles Anſehen vernichtete, bemachtigte ſie ſich einer allgemeinen Tyranney. Es war ihr nicht genug, ihre Meynungen ſtolz auskramen zu dorfen, ſie erklärte

klärte allem dem den Krieg, was nicht die Knie vor ihrem Götzen beugete.

Die Encyklopädie, dieß Werk, welches ein Werk von ganz Frankreich ſeyn ſollte, war deſſen Schande geworden. Allein ſelbſt aus ſeiner Aſche entſtunden Anhänger, die unter dem Namen ſtarker Geiſter, dem Frauenzimmer Begriffe der Unabhängigkeit und der Materialiſterey einflößete. Die abſcheulichſten Lehrſätze des Spinoza, und ein äußerſt republicaniſcher Geiſt, blickte aus ihren Schriften und Reden hervor.

Die wahren Weltweiſen, die Diener der Religion, die wahren Bürger, kurz, alle rechtſchaffene Leute, ſeufzeten über dieſen kühnen Lehren, gegen die Gottheit und höchſte Gewalt. Man beklagte es, daß die Bannſtralen der Kirche und das Schwert der Geſetze ihnen nur ohnmächtige Streiche verſetzet hätten *). Aber dieß war mehr ein Murren, als ein Klagen: denn niemand erkühnte ſich die Stimme zu erheben.

Dieſe neue Philoſophen glaubten das Gerücht zu hintergehen. , Sie theilten nach Belieben den Ruhm und die Ehrenkränze der Künſte aus. Allein niemand konnte Anſpruch darauf machen, wenn er nicht in ihre Secte eingeſchrieben war. In der That war ſie ſchon ſo weitläuftig, und hatte ſo tief in alle Stände gedrungen; daß ſie einen großen Theil des Volkes nach ſich zog, welches nur dieſen

*) Indem die Encyklopädie verboten, und zum Feuer verdammet worden.

dieſen Orakeln nachbethete. Nichts war mehr übrig, um dieſe mächtige Partey zu ſtürzen, als daß man ſie vor den Augen des verſammleten Volkes, durch das Lächerliche angreifen mußte. Das hieß die Schaubühne wieder zu ihrer erſten Einſetzung zurückführen: und in der That iſt es eine Mäßigung, wider gewiſſe Ausſchweifungen nur ſolche Waffen zu brauchen.

Allein man mußte Herz haben, und von Liebe für das gemeine Beſte entbrannt ſeyn, um ſich für allen Hinderniſſen und Gefahren nicht zu fürchten. Ich hatte mir nichts von dem verdecket, was man hervorſuchen konnte, mich verhaßt zu machen. — — — Wäre ich vermögend geweſen, mich hier zu betrügen, ſo würden mir auch ſchon vor der Vorſtellung dieſes Luſtſpiels, die Brocken aus derſelben, die man ausgeſtreuet hatte, die Augen aufgethan haben: welche doch nirgends als in der Einbildung derer ihr Daſeyn gehabt hatten, die mir ſolche zueigneten.

Als ich ſagen hörete: ich griffe den ſeltnen Geiſt an, den ich niemals als mit Entzückung genennet, **) der mich mit ſo vieler Gute aufnahm, als ich ihm den Zoll meiner Bewunderung daſelbſt abtrug, und der mich nachmals oft mit ſeinen Briefen beehret hat, die ich Lebenslang aufbehalten werde.

Als ich endlich hörete, daß man mich anklagte: ich hätte den berühmten **Montesquieu** nicht geſchonet. — — — —

Was

**) Hr. von Voltaire.

Was ich aber niemals vermuthet hätte, ist dieß, daß man sich stellen würde, alle Beyspiele vergessen zu haben, die mich in der Wahl meines Stoffes, in der Art ihn abzuhandeln, rechtfertigen: daß man sich nicht besinnen würde, wie Moliere den Pallast von Rambouillet, den Cotin, den Menage, den Hof, die Kopfhänger, und die Aerzte, verspottet; daß endlich Racine auch die Oberkeit auf die Bühne gebracht.

Uebrigens glaube ich, daß die wahre Philosophie eines Bürgers die Herzhaftigkeit ist, sein Vaterland aus gefährlichen Irrthümern zu reißen; und dieser Ehre alles aufzuopfern: und habe mich durch keine persönliche Betrachtung, ja nicht einmal durch die Furcht vor Schmähschriften, die ich vorher sah, und darauf ich niemals antworten werde, abschrecken lassen; u. s. w.

Nach einer langen Stelle des Hrn. Diderots, aus der Encyklopädie, fraget der Verf. um gewisse zärtliche Seelen zu beruhigen: wer ist boshaft? Der, welcher sich für die rechtmäßige Oberherrschaft, und für die allerheiligsten Bande der Gesellschaft aufopfert? oder diejenigen, welche keinen Zügel leiden wollen, und Feinde aller Obergewalt sind, indem sie folgendes drucken zu lassen, das Herz gehabt haben:

„Zwischen dem Thiere und dem Menschen ist nicht einmal ein wirklicher Unterschied. Die Thiere haben Seelen, die aller Wirkungen des menschlichen Geistes fähig sind; die begreifen, Begriffe verbinden,

binden, und richtige Folgen daraus ziehen können: (Interpretation de la Nature p. 35.)

Unſre Seele iſt aus demſelben Teige und aus derſelben Werkſtäte, als der Thiere ihre. (L'Homme plante p. 31.)

Es iſt durch tauſend unumſtößliche Gründe erwieſen, daß nur ein einziges Leben, und eine einzige Glückſeligkeit iſt: und daß der ſtolzeſte Monarch eben ſo ſtirbt, wie der beſcheidne Unterthan, und der treue Hund. (Diſcours ſur la vie heureuſe, p. 34. 35.)

Was dem Körper ſchmäuchelt, iſt der einzige Schiffer, der zur Glückſeligkeit führet. (Ebendaſ. p. 6.)

Die Lüſte der Sinnen können uns alle Arten der Empfindungen und Tugenden einflößen. (Ebendaſelbſt.)

Die Tugend und die Wahrheit ſind Weſen, die nichts mehr gelten, als inſofern ſie demjenigen Dienſte leiſten, der ſie beſitzt. (Ebendaſ. p. 106.)

Es giebt an ſich weder Laſter noch Tugend, weder ein moraliſches Gut noch Uebel, weder Recht noch Unrecht. Alles iſt willkührlich, und von Menſchenhänden gemachet. (Ebend. p. 11.) u. d. m.

Nun können wir nach einem ſo ernſthaften Eingange, auch zu dem Luſtſpiele ſelbſt ſchreiten. Die Perſonen deſſelben ſind eine Wittwe Cydaliſe, die eine ſchöne Tochter, Roſalia, hat, welche bereits von ihrem ſel. Vater, einem reichen und geſchickten Menſchen, Damis, verſprochen worden; der ſie liebet und wieder geliebet wird. Allein ſeit dem ſich

die neuen Philoſophen der guten Frau bemächtiget, daß ſie über alle Vorurtheile, d. i. über alle Pflichten gegen ihren ſel. Gemahl, gegen das Vaterland, u. die Oberkeit weg zu ſeyn glaubet; nur Bücher zu ſchreiben, u. von den Geſetzen, Sitten, Oberkeiten, der Geiſtlichkeit, der Seele, und der Tugend, nach Art eines Montesquieu, oder Helvetius, beſondre Meynungen auszubreiten ſuchet: ſo will ſie durchaus das alte Band zerreißen, und ihre Tochter einem dieſer neuen Philoſophen, dem Valer geben, der doch nur nach ihren 10000 Livres Einkünften ſtrebet, aus der Perſon aber ſich gar nichts machet. Es kommen noch ein paar ſolche Philoſophen, Theophraſt und Dortidius, ein Kammermädchen Marthchen, ein paar Diener, **Criſpin** und **Frontin** vor, der ſich unter einem griechiſchen Namen **Carondas**, auch für einen Philoſophen ausgiebt, und die Frau betrügen hilft. Endlich iſt noch ein Büchertrödler Tropice da, der allerley neue Schriften herumträgt.

Damis, der von einer Reiſe wiederkömmt, öffnet mit **Marthchen** die Bühne, und höret, daß ſich alles im Hauſe geändert habe, ſeit dem ihre Frau eine Philoſophinn geworden. Da er nun ein Kriegsbedienter wäre, ſo wolle ſie ſich durch keine Misheurath erniedrigen, ſondern ihre Tochter einem Philoſophen geben. Er wundert ſich über dieſe ſchleunige Aenderung, höret aber zur Antwort:

Toute Femme eſt Monſieur, un animal changeant.
Ein Weib iſt ſtets, mein Herr, ein unbeſtändig Thier.

und darauf folget eine lange Abſchilderung von Cydaliſen. **Marthchen** ſaget: ſie hätte ein Buch geſchrie-

ſchrieben, das würde itzo gedrucket. Ihre Philoſophen ſchmäuchelten ihr in allem, und machten ſie gegen alles Lächerliche herzhaft. Sonderlich wäre ihr Schwiegerſohn, und ein gewiſſer Secretär, der ein Betrüger ſeyn mußte, ihr gefährlich. Denn er gäbe ſich für einen Gelehrten aus, der mit lauter griechiſchen und lateiniſchen Namen und Schulwörtern um ſich würfe, und ſich Carondas nennete. u. ſ. w.

Roſalia kömmt dazu, und beſtätiget alles, verſichert aber den Damis ihrer Liebe. Sie ſinnen alle drey auf Anſchläge, die Frau zur Vernunft zu bringen, und jagen endlich den Damis weg, aus Furcht Cydaliſe möchte kommen. Martha übet Roſalien, wie ſie ihre Mutter durch Bitten und ſteifes Abſchlagen des Valerio, ändern ſoll. Dieſe erſcheint, im IV. Auftritte, und befiehlt dem Kammermädchen wegzugehen; um ihrer Tochter ihre den Abend bevorſtehende Heurath anzudeuten. Das geſchieht im V. Auftritte. Aber alles Bitten und Flehen iſt umſonſt. Ihren ſel. Mann beſchreibt ſie als einen dummen Juriſten, der nichts, als ſein Richteramt verſtanden, von der Philoſophie aber nichts gewußt. Den neuen Liebhaber empfiehlt ſie der Tochter als einen, der ihren Verſtand aufklären und von Vorurtheilen befreyen würde. Gegen einen todten Vater dörfe ſie keine Achtung mehr haben. Er ſey ein Menſch, und weiter nichts geweſen, deſſen Fehler man anmerken und beurtheilen könne. Die Tochter ſolle nur ihr Buch leſen, worinn ſie vom Witze, von der Vernunft, von den Lei-

§. 36. Bey den vier veränderlichen Hauptarten, merkt man überhaupt folgende sechs Zufälligkeiten oder zufällige Dinge an. Als 1. Die **Gleichförmigkeit**, ob ein Wort sich nach der gebräuchlichen Art verändern lasse. Durch Beobachtung der Aehnlichkeit oder Gleichförmigkeit, da man von einem bekannten Worte auf ein zweifelhaftes schliesset, kan man zwar in den todten Sprachen nichts sicheres herausbringen: Aber in den lebendigen, und sonderlich in unserer Mundart; kan man neue Wörter machen und aufbringen: Als, sage ich, großmüthig und kleinmüthig: So kan ich auch schwermüthig, gleichmüthig, weichmüthig sagen. 2. Die **Unrichtigkeit** oder **Abweichung** von der Aehnlichkeit, welche entweder in dem **Mangel**, oder **Uberfluß** oder der **Veränderung** bestehet. Dergleichen Abweichungen haben alle Sprachen, auch unsere Deutsche, wie Herr **Freyer** einige in seiner Rechtschreibung anführet: Und die vornehmsten Ursachen davon sind, der Wohl- oder Ubelklang, die geschwinde Aussprache, der Unterscheid eines andern Worts, und die Abschaffung des alten Stammworts u. d. g. Der Mangel entstehet sonderlich daher: Wenn die Sache selbst nicht vorkömmt; es nicht wohl klinget; es nicht gefunden wird: Welches letztere aber nicht hinlänglich ist. Alles solches muß in einer vollständigen Sprachkunst untersucht werden. Dahin auch die Wörter gehören, welche man in der Zahl der Vielheit gebrauchen kan, darinnen man sich jetzo mehr Freyheit nimmt, als vor diesem, wenn nur die Sache gefunden wird. 3. Die **ursprüngliche Beschaffenheit**, ob es ein Stamm- oder abstam-

men-

denſchaften, den Geſetzen, den Regierungsarten, der Tugend, den Sitten, vom Clima, von Gewohnheiten, von geſitteten und wilden Völkern, von der ſcheinbaren Unordnung, und der allgemeinen Ordnung, dem eingebildeten und wahren Glücke rede. Dieß Werk werde ein beſonderes Hauptſtück für die Tochter haben, welches ſie betiteln will: **die Pflichten, ſo wie ſie ſind.** Kurz, ihr Buch ſey eine moraliſche **Encyklopädie**; und Valer habe es gelobet, u. ſ. w. Roſalia und Martchen beklagen darauf ihr Geſchick: doch die letzte verſpricht es zu hintertreiben: und ſo ſchließt der erſte Aufzug.

Den zweyten hebt Valer und Carondas an, den jener noch in Gedanken Criſpin nennet, welches ſein rechter Namen iſt. Dieſer bittet ſeinen Herrn, ſich nicht mehr der gemeinen Reden gegen ihn zu bedienen, weil er nach der neuen Philoſophie ſeines gleichen ſey. Cydaliſe ſelbſt habe es in einem Capitel ihres Buches bewieſen. Valer heißt ſie eine Närrinn, die nur Wörter im Kopfe habe, und ſonſt nichts. Ihr Buch ſey elend; die Schreibart verdrüßlich, u. ſ. w. Auf die Frage, wie die Welt davon urtheilen würde? antwortet er: der wüßten ſie, die Philoſophen, ſchon vorzuſchreiben, wie ſie urtheilen müßte. Man dörfte ihr eben nicht ſchmäucheln; man müßte nur wacker ſchimpfen, (wie es unſre Alltagskritikaſter machen, wenn ſie die Hexametriſten gelobet haben wollen.) In kurzem würde man den Namen der Cydaliſe bis an den Himmel erheben. Etwa fünf oder ſechs

kühne

kühne Machtworte, die empörend und ärgerlich wären, würden in ihrem Buche eine wunderbare Wirkung thun. Dieſe Stellen aber wollte man ihr hineinflicken. So hätte mans mit dem Buche eines gewiſſen Krates gemachet, der an ſich ein einfältiger Mann wäre; indeſſen, daß ſein Buch reißend abgienge. Kurz, Carondas ſaget: Cydaliſe ſchriebe nichts, als was Valer ihr vorgeſaget. Nur fürchtet er die Verfolgung der Oberkeit. Allein Valer verſetzt: auch dafür wäre Rath. Man dörfe nur von ſeiner Liebe zur Wahrheit ſchreyen, und die großen Wörter **Irrthum, Schwärmerey, Verfolgung**, zu Hülfe nehmen; ja ſich auf den Sokrates berufen, den ein undankbares Vaterland verfolget hat: ſo würden alle ihre Bewunderer zugleich zu ſchreyen anfangen. **Carondas**: Aber Sokrates gehorchte den Geſetzen! **Valer**. O damals war die Philoſophie noch in der Wiege: und man mußte ſich nach dem Scheine der Vorurtheile bequemen. **Car**. Itzo iſt alſo alles erlaubet? **Val**. Ausgenommen wider uns, und unſre Freunde. **Car**. So leben denn der Witz, und die Philoſophie! Und Valer ſetzet hinzu: itzo gelte nichts mehr, als der Eigennutz; und dieſer beherrſche die Welt! Er hätte ſich anfangs ein Gewiſſen gemachet, Cydaliſen zu hintergehen: allein bald habe ers eingeſehen, daß ſolches erlaubet ſey. Die Ehrlichkeit ſey die Tugend der Narren. Man müſſe ſich glücklich machen; es ſey einerley, wie?

Indem er das ſaget, will ihn Carondas beſtehlen. Aber Valer merket es, und fraget ihn,

was er in ſeiner Taſche ſuche? **Car.** Der Eigennutz — — dieſer geheime Trieb — — der alles, was Odem hat, regieret! Ich bediene mich meines Rechtes: denn alle Güter ſind gemein. **Val.** Aber wehe dem, der es ungeſchickt machet! Wenn man ertappet wird, ſo gehts einem übel! u. ſ. w.

Cydaliſe kömmt, und Carondas ſoll ihr die Vorrede zu ihrem Buche zu Papier bringen, ſo wie ſie ihm dieſelbe vorſagen will. Er lobet ſelbiges: denn der Geiſt des Sokrates müſſe es ihr eingegeben haben. Er fraget, wie es damit zugegangen? Denn ſie ſchiene ja alles zu wiſſen, was jemals geſchrieben worden. Sie geſteht, daß ſie mit vielen Gelehrten einerley Meynungen getroffen; aber nur von ungefähr. Er fraget ſie, ob ſie den gelehrten Voſſius, den Caſaubon, den Grotius geleſen? Sie verneinet es. Aber ſie rede ja von Geſetzen, wie Tribonian, Thales und Anaxagoras. Sie kennt dieſe alle nicht. Aber den Fils naturel? (eine neue Komedie, eines der neuen Philoſophen,) den kennet ſie, und lobet ihn ausſchweifend. Darauf geht das Vorſagen der Vorrede an.

Nach einiger Stille, ſaget ſie mit Nachdrucke: J'ai veçû! (ich habe gelebet. NB. Das iſt der Anfang einer Vorrede des Hrn. Touſſaints von den Sitten.) Dieſer Anfang gefällt ihr bald, bald wieder nicht. Er ſoll ihn ausſtreichen; aber auch wieder hinſchreiben. Dann tadelt ſie ſeine Hand, ſeine Feder, u. d. gl. Endlich ſaget ſie: ſie wollte gern einen nachdrücklichern, prächtigern und philoſophiſchern Anfang erfinden. Nun tauget ſein Papier

pier nichts. Kurz, ſie iſt verdrüßlich, daß ihr heute gar nichts einfallen wolle. Aber wenn Valer da wäre, ſo hätte ſie Einfälle die Menge. Nun fällt ihr aber was ein. Jeune homme, prends & lis. (Jüngling, nimm und lies! NB. Der Anfang einer Schrift: Interpretation de la Nature.) Dieß gefällt ihr unvergleichlich! Darüber kömmt Marthchen, und meldet den Damis, der von ſeiner Reiſe gekommen. Er ſuchet ſie auf alle Weiſe zu gewinnen, aber umſonſt: denn ſie geſteht, daß ſie einen Philoſophen für ihr Kind gewählet habe. Damis beſchreibt die neuen Windmacher, als Marktſchreyer, die ein Zeichen aushängen, um den Pöbel zu blenden: und unterſcheidet genau, den Freund der Weisheit, von dem Pedanten, der ſich heiſch prediget. Er ſchildert ihr ferner einige von ihren Helden nach dem Leben. Allein umſonſt: denn ſie bewundert ſie, und giebt ihm förmlich den Korb.

Damis überleget die Sache mit dem Criſpin, der ihm räth, die Tochter zu entführen. Hernach giebt er einen andern Vorſchlag. Er wäre, ſaget er, einmal der Gehülf und Schreiber eines Philoſophen geweſen; der ein ehrlicher Mann, aber von ſeinen Gedanken ſehr eingenommen geweſen. Er hätte auch ſchon einige Bewunderer gehabt, wäre aber aus der menſchlichen Geſellſchaft in die Wälder geflohen. (Hr. Rouſſeau von Genf.) Hier ſtöret ſie Marthchen, die ſie alle zum Lachen ermahnet, und ihre Hülfe, durch einen luſtigen Streich verſpricht.

Im III. Aufzuge erfährt Damis, wie Cydaliſe von den Philoſophen betrogen wird. Denn man hat einen Brief gefunden, der von ihrer einem an den andern geſchrieben worden. Dieſen ſoll Criſpin in ihrer Gegenwart Cydaliſen vorleſen. Nun erſcheinen die Philoſophen, und Martha meldet ſie an. Sie reden von der, dem Valer zu gut beſchloſſenen Heurath, und wünſchen ihm Glück: ſie aber wollen ſich nun künftig entziehen, weil ſie nichts mehr zu hoffen hätten. Sie kommen auf der Cydaliſe Bücher, geſtehen, daß man ſie betrügen muß; doch, weil der eine, Theophraſt, das Buch von der **Pflicht der Könige**, in ihrem Namen geſchrieben: ſo lobet ers, als ihr beſtes Stück. **Valer**, der ſolches nicht weis, verachtet es aufs äußerſte; und heißt ſie eine Närrinn. Hierüber gerathen ſie an einander, und zanken ſich ſcharf. Der dritte aber, **Dortidius**, ermahnet ſie zum Frieden; weil man ſich um des gemeinen Beſten willen, nicht entzweyen müſſe. Darüber kömmt Cydaliſe mit einem Buche in der Hand, und fraget, worüber ſie geſtritten hätten? Man antwortet ihr: von ihrentwegen. Wie das? Ob es im ganzen Alterthume eine berühmte Frau gäbe, die mit ihr zu vergleichen wäre? Der eine hätte Aſpaſien in Vorſchlag gebracht: allein, da ſie zu einer Zeit gelebet, als die Philoſophie noch in der Wiege gelegen: ſo ſey ſie gar nicht werth, mit Cydaliſen verglichen zu werden. Valer drücket ſich auf eine ſo lebhafte Art aus, und küſſet ihr die Hand ſo eifrig, daß ſie ausbricht:

Je devrai le gronder, ſon eſprit me deſarme.
On ne peut y tenir, & *je ſuis ſous le charme.*
D. i.
Ich ſollt ihn ſchelten, doch ſein Witz entwaffnet einen.
Wer mag es auszuſtehn? Kurz, es iſt Zauberey.

Dieſe letzten Worte ſind aus der Komödie: la Fils naturel p. 168. Nachdem ſie den Dortidius nach Neuigkeiten gefraget, verſetzte er: Er bekümmere ſich um die Könige und ihre Händel nicht. An einer Belagerung, oder Schlacht ſey ihm gar nichts gelegen. Staatsſachen überlaſſe er den Müßiggängern, und ſelbſt das Land, wo er wohne, gehe ihn nichts an. Er ſey ein Weltbürger. Cydaliſe meynt, es ſey gleichwohl ſein Vaterland. Allein er erwiedert: Pfuy doch! das hieße ſich einſchränken, wenn man ein Bürger ſeyn wollte. Der Weiſe wäre ſein eigener Monarch und Geſetzgeber. Die Großen möchten die Unruhen ſchlichten, die ſie angeſponnen hätten! Die andern loben dieſe Geſinnungen: der philoſophiſche Geiſt erniedrige ſich nicht bis auf die Staatskunſt. Dieſe Kriege und Tractaten wären ein groſſes Nichts, die ſich in dem Abgrunde künftiger Zeiten verlöhren. Alles dieß verſchwände bey der Fackel eines aufgeklärten Geiſtes.

Endlich weis man ihr nur ein Trauerſpiel zu nennen, als eine Neuigkeit, die von den Philoſophen in Schutz genommen würde: und das wäre eine bürgerliche häusliche Tragödie; eine ganz unerhörte

erhörte Sache *). Cydaliſe will bey ſolchen Neuerungen die Kritik fürchten. Allein man verſichert ſie, der alte Geſchmack der Regelmäßigkeit müſſe abgeſchaffet werden. Die Herren von ihrer Partey würden ſchon die Zuhörer übertäuben; aus einer Loge in die andre laufen, und bey allen Abendmahlzeiten der Sache einen Schwung geben. Sie hätten ſoviel Anhänger, die ihnen blindlings glaubeten, ſoviel kleine Schriftſteller, die gern von ihnen gelobet zu werden wünſcheten: daß ſie durch ein wenig Weihrauch es dahin bringen könnten, auch die geſunde Vernunft zu verſchweren. Ein lebendiges Bild unſrer deutſchen Witztyrannen! Sie hoffen gar, die ganze Stadt und der Hof werde ſich für ſie erklären, und es nicht leiden, daß man ſie in einer Komödie verſpotte! Das wäre ein Verbrechen wider den Staat! Indeſſen wollten ſie die Schauſpieler und die jungen Stutzer zwiſchen den Scenen ſchon zu gewinnen trachten, u. ſ. w.

Nun kömmt im VI. Auftr. der Büchertrödler, Propice; der Neuigkeiten herumträgt, die von ihrer Partey kommen. Da ſind les bijoux indiſcrets; Lettres ſur les Sourds, Le Pere de Famille, Le Livre des Mœurs, Reflexions ſur l'Ame, L'interpretation de la Nature; Diſcours ſur l'inégalité, und Le petit Prophete de Bœhmiſch-Broda. Etliche davon kaufet Frau Cydaliſe. Von dem Buche de l'Inegalité ſaget Theophraſt:

Ce

*) Wie der Kaufmann zu London, und andere ſolche Mißgeburten der Bühne.

Ce Livre eſt un Threſor; il reduit tous les Hommes
Au Rang des Animaux, & c'eſt ce que nous ſommes!
L'Homme s'eſt fait Eſclave en ſe donnant des Loix
Et tout n'iroit que mieux, s'il vivait dans les bois.

D. i.

Dieß Buch, das iſt ein Schatz! Es machet alle Menſchen
Den andern Thieren gleich. Und was ſind wir ſonſt anders?
Der Menſch hat durchs Geſetz zum Sklaven ſich gemacht.
Und wäre beſſer dran, wenn er in Wäldern lebte.

Cydaliſe glaubet auch, ſie würde eine reine Wolluſt genießen, wenn alle Menſchen in den Stand der Natur zurücke kehreten. Dieß iſt die Vorbereitung zu dem folgenden Auftritte: wo Marthchen kömmt, und einen Philoſophen anmeldet. Und dieſer iſt Criſpin, der auf vier Beinen gegangen kömmt; wie Hr. Rouſſeau von Genf meynet, daß die Menſchen im Stande der Natur gegangen ſeyn würden.

Ah Ciel! quelle ſurpriſe!

rufet Frau Cydaliſe: und der vierbeinigte Philoſoph erwiedert:

Madame, elle n'a rien, dont je me formaliſe;
Je ne me regle plus ſur les opinions;
Et c'eſt le heureux fruit, de mes reflexions.
Pour la Philoſophie un Gout, à qui tout cede,
M'a fait choiſir expres l'Etat de Quadrupede.
Sur ces quatre Piliers mon Corps ſe ſoutient mieux:
Et je vois moins de Sots, qui me bleſſent les Yeux.

D. i.

D. i.

„Ich kehre mich an nichts, und richte mich nicht mehr nach Meinungen. Und dieß iſt die glückliche Frucht meines Nachdenkens. Ein Geſchmack an der Philoſophie, dem alles nachgeben muß, hat gemachet, daß ich den Zuſtand eines vierbeinigten Thieres erwählet habe. Auf dieſen vier Pfeilern ruht mein Körper ſicherer: und ich ſehe deſto weniger Narren, die meinen Augen verdrüßlich fallen.„

Criſpin fährt fort, dieſe neue Lebensart zu rechtfertigen, und ſaget, er ſey gekommen, dieſe Herren Philoſophen zu derſelben einzuladen. Er zieht ein Salathaupt aus der Taſche, und fängt an, drein zu beißen und zu eſſen. Dieß machet nun viel Erſtaunung und Spaß. Endlich richtet Criſpin ſich auf, und zieht einen Brief aus der Taſche, den er gefunden. Er deutet an: daß Frontin, Valers Diener, unter dem Namen Carondas, Cydaliſens Secretär ſey, und überreichet dieſer den Brief. Sie erkennt ſogleich Valers Hand, und fängt an, mit einer veränderten Stimme zu leſen. „Ich ſchicke dir, lieber Frontin, die Sammlung von Narrenpoſſen wieder, welche Cydaliſe ihr Buch nennt. Fahre fort, dieſer Närrinn zu ſchmäucheln, die ſich durch deinen gelehrten Namen betrügen läßt. Theophraſt und Dortidius haben mir ihren Anſchlag entdecket, ihr vollends den Kopf zu verrücken; u. ſ. w.„

Darauf verlieren ſich die Herren Philoſophen vor Scham und Verwirrung. Cydaliſe thut die

Augen

Augen auf, und ſieht, wie man ſie geniesbrauchet. Sie entzieht alſo dem Vater ihre Tochter, und giebt ſie dem Damis, der eben zu rechter Zeit erſcheint. Und ſo iſt das Stück aus. Martha ſaget zum Schluſſe:

Des ſages de nos jours diſtinguons tous les Traits.
Nous demaſquons les faux & reſpectons les vrays.

IV.

Ode auf den Tod meines Sohnes,

Otto Heinrich Franz Hermanns, zween Tage vor ſeinem Abſterben bis auf die letzten drey Strophen verfertiget. Er ward gebohren den 3. des Chriſtm. des Morgens nach 3. Uhr, 1760. Er ſtarb den 9. Jänner, des Morgens nach 6. Uhr, 1761. an einem Steckfluſſe, den er mit auf die Welt gebracht, und der ihn ſeit 9 Tagen nur wenig Stunden verlaſſen hat.

Chriſt. Otto Frhr. von Schönaich.

Ode.

Mein Sohn iſt hin! Du Troſt in meinen Plagen;
Du Ziel von lang empfundner Pein!
Du Schmuck von nicht geworbnen Tagen!
Erwünſchter Sohn! ſo bald willſt du unſterblich ſeyn?
So bald? es fällt mir ſchwer zu denken.
O! Zeit da ich noch Vater bin!
Nicht einen Blick will er mir ſchenken.
Ach! mein erwünſchter Sohn, mein erſtes Kind iſt hin!

Kaum

mendes Wort sey. Die Stammwörter sind theils bekannt, theils verborgen oder ungewiß; wiederum theils einheimisch, theils fremd und in einer fremden Sprache zu suchen. Deren Erforschung das nöthigste und nützlichste ist. Es fragt sich aber, ob das Stammwort ein Name, oder ein Zeitwort seyn müsse? Antwort: in einigen, sonderlich kurzen, ist es wohl gleich viel; doch scheinen die Namen sich dieses Recht billiger anzumaßen, weil sie mehrentheils die kürzesten sind. 4. Die Form, ob ein Wort untheilbar oder theilbar zusammengesetzt oder einfach sey. Ein zusammengesetztes Wort enthält zween oder mehrere Begriffe, und beziehet sich doch nur auf eine Sache. Einige zusammengesetzte Wörter sind es der Materie nach, aber nicht der Form und Bedeutung nach: Da denn jedes Wort seine eigentliche Bedeutung verlieret, und beyde zusammen ganz was anders bedeuten, als gleichwohl, abermal, durchaus, anderweit, überhaupt ꝛc. Die eigenen Namen einzelner Sachen, Oerter und Personen sind bey uns mehrentheils zusammengesetzet, zum theil aber schwer zu verstehen. Diese vier Stücke hat man auch bey den vier unveränderlichen Hauptarten in der Rechtschreibung und Wortforschung in Erwegung zu ziehen. 5. Die Zahl oder der Unterscheid, zwischen Einem und Vielem, welchen die Endsylben und die Vorwörter anzeigen. Die Sache und die Beschaffenheit der Rede selbst, machen diesen anzuzeigenden Unterscheid nothwendig. Einige Wörter sind nur in der Einheit gebräuchlich, einige nur in der Zahl der Vielheit, wie wohl sie ihre Absicht doch auf vieles haben, wenn sie auch nur eine Sache

Kaum ſchien den Wunſch die Vorſicht zu gewähren,
Den frommen Wunſch, der um ihn bath!
So muß der Wunſch den Tod gebähren,
Der gleich mit der Geburt ihm in die Glieder trat.
Wie wird mir nicht mein Sohn zerriſſen!
Wie gräulich iſt nicht die Geſtalt!
Der Gegenſtand von heißen Küſſen!
Iſt er es? oder nicht? mein Sohn? ich zweifle bald?

Ich klage nicht die Hoffnungsvollen Züge;
Nicht deinen Bau; nicht dein Geſicht!
Durch die gewinnt das Laſter Siege.
Nein! dieß Zufällige beklag ich an dir nicht.
Nur, daß ich dich noch nicht gelehret,
Was du und ich Ihr ſchuldig ſind,
Der Mutter, die dich klagt und ehret,
Der Hälfte deines Seyns, der beſten Mutter, Kind!

Kind! das du noch von unſrer heißen Liebe
Nichts, als der Thränen Naß geſehn,
Empfindeſt du die Macht der Triebe,
Die der, die dich gebahr, durch Mark und Adern gehn?
Sieh! wie ſie weint und klagt und bebet.
Ja! laßt ihr den betrübten Troſt!
Fühlt, wie ihr Herz in Jammer ſchwebet!
Sie weinet, und hat Recht; das Schickſal iſt erbeßt.

Ihr Kind vergeht, das ſie von Gott erbethen;
Die Pflanze welkt, die blühend ſtand;
Die Roſe fällt, als wie zertreten:
Die Hoffnung und mein Sohn fliehn an des Grabes Rand.
Hier liegt er ſtarr; wir alle beben:
Wir ſehn den Kampf der kleinen Bruſt,
Die Stöße, die den Tod ihm geben,
Das Röcheln, das Verdrehn, des Todes ganzen Wuſt!

Ach! Gott! nein! nein! um Pflanzen zu zernichten
Braucht es ja eines Sturmes nicht.
Es kanns der kleinſte Wurm verrichten,
Der nagend voller Gift die ſchwachen Wurzeln bricht.
Die Hemmungen verſchleimter Säfte,
Ein Druck, der in der Bruſt entſteht,
Zerreißen eines Kindes Kräfte,
Das in des Vaters Arm, indem ers drückt, vergeht.

Nein! weiſt mir nicht die leichenvollen Fluren,
Nicht mein verheertes Vaterland.
Dieß alles ſind der Laſter Spuren:
Mein Kind hat nichts gethan, und das wird mir entwandt!
Wie? wars denn nur ein Spiel geweſen,
Mit dem Natur und Gott geſpielt?
Von mir ſoll man kein Murren leſen.
Doch Weiſe! ſprecht: was Gott ſich durch dieß Kind erzielt?

Es wird kein Mensch; es stirbt ja noch, als Pflanze;
Es sündigt nichts; weis nichts von ihm.
Dieß Theil von uns, dieß kalte Ganze,
Verdienet seine Huld, nicht seinen Ungestüm.
Des Zirkels Lauf von Ottchens Sphären
Läuft schleunig ab und ist sehr klein.
Wie kann es seine Macht verehren?
Kann Gott durch seine Pein und Tod verherrlicht seyn!

Mein Kind erblaßt! verstummt verwägne Schlüsse!
Es stößt sein Herz mit Wimmern ab.
Komm wieder Sohn! daß ich dich küsse!
Wie finster und wie kalt ist nicht dein traurig Grab!
Wie? ist dir denn dein Ohr verschlossen?
Wie? siehst du nicht? du bist schon blind!
Das Blau, das Gott ins Aug gegossen,
Wird dunkel: kaum daß noch dein zarter Leib empfindt.

Empfindest du? ach! nur ein dähnend Zücken,
Das deines Hirnes Fibern droht.
Hygäa! hilf mein Kind erquicken!
Die Aerzte seufzen! sagt: was hoffet ihr? — den Tod?
Ist in der großen Kunst zu heilen,
Kein Saft, kein Kraut für meinen Sohn?
Sie trösten, anstatt zuzueilen,
Und segnen ihn, als todt, anstatt zu helfen, schon.

Es ringt bereits die Zärtlichkeit die Hände;
Die Thränen stürzen auf ihn hin.
Kaum, daß ich mich zur Mutter wende:
So fühl ich, daß auch ich ein Mann und Vater bin:
Ein Vater der den Strom der Zähren,
Um Kind und Frau getheilt vergießt,
Die ihre Treu und Glut verehren;
Wer Wohlstand schilt, der heischt, daß keine Thräne fließt.

Ja fließet nur, ihr zu gerechten Thränen!
Solch Weinen ehret unsern' Geist.
Ein Wilder muß mit Schluchzen stöhnen,
Wenn ihm der Tod sein Kind das jeder liebt, entreißt.
Das Kind, der Lindrer unsrer Plagen,
Der Mutter Schatz; des Vaters Lust;
Die Freuden von verborgnen Tagen,
Der heißerwünschte Sohn sinkt in des Grabes Wust.

Gedanken voll erschröcklicher Gedanken!
Du kömmst mir zu abscheulich vor.
Entfleuch aus meines Geistes Schranken!
Es hebt ein holder Bild sich in mir froh empor.
Ein liebrer Weiser prophezeihet;
Schweigt, Freunde! die mir Unglück drohn.
Mein Herz weißagt; ich bin erfreuet.
Ich kann noch Vater seyn; und du bleibst noch mein Sohn.

Ich

Ich hoffe! doch ein kreißend tödtlich Röcheln
Schließt ihm das kleine Hälschen zu.
Ach! welch ein Tod-weißagend Lächeln
Bringt mein zerrißnes Kind, zu seiner kalten Ruh!
Ach! Gott wird mich durch ihn nicht schlagen;
Da wir ja schon gebeuget sind.
Er stirbt, könnt' ich doch dieß nicht sagen!
Ein Gall! ein Stoß! ach Gott! todt ist mein Sohn, mein Kind!

Mein Sohn erstarrt in mütterlichen Armen,
Betrübter Trost! du tröstest doch.
Sie labt aus zärtlichen Erbarmen,
Ihn sterbend auf dem Schooß mit starken Tränken noch.
Nicht die, die dir das Licht gegeben:
Die deiner Mutter Ursprung war.
Vor ihr entstand dein kurzes Leben:
Ihr Schooß wird, kalter Sohn! auch deine Todtenbaar.

Nun, Freunde! wischt die Thränen von den Wangen!
Beneidet sein unsterblich Glück!
Zum Urquell ist mein Sohn gegangen.
Als ein Unsterblicher läßt er den Staub zurück.
Den mag nun die Verwesung nehmen,
Das, was ihn trieb, berührt sie nicht:
Doch wollen wir uns auch nicht schämen,
Wann dann und wann der Schmerz aus unsern Augen bricht.

C. W. Freyherr v. Schönaich.

V. Agnus

V.

Agnus Zaluſcianus triumphali Cruce, Ordinis Aquilæ albæ, à Sereniſſimo, Inviciſſimo & Potentiſſimo Auguſto III. Poloniæ Rege, Magno Duce Lithuaniæ, Ruſſiæ, Mazoviæ, Samogitiæ, Kijoviæ, Volyniæ, Podoliæ, Podlachiæ, Livoniæ, Smolenſciæ, Severiæ, Czerniechoviæque, Duce Saxoniæ &c. &c. Electore S. R. Imperii, inſignitus; dum Illuſtriſſimus & Reverendiſſimus Dominus D. JOSEPHVS ANDREAS Comes in Zaluskie ZALVSKI, Epiſcopus Kijovienſis & Czerniechovienſis, Abbas, Commendatarius Vachocenſis &c. in Equitem prædicti Ordinis creatur, & per M. Jacobum Paulum Radlinski, Polonum S. T. D. Ordinis Canonicorum Regularium, & Cuſtodum Sereniſſimi Sepulchri Præpoſitum Generalem Inſulatum, aliquot Carminum Fragmentis exornatus. Anno Domini 1760. Menſe Auguſto. Vilnæ, Typis Sacr. Reg. Majeſt. Patrum Minorum Conventualium.

Es iſt etwas ſeltenes, daß wir aus dem benachbarten Pohlen einige gelehrte Neuigkeiten anzumelden haben. Wir ergreifen alſo dieſes Stück deſto lieber, da es uns zugleich eine, der Wiſſenſchaft und der Gelehrſamkeit überhaupt, ſehr rühmliche Begebenheit anpreiſet. Se. Hochwürdigſte Excellenz der Hr. Biſchof von Kiovien und Czernichovien, Hr. Graf Zaluski, Abt, und Comthur

zu Wachocz u. ſ. w. iſt den 3. Auguſt des vorigen Jahres von Sr. Kön. Maj. in Pohlen, zu Warſchau zum Ritter des großen weißen Adlerordens erhoben worden; eine Würde, die auch ſein älterer Hr. Bruder, der vormalige Kron-Großkanzler, und nachmalige Biſchof von Cracau, Herzog von Severien, gleichfalls getragen hat.

Dieſe beyden großen Gebrüder, die gemeinſchaftlichen Stifter der großen Warſchauer Bibliothek, die ihnen zu Ehren ewig die Zaluskiſche heißen wird; da Sie ſelbige dem Königreiche und der pohlniſchen Nation großmüthig geſchenket haben: ſind den Muſen ſo theuer, daß alle Ehre ſo ihnen widerfährt, der ganzen Gelehrſamkeit widerfahren zu ſeyn ſcheint. Man nimmt alſo billig auch an den Glückwünſchen Antheil, ſo dieſem großen Gönner und Beförderer der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, unlängſt zu Vilna, bey der Durchreiſe des Hrn. Biſchofes wiederfahren ſind.

Der Hr. D. Radlinski, Cuſtos des h. Grabes und inſulirter Abt, beehrte Se. hochw. Excell. bey Dero Anweſenheit in Vilna, als ſie nämlich aus dero Biſchofthümern ſich wieder nach Warſchau begaben, mit allerley artigen Gedichten: die alle die große Verehrung bemerken; womit dieſelben in ganz Pohlen, von allen wahren Gelehrten angeſehen werden. Die beyden erſten ſind Sinngedichte, theils auf den weißen Adlerorden, theils auf das hochgräfl. Zaluskiſche Wappen. Wir theilen ſie beyde mit, weil ſie kurz ſind:

In

In Stemma Sereniſſimi, Illuſtriſſimi & Celeberrimi Ordinis albæ Aquilæ, cujus Inſcriptio in Cruce exarata, eſt tenoris ſequentis: pro Fide, Lege, & Rege, Tria ſunt omnia: Axioma Philoſophicum.

Sancta Fides, Legum Candor, Regisque poteſtas,
Ordinis eſt Equitum Gloria, forma, ſcopus:
Hæc tria ſervantes plene, ſimul omnia ſervant;
Nam tria ſunt (Terris) omnia: plura nihil.

In Stemma Illuſtriſſimæ Domus ZALVSCIANAE.

Regia quidquid habet, de prædis omnibus ales,
Conſumit totum, devorat, atque necat:
Sed nunquam tanget JVNOSSAM dentibus AGNVM,
AGNVS enim ſuperis, creditur iſte ſacer.

Hierauf folgen V. ſogenannte Fragmenta, von ſo vielen Gedichten, die auf die drey ſymboliſchen Inſchriften des Ordensſterns vom weißen Adler gemachet worden, pro Fide, Lege, & Rege. Dem erſten zu Folge, will der Dichter beweiſen: daß der Herr Graf und Biſchof Zaluski bisher tapfer für den Glauben geſtritten habe. Der Anfang lautet ſo:

Ordinis inſignis, quo Rex AVGVSTVS honorat
Corda Senatorum Pontificumque thronos,
Officium primum, ſanctum, munusque perenne
Eſt Chriſti cultus, firma tuenda Fides.

Iſtius fidei JOSEPH ZALVSKIVS aras
Quantum condecorat, promovet atque ſonat.
Non quærenda manent veſtigia ſigna modique,
His pro monſtrandis Bibliotheca ſatis!
Quam JOSEPH Præſul, magna fundavit in auge,
Hactenus & fundat, perficit atque locat. &c.

Das zweyte Fragment handelt das zweyte PRO LEGE ab, und zeiget, daß der hochwürd. Biſchof Graf Zaluski, durch die große Sammlung aller pohlniſchen Synoden, die er aufgeſuchet, und angeſchaffet, ſich um die Kirchengeſetze ſehr verdient gemachet habe. Es heißt:

Immenſum plane librum collegit in unum
Omnibus in terris, Lex manifeſta foret.
Quotquot Pontifices, Synodos ſtatuere Poloni,
Et quot cuderunt Jura tenenda gregi:
Has omnes Synodos, per tot jam Sæcula factas,
Per Lechicum Præſul quæſiit omne ſolum.
Sicut quæſivit magno, ſummoque labore
Invenit tandem nobile quidquid erat.
Non ſic mercator conquirit in æquore gemmas,
Non ſic piſcator ſquamea ſigna capit. &c.

Das dritte Fragment redet von dem dritten Theile des Wahlſpruches des Ordens, PRO REGE: und hier rühmet der Dichter, daß der neue Ordensritter bisher auch für des Königs Majeſtät geſtritten habe. Es heißt unter andern:

Aſſiſtens quisnam tam longo tempore Regi,
Sicut JOSEPHVS nocte dieque Comes?

Curre-

Currebant anni, Menſes, momenta volabant,
Tranſibant Solis plurima luſtra dies.
Et Præſul JOSEPH præſens & promtus ad aulam
Proſtabat Regis Regia juſſa ſolens.
Sumebant alii Faſces, ſubſellia, Mitras,
Veſtivit multos Purpura ſacra Throni:
Joſeph Zaluski Referendi Jura miniſtrans,
Exſpectans patiens, diſſimulansque fuit:
Non tamen a Regis ſolio, diſceſſit & Aula,
Sed ſe præſentem continuumque dedit. u. ſ. w.

Es ſind noch ein Paar kurze Fragmente vorhanden, die auf das Wappen Sr. Hochw. Excellenz, welches ein Lamm darſtellet, abzielen, allein wir müſſen abbrechen.

Das zweyte Gedicht iſt ebenfalls zu Vilna, in der Ritterſchule, welche daſelbſt bey den Jeſuiten errichtet iſt, und die der Hr. Graf und Biſchof, nach ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, eines Beſuches gewürdiget haben, Denenſelben überreichet worden. Dieſes theilen wir ganz mit, fügen auch die Rede bey, die von einem jungen Edelmanne an Sie gehalten worden.

Ad Illuſtriſſimum, Excellentiſſimum ac Reverendiſſimum Dominum, Dominum JOSEPHVM Comitem in Zaluskie ZALVSKI, Epiſcopum Kijovienſem & Czernichovienſem. Cum Hoſpes Academiam & Bibliothecam Vilnenſem Soc. Jeſu inviſeret. Anno a Partu Virginis 1760. XIII. Kalendas Octobr.

bedeuten sollen, als die Ostern. Zuweilen zeigt die Zahl der Vielheit nur die Würde und Hoheit an, als wenn Fürsten von sich **Wir** sagen. Ist die Zahl der Vielheit nicht sonderlich bey einem Wort gebräuchlich: So setzt man in Uebersetzungen ein Nebenwort hinzu, das Vieles bedeutet, als mannigfaltig ꝛc. 6. Die **Personen**, deren in der Grammatik nur dreye sind, und von Natur nicht mehr seyn können.

§. 37. Von den Mittelwörtern oder Zeitnamen, muß ich noch dieses hier mit anhängen, daß man ehedessen sich unbillig ein Gewissen gemacht, selbige zu gebrauchen. Denn da wir selbige haben, und sie eine Sache deutlich, hinlänglich und runder ausdrücken, so sehe ich keinen Grund, warum man mit den Neuern sich nicht ihrer bedienen wollte? Das ist es, was ich vorjetzo von den acht Hauptgattungen der Wörter habe vortragen können. Ich komme demnach zu der andern **Abtheilung** der Wörter in Absicht ihres Ursprungs und ihrer Theile, um davon auch etwas weniges anzubringen.

§. 38. Nach der Wortforschung, muß man die Wörter ansehen, wie große und kleine Bäume im Garten, die man soll bis an den Gipfel ersteigen. Denn wie ein Ast oder Zweig an dem andern hänget, und alle aus dem dicken Stamme herauswachsen: So ist es auch mit den Wörtern, wobey man ihren Stamm, u. ihre Abstammung und Zusammenfügung betrachtet. Einige Stammwörter sind fruchtbar, andere unfruchtbar an Abkömmlingen. Wir Deutschen sind an abstammenden Wörtern, nebst den Griechen, sehr reich, welche man leicht lernen kan,

wenn

Huc ades, o Præſul Lechico novus Hoſpes ab orbe,
Delicium Aonii & Gloria magna Chori!
Seu Te Celta ſuis peregrinum diſtinet oris,
Qua vagus irriguas Sequana volvit aquas:
Seu tenet Auſonii tumidas prope Tibridis undas,
Te Capitolini Regia celſa Jovis.
Ilicet emiſſus properatis paſſibus exit,
Atque comes ſequitur te prope noſter amor:
Seu penes Iſtuleas reducem te conſpicit oras,
Et fovet in Lechico patria terra ſinu:
Tu deſiderii noſtri, tu meta Zaluſci
Et ſcopus aſſidui fixus amoris eras.
Huc ades! ecce ardens habitus atque ora tueri
Vrbs, deſiderio paſcitur ipſa Suo.
Caſtalides etiam, Præſul, tua cura, Sorores:
Te vocat ad ſacros turba novena Lares.
Jam Citharæ ſonitu & vocalis carmine Buxi,
Phœbus & Aoniæ te cecinere Deæ.
Fallor! an Auguſtos licuit dum cernere vultus,
Phœbus & attonitæ conticuere Deæ?
Atque ſuum Lauru veneratæ ſupplice Numen,
Hæc viſæ inſueto verba dediſſe ſono:
Quid juvat, o Præſul, Giedimini ut Pergama Phœbi
Atque oculos ſubeat Bibliotheca tuos?
Nil oculis, nil forte tuis par laudibus iſtic,
Nil animo invenies ingenioque tuo?
Viſere Dardaniæ aut Grajæ monumenta Minervæ
Si cupis, & doctæ Poſteritatis opes:
Sume repercuſſos cryſtalla imitantia vultus,
Queis poſſis facies cernere & ipſe Tuas.
In te, Doctrinæ orbi quidquid Græcia, quidquid
Dardana Roma dedit, poſteritasque, leges.

Hæc

Hæc Muſæ. Nec ficto, crede, id dicitur ore,
Namque tuum eſt Præſul Bibliotheca caput.

Poeta ad eundem.

Sæpe Ego, vos utinam, dicebam, viſere poſſim
Optima Muſarum Gallia, Roma Parens!
At tua Zaluſci dum conſpicor ora, tuæque
Doctrinæ Gazas miror & Ingenii;
Quas vel Roma tibi, quas vel tibi Gallia plena
Olim gaviſa eſt explicuiſſe ſinu:
Nunc Ego mutatis votis (cum dicere poſſim
Præſul ave) dicam: Gallia, Roma vale!

ALLOCVTIO

Cum Collegium Nobilium Vilnenſe Soc. JESV inviſeret.

Cneius ille Pompejus, PRÆSVL ILLVSTRISSIME, mira quadam bellandi arte adeo illuſtris, ut victor de tribus orbis terræ partibus, tres inſignes reportaverit triumphos, atque ob magnitudinem rerum a ſe præclare fortiterque geſtarum Alexandro Magno, qui victoriæ gloria antea cederet nemini, omnium Gentium ſuffragio fuerit coæquatus. Hic Bellator tantus & talis cum aliquando, domitis gentibus barbaris, fuſis hoſtium copiis, in ditionem ac poteſtatem redactis tot urbibus Provinciis ac Regionibus, Rhodum veniſſet, & in illa Vrbe, tum optimarum artium ſtudiis florente, dies

aliquot commoratus fuisset, omnia sapientum Gymnasia, veluti quasdam humanitatis officinas adiit.

Præclarum hoc certe, atque eximium facinus nemo est, qui non miretur. Ego vero, PRÆSVL ILLVSTRISSIME, cum auctoritatem gravitatemque Tuam, &, una nostram tenuitatem humilitatemque intuear, non alienum adeo a vero proferam, si simile quidpiam de Tuo hic adventu dixero. Pompejus enim non tam amore captus litterarum, quam auram popularem captans hæc fecit; aut si fecit optimarum artium studio incensus, erat, atque cumulate erat, quod eum allicere posset. Erat multiplex variaque, quæ tum vigebat, scientia; erat quædam hominum illorum in studio litterarum ferme decrepitorum gravitas & majestas. Quid huic simile Te, PRÆSVL ILLVSTRISSIME invitavit? Quid simile impulit, ut omissa tantisper Majestate, quam Tibi & amplitudo natalium & majorum dignitas, & Tua potissimum virtus imposuit, ad nostræ tenuitatis angustias, tanta Te facilitate demitteres, & beneficium benevolentiæ Tuæ, non conferre solum nobis, sed, quo pretiosius illud faceres, etiam afferre decerneres? nisi amor ille Tuus plane singularis, quo rem litterariam, ipse in omni scientia versatissimus complecteris?

Quæ Tua in universam Rempublicam litterariam merita multitudine fere infinita, magnitudine admiranda, varietate grata, omnium gentium celebrantur litteris atque linguis. Nobis vero in præ-

præſentia dolendum, nec tantum eſſe ſpatium temporis, nec tantum flumen ingenii, nec tantam dicendi vim atque copiam, ut hæc tua præclara merita non laudare ornando, ſed ne percenſere quidem numerando poſſimus. Ergo artes ipſæ diſciplinæque, quæ in Te agnoſcunt peculiare quidpiam ac proprium ſibi, partes noſtras agant; Teque laudent, prædicent, poſteritatique commendent. Nos, quos præſentia tua tantopere honeſtaſti ac recreaſti, hoc unicum agimus & molimur, ut pares ſaltem gratias Tibi referamus.

Quare mihi pro Tua in hos benevolentia, qui hic adſunt, quique, ſi de iſto adventu tuo certiores facti fuiſſent, gratulabundi conſluerent, in primis gratias perſolventi, utinam ea adſit dicendi facultas, quæ olim eloquentiſſimo Perpiniano, Cardinalem Borromeum ſuo in gymnaſio juſta gratulatione excipienti; aut quæ olim diſertiſſimo ſuffragabatur Guiniſio, Principem Ludovicum Cardin. Ludoviſium, & Mauritium Cardin. Sabaudiæ, in Romano Collegio ſalutanti, ut Tuæ benevolentiæ aliqua ſaltem ex parte, noſtra reſpondere poſſit Oratio!

At non eſt nobis tantum ingenii, non eſt tantum facultatis: gratias tamen tibi pro tenuitate noſtra agimus & habemus maximas, ſed cum eas impares eſſe Tuis in nos meritis cognitum habeamus; oro Te atque obteſtor, ut non ſtudio & conatui noſtro, quod neutiquam deeſt, ſed Tuæ in nos benevolentiæ, quæ omnes noſtras vires prævertit, ac quodammodo exhaurit, pro Tua in

omnes

omnes benignitate tribuas. Hanc vero pietatis officinam, hunc optimarum diſciplinarum cœtum, has doctrinæ ſedes, hoc nobiliſſimorum Juvenum Collegium, ad aliquam curæ, benevolentiæ Tuæ partem, ſemper pertinere exiſtimes.

VI.

Geiſtliche Schaubühne, oder der heil. Auguſtin in ſeiner Bekehrung, aus dem Lateiniſchen des Hn. P. Franz Neumayrs, Prieſters der Geſellſchaft Jeſu, und dermaligen hohen Domſtifts-predigers zu Augsburg, in deutſche Verſe überſetzt, von Joh. Andr. Schachtnern, H. S. H. T. Augsb. und Insbrugg, auf Koſten Joh. Wolfs 1758. in gr. 8.

Es iſt in neuern Zeiten etwas ſeltenes geworden, daß die katholiſchen Geiſtlichen für die Schaubühne arbeiten. Doch, wenn ſie ſolches ja thun, ſo iſt es insgemein etwas geiſtliches: und zwar in lateiniſcher Sprache, wie nicht zu verwundern iſt. Sie haben darinn ſchon im X. Jahrhunderte die unſterbliche Kloſter-Jungfrau Roswitha zu Gandersheim zur Vorgängerinn gehabt: allein freylich hätte der Unterſchied der Zeiten von ihnen theils in der Regelmäßigkeit der Einrichtung, theils, in der Sprache, eine Aenderung fodern können. Geſetzt nämlich daß ihre Schüler im Lateine geübet ſind, dieſe Stücke aufzuführen und zu verſtehen: wie klein muß nicht allemal die Zahl der Zuſchauer werden, die ſich daraus

daraus erbauen können? Denn wir ſetzen billig zum voraus, daß die Erbauung die Abſicht ſolcher geiſtlichen Schauſpiele ſey. Wie gut wäre es alſo, daß ſich auch der Hr. P. Neumayr, als Verfaſſer dieſes heil. Auguſtins, einen Polyeukt des Corneille, oder eine Athalia und Eſther eines Racine, theils in der regelmäßigen theatraliſchen Anordnung, theils darinn zum Muſter genommen hätte, daß er ſelbigen, wie jene, in ſeiner Mutterſprache aufgeſetzet hätte.

Es ſcheint dieſes zum Theil der Hr. Ueberſetzer eingeſehen zu haben. Er hat den heil. Auguſtin in ſeiner Bekehrung ins Deutſche gebracht, und alſo die Nutzbarkeit des Stückes allgemeiner zu machen geſuchet. Er verdienet ſowohl hierinn, als darinn ein beſondres Lob, daß er ſich auf eine unter katholiſchen nicht ſehr gewöhnliche Art, einer hochdeutſchen Reinigkeit und Sprachrichtigkeit befliſſen hat. Es fehlet nicht viel, ſo könnte man von ihm ſagen, er ſchriebe gut Deutſch, ja was noch ſchwerer iſt; er mache auch gute deutſche Verſe. Wir wollen unſern Leſern eine Probe davon, aus ſeiner Zuſchrift an den Erzbiſchof von Salzburg, Grafen von Schrattenbach, herſetzen:

Hochwürdigſter! ſo ſchwach ich auch im Dichten bin
Weicht doch die bange Furcht dem mutherfüllten Sinn.
Mein ungeübter Kiel kann, ohne ſich zu kränken,
An ſeine Niedrigkeit, und deine Hoheit denken.
Du wunderſt dich, o Fürſt! wie ich ſo frech kann ſeyn?
Wohlan, ſo ſage ſelbſt: was iſt an dir zu ſcheun?
Die Hoheit der Perſon? Dein majeſtätſches Weſen?
Dein hocherleuchter Witz? Was ſonſt noch auserleſen?
O nein!

O nein! bey allem dem, bleibt mir der alte Muth,
Weil alles dieß bey mir ganz andre Wirkung thut. u. ſ. w.

Hier werden nun verhoffentlich unſre Leſer, wenig oder nichts zu erinnern finden: und ſo iſt es faſt in der ganzen Zuſchrift gelungen. Die Vorrede des Hn. Schachtners überführet uns auch, theils von ſeinem Fleiße, theils von ſeiner Beſcheidenheit, womit er zu Werke gegangen. Er hat ſich auch billig bey einer poetiſchen Ueberſetzung einige Freyheiten genommen: nur wollten wir wünſchen, daß er ſich noch einige mehrere genommen hätte.

Dieſen Wunſch zu rechtfertigen, müſſen wir erſtlich erinnern, daß wir gewünſchet hätten, der erſte Titel dieſes Buches, **Geiſtliche Schaubühne**, wäre ganz weggeblieben. Das Wort Schaubühne zeiget in der methaphoriſchen Bedeutung (continentis pro contento) eine ganze Sammlung von Schauſpielen an. Hier aber findet man nur ein einziges, das in ſeine fünf Handlungen eingetheilet, und mit vielen Zuſätzen und Einſchaltungen erweitert iſt. Kann das eine Schaubühne heißen? Doch in Ermangelung des lateiniſchen Grundtextes wiſſen wir nicht einmal, ob derſelbe den Titel eines Theatri ſacri, oder ſpiritualis geführet hat.

So dann finden wir, daß er die Handlungen oder Aufzüge des Stückes, mit dem Namen der Betrachtungen beleget hat: eine ſehr uneigentliche und unbequeme Benennung! Die aufgeführten Perſonen betrachten ja nicht, ſondern handeln, oder ſpie-

len

len das Stück, durch ihre Vorſtellung. Hätte man alſo ja von der weltlichen Benennung der Haupt-Theile eines Luſt- oder Trauerſpiels in einem geiſtlichen Stücke abgehen wollen: ſo hätte mans viel beſſer Vorſtellungen nennen können. Doch was war ſolches nöthig? da im Namen eines Aufzuges nichts weltliches ſtecket; und es ja geiſtliche Aufzüge (Proceſſiones) genug giebt? Der Hr. Ueberſetzer bedienet ſich ſelbſt dieſes Wortes, in den kleinern Abtheilungen der größern Handlungen, die er Betrachtungen nennet: und dieß bringt uns faſt auf die Gedanken, er habe geglaubet: jede Betrachtung inſonderheit habe ein ganzes Schauſpiel für ſich vorſtellen ſollen: welches aber alsdann vollends wider alle Regeln wäre. Denn keins derſelben ſtellet eine ganze, ſondern nur einen Theil einer Handlung, nämlich der Bekehrung Auguſtins, vor: und Horaz ſaget ausdrücklich:

Denique ſit quodvis ſimplex duntaxat et unum.

Daß indeſſen dieſes Vorurtheil ſo wohl bey dem Hn. Verf. als Hn. Ueberſetzer geherrſchet haben müſſe, ergiebt ſich unter andern auch daraus, daß jede von dieſen ſogenannten Betrachtungen, ihr eigenes Vorſpiel bekommen hat, das als eine Operette, aus Arien und Recitativen beſteht und alſo ſingend aufgeführet werden ſoll. Und alſo kommen wir auf den ganzen Inhalt des Stückes; welches Begebenheiten Auguſtins von vielen Jahren vorſtellet. Auch dieß iſt wider die Regeln eines Schauſpiels, die uns Griechen und Römer, durch

Bey-

Beyſpiele und Vorſchriften gegeben haben. Schade! immer Schade! daß ſolche gute Dichter den Grundriß zu ihren Arbeiten nicht gehörig einrichten. Denn ſo iſt alle ihre Arbeit in der Ausführung übelangewandt, und gleichſam ganz verlohren.

Der Vorbericht ſaget, die Bekehrung Auguſtins, werde hier 1) in ihrem Anfange, 2) in ihren Hinderniſſen, 3) in dem Streite mit ſich ſelbſt, 4) in dem Siege, und endlich 5) in dem Nutzen des Sieges gezeiget. Dieſer Grundriß wäre richtig, wenn ihn die Kunſt des Dichters auf 12, 15, 18, oder höchſtens 24 Stunden eines Tages zuſammen gezogen hätte. Aber welch ein Ungeheuer wird nicht daraus, wenn man lieſt, wie er hier in ſeiner Länge erſcheint.

Zur I. Betrachtung, wird Auguſtins Streit mit den Manichäern genommen. Als er nämlich zu Karthago in Africa bis in ſein 30ſtes Jahr die Redekunſt lehrete, verfiel er außer andern Laſtern, auch in die Kätzerey der Manichäer; die ihn lehreten: der Menſch ſündige eigentlich nicht, ſondern nur die böſe Natur in ihm. Allein die Begierde zur Weisheit, und das Leſen der ciceroniſchen Schriften an den Hortenſius, rettete ihn aus dieſem Irrthume. Er ließ ſich mit dem manichäiſchen Biſchofe Fauſtus in einen Streit ein, und als ihm dieſer ſeine Zweifel nicht auflöſen konnte, ſo verließ er dieſe Secte. Das wird in den beyden erſten Aufzügen vorgeſtellet, darinn der erſte den Anlaß zum Streit, der zweyte die Wirkung des Streites in vielen Auftritten vorſtellen. Die Perſonen ſind,

Augu-

Auguſtin, Alipius, ein Edler aus Africa; Politian, ein Kriegsmann vom Hofe des Kaiſers Arkadius; Romanian, ein Manichäer, Auguſtins Gönner; Nebridius, ſein vertrauter Freund; und Navigius ſein Bruder, und Schüler in der chriſtlichen Lehre.

Das Vorſpiel zu dieſer erſten Abtheilung, ſoll die Gemüther zum Nutzen dieſer heilſamen Betrachtung vorbereiten. Darin ſingen nun 1) die betrachtende Seele, 2) der lehrende Engel. Jene hebt an:

Nur wenige ſind auserwählt;
O trauervolles Wort! o ſchweres Evangelium!
Mein Engel! lehre mich, und ſage doch warum?
Will Gott denn nicht, daß jeder Menſch
Die Seligkeit erhält? u. ſ. w.

Der Engel antwortet darauf in einem langen Recitativ, und einer Arie, die aus zwey Strophen beſteht: und hier ſehen wir, was der Dichter durch die Klage in der Vorrede, über die verbothenen Reime der einfachen und doppelten Mitlauter verſteht: denn er reimet Thaten, mit Schatten, welches ein gutes deutſches Ohr nicht erlauben kann; weil das a in dem erſten Worte lang, wie aa in Schaar, Baare, geſprochen wird: welches vielleicht in Bayern und Schwaben nicht geſchieht; wo man irgend Thatten, wie Vatter, ſprechen mag. Eben ſo finden wir am Ende der I. Abtheilung, unterdeſſen mit abzulöſen gereimet. Welch ein Ohr, oder was für eine Ausſprache gehört dazu! Es folget noch ein Recitativ, und ein Duet einer Arie ſchließt das

wenn das Stammwort bekannt iſt, und man die gewöhnliche Veränderung und Wegwerfung der Buchſtaben bemerket, auch die Bedeutung der vorangeſetzten, oder angehängten kleinen Wörterchen lernet. Man kan den ganzen Stammbaum eines jeden Worts, wie eines von dem andern, mittelbar oder unmittelbar herkomme, ſich mit groſſem Nutzen entwerfen. Denn die Abſtammung iſt theils mittelbar, theils unmittelbar, nahe oder ferne.

§. 39. Beyde, ſo wohl die Stamm- als auch die abſtammende Wörter, ſonderlich aber die erſten, ſind 1) **von Gott angeſchaffen.** Unſere erſte Eltern haben vermöge einer von Gott geſchenkten Fertigkeit reden können. Dieſe ihre Sprache ſoll nach aller Wahrſcheinlichkeit die hebräiſche geweſen ſeyn, wie unter andern der Herr Doctor **Löſcher** (de Cauſſis ling. hebr.) erwieſen. Ich will nicht behaupten, daß alle und jede Wörter dieſer Sprache von Gott den erſten Eltern geſchenket worden; denn es können, wie zu vermuthen iſt, viele nachhero aufkommen ſeyn: Sondern glaube mit Grund der Wahrheit, daß ihnen eine hinlängliche Sprache, inſonderheit die Stammwörter anerſchaffen worden ſind, um alles zu reden, was ſie gewollt haben. Von dieſer anerſchaffenen Sprache ſind zweifelsohne in den meiſten, wo nicht in allen Sprachen, noch Uberbleibſel vorhanden, ob ſie gleich verborgen, und nicht ausgemacht ſind.

§. 40. **Einige Wörter ſind** 2) **natürlich,** das iſt, ſie drücken den natürlichen Laut aus, den eine Sache von ſich giebt. Man findet in vielen, wo nicht in allen Sprachen, dergleichen natürliche Wörter.

Vorſpiel. Dieß mit den beyden erſten Aufzügen füllet 86 Seiten.

Die II. Betrachtung ſtellet die Verzögerung der Bekehrung vor; und hier iſt Auguſtin nicht mehr in Africa, ſondern nach Rom gezogen: ein neuer Fehler wider die Regeln der Bühne. Auguſtin hatte zwar die Manichäer verlaſſen, aber er war noch kein katholiſcher Chriſt geworden; ſondern er zweifelte noch, bis man ihn mit vernunftmäßigen Gründen überzeugen würde. Er trieb indeſſen ſeine Beredſamkeit bey den römiſchen Gerichten, um ſich einen Namen zu erwerben; und gerieth ganz zur akademiſchen Secte, die alles für zweifelhaft und ungewiß hielt; nur die Furcht vor einem künftigen Leben hielt ihn noch ab, daß er nicht mit den Epikurern die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen in den Wollüſten des Fleiſches ſuchete. Doch die Vorſehung lenkte es, daß Mayland, wo Ambroſius Biſchof war, aus Rom einen Lehrer der Redekunſt verlangte: wozu denn **Symmachus**, der römiſche Stadthalter, den Auguſtin erwählte.

Das Vorſpiel erneuert die vorige Betrachtung, und bereitet die Herzen zu der inſtehenden. Es ſingt abermal die betrachtende Seele, und der lehrende Engel.

Die Seele. Mein Engel, die Betrachtung
Die du mir neulich vorgeſtellt,
Iſt ohne Frucht nicht abgeloffen,
Mein Herze findet ſich vom ſchärfſten Pfeil getroffen,
Weil mir mein ſcheußlich Bild nun ſtets ins Auge
fällt, u. ſ. w.

Hier

Hier sehen wir abermal die Frucht einer bösen Aussprache. Wer kann doch von laufen, gelossen machen? Spricht man etwa von kaufen, gekossen? Eben so finden wir in anzuspohren, eine böse Frucht der Mundart. Es sollte von Sporn, anspornen, anzuspornen heißen. In den beyden Aufzügen dieser Abtheilung kömmt, außer bereits bekannten Personen, auch noch Simplician, ein Diacon des heil. Ambrosius, Bischofes in Mayland.

Die dritte Abtheilung oder Betrachtung stellet die Beschwernisse der Bekehrung vor. Durch fleißiges Anhören der Predigten des Ambrosius, und Unterredungen mit dem Simplician, lernte Augustin endlich: daß kein andrer Weg zur Seligkeit sey, als das Christenthum. Allein er zögerte noch, sich taufen zu lassen; weil die alte Neigung zur Ueppigkeit zu tief bey ihm eingewurzelt war. Diese zu verlassen, das fiel ihm allzuschwer. Daher entstund ein doppelter Streit in ihm selbst; einer mit dem Verstande, und einer mit dem Willen. Dieß ist der Inhalt der beyden neuen Aufzüge. Es kommen keine neue Personen darinnen vor.

Das Vorspiel wiederholet abermal das vorige, und bereitet die Herzen zum künftigen. Sollen wir auch hier etwas erinnern, so lese man diese vier ersten Zeilen:

O jammervolles Elend!
Du goldnes Sternenheer verbirge deine Stralen;
Verflucht sey jener Tag der mich gebahr,
Und jene Nacht, in der ich einst empfangen war:
Mich Unglückselge wird das ewge Feur zermahlen.

Das verbirge iſt das erſte, was hier unrichtig iſt. Die gebiethende Art der unrichtigen Zeitworter muß immer einſylbig ſeyn; als, nimm, gib, ſprich, brich, u. ſ. w. Daher ſingt unſre Kirche auch ganz recht:

Verbirg mein' Seel aus Gnaden.
In deiner offnen Seit.

Das letzte zermalen iſt ein ganz unerhörtes Wort bey der Nacht. Dieſe kann weder malen, noch zermahlen. Kurz, hier finden wir gar nichts zu denken.

Die Betrachtung handelt von Auguſtins Siege über ſich ſelbſt. Indem Auguſtin ſeine Taufe verſchob, kömmt Politian vom kaiſerl. Hofe zurück, und erzählet eine unerhörte Begebenheit, von zween Hofleuten, die ſich vor ſeinen Augen zum Chriſtenthume gewandt hatten. Auguſtin wird dabey von Scham und Verdruß gerühret, und entweicht in einen Garten, ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er ſieht ein Buch auf der Erde liegen, und höret eine Stimme: Heb auf und lies! hier gehorchet er, und findet die Stelle aus dem Briefe an die Röm. im 13. Cap.. Dieſe lieſt er, und wird im Augenblicke wunderbar erleuchtet, ſo daß er den Entſchluß faſſet, ſich vollkommen zu bekehren. Hier hat uns a. d. 275ſten S. das

Du biſt halt überhäuft mit deinen Schulverdrüſſen.

und das

Du biſt wohl nicht geſcheid ꝛc.

imgleichen

Doch ich verſteh ihn hart, für ſchwer.

nicht

nicht gefallen können. Die erſten ſind in der Poeſie viel zu niedrig. Das letzte aber, iſt wie p. 279 das zerſchieden, ein Provinzialwort, das bey uns niemand ſo verſteht. Doch wir wollen, anſtatt uns bey dem Vorſpiele aufzuhalten, hören, wie Auguſtin ſelbſt, bey der gefundenen pauliniſchen Stelle redend eingeführet wird.

Auguſtin.

Heb auf, und lies! heb auf, und lies? wie? was iſt dieß?
Ich ſolle leſen? was?

Alip.

Ja, ja, es iſt gewiß,
Gott redt ihm ſelbſt zu Herz.

Auguſtin.

Soll ich vielleicht ſo leſen,
Wie es Antonien dort zu ſeinem Heil geweſen?

Navig.

Die Aenderung der Stirn, ſein Aug, ſein Angeſicht
Verräth bereits, er ſey der vorge Sclave nicht:
Er ſcheint ja ganz beruht.

Auguſtin.

Gut! kann ich ſo geneſen:
So heb ich auf, und will das nächſte Beſte leſen.
Ihr, die die Keuſchheit ehrt, und haßt der Geilheit Gift,
Führt meine Hand, daß ſie auf ſo ein Blate triſt,
Daß meiner kranken Seel ſein Heilungsmittel zeiget.

Simplician.

So recht! nun hat er ſich nach Gottes Will gebeuget.

Auguſtin.

Ich bin erhört, o Gott! wo wendeſt du mich hin?
Alip, mein Freund, Alip!

Alip.

Er ruſet mir — —

Simplician.

Halt inn!
Erwarte noch zuvor, was ferner mag geſchehen.

Auguſtin.

Wie? iſt er nimmer da? ach! kann' ich ihn nur ſehen! — —
Nicht in der Vielerey, im Freß und Trunkenheit,
Nicht in der Hurerey, und geilen Luſtbarkeit,
Auch nicht im eitlen Witz und eifrigem Beſtreben
Nach Ruhm und Ehrenſtand, kann man glückſelig leben;
Wer will glückſelig ſeyn, zieh Jeſum Chriſtum an,
Und ſorg, daß die Begierd dem Fleiſch nicht ſchaden kann.
Wahrhaftig! dieſes iſt ein offnes Wunderzeichen,
Nie konnt ich den Verſtand von dieſem Text erreichen,
So oft ich ihn ſchon las; doch itzt verſteh ich ihn.
Nun endlich findeſt du, du armer Auguſtin!
Was du ſo lang geſucht; nun haſt du ja verſtanden,
Was die Glückſel'gkeit iſt? du haſt ſie itzt in Handen,
Verwirf ſie nimmermehr! denk! nicht in Trunkenheit,
Nicht in der Vielerey, und geilen Luſtbarkeit,
Nicht in Gelehrſamkeit, und eifrigem Beſtreben
Nach Ruhm und eitler Ehr, beſteht glückſelges Leben:
Nein! dieſes alles heißt ſo viel, als nichts gethan:
Willſt du glückſelig ſeyn; zieh Jeſum Chriſtum an.

Wir

Wir bedauren, daß ein ſo guter Dichter, als Hr. Schachtner ſchon iſt, nicht noch eine kleine Anzahl von Fehlern, wider die gute Mundart, ſolle kennen und vermeiden lernen; und wünſchen ihm in Regensburg oder Augſpurg einen Kenner und Freund zu finden, den er dabey zu Rathe ziehen kann.

VII.

Francisci Antonii Knittelis, Metrop. ap. Guelf. Archid. Præconium Ulphilanum alterum, illuſtrioribus Scient. Academiis, legitimis naſcentium litterarum Tutoribus S. A. R. S. MDCCLX. in 4. 2. plag.

Virg.

Relliquias veterumque vides monimenta virorum.

So ſehr wir es bey der erſten Ankündigung im vorigen Jahre ſchon gewünſchet, daß die neuentdeckten Bruchſtücke des ulfilaniſchen neuen Teſtamentes glücklich das Licht erblicken mochten: ſo erfreulich iſt es uns aus dieſer zweyten zu vernehmen, daß dieß ſchätzbare Ueberbleibſel des Alterthums, wirklich ſchon unter der Preſſe iſt. Seine hochfürſtl. Durchl. der regierende Herzog Carl zu Braunſchweig, iſt ſelbſt mit einer fürſtlichen Freygebigkeit ins Mittel getreten: und hat dieſen bis-

her verborgenen Schatz ſeiner Wolfenbütteliſchen Bibliothek zum Drucke befördert. Auf nachſte Oſtermeſſe wird ſelbiger in offentl. Buchläden allhier erſcheinen. O! daß dieſem groſſen Beyſpiele mehr groſſe Fürſten, die anſehnliche Bücherſchatze beſitzen, folgen mochten.

Der Hr. Archidiak. Knittel danket zuförderſt denen gelehrten Männern, die ſeine erſte Anzeige dieſes Vorhabens gebilliget und empfohlen haben: worunter wir, ohne Ruhm zu melden, auch mit gehören. Er beſchweret ſich aber nochmals über diejenigen, die ſcheel dazu geſehen, daß ein andrer, als etwan ein gewiſſer berühmter Gelehrter, dieſes alte Stück ans Licht ſtellen ſollte, den ſie einzig für geſchickt dazu hielten. Allein weit gefehlt, daß der Hr. Herausgeber ſich durch dieſe ſeine Arbeit Feinde zuziehen ſollte, wie er beſorget: ſo wird unſtreitig das Werk den Meiſter loben. Muß man doch eben nicht ein Schwede ſeyn, um gothiſch zu können: nachdem es längſt erwieſen worden, daß weder die alten Oſt- noch Weſtgothen aus Schweden gekommen; auch das gothiſche Teſtament nirgends weniger als in Schweden überſetzt, ja ſein Alphabeth nicht einmal in Schweden erfunden worden. Warum ſollte alſo nicht ein Deutſcher eben ſo wohl in Erklärung ſolcher Ueberbleibſel glücklich ſeyn können; da das Gothiſche unſtreitig mit unſern Deutſchen mehr Aehnlichkeit gehabt, und noch hat, als mit dem Schwediſchen.

Wir übergehen die Hinderniſſe des itzigen Krieges, imgleichen die grammatikaliſchen Krieger, deren

ren wider ſich gezückte Schwerter der Hr. Verf. gebührend verachtet: wiewohl uns nichts davon bekannt geworden. Es iſt unſern Leſern wichtiger, das ganze Gefolg dieſes gothiſchen Ueberbleibſels kennen zu lernen. Das erſte wird der vom ſel. Burckhard in der Hiſtorie der Wolfenb. Bibliotheck angeführte Brief des Hn. Blums ſeyn, den er aus der Handſchrift bekannt machet. Hierinn werden die Schickſale der Weißenburgiſchen Bücher, zu welchen auch dieß gothiſche Fragment gehöret hat, beſchrieben werden.

Das II. Stück werden 2 Verzeichniſſe von Büchern ſeyn, die zu Kloſter Weißenburg zu des Abt Folmars Zeiten vorhanden geweſen. Leibnitz hat den Band, darinn dieſelben befindlich ſind, ſchon gekannt: Schannat aber beyde ſehr fehlerhaft abdrucken laſſen. Hier wird alles aufs richtigſte erſcheinen.

Hierauf wird III. ein geſchriebener Band erſcheinen, der verſchiedene, einer armen Seele zum Troſte geſchehene, Schenkungen, die dem Kloſter Weißenburg geſchehen, nebſt vielen andern hiſtoriſchen Urkunden des XI. Jahrhunderts enthält.

IV. wird ein griechiſcher ſehr alter Codex beſchrieben werden, der ganz etwas beſonders in ſich hält, welches in keinem einzigen andern itzo vorhandenen angetroffen wird; und der alſo, ohne ſeines gleichen zu haben, alt zu nennen iſt. Dieß ſonderbare beſteht darinn, daß er ohne Accente und Spiritus, in ungetrenntem Zuſammenhange aller Wörter, und mit lauter Verſalbuchſtaben geſchrieben iſt.

Gleichwohl iſt das E nicht ſo rund, wie mans ſonſt wohl findet Є, ſondern dem heutigen eckigten ſehr gleich. Montfaucen hat den Werth eines ſolchen Buches in ſeiner Palaeographie II. B. c. VI. a. d. 152 S. deutlich beſchrieben. Ja die Benedictiner bey St. Maur bezeugens in ihrer Diplomatik, kein alt Manuſcript gefunden zu haben, wo das E anders als rund wäre: Si jamais nous n'avons vû dans les Msts. grecs, d'E parfaitement quarrès, non plus que Dom Bernard de Montfaucon. Le MSt. du Roy No. 63 nous offre au moins ſous cette Forme Є.

Zum V. wird er von CLXXXI. verſchiedenen Leſearten des N. Teſt. aus der Wolfenbütteliſchen Handſchrift A. XLIV. darbiethen, die weder Mill, noch Wetſtein bemerket haben.

Zum VI. wird er aus der Handſchrift B zu Wolfenbüttel, noch von CVIII. Leſearten, XXV. liefern, die Mill und Wetſtein niemals gefunden haben.

VII. Bemerket er, daß das gothiſche Fragment allein, welches er liefern wird, XXXVIII. ſolche Leſearten habe, darunter allen Kunſtrichtern noch XVII. ganz unerhört geblieben. Zur Probe derſelben giebt er den 33 V. des XI. Cap. der Ep. an die Römer. Wie unausſprechlich ſind ſeine Gerichte: denn unusſpillodæ; bedeutet ἀνεξέρευνητα. (Dieß gothiſche Wort kömmt von ſpel, erzählen, davon das Engländiſche Goſpel, gleichſam Godſpel, das Evangelium, die Erzählung Gottes, noch herſtammet.) Die zweyte Stelle ſteht Röm. XII. im 9. v. Son-

Sondern gebet Raum dem Zorne; wie unſre Bibeln haben. Hier ſteht im gothiſchen ausdrücklich, dem Zorne Goths, d. i. Gottes. Die dritte ſteht im 19 V. deſſelben Capitels: die Rache iſt mein, *ut tribuam*: ego retribuam, dicit dominus. EIGILDAU, daß ich vergelte: dieß ſteht in keinem heutigen Manuſcripte.

Zum VIII. wird von einer alten gereimten deutſchen Ueberſetzung der Schrift Nachricht gegeben werden, deren ſchon Joh. Saubert, Hottinger, Frick, und Goldaſt im I. Theile ſeiner Parænetic rum gedacht haben: deren wahren Werth und Sinn der Hr. Verf. zuerſt heraus geſuchet, und eine Probe von ihrer Schrift in Kupfern liefern wird.

Endlich IX. hat er zum Beſchluſſe auch noch vom Ottfried gehandelt, und ein Fragment von ſeinen Evangelien, das von einer alten Hand geſchrieben, zu Wolfenbüttel vorhanden iſt, hierbey drucken laſſen. Bisher hat man nur drey Abſchriften von Ottfrieds Evangelien gehabt, die Wieneriſche, die Vaticaniſche, und die Freyſingiſche. Hierzu kömmt itzund die Wolfenbütteliſche; die aber nur aus wenigen Blättern beſteht; aber in vielen Stücken von jenen abweicht. Eine Probe von ihrer Schrift wird in Kupfer geliefert.

Damit aber nichts von dem Vorzüglichen dieſes neuen Werkes mit Stillſchweigen übergangen werde, ſo muß man noch merken: daß, da bisher, welches zu verwundern iſt, keine einzige Probe von einem doppelt beſchriebenen Mſpte bekannt gemachet

ter. Der sel. Uhlmann, weiland Rector in Kalbe, behauptet in einer seiner Anzeigungs- oder Einladungsschriften, von der lateinischen Sprache, daß sie viel leichter werden würde, wenn man dieselben Wörter zuvor lernete. Und er war entschlossen, selbige zusammlen und herauszugeben: Allein der Tod hat es unterbrochen. Indessen findet man dergleichen auch in unsrer Muttersprache, als: Bläken, von den Schafen, brummen, flastern, flusiern, girren, gakern von der Gans, Gluken, Grille, grunzen, hauchen, hauen, jächen, kröchzen, Kibitz, knarren, knistern, knall, klappen, klapp, klatschen, klingen, krachen, Kuckuk, lallen, mauzen von der Katze, murren, muchsen, plappern, plump, plumpen, pfipfern von der Maus, quäken von dem Hasen, quaken, quiken, schmatzen, schlürfen, summen von der Bremse, schnackern, schnattern, schnarren, Uhu, uhuhen, wihern, wimmern, zerren, zischen, zwitschen, ygahen. Einige von diesen sind freylich schon verändert und unkenntlich worden, welches die letzte Hauptveränderung unserer Sprache, welche die so genannten Hochdeutschen vorgenommen, verursachet hat. Wie denn die Platdeutschen noch mehrere dergleichen Klangwörter aufzuweisen wissen, woraus die Hochdeutschen zum theil ihre Worte gebildet haben, als blaffen vom Hunde, blarren, d. i. schreyen, ein Bälam, brammen und bimbam von der Klocken, dellern, d. i. schallen, fleuten von den kleinen Entlein, gnarren vom Hunde, hubbern, d. i. etwas frieren, schlaudern; kakeln, von einer Henne, kakeleyen,

kau-

chet worden; dieſer gothiſche Codex das erſte Muſter davon in Kupfer geſtochen liefern wird. Dazu hat nun ungemein viel Fleiß gehöret, um die Hand des Zeichners und Kupferſtechers ſo zu leiten, daß nichts verſehen würde.

Schließlich wird dieß Werk auch das erſte ſeyn, was in Deutſchland mit wirklichen gothiſchen Buchſtaben gedrucket worden.

Da übrigens der Hr. Verf. verſprochen, ein Verzeichniß der doppelt beſchriebenen Bücher der Wolfenbütteliſchen Bibliothek zu liefern: ſo hat er bey dem Nachſuchen derſelben, die wichtigſten Entdeckungen gemachet: ſo wie diejenigen, ſo im Eingeweide der Harzes ſich vergraben:

Divitis Herciniæ proles in viſcera terræ,
Quæque reconduntur picea caligine merſæ.
Irrequietus opes, accenſa lampade, foſſor,
Eruit inventas, crebrisque bipennibus inſtat.
Aeribus effoſſis gravidus. Fluit undique tandem,
Ignibus admotis aurum, quod poſcimus omnes.

Ja er wird auch eine ganz neue Art eines doppelt beſchriebenen Buches bekannt machen, das er Codicem reſcriptum, ſemi impreſſum nennet: weil er einmal beſchrieben, u. hernach wieder bedrucket worden:

Semimanumque typum, ſemitypumque manum!

Außer dem hoffet der Hr. Archid. Knittel, daß er auch viel nützliche Betrachtungen über die Schickſale des bibliſchen Textes, wider die kleinen Philoſophen unſrer Zeiten beygebracht habe, die viel Neues in ſich halten werden. Doch redet er mit Beſcheidenheit davon,

davon, und rühmet sich nichts, als seiner Genauigkeit im Abschreiben, und seines Fleißes im Beobachten.

Wir machen uns ein Vergnügen, daß wir zum voraus diese so vielfältig angewandte Mühe, und zu hoffenden Schätze unsern Lesern anpreisen können. Soviel verschiedene Merkwürdigkeiten werden aber der hochfürstl. wolfenbüttelischen Bibliothek einen weit ausgebreiteten Ruhm verschaffen; und andere Aufseher von Büchersälen aufmuntern, auch in ihren Vorräthen einen gleich löblichen Nacheifer zu zeigen.

VIII.

Historischer Beytrag zu dem wohlverdienten zweyhundertjährigen Ehrengedächtnisse Philipp Melanchthons, worinnen zugleich ein seltnes Buch mit dieses großen Mannes Handschrift bekannt gemachet wird, von einem gewissenhaften Bekenner der Wahrheit. Altenburg 1760. in der richterischen Buchhandlung. in gr. 8.

Bey Gelegenheit des 200jährigen Andenkens des berühmten Lehrers der Deutschen, Phil. Melanchthons, sind verschiedene artige Schriften herausgekommen, die werth sind, bekannter gemachet zu werden. Ohne Zweifel gehöret diese auch mit zu der Zahl, wodurch der hochehrw. Superint. zu Weißenfels, Hr. Breme, wiewohl ohne sich zu nennen, einen schönen

Bey-

Beytrag geliefert hat. Er widmet denselben unter der Aufschrift aus Ciceros Rede für den Quintus: Est interdum ita perspicua veritas, ut eam infirmare nulla res possit; tamen est adhibenda interdum vis veritati, ut eruatur.

Im Anfange erzählet der hochgelehrte Hr. Verf. was bey der Feyer dieses Andenkens in Leipzig vorgegangen: und dadurch ist ihm Gelegenheit gegeben worden, an diese seine Abhandlung zu denken. Er besann sich auf eine Sammlung solcher Bücher, darinn berühmter Männer Handschriften befindlich sind; welche er selbst in seiner Bibliothek bewahret. Darunter ist auch eins, darinn Melanchthons Hand befindlich ist. Er suchte es sogleich hervor; und sah es aufmerksamer an, als sonst; bemerkte auch, daß es zu Melanchthons Ehrenrettung gegen seine vielen Feinde dienen könnte; die ihn beschuldiget haben, daß er den Reformirten günstig gewesen. Er nahm sich also vor, seiner ehrwürdigen Asche dadurch ein Opfer zu bringen.

Das Buch selbst besitzt der Hr. Verf. als ein Geschenk, aus einer ehemaligen fürstlichen Bücherſammlung. Es ist alt, und noch in dem Bande, darinn es vor 200 Jahren, nach damaliger Art, kostbar gebunden worden. Er ist schwarz mit Golde. Auf der ersten Seite zeiget der Band D. Luthers Bildniß im Brustſtücke, mit seinem Wahlspruche, aus dem 30sten Jes. In silentio & spe erit fortitudo vestra. M. L. unten aber die Jahrzahl 1560. Auf der hintersten Seite steht Melanchthons Bild mit seinem Wahlspruche aus dem 8. an die Romer: Si Deus pro nobis,

bis, quis contra nos? P. M. Das Buch selbst hat den Titel: Anleitung Philippi Melanchthonis, wie christlich zu antworten sey, auf die XXXI. abgöttische Artikel in Bayern gestellet, dem christlichen Leser zu gut verdeutscht, durch Jacobum Eisenberg. Wittenb. durch Hans Lufft. 1559. in 8.

Dieß Buch nun gehöret unter die letzten Schriften Melanchthons, und kann daher zum Beweise von seiner Beharrlichkeit bey der reinen Lehre dienen. Denn seine Vorrede dabey ist den 3. Oct. 1558 gestellet; ist also kaum anderthalb Jahre vor seinem Tode geschrieben; zu Ende des 1559sten Jahres ins Deutsche übersetzet, und kurz vor seinem Tode, einem guten Freunde, und seiner Gattinn, deren Namen mit A. K. und E. K. auf den Band gedruckt erscheinen, geschenket worden. Daß solches vom Melanchthon selbst geschehen sey, erhellet aus der mit seiner eigenen Hand eingeschriebenen Schrift; die der Hr. Verf. hier in Kupfer vorstellen lassen. Diese hält nun ein deutliches Glaubensbekentniß Philipp Melanchthons in sich, daraus erhellet, daß er in der Lehre vom heil. Abendmahle, weder ein heimlicher noch grober Calvinist gewesen, sondern als ein aufrichtiger Lutheraner gestorben sey. Die Schrift selbst ist deutsch, und mit solchen lateinischen Buchstaben geschrieben; wie wir vorm Jahre ein Stück aus dem Parcifall haben in Kupfer stechen lassen. Sie lautet so:

Paulus zu den Colossern, Die rede des Herrn Christi soll in euch Reichlich wohnen, in aller weisheit, vnd ihr solt euch untereinander lehren vnd

vnd erinnern. Merk das ehr ſpricht: Wohnen, das iſt, Gottes wort ſoll vns nicht vnbekant bleiben, ſondern wol bekant werden, wi diſe die bey vns teglich wohnen, mitt welchen wir teglich reden muſen. Alſo ſollen teglich mit dem herrn Chriſto reden, vnd iſt gewislich war, wo Im herrzen gottes (*wort*) wohnet, das iſt, wo es betra ht vnd mit glawben angenommen wirt, Im ſelbigen wohnen ſelb weſentlich vnd krefftiglich, geben kraft vnd ewige freud. Scriptum manu Philippi.

Wir können uns hier nicht auf alles das einlaſſen, was der Hr. Superint. Breme ſehr gelehrt von den damaligen Streitigkeiten der Gottesgelehrten beygebracht, die den armen Melanchthon zu verkätzern geſuchet. Auch können wir ſeine Rechtfertigung deſſelben nicht prüfen: theils, weil es unſer eigentliches Werk nicht iſt; theils, weil Melanchthon doch allemal ein groſſer Mann bleiben würde, wenn er gleich in dieſem Stücke nicht vollkommen vertheidiget werden könnte. Wir ſind zufrieden, daß wir dieſe kleine, doch artige Schrift unſern Leſern angeprieſen, und bekannt gemachet. Gottesgelehrte müſſen ſie ſelbſt leſen, und unter andern von dieſem beſcheidenen Theologen lernen: wie viel löblicher es ſey, die Ehre eines verſtorbenen Glaubenshelden zu retten; als zu beflecken, und zu zernichten.

Ende des Wintermonds 1761.

V. Abbildung des Denmals welcher Kayser Maximilian zum Andenken seiner wunderbahren Errettung auf der Gemsenjagd aufgerichtet haben soll.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Dr. YOUNG.

Good Authors damn'd have their Revenge
in this,
To ſee what wretches gain the Praiſe, they
miſs.

Hornung 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1761.

Inhalt.

I. Herrgott. Pinacotheca Principum Auſtriæ &c. Tom. III. Pars poſterior.

II. Hiſtoire de l'Empire de Ruſſie &c. Tome I.

III. Altes aus allen Theilen der Geſchichte. Drittes Stück.

IV. Choix Litteraire. Tome VII.

V. Fortſetzung des Auszuges aus den Schriften der altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft.

VI. Salmo XC, tradotto nel Meſe di Marzo 1760.

VII. Pierwſke Prawdy Całey Filozofii w ktorych wſzyſtkie Filozofſkie Nauki &c.

VIII. Precis de l'Eccleſiaſte en Vers, par Mr. de Voltaire.

IX. Eſſays read to a litterary Society, at their weekly meetings, within the College, at Glasgow.

X. Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen, einiger der größten europäiſchen und anderer merkwürdigen deutſchen Städte vom 176. ſten Jahre.

XI. Nachricht.

I.

Pinacotheca Principum Auſtriæ

tamquam Monumentorum Auguſtæ Domus Auſtriacæ Tom. III. Pars poſterior. Auct. P. Marquardo Herrgott &c. & P. Ruffero Heer. Frib. Brisgoviæ. Typis Jo. Andr. Satron 1760. in folio.

Wir ſind ſchuldig, unſern Leſern auch von dem II. Bande dieſes öſterreichiſchen Bildersaales eine Nachricht zu ertheilen: nachdem wir die vorläufigen Einleitungen dazu neulich bekannt gemachet haben. Es enthält alſo das I. Buch deſſelben die Bildniſſe, von Rudolfen von Habsburg an, bis auf Kaiſer Maximilian den I. Dieſer große Prinz war 1218. den 1. May gebohren. Sein Vater war Albert der Weiſe, Landgraf vom Elſaß. Am Hofe Kaiſers Friedrichs des II. wuchs er vollends heran, und erlangte viel Erfahrung in Staats- und Kriegsſachen. Im 1273ſten Jahre trugen ihm die Churfürſten die oberſte Reichswürde auf: und er ſtarb 1291 zu Germersheim, unweit Speyer. Seine erſte Gemahlinn hieß Anna, oder

kauken von den Indianiſchen Hünern, kichern, d. i. lachen, klätern, d. i. klappern, klimmern, klitſchen, kuacken, knaſtern, knirknar, köchen, köken, knirſchen, Kükerükühan, marren, mummen, Muhkoh, pipen, proddeln vom Topfe, oder pröddeln, puddeln, puffen, plumperdung, quurken, ſchurren, ſchnurz, ſchülpen, rakſen, raſſeln, röcheln, rülpſen, rummeln, zirken. u. d. g.

§. 41. Selbſterdachte, oder von ohngefehr aufgekommene Wörter, ſind die meiſten, davon zu einer andern Zeit ein mehrers. Es iſt oft eine ſeltſame Gelegenheit bey welcher ein Wort ſeinen Urſprung empfangen hat, als die Maccabäer von Maccabi, welches Wort aus den Anfangs Buchſtaben folgender Worte: מי כמכה באלהים יהוה 2 B. Moſ. 15, 11. gemacht, und von Juda in ſeinen Fahnen zum Wahlſpruch geführet ward. Ein Märtyrer, die Marter, haben daher ihren Urſprung, weil die Zeugen der Wahrheit, d. i. die Martyres, in den Verfolgungen, Blutzeugen, und ſehr gepeiniget wurden. Pasqvil von Pasqvino; Breyhan von dem Erfinder; Bökelfleiſch und einböckeln, oder wie man ſagt Pekelfleiſch, einpeckeln, von dem Erfinder Bökel.

§. 42. Viele Wörter ſind aus andern Sprachen angenommen. Unſere deutſche Sprache hat aus den morgen- und abendländiſchen Sprachen Wörter entlehnet. Es iſt auch ſolches nicht unrecht. Denn es ſind auch die die fremden Wörter willkührliche Töne, womit gewiſſe Begriffe verknüpfet worden.

Gertrud von Hohenberg, von der er viel Kinder gehabt; die zweyte Agnes, oder Isabella, oder Elisabeth von Burgund.

An Abbildungen von diesem Herrn, seinen Gemahlinnen und Kindern fehlet es nicht: und diese Sammlung liefert deren 11 von ihm, zwey von seinen Gemahlinnen, und eins von seiner Tochter Clementia. Die Herren Verfasser melden, wo sie alle Schnitzbilder und Bildsäulen davon angetroffen, und beschreiben sie genau. Die erste steht zu Tulln, einem Städtchen an der Donau, unweit Wien; die zweyte zu Straßburg. Diese ist zu Pferde, und vom Hufe des Rosses bis an die Scheitel seines Hauptes zehn Fuße hoch. Ein Schild über seinem Kopfe, zeiget einen einfachen Adler. Dieß Stück ist aber ganz von der Abbildung unterschieden, die Sigmund von Birken in seinem Ehrenspiegel vorgestellet hat; dabey sonderlich die Unterschrift viel zierlicher ist, als die Barbarey des XIII. Jahrhunderts es leiden kann. Auf die andern kommen wir uns nicht einlassen.

Das II. Hauptstück handelt von Alberten dem I. römischen Könige, und seinen Gemahlinnen und Kindern. Das III. liefert die Beschreibungen von Rudolfen dem böhmischen Könige; das IV. Friedrichen den Schönen, römischen König, König Albrechts zweyten Sohn; das V. Leopolden, die Ehre der Ritter, Heinrichen den Sanftmüthigen, und Otten den freudigen, seine übrigen Prinzen. Das VI. Hauptstück stellet uns Alberten den II. und

weisen,

weiſen, nebſt ſeiner Gemahlinn Johanna dar; das VII. aber Rudolphen den IV. und Großmüthigen, nebſt ſeiner Gemahlinn, und Friedrichen den III. ſeinen Bruder; das VIII. Alberten den III. mit dem Zopfe (cum trica) genannt. Dieſer hat die Wiener Univerſität, die Rudolph eigentlich geſtiftet hatte, mit einer theologiſchen Profeſſion vermehret. Er hat auch des Durandi Rationale divinorum officiorum ins Deutſche überſetzen laſſen, davon die koſtbare Abſchrift noch in Wien vorhanden iſt: wie aus dem Lambecius erhellet. Hier können wir eine alte deutſche Aufſchrift nicht ſtillſchweigend vorüber gehen. Als nämlich ein Paar aufrühriſche Edelleute, von Rohr genannt, auf ihrem Schloſſe Leonſtein, unweit Steyer, von Alberten, mit Gewalt des groben Geſchützes, zu Paaren getrieben worden, hat man eine große Kugel davon zu Friedegg eingemauret, und beygehende Schrift hinzugeſetzet:

Hie iſt zu ſehen was maß und geſtalt,
Herzog Albrecht Leonſtein mannigfalt,
Die Veſten mit ſolchen Zeug beſchos,
Das der von Rohr die muſt laſſein los,
Solch Pillul ſchwerlich zu riechen ſeyn,
Wo die fliegen zumahlen in die Veſten ein.

Noch eins:

Herr Hans Wilhelm von Zecking, der wohlgebohrn Herr,
Von ſeinem Leonſtein ſchaffe zu führen her,
Schenckts zu Lieb und Freundſchaft Herrn Reichard Strein,
Der läßts dargegen zur Memori aufrichten ſein.

Nun folget im IX. Hauptstücke Albert der IV. genannt Mirabilia Mundi. Diesen Beynamen hat er von seiner Reise ins gelobte Land bekommen, dadurch er den Dichtern zu einer Menge Fabeln davon Anlaß gegeben. Im X. Hauptstücke erscheint Albert der V. der unter den Kaisern der II. heißt, mit seiner Gemahlinn und seinem Sohne Ladislaus Posthumus: so wie im XI. Leopold der Fromme, und sein Sohn Wilhelm, mit ihren Gemahlinnen vorkommen. Hier werden, wie bey allen obigen, viele historische Anmerkungen und Verbesserungen andrer Schriftsteller und Bildersammler beygebracht, die in der Geschichte kein geringes Licht anzünden.

Friedrich, Herzog von Oesterreich und Graf von Tyrol, genannt mit der leeren Tasche, mit seinen Weibern und Kindern, füllet das XII.; so wie Sigmund von Tyrol mit seinen Gattinnen das XIII. Hauptstück; Leopold der IV. und dicke aber, nebst seiner Gemahlinn das XIV.; und Ernst der eiserne, mit seinen beyden Gattinnen, und dem zweyten Sohne Alberten, das XV. Hauptstück beschäfftigen. Nun liefert das XVI. Friedrichen den Sanftmüthigen, nebst seiner Gemahlinn und Tochter; und alsdann kömmt im XVII Kaiser Maximilian der I. nebst seinen beyden Gemahlinnen, und einer Braut, imgleichen seiner Tochter Margarethe.

Für das erste Denkmaal dieses Kaisers, wird wider unser Vermuthen, dasjenige Crucifix ausgegeben, welches zwo Meilen von Innspruck, nach Italien zu, an einem sehr steilen und hohen Felsen, die

die Martinswand genannt, in einer gehauenen Vertiefung des Felsens gesehen wird. Dieses soll Maximilian, zum Andenken einer wunderbaren Errettung, aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr, haben verfertigen lassen; darein er in seiner hitzigen Jugend, als ein unbedachtsamer Gemsenjäger gerathen. Denn als er durch ein verwägenes Klettern an einen so gefährlichen Ort gerathen, daß er weder vorwärts noch hinterwärts, ohne Gefahr in den tiefsten Abgrund zu stürzen, fortkommen können, hat er bereits zwo Tage und zwo Nächte, ohne Speise und Trank zugebracht; und befohlen, ihm nur von weitem das heilige Abendmahl, oder die gesegnete Hostie zu zeigen: damit er, bey Ermangelung irdischer Speise, sich doch an dieser Seelenspeise, wenigstens mit den Augen laben könnte. Da indessen das Volk in allen Kirchen Gott für seines Prinzen Erhaltung wehmüthigst angerufen: habe er ein Geräusch hinter sich gehöret, sich umgesehen, und einen Jüngling in Baurengestalt erblicket, der große Steine beyseite gehoben, und einen Fußsteig bereitet, ihn auch bey der Hand frisch und gesund zu den Seinen geleitet. Als nun folgendes Tages sein Vater, der Kaiser, durch einen kundgemachten Befehl, diesem Geleitsmanne eine große Belohnung versprochen; sich aber, alles Nachforschens ungeachtet, niemand melden wollen: habe man geglaubet, Gott hätte seinen Schutzengel gesandt, diesen Prinzen, der zu so großen Dingen gebohren war, zu erretten.

Dieſe Geſchichte nun bezeugen Pighius, (in Hercule Prodicio p. 164. Ed. Col. 1609.) Lambecius, Schultes in den Anmerkungen zum Theuerdank; Ge. Sabinus (in Hodœporico Itin. Ital.) Vermuläus, Caſtritius, Rivander, Sigmund von Birken, Merian, Lewald, u. a. m. Auf dieſer Zeugen Anſehen ſteifen ſich die Hn. Verf. ſo ſehr, daß ſie es dem ſel. Prof. Köhler ungemein übel nehmen, daß er dieſe Wundergeſchichte in ſeiner Abhandlung de inclyto Libro Theuerdanck, den alten Weibermährchen, beygezählet: weil doch Pfinzing, der Verfaſſer des Theuerdankes, derſelben auch mit keinem Worte gedacht. Und gleichwohl hatte er ſich in dieſem Gedichte vorgeſetzet, alle Gefahren und große Thaten dieſes Kaiſers zuſammen zu nehmen. Würde er nun dieſelbe wohl vergeſſen, oder mit Fleiß übergangen haben, wenn er ſie jemals in Erfahrung gebracht, oder geglaubet hätte? Er würde ſie aber, als ein katholiſcher Geiſtlicher (religionis Pontificiæ præjudiciis imbutus) gewiß geglaubet haben. Hierzu kömmt noch, daß Cuſpinian, Laurenz, Beyerling, und Seb. Frank, recht glaubwürdige Schriftſteller und Geſchichtſchreiber, derſelben mit keinem Worte erwähnen. Und endlich könne des Pighius Erzählung darum nicht wahr ſeyn: weil an dem Orte eine alte römiſche Landſtraße auf Augſpurg zugegangen, wie aus denen dabey vorhandenen Meilenſäulen erhelle.

Hierauf erwiedern die Hn. V. daß Pfinzing nicht alle Gefahren des Kaiſers erzählet; ſondern oft viele von einer Art in eine Begebenheit zuſammen gefaſſet.

fasset. Hernach meynen sie, nicht Pfinzing, sondern Kaiser Maximilian selbst, habe den Theuerdank geschrieben, wie unlängst Hr. von Khautz bewiesen habe. Hier hätte nun der Kaiser, aus christlicher Demuth, diesen so sichtbaren Beystand des Himmels verschwiegen, u. s. w. Cuspinian aber sage ausdrücklich, er habe die Thaten der Jugend dieses Kaisers mit Fleiß übergangen: gleichwohl erzähle er von dessen Liebe zur Gemsenjagd soviel, daß er gleichsam mit dem Finger auf diese Begebenheit gezielet *). Sebastian Frank endlich gedenke ausdrücklich des ihm von weiten gezeigten Sacraments, und stehe also auf ihrer Seite; ob er gleich nicht katholisch, und doch beynahe ein gleichzeitiger Schriftsteller gewesen. Matth. Scultet wäre gleichfalls ein Lutheraner gewesen, und hätte es doch geglaubet. Gäbe es nun gleich keine rechte Zeitgenossen, die solches beschrieben: so hätte doch Pighius, 40 Jahre nach des Kaisers Tode, die St. Martins-Wand in Augenschein genommen u. s. w.

Sollen wir von dem allen unsre Gedanken sagen; so dünket uns noch allemal der sel. Köhler recht zu haben. Denn 1) der Hauptzeuge **Pighius**, ist für gar keinen Augenzeugen, oder Zeitgenossen zu halten, da er fast 100 Jahre nach dieser Geschichte diesen Felsen gesehen. Es ist nämlich der Kaiser

*) Criminantur autem plerique, quod nimium venationibus indulserit, quodque eas ita exercuerit, ut sæpe periculosissimis objectus periculis, dum in altissimis rupibus capreas sectaretur, de vita ejus dubitatum sit.

über siebenzig Jahre alt gestorben, und obiges Klettern soll in seiner ersten Jugend geschehen seyn. Es muß also wohl 50. und mehr Jahre vor seinem Tode gesetzet werden. Was nun hier Pighius für einen Glauben verdiene, kann ein jeder sehen. Er hat es gewiß von einem abergläubischen Mütterchen oder Einsiedler in der Gegend erzählen hören, die gern dem Denkmaale die Ehre eines Wunders zuziehen wollen. Und die andern habens ihm gleichwohl glücklich nachgeschrieben. Der ehrliche Scultet, unser Glaubensbruder, darf niemanden bewegen. Er war gewiß der Mann nicht, die Glaubwürdigkeit solcher Dinge zu untersuchen, sondern schrieb zusammen, was er fand; änderte auch für seinen Kopf das ganze Gedicht, so daß es sich nicht ähnlich blieb. Die andern sind gegen einen Cuspinian, Beyerling und Frank, noch schlechtere Helden. Lambecius, als ein abgefallener Evangelischer, hatte das Herz nicht, seine Gedanken zu sagen; und ließ den Pighius bey Ehren. Und was kann sein Zeugniß 200 Jahre hernach gelten?

Cuspinian war so nahe bey der Sache, daß er unfehlbar des Wunders von dem Engel auch gedacht haben würde, wenn ers geglaubet hätte. Es kostete ihm ja nur ein paar Worte: und doch sparete er sie. Seb. Frank ebenfalls redet vom Sacramente. Was hielt ihn nun ab, auch des Engels zu gedenken, wenn er ihn geglaubet hätte? Jenes war bey den Katholischen nichts unglaubliches; dieß aber konnte nicht ohne tüchtige Zeugen gelten. Am besten

ſten wäre es, wenn Kaiſer Maximilian in ſeinem zu Wien befindlichen Theuerdank die Sache ſelbſt erzählet hatte. Er allein konnte es wiſſen, ob und wie es damit zugegangen. Und da er ſoviel andere Abentheuer von ſich erzählet, ſo würde die chriſtliche Demuth es auch wohl verſtattet haben, einen ſo ſichtbaren Schutz des Himmels zu rühmen. Hr. von Khautz mag die eigene Handſchrift des Kaiſers davon beſſer nachſehen; ſonſt werden wir es eben ſo wenig glauben, als daß nicht Pfinzing, ſondern der Kaiſer ſelbſt, den gedruckten Theuerdank geſchrieben habe. Unſer Kupfer dieſes Monaths ſtellet den gefährlichen Felſen, oder die ſogenannte Martinswand vor.

Wir haben uns bey dieſer Sache beynahe allen Raum zu dem übrigen benommen, melden alſo kürzlich, daß das II. Buch den ſpaniſchen öſterreichen Stamm von Philippen dem I. bis auf Karlen den II. beſchreibt und in Kupfer vorſtellet. Dieß geſchieht in VIII. Hauptſtücken. Darauf folget das III. Buch, und dieſes begreift die deutſche Oeſterreicher-Linie von Kaiſer Ferdinanden dem I. bis auf den tyroliſchen Ferdinand, in VII. Hauptſtücken. Ferner kömmt das IV. Buch, welches von Ferdinanden, dem Wiederherſteller der öſterreichiſch-tyroliſchen Linie, bis auf Leopolden den V. und ſeine Kinder, in V Hauptſtücken darſtellet. Endlich leget das V. Buch die Habsburg-öſterreichiſche Linie, die von Karlen, dem Hn. von Gráz, fortgepflanzet worden, in VI. Hauptſtücken, mit ihren Gemahlinnen

und

und Kindern vor Augen. Alles dieſes iſt mit der dem berühmten Probſte Herrgott gewöhnlichen Genauigkeit beſchrieben; auch aufs ſauberſte gedrucket und in Kupfer geſtochen worden.

II.

Hiſtoire de l'Empire de Ruſſie ſous Pierre le Grand par l'Auteur de l'Hiſtoire de Charles XII. Tome I. A Leipſic chez Fred. Lankiſch et Heritiers. 1761. 8.

Wir melden hier ein Buch, das uns ſein Verfaſſer mit der prächtigſten Empfehlung in die Hände gegeben hat. Wer ſeine Geſchichte Karls des XII. Königs in Schweden kennet, der wird wiſſen, daß man dieſelbe mit der Cyropädie Xenophons, oder höchſtens mit des Curtius Leben Alexanders des Großen, verglichen hat. Die poetiſche Einbildungskraft eines der größten Dichter hat eine wahre Geſchichte in einen halben Roman verwandelt. Die Liebe zum Wunderbaren, zum Rührenden und Gleißenden, hat ſeinen Griffel itzoſt bis ins

*) Man muß ſo unwiſſend in der europäiſchen Geſchichte ſeyn, als ein junger Pariſer-Stutzer, wenn man 1700 noch nichts von Rußland gewußt haben will. Die alten Czaaren von Moſcau hatten mit Schweden und Pohlen, die längſten Kriege geführet; ſo daß auch Opitz ſchon dem Könige Wladislav große Siege über dieſelben nachrühmete. Vor 1700 aber gieng ſchon Czaar

ins Unglaubliche erhoben. Dieſe Urtheile der Welt ſind dem Hn. v. Voltaire nicht unbekannt. Er hat ihnen alſo gleich in der Vorrede dieſes Buches vorzubeugen geſuchet, darinn die Leſer Urſache hatten, eben das von ihm zu argwöhnen. Sie hebt ſo an:

„Wer hätte um 1700. ſagen ſollen, daß im „Winkel des finnländiſchen Meerbuſens ein prächtiger und wohl geſitteter Hof entſtehen würde? „Daß die Einwohner von Soltikam, von Caſan, „und von den Ufern des Wolga und Saik, unſern „geübteſten Kriegsvölkern gleich kommen; und „nachdem ſie Schweden und Türken beſieget, auch „Siege in Deutſchland davon tragen würden? daß „ein Reich von 2000 franzöſiſchen Meilen, wel„ches uns damals faſt noch unbekannt war *), in „50 Jahren geſittet ſeyn würde? daß ſein Einfluß „ſich auf alle unſere Höfe erſtrecken, und daß 1759, „der eifrigſte Beſchirmer der Gelehrſamkeit ein „Ruß ſeyn würde? **) Wer es geſaget hätte, „würde für den phantaſtiſchſten Menſchen gehalten „worden ſeyn. Da Peter der Große dieſe Verän„derung allein gemachet und vorbereitet hat; die „nie-

Czaar Peter mit ſeiner Geſandtſchaft in Europa herum, wo gewiß alles von ihm redete.

**) Wenn hier die Jahrzahl 1725 ſtünde, in welchem Jahre Peter der große ſtarb: ſo wüßten wir, daß dieſer Satz wahr ſey. Aber itzo wiſſen wir den großen Beſchirmer, der ein Ruß iſt, nicht zu nennen. Vielleicht hat Hr. v. V. ein anſehnliches Geſchenk erhalten!

den. Und wenn die verknüpften Begriffe wohl und hinlänglich ſind, und man in ſeiner eigenen Sprache nicht ein ſolches bequemes Wort hat: So iſt es erlaubt fremde anzunehmen. Aber ohne Noth muß man ſich deſſen nicht unterſtehen, weil die Sprache ſchwerer, und mit der Zeit unbillig ganz verändert, und vielen unverſtändlich wird. Inſonderheit ſtammen mehr Wörter unſerer Sprache aus dem hebräiſchen, griechiſchen und Latein her, als man zu erſt denken ſollte: Wie denn anderer davon gegebene Verzeichniſſe mit der Zeit geprüfet und ergänzet werden ſollen. Hier merke ich nur noch an, daß man *a*) einige Wörter ganz unverändert behalten, als Sack von שַׂק, Nacht נַחַת, Zebaoth, Jehovah, ein Kad; Ing, ein Thier, חַיִל Heil, fat, fat, פֶּרֶד Pferd. *b*) Bey einigen eine Endung hinzugethan, רִיחַ riechen, סָדִין Seiden, רַעַךְ lachen, μίσγω, miſche, κύσω, küſſe, copulo, koppele. *c*) Bey einigen die Endung verändert oder weggelaſſen: שְׁלֵטָא, die Schilde, ῥωτὸς, Brod, τάξις, Taxe, Urina, Urin, Vannus, die Wanne. *d*) Einen Buchſtaben oder eine Sylbe weggeſchmiſſen, und eine gebräuchliche Endung hinzugethan hat, als צְדִיק, δίκαιος, אֹכֶל, chilus, נָקָב, cavo, נָטַל, tulit, יָקָר, carus, חָלַל, Hall, לָקַח, laden, נָפַל, fallen, אָחַז, haſchen, שִׁיר, ſchrien, oder ſchreyen, νέος, neu, πυρθμος, Port, ξιζιδον, riß: *e*) Die mitlautenden Buchſtaben verändert, oder die Selbſtlaute: גָּדֵר, Gatter, שָׁבַע, ſieben, שִׁבֵּר, Schiffern, הֵתֵל, hudeln, אֵצִיל, Achſel, רַפַּשׁ, rauſchen, ἕσπερος, Veſper, ἀξίνη, Axt, ager, Aker: *f*) Einen neuen Buchſtab, oder eine Sylbe hinzugethan:

„niemand hatte vorher ſehen können: ſo iſt er vie-
„leicht unter allen Prinzen derjenige, deſſen Thaten
„am meiſten verdienen der Nachwelt überliefert zu
„werden.“

Es iſt gar kein Zweifel, daß er es verdienet: und die Welt hat gewiß nicht gewartet, bis es dem Hrn. von Voltaire beliebet hat, dieſe Hiſtorie zu ſchreiben. Sehr viel große und würdige Federn haben theils in deutſcher, theils in franzöſiſcher Sprache der Wahrheit dieſen Dienſt längſt geleiſtet. Weber, ein würdiger Miniſter des braunſchweigiſchen Hofes, hat, als ein Augenzeuge in den Jahren 15, 16, 17, 18 und länger zu Petersburg den großen Petrus geſehen, unzählichemale geſprochen, und glaubwürdig beſchrieben. **Das verbeſſerte Rußland**, das er uns geliefert, hätte wohl verdienet, von dem Hrn. von Voltaire geleſen und gebrauchet zu werden; ſo wohl und gründlich iſt es geſchrieben. Und hier in Leipzig hat der jüngere M. Juſtus Gotthard Rabener, gleich nach des großen Petrus Tode, ſein Leben in einem mäßigen Octavbande herausgegeben; andrer mehrerer ſolcher Werke zu geſchweigen, die dieſen großen Kaiſer gewiß auf die Nachwelt bringen werden. Doch der Hr. V. kömmt uns vor, wie die alchymiſtiſchen Schriftſteller. Ein jeder von ihnen ſchilt auf die vielen Betrüger in der Kunſt, oder wahren Philoſophie, wie ſie zu reden pflegen. Das ſind lauter ſchlechte, ja gottloſe Leute, die vor ihnen vom Steine der Weiſen geſchrieben haben! Nur jeder

neue

neue Alchymiſt, oder Goldkocher, iſt der einzige ehrliche, verſtändige und weiſe Mann, der die Kunſt recht kann, und recht aufrichtig entdecken will. Credat Judæus Appella! non ego.

Doch thun wir ihm nicht zu viel? So ſcheint es beynah; wenn wir folgende Worte leſen: „Der „Hof von Petersburg hat dem Geſchichtſchreiber, „dem dieß Werk aufgetragen worden, glaubwür„dige Urkunden geſchicket. Es wird in dem Werke „dieſer Hiſtorie ſelbſt geſaget, daß dieſe Nachrich„ten in der öffentlichen Bibliothek zu Genf nieder„geleget ſind, einer Stadt, die ziemlich beſuchet „wird, und dem Landgute benachbart iſt, wo dieſer „Geſchichtſchreiber wohnet.„ (Wir haben gedacht, ſein Delices läge im Genfergebiethe, und nicht in der Nachbarſchaft: er müßte denn noch ein anders, im Bernergebiethe haben.) Wir wiſſen aber gewiß, daß die mitgetheilten Nachrichten ſich durchaus nicht auf alles das erſtrecken, was Hr. V. hier erzählet hat; und werden es bald hernach deutlich darthun, in ſo weit man ihm gewiß keine hiſtoriſche Irrthümer berichten wird. Doch er geſteht es ſelbſt, wenn er ſo fortfährt:

„Allein, weil aller Unterricht, und das ganze „Tageregiſter Peters des Großen, ihm noch nicht „NB. mitgetheilet worden: ſo hat er den Schluß „gefaſſet, dieſe Archive bey ſich zu behalten, (be„hüte der Himmel! ganze Archive!) die allen Neu„gierigen eben ſo leicht ſollen gewieſen werden, wo„mit ſie von den Aufſehern der Bibliothek zu Genf

„würden gezeiget werden: und alles ſoll daſelbſt „niedergeleget werden, wenn der zweyte Band „fertig ſeyn wird.„

Da haben wir die ganze Sache. Wer dieſem Buche nicht glauben will, der reiſe an den Genferſee, zum Hrn. von V. und laſſe ſich die Archive vorlegen. Werden dieſelben ruſſiſch, oder deutſch, oder holländiſch geſchrieben ſeyn, ſo wird mancher ſie eben ſo wenig, als Hr. von V. verſtehen können. Wären ſie aber gleich franzöſiſch, ſo wird man doch unmöglich ſo grob ſeyn, in Gegenwart des Geſchichtſchreibers ſelbſt, als Archivars, ſie Blatt vor Blatt durchzuſtöbern, und Punct vor Punct die Richtigkeit aller ſeiner Erzählungen zu unterſuchen. Wenigſtens wird man ſeine Bons Mots, ſcharfſinnigen Einfälle, verwägenen Gedanken und ungeheuren Vergrößerungen darinn nicht antreffen.

Nun fängt er erſt an, nach Art der obigen Alchymiſten ſeine Vorgänger herunter zu machen. „Die Welt hat einige vorgebliche Hiſtorien von „Petern dem Groſſen,„ heißt es: Man merke, daß es nur vorgebliche Hiſtorien ſind: denn Hr. von V. hat ſie nicht geſchrieben. „Die meiſten ſind „aus den Zeitungen geſchrieben worden,„ (und gleichwohl gerathen dieſelben noch immer beſſer, als die, wie des Hrn. von V. Hiſtorie Carls des XII., aus den mündlichen Erzählungen und Aufſchneidereyen vieler Officiere auf den Caffeehäuſern gefloſſen, oder aus ſinnreichen Erdichtungen eines tragiſchen Poeten entſprungen ſind.) „Diejenige, ſo „man zu Amſterdam in vier Bänden, unter dem „Na-

„Namen des Bovard Meſteſuranov geliefert hat, iſt „eine von den Druckerbetrügereyen, die nur gar zu ge„mein ſind. Dergleichen ſind ꝛc.„ (Hier nennet der Hr. B. eine Anzahl, ſeiner Meynung nach, ſchlecht geſchriebener franzöſiſchen Leben, darunter auch das Leben Carls des VI. und Prinzen Eugens ſind. „Dergeſtalt,„ (ſo fährt er fort,) „läßt man die „ſchöne Kunſt des Druckens zu dem verachtlichſten „Handel dienen.„ (NB. Wie viel beſſer thäte man, wenn man lauter **Pucellen** und **Candiden** druckete!)

„Ein holländiſcher Buchhändler giebt Befehl, „ein Buch zu ſchreiben, wie der Fabricant, einen „Stoff zu weben: und es finden ſich unglücklicher „Weiſe Schriftſteller, welche die Nothdurft nöthi„get, dieſen Kaufleuten ihre Arbeit zu verkaufen; wie „Arbeiter, die in ihrem Solde ſtehen.„ (Wir wiſſen aber Schriftſteller, die ihre Bücher an vier fünf Buchhändler zugleich verkaufen, und alle hintergehen. Uebrigens ſieht man nicht, warum eben ein Gelehrter den Buchhändlern umſonſt arbeiten ſoll. Iſt es nicht billig, daß ein jeder den Vortheil von ſeinem Fleiße und ſeinen Gaben ziehe? Und wenn dieß die holländiſchen Buchhändler thun, machen es etwa die Pariſer, Lioner, Genfer, u. d. gl. m. anders?)

„Daher kommen alle die abgeſchmackten Lob„ſchriften, und die Schmähſchriften, womit die „Welt überladen iſt! Dieß iſt das ſchändlichſte „Laſter unſers Jahrhunderts!„ So giebts denn gar keine gute Lebensbeſchreibung zu unſern Zeiten

mehr, außer denen, die Hr. von Voltaire ſchreibt? So ſind denn das Leben Carls des XII. und Ludwigs des XIV. keine abgeſchmackte Lobſchriften? So iſt es denn nicht einerley, von wem der Verfaſſer bezahlet wird; vom Buchhändler, oder von dem Hofe, der ihn zum Schriftſteller dinget? So iſt denn das Laſter, Lobreden auf groſſe Fürſten zu ſchreiben, gröſſer, als Pücellen zu ſchmieren, um die Sitten der Welt auf ſodomitiſche und gomorrhiſche Art zu verderben; und als Candiden zu ſchreiben, um die göttliche Vorſehung zu läſtern? Das ſind nur Kleinigkeiten! ſcilicet!

Doch noch eine patriotiſche Eiferprobe müſſen wir von der Feder des Hrn. von Voltaire hören. „Niemals, (ſaget er,) hat die Geſchichte mehr „authentiſche Beweiſe nöthig gehabt, als zu unſern „Tagen, wo man ſo unverſchämt Lügen ſchmiedet.„ Hier haben wir einen Mann, von dem Juvenal geweiſſaget hat:

Quisve ferat Gracchos de ſeditione querentes?

Wo ſind denn die Beweiſe von ſeiner Geſchichte Ludewigs des XIV. darinn ihn Hr. Beaumelle ſo oft der Unwahrheit überwieſen hat? Wo ſind ſeine Beweiſe auch zur Univerſal-Hiſtorie und Geſchichte von Deutſchland? Hat man ihm und andern ſeinen Landsleuten, die uns mit ſoviel unerhörten und unerweislichen Anecdoten beladen, ihre hiſtoriſche Verwägenheit nicht genug vorgerücket? Allein ohne darauf ſich zu rechtfertigen, thut er jetzo ſelbſt als ein Eiferer für die hiſtoriſche Wahrheit, und will

will das Anſehen haben, als ob er der allergewiſſenhafteſte Scribent wäre, den je die Sonne beſchienen hat. Heißt das nicht,

Qui Curios ſimulant, et bacchanalia, vivunt.

Doch Hr. v. V. hat ſich bey dieſer Gelegenheit auf eine ſehr merkliche Art gerechtfertiget. Man hat ihm lange Schuld gegeben, daß er in der Hiſtorie Carls des XII. nicht allemal bey der ſtrengen Fahne der Wahrheit gefochten habe: und der große pohlniſche Magnat, Graf Poniatovski hat ſolches in einem beſondern Tractate erwieſen. Nun findet aber der Hr. v. V. Gelegenheit, alle ſeine Gegner zu Schanden zu machen. Er rücket hier ein Zeugniß ein, welches des Königs Stanislaus Majeſtät ihm deswegen ertheilet haben, darinn ſelbige bezeugen laſſen: ſie hätten ſich die letzte Genfer-Ausgabe dieſes Lebens vorleſen laſſen, und ihrem Miniſter und General-Lieutenant geſaget: ſie wären bereit, ihm die genaue Wahrheit der in dieſer Geſchichte enthaltenen Sachen zu beſtätigen. Hr. v. V. habe weder eine Begebenheit, noch einen merkwürdigen Umſtand vergeſſen, noch verſetzet; alles ſey wahr; alles ſey in ſeiner Ordnung. Er habe von Pohlen, und allem, was darinn geſchehen iſt, ſo geredet, als ob er ein Augenzeuge geweſen ſey u. ſ. w. Was wollen wir nun mehr?

Wir verehren gewiß das Zeugniß eines großen Herrn ſo ſehr, als jemand: zumal, wenn er ſolche Proben von Einſicht, Liebe der Wahrheit und der Wiſſenſchaften, auch in eigenen Schriften, gegeben

hat, als König Stanislaus. Allein, ſchwächet eine Anzahl von etlichen 70 bis 80 Jahren nicht das Gedächtniß eines Herrn, der in ſeinem Leben ſo viel widrige Zufälle ausgeſtanden hat? Und iſt es möglich, daß bey dem ſchwachen Geſundheits-Zuſtande deſſelben, den er ſeit etlichen Jahren ſchon empfunden, derſelbe noch den 11. Jul. 1759 im Stande geweſen ſeyn ſollte, ein ausführliches, vollgültiges und glaubwürdiges Zeugniß von Dingen, die vor mehr als einem halben Jahrhunderte vorgefallen ſind, abzulegen? Wir überlaſſen das Gutachten einem jeden unſrer Leſer: ſagen aber nur ſoviel, daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, daß ein Schriftſteller, der niemals in Pohlen geweſen, weder das Land, noch das Volk, noch die damaligen Zeiten gekannt, untrüglicher von allem habe ſchreiben können, als diejenigen Schriftſteller, die durch ein höheres Licht erleuchtet worden, nicht einmal dann gethan haben; wenn ſie uns einerley Begebenheiten, ja einerley Worte erzählen wollen: wie bey der Ueberſchrift des Kreuzes Chriſti abzunehmen iſt. Hr. v. V. iſt alſo gewiß mit einer mehr als prophetiſchen und evangeliſtiſchen Gabe verſehen geweſen, als er das Leben Carls des XII. geſchrieben hat.

Allem Anſehen nach aber trauete ſich Hr. v. V. dieſe hohe Erleuchtung ſelber nicht zu. Er erzählet ſelbſt: Cet acte envoyé à l'Auteur, lui cauſa une ſurpriſe d'autant plus agreable &c. „Dieſe Urkunde, die dem Verf. überſandt wurde, verurſachte „ihm eine deſto angenehmere Erſtaunung„ u. ſ. w. Und freylich, wer ſollte nicht erſtaunen, wenn man

ein

ein ſo glaubwürdiges Zeugniß erhält, man ſey in ſeinen Muthmaßungen und Errathungen, ja wiſſentlich poetiſchen Erdichtungen, ein untrüglicher Prophet geweſen! Wahrlich! dieß Zeugniß allein iſt es werth, daß Hr. von Voltaire auch noch ein Leben Stanislai ſchreibe. Er wird gewiß alles auf ein Haar treffen.

Nächſtens ein mehrers.

III.

Altes aus allen Theilen der Geſchichte, oder alte Urkunden, alte Briefe, und Nachrichten von alten Büchern, mit Anmerkungen. Drittes Stück. Chemnitz bey Stößeln. 1760. 8.

Der fleißige Hr. Superint. M. Weller zu Penig fährt fort, ſich die gelehrten Liebhaber des deutſchen Alterthums zu verbinden: und dieß III. Stück hält nicht weniger merkwürdige Sachen in ſich, als die vorigen. Das erſte St. liefert einen Brief des päbſtlichen Legaten Raymund Payraudus, Cardinals von Gurk, an das damalige deutſche Reichsregiment, vom 1501ten Jahre. Er ſaget den verſammleten Excellenzen, daß er eine beſchwerliche Geſandſchaft übernommen, und ihnen die wichtigſten Dinge vom Pabſte zu ſagen habe: allein das Podagra halte ihn ab; daher ſchreibe ers ihnen. Der Untergang von Deutſchland nämlich

ſey vor der Thüre. Den Türken nennet er, beſtiam crudeliſſimam, und aſtutiſſimum monſtrum, auch immaniſſimum draconem, u. ſ. w. Sie ſollen nur Italien, und das Sacrarium Religionis, die Stadt Rom, erſt retten; ſonſt würde die Reihe auch an Deutſchland kommen. Unter andern heißt es einmal. O pudor! o dedecus Germanici nominis ſempiternum! Vos, progenies illorum patrum, qui Rheno et Danubio circumſcripti tam longe lateque ultra veteres terminos ditionem et linguam germanicam propagarunt, vos, ſoboles eorum imperatorum & exercituum, qui toties ab Italia Saracenos expulerunt; quique hoſtes chriſtiani nominis invadendo, in media Aſia æternam vobis famam peperierunt; toleratis crudelitatem ſpurciſſimæ gentis; veſtrum ſanguinem nobiliſſimum per turpes abuſus ſervire. Kurz die Rede iſt lebhaft und lang: und der Hr. Herausgeber hat ſie mit ſchönen Anmerkungen bereichert. Sie iſt 1502 zu Erfurt gedrucket worden: auch nachher 1504 und 1510 herausgekommen.

Die II. Schrift iſt die zwote Fortſetzung der Acten des 1548 zu Leipzig gehaltenen Landtages, das Leipziger-Interim betreffend; und enthält des Churfürſten Replik, der Ritterſchaft Replik, und Anmerkungen.

Die III. iſt ein Brief Johann Bugenhagens an Georg Spalatin, vom 1522ſten Jahre. Er nennet ſich in der Unterſchrift Johannes Pomeranus. Es iſt eine artige Stelle darinnen: Prophetæ a me exigis officium, cum ego interpretem ſermonum

num utcunque agam. Diverſa hæc ſunt dona. Prophetæ ſunt, qui ita prædicant, ut Martinus; ita docent ut Philippus: ego vero longo intervallo ſecunus interpretor, quod in Prophetis invenio &c. Hernach ſaget er, er wohne in Wittenberg am ſchlechteſten. Er wollte ſich gern Haus und Hof kaufen: allein man fodere auch für die ſchlechteſten Häuſer 200 Ducaten. Dieſe Hunderte aber wären bey ihm noch nicht gewachſen. Der Churfürſt mochte ihm was dazu ſchenken.

Die IV. iſt D. Andreas Mollers Brief vom Urſprunge und der Zeugung der Metalle, von 1633. Wir halten uns dabey nicht auf.

Die V. iſt Caſpar Barths Brief an Chriſtian Daumen von 1636. Sein Gut hier bey Leipzig, (in Sellerhauſen) iſt ihm abgebrannt. Hr. M. Weller hat noch einen ſtarken Vorrath von ſeinen Briefen in Händen.

Die VI. iſt die Fortſetzung und der Schluß der Nachricht von des Abts Joachims, eines Weißagers aus dem XI. Jahrhunderte, gedruckten Schriften. Er erkläret die Propheten nicht buchſtäblich, ſondern moraliſch, tropologiſch, contemplativiſch, anagogiſch und allegoriſch. Er redet hart wider die Geiſtlichen, Biſchöfe, Cardinäle und Päbſte; und dringet ſehr auf eine Reformation. Er weißaget, es werde das Unglück über die Prieſter und Prälaten von Mitternacht kommen. Der deutſche Kaiſer wird die Kirche verwüſten, und mit dem Antichriſt zu gleicher Zeit leben. Doch, da ſo viel vortheilhaftes von der künf-

thun: אִישׁ, Mensch, זֵרֶם, Strom, טוּחַ, tünchen, זָרָה, streuen, כִּיס, Kiste: *g*) Die Buchstaben versetzet, welches oft und leicht geschieht: קֶבֶר, Grab, כֶּבֶר, Markt, mercator, Kram, שֵׁבֶט, Stab, עֵדֶר, Heerde. *h*) Die Wörter ganz umgekehret, welches daher gekommen, daß die Phönicier angefangen von der rechten und linken Hand an, wie die Ochsen pflügen, zu schreiben, wovon D. Joach. Lange in medicina mentis fein gehandelt, daher man sich oft geirret, und nicht gewust hat, wo man im Lesen anfangen solle, als: נָהַג, gehen, עָרַב, Bürge, סַף, postis, Pfoste. Davon man mehrere Exempel findet in Schickards hebräischer Grammatik. Man würde nicht übel thun, wenn man nicht nur mit der hebräischen, sondern auch griechischen und lateinischen Sprache eine genaue Untersuchung dieser Art, in Absicht auf unsere Sprache machte. Dabey ich noch über das anmerken muß 1. daß zwar einige Kunstrichter diese Wortforschung höhnisch verlachen: Allein diese Arbeit ist nicht nur nützlich; sondern hat auch ihren Grund. Denn man muß nur fürnehmlich auf die Wörter sehen, die eine offenbare Aehnlichkeit mit andern haben. Und wenn man in den zweifelhaften recht den Grund aus den alten Sprachen untersucht: So kan man leicht zur Gewißheit kommen. 2. Weil ein Wort bey dem Beugen der Endsylben, und der Veränderung durch alle Zeiten, sich oft sehr verändert: So haben die Alten bald von diesem, bald von einem andern Falle; bald von dieser oder einer andern Zeit, oder Form des Zeitwors, ihre entlehnten Wörter gemacht, als von frellum, fressen,

Bez-

tigen Stiftung des Dominikaner- und Franciskanerordens geweissaget wird: so muthmasset der Hr. Verfasser nicht unrecht, daß die Bücher Joachims, eine Erfindung dieser beyden Mönchsorden seyn könnten. Das VII. Stück handelt von Arbatels Buche, von der Magie der Alten, und überhaupt, Basel 1575 in 16. Es soll auch eine deutsche Ausgabe davon 1686 zu Wesel, Duisburg und Frankfurt bey Luppiussen heraus seyn. Diese viertehalb Bogen sind wohl eher mit 25 Fl. bezahlet worden: Luppius aber suchte nichts, als seinen Vortheil damit. Es giebt eine Menge magischer Bücher, die aber durch die schlechten Abschriften so verderbet sind; daß insgemein kein Verstand herauszubringen ist. Die fremden Namen darinn sind uralt, aus dem Chaldäischen, Hebräischen, Arabischen und alten Aegyptischen. Die meisten davon kennet man nicht mehr. Die Bücher selbst aber sind Geburten verrückter Köpfe, oder der boshaften Gewinnsucht, oder der Pralerey solcher Leute, die sich ein Ansehen damit haben geben wollen; wie Agrippa und Paracelsus. Manche sind bloß zum Spaße geschrieben, wie der Graf von Gabalis. Weil sie unverständlich sind, haben Thoren geglaubet, daß sie wichtige Geheimnisse enthielten. Daher kommen die Clavicula Salomonis, und D. Fausts Bücher: darinn nur abgeschmacktes Zeug steht. Doch giebt es auch düstere Köpfe, die da glauben, es könnte die Magie große Dinge ausrichten. Die alten orientalischen Völker liebten den räthselhaften Vortrag. Daraus entstand viel Misverstand.

Nero

Nero suchte im ganzen römischen Reiche wirkliche magische Bücher, und einen wahrhaften Herenmeister; aber umsonst. S. Plinii Sec. Hist. Nat. L. XXX. c. 2. Man redete also schon damals, wie itzo von der Magie, ohne sie zu kennen. Wäre nun ein wahrer Magus wo zu finden gewesen: so würde er sich wohl gemeldet haben. Die Religion verboth damals diese Künste nicht. Plinius selbst schließt daraus ihre Nichtigkeit. Der Hr. Verf. hätte auch Kaiser Julians Bemühungen um die platonische Theurgie, das Todtenbannen und Geisterbeschweren zu Hülfe nehmen können: eine sehr schwache Seite, dieses sonst so philosophischen Prinzen, die ihm eben keine Ehre machet.

Nun untersuchet der Hr. Verf. näher das Buch Arbatel. Er erkläret dieß Wort durch ein sehnliches Verlangen nach dem Gespräche und Umgange mit Gott und Geistern. Der Urheber des Buches theilet die Magie in neun Theile, die er abhandeln wollen. 1) Die Einleitung zur Magie überhaupt. 2) Die mikrokosmische Magie. 3) Die olympische Magie. 4) Die hesiodische und homerische Magie. 5) Die römische oder sibyllinische Magie, dahin auch die Lehre der Druiden gehöret. Die 6) die pythagorische; die 7) die apollonische; die 8) die hermetische, d. i. ägyptische; und die 9) ist diejenige, die allein aus dem Worte Gottes kömmt, und die prophetische genennet wird. In diesem kleinen Buche ist aber nur der erste Theil enthalten. Es besteht aus siebenmal sieben Aphorismen; die von den Geistern handeln, die ihren

Sitz

Sitz in den Planeten haben ſollen, und ein getheiltes Regiment haben. Sie heiſſen aber wunderlich; Arathron der im Saturn, Bethon im Jupiter, Phalech im Mars, Och in der Sonne, Hagith in der Venus, Ophiel im Merkur, und Phul im Monde, u. ſ. w.

Das VIII. Stück, machet zwey Bücher vom Joh. Kölner von Vankel bekannt. Sie heiſſen: Summarium textuale & Concluſiones ſuper Clementinas in fol. Summarium textuale & Concluſiones ſuper Sextum. in fol. Der Verf. war Lib. Art. Magiſter, divinarum humanarum que legum interpres, J. V. D. modeſtiſſimus, Juris-Conſultorum integerrimus, vir peritiſſimus, & honorabilis. Dieſe Ausgaben ſeiner Bücher ſind die älteſten und ſeltenſten. Das eine iſt von 1484, ungeachtet Hr. Freytag dieſe Zahl für einen Druckfehler ſtatt 1494 gehalten hat, weil ſeine Ausgabe eine neuere iſt. Das zweyte iſt von 1465. zu Cöln gedruckt, obgleich Simmler und Maittaire 63 haben. Weil man aber ſonſt kein Buch hat, welches vor 1470 zu Cöln gedruckt wäre: ſo wird auch jene Jahrzahl zweifelhaft, worüber Hr. M. W. ſeine Gedanken eröffnet. Er theilet bey dieſer Gelegenheit einige falſchgedruckte Jahrzahlen von alten Büchern mit, die vor Erfindung der Buchdruckerkunſt gedruckt ſeyn müßten, wenn ſie ohne Fehler wären. Da iſt nämlich eins, Sermones de Sanctis per circulum anni, Baſileæ, MCCCCXXXXV. De puriſſima & immaculata conceptione Virg. Mar. Argentinæ per Mathiam Hupfuf 1406. Ein Liber precationum &c. per Johannem

hannem Schöffer 1411. Liber qui dicitur Supplementum &c. 1444. Kalendarium in egregia Gabenenſi civitate, 1379. Vocabularius de propriis nominibus Hominum, urbium &c. 1402. und endlich gar Biblia cum Summariorum apparatu &c. Anno domini decimo nono ſupra milleſimum, oder 1010. Das laſſe man mir alte Bücher ſeyn! Unſre Pauliner Bibliothek hat auch dergleichen.

Die IX N. iſt ein Turnierbuch, das viel älter iſt, als Nürners. Es führet den Titel: wann vnd wellicher Vrſachen willen das löbliche Ritterſpiel des turniers erdacht, vnd zum erſten geübt worden iſt. Am Ende ſteht: „Gedruckt vnd vol„lendt, in der kaiſerl. Statt Augſpurg, im dreyzehnten „Tag des monades Novembers des jars nach der ge„burt Chriſti vnſers Herrn Tauſend fünfhundert vnd „achtzehn jahre.„ Es iſt in 4. und beſteht nur aus 18 Blättern. In der Zueignungsſchrift an Hn. Hanſen von der Alm zu Hürburg, nennet ſich der Verf. Marx Wirſung, Bürger zu Augſpurg, (wir haben ein anders Werk von ihm in Händen, nämlich eine aus dem ſpaniſchen verdeutſchte Komödie von Calixtus, und Melibia, die auch 1519. zu Augſpurg gedruckt iſt, und die Caſpar Barth hundert Jahre ſpäter unter dem Titel: Porno-boſco-didaſcalus, lateiniſch herausgegeben hat.) Hier heißt es, der Ritter von Hürburg habe dem Herausgeber ein kleines Büchlein vom Heerzuge Kaiſer Heinrichs des I. wider die Hunnen eingehändiget. Nach dem damals erhaltenen Siege, ſolle das erſte Turnier in Deutſchland gehalten worden ſeyn: und dieß kleine

Büch-

Büchlein habe Marx Wirsung drucken lassen. Rürners Turnierbuch ist bekannter, ob wohl es doch selten geworden. Der Hr. V. nennet ein paar Ausgaben davon, eine von 1566, eine von 1532, u. eine von 1527. Wir besitzen noch eine andre von 1530. Es heißt am Ende: „dieß Buch ist gedruckt, in Ver„legung Hieronymi Rodlers Fürstlichen Secretari„en zu Siemern, vnd vollendt vff den letzten Tag „des Monaths Octobris nach Christi Geburt sunf„zehnhundert vnd im dreyßigsten jare.„

Indessen ist Rürner nicht nur für einen gelehrten Betrüger, der das meiste seines Turnierbuches erdichtet, bekannt: sondern Hr. M. W. zeiget auch, daß er ein gelehrter Dieb sey, der dieß ältere Turnierbuch Wirsungs ganz abgestohlen; wiewohl er auch einiges geändert und eingeschoben, um einigen bäyerischen Geschlechtern zu schmäucheln; daß sie so alt wären, schon auf dem ersten Turniere zu Magdeburg gewesen zu seyn.

Die X. N. ist eine Nachricht von einigen alten Büchern. Sie sind 1) Mensa philosophica. 2) Opusculum: Nosce te ipsum; das vom Maittaire fälschlich dem Jodocus Rubiacensis zugeschrieben wird.

Die XI. N. ist eine alte Policeyordnung aus Leipzig vom 1506ten Jahre. Sie heißt: „Etliche „der Stat Lipczk gesetz, obir der Burger: Bur„gerin: auch ander inwohner tracht: Cleidung: „wirtschaft: vnd anders, vß des Raths Ordenun„gen und statuten insunderheit gezogen. Am Ende „steht: vorkündiget Dornstag nach Felicis in pin„cis

„eis Anno ſalutis 1586. Gedruckt in der fürſtl. „ſtadt Lipzk durch Jacob Tanner von Würtzburgk „mitbürger.„ Der ſel. Leich in ſeinem Verzeichniſſe in Leipzig gedruckter Bücher, hat es nicht gekannt. Es beſteht aus 11 Blättern. In der Vorrede ſteht, daß ſolche Ordnung durch alle drey Räthe, auf Befehl und mit Rathe Herzog Georgens gemachet ſey: weil man Hochzeiten und Kindtaufen und andre Wirthſchaften zu herrlich (NB. ein altes Uebel) angeſtellet, auch in Kleidern ſich zu koſtbar gehalten habe. Zu Beyſpielen daraus mögen folgende Stücke dienen.

Kein Rathsherr, oder der ihm gleichgeachtet wird, und deren Weiber ſollen Kleider über 40. fl. werth tragen. Zobel, Hermelin, und laſſitze Futter werden ihnen verbothen. Zur Kleidung dörfen ſie brauchen Zeamlot, Sattin (Atlas) und Kartegk, aber keine Seide, außer zu Joppen und Wams. Sie ſollen keine goldene Ketten, Halsbänder und Perlen tragen, auch iſt alles vergoldete Kupfer und Silber zu tragen verbothen. Güldene und ſilberne Stücke ſind gänzlich unterſaget. Zu den Hauben wird ihnen nur eine Unze Gold oder Silber erlaubet. Nur den Jungfrauen werden vier Loth Perlen, das Loth zu vier Gülden zugeſtanden. Bürger und Handwerker, ſollen kein Kleid über 20 fl. werth tragen; und ihre Weiber nicht über 15 Gülden, außer für 6. fl. Perlen, Seide, Reyger und Straußfedern. Ihre Leinwand ſoll nicht theurer ſeyn, als daß 4 Ellen einen Gülden koſten. Die öffentlichen Buhldirnen (alſo duldete man ſie damals)

mals) ſollen kurze gelbe Mäntel mit blauen Schnüren tragen. Ein Hochzeitgeſchenk ſoll einen Ortsgülden nicht überſteigen, bey drey Gülden Strafe. Eben ſo iſt es auch mit dem Pathengelde.

Die XII. N. beſchreibt etliche zuſammengedruckte Stücke Jacob Wimpfelings. Sie ſind 1501 zu Augſpurg gedrucket. Wir können uns nicht daben aufhalten.

Die XIII. N. iſt Practica vom 1501ten Jahre. So hieß damals eine Kalender-Prophezeihung. Damals geſchah eine große Vereinigung der Planeten: daraus weiſſagete der V. dann, wie der Pabſt mit den Cardinälen traurig ſtehen ſollten, weil ſich die Zeit nahe, da ſie ſollten niedergeworfen werden. Es werde ein Mann von größerer Heiligkeit kommen, durch den Gott große Wunder thun würde; dieſer würde viele gottloſe Lehre verdammen, u. ſ. w.

Die XIV. N. giebt Nachricht von Frönsbergers Kriegsbüchern 1555. Hr. Kriegsrath Laurentius in Gotha hat kürzlich davon gehandelt.

Die XV. N. handelt von Ortolfs von Bayerland Arzneybuche vom 1577ſten Jahre. Dieß wird ausführlich beſchrieben, weil es eins von den älteſten gedruckten Büchern iſt. Eine Probe davon giebt folgendes. „Iſaac Kunig Salomonis ſun „in arabia, macht ein puch von dem Harn, das „Got nye beſſers geſchuff. Das vernam ein maiſter, „der hies Conſtantinus, ein munnich von dem berg „Caſſin genannt, vnd pracht es von kriechiſcher in „lateiniſch Zungen. Nun will ich maiſter Ortolff

„in

„in dem namen des himliſchen Vaters das puch in „deutſchen zungen machen, vnd bringen durch „meiner ſel willen vnd des erſten wie ſich d is wir „eſſen vnd trinken in die natur des Harns ver„wandelt.„ u. ſ. w.

IV.

Choix Litteraire Tome VII. A Geneve & à Copenhague chez Philibert 1756. in 8. maj.

Das erſte Stück dieſes Bandes liefert ein Schreiben vom Eheſtande. Es iſt an ein Frauenzimmer gerichtet, und in einer einfältigen und natürlichen Schreibart abgefaſſet, die von der geſunden Vernunft ſelbſt in die Feder gefloßet zu ſeyn ſcheint. Man hat es oft, als einen ſatiriſchen Einfall geſaget, daß bey jeder Ehe eine Art von Unbeſonnenheit vorgehen müßte; widrigenfalls gar keine zu Stande kommen würde. Allein wer die Welt recht kennet, wird es wahrer befinden, als es zur Ehre des menſchlichen Geſchlechtes zu wünſchen wäre.

Der Verfaſſer ſcheint noch unverheurathet zu ſeyn, und meynet, eben dieß ſollte ihn billig abhalten, dieſe Frage abzuhandeln: da er nur aus fremden Erfahrungen davon reden konnte. Allein der Befehl des Frauenzimmers überwiegt dieſen Einwurf. Er hebt von den verſchiedenen Bewegungs-

gründen an, womit die witzige Natur die Menschen auf sehr mannigfaltigen Wegen zu einerley Zwecke zu führen weis. Ein 15jähriges Mädchen wird durch den schönen Putz der Bräute, und den Pracht der Hochzeiten; imgleichen durch die kleinen Kinder, so sie als Puppen ansieht, mit denen sie spielen könnte, zur Heurath gelocket. So geht der Verfasser viel andre Antriebe zum Freyen durch; setzt aber auch philosophische Gründe hinzu, die aus der Natur selbst fließen. Alles was er hinzusetzet, ist aus der Vernunft und Erfahrung genommen. Allein wir müssen abbrechen.

Das II. Stück enthält eine neue Lehrart die Historie, nach neuester Art, zu schreiben: gewiß ein wichtiges ironisches, nach lucianischer Art abgefaßtes Stück, das von rechtswegen Hr. von Voltaire vor Abfassung seiner Geschichte Peters des Großen hätte durchgehen sollen. Indessen hat er die Regeln desselben so genau befolget, daß es scheint, er habe den Spaß darinn für lautern Ernst angesehen. Der Verfasser ist kurz, und redet sogleich denjenigen an, der ein Historicus werden will: und wir wollen selbige, so viel möglich, ins Kurze ziehen.

Zuförderst klebe eine lange Vorrede vor deine Geschichte, und sage darinn alles, was dir in den Kopf kömmt: denn es ist eine Vorrede. Ich will dir einigen Stoff dazu geben, der dir vortreffliche Dienste thun wird. Lobe bey aller Gelegenheit den Tacitus aufs ausschweifendste: aber sage ja nichts besonders von ihm, damit man nicht merke, daß

du

du ihn nie geleſen haſt. Bleibe bey der eingeführten Art, alle Geſchichtſchreiber gegen dieſen deinen Helden herunter zu machen: hüte dich aber ja zu geſtehen, daß du ihn über dich ſelbſt emporhebeſt.

Ehe du zum Werke ſchreiteſt, ſo ſchlage dir alle Liebe zur Wahrheit aus dem Sinne. Bevor du dieß Vorurtheil noch nicht überwunden haſt, iſt es dir nicht möglich, eine Hiſtorie nach neuer Art zu ſchreiben. Hierauf mußt du durchaus einen Grund erſinnen, warum du alle die glaubwürdigen Nachrichten verwürfeſt, die von der vorhabenden Materie ans Licht getreten. Denn wo du dich derſelben bedieneſt: ſo wird man dein Werk für trocken und verdrüßlich ſchelten. Man muß durchaus von ihm ſagen können, was von einem ſehr berühmten Geſchichtſchreiber Karls des XII. geſaget ward: Sein Buch ſey viel ſchöner, als die Wahrheit! Demjenigen, der zuerſt eine Sache beſchreibt, kann mans erlauben, die Wahrheit zu ſagen. Allein je mehrere Schriftſteller davon entſtehen, deſtomehr muß man jene verlaſſen: denn wie könnte man ſonſt etwas Neues ſagen? Anſtatt der Wahrheit, muß man nur Witz und Scharfſinnigkeit hineinbringen.

Redet deine Geſchichte von Zeiten, wovon ſchon viel geſchrieben iſt: ſo kannſt du zwar nichts bisher unbekanntes vorbringen: allein mußt du allem einen neuen Schwung geben. Z. E. Nimm die Parten Philipps wider den Demoſthenes, und ſeine halsſtarrigen Republikaner, die ſich dem macedoniſchen Könige widerſetzten. Führe Beyſpiele

βρωτὸς, Brodt, βέβρωκα, Brocke, ἦσαν, weſen, ſeyn, ῥίξω, rixa. 3. Mannigmal hat das entlehnte Wort nicht eben dieſelbige, aber eine ähnliche Bedeutung: רָאם, rühmen, ܪܲܚܡ (ſyriſch, רהט,) he reeht, er ritte, reiten, יָגַע, zagen, אֶרֶץ, Erz. 4. Man hat auch ganze Redensarten angenommen, nicht den ähnlichen und entlehnten Worten nach, ſondern nach der Wortfügung, als πὺξ καὶ λάξ, ſteif und feſt. Geſtrenger Ritter, Ouidius, ſeuerus eques. σκληροτραχηλος, hartnäckig.

§. 43. Endlich ſind einheimiſche oder angeborne Wörter ſolche Töne, welche unſere Vorfahren ſchon von langer Zeit gebraucht, oder welche davon nach der Aehnlichkeit herabgeleitet worden, aller Veränderung, die ſie mit der Zeit unterworfen ſind, ungeachtet, welche den Kindern mit der Muttermilch eingeflößet werden.

§. 44. Was die Bedeutung betrifft, ſo finden ſich wiederum verſchiedene Eintheilungen der Wörter. 1) Sind ſie entweder eigene, eigentliche Wörter, die einer Sache eigentlich zukommen, und verblümte, uneigentliche, entlehnte Wörter. Denn einigen Wörtern hat man gewiſſe eigene Namen um gewiſſer Urſachen willen gegeben, die nicht allezeit offenbar ſind. Und das macht denn die eigentliche natürliche Bedeutung des Worts aus, welche man bey lebendigen Sprachen aus dem Gebrauche richtig redender Leute, und aus Gegeneinanderhaltung verſchiedener Beyſpiele, bey todten Sprachen aber entweder aus den Wörterbüchern erlernen, oder aus der Abſtam-

an, von Blutströmen, die um die beyden sinnlosen Wörter, Freyheit und Religion vergossen worden. Beweise z. E. daß es eine Thorheit sey zu glauben, daß die Königinn Elisabeth so vortrefflich gewesen, und eine so glückliche Regierung gehabt. Kurz, in allen Charaktern tadle das, was man lobet, und lobe das, was man zu tadeln pflegt. Aber hüte dich ja, daß du keinem groſsen Manne eine Tugend einräumest, die dir fehlet, oder die du nicht groß achtest. Widerlege die Tugend des Sokrates, die Keuschheit des Cyrus, die Frömmigkeit der Glaubensverbesserer, die Tapferkeit Cromwels, u. d. gl. und scheue dich niemals, alle Lästerungen eines Dio Cassius wider den Cicero zu billigen.

Die Zierrathen betreffend, so zerstreue dich in hundert Ausschweifungen. Soll dein Buch ein Foliant werden, und du hast nur Stoff zum Octavbande, z. E. von Alexanders Leben: so untersuche, was dieser Umschwärmer gethan haben würde, wenn er nicht wäre vergiftet worden? Ob er in die Abendländer würde gezogen seyn? und ob er den Herzog von Marlborough geschlagen hätte? u. dgl. m. In Beschreibungen sey auch nicht sparsam, sondern treibe alles aufs höchste. Deine Heere müssen die tapfersten, deine Belagerungen die schärfsten, deine Schlachten die allerhartnäckigsten seyn. Verbrenne hundert Schiffe, und brate die Matrosen in der See. u. s. w. Laß bey den Eroberungen 1000. keusche Jungfern schänden; bewaffne die Bauren und alle Elementen, zum Untergange der Feinde, ja nimm Donner

und

und Blitze zu Hülfe, sie zu verderben. Beschreibst du Länder der Wilden, so laß sie ganze Nasenhörner und Elephanten braten, und Crocodille rösten. Trinken ihre Könige aus Hirnschalen der Besiegten, so sinne ja auch ein solches Getränke aus, das einem Europäer recht unerhört vorkommen müsse.

Kömmst du endlich auf die Gewohnheiten der Indianer, so mache es ja so, daß du allerley boshafte Stiche auf die Religion der Christen thun kannst. Das wird deine Historie recht putzen. Hält man dich sodann für einen Freygeist? Desto besser! Dein Buch wird desto stärker abgehen. Vergiß auch die Heurathen der Indianer nicht. Dieß ist eine schöne Gelegenheit von der Vielweiberey zu reden, und alle Ueppigkeit, als erlaubet und artig abzuschildern. Laß deine Wilden auch Reden halten, die zwar alle ihre Fähigkeit übertreffen: genug, daß sie dir Gelegenheit geben, alle deine Bosheit auszuschütten.„ So klingt dieser ironische Unterricht von der neuern Art die Historie zu schreiben; wobey man seiner Unsterblichkeit gewiß seyn könne.

Das III. Stück ist eine Abhandlung der Frage: woher kömmt die Ungleichheit unter den Menschen? Und ist sie im Rechte der Natur gegründet? Der Abt Talbert hat dieselbe gemachet, und die Akademie zu Dijon hatte sie der Abhandlung des Hrn. Rousseau vorgezogen. Darüber soll ein großer Mann gesaget haben: des Genferbürgers seine Schrift, sey über die Preise aller Akademien erhaben. Man kennet dieselbe bereits zur Gnüge:

aber dieſe Abhandlung iſt ihr gewiß nachzuſetzen; ungeachtet die Religion mehr Theil daran hat, als an jener. Sie will die Ungleichheit des Standes der Menſchen aus dem Falle Adams herleiten; und uns überreden, vor dem Falle würden alle Menſchen gleich vortrefflich, an Gaben und Eigenſchaften, an Würde und Vermögen geweſen ſeyn. Wer ſich das einbilden kann; der thue es. Credat Judæus Apella.

Der IV. Art. iſt ein Traum von der Gerechtigkeit, aus dem Engliſchen überſetzet. Der Verfaſſer gieng im Garten zu Lincolns-Inn ſpazieren, und murrete, nach Art alter Leute, über das ſchnelle Glück ſolcher Leute, die viel jünger waren als er: kurz er beklagte ſich über die ungleiche Eintheilung der Reichthümer, Ehren und Güter der Welt. Darüber ergriff ihn die Nacht; und zeigte ihm ein weit angenehmeres Bild, als ſeine Betrachtungen. Der Himmel erſchien ihm in aller ſeiner Herrlichkeit, und war mit einer ſo großen Menge von Sternen geſchmücket, daß es einen entzückenden Anblick gab. Dieß prächtige Schauſpiel führte ihn auf den weiſen und mächtigen Urheber der Natur: wobey die Philoſophie der Religion Bewegungsgründe giebt, dieſe aber die Beluſtigungen der Philoſophie vermehret. Nachdem er eine Zeitlang in einer Art von Entzückung, die einer verſtändigen und vernünftigen Natur ſo anſtändig iſt, zugebracht hatte, gieng er nach Hauſe, in Hoffnung, eines ſanften Schlafes zu genießen: und hier wiederfuhr ihm ein Geſicht, oder ein Traum, der

ohne

ohne Zweifel dadurch veranlaſſet worden war. Er ſah nochmals den geſtirnten Himmel, den Thierkreis, und ſonderlich das Zeichen der Wage, daraus ein heller Stral auf die Erde fuhr, und ihm etwas darſtellete, das einem Weibsbilde ähnlich war, welches er für den Schutzengel dieſes Geſtirnes hielt. Kurz, es war die Göttinn der Gerechtigkeit. Wir können dieſes nicht weiter verfolgen.

Der V. Art. liefert ein Schreiben an den berufenen La Mettrie, über ſeine Schrift: Tractat vom glückſeligen Leben, vom Seneca, nebſt einer Abhandlung des Ueberſetzers von eben der Materie. Potsdam bey Voſſen. Wir übergehen die Einleitung, und wollen nur etwas vom Anfange mittheilen, um unſern Leſern den Ton anzugeben, darinn dieß Stück geſchrieben iſt:

Mein Herr, mein Vergnügen mit berühmten Leuten unſers Gelichters umzugehen, machet, daß ich ihren Auftrag mit beſonderm Eifer annehme. Ich ſoll ihnen berichten, was in Anſehung ihrer in einer allgemeinen Verſammlung unſrer Helden vorgegangen, die von einer kleinen Anzahl Memmen, boshafte Frevler, von uns aber Virtuoſen genennet werden. Zuerſt werde ich ihnen den Ort beſchreiben, wo unſre Verſammlung gehalten wird. Stellen ſie ſich eine weite Gruft vor, dahin das Licht des Himmels nie gedrungen. Dieſe finſtern Klüfte, die noch durch einen Schwefeldampf, der aus der Tiefe des Abgrundes unaufhörlich duftet, geſchwärzet ſind, werden durch tauſend brennende

Fackeln erleuchtet, die in seinen Feuerströmen entzündet sind. Dieß dicke Licht würde mehr Schrecken als Freude ausbreiten, wenn es nicht das einzige wäre, so unsre Augen erleuchten kann. Daselbst nun fürchten wir nicht die Schrecken der Einsamkeit. Der Schwarm, der aus so vielen Königreichen bey unsern feyerlichen Zusammenkünften zu uns eilet, ist mehr als zureichend, den Wiederhall heulen zu lehren. — — — Ponerotatos *) hatte in unserm letzten Zunfttage den Vorsitz; er war ausdrücklich erwählet, eure Gaben zu beehren, und euren Arbeiten mehr Glanz zu geben. Kaum hatte er auf einem eisern ziemlich erhabenen Throne Platz genommen, als sich alle Mitglieder nach ihren Classen vertheileten.

Glauben Sie nicht, daß die Trenke, die Brinvilliers, oder Cartouschen ihm am nächsten gestanden. Nein, die Vergifter der Leiber stehen weit unter denen, die den Verstand und das Herz anstecken. Die den Himmel bestürmen, gehen allen vor, so die Erde antasten. Urtheilen Sie, mit was für einem Geschreye, Frohlocken und Brüllen vor Freuden, der Ausruf ihrer Werke aufgenommen worden. Die Vanini und Tolande bückten die Köpfe, und traten tiefer herab, um Ihnen den Platz ledig zu lassen, den sie Ihnen genommen haben, und an der Spitze unsrer berühmtesten Kämpfer einnehmen werden, sobald es Ihnen belieben wird. u. s. w.

Das

*) Der Allerbehafteste.

Das ganze Stück ist von besonderm Geiste, und vieler Stärke.

Der VI. Art. ist ein Gedicht, das der Verf. nach seiner Rückkunft aus Wälschland in sein Vaterland, in der Gesellschaft zu Lyon vorgelesen hat. Es hebt an:

Je vous revois enfin, o ma chere Patrie,
Lyon, Temple sacré des Arts, de l'Industrie &c.
Que mon Ame est emuë en parcourant des Yeux,
Ces Plaines, ces coteaux heureux &c. &c.

Man sieht darinn einen Franzosen, der sein Vaterland, auch Italien selber vorzieht; und zwar auch sogar in der Musik.

Der VII. Art. ist eine französische Uebersetzung der wälschen Oper Titus, vom Abte Metastasio. Zween Freunde haben sich bey ihrer Muße auf dem Lande damit beschäfftiget. Sie haben aber keine kurzen Operverse, sondern fast lauter lange Zeilen daraus gemachet; auch alle Veränderungen der Bühne und nur drey Aufzüge beybehalten. Es ist zu besorgen, daß solche Neuerungen in Frankreich die Unregelmäßigkeit der wälschen Bühne daselbst einführen möchten: so wie die Uebersetzungen englischer Stücke bey uns ansteckend geworden.

Der VIII. Art. liefert Betrachtungen über das Recht der Natur: und ist ein Artikel aus der Encyklopädie. Den Verfasser hat man nicht gewußt, oder doch nicht genennet.

Der IX. Art. liefert ein Lob der Liebe, in Versen, vom Hn. Desmahys. Es hebt an:

L'amour dans la saison de plaire,
Est le premier besoin du Cœur.

Der X. Art. ist eine Idylle in 17. vierzeiligten Strophen. Sie ist ein wenig schlüpfrig. Der Liebhaber erzählet seiner Geliebten einen Traum.

V.

Fortsetzung des Auszuges aus den Schriften der altdorfischen deutschen Gesellschaft.

Wir sind bey dem zweyten Stücke stehen geblieben. Dieses liefert die Tugend in Gesellschaft. Der Hr. Vers. bemerket, daß Glauben und Gottesdienst niemals so sehr gelästert worden, als in unsern Tagen, und gleichwohl der Tugend nie mehr Ehre wiederfahren, als eben jetzo: und er wünschet, daß das letzte allezeit aus reinen Absichten geschehen wäre. Wir treten ihm bey, bemerken aber, da er besorget, man werde dereinst, dieß Jahrhundert, daß Jahrh. der Freygeister nennen: daß man demselben schon verschiedene andere Namen beygeleget hat. Wir besinnen uns, daß man es bereits in Ansehung des großen Eifers der Regenten, den Handel zu befördern, das Kaufmanns-Jahrhundert; in Ansehung der Gründlichkeit, womit man itzo alle Künste und Wissenschaften abzuhandeln suchet, das philosophische; in Ansehung des allgemeinen Bestrebens den Ackerbau und die

Land-

landwirthſchaft zu beſſern, das oeconomiſche; in Anſehung der ſo hoch getriebenen Kriegskunſt, das militariſche, endlich in Abſicht auf die durchgängige Bemühung der Fürſten, ihre Einkünfte zu vermehren, das cameraliſtiſche Jahrhundert nennen wollen. Haben ſie alle gewiſſermaßen Grund, ſo wird wohl eins das andre aufheben, und keins vor dem andern Platz behalten.

Nur das können wir dem Hn. Verf. nicht einräumen, daß durch die ſchönen Wiſſenſchaften die Welt ungläubig geworden ſey. Dieſe Beſchuldigung iſt unſers Erachtens ſo falſch, als neu ſie iſt. Die Philoſophie, und zwar nur den Misbrauch derſelben, hat man wohl dieſes Uebels beſchuldiget. Allein die ſchönen Wiſſenſchaften lehren wohl niemanden an der Religion zweifeln. Voltaire iſt gewiß nicht wegen ſeines Witzes, ſondern wegen ſeiner halbigten Philoſophie, ein Freygeiſt geworden. Man weis nämlich, was Baco von Verulam geſaget: daß eine mäßige Kenntniß der Philoſophie Atheiſten machen könne, eine gründliche aber niemals.

Das III. Stück iſt die Freude in Geſellſchaft betrachtet. Sie iſt am Heinrichstage, als dem Namenstage ihres erlauchten Beſchirmers, Hn. Heinrichs des XIII. Grafen zu Reuß, in der Geſellſchaft geleſen oder gehalten worden. Sie drücket die Freude nicht übel aus, und iſt in einer ganz hübſchen Schreibart abgefaſſet. Nur heiſen für heißen, und nahme für nahm, will uns nicht in

den

den Kopf. Auch die **Feindenliebe**, sollte wohl die Liebe der Feinde, oder Feindesliebe heißen.

Das IV. St. ist eine Beurtheilung einer Stelle, aus der XI. Ode im I. Buche des Horaz. Es ist die Ode an die **Leuconoe**. Eine Vorerinnerung von den schlüpfrichten Gedichten des Horaz bereitet die Leser. Der Hr. Verf. meynet, Horaz habe manches gesungen und doch nicht gethan. Hergegen mancher Christ thäte es, und schwiege davon. **Beza** hätte in seinen Jugendgedichten wohl ärgeres Zeug geschrieben: **Gottfr. Ephr. Müller** hätte hingegen im Horaz auch andächtige, ja gar Bußoden gefunden: und manche von unsern neuen Modesängern hätten wohl **überanakreontische** und **überhorazische** Tändeleyen gesungen. Diese Ode aber sey philosophisch. Die Schwierigkeit betrifft eigentlich die Zeile:

> Quæ nunc oppositis debilitat pumicibus mare
> Tyrrhenum.

Uns scheint dieselbe sehr wohl aufgelöset zu seyn: doch leidet es unsre Kürze nicht, länger dabey stehen zu bleiben.

Das V. Stück ist eine Anmerkung über den Plan von Schlachten, der vier berühmtesten Heldendichter, **Homers**, **Virgils**, des **Tasso** und **Voltaire**. Der Hr. Verf. machet hierüber einen Spaß, und meynet, man werde ihm zurufen, wie dort **Juvenal** das römische Frauenzimmer verspottete, welches sich erkühnte die Poeten mit einander zu vergleichen:

Com-

Committit Vates, & comparat inde Maronem,
Atque alia parte in trutina ſuſpendit Homerum.

Allein es hat keine Noth. Wer die Sache mit ſolcher Fähigkeit angreift, kann immer ohne Beſorgniß der Verſpottung bleiben. Dieß Stück iſt übrigens weitläuftig, und geht bis auf die 81. S. Die Kritik iſt uns ſehr geſund und billig vorgekommen: wir können uns aber dabey nicht aufhalten, weil wir doch immer etwas ſehr unzulängliches ſagen müßten, dem Leſer nur einigen Begriff zu machen. Der Hr. Verf. unterſchreibt ſich W. J.

Das VI. Stück iſt ein Verſuch über Homers Odyſſee. Der Hr. Verf. leget hier ein Urtheil Longins von dieſem Heldengedichte zum Grunde; kann ſich aber mit der Heinſiſchen Ueberſetzung davon nicht befriedigen; ſondern machet ſelbſt eine Verdeutſchung dieſer Stelle, Tanaquil Faber, Dacier, und ſeine Gattinn, haben hierinn dem Longin widerſprochen, und den Homer beſtens zu entſchuldigen geſuchet. Allein man muß das Vorurtheil von der Vollkommenheit des Alterthums ſehr hoch treiben, wenn man alles vertheidigen will, was nach der geſunden Vernunft am Homer ausgeſetzet werden kann: ungeachtet es allezeit eine Art von Entſchuldigung verdienet:

— — Quandoque bonus dormitat Homerus.

Franz Portus hat gerade nicht die rechte Entſchuldigung getroffen, wenn er in ſeinen Prolegomenen zur Odyſſee behaupten will, dieß Gedicht wäre der Ilias vorzuziehen: weil der Dichter durch

geſchickte

stammung und zusammengesetzten Wörtern selbst erfinden kan. Hieraus fliessen denn die Nebenbedeutungen oder uneigentlichen Bedeutungen, die sich auf gewissen Vergleichungen und Aehnlichkeiten gründen, als Fuß bey den Menschen, am Vieh, Seulen, Tischen ꝛc. Kopf, bey Menschen, Vieh- und andern Dingen. Folglich bedeutet der Fuß eigentlich das, worauf eine Sache ruhet, und der Kopf das Erste und Oberste. Die Wurzeln am Baume, und von den Gewohnheiten ꝛc. Hier sind nun vielerley Arten der uneigentlichen Bedeutungen. Ein Wort hat öfters viele dergleichen, die aus einander fliessen, welche man auch in natürlicher Ordnung nach einander im Wörterbuche hinsetzen muß. Dabey ist zu beobachten, daß man nicht andere Bedeutungen macht, als die Natur der Sache und die Gewohnheit dulden und bewähren: Und daß ich keinem Worte eine andere Bedeutung gebe, als es bey den berühmtesten Schriftstellern und den besten Leuten hat. Daraus erhellet die Gründlichkeit und Nußbarkeit der Auslegungsregel: In allen Dingen müste man zuvor die eigentliche Bedeutung der Wörter wissen. Ein Lehrer muß den Lernenden zeigen, was das Stammwort für einen eigentlichen und weitläuftigen Sinn habe, den man erkennt, *a*) aus den Sachen, denen ein Wort beygelegt wird, *b*) aus den entgegengesetzten Wörtern, *c*) aus den zur Seiten gesetzten und gleichgültigen Wörtern, und *d*) aus den Erklärungen. Er muß ferner zeigen, wie die Bedeutung der abstammenden Wörter, mit den Stammwörtern übereinstimmen, und unter einen Hut können gebracht werden. Als z. E. ago heist,

geschickte Zwischen-Fabeln eine niedrige und schlechte Sache erhoben, und ihr einen sonderbaren Glanz und Pracht beygeleget. Der Hr. Verf. hat recht, wenn er 1) die Rückkunft des Ulysses in seine Insel eben für keine niedrige und schlechte Sache ansehen will: so wie es eine seyn würde, wenn man erzählte, daß Holbergs schwatzhafter Balbier von Kiel nach Hadersleben gereiset ist; oder wenn Peter Paars auf die nächste Insel schiffet. Gesetzt aber, dem wäre also; so würde es 2) auch gar kein Lob für den Homer seyn, wenn er eine so schlechte Sache sehr prächtig zu erheben gesuchet hätte. Denn was hieße solches anders, als einem unerträglichen und lächerlichen Schwulste nachjagen? Auch sonst hat Portus den Longin sehr schlecht widerleget. Kurz die Liebhaber der epischen Dichtkunst, und sonderlich die heutigen so zahlreichen epischen Dichter, werden aus dieser kritischen Abhandlung viel Vortheil ziehen können. Denn so wird man dereinst von ihnen urtheilen.

— — quid rides? mutato nomine de te
Fabula narratur.

Auch dieses Stück ist von dem Verfasser des obigen Stückes W. J.

Das VII. Stück ist ein Versuch einer Abhandlung von deutschen Uebersetzungen alter griechischer Schriftsteller. Dieß ist eins der allerwichtigsten und vortrefflichsten Stücke dieses Bandes. Der fleißige Verfasser desselben ist Hr. Cand. Min. Beck, in Nürnberg: der hier gewiß ein sehr wichtiges

tiges Stück der gel. Hiſtorie von Deutſchland ergänzet hat. Liebhaber der Litteratur wiſſen, daß theils Fontanini, theils Maffei im Wälſchen eine Geſchichte der italiäniſchen Ueberſetzungen alter claſſiſcher Schriftſteller ans Licht geſtellet. Dieſer Vorgang hat ſchon vor mehr als dreyßig Jahren bey uns die Verfaſſer der kritiſchen Beyträge bewogen, Nachrichten von den deutſchen Dollmetſchern griechiſcher und lateiniſcher Autoren zu ſamlen, und bekannt zu machen. Hier erſcheint nun eine Ergänzung und Fortſetzung der erſtern: und wir müſſen geſtehen, daß wir uns theils gewundert, theils erfreuet haben, deren eine ſo große Menge hier zu finden. Wie groß iſt nicht der Fleiß unſrer Landsleute unterdeſſen geweſen!

Der Hr. Verf. wünſchet zwar: daß die Deutſchen im Ueberſetzen der Alten dem reizenden Beyſpiele der Franzoſen folgen möchten. Allein zeiget denn nicht ſein ſo großes Verzeichniß, daß es bereits zur Gnüge geſchehen, und noch wirklich ſtark im Schwange gehe? Sollte man nämlich zu dieſer alphabetiſchen Abhandlung ein chronologiſches Regiſter machen: ſo würde ſichs weiſen, daß die gröſßte Anzahl dieſer Verdeutſchungen nur in den nächſten dreyßig Jahren gemachet worden. Iſt das nun nicht genug? Und haben wohl die Franzoſen in ſo kurzer Zeit mehrere geliefert? In der That bemerket der Hr. Verf. der Wahrheit gemäß, daß ſonderlich das Beyſpiel der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig, den Fleiß unſrer Landesleute in dieſem Stücke rege gemachet. Er hat ſich alſo um

ältere

ältere Ueberſetzungen nicht, ſondern nur um die beworben, die ſeit 1726. ans Licht getreten. Hingegen könnten wir aus unſerm Vorrathe auch noch eine ziemliche Nachleſe aus ältern Zeiten liefern, um jenes Verzeichniß zu ergänzen.

Die Schriftſteller, deren Dollmetſchungen hier vorkommen, ſind Aeſop, Anakreon, Antonin, Ariſtophanes, Ariſtoteles, Cebes, Chariton, Coluth, Demoſthenes, Epiktet, Euklides, Heliodor, Herodian, Herodot, Hippokrates, Homer, Joſeph, Iſokrates, Julian, Longin, Lucian, Oppian, Pindar Plato, Plutarch, Polyän, Polyb, Prokop, Salluſt, Sappho, Sophokles, Theokrit, Theophraſt, Thucydides, (hier fehlet noch die ſeltſame Umſchreibung ſeiner Reden, die unlängſt erſchienen). Unbekannte Verfaſſer, und Xenophon; von dem recht viel im Deutſchen erſchienen. Iſt das nun nicht genug, für den Fleiß der Deutſchen von 30 Jahren?

Wir müſſen hier allerdings auch das vernünftige und beſcheidene Urtheil des Hn. Verf. durchgängig loben. Er thut weder im Schmäucheln, noch im Tadeln der Wahrheit Unrecht; ſondern verfährt wie ein billiger Kunſtrichter. Wir wünſchen und hoffen, er werde uns auch mit einem gleichen Verzeichniſſe von Verdeutſchungen lateiniſcher Schriftſteller beſchenken.

Bisher haben wir nur lauter ungebundne Abhandlungen geſehen, nunmehr aber kommen auch Gedichte. Das erſte beſchreibt die Inſel der Thorheit, und heißt ein Traum. Ueberhaupt bemer-

ken

ken, wir daß die poetiſche Schreibart nicht von gleicher Stärke mit den obigen erſcheint. Bey dem langen Eingange von 16. Zeilen, womit der Poet den Abend, oder die Nacht beſchreiben wollen; bis er endlich in der ſiebzehnten Zeile ſaget: kurz, es war Mitternacht, iſt uns Philanders angenehmes Stück eingefallen:

Wer ſagt mir, wie ich ſoll auf recht poetiſch ſagen?
Ich ſchlief, und traumte nur: denn das iſt zu gemein.

Sodann ſind Beſchreibungen mit eingefloſſen, die Nacht vorzuſtellen; die gewiß den Tag anzeigen. Z. E.

Der ſchon erwachte Mohr ergreift den ſchlaffen Bogen,
Durchirrt den finſtern Wald und folgt dem ſchnellen Lauf
Des aufgejagten Wilds.

Das Land, wo es Mohren giebt, iſt Africa. Dieß hat aber den Tag mit uns zugleich, und gehöret nicht zu unſern Antipoden. In America nämlich giebt es keine andre Mohren, als die wie Sclaven in den Bergwerken arbeiten. Hernach giebt es auch in Africa keine ſolche Wälder und Jagden, als in America. Der heiße Welſtrich, darunter es liegt, hat nur Sand und Wüſteneyen, nebſt wenigen Palm- und Dattel- oder Cocosbäumen, die keine Wälder machen. Wir bedauern dieß Verſehen: denn übrigens hat dieß Gedicht viel poetiſche Schönheiten. Eben ſo ſchade iſts, daß der Hr. V. ſich zu einer Satire, die elegiſche Versart erwählet hat; die es nicht wohl leidet, daß der Sinn aus

einer Zeile in die andre gerecket wird. In ungetrennten alexandrinischen Versen aber geht dieses sehr wohl an.

Da wir einmal auf solche Anmerkungen, die nur zur Richtigkeit und Anmuth der Verse gehören, gerathen sind (denn wir wissen wohl, daß diese nicht das Haupwerk des Dichters sind): so müssen wir auch noch ein paar andre Unachtsamkeiten melden, die hier, wider die Gewohnheit guter Dichter, öfters vorkommen. Das erste sind falsche Reime z. E. Beute und Freude; wiech und stieg (jenes sollte wich heißen) Thränen und Tönen, Güte, und Liede. u. d. m. Alle diese Reime können in der guten Mundart und Aussprache unmöglich bestehen. 2) Die Sperrungen der Selbstlauter (hiatus) am Ende und Anfange der Wörter, werden hier gar nicht vermieden. Z. E. Er bebte NB. und blieb stehen. Rief eine Stimme aus ꝛc. So lebte auch mein Geist ꝛc. in eine Insel führen. u. d. m. Und wo bleiben 3) die einzelnen Wörter im Anfange neuer Verse, die den Schluß des vorigen Sinns machen? Z. E.

Der noch zerstreute Sinn

Erbebte. — — — — —

— — — Die Zunge schwieg. Mein Zimmer

Erzitterte. — — — u. d. m.

Alle diese Unvollkommenheiten der Verse reißen itzo durch die kauderwälschen Hexametristen ein: uns aber ist es leid, daß eine sonst so ansehnliche Gesellschaft den Ruhm ihres guten Geschmackes damit besu-

beſudeln ſoll. Dieß Gedicht hält ſonſt viel ſchönes in ſich.

Aus dem letzten Gedichte auf den Geburtstag ihres erlauchten Präſidenten, wollen wir nur fragen, ob der Vers beym guten Geſchmacke zu entſchuldigen ſey:

Ein Darm gerührt vom trägen Griff lacht durch harmoniſchreine Töne?

Und was iſt geſchrollter Sand?

VI.

Salmo XC. tradotto nel Meſe di Marzo 1760. *)

Aria.

Chi ſotto all' almo
Forte riparo
Stà dell' Altiſſimo;
E del gran Dio
A L'Ombra Sacra
Sicuro poſa.

V. 1.

Qui habitat in adjutorio Altiſſimi, in protectione Dei Cœli commorabitur.

*) Dieſe italieniſche Ueberſetzung des 90ſten Pſalmes iſt aus der Feder, einer wegen ihrer hohen Geburt, und großen Geſchicklichkeit in den ſchönen Wiſſenſchaften, gleich erhabenen ſächſiſchen Dame gefloſſen. Mögen uns doch die Ausländer auch Dichterinnen aufweiſen, die in unſerer Poeſie deraleichen Stärke beſitzen: nachdem wir ſo viel gelehrte Aus alle auf ihr Gebieth gethan haben. Es iſt übrigens eine Cantate.

Dice al Signore:
Sei mia fortezza,
Il mio rifuggio:
Alma mia ſpera
Nella di Dio
Mano pietoſa. D. C.

V. 2.
Dicet Domino, ſuſceptor meus es tu, & refugium meum, Deus meus. Sperabo in eum.

Aria.

Ei dalle reti
Inſidioſe
Del Cacciatore,
E da mortifera
Aura maligna
Salvo ti rende.

V. 3.
Quoniam Ipſe liberavit me de laqueo Venantium, & a Verbo aſpero.

Le ſue Divine
Ali diſpiega
Sopra te ſempre;
E ſotto a queſto
Fido ricovro
Ei ti diffende. D. G.

V. 4.
Scapulis ſuis obumbrabit te, & ſub pennis Ejus ſperabis.

Recit.

Avrai la ſua eterna veritade
Che ti circonda, e ſcudo
Si ſarà à timori
Delle notturne larve, e tetri orrori.

V. 5.
Scuto circumdabit te Veritas Ejus, non timebis a timore nocturno.

V. 6.
Da quelli, che frà il Dì volan, d'intorno
Acuti Strali di cui han ripiena
La Faretra i maligni,
Da peſte rià, che lenta al bujo gira,
O nel Meriggio infeſta,
Se ti guarda il Signor, che a temer reſta?
A Sagitta volante in Die, a peſte perambulante in tenebris, ab incurſu & Dæmonio Meridiano.

V. 7

Mille cadran-ti a lato,

E dieci mila a tua deſtra moranno,

Ne a te mai toccherà male alcuno.

V. 7.
Cadent a latere tuo Mille, & Decem millia a dextris tuis, ad te autem non appropinquabit.

Tranquillo mirerai con lieto Ciglio,
Come il Signor, che in Cielo
Giuſto e ſovrano Giudice riſiede,
I buoni ſalva, e i peccator puniſce.

V. 8.
Veruntamen oculis tuis conſiderabis, & retributionem peccatorum videbis.

Anima mia felice,
Che in Dio ſolo ai ripoſto la tua Speme,
L'Altiſſimo avrai per tuo conforto
Sarà tuo diffenſor, l'aſilo tuo.

V. 9.
Quoniam tu es Domine Spes mea, Altiſſimum poſuiſti refugium tuum.

A te non giungeranno alte Sciagure,
E L'umil tuo Soggiorno
Illeſo reſterà, che intorno a quello
Non piomberà giamai aſpro flagello.

V. 10.
Non accedet ad te malum, & flagellum non appropinquabit tabernaculo tuo.

Aria.

Avranno gli Angeli,
Miniſtri ſuoi,
Di cuſtodirti
Nelle tue vie,
Il ſuo comando.

V. 11.
Quoniam Angelis ſuis mandavit de te, ut cuſtodiant te in Viis tuis.

Sulle lor mani
Ti porteranno,
Acciò il tuo piede
A duro inciampo
Di Saſſo o Spine
Non vada urtando. D. C.

Aria.

Il Baſiliſco,
L'Aſpide ſorda,
E del fier Drago
L'irſuta Schiena,
Calpeſterai.

Quel fier Leone
Che cerca preda,
E rimbombare
Fà col ruggito,
La Selva, il monte,
Atterrerai. D. C.

Recit.

E gli ognora in me ſpera,
Dice il Signor tuo Dio, di te parlando,
Liberarlo voglio:
Sò, che il mio Nome onora;
Jo lo proteggerò, perche m'adora.

In qualunque Miſerie a me ricorre

L'audirò pietoſo:

Le preci ſue, e nella ſua triſtezza

In me ritroverà gloria e ſalvezza.

Aria.

Di lieti giorni
Avventuroſi;
Di bella calma,
Sol ben dell' alma,
Lo colmerò.

Di lunga Vita
Godrà in pace;
Per mia Virtute
E di Salute
Lo ſazierò.

V. 12.
In manibus portabunt te, ne forte offendas ad lapidem pedem tuum.

V. 13.
Super Aſpidem, & Baſiliſcum ambulabis, & conculcabis Leonem & Draconem.

V. 14.
Quoniam in me ſperavit, liberabo eum, quoniam cognovit Nomen meum.

V. 15.
Clamavit ad me & Ego exaudiam eum, cum ipſo ſum: in tribulatione eripiam eum, & glorificabo eum.

V. 16.
Longitudine Dierum replebo eum, & oſtendam illi ſalutare meum.

VII.

Pierwſze Prawdy Całey Filozofii

w ktorych wſzyſtkie Filozofſkie Nauki przyzwoitym porządkiem wyłożone i na dwie części podzielone ſą; kwoli tym, ktorzy publiczne w Akademiach lekcye biorą. Napiſane z przydatkiem krotkiey Hiſtoryi Filozofſkiey, tudzież potrzebnych figur i reieſtru rzeczy, przez Jana Krzyſztofa Gottſcheda, Ordynaryinego Logiki i Metafizyki Extraordynaryinego Poetyki Profeſſora, Wielkiego Xiążęcego Kollegium Kollegi, po kilakroć Akademii Lipſkiey Rektora po Polſku tłumaczone z Przedmową J. P. Wawrzyńca Mitzlera de Koloſ. Część Theoryczna albo uważaiąca Edycyi czwartey poprawioney i pomnożoney. w Warſzawie w Drukarni Mitzlerowſkiey Roku

1760.

Die gottſchediſchen Erſten Gründe der Weltweisheit, die ſchon im 1742ſten Jahre zu Kopenhagen ins Däniſche überſetzt erſchienen, unter dem Titel: Förſte Grundvold til den heele Verſliche Viisdom, hvorudi alle philoſophiſke Videnſkaber, i deres naturliche Sammenhäng, i tvende Deele bliver afhandlet ꝛc. erſcheinen itzo auch in pohlniſcher Sprache. Die Vernunftlehre, ſo wir bereits fertig vor Augen haben, iſt ſchon im Auguſt des vorigen Jahres ans Licht getreten;

heiſt, ich treibe ein Werk, daraus man abigo, adigo und agere pecus verſtehen kan. Mitto, ich laſſe einen oder etwas von mir gerne oder ungerne, wiſſend oder unwiſſend. Wenn ich das weis, ſo weis ich auch, wie ein Wort recht zu gebrauchen und zu fügen iſt. Die zierliche, uneigentliche Bedeutung eines Worts iſt erſonnen, und wird theils aus Noth, theils um der Lieblichkeit, theils um des Nachdrucks willen gebraucht. Gemeiniglich werden Wörter von körperlichen Dingen entlehnet, geiſtliche und unſichtbare Dinge auszudrücken: Selten aber wird es umgekehret. Vermöge dieſes Gebrauchs bedeutet ein Wort auch Eigenſchaften, und verwandte Dinge einer Urſache, Wirkung, das vorhergehende oder folgende, einen Ort, die Menſchen, eine Handlung, den Vorwurf der Handlung, die Sache ſelbſt. Denn aus verſchiedenen Begriffen, Verknüpfungen, Sachen und Vorwürfen, entſtehen die verſchiedenen Bedeutungen. So ſage ich: Eine traurige Poſt, ein trauriger Menſch, trauriges Wetter.

§. 45. Zum andern, hat zuweilen ein Wort nur eine Bedeutung, das denn wegen der Aehnlichkeit verſchiedene Nebenbedeutungen bekommen kan, die doch alle unter der fürnehmſten ſtehen, und ſolcherley ſind die meiſten Wörter. Andere haben mehrere Bedeutungen, die an ſich keine Verwandtſchaft mit einander haben, und davon uns die Urſache oft verborgen iſt. Denn die Verſchiedenheit der Bedeutung hat eine Übereinkunft im Worte, aber nicht in der Sache zum Grunde. Indem ein Wort theils von ohngefehr von einem gewiſſen Wurzelworte, oder von einem andern Stamme, der uns unbekannt ſeyn

kan,

und man meldete uns damals, daß auch die Grundlehre, oder Metaphyſik, eheſtens die Preſſe verlaſſen würde. Eine ſolche Neuigkeit von der bey unſern Nachbarn anwachſenden Gelehrſamkeit, ſchien uns nicht gleichgültig für die Deutſchen zu ſeyn: zumal da wir die Beförderung derſelben zweenen unſrer Landsleute zu danken haben. Außer dem Hrn. Verfaſſer des Buches, hat der Hr. Hofrath D. Mitzler von Koloſſ, den wir ſonſt in Leipzig als einen fleißigen Lehrer der Weltweisheit gar wohl gekannt haben, ſich die Mühe nicht dauren laſſen, dieſe Ueberſetzung mit einer Vorrede in die Welt zu begleiten, und ſie den pohlniſchen Leſern anzupreiſen.

Dieſe Ueberſetzung nun des erſten theoretiſchen Theils, der gedachten erſten Gründe der Weltweisheit, zeuget nicht allein von dem Reichthume der pohlniſchen Sprache; ſondern auch von der Aufnahme der neuen Philoſophie in dieſem Königreiche. Daß ſich ein Philoſoph und Mathematicus in dieſer Sprache recht wohl ausdrucken kann, beweiſen ſo viele Handſchriften in der öffentlichen zaluſkiſchen Bibliothek in Warſchau; und unterſchiedene in vorigem Jahrhunderte ſchon gedruckte Werke.

Albertus Tylkowsky, Soc. Jeſ. hat eine deutliche und wohl geſchriebene Philoſophie in 4. und 1605. *Sebaſtian Petricius* Med. D. in Cracau, ein Vater des berühmten pohlniſchen Geſchichtſchreibers Joh. Innoc. Petricius, Ariſtotels Schriften in pohlniſcher Sprache ans Licht geſtellet. Stanisl. Solski, Soc. Jeſu, deſſen perpetuum mobile

bey

bey den Ausländern nicht unbekannt iſt, lieferte eine Mathematik mit Kupfern in dieſer Sprache. Sie iſt 1683. in Cracau in drey Folianten heraus gekommen. **Andreas Maximilianus Fredro**, Woywod von Podolien, aus deſſen **Sprüchwörtern** eine Stelle auf dem Titel-Blatte dieſer unſerer Ueberſetzung, die Fähigkeit der pohlniſchen Sprache erweiſt, hinterließ nebſt vielen gedruckten Schriften, auch eine um das Jahr 1668. geſchriebene, aber niemals gedruckte lateiniſche Kriegsbaukunſt unter dem Titel: Axiomata militaria, ſeu belli, mit Kupfern, und beygefügten pohlniſchen Kunſtwörtern dieſer Wiſſenſchaft. Der Fürſt **Jablonowski**, jetziger Woywod von Nowogrod, der ſeinem Vaterlande bereits über dreyßig Werke geſchenket, entriß auch dieſes Zeugniß des alten pohlniſchen Fleißes dem Moder und der Vergeſſenheit. Seine Durchl. brachte die Urſchrift käuflich an ſich, und ließ ſolche in Leipzig auf eigene Unkoſten 1757 ſauber in Fol. abdrucken.

Dieſe Beweiſe legen zur Gnüge den Nachdruck der pohlniſchen Sprache an den Tag. Niemand wird auch ſolche mit Grunde in Zweifel ziehen. Hätten wohl ſonſten ſo ſchöne Ueberſetzungen faſt aller lateiniſchen Schriftſteller, und neuerer italieniſchen und franzöſiſchen Dichter, wie auch ein franzöſiſches deutſch- und pohlniſches Wörterbuch zum Vorſcheine kommen können, welches Hr. Mich. Abr. Trotz, allhier bey uns in Leipzig verfertiget hat? Er erkläret mit einer teutſch- und franzöſi-

schen Auslegung im dritten Theile, der bereits unter der Presse ist, die pohlnischen Kunstwörter aus allen Wissenschaften, nebst den Redensarten und Sprüchwörtern; dabey die nöthigen grammatischen Anmerkungen nicht übergangen werden.

Da nun keine Unzulänglichkeit der Sprache die Ausbreitung der neuen Weltweisheit in Pohlen hindern kann; so finden wir die Hoffnung des Hn. Hofraths Mitzler von Koloff allerdings gegründet. Solche wird der geneigte Leser aus dessen Vorrede zu den pohlnisch übersetzten Gründen der Weltweisheit ersehen, die wir hier in deutscher Sprache beyfügen; um unsern Lesern zu zeigen, wie eifrig er für die Aufnahme der Gelehrsamkeit in Pohlen besorget ist. Und freylich hat er darinn Recht, daß ein Volk nicht eher ein aufgeklärtes Volk heißen kann, bis es in seiner Muttersprache alle Arten von Wissenschaften und freyen Künsten mit Vergnügen lesen kann.

Die Vorrede.

Je bereitwilliger ich, zur Ausbreitung der Wissenschaften in Pohlen, etwas beyzutragen, mich bemühe; desto vergnügter bin ich, daß mir eine Gelegenheit vorkömmt, der pohlnischen Nation eine neue Philosophie in ihrer Sprache vorzulegen. Ein gewisser Cavalier, der sich mit einem unermüdeten Fleiße und erwünschten Erfolge in den höhern Wissenschaften annoch übet, faßte den vernünftigen Entschluß, gegenwärtige Uebersetzung zu unternehmen.

Sie

Sie iſt ihm auch ſehr wohl gerathen, ja er hat bereits den gröſsten Theil der Philoſophie, welche der berühmte Lehrer derſelben, Herr Gottſched, in Leipzig ans Licht geſtellet, in einer ſchönen Schreibart pohlniſch überſetzt. Wahrlich, dieſer Cavalier hat zu ſeinem Privatfleiſse weder ein beſſeres Buch wählen, noch der pohlniſchen Nation einen gröſsern Dienſt erweiſen können: immaſsen die neue Philoſophie nur wenigen von höherem Stande bekannt iſt, die ſie in Schul- oder auswärtigen Sprachen geleſen und erlernet. Man hat aber noch nicht eine Philoſophie in pohlniſcher Sprache, wenigſtens keine ſolche geſehen, die von den neuern Weltweiſen wäre verbeſſert worden; und die in Italien, ohnlängſt in Spanien, ja faſt in allen europäiſchen Reichen, an die Stelle der alten ariſtoteliſchen getreten iſt. Allein in Pohlen werden die Entdeckungen der neuen Philoſophie bisher wenig, und am allerwenigſten von denjenigen geachtet, die zu einer gröſsern Sorgfalt am meiſten verbunden ſind. Anjetzo aber leben wir in der Hoffnung, daſs dieſer Theil der Wiſſenſchaft anfangen wird, ſich in Pohlen mehr und mehr auszubreiten; wozu dieſe unſere Philoſophie, die in einer ſo ſchönen pohlniſchen Tracht erſcheint, nicht wenig beytragen wird.

So bald in einem Lande die geſunde Philoſophie eine Aufnahme findet, ſo bald hat man Hoffnung, daſs ſich daſelbſt alle Wiſſenſchaften ausbreiten werden. Bey einem freyen Volke, wie die Pohlen ſind, ſollte wohl ſchon lange die Freyheit zu urtheilen, und der Fleiſs in der wahren Philoſophie eingeſuh-

geführet ſeyn. Man wundert ſich billig, daß ſie allhier faſt zuletzt, nur einigermaßen bekannt zu werden beginnen; da ſie bereits alle andere Königreiche und Länder durchgewandert ſind. Die Urſachen deſſen ſind mir nicht bewußt: ich will ſie auch nicht unterſuchen. Viele erblicken den Schein der aufgehenden Sonne der Wahrheit in der Ferne: viele aber waren nicht fähig, auch dieſen Glanz zu vertragen; ſie beruheten dabey, daß ſie von ſolchem nur geblendet geblieben. Genug davon. Wir wiſſen, daß alle Kräfte des menſchlichen Verſtandes nur allein auf der wahren Weltweisheit beruhen; inſonderheit da dieſe in ihrem Inbegriffe die Erkenntniß Gottes, der Welt und ſeiner ſelbſt einſchließet. Wer nun dieſe Vollkommenheiten erreichet, der hat das Glück, der erſte unter den Menſchen zu heißen. Denn der Menſch iſt ſo wohl ein Thier, als alle andere Thiere; die Erkenntniß des Schöpfers, der Welt und ſeiner ſelbſt, machet ihn erſtlich zum Menſchen, und zwar zu einem deſto glückſeligern und lobenswürdigern, bey vernünftigen Leuten. Die Weltweiſen, in ſo fern ſie ſolche ſind, maßen ſich zwar keiner Ehrenſtellen in einer Republik an, ja ſie achten alle hohe Würden wenig, wenn ſich ſolche nicht auf Tugend und Wiſſenſchaft würdiger Perſonen gründen: wird aber nicht jede Tugend und die Vernunft, nur allein durch die wahre Philoſophie gepflanzet und ausgebreitet? Es iſt auch nicht möglich, daß das beſte Erdreich ohne Bau ſo vortreffliche Früchte, als ein wohl zugerichteter Acker tragen kann.

Die

Die wahre Weisheit besteht darinnen, daß man die erkannten Wahrheiten mit unwidersprechlichen Beweisen, und durch unzertrennliche Folgerungen der Schlußreden deutlich vor Augen legen; und zugleich alle Einwürfe und Einwendungen mit Gewißheit und Zulänglichkeit beantworten kann. Ein Gottesgelahrter, der geschickt ist die Wahrheiten der Religion, in so fern sie die Gränzen des natürlichen Verstandes nicht überschreiten, aus den Quellen der Natur zu folgern, heißt ein gelehrter Theolog. Ein Rechtsgelehrter, der die Billigkeit der Gesetze aus der natürlichen Verbindlichkeit herleitet, wird ein gelehrter Jurist; und ein Arzt ein geiehrter Arzt genennet, der seine Curen mit Gründen beweist. Ist aber jemand kein Weltweiser, so wird er zwar von seinen Gedächtniß-Wissenschaften reden, aber nichts zulänglich beweisen können. Mit einem Worte, er kann schlechterdings kein Gelehrter heißen.

Vieleicht giebt diese Philosophie zu einem tiefern Nachsinnen, und einer größern Hochachtung der Wissenschaften Anlaß! Alsdann würde erstlich die Hoffnung erscheinen: daß Pohlen, in Ansehung der Wissenschaften, den auswärtigen Völkern nichts nachgeben wird. Welches ich gewiß hoffe, und von Herzen wünsche.

Uebrigens füge noch dieses hinzu, daß diejenigen, so alle neue Sachen mit einem verächtlichen Auge ansehen, nicht eher diese Philosophie gering schätzen möchten, als bis sie solche bedächtlich gelesen und gründlich verstanden.

Gegeben Warschau den 12. des Heumonaths.
Im Jahre des Herrn 1760.

VIII.

Precis de l'Eccleſiaſte en Vers, par Mr. de Voltaire. A Frankfort en Foire, chez J. F. Baſſompierre, Libraire à Liege 1760. in 8.

Wir haben im vorigen Jahre den voltairiſchen Auszug aus dem hohen Liede Salomons unſern Leſern mitgetheilet; weil wir wohl denken konnten, daß dergleichen kleine flüchtige Stücke nicht aller Orten zu bekommen ſeyn würden, wo es Liebhaber der voltairiſchen Schriften giebt. Von eben dergleichen Liebhabern ſind wir erſuchet worden auch deſſen Auszug aus dem Prediger Salomons mitzutheilen. Man muß abermal nicht denken, daß hier eine buchſtäbliche Ueberſetzung geliefert werden ſollen. Nein, es iſt gleichſam nur der Kern und das Mark des Predigers, daraus man ſeinen Inhalt überhaupt einſehen kann.

In der kurzen Nachricht, die der Hr. Verf. dieſem Gedichte vorgeſetzet hat, ſaget derſelbe: „Es „ſey nun, daß dieſer Prediger wirklich vom Salo„mon geſchrieben, oder von einem andern begeiſter„ten Schriftſteller, in ſeinem Namen aufgeſetzet „worden: ſo iſt ſelbiger allezeit für ein koſtbares „Ueberbleibſel des Alterthums angeſehen worden; „und zwar deſto mehr, je mehr Philoſophie man da„rinn antrifft. Er zeiget die Nichtigkeit menſch„licher Dinge; er räth zugleich den vernünftigen

„Ge-

„Gebrauch der Güter, die Gott dem Menſchen ge-
„geben hat. Er machet aus der Weisheit kein
„häßliches und fürchterliches Geſpenſt; es iſt eine
„Sittenlehre für Weltmenſchen. Eben darum hat
„man dieß Buch der Schrift allen andern vorge-
„zogen, um einen Auszug in Verſen daraus zu ge-
„ben; und es einer vornehmen Perſon zu über-
„reichen, der man es zuzueignen die Ehre
„gehabt.„

„Es würde nicht möglich geweſen ſeyn, es von
„Anfang bis zum Ende, glücklich zu überſetzen.
„Die morgenländiſche Schreibart iſt von der un-
„ſrigen gar zu ſehr unterſchieden. Der Geiſt Got-
„tes, der ſich über unſre Begriffe erhebt, vernach-
„läßiget die Lehrart: er machet keine Schwierig-
„keit, oft dieſelben Gedanken und Ausdrückungen
„zu wiederholen. Er ſchreitet geſchwind von einem
„Gegenſtande zum andern; er kehret aber wieder
„zurück; und fürchtet weder die ſcheinbaren Wider-
„ſprüche, die unſer endlicher Verſtand vergleichen
„muß, noch die großen Kühnheiten, die unſre
„Schwachheit nothwendig etwas zu mildern ver-
„bunden iſt.„

„Die Empfindung ſeines eigenen Unvermö-
„gens hat den Ueberſetzer genöthiget, die in dieſem
„Buche mit einer erhabenen Verſchwendung zer-
„ſtreuten Begriffe zu ſammlen; eine für uns nöthi-
„ge Verbindung, und eine Ordnung hineinzubrin-
„gen, die dem heiligen Geiſte unnütz war; und
„endlich, einen nicht ſo kühnen Flug zu erwählen,

„der

„der ſich für einen Laien ſchickete, welcher eines „göttlichen Buches Auszug liefert.„

So ehrerbiethig redet Hr. v. V. von dieſem bibliſchen Buche: welches ſonder Zweifel viele, die ſonſt ſeine Denkungsart kennen, Wunder nehmen wird. Man wird aber in dem ganzen Auszuge eben dieſe Art ſich auszudrücken antreffen; weswegen wir deſto weniger Bedenken getragen haben, es ganz einzurücken.

Dans ma brillante jeuneſſe
J'ai cherché la volupté,
J'ai ſavouré ſon ivreſſe.
De mon bonheur dégouté,
Dans ſa coupe enchantereſſe
J'ai trouvé la vanité.

La grandeur & la richeſſe
Dans l'âge mur m'ont flatté;
Les embarras, la triſteſſe,
L'ennui, la ſatiété,
Ont averti ma vieilleſſe,
Que tout étoit vanité.

J'ai voulu de la ſcience
Pénétrer l'obſcurité. . . .
O Nature! abîme immenſe,
Tu me laiſſes ſans clarté.
J'ai recours à l'ignorance:
Le ſavoir eſt vanité.

De quoi m'aura ſervi ma ſuprême puiſſance,
Qui ne dit rien aux ſens, qui ne dit rien au cœur;
Brillante opinion! fantôme du bonheur!
Dont jamais, en effet, on n'a la jouiſſance.

J'ai cherché ce bonheur, qui fuyoit de mes bras.
Dans mes Palais de cédre, au bord de cent fontaines,
Je le redemandois aux voix de mes Syrènes. . . .
Il n'étoit point dans moi, je ne le trouvois pas.

J'accablois mon eſprit de trop de nourriture;
A prévenir mon gout, j'épuiſois tous mes ſoins;
Mais mon gout s'émouſſoit en fuyant la Nature:
Il n'eſt de vrais plaiſirs qu'avec de vrais beſoins.

Je me ſuis fait une étude
De connoître les Mortels
J'ai vu leurs chagrins cruels
Et leur vague inquiétude,
Et la ſecréte habitude
De leurs penchants criminels.

L'Artiſte le plus habile
Fut le moins récompenſé;
Le Serviteur inutile
Etoit le plus careſſé;
Le Juſte fut traverſé,
Le Méchant parut tranquile.

Tu viens de trahir l'Amour,
Et tu ris, Beauté volage;
Un nouvel Amant t'engage,
T'aime & te quitte en un jour:
Et dans l'inſtant qu'il t'outrage,
On le trahit à ſon tour.

J'en-

kan, herkommt. Denn oft ſind wohl einerley Buchſtaben: Aber nicht einerley Bedeutungen, als Sünde vergeben, und, einen Dienſt vergeben. Ein Amt aufgeben, eine Regel oder Frage aufgeben. Ius, das Recht und die Suppe; ein Rabe, ein Vogel, ein Werkzeug der Schiffer, und auch ein Schorf auf einer kleinen Wunde. Ein Schloß an der Thüre, und ein groſſes Haus. Der Strauß von Blumen, ein Vogel, eine Wiederwärtigkeit. Dahin gehören auch die Wörter, die zwey entgegen ſtehende Bedeutungen haben, als valetudo, fortuna, welche alle in einer weitläuftigen Bedeutung zuſammen kommen müſſen: Als Valetudo, ein Leibesſtand; fortuna, ein Zuſtand der Umſtände, בָּרַךְ, valedixit, er hat gute Nacht gegeben.

§. 46. Einige ſind gleichgültige Wörter, deren mehrere eine Sache bedeuten. Urſprünglich und eigentlich bedeuten ſolche Wörter nicht einerley, ſondern ein jedes bedeutet eine gewiſſe Art, einen Grad, oder eine Eigenſchaft der Sache. Den Unterſcheid hat man aber hernach aus der Acht gelaſſen: Doch iſt es billig, daß man ihn heraus ſuche, beſtimme und beobachte. Beſiehe den andern Band der critiſchen Beyträge, auf dem 1. und folgenden Blättern.

§. 47. Von dem dritten Unterſcheid der Wörter nach der Bedeutung und Art zu ſchreiben, und auszuſprechen, kan man Herrn Freyers Orthographie beſehen, auf dem 219. und folgenden Blättern.

§. 48. In Abſicht des Gebrauchs ſind einige Wörter alt, die ſchon vor vielen Jahren üblich geweſen ſind: Einige neu, die man erſt gemacht, oder

J'entends ſiffler par-tout les ſerpens de l'Envie;
Je vois, par ſes complots, le mérite immolé;
L'Innocent confondu trâine une affreuſe vie;
Il s'écrie, en mourant, nul ne m'a conſolé.

Le Travail, la Vertu pleurent ſans Récompenſe,
La Calomnie inſulte à leurs Cris douloureux;
Et du Riche amolli la ſtupide Indolence
Ne ſait pas ſeulement s'il eſt des malheureux.

Il l'eſt pourtant lui-même: un éternel orage
Proméne de ſon cœur les déſirs inquiets:
Il hait ſon ennemi, qui le hait davantage;
Il vit dans la contrainte, & meurt dans les regrets.

Dans leur courſe vagabonde
Les mortels ſont entraînés,
Frêles Vaiſſeaux que ſur l'onde,
Battent les vents mutinés;
Et dans l'Océan du monde,
Au naufrage deſtinés.

D'eſpérances menſongéres
Nous vivons préoccupés;
Tous les malheurs de nos Péres
Ne nous ont point dé. ompés:
Nous éprouvons les miſéres
Dont nos Fils ſeront frappés.

Rien de nouveau ſur la terre;
On verra ce qu'on a vu,
Le droit affreux de la guerre
Par qui tout eſt confondu,
Et le vice & la vertu
En butte aux coups du tonnerre.

Le

Le ſage & l'imprudent, & le foible & le fort,
Tous ſont précipités dans les mêmes abîmes;
Le cœur juſte & ſans fiel, le cœur pétri de crimes,
Tous ſont également les vains jouets du ſort.

Le même champ nourrit la brebis innocente,
Et le tygre odieux qui déchire ſon flanc.
Le tombeau réunit la race bienfaiſante,
Et les brigands cruels énivrés de ſon ſang.

En vain, par vos travaux, vous courez à la gloire;
Vous mourrez. Tout périt, tout ſentiment s'éteint:
Vous n'êtes ni chéri, ni reſpecté, ni craint;
La mort enſevelit juſqu'à votre mémoire.

Que la vie a peu d'appas!
Cependant on la déſire.
Plus de plaiſir, plus d'empire,
Dans les horreurs du trépas.
Un lion mort ne vaut pas
Un moucheron qui reſpire.

O mortel infortuné!
Soit que ton ame jouiſſe
Du moment qui t'eſt donné,
Soit que la mort le finiſſe,
L'un & l'autre eſt un ſupplice;
Il vaut mieux n'être pas né.

Le néant eſt préférable
A leurs funeſtes travaux,
Au mélange lamentable
Des faux biens & des vrais maux,
A notre eſpoir lamentable,
Qu'engloutiſſent les tombeaux.

Quel homme a jamais ſu, par ſa propre lumiére,
Si lorſque nous tombons dans l'éternelle nuit,
Notre ame avec nos ſens ſe diſſout toute entiére,
Si nous vivons encore, ou ſi tout eſt détruit ?

Des plus vils animaux Dieu ſoutient l'exiſtence ;
Ils ſont, ainſi que nous, les objets de ſes ſoins.
Il borna leur inſtinct & notre intelligence ;
Ils ont les mêmes ſens & les mêmes beſoins.

Ils naiſſent comme nous, ils expirent de même :
Que deviendra leur ame au jour de leur trépas ?
Que deviendra la nôtre en ce moment ſuprême ?
Humains, foibles Humains, vous ne le ſavez pas.

Cependant l'homme s'égare
Dans des travaux inſenſés.
Les biens dont l'Inde ſe pare,
Avec fureur amaſſés,
Sont vainement entaſſés
Dans les tréſors de l'Avare.

Ce Monarque ambitieux
Menaçoit la terre entiére :
Il tombe dans ſa carriére ;
Et du Géant ſourcilleux,
Ce front qui touchoit aux Cieux,
Eſt caché dans la pouſſiére

La Beauté, dans ſon printems,
Brille pompeuſe & chérie ;
Semblable à la fleur des champs,
Le matin épanouie,
Le ſoir livide & flétrie,
En horreur à ſes Amans.

Ainſi

Ainſi tout ſe détruit, tout ſe corrompt, tout paſſe;
Mon oreille bientôt ſera ſourde aux concerts.
La chaleur de mon ſang va ſe tourner en glace;
D'un nuage épaiſſi mes yeux ſeront couverts.

Des vins du Mont-Liban la ſéve nourriſſante
Ne pourra plus flatter mes languiſſants dégouts.
Courbé, traînant à peine, une marche péſante,
J'approcherai du terme où nous arrivons tous.

Je ne vous verrai plus, Beauté, dont la tendreſſe
Conſola mes chagrins, enchanta mes beaux jours.
O charme de la vie! ô précieuſe ivreſſe!
Vous fuyez loin de moi, vous fuyez pour toujours.

Du tems qui périt ſans ceſſe,
Saiſiſſons donc les momens.
Poſſédons avec ſageſſe,
Goutons ſans emportemens,
Les biens qu'à notre jeuneſſe
Donnent les Dieux indulgens.

Que les plaiſirs de la table,
Les entretiens amuſans,
Prolongent pour nous le tems,
Et qu'une compagne aimable
M'inſpire un amour durable,
Sans trop regner ſur mes ſens.

Mortel, voilà ton partage,
Par les Deſtins accordé.
Sur ces biens, ſur leur uſage,
Tout ton bonheur eſt fondé:
Qu'ils ſoient poſſédés du Sage,
Sans qu'il en ſoit poſſédé.

Uſez, n'abuſez point; ne ſoyez point en proie
Aux déſirs effrénés, au tumulte, à l'erreur:
Vous m'avez affligé, vains éclats de la joie;
Votre bruit m'importune, & le rire eſt trompeur.

Dieu nous donna les biens, il veut qu'on en jouiſſe;
Mais n'oubliez jamais leur cauſe & leur Auteur;
Et lorſque vous goutez ſa divine faveur,
O mortel! gardez vous d'oublier ſa juſtice.

Aimez les biens pour lui, ne l'aimez point pour eux;
Ne penſez qu'à ſes loix, car c'eſt là tout votre être.
Grand, petit, riche, pauvre, heureux ou malheureux,
Etranger ſur la terre, adorez votre Maître.

N'affectez point les éclats
D'une vertu trop auſtére.
La ſageſſe atrabilaire
Nous irrite & n'inſtruit pas.
C'eſt à la vertu, de plaire;
Le vice a bien moins d'appas.

Indulgent pour la foibleſſe,
Que vous voyez en autrui;
Qu'il trouve en vous un appui;
Que ſon ſort vous intéreſſe;
Hélas! malgré la ſageſſe,
Vous tomberez comme lui.

Favori de la nature,
Le climat le plus vanté,
Par les vents, par la froidure,
Voit ſon eſpoir avorté;
Et la vertu la plus pure
A ſes tems d'iniquité.

Répan-

Répandez vos bienfaits avec magnificence;
Même aux moins vertueux ne les refuſez pas;
Ne vous informez pas de leur reconnoiſſance;
Il eſt grand, il eſt beau de faire des ingrats.

Laiſſez parler les Cours & crier le vulgaire;
Leur langue eſt indiſcréte, & leurs yeux ſont jaloux;
De leur ſuffrage faux dédaignez le ſalaire;
Dieu vous voit, il ſuffit: qu'il regne ſeul ſur vous.

L'homme eſt un vil atome, un point dans l'étenduë.
Cependant, du plus haut des Palais éternels,
Dieu ſur notre néant daigne abaiſſer ſa vue;
C'eſt lui ſeul qu'il faut craindre, & non pas les mortels.

IX.

Eſſays read to a litterary Society, at their weekly meetings, within the College, at Glasgow.

Vos exemplaria græca!

Glasgow printed by Robert and Andreas Foulis. 1759. in 8. min.

Hier bekommen wir aus Schottland eine Schrift, die ſelbſt England mehr Ehre machen würde, als ſo manches überfliegende und ſchwülſtige Gedicht, welches die Augen unſrer Witzlinge ſo blendet. Es ſind Vorleſungen, die in den wöchentlichen Verſammlungen einer gelehrten Geſellſchaft gehalten worden. Eine richtige Vernunft, und ein feiner Ge-

schmack in den schönen Wissenschaften verbinden sich darinn auf das genaueste. Die besondern Materien dieser drey Abhandlungen werden solches deutlicher zeigen.

Die I. ist ein Versuch vom Einflusse der Philosophie auf die schonen Künste: und wir wünschten, daß sich unsre so hitzigen Uebersetzer englischer Bücher je eher, je lieber daran machen mochten. Es ist, saget der V. eine gemeine Beobachtung, daß nichts einen grösern Einfluß auf die Sitten des Volkes hat, als der Schwung, den die öffentlichen Belustigungen bey ihm nehmen. Bey geschliffenen Volkern, kommen dieselben hauptsächlich auf die drey nachahmenden Künste, die Dichtkunst, Malerkunst, und Tonkunst an. Daher würde es zur Glückseligkeit eines Volkes von großer Wichtigkeit seyn, wenn der Geschmack an diesen Künsten so geleitet werden könnte, daß ihr vornehmster Zweck die Beforderung und Ausübung der Tugend unter dem Volke würde. So würden die öffentlichen Belustigungsplätze die angenehmsten und nützlichsten Schulen der Auferziehung werden: und die schönen Künste würden ihre grösseste Vollkommenheit, und den höchsten Ruhm erreichen; wenn sie zu der edelsten Absicht, zu Rührung der Herzen angewandt würden, um dasselbe mit den großmüthigsten und mannlichsten Gesinnungen zu erhitzen. — — Wenn also die Philosophie die Wahl hätte, was für Eindrücke sie machen sollte; und diese gewaltigen Triebfedern der menschlichen Seele, nach Belieben einrichten dörfte: so würde der Triumph der

schö-

ſchönen Künſte in der That vollſtändig ſeyn; und ein jeder kann leicht begreifen, welch ein edler Triumph dieß ſeyn würde!

So edel denket unſer Schriftſteller, und erläutert ſeine Meynung mit folgendem ſchönen Beyſpiele. Wir wollen uns z. E. einbilden, daß bey dem berufenen Gaſtmahle Alexanders, die Hand, die Stimme, und die Worte des Timotheus, von einem Sokrates wären geleitet worden: welch einen herrlichen Triumph würde nicht die Muſik bey dieſer Gelegenheit davon getragen haben! Anſtatt Alexandern mit einer viehiſchen Rachſucht zu erhitzen; würde ſie ihn mit der göttlichen Begeiſterung der Gütigkeit erfüllet haben. Anſtatt ihn wilder als eine Furie zu machen, um eine prächtige Stadt in Brand zu ſtecken; würde ſie ihn aufgebracht haben, wie ein Held, irgend eine göttliche Handlung der Güte auszuüben. Die Bruſt des Mannes, der ſo ein zartes Mitleiden über das Schickſal ſeines Feindes, des Königs von Perſien empfinden konnte, würde eben ſo leicht zu einer großmüthigen Reue, gegen das Elend, welches er über alle Griechen gebracht hatte, gemildert worden ſeyn. Die Thränen, welche er über des Darius Unglück vergoß, den er nicht wieder beleben konnte, würde dieſer große Tonkünſtler in eine Reue über die Verwüſtung von Theben verwandelt; und den Macedonier in ein ſchleuniges Gelübd, die Griechen aus der Sclaverey frey zu laſſen, verkehret haben, in welcher er ſie gefangen hielt. Und ſo würde Alexander, anſtatt eine Fackel zu ergreifen, um wie ein

Teufel aus der Hölle, den Kaiſerſitz aſiatiſcher Monarchen zu verheeren, wie ein guter Geiſt, dem großmüthigſten Volke der Welt Freyheit und Unabhanglichkeit haben ausrufen laſſen.

Hierauf bemüht er ſich zu zeigen, daß auch die alten Geſetzgeber und Philoſophen die ſchönen Künſte zu Werkzeugen in Fortpflanzung der Tugend gebrauchet haben. Er beruſet ſich hauptſächlich auf den Sokrates. Dieſer hat zuerſt in der Malerkunſt, die vortreffliche Art Raphaels, wie man es itzo nennet, gekannt; und durch die Schönheit, Anmuth, und den Anſtand in den Bildungen und Stellungen der Bilder, die Gunſt und Achtung der Zuſchauer zu erwerben gewußt; als welche den innern Character der Menſchen ausdrücken. Xenophon erzählet ein Geſpräch deſſelben, mit dem Parrhaſius, darinn er ihm dieſe Art zu ſchildern empfiehlt, δι ὡν τα καλα τε καὶ αγαθα, καὶ αγαπητα ἠθη φαινεται; wodurch die ſchönen, guten und liebenswürdigen Sitten oder Gemüthsarten ins Auge fallen. Selbſt die einfältig ſchöne und gezwungene Schreibart Xenophons, die ſich keinen über die gemeine Fähigkeit der Menſchen erhabenen Schwung anmaßet, iſt ſoweit von aller Praleren, von Witz und Geiſte entfernet: daß ihn viele durch Vorurtheile verkannt, und für einen ſeichten und niedrigen Schriftſteller gehalten; da er doch eben dadurch als ein würdiger Schüler des Sokrates, und wahrer Weltweiſer hochzuſchätzen iſt.

Die Tafel des Cebes, oder ſeine Abbildung des menſchlichen Lebens, iſt ein andres Stück, das aus

der

der ſokratiſchen Schule gekommen. Dieß kleine Werkchen verſteht er durch die ſokratiſchen Schriften, deren Horaz gedenket.

Rem tibi Socraticæ poterunt oſtendere chartæ.

Und von dieſem Bilde handelt die ganze zweyte Abhandlung. Er geht aber fort zur Poeſie, und zeiget ſonderlich, daß Euripides ein recht philoſophiſcher Dichter geweſen. Die Athenienſer waren ungemein erpicht auf die Schaubühne: und daher ſah Sokrates dieſelbe, als ein bequemes Mittel an, die Sitten des Volkes dadurch zu beſſern. Er gewann in dieſer Abſicht den Euripides, der ihm auch völlig Gehör gab, und ſeinen Anſchlägen folgete. Die Sittenlehre erſchien alſo auf ſeiner Bühne mit allen Reizungen der Dichkunſt. Alles was in Charaktern und Gedanken ſchätzbar und edel iſt, alles was das Herz durch Menſchenliebe, Neigung, Dankbarkeit und Freundſchaft lenken kann, das ließ ſich daſelbſt in vollem Lichte ſehen: wie der Verf. aus ſeinen Trauerſpielen die Beyſpiele anführet. Alle Tugenden, die das Privatleben glücklich machen, oder den Staat erhalten, und in Flor ſetzen können, erſcheinen in jedem Schauſpiele deſſelben. Euripides ward alſo der theatraliſche Philoſoph genennet: ja man gab öffentlich in Athen vor, Sokrates mache die Stücke deſſelben, unter ſeinem Namen.

Dieſe Arbeiten nun hatten ihre guten Wirkungen in Athen. Die Bürger dieſer Stadt wurden liebreich, patriotiſch geſinnet, und tugendhaft: und er

erhielt

abgeleitet hat. Andere sind verlegen, die schon abgekommen; andere gebräuchlich: Wieder andre etwas selten, dahin auch die gehören, die einer oder der andere selbst gemacht und gebraucht hat, welche man, wenn sie bey der Prüfung nicht bewährt befunden werden, meiden muß. Eine jede Zunft der Handwerker und Künstler, und eine jede Provinz haben ihre besondere Wörter, welche gesammlet zu werden verdienen.

§. 49. Da wir nun die einzeln Wörter zur Gnüge erwogen, und angezeiget haben, daß sie müsten gebogen, verändert, behauen, zugespitzet und zubereitet werden, um zum Bau oder zur Verfertigung einer Rede geschickt zu seyn: So wollen wir nun weiter gehen, und so kurz als möglich zeigen, wie aus einzelnen Wörtern Redensarten und ausgeführte oder umschriebene Sätze werden, welches uns die Wortfügung und Redekunst lehret. Die Wortfügung lehret recht, ohne Fehler reden: Aber die Redekunst lehret, wohl, ausführlich, zierlich und nachdrücklich reden, gleichwie die Vernunftkunst wahr und gründlich reden lehret. Was zur Redekunst gehöret, das lassen wir anjetzo fahren, und bleiben nur bey dem, was zur Wortfügung zu rechnen ist. Eine Redensart aber ist eine Verbindung des Zeitworts mit einem oder zweyen Nennwörtern, oder mit andern Theilchen der Rede, worinnen kein Urtheil enthalten ist. Die zusammengesetzten Wörter aber, worinnen ein Urtheil befindlich ist, sind Sätze.

§. 50. Die **Wortfügung** oder der Syntax bedeutet eigentlich eine Zusammenordnung und Zu-

sam-

erhielt oft den Preis vorm Sophokles. Ja die Liebe zu des Euripides Versen, breitete sich bis nach Syracusa aus, und rettete vielen hundert Athenienſern das Leben. Denn als sie bey Sicilien auf der Flotte geschlagen und gefangen worden waren, und in der groſsen Erbitterung gegen die Athenienſer, eines schmählichen Todes sterben sollten: so hatte gleichwohl, mitten in dieſer Rachbegier der Syracuſaner, die Liebe zu des Euripides Gedichten soviel Gewalt, daſs man von dem allgemeinen Entschlusse alle diejenigen ausnahm, die einige Verse des Euripides auswendig hersagen konnten. Diese wurden nicht nur frey gesprochen; sondern man nahm sie mit sich nach Hause, und that ihnen viel gutes, lieſs seine Kinder diese Verse auswendig lernen, stellte sie endlich in Freyheit, und lieſs sie mit Ehren nach Hause ziehen: woselbst sie Schaarenweise zum Euripides kamen, und ihm fuſsfällig für ihre Befreyung danketen.

Wir können uns nicht länger bey dieſer schönen und gründlichen Abhandlung aufhalten: wir merken nur an, daſs der Hr. Verf. noch viel andre philoſophiſche Dichter der Griechen hätte anführen können, welche die Weltweisheit, vermittelſt der Dichtkunſt, zu Beſſerung der Sitten glücklich angewendet haben. Man wird sie mehrentheils in der Abhandlung von den philoſophiſchen Dichtern angeführet finden, die der Hr. Conſiſt. R. Schäfer unlängſt bey seinem verdeutſchten Antilucrez vordrucken laſſen; so wie sie schon vorhin bey der Leipziger

ziger Auflage des Originals von diesem trefflichen Gedichte gedruckt erschienen war.

Die II. Abh. ist ein Versuch, von der malerischen Erfindung, die in der Tafel, oder dem Gemälde des Cebes vorkömmt. Die besten Kenner und Kunstrichter haben dieß schöne Ueberbleibsel des Alterthums bewundert. Die Schreibart ist ungekünstelt, frey und ungezwungen; wie der wahre Charakter der feinsten attischen Schreibart es erfoderte; als worinn Cebes dem Theophrast und dem Xenophon selbst nichts nachgiebt. Noch schöner erscheint selbiges, wenn man den Inhalt betrachtet: darinn der Weltweise, die Gesinnungen und Grundlehren der richtigsten und reinsten Philosophie erkläret; und zeiget, wie sehr die natürlichen Bestrebungen nach Glückseligkeit, und der endliche Erfolg in allen Lebensarten, von einander abweichen: und wie die meisten dabey sehr zu kurz kommen. Er untersuchet ferner alle Künste und Wissenschaften, beurtheilet ihren Nutzen, und ihre Wichtigkeit, und bestimmet, durch den Probierstein der Weltweisheit, ihren innern Werth.

Hier erkennet man nun abermal den Lehrling und beständigen Gefährten des Sokrates, dessen Gesinnungen den Seinigen vollkommen gleich sind, so wie wir sie im Xenophon finden. Diese suchte er nun auch durch die Malerkunst dem gemeinen Wesen nützlich zu machen, und das, nach Art des Sokrates; der sich des herrschenden Geschmackes seiner Zeit, an den schönen Künsten, dazu bedienete. Und dieß war eben die Regel, die hernach Horaz so

fleißig

fleißig einschärfete: Miscere utile dulci; Delectando, pariterque monendo; & prodesse volunt & delectare; simul & jucunda & idonea dicere vitæ. Er kömmt aber nunmehr auch auf maleriſche Regeln, die ein Zeichner dieſer Tafel beobachten müßte. Doch wir müſſen abbrechen.

Das III. Stück dieſer Sammlung iſt ein Verſuch über die hiſtoriſche Schreibart. Denn wie jede Art von Schriften eine beſondre Art, Kunſt und Geſchmack im Schreiben erfodert; alſo iſt die Hiſtorie ſo wohl der nützlichſten und angenehmſten, als auch der ſchwerſten eine. Die eigene Kunſt und Schreibart der Hiſtorie nämlich, darinn ein Geſchichtſchreiber vortrefflich ſeyn muß, erfodert vielleicht nicht weniger Geſchicklichkeit, und Geiſt, als irgend eine andre, die Dichtkunſt ſelbſt nicht ausgenommen. Die Schreibart iſt darinnen, wie in allen andern Schriften, zweyerley. Die eine betrifft die Sprache, oder den Ausdruck; die andre die Sachen. Von der erſten haben die Lehrer der Beredſamkeit ſattſam gehandelt, und ſie von der poetiſchen und redneriſchen hinlänglich unterſchieden. Von der zweyten aber, nämlich der Ordnung, Lage, Verhältniß und Uebereinſtimmung, auch der gehörigen Oekonomie, der verſchiedenen Theile der geſchehenen Sachen, will er hier allein verſtanden ſeyn: wenn er ſaget, daß ein ſehr großer Geiſt, und viel Kunſt zu einem Geſchichtſchreiber gehören. So nöthig zu wiſſen dieſe Sache heute zu Tage, vielen Schriftſtellern wäre; deſtomehr bedauren wir, daß wir uns nicht länger dabey aufhalten können.

X. Ver-

X. Verzeichniß der Gebohrnen und Gestorbenen, einiger der groſsten europäiſchen, und anderer merkwürdigen deutſchen Städte, vom 1760ſten Jahre.

	Gebohren.		Geſtorben.	
Paris	19058	—	18406	—
London, biſchöfl. K.	14951	—	19830	—
Inſel Seeland	9545	—	16014	—
Wien	5193	—	6320	—
Rom	5138	—	7181	—
Amſterdam	4103	—	7700	—
Hamburg	2681	—	1918	—
Copenhagen	2482	—	3228	—
Stockholm	2120	—	3378	—
Braunſchweig	1045	—	860	—
Haag	—	—	1080	—
Magdeburg	992	—	1013	—
Frankfurt am Mayn	886	—	1781	—
Leypzig	852	—	2025	—
Stutgard	767	—	658	—
Harlem	747	—	1506	—
München	740	—	934	—
Caſſel	567	—	805	—
Halle	523	—	988	—
Quedlinburg	404	—	422	—

Von der Stadt Rom iſt uns aus dem vorigen Jahre bekannt geworden, daſs darinn 81 Parochien ſind, die umliegenden Gegenden von 5 bis 6 italieniſchen Meilen in ſeinem Umfange mitgerechnet. Darinn befinden ſich:

30485 Haushaltungen,
3847 Mönche,
2847 weltliche Pfaffen,
1910 Nonnen,
1470 Bettler an den Kirchen,
1065 Studenten,
52 Unkatholiſche, oder Ketzer,
14 Beaynen,
7 Mohren.

XI. Nach-

XI.

Nachricht.

Der Verleger der Annales Typographiques hat nicht ohne Bewunderung dasjenige wahrnehmen müssen, was die beliebten Verfasser des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, in Ansehung dieser Annales einrücken lassen; als welche diesem Werke keinen Fortgang versprechen, wegen des darauf gesetzten Preises, der 8 Gr. für jedes Stück. Der Verleger findet sich daher genöthiget, einige von denen Ursachen bekannt zu machen, welche ihn bestimmt haben, diesen Preis fest zu setzen.

Nicht zu gedenken, daß die Erhöhung des Papiers schon die dort genannte Theurung einer Monatschrift nothwendig machet: so hat er geglaubet, und zwar nicht ohne Grund, man würde einen Verfasser, der sich durch seine angenehme und nützliche Schriften überall, selbst in Frankreich und England berühmt gemachet hat, auf gewisse Art beleidigen, wann man in Ansehung des Preises seiner Schriften, solche unter die gemeinen stellete. Ueber dem schmäuchelt er sich auch, man würde bey Anschaffung dieser Schrift, nicht so wohl auf den Preis, als vielmehr auf den Werth des Inhalts derselben sehen: da der bloße Namen des würdigen Urhebers derselben schon ein gegründtes Vorurtheil von der Güte seiner Schriften giebt. Um indessen allen Vorwurf der Gewinnsucht oder Eigennützigkeit von sich abzulehnen, kündigt der Verleger hierdurch an, wie er sich entschlossen, kunftig diese Annales, anstatt der 8 Gr. für 6 Gr. zu liefern, auch den auswärtigen Herren Buchhändlern 33 und ein Drittheil fürs hundert vergütigen will. ꝛc. ꝛc.

Berlin,
den 18ten des Hornungs,
1761.

Samuel Pitra,
Buchhändler in der breiten Straße.

Ende des Hornungs 1761.

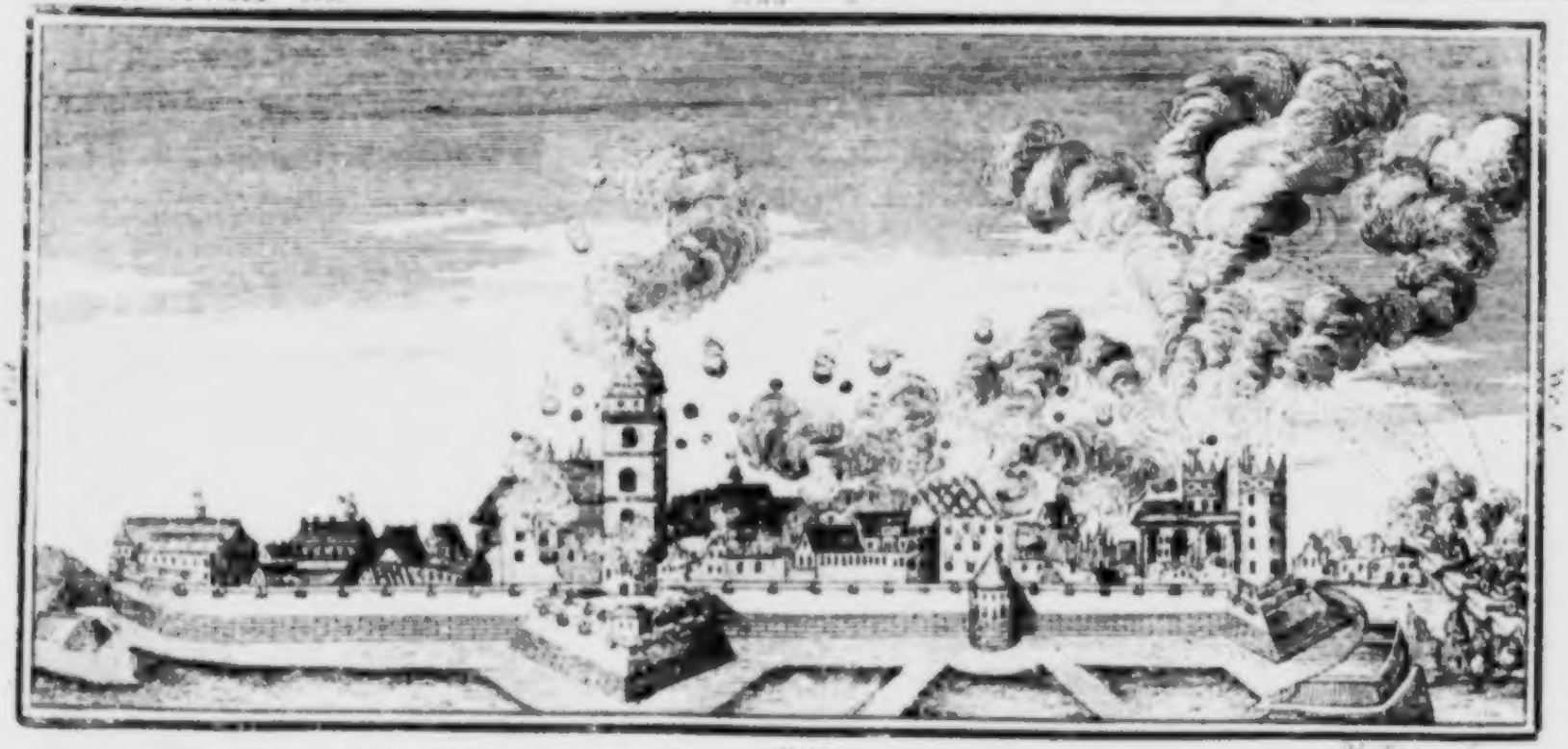

Wittenberg im Feuer 1760.
d. 27. Octobr.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HOR. SAT. X. L. I.

Turgidus Alpinus jugulat dum Memnona, dumque
Diſſingit Rheni luteum caput, hæc ego ludo.

Lenzmond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1761.

Inhalt.

I. Hrn. Demuths Rede, welche am hohen Friedrichstage in der gottschedischen Rednergesellschaft gehalten worden.

II. Einige wälsche Gedichte, einer vornehmen sächsischen Dichterinn.

III. Die Fledermaus, eine Fabel.

IV. Panegyrique de Pierre le Grand, prononcé dans la Seance publique &c.

V. Tentamen Theoriæ Electricitatis & Magnetismi.

VI. D. Christian Siegismunds Georgi, wittenbergische Klagegeschichte.

VII. Ode über den gegenwärtigen Krieg. Aus dem Französischen übersetzt.

VIII. Memoria Philippi Melanchthonis, Auctoritate Ordinis Philosophici Wittenbergensis celebrata.

I.

Rede, welche am hohen Friedrichstage

den 5ten März 1761. in der gottschedischen Rednergesellschaft in hoher Gegenwart durchlauchtigster *), erlauchter **), und gelehrter Zuhörer, auch vieler Studierenden gehalten worden, von einem Mitgliede derselben, Herrn Demuth, aus Camenz, in der Lausitz.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,
Durchlauchtigste Prinzen,
Gnädigste Herren,
Hochgebohrner Graf und Herr,
Hochwohlgebohrne, Hoch- und wohlgelahrte Herren!
Nach Stand und Würden allerseits Höchst- und Hochgeehrte Herren!

Die Schicksale ganzer Völker und Königreiche, sind eben so, wie die Schicksale einzelner Personen und Familien, manch-

*) Diese waren Se. hochfürstl. Durchl. der Herzog Georg Ludewig von Holstein, damaliger kön. preußis. General-Lieutnant, und Dero beyde durchl. Prinzen.

**) Dieser war Se. hochgräfl. Gnaden, Hr. Oberst-Lieutnant, Graf von Anhalt.

ſammenfügung der Wörter: Und iſt ein Theil der Sprachkunſt, welcher lehret die veränderlichen Wörter in gehörigem Falle, in der rechten Art, Zeit und Zahl zu ſetzen, ja eine Redensart an die andere und einen Satz an den andern zufügen. Er zeiget, welche Geſtalt und Form man unter den vielen Veränderungen der Wörter nehmen müſſe, daß ein rechter Verſtand heraus komme, wie ein Wort von dem andern regieret werde. Dieſes iſt unumgänglich nöthig zu lernen, wenn man will verſtanden werden. Denn das verſtehet niemand, was ich mit dieſen Worten ſagen will: Das Buch mein Bruder ſeyn verlohren. Sollen ſie nun einen Verſtand geben: So dürfen ſie nur in die rechte Form gebracht werden, nemlich alſo: Das Buch meines Bruders iſt verlohren. Weil alle Menſchen einerley Vernunft und einen Zweck der Rede haben; So iſt das Hauptwerk der Wortfügung in allen Sprachen einerley. Man mache ſich nur einen Begriff von der natürlichen Wortfügung; ſo wird man ſich leichtlich bey Erlernung anderer Sprachen, die Abwege und beſondere Redensarten bekannt machen können. Die Wortfügung iſt theils ordentlich, theils unordentlich, theils allgemein, theils beſonders. Die ordentliche Wortfügung iſt die gemeinſte, bekannteſte und täglich vorkommende Art zu reden, und kan auch die einfältige, ſchlechte, ungekünſtelte, natürliche, allgemeine Art die Wörter zufügen, heiſſen, welche eine Aehnlichkeit aller Sprachen verurſachet. Dabey findet ſich aber doch eine beſondere Art die Wörter zu fügen in einer jeden Sprache, welche von der ordentlichen Art

nichfaltigen Abwechselungen und Veränderungen unterworfen. Ein kluger Regent machet die glücklichsten und weisesten Entwürfe zur Gründung eines neuen Reiches. Er entwirft neue Gesetze seiner Republik; und die in denselben herrschende Weisheit empfiehlt sie allen seinen Unterthanen aufs beste. Er beschließt, Tugenden und Verdienste in seinem Reiche zu belohnen; und seine angebohrne Gütigkeit belebt diesen großmüthigen Entschluß. Er macht sich selbst ein Gesetz, das freche Laster und die verderblichen Ausschweifungen seiner Unterthanen zu bestrafen; und seine strenge Gerechtigkeit machet ihn zum sorgfältigsten Beobachter dieses Gesetzes. Er präget seinem Gedächtnisse, ja er prägt seinem heroischen Geiste das erste Grundgesetz, und die heiligste Pflicht eines Regenten tief ein. Er ist stets auf die Beförderung des äußerlichen Friedens bedacht; und sein Heldenmuth bringt dieses Grundgesetz mit einer bewundernswürdigen Lebhaftigkeit zur Ausübung: so bald ein Feind, entweder von innen, oder von außen, der glücklichen Ruhe seines Landes den Umsturz drohet. Seine Nachfolger führen das Gebäud dieses so wohl gegründeten Staates noch weiter auf. Die Klugheit seiner Enkel giebt ihm eine noch gröstere Festigkeit; ihr Fleiß verschaffet ihm noch mehr Bequemlichkeit und Glanz; und das Glück, welches ihre Waffen begleitet, erweitert die Gränzen desselben. Dieses blühende Reich ist eine lange Reihe Jahre hindurch, seinen eigenen Unterthanen ein sicherer Hafen, seinen Bundesgenossen ein zuversichtlicher Trost,

seinen

seinen Nachbarn ein Schrecken, und den entfernten Staaten ein Gegenstand der Bewunderung. Allein wird wohl die Gesundheit dieses frischen Körpers stets bluhen? Wird die Festigkeit dieses prächtigen Gebäudes von einer ewigen Dauer seyn? Die Geschichte der Völker beantwortet und verneinet zugleich diese Frage, durch Aufstellung trauriger Beyspiele, welche uns die Unbeständigkeit des Glückes der Staaten lehren. Das alte Assyrien ist zerstöhret. Das gefürchtete Meden liegt in seinem Schutte. Das stolze Babel ist gefallen. Das schwälgerische Persien ist untergegangen. Das kriegerische Lacedämon ist überwunden. Das gelehrte Athen hat seine Herrschaft verlohren; ja alle griechische Republiken haben ihren Untergang gefunden. Von Juda ist der Zepter entwendet worden. Aegypten hat seine dauerhaften Spitzsäulen nicht überlebet. Der morgenländische Kaiser hat seinen Thron; und die kriegerischen Konige der Gothen, Longobarden und Wenden haben ihre Zepter verlohren. Und Rom, das gefürchtete, das gebietherische, das siegreiche Rom, Rom, welches die ganze Welt bezwungen zu haben sich rühmte, hat seine Hoheit, seinen Glanz und seine Macht verlohren, und ist zuletzt selbst bezwungen worden. Diese und noch unzählig mehrere Denkmäler, von Ruinen zerstörter Staaten, stellet uns die Geschichte auf. Es ist eine angenehme, es ist eine lehrreiche, ja es ist selbst eine andächtige Beschäfftigung, das Ende ganzer Völker und Reiche zu betrachten, und aus der Geschichte die Ursachen

deſſelben aufzuſuchen. Dieſe Beſchäfftigung iſt angenehm, und zwar für den Verſtand eines jeden Menſchen: wenn man entdecket, wie dieſen Staatskörper Krankheiten, die ſich nach und nach einſchleichen, die anfänglich unvermerkt waren, und auf deren Heilung man daher wenig bedacht war, die ſich aber endlich in eine Verzehrung verwandelten, langſam aufgerieben haben; oder wie ein anderer auf einmal plötzlich durch einen Schlagfluß zu Boden geworfen worden iſt: es iſt angenehm, wenn man erkennet, wie dieſes Regierungsgebäude nach und nach kleine Oefnungen bekommen hat, und endlich durch ſeine eigene Baufälligkeit von ſelbſt eingefallen ſey; oder wie ein anderes, durch einen unvermutheten Donnerſtral entzündet, zerſchmettert und zu Boden geworfen worden ſey. Es iſt eine lehrreiche Beſchäfftigung, und zwar für den Staatsmann; wenn er aus dieſen Beyſpielen Klugheitregeln erlernt, um einem ähnlichen Falle noch zu rechter Zeit vorzubeugen. Es iſt endlich eine andächtige Beſchäfftigung, und zwar für einen jeden Unterthanen; wenn ihn dieſe Betrachtungen lehren, wie nöthig es ſey, alle Pflichten eines Unterthanen zu erfüllen, um nicht durch die Verabſäumung derſelben, zum Untergange der bürgerlichen Geſellſchaft, zu welcher er gehöret, etwas beyzutragen. Es iſt eine andächtige Beſchäfftigung; wenn er hierdurch zu der Pflicht ermuntert wird, den oberſten Beherrſcher in deſſen Hand die Schickſale aller Länder ſtehen, für die Erhaltung, das Leben und Glück ſeines Regenten, und zugleich des ganzen Staats, auf das in-

brün-

brünstigste anzuflehen. Die stille Abtragung dieser heiligen Pflicht fodert ein jeder Tag von den Unterthanen eines jeden Reiches; aber die feyerliche Leistung derselben fodern hauptsächlich einige gewisse Zeiten. Und dergleichen ist der heutige Tag, der dem Andenken aller derer, die den Namen Friedrich führen, geweihet ist. Schweden singt heute seinem Adolph Friedrich, dessen theuresten Hrn. Bruder und hoffnungsvolle Nesen wir hier zu sehen das Glück haben, die feyerlichsten Lob- und Danklieder. Der auf seine Ruhe stolze Däne preist seinen Friedrich, weil Gott ihm und seinem Volke noch Frieden zugesaget hat. Der Einwohner Brandenburgs segnet diesen Tag, weil ihn sein Friedrich noch sieht; und der traurige Hesse freuet sich, weil er zu diesem Tage, seinem Friedrich zum erstenmale Glück wünschen kann. Kurz, der größte Theil Europens stattet heute seinen Regenten, welchen dieser Tag geweihet ist, jedoch ein jeder Unterthan hauptsächlich seinem eigenen Beherrscher, diese angenehme Pflicht ab. Und wir? und wir, ihr theuersten Mitbürger! wir wollten uns heute nicht freuen? Ja, auch wir wollen heute, (unsere Sieger verbiethen uns nicht vernünftige Wünsche,) wir wollen heute, sage ich, für unsern Friedrich August, für unsers geliebtesten Churprinzen, Friedrich Christians, für unsers Erbprinzen, Friedrich Auguste, königl. Hoheiten, aufrichtige Wünsche thun. Ich habe aber gesaget, daß die Betrachtung der widrigen Schicksale der Reiche, welche uns die Geschichte erzählet, zur Anfeuerung einer solchen andächtigen Beschäfftigung

tigung überaus bequem sey. Ich habe es also gewaget, eine solche Betrachtung vorher anzustellen, ehe ich dasjenige thue, was die Gesellschaft von Freunden, in deren Namen ich itzt rede, mir zu thun aufgetragen hat. Die Zerstöhrung des alten Königreichs Thüringen soll der Gegenstand dieser Betrachtungen seyn; indem ich zeigen will: daß der Umsturz dieses mächtigen Königreichs Thüringen, durch die boshaftigen und ehrgeizigen Gesinnungen der Königinn Amalberga verursachet worden sey.

Allein eine gewisse innerliche Furcht bewegt mich zum Nachdenken. Wie? Ich wage es, in einer so erlauchten und angesehenen Gesellschaft aufzutreten? Sollte die Gegenwart eines Durchlauchtigsten Herzogs, und seiner Durchlauchtigsten Prinzen in mir nicht die gröſte Furcht erwecken? Doch der Gedanken belebt mich, daß sie insgesammt; Gnädigste, Höchst- und Hochzuehrende Herren! diese in der Beredsamkeit sich übende Gesellschaft, in deren Namen ich rede, nicht in der Absicht, mit der nie genug zu preisenden Gnade Dero hohen und vornehmen Gegenwart beehret haben, um vollkommene Muster der Beredsamkeit zu hören. Nein; sondern Sie haben nur in diesen jungen Rednern die lebhafteste Ermunterung zu einem fernern Fleiße in der Beredsamkeit erwecken wollen. Und eben diese Bemühung des Fleißes soll es seyn, wodurch wir diese erzeigte Gnade, wenn gleich nicht völlig zu verdienen; doch derselben nicht ganz und gar unwürdig zu scheinen, uns bestreben wollen.

Das

Das alte Königreich Thüringen war zu Anfange des 5ten Jahrhunderts zu einer ansehnlichen Höhe gestiegen. Der König **Merwich** hatte sein Reich mit Klugheit beherrschet, mit Tapferkeit beschützet und seinem Sohne Basinus einen so wohl eingerichteten Staat hinterlassen, daß er allen seinen Feinden furchtbar; und seinen Unterthanen ein sicherer Schutz war. **Childerich** ein so mächtiger König der Franken, ward von seinen untreuen Unterthanen verjaget: und dieser hielt das thüringische Reich für so mächtig, daß er nirgends einen sicherern Schutz, als in eben diesem Reiche zu finden glaubte. Dieser untreue Gast kehrte, mit der noch untreuern Gemahlinn des Basinus, zu seinen Franken zurück; und Thüringen war damals mächtig genug, diesen angethanen Schimpf zu rächen. Die Thüringer waren in der Person ihres Königes beleidiget worden: und sie besaßen Muth und Kräfte genug, diese angethane Beleidigung zu ahnden; ihnen einen Krieg zu drohen; den gedrohten Krieg wirklich zu unternehmen; und den unternommenen als mächtige Sieger, mit Ruhm und Ehre glücklich zu endigen.

So sah das thüringische Reich zu Ende des fünften Jahrhunderts aus. Allein dieser gefürchtete Staat verlohr gar bald seine alte Macht, und sein ehemaliges Ansehen. König Basinus starb. Sein Tod war seinen Unterthanen eben so schmerzhaft, als ihnen der letzte Willen dieses sterbenden Königes gefährlich zu seyn schien. Denn Basinus hatte verordnet, daß dieses Königreich unter seine

drey Prinzen, Bertharius, Hermenfried und Baderich getheilet werden sollte. Die Geschichte lehret uns durch mehr, als ein Beyspiel, daß die Theilungen der Länder nur allzu oft traurige Folgen nach sich gezogen haben; und diese gegenwärtige weißagete diesem Reiche, dessen alte Macht durch die Absonderung der Länder auch eingetheilet ward, eben nicht die erwünschtesten Schicksale. Und wie sehr sah das bekümmerte Thüringen diese Weissagung bekräftiget, als der König Hermenfried sich mit einer Prinzessinn, Schwestertochter des Ostgothischen Königes Theoderichs, **Amalberga**, ehelich verband; einer Prinzessinn, die ein gebiethrischer Stolz beherrschte; einer Pinzessinn, die ihr gröstes Verdienst darinnen suchte, daß sie aus einem königl. Geschlechte entsprossen wäre, welches sich so gar den Titel eines Kaisers im Occident beylegte; einer Prinzessinn, deren ehrsüchtiges Herz, Sprache, Gesicht und Gang verriethen; einer Prinzessinn, die, so bald sie die Gemahlinn eines Königes geworden war, auch die unumschränkte Beherrscherinn eben dieses Königes zu werden suchte; und deren herrschsüchtiges Gemüth Mittel genug erfand, es in kurzer Zeit zu werden; einer Prinzessinn endlich, die selbst die Pflichten der Menschlichkeit vergaß: so bald dieses ein Mittel ward, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, welchem sie so gar blutige Opfer zu bringen, nicht erröthete.

Dieses war der sittliche Charakter der neuen Gemahlinn Hermenfrieds. Dieses sind die häßlichen Farben, mit welchen Venantius Fortunatus,

Gre-

Gregorius von Tours und alle alte Geschichtschreiber die stolze Amalberga abschildern. Und die Geschichte ihrer Thaten bekräftiget und rechtfertiget zugleich dieses moralische Gemäld. Was konnte sich also wohl Thüringen von einer solchen Regentinn versprechen, die die Kunst sich selbst zu regieren noch nicht gelernet hatte; sondern welche stets von der wilden Leidenschaft des Stolzes, als von einem reißenden Waldstrome, dahingerissen ward? Der Ehrgeiz hat öfters die vertrautesten Freunde entzweyet, die besten Gesellschaften zerstöhret, und die angesehensten Familien zerrüttet. Seine giftigen Wirkungen sind um soviel gefährlicher und fürchterlicher, so viel mächtiger die Person ist, deren Herz er beseelet. Das Schwert, welches ein Monarch zur Bestrafung der Bosheit, und zum Schrecken der innerlichen und äußerlichen Feinde seines Reiches trägt, höret auf, beydes zu seyn; wenn die Hand, die es hält, vom Stolze regieret wird: und es verwandelt sich öfters in ein blutiges Opfermesser; mit welchem er seinem gebiethrischen Gotte, dem Stolze, unschuldige Opfer abschlachtet. Und eben diese unseligen Wirkungen brachte diese Leidenschaft auch in dem Herzen der Amalberga hervor.

Sie, die sich rühmte, aus einem mächtigen Hause entsprossen zu seyn, hielt es für unanständig, die Gemahlinn eines Königes zu seyn, der nur den dritten Theil eines Landes beherrschte. Es ist wahr, die geschehene Theilung des Königreiches, stritt mit den Regeln der Klugheit. Aber konnte man sie deßwegen einer Ungerechtigkeit beschuldigen? War

denn

denn ihr Gemahl, Hermenfried, dadurch von seinen Brüdern beleidiget worden, daß sie ihm denjenigen Theil von Thuringen übertragen hatten, um welchen er mit ihnen selbst eins geworden war? Hatte man wider die Regeln der Klugheit gehandelt: so hatte ja Hermenfried an diesem Staatsfehler eben so viel Schuld, als seine beyden Brüder. Allein Amalberga hörte weder die Stimme der Vernunft, noch die Befehle des Volkerrechtes, sondern sie überließ sich dem wilden Triebe ihres Herzens und beschloß — — — welch ein grausamer Entschluß! sie beschloß, sage ich, den meuchelmörderischen Tod des Königes Berrharius, welcher die eine Hälfte des thuringischen Reiches beherrschete. Und sie beschloß ihn aus keiner andern Absicht, als um die Gränzen ihres Gebieths, durch diese blutige Beute zu erweitern.

Es scheint wahrscheinlich zu seyn, daß ihr Gemahl, Hermenfried, nicht so gleich seine Einwilligung zu diesem mörderischen Vorhaben gegeben habe. Allein wem ist wohl unbekannt, daß das Laster diejenigen, die sich öfters seinen Anfällen anfänglich heftig widersetzten, zuletzt doch noch schimpflich besiegt; wenn sich dasselbe der Macht der ehelichenliebe bedienet und von diesen Waffen unterstützet, seinen siegreichen Angriff waget? Amalberga nahm eine gewisse frostige Kaltsinnigkeit gegen ihren Gemahl an; und sie hatte ihn schon halb besieget. Ja Gregorius von Tours erzählet, daß sie einsmals die königl. Tafel nur halb zu bedecken befohlen: und auf die Frage ihres Gemahls, was

dieses

dieſes zu bedeuten habe? die ſtolze und beißende Antwort ertheilet hätte: „Ein König, der ſich die „Hälfte ſeines Reiches habe entziehen laſſen, dürfe „nur auf einer halbgedeckten Tafel ſpeiſen.„

Hermenfried ward allzudeutlich auf der Stirne ſeiner Gemahlinn einen Unwillen gewahr; und er war feigherzig genug, vor dieſen zornigen Gebärden zu erſchrecken, und in die Ermordung ſeines Bruders zu willigen. Amalberga triumphirte nunmehr über das Herz ihres Gemahls; ſo wie eine buhleriſche Weibsperſon über die geraubte Unſchuld eines Jünglings triumphiret. Amalberga triumphirte ſchon in Gedanken, ſo wie eine grimmige Löwinn, die auf Raub lauret, über den unglücklichen Bertharius: welchem eine meuchelmörderiſche, und zu dieſer Schandthat gedungene Hand das Leben zu rauben beſtimmt wurde. Amalberga triumphiret; und Bertharius, und Bertharius — — o unglücklicher Bertharius! der du zum elenden Schlachtopfer einer herrſchſüchtigen Prinzeſſinn beſtimmt wurdeſt! Bertharius fällt! Das Laſter triumphiret, und die Unſchuld, — — o unglückliche Einwohner des Bertharischen Antheils, die ihr eben dieſer Herrſchſucht zur Beute wurdet! die Unſchuld weinet.

Hätte die Geſchichte von dieſer Königinn nichts, als nur dieſe einzige That aufgezeichnet: ſo würde dieſes ſchon hinlänglich ſeyn, daß ſie die Verachtung aller Rechtſchaffenen verdiente. Allein wie gering ſcheint dieſes alles noch zu ſeyn, wenn wir es gegen die folgenden Auftritte ihres Lebens betrachten? Glauben Sie nicht, Gnädigſte, Höchſt-

und

abgehet. Dieſes geſchieht entweder, wegen der beſonderen Beſchaffenheit der Sprache, wegen beſonderer Abſicht und Fügung der Worte, wegen Auslaſſung eines Worts, daher der Abweg doch natürlich ſeyn kan; oder wegen der Zierlichkeit, daher die zierliche oder gekünſtelte Wortfügung entſtanden iſt, um den Wohlklang, oder die Anmuth und den Nachdruck einer Rede zu befördern: Dieſe beſtehet darinn, daß man theils zierliche, u. nachdrückliche Wörter und Redensarten gebraucht, theils die Wörter und Redensarten fein verwirft und verbindet, doch ſo, daß es nicht wieder die Art der Sprache laufe.

§. 51. Weil man ein Ding nicht immer auf einerley Art ausſpricht: Sondern einer dieſe, der andere jene Form gebrauchet, der eine ſchlecht weg, der andere verblümt redet; und bey einem Volk dieſe, bey dem andern jene Redensart ſonderlich in Gebrauch kommen iſt: Wie man denn die Worte, eben wie die Farben, auf vielerley Arten miſchen kan: Alſo kan man faſt alle anſcheinende Abweichungen verſchiedener Sprachen in der Wortfügung, wenn man ſie mit einander vergleichet, vermittelſt anderer gleichgültiger und verſtändlicher, obgleich nicht allezeit üblicher Ausdrücke gleichſam unter einen Hut und unter eine Hauptregel bringen. Denn es iſt ſelten eine veränderte Wortfügung anzutreffen, die nicht aus der eigentlichen Beſchaffenheit der Worte oder der Sache ihr Licht bekomme. Als caue tibi, verhüte dir, nemlich den Schaden. Inuideo tbi, ich misgönne es dir, caret pecunia, er iſt ohne Geld; vacat culpa, er iſt frey von der Schuld, pollet ingenio, er iſt vermögend am Verſtande. Das iſt alſo der

Grund

und Hochzuehrende Anweſende! glauben Sie nicht, daß ihr Stolz nunmehr befriediget war. Glauben Sie nicht, daß ihr Durſt nach neuen Eroberungen, durch die Erreichung dieſer gegenwärtigen Abſicht nunmehr geſtillt geweſen. O nein! Strafbare Begierden hören dadurch, daß man ſie einmal befriediget, nicht auf; ſondern halten das Glück, daß ſie das erſte Verlangen erreichet haben, für eine Aufforderung zu noch ſtrafbarern Begierden. Derjenige, der der Ehrſucht den erſten Ausbruch verſtattet hat, der wird ſich um ſo viel leichter in Zukunft, von dem gewaltſamen Strohme derſelben hinreißen laſſen. Und derjenige, der den erſten Trunk von dieſem bezaubernden Giſte gethan hat, der wird alsdann einen noch heftigern Durſt empfinden. Konnte Amalberga wohl vergnügt leben, da ſie noch einen Theil des Königreichs Thüringen unter dem Scepter Baderichs, des noch lebenden Bruders ihres Gemahls, blühen ſah? Konnte ihr Stolz wohl befriediget ſeyn, da es noch ein Land gab, von welchem ſie Beherrſcherinn zu ſeyn wünſchte? Und konnte der feigherzige Hermenfried, deſſen Herz durch den Umgang mit der Amalberga nunmehr völlig verderbt worden war, dem Verlangen ſeiner drohenden Gemahlinnn noch länger widerſtehen? Wie leicht mußte er eine ſpröde Kaltſinnigkeit ſeiner Gemahlinn befürchten? und wie ſchrecklich war dieſer Gedanke einem gehorchenden Ehemanne! wie leicht mußte er beſorgen, bey dem erſten Mittagsmahle eine Tafel, die noch nicht ganz bedeckt war, anzutreffen? und wie ſchimpflich ſchien ihm dieſes zu ſeyn!

Doch

Doch Hermenfried hatte durch die erſte gelungene That ſchon mehr Zuverſicht zu den Anſchlägen ſeiner Gemahlinn erlanget. Der erſte gethane Schritt machte ihn nunmehr beherzter, auch die übrigen unter der Leitung ſeiner Gemahlinn zu thun. Man beſtimmte alſo wohl gar ſchon neue Meuchelmorder, zur Vollziehung dieſer verdammten That? Man berathſchlagte ſich wohl ſchon, der Zeit und Gelegenheit wegen; wenn dieſer König ſeinen Unterthanen geraubet werden ſollte? — — O nein! ein ſolcher Sieg hätte ja nur das Blut eines einzigen Menſchen gekoſtet: allein Amalberga wollte, daß der gegenwärtige theuer erkaufet werden ſollte. Dieſe Eroberung ſollte nicht auf eine ſo ſchimpfliche Art, wie die erſte, durch gedungene Böſewichter, ſondern weit edler, durch Waffen und Flammen gemachet werden. Baderichs Blut ſollte vergoſſen werden! allein es ſollte, nebſt dem Blute ſeiner Unterthanen fließen: Baderich ſollte ſeinen Tod finden; allein er ſollte ihn auf dem Bette der Ehren, unter den Leichen ſeiner Mitſtreiter finden. Baderich und ſein thüringiſcher Antheil ſollte überwunden werden; allein es ſollte auf eine Art geſchehen, die ihrem Hermenfriede, ihr ſelbſt, und ihrem ganzen Hauſe, den Ruhm der Tapferkeit erwerben ſollte.

Kaum war daher der Krieg gegen den unſchuldigen Baderich beſchloſſen; kaum war deswegen ein Bündniß mit dem auſtraſiſchen Konige, Theodorich, welchem man die Hälfte der zu hoffenden Beute und Eroberungen verſprach, errichtet wor-

den: so sah der unbesorgte Baderich schon das Heer seines Bruders, mit den Schaaren des austrasischen Königes vereiniget, in die Grenzen seines Erbtheils eindringen. Man sah zwar den König Baderich in kurzer Zeit ein Kriegsheer zusammen bringen. Man sah ihn darauf seinen Feinden selbst entgegen ziehen. Man sah ihn so gar eine Schlacht mit diesen beyden Heeren wagen. Aber welch ein unglücklicher Schlachttag für dich, unschuldiger Baderich! Deine Unterthanen fraß das Schwert des Feindes; und du selbst, du selbst, sankest zuletzt mit gespaltenem Haupte zu ihnen unter die Todten, aufs Schlachtfeld hin. Und so, so gieng an einem einzigen Tage dein ganzes Reich zu Grunde: so wie ein stilles Landhaus, das an einem frohen Frühlingsmorgen allen seinen Bewohnern ein stilles Vergnügen gewähret; aber gegen Abend von einem unvermutheten Donnerstrale schon zu Boden geworfen liegt.

Nunmehr sah Amalberga die Gränzen ihres Gebiethes durch eine beträchtliche Beute erweitert. Die Einwohner des bertharischen Antheils hatten sich schon vor ihrem stolzen Zepter beugen müssen; und nunmehr sah sie auch Baderichs Unterthanen im Triumphe aufführen.

Allein wie? auf solche Art hat ja Amalberga die Macht des thüringischen Reiches vermehret? Sie erwarten also itzt, Durchlauchtigster Herzog, Gnädigste, Höchst- und Hochgeehrteste Anwesende! Sie erwarten itzt von mir die Beweise, daß diese tyrannische Prinzessinn den Untergang desselben ver-

verursachet habe. Und ich zeige ihnen im Gegentheile, die vom Glücke unterstützten Anschläge, die Triumphe, Siege und Eroberungen dieser Königinn. Allein Ihnen ist mehr als zu bekannt, daß man auch durch dergleichen glänzende Mittel den Grund zu dem Umsturze eines Reiches legen kann. Die Vorsehung hatte die herrschsüchtige Amalberga zu einer ansehnlichen Höhe steigen lassen; allein bloß deswegen, weil eben diese allwissende Vorsehung zum voraus einsah, daß eben diese Höhe ihren verdienten Fall am besten befordern würde. Sie hatte freylich das stolze Haupt dieser Prinzessinn sich erheben lassen; aber bloß deswegen, weil sie wußte, daß es diese Höhe nicht würde ertragen können, sondern bald von einem betäubenden Schwindel ergriffen werden würde. Ihre Macht und ihr Ansehen war auf einen sehr erhabenen Gipfel gesetzet worden; aber nur in der Absicht, um es durch einen desto tiefern Fall von demselben herunter zu werfen. Und eben dieses geschah auch wirklich: da eben die stolze Gemüthsart dieser Prinzessinn den Grund zu ihrem Falle legete. So strafen sich die Laster insgemein selbst: und eben das, was ihren Besitzern eine Zeitlang schmaichelnd die Hände beut, befordert endlich ihren Untergang.

Ich habe Ihnen bereits von dem Bündnisse gesaget, welches Hermenfried mit dem austrasischen Könige, Theodorich, zur Vertilgung seines Bruders Baderichs, geschlossen hatte. Theodorich hatte alles dasjenige erfüllet, was er in dem-

ſelben zugeſaget hatte; und er verlangte daher die verſprochene Hälfte der eroberten Länder. Allein Amalberga hatte einmal den Vorſatz gefaſſet, das ehemalige Thüringen ganz allein, und unumſchränkt zu beherrſchen. War es alſo wohl zu vermuthen, daß ſie ihrem Bundsgenoſſen das gethane Verſprechen halten würde; Sie, die die Geſetze der Menſchlichkeit und des Volkerrechtes ſchon mehr als einmal übertreten hatte? Allein eben dieſes verurſachte auch den nahen Fall des ganzen königl. Hauſes und den plötzlichen Umſturz des ganzen Reiches.

Theodorich, dieſer getäuſchte Bundsgenoß, ſieht dieſe treuloſe Aufführung als die gröſte Beleidigung an. Er ruft ſeinen Bruder Clothar zu Hülfe. Er ſelbſt verſammlet ein anſehnliches Heer. Er vereiniget daſſelbe mit dem Heere Clothars. Er ermuntert ſeine Soldaten und flößet ihnen einen Haß gegen den Hermenfried; und zugleich alle Tapferkeit gegen die Schaaren deſſelben ein. „Faſſet, ruffet er bey dem Aufbruche ſeiner Kriegs„heere aus; faſſet, ich bitte euch, einen gerechten „Zorn, ſowohl über die von Hermenfrieden mir „angethane Schmach; als auch auf das thürin„giſche Volk ſelbſt: welches ehemals einen Einfall „in unſer Land gethan, daſſelbe verheeret, geplün„dert, und mit Feuer verwüſtet; und eure Ael„tern und Vorfahren auf das grauſamſte hinge„richtet hat. Izt betrügen mich Hermenfried „und ſeine Gemahlinn aufs neue, und halten ihre „Zuſage und ihr Verſprechen nicht. Wir haben

„also die gegründetste Ursache, uns an denselben „zu rächen. Lasset uns daher unter göttlichem Bey„stande und vermuthlicher Hülfe gegen sie aufbre„chen! Wohlan! lasset uns gegen sie zu Felde zie„hen!„ Theodorich schweigt; und einem jeden aus dem Heere der Franken steigt ein edler Zorn, der eigentlich einem jeden Helden die erste Nahrung giebt, im Gesichte auf. Alles ist in Bewegung. **Theodorich** zieht selbst vor ihnen her. Sein Prinz, **Theodobert**, will auch unter den Helden seines Vaterlandes fechten; und in dem rasenden Getümmel entweder den Tod, oder die Ehre finden. **Clothar**, sein Bundsgenoß und Bruder, führet seine Völker in eigener Person ins Feld; um durch seine Gegenwart ihnen einen desto lebhaftern Muth einzuflößen.

Dieses fürchterliche Heer nahet sich bereits mit schnellen Schritten dem thüringischen Reiche; und schicket lauter Schrecken und Verderben vor sich her. Allein **Hermenfried** erwartet schon an den Gränzen desselben seinen Feind. Die Angriffe der Franken auf das thüringische Heer sind lebhaft und hitzig; und **Hermenfried** zittert schon. Der Feind treibt seine erhaltenen Vortheile immer weiter; er dringt ein, und Hermenfried und sein geschlagenes Heer suchen schon ihr Heil in einer geschwinden Flucht. Der siegende Feind folget mit einer eben so großen Geschwindigkeit den flüchtigen Thüringern bis an die Ufer der Unstrut nach; an einen Ort, den uns die Geschichtschreiber Ronneburg nennen. Und hier war es, Gn. H. und H. Anwesende! wo die Thüringer entweder eine ent-

ſcheidende Schlacht zu wagen, oder den nahen Waſſern der Unſtrut eine Beute zu werden, ſich entſchlieſſen mußten. Hier war es, wo das Schickſal Hermenfrieds, das Schickſal ſeines ganzen Hauſes, ja das Schickſal ſeines geſammten Reiches entſchieden werden ſollte. Man gab von beyden Seiten das Zeichen zum Angriffe. Dem Franken floßete die gerechte Sache ſeiner Waffen Tapferkeit ein; und den Thuringer machte die Verzweiflung, die Ungewißheit ſeines Schickſals, und die Groſſe der Gefahr verwägen. Beyde fochten mit einem faſt unglaublichen Muthe; und beyde traf die hereinbrechende Nacht noch im Streite an, welcher noch nicht entſchieden war. Der angehende Morgen feuerte beyde Parteyen zur Fortſetzung des unvollendeten Treffens an. Das Schwert des Thüringers ſowohl, als des Franken, das noch nicht müde war, zu würgen, wurde von neuem entbloſſet. Aber auch heute befahl demſelben nicht etwa der gegebene Ausſchlag der Sache, ſondern die unbequeme Dunkelheit der Nacht, in ſeine Scheide zurück zu kehren. Der Arm, welchen den Tag hindurch das unbarmherzige Niedermetzeln ermüdet hatte, ſammlete dieſe Nacht nur neue Kräfte, um am künftigen Morgen mit gedoppeltem Muthe fechten zu können. Die Sonne gieng bereits zum drittenmale auf; und auch zum drittenmale ſah ſie noch das Würgen dieſer ergrimmten Streiter. Doch endlich drang das Heer der Franken mit einer unwiderſtehlichen Wuth in die geſchloſſenen Reihen der Thuringer ein, und verbreitete, gleich einem

Strö-

Strome, der seine Dämme endlich mit Ungestüm durchbricht, lauter Verderben und Verwüstung um sich her. Viele Tausende lagen bereits zu Boden gestrecket, und viele Tausende fielen durch diesen gegenwärtigen Angriff. Viele gedachten durch die Flucht den Waffen ihrer Feinde zu entrinnen; aber was dem Schwerte noch entrann, ward eine Beute der Unstrut; so, daß nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber, der Strom dieses Flusses von der Menge der Ertrunkenen so gar in seinem Laufe gehemmet wurde. Hermenfried würde selbst in die Hände seiner Feinde gefallen seyn: wenn ihm und einem kleinen Theile seines Heeres, die ertrunkenen Leichname ihrer eigenen Mitstreiter die Flucht nicht erleichtert, und zu einem Uebergange über den Fluß gedienet hätten.

Dieses war der erbärmliche Ausgang dieses dreytägigen Gemetzels! dieses war das grausame Treffen, welches den größten Theil der thüringischen Einwohner, unter die Todten auf das Schlachtfeld hinstreckte! Dieses war der schreckliche Tag, der die aus dem Treffen zurückgebliebenen Einwohner zu Sklaven, und die siegenden Feinde zu Beherrschern von Thüringen machte! Ja dieses war der Tag der Rache, der den unbiegsamen Stolz der Amalberga, der Urheberinn dieses Unglücks, bereits zu stürzen anfieng. Allein ihr Unglück hatte noch nicht seinen höchsten Gipfel erreichet. Die Vorsehung hatte noch weit empfindlichere Wirkungen der Rache über sie beschlossen.

Die Franken, die durch dieses dreytägige Gefecht gleichfalls sehr geschwächet worden waren,

riefen nunmehr die benachbarten Sachsen zu Hülfe, welche den Thüringern schon längst eine ewige Feindschaft geschworen hatten; und trugen denselben die Bestürmung des festen Schlosses Scheidingen auf; in welches sich Hermenfried mit dem Ueberreste seines Heeres gerettet hatte. Dieser verzweifelte Prinz wagte auf das neuangekommene Heer der Sachsen einen muthigen Ausfall: allein er war fruchtlos; denn die göttliche Rache hatte seinen Untergang beschlossen. Hermenfried suchte, durch einen Vergleich mit Theodorichen, sein Schicksal erträglicher zu machen, und seinem nahen Falle durch Friedenshandlungen vorzubeugen. Allein eben dieselben mußten seinen Fall vielmehr noch beschleunigen; denn der Herr hatte plötzlich wider ihn geredet. Er suchte also mit dem fränkischen Könige Friedensbedingungen festzusetzen, und dieses veranlassete in dem sächsischen Heerlager die ungegründete Furcht: Theodorich würde mit seinen und Hermenfrieds vereinigten Kräften, seine eigenen Bundsgenossen, die Sachsen überfallen. Das sächsische Heer dachte schon größtentheils auf die Flucht; allein Hategast, welchen eine patriotische Gesinnung belebte, ermunterte seine Landsleute zu dem Entschlusse, diese Nacht noch den Angriff auf dieses Schloß zu wagen. „Ich habe, sagte er zu dem versammleten „Heere, indem er mit einer Hand das Hauptpa„nier angefasset hatte; ich habe von Jugend auf „unter den Sachsen gedienet, und bin in diesen „Kriegsdiensten alt geworden; ich habe aber noch „niemals meine Sachsen fliehen gesehen. Und

„wie

„wie kann und soll ich nunmehr gezwungen wer-
„den, etwas zu thun, was ich nie gelernet habe!
„Ich weis wohl zu streiten: aber vom fliehen und
„zurückweichen weis ich gar nichts; und ich mag
„es auch nicht wissen. Und wofern ich in Zu-
„kunft nicht mehr leben kann: so soll es mir ein
„Vergnügen seyn, mit meinen Freunden zu ster-
„ben. Die um uns zerstreut liegenden Körper
„sollen uns zu einem Beyspiele dienen, daß sie lie-
„ber haben sterben, als fliehen wollen. Allein
„was halte ich mich länger auf? Lasset uns gehen,
„nicht zum Fechten, sondern zum Niedermetzeln.
„Denn in der Stadt liegt alles, wegen der Frie-
„densunterhandlung, still und in guter Ruhe; und
„sie befürchten nichts widriges; wie sie denn we-
„gen der heutigen Schlacht noch ganz abgemattet
„sind. Lasset uns daher sie, da sie es nicht ver-
„muthen, und in festem Schlafe liegen, überfal-
„len! Es kostet wenige Mühe. Folget mir
„nach! ich will vorangehen; ich will euch anfüh-
„ren. Ich setze diesen meinen Kopf zu einem
„Unterpfande, wenn der Erfolg nicht mit demje-
„nigen, was ich sage, übereinkömmt.„

Diese lebhafte Anrede Hategasts rief den Geist der Tapferkeit in das Herz eines jeden Sachsen zurück. Alles war willig zum Angriffe. Hategast trug das Hauptpanier selbst vor ihnen her; und kaum hatte er die Anordnungen zum Sturme gemachet, und die Befehle einem jeden hierzu ertheilet: so sah er schon seine Landsleute die Mauern dieses Schlosses ersteigen; und alles, was Waffen getragen hatte, durchs Schwert fallen. Amalber-

Grund der Übereinſtimmung und Abweichung der Sprachen von einander. Weil nun ſolche abweichende Redensarten ſich auf die Weiſe gründen, die ein Volk in ſeiner Rede angenommen hat, und verſtehet; ein anderes Volk aber nicht liebet und gebrauchet: Alſo muß man im Reden keine abweichende Redensart eines andern Volks annehmen, und in ſeine Sprache einführen, welche wieder ihre Art iſt. Dieſes iſt wohl zu merken. Denn hiernach ſind viele von unſeren deutſchen Redensarten zu prüfen, welche wir lediglich von den Lateinern angenommen, und die ſonderlich in den Schulen mögen entſprungen ſeyn. Die Zeit und der Raum leidet es hier nicht, daß ich die ſo nöthige Muſterung der Deutſchen Redensarten vornehme, ſondern muß es andern überlaſſen, oder es auf andere Gelegenheit aufſchieben. Doch will ich einige, die mir beyfallen, anführen. In dieſem Falle dulden die Lateiner nicht einmal die Perſon im Klagefalle. Er ſpricht ſie recht. Beſſer ſagte man, einem recht ſprechen, ob ich gleich ſage, einen losſprechen, als welches ein anderes iſt. Es hilft mich, ich helfe ſie, was hülfe ſie das? u. d. g. für es hilft mir, ich helfe ihnen. Wenn aber jenes ſollte vertheidiget werden, ſo wollte ich dieſes noch eher vertheidigen: Er half ſie aus der Stadt, als er half ihnen aus der Stadt. Das bitte ich dich, für darum bitte ich dich. Das erinnere ich dich, für, dir. Mich verdreuſt der Lügen, für, mir verdreuſt die Lügen. Ich ſchäme mich deſſen, für, deswegen. Er gehöret mich an; für, mir. Es kömmt mich an, für, mir. Es dünket mich, für, mir. Es reuet mich, es ſchmerzet mich, es krümmet mich, es ge-

ga rettete sich durch die Flucht nach Italien. Hermenfrieds ältester Prinz ward nach Constantinopel gebracht; er selbst entfloh, ward aber durch die falschen Ueberredungen seines eigenen Hofbedienten, Theodorichs Handen übergeben, welcher ihn von einer Mauer herabstürzete. Den übrigen Prinzen dieses unglücklichen Königes wurde der Kopf abgeschlagen, und das ganze Reich der Thüringer als eine eroberte Beute unter die fränkischen und sächsischen Völker getheilet.

Und auf solche Art nahm dieses ansehnliche Königreich durch die Bosheit einer bösen Regentinn, der Amalberga, sein trauriges Ende; der Amalberga, sage ich, die durch den meuchelmörderischen Tod Berthars, den ersten Grund zu diesem Unglücke legte; die durch die ungerechte Unterdrückung Baderichs, dasselbe noch mehr beförderte; und die endlich durch die Treulosigkeit an ihren eigenen Bundsgenossen, die nächste und vornehmste Ursache eines Kriegs ward, der ihre Unterthanen vollkommen unglücklich, sie selbst aber des Thrones verlustig machte.

Jedoch, warum halte ich mich länger mit den Beweisen einer Wahrheit auf, von deren Gewißheit Sie, Durchlauchtigster Herzog, Gn. H. und W. A. durch die eigene Geschichte der Amalberga hinlänglich genug überzeuget seyn werden. Ja, sollte ich nicht selbst beynahe strafbar gehandelt haben; daß ich Sie an diesem heutigen Tage, der bloß Freude und Vergnügen von uns fodert, durch solche traurige Gegenstände unterhalten habe? Doch ich glaube einige Verzeihung und Nachsicht zu erhalten,

halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich es in der Absicht gethan habe, um uns hierdurch auf das lebhafteste zu überzeugen: wie ansehnlich unser Glück auch mitten unter dem unangenehmen Geräusche der Waffen sey; wenn wir dasselbe gegen die weit traurigern Schicksale dieser alten Zeiten, und der vormahligen Thuringer vor 12 bis 13 hundert Jahren, betrachten; daß ich es in der Absicht gethan habe, weil niedergeschlagene Gemüther sich am liebsten mit Betrachtung trauriger Gegenstände unterhalten; und scharfsinnig genug sind, sich sogar die Traurigkeit zu einer Quelle des Vergnügens zu machen; daß ich es in der Absicht gethan habe, um uns zu erinnern, daß es noch weit unglücklichere Völker, so wohl in Ansehung der Ursachen, als auch der Folgen ihres Unglückes, gegeben habe; ja daß ich es endlich in der Absicht gethan habe, um uns hierdurch noch mehr zu ermuntern, dem mächtigen Beherrscher der Welt, an diesem heutigen Tage Dank und Gelübde zu bezahlen: daß unser ganzes königl. Haus unter dem Schatten seiner Güte noch sicher wohnet. Und diese geheiligte Pflicht eines Unterthanen lassen Sie uns, theuerste Landsleute und Mitbürger! itzo feverlich abtragen.

Dank sey dir, gütigster Beschützer aller Könige! daß du bis auf diesen heutigen Tag, das so kostbare Leben unseres Gesalbten erhalten; daß du Ihn auch in diesen widrigen Zufallen, groß gemachet; und daß du Ihn allen Völkern der Welt, zu einem bewundernswürdigen Beyspiele der Gelassenheit und Großmuth gesetzet hast. Wir, die die unzertrennlichen Folgen des Kriegs niedergeschlagen und

traurig

traurig gemachet haben, wir vergessen heute alles unser Ungemach, und öffnen unser mattes Herz der Freude, der stillen Freude. Denn wir erkennen aus der bloßen Erhaltung des Lebens unsers geliebten **Friedrich Augusts**, auf das deutlichste: daß deine Güte, o Gott! nicht ganz aus sey; und seufzen zu dir: **Es gehe unserm Könige, unserm gnädigen Churfürsten und Landesherrn wohl!**

Dank sey dir auch, o gütigste Vorsehung! daß unser theuerster Churprinz, **Friedrich Christian**, und seine **vortreffliche Antonia**, diese Zierde des bayerischen und sächsischen Stammes, diese Meisterinn und Beschützerinn der schönen Wissenschaften und Künste, **diese so liebenswürdige, als kluge Gemahlinn, eines eben so liebenswürdigen und klugen Gemahls noch leben.** Der treue Unterthan Sachsens, welchen die allgemeine Noth noch treuer gemachet hat, jauchzet deswegen und schließt aus dieser gnädigen Erhaltung, daß du deinem Volke noch Heil zugesaget hast. Und alles ruft heute insbesondere zu dir: **Es gehe unserm Durchlauchtigsten Friedrich Christian; es gehe seiner unschätzbaren Antonia wohl!**

Dank sey dir endlich, o Gott! daß es uns erlaubet ist, auch heute für deine fernere Beschützung unseres geliebtesten Erbprinzen, **Herrn Friedrich Augusts**, der süßesten Hoffnung des sächsischen Hauses, und Landes, die erfreulichsten Wünsche zu thun. Wir rufen daher mit Ehrfurcht und heißester Inbrunst zu dir: **Es gehe diesem Prinzen; es gehe dem ganzen königlichen Hause; ja**

es gehe dem ganzen churſächſiſchen Lande wohl!

NB. Eine bey eben dieſer Gelegenheit vorgeleſene Ode, ſoll in nächſtem Stücke erſcheinen.

II.

Einige wälſche Gedichte, von der vornehmen ſächſiſchen Dichterinn, deren Ueberſetzung des XCſten Pſalms im vorigen Monathe mitgetheilet worden.

Die neulich mitgetheilte italieniſche Ueberſetzung des 90ſten Pſalms, hat bey Kennern dieſer Sprache und Dichtkunſt ſehr viel Beyfall gefunden. So groß die Schwierigkeit für einen Deutſchen iſt, die wälſche Poeſie nur recht verſtehen zu lernen: ſo hoch iſt eine Feder zu ſchätzen, die ſich mit ſo glücklichem Erfolge, ſelbſt an wälſche Gedichte wagen kann. Wieviel Verehrung verdienet alſo nicht eine Dame aus einem großen Geſchlechte, wenn ſie alle dabey befindliche Schwierigkeiten überſtiegen, und einen Grad der Vollkommenheit darinn erreichet hat, den unſers Wiſſens, auch noch keine männliche Feder in Deutſchland beſeſſen hat.

Um deſto angenehmer iſt es uns, daß wir noch einiger Proben von der erhabenen Fähigkeit dieſer erlauchten Dichterinn theilhaftig geworden. Wir ſind im Stande unſern Leſern eben das Vergnügen zu verſchaffen, das wir dabey genoſſen haben, indem wir ihnen dieſelben willigſt mittheilen.

Das

Das erste gehöret noch zu der neulichen Ueberſetzung des Pſalmes, und entdecket die erbaulichſten Geſinnungen der erhabenen Ueberſetzerinn. Das zweyte iſt an unſrer Durchlauchtigſten Ermelinda Talea Königl. Hoheit gerichtet, und bereits damals aufgeſetzet, als Dieſelbe von der arkadiſchen Schäferakademie zu Rom, zum Mitgliede ernennet werden. Wie ſtelz kann Sachſen auf dieſe große Frau ſeyn; da Ihr hohes Beyſpiel nicht nur an ſich ſelbſt bewunderungswürdig iſt, ſondern ſich auch eine ſo geſchickte Nachahmerinn, an unſrer Frau Gräfinn hochgeb. Excell. erworben hat!

Allein die arkadiſche Akademie hat auch nicht ermangelt, Derſelben einen ähnlichen Platz in ihren Verſammlungen einzuräumen. Hier erſcheint nämlich das III. Sonnet, welches gleichſam zur Erkenntlichkeit für die geſchehene Aufnahme an ſie gerichtet werden, und in einem ſo edlen Schwunge Rom anredet, daß es die Römer ſelbſt ſtelz machen kann. Das IV. Sonnet, endlich iſt an das Wunder der Stadte, das mitten in der See ſchwimmende Venedig gerichtet; ohne Zweifel als unſre ſinnreiche Dichterinn ſelbſt Gelegenheit gehabt, es zu erblicken und kennen zu lernen. Auch hierinn iſt ein ſo ſinnreicher Geiſt zu erblicken, der dieſer Durchlauchten Republik, zumal aus dem Munde einer Ausländerinn von ſo feinem Geſchmacke, nicht wenig ſchmäuchelhaft bedünken muß. Den hohen Namen unſrer geiſtreichen Dichterinn werden die Unterſchriften ſelbſt verrathen; die andern Sonnetten erklaren ſich ſelbſt.

Eſſendo

Aggiunta alla traduzione del Salmo XC.

SONNETTO I.

Le tue ſante promeſſe, Iddio clemente,
Addempir ti degnaſti in me, tua Serva,
Mi Salvò la tua Mano, e mi conſerva,
Onde il tuo Nome adoro riverente.

Dè tuoi celeſte bèni il cor, la mente
Riempimi o Signor, fà ch' io ti ſerva,
E la tua ſanta Legge ognora oſſerva;
Che ſola di Salute è la Sorgente.

Di tua Miſericordia apri i teſori,
Padre e Signor ſul Popol tuo, che langue
Di guerre, e di miſerie fra gli orrori.

Deh! mira il Figlio tuo, Vittima e ſangue,
Per amor ſuo perdona i noſtri errori;
Ch' Egli lavò col ſuo divino Sangue.

L'immenſa tua pietà Signor riſplenda
Sopra Sione che diſtrutta giace,
Rinnalza i Templi, e le Mura, che in pace,
A T' gran Dio, voti e Lodi ſi renda.

T. E. Conſ. de L.

SON-

Eſſendo ſtata eletta all' Adunanza degli Arcadi a Roma, col Nome d' Ermelinda Talea, Sua Altezza, l' Sereniſſima Principeſſa Reale di Polonia ed Elettorale di Saſſonia.

SONNETTO II.

Per ſollevar dai lunghi affanni il Cuore,
E trovar pace, all' Eliconio Monte
Tentai ſalire: eran le voglie pronte:
Ma nell' erto ſentier ſcemò il Vigore.

Muſe! che in me nudriſte il vivo ardore,
Or guidatemi al bel Caſtalio Fonte!
Dell' umil Cetra mia l'opre non conte,
Render potete voi degne d'onore.

Scorta mi ſian l'alme Virtù di Quella
Donna Real, che agli Arcadi Paſtori
Splende dal noſtro Ciel fulgida Stella.

Figlia e Spoſa d'Eroi, già il ſuoi Splendori
Celebrò il Mondo, e or Roma a Lei novella
Corona inteſſe, d'immortali Allori.

1748.

Theod. Eng. Contezza di Löwendal.

Per

Per L'Accademia degli Arcadi di Roma.

SONNETTO III.

D'Alloro trionfal ſe già la Fronte
Ti cinſe il tuo valor, Madre d'Eroi!
Ond' è, che dagli Eſperi à i Lidi Eoi,
Stendeſti di Quirino l'Orizonte;

Or ſan le lodi tue più illuſtre e conte
Di bella pace in ſeno i Figli tuoi;
Poi che in Arcadia t'offrono incliti Eroi,
Serto d'onor ſull' Eliconio Monte.

Benche nata alle Palme, e alla Vittoria
Or fanno éterna le illuſtre e belle
Arti che nutri in Seu, la tua memoria.

Tra le corone tue priſche e novelle,
Queſta di fior, d'offrirti abbia la gloria,
La Muſa mia, ch' è peregrina, e imbelle.

1748.

T. F. Cont. di Löwendal,
Euridice Corteſia, Paſtorella Arcade.

In Lode di Venezia.

SONNETTO IV.

O tu, d'Italia onore, inclita Sede
Di libertà, ch' Emula ſei di Roma;
Tu, che gli odi eſtinguesti, e vinta e doma
Ai Bellona, e di pace or ſei l'Erede.

D'Adria Regina, il Mar ti bagna il piede,
E va ſuperbo di ſi bella ſoma,
Coll' Alloro e l'olivo orni la Chioma,
Stupiſce il Pellegrin qualor ti vede.

Se de mirarti un tempo ebbi la Sorte,
Or dal tuo chiaro Cielo errando lunge,
Venga la Speme a raddolcir miei danni:

E ſe non riedo a te per volger d'anni
Tanto che la mia Vita al ſuo fin giunge;
Non ſarà l'amor mio ver te men forte.

T. E. Cont. di Lövendal,
Eſt. Corteſia P. A.

SON-

SONNETTO V.

In occaſione del Giorno Natalizio di B ne l. Ant. Eug. di Kieſewetter, nata Conteſſa di Löwendal, 15. Dec. 1749.

Se il crudo Verno già Spogliò di Fiori
E ricuopre di giel queſto Terreno,
Produce in Eliconia il Ciel Sereno,
Fiori immortali, ed anno eterni odori.

Ravvivatene ò Muſe i bei colori,
Or che devono ornar d'Antonia il Seno,
Gli Scelga la Virtù, voi full' ameno
Colle, teſſete a Lei ſerto d'Allori.

Se al ſuo Natale arriſe amico il Cielo
Ed or gl' infiora il Volto un Verde Aprile,
Non turbi mai ſuoi giorni oſcuro velo.

Per te o Figlia aſcolti i voti miei
Pietoſo il Ciel, non cangerà mai Stile
Il cor di Madre a cui ſi Cara ſei.

T. E. Cont. di Löwendal,
fra gli Ar. Euridice Coriteſia P. A.

het mich an, u. d. g. wo meinem Bedünken nach beſſer mir ſtünde. Rufe ihr, für ſie, nach dem hebräiſchen. Deſſen genieſſen, wäre wohl beſſer das. Es fehlet ſo viel, daß -- daß ꝛc. welches der Lateiner tantum abeſt, vt-vt, und auch füglich durch nicht nur nicht-ſondern auch, oder keinesweges-ſondern vielmehr, ausgedrücket werden kan. Es hat einen Einfluß auf die Sache, für, in die Sache: Weil man der Engländer upon nachahmen wollen.

§. 52. Das Hauptwerk der Wortfügung, beſtehet in folgenden Stücken 1) in der Uebereinkunft des Geſchlechts, der Zahl, der Perſonen, welches die geſunde Vernunft, und die in allen Dingen nöthige Uebereinſtimmung erfordert. 2) In dem rechten Gebrauche der Fälle bey den Nennwörtern, und 3) in dem rechten Gebrauche der Arten zu reden, und Zeiten bey den Zeitwörtern. Dazu der zierliche Gebrauch der Mittelwörter mit gerechnet wird: Welcher aber in andern Sprachen mehr auf ſich hat, als in unſerer.

§. 53. Es ſind demnach dieſe allgemeine und bekannte Regeln: Die zufälligen Wörter kommen in dem Geſchlechte, der Zahl und dem Falle mit dem Hauptworte oder dem, ſo an deſſen Stelle ſtehet, entweder ausdrücklich oder verſchwiegener Weiſe überein. Zu den zufälligen Wörtern gehören der Artikel, die Zahl- Für- u. Mittelwörter. So ſtehet auch Frag- und Antwort in einem Falle; als: Weßen iſt das? Des Bruders. Dieſes iſt höchſt billig, denn in der ganzen

Welt

SONNETTO VI.

In occaſione del Giorno Natalizio della ſeconda mia Figlia, Federica Dorothea Comeſſa di Löwendal 23. Junio 1747.

Qualora in ſua Stagion le pliche ſcioglie
Tenera pianta, con ſoave brine
L'aſperge l'Alba e l'aure matutine
La riveſtion di nuove e verde Spoglie.

Fido Cultor la cuſtodiſce e toglie
D'intorno a Lei nocive Inſetti e Spine,
Vigor le dona il Sole, e ſcuopre al fine,
Che giunge il frutto a ſuperar le foglie.

Quel felice Arboſcel, Figlia, tu ſei,
Mi ſè il Ciel quel Cultor che ti governa,
Le tue Virtù fian premio à Sudor mici.

E quel Divino Sol, che non alterna
Ti ravviva nei Dì felici o rei,
T'arrida il Ciel con Primavera eterna.

T. E. Comt. de Löwendal.

SON-

SONNETTO VII.

Queſto Mondo è un Mar, ſo qual Naviglio
Che dà Venti agitato or queſta, or quella
Inſida Sponda ſcorge, e ſe la Stella
Amica non appar, certo è il periglio;

Ma tu ſolo, o! Signor, dal duro Eſiglio
Puoi l'Alma trarre, e di luce più bella,
Che la luce del Sole e d'ogni Stella,
Riſchiararmi col tuo Divin Splendore.

Sciolta allor l'atra Nube che minaccia
Di tempeſtoſo orrore il viver mio,
Non ſia che più a naufragar mi ſcaccia.

Ma dal tuo Spirto il mio Naviglio ſcorto,
Cantando le tue Lodi alto mio Dio,
Entrero ſempre nel felice Porto.

Euridice Coriteſia P. Ar.

SONNETTO VIII.

Nel tempeſtoſo Mar dè miei dolori,
Infelice ſon io, qual Navicella,
Combattuta tutt' or da ria procella,
Che in denſa Notte accreſce i miei timori.

Ne veder poſſo ancor i primi albori,
Di qualche nuova a me benigna Stella,
Ma pur dice al mio Cor Speme novella,
Che del Divino Sol vedrò i Splendori.

Penſando che dal Cielo ognor deriva
La noſtra Sorte, anch' io ſpero che al Porto
Giungerò, dove il Saggio al fine arriva.

Altro non chieggo aver per mio Conforto,
Onde tranquilla in dolce pace io viva
Che una umil Capanna, un Rivo, un Orto.

Bar. Cor. P. Ar.

III.

Die Fledermaus.

Eine Fabel.

Vorzeiten war ein Zwiſt der Thiere dieſer Erden,
Mit dem geſammten Vogelheer.
Der Streit erhitzte ſich in Worten und Gebärden,
Und endlich griff man zum Gewehr.
Es folgte jedes Thier den angebohrnen Fahnen;
Und jedes Federvolk blieb dem Gevögel treu.
Nur bloß die Fledermaus vergaß die wahren Ahnen;
Und ſprach verzagt: ich ſteh dem ſtärkſten bey.
Wie? ſollt ich gleich mit gleich mein bißchen Leben wagen?
Zum Sterben hab ich keine Luſt!
Geſagt, und auch geſchehn, man hub ſich an zu ſchlagen.
Frau Fledermaus, mit ſtolzer Bruſt
Begab ſich zur Partey, die mit beglückten Waffen
Den Schwächern niederſchlug. Nach mancher harten Schlacht,
Wo jeder ſich bemüht den Vortheil zu verſchaffen,
Ward auch der Friedensſchluß gemacht.
Ein jeder ſuchte ſich was Gutes auszudingen:
Frau Fledermaus vergaß ſich nicht.
Für manche tapfre That den Lohn ſich zu erzwingen;
Das dunkte ſie die größte Pflicht
Doch niemand gab Gehör. Verächtliches Geſchöpfe!
So hieß es, wagſt dus noch, und foderſt einen Lohn?
Wir ſchlugen ehrlich zu, und wagten Rümpf und Köpfe,
Nur du warſt aller Krieger Hohn.
Bald folgteſt du der Schaar der Vögel, bald den Thieren:
Der ſtärkern Glück nur reizte dich.
Sey froh, daß du hier nicht dein Leben darfſt verlieren!
Man ſtimmte bald darauf und man vereinte ſich:

Es ſoll die Fledermaus aus aller Thiere Schaaren,
Und aus dem Vögelchor zugleich verbannet ſeyn.
Kein Erd- kein Luft-Geſchöpf, die hier beyſammen waren,
Iſt andres Sinns; kurz, alles ſtimmet ein.
Man beißet und verfolgt die Frau im braunen Schleyer,
Bey Tage, wie man weis und kann.
Man ſiehet ſie, wie ein Ungeheuer;
Und weiſt ihr bloß die Nacht zu ihrem Leben an.

Lehre.

Ihr Streiter am Parnaß, die theils geſunden Witz,
Theils ein geſchwollnes Bathos ehren;
Ihr kämpfet um Apollons Sitz,
Und laßt verſchiedne Lieder hören.
Da ſchallen angenehme Töne:
Hier knaſtert nur ein heiſchrer Staar:
Doch nimmt man ſchlaue Dohlen wahr,
Die affen beyden nach, als wär es zum Gehöhne.
Erklärt euch, was ihr ſeyd, und bleibt bey einer Weiſe!
Der Muſen Chor beſtimmt euch ſchon,
Zu eurem wohl verdienten Lohn,
Das Schickſal bloßer Fledermäuſe.

IV.

Panegyrique de Pierre le Grand,

prononcé dans la Seance publique de l'Academie Imperiale des Sciences le 26 Avr. 1755. par Mr. Lomonoſow, Conſeiller & Profeſſeur de cette Academie, trad. ſur l'Original Ruſſien par Mr. le Baron de Tſchoudy. Imprimé à St. Petersbourg. in 4.

Da

Da wir auch auf die schönen Wissenschaften unsrer Nachbarn und entlegener europäischen Völker aufmerksam sind; so können wir auch die Proben der Beredsamkeit nicht mit Stillschweigen übergehen, die in ihren Sprachen abgeleget werden. Die russische Sprache mag wohl vor 50 Jahren noch nicht so reich und geschmeidig gewesen seyn, daß man die Wohlredenheit darinnen ausüben können. Allein durch die Wunderthaten eines großen Kaisers, Peters des I. und die glückliche Fortsetzung seiner Anstalten, unter seiner hinterlassenen Gemahlinn Katharina, und würdigen Tochter Elisabeth, ist sie nicht nur zur Dichtkunst, sondern auch zur Beredsamkeit geschickt geworden. Nun gehe man hin, und sage, daß der Himmelsstrich die Geister, Köpfe, und Zungen der Völker mache, oder beherrsche!

Der Hr. Rath **Lomonosov** hat es in dieser Rede sattsam erwiesen, daß es in seinem Witze, auch in der Kälte des petersburgischen Himmels, nicht an rednerischem Feuer fehle. Wir haben es der Geschicklichkeit des Hrn. Barons von Tschudy zu danken, daß wir den russischen Grundtext auch im Französischen zu lesen bekommen haben: so wie verschiedene andre rußische Schriften, auch ins Deutsche übersetzt erschienen sind. Wir werden unsern Lesern nebst Meldung des kurzen Inhaltes, einige Proben davon vorlegen, und ihnen das Urtheil davon überlassen. So hebt der Redner an:

Zu dem Frohlocken, welches uns das jährliche Gedächtnißfest der Krönung unsrer gnädigsten

Beherrscherinn einflößet, welches wir heute begehen; lasset uns doch, liebste Zuhörer, lasset uns doch Zeichen einer lebhaften Erkenntlichkeit gegen das höchste Wesen einmischen: dessen Gnade gegen unser Vaterland, und unsre allerdurchlauchtigste Kaiserinn, dieser glückliche Zeitpunct, so zuverläßig offenbaret. Bewundern sie die Geburt, bewundern sie ihre Eroberung des väterlichen Thrones: der Finger Gottes bezeichnet diese beyden Begebenheiten sehr sichtbarlich. Erstaunenswürdige Geburt! weil sie von der Weißagung begleitet war, daß sie einmal regieren würde: eine Weißagung, die durch den Erfolg gerechtfertiget worden. Die Tapferkeit leitete sie auf denselben; die Klugheit erhält sie darauf. Und der Himmel verspricht ihr glänzende Siege. Was für tristige Ursachen zur Freude für uns!

Der blinde Zufall machet nicht Monarchen: der Himmel bildet nach eigenem Belieben die erhabenen Stirnen, die er bestimmet, die Last der Kronen zu tragen. Dieß ist eine unläugbare Wahrheit, und die Geburt unsrer großen Prinzessinn allein ist zulänglich, die Zweifel aufzulösen, die dabey noch vorfallen könnten. Sie ward zum herrschen gebohren: dieß war die glückliche Vorbedeutung, die ihre Wiege schmückete; eine Vorbedeutung, die den nichtigen Muthmaßungen der Sterndeuter nichts; nichts den prophetischen Erklärungen spitzfindiger Beobachter der Natur und ihrer Erscheinungen, zu danken hatte: die aber alle ihre Kraft von den handgreiflichsten Zeugnissen der

Verse-

Vorſehung hernahm. Petrus triumphirete zu Pultava: ſeine Feinde fallen zu Boden: und dieſer berufne Sieg bekommt einen doppelten Glanz, durch die Geburt ſeiner erhabenen Tochter. Eliſabeth ſcheint nur zugleich gebohren zu werden, um dem Sieger entgegen zu gehen, der triumphirend zu Moſkau einzieht. Kann man bey ſo rührenden Zügen, das Werk der Vorſehung verkennen? Kann man taub bey der Stimme ſeyn, die in unſern Herzen rufet: Sehet da, die Erfüllung der Glückſeligkeit, die ich euch durch die vorhergegangenen Anzeigen verkündiget habe? Petrus triumphiret: Er bezwingt die Feinde, die ihm auswärts widerſtunden: Er vernichtet die Verräther, die ihn inwendig bedroheten. Zu ſolchen Siegen iſt Eliſabeth gebohren. Petrus ſieht ſeine Staaten nicht eher wieder, bis er die Krone einem rechtmäßigen Prinzen aufgeſetzet. Eliſabeth erſcheint nur auf der Bühne der Welt, um ſich den ihr gebührenden Thron wieder zu eigen zu machen! u. ſ. w.

Wir übergehen hier ein Stück, welches nicht ſchlechter iſt, als das vorige; aber um ein bald folgendes zu nehmen, welches noch rührender iſt. A. d. 5. S. heißt es: Allein laſſet uns, meine Herren, der Kette von Wohlthaten der Vorſehung folgen; laſſet uns ſehen, wie ſie das neue Meiſterſtück der Allmacht zum Throne geleitet hat. Dieß Andenken iſt gar zu koſtbar, um jemals unſerm Gedächtniſſe zu entfallen. Unſre vom Himmel geführte Heldinn, von einem übermenſchlichen Muthe beſeelet, unternimmt gewaltig, rettet das Reich, erneuert ihre Ehre,

re, vollendet die groſsen Abſichten und Thaten Peters, befördert die Glückſeligkeit des gröſsten Welttheils, giebt unſern Herzen die Freude wieder. Iſt es was groſses, einen einzigen Menſchen zu erhalten: um wie viel gröſser iſt es nicht, ein ganzes Volk zu retten? Theures Vaterland! du biſt das Beyſpiel davon. Der Himmel, der durch unſre innere Zwiſtigkeiten, durch die Räubereyen und Brudermorde unſrer Vorältern erzürnet war, hatte dich vormals dem Joche der Ausländer unterworfen, gedrücket, geſchwächet; du ſeufzeteſt unter der Laſt deiner Fäſſel, und deiner Uebel. Von deinen Seufzern, von deinen Thränen, von deinen Klagen gerühret, gab dir eben der Himmel muthige Fürſten, die deiner Knechtſchaft ein Ende macheten, deine zerſtreuten Glieder ſammleten, und dir die alte Kraft deiner Majeſtät und Herrlichkeit wiedergaben. Ein viel ſchrecklicherer Rückfall drohete dir nochmals: als Eliſabeth, die Gott ſelbſt zum väterlichen Throne führte, dich noch durch wunderbarere Mittel wiederum erhob.

Der Staat iſt wie ein Körper, den innerliche Krankheiten viel gefährlicher angreifen, als äuſserliche Wunden. Ein Uebel, das im Schooſse des Vaterlandes genähret wird, iſt viel nachtheiliger, als ein äuſserlicher Anfall. Für groſse Uebel, gehören auch groſse Mittel!

Doch wir müſſen auch hier abbrechen, um zum Hauptwerke zu kommen. Auf der 9 Seite geht der Redner von der groſsen Tochter, zu ihrem groſsen Vater über: Geſtehen ſie nicht, mei-

ne

ne Herren, daß die erlauchte Heldinn, deren Muth auf eine so herrliche, verwundersame Art hervorgebrochen, die Erbinn der Handlungen und Tugenden ihres kaiserlichen Hrn. Vaters sey? Sie ist so gar die Erbinn aller Lobsprüche, die man ihm so billig beygeleget: und wir loben die Elisabeth, indem wir Petern den Großen erhöhen. Die gelehrten Schwestern, hätten längst sein Lob durch ihre Lieder erhöhen sollen: sie haben es in einer so feyerlichen Versammlung, als diese thun wollen, indem sie die unvergleichlichen Heldenthaten dieses Wiederherstellers zu loben versuchet; ich sage versuchet; ja, liebste Zuhörer, bey einem so weitläuftigen, so einzigen, so wundervollen Stoffe, haben selbst die Musen an ihren Kräften gezweifelt. Sie haben gefürchtet, sich in einem Labyrinthe unglaublicher Thaten zu verirren, die bisher ohne Beyspiel gewesen. Bey einer unendlichen Menge vervielfältigter Thaten, die alle groß, alle wunderbar, alle heldenmäßig sind, haben sie ihren Pinsel für zu schwach gehalten, um mit Nachdrucke alle Tugenden zu schildern, die diesen Monarchen bezeichnen.

Die Beredsamkeit wird gegen einen unvergleichlichen Helden furchtsam, von welchem man Dinge sagen muß, die noch niemals von einem andern gesaget worden. Sein Lob erheischet eine ganz neue Art des Vortrages, die weit über die Kräfte eines Redners geht, welcher gewohnet ist, Gegenstände zu loben, die noch verglichen werden konnten. Indessen der Eifer, die wahrhafte Lie-

Welt richtet ſich das geringere nach dem vornehmſten. Einige wenige Redensarten hat die Gewohnheit hier wieder eingeführet, als hundert Jahr alt, für Jahre, hundert Mann, für Männer. Wenn das zufällige Wort nur eine Geberde, Beſchreibung und einen Zuſtand bedeutet: So iſt es unveränderlich und unbeugſam, als der Mann, die Frau war, die Männer waren betrübt. Ihr werdet mir lieb und angenehm kommen. Sie ſind alle voll ꝛc. Sonſten ſage ich betrübte Männer, liebe, angenehme Gäſte ꝛc. Bisweilen ſtehet im Deutſchen vor dem zufälligen Worte ein Vorwort, ſo aber keinen Fall zu ſich nimmt, als: Er ward für klug gehalten. Ein Nennwort, daß das Hauptnennwort, als ein Beyſatz erkläret, richtet ſich auch in allen Fällen nach demſelben. Die Beyſetzung, Appoſitio, iſt nichts anders, als eine Erklärung und Umſchreibung. Im Zeugefall ſteckt zwar auch eine Erklärung: Aber erſtlich erkläret er nur eine Nebenſache, fürs andere, findet bey ihm keine Erwiederung ſtatt, keine reciprocatio, als des Königs Diener, da kan ich nicht ſagen: Der Diener iſt der König, und der König iſt der Diener: Wie ich ſagen kan vom Könige Karln, Karl ſey der König, und der König ſey Karl. Bey uns Deutſchen ſind Beyſetzungen gebräuchlich, die man in anderen Sprachen nicht findet, als drey Ellen Tuch, eine Kanne Wein, ein Fuder Heu, etwas Brodt, wenig Zucker. Eben alſo muß ſich auch das Zeitwort mit ſeinen Perſonen und Zahlen nach der Beſchaffenheit des Hauptworts, oder deſſen, ſo an ſeiner Stelle ſtehet, richten, welches gleichfalls vernunftmäßig iſt.

be, die zarte Erkenntlichkeit, die man ſeinem erlauchten Andenken ſchuldig iſt; würde von dieſem beſcheidnen Stillſchweigen zu viel leiden: und man hat geglaubet, daß es beſſer ſey, keine Beredſamkeit zu haben. Eine natürliche Einfalt, eine Rede ſonder Kunſt, und deren einzigen Zierrath die Wahrheit ausmachet, hat bey dieſen öffentlichen Freudenbezeugungen am bequemſten geſchienen. Der Himmel hat unſern Feſttagen durch die Geburt des jungen Prinzen Paul Petrowitz, einen neuen Glanz gegeben. Dieſes ſo gewünſchte Pfand der göttlichen Gnade, dieß ſo geliebte Pfand der Nachwelt, verbannet alle unſre Furcht, und feuert den Eifer an, den wir fühlen, das Lob unſers Helden zu weihen.

Wie viel Gegenſtände ſtellen ſich nicht auf einmal meinen erſtaunten Augen vor! Welch eine Wahl verwirret mich, Meine Herren! Und wo ſoll ich dieſe Rede anfangen? Soll ich Ihnen zuerſt von den körperlichen Eigenſchaften, und ſeinen dauerhaften Leibeskräften vorreden? Die Beſchwerlichkeiten, die Petrus ertragen, die Hinderniſſe, ſo er überwunden hat, erweiſen ſie. Soll ich mich bey dem Anſehen, bey den Stellungen, bey der Perſon, bey der majeſtätiſchen Schönheit meines Helden aufhalten? Vergebens! Sein in aller Herzen gegrabenes Bild, ſteht auch in unſerm Gedächtniſſe: und es würde genug ſeyn, Städte und ganze Landſchaften anzuführen, die aus Begierde Peter den Großen, wegen ſeines Ruſes, zu ſehen, ihm entgegen liefen und ſeine Augen bewun-

bewunderten, dieſe treuen Dollmetſcher der Seele, und die ſo ſichtbarlich den Monarchen, den Helden anzeigeten. Die Wachſamkeit, ohne welche er nicht ſo viel groſſe Thaten hätte vollführen können, beweiſt die Munterkeit ſeines Geiſtes, und ſeiner Gemüthsart. Laſſet uns, liebſte Zuhörer, lieber zu der Menge ſeiner Thaten fortſchreiten! Ich verberge die Schwierigkeiten dieſer weiten Laufbahne nicht, die ich betrete. Allein ich weis, daß die wahre Art dieſen groſſen Mann zu loben, ſey bloſſerdings ſeine Thaten und ihren Erfolg zu erzählen, in ſoweit ſolches nur möglich iſt.

Petrus hat die gröſſten Thaten gethan; Petrus hat die ſchwerſten Hinderniſſe überſtiegen; Petrus hat mit den herrlichſten Tugenden geglänzet! Dieß, Meine Herren, iſt die Eintheilung dieſer Rede, die ich in die Schranken derjenigen Kürze einzuſchlieſſen ſuchen will, welche mir die Zeit vorſchreibt. Dieſe Tugenden, die ich Ihrer Bewunderung darſtellen werde, ſind die erſte Triebfeder aller groſſen Unternehmungen des Vaters des Vaterlandes geweſen. ꝛc. ꝛc.

Unſere Leſer werden nunmehr ſelbſt urtheilen, welch eine männliche Stärke, und welch einen guten Geſchmack dieſer ruſſiſche Redner in ſeiner Gewalt habe.

V.

Tentamen Theoriæ Electricitatis & Magnetismi, accedunt Diſſertationes duæ, quarum prior phænomenon quoddam electricum, altera magneticum explicat. Autore F. V. T. Aepino. Acad. Scient. Imper. Petrop. Reg. Berol. & Elect. Mog. Erfurd. Membro. Petrop. Typis Academiæ Scientiarum in quarto maj.

Unſtreitig gehöret die Electricität zu den merkwürdigſten Entdeckungen des vorigen und itzigen Jahrhunderts in der Naturlehre. So wunderbar ihre Erſcheinungen ſind: ſo eifrig haben ſich die Gelehrten bemühet, ihre Urſachen zu erforſchen. Sie ſind aber bey allen ihren Bemühungen noch nicht ſehr weit gekommen. Alles bleibt bey Verſuchen und Erfahrungen ſtehen, die unendlich abgewechſelt und verändert werden; ohne daß man die Quellen und Gründe der dabey vorkommenden Veränderungen errathen könnte. So tief hat die Natur die erſten Triebfedern ihrer Wirkungen verſtecket, daß auch die ſchärfſten Augen der Naturforſcher ſie noch nicht erblicken können.

Herr Aepinus, ein gelehrtes Mitglied der kaiſerlichen petersburgiſchen, königl. preußiſchen, und churmäynziſchen Academien der Wiſſenſchaften, hat in dieſem wichtigen Buche keinen geringen Beytrag zu den phyſikaliſchen Unterſuchungen der Elektrici-

tricität geliefert. Wir wollen erſtlich aus ſeiner Vorrede die hiſtoriſche Nachricht davon geben, ſo dann aber auch von dem Inhalte ſelbſt etwas mittheilen.

Nach einer Zuſchrift an den Hrn. Grafen Raſumovsky, Hettmann, und Präſidenten der Akademie, entſchuldiget der Hr. Verf. durch eine ausgeſtandene Krankheit, daß ſein Buch nicht ſo vollkommen, als er wohl gewünſchet hätte, ans Licht treten konnen. Die Akademie hatte aber beſchloſſen, der Welt zu zeigen, was man bey ihr, in Anſehung der elektriſchen Theorie gearbeitet hätte; ehe ſie den Preis über die künſtlichen Magneten, austheilen ſollte. Er ließ alſo ſein Werk, wie es war. Iſt meine Meynung falſch, ſaget er; ſo war ſie es nicht werth, daß ich zu ihrer Ausputzung noch mehr Zeit verſchwendete, die ich beſſer anwenden konnte. Iſt ſie aber in den Augen der Kenner von einigem Werthe, ſo wird man ihr einige Mängel wohl überſehen: weil ſie doch zu den Geheimniſſen der Natur einen neuen Weg eroffnet. Darauf entſchuldiget er die geſchehene Einſtreuung einiger Rechnungen, die denen ſo gar ſchwer nicht fallen würden, die ſich mit einigem Erfolge auf die Naturkunde legen wollen.

Was er uns in dieſem Buche, als neue Beobachtungen angiebt, iſt 1) daß die nicht elektriſirten Korper, von andern elektriſirten, weder angezogen noch weggeſtoßen werden, eben ſo wie das Eiſen, nur nachdem es eine magneriſche Kraft bekommen hat, vom Magneten einige Wirkung empfindet;

2) hat er verschiedenes entdecket, was bey dem Aneinander reiben zwoer gläserner Tafeln, elektrisches bemerket wird; 3) hat er eine Art, die Elektricität ohne Glas hervorzubringen, erfunden und deutlich beschrieben; 4) hat er gezeiget, warum die Erdkugel, die doch entweder selbst ein großer Magnet ist, oder in ihrem Innern einen großen magnetischen Kern verschließt, gegen das Eisen und den Magneten keine Kraft äußert; 5) hat er eine Art gelehret, wie man die Kraft der natürlichen Magneten besonders verstärken könne: u. d. m.

Er erinnert auch, daß der Akademie ein französischer Tractat übersandt worden, darinn eine, seiner Erfindung sehr ähnliche Meynung enthalten ist, wie man die doppelte Berührung verbessern könne. Hiebey gesteht er nun, daß der Verf. desselben eher als er, diesen Kunstgriff in seiner Gewalt gehabt, und die magnetische Kraft des Eisens, ohne einen wahren Magneten zu brauchen, zu erregen gewußt. Er räumet ihm also die Ehre der ersten Erfindung willig ein. Endlich sind hier noch ein paar Abhandlungen angehängt, deren eine die Erklärung einer elektrischen Erscheinung liefert, welche der sel. Prof. Richmann entdecket, und die durch die elektrische Theorie des Franklins, von dem Hrn. Verf. verbessert worden. Die zweyte erkläret die Ursachen einer sehr seltsamen magnetischen Erscheinung, eines unbekannten Erfinders.

Als die elektrische Kraft bekannt geworden war, haben sogleich einige Naturforscher angefangen, eine Vergleichung zwischen ihr, und der magne-

magnetiſchen anzuſtellen: weil es ihnen bekannt war, daß die Natur gern in vielen Dingen auf eine ähnliche Weiſe zu verfahren pflegt. Muſchenbroek war fleißig dabey, und lieferte ein Verzeichniß aller Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten beyder Kräfte. Zu Bourdeaux ſetzte man auf die Unterſuchung dieſer Aehnlichkeit einen Preis: es iſt aber nicht bekannt, ob er wirklich jemanden ertheilet worden. Indeſſen muthmaßeten viele eine ſolche Aehnlichkeit: ob es gleich vor Franklins Entdeckung der elektriſchen Theorie nicht möglich war, die Aehnlichkeit von beyden zu erklären. Beyde zogen an, und ſtießen zurück: ſonſt wußte man noch nichts Aehnliches.

Am Ende des 1756ſten, und im Anfange des 1757ſten Jahres, als der Hr. Verf. noch in Berlin war, ward er unvermuthet auf dieſe Unterſuchung zurückgerufen. Er beſchäfftigte ſich damals mit Unterſuchung der wunderwürdigen Eigenſchaften des tourmaliniſchen Steines, und mit Beſchreibung des Verzeichniſſes ſeiner Erfindungen, die in den Schriften der berl. Akademie aufs 1746ſte Jahr gedruckt iſt. Damals fiel ihm und andern die große Aehnlichkeit dieſes Steines mit dem Magneten in die Augen. Dieß veranlaßte ihn, auch auf die Aehnlichkeit des letztern mit der Elektricität zu denken. Es gelung ihm zwar damit ſchon ſo ziemlich; nur wegen der Anſtalt zu ſeiner Reiſe, konnte er noch nichts davon in die Akademie bringen; ob er gleich etlichen Freunden ſagete: er glaube, daß die Wirkungen beyder

Kräfte, mit den Wirkungen der leidenschen Flasche sehr übereinkämen.

Als er nach Petersburg gelanget, fuhr er in seiner Arbeit fort, und zwar nicht unglücklich. Sowohl Vernunftschlüsse, als Versuche, bestärketen ihn in seiner Meynung; zumal bey dem großen Vorrathe der stärksten künstlichen Magneten, so die Akademie besitzet. Nachdem er nun die franklinische Theorie, die er ein wenig verbessert, auf die magnetische Kraft anzuwenden angefangen, ward er überzeuget: daß diese auf eine ähnliche Art mit der elektrischen, nach Franklins Theorie, erkläret werden könne. Dieser glückliche Erfolg munterte ihn denn auf, fortzufahren, und dieß Vorhaben im vorigen Jahre zu vollenden.

Indessen geschah es, daß er den 7ten des Herbstm. 1758 in feyerlicher Versammlung der Akademie öffentlich reden sollte; und man beliebte, daß es von dieser Materie geschehen möchte. Er that es also; insofern eine solche Materie überhaupt, und kurz abgehandelt werden konnte. Allein eine gründliche Abhandlung erfoderte mehr Genauigkeit und Weitläuftigkeit: und dieß vermochte ihn, diese ausführliche Abhandlung auszuarbeiten.

Er weis es sehr wohl, daß aus der Uebereinstimmung einer Hypothese mit den Erscheinungen, die Wahrheit der ersten noch nicht ganz augenscheinlich erhelle. Er giebt seine Gedanken also aus Bescheidenheit nur für wahrscheinlich aus; hoffet aber, seine Hypothese werde sich künftig mehr

und

und mehr bestätigen: so wie die neutonische Theorie von dem ganzen Weltgebäude, sich bey allen Verstandigen Beyfall erworben hat; ungeachtet sie sich auch auf nichts, als auf die Uebereinstimmung mit den Erscheinungen der Natur berufen kann.

Er erkläret nämlich alle magnetische Wirkungen durch ein flüßiges Wesen, dessen Theile einander zurücktreiben; von den Eisentheilchen aber angezogen werden: wie er denn in der ganzen Schrift nichts weiter thut, als daß er zeiget, wie alle magnetische Erscheinungen bloß daraus erkläret werden können. Er untersuchet aber nicht, woher diese ursprünglichen anziehenden Kräfte ihren Ursprung haben; sondern überläßt solches fernerer Untersuchung. So glaubet er der Weise der Meßkünstler nachzuahmen, die, wenn ihnen ein Problem aufzulösen gegeben wird, welches von der Vierung des Kreises abhängt, zufrieden sind, daß sie es auf diese Vierung gebracht und gezeiget haben, wie es davon abhange; sich aber gar nicht bemühen, die Quadratur des Zirkels selbst zu erfinden. Dazu aber glaubet er desto mehr berechtiget zu seyn, da er muthmaßet: daß die Urkräfte in der Naturlehre eben das sind, was die Transcendentalgrößen in der Meßkunst sind. Eben so hat ja Neuton von der allgemeinen Schwere der Körper geredet, ohne ihren Ursprung zu erklären.

Tadelt jemand diese seine Art zu verfahren, weil er die Begriffe des Anziehens und Zurückstoßens

ſtoßens in der Naturlehre nicht leiden kann: ſo erklaret er ſich hiemit, daß er vom Daſeyn dieſer beyden Kräfte zwar gänzlich überführet ſey; ſie aber nicht, nach Art gewiſſer unbedachtſamen Neutonianer, für urſprüngliche eingepflanzte Kräfte halte; auch diejenige Lehre keinesweges billige, die eine Wirkung durch einen leeren Raum, in einen entfernten Körper behauptet. Er hält nämlich den Satz für einen ungezweifelten Grundſatz: daß ein Körper da, wo er nicht iſt, auch nichts wirken könne. Und wenn es jemals erwieſen werden könnte, daß eine Anziehung, oder Zurückſtoßung, durchaus von keinem äußerlichen Drucke oder Stoße herrühre; ſo glaubet er, wir würden genöthiget ſeyn zu behaupten: daß ſolche Bewegungen nicht von körperlichen Kräften, ſondern von Geiſtern, oder verſtändigen Weſen hervorgebracht, oder gewirket würden: daß aber ſolches in der Welt ſtatt haben könne, kann er ſich durchaus nicht bereden laſſen.

Seine ganze Meynung läuft alſo dahinaus, daß er die Anziehungen und Zurückſtoßungen für Erſcheinungen hält, deren Urſachen noch unbekannt ſind; von welchen aber, andre Wirkungen abhangen, und herfließen. Er hält auch dafür, daß man in Auflöſung der natürlichen Wirkungen, keinen geringen Fortgang habe, wenn man die verwickeltern Erſcheinungen zu ihren nächſten Urſachen, und den erſten Kräften zurückführet; obgleich die Urſachen dieſer Urſachen noch nicht entdecket ſind.

sind. Und mit dieser seiner Erklärung würden auch wohl die strengesten Tadler zufrieden seyn.

Wir waren Willens, auch aus der Schrift selbst einen Vorschmack zu geben. Allein wider Vermuthen haben wir uns zu weitläuftig von dem bisherigen erkläret. Wir lassen es also bey Erwähnung folgender Grundsätze bewenden.

1) Es gebe einen flüssigen Körper, den man den elektrischen nennet, der sehr elastisch sey, und dessen Theilchen einander auch in ziemlicher Ferne zurück treiben.

2) Die Theilchen dieser Materie würden von der Materie aller bisher bekannten Körper angezogen.

3) Es sey eine große Verschiedenheit in der Art und Weise, wie die andern Körper in diese Theilchen wirken. Einige nämlich könnten in diese mit der größten Leichtigkeit dringen, und ungehindert durchfließen: andere Körper hingegen ließen dieselben schwerlich eindringen, und hinderten sie vielmehr daran. Die ersten hießen daher nicht elektrische Körper, diese hergegen hießen an sich selbst elektrisch. u. s. w.

Eben dergleichen Sätze kommen auch von den magnetischen Kräften vor, und darauf wird die Aehnlichkeit von beyden gebauet. Man muß allerdings dem Hrn. Verfasser das Lob einer großen Scharfsinnigkeit und Einsicht in die Naturlehre zugestehen; gesetzt, daß man noch nicht ganz seiner Meynung wäre.

§. 54. Ein jeder Fall hat seine Ursache, die ihn erfordert. Die Fälle werden aber erfordert, *a*) und hauptsächlich von den Zeitwörtern, darauf das meiste ankömmt, *b*) von wesentlichen oder zufälligen Nennwörtern, oder Mittelwörtern: *c*) Von gegenwärtigen oder verschwiegenen Vorwörtern, *d*) am meisten aber, von denen Fragen, wer, wessen, wem, was, wen, von wem? welche ihren Grund in der Natur der Sprache haben. Denn darum sind die Fälle erfunden, um in allen solchen Fällen, auf alle solche Fragen gehörigermaßen zu antworten. Noch ist zu merken, daß bisweilen ein Wort zweene Fälle regieret; Oder daß bey einem Hauptworte zuweilen drey oder vier Abfälle stehen nach den verschiedenen Fragen: Is emit sibi restim suspendio, er hat sich einen Strick gekauft zum aufhängen. Id vitio mihi nemo verterit, niemand wird mir dieses zum Versehen deuten, oder als ein ꝛc.

§. 55. Unter allen Fällen ist der rufende oder anredende, der erste und leichteste. Wenn ich einen rufen will, so gebrauche ich denselbigen. Er stehet ganz für sich alleine, hat mit dem Zeitwort nichts zu schaffen: Ist dem Nennfalle ähnlich, nur daß er keinen Artikel, wohl aber Ausrufungs Wörtlein, als o, ach, au, ey, bey sich leidet. Bey uns Deutschen kan er voran, in der Mitten oder hinten gesetzet werden. Ist die Rede kurz, so setzt man ihn gerne hinten, als: Komm her, Knabe!

§. 56. Die Sache oder Person, wovon die Rede ist, und was dazu gehöret, ich mag ihr ein Thun oder Leiden zuschreiben, stehet allezeit im Nennfalle, auf die Frage, wer oder was?

Der

VI.

Wittenbergische Klagegeschichte, welche über die schwere und jammervolle

Bomoarierung, womit diese Chur- und Hauptstadt am 1 Oct. 1760. beängstiget, und großentheils in einen Steinhaufen verwandelt worden, entworfen, und mit Kupfern erläutert von Christ. Siegismund Georgi, der heil. Schr. D. und öffentlichen Lehrern. Wittenb. in der Ahlf. und Weinmann. Handl. in 4.

Das Schicksal unsrer verschwisterten Universität Wittenberg, ist gar zu traurig gewesen, als daß wir dessen nicht mehr, als einmal erwähnen sollten. Hr. D. und Prof. Georgi hat uns in dieser Klagegeschichte eine ausführliche und zuverläßige Nachricht davon geliefert, und dieselbe mit den nöthigen Kupferstichen versehen, daraus man sich die Größe der ausgestandenen Angst und Noth deutlicher vorstellen kann. Er erinnert sich dabey billig der vor fünf Jahren genossenen Jubelfreude, darauf eine so betrübte Abwechselung erfolget ist. Er rechnet aber unter die Bewegungsgründe seiner übernommenen Bemühung auch die unbedachtsamen Reden vieler Unglücklichen, die nach dem erlittenen Brande gesaget: Gott müsse wohl kein Gebeth erhören. Sie hätten so fleißig gebethet; und doch wären sie in solche Noth gekommen. Diesen und andern ihres gleichen, will er bessere Begriffe von

den

den gerechten Strafgerichten Gottes machen; und so wohl Wittenberg, als dem ganzen Sachsen zu Gemüthe führen: daß, so lange sie nicht von Sünden abliessen, und sich zu wahrer Buße anschicketen, Gott ihr Gebeth nicht erhören würde. u. s. w.

Eine von den vornehmsten Ursachen aber ist ihm gewesen, daß Gottes Güte sein eigenes Haus mitten in der Feuersglut recht wunderbar erhalten; ungeachtet ihm, wegen seiner gefährlichen Lage, der Untergang unvermeidlich geschienen. Es ist selbiges eben dasselbe, darinnen auch Hr. Hofrath **Triller** mit allem Seinigen unbeschädiget erhalten geblieben: weswegen auch dessen Gedichte sowohl, als Hrn. M. **Meerheims** Rede hier mit beygedrucket worden. Besondere Umstände der verheerten Schloßkirche aber, sind theils itzo bedenklich zu schreiben; theils wird dieselben der Herr D. Weickmann ans Licht stellen. Doch ist hier auch die innere Gestalt dieses alten und schönen Gotteshauses in Kupfer vorgestellet. Sonst meldet die Vorrede noch: daß in der Stadt 132 Häuser, nämlich 18 öffentliche, und 114 Privathäuser, nebst 296 Familien abgebrannt; außer der Stadt aber über 200 Häuser, und noch mehr Familien in die Asche geleget und unglücklich geworden: außer dem aber noch 181 Häuser stark beschädiget worden. Indessen ist zu verwundern, daß, da in einem Tage auf die 1000 Bomben, Stückkugeln aber und Haubitzgranaten ohne Zahl hineingeworfen worden, dennoch nicht mehr, als 2 Personen ums Leben gekommen.

Die Erzählung selbst hebet der Hr. Professor Georgi, nach seinem theologischen Charakter, mit wehmüthigen Klagen, über die, auch bey so langwierig erlittenen Landplagen, dennoch ausgebliebene Besserung der Einwohner von Städten und des Landes an. Die göttliche Strafe habe also auch bey ihnen Stufenweis zugenommen. Im 1759sten Jahre, wäre eine doppelte Belagerung zu besorgen gewesen. Denn erstlich wäre es von dem Reichsheere berennet und aufgefodert worden. Allein am 22 Aug. hätte die preußische Besatzung sich durch Vergleich einen freyen Abzug erworben. Eben dergleichen wäre zweytens den 28sten Aug. geschehen, als Tages vorher ein preußisches Heer vor Wittenberg erschienen; und die Reichsvölker sich genöthiget gesehen, diese Stadt wieder zurück zu geben. Gleichwohl wären damals eine gute Anzahl Häuser auf der Vorstadt in Brand gesteckt, und eine große Menge fruchtbarer Bäume abgehauen worden. Allein im 1760sten Jahre, wäre ihr allgemeiner Jammer aufs höchste gestiegen: wobey er die herrschenden Sünden der Stadt, als die Ursachen dieses göttlichen Gerichtes, mit beweglicher Feder abschildert.

Um aber unsern Lesern den ganzen Verlauf der Begebenheiten bekannt zu machen, können wir nicht besser thun; als wenn wir denjenigen selbst redend einführen, der mit gerührtem Herzen die Feder geführet, und dieß betrübte Schicksal Wittenbergs: welches ihm, wie vor etlichen Jahren die Einäscherung Zittaus, nicht von Feinden, sondern

dern von Freunden widerfahren: mehr beſeufzet, als beſchrieben hat. So lauten ſeine Worte, von der 4ten bis zur 9ten Seite:

„Siehe, mein Wittenberg! daher iſts kommen, daß der Herr einen Tag ſeiner Rache und ſeines grimmigen Zorns wider dich beſtimmet, und ein Feuer in deinen Mauren angezündet, welches deine Palläſte verzehret. Amos 1, 7. Das haſt du nicht gedacht, daß der Herr dich auf eine ſolche Art zerſtöhren und verderben laſſen; und daß, je mehr du auf Friede und Ruhe hoffteſt, je näher der Tag deines Jammers und Verderbens ſeyn ſollte. Du ſaheſt zwar freylich, mit Furcht und Schrecken, wie ſich verſchiedene Kriegesheere deinen Gränzen näherten, und jenſeits der Elbe ein würtenbergiſches, diſſeits ein königl. preußiſches, und bald darauf ein vereinigtes kaiſerl. königl. Reichsheer anmarſchiret kamen; endlich auch noch die unter dem Herrn General Laſci ſtehende Armee anrückte. Und deine Furcht vermehrte ſich, als jenſeits der Elbe, am Michaelistage, unter dem Gottesdienſte, (an eben dem Tage, und um eben die Zeit, als wir vor fünf Jahren, voll Jauchzens und Freuden, dem Herrn unſere Dankopfer in dieſen unſern heiligen Tempeln brachten, daß er den ſo theuern Religionsfrieden 200 Jahre hindurch zu unſerm Beſten erhalten hatte,) das donnernde Geſchütz ſich hören ließ, und folgende Tage, ſowohl außer der Veſtung, als von der Veſtung, damit fortgefahren wurde. Beſonders aber war der Donnerſtag, als der 2te Octobr. fürchterlich genug: da ſowohl früh um 7 Uhr, zwiſchen

der

der königl. Preußischen, unter dem Commando des Hrn. General Hülsen, und der vereinigten kaiserl. königl. Reichsarmee, unter Commando Ihro Hochfürstl. Durchl. des Hrn. Herzogs von Zweybrücken, eine Bataille vorfiel, welche Abends bis um 7 Uhr, unter dem heftigsten Canoniren, dauerte; beyde Theile aber auf der Wahlstatt stehen blieben. Als auch die herzogl. würtenbergische Armee unser Wittenberg zu beschießen, und mit Haubitzgranaten, und anderm tödtlichen Geschosse, zu beängstigen anfieng: wodurch denn verschiedene, und insonderheit die akademischen Gebäude, als das Augusteum und Fridericianum, sehr ruiniret wurden, und zum Theil verschiedene mal in Brand geriethen: welcher aber doch noch immer gelöschet wurde, außer, daß das auf der Mittelgasse gelegene kleemannische Haus, mit einigen benachbarten Hintergebäuden, von der Flamme völlig verzehret ward. Folglich ward jedermann an diesem schrecklichen Tage, welcher gleichsam ein Vorspiel war, des weit schrecklichern 13 Octobers, an welchem der Herr seine schwere Strafgerichte über unsere Stadt ergehen lassen, von einer bangen Furcht, vor Warten der Dinge, die noch kommen sollten, eingenommen: zumal, da noch Abends die sämmtlichen Vorstädte, und andere Gebäude, angezündet, und meistentheils von der entsetzlichen Flamme verzehret wurden. Doch unsere Furcht verminderte sich, als die, auf Erlaubniß des Commendanten, Hrn. General Salenmons, von der Akademie, dem Kreisamt und Stadtmagistrat, an des Hrn. Herzogs von Zweybrücken Hochfürstl.

Durchl.

Durchl. abgesendeten Herren Deputirten zurück kamen, und uns eine trestliche Versicherung mitbrachten. Wir waren daher gelassen, und erwarteten unser Schicksal, in der Hoffnung, daß es so hart nicht ausfallen würde, mit Geduld. Indessen wurde an den Batterien und Approschen von den Belagerern unermüdet gearbeitet; von den Belagerten aber die ganze Zeit über ein entsetzliches Feuer auf die Belagerer und ihre Arbeit gemachet, bis jene endlich am 12ten October damit zu Stande kamen; und nunmehr der schreckliche und jammervolle 13te October uns bevorstund, welcher unserer geängstigten Stadt den völligen Untergang drohete. Denn es war derselbe kaum angebrochen, als das Geschütz von der Festung und von den Batterien, auf eine ganz ausserordentliche Art, zu donnern und zu prasseln anfieng; so, daß man glauben sollen, es müste alles zu Grund und Boden gehen. Dessen ungeachtet waren unsere Einwohner noch getrost, weil sie vor Feuer sicher zu seyn glaubeten; und der Hr. Commendant die Versicherung gegeben, es habe niemand einiges Leid oder Plünderung zu besorgen. Aber in was für Verwirrung und Angst gerieth man, als Bomben, Haubitzgranaten, und andere Feuerballen, in unglaublicher Menge auf unsere beängstigte Stadt geworfen wurden! Und diese Angst, Verwirrung, Jammer und Noth vermehrte sich um desto mehr, je mehr die augenscheinliche Gefahr daraus abzunehmen war: daß die meisten Bomben und Feuerkugeln anfangs auf die sogenannte

nannte Schloß- oder akademische Kirche, und aufs königl. Schloß, in deſſen unterirdiſchen Gewölbern eine große Menge Pulver; in den daran ſtoſſenden Gebäuden über der Erden aber, ein ziemlich Heu- und Strohmagazin, aufbehalten war, geworfen wurden: wodurch, wenn jenes aufgegangen, die ganze Stadt in einen Steinhaufen verwandelt; die Einwohner aber unter den Schutt aufs erbarmlichſte lebendig begraben worden wären. Doch, wie die Güte Gottes es mit uns nicht gar ausmachen wollte, und ſeine Barmherzigkeit, mitten in ſeinem Zorne, noch kein Ende hatte, und daher jenes unverſehret bleiben mußte; obſchon die heftigen Feuerflammen noch ſo ſehr wuteten: alſo giengen, durch das heftige und unabläßige Bombardiren, die nur erwähnten Heu- und Strohmagazine, ſammt allen Gebäuden, als dem Schloſſe, dem Zeug-, dem Amts-, dem Commendantenhauſe, und der akademiſchen Schloßkirche, im Feuer auf. Und mithin mußte dieſer ſchöne Tempel, aus welchem die Lehre des Evangelii in aller Welt erſchollen und ausgebreitet iſt, ſo plötzlich ſeinen Untergang finden; und dieſe Mutter des evangeliſchen Zions nur allzubald ihren unglücklichen Töchtern, der evangeliſchen Kreuzkirche in Dreſden*,) und den Gotteshäuſern in Zittau, nachfolgen. Doch, nicht nur das Heiligthum war nun dahin; ſondern die Flamme drohete auch der ganzen Stadt ihren Untergang: maßen, nachdem obgedachtes Heiligthum, Schloß und die übrigen Gebäude, in voller Flam-

*) Beſiehe den Herrn D. Am-Ende Hochwürden chriſtliches Denkmahl, ꝛc.

Flamme stunden, und keine Rettung mehr statt finden konnte, die Bomben und Feuerkugeln auch auf die Gassen der Stadt in Menge herunterfielen, und, nächst der Pfaffengasse, die Juristengasse in Brand brachten. Da früh um 8 Uhr eine Bombe in des Fleischsteuerpachters, Herrn Köppens Behausung einfiel, ward gedachter Köppen tödtlich beschädiget; worüber er auch nach einigen Tagen seinen Geist aufgeben müssen, und dessen Haus in Brand gesetzt: welcher bey dem großen Sturmwinde dermaßen überhand nahm, daß die ganze Juristengasse, außer meinem, des D. Georgi Hause, von der Flamme verzehret wurde. Und da der Bomben- und Feuerkugelregen beständig anhielt, daß bey dieser Noth niemand zum Löschen herbeyzueilen sich getrauete; überdieß auch die durch die Stadt gehenden Bäche und Röhrwasser von außen abgeschnitten waren; und mithin gnugsames Wasser mangelte, wie nicht weniger bald hier, bald dort, die Häuser von den Bomben und Haubitzen angezündet wurden: so geschah es, daß nebst der Juristengasse, die Kloster- Bürgermeister- Schern- Töpfer- und ein guter Theil von der Judengasse, dem Kirchhofe und Markte gegenüber, in Brand gesetzet wurden, welcher nachhero kaum in einigen Tagen gedämpft werden konnte. Bey diesen jämmerlichen und höchstklaglichen Umständen sorgte nun jedermann sein Leben zu retten: ein jeder verließ sein Haus, und floh von einer Gasse zur andern, um Sicherheit zu suchen: wie ich denn selbst, da vor Menschenaugen keine Rettung mehr übrig zu seyn schien, und die heftigen Sturmwin-

de

de ganze Feuerströme auf meine Wohnung herabtrieben, und solche damit bedeckten, gegen Abend aus meinem Hause nicht ohne Lebensgefahr, mit den Meinigen gieng, und auf der Mittelgasse in meines hochgeliebten Collegen, Herrn D. und Professor Chladenii Behausung, welches zu der Zeit commune fugientium asylum, oder eine Freystatt war, retirirte. Ob nun wohl schien, daß hier alle, welche in dieses gesegnete Haus sich gerettet hatten, die gesuchte Sicherheit gefunden hätten; indem weder Bombe noch Feuerkugel bis hieher gekommen war: jedennoch aber fieng man auch an dieser bisherigen Sicherheits- oder Freystatt an zu zweifeln, als um 11 Uhr, wider Vermuthen, auch das Geschütz und kleine Gewehr am Elster-Thore zu gehen anfieng, wo es bis hieher ruhig gewesen war; und sich zugleich der Ruf, daß ein Hauptsturm erfolgen würde, verbreitete: wie denn auch die Bomben nunmehr bis vor die Thüre des chladenischen Hauses und weiter geflogen kamen, und deswegen sich verschiedene hinwiederum wegbegaben. Ja die Noth stieg nun aufs höchste, als man wahrnahm, daß der noch übrige Theil der Stadt ebenfalls in Brand geschossen, und mit solcher das völlige Garaus gemacht werden dürfte. Der Anfang war da, als man durch eine unglückliche Feuerkugel den einen Thurm an der Pfarrkirche brennen, die Kirche selbst aber, nebst andern Häusern, durch Kugeln zerschmettern sah. Doch, da die Noth am größten, und das Garaus unserer Stadt uns vor Augen schwebte: so ließ Gott mitten in derselben seine Gnadensonne scheinen, indem

er

er das Herz des Herrn Commendanten beweg, daß ſelbige Chamade ſchlagen ließen: worauf denn bald hernach eine ſanfte Stille erfolgte, die Capitulation geſchloſſen, auch, da man nun zum Löſchen herbey eilete, der Kirchthurm annoch glücklich durch einige Bürger und andere Perſonen, binnen kurzer Zeit gelöſchet, die große Feuersglut in den Gaſſen aber, nach einigen Tagen erſt gedämpfet wurde. Siehe, mein Leſer, das iſt das plötzliche und erſchreckliche Schickſal, welches über unſere Stadt und über unſer Heiligthum, über die Mutter des evangeliſchen Zions, ſo unvermuthet ergangen iſt. Wir müſſen ſchweigen, unſere Hände auf den Mund legen, und bekennen: Herr, du biſt gerecht, und deine Gerichte ſind auch recht, wir aber, o Herr! wir, unſere Könige, unſere Fürſten, und unſere Väter müſſen uns ſchämen, daß wir uns an dir verſündiget haben. Dan. 9, 8. O wehe! daß wir ſo geſündiget haben, die Krone unſers evangeliſchen Zions iſt dahin! die Krone unſers Haupts iſt abgefallen, Klagl. Jer. 5, 16. Doch getroſt, betrübtes Wittenberg! Weine nicht!

Iſt gleich dein Gotteshaus vom Feuer aufgerieben;
Iſt dir doch noch, Gott Lob! die reine Lehre blieben,
Die ſteht noch unverletzt, wie Gold in heißer Glut.
Getroſt! du haſt annoch dieß allergrößte Gut,
Dem ſchaden Bomben nicht: Die Pforten ſelbſt der Höllen
Vermögen nimmermehr des Höchſten Wort zu fällen.

Triller.

Der Nennfall ist allezeit da, entweder ausdrücklich, oder muß darunter verstanden werden. Eines regieret hier das andere. Der Nennfall, oder die Sache erfordert ein Zeitwort, und dieses erfordert wiederum einen Nennfall vor sich, ob gleich derselbe zuweilen, zierlicher Verwerfung halber, hinten stehet. Die Sache, davon die Rede ist, sind 1) die Kennwörtlein des Zeitworts, ich, du, er, es, wir ihr, sie, uns, man, als: Es ist, laßt uns kommen, man sagt ꝛc. 2) Die andern Fürwörter, als dieser, welcher, wer, derselbe ꝛc. 3) Ein Name oder ein Wort, so dessen Stelle vertritt: 4) Das unumschränkte Zeitwort, oder gar eine ganze Redensart, als: lange qvälen, ist der halbe Tod. Einige Zeitwörter nehmen einen gedoppelten Nennfall zu sich, nemlich die, wobey man nicht fragen kan, was? Als, ich bin, und die Zeitwörter, die ein Leiden anzeigen. Da denn der andere Nennfall nur einen Zustand, oder ein gewisses Leiden anzeiget.

§. 57. Der Klagefall folget nach allen Zeitwörtern, die eine Wirkung in etwas anderes andeuten, auf die Frage, wen oder was? Er stehe nun ausdrücklich dabey, oder sey ausgelassen worden. Jedoch bedient sich eine Sprache dabey wohl Vorwörter, die eine andere Sprache nicht also gebrauchet, als auf einen Mann warten, nach Lob streben, auf eine Lust denken, hinter die Sache kommen, warum anhalten, zum Guten rathen. Bisweilen wird ein anderer Fall gebraucht, als des Leibes warten, sich einer Sache bedienen. Die Zeitwörter, die keine Wirkung in etwas anderes andeuten, nehmen

auch

Doch wir müssen auch hören, was nach der Bemcardierung geschehen. So fahrt der ehrw. Herr Verfasser auf der 9ten und 10ten S. fort:

Denn theils nahm die Theurung nach der Belagerung nicht ab, weil der Vorrath durch so viele Armeen auf dem Lande aufgezehret, und keine Zufuhre sich spüren liess; dahero denn annoch ein Ey um 9 Pf. eine Kanne Butter um 21 Gr. verkauft wurde, Bier und andere Victualien aber gar nicht zu haben waren: theils, daß, nachdem die preußische Garnison mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen zum Elbthore hinaus gezogen war, und daselbst das Gewehr gestrecket, die kaiserl. königl. Reichsgenerale beschlossen, die Festungswerke zu sprengen, wodurch mehr als ein Unfall unserer Stadt begegnen können; die Brustwehre in den Graben zu werfen, und die vielen Tausend Pallisaden wegzuschaffen: wie denn auch der Anfang damit gemacht wurde, und die Brustwehr gegen Norden ruiniret, auch der gröste Theil von Pallisaden ausgehoben, und zu den Hauptwerken Minen verfertiget wurden. Die combinirte Armee aber zog sich gröstentheils über die Elbe. Da sich aber der Ruf verbreitete, daß Ihro Königl. Maj. von Preußen in höchster Person mit einer formidablen Armee im Anmarsch waren, so wurden die Pallisaden in der Nacht rings um die Stadt gröstentheils verbrennet, welches wiederum ein fürchterlicher Anblick war; die Sprengung der Werke aber unterlassen, und die Gefahr, so daraus entstehen können, von uns abgewendet. Dahinge-

hingegen ruckten Ihro Königl. Majestät von Preußen mit Dero zahlreichen Kriegesheere immer näher und näher: und die Reichsgarnison war am 23sten October kaum ausmarschiret, und die Schiffbrücke verbrannt, als schon einige preußische Husaren in Wittenberg hereingesprenget kamen, und solches wieder in Besitz nahmen. Und obwohl kein Geschütz in der Festung war, so wurde doch von der vereinigten Armee hinwiederum über die Elbe nach unserer Stadt stark geschossen: wie denn allein binnen zwey Minuten 7 Kugeln zu beyden Seiten meines Hauses einschlugen, dasselbe aber blieb wiederum, Gott lob! unversehret; an andern Orten hingegen ist deßhalb die Gefahr desto gröser gewesen. Als nun Ihro Königl. Majest. mit der sämmtlichen Armee ohnweit Wittenberg angelanget, und den Ruin unserer Stadt sowohl selbst wahrgenommen, als auch durch Dero Adjutanten, Hrn. von Bonin, umständlich davon benachrichtiget worden, sind Höchstdieselben gar sehr gerühret worden. Gott, der die Herzen der Hohen lenket wie Wasserbäche, wolle das Herz Ihro Königl. Maj. zum Erbarmen und Mitleiden gegen unsere arme und fast gänzlich ruinirte Stadt und Land fernerhin bewegen! Hierauf brachen Ihro Königl. Maj. mit Dero Kriegsheere nach und nach auf, und giengen über zwey geschlagene Schiffbrücken, ohnweit Wittenberg und Dessau, über die Elbe, der kaiserl. königl. Reichsarmee nach, und zugleich der Daunischen, die sich bey Torgau gesetzet, entgegen. Bey unserm Wittenberg

aber werden die demolirten Feſtungswerke wieder hergeſtellet. Und alſo ſtehen die Umſtände unſerer betrübten Stadt und Landes wiederum in dem Zuſtande, wie ſie vor einigen Wochen waren; nur mit dem Unterſchiede, daß ein groſſer Theil unſerer Stadt ein Stein- und Aſchenhaufen worden, das Land aber faſt gänzlich verheeret iſt.

Nächſtens wollen wir auſſer dem itzigen Anblicke der brennenden Stadt, auch den Grundriß der abgebrannten unſern Leſern mittheilen.

VII.

Ode über den gegenwärtigen Krieg.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. *)

Ich höre Wetter um mich her,
Es rauſcht im Thal und von Gebirgen,
Ein Heer von Mordern iſts, ſucht Menſchen zum erwürgen,
Und überſchwemmt die Felder, als ein Meer.
Sie ſchlachten Chriſten in dem Lohne,
Aus ihrer Rüſtung droht Zerſtörung, Raub und Brand,
Und mit dem Blitz, mit des Verderbers Sohne,
Spielt ihre kühne Hand.

Wo frißt die Wuth des Feuers nicht?
Wo ſieht man keine Waffen blinken?
Ihr denkt, wann ſie das Blut in ganzen Strömen trinken,
Ihr Rücken ſey der Hoffnung Angeſicht?
Nein! weichen etwa Schwert und Feuer,
So folgt Verzweiflung erſt, dann Hunger, als ihr Freund;
Der ſchrecklicher, als jedes Ungeheuer,
Aus den Gerippen weint.

Wenn

*) S. die 656 S. des voriges Jahres in unſerm Neueſten.

Wenn der Soldat zu Felde zieht,
So ſtraft er nur, wie Wetter ſtrafen.
Der Prinz giebt ihm den Wink, und ſein Geſetz die Waffen,
Woran ſein Blick den Glanz der Ehre ſieht.
Die Kriege, welche Fürſten führen,
Eröffnen ihm die Bahn, worauf man Lorbern findt;
Der ſchönſte Kranz ſoll ſeine Scheitel zieren;
Er hat es wohl verdient.

Ihr aber, Götzen dieſer Zeit!
Ich frage, trotz dem Stolz der Kronen!
Die ihr Eroberer von ganzen Nationen,
Wo nicht ſo viel, als ihre Henker ſeyd!
Ihr wollt die Menſchlichkeit verbannen,
Weil euer Uebermuth die Schranken nimmer kennt;
Ihr habt zum Krieg, als grauſame Tyrannen,
Das Feuer angezündt.

Iſt Nero durſtiger nach Blut?
Er legt in alte Mauren Feuer,
Rom nennt es dennoch toll, und ihn ein Ungeheuer,
Und wird zugleich ein Opfer ſeiner Wuth:
Ihr aber brennt die Welt zuſammen!
Wann euer taubes Ohr noch keinen Frieden hört:
So ſagt mir denn! ſagt, was für einen Namen
Sind eure Thaten werth?

Seht den verjagten Bürger an,
Er flieht, und ihn verfolgt das Schrecken;
Er irrt, und kann ſich kaum in fremden Höhlen decken,
Die die Natur aus Mitleid aufgethan.
Legt ſo viel Jammer auf die Wage,
Und macht den leeren Raum mit ſeinen Thränen voll,
Und lernt, ob hier ein Lorber Früchte trage,
Die man ſich wünſchen ſoll?

Doch hat Euch ein geheimer Zug,
Dem Eigensinn sich zu verschreiben,
Um aus verdammter Lust die Menschen aufzureiben;
Was zaudert ihr? Das Schwert ist nicht genug!
Streut hinter Gift nach euren Fahnen,
Und donnt die Pestilenz, daß sie zu Felde zieht;
So habt ihr bald den Tod zum Unterthanen,
Und Gräber zum Gebieth.

Wann ihr das Laster zittern macht,
Und Mörder noch Verbrechen rächet,
Wann ihr bey Tropfen Bluts ein schnelles Urtheil sprechet,
Das Schand und Qual zum Scheusal ausgedacht;
Wer straft denn euch, Europens Mörder?
Da man die Scham nicht mehr auf euren Stirnen liest,
Und doch das Blut vom Blitze blanker Schwerter
In ganzen Strömen fließt!

Erkläret mir, was seyd ihr dann!
Nichts, als der Verfall der Provinzen,
Erschafft ein Königreich, und macht ein Glied zum Prinzen,
Und zieht ihr Recht ihm mit dem Purpur an.
Der König ist ein Kind vom Staube;
Und eben dieser Koth, des Bürgers Element.
Meynt ihr, daß euch die Völker sich zum Raube,
Zum Untergang gekrönt?

Nein! suchte sie sonst nichts, die Welt;
Als Dolche sich ins Herz zu stoßen;
Sie brauchte keinen Thron, und kein Gesetz der Großen,
Das nur den Stab für die Verbrecher hält.
Sie waren frey, die Nationen;
Sind Gräber nur ihr Wunsch? der Zweck ist bald erreicht,
Und ohne daß der Wurm am Fuß der Thronen
Um sein Verderben kreucht.

Zählt einmal die Monarchen, zählt,
Die an Europens Ruder sitzen!
Laßt Zwölfe weise seyn, laßt sie die Tugend schützen,
So ist dieß Reich ein Eden dieser Welt.
Die Mordsucht aber wird zum Ringe:
Sie kämpfen, wer zuletzt, vom Bürgerblute voll,
Im künftigen gemeinen Untergange
Den Nachruhm haben soll.

Kennt Gnade, kennt Gerechtigkeit,
Ihr Urbild in der Herrscher Händen?
Mit Eiden scherzt man ja, der Neid frißt ihre Lenden,
Und speyt sein Gift an jedes Purpurkleid.
Die Schriften zeugen, was sie gelten:
Worinn auf jedem Blatt sich bald Verachtung findt;
Bald Furcht versteckt, bald Könige sich schelten,
Die doch Gesalbte sind.

Die Lust zu kränken wird nicht satt,
Als wann es Noth und Schwäche fodern;
Wo doch die Flammen nur gewiß nicht länger lodern,
Bis ihre Gluth den neuen Zunder hat.
Wie durch die Sammlung vieler Dünste,
Ein Wetter nach der Zeit die Wirkung doppelt thut;
So tragen sie die Larve falscher Künste,
Wann ihre Sense ruht.

Um welchen Apfel ist der Streit?
Ihr herrschet über ganze Zonen:
Kann denn die Ströme Bluts ein schlechtes Dorf belohnen,
Das ihr vielleicht am Ende reicher seyd?
Verachtungswürdiges Beginnen!
Es liegt ein Räthsel noch in deiner Raserey,
Wann wir sie dumm, wann wir sie grausam nennen,
Was sie am meisten sey?

Erhebe nur Tapferkeit und Geist,
Erhebt Geschicklichkeit und Ehre,
Vergrößert ihren Werth bis zu der ersten Sphäre;
Es ist umsonst, daß ihr sie Thaten heißt!
O! fragt des Weisen scharfe Blicke,
Woran man die Gestalt der ächten Helden kennt?
Und was sein Ernst nur lose Meisterstücke
Der Ungeheuer nennt?

Ihr Häuchler! die ihr euch erfrecht,
Die Lügen bis zur Kunst zu treiben,
Und in der Götter Zahl Tyrannen einzuschreiben,
Die Ruthen sind vom menschlichen Geschlecht!
Ist dieser Frevel ein Verbrechen:
Warum wendt die Natur nicht ihre Wunder an;
Daß ich den Gräul verruchter Hälse rächen,
Und sie ersticken kann!

Was? was ein Landverderber thut,
Soll Säulen zu Tropheen geben?
Er bringt die Völker um, und raubt des Bürgers Leben,
Der sonst nichts hat, als eine Hand voll Blut!
Still, niederträchtige Sirenen!
Ein Held, ihr Schmäuchler! hörts, ein Held ist auch ein Christ,
Da kann kein Ruhm, da kann kein Lorber grünen,
Wo keine Tugend ist.

Vielleicht daß hier mein Eifer irrt,
Und die Gestalt der schönen Siege
Durch meine Hitze nur, durch schreckenvolle Züge
So fürchterlich, so menschenfeindlich wird?
Der Krieg ist älter, als die Tage;
Vielleicht erheischt die Noth, was uns ein Uebel scheint:
Der Mensch kann nichts, als daß er eine Plage,
Die nöthig ist, beweint.

Nein! keine Geißel trifft die Welt,
Ein Weiser kann dem Streich entgehen:
Ein Wetter läßt den Blitz am Horizonte ſehen,
Eh noch ſein Keil auf unſre Scheitel fällt.
Wann Könige zu Felde liegen,
So rechten ſie mit Blut vom menſchlichen Geſchlecht;
Ein Theil davon hat oft ein Recht zu kriegen,
Oft hat auch keiner recht.

Fällt euer Unrecht ins Geſicht:
Was greift die Kühnheit denn zum Degen?
Und zieht am hellen Tag der Billigkeit entgegen,
Und ſcheut das Aug der halben Erde nicht?
Sind eure Rechte noch im Streite;
So ſchleppet Opfer her, und blaſet zu der Schlacht!
Und ſagt mir denn, ob Unſchuld, Blut und Beute
Den Knoten locker macht?

Der Wilden Durſt nach Menſchenblut
Iſt euch ein Gräul im Reich der Sitten,
Und doch zu zahm zu dem, was jetzt in deutſchen Hütten
Das Laſter wagt, und was die Schande thut.
Der Ruhm des Vorzugs wird euch bleiben;
Allein der Unterſchied, den die Vergleichung ſetzt,
Iſt nur die Kunſt, ein Manifeſt zu ſchreiben,
Eh ihr den Degen wetzt.

Sie freſſen den erlegten Feind,
Sie wechſeln Grauſamkeit und Freude:
Ihr aber ſteckt den Stahl mit Ehren in die Scheide;
So bald der Tod aus ſeiner Wunde ſcheint.
Doch iſt er einmal ohne Leben,
So fühlt der Rumpf ſo viel, wann ihn der Wilde frißt,
Als wann ſein Staub, der kühlen Gruft gegeben,
Ein Fraß der Würmer iſt.

Dofern nur nach ſo mancher Schlacht
Der Bürger wieder eine Stätte,
Das Vaterland die Ruh, das Reich den Frieden hätte;
So wäre doch der Deutſchen Glück gemacht.
Wem ſoll Europa Palmen geben?
Und wer hat ſich verdient um die gemeine Noth?
Was iſt die Frucht? Soldaten ohne Leben,
Und Volker ohne Brodt.

Die alten Schätze ſind verpraßt,
Die Wünſche räuberiſcher Klauen;
Den Schweiß des Angeſichts, von dem die Furchen thauen,
Hat die Gewalt des Kriegers aufgefaßt.
Und wer erſetzt den Schaden wieder,
Der auch die letzte Kraft aus den Gebeinen ſaugt?
Der Bürger hat für Kinder oder Brüder
Den Tod damit gekauft.

Sprich, ſchöne Staatskunſt! was du biſt,
Wie tief, erfindſam und erhaben?
Nur ſchade, daß ein Kopf von ſo viel Geiſt und Gaben,
Nicht fruchtbarer, als unbegreiflich iſt!
Wo iſt die Wirkung deiner Höhe?
Was hat dem Völkerrecht am Menſchen ausgericht?
Das, daß ich ihn zwar laſterhafter ſehe,
Beglückter aber nicht.

Verlaſſet euch auf einen Bund;
So unterzeichnet ihn die Lüge:
Die Falſchheit ſchraubt den Sinn, der Trug leiht ihre Züge,
Die Furcht thut ihn den fremden Staaten kund.
Allein die Schwüre ſind verlohren;
Wo iſt das Heiligthum? gebrochen, neu gemacht,
Und ja ſo bald vergeſſen, als beſchworen:
Wie Träume von der Nacht.

Sagt, ob ihr eine Hoffnung seht?
Der ferne, zweifelhafte Frieden
Macht Freunde der Geduld, das Reich der Seufzer müde,
Dem schon der Schlamm bis an die Seele geht:
So lang auf seinem Rittergute
Der Zwerg noch seinen Trotz vor einem Riesen thürmt;
Und ein Tyrann aus Geiz und Uebermuthe,
Noch gar den Himmel stürmt.

Die Macht giebt keine Sicherheit,
Weil jeder Staat beglückter Provinzen
Die wachsende Gewalt eroberter Provinzen,
Den neuen Zaum des starken Nachbars scheut.
Die Furcht giebt dem Verdacht Gehöre,
Der Argwohn zeugt den Haß; und die Erfahrung lehrt,
Daß jeder Sieg die Zahl der Neider mehre,
Der seine Macht vermehrt.

Persepolis scheut niemand mehr,
Der Schutt zeigt kaum noch ihre Scherben:
Sie predigt von der Sucht, woran die Staaten sterben,
Oft kömmt ihr Fall von ihrer Größe her.
Die Schwäche dient oft sich zum Glücke,
An kleinen Sträuchen zieht der Wind gelinder hin:
Und Lucca sieht ein sanfteres Geschicke,
Als Dresden und Berlin.

Als vormals Rom die Völker schlug,
Sah es der Ewigkeit entgegen;
Indem sein eisern Herz den unverzagten Degen.
Dem Tanais bis ans Gestade trug.
Allein wo ist der alte Schimmer?
Wie oft hat nicht der Raub das Capitol verheert?
Bis endlich kaum ein Rest geringer Trümmer
Noch seinen Scepter ehrt.

auch keinen Klagefall zu ſich, es ſey denn, daß es vermöge eines ausgelaſſenen Vorworts geſchehe, als, was lachſt du? Was weineſt du? D. i. um was weineſt du? Wenn die Lateiner oder Griechen einen doppelten Klagefall bey einem Zeitworte, das auf einen doppelten Gegenwurf zielet, ſetzen: So geſchieht es gemeiniglich vermöge eines ausgelaſſenen Vorworts. Da aber ſolche Auslaſſung bey den Deutſchen nicht gebräuchlich iſt, wie viele Exempel anzeigen: So muß ich nach den mehreſten Exempeln, die Art der deutſchen Sprache, und die wenigen dawieder vorkommenden Exempel beurtheilen, als Γάλα ὑμᾶς ἐπότισα, ich habe euch mit Milch getränket. Ἐξέδυσαν αὐτος χλαμυδα, ſie zogen ihm den Mantel aus: Quid me iuuat, was hilft es mir: Hoc te hortor, dazu ermahne ich dich: Duxit vxorem Annam, er hat Annen zur Frau genommen: Praeſta te virum, beweiſe dich als einen Mann: Iudico te hoſtem, ich achte dich für einen Feind: Quem librum quaeris, was ſuchſt du für ein Buch. In dieſen Redensarten möchte ein doppelter Klagefall ſtatt finden: Was mich betrifft: Ich höre die Lerche ſingen, ich höre ihn reden ꝛc. Sonſten braucht man den Kagefall auch auf die Fragen, wie hoch, lang, breit, viel, alt? Und bey einigen Vorwörtern, welche ſonderlich eine Bewegung zum andern Orte anzeigen.

§. 58. Der Gebefall wird gebrauchet, wenn bey dem Zeitworte noch eine Perſon oder Sache ſtehen ſoll, welcher zum Beſten, zum Gefallen oder zum Schaden etwas geſchicht oder geſchehen iſt, auf die Frage, wem, wozu, wofür, worauf? Bey einigen

So hemmt das Schickſal einen Lauf,
Es ſpielt mit Kunſt und Heldenthaten;
Das Schwert frißt nach und nach den Reichthum großer Staaten,
Als wie das Mark von kleinen Ländern auf.
So müſſen Sieger und Vaſallen,
Die ſchon im Staube ſind, und noch die Wänſte blähn,
Bald oder ſpät zuletzt zuſammen fallen,
Und ſelbſt zu Grabe gehn.

Des Vaters Mordſucht erbt der Sohn;
Seit Menſchen, wie die Thiere, ſtreiten,
Stehn tauſend Schlachten ſchon im grauen Buch der Zeiten,
Saat, aber doch, was hat die Welt davon?
Der Sterbliche folgt einem Rufe,
Womit ihn die Natur zum Weg der Wohlfahrt zieht;
Sagt, ob er jetzt auch nur um eine Stufe,
Sein Glück genähert ſieht?

Wie ſich die Menſchlichkeit verhüllt!
Sie bebt, und ringt die holden Hände:
Ob ſie den ſanften Troſt nicht in den Seufzern fände,
Womit ihr Schmerz die weiten Lüfte füllt?
Sie weint: Wer rettet mein Geſchlechte?
Wer hilft der Hoffnung auf, die ſchon das Grab erblickt?
Ihr, Könige! gehorchet nur dem Rechte,
So iſt die Welt beglückt.

Wer dieſe Pflichten nicht verehrt,
Kann ſich kein Ehrenmaal verſprechen;
Thut Thaten, wie ihr wollt; doch ſind ſie noch Verbrechen,
So lang ihr nicht den Wunſch der Bürger hört.
Sie fodern keine fremde Staaten!
Verſchwendet um den Sieg nicht ſo viel Blut und Müh;
Sie fodern zwar; doch weder Ruhm noch Thaten;
Den Frieden fodern ſie!

War Numa nicht voll Glück und Ruhm!
Und Salomon ein Fürſt der Prinzen?
Der Zaun von einer Stadt beſchloß dort Roms Provinzen,
Und Iſrael war nie ein Kaiſerthum.
Der Frieden macht aus Menſchen Götter,
Macht Helden, die man kaum im Zelte größer findt.
Der Oelbaum hat gewiß ſo ſchöne Blätter,
Als an dem Lorber ſind.

Die Zukunft wird einmal die Nacht
Des wilden Vorurtheils verbannen;
Als hätt' uns Sterblichen der Schöpfer, wie Tyrannen,
Zu unſrer Qual das Leben ausgedacht.
Die Zeit wird noch den Tag erwecken,
Worinn man Menſchenblut, als Heiligthümer, ſchont;
Und nur ein Herz, ein thieriſch Herz erſchrecken,
In dem die Mordſucht wohnt.

Europa fängt ſchon glücklich an,
Den Werth der Künſte zu empfinden;
Einſt wird man mehr Geſetz in bloßen Sitten finden,
Als jetzt der Ernſt der Strafe zäumen kann.
Dann wird ſich erſt ein König ſchämen,
Wann er den kühnen Spruch der Philoſophen hört;
Und keinen Satz zu ſeinem Maaßſtab nehmen,
Als den die Weisheit lehrt.

Sind nicht Venedig, Rom und Bern,
Zur Ruhe, Ruhm und Glück gekommen?
Der Pfad der Tugend iſt der Weg, den ſie genommen;
Und Lieblinge belohnt die Tugend gern.
O Städte! ſtrebt nach gleichen Ehren,
Wien, London und Paris, wann euch das Beyſpiel rührt,
Wird auch für euch der Lorberkranz gehören,
Der Eure Schweſtern ziert.

Nun iſts genug, erzürntes Lied,
Daß Laſter meine Pitſche fühlen!
O Friede, dir kann ich dein Loblied nimmer ſpielen,
Du biſt zu ſchön, und meine Harfe müd.
Allein durchdringe die Gemüther,
So wie dein göttlich Bild in ſanften Zügen ſtralt;
Und ſchenke nur den Menſchen deine Güter,
So biſt du ſchon gemalt.

O Ludwig, o Thereſia!
Ihr ſeyd der Tugend Meiſterſtücke!
O werfet einen Blick auf meinen Wunſch zurücke,
Fraat euer Herz, es will den Frieden ja!
Ihr könnet Deutſchland noch erretten;
O pflanzet euren Bund der ſpäten Nachwelt ein,
Und ſchmiedet nur Europa keine Ketten;
So wird es glücklich ſeyn.

Stotzingen,
bey Ulm.

M. Balth. Haug, V.D.M.
Poeta Cæſ. Laur.

VIII.

Memoria Philippi Melanchthonis,

finito poſt ejus obitum Seculo ſecundo, in ſolenni Doctorum Philoſophiæ Promotione. D. XXX. Aprilis MDCCLX. Auctoritate Ordinis Philoſophici Wittebergenſis celebrata, quum Decanus eſſet Jo. Dan. Titius, Math. inter. Prof. Ord. Coll. Philoſ. h. t. Prodecanus. Lipſiæ apud Hæredes Lankiſios. 1760. in 4.

Endlich

Endlich haben wir auch das Andenken Philipp Melanchthons von der wittenbergiſchen Univerſität, in einer völligen Sammlung zu leſen bekommen. Der Hr. Prof. Titius, der eben damals, als Dechant der lobl. philoſophiſchen Facultät, der vornehmſte Urheber dieſer Ehrenbezeugungen geweſen, liefert uns dieſe Gedächtnißſchriften, des unſterblichen allgemeinen Lehrers von Deutſchland. In der Vorrede erzählet der Hr. Prof. die übrigen Ehrenmäler, ſo dieſem großen Manne von andern Gelehrten aufgerichtet worden. Unſer Hr. D. Stemmler, Hr. Prof. Gottſched, mit ſeinen drey aufgeſtellten Rednern, und Hr. Prof. Böhm ſtehen darunter von unſrer hohen Schule oben an. Es folgen Hr. D. Hofmann aus Tübingen, Hr. Paſtor Hug, zu Stoßingen, Hr. Rector Miller zu Ulm, Herr Prof. Reichel zu Nürnberg, Herr Director Baumeiſter zu Görlitz, und Hr. M. Schwarz, Rector zu Grimma; welche in unſern Gegenden bekannt geworden.

Die erſte dieſer Schriften iſt des Hrn. Prof. Cruſius, Lehrers der Beredſamkeit zu Wittenberg, Einladungsſchrift, zu einer von einem Candidaten des Magiſterii Hrn. Benj. Gottl. Laur. Boden, zu haltenden Rede. Dieſer gelehrte Mann rettet hier den theuern Melanchthon gegen allerley Beſchuldigungen, die ihm damals gemachet worden: der Candidat aber hat in einem lateiniſchen Gedichte bey der Promotion gezeiget, daß Melanchthon gegen die Barbarey ſeiner Zeiten nicht gelinde geweſen. Vorgedachter Hr. Prof. Cruſius hat bey eben dieſer Promotion, in der allda gewöhnlichen Empfehlung der Candidaten an das Haupt der Facultät, unterſuchet: woher es komme, daß die höchſte Würde der Philoſophie, nicht mehr, wie bey den andern Facultäten die Doctorwürde, ſondern die Magiſterwürde genennet

wird?

wird? Er zeiget darinn aus Alcuins Briefen, daß die von Karln dem Großen zu Paris gestiftete gelehrte Gesellschaft, *einer heutigen Akademie* der Wissenschaften ganz ähnlich gewesen, und aus lauter Lehrern der philosophischen Wissenschaften und freyen Künste bestanden habe; darunter die Lehrer der Sprachkunst Doctores Grammatici genennet werden. Magister aber bedeutete damals eben soviel als Doctor, u. s. w.

Hierauf folget Hrn. Prof. Titii, als damaligen Dechanten der löbl. philosoph. Facult Antwort darauf. Er bestätiget die obige Meynung, daß allerdings ein promovirter Philosoph, billig ein Doctor der Philosophie, mit gleichem Rechte als die obern Facultäten, heißen könne. Er führet dabey eine Abhandlung Phil. Melanchthons an, der den Ursprung der akademischen Titel gründlich untersuchet hat. Er führet auch aus den wittenbergischen Facultätsacten Beweise an, daß 1510, 1515. u. s. f. Die Magister Doctores Philosophiæ und L. L. A. A. Magistri genennet werden: vieler andern Gründe zu geschweigen.

Nun kömmt eben des Hrn. Prof. Titius Rede, darinn er von den Verdiensten Melanchthons um die Naturkunde, und Mathematik handelt; ferner ein Fragment aus des Hrn. Prof. Bosens Commendation, oder Empfehlung der Candidaten, an den Promotor. Er besingt darinn den Fabius Cunctator, als den Besieger Hannibals: aber gleich nach dem Vortrage heißt es: (propter hominum, loci, & temporis injuriam desunt permulta) welche Worte uns einen Schlüssel zu vielem abgeben werden, das wir im folgenden Stücke beybringen wollen. Hierauf folget abermal des Decanus Antwort, und die Promotion selbst, darinn XXV. Doctores Philosophiæ und L. L. A. A. Magistri creiret werden.

Wir müssen der Kürze wegen die übrigen Schriften mit Stillschweigen übergehen: worunter noch Hrn. Prof. Sperbachs Rede, und die kurzen Leben aller neuen Magister vorkommen. Den Schluß machet Hrn. M. Bosens öffentlich gehaltene deutsche Rede auf den Melanchthon, und die dabey musicirte deutsche Cantata. Die ganze Sammlung ist werth gelesen zu werden.

Ende des Lenzmonds 1751.

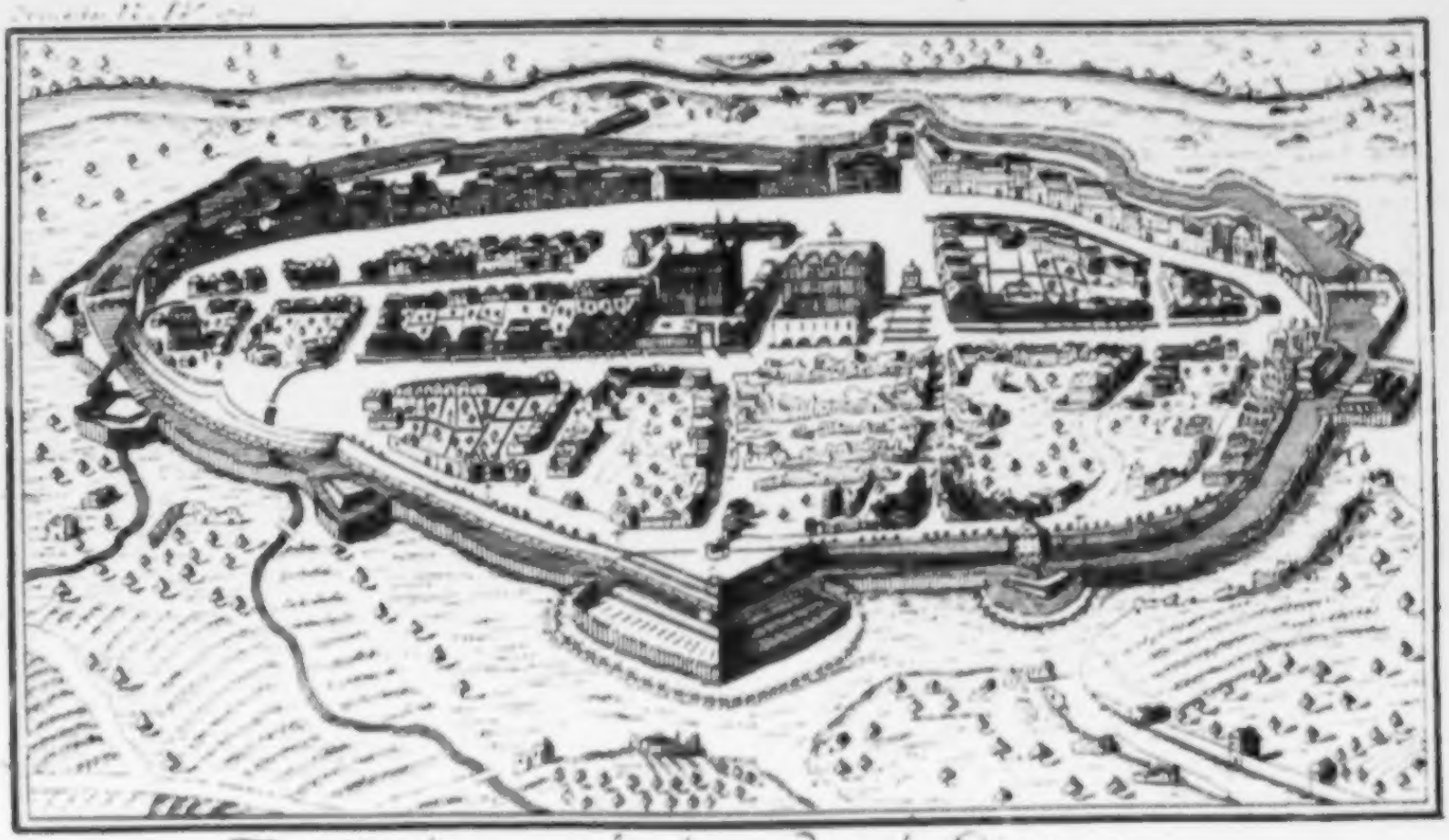

Wittenberg nach der Bombardierung

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Froſchmäuſeler II. Th. 7. Cap.

Aber den Fried kan niemands machen,
Es rath denn Gott ſelber zu'n Sachen;
Und was der Krieg für Jammer einführt,
Kein Creatur ausſprechen wird.

Oſtermond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IV. 1761.

Inhalt.

I. Schenkels Ode auf den erhabenen Friedrichstag.

II. Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions, & Belles Lettres &c.

III. Ankündigung einer deutſchen Geſellſchaft in Wien.

IV. Choix Litteraire. Tom. V.

V. Hrn. Hofrath Trillers Wittenberg im Feuer der Belagerung.

VI. Relation de la Maladie, de la Confeſſion, de la Fin de Mr. de Voltaire &c. par Mr. Dubois.

VII. Hrn. D. Hommels Dankſagung an einige Gelehrte.

I.

Den erhabenen Friedrichstag beſang,

in Gegenwart Durchlauchtigſter Perſonen,
den 5ten März in der gottſchediſchen Rednergeſellſchaft Johann Salomon Schenkel.
Leipzig 1761.

Ode.

VIRGIL. AENEID.
O paſſi graviora! dabit Deus his quoque finem.

Wie reizend winkt uns dieſer Tag,
Die beſten Wünſche zu vereinen?
Wünſcht Sachſen! daß er künftig mag
Mit Frieden ausgeſchmückt erſcheinen!
Kein Lärm, kein kriegriſch Feldgeſchrey
Macht uns bey dieſer Feyer ſcheu;
Was uns betrübt, ſey heut vergeſſen!
Denn jenes heitre Freudenlicht
Aus Friedrich Chriſtians Angeſicht,
Befiehlt uns, Seine Huld nach Würden zu ermeſſen.

gen Zeitwörtern ſtehet in unſerer Sprache dafür der Zeugefall, als ſchone meiner, befleißige dich des Rechts, wir gewohnen des Unglücks. Einige Vorwörter erfordern bey einigen Völkern auch dieſen Fall. Zweene Gebefälle ſtehen gleichfalls im Deutſchen nicht bey einem Zeitworte: Sondern man braucht für den einen entweder den Nennfall oder ein Vorwort, als: Es iſt mir eine Ehre, oder es gereicht mir zur Ehre: Ich rechne es mir für eine Schande. Daß aber, was dieſen Fall betrifft, eine Sprache von der andern öfters abweichet, und man unter uns Deutſchen noch zuweilen einen Unterſcheid u. eine Ungewißheit merket: Das kommt daher, daß einer die Sache anders anſiehet und ordnet, als der andere, andere Wörter gebraucht, die Sache unrecht überſetzt, manches übel eingeführet worden, wie die oben angeführten Exempel beweiſen. Manchmal kan alſo beydes, der Gebefall und noch ein anderer ſtatt finden, nach dem man die Sache anſiehet. Dieſe bemeldeten Abfälle machen nebſt dem Zeitworte einen kurzen Satz oder Ausſpruch aus. Die andern Umſtände werden durch die andern Fälle angedeutet, welche entweder ausdrücklich geſetzte, oder darunter verſtandene Vorwörter erfordern. Die Vorwörter nehmen theils einen Klage- theils einen Gebe- theils einen Zeuge- theils einen Nehmefall zu ſich.

§. 59. Der Nehmefall wird mit oder (in Eile zuweilen, ſonderlich bey uns) ohne Vorwort geſetzet, auf die Frage, wie, womit, wodurch, woraus, woran, worinn, wie theuer, warum, wozu ꝛc. und zeiget die Umſtände an. Auf die Fragen, wenn oder in welcher

Wie? darf ich mich der Hoheit nahn,
Und unſers Friedrichs Feſt beſingen?
Verwägen tret ich dieſe Bahn,
Und fühle ſchon die matten Schwingen!
Ach! hörte mir Gott Mars nicht zu:
So wollt ich jene ſtille Ruh,
Die unſer Land umfloß, beſchreiben:
Dann wär für unſre treue Bruſt
Der Friedrichstag die größte Luſt,
Wenn nur der heiße Wunſch könnt ungeſtöret bleiben!

O welche Zukunft nimmt mich ein!
Mich reißen fürchterliche Blicke,
Die wahrlich kaum zu ſchildern ſeyn,
In des Vergangnen Feld zurücke.
Es zeichnet ſchon zum fünftenmal
Der Mordgewehre ſcharfer Stahl,
Den Dir geweihten Tag, mit Blute!
Dein Sachſen, das ſo ruhig ſaß,
Sein Glück aus Deiner Miene las,
Liegt itzt geſchleift, zerſtört, u. ganz erſchöpft an Muthe.

Die Zagheit überwand uns bald,
Als wir den Strom von Kriegern ſahen.
Die Theurung wollte mit Gewalt
Ihr hageres Geſicht uns nahen.
Sie füllte ſchon ſo manches Haus:
Das Armuth rief: nun iſt es aus!
Der Hunger wird uns bald bezwingen.
Denn ehe noch der Ackersmann
Sein Feld von neuem pflügen kann,
Iſt Tenn und Scheure leer, was wird die Zukunft bringen?

Ein

Ein Vater wars, der von uns wich,
Den weder Recht noch Sanftmuth ſchützte,
So bald an Sachſens Himmelsſtrich
Das aufgethürmte Wetter blitzte.
Bethränt wich er aus ſeiner Chur;
Die Liebe zeichnete die Spur,
So wie man ſie bey Vätern ſchätzet.
Sein Volk ſah Ihm mit Wehmuth nach,
Durch deſſen Blick die Zähre brach,
Um Den es noch bis itzt die blaſſen Wangen netzet.

O könnte mir des Dichters Geiſt
Der Trojens Fall beweint, hier dienen!
Denn was mir Kraft und Muth entreißt,
Sind Meißens traurige Ruinen.
Hier führt das Schwert den blutgen Kampf;
Dort ſchmaucht der Städte Flor im Dampf;
Hier ſchleicht verborgnes Gift der Seuchen:
Dort glimmt ein ander Ungemach,
Hier reiſt ein neuer Jammer nach;
Die Hälfte deines Volks, o Sachſen! ſind ſchon Leichen!

Seit Zittaus Hand im Schutte wühlt,
Hat manche Stadt ihr Loos getroffen;
Die Wuth, die ſich an ihr gekühlt,
Hieß uns ein baldigs Ende hoffen.
Ihr Helfer, der ihr Schutzgeiſt hieß,
Stritt, bis ihr Dränger ſie verließ,
Um ihr die Freyheit zu erwerben.
Allein mich ſchreckt ihr düſtres Wohl,
Am Abend färbte ſchon den Pol
Der Flamme trüber Schein, ein glüendes Verderben!

Dieß Schrecken war noch Kinderſpiel;
Der Freundinn Heer, das von Gebirgen
Mit Macht auf Sachſens Treiber fiel,
Wich nicht zurück, troß Brand und Würgen.
Bald ſiegte dieß, bald jenes Heer:
Doch Meißens Joch blieb immer ſchwer,
So ſehr man die Befreyung glaubte;
So beug ſich einſt der Römer Hals,
Vorm ſcharfen Schwert des Hannibals;
Bis der ſich ſelbſt den Ruhm erkämpfter Lorbern raubte.

Der Segen, den des Bürgers Fleiß,
Mit Muh von Jahr zu Jahr errungen;
Sein Hab und Gut, ſein ſaurer Schweiß,
Ward ihm noch immer abgedrungen.
Ich ſeh vor mir ein Labyrinth,
Darum ein Strom von Thränen rinnt,
Die die gedrückte Nothdurft weinet:
Und ob ſie ſeufzet, ringt und fleht,
Und da und dort nach Lindrung geht; (net.
So ſeufzt ſie nur umſonſt, weil nirgends Troſt erſchei-

Es blieb uns noch der halbe Troſt,
So lang uns Friedrich noch beglückte;
War gleich das Schickſal ſehr erboßt,
Wenn Der nur liebreich auf uns blickte.
In Seinem Daſeyn ward uns faſt,
Die unerträglich ſchwere Laſt
Noch mehr, als um die Hälfte leichte.
Selbſt Dresdens vorigen Ruin,
So ſchrecklich er im Anfang ſchien, (reichte.
Bezwang Sein goldner Mund, daß er ſein End er-

O daß

O daß ich doch itzt ſingen ſoll,
Wie Gott der Elbſtadt Ruh verkürzet;
Ein Unglück, das gleich Strömen quoll,
Womit ins Meer die Donau ſtürzet!
Wie fühlte da Dein banges Herz,
O Churprinz! noch den erſten Schmerz,
Die Schrecken, die den Sinn zerrütten.
Doch drohte bald ein härtrer Zwang,
Dir Grauſen, Tod und Untergang:
So tobt die Flamme nicht, wenn Aetnens Schlünde wüthen!

So hat, dort wo der Tagus brauſt,
Wo Kunſt und Stärke nichts vermochte;
Des Abgrunds Wuth wohl kaum geſauſt,
Der Liſſabons Verheerung kochte.
Da half kein Laufen, keine Flucht,
Was hilfts auch, wenn man Rettung ſucht,
Wo Thürme ſamt Palläſten ſtürzen?
Hier iſt die Müh umſonſt gethan,
Der Freund faßt den vergebens an,
Dem tauſend Schrecken drohn, das Leben zu verkürzen.

Doch welcher Vorhang öffnet ſich?
Zurück ihr traurigen Gefilde!
Ihr ſeyd mir heut zu fürchterlich,
Ich ſeh den Tag im ſchönern Bilde.
Auf Sachſen! Friedrichs Erb und Theil,
Die Vorſicht wirkt ja lauter Heil,
Auch mitten unter Kümmerniſſen:
So ſtark der Donner auch erklang,
Der von dem Norden auf uns drang,
So häufig ließ uns auch der Himmel Segen flieſſen.

Gott, welcher überſchwänglich iſt,
Der uns zum Heil, und ſich zum Preiſe,
Die Himmel mit der Spanne mißt,
Schafft Rath auf wunderbare Weiſe.
Des Landmanns Fleiß und Wirkſamkeit
Dient ganzen Völkern zu der Zeit,
Wenn Mars das Feld mit Leichen decket.
Die Flur von ſchwüler Luft gedrückt,
Wird von dem Thau nicht ſo erquickt,
Als da der Vorrath that, der in den Scheuren ſtecket.

Gott blieb noch ferner unſer Hort:
Wir ſahn Aegyptens reiche Jahre;
Die vollen Saaten wuchſen fort,
Erſtaunen drang durch Silberhaare.
Das Feld, das Stein und Kieß beſchwert,
Das keinen Pflüger kaum ernährt,
Trug jährlich hundertfältig Früchte.
Der Baum, der längſt die Axt verdient,
Kriegt neuen Saft, ſchlägt aus und grünt,
Und aller Menſchen Furcht wird wunderbar zunichte.

Sieh rings umher, bedrängtes Land!
Schau dort der Feinde dürre Fluren;
Hier deines Schöpfers Segenshand,
Und ſeiner Güte helde Spuren.
Es überzeucht dich zwar ein Heer,
Ja Völker, wie der Sand am Meer,
Erweckten dir viel tauſend Sorgen:
Getroſt! dein Flor wird nicht vergehn,
Vergnügt mußt du mir zugeſtehn:
Es unterſtützt dich Gott mit jedem neuen Morgen.

Der

Der ſtarken Handlung reich Gewerb,
Das dir entfernte Länder ſchicken,
Erleichtert dir den Kriegsverderb,
Und läßt dein Mark nicht ganz erſticken.
Auch hier zeigt Gottes Vorſicht an,
Daß aus dem fürchterlichſten Plan
Für dich ein neues Wohlſeyn keimet:
Denn wenn der Krieger Fauſt erhitzt
Durch Stahl und Erz auf Staaten blitzt,
So hat des Kaufmanns Fracht, der Raubſucht Wuth umzäumet.

Noch hat der holden Muſen Thron,
Dein Pleißathen, ſich noch erhalten;
O möchte nur Bellonens Sohn
Die Herrſchaft länger nicht verwalten!
Wie ſehr wird doch mein Geiſt gekränkt,
Wenn er an das Jahrhundert denkt,
Das Deutſchlands Ruhm noch itzo ſchändet!
Die Helden ſtrebten nur nach Blut:
Die Muſe floh des Kriegers Wuth,
Bis ſich ihr heller Glanz in Finſterniß geendet.

O Zeitpunkt großer Barbarey!
Den uns noch die Geſchichte melden.
Du bleibſt der Nachwelt immer neu,
Zum Vorwurf jener rauhen Helden!
Dein Haß fraß um ſich ohne Ziel,
Der Pindus ward des Kriegers Spiel,
Er ward ſein Feind, und ſein Verſtörer.
So bricht ein Damm mit Furcht und Graus,
In gränzenloſe Fluthen aus, (rer.
Nimt Städt und Dörfer mit und aller Kunſt Verehe-

Die Vorsicht, die für Sachsen wacht,
Umstralt auch seine Fürstenkinder,
Sie riß Sie aus der Unglücksnacht,
Und schützt Sie noch bis itzt nicht minder.
Wie sehr gieng doch Antonia,
Wie sehr uns Friedrich Christian nah,
Und Beyder kostbares Geschlechte!
Ihr wicht der Schwärze der Gefahr,
Die seiner Hauptstadt schrecklich war,
Trotz ihres festen Walls und ihrer Königsrechte!

Land! sieh Prinz Karls unschätzbar Glück,
Der Curlands Herzogthum regieret;
Sieh, wie Er mit erhabnem Blick
Das königliche Churhaus zieret!
Herrscht in Xaveren nicht der Muth
Von Seines Anherrn Heldenblut?
Er zeigt sich als ein Held im Streite!
Die Palmen, die Er häufig brach,
Die folgen auch der Zukunft nach:
Ihr Glanz bleibt jederzeit Sein sicherstes Geleite.

Du selber, abscheuvoller Krieg!
Mußt unsern Gränzen Helden schaffen.
Dort ringt Prinz Alberts Arm nach Sieg,
Hier übt Prinz Clemens sich in Waffen!
Kein Held wird ohne Streit bewährt:
Ein Stahl, der aus der Scheide fährt,
Kann nur der Ehre Palmen streuen!
Wie wird sich doch das treue Land,
Das seine Prinzen tapfer fand,
Einst über Ihren Sieg und Ihr Lorbern freuen!

Der

Der Himmel, der uns hoffen läßt,
Kann unſre Wünſche bald erfüllen!
Gott! laß nicht mehr das Friedrichs-Feſt
Durch krieger'ſchen Dampf verhüllen!
O daß mein Wunſch doch bald geſchäh,
Das Leipzig ſeinen Churprinz ſäh!
Entweicht ihr allzutrüben Zeiten!
Brich an, du längſtgewünſchtes Licht!
Komm Frieden! komm und ſäume nicht!
Es übertrifft dein Werth die größten Herrlichkeiten!

II.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions et Belles Lettres, avec les Memoires de Litterature, tirés des Regiſtres de cette Academie, depuis l'Année 1752. juſques et compris l'année 1754. Tome XXV. à Paris de l'Imprimerie Royale 1759. in 4to.

Wir haben abermal zween Quartbände von den Schriften der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris erhalten: davon wir noch in keiner deutſchen Monathſchrift Auszüge oder Nachrichten geſehen haben. Wir machen den Anfang von der Hiſtorie, die von dreyer Jahre Veränderungen Rechenſchaft giebt.

Der Preis des 1752ſten Jahres war auf die Frage geſetzet: In was für einem Zuſtande die Wiſſen-

Wiſſenſchaften in Frankreich, unter Karls des VIII. und Ludewigs des XII. Regierung geweſen? Da die eingeſandten Abhandlungen der Akademie keine Gnüge thaten, ward eben dieſe Frage auch im 1752ſten Jahre aufgegeben. Indeſſen war auf dieß Jahr auch eine eigene Frage aufgeworfen: welches der Urſprung, die Würde und Vorrechte der romiſchen Ritter geweſen? und was für Aenderungen dieſer Orden, in den verſchiedenen Jahrhunderten der Republik, bis auf Auguſts Zeiten erlitten? Den Preis erhielt Hr. von Beaufort.

Die Materie des Preiſes vom 1754ſten Jahre war die Frage: welches Religionsſyſtem, nach dem Dionyſius von Halikarnaß, den Römern eigen, und von der griechiſchen Mythologie ſehr unterſchieden geweſen? Den Preis erhielt Herr Pontedera, Profeſſor der Hiſtorie und Botanik zu Padua; der ſchon 1739 einmal war gekrönet worden.

Bis hieher hatte die Akademie jährlich nur einen Preis auszutheilen gehabt. Allein der Herr Graf von Caylus, hat nach ſeinem löblichen Eifer für die Wiſſenſchaften, in dieſem Jahre noch einen geſtiftet. Hr. von Bougainville, Secretär der Akademie, eröffnete d. 26. März durch eine Anrede der Verſammlung, daß der Hr. Graf einen Preis von 500 Livres jährlich (irgend 128 bis 130 Thl.) geſtiftet hätte, der in der Martinsverſammlung ertheilet werden ſollte; und dazu die Frage, von der Akademie, allemal aus dem Alterthume genommen werden ſollte; welche Art der gelehrten Erkennt-

kenntniß der Hr. Graf vorzüglich liebet, und glücklich bearbeitet. Hierzu ſollten nun folgende Einſchränkungen dienen.

I. Sollte nicht das Alterthum überhaupt zum Felde dieſer Fragen dienen; in dem alle Erläuterungen der Hiſtorie, Geographie, Chronologie und Philoſophie ausgeſchloſſen wären. Es ſollen alſo eigentlich nur die Materien von denen zum Gottesdienſte, bürgerlichen Regimente, dem Soldatenweſen, und den Künſten alter Völker, Münzen, Aufſchriften, halberhabenen Figuren, Bruſtbildern, Bildſäulen, Gefäßen und andern Ueberbleibſeln, dahin gehören, deren Erklärung einiges Licht in dieſen Sachen anzünden kann. II. Soll man nicht tiefer, als bis ins 3te Jahrhundert herabſteigen. III. Soll die Akademie bey Ertheilung des Preiſes ſchwierig ſeyn, und nicht nur der beſten Ausführung, ſondern auch einer, die gewiß gut iſt, den Preis ertheilen. Endlich IV. ſoll die Akademie die gekrönten Abhandlungen auch drucken laſſen, wenn ein Band derſelben vorräthig ſeyn wird.

Dieſer Vortrag ward mit allem Beyfalle aufgenommen; doch konnte die Akademie ohne königliche Bewilligung nichts annehmen. Sie trug es alſo durch den Miniſter und Staatsſecretär, Hrn. Grafen von Argenſon, Sr. Maj. vor, und erhielt d. 1. Apr. 1754 von Verſailles die erwünſchte Beſtätigung, die dem Hrn. Grafen ſehr rühmlich iſt. Hierauf beſchloß die Akademie, von den ägyptiſchen Alterthümern den Anfang zu machen, und richtete den

Schau-

cher Zeit, stehen die Nennwörter im Deutschen, im Gebe- Klage- und Nehmefall: Am Tage, bey Nacht, des Nachts, Abends, heutiges Tages, welches Tages, des folgenden Tages, meines Erachtens, meines Wissens, an einem Tage, diese Nacht, künftige Woche, dieses Jahr habe ich ꝛc. Die Zeit meines Lebens, nemlich durch, Anfangs oder anfänglich. Wenn es kein schlechter, sondern Hauptumstand, Hauptperson u. d. g. ist: So wird das Vorwort ausdrücklich gesetzet, als wegen, aus, nach, von, an, auf, in, für, vor, mit, durch, wie im Deutschen überhaupt dieselben selten ausgelassen werden.

§. 60. Der Zeugefall ist darum zuletzt verspa-ret worden, weil er zu allen andern Fällen, auch zu einem Zeugefalle gesetzet werden kan. Wir werken sowohl dessen Regierung, als auch Bedeutung. Der natürliche Zeugefall stehet auf die Frage weßen. Der gekünstelte oder außerordentliche, auf die Fragen, was für, welche, woran, worinn, wozu, wovon ꝛc.? Wenn ein Umstand nicht zum Zeitworte gehöret, sondern die Bedeutung des Nennworts recht bestimmet, und damit in Verwandtschaft stehet: So wird dieser Umstand in diesem Falle gesetzet: Der aber zuweilen wohl durch ein Vorwort an das Hauptwort geknüpfet wird. Dieser Fall bindet zwo Ideen zusammen, so daß man wohl ein Wort daraus machen kan, als Bothenlohn, ein Lohn des Bothen. Das Wort, so diesen Fall erfordert, enthält den weitläuftigern, und der Fall selbst, den besonderen Begriff. Bisweilen stehet dieser Fall auch wohl der Kürze halben, an statt des Vorworts mit einem andern Falle bey den Zeitwörtern, als: des rechten Weges ver-

Schaupfennig des Preiſes ſo ein, daß er nicht nur die Zeit und Abſicht der Stiftung; ſondern auch im Abſchnitte den Namen des Gelehrten, der ſich ihn erworben haben würde, enthalten ſollte. So ſieht man dem zu folge, von Bouchardons Zeichnung, einen Lorberkranz, in welchem die Worte ſtehen: Auſpiciis Ludovici XV. Præmium ſolemne, in regia inſcriptionum & humaniorum Litterarum Academia, conſtitutum, An. MDCCLIV. Um den Kranz ſtehen die Worte Promovendo Veterum Monumentorum Studio. Auf der Gegenſeite ſteht eine mit Lorbern gekrönte Muſe, die in einer Hand einen Palmzweig hält, und ſich mit der andern auf einen Grabſtein ſtützet, mit der Beyſchrift: Certamen œcumenicum. Zum Abſchnitte läßt man einen Raum, der zwo bis drey Zeilen Schrift faſſen kann; worein man jährlich den Namen des gekrönten Verfaſſers, mit der Jahrzahl ſeines Stückes, mit dem Grabſtichel einſtechen wird.

Der Hr. Graf Caylus hat eine Art der Malerey wieder entdecket, davon im 35ſten B. des Plinius gedacht wird. Er hat ſelbſt damit ein Gemälde verfertiget, welches er in der öffentlichen Verſammlung 1754 den 12 Nov. der Akademie aufſtellete. Es iſt ſolches die Wachsmalerey, welche auch ein Mitglied der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte, Hr Rath Reiſſtein, damaliger Pagenhofmeiſter zu Caſſel, von ſelbſt erfunden, und in den Schriften gedachter Geſellſchaft beſchrieben hat. Sie heißt die enkauſtiſche Malerey; und

wird

wird übern Feuer gemalet, worinn das Wachs in Fluß geräth.*) Gleichwohl hat dieſe Kunſt mit der Schmelzmalerey (email) keine Aehnlichkeit; wie gleichwohl verſchiedene Ausleger des Plinius geglaubet haben: wie Hr. Graf Caylus, wider den Montjoſieu, und Pater Harduin beweiſt. Er hat ſich der Chymie dabey bedienet, und endlich die erſte Art in Wachs zu malen erfunden. Sein Bild ſtellet ein Bruſtbild der Minerva, aus ſeinem Cabinette vor: und Hr. Vien, ein Hofmaler des Koniges, hat es ausgeführet, und dazu mit Farben geſättigte Wachspaſten gebrauchet; die ſich ſo bequem, als die Oelfarben dazu brauchen laſſen. Unſer deutſcher Landsmann malet eben ſo, indem die metallne Platte, darauf er malet, über einem Kohlfeuer liegt; ſo daß die Wachsgriffel beym Berühren derſelben, ſchmelzen, und ſich verreiben laſſen. Das ſchönſte iſt, daß dieſer ſelbſt ein großer Künſtler in allen Arten der Zeichnung, Miniatur, Paſtell und Oelmalerey iſt; Hr. Graf Caylus aber einen Maler dabey nöthig gehabt hat.

Unter den Mitgliedern der Akademie ſind in obgedachten dreyen Jahren folgende Aenderungen vorgefallen. Hr. Abt Genoz iſt 1752 geſtorben, und

*) Des Plinius Stelle heißt: Encauſto pingendi duo fuiſſe antiquitus genera conſtat, cera, & in ebore, ceſtro, id eſt viriculo; donec claſſes pingi cœpere. Hoc tertium accellit, reſolutis igne ceris, penicillo utendi, quæ picturæ in Navibus, nec ſole, nec ſale, ventoque corrumpitur.

und ſeine Stelle durch den Hrn. von Segrais, einen Reiterhauptmann, und St. Ludewigsritter, erſetzet worden. Im 1753ſten Jahre ward Hr. Duclos zum Veteran erkläret; und Herr von Guignes, der königl. orientaliſche Dolmetſcher, bekam ſeine Stelle. In eben dem Jahre verlohr die Akademie ihren beſtändigen Secretär, Hrn. von Boze, und Hr. Abt Batry bekam die Stelle eines beſoldeten Mitgliedes: der Abt Foucher aber bekam die dadurch erledigte Stelle eines Beyſitzers. Imgleichen ſtarb der Abt Fenel, als Beyſitzer der Akademie, am Ende dieſes Jahres. An ſeine Stelle ernannte die Akademie 1754 den Abt Batteur, königl. Profeſſor. In eben demſelben entriß ihr der Tod den Hrn. Secouſſe, ein beſoldetes Mitglied: und ſeinen Platz erhielt Hr. von der Nauze, ein Beyſitzer; deſſen erledigte Stelle durch Hrn. von Anville, königl. Geographen, beſetzet ward.

Die Auszüge der Schriften der Akademie anlangend: ſo iſt die erſte eine Unterſuchung einer Stelle Herodots, die Pelasger und Hellener betreffend. Griechenland iſt die Wiege der Muſen geweſen: alſo iſt nichts nöthiger, als daſſelbe in ſeinem alten Zuſtande recht kennen zu lernen. Ueber nichts ſind aber die Alterthumskundigen uneiniger, als über die Pelasger. In der That ſind ſie die erſten Einwohner Griechenlands geweſen. Sie beſaßen ſchon vorm Deukalion, Theſſalien: und von daher breiteten ſie ſich überall, und ſo gar bis auf die griechiſchen Inſeln, ja bis nach Aſien und

Italien

Italien aus. Hr. Geinoz hatte 1740 und 43 von ihrem Urſprunge und Zügen gehandelt; und Hr. de la Nauze unternahm es 1751, den Unterſcheid der Pelasger und der Hellener zu unterſuchen. Er zeigete, daß es zwey verſchiedene Völker geweſen; doch ſo, daß ſich die erſtern ſchon vorm trojaniſchen Kriege den Hellenern einverleibet hätten. Die Griechen nahmen erſt nach dieſem Kriege den Namen der Hellener überhaupt an; und die Aeolier, Jonier und Dorier machten die drey Zweige dieſes Volkes aus, die von den Pelasgern unterſchieden waren.

Dieſe beyden Gelehrten nun hatten eine Stelle Herodots angeführet, und verſchiedentlich erkläret. Hr. Gibert, der ſich gefaßt machet, eine neue Ausgabe und Ueberſetzung dieſes Geſchichtſchreibers zu liefern, ſchlägt eine dritte Erklärung vor. Die Stelle ſteht im I. Buche Herodots,*) und er überſetzet ſie ſo. „Als Crösus ſich erkundigte, welches die mächtigſten unter den Griechen wären; fand er, daß die Lacedämonier und Athenienſer, die Vornehmſten wären; jene von doriſchem, dieſe von ioniſchem Stamme. Dieſe beyden Zweige waren in der That die anſehnlichſten, da ſie urſprünglich theils von pelasgiſchem, theils

*) Sie heißt ſo: Ἰσοφων δε (ὁ Κροισος) ἐυρισκε Λακεδαιμονιους και Αθηναιους προεχοντας· τους μεν, τα Δωρικα γενεϊ, τους δε τα Ἰωνικα· ταυτα γαρ ἠν τα προκεκριμενα τοτε τα αρχαιου, το μεν, Πελασγικον, το δε Ἑλληνικον εθνος· και το μεν ἀδμητη και ἐυαχμητον· το δε πολυκλυστον κατα.

von helleniſchem Geſchlechte waren. Die ioniſchen Athenienſer, die von Urſprunge Pelasger waren, giengen niemals aus ihrem Lande; die doriſchen Lacedämonier aber, als Hellener, ſind ſehr umſchweifend geweſen.„ Hierzu kömmt noch eine zweyte Stelle deſſelben Schriftſtellers; die zu deren Schwierigkeiten Anlaß giebt: allein wir können uns nicht auf alles einlaſſen, ohne die ganze Abhandlung zu überſetzen.

Der II. Artikel handelt von der Stadt **Kreſtona**. Wenn Herodot unterſuchet, was die Pelasger für eine Sprache geredet, ſaget er: man dörfe nur ſehen, was man ſeiner Zeit zu Kreſtona, nahe bey den Tyrrheniern, und zu Skylace im Helleſpont geredet; als wo ſich die alte Sprache erhalten hätte. Dieſe Städte waren von den Pelasgern gebauet worden: daher redeten ſie eine barbariſche Sprache, die mit dem Griechiſchen keine Verwandſchaft hatte. **Stephan von Byzanz**, ſetzet dieſe Stadt Kreſtona in Thracien; **Dionyſius von Halikarnas** nach Umbrien, und vermengt ſie mit Kroton, die heut zu Tage Cortona heißt. Dieſe Meynung beſtreitet Hr. Geinoz im XIV. B. der Memoires der Akademie Hr. de la Nauze aber nimmt ſie an. Aber auch dieſe Unterſuchungen laſſen ſich nicht ins Kurze ziehen.

Der III. Art. liefert die Erklärung einer Stelle aus dem Leben Alexanders beym Plutarch, wo er den Tod der Statira, des Darius Gemahlinn, erzählet. Dieſer Schriftſteller, der als ein Philoſoph, Staatsmann und Patriot, die Geſchichte

für

für eine Schule der Sitten anſah, hatte zwar die edelſten und nützlichſten Begriffe von derſelben. Daher entſtunden ſeine Abſchilderungen der Helden, die einen Abſcheu vorm Laſter, die Menſchlichkeit, die Vernachläßigung ſeiner ſelbſt, den muthigen Geiſt, den Eifer fürs gemeine Weſen, die Verachtung der Reichthümer, der Hoheit und ſo gar des Lebens wirketen. Er erzählet nur, um vernünftige Betrachtungen zu machen: und ſeine Gedanken ſind allezeit frey, mehrentheils wahr, oft tiefſinnig, und mehr einſehend, als geſucht. Er machet ſie auch allezeit rührend und überredend; weil er weder einen Cyniker, noch einen witzigen Kopf ſpielen will. Dadurch hat er nun den allgemeinen Beyfall tugendhafter Leſer gewonnen.

Gleichwohl giebt es auch ſchwierigere Leſer, die an ihm eine genaue Richtigkeit vermiſſen. Sie tadeln an ihm den Mangel der nöthigen Ordnung und Verbindung in den Erzählungen: ingleichen der genauen Zeitpuncte und der weſentlichen Umſtände der Begebenheiten; wodurch er bisweilen in grobe Fehler gerathen ſey. Plutarch ſey alſo ein Schriftſteller, den man behutſam tadeln, und nur mit Bedinge loben müſſe. Die geſunde Kritik trauet alſo nicht allemal auf ſein Wort; und man beruſet ſich zuweilen von ſeinen Zeugniſſen, auf andre Geſchichtſchreiber, die beſſer unterrichtet, oder behutſamer geweſen; ja zuweilen auf ihn ſelbſt; wenn er ſich vielleicht anderwärts beſſer ausgedrücket hat. Denn zuweilen widerſpricht er ſich

eben darum, weil er die genaue Zeitrechnung vernachlässigt.

Nach diesen Betrachtungen führet Herr von Bougainville ein Beyspiel aus Alexanders Leben an; wo er einer unglücklichen Prinzessinn, der Gemahlinn des Darius, gedenket. So gelinde der siegreiche Alexander sie hielt, und so ansehnlich ihr Gefolge auch im Lager desselben eingerichtet war: so ward sie doch von Gram und Abmattungen krank, und starb in den Armen der Sisigambis, ihrer Schwiegermutter. Alexander selbst beweinete sie, und begrub sie prächtig. Bey dieser Sache wird Plutarch verbessert: weil er saget, sie sey als eine Wöchnerinn gestorben; da sie doch seit zwey Jahren in der Schlacht bey Issus gefangen worden; und in der Zeit nicht zu ihrem Gemahl gekommen.

(Nächstens ein mehrers.)

III.

Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien. In der ersten öffentlichen Versammlung den 2ten Jänner 1761 abgelesen.

Folgende Rede ist uns unmittelbar aus Wien zugefertiget worden. Man meldet uns darinn, daß der fröhliche Zeitpunct der hohen Vermählung des durchlauchtigsten Kronprinzen von Ungarn und Böhmen dieser neuen deutschen Gesellschaft den Ursprung

sprung gegeben. Verschiedene Liebhaber der schönen Wissenschaften entwarfen bey dieser Feyerlichkeit ihre und ihres Vaterlandes Empfindungen. Sie bathen Freunde zu sich, deren Prüfung sie ihre Arbeit unterwarfen, ob sie auch würdig wären, öffentlich damit zu erscheinen. Diese Versammlungen zeigten ihnen einige Aehnlichkeit mit den freundschaftlichen Vorlesungen der Alten, welche ihre Werke so unverbesserlich gemachet haben. Dieß Vorbild ward ihnen auch durch so viele neuere Beyspiele desto erhabener, welche sie durch die schönsten Folgen zur Nachahmung reizeten.

Sie bestimmeten also in des Hrn. Hofraths von Riegger, öffentlichen Rechtslehrers, Behausung, den Ort ihrer künftigen Versammlungen, und setzten einige Tage dazu fest, darinn ein jeder etwas von seinen Ausarbeitungen ablesen könnte. Dieses war der Anfang einer Anstalt, die wegen ihrer guten Absicht schon Aufmerksamkeit verdienet, und selbst in Wien bereits einigen Beyfall gefunden. Man versichert uns, daß der Reichshofrath, Freyherr von Senkenberg, der Hr. von Scheyb, Hr. von Scherges, Hr. M. Wächtler, und Hr. Quandt, (ein Paar aus unserm Sachsen entsprossene Gelehrte) ihnen bereits ihren Beystand versprochen. Der Verfasser folgender Rede ist Hr. **Joseph, edler Herr von Sonnenfels**, kaiserl. königl. Ausleger der hebräischen Sprache, und dermaliger Vorsteher der Gesellschaft.

Wir haben kein Bedenken getragen, unsern Lesern diese, allen guten Patrioten angenehme Neu-

igkeit, unverzüglich zu eröffnen. Wer kann es nämlich gleichgültig ansehen, daß in der größten Residenz des höchsten Oberhauptes von Deutschland, der Eifer für die Reinigkeit und Richtigkeit unsrer Muttersprache so viel Kraft gewonnen, und so glücklich ausgebrochen? Wir hoffen in kurzem die besten Wirkungen davon zu sehen, zumal, wenn der kaiserl. Hof selbst, durch einige gnädige Aufmunterungen, die allerhöchste Billigung solcher Anstalten zu bezeigen geruhen sollte. Uns hat wenigstens diese Rede ungemein gefallen.

H. a. H.

Da alle Landschaften Deutschlandes sich mit einer ruhmwürdigen Nacheiferung bestreben, das Gebieth des guten Geschmackes in unserer Muttersprache zu erweitern; so dörfen wir es nicht verhöhlen, daß wir dessen Verbreitung auch in unsern Gegenden wünschen. Dieser Wunsch stimmet mit der preiswürdigsten Fürsorge unserer großen Monarchinn überein, welche schon ehemals der deutschen Beredsamkeit einen öffentlichen Lehrstuhl gewidmet hatte; und er enthält zugleich den einzigen Endzweck unserer deutschen Gesellschaft, die wir Ihnen hiemit anzukündigen die Ehre haben.

So schätzbar uns diese Ehre an sich selbst ist; so wird sie uns dadurch noch schätzbarer: weil sie uns Gelegenheit an die Hand giebt, unsern Landesleuten

leuten die Kenntniß ihrer Muttersprache anzupreisen. Vielleicht sind wir glücklich genug, sie zu mehrerm Fleiße aufzumuntern, als man bis itzt auf solche verwendet hat. Die Folgen, die aus der Vernachläßigung derselben entstehen, sind viel zu ernsthaft; als daß wir uns eine Sorgfalt vergeben konnten, die so genau in unsere Absichten einschlägt; und die wenigstens nicht in Ansehen aller, vergeblich seyn wird: gesetzt, daß wir es nicht erreichen, die Hochachtung, welche wir unserer Landessprache schuldig sind, allgemein zu machen.

Vor allem aber, müssen wir die nachtheiligen Meynungen abzulehnen suchen, die auch schon der Namen einer deutschen Gesellschaft wider uns erwecken wird. Ueberhaupt verbindet man mit diesem Namen nicht die vortheilhaftesten Begriffe. Man sieht eine solche Gesellschaft für Leute an, die sich zusammenrotten, sich über die Denkungsart ihrer Mitbürger Meister zu machen; über dieselbe zu spotten, und der natürlichen Unabhängigkeit des Geschmackes Schranken zu setzen. Ein solcher Eingriff ist beynahe niemanden gleichgültig, und denen am wenigsten, welchen er das theure Vorrecht streitig machet, ihrem übeln Geschmacke sorglos nachzuhängen. Und eben darum bringt gemeiniglich jeder seinen Verdacht, seinen Widerwillen, seinen Vorsatz, uns schuldig, und seines Beyfalles unwerth zu finden, mit sich; und ist nachher nicht allemal seiner mächtig, einem Vorurtheile zu entsagen, welches seine ganze Einbildung erfüllet hat. Wider uns ist dieser Verdacht ungegründet.

verfehlen, ſeines Geldes gebrauchen, ſeiner Kinder (d. i. von,) beraubet, ſich aller Sorge entſchlagen, ſich äuſſerſten Fleiſſes bemühen, Hungers oder des Todes ſterben, des Ruhms mangeln, gutes Muths ſeyn, des Herren harren, ich freue, rühme mich des Herrn, ich tröſte mich deſſen, wundere mich deſſen, d. i. darüber, ich bin des Sinnes, er war ſchöner Geſtalt, ich begebe mich meines Rechts, ſeines Sohnes verſchonen, er ſpottet des Armen, ſich enthalten, entſchlagen einer Sache, eines mächtig werden. Solcher Redensarten bedienen ſich ſonderlich die Griechen und Deutſchen. Allein zuweilen ſtehet dieſer Fall nicht mit Recht, zu hart, und wegen eines ungegründeten Gebrauchs, als: des Waſſers trinken, der Säue hüten, der Welt brauchen, ſeines Amts warten, des Menſchen kennen, des Mannes warten. Alſo auch mit Nebenwörtern viel Weins, für vielen Wein. Viel Weſens, für viel Weſen, wenig guter Tage, für gute. In einigen Redensarten aber muß mans gelten laſſen, als unſer ſind wenig, wie viel ſind euer? Meiner Feinde ſind viel, oder wenig, dahin gehören kundig, müde, bewuſt, würdig, ſchuldig, erfahren, werth, breit, lang, hoch u. d. g. die dieſen Abfall annehmen. Alſo wird dieſer Fall regieret von den Hauptwörtern, und was ihre Stelle vertritt, von den Vorwörtern, und von einigen Zeitwörtern, ſonderlich die ein Mitleiden und Gedächtniß, anklagen, losſprechen, bedeuten. Wenn die Rede von Gewichten, Maaßen, Zahlen insgemein iſt: So gebrauchen die Deutſchen keinen Zeugefall, ſondern

Wir werfen uns unter dem Namen einer deutschen Gesellschaft nicht etwa zu Sprachtyrannen auf, die mit einem gebietherischen Stolze, ein ganzes Volk, nach ihren Gesetzen, oder nach ihrem Eigendünkel, umgestalten wollen. Ein wahres Verdienst, und der allgemeine Verfall Deutschlandes haben die rechtmäßigen Vorgänger in dieser Sache bereits bestimmet; wider welche wir uns nie empören werden. Das Ansehen berühmter Sprachlehrer ehren wir, ohne an ihren Streitigkeiten Theil zu nehmen. In diesen bürgerlichen Kriegen erwarten wir den Ausspruch der Zeit: der festgesetzte Gebrauch soll unser Prüfstein, unser Leitfaden seyn. Und nähmen wir je irgend selbst eine Anmerkung mit, die in das Fach der Sprachlehre gehörte; so erklären wir hiemit im voraus: daß wir solche niemals anders, als für eine Muthmaßung gültig zu machen, suchen werden.

Man scheue uns nicht, als unzufriedne Kunstrichter, die mehr Begierde zu tadeln, als zu bessern mit sich bringen; und vielleicht nur darum Fehler finden, weil sie, solche zu finden, als das unterscheidende Kennzeichen ihres Kunstrichteramtes, als die Grundfeste ihres Ansehens betrachten. Diese unerbittliche Strenge hindert nicht selten die Aufnahme des guten Geschmackes, anstatt sie zu befördern. Man findt Fehler! sofort werden sie durch eine künstliche Spötterey erhöhet. Ist die Wahrheit, noch in den Augen der Nachkömmlings seines Fehlers überzeugt zu seyn, ist solch eine demüthigende Wahrheit, nicht an sich selbst bitter ge-

nug?

nug? warum soll sie durch die stachlichte Art, mit der sie gesaget wird, noch bitterer gemacht werden? Der, der seinen Fehler erkennet, der ihn gebessert, oder doch künftig vermieden haben würde, wenn ihm selbiger mit einer liebreichen Freymüthigkeit, mit Menschenliebe, wäre gezeiget worden; der sieht sich nun gleichsam gezwungen, solchen, vielleicht trotz seiner Ueberzeugung, hartnäckig zu vertheidigen: warum? damit er die beißende Satire des Kritikers von sich schiebe. Und ist denn das Werkchen so gar böse? enthält es nicht eine einzige gute Stelle, daß man die Strenge des Tadels mit einigem Lobe mäßigen könnte? oder ist es die Pflicht des Kunstrichters, nur dem Bösen nachzuspüren, und gerade das Gegentheil dessen zu thun, was Virgil mit den Versen des Ennius that?

Suchen sie unter dieser kleinen Abweichung keine vermummte Bittschrift, wodurch wir die Schärfe der Kritik gegen uns zu verbitten suchen! Wir wünschen zwar, solche niemals zu verdienen: doch sollen uns auch im widrigen Falle die Anmerkungen, welche man etwa wider uns machen wird, unendlich schätzbar seyn, wenn sie mit einer freundschaftlichen Gelassenheit geschehen; wenn sie, uns zu belehren, zu bessern abzielen. Gesetzt aber; man suchte auch nur, uns zu tadeln; man suchte uns, unsre Fehler nicht zu zeigen, sondern vorzuwerfen: man wollte uns, so zu sagen, aus der Straße werfen, anstatt uns zurechte zu weisen: so wird niemand

unter

unter uns, wie der homerische Krieger, seinen Schild, und seine Lanze zeigen; niemand Schmähungen mit Schmähungen abweisen, oder vergelten. Den Vorzug, es in der Schmähkunst auf das höchste getrieben zu haben; diesen verkleinernden Vorzug, verlangen wir auf Kosten der Wohlanständigkeit, der guten Sitten, auf Kosten der Ehrerbiethigkeit, die ein Schriftsteller der itzigen, und noch der Nachwelt schuldig ist, keinesweges zu erkaufen. Haben wir Gründe für uns: so werden wir solche bescheiden anführen. Sollen wir glauben, daß die Schmähworte einen widrigen Eindruck für uns hinterlassen, daß sie die Welt gegen uns parteyisch machen werden? oder wird es der Einsicht der Kenner entwischen, auf wessen Seite das Recht stehe, weil wir unsere Tadler, redliche, gelehrte Männer seyn lassen? gewiß nicht! Unsere Gelassenheit wird vielmehr das Ansehen der Sicherheit gewinnen, die stets eine Gefährtinn der gerechten Sache ist. Selbst unsere Gegner wird ein gesittetes Verfahren entwaffnen; sie werden uns eine geheime Hochachtung nicht versagen können: und welch einen menschlichen Sieg wünschen wir uns über sie!

Aber man wird uns auch nicht immer Unrecht thun! und alsdann sey ein unbiegsamer Eigensinn, seinen Fehler zu verkleistern, oder zu rechtfertigen, aus unserer Gesellschaft gänzlich verbannet. Weit entfernet, daß wir es uns zur Schande rechnen sollten, gegründeten Erinnerungen nachzugeben: so werden wir vielmehr einen Ruhm darinnen suchen,

chen, unsere Meynungen zu ändern, unsern Irrthum zu erkennen, und zu widerrufen. Wir verheißen zwar viel: aber wir haben auch den Vorsatz, so viel zu halten. Sie sehen hieraus; daß uns weder Stolz noch Gebiethsucht, weder Schmähbegierde, noch eine steife Halsstarrigkeit, diese den Schriftstellern so eigene Schooßsünde, verhaßt machen werde. Gelänge es uns nur auch, ihren Beyfall zu verdienen! gelänge es unsern Bemühungen, den Geschmack in unserer Muttersprache wirklich zu befördern! als worinnen eigentlich unsere Absicht besteht.

Das Verlangen, unsern Geist durch Kenntnisse auszubilden, welche den Wissenschaften, dem Vaterlande, der Welt am brauchbarsten sind; die Ueberzeugung, daß es eine wesentliche Pflicht sey, seine Fähigkeit besonders dahin anzustrengen, wo das Bedürfniß am größten ist, und das dennoch von den wenigsten erkennet, und eben darum von den meisten außer Acht gelassen wird; die Vorstellung, wir könnten durch unser Beyspiel, unsere jungen Landesleute aufmuntern, ihre Muttersprache nicht mehr als ein unnützes, oder doch nur willkührliches Geschäfft, sondern als eine Sache zu betrachten, die sie zu allen Ständen vorbereiten, und ihnen in allen Angelegenheiten unentbehrlich seyn wird; und endlich die Begierde, so vortreffliche Muster, welche Deutschlande, und unserm Jahrhunderte Ehre machen, dereinstens zu erreichen; dieß sind die Triebfedern, die uns in Bewegung

wegung geſetzet haben, und ſtets darinnen erhalten werden.

Aber, ſprechen wir nicht etwa zu ruhmredig von unſerer Beſchäfftigung? iſt es nicht vielmehr ein jugendlicher Stolz, welchen wir, unter dem wichtigen Namen der Pflicht, ehrwürdig zu machen ſuchen? iſt es auch ein Bedürfniß? und ſind nur wir die Klugen, die es einſehen, die ihm abhelfen, und ſich, ſo zu ſagen, vor den Riß ſtellen können? Sie, m. H. Sie, ſämmtlich Beförderer, oder doch Liebhaber des guten deutſchen Geſchmackes, Sie ſind zu einſehend, zu ſehr auf unſerer Seite, als daß wir uns dieſes Einwurfes von Ihnen zu beſahren hätten. Wir wollen alſo diejenigen kennen lernen, die uns durch ihre Einwendung gleich anfangs abzuſchrecken trachten. Fremdlinge ſind es, denen es leid thut, daß wir den Werth unſerer Mutterſprache einſehen lernen; weil ſie befürchten, daß wir zugleich unſern Irrthum kennen lernen, in welchem wir, in einem recht abergläubiſchen Vorurtheile, nur ihre Waare für Schätze des Witzes und der Anmuth anſahen und bewunderten. Ausländer ſind es, denen daran gelegen iſt, uns in einer Sorgloſigkeit zu erhalten, die ſie ſchon lang in Stand ſetzte, ſich unſern Ländern unentbehrlich zu machen; die eben wegen dieſer Brauchbarkeit, welche ſie uns misgönnen, und eben darum misrathen, Landeskinder von den wichtigſten Geſchäfften, von den anſehnlichſten Ehrenämtern zu verdringen ſuchen. Leute ſind es, welche ihre Lebenszeit mit dem Pakuvius und Ennius, mit Erlernung alles

deſſen

dessen hingebracht, was sie beynahe unfähig machet, mit ihrer Frau und Kindern, anders, als mit Hülfe eines Auslegers zu sprechen; die noch heute Hermannen seine Hartnäckigkeit nicht vergeben können, ohne die sie des unschätzbaren Glückes theilhaftig seyn würden, als Bürger Roms, als Landesleute Cicerons gebohren zu seyn! Leute sind es, welche die Stunden bedauren würden, die sie in Erlernung ihrer Muttersprache, wie sie sagen, versplittern sollen: denn sie sind ja gebohrne Deutsche! Und endlich, solche Leute sind es, die alles verdammen, was den Schein einer Neuigkeit hat; weil sie es für einen Vorwurf ihrer Zeiten ansehen. — Und kommen Ihnen die Einwürfe solcher Leute wohl unverdächtig vor? Halten Sie solche auch für wichtig genug, ihrentwegen von dem rühmlichsten Unternehmen abzulassen?

Allein, wir wollen uns auch gegen diese verantworten, und glauben: wir erweisen unserm Vaterlande einen Dienst, wenn wir darthun, daß ein vollkommenes Kenntniß der deutschen Sprache, bey den Geschäfften des Staats, den Wissenschaften, bey den Angelegenheiten aller Stände, ja, selbst in unsern häuslichen Angelegenheiten ersoderlich ist. Man wird ihr alsdann seine Liebe, seine Hochachtung, seinen Fleiß eben so wenig, als wir versagen können.

Wir nehmen hier die Sprache in ihrem weitesten Umfange: die Sprache, in welcher der Fürst Gesetze giebt; durch die er dem Unrechte wehret; in welcher er die klugen Verordnungen abfasset, welche

welche die innere Aufnahme seines Staates befördern; die Wissenschaften, die Handkünste, den Handel empor bringen; in welcher er durch Frieden und Bündnisse die äußerliche Sicherheit seines Reiches befestiget: die Sprache, in welcher der Priester die heiligen Pflichten der Religion vorträgt; das Abscheuungswürdige des Lasters, das Göttliche der Tugend zeiget: die Sprache, in welcher der Weise den Eigennutz des Vormundes vor den Richterstuhl zieht; in welcher die bedrängte Wittwe, der hintergangne Bürger, wider den Großen, wider seinen Mitbürger das Recht erflehet; in welcher die den bösen schreckbare Gerechtigkeit verwaltet wird: die Sprache, in welcher der Vater seinem Vaterlande einen getreuen Bürger; die Mutter dem künftigen Gemahle eine gesittete, liebreiche Gattinn erzieht: diese Sprache verstehen wir, und erinnern uns zugleich, daß wir im Herzen Deutschlandes, in einem von dessen blühendesten Staaten, daß wir in Wien sind. Wird es uns wohl schwer fallen, ihren allgemeinen Einfluß darzuthun?

Wenn die Sprache des Fürsten unedel, niedrig, ohne Wahl und Reinigkeit ist: wird solch eine Sprache von ihm einen hohen Begriff erwecken? wird sie dem Fremden Ehrerbiethigkeit abnöthigen? den Unterthanen Gehorsam einflößen? oder, wird sich vielmehr der widrige Eindruck in uns fest setzen, und seinem Ansehen nachtheilig seyn? Der Fürst sehe sich in dem Umstande, daß er die Welt von seinen Gerechtsamen überführen müsse;

müſſe; er habe die einleuchtendſten Gründe für ſich: aber der Schriftſteller häufe die Gründe zu beſchwerlich; er ſey zu ſicher; laſſe eine Art von Nachläßigkeit blicken; ſchwäche weltkündige Wahrheiten durch mühſame Beweiſe; man ſehe ihm den Zwang an; ſein Ausdruck ſey rauh, ſtrotzend, gebietheriſch; oder niederträchtig, und der Hoheit des Redenden nicht gemäß; er wiſſe eine cole, natürliche, freye Sprache nicht zu reden; er ſtreite nicht, er hadre. — — Nun ſey das Recht zweifelhafter! aber es wiſſe der Schriftſteller ſolches vortheilhaft zu wenden; das Bündige in das rechte Licht zu bringen; ſeinem Vortrage die Farbe der Zuverſicht zu geben; ſeine Schwachheit geſchickt zu verhüllen; Einwürfen, die er nicht entkräften kann, auszuweichen. Er zeige Hochachtung für die Welt, und ſuche ſie zu gewinnen, wenn er ſie nicht überzeugen kann; er bemächtige ſich der Leidenſchaften des Leſers, wenn er deſſen Willen nicht zu beſtimmen hoffet; er ſey in ſeinem Ausdrucke edel, ungezwungen, mannichfaltig, blendend: für wen wird ſich die Welt erklären? Aber jener hat Recht und Wahrheit für ſich! — — — vielleicht? — — aber dieſe Wahrheit iſt verunſtaltet; ich nehme keinen Antheil daran; ich verlange ſein Recht nicht zu kennen. Die Wahrſcheinlichkeit, die der andere vortheilhaft einzukleiden, die er mir von der gefälligen Seite zu zeigen gewußt, hat mich für ihn eingenommen, und ich bin wirklich parteyiſch. Man leſe die Schriften Frankreichs bey dem vorigen Kriege: man hebe die Gründe heraus, und

prüfe ſie ins beſondere. Scheingründe wird man finden; oder gar keine. Warum ſcheinen ſie mich denn zu überführen? warum gefallen ſie mir? warum? — — ein Fontenelle hat ſie verfaßt.

Bald muß ein Fürſt im Tone des Gebiethers ſprechen; bald iſt er nur ſeines Volkes Leiter und Rathgeber. Auch die Sprache des Bundesgenoſſen iſt eine unterſchiedene Sprache; eine Sprache des Freundes, an ſeinen gleichfalls erhabenen Freund. Erklärungen, Rechtsverwahrungen, unzählige andere Fälle giebt es, wo ein Schriftſteller von bearbeitetem Geſchmacke dem Staate unentbehrlich iſt.

Das räume ich ein, ſpricht hier mein Fremdling; und ſie konnten den mühſamen Beweis deſſen erſparen. Aber, daß der Schriftſteller, eben ein deutſcher Schriftſteller ſeyn ſoll; daß ihre Sprache die Geſchmeidigkeit, die Lebhaftigkeit, die Feinheit habe, die zu geiſtreichen Schriften erfoderlich iſt; darinnen widerſpricht ihnen die Erfahrenheit voriger Zeiten: ihre eigene Landesleute widerſprechen ihnen; und es iſt längſt Sitte geworden, dergleichen, und alle Schriften, die gefallen ſollen, franzöſiſch abzufaſſen.

Ihr Vorwurf, mein Herr! beſchämet einigermaßen meine Landesleute, die ſo lang recht knechtiſche Anbether fremder Sprachen waren. Dank ſey der Mühe deutſcher Gelehrten, daß wir von dieſem Vorurtheile beynahe zurück gekommen ſind! Heute ſcheint uns ihre Erinnerung voreilig: denn ſie verwerfen eine Sache, die ſie gar nicht kennen.

Iſt

Ist ihre Sprache noch immer die unbiegsame Sprache, die sie unter dem Valois war? Nein! sagen sie. Auch unsere Sprache ist diejenige nicht mehr, welche man zu Zeiten Kunrads sprach. Auch wir haben ein goldenes Jahrhundert unserer Sprache erlebet, wie sie ihr Zeitalter Ludwigs des XIV. Unsere Sprache hat Geschmeidigkeit, Pracht, Edles, Fließendes, Anmuthiges; sie ist lebhafter Wendungen, eines erhabenen Schwunges; sie ist aller Einkleidungen, sie ist des Natürlichen, sie ist des Feinen fähig; und ein Mosheim, ein Kanitz, ein Hagedorn, ein Gottsched, ein Schlegel, ein Cramer, ein Rabener, ein Gellert, ein Geßner, ein Zimmermann, ein Wieland, ein Kleist, ein Lichtwehr, ein Uz, so viele Uebersetzungen, die es an Nachdruck und Anmuth mit ihren Urschriften aufnehmen können, so viele bündige Staatsschriften unserer Zeiten, sind mein Beweis. Ihr Einwurf also wird mich nicht irre machen, meinem Fürsten einen deutschen Schriftsteller zu wünschen, der sich alle Schätze unserer Sprache, alle Schönheit derselben zu eigen gemacht habe, und glücklich anzuwenden wisse.

Wie glücklich wären wir, wenn wir keine Beyspiele zeigen könnten; wenn wir es erst beweisen müßten, daß es für die Religion und Tugend nicht ohne Folge ist, ob wir zu ihren Pflichten in einer elenden, geschraubten, unreinen, oder in einer fließenden, edlen Sprache angeführt werden. Die Wahrheiten, die Strephon vorträgt, sind eben die Wahrheiten, die uns Theobald ankündiget; die

behalten den Fall des vorhergehenden Hauptworts, vermöge der Zusammensetzung, als: Ein Fuder Heu, ein Scheffel Weizen, eine Menge Vieh, ein Pfund Rindfleisch, ein paar Schuh, ein Faß Bier. Die Fürwörter werden so gebrauchet, wie die Nennwörter: Was besonders bey den Deutschen davon zu merken ist, wird in der deutschen Sprachkunst angeführet.

§. 61. Endlich muß man auch das Zeitwort recht zuschneiden, und in die rechte Form setzen, nemlich die rechte Gattung, Art, Zeit, Zahl und Person gebrauchen. Diese Zufälligkeiten der Zeitwörter, werden mannigfaltig verändert: Hauptsächlich aber kommt es auf die rechte Gattung und Art an, die andern drey Stücke finden sich von selbsten. Die gewisse oder anzeigende Art des Zeitworts wird gebrauchet, wenn man eine Sache, die wirklich ist, gerade zu, und wirklich vorstellet. Die zweifelhafte Art gebraucht man, wenn die Sache gar nicht, oder noch nicht, zur Wirklichkeit kommt, oder gekommen ist, und noch zweifelhaft aussiehet. Bisweilen werden diese beyde Arten ausserordentlich verwechselt, sonderlich, wenn einige Bindewörtlein daran schuld sind. Es sind nicht allezeit Bindewörtlein, welche die zweifelhafte Art erfordern: Sondern öfters thut solches die Natur der Sprache und ungewisse Beschaffenheit der Sache selbst, als: Ich hätte dir geschrieben ꝛc. Des Wohlklangs, der Höflichkeit und Bescheidenheit wegen, wird diese Weise auch öfters gebrauchet, als: Ich möchte wohl nicht irren, oder gefehlet haben. Die Deutschen brauchen sie vornehmlich bey einem Begehr, einer Bedingung und

Mög-

Tugenden, wozu dieser ermuntert, sind nicht mehr Tugenden; die Laster, wovon er abmahnet, nicht mehr Laster, als die, von denen uns Strephon saget. Warum fühle ich nichts bey dem ersten? warum bleibe ich, bey allen dem Schweiße, der ihm über seinem Eifer ausbricht, immer kalt, ungerührt? Warum entzündet mich der zweyte mit einem heiligen Eifer? Warum wird meine Seele unersättlich, und erweitert sich gleichsam, um der göttlichen Wahrheiten fähig zu seyn? Warum entzücket mich der Geiz der Tugend, und begeistert mich bis zum Entschlusse, sie auszuüben? Warum können meine Augen das Schreckenbild des Lasters, so mir dieser malet, nicht vertragen, da mich Strephon nicht einmal aus meiner Stellung, aus meiner Schläfrigkeit brachte? Strephon ist fromm sowohl als Theobald, und ihr erbauliches Beyspiel beweist in gleicher Stärke: der Inhalt ihrer Rede ist einerley: aber die unterschiedene Art, mit welcher sie ihren Inhalt einkleiden, das Lebhafte, Rührende, Pathetische der Sprache, womit uns dieser aufwecket, und mit sich hinreißt, und welches jener nicht kennet; dieß, dieß wirkt den entfernten Unterschied, der seine Folgen in die Glückseligkeit des itzigen, und das Schicksal des künftigen Lebens erstrecket.

Kommen Sie nun, und begleiten Sie mich, bis zu der Menge, welche sich dorten um einen Mann dringt, und seinen Beystand anflehet! Ihr Wimmern dringt bis zu uns heran, und er scheint beschäfftiget, alle liebreich zu trösten und aufzurichten.

richten. Er liest, und die Augen der Umstehenden sind an ihn geheftet, als sollten sie seiner Miene ihr Glück und Unglück absehen. Er zücket mitleidig die Achseln, und ein Bedrängter verzagt schon; eine Mutter faltet schon die Hände, und bedauret nicht sich, nur den Säugling, den sie an die Brust hält. Nun liest er wieder; und seine Aufmerksamkeit verdoppelt die Aufmerksamkeit der Umstehenden. Er wird heiter; und seine Freude breitet sich über den aus, welchen die Schrift betraf. Die Nächsten rufen diesem Glücklichen frohlockend zu, und wünschen sich ein gleiches Glück. Kommen Sie näher heran, ihn zu betrachten! Es ist Rechtlieb, der würdige Priester der Gerechtigkeit, welcher seine Rechtsgelehrtheit durch seine Beredsamkeit wirksam, und beydes durch seine Rechtschaffenheit schätzbar machet. Er ist es; und diese Menge Unglückseliger folget ihm zu dem Richterstuhle; und hoffet durch seinen Fürspruch ein vortheilhaftes Urtheil. Finden Sie noch keine Ursache, warum ich Sie hieher geführet? gleich sollen Sie solche finden. Geben Sie auf den Nebenstehenden acht, dessen Gesicht eine tiefe Schwermuth verfinstert. Er seufzet; sein Auge irret, und ist bemühet, jemanden unter der Menge zu entdecken. Es sucht Meranen; er findet ihn nicht. Nun wirft er einen ergrimmten Blick nach dem Richter; sieht rachgierig nach dem Himmel, und schlägt die Augen nieder. Rechtlieb fängt an zu reden. Alcest in seiner Schwermuth bemerket es nicht. Rechtlieb vertritt seine Sache; er trägt

die Beweiſe bündig und mit Beſcheidenheit vor. Er rührt den Richter zugleich, da er ihn überzeuget, und erhält das Recht, ſo geſtern Meranen verſaget ward: der eben dieſen ſchwermüthigen Bürger vertrat; deſſen Gerechtſame aber durch einen verwirrten Vortrag unkenntlich machte, und durch einen widrigen Spruch ihn, und in ihm ſeine Frau und fünf unerzogene Kinder ins Elend ſtürzte. Rechtlieb kömmt freudig auf ihn zu, und belohnet ſich durch das Vergnügen, ſieben Elende glücklich gemacht zu haben. Alceſt iſt noch zweifelhaft. Sein Glück ſcheint ihm ein Traum. Er lieſt den Beſcheid; und ſeine Empfindung fließt in Thränen der Freude: nun wird er ſein Unglück vergeſſen.

Unterſuchen wir, was dieſe ſo glückliche Veränderung gewirket habe? Die Wiſſenſchaft? keinesweges. Meran beſitzt wirklich alle Eigenſchaften eines gründlichen Rechtsgelehrten. Er weis den Grund der Geſetze, und hat das Recht aus den Quellen ſelbſt geſchöpfet. Er iſt mit dem Alterthume, mit den Sprachen des Alterthums bekannt. Er hat die Geſchichte der Rechtsgelehrtheit in ihrem Umfange innen. Er kennet die beſondere Verfaſſung des Landes; hat eine ſcharfe Beurtheilungskraft, viele Arbeitſamkeit, und eine wahre Redlichkeit. Aber weil er die Nächte mit Ulpianen und Scävolen durch wachet, und ſich in ſeiner Mutterſprache nie verſuchet; oder doch nicht anders, als nach dem Muſter verlegener Praktiker verſuchet hat: ſo mangelt ihm die Gabe, ſeine Gedanken

danken ordentlich zu entwerfen, deutlich zu machen; und dieß macht alle ſeine ſchönen Eigenſchaften unbrauchbar. Nur die Stärke, den Nachdruck der Sprache, hat Rechtlieb vor Neranen voraus; und dadurch macht er tauſend glücklich, die jener elend machet.

Wir vergöttern dadurch die Sprache keinesweges: wir wiſſen, daß Worte ohne Inhalt, immer nur Worte bleiben. Ich weis, daß es der Vernunftlehre zukömmt, zu beweiſen; der Beredſamkeit, die Beweiſe anzuordnen und zu rühren. Aber wir wiſſen auch, daß der bündigſte Schluß ohne Nachdruck der Worte, ſchlaff und unkräftig werden wird; daß mich ein Redner, der ſeine Beweiſe nach der Vorſchrift Ariſtotels geordnet, und zur Erregung der Leidenſchaften alle Fächer Ciceros erſchöpfet hat, daß dieſer Redner, wenn er dunkel, gezwungen, kriechend; oder ſchwülſtig, trabend und zügellos in ſeinem Ausdrucke iſt, mich nie überzeugen, niemals rühren wird; daß ich ihn ganz froſtig anhören, oder vielleicht dem Beſchluſſe mit Ungeduld entgegen ſehen werde. Und ſo viel wenigſtens wird man mir eingeſtehen müſſen, daß, da es einen guten, und einen ſchlechten Ausdruck giebt, welches niemand läugnet, die Wirkung, welche der gute Ausdruck auf unſer Gemüth machet, von jener unterſchieden ſeyn müſſe, die aus der ſchlechten entſteht.

Mein Amt trägt mir die Pflicht auf, dieſen oder jenen Aufſatz in meiner Mutterſprache abzufaſſen. Ich habe mich in Aufſätzen nie geübt;

nie befliſſen, meine Sprache zu reinigen. Ich kenne keine andere Sprache, als die Sprache des Umgangs; und dieſe tauget hier nichts. Ich nehme alſo meine Zuflucht zu den Volkmannen, Spaten, Bickern; mit einem Worte zu Formularen: aber zu allem Unglücke finde ich keines, worein ſich mein Inhalt ſchrauben läßt. Ich muß alſo meinen eigenen Gedanken aufſchreiben. Ich denke; und denke vielleicht ordentlich: aber ich kann meinen Gedanken nicht ausdrücken. Ich ſchreibe etwas danieder; und da ich es überſehe, erkenne ich darinnen meinen Gedanken nicht. Ich ſtreiche es weg, und ſuche den rechten Ausdruck; ich finde ihn nicht. Itzt empfinde ich meine Armuth, welche mir zugleich meine Saumſeligkeit, aber viel zu ſpät, und mit meinem zu großen Nachtheile verweiſt. Ich bin gezwungen, meine Zuflucht zum Lateine, zum Franzöſiſchen zu nehmen: und daher haben wir das ſchöne Gemenge, das kein Deutſcher verſteht; weil es vielleicht die Hälfte Latein und Franzöſiſch iſt; aber auch kein Lateiner und Franzos leſen kann; weil die Worte im deutſchen Kleide nirgend mehr zu Hauſe ſind.

Dieſe Nothwendigkeit verbreitet ſich beynahe über alle Stände, und begleitet uns ſo gar in unſere häuslichen Geſchäffte. Ein Handelsmann, ein Bürger, ein Soldat, ein Vater, ein Sohn, ein Gemahl, ein Fürſt, ein Untergebener, ein Freund, jeder wird ſie empfinden; jedem werden Fälle aufſtoßen, in welchen er ſchriftliche Aufſätze nie entbehren kann. Und ſoll es uns gleichviel

ſeyn,

seyn, wie, und was wir danieder schreiben? Empfängt eine Bitte, eine Ermahnung, eine Nachricht, nicht Nachdruck oder Anmuth von der Art, mit der sie angebracht werden? der Fürst wird eine verwirrte Bittschrift mit Ekel lesen, mit Unwillen lesen, und nach dem Ende eilen: wird der Entschluß hierauf wohl gnädig lauten? Der Freund, der Gemahl, die geliebte Freundinn, die ich um ihre Hand bitte, werden diese wohl von meiner Freundschaft, meiner Sehnsucht gerühret werden, wenn ich meine Freundschaft, meine Zärtlichkeit nicht vorzustellen, nicht lebhaft vorzustellen weis? Oder werde ich sie vorzustellen wissen, wenn ich mir die Mühe dauren lasse, die ich auf meine Mutterspracbe verwenden soll?

Wir reden hier nicht vom Pöbel, der gegen die Reizungen der Ehre fühllos ist. Ich rede von denen, welche über ihren Umgang, über ihre Sitten, über alle Geschäffte, durch den Anstand, mit welchem sie solche verrichten, einen gewissen Geschmack, und etwas Reizendes herrschen lassen wollen, wodurch sie sich vom Pöbel zu unterscheiden suchen. Unsere Reden sind das Ebenbild unsers Charakters, weil sie unsere Empfindungen entwerfen, und unsere ganze Denkungsart gleichsam abdrücken. Celie spricht; sie spricht sanft, und mit einem sittsamen Ausdrucke: die ganze Gesellschaft gewinnt Celien lieb, und schließt von ihren Reden auf ihre Sitten. Nun fängt Fadel an. Seine Sprache ist die Sprache eines Stutzers; ein buntes Galimathias; Worte, die so viel ausdrücken, als er denket; und er denket gar nichts. Jeder-

mann wird ihm gram. Man erräth seine Ungezogenheit aus seiner Sprache. Und es ist gewiß; da wir das Augenmerk haben, das Kenntniß in der Sprache zu erweitern; da wir in dieser Absicht die Werke der Beredsamkeit, der Dichtkunst, der Sittenlehre, alle die feinen Werke des Witzes, die für das Herz, und den Umgang geschrieben sind; da wir, sage ich, alle diese Werke mit Aufmerksamkeit durchgehen: so wird sich unser Geschmack unvermerkt verbessern; das Anständige, das Feine präget sich nicht nur dem Gedächtnisse, sondern auch den Sitten ein: dieses Feine und Anständige, so nachher die Seele der Gesellschaft, und nicht selten der Anfang unsers Glückes ist!

Dörfen wirs itzt wagen, auch bey den Gelehrten eine Fürbitte für unsere Muttersprache einzulegen? dörfen wir sie bey der Liebe des Vaterlandes beschwören, die sie an ihren verweseten Helden so groß finden? durch die überzeugenden Beyspiele ihrer Ciceronen, Quintilianen, Varronen überführen, derer einzige Sorgfalt dahin abzielte, wie sie ihre Sprache reinigen, und zu der Vollkommenheit bringen könnten, nach welcher sie so ängstlich strebeten? Dörfen wir ihnen vorstellen, daß sie es ihrem Vaterlande schuldig sind, ihm die Früchte ihres kostbaren Fleißes, ihrer wichtigen Entdeckungen, alle das Schöne, so sie in dem entfernten Alterthume Griechenlandes und Latiens gesammelt haben, nicht zu entziehen? daß, da sie sich so lange Zeit den todten Sprachen geweihet, sie nun auch ihre Muttersprache, die Sprache, in welcher sie

allen

allen ihren Mitbürgern zum Nutzen, und zugleich zur Bewunderung dienen können, ihrer Anwendung werth achten mochten? Wird es ſie beleidigen, wenn wir ihnen vorſtellen: daß alle ihre Mühe und Sorgfalt, ſo unzählige durchwachte Nächte, für ihr Vaterland verlohren ſind, wenn ſie die Sprache ihres Vaterlandes nicht kennen? Sollten ſie uns das Glück misgönnen, mit ihnen unmittelbar, ohne Zuthun Latiens, bekannt zu werden? Sollten ſie ſich ſelbſt den Ruhm misgönnen, von ihren Mitbürgern geleſen, geehret, bewundert zu werden? Faßten ſie nur erſt den Entſchluß, den Werth ihrer tiefen Gelehrſamkeit, nicht in der Sprache, ſondern in ſich ſelbſt zu ſuchen! Zeigten Sie uns ihre Gründlichkeit, ihre erhabene Denkungsart in unſerer Mutterſprache! wir wiſſen, ſie werden es denn nicht zugeben, daß ſie in einer unedeln, allgemeinen, ihrer unwürdigen Sprache geleſen werden. Sie werden die Schätze, die Stärke ihres Geiſtes in die Sprache übertragen; und wir werden Ihnen alsdann die Schönheit und den Nachdruck derſelben, ſo; wie itzt den Flor der Wiſſenſchaften zu verdanken haben. Auch ſchon ihr Beyſpiel wird zur Aufnahme des Geſchmackes in unſerer Sprache unendlich beytragen. Wenigſtens wird man das künftig nicht mehr, als eine Pedanterey, als eine Kleinigkeit zu verſpotten das Herz haben; was nunmehr eine Beſchäfftigung der größten Männer, und unter ihren Händen gleichſam ehrwürdig ſeyn wird: wenigſtens werden diejenigen, die ſich der Richtigkeit ihrer Sprache, und eines feinern Ausdrucks be-

befleißen, nicht weiter lächerlich seyn, wenn man diese Richtigkeit, diesen feinen Ausdruck, auch in den ernsthaften Schriften der Gelehrten beobachten wird. Ich verspreche ihrem Beyspiele beynahe die Stärke eines Gesetzes: welches um so unverbrüchlicher wird gehalten werden, je sorgfältiger sich auch die Thoren hinter den Außenwerken der Gelehrsamkeit zu verbergen suchen.

Nunmehr sollen wir unsere Sache noch gegen die vertreten, die uns als Klüglinge und Neulinge verhaßt zu machen suchen. Allein! unsere Sache ist die Sache aller Wissenschaften und Künste; sie ist die Sache Deutschlandes selbst. Würden wohl die Künste und Wissenschaften sich jemals zu dieser Vollkommenheit empor geschwungen haben, wenn unsere Vorältern den Sinn unserer Gegner gehabt; ihrer Fähigkeit durch die ersten Erfindungen ihrer Ahnherren Gränzen gesetzt; und solche, wie in einem Zauberkreise eingeschlossen hätten? Würden wir einen Dürer, Rubens, Raphael, Titian, einen Le Brun in der Schilderey bewundern, wenn es bey dem einfachen Umrisse der Körper hätte verbleiben müssen? Müßten wir nicht noch die unförmlichen Lieder der Barden für schön halten, wenn man Opitzen, Kanitzen, Gellerten, Kleisten, Lichtwehrn, Utzen, und so vielen andern glücklichen Dichtern ihren Schwung für Kühnheit ausgelegt hätte? Den Ramus müßten wir Wolfen und Leibnitzen vorziehen; Männling, Riemer und Lohenstein müßten uns schätzbarer seyn, als Reinbek, Mosheim, und so viele, zum Theile noch lebende

Män-

Männer, die der späten Welt noch immer Muster seyn werden: ja wir müßten noch in zerstreuten Gauen wohnen, wenn wir nicht über die Erfindungen unserer Väter hinausreichen dürften. Ganz Deutschland bemühet sich, seine Sprache zu reinigen, durch geistreiche Schriften sie den Ausländern schätzbar zu machen; und diese glücklichen Bemühungen haben uns bereits den ganzen Nord zugeeignet: und bey uns soll es Neuerung, Ueberwitz heißen, daß wir für die Ehre unsers Vaterlandes eifern?

Ließen wir uns doch, Wertheste! das Zischen der Thoren nicht abschrecken, so lange wir das Beyspiel aller Landschaften Deutschlandes, den Beyfall der Klug[illegible] und das Bewußtseyn eines rühmlichen Unternehmens für uns haben! Setzen sie unsern Bemühungen keine andere Gränzen, als welche das Reich der schönen Wissenschaften umschließen! Bemühen sie sich nicht für den Verstand allein, auch für die Sitten, die Tugend; auch für den Witz, den Umgang zu arbeiten! Versuchen sie sie sowohl in der ernsthaften, als anmuthigen, so gar in der lachenden Sprache der Satire! Seyn sie, wo nicht die Muster, doch gewiß die Aufmunterung unserer jungen Landesleute!

Ob wir Kräfte genug haben? das entscheide die Folgezeit. Wenn wir vieleicht einige Fähigkeit eingestehen, so thun wir nichts anders, als der Natur für eine Gabe danken, die sie uns nicht vergebens mitgetheilet haben soll. Daß wir diese Fähigkeit anwenden; und zwar so anwenden, daß

sie

Möglichkeit: Nicht aber bey allen Bindewörtlein, wo ihr die Lateiner gebrauchen, als bey daß; und darinnen reden ſie öfters eher der Sache gemäß, als jene, als: Es trug ſich zu, daß er kam.

§. 62. Wenn zwey Zeitwörter eines von gemeiner, das andere beſondrer und eingeſchränkterer Bedeutung, ohne Bindewörtlein, oder ohne ein den Vorwurf ausmachendes Nennwort, in einem Satze zuſammen kommen: So ſtehet das beſondere, wenn es unmittelbar zum gemeineren gehöret, und deſſen Bedeutung beſtimmet oder einſchränket, in der unbeſtimmenden Art, indefinito, es mag vorher, oder nachherſtehen, weil es nur der Vorwurf des gemeinern Zeitworts iſt, und daſſelbige auf etwas gewiſſes ziehet, wie ein Nennwort im Zeugefalle thut, als: Ich habe angefangen, (was denn? Ich kan vielerley anfangen,) zu arbeiten. Ja, wie ich das Vorwort bey den Nennwörtern weglaſſen, und den Zeugefall gebrauchen kan: Alſo kan man bey den Zeitwörtern das Bindewort auslaſſen, und die unumſchränkte Art des Zeitworts ſetzen, als: Ich befehle, das Geld abzuzählen, d. i. daß er das Geld abzähle. Sonderlich iſt dieſes bey den Lateinern üblich: Doch ſind auch folgende deutſche Redensarten üblich und hieher zu rechnen: Ich ſehe ſchon den Tag kommen: Ich höre den Bruder kommen: Ich habe dich laufen ſehen: Laß mich deine Hülfe ſehen; Gott will den Vater von den Kindern geehret haben: Er iſt weggegangen, ohne Gehör gehabt zu haben: Er begehret von mir, ihm zu helfen: Verſichert mich eben das gehört zu haben: Man hat keine

ſie dereinſt unſerm Vaterlande brauchbar werde, das iſt unſere Pflicht. Soll dieß vielleicht ein Stolz ſeyn, daß wir die vortrefflichſten Muſter zu erreichen ſuchen; ſo wollen wir uns mit dem Plinius verantworten: daß es ſehr unvernünftig gehandelt wäre, wenn wir zur Nachahmung nicht die vortrefflichſten Muſter wählen wollten.

IV.

Choix Litteraire. Tome V. a Geneve & Copenhague, chez les Philiberts 1756. in Oct. maj.

Wir haben neulich dieſen und den folgenden Band dieſer angenehmen und nützlichen Sammlung, aus Verſehen überhüpfet; ſehen uns alſo genöthiget, ihn hiermit nachzuholen. Der I. Art. liefert eine Abhandlung über die Wahl der Freunde; bey Gelegenheit des Spruches aus dem Buche der Weisheit im VI. Cap. Der Verfaſſer derſelben iſt der berühmte P. Porée, von dem wir die Abhandlung, ob die Schaubühne eine Schule der Sitten ſey? auch im Deutſchen haben. Sie hebt ſo an:

Warum erinnert uns doch, meine Herren, der Verfaſſer des Buches der Weisheit ausdrücklich, uns vor unſern Freunden zu hüten. Warum lehret er uns nicht vielmehr, durch was für Mittel wir

wir den bösen Absichten unserer Feinde zuvorkommen, und ihre Anfälle zurücktreiben können? Lernen Sie die Ursache dieses Rathes, den die Weisheit selbst in die Feder gesetzet hat. Sie geräth uns nicht, uns vor einem Feinde zu hüten: weil sie saget, wir müßten ihn fliehen; weil wir ihn schon von Natur fliehen; weil er endlich eben so wenig zu befürchten ist, indem wir ihn selbst schon für fürchterlich halten. Sondern sie will, daß wir uns für einem Freunde hüten sollen: warum? Weil die Natur uns zu ihm lenket; weil wir uns ihm ohne Mistrauen nähern; und weil es desto gefährlicher ist, es zu thun, je mehr wir glauben, daß es ohne Gefahr geschehen könne.

Soll man denn nun gegen beyde gleich mistrauisch seyn? Und wäre es nicht besser, nach dem Spruche des ersten römischen Kaisers, einmal das Opfer seines Freundes zu werden, als immer mit ihnen in Mistrauen zu leben? Ja! man muß gegen beyde mistrauisch seyn, aber nach Unterschiede der Zeiten und des Betragens. Seyd mistrauisch gegen eure Feinde, wenn ihr welche habet; und gegen eure Freunde, wenn ihr welche haben wollet: damit ihr hernach ohne Argwohn gegen sie seyn könnet. Wählet solche Freunde, die ihr allezeit zu behalten wünschet; und gegen welche ihr euch niemals vor euch selbst zu hüten habet ꝛc.„ Das mag genug seyn, den schönen Inhalt der ganzen Schrift zu errathen.

Der II. Art. enthält, abgesonderte einzelne Gedanken; die aus dem Diogenes des Hrn. von Alem-

Alembert gezogen sind. Wir wollen ein Paar davon zur Probe geben:

Kenntniß der Menschen.

Kennet ihr euch selbst? so kennet ihr auch alle andre Menschen. Kennet ihr aber die andern nicht, so kömmt es daher, daß ihr euch selbst nicht kennet. Ich glaube nicht, daß dieser Satz neu sey: allein er ist sehr wahr. Diese Geschicklichkeit, die wir haben, wider allen Anschein, und auf die geringsten Merkmaale die Fehler und bösen Eigenschaften andrer zu entdecken, kömmt nur von dem Gefühle der heimlichen Schlupfwinkel unsers Herzens her. u. s. w.

Die Optik des Herzens.

Man hat, wie ich glaube, gesaget, oder wenigstens sagen sollen: daß die Liebe und der Haß den gläsernen Drevecken gleichen, die den Gegenständen, nach einander alle Farben geben. Setzet man hinzu, daß der Haß das Vergrößerungsglas der Fehler; die Liebe aber der guten Eigenschaften sey, so haben wir eine ganze Herzensoptik. Dieß würde den Titel eines schönen Werkes abgeben *).

Der Edle, und der Geadelte.

Was saget mir dieß Pergament, Thrasonides? Daß du edel bist? Mitnichten. Daß vor 300 Jahren ein eben so untrüglicher Konig, als

*) Aus diesem Titel erhellet eine sehr wunderbare Art zu denken. Denn eigentlich handelt nicht die Optik, sondern die Dioptrik von Prismen und Vergrößerungsgläsern. Und sodann würde ja die Herzensoptik nur ein beständiges Spiel von Allegorien werden, die mehr an der Sache verdunkeln, als erklären wurden.

als es der Pabſt iſt, der den Thraſo für edel erkläret hat. Ob er Recht gehabt habe, weis ich nicht; noch weniger, ob es wegen ſeines eigenen, oder ſeiner Thaler Werthes geſchehen iſt. Und du, Sannionides, was haſt du mir bey deinem um etliche Sylben verlängerten Namen aufzuweiſen? Ha! ha! die Quittung für deine große Zahlung.

Die wahre Größe.

Wie klein iſt doch ein Großer, gegen einen verdienten Mann, ohne Ehrgeiz! der ſeine Gnade nicht ſuchet, der nichts von ihm fodert, der ſich ſcheuet, ihm bekannt zu werden, der ſeine Hochachtung fürchtet, als etwas, das ihm ſeine eigene wenige Tugend verdächtig machen könnte, die er in ſeinem Herzen fühlet, und die das einzige Gut iſt, das er hochſchätzet. u. ſ. w.

Der III. Art. zeiget die erſte Abhandlung über die Worte: Die Vernunft lehret zuweilen die Vorurtheile hochſchätzen, welche ſie verdammet. Dieſe und die folgende Abhandlung haben 1754 und 1755 in der Akademie der floraliſchen Spiele die Preiſe erhalten. Wir wollen doch etwas daraus mittheilen:

„Es iſt nur eines wahren Philoſophen Werk, der der Vernunft völlig unterthan iſt, das Joch der Vorurtheile abzuwerfen. Allein, dieſe Vernunft ſelbſt, die ihn erleuchtet, lehret ihn dasjenige dulden, was er verdammet. Da er ſtark genug iſt, um den Fall in ihren Abgrund nicht zu beſorgen, ob er gleich auf deſſen Rande einhergeht; ſo bequemet er ſich aus Klugheit denen Gebräuchen, wel-

che der Pöbel nur aus Eigensinn, oder mit Gewalt beobachtet. Er verehret die Vorurtheile, weil er die nöthigen Verhältnisse kennet, die sie mit den Sitten und Gesetzen haben.

Man würde die Natur des Vorurtheiles schlecht kennen, wenn man es nur für eine unbestimmte Uebereilung des Geistes ansähe: die nur auf Eitelkeiten fällt, unsern Geschmack leitet, und uns in unserm Eigensinne bestimmet. Die Vorurtheile sind Völkern das, was die Leidenschaften einzelnen Menschen sind. Es sind Wirkungen einer unsichtbaren Macht, die man mit der Luft einzieht, und die doch gewaltig auf die Gemüther wirket. Es ist der Erfolg der Grundsätze, die man von der Sittenlehre und den Sitten angenommen hat. Die Vorurtheile eines Volkes sind oft seine Tugenden und seine Laster: sie enthüllen seine Gemüthsart; sie zeigen das, was man seinen Verstand nennet.„ Wir müssen abbrechen.

Die II. Abhandlung betrifft eben diese Materie. Sie hebt so an: In keinem Jahrhunderte hat man sich so sehr gegen das Vorurtheil aufgelehnet, als in dem jetzigen. Tausend Stimmen rufen: es sey schändlich, sich von diesem Tyrannen der Geister beherrschen zu lassen. Man bewaffnet sich um die Wette, ihn zu bekämpfen; und der geringste Sieg scheint der gröste Triumph zu seyn. Allein ist es wohl allemal der Triumph der Vernunft?

Diejenigen, welche ihr Werk daraus machen, alle Arten der Vorurtheile zu trotzen, und ihnen einen offenbaren Krieg zu erklären, rühmen sich dessen.

dessen. Was sie betrüget, ist, daß sie das Vorurtheil an sich selbst betrachten, und die Vortheile nicht einsehen wollen, so sie der Republik bringen. So verdammen sie selbige sonder Prüfung, und verfolgen sie ohne Einschränkung. Indessen ist es eben so nöthig, eine Wahl unter den Vorurtheilen zu treffen, die man verbannen, und unter den Mitteln, die man bey dieser Verbannung anwenden muß. Das gemeine Beste fodert solches, die Wahrheit selbst begehret es. u. s. w.

Der IV. Art. handelt von der Eigenschaft eines wahrhaftigen und redlichen Mannes, die einer Obrigkeit wesentlich seyn muß. Eine vornehme Magistratsperson ist der Urheber dieser Schrift, darinn sie sich selbst abgeschildert hat. Sie ist aber nicht genannt, vermuthlich, weil sie in Genf lebet. Wir wollen doch die Erklärung seines wahrhaftigen Mannes hören.

„Was ist ein wahrhaftiger Mann? Ist es bloß derjenige, der niemals wider seine Meynung redet? oder der, als ein gewissenhafter Beobachter seines Wortes, bereit ist, ihm seine liebsten Vortheile aufzuopfern? Wollen wir einen andern dafür ansehen, den die Freundschaft nicht so weit verleiten kann, die Laster eines Freundes zu loben; oder den gewisse Hochschätzungen und ein übelverstandener Wohlstand nicht zum Schmäuchler der Großen machen?

Wollen wir mit diesem erhabenen Titel denjenigen schmücken, der in einem ruhigen Staate, vernünftig und ohne Vorurtheil von allem urthei-

let, und sich so laut wider das Laster erkläret, als er die Parten der Tugend ergreift?

Dieses sind diejenigen, die unser Jahrhundert oft mit dem Namen wahrhaftiger Manner beehret: allein ich erkühne mich zu sagen, daß solches nur schwache Abbildungen sind. ꝛc. ꝛc. Ich nenne also einen **wahrhaftigen Mann** denjenigen, der ohne Kunst, ohne Verstellung, ohne Furcht, sich von außen allemal so zeiget, wie er von innen ist; denjenigen, dem ein tugendhaftes Herz die Zunge regieret, und alle sein Betragen leitet; der in seinen schlechtesten Handlungen, so wie in den prächtigsten, zum unwandelbaren Gegenstande nichts, als die Pflicht, und das gemeine Beste hat. Diese Vereinigung ist so nothwendig, daß sie ganz allein diesen wunderwürdigen Charakter bilden kann. u. s. w.

Der V. Art. liefert Betrachtungen über die Beredsamkeit und die Zierlichkeit, aus dem V. B. der Encyklopädie, und sind von des Hn. v. Voltaire Feder. Man suchet aber darinn die Beredsamkeit bloß auf die bewegliche Schreibart eines in Leidenschaften stehenden Menschen einzuschränken. So redet der Verfasser:

„Die Beredsamkeit ist vor den Regeln der Redekunst, so wie die Sprache vor der Sprachkunst gebohren. Die Natur machet die Menschen in großen Angelegenheiten, und in großen Leidenschaften beredt. Wer lebhaft bewegt ist, sieht die Sachen mit andern Augen an, als andre Menschen. Alles ist für ihn ein Gegenstand schleuniger

ger Vergleichungen und Metaphoren. Ohne daran zu denken, beseelet er alles, und pflanzet einen Theil seiner Begeisterung auch in seine Zuhörer fort. Ein sehr erleuchteter Philosoph hat bemerket, daß das Volk selbst sich durch Figuren ausdrücket; und daß nichts gemeiner ist, als die Redensarten, die man Tropen nennet. So brennet in allen Sprachen das Herz; der Muth entzündet sich; die Augen funkeln; der Geist ist beschweret, er theilet sich, erschöpfet sich; das Blut friert, der Kopf steht ihm verkehrt. u. s. w. ꝛc. ꝛc.

Sieht man nicht, daß diese Art des Ausdruckes die Natur und das Wesen der Beredsamkeit bey weitem nicht erschöpfet? Doch kommen hier noch viel schöne Sachen vor, die auch diesen Fehler wieder gut machen. Er führet unter andern eine Stelle aus Massillons Predigten an, dabey seine Zuhörer so in Entsetzen gerathen seyn sollen; daß sie sich alle zugleich wider Willen von ihren Stellen halb aufgerichtet. Ungeachtet der Verfasser glaubet, daß dieß eine Stelle sey, die in allen alten und neuen Rednern ihres gleichen nicht hätte: so wollten wir aus Saurins, Mosheims, und andern neuern Rednern viele andre aufweisen, die dem Verfasser nicht bekannt gewesen; und ihm viel stärker und rührender bedünken würden, wenn er sie im Französischen oder Deutschen lesen sollte.

Die Zierlichkeit hält er für eine Verbindung der Richtigkeit und des Anmuthigen. Er meynt elegans sey bey den Lateinern mehr ein Schimpf als ein Lob gewesen: u. s. w.

Der VI. Art. ist eine Reise nach dem Parnaß, und ist aus der englischen Wochenschrift, die Welt betitelt. Wir besinnen uns, daß wir dieß Stück bey Anmeldung der deutschen Uebersetzung des Fitz Adams bereits zur Probe gegeben haben; und verweisen unsre Leser dahin.

Der VII. Art. ist eine Abhandlung von der Königinn Elisabeth; und ist aus des Kanzlers Bacons Schriften genommen. Da itzo mehr als eine Elisabeth den Thron besitzt, wollen wir doch etwas davon mitnehmen. „Natur und Glück vereinigten sich, heißt es, aus Elisabethen, das Wunder ihres Geschlechtes und die Ehre des Thrones zu bilden. Nicht die hitzige und partenische Feder eines gelehrten Einsiedlers, die ihre Farben in seinen Vorurtheilen, oder in seiner Einbildung findet, kann ein solches Bild entwerfen. Man muß den Hof gesehen haben, und in die Staatsgeheimnisse gedrungen seyn, um von den Prinzen wohl zu urtheilen.

Es giebt wenig Reiche, wo Weibsbilder herrschen: allein, man hat niemals und nirgends eins mit einem so seltnen und beständigen Glücke regieren gesehen, als dasjenige war, dessen England unter der Elisabeth genossen hat; und dessen es sich nach einem vier und vierzigjährigen Genusse noch erfreuet. Ich will weder ihre Geschichte, noch ihre Lobrede unternehmen; sondern kürzlich des Volkes Glück schildern. ꝛc.

Die erste Gunst des Glückes war, daß es Elisabethen die Krone im Privatstande. a. both. Ein

so

ſo ſüßes Geſchenk ſcheint ſeinen Werth zu verdoppeln, wenn es unvermuthet kömmt: weil es den Wünſchen zuvoreilet, und die Hoffnung übertrifft. Allein, ſo muß man die Vortheile nicht anſehen. Man weis, daß Seelen, die zur Regierung gebohren ſind, eine weichliche und ihrer Beſtimmung ganz widrige Erziehung bekommen. Man ſaget ihnen wohl; das aber nicht, wie ſie herrſchen ſollen. Das Glück verderbet ſie, anſtatt ſie zu bilden; und wäre viel günſtiger, wenn es ſie durch eine Vermiſchung von Widerwärtigkeit, welche uns die Noth andrer Leute in unſrer eigenen empfinden läßt, zur Gerechtigkeit, zur Mäßigung und Erbarmung vorbereitet hätte. So bereitete ſich Eliſabeth im Unglücke zum Throne. u. ſ. w.

Der VIII. Art. iſt eine Schrift vom Geſchmacke der Franzoſen in der Litteratur. Es iſt dieß eine ſeichte flatterige Schrift, die dem heutigen Witze der Franzoſen ähnlich ſieht. So hebt ſie an: Was iſt der Geſchmack? Ich weis es nicht: und wenn ichs wüßte, würde ichs nicht ſagen. Gar zu viele Leute mögen es nicht haben, daß die Begriffe des Witzes und Geſchmackes recht beſtimmet werden. Eine andre Frage: Giebt es etwas, das man den allgemeinen Geſchmack eines Volkes nennen kann? — — Ich finde die Sache ſehr problematiſch. u. ſ w. Ex ungue Leonem.

Der IX. Art. iſt ein aus dem Engländiſchen überſetztes Gedicht: der Einſiedler, oder Amyntor und Theodor betitelt; deſſen Verfaſſer Mallet heißt.

Hoffnung etwas wieder zu bekommen. Dieſes aber will bey uns die wenigſte Zeit angehen. Daß kan man immer weglaſſen; Aber dann bleibt doch das Nennwort im Nennfalle, und das Zeitwort in der zweifelhaften Art. Das iſt aber eine beſondere Redensart, weñ man ſpricht: Ich habe es hören ſagen.

§. 63. Das Vorwörtlein zu, welches im Deutſchen vor der unumſchränkten Art des Zeitworts ſtehet, deutet auch allerley Arten der Mittelwörter an. Ich ſage mit Fleiß allerley Arten der Mittelwörter: Sintemal ich nicht nur die participia der Lateiner alſo benenne; ſondern auch die gerundia und ſupina, welche ebenfalls Arten der Mittelwörter ſind, und im Deutſchen nicht anders klingen, als die unumſchränkte Art des Zeitworts: Oder welches einerley iſt, von den Deutſchen durch die unumſchränkte Art ausgedrückt werden müſſen, weil ſie keine beſondere Formen haben, wie die Lateiner. Man möchte aber zum Unterſcheid die gerundia und ſupina im Deutſchen alſo benennen; **Mittelwörter, die eine unumſchränkte oder unbeſtimmte Beſchäftigung,** und **Mittelwörter, die eine Bewegung anzeigen.** Wie man ein participium in ns, ein **Mittelwort, das einen gegenwärtig handelnden,** ein participium praeteriti deponentium, ein **Mittelwort das einen vormals handelnden,** ein participium in rus, ein **Mittelwort, das einen zukünftig handelnden:** participium in tus, ein **Mittelwort, das eine vernangene gelittene Handlung;** participium in dus, **das eine gewiſſe und zukünftige zuleitende Handlung,** bedeutet, nennen möchte. Das Hauptwort hat ſeine Richtigkeit: Wenn jemand ſelbiges

aber

heißt. Dieß ist sein I. Gesang. Es ist schön; wir können uns aber nicht dabey aufhalten.

Der X. Art. ist eine Idylle, die Seifenblasen betitelt. Die Schäferinn Egle lehret den Cupido welche machen. Es ist artig.

Der XI. Art. ist ein poetisches Schreiben an Hrn. D. so wie

Der XII. Art. endlich ein Gedicht, der Mensch betitelt, ist, und beyde verdienen gelesen zu werden.

V.

Wittenberg im Feuer der Belagerung, den 13. Oct. 1760. poetisch beschrieben von Dan. Wilh. Trillern, kön. pohln. und churf. Hofrathe, wie auch erstem öffentl. Lehrer der Arzneyk. Fünfte verbesserte und über die Hälfte vermehrte Auflage mit einem Anhange versch. Gedichte. Wittenberg, in der Ahlfeld- und Weinmannischen Handlung. 4. 1761.

Gegenwärtiges Gedicht ist so wohl aufgenommen worden, daß der hochberühmte Hr. Verf. es mit besondrer Sorgfalt auszubessern und zu erweitern gut gefunden. Es ist des Hn. Obercons sistorial Präsidenten Hn. von Globig Excell. in einer schönen Ode zugeschrieben. Es heißt darinn unter andern.

Wie mich zuerſt der Schmerz durchdrungen,
Den ich im Innerſten gefühlt:
So hab ich auch von ihm geſungen,
Und der Natur bloß nachgefühlt.
Drum wird hier keine Kunſt gefunden.
Als Dichter hab ich nichts geſagt:
Ich hab als Menſch und Chriſt empfunden,
Und auch als Menſch und Chriſt geklagt.

Das Leid kann keinen Schmuck vertragen,
Wer zierlich ſchreibt, fühlt keinen Schmerz:
Und hochgetriebne Dichterklagen
Bewegen nicht des Leſers Herz.
Doch wenn des Dichters Thränen fließen,
Dann zwingt er auch mit leichter Müh,
Die Leſer Zähren zu vergießen.
Was er empfand, empfinden Sie.

Ein Dichter der nach ſo richtigen Grundſätzen aller alten Kunſtrichter, und namentlich des Horaz, einhergeht, der in ſeiner Arte Poetica, ſo ſchreibt:

triſtia triſtem
Vultum verba docent, iratum plena minarum; — —
Projicit ampullas & ſesquipedalia verba
Telephus & Peleus; quum pauper & exſul uterque
Cor ſpectatoris curat tetigiſſe querela. — —.
— — Si vis me flere, dolendum
Primum eſt ipſe tibi. — —

Ein ſolcher Dichter nun, hat auch das Recht, ſeine Gedanken von der heutigen knarrenden und knaſternden Versart, gewiſſer ſchwülſtigen Poetaſter

ſeine Gedanken zu eröffnen. Er thut ſolches in der Vorrede auf eine freymüthige, und nachdrückliche Art; und verdienet deſtomehr, Glauben damit zu finden; jemehr er für einen groſſen Kenner des ſchönen griechiſchen und römiſchen Alterthums bekannt iſt. Wir können daher nicht umhin, aus dieſer Vorrede, zu Bildung oder Beſeſtigung des Geſchmackes unſrer Leſer, folgende, wiewohl etwas lange Stelle, hier einzuſchalten.

„Was nicht von Herzen kommt; kann auch „nicht wieder zum Herzen gehen. Gekünſtelte Klagen, „oder unnatürlich ausgedrückte Empfindungen, rühren niemand; ſo wenig ein gemahltes Feuer wär„men oder brennen kann: und ein wahrer innerli„cher Schmerz kann nach ſeiner Natur, keinen „äußerlichen Schmuck, oder fremde poetiſche Far„ben, Blumen und Zierrathen vertragen. Bey „traurigen, ja erſchrecklichen Begebenheiten, allzu„erhaben, allegoriſch und zierlich zu ſchreiben, und „weit her geholte Kunſt und Gelehrſamkeit, zur „Unzeit ſehen zu laſſen, iſt meiner Meynung nach, „eben ſo lächerlich und ungereimt; als etwan in „bunten Bändern und Kleidern, in tiefem Leide zu „gehen; oder auf einem prächtig vergoldeten Schäl„len-Schlitten, mit Trompeten und Pauken, hinter „dem Leichenwagen her zu fahren. Nein! wenn „der arme und verſtoßene **Telephus** und **Peleus** „in dem Trauerſpiele, Mitleiden und Erbarmung „bey denen Zuſchauern erwecken ſoll; ſo muß er „na-

„natürlich und beweglich reden; und hingegen alle „schwülstigen und hochtrabenden Worte und ge„künstelte Redensarten weit von sich werfen und „sorgfältig hinweg lassen: wie Horaz vorlängst weis„lich erinnert. Dieses haben Sophokles und Euri„pides in ihren Trauerspielen allezeit genau beob„achtet, daher sie auch stets die Herzen der Leser „rühren: Aeschylus aber und Seneca öfters aus „der Acht gelassen; daher sie auch meist, gleichgül„tig und ohne Bewegung, gelesen werden. Die „Natur also, die Natur sage ich, muß hier alles „thun; und die Kunst kann dabey wenig oder nichts „ausrichten. Die, wiewohl spöttisch, also benann„ten Naturalisten und Puritaner, doch im rechten „und vernünftigen Verstande genommen, treffen „es also hier am besten. Eine minder sinnreiche, „so genannte gereimte Prosa, wenn sie nur na„türlich, rein, lebhaft und wohlfließend ist, ist doch „allezeit viel besser und angenehmer; als eine im „doppelten Verstande, ungereimte, dunkle und knar„rende Ligata, oder vielmehr, Contorta und Co„acta, wenn ich so reden darf. Doch hiervon ha„be bereits ausführlicher in der Vorrede zu dem „6ten Theile meiner Gedichte gehandelt. Wenn „also dort Ovidius die allgemeine Sündfluth mehr „poetisch und sinnreich, als natürlich und beweg„lich, beschrieben: so fället daher Seneca, der doch „sonst bekannter maßen, zum öftern selbst in eben „diesen Fehler gerathen, dieses gründliche und scharf„sinnige Urtheil von demselben: Es ist, spricht

„er,

„er, *) nicht vernünftig, noch behutsam ge„nug gehandelt wenn man bey der erschreck„lichsten Begebenheit, da die ganze Welt „von den überall herumbrechenden Fluthen „überschwemmt und verschlungen worden, „noch erst mit künstlich ersonnenen und „prächtig klingenden Worten spielen, und „bey einer so ernsthaften und fürchterlichen „Sache, noch gleichsam muthwilligen und „leichtsinnigen Scherz treiben will. Du „aber wirst nunmehr wissen, was sich ei„gentlich gezieme, wenn du bey dir selbst „lebhaft bedenken wirst, daß der ganze Erd„boden im Wasser schwimme.

„Nun möchte es zwar anfänglich scheinen, als „wenn das Natürlich-Schreiben oder Dichten „kein sonderlicher Lobspruch wäre; weil es nämlich „die erste und vornehmste Pflicht, und nothwen„digste Haupteigenschaft eines jeden rechtschaffenen „Dichters seyn muß, daß er ordentlich und ver„nünftig denke; und sich alsdann deutlich, natür„lich und beweglich auszudrücken wisse: allein, es „ist doch leider! heut zu Tage so weit gekommen, „daß diese sonst allgemeine und gewöhnliche Pflicht „nunmehr zu einem seltenen und ungewöhnlichen „Kenn-

*) Seneca selbst, sagt kürzer und nachdrücklicher, nach ser Gewohnheit alte: Non est res [illegible] sobria, insanire, devorato orbe terrarum: Scies, quid decet, si cogitaveris, orbem terrarum natare. *Nat. Quæst. Lib. III. Cap. XVII.*

„Kennzeichen eines Dichters, oder zu einem au-
„ßerordentlichen Lobſpruche deſſelben werden müſ-
„ſen: weil nämlich, zum nachtheiligen Vorwurfe
„unſerer Zeiten, ſeit einigen Jahren, eine unnatür-
„liche, undeutliche und undeutſche Dichtkunſt, wenn
„ſie anders mit Rechte eine Dichtkunſt zu nennen,
„ohne Wohlklang, Abſchnitt und Reime aufge-
„kommen: von welcher doch vorher kein Opitz,
„Flemming, Gryph, C.nitz und Beſſer, oder
„Günther, Böhlau und Cronegk, welche drey
„natürlichen und lieblichen Dichter der Welt lei-
„der! allzufrüh entriſſen worden; noch ſonſt ein
„anderer großer und wahrer Poet, je etwas ge-
„wußt haben.„

Von dem größern Gedichte ſelbſt haben wir bereits ſonſt ſo große und ſchöne Stücke eingerücket, daß es ein Ueberfluß wäre, itzo noch mehrere beyzufügen. Wir verſichern nur, daß die neuen Zuſätze von gleicher Stärke und Schönheit ſind, auch ſo geſchickt eingeſchaltet worden, als ob ſie mit dem vorhergehenden und folgenden aus einem Stücke, und gleichſam auf einem Stängel gewachſen wären. Es füllet dermalen 32 Seiten, deren jede über 20 Zeilen enthält, und iſt alſo gegen die 700 Verſe lang; die alle von gleicher und ungekünſtelter Schönheit prangen.

Nur eine einzige Stelle hat uns bedenklich geſchienen. Auf der 30ſten S. lieſt man folgende Stelle:

So gehts in der Welt: man plagt und wird geplagt,
Liebt, haßt, erwählt, verwirft, hofft, zweifelt, trotzt und
zagt.
Dann legt der Tod so wohl den Plagenden darnieder,
Als den Geplagten auch: kurz, endlich stirbt ein jeder.
Und dieses heißet nun die allerbeste Welt;
Die doch so viel Verdruß, und Unruh in sich hält!

Es ist Schade! daß der hochberühmte Hr. Verfaſſer, sein übrigens so schönes Gedicht, mit dieſer übelgerathenen Spötterey über den bekannten leibnitziſchen Lehrſatz, verunzieren wollen. Ein bloßer Mißverſtand iſt die Quelle davon geweſen. Es iſt gewiß weder Leibnitzen, noch ſeinen Nachfolgern und Anhängern jemals in den Sinn gekommen, dieſe Erdkugel, mit dem, was ſie allein enthält, die beſte Welt zu nennen. So viele Meiſterſtücke der göttlichen Weisheit, Macht und Güte ſie uns auch vor Augen legt: ſo iſt ſie doch in den Augen eines Weltweiſen nur eine der kleinſten und unanſehnlichſten Weltkugeln; deren unendlich viele den unermeßlichen Raum des Himmels erfüllen, ja die nur ein Stäubchen dieſes Ganzen Weltalls abgiebt. Dieß aber, in ſeinem ganzen unbegreiflich großen Umfange, wird von jenem großen Weltweiſen, für das Meiſterſtück des unendlichen Werkmeiſters, kurz, für die beſte unter allen möglichen Welten ausgegeben. Vielleicht zieht dieſe Stelle nächſtens dem Hn. Hofrathe von einem leibnitzianiſchen Dichter, eine poetiſche Zuſchrift zu, davon wir ſchon etwas lauten gehöret haben.

Der

Der neue Anhang begreift 1) ein Neujahrsgedicht auf das 1761. Jahr, mit der Ueberſchrift, aus des Seneca Trojanerinnen:

Sed quid ruinas urbis everſæ gemis,
Vivax Senectus? reſpice infelix, ad hos
Luctus recentes.

Es iſt in langen trochäiſchen Verſen. Ferner 2) eins an die Durchl verwittwete Herzoginn von Weißenfels in Langenſalza. Sodann folget eins an den Hn. Präſ. von Globig, das ſo anhebt!

Hier unter Kohlen, Brand, Verwüſtung, Schutt und Staub,
Grünt dennoch Herr, für dich, ein friſches Lorberlaub. ꝛc.

Es folget auch eins an einen hamb. Kaufmann Fir; ferner eins an ſeine älteſte Jungfer Tochter Charlotte Wilhelmine, die ſelbſt eine angenehme Dichterinn iſt. Nun kömmt eine Anrede an die Stadt Wittenberg. Dieſes iſt, ſo wie das obige lange Gedicht, in recht opitzlichem Geſchmacke. Wir wollen es unſern Leſern zu gut herſetzen.

Anrede an die verheerte Stadt Wittenberg.

SENEC. TROAD.

En! alta muri decora congeſti jacent,
Tectis aduſtis: Regiam flammæ ambiunt,
Omnisque late fumat — domus.

Hier,

Hier, wo die Musen sonst gesessen,
Hier, wo der Lorber sonst geblüht;
Da wachsen falbe Leidenpressen,
Da hört man ein Trauerlied:
Da raucht es noch, da stürzen Giebel,
Da fallen ganze Dächer ein;
Und unser unaussprechlich Uebel
Will auf dem höchsten Gipfel seyn.

Wo bist du, Wittenberg! geblieben?
Wo bist du? ach! ich suche dich:
Wie weit hat sich dein Ruhm getrieben,
Durch manchen fernen Erdenstrich!
Ach! kommt, ihr Völker! kommt und schauet,
Wo Wittenberg gewesen ist:
Kommt! Nein! bleibt weg! daß euch nicht grauet,
Wenn ihr das Elend sehen müßt.

O wie ist dein Parnaß zerstöret,
Wie ist itzt alles wüst und leer!
Wo man die Lehrer sonst gehöret,
Da stehen kaum die Mauren mehr:
Kaum ein Paar halbverbrannte Säulen,
Wo Rab und Kauz sich niederläßt;
Da ist der ungestalten Eulen
Unförmlich angelegtes Nest.

Wie werd ich nicht im Geist betrübet,
So oft ich an das Fenster geh,
Und, was der strenge Mars verübet,
Mit Schrecken, gegen über, seh:
Die Arbeit von so langen Jahren,
Hat leider! eine Nacht verheert,
Und alles ist in Rauch gefahren,
Was man im Alterthum verehrt.

O Zeit! o Krieg! was ſoll ich ſagen?
Was ſoll ich ſagen? Krieg und Zeit!
Ach! es verſtummen große Klagen *),
Es redet nur ein kleines Leid:
Das Unglück hat uns unvermuthet,
Als eine Sündfluth, überſchwemmt;
Das Auge weint, das Herze blutet;
Allein die Zunge bleibt gehemmt.

Die Nachwelt mag es einſt erzählen!
Die Nachwelt mag einſt Richter ſeyn!
Die wird die Wahrheit nicht verhehlen,
Und einem jeden Recht verleihn.
Ja was für furchterlichen Bildern
Wird ſie nicht unſern Kummerſtand,
Nicht unſer kläglich Elend ſchildern,
Nicht unſern jämmerlichen Brand?

Wie wird alsdann den Enkeln grauen!
Wenn ſie dereinſt in der Geſchicht,
Auf unſre Zeit zurücke ſchauen,
Auf unſre Zeit! mehr ſag ich nicht.
Wie werden ſie uns noch beklagen,
Daß man die arme Stadt verheert;
Wie werden ſie, erſtaunend, fragen:
Warum ward Wittenberg zerſtört?

O Herr! durch den die Länder blühen,
Durch den die Länder auch vergehn;
Wir ſahen deinen Eifer glühen,
Und unſre Stadt im Feuer ſtehn:
O ſtelle doch dem Strafgerichte,
O ſtell es doch nun gänzlich ein,
Und laß dein zornig Angeſichte
Uns endlich wieder freundlich ſeyn.

*) Curæ leves loquuntur; ingentes ſtupent. SENECA, in HIPPOLYTO. Ach!

aber noch deutlicher und kürzer und beqvemer beſtimmen und unterſcheiden kan; ſoll es mir lieb ſeyn.

§. 64. Aus den Wörtern und Redensarten werden nun ganze ausgeführte Sätze, bey welchen eine dreyfache Fügung zu merken iſt. Erſtlich werden die Wörter, hernach die kleinen Sätze, endlich auch die ausgeführten Sätze unter einander, und die aneinander geſchickt zuſammengefüget und verbunden: Davon überhaupt die natürliche Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, oder die Vernunft der Grund iſt. Die Mittel ſolcher Zuſammenfügung ſind die Bindewörtlein, welche immer voranſtehen. Die Wortfügung iſt natürlich, ordentlich und iſt auch zum theil ſchon in dem erſten Bande der critiſchen Beyträge, auf der 175. u. den folgenden Seiten erwogen. Gleichwie es aber eine natürliche und ſchlechte Fügung der Worte und Sätze giebt: So findet man auch eine zierliche, dabey die Affecten und der Wohlklang der Grund und die Richtſchnur ſind. Doch hat eine Sprache hierinnen mehrere Freyheit, als die andere. Die lateiniſchen und griechiſchen Sprachen ſind darinnen freyer. Die deutſche und franzöſiſche, und die bekannteſten morgenländiſchen Sprachen haben darinnen engere Gränzen. Dennoch iſt eine zierliche Veränderung nach Maaßgebung des Affects, des Wohlklangs und der Sachen Beſchaffenheit, bey allen eingeführet und erlaubt. Anders werden zum Exempel die Worte geſetzt in Erzählungen, anders in Fragen, anders in Reden, die aus gewiſſen Affecten flüſſen; daher die Figuren ihren Urſprung haben. Allein es iſt nicht möglich, daß ſolches alles nach Gebühr hier erörtert werde, da mir dieſes ſchon ziemlich weitläuftig geworden.

§. 65. Ehe wir aber ſchlüſſen muß ich folgendes noch erinnern. Gleichwie man in einer Rede nicht hinter einander wegſpricht; ſondern bald länger, bald kürzer inne hält, oder die Stimme ungewöhnlich erhebet oder verändert: Alſo hat die Kunſt auch ſolches im Schreiben auszudrücken geſucht, daher die Theilungs und Bindezeichen erfunden ſind, welche alſo auch in der Natur ihren Grund haben. Hierinnen iſt nun ein Volk accurater als das andere, und eines nachläßiger, als das andere. Die Malabaren ſollen gar von dergleichen

Ach! baue doch, was du zerriſſen,
Richt auf, was du in Staub verſenkt;
Laß uns aus Gnadenzeichen wiſſen,
Daß noch dein Herz an uns gedenkt:
Wir ſind arm, einſam und verlaſſen,
Beſtürzt, erſchrocken, ohne Muth,
Und können uns von ſelbſt nicht faſſen,
Wo deine Hand nicht Hülfe thut.

Laß ſich doch unſre Trubſal enden,
Stell dich mit deinem Beyſtand dar;
Zieh aus den Sack von unſern Lenden,
Nimm weg die Aſche von dem Haar!
Verwandle bald, in einen Reigen,
Und Freudenpſalter, unſer Leid, : *)
Laß Wittenberg von neuem ſteigen
Zu ſeiner alten Herrlichkeit.

HORATIUS.

Hæc Jovem ſentire, deosque cunctos,
Spem bonam certamque domum reporto.

Ein Schreiben an Hrn. Hofrath Richtern in Göttingen, das gleichſam zur Antwort auf ſeine lateiniſchen Elegien an Hrn. Hofrath Trillern, dienet, zeiget die faſt ähnlichen Schickſale dieſer beyden Freunde. Es iſt auf der 35ſten bis 72ſten Seite zu leſen. Nun folget ein Dankgedicht am 60ſten Geburtstage des Hrn. Verfaſſers; und den Schluß machet ſein älteres Gedicht, auf Liſſaben im Erdbeben. Es wird keinen Leſer gereuen ſelbige alle geleſen zu haben.

VI. Re-

*) Pſalm XXX, 12.

VI.

Relation de la Maladie, de la Confeſſion, de la Fin de Mr. de Voltaire, & de ce, qui s'enſuivit, par mon Joſeph Dubois.

A Geneve, 1761. 8. 3 Bogen.

Indeſſen, daß Hr. von Voltaire jährlich ein neu Buch, ein Trauerſpiel, ein Luſtſpiel, oder eine Satire auf ſeine Feinde ſchreibt, und die junge Genferwelt auf ſeinem Landhauſe mit Schauſpielen verlecket; giebt man in Paris auf eine luſtige Art von ſeinem Tode Nachricht. Denn allerdings iſt zum voraus zu wiſſen, daß der Ort des Druckes auf dieſer Schrift falſch angegeben iſt. Es ſcheint auch, daß der Hr. von Voltaire ſich dieſe Art von Satire, durch eine andre von eben der Art wider den P. Berthier, einen Jeſuiten und Verfaſſer des Tagebuches von Trevoux, zugezogen. Man bezahlet ihn alſo hier mit gleicher Münze; und er kann ſich deſtoweniger darüber beſchweren, da er ſelbſt den Ton zu dieſer Spottſchrift angegeben hat.

In der Vorrede des Herausgebers ſteht, daß dieſer Dubois, der Verfaſſer dieſer Schrift, des ſel. Hrn. von Voltaire Kammerdiener, und alles ſeines Vertrauens würdig geweſen. Ich kenne ihn, ſaget der Verleger: Er iſt ein redlicher und freymüthiger Menſch, der auch Witz und Beleſenheit hat: wie man aus dieſer Nachricht ſehen

wird. Er hatte ſie nur für ſich zum Zeitvertreibe aufgeſetzet; aber ich habe ſie ihm entwandt, und eile, ſie bekannt zu machen. Dieß mein Verfahren halte ich für ſo löblich, daß ich kein Bedenken trage, mich hier zu nennen.„ Allein der Namen fehlet. Um die Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir aus der Erzählung des Dubois einen Auszug machen, und ihn ſelbſt gleichſam reden laſſen.

„Mein Herr genoß ſeit langer Zeit einer vollkommenen Geſundheit; und ſchien von ſeinem Durchlaufe, ſeiner fallenden Sucht, ſeiner Lungenſucht, Schwindſucht, Heiſcherkeit und ſeinem Blutſpeyen, ja von ſeinem Steine und Podagra vollkommen befreyet zu ſeyn. Er ſchien auch mit der Geſundheit des Leibes, die ganze Gemüthsruhe wieder erlanget zu haben. Man durfte nicht mehr ſeine Schriften gegen ihn loben, um ihn munter zu machen. Wenn er ja von ſeinem alten Vorhaben, ſich zu bekehren, redete: ſo ſpaßete er nur darüber. Seine Feinde, die Kunſtrichter, ſchwiegen in Demuth. Dieſer große Mann hatte ſchon zween Monathe her nicht geweinet. Sein Vergnügen breitete ſich, rings um ihn her, aus. Das Schloß Delices, welches dieſen Namen nun recht verdiente, vereinigte alle Vergnügungen bey ſich. Wir empfiengen Abgeſandte; wir ſpielten Komödien: und die Frau Denis lehrte die vornehme Jugend aus Genf die gute Ausſprache der Schaubühne.

Der

Der 26ste März 1760 war der entsetzliche Schlußpunct unsers Glückes. Es war nachmittage, und Hr. von Voltaire endigte eben gewisse galante Verse, als er aus Paris viel Briefe, und ein ziemliches Pack Bücher erhielt. Er eröffnete es begierig. Er ergriff das erste das Beste, und hub an, mit einem höhnischen Lächeln, zu lesen. Allein, auf einmal verdunkelte sich seine Stirne. Seine Blicke wurden finster und wilde. Er ward blaß, stund rasend auf, und rief: Wie? in der vollen Akademie? Die Frau — — Allein, ich muß lesen, was meine Freunde schreiben — — Des Georgiques — — Was sollen das für Georgiques seyn?

Er lief mit großen Schritten in der Stube herum, und drehte seine Augen auf eine fürchterliche Art in die Runde. Es ward aber noch ärger, als er sich setzete, und die andern Bücher durchlief; die sein Correspondent ihm unbedachtsamer Weise geschicket hatte. Es war leider! eine ganze Bibliothek von Kritiken und Satiren wider meinen Herrn. Epitre du P. Grisbourdon à Voltaire. Parodie des Vous & des Toi. Les Avantures Portugaises. Critique de l'Hisloire Universelle de Voltaire. M. de Voltaire convaincu de mauvaise foi, de mauvais gout, d'absurdités, de Contradictions. Remerciment de Candide à Mr. de Voltaire. Analyse de la Femme qui à raison: l'Oracle des nouveaux Philosophes. — — — Er konnte nicht weiter. Der Zorn hätte ihn fast erstücket. Er warf also alle diese Scarteken um

ſich her; kam zu ſich ſelbſt, ergriff ſie nochmals, zerriß ſie mit den Zähnen, trat ſie mit Füßen, und ſpie voller Abſcheu auf die zerſtreuten Stücke derſelben.

Dieſer heftige Anfall hatte ihn entkräftet. Seine Knie zitterten, und er wollte ſchon ſinken: weil ihn ein hitziges Fieber befiel. Wir ergriffen ihn, und brachten ihn zu Bette; wo er den Augenblick ganz ſteif ward. Bald aber ermannte er ſich, warf uns übern Haufen, und entwiſchte unſern Händen; ergriff Feder und Papier, und ſchrieb in einem Striche: Le pauvre Diable. So lange er damit zubrachte, bemerkte ich ein freundliches Geſicht an ihm; ja ſelbſt ſeine welken Backen wurden hübſch roth. Kaum aber war er fertig, ſo kam auch ſein Fieber wieder. Man holte den Hn. Tronchin, aus Genf, der ihm etwas verſchrieb, aber umſonſt. Er erholte ſich nur gerade ſo viele Stunden, als er nöthig hatte, die Vanité, den Ruſſen zu Paris, und die Schottländerinn zu ſchreiben.

Wollte Gott, daß man ihm immer dergleichen Linderung hätte ſchaffen können! Als er ſich aber einen Morgen zu einer neuen Satire anſchickete, rührte ihn ein heftiger Schlag. Seine Nerven verkürzten ſich; ſeine Finger giengen kreuzweis, wenn er die Hand ſchloß: und die Feder, die er hielt, ward ſo feſt beklemmet, daß man ſie ihm unmöglich wegbringen konnte. Dübois, ſagte er zu mir, ſchreib, was ich dir ſagen werde. O! ihr Götter, was leide ich! ſchrie er darzwiſchen.

Allein,

Allein, ſchreib nur. Es iſt ein vortreffliches, ſehr beißendes und ſchönes Sinngedicht:

Crapaud fangeux des Bourbiers d'Helicon — —

Du ſchlammigte Kröte aus Helikons Pfützen.

Mehr ſagte er nicht. Die Verkehrung ſeiner Augen, und das Beben ſeiner Glieder zeigeten uns die Wiederkehr des Fiebers, welches einen ganzen Tag daurete. Die Nacht darauf ſchlief er ein wenig, allein unruhig; weil er einen verdrüßlichen Traum hatte. Hier iſt er, wie er mir denſelben den Morgen darauf erzählte.

„Ich ward, ich weis nicht wie, auf einen hohen Berg entrücket, wo gegen über mir ein unermeßliches Gebäud ſtund; welches mit einem dicken Nebel verhüllet war. Das einzige niedrige Thor, ſo ich ſah, war eng und verſchloſſen. Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte überall; und ich ward begierig, die Beſchaffenheit dieſes Schauſpiels zu wiſſen. Ich näherte mich, in dem Vorhaben, das Innere dieſes Pallaſtes zu erforſchen, dafern er nur bewohnet wäre: als ich auf einmal durch eine ſchreckliche Stimme erſchrecket ward: „Ungeweihter Menſch! verehre den Tempel, wo die Göttinn Nachwelt ihren Sitz hat.

Ach! erwiederte ich, melde mich bey der Göttinn: ich heiße Voltäre: ohne Zweifel kennet ſie mich, und ich glaube unter der Zahl ihrer Freunde zu ſeyn. Man meldete mich; die Nebel verſchwanden; die Thüre öffnete ſich, und ich gieng kühn dem Heiligthume zu. Es war mit einem

Schwarme berühmter Leute angefüllet, unter welchen einige es verdienten. Ich erkannte hier viele, die ich vormals aus dem Tempel des Geschmackes ausgeschlossen hatte; allein ich sah sie nicht an, und sagte bey mir selbst: die Nachwelt hat unrecht. Ich hatte sie bald selbst nicht gesehen, so vergnügt war ich, allda zu seyn: wenn sie mich nicht selbst bey Namen gerufen hätte. Machtige Gottheit! erwiederte ich: ich bin der eifrigste deiner Anbether, und habe dir alle meine Werke gewidmet, ohne dich zu kennen. Sie gab mir eine ziemlich höfliche Antwort; allein mit einer sehr pedantischen Mine: dieß Weib hatte auch einen so rauhen und verdrießlichen Ton, daß sie mir durchaus missiel. Ich entschloß mich, sie auszuzischen, und sagte ihr aus dem Stegreife gewisse Complimenten, die ich Standespersonen zu sagen pflege. Sie stellte sich, als ob sie mich nicht verstanden hätte, und ich bemerkte, daß die Umstehenden mich mit Achselnzucken ansahen. Diese neue Unhoflichkeit, erzurnte mich dergestalt; daß ich sogleich eine Satire wider die Nachwelt und ihre Mitgenossen gemachet hätte, wenn ich nur gekonnt. Allein, das war nur das Vorspiel der Kränkungen, die ich ausstehen sollte. Indem ich mich umsah, entdeckte ich einen eisernen Altar, und einen ungeheuren Folianten darauf, ungefähr so, wie ich ihn in meiner Henriade beschrieben habe. Ich zweifelte daran; und sagte zur Göttinn:

Ich wette dieses ist, das räthselhafte Buch,
Das aller Folgezeit, Geschicht und Schicksal lehrt.

Even

Eben recht! erwiederte sie. Allein glaube nicht, daß alle Welt darinn steht. Nur diejenigen Namen sind da, die bestimmt sind berühmt zu seyn. Ganz recht versetzte ich: so steht denn der Meinige auch darinnen. Sie gestund es, und ich bath sie, mich meinen Artikel lesen zu lassen. Gut, sagte sie kaltsinnig, und ihre treulose Gefälligkeit betrog mich. Ich erinnere mich nicht alles dessen, was ich gelesen, ehe ich auf die Seite kam, die mich angieng. Ich las z. E. daß der Donner ehester Tage die Encyklopädie, und ihre Verfasser treffen wird; daß Aristophanes erwachen; daß Sokrates auf vier Füßen und Aristophanes aufgerichtet gehen wird, daß alle Philosophen Spitzbuben werden, und handgreifliche Finsternisse das Reich der Gelehrsamkeit beschatten werden; daß der Gräuel der Verwüstung herrschen wird, und tausend andre außerordentliche Verkündigungen. Endlich kam ich auf das Hauptstück von den Schriftstellern des XVIII. Jahrhunderts und las laut:

Dieß Jahrhundert wird einen der größten Dichter von der Welt hervorbringen. Er wird die französische Poesie zu ihrer Vollkommenheit bringen, alle seine Nebenbuhler übertreffen, und den schönsten Geistern des Alterthums gleichkommen, (ich erkannte mich selbst an allen diesen Zügen) und der wird heißen der große Rousseau.*) Ich gestehe es, daß dieser Schluß mich in Erstaunen setzte. Die Umstehenden huben an zu lachen. Ich verbiß meinen Zorn: allein ich versprach heimlich, sie alle

*) Derjenige, den Voltaire von Jugend auf gehasset, beneidet und gelästert hat.

eheſtens durch etliche dutzend erſchreckliche Sinngedichte zu preiſen. Ich fuhr fort zu leſen:

Ein andrer Rouſſeau wird bald nach dem erſten erſcheinen; ein weitläuftiger, kühner und ſonderbarer Geiſt. Er wird ſagen: die Menſchen ſind gar zu glücklich! man vernichte die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Vergnügungen! die Welt werde ein ſcheußlicher Aufenthalt; damit die Tugend darinn herrſche. Dieſer ſeltſame Philoſoph wird der beredteſte aller ſeiner Zeitgenoſſen ſeyn.

Ein tragiſcher Dichter wird die Franzoſen wegen des Todes vom Corneille und Racine tröſten. Mit einhälliger Stimme wird man ihn dieſen groſſen Männern an die Seite ſetzen. Er wird dieſe Ehre ſchon bey ſeinem Leben genieſſen: und wie Sophokles, auch in einem hohen Alter noch Meiſterſtücke machen. Er wird Crebillon *) heiſſen.

Ein Mann wird die tiefſte Einſicht mit dem erhabenſten Geiſte verbinden: dieſer Verfaſſer des Sinns der Geſetze, wird Montesquieu heiſſen.

Hier fieng mir an die Geduld auszureiſſen. Endlich nach vielem Blättern, fand ich meinen Namen in groſſen Buchſtaben vor einem langen Abſatze.

Dieſer wird zugleich ein tragiſcher, komiſcher, epiſcher, pindariſcher, lyriſcher, ſatyriſcher, anakreontiſcher, und ſchlüpfriger Poet; ein Redner, Geſchichtſchreiber, Romanſchreiber, Meßkünſtler, Metaphyſiker, Naturforſcher und Vernunftlehrer ſeyn: in etlichen Wiſſenſchaften der vornehmſte, in etlichen der zweyte, in vielen andern aber nur der dritte an

*) Deſſen Nebenbuhler und Nacheifrer Hr. v. Voltaire jederzeit geweſen.

an Würden. Alle ſeine Werke werden voller Schönheiten, Fehler und Diebſtahle ſeyn. Er wird ſich tauſendfach lächerlich machen, ſich wider die Religion auflehnen, ſich alle Welt zu Feinden machen; ſehr hitzig, neidiſch, boshaft, betr — — ſeyn. Ich brach ab, und ſagete zur Göttinn: das iſt ein ſehr boshafter Artikel! wer iſt wohl, ich bitte dich, der unverſchämte Verfaſſer dieſer Prophezeihung *)? Ich, verſetzte die Nachwelt: und darauf hatte ich einen Streit mit ihr. Sie erzürnte ſich darüber, und gab mir eine Maulſchelle, davon ich erwachte.„

Dieſe Erzählung beſchloß mein Herr durch einige verdrüßliche Betrachtungen über ſeinen Traum. Ich beſorge ſehr, ſagte er, daß mein Traum nicht, eine gar zu wahre Allegorie ſey. Ich bin mistraniſch gegen meine Ehre. Ich habe meine Zeiten mit gewaffneter Hand beſieget. Allein die Zukunft! die unbiegſame Zukunft! — — Ich ſehe in meinen Werken nichts als eine Menge ungeheurer Fehler. Ich habe zuviel geſchrieben, mein lieber Dübois. So bald ich geſund werde, will ich die Hälfte meiner Arbeit verbeſſern, und der andern Hälfte mich entſagen. Ja aus Liebe zu dir, will ich dir den Sokrates, die Frau die Recht hat, und die Ueberſetzung des Predigers Salomons abtreten.

Da ſiehſt du, hieß es, nach einem kurzen Stillſchwei-

*) Uns nimmt es ſehr Wunder, daß dieß eine Prophezeihung heißt. Die Nachwelt prophezeihet ja nicht, ſondern ſchreibt Geſchichte voriger Zeiten. Die Vorder Welt kann nur künftige Dinge verkündigen. Es iſt gewiß ein Verſehen.

nichts wiſſen: Wiewohl ihre Wortfügung noch zum Glück alſo beſchaffen iſt, daß man dieſe Zeichen nicht ſo ſehr vermiſſet. Die Hebräer haben es mit ihren Accenten am genaueſten geſucht. Nach ihnen ſind die europäiſchen Sprachen in dieſem Stück am accurateſten: Ob man gleich noch einige Zeichen, inſonderheit ein halbes Comma wünſchet. Doch daran iſt ſo viel nicht gelegen, wenn man nur die Merkzeichen des Innehaltens und des Affects recht ſorgfältig, und das durchgängig auf einerley Weiſe gebrauchte. Zwar iſt die Verſchiedenheit der geſprochenen Sachen und ihrer Verbindung, ſamt der Verſchiedenheit der mancherley Meynungen ſo groß, daß man im Ausſprechen, geſchweige denn im Schreiben nicht allezeit eine Gleichheit beobachtet. Allein man iſt bisher hierinn noch nicht einmal einig geweſen, wo zum Exempel ein Colon, und wo ein halbes Colon ſtehen ſollte, und welches mehr ſey: Ja man iſt dabey noch inſonderheit unachtſam und nachläßig, daß man das, wovon man überzeuget iſt, nicht mit genauem Fleiße beobachtet. Herr Freyer hat von dieſer Sache in ſeiner Orthographie ſehr gründlich und glücklich gehandelt; und es findet ſich noch wohl Gelegenheit zu anderer Zeit ein mehreres davon zuſagen, wie es allerdings nöthig und nützlich und billig iſt.

§. 66. Weil nun einige Sylben lang, einige kurz ſind: So hat man ſchon von uralten Zeiten her angefangen, gründliche Gedanken in ſolche Schreibart einzukleiden, da die langen u. kurzen Sylben und die Wörter nach einer gewiſſen Vorſchrift und einem Maaße, ſo mit einander verknüpfet, geordnet auch wohl gereimet werden, daß das wohlgemeſſene Sylbenmaaß, der harmoniſche Wohlklang, und die Reime dem Geiſte des Menſchen ein beſonderes Vergnügen erwecken. Dieſe Kunſt wird die Proſodie oder Verskunſt genennet, welche mit zur Sprachkunſt gerechnet wird, weil ſie auch reden, und eine Sache in Worte, aber künſtlicher, einkleiden lehret. Die Dichter ſind hiebey öfters genöthiget worden, von der natürlichen Art zu reden, abzuweichen, und ſich allerley Freyheiten zu bedienen. Jedoch iſt die Freyheit der deutſchen Dichter weit mehr eingeſchränket, als die Freyheit der lateiniſchen u. griechiſchen Poeten. Unterdeſſen iſt es bey Verbeſſerung unſers deutſchen

ſchweigen, worauf es mit allen meinen Nachtwachen und Arbeiten hinausgelaufen iſt. Das Studieren, die Krankheit, der Kummer haben meine Tage abgenützet. Ich wundre mich, daß ich alt bin, und vielleicht wird meine Erſtaunung nicht lange dauren.

Bey dieſen letzten Worten war er ſehr bewegt, ja ich ſah ihm einige Thränen entfallen. Ich ſuchte ihn zu troſten. Mein Herr, ſagte ich zu ihm, mit einem geſetzten Tone: Ihre Traurigkeit iſt unvernünftig. Alle ihre Werke ſind ihrer werth. Ihre Krankheit iſt eine Kleinigkeit; und ſie würden ihrer eher los werden, wenn ſie ſich nicht ſo gern mit hundert verdrüßlichen Gedanken quäleten. Man ſage was man will, ſo haben ſie ein gutes Temperament. Der Tod iſt noch weit! Ihr Ruhm kann nicht mehr wachſen. Ey, ſo laſſen ſie denn die Ehre fahren; denken ſie nur zu leben. — — —

Ach! Du haſt recht, rief er. Man muß endlich ſein Leben genießen. Wohlan, der Schluß iſt gefaſſet; ich entſage auf einmal dem Ruhme, der Gelehrſamkeit, der Dichtkunſt, den Vortheilen von meinen neuen Ausgaben. Es lebe das Leben! Man rede mir nichts vom Tode. Im Grunde bin ich nicht ſehr krank: und Hr. Tronchin wird mir in kurzem zurechte helfen. Dießmal bekehre ich mich noch nicht; ſondern ich will mich luſtig machen, und neue Schlöſſer bauen; eine Hiſtorie, einen Roman, ein Trauerſpiel, eine Komödie ſchreiben, die ich den Brüdern Kramer verkaufen will. Ich will in die Encyklopädie die Artikel **Modeſtie, Oede, Opera, Project,** und **Wolluſt** ausarbeiten.

ten. Dann will ich nach Frankreich zurückkehren; da wird man sich Gliederweise auf die Gassen stellen, um mich vorbey fahren zu sehen. Von da will ich nach Preußen, so dann nach England gehen und — — Eine tödtliche Schwachheit versetzte ihm hier die Stimme und er verlohr alle Empfindung. Man lief zum Hrn. Tronchin. Dieser kam langsam, und sprach gravitätisch: **Er wird daran sterben!**„ Künftig mehr.

VII.

D. Carl Ferd. Hommels Danksagung an einige Gelehrte, für erhaltene Geschenke, so wir einzurücken von ihm ersuchet worden.

Da meinem gedruckten Verzeichnisse derer Bildnisse berühmter Rechtsgelehrten, davon meine Samlung nunmehr sich weit über 3000 Stück beläuft, die unverdiente Ehre wiederfahren, daß **in dem siebenten Theile des Neuesten** von vorigem Jahre dessen Erwähnung geschehen: so breche daher einige Gelegenheit, wie man zu reden pfleget, vom Zaune, Eure Hochedelgeb. ergebenst um Erlaubniß zu ersuchen, daß gegen verschiedliche auswärtige Gönner, welche, nachdem sie obgedachten Indicem effigierum zu Gesichte bekommen, durch gütige Geschenke meinen Vorrath von Holzschnitten und Kupferstichen dieser Art, stattlich zu vermehren die Gewogenheit gehabt, mein dankerfülletes Herz hiermit öffentlich ausschütten dürfe. Ich hätte diesem trockenen Re-

giſter

giſter von bloßen Namen nie in der Welt das Glück zugetrauet, daß es in ſo unterſchiedene Hände verdienſtvoller Männer gerathen würde; und ſah mich in angenehme Beſtürzung verſetzet, als ich durch ihre abgelaſſene Briefe, davon aber die allermeiſten, (welches bedaure,) ohne Unterſchrift des Namens, und Meldung des Ortes, mir zu Handen gekommen, häufig beehret wurde. Ungeachtet nun meine Bemühung, alle mögliche Rechtsgelehrte in Bildniſſen zu beſitzen, die Wahrheit zu geſtehen, weiter nichts, als ein gelehrtes Spielwerk iſt: ſo zeiget es doch von einem edelmüthigen Betragen, wenn auch hierinnen einige, zum Theil mir vordem unbekannte Gönner und Freunde, die hegende Abſicht, meinen Endzweck nach Möglichkeit zu befördern, das annoch fehlende zu ergänzen, und meinen Vorrath vollſtändiger zu machen, ſich bemühet haben. Voll von Verwunderung über ſo ausnehmende Großmuth, lege ich der Welt hierdurch vor Augen, wie ſehr ich ſolche zu ſchätzen wiſſe. Und wenn auch dieſes Vorhaben verwägen ſcheinen möchte, ſo hoffe ich doch bey denenſelben allerſeits hochgeneigte Vergebung zu erlangen, wenn ich die Namen dererjenigen, die durch ſolche angenehme Geſchenke mich ihnen verbindlich gemachet, nach Ordnung der Zeit, in welcher ich ſolche erhalten, ohne weiter im geringſten auf den Rang oder Stand zu ſehen, hier zu bemerken, mich dankbegierigſt unterfange.

Der erſte war Herr **J. C. v. Möhſen**, der Arzeneykunſt Doctor, Mitglied der Geſellſchaft Naturæ curioſorum und Beyſitzer des hochſten medicini-

diciniſchen Collegii des Königs in Preußen zu Berlin, ein ſehr gelehrter Arzt, welcher ſeine Imagines Medicorum, (die er eben ſo, wie ich die Juriſten, ſammlet) ehestens ans Licht ſtellen wird. Dieſer hat mich durch ein Geſchenk von 83, ſo rarer als ſauberer Kupferſtiche von Rechtsgelehrten, ſo mir annoch fehleten, erfreuet; ja eben derſelbe, iſt auf gleiche Weiſe meinem Mangel an Münzen, ſo auf ſelbige gepräget, durch verſchiedene ſchöne Stücke, freygebigſt zu ſtatten gekommen. Alsdann habe ich von dem Herrn **Commiſſions-Rath Raſch** aus Weißenfels, den ich wegen ſeiner Beleſenheit und ſchönen Wiſſenſchaften hochſchätze; und Herrn **Kronbiegeln**, einem jungen, aber gelehrten Advocaten aus Merſeburg, verſchiedenes, ſo mir angenehm iſt, erhalten. Ich rühme ferner die beſondere Gütigkeit Herrn Doctor **Johann Carl Conrad Oelrichs**, käyſerl. Pfalzgrafens und ordentlichen Lehrers der Rechte zu Stettin, den bereits ſechs Geſellſchaften der Wiſſenſchaften, wegen ſeiner ſchönen Schriften, zu ihrem Mitgliede erwählet, und Hrn. **George Wilhelms von Hopfgarten**, meines ehemaligen Zuhörers, und ſeines Hofmeiſters, Hn. **Steinhäuſers** Sodann bewundere ich des Hrn Hofraths **George Chriſtian Wolfs**, beyder Rechten Doctors in Gera, eines gründlichen Rechtsgelehrten, beſondere Gewogenheit, welcher auf ſeinen Reiſen, die er mit dem itztregierenden Hrn. Grafen gethan, viele Seltenheiten ſich erkaufet, und eine vortreffliche Bibliothek beſitzt. Ich trage keinen Zweifel, daß wenn deſſen Amtsgeſchäffte, ſolche zu durchſuchen, erlauben wollten, er nicht noch ein mehreres beyzutragen im Stande ſeyn würde Hiernächſt hat Hr. D. **Leiſching**, der mit einem häuſichen Grafen faſt ganz Europa durchreiſet, mir aus Amſterdam, aus Paris, und nur

noch

noch diese vergangene Ostermesse aus Hamburg auswärtige Rechtsgelehrte in ansehnlicher Menge zum Geschenke überschicket: in England aber, meldete er, sey es unmöglich gewesen, dergleichen aufzutreiben. Ferner bin ich außer Stande, die Größe der Hochachtung mit Worten genugsam auszudrücken, womit ich die Großmuth Hrn. Julius Carl Schlägers, hochfürstl. hohenlohischen Hof- und Regierungsraths, Directors der fürstl. Bibliothek und ersten Aufsehers des öffentlichen Münzkabinets in Bolkha, Zeitlebens zu verehren Ursache habe, als welcher durch gütigen Beytrag, so wohl an Münzen als Kupferstichen, die vorgenannten sämtlich an Freygebigkeit übertroffen. Wer kennet nicht dessen Namen aus seinen vortrefflichen Schriften? Er besitzt einen kostbaren Vorrath, insonderheit an Münzbüchern, dergestalt, daß von der neu herausgekommenen Hirschii Bibliotheca Numismatica ihm nur noch wenige Stücken fehlen, und seine Bibliothek ein Wunderwerk der Vollständigkeit in dieser Art genennet zu werden verdienet. Die neueste Zuschrift war von Hrn Christian Adam Franken, hochfürstl. brandenburg-bayreuthischer Cammersecretärn, um dessen Gewogenheit ich mich künftig verdient zu machen suchen werde, da er wegen seiner Generosität und vortrefflichen Eigenschaften besonderes Lob verdienet. Wie sehr wollte ich wünschen, daß auch denenjenigen, welche ohne Unterschrift ihres Namens, mich mit Bildnissen von Rechtsgelehrten, und Abgüssen von einigen Münzen beschenket, ein gleiches Opfer der Dankbarkeit anzuzünden vermögend wäre? Ich verehre ihre Gewogenheit stillschweigend, und wie ich nicht ermangele, der gütigen Vorsorge des hochwürdigen Abts zu Helmstädt, Hrn. D. Carpzovs, beyläufig zu gedenken: so erinnere nur noch soviel, daß, da ich von Auswärtigen vorgedachtermaßen, auf 500 Stück Kupferstiche, nicht weniger verschiedene Münzen, und zwar die allermeisten von ungenannten Personen erhalten, gleichwohl in Leipzig, wo dergleichen am ersten zu vermuthen stunde, sich niemand dießfalls zu bemühen geruhet: außer daß der Herr Professor Böhm, Herr Advocat Hertel, und der Herr Actuarius Meese mich mit einigen Kleinigkeiten zu beehren die Gütigkeit gehabt.

Geschrieben zu Leipzig den 1. May 1761.

Carl Ferdinand Hommel.

Ende des Ostermonds 1761.

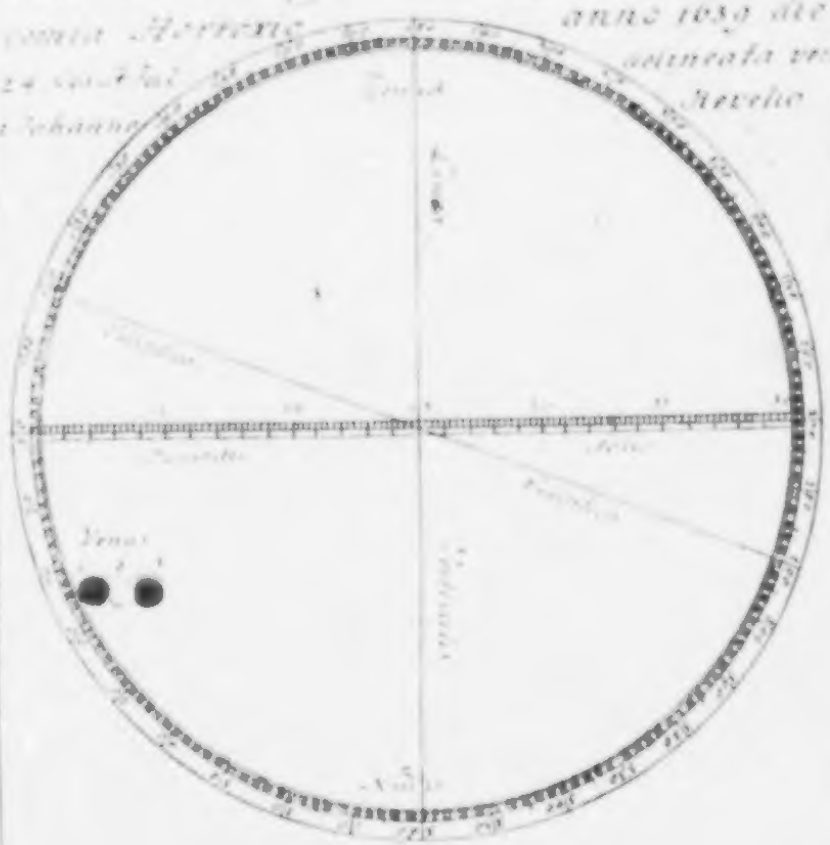

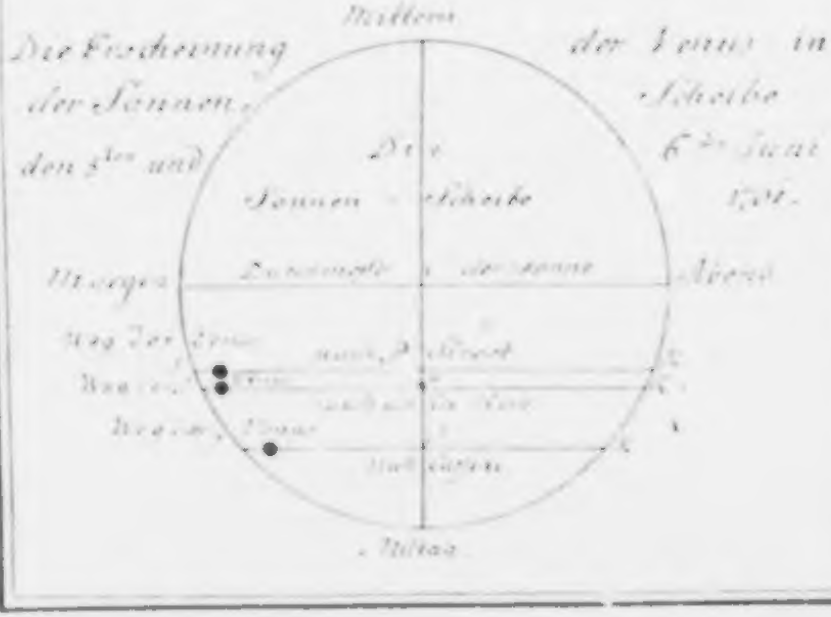

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Thales.

Καλλιστον ὁ κοσμος, ποιημα γαρ
ΘΕΟΥ.

Wonnemond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. V. 1761.

Inhalt.

I. Forſetzung des Auszuges, aus der Hiſtoire de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions. T. XXV.

II. Sendſchreiben an Se. Hochedelgebohrnen, Hrn. Hofrath Trillern.

III. Hrn. Prof. Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte. I. Band.

IV. Hrn. Eichhorns Erſcheinung der Venus in der Sonnenſcheibe.

V. Geſchichte der Staatsveränderungen im rußiſchen Reiche.

VI. Gedanken bey einem Donnerwetter nach groſſer Dürre im Gebirge 1760.

VII. Fortſetzung des Artikels, von dem Tode des Hrn. Voltaire.

VIII. Die unglückliche Neubegierde, ein Trauerſpiel, in drey Aufzügen.

IX. Ad Virum illuſtrem Trilleruin, Querela IV. Richteri.

X. Der merkwürdige und längſt erwartete ſeltene Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe.

XI. Bekanntmachung des von Hrn. Hofmannen neuerfundenen Univerſalmikroſcops.

I.

Fortſetzung des Auszuges aus der Hiſtoire de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions. T. XXV.

Wir ſind noch die Anzeige vieler Artikel aus dem 25ſten Bande der Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften ſchuldig, die wir hiemit nachholen wollen. Der IV. Art. handelt von den Irrthümern, welche die Geſchichtſchreiber Alexanders des Groſſen in der Erdbeſchreibung veranlaſſet haben. Ueberhaupt ſind die geographiſchen Schnitzer bey den Alten ſehr häufig. Man ſollte glauben, ſie hätten weder gute Weltbeſchreiber, noch Beobachter gehabt. Gleichwohl gab es dergleichen, die mit der gröſten Genauigkeit die Städte Aſiens beſtimmeten. Wie z. E. Eratoſthenes *).

*) Unſers Erachtens muß man ſich nicht wundern, daß es zu einer Zeit, und in einem Volke, ſehr ſorgfältig rich-

ſchen Geſchmacks auch nöthig, die Grenzen der poetiſchen Freyheit zu beſtimmen. Man kan hiervon ein mehrers finden bey denen, welche von der Dichtkunſt geſchrieben haben, inſonderheit aber in des Herrn Prof. Gottſcheds critiſcher Dichtkunſt.

VI.

M. T. Ciceronis Rede vor den T. Ann. Milo, aus dem Lateiniſchen überſetzet von D. C. A. Heumann, Hamb. u. Leipzig 1733. 8. 5. Bog.

Ciceronis Beredſamkeit hat ohne Zweifel den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichet. Sie iſt ſtark u. durchdringend, feurig und doch nicht wild, erhaben ohne Schwulſt; und ſchön ohne die geringſte Schminke. Die Natur hatte ihn mit ſo vortrefflichen Gaben verſehen, daß es ſchien, ſie hätte bloß einen Redner aus ihm machen wollen. Seine weitläuftige Gelehrſamkeit, ſeine groſſe Erkenntniß und Erfahrung in den römiſchen Staatsgeſchäften, und ſein unvergleichlicher Vortrag erwarben ihm ſolche Hochachtung, daß man ihn ſchon bey ſeinem Leben allen andern Rednern vorzog, und die Aeltern faſt nicht mehr leſen mochte. Man hat auch ſeine Reden bey ſo mannigfaltiger Veränderung des Geſchmackes und der Wiſſenſchaften, jederzeit vor Meiſterſtücke gehalten: Und man weis bis auf dieſe Stunde den Liebhabern der Redekunſt keine beſſere Muſter zur Nachahmung vorzulegen. Dieſen unveränderten Beyfall kan man keiner andern Urſache, als der natürlichen Schönheit zuſchreiben, die aus ſeinen Reden hervorleuchtet; einer Eigenſchaft, welche die Alten ſo eifrig geſuchet haben, und ſo viele neue Redner, leider! bloß dem Namen nach zu kennen ſcheinen. Dieſe iſt es, welche uns beym Cicero alsbald in die Augen fällt und einnimmt, aber auch dergeſtalt feſſelt, daß wir uns ſchwerlich von ihm losreiſſen können. Sie iſt nicht an die lateiniſche Sprache gebunden. Sie borget ihren Glanz nicht von dieſem Kleide, ſo prächtig es auch an ſich ſelbſt iſt. Sie behält ihr edles und männliches Weſen in allen Sprachen, darinn ſie eingekleidet wird, wofern ſie nur nicht einem ungeſchickten

Woher kamen also die vielen Irrthümer und die Unwissenheit? Daher, woher noch itzo die vielen falschen Landkarten kommen. Die Alten wurden eben sowohl als die Neuern, durch die Lügen der Reisenden, und die Träume der Geschichtschreiber, sonderlich derer, die Alexanders Leben schrieben, verführet: so wie uns itzo die Geschichtschreiber Peters des großen, Kaisers der Russen, in Irrthümer stürzen würden, wenn wirs nicht schon besser wüßten. Dieses hat Hr. Bonamy in dieser Abhandlung erwiesen.

Die Alten hatten unstreitig Karten vor Augen, wenn sie von Ländern redeten. Strabo z. E. saget, daß Indien die Figur eines geschobenen Viereckes (Rhomboides) hätte. Timäus saget, zu des Ptolomäus Philadelphus Zeiten, die Insel Sardinien habe vorzeiten Sandaliotis geheißen, weil sie einem Pantoffel oder einer Schuhsole ähnlich sähe. Den Peloponnesus verglich man mit dem Blatte eines Platanus, oder Leinbaumes. Nach dem Zeugnisse des Diog. Laert. hat Anarimander, des Thales Schüler, zuerst Karten und Weltkugeln gemachet; darauf alle Theile der damals bekañten Welt gezeichnet waren. Die Aegypter aber müssen schon zu des Moses Zeiten solche Abrisse gehabt haben. Aristagoras, der Fürst von Miletus, kam nach Sparta, und brachte nach Hero-

richtige, und genaue, hergegen aber auch flüchtige, unwissende und leichtsinnige Schriftsteller giebt. Die alten Griechen glichen den heutigen Franzosen.

Herodots Berichte eine eherne Tafel mit, worauf der ganze Umfang der Erden, die See und alle Flüſſe zu ſehen waren. Von den Römern berichten Varro, Vitruv, Sueton, Plinius und andre eben das. Ptolomäus giebt Regeln, gute Landkarten und Weltkugeln zu machen. In den Städten ſtellte man ſie in öffentlichen Schulen zum Unterrichte der Jugend auf. u. ſ. w.

Die peutingeriſche Karte kann uns keinen Begriff von der Beſchaffenheit der alten Karten geben. Denn ſie iſt in Anſehung derer, davon die alten Schriftſteller reden, für neu zu achten, und ſtellet uns nicht die Figur, Größe und Verhältniß der Länder, ſondern nur die Marſchrouten, und Entfernungen der Oerter von einander vor, darnach ſich die Befehlshaber auf ihren Zügen in den Provinzen richten konnten. Ja Eginhard redet von drey ſilbernen Tafeln, die einen Theil des Schatzes Karls des großen ausgemachet: deren eine die Stadt Conſtantinopel, die zweyte Rom, die dritte aber, als die koſtbarſte, die drey damals bekannten Welttheile vorgeſtellet. Seit dieſer Zeit findet man keine Meldung von Landkarten.

So viel mag von dieſer Abhandlung zum Vorſchmacke dienen. Es werden aber ſehr viele Fehler des Curtius und andrer Schriftſteller entdecket, die ſie in Alexanders Leben und Feldzügen begangen haben. Sie haben unter andern den möotiſchen Sumpf mit dem kaſpiſchen Meere vermenget, oder für einerley gehalten; die doch Herodot ſchon ſehr deutlich unterſchieden hatte.

Der V. Art. ist eine Erläuterung der Stelle aus der Dichtkunst Aristoteles, wo dieser große Kunstrichter von der Schreibart der Poeten redet. Im 22sten Cap. redet er davon, und will, daß 1) die Deutlichkeit, die vornehmste Tugend der poetischen Schreibart sey. Diese entstehe nun aus den eigentlichen Wörtern, ἐκ τῶν κυρίων ὀνομάτων. Da aber die Schreibart der Dichter auch nicht niederträchtig seyn muß: so müsse man sie edler machen, und über die gemeine Sprache durch gewisse Zierrathen erheben, die sie ein wenig fremde machen. Dieser Zierrathe nun nennet er drey: γλῶτταν, καὶ μεταφορὰν, καὶ ἐπέκτασιν, καὶ παν το παρα το κυριον. Was die Metaphore und die Verlängerung der Wörter sey, weis man; was aber γλῶττα heiße, wird hier erkläret. Hr. Racine hat diese Mühe über sich genommen.

Dacier hat dadurch Wörter verstanden, die aus einer fremden Sprache entlehnet sind. Racine glaubet das nicht: „Denn, sagt er, wir sehen nicht, daß „die griechischen Dichter hebräische, persische oder „ägyptische Wörter brauchen. Und wie hätte Ari„stoteles, der die Deutlichkeit vor allen Dingen „empfiehlt, diese Erlaubniß geben können? Wür„den wir wohl die edle Schreibart eines Poeten „loben, der engländische, oder deutsche Wörter in „seinen Versen anbrächte?„

Hr. Racine hat recht, und das mögen sich unsre neumodischen Dichter merken, die immer mit ihren Sphären, Myriaden, Plainen, Terrassen, Phantomen, Genien, u. d. gl. imgleichen mit ihren

ren ätheriſchen, olympiſchen, miſtraimiſchen, seraphiſchen, mäandriſchen, hieroglyphiſchen Beywörtern aufgezogen kommen, die der hundertſte Theil der Leſer nicht verſteht. Allein Ariſtoteles erkläret ſich ſelber, indem er folgendes Beyſpiel von einer ſolchen γλωττα giebt. Euripides hat einen ähnlichen Vers mit dem Aeſchylus gemachet, und nur ein Wort darinn geändert. Dieſer läßt den Philoktetes ſagen: Mein Geſchwür frißt mein Fleiſch, ἐδει. Euripides ſaget: Mein Geſchwür weidet ſich (θοινατας) an meinem Fleiſche. Dieß nennet Ariſtoteles γλωττα: und dieß machet den Vers edel, da jener Ausdruck niedrig war. Nach dem Dacier müßte man ſagen, θοινατας wäre ein ausländiſch Wort; welches doch nicht iſt. Genug davon! Quintilian zählet unter die erſte Art der Barbarismen, die afrikaniſchen, oder ſpaniſchen Wörter, d. i. alles ausländiſche.

Der VI. Art. redet von Virgils Aeneis, in Anſehung des Krieges. Es iſt nicht genug, einen groſſen Dichter zu bilden, wenn er die Regeln der Poeſie weiß, und eine lebhafte, fruchtbare, glänzende, erhabene, aber auch in ihrer Höhe gemäßigte Einbildungskraft hat. Der Umkreis ſeiner Einſichten faſſet, wie des Redners ſeine, eine faſt unendliche Menge von Kenntniſſen in ſich. Sie hat eben die Gränzen, als der menſchliche Verſtand ſelbſt. Homer und Virgil gefallen nicht nur wegen der allgemeinen Schönheiten, die jedermanns Ding ſind; ſondern auch darum hauptſächlich: weil ein jeder Leſer in ihren Gedichten dasjenige fin-

det, was seinem besondern Geschmacke gemäß ist. Der Weltweise, der Redner, der Weltbeschreiber, der Alterthumsforscher, der Naturkündiger, der Staatskundige, finden ihre Nahrung darinnen. Die Alchymisten sogar haben ihre Geheimnisse darinn anzutreffen geglaubet.

Doch man darf in der Aeneis nur das suchen, was wirklich darinn steht: so wird sie schon einen unerschöpflichen Schatz liefern. Hr. von Sigrais hatte die Grundsätze der Kriegskunst bereits in seiner Uebersetzung des Vegez untersuchet; und dieser gesteht, daß er in der Aeneis die Ausübung derselben, in den kriegerischen Unternehmungen gefunden habe. Davon hat er diese Abhandlung gemachet, wovon hier der Auszug gegeben wird. Er folgt dem Virgil Fuß vor Fuß, und bewundert allenthalben seine Wissenschaft und seine Genauigkeit.

Der VII. Art. beschreibt die Narbonnische Provinz, nach dem Plinianischen Texte, durch geographische, historische und kritische Anmerkungen. Wenn man große Werke unter Händen hat, so wird man in viel kleine Untersuchungen gezogen, die dem Verfasser unentbehrlich sind. So hat Herr **Menard**, indem er an seiner großen Geschichte von **Nimes** arbeitet, sich genöthiget gesehen, die Provinz Narbone zu untersuchen, davon jene den vornehmsten Zierrath ausmachet. Plinius hat ihm die Oerter darinn genennet; er aber hat ihre Lage bestimmet, den Ursprung und die alte Geschichte der verschiedenen Pflanzvölker festge-

geſetzet, die dieſe Landſchaft bevölkert haben. Er ſammlet überall die Zeugniſſe der Orginalſchriftſteller und vergleicht die alte Geographie mit der neuern. Die Stelle des Plinius heißt: Narbonenſis provincia appellatur pars Galliarum quo mari alluitur, Braccata ante dicta, amne Varo ab Italia diſcreta. &c. Hier erkläret der Hr. Verf. die Herleitung von Braccata. Diodor von Sicilien redet zuerſt von den Hoſen, Ανασυρίδες, welche die Gallier braccas nenneten, ὰς ἐνενοι βρακας προσαγορευουσι. Wir merken hiebey an, daß alſo die alte galliſche Sprache mit der heutigen plattdeutſchen verwandt geweſen; darum die Hoſen noch dieſe Stunde **Brooken** heißen. S. Richeys Idioticon. Wir müſſen abbrechen.

Der VIII. Art. erkläret zwo beſondere Münzen des M. Aurelius und L. Verus; zur Erläuterung der Geſchichte dieſer Kaiſer. Der parthiſche Krieg war eine der merkwürdigſten Begebenheiten, zur Zeit dieſer Kaiſer. Allein die Geſchichte belehret uns weder von ſeinem Anfange, noch Fortgange. Zwo Münzen des Cabinets vom Hrn. Pelerin, die noch nicht bekannt geworden, haben dem Hrn. Abte Belley gedienet, dieſe Lücke auszufüllen. Sie ſind in großem Erzte. Die erſte ſtellet den M. Aurelius mit Lorbern gekrönet vor, mit der Umſchrift M. ANTONINVS. AVG. ARM. PARTH. MAX. MEDIC. auf der Gegenſeite lieſt man TR. POT. XX. IMP. IIII. COS. III. Die beyden Kaiſer ſtehen auf einem Triumphwagen, von vier gleich geſpannten Pferden

gezogen. Die andere zeiget eben dieß Bild: nur auf der Vorderseite ist Lucius Verus zu sehen. Den Beynamen Medicus hatte man auf keiner Münze Antonins gefunden. u. s. w.

Der IX. Art. erkläret die Anfangsbuchstaben C. G. I. H. P. die auf vielen Münzen stehen. Die meisten Alterthumsforscher haben sie für unbekannt erkläret. Harduin aber, der selten zweifelte, aber oft seine Meynung änderte, machte aus dem zweyten G. ein C. und las: Colonia Concordia Iulia, Hadrumetina Pia. Hernach gab er sie der Stadt Himera in Sicilien. Endlich las er: Colonia Germe, Iulia Hadriana Pia. Baillant endlich las: Colonia Gemella Iulia Hipponensis Pia. Hier erkläret der Hr. Abt. Belley diese Buchstaben noch anders. Es fällt aber zu weitläuftig, ihm zu folgen.

Eben so erkläret der X. Art. die kurze Aufschrift vieler Münzen, AEL. MVNIC. COEL. oder COIL. Auch hier sind Harduin, Baillant und Spanheim sehr uneins gewesen. Hr. Beller hat also eine neue Auslegung erdacht, und die Münze aus Europa und Africa nach Asien, bey Sestus am Hellesponte gewiesen, wo der Hafen ΚΟΙΛΟΣ gelegen.

Der XI. Art. erkläret eben auf dergleichen Art die Buchstaben C. I. C. A. auf den Münzen, die Baillant durch Colonia Iulia, Carthago Antiqua gelesen.

Der XI. handelt von denen alten kupfernen Waffen, die man zu Gensac gefunden, und die Hr.

Hr. Trudaine 1751 an ſieben gelben kupfernen Degen, und einem hohlen Rade, der Akademie geſchicket. Einige Glieder derſelben ſahen ſie für römiſch, andere für altgalliſch, andere für fränkiſch an. Hr. Graf von Caylus aber behauptete: die Alten hätten ſich nicht nur bey Schilden, ſondern auch bey Spieſſen und Schwertern des Kupfers bedienet; davon Hr. Levesque la Ravaliere das Gegentheil behauptete, welches er hier ausführet. In Deutſchland hat man man indeſſen doch auch kupferne Schwerter gefunden.

Der XIII. Art. handelt von zweenen alten Pallä-ſten der Könige in Frankreich, Vetus Domus und Bonogilum. Uns gilt es gleichviel, wo ſie gelegen haben.

Der XIV. handelt von den Gräbern zu Civaux, und von einem vorgeblichen Tempel der Gallier zu Montmorillon. Das erſte ſoll eine alte Werkſtatt eines Steinmetzen geweſen ſeyn. Das andere ſcheint eine Capelle auf einem Hügel, ja ein Hoſpital für Pilger geweſen zu ſeyn, die nach dem gelobten Lande wallfahrteten. Die heydniſchen Bildſäulen, die über der Thüre ſtehen, ſollen viel älter ſeyn, als das Gebäud; und beweiſen alſo nichts.

Der XV. Art. erkläret eine Aufſchrift, die im IX. B. der Memoires, oder ausführl. Schriften dieſer Akademie geſtanden: VIROMARVS ISTAT IL. IF. welches Hr. von Mautour erklärete: Viromarus Jovi Statori Ingentem Lapidem Inſcribi Fecit. Hier iſt eine genauere Beſchreibung

bung und Abschrift: Vironacrus ISTATLIF; und man erkläret es VI. ROLLA. RV. F. d. i. vi Rolla ruta fuit. Und IST. AT. L. I. F. d. i. Illum Atila lapidem justit fieri. Hr. le Gendre aber verwirft auch diese: aber als er den Stein selbst untersuchte, und eine schlechte Aernte darauf folgte, schieben die Nachbarn dieses Denkmaals, ihm die Schuld davon zu. Hr. Lebœuf erklärt es noch anders.

Der XVI. Art. liefert Alterthümer aus Auvergne; der XVII. dergl. aus Puy in Velay; der XVIII. den Bogen zu Orange, der dem Cäsar zu Ehren gebauet seyn soll, als er die Marseiller überwunden. Der XX. liefert die Geschichte eines gewissen Arnauts von Cervole, der Erzpriester benennet. Der XXI. das Leben Enguerrands des VII. Herrn von Couci, nebst seinem Feldzuge ins Elsaß und in die Schweiz; vom Baron Zurlauben.

Der XXII. Art. liefert Muthmaßungen vom Ursprunge der Fabel vom Olympus. Hr. von Mairan liefert hier eine Erläuterung seines Werkes vom Nordlichte; ob er gleich kein Mitglied dieser Akademie ist. Er glaubet nämlich das Nordlicht, welches auf dem Berge Olympus gesehen worden, habe Gelegenheit gegeben, denselben für den Aufenthalt der Götter zu halten. Es ist artig ausgeführet, und so gar aus geschnittenen Steinen, Münzen, und halberhabnen Figuren erwiesen.

Nun folgen die Lobschriften der verstorbnen Mitglieder der Akademie, Hrn. Turgots, Königl. Staats-

Staatsraths; des Hrn. Geinoz, eines Schweizers, des Hrn. von Boze, des Abtes Fenel, und des Hrn. Secouſſe. Alles dieſes iſt überaus angenehm zu leſen.

II.

Sendſchreiben an Sr. Hochedelgebohrnen Herrn Hofrath Trillern, der Arzneykunſt hochberühmten Oberſten Lehrer in Wittenberg.

So kann das Unglück denn auch dich voll Kleinmuth machen,
Mein Triller, edler Freund? ſo ſtört der Bomben Krachen,
Metallner Donner Knall, auch die geſetzte Bruſt;
Die ſonſt bey aller Noth von keinem Gram gewußt?
Wie ändert ſich die Zeit! In hundert harten Fällen
Konnt deine Weisheit dich gar leicht zufrieden ſtellen.
Als Chriſt und Philoſoph verſchmerzteſt du gar bald,
Was manch verzärtelt Herz für unerträglich ſchalt.
Noch mehr! dein munrer Geiſt beſiegte wohl die Schmerzen
Der deutlichſten Gefahr mit Lachen und mit Scherzen.
Was andre niederſchlug, das war dir nur ein Spiel.
Dein ſtarkes Herz ertrug, was manchem ſchrecklich fiel,
Mit männlicher Geduld. Nur itzo willſt du wanken?
Nur itzt verlaſſen dich die ſiegenden Gedanken?
Nur itzo, da die Noth, dich nur von weitem ſchreckt,
Da Gottes Allmacht dich ſo ſichtbarlich gedeckt,
Daß du ein Wunder biſt vor allen die es hören,
Läßt deine Großmuth ſich in ihrer Ruhe ſtören?

Noch

Meiſter unter die Hände geräth. Ich habe es daher oftmals bedauret, daß man bisher noch ſo wenig Reden vom Cicero ins deutſche überſetzet hat. Sind denn dieſe Schriften ſchlechter als die übrigen, deren ſich doch in den ältern und neuern Zeiten hier und dar jemand auf dieſe Art angenommen hat? Keinesweges. Sie ſtehen bey allen Kennern in hohem Werthe, und die Critikverſtändigen wenden noch itzo alle Mühe an, ſie auszubeſſern und zu erläutern. Oder iſt es etwan nicht möglich, Ciceronis Stärke in unſrer Mutterſprache darzuſtellen? Auch dieſen Einwurf hebet die Erfahrung auf. Herr Prof Gottſched hat ja die Reden vor den Archias und Ligarius, und Herr Damm in Berlin die vor den Roſcius, ſo nachdrücklich, männlich und zierlich überſetzet, daß man nicht leicht etwas daran auszuſetzen finden wird. Oder hat man endlich von der Uberſetzung der vortrefflichſten Reden keinen Nutzen zu gewarten, den man ſich doch aus andern Schriften der Alten verſprechen konnte? Kaum ſollte ich glauben, daß ſich noch Leute fänden, die dieſes gedächten. Reden ſind ja von andrer Art Schriften ſo weit nicht unterſchieden, daß von ihnen allein nicht gelten könnte, was man doch von allen zugiebt. Ich bin vielmehr gänzlich des Gegentheiles verſichert. Je mehr Reden der Alten wir unſern Schülern der Wohlredenheit im Deutſchen vorlegen können, je mehr werden wir ihren Vortheil befördern. Die Richtigkeit der Regeln läßt ſich an einem Exempel, dabey uns der Wortverſtand gar nicht aufhält, am leichteſten zeigen. Eine Stelle, die im Deutſchen noch eben ſo ſtark, zierlich und prächtig bleibet, als ſie im lateiniſchen zu klingen ſchien, muß wohl dieſe Eigenſchaften in der That beſitzen, und ſie nicht von der Beſchaffenheit der alten Sprache entlehnet haben. Die Lehrlinge der Beredſamkeit werden alſo das wahre Weſen derſelben viel eher einſehen lernen. Sie werden von gewiſſen ſchädlichen Vorurtheilen, die ſich nirgends leichter, als bey Erlernung der Beredſamkeit einſchleichen, befreyet bleiben. Sie werden endlich begreifen, daß die deutſche Sprache keinen zurückhalte, der ein Redner werden will; und daß es gewiß möglich ſey, in derſelben neu und geiſtreich zu denken, da die unvergleichlichſten Gedanken der Alten, durch ſie nichts von ihrer

Stär-

Noch mehr, bestürzter Freund! denn was verhöl ichs viel?
Nicht Menschen schiltst du nur, Gott selbst verklagt dein Kiel;
Des höchsten Meisters Hand, den Erd und Himmel preisen.
Gott selber? fragest du. So ists! ich wills beweisen.
Dein Wittenberg durch Glut, und doch kaum halb verzehrt,
Ist das, bedenk es nur, der harten Folge werth:
„Dieß weite Meisterstück der Himmel und der Erden
„Verdiene nicht von uns dafür erkannt zu werden,
„Weder der Weisen Zunft es längstens dargestellt;
„Kurz, dieses Weltgebäu, sey nicht die beste Welt.
Dieß ist der kühne Satz den uns dein Spott entdecket;
Ein Spott, der jedes Herz, das christlich denkt, erschrecket.

O Werther! zürne nicht. Hier schreibt kein Eifergeist,
Der durch den Bannstral gleich in jenen Abgrund schmeißt,
Was anders denkt, als er. Verkätzern und verdammen,
Ist das verhaßte Werk von Roms Verfolgungsflammen.
Hier blitzt kein Tribunal der Inquisition;
Hier spricht kein Richterstuhl Vernunft und Wahrheit Hohn.
Kein Unverstand tritt hier der Einsicht Frucht mit Füßen,
Kein Galiläus darf Copernuks Weltbau büßen.
Warum? die Wissenschaft und Wahrheit wird gehemmt,
Wo Aberglauben herrscht, und Zwang den Geist umdämmt.
Und wie? sollt Leipzig wohl, wo wir mit Freyheit denken,
Des Bannstrals schnellen Blitz auf Leucoreen lenken,
Daher er sonsten fuhr? Nein, Werther, zittre nicht:
Hier schreibt ein Philosoph, der freundlich widerspricht;
Der Gründe giebt und hört, sie forschend überwieget,
Und seinen Beyfall erst nach langer Prüfung füget!

Gleichwohl besorg auch nicht ein frechgesinntes Haupt,
Das Gott und Glauben haßt, und alles sich erlaubt:

Mit

Mit thörichtem Bemühn nur Berg auf Berge thürmet,
Und, nach Giganten Art, des Himmels Veſte ſtürmet.
Nein! jedes Grashalm lehrt: es herrſch ein weiſer Gott!
Und wer den Schluß verfehlt, verdient den ärgſten Spott,
Ja Strafe noch dazu: daſern ein böſer Willen
Die Thorheit des Gehirns in Thaten will erfüllen.
Hier ſind wir alſo eins. Kein blinder Zufall lenkt
Dieß große Weltgebäu. Kein ſtälern Band verſchränkt
Der Weſen Reih und Zahl. Es herrſcht ein höchſtes Weſen
Und dieſs hat, als es ſchuff, die beſte Welt erleſen.

„Durchaus nicht! ruſeſt du: das letzte läugnen wir.
„Es folgt aus jenem nicht. Wirf deinen Blick' allhier,
„Auf Kohlen, Schutt und Graus, auf Wittenbergs Ruinen,
„Die jedem, der ſie ſieht, zum Gräul und Schrecken dienen.
„Sieh, tauſend Menſchen arm und jammervoll gemacht;
„Viel Väter durch die Glut um Haab und Gut gebracht;
„Viel Mütter wehmuthsvoll bey Hunger und Verderben,
„Viel Kinder mitleidswerth, vor Noth und Mangel ſterben;
„Die halbe Stadt in Schutt, den Tempel eingeſtürzt,
„Die Muſen ganz verſcheucht, der Künſte Flor verkürzt:
„Schloß, Gaſſen und Pallaſt, ſamt Thürmen und Paſteyen
„Von Flammen aufgezehrt: Wer ſollte das nicht ſchauen?
„Iſt das die beſte Welt? War das des Schöpfers Ziel,
„Als dieſer Weltbau ihm vor allen wohlgefiel?
Kann ſolch ein Augenmerk dem Meiſter noch gefallen,
„Von deſſen Majeſtät die Himmel wiederſchallen?

So ſprichſt du, wie mich dünkt. Allein erhole dich,
Dein allzuſchneller Schluß, o Freund! befremdet mich.

Du bist kein fremder Gast in alten Weltgeschichten:
Wohlan denn! dein Verstand soll unsern Zwist vernichten.
Blick in die graue Zeit, die uns Homer besingt,
Sieh, wie der Grajer Wuth vor Trojens Mauern dringt,
Des alten Reiches Sitz, in Priams stolzer Festen,
Die Burg der Dardaner mit Tempeln und Palästen,
Die Pracht des Ilions in Graus und Asche kehrt,
So daß die Pflugschaar frey durch die Ruinen fährt,
Und pflügt, wo Troja stund.*) Komm mit, zu jenen Landen,
Wo Osiris geherrscht, und Theben sonst gestanden,
Am Fall des breiten Nils, die ungeheure Stadt,
So diese Stunde noch nicht ihres gleichen hat.
Aus hundert Thoren (**), ziehn auch soviel Bürgerschaaren;
Zu tausenden gezählt, die in ihr wohnhaft waren.
Von ihrer Bauart Pracht, an Marmel und Porphyr,
Und ewigem Granit, zeugt noch der Rest allhier.
Wie manche Säulenreih, und starkes Mauerstücke
Bezaubert nicht annoch entzückter Wanderer Blicke!
Hier steht ein alter Sphinx; dort spitzer Säulen Pracht,
Die Zeit und Wetter noch nicht halb zu nicht gemacht.
Und wo ist Babylon mit seinen Wundermauern?
Den Gärten in der Luft, die nur in Büchern dauren?
Wo bleibt auch Ninive, Palmyra, Balbek, Rom,
Die Herrscherinn der Welt, am stolzen Tiberstrom?
Die alle kennst du, Freund, viel besser als ich selber.
Und wo Jerusalem, die heiligen Gewölber
Des Tempels, Gottes Sitz, den er zur Ruh erwählt,
Das Wunder Asiens, den größten beygezählt?

Ich,

*) Campus et est, vbi Troja fuit. *Virg.*

**) Sie heißt bey den Alten ἑκατόμπυλος.

Ach, Freund! wo ſind ſie doch? O! tauſend Unglücksfälle
Entzogen unſerm Blick von vielen auch die Stelle.

Was gilt nun Wittenberg bey ſolcher Städte Fall?
Sprich, iſt es mehr als Rom? Verdient es überall
Den Wundern alter Zeit, den Lichtern dieſer Erden,
Die längſt erloſchen ſind, nur beygeſetzt zu werden?
Und gleichwohl ſteht es noch, mehr als zur Hälfte, da!
Sein Bürger lebt und baut; ſein neuer Flor iſt nah.
Es ſteht ſein Helikon, den du ſo herrlich zierteſt;
Die Wälle wachſen noch, wie du vor Augen ſpüreſt.
Sein Tempel ſteigt bereits aus Schutt und Staub empor,
Verjüngt ſich Adlern gleich, wird ſchöner als zuvor:
Wie ſonſt das Capitol, nach überſtandnen Flammen,
Aus Holz zu Marmor ward. Wer will mich nun verdammen?
Wenn mir bey allem dem mein alter Satz gefällt:
Auch in der Städte Graus ſeh ich die beſte Welt.

Jedoch ein alter Wahn erhebt ſich, mich zu ſchelten:
Sein Dünkel ſoll viel mehr, als Recht und Wahrheit gelten.
„Ja, ſpricht er, rede nur! da du in Leipzig biſt,
„Das ſolcher Feuers Noth beglückt entronnen iſt.
„O hätteſt du nur auch die Gaſſen rauchen ſehen;
„Der Bürger Haab und Gut in lichten Flammen ſtehen;
„Die Tempel eingeſtürzt, ſein Schloß der Erden gleich,
„Der Muſen holde Schaar, an Wang und Lippen bleich,
„Um ihres Sitzes Schutt auf Glut und Aſche klimmen:
„Wie würde da dein Geiſt vor Gram und Wuth ergrimmen?
„Was alles? da würde bald der allerbeſten Welt
„Die man ſo ſehr erhebt, der Scheidebrief geſtellt.

Nein, Freund, das glaube nicht! zwar ſey die Hand geprieſen,
Die unſrer Lindenſtadt ſo viele Huld erwieſen;

Und unſre Mauren noch vor Glut und Brand geſchützt:
So nah der Feinde Stahl auch um uns her geblitzt.
Wir waren wie ein Ball in zweyer Heere Händen:
Dieß warf uns jenem zu. Man drohte gar mit Bränden!
Der Pechkranz ſchreckte ſchon, an Häuſern aufgehenkt,
Des blöden Bürgers Bruſt; und alles war verſenkt
In Kleinmuth, Gram und Furcht. Hier gieng es an ein Flüchten!

Doch wie entgeht man wohl den ſchrecklichen Gerichten?
Wo iſt die Sicherheit? Auf Dörfern? in der Stadt,
Wo dieſer, oder der, bey Freunden Zuflucht hat?
In Gärten? Auf dem Feld? Sehr viele ſah man fliegen
Zum Gottesacker hin, und bey den Gräbern liegen,
Aus Angſt vor naher Gluth. Auch Männer wurden weich,
Von drohender Gefahr; und Greiſe Kindern gleich.
Hier kriß ein ſchwanger Weib in Libitinens Armen,
Dort ſtarb ein ſaugend Kind, zu jedermanns Erbarmen.
Der kalten Nächte Dampf, der Grüfte ſieche Duft,
Von böſen Dünſten reich, verpeſtet faſt die Luft.
Und wie? der Vorſtadt Brand, und alle Wuth der Flammen
Schlug in Gedanken, auch ſchon über uns zuſammen.
Wer hemmt der Funken Flug, die eine Windsbraut hebt,
Daß ſie, in ſolcher Näh, nicht auch die Stadt begräbt?

So bebte Leipzig, Freund! in mehr als einer Wochen.
Und wem ward nicht dadurch der ſtärkſte Muth gebrochen?
Dein Schickſal, Wittenberg! kam ſchnell und unverſehn:
Du ſelber glaubteſt nicht, daß ſolches würd geſchehn.
„Von Freunden unſers Haupts, von Heeren, die uns ſchützen,
„Wird ja kein Feuerball auf unſre Häupter blitzen!
So ward dein Unfall denn von keiner Angſt bemerkt,
Die alles Ungemach wohl hundertfach verſtärkt.

Beglückt! wer plötzlich fällt: wie Hirsche die beym Knallen
Des unverschn n Rohrs erlegt, zu Boden fallen;
Ein beſſer Schickſal trifft, als andre von der Art,
Die wilder Seelen Luſt zum Hetzen aufgeſpart;
Die halbe Tage lang die Todesangſt empfunden,
Wenn ſie mit matter Bruſt vor einem Heer von Hunden
Und rauher Jäger Wuth, durch Buſch und Hecken fliehn,
Bis ſie erſchöpft im Sturz den letzten Athem ziehn.
So ſchien es, werther Freund, ſo ſchien es uns zu gehen,
Hier war ein langer Brand zehnmal zu überſtehen;
Ein oft gedrehter Tod, ein ſtets erneuter Ruff,
Der immer neuen Schmerz in matten Seelen ſchuff:
Wie, wenn von Glied zu Glied vom Henker abgenommen,
Des armen Sünders Bruſt nicht kann zu Athem kommen:
Dieweil die Grauſamkeit, die Mark und Bein verzehrt,
Sein Leben nicht verkürzt, nein, deſto länger nährt.

Genug, von dieſer Noth, die Leipzig überſtanden!
O wäre keine ſonſt, als dieſe, mehr vorhanden!
Es kennt ſie ja die Welt: drum glaube nicht ſo kühn,
Daß uns der Vorſicht Hand ein ſanft Geſchick verliehn.
Und gleichwohl denken wir den Himmel nicht zu ſchelten:
Sein Rathſchluß ſchuff gleichwohl die beſte von den Welten.

Komm, Freund, und folge mir ins innre Heiligthum.
Da ſtralt der Weisheit Glanz, da ſchallt des Schöpfers Ruhm;
Wo Geiſter höchſter Art, in tauſend Meiſterſtücken,
Die unſer Gott erſchuff, des Künſtlers Macht erblicken.
Des Pöbels blöder Schwarm bleibt nur im Vorhof ſtehn;
Der Weiſe wagt es nur, was näher hinzugehn;
Ins Allerheiligſte mit kühnem Blick zu dringen,
Ein Schritt, der tauſendmal auch Prieſtern will mislingen.

Gott war, eh etwas war, vollkommen, groß, beglückt,
Allmächtig, weiſ' und gut, nur von ſich ſelbſt erblickt.
Zu eigner Seligkeit bedorft er keiner Weſen;
Sein Trieb zum Wohlthun bloß, hat eine Welt erleſen.
Sein ewiger Verſtand ſtellt ihm das alles dar,
Was in der Dinge Reih nur irgend möglich war;
Erſt einzeln, dann verknüpft, durch weisliches Verbinden:
In Werken, wo ſich Zahl und Maaß und Ordnung finden;
Eins klein, ein anders groß; eins ſchlecht, das andre ſchön;
Nachdem die Regeln ſind, die jedes Werk erhöhn.
Hier zeigten ſich dem Blick viel Millionen Welten,
Die alles Mögliche verknüpft vor ihn ſtellten.
In jeder Ordnung liegt die Quelle reiner Luſt,
Für den, der ſie erkannt, und ihren Werth gewußt.
Hier reizt ihn jedes Ding, nach ſeiner Schönheit Stuffen:
Es ſchien ihm jede Welt begierig zuzurufen:
„Erſchaffe mich, o Herr! Erſchaffe mich allein!
Was ich erwählen ſoll, das muß das Schönſte ſeyn!„
War hier des Höchſten Wort. Das allerbeſte Weſen,
An Größe, Trefflichkeit und Ordnung auserleſen,
An Dauer unumſchränkt, an Schönheit ohne Zahl,
Dieß ſucht' und fand ſein Blick: er ſah es, und befahl:
„Es werde! hieß ſein Ruf! So muß es wirklich werden!
Und ſieh! Es war der Bau des Himmels und der Erden.

So ſtellt uns Leibnitz *) dort den frommen Theodor,
Minervens Unterricht, der Vorſicht Pallaſt vor:
Und lehrt, was Gottes Rath für Schlüſſe faſſen ſollen,
Wenn er der Weisheit nicht den Abſchied geben wollen.

Die

*) S. der Theodicee III. Buch gegen das Ende des Geſpräches von Laur. Valla.

Die ſtets ſein Leitſtern iſt. Doch wer das Beſte macht,
Bey deſſen Thun wird nie ein Vorwurf angebracht.
Die Thorheit meiſtert nur. Ein Sterblicher kann fehlen:
Der Weiſeſte vermag nichts Schlechtes zu erwählen.
Dieß lehret die Vernunft, dieß predigt auch die Schrift.
Da Glauben und Natur nun ſo zuſammen trifft:
So ſteht der Lehrſatz feſt: Das allerhöchſte Weſen,
Hat in dem Weltgebäud' ein Meiſterſtück erleſen.

Geh! ſchäme dich allhier, Menſch, dem ein Misverſtand
Das eingeſchränkte Maaß der Einſicht enger band:
Der alten Schulen Tand gebiehrt hier Zweifelsknoten,
Womit Scholaſtiker der Wahrheit ſelber drohten.
Ihr eingeſchränkter Witz entwarf die Welt ſehr klein;
Des Erdballs enger Punct ſoll bloß der Schauplatz ſeyn,
Der Gottes Größe zeigt. Die Körper in der Ferne,
Die Sonne, wie der Mond, Kometen, wie die Sterne
Sind ihm ein leerer Putz am blauen Firmament;
Ein Feuer, das umſonſt in hohen Lüften brennt.
O wie viel weiter dringt die Ausſicht neuer Zeiten!
Seit dem Copernik uns gewußt darauf zu leiten.
Seit dem uns Kunſt und Witz des Sehrohrs Hülfe gab,
Steckt keines Weiſen Hand des Weltbaus Gränzen ab.
Hier ſchwinden, wie ein Rauch, die Sphären von Cryſtallen.
Viel tauſend Sonnen ſieht mein Blick ins Auge fallen,
Die niemand ſonſt erblickt. Und jeder Feuerquell
Scheint für ein ganzes Heer ihm eigner Welten hell.

Der einzge Sonnenball ernährt ſechs Hauptplaneten;
Und zehn Trabanten noch! Wo bleiben die Kometen,
Die doppelt an der Zahl, und drüber um ſie gehn,
Und ihres Schöpfers Macht höchſt wunderbar erhöhn.

Gib jedem Sterne nun derg'leichen Zahl von Sphären,
Die Welten um ihn drehn; und laß die Zahl mich hören,
Zu welcher nun das Heer der Wunder Gottes steigt,
Darinnen sich die Hand des Schöpfers mächtig zeigt.
Was gilts, du wirst sie nicht in Millionen schränken!
Dein Geist wird müd und matt eh an sein Nichts gedenken,
Als an den nahen Bau, den vormals mit Verstand
Alphonsus, Gottes Macht so unanständig fand.
Was ist der Erdball hier? Ein Tropfen in dem Meere,
Ein unsichtbarer Punct vom ganzen Himmelsheere!
Was liegt dem Ganzen dran, wenn in der engen Welt
Ein Stäubchen dieses Staubs durch Glut und Brand zerfällt?
Empfindets auch der Harz, wenn von vergilbten Blättern
Ein einziges vergeht? Wenn bey ergrimmten Wettern
Vielleicht ein kleiner Busch, vielleicht ein fauler Ast,
Den Blitz und Stral berührt, das Feuer hat gefaßt?

O Freund, drum fasse dich! Laß Lissabon versinken,
Laß Lima, laß Peru in tiefer See ertrinken:
Die große Welt bleibt stehn! Dieß war der Zeiten Zoll,
Darinn der Wechsel herrscht, nichts ewig bleiben soll!
Schau, wie verändern sich die größten Reiche selber!
Noch mehr, es wechseln gar die himmlischen Gewölber!
Wie mancher Stern erlosch, der vormals heiter schien?
Wie manchen sieht man itzt, als neu entstanden, glühn!
Sieh, Freund, hier stürzen ja viel Welten ins Verderben!
Soll nur dein Wittenberg, nur du, und ich nicht sterben?
O mache dich gefaßt, wenn unsre Stunde winkt!
Schau hin, wo Siptitz liegt. Wie manche Leiche sinkt
Schon der Verwesung zu; die unlängst da gefallen!
Die war beklagenswerth: nicht das von Feuerballen

Ver-

Verheerte Wittenberg; wo unter Aſch und Brand,
Kaum noch ein einziger des Lebens Ende fand:
So wird Dein Mitleid zwar Dein menſchlich Weſen adeln;
Doch kein Geſpött forthin des Höchſten Werke tadeln.

Leipzig,
den 25ſten des Wonnemonds,
1761. G.

II.

Johann Samuel Hallens, Prof. der Hiſtorie beym königl. preußiſch. Cadettencorps zu Berlin, Werkſtätte der heutigen Künſte, oder die neue Kunſthiſtorie; mit Kupfern und Vignetten. I. Band. Brandenburg und Leipzig, bey Joh. Wendel Hallen und Joh. Sam. Hallen 1761. in 4.

Man hat längſt gewünſchet, daß von den beſten mechaniſchen Künſten, gute Beſchreibungen gemachet werden möchten, dergleichen wir vor mehr als 40 Jahren von Gottfried Zeidlern an der Buchbinderphiloſophie erhalten haben. Solche Beſchreibungen nämlich dienen nicht nur, den itzigen Künſtlern und Handwerkern viele Vortheile und Handgriffe beyzubringen und gemeiner zu machen; ſondern auch den Nachkommen zum Beſten: indem ſie es verhindern, daß die rechten Kunſtgriffe der itzigen Meiſter nicht durch Nachläßigkeit

Stärke verlieren. Vielleicht aber hat man es der Schuljugend nicht zuträglich erachtet, Ciceronis Reden deutſch zu überſetzen. Ich will nicht ausmachen, ob man recht daran thue, wenn man eine ſo ſtarke Speiſe, ohne Unterſcheid auch denen vorſetzet, welche ſie gar nicht verdauen können. Indeſſen glaube ich, daß, wenn man ja junge Leute, die dazu fähig ſind, zum Verſtande der hohen Schreibart anführen, und ihnen dieſe ſchwere Sache erleichtern will; man ihnen durch ganze Überſetzungen mehr helfe und weniger ſchade, als mit allen, von Minellio, und nach Art deſſelben, geſchriebenen Anmerkungen. Sie werden ihren Lateiner viel gründlicher verſtehen; ſie werden, was ſie verſtanden haben, ſich weit beſſer zu Nutze machen; ſie werden die Übereinſtimmung und Abweichung beyder Sprachen genauer erkennen; ſie werden deutſch und lateiniſch viel beſſer reden und ſchreiben lernen. Allein die Überſetzungen müſſen regelmäſſig abgefaſſet werden. Man muß alle fremde Wörter verbannen, und mit dem Bürgerrechte nicht gar zu freygebig ſeyn. Man muß weder ohne Noth, neue Worte ſchmieden, noch die alten verderben. Man muß die lateiniſche Wortfügung nirgends verlaſſen, als wo es die Natur unſrer Sprache ſchlechterdings erfordert; aber auch nirgends beybehalten, wo es dieſelbe nicht erlaubet. Man muß die Sätze nicht zu lang, und bey ihrer Länge durch viele eingeſchobene Zwiſchenſätze nicht dunkel und verwirrt machen. Der Grundtext muß durch die Überſetzung nicht matt werden. Am allerwenigſten muß man darinn auf einige Weiſe Irrthümer begehen, die man vermeiden kan. Die Jugend hat von der Beobachtung aller dieſer Regeln nicht den geringſten Schaden zu beſorgen. Hingegen würde es vergeblich und lächerlich ſeyn, die dawieder begangnen Fehler damit zu entſchuldigen, daß man auf den Nutzen der Jugend ſein Abſehen gerichtet habe. Ich bin daher nicht wenig erfreuet geweſen, als ich wahrgenommen, daß eine der ſchönſten Reden des Cicero, nemlich diejenige, darinn er den Milo vertheidiget hat, von dem berühmten Herrn Doct. Heumann, nicht nur ausgebeſſert, und mit lateiniſchen Anmerkungen verſehen, ſondern auch ins Deutſche überſetzet worden. Er hat ſich längſtens das Lob eines ſo ſcharfſichtigen Critici erworben,

und Unachtsamkeit in Verfall gerathen. Was nun viele rechtschaffene Liebhaber der Künste so lange gewünschet, und die Franzosen neulich in ihrer Encyklopädie zum Theil zu leisten angefangen haben, das wird uns hier unvermuthet geliefert.

Hr. Prof. Halle zu Berlin leistet uns diesen Dienst. In seiner Vorrede belehret er uns von der Absicht und Ausarbeitung derselben, um uns in den Stand zu setzen, darüber richten zu können. Er bezeuget dieses Feld fast ungebauet gefunden zu haben; und weis kein Werk davon zu nennen, als Garzoni Schauplatz der Künste, und Weigels Abbildung derselben: die sich doch nur mit alten zusammen getragenen Geschichten beschäfftigen, und das Wesen der Künste selbst unberühret lassen. Er mußte also die Werkstätten selbst besuchen, und den Verdruß überwinden, den ihm der Eigennutz und die Undienstfertigkeit der Arcanisten in den Weg legten. Viel vergebliche Wege und Kosten, und viel Geduld waren das wenigste, so er nöthig hatte, zum Zwecke zu kommen. Wieviel Fragen, Verhöre, und Ergänzungen der mangelhaft wahrgenommenen Handgriffe, waren nicht nöthig, die Beschaffenheit der Werkzeuge und Triebwerke, im Gedächtnisse zu behalten, oder in der Schreibtafel zu verzeichnen; die Vermischungsvorschriften nachzumachen, oder zu verlassen, u. d. m. Hier mußte er oft, um, dem altväterischen Zunftneide zu Trotze, hinter die Wahrheit zu kommen, viele Werkstätte von einer Art, und zu verschiedenen Zeiten besuchen, allerley veränderte und oft schielende Fragen thun, um

um dieselbe herauszubringen. Er bedauret dabey, daß sich zwischen Gelehrten und Künstlern so viel Mistrauen äußert, wenn sich die ersten nach dieser ihren Kunstgriffen erkundigen, u. s. w.

Wie er nun bezeuget, daß er unter den meisten Handwerkern und Künstlern viel Gefälligkeit und gesunde Begriffe von ihren Arbeiten wahrgenommen: also schätzet er sich glücklich, wenn er ihre Werkstätte richtig beschrieben. Er leget aber den Gelehrten den jetzigen Zustand unsrer Künste zur Ueberlegung und zum Erfinden, in der Absicht vor, daß die Waaren zur Aufnahme des Landes verbessert, und mit neuen Versuchen bereichert werden mögen. Dieß hält er für das einzige Mittel, den Brodneid niederzuschlagen, und zwischen Gelehrten und Künstlern das Vertrauen wieder herzustellen. Dann kann ein Land erst blühend werden, wann Gelehrte und Künstler gemeinschaftlich Hand anlegen, die natürlichen Stoffe der Natur nutzbar zu machen: denn der Künstler wendet willig allen Fleiß an, wenn er sieht, daß man ihm mit wohlgemeynten und sichern Rathschlägen beysteht.

Indessen gesteht der Hr. Verf auch, daß er nur das vornehmste in jeder Kunst berühret, hingegen viel Handgriffe und leichte Nebenumstände weggelassen habe, die nur der Künstler wissen kann und muß; widrigenfalls jede Kunst ein ganzes Buch eingenommen haben würde. Freylich wird niemand die ganze Kunst daraus gründlich lernen, aber wohl richtig beurtheilen können. Diese Bemühung für die Aufnahme der Manufacturen, Fabrican-

bricanten und des Handels, scheint ihm mehr zu wünschen zu seyn; als wenn sich gelehrte Gesellschaften der Ausländer, ohne Rücksicht auf den Planeten, den sie bewohnen, die Trabanten Saturns, wie der Edelmann seinen Hasen, für gewisse Preise, als für ein akademisches Schießgeld, hitzig zu verfolgen bemühen.

Es mag ein Künstler seine Arbeit aus dem Grunde verstehen; er sey auch fleißig, ja besitze vielen Witz; er kehre seine Versuche auf allerley Seiten, und entdecke hier und da neue Erfindungen: was hat das alles für Folgen für den Staat und die Nachwelt? Er vergräbt seine Erfindungen und Geheimnisse mit sich; und erinnert sich nicht, daß auch er seine Kenntnisse den Vorfahren zu danken gehabt; lebet und stirbt also mechanisch, weil er alles sich allein zu danken gehabt. Wie viel tausend Dinge sind nämlich nicht zugleich mit ihren Erfindern abgestorben, weil man davon nicht zulänglich unterrichtet gewesen? a) Sie müssen eine physische Stütze haben, wenn die natürlichen Körper zu einer Waare werden sollen.

Denn durch das Wort Kunst versteht der Hr. Verf. diejenige mechanische Handgeschicklichkeit, wodurch vermittelst gewisser Werkzeuge ein natürlicher Körper zur Waare gemacht wird. Mit dessen

a) Eine solche Kunst besaß hier noch vor kurzem Hr. Montpallant, im Malen der Gläser. Er konnte sie aber allein; und entdeckte sein Geheimniß niemanden. Nun ist es mit ihm gestorben und begraben. Er bekam Besoldung von unserm Hofe.

sen Erlaubniß aber, erinnern wir, daß nicht alle Künstler Waaren machen. Z. E. Ein Baumeister, Zimmermann oder Mauermeister bauet ein Haus, eine Wind- oder Wassermühle, und diese hervorgebrachte Gebäude sind keine Waare. Hernach giebt es auch Waaren, daran die Kunst keinen Antheil gehabt hat. Z. E. Man handelt mit Kreide, Oker, Erdgelb, allerley mineralischen Wassern, Steinen, Sand, Holze, Häuten, und andern solchen Dingen, so die Natur allein hervorbringet. Solche Waaren nun können nicht nur zur Nothdurft des Lebens, sondern auch zur Wollust, und andern Absichten gebraucht werden: und ein Staat ist allemal schlecht bestellt, wenn es ihm an einigen Arten der Waaren fehlet.

In Künsten muß man keine der andern ganz vorziehen: denn die geringste trägt oft zu der vornehmsten das ihrige bey. Doch hat eben darum die eine viel mühsamere Anstalten nöthig, und beruhet auf vielen andern.

Was die systematische Einrichtung der Künste betrifft, so hätte der Hr. Verf. viel andre Wege wählen können. Er giebt davon etliche an; allein er hat bey allen diesen Methoden, das Ungestaltete, so nach seiner Meynung allen Systemen anklebt, weil sich nicht alles zusammen schicken will, gegründet befunden. Er machet also einen Versuch, alle mechanische Künste einigermaßen einzutheilen. Er setzet voraus alles menschliche Gewerbe gehe aufs Brodtverdienen. Dahin zielen nun, seiner Einsicht nach

1) Die

1) Die gelehrten Wissenschaften, die er in historische und physische theilet. (NB. Die Wissenschaften können auch ohne die Absicht Brodt zu verdienen, getrieben werden; sind auch vielfältig von reichen und vornehmen Leuten mit viel eigenem Aufwande getrieben worden. Z. E. Käiser Rudolf, König Alfonsus, Landgraf Wilhelm, Tycho, Hevelius waren nicht ums Brodt Astronomen.)

2) Die bürgerlichen Aemter. (Aber sind diese wohl unter die künstlichen Gewerbe zu zählen?)

3) Die Handarbeiten, die ohne Werkzeuge und Waaren sind, als der Bereiter, Bader (aber brauchen diese nicht Zäume, Sattel, Sporen, Gerten, Schröpfkopfe, Lancetten, Scheermesser, Wannen, u. s. w.)

4) Die Hausdienste, als der Landmann, Holzhacker, Fuhrmann. NB. Alle diese brauchen Werckzeuge.

5) Die mechanischen Künste, als von welchen hier eigentlich die Rede ist. Darunter setzet er nun

A. Die Weber. Und zwar 1) der Leinen 2), Baumwöllenen 3) Wollen- und 4) Seiden-manufacturen: bey welchen noch alle besondre Hülfskünste und Arbeiten erzählet werden.

B. Die Lederarbeiter, als Gerber, Lohmüller, Weiß und Rothgerber, Riemer, Schuster, Sattler, Handschuhmacher, Pergament- und Korduanmacher, Juchtenbereiter u. a. m.

C. Die in Stein und Erde arbeiten.

D. Die mit Korn- oder Erdfrüchten zu thun haben.

E. Die

E. Die im Holze arbeiten.

F. Die mit Haaren und Pelzen umgehen,

G. Die im Horne arbeiten.

H. Die Metallarbeiter, und zwar 1) im Golde, 2) Silber, 3) Kupfer, 4) Meſſinge, 5) Eiſenbleche, 6) im Zinne, 7) im Bleye, 8) im Eiſen.

I. Die Feuerarbeiter, mehrentheils 1) mit dem Glaſe. 2) mit dem Salze, Alaune, Salpeter, Vitriol, Zucker, Seifen, und Lichtern, das Wachsſieden und Bleichen, Leim, Tran, Honig und Methſieden u. ſ. w.

6) Der Handel mit den Waaren der vorigen, als Leder, Seiden, Tuch, Leinen; Breter und Holzhändler, u. ſ. f.

7) Die Künſte des ſchönen Unterrichtes, als das Papiermachen, Schriftgießen, Buchdrucken, Buchbinden, Zeichnen, Kupferſtechen, Kupferdrucken, Malen, die Muſik, die Tanzkunſt, u. ſ. w. Der Hr. Verf. geſteht, daß ſeine Erzählungen höchſt unvollſtändig ſind: das ſey aber die Natur aller Syſtemen. Aus dieſen Urſachen nun habe er ſich an gar keine Ordnung in ſeinen Abhandlungen gebunden; ſondern ſie ſo aufeinander folgen laſſen, wie er ſie einzuſammlen Gelegenheit gehabt. Berlin habe theils nicht alle Künſtler in ſich, theils wären ſie ſo verſtecket, daß man ſie nicht nach Belieben finden könne. Dieſer Band liefert alſo zum glücklichen Anfange in

Der I. Abhandlung den Perrükenmacher, in

Der II. Den Silberarbeiter, in

Der

Der III. Den Goldarbeiter, in
Der IV. Den Gold-Drahtzieher, oder die Gold- und Silberfabrik. In
Der V. Den Goldschläger, in
Der VI. Den Gürtler, in
Der VII. Den Kupferstecher, Kupferdrucker, und Formenschneider, in
Der VIII. Den Zinngießer, in
Der IX. Die Malerkunst, in
Der X. liest man Betrachtungen über einige Weberstühle.

Dieß ist nun eine gute Anzahl artiger und ansehnlicher Künste, die zur Bequemlichkeit und Anmuth des menschlichen Lebens nicht wenig beytragen. Jede davon ist zureichend, und mit vielem Fleiße ausgearbeitet; und wir zweifeln nicht, daß jeder Leser seine Neugier hier in unzählichen Stücken vergnügt finden wird: sonderlich weil nicht nur in den Kupferleisten über dem Anfange jeder Abhandlung die Vorstellung aller dieser Werkstäte artig zu sehen ist; sondern auch in etlichen andern Kupfertafeln die meisten und nöthigsten Werkzeuge der Künstler abgebildet worden. Wir zweifeln keinesweges, daß solches sowohl den Liebhabern, als den Anfängern in den Künsten, ja den Meistern selbst angenehm und nützlich fallen wird.

Außer dem freuen wir uns auch, daß man zu Bereicherung eines künftigen deutschen Wörterbuches, eine große Anzahl von Kunstwörtern hier antrifft, die man sonst schwer würde haben zu-

ſammenbringen können. Solch eine Beyhülfe werden wir künftig in den folgenden Bänden noch reichlicher ärnten können, ja wir erſuchen recht darum, alle unter den Künſtlern und Handwerkern übliche Benennungen und Redensarten mit Fleiße zu ſammeln. Sollten wir noch einen Wunſch beyfügen; ſo würde es dieſer ſeyn, daß man weder in der Rechtſchreibung, zumal der fremden Worter, ungegründete Neuerungen vornehmen, noch das unſchuldige H. und Y. ſogar verbannen möchte. Denn was kann es wohl für einen Grund und Nutzen haben Chore, Siſtem, Metode, Vorrat, Gefühl, kal, bei, u. d. gl. für Corps, Syſtem, Methode, Gefühl, Vorrath, kahl und bey zu ſchreiben? Wir ſchweigen noch der Spizze, des Rükkens, und andrer ſolcher Seltſamkeiten, die nur von wenigen Sonderlingen gebilliget werden; die ſich aber gemeiniglich ſelbſt dadurch lächerlich machen, wie unlängſt ein gewiſſer Rector in einer anſehnlichen Stadt, gethan hat.

IV.

Die Erſcheinung der Venus in der Sonnenſcheibe den 6ten Junii dieſes Jahres, berechnet von Johann Aegidius Eichhorn, der philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften Befliſſenen, Nürnberg. 1761.

Der Verfaſſer theilet ſeine Abhandlung in drey Hauptſtücke. In dem erſten handelt er von

dem Weltgebäude überhaupt, und bestimmet die Bewegung der sechs Hauptplaneten, um die Sonne, nach den neuesten Beobachtungen. Er handelt ferner von dem Verhältnisse des Durchmessers der Sonne zu dem Durchmesser der andern Planeten; und nimmt zum allgemeinen Maaße, den halben Durchmesser unserer Erdkugel an. Die Parallaxe, nennet der Verfasser, eine Leiter, worauf die Sterngelehrten in den Himmel steigen, und die Weiten der Gestirne, nebst ihrer Größe bestimmen könnten. Er saget: der Mond wäre uns eben deswegen am nächsten; weil seine Parallaxe am größten, und der Saturn am weitesten von uns entfernet, weil seine Parallaxe die kleineste ist: ja bey den Fixsternen, wäre ihre Weite von uns fast unermeßlich, weil sie keine merkliche Parallaxe hätten. Die Weiten der Planeten von der Sonne begreiflich zu machen, nimmt er zum Maaße die Geschwindigkeit an, da sich eine Canonkugel durch einen Raum von 600 Schritten beweget; und bestimmt daraus die Zeit, die sie aus dem Mittelpuncte der Sonne bis auf einen jeden Weltkörper zubringen würde. Endlich führet er zum Beschlusse des ersten Hauptstückes, eine sehr schöne Stelle an, worinnen unser berühmter Herr Professor Gottsched das Weltgebäude auf die vortreflichste Art geschildert hat, sie lautet also:

Hier starret Sinn und Witz, der Geist verliert sich ganz,
In aller Welten Heer, Pracht, Ordnung, Lauf und Glanz.
O was ist hier der Mensch? Er wäre nichts zu nennen.
Könnt er am Werke nicht des Meisters Größe kennen.

In

In dem zweyten Hauptstücke redet der Herr Verfasser von der Venus insbesondere, er betrachtet an ihr die Vorzüge, die sie vor andern Sternen, ihres Glanzes, ihrer Schönheit und Gröſse wegen hat. Er bestimmet ihre Entfernung von der Sonne, ihre Laufbahn, und ihren Schwung um ihre eigene Achse, den sie nach Maraldi in 23 Stunden und 20 Minuten vollendet: da indessen unsere Erde 23 Stunden u. 56 Minuten haben muß. Er merket an, daß die Venus zwar zwo Vereinigungen mit der Sonne, nämlich eine Obere und eine Untere habe, aber niemals mit ihr in Gegenschein komme. Diesen Satz erweist er sehr deutlich durch eine Figur. Er beschreibt ferner ihren verschiedenen Stand in Ansehung der Sonne und Erde, und zeiget, wenn sie Morgen und Abendstern werden kann; imgleichen ihre Lage gegen die Erde, wenn sie als ein schwarzer Flecken in der Sonnenscheibe erscheinen muß. Wenn man die verschiedenen Gestalten der Venus betrachten will, so räth der Herr Verfasser an, daß man ein gutes Fernrohr *) (Tubum cœlestem) haben müsse, weil man mit bloſsen Augen davon nichts wahrnehmen kann. Der Herr Verfasser führet auch einen merkwürdigen Umstand an, daß schon Kopernicus, der vielen Einwürfe ungeachtet, so man wieder seine Meynung machte, dennoch mit vielem

*) Diese findet man allhier in Leipzig zuverläßig und zu astronomischen Beobachtungen besonders eingerichtet, in der Reichsstraße in der Salzmeste bey dem Mathematico und Optico Hofmann.

daß ich glaube, ſeine Bemühungen, bey dem lateiniſchen Texte werden allen Kennern angenehm ſeyn. Er hat ſich auch vorgenommen gehabt, wie er in der lateiniſchen Vorrede bezeuget, ſeine Uberſetzung zum Nutzen der Lehrenden und Lernenden einzurichten, mithin den wahren und vollkommenen Verſtand des Redners mit reinen und zierlichen deutſchen Worten und Redensarten auszudrücken. Allein ich muß zu meinem eignen Misvergnügen geſtehen, daß ich alle die Fehler darinn angetroffen habe, welche nach meiner Einſicht vermieden werden müſſen, wenn man der Jugend mit Uberſetzungen Nutzen ſchaffen will. Ja es fehlet nicht viel, daß ich beſorge, es könne derſelben durch dergleichen Arbeit mehr Schaden zuwachſen, als durch den Vorrath von deutſchen Redensarten u. Anmerkungen, den mancher Schulmann in redlicher Meynung bisher geliefert hat. Der Herr Doct. vor welchen ich alle Hochachtung habe, wird dieſes freymüthige Urtheil, dergleichen er ſelbſt zu lieben pflegt, nicht anders aufnehmen, als ich es von einem geſetzten und billigen Gelehrten vermuthe. Ich werde nicht nöthig haben, meine Leſer durch lebhafte Vorſtellungen auf meine Seite zu ziehen. Die bloſſe Anzeigung der Stellen, wird ſie ſchon zu dem Urtheile bewegen, das ſie der Wahrheit ſchuldig ſind.

Der Herr D. hat ſich ohne Noth ausländiſcher Worte bedienet, wo die Deutſchen leicht anzugeben, und eben ſo nachdrücklich ſind. In einer reinen Uberſetzung ſoll man ſich davor ſo viel als möglich iſt, in acht nehmen. So ſtehet p. 5. urgiren: das Wort **vorſtellen**, das man kurz zuvor zum Uberfluſſe gebrauchet hat, würde es ſchon ausdrücken. p. 12. Autorität; vor **Anſehen**. p. 21. Intrigven; vor **verwirrte Händel**. p. 14. 16. und öfters, inquiriren, Inquiſition; vor **gerichtlich unterſuchen, gerichtliche Unterſuchung**. p. 28. 68. Leichproceſſion; vor **Leichengefolge, oder Begleitung**. p. 33. exilium; vor **Elend**. p. 48. u. öfters Tortur, vor **peinliche Frage**. p. 59. ſich retiriren; vor **fliehen**. p. 71. aufs grauſamſte tractiren; vor **mitnehmen, qvälen**. Ich ſetze die Worte, wie ſie mir in die Feder flieſſen. Der Uberſetzer würde auch durch eine kleine Veränderung der Redensarten, zu vielen andern Anlaß gefunden haben. Der ungewöhnli-

chen

Eifer diese Meynung behauptet, und gesagt habe: daß noch die Zeit kommen würde, da man das Ab- und Zunehmen der Venus augenscheinlich sehen würde. Daß dieses in der Folge eingetroffen, bezeugten die Beobachtungen des Galiläi, durch die von ihm erfundenen Ferngläser: und er war der erste, der diese Verschiedenheiten an der Venus wahrnahm.

In dem dritten Hauptstücke, handelt der Hr. Verfasser von der Erscheinung selbst.

Er saget, daß ganze Jahrhundert vergehen, ehe die Venus in der Sonne könnte gesehen werden; und daß diese seltne Himmelsbegebenheit, so lange die Welt steht, nicht öfter als einmal wahrgenommen worden. In dem verfloßenen Jahrhunderte, und zwar 1639 den 24 November alten Stils, hätte Jeremias Horoccius, ein in der Astronomie sehr geschickter Engländer, das Glück gehabt, auf dem Landgute zu Hoob, in der Grafschaft Lancaster, die Venus, als einen schwarzen runden Flecken in der Sonnenscheibe zu beobachten, und nebst ihm ein anderer geschickter Verehrer der Sternkunde, Nahmens Johannes Krabtrius, auf dem Schlosse Manchester. Außer diesen beyden Gelehrten, wäre niemand bekannt, der bis jetzo die Venus in der Sonne gesehen hätte. Er berühret darauf den Lauf der Venus, und ihre Abweichung von der Ekliptik bald gegen Norden, bald gegen Süden. Von der erstern meldet er, daß die Bahn der Venus, nicht mit der Ekliptik gleich laufend wäre, sondern sie in zweyen gegen überstehenden

Pun-

Puncten schnitte, welche Durchschneidung man den Knoten nennte. Er bestimmet, nach verschiedenen, sowohl ältern als neuern Astronomen, den Neigungswinkel,

und zwar nach Keplern	3°	22′	0″
nach dem de la Hire	3°	23′	5″
und nach dem Capelli	3°	24′	0″

Da die Venus sehr oft in die Conjunction mit der Sonne kömmt, so sollte man meynen, daß sie auch öfter in der Sonne erscheinen müßte. Allein der Herr Verfasser merket an, daß es zu keiner andern Zeit geschehen könne, als wenn die Breite der Venus kleiner, als der Halbmesser der Sonne wäre. Aus diesem Grunde behauptet er, daß man sich keine Hoffnung machen dürfe, die Venus 1769 in der Sonne zu erblicken: weil alsdann die Breite der Venus, nach Whistons Bestimmung, 15′ 43″ nördlich ist, der Halbmesser der Sonne aber niemals 16′ 3″ übertrifft. Die Wahrscheinlichkeit seiner Meynung unterstützet er mit einem merkwürdigen Umstande, von dem Durchgange der Venus durch die Sonne 1631, welchen der große Astronom Kepler schon 2 Jahre vorher durch ein besondres Schreiben bekannt gemachet, und dazu alle Verehrer der Sternkunde aufgemuntert hatte. Petrus Gassendus machte dazu alle Veranstaltungen, und wartete mit Verlangen drey ganzer Tage auf diese Erscheinung, aber vergebens. Aus dieser Ursache räth der Hr. Verfasser an, diesesmal allen nur erſinnlichen Fleiß auf die Beobachtung zu wenden, weil sich diese seltne Himmels-

begebenheit nicht eher, als nach 113 Jahren wieder erräuget. In der Folge erzählet der Hr. Verfaſſer, wie Horoccius nach fünf verſchiedenen aſtronomiſchen Tafeln, die dazumal bekannt waren, die Länge und Breite der Venus gefunden, und nennet bey jeder Tafel den Verfaſſer derſelben, was, und wer er geweſen. Dieſes ſucht er bey gegenwärtiger Himmelsbegebenheit, nachzuahmen, *) und beſtimmet die vornehmſten Momente, nach neuern Tafeln. Denn ſo findet der Hr. Verfaſſer, die Länge der Venus, nach den

Rudolphiniſchen im 15°. 42′. 17″ der Zwillinge(II)
Caroliniſchen . . 15. 45. 47.
De la Hiriſchen . . 15. 25. 55.
Cappelliſchen . . 15. 31. 59.
Caſſiniſchen . . 15. 34. 45.

und ihre Breite zur Zeit der Vereinigung (☌) nach denen

Rudolphiniſchen	4′	19″	ſüdlich
Caroliniſchen	6	29	ſüdlich
De la Hiriſchen	6	29	ſüdlich
Cappelliſchen	11	38	ſüdlich
Caſſiniſchen	10	17	ſüdlich.

Endlich

*) Bey den Rudolphiniſchen Tafeln, ſaget er, daß deren Verfaſſer Johann Morinus geweſen: allein dieſer Morinus war erſt der zweyte, welcher die Rudolphiniſchen Tafeln ins kürzere brachte; denn vor ihm hatte ſie ſchon ein gelehrtes Frauenzimmer, Namens Maria Cunitia zu bequemerm Gebrauche eingerichtet. Ihr eigentlicher Verfaſſer aber war der große Kepler, der ſie zuerſt mit weitläuftigen Rechnungen, in Folio herausgab.

Hofmann.

Endlich die Zeit der Conjunction (δ) nach denen

	Jun. Tage.	St.	Min.	Sec.	
Rudolphiniſchen	6.	8.	43.	55.	
Caroliniſchen	6.	11.	40.	30.	Vormitt.
de la Hiriſchen	6.	00.	39.	20.	ſehr früh
Cappelliſchen	6.	5.	8.	55.	bald nach Mittern.
Caſſiniſchen	6.	5.	56.	52.	früh.

Aus dieſen gefundenen Erſcheinungen, machet der Hr. Verfaſſer drey verſchiedene Projectionen, und beſtimmet darinnen die übrigen Monathe.*) So iſt nach den moriniſchen Datis, der Eintritt der Venus in die Sonne an der Morgenſeite bey dem Puncte I den 6ten Junius Vormittags um 4 Uhr 56′. 45″. die ſcheinbare Conjunction um 8 Uhr 43′. 45″. bey dem Punckt P. das Ende, oder der Austritt aus der Sonne, um 12 Uhr 30′ 45″ Mittags bey K. der Abſtand der Venus von dem Mittelpuncte der Sonne, C P iſt gegen Mittag, und beträgt 4′ 59′. die ganze Währung von I bis K beträgt 7 St. 34′.

Nach denen Streetiſchen Tabellen iſt der Eintritt der Venus in die Sonne, den 6ten Junius früh um 7 Uhr 52′ 15″. Die ſcheinbare Conjunction um 11 Uhr 40′. 15″. Der Austritt aus der Sonne, um 3 Uhr 28′. 15″. Die ganze Währung

*) Dieſe drey Projectionen hat man um den Raum zu ſparen, in einer einzigen Figur vorgeſtellet, und ſie dem Titulblatte dieſer Monathſchrift vorangeſetzet. Hofmann.

7 St. 36. 1 der Abſtand der Venus vom Mittelpuncte der Sonne 6′ 29″. gegen Süden.

Die de la Hiriſchen Taſeln, geben den Eintritt der ♀, in die ☉ den 5ten Junius Nachts um 9 Uhr 30′ 45″. Die ſcheinbare ☌, den 6ten früh um 1 Uhr 14′ 45″. und den Austritt, um 4 Uhr 56′ 45″. die ganze Währung 7 St. 26′. der Abſtand der Venus vom Mittelpuncte der Sonne iſt 60 18″ ſüdlich.

Die Cappelliſchen Taſeln, geben den Anfang den 6ten Junius früh um 2 Uhr 23′. 25″. die ſcheinbare ☌ um 5 Uhr 8′ 25″. das Ende um 7 Uhr 53′. 25″. Folglich die ganze Dauer 5 St. 30′. Die Entfernung des Mittelpuncts der Venus von dem Mittelpuncte der Sonne 11′ 36″. ſüdlich.

Endlich, nach denen Caſſiniſchen Datis, findet er folgendes: der Eintritt der Venus in die Sonne geſchieht den 6ten Junii früh um 2 Uhr 51′ 22″. um 5 Uhr 56′ 22″ iſt ihre ſichtbare ☌ und um 9 Uhr 1′ 22″. iſt ihr völliger Austritt, ihre Entfernung vom Mittelpuncte der Sonne iſt 10′ 15″. *)

Am

*) Ob allhier kein Fehler eingeſchlichen, kann ich aus Mangel der Caſſiniſchen Taſeln nicht ſo gleich beurtheilen, in dem verbeſſerten Leipziger Calender, worinnen die vornehmſten Momente dieſer Himmelsbegebenheiten, nach dem Engliſchen Aſtronomen Hall y. und nach dem Caſſini, angegeben, iſt die Breite der Venus nach dem letztern, zur Zeit ☌ 8′ 55″.

Hofmann.

Am Ende bestimmet der Hr. Verfasser die Ursachen, warum die alten Tafeln, nicht wie die neuern mit dem Himmel haben übereinstimmen können. Er zeiget alsdann den Nutzen, den man sich von dieser Himmelsbegebenheit, sowohl in der Sternkunde als Geographie, zu versprechen hat, in Absicht auf die Parallare der Sonne, auf ihre Entfernung von der Erde, auf die gröste Verhältniß der Sonne und der Venus, und endlich auf den Unterschied der Mittagskreise. Zuletzt wünschet der Hr. Verfasser allen Beobachtern, einen heitern Himmel, und eine genaue Beobachtung.

V.

Geschichte der Staatsveränderungen im rußischen Reiche, aus dem Französischen des Hn. Advocaten Lacombe übersetzt. Mit königl. pohln. und churfürstl. sächsischen Freyheit. Leipz. in Lauckischens Handlung. 1761. in 8.

Seit dem die Franzosen sich zu Geschichtschreibern des ganzen Europa aufgeworfen haben, war Rußland allein durch ihre seile Federn noch unberührt geblieben. Vor wenigen Jahren nur hat sich der Herr Advocat Lacombe daran gemachet; aber es auch gewaget, mit einer sehr flüchtigen und seichten Feder, die ganze Geschichte

von Rußland zu beschreiben. Wir sagen darum nicht, daß sein Büchlein nicht als ein kurzer Begriff der rußischen Historie, jungen Leuten in die Hände gegeben werden könne. Allerdings ist seine Schreibart leicht, ungekünstelt, und von den heutigen Fehlern der Witzlinge seiner Nation ziemlich frey. Er schreibt nicht, um durch seinen Witz zu gleissen, und die Augen der Leser zu blenden. Er schreibt wie ein vernünftiger Mann, dem es um die Sache, und nicht um schöne Einfälle, künstliche Schwünge der Schreibart, und gedrechselte Ausdrück. zu thun ist. Dessen ungeachtet aber treffen seine Geschichte sehr viele Vorwürfe, die man den historischen Schriftstellern seines Volkes, seit einiger Zeit mit so vielem Grunde zu machen pflegt.

Diese Herren sind viel zu munter und galant, als daß sie die mühsame Arbeit eines Geschichtschreibers alter Begebenheiten übernehmen wollten, alles aus den rechten Quellen aufzusuchen; die verschiedenen Zeugnisse recht gegeneinander zu halten; ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, und ihre Wehrmänner, oder Urkunden zu nennen: damit auch der Leser von ihrer Glaubwürdigkeit überführet werden möchte. Diese Art in der Geschichtkunde sorgfältig zu verfahren, hatte ihnen gleichwohl ihr Landsmann, der scharfsinnige Bayle, in seinem historisch-kritischen Wörterbuche bestens empfohlen, und in hundert Beyspielen selbst gewiesen. Sollte dieser große Kunstrichter in Geschichten, itzo wieder aufstehen, und die Historienbücher seiner Landesleute

leute mit ſeinem gewöhnlichen Fleiße durchgehen: mein Gott! was für einen Kram würde er aufzuräumen finden! Wie ſehr würde er ſich wundern, daß man ſo herzhaft in die Welt hineinſchreibt, ohne die geringſte Quelle anzuführen, daraus man geſchöpfet; ohne einen einzigen Zeugen der Wahrheit zu nennen, der die Begebenheiten auch als ein Zeitgenoß beſchrieben hat, und alſo einigen Glauben fodern kann.

So iſt des Hrn. Lacombe ruſſiſche Geſchichte auch abgefaſſet. Er meldet uns nicht einen einzigen Schriftſteller, daraus er ſeine Nachrichten geſchöpfet. Er ſchreibt wie ein Mann, der alles aus ſeinem Kopfe erzählet, als ob er es aus höherer Eingebung gelernet hätte. Wer ihm nicht auf ſein Wort glauben will, den läßt er laufen; und ſagt ihm keinen einzigen Wehrmann, keinen einzigen ältern Scribenten, der ſolches vor ihm gemeldet hätte. So ſchrieb **Plutarch** nicht, ſo ſchrieb auch **Herodotus** nicht einmal, der doch für einen Vater der Lügen geſchimpfet wird. Er ſaget uns wenigſtens, aus welches Tempels Büchern, von was für Prieſtern oder Bürgern einer Stadt, er ſeine Erzählungen habe. Was für einen Namen werden alſo nicht die ſeichten Evangeliſten neuer Zeiten bey der Nachwelt bekommen; die uns einen blinden Köhlerglauben auch von ſolchen Geſchichten abfodern, die ſie ſelbſt gar nicht belebet haben.

Etwas näher zum Hrn. Lacombe zu treten, ſo verſpricht er zwar nur die Staatsveränderungen von Rußland zu beſchreiben. Allein iſt das etwas

anders,

anders, als die ganze Geſchichte des Reiches? Denn von ruhigen Zeiten, darinnen keine Veränderungen vorgiengen, hat auch die Hiſtorie nichts zu beſchreiben. Rußland zumal hat ſehr viel große und ſchnelle Veränderungen, auch ſogar in dieſem Jahrhunderte, erfahren. Dennoch iſt ſeine Abſicht hauptſächlich auf die letzte große Veränderung Rußlandes, unter Kaiſer Petern dem Großen gerichtet. Deſſen Leben kommt alſo in dieſer Geſchichte am weitläuftigſten vor, und es füllet zwey Drittheile des Buches. Indeſſen ſtehen wir nicht dafür, daß alle ſeine Erzählungen ganz richtig ſind. Ein gelehrter Mann in der Nachbarſchaft hat durch gründliche Zuſätze und Anmerkungen bereits gewieſen, wieviel daran fehlet; und die meiſten Mängel ergänzet.

Uns bleibt alſo nichts übrig, als von der Beſchaffenheit dieſer Ueberſetzung zu reden. Wir haben ſie, ohne Schmäucheley, mit Vergnügen geleſen, und ſie der guten Schreibart unſrer Zeiten vollkommen gemäß befunden; ein Lob, daß wir wenigen neuern Schriften beylegen können. Es herrſchet eine Richtigkeit und Reinigkeit im Ausdrucke darinnen, die nicht ſo gemein iſt, als wohl viele glauben; und die man nicht ohne vielen Fleiß, den man der Mutterſprache widmet, erlangen kann. Auch die Rechtſchreibung iſt weder altväteriſch, noch pedantiſch oder ſchülerhaft: wie uns wohl einige Grübler ſolche kakographiſche Abentheuer ſeit kurzem geliefert haben. Kurz, wir glauben viel mit wenigem geſaget zu haben, wenn wir hinzuſe-

zuſetzen: der Hr. Ueberſetzer ſey ein würdiges Mitglied der hieſigen Geſellſchaft der freyen Künſte. Eine Probe aus dem Anfange des Buches wird unſre Leſer gewiß überführen: ob wir gleich mit der Wahrheit der Erzählung ſelbſt, nicht ganz einſtimmig ſind. So lautet ſie:

Rußland iſt einer von den weitläuftigſten Staaten auf dem ganzen Erdboden. Es begreift alle nordlichen Gegenden von Europa und Aſien in ſich, und erſtrecket ſeine Gränzen auf der einen Seite bis an China, auf der andern aber bis an Polen und Schweden. Es hält in der Länge, von Abend gegen Morgen ungefähr 1400 Meilen, und in der Breite von Mittag gegen Mitternacht 600 Meilen. Der gröſte Theil dieſes Landes iſt die mehreſte Zeit mit Schnee bedeckt. Der Namen **Moskau**, der nicht nur dem ganzen Reiche, ſondern auch einer beſondern Provinz, und dann auch der Hauptſtadt in derſelben beygeleget wird, kömmt von dem Fluſſe Möska her. Der Winter iſt in dieſem Reiche ſehr hart und lang, ſo wie hingegen der Sommer faſt in allen Gegenden ſehr kurz und heiß iſt. Dieſe beyde Jahrszeiten folgen immer ſo ſchnell auf einander, daß man faſt nur dieſe allein kennet.

Gras und Kräuter, Blumen und Früchte, werden in groſſer Menge, und von verſchiedenen Gattungen durch die Hitze ſehr geſchwind aus der Erde hervorgetrieben. Groſſe Seen, anſehnliche Flüſſe,

chen, verderbten, und den Regeln zuwieder laufenden Worte, mag ich kaum gedenken; da z. E. p. 5. 12. vernichtigen, an ſtatt vernichten. p. 18. Ermorder, vor Mörder, und p. 76. Entgegenlaufung, zu leſen iſt. Ich wende mich vielmehr zu den ganz undeutſchen Wortfügungen, wozu der Herr D. dadurch verführet worden, weil er dem lateiniſchen Texte gar zu genau nachgegangen iſt. Ihm iſt aber nicht unbekannt, daß derſelbe dadurch nicht deutlicher, der Deutſche hingegen allemal unangenehm, und zuweilen gar dunkel gemachet werde. Die meiſten gehen dahin, daß die Haupt- und Hülfswörter nicht an dem rechten Orte ſtehen, wohin ſie in unſrer Sprache gehören. So ſtehet p. 10. Wenn ich nur dieſer Macht mich bediene zur Wohlfahrt; dummodo ea nos utamur pro ſalute. p. 14. Gebraunt von Zorne; quis nos arſit dolore? p. 16. Pompeius hat ſich nicht ſehen laſſen, weder auf dem Markte ꝛc. Caruit foro &c. p. 19. Wie wenig du frageſt nach des Pöbels Raſerey und Tollheit; quam contemneres populares inſanias. p. 22. Daß Milo eine Reiſe vorhatte nach Lanuvium; iter Miloni eſſe Lanuvium. p. 24. Was vor Nutzen das gemeine Weſen davon habe, und auch ihr, und alle wohlgeſinnete Bürger, nihil dico, quid reſp. conſecuta ſit; nihil, quid vos; nihil, quid omnes boni. p. 34. Davon lief nach der Tiber zu; fugeret ad Tiberim.

Der Herr D. Heumann hat ſich in dieſe Wortfügung ſo verliebt, daß er ſie auch an vielen Orten gebrauchet, wo ſie im lateiniſchen nicht zu finden iſt, noch ſtatt hat? p. 12. einen Spruch gethan, durch ſein Geſetze. p. 15. ihn umgebracht hatte, auf dem Grabmaale ꝛc. p. 16. da ſie iſt befeuchtet worden, mit dem Blute. ib. an den Ort, welcher der Eingang war in die Rathsverſammlung. p. 21. Ihr habt mit Augen geſehen die Bauren. p. 22. dieſes hat Fauonius hinterbracht dem gegenwärtigen Catoni. p. 25. weil er ſich nicht hatte wollen umbringen laſſen vom Clodio p. 33. nach Rom zu laufen, um meiner Zurückberufung willen. p. 49. ſich großmüthig bezeigte, mit ſeinem Geſichte und ſeiner Rede. p. 67. die Heiligthümer haben ihr Recht behauptet, durch deſſen Tod. p. 69. daß er wäre beehret worden, mit den Bildern. Ich wollte wünſchen, daß der Herr D. dieſes u. viel anderes ſo ich mit Vorbedachte übergehe, vor zärtlichen Ohren rechtfertigen könnte. Allein

Flüsse, und fünf Meere bewässern Rußland, und verschaffen ihm eine gewaltige Menge von allerley Fischen. Seine ungeheuere Wälder sind voll wilder Thiere, von denen man das vortreflichste Pelzwerk bekommt. u. s. w.

VI.

Gedanken bey einem Donnerwetter

nach großer Dürre im Gebirge 1760.

Durchgte Felder, freuet euch!
Nun trinkt ihr den ersehnten Regen.
Ihr waret dürren Wüsten gleich,
Nun ströint auf euch des Schöpfers Segen.
Der Ackermann sah jämmerlich,
Die Rinder hatten keine Weide,
Des Weinbergs Herr betrübte sich,
Zum Jammer ward des Menschen Freude.

Der Himmel mußt uns ehern seyn,
Die Erde unter uns wie Eisen.
Der Ströme Bette wurde klein,
Der Staub ließ keinen Wandrer reisen.
Die Blume neigt' ihr graues Haupt:
Wir sahen keine Wiesen grünen.
Die Hecken waren dick bestaubt,
Die Luft glich flammenden Kaminen.

Im

Im Tempel bath die Andacht den,
Nach deſſen Reiche Chriſten trachten:
„Herr! laß uns deine Hülfe ſehn!
„Zerreiß den Himmel! Wir verſchmachten.
„Laß uns nicht, treuer Menſchenfreund,
„An deiner Liebe länger zweifeln!
„Heb daß die Sonne dunkel ſcheint,
„Und laß gepreßte Wolken träufeln.

„Wir brachten zwar durch Miſſethat
„Uns freventlich um deinen Segen;
„Doch, wenn dich ein Elias bath,
„Erquickteſt du das Land mit Regen.
„Erhör uns, wenn wir zu dir flehn,
„Erbarm', erbarme dich der Sünder!
„Laß deinen Zorn vorüber gehn,
„Und ſegne, Vater, deine Kinder!

Hier dachteſt du an deinen Schwur:
„Ich freu mich nicht, wenn Sünder ſterben.
Dein Wort ergieng an die Natur:
„Hör' auf, die Fluren zu verderben!
Schnell brauſt es durch die ſchwüle Luft,
Der Sturm trieb Wolke wider Wolke:
Dein Donner ſtieß von Kluft zu Kluft,
Du kamſt als Gott zu deinem Volke.

Hier sahn wir deine Herrlichkeit,
Und preisen dich, dich, Gott der Götter!
Wir schmeckten deine Freundlichkeit,
Und lechten dich auch in dem Wetter.
Der Hecken Laubiger Schmaragd
Warf seine graue Decke nieder:
Die Blume stieg zu neuer Pracht;
Die frischen Ströme rauschten wieder.

Die Wurzeln trunken Fruchtbarkeit,
Des Himmels Milch quoll durch die Halmen;
Des Landmanns Seele ward erfreut.
Und sang dem Schöpfer Freudenpsalmen.
Um Mitternacht schlief er erst ein,
Und träumte nur vom Aerntensegen;
Und sprach, beym frühsten Sonnenschein:
Gott sey gelobt für diesen Regen!

Der Bürger selbst verließ die Stadt,
Um neue Wunder zu empfinden;
Er schmeckte sie, und ward nicht satt,
Und sprach: Wo ist ein Gott zu finden,
Wie du bist, der die Missethat
Und Uebertretungen vergiebet?
Liebt ihn! (dieß ist der Weisheit Rath)
Liebt ihn, er hat euch erst geliebet!

M. Joh. Math. Reichel.

VII.

Fortsetzung des Artikels von dem Tode des Hrn. Voltaire.

Hier erschrak Hr. von Voltaire, den wir in einer tiefen Schlafsucht glaubten, und that einen lauten Schrey. Der Arzt ward über seiner Unbekennenheit verwirret, und schlich sich nach der Thüre; einer meiner Cameraden aber, den der Schmerz übermannete, gab ihm eine derbe Maulschelle.

Mein Herr indessen war ganz ausser sich. O Himmel! rief er, ich soll daran sterben? . . . . . Frau v. Denis! . . . . . Herr Tronchin! . . . Dubois! . . . wertheſten Freunde! . . . . habet doch Mitleiden mit mir! . . . . ich soll daran sterben! . . . . Ich muß alſo wohl beichten? . . . . . Nein! nein, nimmermehr! . . . . Ja! aber die Hölle! . . . Ey! das ist zu viel gewaget! . . . Immerhin! ich will beichten! . . . . Gehe, laufe, du lieber Dubois, und komme geschwinde wieder. Bringe mir einen Beichtvater, und wenn es auch ein Capuciner wäre. Ich will mich bekehren, weil ich doch sterben muß. Aber ich könte auch wohl noch davon kommen . . . . Ach! mein lieber Dubois, bleibe, bleib hier! Nein, laufe fort! ich will als ein guter Christ sterben! canoniſiret will ich werden! . . . . Nein! ich will gar nichts mehr! Ich sterbe, und gehe zu allen T . . n!

Dieser gewaltige Anfall ward mit Verzuckungen begleitet. O Gott! in was für fürchterlichen Umständen habe ich meinen unglücklichen Herrn nicht gesehen! Sein Gesicht war wechselsweise blaß und feurig. Die Haare standen ihm zu Berge! Seine Augen schienen alle Augenblicke aus ihren Angeln zu fahren. Die Haut seiner Glieder war zerrissen . . . . . Er stand tausend Todesängste aus. Er knirschete mit den Zähnen. Er weinte. Er bethete. Er fluchete. Er zeichnete sich mit dem Kreuze; und bethete das Schreiben an die Urania her.

Hierauf ging ich aus dem Hause, einen Beichtvater zu suchen . . . . . Der gute Dübois findet denn auch einen mitten im Felde, der wegen begangner Missethaten aus Frankreich verbannet war. Als er den Namen des Hrn. Voltaire hörete, war er gleich bereit mit zu gehen; indem er hoffete, daß ihm seine Wohnung eine Freystadt, wenigstens auf etliche Wochen, seyn würde . . . . .

„Das erste, was ich bey meiner Rückkunft hörete, war, daß Hr. Voltaire, dessen übler Zustand sich ein wenig gelindert hätte, beständig nach einem Beichtvater geschrieen hätte. Ich meldete ihm den Abt an. So bald er ihn ansichtig wurde, hub er ein Freudengeschrey an. Er nannte ihn seinen Gott, seinen Erlöser. Er reichete ihm, auf die zärtlichste Art seine Arme. Ich gieng davon, um sie allein zu lassen; allein mein Herr rief mich zurück. Dübois, sagte er zu mir, ich will vor dem ganzen Hause beichten; ruffe die Leute zusammen

men . . . . Ach! wenn es nöthig wäre, so wollte ich auf öffentlichem Markte beichten!

Ich gehorchete, und bewunderte seine große Demuth. In einem Augenblicke war das Zimmer voller Menschen; ja, sie kamen von benachbarten Orten. Ein jeder knieete schweigend auf die Erde; der Abt bedeckte sich mit dem Vorhange des Bettes. Hr. v. Voltaire that einen tiefen Seufzer und fieng so an.

Lieber Pater! meine Meynung ist, alle meine Sünden zu bekennen: dieß betheure ich von Anfange; aber es ist fast unmöglich, daß unter einer so großen Menge Sünden, meinem Gedächtnisse, welches gleichwohl sehr gut ist, nicht viele entwischen sollten.

Meine Beichte wird hauptsächlich meine Werke betreffen, weil dieselben fast alles Unheil veranlasset haben, was ich verübet habe. O wie glücklich! wenn ich der einzige wäre, den sie strafbar gemachet haben. Aber, liebster Pater, wie viel Seelen haben sie von Gott gewandt! Wie viel blutige Stiche haben sie der Religion gemachet! Sie sind in alle Sprachen übersetzet, gelesen, angeführet, und in allen Ländern der Welt nachgeahmet worden; diese sind und werden ewig die unerschöpflichen Archive, von Geschmack und Philosophie, von Unflätereyen und Gotteslästerungen seyn. O! wenn ich nicht so begierig nach Ehre gewesen wäre, und meine Schriften mehr im Verborgenen geblieben wären, z. E. wie die vom Hrn. Pater Coyer, und

dem Advocaten Soret: so würde ich die Welt nicht ruchlos gemachet haben.

Ich muß euch ferner berichten, daß ich mich an die Zeit nicht so genau binden werde. Ich habe alle die Data vergessen, und habe zu allen Zeiten einen unaussprechlichen Abscheu vor den chronologischen Unterweisungen gehabt.

Ich will mich nur bemühen deutlich, einfältig, und richtig zu reden. . . . . .

Der Hr. Abt erwiederte, und seine Moral kam uns gleich sehr seltsam vor: bekümmern sie sich nicht über die Formalien; es wird alles gut gehen, wenn sie nur gläubig, unparteyisch . . . . . und rührend sind.

Nachdem nun mein Herr versprochen hatte, so richtig zu reden, als es ihm möglich wäre, hub er so an:

Ich besinne mich nicht, daß ich jemals tugendhaft gewesen wäre. Das Laster kam mir sowohl, als der Witz frühzeitig. Von zehn Jahren verfertigte ich schon kleine unflätige Gedichte, die sehr schalkhaft waren; und ich wußte alle gute Stücke des Corneille, und alle Erzählungen des la Fontaine auswendig. Man gab mich in die Schule, wo ich es in kurzem, in mehr als einer Wissenschaft sehr weit brachte. Meine Neigung zum Unglauben wies sich gar zeitig. Ich lachete die Geheimnisse offenbar aus; und meine kindischen Aufsätze waren das Vorspiel ausgebildeterer Gottlosigkeiten. Einsmals kriegte mich mein Schulmeister voller Zorn und Wuth bey der Kehle, und sagte mir mit

pro-

prophetiſchem Tone, du Böſewicht! wirſt noch der Rädelsführer der Freygeiſter werden. Dieſe Schelt-worte ſchmäuchelten meiner Eigenliebe nicht wenig; ich nahm dieſe Wahrſagung an, und mich dünket, ich habe ihr eine Genüge gethan.

Meine erſte Arbeit, ſobald ich von den Schulbänken kam, war eine Ode, um den Preis in der franzöſiſchen Akademie. Sie erhielt ihn nicht; weil ſie gut war: und ich verfertigte ein Spottgedicht wider die Akademie. Dieſer Unſtern verekelte mir die Preismünzen der Akademie. Ich entſagete ihnen, und legete mich ganz und gar auf die Satire, wo mir, ohne Ruhm zu melden, wohl der Preis gebühret.

In dieſer Zeit gab man, ohne mein Vorwiſſen, das **Schreiben an die Uranie** heraus, in welchem, wenn ihr wollet, der Anſtrich ſehr gut iſt. Es herrſchet darinnen eine vortreffliche Harmonie; aber gar zu viel Kühnheit. Ich ſchob es auch auf die Kühnheit des Abtes **Chaulieu**; aber es würde mir ſehr leid geweſen ſeyn, wenn man mir geglaubet hätte.

Ich beſinne mich, daß eine gewiſſe Hofdame, der ich Verſe an die Hand gab, welche ſie ſich zueignete, mir einmal hundert Louis d'or ſchenkete: die ich ſehr närriſch verthat, anſtatt daß ich ſie mir hätte zu Nutze machen ſollen.

Habet ihr wohl meine Satire über des **Fleury** Kirchenhiſtorie geleſen? Dieſer Schriftſteller iſt, man ſage auch, was man wolle, weder ein Maler,

noch ein Philosoph; und sein Werk ist voller gemeinen Sachen und voller Wunder.

Bisher hatte ich einen unadelichen schlechten Namen beybehalten. Ich glaube, es war Arouet, oder doch dergleichen etwas. Ich nahm also einen andern harmonischern an, und bin in der Folge ein Edelmann, ein Baron, ein Kammerherr, und Mylord geworden. Itzund bin ich ein Graf, in Erwartung, daß dereinst die gerechte und wahrheitliebende Nachwelt, mir noch einen herrlichern Zunamen zusprechen, und mich vor dem großen **Corneille**, neben einen **Newton** stellen wird.

Soll ich euch noch alle Umstände eines Streiches erzählen, den ich sehr unschuldig einem Juden gespielet habe? . . . . . Ich weis sie nicht recht mehr! und überdem ist mir es widerlich, euch mit solchen Lappereyen zu ermüden.

Ach! gnädiger Herr, sprach der Beichtvater, ich begehre gar nicht eure Gütigkeit zu misbrauchen. . . . . Ich bin in der That beschämt, daß ihr mir die Ehre erweiset, mir zu beichten. . . . . Ungeachtet alles, was in einer so artigen und sinnreichen Beichte, als diese, schätzbar ist, ... so kann, man doch . . . . gleichwohl . . . ohne daß es Folgen nach sich ziehe . . . . etwas auslassen . . . . Lassen sie die Nebenumstände weg, und beichten sie nur überhaupt; so wie sie die Historie geschrieben haben.

Ich gieng nach Holland. Da fiel mirs ein, zum Zeitvertreibe eine von den Dirnen der berüchtigten Dumoyer zu lieben. Ich mußte allerley un-

über-

überwindliche Hinderniſſe ausſtehen, und kam doch nicht mit Ehren davon. Unter uns geredet, mein Pater, ich ſchicke mich zu der Rolle eines Verliebten nicht: die Ehre iſt meine Gebietherinn.

Ich war achtzehn Jahre alt. Mein Namen war ſchon berühmt, und meine Projecte waren unzählbar. Mein Oedipus ward mit Beyfalle aufgeführet; man verglich mich ſogar mit dem Racine. Ich ward bey Hofe vorgeſtellet; die Gnadengehalte flogen mir von allen Orten zu. Nunmehr konnte ich nicht länger beſcheiden bleiben. Der Ehrgeizteufel bemächtigte ſich meiner Seele, und verdunkelte alle ihre Kräfte. In meiner Trunkenheit wollte ich keinen Menſchen weder neben mir, noch über mir haben; und läſterte wechſelsweiſe bald Gott, und bald die großen Herren.

Meine Artemire fand keinen Beyfall. Ich ſelbſt war dabey zugegen. Denkt einmal, mein Pater! was das für ein grauſamer Verdruß ſeyn müſſe, da zugegen zu ſeyn! Man ziſchete ſich faſt zu Tode. Der Kopf lief mir herum, und ich ſchäumete vor Wuth. Hundertmal ſtand ich im Begriffe mit dem Degen in der Fauſt in das Parterre zu ſpringen; aber ich weis nicht, welche Gottheit in dieſer entſetzlichen Verwirrung, die erſchrecklichen Streiche meines Armes damals noch abgehalten hat; und mein rebelliſches Schwert, ein unnützer Zierrath, blieb trotz mir, in ſeiner Scheide getreulich ſtecken. Der Fall dieſes Trauerſpiels hat mich allezeit ſehr befremdet. Denn es war gut. Es war gut eingefädelt, glücklich auf-

lein ich zweifle ſo ſtark daran, ſo wenig ich glaube, daß die unnöthigen participia ſeiner Rede einen Zierrath geben werden, wenn z. E. p. 7. ſtehet: "Die 12. Geſetztafeln laſſen zu, „einen bey Nacht einbrechenden Dieb ſchlechterdings, einen „bey Tage aber ertappeten ... umzubringen.„ Oder wenn p. 17. Clodius ein Heilbringender Römer genennet wird. Imgleichen wenn es p. 23. heiſſet: Hier begegnete ihm Clodius, keine Gutſche ꝛc. bey ſich habend. Und wenn uns p. 76. das durch Entgegenlaufung, Bemühungen und Worte bezeugte Wohlwollen, entgegen läuft.

Es ſtehet ferner dahin, ob dies campi, p. 35. nach aller geſuchten Deutlichkeit, durch den Tag des Marsfeldes recht überſetzt ſey. Denn wir Deutſchen pflegen die Tage nicht nach den Orten zu beſtimmen. In Pohlen iſt kein Tag des Wahlfeldes, und in London kein Tag des St. James Pallaſtes. So wird man auch meines Erachtens nimmermehr verſtehen, was das ſey: p. 21. die Anhaltung regieren; und das lateiniſche: petitionem gubernare wird ſich leicht beſſer geben laſſen.

Doch hält der Herr D. dieſes alles vielleicht nur vor Kleinigkeiten, und unnützes Wortgrübeln. Ich will alſo zu wichtigern Dingen kommen. Bey aller Sorgfalt, die er angewandt, an ſeinem Grundtexte kleben zu bleiben, finde ich dennoch, daß er an vielen Orten den Nachdruck deſſelben weder in Worten noch Gedanken getroffen, und viel weniger geſaget hat, als Cicero im lateiniſchen. Dieſer will c. 7. zeigen, wie unbillig es ſey, wegen der Ermordung des boshaften u. nichtswürdigen Clodii, eine beſondere Unterſuchung anzuſtellen; da dergleichen bey des Druſi Tode nicht vorgenommen ſey, der es doch weit mehr verdienet. Er ordnet deswegen die Urſachen, warum es habe geſchehen ſollen, ſo, daß eine immer wichtiger wird als die andre. Er ſagt, es ſey nobiliſſimus vir, ſenatus propugnator, ac paene patronus; auunculus iudicis huius, fortiſſimi viri, Catonis; tribunus plebis, M. Druſus, getödtet worden. Man ſiehet gleich den Nachdruck der Rhetoriſchen Figur. Herr D. Heumann verderbt die ganze Schönheit, da er das ſtärkſte voranſetzet: Der Zunftoberſte M. Druſus ꝛc. p. 14. und machet dadurch den ganzen Satz kraftlos. C. 9. iſt wiederum eine Stelle ſo feurig: Seruos a-

gre-

gelesen, und hatte Charaktere! . . . . . Die drey letzten Handlungen waren auch so schön! Wahrhaftig, so viel ich mich besinnen kann, war es alle Tage so gut, als mein Tancredo. Gleichwohl muß ich gestehen, daß man die Verse für gar zu episch, für gar zu schön gefunden hat.

Darauf kam die Henriade zum Vorscheine. Ein Bastart vom Scarron hat sie verkleidet. Ein Sandwitzling schwärzete sie an. Europa las sie; ein König machete die Vorrede dazu. Die Tadler wuchsen wie das Unkraut. Ich waffnete mich mit Sinngedichten, und both jedermann die Stirne. Erstlich hatte ich die heftigsten Spöttereyen wider den römischen Hof hineingebracht, welcher mir ein ansehnliches Geschenk überschickete, indem er in diesem Falle, den alten Römern nachahmte, die dem Fieber opferten. Ich ließ die Spöttereyen aus; und ich will den Tadler wohl sehen, der in meinen Werke etwas anders, als sehr schöne Verse finden soll.

Man hat mir in verschiedenen Lästerschriften schuld gegeben, daß ich zum wenigsten zwölf Buchhändler zu Bettlern gemacht hätte. Seht ihr, mein Pater! eines der vornehmsten Mittel, das meine Feinde ergriffen haben, mich in Schande zu stürzen. Wer wird sich nicht entrüsten, wenn man solche Abscheulichkeiten höret? Es ist wahrlich dem menschlichen Verstande sehr schimpflich, daß auch Schriften mit Haß und Durchstechereyen, und Cabalen müssen verfolget werden. Sie sind allezeit ein Zankplatz und oftmals ein Wahlplatz. Man

hat

hat ein Werk von der Krankheit der Künstler gedruckt. Die unheilvarste von allen aber, ist die Eifersucht. Das Gift der Lästerung, der Dolch der Satire, und der Rost des Neides haben eine Handthierung zu schanden gemachet, die an sich selbst etwas Gottliches hat, und ich habe doch in der That, eigentlich nur drey Buchhändler zu Bettlern gemachet.

Ach! mein Herr! schrie der Beichtvater, ihr habt recht gut daran gethan. Ich wollte nur, daß ihr noch mehrere zu Grunde gerichtet hättet. Das sind die gebohrnen Seeräuber der Gelehrsamkeit. Ein jeder Schriftsteller steht mit ihnen im Kriege; und wenn man ihnen was abnimmt, so nimmt man nur das Seine wieder.

Ich sehe gar deutlich ein, erwiederte Hr. von Voltaire, daß eure Rede richtig ist, ungeachtet sie sehr fein ist. Die Buchhändler schrieen also den Augenblick; sie verbanden sich mit einer Menge von Buchdruckern, Bücherträgern, Herausgebern und Subscribenten. Die warf ich alle danieder, und es sind ihrer ungefähr funfzig im Hospitale, wo sie wohl lachen werden.

Mein Tempel des Geschmacks machte die ganze Welt aufsätzig wider mich: und die ganze Welt lernete ihn auswendig.

Was meine physikalischen Bücher betrift: so weis ich nicht, durch was für einen Unstern niemals eine einzige richtige Auflage davon gemachet ist. Sie wimmeln alle von Druckfehlern; und

vielleicht bin ich bloß deswegen kein Mitglied von der Akademie der Wissenschaften geworden.

Ihr werdet mit mir eins seyn, daß meine Geschichte Karls des XII. sehr angenehm, sehr lustig, und vollkommen gut geschrieben; ja in allen Stücken Alexanders des großen seiner, durch den Q. Curtius zu vergleichen ist. Ein schwedischer Küster schrieb damals eine langweilige Schrift wider mich, um, wie er saget, zu beweisen: daß ich ein Erzlügner sey. Aber er war ein so dummer Kalbskopf, daß er nichts als Gründe anführete; und man las nichts, als meine Antworten.

Dieser Vorwurf der Falschheit ward auch noch bey meiner Universalhistorie erneuert. Ich gestehe zwar, daß ich mir eben nicht den Kopf zerbrochen habe, die Wahrheit von vielen Begebenheiten zu erfahren, die gar nichts bedeuten; aber ich habe mich sehr beflissen, die Fehler der Gelehrten, der Prinzen, der Bischöfe, der Päbste, in ihr rechtes Licht zu setzen.

Opern habe ich auch gemachet, mein Pater, und ich bitte Gott von Herzensgrunde deswegen um Vergebung; denn es sind sehr böse Stücke.

Niemals hat es mir gelingen wollen, die elende Sammlung, oder vielmehr die Sophismen, vom Pascal zu verschreyen. Alle meine Kräfte wider ihn sind so ohnmächtig gewesen, als dieses Meßkünstlers seine gegen die Poesie.

In meiner Landesverweisung nach England habe ich das mehreste Uebel gegen Frankreich gesaget. Man mußte ja, mein lieber Pater, die

bortigen Mylords ſchonen; aber ich habe mein Vaterland allezeit aufrichtig geliebet, ungeachtet es ſehr undankbar iſt.

Meine philoſophiſchen Briefe wurden durch Henkershand verdammt; und man ſperrete mich ins Gefängniß ein, wie ehemals den Galiläus.

Das Siecle de Louis XIV. iſt, wie mich dünket, ein Meiſterſtück in Proſa. Ihr wiſſet wohl, was die Liſte der berühmten Schriftſteller, die am Ende des erſten Bandes ſtehen, für Lärmen erregete. Man will, daß es vom Anfange bis zum Ende eine lautere Satire ſey, weil ich nicht gerecht verfahren dorfte. Ich widerrufe nichts, mein Pater! und wenn es mir anheim geſtellet wäre, alle heutigen franzöſiſchen Schriftſteller zu ſchätzen: ſo würde ich, ich ſchwöre es euch, noch eben ſo beherzt ſeyn, als ich es damals war.

Was hindert ſie denn daran? erwiederte der Abt. Geben ſie doch noch dieſen Augenblick eine Probe von ihrem Tadel. — Das wird uns eine Kurzweil machen, und ihnen Gelegenheit zu einem vortrefflichen Epiſodio geben.

Mein Herr ließ ſich nicht lange bitten, und ſprach, ohne alle Vorbereitung, das Urtheil aus, welches hier folgen wird.

(Das übrige künftig.)

VIII.

Die unglückliche Neubegierde, ein Trauerspiel, in 3 Aufzügen von dem Hrn. Lillo, dem Verfasser des Georg Barnwells, aus dem Engländischen übersetzt, in 8. 4½ Bogen.

Die so genannte Comedie larmoyante, oder, traurige, und weinende Komödie, eine Erfindung der neuern Dichter, nimmt sehr überhand; ob man sie gleich auch oft unter dem Namen eines bürgerlichen Trauerspiels erscheinen sieht. Unter diesem ist sie in England, unter jenem aber in Frankreich zuerst auf der Bühne erschienen: und wir lassen es dahin gestellet, welcher die Sache besser ausdrückt. Wenn wir indessen im Deutschen die Komödie ein Lustspiel zu nennen pflegen: so scheint der Namen eines weinenden, oder klägelichen Lustspiels sehr widersinnisch zu klingen: und wir würden also sehr geneigt seyn, den Namen eines bürgerlichen Trauerspiels vorzuziehen: wenn nur die Personen, von denen darinn die Rede ist, allemal bürgerlichen Standes wären. Allein die beyden besten Muster beyder Völker, wir meynen den brittischen Sidney, und die französische Cenie, die wir beyde auch im Deutschen kennen, zeigen: daß auch der Adel von diesen neumodischen Trauerspielen nicht ausgeschlossen ist. Wie soll man also dieß neue Geschöpf taufen?

Georg

Georg Barnwell indeſſen iſt viel zu bekannt auf unſern Bühnen geworden, als daß der Namen des Hrn. Lillo bey uns fremde ſeyn könnte. Das Schreckliche und Abſcheuliche aber, das in dem beſagten Stücke vielen Zuſchauern ſo rührend und beweglich geſchienen, iſt andern, und zwar ſonderlich kritiſchen Kennern, ſehr anſtößig vorgekommen. Offenbare Schandthaten, die Galgen und Rad verdienen, auf der Schaubühne begehen zu laſſen, iſt auch ehrbaren Heyden nicht einmal in den Sinn gekommen. Wenn gleich Oedipus als ein Vatermörder und Blutſchänder auf der Bühne erſcheint: ſo begeht er doch dieſe Schandthaten nicht auf der Bühne; ſondern hat ſie lange vorher, und zwar unwiſſend begangen; und der Poet ſtellet ihn nur auf die Bühne, um ihn die Strafe der Götter dafür empfinden zu laſſen. Wenn aber Oreſt in der Elektra ſeine Mutter, auch in währendem Stücke ermordet: ſo geſchieht ſolches unter dem ſcheinbaren Verwande, den gewaltſamen Mord ſeines Vaters Agamemnons zu rächen, den Clytemneſtra, mit ihrem Ehebrecher Aegiſthus, an ihm begangen hatte. Aber was für eine Entſchuldigung hat Georg Barnwell in ſeinen Schandthaten? Unſere chriſtliche Schaubühne iſt alſo weit frecher und verwägner in ihren Vorſtellungen, als die heydniſche geweſen, und thut dem Laſter dadurch augenſcheinlichen Vorſchub.

Wir könnten noch hinzuſetzen, daß eine der Hauptregeln des Trauerſpiels, die der größte Kunſtrichter der Alten, Ariſtoteles, aus den Tragödien ſeiner Landesleute herausgezogen, dieſe geweſen,

ſen, daß ſie nicht nur Schrecken, ſondern auch Mitleiden erwecken ſollten. Dieſes aber verdienen ſolche Barnwelle auf keine Weiſe: ja auch derjenige Wilmet nicht, der in unſerm Trauerſpiele vorkömmt, und von welchem wir itzo nähere Nachricht geben wollen.

Zu Penry, in Cornwallis (NB zwar in einer und derſelben Stadt, aber nicht in einem, oder demſelben Hauſe) iſt der Ort der Vorſtellung. Der alte **Wilmot**, ein Kaufmann, der in Abfall der Nahrung gerathen, und verarmet iſt, hat einen Sohn, der nach Indien gegangen iſt, im Handel glücklich geweſen, und nun zu Hauſe erwartet wird. Er hat eine Frau **Agnes**, und einen Diener **Randal**, den er als einen armen Knaben aufgenommen, und ſeinem Sohne zur Bedienung gegeben. Als aber dieſer in die Fremde gegangen, iſt jener bey dem Vater geblieben, als alle übrige Bedienten, ſeiner Armuth wegen, ihn verlaſſen haben. Es iſt eine gewiſſe Schöne, **Charlotte**, des jungen Wilmots Liebſte, vorhanden, die bey der Noth ihrer vermuthlichen Schwiegeraltern, ſie ſehr mitleidig unterſtützet hat. Dieſe hat noch eine Freundinn **Maria**, ſo wie der junge Wilmot einen guten Freund **Euſtach** hinterlaſſen hat. Dieß ſind die Perſonen alle.

Nach einem melancholiſchen, und ſehr ſchwülſtigen Auftritte des alten Wilmots allein, der allen heutigen britiſchen Schwulſt zeiget, erfährt er von ſeinem Diener Randal, daß ein ſchönes Schiff, ſo aus Indien wiedergekommen, beym Einlaufen in

den

den Hafen, an einem Felsen gestrandet sey, und der meiste Theil der Leute darauf verunglückt wären. Nach einigen hochtrabenden Betrachtungen über das Glück dieser ertrunckenen Leute, die dadurch der Furcht vor künftigen Stürmen und Schiffbrüchen entgangen, fraget Wilmot nach seiner Gattin, die Randal zur schönen Charlotte, ihrer Freundinn, gehen gesehen. Hier wird nun ein sehr schöner Character von ihr gemachet, wobey aber Wilmot in die verzweifelten Worte ausbricht: „Verfluchter Zustand! daß wir einer einzigen „Freundinn zur Last leben, und ihre Jugend mit „unserm ansteckenden Weh verderben müssen! „Kann wohl einer, der Vernunft, Seele, oder Sinne „hat, solches einen Augenblick länger ausstehen? u. s. w.

Dabey fällt ihm ein, daß auch Randal schon in etlichen Jahren keinen Lohn bekommen hat; und daher will er ihn abdanken, damit er sich anders wo etwas verdienen könne. Dieser aber will den Abschied, aus Erkentlichkeit für vorige Wohlthaten, nicht annehmen, sondern mit ihm ferner leiden; oder ihm seinen Mangel, auch durch betteln zu erleichtern. Wilmot aber lehret ihn alle Lehren der Weisheit beyseite zu setzen, und sich auf Betrug und Falschheit zu legen: denn dieß sey das Mittel in der Welt glücklich zu werden, dieß habe ihn seine Erfahrung gelehret. Randal erstaunet darüber; allein itzo ändert sich beym vierten Auftritte die Bühne in Charlottens Haus und Zimmer: wo diese tugendhafte Schöne mit ihrer Freundinn Maria

vom

vom Schiffbruche redet. Dabey bittet sie dieselbe, ihr ein Lied zu singen, welches ein Mädchen gemachet, deren Liebhaber in großen Gefahren zur See gewesen; denen er zwar entgangen, aber gleich darauf zu Hause in einem schmalen Bache ertrunken. Das thut sie; und darauf bekömmt jene einen Brief von einem Liebhaber, den ihrer Meynung nach Maria bestellt hat. Sie zürnet darüber, weil sie von keiner andern Liebe, als gegen den jungen Wilmet hören will. Maria stellet ihr vor, daß derselbe vermuthlich todt sey; oder doch für sie todt sey: seine stolzen, verdrüßlichen und ungeduldigen Aeltern aber fielen ihr sehr beschwerlich; dieser Noth müsse sie sich entreißen u. s. w. worauf diese mit der edelsten Großmuth antwortet.

Dabey erscheint Agnes, in armseliger Kleidung und mit stolzen Gebärden. Indem sie über die Verachtung anderer klaget, giebt sie ihren Stolz sattsam zu verstehen, und meldet: daß ihr Mann des Lebens müde sey und sich noch den Tod anthun würde. Dazu aber hätte sie nicht Muth genug. Charlotte wiederräth solch eine Verzweiflung, und erzählet einen fürchterlichen Traum, den sie in voriger Nacht zweymal nacheinander gehabt. Der Traum ist aber so allegorisch, daß ihn wohl ein Poet so ersinnen, aber niemals ein Mensch so haben kann. Gleichwohl enthält er das Schicksal, das sie diesen Tag noch treffen soll, sehr deutlich. Agnes nimmt ihn indessen übel, und geht plötzlich fort: worüber Charlotte sehr oratorische, oder vielmehr

mehr poetiſche Betrachtungen anſtellet: die voller hochtrabenden Gleichniſſe ſind.

Nun ändert ſich in demſelben Aufzuge zum drittenmale die Bühne, und man ſieht den Hafen der Stadt Penryn. Der junge Willmot und ſein Freund Euſtach, in indianiſchen Kleidern, umarmen einander aus Vergnügen über ihre glückliche Ankunft in ihrer Vaterſtadt. Sie freuen ſich über eine doppelte Errettung, erſtlich aus der See und dem Schiffbruche, zweytens aus den Händen der grauſamen Küſtenbewohner in Cornwallis, welche wohl gar die Geſtrandeten berauben, und ermorden. Willmot hat indeſſen ſeinen Schatz, ein Käſtchen voller Edelſteine, gerettet. Er machet eine entzückte Anrede an ſein Vaterland, England. Euſtach erkundiget ſich nun, nach ſeinen fernern Abſichten; und höret daß er liebe. Charlotte ſey ſeine Geliebte, von der er nun ſieben Jahre abweſend geweſen: er wiſſe aber nicht, ob dieſelbe ihm auch treu geblieben, oder einen andern Liebhaber erwählet habe. Wäre dieß, und wären irgend in der Zeit auch ſeine armen Aeltern geſtorben: ſo wäre alle ſeine Mühe, Reichthümer zu erwerben, vergebens geweſen. Indeſſen hoffet er das Beſte, und will den Augenblick zu Charlotten gehen, ſich darnach unerkannt, und zwar in der indianiſchen Kleidung, zu erkundigen. Euſtach machet ihm Einwürfe dagegen: ſeine Geſtalt wäre auf Reiſen unkenntlich geworden; Charlotte würde ihn nicht erkennen, u. d. gl. Allein er bleibt dabey; und der erſte Aufzug ſchließt.

greſſes & barbaros ... deduxerat: quos videbatis; als kalt ſie in der Feder des Uberſetzers geworden: "Ihr habt ja mit euren Augen geſehen die barbariſchen Bauren„ ꝛc. p. 21. Da ſich Clodius unter eine Treppe verſteckte, war nicht ſo wohl die Gelegenheit, als locus der Ort bequem. p. 34. Auguſta centuriarum auſpicia heißt auch wohl mehr, als ein hochheiliger Wahltag p. 35. C. 19. antwortet Cicero auf die Frage? warum denn der bewehrte und bewaffnete Clodius von dem reiſenden Milo wäre überwunden worden, alſo: quia paratus in imparatos Clodius, mulier inciderat in viros: Und ſetzet hinzu: Nec vero ſic erat unquam non paratus Milo contra illum, ut non ſatis ſere eſſet paratus. Wie matt lautet es im Deutſchen p. 45. "Zu dem pflegte „Milo gegen den Clodium ſich jederzeit in ſolcher Bereitſchaft zu halten, daß ihm faſt nichts fehlte.„ Die nachdrückliche Redensart: Senatus Pompejo commiſit, ut videret ne quid res publica detrimenti caperet, welche c. 26. befindlich iſt, verliert allen Pracht, wenn ſie im Deutſchen p. 56. ganz niedrig alſo klinget: "Der hohe Rath hat Pompejo die Sorge vor das gemeine Beſte überlaſſen.„ Einer Hauptſtelle darf ich nicht vergeſſen, welche Herr Heumann ſo übel gehandelt hat, daß es mich faſt erbarmet: Cicero redet die albaniſchen Hügel an, c. 31. Vos enim Albani tumuli atque luci, vos, inquam, imploro atque teſtor, vosque Albanorum obrutae arae, *ſacrorum populi Romani ſociae & aequales*, quas ille praeceps amentia, caeſis proſtratisque ſanctiſſimis lucis, ſubſtructionum inſanis molibus oppreſſerat. Im Deutſchen fällt aller Affect, alles Leben weg, und man hat die vornehmſten Worte noch dazu recht verſtümmelt. "Denn „euch, heißt es, ihr albaniſchen Hügel und Hayne, euch ſage „ich, rufe ich zu Zeugen an, wie auch euch, ihr verſchüttete Al„täre, auf welchen der Röm. Gottesdienſt gehalten „worden, und die Clodius aus Unſinnigkeit, nachdem er „auch die heiligſten Hayne niederhauen laſſen, mit entſetzlich groſſen Gebäuden zugedecket hatte.„ Der Hr. D. hätte ja nur Hn. Prof. Gottſcheds Uberſetzung dieſer Worte aus ſeiner Redekunſt abſchreiben dürfen, damit doch ein einziger oratoriſcher Satz in ſeiner Rede zu finden wäre: Sie lauten daſelbſt alſo: "Euch rufe ich zu Zeugen, ihr albaniſchen Hügel u.

„Ge-

Im zweyten ist wiederum Charlottens Zimmer, wo ihre Freundinn Maria ihr einen Fremden anmeldet. Er wird eingelassen, und will sie umarmen, wird aber von ihr, als ein Unhöflicher, zurückgestoßen. Er wird zweifelhaft, ob sie ihn kenne, oder ihm ungetreu geworden? Als er in seinen ausgestoßenen Reden den Namen Willmots nennet, befraget sie ihn, ob er denselben kenne, oder etwas von ihm wisse? Er erzählet, daß derselbe im Sturme gestrandet, und als ihm die Kraft und der Athem zwischen den Wellen entgangen, hätte er kein Wort, als Charlotte! von sich hören lassen. Sie glaubet es, und beantwortet es mit einiger Gelassenheit: worauf er vollends schließt: sie sey treulos geworden. Bey solchen Vorwürfen wird sie weichherzig, und bezeugt mit vielem Aechzen ihren Schmerz, darauf geht die Erkennung an; die sehr beweglich, obleich mit etwas gar zu prächtigen poetischen Ausdrücken entworfen ist, darinn keine Natur mehr herrschet, sondern die alte Art der schwülstigen Haupt und Staatsactionen wiederum auflebet. Er erfährt, daß seine Aeltern noch leben, aber in großer Armuth stehen, und freuet sich, daß sein Reichthum dienen werde, sie glücklich zu machen. Er will ihr seinen Freund Eustach schicken, und zu seinen Aeltern gehen, um hernach in ihrer Gesellschaft bey jenen den Abend zuzubringen. Charlotte beschließt den Auftritt mit einer sehr hochtrabenden poetischen Rede.

Der III. Auftritt zeiget abermal was anders, nämlich eine Straße, wo Randal mit sich selbst redet,

und

und entſchloſſen iſt über See in die Welt zu gehen, und ſein Glück zu ſuchen. Der junge Wilmot begegnet ihm; und ſie erkennen einander ſogleich. Wilmot fraget, ob ſeine Aeltern ihn wohl kennen würden, wenn er ſie beſuchete? Das kann er nicht ſagen, muß aber auf Charlottens Namen einen Brief an die Aeltern ſchreiben, und ihnen den jungen Wilmot, als ihren Freund, empfehlen. Randal thut es, ihm zu willfahren: und der V. Auftritt zeiget des alten Wilmots Zimmer. Er giebt ſeiner Frau den Seneca zu verkaufen, um Brodt dafür einzuhandeln: und ſchilt ihn einen hochmüthigen Pedanten, der die Armuth rühmet, da er Millionen beſeſſen. Sie nimmt und geht: Er aber rathſchlaget, wie er ſich die Noth verkürzen will. Indem kömmt Agnes wieder, um ihm die Ankunft des Fremden zu melden. Dieſer giebt dem alten Wilmot den Brief. Dieſer erbiethet ſich, ſeiner Freundiñ Charlotte zu Dienſte, zu allem, und meldet, daß er einen Sohn gehabt habe. Der junge Wilmot wird mitleidig. Sie reden aber alle ſehr poetiſch und hochtrabend; und der Fremde muß ſehr lange Reden ſeitwärts halten, die nothwendig ſein Vater und Mutter hätten hören müſſen: ein ſehr altväteriſches und unwahrſcheinliches Theaterſpiel, das man itzo wieder einführen will; nachdem es mit ſo gutem Bedachte abgeſchaffet worden.

Nachdem ſie vom Schiffbruche und ihrem vermeyntlichen Sohne geredet, bittet der Fremde um eine Stelle, wo er eine Stunde Mittagſchlaf halten könne: und als er die Erlaubniß dazu bekömmt, bit-

tet er, sein Kästgen mit Kostbarkeiten so lange aufzuheben. Agnes nimmt es, und geht mit dem alten Wilmot ab: da dann der junge wieder sehr poetisch den II. Aufzug schließt.

Der III. behält einen den Ort, und Agnes hat das Kästchen mit Edelgesteinen in Händen; ist aber voll Erstaunens, daß der Fremde es ihnen anvertrauet hat. Sie geräth in Versuchung, es zu öffnen, und streitet mit sich; thut es aber doch, zumal da es sich sehr leicht öffnet. Sie erschrickt über dem Glanze und der Kostbarkeit der Steine. Das giebt ihr die Versuchung, sich durch die Entwendung desselben, aus aller ihrer Noth zu reißen. Sie kämpfet mit sich selbst, bis der alte Wilmot kömmt, und sie fraget, wie ihr der Gast gefalle? Er bemerket gleich, daß sie das Kästchen eröffnet, und bestrafet sie darüber, als etwas Niederträchtigem. Sie eröffnet ihm, nach langem Wortwechsel, ihren Anschlag, diesen Gast zu ermorden, um des Schatzes theilhaftig zu werden. Dieses sey ein geringeres Uebel, als den Selbstmord zu begehen. Er wird erst wankend, hernach aber dennoch verführet. Sie aber fraget: Wollen wir ihn erstechen, ersticken, oder erwürgen? O welch ein Teufel! ruset er: wie grausam, gewissenlos, und ungeduldig hat Stolz und Armuth dich gemachet! Grausamer Mann! erwiedert sie: durch dein verderbtes und unordentliches Leben hast du unsere Güter durchgebracht u. s. w. Dadurch wird er mürbe; besinnt sich, daß der Gast einen Dolch vom Gürtel abgenommen, auch seine Binde weggeleget

und

und fraget, mit welchem von beyden er ihn ermorden ſolle. Sie erbiethet ſich mit der Binde ihm zu helfen; und ſchleicht hin, um zu ſehen, ob er auch ſchläft? Der alte ſchwatzet ſehr poetiſch mit ſich ſelbſt. Sie kömmt, und treibt ihn an, zu eilen, ehe er aufwachen möchte, bringt auch den Dolch mit. O Agnes! ruſet er: wo eine Hölle iſt, ſo haben wir ſie gewiß mit Recht zu erwarten! Der Dolch fällt ihm aus der Hand. Sie ſaget, er ſolle ſich ſeiner Furcht ſchämen; hebt den Dolch auf, und will es ſelbſt thun. Dieß bringt ihn auf; er ergreifet ihn, und will hineilen; geht aber unrecht, zur Hausthüre zu, u. ſ. w. Agnes hilft ihm zurecht; und ſieht von weiten, wie ers machet. Sie rufet ihm zu: Stoß zu! — — Es iſt geſchehen. O nein! er bewegt ſich noch! u. ſ. w.

Kaum iſt es geſchehen, ſo kommen Charlotte und Euſtach, und fragen nach dem jungen Wilmot: und ſo entdecket ſich die abſcheulichſte That, ſo ſie verübet haben. Man kann leicht das übrige errathen. Und nun fragen wir, was doch das ſo hochgetriebene, recht abſcheuliche bürgerliche Trauerſpiel, immermehr für einen Nutzen haben könne?

IX.

Ad Virum illuſtrem Danielem Wilhelmum Trillerum, D. Conſ. Aul. Reg. &c. Quarta de Bello Querela, poſt ſuum ex Holſatia Reditum, D. G. G. Richteri. Gœttingæ D. XVIII. Menſ. Febr. 1761. in fol. pl. 5.

Der berühmte göttingiſche Dichter, deſſen drey Elegien vom itzigen Kriege wir unſern Leſern ſchon angeprieſen haben, hat ſich genöthiget geſehen, auch noch die vierte hinzuzuſetzen. So ſtill und ruhig auch bereits die göttingiſchen Muſen zu werden geſchienen, ſo heftig iſt das Ungewitter wiedergekommen: ja wenn man dem Dichter glaubet, ſo iſt dieſer Sturm der ärgſte geweſen. Dieſen beſchreibt er ſeinem alten Freunde in Wittenberg, mit eben der angenehmen Dichtungsart, in eben ſo ſanften, obwohl kläglichen Tönen, als immer ein achzender Ovid in ſeinen Büchern trauriger Schreiben, aus der gothiſchen Barbarey ſchreiben konnen. Wir wollen unſern Leſern auch dieſes ſchone Stück der Dichtkunſt nicht vorenthalten: welches unſern Zeiten und unſerm Vaterlande, ſonderlich unſerm Oberſachſen, deſſen Sohn und Zögling Herr Hofrath Richter iſt, Ehre machet. Wir wählen zur Probe abermal den Anfang, etwas aus der Mitte, und den Beſchluß. Der erſte lautet ſo:

Littera *Richteri* Tibi fert TRILLERE ſalutem,
Si modo ferre illam, qua caret ipſe, poteſt.
Contactu leuire cupit tua vulnera molli,
Et ſua leniri ſic quoque poſſe putat.
Si tremit illa manus, qua crudum attingitur ulcus,
Culpa tamen vix eſt, non tetigiſſe, minor.
Dum jactamur adhuc adverſi turbine fati,
Dum patet in curas area lata novas:
Phœbusque obnupſit nubis ferrugine vultum;
Conſolandi ardet mutua cura magis.

Fata

Fata trium annorum, quæ ſunt aſperrima viſa,
Tam grævidum ærumnis non habuere ſinum.
Sævitiæ numeris quartus magis eminet annus,
Omnia crèſcentis ſigna furoris habet.
In vaſto titubans jam gurgite cymba dehiſcit,
Haurit aquam & nondum frangitur ira maris.
Flebilibus jactant omnes ſua damna querelis,
Gœttingæ effuſi militis arma fremunt.
Vel duris ſors dura poteſt hæc noſtra videri,
Hoſte tamen non eſt judice dura ſatis.
Quam miſera ſub nocte jacent ſpes noſtra diesque!
Quot non telorum proxima meta ſumus!
Tu, pia poſteritas, patriæ tot vulnera flebis,
Nunc taciti gemitus pondera vocis habent.
Vix verba & planctus reperit mens ſaucia luctu,
Fine carent turbæ, fine vorago mali.

Hierauf erzählet der Hr. Verf. auf eine ſehr bewegliche Art die Grauſamkeiten des Krieges, die Zerſtörung Wittenbergs, und Sachſens Leiden überhaupt: miſchet aber zur Abwechſelung und Erleichterung des Schmerzens, die Beſchreibung ſeiner niederſächſiſchen Reiſe mit ein. Dieſe iſt, wie alles, was aus der Feder des Hrn. Hofraths fließt, ſchön. Doch er kömmt wieder zurück nach Göttingen, und findet es abermal in Feindes Händen. Hieraus nehmen wir folgende Beſchreibung des Zuſtandes der Univerſität, und der ſo geprieſenen Höflichkeit der Franzoſen, zum Beyſpiele.

Fas certe ingenii ſuſpendere flumina non eſt,
Sint ſalvi, quotquot *Palladis* uber alit!

Suggerit haud bellis academica *Pieris* ignes,
Quin minimi potius lædere jura vetat.
Non tegimur galea, nec acuto cingimur enſe,
Muſa librum oſtendens, hæc, ait, arma gero.
Ex variis ad nos juvenum flos confluit oris,
Cumque his in patriam meſſis opima redit.
Pars diſperſa quidem eſt, teſtis tamen altera, priſcam
Nos penes ingenii cultibus eſſe locum.
Juſſit eum numerum, qui reſtat, inire tribunus,
Et quingentorum circiter ille fuit.
Hinc bene de cunctis quibus una eſt norma merendi,
Hos violare pudor Martia corda vetat.
Nec deſunt *Francis* generoſi ſigna pudoris,
At mala, quæ patimur, vix bona verba levant.
Verba vide, & nihil eſt *Francorum* humanius ore,
Facta vide, aſperius dixeris eſſe nihil.
Pars eadem cœli Boream non ſpirat & Auſtrum,
Os ſpirare unum fasque neſasque vides.
Nec decor in verbis perſtat, jam plena repulſæ,
Perque aures noſtras imperioſa ruunt.
Parcere non domibus, quas denſo milite ſtipant,
Nec quoque contentis, ſic velut ante, ſolent.
Perreptare domos, fœnum, frumenta, farinas,
Vinaque, quin etiam tollere ligna jubent.
Vel prius iſta notant venturi in temporis uſum,
Si ſalvus miles, cuncta perire parum eſt.

Wir müſſen viel ſchönes im folgenden überhüpfen, weil unſer Raum es mitzunehmen nicht verſtattet. Der Beſchluß iſt wiederum an Hrn. Hofrath Trillern gerichtet; und hält viel ſchöne Proben der Zärtlichkeit in ſich. Aber auch davon kön-

können wir nur das letzte Stückchen unſern Leſern zukommen laſſen, darinn er ihm beſſere Zeiten weißaget.

Mox etiam, TRILLERE, dies Tibi candidus ibit,
Et dabitur ſenio candidiore frui.
Vitæ fata dabunt extremam attingere metam,
Pax in Apollineum Te ſinet ire nemus.
Credo reviviſcet languentis pectoris æſtus,
Quique movet vates, impetus ille ſacer.
Serta Tibi nectent Muſæ de pace canenti,
Quas puto vel *Phœbi* poſſe decere comas.
Purior aura Tui ſpiret de vertice Pindi!
Ad priſcum redeat *Leucoris* alma decus!
Promiſſum ſed nuper iter differre cavebis,
Crebrius obſtrinxit miſſa tabella fidem.
Soſpes, Amice, veni, lætoque ſub omine pacis,
Obſideant nullas hoſtis & arma vias.
Abſit, ut amplexus noſtros metus inquinet ille,
Quorum nos adeo juſta cupido tenet.
Finis erit, ſi Te ſciero veniſſe, querelæ,
Vix ſorte hoc ipſum, bella fuiſſe, ſciam.

Wir wünſchen nochmals, dieſe vier Elegien des Hrn. Hofraths mit andern mehrern Früchten ſeiner vortrefflichen Muſe, bald in einem bequemern Formate abgedruckt zu ſehen.

X.

Der merkwürdige und längſt erwartete ſeltene Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe, wie derſelbe ſich auf unſerm Königsbergiſchen

bergiſchen Horizonte 1761 den 6ten Jun. des Morgens, beſonders ſichtbar ſeyn wird, von einem Verehrer der Aſtronomie, nach aſtronomiſchen Tabellen berechnet. Leipzig und Königsberg, 2 Bogen in 8.

Der unbekannte Verf. dieſer Schrift ſucht anfänglich ſeinen Leſern einen kurzen Begriff von dieſer ſeltenen Himmelsbegebenheit beyzubringen. Da nämlich die Venus kein eignes Licht für ſich hat, ſondern daſſelbe von der Sonne erborget: ſo muß ſie nothwendig, gleich den andern Planeten, als ein ſchwarzer und runder Flecken auf der Sonnenſcheibe erſcheinen: wenn 1) dieſelbe in ihrem elliptiſchen Kreislaufe um die Sonne zwiſchen derſelben und der Erde zu ſtehen kömmt, und ſie ſich alſo mit der Sonne in der niedern Zuſammenkunft befindet. Wenn 2) eine gerade Linie aus dem Auge des Beobachters auf der Erde, durch die Venus und Sonne gezogen werden kann. Und eben dieſes heißt der Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe. Dieſer iſt, ſo lange die Welt geſtanden, nur ein einzigesmal und zwar 1639 den 24ſten Nov. von dem Horoccius bey Liverpool, und von dem W. Crabtrius in Manſcheſter, welche Oerter nur 3′ nach der Länge von einander entfernet ſind, nicht viel über eine halbe Stunde lang, beobachtet worden. Daher ſind auch ihre Berechnungen mehr muthmaßlich, als unwiderſprechlich. Die größten Sterkundigen haben ſich zwar Mühe gegeben, den richtigen Lauf der Venus, ihres Knotens und ihrer Sonnenferne (Aphe-

lii)

lii) ſo genau zu erforſchen, als ſie es bey den andern Planeten gethan haben. Allein ſie haben deſſen ungeachtet, noch nicht alle Ungewißheit völlig überwinden können. Daher kömmt es, daß dieſelben in der Beſtimmung der Stunden noch nicht einig ſind, wenn der bevorſtehende Eintritt, das Mittel und der Austritt der Venus aus der Sonnenſcheibe, ſich eräugen werde. Der Verf. führet daher die verſchiedenen Berechnungen nach den Caroliniſchen, Flamſtädtiſchen und de la Hiriſchen Tabellen an. Nach dem Halley eräuget ſich der Eintritt der Venus, auf dem Königsbergiſchem Horizonte, den 6ten Jun. des Morgens ſchon um 3 Uhr 43′ und 59″, das Mittel um 7 Uhr, 18′ und 20″, der Austritt aus der weſtl. Seite der Sonne Vormittags um 10 Uhr 52′ und 40″. Nach dieſen Berechnungen würde alſo die Beobachtung in Königsberg mit guter Bequemlichkeit angeſtellet werden können, da die Sonne bereits nach 3½ Uhr aufzugehen pflegt.

De la Hire aber behauptet, daß der Anfang dieſer Erſcheinung bereits den 5ten Jun. des Abends um 10 Uhr 24′ und 19″, das Mittel 2 Uhr 16′ und 21″ nach Mitternacht und das Ende den 6 Jun. des Morgens um 6 Uhr 22′ und 36″ erfolgen müſſe. Aus dieſer Verſchiedenheit der Berechnungen ſchließt der Hr. Verf.: daß alſo die Beobachtung dieſer bevorſtehenden Erſcheinung kein fruchtloſes Ergötzen zum Grunde habe; ſondern zur Erweiterung der Sternkunde viel beytragen werde. Die Vortheile, welche er anführet, beſtehen kürzlich darinn.

„Gebüſche, auch euch, ihr albaniſchen Altäre, die ihr NB. eben „ſo heilig und alt ſeyd, als die römiſchen; wiewohl euch „Clodius in der Blindheit ſeiner wütenden Kaſererey hat nie„derreiſſen und zerſtören, ja unter der Laſt koſtbarer Palläſte begraben laſſen.„

Es muß dem Herrn D. gar nichts daran gelegen geweſen ſeyn, ſolche Sätze abzufaſſen, welche in deutſchen Ohren angenehm und zierlich klingen: So oft hat er ſie durch ſein unzeitiges: ſage ich, lang und rauh gemachet. Und das möchte noch einigermaßen hingehen: Allein er hat unterſchiedene, welche gauz unerträglich ſind. Kein Deutſcher hat jemals vor ihm ſo geſchrieben, der den Vorſatz gehabt hat, geleſen und verſtanden zu werden. Er hat alſo in dieſer gewiß ſchweren Schreibart das Eis gebrochen. Der erſte Satz p. 33. daran ſich ein Leſer üben kan, lautet alſo: "Ja als Pompejus, indem „er den Milonem welchen Clodius als eine Privatperſon bey „dem Volke angeklaget hatte, mit einer Rede vertheidigte, „angefallen wurde, was war dieſes nicht für eine gute Gele„genheit, Clodium umzubringen? Die folgenden ſind auf das getreulichſte aus dem lateiniſchen abcopiret, und zum theil durch kleine Zuſätze verderbet worden. p. 10. heißt es: "ge„gewärtige gerichtliche Unterſuchung aber, ob ſie gleich nicht „unbillig iſt, ſo hat doch niemals der Rath dieſelbe angeſe„tzet wiſſen wollen. p. 40. "Wenn er es alsdenn geläugnet „hätte, ſo würde ihm jedermann geglaubet haben, welchem ja „itzt, da er es gethan zu haben, bekennet, alle mit einander „wünſchen, daß es ihm nichts ſchaden möge.„ p. 60. "Das„jenige aber, was uns noch bevorſtund und ſchon vor der Thür „war, wie hättet ihr es wohl haben abwenden oder ausſtehen „können? ꝛc.„ p. 72. "Welcher, da er ſo kühn geweſen - - - was „würde er ſich nicht unterſtanden haben? „ Noch ein Satz iſt übrig, darinn ſich Herr Heumann ſelbſt übertroffen hat. Er würde viel von ſeiner Schönheit verliehren, oder doch wenigſtens ganz und gar nicht zu verſtehen ſeyn, wenn das lateiniſche nicht dabey ſtünde. Meine Leſer belieben demnach zu wiſſen, daß die Worte c. 19. n. 7. & de eius nece lata quaeſtio eſt, qui ſi eadem lege reuiniſcere poſſet, lata lex nunquam eſſet, zur Freude der Welt folgendermaßen überſetzet ſind: "Und über deſſen Tod iſt eine Inquiſition angeordnet,

„wel-

inne. Man wird, durch Hülfe dieser Bemerkungen, in den Stand gesetzet werden

1) Den Lauf der Venus, ihres Knotens und ihrer Sonnenferne (Aphelii) genauer zu bestimmen, und einen jeden künftigen Durchgang dieses Planeten durch die Sonne, mit mehrerer Gewißheit vorher zu sagen.

2) Die wahre Größe der Sonnenparalaxe zu erforschen; worauf viel ankömmt; weil aus der wahren Größe derselben der wahre Abstand der Sonne von unserer Erde, in halben Durchmessern der Erde, ihr körperlicher Inhalt, ihre Excentricität, und andre dergleichen Sätze, von welchen die Entfernungen und Größen aller Planeten abhängen, erst weit richtiger werden berechnet werden können, als es zeither möglich gewesen ist. Denn einige Astronomi haben die Sonnenparallaxe auf 20, andere auf 16, noch andere auf 10, und noch andere nur auf 6″ gesetzet. Diesen Irrungen wird aber durch gegenwärtige Beobachtung der Venus abgeholfen werden können; wenn man die unterschiedenen Beobachtungen mit einander vergleichen wird. Der Hr. V. untersuchet daher, wenn und wie lange ein Beobachter in der Hudsonsbay, in einem Orte, der von der königsbergischen Mittagslinie 7 Stunden nach Westen zu entfernt seyn mag, diesen Durchgang der Venus beobachten würde, wenn derselbe nach dem Halley erfolgen sollte. Je größer man aber den Unterschied in der Dauer der Zeit des Durchgangs, zwischen dem Beobachter in Königsberg und dem in America finden würde: desto größer würde auch der Unterschied der Parallaxen der Venus und

der

der Sonne seyn; und je geringer dieser seyn dürfte, desto kleiner würde auch der Unterschied der Dauer dieser Erscheinung seyn. Eben so wird es sich auch verhalten, wenn die de la Hirische Berechnung richtig seyn sollte; wenn man nur aus solchen 2 Ständen der Erdfläche den Durchgang beobachten wird, die der Länge nach etwa 90° von einander entfernt sind, und aus welchen beyden der Ein- und Austritt zu sehen seyn wird. Die Parallaxe der Breite wird sich gleichfalls aus den Beobachtungen der Venus bestimmen lassen. Aus derselben aber läßt sich die Parallaxe der Länge durch Rechnungen herausbringen, und die Parallaxe der Venus selbst finden. Da man nun aber durch die erste Observation den Unterschied der Parallaxen der Sonne und der Venus erfinden wird: so wird auch die Parallaxe der Sonne, die man eben suchet, leicht auszumachen seyn.

Wie viel aber auf die genaue Bestimmung der Sonnenparallaxe ankomme, sieht man daraus, weil nur 2″ Unterschied der Parallaxe schon einen Unterschied machen, welcher, in Ansehung des körperlichen Inhalts der Sonne 338,873 körperliche Größen der Erdkugel; in Ansehung ihrer Entfernung von unserer Erde 2,960,000, in Ansehung der jährlichen Bewegung unserer Erde 8,588,800 und in Ansehung ihrer täglichen Bewegung 23,531 deutsche Meilen mehr oder weniger beträgt, nachdem man die Sonnenparallaxe 2″ entweder größer, oder kleiner annimmt.

3) Wird man durch sorgfältige Beobachtung dieses Durchganges die Entfernungen unterschiedener Mittagslinien,

4) Die

4) Die Weite vieler Oerter in Anſehung ihrer Breite; und

5) Vielleicht ſelbſt die Figur unſerer Erde genauer beſtimmen können; welches letzte ehedem ſchon Dörfel, nicht ohne Grund gemuthmaßet hat.

Der Hr. Verf. wundert ſich übrigens über diejenigen Sternkundigen, welche die Küſte der guten Hoffnung in Vorſchlag gebracht haben, um daſelbſt den Durchgang der Venus zu beobachten; welcher doch, wenn die Berechnung des de la Hire eintreffen ſollte, wegen derſelben Winternächte, daſelbſt nicht einmal zu ſehen ſeyn wird.

Zum Beſchluſſe befindet ſich ein Verzeichniß der vornehmſten Oerter in Europa, wo der Durchgang der Venus entweder ganz, oder auch zum Theile ſichtbar ſeyn wird. Die in den dabey ſtehenden Columnen angegebenen Zeiten des Ein- und Austritts der Venus ſind nach den muthmaßlichen Berechnungen Halleys: welches anzumerken, der Hr. Verf. nicht hätte vergeſſen ſollen. Nach denſelben eräuget ſich zu Leipzig der Anfang dieſer Erſcheinung des Morgens um 3 Uhr 10′, das Ende aber iſt Vormittags um 10 Uhr 19′.

XI.

Bekanntmachung des von Samuel Gottlieb Hofmannen, Mathematici und Optici zu Leipzig, neu erfundenen Universalmicroſcops.

Vor

Vor einigen Jahren, hatte ich das Vergnügen, denen Liebhabern der Naturwissenschaft, die Verbesserung des so genanten Lieberkühnischen Mikroscops mitzutheilen, und sie fand bey vielen Kennern Beyfall. Es wurden deswegen viele dergleichen Maschinen auswärtig verlanget, und von allen wohl aufgenommen. Da ich mich nun auf eine geraume Zeit abwesend befunden: so sind dieselben während meiner Abwesenheit von vielen vergebens gesuchet worden. Unterdessen habe ich mich bemühet, dieses verbeßerte Microscop auf die leichteste Art zum Universalmicroscope zu machen: und da ich nunmehr die Ehre habe, wiederum in Leipzig zu seyn, so habe ich mich entschlossen, denen Liebhabern der Naturwissenschaft, mein neu erfundenes Universalmikroscop, anzupreisen. Es sind zwar verschiedene Mikroscope, unter diesem Titul zum Vorschein gekommen: sie sind aber nur einfache Muschenbröckische Handmicroscope, die man weder zu dem zusammengesetzten, noch zu dem Sonnenmikroscope machen kann. Vor diesen nun, hat mein Universalmikroscop einen beträchtlichen Vorzug: denn ich kann aus meinem verbesserten Mikroscope, durch bloßes Aufschrauben zweyer Gläser, so gleich das vortreflichste zusammengesetze Microscop (Microscopium compositum) in der größten Geschwindigkeit machen: und aus diesem, mit wenigen Veränderungen das Sonnenmikroscop: welches noch über dieses also eingerichtet ist, daß die Objecte an der gegen überstehenden Wand allezeit einerley Lage behalten,

halten, und ſich nicht, wie in den bisher gewöhnlichen, bald auf dieſe, bald auf jene Seite wenden: ein Fehler, den nur allein in der Naturwiſſenſchaft geübte Kenner beurtheilen können. Ueber dieſes kann ich ſowohl bey dem zuſammengeſetzten, als Sonnenmikroſcope die Fiſch- und Froſchmaſchine aufs bequemſte anbringen; welches andere, bey ihren einfachen Mikroſcopen nicht thun können. Man ſparet auch bey dieſem Univerſalmikroſcope viele Unkoſten: denn anſtatt, daß dieſe drey Maſchinen einzeln verfertiget, über 100 Rthl. zu ſtehen kommen; ſo kann ich Kennern mein Univerſalmikroſcop, für 50 bis 56 Thaler zuverläßig und ſauber ausgearbeitet, alle Stücke in einem dazu bequemen Kaſten liegend, liefern. Imgleichen können Kenner bey mir die neueſten Erfindungen von Sehröhren (Tubis) womit man ſehr viel auf einmal überſehen kann, und die erſt ſeit kurzem bey den Engländern bekannt worden, auf die beſte Art ausgearbeitet, für einen viel billigern Preis, als in England haben. Ein dergleichen Sehrohr von 4 Fuß, ſo in England 50 Thaler koſtet, kann man bey mir, vor 12, 16, bis 20 Thaler, nach dem es nämlich äußerlich koſtbar ausgearbeitet iſt, haben. Ueberhaupt werden bey mir alle Arten von optiſchen Inſtrumenten verfertiget, wie man ſie nur verlanget.

NB. Diejenigen, ſo vor einigen Jahren, ſich mein verbeſſertes Mikroſcop zugeleget, und dieſes zum Univerſalmikroſcope wollen machen laſſen, können ſelbiges bey mir in kurzer Zeit, gegen Zahlung von 20 Thalern erhalten.

Ende des Wonnemonds 1761.

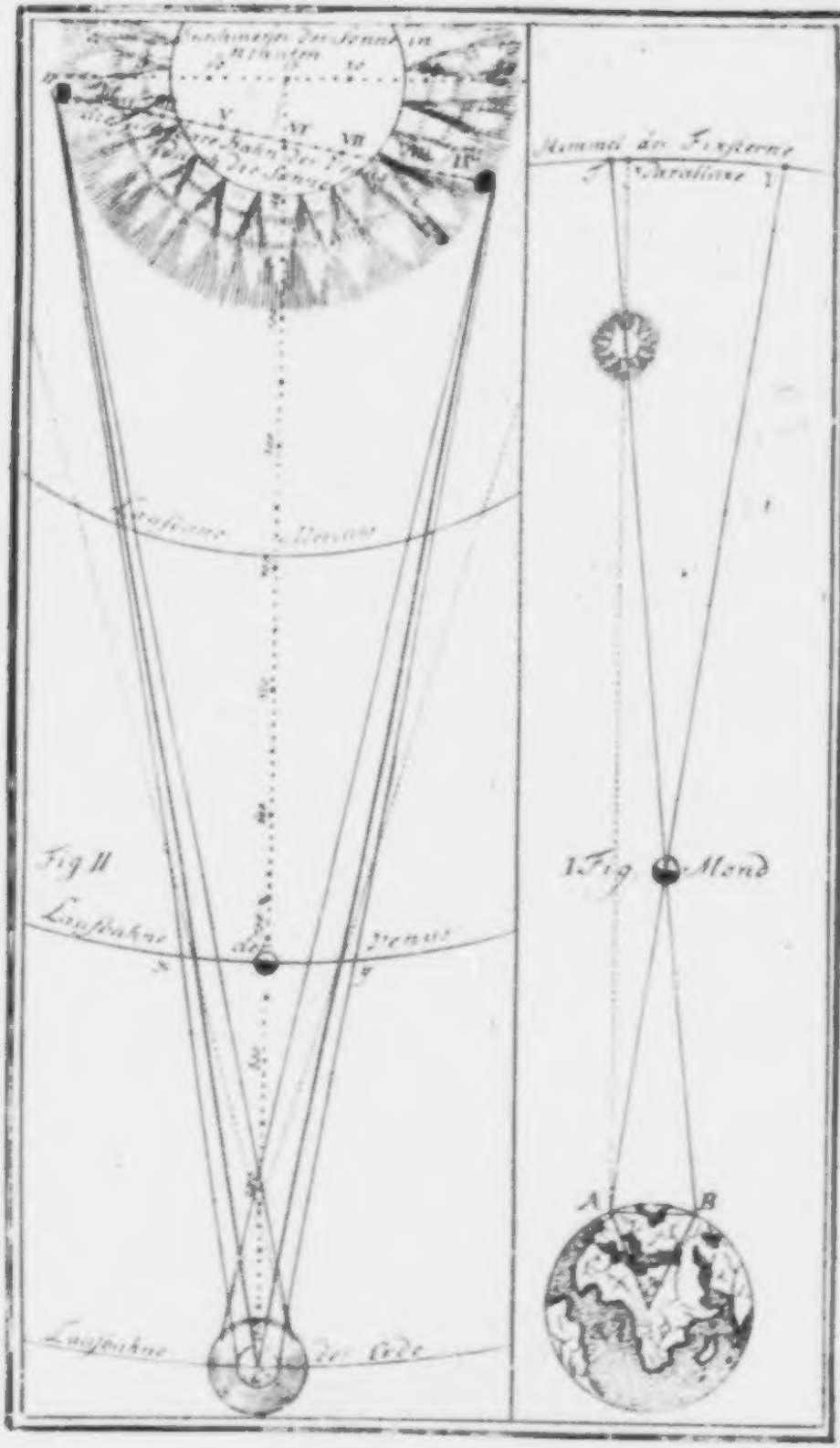
Fig II
Laufbahne
Venus
Laufbahne
der Erde
Himmel der Fixsterne
Parallaxe
Fig I Mond
A
B

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Love of Fame. Sat. III.

How terrible it were to common Senſe,
To write a Satire, wich gave none Offence!

Brachmond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VI. 1761.

Inhalt.

I. A plain Methode of determining the Parallax of Venus &c.

II. Hrn. Prof. Heinſii Nachricht vom Durchgange der Venus durch die Sonne in Leipzig.

III. Warum die Vereinigung der Venus mit der Sonne nicht recht ſichtbar geweſen?

IV. Noch einige auswärtige Beobachtungen der Venus in der Sonne. 1) Halberſtadt, 2) Magdeburg, 3) Meißen.

V. Epitre de Mr. de Voltaire.

VI. Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts.

VII. Ode auf die Betrachtungen der Natur.

VIII. Caroli Ferdinandi Hommelii Litteratura Juris.

IX. Arzeneyen.

X. Hrn. Prof. Käſtners Anfangsgründe der angewandten Mathematik. II. Theil.

XI. Hrn. Lockens Gedanken von Erziehung der Kinder.

XII. Hrn. Prof. Schützens Begriffe, welche die Dänen von undenklichen Zeiten her mit dem Namen ihrer Regenten verbunden haben.

I.

A plain Method of determining the Parallax of Venus, by her Tranſit, over the Sun, and from thence by Analogy, the Parallax and Diſtance of the Sun, and of the reſt of Planets, by James Ferguſon. London, printed for the Author. 1761. in 4. maj.

Herr Jakob Ferguſon, der aus einem Landmanne erſtlich ein Maler, ſodann aber in kurzer Zeit ein großer Sternkundiger geworden, hat dieſe wichtige Schrift bey Gelegenheit des erwarteten Durchganges der Venus durch die Sonne, ans Licht geſtellet. Er giebt darinn eine leichte Methode an, die Parallaxe der Venus, eben vermittelſt ihres Durchganges durch die Sonne zu beſtimmen; und daraus auf eine analogiſche, d. i. ähnliche Art, auch die Parallaxe und Entfernung der Sonne und aller andern Planeten feſtzuſetzen. Wir aber nehmen dabey Anlaß, unſere Leſer auf dieſen Theil der ſchönſten menſchlichen Erkenntniß in

„welcher, wenn er durch dieſe Verordnung könnte wieder le„bendig gemachet werden, dieſelbe nicht würde gemachet wor„den ſeyn.„ Hier hat den Hn. D. ohne Zweifel ein menſchlicher Fehler übereilet, daß er ſeines Verſprechens, den Verſtand des Redners mit zierlichen deutſchen Worten und Redensarten, auszudrücken, völlig vergeſſen hat. Denn wenn er ſich deſſen hätte entſinnen können, wäre es ihm wohl unmöglich geweſen, einen ſolchen ſeltſamen und übelgeſtalten Satz vor ſein Werk zu erkennen.

In Überſetzung einer ſo vortrefflichen Rede, ſo viele unleugbare Fehler wieder die Sprache zu begehen, u. bey einem Meiſterſtücke von Lebhaftigkeit, Feuer und Hoheit, immerdar matt, kalt und niedrig zu bleiben, das würde der Herr Doct. Heumann ſelbſt an einem andern tadeln. Wie würde er aber wohl mit ihm verfahren, wenn er in den gemeinſten und bekannteſten Dingen offenbar fehlte, und ſeine Leſer in nicht geringe Irrthümer ſtürzete? würde der Herr Doctor ſich wohl des Lachens enthalten können, wenn jemand magnam matrem, auf deutſch die Mutter Magna nennete, und ein adjectivum appellativum zum nomine proprio machte? Indeſſen iſt es nicht im geringſten beſſer, wenn der Herr Heumann bonam Deam, mehr als einmal ſchlechthin die Göttin *Bona* nennet. Die Zeiten ſind ja längſt vorbey, da ein Mannsbild dieſe Göttin auch nicht einmal ihrem rechten Namen nach kennen durfte. Der Irrthum wird alſo wohl ſchwerlich zu entſchuldigen ſeyn, da Macrobius bereits, aus des Cornelii Labeonis Zeugniſſe, den Urſprung ihres Namens anmerket. Auctor eſt, ſpricht er, Cornelius Labeo, Maiae aedem Kal. Majis dedicatam ſub nomine bonae deae: hanc eandem bonam deam, Faunamque & Opem & Fatuam pontificum libris indigitari. Bonam; quod omnium nobis ad victum bonorum cauſa eſt &c. L. I. Saturnal. p. 245. ed. Lugd. 1670. Sacrarium bonae deae überſetzet Hr. Heumann, das heilige Häuschen. Ich weis nicht warum? Konnte des Milo Gemahlin ſchon damals ihre Capelliſten p. 44. (pueros ſymphoniacos) mit ſich führen, wie ſollte denn die Göttin Bona nicht eine Capelle gehabt haben? p. 59. will der Herr D. vermuthlich dem Cicero erſetzen, was er ihm ſonſt abgebrochen hat. Denn es iſt wahrſcheinlich genug, daß Ci-

cero

etwas aufmerksam zu machen. Es ist ja eine Schande, wenn man oft sieht und höret, daß auch sonst gelehrte Theologen, Rechtsgelehrte, Oberkeiten, Sachwalter und Aerzte, von himmlischen Dingen auch nicht das A. B. C. verstehen; ja sich wohl einbilden, sie könnten sich, ohne sich zu beschimpfen, einer völligen Unwissenheit in der Astronomie rühmen. Es ist ganz etwas anders, ein Sternkundiger zu seyn; und irgend einen seichten Begriff von dem Weltbaue und den Bewegungen, Größen und Entfernungen der himmlischen Körper zu haben. Dieses letztere ist heute zu Tage ein nöthiger Theil der anmuthigen Gelehrsamkeit geworden, seitdem uns ein scharfsinniger Fontenelle diesen erhabenen Theil der menschlichen Erkenntniß, auf eine so faßliche und angenehme Art vorgetragen hat. Da wir nun dieses artige Werkchen auch im Deutschen, und zwar noch mehr erläutert und mit Kupfern erkläret lesen können: so wäre es ja unverantwortlich, wenn so gar die Gelehrten unter uns eine Art der Wissenschaft vernachläßigen wollten, die selbst von Unstudierten und Weltleuten, ja von dem schönen Geschlechte schon, hin und her verstanden und zureichend begriffen wird.

Wir setzen es also voraus, man wisse itzo von dem wahren Weltbaue soviel; daß die Sonne, als eine ungeheuer große Feuerkugel, in der Mitte ihres ätherischen Lufthimmels stille stehe, und sich bloß in 25 Tagen einmal um ihre Achse drehe; daß um sie her in verschiedenen Weiten die dunkeln Weltkugeln Merkurs, der Venus, der Erde, des

Mars,

Mars, des Jupiters und Saturns, gleichſam wie in einem Wirbel, von Abend gegen Morgen, und zwar in länglicht runden Laufkreiſen herumgetragen werden; und daß endlich die Erdkugel mit einem kleinen Trabanten, nämlich dem Monde; Jupiter hingegen mit vier Monden, die um ihn ins beſondre laufen; Saturn aber mit fünf dergleichen verſehen ſey, die in verſchiedenen Geſchwindigkeiten um ihn gedrehet werden. Dieſes ganze prächtige Gefolge von 16 Weltkugeln gehöret der Sonne, als einem einzigen Fixſterne zu; dazu aber auch noch etliche dreyßig und mehr Kometen gehören, die ſich in viel länglichern elliptiſchen Laufbahnen und ungleich langſamern Perioden, um eben dieſelbe bewegen. Jeder andre Fixſtern wird allem Anſehen nach, mehr oder weniger ſolche Weltkugeln voll lebendiger Geſchöpfe zu erleuchten oder zu erwärmen haben.

Dieß vorausgeſetzt, fraget es ſich beſonders von unſrer Planetenwelt, denn dieſe geht uns am nächſten an: wie weit dieſe Kugeln von der Sonne abſtehen? Hier haben die Sternkundigen ſoviel feſtgeſetzet, daß wenn der Erde mittlere Entfernung von der Sonne in 1000 gleiche Theile getheilt wird, Merkurs mittlerer Abſtand 387 ſolcher Theile, der Venus aber 723 derſelben betrage. Die Figur auf unſerm Titel dieſes Monaths wird dieſes ſichtbar machen, und zeigen, daß Venus ungefähr noch einmal ſo weit als Merkur, die Erde aber dreymal ſo weit von der Sonne abſtehe. Mars iſt 1524 ſolcher Theile, Jupiter 5021, und Saturn 9510 derſelben von der Sonne entfernet. Was aber alle dieſe

Theile in Meilen betragen, das iſt ſo genau noch nicht ausgemachet. Doch ſetzet Hr. Ferguſon in engliſchen Meilen, deren fünf ungefähr eine deutſche machen, folgende Zahlen:

Merkur iſt von der Sonne entfernt	—	31,347,000	Meilen,
Venus in der mittlern Weite	—	58,563,000	—
Die Erde ſelbſt		81,000,000	—
Mars gleichfalls ſo		123,444,000	—
Jupiter auf eben die Art		421,281,000	—
Saturn endlich		772,740,000	—

Dergeſtalt würde nun in deutſchen Meilen Merkur 6,269,400, Venus 11,712,600, die Erde 16,200,000, Mars 24,688,800, Jupiter 84,256,200, Saturn aber 154,548,000 deutſche Meilen entfernet, ſeyn: gewiß eine entſetzliche Weite, daraus die erſtaunliche Gröſſe des Weltraums zur Gnüge erhellet. Doch, da dieſe ſämtliche Zahlen noch nicht bis zum höchſten Grade der Gewißheit gebracht ſind, wie die Aſtronomen ſelbſt geſtehen; und es gleichwohl von der gröſſten Wichtigkeit für ſie iſt, ſie zu mehrerer Richtigkeit zu bringen, und die Entfernungen der himmliſchen Körper von einander aufs genaueſte zu wiſſen: ſo haben ſie auf dieſe Erſcheinung der Venus in der Sonne, mit einer Art von Ungeduld gewartet, um durch dieſelbe in ihrer Wiſſenſchaft weiter zu kommen; und ſowohl den Abſtand derſelben von der Erde, als von der Sonne dadurch etwas genauer zu beſtimmen.

Wie

Wie geht das aber an? wird man hier vermuthlich fragen: und was kann es ihnen helfen, daß sie einen runden schwarzen Fleck queer durch die Sonnenscheibe spazieren sehen? So denken freylich Leute, welche die Sache nur obenhin ansehen. Wer aber weis, wie weit es eine aufgeklärte Vernunft bringen kann, den wird es nicht Wunder nehmen, wenn er höret: daß philosophische Köpfe aus dem, was sie sehen, und genau beobachten, viel Schlüsse ziehen können, dadurch sie die verborgensten Wahrheiten herausbringen. Wir wollen dieses zur Ehre der menschlichen Vernunft etwas begreiflicher machen.

Der vornehmste Kunstgriff der Sternseher solche entfernte Dinge auszumessen, ist die Parallaxis; das ist, die Entfernung derjenigen Puncte am blauen Sternhimmel, wo ein himmlischer Körper aus verschiedenen Ständen des Auges, auf dem Erdboden gesehen wird. Man sehe die erste Figur des Titelkupfers dieses Monaths. Da sieht man unten in C die Erde, und auf derselben in A und B, zween Stände, zweener Sternseher, die beyde den Mond sehen. Weil der Mond niedrig, der Himmel der Fixsterne aber sehr hoch steht: so sieht das Auge des Sternsehers bey A, den Mond oben bey dem Sterne V, das Auge in B aber sieht in eben dem Augenblicke mit jenem, denselben Mond bey dem Sterne T stehen. Dieses Stück des Himmelsbogens von T bis V nun, heißt die Parallaxe des Mondes.

Sähen aber die beyden Sternseher aus eben den Oertern des Erdbodens, zu gleicher Zeit die Sonne an, welche viel höher steht, als der Mond: so würde der eine aus A dieselbe bey v, der andre aus B aber dieselbe bey V sehen. Der kleine Bogen V v also würde die Parallaxe der Sonne heißen. Und da dieser viel kleiner ist, als der Bogen T V, oder die Parallaxe des Mondes: so schließt der Sternseher: daß die Sonne ungleich höher am Himmel erhaben, oder ungleich weiter von der Erde entfernet ist, als der Mond. Dergestalt kann nun die Parallaxe aller Planeten beobachtet, und mit den Parallaxen andrer verglichen werden: und eben daraus berechnen die Astronomen die Weiten der Himmelskörper von der Erde. Und man kann leicht denken, daß ein kleiner Fehler im Abmessen oder berechnen, gleich einen ungemein großen Irrthum in den Meilenzahlen machen muß.

Nun sehe man die II. Figur unsres Kupfers an. Man sieht oben die Sonne, unten die Erde; und ihre Entfernung ist in die 1000 Theile abgetheilet, deren wir oben gedacht haben: so daß auch die Laufbahnen Mercurs und der Venus, in den gehörigen Entfernungen gezeichnet werden können. Die Sonne erscheint uns in der Breite eines halben Grades am Himmel: folglich ist ihr Durchmesser in 30 Minuten abgetheilet. Stünde nun jemand im Mittelpuncte der Erdkugel C, so würde er die Venus dem Augenscheine nach den 6 Jun. zwischen 2 und 3 Uhr haben als einen schwarzen runden Flecken in die Sonne rücken gesehen. Sie

würde

würde um 3. 4. 5. 6. 7. 8. und 9 Uhr immer quer durch die Sonne gerücket, und etliche Minuten nach 9 wieder herauszutreten geschienen haben: ungeachtet sie sich nicht oben in der Sonne, sondern sehr tief unten, auf ihrer ordentlichen Laufbahne von x bis y beweget hätte: und hier wäre an keine Parallaxe zu denken gewesen.

Allein alle Sternseher und Beobachter auf der Erdkugel stehen nicht am Mittelpuncte, sondern auf der Oberfläche der Erdkugel, an verschiedenen Orten. Hier ist es nun kein Wunder, daß der eine Z. E. die Venus früher in die Sonne ein und austreten sehen wird, als der andere, nachdem er weiter gegen Osten oder Westen auf dem Erdboden, oder unter einem verschiedenen Meridian wohnet. Doch muß dieser Unterschied merklich groß seyn, und irgend eine Entlegenheit von 50, 100 oder mehr Meilen betragen: denn je weiter sie von einander sind, desto größer wird die Parallaxe seyn. Ferner kann einer die Venus höher oder näher am Durchmesser der Sonne erblicken, als der andre; nachdem er mehr gegen Norden, oder Süden wohnet. Die Sonnenscheibe nämlich ist gegen die Venus zu rechnen, sehr groß und breit; und der verschiedene Stand der Beobachter giebt ihnen also immer einen verschiedenen Gesichtspunct, den sie als gute Astronomen, in der Sonnenscheibe, nach Zollen, oder Minuten und Secunden aufs genaueste zu verzeichnen wissen. Diese Unterschiede zeigen nun die andern Linien an, die von der Erde bis nach der Venus in der Sonne

gezogen ſind; welches wir hier nur überhaupt bemerken.

Wenn nun dergeſtalt unſre Leſer verſtehen und begreifen, was die Parallaxe der Venus in der Sonne iſt, und wie dieſelbe aus vielen Ständen auf der Erde immer anders beobachtet werden muß, und nunmehr wirklich beobachtet worden: ſo werden ſie auch begreifen können: daß aus allen dieſen verſchiedenen Beobachtungen, wenn ſie gehörig mit einander verglichen und genau berechnet werden, eine viel genauere Beſtimmung der Entfernung derſelben von der Sonne, und von der Erden herauskommen wird, als man bisher gehabt. Dieß iſt nämlich erſt das zweytemal, daß Venus in der Sonne beobachtet worden: und als Horoccius 1639 ſie zum erſtenmale darinn erblicket, waren noch keine andre Sternſeher an entlegenen Orten in der Welt aufmerkſam genug darauf, oder doch nicht ſo glücklich, ſie zu erblicken: zumal da die Sonne gleich nach dem Eintritte der Venus unterging, und alſo eine längere Beobachtung unmöglich machete. Wären damals in America Sternſeher geweſen, ſo würden ſie vortreffliche Dienſte haben thun können, die in Europa nicht geleiſtet werden konnten. Dießmal aber waren die Aſtronomen darauf vorbereitet; und hatten ſich in verſchiedene Weltgegenden vertheilet, wo ſie theils den Anfang, theils Mittel und Ende dieſer Erſcheinung, theils alles werden beobachtet haben. Aus allen dieſen Beobachtungen nun, wird ſich viel richtiger herausbringen laſſen, was man zu wiſſen be-

begierig ist, als man es bisher gewußt: und dazu hat Hr. Ferguson eine den Sternsehern sehr nützliche Anleitung geben wollen, auch wirklich gegeben.

Man wundre sich nicht, daß wir aus dieser Schrift nicht einen genauern Inhalt anzeigen. Wir schreiben nicht für Astronomen, die solche Schriften selbst lesen, oder aus den lateinischen Actis Eruditorum einen weit genauern Auszug davon bekommen werden. Wir schreiben für Liebhaber der schönen Wissenschaften, die, da alle Zeitungsblätter von dem Durchgange der Venus durch die Sonne reden, doch gern einen deutlichen Begriff davon haben wollen. Sie hören oft von der Parallaxe reden, ohne zu wissen, was für ein Wunderthier das ist. Unzählige Gelehrte selbst haben nicht den geringsten Begriff davon, und kennen es nicht besser, als die böhmischen Dörfer oder Wälder.

Es geht ihnen wie jenem pariſischen Domherren; der viel von den Beobachtungen der Mondfinsternisse hörete; und bey bezeugter Begierde eine zu sehen, von einem Gelehrten der königl. Sternwarte eingeladen ward, dahin zukommen, so bald dieselbe Finsterniß einfallen würde. Er bemerkte den Tag im Calender sehr genau; und ungeachtet ein entsetzliches Regenwetter einfiel, so gieng er doch quer durch Paris zum Sternseher, u. klopfte, durch u. durch naß, bey ihm an. Auf Befragen: was er wollte? erwiederte er, man hätte ihn ja zur Mondfinsterniß eingeladen: und diese solle man ihm zeigen. Man kann leicht denken, mit

was

was für einen Gelächter man ihm geantwortet haben wird: ob er denn nicht ſähe, daß es bey ſo wölckigtem Himmel unmöglich ſey den Mond zu zeigen? Ey! verſetzte dieſer ganz zornig: ich bin ein Domherr und habe meine Theologie gelernet. Die Mathematik aber verſtehe ich nicht, und weis viel, wann ihr mir den Mond zeigen könnet, oder nicht!

Solche gelehrte Domherrn haben wir leider! viele unter uns: ob es ihnen gleich nicht viel Ehre machet, daß ſie auch bey ſo hellem Lichte der Wiſſenſchaften, nicht den geringſten Begriff von dem Weltgebäude haben, von dem ſie ſich doch ſehr wichtige und beträchtliche Einwohner zu ſeyn einbilden. Wir überlaſſen dieſe unachtſamen Weltbürger, ihrer mehr als thieriſchen Nachläßigkeit und Unwiſſenheit: hoffen aber, daß ſich itzo ſchon eine Menge artiger Weltleute finden, die in ſolchen angenehmen Materien lehrbegieriger; ja zum Theile ſchon ganz wohl unterrichtet ſind.

II.

Nachricht von der hier in Leipzig den 6 Jun. von dem öffentl. Lehrer der Mathematik, Hrn. Gottfried Heinſius, geſchehenen Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne.

Vom

Vom Aufgange der Sonne bis 6 Uhr, war die Sonne wegen vieler Wolken, nicht zu erblicken: nach 6 Uhr aber ließen ſich doch, der häufigen Wolken ungeachtet, den Ort des Planeten in der Sonne betreffend, obgleich ſehr unterbrochen, einige nützliche Beobachtungen anſtellen. Sonderlich war der Anfang, und das Mittel des Austrittes der Venus aus dem Rande der Sonnenſcheibe ſehr wohl zu ſehen: nur den völligen Austritt hinderten abermals die Wolken recht wahr zu nehmen. Soviel aber ließ ſich urtheilen, daß die gänzliche Dauer des Austrittes etwan 18 Minuten der Zeit betragen habe: obgleich die Berechnung, nach dem vom Horoccius angegebenen Durchmeſſer der Venus, 24 Minuten dazu beſtimmet hatte. Und hieraus iſt zu ſchließen, daß der Durchmeſſer der Venus, um den vierten Theil kleiner ſeyn müſſe, als ihn Horoccius beſtimmet hatte.

In währendem Durchgange der Venus durch die Sonne, und einige Zeit hernach hat man ſorgfältig Acht gegeben, ob ſich auch, der ihr unlängſt beygelegte Trabant, oder Mond, etwa zeigen möchte. Allein es hat ſich auch nicht die geringſte Spur davon gewieſen: woraus zu ſchließen iſt; daß, wenn ja Venus wirklich dergleichen Mond, oder Trabanten hat, derſelben entweder vor ihr her, in der Nacht, durch ſie, oder auch neben ihr hin, außer der Sonnenſcheibe vorbeygegangen ſeyn müſſe.

Was dieſen Trabanten betrifft, ſo hat neulich in der Amſterdammer Zeitung N. 43. in dem Art.

Paris

cero an dem Orte ſo viel nicht habe ſagen wollen, als ihm der Herr Uberſetzer in den Mund leget. "Clodius, läſſet er ihn „reden, habe den Tempel der Nymphen in Brand geſtecket, „damit er die öffentl. Nachrichten von ſeinen Schand„thaten, die in dem allgemeinen Stadtprotocoll aufgezeichnet waren, vertilgete.„ Beym Cicero ſelbſt zündet Clodius den Tempel an, ut memoriam publicam recenſionis, tabulis publicis impreſſam, exſtingueret. Was hier Cicero zuſammen nimmt, theilt er in der Rede vor den Coelius c. 32. qui aedes ſacras, qui cenſum populi Romani, qui memoriam publicam, ſuis manibus incendit. Man ſiehet ohne mein Erinnern, was Cicero gemeynet habe. p. 12. "ſoll der Rath „den Schluß gemachet haben, daß zwar auſſerordentlicher „Weiſe, aber doch nach den alten Geſetzen die Unterſuchung „wieder den Milo vorgenommen werden ſollte. Eines hebet das andre auf. Denn die auſſerordentliche Weiſe konnte nach den alten Geſetzen nicht ſtatt finden. Cicero hat auch nicht an die auſſerordentliche Weiſe gedacht, ſondern extra ordinem heiſſet nur zu auſſerordentlicher Zeit, da nemlich die Gerichte geſchloſſen waren: Die Unterſuchung geſchahe freylich in der That auſſerordentlicher Weiſe, weil dazu neue Quaeſitores beſtellet wurden ꝛc. Aber das war auch wieder des Rathes Meynung, cui per furioſum illum tribunum, wie Cicero ſchreibet, non licebat perficere quod ſentiebat.

Dieſes iſt es alſo, was mir bey Durchleſung der Uberſetzung des Herrn D. Heumanns vor andern merkwürdig vorgekommen iſt. Der Herr Verfaſſer wird daraus abnehmen können, theils, wie viel zu einer guten, reinen und zierlichen Uberſetzung gehöre, theils, was man von ihm wünſche, wenn er in ſeinem an ſich rühmlichen Eifer, ſich um Ciceronis Reden ferner verdient zu machen, fortfahren will. Wir hoffen bald eine andere Rede mit dem Geiſte überſetzet von ihm zu leſen, den er in dieſer Probe mit Fleiße ſcheinet aufs künftige geſparet zu haben; wozu ihn ſeine beſondere Gaben, und die obgedachten rühmlichen Vorgänger geſchickt und munter genug machen werden.

W. B. A. v. S.

Paris vom 23ſten May folgendes geſtanden. Den 20ſten May las Herr Badouin, Mitglied des großen Raths, in der Akademie der Wiſſenſchaften, eine ſehr merkwürdige Abhandlung, darinn er die Umläufe und Entfernungen des Trabanten der Venus, beſtimmete. Dieſer neue Mond, den Dominicus Caßini ſchon vermuthet hat, dem aber alle Sternſeher bisher vergeblich nachgeſpüret, ward endlich den 3ten, 4ten, und 7ten dieſes Monaths glücklich entdecket, und beobachtet. Eine ſo rühmliche Wahrnehmung hat man dem Hrn Montagne, einem Mitgliede der Geſellſchaft zu danken, die unter der Beſchirmung des Hrn Pajots, Intendanten des Gouvernements zu Limoges, ſeit 1759 geſtiftet iſt. Hr. Badouin hat in ſeiner Abhandlung alle Folgen ausgeführet, die eine gute Theorie davon an die Hand geben kann. Aus ſeinen Rechnungen folget, daß dieſer Trabant, einen Durchmeſſer hat, der nur viermal kleiner iſt, als der Venus Durchmeſſer; und daß er beynah 60 halbe Durchmeſſer derſelben von der Venus entfernet iſt; (d. i. eben ſo weit, als unſer Mond von der Erde abſteht.) Sein Umlauf aber geſchieht in 9 Tagen und 7 Stunden; (da unſer Mond faſt 30 Tage dazu brauchet). Sein aufſteigender Knoten iſt im 24ſten Grade der Jungfrau. Gegen 7 bis 9 Uhr, war er in ſeiner größten Entfernung von ihr, gegen Norden. Hr. Badouin hoffete auch, daß man dieſen neugefundenen Trabanten, einige Stunden nach der Venus, durch die Sonne würde gehen ſehen; indem er annahm,

daß

daß die drey vorgegebenen Beobachtungen des Hrn. Montagne vollkommen richtig wären.

Wir ſetzen noch hinzu, daß wir dieſen Durchgang der Venus durch die Sonne, gleichfalls von 6 bis 9 Uhr und 25 Minuten, doch oft unterbrochen beobachtet haben: in dem wir durch ein gregorianiſches Sehrohr, das Bild der Sonne auf ein mit dem Ocularglaſe parallel geſtelltes, und durch ſtarke meſſingene Drate am Sehrohre befeſtigtes, weis bezogenes Brettchen durchfallen und auffangen laſſen: da ſich dann nicht nur die Sonnenſcheibe, wiewohl ziemlich verkleinert, ſondern auch die Venus, in Größe eines ſchwarzen kleinen Pfefferkorns, bisweilen recht ſchön und deutlich, und zwar von vielen Umſtehenden zugleich, hat ſehen laſſen. Ein poetiſcher Beobachter, der die erſten zwo Stunden durch, vergeblich auf dieſe Erſcheinung laurete, rächete ſich an derſelben durch folgende Fabel.

III.

Warum die Vereinigung der Venus mit der Sonne nicht ſichtbar geweſen?

Eine Fabel.

Art läßt nicht leicht von Art. Die Katze läßt das Mauſen,
Ein Dieb das Stehlen nicht. Apicius geht ſchmauſen,
So oft er weis und kann. In Phrynens zarter Bruſt
Erliſcht ſo leichtlich nicht der Zunder ſüßer Luſt.

So giengs der Venus auch. Seit ihr die Scham vergangen,
Daß Mulciber den Mars, bey ihr bestrickt, gefangen,
Schlug sie den Kriegsgott zwar ein wenig aus dem Sinn:
Allein die Zärtlichkeit war doch nicht ganz dahin.

Apoll, der schönste Gott, der Daphnen sonst geliebet
Und Klytien verschmäht, und manchen Streich verübet,
Der seinem Vater glich, war ihrer Wünsche Ziel:
Weil seiner Gaben Pracht ihr ungemein gefiel,
Ein Gott, der immer jung, voll Geist und Witz, ein Dichter,
Und guter Spielmann war; der alle Himmelslichter
Durch seinen Glanz beschämt, hat ihre Brust bestrickt:
Und ihrer Neigung Zweck ist ihr zuletzt geglückt.
Sie schlich ihm sehnlich nach, und wünscht ihn zu umarmen.
Er selber war gerührt, und wollte sich erbarmen.
Wer wiedersteht wohl stets? Welch Herz ist so verstockt,
Daß es unfühlbar bleibt, wenn Reiz und Schönheit lockt?
Noch mehr: Apoll hat sie in Mavors Arm gesehen.
Von ihm war sonderlich der stille Wunsch geschehen,
Den uns Ovid verrieth! „Die Götter lachten zwar,
„Doch mitten in dem Spott gerieth die ganze Schaar
„Auf den geheimen Wunsch: vom Himmel und der Erden
„Nach gleicher Art ertappt und ausgelacht zu werden.
Und kurz, das Paar war eins; die Stunde fand sich bald:
Die Göttinn nahte sich dem heitern Aufenthalt,
Den Phöbus stets bewohnt. Kaum hatt' er sie erblicket,
Und stund in voller Glut, begierig und entzücket,

Zu der Umarmung da; als etwas ihn erſchreckt,
Das ſeiner Augen Stral zu rechter Zeit entdeckt.
Muß denn die Bosheit auch der Götter Luſt entehren,
Und die Verliebten ſtets ein neidiſch Auge ſtören?

Vulcan war alt und ſtumpf, und fragte nichts darnach,
Was dann und wann geſchah, und was man von ihm ſprach.
Die Götter waren auch ſo mehrentheils zufrieden,
Und ganz vergnügt mit dem, was Zeit und Glück beſchieden.
Nur des Prometheus Brut, das ſterbliche Geſchlecht
Auf dieſem Erdenball, vergaß oft Pflicht und Recht.
Sein gar zu kühner Blick erhob ſich vom Getümmel
Der tiefen Unterwelt, verwägen nach dem Himmel;
Belauſchte Tag und Nacht der Götter hohes Thun,
Und ließ ſie nicht einmal in ihren Sphären ruhn.
Auch dießmal war Horocc, ein Sohn der kühnen Britten,
Mit ſchlauer Neubegier der Venus nachgeſchritten.
Er hatt' es wohl bemerkt, daß Phöbus ihr gewinkt:
Indem ſie nun verliebt in ſeine Flammen ſinkt,
Wirds dieſer Gott gewahr: daß mit verruchten Blicken
Ein Sterblicher ſich wagt auch Götter zu beſtricken.
So gleich entzieht er ſich der Neugier ſchnöder Art *)
So daß des Freviers Blick beſchämt zu Schanden ward.

Jedoch, es war zu ſpät. Mit innigſtem Vergnügen
Erzählt ers aller Welt, wie hoch er ſich verſtiegen;

*) Als Horoccius 1639 eben den Anfang der Vereinigung der Sonne mit der Venus bemerket hatte, gieng die Sonne unter.

Wie Venus den Apoll — — Er hat es ſelbſt geſehn!
Umarmet und geküßt, und was noch mehr geſchehn.
Kein Fehltritt iſt ſo klein, nicht ausposaunt zu werden:
Das ſpöttiſche Gerücht verbreitet ihn auf Erden.
Man ſpürt der Venus nach, entdecket jeden Tritt,
Schleicht immer hinterher, belauret jeden Schritt.
Man prophezeiht ſo gar, als ob man alles wüßte,
Daß dieß verliebte Paar, die kaum genoßnen Lüſte
Bald wiederholen wird; daß Phöbus dann und wann
Der Liebesgöttinn Kuß von neuem ärnten kann:
Sie hab ihm den Beſuch in nächſt verwichnen Wochen,
Früh, auf den ſechſten Tag des Brachmonds, feſt verſprochen.
Nun lauſcht der halbe Kreis der ehrvergeßnen Welt,
Ob wirklich Phöbus ſich die Schöne hinbeſtellt?
Allein der ſchlaue Gott lacht ob dem kühnen Volke,
Und deckt, als Venus kömmt, ſein Feſt mit einer Wolke.

Lernt, tolle Sterblichen! die Götter nicht mehr ſchmähn;
Und lieber auf euch ſelbſt, als fremde Fehler ſehn.

G.

IV.

Noch einige auswärtige Beobachtungen der Venus in der Sonne. 1) Halberstadt, den 6. Jun. 1761. *)

Da der heutige Tag die Aufmerksamkeit so vieler Liebhaber der Sternkunde rege machet: so hatte man auch hier Gelegenheit gefunden, an dieser seltnen Erscheinung mit Vergnügen Theil zu nehmen. Der vorhergehende Abend benahm uns fast die Hoffnung eines glücklichen Erfolges; indem der Mond ganz blutroth schien, und in einer neblichten Luft untergieng. In währender Nacht hörte man von ferne donnern: und dieses Gewitter führete des Morgens eine Reihe Wolken aus Nordwest herbey, welche durchsichtig waren, und schnell durch die untere Luft strichen. Ueber denselben erblickte man einen andern Wolkenzug von Mitternacht gegen Mittag. Die Sonne gieng eben so dunkelroth auf, als der Mond untergegangen war. Sie erschien ohne alle Stralen, und man konnte sie auf dem Gesichtskreise mit bloßen Augen ansehen. In dieser Gestalt betrachtete

*) Gegenwärtige Beobachtung ist uns von einem vornehmen Liebhaber der Wissenschaften, dem Hrn. Kriegs- und Domainen-Rathe Eichholz zu Halberstadt gütigst verfertiget worden. Alles was aus seiner Feder kömmt, wird uns angenehm seyn.

man ſie eine halbe Stunde, in einem verfinſterten Zimmer, durch ein dreyſchuhlanges Sehrohr mit 4. Gläſern. Man ſtellte das Objectivglas deſſelben zum Fenſter hinaus, und ließ das Bild der Sonne auf eine mit weißem Papiere überzogene Tafel fallen. Die Sonne ſtellte eine helle Kugelſcheibe vor, deren Durchmeſſer genau vier ordentliche Werkzolle hielt; alles aber bildete ſich verkehrt ab. Kaum war das Fernglas aufgeſtellet, als man auch die Venus auf der Sonnenſcheibe in der Größe einer Linſe, aufs deutlichſte gewahr ward. Ihr Umkreis war von denen rund um ſie herſtreichenden Sonnenſtralen ganz helle; der innere Kern aber war dunkelroth und ſchwärzlich anzuſehen.

Wir ſind weder geſonnen, noch eigentlich im Stande, uns in irgend einige weitere Muthmaßungen und Urtheile hierüber, noch weniger in aſtronomiſche Berechnungen, einzulaſſen. Man läßt es bey der vergnügten Empfindung bewenden, dieſe große und ſeltne Begebenheit auch hieſiges Orts genau betrachtet zu haben. Sowohl die Anſtalten hiezu, als auch die copeylich hiebey gehenden Zeichnungen, ſind von einem hieſigen ſehr geſchickten Meßkünſtler gemachet; *) und die gegenwärtige bloß hiſtoriſche Beſchreibung iſt mit zuverläßiger Treue entworfen. Vielleicht wird hiedurch entweder dem Publico, oder doch einigen geüb-

*) Wir haben wegen der Ferguſoniſchen Figuren, dieſe Abbildung nicht in Kupfer vorſtellen können. Zu dem zeigten ſie nichts mehr, als was wir ſchon im vorigen Monathe geliefert haben.

geübtern Sternkundigen, Gelegenheit gegeben, bey den mannigfaltigen dieſer Sache halber, vorläufig, an ſo vielen Orten vorgekehrten weitläuftigen Anſtalten, auch von dieſem Halberſtädtiſchen Anblicke einigen Gebrauch zu machen; und deſſen Richtigkeit und Uebereinſtimmung, oder aber deſſen Fehler und Abweichungen zu bemerken.

Es mag inzwiſchen wohl ſeyn, daß die vorbemeldte ſchwarzröthlichte Farbe, theils von denen um den Planeten zuſammenſchlagenden, und in der Luft gebrochenen Sonnenſtralen, theils aber von dem Glanze der Fixſterne und anderer Planeten hergerühret, unter welchen letztern unſere Erde der Venus wahrſcheinlicher Weiſe mehr Licht verſchaffet, als andere Planeten, weil ſie ihr näher iſt, als jene, und faſt einerley Größe mit derſelben haben ſoll.

Wenn man den Durchmeſſer dieſes Sonnenbildes in 12 Zolle theilet, ſo war Venus beym Aufgang der Sonne ſchon 1½ ſolcher Theile unten in die Sonnenſcheibe, linker Hand, nordwärts, eingerückt. Um 5 Uhr war ſie 2½ Zolle weiter fortgegangen, Ihr Lauf war bis hieher mit dem Durchmeſſer der Sonne noch ziemlich parallel geblieben. Aber nach 5 Uhr wandte ſie ſich ſüdwärts, und man merkte, daß ihre Laufbahn einen Zirkelbogen bilden würde. Das Mittel der Erſcheinung, um 6 Uhr beſtätigte ſolches immer mehr, und traf mit der berliniſchen Ausrechnung völlig überein. Um 7 Uhr näherte ſich Venus allmählich dem Ausgange aus der Sonne.

Man merkte bereits, daß derſelbe nicht weit von dem Durchmeſſer derſelben geſchehen würde. Hier hinderten die Wolken, welche die Sonne kaum einige Augenblicke unbedeckt ließen, die fernere Wahrnehmung auf 2 Stunden lang. Doch eben, als man den Ausgang dieſer ſeltnen Begebenheit mit Verlangen zu ſehen wünſchte, da erheiterte ſich der Himmel auf einmal. Gerade um 9 Uhr ſtand Venus am Rande der Sonne, nicht weit von dem horizontalen Durchmeſſer derſelben; und wie ſie anfing ſich mit dem Sonnenrande zu vereinigen, da warf ſie von ihrem Umkreiſe einen ſilberfarbenen Schein in dem Sonnenrande *), bis ſie 17 Minuten nach 9 Uhr völlig aus der Sonne verſchwand.

Uebrigens wird durch dieſe ganze Erſcheinung, vornehmlich die genaue Richtigkeit der berliner Berechnung bewähret und gerechtfertiget.

2) Magdeburg.

Die Erſcheinung der Venus in der Sonnenſcheibe iſt bey dieſer Stadt zu Kloſter Bergen, von dem Hrn. Conventual Silberſchlag, in hoher Gegenwart Sr. königl. Hoheit, des Herrn Markgrafen Heinrichs, und andrer Freunde der Wiſſenſchaften, aufs ſorgfältigſte bemerket worden. Hr. Silberſchlag liefert uns nur die Zeit des Austritts, als worauf es hauptſächlich angekommen: weil

*) Dieſer ſilberfarbene Rand ſcheint die Dunſtkugel um die Venus zu beſtätigen; und folglich ihre Bewohnbarkeit darzuthun.

weil die Sonne ſich eben zu der Zeit glücklich ohne Gewölk gezeiget hat, als die Venus im Begriffe ſtund, die Sonnenſcheibe zu verlaſſen; und welches gerade ſo lange, und nicht viel länger gedauret hat, als es nöthig geweſen, den Austritt dieſes Planeten vom Anfange bis zum Ende, auf das genaueſte beobachten und abmeſſen zu können. Es geſchah alſo:

Die innere Berührung des Sonnenrandes von der Venus nach der obſervirten Zeit, um	9 Uhr,	7 M.	13 Sec.
Nach der wahren Zeit um	9 Uhr,	7 M.	34 Sec.
Der Mittelpunct des Planeten im Rande der Sonne, nach der obſervirten Zeit, um	9 Uhr,	13 M.	32 Sec.
Der völlige Austritt aus der Sonnenſcheibe nach der obſervirten Zeit, um	9 Uhr,	23 M.	12 Sec.
Nach der wahren Zeit, um	9 Uhr,	21 M.	31 Sec.

Noch iſt zu bemerken, daß als die Venus im Begriffe war, den Rand der Sonne von innen zu berühren, derſelbe über ſeine zirkelförmige Rundung in einen ſolchen Bogen austrat, der vollkommen mit dem Rande der Venus parallel war. (NB. Dieß will man in Copenhagen nicht beobachtet haben.) Kenner werden dieß Phönomenon einmüthig für eine Athmoſphäre der Venus halten; in welcher gewiß eine ſtarke Brechung der Lichtſtralen ſtatt finden

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblioth.
Universitat.
Frider. Guil.
Berolin.

18 Ji 12

Achtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1734.

muß. Merkwürdiger Umstand! denn nun ist das Daseyn der Athmosphäre der Venus, welches bisher nur analogisch hat behauptet werden können, durch die Observation vollkommen bestätiget; und die Venus ist also ganz gewiß eben ein solcher Weltkörper, als unsre Erde ist: zumal da große Berge in derselben schon vom Cassini beobachtet worden.

3) Meißen, den 7. Jun. 1761.

Als die Sonne unter den Wolken versteckt, über den Horizont gekommen war, brach doch zuweilen ein Schein und Stral von ihrem Lichte hindurch, und nach 4½ Uhr gab ein einziger Blick von der Sonne uns alsobald die Makel von der Venus zu erkennen. Nach 5½ Uhr kam die Venus ungefähr in die Mitte ihrer Linie: aber von da an erlaubten die Wolken nicht länger etwas zu sehen. Um halb 8 Uhr ließ sich die Sonne wieder hinter den Wolken merken; und wir nahmen damals die Venus um ¾ auf 8 Uhr so weit vom linken Rande der Sonne oben an stehend war, als wir sie um 4½ Uhr zum erstenmale von dem rechten Rande abstehend erblicket hatten. Bis um 9 Uhr wurde sie blickweise noch immer in der Sonne gesehen. Den Austritt konnten wir nicht wahrnehmen; weil die Wolken immer dicker wurden.

Der Diameter der Venus betrug ungefähr den 27sten Theil vom Sonnendiameter. Vom Mittelpuncte der Sonnen hat sie zum wenigsten

11 bis 12 Minuten abgeſtanden, und alſo um den dritten Theil des halben Diameters der Sonne, vom Rande der Sonne, als ſie am tiefſten eingerücket war. Ihr Eintritt iſt vermuthlich nicht viel vor drey Uhren geſchehen: und die ganze Dauer des Durchganges wird ungefähr 6½ Stunde betragen haben: daß alſo die neueſten Ausrechnungen der Herren Caſſini, beſonders Cappelli und le Gentil, die genaueſte Uebereinſtimmung mit der Erſcheinung gehabt haben.

V.

Epitre de Mr. de Voltaire.

Qu'il eſt doux, d'employer le declin de ſon Age,
Comme le grand Virgile amuſa ſon Printems!
Du beau Lac de Mantoue il aimoit le Rivage,
Il cultivoit la Terre & chantoit ſes Preſents.
Mais bientôt ennuyé des plaiſirs du Village,
D'Alexis & d'Aminte il quitta le Sejour,
Et malgré Mevius il parut à la Cour:
C'eſt la Cour qu'il faut fuir, c'eſt aux Champs qu'il faut vivre!
Dieu du Jour, Dieu des Vers! j'ai ton Exemple à ſuivre!
Tu gardas les Troupeaux; mais c'étoit ceux d'un Roy:
Je n'aime les Moutons, que quand ils ſont à moy.
L'Arbre qu'on a planté rit plus à notre Vüe,
Que le Parc de Verſaille, & ſa vaſte Etendüe.

Le

Le Normand Fontenelle, au milieu de Paris,
Prêta des Agrémens au Chalumeau champêtre:
Mais il vantoit des Soins, qu'il craignit de connoitre,
Et de ſes beaux Bergers il fit des beaux Eſprits.
Je veux que le Cœur parle, & que l'Eſprit ſe taiſe:
Ne celebrons jamais que ce que nous aimons!
En fait de Sentimens l'Art n'a rien qui nous plaiſe,
Ou chantez les Plaiſirs, ou quittez les Chantons:
Ce ſont des Fauſſetés, & non des Fictions.

„Mais quoi? loin de Paris ſe peut il qu'on reſpire?
„Me dit un petit Maitre, amoureux du Fracas:
„Les Plaiſirs à Paris voltigent ſur nos pas;
„On s'oublie, on eſpere, on jouit, on deſire.
„Il me faut du Tumulte, & je ſens, que mon Cœur,
„S'il n'eſt point enivré, va tomber en langueur.
Attends, bel Etourdi! que les Rides de l'Age,
Mûriſſant ta Raiſon, ſillonnent ton Viſage;
Que *Gauſſin* t'ait quitté, qu'un Ingrat t'ait trahi;
Qu'un *Bernard* t'ait volé, qu'un jaloux Hypocrite
T'ait noirci du Poiſon de ſa Langue maudite;
Qu'un opulent Fripon, de ſes pareils haï,
Ait ravi de l'Honneur, qu'on enleve au Merite:
Tu verras, qu'il eſt bon de vivre enfin pour ſoi;
Et de ſavoir quitter le monde qui nous quitte.
„Mais vivre ſans Plaiſirs, ſans Faſte, ſans Emploi?
„Succomber ſous le Poids d'un Ennui volontaire?
De l'Ennui, penſes tu, que retiré chez toi,
Pour les Tiens, pour l'Etat, tu n'as plus rien à faire?
La Nature t'appelle, apprends à l'obſerver!
La France a des Deſerts, on va les cultiver;

Elle

Elle a des Malheureux, au Travail neceſſaire.
Ce Partage de l'Homme eſt ſon Conſolateur;
En chaſſant l'Indigence amene le Bonheur;
Change en Epics d'orés, change en gras paturages,
Les Ronces, les Roſeaux, ces affreux Marecages.
Tes Vaſſeaux languiſſants, qui pleuroient d'être nés,
Qui redoutoient ſur tout de former leur ſemblables,
Et de donner le Jour à des Infortunés,
Vont ſe lier gaïnant par des nœuds conſiderables.
Un Canton deſolé ſe peuple & s'enrichit.
Turbilly dans l'Anjou t'unite & t'applaudit:
Bertin, qui dans ſon Roy voit toujours ſa Patrie,
Prête un bras ſecourable à ta noble induſtrie:
Trudaine ſçait aſſés, que le Cultivateur
Du Reſſort de l'Etat eſt le premier Moteur.
Et qu'on ne doit pas moins, pour le Soutien du Trone,
A la Faux de Ceres, qu'au Sabre de Bellone.
J'eſtime St. *Benoit*: il pretendit du moins,
Que ſes Enfans tondus, chargés d'utiles Soins,
Meritaſſent de vivre en guidant la Charrüe;
En creuſant des Canaux, en defrichant des Bois:
Mais je ſuis peu content, du Bonhomme françois;
Il crût, qu'un vray Chretien doit gueuſer dans la Ruë,
Et voulût, que ſes Fils, robuſtes Faineans,
Fiſſent Serment à Dieu, de vivre à nos Depens.
Dieu veut, que l'on travaille, & que l'on s'evertuë,
Et le ſot Mari d'Eve au Paradis d'Eden,
Reçut un Ordre exprès, d'arranger ſon Jardin.
C'eſt la premiere Loi donnée au premier Homme;
Avant qu'il eut mangé la Moitié de la Pomme.
Mais,

Mais, ne detournons point nos Mains & nos Regards,
Ni des autres Employs, ni ſur tout des beaux Arts,
Il eſt des Tems pour tout, & lorſqu'en mes Vallées,
Qu'entoure un long Amas de Monragnes pelées,
De quelques Malheureux, ma Main ſeche les Pleurs;
Sur la Scene à Paris j'en fais verſer peutêtre,
Dans Verſaille étonné j'attendris des grands Coeurs.
Et ſans croire approcher de *Corneille* mon Maitre,
Quelque fois je ſais plaire, à l'Aimable de *Cleron*.
Au Fonds de ſon bourbier je ſais rentrer *Freron*.
L'Archidiacre *Trublet* pretend que je l'envie,
La Repreſſaille eſt juſte, & je ſais à propos,
Confondre les Pervers & me moquer des Sots.

Envain ſur ſon Credit un Delateur s'appuye;
Sans ſon bonnet quarré que ma Main jette à bas,
Je decouvre en riant la Tête de Midas.
J'honore *Diderot*, malgré la Calomnie:
Ma voix parle plus haut que les cris de l'Envie.
Les Echos des Rochers qui ceignent mon defert,
Repetent apres moy le Nom de *d'Alembert*.
Un Philoſophe eſt ferme & n'a point d'Artifice.
Sans Eſpoir & ſans Crainte il ſait rendre Juſtice,
Jamais Adulateur, & toujours Citoyen,
A ſon Prince attaché, ſans lui demander rien;
Fuyant des Factions les Brigues ennemies,
Qui ſe gliſſent par fois dans les Academies;
Sans aimer *Loyola*, condamner *St. Medard*,
Des Billets qu'on exige il ſerit à l'Ecart;

Et

Et laiſſe au Parlement à reprimer l'Egliſe.
Il s'eleve à Son Dieu, quand il foule à ſes pieds,
Un Fatras degoutant d'Argumens decriés;
Et ſon Ame inflexible au Vrai ſeul eſt ſoumiſe.
C'eſt ainſi, qu'on peut vivre, à l'ombre de ſes Bois,
En Guerre avec les Sots, en Paix avec ſoi même,
Gouvernant d'une Main le Soc de Triptoleme,
Et de l'autre eſſayant d'accorder ſous ſes Doigts,
La Lyre de *Racine* & le Luth de *Chapelle*.

O vous, à l'Amitié dans tous les Tems fidelle,
Vous, qui ſans Préjugé ſans Vice & ſans Travers,
Embelliſſez mes Loiſirs, ainſi que mes deſerts;
Soutenés mes Travaux & ma Philoſophie!
Vous cultivez les Arts, les Arts vous ont ſuivis.
Le Sang du grand *Corneille* elevé ſous vos yeux,
Apprend par Vos Leçons à meriter de l'être.
Le Pere de *Cinna* vient m'inſtruire en ces lieux;
Son Ombre entre nous trois aime encore à paroitre.
Son Ombre nous conſole, & nous dit: *qu'à Paris*
Il faut abandonner la Place aux Scuderys.

VI.

Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, aus der Geburt, dem Tode, und der Fortpflanzung deſſelben erwieſen von Joh. Pet. Süßmilchen, kön. preuß. Oberconſiſt. Rathe, Probſte in Cöln, und Mit-

Mitgliede der kön. Akad. der Wissenschaften, I. Theil. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Berl. 1761. im Verlage der Realschule.

Dieß Werk, welches in seiner ersten Ausgabe mit so großem Beyfalle aufgenommen worden, erscheint hier mit so vielen Verbesserungen und Zusätzen bereichert, daß es, so zu reden, ganz neu zu nennen ist. Es sind gerade 30 Jahre verflossen, seit dem der Hr. Verfasser seine Betrachtungen über die Ordnung der göttlichen Weisheit und Güte, in der Geburt, Fortpflanzung und dem Tode der Menschen, zuerst ans Licht gestellet. Eine genaue Prüfung derer, von Graunten, Arbuthnotten, Petty, King, Derhamen, Nieuwentyten u. a. gemachten Regeln, und ein fleißiges Nachspüren der göttlichen Vorsehung, hatte ihn kühn gemachet, weiter zu gehen, als seine Vorgänger. Die jährlichen Listen der Gebohrnen und Gestorbenen aus den königl. preußischen Landen, setzten ihn in den Stand, noch mehr zu leisten, als dieselben gekonnt hatten. Ja er hatte sich so gar in viele politische Betrachtungen einlassen müssen.

So furchtsam ihn dieses alles machte: so sehr haben ihn die Urtheile der gelehrten Tagebücher, ja auch die Zeugnisse von der guten Aufnahme aus Holland, England, der Schweiz, aus Dännemark und Schweden, ermuntert, noch mehr Beweisthümer zu den gemachten Regeln zu sammeln. Selbst die königl. Akad. der Wissenschaften nahm ihn zum Mitgliede auf, und der vorige Präsi-

Präsident derselben ermunterte ihn, diese Materie zum Gegenstande seiner Ausarbeitungen zu machen. Es kamen ihm auch nachmals die Schriften des Hrn. Kersebooms, Strüyks, Dr. Shorts, und des Hrn. Desparcieux, nebst denen über diese alle angestellten Betrachtungen des Hrn. Wargentins in Schweden zu handen. Alles dieses setzte ihn in den Stand, sein Werk zu verbessern, und die darinn festgesetzten Regeln zu einem solchen Grade der Gewißheit zu bringen, als in dieser Art von Wahrheiten nur möglich ist. Er ward also vermögend, die erste Ausgabe stark zu vermehren, und legte wirklich Hand an, dieselbe ganz umzuschmelzen. Die wenigen Nebenstunden bey seiner Berufsarbeit, sonderlich in diesen Kriegszeiten, wurden dazu angewandt: und so ist dieser erste Theil zu Stande gekommen.

Was der hochehrw. Hr. Vers. von den Unvollkommenheiten seines Werkes hinzusetzet, sehen wir als eine Probe seiner Bescheidenheit an; wünschen aber doch mit ihm, daß die Landprediger ihm fleißig an die Hand gehen mögen, solche richtige Listen zu sammeln, als er wünschet. Es fehlen auch dem Hrn. O. C. R. noch orientalische Verzeichnisse von Gebohrnen und Gestorbenen, um daraus die Uebereinstimmung mit den occidentalischen zu ersehen. Er wünschet mehr Listen von kleinen Städten und dem Lande, darinn das Alter der Sterbenden angemerket ist. Hr. von Justi mit seinen Einwürfen wird hier abgefertiget.

Brachmond. 1761.

Der Hr. Verf. entschuldiget sich auch in der Vorrede nochmals wegen seiner politischen Betrachtungen, die er hin und wieder, als ein Theolog, auf den ersten Segen Gottes, seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, gegründet. Allein wer kann ihm das verdenken, da es der augenscheinliche Vortheil eines Staates ist, wenn er stark bevölkert ist? Und was kann ein Landesherr nützlichers in Erwägung ziehen, als wie er die Anzahl seiner Unterthanen mehren, oder doch soviel als möglich ist erhalten könne. Ja wer will es ihm verargen, daß er auch die christliche Religion, gegen die gefährlichen Beschuldigungen des Montesquieu zu vertheidigen gesuchet? Soll denn ein Theolog gar nicht wissen, was rings um ihn her in der Welt geschicht? Genug der Hr. Verf. thut wohl, daß er solchen unbilligen und unbefugten Richtern mit aller Geringschätzung ihrer Urtheile begegnet, die sie verdienen.

Allein wo sollen wir nun anfangen, dem Leser einen Begriff von dem Inhalte dieses ersten Theiles zu geben? Es wird wohl am besten seyn, wenn wir ihm in der Ordnung die Hauptstücke melden, so er darinn ausführlich abgehandelt hat. Den Anfang machet eine Einleitung, darinn der Hr. Verf. die Bevölkerung des Erdbodens aus der mosaischen Geschichte, als eine Absicht des Schöpfers dargethan. Er zeiget zugleich kürzlich, was für Einrichtungen und Mittel nöthig gewesen, um die Bevölkerung des Erdbodens zu erhalten. Wir haben hier die Beurtheilung von der Verbesserungsliste

rungsliste der ersten Menschen bis zur Sündfluth vermisset, die Whiston in seiner neuen Erdbetrachtung (A new Theory of the Earth.) gegeben hat; davon wir gern des Hrn. Vers. Meynung gelesen hätten. Wir finden sie aber hernach auf der 291. S. in der Anmerkung. Die mosaischen Erzählungen werden indessen hier aufs beste gerechtfertiget und vertheidiget: kurz, hier kommen die wichtigsten und merkwürdigsten Betrachtungen vor.

Das I. Hauptstück giebt die Erklärung der Ordnung Gottes, und ihrer Eigenschaften, welche in dieser Abhandlung erwiesen werden sollen; nebst dem Gebrauche derselben, zum Erkenntnisse Gottes und seiner Vorsehung. Nachdem er die vornehmsten Regeln dieser Ordnung angezeiget, wird der Begriff von der Ordnung erkläret, und ihre Eigenschaften, da sie groß, vollkommen, schön, allgemein, und beständig ist, werden ins Licht gesetzet. Man erläutert sie mit dem Marsche eines Regiments, als welches Bild die vornehmsten Regeln dieser Ordnung vorstellet. Das aber, hat diese Ordnung besonderes an sich, daß sie sich durch die Unordnung im kleinen verbirgt, und nicht anders, als durch große Sammlungen von Verzeichnissen, von vielen kleinen Oertern, und vielen Jahren ans Licht gebracht werden kann: daher sie den alten Naturforschern ganz unbekannt geblieben ist. Sie ist endlich auch veränderlich und zufällig; woraus das Daseyn Gottes fließt; auch seine Vorsehung erwiesen wird.

Das II. Hauptstück handelt von der Ordnung im Tode der Menschen, und dem Verhältnisse der Sterbenden zur Zahl der Lebenden; auch von dessen Unterschiede auf dem Lande, und in Städten, in gemeinen und ordentlichen Jahren. Hier wird sonderlich der Unterschied zwischen gesunden und epidemischen Jahren gewiesen, und dieses bey dem Gebrauche der Listen zu bemerken, durch gute Cautelen angewiesen. Daß aus einer gegebenen Anzahl Menschen jährlich nur ein gewisser Antheil sterbe, wird aus den Listen von 1098 Dörfern in der Kurmark bewiesen; auch dabey Graunts, Kings, und Shorts Regel geprüfet: womit denn des letzten englische, viele hannöverische, und schwedische Dörfer, ganz einstimmen. Zweytens werden die Verhältnisse kleiner Städte, 3) die von großen volkreichen Städten, als London, Rom, Stockholm, Berlin, u. e. a. angeführet. Daraus wird endlich die Regel hergeleitet: Wenn in ähnlichen Zeiten und Oertern, jährlich noch einmal so viele an einem Orte sterben, als an einem andern: so müssen auch allda noch einmal soviel Leute leben. Hier wird Maitlands Fehler angemerket, der von Londen auf die preußischen Provinzen geschlossen hat. Wenn der Hr. Verf. hier der Stadt Leipzig gedenket, und ihre Einwohner nicht viel über 30000 schätzet; so hat er ihr noch ein wenig zu viel eingeräumet. Sie erreichet diese Zahl nicht einmal völlig. Sie hat in diesem Jahrhunderte nur noch ein einzigmal 1000 Kinder in einem Jahre geliefert. In der Kurmark ist 1700 die Zahl der Gestorbenen 7600 gewesen.

weſen. Im 1756 J. aber war ſie ungefähr 18000. Dieſe Zahlen verhalten ſich wie 10 zu 23. Und wie merklich muß ſich nicht die Anzahl der Einwohner im Brandenburgiſchen in 55 Jahren vermehret haben? Berlin hatte um 1750, 4000 Todté, Rom 6000, und London 24000. Folglich iſt Rom anderthalb mal ſtärker an Einwohnern, als Berlin; London aber viermal ſtärker, als Rom, und 6 mal volkreicher als Berlin. Das Herzogthum Wirtenberg hat ſoviel Einwohner, als das preußiſche Pommern und die Neumark zuſammen.

Das III. Hauptſtück zeiget einige Urſachen von der größern Sterblichkeit in Städten. 1) Sterben in Städten mehr Kinder, als auf dem Lande; welches die Zärtlichkeit, die Ammen, und das lüderliche Leben der Aeltern Schuld haben. 2) Sind die Sitten in Städten verderbter, und viele Menſchen durch die geile Seuche vergiftet. 3) Wird in Städten zu viel Ueberfluß in Speiſen getrieben. 4) Sind daſelbſt mehr Leidenſchaften und Nahrungsſorgen. 5) Gehen die ſtarken und hitzigen Getränke daſelbſt mehr im Schwange. 6) Iſt die Luft in Städten dicker und ungeſunder. 7. Wohnen die Leute enger und dichter beyſammen, ſo daß ſich die anſteckenden Krankheiten leichter ausbreiten. 8) Werden die Armen und Kranken in anſteckenden Seuchen ſehr vernachläßiget: und die Theurung kömmt auch noch dazu. 9) Hiezu kommen die Fremden, die daſelbſt häufiger ſind, und

ſterben. Daher folget denn, daß in großen Städten gleichſam eine beſtändige Peſt herrſchet.

Das IV. Hauptſtück lehret das Verhältniß der jährlich getrauten Paare zu der Zahl der Einwohner eines Ortes; und von der Wichtigkeit und dem Einfluſſe dieſes Verhältniſſes in die allgemeine Fruchtbarkeit eines Landes, und in die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts. Hier zeiget der Hr. Verf. daß der Eheſtand das beſte Mittel zur Bevölkerung eines Landes ſey: und daß in dem Verhältniſſe der Ehen zu der Zahl der Einwohner der Grund von der Vermehrung, oder Abnahme der Bürger liege. Da nun der Entſchluß zu heurathen, hauptſächlich auf die Leichtigkeit des Unterhaltes einer Familie ankömmt: ſo wird man in Ländern, wo alles wohlfeil und viel zu verdienen iſt, leichter heurathen, als anderwärts. Dieß wird nun gründlich erwieſen. So hat Z. E. in Amſterdam von 40 bis 42 Perſonen jährlich einer geheurathet; in den andern holländiſchen Städten aber nur von 48 bis 50gen einer. In Paris iſt unter 68 Perſonen nur einer der heurathet. Hier iſt alſo die Zahl der Heurathenden viel kleiner, als in Holland und in deutſchen Städten. In Zürch hat unter 41 Perſonen einer geheurathet. In den preußiſchen Landen heurathet kaum von 90en bis 100 einer; und die Zahl der Heurathen hat ſeit dem vorigen Jahrhunderte ſehr abgenommen; ein übles Zeichen für die Bevölkerung! Nur in Pommern und Preußen iſt

einer-

einerley Verhältniß geblieben. Das machet der daselbst nicht gestiegene Getrâydepreis.

Das V. Hauptstück handelt von der ehelichen Fruchtbarkeit, und dem Verhältnisse der Gebohrnen gegen die Ehen und Familien, und die Gestorbenen. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Nur merke man, daß insgemein, und durchweg gerechnet, jede Ehe vier Kinder giebt. Hier kommen viel schöne Sachen vor. Z. E. Es ist eine Frage: warum in Leipzig die Ehen unfruchtbarer sind, als in allen andern Ländern und Städten? Denn da anderwärts, als in Frankreich, England, Schweden und Preußen 4 Kinder auf eine Ehe kommen, so kommen in Leipzig nur drey darauf. Und der Hr. Verf. verlanget, daß ein Gelehrter alhier die Ursache untersuchen soll. Die Schwierigkeit ist; weil dieß nicht nur etwa im itzigen Jahrhunderte, da die Schwälgerey und Wollust so hoch gestiegen, sondern schon vor 140 Jahren so gewesen. Gleichwohl will der Hr. Verf. behaupten, daß Leipzig so gar jetzo, gegen London und Paris, für fromm zu halten ist: und dennoch ist daselbst die eheliche Fruchtbarkeit größer. Hergegen hat der Hr. Verf. bemerket, daß unter allen kön. preußischen Provinzen, das eigentliche Königreich Preußen am fruchtbarsten ist. Denn da werden von zwoen Ehen allemal 9 Kinder gebohren: da hergegen in andern Provinzen nur 8, auch wohl nur sieben kommen. Kann es nun einem, der als ein wahrer Patriot am Ruder sitzet, wohl gleichviel dünken, ob z. E. von 2000 Ehen eines

Jahres 7000, oder 9000 Kinder entſtehen? Gewiß 2000 Kinder verdienen in einem Staate eine große Aufmerkſamkeit: und Preußen iſt dieß vorzügliche Land, welches bisweilen wohl noch größere Fruchtbarkeit gewieſen hat.

Das VI. Hauptſtück handelt vom Verhältniſſe der Gebohrnen zu der Anzahl der Lebenden, der ſtehenden Ehen und Familien. Das VII. von dem Verhältniſſe der Gebohrnen zu den Sterbenden; dem Ueberſchuſſe der Gebohrnen über dieſe, und der davon abhangenden Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes, ihrer Geſchwindigkeit und Verdoppelung. Z. E. Berlin und Potzdam hatten vor 50 Jahren nicht 50000 Einwohner: itzo haben ſie 140,000. Und die Kurmark iſt in der Zeit in dem Verhältniſſe von 10 bis auf 24 Einwohner geſtiegen.

Das VIII. Hauptſtück handelt von der Geſchwindigkeit der Vermehrung und von der Zeit der Verdoppelung. Das IX. Haupſtück handelt von den größern und gewaltſamen Hinderniſſen der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts. Hier kommen die Peſten vor, daran in Preußen, Danzig, Hamburg und Copenhagen 1709 und 1710 der dritte Theil aller Einwohner geſtorben iſt. Königsberg allein verlohr 26000, Copenhagen 20000. Imgleichen wird der Krieges- und der Hungersnoth, auch des eheloſen Standes gedacht, u. ſ. w. Das X. redet von der Bevölkerung eines Staates, als einer nothwendigen Pflicht eines Regenten. Das XI. betrachtet die I. Regel, und diejenigen Dinge, wodurch die allgemeine Fruchtbarkeit

barkeit kann befördert und die Hinderniſſe der Ehen gehoben werden. Das XII. betrachtet die zweyte Regel, welche die Hebung der Hinderniſſe der ehelichen Fruchtbarkeit in ſich faſſet. Das XIII. handelt von der nothwendigen und nützlichen Vorſorge für die Erhaltung des Lebens der Unterthanen. Das XIV. betrachtet die IV. und letzte Regel der Bevölkerung, vermöge der man ſuchen muß, ſeine Unterthanen im Lande zu behalten, und Fremde anzulocken. Ein kurzer Anhang von einem Dorfe bey Croſſen, deſſen Einwohner ſich in 100 Jahren verdoppelt haben; und eine Menge Tabellen zu den obigen Capiteln gehörig, machen den Schluß dieſes höchſt wichtigen Werkes, welches unſern Zeiten und unſerm Vaterlande Ehre machet.

VII.

Ode auf die Betrachtungen der Natur.

Ich ſpür', ich fühl' ein heimlich Feuer,
Ich wachs, und red' anitzo freyer;
Mich rührt die Schönheit der Natur.
O angenehme Gegenſtände!
Die Dichtkunſt reicht mir hier die Hände:
Ich folge willig ihrer Spur.

Erhabner Lehrer, Deine Güte
Ermuntert mein verzagt Gemüthe;
Bey Dir blüht auch der Dichtkunst Glück.
Bey Dir weis ich, daß diese Probe,
Weil ich des Schöpfers Vorsicht lobe,
So gut ist, als ein Meisterstück.

Weg mit dem lärmenden Getöße
Der Wollust und der falschen Größe!
Weg mit der kleinen Herrlichkeit!
Hier, hier ist Nahrung für die Weisen,
Die unsers Schöpfers Güte preisen;
Hier ist die schönste Lebenszeit.

Was ist erhabners für den Dichter,
Als wenn er täglich Gott, als Richter,
Als Schöpfer und Erhalter fühlt?
Er fühlt ihn dann, wenn er die Stärke
Der Allmacht, und die Wunderwerke
Der Vorsicht auf dem Psalter spielt.

Da, wo nur Anmuth und Vergnügen
Ein forschendes Gemüth besiegen,
Da, wo Natur und Kunst sich zeigt;
In stillen, grün-gewölbten Grotten,
Die stolze Geister nur verspotten,
Wo Bosheit, Haß und Kummer schweigt;

In Gärten, wo die Unschuld wohnet,
Und wo die Tugend uns belohnet,
Da ist sein edelster Besuch!
Da kann er denken, forschen, spüren,
Und sich in der Natur verlieren,
Da ist der Weise sich ein Buch!

O Freunde! die die Künſte lieben,
Und ſich in Wiſſenſchaften üben,
Hier wird die Wiſſenſchaft genährt:
Hier kann man froh mit David ſingen,
Und in die Tiefen Gottes dringen,
Die uns Natur und Glauben lehrt.

Voll Kühnheit blick ich in die Ferne,
Und ſehe durch die Morgenſterne
Ins Reich der Unermeßlichkeit.
O tiefes Nichts! wo iſt dein Ende?
Ich zittre: Wo ich mich hinwende,
Sind weder Tag, noch Nacht, noch Zeit.

O leerer Raum! o Raum voll Schrecken!
Wie nenn ich dich? Kannſt du's entdecken,
Wie ſchön, wie groß die Vorſicht iſt?
Was ſeh ich! tauſend Legionen?
Nein! Tauſend, tauſend Millionen
Geſchöpfe, die kein Auge mißt.

Der Größe nach, ſinds Ungeheuer,
Und ſchrecklich große Klumpen Feuer,
Die ſich um ſo viel Axen drehn;
Da ſchweben ſie zu ganzen Schaaren,
Die ſchon ſeit ſo viel tauſend Jahren,
In ihrer Wirbel Mittel ſtehn.

Die dunkeln Kugeln, die dort fliehen,
Und kreuzweis durch einander ziehen,
Und ſich doch niemals Schaden thun;
Die alle wiſſen ihre Gänge.
Wer lehrt ſie das? Und läßt die Länge
Der Zeiten ſie nicht einmal ruhn? Wie,

Wie, wenn ein Vogel in den Lüften,
Begeistert von des Fruhlings Düften,
Hoch über unsrer Erde schwebt:
So schwimmt auch dieses Weltgebäude,
Vornehmlich zu der Menschen Freude,
In einem Nichts, und ist belebt.

Hier hängt es in den schwarzen Tiefen,
Wo sonst die Zeiten gleichsam schliefen,
Nebst unsrer Wohnung, dieser Welt.
In einem Nichts? Wer kann mich lehren,
Wie diese großen Himmelssphären
Ein Nichts, ein bloßes Nichts erhält?

Sagt, Sonnen, Monden! sagt ihr Sterne,
Die ihr aus eurer dunkeln Ferne,
Mir die Geschöpfe sichtbar macht;
Sagt, wer kann euch in den Gestalten,
In welchen ich euch seh, erhalten?
Seyd ihr die Meister eurer Pracht?

Wer schafft, wer giebt euch dieses Glänzen?
Wer macht, daß ihr aus euren Gränzen
Noch niemals ausgetreten seyd?
Wie drücket euch nicht eure Schwere,
Gleich einem Mühlstein, in das Leere
Und tiefe Reich der Ewigkeit?

Auf! Gotteslängner! starke Geister!
Erklärt dieß, seyd ihr anders Meister,
Von dem, was uns die Wahrheit lehrt:
Hier flieht Natur und Aberglaube;
Der Weise steigt vom kleinsten Staube
Hinauf zu Gott, den er verehrt.

Hier

Hier steigt er, wie auf einer Leiter,
Von Welt zu Welten immer weiter;
Und alles, was er sieht, entzückt:
Hier wandelt er recht im Berufe,
Und jede Welt ist eine Stufe,
Worauf er seinen Gott erblickt.

Er ruft mit wallendem Geblüte,
Zum Freygeist: Hier ist Gottes Güte,
Hier ist die Vorsicht: Suche nur!
Gott, der Erschaffer, kann erhalten,
Durch ihn erblickst du die Gestalten,
Die Wirklichkeiten der Natur.

Die ganze Kette der Geschöpfe,
Was ist sie für die feinsten Köpfe?
Ein Werk, von Klugheit und Verstand.
O! wer kann nicht in diesen Gründen
Lebendige Beweise finden?
Zeigt nicht das Werk des Meisters Hand?

Das Daseyn aller dieser Welten,
Ist, weil Gott will: Er darf nur schelten,
So sind sie alle nicht mehr da.
Gott sprach zum Nichts: Es sollen Erden,
Und aller Himmel Himmel werden!
Der Herr geboth, und es geschah.

Und so geschieht es auch noch heute,
Daß, in der gränzenlosen Weite,
Das ganze Heer der Welten schwebt.
Mit gleicher Macht, mit gleicher Stärke
Regiert Gott itzt noch seine Werke,
Durch ihn lebt alles, was da lebt.

So

Dem

Hochwürdigen, Magnifico und

Hochgelahrten Herrn,

H E R R N

Bernhard Walther Harperger,

Der Heil. Schrift Doctorn,

Sr. Königl. Majestät in Pohlen und

Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Oberhofpredigern,

auch Hochbetrauten Kirchen-Rathe und

Oberconsistorial-Assessorn.

Unserm insonders Hochgeschätzten Gönner und Patron.

So loben ihn auch alle Himmel,
Und das frohlockende Getümmel
Der Tiefen predigt seine Macht;
Planetische gestirnte Chöre,
Die Sonnen, jene Feuermeere,
Sind täglich auf sein Lob bedacht.

Doch, Muse, fleuch in engre Schranken;
Du bist zu schwach für die Gedanken,
Die itzt durch meine Seele gehn.
Weicht, ihr geheimnißvollen Kreise!
Die Vorsicht, die ich ewig preise,
Wirkt auch auf unsrer Erde schön.

Hier wollen wir in grünen Höhlen,
Den Stoff für unsre Lieder wählen,
Und fromme Sänger Gottes seyn.
Beschaue diese Gegenstände;
Erstaun, o Mensch! Falt' deine Hände,
Und sprich: o Gott! auch das ist dein.

Dort steigt die Sonne voll Entzücken,
Mit hellen majestätschen Blicken,
In Gold und Purpur, aus der See;
Sie wälzt sich langsam durch die Lüfte;
Sie athmet neue Lebensdüfte;
Und blitzt auf Perlen in dem Klee.

Da scherzt der Lenz, der Tag wird heiter,
Und sein anmuthiger Begleiter,
Der Zephyr kühlt die schwüle Luft:
Die Vögel singen in den Wäldern;
Tapeten liegen auf den Feldern:
Und Philomele lockt und ruft.

Voll

Voll Pracht kömmt schon der Sommer wieder,
Und senkt sich auf die Aecker nieder,
Die schon von seinen Früchten glühn;
Er kömmt und läßt auf seinen Wegen,
Uns seinen unverdienten Segen,
In einer reichen Aernte blühn.

Um dieß, dem Sommer nachzumachen,
Seh ich den reichen Herbst erwachen,
Der durch die vollen Bäume lacht:
Der Berg ist stolz auf seine Brüste,
Und glänzt vom Weine, der die Lüste
Der Thoren öfters tollkühn macht.

Bald muß der Herbst dem Winter weichen,
Der aus den nördlich kalten Reichen,
Vom Sturm begleitet, Flocken streut:
Da rasen weiße Wirbel Winde:
Der Fluß erstart: die dicke Linde
Steht ohne Laub, und ist beschneyt.

Wer ists? wer will, daß diese Zeiten
Beständig mit einander streiten?
Wer ist der Herr, der sie erhält?
Wer ists, der sie so kostbar zieret?
Und wer, der sie so klug regieret?
Ist nicht Jehova, Herr der Welt?

Ists nicht Jehova, der die Heere
Der Wolken aus dem große Meere
So prächtig durch die Lüfte trägt?
Ists nicht Jehova, der den Regen,
Der irdischen Bewohner wegen,
Auf Berg und Thäler niederschlägt?

Sieh doch den Nil, der sich ergießet,
Und durch die weiten Aecker fließet,
Und alle Felder fruchtbar macht;
Warum wird hier ein Regenbogen
Am runden Himmel hingezogen?
Hat das ein Ohngefähr bedacht?

Betrachte, Mensch, die Welt im Ganzen!
Warum ist denn das Reich der Pflanzen
An Farben niemals einerley?
Wie ziehn sie, unter allen Säften,
Nur das in sich, was ihren Kräften,
Und ihrem Stamme nützlich sey?

Warum stirbt kein Geschlecht der Thiere,
Von allen, so ich nur verspüre,
In so viel tausend Jahren aus?
Wenn sie sich sonder Ordnung paarten;
Was kämen nicht von soviel Arten,
Für neue Wunderthier, heraus?

Sind nicht die Berge, Felder, Triften,
Mit großen leserlichen Schriften,
Von Gottes Gegenwart, besetzt?
Der Baum, die Blumen in dem Moose,
Das Gras, die reizend schöne Rose,
Die Kräuter, alles das ergötzt!

Und alles das, und alle Felder,
Die Hügel, Thäler, und die Wälder,
Die preisen Gott, ihm dankt die Flur;
Ihm ruft ein jeder Halm entgegen:
Du bist die Quelle von dem Segen,
Du bist der Schöpfer der Natur.

Und doch erhebet ſich der Spötter,
Und denkt: Jehova, der Erretter,
Und der Erhalter, iſt ein Traum.
Wie? ſolte wohl die Vorſicht wachen?
Wer hört nicht die Karthaunen krachen?
Es bebt der Fels; es ſinkt der Baum!

Der ganze Horizont erzittert:
Der Pallaſt ſtürzt: der Thurm zerſplittert:
Der Bürger flieht, da kömmt ſein Feind!
Dort klagt der Strom, hier ſeufzt die Erde;
Dort wimmern Menſchen, hier die Pferde;
Da ſtürzt der Held, und da ſein Freund!

Wie? dieſer Gott läßt mit Gefahren,
Mit kriegriſchen, mit wilden Schaaren
Die Menſchen plagen? — — welch ein Gott?
Bedenks, o Freygeiſt! deine Blicke
Sind eingeſchränkt, und deine Tücke
Wird durch die Endlichkeit zu Spott.

Du willſt nach dir den Schöpfer richten?
Wer biſt du, Menſch? Iſt unſer Dichten
Und Trachten von Verbrechen frey?
Und wie? wenn keine Strafen wären,
Wer könnte da mit Wahrheit lehren:
Daß ein gerechtes Weſen ſey?

Glaubst du, daß dich und deines gleichen
Der Herr in seinen großen Reichen,
Weil du dirs wünschest, gar vergißt?
O! dich, dich sieht der Gott der Götter,
Und zeigt sich oft im Sturm und Wetter,
Wenns zur Bekehrung dienlich ist.

Obgleich die Erde tausend Heere,
So wohl zu Land, als auf dem Meere,
Durchs mörderische Schwert verliert:
So machts die Vorsicht doch mit Rechte,
Daß man im männlichen Geschlechte
An Menschen keinen Mangel spürt.

Das Kind, der Säugling, und der Knabe,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Sind durch die Vorsicht auf der Welt.
Die Vorsicht darf dem Tode winken;
So sieht man Jung' und Alte sinken,
So stirbt der Arzt; der König fällt.

O Vorsicht! du bist nicht verborgen;
Der Tag, die Nacht, und jeder Morgen,
Und jeder Abend nennen dich.
So weit, als nur die Wolken gehen,
So hoch, als auch die Himmel stehen,
Blickt deine Güte, Gott, auf mich.

Wie oft hab ich nicht unverdroſſen
Mein Glück entworfen und beſchloſſen!
Und ſiehe! doch ward nichts daraus.
Das aber, das ich niemals dachte,
Das ich wohl öfters gar verlachte,
Half mir aus allen Nöthen aus.

Wie oft dacht ich in meinen Plagen,
Mit Angſt, mit Thränen, und mit Zagen,
Es ſey nunmehr um mich geſchehn!
Und, ſieh! wer ſtürzet meine Feinde?
Wer läßt mir unverhoffte Freunde,
Zu meiner Linderung entſtehn?

Wie unerforſchlich ſind die Wege,
Die ich hier zu betreten pflege,
Dein Machtwort ſchützt mich immerdar.
Mein Glück, Herr, ſteht in deinen Händen,
Du kannſt, du willſt es weislich wenden,
O Gott! Du hilfſt mir wunderbar!

Fritſch.

VIII.

Caroli Ferdinandi Hommelii, Prof. Lipſienſis, Litteratura Juris. Lipſiæ, apud Jo. Wendlerum 1761. in 8.

Saul unter den Propheten! wird hier mancher ausrufen, der kein juriſtiſches Buch unter den ſchönen Wiſſenſchaften, keinen Rechtslehrer auf dem Helikon vermuthet. Und freylich wohl

gehören weder die Inſtituten noch die Pandecten, weder der Codex noch die Novellen, weder der Proceß, noch das Wechſelrecht unter die Beſchäfftigungen der Muſen. Das elende Gezänk über das Mein und Dein, das Geſchren ſtreitender Parteyen, und die ſchlauen Schlupfwinkel der Sachwalter, haben die Ehre nicht, zu der anmuthigen Gelehrſamkeit zu gehören. Allein, gleichwohl kann ein gelehrter Juriſt, auch auf dem trockenen Felde, welches er bearbeitet, hin und wieder Blumen finden, die das Auge und den Geruch erfreuen. Und zu dieſer Claſſe der Gelehrten gehöret unſer berühmter Hr. D. Hommel, als der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkchens.

Er ſelbſt richtet ſeine Vorrede an die Papinianiſten dieſer Zeiten, die von nichts, als Reſponſis, Præjudiciis und Definitionibus, von Edictis Prætorum, Plebiſcitis und Senatus Conſultis, von Legibus und Gloſſis, von Regulis Juris und Brocardicis zu reden wiſſen. Er erkläret dieſer trockenen Zunft von Gelehrten, die vor dem Titel ſeines Buches, als vor einem nie geſehenen Geſpenſte unfehlbar erſchrecken würden, was die Litteratura Juris eigentlich bedeute. Nicht die gewöhnliche Hiſtoria Juris, oder Geſchichte der Rechtsgelahrheit, davon ſchon eine ungeheure Menge größerer und kleinerer Werke vorhanden ſind, iſt der Zweck ſeiner Schrift. Dieſe erzählet nur die alten Schickſale der Rechtsgelahrheit, die vom Urſprunge der zwölf römiſchen Geſetztafeln, bis auf den Irnerius, oder Cujacius zu gehen pflegt. Er

aber

aber will da anfangen, wo die andern bisher aufgehöret; und also ein bisher vernachläßigtes Stück Feldes anbauen.

Man denke auch nicht, daß er eine bloße Bücherkenntniß im juristischen Fache zum Zwecke habe; oder die Leben der Rechtsgelehrten erzählen wolle. Das ist gleichfalls schon von vielen einzeln geschehen. Er will diese beyden Felder in einem Werkchen zusammenziehen; so daß der eine Theil desselben bibliographisch, der zweyte biographisch seyn soll. Wie wir uns aber die Sache vorstellen, werden auch die neuern Schicksale der Rechtsgelahrtheit, in den neuesten drey Jahrhunderten hieher gehören; die gewiß sehr vielen Stoff an die Hand geben können, die Abnahme und Zunahme der verschiedenen Theile dieser Wissenschaft zu erörtern. Denn was für neue Theile der Rechtsgelahrheit sind nicht entstanden, von denen man vorher fast nichts gehöret, noch geträumet hatte? Das Recht der Natur, das Staatsrecht, das Lehnrecht, das Wechselrecht, das Forst- und Jagdrecht, ja selbst mit Erlaubniß des Juris Canonici, der Decreten und Decretalen, das evangelische Kirchenrecht.

Nach dieser seiner Eintheilung der litterarischen Jurisprudenz, oder vielmehr der juristischen Litteratur, will er in diesem ersten Theile die Kenntniß der Bücher liefern; nicht aber aller, sondern nur der classischen, d. i. besten Schriften: deren Besitzer sich wird rühmen können, eine prächtige und auserlesene juristische Bibliothek zu besitzen. Denn hier werden die besten Werke aus dem Na-

tur-, Bürger-, Kirchen-, Lehn-, Criminal- und Staatsrechte, ja auch dem deutschen Rechte und dem Processe vorkommen. Hierauf erwähnet er der Quellen aller dieser Rechte, das ist, der Gesetze, und ihrer Ausleger; und sodann machen die vermischten Bücher den Nachtrab. Kleinigkeiten, und minder nothige Stücke, werden erst im zweyten Theile nachgeholet werden; wo er außer den Leben der Rechtslehrer, auch ihre vornehmsten Werke, wodurch sie sich berühmt gemachet, erzählen wird.

Auf diesen I. Theil wieder umzukehren, so hat er demselben auch einige Ausschweifungen (Extravagantia, wie die Juristen reden) eingestreuet. Diese bestehen aus einigen Nachrichten von vielen neuern juristischen Streitigkeiten, Nachrichten von akademischen Disputationen, (die von einigen neuern ganz fälschlich Probeschriften genennet werden; da sie doch meistens von den gelehrtesten Männern herrühren, die Meisterstücke, und nicht Proben liefern) von den ungenannten und verkappten Schriftstellern, von verschiedenen Lehrarten der Rechte, von seltenen Büchern, gelehrten Diebstählen, rechtsgelehrten Weibern, und dergleichen Dingen mehr. Dieß alles aber thut er nur seinen Zuhörern zu gut: daher er nicht vermuthen will, daß man ihn darüber eben so auslachen werde; wie man vor 60 Jahren diejenigen verspottete und hasste, die eine Geschichte der Rechte auf die Katheder brachten: weil es im vorigen Jahrhunderte unerhört war, vom theodosischen Coder, den Basilicis, den

den zwölf Tafeln, und den alten Rechtslehrern auch nur zu muchsen.

So wie er also hoffet, daß Kenner der wahren Gelehrsamkeit ihn deswegen nicht bestrafen werden: also wird er die unwissenden Anbeller seiner Bemühung mit der verdienten Verachtung abfertigen. Er weis überdem, daß wer an den Weg bauet, viel Richter hat; und wer Bücher im Buchladen feil beut, auch jedem Käufer das Urtheil darüber frey stellen muß. Er räth aber, daß Lehrer, die über sein Buch lesen wollen, nicht die langen Absätze desselben, sondern nur die kurzen Randschriften ihren Zuhörern vorlesen sollen. Außerdem ermahnet er die Studierenden, diese Vorlesungen fleißig zu besuchen, und beschämet die finstern Köpfe, die sonst nichts, als das nothwendige Brodtrecht lernen wollen; hergegen den anmuthigern und historischen Theil der Rechtsgelehrsamkeit verachten. Dieser faule Pöbel unter den Studenten, der nichts als Pandecten und Processe lernet, mag ja nicht über die Kürze des Lebens, und Weitläuftigkeit der Wissenschaften klagen. Allein es bleiben auch demjenigen, der sie gründlich lernen will, noch immer Stunden übrig, sich auch um die schöne Litteratur der Rechtsgelahrheit zu bekümmern, und sich jene trockene Arbeit damit zu versüßen. Kein wahrer Gelehrter muß mit seiner Wissenschaft allein zufrieden seyn; sondern zugleich den verwandten und schönern Theilen der Gelehrsamkeit, der Sprachkunst, der Weltweisheit, der Geschichte,

ſchichte, den Sprachen, und der Bücherkenntniß einen gewiſſen Fleiß widmen.

Nun müſſen wir den Entwurf des ganzen Buches, und ſeine Theile bekannt machen. Im Vorberichte wird von der juriſtiſchen Litteratur überhaupt gehandelt. Das I Buch iſt bibliographiſch, und lehret die Bücherkenntniß; und zwar im erſten Abſchnitte die Kenntniß der claſſiſchen Hauptbücher in allen Theilen der Rechtsgelahrheit: und zwar 1) im Naturrechte, 2) im Bürgerrechte, 3) im Kirchenrechte, 4) im deutſchen Rechte, 5) im Lehnrechte, 6) im peinlichen Rechte, 7) im Staatsrechte, 8) im Proceſſe. Der II. Abſchnitt enthält allerley vermiſchte Nachrichten, d. i. zur Kenntniß der Bücher und Schriftſteller gehörige Dinge. Darunter ſind 9) die akademiſchen Abhandlungen, Einladungsſchriften, Deductionen, und andere kleine Schriften der Rechtslehrer, 10) die ſeltenen Bücher, 11) die verbothenen Bücher, 12) die ſeltſamen Titel gewiſſer Bücher, 13) die Schriften der Juriſten, ſo nach ihrem Tode im Drucke erſchienen, 14) die verſchiedenen Lehrarten, das Recht vorzutragen, 15) die Streitigkeiten der Juriſten, 16) die Bücher ohne Väter, oder der ungenannten oder verkappten Verfaſſer, 17) von gelehrten Diebſtählen und andern Betrügereyen der Juriſten, 18) von den Vielſchreibern und Nichtsſchreibern unter den Rechtsgelehrten, 19) die Mikrologie, darinn allerley juriſtiſche Kleinigkeiten vorkommen: als von Juriſten, die zugleich Theologen geweſen, Juriſten die zu Heiligen erkläret worden; Päbſte,

Päbſte, Cardinäle, und Reichsfürſten, die Doctoren in den Rechten geworden: Aerzte, Weltweiſe, Dichter und Meßkünſtler, die auch Juriſten geweſen; Juriſten, die von Kebsweibern gebohren worden, eheloſe Juriſten; lächerliche Lobſprüche der Juriſten; gleichbenamte, blinde, taube Juriſten: juriſtiſche Schuſter, u. d. m. 20) Weiber, die das Recht ſtudiret hatten; 21) gelehrte juriſtiſche Geſellſchaften, wobey von Facultäten, und ihrem Ordinario geredet wird. 22) Der Unterſcheid unter juriſtiſchen Fürſten, Edelleuten und Pöbelvolke, 23) von den Lebensbeſchreibern. Und ſo weit geht dieß erſte Buch. Vom zweyten wollen wir erſt künftig reden, obgleich hier ſeine Hauptſtücke ſchon gemeldet ſind.

Alles dieſes nun hat der gelehrte und aufgeweckte Hr. Dr. Hommel mit einer ſo lebhaften und feinen lateiniſchen Schreibart, mit einer ſo muntern Einbildungskraft, mit einem ſo lebhaften Witze und ſchöner Beleſenheit vorzutragen gewußt, daß auch Leute, die aus der Juriſterey kein Handwerk machen, es mit vielem Vergnügen leſen können, und ſchon geleſen haben. Alles lachet ſeinen Leſer gleichſam an: und die alte verdrüßliche Mine und runzelichte Stirn eines Bartolus und Baldus, eines Cujacius und Accurſius iſt hier nirgends zu ſpüren. Junge Leute, die an den Inſtituten und Pandecten keinen Geſchmack finden können, müſſen nächſt der alten Geſchichte des Rechtes (Hiſtoria Iuris) bey dieſer juriſtiſchen Litteratur anfangen: ſo werden ſie mit wenigerm Ekel an den Kern

einer Wiſſenſchaft gehen, deren Schalen ihnen ſchon ſo angenehm vorgekommen ſind.

Wir wundern uns übrigens ſehr, daß der gelehrte Herr Verfaſſer nicht die heutige gelehrte Mode, Encyklopädien zu ſchreiben, mit gemachet. Denn wie leicht wäre es ihm nicht geweſen, dieß angenehme Werkchen eine juriſtiſche Encyklopädie zu taufen?

Dörften wir ihm einen kleinen Vorſchlag thun, die Micrologiam juridicam, noch mit einer artigen Kleinigkeit zu vermehren: ſo würde es, von den luſtigen Teſtamenten der Juriſten ſeyn. Wir erinnern uns nämlich, hier auf der juriſtiſchen Katheder vor etlichen Jahren eine Rede von den abgeſchmackten Teſtamenten der Theologen, gehöret zu haben: da man von den Zeiten der Reformation anfieng, und bis auf einige neuere Geiſtlichen fortfuhr, zu zeigen, daß ſie große Schnitzer bey ihren letzten Willen begangen haben. Allein, ſeit zwanzig bis dreyßig Jahren haben wir bloß in Leipzig, viel ſeltſame Teſtamente von Juriſten erlebet. Sollten dergleichen nicht auch anderwärts vorkommen? Und wären dieſelben nicht werth, auch der gelehrten Welt vorgeleget zu werden?

Uebrigens iſt dieß Werkchen auch mit einigen Kupfern gezieret. Das I. ſtellet einige merkwürdige Wapen berühmter Juriſten vor Augen. Das zweyte ſtellet eine hieroglyphiſche Bilder-ſchrift vor, ſich die Titel der Pandecten, oder die Geſetze ein-

zu-

zuprägen. Z. E. De Capitis deminutione, iſt ein römiſcher Soldat, der mit abgehauenem Kopfe die Beine in die Höhe kehrt. Lex Fulia & Caninia, zeiget einen Hund mit einer Spindel. Patriam poteſtatem zeiget ein römiſcher Soldat, der ſeinen vor ihm ſtehenden Kindern mit einem Stecken und einer Ruthe drohet. u. ſ. w. Das III. leget aus dem Mabillon, und Brenkmann ein paar Proben alter Handſchriften von juriſtiſchen Büchern vor Augen. Ausführliche Regiſter machen den Schluß.

IX.

Arzneyen. Berlin, 1759 bey Chr. Lud. Wintern. in 12.

Unſre deutſchen Büchertitel geben den witzigſten unſrer Nachbarn itzo im geringſten nichts nach, und werden bisweilen eben ſo lächerlich, als die Sucht zu unſrer Großväter Zeiten; die alles mit politiſchen Näſchern, politiſchen Bürſtenbindern, politiſchen Feuermauerkehrern, politiſchen Rattenfängern, und Mauſefallkrämern erfüllete. Sonderlich hat man ſeit einiger Zeit angefangen, die Kürze zu lieben. Man hat angefangen mit zwey bis drey Worten, den ganzen Titel auszudrücken! Z. E. Meine Gedanken u. d. gl. ja man iſt ſo gar lakoniſch geworden, daß man es für ſündlich hält, mehr als ein Wort auf den

Titel.

Titel zu ſetzen. Daher kommen die Bücher, die nichts an der Stirne führen, als Briefe, Lieder, Fabeln, Einfälle, Träume, u. d. gl. oder ſo wie dieſes kleine Werkchen, Arzneyen. Wo bleiben noch die künſtlichen und metaphoriſch ausgedrückten Titel, aus denen man unmöglich errathen kann, was der Inhalt des Buches ſeyn wird? Statt aller andern kann eben dieſes dienen. Denn wer ſollte ſich wohl träumen laſſen, was in dieſen Arzneyen ſtünde; wenn man ſie nicht durchblättern wollte? Würde nicht ein jeder viel eher die Schrift eines Quackſalbers, als eines witzigen Kopfes darinnen vermuthen?

Doch wir wollen uns nicht an das unrecht ausgehangene Schild kehren, ſondern in die Herberge ſelbſt eintreten. Da keine Vorrede uns aus dem Traume hilft, was der Verf. damit im Sinne gehabt, ſo ſehen wir gleich im I. Artikel Prophezeihungen auf das 1740ſte bis 1760ſte Jahr, die der Verf. in einem alten Buche gefunden haben will, welches zu Chriſtlingen bey Urſino Godwin 1587. gedruckt ſeyn ſoll. Allein weder der Titel deſſelben, noch der Inhalt iſt ſo glücklich nach dem Alterthume gebildet, daß es nur die geringſte Aehnlichkeit mit dem angegebenen Zeitpuncte hätte. Jener ſoll heißen: „Eyn grundlicher Apris von ſeltſam„lichen Geſchichten, ſo ſich in folgenden Seculn „zutragen mechten, clar gewiſen, und mit Vers„reimen gar artlich zu leſen gewechſelt.„ Kenner alter Bücher werden hier ſowohl die alte Schreib- als Buchſtabierart vermiſſen.

Das-

Dasjenige, was von den poetiſchen Kriegen der Deutſchen zwiſchen 1740 bis 1760 zur Probe angegeben wird, iſt an ſich ſelbſt nicht unrecht. z. E. a. d. 5. Seite heißt es: die eyn Parthey wird der andern zum Boſſen, ſein eygentlich raue Sprache räden, daz man es ſchier nit durſt verſtehen künnen ꝛc. Zum ſechſten würt ſich umb die Gegend wo der bäſte und ſchmacklichſte Käs geformt wird, eyn Tichterzunft erheben, verlangend, daß man ſi ſollt fürchten vnnd zu Willen thun im ganzen remiſchen Raych, denkende, diſe Ehr könn inen nit entwerden. ꝛc. Zum ſibenten würt noch vnter wehrendem Kriege eyn new Jauchzensgeſchrey im ſälbigen Lande erheben. Aber di Urſach davon würt ſein eyn new Tichtungsmanier, davoren die ander Parthey würt entflüchten, wi ein Jud vor eym Stück Specks. Es würt aber eyn ſchön vnd fein Geticht inn Truck ausgehen, obwohlen auch Schwermens mecht vnterlaufen. Vnnd man wört es preißlich erheben, vnd werden vil Menſchens, di nit einmal Knippel-Verslin machen künnen, vf ſälbige Manyer zu poetiſiren ſuchen, würd aber des Läſens nit werth ſeyn.

Anbelangend dieß Geticht, würt nit eyn Zehntel ſo ſeer gepreiſet werden, wenn zweynzig Jaare vergangen ſein, ob ſchonſt die preislichen Heiden Homerus vnd Virgilius zu ſälber Zeit, als kleine Schulpuben dargegen angeſchawet würden; wi beſonders ein feiner Tichter ſälbiger Zeit, noch umbſtändlicher weißagen wird.„ Und hier führet die An-

Anmerkung ein lateiniſch Sinngedicht, aus Leſſings I. Th. an, welches ſo lautet

Viventi decus atque ſentienti,
K — — quod dedere amici,
Raro poſt cineres habet Poeta:
Nec tu poſt cineres habebis ipſe!

In den bergigten Landen, heißt es ferner, wo man die beſten Käſe machet, würde eine große Menge ſolcher Helden- und Wehrgedichte ausgehen, daß ſie ſelbige nicht einmal verbrauchen könnten, wenn ſie wöllten jre Käs damit vmbwickeln. — — Vnd wird jenen vor eym Reymen ſo grauen, als eym Kater vorn kalten Bächlin: ſintemalen jenen die Reym nit dörften zu Gebott ſtehn. u. ſ. w. Es kommen noch Weißagungen von Abſchaffung der deutſchen Buchſtaben, dafür man die lateiniſchen brauchen wird; von Verbannung des ü, für das Y. Z. E.

Ihr ſtyrmenden Zedern rauſcht daher,
Ich fyhl entzycket neye mzhr:
Im Jahr des glycklich feinen Geſchmacks,
Sich enden wurt es, wi ein Knacks.

Die anakreontiſchen Verſe, die vielen Dichterinnen, und die kurze Dauer des Ruhmes heutiger Poeten, deren kaum fünfe 100 Jahre lang bekannt bleiben ſollen, folgen auch noch.

Es folget II. ein Vorſchlag zu neuen Motto, d. i. poetiſchen Ueberſchriften über ſinnreiche Ausarbei-

beitungen. Hier thut er ganz artige Vorschläge; Z. E. über gewisse Gedichte, aus Racheln, zu setzen:

Man giebt zur Zeit der Noth
Kein Speck und Fleisch dafür, kein Butter oder Brodt.

imgleichen aus eben demselben:

Einen Kranz,
Anstatt des Lorberzweigs, von einem Kälberschwanz.

Folgendes hoffet er schwerlich bald an Mann bringen zu können:

Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut bestehn.

Aber dieß klingt gut auf viele Hexametristen:

In zweyer Tage Zeit,
Hat er ein ganzes Buch fünf Finger dick bereit. u. s. w.

Endlich kommen auch Nachahmungen des A B C. Buches in Reimen.

Wie grausam ist ein Zeitungsbär,
Wenn er vom Helikon kömmt her.

Verleger schinden arme Leut,
Ein Dichterrohr bringt schlechte Beut.

Der Zürcher radbrecht daß es kracht,
Sein Ohr zum Gellen ist gemacht.

Was Wunder, diese Schweizerkuh
Giebt schlechtes Deutsch, Quarkvers dazu.

Den Reim der Zürcher frißt mit Haß,
Ein Schweizer braucht kein Sylbenmaaß,
u. s. w.

Der III. Art. ist ein Schreiben eines jungen Gelehrten aus ** an seinen ehemaligen Lehrer in Paris, über ein in Deutschland gefundnes Alterthum, aus dem Französischen übersetzt. Dieß ist eine feine Satire über die geschwornen Verehrer aller griechischen und römischen Kleinigkeiten. Es wird nämlich aus dem A B C-Buche der große rothe Hahn auf der letzten Seite, für ein Ueberbleibsel des gelehrten Alterthums angegeben, und spaßhaft genug beschrieben. Das IV. Stück ist ein Leben des ärgsten Ungeheures, Drachen und Unmenschen unter der Sonnen, Johann d' Amiens, oder Robert Franz Damiens, allen Ehrliebenden zum Abscheu dargestellet, von J. C. S. aus dem Französ. übersetzt. Auch dieses ist eine feine Satire über viele Lebensbeschreiber; und zeiget sonderlich, was ein übertriebener Haß gegen einen Menschen, in seiner Geschichte für böse Folgen haben kann. Es sind auch allerley seltsame Etymologien, abergläubische Mährchen und Vorbedeutungen mit eingestreuet. Doch alles auf Rechnung des jungen Franzosen, der dieß Stück geschrieben haben soll.

Der V. Art. ist eine kleine Sammlung von Neujahrsbriefen, in verschiedener, theils einfältiger, theils guter, theils auch übertrieben witziger und schwülstiger Schreibart, abgefasset. Der Hr. V. gesteht,

ſteht, daß er hier ein Nachahmer von andern geworden, die auch dergleichen ſatiriſche Aufſätze ſchon gemacht haben. Das ſchadet aber nichts. Einerley Fehler, die noch immer im Schwange gehen, können auch mit einerley Ruthe mehrmals gezüchtiget werden. Wir übergehen hier die erſten und durchgehends ſehr offenherzigen Schreiben; eins von der folgenden Art aber, weil es recht nach der neueſten Mode unſrer Witzlinge, ſtiliſiret iſt, wollen wir mittheilen. Es ſchreibt ein junger Student an ſeinen Vätter, einen reichen Pachter; und zwar in einer recht Gedanken- d. i. Schnitzerreichen Schreibart. NB. Es ſind auch brittiſche, ſehr geiſtreiche Querſtriche darinn!

Würdigſter, menſchenfreund Oheim

Beſter aller Sterblichen

Tief anbethend und mit verhülltem Haupte laſſen Sie itzo gewis ſilberne Seufzer zu dem ſchimmerreichen Olympus herauf fliegen — . Itzo ſehe ich ſie fliegen — Sie ſind es, meines göttlichen Onkels, aus dunkeln Tiefen fern heraufgewehte. — Sie fliegen, wie ſeine ſchäumende Roſſe am Wagen, der ſich auf dem ſteinernen Felde vom Dünger befreyet hat, und leichter, ſeraphiſcher zum Hofe dahin kehrt; und runde Gedanken, wie die Räder am Wagen, folgen den chaotiſchen Seufzern. Ueberblieben aus der Zahl der wenigen Edeln rollen aus der zärtlich über ihre Augen herabhangenden Nacht, ſanfte Thränen, jungfräulicher als die Thränen der lächelnden Rachel herunter. — Ach fließt mit ihnen, ihr Thränen meines werdenden Angeſichts!

Hochwürdiger, Magnifice und Hochgelahrter,

Insonders Hochgeschätzter Herr Oberhofprediger und Kirchenrath,

Hochgeneigter Gönner,

Was von gelehrten Kennern des Alterthums und unpartheyischen Richtern gegenwärtiger Zeiten, im Absehen auf die Beredsamkeit längst angemerket wor-

sichts! Regnet nicht Kummerwolken daher, sondern ersäufet die braunen Gedanken. Setze du Morgen! deinen rothlichen Pantoffel auf die schwarze Tenne des Himmels, und winke mit deinen purpurnen Augen Traume, Freude in unsre Pforta der, daß ein sanfter säuselnder Schwindel meines göttlichen Oheims Seele, lieblich duftend umneble, und die seligste Epoche seiner lohnenden Tugend den Anfang nehme. u. s. w.

Welch ein Chaos, welch ein Labyrinth, welch ein augiasischer Stall voll neumodischen Witzes ist hier nicht zu erblicken! Gleichwohl vermissen wir hier noch viele nicht minder köstliche, empyreische, mäandrische und ätherische Schönheiten, Phantomen und Cerasten, Genien-Myriaden, und die so hochbeliebte einzelne, individualische Thräne. Man jauchzet und lächelt einander nicht genug zu; man gießt sich nicht hin; man wird nicht ganz Freude, ganz Schmerz, ganz Löw oder Affe, u. s. w. Doch vielleicht ist dieß nur ein Fragment, und man hat uns das übrige neidisch vorenthalten. Daher ist es nun kein Wunder, daß der wackere verständige Pachter, der über dem Lesen unsrer aber- und überwitzigen Schriften die Vernunft noch nicht verlohren hat, seinem schwärmenden Neffen, folgendergestalt geantwortet hat. Doch nein! der Hr. Verf. dieser Arzneyen, saget: er brauche diesen Brief nicht aus Zürich zu datiren; er könne versichern, in unsern Landen fast noch ärgere gesehen zu haben. Es gereiche Herrn Klopfstocken, wiewohl unschuldig (dieß ist ein Compliment) zur

Schande,

Schande, daß jeder öde Kopf seinen leeren Raum, mit Seiner (Hrn. Kl-st-s) Denkungsart anzufüllen suche. Wenn er (der Verf.) der Oheim des jungen Menschen gewesen wäre, würde die Antwort so gelautet haben:

Seltsamer, Dichterschwindelnder Vätter,
Größter aller Thorichten,

Hoch daher rasend, und mit verrücktem Haupte, ließen sie jüngst bleyerne Seufzer zu dem narrenreichen Blocksberge (von Ihnen Olympus genannt) heraufliegen. — Wahrlich ich sahe sie merklich fliegen — Sie sind es, meines närrischen Neffen, aus chaotischen Tiefen seines Verstandes fern heraufgefahrne Seufzer — überblieben in der Zahl häufiger Narren, rollen läppische Thränen ihm hoch oben herunter. Ach ihr nächtliche Thränen seines werdenden Angesichts! regnet nicht aus Schwindelwolken daher, sondern beweinet seine Narrheit und ersäufet die lächerlich stolzen Gedanken. Setze deine Pantoffeln hervor du rare Vernunft, und versetze ihm eins auf den Schädel, daß ein klugmachender Schwindel meines närrischen Vätters Seele erheitre, und die glückliche Epoche seiner zurückkommenden Vernunft wieder ihren Anfang nehme, u. s. w.

Wenn nun dergleichen kräftige Arzney nicht wirksam seyn sollte; so würden wohl etliche Doses von Nieswurz gebrauchet werden müssen, ein so schwindelndes Gehirn zu reinigen. Wir müssen abbrechen, obgleich noch viel mehr solche und andre Briefe folgen.

Das VI. Stück handelt von dem schändlichen Laster der Armuth; und klingt recht so, als ob es einen beschnittnen oder unbeschnittnen Wechseljuden, zum Vater hätte, der allen Verstand, alle Würde und Tugend der Menschen, nach ihren Beuteln abmißt.

Das VII. Stück stellet Chronosticha aufs 1756. 1757ste 1758sten Jahr vor. Der Hr. Verf. hat zwey Dutzend in einer Stunde gemachet, und erbeuth sich einem jeden für ein billiges damit zu dienen. *)

Das VIII. Stück ist eine Anzeige von allerley neuen Büchern. Z. E. ein Reinpräsentirender Seelenspiegel, ein Versuch in zärtlichen und sanften Gedichten. Der Verf. der sehr witzbegierig ist, jaget ihm allenthalben eifrig nach, und wenn er ihn sonst nirgends finden kann, suchet er ihn unter den Fischbeinröcken. Von Vernunft und Weisheit verbeut er seiner Leyer zu singen. Er nennet seine Verse, ein Gebeth an seine Göttinn.

Das IX. ist eine Rechnung eines Scribenten, der in Diensten eines Buchhändlers steht, und des Verlegers Gegenrechnung: sie sind beyde sehr kläglich zu lesen.

Das X. St. ist eine neu aufgerichtete Complimentirschule, nebst einem Anhange von Handschriften und Obligationen. Sie sind sehr lustig.

XI. Ge-

*) Wir haben jüngst ein neues auf das jetzige Jahr mitgetheilet bekommen; und wollen es unsern Lesern nicht mißgönnen. Es weissaget den Frieden.

BeLLo Laſſatæ paCeM, DeVs annVe gentI. P.

XI. Gedruckte Thränen eines Ehmannes beym Grabe ſeiner Gattinn.

XII. Eine Abdankungsrede bey der Leichenbeſtattung der Jungfer Brand. Auch dieſes iſt ganz artig.

XIII. Schreiben an einen jungen Herrn von einem Juden, wegen geänderter Religion.

XIV. Von der Seelenwanderung in die Pflanzen.

XV. Nachricht von dieſen Arzneyen. Alle dieſe Stücke verdienen geleſen zu werden.

X.

Anfangsgründe der angewandten Mathematik, abgefaßt von Abraham Gotthelf Käſtnern, der Mathematik und Naturlehre Prof. ꝛc. der mathematiſchen Anfangsgründe IIter Theil. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhoek 1754. in 8. auf 534 S. und 14 Kupfertafeln.

Unter dieſer Aufſchrift liefert uns der Hr. Profeſſor einen Entwurf von XIV Wiſſenſchaften der angewandten Mathematik, welchen wir uns kaum von jemanden anders in ſolcher Vollkommenheit hätten verſprechen können. Die Kürze, der wir uns, nach unſern Abſichten befleißigen müſſen, erlaubt uns nicht von einer jeden insbeſondere zu reden; wir werden daher nur das Vorzügliche in

dieſem Werke anzeigen, und unſre Leſer zu demſelben ganz verweiſen. Erſtlich haben wir uns über die Deutlichkeit, Verbindung und Gewißheit der Begriffe, die der Hr. Prof. in jeder Wiſſenſchaft vorträgt, nicht genugſam vergnügen können. Er bedienet ſich hierzu nicht mühſamer und durch viele Unkoſten veranſtalteter Verſuche, ſondern ſtatt derſelben leichter, einem jeden bekannter, aber dabey nach reiflicher Ueberlegung gewählter Erfahrungen; welche ein ungemeines Licht über alle Begriffe ausbreiten, und einen Geiſt, der Wahrheit und Ueberzeugung ſuchet, begierig machen, das Nachfolgende zu leſen. Wer von dem, was wir hier rühmen, will überzeuget werden, der darf nur a. d. 314 S. die Begriffe, z. E. der Statik, der Sternkunſt ꝛc. mit den darzwiſchen eingeſchalteten Erfahrungen vergleichen. Ferner erblicket man in der Abhandlung aller Wiſſenſchaften eine ausnehmende Sorgfalt, die Fundamentalſätze derſelben, aus denen alle übrige Sätze hergeleitet werden, von allen Schwierigkeiten, die wider dieſelben können gemacht werden, zu befreyen, und ſie, wenn es möglich iſt, außer allen Zweifel zu ſetzen. Ehe der Hr. Profeſſor einen Beweis, wider den etwas mit Grunde könnte eingewandt werden, waget; ſo trägt er lieber den Satz, als eine durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit vor. Man darf nur mit einiger Aufmerkſamkeit die Statik, die Hydraulik und Acrometrie durchleſen, ſo wird man merkwürdige Beyſpiele von dieſen ruhmvollen Bemühungen des Hrn. Profeſſors wahrnehmen. Endlich findet man

bey

bey Abhandlung einer jeden Wissenschaft, daß der Hr. Prof. derselben eine Weite gegeben, die sowohl der Zeit, welche man der Erlernung der angewandten Mathematik auf Akademien widmet, als der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit einer jeden Wissenschaft vollkommen gemäß ist. Niemand, außer derjenige, der dieses vortreffliche Buch durchliest, wird sich vorstellen können, daß so viele nützliche Stücke aus jeder Wissenschaft in so wenigen Blättern können vorgetragen werden. Neben den Hauptsätzen trägt der Hr. Prof. die merklichsten Folgen aus denselben vor: durch welche den Lesern die Begriffe von den Ergänzungen und neuesten Erfindungen in der angewandten Mathematik beygebracht werden. Wir wollen unter sehr vielen nur die merkwürdigsten benennen. Wir rechnen billig hieher die Lehre von zusammengesetzten Kräften in der Statik: die Aufgabe, wie vielmal die Luft nach einer gegebenen Zahl Ausspannungen verdünnt ist, in der Aërometrie; in der Optik die Lehrsätze von der Verhältniß der Menge des Lichts, auf verschiedene entfernte Flächen: in der Katoptrik von dem Durchschnitte des zurückgeworfenen Strals mit der Axe in hohlen Kugelspiegeln; von der Horizontalparallaxe, in der Sternkunst. Die Lehre von der allmähligen Fortpflanzung des Lichtes: die Lehren von der physischen Astronomie; die allgemeinen Begriffe von der Schifffahrt; die Aufgabe aus der gegebenen Zinszahl, goldenen Zahl und dem Sonnenzirkel, das Jahr der julianischen Periode zu bestimmen, in der Chronologie. Die allge-

meine Theorie der Uhren auf Verticalflächen: in dieſen und mehrern andern Aufgaben bringt der Hr. Prof. auf eine ſo geſchickte Art die Kunſtgriffe der Analyſis an, daß ſie niemals die Theorie davon, die er in der Rechenkunſt bewieſen hat, überſteiget. So wie nun die Anfänger dadurch zu Begriffen unzähliger Dinge gelangen, die man in andern zu Vorleſungen abgefaßten Anfangsgründen umſonſt ſuchet: ſo wird bey ihnen auch unvermerkt eine rühmliche Neugierde erweckt, weiter in dieſen Wiſſenſchaften zu gehen; und inſonderheit die analytiſchen höhern Kunſtgriffe, durch die ſo leicht die merklichſten Dinge, welche in das gemeine Leben und die Naturlehre einſchlagen, entwickelt werden, zu erlernen; und in die Geheimniſſe einer Wiſſenſchaft zu dringen, welche die meiſten als unnütz verwerfen, weil ſie die angewandte Matheſin aus einem Handbuche erlernet, darinn nicht die geringſte Spur von der Anwendung derſelben auf dieſe Wiſſenſchaften vorkömmt.

Der Hr. Pr. ſuchet noch auf eine Art Anfängern nützlich zu werden. Er hat überall Anmerkungen eingeſchaltet. In allen übrigen Büchern können dieſelben unerheblich ſeyn; in dieſem aber enthalten ſie eine umſtändliche Nachricht von Erweiterungen, Erfindungen, und von dem allmählichen Wachsthume der angewandten Mathematik in den neueſten Zeiten, und den Urſchriften, in denen dieſelbe vorgetragen wird. Wer ſelbſten ſich jemals Mühe gegeben hat, dieſelben zuſammen zu tragen, der wird ſie am beſten zu ſchätzen wiſſen. Sie ſind, meiſten-

stentheils in den kostbaren Schriften verschiedener Akademien der Wissenschaften und andrer Meßkünstler zerstreuet. Es ist nicht jedermanns Werk, sie aus den algebraischen Rechnungen auszuziehen, und mit den Sätzen der Anfangsgründe zu verbinden.

Noch eins müssen wir, ehe wir dieses vortreffliche Buch verlassen, erwähnen, und zwar um desto mehr, indem der Hr. Prof. dadurch eine Probe von seiner Billigkeit im Urtheile und Liebe zur Wahrheit an den Tag legen. Es giebt viele Philosophen und auch einige Mathematikverständige, welche keine Verdienste zu haben glauben, wofern sie nicht dem sel. Freyherrn von Wolf allen Ruhm und alle Verdienste rauben. Der Hr. Pr. unterscheidet sich himmelweit von dieser Secte. Er ist in vielen Begriffen der angewandten Mathematik, in vielen Beweisen von ihm abgegangen: dessen ungeachtet findet er eine ganze Wissenschaft, und zwar die vornehmste Wissenschaft, die Sternkunst, welche er, nach dem Urtheile eines großen Hausens, so vortrefflich abgefaßt hat, daß der Hr. Prof. sich vorgesetzt hat, ihm in dem Vortrage derselben nachzuahmen. Niemals konnte nach seinem Tode eine kürzere aber aufrichtigere Lobrede aufgesetzt werden, als dieser Ruhm, welchen der Hr. Prof. dem sel. Baron von Wolf beyleget.

XI.

Hrn. Joh. Lockens, Gedanken von Erziehung der Kinder, von neuem aus dem Englischen übersetzet, gegen Hrn. Costens französi-

sche Ueberſetzung mit der neueſten franzöſiſchen Ausgabe von 1747. verglichen, und mit deſſen Anmerkungen begleitet. Leipzig, verlegts Joh. Paul Kraus, Buchhändler in Wien 1760. in groß 8.

Dieß Buch iſt bereits in Deutſchland, ſo wie in ganz Europa, ſo bekannt, und beliebt, daß es in der That nichts anders heißen würde, als der Sonne eine Fackel anzünden wollen, wenn man daſſelbe erſt weitläuftig anpreiſen wollte: wie der neue Ueberſetzer deſſelben in der Vorrede ſaget. Nachdem die Grundſchrift ſchon 15 Jahre im Engliſchen bekannt geweſen, und als Coſtens franzöſiſche Dollmetſchung die 1695 zum erſtenmale erſchienen, zum andernmale gedruckt war, erhielt man 1708 zu Greifswalde, mit Starkens Anmerkungen, auch eine deutſche Ueberſetzung. Das Jahr darauf 1709 kam eben dieß Buch auch hier in Leipzig bey Thomas Fritſchen heraus, und hatte zugleich Fenelons Gedanken von Erziehung der Töchter beygefüget. Und im 1729ſten Jahre iſt die letzte deutſche Ausgabe davon zu Hannover erſchienen.

Da nun ein deutſches Buch, aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts, gewiß nicht nach dem Geſchmacke heutiger Leſer ſeyn kann; geſetzt, daß die Dolmetſchung noch ſo glücklich gerathen wäre: ſo iſt es wohl ſehr gut, daß man hier eine neue Ueberſetzung erhält, die aus der Grundſprache ſelbſt, und nicht aus einer andern Ueberſetzung gemachet iſt. Man weis nämlich ſchon, wie viel ein engliſches

liſches Buch verliert, wenn es erſt durch die Hände eines Franzoſen gegangen; und wie ſchlecht auch im Anfange dieſes Jahrhunderts die Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen zu gerathen pflegten. Wenigſtens haben viele vernünftige Aeltern den itzigen neuen Hrn. Ueberſetzer verſichert, daß es ihnen verdrüßlich fiele, das Deutſche zu leſen; ob ſie gleich das Franzöſiſche mit Vergnügen leſen könnten; ſo unvollkommen ſie es auch verſtünden.

Die lockiſche Schreibart ſelbſt hat wohl einigermaßen Schuld daran, als welche nicht eben die deutlichſte und beſte iſt. Dazu kam nun noch, daß die Anmerkungen eines Fremden zugleich in den Text eingerücket ſind. Da nun dieſe oft ganze Seiten hintereinander weglaufen, und den Zuſammenhang der lockiſchen Gedanken ſehr unterbrechen: ſo kann man leicht denken, was dadurch einem Leſer für Schwierigkeiten gemachet worden. Alle dieſe Uebelſtände nun ſind in dieſer neuen Ausgabe glücklich vermieden: Der Text iſt nach der neuen Ausgabe der lockiſchen Werke von 1722. in dreyen Foliobänden, aus dem III. Bande ſorgfältig überſetzet worden. Man hat ſogar die Zahl der Paragraphen, oder Abſätze des Verfaſſers genau beybehalten, hergegen die franzöſiſchen Abtheilungen des Hrn. Coſte zwar angemerket; doch ſeiner Veränderung der §§. iſt man nicht gefolget. Wegen des Nachſchlagens kann ſolcher ſowohl den Beſitzern des engliſchen, als franzöſiſchen Textes ſehr bequem fallen: wozu auch die Randſchriften werden dienen können, die man im Deutſchen, wie bey jenen, beygefüget hat.

Die

den, daß nemlich selbige vormals bey Griechen und Römern bloß in dem weltlichen Stande zu finden gewesen; itzo aber hauptsächlich, ja fast einzig und allein bey dem geistlichen und Lehrstande anzutreffen sey, das haben wir itzo aufs neue erfahren, als wir uns nach einem berühmten Redner umsahen, dessen Urtheile wir diesen andern Band unsrer Beyträge unterwerfen könnten.

So lange man noch in jenen republicanischen Staaten, darinn die gescheidtesten Völker lebten, alle ihre Mitbürger als freye Leute beherrschen, und sie als Menschen, durch Vernunft und Güte zum willigen

Ge-

Die Anmerkungen, die Coste hin und wieder aus dem Montagne beygefüget, sind hier auch beybehalten worden. Die Nachrichten von Lockens Leben, die aus le Clercs historischer Lobschrift auf denselben gezogen worden, hat man gleichfalls dem deutschen Leser nicht entziehen wollen. Sie werden verschiedenes in den Gedanken von der Auferziehung zu erläutern dienen. Uebrigens ist uns diese Uebersetzung sehr fließend, deutlich und angenehm vorgekommen. Die geübte Feder des Hrn. Uebersetzers hat auch hier eine schöne Probe von ihrer Stärke in der deutschen Schreibart abgeleget: und wir melden es mit Vergnügen, daß solches unser Hr. M. Joh. Joachim Schwabe, der löbl. Universität Unterbibliothecar, und des kleinen Fürsten-Collegii Collegiat sey.

Um unsern Lesern einen summarischen Begriff von dem Inhalte des ganzen Werkes zu geben, wollen wir ihnen den Inhalt der gesammten Abschnitte mittheilen. Es handelt aber der I. Abschitt von der Gesundheit, und der nothwendigen Vorsicht, dieselbe bey Kindern zu erhalten. Der II. Von der Sorgfalt für die Seele der Kinder. Der III. Von den Züchtigungen der Kinder. Der IV. Von den Belohnungen, und wie man solche bey der Erziehung brauchen solle. Der V. Von denen Regeln, die man den Kindern geben muß: und wie man sie soll beobachten lassen. Der VI. Von der Sorgfalt, welche man für das Aeußerliche der Kinder tragen muß. Der VII.

Von

Von dem Nutzen, die Kinder in dem Hause ihrer Aeltern zu erziehen. Der VIII. Von denen Fehlern, um welche man die Kinder nicht züchtigen soll, und welche die Züchtigung verdienen. Der IX. Von der Nothwendigkeit, einen Hofmeister bey seinen Kindern zu halten, und dessen Eigenschaften. Der X. Von der Vertraulichkeit der Aeltern mit ihren Kindern. Der XI. Von Erwägung der Gemüthsart der Kinder. Der XII. Von der Einschränkung des Willens der Kinder. Der XIII. Von dem Schreyen und Heulen der Kinder. Der XIV. Von der Furcht und Herzhaftigkeit der Kinder. Der XV. Von der Neigung der Kinder zur Grausamkeit und deren Verbesserung. Der XVI. Von der Neugier der Kinder, wie solche nützlich anzuwenden sey. Der XVII. Von der Gleichgültigkeit gewisser Kinder, sich zu unterrichten. Der XVIII. Von Vermeidung des Zwanges bey Beschäfftigung der Kinder mit denjenigen Dingen, die sie lernen sollen. Der XIX. Von dem Lügen, und der Sorgfalt, Kindern solches abzugewöhnen. Der XX. Von den besondern Pflichten der Kinder, und zwar erstlich von der Tugend. Der XXI. Von der Klugheit. Der XXII. Von der Höflichkeit und Wohlgezogenheit. Der XXIII. Von der Gelehrsamkeit. Der XXIV. Von den Leibesübungen eines jungen Menschen aus angesehenem Hause. Der XXV. Was für eine Handthierung ein junger Mensch aus einem guten Hause erlernen soll. Der XXVI. Ob ein junger

Mensch

Mensch aus gutem Hause das Tuchhalten lernen soll. Der XXVII. Warum und zu welcher Zeit man junge Leute reisen lassen soll. Der XXVIII. Beschluß des ganzen Werkes.

XII.

Von den erhabenen Begriffen, welche die Dänen von undenklichen Zeiten her mit den Namen ihrer Regenten verbunden haben.

Eine Einladungsschrift, zu einer öffentlichen Redeübung zu Altona, von Gottfr. Schützen, Prof. und Consist. Ass. als Rectorn ꝛc. Altona mit Burmesterischen Schriften, in Fol. 4. B.

Es ist ein ganz sonderbares Jubelfest, welches die Dänischen Staaten unlängst gefeyret haben. Europa hat sehr viele Monarchieen, die mehr als ein Jahrhundert alt geworden, aufzuweisen. Gleichwohl hat sichs noch keine einzige in den Sinn kommen lassen, den Zeitpunct ihrer angefangenen gänzlichen Unterwürfigkeit (um nicht das harte Wort der Sclaverey zu brauchen) mit Jubelliedern zu verehren. Woran muß das wohl liegen? Wäre die monarchische Regierungsart an sich selbst so was glückseliges und liebenswürdiges: so würden gewiß die Dänen nicht die ersten gewesen seyn, die sich über das hundertjährige Andenken ihres Anfanges erfreuet hätten. Es muß also wohl ein Misverstand darunter stecken. Nicht die hundertjährige Dauer der Monarchie, nicht

nicht der Anfang derſelben iſt es, worüber man jubiliren wollen. Es iſt das bloße Glück, in dieſem Zeitlaufe lauter ſanfte, lauter gelinde und gütige Regenten (und wie ſelten geſchieht das!) gehabt zu haben. Wird man dieß Jubelfeſt aber noch einmal feyern können?

Wir wollen nicht erwähnen, daß auch ſanfte und gnädige Monarchen oft ihre Völker unglücklich gemacht haben; ſondern vielmehr den Herren Dänen Glück wünſchen, daß dieſes bey ihnen nicht zugetroffen hat. Indeſſen hat uns dieſe billige Freude eines ganzen Volkes ſehr viel artige Schriften, in allerley Sprachen veranlaſſet. Der berühmte Hr. Prof. D. Schütz zu Altona, iſt einer von den vornehmſten Verfaſſern derſelben geworden. Er beſorget zwar, in eine Art eines Widerſpruches zu fallen, wenn er hier behaupten will, daß die alten Dänen eine ſehr große Hochachtung gegen ihre Könige geheget: ob er gleich ſonſt in ſeinen Schutzſchriften für die alten Deutſchen, oftmals Gelegenheit gefunden, zu zeigen: daß ſich die heutigen Geſinnungen der neuern Deutſchen ſehr verſchlimmert haben. Allein dieſe kleine Abweichung von jener gar zu allgemeinen Regel, wird man ihm leicht verzeihen; da ſie ja einen angenehmen, nicht aber einen verdrüßlichen Vorwurf für ſeine Leſer machet.

Daß der Namen eines Königes bey den Römern allezeit für heilig gehalten worden, mag Cicero in der Rede für den Dejotarus, ſo heilig verſichern, als er will: Kenner der römiſchen Geſchichte,

ſchichte, bemerken hier die Sprache eines Redners, der nicht allemal bey der ſtrengen Fahne der Wahrheit ſicht. Bartholin, ein däniſcher Cicero, hat dieſes von ſeinem Volke weit beſſer behaupten können: wie der Hr. Verf. bemerket. Die alten däniſchen Beynamen der Könige waren nicht ausländiſch, ſondern einheimiſch, die einzige fremde Benennung, die ſich Canut der Große beygeleget, war griechiſch: Ego Canut, per Dei miſericordiam Baſileus: und wer weis', welcher Pfaff ihm das weiß gemachet? Doch kann es ſeyn, daß Canut, in dem eroberten Albion, oder Engelande nur die Titulatur nachgeahmet, die einige daſige Könige vor ihm daſelbſt geführet hatten; um das Volk durch keine Neurung zu erſchrecken. Indeſſen iſt es wahr, daß die alten nordiſchen Völker ihre Sprache von der Vermiſchung mit fremden frey erhalten; aber wohl ihre Wörter in alle mittägliche europäiſche Sprachen, wohin ihr ſiegendes Schwert gedrungen, eingemiſchet haben.

Die Namen nun, womit die Alten ihre Könige benennet, waren **Thiudans**, große Regenten, **Gödar**, Götter, **Godkunning**, ein göttlich Geſchlecht, **Drottar**, oder **Drottar**, und **Konning**. Dieſe beyden letztern erkläret nun der gel. Hr. Verf. ausführlich, und nach ſeiner belobten Art recht artig und gründlich: ſo daß man eine neue Probe ſieht, daß die nordiſchen Alterthümer allerdings zu einer Art von wahrer Gelehrſamkeit Anlaß geben. Wir bedauren nur, daß unſer Raum es itzo nicht zuläßt, uns länger dabey aufzuhalten.

Ende des Brachmondes 1761.

Drey Amerykse Personen
nach ihrer Landsaart gekleet

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

— — Nec dicet, cur ego amicum
Offendam in nugis? Hæ nugæ ſeria ducent
In mala, deriſum ſemel — — —

Häumond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VII. 1761.

Inhalt.

I. Deſſeins des Edifices, Meubles, Habits, Machines & Utenſiles des Chinois.

II. Noch einige Beobachtungen der Venus in der Sonne.

III. Freye Ueberſetzung der Ode auf den Krieg.

IV. M. C. Hanovii Opuſcula, quorum pars I. continet Diſſertationes &c.

V. Fortſetzung des Artikels, von des Hrn. von Voltaire Tode.

VI. Epitre du Pape, à Mademoiſelle Clairon, par Mr. de Voltaire.

VII. Sedekias, König der Juden, ſeiner Söhne und Augen beraubet ꝛc.

VIII. Hrn. Schlözers ſchwediſche Biographie. I. Theil.

IX. Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen, von C. D. Fr. v. S.

I.

Deſſeins des Edifices, Meubles Habits, Machines & Utenſiles des Chinois,

gravéz ſur les Originaux, deſſinez à la Chine par Mr. Chambers, Architecte, Membre de l'Académie Imperiale des Arts à Florence. Auxquels eſt ajoutée une Deſcription de leurs Temples, de leurs Maiſons, de leurs Jardins &c. A Londres, de l'Imprimerie de J. Haberkorn, dans Gerrard-Street; ſe vend chez l'Auteur, à Coté du Caffé de Tom, en Ruſſel-Street, Coventgarden 1757. in Imper. Folio.

Wir bemühen uns allezeit unſern Leſern die theuerſten und koſtbarſten Werke der Ausländer, die ihrer Neugier würdig ſind, und den allerwenigſten zu Geſichte kommen, bekannt zu machen, ſobald wir derſelben habhaft werden können. Werke von ſolcher Koſtbarkeit kommen faſt

Gehorsam bewegen muste, war denen, die nach dem Ruder im gemeinen Wesen trachteten, nichts unentbehrlicher als eine beredte Zunge. Dadurch musten sie die Gemüther ihrer Bürger einnehmen, in ihren Versammlungen die Angelegenheiten des Staats, vor Gerichte die Unschuld der Beklagten, deutlich und lebhaft vorstellen, und die Herzen ganzer Städte mit lauter Güte lenken. Seit dem sich aber die Regimentsform fast allenthalben geändert, so daß die meisten Staaten unumschränkten Beherrschern, oder doch weit strengern Gesetzen unterworfen worden: So hat die Beredsamkeit aufgehöret,

in keinem Buchladen zum Vorscheine: und es gehören besonders wohlhabende Liebhaber der Wissenschaften dazu, sich dieselben aus den entlegensten Landen zu verschreiben. Einem solchen Gönner der Gelehrsamkeit *) haben wir die Mittheilung dieses Werkes itzo zu danken, dem wir dafür den öffentlichen Dank abstatten.

Es ist solches des itzigen Königs von England Majestät, unter dem damaligen Titel eines Prinzen von Wallis zugeeignet. In der Vorrede bemerket der Verf. daß es schwer sey, die Mittelstraße zwischen einem gar zu großen, und gar zu kleinen Lobe zu halten. Er selbst will keinen übertriebenen Bewunderer der Chineser abgeben. Sie sind groß und klug, wenn man sie mit den benachbarten Völkern Asiens vergleicht; aber gleichwohl mit den europäischen Völkern nicht zu vergleichen. Indessen muß man sie, als ein von allen andern Nationen abgesondertes Volk, welches sich ohne alle fremde Hülfe so hoch zu schwingen gewußt, billig bewundern. Alles was also bey solcher Nation vorkommt, ist unsrer Neugier werth: und ungeachtet fast alles andre von ihnen sattsam beschrieben worden; so fehlt es doch an zureichender Nachricht von ihrer Baukunst.

Der Verf. hat vor etlichen Jahren Gelegenheit gehabt, Zeichnungen und Maaße davon zu Can-

*) Er. Hochwohlgeb. dem königl. Kammerherrn von Schönberg, der höchstsel. Herzoginn von Curland und Semigallen hochfürstl. Durchl. gewesenen Oberhofmeister.

Canton in China zu nehmen. Er that ſolches anfänglich nur aus Neugier. Allein, ſeine Freunde glaubten nach ſeiner Rückkunſt, daß er ſich alle Liebhaber der ſchönen Künſte überaus verbindlich machen würde; wenn er dadurch ſo viele ausſchweifende Misgeburten in ihrem Laufe hemmen könnte die man täglich für chineſiſch ausgiebt; ob es gleich nur europäiſche Phantaſien, oder verſtümmelte Figuren, auf Porcellangefäßen und papiernen Flächen ſind. Das wahre Chineſiſche iſt wenigſtens allemal Original. Dieß Volk ahmet nichts Ausländiſches nach: und alle ihre Sitten und Gebräuche haben ſich ſeit den älteſten Zeiten, viele tauſend Jahre her erhalten.

Gleichwohl hat ihre Baukunſt eine merkliche Aehnlichkeit mit der Baukunſt der alten Griechen und Römer: und das iſt deſto merkwürdiger, da nicht der geringſte Anſchein iſt, daß eine etwas von der andern entlehnet habe *). In beyden nähert ſich die äuſſerliche Geſtalt eines Gebäudes der Figur einer Pyramide: und in beyden bedienet man ſich der runden Säulen zu Stützen; welche von der Grundfläche nach oben zu immer etwas abnehmen. Die Tempel von beyden haben Vorhöfe u. Säulengänge: und die Einrichtung eines chineſiſchen Tings, d. i. eines groſſen Speiſeſaals, oder einer Gerichtsſtäte der Mandarinen, imgleichen des vornehmſten

*) Dieß zeiget aber, daß beyde von ihrer gemeinſamen Lehrerinn, der Nachahmung der Natur, ihre Regeln hergenommen: dazu nur Augen und Nachdenken gehören, um ſie wahrzunehmen.

Theils einer Pagode, oder eines Tempels, sehen einem griechischen Peripteron sehr ähnlich. Viel andre Stücke ihrer Palläste gleichen den Kunstgriffen Vitruvs u. s. w.

Gleichwohl will der Vers. durch dieß Werk keinen neuen Geschmack einführen, der dem alten griechischen und römischen so weit nachzusetzen ist. Er will nur die Neugier befriedigen. Die Mannigfaltigkeit vertritt oft die Stelle der Schönheit. Als die griechische Baukunst zu Rom im höchsten Schwange war, ließ sich Kaiser Adrian zu Tivoli einige Gebäude nach ägyptischem Geschmacke aufführen; gab aber freylich durch solche Neuerung Gelegenheit, zur Verderbung des römischen Geschmackes. Denn schwachen Köpfen wird gemeiniglich das Neue ein Fallstrick; dagegen sie auch das regelmäßigste und beste fahren lassen.

Die Größe indessen, und die Kostbarkeit der Materialien unterscheidet die chinesische Baukunst gar nicht. Nur etwas Sonderbares, die Verhältnisse und die ungekünstelte Einfalt, nebst einer gewissen Schönheit in ihrer Gestalt, erheben sie. Vielleicht wird man hier sagen, die bloßen Vorstädte einer Seestadt könnten nicht den Geschmack der ganzen Nation zeigen: und dieß ist wirklich in unsern Gedanken, ein sehr großer Einwurf. Canton ist gleichsam das chinesische Hamburg. Wie sich nun derjenige sehr betrügen würde, der aus der hamburgischen Baukunst auf Berlin, Dresden und Wien schließen wollte: so wird man auch handgreiflich irren, wenn man sich von Peking

und

und Nanking, und andern Hauptſtädten des chineſiſchen Reiches nichts beſſers, als von Canton erwarten wollte. Allein, der Verf. meynet, Canton ſey auch eine der vornehmſten Städte von China; läugnet aber nicht, daß er noch viel andre Muſter abzuzeichnen gefunden haben würde, wenn es ihm erlaubet geweſen wäre, das ganze Reich zu durchziehen. Gleichwohl geſteht Du Halde, die chineſiſchen Städte ſähen einander ziemlich ähnlich.

Außer den Riſſen chineſiſcher Gebäude, hat er uns noch einige Abbildungen ihres Hausrathes gegeben. Wir finden Tiſche, Stühle, Gueridons, Canapeen, Leuchter, Tiegel, Thekannen, Näpfe, Schaalen und andre zierliche Porcellangefäße, dergleichen wir auch in großen Cabinettern davon noch nicht geſehen, und die ſehr zierlich ausfallen. Man findet kleine Schiffe mit Verdecken, wie Spaziergondeln, die ſehr artig ſind. Man ſieht einige Triebwerke (Maſchinen) das Waſſer zu heben, einen immerwährenden Blasbalg, eine zum Malen des Getränkes; imgleichen chineſiſche Schriften in Kupfer geſtochen. Endlich ſieht man einen chineſiſchen Kaiſer, nebſt einem Staatsminiſter und einem Verſchnittenen des kaiſerl. Pallaſtes, eine Nonne, einen Bonzen oder Pfaffen, eine Bäurinn, eine Magd, einen militariſchen Mandarin, oder Kriegsminiſter, und ein vornehmes Frauenzimmer; und dieſe drey ſtellet das Kupfer dieſes Monaths vor. Ferner einen Bettelmönch, einen Bauren, und eine vornehme Jungfrau; weiter die Kleidung eines gemeinen Fiſchers, der auf dem Waſſer lebet,

eine kaufmänniſche Winterkleidung, eine Sommerkleidung wohlhabender Leute, und einen gelehrten Mandarin. Doch es iſt Zeit, den Hauptheil des Buches zu beſchreiben.

Die Tempel der Chineſer ſind der erſte Gegenſtand deſſelben. Man nennet ſie Pagoden: und viele ſind ſo klein, daß ſie nur aus mäßigen Zimmern beſtehen. Andre haben einen großen Hof umher, der mit lauter Zellen für die Bonzen umbauet iſt. Am Ende derſelben ſteht ein Ting, darinn Götzenbilder ſtehen. Endlich giebt es wenige, die etliche mit Zellen umbauete Höfe, und verſchiedene Säle für die Götzenbilder haben. Dieſe enthalten eine große Anzahl Bonzen, die durch Gelübde zu gewiſſen Regeln verbunden ſind, und eigentlich große Kloſter vorſtellen.

Das größte davon, welches auf der mittäglichen Vorſtadt, zu Ho-nang liegt, wird hier abgebildet. Es nimmt einen entſetzlichen Platz ein, und heget zweyhundert Monche, Spitäler für ungemein viel kranke Thiere, einen Garten, und Gottesacker, worauf Prieſter und Thiere durch einander begraben, auch mit Denkmälern u. Ueberſchriften beehret werden. Man muß die Regelmäßigkeit dieſes großen Gebäudes, welches an Weite den Tempel zu Jeruſalem übertrifft, und acht und ſiebenzig Säulen in die Länge, und 30 in die Breite hat, bewundern. Es ſind vier Pagoden, zwey überaus große Säle, 16 kleinere und nah an zweyhundert kleinere Zellen darinn enthalten. Vitruvius ſelbſt würde an der Schönheit des Grundriſſes nichts aus-

auszusehen haben. Die Aufrisse der Pagoden sehen fast alten römischen Tempeln gleich; nur daß ihre Dächer gleichsam zwey Stockwerke über einander, und kleine Galerien oder Gänge umher zeigen; die Ecken der krumaufgeworfenen Dächer aber mit Drachenfiguren gezieret, und mit Glocken behangen sind.

Die kleinern Pagoden, die auf acht Säulen stehen und achteckigt sind, in der Mitte aber ein zierliches Rauchfaß stehend haben, sind sehr niedlich anzusehen. Der Thurm von Porcellan zu Canton ist nur sieben Stockwerke hoch, und hat fünf kleine Gänge um die untersten: sonst aber sind sie alle durchsichtig auf gewölbten Mauerpfeilern stehend, und achteckigt. Um jedes Stockwerk hängen an den Ecken des Daches 8 Glocken, die vom Winde beweget werden: und oben steht über einer großen Kugel, eine hohe Stange mit neun Querzirkeln umgeben; die unten größer sind, nach der Spitze zu aber immer kleiner werden, und oben mit einem Knopfe, und einer noch höhern Spitze beschlossen werden. Man sieht hier auch eine Brücke mit einer Art von Triumphbogen überbauet, die der Brücke Trajans aus dem alten Rom nicht sehr ähnlich ist.

Bey den Privathäusern können wir uns nicht aufhalten: wir eilen also zu den Gärten, die gewiß in China das Sonderbarste sind, und am meisten von unserm Geschmacke abweichen. Insgemein sind sie nur klein: aber ihre Einrichtung, ahmet der Natur in allen ihren schönen Unordnungen nach.

Zuförderst sehen sie den Boden an, ob er eben oder abschüssig ist, Hügel oder Berge zeiget; ob er schmal oder weitläuftig, morastig oder trocken ist, ob er Quellen, oder Flüsse hat? Alsdann wählen sie solche Anlagen, die sich dazu schicken, am wenigsten kosten, seine Fehler verbergen, seine Vorzüge aber aufs vortheilhafteste zeigen.

Weil die Chineser das Spazieren nicht lieben, findet man keine solche Baumgänge, als in Europa. Der ganze Grund ist in verschiedene Stücke getheilet; und Gänge, so sich immer wenden, öffnen sich gegen Gebüsche, wo man zu gewissen Gesichtspuncten gelanget, die entweder durch Sitze, Gebäude, oder sonst einen Gegenstand bemerket sind. Die Vollkommenheit ihrer Gärten besteht also, in der Anzahl, Schönheit und Mannigfaltigkeit dieser Abtheilungen. Die chinesischen Gärtner sammlen in der Natur die angenehmsten Dinge, und verbinden sie so, daß sie nicht nur einzeln, sondern durch ihre Verbindung selbst, ein anmuthiges und rührendes Ganzes ausmachen.

Sie haben dreyerley Arten von Dingen, die sie 1) reizend, 2) schrecklich, 3) bezaubernd nennen. Diese letzte Benennung würden wir romanhaft nennen: und sie bedienen sich verschiedener Künste die Verwunderung zu erwecken. Bisweilen lassen sie einen strengen Bach, oder Fluß, unter der Erde durchlaufen, der durch sein wildes Geräusch die Ohren der Fremden erfüllet, welcher nicht begreift, wo es herkömmt. Anderwärts stellen sie Felsen, Gebäude, u. d. gl. so, daß der Wind, der

der zwiſchen durch wehen muß, ein ſonderbares Getön hervorbringt. In dieſe Verbindungen ſetzen ſie die ſeltſamſten Arten der Bäume, Pflanzen und Blumen, und veranſtalten künſtliche und ſehr verwickelte Wiederſchälle. Ja ſie halten auch verſchiedene ungeheure Arten von Vögeln und Thieren darinnen.

Die ſchrecklichen Gegenſtände zeigen hängende Felſen, dunkle Höhlen, und heftige Schleuſen, die ſich an allen Seiten von den Bergen ſtürzen. Die Bäume ſind ungeſtalt, und ſcheinen durch die Gewalt der Stürme zerſchmettert zu ſeyn. Hier ſieht man umgeſtürzte, welche den Lauf der Ströme hemmen, und durch die Wuth der Fluthen dahin geſchwemmet zu ſeyn ſcheinen. Dort erſcheinen halbverbrannte Stämme, als ob ſie der Wetterſtral angezündet und zerſchmettert hätte. Einige Gebäude liegen in Trümmern, andre halb vom Feuer verzehret: dort aber zeigen elende auf den Bergen zerſtreute Hütten, ſowohl das Daſeyn, als das Elend der Einwohner.

Auf dieſe Gegenſtände folgen dann wieder anmuthige und reizende Dinge, um ein Widerſpiel durch das andre zu erheben. Ganz widrige Geſtalten, Farben, Schatten folgen plötzlich aufeinander. Auf beſchränkte enge Plätze folgen unermeßliche Ausſichten; auf ſchreckliche Dinge, die anmuthigſten; auf Teiche, Flüſſe, Seen, Flächen; Hügel u. Wälder; auf dunkle finſtre Schatten, die helleſten lichteſten Farben, u. ſ. w. In großen Gärten haben ſie verſchiedne Plätze für die Morgen- für die Mittags- und Abendzeiten: und ſie bauen ſchon, nach ſolcher Lage, verſchiedene

Ge-

Gebäude zu den Beluſtigungen dieſer Tageszeiten. Weil der chineſiſche Himmel ſehr heiß iſt, brauchen ſie ſonderlich viel Waſſer ꝛc. Hier folgen noch viele Sonderbarkeiten, die wir übergehen müſſen.

II.

Noch einige Beobachtungen der Venus in der Sonne.

1) Frankfurt.

Der Hr. Prof. Polack allhier, der nach hieſigem Horizonte den Aufgang der Sonne um 3 Uhr 51 Minuten erwartete, hat den ganzen Morgenhorizont mit Wolken bedeckt gefunden: die ſich von Nordweſten gegen den Ort, wo die Sonne erſcheinen ſollte, fortzogen. Es vergieng alſo eine geraume Zeit, ehe man nur einen Blick der Sonne durch die Wolken zu ſehen bekam; ſodaß dieſe merkwürdige Erſcheinung, der Venus in der Sonne, ſehr zweifelhaft ward. Mit der Zeit zertheilten ſich die Wolken in etwas, und man ſah mit einem 10 ſchuhigten aſtronomiſchen Sehrohre, die Sonne, wiewohl noch bey vorbeyſtreichenden Wolken, und die Venus in derſelben; jedoch ſchon weit in der Sonnenſcheibe gegen den weſtlichen Rand, unter ihrem Mittelpuncte vorbey, nach der wahren Zeit, worauf die Uhr, Tages vorher nach der Sonnenuhr geſtellet worden, um 6 Uhr 15 Minuten 15 Secunden. Man hatte aber zu dieſer Beobachtung

über

über dem Juriſten-Collegio allda die Anſtalt gemachet, daß zur Projection des Sonnenbildes in ein verfinſtertes Zimmer, eine helioſcopiſche Maſchine, und ein aſtronomiſches Sehrohr von 4½ Fuß, aufgeſtellet waren: wodurch das Bild der Sonne, im Durchmeſſer ſechs Zolle und 6 Linien, in den auf die Tafel verzeichneten Beobachtungskreis fiel; der nach Gewohnheit durch ſechs concentriſche Zirkel in 12 Zolle getheilet war. In dem Nebenzimmer, welches gegen die Morgen- und Mittagsſeite Fenſter hatte, bediente man ſich eines 10 Fuß langen aſtronomiſchen Fernglaſes, nebſt dem engländiſchen reflectirenden Teleſcop von 18 Zollen: an welchem man, weil die Sonne ſchon gegen 8 Uhr aus dem erſten verfinſterten Zimmer trat, eine kleine helioſcopiſche Maſchine von des ehemaligen Kunſtarbeiters Enderſch zu Elbing Erfindung, angebracht; wobey der Beobachtungskreis zween rheiniſche Zolle beträgt, und wovon der berühmte Hr. Prof. Wont, bey Gelegenheit, des 1743 den 5. Nov. geſchenen Durchganges Mercurs durch die Sonne, eine ausführliche Beſchreibung gegeben hat. Die Wolken zertheilten ſich endlich mehr und mehr: und man konnte nunmehr das Sonnenbild auf der Projectionstafel deutlich ſehen, wo ſich Venus um 7 Uhr 15 Minuten ſehr ſchön, als ein runder ſchwarzer Fleck gegen den Abendrand der Sonne, nahe am 3ten Zirkel von dem Umfange an gerechnet, darſtellete. Mit den Sehröhren ſah man ein gleiches, und es war der Umkreis der Venus recht ſcharf und ihr Korper ganz ſchwarz; und ſo

genau

ret, eine Kunst der Staatsleute zu seyn, und es ist an ihrer statt Willkühr und Zwang auf den höchsten Gipfel der Ehren gestiegen.

Sobald aber die Christliche Religion in der Welt das Haupt empor zu heben angefangen; welches eben um die Zeit der zu Grunde gehenden Freyheit im weltlichen Regimente geschah; ist die von den Märkten und Rathhäusern vertriebene Beredsamkeit in die Tempel geflüchtet, und hat sich darinn bis auf diese Stunde in ziemlichem Flor erhalten. Die Macht des obersten Beherrschers aller Dinge ist freylich wohl die allerungebun-

genau mans mit dem Zirkel in der Projection abmessen konnte, in der Gröſse des 20ſten Theils vom Durchmesſer der Sonne zu ſehen: d. i. ein gut Theil gröſser, als ihn ſonſt Hevelius und andere, angeben; die ſie nur zum dreyſsigſten Theile deſſelben machen wollen. Es rückte nunmehr die Venus nach und nach, doch allezeit bey unterbrochenem Gewölke, immer weiter nach dem weſtlichen Sonnenrande, etwas zwiſchen dem 2ten und 3ten Zirkel, um 7 Uhr 35 Minuten 30 Secunden. Der eine groſse Sonnenflecken, deren zweene, nebſt etlichen kleinern auf der Sonnenſcheibe zu ſehen waren, ſtund oben darüber, doch etwas mehr gegen Abend: welche Flecken doch, gegen die Darſtellung der runden ſchwarzen Venus, wie unordentlich gebildete Schatten ausſahen. Die Höhe der Sonne maaſs man damals mit einem Quadranten; wo ſich aber das Bild der Sonne, wegen der dicken Luft, welche auch bey hervortretender hellen Sonne trübe blieb, nur undeutlich zeigte, und fand ſie 31 Grade 20 Minuten hoch. Näher zum zweyten Zirkel, und alſo in den 5ten Zoll vom Mittelpuncte trat Venus um 7 Uhr 56 Minuten 35 Secunden. Hiebey brauchte man nur die kleine helioſcopiſche Maſchine, da im erſten Zimmer die Sonne ſchon vorbey war. An dieſen zweyten Zirkel trat ſie um 9 Uhr 6 Minuten 10 Sec. ganz; noch näher um 9 Uhr 16 Minuten 25 Secunden, und alsdann berührte ſie ſchon mit der weſtlichen Seite den Rand der Sonne, oder den erſten Zirkel um 9 Uhr 20 Minut. 55 Sec. Und ob zwar die darzwiſchen laufenden Wolken den genauen Austritt

zwei-

zweifelhaft machten: so nahm man doch die beyden Sehrohre zur Hand, um den zu erwartenden Austritt desto genauer zu sehen, und richtete sie beständig nach dem Orte der Sonne. Diese kam auch endlich völlig hervor, als Venus mit ihrer Scheibe schon zur Hälfte heraustrat: da es denn nicht anders aussah, als wenn ein rundes Stückchen aus dem westlichen Rande der Sonne ausgeschnitten wäre; und zwar um 9 Uhr 26 Minuten 5 Secunden. Beyde Beobachter verkündigten endlich zugleich und auf einmal den gänzlichen Austritt aus der Sonne, auf den man so sehnlich wartete, um 9 Uhr 30 Minuten 45 Sec. so daß diese Beobachtung mit der halleyischen u. cassinischen Berechnung, in Ansehung des beobachteten Austrittes, nach geschehener Verwandlung der Tafeln auf die Frankfurter Mittagslinie, bis auf die Minuten, genau übereinstimmte. Die delahirischen, streetischen, und moronischen Tafeln haben dieses auf viele Stunden, die ersten zu früh, die letzten zu spät berechnet.

Was nun den Abstand der Venus vom Mittelpuncte der Sonne betrifft, so konnte man diesen zwar, weil die Venus angezeigtermaßen unter dem Mittelpuncte der Sonne schon vorbey war, als wir sie zu Gesichte bekamen, nicht abnehmen. Nach dem Austritte aber, und den Beobachtungen, ließ es sich schließen: daß wenn man den Beobachtungskreis in 360 Grade abtheilet, und vom Zenith gegen die rechte Hand zählet, der Eintritt in den 110°, der Austritt aber

in den 248ſten falle; mithin die Sehne des gemachten Durchganges nicht über 6 Minuten unter dem Mittelpuncte der Sonne zu ziehen ſeyn; nach den caſſiniſchen Tafeln aber um 4 Minuten zu tief gegen die mittägige Seite der Sonne angegeben wird; ſo daß hierinn die ſtreetiſche und de lahiriſchen Tabellen näher zutrafen, welche dieſen Abſtand mit 6 Minuten angaben. Bey dieſer ſo tief unter den Mittelpunct der Sonnen angeſetzten Sehne des Durchganges, hat Caſſini auch die Dauer des ganzen Durchganges nur 6 Stunden 12 Minuten angegeben *), welche aber viel länger angenommen werden muß: weil wir, nach unſrer Beobachtung, die Venus in dem Stücke ihres Weges, da ſie ſchon unterm Mittelpuncte vorbey war, dennoch von 6 Uhr 15 Minuten bis 9 Uhr 30 Minuten, und alſo über drey Stunden geſehen haben. Man iſt alſo hierinn, wie im übrigen begierig zu erfahren, was die übrigen Beobachtungen, die einen heiterern Himmel gehabt, davon beſtimmen werden.

2) Wittenberg.

Da ich bey dem vorjährigen Brande vom 13 Octob. beynahe alles, was ich von Inſtrumenten beſaß, eingebüſſet hatte, und vornehmlich von aſtronomiſchen Sehröhren dadurch entblößet war: ſo habe ich mich begnügen müſſen, die Venus in der Sonne, für dießmal nur mit einem kleinen aſtronomiſchen Fernrohre zu ſehen; ohne dabey

*) Man wird weiter unten ſehen, daß ſolcher auch nicht länger gedauret.

bey etwas genaues oder richtiges zu bestimmen. Hiezu kam noch, daß denselben 6ten Junii der Gesichtskreis, beym Aufgange der Sonne, durchaus bewölket war, und ich anfangs nicht einmal Hoffnung hatte, von der ganzen Erscheinung etwas zu erblicken. Indessen da ich unausgesetzt auf einen Augenblick wartete, wo ich der Sonnen bisweilen durch und zwischen den Wolken ansichtig werden möchte: so sah ich sie um 4 Uhr und 47 Minuten, das erstemal, mit der Venus auf ihrer Scheibe, welche wohl über ein Viertel ihres Weges hinein war. Ich erblickte sie in derselben oben linker Hand, zur Seiten über dem Centro der Sonne, nach verkehrter Vorstellung der astronomischen Gläser. Denn eigentlich war sie schon um so viel unter dem Centro zur Seiten rechter Hand über die Sonnenscheibe gegangen. Um 6 Uhr 17 Min. sah ich sie wieder; und sie war ein groß Stück weiter von ihrem vorigen Stande, als sie in diesem bey der erstern Erblickung vom obern Sonnenrande war. Um 7 Uhr 2 Minuten stand sie fast dem Centro der Sonne gleich, doch annoch ein wenig zur Seiten über demselben. Um 8 Uhr 49 Min. hielte ich sie noch $\frac{1}{2}$ Zoll vom untern Sonnenrande entfernt, und um 9 Uhr traf sie mit ihrem äußern Rande schon an den innern der Sonne, und war im Anfange des Austrittes. Endlich habe ich noch einmal um 9 Uhr 16 Minut. den unmerklichen schwarzen Schatten ihres innern Randes auf dem äußern der Sonnen gesehen; daß sie also um diese Zeit völlig aus der Sonne gewesen. Bey

dem Anblicke der Venus selbst, hat sie mir jederzeit mit einer gewissen Rundung, kugelicht, und braunroth geschienen; welches ich, ob gleich das Rohr nur klein war, gleichwohl nicht einer Einbildung zuschreiben mochte. Die Größe, worinn ich sie erblicket, schätze ich gern $\frac{1}{2}$ Zoll und drüber im Diameter. Kurz über dem Mittelpuncte der Sonne habe ich einen sichtbaren Sonnenfleck gesehen, und einen andern schwächern am Rande rechter Hand, in der Höhe wo die Venus um 4 Uhr 47′ stand. Es ist Schade, daß theils das obberegte hiesige Unglück, theils der dunkle Himmel mich, wie andere, an der richtigen Wahrnehmung dieser seltnen Himmelsbegebenheit gehindert hat. Inzwischen haben wir sie, wenn Halleys Rechnung eintrifft (s. Act. Erudit. 1693 p. 68 de visibili Veneris cum sole conjunct.) im Jun. oder den 23 May des Jahres 1769, und also über acht Jahre, wieder zu erwarten.

Titius.

3) Stockholm.

Auf der astronomischen Sternwarte zu Upsal in Schweden, hat man am 6ten dieses den Gang der Venus durch die Sonne mit Vergnügen glücklich wahrgenommen. Diese Begebenheit hat sich anfänglich 20 Minuten eher zugetragen, als man nach Anleitung der besten Ausrechnungen vermuthet hatte. Sie hat auch nachher 18 Minuten weniger gedauret, als vermöge gedachter Ausrechnungen hätte geschehen sollen. Der Planet selbst ist auch in seinem Durchmesser um $\frac{1}{4}$ kleiner, als

man

man bisher geglaubet, befunden worden, und hat ſich zum wahren Durchmeſſer der Sonne, wie 51. zu 1608 verhalten.

4) Warſchau.

Allhier hat der Profeſſor der Mathematik, Hr. Stephan Luskin, ein Jeſuit, auf der oberſten Galerie der berühmten zaluskiſchen Bibliothek, den Durchgang der Venus auch beobachtet. Der Anfang war wegen Nebel u. Wolken nicht ſonderlich ſichtbar, der Austritt aber deſto beſſer zu beobachten. Er bediente ſich dabey der beſten Inſtrumente, die der Woywod zu Mſciſlaw, von Plater, und der Kronfeldzeugmeiſter Wielhorsky zu dem Ende von Paris kommen laſſen. Es ſoll von dieſer Beobachtung eheſtens eine vollſtändige Beſchreibung bekannt gemachet werden.

4) Amſterdam.

Allhier hat Hr. Martinus Martens eine Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonnenſcheibe angeſtellet. Der Lauf der Uhr war durch ſechs mit einander übereintreffende Höhen, von dem obern Rande der Sonnen, beſtimmet worden; und zwar durch einen Quadranten, der zwey Schuh im Radius hatte, und mit einem aſtronomiſchen Fernglaſe verſehen war, in welchem ein verticaler und ein horizontaler Drat befindlich war. Die Venus beym Ausgange aus der Sonne zu beobachten, brauchte man ein Sehrohr

von Shorten, das mit einen Spiegel verſehen war, deſſen Brennpunct 24 Zolle weit abſtund. Doch die innere und äußere oder erſte und letzte Berührung der Rander, hat wegen der Wolken nicht beobachtet werden können. Um 8 Uhr 47 Min. 50 Sec. nach der obigen Uhr, war Venus noch nicht halb aus der Sonne heraus.

6) Magdeburg.

Hr. Silberſchlag, hat bey ſeiner Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne, den Ort der Venus neunmal gemeſſen und beſtimmet, weil ihm der Himmel nach Wunſche günſtig geweſen. Dadurch iſt er nun in den Stand geſetzet worden, ſowohl die Zeit des Eintrittes, als des Austrittes, und die Geſchwindigkeit der Bewegung zu beſtimmen. Ueber dieſes hat er aus dieſen Satzen auch einige Eigenſchaften der Laufbahn dieſes Planeten hergeleitet; die in der magdeburger Zeitung im 27 Bl. befindlich ſind. Hier bemerke man nur,

Die äußerſte Berührung des Soñenrandes beym Eintritte der Venus um	4 Uhr, 2 M. 20 Sec.
Den Eintritt des Mittelpunctes um	4 Uhr, 10 M. 29 Sec.
Die Vereinigung des Planeten mit der Sonne um	6 Uhr, 42 M.
Die innere Berührung des Soneürandes beym Austritte um	9 Uhr, 5 M. 2 Sec.

Den

Den Austritt des Mittelpunctes der Venus um 9 Uhr, 13 M.

Den völligen Austritt um 9 Uhr, 20 M. 59 Sec. Es hat also die ganze Bewegung der Venus durch die Sonne, gedauret 5 Stunden 18 Minuten und 39 Secunden. Hergegen hat der Eintritt von der ersten Berührung des äußersten Randes, bis zur innern Berührung des Mittelpunctes 8 Minuten weniger eine Secunde; die Zeit des Austritts aber von der ersten innern Berührung der Ränder, bis zur letztern äußern Berührung 15 Minuten 57 Secunden gewähret; woraus denn sowohl die Geschwindigkeit des Laufes, als die Größe des Durchmessers der Venus berechnet werden kann.

III.

Freye Uebersetzung der Ode auf den Krieg, in eben so viel Zeilen *).

Es ist der Wetter Sturm rings um mich rege worden,
Erwürger überziehn zu Tausenden das Land;
Sie sind auf Raub geübt, bezahlet zum Ermorden,
Der Blitz füllt ihre Hand.

*) Ein Eifrer für die Ehre der deutschen Sprache hat geglaubet: das hieße derselben den Ruhm der Kürze und des Nachdrucks entziehen, wenn man ein französisches Stück, in doppelt so lange Strophen übersetzte. Wir haben seiner wohlgerathenen Arbeit (einige falsche Reime ausgenommen) den Platz nicht versagen können.

Ihr Feuer frißt um ſich, man fällt von ihren Waffen,
Es drückt das arme Land, nach ihrem Ueberfall,
Verzweiflung, Hungersnoth, und noch weit ärgre Strafen,
Als Feuer und der Stahl.

Den Kriegern, deren Schritt den Ungewittern gleichen,
Doch die die Tugend lenkt, und gute Ordnung führt,
Giebt die Gerechtigkeit in ewgen Siegeszeichen,
Was ihrem Muth gebührt.

Die aber frag ich jetzt, vor denen wir uns ſchmiegen,
Die Henkern ähnlicher, als Ueberwindern ſind;
Tyrannen, deren Stolz zu ungerechten Kriegen,
Die Fackel angezündt.

Als Rom durch Nerons Wuth von Flammen war verzehret,
So nannt ihn Rom ein Vieh, und fiel von ſeinem Streich;
Nun ihr, die ihr mit Blitz die halbe Welt verheeret,
Sagt uns, wie nenn ich euch?

Seht doch die Bürger an, die Schrecken und Entſetzen
Aus hundert Orten jagt, verbannt zu irren zwingt:
Was für ein Lorber kann den herben Schmerz erſetzen,
Der ſie ins Elend bringt?

Wollt ihr die Welt entfeelt, ins Grab verſchloſſen ſehen,
Nach dem betrübten Rath, den euch die Ehrſucht gab:
So ſäet lieber Gift, und laßt die Peſt entſtehen,
Und herrſcht dann übers Grab.

Für

Für einen Tropfen Blut straft ihr uns nach Gesetzen,
Der Mörder stirbt mit Pein nach eurer Rechte Sinn:
Ihr, Mörder unsrer Welt, vergießet ohn Entsetzen
Das Blut in Strömen hin.

Wer seyd ihr? Laßt uns doch nach denen Rechten fragen,
Die eure Brüder euch freywillig zugesagt?
Aus gleichem Stoff gebildt, ist es, um sie zu plagen,
Daß ihr die Kronen tragt?

Ists nöthig, daß man erst, wenn man begehrt zu sterben,
Sich vor den Zeptern bückt, und vor Gesetzen schmiegt?
Ists nöthig, daß man erst, das Grab sich zu erwerben,
Vor einem König kriecht!

O zählten wir doch nur zwölf menschliche Regenten,
So würde Fried und Glück Europens Eigenthum;
Umsonst! ein jeder sucht mit blutbefleckten Händen
In andrer Umsturz Ruhm.

Menschheit, Gerechtigkeit, seyd ihrs, wornach sie fragen?
In ihren Schriften malt sich Eifersucht und Wahn:
Sie sind sich ungetreu, sie fürchten sich, und klagen
Sich mit Verachtung an.

Wir hört ihr Morden auf, als wenn die Kräfte fehlen:
Allein dem Arm, der ruht, wird neue Kraft bereit;
Der Stillstand dienet nur, sich Mittel zu erwählen,
Zu einem stärkern Streit.

bundenste: Doch hat es der Weisheit desselben nicht gefallen wollen, sich gegen seine vernünftige Geschöpfe derjenigen Gewalt zu bedienen, der sich auf einen Wink alles würde unterwerfen müssen. Was Gott durch unbedingte Befehle hätte ausrichten können, das will er lieber durch Lehren und Warnen, durch Locken und Ermahnen von uns Menschen erlangen. Er rüstet daher seine Friedensbothen an das menschliche Geschlecht, nicht mit flammenden Schwerdtern, sondern mit feurigen Zungen aus. Er giebt ihnen eine Freudigkeit des Geistes, einen Reichthum des Erkenntnisses, und eine wunderwür-

Was beſſet ihr dann mehr? euch dienen ganze Staaten.
Wieviel vergießt ihr Blut für eine handbreit Land!
Verächtlich ſeyt ihr mir! Man nennet eure Thaten,
Nicht Muth, nur Unverſtand.

Muth, Ehrgeiz, Fertigkeit, verſchmitzte Kunſt zu ſtreiten,
Ach! rechnet mir doch nicht, den Werth von eurer Müh.
Die Billigkeit ſpricht hier; die Weiſen unterſcheiden
Den Helden von dem Vieh.

Ihr, die Verſtand und Witz durch falſchen Trieb belebet,
Gebt Würgern doch nicht mehr mit Göttern gleichen Rang;
Verſtummen müſſet ihr, ſobald ihr ſie erhebet,
Durch ſtolzen Lobgeſang.

Erhebt der Völker Mord wohl ihrer Fürſten Würde?
Der Menſch hat nur ſein Blut, und das wird ihm geraubt!
O Schmäuchler! haltet ein! dient dem ein Ruhm zur Zierde,
Der keine Tugend glaubt?

Mein bitterer Eifer hüllt, vielleicht durch ſeine Klage,
Den Gegenſtand zu ſehr in dunkle Farben ein:
Zu aller Zeit war Krieg, und die ſie nächſte Plage;
Will nur bemeinet ſeyn.

Laſt für die ſelbſt nur die Weisheit Mittel wählen,
Die hemmet nur Verlacht den mörderiſchen Streich!
Sind Könige im Streit; ſo muß wohl einer fehlen:
Verlacht ſchon jeder gleich!

Iſt gar dein Anſpruch falſch, wie hat die tolle Rache
Dich dann vor aller Welt zum Würgen aufgebracht!
Und iſt er zweifelhaft, beweiſt dieß deine Sache,
Wann man die Unſchuld ſchlacht?

Die Wilden tadelt ihr in ihren blutgen Feſten,
Gleichwohl iſt ihre Wuth noch nicht der euren gleich;
Nichts, als die feine Kunſt von euren Manifeſten
Die unterſchrieben euch.

Sie freſſen ihren Raub mit freudigen Gebärden,
Und euch genügt die Ehr von dem vollbrachten Streich;
Der Sieger Speiſe ſeyn, vom Wurm gefreſſen werden,
Gilt allen Todten gleich.

Könnt' doch ſo vieles Blut uns nur den Frieden geben,
Dem Vaterlande Glück, nach ſo viel herber Noth!
Doch was wird uns dafür? Die Streiter ſind uns Leben;
Die Völker nun ihr Brodt.

Ich ſeh' ſie all ihr Gut verſchwenden, übergeben,
Und ihres Schweißes Frucht dem drohenden Gebeth;
Doch alles iſt umſonſt! der Söhn' und Brüder Leben
Kauft ihnen nur den Tod.

Die Staatskunſt, die verdeckt mit hohem Geiſt regieret,
Mit ihrer Fertigkeit, was hat ſie ausgericht?
Zu Laſtern hat ſie wohl die Menſchen angeführet,
Zur Wohlfahrt aber nicht.

Traut

Traut nur auf Bündniſſe, die Falſchheit unterſchrieben,
Schließt feyerlich den Bund, verfaßt mit langer Kunſt!
Tractaten, Schwur und Eid, ihr ſeyd ſo leicht vertrieben,
Gleich einem leichten Dunſt.

Vergeblich ſehen wir der beſſern Zeit entgegen:
Da immer auf Gefahr der thränenvollen Welt,
Der Schwächſte ſich für ſtark, der Größere dagegen
Sich für allmächtig hält.

Doch auch die Stärke kann nie Sicherheit gewähren,
Ein Staat gränzt immer wo, er werde noch ſo weit:
Dein Nachbar ſchreckt dich; du kannſt dein Reich vermehren;
Doch nährſt du auch den Neid.

Wo iſt Perſepolis? Es liegt in öder Erde:
Oft ſtürzt die eigne Größ den Staat in Drümmer hin:
Die Schwachheit iſt ein Schirm: Fühlt Lucca die Beſchwerde
Von Dresden und Berlin?

Bis von dem fernen Nord ſich Sieger eingefunden,
Sprach Rom der Ewigkeit und allen Völkern Hohn;
Und kaum beſaß es noch, nach zehnfachtiefen Wunden,
Den halbzerbrochnen Thron.

So weis das Glück die Stärk und Klugheit zu verlachen;
Ein Reich ums andre fällt vor wilder Waffen Stral;
Den Sieger, der uns drückt, den Starken, wie den Schwachen
Trift nach und nach die Wahl.

Drey-

Dreytausend Jahre sind verflossen zum Ermorden,
Was haben sie bisher uns Gutes ausgericht?
Ist dann der Menschen Glück dadurch befördert worden,
Darum man ewig ficht?

Mit Zittern ringt das Volk die euch geweihten Hände.
Hört, Könige, den Ruf, der durch die Wolken dringt!
Gerechtigkeit ist das, was aller Plagen Ende
Und neue Wohlfahrt bringt.

Nur dieß ist eure Pflicht, nur dieß ist eure Ehre,
All anderer Ruhm ist falsch; wacht für der Völker Heil!
Nicht eingenommnes Land, nicht überwundne Heere;
Der Frieden ist ihr Theil!

Sehet! Numa, Salomon erhielten ihre Gränzen,
Ihr Namen aber hat der größten Krieger Glanz;
Auch Friedenshelden giebts: Olivenzweige glänzen
Gleich einem Lorberkranz.

Ein Tag wird uns dereinst dem Vorurtheil entziehen,
Das alle Welt bisher zu eigner Qual bewegt,
Das Blut wird heilig seyn; und dem muß Unglück blühen,
Der hieran Zweifel trägt!

Vielleicht, da wir bereits die schönen Künste ehren,
Herrscht einst der Sitten Macht an der Gesetze statt:
Erröthet kommen wohl noch Könige, und hören
Der strengen Menschen Rath.

Denn,

Bern, Rom, Venedig ſind ja ſchon auf dieſen Wegen,
Und ihrer Tugend iſt das wahre Glück gewiß:
Beglückter Myrthenſtrauß! ſchmück einſt mit gleichem Segen
Wien, London und Paris.

So ſchallt mein lauter Mund, das Laſter zu beſtreiten!
Wie aber ſing ich doch des Friedens heitern Blick?
O Frieden! zeig dich ſelbſt in deinen güldnen Zeiten,
Und mal dich durch dein Glück!

Ludwig, Thereſia, der Gottheit Anverwandte!
Auf eure Herzen baut der Wunſch, der mich entzückt;
Verewigt euren Bund! Europa fürchtet Bande;
Drum machet es beglückt!

IV.

Michaelis Chriſtophori Hanovii,

Gym. Ged. Acad. Prof. Philoſ. & Bibliothecarii Opuſcula, quorum pars I. continet Diſſertationes publice habitas editasque, atque nondum publicatas commentationes nonnullas, editore Joh. Dan. Titio, Prof. Math. ord. Wittenbergenſi. Halæ Magdeb. in Oſſ. Rengerianâ. 1761. 1 Alph. 16 Bogen in 4.

Von berühmten gelehrten Männern ſind auch die kleinſten Schriften werth, aufgehoben und erhal-

erhalten zu werden. Oefters tragen ſie auf wenigen Bogen, wichtige Wahrheiten, merkwürdige Beobachtungen, gelehrte Anmerkungen, oder ſcharfſinnige Gedanken und Einfälle vor, die man in groſſen Werken vergebens ſuchen würde. Daher hat man von ſo vielen Gelehrten ſchon, ihre kleinen Abhandlungen, Einladungsſchriften, Briefe, Reden ja wohl noch kleinere flüchtig entworfene Aufſätze und zerſtreute Zettel geſammlet; und der Nachwelt zum Nutzen und Vergnügen ans Licht geſtellet.

Der glückliche Fortſetzer des wolfiſchen Lehrgebäudes der Weltweisheit, iſt mit einer von denen, deren fruchtbare Feder der Aufheiterung der Wiſſenſchaft von Jugend auf gewidmet geweſen. Als ein fleißiger Schüler des unſterblichen Freyherrn von Wolf, hat er ſchon vor mehr als 40 Jahren, hier bey uns, in Leipzig, angefangen, das Reich der Gelehrſamkeit zu bearbeiten, und gleich in ſeinen erſten Proben gewieſen: daß man ſehr viel von ihm zu gewarten hätte. Alles nun, was er ſeit der Zeit von kleinen Aufſätzen ans Licht geſtellet, will uns ſein naher Anverwandter, der gel. Hr. Prof. Titius in Wittenberg, in dreyen Quartbänden ans Licht ſtellen. Er machet wirklich mit dieſem I. Theile den Anfang, auf welchen die andern nächſtens folgen werden.

Die 1) Abhandlung iſt 1720 hier zu Leipzig auf die philoſophiſche Katheder gebracht worden, als der Hr. Prof. Haney ſich der erlangten Magiſterwürde öffentlich verſichern wollen. Er beantwortet darinnen die Zweifel derer, die theils das Daſeyn, theils das We-

Weſen des Rechtes der Natur hatten anfechten wollen. Dieß iſt diejenige Diſſertation, die der unhöfliche Schmauß, durch einen dictatoriſchen Machtſpruch, ſo angeſehen: als ob Hr. Hanov an der Wirklichkeit eines Rechtes der Natur gezweifelt hätte: da er es doch gegen alle ſolche Zweifel zu retten geſuchet; ein deutliches Merkmaal ſowohl ſeiner Unachtſamkeit, als Unverſchämtheit: wie hier in einer Anmerkung geweſen wird.

Die II. Schrift liefert Philoſophemata de Silicernio, maxime veterum Coronum, die er 1728, in Danzig auf der Katheder des Gymnaſiums vertheidiget hat, als er ſchon Profeſſor geworden war. Es iſt nämlich bey den alten Kurländern gewöhnlich geweſen, den Verſtorbenen eine Mahlzeit zuzubereiten, um ihre abgeſchiedenen Seelen zu verſöhnen. Davon wird hier auf eine gelehrte und antiquariſche Art gehandelt.

Die III. Abhandl. liefert eine Nachleſe zu Dr. Charitii Nachricht von Gelehrten, die Gebohrne Danziger geweſen. Hier kommen vor, Gotthard Arthuſius, Eliſäus Aurimontanus, Ernſt Barthel-di, Dan. Becker, Chriſt. Behr, Mich. Blank, Henr. von Bömeln, Chriſtian Bucky, Pilipp Cluver, Johann Colet, Dan. Cramer, Reinh. Curicke, Joh. von Curin, Dan. und Nath. Diger, Joh. Jak. Dobel, D. Jak. Fabriz, Joh. Fabriz, Lor. Fabriz, M. Mich. Fall, Nath. Falk, Ge. Fehlau, Mor. Ferber, Henr. Freder, Tideman Giſius, Abr Golnitz, Gabr. Groddeck, Jakob Heque: und daß wir von den übrigen nur die vornehmſten nennen, Joh. Hevelius

lius Barth. Keckermann, Joh. Mechinger. Georg Pasch, u. a. m.

Die IV. Abh. handelt von der vernünftigen Liebe seiner Feinde, und ist 1734 in Danzig vertheidiget worden. Es giebt Leute, die sich einbilden: die Vernunft und das Recht der Natur wissen nichts von dieser Tugend; und Jesus habe zuerst, als ein neuer Gesetzgeber, dieß Gebot allen Christen vorgeschrieben. Diese guten Leute sind schlecht, sowohl in der philosophischen Historie, als in der vernünftigen Sittenlehre bewandert; und bilden sich ein, was sie nicht wußten, das könne auch kein andrer darthun, oder einsehen. Beyde widerleget Hr. Prof. Hanov. Er zeiget 1) daß es vernunftmäßig sey, seine Feinde zu lieben. Da aber viele einzuwenden pflegen, dieses könne nur eine von der Offenbarung erleuchtete Vernunft erkennen: oder, sie hätte es zwar freylich auch erkennen können; aber doch wirklich vor den Zeiten des N. T. niemals erkannt, vielweniger ausgeübet: so beweist er auch, aus den alten heydnischen Weltweisen, theils, daß man diese Lehre vorgeschrieben; theils, daß man sie ausgeübet habe. Diese Schrift ist in mathematischer Lehrart abgefasset.

Die V. Schrift begreift den zweyten Theil der obigen Abhandlung, von der Liebe der Feinde, 1749. Hier werden die besondern Pflichten, die aus der oben erwiesnen Liebe der Feinde fließen, hergeleitet. Und da die Feinde, entweder öffentliche Feinde des ganzen gemeinen Wesens, oder besondre Feinde der Privatpersonen sind: so wird doch nur

von den letztern allein gehandelt. Im Lateine heißen jene Hoſtes, dieſe Inimici. Hier kömmt überall eine ſchöne Beleſenheit in den Schriften der alten Weltweiſen vor: daraus man einen beſſern Begriff von der Sittenlehre der Vernunft bekömmt, als aus den Schimpfreden einiger theologiſcher Moraliſten, auf die ſogenannten blinden Heyden.

Die VI. Abhandlung erweiſt den Urſprung der Welt, aus den Bergen und Thälern, und iſt 1735 gehalten worden. Die Berge werden hier erſt erkläret und unterſchieden. Da der tauſendſte Theil des halben Durchmeſſers der Erden 19629 franzöſiſche Fuß, oder 23100½ Danziger Fuß, d. i. eine preußiſche Meile ausmachet; ſo nimmt der Hr. V. den tauſendſten Theil davon, nämlich 23 Fuß, für die gewöhnliche Höhe eines mittelmäßigen Baumes an. Der dritte Theil dieſer Baumhöhe $7\frac{2}{3}$ Fuß machet eine Klafter, oder Menſchenhöhe. Erhöhungen alſo, die nur eine Klafter hoch ſind, heißen Haufen; die eine Baumhöhe haben; Hügelchen; die höher ſind, als alle Bäume, und noch geackert und beſäet werden können, heißen Hügel. Die übrigen aber nennet man Berge, Felſen, Klippen, u. ſ. w. Hierauf unterſuchet er das Alter der Berge, das entweder undenklich, oder neu iſt. Dieſe entſtehen entweder durch Wind, oder Waſſer oder Erdbeben, oder Auswürfe des unterirdiſchen Feuers. Ihre Höhe nimmt er aus den Schriftſtellern. Eratoſthenes hat geſaget: die höchſten Berge in Griechenland wären über zehn Stadien nicht hoch, d i. fünf Sechzehntheile einer deutſchen Meile.

Meile. Olympus ſoll 1250 Schritte hoch geweſen ſeyn. Der Berg Baldus im Veroneſiſchen Gebiethe wird vom Riccioli 1654 bononiſche Schritte hoch geſchätzet. Der Berg Snowdon (Schneehügel) in England ſoll 1247 engliſche Ruthen hoch ſeyn. Die höchſte Spitze der Alpen aber, Maudit, wird vom Faccio 2000 franzöſiſche Klaſtern (Toiſes) geſchätzet. Den Berg Pico auf der Inſel Teneriffa, können die Schiffer ſehen, wenn ſie noch 4 Grade davon entfernet ſind: daher Varenius ihn eine ganze, oder anderthalb deutſche Meilen hoch ſchätzet. u. ſ. w. Hieraus folget nun, daß die höchſten Berge der Erdkugel ſich zum halben Durchmeſſer derſelben kaum wie 1. zu 800 verhalten, folglich nicht merklicher darauf ſind, als wenn ein Sandkorn an einem Balle klebt.

Er geht weiter fort, und betrachtet die Berge im Monden, auf der Venus, im Mars, Jupiter und Saturn, von welchen letztern man nur analogiſch dergleichen ſchließen kann. Von den Trabanten der letztern, imgleichen der Sonne und den Fixſternen, ſchließt er eben das.

Sein ganzer Beweis gründet ſich darauf, daß die Berge, als ſchwere Körper, auf eine gewaltſame Art, in ſolcher Höhe über der Waſſerfläche erhoben ſind, und hervorragen: weswegen ſie natürlicher Weiſe, theils durch die Wirkungen der Menſchen und Thiere, theils von Wind und Luft, theils durch Thau, Regen, Schnee und Flüſſe, theils durch das unterirdiſche Feuer abnehmen, niedriger

dige Gabe der Sprachen, seine hohen Wohlthaten den Sterblichen anzupreisen; um sie also durch lauter sanfte Stricke zu dem allerseligsten Gehorsame des Glaubens zu ziehen.

Es würde ein Uberfluß seyn, Ew. Hochwürdigen Magnificenz von diesen Wahrheiten ein mehrers zu erwehnen; da Dieselben eine weit tiefere Einsicht in Dieselben besitzen, als daß wir vermögend seyn sollten noch etwas, so Ihnen unbekannt wäre, davon vorzubringen. Dero eigenes Beyspiel aber bekräftiget aufs gründlichste die bisher gemachten Anmerkungen, von dem Sitze der Beredsamkeit, in

dem

werden, oder gar einſtürzen. Er beweiſt dieſes durch Beobachtungen aus England und Wälſchland, u. d. m. Dieß gilt nun ſogar von Felſen *). Denn auſſer dem, was die Menſchen zum Bauen davon abhauen, ſo ſind viel andre Urſachen in der Natur, dadurch ſie verzehret werden. Man ſage nicht, daß ſie wieder hergeſtellet werden; denn weder Menſchen noch Thiere, weder Luft noch Waſſer, erhöhen die Berge. Das Feuer aber, welches in den feuerſpeyenden Bergen geſchäfftig iſt, wirft zwar daſelbſt viel aus; hölet aber auch den Abgrund ſo aus, daß die Berge endlich einſtürzen, und verſunken. Hingegen werden die Thäler allmählich ausgefüllet und erhöhet. Wie ſchnell ſolches geſchehe, muß man in Ermangelung naher Beobachtungen, aus der Ferne holen. Der Berg, worauf das Capitol in Rom gelegen, iſt anfänglich 200 Stufen hoch geweſen. Zu des Tacitus Zeit, war er nur hundert hoch. Itzo iſt er kaum noch ein ſanft anlaufender Hügel zu nennen. Die Triumphbogen des Septimius und Antonimus, die nahe an demſelben ſtehen, ſind ſchon bald verſchüttet und begraben. Das Pantheon muſte auf 12 Stufen

*) Wir haben verm Jahre einen gelehrten Dänen, der ein ſtarker Naturkundiger war, und ſchöne Reiſen durch England, Frankreich und Italien gethan hatte, dieß beſtätigen hören. Er hatte beobachtet, daß ſogar die marmornen Seeklippen von Luft, Regen und Sonne mürbe werden, und von Jahre zu Jahre in die See abſchießen: folglich die Erdkugel ſich allmählich der Rundung nähere.

Stufen erſtiegen werden. Itzo ſteiget man faſt ſoviel Stufen hinunter, um hineinzukommen.

Hieraus folget, daß ein Berg in hundert Jahren ungefähr einen Schuh niedriger geworden. Geſetzt aber, er würde nur ein Zehntheil eines Schuhes niedriger; ein Felſen aber ein Hundertheil: ſo würden die Berge der Erdkugel, die drey Meilen hoch wären, demnach innerhalb 6 Millionen, 930,050 Jahren; die Felſen aber innerhalb 69,300,500 Jahrhunderten, platt und eben werden; die Thäler aber würden noch viel eher voll ſeyn. Wäre nun dieſe Erdkugel von Ewigkeit her, ſo müßten ihre Berge u. Thäler längſt ganz flach und eben geworden ſeyn *). u. ſ. w. Die Erde muß alſo einen Anfang gehabt haben, und noch nicht ſehr weit von ihrem Urſprunge entfernet ſeyn.

Die VII. Abhandlung liefert eine Unterſuchung von der Sittlichkeit der Tontinen. In neuern Zeiten, da ſo viele Tontinen und Leibrenten angeſtellet und zu Stande gebracht worden, iſt es wohl der Mühe werth, zu fragen: ob es wohl erlaubt ſey, Tontinen zu ſtiften, oder hineinzuſetzen; ſeine Erben aber desjenigen Vermögens zu berauben, das ſie ſonſt erben würden? Der Hr. Verf. hat dieſe Materie auf eine ſehr philoſophiſche Art unterſuchet und ausgeführet. Hier kommt die Materie vom Intereſſurio, d. i. Zinſen von Zinſen zu neh-

*) Man merke dieß wider den abgeſchmackten Verfaſſer des Buches vom Meere, der einen ſo philoſophiſchen Lehrſatz umzuſtoßen geſuchet hat.

men vor. Eine ſo gemeinnützige Schrift ſollte deutſch überſetzt vorhanden ſeyn.

Die VIII. Abh. redet von der Wahl durchs Loos; und iſt von M. Ge. Chriſt. Trauſolden, einem Hamburger, ins Deutſche überſetzet worden. Sie iſt 1743 zu Danzig auf der Katheder abdiſputiret worden: als daſelbſt ein merkwürdiges Beyſpiel einer Wahl durchs Loos geſchehen war. Es wird hier genau unterſuchet, was das heiſſe, frey wählen, und in welchen Fallen keine ſolche Wahl ſtatt hat; nämlich, wenn beyde, oder alle Gegenſtände der Wahl einander ſo gleich zu ſeyn ſcheinen, daß man keinen Grund ſieht, mehr eins, als das andere zu nehmen. In ſolchen Fällen kann man nun zum Looſe ſeine Zuflucht nehmen. Hier iſt viel gründliche Philoſophie für alle, welche die verkehrte Meynung von der Freyheit haben, daß ſie eine Wahl ohne Bewegungsgrund ſey; oder eine Handlung ohne Urſache. Es werden auch die Würfel der Alten gelehrt erkläret, die nicht ſechs Seiten, wie die heutigen, ſondern nur vier hatten, wie die Knochen aus den Knöcheln der Schöpſe, womit die Kinder ſpielen. Homer z. E. ſaget: Jupiter, Neptun und Pluto hätten ihres Vaters Saturns Reich durchs Loos ausgetheilet, ſ. der Ilias 15 B. u. Diodor von Sic. im IV. B. Etheokles und Polynices machten es bey der Regierung von Theben eben ſo. Atreus und Thyeſtes, habens, nach des Seneca Thyeſt. im Chore des I. Aufzuges; u. Alexanders Nachfolger in der Theilung der Länder,

nicht

nicht anders gehalten. Auch zu Rom wurden viele Dinge durchs Loos entſchieden. u. d. m.

Man kann leicht ſehen, daß in dieſen mannigfaltigen Abhandlungen, weder abgedroſchene, noch ſchlechte Materien vorkommen; ſondern Sachen, die der Aufmerkſamkeit verſtändiger Leſer vollkommen würdig ſind.

V.

Fortſetzung des Artikels, von Hrn. von Voltaurens Tode.

Crebillon. Er brachte zwanzig Jahre mit Verfertigung eines Trauerſpiels zu, welches man ihm ſtreitig gemachet hat, und welches man gar nicht mehr ſpielet.

Chateaubrün, erwarb ſich durch ſeinen Philoktet Beyfall, den er aus dem Theatre des Grecs genommen hat.

Greſſet, machete ſich durch allerley kleine witzige Reime berühmt; die aber voller Fehler ſind, wie des Chaulieu ſeine.

Piron, iſt der Verfaſſer der Nietromanie und einer berüchtigten Ode.

Lefranc, iſt ein arbeitſamer Dichter. Er hat geiſtliche Oden gemachet, geiſtliche Geſpräche und deiſtiſche Gebethe verfertiget.

Rouſſeau von Genf, ein beredter Sophiſt. In ſeinem vierzigſten Jahre entſagete er der menſch-

lichen Gesellschaft, und begab sich in eine Einöde. Man erstaunte über ihn; und man erstaunet nicht, wenn man täglich eine Menge Menschen sieht, die sich bey den Carthäusern begraben wollen.

Diderot, war zum Poeten gebohren; und die Metaphysik wird unter seinen Händen ganz gezwungen.

Trublet, brachte sein ganzes Leben bey dem **La Motte, Fontenelle** und **Terrasson** zu: dessen ana wir unter dem Titel: **Versuch in der Moräle** und Litteratur, von ihm haben.

Desfontaines. Diesem hat einmal eine obrigkeitliche Person geantwortet: **Was ist daran gelegen, ob ihr lebet, oder nicht?**

Duclos, hat sich lange Zeit geübet Romanen aufzusetzen, bevor er die Geschichte geschrieben hat.

Montesquieu: man könnte sein vornehmstes Werk, durch dieses Wortspiel bezeichnen: **Witz über die Gesetze.** (Esprit sur les Loix). Er hat funfzig Jahre daran gearbeitet; er ward verfolget und berühmt. Sein Buch ist schön, und unnützlich.

D'Alembert, der Messkünstler. Er behauptete öffentlich in der französischen Akademie, daß es gar keine Poesie gäbe: dieß hätte er beweisen sollen.

Le Mierre. Seine Hypermnestra ist ein blutiges Prachtspiel.

Le Marquis de Mirabeau. Sein Werk von der **Bevölkerung** ist voller Einsicht und Begriffen; und die Schreibart . . . . . ! Wahrhaftig, ich liebe das Französische, wenn es schön ist.

D'Ol-

D' Olivet. Er sah alles im Cicero.

Paliſſot. Der Antichriſt der ſchönen Wiſſenſchaften.

Du Reſnel. Das einzige Werk wir ſo von ſeiner Feder haben, iſt ein Meiſterſtück. Er hörete auf zu ſchreiben, da er noch jung war; und Popens Ueberſetzer, ward ſein ganzes übriges Leben nichts, als ein Büchercenſor.

Voltaire. Ein ſehr ſchätzbarer Schriftſteller. Er war einer von den beſten Dichtern ſeiner Zeit. Er genoß ſo lange er lebete, eines ziemlich glänzenden Ruhmes; und ſein Namen drang bis in die entfernteſten Länder. Er hat ſehr viel geſchrieben, und es ſieht alles der Philoſophie ähnlich. Er wagete ſich an alle Wiſſenſchaften; und übete ſich in allen Gattungen; er that es allen Schriftſtellern zuvor, und die erſtaunte Welt gab ihm den Titel eines allgemeinen Geiſtes. Wir wollen es nur ohne Bedenken geſtehen: er ſchwang ſich über die gewöhnlichen Kräfte der Menſchlichkeit: denn was die Gaben anbelanget, ſo war er das vollkommenſte Geſchöpf, was jemals aus den Händen Gottes gekommen iſt. Was iſt ſchöner, als ſeine Henriade? was angenehmer als ſeine Pucelle? was iſt beſcheidener, vortrefflicher, göttlicher, als ſeine Morale? was .....

Gnädiger Herr, erwiederte der Abt, wem ſagen Sie dieſes? Halten Sie etwa Ihren Beichtvater für einen Freromianer? Doch das iſt genug von den Schriftſtellern; kehren Sie wieder zu Ihrer Beichte zurück.

Herr von Voltaire gehorchete ihm.

Von meiner Pucelle d' Orleans will ich nichts sagen; dieß Werk ist für öffentliche H . . häuser geschrieben.

Wenn man den Candide liest, so folget daraus: daß diese Erdkugel ein stinkender Ausguß aller erschrecklichen und verfluchenswürdigen Abscheulichkeiten sey. Ich habe auch mehr als ein Capitel darinnen, unter den heftigsten Kopfschmerzen aufgesetzet.

Meine Geschichte Peters des Großen, beweist sonnenklar, daß ich gar nicht alt bin. Man hat gemeynet, ich hätte darinnen dem Czaare geschmäuchelt: aber ich habe nach rußischen Nachrichten geschrieben.

Meine Uebersetzung des Predigers Salomons, ist meines Erachtens des Corneille seiner Nachahmung J. C. nicht nachzusetzen. A propos, lieber Pater, legt mir nur um des Himmels Willen, statt der Buße nicht auf, andächtige Werke zu verfertigen.

Meine ersten gelehrten Streitigkeiten waren mit dem Rousseau. Mich verdreß sein großer Ruhm und seine Verachtung gegen mich, über die Maßen. Ich griff ihn wüthend an, und hatte das Vergnügen, zu seinem Verdrusse ein vieles beyzutragen.

Der Abt Desfontaines war gleichfalls einer von meinen Feinden. Es ist falsch, daß ich ihm aus Rache geholfen; aber das ist gewiß, daß ich gewünschet hätte, er wäre sein Lebenlang da geblieben.

In der Zeit, als ich von der franzöſiſchen Academie eine abſchlägige Antwort erhielt, kamen zwo böſe Schandſchriften wider mich zum Vorſcheine. Ich ſchrieb ſie einem Muſikanten zu, dem ich recht gut war. Ich ſchrie; ich foderte ihn vor Gericht; ich wiegelte alle Mächte wider ihn auf. Es gieng mit ſeinem Proceſſe ſehr hitzig. Ich wollte ein merkliches Exempel an dieſer niederträchtigen Seele ausüben; aber ich verlohr meinen Proceß, und ward zur Schande, und was noch das ärgſte iſt, zur Geldbuße verdammet.

Ihr wiſſet ſchon allen meinen Spaß mit dem Maupertuis. Ich verlohr darüber meine Gnadengelder, meine Ehrenzeichen, und die Gnade des Königs von Preußen. Maupertuis ſaß neben dem Jupiter, und öffnete den Hahn von dem Faſſe des Unglücks.

Und der unverſöhnliche la Beaumelle! Ach! dieſer Namen erreget alle meine Wuth. Mit was für einer wüthenden Raſerey hat er mich nicht angefallen! Er ſchwöret noch in einem ſeiner Briefe, daß er auch den letzten Othem ſeines Lebens der Rache widmen will. Seine Schmähſchriften haben mir die bitterſten Thränen gekoſtet. Ach, mein Pater! dieſem Böſewichte, bitte ich euch, mich nicht vergeben zu heißen.

Da nun der Beichtvater ein Zeichen einer abſchlägigen Antwort von ſich gab, antwortete Herr von Voltaire plötzlich: ich vergebe ihm, mein Freund, ſeine ſtrafbaren Ausſchweifungen; er lebe glücklich, und läſtere in Ruhe!

O mein

O mein Vater, was habe ich nicht für Feinde! Ich habe Ursache mir zu schmäucheln, daß alle Gelehrten von dieser Zahl sind. Ich habe ihrer aller Neid rege gemachet; und hasse sie alle: insonderheit aber verfluche ich denjenigen Pöbel niederträchtiger Menschen, die, da sie nicht Muth, noch Gaben genug besitzen, um etwan das mechanische Amt ihrer Väter zu treiben, das leichtere und schandbare Handwerk ergreifen, anderer Schriften zu verlästern. Dieß finstere Ungeziefer, welches man nur gewahr wird, weil es sticht! rechte Cerberi der Litteratur! die nur bellen, um Brod zu haben. Satyrische Tagelöhner, Ehrenschänder ums liebe Brod, Schmarutzer der Büchertrödler; kleine Zusammenschmierer von flüchtigen Scartecken zu 4. gr.; Verkäufer abgeschmackter Lobsprüche, elender und langweiliger Satyren: kurz, alles dieses Unkraut, was sich so sehr mehret, daß man davor laufen möchte; dieses Geschmeiß .....

Ach! schrie der Rot, diese heftigen Ausrüsse gegen die Satyristen werde ich Sie nicht endigen lassen. Haben Sie denn schon vergessen, gn. Hr. daß sie Ihre Mitbrüder und Nächsten sind? Warum wollen sie doch die Tagebuchschreiber hassen? Die allermeisten verdienen nur Verachtung: verachten Sie sie; immerhin! Machen Sie sie lächerlich! nennen Sie sie, wenn sie wollen, Frelonier, Erzfrelonier, Eulen, Wespen, Spinnen, Schwaben, u. s. w. sagen Sie aus einer angewohnten Vergleichung: daß gar leichtlich ein Esel zwey periodische Blätter aufsetzen könnte, wenn

nicht

man ihn nur reden, und insonderheit schreiben lehrete .....

Nun! sagete Hr. Voltaire, das ist eine treffliche Lackayenspötterey. Sie soll euch nicht geschenkt seyn, mein guter Pater.

Auch, fuhr er fort, kann ich die große Menge der eifersüchtigen und wilden Dichter nicht vertragen, die allezeit mit Schmähsinngedichten gespicket sind; die Redner auf den Caffeehäusern, die nur einen ewigen Widerhall der Aergerniß und Schande abgeben; die asthmatischen Zeitungsträger, welche lauter Lügen herhusten; die bürgerlichen Witzlinge, gebohrne Präsidenten der niedrigen Akademien der Residenz; die sorgfältigen Abschäumer der Hefen der Merkurs; die gelehrten Narren, die man Gottesgelehrte nennet; diesen Troß von Mönchen, der mit Stolze im niedern kriechet: diese gallsüchtigen Andächtigen, die, um Gott zu lieben, die Menschen verabscheuen; die sauertöpfischen Jansenisten, welche kalte Besessene, viehische Fanatiker sind, und dennoch glauben sie wären Pascale. Die beschorenen Herumstreicher, die aus den Klöstern entlaufen sind; Böswichter, die ihr Elend so geschickt, als unerschrocken, boshaft, sanft, höflich, u. verschwiegen machet, und die unter dem Schutze eines Ordenskleides, sich in die Häuser schleichen, das Vertrauen der Familien gewinnen, sich mit der Beute der leichtgläubigen Tugend bereichern, überall den Samen des Zankes und der Zwietracht ausstreuen

dem Lehrstande der Christlichen Kirche. Es ist fast zu einer Regel geworden, daß diejenigen unter unsern geistlichen Lehrern zu den wichtigsten Aemtern hinauf steigen, die an Beredsamkeit den übrigen vorzuziehen sind. Und dieses geschieht mit allem Rechte, weil nemlich eine wahre Beredsamkeit allemal eine gründliche Erkenntniß der Wahrheiten, eine weitläuftige Gelehrsamkeit, und einen redlichen Eifer vor das Wohl ihrer Zuhörer erfordert; als wodurch sie sich von der leeren Schwatzhaftigkeit unverschämter Plauderer sattsam unterscheidet. Diesemnach würde man nirgends weniger fehlen, als in

en, diese wahren Ungeheuer, so die Hölle zur Lust hervorgebracht, und auf die Erde gespieen hat, um daselbst deren Diener zu seyn, deren Verschwörungen sie lenken, und sie zuletzt mit allen ihren Flammen belohnen wird.

Mein Gott! sagte der Abt, welch eine Abschilderung! Ich bin ganz außer mir! Ich zittere mein Herr! Aber ..... Haben Sie mich nicht etwan angeredet?

As ihn nun Herr **Voltaire** versicherte, daß er nur allgemein geredet hätte; so fuhr er folgendergestalt fort:

Meine Feinde haben ausgesprenget, daß drey Viertheile meiner Werke gestohlen wären. Aber, mein **Pater**, ich protestire hier in eurer Gegenwart, wider alle dergleichen Beschuldigungen. Ich habe niemals aus guten bekannten Schriftstellern nachgeahmet, z. E. aus dem **Corneille**, **Racine**, **Moliere** und **Quinaut**: und diejenigen so ich zuweilen ausgeschreiben, sind nur **Lucan**, und **Aretin** und **Bayle**.

Ich habe keine Freunde gehabt. Aber die **Encyklopedisten**? fragete der Beichtvater. Ja, antwortete Hr. **Voltaire**, das sind gute Leute! sie haben mich immer gelobet. Sie schreiben mir, und ich antwortete ihnen. Sie schätzen mich hoch; ich .... Wahrhaftig, eure Frage verwirret mich gar.

Ey nun! erwiederte der Abt: Ihre Verwirrung ist so gut, als eine deutliche Antwort. Ich sehe wohl, daß die Politik allein .....

Ihr habt es getroffen, mein Pater. Ich gestehe, daß ich sie niemals geliebet habe. Zwar bin ich ihnen Verbindlichkeiten schuldig; ich fürchte sie; aber ich schätze sie nicht hoch.

Warum aber nicht?

Weil ich gewiß bin, daß sie mich eben so wenig hochachten.

Was haben Sie ihnen denn für Verbindlichkeiten?

Sie haben mich einen groſſen Mann genennet; sie haben mich erwählet, das Haupt ihrer Secte zu seyn. Sie haben allenthalben ausgeruſen: Pſaphan iſt ein Gott! Sie haben mir geholfen die Vorurtheile bekämpfen, unſerer Nation ein Geſchicke zu geben, und dieſes Jahrhundert, dem wir den ſpöttiſchen Zunamen des Philoſophiſchen gegeben haben, geſittet zu machen.

Warum fürchten Sie ſie denn?

Weil ſie im gemeinen Weſen deſpotiſch regieren. Erzürnte ich mich nun mit ihnen, ſo würden ſie einen Widerruf thun, irgend einen Propheten gegen mich aufwecken, und meine Werke verkleinern; ja ſie könnten wohl gar einen Lefranc und Freron loben.

Warum ſchätzen ſie dieſelben aber nicht hoch?

Weil ihre Philoſophie eine lautere Marktſchreyerey iſt: weil ſie vorgeben, ſie hätten, wie Sokrates, ein jeder einen eigenen Geiſt; weil ihre Werke nichts nütze ſind, und ihr Hochmuth außerordentlich iſt; und weil ſie die Religion haben vernichten wollen.

Ihre

Ihre Gesinnungen, mein Herr, sind so erbaulich, als neu. Ich schätze mich glücklich, daß ich sie Ihnen eingeflößet habe: das wird mir in der Welt unendliche Ehre bringen. Zum wenigsten war es nichts leichtes, einen solchen Kopf, als Ihrer ist, zu bekehren. Wohlan denn, getrost! fahren Sie fort! Gestehen Sie mir, wie Sie gegenwärtig gegen Ihre Feinde gesinnet sind. Primo: Hassen Sie den Herrn Lefranc noch?

Mein Pater, ich vergebe ihm: aber seine Verse sind hart, und seine Supplik an den König ist ein sehr kalter Spaß.

Und Herrn Freron?

Wer ist der Herr Freron? mein Pater. Ist es nicht ein Schriftsteller?

Der Pater. Ja.

Hr. v. Volt. Was hat er gemachet?

Der Pater. Nichts.

Ha, ha! so ist er ein Journalist. Ich vergebe ihm auch, aber mit der Bedingung, daß er meine Grabschrift nicht verfertigen soll.

Der Pater. Und den Herrn Abt Trüblet?

Wahrhaftig, ich habe Unrecht gehabt, Händel an ihm zu suchen. Es ist ein guter Mann; und ich widerrufe von ganzem Herzen den satyrischen Zug des armen Teufels: (le pauvre Diable:) der so beißend, so bitter . . . . . aber in der That doch bezaubernd schön ist. Ich will ihn euch hersagen, mein Pater.

Der Pater. Und den Herrn Gresset?

Auch dem vergebe ich noch. Aber ich wollte,

daß

daß er in der neuen Auflage seiner Werke, aus dem Boshaften (le Mechant) verschiedene Stellen wegließe, darinnen ich mich erkannt habe.

Und den Herrn Chaumieux?

Ey pfuy!

Wie mein Herr? er arbeitet an einem Werke zu Ihrem Lobe!

Er? das ist unmöglich!

Nichts ist gewisser.

So verzeihe ich ihm auch; ausgenommen, daß er es nicht vollende.

Und der Pater Hayer, und der Pater Berthier?

Denen vergebe ich alles.

Allein, werden auch diese allerseits Ihnen vergeben, gn. Herr! Sie müssen einem jeden einen demüthigen und christlichen Brief schreiben, in welchem Sie sie um Verzeihung bitten, daß Sie sie beleidiget haben. Ich sehe nichts billigers .... noch lustigers.

Was nennet ihr lustig, mein Pater! Glaubet ihr denn, daß meine Beichte nur ein Hohngelächter sey?

Aber mein Herr, unter uns geredet, sie ist spaßhaft genug; und Sie sagen doch nicht alles heraus.

Das ist ein Kunststück, mein guter Abt. Nichts ist leichter, als alles heraus zu sagen; aber man muß auch nicht alles thun, was leicht ist.

Wir wollen wieder auf die vorgeschlagenen Briefe kommen. Ich will eurem Rathe folgen.

Hierauf rief mich mein Herr, und sagte mir folgende Briefe in die Feder.

An den Herrn Freron.

Ich sterbe, mein Herr. Es ist mir anbefohlen, euch zu schreiben, und ich thue es. Man saget daß ihr zornig auf mich seyd; ich weiß nichts davon. Man saget daß ich böse auf euch sey; glaubet es nicht. Vergesset es, wenn ich euch unrecht gethan habe; ich will auch eure Schriften kaufen. Bringet nur diesen Brief nicht mit hinein, und entschuldiget dessen Kürze und Fehler. Ich habe nicht viel Zeit, und ihr wisset, was das sey, wenn man in Eile schreibt.

An den Herrn Lefranc.

Wir wollen aufhören Feinde zu seyn, und uns lächerlich zu machen. Ach! alles dieses würde nicht geschehen seyn, wenn ihr nicht in die französische Akademie aufgenommen wäret. Ich höre, daß ihr an einer poetischen Uebersetzung von Virgils Gedichten vom Ackerbaus arbeitet. Aber saget mir doch, mein Herr, warum ihr bey so vielem Verstande, als ihr unstreitig habet, niemals etwas anders als Uebersetzungen machet?

An Herrn Greflet.

Ihre Tugend, mein Herr, habe ich allezeit verehret, so leid mir es auch gewesen ist: nur hätte ich gewünschet, daß ihr nicht so gar berühmt, und glücklich gewesen wäret. Nach meinem Wunsche sollen sie beydes seyn. Erhaltet euch die Hochachtung und Freundschaft rechtschaffener Leute. Lehret doch euer Geheimniß alle Schriftsteller, in-

son-

ſonderheit den guten Freron, der wie ich, lauter Feinde hat.

An den Herrn Chaumieux.

Ich erröthe, mein Herr, über der Freundſchaft die ihr mir jetzt erweiſt. Ich habe das Werk, welches ihr mir zu Liebe geſchrieben habet, noch nicht geſehen. Ich bitte euch, ſchicket es mir, und bemerket den Preis davon.

An Herrn Trüblet.

Man kann, mein Herr, an den anſtößigen Stellen des pauvre Diable, Papier überkleben. Ich habe eben jetzt das Leſen Ihres letzten Theiles vollendet. Ihr müſſet euch alles das Böſe, was Ihr darinn von den Poeten ſaget, ſelbſt zur Laſt legen: denn das heißt der Aſche des ſel. de la Motte wenig Ehrerbiethung bezeigen.

An Herrn de la Beaumelle.

Es iſt mir ſehr ſchwer angekommen, den Haß zu erſticken, welchen ich gegen euch hege. Ich weis nicht einmal, ob er noch dieſe Stunde gänzlich ausgetilget iſt. Es fehlet nicht viel, daß ich bey dem Angedenken Eurer vergangenen Bosheiten, nicht..... allein ich ſoll euch entſchuldigen. Ihr waret damals noch zu jung! Maupertuis war euer Rathgeber, und ihr wolltet euch durch eine berühmte Feindſchaft, berühmt machen. Wir waren auch von verſchiedener Religion, und vielleicht habt ihr mich nur darum gehaſſet, weil ich ein Papiſt war. Wir wollen geſchwinde Freunde werden. Werdet in eurer Kirche ſelig, und ich in der meinigen; und laſſet uns wenigſtens in jener Welt gute Freunde ſeyn.

Hier hörete mein Herr auf. Ich bezeigete ihm meine Verwunderung, daß er mir für den du Hayer und Berthier nichts gesaget hätte; allein er antwortete mir: die werden mir schon ohnedieß vergeben. Hierauf wandte er sich auf die Seite des Beichtvaters, und sagete zu ihm: Ihr müsset vergnüget über mich seyn, mein Pater. Wahrhaftig, das ist mir gar nicht sauer geworden! es ist nichts leichter, als ein gutes Werk zu thun.

Habet ihr denn noch etliche andere gethan, sagte der Beichtvater?

Zum Henker! erwiederte er, mehr als eines! Ich habe Kirchen wieder aufgebauet; ich habe die Jansenisten lächerlich gemachet; den Nouvelliste Ecclesiastique satyrisiret; Verse für den Pobst aufgesetzet; verschiedenen Poeten Allmosen gegeben; und verschiedene Juden betrogen. Ich habe Frankreich ein Heldengedicht zu wege gebracht: ich habe die Religion gereiniget; ich habe wider alle Misbräuche geschrieen, und bin so glücklich gewesen daß einige abgestellet worden; z. E. die Gastmahle auf unserer Schaubühne.

Ich unterhalte meine Blutsfreunde; welches arme Dorfeinwohner sind, und entsetzlich viel Geld verthun!

Ich erziehe die Großnichte des grosen Corneille, gratis, und prale gar nicht mit diesem Werke der Barmherzigkeit.

Ich bin reich geworden; ich habe in den Wollüsten und im Ueberflusse gelebet: ich habe mich mit Ehren gekrönet, und bis an meinen letzten Othem geschrieben. Aber,

Aber, es iſt Zeit meine Beichte zu ſchließen; denn es iſt eine Sünde, langweilig zu ſeyn. Das iſt es alles, mein Pater.

Ich will Ihnen alſo die Abſolution ertheilen; vorher aber müſſen Sie eine Buße thun. Ich habe einen Einfall. Vertrauen Sie mir etliche hundert Louis d'or an, daß ich ſie unter die Armen vertheile. Hernach nehmen ſie mir mit Zuverſicht und Andacht, eine gehörige Summe Lotteriezettel auf die Herrſchaft Gémont ab, die ich den Armen zu Gute erfunden habe.

Herr Voltaire machete eine finſtere Mine, überlegete, willigte ein, verſagte wieder, willigte nochmals ein, aber in vollem Schelten.

Hier hob nun der Abt die Hand auf, um ihn los zu ſprechen, und blieb bey den erſten Worten ſtehen: aber ein entſetzliches Lärmen, was ſich im Hofe hören ließ, unterbrach ſeinen Vorſatz. Ich machete das Fenſter auf, und ſah eine ganze Heerde von Schaarwache, die, ſo bald ſie von den Pferden abgeſtiegen war, gerade zu herauf auf das Zimmer kam. Ich gieng ihr entgegen, und fragte ſie, was ſie wollte? Einen Spitzbuben, antwortete ſie mir, welcher aus Paris entflohen iſt, wo er feſt genommen werden ſollte, und welcher Abt de la Coſte heißt. Man hat uns verſichert, daß er hier ſey. Ach! ſie entdeckten ihn nur gar zu bald: das war eben unſer unglücklicher Beichtvater. Sie nahmen ihn weg, und feſſelten ihn vor unſern Augen.

(Der Beſchluß wird nächſtens folgen.)

VI.

Epitre du Pape, à Mademoiſelle Clairon *), par Mr. de Voltaire.

Honneur de la Scene tragique,
Touchante & ſublime *Clairon*,
Ta ſubite Converſion **),
Ta Foi, ton Scrupule héroique
Font ici retentir ton Nom.
Du Gouvernail apoſtolique,
C'eſt le Pilote reveré,
Du Saint Pêcheur le Chef ſacré
De l'Egliſe tres-catholique
C'eſt cet infaillible Empirique,
Le Vicaire de Jeſus-Chriſt,
C'eſt le Pape enfin, qui t'écrit.

Malgré tous les Dogmes auſteres
Par fois les Papes ſont galans.
Temoin mes illuſtres Confreres,
Qui prés des Belles de leurs Tems,

Meri-

*) Die Jungfer Clairon iſt eine ſehr geſchickte Schauſpielerinn, auf der Bühne zu Paris. Man muß wiſſen, daß in Frankreich alle Komödianten im Kirchenbanne ſind, und auf den Schindanger begraben werden.

**) Das obige mag auch die Jungfer Clairon bewogen haben, die Schaubühne zu verlaſſen, und in den Schooß der Kirche zu kehren. Da ſie nun auch die voltairiſchen Stücke aufzuführen pflag, ſo hat dieſer ihr von dieſer Bekehrung abrathen wollen.

Meritoient, Paſteurs indulgents,
Le Titre ſi doux de ſaints Peres.
Je ſuis leur Exemples brillants,
Et ma Sainteté radoucie,
Sans faſte & ſans Hypocriſie,
Baiſſe ſouvent un Oeil d'Envie
Sur les Graces & les Talents,
Que l'Ignorance excommunie.
Je prefere ton Sort au mien.
Malgré l'Erreur, qui te condamne,
Embelliſſ l'Univers profane,
C'eſt plus, que regir les Chretiens.
Mais je veux, tendre Citoyenne,
Retablir aujourd'hui tes Droits.
L'Anatheme exſpire à ta Voix;
Que nul Remord ne te retienne!
Les grands Talents forcent la Loi.
On eſt orthodoxe & Chretienne,
Quand on declame comme toi.

Surtout dans l'Ardeur, qui t'entraine,
Par un faux Zele, ne va pas
Pour l'Egliſe abjurer la Scene;
A la plaintive Melpomene
Ravir ſes funebres Appas;
Te derober à la Patrie,
Et dans un Loiſir ennuyeux,
Conſacrer à la Pſalmodie
De nos Cantiques langoureux,
L'Organe enflammé du Genie.

dem Exempel Eurer Hochwürdigen Magnificenz: Wenn man aus der hohen geistlichen Würde, so Sie mit allgemeinem Beyfalle bekleiden, auf die grosse Beredsamkeit derselben den Schluß machen wollte.

Allein, was brauchet man dergleichen Weitläuftigkeit, da Dero eigene Schriften von Dero besondern Gabe und Fertigkeit hierinn ein überführendes Zeugniß ablegen? Wer kan wohl die trefflichen Reden Eurer Hochwürden, ohne den vollkommensten Beyfall, ja ohne Bewunderung und besondere Rührung des Herzens lesen? Wer erkennet

nicht

Pourſu s la Scene deſormais,
Demeure! va devenir l'Ecole.
Le Pape, qui n'erre jamais,
Doit être crû ſur ſa Parole.

Pour fixer ton Cœur ſcrupuleux
Ma Sainteté rend les Armes.
Belle Clairon! oui, j'aime mieux
Une Actrice, qui par ſes Larmes
Prête aux Vertus de nouveaux Charmes,
Aux Paſſions de nouveaux Feux;
Qu'une Janſeniſte égarée,
Qui ſur un myſtique Grabat,
Par des Coups de Bouche inſpirée,
Rend ſes Oracles, tient Sabat.
Qui ſe roulant, & moitié nuë,
Demon errant, ſans feu ni lieu,
S'avilit & ſe proſtituë,
Ce tout, dit-on, pour plaire à Dieu.

Ne crains donc rien, je le repete:
De Pierre Emule glorieux,
J'ai le Paſſepartout des Cieux.
Et par l'Effort de ma baguette
Nous te ferons, faute de mieux,
Entrer par la Porte ſecrete,
Dans cette paiſible Retraite,
Ou baillent tant de Bienheureux.
Que dis-je? Reſte ſur la Terre!
Dedaigne du Sein des Plaiſirs,
Les Cagots, qui te font la Guerre.
En froudant tes nobles Loiſirs.

L'Archi-

L'Archi-Souverain de l'Egliſe
De ton vivant te canoniſe.
Du Theatre ſois le Soutien!
Que ta Gloire à mes Vœux reponde;
Je veux ne te refuſer rien:
Qu'un paſſeport pour l'autre Monde.

VII.

Sedekias, König der Juden, ſeiner Söhne und Augen beraubet; der verlohrne Sohn, in ſeinem Abſchiede, in ſeinem Elende, und in ſeiner Wiederkehre; die in der Samaritaninn ſiegende Gnade; und die heil. Helena auf dem Schedelberge. Salzburg, gedruckt bey Mayers Erbinn in 4.

Dieß ſind ſechs deutſche Singſpiele, davon nur das letzte aus dem Wälſchen des Hrn. Abts Metaſtaſio überſetzet iſt. Der Hr. Ueberſetzer und Verfaſſer der fünf erſtern, giebt ſich nur durch die Anfangsbuchſtaben P. W. H. B. von G. zu erkennen: der Muſikmeiſter aber nennet ſich deutlicher Johann Ernſt Eberlin, hochfürſtl. Truchſeß und Kapellmeiſter. Von dem erſtern iſt uns nur ſoviel bekannt, daß er ein gelehrter Benedictiner iſt, der ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften auf eine rühmliche Art beſchäfftiget, und recht glückliche Bemühungen dabey anwendet.

Wie wenig wir auf Singſpiele überhaupt halten; zumal ſo, wie ſie gemeiniglich, wider alle Regeln

einer gesunden Schaubühne zu laufen pflegen, ist vielleicht den meisten unsrer Leser bekannt. Wer es noch nicht weis, kann in der kritischen Dichtkunst im II. Th. II. Absch. 4. Hst. die Ursachen davon finden. Wir sind aber darum keine Feinde der Musik, wenn sie auf eine vernünftige Art angewandt wird, der Dichtkunst mehr Stärke, mehr Rührendes und Beweglichers zu ertheilen, als sie sonst haben würde. Hätten dieses die meisten Setzkünstler zum Zwecke gehabt: so würden die Opern nicht ein so langweiliges, gedehntes, und bey aller seiner Kostbarkeit, zum Gähnen reizendes Schauspiel geworden seyn. Doch dieß ist meistentheils auch darum geschehen, weil man alle Opern in Deutschland und England, in der lieben wälschen Sprache abgefasset und abgesungen hat: die der große Haufen der Zuschauer nicht besser verstanden, als ob sie arabisch oder chinesisch gewesen wären.

Hier erscheinen indessen ein halbes Dutzend deutsche Singspiele, die fürs erste den Hauptfehler nicht haben, daß sie eine deutsche Versammlung mit unverständlichen Tönen belustigen wollen: welches eben so widersinnisch ist, als ob man in Rom und Venedig eine deutsche Oper spielen wollte. Hernach sehen wir mit Vergnügen, daß der Hr. Verf. die Hauptregel der Schaubühne, von der Einigkeit der Handlung, des Ortes und der Zeit, sehr genau beobachtet hat. In der ersten Oper ist die Handlung so einfach, als die Schrift selbst sie erzählet, und durch keine fremde Erdichtungen verwirret und verstellet. Zedekias, der dem Nebucad-

cadnezar zinsbar geworden, hat, wider Treue und Pflicht, die Aegyptier gegen seinen Lehnsherrn aufgewiegelt; wird also vom babylonischen Könige überfallen u. gefangen: seine Söhne werden in seiner Gegenwart ermordet, und er selbst wird seiner Augen beraubet. Alles dieses aber geschieht an einem und demselben Orte, im Schlosse zu Jerusalem, ja in demselben Zimmer.

Der verlohrne Sohn ist hier ebenfalls in drey verschiedene Singspiele abgetheilet, um der Einigkeit der Handlung, des Ortes und der Zeit keinen Eintrag zu thun. Dieß zeiget die treffliche Beurtheilungskraft des Hrn. Verf. nebst einem redlichen Vorsatze, nichts wider die Regeln der Kunst auf die Bühne zu bringen. Es ist wahr, alle drey Stücke sind nur in einem einzigen Aufzuge, und würden also zusammen in eine einzige große Oper haben vereiniget werden können; deren jeder Aufzug eine eigene Verzierung der Bühne gehabt hätte. Allein, der Hr. Verf. hat so noch viel besser gethan. Nur zweyerley befremdet uns dabey: 1) daß er die Namen der spielenden Personen griechisch, und nicht hebräisch gemachet hat: da doch sonder Zweifel diese Parabel unter den Juden, und nicht in Griechenland zu Hause gehöret. Eleutherophilus, Epithymius, Deophorus, Elpidius, und Epiphidius, sind also in Judea, wider alle Wahrscheinlichkeit so genennet. 2) Haben diese Stücke gar keine Abtheilung in Auftritte: nur Zedekias ist in zween Aufzüge getheilet. Das erste wäre leicht gewesen zu bemerken: das letzte aber in drey zu verwandeln,

und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19154/079

und sich dadurch ein wenig mehr der Gewohnheit der Bühnen zu nähern; wo man wohl drey, oder fünf Aufzüge, aber niemals zween, oder vier zu haben pflegt.

Neve minor, neu sit quinto productior actu
Fabula. HOR.

Wegen der Samariterinn haben wir eben diese Behutsamkeit des Hrn. Verf. zu rühmen, auch einerley anzumerken. Endlich kömmt die aus dem Wälschen des Hrn. Abtes Metastasio übersetzte Helena. Wir bemerken an derselben ebensalls nur eine Abtheilung in zwey Stücke: und das bringt uns auf die Gedanken, daß es nur Kirchenstücke, zu Unterhaltung der öffentlichen Andacht; nicht aber theatralische Singspiele seyn sollen. Ist es bey den vorigen eben so gewesen: so nehmen wir unsre Erinnerung, wegen der Aufzüge und Auftritte wieder zurück.

Die große Geschicklichkeit des Hrn. Abtes **Metastasio** in der Dichtkunst, ist jedermann so bekannt, daß wir seine Verdienste nicht einmal anpreisen dörfen. Wir haben ihm auch zu andrer Zeit schon die rühmlichsten Zeugnisse gegeben, und außerdem so vielen andern wälschen Dichtern; als einem **Tasso**, und **Guarini**, **Guidi**, **Maffei**, **Crescimbeni**, **Riccoboni**, **Muratori**, **Gravina**, **Goldoni**, u. a. m. von deutschen Verfassern aber, der Conversione di St. Agostino, den Trionfo della Fedeltà, und noch neulich den vortrefflichen Sonnetten der erlauchten Gräfinn von Löwendahl

wendahl soviel Gerechtigkeit wiederfahren lassen: daß es eine grobe Lästerung ist, wenn sich unlängst ein gewisser Zeitungsschreiber, aus Uebereilung unterstanden hat, uns für Feinde der wälschen Poesie überhaupt auszuschreyen. Man blättere den Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste, in X. Bänden, und das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit gleichfalls in allen X. Bänden nach: so wird man überall die Spuren unsrer Hochachtung gegen wälsche Dichter von gutem Geschmacke antreffen. Daß wir aber einen **Marino** niemals haben loben können; davon mag man die Ursachen, im **Crescimbeni** und **Muratori**, als seinen eigenen Landsleuten, nachschlagen; die ihn und den **Loredano**, für die größten Verderber des Geschmackes in Italien erkläret haben; die auch heutiges Tages ihr ganzes Vaterland selbst, als Verführer des Volkes verdammet.

Doch, wir kommen von dieser uns abgedrungenen Ausschweifung, wieder zu unserm Salzburgischen Dichter, um noch ein Wort von seiner Schreibart im Deutschen zu sagen. Wir haben uns in der That gewundert, daß man in Salzburg bereits ein so reinliches und gutes Deutsch schreiben kann. In der That machen uns diese Proben die Hoffnung, daß es in kurzem, in der Richtigkeit der wahren hochdeutschen Sprache, Sachsen nichts vorausgeben, ja es mit der Zeit wohl gar übertreffen wird. Es fehlet nur noch an wenigen Kleinigkeiten: so wären diese musikalischen Stücke, ohne Tadel. Einige Reime klingen in

unsern

unsern Ohren fremd, weil wir nach den Buchstaben, oder der Schrift sprechen. Z. E. in diesem letzten übersetzten Stücke können wir Stäte, mit betrette nicht reimen; wenn man aber betrete schreibt, so reimet es sich nach unsrer Aussprache. Schatten, und rathen, Wonne, und Tone, Spott, und Tod, fälle, und Seele, schaffe, und straft, Seelen und fehlen, u. d. m. reimen sich nicht: weil die ersten einen scharfen, (acutum) die letzten einen gezogenen (circumflexum) Ton haben.

Außer dem sind uns einige Redensarten falsch vorgekommen. Z. E. Verstalten für verunstalten.

Die es den Fremden macht bekannt.

sollte bekannt machet, heißen. Das Beben meines Herzen, sollte Herzens heißen. Der sanften Winden, sollte Winde, seyn. Der Dahier herrschet; sollte allhier heißen. Da, und hier, widersprechen einander. Das niederträchtig Kleid, muß heißen, dein niederträchtig Kleid; dort müßte ein e am Beyworte stehen. Die ärgsten Peinen; die Pein hat keine mehrere Zahlendung. Die märmörnĕ Todtensarg; muß der, oder das heißen: auch ist marmor kein Jambus, sondern ein Trochäus u. d. m. Wir übergehen noch die vielen Sperrungen des e am Ende der Wörter, wenn gleich Wörter darauf folgen, die mit Selbstlauten anfangen; die in reinen Ohren unleidliche Uebelklänge (hiatus) verursachen. Doch wir wollen unsern Lesern eine Probe von seiner übrigens

gens recht guten Schreibart geben. Wir nehmen sie aus dem Anfange der Helena. Nur muß man merken, daß die Recitative, nach walscher Art, wenig Reime nöthig haben.

Makar.

Sieh, fromme Kaiserinn!
Hier ist das Ziel von deiner heilgen Reise;
Da ist das Golgatha;
Hier dieser Weg, den unser Heiland hat
Mit seinem reinsten Blut gefärbet,
Führt uns gerade hin.
Der gallenbittre Neid erbosster Heyden
Hat diesen Ort der Heiligkeit
So jämmerlich verstaltet, und verheert; *)
So daß man nur seit langen Zeiten
Ein heiliges, doch ungewisses Mahl verehrt,
Und es den Fremden zeigt.
Doch bebt und starrt die ganz erschrockne Hand,
Die es den Fremden macht bekannt.

Helena.

O höchstbeglückte Stäte!
Allwo der Liebe starke Macht,
Aus unermeßner Güte,
Das gröste Werk zu Stand gebracht.
Ja ja, das ist der Ort, den ich betrette,
Ich kenn ihn schon. Die Regungen in dem Gemüthe,
Das

*) Theodor. Eccl. hist. l. c. 1. 17.

Das Beben meines Herzen,
Kann mir es deutlicher, als alle Zeichen sagen.
Ein heimliches und ehrfurchtvolles Zagen,
Das meine Seele eingenommen,
Der zärtsten Triebe Süßigkeit,
Die meine Brust erfüllet,
Und meine Augen weinen heißt,
Das ist, was mir die Wahrheit weist.

O heiliger Schaur! beglückte Schatten!
Genug! mein Herz läßt michs errathen;
Hier ist der Ort, der mich bewog,
Daß ich durch Fluth und Länder zog.
Der sanften Winden murmelnd Zischen
Scheint mir in dichtbewachsnen Büschen,
Als zeig es mir hier sonnenklar,
Welch einen Schatz die Erd bewahr.
u. s. w.

VIII.

Schwedische Biographie, enthaltend eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter schwedischer Kriegs- und Staatsmänner, herausgegeben von August Ludewig Schlözern I. Theil. Altona und Lübek bey Iversen 1760 in gr. 8.

Von rechtswegen sollte jedes Land auf die Verewigung seiner verdienten Männer bedacht seyn,

nicht daraus die ungemeine Stärke Dererselben, in edlen und lehrreichen Gedanken, den unerschöpflichen Reichthum Ihrer Einbildungskraft in lebhaften und einnehmenden Bildern, und die ungemeine Fertigkeit Ihrer Zunge und Feder in den nachdrücklichsten und schönsten Ausdrückungen? Das so genannte Geistreiche, so der geistlichen Beredsamkeit auf eine besondre Art eigen ist, wird nirgends in grösserm Maasse, als in den Predigten **Eurer Magnificenz** angetroffen. Und dieses alles giebt uns ein vollkommenes Recht diesen andern Band unsrer Beyträge der gründlichen Beurthei-

seyn, die sich im Krieg und Frieden, im Staate, in den Wissenschaften und Künsten, ja im Hausstande so gar, durch besondere Unternehmungen verdient gemachet haben. Plutarch hat dazu bey den Griechen, und Cornelius bey den Römern das Muster gegeben; wiewohl beyde sich nicht bloß auf ihre eigenen Landesleute eingeschränket haben. In Wälschland ist Paul Jovius, in Frankreich aber Perrault bey der von uns angegebenen Idee geblieben: und die Biographia Britannica, hat England diesen Dienst gethan. Hollberg hat zwar Lebensbeschreibungen nach plutarchischer Art, aber nicht eben von Dännemark allein: Hr. Dr. Pauli zu unsern Zeiten, hat zwar Leben von preußischen Kriegshelden, aber nicht von andern großen Leuten beschrieben. Diejenigen Schriften übergeht man hier mit Fleiß, darinn lauter gelehrte Lebensbeschreibungen enthalten sind, und deren Anzahl sehr groß ist.

Hier meldet sich Herr Schlözer mit einer schwedischen Biographie: darinnen er einen Dänischen Schriftsteller, Hofmann, in Ansehung der berühmten Dänen zum Vorgänger hat. In der Vorrede bemerket der Hr. Verf. daß der Geschmack an den fabelhaften Runen und Sagen, lange genug unter den schwedischen Geschichtschreibern geherrschet; und endlich aus der Mode zu kommen beginne. Man habe angefangen die Historie der neuern Zeiten zu treiben; und dabey habe Schweden viel gewonnen. Man durchsuche itzo die Archive, lasse Urkunden drucken, und mache so gar

zu einer diplomatiſchen Sammlung Hoffnung. Sonderlich werde man gegen das Andenken groſſer Männer dankbarer; und ſuche die vornehmſten Umſtände ihres Lebens, aus Briefen und ungedruckten Nachrichten zu erläutern. Dadurch würde nun Schweden den Ausländern bald bekannter werden: und dieß habe ihn bewogen, auf eine ſchwediſche Biographie zu denken.

Der ehemal. Kanzleyrath, Olof Hermelin, habe ſchon auf ein Werk gedacht, das dem Cornelius Nepos nachahmen; und Heroes Sueciæ, ſive vitas excellentium virorum, quorum conſiliis & armis res Suedica hoc ſæculo crevit, zu ſchreiben, und ſolches bey Schulen und Gymnaſien in Schweden einzuführen. Es iſt aber Schade, daß dieſe Arbeit nicht zu Stande gekommen. Gewiß, wir haben es oft bedauret, daß unſre groſſen Lateiner in Deutſchland, ſich mit andern Kleinigkeiten, und oft mit magern Lebensläufen geringer Perſonen beſchäfftigen; hergegen auf den patriotiſchen Einfall nicht gerathen, einen öſterreichiſchen, bäyeriſchen, ſächſiſchen, preußiſchen, pfälziſchen, oder braunſchweichiſchen Nepos zu ſchreiben. Endlich gab die Gewohnheit der kön. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm, die Leben ihrer verſtorbenen Mitglieder zu beſchreiben, eine Veranlaſſung: daß man von den Umſtänden verſchiedener groſſen Männer, zuverläßige und lehrreiche Nachrichten erhalten hat.

Prof. Bring in Lunden gab 1751. das Leben des Feldmarſchalls Grafen von Aſcheberg. Giörwell, folgte

folgte mit Cronströms Leben. Darauf kamen Gen. Ad. Lud. Löwenhaupts, und Feldmarschall Steenbocks Leben heraus: und hierauf fieng Giörwells schwedische Bibliothek an, die einen Schatz von andern nordischen Nachrichten, und sonderlich von Lebensbeschreibungen enthält. Nimmt man nun die obgedachten Leben der Akad. der Wissenschaften, vom Baron Horlemann, Grafen Gyllenborg, Graf Cederkreuz, Baron Cronstädt, Admiral Ankerkrona, Bar. Bielke, und Grafen Sparre dazu: so könnte man itzo schon der Jugend einen ziemlichen schwedischen Cornelius in die Hände geben; und dadurch die Ehrliebe edler Gemüther, auf eine nachdrückliche Art anfeuren.

Der Hr. Verf. giebt uns also hier die Quellen zu erkennen, aus denen er den Stoff zu Fortsetzung seiner Biographie nehmen wird. Er wird sich aber bloß auf Kriegs- und Staatsmänner einschränken, die Gelehrten hingegen ganz ausschließen; weil Hr. Bibliothekar Celsius Willens ist, in lateinischer Sprache ihre Leben zu beschreiben. Wenn er Nachrichten antreffen wird, welche von dieser berühmten Männer eigenen Federn herrühren, wird er sie unverändert mit einrücken, und übersetzen; sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Andre aber wird er mit Weglassung kleiner Umstände ins Kurze ziehen, und die Erzählung in bessere Ordnung bringen. Endlich wird er den Lebensbeschreibungen bisweilen Briefe, und andre kleine historische Stücke beyfügen. Wie bald die Fortsetzung folgen wird, das wird vom

Schicksale dieses I. Bandes und des Verlegers abhangen.

Die Urschrift, daraus der gegenwärtige Band grösstentheils gezogen worden, kam im verwichenen Reichstage, unter diesem altväterischen Titel heraus. „Die schädlichen Folgen einer despotischen „Regierung, und die bittern Früchte des Grolls, „deutlich abgeschildert, in der Nachricht, die der „sel. Reichsrath General und Gouv. Graf Adam „Ludewig Löwenhaupt, in seiner Gefangenschaft in „Rußland, von allen ihm zugestoßenen Begeben„heiten, von seinem Eintritte in die Dienste seines „Vaterlandes 1700 d. 5 Jul., bis auf seine un„glückliche Gefangenschaft in Rußland 1709 d. 30. „Jul. aufgezeichnet hat. Nebst des sel. Gen. Karl „Creuz wahrhaftem Berichte von der Schlacht „bey Pultava, und der Capitulation beym Dnie„per; alles der Wahrheit zu Steuer, und dem „unwissenden Publico zum Dienste, welches bis„her in Ansehung der rechten Ursache zu diesem gro„ßen Unglücke Schwedens, im Finstern getappet „hat, ans Tageslicht hervorgebracht, von einem „eifrigen Liebhaber und getreuen Bedienten einer „durch Gesetze gebundenen Freyheit. Stockholm „in der Wildischen Druckerey 1757 in 4. 457. S. „stark.

Den schwedischen Titel ersparen wir unsern Lesern: der Verf. dieser Schrift aber ist der Oberstl. Bose, ein Schwiegersohn des Gen. Löwenhaupts gewesen. Unser Hr. Schlözer hat fast nur einen Uebersetzer davon abgegeben; nur hat er sie in Capitel ge-

getheilet; die Jahrzahlen an den Rand gesetzet, und die häufigen Druckfehler der Urschrift, sonderlich in Zahlen, verbessert, auch Anmerkungen, und die Nachlese hinzugethan. In dem ersten hat er Nordbergen, und die Personalien, mit dem Originale verglichen, die oft von einander abweichen; ja wohl gar Erdichtungen in sich halten, wie in den Anmerkungen gewiesen wird. Dieser löwenhauptische Aufsatz hat über 40 Jahre im Verborgenen gestecket, und es ist besondern Umständen zuzuschreiben, daß er noch gedruckt werden dörfen. Denn die gelehrte Inquisition, sonst Büchercensur genannt, die in Stockholm ihren Sitz hat, übet an historischen Schriften eben soviel Gewalt aus, als an andern.

Indessen hat er viel Fehler, die sich nicht entschuldigen lassen. Kleinigkeiten sind oft sehr weitläuftig erzählet: woran itzo, nun die Sachen nicht mehr neu sind, den Lesern nichts gelegen ist. Er klaget zuviel über Verfolgung und Neid; und zwar oft bey Kleinigkeiten, darüber große Geister weg sind. Auch seine hier und da eingemischte Andacht erwecket Ekel. Der Zank von ein Paar Frauenzimmern um einen Kirchenstuhl, kleidet die Schrift eines Feldobersten sehr schlecht. Doch lernet man Karl den XII. und viele von den Hauptpersonen seiner Zeiten sehr gut kennen. Die Begebenheiten in Curland, die anderwärts nur zerstreut vorkommen; das Treffen bey Liesna, und die Schlacht bey Pultava, sind hier in einem neuen Lichte anzutreffen. Man wird selbst an Carl dem

XII. keinen übermüthigen Sieger mehr finden, der von seiner Hoheit eingenommen, in der Ukraine herumirret, seinen Feind verachtet, und bey Pultava von Arbela träumet: unter welchem Bilde ihn doch bisher fast alle geschildert haben.

Endlich giebt der Hr. Uebersetzer von seiner Arbeit Rechenschaft. Er gesteht, daß ein fehlerhaftes und schlecht stilisirtes Original nicht schön habe verdeutschet werden können. Der Ausdruck desselben sinke oft unter die Würde einer Geschichte großer Begebenheiten herab: und man vermisse dabey sogar ihren Verfasser; dem man seine Gelehrsamkeit bisweilen als einen Fehler vorgerücket hat. So schwer ist es, einen gelehrten Feldherrn zu finden; und noch viel schwerer einen, der auch gut schreiben kann. Die Erzählung ist sehr verwirret; die Schreibart weitläuftig und voll leerer Beywörter und unnöthiger Widerholungen. Alle diese Mängel hat der Hr. Uebersetzer zu verbessern gesuchet; gesteht aber, daß es ihm nicht allemal möglich gewesen, alle Spuren der Zerstreuung und Nachläßigkeit auszulöschen. Sein Deutsches aber lieſt sich ganz wohl. *)

Die zweyte Lebensbeschreibung enthält die Geschichte des Reichskammerraths Joel Griepenstierna;

*) Der Hr. Verf. merket an, daß in der Urschrift oft ganz deutsche Zeilen mit unterlaufen; und giebt die Ursache an, daß ehmals die deutsche Sprache in Schweden die Hof- und Lagersprache gewesen: welche Ehre sie aber, seitdem Schweden deutsche Könige bekommen, verlohren, und der französischen habe abtreten müssen. Welch ein Widersinn!

stierna; und ist aus dem II. Theile der schwedischen Bibliothek. Ein Enkel desselben hat sie beschrieben: hier ist sie ein wenig verkürzet.

Das dritte Leben des großen Staatsmannes Graf Benedict Oxenstierna, ist aus eben der schwedischen Bibliothek. Auch die sieben beygefügten Briefe findet man daselbst. Der 8. und 9te aber sind aus dem ersten Theile genommen.

Das vierte Leben stellet den Feldmarschall Graf Erich Dahlbergen vor, und ist aus dem I. Theile der schwedischen Bibliothek. Er hat es selbst aufgesetzet, damit es bey seiner Beerdigung vorgelesen werden könnte; hat es aber nur bis 1694 fortgesetzet. Das übrige hat Giörwell, und der Hr. Uebersetzer beygefüget.

Wir können diesem Buche das Zeugniß geben, daß es sich sehr wohl liest, und sowohl in den Begebenheiten, als in der Schreibart viel Annehmlichkeiten hat. Wer die Ursachen großer Begebenheiten oft in kleinen Dingen und Umständen zu finden gewohnt, und begierig ist; und sich dadurch von den wichtigsten Welthändeln deutliche Begriffe erwerben will, der muß solche Bücher lesen: damit er nicht von Kriegs- und Staatsbegebenheiten wie ein politischer Kannengießer urtheile. Wer sich aber auch von den Thaten der Großen dieser Welt, lauter übermenschliche Vollkommenheiten träumen läßt; der wird hier sehen: daß sie oftmals nur gar zu menschlich denken und handeln; ja daß oft dasjenige, was noch so schön fernet, in der Nähe betrachtet, sehr klein wird. Endlich wird denen,

die über den itzigen Krieg so unwillig sind, sehr deutlich ins Auge fallen: daß es in den vorigen Kriegen, auch der größten und berühmtesten Könige und Sieger, eben so zugegangen sey. Die Zeit vertilget großen Theils die kleinen Umstände aus dem Gedächtnisse der Welt; und es bleibt nur das Andenken der großen übrig, darnach man die Helden für Helden schätzet: so schlecht es auch mehrentheils im Kleinen dabey ausgesehen.

IX.

Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen von C. O. Fr. v. S. 1761. in gr. 8.

Seit dem der berühmte Dichter, Freyherr von Schönaich, 1754 seinen Versuch in der tragischen Dichtkunst, und 1757. seinen Heinrich, ein episches Gedicht, ans Licht gestellet, hat er sich mit angenehmern Gegenständen beschäfftiget: die seine in der Zeit vollzogene Vermählung mit einer Reichsgräfinn von Schmettau betrafen; die aber auch wiederum zu traurigen Begebenheiten, nämlich zum frühzeitigen Verluste seines erstgebohrnen jungen Freyherrn, Anlaß gegeben hat. Denket man aber, er werde unter der Zeit seiner Muse gänzlich Abschied gegeben haben: so irret man sich sehr. Sie hatte ihm, so wie er selber ihr, vorhin gar zuviel Ehre gemachet, als daß sie Ursache gehabt haben könnten,

könnten, mit einander zu brechen. Soviel rührende Vorfälle, die ihm in verschiedenen Jahren vorgekommen, haben seinen Geist nicht in einer gleichgültigen Ruhe gelassen: und Köpfe von so lebhafter Art, können sich schwerlich enthalten, der alten Liebe zum Helikon zuweilen einen Ausbruch zu verstatten.

Es liefert uns diese Sammlung also die kleinern Früchte, von des Hrn. Barons seiner geschäfftigen Muse. Hat seine Kalliope sonst, längst verblichene Helden vom Tode erwecket; so ist sie hier auch mit einigen neuern Heldenliedern beschäfftiget gewesen. Der erste, dessen Andenken wir erneuert finden, ist der letzt verstorbene König von Preussen, Friedrich Wilhelm, dem er einen starken Lobgesang gewidmet hat. In der Vorrede nennet der Hr. Verf. denselben, einen der seltensten Herrn unsrer und der vergangenen Zeiten: und der Hr. Baron hat Recht. Ein Spötter, der einmal, durch einen ungerechten Tadel, der Größe desselben zu nahe trat, war Ursache, daß der Dichter glaubete, ihn auf eine Art loben zu können, die noch niemand gebrauchet hätte. Alle hatten in ihm den König, als König; niemand aber den so seltenen König gesehen: Gundlingen ausgenommen; der ihn aber als Redner, nicht aber als ein Dichter gelobet hatte. Unser Freyherr aber fand hier die schönste Gelegenheit, auch seine eigene Einsicht in die wahre Staatskunst zu zeigen. Wir wollen unsre Leser selbst davon urtheilen lassen. So hebt er an:

Der König iſt mein Held, der Prunk und Ueppigkeit,
Verſchwendung, Schmäucheley, und Stolz und Lüſternheit
Von ſeinem Hofe trieb; bey dem nur Thoren wählen,
Ob ſie ihn zum Trojan, ob zum Severus zählen.
Umſonſt ſprach ihm der Mund der halben Erde Hohn;
Umſonſt verſpottet' ihn ſo mancher geile Thron:
Mein König drang hindurch. Ihr Fürſten! lernt ihn ehren,
Und laßt ſein Beyſpiel euch einſt eure Pflichten lehren!

Dir, die ein Schmäuchlerruf von deinen Höhen lockt,
Dir, Lobſpruch! ſey mein Herz ſo, wie mein Ohr, verſtockt!
Auch du bleib ewig taub, vor deren goldnen Flöten,
(Dich, Goldſucht! gilt mein Zorn) Natur und Pflicht ertödten!
Verſchmähte Göttinn! dich, dich, Wahrheit! ruf ich an:
Auf! zeige, daß dein Trieb mein Rohr begeiſtern kann.
Von Friedrich Wilhelm ſolls, der Preußen Agis, tönen,
Der Zeiten ekle Luſt, der Großen Unart höhnen.

Nun erzählet der Dichter, wie die neue preußiſche Krone durch Pracht und Völlerey die Welt geblendet; und wie mitten in der Weichlichkeit des Hofes, Graf Dohna den Kronprinzen Friedrich Wilhelm angeredet habe. Wir müſſen auch davon ein Paar Strophen hören:

Schau! ſprach Graf Dohna's Mund; der Thron wird dir zur Schmach;
Siehſt du, wie Friederich, der Menſchen Laſtern nach.
Nur friſch der Otternzucht den falſchen Kopf zertreten:
Soll einſt dein jammernd Volk für dich zum Himmel bethen.
Dein Vater war iſt groß: er würde größer ſeyn;
Ließ er der Schmäuchler Heer nicht in ſein Zimmer ein.
Beklag und ehr dein Blut! Lern Luſt und Laſter haſſen,
Und, als ein Telemach, des Thrones Lehren faſſen.

Nimmſt du einmal, mein Prinz, das Ruder in die Hand:
So mache dir dein Land und deinen Thron bekannt.

Sey

urtheilung eines so grossen Kenners solcher Schriften zu unterwerfen.

Es enthalten dieselben, unter andern zu Verbesserung unsrer Muttersprache, und Beförderung ihrer Aufnahme, gehörigen Auszügen und critischen Abhandlungen, auch allerley Gedanken und Urtheile von der Beredsamkeit: Und von diesen würden wir uns die sicherste Rechnung machen können, daß sie bey ganz Deutschland, oder zum wenigsten bey den Verständigsten unter unsern Landesleuten, Beyfall finden würden; wenn sie das Glück haben sollten, die Gutheissung **Eurer Hochwürdigen Magnificenz** zu erhalten.

Sey deines Volkes Herr! sey Liebling und sey König!
Ein Fürst gemeiner Art ist für dein Reich zu wenig.
Sieh nicht den Nachbar an, wie stolz er sich erhebt,
Und etwan prächtiger, als du, in Schlössern lebt;
Viel bessre Sänger hält, die Höflinge belohnet,
Und, wie der Scherze Gott, in lauter Wollust thronet.

So redet der Graf noch neun Strophen durch, und bringet seinem Lehrlinge die edelsten Lehren der Staatskunst bey. Doch dieser Lehrer des Prinzen dünkte dem Hofe zu strenge zu seyn. Man stürzet ihn:

Die Falschheit hört den Ruf; sie wirft den Hamen an,
Der selbst die Tugend fängt. Es sinkt der Ehrenmann,
Er fällt, und fleucht den Hof. Ein Mann von lindern Sitten
Hat dieser Lehren Keim umsonst, zu spät bestritten.

Man sah bald die Früchte von des Graf Dohna Lehren am Kronprinzen.

Es zierete mein Held noch nicht den neuen Thron:
So sprach die Tugend selbst den goldnen Lüsten Hohn.
Er warf ein reich Gewand verächtlich in die Flammen,
Und ließ beherzt die That, so Welt, als Hof verdammen.
Er sah die theure Pracht mit Lächeln in der Glut,
Um die so mancher Fürst ins Lieblings Armen ruht.
Komm! sagt er, Mavors! komm! du kannst die Länder decken,
Und Feind und Laster soll dein wilder Stahl erschrecken.

Wir müßten nun das ganze Gedicht abdrucken lassen, wenn wir alles schöne, was uns gerühret hat, mittheilen wollten. Allein ein Paar Strophen müssen wir noch mitnehmen, worinn er die Abneigung

neigung des hochsel. Königes von Preußen von den Gelehrten, zu beschreiben und zu entschuldigen suchet:

Kein falscher Thränenguß floß um des Königs Tod;
Die Wangen wurden hier vor wahren Schmerzen roth.
Im Friedrich war der Pracht, die rechte Hand erstorben,
Die sich vor ihm gebückt, erschmäuchelt Brod erworben.
Halt inne, junger Held! die Musen schone nur!
Sie sangen freylich nicht stets auf der Tugend Spur:
Sie sangen oft um Brod: doch wer kann das verbenken?
Der Aganippe Quell kann nicht so reichlich tränken.

So, wie des Donners Keil, wenn er auf Städte fällt,
Vergoldte Dächer trifft, und Hütten auch zerschellt;
Oft wird im Schutt und Graus die Frömmigkeit vergraben,
Die auch die Neider selbst nicht angetastet haben:
So fiel des Helden Zorn den nackten Musen schwer,
Vermischte sie erzürnt in jener Schmäuchler Heer.
Und freylich hatten sie den Helikon entweihet,
Und mit verkaufter Hand den Lastern Laub gestreuet.

Nachfolgendes müssen wir auch mitnehmen, um die schnelle Veränderung des Berliner Hofes, bey der neuen Regierung, abzuschildern:

Er sprach! gleich hinkte selbst die zarte Wollust fort;
Er wollte! gleich verließ das Schmäuchein seinen Port.
Es lächelte zwar noch, und fieng sich an zu bücken;
Doch Friedrich wollte selbst die Demuth nicht erblicken.
Der Singespiele Lust zog singend in ein Land,
Wo ein betrunknes Volk ihr Weihrauch angebrannt.
Der tolle Pracht begann mit den verbrämten Röcken,
Sich in ein blau Gewand ganz kriegrisch zu verstecken.

Wir sagen es noch einmal, daß dieß Gedicht alle die Stärke zeiget, die ein Dichter haben muß, der einen strengen soldatischen König, einen Grundleger eines größern Reiches, besingen muß.

Denn wie ein Tyrtäus vormals, nach Horazens Ausspruche,

— — Mares animos ad Martia bella
Exacuit. — —

, weil er selbst martialisch gesinnet war: so kann man es auch dem Hrn. Baron anmerken, daß er als ein Kriegsbedienter, in eine Feldtrompete gestoßen, als er diesen Vater der neuen Kriegskunst preißen wollen. Er schließt seinen langen Gesang, der über 40 Strophen hat, nachdem er den sterbenden König eine bewegliche Anrede an seinen Nachfolger halten lassen, folgender Gestalt:

So sprach er, und erblich! Sein Geist herrsch immerdar:
So droht der Unbestand den Preußen nie Gefahr.
Ein Friedrich Wilhelm muß erst an dem Ruder sitzen:
Dann kann auf seiner Bahn ein großer Friedrich blitzen.
Dann ring' ein Fürst getrost nach der Unsterblichkeit:
So lange Menschen sind, bleibt sie ihm auch geweiht.
Das größte Reich wird roth, wenn es den Thron erblicket,
Den in so kurzer Zeit ein Heldendrey beglücket.

Brecht, Musen, brecht den Zweig von jenen Lorbern ab.
Die ofternals Apoll geringern Helden gab!
O! laßt ihn immerfort in unsern Haynen grünen,
Und selbst der Zeiten Grimm zu seinem Wuchse dienen.

Ihr

Ihr finstern Richter! schont dieß bardische Gedicht:
Die Wahrheit brauchet ja gezwungner Züge nicht;
Die hat, und nichts, als die, durch meinen Mund gesungen;
Und dieser seys gedankt, wofern mein Lied gelungen.

Die I. Ode hat der Dichter seiner itzt regierenden Maj. von Preußen gewidmet. Sie heißt: Friedrich der Große. Wir können leicht denken, wie diese anheben wird.

Ich mag euch nicht, berühmte Namen!
Die sonst der Glut zu Hülfe kamen,
  Und eitler Dichter Brust entzündt.
Belebet immer jene Leyer,
Die ofstermals ein Ungeheuer
  Des süßen Klanges würdig findt!
Ihr Lieder! prangt mit Alexandern,
Mit Siegern im durchwühlten Flandern!
  Du, Friedrich! sollst mein Lied allein
  Mein Antonin, Türenne seyn.

Was? Antonin und auch Türenne?
Was ich in einem Athem nenne,
  Die Helden, sind ja abgenützt.
Wo lebet wohl der kleinste Dichter,
Der nicht, als stolzer Heldenrichter,
  Von andern Helden Säulen schnitzt.
Gerippe von vergeßnen Kriegern,
Und Knochen, von erlognen Siegern:
  Auf diese wird das Maal gesetzt,
  Des Helden, der nur säuft und hetzt.

Wir

Wir würden das Maaß unſers Auszuges überſchreiten, wenn wir mehr von dieſer Ode ſagen wollten. Sie iſt voller Geiſt, Entzückung und dichteriſcher Stärke; ohne deswegen den ſanftern Regeln des Ausdruckes und der Reinigkeit das geringſte zu vergeben. Ja, wir biethen allen Kritikaſtern, die ſich hin und wieder, wider den Hrn. Baron gereget haben, Trotz, nur eine matte Strophe darinn zu finden. Männliche, ſtarke Gedanken, kühne Züge im Loben und Tadeln, unterſcheiden dieſe Ode von allen, die wir noch auf denſelben geleſen haben; ſo, wie der Held von andern ſeines gleichen unterſchieden iſt. Auch dieſe Ode füllet einen ganzen Bogen. Wird jemand meynen, daß hin und her ein niedriger Ausdruck ſich zur Höhe eines Heldenliedes nicht ſchicke: ſo wird man ihm antworten können, daß niedrige ſatiriſche Bilder ſo ſtolz nicht ausgedrücket werden können, als die erhabenen Bilder des Großen. Jene aber dienen weit mehr, die Vortrefflichkeit des Gegenſtandes zu erheben, als eine Wuſt dunkler unverſtändlicher Orakelſprüche, die dem Leſer ſo viel Staub in die Augen werfen: daß er vor Dampf und Nebel den Helden, den er bewundern ſoll, nicht mehr ſehen kann.

Die II. Ode iſt an Se. Königl. Hoheit unſern durchlauchtigſten Churſächſiſchen Erbprinzen, Herrn Friedrich Auguſt gerichtet. Unſre Leſer kennen dieſelbe ſchon aus dieſem Neueſten des 1757ſten Jahres, daher wir nichts weiter davon ſagen dörfen. Die III. beſingt den von der Kaiſerinn-Königinn Maj.

den

den freyen Künſten und Wiſſenſchaften erbaueten Pallaſt. Auch dieſe iſt bereits in der Wiener Sämmlung davon, der Welt bekannt geworden. Die IV. iſt an die königl. deutſche Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen gerichtet, als dieſelbe dem Hrn. Verf. ihr Diplom zugefertiget hatte. Sie redet von der gedrungenen Schreibart einiger heutigen Dichter, und heißt: **Die Denker.** Sie hat zur Ueberſchrift die Zeilen aus dem Rouſſeau:

D'ou nous vient ce Stile tendû?
Eſt ce un crime, d'etre entendû?

Und ſchließt aus eben dem Dichter mit folgenden:

Tirans de notre propre Eſprit,
Jamais rien n'eſt aſſez bien dit,
S'il n'eſt mieux dit, qu'on ne doit dire.
Sages arbitres de nos vers!
Proſcrivez ces Vices divers,
En couronnant cette Satire!

Die V. iſt an die hieſ. philoſophiſche Facultät, als ein Dankgedicht, für den ihm öffentlich und feyerlich ertheilten Lorberkranz. Uns dünket, daß auch dieſe in der damaligen Krönungsgeſchichte bereits der Welt mitgetheilet worden. Die VI. und VII. übergehen wir mit Stillſcheigen, ob ſie gleich bey eben der Gelegenheit verfertiget, und bisher noch nicht bekannt geworden. Nächſtens wollen wir das übrige auch nachholen und anzeigen.

Ende des Heumonds 1761.

Druckfehler.

Auf der 451 S. des vor. Monaths muß anſtatt Fritſche, der Namen Haſſe geleſen werden.

Der Coffeé-Baum mit seinen Früchten.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

HORAT.

Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam: — —
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Aerntemond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. VIII. 1761.

Inhalt.

I. Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & Belles Lettres. à Paris. Tome XXV.

II. Hrn. Ledermüllers mikroſkopiſche Gemüths- und Augenergötzungen, in 100 Kupfern.

III. Fortſetzung des Artikels, vom Tode des Hrn. von Voltaire.

IV. Noch eine der genaueſten Beobachtungen der Venus in der Sonne zu Dresden.

V. Das Donnerwetter. Eine Ode.

VI. De Tempore Adventus Magorum ad Chriſtum, Dialogus.

VII. Der Fall des Menſchen, von weiland Hrn. Dryden.

VIII. De Antiquitatibus Balearicis Exercitatio, Auctore J. C. Wernsdorfio.

IX. Hrn. Förſters Anweiſung, die Weltweisheit vernünftig zu erlernen.

X. Hrn. Reichsſiegels Verſuch einer regelmäßigen Rechtſchreibung in der lateiniſchen und deutſchen Sprache.

XI. Nachricht von einer neuen Ausgabe der lichtweriſchen Fabeln.

halten. Dieses ist also die Absicht, warum wir solche Arbeit Denenselben vor die Augen bringen; zugleich aber auch von den Bemühungen unsrer Gesellschaft, in gründlicher Untersuchung der Deutschen Sprache aus ihren ersten Quellen, und in Ausbreitung des guten Geschmackes in freyen Künsten, einige Nachricht zu geben denken.

Es ist nichts billiger, als daß wir von unserm Fleisse auch denen einige Proben zeigen, die, wo nicht über unsre Gesellschaft ins besondre, doch über die ganze hohe Schule, deren Mitglieder wir mehrentheils sind, eine so weise und sorgfältige Aufsicht haben.

Und

I.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & Belles Lettres, avec les Memoires de Litterature &c. depuis l'année de 1752. jusques & compris l'année 1754. Tome XXV. A Paris de l'Imprimerie Royale 1759. in 4.

Wir ſind unſern Leſern aus dieſem Bande noch eine zweyte Hälfte ſchuldig, welche die Memoires, oder ausführliche Abhandlungen enthält. Hier treffen wir nun die wichtigſten Materien an, die einem Liebhaber und Kenner der ſchönen Litteratur unmöglich gleichgültig ſeyn können.

Die I. Abhandlung iſt vom Hrn. Gibert, und dieſer unterſuchet, welches die erſten Einwohner von Griechenland geweſen ſind? Die Griechen wiſſen keine ältere Zeit aus ihren Geſchichten anzugeben, als die Zeit des Phoroneus. Einige geben ihn für den erſten König von Griechenland aus: andre ſagen, er habe zuerſt die noch wilden, und

in Wäldern zerſtreueten Menſchen geſammlet und geſittet gemachet. Akuſilaus ſaget, er ſey der erſte Menſch geweſen: und ein Poet nennet ihn den Vater der Menſchen. Denjenigen Zeitforſchern muß man alſo nicht trauen, die das Königreich Sicyon verſchiedene Jahrhunderte älter machen, als den Phoroneus. Denn Aegialeus, der erſte König zu Sicyon, den ſie angeben, iſt des Phoroneus Bruder geweſen: und von demſelben, bis an den trojaniſchen Krieg, ſind eben ſo viel Geſchlechter, als vom Phoroneus an.

Die ganze mythologiſche Geſchichte der Griechen läuft auf zwo Familien, und auf zwo Bevölkerungen hinaus. Die Familien ſind die Inachiſche und die Deukalioniſche. Jene ſtammet vom Phoroneus, des Inachus Sohne; dieſe vom Deukalion, des Prometheus Sohne. Beyde ſtammeten von zweenen Titanen, Söhnen des Uranus; die erſte vom Ocean, die zweyte von ſeinem Bruder Japhet. Die beyden Bevölkerungen ſind die pelasgiſche, und die helleniſche; die ſich auf jene beyde Geſchlechter bezogen. Denn die Pelasger führten ihr Alterthum von den Inachiden her, deren viele, wie vornehmlich des Inachus Enkel, Pelasgus hießen. Die Hellener aber leiteten ihren Urſprung vom Deukalion her; deſſen Sohn Hellen geheißen, und deſſen Söhne Dorus, Aeolus, Jon, Häupter ſo vieler nach ihnen benannten Stämme der Hellener geworden.

Es iſt kein Zweifel, daß Griechenland nicht zuerſt von den Abkömmlingen Japhets bevölkert worden.

worden. Aber der weite Zug aus Asien bis nach Europa hat gemachet, daß sie alle dort schon erfundene Künste verlohren, und als vollkommene Barbaren in dieß fremde Land gekommen. Das älteste, was man also von ihnen findet, ist: daß sie aus den Wäldern und Höhlen der Berge zusammengelocket, und zu einem geselligen Leben angeführet worden. Es fraget sich nur, ob dieses von Ausländern, oder von einem ihrer Landesleute geschehen; der etwa aus einem edlern Triebe, und glücklichern Naturelle darauf verfallen. Ganz unmöglich ist dieses nicht: allein viel wahrscheinlicher ist es gleichwohl, daß gewisse Häupter fremder Pflanzvölker aus gesittetren Ländern gekommen, und ihre Sitten und Gebräuche mit sich dahin gebracht. Solche Männer sind nun die obigen gewesen. Weiter können wir uns nicht vertiefen; genug, daß die Schriftgelehrten hier vollkommen zufrieden seyn werden: indem der Hr. Verfasser deutlich darthut, daß der griechische Japetus, Deukalions Großvater, kein andrer als Japhet, des Noah Sohn gewesen, der hier mit dem Uranus einerley Person vorgestellet. Nach diesem wird behauptet, daß die pelasgische Colonie in Griechenland, aus Phönizien, Syrien oder Aegypten gekommen, allezeit besonders gewohnet, eine eigene Sprache und eigene Religion gehabt, deren Sitz zu Dodon gewesen: wohin die ersten Priesterinnen aus Aegypten und Phönizien hergebracht worden. Endlich da Phelesther im Hebräischen, die Zerstreuung bedeutet: so vermuthet der Hr. Verf.

daß die Pelasger, einige von denen Philiſtern geweſen, die bey der Eroberung des Landes, von Seiten der Erithräer, die vom rothen Meere herkommen, von daſelbſt vertrieben worden. Dieß aber iſt noch vor Abrahams Berufe geſchehen, als welcher ſchon Cananiter im Lande gefunden. Die Jnachiden ſind Enakim. Phoroneus iſt hebräiſch, Pharnas, Fürſt von Pharnes; ποιμην λεων, ein Hirte des Volkes, u. ſ. w.

Der II. Art. liefert des Hrn. von Guignes Unterſuchungen über die Geſchichte der griechiſchen Könige bey den Baktrianern; ſonderlich von der Zerſtörung dieſes Reiches, durch die Scythen; der Beſitznehmung dieſer Sieger, am Strome Jndus, und ihre Kriege mit den Parthern. Niemand hat von dem baktrianiſchen Reiche gründlicher und ausführlicher gehandelt, als der ſel. Prof. Bayer zu Petersburg. Der Hr. Verf. will nichts mehr in den Alten aufſuchen, dieſes zu erläutern: weil ſolche Mühe vergeblich ſeyn würde. Er will nur die Urſachen von dem Untergange dieſes griechiſchen Reiches, und die Zeit deſſelben unterſuchen: wozu man die Nachrichten in den Schriften eines chineſiſchen Feldherrn gefunden, der um dieſe Zeit gelebet, und dieſe Staatsänderung ſelbſt mit angeſehen hat. Er hat Tchang-kiao geheißen. Pan-kou, der Bruder eines andern chineſiſchen Feldhauptmanns: Pan-tchao, der hundert Jahre nach Chr. Geb. die Länder zwiſchen China und dem Caſpermeere durchgezogen hat, iſt der zweyte Schriftſteller, den er hier gebrauchet hat. Es

ſind

ſind Völker von den weſtlichen Gränzen der Chineſer gekommen, die dem baktrianiſch-griechiſchen Reiche ein Ende gemachet haben.

Im III. Art. giebt Hr. von Anville Nachricht von dem Volke der Gethen, und dem bey demſelben verehrten Oberprieſter. Nach der Erzählung Herodots, von dem Feldzuge des Darius, Sohns des Hyſtaſpes, wider die Scythen, hat, ſelbiger Prinz erſt eine Brücke über den Bosphorus geſchlagen. Als er ſich nun wider die Thracier aufgemachet, fand er auf ſeinem Wege die Gethen, ehe er noch an den Iſter, oder die Niederdonau kam. Er redet aber von dieſen Gethen, als von einem Theile der thraciſchen Nation. Daß beyde Völker mit einander vermenget geweſen, beweiſt Strabo; indem er ſaget, ſie hätten beyde einerley Sprache geredet *). Dio **) und Plinius ***) ſtimmen überein. Es iſt alſo ausgemachet, daß mitten unter den Thraciern auch Gethen gewohnet: obgleich dießſeits der Donau, wo keine Thracier mehr waren, eigentlich der Sitz der gethiſchen Nation geweſen. Als Alexander aus Macedonien gegen Norden, vorm perſiſchen Kriege, ungefähr 120 Jahre nach dem Feldzuge des Darius, einen Zug that, hatte er jenſeit der Donau mit den Triballern zu thun; und fand die Gethen nicht eher, als da er über den Strom gieng, wie Arrian im I. B. ſaget. Lyſimachus hat ſie, nach Alexanders Tode auch angegriffen; u. ſ. w.

*) Ὁμοφυὲς γλῶττα θρᾴκιον ἔθνει. L. VII. p. 303.
) Lib. LI. *) Lib. IV. c. 11.

Dergeſtalt ſcheinen die Dacier mit den Gethen nur ein Volk ausgemachet zu haben, welches dieſſeits der Donau, von den Ebenen Niederungarns, welches die ſarmatiſchen Jazyger bewohneten, bis an die Mündungen der Donau wohnete; indem ſie einerley Sprache redeten. Gleichwohl machet Strabo einen kleinen Unterſchied, in Anſehung der Lage ihres Landes. Die Dacier wohnten am obern Theile des Stromes, die Gethen aber am untern. Er nennet das Seeufer von der Donaumündung bis an die Mündung des Tyras oder Dniepers, die gethiſchen Wüſteneyen; in welchen das Heer des Darius, aus Mangel des Waſſers auf ſeinem Zuge faſt umgekommen wäre. Indeſſen giengen doch die Dacier, wenn die Donau im Winter gefroren war, auch über dieſelbe, wie Florus im V. B. 12. Cap. meldet, nach Thracien, Macedonien und Illyrien. Cäſar hatte vor, die Dacier zurück zu treiben; und Auguſt führte es aus; und legte Beſatzungen ans Ufer der Donau. Horaz ſingt davon:

Occidit Daci Cotiſonis agmen.

Denn dieſer Cotiſon (Gottesſohn) war nach dem Sueton ein gethiſcher König. Trajan allererſt überwand Dacien, oder das heutige Siebenbürgen. u. ſ. w.

Um des Caracalla Zeiten, kam ein nordiſches Volk, die Gothen, und griff Dacien an. Der Hr. Verf. will hier einen großen Unterſchied zwiſchen Gothen und Gethen machen; aber unglücklich, aus

Man-

Mangel der Kenntniß der alten gothiſchen Sprache. Wir werden mit nächſtem eine ſchwediſche Diſſertation bekannt machen, die es weit beſſer ausgeführet hat. Er will die Gethen durchaus zu einem ſcythiſchen Volke machen, welches von den Germaniern und Deutſchen ganz unterſchieden geweſen: gerade, als ob die Griechen mit dem Namen der Scythen einen ſo beſtimmten Begriff verbunden hätten. Wir Deutſchen und die Schweden wiſſens beſſer, daß alle Völker dießſeits der Donau bis an den tiefſten Norden, damals Brüder, und von verwandten Sprachen und Mundarten geweſen. Hier iſt aber der Ort nicht, ſolches zu zeigen.

Der Hoheprieſter der Gethen machet den IIten Abſchnitt dieſes Artikels aus. Und hier hebt der Hr. Verf. vom Zamolxis, als dem Geſetzgeber der Gethen an: deſſen Nachfolger ſich ſolche Hochachtung erwarben, daß ſie gar Götter genannt, und angebethet worden. Allein wir können uns dabey nicht aufhalten.

Im IV. Artikel wird das Syſtem der Homöomerien des alten ioniſchen Weltweiſen Anaxagor unterſuchet. Wer den Bäyle im hiſtoriſch kritiſchen Wörterbuche im Artikel dieſes Weltweiſen, geleſen, oder ſonſt die philoſophiſche Hiſtorie ſtudiret hat, wird wiſſen, was man ſich bey dieſen gleichartigen Theilchen der Materie, für weitläuftige Schwierigkeiten erſonnen hat. Hier unterſuchet Hr. Batteux, was davon zu halten ſey. Die philoſophiſche Hiſtorie erhält hier ein ganz feines

Licht: Wir können uns aber nicht weitläuftig darauf einlaſſen.

Das nachfolgende Stück iſt gleichfalls vom Hrn. Batteux, und enthält die Erklärung eines Grundſatzes der Alten: daraus die Antworten, auf Ariſtotels, Lucrezens und Baylens Einwürfe wieder Anaxagors Syſtem entſpringen. Dieſer alte Grundſatz iſt dieſer, Ἐκ τȣ̃ μὴ ὄντος, οὐδὲν γίνεσθαι: den Lucrez ſo ausgedrücket:

Ex Nihilo nihil, in nihilum nil poſſe reverti.

Allein dieſes alles iſt für uns zu trocken, und zu weitläuftig.

Ein neuer Artikel liefert einen hiſtoriſchen Tractat von der Religion der Perſer, und iſt vom Abte Faucher. Derſelbe bemerket ſehr wohl, daß diejenigen, ſo nur eine ſeichte Erkenntniß der alten Philoſophie haben, weiter nichts, als die Philoſophie der Griechen kennen. Sie meynen Thales und Pythagor hätten zuerſt den Menſchen die Augen geöffnet, und die Bahne zur Weisheit gewieſen. Man bedenke aber nicht, daß dieſe großen Männer, wie Plato bezeuget, noch Kinder geweſen, die nur zu lallen begonnen. Da ſie alſo in ihrem Vaterlande das geſuchte Licht nicht fanden, unternahmen ſie große Reiſen, um andrer berühmter Völker Gelehrſamkeit kennen zu lernen. Damals nun, als die Griechen noch in ihrer alten Barbarey ſchlieſen, blühten die ſchönen Künſte ſchon im Oriente und in Aegypten. Der Orient war ſonderlich die Wiege der Weltweisheit: und hier muß

man

man den Urſprung der menſchlichen Meynungen ſuchen; die in Griechenland nur wie fremde Pflanzen blüheten. u. ſ. w. Man kann leicht denken, was hier vom Zoroaſter, Thammus, vom Schekinah, dem Kebla, u. a. m. beſondern Dingen vorkommen werde. Der Hr. Verf. zieht endlich die Perſer mit ihrer reinen Religion der Natur ſo gar den Juden vor, die bey allen Wundern und Lehren ihrer Propheten, dennoch immer in Abgötterey fielen, und den wahren Gott ſchändlich verließen.

Der folgende Artikel iſt der Verfolg dieſer Abhandlung, darinn die erſte Denkzeit von der Religion der Perſer, ſeit dem Urſprunge des Volkes, bis auf den Darius Hyſtaſpes abgehandelt wird. Der zweyte Abſchnitt redet von dem Dualiſmus der alten Perſer inſonderheit. Zween Götter zu glauben, iſt ein Schandfleck der Vernunft. Dieſer klebte nun den alten Perſern an, ehe ſie in den Sabaismus, d. i. in die Verehrung der himmliſchen Körper fielen. Und aus jener Lehre iſt die Ketzerey der Manichäer entſtanden. Die uns nothwendige Kürze zwinget uns auch hier abzubrechen.

Der nächſte Artikel theilet uns die Betrachtungen des Herrn Grafen Caylus über einige Capitel des XXXV. B. des Plinius mit. Plinius verdienet viel Dank, daß er uns ſoviel ſchöne Nachrichten von tauſend verſchiedenen Dingen aufbehalten hat. Allein er iſt eben kein allgemeiner Kenner geweſen. Er war mehr ein Naturkündiger, als ein Meiſter in den ſchönen Künſten. Das meiſte, was davon in ſeine Werke eingefloſſen, ſind Auszüge aus griechiſchen Büchern. Er redet

redet auch von vielen Dingen nur beyläufig. z. E. von Bildsäulen, bey Gelegenheit des Erztes; bey dem Tone und Töpferwesen; von der Plastik, oder Bildungskunst; von den grosen Bildhauern, beym Marmor. Der Hr. Graf untersuchet hierauf die ersten Hauptstücke des 39 Buches, von der Malerkunst, darauf wir uns aber nicht weitläuftiger einlassen können.

(Nächstens das Uebrige.)

II.

Mart. Frobenius Ledermüllers, hochfürstl. brandenb. culmb. Justizraths, wie auch der käserl. Akad. der Naturf. und der [illegible]schen Ges. zu Altd. Mitglieds, mikroskopische Gemüths- und Augenergötzungen, bestehend in einhundert nach der Natur gezeichneten, und mit Farben erleuchteten Kupfertafeln, samt deren Erklärung.

Nunmehr haben wir endlich das vollständige Werk des Hrn. Justizraths Ledermüllers, mit Titel und Vorrede, auch einigen neuen Kupfern, erhalten. Dieses den Liebhabern der Natur so angenehme Buch, hat sich durch seine innerliche Güte, und äußerlichen Schmuck so viel Beyfall erworben, daß wir es nicht nöthig haben, es weitläuftig anzupreisen. Es lobet sich selbst, und seinen Verfasser, wie auch den fleißigen und geschick-

Und wie sehr würden wir uns nicht glücklich schätzen, wenn wir die Aufmerksamkeit solcher Männer, als Eure Hochwürdige Magnificenz sind, zu verdienen und zu erwecken wüsten! Denn: obgleich nur etliche wenige Mitglieder der Gesellschaft an diesen Beyträgen Theil haben, die auch wohl von auswärtigen Gönnern zuweilen mit einiger Hülfe unterstützet werden: So würde es uns doch zu besonderer Ehre gereichen, wenn wir durch unsre Bemühungen etwas zu wege gebracht hätten, was der ganzen Gesellschaft mit ihren Arbeiten noch nicht völlig hat gelingen wollen.

Gott

schickten Künstler zur Gnüge. Wir wollen unsern Lesern nur kürzlich melden, was wir noch von dem Schlusse desselben schuldig geblieben; und was sonst dazu gekommen.

Nach dem bereits beym Schlusse des ersten Jahres gelieferten Titelkupfer, erscheint zuförderst das neue Titelblatt, welches uns die neue Würde des Herrn Verfassers, als markgräflich bayreuthischen Justizraths darstellet. Derselbe hat denselben durch sein eigenes Verdienst erworben, da Se. Durchl. sich von demselben verschiedene Versuche in der Naturlehre machen lassen, und ihm Dero gnädigsten Beyfall nicht versagen können. Wie die Rede geht, so werden Selbige ihm dero ansehnliches Naturalienkabinet zu beschreiben anvertrauen, davon das vormalige kleinische Kabinet einen ansehnlichen Theil ausmachet. Eine zu hoffende Beschreibung von solchen so kostbaren, als seltnen Schätzen der Natur, muß billig allen Naturforschern eine sehr angenehme Zeitung seyn: zumal selbige von einem Manne, von so bekannter Fähigkeit herrühren wird.

In Ansehung eines solches gnädigen Beyfalles und Vertrauens, hat denn der Hr. Justizrath dem Herrn Markgrafen auch billig diesen seinen ersten mikroscopischen Fleiß, als ein Opfer gewidmet. Das wohlgestochene Bildniß Sr. Durchl. zieret diese Zuschrift, wie es von der Zeit empor gehalten, und dem Apollo angewiesen wird. Diese Erfindung ist von dem Herrn Verf. des Buches selbst, und so ungezwungen, als einfach, und von gutem

Ge-

Geschmacke: da sonst andre Künstler ihre Zeichnungen mit unzählichen Schnörkeln zu überhäufen pflegen. Hier ist Horazens Regel beobachtet:

Denique sit quodvis simplex duntaxat & unum.

Die Zuschrift selbst ist eben sowohl geschrieben.

Wir sind bey der 83sten Tafel stehen geblieben, welche dreyerley Thierchen aus dem Schlammwasser zeigete. Die erste ist eine kleine braune Wasserspinne, die sich durch ihre sehr langen Füße unterscheidet, ob sie gleich nicht größer ist, als ein Hanfkorn. Unter dem Mikroscop hat sie sechs Flecken auf dem Rücken, welches nur durchsichtige Theile ihres Eingeweides sind. Sie hat zwey weiße Augen, zwey Fühlhörner und acht Füße, die so klar, als Glas, und an jedem Gelenke mit Härchen versehen sind. Ihre Bewegung ist ober und unter dem Wasser sehr geschwind.

Die zweyte kleine Spinne ist roth, und hat ein Andreaskreuz auf dem Rücken; und ist übrigens der ersten sehr ähnlich. Das dritte ist ein Röhrleinsthierchen, welches andre das Trompetenthierchen nennen. Es schleppet sich mit seinem Gefängnisse so lange herum, bis es verwandelt wird und Fügel bekömmt. Der Hr. Verf. vergleicht es darum mit uns Menschen selbst, die wir gleichfalls unsern Körper als unser Gefängniß, bis zu unsrer seligen Veränderung herumtragen müssen.

Auf der 84sten Tafel zeigen sich zweyerley Arten Wasseregeln. Hr. Pastor Schäfer zu Regenspurg

spurg hat uns den Schaden, den die Egeln in den Schaflebern thun, deutlich beschrieben, und sie als Zwitter befunden. In Teichen sind sie den Fischen noch weit schädlicher. Sie können aber nicht ausgerottet werden, bis der ganze Teich ausgeräumet und umgegraben, ja wohl gar ein neuer Grund geleget wird. Sie henken sich den Fischen um die Ohren und ums Maul, benehmen auch den innerlichen Theilen Kraft und Saft, bis sie sterben müssen. Ein armes Mädchen, welches ins Wasser gehen müssen, brachte soviel Egeln an ihren Füßen heraus, daß es seinen Verstand verlohr, und nach abgenommenen Egeln, wohl ein Jahr ohne den rechten Gebrauch desselben blieb. Sie werden hier sehr sorgfältig beschrieben.

Die 85ste Platte zeiget eine Schnackenmücke. Wir müßten uns in Weitläuftigkeiten einlassen, wenn wir die Wunder dieses so bekannten Ungeziefers nur ein wenig mitnehmen wollten. Wir bemerken hier nur, daß der Hr. Verf. sehr glücklich in der Beschreibung, mit ausgesuchten deutschen Worten und Redensarten ist, dadurch sich der Reichthum derselben sehr deutlich zeiget.

Die 86. Tafel beschreibet etwas besonders vom Meer- oder Muschelsande von Rimini. Als der Hr. Verf. dieselben zum Uhrsande vorbereiten und reinigen wollte, tröpfelte er drey Tropfen Scheidewasser hinein; und bemerkte davon eine sehr große Bewegung. Unter dem Suchglase, sah es nicht anders aus, als ein Lustfeuerwerk, von Lustkugeln und Granaten; nur mit dem Unterschiede, daß an-

ſtatt der Feuerſunken nur Dunſt und Waſſertheilchen hervorſprüheten. Dieß wird hier ſehr ſchön beſchrieben und abgebildet.

Die 87ſte Tafel beſchreibt zweyerley Federbuſchpolypen, und Coloniepolypen, die Baker das Glockenblumenthier, andre den Manſchettenpolyp, und noch andre den Blumenpolyp nennen. Hiermit beſchließt der Hr. Verf. ſeine Abhandlung von Polypen. Die ganze Sache iſt ſehr angenehm zu leſen.

Die 88ſte Tafel beſchreibt einige Schlammthierchen, die unter dem Namen geſellſchaftlicher Polypen bekannt ſind. Er räumet ihnen aber dieſen Namen gar nicht ein; weil ſie weder einen, noch viele Füße haben. Nur wenige haben Schwänze; ſondern ſind nur wie ein Klümpchen Schleim oder Schimmel, an Meerlinſen, Waſſergraſe, oder Mooſe klebend, zu finden. u. ſ. w.

Die 89ſte Tafel ſtellet die mikroſcopiſchen Theile an der Diſtel vor. So verachtet die Diſtel den Landleuten iſt, ſo merkwürdigiſt ſie Naturforſchern. Tournefort und Linneus haben ſie deswegen längſt beſchrieben, und abgebildet. Sie beſteht aus den Blüthknoſpen, denen Stacheln, ſo ihn umgeben, dem Stiele, und der Wolle, die theils auf den Blättern theils am Stiele befindlich iſt, ſodann aber aus den Blättern, und ihren Stacheln. Wir können uns aber bey der Beobachtung nicht länger aufhalten.

Die 90ſte Tafel fährt fort uns die Diſteltheilchen abzubilden. Eine einzige Feder des ſogenann-

ten

ten Pappus, welche den Embryo als ein Federbusch zieren, und dem Samen zum Fliegel dienen, um ihn durch die Luft überall hinzuführen. Sie hat Regenbogenfarben, die unmöglich so schön beschrieben werden können; zumal auch ein schielender Glanz von Golde und Silber darinn erblicket wird.

Die 91ste Tafel zeiget das Mark im Stängel und den Stielen der Distel. Es kömmt mit dem Binsen und Hollundermarke überein; und sieht einem künstlich geflochtenen Gitter oder Netze gleich. In der Mitte des horizontalgeschnittenen Scheibchens davon ist ein Loch, weil der ganze Stängel hohl ist. Es giebt auch am Rande Saft und Luftgänge; so wie außen herum eine feine Wolle.

Die 92ste Tafel schildert die Befruchtungsgefäße der Distelblumen ab. Es hat ihm ein Gönner diese Abbildung auferleget. Und gleichwohl ist dieser natürliche Gegenstand nicht überflüßig. Die Zeichnung stellet die Distelblume im senkrechten Durchschnitte, um zu zeigen, wie sich die Zeugungstheile mit den Embryonen oder dem Eyerstocke verbinden. Jede Blume der Distel, trägt unzählige andere Blumen; deren jede die gewöhnlichen Blumentheile hat.

Auf der 93sten Tafel wird eine Aalschuppe abgebildet. Es ist ein Glück für die Christen, daß die Juden nicht wissen, daß der Aal Schuppen hat: sonst würden sie dieselben auch essen, wie wir: weil Moses sie eigentlich nicht verbothen hat. Leuwen-

hoek hat diese Schuppen schon gesehen, und beschrieben. Der Hr. Vers. bekam eine alte Aalhaut von einem zweypfündigen Aale, und konnte keine Schuppen daran entdecken. Das muschenbrockische zusammengesetzte Mikroskop allererst zeigte ihm, was er suchete, nachdem er die dürre Aalhaut im Wasser aufgeweichet hatte. Siehe die zweyte Figur.

Die 94ste Tafel liefert mikroskopische Beobachtungen an der Kalbs- und Rindszunge. Der Hr. Verfasser will hier das Werkzeug des Geschmackes untersuchen; und rechtfertiget sich gegen die Verfasser des dritten Theils der gesellschaftlichen Erzählungen. Man sieht auf einer Kälberzunge dreyerley kleine Erhöhungen; Haken- Warzen- und Pfiffer-förmige, die man Papillen nennt. Die ersten bedecken den ersten Theil der Zunge. Sie sind scharf und elastisch, wenn man vom Mittel der Zunge nach der Spitze streichet. Die runden Pfifferlinge oder Pupillen sitzen in der Mitte, an den Seiten, auch an der untern Haut der Zungenspitze. Die dritte Art ist hinten an der Wurzel der Zunge; und gleichsam jedes als eine geschlossene Rose etwas vertieft, mit einem Graben umgeben. Das Innere der Zunge ist noch weit wunderbarer: aber für uns zu weitläuftig. Diese Abhandlung ist sehr ausführlich und voll schöner Betrachtungen.

Die 95ste setzet diese Beobachtungen an der Rindszunge fort. Es ist nicht möglich mit bloßen Worten, die Gestalten aller dieser Papillen und Wärzchen, und haakenförmigen Theilchen begreiflich zu machen. Selbst in der Natur müssen sie

mit

mit der gröſsten Geduld und Mühe betrachtet werden. Oft langen alle Mikroſkope nicht zu, ſie zu entdecken. Wie wenig denken doch die Leckermäuler daran, was ihre Zunge für ein künſtliches Geſchöpf iſt; oder was ſie für ein wunderbares Meiſterſtück mit ihren Zähnen zermalmen, wenn ſie eine geräucherte, oder friſche Zunge verzehren.

Die 96ſte Tafel machet von der Zunge den Beſchluß. Der Hr. Verf. entblöſſet eine geſottene Rindszunge von ihrer äuſſerlichen dicken Haut: und da findet ein Naturforſcher die Menge von betrachtungswürdigen Gegenſtänden. Viel hundert ſilberweiſſe Röhrchen oder Wärzchen erſcheinen daſelbſt aufgepflanzet. Dringet man etwas tiefer ins Fleiſch, ſo erſcheint ſie noch verwundernswürdiger im Baue der Fibern, Nerven und Mäuslein. Wir müſſen aber abbrechen, und auf die Quelle verweiſen. Am Ende dieſes Artikels theilet der Hr. Verfaſſer ein Schreiben des Hrn. Geh. R. und Leibarztes zu Bayreuth, D. Wagners, von dem Meerſande zu Rimini mit: darinn der Italiener Janus Plancus, im Tractate de Conchis minus notis, widerleget wird, der dieſe kleine Muſchelchen für Echinos hält.

Auf der 97ſten Tafel werden mikroſkopiſche Theile am Caffee vorgeſtellet, womit der Hr. Verf. vor dem Schluſſe ſeines Werkes dem Leſer aufwarten will. Die Caffeebohnen haben nur den Namen, aber nicht die That mit den Bohnen gemein. Er ſtellet uns einen aus dem bayreuthiſchen markgräfl. Gärten erhaltenen Zweig des Caffeebaumes

dar, der zugleich reife und unreife Früchte, nebst den Blüthen zeiget: weil doch dieses Gewächs eben wie die Pomeranzenbäume, alles zugleich zeiget. Wir vermuthen, daß viele unserer Leser niemals Gelegenheit gehabt, natürliche Coffeebäume zu sehen, so wie wir dieselben in Leipzig wohl täglich sehen können: und theilen ihnen also die Abbildung davon mit; wenn wir dabey erinnern, daß die reife Frucht wie eine rothe Kirsche aussieht, die unter dem süßen äußerlichen Fleische zwo sogenannte Bohnen, mit der platten Seite aufeinander liegend, statt des Kerns in sich heget. Die Blüthe ist weiß, mit gelben Staubfäden in der Mitte. Die Theilchen der Blüthe und Frucht, im Durchschnitte nach der Länge und Breite sind auch hier abgebildet zu sehen.

Die 98ste Tafel stellet noch besondere kleine Theile von eben dem Gewächse vor, welche sehr wunderbar sind, und den Reichthum der Natur in dem Baue ihrer Werke, auf eine neue Art zeigen.

Die 99ste zeiget erstlich Erbsen, darinnen sich kleine Kreuzkäferchen zeigen. Dieß ist ein gefährliches Insect, welches in America schon in ganzen Ländern den Erbsenbau ganz unmöglich gemachet hat. Der Hr. Vers. bekam eine Schachtel voll aus Böhmen geschicket, und in jeder ausgehöhlten Erbse steckte ein Käferchen, welches durch ein Loch herausguckete. Man meldete, daß ganze Felder damit angestecket, und verschiedenen Personen diese Erbsen höchstschädlich, wo nicht tödtlich gewesen wären. Peter Kalm, ein Schwed zu Abo,

hat

hat sie schon beschrieben, wie er sie selbst in America gefunden, und in solchen Erbsen mitgebracht hat; aber nicht ausfliegen lassen, um sich nicht den Fluch seines Vaterlandes zuzuziehen. In Avignon giebt es dergleichen auch.

Die 100ste Tafel stellet diesen Erbsenkäfer vergrößert vor. Er sieht recht fürchterlich aus, ob er gleich ein weißes Kreuz auf dem Hinterrücken hat, mit sechs Füßen, zweyen Fühlhörnern, und 8 länglich runden Flecken auf den Flügeldecken versehen ist. Schlüßlich bemerket der Hr. Verf. daß er uns mit schönen gestochenen Schneeflocken beschenken wollen, wenn ihm nicht diese Käfer in die Queere gekommen; und daß er uns das aufs kleinste zermalmete Queckſilber mikroskopisch hätte zeigen wollen; wenn selbiges ihn nur etwas anders, als Millionen kleiner, heller, durchsichtiger Kügelchen vorgekommen wäre. Eben so hat das Arsenik ausgesehen.

III.

Fortsetzung des Artikels, von dem Tode des Hrn. von Voltaire.

Dieser klägliche Vorfall, ward auch für den Hrn. Voltaire betrübt. Er machte in ihm einen so tiefen Eindruck; daß er zween ganzer Tage liegen blieb, ohne ein einzig Wort zu reden. Wir mochten ihm auch die besten Worte, und die dringend-

sten Bewegungsgründe einwenden; ihm vorstellen, daß er zum mindesten nach dem Gebrauche aller großen Leute, vor seinem Ende noch irgend einen denkwürdigen Lehrspruch, oder einen sonderbaren spaßhaften Einfall aussprechen sollte: Er antwortete nichts. Dieses hartnäckigte Schweigen erschreckete uns! und wir beredeten uns, alle Mühe anzuwenden, ihn heraus zu reißen. Unsere Erfindungen blieben lange Zeit sonder Wirkung: und dieser, der im Anfange gut von statten gieng, hatte durch mein Versehen sehr übele Folgen. Ich näherte mich nämlich Herrn **Voltärens** Ohre und schrie ihm zu: Gnädiger Herr, es sind in dem Vorzimmer verschiedene Gesandten gekrönter Häupter, die da kommen, um im Namen ihrer Herren zu vernehmen, wie Sie sich befinden?

Den Augenblick that der Kranke ein Freudengeschrey, sah mich sehr freudig an, setzte sich auf seinen Stuhl, und sagete mit einer liebreichen Mine: **herein! herein!** Ich erwartete eine so schleunige Besserung nicht; und ward also ganz verwirret.

Gn. Herr, antwortete ich unvorsichtig, es ist kein Mensch draußen. Sie haben sich geirret; und Ihre Schlafsucht ....

Diese Antwort hatte die entsetzlichsten Wirkungen. Herr **von Voltaire** legete sich murmelnd nieder. Ihn überfiel eine tödtliche Schwachheit; er verlohr alle Empfindungen. Allmählich erlosch sein Othem, seine Augen schlossen sich; sein Mund blieb auf eine schreckliche Weise offen stehen; seine Glieder wurden steif und unbeweglich. Der

Arzt

Gott erhalte **Eure Hochwürdige Magnificenz** zu besonderer Zierde der Sächsischen Kirche, zum Flor und Wachsthum der Gelehrsamkeit, und zum Schutze aller derselben eifrigen Anhänger unter uns. Er gebe, daß das grosse Exempel eines so berühmten Gottesgelehrten unzählige aufmuntern möge, die deutsche Beredsamkeit nach Vermögen empor zu bringen, und das noch gar zu sehr herrschende homiletische Gewäsche mit einer männlichen und durchdringenden Wohlredenheit zu vertauschen. So wird es uns niemals an Gelegenheit fehlen, **Eure Hochwürden** als eine wahre Zierde

unsers

Arzt versicherte, daß sein Leben nur noch wenige Minuten währen könnte, und gieng fort. Wir blieben unser etliche in der Kammer, um daselbst die Nacht zuzubringen. Aber o! du Unglücksnacht! Du auf ewig nicht zu vergessende Nacht!

Um eilf des Abends ließen die Schmerzen meines Herrn nach, und er schlummerte ein. Ich fieng an, dem Himmel für eine so glückliche Veränderung zu danken, als wir in dem Camin ein fernes Getös höreten, gleich als von Leuten, die mit einander reden, und sich stoßen. Sie waren fast im Augenblicke in unserer Stube; und wir sahen ein zahlreiches Heer von Teufeln, mit brennenden Fackeln bewaffnet. Sie theileten sich aus einander; einige traten zu uns, um uns in Ehrfurcht zu erhalten, und die andern umgaben das Bett des Hrn. von Voltaire. Ihr Oberhaupt nahete sich zu ihm, und sagete ihm, indem er ihm eine seiner Klauen in das Gesicht drückete: Du schläfst Brutus? Man lasse mich mit Frieden, erwiederte Hr. von Voltaire. Erinnerst du dich wohl, fuhr der Teufel fort, daß ich dir vor einigen Monathen einen Brief geschrieben habe, darinnen ich dir den Platz meldete, welchen ich dir in der Hölle bestimmt habe? Du sollst nicht sterben, und ganz lebendig zu mir in mein Reich fahren. Den Augenblick gab er seinem Gefolge einen Wink; sie nahmen meinen Herrn mit sich fort, und verschwanden.

So war das tragische Ende des Hrn. von Voltaire beschaffen. Er war 65 Jahre alt. Man

stelle sich, wofern man kann, meinen ungemeinen Schmerz vor. Ich ward davon ganz schlaflos, fiel in die erschrecklichste Schwermuth; ich weinete ohne Unterlaß, und ach! ich sah niemanden anders weinen.

In der Nacht des sechsten Tages nach diesem seltsamen Zufalle, und nachdem ich alle Mittel angewendet hatte, meine Schlaflosigkeit zu vertreiben, so daß ich auch in meinem Bette ein Häft des **Verdün**, zwey von der **gerächeten Religion**, und verschiedene Blätter von diesem kleinen **Vorläufer**: Avant-Coureur, las, stand ich auf, und hatte den Kopf ganz voll von diesen Gedanken. Als ich nun die Luft und Felder betrachtete: so rief ich, mit innerm tiefen Grame aus: **ach! hiedurch ist mein unglücklicher Herr geführet worden; ich weiß nicht wohin ....** In dem Augenblicke sah ich eine brennende Wolke, die mit einem Getöse nach den Delices zukam. Ich erwartete schon ein neues Wunder, ungeachtet ich an mehr als einem Orte in unserer Collection complette gelesen habe, daß man keine Wunder glauben solle.

Gleichwohl irrete ich mich nicht. Die Wolke blieb draußen an meinem Fenster stehen, öffnete sich mit Lärmen, und schüttete in meine Kammer eine Menge Teufel aus, die den Herrn **von Voltaire** auf ihren Flügeln hielten. Er war ganz nackend und schien betrübt zu seyn. Ich lief hin, ihn zu empfangen; als ich aber, je näher ich kam, eine desto brennendere Hitze empfand, die aus allen Theilen seines Körpers drang,

drang, ſo trat ich zurück, aus Sorge mich zu verbrennen; und ſprach von weitem mit ihm.

Ich hatte gleich anfangs beſorget, daß die Teufel mit mir ſelbſt böſe Abſichten haben mochten! Allein Herr von Voltaire, ſtand für ſie. Darauf erzählete er mir, daß er auf ewig in der Holle ſey, und daß es ihm da eben nicht gefiele; daß man gleichwohl einige [illegible]ung gegen ihn hätte. Er hätte z. E. die Erlaubniß erhalten, dieſe Nacht zuzubringen wo er wollte, gleichwohl hätte er dieſe Wache erhalten, die ihn allenthalben begleiten, und ihn zu geſetzter Stunde wieder heimbringen ſollte. Er ſetzte hinzu: es ſey ſchon ſpät, und er habe mir tauſend Dinge zu ſagen.

Ich machete mich gefaſſet, ihm aufmerkſam zuzuhören. Seine Leute, denen ich Karten liehe, machten Anſtalt, in einem Winkel Piquet zu ſpielen; indem er mir ſeine Begebenheiten folgender Geſtalt erzählete.

Ich war ſo matt, als man mich aus dem Bette riß, daß ich ſogleich in den Armen derer, die mich davon trugen, in Ohnmacht ſank. Sie flogen durch die Luft mit mir fort. Satan rührete mich nur an, und ich war den Augenblick geſund. Ich dankete meinem Wohlthäter in den verbindlichſten Ausdrücken: und er ſchien mich recht gern anzuhören. Kurz, er iſt menſchlicher, als man denkt. Er liebt inſonderheit die Gelehrten ſehr, und vor allen Dingen die franzöſiſchen Poeten. Seine Sanftmuth alſo, machete mich herzhaft.

Großer

Großer Fürst, sagete ich ihm, dürfte ich mir noch eine Gnade ausbitten? Ich brenne vor Begierde, noch einmal Paris, und diejenigen von meinen Freunden, die dort sind, zu sehen. Diese Macht wird hinlänglich seyn .... Von Herzen gern, antwortete er; ich gebe dir gar den morgenden Tag noch frey: aber es ist nöthig, daß wir dir zur Wache dienen, und daß alles incognito geschehe. Ich wollte nichts einwenden; und damit machete er im Augenblicke Zeichen an uns, die uns unsichtbar macheten, doch so, daß wir einander sehen konnten.

In der Geschwindigkeit waren wir in Paris. Ich bewunderte, da ich diese große Stadt durchkreuzete, die genaue Polizey, die darinnen herrschet. Wir begegneten nichts, als Schaarwachen.

Wir senkten uns sogleich zum **Tiriot** hinunter. Dieser war in seiner Schreibestube beschäftigt, ein mitleids volles Schreiben wegen meiner Krankheit an mich aufzusetzen. Ich las es: seine Zärtlichkeit gegen mich erhellete aus jeder Zeile. Irgend jemand von meiner Wache, der eine Feder von seinem Tische nahm, schrieb unter das Blatt: **Voltaire ist nicht mehr vorhanden.** Der arme Schelm hatte kaum die Augen auf diese traurigen Wörter geworfen, so befand er sich übel. Aber, es wird nichts zu bedeuten haben! es wird nichts zu bedeuten haben!

Bey dem **Marmontel** hielten wir uns nicht lange auf. Er speisete betrübt mit einem Manne, der mir ein verdienstvoller Mensch zu seyn schien.

Nach

Nach geendigter Mahlzeit redeten sie ganz traurig von dem unglücklichen Schicksale, dem die Gelehrten unterworfen sind; sie nahmen traurig von einander Abschied, und ich gieng auch davon.

Von da giengen wir zum Hrn. **Freron**. Er ist sehr gut logirt, und hat treffliche Mobilien. Er arbeitete eben an seiner Wochenschrift. Sein Tisch war ganz mit aufgeschlagenen Büchern bedecket und zwar bey dem Register der Materien: denn er verfertigte Auszüge. Wir durchschaueten seine Bücher, die wirklich nur aus dergleichen Schriften bestunden. Dieser Anblick brachte mich in Harnisch. Ich ergriff das Licht, und steckete alle diese Bände voller Narrenpossen in Brand. **Freron** eilt herbey, schreyt um Hülfe, und bemühet sich die Flamme zu löschen: aber die Teufel kamen mir zu Hülfe. Wir bliesen aus aller Macht: und in einem Augenblicke war der ganze Jahrgang Asche.

Die **Encyklopädisten** waren gerade in derselben Nacht bey dem **Diderot** versammlet, um zu untersuchen: ob in dem achten Bande ihrer Bände der heraus kommen soll, nichts tadelnswürdiges sey. Man las also überlaut folgende Artikel her.

Gesetz; worinn des **Carteſius** Methode sehr gelobet ward.

Pedanterey; wo man behauptete, daß sie in einer großen Einbildung von seinen Einsichten und einer lächerlichen Auskrämerey entlehnter Gelehrsamkeit bestünde.

Poesie;

Poesie; wo man allen unsern großen Dichtern sagete: warum schreibt ihr Leute doch nicht in Prosa?

Quackers; wo man die Welt benachrichtigte: daß diese Leute sehr besondere Meynungen und Sitten haben; daß sie glaubeten, sie wären begeistert, und sie wären doch nichts mehr als besessen; daß sie alle Menschen Du hießen, und sich nicht so kleideten wie andere Leute.

Gesellschaft; wo man den Entwurf einer von Bayle erfundenen Gesellschaft beschreibt, die aus lauter Ungläubigen besteht.

Und noch ein moralischer sehr galanter Artikel.

Und ein metaphysischer Artikel, der voller Feuer und Poesie war.

Und ein Artikel vom Stallwesen, darinnen Einwürfe wider die Freyheit des Menschen waren, und wobey mir Zeit und Weile lang ward. Ich wartete auch sein Ende nicht ab, und gieng mit Jähnen davon.

Ich flog nach dem Jesuitercollegio. Daselbst war alles ganz stille. Ich besuchte viele Paters, die da studierten. Endlich kam ich zu des P. Berthiers Zelle. Bilde dir einmal ein niedriges, enges Gemach, nebst allen Werkzeugen der strengesten Buße vor. Eine kleine am Boden befestigte Lampe erleuchtete die so schwermüthige Wohnung kaum. Wenige Bücher, einige andächtige Bilder, ein Stuhl, ein Bett, und ein Todtenkopf, waren alle Mobilien darinnen. Der P. Berthier knieete

vor

vor einem Crucifixe, und bath inniglich zu Gott. Dübois, was meynſt du wohl? er bethete für mich! ich hörete ihn verſchiedene male mit Thränen meinen Namen nennen. Ich hörete ihm genauer zu: Herr, ſagete er, gieb ihm ſeine Geſundheit, ſeine Tugend, und das Glück wieder ..... Ich ward bis ins Innerſte meiner Seelen gerühret. Ich fand, daß mir die herbſten Thränen über die Wangen lieſen ..... O was iſt das für ein ehrwürdiger Mann! Wie glücklich iſt er nicht! ..... Der Teufel merkete meine Bewegung, und riß mich plötzlich von einem ſo heiligen Orte fort.

Er begleitete mich nach einander, zu Hrn. le Franc, der ſich die Nägel abbiß; und indem er auf ſeinen Kammerdiener böſe ward, zu ihm ſagete: wo iſt denn mein Richelet!

Zum Hrn. Crebillon, der einen Calender cenſirte.

Zu dem Abte Gauchat, der das viertägige Fieber hatte, und närriſch war.

Zum P. Pernetti, der Gold machete.

Zum Herrn de la Condamine, welcher ſeine Frau inoculirte.

Zum Hrn. von Guignes, welcher mit ſich ſelbſt allein, chineſiſch redete.

Zum Hrn. Piron, welcher ſchlief. Ich rief aus: Piron allein hat Recht!

Sobald es Tag war, giengen wir und beſahen alle Gebäude der Stadt Paris. Ich fand ſehr viel Veränderungen. Aber ach! das

Rath-

Rathhaus, das große und kleine Chatelet, und die Eingänge zu den Schauspielen sind noch nicht geändert.

Den ganzen Morgen wandte ich hierzu an. Nachmittags hatte ich nichts nöthigers zu thun, als in die französische Akademie zu gehen. Es war eben ein Tag einer Aufnahme, und es sollten die Preise zugesprochen werden. Da ich nun bey meiner Ankunft nichts als Meßkünstler gewahr ward, glaubte ich anfangs, ich wäre in der Akademie der Wissenschaften. Da ich aber von ungefähr der Bildnisse des Corneille, Racine und Boileau ansichtig wurde; so sah ich wohl, daß ich in der französischen Akademie war. Der Meßkünstler welchen man aufnahm, hustete eine Rede her, die kalt, gemein und lang war: dem der Director mit einer magistralischen Stimme, eine dunkle, schwülstige und kurze Antwort ertheilete. Hierauf las man dasjenige Stück ab, welches den Preis erhalten hatte. O wahrhaftig! man hätte sehr geduldig seyn müssen, wenn man die Geduld hiebey nicht verlohren hätte. Stelle dir nur vor, daß alles was du in deinem Leben hast loben hören, hier getadelt ward: und alles was du hast tadeln hören, das ward hier gelobet. Einer in der Versammlung rief aus: Wie frech der Mensch von den Göttern spricht!

Ich eilete in die Komödie. Da ich den Kreuzweg bey Büssy vorbey kam, sah ich eine Menge Menschen, Häscher, und einen unglücklichen, den sie an einem eisernen Halsbande führeten. Rath

einmal

einmal wer es war? Mein würdiger Hr. Beichtvater der Abt de la Coste.

Ach! das Caffeehaus des Procope ist gar nicht mehr was es gewesen ist! Es giebt nichts als Nouvellisten darauf.

Man sollte den Türcaret spielen. Die Komödie war ganz voll von Menschen. Die Decke war schon aufgezogen, und kein Schauspieler kam heraus. Endlich kam der Einhelfer mit blassem Gesichte, Augen die in Thränen schwommen, u. einem Schnupftuche in der Hand. Er nahete sich langsam und sagte mit gedämpfter Stimme:

Meine Herren, wir erfahren in diesem Augenblicke den Tod des Hrn. von Voltaire. Er ist krank gewesen; er hat gebeichtet; kurz, er lebet nicht mehr! . . . Ein beweinenswürdiger Zufall . . . . Welch eine trübe Nacht auf dem Parnasse! . . . . . Wir sind mehr als jemand, über den Verlust dieses großen Mannes betrübet, dessen Uneigennützigkeit . . . . . Der Schmerz, meine Herren, verbeuth mir mehr zu sagen. Wir hatten den Türcaret und den gezwungenen Arzt angeschlagen. Aber diese Stücke sind für einen so betrübten Tag viel zu lustig: und wir wollen die Schottländerinn und Nanine spielen; weil man darinn nicht lachet.

Du kannst es nicht glauben, mit welchem Beyfalle dieses begleitet wurde; man klatschete in die Hände als ob man nicht klug wäre. Ich bath meine Teufel mit zu klatschen, und sie thaten es

auch mit ſo großer Heftigkeit, daß alles Frauenzimmer davon lief.

Ich eilete im Saale allenthalben herum, die verſchiedenen Betrachtungen anzuhören, welche dieſe neue Zeitung erregen würde. Ein jeder wollte ſie ſchon ſeit langer Zeit gewußt haben, und erzählete meinen Tod nach ſeiner Art. Einige ſagten, es hätte mich ein Dichter, der mein Feind wäre, mit Stockſchlägen erſchlagen; andere, ich ſey geblieben, da ich eine Rolle von Oreſtes aus des Carouge Schaubühne laut hergeſaget. Ein dritter behauptete, ich hätte mich erhenket; und ein vierter errieth es doch, daß der Teufel mich geholet hätte. Das iſt wahr, lieber Freund! aber ich tröſte mich darüber mit der Philoſophie. Das Glück iſt allenthalben. Ich mache dort drunten Verſe, und verkürze mir die Zeit damit, daß ich die Teufel ausziſche.

Es war ſchon weit an den Tag hinan. Die Teufel berichteten es dem Herrn Voltaire; er nahm Abſchied von mir, und ich ſah weiter nichts.

(Ende des Todes des Herrn von Voltaire)

IV.

Noch eine der genaueſten Beobachtungen der Venus in der Sonne.

In Dresden hat der Inſpector der königlichen Inſtrumentengallerie, Hr. Prof. Haubold, ſol-

unsers Vaterlandes zu preisen, und dadurch zu zeigen, mit wie vieler Hochachtung wir sind

Eurer Hochwürdigen Magnificenz,

Unsers Hochgeschätzten Gönners

Leipzig den 20. May 1724.

ergebenst-gehorsamste Diener,

die Verfasser der Beyträge.

folgendermaßen dieſe merkwürdige Himmelsbegebenheit beobachtet.

Die Wolken fielen ihm zwar vielmals hinderlich: inzwiſchen äußerten ſich doch oftermals günſtige Sonnenblicke, die nach einer guten Perpendikeluhr, folgendes anzumerken verſtatteten. Doch iſt die Zeit derſelben noch nicht als die wahre Sonnenzeit anzuſehen; deren Vergleichung bey Mittheilung dieſer Nachricht den Hrn. Beobachter noch beſchäfftiget hat.

Am 6. Junius früh um 4 Uhr 17 Min. 0 Sec. erlaubten die Wolken zum erſtenmale die Sonne mit der darinnen befindlichen Venus zu ſehen.

Um 4 Uhr 39 Min. 10 Sec. ward ein Stand des Planeten in der Sonnenſcheibe, vermittelſt eines achtſchuhigten Sehrohrs, und der damit verknüpften Projectionsmaſchine angemerket.

Um 4 Uhr 43 M. 45 S. ward wiederum ein ſolcher Stand durch gedachte Maſchine beſtimmet. Hernach war die Sonne bis 6 Uhr faſt immer von Wolken bedecket: ſo daß man nur zuweilen einen ſchwachen Blick von ihr hatte; bis es ſich endlich um gemeldete Zeit völlig aufklärete.

Um 6 Uhr 24 M. 3 S. fiel der Perpendikel der Projectionsmaſchine, durch die Mittelpuncte der Sonne und der Venus zugleich. Um eben dieſe Zeit fand man durch ein an einem 4ſchuhigten Sehrohre angebrachtes kirchiſches Mikrometer, den Abſtand zwiſchen dem Rande der Venus, der dem Mittelpuncte der Sonne am nächſten war, und zwiſchen dem entgegen geſetzten Rande der Sonnen

72 Theile des Mikrometers groß; da der Durchmeſſer der Sonnen, denſelben Tag gemeſſen, genau 91 ſolche Theilchen deſſelben betrug. Folglich iſt der Mittelpunct der Venus, vom Mittelpuncte der Sonnen gewiß noch mehr, als 9 Minuten entfernet geblieben.

Um 7 Uhr 36 Min. 15 S. ward abermal ein Ort der Venus in der Sonne durch die Projectionsmaſchine beſtimmet.

Um 8 Uhr 25 Min. 40 Sec. abermal dergleichen.

Um 9 Uhr 10 Min. 46 Sec. fehlte zur Berührung der Ränder der Venus und der Sonne, etwan noch die halbe Breite der Venus.

Um 9 Uhr 17 M. 37 S. ward die innere Berührung der Venus mit dem Rande der Sonnen, oder der Anfang des Austrittes, vom Hrn. Prof. Haubold durch ein ſehr gutes aſtronomiſches Seerohr von 14 Fuß, und noch durch einen andern Beobachter, durch ein ſhortiſches Fernrohr, deſſen Spiegel 10 engliſche Zoll vom Brennpuncte abſtund, zu gleicher Zeit bemerket. Man ſah darauf die Venus wohl noch um den dritten Theil ihres Durchmeſſers austreten; hernach aber verdeckten die Wolken die Sonne wiederum.

Endlich um 9 Uhr 30 M. 55 S. kam dieſelbe zwar wieder zum Vorſcheine; aber es war nicht die geringſte Spur der Venus mehr darinnen wahrzunehmen. Vieleicht iſt ſie nur einige wenige Secunden zuvor noch darinnen geweſen.

Sol-

Solchergestalt erhellet nun, daß vermöge dieſer Beobachtung, der ganze Austritt noch nicht völlig 12 Min. 18 Sec. betragen haben müſſe; und daß alſo der Durchmeſſer der Venus viel kleiner ſeyn müſſe, als ihn Horoccius angeſetzet hat. Man hatte ſich bey der Projectionsmaſchine die äußerſte Mühe gegeben, ſowohl die Größe der Scheibe der Venus, als auch der Sonnenſcheibe zu verſchiedenenmalen aufs genaueſte zu zeichnen und zu beſtimmen: man fand aber allezeit, daß ſich der Diameter der Venus zum Durchmeſſer der Sonnen, wie 1 zu 26 verhielt, welches dem Maaße des Horoccius ſehr nahe kam. Dieſemnach iſt die Wirkung der Projectionsmaſchine von ganz andrer Beſchaffenheit, als bey der unmittelbaren Betrachtung durch Sehröhre: wie denn beſagte Maſchine, weder hierinn, noch in andern Stücken ein völliges Gnügen zu thun im Stande iſt.

Auf den Trabanten der Venus iſt Hr. Haubold mit ſeinen Gehülfen ebenfalls aufmerkſam geweſen: wie ſie denn ſowohl im währenden Durchgange, als auch nachher den ganzen Tag, ſoviel es das Wetter verſtattete, Acht darauf gegeben; aber nichts davon in der Sonnenſcheibe haben wahrnehmen können. Ja Hr. Haubold hat den Tag vorher die Sonne dreyviertel Stunden lang, hintereinander aufmerkſam betrachtet; aber auch damals, außer den Sonnenflecken, nicht das geringſte bemerket.

Noch wird erinnert, daß faſt bis 6 Uhr früh; ſo oft und durch was für Sehröhre, oder reflecti-

rende Fernröhre auch die Venus betrachtet wurde, selbige gar nicht rund, sondern in der genauesten Vergleichung als ein Gallapfel erschien: wie solches alle Anwesenden bezeugten. Da man aber den Sonnenrand untersuchte, und ihn auch nicht scharf abgeschnitten befand: so glaubte man, daß diese Erscheinung vielleicht den häufigen Dünsten in der Luft zuzuschreiben sey: wie sich denn diese Ungleichheit nach und nach verlohr. Doch ist man geneigt, zu vermuthen, daß der dunkle Körper der Venus nicht völlig rund gewesen.

V.

Das Donnerwetter.

Eine Ode.

Nimt, Musen! einen höhern Flug:
Ihr sollt zur Ehre Gottes singen,
Und durch der Dichtkunst starken Zug
Bis an des Himmels Pole dringen!
Des Donners hoher Gegenstand
Hat Blut und Geist in mir entbrannt,
Und stärkt die unvollkommnen Säfte.
Der Allmacht Zorn ist fürchterlich:
Doch ihre Güte stützet mich,
Und schenkt mir hierzu neue Kräfte.

Her-

Heran! du gottvergeßner Schwarm,
Heran, wer ſtolz ſich Freygeiſt nennet!
Wie? fühlt ihr nicht der Gottheit Arm,
Der Luft und Himmel feurig trennet?
Der, wenn er hagelt und zerſtört,
Auf Sturm und Winden ſchrecklich fährt,
Stark ausgerüſtet mit Gewittern:
Daß die Natur von weitem heult,
Wenn durch den Keil, der Wolken theilt,
Des Firmamentes Achſen zittern.

Gott kömmt und Blitze gehn voran;
Um auf Befehl die Welt zu zünden:
Mit Wettern iſt er angethan,
Itzt ruft er den verſchloßnen Winden.
Sie ſteigen aus des Abgrunds Kluft:
Und raſen durch die weite Luft:
Ihr Schnauben ſtürzt auch Berge nieder!
Vereinigt, zittre Menſch, du Wurm!
Gehn Gottes Bothen aus im Sturm,
Und kommen mit Verheerung wieder

Des ſchönſten Morgens güldne Pracht,
Verſprach uns jüngſt ſehr heitre Stunden:
Doch ſüdwärts quoll die finſtre Nacht:
Und ſchnell war Sonn und Tag verſchwunden.
Die Thiere ſuchten Höl und Kluft,
Der Vogel wich der ſchwülen Luft,
Und Oſt und Weſt ward ſchwarz umzogen.
Den Horizont durchwallte ſchon
Ein banger fürchterlicher Ton,
Dem Brauſen gleich von Meereswogen.

Das hochgethürmte Wolkenheer
Durchkreuzten feuerreiche Blitze;
Aus ihrem aufgehängten Meer,
Erscholl des Ewigen Geschütze.
Der Donner kracht vom Ost zum West,
Schlägt Felsen ab, zermalmt den Rest;
Der Wiederhall füllt Süd und Norden!
Ein neuer Blitz verkündigt bald
Des Schöpfers dräuende Gewalt,
Die tausendmal verderblich worden.

Wie dunkel ist es unter ihm!
Es wirbeln vor ihm Dampf und Schrecken:
Vor seines Wetters Ungestüm
Kannst du dich, Sünder, nicht verstecken.
Wags! decke dich mit Finsterniß;
Sein Auge findet dich gewiß,
Vor ihm ist auch der Abgrund helle.
Erheb dich bis zur Sonnenbahn,
Versenk dich in dem Ocean!
Er findet dich an jeder Stelle.

Der Wolken Schwere senket sich;
Der Sturm schweigt wenige Minuten:
Doch einen weiten Erdenstrich
Bedecken ungeheure Fluthen!
Der Berge Mauer hält nicht mehr;
Die Wasser stürzen schnell einher!
Um ganze Länder zu zerstreuen.
Die Gegend, die man Eden hieß,
Und Gärten, wie ein Paradieß,
Sind umgekehrt in Wüsteneyen.

Betracht, o Mensch! die Herrlichkeit,
Den Pracht der Länder und der Kronen;
Ihr Schimmer pirkt itzt Herzeleid,
Der Schimmer ungerechter Thronen.
Vor diesem Herrn ist alles gleich:
Sein Wink zerstört ein Königreich
So leicht als jenes Landmanns Hütten.
Die Stadt, die noch so herrlich blüht,
Und aller Augen an sich zieht,
Kann er mit Trümmern überschütten.

Wie frech verläugnest du dem Gott,
Den doch der kleinste Wurm erhebet?
Mit dem Allmächtgen treibst du Spott,
Der auf den Donnerwolken schwebet?
Vor dem, wenn er das Meer empört,
Der Wallfisch in die Tiefe fährt,
Der seinen Herrn und Schöpfer scheuet.
Vor dem, wenn er durch Wüsten zeucht,
Des Tiegers Wuth, der Löwe schweigt,
Der sonst nur Tod und Würgen dräuet.

Mensch! sags, wie heißt der Wundermann,
Mit soviel schrecklichen Gerichten?
Wer ist der, der so donnern kann?
Wer heißt den Sturm die Welt zernichten?
Wer bahnt den Blitzen Weg und Spur?
Wer überschwemmet Au und Flur?
Wer hat den Strom den Gang gelehret?
Ists nicht der Gott, der Welten schafft?
Der Gott, der auch mit gleicher Kraft,
Sie wiederum in Nichts verkehret.

Sieh, alles wird dereinſt vergehn,
Was itzund Erd und Himmel heißet.
Nur du, o Menſch, wirſt auferſtehn,
So bald der Zeiten Vorhang reißet.
Mich dunkt, dann ſieht der Frevler Blick
Auf dieſe Welt, nach Troſt zurück!
Er ſehnet ſich nach Berg und Hügeln.
Doch beyde ſind nun nicht mehr da:
Die Ewigkeit nur iſt ihm nah,
Die muß ihm allen Troſt verriegeln.

So rauchte dort des Sina Grund,
Von Gottes Majeſtät umfloſſen;
Als er mit Jakobs Volk den Bund,
Sein ewiges Geſetz geſchloſſen.
Der Berg, den Gottes Donner hebt,
Macht daß das Heer der Frevler bebt,
Macht Gottvergeßne faſt zu weichen.
So wird dereinſt beym Weltgericht,
Wo Gott ſein letztes Urtheil ſpricht,
Der Gotteslängner Brut erbleichen!

Erbebt, ihr Sünder! zittre Welt!
Sein Wetter kömmt zur letzten Rache!
Die Erde weicht, der Himmel fällt;
Gott richtet nun der Frommen Sache.
Hört, wie ſein Donner doppelt ſchlägt,
Daß ſich der Staub in Gräbern regt,
Und Geiſt und Blut durch Adern fließen.
Der Welt-Poſaune Klang erſchallt;
Dringt durch die Gräber mit Gewalt,
Daß ihre Todten leben müſſen.

Verweſung! gib zurück den Staub!
Des Lebens Herr ertheilt itzt Oden!
Du wildes Meer! gieb her den Raub
Aus deines Abgrunds weitem Boden!
Der Leiber eingeäſchert Band
Bezieht der Allmacht Wunderhand
Mit neuer Klarheit und auf immer!
Dort kömmt der, der mein Gönner war,
Hier meiner Aeltern frommes Paar,
In weißer Kleider hellem Schimmer.

Verandtes Auge ſieh zurück,
Wer ſind doch jene Böſewichter?
Sie fliehen mit erſchrocknem Blick,
Vor ihrem nun erwachten Richter.
Seht den Verzweifler, wie er zagt!
Den ſein Gewiſſen brennend nagt,
Er muß vor Gottes Zorn erröthen!
Er ſuchet ſein verlaßnes Grab,
Das ihm vordem ein Waſſer gab,
Und Strick und Meſſer ſoll ihn tödten.

Der Donner der Gerechtigkeit
Kann itzt den Sünder mehr durchwühlen;
Als da beym Ende jener Zeit
Die Welten durch einander fielen.
Der Herr beſteigt den Richterſitz,
Sein heller Grimm wirft Blitz auf Blitz,
Wer kann die Herrlichkeit beſchreiben?
Anbethungswerthe Majeſtät!
Das Schwert, ſo dir vom Munde geht,
Wird die Verläugner von dir treiben.

Mein Heyland! droht zwar Höll und Fluch;
Doch läßt mich seine Gnade hoffen:
Mein Namen steht im Lebensbuch,
Vor ihm sind alle Blätter offen!
Es tritt der Menschen Erstling auf,
Und läßt der Freude freyen Lauf,
Und wirft sich zu des Lammes Füssen?
So viele Völker sind von mir?
Meßias! ewig dank ich dir,
O laß sie deines Bluts genießen!

Dort kömmt in unnennbarer Pracht
Der Christen Schaar heraufgezogen:
Ihr Kampf, der sie zu Helden macht,
Führt sie durch ewge Siegesbogen.
Ihr Vielgeplagten! schauet doch,
Wenn schon der Herr des Kreuzes Joch
Mit unbegränzter Lust vertauschet,
Ein ganzer Himmel füllt das Herz,
Vergeßt den überwundnen Schmerz,
Weil hier ein Meer voll Freuden rauschet!

Dort glänzt — — doch itzt verirr ich mich,
Mein Geist verliert sich in den Bildern:
Ich seh mich noch nicht würdiglich,
Des Himmels große Lust zu schildern.
Die hier umschränkte kurze Zeit,
Reicht nicht zu jener Ewigkeit,
Auch nur den Schatten zu entwerfen.
Wie unvollkommen ist mein Lied!
Und warum hab ich mich bemüht?
Am Himmel meinen Witz zu schärfen?

Laß,

I.

Der Habſpurgiſche Ottobert.

Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Geſellſchaft. Erfurt. 1664. 8. 3. Alph. 6. Bogen.

Gegenwärtiges Buch ſoll ein Heldengedichte vorſtellen. Wenn man unter dieſem Namen eine poetiſch abgefaßte Hiſtorie verſtehet, und zu einer Epopee nichts mehr erfordert, als eine weitläuftige Erzehlung einiger merkwürdigen Handlungen, die von verſchiedenen erdichteten Umſtänden begleitet wird: So dürfen wir Deutſchen den Ausländern auch hierinn nicht weichen. Wir haben mehr Gedichte von dieſer Art, als mancher wohl gedenket. Des Theuerdanks zu geſchweigen, ſo findet ſich bey uns die unvergnügte Proſerpina; die Hohenzolleriſche Hochzeit; Bergonens und Areteen Liebes- und Helden-Geſchichte, der gro[illegible] Wittekind, und unſer Habſpurgiſcher Ottob[illegible] Allein nach unſerm Begriffe und den Regeln der Kunſtrichter gebühret dieſer Name ſolchen Werken nicht. Die erſten und beſten Muſter der Alten ſind ganz anders eingerichtet, und man handelt vernünftig, wenn man

Laß, großer Gott, nur allemal
Mein Herz dein letzt Gerichte rühren!
So oft die Wolken Blitz und Stral,
Als deiner Rache Zeugen führen.
So werd ich ruhig jenen Tag,
Zu welcher Zeit er kommen mag,
Mit aufgeklärten Mienen schauen.
So führe denn nun meinen Geist,
Einst hin, wo dich der Seraph preist:
Du wirst es thun; dir kann ich trauen!

Schenkel.

VI.

De Tempore Adventus Magorum

ad Christum, Dialogus, habitus XVIII. Kalendas Februarias in urbano Collegio de propaganda fide, coram ampl. S. R. E. Cardinalibus ejusdem Coll. Præfectis atque Rectoribus. Auct. Liberato Fassonio, ex Ord. Piarum Scholarum. Romæ 1760. ex Typogr. Jo. Zempel. in Folio.

Hier haben wir auch etwas Neues aus Rom. Hr. Liber. Fassonius, den wir bisher nur als einen Weltweisen und Metaphysiker gekannt haben, liefert uns einen Beweis seiner Gelehrsamkeit, auch von ganz andrer Art. Es ist diese chronologische Abhandlung von der Zeit der Ankunft der morgenländischen Weisen, dem berühmten Canonicus Trombelli zugeeignet; dem hier unter andern eine Schrift, de ratione ætates Codicum

cogno-

cognoſcendi zugeſchrieben wird, welche in dieſen Gegenden noch nicht bekannt geworden. Der Hr. Verfaſſer ſaget hier: ſeine Abſicht ſey, in dieſer ſtreitigen Sache die Meynung der Kirche zu behaupten, die allemal die Feſte auf die Tage verordnet hätte, da die Begebenheiten wirklich geſchehen. Ob das Stich halte, werden die Meiſter in der Kirchengeſchichte am beſten urtheilen. Wenigſtens iſt dieſes von dem Weihnachtfeſte falſch, wie unlängſt ein gelehrter Theologe in Wittenberg *) erwieſen hat.

Anfänglich geſteht der Hr. Verf. daß die Materie, ſo er abhandelt, eben nichts neues ſey. Allein er entſchuldiget ſich mit Auguſtins Ausſpruche: „Es ſey nöthig, daß von vielen in allerley Schreib„art Bücher, von eben denſelben Materien geſchrie„ben würden; damit dieſelbe Sache vielen zu Ge„ſichte komme, einigen ſo, andern anders. **)„ Er ſchreibt aber wider den Basnage, den Harduin, den Bonifacius Finotti, der noch neulich etwas davon geſchrieben; bringt bisher ungebrauchte Zeugniſſe der Alten ans Licht; und entdecket, dem Vorgeben nach, viele Irrthümer Tillemonds, des Florentinius, Baillets, und des Honoratus a S. M. von Katholiſchen: von Heterodoxen aber des Montacutius und Basnage. Er verſpricht auch im kurzen eine Schrift: von der Seligkeit der Frommen in Abrahams Schooße, vorm Tode Chriſti, ans Licht zu ſtellen.

Das

*) Hr. D. Wernsdorf.

Das Geſpräch ſelbſt ſtellet vier unterredende Perſonen, den **Klimas**, **Philokrates**, **Charidemus**, und den **Philebus** auf. **Klimas** iſt der Meynung, die Weiſen wären am 13ten Tage nach der Geburt Chriſti, nach Bethlehem gekommen: **Philokrates** behauptet: ſie wären allererſt nach der Reinigung Mariä angelanget: **Charidemus** endlich will, ſie wären zwey ganzer Jahre hernach angekommen. **Philebus** ſoll die Stelle eines Richters zwiſchen ihnen vertreten: und dieſer merket zuförderſt an: das Feſt der Weiſen, ſey dem Kaiſer Theodoſius ſo heilig vorgekommen, daß er befohlen, ſieben ganzer Tage, ſowohl vor, als nach demſelben, alle Gerichtsſtäten zu ſchließen.

Indem **Charidemus** ſeine Meynung behaupten will, beruſet er ſich auf den **Epiphanius** der ausdrücklich anmerket: die Weiſen wären nicht in den Stall zu Bethlehem, ſondern in ein Haus geführet worden; wie der Evangeliſt ſaget: damit die genaue Wahrheit der Sache angedeutet würde; nämlich der Zwiſchenraum zweyer Jahre, die von der Geburt Chriſti bis zu ihrer Ankunft verfloſſen. **Philebus** ſetzet zu dieſem Zeugniſſe des Kirchenvaters, das Gutachten Lightfoots, Florentinius, Triebels und Harduins hinzu, die eben das geglaubet. **Charidemus** aber füget auch Gründe bey, ſolches zu beſtätigen. Es ſey ja nicht

**) Utile eſt libros plures a pluribus fieri diverſo ſtylo, etiam de quæſtionibus iisdem, ut ad plurimos res ipſa perveniat, ad alios ſic, ad alios autem ſic. Lib. I. de Trinit. Num. 5.

nicht möglich, daß die Weiſen innerhalb 30 bis 50 Tagen nach Bethlehem hätten kommen können. Denn ſie hätten ja nicht gleich bey Erblickung des Sternes abreiſen können, ſondern ſich erſt verſammlen, über das neue Geſtirn rathſchlagen, die Reiſe veranſtalten, ſich in ihrem Glauben beſtärken, ihre Reiſegefährten, und alle Nothdurft zur Reiſe anſchaffen müſſen; wie es klugen und vornehmen Leuten geziemete. Wären es aber Könige geweſen, ſo wäre noch mehr Zeit dazu nöthig zu achten. Hernach da ſie nach Jeruſalem gekommen, müſſen ſie ſich auch einige Zeit aufgehalten haben. Denn Herodes, ein ſchlauer und argwöhniſcher Mann, wird auch aus Vorſicht, allen möglichen Fleiß angewandt haben, ſie auszukundſchaften, und aufzuhalten.

Hierauf antwortet Klinias, wenn dieß alles zwey Jahre gedauret hätte, würden die Weiſen den Herodes nicht mehr lebendig gefunden haben. Denn Joſephus berichte, Herodes ſey im erſten Jahre Chriſti, oder im 41ſten der Regierung Auguſts geſtorben. So ſchön dieß den Streit zu ſchlichten ſcheint; ſo gefährlich iſt die Folge, die Charidemus daraus zieht. Folglich, ſchließt er, iſt Jeſus nicht in den Tagen Herodis gebohren. Denn Baronius, Scaliger, Calviſius, Voſſius, u. a. m. lehren, Chriſtus ſey im 42ſten Jahre der Regierung Auguſts gebohren worden: worauf Philebus geſteht, das Geburtsjahr Chriſti ſey allerdings noch ein verwirrter Knoten der Zeitrechner. Indeſſen wäre es doch gewiß, daß Herodes

im

im ersten Jahre Christi gestorben: wovon er viele Gründe anführet: die auch Basnage, wieder den Ligtfoot gebrauchet, und über ihn triumphiret hat.

Philokrates setzet noch hinzu, daß dergestalt die Weisen das Kind Jesus nicht mehr zu Bethlehem gefunden haben würden; weil Lukas meldet, Maria sey gleich nach der Reinigungsceremonie, mit ihrem Manne und dem Kinde nach Galilea gezogen. Hierauf erwiedert Charidemus: Sie hätten gleichwohl an einem Festtage wieder einmal nach Bethlehem kommen können, da sie denn von den Weisen angetroffen worden. Man sieht wohl, daß dieß auf einen Spaß hinausläuft; dagegen denn auch wieder gescherzet wird. Z. E. Harduin will eine, die Reinigung Mariä vorstellende Münze gesehen haben, darauf das Kindlein Jesus zweyjährig gewesen. Ist das nicht lustig? Sie war aber aus dem 14 Jahrhunderte. Ein trefflicher Beweis!

Allein es ist eine neue Schwierigkeit, daß Herodes befohlen, alle Kinder von zwey Jahren und drunter, ums Leben zu bringen. Warum das? wenn er nicht erfahren, das Kind Jesus könne ungefähr 2 Jahre alt seyn. Petav antwortet darauf: der Stern wäre den Weisen, zwey Jahre vor Christi Geburt erschienen. Dieß hat Finetti schon wiederleget. Aber was saget unser Verfasser? Er meynet, daraus folge nichts. Herodes, als ein argwöhnischer Tyrann, habe seine Grausamkeit weiter erstrecket, als es nöthig gewesen. Ungeach-

tet ihm die Schriftgelehrten gesaget, der Messias würde in Bethlehem gebohren werden: hätte er doch die Kinder in der ganzen Gegend umher ermorden lassen. Charidemus aber erwiedert: Matthäus sey noch nicht erkläret, wenn er saget: nach der Zeit, die Herodes von den Weisen gehöret hatte. Was war das für eine Zeit? Zwo Wochen, sechs Wochen, oder zwey Jahre? Kurz, man weis es nicht.

Noch eins! Als Maria sich reinigen ließ, hatte sie kein Lamm, sondern nur Tauben zu opfern; wie die armen Leute thaten. Was folget daraus? Also waren die Weisen noch nicht da gewesen; und hatten dem Kinde Gold geopfert! wofür sie leicht ein besser Opfer hätte kaufen können. Klinias saget darauf: Maria hätte das Gold gleich den Armen ausgetheilet. Oder sie hätte besorget, ihr Sohn würde desto mehr Nachstellungen haben, wenn sie sich merken ließe, daß er reich wäre; und also ohne Noth arm gethan. Wer da kann, der befriedige sich damit. u. s. w. Allein in so vielen Schwierigkeiten stecken noch die wichtigsten Religionsgeschichte!

Doch gesetzt, dem wäre also; und die Weisen wären vor der Reinigung, schon den 6ten Jänner, in Bethlehem gewesen: wie hätte sich Maria wagen können, zu ihrer Reinigung, in dem Tempel zu Jerusalem zu erscheinen, und mit Simeons und der Hanna Begebenheit, soviel Aufsehens zu machen: wenn der argwöhnische Herodes so aufgebracht gewesen wäre, den Betrug der Weisen, die ihm

nicht Wort gehalten hatten, zu rächen? Hieße das nicht das Kind Jesus muthwillig in seine Hände liefern? zumal, wenn der Befehl an den Joseph schon ergangen gewesen wäre, nach Aegypten zu fliehen? Augustinus saget zwar: König Herodes habe mehr zu thun gehabt, und die Weisen darüber vergessen. Allein, wie reimet sich das mit seinem vorgeblichen argwöhnischen Naturelle? Sollte er nicht, nach demselben, einen vertrauten Bothen mit ihnen nach Bethlehem geschicket haben, um desto gewissere Nachrichten von dem neugebohrnen Könige der Juden einzuziehen? Allein er thut es nicht; und verläßt sich auf diese Fremdlinge, erfahrt auch zu Jerusalem von Simeon und Hanna nichts. Wer begreifet das?

Noch eins. Philokrates saget, nach des Matthäus Erzählung, ist zwischen dem Abzuge der Weisen aus Bethlehem, und dem Befehle des Engels an den Joseph, nach Aegypten zu fliehen, nichts vorgefallen. Entweder müssen also die Weisen, vom 6. Jänner bis zum 2. Febr. als dem Reinigungstage in Bethlehem geblieben, oder erst nach zweyen Jahren gekommen seyn. Das erste wird man schwerlich zugestehen. Folglich muß das letzte seyn.

Philebus führet hierauf Augustins Ausspruch an; der, nachdem er des Matthäus Erzählung mit des Lukas seiner verglichen, und gefunden, daß einer meldet, was der andre ausläßt, und doch jeder seine Erzählungen so zusammenhängt, als ob nichts darzwischen fehlete; hinzusetzet: „Ein jeder Evan-

gelist erzähle seine Geschichte so, daß es ein Verlauf von Begebenheiten zu seyn schiene, darzwischen nichts übergangen worden. Denn sie erzählten mit Verschweigung dessen, was sie nicht melden wollen, das übrige so zusammenhängend; als ob nichts darzwischen fehlete. „Dieß wäre nun vortrefflich, die ganze Schwierigkeit, zu heben. Matthäus nämlich übergienge die Reinigungsgeschichte mit Stillschweigen, und verknüpfe die Begebenheit der Weisen unmittelbar mit der Flucht nach Aegypten. Allein Lukas schreibet, Maria wäre nach der Reinigung unmittelbar nach Nazareth gezogen; und denke nichts von den Weisen, der Flucht nach Aegypten, und dem Kindermorde.„ Allein wo bleibt hier die göttliche Eingebung der Evangelisten? und wer will nunmehr diese beyden Erzählungen zusammen ordnen, ohne dem einen, oder dem andern Evangelisten zu widersprechen?

Wir würden noch mehr Schwierigkeiten anführen müssen, wenn wir Platz genug dazu hätten: denn wir sind kaum bis auf die Hälfte gekommen. Bey dem allen wundern wir uns, wie dergleichen Gespräche mitten in Rom, vor den Augen von Cardinälen, in dem Saale der Versammlung von Fortpflanzung des Glaubens, und von der studierenden Jugend, so selbige erziehen läßt, haben aufgeführet werden können? Wir schweigen noch, daß ein Pater Piarum Scholarum der Verfasser davon gewesen; und daß diese Gespräche mit Erlaubniß der Obern gedrucket werden dörfen. Denn

wir

wir getraueten uns nicht, diese Sachen bey unserer evangelischen Censur durchzubringen; wünschen aber, daß einer unsrer gelehrtesten Theologen einmal diese ganze Schrift beleuchten möge.

VII.

Der Fall des Menschen; aus dem Englischen, weiland Hrn. Drydens. Frankf. und Leipz. in der Fleischerischen Buchhandl. 1761.

Leute, die auf die Geschichte des menschlichen Geistes und Witzes aufmerksam sind, erstaunen billig, wie derselbe sowohl, als der Körper, gewissen epidemischen Uebeln unterworfen sey. Wenn sich irgend eine Art des Witzes hervorthut, die gewisse dulcia vitia, anmuthige Fehler, an sich hat: so wird sie bald ansteckend, und überschwemmet, so zu reden, alle witzige Schriftsteller. Als Sallustius anfieng mit einer dunkeln Kürze zu schreiben; so fand er gleich viel solche Nachahmer, welche die gesunde Bahn der ciceronischen und livischen Deutlichkeit und Anmuth verließen, und sich einer gezwungenen Kürze befliſſen: wie Seneca, Tacitus, Florus, die Plinier, und selbst Quintilian gewissermaßen zeigen. Mit den Dichtern gieng es nicht besser. Lucan steckte alle seine Nachfolger mit seinem schwülstigen Geiste an, der allmählich sehr ins Kalte, und ins Bathos fiel; und endlich in eine völlige Barbarey herabsank.

Daß es in Wälschland nach den Zeiten des Tasso, eben so mit der spitzfindigen Schreibart gegangen, ist aus dem vorigen Jahrhunderte nur gar zu bekannt. Ein Arioſt gab das Signal: sogleich folgten Marino, Loredano, Emanuel Thesaurus, und hundert andere Schriftsteller, Redner und Dichter nach, die mit ihren Concetti, oder schönen Einfällen, dem falschen Witze nachjageten, und ganz Wälschland anstecketen: wie Crescimbeni in seiner Istoria della volgar Poesia angemerket hat. Was bey uns die hofmannswaldauische und lohensteinische Schule eine Zeitlang für ein Verderben unter den witzigen Kopfen angerichtet, ist noch in frischem Andenken. Aber kaum hatte die gesunde Vernunft gegen die Hälfte dieses Jahrhunderts ein wenig das Haupt erhoben: so mengte sich abermal der brittische Schwulst, durch den verdeutschten Milton ins Spiel. Wie ein wenig Sauerteig einen ganzen Teig versauert: so steckte dieß verlohrne Paradies fast alle unsre witzige Köpfe an.

Diese englische Krankheit nun, die dem Geiste eben das ist, was die eigentliche dem Leibe der Kinder ist, herrschet nun leider noch: so viel auch gesunde Kunstrichter dawider geeifert haben. Die schlimmsten Dichter der Britten werden noch immer übersetzet. Milton ist hinten und vorne, wird gedellmetschet, geprosет, gereimet, gesechsfüßelt, und nachgeäffet. Kurz, diese ansteckende Sucht, dieß wahre hitzige Fieber des deutschen Witzes, hat die wahre Natur der engländischen Quäckerey, die

alles,

nach dieſer Einrichtung eine Erklärung von einem Heldengedichte machet. Es iſt alſo ſolches die Nachahmung einer wichtigen Handlung, welche ein Poet nicht eben wie ſie geſchehen iſt, ſondern wie ſie hätte geſchehen können, lebhaft vorſtellet, und unter ſolcher Vorſtellung eine wichtige moraliſche Wahrheit ausführet, um die Liebe zur Tugend zu erwecken. Wir wollen den Inhalt des Ottoberts erſt kürzlich anführen, und darauf unterſuchen, ob man ihm eigentlich den Titel eines Heldengedichts beylegen könne. Erſtlich aber wollen wir von dem Verfaſſer und der äuſſerlichen Einrichtung des Werks etwas melden.

Das ganze Werk iſt in 3. Theile abgetheilet, und jeder begreift zwölf Bücher in ſich, daß es alſo zuſammen aus 36. Büchern beſtehet, und 39170. Verſe enthält. Der Verfaſſer heiſſet, wie aus den vorgedruckten Ehrengedichten zu ſehen iſt, in der Fruchtbringenden Geſellſchaft der Sinnreiche, und iſt Wolf Helmhardt von Hohberg. Gleich anfangs ahmet er die 4. Verſe des Virgils nach, wenn man ihm nur ſolche zuſchreiben darf: Ille ego qui quondam &c. Er ſinget alſo:

Vor dieſem ging ich oft nachſinnend auf und nieder
Am Tumeritzer Bach, ſang etwan Hirtenlieder;
Nachmals hat mich gehört mein krummer Tevafluß
Von Proſerpinen Raub. Itzund iſt Zeit, ich muß
Anſtimmen edlern Ton, u. ſ. w.

Darauf ſagt er, wovon er ſchreiben wolle, und macht hernach ſeine Anruffung an den H. Geiſt, und die Zueignung an den Käyſerlichen Prinzen, den er Europens Vorgebürge nennet. Und nun fängt er die Geſchichte ſelber an.

Gen-

alles, was sich ihr nahet, anstecket, und mit sich dahinreißt.

Zu diesen Betrachtungen nöthiget uns das gegenwärtige Stück: welches uns den Fall Adams, aus der epischen Poesie, nun auch auf die Bühne bringet. Die Kunstrichter, so uns den Ursprung von Miltons Gedichte erzählet haben, bemerken: daß Milton auf seinen Reisen in Wälschland, eine Oper vom Falle Adams gesehen. Als er nun gemerket, wie ungereimt es sey, gewisse Dinge auf der Bühne vorzustellen, die dabey vorkommen müßten; habe er den Anschlag gefasset, das, was dramatisch vorgestellet, ungereimt seyn würde, episch zu erzählen: und daraus sey sein Paradies entstanden. Allein, Dryden, der dieß nicht gewußt oder bemerket hat, kehret es wieder um. Was Milton ungereimt genug episch erzählet hat, das stellet er noch ungereimter dramatisch vor die Augen.

Was wir dabey am meisten bedauren, ist, daß auch ein deutscher, sonst an sich selbst verehrungswürdiger Geist, sich entschlossen, diese brittische Misgeburt auf die deutsche Bühne zu bringen. Er saget in der Vorrede: es habe ihm sehr schön gedeuchtet; und das eben bedauren wir. So haben denn die miltonischen dulcia vitia, auch so einen scharfsinnigen Kopf, den wir aus sehr vielen andern Proben kennen gelernet, blenden können? Wir gehen ungern an dieß Urtheil: würden es auch lieber gar verschwiegen haben; wenn uns der vornehme Hr. Verf. nicht selbst dazu aufgefodert hätte. Allein häucheln können wir nicht.

— — Librum,
Si malus est, nequeo laudare.

Doch wir wollen erst die Geschichte seiner Uebersetzung hören. Vor etlichen Jahren gab der Hr. Uebersetzer sie schon dem Hrn. Prof. Spreng, der nach Belieben damit geschaltet hat. Er reimete sie, setzte zu, und that davon; und gieng weit vom Dryden ab: und so gab er sie unter seinem Namen heraus. So sah dann die Tochter vor der Mutter das Licht. Der Hr. Vers. überläßt ihr Schicksal dem Gutachten der Welt.

Der Hr. Uebersetzer hat recht, wenn er glaubet, daß ein tragisches (denn vermuthlich ist das Wort heroisch ein Druckfehler) Gedicht, sich besser in gebundner Schreibart schicke: dagegen er die Lustspiele lieber ungebunden haben will. Er zog aber auch die reimlosen Verse den gereimten vor: weil sie sich zu einer treuen Uebersetzung besser schicken. Ja er tadelt so gar der Frau Dacier prosaische Dollmetschung der terenzischen Lustspiele; wegen ihrer wortreichen Abweichungen vom Texte: worinn er nicht unrecht hat. Nur das kömmt uns fremde vor, daß der Hr. Vers. die reimlosen Verse auf brittisch Blankverse, nennet, ohne weiter etwas hinzuzusetzen. Was auf deutsch blank ist, das glänzet. Ungereimte Verse glänzen, unsers Erachtens, am allerwenigsten.

Vom Dryden saget der Hr. Uebersetzer viel gutes, welches ihm nicht alle Engländer zugestehen. Was er aus den verl. Paradiese genommen, soll er

er ſo markigt und kernhaft zuſammen gezogen haben, daß man ſie auserleſen nennen könne. Es wären wenige Metaphorn, und keine von der ſchwülſtigen Art darinnen; die nur Schatten aus Schatten zeugeten, wobey der Dichter denket: unnatürlich reden, ſey poetiſch geredet. Hierbey machet derſelbe die Anmerkung: „daß man itzo von „dem übertriebenen Geſchmacke hingeriſſen wird, „anſtatt des romanhaften Wunderbaren der Ebentheuer, ein Wunderbares in Ausdrücken und in „Gedanken zu ſuchen; und, da man ſich durch be„ſtändige Metaphorn, Tropen und Allegorien in „frechen und ungewöhnlichen Redensarten aufblä„hen, ſich dadurch bewundernswürdig machen, und „verewigen wolle.„

Hier giebt er, als ein ſehr einſehender Kunſtrichter, den Anſchlag, man ſolle nur die erhabenſten alten Dichter, auf welche ſich dieſe ſchwülſtigen Poeten umſonſt beriefen, den Pindar ausgenommen, mit ihnen vergleichen. Man ſolle nur aus jenen, die erſten die beſten 100 Herameter nehmen, und darinn die figürlichen, ungewöhnlichen und metaphoriſchen Redensarten zählen: ſo würde man in eben ſoviel neuern Herametern, drey bis viermal mehr davon antreffen. Hier fraget er nun: Warum wollen ſie, ihre mit dem größten Rechte hochgeſchätzten Muſter, eben im Unnatürlichen übertreffen? Große Gedanken wären ja immer ſchön: und kaum ein Morgenländer würde jeden derſelben mit einer Metaphore ausdrücken, und jedem Hauptworte, ex officio, ein Beywort geben. Ja er

beruset sich auf einen Boileau, Rousseau, Opitz, Canitz, Hallern, Hagedorn, Bar, Drollinger, Spreng und Milton: so würden sie alle dieselben an unnatürlichem Schwulste weit übertreffen.

Die Liebhaber solcher strotzenden Gedichte schienen ihm den Romanheldinnen gleich, deren Liebhaber immer was Uebernatürliches haben müßte. Er müßte etwa ein verborgener Prinz seyn, durch tausend Ebentheuer laufen, bezauberte Schlösser, Zauberer und Zauberinnen bezwingen: ja die ganze Geisterwelt müßte beschäfftiget seyn, sein Mährchen schön zu machen. Eben solche Bilder machten sich diese Dichtergeister von ihrer poetischen Götterssprache; die sich über den gestirnten Himmel bis ins Empyräum, ätherisch, begeistert, sublimiret, und entzücket, erheben oder verlieren müßte, um recht außerordentlich poetisch zu seyn. Er fraget dabey billig: ob nicht auf diese Weise unser Jahrhundert sich aus einem augustischen, in ein constantinisches, justinianisches, und zuletzt gar in ein ostgothisches verwandeln würde? So recht wir dem Hrn. Verf. hierinn geben, so sehr bedauren wir, daß derselbe hier einem Seneca gleich ist: der in seinen Briefen an den Lucil, die römische Verderbniß seiner Zeit in der Schreibart rüget, bestrafet, und noch eine ärgere weißaget; unvermerkt aber selbst dazu beyträgt, sie noch mehr zu verderben.

Doch wir kommen wieder ins Gleis. Er bemerket: man würde die Eva durchweg sehr sinnlich, leichtsinnig, in sich selbst verliebt, und

und schlau finden, den Mann durch ihren Liebreiz nach Belieben zu lenken. Sie sey neugierig, heftig in Begierden, und leichtgläubig. Dieß hält er zwar für nöthig, um eine Wahrscheinlichkeit der Verführung Adams herauszubringen; will aber den Dryden dabey von satirischen Absichten gegen das schöne Geschlecht nicht freysprechen. Adams Charakter hingegen ist viel ehrwürdiger, als ein Verehrer des höchsten Wesens, bedächtig, vorsichtig, männlich, ob gleich nachgebend, und gegen seine Männinn zu sehr eingenommen, und nach dem Falle bereuend und bußfertig vorgestellet: so daß ihm die Sünde nicht um der Strafe, sondern um ihrer eigenen Schwärze willen, leid gewesen.

Lucifer und sein Generalstab; (so redet der Hr. Verf. in der heutigen epischen Sprache,) sprächen frech, schlau, stolz, ja übermüthig, unbiegsam, voll bitterster Rachgier, Hasses und Grimmes wider das höchste Wesen. Sie wären in der stärksten Verzweiflung, aber ihrer selbst immer mächtig, und erfinderisch, sich zu rächen. u. s. w. Im Traumgesichte nur, würden die Chöre böser Geister nicht geistreicher redend eingeführet, als die Pariser Liederchen auf der neuen Brücke wären. Aber so hätten sie auch seyn müssen, ein sinnliches Weib zu berücken. Eine tändelnde Eva müßte durch Tändeleyen gewonnen werden. Ich weis nicht, ob hier alle Kunstrichter gleicher Meynung seyn werden, daß dieß im Paradiese schon wahrscheinlich gewesen. Es ist aber hier nur eine drydensche, aber keine mosaische Eva!

Die

Die guten Engel hätte Dryden bey weitem nicht so stark redend eingeführet, als die bösen: aber auch das sey nöthig gewesen; weil ja diese den Vorzug behalten, und den Menschen wirklich zum Falle bringen sollen. Hier gesteht nun ein Miltonianer ehrlich heraus: daß im verlohrnen Paradiese Satan wirklich der Held und Sieger sey. Und wir lassen es dahin gestellet seyn, ob dieß die rechte Auflösung des, (wie der Hr. Verf. redet,) kützlichsten Punctes der Weltweisheit und Gottesgelahrheit sey, woher nämlich die Sünde und das Uebel in die Welt gekommen? Dahin gehöret auch der Vernunftstreit Adams mit dem Gabriel und Raphael, über diesen unergründlichen Punct vom freyen und gezwungenen Willen. Der Hr. Verf. gesteht, daß dieses für eine Schaubühne ein sehr ungeschicktes Ding sey, eine so dornigte und trockene Frage erörtern zu lassen; wenn man kein Britt sey. Dryden aber habe es gewaget: und er glaubet, es habe dazu seine Engländer genug gegeben, die es mit Freuden angehöret hätten; zweifelt aber, ob diese Nation noch itzo so philosophisch in ihren Ergötzungen seyn möchte?

Er will es übrigens nicht entscheiden, ob solche theologische Mauerien auf die Schaubühne gebracht werden dörfen? Allein, wir bemerken, daß der Hr. Verf. im Schlusse der Vorrede dennoch darauf geantwortet habe. Es heißt: „Je besser „dergleichen Stücke sind, desto gründlicher wird „darinn von der Religion gesprochen, desto schöne„re Ideen von der Gottheit, von den Geheimnis„sen

„ſen der Religion, und dergleichen, werden durch „Worte geäußert. Sollen alle dieſe Dinge für „eine Schaubühne, wo bald darauf das lächerlichſte „Nachſpiel, das reizendſte Ballet von denſelben „Perſonen aufgeführet wird, ſich ſchicken? Wenn „ein theatraliſcher Arlekin eine Kanzel beſtiege, „würde man ſie nicht für beſchimpfet halten? Und „man ſoll eine geiſtliche Rede nicht für entehrt „glauben, wenn ſie von Arlekinen auf der Schau„bühne der Arlekinen gehalten wird? Kann es auch „nur philoſophiſch, ich will nicht nach der Chriſten „Sittenlehre fragen, ganz gut geheißen werden? „Heißt das nicht auch: Serpentem geminare agno? „Ich halte dafür, niemand meiner Leſer werde mir „wenigſtens nicht zugeſtehen: daß es beſſer wä„re, ſie nicht aufzuführen.„

Und wir ſetzen noch hinzu; ſie auch nicht zu ſchreiben und drucken zu laſſen. Denn was man nicht ſpielen ſoll und kann, ohne die Religion zu beleidigen, das ſoll man, unſers Erachtens, auch nicht dramatiſch ausarbeiten. Eben das Urtheil gilt auch von dem Tode Adams, und andern ſolchen bibliſchen Stücken dieſes Calibers, die ſonder Aergerniß nicht aufgeführet werden können. Kleider, die niemand tragen, Häuſer, die niemand bewohnen, Speiſen, die niemand eſſen, Weine, die niemand trinken ſoll, die darf auch niemand machen, bauen, kochen und keltern. Q. E. D.

Von dem Inhalte ſagen wir nichts. Wer kann ſich denſelben nach dem obigen nicht vorſtellen?

Er

Er iſt beynah eben ſo voller Ungereimtheiten, als Miltons Paradies ſelbſt: nur daß ſie hier noch ſichtbarer werden. Nur zur Probe von der Schreibart des Hrn. Ueberſetzers, geben wir folgende Stellen:

Lucifer,

(der ſich aus dem Pfuhle windet.)

Iſt dieß der Sitz, den uns der Ueberwinder gab?
Und ſolchen Tauſch bringt er uns für den Himmel auf!
Mein Krieg erwarb dieß Reich, und dieſe Gegenden.
Dieß leid'ge Fürſtenthum, iſt des Beſiegten Loos,
Wo theils ein flüß'ger Brand, theils Dürren zu bewohnen,
Der Höllen einziger, unſel'ger Wechſel iſt.

Doch ſieh, es ruſt, dort in der Ferne ſchon,
Der Sieger ſeinen Rachgewittern,
Den Dienern ſeines Kriegs, zurück.
Die Pfeile ſind verthan, ſein müder Donner ſchläft,
Und brüllt nicht mehr, durch die gränzloſen Tiefen.
Das Beſte iſts,
Da es Gelegenheit, und Zeit erlaubt und giebt,
Wir winden uns, aus dieſen Feuerwellen.

Auf! auf! Asmody auf! erwache; biſt du es? . . . .
Doch ach! wie ungleich biſt du dir, mein Waffenfreund!
Wie dunkel, blaß und matt, ſind alle deine Herrlichkeiten?
Ich ſehe meinen Fall, und mich, zu wohl an dir.

Asmody.

Asmody.

O Thronenfürſt! der in den Lichtgefilden,
Die Seraphim, zur Schlacht geordnet, angeführt;
Und ſchon die Macht, des ew'gen Staats erſchüttert,
Ja hätt' es das Geſchick erlaubt,
So gar, geſtürzet würdeſt haben;
Wir liegen ſchon zu tief, und dieſe Hoffnung fällt.
Von ſeinem Tag, und Himmel ausgeſchloſſen,
Iſt unſ're Götterform, ſoviel ſie ſterben kann, zernicht;
Doch aber vollends nicht zu Grund gericht,
Uns bleibet noch, das Wollen unbezähmt.
Wir trotzen noch, und wagen noch den Krieg.

Lucifer.

Auch mag die Stärke wiederkommen.

Asmody.

Ich fühle ſchon, durch deine Stimm' erweckt,
Die Wirkung deiner Tapferkeit, an mir.

Lucifer.

Bemerke dieſen Pfuhl;
Zerſtreuten Blättern gleich, ſo in dem Spätjahr rieſen,
Liegt unſer Volk darauf.
Laßt erſtlich uns, uns ſelbſt, hier auf das Trockne ſchwingen
Vielleicht iſts beſſer auszuſteh'n.

Asmody.

Dein wohlbekannter Ruf, mag leicht, von jenem Strand,
Dieß ſchlummernde Gottheitenheer erreichen,
Und ihr unſterbliches Gefühl,
Das dieſes donnernde Gebrüll,
Tief eingeblitzt, gedämpft, und in ſie ſelbſten trieb,
Schon wieder wacker machen.

Lucis

Lucifer.

Bemüh'n wir uns, mit weit gedähnten Flügeln,
Und auf der düſtern Luft gelehnt, mit Macht empor.

O Hölle! nimm mich auf, als deinen neuen Herr'n.
Der Himmel kann mir hier, ein Reich, wohl nicht beneiden.
(Sie fliegen beyde auf das Trockne.)

Asmody.

So weit gewonnen wirs, wenns was gewinnen heißt,
Den Ort, und nicht die Pein, verändern.

Nun mahnet auch die andern auf.

Lucifer.

Herrſchaften! Machten! und Ihr Häupter!
Des lichten Heers, des (einſten unſern Theils,
Nun in der Schlacht verlor'nen) Himmelreichs
Erwacht aus euerm Schlummer.

Iſt euer Bett ſo weich, daß Ihr ſo ruhig ſchlaft?
Wie? oder ſchrecket euch, die faurgefaltne Stirne,
Die euch von dannen ſchlug, und nun ſich freut zu ſehn,
Wie Ihr in ſo erſchlagner Lage,
Ihm ſeinen Sieg bekennt.

Flugs auf! eh' er, vom ſeinem Schlaggerüſte
Euch ſo erniedrigt liegen ſieht,
Und neue Strahlen ſchafft, euch tiefer zu verſenken.

Hernach

Gennäos, ein Kriegsobriſter des griechiſchen Käyſers Tiberii Abſimari ſahe, als er wieder die Maranen gen Damaſco zog, ungefehr einen Menſchen in der See an einer Klippen hangen. Er ſchickte einen Kahn hin, den Jüngling von da abzuholen. So bald der junge Pilgrim ans Land trat, bat er, man möchte doch auch ſeinen Gefährten ſuchen. Dieſes geſchahe, und der Jüngling meldete dem Gennäos auf ſein Befragen, daß er Ottobert ſey, und da er vom H. Grabe wieder nach Hauſe reiſen wollen, Schiffbruch erlitten habe. Die abgeſchickten Griechen fanden den Gefährten nicht. Dieſer hatte ein zugeſpündetes Faß ergriffen, und wurde damit an eine öde Inſel geworfen. Daſelbſt kam er zu einem alten Greiſe in einer Höhle, und fand bey ihm einen jungen gewaffneten Ritter. Der Einſiedler hieß ihn willkommen, und tröſtete ihn wegen ſeines Schiffbruchs. Er belehrete ihn, Unglück und Kreuz wäre den Chriſten nützlich.

Im 2. Buche erzehlet der junge Ritter dem Einſiedler ſeine fürſtliche Herkunft, und daß er ein Frauenzimmer ſey. Sie ſagt: Sie habe ſich ſtets in den Waffen geübt, ungeachtet es ihre Eltern nicht gerne geſehen hätten. Als ſie aber einſt durch ihre Herzhaftigkeit ihre Mutter aus den Händen einiger Räuber gerettet: So habe ſie der Vater ſelbſt in den Waffenübungen unterrichtet. Unterdeſſen ſey es dem Käyſer Juſtinian bekannt geworden, ihr Vater, Conſtans, als ſein Bruder, lebte noch. Er habe daher den Graf Anädämon zu ihm geſchickt, der ihn ſeiner Gnade verſichern ſollte. Dieſer rieth ihrem Vater, er ſollte ſeine Söhne nach Hofe ſchicken. Ihr Vater

Hernach des V. Aufzugs Anfang:

Eva frolockend,
mit einem Zweige in der Hand.

Mich deucht, ich trete leichter als zuvor.
Mein flinker Fuß, drückt kaum den Rasen nieder,
So prellt er wieder auf, als flög' ich in der Luft.
Pfuy dieses Erdensitzes!
Der Himmel ist mein Wohnpallast.
Dieß Paradieß nur eine Nebenhütte. . . .

Doch, Himmel! nimm mich so geschwind nicht auf,
Es wäre hart, den Bettfreund so zu lassen.
Der Unglückselige! ich lieb' ihn dennoch fort.
Doch! geb' ich ihm auch Theil? er meistert schon zu viel.
Die Einzelmeisterschaft, steht nun in meiner Macht,
Und da ich weiser worden bin,
Ists nun an mir, die Mannheit ihm zu beugen.

Das Herschen ist doch süß. Wie aber, wenn ich stürbe?
Und der im Himmel schüff' an meine Statt,
Ihm eine zweyte Eva her;
Sollt ich denn todt, und sie die seine seyn?
Nein, nein, er muß, mitleben oder sterben.
Er esse auch!
Die gleich Sünde, gleiches Glück! u. s. w.

VIII.

De Antiquitatibus Balearicis Exercitatio, Auctore Jo. Chriſtiano Wernsdorfio, in Acad. Jul. Carolina P. P. O. Soc. Lat. Jen. Coll. hon. Brunswigæ Sumtu Merc. Libr. Orphanotr. 1760. in 4. p. 88.

Der Hr. Prof. Wernsdorf in Helmſtädt, hat die Gelegenheit, da itzo der Inſel Minorca ſo oft gedacht wird, ergriffen, uns das ganze Alterthum der baleariſchen Inſeln hervorzuſuchen, und zu beſchreiben. Der Anfang des jetzigen Krieges iſt durch die franzöſiſche Eroberung von Minorca gemachet worden. Da nun England dieſen Verluſt nicht verſchmerzen konnte; ſondern in Anſehung Frankreichs und Spaniens, wie Neptun beym Virgil dachte:

Non illi imperium Pelagi, ſævumque tridentem,
Sed mihi ſorte datum:

ſo ſind davon die meiſten bisherigen Unternehmungen der Britten dahin gegangen, Frankreich deswegen zu züchtigen, und zur Wiedererſtattung einer Inſel zu nöthigen, die ſeinem Handel nach der Levante ſo vortheilhaft iſt.

Das I. Hauptſtück handelt von dem Namen der Lage, und der Größe der baleariſchen Inſeln. Vorzeiten haben ſie χειραδες geheißen, ehe noch die

die Karthaginenſer hinein kamen, und durch ihr Schleudern berühmt wurden. Diodor aus Sicilien ſaget, daß ſie von den Römern, und ihren Einwohnern ſchon Baleares, Balliaridas, Baliarides, Balerides, Balcariai, auch wohl Gymneſiae heißen. Einige meynen Herkuls Gefährter, Baleus, den ſelbiger auf ſeiner Reiſe zum Könige Geryon, daſelbſt zurück gelaſſen, habe ihnen dieſen Namen gegeben. Andre ſagen, das Schleudern habe den Einwohnern, als Meiſtern in dieſer Kunſt, dieſe Benennung zugezogen. Allein ſo müßten ſie von Βαλλω, ich werfe, Balleariſche heißen; und könnten auch nicht γυμνησιαι genennet werden. Würden nämlich die Griechen dieß Wort wohl angenommen haben, wenn jenes griechiſches Urſprunges geweſen wäre?

Balcariſch ſoll nämlich ein phöniziſch Wort ſeyn, und einen Schleuderer bedeuten. Die Phönizier und Hebräer waren nämlich ſehr geſchickt in dieſer Kunſt, wie die Benjaminiten im 20ſten Cap. des Buchs der Richter zeigeten, deren 700 auch ein Haar mit der Schleuder treffen konnten; und David ſelbſt den Goliath mit ſeiner Schleuder erlegte. Boſchart ſaget alſo, Baleares, komme von Baaljareh, Magiſter jaculandi, ein Meiſter im Schleudern. Daher kömmt der alte Götz Jaribolus, der aus eben den Worten zuſammen geſetzet iſt. u. ſ. w. Den andern Namen ſollen die Griechen den Einwohnern der Inſel gegeben haben, weil ſie im Sommer ganz nacket giengen. Der Hr. Verf. aber bemerket, daß in Griechenland

die leichten Fußvölker und Schleuderer γυμνητες geheißen, weil ſie faſt ganz nacket und unbewaffnet zu ſtreiten pflegten: wie Heſychius berichtet.

Die Zahl der baleariſchen Inſeln wird verſchieden angegeben. Einige zählen ſieben: und Plinius nennet ſie Ebuſus, Colubraria, vel Ophiuſa, Capraria, Menariæ, Tiquadra, und parva Hannibalis. Andre zählen mehrere zu den baleariſchen Inſeln. Der ravenniſche Erdbeſchreiber heißt ſie Sunneſia, Valearis major, Laibiſſa, Maco, Valearis minor, Oſiuſa, Actimo, Ebuſa, und Gabis. Bey allen machet der Hr. Verf. ſeine Anmerkungen. Iſidor, ob er gleich ein Spanier war, beſchreibt ſie am fehlerhafteſten, Plinius ſaget, es gebe außer den obigen wohl noch 20. Solinus fehlet auch. Diodor, Livius, Mela, u. a. nennen nur zwo Inſeln baleariſche, und trennen ſie von den pitiuſiſchen. Da die eine größer, die andre kleiner iſt, haben ſie die Namen Majorca, und Minorca bekommen. In der antoniniſchen Reiſebeſchreibung wird die große Columba die kleine Mura genennet. u. ſ. w.

Sie liegen im iberiſchen, oder ſpaniſchen Meere, an den Küſten von Spanien zwiſchen Sucro und Tarracona. Hier vereiniget der Hr. Verf. den Strabo mit dem Plinius; welches Caſaubon für unmöglich hielt: es fällt uns aber zu weitläuftig. Wir übergehen alſo die pithyuſiſchen und ophiuſiſchen Inſeln, deren jene itzo Yvica und Formentera heißen. Dieſe ſoll itzo Peniſcola heißen, und mit dem Königreiche Valentia als eine Halbinſel zu-

zusammengewachsen seyn; nachdem sie vorhin, wegen der vielen Schlangen von Einwohnern leer geblieben war. Majorca liegt Tarracona, Minorca Barcellona gegen über. Die erste soll nach dem Strabo, 600 Stadien, oder 75000 Schritte lang, und 200 Stadien breit seyn; und nach Sicilien, Sardinien, Cypern, Creta, Euböa, Corsica, und Lesbos, alle andre Inseln des Mittelmeeres übertreffen. Artemidor hat sie in beydem doppelt größer beschrieben. Plinius geht die Mittelstraße und saget, sie sey 900 Stadien lang, und habe 375000 Schritte im Umfange.

Die kleine ist 30000 Schritte, oder 240 Stadien von der großen entlegen, und nach dem Strabo nicht viel kleiner, als die erste, nach dem Plinius aber halb so groß. Severus, Bischof auf derselben, machet sie 30000 Schritte, oder 240 Stadien lang, und nur 3000 Schritte breit, welche letzte Zahl gewiß falsch ist. Die übrigen übergehen wir.

Das II. Cap. handelt von der Art und Natur der balearischen Inseln, und ihren Früchten. Der Hr. Verf. samlet hier alle Stellen der Alten, die einander fleißig wiedersprechen. Ebusus soll keine Schlangen leiden, Ophiusa aber desto völler davon gewesen seyn: wobey viel andre solche Inseln und Oerter angeführet werden, deren Erde und Staub, Schlangen und Scorpionen getödtet haben. Wilde und schädliche Thiere sollen auch auf den balearischen Inseln nicht gefunden werden: welches auf kleinen Inseln nicht zu verwundern ist.

Andres Wild aber ſoll in Menge da ſeyn; die einzige Minorca ausgenommen, der Joh. Armſtrang ſolches abſpricht. Nur die Kaninchen, die auf allen baleariſchen häufig ſind, kommen auf der Inſel Ebuſus nicht fort, ſondern ſterben bald.

So geht nun der Hr. Verf. ihre Fruchtbarkeit an Getrände, Salze, Bäumen und Gewächſen durch. Tannen und Terpenthin ſollen da häufig wachſen; deren Harz und Oel die Aerzte loben. Der Oelbaum und Oleaſter iſt daſelbſt auch häufig; die Feigenbäume gleichfalls; imgleichen die Pfirſichbäume. Hier iſt eine große Beleſenheit in den Alten, was dieſe Früchte betrifft, verſchwendet. Das Zuckerrohr wird daſelbſt auch gefunden. Sonſt ſind beyde baleariſche Inſeln für glücklich, und mit bequemen Anfurten begabet, bekannt.

Das III. Hauptſtück handelt von den Thieren der baleariſchen Inſeln. Ebuſus iſt fruchtbar an Vieh geweſen, und hat ſchöne Weyden gehabt, imgleichen gute Schafe und Wolle; ſchöne Pferde, Maulthiere, und Kaninchen die Menge. Dieſes Thier iſt den baleariſchen Inſeln und Spanien recht eigen geweſen, und die Griechen, nebſt den Römern, haben nicht einmal einen Namen für daſſelbe gehabt. Die erſten nannten ſie λαγιδες, und λεβηριδες, d. i. Häschen, oder junge Haſen. Aus λεβηρις, machten die Römer Laurix, womit ſie die ungebohrnen Kaninchen, die ſie den Müttern aus dem Leibe ſchnitten, oder die ſie von der erſten Milch wegnahmen und aßen, benannten. Das Wort Cuniculus iſt, nach des Plinius Berichte

ſpa-

ſpaniſch; obgleich Menage glaubet, es ſey griechiſch, κυων κυνος. Allein die Griechen haben dieß Wort niemals gebrauchet; und Aelian giebt es ausdrücklich für fremd aus. Nun nennen zwar die Römer unterirdiſche Hölen, dergleichen die Kaninchen graben, cuniculos; allein, wer weis, ob ſie ſolches nicht von den Thieren ſo genennet haben?

Die Kaninchen ſind ſo fruchtbar, und mehren ſich in Spanien und auf den baleariſchen Inſeln ſo ſtark, daß Plinius erzählet: die letztern hätten einmal die Römer um militariſche Hülfe dagegen angeflehet. Und Strabo giebt zu verſtehen, ſie hätten ſelbige erhalten. Man jaget und fängt ſie, indem man eine Art von kleinen Katzen, oder Iltiſſen, in ihre Hölen ſtecket, welche ſie herausjaget, daß man ſie oben an den Löchern fangen kann. Von Vögeln giebt es Kraniche, Waſſervögel, die man Porphyrion nennet, und die den Pfauen an Schönheit gleichen ſollen; und in Rom zur Schwälgerey dienen mußten. u. ſ. w.

Das IV. Hauptſtück handelt von den Städten der baleariſchen Inſeln: und man kann leicht denken, daß hier keine mindre Gelehrſamkeit herrſchen wird. Alles, was Livius, Strabo, Plinius, Pomponius Mela, Ptolomäus, und Diodorus; von neuern Salmaſius, Boſchart, u. a. m. davon geſaget und genannt haben, kömmt hier vor, und wird erkläret. Allein was würde unſern Leſern mit einer Menge barbariſcher Namen, Cinium Bocchorum, Gudunka, Jamno, Mago, Saniſera, Labo, u. d. m. gedienet ſeyn? Zumal,

da ſie wohl mehrentheils nicht mehr vorhanden ſind.

Das V. Hauptſtück handelt von der Geſchichte und den Schickſalen dieſer Inſeln. Hier iſt von den Urſprüngen ihrer erſten Einwohner, alles dunkel. In dem, was von neuern Begebenheiten bekannt iſt, folget der Hr. Verf. dem Mariana. Der König Geryon mit drey Leibern iſt ihr älteſter bekannter König, um Herkuls Zeiten. Dieſes ſollen drey Brüder, Söhne des ſpaniſchen Königes, geweſen ſeyn, die den Herkules mit dreyen Kriegsheern, oder Schaaren angegriffen haben u. ſ. w.

Das VI. Hauptſt. handelt von den Gewohnheiten und Sitten der baleariſchen Einwohner. Die Schleuderkunſt ſteht hier oben an. Der Hr. Verf. beſchreibt ſie, nicht anders, als wie die Knaben auf dem Lande ſie noch machen: ein länglich Stück Leder, mit zwoen Schnüren gleicher Länge, deren eine am Finger hängt, die andre aber losgelaſſen wird, wenn man den im Leder liegenden Stein etlichemal um den Kopf gedrehet hat. Wir müſſen aber abbrechen, und dieſe gelehrte Schrift allen Liebhabern des Alterthums beſtens anpreiſen; indem ſie von ſeltner Beleſenheit iſt.

IX.

Joh. Chr. Förſters Anweiſung, die Weltweisheit vernünftig zu erlernen. Halle im Magdeburgiſchen, bey Hemmerden 1761. 8. 240 Seiten.

Herr

Herr Magiſter Förſter, der unlängſt die Würde eines außerordentlichen Profeſſors zu Halle erlanget hat, iſt bisher ſchon durch einige akademiſche Diſſertationen bekannt geweſen, die ihm Gönner und Freunde erworben haben. Itzo tritt er mit dieſer Einleitung zur Philoſophie ans Licht, und will dadurch jungen Leuten den Weg bahnen, dieſelbe vernünftig zu erlernen. Es iſt wohl wahr, daß ſie eine ſolche Anweiſung ſehr nöthig hätte. Die meiſten kommen entweder mit ungewaſchenen Händen dazu; oder ein blindes Gerathewohl bemächtiget ſich ihrer durch die Hände ihrer Landesleute, und führet ſie in Lehrſtunden, die nicht die beſten ſind; von denen aber dereinſt ihre ganze Art zu denken, zu ſtudiren und zu leben; kurz, ihr Glück und Unglück abhängen wird.

Was wäre nun mehr zu wünſchen, als daß entweder ſchon auf Gymnaſien und Schulen eine ſolche Anweiſung zur künftigen Weltweisheit wäre getrieben worden; oder daß auf der Univerſität im erſten Jahre alle andre Lehrſtunden jungen Studenten verſchloſſen wären, bis ſie dieſe Anweiſung erſt durchgehöret hätten? Allein, ſo wie die Sachen auf hohen Schulen ſtehen, wird man es wohl ſchwerlich dahin bringen, daß alles ordentlich zugienge: und es wird immer ein blindes Ohngefähr bleiben, wo dieſer oder jener hingeräth, die Lehren der Weisheit zu hören; ob er huſten oder ſtammlen hören, ob er grinzende Zähne, oder ſaure Geſichter ſehen, ob er ſpotten, oder Zoten reißen, oder gar grobe Schimpfreden auf andere Lehrer machen lernen ſoll?

In

In der Vorrede machet der Hr. Verf. eine Satire auf alle Vorreden; indem er saget, daß er es nicht so machen wolle, wie andere. Das Wahreste, was er saget, ist: daß sein ganzes Buch, von drittehalb hundert Seiten, eine bloße Vorrede zur Philosophie sey. Ob er aber damit die Leser bereden wird, über diese Vorrede ein besonderes Collegium zu hören, lassen wir dahin gestellt seyn.

Nach einer Tabelle, die den ganzen Inhalt des Buches darleget, kommen die Abschnitte selbst. Der erste handelt von der Weltweisheit überhaupt; der II. von der Weltweisheit, als einer Vorbereitungswissenschaft eines Gelehrten; der III. von der Weltweisheit, als der Hauptwissenschaft eines Gelehrten. Die drey Abschnitte fassen das ganze Buch; und halten also sehr viel in sich.

Der gelehrte Hr. Verfasser zeiget überall sehr gesunde Begriffe, eine gründliche Einsicht, und gute Belesenheit in viele der neuesten und besten Schriften. Er warnet vor vielen Abwegen, giebt sehr gute Rathschläge; machet die besten Bücher bekannt; und suchet nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz seiner Leser zu bilden. Es ist also aus vielen Ursachen werth, den jungen Leuten angepriesen zu werden.

X.

Versuch einer regelmäßigen Rechtschreibung, in der lateinischen und deutschen Sprache, samt einem Anhange, von den griechischen Buchstaben und kleinen Ein mal Eins, zum Nutzen

aber beſorgte eine Hinterliſt, und ſchickte ſie davor in Mannskleidung fort. Kaum war ſie nach Conſtantinopel gekommen, als ſie durch einen Zufall in das Haus des Anädämons gerieth. Dieſer Graf erkannte ſie, und nahm ſie auf eine liſtige Art gefangen, um ſeine unkeuſche Begierden mit ihr zu ſtillen. Ehe er aber ſolches ausüben konnte, wurde ſie durch eine Jungfrau erlediget.

Im 3. Buche kehret unſer Poet wieder zurücke zu ſeinem Ottobert. Dieſer erzehlet dem Gennäos, der immer auf die Feinde anrücket, ſeines Freundes und verlohrnen Gefährten, Siegewalds, Herkunft und Tapferkeit. Einſt war deſſen Vater Sieghart mit den Dänen im Kriege begriffen. Hier hielt Siegewald mit einem Däniſchen Rieſen, Duraldan, einen beſondern Zweykampf, und überwand ihn. Darüber begingen die Wenden auſſerhalb den Schranken eine Verrätherey, und fielen auf ſeines Vaters Heer ein. Doch Siegewald kam ſeinem Vater zu Hülfe, und erlegte das Haupt der Wenden.

Ottobert fährt im 4. Buche fort zu erzehlen. Die Wenden wurden darauf gänzlich gedämpfet, und Sieghart erhielt einen vollkommenen Sieg über ſie, indem die Dänen ihre begangene Verrätherey verabſcheuten. Bey dieſer Gelegenheit befand ſich Siegewald oft am Däniſchen Hofe, da ſich zwiſchen ihm und der Däniſchen Prinzeßin Adelinda eine geheime Liebe anſpann. Sieghart gieng darauf zurück nach Eresberg, und ſtellete bey der Irmenſeule ein Dankfeſt an. Hier wurde kund, daß Siegewald ein Chriſt ſey. Man nahm ihn deswegen gefangen, und er ſollte hingerichtet werden. Dieſes erfuhr Adelin-

da.

Nutzen und Gebrauche junger Schüler verfaſſet, und mit kritiſchen Anmerkungen erläutert, von P. Florian Reichsſiegel, aus dem Orden des heil. Erzvaters Benedictus, in dem uralten Kloſter bey St. Peter in Salzburg. Augsb. und Innsbrugg, auf Koſten Joſeph Wolfs. 1761. in 8.

Wir erblicken in dieſem Schulbuche ſo viel Gutes und Nützliches, daß wir es nicht mit Gleichgültigkeit anſehen können. Wie überhaupt Salzburg ſeit einiger Zeit angefangen hat, die philologiſche Gelehrſamkeit mit mehrerm Eifer und Geſchmacke zu treiben, als an vielen andern katholiſchen Orten geſchieht: ſo fängt man auch daſelbſt an, das Deutſche viel richtiger und ſorgfältiger zu ſtudiren, als auf den meiſten oberdeutſchen und katholiſchen Schulen. Der Hr. P. Reichsſiegel iſt mit einer von denen, die der Jugend gute Anweiſung dazu geben: und ungeachtet dieß Büchlein, nach unſrer Art zu denken, gar zu vielerley in ſich hält; ſo wollen wir doch glauben, daß ſolches bey ſeinen Schülern ohne alle Verwirrung geſchehen könne.

Die Zuſchrift hat der Hr. Verf. in Verſen gemachet, und auch darinn eine in ſeinen Gegenden nicht gemeine Geſchicklichkeit gewieſen. Sie ſind fließend und ziemlich wohl gereimet: wenn wir das ſehn mit Rechtesſammlungen, getretten und Ketten ausnehmen: wo wir treten mit einem langen E und einfachen T ſprechen. Zur Probe mögen folgende Zeilen dienen:

An

An Plautus und Terenz hab ich mich nicht gebunden,
Wo ich am Cicero den Römer hab gefunden.
Ich blieb mit Mäßigkeit dem Alterthume treu,
Und schrieb nicht gar zu alt; und auch nicht gar zu neu.
Auf schwarzen Münzen stehn nicht allzeit Römerköpfe.
Nicht alle Drümmer sind zerbrochne Aschentöpfe.
Ich drückte deren Lehr tief ins Gedächtniß ein,
Und wollt ein Kritikus, doch alzeit nüchtern seyn.

Euge! bene! Die Vorrede des Hrn. Verf. zeiget uns eben solche vernünftige Gesinnungen des Hrn. Verf. Sie hebt so an: Geneigter Leser, wundere dich nicht, daß bey diesen kritischen Zeiten, wo fast ein jeder sich eine eigene Hausorthographie, und besondre Regeln schmiedet, auch ich mit etwelchen Blättern zum Vorschein komme, welche du, (wenn du sächsisch denken willst,) von einem einfältigen und dummen Mönche vieleicht nicht gehoffet hätteſt: denn die Freyheit, welche sich andere im Regelvorschreiben genommen haben, wirst du auch mir vergünstigen; daß ich von der Rechtschreibung, die man itzt wie eine wächserne Nase dreht, meine Meynung sagen darf.„

Das klingt nun, bis auf das einzige etwelcher, recht sächsisch und gut. Allein, bey dem Worte sächsisch, machet er eine Glosse, die wider Hrn. Prof. Gottsched geht, der in seiner größern Sprachkunst die alten Mönche der finstern Jahrhunderte dumme und einfältige Mönche geheißen hat. Dieß empfindet er nun sehr übel, und meynet, sie wären zwar einfältig, wie die Tauben, aber auch gescheid, wie die Schlangen gewesen; denn, sie hätten, selbst nach Hrn. Prof. Gottscheds Geständnisse die kleinere

latei-

lateinische Schrift erfunden. Wir können nicht umhin, auf diese Vorwürfe etwas zu antworten.

Wer von den Mönchen der mittlern, mit Recht so benannten finstern Zeiten redet, der kann sie wohl unmöglich für große Geister und bewunderungswürdige Gelehrte ausgeben. Denn zu geschweigen, daß viele Mönchsorden, nicht zu Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern nur zum fasten, bethen, und betteln gestiftet worden, und also gleichsam förmliche Gelübde der Dummheit thun müssen: so ist es auch gewiß, daß selbst diejenigen, die noch in damaligen Zeiten studieren sollten, es dennoch über das Schreiben und Lesen eines barbarischen Lateins nicht weit brachten. Daher haben denn selbst viele katholische Schriftsteller es frey herausgestanden: daß in den damaligen Klöstern eine entsetzliche Unwissenheit und Barbarey geherrschet hätte. Die Proben liegen ja in so vielen recht dummen Klosterlegenden und abergläubischen Fabeln, der Welt häufig genug vor Augen: und die heutigen gescheiden Katholischen schämen sich solcher Ueberbleibsel ihrer Erzväter selbst, auf eine vernünftige und löbliche Weise.

Die Erfindung der kleinen Schrift, wenn sie anders eine Erfindung, und nicht vielmehr eine Verderbung der viel schönern römischen Schrift zu nennen ist, kann sie gewiß nicht zu großen Geistern machen. Denn sie geschah gewiß nicht mit Fleiß, und aus gutem Vorbedachte; sondern durch den Verfall der guten alten römischen Buchstaben, aus Ungeschicklichkeit und Nachläßigkeit im Schreiben. Man lese nur im Mabillon, oder im Chronico

Gott-

Gottwicensi, die alten Urkunden aus den finstern Jahrhunderten, und sage mir, was für ein Geist und Witz daraus hervorleuchtet, fingerlange Buchstaben mit so feinen Linien zu schreiben, die fast nicht von einander zu unterscheiden sind; oder räthselhafte Verkürzungen von Sylben und Wörtern zu machen, die kaum ein Oedipus errathen kann? Hat man aus diesem wilden Chaos endlich eine etwas erträglichere Schrift herausgebracht, die allmählich auch eine gewisse Schönheit erlanget hat: so kann sich doch diese Erfindung kein einzelner Mönch, kein einzelnes Kloster, kein Orden, kein Jahrhundert allein zuschreiben. Eine lange Reihe von Jahrhunderten, alle europäische Länder und Städte haben daran geflicket, gezirkelt, gekünstelt, und gedrechselt, um endlich etwas erträgliches herauszubringen: doch so, daß die Buchdruckerkunst, die gewiß kein Werk der Mönche war, endlich das Beste dabey gethan.

Wenn man endlich von den dummen Mönchen alter Zeiten redet, so ist ja niemals die Absicht gewesen, zu sagen: daß kein einziger unter ihnen klug, oder doch etwas gescheider gewesen. Hr. P. G. hat oft den Rhabanus Maurus, den Mönch Ottfried, den Willeram, den Notker, den Beda, u. a. m. als kluge und gelehrte Männer ihrer Zeiten gelobet. Allein inter cæcos regnabat luscus. Und wie klein ist nicht auch in sovielen Jahrhunderten die Zahl dieser würdigen Männer? Machet aber eine einzige Schwalbe keinen Sommer: so kann man ja auch nicht fodern, daß man

alle

alle Mönche des VI. VII. VIII. IX. X. XI. und XII. Jahrhunderts für groſſe Geiſter und grundgelehrte Männer erklären ſoll; weil in jedem dieſer Jahrhunderte, aus ſoviel hundert Klöſtern, und ſoviel 1000 Mönchen, ein einziger ſich hervorgethan. Unſtreitig ſind die heutigen Klöſter an Wiſſenſchaften und Einſicht den vormaligen weit vorzuziehen. Allein hat denn wohl z. E. jedes Benedictinerkloſter in Deutſchland, einen Beſſel, einen P. Ziegelbauer, einen P. Udalricus Weis, oder einen P. Reichsſiegel aufzuweiſen?

Wir haben mit dieſer Vertheidigung uns allen Platz zu fernerer Nachricht von dieſer Rechtſchreibung benommen. Freylich wäre noch eins und das andre dabey zu erinnern, wenn unſer Raum es erlaubete. Allein wir ſind zufrieden, daß wir das meiſte loben können; und wünſchen, daß viele von den Kloſterbrüdern des Hrn. Verfaſſers ſeinem Beyſpiele folgen mögen.

XI.

Nachricht
von einer neuen Ausgabe der lichtweriſchen Fabeln.

Der Hr. Hof- und Regierungsrath Lichtwer, Canonicus zu Halberſtadt, hat in dem hamburgiſchen Correſpondenten billig ſein Misvergnügen zu erkennen gegeben, wozu ein unerhörtes Verfahren mit ſeinen Fabeln, ihm Anlaß ertheilet.

Man

Man ist so verwägen gewesen, diese an sich selbst so schönen und beliebten Fabeln des Hrn. Hofraths, die gewiß zur Zahl unsrer besten gehören, beym Leben, und so zu reden, vor den Augen des Herrn Verf. zu mustern und eigner Willkühr nach, zu verbessern. Wo hat man jemals eine solche Frechheit belebet, oder erfahren? Selbst die alten Dichter, ein Plautus, Pacuvius und Ennius sind in ihren Schriften den Nachkommen so ehrwürdig geblieben, daß man sich auch nach ihrem Tode nicht erkühnet hat, ein Wort in ihren oft rauhen Versen zu ändern. Eben das haben die Franzosen bey ihrem Marot und Ronsard, Malherbe und Regnier gethan: und so haben es alle Völker gemachet. Vielweniger aber hat man ein Recht, einem noch lebenden Dichter zu sagen, was er hätte einschalten und weglassen sollen. Wer so klug ist, der schreibe selbst was eigenes, und genieße hernach den Ruhm seines Geistes und Witzes.

Wir melden also mit Vergnügen an, daß der berühmte Hr. Verf., den Liebhabern seiner Fabeln eine eigene verbesserte Ausgabe versprochen hat; die sonder Zweifel alles fremde Geflick eines übelgesinnten Zoilus, weit übertreffen wird. Fabeln von so edler Art, die weder durch eine fontainische Geschwätzigkeit, noch durch eine stoppische Niedrigkeit ins Possirliche fallen, und doch deutlich, lehrreich und angenehm sind, verdienten von einem wackern Verleger mit den artigsten Kupfern ans Licht gestellet zu werden.

Ende des Aerntemonds. 1761.

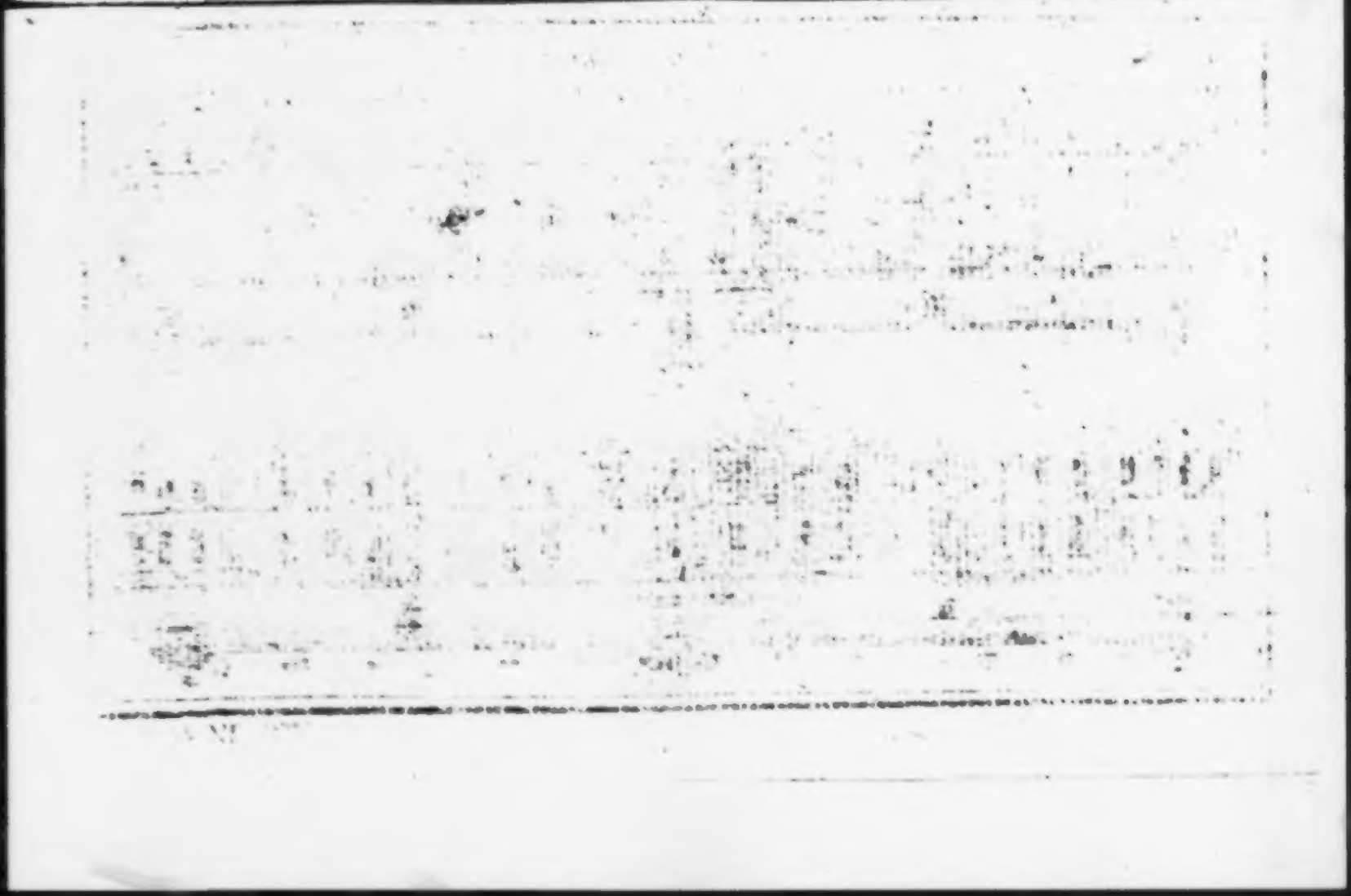

Tragte N. IX. 961.

A. die Morgenseite. B. Abendseite.

Aufriß des ruſſiſch xaiſerl. Gebäudes der Academie der Wiſſenſchaften zu Petersburg.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

CICERO.

Vera gloria radices agit, atque etiam propagatur: Ficta omnia celeriter, tanquam flosculi, decidunt; nec ſimulatum poteſt quidquam eſſe diuturnum.

Herbſtmond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. IX. 1761.

Inhalt.

I. Gebäude der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bibliothek und Kunstkammer in St. Petersburg.

II. Ein Gesang auf Peter den Grossen.

III. Adami Francisci Kollarii de Commentariis Lambecii in manu exaratos Codices.

IV. Carlsruher Beyträge zu den schönen Wissenschaften. I. Band.

V. Hrn. M. Haugens Ehre Melanchthons in Tübingen und Wittenberg.

VI. Oratio funebris consecrandæ memoriæ Ser. & pot. Principis, Dom. Guilielmi VIII, Hassiæ Landgravii. rel.

VII. De multitudine Linguarum Civitati Litterariæ noxia.

VIII. Fortsetzung des Artikels: Choix litteraire. Tom. VI.

IX. Les Caracteres. Par Madame de P * * *

X. Das glorreiche Jubelfest, der königl. dänischen Erbfolge und unumschränkten Gewalt.

XI. Nachricht.

bá. Sein Unglück jammerte ſie, und ſie reiſete, mit Erlaubniß ihres Vaters, zu dem Fürſten Sieghart. Sie nahm Duraldan, den ihr Siegwald zu ihrem Ritter geſchenket hatte, mit, und er ſollte, nach Landesgebrauch, für Siegewalds Erlöſung, mit 3. Rittern kämpfen. Indeſſen befreyete ihn ſein Bruder Dietrich mit ſeiner eigenen Gefahr. Siegewald aber ging darauf in die Schweiz zu Ottoberts Vater.

Im 5. Buche läßt er Ottoberten mit dem Gennäos fortziehen, und wendet ſich zur Adelinde. Die war übel zufrieden, daß Siegewald, ohne ihre Hülfe, frey geworden, und ſie nun nicht wuſte, wo er hingeflohen. Nach langen Zweifeln wurde ſie endlich ſchlüſſig, ihn aufzuſuchen. Sie muſte aber ihren Vorſatz einige Jahre verſchieben, bis ſie an dem Beylager des Königs in Schweden Gelegenheit fand, ihn ins Werk zu richten. Da zog ſie nun, in Begleitung des Duraldans, durch viele Länder, und kam endlich in die Schweiz. Hieſelbſt trafen ſie den alten Ritter Ehreman an. Von dem erfuhren ſie: Sein Herr Ottobert wäre mit dem Siegwald nach Jeruſalem gereiſet. Es wäre nunmehro aber ſchon ein Jahr, daß ſie auſſenblieben, und Ottoberts Mutter hätte keine Zeitung von ihm. Er wäre alſo ausgezogen, ihn zu ſuchen, und hoffte auch, ihn in Griechenland zu finden. Auf dieſe Nachricht zog Adelinda mit ihm. Unterwegens muſte ihr der alte Ritter Ottoberts Voreltern und Abſtammung erzehlen. Er meldete ihr auch: er ſey ſein Hofmeiſter geweſen, und habe ihn in allen Künſten und Ubungen auferzogen. So bald Ottoberts Vater geſtorben, habe Merwig, König in Frankreich, die Länder des Ottoberts an ſich zu reiſſen gedacht,

I.

Gebäude der kaiſerlichen Akademie

der Wiſſenſchaften, Bibliothek und Kunſtkammer in St. Petersburg, nebſt einer kurzen Anzeigung aller daſelbſt vorhandenen Kunſt und Naturſachen, zum Gebrauche dererjenigen, welche die Akademie beſuchen. Gedruckt in St. Petersburg, bey der kaiſerl. Akad. der Wiſſenſchaften in 4. mit Kupfern.

Wir wiſſen wohl, daß wir der gelehrten Welt in Meldung dieſes kleinen Werkes nichts Neues vorlegen. Allein, da wir derſelben in unſrer Monathſchrift nach und nach die Abbildungen von der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien, die Naturaliengallerie oder das Zwingergebäude zu Dresden, die wolfenbüttelische Bibliothek, die akademiſchen neuen Gebäude zu Greifswalde, des Card. Quirini Bücherſaal, außer vielen andern Pallästen und Gebäuden von Caſerta, zu Lüneville u. a. m. unſern Leſern mitgetheilet: ſo iſt es ja wohl bil-

lig, auch dasjenige nicht zu übergehen, was unser Jahrhundert vor vielen andern zieret, nämlich die vortrefflichen Gebäude der kaiserlichen Akademie zu Petersburg. Und ungeachtet die Sache selbst an sich nicht mehr neu ist: so können wir doch gewiß hoffen, daß unzählige unsrer Leser auch diese Abrisse und Beschreibungen noch nicht gesehen haben.

Wir haben diese nordische Ausbreitung der Wissenschaften, dem großen Kaiser Peter, preiswürdigsten Andenkens, zu danken. Dieser unsterbliche Monarch achtete es nach eigener Einsicht für nöthig, in seinem großen Reiche einen Sitz für die Gelehrsamkeit aufzurichten; und der Vorschlag dazu ward 1724 den 28 Jänner von ihm genehmt gehalten, und unterzeichnet. Die neu ernannten Mitglieder dieser Akademie der Wissenschaften wurden sogleich verschrieben, und viele derselben kamen im 1725sten Jahre wirklich in Petersburg an; als eben der Herr aller Herren diesen glorwürdigsten Kaiser aus der Welt abfoderte. Allein die Gelehrsamkeit verlohr dabey nichts: denn die Kaiserinn Katharina setzte alle große Anstalten ihres erblichenen Gemahls glücklich fort. Die Hörsäle bey der Akademie, und die Classen in den Gymnasien wurden sogleich nach seinem Tode eröffnet, und 1726 ward in höchster Gegenwart der Kaiserinn, des kaiserl. Hauses, des heil. Synods der Geistlichkeit, des kaiserlichen Ministeriums, und der Generalität, die erste öffentliche Versammlung gehalten, wobey der sel. Geh. R. Bülfinger eine la-

lateiniſche, Prof. Bäyer aber diejenige deutſche Rede hielt, die in der gottſchediſchen Redekunſt II. Theile zuerſt im Drucke erſchienen iſt.

Von nun an ſchritten die Profeſſoren zu ihren angewieſenen Verrichtungen. Jeder wohnete wöchentlich zweymal den Conferenzen in der Akademie bey; las vier Stunden öffentlich, in ſeiner Wiſſenſchaft, und ſuchte zu Verbeſſerung derſelben neue Entdeckungen zu machen, oder neue Wahrheiten zu erfinden, und ſelbige durch gelehrte Schriften auszubreiten; auch die ihm anvertraute Jugend zu unterweiſen. Die in den Conferenzen abgeleſenen Abhandlungen wurden in die ſo genannten Commentarios Academiæ Scientiarum Petropolitanæ zuſammen gedrucket, davon ſehr viele Quartbände heraus ſind: andrer bereits gedruckten lateiniſchen, deutſchen, ruſſiſchen und franzöſiſchen Werke zu geſchweigen. Außer den ordentlichen Mitgliedern ſind auch viel außerordentliche oder Ehrenglieder ernennet, darunter die Beſoldeten zu einem Briefwechſel mit der Akademie verbunden ſind. Die ſo genannten Adjuncti bekommen auch Beſoldungen, und können ſich fernere Beförderung verſprechen: wenn ſie entweder beym Gymnaſio fleißig lehren, oder bey der Himmelswarte, und im Ueberſetzen verſchiedener Schriften, gute Dienſte thun.

Im Gymnaſium lernet die Jugend Sprachen, das Schreiben, Rechnen und die Anfangsgründe aller Wiſſenſchaften. Man lehret ſie die Hiſtorie Geographie, Geometrie, Logik, Redekunſt, im-

gleichen das Zeichnen und Tanzen ohne Entgeld. Jedem Schüler steht es frey, sie so lange zu besuchen, als er will; ohne zu etwas anderm, als zu Zucht und Ordnung verbunden zu seyn. Er kann auch diese Classen, nach Belieben wieder verlassen, wenn er seinen Austritt nur gemeldet hat. Die Gymnasiasten schreiten auch hernach zu den höhern Vorlesungen der Professoren auf der Universität.

Nun aber hatte Kaiser Peter auch die Absicht gehabt, mit der Akademie der Wissenschaften, auch eine Akademie der Künste zu vereinigen: wovon noch sein eigenhändiger Aufsatz vorhanden ist. Sein unverhoffter Tod aber, brachte dieß große Vorhaben ins Stecken; bis die Erfahrung es allmählich lehrte: daß die Wissenschaften, ohne die Künste und ihren Flor nicht wohl blühen können. So wurden denn allmählich die Buchdruckerey, Schriftgiesserey, Buchbinderey, das Zeichnen, Kupferstechen, Glasschleifen, Steinschneiden, Drechseln, und andre mechanische Künste mehr, bey der Akademie zu Stande gebracht. Diese Künste nun werden nicht nur gebrauchet, sondern auch gelehret: wie denn im Zeichnen wöchentlich 4 Stunden in verschiedenen Classen Unterricht gegeben wird. Eben so wird in der Bau- Bildhauer- Maler- Tischler- und Schlösserkunst, umsonst Anweisung gegeben; ohne daß ihnen nach ausgestandenen Lehrjahren, weiter ein Dienst oder eine Pflicht auferleget würde.

Was nun die Bibliothek anlanget: so war dieselbe, nebst der Kunstkammer, schon 1714 angeleget, und

und 1724 der Akademie beygefüget. Die Anlage der erſtern beſtand aus 2000 Bänden; die theils aus Riga, theils aus Moskau dahin gebracht wurden. Hiezu kam 1715 die winiuſſiſche, meiſt holländiſche, und 1718 die pitkarniſche, wie 1719 die areskiniſche Bibliothek. Die erſte enthielt theologiſche und juriſtiſche, die folgenden mediciniſche und hiſtoriſche, die letzten aber auch phyſikaliſche und zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehörige Bücher. Im 1727ſten Jahre, ward auch die eigene Handbibliothek Kaiſers Peters des Großen damit vereiniget, die aus koſtbaren Atlanten, Topographien, aus Werken von der Civil- Kriegs- und Schiffsbaukunſt, und Mechanik, auch von Naturalien, der Bildhauerey, Malerey und andern ſchönen Künſten beſtund. Auch 1735 kam des General-Feldmarſchalls Grafen von Bruce, Bibliothek dazu, die aus engländiſchen und deutſchen Büchern beſtund. u. ſ. w. Sie iſt in 4 Säle, nach den 4 Facultäten getheilet, und wird, ſonderlich in den beyden untern, immer vermehret und ergänzet.

Die Kunſtkammer beſtund 1714 noch aus etlichen 100 in Gläſern verſchloſſenen Fiſchen, Vögeln, und Inſecten, die Peter der Große 1698 auf ſeiner erſten Reiſe in Holland erhandelt hatte; imgleichen aus einigen Misgeburten, und anatomiſchen Präparaten. Im 1716ten Jahre ward ſie mit Alberts Seba Sammlung vierfüßiger Thiere, Fiſche, Vögel, Schlangen, Eydexen, Muſcheln, und andern Seltenheiten der Natur, aus Oſt- und

West-Indien, wie auch mit D. Gottwalds, aus Danzig, Mineralienkabinette vermehret. Im 1717. Jahre kam des berühmten Holländers, Ruyschens, anatomischer Schatz, nebst seiner vortrefflichen Sammlung von Zwiefaltern und Kräutern dazu. Im 1721sten Jahre wurden die Hälfte des lüderischen Münzcabinets aus Hamburg, ein großer Vorrath physikalischer und mathematischer Instrumente von Muschenbroeken, nebst einer Menge von Alterthümern und Seltenheiten vom Hrn. Chevalier erhandelt: wozu 1725 noch Peters des Großen eigenes Naturaliencabinet, und seine kostbaren Instrumente und Maschinen kamen, daran er viele Jahre gesammlet hatte. Eben so wurden noch 1727, 1732, 1735 und 1738 viel andere solche Sammlungen von Kostbarkeiten, Alterthümern und Naturalien damit vereiniget. u. s. w.

Es besteht aber diese ganze Kunst- und Naturalienkammer aus zwoen Abtheilungen. Die I. enthält Naturalien; die II. Kunstsachen. Jene begreift:

1) Anatomische Präparaten, Thiere, Vögel, Fische und Ungeziefer.

2) Kräuter, Pflanzen, Samen und Wurzeln.

3) Mineralien. Die II. hingegen liefert 1) mathematische und physikalische Instrumente und Maschinen. 2) Pouſirte, geschnitzte und gedrechselte Kunstsachen. 3) Allerley Arten von Kleidungen, chinesische, tartarische, siberische und andere Seltenheiten, Gemälde und Kostbarkeiten von Golde und 4) das ganze Münzkabinet.

Die

Die Gebäude der Akademie ſtehen auf der Inſel Waſili-Oſtrov, am großen Nevaſtrome: ſo, daß ſie gegen Norden die Börſe und Niederlagshäuſer, gegen Süden aber den kaiſerlichen Winterpallaſt und die Admiralität haben: gegen Oſten ſteht die Feſtung und das Hoſpital, gegen Weſten aber die kaiſerl. Collegien. Sie ſind aber bereits 1719 angeleget, und durch verſchiedene Baumeiſter ausgeführet worden. Hierinn befindet ſich nun alles, was akademiſch iſt, nur das Gymnaſium und der botaniſche Garten nicht.

Die jährliche Einkunft der Akademie belief ſich vor 1740 ſchon auf 24912 Rubel: hernach aber ſind noch mehr Zuſchüſſe bewilliget worden: weil ſich die akademiſchen Anſtalten, Bedienten und Leute nach und nach immer vermehret haben.

Dieſes iſt nun eine kurzgefaßte Nachricht von der peterſburgiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Bibliothek, und Kunſt- und Naturalienkammer. Das Kupfer, ſo wir dießmal liefern, ſtellet den Aufriß des Gebäudes der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften A. gegen Morgen, und B. gegen Abend vor Augen. Der dabey gezeichnete Maaßſtab zeiget die Länge von 100 engl. Fuß, daraus dann erhellet, daß dieß Gebäud beynah 300 Fuß lang iſt; gewiß eine beträchtliche Größe, die recht kaiſerlich zu heißen verdienet. Künftig wollen wir auch den Grundriß, oder die innerliche Eintheilung dieſes Gebäudes, und allmählich auch die Bibliothek von außen und innen bekannt machen.

Bey dieser Gelegenheit theilen wir unsern Lesern auch ein Gedicht mit, welches ein hiesiger Gelehrter, auf hohes Verlangen aus Petersburg, auf den unsterblichen Kaiser, Peter den Großen, verfertigen müssen; welches ihm auch reichlich vergolten, aber unsers Wissens noch nicht bekannt geworden.

II.

Auf Kaiser Petern den Großen. Ein Gesang. Auf Begehren einiger Großen in Petersburg entworfen von * * *

Held, Kaiser, Musaget! du, den der Vorsicht Hand
Dem Norden zum Osir, der Welt zum Schmuck gesandt;

O Petrus! dessen Geist, im Kriege wie im Frieden,
Sich von gemeiner Art der Herrscher unterschieden:
Die, wann sie sich in Gold und Edelsteinen blähn,
Der Menschen bessern Theil zu ihren Füßen sehn;
Nicht, Völkern ihres Reichs ein wahres Glück zu gründen,
Nein, sich und ihren Staat zur Wollust zu entzünden.

Held! dessen Waffen nie aus Grausamkeit gekriegt;
Aus Herrschsucht nicht geblitzt, mit Hochmuth nie gesiegt;
Der bloß zur Gegenwehr des Staates Feind bekämpfet;
Zur Sicherheit des Volks, der Trotzer Wuth gedämpfet.

Dieß

Dieß sah dein Liefland erst, wie nachmals Pultava;
Der Pruth, so wie Derbent, und Finnland endlich sah:
Wenn Perser, Schwed und Türk sehr oft beschämt gestanden,
Daß sie dich fechtend kühn, doch siegend menschlich fanden.

Wie starrte Königsberg! Der Preußen Salomon *)
Sah', obwohl ungenannt, auch Dich vor seinem Thron.
Wie stutzte Niederland, indem Sardamm erblickte;
Daß ihm dein scharfer Witz die Kunst Neptuns entrückte.
Der Britt und Gallier sah dich mit Ehrfurcht an,
Soviel ein menschlich Aug in Sonnen sehen kann.
Und Deutschland selbst erkannt' in dir die Heldengaben,
Die hundert Fürsten nicht in gleicher Größe haben.

Zwar nennt der Schmäuchler Mund auch einen Ludwig groß;
Doch heißt ihn an Verdienst, die Wahrheit selber bloß.
Wann dein erhabnes Bild an seiner Seiten hanget
Verdunkelt ihn dein Glanz, so sehr er einzeln pranget.
Der Nachbarn Geißel seyn, ist kein so reines Lob;
Als das, womit dein Thun, o Petrus, dich erhob.
Nicht Raub und Habsucht kann des Großen Namen geben:
Gerechtigkeit und Huld muß Fürsten recht erheben.

Der

*) Friedrich der III. noch als Churfürst, nachmaliger König Friedrich der I. der die große moskovitische Gesandschaft auf dem Residenzschlosse zu Königsberg empfieng, wobey der Czar Peter unerkannt zugegen war.

Der Kaiſerwürde Rang verdienſt du hundertfach:
Weil ganz Europa dich, derſelben würdig ſprach.
Was Deutſchland vor der Zeit am groſsen Karl geprieſen,
Das alles hat in dir ſich Rußland auch gewieſen.
An Weisheit warſt du ihm, ſo wie an Thaten gleich:
Wie Er, bringſt Du zuerſt, den Kaiſerthron ins Reich.
O Rußland! ehre doch Sein theures Angedenken;
Und laß die ſpäte Zeit ihm noch Altäre ſchenken.

Wo bleibt, o Muſaget! dein Trieb zur Wiſſenſchaft?
Der Künſte Schmuck ſtört nicht der Völker Muth und Kraft.
Gelehrſamkeit erhebt die Gaben des Verſtandes:
Und dieß erwog der Held, zur Ehre Seines Landes.
Begriff Sein Geiſt den Werth von Handel, Kunſt und Witz:
Sogleich ward Petersburg von allem dem ein Sitz.
Der Welt ſah ganz erſtaunt beladne Flotten fahren;
Wo noch vor Kurzem nichts, als Schilf und Binſen waren.

Noch mehr! es regte ſich ein neuer Helikon.
Wie plötzlich baut ſein Arm dem Phöbus einen Thron!
Wo ſonſt nur Fluth und Sturm der Neva Ufer netzte,
Sang bald ein Muſenchor, das jedes Ohr ergetzte.
Er rief ein weiſes Volk aus fernen Gränzen hin:
Sogleich ermuntert ſich der Ruſſen ſcharfer Sinn.
Wer ſieht nicht längſt die Frucht, die ſo erwünſcht gerathen,
Im allgemeinen Heil und Wachsthum Seiner Staaten?

dacht. Da er nun solches öffentlich, durch Gewalt zu thun, sich noch gescheuet: So habe ihm Diebhold, einer von seinen listigsten Räthen, mit Betruge beygestanden. Dieser stellte sich, als ob er von Merwig verjagt sey, und schmeichelte sich bey der Mutter und den Räthen des jungen Ottoberts so ein, daß er endlich dessen Unterhofmeister ward.

Das 6. Buch. Diebhold hatte sich auch bey Ottoberten beliebt gemacht. Einiges Tages führete er ihn zu einem Fischfange, und wollte ihn da dem Merwig übergeben. Doch dieser war durch einen Zufall verhindert worden, daß er nicht kommen konnte. Inzwischen nahm Diebhold doch den Ottobert gefangen, und kehrete mit ihm in ein Schloß ein. Die Frau dieses Schlosses aber brachte ihn durch eine List aus Diebholds Gewalt, der sich einbildete, Ottobert sey umgekommen. Darauf schickte sie ihn in Bettlers Kleidern, nebst dem alten Vollrath, mitten durch Merwigs Lager, wieder zu seiner Mutter. Nach einigen Jahren wollte Merwig Ottoberten auf einer Jagd auffangen. Siegewald aber hintertrieb es, und erlegte Merwigen selbst.

Im 7. Buche kommt der Dichter wieder zum Ottobert. Es war Mitternacht, als Gennäos von einem Berge das Lager der Maranen betrachtete, und sie auch sogleich überfiel, da sie in aller Sicherheit schliefen. Ottobert muste erst bey dem Gennäos stille halten. Doch als die Maranen die Griechen zum Weichen zwangen, mengte er sich mit in den Streit. Er traf auf den Horribal, den Tapfersten unter den Feinden. Er überwand ihn, und verrichtete auch noch andere Heldenwerke. Die Maranen wurden

gänz-

Verewigter Monarch! dieß alles kennt die Welt,
Und hat dein Lob verlängſt dem Orpheus beygeſellt.
Wie Herkul und Oſir den Tod durch Huld bezwungen;
So haſt auch du dein Lob durch Wohlthun bloß errungen.
Zu wenig! du beſchämſt durch etwas dieſe drey;
Du wählſt auch ein Gemahl, das deiner würdig ſey.
Wie manches Heldenwerk iſt bald zu Grunde gangen;
Doch Katharis vollführt was Petrus angefangen.

Nun ſchmückt der Ruſſen Thron Eliſabeths Verſtand:
Die Muſen nennen ſelbſt ihr Reich, ihr Vaterland.
Europa ſieht mit Luſt in ihr den Vater leben;
Ja Seinen Heldengeiſt auf Ihr, gedoppelt ſchweben.
Beglücktes Rußland! auf! verehre dein Geſchick,
Erkenne, wie du thuſt, auch künftig ſolches Glück.
Und wünſche: Peters Stamm ſoll ewig mich regieren:
Bis dieſer Erdenball ſein Daſeyn wird verlieren.

III.

Adami Franciſci Kollarii, Pannon. Neotol. Mariæ Ther. Aug. à Conſ. & Bibl. Vindob. primi Cuſtodis, ad Viros a ſacra & profana Eruditione claros, de Commentariis in manu exaratos Codices Aug. Biblioth. Vindobonenſis, propediem prælum ſubituris, Epiſtola.

Vindob. Typis Trattneri. in fol.

Dieſes

Dieſes Schreiben des Hrn. Raths Kollar iſt zwar ſchon ein Jahr alt, und ſollte von uns ſchon eher angezeiget worden ſeyn. Allein die Menge der Neuigkeiten, hat ſelbiges bishieher verdrungen. Er kündiget uns darinn mit vielem Vergnügen, die ſtandhafte Entſchließung der nie genug geprieſenen Kaiſerinn-Königinn an, auch mitten in den Kriegsbeſchwerden für die Beförderung der Wiſſenſchaften zu ſorgen. Alles, woraus dieſes erhellen kann, iſt hier nicht möglich zu erzählen. Nur eins iſt hier das Hauptwerk, welches dieſelbe, auf weiſes Anrathen des hochberühmten Vorſtehers der kaiſerlichen Bibliothek, des Freyherrn von Swieten, in Kurzem vollführen wird.

Sie hat nämlich befohlen, die Nachrichten (Commentaria) von den Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek, die vormals der berühmte Lambek zu ſchreiben angefangen, und von verſchiedenen fortgeſetzet worden, vermehret und ergänzet, wieder aufzulegen. Der Hr. Verf. ſchätzet ſich, als ein Ungar, glücklich, daß bey dieſen ſchweren Zeiten, da Ungarn nicht nur die Waffen, ſondern auch das Blut ſeiner Kinder, für die gemeine Wohlfahrt aufopfert, ihm dieſe ſaure Arbeit in den Wiſſenſchaften auferleget worden. Er hoffet, daß eben die Schwierigkeiten derſelben, ihm einige Nachſicht und Vergebung bey den Gelehrten zuwege bringen werden. Zwar hat er ſich lange vor einen ſo kritiſchen und tadelnden Beſchäfftigung geſcheuet; darinn

darinn er die Fehler und Vergehen seiner Vorgänger entdecken muß.

Freylich haben die berühmten Männer, Cotelerius, Cave, Christian *) Thomasius, Tenzel, Fabriz, und Hansiz, beyläufig verschiedene bereits angemerket: allein recht mit Fleiß in einem besondern Werke, nur auf die Entdeckung fremder Fehler aufzulauren, das schicket sich zu der mit den schönen Wissenschaften so genau verschwisterten Leutseligkeit nicht. Die Vernunft indessen, die soviel andre gelehrte Männer, vor der Zeit ihrer Vorgänger Werke zu mustern, aus Liebe zum gemeinen Besten, genöthiget hat, wird auch ihm zur Entschuldigung dienen.

Lambek ist, wie bekannt, über dem IX Buche seiner Commentarien frühzeitig gestorben. Durch Nesseln, seines Nachfolgers Zurückhalten, ist es geschehen, daß man von der letzten Arbeit desselben nichts erfahren hat. Reimmann zwar hat geurtheilet: diejenigen thäten Nesseln Unrecht, die ihn beschuldigten, er hätte mit Lambeks Kalbe gepflüget: indem nichts von dem, was von Nessels Hand ans Licht getreten, nach Lambeks Lampe röche.“ Gleichwohl hat Schelhorn zween Bogen, vom Lambek geschriebene, und ans Licht gestellte Bogen des IX Buches, deren sich Nessel bedienet hat, bekannt gemachet. Ja der berühmte Fors-

*) Der Hr. Verf. nennet ihn Christoph: uns aber ist kein Christoph Thomasius bekannt, der Selecta Feudalia geschrieben hätte.

Forlosia, dem der Hr. R. Kollar im Amte bey der Bibliothek gefolget ist, hat die Auszüge aus XXI Bänden von Handschriften, von Lambeks Hand unter, Nessels Papieren gefunden. Endlich hat der hochberühmte Hr. Reichshofrath von Senkenberg, in einer Büchersteigerung das nesselisch,e Exemplar von den Commentarien, gekauft, daran zehn Bogen vom IX Buche Lambeks, beygebunden waren: und daraus ist es offenbar, wem man diesen Anfang desselben zu verdanken habe. So ist denn Nessel künftig vom gel. Diebstahle gar nicht frey zu sprechen, ja er hat alle reimmannische Vorwürfe wohl verdienet: da er alle ihm von Lambeken zur Bearbeitung hinterlassene Stücke, für gleich alte, vortreffliche, und gleich schätzbare Handschriften ausgegeben. Was keine ausdrücklich vorgesetzte Aufschrift hat, ob es gleich sonst bekannt, und gemein ist, hält er sogleich für Bücher ohne Titel und Urheber. Verschiedene Bücher, die von verschiedenen Materien handeln, aber zusammen gebunden sind, nennet er mit dem unbestimmten Namen, grammatischer, philosophischer, historischer Schriften, u. d. m., die der Hr. Verf. im Werke selbst anzeigen wird.

Nach Nessels Tode hat der gelehrte Gentilotti von Engelsbrunn, der kaiserlichen Bibliothek vorgestanden, der nachmals Bischof zu Trident geworden. Dieser hat die europäischen Handschriften der kaiserlichen Biblioth. in ihren rechten Werth versetzet, und sie so mühsam und genau beschrieben, daß er alle lambeckische Fehler vermie-

mieden, seine Tugenden aber weit übertroffen hat. Indessen erwartete man noch die letzte Hand von ihm bey diesem Werke, als er nach Rom gieng: wie Hr. R. Kollar in seinen Ergänzungen des I. und II. Bandes zeigen wird. Nach ihm haben Pius Nicolaus Garelli, und Alexander Riccardus die Aufsicht der Bibliothek gehabt; Hr. Forlosia aber, ein Neapolitaner, hat die von Nesseln obenhin beschriebenen Bände noch einmal durchgesehen, und Zusätze gemachet. Er hat ferner, die neuerlich hinzugekommenen griechischen Handschriften in zween Bänden fleißig beschrieben, die er Supplementa Lambecii nennet. Er starb. d. XI. Apr. 1758 und hinterließ seinem Nachfolger noch 1200 Bände zu beschreiben.

Nunmehr meldet der Hr. Verf. wie er seine neue Ausgabe einzurichten gedenke. Dem Hrn. Bar. van Swieten gefiel es, von Lambeks Commentarien den Anfang machen zu lassen: weil die Abdrücke davon selten geworden, und ihnen mehrentheils der VIII. B. fehlet. Zu diesen wird Hr. Kollar viele Ergänzungen und Zusätze fügen, auch solche Dinge durch und durch verbessern, die man mit Ehren nicht länger darinn dulden kann. Dieses muß niemanden befremden: obgleich Montfaucon von dem lambekischen und coislinischen Verzeichnissen von Handschriften, ein sehr vortheilhaftes Urtheil gefället. Allein der Wahrheit zu Steuer, muß der Hr. Verf. dieß rühmliche Gutachten, von der ersten Ausgabe Lambeks, feyerlich

verbitten. Er rechtfertiget ſich deswegen vor der gelehrten Welt folgendergeſtalt.

Hier werden nun eine Menge Fehler aus dem III. lambeckiſchen Bande, welches der Auszüge von Handſchriften erſter iſt, angeführet. Sie betreffen den V. IX. XVII. XIX. XXXIV. XXXVIII. LV. LVII. und LXXVIII. Codex, oder Band: worinn allerdings ſehr merkliche Fehler vorkommen, die einer Verbeſſerung deſto nöthiger haben; da ſie ſchon von andern gelehrten Männern beobachtet und gerüget worden. Wir können uns aber hier nicht darauf einlaſſen, da ſie faſt lauter bibliſche Bücher betreffen; nur den Dioſcorides ausgenommen, den Hr. Kollar noch zur Probe von weltlicher Gelehrſamkeit anhänget. Lambeck hat von dieſer vortrefflichen Handſchrift des kaiſerl. Bücherſaals im VII Hauptſtücke des II Buches, und im II. Theile des VI. B. V. Bandes ausführlich gehandelt. Er bemerket darinn von dem Anhange deſſelben, der in fünf Blättern beſteht, und vom Chamämelo, dem Rhamus, der Artemiſia, u. ſ. w. handelt, daß dieſer Zuſatz nicht vom Dioſcorides, ſondern aus des Pamphilus von Alexandrien Kräutergeſchichte hergenommen ſey. Allein daß er dieſen Anhang ſelbſt nicht geleſen, ja nicht einmal recht angeſehen habe, erhellet daraus: daß er in Verſen geſchrieben iſt, und alſo vom Pamphilus nicht ſeyn kann. Es iſt ſelbiger vielmehr ein Fragment, eines alten Dichters, von den Kräften der Kräuter, welches Aldus längſt zu Venedig 1518, mit dem Dioſcorides, in 4. herausgegeben hatte;

becken ist, wegbleiben, sondern seine Verbesserungen werden als Anmerkungen beygefüget werden.

Was aber die Opuscula miscellanea, fragmenta, u. d. gl. m. anlangt, die Lambek mit Gewalt zu Vergrößerung seines Buches hinein gezogen; so werden selbige zwar davon abgesondert, aber doch nicht vernachläßiget werden. Denn wie Montfaucon saget; so haben auch diese ihren Werth. Sie sind auch schon von gelehrten Männern in die großen Sammlungen von Alterthümern eingerücket worden. Grav hat die römischen, Muratori die fränkischen, und P. Pez die österreichischen angebracht. Sie werden also freylich beybehalten werden, nur nicht mitten in den Commentarien; wohin sie nicht gehören, sondern in einem besondern Bande, der Analecta Monumentorum omnis ævi, ex Commentariis de Aug. Biblioth. Vindobonensi, Clar. Viri, Petri Lambecii, Hamburgensis, betitelt seyn wird. Auch bey dieser Ausgabe wird er seinen Fleiß nicht sparen, sondern manches verbessern; auch eine vom Aeneas Sylvius geschriebene Historiam vitæ rerumque gestarum Friderici III. Aug. mit Ergänzungen hinzuthun, die Kulpisius vom Lambek umsonst erwartet hat. Diese Analecta nun, werden als ein Vorläufer zu den Commentarien selbst zuerst im Drucke erscheinen.

Darauf wird das I. und II. Buch der Commentarien folgen, so wie der H. R. Kollar sie übersehen, verbessert und vermehret, auch mit nöthigen Registern versehen hat.

So-

Sodann wird das III. IV. und V. B. gleichfalls mit seinen Anmerkungen folgen, und ansehnliche Ergänzungen der theol. Classe liefern.

Hierauf wird das VI. VII. und VIII. Buch auf eben die Art verbessert und vermehrt erscheinen.

Ferner soll das durch Lambeks Tod im Anfange unterbrochene IX Buch, so der weltl. Geschichte gewidmet ist, kommen; welches Herr Kollar vollends zum Ende gebracht hat.

Endlich wird das X. Buch von philologischen Handschriften, gleichfalls von seiner Arbeit, erscheinen.

Den Schluß wird ein Register zu den 8 letzten Büchern machen, darinnen die Werke, nicht wie Lambek gethan, nach Ordnung der Bände, auch nicht nach den Zahlen der Seiten, wie Nessel beliebet hat; sondern so, wie in den besten Ausgaben geschieht, verzeichnet seyn werden: zu großem Nutzen derer, welche die gedruckten Bücher mit den Handschriften vergleichen wollen.

Wenn das alles fertig seyn wird, soll das XI Buch, von hebräischen und arabischen, türkischen, und den übrigen orientalischen Handschriften folgen, das seine Vorgänger noch nicht berühret haben, und das ihm also ganz eigen seyn wird.

Von des Hrn. Gentilotti seinen Werken soll man nichts eher von ihm erwarten, bis das obige fertig seyn wird; wofern er so lange leben wird. Er schließt mit des Gellius Worten: Deo optimo bene juvante, cum ipsius vitæ meæ, quantuli

quique fuerint; progressibus, neque longiora mihi dari spatia vivendi optem, quam dum ero ad hanc quoque facultatem scribendi commentandique idoneus.

IV.

Carlsruher Beyträge zu den schönen Wissenschaften I. Band. Frankf. und Leipzig 1760. Verlegts Michael Maklot, in groß 8.

Wir thun es allemal mit besonderm Vergnügen, wenn wir unsern Lesern eine neuaufkeimende Saat schöner Künste anmelden können. Und itzo geschieht es desto erfreuter, da sich dieselbe vom Oberrheine, oder aus den höchsten Gegenden Deutschlandes herschreibt. Carlsruh, die Residenz des Hrn. Markgrafen von Badendurlach, ist der Sitz dieses neuen Helikons. Der Hr. Vorredner eröffnet uns die Absichten seiner Freunde. Sie sind schlüßig die Arbeiten der Ausländer in den schönen Wissenschaften ihrem Vaterlande bekannt zu machen; wie schon in andern Gegenden Deutschlandes geschehen ist.

Wie weit aber die Werke des Geistes andern Theilen der Gelehrsamkeit von den witzigsten Geistern vorgezogen worden, sehen wir an dem Beyspiele der alten Schriftsteller. Es sind Geschichtschreiber, Redner, Dichter und Weltweise.

Es

gänzlich geſchlagen. Horribal wollte noch nicht weichen. Doch Ottobert machte durch ſeine Höflichkeit, daß er ſich gefangen gab. Nach geendigter Schlacht nimmt er von dem Gennäos, der ihn ungern von ſich läßt, Abſchied, ſeinen Freund Siegwald zu ſuchen. Horribal geht mit ihm zu Schiffe.

Unſer Poet läßt ſie fahren, und wendet ſich im 8ten Buche wieder zu der öden Inſel. Der Einſiedler daſelbſt erzehlet: Er hieße Gotthold, und wäre am Longobardiſchen Hofe erzogen. Prinz Rodoald habe ihn gehaßt, und ſich in ſeine Ehegattin verliebt. Ein Freund des Prinzen habe ihn bey dem Könige liſtig u. betrüglich angeben müſſen. Darauf habe man ihn gefangen geſetzt. Als ſich inzwiſchen ſeine Gemahlin noch nicht des Prinzen Neigung überlaſſen wollen, ſey ſie mit Gift hingerichtet worden. Endlich habe man ſeine Unſchuld erkannt, und ihn wieder frey gelaſſen. Alsbald ſey er nach dem H. Grabe gereiſet, und von da in dieſe wüſte Inſel gekommen. Auch Ruremunda, oder das in einen Ritter verkleidete Frauenzimmer fähret in ihrer Erzehlung fort. Nach ihrer Flucht von dem Anädämon hielte ſie ſich einige Tage heimlich bey einem alten Bauren auf. Darnach wagte ſie ſich in Baurenkleidung zu ihrer Ahnfrau. Sie gerieth aber daſelbſt bald wieder in die Klauen Anädämons. Doch verrichtete ſie an ſeinen Anhängern einige Heldenthaten. Er wollte ſie mit Gewalt zu ſeinem Willen zwingen. Allein, ſie wehrete ſich heldenmäßig, und erlegte einige von ſeinen Bedienten. Ein entſtandener Aufruhr aber gab ihr Gelegenheit zur Flucht. Nach 3. Jahren erfuhr Anädämon, daß ſie wieder zu Hauſe war. Er

Es sind Schriftsteller, die nicht für einzelne Völker, nicht für gewisse Himmelsstriche, Orden und Stände; sondern für das ganze menschliche Geschlecht geschrieben haben, und also allgemeine Hochachtung verdienen. Sie machen nämlich die Empfindung des Schönen und Erhabenen in der Natur, auch in denen rege, die weder zur Fahne eines Chrysostoms, oder Tribonians, oder Hippokrats geschworen haben. Ob nun gleich diese Muster des Alterthums unnachahmlich zu seyn scheinen: so haben sich doch unter unsern südlichen und westlichen Nachbarn verschiedene glückliche Nachahmer derselben gefunden. Aus diesen wollen die Carlsruher-Beyträge solche Stücke zum Uebersetzen wählen, die einen Anspruch auf den Beyfall der Deutschen machen können.

Um aber mehrern Gattungen von Lesern zu gefallen, wird man Ausarbeitungen liefern, die bald in die praktische Weltweisheit, bald in die Geschichtskunde, bald in die Beredsamkeit, bald in die epische, dramatische und lyrische Dichtkunst, bald in die Kritik und Satire einschlagen. Der französische Merkur, und das londoner-Magazin sollen ihre Muster seyn. Allein, man wird auch Originalstücke mit untermischen, und sich den berühmtesten Anführern deutscher Gelehrsamkeit zu nähern bemühen. Können sie den Schritten großer Personen nicht gleich kommen: so wollen sie die ihrigen verdoppeln; und wenn sie nicht bewundert werden könnten, sich auch bemühen zu gefallen.

Auch erdichtete und allegorische Erzählungen sollen zuweilen in ihren Blättern vorkommen, und zur Verbesserung der Sitten, zur Mäßigung der Leidenschaften, oder zur unschuldigen Muße des schönen Geschlechtes dienen können. Gegen dieses könne ein Schriftsteller nicht Achtung genug bezeugen, da es eben so viel Gewalt in den urtheilenden Gesellschaften, als in der Einsamkeit habe.

Jährlich hoffen die Herren Verfasser zwölf monathliche Stücke, jedes von 6 Bogen zu liefern. Sie fodern auch alle deutsche Federn zur Beyhülfe auf.

Bey so löblichen Absichten, die jeder wohlmeynende Patriot nicht anders, als billigen kann, müssen wir unsre Leser näher mit den 6 ersten Stücken des vorigen Jahres bekannt machen. Der Jänner oder Wintermond, hebt mit einer schönen und feurigen Ode auf den durchl. Markgrafen von Badendurlach an:

Carl Friedrich lebt! Tyrannen weicht!
Versinkt mit Mann, und Roß, und Waffen,
Der Ruhm, den kein Achill erreicht,
Ist für was herrlichers erschaffen.
Entweih, o Seele, dich nicht mehr,
Den Wüthrich, und sein eisern Heer,
Des Krieges Donner abzuschildern.
Ein reiners Lob entzünde dich,
Gott, Tugend, und Carl Friederich,
Erfüllen dich mit hohen Bildern.

Wir übergehen eine Strophe:

Ihr Dichter! folgt durch Staub und Dampf,
Den frechen Räubern fremder Reiche;
Und zieht ihr Lob aus Wuth und Kampf,
Und aus den Wunden jeder Leiche.
Verlorbert sey der trunkne Held,
Auf, rast mit ihm durch Schanz und Feld;
Um Angst und Schauer einzujagen.
Zerrt das Gesicht zu dem Triumph,
Und machet tausend Griffel stumpf,
Um etwas Häßliches zu sagen.

So wie ein Hauer, den die Mast
Im Arduennerwald ernähret,
Gehetzt, vom schattigten Morast,
Auf harzgen Schenkeln trotzig fähret,
Die Borsten sträubt, den Rüssel streckt,
Den Forst durchgrunzt, die Hirten schreckt,
Und von verscheuchten Heerden trennet;
Und wenn die Haut ein Bley gefühlt,
Die Spur verfolgt, durch Lachen wühlt,
Und knirschend durch die Büsche rennet.

So schnaubt der Held vom Hellespont ꝛc.

Man urtheile aus dieser Probe von der Stärke des Dichters.

Das II. Stück ist eine Erzählung, die Hirtinn der Alpen betitelt, und aus dem pariſischen Merkur übersetzet. Die Uebersetzung ist rein, fließend, und nicht nach der schwülstigen Schreibart unserer bibliſchen Romaniſten eingerichtet. Die Fabel selbst können wir nicht ins Kurze ziehen.

Das

Das III. ist eine Nachricht von dem Leben der schottischen Königinn, Maria Stuard, und aus Robertsons Geschichten von Schottland genommen. Sie steht auch im Gentlemans Magazine, im April 1759. Diese Nachricht ist aber hier noch nicht ganz.

Das IV. St. liefert des Geistes Alakiels Reise nach dem Eylande Taciturnien. Dieses ist aus dem Französischen übersetzt, und liefert eine allegorische Beschreibung des jetzigen Krieges zwischen England und Frankreich. Jenes versteht man durch Taciturnien, und dieses heißt Frivolien. Die Schutzgeister beyder Völker hatten eben die Zwistigkeiten untereinander, und beunruhigten die Luft unaufhörlich: bis Alakiel, das Haupt aller dieser Geister, sich entschloß beyde Völker zu besuchen, um den Frieden wieder herzustellen. Es ist ganz artig zu lesen: aber England wird auf eine verhaßte Art beschrieben. Es kommen viele Kritiken darinnen vor. Nur auf der 66sten S. will uns die glänzende Welt, die die Logen erfüllet, nicht schmecken. Was ist das für ein Ding in deutschen Ohren? Die glänzende Welt! Vieleicht der Himmel voll Sterne? Kurz, es ist ein Gallicismus; eine Franzoserey.

Im II. Stücke des I. Bandes machet eine sapphische Ode an die Frau Markgräfinn von Badendurlach den Anfang. Wir wollen auch davon ein Paar Strophen mittheilen:

Wenn ich mir oft eine große Seele,
Zum Gesang, und zur Bewundrung wähle:
So verschmäh ich, blutbegierger Helden
Thaten zu melden.

Der

Der Ruhm, den sie wüthend sich erwerben,
Ist ein Fluch der Völker, die verderben:
Ist ein Quell, der, bey erwürgten Söhnen,
Fließenden Thränen.

Kurz, die Gedanken sind richtig und größtentheils schön, auch wohl neu: nur die Quantitäten sind noch nicht durchgehends richtig beobachtet.

Es folget II. die Fortsetzung der Geschichte Marien Stuart, der schottischen Königinn. Sie ist aber auch hier noch nicht ganz zu lesen.

III. folget: Meine Autorschaft. Dieß ist ein satirisches Stück: und trifft sonderlich die frühzeitigen Schriftsteller, die in ihrem zwanzigsten Jahre schon Heldengedichte, Oden, Cantaten, Briefe, Satiren, Kritiken schreiben, und alle ihre Vorgänger, sowohl in der Wahl und Ausführung, als in der Größe und Menge der Schriften eingeholet haben. Sonderlich hat uns folgende Stelle wohl gefallen. „Unter uns Deutschen ändert sich der „Sprachgebrauch, wie die Erfahrung lehret, noch „eher, als bey denen sonst so veränderlichen Franzen. Wer vor noch nicht zehn Jahren seinen „Picander und Triller vollkommen verstund, der „muß nun fast eine neue Sprache lernen, wenn er „einen Klopstock und Kleist mit Nutzen lesen „will. Da muß man also geschwinder seyn, als „jener Barbier, dessen lächerliches Andenken uns „Martial in einem Sinngedichte aufbehalten hat.

Eutrapelus, tonsor, dum circuit ora Luperci,
Expingitque genas, altera barba subit.

„ Vor

„Vor funfzig Jahren war keine Rede schön, die nicht „mit Sapphiren und Smaragden einen blitzenden „Glanz von sich warf: und einen Geruch von Ambra „und Myrrhen zurückließ. — — Heute zu Tage „fliegt man auch in Briefen und in Prosa, über alle „Himmel und Olympen hinaus, und durchirret in „seinen schöpferischen Gedanken unendliche Sphä„ren, und bildet sich himmlische Mädchen, und „seraphische Schönen ꝛc.„ Es ist aber hier noch nicht ganz.

Das IV. ist die Reise Alakiels nach dem Eylande Frivolien, oder Frankreich. Die Einwohner desselben werden auch nach dem Leben beschrieben. Sie scheinen sich über nichts zu betrüben, besingen in einem Tone ihre Vortheile und ihren Verlust, bezeugen sich leichtsinnig, beschäfftigen sich mit Kleinigkeiten, machen wichtige Dinge zu einer Art von Ergötzlichkeit, und fürchten sich eben so vor dem äußerlichen Ansehen der Weisheit, als ihre Nachbarn, auf den wirklichen Besitz derselben ehrgeizig sind. u. s. w. Es sind hundert lustige Abbildungen seltsamer Dinge darinn, die in Paris sehr gemein sind. Die neumodischen Schriftsteller und sonderlich die Herren Encyklopädisten bekommen ihren Antheil auch. Die weinerliche Komödie indessen wird gebilliget. Das Stück ist aber hier noch abgebrochen.

Den Schluß machet eine Ode, die eine horazische Nachahmung, in amphibrachischen ungereimten Versen ist. Sie hebt so an:

Wer

Wer mit des Mäoniers prächtigem Pinsel
Die drohenden Augen des harten Achills,
Der Schlachten Getümmel zu malen gedenket,
O P — — der schwinget ikarisches Wachs,
Die flüßige Tiefe von sich zu benennen.
Kein andrer, als selber Apollo, vermag
Die Menschen durch Lieder zur Weisheit zu führen,
Dieß that er in Elis vor Alters, als Hirt,
Und neulich in Popens Gestalt an der Themse,
Nur wenigen glückt es mit Sophokles Kunst,
Der Könige Schatten dem Pluto zu rauben:
Damit sie auf ewig dem Tode verweht
Der Nachwelt ihr traurig Geschick wiederholen. u. s. w.

Allein, wie würde man diese Ode wohl singen, da weder 4 noch 8 Verse einen vollen Sinn haben?

V.

Die Ehre Melanchthons in Tübingen und Wittenberg, den 30 April 1760 besungen von Balthasar Haugen, Meistern der freyen Künste, evangelischem Prediger zu Stotzingen, und Mitgliede der herzogl. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt.

Europa, wenn dein Ohr vor dem Geräusch der Krieger,
Noch den gelinden Ton von scheuen Musen hört;
Und wann dein eisern Herz den Lehrer, wie den Sieger,
Den Weisen, wie den Helden ehrt;

So ehre mir, vom Tagus bis zum Bäte,
Den Lorber ohne Blut und Zelte,
Der heut in Wittenberg aus Staub und Asche grabt:
Verbinde Geist und Kunst, Verdienste, Fleiß und Gaben,
Und findst du sie im Schwarzerd, meinem Schwaben,*)
So sage mir, was er verdient?

Zwar kann Melanchthons Ruhm erst zu den Sternen wachsen,
Der schon seit grauer Zeit in Famens Tempel hängt,
Mit dem sein Vaterland, und ihr, ihr edlen Sachsen!
Zum ewigen Exempel prangt?
Doch frißt die Zeit an Marmor und an Schriften;
Wollt ihr ein bleibend Denkmal stiften,
So singet heut sein Lob, daß es der Enkel hört,
Der baut in seiner Brust dem Lehrer Ehrensäulen,
Die nicht, wie Holz, zum frühen Moder eilen,
Und wo sein Beyspiel ewig währt.

Bringt dieser Morgen schon die schwarze Stunde wieder,
Die Aarons grünen Zweig dem Heiligthum entzog;
Da sein geprüfter Geist mit englischem Gefieder
In Salems Hütten überflog:
Wir feyern doch ein Fest der ächten Freude,
Und schmücken uns mit dem Geschmeide,
Worinn ein Schüler erst dem Weisen ähnlich sieht,
Ein hoffnungsvoller Tod ist schöner, als ein Leben:
Dieß kann den Trieb zu frommer Folge geben,
Wann jener Muth und Helden zieht.

Drum

*) Man sieht nicht, wie Melanchthon zum Schwaben werden können; da Bretten, sein Geburtsort, unstreitig in der Pfalz liegt.

Drum, Wittenberg, sey du der Herold seiner Ehre,
Nikrene soll das Thal zum Widerhalle seyn:
Den Christen präge du die Wunder seiner Lehre,
Mir seinen Fleiß der Jugend ein.
Wir schildern dir die Hoffnung von dem Knaben,
Du zählst die Früchte seiner Gaben,
Die Blüte schmäucheln uns, dich macht die Aernte reich,
Wir saugen Geist und Kraft aus der gelehrten Feder,
Erstaune du am Fuße der Katheder,
Und mach ihn dem Orakel gleich.

Wie kann es doch Sabin *), der Dichter seiner Zeiten!
Die Freundinn seines Glücks und Philipps Tochter freyn,
Und keiner holden Braut, dem Bild von Trefflichkeiten,
Noch einem Vater, Lieder weihn!
Was Winsheim **) einst bey traurigen Cypressen,
Und was Sabin mit ihm vergessen,
Das schärft mir ein Gesetz in meinem Busen ein;
So soll noch nie kein Lied, seit meinem ersten Triebe,
Vom Krieg und Wein, von Freunden und von Liebe,
Noch nie ein Lied erklungen seyn.

Nicht Lesbus kann allein den Griechen Muster zeigen,
Der Eifer und der Geist macht Wüsten zum Athen;
Kann Bretten heute wohl von seinem Vorzug schweigen,
Den wir und Wittenberg erhöhn?
Wann um Homern sich ganze Völker raufen,
Den Städte sich zum Bürger kaufen,

und

*) Melanchthons Tochtermann, ein Poet.
**) Parentirte dem Melanchthon.

Und den Amastris gar mit seinem Stämpel ehrt;
Du, Bretten, willst du nichts mit deinem Sohn gewinnen,
So laß dich Rom, und laß dich Lesbus nennen,
Weil doch ihr Liebling dir gehört.

Du, Mutter, wirf einmal den Blick auf seine Wiege,
Und heilige dem Herrn sein Volk in einem Kind;
Erforsche seinen Stern, und zähle, wie viel Züge
Propheten seiner Grösse sind.
Er wird den Weg zur Ehre selber bahnen;
Sonst macht, zur Schande großer Ahnen,
Den Enkel ohne Witz des Vaters Pfründe satt.
Dein nachbarlicher Bach, die Salze, quillt durch Steine,
Und sie hilft doch zuletzt dem stolzen Rheine
Den Namen führen, den er hat.

Raubt schon ein früher Tod dem hoffnungsvollen Waysen
Den Stamm des jungen Baums, die väterliche Brust;
So läßt doch seine Kunst mit Helmen, Stahl und Eisen,
Im jungen Streiter eine Lust.
Des Vaters *) Witz im zweifelhaften Kriege
Macht seinem Prinzen Kampf und Siege,
Durch die Erfindsamkeit von neuen Waffen leicht;
Wenn vor dem Schwert des Sohns sich Wiedersacher bücken,
Und Gibeon bey Zions weiten Lücken,
Der Stärke des Verderbers weicht.

Den Geist sieht Capnio noch in der Hülse glänzen,
Entwickelt ihn entzückt, und wünscht den Künsten Glück:
Die Hoffnung übertrifft der Jahre kleine Gränzen,
Und schafft an einem Meisterstuck.
Sein Fleiß erfüllt den weiten Raum der Seele,
Und geußt mit jedem Morgen Oele

Zu

*) Er soll Kriegsbaumeister gewesen seyn.

wollte ſich mit ihr zum Scheine verſöhnen: Sie hingegen lud ihn zum Zweykampf ein. Er nahm ihn an. Ihr älteſter Bruder beſorgte eine Hinterliſt dabey, und wollte an ihrer Stelle fechten. Er wurde hinterliſtig gefangen und getödtet. Sie ſchickte ſich an, ſeinen Tod zu rächen, und erfuhr noch darzu, daß ihre Eltern ſelbſt gefangen worden. Darauf gieng ſie eiligſt zu Schiffe, das Ungewitter aber trieb ſie an dieſe Inſel. Nun war ihr Schiff ausgebeſſert. Der Alte tröſtete ſie, und ſie gieng mit Siegwalden wieder unter Segel.

Das 9te Buch enthält folgendes: Anädämon wollte mit den gefangenen Eltern der Kuremunda nach Rhodis zuſchiffen. Ottobert und Horribal erfahren von einem entflohenen Knechte die Gewaltthätigkeit Anädämons. Sie eilen ihm nach, ſprengen ſein Schiff an, und nehmen ihn ſelbſt gefangen. Ottobert verliebet ſich in Kuremundens Bildniß. Ihr Vater aber, der alte Conſtans, lobt das Feldleben ſehr weitläuftig.

Das 10te Buch. Anädämon hatte verſprochen, des Conſtans mittlern Sohn für ſich auszuliefern. Er ſtohl ſich aber heimlich in der Nacht aus Conſtans Behauſung fort. Ottobert gieng mit dem Horribal auch wieder zu Schiffe. Sie wollten nach Rhodis, wurden aber durch Sturm nach Scarpanto verſchlagen. Ein Fiſcher erzehlet ihnen, wie ſich der Seeräuber Aſſangur dieſer Inſul bemächtiget habe, und was für Tyranney er darinnen ausübe. Indem vernahmen ſie einen Streit. Ottobert und Horribal eilten hinzu. Horribal ſtund einem grünen Ritter bey, und Ottobert hatte mit Aſſangur zu thun, dem er ein geraubtes

Zu der entflammten Gluth der Weisheit nachzugehn.
Er eilt, sie nach dem Pfund von seinen Atlasgaben,
Als theures Gold, aus tiefem Schacht zu graben,
Und selbst ihr Ebenbild zu sehn.

Ja, laß ihn nur, Baillet,*) der Kinder Reihen zieren,
Die fast im Flügelkleid der Männer Schande sind;
Er krönet diesen Platz, und kann den Scepter führen,
Den ihm Natur und Gnade gönnt.
Der ist es dort: er opfert nur den Künsten,
Und schreibt an künftigen Verdiensten,
Wann er am stillen Pult bey todten Weisen sitzt,
Zur Zeit, wo Fritze noch auf langen Stäben reitet,
Mit Schatten kämpft, und Kieselstein' erbeutet,
Und Joche für den Schröder schnitzt.

Sagt doch, wo liegt der Grund zu aufgeklärten Seelen?
Rückt mich einmal ins Reich der Möglichkeiten hin,
Wer hat es dann verjehn, daß mir die Triebe fehlen,
Und ich nicht auch Melanchthon bin?
Wo liegt sie wohl, die Wurzel großer Geister?
Macht dann die Amme solche Meister?
Und lebt der Stoff vielleicht schon in dem ersten Brey?
Fällts der Natur so schwer, die Wolfen auszubrüten,
Und kann Apoll den Musen nicht gebiethen,
Daß jedes Jahr ein Leibniz sey?

Spart einem Embrion Quartanten oder Renten,
Daß er vom Capitol die Stütze werden soll;
Gießt mit der Muttermilch, von sieben Elementen
Sein nebelicht Gehirne voll.

*) Schrieb ein Buch von berühmten Kindern.

Gebt ihm schon jetzt Magister, Zeit und Oele,
So wird sein Geist zwar eine Seele,
Und er den Ahnen gleich, verwägen, stolz und fett;
Die Schätze wird nach ihm ein gleicher Enkel erben,
Er aber dumm, und wie die Thoren sterben,
Die Thoren auf dem Ehrenbett.

Geht in das Leimenhaus, ihr findet oft Talente,
Obschon nur Stroh zum Dach, und Moß zum Teppich dient;
Den Knaben, dessen Geist die Meister trotzen könnte,
Der noch aus vollen Knospen grünt.
Sein feurig Aug ist voll gerechter Thränen,
Den Geiz des Harpax zu versöhnen,
Von dem der Ueberfluß sein Glück befördern kann;
Umsonst beweist er sich; er bleibt im Staub zurücke,
Klagt bald die Welt, bald aber sein Geschicke,
Bald sich, und bald den Himmel an.

Wer schätzt den Gegenstand vom heutigen Gesange,
Den Heidelberg *) entehrt, und unter Knaben zählt?
Den sich zum Führer doch die Knaben selbst schon lange,
Und seinen Fleiß zum Bild' erwählt.
Die Lorbern sind vielleicht des Alters Zeichen,
Das Schlemmer ohne Witz erreichen,
Daß ihn nicht ihre Hand um seine Scheitel flicht?
Soll sich die Seltenheit mit dem Gebrauche zanken;
Setzt der Gewalt des reifen Geistes Schranken,
Dem frühen Weisen aber nicht.

Die

*) Wollte ihn nicht zum Magister machen, weil er erst ins 15te Jahr gieng.

Die Vorurtheile sind die Mörder der Verdienste,
Gehört dann zum Verstand ein altes, graues Haar?
Sie rauben oft dem Staat Erfahrung, Ehr und Künste,
Das siebenfach ein Jüngling war.
Laß einen Kopf sein edles Pfund nicht brauchen,
So wird ihm Muth und Kraft verrauchen,
Durch Rost und Zaudern wird der beste Schedel hart;
Und das, worzu wir oft den schwachen grauen Alten
Vor seinem Tod noch erst für tüchtig halten,
Das war er schon im ersten Bart.

Melanchthon, komm mit mir, und huldige Mikrenen,
Die auch der Hoffnung schon, wann sie im Knaben liegt,
Mit mütterlicher Hand an holden Musensöhnen
Den Lorber auf die Stirne drückt.
Es wünschen schon jungfräuliche Cämönen
Mit Laub und Epheu zu bekrönen
Wer sich dem Heiligthum Minervens unterschreibt;
Und dort ihr himmlisch Bild auf gränzenlosen Matten
Zur Dankbarkeit für kühle Sommerschatten
Den grünen Fälben einverleibt.

Hier, wer die Bücher noch für Früchte grauer Alten,
Und zwanzig Jahre noch für Kindertage hält,
Hier zieht die Stirne fein, ihr Greisen, aus den Falten,
Wann seine Redekunst gefällt.
Wie Tullius durch die Gewalt der Zungen
Der freyen Römer Herz bezwungen,
Und den Hortensier, den Geist des Volks bewegt;
So weist Melanchthon *) hier dem Redner die Gesetze,
Wann er den Weg zum leeren Marktgeschwätze,
Und zur Beredsamkeit entdeckt.

*) Er war sechs Jahr in Tübingen, und schrieb Bücher.

Jetzt lehrt uns seine Kunst in weisen Schranken denken,
Daß ein geübter Geist dem Vorurtheil entgeht,
Und sein geschärfter Blick des Feindes krummen Ränken
Die Waffen aus den Händen dreht.
Jetzt schildert er uns die Natur und Gnade,
Und heißt uns jauchzen, daß der Schade
Ein Oel in Gilead vor unsre Wunden findt;
Er lehrt den armen Wurm auf Königsgüter hoffen.
Und zeigt das Grab' vom Keltertreter offen,
Und seine Lehren! wie sie sind.

Aeneas ist ein Held, will Maro seinem Glücke
Und seinem Schicksal nur die starken Schwingen leihn;
Doch daß sein Adlerflug den Leser auch entzücke.
So muß Melanchthon *) Deuter seyn.
Soll mir Terenz die Scene reizend spielen,
Und ich die Kunst mit Nachdruck fühlen,
Muß ich Melanchthon erst auf seinem Schauplatz sehn:
Der Krieg des Livius, die Schlachten seiner Prinzen,
Der Römer Staat, und Ciceros Provinzen,
Sind erst in seinem Munde schön.

Dem Amte kann er wohl der Heyden Klugheit schenken,
Allein sein Herze bleibt von jener Weisheit voll,
Worauf der Christen Wunsch sein ewig Angedenken,
Als sieben Säulen gründen soll.
Sie ist allein Gefährtinn seiner Schritte,
Das Kleinod von der Bundeshütte,

Worinn

*) Er las in Tübingen über den Virgilius, Terentius, Livius, Cicero.

Worinn das Polychrest für seine Beulen steckt:
O Bias! darf ich den nicht dir zum Bruder geben,
Der, wann er geht, sein ganzes Glück und Leben
In seinem Busen mit sich trägt? *)

Der Tadler nennt vielleicht mein Loblied eine Fabel;
Hebt dann Bryneus nicht Philippen mehr empor?
Er stellt sich Belsazarn, den Seher über Babel,
In seinem Bilde wieder vor.
Noch viel zu schwach sind meine Dichtersaiten,
Den Glanz des Nachruhms auszubreiten,
Von dem, durch dessen Tod Germanien verwaist;
Und hätt ich einen Schwung dem Pindus nachzukeichen:
So müßte doch mein Lied dem Urbild weichen,
Dem Bilde, daß Melanchthon heißt.

So wie Aurorens Aug vom stralenreichen Morgen
Durch Thal und Hügel sieht, und die Natur belebt,
So wenig bleibt der Schweif vom neuen Stern verborgen,
Der sich am Firmament' erhebt.
Ich sehe schon die Kronen hoher Schulen,
Die um Mikrenens Liebling buhlen,
Und Wittenberg erhält das Kleinod seiner Zeit;
Die Eintracht und ein Prinz läßt gute Künste wachsen:
Verewiget in Fridrichen, dem Sachsen,
Den Schutzgott der Gelehrsamkeit.

Schon lang fühlt Griechenland die Macht der fremden Zungen,
Und hört den Wiederhall von ihrem Namen kaum;
Die, die des Römers Ohr einst bis zum Geist durchdrungen,
Hat nur noch als ein Flüchtling Raum.

*) Trug die Bibel immer bey sich.

So eile dann nach dem erhabnen Stuhle,
Dein Hörſaal ſey der deutſchen Schule,
Worinn ſie ſchweſterlich Athen und Rom verſöhnt.
Ich hör die Elbe ſchon, wie laut ſie den Najaden,
Die Gratien auf griechiſch *) einzuladen,
Den ungeſchickten Mund gewöhnt.

VI.

Oratio funebris conſecrandæ memoriæ Ser. & pot. Principis, Dom. Guilielmi VIII. Haſſiæ Landgravii, rel. auctoritate & nomine Acad. Marburgenſis. XV. Cal. Maji 1760 habita à Chriſtoph. Fried. Geigero, J. V. & Phil. D. Conſ. Aul. & Prof Publ. Ord. ſui Decano. Marb. 1761. 15 Bogen in Fol.

Lobreden auf große Fürſten, ſind allezeit für Meiſterſtücke der Beredſamkeit gehalten worden; wenn ſie dasjenige wirklich ſind, was ſie ſeyn ſollen. Iſokrates, der jüngere Plinius, Fleſchier, Boſſuet, Königsdorf, Neukirch, Gundling, Bayer, und wenige andere, haben ihrer Pflicht eine Genüge gethan, und durch ihre Arbeiten, ſowohl ihre Helden und Heldinnen, als ſich ſelbſt unſterblich gemachet. Allein wie viel Verſtand, Geiſt und Geſchmack gehöret nicht dazu, alles das zu leiſten, was die Redekunſt dabey vorſchreibt! Die große Menge

*) Er laß in Wittenberg über den Homer und die Epiſtel Pauli an Titum.

Menge derer, die ihres Zweckes verfehlet haben, überzeuget uns davon: und es ſind wenige große Fürſten und Helden ſo glücklich geweſen, eben ſo große Herolde ihrer Tugenden und Thaten zu finden. So wahr iſt es, daß große Redner viel ſeltner in der Welt ſind, als große Helden und Monarchen! Ja ſelbſt diejenigen, welche ſich oft um die ſchönen Wiſſenſchaften am verdienteſten gemachet, ein Auguſt, Ludewig der XV. Friedrich der I. König in Preußen, und Kaiſer Peter der Große, ſind ſo glücklich nicht geweſen, auf eine anſtändige Art in ihrer Mutterſprache geprieſen zu werden.

Wir ſetzen mit Bedacht dieſen Umſtand hinzu; weil es gewiß iſt, daß alles Lob in einer fremden Sprache, nur ein halbes Lob zu nennen iſt. Wie? wenn Iſokrates ſeine Lobrede auf Athen phöniziſch, oder ägyptiſch gehalten; und Plinius ſeinen Trajan auf griechiſch gelobet hätte: würden die Athenienſer jenem, und die Römer dieſem viel Dank gewußt haben? Es iſt immer nur ein kleiner Theil des gemeinen Weſens, welchem das Lob der Helden heilig ſeyn ſoll, der fremden Sprache des Lobredners kundig. Vor dieſer handvoll Menſchen nun, einen Helden loben, heißt eben ſo viel, als ihnen ein Ehrenmaal, nicht in einem Tempel oder auf einem öffentlichen Platze, ſondern in einem finſtern Keller aufrichten; wo es die wenigſten Sterblichen mit Hülfe einer dunkeln Lampe aufſuchen werden. Eine Lobrede fodert eine große Feyerlichkeit; ſie will an der hellen Sonne, vor den Ohren vieler

tausend Zuhörer gehalten seyn: deren Urtheile und Lobsprüche und Händeklatschen gleichsam den Redner begeistern und beleben muß, alle seine Kräfte anzustrengen; kurz, ein rechtes Meisterstück zu machen. Fehlet es an diesem Sporne, so ist gewiß der Beyfall von ein paar Dutzenden von Zuhörern, die den Redner verstehen, ein viel zu schwacher Antrieb des edelsten Geistes. Und schade, schade für die Mühe! die man für einer solchen handvoll von Gelehrten anwendet, die entweder keine Kenner von guten Reden, oder Feinde und Neider des Redners sind; und alles Gute, das er saget und anbringt, wohl gar durch boshafte Kritiken vergiften und niederschlagen.

Wieviel lateinische Lobreden sind nicht im vorigen Jahrhunderte auf Gustav Adolphen, auf die Königinn Christina, auf König Wilhelmen von England, u. a. m. gehalten und gedrucket worden? Allein, wer liest sie? Wer weis sie? Und sind die anderthalb Gelehrten, denen sie zuweilen zufällig in die Hände fallen, wohl ein sattsamer Lohn, des darauf angewandten Fleißes? Die zwölf alten Lobreden der Lateiner, in den abfallenden Jahrhunderten, so schlecht auch die meisten sind, haben doch noch mehr Leser, als hundert weit bessere lateinische Lobreden der Neuern. Es ist also gewiß beynah eine verlohrne, oder doch sehr undankbare Mühe, die man in diesem Stucke anwendet: und wir bedauren alle die gelehrten und beredten Männer, die dabey eine beneidenswürdige Stärke anwenden; die aber

nur

nur von sehr wenigen erkannt, schlecht vergolten und sehr bald vergessen wird.

Auf diese allgemeine patriotische Gedanken hat uns gegenwärtige sehr wohlgerathene Lobrede, auf den weil. durchl. Landgrafen Wilhelm den VIII. von Hessencassel geleitet. Dieser in seinem edlen Charakter und recht fürstlichen Thaten große und preiswürdige Prinz, hat in seinem Leben eine erhabene Stelle unter den deutschen Fürsten bekleidet. Er hat auch viele Glückseligkeiten genossen, die seine Tugenden und Eigenschaften verdieneten. Aber selbst nach seinem Tode ist ihm ein Glück wiederfahren, das wenigen, auch großen Prinzen und Monarchen wiederfährt: er ist auf eine würdige, auf eine anständige Art gelobet worden. Die Vorsicht hat ihm einen Lobredner verordnet, der seiner werth war: oder er hat vielmehr selbst einen Mann zum Lehrer nach Marburg berufen, der nicht sein Landeskind war; der aber, auch ohne die Absicht des berufenden, der geschickteste war, dereinst nach seinem Tode sein Lob zu verkündigen.

Der Hr. Hofrath Geiger ist dieser würdige Lobredner seines gnädigen Landesherrn geworden; nachdem er sich schon durch allerley andere Schriften im Staatsrechte, und in den Geschichten, der Welt bekannt gemachet hatte. Die Beredsamkeit ist zwar niemals sein Hauptwerk gewesen; wie er denn auch kein öffentlicher Lehrer derselben ist. Allein, seine übrige weitläuftige philosophische, mathematische und historische Gelehrsamkeit hat ihn niemals abgehalten, auch die schönen Wissenschaften,

die

die Dichtkunst und Beredsamkeit zu lieben. Seine natürliche Fähigkeit aber hat ihn in beyden so stark gemachet, daß wir ihm ohne Häucheley das rühmlichste Zeugniß von beydem geben können. Sowohl seine Rede, als die beygefügten Oden sind Meisterstücke in ihrer Art. Und wir wollen also mit Vergnügen unsern Lesern einige Nachricht von beyden geben.

Es gehörte wirklich viel mehr, als ein magrer lateinischer Sprachmeister dazu, einen Fürsten von der Größe des hochsel. Landgrafen zu loben. Ohne viele Einsicht in die wahre Staatskunde, ältere und neuere Geschichte, sonderlich aber ohne die nähere Kenntniß der hessischen Lande, war hier nichts taugliches zu leisten. Aber in allen diesen Stücken war Hr. Hofrath Geiger eben der Mann, der dazu erfodert ward. Er hatte alle nöthige politische Einsicht, die erhabenen Eigenschaften und Thaten seines Helden zu schätzen; alle Empfindung, ihre Größe zu fühlen und davon gerühret zu werden; und allen Geist und Witz, diese seine Gesinnungen davon, lebhaft und anständig auszudrücken.

Quæ æstuantis fortunæ, Patres Academiæ conscripti, ꝛc. heißt es gleich anfangs, nos terret aura? Quæ fragosa nos lacessit tempestas? quis turbo, quisve mortis assultus? Eheu! decidit insula gentis, decus & tutela Hermionum jacet. Nolite hoc narrare inimicis; nolite nuntiare oppugnatoribus nostris, collapsum esse salutis columen.

Mon-

raubtes Frauenzimmer wieder abnahm, und ihn endlich auch gar erlegte. Darauf ließ man die Gefangenen aus ihren Banden, da sich zuvor des Assangurs Mitgenossen aus dem Staube gemacht hatten. Unter den Gefangenen befand sich der alte Ehremann. Die Einwohner wollten Ottobertен zum Könige haben, er aber schlug es ab.

Im 11ten Buche schickt Ottobert den Ehremann nach Hause. Der grüne Ritter hatte sich verlohren, entdeckte sich aber in einem Schreiben, daß er Radagast, ein Fürst der Obotritten, und das Fräulein des Spanischen Königs Egicks Tochter, Ubertina, sey. Horribal kam auch von der Nachsetzung der Räuber nicht wieder. Unter den losgelaßnen Gefangenen befand sich ein Greis Artaces, der Horribaln suchte. Dieser ging mit Ottobertен zu Schiffe, und erzehlete ihm, von was für fürstlichen Eltern Horribal herstamme, wie seine Eltern so unglückselig gestorben wären, u. ihn noch ganz jung seiner Vorsorge überlassen hätten. Er wäre ihm aber geraubet, und dem Calipha Habdalmelech geschenkt worden. Da hätte man ihn nun in ritterlichen Ubungen erzogen, und endlich in seine Unterrichtung gegeben, indem er bey dem ordentlichen Lehrer in Diensten gestanden.

Artaces fähret das 12te Buch durch in seiner Erzehlung fort. Habdalmelech zog wieder den Abdalla, einen Persischen Rebellen, zu Felde. Der junge Horribal ging mit, und hielt sich ungemein tapfer in der Schlacht. Abdalla forderte einen von dem Heere des Habdalmelechs zum Zweykampf auf. Horribal nahm solchen an, und erlegte den Abdalla. Darauf bekam er Gelegenheit von dem Heere wegzugehen.

Montes Dulgibinorum, Tubantumque agri, ne madeatis rore! & vos fideles Catti, plangite! d. i.

Was für ein Sturm des wallenden Unglücks, ihr ehrwürdigen Väter der hohen Schule, erſchrecket uns? Was für ein wüthendes Wetter, welch ein Wirbelwind, welch ein Anfall des Todes ergreift uns? Ach, leider! der Hauptſchmuck des Volkes, die Zierde und der Schutz der Hermionen liegt auf der Baare! Erzählet es ja nicht unſern Feinden! verkündiget es nicht unſern Beſtürmern, daß die Stütze unſrer Wohlfarth geſunken. Euch, ihr Dulgibinerberge, ihr Felder der Tubanten, müſſe kein Thau befeuchten! und ihr, ihr treuen Catten, weinet! „

Auf einen ſo rührenden Anfang folget der völlige Titel des verſtorbenen Landgrafen, und alsdann heißt es ferner: Vivere deſiit Principium Neſtor &c. non ætate magis, & rebus geſtis, quam pietate & vera Sapientia inclytus; triſtemque reliquit orbem, quem nominis ſui fama implevit, & gloria. Occidere lumina, quæ blando ſuavique adſpectu recrearunt omnes, neminemque a ſe dimiſerunt infortunatum. Expalluit celſæ frontis honos & vultus comitate pleniſſimus, placidaque majeſtate fecundus. Jam cunctos ad triſtitiam compoſitos cerno. Pullati Proceres, trabeati equites, populus mœſtus: omnium ætatum, ſexus & ordinis mortales altiſſimos gemitus edunt, atque luctum publicum, orbitatis & ſolitudinis notas, & judicia, lamentabili pompa oſtendunt; quia non vulgare, ſed triſtificum patriæ funus, libertatis fauciæ reliquias,

quias, & conclamata membra, comitari sibi omnes atque efferre videntur. Multi egregias regnandi artes, belli & pacis decóra, alii Rempublicam, aras & focos alii: universi, qualem Principem amisissent, quem exteræ nationes & gentes Regesque indoluere, secum agitant. O tristia hujus anni primordia! tam acerba, tam insperata, tam intempestiva clade funesta.

Dieß wird verhoffentlich genug seyn, des Hrn. Verf. lateinische Schreibart und rührenden Ausdruck abzubilden. Eben so stark ist seine Abbildung von den gegenwärtigen Drangsalen Deutschlandes. „Wir sahen, heißt es ungefähr, verwüstete Landschaften, ausländische Kriegesschaaren, welche die Wuth des Krieges, und alle Arten des Elendes überall verbreiteten. Schwere Bürden von Gold und Silber, die ein langer Frieden und fruchtbarer Handel so vieler Völker erworben hatte, wurden weggeschleppet und ganz erschöpfet. Nicht minder Blutes verschwendet der Adel täglich, wenn er fürs Vaterland den Geist aufopfern will. Wieviel Todesfälle tapfrer Heerführer, die jenen alten an Lobe gleichgehen; wie viele Opfer der Freyheit sehen wir nicht! Die Blüten der edelsten Geschlechter sind abgemähet, und das gemeine Wesen hat eine Menge der vornehmsten Männer verlohren. Wie viel große Seelen sind nicht den Sternen einverleibet worden! Der strengste Feind dringet auf uns ein, und die Völker werden durch den Druck eines so großen Hasses bestürzt. Von allen Seiten stürmet man mit erbittertem Muthe zusammen, den

den Schmuck des deutſchen Reiches zu untertreten. Gerade, als ob einzelne Mächte zu ſchwach wären, ein Reich zu ſtürzen, das ſoviele Jahrhunderte durch die beſten Geſetze, und durch die hartnäckigteſte Treue ſo vieler Völker befeſtiget worden: ſo verbünden ſich alle, durch ein ſchreckliches Geheimniß; nehmen das letzte Mordgewehr, die Religion, ein gebietheriſches Ding! zum Vorwande; um das Heilige mit dem Weltlichen zu vermengen, und das Oberſte zu unterſt zu kehren: ſo, daß dasjenige, was unzählbare Heere, und die aufgebrachten Fäuſte vieler Nationen nicht bändigen, ja die donnernden und blitzenden Kriegsmaſchinen nicht erſchüttern konnten, nun mit dem Einfalle der Welt zerſchmettert werden ſoll; und die beängſtigten Gemüther; nicht ſowohl durch die gegenwärtige Furcht, als durch den nächſtkünftigen Ausgang, gemartert werden mögen. u. ſ. w.

Doch wir beſorgen den Nachdruck ſeiner Worte zu ſchwächen; wünſchten aber, daß der Ht. Verfaſſer ſelbſt, nach ſeiner Stärke im Deutſchen, die ganze Rede ſeinen Landesleuten, und noch mehr, den wackern Heſſen zu leſen geben möchte. Wieviel Ehre, wieviel Liebe würde er ſich damit erwerben! Wieviel tauſend Leſer würde er nicht bekommen, da er itzo mit ſehr wenigen, vielleicht neidiſchen, kritiſirenden, oder des Lateins nur halbkundigen zufrieden ſeyn muß. Wir ſehen uns aber genöthiget, den ganzen Inhalt ſeiner Rede nur mit kurzem anzuzeigen, daß alles männlich, prächtig, und der Wahrheit und Sache gemäß, darinn vorgetra-

getragen worden. Ja, was noch mehr ist, wir haben des Hrn. Verfassers Klugheit nicht nur in dem, was er gesaget, sondern auch in dem, was er verschwiegen hat, billigen und bewundern müssen. Man weis, was für Behutsamkeit einem Redner in einem Lande nöthig ist, das in Feindes Händen steht; und können uns also leicht vorstellen, wie ihm bey vielen Stellen zu Muthe gewesen.

Von seinen schönen Oden, wollen wir nur einen guten Theil der ersten mittheilen, die Kennern auch vom übrigen einen Vorschmack geben wird. So lautet sie:

Multus per auras intonuit fragor,
Et machinarum percutientium
Aes mugiit, pilisque tument
Oppida sulphureis cremata.

Vastata tellus, spissaque flumina,
Atque arva fuso sanguine pinguia,
Horrenda spectatu relinquunt
Tristificæ documenta stragis.

Ferrata rursum janua panditur
Nondum expiatis uncta cruoribus,
Natosque, maturosque patres
Mors rapuit, rapietque dira.

Jam classicorum terribilis sonor
Perstringit aures; jam litui strepunt;
Jam fulgor armorum feroces
Turbat equos, equitumque vultus.

Abro-

Abrepta ſævo pectoris impetu
Germana Pubes per fera prœlia,
Per damna, per cædes ab ipſo
Ducit opes animulnque ferro.

Proh, quanta bello pars hominum ruit?
Pars quanta læſi? Corporibus ſcatent
Campi peremtis; jamque terra
Sanguineam dolet ipſa tabem.

Vah, noſtra culpa eſt! Nos ſcelerum pudet
Et vulnerum. Quid nos mala miſimus
Aetas? Quid intactum nefaſti
Liquimus? Unde manus Juventus

Metu TONANTIS continuit DEI?
Horrore probri mens humilis pavet;
Hoc fonte derivata clades,
Et dolor in genus omne fluxit

Caſtam nefando reſpuit ambitu
Caterva vecors Lucis imaginem.
Cœtum piorum pravus error,
Impietasque procax laceſſit.

Contemtus hoſti ac opprobrium ſumus,
Vitæque tædet; ferre animus nequit
Supercili faſtum ſuperbi,
Ludibriumque opibus tumentum.

Quæ cura Patrum, quæve dolentium
Vis civium tot motibus imperet,
Turmasque veloces, & arces
Vrbibus impoſitas ſecundet!

Ecquis querelæ conſtituat modum?
Quis vaſta rerum pondera ſuſtinet,
Ludumque Gradivi, gravesque
Principum amicitias & arma?

u. ſ. w.

VI.

De multitudine Linguarum Civitati Litterariæ noxia. Diſſ. acad. Præſide Erico Sotberg Phil. Mag. & Reſp. Pet. A. Urling. 1758. d. 14. Mart. Upſaliæ habita in 4.

Ob wir gleich ſonſt von einheimiſchen akademiſchen Diſſertationen allemal ein Stillſchweigen beobachten, dazu wir zureichende Urſachen zu haben glauben: ſo wollen wir doch in Anſehung der ſchwediſchen, eine Ausnahme machen. Sie erſcheinen in unſern Gegenden ſehr ſparſam, und da uns vor kurzem einige derſelben, die in unſer Feld gehören, in die Hände gefallen, ſo machen wir von dieſer den Anfang. Hr. M. Sotberg iſt ein junger Gelehrter von guter Einſicht. Er urtheilet ſowohl von einer Sprache überhaupt, als von der älteſten Sprache der erſten Menſchen, ganz ver-

vernünftig. Aus jener erſten ſind durch allerley allmähliche Abänderungen erſt verſchiedene Mundarten; ſodann aber ganz andre Sprachen entſtanden. Ein jedes Volk liebet natürlicher weiſe ſeine Sprache; und man kann es ihm auch nicht verdenken, daß es ſelbige auspußet, und darinn die Künſte vorträgt.

Griechenland giebt davon das deutlichſte Beyſpiel und Zeugniß. Da es die Wiſſenſchaften von den Aegyptiern erhielt, hat es ſelbige gleichwohl in ſeiner Mutterſprache fortgepflanzet. Es trieb ſelbige auch dadurch zu ſolcher Vollkommenheit, daß Rom, die Schülerinn der Griechen, die doch auf ihre einheimiſche Ehre ſehr eiferſüchtig war, ſich nicht unterſtund, das Latein mit dem Griechiſchen zu vergleichen; ſondern wohl gar geſtund, daß ſelbiges, in Abſicht auf dieſe, für barbariſch zu halten ſey. S. den Voſſius de Natura Rhythmi apud Morh. in Polyhiſt. Tom. I. L. IV. c. 4. p. 754. und c. 6. p. 775. Horaz, Quintilian, und Gellius bezeugen ſolches an unzählichen Orten.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Muſa loqui.

Gleichwohl ließ Rom, als es die Gebietherinn der Welt geworden war, ſich dieſen Vorzug des Griechiſchen nicht abhalten, auch ſeine Sprache mehr und mehr auszuarbeiten, und alle Wiſſenſchaften und freye Künſte darinn vorzutragen: ja es gieng ſoweit, daß es alle dem römiſchen Zepter unterworfene Völker nöthigte, lateiniſch zu reden:

so wie die Griechen vor ihnen gethan hatten. Jenes bezeugen Augustin, de Civ. Dei L. 19. c. 7 Valerius Maximus L. II. c. 2, und Plutarch in Quæst. Plat. circa fin. p. 1010. S. Baylens hist. krit. Wörterbuch, im I. Bande im Art. Claude. Dadurch nun ist das Latein im ganzen Occidente die herrschende Sprache geworden: und die Gelehrten, haben auch beym Untergange des römischen Reiches, dennoch das Latein beybehalten.

Allein zu unsern Zeiten scheint sich ein böses Gestirn gegen das Latein kräftig zu erzeigen. Es ist fast kein Volk so unedel, daß es nicht in seiner Muttersprache den Musen opfere: und keines redet so barbarisch, daß es nicht seine Sprache der lateinischen gleich schätzen sollte. Die Franzosen treten zuerst auf, und pralen: daß das französische, wie vormals das Griechische und Latein, unter allen Völkern gelesen und verstanden wird; ja daß fast niemand mehr für gelehrt gilt, wenn er nicht französich kann. Wälschland hat sich schon lange bemühet, seine, aus dem hetruriſchen, Latein, und Gothischen vermengte Mundart, durch vielerley Akademien empor zu bringen. Die Engländer haben so eine Menge gelehrter Werke in ihrer Sprache ans Licht gestellet, daß man ihren Reich-

*) Seine Worte lauten so: Germaniæ in deliciis esse studium sui sermonis, testatur societas frugifera, dicta alias die fruchtbringende Gesellschaft; quæ diversi ordinis Virorum Nobilitate & opera jam prædem florentissima, in eo tota fuit, ut, suæ pul-

crim-

Reichthum nicht in Zweifel ziehen kann. Die fruchtbringende Gesellschaft hat seit 150 Jahren gewiesen, wie eifrig auch die Deutschen in der Liebe ihrer Sprache gewesen *) die Spanier, Holländer u. a. Nationen in Europa übergeht er; ob sie gleich auch das ihre gethan haben. Die Schweden sind allen diesen Beyspielen, zwar später, aber desto eifriger gefolget.

Dieß ist der Eingang zu seiner Abhandlung. Hierzu kömmt nun, daß die gesitteten Völker eine gewisse Ehre darinn suchen, hierinn ihren Landesleuten zu dienen, und ihnen den Weg zur Erkenntniß und Wissenschaft zu erleichtern. Denn da die Erfahrung gelehret, wieviel die freyen Künste zur öffentlichen und besondern Glückseligkeit eines Staats beytragen; und es offenbar ist, daß die schönen Wissenschaften nicht nur die Sprache zieren; sondern auch selbst von einer geputzten Mundart einigen Glanz erhalten, dadurch sie sich desto beliebter machen, und den Gemüthern einprägen: so machen die Völker ihre eigenen Sprachen zu Dollmetscherinnen freyer Künste, und halten sie für geschickter dazu, als alle fremden: weil sie den Weg dazu ungemein verkürzen; und weil die Disciplinen selbst dadurch gemeiner, und nützlicher werden.

*) critudini & dignitati restitueret linguam vernaculam: cujus statum erectum atque integrum conservat inprimis h. t. celeberrima Societas Litterarum humaniorum Lipsiensis, seu die Gesellschaft der freyen Künste. S. die obged. Diss. p. 5.

Die Sprachen sind nämlich nicht die Gelehrsamkeit selbst, sondern nur der Schlüssel zum Pallaste derselben. Soviel Sprachen es giebt, soviel Schlüssel giebt es auch. Ob sie nun gleich alle gut sind: so kann man sie doch nicht alle anschaffen. Es ist solches auch nicht nöthig: da man zum Aufschließen nur einen brauchet. Eine andre Sprache zu erlernen, brauchet man viel Zeit und Mühe: seine Muttersprache aber kann man von Kindheit an. Man gewinnet unsäglich viel Zeit und Mühe, die Sachen zu erlernen, wenn man sich nur an die letzte halten darf. Nichts ist also thörichter, als sein Lebenlang mit Anschaffung vieler Schlüssel beschäfftiget zu seyn, und darüber den Schatz zu versäumen, den zu heben man schon Mittels genug in Händen hat; nichts närrischer, als in den muntersten Jahren seines Lebens die Erlernung der Wissenschaften zu versäumen; und seine schönste Zeit und muntersten Seelenkräfte in einem unverantwortlichen Müssigange zu verschleudern.

Ferner saget man, durch die in seine Muttersprache gebrachten Künste und Wissenschaften würden die Riegel abgerissen, wodurch die Unkundigen fremder Sprachen abgehalten würden sie zu lernen. Daher könnte die studierende Jugend eines großen Theiles der Mühe überhoben werden, und viel leichter und eher zu ihrem Zwecke, der Gelehrsamkeit, gelangen. Ja unzähliche andre, die nur ihre Muttersprache wissen, können das, was sie in ihrem Amte und ihrer Lebensart nöthig haben, leicht lernen. Kurz, die freyen Künste können ihrer Schätze

alle

Es traf eben, daß er dahin kam, wo die Gemahlin des Abdalla ihrem Manne das Leichbegängniß hielte. Die Schönheit dieſer Fürſtin, die Noraida hieß, machte ihn verliebt. Er wurde vor Liebe krank. Artaces ſchenkte ihn, als einen Moriſchen Sclaven, der Fürſtin, bey der er ſich durch ſeine Tugenden und Verdienſte angenehm machte. Er rettete ſie aus dem Waſſer, und befreyete ſie vom Muſuban, der ſie vom Throne ſtoſſen wollte. Endlich entdeckte er ſich, und trieb die Tartarn aus dem Lande. Noraida verſprach ihm zur Dankbarkeit die Ehe. Er aber reiſete erſt zum Habdalmelech, mit ihm ein Bündniß aufzurichten. Doch blieb er über die Zeit aus. Artaces muſte ihn alſo ſuchen, der denn auch erfuhr, daß er vom Gennäos gefangen, und mit einem jungen Ritter zu Schiffe gegangen ſey. So weit gehet die Erzehlung des Artaces, und der erſte Theil des Ottoberts.

Der II. Theil.

Der andre Theil fängt ſich mit dem 13ten Buche an. Ottobert ſtieg in Caramanien ans Land, und ging nach der Griechen Feldlager zu. Unterwegens hatte er einen Traum von Ruremunden. Er traf auch den Anädämon an, den er überwindet, und ihm ſeinen Harniſch abnimmt, und ſich ſelbſt anlegt. Ruremunde begegnete ihm. Sie kannte den Harniſch, und griff alſo Ottoberten an. Leucophron, einer von ihres Vaters Bedienten, der itzt mit Ottoberten zog, entdeckte ihr den Irrthum. Drauf ſetzte ſie dem Anädämon rachgierig nach. Sie fand ihn von Mördern ganz umringt, die ihn ſchon tödtlich verwundet hatten.

alle Landesleute theilhaftig machen, und sich viele Liebhaber erwerben: nicht anders, wie Waaren sich viele Käufer anlocken, wenn sie gut, und wohlfeil sind. Ja man hoffet auch, daß Künste und Wissenschaften, in der gemeinen Sprache eingekleidet, desto bessern Fortgang haben, und desto mehr wachsen werden. Griechenland und Rom hätten es gewiesen; wo man keine Zeit mit Erlernung fremder Sprachen verderbte, sondern desto mehr Fleiß auf die Sachen selbst wandte, und daher mit weniger Mühe viel weiter kam, als heute zu Tage mit drey bis vierfacher, die man auf alte und neue Sprachen verwenden muß; die aber so viele mehr von den Wissenschaften abschrecken, als dazu locken, und geschickt machen.

Der Hr. Verf. will nun diese Gründe nicht ganz verwerfen; und gesteht es zu, daß es schön sey, eine ausgearbeitete Muttersprache zu haben. Es sey billig, seinen Landesleuten behülflich zu seyn; und boshaft, sie der nützlichsten Erkenntniß vieler Dinge zu berauben. Es sey also mehr lob- als tadelnswürdig, dasjenige, was dem großen Haufen zu wissen nöthig, und zur Beförderung der Vernunft und Tugend dienlich ist, in einer gebesserten Muttersprache vorzutragen. Allein, da die meisten europäischen Völker bereits entschlossen wären, die gemeine Dollmetscherinn aller helikonischen Landschaften abzudanken, und ihrer Landessprache die völlige Litteratur, alle theoretische und practische Wissenschaften anzuvertrauen: so besorget er auch, daß sie der Gelehrsamkeit überhaupt,

und den Pflegesöhnen der Musen sehr schlecht dadurch rathen. Er meynet nämlich, die Sprachen würden zwar durch die Wissenschaften gebessert: aber nicht umgekehret, die Wissenschaften durch soviele Sprachen befördert. Diese wären nur die Werkzeuge der Gelehrsamkeit: und da man itzo nur diese bearbeitete; so vernachläßigte man die andern. Er hält also dafür, es werde solches der gelehrten Welt schädlich werden. Dieses zu untersuchen betrachtet er nun die Beschaffenheit dieser Republik; was ihr zuträglich und anständig ist, und durch was für Bemühungen und Beschwerden man sie inskünftige wird erhalten können.

Er setzet voraus, daß kein Gelehrter sich allein auf seinen guten Kopf, oder Witz verlassen müsse; sondern fremde Erfindungen und Hülfe nöthig habe. Diese sind nun entweder die alten, oder neuern Lehrer der Wissenschaften, die man in Ehren halten muß. Von der Nothwendigkeit der Alten führet er des sel. Turretins, des Herrn von Alembert, und Hrn. Sen. Bruckers Zeugnisse an: und unsers Erachtens, wird solches niemand läugnen. Die neuern hingegen rühmen sich auf den Grund der Alten viel neues gebauet, und viel erfunden zu haben: welches man abermal nicht läugnen kann. Folglich geben wir auch seine Folgerung zu, daß man beyde lesen, und ihre Sprachen lernen müsse. Er beweist dieses einzeln vom Griechischen, vom Latein, und vom Hebräischen. Erasmus, Turretin, Morhof und Mosheim sind seine Wehrmänner. Jemehr Sprachen man also ler-

lernen muß, deſto mehr Mühe und Arbeit giebt es, gelehrt zu werden. Wer kann das läugnen? Es iſt alſo ſchwer geworden, ein Gelehrter zu heißen. Auch das iſt wahr, allein, wer kann dafür? Die Griechen und Römer haben uns das Spiel verderbt. Mit denen zanke man! Hätten beyde phöniziſch oder hebräiſch geſchrieben, ſo dörften wir nur der Juden Sprache lernen: oder holten wenigſtens die Römer nur griechiſche Bücher geſchrieben, und keine lateiniſche; ſo wären wir wenigſtens mit dem Griechiſchen durchgekommen. Allein da beyde ihre Mutterſprachen zum Schreiben gebrauchet haben: ſo ſind wir alle berechtiget ein gleiches zu thun; und dörfen die andern Sprachen nur zum Leſen verſtehen: welches mit leichterer Mühe angeht, als wenn man ſie auch reden und ſchreiben will. So machten es die Alten; ſo wollen wirs auch machen. Wer nun außer den alten Sprachen, auch noch die neuern lernet, welches vermittelſt des Lateins, mit den Töchtern derſelben leicht angeht: der iſt deſto gelehrter, und verdienet mehr Lob. Die übrigen ſchwachen oder faulen Geſellen, mögen ſich behelfen ſo gut ſie können!

Es wird doch aber allemal beſſer ſeyn, daß man in allen heutigen Sprachen gute Bücher von Wiſſenſchaften hat; als gar keine zu haben. Machten Hippokrates und Galenus, machten Celſus und Plinius, in ihren Ländern keine Pfuſcher in der Heilkunſt: ſo werden es auch unſre Aerzte nicht

beſorgen dörfen, wenn ſie deutſch ſchreiben. Die griechiſchen und lateiniſchen Wörter curiren keinen Menſchen; ſondern die Mittel. Wer dieſe recht anzieht, und die nöthige Erkenntniß des menſchl. Körpers und ſeiner Zufälle, vorher deutſch und deutlich und gründlich abgehandelt hat, der wird noch weniger Pfuſcher ziehen, als wer ſeinen medicinischen Studenten, deren Hälfte gewiß weder griechiſch noch recht Latein kann, in einem Miſchmaſch von griechiſchen und lateiniſchen Kunſtwörtern, einen unverſtändlichen Unterricht giebt.

Mit den Rechten iſt es gewiß eben ſo: ſonderlich, da auf allen Rathhäuſern die Proceſſe, in den heutigen Mutterſprachen geführet werden; und die geſchickteſten Sachwalter itzo kaum drey Worte Latein zuſammen zu ſetzen nöthig haben, oder vermögend ſind. Mit den Philoſophen iſt es noch viel begreiflicher. Da Plato und Ariſtotel, Cicero, Lucrez und Seneca, die Geheimniſſe der Weisheit nicht zu entehren glaubten, als ſie ſelbige in ihren Mutterſprachen vortrugen: ſo werden alle Weiſen berechtiget ſeyn, eben das zu thun. Verſtand und Tugend müſſen nicht ans Latein gebunden ſeyn. Man lehre ſie alſo deutſch, damit ſie ein jeder lernen könne. Ob endlich die Theologen Urſache haben, die Mittel zur Seligkeit lateiniſch vorzutragen, mögen diejenigen entſcheiden, die ſich einen hebräiſchen, griechiſchen oder lateiniſchen Himmel wünſchen, oder einbilden. Will man noch ſagen: aber es wäre gleichwohl beſſer, wenn man

nur

nur eine Sprache lernen dörfte! So antworten wir mit jenem! Wenn es hieße Sum, ſus, ſut, ſo wär es freylich gut. Weil es aber heißt: Sum, es, eſt, ſo mag es bleiben, wie es iſt geweſt.

VIII.

Fortſetzung des Artikels: Choix litteraire. Tom. VI.

Wir fahren fort, unſern Leſern dieſes beliebte und angenehme Werk ferner bekannt zu machen. Es enthält dieſer 6te Theil XI. Artikel, die alle in ihrer Art ſchätzbar ſind, und muntere Köpfe zu Verfaſſern haben.

Der Verfaſſer des 1ſten Artikels iſt der Hr. **Borde**, Mitglied der Akademie zu **Lyon**, der Gegner des berühmten Citoyen de Genève, Hrn. **Rouſſeau**. Er handelt von der **Erdichtung**, und ſuchet zu zeigen, 1) wie nothwendig und nützlich dieſelbe ſey; hernach aber auch, daß, wenn ſie weder nothwendig noch nützlich ſeyn ſollte, die wahren Annehmlichkeiten, die ſie in der Welt vertheilet hat, ſchon hinlänglich wären, zu machen, daß man ſie nicht als eine Kleinigkeit anſähe. Er führet die verſchiedenen Gattungen der Erdichtungen an; die Wunderwerke, Fabeln, Sterndeuterey, Erſcheinungen, Träume, Wahrſagereyen und dergl. und ſaget, daß ungeachtet dieſes alles eine Schande für das menſchliche Geſchlecht geweſen iſt; man

um so vielmehr denen großen Geistern verbunden seyn müsse, die durch Erfindung der Malerey und Poesie, gleichsam eine neue Welt erschaffen, und unsern mühsamen Weg gleichsam mit Blumen übersäet haben. Denn der Mensch ist gewohnet, die Welt nur als eine Schaubühne anzusehen, deren Veränderungen er ansieht, ohne die Triebwerke zu wissen, welche dieselben veranlassen. Sonst wäre es allerdings ein viel edler Werk gewesen, den Irrthum und die Leichtgläubigkeit durch das Licht der Wahrheit zu bestreiten. Allein, der Mensch ist geneigter zu bewundern, als zu erkennen; zu glauben, als zu wissen; zu muthmaßen, als zu entdecken ꝛc. ꝛc. Das ganze Stück ist sehr schön geschrieben, und verdienet, daß es unsre Leser sich selbst bekannt machen; welches um so viel leichter angehen wird, da auch eine deutsche Uebersetzung von demselben zu hoffen ist. Wir wollen zur Probe der Schreibart den Beschluß des ganzen Artikels hersetzen.

„Ich muß noch von einem unschätzbaren Vortheile der Erdichtung reden; dieser besteht darinn, „daß sie mehr als irgend etwas, zur Anmuth in der „menschlichen Gesellschaft beyträgt. Der Geschmack an Künsten, den sie hervorbringt; der „Geist der Philosophie, welcher nothwendig deren „Kenntniß begleitet, sind ein sicheres Mittel wider „die lange Weile; wider diesen heimlichen Feind, „der allezeit der nächste Nachbar des Vergnügens „ist; der dem Glücke dasjenige ist, was der Schatten dem Körper ist, und dem Glückseligen das, „was

„was die Betrübniß dem Unglückſeligen iſt. Man „kann im Glücke nicht zunehmen, ohne in der Zärt„lichkeit zuzunehmen. Wer ſeinen Geiſt bearbei„tet, der vermehret ſeinen Ekel: denn ſo iſt die „Wagſchale des Guten und Böſen beſchaffen. Was „ſind wir alſo denen Ergetzungen nicht ſchuldig, „welche der Geiſt aus der Erdichtung ſchöpfet? „Gleichwohl hat es zu allen Zeiten Ergetzungen ge„geben; aber die Art, dieſelben auszudrücken, die „Wahl, die Veränderungen, die ſie von einem „erleuchteten Geiſte erhalten, dieſe ſind lange Zeit „unbekannt geweſen. Es war gar keine Geſell„ſchaft; man kannte ſo gar ihren Namen nicht ein„mal: man kannte ſie nur, in ſo weit der Eigennutz „eine ſtiften kann. Die Annehmlichkeiten des Wi„tzes mußten alſo dieſe neue Geſellſchaft errichten, „deren feſtes Band der Geſchmack iſt, und die die „Geſetze derſelben vorſchreiben. Eine gegenſeitige „Hochachtung iſt der Grund derſelben, und die „Annehmlichkeiten bieten die Quellen dazu dar. „Ich endige, mit dem Geſtändniſſe, daß der Aus„druck, Annehmlichkeit, dasjenige nicht recht aus„drücket, was er bedeutet; ich möchte es lieber „eine angenehme Tugend nennen. Vieleicht „wäre ſie nützlicher, als die erhabenen: denn ſie fin„den allenthalben ſtatt; ſie wirken ohne Unterlaß, „und ſind das wahre Gewebe des Lebens. Ein „ſtrenges Verdienſt, iſt ein Verdienſt, dem es an „etwas fehlet; aber die Kunſt zu gefallen, ſetzet alle „Tugenden voraus. Dieß iſt ihr angenehmſtes

„Recht,

„Recht, ihr würdigster und ihr schmäuchelhafte-
„ster Lohn. „

Der 2te Artikel ist ein **Codicill zu Dr. Jonathan Swifts Testamente**, welches unsern Lesern aus des Hrn. Steuersecretär **Rabeners** beliebten Schriften schon bekannt ist. Nur müssen wir wegen der Note, die unter dem Titel steht, und davon die letzten Worte sind; sous des noms Anglois il attaque les ridicules de ses Compatriotes, **unter engländischen Namen, sieht er die Auslachenswürdigkeiten seiner eigenen Landsleute an**, bemerken: daß dieser Titel selbst eine sehr höfliche Art ist, den Ausländern ihre Thorheiten zu sagen. Es giebt noch sehr viel Narren außer Deutschland: und wenigstens die Proben, die wir von zwoen Nationen durch die Jünglinge, die sie uns herausschicken, gesehen, beweget uns zu glauben: daß sie Dr. **Swifts** Testament alle beyde auch für sich brauchen könnten; und doch jährlich noch viel Exspectanten haben würden.

Der 3te Artikel ist eine Abhandlung über die Worte: **Der Mensch sey gröſſer durch den Gebrauch der Gaben, als durch die Gaben** selbst. Diese Abhandlung ist der Akademie zu **Marseille** eingereichet worden: und weil sie dem Herausgeber besser geschienen, als die, so den Preis davon getragen; so hat man sie hier eingerücket. Der Beweis davon fällt dem Verf. leicht. Die Gaben, heißt es, sind ein Geschenk des Himmels. Die Ehre derselben gehöret also nur dem Urheber derselben zu. Der Mensch hat kein Verdienst dabey,

als durch ihren Gebrauch. Er ist also viel größer durch den Gebrauch der Talente, als durch die Talente selbst. Oder, um dieser Wahrheit noch mehr Nachdruck zu geben, damit man nützliche Folgerungen daraus ziehe, so will ich zuerst zeigen: daß die Gaben an sich, nicht die Größe eines Menschen ausmachen; und sodann darthun, daß sie sich nur auf den Gebrauch derselben gründet. u. s. w.

Der 4te Artikel ist aus der Encyclopädie genommen, und handelt von der **Begeisterung.**

Der Verf. bemerket, wir hätten noch keine zureichende Erklärung dieses Wortes; und hält es zum Fortgange der schönen Künste für nützlich, die wahre Bedeutung desselben zu suchen und festzusetzen. Gemeiniglich verstehe man dadurch eine Art von Raserey, die sich des Verstandes bemächtiget, die Einbildungskraft erhitzet, sie erhöhet und fruchtbar machet. Es ist eine Entzückung, saget man, die einen treibt außerordentliche Dinge zusagen oder zu thun. Allein, was ist das für eine Raserey? Woher entsteht sie? Das hätte man uns eben lehren sollen; und darum hat man sich am wenigsten bekümmert.

Der Hr. Verf. hat recht: denn die witzigsten Köpfe der Ausländer sind am wenigsten Philosophen gewesen: und wollte Gott, daß es nicht auch bey uns Mode zu werden anfienge: daß man sich bey solchen Gegenständen der schönen Wissenschaften, nur in dunkle und prächtige Wörter verstecket,

und

und seinen Lesern dadurch einen blauen Dunst vormachet *). Doch der Verfasser fähret fort.

Anfänglich glaube ich, daß die Bewegung, die den Geist erhebt, und die Einbildungskraft erhitzet, nichts weniger, als eine Raserey ist. Diese uneigentliche Benennung ist bey kaltem Blute erfunden worden; um eine Ursache anzuzeigen, deren Wirkungen einem nothwendig als außerordentlich vorkommen müssen. Man hat geglaubet, ein Mensch müßte ganz außer sich seyn, um Sachen hervorzubringen, die wirklich die Leser, oder Zuschauer außer sich setzeten. Hiezu setze man noch die wahre oder erdichtete Begeisterung der heydnischen Pfaffen, die sie aus Marktschreyerey noch mit Gebärden und Verdrehungen ausputzeten: so wird man den Ursprung dieser Benennung haben. Der Pöbel hatte diese letztere Begeisterung die poetische Raserey genennet; und die Pedanten des Alterthums, die vieleicht noch engere Köpfe hatten, als der übrige Pöbel, gaben auch dem Dichtergeiste eben diesen Namen einer poetischen Raserey. u. s. w.

Der 5te Artikel ist ein satirisches Stück: Pensées detachées genannt. Da die ernsthaften Vorstellungen gegen die Ungläubigen unkräftig geworden sind, so hat der Verfasser geglaubet, in ihrer Sprache, nämlich kurzweilig, mit ihnen zu reden: und es ist ihm nicht übel gelungen. Z. E. Ein Saal erschallet von Lobsprüchen. Ein neuer Akademist er-

*) S. Hrn. Youngs Abh. von den Originalschriftstellern, S. dieses Neueste des 1760sten Jahres a. d. 671. u f. S.

ten. Sein Unglück rührte sie, so daß sie die Mörder von ihm zurücke trieb. Sie brachte ihn auch zu einem Einsiedler in der Nähe, und gab sich ihm zu erkennen. Er bereuete sein gottloses Verfahren gegen sie, und setzte sie zu seiner Erbin ein. Hierauf starb er.

Das 14te Buch. Ottobert war ganz verwirrt und böse auf sich, daß er Kuremunden bestritten, und sie ihm aus dem Gesichte gekommen. Er suchte sie daher, und fand sie auch unter einem Baume schlafend. Sie begegneten einander höflich, und Ottobert machte sich dadurch bey ihr beliebt. Kuremunde hatte ihr Pferd verlohren. Ottobert nahm sie also mit auf das seinige. Der Tarter Tortugan griff sie beyde mit seinen Leuten an. Sie wurden auch von ihm mit zersprungenem Sattelgurt herab gestochen. Allein er muste seinen Frevel mit dem Leben bezahlen, und sie machten sich beyde beritten. Darauf fanden sie Siegewalden. Er stritt mit den Seeräubern, die Adelinden nach Damasco liefern wollten. Sie halfen ihm den Sieg erhalten, und diese unvermuthete Zusammenkunft war ihnen allesamt erfreulich.

Im 15ten Buche trennen sich diese Freunde wieder. Siegewald wendet sich, nebst seiner Adelinden und Duraldan, nach Norden: Ottobert aber geht mit seiner Kuremunde nach Cypern. Unterwegens trifft er das Scarpantische Schiffheer mit Horribaln an. Dieser erzehlt ihm seine weitere Begebenheit. Es habe sich nehmlich Prinz Ulid in seine Noraida verliebt, auch ihre Länder mit einem Kriegesheer überzogen. Doch Noraide wäre ihm noch nicht in die

Hän-

erhält mehr Beyfall, als jemals Fenelon, Boſſuet oder Polignac erhalten hat. Man läuft, man dringet hinzu. Ich folge dem Schwarme. Kaum lange ich an, ſo höre ich ein Händeklatſchen. Ich nähere mich, horche und höre den ** der eine Abhandlung lieſt, die voll falſcher Gedanken, Widerſprüche und Ausdrücke iſt, die nicht zuſammen gehören. Man unterbricht ihn bey jedem Satze mit Händeklatſchen. Man ſaget einander: das iſt göttlich, das iſt wunderwürdig! Wie denn? ihr Herren! ſeht ihr nicht, daß dieſe Schreibart roh, und mager iſt, daß die Gedanken wie ein Paternoſter aufgefädelt ſind? daß man den Mangel der Klarheit und der Beweiſe mit einer falſchen Tiefſinnigkeit verhüllet? Ihr wiſſet es eben ſowohl, als ich, ſaget ihr. Aber — — Was aber? Ich verſtehe euch! Der Glauben leidet keine ſtrenge Demonſtrationen!

Der 6te Artikel iſt eine Abhandlung über die Liebe zur Hochachtung. In dem vorgeſetzten Schreiben des Verfaſſers iſt eine bündige Kritik der Encyklopädie. Der Verf. entſchuldiget ſich, daß er einer Abhandlung aus dem II. Bande dieſes Choix litteraire, von der Ehrliebe, widerſpräche. Allein, ſaget er, ich widerſpreche nicht den Encyklopädiſten, ſondern dem Abbadie, aus dem man den ganzen Artikel abgeſchrieben hat, ohne ihn zu nennen. So hat man auch den Art. Amour conjugal, aus dem Buche Les Mœurs geſtohlen. Kurz, ſaget er: Ein ſo berühmtes Werk, das alle heutige Erkenntniſſe in Wiſſenſchaften und Künſten ent-

halten ſollen, hätte in einer ganz andern, als der alphabethiſchen Lehrart erſcheinen müſſen. u. ſ. w.

Der 7te Art. iſt eine Erzählung, Zemin und Gunhild, aus dem Deutſchen überſetzet.

Der 8te Art. iſt der zweyte Geſang des Gedichtes Amyntor und Theodor.

Der 9te Art. iſt das Vergnügen, ein Gedicht.

Der 10te Art. ein Schreiben in Verſen, an den Hrn. Rouſſeau, Bürgern von Genf.

Der 11te Art. iſt ein verliebtes Schreiben, an die bekannte Madame de . . . .

IX.

Les Caracteres. Par Madame de P**** A Londres 1761. in 8. II. Vol.

Unter ſo vielen Büchern, die ſeit Theophraſts Zeiten dieſen Titel geführet haben, verdienen dieſe vor vielen andern geleſen zu werden. Die Frau von Puiſieux, denn ſo heißt ihr Namen, iſt die Gattinn eines durch viele Schriften berühmten Parlaments-Advocaten zu Paris; und hat ſelbſt ſchon vor dieſem, Conſeils à une Amie herausgegeben, die ſehr wohl aufgenommen worden. Auch dieß Buch iſt ſchon vor zehn Jahren zuerſt im Drucke erſchienen. Im Anfange dieſes Buches redet ſie einen gewiſſen Herrn an, der ſie um Unterweiſungen für ſeinen Sohn erſuchet hatte.

Was

Was begehren sie von mir, mein Herr! hebt sie an: Lehren, für ihren Sohn? Es giebt ihrer genug! Man hat soviel für junge Leute geschrieben. Sie werden itzo so gut erzogen; man bringet ihnen so zeitig die Gesinnungen der Ehrliebe bey; sie sind so gut von den Pflichten der Gesellschaft, und ihres Zustandes unterrichtet, daß es vergeblich wäre, ihnen neue Vorschriften zu geben. Gesetzt aber, ihr Hr. Sohn wäre nicht so vollkommen, als die andern: was wollten sie ihm sagen? Daß er mich lesen solle? Er würde es nicht thun; indem er glaubte: er wüßte schon mehr, als er brauchte. Denn gewiß er ist mit der Ueberzeugung aus der Schule gekommen: daß man ihm weiter nichts beybringen könne, als Capriolen zu machen, und auf der Violine zu spielen.

Das sind die Ursachen, warum sie ihr Buch nicht an den Sohn, sondern an ihn selber richten wollen. „Ihr Hr. Sohn ist viel zu jung, saget sie, um ein Frauenzimmer geduldig anzuhören; und meine Stimme ist viel zu traurig für seine Jahre.„ Sie will es ihm also frey heraussagen, was sie von unzähligen Sachen denket, und was sie in ihren Rathschlägen an eine Freundinn nicht hat anbringen können.

Nun gehen ihre Betrachtungen an: aber sie verspricht keine Ordnung, Methode oder Lehrart darinn zu beobachten. Sie saget, meine Schriften haben weder Anfang, noch Mittel, noch Ende. So sind sie, so werden sie bleiben. Man muß sie entweder nicht lesen, oder sich das gefallen lassen.

Das klingt in dem Munde eines Frauenzimmers, zumal eines französischen, ganz natürlich. Wir wollens uns also nicht befremden lassen.

Ihr Sohn ist zwölf Jahre alt, saget sie zu ihrem Freunde: wozu bestimmen Sie ihn? Soll er Kriegsdienste thun? Nehmen Sie ihn nur geschwind aus der Schule. Er hat da nichts mehr zu thun. Die Zeit, die er da länger bliebe, wäre für seine Beförderung verloren. Nicht die Lehren seines Lehrmeisters, sondern ihre Anschläge braucht er. Wäre ihr Sohn ein großer Herr, so würde ich ihnen sagen: Geben sie ihm einen Edelmann zum Hofmeister, dessen Wissenschaft und Sitten ihnen bekannt sind. Ich bewundre in allem den Verstand der Deutschen; sonderlich aber in der Gewohnheit, daß sie die Erziehung ihrer Kinder, Leuten von dem besten Stande anvertrauen, die Freunde ihrer Untergebenen seyn können; und nur in Ansehung des Vermögens von ihnen unterschieden sind. Hier, (in Frankreich, und Paris) gewöhnet sich ein junger Mensch, seinen Hofmeister als einen Bedienten anzusehen, der nur gemiethet ist, ihn zu quälen. Er wird ihm also gram; und verstellet sich vor ihm, um sich einem Lackeyen völlig zu entdecken: dafern nicht etwa der Hofmeister diesem Nebenbuhler den Rang abläuft, und durch niedrige Gefälligkeiten seine Freundschaft gewinnt: welches gewiß das größte Unglück ist, so ihm wiederfahren kann.„ So urtheilet die Fr. von Puisieux von der Auferziehung: und dergleichen Gedanken folgen noch viel mehrere: die wir wünschen möchten,

gut

gut deutsch übersetzet zu sehen: wenn es geschehen könnte, ohne viele etwas gar zu französische, d. i. schlüpferige, und für die Jugend beyder Geschlechter gefährliche Stellen des Buches, mit zu übersetzen.

Was nämlich sonst für eine Unordnung der Pariser Lebensart gehalten worden, das ist, wie wir aus diesen Charaktern sehen, nunmehr zur Mode, ja zur Gerechtigkeit geworden. Z. E. a. d. 27. S. heißt es: Die Weibsbilder scheuen sich nicht mit vielen Liebhabern im Verdachte zu stehen; würden aber einen einzigen durchaus nicht gestehen. Gleichwohl ist es lange nicht so unanständig, seine Neigung gegen einen liebenswürdigen Menschen zu gestehen; als dafür gehalten zu werden, daß man sehr vielen, und sehr gemeinen, zugethan sey. Die Männer sind nicht gewohnt, so viel Umstände zu machen. Sie lassen es glauben, daß sie geliebet werden; so wenig auch eine Frau der Mühe werth ist. Sie helfen wohl gar darzu, indem sie es ausplaudern: wenn dieß das einzige Mittel ist, es zu erlangen. Gleichwohl ist dieses die häßlichste Undankbarkeit, den guten Namen einer Frau zu beschmutzen, die sich gewaget hat, sie glücklich zu machen. Gesteht doch einige Zärtlichkeit gegen sie: aber erwecket nur keinen Argwohn von ihrer Gegenliebe. u. s. w. Doch das ist eine der feinsten und erträglichsten Stellen.

A. d. 29. S. Das weibliche Geschlecht ist zu Paris häßlich: gleich wohl ist das Frauenvolk verbuhlt, und verliebt. Das sehe ich durch die Fin-

ger: aber das nicht, daß sie einander verabscheuen, wie sie alle thun: und über den geringsten Vorzug eifersüchtig sind. 23. — Dergestalt sind die Weiber nur zu einer Sache gut; aber gerade nicht miteinander in Gesellschaft zu leben. Sie werden also wohlthun, daß sie einander nur im Schauplatze, und beym Spiele sehen. „

„Die Männer haben einen großen Vorzug vor uns, das ist, von ihres gleichen gelobet zu werden, wenn sie es verdienen. Dahingegen nur die Männer uns die Eigenschaften zugestehen, die wir wirklich haben. Es ist unsre Art, uns über die Ungerechtigkeiten unserer Geschlechter durch die Bewunderung und Hochachtung des andern zu trösten. Ich kenne eine sehr artige Person, welche gewohnt war, wenn sie von ihrer Gestalt lästern hörte, zu sagen: **Um mich zu rächen, will ich morgen einen Liebhaber ungetreu machen.** „

So denket und lebet man zu Paris. Doch wir müssen auch etwas Gelehrtes von unsrer Fr. v. P. hören.

Auf der 99sten S. saget sie sehr gescheid: Es ist ein großer Vorzug eines witzigen Kopfes, wenn er die Gabe hat, sich deutlich und klar auszudrücken. Man muß allezeit voraussetzen, daß man mit Leuten von wenigem Verstande redet: damit man sichs angewöhne, deutlich zu reden. Alle Welt kann nicht rathen. Und es ist selten, Leute zu finden, die andern an den Augen ansehen, was sie sagen wollen. Die Sprache der Orakel ist nicht mehr im Schwange: und man könnte sein Leben sehr leicht einsam zubringen,

gen, wenn man nichts als Räthſel vorzubringen hätte.

So gülden dieſelbe Anmerkung, und ſo ſehr ſie unſern neuen Schriftſtellern anzupreiſen wäre; ſo ſehr wäre es auch zu wünſchen, daß die Fr. v. P. ſie allezeit beobachtet hätte. Allein bisweilen geräth auch ſie in einen ſo tiefſinnigen Ausdruck; daß uns Perſonen, die gewiß Scharfſinn genug beſitzen, geklaget haben: Der Kopf thäte ihnen weh, wenn ſie nur drey oder vier Blätter von dieſen Charaktern hintereinander läſen. So gedrungen, und vollgeſtopft ſind bisweilen ihre Gedanken.

Noch einen gelehrten Biſſen der ein wenig länger iſt. A. d. 163ſten S. ſteht: Die Glückſeeligkeit iſt eine Kugel, nach der wir alle laufen, und die wir mit dem Fuße fortſtoßen, ſobald ſie ſtehen bleibt. Dieſe Uebung führet uns ſehr weit, wenn ſie uns zu misfallen anfängt. Man iſt ſehr müde, wann man anfängt ſich auszuruhen, und die Kugel laufen zu laſſen. Alsdann läſtert man auf das Leben, und ſchmählet auf alles; nur auf ſich ſelber nicht. Schreibt man irgend, ſo machet man traurige Bücher, worinn die einzige Wahrheit deutlich ins Auge fällt: daß der Verfaſſer ſeine Zeit übel angewendet hat, und darüber verdrüßlich iſt. Man rühme mir Epiktets Weisheit, ſo viel man will; ich wollte eben ſogern mein Leben unter Gräbern, mit Leſung der Grabſchriften zubringen; als ſolche traurige Sittenlehren leſen. Mag es doch ſeyn, wie er vorgiebt, daß es leichter ſey, von der Summe unſrer Leiden etwas abzuziehen, als zur

Summe unſrer Vergnügungen etwas hinzuzufügen; oder daß hingegen Epikur recht habe. Mir liegt wenig daran. Ich ſehe klärlich, daß derjenige, der ſich nur eins von dieſen beyden vorſetzt, ſein Glück nicht verſteht. Es war die Meynung eines gewiſſen Ariſtippus, und iſt auch die Meinige. Ich glaube, man muß überall, im Glücke wie im Unglücke, in der Erniedrigung, und in der Hoheit, eine gute Faſſung behalten. Ariſtippus konnte, wie es heißt, an der Könige Tafeln ſitzen, und doch auch in Diogens Faſſe, Kraut und Wurzeln eſſen. Das iſt mein Philoſoph! Im Scharlach iſt er glücklich; unter einem groben Kittel auch. Der Zufall vermag nichts über ihn. Er genießt der Güter, die ihm das Glück zuwirft; doch iſt er bereit, ſie ihm ohne Murren wieder zu geben. Seine Tugend iſt ein Mantel, der ihm bey dem ſchlimmſten Wetter immer bleibt. Soll er Schmerzen erdulden, oder Luſt genießen: mein Philoſoph ſpielet ſowohl Epiktets, als Epikurs Rolle. — — —

Man durchlaufe Fontenellens Abhandlung von der Glückſeligkeit: ſo wird man wider Willen ſagen müſſen: Der Schriftſteller war glücklich. Vieleicht wird man weniger Unterricht von ihm erhalten haben, als aus Maupertuis Verſuche einer Sittenlehre: allein man wird vergnügter vom Leſen derſelben aufſtehen. Ihr werdet das Leben lieber haben, nachdem ihr den Fontenelle geleſen: aber ihr werdet euch faſt den Tod wünſchen, nachdem ihr den Maupertuis geleſen. Ich möchte faſt ſagen, der eine gebe euch lauter Leckerbiſſen, die euch im Munde

schmelzen; der andre aber werfe euch Nüsse unter die Zähne, die hart zu beißen sind; und bisweilen den Mund nur mit Staube füllen. Fraget Fontenellen, was das Vergnügen ist; und fürchtet nicht, er werde euch antworten: es sey überhaupt jede Empfindung, welche die Seele lieber haben, als entbehren will. Welch eine traurige Beschreibung des Vergnügens! — — Es scheint Maupertuis habe alle Welt einer ihm eigenen sittlichen Rechenkunst unterwerfen wollen. Das Mehr oder Weniger Vergnügen, oder Schmerzen, das Mehr oder Weniger Empfindlichkeit von beyden hat. Theilet unser Geschlecht in unzähliche Classen, von glücklichern, oder unglücklichern Menschen; unter welchen nur eine einzige ist, bey der Glück und Unglück im Gleichgewichte steht. Ueber dieser Classe hebt das Leben an, ein Vortheil; unter derselben, ein Nachtheil zu seyn. Man hätte also nicht sagen sollen, daß das Leben für alle Menschen ein Uebel sey. Noch nicht genug. Wer hat es dem Hrn. v. Maupertuis gesaget, daß man Schmerz und Vergnügen allezeit in dem einfachen Verhältnisse der Dauer und der Dichtigkeit schätzen müsse. Das sind seine Worte. Welcher Vernünftige würde nicht lieber den hundertsten Theil eines großen Vergnügens, hundert Jahre hintereinander; als das ganze Vergnügen nur ein Jahr genießen wollen? u. s. w.

Den Schluß mag der Beschluß ihres II. Bandes machen: Es giebt solche verächtliche Feinde, daß sie die Rache nicht einmal verdienen, die man an ihnen ausüben könnte. Es sind elende Satiren-

schreiber, die ohne Mäßigung alles antasten, was sie verehren sollten, ihr Gift auf alles ausspritzen, was ihnen vorkömmt, und sich einbilden, ihre Niedrigkeit zu verbergen, wenn sie alles anbellen und beißen. Ich glaube, solche Leute sind im gemeinen Wesen nöthig: denn sie ziehen den Unwillen aller rechtschaffenen Leute, sich allein zu. ꝛc.

X.

Das glorreiche Jubelfest der königl. dänischen Erbfolge und unumschränkten Gewalt, im königl. akademischen Christianeo den 17. Oct. 1760 mit freudiger Ehrfurcht besungen von Paul Christian Henrici, Professorn der Beredsamkeit und Dichtkunst, der Gesellsch. der fr. K. zu Leipzig, wie auch der deutschen Ges. zu Greifsw. Göttingen und Jena Mitgliede. Altona, bey Burmestern in 4.

Wir haben noch eine merkwürdige Jubelschrift im Vorrathe, die es wohl werth ist, unsern Lesern angezeiget zu werden. Es geschieht solches desto freudiger, je mehr wir uns vergnügen, wenn wir sehen: daß in den dänischen Staaten auch noch Gedichte von gesundem Witze und reinem Geschmacke zum Vorscheine kommen; die dem Vaterlande und unsern Zeiten Ehre machen, und der Jugend zu Mustern angepriesen werden können. Hr. Prof. Heinrici ist den lieblichen Musen treu, und läßt sich

Hände gerathen. Sein Vater, der Sultan, habe ihn zwar wieder nach Hause gerufen, doch wären Noraidens Länder noch nicht ausser Gefahr. Sie habe ihn also suchen lassen, und seine Gegenwart wäre bey ihr itzt höchstnöthig. Er nimmt also Abschied von Ottoberten, und übergiebt ihm die Flotte. Der Poet beschreibt ferner in diesem Buche die Flotten der Griechen und Saracenen, ihre Häupter und Ordnung, wie auch zweyer Griechischen Brüder Feindschaft und Versöhnung.

Im 16ten Buche beschreibt der Dichter die harte Seeschlacht der Griechen mit den Saracenen im Mittelmeer, unfern Cypern, umständlich. Die Griechen musten fast den Kürzern ziehen, als Ottobert kam. Dieser brachte es, nebst der Tapferkeit seiner Ruremunde, dahin, daß der Sieg auf Griechischer Seite erhalten wurde.

Das 17te Buch. Uber diesen Sieg stellete man aller Orten Freudenbezeugungen an. Ottobert und Ruremund wollten wieder nach Scarpanto schiffen; ein Ungewitter aber trieb sie in eine öde Insel. Allda traffen sie Euphrasien, eine Tochter des Thamyras, an, der mit bey ihnen war. Diese erzehlet ihnen ihre Unglücksfälle, und wie sie hieher gekommen sey. Ottobert führet ihr wieder ihren Vater zu, den sie vor todt hält; und dieser nimmt sie höchsterfreut nach Scarpanto.

Im 18ten Buche läßt der Poet Ottoberten fahren, und siehet, wie es Siegwalden gehet. Dieser schiffete nach Italien zu, und stieg in Venedig aus. Daselbst erfuhr er, was zwischen dem Longobarder Könige Cunibert, und Herzogen von Friaul, Alachis,

vor

sich durch nichts von der guten Bahn zum Helikon abtrünnig machen.

Gleich die Zuschrift an des durchl. dänischen Kronprinzen königl. Hoheit zeiget einen heitern Geist und geläuterten Geschmack. Es heißt:

O Prinz! die Huld, die Dich umgiebt,
Reizt auch den Blick der Castalinnen,
Dein Geist, der alles Schöne liebt,
Muß ihre Künste liebgewinnen.
Sie sehn mit zärtlicher Begier,
Wie manche Tugend itzt in Dir
Die Lust der spätern Welt bereitet:
Sie merken schon auf jeden Schritt,
Und gehen ihm zur Seite mit,
Wohin Dein Mentor Dich begleitet.

Solcher Strophen folgen noch zwo: und alsdann hebt das Lobgedicht selber an. Man kann es mit Recht episch nennen: denn es erzählt den ganzen Verlauf von der dänischen Herrschungsart, sowohl vor, als nach erlangter unumschränkter Monarchie. Es hebt an:

Die Wünsche sind erfüllt! der große Tag ist da,
Der Tag, dem dieses Chor so froh entgegen sah,
Auf den sich unsre Pflicht mit früher Inbrunst freute,
Als sie des Frühlings Schmuck, ihr Friedrichsfest erneute

Dieß zielt auf ein andres feyerliches Gedicht, welches uns eben dieser geschickte Dichter, den 31sten März eben dieses Jahres, im Drucke geliefert; und welches ihm eben so gut gelungen war.

Wir riefen damals schon mit iedem Biedermann,
Den Schutzgott unsers Hayns um diesen Jubel an;
Und Friedrichs Gütigkeit, die Pflicht und Lust vermehret,
Hat in der Völker Wunsch, auch unsern Wunsch erhöret.

Genug vom Anfange: dessen muntres, aber dabey fließendes und angenehmes Wesen, jedes harmonische Ohr nach dem folgenden lüstern machet. Allein, wir wollen nur einige besonders lebhafte und dichterische Stellen unsern Lesern zur Probe geben. Es ist dieß diejenige Begebenheit, die zur Staatsveränderung Dännemarks den Weg bahnte. Hier hat der Dichter gleichsam seine ganze Kraft versammlet, eine recht epische Heldenerzählung zu machen. Sie steht auf der 15ten Seite.

Ein fürchterlicher Held, die Geißel der Sarmaten,
Dringt dort aus Pommern an, und dringt auf Dännmarks Staaten.
Und setzt auf Holstein zu; der Schrecken vor ihm her!
Ihn hält kein Schanzwerk auf, und keine Gegenwehr.
Umsonst zieht unsre Macht sich hier und da zusammen:
Er wirft die Vesten um, und stürzt die Stadt in Flammen.
So streift er Holstein durch, und Noth und Ungemach,
Und Raub und Plünderung ziehn zum Gefolge nach.
Er fährt durch Schleswig hin, wie, nach durchbrochnen Dämmen,
Es, unsre Züchtigung, die Fluthen überschwemmen.
Er bricht in Jütland ein: nun rückt er an den Belt.
Vielleicht, wann hier der Strom uns Treu und Glauben hält, — —
Dich nein! er dienet gar dem uns so falschen Glücke:
Er stimmt sein treibend Eis, und macht dem Feind die Brücke:
Und Fühnen ist dahin; und eh es Seeland meynt,
So bringt sein Belt auch ihm den immer kühnern Feind:

Und

Und kaum wird noch einmal durch Rothschilds harten Frieden,
Der ungerechte Streit auf kurze Zeit entschieden.

So fühlte jenesmal der Helden Vaterland
In seiner Feinde Macht der Schickung schwere Hand!
Uns überwand ein Volk, das wir vorhin besiegten:
Weil itzo wider uns Feind und Verhängniß kriegten.

Nun hat doch, wie es scheint, das Wetter sich gelegt.
Allein es scheint nur so, so lang es Wolken trägt,
Die, noch von Keilen schwer, aus neuen Schwefelbächen
Den Dunst zusammen ziehn, um stärker loszubrechen.
Ein aufgebrachter Feind scheut keinen Friedensbruch:
Und Schwedens kühner Fürst wagt auch den zweyten Zug.
Anstatt, nach Heldenbrauch, den Krieg uns zu erklären,
Führt er die Flotten an, um Seeland zu verheeren.
Nun soll nicht Schonen nur, die Beute wär zu klein,
Nun soll ganz Dännemark der Herrschsucht Opfer seyn.
O Himmel! willst du dieß? Ich sehe Copenhagen
Bereits die ganze Wuth des großen Stürmers tragen.

Die Stadt hat keinen Schutz, als Friedrichs Heldenmuth,
Und ihrer Bürger Treu, die nun fast Wunder thut.
Hier zieht kein feiger Schwarm gedungener Soldaten;
Hier kämpft der Patriot, wie ehmals Römer thaten.
Ein König kämpft, und wehrt des Reiches nahem Fall,
Sein Prinz, die Königinn, der Hof eilt mit zu Wall.
Hier ficht der Musensohn, sein Vaterland zu schützen:
Den Degen, den er sonst, auf stillen Musensitzen,
Zum Schimpf der Tugend zieht, den zieht er hier mit Ruhm,
Und in der Königsstadt für Pallas Heiligthum.
Kein Stand, ja kein Geschlecht, scheut hier ein blutig Eisen.
Der Jüngling fliegt herbey: hier eilt die Last der Greisen
Der kühnen Jugend nach: und Friedrich fehlet nie;
Sein Beyspiel reißt sie fort, und ruft noch Muth in sie.
Er thut, wie Helden thun, die erst ihr Reich erwerben,
Und mit ihm will sein Volk itzt siegen oder sterben.

Wir

Wir müßten noch etliche Seiten abschreiben, wenn wir alles Schöne im Zusammenhange mitnehmen wollten. Allein, das männliche Feuer dieser Stelle, der majestätische Wohlklang der Verse, die edle Deutlichkeit der Ausdrücke, und die lebhafte Schilderung der damaligen Umstände, zeigen schon die ganze Stärke des Dichters. Doch noch folgende Stelle von der 19. und 20sten Seite müssen wir unsern Lesern gönnen; weil wir leider das natürliche Vorbild davon in so vielen verheerten Landschaften mit Grausen vor Augen sehen.

Kaum hat wol je ein Volk, wenn, unter ihm erschüttert,
Der Erde Grund gebebt, nachdem es ausgezittert,
Das Ende seiner Angst so gern, so froh gesehn,
Als itzt durch Dännemark die Friedensbothen gehn.
Doch, wie die Stille dort nun Scenen erst entdecket,
Wo der verheerte Grund durch grause Bilder schrecket;
Hier Tiefen ausgehöhlt, dort Felsen eingestürzt,
Hier Stadt und Dorf versenkt, dort Inseln abgekürzt:
So sieht itzt Dännmark erst, vom Frieden aufgeklaret,
Wie wütend es der Krieg und sein Gefolg verheeret.
Wo Feldbau und Gewerb in voller Blüthe stand,
Da liegen Städte leer, und Dörfer abgebraunt,
Und Vestungen geschleift, und Schiffe noch versenket:
Und, was die Redlichen am allermeisten kränket,
Wo irgend noch der Feind den Rest gelassen hat,
Da raubt jetzt ungescheut der frevelnde Soldat.
Mord, Zwietracht, Meuterey, mit dem Verfall der Sitten,
Sind jetzt als Feinde da, die Wohlfart zu zerrütten.
O! wenn nur Deutschland einst, nachdem es ausgekrieyt,
Nicht auch an gleicher Noth von neuem niederliegt!

Zum Beschlusse wollen wir die Anrede des Dichters an das dänische Volk, und an die Geschichte hieher setzen. So klingen sie auf der 22. und 23. S.

Und du, vergnügtes Volk! dem so sein Wunsch gelingt,
Dem sein bethränktes Feld der Freuden Aernte bringt!
Beweine keine Noth, du hast beglückt gelitten:
Bereue keinen Krieg, du hast dein Heil erstritten.
Dein Friedrich, der bisher nur auf dein Wohl gedacht;
Befördert es nunmehr mit unbeschränkter Macht.
Verehr in seiner Macht, und preis in seiner Milde
Die höchste Majestät: sie strahlt in seinem Bilde,
Sie spricht durch seinen Mund, sie winkt mit seiner Hand.
Den Scepter gab sie ihm, der Gottheit Unterpfand.

Geschichte! preist den Muth der wahren Patrioten,
Die diesem Schlusse gleich die treuen Hände bothen.
Fügt ihre Namen ja den größten Namen bey,
Bezeugt wie Norden auch an Helden fruchtbar sey.
Die, das gemeine Wohl mit starkem Arm zu heben,
Die Macht, die sie gehabt, freywillig von sich geben!
Und die kein eitler Wahn gerühmter Freyheit bläht,
So bald das Vaterland dabey zu Grunde geht.

XI. Nachricht.

Es verdient dem musikalischen Publico bekannt gemachet zu werden, daß man eine neue Entdeckung an den so genannten Flügeln, oder Clavecins gemacht hat, welche dieses Instrument ganz besonders verschönert. Man hat nämlich eine Art von Zugwerk angebracht, wodurch man die zärtliche Bebung, (tremblement) welche gute Spieler auf der Laute und auf guten Clavieren mit so vielem Reize anbringen, auch auf diesem Instrumente vollkommen ausdrücken kann: eine Vollkommenheit, welche die Kenner musikalischer Schönheiten bisher immer an diesem sonst so beliebten Instrumente gewünschet haben. In dem Hauptbaue ist

gar

gar nichts verändert, und die Seyten sind die gewöhnlichen. Das neu erfundne Zugwerk kann man nach seinem Gefallen ziehen oder weglassen, und den Flügel auf die gewöhnliche Art spielen. Man hat ferner dem Spinet und Principal einen Lautenzug gegeben, und eine solche Einrichtung in den Registern gemachet, daß man eigentlich 112 Veränderungen hat. Das Vorzüglichste in dieser Erfindung aber liegt in dem Zugwerke; denn nun ist ein geschickter Clavecinspieler im Stande, nicht bloß mit einer mechanischen Fertigkeit zu spielen, und nur die Prallschläge der Tangenten hören zu lassen; sondern er kann eine gewisse zärtliche Begeistrung, gewisse sanfte und reizende Nebenempfindungen vollkommen ausdrücken, die der Componist nicht stets durch Noten bestimmen kann. Die Seyte folgt dem bebenden Drucken des Fingers, da sie sonst nichts als Schläge der Tangenten annahm: kurz, das Instrument kann so zärtlich und reizend, als die Laute und gute Claviere tractirt werden. Liebhaber der Musik, die Geschmack besitzen, und mehr als den bloßen Mechanismus von den Händen des Spielenden fodern, werden dieser Erfindung, die den Werth des Flügels so sehr erhöhet, unfehlbar Beyfall geben; und über eine so große Verschönerung eines Instrumentes vergnügt seyn, das sich schon durch seine bisherigen Vorzüge der ganzen musikalischen Welt so schätzbar gemachet hat. Gera im Voigtlande 1761.

Christian Ernst Friederici,
Fürstl. Sächs. Gothaisch-Altenburgischer
Hoforgelbaumeister.

Ende des Herbstmonds 1761.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
41
04
42

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor.

Principibus placuiſſe Viris, non ultima laus eſt.

Weinmond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. X. 1761.

Inhalt.

I. Ode auf das hohe Geburtsfest Sr. königl. Majestät in Pohlen ꝛc.

II. Fortsetzung des Auszuges aus dem XXV. Bande der Memoires de Litterature des Inscriptions & belles Lettres de Paris.

III. Hrn. Past. Felmers Schreiben an den Herausgeber dieses Neuesten.

IV. Secularis Memoria Pacis Olivensis a Civitate Gedanensi A. 1759 celebrata.

V. Fortsetzung der Ode: Die Ehre Melanchthons, von M. Balthasar Haugen.

VI. Würfels Beschreibung der Bracteaten, Dickpfennige und Geschmeide, welche zu Offenhausen, im Nürnbergischen, ausgegraben worden.

VII. Fortsetzung des Auszuges, aus des Hrn. Barons von Schönaich Oden, Satiren und Nachahmungen.

VIII. Die Geschichte von Rußland, von beyden Uebersetzern.

IX. Kleinii Lucubratiuncula subterranea prior de Lapidibus Macrocosmi proprie talibus.

vor ein Krieg in Venedig entstanden. Der Doge in Venedig schlug ihm nebst seiner Gesellschaft, vor, ob sie nicht dem bedrängten Cunibert zu Hülfe reisen wollten. Sie ließen sichs gefallen. Indem sie nun dem König Cunibert zuzogen, erretteten sie seinen liebsten Rath Unulphum, den die Feinde schon gefangen genommen hatten, und auf einem Pferde wegführeten. Sie kamen darauf sicher nach Parma. Unulphens Kämmerling erzehlet seines Herrn Leben, und was er, des Cuniberts Vater, Pertharith, für treue Dienste geleistet habe.

Bey dieser Erzehlung bekommen sie im 19ten Buche Nachricht, daß Unulphus stirbt. Siegewald reiset mit seiner Gesellschaft vollends zum Könige Cunibert. Einer von den mitgenommenen Griechen, Strophäos, stellete sich krank; er zog also nicht mit ihnen. Kaum waren sie fort, als er zum Alachis übergeht, und ihm von Siegewalden und Duraldan grosse Hoffnung macht, und sie auf seine Seite bringen will. Alachis muste ihm ein Schloß einräumen, wohin er Adelinden bringen konnte. Drauf geht er nach Venedig, bringt auch Adelinden, in die er sich sterblich verliebt hatte, mit Lügen und Betrug von Venedig weg, und auf das feste Schloß hin. Nach dieser Begebenheit werden die gegeneinander stehenden Kriegsheere, ihre Ordnung und der Angriff ihres Vortrabs umständlich beschrieben.

Das ganze 20ste Buch stellet eine gefährliche und blutige Schlacht zwischen den Longobarden und Friaulern, mit vielen Umständen, traurigen Begebenheiten und den kläglichsten Fällen vor. Siegewald ist dabey ungemein tapfer, und trägt überaus

I.

Ode auf das hohe Geburtsfest Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churfürstl. Durchlauchtigkeit zu Sachsen, den 7. October 1761. besungen, und in der gottschedischen Rednergesellschaft vorgelesen, von Christian Heinrich Hassen, aus Plauen im Vogtlande.

Merkt auf, ihr donnernden Geschütze!
Merk auf, mein ganzes Vaterland!
Leg, Himmel, leg itzt deine Blitze,
Leg sie aus der erzürnten Hand.
Ach höre! hör es, Gott der Götter!,
Wir seufzen, weinen: Ach! ihr Wetter
Zerfließt in Mitleid! seht, ich fühl,
Ich fühl ein ganzes Meer voll Plagen,
Die sich mit der Verzweiflung schlagen;
O Schicksal! schrecklich ist dein Spiel.

Da herrscht der Tod auf unsern Feldern,
Sein Pfeil zerschmettert unser Herz.
Dort rast Verwüstung in den Wäldern,
Und unsre Seelen sind voll Schmerz.
Die Städte zittern, die Provinzen
Verschmachten fast nach ihrem Prinzen,
Nach Dir, großmüthiger August!
Komt, komt! laßt uns den Himel stürmen,
Und Seufzer über Seufzer thürmen!
Vieleicht erhörts die Vaterbrust.

Wie? sollten wir ihn nicht bewegen,
Den Gott, der alles kann und will?
Er schuff die Welten uns zum Segen;
Und itzt beym Unglück ist er still?
Erkennt es, Freunde, wir sind Sünder;
Und wenige sind Gottes Kinder;
Wir sind, wie ein vertünchtes Grab.
Und darum stürzen schwarze Seen
Voll Kriegs, aus den ergrimmten Höhen,
Auf unser Vaterland herab.

Ach! möchten Schwerter und Kanonen
Doch heute Friedensbothen seyn!
Nur heute, Krieger! sollt ihr schonen,
Hört, was wir diesem Tage weihn!
Er ist uns heilig, und die Sonne
Bringt nach dem Wetter größre Wonne
In dem erschrocknen Land hervor.
Er ist uns heilig! Unsre Lieder
Erschallen in den Himmeln wieder,
Und unser Jauchzen steigt empor.

Laßt

Laßt, alte deutsche Patrioten,
Die noch ein sächsisch Blut belebt,
Laßt, Bürger, unsre Feinde spotten!
Ihr seht, wer über uns noch schwebt.
Die Vorsicht wacht; — der Gott der Heere,
Dem Berge, Thäler und die Meere,
Wenn er befiehlt, gehorsam sind.
Gott wacht; — wir fühlen seinen Segen;
Ihm danken mitten in den Schlägen,
Der graue Vater und das Kind.

Liegt hier ein Land, gleich Wüsteneyen;
Dort krönt ein anders Fruchtbarkeit:
Laßt hier den Krieg Verderben speyen!
Dort lächelt lauter Fröhlichkeit.
Der Atlas reckt bey allen Wettern
Sein Haupt empor: sie mögen schmettern
Und auf ihn blitzen, er steht fest;
Der Ocean mag um ihn wüten,
Und Mörser mögen ihm gebiethen,
Er lacht der Minen, und der Pest.

So lebt Augustt, der Landesvater,
Durchdonnert uns gleich nichts, als Krieg.
Ihn schützt der himmlische Berather,
Drum steht er, und behält den Sieg.
Und mitten unter den Gefahren
Der großen fürchterlichen Schaaren,
Ist seine Seele voll Triumph:
Denn seine Sache ist die beste,
Gott wachet; dieser ist der Gröste!
Das Schwert der Feinde würgt sich stumpf.

Und wer erhält ihn, uns zur Freude,
Den großen König, Sachsens Lust?
Gott schützt ihn. Ruft, trotz allem Neide,
Es lebe Friederich August!
Denn heute — stört uns nicht, ihr Krieger,
Zeigt euch voll Großmuth, als Besieger!
Und laßt uns unsre Opfer weihn!
Heut' ist der schönste Tag im Jahre,
Mit dem sich aller Segen paare.
Wir wünschen. — Himmel, stimmt mit ein!

Rom, altes Rom, steig aus dem Staube,
Und sieh an uns dein Ebenbild.
Steh auf Horaz, und sieh und glaube,
Es trägt noch ein August den Schild;
Den Schild, worunter deine Musen,
Wie dazumal, mit offnen Busen,
Der Barbarey entgegen gehn.
Das Land ist glücklich, wo Mäcene,
Und tausend junge Musensöhne,
Im Tempel des Apollo stehn.

Da, wo durch alter Thorheit Nebel
Religion und Wahrheit dringt,
Und kein vom Morden trunkner Säbel
Das männliche Gewissen zwingt;
Wo Treue, bey Verlust und Schmerzen,
Mit Redlichkeit in allen Herzen
Der Unterthanen standhaft schlägt.
Wo auch der Wunsch fürs Königs Leben,
Wenn uns gleich Noth und Krieg umgeben,
Sich in den Ländern mächtig regt.

Da, wo die Wissenschaften blühen,
Und frey von träger Sklaverey,
Zum Trutz der Nachbarn sich bemühen,
Daß über sie kein Meister sey;
Wo voll vom Eifer und vom Feuer,
Der Dichter seine fromme Leyer
Zum Preis des Landesvaters rührt;
Und auch beym krachenden Getümmel
Der Schlachten, sich in einen Himmel
Von Fröhlichkeiten tief verliert.

Da, wo aus den entfernten Polen,
Die ganze Welt zusammen fließt,
Und um, sich Schätze wegzuholen,
Die beste Sicherheit genießt;
Da, wo der Reichthum Neider findet,
Der sich auf die Verdienste gründet,
Und Kunst und Handelschaft erhält;
Da, wo der Landmann, naß vom Blute,
Mit einem täglich frischen Muthe,
Sein oft verheertes Feld bestellt.

Da muß ein weiser Herr regieren,
Der seine Unterthanen liebt;
Da muß das Land den Segen spüren,
Den Gott, des Segens Schöpfer, giebt.
Und sollten wir itzt nicht mit Psalmen,
In Hoffnung naher Friedenspalmen? — —
Doch wie? die Hoffnung liegt erstickt.
Erstickt? — die Freude? — Nein, ihr Feinde,
Auf! Landmann, Bürger, auf! ihr Freunde!
Ruft: König August sey beglückt!

Doch, Muse, fällt nicht meine Seele
Ins traurige Gefühl zurück?
Der Stoff, den ich für dich erwähle,
Ist nichts gewissers, als das Glück.
Ich seufze, wenn ich euch, ihr Zeiten,
In welchen alle Wetter streiten,
Vor bangen Augen liegen seh.
Was ist die Welt? was ihr Vergnügen?
Ein Spiel, ein Spiel schön zu betrügen,
Und eine trugerfüllte See.

Das Glück, - o Schatten! - welche Scenen! -
Und endlich doch ein Trauerspiel!
Die Zeit! das Gold! dem alle fröhnen,
O Bilder! welch ein fernes Ziel!
Dort kömmt ein neues Reich gestiegen,
Und wächst mit lauter schweren Kriegen,
Und streckt die weiten Armen aus.
Hier reißt die Zeit, in einem Streiche,
Gebietherische Königreiche
Mit ihrer ganzen Wurzel aus.

Da rollt sie hin, gleich einem Rade,
Und schleifet alles mit sich fort:
Und alles lebt von ihrer Gnade;
Die Ewigkeit, das ist ihr Port.
Wohl uns! daß uns, um nichts zu sehen,
Die Zukunft das, was soll geschehen,
In dicke Nacht verhüllet hat!
Die Nachwelt mags den Enkeln sagen,
Die mögen unsre Zeit beklagen,
Wir sind nun schon vom Klagen matt.

Was helfen uns die Landesschätze?
Was hilft uns alle Wissenschaft?
Religion und die Gesetze
Beweisen itzo wenig Kraft.
Der Bürger schwitzt, um die zu nähren,
Die ihn in seiner Ruhe stören,
Und seine Hoffnung, die wird klein.
Der Landmann, treu auf seinen Wegen,
Der ärntet seinen reichen Segen
Für fremde Völker traurig ein.

Laß Himmel! laß die Noth versliegen,
Am besten ist sie dir bewußt!
Ach! Dresden, Ort sonst voll Vergnügen,
Wann kömmt dein gütiger August?
Wann kömt der Churprinz?— Unsre Prinzen,
Wann sehn wir sie! Auf! ihr Provinzen,
Auf! bethet für ihr Wohlergehn!
Der große König! — sein Gemüthe
Denkt väterlich, und nichts, als Güte
Sieht man bey seinem Throne stehn.

Voll Majestät sind seine Blicke;
Sein Herz voll Großmuth und Geduld:
Auch bey dem stürmenden Geschicke,
Bleibt er ein König voll von Huld.
Wie wird das Volk entgegen rennen,
Und gänzlich von Verlangen brennen,
Wenn Friedrich August wieder kömmt!
Was werden da für Thränen fallen!
Wie wird die Luft vom Jubel schallen,
Den itzt der Dampf des Krieges hemmt.

O Churprinz, Deine große Seele,
Denkt, wie der ganze Himmel denkt:
Entwichst Du? Winke sind Befehle!
Doch Du bist ganz in uns versenkt.
Dich rühren unsre Landesplagen.
Wie magst Du öfters um uns zagen,
Du königlicher Menschenfreund?
Wann wirst Du Dich uns wieder geben?
Gott! ach! erhalte nur sein Leben!
Dieß wünscht der Bürger und der Feind.

Xaver, der junge Held, sucht Ehre,
Für sich und für das Vaterland;
Auf, jauchzt, daß mans in Norden höre!
Er trägt Trophäen in der Hand!
Ihr Sachsen! seyd ihr anders Sachsen,
Laßt mit Xavern den Muth auch wachsen,
Und fordert euren alten Ruhm!
Geht tapfer eurem Tod entgegen,
Und glüht, die Feinde zu erlegen,
Und rettet euer Eigenthum!

Prinz Carlens Schicksal ist gerathen;
Der Krieg beförderte sein Glück.
Die Vorsicht schenkt ihm eigne Staaten,
O welch ein höchst erwünscht Geschick!
Dort, wo der Belt die Ufer schläget,
Und Schiffe nach den Küsten träget,
Die Liebaus Reichthum noch erhöhn;
Hat Mietau Ihn zum Haupt erkohren,
Ist Land und Stadt wie neugebohren,
Da kann man Ihn als Herzog sehn.

Wie jauchzten, Freunde! unsre Zungen!
Wie riefen wir den Himmel an!
Da wir von reger Lust bezwungen,
Prinz Clemens und Prinz Albert sahn.
Als Sie, aus kriegerischen Schaaren,
Hieher zu uns gekommen waren,
Wie drang das Volk froh auf sie zu!
Ach! kämen Sie doch glücklich wieder,
Ach ließen sie sich bey uns nieder!
Und fänden uns in voller Ruh.

Herr, und Beherrscher aller Staaten,
Jehovah! sieh auf uns herab!
Wir fühlen Deiner Allmacht Thaten,
Die uns dein Zorn zu fühlen gab.
Herr, der Du auf den Winden gehest,
Und das, was niedrig ist, erhöhest,
Und Zepter giebest, wem du willst;
Der Du die Himmel einst zerschmelzest,
Und Wetter über Wetter wälzest,
Und Dich in schwarze Wolken hüllst;

Ach! schone Vater, Vater, schone!
Und laß uns deine Gnade sehn!
Gieb uns die Donner nicht zum Lohne,
Die noch am schwühlen Himmel stehn.
Zerbrich die Schwerter und die Spieße,
Mach, daß das Vaterland genieße,
Was ihm die Erde willig giebt!
Du kannst ja Könige regieren,
Und sie nach deinem Willen führen,
Mach, daß ihr Herz den Frieden liebt!

Wir

Wir seufzen, weinen, klagen, bitten,
Erhör uns! lindre Gram und Noth!
Mach, daß wir bald in unsern Hütten
In Freuden singen: Du bist Gott!
Gott, Du hast uns bisher erhalten,
Laß deine ganze Gnade walten,
Die einzig unsre Hoffnung ist!
Herr! gib uns unsern August wieder!
Hier wirft sich unsre Harfe nieder,
Die sich in Thränen oft ergiest.

Barmherziger, hör unser Flehen!
Und zeuch das königliche Haus,
Und unsers Landes Wohlergehen,
Aus seinem Labyrinth heraus!
Tag, froher Tag, du Tag der Freuden!
Tag, der uns mitten in dem Leiden,
Fürs Königs Wohl zu Gott erhebt,
Komm oft! und kömmst du nächstens wieder,
So steig mit blitzendem Gefieder
Ins Land herab, wo Frieden schwebt!

II.

Fortsetzung des Auszuges aus dem XXV. Bande der Memoires de Litterature de l'Acad. des Inscr. & belles Lettres de Paris.

Wir mußten neulich abbrechen, als wir den Artikel des Hrn. Grafen Caylus über das

aus viel bey', daß die Longobarden den Sieg erhalten.

Nun kehren wir im 21ſten Buche wieder um nach Ottoberten. Dieſer ſtieg nunmehro zu Scarpanto aus, und blieb bey dem Thamyras. Euphraſia, deſſen Tochter, hielte Ruremunden, weil ſie immer im Harniſche ging, für einen Jüngling. Sie verliebte ſich gar in ſie, und entdeckte durch einen Brief ihre Liebe. Ruremunde beſtellte ſie in den Garten, wo ſie weitere Erklärung haben ſollte. Sie kam, und der alte Vater ſahe durch einen Zufall dieſe nächtliche Unterredung. Er ergrimmte darüber, und wollte ſeine Tochter umbringen. Doch Ruremunde beſänftigte ihn wieder durch Entdeckung ihres Geſchlechts. Darauf wurde Euphraſia ihrem alten getreuen Liebhaber, dem Fürſten Ariſton, vermählet. Auf dieſem Beylager befeſtigten Ottobert und Ruremunde ihre Liebesneigungen; es reiſete aber Ruremunde ſo gleich, zum gröſten Leidweſen des Ottobert, allein nach Rhodis, um die Erbſchaft des Anädemons einzunehmen.

Das 22ſte Buch. Ottobert ſegelte fort nach Nicarien; ein wiedriger Wind aber trieb ihn an eine wüſte Inſel. Daſelbſt fand er einen wilden 14jährigen Knaben. Er nahm ihn mit, und ländete darauf glücklich in Nicarien an. Hier machte er nun die Heyrath mit Ruremundens Eltern richtig. Allein es daurete nicht lange, ſo brachte ihm Leucophron betrübte Nachricht von Ruremunden. Sie wurde in Rhodis mit allen Freuden aufgenommen. Rhadiurgos, ein Freund Anädämons, ſtellte ſich auch freundlich gegen ſie. Er beſtach aber ingeheim einen

35. B. des ältern Plinius anmeldeten. Es war selbiger sehr lang, und hätte wohl allein einen ausführlichen Auszug verdienet. Damit aber niemand denke, der Hr. Graf habe diesem alten Schriftsteller gar zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen: so wollen wir den Schluß desselben hier nachholen:

„Wenn ein Schriftsteller die Künste mit solchem Prunke darstellet, und die Ausführung damit einstimmig ist: so verdienet er, ich sage nicht die Nachsicht seiner Leser, sondern ihre ganze Hochschätzung, Erkenntlichkeit, und Bewunderung. Sonderlich mögen die Künstler sich niemals den Vortheil entgehen lassen, den das Beyspiel und Ansehen des Plinius ihnen gegen einige Gelehrte liefert: die, da sie durch wichtigere Bemühungen in den Wissenschaften, von der Kenntniß der Künste losgesprochen werden; sich von da an berechtiget halten, dasjenige zu verachten, was sie nicht verstehen. Plinius wird allemal zulangen, sie zu widerlegen: und ob er gleich der einzige von den Alten ist, von dem wir Sammlungen zum Besten der Malerkunst haben; der einzige der ihr zu gut schnurstracks die Vorurtheile und den Geschmack seiner Nation vor den Kopf gestoßen; der einzige, der aus einer bloß angenehmen Kunst, eine nützliche gemachet; der einzige, der diese Kunst mit aller philosophischen Strenge, und mit der Anmuth der schönen Wissenschaften und Belesenheit abgehandelt hat: so dienen alle diese Umstände, selbst durch ihre Sonderbarkeit, nur dazu, daß sie seiner Stimme nur desto mehr Gewicht geben.

Wenn

Wenn nach dem allen sich jemand dennoch weigert, die Vortrefflichkeit der Malerkunst, und das Verdienst der Maler zu erkennen: so wird nichts mehr übrig bleiben, als ihren Geschichtschreiber für einen Begeisterten und Schwärmer auszugeben, der ohne Kenntniß der Sache, sich in Dinge vergaffet, die der Mühe nicht werth sind; und sich durch schwülstige und sinnlose Reden verräth; oder für einen treulosen Schriftsteller, der seine Scribenten und Gewährmänner über die Geschichte einer Kunst fälschlich anführet; und ihren Ursprung und Fortgang bloß aus dem Kopfe beschreibt; oder für einen leichtsinnigen Verfasser, der dem Witze nachläuft, d. i. der den Grund der Sache vernachläßiget, sich nur mit der Art sie zu erzählen beschäfftiget, und seine Leser, anstatt sie zu belehren, nur zu verblenden suchet. Allein alle diese seltsamen Eigenschaften schicken sich keinesweges auf den Plinius. Gerade die schnurstracks entgegensehenden Züge, bezeichnen ihn, zum Glücke für seinen Ruhm, zum Glücke für die Ehre der Künste, deren Lobredner er gewesen; zu allem Glücke endlich für das Beste der Litteratur und der Wissenschaften, deren Beschirmer er gewesen. Und ich habe es nicht nöthig zu melden, daß dieser letzte Gegenstand, der ohne Vergleich für uns der wesentlichste und wichtigste gewesen, den einzigen Antrieb zu diesem Aufsatze gegeben; das übrige aber nur die Veranlaßung dazu gewesen.„ So weit der Hr. Gr. Caylus.

Der folgende Artikel ist von eben dem Verfasser, und handelt von der Schnitzkunst der Alten

nach

nach dem Plinius. Die Griechen haben alle Arten der Bildschnitzerkunst gar zu gut ausgeübet, als daß sie keine Theorie davon gehabt haben sollten. Gleichwohl findet man nicht, daß sie sich auf ausführliche Regeln davon eingelassen hätten. Plinius saget zwar die Anzahl der Bücher davon, wäre unendlich angewachsen*). Allein der Hr. Gr. Caylus meynet, dieselben hätten nur Beschreibungen von Schnitzbildern in sich gehalten, nicht aber Regeln der Kunst gegeben: und in dieser Abhandlung will er den Beweis davon führen. Den Anfang machet er von des Polykletes aus Sicyon eines Lehrlings des Agelades, berühmtem Schnitzbilde, welches man die Regel genennet: weil der Künstler sich vorgenommen, der Nachwelt die Regeln seiner Kunst zu hinterlassen, und sie alle in einer einzigen Bildsäule zu vereinigen. Fecit & quem Canona artifices vocant, lineamenta artis ex eo petentes, velut a lege quadam, im 8. Cap. des 3. Buchs. Der Hr. Vers. meynet, daß ein Künstler, unter den gröβten Schriftstellern gar wohl Macht gehabt, zu sagen: Schreiben kann ich nicht: allein ich kann die Kunst ausüben: und das sieht der Eitelkeit eines Künstlers ähnlich. Allein von den griechischen Künstlern hat er die gute Meynung, sie hätten beydes gekonnt. Uns scheint es sehr zweifelhaft. Man lese nur Lucians Traum; wo keine Spur von dieser Geschicklichkeit der Künstler vorkommt. u. s. w.

Der

*) Hæc ad infinitum efflоruit multorum voluminum opera).

Der nächste Artikel ist auch noch eine Betrachtung des Hrn. Grafen Caylus über diejenigen Capitel, eben des 34sten Buches vom Plinius, darinn er von den metallenen Gußbildern der Alten redet. Auch hier zeiget er sowohl eine große Kenntniß der Kunst, als Gelehrsamkeit und Belesenheit. Allein wir können uns nicht dabey aufhalten. Nur dieses merken wir an, daß diese Art von Gußbildern viel häufiger gemachet werden konnte, als die marmornen, oder steinernen Bildsäulen. Denn wenn das Model, oder die Forme einmal fertig war, so konnte man unzählige darinn abgießen. Lysippus hatte sich das Gesetz gemachet, so oft er eins gegossen hatte, eine goldene Münze beyseit zu legen. An diesen konnte man nach seinem Tode zählen, wie viel Kunststücke er gegossen hatte. Hier wird auch vom Koloß zu Rhodus gehandelt, ingleichen von dem schönen Apollo zu Rom, dessen Daum so dick war, daß ihn kaum ein Mann umklastern konnte; dabey er denn die Höhe von 105 Fußen gehabt; wie Plinius schreibt.

Im nächstfolgenden Artikel, will Hr. Präsident von Brosses uns dasjenige Buch des Geschichtschreibers Salustius bekannt machen, ja wo möglich wieder herstellen, davon wir nur einige Ueberbleibsel haben. Es hat in V. an den Lucull gerichteten Büchern, die bürgerliche und kriegerische Geschichte der Römer begriffen, und zwar von der Jugend Salusts an, und seit dem Ende der Dictatur des Sylla. Die Zeit hat uns dieß allerwichtigste Werk Salusts geraubet, und es ist dieser

Verlust

Verluſt deſto merkwürdiger, da alle Geſchichtſchreiber damaliger Zeit, auf dieſer Stelle eine Lücke laſſen. Der Hr. Präſident hat ein Leben Salluſts geſchrieben, und darinn alle Stücke geſamlet, die man beym Donat, Servius, Priscian, Soſipater, Nonius, u. a. m. findet; welche ihn wegen ſeiner beſondern Schreibart oft angeführet haben. Auch Seneca, Quintilian, Aulus Gellius, und Iſidor, haben wenige, aber längere Stellen daraus angeführet. Endlich hat Pomponius Lätus in einer Handſchrift des Vaticans, ſechs Reden entdecket, die aus dieſem ſalluſtiſchen Werke genommen, und ſehr voller Sachen und Umſtände ſind, die ein großes Licht geben. Riccoboni hatte alle dieſe Bruchſtücke ſchon geſammlet, und Carion Noten dazu gemachet. u. ſ. w. Aus allem dieſem will Hr. von Broſſes uns dieß verlohrne Buch zuſammen flicken. Er giebt hier einen Vorſchmack davon, der uns an ihm einen andern Freinsheim verſpricht.

Im folgenden liefert uns Hr. von der Bleterie eine Abhandlung von der tribuniciſchen Gewalt der Kaiſer. Die erſten Schriftſteller nach der Erneuerung der ſchönen Wiſſenſchaften, waren mehrentheils abgöttiſche Verehrer der alten römiſchen Republik; daher glaubten ſie ihre Feder zu entweihen, wenn ſie mit ſelbiger die neue Reichsverfaſſung des Kaiſerthums beſchreiben ſollten. Manutius dienet hier zum Beyſpiele. In ſeinem Buche vom Senate, ſchämet er ſich recht, daß er ſich bis

auf Tibers Regierung herunter gelassen *). Der Hr. Verf. glaubt, man könne in so wenig Worten, und in dem schönsten Lateine, unmöglich mehr Unwahrheiten und falsche Schlüsse sagen; auch keine stärkere Dose dieses gebietherischen Witzes ausdrücken, der das Wesen der Pedanterey ausmachet. Wer kann wohl läugnen, daß nicht die römische Kaiserhistorie die wichtigsten und nützlichsten Dinge enthalte? anderer Gründe zu geschweigen, die er anführet, die Nothwendigkeit dieses Theiles der Geschichte zu behaupten. Dahin gehören nun auch die Titulaturen der Kaiser; dabey Spanheim, zwar in seinem Buche von der Vortrefflichkeit und dem Nutzen der Münzen, eine unermeßliche Gelehrsamkeit gewiesen; doch aber das Wort Princeps gar nicht erkläret hat. u. s. w.

Im nächsten Artikel handelt Hr. von Segrais von der Schnabelspitze, oder schnabelförmigen Schlachtordnung der Kriegsheere, zur Erläuterung dessen was Folard davon geschrieben. Nach einem rühmlichen Zeugnisse, von dieses Ritters Verdiensten um die alte und neuere Kriegskunst, wird nicht geläugnet, daß er zuweilen geirret habe. Aus Eifer, sich mit Vernunft wider ungegründete Kriegsmoden aufzulehnen, bemerkte er nicht: daß die Ehrbegierde, ein neues System zu bauen, ihn bisweilen,

*) Sed omittamus Imperatores — — — continebimus nos intra Reipublicæ tempora — — — Posteriora ejusmodi fuerunt, ut ea præstat ignorare, quam scire. Non enim unde libertas abest, ibi adesse potest virtus. Neque vero sine virtute quid

len, gleich andern, in den Fehler allgemeiner Methoden stürzete. Seine Colonnen haben das Schicksal der carteſianiſchen Wirbel gehabt, u. viel Lärmens gemachet, ſind aber nicht überall brauchbar befunden worden. Es iſt eine Colonne ein ſchmaler Haufen von Kriegsleuten, der rückwärts deſto mehr Tiefe, oder Höhe hat; und alſo einer Säule gleicht. In Märſchen und Angriffen zwiſchen Bergen, und in engen Päſſen, ſchicket ſie ſich gut. Sie iſt von den Alten ſchon gebrauchet worden; folglich des Ritters Folard Erfindung nicht. u ſ. w. Eben ſo iſt es mit der langen Spitze, die er verwirft.

Hierauf folget des Hrn. le Beau Abh. von der römiſchen Legion, deren ganze Geſchichte, von allen mit ihr vorgegangenen Aenderungen hier vorkömmt. Sie iſt ſo alt, als der Staat geweſen. Die Römer waren weder tapfrer als die Gallier, noch ſchlauer, als die Karthaginenſer, noch erfahrner in der Kriegskunſt, als die Griechen. Sie hatten alle ihr Glück ihrer ſtrengen Kriegszucht zu danken. Das wird hier ausführlich dargethan, und dabey die Legion völlig erkläret. Zu einer Zeit, da ſo viel von einer Legion geredet, und geſchrieben wird; da man franzöſiſche und brittiſche Legionen im Felde ſieht, iſt es wohl der Mühe werth, ſich davon zu belehren. Für uns aber iſt

quidquam ita geritur, ut exemplo prodeſſe poſſit. Porro quæ legentibus non proſunt, aut etiam quæ nocere poſſent, mandare litteris qui cogitat, is & otio abuti, & de litteris ipſis male mereri ſimul cogitat.

auch ein Auszug ſchon zu groß. Die 1ſte Abhandlung handelt von der Natur, vom Namen, und Urſprunge der Legion, und wie lange dieſe Art der Kriegsvölker beſtanden hat. Die 2. redet von der Anzahl der Fußknechte daraus ſie beſtanden; z. E. zu Romuls Zeiten aus 3000, dazu jede Tribus, jede Zunft in Rom 1000 hergab; ſo daß von mille, der miles genennt worden. In den puniſchen Kriegen waren es 4000. In der Schlacht bey Canna wurdens 5000, und ſo bliebs bis zum Marius. Wider die Macedonier endlich wurde die Legion auf 6000 Mann geſetzet. u. ſ. w. Hernach nahm ſie wieder ab, und gerieth in Verfall.

Die letzte Abhandlung handelt von dem 1. Buche Platons von der Republik: und der Hr. Abt Sallier iſt Verfaſſer davon. Er will hier die Kunſt und Lehrart dieſes Philoſophen entdecken, die noch kein Gelehrter, oder Ausleger ausgeſpüret hat. Er wird allen übrigen Büchern auf gleiche Art nachforſchen. Plato bedienet ſich in allen ſeinen philoſophiſchen Schriften der Geſpräche. Da er gleichſam zum Poeten gebohren war, ſo verband er mit der Erfindungskraft eine edle und blumenreiche Einbildungskraft, einen erhabenen Geiſt in den Gedanken, und eine ſchöne und prächtige Art des Ausdruckes. Mit allen dieſen Gaben fand er die Geſpräche am geſchickteſten, die Griechen mit den Lehren der Weisheit zu bezaubern: denn ſie waren gleichſam dramatiſche Gedichte, die zu Athen ſo viel Beyfall fanden ꝛc. ꝛc.

III.

Hrn. Paſtor Felmers, zu Hermannſtadt in Siebenbürgen, Schreiben an den Herausgeber dieſes Neueſten.

P. P.

Unter denen gelehrten Nachrichten, welche aus Deutſchland, bis in unſere, an der Schwelle der Barbarey liegende Gegenden gedrungen, hat die vortreffliche Monathſchrift, welche unter dem Titel: das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, in Leipzig an das Licht tritt, und ſeinen Werth Eur. Hochedelgeb. Aufſicht gröſtentheils zu verdanken hat, mich und meine Gehülfen, von einer geraumen Zeit her, nicht wenig vergnüget. Ich bediene mich gegenwärtiger Gelegenheit, da einer von meinen ehemaligen Schülern, Hr. Andreas Eckhard, Jur. Studiof. der gegenwärtige Zeilen Eur. Hochedelgeb. zu behändigen die Ehre hat, auf eine deutſche Akademie geht, und, durch einen gegründeten Trieb wahrer Hochachtung geleitet, ſich ernſtlich vorgenommen, Eurer Hochedelgeb. aufzuwarten, dieß Bekenntniß ſtatt einer Dankſagung abzulegen; zugleich aber zwo kurze Anmerkungen zu ſolchen in dem Neueſten befindlichen Abhandlungen beyzufügen, die mein Vaterland zunächſt angehen. Ich überlaſſe es Eur. Hochedelgeb. Gutdünken, dieſelbigen in einem

der folgenden Monathe einzurücken oder zurück zu behalten.

Die erste betrifft des Hrn. Prof. Hanovs aus Danzig, Disquisitiones Argumenti potissimum Metaphysici, welche in dem Maymonathe des 1751sten Jahres angeführet werden. Aus dem 1sten Stücke des Herbstmonaths eben dieses Jahres ersehe ich, daß ein berühmter Kenner der Münzwissenschaft in Dresden *), sowohl an dem richtigen Abdrucke der Münze, welche Hr. Hanov in dem zweyten Stücke der Disquisitionum vom Könige Samuel liefert, als auch daran gezweifelt, daß dadurch der bulgarische König gleiches Namens angezeiget worden. Was das erste anbelanget: so können wir dem gelehrten Hrn. Prof. unser Zeugniß geben, daß die Münze vollkommen richtig abgedruckt worden; indem uns dergleichen mehrere zu Gesichte gekommen, wovon wir nur zweyer Urstücke Meldung thun wollen. Das eine davon besitzt der gelehrte Freyherr Samuel Hilagyi, Beysitzer der königl. Gerichtstafel in Siebenbürgen. Das andere hat mir der, in Aufsuchung ungarischer und siebenbürgischer Münzen unermüdete, und in deren Erklärung sehr glückliche und erfahrne P. Soc. Jes. Stephan Kaprinai, Prof. Theol. zu Caschau in Ungarn, unter andern schönen und sehr seltenen Stücken mit gezeiget; als er bey Gelegenheit des siebenbürgischen Landtages sich

*) Dieses war der sel. Hofrath Richter, Sr. königl. Hoheit unsers durchlauchtigsten Chur- und Erbprinzen, Antiquar und Bibliothekar.

nen Arzt, der sie mit Gift vergeben muste. Sie starb, und schickte den Leucophron zu Ottoberten, der den Prinzen, wegen ihres Todes, trösten sollte. Des Rhadiurgos Bubenstück ward kund, und er von den Pöbel zerrissen. Ottobert wollte darauf selbst nach Rhodis. Unterwegens träumete ihn von der Prinzessin. Darauf litte er Schiffbruch in der Nacht. Ein Engel errettete ihn, und tröstete auch sein bekümmertes Herz wiederum.

Das 23ste Buch. Der Engel Raphael macht, daß der abgemattete Prinz einschläft. Es träumete ihn, er sey in einem grossen Lorberwalde, den ein Sturm ganz verheerte, und wo nur ein einziges Bäumchen überblieb, das aber ungemein groß ward, und sich weit ausbreitete. Er erwachte darüber. Der Engel legte ihm seinen Traum aus, und deutete ihn auf sein Geschlecht. Darauf wies er ihm in einer Offenbahrung die drey gewöhnlichen Wege der Welt zur Eitelkeit und Übertretung. Sie heissen, sagte er, Nichtsthun, Böseсthun, Andersthun. Darnach brachte er ihn zu einer Stadt, in der sich 4. Thore befinden. Das erste heißt Liebe, allwo Fürwitz und Müssiggang Thorhüter sind. Das andre wird Haß genannt, dieses bewachen Verachtung und Neid. Das dritte hat den Namen Ehrsucht: Thorwärter dabey sind Einbildung und Hochmuth. Das 4 Thor nennt man Geiz, bey welchem Unruhe und Sorge Wache halten. Aus dieser Stadt führt eine enge Pforte zum Schlosse der Tugend. Die Buße ist daselbst Thürhüter. Zweene Männer, Verzug und Beyspiel, welche in Narrenkappen verkleidet sind, halten diejenigen, die zur Busse wollen,

ſich in dieſem Jahre allhier befand, und mich zu einigenmalen ſeines Beſuches würdigte. Was aber die Erklärung der gedachten Münze anbetrifft: ſo iſt freylich dieſelbige nicht dem bulgariſchen, ſondern ungariſchen Könige Samuel zuzuſchreiben. Denn ob dieſer gleich nicht unter den ungariſchen Königen, ſoweit die bekannten Verzeichniſſe dieſelbigen aufweiſen, anzutreffen iſt: ſo hat uns doch ein alter Schriftſteller, den man in dem kaiſerl. königl. Bücherſchatze zu Wien gefunden, die Nachricht hinterlaſſen: daß der ſonſt bekannte Aba oder Oba, eigentlich Samuel geheißen, und den Namen Oba nur von ſeiner Frömmigkeit erhalten habe. In der Ausgabe, welche der gelehrte Hr. Schwandtner in dem erſten Bande der Scriptorum Rerum Hungaricarum &c. von dem Werkchen des gedachten Schriftſtellers, unter dem Titel: Anonymi, Belæ Regis Notarii, Hiſtoria Hungarica, de ſeptem primis Ducibus Hungariæ, geliefert hat, lauten die hieher gehörigen Worte, in dem 33ſten Hauptſtücke auf der 21ſten Seite alſo: Tunc Dux *Arpad*, in Silva *Matra*, dedit terram magnam *Edunec*, & *Edumernec*, ubi poſtea *Pota* nepos eorum caſtrum conſtruxit, ex quorum etiam progenie, longo poſt tempore, Rex *Samuel* deſcendit, qui pro ſua pietate *Oba* vocabatur.

Meine zweyte Anmerkung betrifft die Nachricht von einer unbekannten goldenen Münze, welche in dem 5ten Stücke des Hornungs vom 1758. Jahre des Neueſten ertheilet worden. Nun habe ich zwar das Schreiben des berühmten Hrn.

Hofraths Madai aus Halle an Eur. Hochedelg. geleſen, welches dem Heumonde des gedachten Jahres angehänget worden. Nichts deſtoweniger erkühne ich mich auch etwas davon beyzubringen. Ich habe die angeführte Münze, ſo, wie ſie der ſel. Hr. Hofrath Schmeizel, in der Erläuterung gold- und ſilberner Münzen von Siebenbürgen, auf der 9ten Kupfertafel XIII. abdrucken laſſen, mehr als einmal in Händen gehabt, und aus einem vortrefflich behaltenen Urſtücke des ſiebenbürgiſchen geheimen Regierungsraths Hrn. Samuels von Brückenthal vor einigen Jahren, auf Verlangen, einen Abriß nach Wien geſchicket: daß alſo an der Nachricht, die Hr. Hofrath Madai davon gegeben, nicht zu zweifeln iſt; außer, daß kein Original vorhanden iſt, auf welchem das Wort Transſylvanix ausdrücklich erſcheinet, wie derſelbige zu melden beliebet; ſondern nur TRANSSILVANI geſetzet worden.

In der Erklärung dieſer Münze leuchtet uns die ſiebenbürgiſche Geſchichte vor, wie Hr. Hofrath Schmeizel in der angeführten Abhandlung 43. S. CXVII. §. wohl angemerket. Nachdem der ſiebenbürgiſche Fürſt, Sigismundus Bathori, die Regierung ſeinem Vätter, dem Cardinal Andreas Bathori, abgetreten: wurde dieſer von dem wallachiſchen Waivoden, Michael, im 1599ſten Jahre bey Schellenberg, unweit Hermannſtadt, in die Flucht geſchlagen, und bald darauf in den zecklerſchen Gebirgen von einem ſeiner Unterthanen ermordet. Michael raſete mit ſeinem Schwarme

in

in Siebenbürgen auf eine unmenſchliche Weiſe: und ob er gleich vorgab, daß er dieſes Land nicht für ſich, ſondern für den römiſchen Kaiſer, **Rudolph**, eingenommen habe: ſo gab er doch den kaiſerlichen Abgeſandten, die ihm ſolches in dem folgenden Jahre auf dem Landtage zu **Weißenburg** abfoderten, eine ſehr trotzige Antwort. Weil aber **Sigismund**, nachdem er ſeines Vätters Tod vernommen, mit dem polniſchen Kanzler **Zamoisky** neue Anſchläge faſſete, Siebenbürgen wiederum einzunehmen; und den moldauiſchen Vaivoden, **Jeremias**, in dieſer Abſicht aufwiegelte, in die Wallachey feindlich einzufallen: ſo mußte **Michael** Siebenbürgen verlaſſen, und zu Beſchützung ſeines Landes nach Hauſe eilen. Solchergeſtalt fiel es den kaiſerlichen Kriegesvölkern nicht ſchwer, Siebenbürgen einzunehmen, und die zurückgebliebenen wallachiſchen Beſatzungen fortzujagen. **Michael** kehrte zwar, ſobald er mit dem **Jeremias** fertig worden war, nach Siebenbürgen zurück; er wurde aber von dem **Stephanus Csaki**, bey Miriſzlo, unweit **Enyed**, in die Flucht geſchlagen. Weil nun die ſiebenbürgiſchen Landſtände in dem folgenden 1601ſten Jahre den **Sigismund Bathori** wiederum zu ihrem Fürſten anzunehmen für gut befanden; ob ſie gleich kurz vorher durch einige Abgeordnete die Oberherrſchaft dem Kaiſer angetragen hatten: ſo wußte ſich der Wawode **Michael**, der ſich unterdeſſen perſönlich nach Prag begeben hatte, bey **Rudolphen** dergeſtalt einzuſchmäucheln,

daß

daß er nicht nur mit einer großen Summe Geldes versehen wurde; sondern auch den Befehl erhielt, sich mit dem in Ungarn gebiethenden Feldherrn, Georg Basta, zu vereinigen, und Siebenbürgen wiederum einzunehmen. Sigismund wurde also den 1. August bey dem Dorfe Doroklo, unweit Kilay, auf das Haupt geschlagen, und mußte sich wiederum nach Polen in Sicherheit begeben.

Bald darauf entspann sich eine Zwistigkeit unter den beyden Ueberwindern, die sich endlich damit endigte, daß Michael bey Thorda, auf Befehl des Basta, in seinem Zelte ermordet ward. Sigismund bemühete sich indessen, von dem türkischen Kaiser und moldauischen Woywoden Stephan, wiederum einige Hülfsvölker zu erhalten. Er konnte aber dessen ungeachtet nicht verhindern, daß nicht Basta sich im folgenden 1602. Jahre beynahe des ganzen Siebenbürgens bemächtigt hätte. Daher begab er sich nach Kronstadt, als dem Hauptorte des, von dem übrigen Lande durch eine Reihe von Gebirgen abgesonderten Bürgen-Landes, und erwartete daselbst die im Anzuge begriffenen neuen türkischen Verstärkungen. Weil nun Basta Clausenburg und Bistritz, die es mit Sigismunden gehalten hatten, jämmerlich zugerichtet hatte: so konnte sich Kronstadt kein besseres Schicksal versprechen.

Auf der andern Seite war es den Inwohnern desselbigen bange, sie dürften, wenn sie die Partey Sigismunds fahren ließen, ein Raub der Türken, und des moldauischen Woywoden werden.

Diese

Dieſe Geſinnungen ſuchte alſo der Erfinder der oben gedachten Schaumünze auszudrücken: und es iſt damit ſehr begreiflich, daß durch das bärtige Angeſicht und das beygefügte Wort ORIENS, die Hülfsvölker Sigismunds, und ſonderlich der moldauiſche Woywode; durch das Bild mit dem glatten Kinne und das Wort Occidens aber, die deutſchen Kriegsvölker, und inſonderheit der durch Geiz und Grauſamkeit fürchterlich gewordene Baſta; und endlich durch das obenan geſetzte, gleichfals bärtige Antlitz, nebſt dem Worte DEVS, die kronſtädter Sachſen, die in dieſer Noth zu Gott um Hülfe rieſen, angedeutet worden: wie ſolches die Aufſchrift der andern Seite vollſtändiger anzeiget: A Tergo & Fronte malum: tandem Deus propitiare! An. M. DCII. totali Transſilvani (æ.) Dieſe Geſchichte findet man in Bothini und Symigiani noch ungedruckten hiſtoriſchen Werken von dem Fürſtenthume Siebenbürgen.

Außer dieſen aber ſind in Iſtvanfii (Nicol.) Hiſtoria Regni Hung. Lib. 33. p. m. 507. allwo folgende Worte zu leſen: Erat per id tempus Transſilvaniæ facies adeo duræ & miſerabilis conditionis, ut multis juſtas lacrymas excuteret; cum hinc *Baſta* & ejus exercitus omnia ſacra pariter ac profana impune diriperent; illinc vero a *Turcis* & *Tartaris* obvia quæque crudeliſſime vaſtarentur. Ferner gehören hieher Volfg. Bethlen Hiſt. Tranſilv. Lib. 10. 11. und deſſen ungedruckte Fortſetzung. Ortelii ausführliche Beſchreibung der ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Kriegeshändel

I. Th. a. d. 307. u. f. S. und andre Schriftsteller mehr. Die Münze selbst hat der ehemalige Regierungsrath Samuel Köleseri de Keres-Ker in seiner schönen Auraria Romano-Dacica Cap. 3. p. 138 seq. zuerst beschrieben; sich aber darinn geirret, daß er opitiare statt propitiare gesetzet; obgleich jenes Wort, in Absicht auf die Bedeutung, diesem vorzuziehen wäre. Eben also hat derselbige posslideas für posslides, und Transsilvaniæ für Transsilvani gesetzet. Das Gewicht dieser Münzen ist sehr verschieden. Kœleseri sagt: pendet ducatos 2¼. Ich habe eine von 2¾ Ducaten gefunden. Es kann also leicht seyn, daß die in dem Neuesten angezeigte mehr gewogen. Aus Silber soll sich ein Abdruck davon in des ehemaligen berühmten jenaischen Medici, Georg. Wolfg. Wedels Münzkabinette befunden haben; wie Hr. Hofrath Schmeizel in der angeführten Erläuterung auf der 42. Seite, aus desselbigen Exercit. Medico-philologicis Dec. VI. p. 74. angezeiget. Eine Abbildung davon steht endlich auch in Zimmermanns Montibus Pietatis Fig. 83.

Meine Anmerkung ist mir, wider Vermuthen, allzulang gerathen, als daß ich Eur. Hochedelgeb. mit Verlängerung meiner Zuschrift beschwerlich fallen sollte. Ich will also dieselbige hiemit beschließen, wenn ich noch mit zweyen Worten Eur. Hochedelgeb. mein Verlangen eröffnet habe; ein Mitglied der berühmten Leipziger Gesellschaft der freyen Künste zu werden. Es ist dasselbige eben aus keiner Begierde nach einer eiteln Ehre entstanden;

den; ſondern rühret lediglich von dem Wunſche her, die Liebe zu der Gelehrſamkeit auch in meinem Vaterlande je mehr und mehr ausgebreitet zu ſehen. Ich ſehe es für einen Theil der Erfüllung deſſelbigen an, daß ſich vor einigen Jahren allhier eine Geſellſchaft zuſammengethan, welche unter meiner geringen Aufſicht, wöchentlich eine Zuſammenkunft anſtellet, die auf die Erweiterung ihrer Erkenntniß der freyen Künſte abzielet. Damit ich nun vermögend ſeyn könne, aus derſelbigen eine Tochter der Leipziger Geſellſchaft zu machen: ſo wünſchte ich mit dieſer in eine nähere Verbindung zu kommen, um nach ihren Grundſätzen jene verbeſſern zu können. So weit ich auch von Leipzig entfernet lebe: ſo eine bequeme Gelegenheit habe ich, durch einen daſelbſt befindlichen Kaufmann, **Adam Waldhütter**, der ein gebohrner Hermannſtädter iſt, meiner Obliegenheit ein Gnügen zu thun; dafern ich ſo glücklich wäre, meines Verlangens durch Ee. Hochedelgeb. gewährt zu werden. Ich erſuche alſo Dieſelben um dieſe Gefälligkeit mit der ſchuldigſten Ergebenheit, und bin in Erwartung einer gütigen Erklärung, die ich durch Vermittelung gedachten Freundes zu erhalten hoffe, Er. Hochedelgeb. meines hochzuverehrenden Hrn. Profeſſors

Hermannſtadt in Siebenbürgen,
1761. den 9ten Sept.

ergebenſter Diener
Martin Felmer,
Diener des Worts, und Rector des evangeliſchen Gymnaſii zu Hermannſtadt in Siebenbürgen.

NB. Auf

NB. Auf dieſes geziemende Anſuchen, iſt der Wohlehrw. Hr. Paſtor Felmer, an dem hohen Geburtsfeſte Sr. kön. Maj. den 7. October in der Verſammlung der Geſ. der fr. Künſte, zu einem abweſenden Mitgliede aufgenommen worden. Hr. Magiſter Haug, Paſtor zu Stotzingen in Schwaben, und Herr M. Blüthner in Zſchoken, im hieſigen Erzgebirge, ſind ſeine beyden Gefährten dabey geworden.

IV.

Sæcularis Memoria Pacis Olivenſis,

a Civitate Gedanenſi A. MDCCLX. celebrata, nunc publicis ſumtibus typis exſcripta, Gedani a Thom. Joh. Schreibero.

Es iſt in den Augen der Staatskündigen gewiß ein Wunder, daß von dem oliviſchen Frieden ſeit 100 Jahren ſo wenig geredet und geſchrieben worden: da doch von dem weſtphäliſchen ſo ungemein viel Werkes gemachet wird, ja große Werke von ſehr vielen Folianten im Drucke erſchienen ſind. Denn in der That iſt jener für die nordiſchen Reiche, von eben der Wichtigkeit geweſen, als dieſer für Deutſchland, und die andern ſüdlichen Länder von Europa.

Das einzige Danzig hat, ſo zu reden, die Wichtigkeit dieſes in ſeiner Nachbarſchaft geſchloſſenen Friedens, auf eine billige Art eingeſehen, und auf eine feyerliche Art, ſein hundertjähriges Andenken erneu-

erneuret. Der Rath daſelbſt hat dem öffentl. Lehrer der Beredſamkeit am akademiſchen Gymnaſio daſelbſt Befehl ertheilet, dieſes hundertjährige Gedächtnißfeſt mit einer öffentlichen Rede zu feyern. Hr. Prof. Wernsdorf hat ſolches auch auf eine ſo anſtändige Art geleiſtet, daß die Stadt ſeine Einladungsſchrift und Rede, nebſt den muſikaliſchen Texten, auf gemeine Koſten der Stadt, abdrucken laſſen; um ſelbige allen Auswärtigen, die ſich um dergleichen Sachen bekümmern, vor Augen zu legen.

Mit dem ſchönſten Lateine von der Welt verbindet der Hr. Verf. in der Einladungsſchrift, dieſe Gedächtnißfeyer mit derjenigen, die Danzig vor 6 Jahren zum Andenken ſeiner Befreyung von dem Joche des deutſchen Ritterordens begangen. Er meynet, ſie würden damals umſonſt gefrohlocket haben, wenn nicht dieſer Triumph, auf den erſten gefolget wäre. Preußen würde umſonſt mit Pohlen verbunden worden ſeyn, wenn die Danziger es durch einen fremden Feind wiederum hätten trennen laſſen. Man ſollte denken, ganz Preußen wäre mit Pohlen vereiniget geblieben, wenn man ihn ſo reden höret: da doch eben durch den oliviſchen Frieden, der größte und wichtigſte Theil deſſelben von dem vorigen pohlniſchen Lehnsbande abgeriſſen; und alſo der Grund zu einem neuen Reiche geleget worden, welches in hundert Jahren ſo wichtig in Europa geworden, daß es mit dem mächtigſten in einem Paare geht, ja vielen zugleich die Spitze beuth.

Doch es ist vielleicht einem Redner erlaubet, ein wenig von der Historie abzugehen; oder doch das zu verschweigen, was nicht zu seinem Vorhaben dienet. Der Hr. Verf. hat zur Absicht, edle republikanische Gesinnungen bey seinen Zuhörern zu pflanzen. Er beruset sich also auf alle große Thaten der alten griechischen Republiken; die, so lange sie tapfer für ihre Freyheit stritten, im höchsten Ansehen stunden; itzo aber in die äußerste Verachtung gerathen sind. „Wer verehret itzo wohl den Namen der Griechen? saget er: Diejenigen, deren Vorfahren geherrschet haben, dienen itzo niederträchtig. Rom war vormals das weitläuftigste Reich, und fast dem ganzen Erdkreise gleich: allein, wer kann es itzo ohne Unwillen und Verachtung betrachten, da es so sehr verfallen, und fast bis zu einigen Vorstädten und Dörfern heruntergesunken ist?„ Wer rechnet den Karthaginensern die vormals besessenen Reiche zu einigen Ehren an; nachdem sie selbige verlohren haben? Hingegen ist der Athenienser Namen so lange berühmt geblieben, so lange die attische Tapferkeit blühete; und der Vorfahren Muth aus den Nachkommen blickete, ja neue Siegeszeichen die alten erneuerten. Was hätte es geholfen, das Joch der Söhne des Pisistratus, und des Darius, vom Halse geschüttelt zu haben, wenn sie den Xerxes zum Herrn angenommen hätten? Was hätte ihnen die marathonische Schlacht für Ehre gebracht, wenn ihre Nachkommen nicht auch bey Salamis hätten siegen wollen? u. s. w.

Hier

len, mit Poſſen und Geſchrey davon ab. Uberdem iſt der Weg dahin voller Dornen, und viele können ihn gar nicht finden. Indem ihm dieſes der Engel ſagt: So entſteht ein Lermen. Es kommt ein Frauenzimmer auf einem prächtigen Wagen hergefahren. Sie beguckt ſich unaufhörlich in einem vor ihr aufgehenkten Spiegel. Dem erſten Anſehn nach iſt ſie von ungemeiner Schönheit. Doch als Ottobert ſie durch ein Glas, das ihm der Engel reichet, anſiehet: So iſt ſie ein altes heßliches Weib, und ihr ganzer prächtiger Aufzug ſehr ungeſtalt. Es war Frau Philautia, die zum Tempel des Glückes fuhr. Dieſes iſt ein groß koſtbar Gebäude und hat ein weites Hauptthor. Allein die wenigſten gehen dadurch hinein, ſondern dringen ſich durch die Nebenpförtchen. Mitten im Tempel ſtehet auf einem Marmorfelſen die Göttin Tyche und ſtreuet viele Gaben aus. Ihre Prieſterin heiſſet Elpis und iſt grün gekleidet. Da ſiehet man wie thöricht und meiſt vergebens die Menſchen nach Glück trachten. Als Ottobert wieder aus dem Tempel heraus geht, ſiehet er den Betrug in Geſtalt eines Weibesbildes. Es hat eine ſchöne Larve, aber ein ſcheußlich Geſichte. Ihr Leib iſt offen und befinden ſich zwey Herzen darinnen. Hinten hat ſie einen Drachenſchwanz und forne kan man unter dem aufgehobenen Rocke ſehen, wie ſie auf Katzenfüſſen ſchleichet. Der Engel führet ihn ferner in ein Labyrinth, wo viele tauſend Menſchen ſich verirret haben, und lechzend aus dem Sündenſtrome trinken. Er ſiehet die Nemeſis mit ihren Schergen, welche die Bosheit beſtrafen. Endlich zeigt ihm auch der Engel

den

F Hier beſchreibt er weitläuftig, wie die Athenienſer durch Ehrenſäulen und Bilder die tapfern Thaten ihrer Vorältern in dem Orte ihrer Verſammlungen aufzubehalten geſuchet, um die Gemüther ihrer Bürger zu gleich edeln Thaten anzufriſchen. Ja ſelbſt die Redner folgender Zeiten, haben, ſobald ſie wahrgenommen, daß die Sitten der Kinder weichlich wurden, und von den Beyſpielen der Vorältern abwichen, ſie auf die marathoniſche und ſalaminiſche Schlacht verwieſen. Wenn Demoſthenes ſie wider den Philippus in Harniſch bringen, und aus dem Schauplatze ins Feld locken will, berufet er ſich auf die geſchlagenen Meder, und will Cheronea mit Salamis vergleichen. Apollonius, der Thyaner, aber rufet: „Höret doch end„lich auf, durch eure wollüſtigen Tänze eure Vor„fahren auszuziſchen, die als tapfere Männer bey „Salamis ihr Leben verlohren haben.„

Nun folget die Anwendung auf die Danziger, die vor hundert Jahren, nach einem fünfjährigen Kriege, die Oelzweige des Friedens wieder grünen geſehen. Dieſe, meynet er, hätten mit vergnügten Augen, auf den vor zweyhundert Jahren, von ihren Vorfahren mit dem deutſchen Orden geführten zwölfjährigen Krieg ſehen können, darinn ſie das Joch der Ritter abgeworfen, (wie itzo die Corſen das Joch der Genueſer,) ſo wie ſie itzt das Joch einer fremden Macht, der Schweden, vermieden hatten. Diejenigen freueten ſich mit Recht, daß Preußen (verſtehe deſſen weſtlichen Theil) dem Könige von Pohlen übergeben worden, die

da bewirket hatten, daß es ihm erhalten worden. Kurz, er suchet der einzigen Stadt Danzig die Ehre beyzulegen, daß dieß pohlnische Preußen an Pohlen gekommen, und bey Pohlen geblieben. Ob dieß der strengen Wahrheit gemäß sey, mögen die andern pohlnisch-preußischen Stände und Städte untersuchen. Wenigstens klingt es sehr prächtig, wenn es heißt, die Danziger hätten 15000 Mann in ihrem Solde gehabt, alle benachbarte Schlösser mit Besatzungen versehen, das ganze preußische Kriegesheer besoldet, den Königsbergern Hülfsvölker zugeschicket, die Belagerungen ihrer Stadt abgetrieben; das von den Pohlen umsonst belagerte Schloß Puzig, nach sechsmonathlicher Belagerung erobert, glückliche Einfälle bis in Samland gewaget, zur See und im Flusse oft mit hundert Schiffen den Feinden die Lebensmittel genommen, und ihre Flotten geschwächet; ja, welches fast das größte ist, die meisten Schlösser, und sonderlich Marienburg, die Hauptstadt des Landes, wo des Ordens Volk lag, durch Bezahlung ihres rückständigen Soldes gewonnen, und dem Könige übergeben; wozu sie das Geschmeide und die Kostbarkeiten ihrer Weiber angewandt; so daß man sagen könnte: Preußen wäre mit dem Golde und Eisen der Danziger an Pohlen gebracht worden.

So wie sie nun vor 300 Jahren gegen den König Casimir gesinnet gewesen, so wären sie auch 200 Jahre später, gegen den Johann Casimir, im schwedischen Kriege erschienen: Weil sie weder durch Verheißungen, noch Drohungen der Feinde,

zur

zur Neutralität bewogen werden können; sondern allemal lieber mit Pohlen zugleich Gefahr laufen wollen. Ja ob sie gleich vom Könige, von der Republik, von der Landschaft, von den Bundesgenossen verlassen worden: hätten sie doch ihre Treue gegen den König nicht verletzet. Da nun alles, so zu reden, aus war, der Feind das ganze Reich inne hatte, alle übrige Städte erobert waren, das pohlnische Heer zu den Schweden übergieng, und der König aus dem Reiche floh: wollten sie sich dennoch nicht mit dem Feinde vergleichen; sondern widerstunden allein der so großen Macht, und verursacheten dadurch, daß der dem Feinde bereits gewisse Sieg, und der Besitz von ganz Pohlen und Preußen ihm entrissen ward, und der König wiederkam, alles wieder herstellete, die Treulosen umkehrten, und ein eben nicht schimpflicher Frieden geschlossen wurde.

Wer dieß alles liest, sollte fast denken, der große Churfürst, Friedrich Wilhelm, von Brandenburg, hätte in dem ganzen Kriege nichts gethan: da es doch sonst bekannt genug ist, daß bloß sein Abtritt von Schweden, und seine Verbindung mit Pohlen, nach erhaltener Souverainität über sein Herzogthum Preußen, die Schweden dergestalt geschwächet, daß sie alles verlassen, und wieder nach Hause schiffen müssen. Kurz, es ist sehr unsicher, die Geschichte von Lobrednern zu lernen. Ohne Zweifel aber begehret auch dieses der Hr. Verf. nicht von uns: er muß Amts- und Pflichthalber seiner Stadt das Wort reden: und das hat

er redlich gethan; und zwar mit einer [illegible] angenehmen und männlichen Schreibart, daß man seinen Vortrag mit Lust lieſt; ob man gleichwohl bemerket, daß hin und her etliche ſchmäuchelhafte Meiſterzüge eines redneriſchen Pinſels ſein Gemählde verſchönern.

Wir haben uns faſt zu lange bey der Nachricht von der Einladungsſchrift aufgehalten; allein auch dadurch haben wir ſchon unvermerkt einen Begriff gegeben, in was für einem Geiſte, und mit was für Stärke, die Rede ſelber abgefaſſet worden. „Wenn dasjenige, was rühmlich und preiswürdig iſt, ſo hebt der Redner an, auch zugleich vortheilhaft wäre: ſo würde ihren Vorfahren dieſer heutige, den Frieden wiederbringende Tag, nicht ſehr zu wünſchen geweſen ſeyn. Vielmehr hätte man den Krieg anſtrengen und länger fortſetzen müſſen; damit noch mehr Denkmäler der Tapferkeit und Standhaftigkeit errichtet, und der in Gefahren geprüfte Ruhm des Danziger Namens, ſich deſtomehr hätte ausbreiten können. Allein der kriegeriſche Ruhm wird allemal durch die gröſten Beſchwerden, oder vielmehr durch die äuſerſten Trübſalen erworben: und die Liebe des Vaterlandes, nebſt der groſſen Treue gegen den König koſten den Bürgern jederzeit die gröſten Schäden und Beſchwerden; die kaum durch das Bewuſtſeyn geleiſteter Pflichten, oder durch den Nachruhm vergütet werden mögen. Freylich war im ſchwediſchen Kriege dieſer Stadt ein groſſes Lob, und der Ruf, daß ſie Pohlen erhalten hätte, zugewachſen: allein,

eben

eben derselbe war auch durch ansehnliche Einbußen versalzen, und durch einige Niederlagen gemäßiget; auch durch eine langwierige Furcht, eines zweifelhaften Ausganges wankend gemacht worden. Denn da der Krieg selbst jammerreich, aller Handel unterbrochen, die Felder verheeret, und die Landschaft erschöpfet war; da die Bundesgenossen theils immer geschlagen, theils abgefallen waren; da der König geflohen, und alles voll Verzweiflung war: so war das schon höchstklaglich, daß man wider einen siegenden König die Waffen führen mußte; der mit uns eines Glaubens war, dessen höchsten und wahrhaften Heldenmuth wir verehrten, dessen Glück wir bewunderten, dessen Macht wir fühlten; der eine besondere Huld und Gnade gegen uns blicken ließ; kurz, dem es an nichts, als an einer guten Sache schlete; und unter dessen Bothmäßigkeit wir sehr gern getreten wären, wenn es sich, ohne Verletzung unsrer Pflicht, hätte thun lassen. „

So edel hebt unser Redner an, und auf eben den Schlag fährt er fort, zu zeigen: daß Danzig, das an Treue gegen ihren König, und an Ruhm der Standhaftigkeit und Tapferkeit vortrefflich war nicht um des Vortheils und der Zeitläufte wegen, sondern bloß durch Eifer für seine heiligsten Pflichten, den König und die Republik Pohlen erhalten habe.

Wir können uns auf die Ausführung selbst hier nicht einlassen, sondern müssen nur dem Hn. Verf. sein schon bekanntes Lob von neuem zugestehen:

daß er als ein geschickter Redner vollkommen seine Pflichten erfüllet habe. Sein Eifer für Danzig, ob es gleich nicht seine Vaterstadt ist, ist recht patriotisch. Seine Gedanken sind edel, seine Belesenheit in preußischen Geschichten groß und zureichend; seine Schreibart schön, und sein Latein ohne Tadel.

Allein, wir verfallen hier nochmals auf den Wunsch, den wir schon bey anderer Gelegenheit bey seinen Reden gethan haben. Reden, die von Angelegenheiten der heutigen Länder und Städte handeln, sollten von rechtswegen in der Sprache jedes Landes, nicht aber in einer dem Bürger unverständlichen, gehalten werden. Eine Handvoll Gymnasiasten, und 8 oder 10 Lehrer derselben, sind die wohl vermögend, ein zureichendes Lob für den besten Redner zu geben? Besteht gleich die eine Hälfte der Oberkeit auch aus studierten Männern: so ist doch die andre Hälfte, die aus Kaufleuten besteht, ebenfalls taub bey den besten Vorstellungen. Und wie stolz würde nicht die wohlgesinnte Danziger-Bürgerschaft, auf die Thaten ihrer Vorfahren werden, wenn sie das ausnehmende Lob derselben in ihrer Muttersprache lesen könnte?

Nachricht.

Wir haben nächstens ein vortreffliches Werk von dem oliviſchen Frieden zu hoffen, welches unser berühmter Hr. Prof. Böhm aus dem Pastorius, und andern glaubwürdigen, bisher ungedruckten

druckten Nachrichten, ans Licht stellen wird: die derselbe aus Warschau, Copenhagen und Stockholm mit vieler Mühe gesammlet, und mit seinen Anmerkungen bereichert hat.

V.

Fortsetzung der Ode: Die Ehre Melanchthons von M. Balthasar Haugen.

Versäumet die Gestalt, *) und eilet zu der Seele,
Was er dem Auge nimmt, belohnt er an dem Ohr;
Gehn dann der Weißheit je die fette Unterkehle,
Die Waden dem Verstande vor?
Vertrauet nicht dem Vorwort fetter Dünste,
Der Bauch ist kein Beweis der Künste,
Die oft ein starker Geist in schmalen Rippen ehrt.
Die Musen, die Apell geschwind und zart erzogen,
Sind dem Gewicht der Schultern nicht gewogen,
Weil ihre Last den Geist verzehrt.

Vielleicht wars Chartier; ein Dichter wars, am Hofe,
Denn statt der Schmeichler gilt noch oft ein Saitenspiel:
Ein armer Dichter wars, der seines Königs Zofe
Mit seiner Leyer wohl gefiel.
Er schlummert einst; sie sieht ihn, den Poeten,
Sie küßt ihn, ohne zu erröthen,
Und scheut den scharfen Blick des nahen Werbers nicht.
Wißt, sagt sie, dieser ists, der oft mit bleichem Munde,
Mehr reizendes in einer kurzen Stunde,
Als ihr im ganzen Jahre, spricht.

*) Er soll übel ausgesehen haben.

Schon zählt Gamaliel *) der Schüler frohe Haufen,
Die Neugier oder Fleiß zu seinen Füssen zieht,
Die nach dem Sammelplatz der neuen Griechen laufen,
Um die sich Wittenberg bemüht.
Ein Hörsaal ist Apollens Lustgefilde,
Wo jede Schwester seinem Bilde
Zu der Vollkommenheit die besten Züge leiht!
So pflegt der Bienenschwarm in schönen Frühlingstagen
Den Honigseim aus Rosen zuzutragen,
Womit sie Florens Hand erfreut.

Bald wird jetzt Jonathan auch einen David finden,
Der sich Melanchthons Bild getreu ins Herze schreibt,
Den Schaden Josephs fühlt, und bey der Macht der Sünden
Doch Bruder vom Triumphe bleibt.
Laßt das Gesetz in Luthers Eifer-Sinnen,
Und Philipps Güte Platz gewinnen,
Den, der die Milde trotzt, schlägt des Elias Geist.
Dann trägt die Erde Frucht, wann sich die Welt erschüttert,
Wann die Natur erst vor dem Donner zittert,
Und dann ein sanfter Regen fleußt.

Heut soll mir Cölln **) und Worms ***) den Lehrstuhl noch erheben,
Wo seinen Pfeil und Schild mein Ephraim genützt,
Und Leipzig, ****) laß du heut die Stücke Beyfall geben,
Womit dich Friderich beschützt.
Britannien baut Stein und Ehrensäulen
Den Helden die zum Kampfplatz eilen,
Und der Barbaren Zaum an fernen Küsten sind;
Wie kann dann Regenspurg, †) wie kanns Trident verschweigen,
Und Speyer nicht von den Tropheen zeugen,
Die man nach seinem Namen nennt?

Und

*) Er hatte meistens 1500 Zuhörer. vid. Camer. de vita Melanchth.

) 1541. *) 1557.

****) 1519. †) 1541.

Und zeigt mir Augſburg *) erſt den Probeſtein der Chriſten,
Wornach ihr heilig Ohr auf ein Schiboleth hört;
So darf ſich erſt ſein Volk mit Catacumben brüſten,
Die die Verweſung nicht verzehrt.
So ſtehn genug von ſeinen Pyramiden;
Er ärmet ſie im ſtillen Frieden,
Doch wär ich, Wittenberg, dein Bürger oder Sohn;
Mein Denkmaal ſollte nicht nur bey dem Reimen bleiben;
Und auf den Stein von ſeinem Grabe ſchreiben:
Hie Schwert des Herrn, und Gideon!

War er es nicht allein, ein Sporn der Mecänaten;
Dem manche Schule noch den grünen Scepter dankt.
Und wie viel Tempel ſinds, und wie viel fremde Staaten,
Worinn ſein Angedenken hawat?
Er theilt das Land, gibt Künſten und Gedanken,
Verbindung, **) Ordnung, Rang und Schranken,
Und zündet der Vernunft zur Weisheit Pharus an,
Wo iſt die Wiſſenſchaft, für die er nicht geworben,
Die Wiſſenſchaft, die, da ihr Freund geſtorben,
Sich nicht die Wayſe nennen kann. ***)

Jetzt kann der Engel keck auf ſeine Schultern ſteigen,
Und mit geborgtem Aug die Hügel überſehn,
Die Künſte ſelber ſind von ihren Pflegern Zeugen,
Und nur durch ihren Putz ſo ſchön.
Sie bahnten uns in unbezahltem Schweiße
Mit langem väterlichem Fleiße
Den königlichen Weg bis auf Cithärons Haupt.
Die Nachwelt mach es ſich zu einer ſpäten Sage,
Daß Philipp kaum am ſchönſten ſeiner Tage
Den Schülern eine Stunde raubt. ****)

Iſts

*) 1530.
**) Brachte die Wiſſenſchaften in ein Syſtem.
***) Er ſchrieb faſt von allen Wiſſenſchaften.
****) Er ſetzte keine Stunde aus, außer an ſeiner Hochzeit.

Iſts etwa für den Ruhm Melanchthons noch zu wenig,
Daß ihn die deutſche Welt bis in die Wolken hebt;
So zeuge meinem Lied der Franzen *) großer König,
Der noch in der Geſchichte lebt.
Fand Gallien, die Mutter großer Geiſter,
In deutſchen Gränzen ſeine Meiſter,
Und ehrts die dicke Luft mit ſeinem Wunſch und Ruf;
So hört auch heute zu, und gürtet eure Lenden,
Und helft den Kranz dem um die Schläfe wenden,
Den Pallas vor Europa ſchuf.

Noch ſteht ſein Ehrenmaal im Schoße freyer Britten,
Wohin ihn Famens Ohr zu Heinrichs **) Beyfall trug,
Da noch das Afterlicht den Morgenſtern beſtritten,
Und Wahrheit ſich mit Fabeln ſchlug.
Mein Haberrohr klingt nicht bis zu den Wellen,
Die an der Schetten Ufer preller,
Sonſt wär am Ocean ſein Namen wieder neu;
Um den die Könige, wie um die Länder ſtreiten,
Dem ſoll die Welt, und ſoll die Dichtkunſt deuten,
Wie groß ſein Geiſt geweſen ſey.

Jetzt, Schickſal, öffne mir den Vorhang deiner Schlüſſe,
Der uns die Künftigkeit mit Finſterniſſen deckt;
Das freche Laſter ſchläft in deinen Armen ſüße,
Wann jeder Tag die Tugend ſchreckt.
Melanchthon führt für den Erlöſer Kriege,
Und bleibt doch mitten in dem Siege,
Ein Unterthan der Furcht, ein Sclave von der Welt:
Der von der Ruh verbannt, und ferne von dem Frieden,
Zwar nicht zu lang, doch endlich zum ermüden,
Die Fahne von dem Kreuze hält.

Hats

*) Schrieb an ihn, und ſchickte an den Churfürſten um ihn.

**) Wollte ihn nach England haben.

Weg zum Hause der Glückseligkeit. Ehe man dahin kommt, muß man über die Brücke, die Gottesfurcht heißt. Diese ruht auf 3 Jochen, Glaube, Liebe, Hoffnung. Zuletzt entdeckt ihm der Engel noch seine Nachkommen und ihre berühmten Thaten bis auf den grossen Kayser Leopold. Und damit entschläft Ottobert wieder, und der Engel verschwindet.

Im 24 Buche wachet Ottobert wieder auf. Er war des Engels Befehl eingedenk, der ihn nach Westen ziehen hieß. Er gelangte zu Hamburg an: und erfuhr, daß die Tartarn Böhmen nebst den angränzenden Ländern überfallen hätten. Sein Heldenmuth trieb ihn also den Bedrängten beyzustehen. Als er nun schon durchs Voigtland war: So errettete er drey Böhmische Edelleute von den Tartarn. Mit diesen ging er in die Böhmischen Schanzen. Hostiwiz, einer von den erretteten Böhmen, erzehlete ihm des Landes Beschaffenheit. Zugleich berichtete er ihm auch von Gescons, eines der obersten Räthe, Falschheit und Verrätherey, und daß man ihm den Ueberfall der Tartarn zuschreibe. Indem brachen die Feinde ein und Ottobert eilete gleich mit seinem Wirthe dahin.

Der III. Theil.

Nunmehr hebt sich der dritte Theil unsers Ottoberts an. Ottobert trieb die Feinde glücklich von den Schanzen ab. Man erwehlte ihn darauf zum Anführer der Böhmen unter dem Namen des schwarzen Ritters. Denn er trauerte wegen seiner Ruremunde. Seine erste Verrichtung, als Böh-

Hats Klio recht gehört, die Göttinn der Geſchichte,
So reizte ſeinen Wunſch *) Judäens Aufenthalt:
Zwar nicht der Bach von Milch, nicht Eskols ſchwere Früchte,
Kein Honig, oder Cedernwald.
O nein, ein Iſrael für ſeinen Gott zu bauen,
Und Zion aufgedeckt zu ſchauen,
Das Moſes Glaube hier nur von dem Berge ſieht';
So wie ſein freyes Volk der Götzen falſche Haine,
Nicht nur das Joch, nicht nur die Ziegelſteine,
Noch Vögte von Aegypten flieht.

Das iſt der dunkle Pfad, wann der Monarch der Zeiten
Mit ſeinen Streitern hier durch tiefe Waſſer eilt,
Die Herberg ſchader ſonſt beſtellten Wandersleuten,
Wann ſie die gute Koſt verweilt.
Die Lieblinge des Glücks ſind meiſtens Thoren,
Und nur für eine Welt gebohren:
Die guten Tage ſtehn dem Chriſten übel an.
Die Trübſal iſt ein Feur, es thut am Menſchen Wunder,
Es brennt ihn aus, und nähret den theuren Zunder
Daß er an Zoar denken kann.

Sein Nachen ſegelt zwar durch ungetreue Wellen,
Und läßt den Hafen doch niemals aus dem Geſicht,
Wann kleine Zweifler **) einſt an ſtarken Felſen ſchellen,
So zittert doch ſein Anker nicht.
Ein Zeheim, das ſieht er mit dem Rücken,
Und eilt mit unverwandten Blicken:
Dann ſeine Rechte hält die Thore Salems ſchon.
O ſchweſterliches Band des Lebens und der Lehre!
Dein Ruder ſteht, ſo feſt, wie Gottes Ehre,
Wie Cedern auf dem Libanon.

O ſün-

*) Er wollte ins gelobte Land, dem Diſputiren mit den Theologen zu entlaufen.

**) Seine Feinde hielten ihn für einen Pyrrhonier.

O stünde da die Welt Melanchthon zu dem Haupte,
Wann er den matten Geist aus seinem Kerker bläst,
Und einen Heldentod den Sätzen, die er glaubte,
Zum letzten Siegel hinterläßt.
Wann rostet doch das Schwert zu Wörterkriegen?
Beweisets in den letzten Zügen,
Wann euch die Sonne führt, und ihr Orakel seyd.
Und, Zänker, wollt ihr ja den Zwist der Völker schlichten:
So thut es zwar, doch fanget an zu richten,
Am Ufer von der Ewigkeit.

Was sag ich dann von euch, ihr heiligen Gebeine,
Die heute Wittenberg in Staub und Moder ehrt,
Bis ihr das Feldgeschrey, und zeitig zu der Scheune,
Das Wort der Auferstehung hört?
Erwartet noch die kurze Sabbathstille,
Ich meyne, daß der Zeiten Fülle
Den Gott bald genug auf unsre Gräber stellt.
Wo er mit neuem Licht den Groschen der Leviten
In ewigen und ungekränkten Hütten
Für seinen Hirtenstab erhält.

Es darf kein heilig Wachs bey deiner Grube brennen,
Wir brauchen auch den Rest von dürren Knochen nicht:
Der Stein von deiner Gruft darf keine Wunder können,
Wir warten auch auf kein Gesicht.
Du aber, GOTT! bin ich von deinem Erbe,
Sprich, daß ich, wie Melanchthon sterbe,
Und laß mein Ende seyn, wie des Gerechten war;
Und werd ich etwa noch dir zum Gefäß der Ehre,
So gieb alsdann sein Feuer meiner Lehre,
Und mir vielleicht sein graues Haar.

Wie ſtralt das reine Licht vom himmliſchen Gewande,
Womit die Majeſtät einſt Ueberwinder ehrt.
Wann ſie dem Hirten lohnt, der ſeinem Vaterlande
Sein Mark zum beſten aufgezehrt.
Doch ſeh ich ja bey jenem lichten Throne
Auch kleine Sterne, dem zum Lohne,
Der das entlehnte Pfund dem Schöpfer wieder zählt.
Darf ich nur meinen Stab mit ſeinem Blute nehen,
So wird er mich zum Thürenhüter ſetzen;
Das iſt mir mehr, als eine Welt.

Dann will ich erſt ein Lied auf Davids Githit ſpielen,
Vielleicht fängt mir ein Fürſt der Harfenſpieler an,
Der, weil ſie heilig ſind, mir an die Zunge fühlen,
Und meine Leyer ſtimmen kann.
Wann hier der Griff auf meinen beſten Saiten,
Melanchthons Nachruhm auszubreiten,
Noch nicht harmoniſch tönt, und nach der Erde klingt;
So kann ich dort vielleicht bey gottlichen Concerten
Der Schüler noch von einem Seraph werden,
Der an dem neuen Liede ſingt.

Nikrene, noch ein Wort, und deinem Ruhm zu liebe,
Es lügt ein ächter Sohn doch ſeiner Mutter nicht,
Aus dem ein kindlich Herz, zum Dank für ihre Triebe,
Mit zärtlicher Empfindung ſpricht.
Die Kirche baut ihr Haus durch deine Pfarrer,
Sie werden Pfeiler fremder Länder,
Und bringen deinem Sitz, dem Staat und Degen Ruhm;
Doch haſt du wieder Holz, Melanchthone zu drehen
So laß ſein Bild zwar deine Schweſtern ſehen,
Doch mach ihn dir zum Eigenthum.

Und ihr, die Wittenberg im Lorber heut erſcheinen,
Melanchthons Leichenſtein iſt Hor in Canaan,
Seyd ihr Eleaſars, und zieht auf Aarons Beinen
Die Kleider der Propheten an:
So bleiben euch die ſieben freyen Künſte,
Die Mütter männlicher Verdienſte,
Nicht nur dieß zum Beſitz der fetten Pfründe treu;
Nein, euer Glücke ſoll Melanchthons Beyſpiel preiſen,
Daß, wo ſich Kunſt und Tugend Schweſtern weiſen,
Der Lorber unverwelklich ſey.

Gönnt einem Dichter noch, ihr Sachſen, eine Frage:
Warum der Elbeſtrom dem Blut am meiſten gleicht?
Ob des Soldaten Ernſt, und eurer Bürger Klage
Den Chor der Muſen nicht verſcheucht?
Zwar Preußen ſind ſelbſt Lieblinge der Muſen,
Die, wie ihr Friederich, den Buſen
Der Tugend und der Kunſt, die Fauſt dem Kriege weihn.
So nimm hier Witenberg, den Zoll von meinem Liede;
Vielleicht kann bald dein dauerhafter Friede
Ein Stof zu Meiſterſtücken ſeyn.

VI.

Beſchreibung der Bracteaten, Dickpfennige und Geſchmeide, welche zu Offenhauſen, im Nürnbergiſchen, ausgegraben worden, mitgetheilet von Andreas Würfeln, Pfarrern in Offenhauſen, der herzogl. helmſtädtiſchen und altdorfiſchen deutſch. Geſellſch. Mitgliede. Altdorf, gedruckt bey Heſſeln 1761. in 4. 3 Bogen mit einem Kupfer.

Wir

Wir haben unsern Lesern lange nichts von alten Münzen zu lesen gegeben. Itzo zeiget sich eine Gelegenheit dazu, die uns desto lieber ist, da sie uns ins alte deutsche Münzwesen führet. Wie viel solche Schätze mögen nicht noch hier und da unter der Erde liegen! Es werden noch viel solche glückliche Zufälle nöthig seyn, dieselben ans Licht zu bringen; als die hier im nürnbergischen Gebiethe, eine artige Entdeckung veranlasset hat.

Der Hr. Vers. hebet davon an, daß er die Ursache des Vergrabens alter Münzen in den Befehdungen der mittlern Zeiten suchet. Die Besitzer der Bergschlösser, die da entweder raubeten, oder beraubet wurden, suchten theils von ihrem Vermögen, theils von ihrer gemachten Beute, in ihrer Nachbarschaft, in Felsen, Gebüsche oder Wälder etwas zu vergraben, und in Sicherheit zu bringen. Wurden nun ihre Raubnester zerstöret, oder kamen diese adelichen Freybeuter und Straßenräuber um: so blieb das Vergrabene im Schooße der Erden stecken: und kann vielleicht noch viele Jahrhunderte darinn verborgen bleiben.

Dergleichen Entdeckung nun hat sich zu Offenhausen zugetragen. Vorm Jahre um Pfingsten hatten die Leute daselbst die Erlaubniß, Stöcke aus der Erde zu graben. Ein Becker schicket zweene Taglöhner gegen Morgen zu an den Berg, der Haag genannt, um zu hauen. Der eine machet sich am Pfingstheiligenabend an einen starken Stock. Als er das Erdreich hervorzuräumen anfängt, er-

blickt er etwas glänzendes, das er für einen Tobackspfeifendeckel ansieht. Er findet aber dieser Bleche immer mehr, säubert sie, entdecket ein Gepräg darauf, und wird dadurch sorgfältiger, sie zu sammlen. In kurzem hat er seinen Hut voll; er ruset den Becker und seinen Mitarbeiter, die gleichfalls eine Menge davon auflesen. Endlich kommen noch mehrere dazu, die den ausgeworfenen Leim durchsuchen und noch die schönsten Stücke finden.

Offenhausen hat in den mittlern Zeiten den bayerischen Grafen von Hirschberg gehöret. Graf Gebhart trat 1267 das Pfarrlehen und alles dem Kloster Engelthal ab. Daherum waren viel vornehme von Adel auf Burgen und Bergschlössern angesessen, die schon zu Ende des dreyzehnten Jahrh. als Pfahlbürger nach Nürnberg gezogen. Im 1297sten Jahre wohnte auf der Burg zu Offenhausen Conrad Schwob, Schenk von Reicheneck und Wolfrath, (oder vielleicht Wolfhart) der Schenk von Reicheneck, u. s. w. Von Egenspach, Birkensee, Küngenberg, Oberndorf und Proßberg werden hier auch die alten Besitzer angegeben. Alle diese Burge und Bergschlösser sind 1287 nach dem Landfrieden zerstöret und geschleifet worden.

Diese Bracteaten oder Blech- und Dickmünzen haben sich unweit von Proßberg gefunden. Conrad Wild hat von seinem Ueberflusse 275 Stücke, sein Gehülf aber nur 150 St. bey dem Pflegamte Engelthal niedergeleget. Jeder bekam sechs Gulden zur Ergetzung dafür. Es sind noch andre Sachen, als ein Topf mit einem Deckel, darauf

ein

ein bleyerner Knopf gewesen, gefunden worden: die man aber nicht geachtet, sondern zerschlagen. Der Hr. Verf. dieser Schrift hat etliche 100 von diesen Pfennigen an sich gebracht, und sehr schöne Stücke darunter gefunden, die noch von keinem Münzkenner beschrieben worden. Er waget es hiermit, seine Gedanken zu entdecken, will sich aber gern von Münzverständigen eines bessern belehren lassen.

Die meisten Dickpfennige sind von Heinrichen dem Leuen, Herzoge zu Sachsen; haben einerley Schrot, am Korne aber sind sie ungleich. Die Blechmünzen und Pfaffenpfennige haben fein Silber: aber wo der Leu erscheint, die haben mehr Zusatz. Jene sind nach abgeriebenem Leimen, sehr blank erschienen, an diesen aber ist ein schwarzbrauner Firniß gewesen. Auf einigen ungeprägten Stücken ist ein erhöhetes Viereck zu sehen. Manche sind 4- 6- oder eckigt, und mit der Scheere so oft beschnitten, bis sie das Gewicht der andern bekommen haben.

Wir wollen doch unsern Lesern zum Vergnügen die ersten 10 Stücke in Kupfer vorstellen, und von des Hrn. Verf. Erklärungen so viel zur Probe, als zu dreyen nöthig ist. In allem sind 42 solche Münzen hier abgebildet und erkläret: wobey man aus den angeführten ersten dreyen ersehen wird, daß es dem Hrn. Verfasser an Belesenheit und Gelehrsamkeit in Münzsachen gar nicht fehle.

§. 12.

A. Ein Creutz, in einem von globulis zuſammen geſetzten Umkreiß. In jedem Winkel ſteht eine Kugel. Die Umſchrift leſe ich HRAHTOLDUS DUX.

B. Eine Figur, welche ſonder Zweifel eine Kirche vorſtellen ſoll, darunter die Buchſtaben V°V°O zu ſehen ſind. Die Umſchrift heißt: REGINA CIVITAS.

Anmerkung. HRAHTOLDUS. In dieſem einigen Worte ſteht das H zweymal, ganz überflüßig. Aventinus in Nomenclatura Ann. Bojior. zu Anfang des Buchſtabens H. ſchreibt: H Aſpiratio crebrior majoribus noſtris præcipue ſuperioribus Germanis. Zu der Carolinger Zeiten wurde das H den Wörtern, ſonderlich den Nominibus propriis vorgeſetzet, die ſich mit einem L oder R angefangen. Man hat es aber auch dort öfters einaeſchaltet, wo es ganz überflüßig war. Siehe de Gudeni Syllog. var. dipl. in der Vorrede., p. 5. Ekhardi Introduct. in rem dipl. Germ. p. 61.

Creuz. Das haben die chriſtlichen Völker in den mittlern Zeiten, gern auf die Munzen geſetzet, weil ſie ſolches als das Zeichen ihres Heils angeſehen, und ſich damit von denen Ungläubigen unterſcheiden wollten: Hoc nobis ſignum datum eſt – per ipſum Fideles ab Infidelibus diſtamus & diſcernimur. Damaſc. de Fide orthod. Libr. IV. c. 12. Carolus Craſſus, der ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, das Münzweſen in guten Stand zu ſetzen, befiehlt, ut in denariis ex altera parte – in medio Crux habeatur! Baluz. Tom. II. Capitul. Libr. I. c. 8. p. 638. & Libr. II. c. 18. p. 739. Hr. Prof. Köhler, T. X. p. 10. ſeiner Münzbeluſtigung meynet, man hätte das Creuz deswegen auf die Munzen geprägt, daß die Geld-

Geldverderber ſich ſollten ein Bedenken machen, ſich daran zu vergreifen.

Kugeln. Wenn dieſe ſich in denen Winkeln des Creuzes befinden, ſo ſollen ſie die Jahre des Regiments, oder auch den Werth der Munze beſtimmen. Allein, es ſind dieſe Kugeln, nur als eine freywillige Zierrath anzuſehen. Siehe Hrn. Prof. Joachims Groſchencabinets II. Fach p. 83.

RATOLDUS, war K. Arnulphi unächter Sohn, welchen er mit einer Concubine, Hellenrode erzeuget hatte. Da ſichs anließ, ob würde Arnulphus mit ſeiner Gemahlinn Uta keinen rechtmäßigen Erben zeugen, ſo verlangte er a. 889. von den fränkiſchen Ständen, auf dem Conarſſe zu Forchheim, daß ſie Zuentiboldum, und Ratoldum zu ſeinen Nachfolgern im Reiche erwählen ſollten. Nach langem Weigern, haben ſich die Stände ſolchergeſtalt verwilliget, daß ſie dann willfahren wollten, wann Er ſonder rechtmäßige Erben ſterben würde. Adlzreiter Ann. Boicæ Gentis ad a. 889. P. I. Lib. XII. p. 230. Ann. Fuld. ad annum 889. Hermannus Contractus ad ann. 889. edit. Struv. T. I. p. 249.

Nachdem Arnulphus a. 894 Italien bezwungen, ſo ließ er dieſen Ratoldum, als einen noch jungen Herrn nach Mayland bringen, und daſelbſt eine Zeitlang verweilen. Da aber der Einfall des burgundiſchen Königs Rudolphi den K. Arnulphum nöthigte, durch das Tridentiniſche ſchnell nach Bayern zurükzukehren, ſo iſt Ratoldus ſeinem Hrn. Vater über den comiſchen See nachgefolgt. Ann. Fuld ad annum 895. Hermannus Contractus ad a. 894. edit. Struv. T. I. p. 251.

Daß Ratoldus der Stammvater der Graven von Andechß, und Herzogen von Meran ſeyn ſoll, erweiſt Herr Profeſſor Köhler in einer Diſſert. de Ducibus Meraniæ ex comitibus de Andechs ortis Altd. 1729.

Bey dem Lunig in Spic. Eccleſ. Continuatione, III. p. 1213. ſeq. in charta de a. 902 wird ein Edler, Namens Ratoldus angeführet, und geſaget, daß er Miniſter regalis geweſen, ſeine Gemahlinn hätte Adalona, ihr beyder Vaſall aber Henrich geheißen.

Was für Güter ſeine Mutter Ellinrata, zu dem Kloſter Haimeram in Regensburg vermachet, erhellet aus Hundii Metr. Salisb. T. II. p. 366. Ellinrat matrona, concubina Arnolphi Imp. tradidit S. Haimerano, in manus Tutonis Epiſcopi & Advocati ſui Imonis, proprietatem ſuam, i. e. Capellam in Ercholtinga, cum aliis duabus Eccleſiis, cum decimis & manſis, cet. Confirmat Conradus Rex Datum A. Domini 913 anno gloriosiſſimi Regis Conradi III. Actum ad Forchaim in Dei nomen Amen.

Dux. Dieſes Wort ſoll um die Zeit, da Ratoldus lebte, einen Heerführer oder Marggraven, welcher die Gränzen gegen die feindlichen Völker beſchützen mußte, bedeutet haben. Und Ducatus hieß ein Kriegscommando. Siehe Schmaußens hiſtoriſches Jus publicum, c. III. §. 5. p. 17. in den allegatis pag. 192.

Die Buchſtaben V:VO in dem Kirchengiebel, ſollen etwa den Anfang des Wort Wolfgang anzeigen. St. Lupus, oder Wolfgang, hat am erſten die chriſtliche Religion in Regensburg auszubreiten geſuchet, deswegen er auch des Märtyrer-Todes ſterben mußte. St. Lupus, quidam Romanus a. 489 ſub Theodone primo Bavariæ Duce venit Ratisbonam, ibique propter veræ fidei annunciationem & confeſſionem martyrio coronatus eſt, Hund in Metropoli Salisb. T. I. p. 184. Doch könnte ſeyn, daß dieſe Buchſtaben von dem Biſchofe zu Freyſingen, Wolto oder Waltho zu verſtehen wären. Denn zu ſeiner Zeit a. 883 iſt die Cathedralkirche zu Freyſingen, von den barbariſchen Völkern, weggebrannt worden. K. An-

mischer Feldherr, war, daß er den belagerten Primislaus entsetzte. Als dieses geschehen war, ging er nach Vissegrad. Auf diesem Wege traf er den aus Liebe verwirrten Galindo an. Er errettete auch des Chams Tochter, Hallorana, die sich eben badete, aus seinen Händen. Gleich darnach entdeckte er Gescons Verrätherey. Er fing nemlich eine Dole, die einen Brief an den Füssen hatte, welcher an Gesco war. Ottobert kam in die Stadt und Gesco ins Gefängniß: Er entwischte aber durch die List seiner Freunde wieder.

Das 26 Buch. Adelinde wäre bald vergessen worden. Der Poet aber erinnert sich wieder, daß er sie in einem Schlosse gefangen gelassen habe. Strophäus bediente sie oft, doch der Hauptmann verhinderte ihn allezeit in seinen Gesprächen. Dieser verliebte sich gleichfalls in Adelinden. Ihr war solches sehr zuwieder, und sie bestach einen von der Wache, daß er Siegewalden von ihren Umständen Nachricht bringen sollte. Dieser traf Siegewalds Bruder, Dietrichen, an, der das feste Schloß einnahm, und Adelinden befreyete. Sie reiste mit ihm wieder nach Deutschland und schrieb Siegewalden, daß sie nach Dännemark gehen wollte. König Cunibert verfolgte inzwischen seinen erhaltenen Sieg glücklich und eroberte mit tapferm Beystande Siegewalds alle Plätze bis an Friaul. Darauf wurde zu Pavia Unulphens Leichbegängniß gehalten, und sein Testament verlesen, welches viele Staatslehren für den jungen Prinzen in sich hielt.

Im 27 Buche geht der Poet wieder nach Böhmen. Der schwarze Ritter verübte daselbst lauter

Hel-

Arnulphus begnadigte den Biſchof Wolto, daß er für das Salz, ſo aus dem Salzwerke daſelbſt, ſowohl auf Fahrzeugen, als Karren ausgeführet werden, keine Mauth bezahlen durfte. Hund l. c. T. I. p. 104 und p. 128. Ratoldus kann zu dieſem Baue, der a. 898 zu Stande gekommen, noch mehreren Vorſchub gethan haben, als ſein Herr Vater! daß alſo auf dieſer Münze nebſt ſeinem Namen, auch des Wolto, Suffraganei in Freyſingen, durch die, in dem Kirchengebäude angebrachte Anfangsbuchſtaben, ſollte Erwähnung geſchehen.

Regina Civitas. Die Umſchrift giebt zu erkennen, daß dieſer Denarius in Regensburg gepräget worden. Der Name Regina Civitas iſt älter, als Ratisbona, man trift ihn, ante medium ævum, in den älteſten Schriften an. Wilibaldus primus Aichſtad. Sec. VIII. Epiſcopus in vita Bonifacii: nennet Regensburg Civitatem Reginam. Mehrere Stellen hat Herr Prof. Köhler in den Hannöveriſchen gelehrten Anzeigen de A. 1750 in dem 39ſten Stück, p. 153. ſeq. angeführet.

Regensburg war die Haupt- und Reſidenzſtadt der bayeriſchen Herzoge, und lag in dem pago Donagevve, Chron. Gotwic p. 505 Kohler l. c. K. Arnulphus nennet Regensburg ſeine Stadt, und verſpricht, daß er ſolche auf Fürbitte ſeiner Gemahlinn Vtæ, und um ſeines Patrons des H. Emerami willen, wollte erweitern, und die Einkünfte verbeſſern, Hund l. c. T. I. 225.

Nach der Achtserklärung H. Heinrichs des Löwen, hat ſich Regensburg frey gemacht. Avent. Ann. Boior. Libr. VII. c. I. §. 6. Reginoburgum urbs eo tempore potentiſſima, hactenus domicilium Ducibus atque Regulis Boiorum fuerat. Cives nacti occaſionem, ob toties mutatos principes, excuſſo iugo regulorum Boiariæ ſe vindiciis redemptos, in libertatem vindicant.

Regensburg iſt ſchon in den älteſten Zeiten eine Münzſtädte der Könige und Herzoge in Bayern geweſen. Herr Prof. Kehler l. c.

K. Arnulphus hat ſich in Bayern, als Natali ſolo, ſonderlich in Regensburg gern aufgehalten, iſt auch daſelbſt geſtorben. Hartmannus Contr. ad a. 899. in Struvii Script. Rer. Germ. T. I. p. 250. Arnulphus Imperator *Ratisbonæ ubi frequentius manebat*, obiit 6. Idus Decemb. (d. 8. Decemb.) anno Regni XII.

Kein Zweifel, Rateldus habe ſich öfters bey ſeinem Herrn Vater eingefunden, und dann auch als Marggraf, oder General der kaiſerlichen Trouppen, zu Regensburg, Münzen ausprägen laſſen.

§. 13.

A. Ein Kopf, mit einer Zierrath, der die rechte Geſichtsſeite präſentiret.

B. Stellet eine Perſon vor, die in der rechten Hand einen Scepter hält. In dem Schooße gerade herab, lieget ein Wickelkind.

Anmerkung. Vielleicht ſoll der Avers Kayſer Heinrichen den VI. abbilden, und der Revers, die Geburt Frid. II. ſo zu Jeſi auf dem Markte geſchah, im Andenken erhalten. Conſtantia, Rugeri II. Königs in Sicilien Tochter, wurde a. 1186. mit Kayſer Heinrichen VI. vermählet. Die Sicilianer hielten Sie für eine Dame von 50 Jahren, da Sie, mit Frid. II. ſchwanger gieng. Ihnen nun allen Argwohn eines Betruges zu benehmen, ſo hat Conſtantia a. 1194. den 25 Decembris ihren Sohn zu Jeſi in dem ancónitaniſchen, in Gegenwart der Biſchöfe und Cardinäle, öffentlich gebohren. Marcualdus, welcher das Reich an ſich ziehen wollte, und andere Widerſacher, haben hernach Frid. II. jedennoch, für ein unterſchobenes Kind ausgeſchrien, und denſelben bald

als

als eines Arztes, bald als eines Müllers oder Vogelſtellers, Sohn angegeben. Hahns Reichshiſt. T. IV. c. IV. §. 1 p. 34.

§. 14.

A. Ein Bruſtbild, das die rechte Geſichtsſeite vorkehret, auf dem Haupte eine offene und mit 3 Lilien gezierte Krone trägt, und in der Hand ein Kreuz hält.

B. Zwo neben einander ſitzende Perſonen. Die zur Rechten, hält einen Vogel auf der Hand. Die, welche zur Linken Platz genommen, iſt mit einem Scepter verſehen. Zu den Füßen iſt ein kleiner, gegen die rechte Seite ſehender Adler, mit ausgebreiteten Flügeln angebracht.

Anmerkung. Die deutſchen Kayſer haben aus Andacht das Kreuz, ſtatt des Scepters gebraucht, und iſt ſolches denen Reichskleinodien zugezählet worden. Das Chron. Gotvvic. ſaget p. 309. Crux temporibus Henrici IV. & V. inter inſignia Imperii nominatur.

Da Heinrich V. wider ſeinen Vater K. Heinrich IV ſich auflehnete, ſo begehrte Er von dem Vater, ut, ſi vitam ſervare vellet, absque mora ſibi crucem, coronam, & Lanceam ceteraque Regalia transmitteret. K. Heinrich IV. meldet hierauf in einem Schreiben ad Regem celtarum: Coronam, ſceptrum, Crucem, Lanceam miſi Moguntiam.

Die neben einander ſitzenden gekrönten Perſonen, wollen ein Conſortium imperii oder Curatele anzeigen. Heinrich IV. ließ a 1075 auf der Verſammlung zu Goßlar, ſeinen Prinzen Conrad zum Nachfolger im Reiche erklären. Lamb. Schaffnaburgenſis ad a. 1075. Da dieſer, ohne die väterliche Einwilligung, ſich a. 1093 zum Könige in Italien krönen laſſen, ſo

veranstaltete Kayser Heinrich IV. daß man seinen Sohn Heinrich den V. als Reichsnachfolger a. 1099. erwählete; welche Thronfolge a. 1103. bestättiget worden.

Oder: die zur linken Hand sitzende Person könnte Agnes K. Heinrichs III. hinterlassene Gemahlin anzeigen. Diese führete über ihren minderjährigen Prinzen, die Vormundschaft, und K. Heinrich IV. hat als ein junger Herr die Jagd sehr geliebet, und oft für einen Falken eine ganze Landschaft hingegeben. Schilter de Lib. Eccles. Germ. p. 484.

Der einfache Adler auf denen Münzen, ist das Zeichen der römischen Könige. Auf diesem Dickfennige scheinet er das goßlarische Wapen vorzustellen: denn daselbst hat Heinrich IV. sich öfters aufgehalten. Wann aber solcher unter der Vormundschaft der K. Agnes geprägt worden, so ist dieß von a. 1158 bis a. 1160 geschehen. Von dem Vogel, welcher der Person zur Rechten auf der Hand sitzet, siehe § 17.

Die letzten drey Stücke sind 1) eine runde Schnalle, mit der Umschrift: ICH DIN DV MIN LIEBA, ich deine, du meine Liebe. Der Hr. V. meynet, Lieba, solle hier Leben heißen. Allein, es ist nichts natürlicher, daß man die Liebe behält; da ja die Alten, ihre Geliebten, ihr Liebchen, ihre Liebe zu nennen pflegten. Mit minem Libe heißt auch sonst bey den Alten, mit meinem Leibe. 2) Ein silberner Ring, daran sich oben ein paar Hände zusammen schließen, mit der Umschrift: VOCELI. Dieß erkläre, wer da kann. 3) Eine kleine silberne Rose, die vielleicht von einer Haarnadel oder Spange abgebrochen worden.

VII. Fort-

VII.

Fortsetzung des Auszuges, aus des Hrn. Barons von Schönaich Oden, Satiren, Briefen und Nachahmungen ꝛc.

Ehe und bevor wir den Verfolg der Gedichte von dieser Sammlung unsern Lesern vor Augen legen, müssen wir ihnen eine Begebenheit bekannt machen, die dem Hrn. Verfasser eben so rühmlich, als der deutschen Dichtkunst, und insonderheit dem geläuterten Geschmacke unserer Zeiten sehr entscheidend und vortheilhaft ist. Der Freyherr von Schönaich hat sein neues Werk, mit einem französischen Schreiben begleitet, diesen Sommer an des Königs von Preußen Majestät übersandt: als derselbe eben zwischen den fürchterlichsten Kriegsheeren zwoer mächtigen Kaiserinnen stund, und täglich der Gefahr eines doppelten Angriffes ausgesetzet war. Keine Zeit nun hätte so leicht der kühnsten Muse unbequemer scheinen können, einen gnädigen Anblick von dem Monarchen und Helden zu begehren, als eben diese. Hier traf es dem Anscheine nach ein, was Horaz in seinem Schreiben an den Kaiser August, sich selbsten und seinen Mitbrüdern, den Poeten seiner Zeit, zur Last leget.

Multa quidem nobis facimus mala sæpe poetæ;
(Ut vineta egomet cædam mea) cum Tibi librum
Sollicito damus, aut fesso. — —

Gleich-

Gleichwohl ist dießmal die Gnade des Königes gegen die Dichtkunst, und zwar gegen die deutsche, so groß gewesen, daß sie aller dieser Umstände ungeachtet, derselben einen Zutritt verstattet hat. Ein Courier, der durch Crossen durchgieng, lieferte dem Herrn Baron folgendes königliche Handschreiben:

J'ai reçû, Monsieur le Baron de Schönaich, l'ouvrage de Poesie, que Vous m'avez envoyé. Je Vous remercie de Votre Attention; mais il sera difficile, de saisir des Instants, dans les Circonstances presentes, pour lire des Odes & des Satires! Sur ce, je prie Dieu, qu'il Vous ait dans sa sainte & digne garde.

Bunzelwitz, ce 24. 7bre,
1761.

Frederic.

Auf Deutsch.

Ich habe, Hr. Baron von Schönaich! das poetische Werk erhalten, welches Sie mir geschicket haben. Ich danke für ihre Aufmerksamkeit. In gegenwärtigen Umständen wird es aber schwer seyn, sich einiger Augenblicke zu bemächtigen, um Oden und Satiren zu lesen. Ich bitte Gott, daß er Sie in seine heilige und würdige Obhut nehme ꝛc. ꝛc.

Eine

Eine solche Gnadenbezeugung in so bedenklichen Umständen ist allerdings alles, was ein vernünftiger Schriftsteller sich wünschen konnte. Der Hr. Baron von Schönaich ist auch von derselben, wie billig, äußerst gerühret; und schätzet sich glücklich, der dritte deutsche Dichter zu seyn, der von Sr. königl. Majestät einiger Aufmerksamkeit und gnädiger Zuschrift gewürdiget worden *). Nehmen wir aber noch die mündliche Unterredung Sr. Maj. mit unsern Hrn. Prof. Gellert dazu, so haben wir vier deutsche Dichter von der vernünftigen Art aufzuweisen, die sich einer so gnädigen Aufmerksamkeit dieses gekrönten Kunstrichters rühmen können. Mögen sich doch die seraphischen, ätherischen, empyräischen, mitzraimischen, cyklopischen Dichter unsers Vaterlandes auch gleicher Trophäen rühmen.

Wir schreiten also zu dem Werke selbst, und melden nach dem neulich abgebrochenen Auszuge, daß die VIII. Ode an einen Freund; und die IX. an die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig gerichtet ist. Diese handelt von der neuen Dichtkunst, und hebt so an: "

Es

*) Es ist nämlich bekannt, daß außer Herrn Prof. Gottscheden, auch der Herr Hof- und Regierungsrath Lichtwer, Domher zu Halberstadt, sich mit einem königl. Antwortschreiben beehret gesehen, als er Sr. königl. Majestät sein poetisches Recht der Vernunft zugeschrieben hatte.

So ist es wahr? so hör ich recht?
Noch ist euch Hermann nicht zu schlecht,
Daß ihr euch nicht des Barden schämet!
Hier bin ich! führt das Mitglied an,
Das so, wie ihr, nichts leiden kann,
Was uns den Tag entzeucht und Zung und Flügel lähmet.
Was zeigt sich mir? ein Dichterchor:
Es ist der Klahrheit Reich und Gottsched geht uns vor.

Wir handeln nicht mit Rauch und Dunst;
Kein falscher Glanz ist unsre Kunst:
Die Wahrheit bleibt, und muß gefallen.
Wann B — — Berg auf Berge thürmt;
Das Paradies mit Schiffen stürmt: a)
So wird dereinst sein Schwulst, wie Berg und Schiff zerfallen.
Ja! sagt mirs gleich kein H — — nach:
So däucht sein Mischmasch doch bey B — — bleyt schwach.

Ist doch kein Zeitungsblatt so klein:
Es will der Dichter Geißel seyn,
Die sich vor ihm erheben dörfen.
So schrecklich auch die Wahrheit ist.
So triumphirt doch Brauch und List,
Wann sie so Kiel, als Pfeil der Unverschämtheit schärfen.
Drum sieget Zürch und Leipzig nicht;
Weil hier der Wahrheit Mund, dort Brauch und Hochmuth spricht.

Die X. ist an die Winde, bey einer Reise, gerichtet. Sie scheint der itzigen Frau Gemahlinn des Hrn. Barons, damaliger Gräfinn Henriette von

a.) S. Noah, 5. Buch, oder vielmehr Gesang.

von Schmettau, zu Ehren gemachet zu seyn. Sie ist schön, und die Zärtlichkeit hat den Geist des Dichters merklich belebet. Die dritte Strophe heißt:

Eilt eilt ihr lispelnden Zephyre
Nach Cyperns lustigem Reviere,
Wo ihr allzeit regieret fort.
Sie eilen, recht nach Art der Götter,
Und Wolken voller Rosenblätter
Bedecken meiner Wünsche Port.
Der Ober (ein Fluß) schmückt des Frühlings Flor
Mein Dichterauge sieht auch der Najaden Chor.

Sie winden von den Blumen Ketten.
Die schlingen sie um Henrietten,
Indem sie durch sie fähret, her.
Dort kömmt sie von dem schönen Schlosse,
Sie eilet nach der Mutter Schoße,
Den Rossen wird der Weg nicht schwer.
Kein Wunder, manches Zephirs Hauch
Erquickt jedwedes Roß des braunen Zuges auch, ꝛc.

Die XI. Ode auf das Gold; und die XII. auf die Lupse, einen Fluß auf der erblichen Herrschaft des Hrn. Barons in der Lausitz, sind schon im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit bekannt geworden. Sie sind aber hier beyde in vielen Stellen verbessert zu lesen. Die XIII. auf die Freundschaft; und die XIV. auf das Glück, sind auch schon in der gedachten Monathschrift im Drucke erschienen. Sie haben aber beyde viel schöne und neue Züge von Witz und Satire bekommen. Die XV. heißt

das

das Zeitungsblatt. Man kann leicht denken, daß hier die gelehrten Artikelschreiber, nicht aber die Zeitungsschreiber überhaupt gemeynet sind. Die XVI. heißt das Wunder. Hier ist alles satirisch. In jeder Strophe steht etwas, das kein Wunder ist, und etwas, das eins ist. Die XVII. besingt den Gram, und ist von 1754. Auch diese ist satirisch: eben so, wie die XVIII. die Kleinigkeit genannt. Z. E.

Wenn deutsche nicht ihr deutsch verstehen,
Und Schnitzer im Lateine sehen,
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch wenn man Griechsch im Deutschen singet
Sich hoch, so wie ein K — — schwinget.
Das führt zur Ewigkeit.

Wenn man der Alten Sätze lehret,
Homere nebst Virgilen ehret,
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch wenn man funfzig Thoren plündert,
Wie M — — stiehlt, wo B — — kindert,
Das führt zur Ewigkeit.

Wie Opitz, Flemming, Dach zu singen
Und Günthern, Pietschen nachzuringen,
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch Höllengeistern nachzuspüren,
Und schlechter als Lucil scandiren,
Das führet zur Ewigkeit.

Helbenthaten. Harpad, ein Hunniſcher Feldherr, beſtürmte Viſſegrad. Die Mauren waren auch ſchon überſtiegen. Der ſchwarze Ritter aber trieb ihn wieder zurück. Dieſe Tapferkeit machte, daß ſich die Böhmiſche Königin Libuſſa mit ihren beyden Schweſtern in ihn verliebte. Die beyden letzten begaben ſich zu einer Zauberin und wollten von ihr Beyſtand haben.

Im 28 Buche beſchreibt der Poet die ganze Tartariſche und die wieder dieſen Feind ſich zuſammen ziehende deutſche Heeresmacht. Der ſchwarze Ritter konnte nicht müßig ſeyn. Er griff alſo der Tartarn rechten Flügel an, erlegte ihn und bekam unter den Gefangnen den Artaces. Dieſer ſagte ihm, Horribal habe die ſchöne Noraida endlich erlanget, und ſey nebſt ihr ein Chriſt geworden. Er befreyete auch den grünen Ritter, Radigaſt, der ihm ſeine Zufälle erzehlet.

Das 29 Buch. Die Zauberin brachte die beyden Prinzeßinnen aus ihrem prächtigen Zauberſchloſſe wieder nach Hofe, und ſie ſelbſt ging in das Tartaſche Heerlager. Hier richtete ſie einige Unordnungen an und es wurde ihr deswegen der Kopf abgeſchlagen. Die Tartarn feyerten eben das Geburtsfeſt ihres Chams mit allerhand Luſtbarkeiten. In dem Turnieren erlangte ein weiſſer Ritter immer den Preis. Dieſer ging auch mit nach Viſſegrad, wo der Cham die Körper der Erſchlagenen abfordern ließ. Weil ſie aber ſchon begraben waren: So konnte man ſie ihnen nicht abfolgen laſſen. Die Tartarn forderten deswegen die Böhmen heraus, und der weiſſe Ritter den ſchwarzen, welcher den Streit ungern einging.

Auf Wohlklang, Sinn und Abschnitt merken,
Durch Anmuth den Gedanken stärken,
Das ist nur Kleinigkeit.
Doch alle Regeln zu verachten,
Und denken wie nicht Barbarn dachten;
Das führt zur Ewigkeit.

Die XIX. Ode besingt die Kunst, zu gefallen. Sie läuft in allen Strophen auf die Regel hinaus: Ach mache Wind! Die XX. heißt die verliebte Hoffnung, und bestraft den Unbestand der Schönen. Die XXI. ist eine Nachahmung der IX. Ode aus dem III. B. des Horaz: Donec gratus eram tibi &c. und schon aus dem Neuesten bekannt. Die XXII. ist an ein Frauenzimmer, eine Nachahmung. Die XXIII. auf den Tod seines ersten Sohnes, ist schon aus unserer Monathschrift bekannt; und die XXIV. an seine Frau Gemahlinn, zum Troste über diesen Todesfall gerichtet. Sie ist beweglich, und hält Züge von zarter Empfindung in sich, die einem Canitz und Besser Ehre machen würden. Sie ist am Tage der Beerdigung seines Sohnes, und des Kirchenganges seiner Frau Gemahlinn gemachet. Ein paar Strophen sollen die Probe geben:

Ich faſſ' ein Herz und trag' auf meinen Armen
Den für den Wurm geputzten Sohn.
Mein Geist erstickt selbst ein Erbarmen,
Und denkt beweat den Tod und die Verwesung schon.
Bald wird ein Flor die Stirn' umziehen;
Bald wird ein Schnee zu sehen seyn;
Das Menschliche wird bald entfliehen;
Ein räubrisches Gewürm dringt in die Glieder ein.

Hier leg' ich nun die ſo geliebten Glieder,
Mein halbes Seyn, mit in den Sarg.
Ach! käm' er ungeſtalter wieder!
Der Wunſch iſt Weiſen klein, für einen Vater ſtark.
Macht zu, damit ich mich nicht ſchäme!
Mein Kind gehört nicht ferner mir.
Der letzte Kuß, den ich ihm nehme,
Sey einſt, wo ich dich ſeh, ein zärtlich Denkmal dir.

So ſollſt du nicht die holde Gegend ſehen,
Wo die verfolgte Lieb' entſtand.
Mit dir wollt' ich am Ufer gehen,
Und zeigen jeden Ort, wo dieſe Glut entbrannt.
In jener Nacht von dunklen Eichen
Entrannen mir zwar Thränen ſchen:
Doch müſſen ſie den Thränen weichen,
Die ſolch ein Riß verdient, und ich dir wiedme, Sohn!

Komm! liebſte Frau! und laß das Leid uns klagen:
Die Liebe findt noch Troſt vielleicht.
Gott wird uns ja nicht immer ſchlagen:
Vielleicht hat ihn der Schmerz gebeugter Lieb erweicht.
Auch dieſer Kampf ſey überſtanden!
Erkenn' mit mir der Führung Macht!
Wir ſind noch in der Liebe Banden:
Ach! hättſt du mir den Sohn, mein Kind doch mitgebracht.

Und hier ſchließt ſich die Abtheilung von Oden. Nächſtens geben wir Nachricht von Satiren u. ſ. w.

VIII.

Geſchichte des rußiſchen Reiches, unter Petern dem Großen, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire überſetzt, nebſt dazu gehörigen Landcharten I. Theil. Mit könig. pohl. und churf. Priv. Leipzig in der Lankiſchen Buchhandlung. 1761. in 8.

Franz Maria Arouet von Voltaire Geſchichte des rußiſchen Reichs, unter Petern, aus dem Franz. überſetzet von Joh. Mich. Huben, und mit Zuſätzen und Verbeſſerungen herausgegeben, von D. Anton Fried. Büſching, nebſt zween Landcharten, ebenfalls mit ſächſiſchem Privilegio. Frankfurt bey Heinrich Ludwig Brönnern 1761 in 8.

Dieſe beyden Ueberſetzungen eines und deſſelben Buches nehmen wir mit Fleiße zuſammen: weil derjenige, der was Gutes haben will, beyde zugleich kaufen muß. Wer des Hrn. von Voltaire eigenes Buch, unverändert, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern, haben will, muß ſich an das erſte halten. Sowohl der Hr. Ueberſetzer, als ſein Verleger, haben nichts anders im Sinne gehabt, als ihr Original ehrlich und unverändert darzulegen; und es dem Verfaſſer deſſelben überlaſſen, daſſelbe zu verantworten. Der Herr Ueberſetzer, ein geſchicktes Mitglied der hieſ. Geſellſchaft der freyen Künſte, ſaget ausdrücklich in der Vorrede:

Es sey dem Publico überlassen, zu entscheiden, was in derselben am meisten zu loben, oder zu tadeln sey, ob die Erzählungen wichtig und wahr genug; ob die Schreibart stark und zusammenhängend genug; ob nichts ausgelassen, nichts verschoben sey, u. s. w. oder ob man von dieser voltairischen Geschichte eben das werde sagen können, was man von einer andern (Leben Carls des XII. Königs in Schweden) gesaget hat: Sie sey schöner, als die Wahrheit.„ Ja er vermuthet gar, der Hr. Verf. werde durch viel scharfe Urtheile über sein Buch, genöthiget werden, sich noch ein zweytes Certificat, für die Zuverläßigkeit seiner Geschichte auszuwirken; bedauret es aber, daß man eine Erzählung nicht so auf Befehl glaubet, wie der gemeine Mann auf Befehl Steuren bezahlet.

Die Entschuldigung seiner Uebersetzung, hätte der Hr. Verfasser derselben, unsers Erachtens, nicht nöthig gehabt. Man kennet des Hrn. von Voltaire unzusammenhängende Schreibart schon, und wird also von dem Uebersetzer nicht mehr Verbindung der Gedanken und Sachen begehren, als seine Grundschrift hat. Wer es bloß nach einem Wörterbuche übersetzen wollte, würde zu bedauren seyn: wer sich aber noch so sehr mit Verstande und Nachdenken bewaffnet, dem wird doch immer noch etwas, und zwar die Gabe zu errathen, fehlen. Im lesen ist uns freylich oft alles sehr leicht und verständlich; aber sobald man es in einer andern Sprache geben will: so erstaunet man, daß man die vorkommenden Schwierigkeiten nicht vor-

vorhin wahrgenommen. Dieß ist eine sehr vernünftige Anmerkung des Hn. Dolmetschers. Sie kann dienen, die unbilligen Richter der Uebersetzungen zurecht zu weisen, die sehr gestrenge in ihren Urtheilen sind; aber viel gelindere Seyten aufziehen würden, wenn sie vom Bessermachen einen Versuch machen wollten.

Der Herr Verf. entschuldiget sich ferner, daß er einige Anmerkungen, oder vielmehr, daß er nur so wenige unter den Text gesetzet hat. Er hat in der That einige sehr artige Zusätze, bey Stellen gemachet, die einer Verbesserung sehr bedürftig waren. Gleich die voltairische Vorrede zeiget dergleichen, und im Werke selbst mangelt es auch nicht daran. Wir wollen nur ein Paar anzeigen. Z. E. auf der 61 S. erzählet Hr. von Voltaire von einer russischen Secte, daß sie lehre: ein Gläubiger könne sich aus Liebe zu seinem Heylande das Leben nehmen. Der Herr Uebersetzer merket an: es sey ganz was anders, aus Liebe zum Heylande den Tod erdulden; als, sich selbst des Lebens berauben. A. d. 13 S. wird dem Hrn. Verf. angemerket, daß er die Vorstädte von Moskau zur fünften Gegend der Stadt gemachet: Und a. d. 23sten S. wird ihm mit Recht der Fehler verwiesen, daß er Marienwerder, zu einer Stadt des westlichen Pommerns, an der Gränze des Königreichs Preußen gemachet: da es doch eine Stadt des Konigreichs Preußen ist, die gegen Pomerellen oder vielmehr Pogesan zuliegt. Es ist auch ganz widersprechend was Hr. von Voltaire saget. Denn wie kann das westliche

Pommern, so an Meklenburg stößt, ans Königreich Preußen stoßen, welches durch einen Theil von Pohlen, der zwischen dem östlichen Pommern und Pommerellen liegt, ganz von Preußen getrennet ist? Sollte man es wohl glauben, daß Herr von Voltaire fünf Jahre in Berlin gelebet; wenn er nicht ein Franzos wäre?

Wir hätten große Lust noch eine und andre solche Stellen anzumerken, wenn wir hier mit dem Originale, und nicht mit den Uebersetzungen beschäfftiget wären. Allein wir eilen zu der zweyten; die uns Hr. Hube übersetzet, und Hr. D. Büsching mit Anmerkungen versehen hat. Der letztere bringt in seiner Vorrede alles dasjenige bey, was in der weggelassenen französischen von der Veranlassung dieses Werkes gestanden hat. Allein er bemerket auch sogleich, daß Hr. von Voltaire, die von dem Hrn. Gen. Lieut. und Kammerherrn von Schuwalov erhaltenen Nachrichten aus den russischen Archiven, sehr schlecht gebrauchet, und mit sehr vielen unrichtigen eigenen Zusätzen vermenget; daß man in der That, beklagen müsse, daß diese vortrefflichen Hülfsmittel in keines gründlichern Geschichtschreibers Hände gerathen. Indessen bemerket er, daß dem Hrn. von Voltaire seine Arbeit sehr wohl belohnet worden, und daß sie mit vieler Zierlichkeit und Anmuth geschrieben sey.

Er selbst habe sich bemühet dieselbe von vielen Fehlern zu reinigen; und nicht nur die Namen der Personen und Oerter, die größtentheils unrichtig, und nicht nach russischer Art geschrieben waren, gleich im Texte verbessert; sondern auch in eigenen An-

Anmerkungen, viele fehlerreiche und mangelhafte Stellen berichtiget, und ergänzet. Und da die voltairische geographisch-politische Nachricht vom russischen Reiche in seinen beyden ersten Capiteln mit Fehlern dergestalt angefüllet sey, daß die Verbesserungen den Text an Größe übertroffen haben würden: so habe er sie ganz weggelassen, und an derselben statt eine andre geliefert. Diese sey ein Auszug aus dem IV. Hauptstücke vom russischen Reiche, welches die IV. Ausgabe des I. Theils seiner Erdbeschreibung in sich hielte. Des Hrn. von Voltaire geographische Wissenschaft sey überhaupt sehr gering: und diejenige Flüchtigkeit, womit er die Landcharten angesehen, habe ihm auch in der Geschichte selbst sehr viel geographische Fehler verursachet.

Die Verbesserungen historischer Fehler gründen sich mehrentheils auf Herrn Professer Müllers Sammlung russischer Geschichte: welcher gelehrte und berühmte Mann eine weit bessere Geschichte Peters des großen liefern könnte, als alle Voltairen von der Welt. Indessen hat der Hr. D. Büsching nicht die erste Genfer Auflage der russischen Geschichte des Hrn. von Voltaire, sondern nur die Lioner Ausgabe gehabt. Ob die Gegner von dem Leben Karls des XII. durch das beygebrachte Zeugniß Königs Stanislai überzeuget werden möchten, zweifelt Herr D. Büsching billig. Dieß ist das merkwürdigste, aus dieser wohlgeschriebenen Vorrede.

Nunmehr erhellet also deutlich, warum wir oben gesaget haben: man müsse sich beyde Uebersetzun-

setzungen kaufen: weil jede ihre Vorzüge hat. Hier fehlet die voltäirische Vorrede, nebst den beyden ersten Capiteln von der Lage des russischen Reiches, und den besondern Volkern die selbiges bewohnen. Sind diese Stücke sehr romanhaft, und voller Fehler: so sind sie doch lustig zu lesen, wenn man auch nur eine seichte Kenntniß der Geographie und Geschichte hat. Dort hergegen fehlet eine wahre Beschreibung von ganz Rußland, und die Anmerkungen bey so vielen andern Fehlern des französischen Dichters. Eine ergänzet also die andre: und wer beyde liest, hat alles Nöthige.

Eine Probe von beyden wollen wir aus dem Anfange des III. Capitels geben, wenn wir vorher die Beschreibung von Rußland aus beyden voran geschicket.

Die voltäirische:

Das erste Hauptstück.

Das rußische Reich ist das weitläuftigste auf dem ganzen Erdboden; es enthält von Abend gegen Morgen mehr als zweytausend gemeine französische Meilen *), und nach seiner größten Breite von Mittag gegen Mitternacht mehr als achthundert Meilen **). Es gränzt an Pohlen und ans Eismeer, es berührt auf einer Seite Schweden, und auf der andern China. Seine Länge von der Insel Dagö, an der westlichen Küste von Liefland an

*) oder 1500 deutsche. **) 600 deutsche.

an gerechnet, bis an die äußersten Gränzen gegen Morgen, beträgt beynahe 170 Grade, so, daß wenn es in den Abendländern dieses Reichs Mittag ist, so ist es in den Ländern gegen Morgen nicht weit mehr von Mitternacht. Die Breite von Mittag gegen Mitternacht erstreckt sich auf 3600 Werste, welche 850 *) unserer gemeinen Meilen ausmachen.

Die Gränzen dieses Reichs waren uns in den vorigen Zeiten so wenig bekannt, daß wir es anfänglich für eine Fabel hielten, als wir im Jahre 1689 hörten, daß China mit Rußland Krieg führe, und daß der Kaiser **Camsi** von einer, und die Czare **Iwan** und **Peter** von der andern Seite, eine Gesandschaft beyder Reiche, 300 Meilen von Pecking geschickt hätten, um die Streitigkeiten beyzulegen.

Das, was heutiges Tages unter dem Namen Rußland oder des rußischen Reichs begriffen wird, ist größer, als das ganze übrige Europa, größer, als das ehemalige römische Reich, und das Reich des **Darius**, so wie es vom **Alexander** erobert ward: denn es enthält mehr als eilfmal hunderttausend französische Quadratmeilen. Das römische Reich, und auch **Alexanders** betrugen jedwedes nur ungefähr 550000 solcher Meilen, und es ist kein Reich in Europa, das den zwölften Theil des römischen ausmacht. Um aber Rußland eben so zu bevölkern, eben so fruchtbar zu machen, und anzubauen, als es unsere mittäglichen Länder sind, müß-

*) 637½ deutsche Meilen.

müßten die Zeiten Peters des Großen, und Czare, wie er, wieder kommen.

Die büschingische:

Das erste Hauptstück.

Das rußische Reich begreift mehr als ein Drittel von ganz Europa; und den ganzen nordlichen Theil, oder mehr als ein Drittel von ganz Asia. Es gränzet gegen Abend an Pohlen, an die Ostsee und das Königreich Schweden, gegen Mitternacht ans Nord- und Eismeer, gegen Morgen an die Meerenge, welche Asia von America trennet, und das Eismeer mit dem östlichen Weltmeere verbindet, wie auch an eben dieses östliche Weltmeer; gegen Mittag an die große Tartarey, und zwar an die Mungaley, welche unter chinesischem Schutze steht, an die Lande der Kalmucken und Karakalpacken, ingleichen an das persische Reich, und unterschiedene Tartaren.

Es ist ungefähr 300,000 geographische Quadratmeilen groß, und also das größeste Reich auf dem ganzen Erdboden. Ja noch mehr. Ganz Europa, die dazu gehörigen Meere ungerechnet, ist etwa 152,000 geographische Quadratmeilen groß: also ist das ganze rußische Reich nicht nur fast noch einmal so groß als ganz Europa, sondern da auch von Europa mehr als ein Drittel zum rußischen Reiche gehört, so ist dieses Reich dreymal so groß, als alle übrige europäische Staaten zusammen genommen. Der Zusammenhang desselben wird durch kein ander Gebieth unterbrochen. Von Riga bis

Man kämpfte mit einander. Der ſchwarze Ritter ſchonete des weiſſen immer. Dieſer hingegen ſchlug ganz ergrimmt auf jenen loß, gab ihm auch zuweilen ſehr empfindliche Reden. Der ſchwarze Ritter bittet ſich Erklärung darüber aus, und will den andern Tag zu ihm kommen, welches man auch eingeht.

Das 30 Buch. Nun iſt es wohl wieder Zeit, daß man ſich in das Kloſter begebe, wo Ruremunde geſtorben. Allein ſie war nicht geſtorben, ſondern hatte nur einen ſtarken Schlaftrunk bekommen. Sie erholet ſich davon wieder und reiſete darauf zu ihren Eltern. Weil ſie aber ihren Ottobert nicht da fand: So ging ſie mit dem Leucophron und Arctos, welches der wilde Knabe war, aus ihrer Inſel wieder fort. Sie kam in die Schweiz und hörte, daß Ottobert mit ſeiner Mutter im Kriege läge. Sie reiſte deswegen zu ſeinem Lager, entdeckte aber bald, daß es ein falſcher Ottobert ſey. Denn Diebhold hatte eines Schneiders Sohn untergeſchoben. Ruremunde, oder nunmehr der weiſſe Ritter, ging zur Fürſtin über, nahm den falſchen Ottobert gefangen, und befriedigte das Land von einem groſſen Aufruhre.

Das 31 Buch. Der weiſſe Ritter reiſte darauf nach Böhmen und zwar zu den Tartarn, wo ſie, wie oben gemeldet, mit dem ſchwarzen Ritter gekämpft. Dieſer ging nun verſprochener maſſen ins Tartariſche Lager. Er wurde aber von vielen Tartarn angeſprengt und gerieth in die gröſte Lebensgefahr. Ruremunde kam darzu und errettete ihn von dem nahen Tode. In den Gezelten hielten ſie beyde eine freundliche Unterredung, und Ruremunde gab ſich

vor

bis Anadirskoi Ostrog, welches gegen Morgen der äußerste rußische Pflanzort ist, hat man in einem Striche 11299 Werste (rußische Meilen) zu reisen, welche über 1600 geographische oder so genannte deutsche Meilen ausmachen. Durchs ganze Reich, selbst in dem äußersten Siberien, ist auf den Landstraßen alle Werste ein Meilenzeiger oder ein Pfahl, auf welchem die Anzahl der zurückgelegten und noch übrigen Werste steht, aufgerichtet.

Das dritte Hauptstück.

Des Hrn. Hillers.

Die Familie Peters saß seit dem Jahre 1613 auf dem Throne. Rußland hatte vor dieser Zeit mancherley Staatsveränderungen erfahren, die den Künsten und einer bessern Einrichtung allemal hinderlich gewesen waren. Es ist dieß das Schicksal aller menschlichen Gesellschaften. Nie hat es in einem Reiche heftigere Unruhen gegeben. Der Tyrann Boritz Godonow ließ im Jahre 1597 den rechtmäßigen Erben Dimitri, den wir Demetrius nennen,

Des Hrn. Huben.

Die Familie Peters des Großen war seit dem Jahre 1613 auf dem Throne. Rußland hatte vor diesem Zeitpuncte Veränderungen erfahren, welche die Verbesserung und Künste hinderten. Dieses ist das Schicksal aller menschlichen Gesellschaften. Niemals sind in irgend einem Reiche grausamere Unruhen vorgegangen. Der Tyrann Boris Fedrowitsch Godunow ließ 1597 den rechmäßigen Thronerben Demetrius umbringen, und maßte sich

nen, umbringen, und riß das Reich an sich. Ein junger Mönch nahm den Namen Demetrius an, gab sich für den Prinz aus, der den Mördern entgangen wäre, und verjagte mit Beyhülfe der Polen, und einer starken Partey, die die Tyrannen immer wider sich haben, den unrechtmäßigen Besitzer von der Krone, und nahm sie selbst eben so unrechtmäßig in Besitz. Man erkannte ihn als einen Betrüger, weil man misvergnügt über ihn war, und dieß kostete ihm das Leben. Es kamen drey andere falsche Demetrii einer nach dem andern zum Vorscheine. Diese Reihe von Betrügereyen setzt allemal ein sehr unordentlich eingerichtetes Land voraus. Je weniger die Menschen klug sind, desto leichter ist es sie zu hintergehen. Wie sehr diese Betrügereyen die

sich des Reichs an. Ein junger Mönch nahm den Namen Demetrius an, gab vor, daß er der den Mördern entkomme Prinz sey, und da er von den Polen, wie auch von einer großen Partey, dergleichen Tyrannen allemal gegen sich haben, unterstützt wurde, vertrieb er den unrechtmäßigen Regenten, und maßte sich selbst der Krone an. Man erkannte seinen Betrug, so bald er die Regierung in Händen hatte, weil man misvergnügt mit ihm war: er wurde ermordet. Drey andre falsche Demetrii thaten sich, einer nach dem andern, hervor. Diese Folge von Betrügereyen zeugte von einem Lande, das ganz in Unordnung war. Je weniger die Menschen gesittet sind, um desto leichter ist es, sie zu hintergehen. Man kann leicht urtheilen, wie sehr

die

die allgemeine Unordnung und das Elend der Nation müssen vermehrt haben, kann man leicht einsehen. Die Polen, die den ersten Unfug angefangen hatten, indem sie dem ersten falschen Demetrius auf den Thron halfen, standen auf dem Puncte, sich zu Herrn von Rußland zu machen. Die Schweden sahen Finnland als den Theil der Beute an, der ihnen zugehörte, und machten selbst Ansprüche auf den Thron; der Staat ward von einem gänzlichen Untergange bedroht.

Mitten unter diesen unglücklichen Vorfällen erwählte eine Versammlung der vornehmsten Bojaren im Jahre 1613, einen jungen Menschen von funfzehn Jahren zum Monarchen; ein Mittel das sehr wenig geschickt schien, denen Unruhen zu steu-

diese falsche Anmaßungen die Verwirrung und das öffentliche Unglück vermehrten. Die Polen, welche die Regimentsveränderungen angefangen hatten, indem sie den ersten falschen Demetrius auf die Bahn brachten, stunden im Begriffe, sich der Herrschaft von ganz Rußland zu bemächtigen. Die Schweden theileten die Beute auf der Seite von Finnland, und machten gar an die Krone Anspruch; der Staat war dem gänzlichen Untergange nahe.

Mitten unter diesen Unglücksfällen erwählte eine Versammlung, die aus den vornehmsten Bojaren bestund, im Jahr 1613 einen jungen Menschen von funfzehn Jahren zu ihrem Oberherrn; welches kein sichres Mittel zu seyn schien, um

die

ſteuren. Dieſer junge Menſch war Michael Romanow, Großvater des Czars Peter, ein Sohn des Erzbiſchofs zu Roſtow, mit Namen Philaret, und einer Nonne.

die Unruhen zu endigen. Dieſer junge Menſch war Michael Fedrowitſch Romanow, Großvater des Zaren Peters, Sohn des Erzbiſchofs von Roſtow, Fedor Nikititz Romanow, und einer Nonne, die von weiblicher Seite mit den alten Zaren verwandt war.

IX.

Jacobi Theodori Klein, Civitatis Gedanenſis Secretarii, Imperialis Academiæ Scientiarum Petropolitanæ, Regiæ Societatis Londinenſis, & Inſtituti Bononienſis Membri, Lucubratiuncula ſubterranea prior, de Lapidibus Macrocosmi proprie talibus. Petropoli, Typis Academiæ Scientiarum 1758. in 4.

Der berühmte Hr. Secretär Klein, welcher ſich um alle Theile der natürlichen Hiſtorie verdient zu machen, geſuchet hat, bemühet ſich in dieſer Abhandlung, die eigentlichen Steine unſerer Erde zu beſtimmen, ihre Entſtehungsart wahrſcheinlich zu beweiſen, und derſelben Eintheilung feſtzuſetzen.

Steine nennet der ſel. Hr. Klein diejenigen Körper unſerer Erde, welche in ihrer Art hart ſind. Dieſe Beſchreibung vorausgeſetzet, bemühet er ſich,

die

die Entſtehung derſelben, und zwar dererjenigen, welche eine gewiſſe geometriſche Figur haben, zu erklären.

Es gefällt ihm in dieſer Abſicht die Meynung Cäſalpins, welcher vorgab: daß die Steine auf eben die Weiſe entſtünden, als das Eis; welche Meynung zwar die Sache etwas erleuchtet, keinesweges aber alle Zweifel zu heben im Stande iſt.

Noch weniger aber ſcheint ihm die Meynung dererjenigen gegründet zu ſeyn, welche ſolche denen Salzen zuſchreiben; ſondern er glaubt vielmehr: daß die Natur bey Erzeugung der Salze auf eben die Art verfahre, wie bey den Steinen.

Da aber die Salze in ihren feinſten Theilchen aufgelöſt, ihre Figur beybehalten, ſo machet ihm dieſes glaublich, daß es mit den Steinen auf gleiche Weiſe beſchaffen ſey, und daß folglich die Meynung dererjenigen den meiſten Beyfall verdiene, welche dafür halten, daß die Steine von erdigten Theilchen entſtünden, welche vermittelſt des Waſſers herbey geführet, und auf einen hierzu geſchickten Körper abgeſetzet wurden.

Daß das Waſſer den Urſtoff der Steine bey ſich führet, beweiſen die Verſuche des berühmten Markgrafs, welcher in dem reinſten Waſſer, wenn er es ſehr oft gekochet, unauflosliche erdichte Blättchen gefunden: welche er deswegen für Elemente zu halten, kein Bedenken getragen. Es glaubt alſo unſer Verfaſſer auch, es ſey die Meynung eines Boerhavens und anderer, nicht ganz zu verwerfen: daß die Steine aus den feinſten oder mehr erdigtern Theilen des Waſſers, wenn ſolches ſeines flüſſigten Theiles durch die Sonne oder Luft beraubet

bet wäre, entstünden, und daß folglich die Festigkeit, die Härte, die Durchsichtigkeit der Steine, von denen reinern, und unreinern, von den feinern und gröbern Theilen des Wassers herrührten.

Diese feinen Theile aber des Wassers nennet der Hr. Verfasser den Steinstoff, den Urstoff: welcher entweder aus sehr dünnen Blättchen bestünde, welche einander gänzlich gleich, und unauflöslich wären; oder aus Theilchen von verschiedener Figur.

Aus denen Theilchen der ersten Art, entstünde nun dasjenige Geschlecht der Steine, welches sich selbsten gleich, sehr hart, mehr oder weniger durchsichtig wäre, wie der Crystall ꝛc.

Alle andere Arten welche gröber oder zerbrechlicher wären, entstünden entweder aus verschiedenen Elementen, oder aus den beyden Ordnungen. Daß aber die Farbe des Crystalls, welche der Autor den Metallen mit andern Schriftstellern zuschreibt, den Crystall selbst nicht verändere; so wenig als die verschiedene Härte, bekräftiget der Hr. Verf. In dem 26. §. theilet der Hr. Autor Klein die Steine ein:

1) In Pactolithen, und zählet unter diese den Crystall, Demant, Rubin, Granat, Schmaragd, Topas, Spath, Selenith, Asbest oder Bergflachs.

2) In Mattiolithen, zu welchen er rechnet den Chalcedon, Sardonich, Achat, Carniol, Opal, Jaspis, Meerstein, Malachit, den Lazurstein, Türkis und Gyps.

3) Pamphirtolithen, und zu diesen zählet er den Marmor, Schleifstein, Probierstein, Sandstein, Bremerstein, u. s. w.

Ende des Weinmonds 1761.

Aufriß von der Kayſerlichen Bibliothec und Kunſt-kämmer in Petersburg gegen Morgen.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Hor.

— — — — Chörilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; at idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Windmond. 1761.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XI. 1761.

Inhalt.

I. Memoire ſur la Langue Celtique. Tome troiſieme, par Mr. Bullet.
II. Hrn. Blüthners Ueberſetzung des franzöſiſchen Lehrgedichtes wider die Freygeiſter.
III. Philoſophiæ Naturalis, ſive Phyſicæ dogmaticæ Tom. I. Autore Hanovio.
IV. Verzeichniß der in der deutſchen Sprache herausgekommen ſittlichen Wochenſchriften.
V. Reliquias Linguæ Geticæ &c. Præſ. Dno, Jo. Ihre &c.
VI. Hrn. D. Vogels praktiſches Mineralſyſtem.
VII. Prédiction tirée d'un vieux Manuſcript, ſur la nouvelle Heloïſe, Roman de Rouſſeau.
VIII. Reſcript des Kaiſers von China.
IX. Der Frau Grohinn Sammlung verſchiedener geiſtlichen Gedichte.
X. Nachrichten.

vor ihren Bruder aus. Endlich wurde des weiſſen Ritters eigentliches Geſchlecht dem Tartar Cham verrathen. Er verliebte ſich in ſie und ließ darüber ſeine Gemahlin erdroſſeln. Sie war des Moſcowitiſchen Fürſten Schweſter und ihre Befreundte wurden durch dieſe That zur Rache und Mistrauen entzündet.

Im 32 Buche muß der weiſſe Ritter Halloranen nach Norden begleiten. Ottobert wollte nun auch wieder nach Viſſegrad gehen. Es ſetzten ihm aber einige Tartarn nach. Gallindo errettete ihn aus dieſer Lebensgefahr und nahm mit Liſt ein Schloß ein, in welchem der Cham ſeinen beſten Schatz hatte. Die Moſcowiter fielen alſo gänzlich von den Tartarn ab, verbunden ſich mit den Deutſchen, und zogen ganz aus Böhmen weg. Der weiſſe Ritter wurde inzwiſchen in dem Schloſſe, wo er Halloranen hingebracht hatte, liſtiglich entwaffnet und ihm des Chams Liebe entdecket.

Das 33 Buch. Der weiſſe Ritter, oder Ruremunde, offenbarete Halloranen ihren Stand. Sie ſendeten darauf beyde eine vertraute Bothſchaft zu den Moſcowitern, unter dem Vorwande, ſie ginge zum Cham. Arctos war dabey. Unterwegens traf dieſer ſeinen Vater an, der ihm erzehlete, wie er auf die Inſel unter die Bären gekommen wäre u. daß er Baſilius hieſſe. Nach dieſer Erzehlung kehret der Poet zu Siegewalden zurücke. Dieſer ging mit Duraldan vom Könige Cunibert wieder nach Venedig. Als ſie aber Adelinden daſelbſt nicht mehr fanden: So reiſeten ſie nach Niedergange. Während der Reiſe bekehrte Siegewald Duralden zum Chriſtl.

L.

Memoire ſur la Langue Celtique.

Tome Troiſieme, contenant la ſecond. Partie du Dictionnaire Celtique par Mr. Bullet, Profeſſeur Royal de Theologie, & Doyen de l'Academie de Beſançon &c. Aſſocié de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres.

A Beſançon 1760. in fol.

Wir haben alſo nunmehr das völlige Werk des Hrn. Bullets erhalten, von welchem einige gezweifelt haben, ob es ganz ans Licht treten würde. Ehe wir nun eine Nachricht davon zeben, wollen wir auch melden, daß der Hr. Verf. die beyden erſten Theile an die pariſiſche Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften geſandt, und von derſelben nicht nur zu einem Mitgenoſſen (Aſſocié) ernennet, ſondern auch in ihrem Namen vom Hn. le Beau, mit einem ſehr höflichen Schreiben beehret worden. Wir erwähnen gern ſolcher Ehrenbezeugungen, die gelehrten Leuten, in Ermangelung anderer Belohnungen, einen

ſüßen Lohn ihrer Bemühungen abgeben. Wir wollen alſo auch dieß Schreiben der Akademie, in ſeiner Grundſprache mittheilen, ſo wie wirs hier auf der zweyten Seite des Titelblatts abgedruckt finden; und eine Ueberſetzung davon beyfügen. Es lautet ſo:

Lettre de Meſſieurs de l'Academie royale des Inſcriptions & belles Lettres à l'Auteur.

Monſieur,

L'Academie a reçu avec reconnoiſſance votre grand Dictionnaire Celtique, & Elle m'a chargé de Vous en remercier. Ce bel Ouvrage eſt le fruit d'une Erudition immenſe: Ce ſera deſormais l'Oracle, auquel nous aurons recours, pour l'Explication des mots Celtiques, ſur leſquels il ſurvient ſouvent des Diſputes. Acceptéz, Monſieur, nos complimens ſur le ſuccès de votre travail, & ſoyéz perſuadé du reſpectueux attachement, avec lequel je ſuis en particulier,

Votre treshumble & tres-obeiſſant Serviteur
le Beau,
Secret. perpet. de l'Acad. R. des Inſcr. & B. L.

Mein Herr,

Die Akademie hat voller Erkenntlichkeit ihr großes celtiſches Wörterbuch erhalten, und mirs auferleget, Ihnen dafür zu danken. Dieß ſchöne Werk

Werk iſt die Frucht einer unermeßlichen Gelehrſamkeit. Künftig wird ſelbiges das Orakel ſeyn, zu dem wir bey Erklärung celtiſcher Wörter unſre Zuflucht nehmen werden, worüber oft Zwiſtigkeiten vorfallen. Empfangen Sie, mein Herr, unſre Glückwünſche, wegen des Erfolges ihrer Arbeit, und ſeyn Sie der ehrerbiethigſten Ergebenheit verſichert, womit ich insbeſondere bin,

Dero

demüthigſter und gehorſamſter
Diener

Le Beau,

beſtänd. Secr. der kön. Akad.
der Aufſchr. und ſchönen
Wiſſenſchaften.

Da dieſer letzte Band des celtiſchen Wörterbuches, weiter keine Vorrede hat, ſo ſchreiten wir gleich zum Werke ſelbſt, welches mit dem Buchſtaben H anfängt, und bis zum Ende des Alphabeths läuft. Wir wollen hauptſächlich ſolche Wörter zur Probe anführen, welche die Uebereinſtimmung und Verwandſchaft des Celtiſchen mit unſrer Mutterſprache darthun; weil es Gelehrte giebt, die ſolche neuerlich haben in Zweifel ziehen wollen.

Ha, he, ein alt brittiſch Geſchlechtwort, nach Bartern. (Unſre Plattdeutſchen ſagen auch für Er, he; he heſt it, he geyt, he ſchrift, u. ſ. w.

Ha, ein Ausrufswort, eine Ermunterung, iſt bey uns auch.

Ha für Au, ein Fluß. Wir haben auch das A, Ach, Au, bey Wörtern, die am Wasser, an Bächen, oder in feuchten Thälern liegen, als Spa, Achen, Biberach, Torgau, u. s. w.

Habaich, Havage, d. i. ein altes Recht, da die Oberkeit auf den Märkten, eine Hand voll von dem Getrayde nimmt, welches feil steht. Richelet merket an, daß es von Haben komme, welches nehmen oder heben heiße. Deutsch würde es Hebicht oder Habicht heißen.

Habask, soll sanft, gelehrig, gemäßigt, friedlich heißen, das ist auf Deutsch hübsch.

Habea, eine Säule. Kömmt von heben, oder eine Hebe, ein Hebel.

Habil, retirez vous, d. i. packe dich, ist unser: hebe dich von mir.

Hach, hache, deutsch, eine Hacke, ein Beil.

Hachein, hacken.

Hacqeis, gehacktes, eingeschnittenes Essen.

Bey dem Worte Hackney, welches einen Klepper bedeutet, auf dem sichs gut reitet, kömmt das Wort Sadel vor, welches im Wallischen, einen Sattel bedeutet, und ganz plattdeutsch ist.

Hacqein, heißt stammlen, stottern, wobey der Vers. selbst saget, deutsch hieße es hacken. Er hacket die Wörter untereinander.

Haddef, ein Haus, ist von Hütte.

Hael, ein Gefängniß. Eine Höle, Hölle.

Hafn, ein Hafen, eine Anfurt, wie denn noch in Pommern und Preußen, davon der stetinische,

ſche, pillauiſche und memelſche Meerbuſen, das Haf heißen. Havre de Grace, heißt eben davon alſo.

Hai, ein Wald, wie Hayn; imgleichen Haia, ein Gehäge, eine Hecke.

Haid, eine Heerde, vieleicht von Heyde, woman ſie weidet.

Haidd, Gerſten. Wir haben das Heidekorn.

Hairnache, Eiſenwerk, davon Harniſch.

Hak, und, iſt unſer auch; im Gothiſch. ak. plattd. ook.

Hal, Salz. Daher heißen faſt alle Oerter, wo Salzquellen ſind, Halle.

Halle, ein Haus, Saal, Palaſt, bey uns die Halle. Perſiſch Hhalah.

Halaberc, deutſch ein Bruſtharniſch, vormals Halsberge: was den Hals bergen, d. i. ſchützen kann.

Halebardeen, eine Helmbarte.

Ham, ein Haus, eine Wohnung, bey uns heim, Heimat, davon Manheim, u. d. gl.

Hanzfat, eine volle Schale, bey uns Handfaß.

Happa, halten, greifen, gothiſch und deutſch, haben.

Har, beliebt, davon das alte hehr; wie Luther im Pſalme: heilig und hehr iſt dein Namen.

Haracz, eine Heerde Kinder, oder ſonſt was, auch Har, ein Heer, Harelle, eine kleine Kriegsſchaar.

Harald, ein Herold.

Hard, Herz, Herzhaftigkeit.

Hardd, heißt hart, ſchwer, ſchlimm.

Hard-deg, ſehr nett, ſchön, iſt das Herzig, der Oeſterreicher.

Harddwych, geputzt, schön, prächtig, haben wir noch im Namen Hartwig.
Hardiz, herzhaft.
Haribannum, ein Heerbann.
Hering, ein Heering.
Harnascha, auch Harnes, ein Harnisch.
Harpa, die Harfe.
Hasta, eilen, hasten.
Hasticq, geschwind, hitzig, bey uns hastig.
Hattya, der Haß.
Haug, hoch.
Havia, Havra, ein Hafen.
Hay, ist unser Hey!
Head, Kopf, von Häupt; auch heat; het, hed.
Hedergagium, Herberg.
Heboc, ein Habicht.
Heddy, auch heddyw, heute.
Heer, Herr, davon auch Herus.
Henvis, Henfis, ein Weiberhemde.
Heggweddi, Heergewette.
Hei, Heu; gothisch Häwi, von hauen.
Heighth, ein Berg, d. i. die Höhe, die Höchte.
Heilgorn, erkläret der Verf. unrecht, durch ein Gefäß von Horn. Heil heißt nicht Phiole, wie er glaubet: sondern Salus, Gesundheit. Gorn aber ist Horn. Es ist also ein Horn des Heils, d. i. ein Arzneyhorn: weil die Alten ihre köstlichen Säfte in Hörnern aufzubehalten pflegten.
Helanus, ein Glanz: ein Wort, welches Gregorius von Tours aufbehalten hat, de Gloria Confessorum c. 2. von Glan, oder Llan.

Helf-

Helfmarch, ein Poſtpferd, von helfen, und march, Mähre.

Helme, ein Helm.

Help, Hülfe, helpu, helfen, Helpwr, ein Helfer; davon die Helvier, Helvetier; dann helw, heißt auch ſo viel als help.

Henn, heißt alt. Daher kömmt Hanrey, ein Ahnherr, die Ahnen, imgleichen Anus. Auch Reuchlin hat ſeinen Henno, den Alten, in der Komödie, daher ſo genennet: und Johann Henne iſt noch dafür auf der Bühne.

Hen, ein Haupt, das Erhabene; isländiſch Hans, daher die großen Hanſen, die Hanſe-Städte, d. i. großen Hauptſtädte ſo heißen.

Henoas, dieſe Nacht, davon heunte.

Herberch, ein Obdach, eine Zuflucht, eine Herberge.

Heſpen, eine Schnalle, davon Haſpe.

Heſus, den alten Namen des celtiſchen Gottes, der den Mars bedeutet haben ſoll: erkläret er von Ez, ſehr, und us, hoch; der allerhöchſte; welches wir dahin ſtellen.

Heug, der Ekel.

Heur, ein Laſter, davon Ungeheuer.

Heus, Stiefel.

Houſeaux, die Hoſen.

Hil, Hill, ein Hügel.

Hillic, kützlich. Hilliguer, ein Kützler, Schmäuchler.

Hirwſt, die Dauer, Standhaftigkeit; davon unſer Herbſt, weil die Herbſtfrüchte dauren.

Hiſtrenn, die Auſtern; Oeſtern.

Hizterdion, ein Komödiant, davon der Verf. das lat. Hiſtrio herleiten will: aber unſers

Erachtens, ganz unwahrscheinlich. Was haben doch die alten Gallier von Schauspielern gewußt. Die Römer bekamen sie aus Hetrurien.

Hloh, die Glocke. Hloher, ein Glöckner.

Dabey müssen wirs bewenden lassen. Unsere Leser sehen wohl, daß der einzige Buchstab H, und zwar nur von Ha, He, Hi, uns schon eine solche Menge von Wörtern dargebothen hat. Was würden nicht noch das Ho und Hu, und alle übrige Buchstaben an die Hand geben? Und gleichwohl haben wir nur die klärsten und unläugbarsten gewählet; da sonst Kenner alter Sprachen, leicht doppelt soviel für einerley gehalten haben würden. Etliche wenige nur haben wir mit einfließen lassen, wobey wir mit dem Hrn. Verf. nicht eins sind; ob sie gleich nicht mit dem Deutschen übereinstimmten. Diese können zur Probe dienen, wie kühn bisweilen die Etymologisten zu Werke gehen.

Doch können wir nicht umhin, noch ein Paar mitzunehmen. Hier wird man zum Theile sehen, wie unbeständig die Buchstabierart der alten Celten gewesen; theils, wie leicht man sich durch einige Aehnlichkeit alter Wörter auf Abwege kann führen lassen. Hoba, Huba, Houba, Hobuma, Haba, Hioba, Huoba, Oba, Hova, Houva, Hosina, Hobe, Hove, sollen alle ein Wort, nämlich ein Landhaus, mit einem Stück Acker, das ein Pachter verwaltet, bedeuten: und der Verf. meynet, daß sie auf deutsch einen Hof, ein Vorwerk ausdrücken. Von vielen glauben wirs: allein von etlichen sollten

wir

wir denken, daß ſie eine Hube andeuten ſollen. Beydes kann in ſolchem Falle geſaget werden. Auf meiner Hube, pflegt man noch mit mehrerer Demuth und Beſcheidenheit, als auf meinem Hofe zu ſagen. Wir überlaſſen das Urtheil unſern Leſern.

Das zweyte betrifft das Wort Ort, und ſoll einen Flecken, Schimpf, eine Beſchimpfung und Läſterung bedeuten. Davon käme das franzöſiſche Ord, ſchmutzig, Ordure, Unreinigkeit, das lat. Sordes, ja das normänniſche Hore und deutſche Hure, eine Buhldirne, das holl. Hoere, und engl. Whore, u. ſ. w. Das erſte wollen wir ihm zugeben; denn das H kann leicht wegfallen. Wir beſinnen uns auch im Heldenbuche und in Winsbeks Ermahnung an ſeinen Sohn, das altdeutſche Wort Hurt, für Stoß, Angriff, Beleidigung geleſen zu haben; damit das franzöſiſche heurter übereinkömmt: die er aber nicht bemerket.

Allein daß das in der Normandie noch vorhandene Hore, und die deutſche Hure davon komme, können wir nicht glauben. Warum? hier fehlet der eine Wurzelbuchſtab d oder t; ohne welchen es ein ganz andres Wort wird. Hure kömmt von heuren, d. i. miethen, dingen, nämlich zu ſeiner Wolluſt; und bedeutet alſo eine Weibsperſon, deren Körper für Geld feil iſt; die ſich miethen und dingen läßt, einem zu Willen zu ſeyn. Der Plattdeutſche ſpricht das heuren wie hüren aus; und das kömmt von Heuer, dieſes Jahr, oder die gegenwärtige oft ſehr kurze Zeit, worauf ſich die Miethe, z. E. einer Heuerkutſche, erſtreckt. Ja in einem alten

Cento

Cento novelle, des Boccatius, der vor drittehalb hundert Jahren gedrucket iſt, finde ich heurathen geſchrieben; zu einem deutlichen Beweiſe, daß auch dieß Wort von eben dem Stamme her iſt. Denn Heirath und Heyrath heißt nichts.

II.

Ueberſetzung des franzöſiſchen Lehrgedichtes, wider die Freygeiſter, vom Herrn Ritter Cogollin *), von Ernſt Friedr. Blüthnern, Paſt. zu Zſchoken.

Du Kind des Ewigen! als deſſen Glanz und Weſen
Die Frommen ehrfurchtsvoll in ihrer Bibel leſen,
Du führeſt uns gewiß zur rechten Ehrenbahn,
Auf welcher unſer Geiſt den Himmel finden kann.
Du Urſprung dieſes Glücks, das Preis und Ruhm begleiten!
Wir ſiegen ſtets durch dich, ſo oft wir müſſen ſtreiten.
Nimm mich, Religion! in deinen Arm und Schooß!
Dein Fähnlein und dein Schild läßt mich gewiß nicht bloß.
Ich halt es ſtets mit dir; dein Sieg iſt mein Vergnügen,
Dein Feind iſt auch mein Feind, durch dich werd ich auch ſiegen.
Komm, ſtürz die böſe Schaar und ihren ſtolzen Geiſt,
Die blinder Irrthum treibt, und das Gewiſſen beißt.
Befreye ſie vom Wahn' und von den Zauberbanden,
Als wäre dieſe Welt von ungefähr entſtanden.

Du

*) S. das 1755ſte Jahr dieſes Neueſten a. d. 173ſten u. f. S. wo es ganz eingerückt ſteht. Der Hr. Ueberſetzer hat uns auch eine lateiniſche Ueberſetzung in Verſen davon zugefertiget, die wir nächſtens bekannter machen wollen.

Glauben. Darauf begaben sie sich zu den Deutschen. Der beyden Prinzessinnen Bothschaft nun stieß auf Galinden, der das Schloß, worinn sie versperret waren, zu Wasser und Lande besetzte.

Im 34 Buche kommt Ottobert wieder nach Vissegrad. Er wurde frölich empfangen. Primislaus war auf ihn eifersüchtig, weil Libussa gar zu deutlich ihre Liebe gegen Ottoberten merken ließ. Denn er liebte sie. Unser Poet erzehlet darauf, wie Primislaus doch noch endlich Libussen zur Gemahlin bekommen und die Herrschaft erlanget habe. Hernach beschreibet er die grausame Feldschlacht zwischen den Tartarn und Deutschen. Siegewald kam in solcher seinem Vater zu Hülfe und wurde wieder mit ihm ausgesöhnt.

Das 35 Buch. Ottobert erlangte Nachricht von einer bevorstehenden Schlacht mit den Tartarn. Er wollte sich dabey finden lassen und ging also mit dem Böhmischen Volke dahin. Mit dem Anbruche des Tages fing sich das Treffen mit den Tartarn wieder an. Duraldan verlohr darinnen sein Leben. Basilius stieß dem Prinzen auf und brachte ihm den Brief von Ruremunden, doch ohne daß Ottobert erfuhr, er käme von ihr. Ottobert fiel darauf den Tartarn ins Lager, verursachte dadurch, daß sie sich trennten, hieb den Tartar Cham nieder, und brachte also die Feinde gänzlich in die Flucht und aus dem Lande.

Das 36 Buch Nach erhaltenem Siege ging Ottobert mit Basilius fort. Dieser vermeldete ihn, daß Ruremunde noch lebe. Ottobert wurde dadurch höchlichst erfreuet. Er stieß darauf zu Galinden,

und

Du ſtammeſt ja von Gott, der nicht Betrügerey,
Wohl aber Wahrheit liebt und unverfälſchte Treu.

Was? ſpricht ein Atheiſt, den Wuth und Frechheit bleyder:
Ich weis, welch Schickſal mich in dieſe Welt geſendet.
Hier leb ich, ſchweif herum und endlich ſterb ich gar,
Mein Auge ſchließt ſich ſchon, da es kaum offen war.
Wär' Gott, und wär' ein Menſch ſein Ebenbild zu nennen,
So würde nicht der Tod dieß ſein Geſchöpf zertrennen:
Das Leben dauerte, da man ſo ſelten lacht:
Nun aber reut es Gott, daß er uns je gemacht.
Wär' Gott, ich würde nicht in ſolchem Elend ſchweben,
Die Liebe, die er gab, würd unaufhorlich leben.
Die Wolluſt würde nie ſo ſtark und reizend ſeyn,
Ich könnte mich davon, als Meiſter, ſtets befreyn.
Ja, wär' Gott jedermann gewogen, wie man ſaget,
Ich würde nimmermehr ſo ſehr von ihm geplaget;
Und wär' er gleich geſinnt, wär' ſeine Huld gemein,
So müßte nicht alsbald, der Stärkre, Meiſter ſeyn.
Der Arme würde nicht ſein Elend thränend bauen,
Er würde Noth und Tod nicht ſtets vor Augen ſchauen.
Und wär' bey Gottes Huld nicht die Parteylichkeit,
Er würde billig ſeyn, und zwar zu aller Zeit;
Uns, die da fehleten, mit Vaterruthen ſchlagen,
Nicht aber, als Tyrann, dieſelben ſchrecklich plagen.
So wird, Religion! dein Herrſchen uns zur Laſt,
Weil du die Gottheit uns ſo ſchlimm geſchildert haſt.
Du willſt die Sterblichen mit banger Furcht beſchweren,
Und ſchlechterdings mit Macht die Freyheit gar zerſtören.
Du treibeſt immerfort und brauchſt bloß Gewalt;
Du häufeſt Noth mit Noth in heiliger Geſtalt.

Gleich.

Gleichwohl beaehreſt du des Himmels Kind zu heißen,
Und deine Lehre ſoll ein jeder göttlich preiſen.
Du willſt, daß Iſrael, geſchröckt bey Sinai,
Aufmerkſam auf dein Wort, das Widerſtreben flieh.
Halt ein, betrug dich nicht! Ein bloß natürlich Weſen,
Das unſre Bruſt bewohnt, kann uns Befehle leſen.
Es giebt ſich die Natur ganz recht für göttlich aus:
Sie wirket ſanft und giebt den beſten Saft heraus.
Sie ziehet unvermerkt das menſchliche Gemüthe,
Sie treibet unvermerkt zum Mitleid und zur Güte.
Und endlich folgt daraus viel Gutes in der Welt,
Die manche Noth und Quaal, ſo wie es ſcheint, verſtellt.
Es ändert die Natur, die ſelbſt beſtändig bleibet,
Die Zeiten, da der Lenz den rauhen Nord vertreibet;
Da Blumen mancher Art in unſern Gärten blühn,
Die Aernte reichlich iſt, die Auen friſch und grün.

Halt ein, o! Atheiſt, und höre, was ich ſage:
Dich ſchlägt dein eigen Wort zu deiner eignen Plage.
Du ſprichſt: Die Ordnung iſts, die künſtlich-ſchön regiert,
Die durch das ganze Jahr ihr Ruder glücklich führt:
Und gleichwohl läugneſt du des Schöpfers Macht und Güte,
Daß er, was er gemacht, erhalte und behüte.
Wie? ſchenket die Natur, die kraftlos, taub und blind,
So viele Herrlichkeit, die in der Welt ſich findt?
Wie? reichet ſie ſo viel, das dich mit Luſt erfüllet?
Das dich, als wäreſt du der Sohn des Leibes, ſtillet?
Wie? iſt es die Natur, die uns den Regen ſchickt?
Demſelben Einhalt thut? uns mit der Sonn erquickt?
Ohnmächtige Natur! Wer wär es, der dich zierte;
Wenn Gott, der Schöpfer, dich und alles nicht regierte.

Wie? ordnest du das Jahr, und dessen schnelle Zeit,
Wenn jetzt die Erde grünt, wenn jetzt der Himmel schneyt?
Bald Tag und Nacht sich gleicht, bald aber sich verkürzet?
Wenn sich so Sonn als Mond in Dunkelheiten stürzet?
Wenn Blitz und Donner fährt, und doch das Firmament
Ganz unversehret bleibt, das an dem Himmel brennt?
Wer schaffet Ebb und Fluth? Wer lenkt des Meeres Wellen,
Wenn sie erstaunlich gehn und in die Höhe schwellen?
Wer macht das Abendroth? Wer schafft des Tages Blick?
Wer führet das Gestirn? Wer ruft den Bär zurück?
Wie? setzet die Natur dem Meere seine Gränzen?
Läßt sie durch ihre Kunst den Regenbogen glänzen?
Regiert sie dieses Rund, der Elemente Gang?
Und, wenn man stocken will, befördert sie den Schwang?
Bahnt sie dem Sonnenlicht am Himmel seine Wege?
Und weist dem Monde sie die ordentlichen Stege?
Die Richtschnur fehlt ihr ja, ihr fehlet ein Compaß,
Ihr fehlet ein Gesetz; und wie? versteht sie das?
Wie könnte die Natur dieß alles so betreiben?
Kann in dem kleinsten Wurm durch sie das Leben bleiben?
Lenkt sie wohl unsern Leib, das Blut, der Nerven Saft,
Wenn die Bewegungen manch Böses fortgeschafft?
Elendeste Natur, die sonder Ordnung webet,
Bist du die Herrscherinn, die alle Welt belebet?
Du setzest Könige derselben weislich vor,
Du hebst sie auf den Thron, der sonst sein Recht verlohr;
Du lehrst die Menschlichkeit, schaffst Kriege, giebst den Frieden:
Da darf kein fremder Arm dir Schutz und Hülfe bieten.
O! nein, nur Gott ist Herr! Gott, der am Ruder sitzt,
Der lenkt den Donnerstral, der herrschet, wenn es blitzt.

Von

Von Gott kömmt alles her: Ein König, den man ehret,
Und eine Königinn, wie man ſie nur begehret;
Die Gott und Menſchen liebt; ein Prinz, der würdig iſt,
Des Herz, der Armen Troſt, viel Gutes in ſich ſchließt.
Es giebt nur Gottes Hand die trefflichſten Prinzeſſen.
Des Prinzen Ehgemahl wird keine Zeit vergeſſen *),
Die die Gelehrſamkeit gleich von der Wiege nahm,
Die voller Anmuth iſt, die von der Tugend kam.
Was ihre Feder ſchreibt, kann uns zum Muſter dienen,
Soll anders Epheu recht um unſre Schläfe grünen.
Sie ſetzt franzöſiſch auf, was David jüdiſch ſchrieb.
Wie ſehr hat unſer Gott das Land der Sachſen lieb!
Wer ehrt nicht Gottes Wink, wenn Elb und Seine ſcherzen;
Und neue Liljen ſtreun bey feſtverbundnen Herzen?
Denn was vollkommen iſt, das ſtammt vom Himmel her.
Das Unvollkommne zeugt ein blindes Ungefähr.

Wie ſoll ich aber dich, o! blinder Zufall, nennen?
Biſt du Geiſt oder Fleiſch? wie kann man dich recht kennen?
Biſt du Herr oder Knecht? Ein Spiel der Flüchtigkeit,
Des Weſen ewig iſt, und zwar in dieſer Zeit?
Biſt du ein Kinderſpiel und eine Waſſerblaſe?
Du ſeyſt nun, wer du willſt: Sey Abderit, und raſe!
Mishandle die Vernunft, verwirf die Majeſtät,
Deß, der dieß Ganze ſchuf, das wie ein Uhrwerk geht.
Verharr, o! Atheiſt! in Irrthum und in Sünden,
Die liebe Wahrheit läßt ſich endlich dennoch finden.

Umſonſt,

*) Man ſieht wohl, daß der Hr. Ueberſetzer hier von der Urſchrift mit Fleiß abgewichen iſt, und als ein guter ſächſiſcher Unterthan, ſowohl unſren königl. Churprinz, als unſerer durchl. Churprinzeßinn königl. Hoheit, u. a. m. abzuſchildern geſuchet.

Umſonſt, Lucrez! umſonſt rühmſt du die Harmonie
Der trüglichen Natur. Umſonſt iſt deine Müh!
Ein großer Polignac, den Kunſt und Weisheit zieret,
Dem die Unſterblichkeit und ächtes Lob gebühret,
Zeigt dir ein Gegengift von kräftiger Arzney:
Nimm ſie nur dankbar an, daß ſie dir heilſam ſey.
Er zeigt der klugen Welt den Ungrund deiner Sache,
Wie ſie Gefährlichkeit aus Bosheit lieblich mache,
Schwingt der Religion erfreuliches Panier,
Und zieht mit hellem Glanz der Wahrheit Licht herfür.
Er ſtürmt mit Heldenmuth den feſten Aberglauben,
Um der Rebellion ſo Schwert als Schild zu rauben.
Er ſetzt den Feinden nach, verfolget ihre Spur,
Entlarvt die Heucheley, zerſchlägt den Epikur:
So ſchwer fiel Moſis Stab den Feinden in Aegypten,
So ſtürzt die Zauberey, die jene heftig liebten.
So flieht der Eulen Heer, in ſeiner finſtern Nacht,
So bald der erſte Blick der Morgenröthe lacht.
Du biſt, Religion! als Siegerinn zu preiſen,
Du kannſt den Streitenden die rechten Wege weiſen,
Wo ſie der Feinde Wuth und Toben Einhalt thun.
O wollteſt du doch ſelbſt in meinem Herzen ruhn!
Verbinde dich mit mir, erhebe die Poſaune!
Auf daß der Feinde Schwarm, der dich verhöhnt, erſtaune.
O! rette Gottes Ehr, bis daß der Atheiſt,
Beſiegt, geſchreckt gedämpft, das Läſtermaul vergißt.
Zeig ihm, daß Gottes Huld Leib, Seele, Geiſt und Leben,
Und alles, was er hat, ihm unverdient gegeben;
Daß wir nicht würden ſeyn, hätt' unſer Gott die Welt,
Aus einem bloßen Nichts nicht wirklich dargeſtellt.

Zeig ihm, Gott wolle nie uns unſre Freyheit rauben,
Er ſetze unſern Geiſt durch keinen Zwang in Schrauben;
Er ſchaffe nie ſein Kind zur ſchnöden Sklaverey;
Daß wir das Gute thun, das ſteh' uns immer frey.
Die Ehre folgt uns nach, wenn wir das Böſe fliehen.
Kein Feind kann, thun wir recht, uns unſer Glück entziehen.
Der Satz ſteht himmelfeſt: Der Baal iſt gebeugt,
Der Gottesdienſt ertönt, der Aberglaube ſchweigt.
Der Glanz aus Zion hat die Finſterniß vertrieben.
Wo iſt die Pythia, wo Dodons Eiche blieben?
O! Gott bleibt wohl ein Gott, der uns, als Vater, liebt;
Und ſich aufs herrlichſte uns zu erkennen giebt.
Er läßt uns wunderbar des Glaubens Fackel ſehen!
Er will verehret ſeyn, ſollt er uns wohl verſchmähen?
Der ſich gelaßne Menſch kann zwar dieß reine Licht
Nicht finden, weil es ihm an Geiſt und Kraft gebricht,
Doch Gott hat hier geſorgt, und ſeinen Sohn geſendet,
Der auf dem Kreuzaltar ſein Blut an uns gewendet,
Der ſelbſt das Opfer iſt, ſelbſt Prieſter auch zugleich;
Der führt durch Wort und Geiſt uns in ſein Himmelreich.
Der kann ja Wunder thun, aus Waſſer Feuer bringen.
Wie? können wir uns nicht durch ihn gen Himmel ſchwingen?
Giebt Gott nun dieſen Schatz, ſo ſehen wir die Treu,
Womit er uns geliebt, und daß er Vater ſey;
Daß er ſein Heiligthum auf einen Fels gegründet,
Wo uns ſein Engel ſchützt, der ſich um uns befindet,
Daß er uns hier und dort in ſeine Verſicht ſchließt,
Daß wir unſterblich ſeyn, wie er unſterblich iſt.

III.

Philoſophiæ Naturalis ſive Phyſicæ dogmaticæ Tom. I. continens Phyſicam Generalem Cœleſtem & ætheream tamquam Continuationem ſyſtematis philoſophici Chriſtiani L. B. de Wolf. &c. Autore *Michaele Chriſtophoro Hanovio*, Gymn. Acad. Ged. Prof. Phil. ejusdemque Bibliothecario. Halæ Magd. in Oſſ. Rengeriana 1762. in 4.

Hier erblicken wir nun den Hrn. Prof. Hanov, als den geſchickten Fortſetzer des wolfiſchen philoſophiſchen Lehrgebäudes der ganzen Weltweisheit, in demjenigen Theile ſeiner großen und ſchweren Laufbahn, wo er, ſonder Streit, in ſeiner vollen Stärke erſcheint. So viel Ruhm er ſich auch bisher durch die Fortſetzung der Sittenlehre und Staatskunſt erworben; und ſo würdig dieſelbe ſeines großen Vorgängers geſchienen: ſo ſehr übertrifft er hier ſo gar alles das, was man von ihm gehoffet hatte. Die gelehrte Welt iſt mit ſeiner Oekonomik und Politik ſchon ſehr wohl zufrieden geweſen: da ſie aber des Hrn. Prof. große Einſicht in phyſikaliſchen Sachen, bisher ſchon aus ſehr vielen andern Proben und Schriften dieſer Art kannte: ſo verſprach man ſich von dieſem höchſtwichtigen Theile der Weltweisheit, aus ſeiner geübten Feder noch ungleich mehr. Dieſe Hoffnung aber iſt nicht nur völlig eingetroffen; ſondern durch

die That ſelbſt noch um ein vieles übertroffen worden. Wir wollen bald etwas nähers davon melden.

Die Zueignungsſchrift deſſelben iſt an des Königs in Dannemark, Hrn. Friedrichs des V. Maj. gerichtet; einen Herrn, deſſen Verdienſte um die Naturkunde, aus dem ſo königlich beförderten Muſchelwerke ſchon weltkündig iſt. Hier erhält Er aber auch alle übrige Lobſprüche, die Er durch ſo viel andre große Eigenſchaften, ja ſelbſt durch die Freygebigkeit gegen Gelehrte verdienet, die der Hr. Prof. Hanov ſelbſt erfahren hat.

In der Vorrede verantwortet der Verf ſich gegen den Einwurf, warum er in Fortſetzung des deutſchen Lehrgebäudes der Weltweisheit, mit der vom ſel. Baron Wolf ſo genannten dogmatiſchen Naturlehre den Anfang mache?

Ohne Zweifel muß man in der Naturkunde alles auf Gründe bauen, die man aus Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuchen hat. Dergeſtalt hätte denn wohl die Experimentalphyſik vorhergehen ſollen, welche man mit Recht eine empiriſche Naturlehre nennen könnte. Er ſelbſt ſey entſchloſſen geweſen, davon den Anfang zu machen, ja wirklich ſchon Hand ans Werk geleget gehabt. Allein die jetzigen Kriegszeiten hatten der berühmten rengeriſchen Buchhandlung ſoviel Beſchwerden verurſachet, daß ſie billig die Unkoſten zu ſo unendlich vielen Kupferplatten von ſo unzähligen bereits bekannten und überall zu habenden Verſuchen und Erfahrungen ſcheuete. Ohne dieſelben konnte kei-

ne

ne Experimentalphyſik beſtehen: und wieviel Bände derſelben würden nicht nöthig geweſen ſeyn, wenn man nur die nothwendigſten, die in ſo vielen zerſtreuten Werken der Deutſchen und Ausländer ſchon vorhanden ſind, hätte ſammlen, und abſtechen laſſen wollen?

Wir billigen alſo den von dem Hrn. Verfaſſer gefaſſeten Entſchluß aufs vollkommenſte, daß er uns lieber einen ſyſtematiſchen Bau der ganzen Naturkunde; als eine mühſame Sammlung von Verſuchen liefern wollen. Der Freyhr. von Wolf hatte ja ſchon in dreyen deutſchen Octavbänden Experimente genug geliefert, die in Deutſchland in jedermanns Händen ſind. Die Ausländer aber haben in lateiniſcher Sprache alle die berühmten Werke von Engländern, Holländern, Franzoſen und Wälſchen in ihrer Gewalt. Was ein Keil, Desagulier, Hauksbee, Muſchenbrek, Graveſand, Needham, Reaumur, Trembley, Nollet, Guilielmini, Vallisnieri, Borelli, Guerike, Tſchirnhaus, Sturm, Hamberger, Krüger, und unzählige andere, nebſt ſo vielen Schriften der florentiniſchen, pariſiſchen, brittiſchen, berliniſchen, petersburgiſchen und ſchwediſchen Akademien geleiſtet haben, hat einen ſolchen ungeheuren Vorrath von Stoff zu einem phyſikaliſchen Lehrgebäude dargebothen, daß man beynah erſtaunen müſſen, daß ſich noch kein einziger Naturforſcher gefunden, der an die Aufführung eines ordentlichen Lehrgebäudes Hand anlegen wollen.

Allein, wer hätte wohl der Baumeiſter dieſes Meiſterſtückes von phyſikaliſcher Gelehrſamkeit werden ſollen? Gewiß, das Lob ſyſtematiſcher Köpfe iſt bisher in allen andern Wiſſenſchaften, faſt bloß den Deutſchen eigen geblieben. Scharfſinnige Unterſuchungen, einzelne Beobachtungen, und glückliche Erfindungen haben uns die Ausländer in allen Theilen der Naturkunde, in Menge geliefert. Allein, ein dauerhaftes Lehrgebäu aufzuführen, und die ſo häufig vorhandenen Materialien geſchickt zu vertheilen, ordentlich zuſammen zu ſetzen, das iſt ihr Werk bisher nicht geweſen. Es gehörte ein deutſcher Kopf dazu, dergleichen des ſel. Kanzler Wolfs ſeiner war, der unendlich viel Wahrheiten in ihrem ganzen Zuſammenhange überſehen, ſie gehörig zuſammen ordnen und verbinden konnte *). Und nachdem die Vorſehung uns denſelben vor Vollendung ſeines großen Werkes der Welt entzogen; hätte ihn kein geſchickterer Baumeiſter ablöſen und unterſtützen können, als eben Hr. Prof. Hanov: ſo, daß wir nach Durchleſung dieſes I. Bandes allen Ausländern gleichſam Troß biethen, uns ein ſo gründlich zuſammenhangendes allgemeines Werk von der Naturlehre, nicht etwan ſchon fertig aufzuweiſen, denn das iſt unmöglich: ſondern nur in den nächſten 40 Jahren zu liefern, ohne unſern Landsmann zu beſtehlen.

Wir

*) S. die gottſchediſche hiſtoriſche Lobſchrift auf den Freyherrn von Wolf, die 1754. im rengeriſchen Verlage ans Licht getreten.

und nahm nebſt ihm das feſte Schloß, worauf die Prinzeſſinnen gefangen waren, durch eine Kriegesliſt ein. An dieſem Orte nun wurde beyder ihr Verlangen durch die Vermählung mit ihren Geliebten glücklich geſtillet. Alſo hat das ganze Werk ein glückliches Ende. Nur iſt zu bedauren, daß Siegewald, nach der Redensart des Herrn Swifts, ausgedünſtet iſt. Es iſt zwar die Helfte des Werks faſt ſeinen Begebenheiten gewiedmet, am Ende aber erlangte er ſeine Adelinde nicht, um deren willen er doch ſo viel unternommen hat.

Doch wir wollen nun die Unterſuchung dieſes Gedichts anfangen. Erſtlich wird zu einem Heldengedichte eine Fabel erfordert, die lehrreich iſt. Was iſt nun im Ottobert für eine Fabel? Es reiſet jemand, und verliebt ſich in ein Frauenzimmer, deren Bildniß er geſehen hat. Er ſucht ſie; Er trifft ſie an; Er verlieret ſie wieder, und endlich vermählt er ſich mit ihr. Dieſe Fabel ſchickt ſich wohl zu einem Roman, aber zu keinem Heldengedichte. Denn, was iſt darunter vor eine wichtige moraliſche Wahrheit? Etwan dieſe? Man muß ſich mit einem Frauenzimmer, das man ernſtlich liebt, vermählen, und aller Hinderniſſe ungeachtet, nicht von ihr ablaſſen? Das thut ein jeder rechtſchaffner Liebhaber, von ſelbſt, und die Lehre iſt eben ſo wichtig nicht. Homer und Virgil lehren etwas gröſſers. Allein es iſt dieſe Fabel auch wohl nicht einmal die Abſicht unſers Dichters. Er ſagt nicht, daß er Otttoberts Liebesbegebenheit beſingen wolle; ſondern er will, wie ſeine Worte ſind.

Wir übergehen andre Urſachen des Hrn. Verf. die er in der Vorrede anführet; dabey wir bedauren, daß er auch ſeiner ſchwachen Geſundheit, und gewiſſer Beſchwerden des Alters Erwähnung thut. Wir zittern, wenn wir daran denken, daß er, bey dieſem groſſen Werke oft durch kränkliche Zufälle unterbrochen worden; und wünſchen herzlich: daß er nur noch ſo viele Jahre ein Mitbürger unſerer Welt bleibe, bis er ſeinen angefangenen Bau vollendet hat. Denn ſollte auch Er in der Hälfte dieſer Arbeit dahin geriſſen werden: ſo würde es ſchwer halten, einen andern, der ihr gewachſen wäre, anzutreffen.

Um aber von der hier gebrauchten Lehrart einigen Begriff zu geben, muß man wiſſen, daß der ſel. Baron v. W. in ſeinem letzten Briefe an den Hrn. Reaumur *) gemeldet, daß er ſein phyſikaliſches Lehrgebäud, von einer Phyſik anfangen wolle, darinn er zu zeigen gedächte, wie das Phyſikaliſche, Mathematiſche und Metaphyſiſche, welches die Quelle aller Erſcheinungen (Phænomenorum) wäre, zu unterſcheiden ſey; wie man das Eingebildete fahren laſſen, und wie man von gleichgültigen Hypotheſen in Erklärung der Erſcheinungen urtheilen müſſe, damit der Wahrheit nicht zu nahe getreten würde. Denn obgleich die Mathematiker ſich auch des Kunſtwortes der Dynamik bedieneten;

*) Welchen dieſer dem Hrn. Prof. überſchicket, und der in ſeiner hiſtoriſchen Lobſchrift des Freyhrn. von Wolf mit beygedrucket iſt.

ſo behielten ſie doch den Begriff nicht bey, den Leibnitz davon gehabt, ſondern miſcheten viel Eingebildetes hinein, dem Metaphyſiſchen ohne Schaden.

Hieraus erhellet nun, wie hoch Baron Wolf die allgemeine Naturwiſſenſchaft gehalten, und wie er ſich darinn, zu Vereinigung verſchiedener Hypotheſen und eingebildeter Begriffe, zu betragen geſonnen geweſen. Dieſes hat ſich nun der Hr. Prof. Hanov zur Vorſchrift genommen, und alle ſeine Abſichten darauf gerichtet. Er erkläret ſich darüber weitläuftiger, als wir ihm folgen können. Sonderlich hat er die Kräfte der Körper, und die Kraft der Trägheit in denſelben, ſo zu erklären geſuchet, damit des Hrn. Dir. Eulers Beweis verſtanden werden könnte: daß dem Körper die Kraft zu denken nicht zukommen könne. Darauf hat er die Natur und allgemeinen Eigenſchaften der Körper auseinander zu ſetzen, und die Art ihrer Veränderungen aus ihren Quellen zu erklären geſuchet. Sodann iſt er zu ihrer Kraft, in ihrer Geſchwindigkeit und Richtung fortgeſchritten; und hat die Geſetze ihrer Veränderungen erkläret. Er trägt die Geſetze der Bewegung und Schwere, in ihrer Beſchleunigung oder Verzögerung, die Schwingungen der Pendul, die centraliſche Sink- und Fliehkraft, den Unterſchied der lebendigen und todten Kräfte, und das Maaß derſelben, die Kräfte der feſten und flüßigen Körper, die Kräfte des Zuſammenhanges in dichten und harten Körpern,

pern, endlich auch die Schnellkraft, und die Abmessung ihrer, und der vorigen Grade, vor.

Nach diesem allgemeinen Abschnitte der Naturlehre, war freylich in der ganzen Wissenschaft nichts prächtigers, als die physikalische Betrachtung des Himmels, oder die Uranologie. Er erkläret also darinn, als im II. Abschnitte, die Gestirne, sowohl an Fixsternen, als Planeten und Kometen. Dann fängt er von der Erdkugel, als demjenigen Weltkörper, an, den wir am besten kennen. Nach Festsetzung ihrer Figur, Größe, Lage, täglichen und jährlichen Bewegung, Gürteln, Gegenden, Kreisen, und schnellen Umdrehung; redet er vom Monde, der Sonne und Venus, dem Merkur, Mars, Jupiter, Saturn, und ihren Trabanten, imgleichen von den Kometen, und allen Classen der Fixsterne. Bey diesen allen erzählet er nicht nur die Beobachtungen und Erscheinungen, sondern erforschet auch, so viel möglich ist, die Ursachen derselben.

Dadurch nun hat er sich den Weg gebahnet, die allgemeinen Gesetze des Sternhimmels vorzutragen, die elliptischen Laufkreise, der Umläufe der Gestirne beyder Arten, und der richtigen und rückgängischen Kometen vorzutragen; ja die gegenseitigen Wirkungen der Fixsterne in die Planeten, und dieser in jene zu erläutern: wodurch ihre Anziehungen, Reibungen und Drückungen, zu Erklärung des Ursprunges, der Fortpflanzung, Schnelligkeit und Abweichung des Lichtes, verstanden werden können. Daraus erkläret er nun die unzähligen Welten der Alten, die alle in der einzigen, gröss-

größten, beſten und ſchönſten Welt enthalten ſind; daraus erhellet die Urſache der Ordnung, Einheit, und der Centralkräfte der Welt, die jedem Körper ſeinen Ort, Laufkreis und Schwung geben, daraus der Grund der elliptiſchen Planetenbahnen, der Neigung ihrer Flächen, der Milchſtraße, des platoniſchen Jahres, und der verſchiedenen Geſchwindigkeit des Lichtes erhellet; daraus Bradleys Abweichung des Sternlichtes, die Erſcheinung neuer entweder periodiſcher, oder unrichtiger Sterne, das ſchwache Licht der Nebelſterne, und die Thorheit der Sterndeutkunſt verſtanden wird. Wir übergehen hier verſchiedenes von der neuen Abtheilung der Sterne in verſchiedene Größen, vom neuentdeckten Trabanten der Venus, u. von mehrerer Größe des Sonnenkörpers, in Anſehung des Durchmeſſers der Venus, nach der neulichen Beobachtung des Durchganges.

Der III. Abſchnitt kömmt auf die Aetherologie oder Betrachtung der Himmelluft. Zuförderſt erweiſt er ihr Daſeyn, und zeiget, was ſie iſt. Er erkläret ihre Eigenſchaften, und wie ſie das Licht wirket; wie dieſe fortgeht, und in finſtern Orten die Bilder malet, ſich beuget, zurückprallet, ſich bricht, Schatten und Halbſchatten wirft, verſchlucket wird, Farben machet, u. ſ. w. Ja auch die Lichtmeßkunſt (Photometria) iſt nicht vergeſſen. Hierauf folget die Wärme, nach allen ihren Stufen und Wirkungen; die Kälte, ſowohl in ihren natürlichen, als künſtlichen Graden; die Thermometer, Spiegel, Brenngläſer und Brennſpiegel, mit

mit ihren Wirkungen und Beſchwerden. Endlich folget auch noch die Electricität, und magnetiſche Kraft, die der Hr. Verf. gleichfalls vom einzigen Aether und ſeinen Wirkungen herleitet. Nun urtheile der verſtändige Leſer ſelbſt, ob wir von einem ſo wichtigen Werke oben zu viel geſaget haben.

IV.

Verzeichniß der in deutſcher Sprache herausgekommenen ſittlichen Wochenſchriften, nach den Jahren eingerichtet *).

1713.

1) Der Vernünftler. Hamburg, in 4.

1718.

2) Die luſtige Fama aus der närriſchen Welt. Hamburg, in 4. 22 Abfertigungen.

1719.

3) Der Spectateur oder Betrachtung über die verdorbenen Sitten der Welt. 3 Theile, Nürnberg, in 8.

1721.

4) Die Diſcourſe der Maler. 3 Theile, Zürch, in 8. welche 1746 etwas verändert in 2 Theilen unter dem Titel: **Die Maler der Sitten**, wieder gedruckt ſind.

5) Die

*) Der Hr. Verf. iſt Hr. Beck, ein geſchickter Schulmann zu Nürnberg, und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Altdorf.

1722.

5) Die Discourse der neuen Gesellschaft in Bärn, in welchen die Sitten unserer Zeiten untersuchet und betrachet werden. Bärn, in 8.

1723.

6) Der Leipziger Spectateur, welcher die heutige Welt der Gelehrten und Ungelehrten, Klugen und Thorhaften, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, Verehlichten und Unverehlichten, sowohl männliches als weibliches Geschlechts, Leben und Thaten, auch wohl Schriften beleuchtet, und ihnen die Wahrheit saget. Frankfurt, Hamburg und Leipzig, in 8.

7) Der Leipziger Diogenes, in 4.

1724.

8) Der lustige Observateur, welcher die im Schwange gehenden Laster und Thorheiten der Menschen durchstriegelt, in 4.

9) Der Patriot. Hamburg, in 4. Drey Jahrgänge; die nachmals in drey großen 8 Bänden etlichemal ans Licht gestellet worden.

10) Der Frankfurter Patriot. Frankfurt in 4.

11) Der Leipziger Patriot. Leipzig in 4.

12) Der gute Deutsche. Wahrburg in 4.

1725.

13) Der aufrichtige Patriot. Leipzig in 4.

14) Der Dresdner Socrates. Dresden in 4. ist vom Grafen von Sinzendorf.

15) Die vernünftigen Tadlerinnen. 2 Theile, Leipzig in groß 8. sind vielmals aufgelegt.

16) Der

16) Der freymüthige Tadler sein selbst. Leipz. in 8.
17) Die Matrone. Eisleben, erlebte kaum 6 oder 8 Blätter.
18) Der getreue Hofmeister, sorgfältige Vormund und neue Mentor, oder einige Discurse über die Sitten der gegenwärtigen Zeit, welche unter dem Namen des Guardians vom Hn. Addison, Steele und andern Verfassern des Spectateurs, aus dem Englischen übersetzet von Ludwig Ernst von Faramond. Frankfurt und Leipzig in 8.

1726.

19) Der wetterauische Patriot, in 8.

1727.

20) Der Biedermann. 2 Theile. Leipzig in 4.
21) Der Leipziger Sokrates, welcher auf eine satirische Art die allgemeinen Vorurtheile und Laster der Menschen, jedem Wahrheitliebenden wöchentlich vor Augen leget. Leipzig in 4.
22) Göttliche Wahrheiten. Budißin.

1728.

23) Die Matrone. Hamburg in 8.
24) Der allgemeine und allezeit verbessernde Patriot. Hamburg.
25) Der musikalische Patriot, welcher seine gründliche Betrachtungen über geist- und weltliche Harmonien, samt dem, was durchgehends davon abhängt, in angenehmer Abwechselung mitgetheilet, ans Licht gestellet von Mattheson. Hamburg, in 4.

1730.

1730.

26) Der alte Deutſche. Hamburg, in 8.

27) Das moraliſche Fernglas. Berlin, in 4.

1731.

28) Der poetiſche Tadler, betreffend die Laſter jedes Standes. Dresden, in 4.

29) Der vernünftige Träumer. Hamburg.

30) Die für ſich und ihre Kinder ſorgfältigen Mütter. Hirſchberg, in 8.

1732.

31) Der Bürger, oder zufällige Gedanken über allerhand bürgerliche Pflichten, und zur Aufnahme des gemeinen Weſens gereichende Anſtalten, in einzelnen wöchentlichen Blättern vorgetragen. Göttingen, in 4.

1733.

32) Der Schmäuchler. Hamburg.

1735.

33) Der Sammler. Göttingen, in groß 8.

34) Die für ſich und ihre Söhne ſorgfältigen Väter. Hirſchberg, in 8.

35) Jacobi Ferdinandi Veritophili pinacotheca imaginum ſtultorum, d. i. lebendiger Bilderſaal der Thoren und Narren beyderley Geſchlechts, worinn ein jeder ſich herumſehend betrachten, und ob er recht getroffen, ſelbſt urtheilen kann. Altona.

1736.

36) Der deutſche Diogenes. Danzig, in 4.

37) Der Freydenker. Göttingen, in 8.

38) Die

38) Die mühsame Bemerkerinn der menschlichen Handlungen. Danzig, in 4.

1737.

39) Der Menschenfreund. Hamburg, in 4.
40) Der dresdnische Philosoph. Dresden, in 8.
41) Der Zerstreuer. Göttingen, in 8.

1738.

42) Der vernünftige Christ. Hamburg, in 8.
43) Der Freymäurer. Leipzig, in gr. 8.
44) Der deutsche Lokmann. Halle, in 4.

1739.

45) Gemeinnützige Briefe, oder moralischer, bürgerlicher und kritischer Briefwechsel der gemeinnützigen Gesellschaft. Göttingen, in 8.
46) Der Zuschauer, aus dem Englischen übersetzt. 9 Theile. Leipzig, in gr. 8.

1740.

47) Der Brachmann. Zürch, in 8.
48) Der Einsiedler. 2 Theile. Königsberg in gr. 8.
49) Merkmaale der Tugenden und Laster, eine Sittenschrift, in welcher verschiedene Pflichten der Menschen abgehandelt werden. Zerbst, in 8.
50) Der fromme Naturkundiger, in Versen. Danzig, in 4.
51) Der geduldige Weltweise bey dem Anblicke itziger Zeiten, wie er durch monathliche Sammlungen, lächerliche Begebenheiten, jedesmal bey dem Zuspruche seines Freundes, eine gewisse Gattung der Thorheit lebhaft vorgestel-

let, und auf eine moraliſche doch luſtige Art beurtheilet. Leipzig, in 8.

52) Die Braut. Dresden, in 4.

1741.

53) Gedanken der unſichtbaren Geſellſchaft. Halle in 8.

54) Minerva. Göttingen, in 8.

55) Der Weltbürger. Berlin, in 4.

56) Die zelliſchen vernünftigen Tadler. Zelle in 8.

57) Der Freydenker. Danzig, in 4.

58) Der allgemeine Zuſchauer. Zelle, in 4.

1742.

59) Der deutſche Aeſop, beſtehend in 324 lehrreichen Fabeln, welche in gebundener Schreibart entworfen, und als moraliſche Wochenblätter ſtückweis ausgeliefert worden. Königsberg, in groß 8.

60) Der Sittenrichter. Frankfurt an der Oder, in 8.

61) Der Bewunderer. Hamburg, in 4.

62) Der Pilgrim. 2 Theile. Königsberg, in gr. 8.

63) Das Schauſpiel menſchlicher Handlungen. Königsberg.

64) Der bedächtliche Freymäurer. Hamburg, in 4.

65) Der Freydenker, oder Verſuche von der Unwiſſenheit, dem Aberglauben, der Gleißnerey, Schwärmerey und Betrügerey, nebſt vielen witzigen und aufgeweckten Stücken, wodurch man den hintergangenen Theil des menſchlichen Geſchlechtes zu dem Gebrauche der geſunden Vernunft und Urtheilskraft zurück zu bringen ſuchet. Aus dem Engliſchen überſetzt. Berlin, in 8.

1743.

Das, was vor langer Zeit der unerſchrockne Held,
Hat dort und da verbracht, entdecken dieſer Welt.

Seine Abſicht iſt alſo die Thaten eines irrenden Ritters zu beſchreiben. Nun dieſen Endzweck hat er vollkommen erreicht. Sein Ottobert iſt überall tapfer und ſiegreich. Er errettet Prinzeßinnen; er befreyet Länder von ungerechten Tyrannen, und grauſamen Feinden; er hilft unſchuldig angefallene Ritter von muthwilligen Böſewichtern; er wird von Prinzeſſinnen geliebt und hat Abentheuer genung. Was iſt darunter aber vor eine lehrreiche Fabel? Wir finden keine. Die Liebe zu Ruremunden iſt nur was zufälliges. Man hat ſie mit angebracht, weil es gewöhnlich iſt, daß ſolche Ritter was Liebes haben müſſen, wie Don Quichote ſeine Dulcinea hat. Es fällt alſo das eigentliche Weſen einer Epopee bey dem Ottobert weg, indem er keine rechte Fabel hat.

Die Fabel in einem Heldengedichte iſt nur die Einkleidung der Handlung. Der Leſer muß daraus die Moral errathen. Sie muß aber alſo beſchaffen ſeyn, daß man gleich finden kan, was der Dichter habe lehren wollen. Er ſagt ſeine Abſicht ſelbſt nicht, ſondern erzehlet eine gewiſſe That, oder ahmet vielmehr einer Handlung nach, die er zu ſeiner erſt allgemein erſonnenen Fabel bequem findet. Zu einer ſolchen Handlung nun werden verſchiedene Eigenſchaften erfordert. Sie muß nemlich groß ſeyn; ſie muß nur eine ſeyn; ſie muß ganz ſeyn; ſie muß wunderſam und von einer gewiſſen Dauer ſeyn. Wir wollen doch ſehen, wie weit die Handlung im Ottobert dieſe Eigenſchaften habe.

Die Handlung muß groß ſeyn, das heißt, es müſſen

1743.

66) Moralische Gedanken der Stillen im Lande. Nürnberg, in 4.

67) Der vernünftige Liebhaber, in gebundener und ungebundener Schreibart abgefasset. Hamburg, in 8.

68) Der Pilgrim. Liegnitz, in 8.

69) Die vernünftigen curländischen Beurtheilerinnen menschlicher Handlungen. Liebau oder Mietau, in 4.

70) Der Herrnhuther. Hamburg, in 8.

71) Der Kundschafter. Braunschweig in 4.

1745.

72) Der Freygeist. Leipzig, in gr. 8.

73) Der Freund. Koppenhagen, in 8.

74) Der Fremdling. Leipzig.

75) Die vergnügten Stunden. Leipzig, in 8.

76) Die vernünftigen Tadler und Tadlerinnen. Eisenach, in 8.

77) Der Zweifler. Berlin, in 8.

78) Der Zeitvertreiber. Leipzig, in 8.

79) Der Aufseher oder Vormund, aus dem Engländischen ins Deutsche übersetzt, von L. A. V. Gottschedinn. 2 Theile. Leipzig, in gr. 8.

80) Der dänische Spectator, als ein Mann, der die Wahrheit genau untersuchet und saget, aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt. Hamburg, in gr. 4.

1746.

81) Der Demokrit. Leipzig, in 4.

82) Der freymüthige Erdbürger. Wismar, in 4.

83) Verſuch einiger Gemälde von den Sitten unſerer Zeit, vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausgetheilet, von J. W. Hañover, in 8.
84) Der Schutzgeiſt. Hamburg, in 8.
85) Der ehrliche Alte. Königsberg, in 8.
86) Der Redliche. Königsberg.
87) Der Geſällige. Halle, in gr. 8.
88) Vermiſchte Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. 2 Theile. Göttingen, in 8.
89) Minerva. Hamburg, in gr. 8.
90) Moraliſche, ſatiriſche, politiſche und kritiſche Abhandlungen, aus den berühmteſten alten und neuern Schriftſtellern verſchiedener Nationen. Hamburg, in 4.
91) Der Advocat pro und contra. Schiffbeck in 8.

1747.

92) Der Jüngling. Leipzig, in gr. 8.
93) Der Naturforſcher. Leipzig, in 8.
94) Die deutſche Zuſchauerinn. Hannover und Göttingen, in 8.
95) Der Menſchenfreund. Jena, in gr. 8.

1748.

96) Vergnügte Abendſtunden in ſtillen Betrachtungen über die Vorfälle im Reiche der Natur, Künſte und Wiſſenſchaften zugebracht. 3 Theile. Erfurt, in 8.
97) Der Geſellige. 6 Theile. Halle, in gr. 8.
98) Sendſchreiben einiger Perſonen an einander über allerley Materien. Danzig, in gr. 8.
99) Der Druide. Berlin, in 4.
100) Der deutſche Sokrates. Berlin, in 4.

101) Der

101) Der Hamburger. Hamburg, in 8.
102) Der Müßige. Lübeck, in 4.

1749.

103) Der Eidgenoß. Basel, in gr. 8.
104) Daphne. Königsberg, in 4.
105) Der Wahrsager. Berlin, in 8.

1750.

106) Der neue Eidgenoß. Basel, in gr. 8.
107) Das Gießener Wochenblatt. Gießen, in 4.

1751.

108) Der Freymüthige. Breslau, in gr. 8.
109) Der Hagestolz. 3 Theile. Erfurt, in 8.
110) Der Hofmeister. 3 Theile. Leipzig, in gr. 8.
111) Der Mensch. 12 Theile. Halle, in gr. 8.
112) Der Redliche. 2 Theile. Nürnberg, in gr. 8.
113) Der Spiegel. Bayreuth, in gr. 8.
114) Der Leipziger Zuschauer. Leipzig, in 8.
115) Der moralische Sternseher. Regenspurg, in 4.
116) Der freundschaftliche Beurtheiler. Hamburg.

1752.

117) Gesellschaftliche Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungs-Wissenschaft, der Arzneykunst und der Sitten, 4 Theile. Hamburg, in gr. 8.
118) Eisenachische vermischte Nachrichten. Eisenach, in 4.
119) Geschmack und Sitten. Göttingen, in 8.
120) Der Träumer. Jena, in 8.
121) Die Freunde. Göttingen, in 8.
122) Der Weltweise. Leipzig, in gr. 8.

123) Der neue franzöſiſche Zuſchauer, oder Vorſtellungen, worinnen die Sitten der heutigen Welt nach dem Leben geſchildert werden, aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt. 2 Theile. Breslau, in gr. 8.

1753.

124) Geſammlete Arbeiten zum Nutzen und Vergnügen proſaiſch und metriſch. Bremen in gr. 8.
125) Der Chriſt. Schwabach, in 8.
126) Die Hofmeiſterinn. Leipzig, in gr. 8.
127) Die Welt. Erfurt, in 8.
128) Der Wilde. Leipzig, in 8.
129) Beyträge zum Nutzen und Vergnügen aus der Sittenlehre, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Haushaltungskunſt. Greifswald in 4.
130) Der Ueberſetzer. 2 Bände. Zürch.

1754.

131) Der Freund. 3 Bände. Anſpach, in groß 8.
132) Der Vernünftler. 2 Theile. Berlin, in 8.
133) Der Denker. Lauban, in 8.
134) Der deutſche Patriot in der geſelligen Welt. in 8.
135) Der Freund Gottes. Leipzig, in 8.
136) Etwas zum lehrreichen Vergnügen. Erfurt in 8.
137) Das Frauenzimmer. Leipzig, in groß 8.
138) Eine Wochenſchrift. Flensburg. in 4.
139) Eine Wochenſchrift. Schleswig, in 8.
140) Der Schwärmer oder Herumſtreifer. Eine Sittenſchrift, aus dem Engliſchen. 4 Bände. Stralſund und Leipzig, in gr. 8.

1755.

141) Wöchentliche frankfurtiſche Abhandlungen zu Erwei-

Erweiterung der nothwendigen, brauchbaren u. angenehmen Wissenschaften. Frankfurt in 8.

142) Der helvetische Patriot. 2 Jahrgänge. Basel, in gr. 8.

143) Der Staat. Eisleben, in 8.

144) Der westphälische Beobachter. Cleve, in gr. 8.

145) Der Bienenstock. Eine Sittenschrift, der Religion, Vernunft und Tugend gewidmet. 3 Bände. Hamburg und Leipzig, in gr. 8.

146) Der Tugendfreund. 4 Theile. Berlin in 8.

147) Das Angenehme mit dem Nützlichen. 2 Bände. Zürch, in 8.

148) Die Religion. 3 Bände. Gotha u. Erfurt in 8.

149) Schleswigsches Wochenblatt. Schleswig in 4.

150) Der Schauplatz der Welt. Frankfurt in 8.

151) Der Schwätzer. Eine Sittenschrift, aus dem Englischen des Hrn. Richard Steele. 2 Bände. Leipzig, in gr. 8.

1756.

152) Der Mann. Leipzig, in gr. 8.

153) Niemand. Göttingen, in 8.

154) Der physikalische und ökonomische Patriot. Hamburg, in 4.

155) Vermischte neueste Briefe, worinnen Neuigkeiten aus den nützlichsten sowohl, als allen anmuthigen Wissenschaften, mitgetheilet werden: daß sie, in Gesellschaften, zu einer angenehmen Unterhaltung dienen können. Herausgegeben von Adam Gottfried Uhlich, K. R. O. P. A. Z. S. Frankfurt und Leipzig, in 8.

156) Der Sammler. Görlitz, in 8.

157) Der Unterſucher. Langenſalza, in gr. 8.
158) Der Chamäleon. Berlin, in gr. 8.
159) Allerhand zum Nutzen und Vergnügen aus den angenehmen Wiſſenſchaften. 2 Theile. Roſtock und Wismar, in 8.
160) Die Frau. 3 Bande. Leipzig, in gr. 8.
161) Der Wirth und die Wirthinn. Braunſchweig, in 8.
162) Cato, oder Briefe von der Freyheit und dem Glücke eines Volks unter einer guten Regierung. Nach der fünften engliſchen Ausgabe. 2 Theile. Göttingen, in 8.

1757.

163) Argus. Erlangen, in 8.
164) Der Offenherzige. Berlin, in 8.
165) Das Reich der Natur und der Sitten. 9 Theile. Halle, in gr. 8.
166) Einſame Nachtgedanken. Eine Wochenſchrift, oder moraliſche Betrachtungen über die Welt und weltliche Begebenheiten, durch Philipp Ludwig Statius Müller, öffentlichen außerordentlichen Lehrer der Weltweisheit auf der hochfürſtlichen Friedrichsuniverſität zu Erlangen. Erlangen, in 8.
167) Die Welt, eine periodiſche Schrift, durch Adam Fitz-Adam, aus dem Engliſchen überſetzt. 2 Theile. Göttingen, in 8.

1758.

168) Der nordiſche Aufſeher, herausgegeben von Johann Andreas Cramern. 2 Bände. Kopenhagen, in 4. und 8.

169) Der

169) Der forschende Schlesier. Breslau und Leipzig, in 8.

170) Neue gesellschaftliche Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungswissenschaft, der Arzneykunst und der Sitten. Leipzig, in gr. 8.

171) Das Reich des Schönen und Nützlichen. Leipzig und Erfurt, in 8.

172) Vergnügte Nachmittage. Frankfurt und Leipzig, in 8.

173) Magazin für den Verstand, den Geschmack und das Herz. Altona, in 8.

174) Zum Vergnügen, ein Wochenblatt für die Toiletten und Theetische, mit Kupfern. Hamburg und Leipzig.

1759.

175) Der Leipziger Zuschauer. Leipzig, in gr. 8.

176) Ergötzungen bey müßigen Stunden. Wittenberg, in gr. 8.

177) Hannöverische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. Hannover, in 4.

178) Der Christ und der Philosoph in seinen Betrachtungen. Halle, in gr. 8.

179) Wochenblatt zum Besten der Kinder. Berlin, in 8.

180) Verlohrne Viertelstunden, ein poetisches Wochenblatt. Frankfurt und Leipzig, in 8.

1760.

181) Breslauisches Wochenblatt. Breslau, in 8.

1761.

182) Der Zeitvertreib von Leipzig. Leipzig, in 8.

V.

Reliquias Linguæ Geticæ &c.

Præside Dno. Jo. Ihre, Reg. Canc. Conſiliario, Eloqu. & Polit. Pr. R. &c. pro ſummis in Philoſ. Honoribus publ. Cenſ. ſubmittit Andreas A. Malmenius, Sudermannus. Upſ. 1758. in 4.

Wir halten unſer Verſprechen, einige ſchwediſche Diſſertationen, die von philologiſchen Materien handeln, unſern Leſern bekannt zu machen. Die Herren Schweden glauben noch immer, daß ſie Urſache hätten, ſich der alten getiſchen, oder möſegothiſchen Sprache näher anzunehmen, als wir Deutſchen. Allein, auch dieſer Irrthum iſt wozu gut. Man leget ſich mit mehrerm Fleiße auf die Kenntniß der gothiſchen Ueberbleibſel: und dieß gereichet hernach auch uns zum Vortheile; zumal da bey uns ſehr wenige ſind, die ſich aus der Kenntniß unſrer Sprachalterthümer eine Ehre machen.

Man hat längſt ſchon vom Urſprunge und den Zügen der Völker kein deutlicheres Merkmaal gefunden, als die größere und geringere Aehnlichkeit der Mundarten. Das Franzöſiſche und Engliſche z. E. haben ſehr viel gemein. Geſetzt nun, daß keine Geſchichte die alten Schickſale dieſer Reiche meldeten: ſo würde man doch ſchließen: die Franzoſen müßten einmal England überſchwemmet haben. Und da auch ihre Geſetze voller Gallicismen ſind:

ſind: ſo müſſen die Gallier auch daſelbſt geherrſchet haben. Eben ſo kann man aus der Aehnlichkeit der finnländiſchen und ungariſchen Sprache *), ungeachtet des Stillſchweigens aller Geſchichte, ſchließen: daß beyde Völker von einem gemeinen Stamme ihren Urſprung genommen.

Mit der gothiſchen Sprache iſt es eben ſo. So wie ſie im äußerſten Norden Islandes blühet, ſo iſt ſie auch in dem äußerſten Oſten von Europa, in der kleinen Tartarey auf der tauriſchen Halbinſel anzutreffen. Da wenige ſo weit reiſen, ſo iſt dieſe Sache nicht ſehr bekannt; weswegen der Hr. Verf. verſchiedene Zeugniſſe davon anführet. Strabo bezeuget, die Geten, Dacier und andere benachbarte Völker hätten einerley Sprache gehabt. Γετας ἐμιγλοττους Δακους. Paulus Diaconus ſaget in Eutrops Fortſetzung eben das, im XIV. B. Gothos, Hypogothos, Gepidas, & Vandalos, nomen tantum & nihil aliud mutantes, unaque lingua utentes, ſub Arcadio & Honorio Danubium tranſeuntes, locatos fuiſſe in terra Romanorum. Procop pflichtet ihnen auch bey, im I. B. vom vandal. Kriege im 2. Cap. Sie, (die Gothen, Vandaler und Gepiden) haben alle weiße Haut, gelbes Haar, ſind groß von Perſon, munter von Geſicht, haben einerley Geſetze, einerley Gottesdienſt, nämlich den arrianiſchen; endlich auch einerley Sprache, die wir die gothiſche nennen,

*) Egenolfs in der Hiſt. der verſch. Alter der D. Spr. II. Th. 72. S. Leibnitz in Miſcell. Berol. p. 8.

nen, ſo daß ſie vormals zu einem und demſelben Volke gehöret, und ſich nur unter gewiſſen Heerführern getrennet zu haben ſcheinen. Ihr alter Sitz iſt jenſeit der Donau. Eben das bezeuget auch Walafried Strabo in ſeiner Kirchenhiſtorie *). Bey dieſer Stelle bemerken wir im Vorbeygehen, daß dieſer alte Schriftſteller ausdrücklich die Gothen für Deutſche, und ſeine Landsleute, nicht aber für Schweden hält: indem er ihre Sprache für die unſrige d. i. deutſche Sprache erkläret. Er redet aber, wie die Folge es giebt, ganz deutlich vom gothiſchen neuen Teſtamente, des Biſchofes Ulfila. Doch dieß nur im Vorbeygehen. Der Hr. Verf. merket hierbey ſehr wohl an, daß er durch dieſe Zeugniſſe hauptſächlich des Matthäus Prätorius ungegründetes Vorgeben, in ſeinem Orbis & Mars Gothicus, widerlegen wollen: da er vorgegeben, die Sprache der Geten oder Gothen ſey nicht deutſch, ſondern ſarmatiſch, oder pohliſch geweſen.

Am deutlichſten aber erhellet ſolches aus der Ueberſetzung der vier Evangeliſten, dem koſtbaren Ueber-

*) De Reb. Eccl. c. 7. Multa noſtros, quæ prius non noverant, utilia didiciſſe, præcipueque a Gothis, qui & Guttoni, cum eo tempore quo ad fidem Chriſti, licet non recto itinere, producti ſunt, in Græcorum Provinciis commorantes, *noſtrum* h. e. *theotiſcum ſermonem* habuerunt, & ut Hiſtoriæ teſtantur, poſtmodum ſtudioſi illius Gentis divinas libros in ſuas locutionis proprietatem transtulerunt, quorum adhuc Monumenta apud nonnullas habentur.

müſſen hohe Perſonen dieſelbe verrichten, und ſie muß ſelber an ſich vortrefflich und erhaben ſeyn. Dieſes hat Ottobert. Es iſt ein Held darinn, der lauter groſſe Thaten verrichtet. Was er thut, das ſind Wunderwerke. Wo er ſtreitet, da iſt auch der gewiſſe Sieg. Ganze Schaaren Kriegesvölker können ihm nichts anhaben, und kaum, daß er zuweilen verwundet wird. Seine Gemüthsgaben ſind auch vollkommen. Er hat die vortrefflichſten Tugenden. Er übt ſie auch aus, und es fehlt ihm an der Gröſſe nichts; nur daß er, nach romaniſcher Redensart, Ritterſchaft damit übet.

Die Handlung muß nur eine ſeyn. Sie erfordert nicht eine ganze Geſchichte, nicht ein ganzes Leben eines Helden, ſondern nur ein Stück davon. Wie nur eine Hauptfabel in einem Heldengedichte ſeyn ſoll: So muß auch nur eine Haupthandlung darinnen ſeyn. Dieſe beſteht weder in der Einheit des Helden, noch in der Einheit der Zeit. Es gehören aber zu der Einheit der Handlung 3 Stücke. Erſtlich muß man keine Zwiſchenfabel machen, die man nicht aus der Handlung ſelbſt ziehet, und die nicht ein natürliches Glied von dem ganzen Körper iſt. Zum andern müſſen dieſe Zwiſchenfabeln und dieſe Glieder wohl an einander hangen. Drittens muß man keine Zwiſchenfabel ſo machen, daß ſie eine ganze Handlung zu ſeyn ſcheine. Unſere Leſer werden leicht ſehen, was Ottobert hierinn für Fehler habe. Es ſind ſo gar zweene Helden darinn, deren jeder ſeine beſondere Zufälle hat, die einander nichts angehen. Ihr Endzweck iſt auch nicht einer. Erſtlich ſuchen ſie einander. Hernach ſuchen ſie ihre Ge-

Ueberbleibsel der gothischen Sprache. Haben gleich Hickes und la Croze dieselbe lieber für altfränkisch ausgeben wollen: so hat doch ein gelehrter Schwed, M. Nat. Thenstedt, in seiner Diss. de Lingua Codicis Argentei, dieß sehr überzeugend widerleget; und gewiesen: daß die Ostgothen, die sich Italiens bemeistert, eben dieselbe Sprache geredet haben. Dieses bestätiget der obwohl kurze Kaufbrief, den Ant. Franz Gori 1731 ans Licht gestellet. Wir haben denselben schon bey der neuen Londener Ausgabe des gothischen Evangeliums angeführet; und da er sowohl in Worten als in Buchstaben mit der Sprache und Schrift des Codicis Argentei vollkommen einstimmig ist, auch in Wälschland zur Zeit des Regiments der Ostgothen gestellet worden: so kann nicht der geringste Zweifel mehr obwalten, daß dieß die wahre Sprache der West- und Ostgothen gewesen sey. Ein gewisser spanischer Schriftsteller, Hieronymus Roman, beschließt in seinem Werke von der nordischen Republik, seine Rede vom Ulfila, mit diesen Worten: Vi yo en la ciudad de Turin en las aldas de los Alpes, une Breviario deste mesmo Obispo con las mesmas letteras o caracteres de aquella gente, y aun otros libros particulares. D. i. Ich habe in der Stadt Turin, am Fuße der Alpen, ein Breviarium desselben Bischofes, mit eben den Buchstaben dieses Volkes geschrieben, und andre Bücher von besonderm Inhalte gesehen. S. die Vorr. Hrn. Eduard Lye's, zu Benzels Ausgabe des goth. Ev.

Ferner

Ferner gehöret unter die gothischen Ueberbleibsel, diejenige Formel, die in Augustins 178sten Briefe vorkömmt. Sie heißt so: Si licet dicere non solum barbaris lingua sua, sed etiam Romanis: *Si hora armen*, quod interpretatur: Domine miserere! cur non liceret &c. &c. Nun heißt aber barma auf gothisch erbarmen, davon auch bey uns die Barmherzigkeit den Namen hat. Mösogothisch hat arma muk, erbarme dich mein, arma unkis, erbarme dich unser, geheißen. Daher meynen einige, Augustin hätte für armen, armai schreiben sollen. Das Si ora aber hat mehr Schwierigkeit. Junius führet aus dem Hesychius an, daß die Lacedämonier Σιορ, Gott genennet: Aber er meynet auch Si hora müsse Sigor gelesen werden; und sey auch eine gothische Benennung Gottes gewesen; als ein Gott, der Siege betrachtet, indem schwedisch Seger den Sieg bedeute. In diesem Falle wäre unser Sieger abermal dem Gothischen näher, als das Schwedische. Allein, diese Benennung Gottes findet sich im goth. Ev. nicht. Wachter meynet, man müsse das Wort Fan, Herr, vorn einrücken: Fan si hora armai, d. i. Du Herr der Siege erbarme dich! Stephanius in den Noten zu dem Saxo Grammaticus, meynet, es solle: sig förbarme heißen; welches vollends ganz schwedisch wäre. Noch andre meynen Sir, welches im Gallischen, Englischen und Isländischen Herr heißt, sey in Sihora verstümmelt worden. Ein alter Cyder Rigalts aber, den die neuen Ausgeber des Ducange anführen, hat

Fro-

Frotha armes; welches ſie für Drott, Trott, oder Druthin, Herr halten. Allein, dieſe Wörter hatten die Gothen nicht, wenigſtens kommen ſie im gothiſchen Evangelio nicht vor. Aber, Frauja heißt daſelbſt, Matth. 27, 63. Herr, fraujinon, herrſchen. u. ſ. w. Kurz, die erſten Worte hat Auguſtin, oder ſein Abſchreiber zu ſehr verſtümmelt.

Außer dem bisherigen kommen noch allerley gothiſche Wörter in den Geſetzen der Wiſigothen, Longobarden und Burgunder vor. Loccenius hat in ſeinem Lexico Juris Sueo-gothici eine Probe angehenket; indem er die Wörter, allodium, caſthaldia; Feudum, und dergleichen, erklärt. Das erſte von all, und od, alles, und Eigenthum; das zweyte von Gaſt, und halten, ein Gaſthalter, das dritte von ſödan, füttern: weil die Lehngüter zum Unterhalte des Ritters, und Futter ſeines Pferdes gegeben wurden. Allein, alle dieſe Wörter ſind mehr für fränkiſch, als für gothiſch zu halten.

Voßius, und Dufresne haben noch mehr alte Wörter erkläret, aber gleichfalls mehr allemanniſche, angelſächſiſche und galliſche, als gothiſche. Es wäre alſo zu wünſchen, daß ein Gelehrter inſonderheit ein gothiſches Gloſſarium zuſammentragen möchte; wie Pontanus, ein galliſches gemachet hat. Schade, daß wir das Buch nicht mehr haben, welches nach Varrons Zeugniſſe, Ariſtoteles unter der Aufſchrift: Barbariſche Namen (ονοματα βαρβαρικα) geſchrieben haben ſoll. Denn allem Anſehen nach hat er durch barbariſche, ſcythiſche, d. i. thraciſche, gothiſche, u. d. gl. altdeutſche Wörter

ter verſtanden, die zunächſt an Griechenland gränzeten. Das iſt noch gewiſſer, daß Anſileubus, ein gothiſcher Biſchof, ein Wörterbuch ſeiner Sprache geſchrieben hat, welches Philipp Jacob Mauſſac, mit ſeinen Augen geſehen zu haben bezeuget, in der Diſſ. Crit. die er dem Harpokration vorgeſetzet. Wer dieß entdecken könnte, würde uns einen rechten Schatz mittheilen.

Wie aber? wenn man Ovids gothiſche Gedichte noch übrig hätte, die er geſchrieben zu haben bezeuget, als er zu den Geten verwieſen war? Gegen das Ende ſeiner traurigen Bücher beſorget er ſelbſt, es möchten ſich in ſeine lateiniſchen Schriften gothiſche Wörter miſchen: ſo geläufig war ihm dieſe Sprache ſeines Aufenthaltes geworden.

Crede mihi, timeo, ne ſint immixta Latinis,
Inque meis ſcriptis pontica verba legas.

Allein, es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß weder ein Goth noch ein Römer, dieſe ſeine nachgelaſſenen Kinder des Witzes werde des Aufhebens würdig geachtet haben.

Was Jornandes, der gothiſche Biſchof in Italien, der ſelbſt ein Goth oder Alane war, in ſeinen Rebus Getarum cap. 50 für Brocken aufgehoben habe, iſt den Leſern deſſelben bekannt. Er erkläret erſtlich den Namen der Oſtrogothen und Weſegothen ſo, daß jene jenſeits des Pontus Euxinus in Scythien, gegen Morgen; dieſe aber dießſeits, gegen Abend gewohnet. So haben ſie denn Morgen und Abend nicht mit ſarmatiſchen, ſondern deutſchen

deutſchen Worten, Oſten und Weſten benennet; ſo, wie wir Oſt- und Weſtphalen, Oſterland, Oeſterreich, Weſtreich, Oſt- und Weſtſachſen, in England haben, u. d. m. Den Alarik nennet er aus baltiſchem Geſchlechte entſproſſen; welches Baltha, kühn bedeute. Dieß Wort haben wir noch in Leopold, Trunkenbold, Baldwin, oder Kühnſieger, von winnen, gewinnen. Caſaubonus machet ſich alſo lächerlich, da er dieß vom griechiſchen παραβολανες, einer Art von geiſtlichen Krankenwärtern herleitet. Daß Billagines oder Bilagines, Geſetze bedeutet haben, könnten wir beſſer von Beylagen, als mit Wachtern von Bill, welches in England ein Geſetz heißt, herleiten: zumal, da er das Weichbild, als Weichbill, geſchrieben, ins Spiel miſchet, welches augenſcheinlich falſch iſt.

Wir übergehen die Allrunen, die Jornandes Aliorumnas nennet. Unſtreitig iſt dieß falſch geſchrieben; denn ſie haben von den Runen, den nordiſchen Buchſtaben, ihren Namen gehabt; und des Tacitus Aurinia, hat wirklich Alrune geheißen. Was den Namen der Gepiden anlanget, den Jornandes erkläret; ſo geſteht der Hr. Verf. daß er im Schwediſchen nichts findet, was ihm ähnlich iſt: zum wahren Vorzuge unſers Deutſchen. Denn als die Gothen, unter ihrem Könige Berich, mit dreyen Schiffen, aus der Inſel Scanzia, ans dießſeitige deutſche Ufer gefahren, hat ſich das eine Schiff verſpätet, und dadurch ſeinen Leuten den Namen der Gepiden erworben. Denn,

ſaget Jornandes, in ihrer Sprache heißen die Faulen Gepanta. Was iſt nun das für ein Wort? Der Hr. Verf. will es von beiten, warten herleiten. Allein ſehr unglücklich. So wenig unſre deutſche Philologen hier geſehen haben: ſo iſt doch nichts leichter, als dieß zu erklären. Gaffen iſt noch itzo eben das Wort. Wer lange faullenzet, ſteht, und ſich umſieht, und die Zeit verſäumet, der heißt ein Gaffer, ein Gaffender. Nun aber ſaget der Plattdeutſche und Holländer für gaffen, gapen, und ein Gaper, Gapende. Hier haben wir das Gepanta des Jornandes, ſo nah, als es in ſo entfernten Zeiten nur zu begehren iſt.

Wir wollen noch die Parther mitnehmen, deren Etymologie dem Hrn. Verf. noch viel ſchweret fällt. Jornandes ſaget, auf ſcythiſch, hieße dieß Wort fugaces, Flüchtige. Man fällt auf fara, fahren, Fahrt, als eine geſchwinde Sache. Allein das P ſcheint uns eine andere Wurzel zu fodern. Perd, Paard, auf plattdeutſch, heißt Pferd, ein ſchnelles Thier; davon Parther, einen Pferdner, einen Reuter bedeuten muß. Und iſt es nicht bekannt, daß die Parther ſchnell beritten geweſen, und mehrentheils zu Pferde geſtritten? Daß ſie aber eine mit dem Deutſchen oder Altgothiſchen verwandte Mundart gehabt, haben alle die erwieſen, die uns diejenigen Wörter geſammlet, welche noch im Perſiſchen mit dem Deutſchen übereinſtimmen, wie Wachter gethan. Das Wort Pferd iſt mit unter dieſen Wörtern.

Der

Der Hr. Verf. ſchließt hernach mit Busbeks Erzählung, daß er in Conſtantinopel einen Menſchen, aus der tauriſchen Halbinſel geſprochen, der eine Menge deutſcher Wörter in ſeiner Mundart gehabt, die von den alten Gothen daſelbſt zurück in der kleinen Tartarey geblieben.

VI.

Praktiſches Mineralſyſtem, entworfen von D. Rudolf Auguſtin Vogeln, der Arzneygelahrheit ordentlichem Lehrer zu Göttingen, der röm. kaiſerl. Akademie der Naturforſcher, wie auch der königl. ſchwed. und churfürſtl. maynziſchen Akademie der Wiſſenſchaften Mitgliede. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf 1762. in 8. auf 518 S.

Wir wollen keinen Anſtand nehmen, eine Schrift in unſern Blättern bekannt zu machen, die ſich theils durch ihre angenehme deutſche Schreibart, theils durch ihre guten Eigenſchaften, bey Kennern der Mineralogie, ohne Zweifel vor allen andern, die in dieſer Art erſchienen ſind, einen beſondern Vorzug erwerben wird. Ihr Hr. Verf. hat eine ſo regelmäßige als gründliche Wahl, in Anordnung der Eintheilungen der Geſchlechter, Claſſen und einzeln Arten getroffen: womit er überall deutliche Erklärungen und Begriffe, ſowohl aus hiſtoriſchen, als chemiſchen Merkmaalen verknüp-

ſet hat. Er hat verſchiedene Foſſilien, die bisher noch nicht aufgenommen waren, gehörigen Ortes eingetragen; von den wichtigſten Producten der mineraliſchen Körper zulängliche Nachricht ertheilet; und bey den Erzen gewieſen, wie ſie gefördert, zubereitet, probieret und ausgeſchmolzen werden. Und dieſe letztern ſind auch die Urſachen, warum er ſeinem Mineralſyſteme den bisher ungewöhnlichen Zunamen eines praktiſchen beygeleget hat.

Bis hieher hat man ſich mehrentheils, bloß mit den äußerlichen Kennzeichen und Beſchaffenheiten, das iſt, mit ihrer Farbe, Geſtalt, Anſehen, Schwere, und dergleichen begnüget: welche der Hr. Verf. die empiriſche nennet. Allein, dieſe iſt höchſt unvollkommen und verführeriſch; und hat oft zu den größten Streitigkeiten Anlaß gegeben. Hingegen iſt diejenige Kenntniß der mineraliſchen Körper, die ſich mit den Beſtandtheilen, innerlichen Eigenſchaften, und Verhältniſſen gegen andre Körper beſchäfftiget, weit ſicherer. Dieſes iſt, nach der Erklärung des Hrn. Verf. die pragmatiſche. Deren Beſtimmung iſt, bey aller ihrer Kürze, dennoch zuverläßig und gründlich; da ſie durch eine einzige innerliche Eigenſchaft einen Körper vor hundert andern ſogleich kennbar machet. Dieſe verdienet alſo den Vorzug vor jener, wie der Kern vor der Schale, um ſoviel mehr: da das äußerliche Anſehen oft einerley; die innern Eigenſchaften aber ſehr verſchieden ſind. Deswegen zieht er auch die

letz-

leztere der erstern vor: und hierdurch erhält sein System um sovielmehr Gründlichkeit u. Gewißheit.

Hieraus folget aber noch nicht, als ob er die empirischen gänzlich verwerfen sollte. Keineswegs. Denn oft ist sie allein hinlänglich: oft muß sie mit der pragmatischen verbunden werden: oft aber schließt diese jene gänzlich aus. Beyde werden so genommen, wie es sich am besten schicket, die Foßilien daraus zu charakterisiren.

Wir hätten zwar noch viel von den Vorzügen und der Güte dieses Buches zu sagen; wir würden aber in eine allzugroße Weitläuftigkeit verfallen. Und dennoch würden wir es nicht so gut, als das Werkchen selbst thun können. Wir wollen also dem Leser einen kurzen Entwurf des Inhaltes darlegen.

Doch noch einen Umstand können wir nicht vorbeylassen: er betrifft aber nur Lehrlinge dieser Wissenschaften. Will, oder muß jemand die Mineralogie bloß nach einem todten Lehrer erlernen: so wird er gewiß vermittelst dieses Lehrers aus obigen Ursachen viel weiter, als mit andern kommen. Ja, wir getrauen uns so gar zu sagen, daß sie ein munterer Kopf, wenn er die Gegenstände hat, bloß nach diesem stummen Lehrer erlernen kann; wenn er nur die ersten Gründe der Chymie innen hat.

Eine **Vorbereitung zur Mineralogie** machet den Anfang: worinnen alles das hinlänglich abgehandelt wird, was zu einer allgemeinen Erläuterung dieses Systems nöthig ist. Die Erklärung dieser Wissenschaft steht, wie von einem gründli-

chen Schriftsteller leicht zu vermuthen ist, gleich an der Spitze. Wir wollen die eignen Worte derselben hersetzen: theils weil sie das Verfahren des Hrn. Verfassers, welches er durchgängig beobachtet, kürzlich an den Tag leget: theils aber auch, weil sie dasjenige bestätiget und in sich hält, was wir oben gesaget haben. Die Mineralogie, heißt es, ist ein Theil der Naturgeschichte, welcher die gegrabenen Körper, und was denen ähnlich ist, in einer systematischen Ordnung so abhandelt, daß dieselben unter gewisse Classen, Ordnungen und Geschlechter gebracht, und von jedem die Unterscheidungskennzeichen, nebst den äußerlichen und innerlichen Eigenschaften, Wirkungen und Kräften erörtert werden. Alsdann folget die erste Abtheilung, von den Erden, welche eilf Classen in sich schließt. Die I. Classe handelt von den Thonerden. Die II. von den Kalkerden. Die III. von den Kieselerden. Die IV. von Mergelerden. V. die selenitischen. VI. die Talkerden. VII. die Glimmerden. VIII. die brennlichen; IX. die salzigen; X. die metallischen und halbmetallischen Erden. Die XI. machet den Beschluß mit der gemeinen, welche wir auch Gartenerde zu nennen pflegen.

Die zweyte Abtheilung stellet uns die Steine vor. Ehe aber die Eintheilung der Classen vor sich geht, wird eine kleine Abhandlung von den Steinen überhaupt vorausgeschicket: wo von den Ursachen der Ab- und Eintheilung Rechenschaft gegeben wird: welches auch bey der vorigen und den nachfolgenden Abtheilungen so gehalten wird.

Bey

liebten. Drittens gehen ſie hin, wo Krieg iſt, und jeder vor ſich. Dieſes hätten können 6 Heldengedichte werden, weil jeder Held 3 unterſchiedene Abſichten hat. Daher ſpringet der Poet auch ſo von einem zum andern, und ſiehet immer zu, wie es dem und der geht. Die Zwiſchenfabeln ſind auf dieſe Art nicht aus einer Handlung gezogen; Sie können auch nicht ſeyn. Vielweniger ſind ſie mit einander verbunden. Ihre ganze Verknüpfung iſt, daß ſie in einem Buche ſtehen. Auſſerdem ſind ſie auch ſo ausgeführet, daß jede eine vollkommene Handlung zu ſeyn ſcheinet. Zwiſchenfabeln müſſen nichts anders ſeyn, als Erzehlungen der Hinderniſſe, die der Held hat, ſeinen Endzweck zu erreichen. Sie müſſen einem Gemählde gleichen, das aus vielen wohlgeordneten Figuren zuſammen geſetzt iſt; die aber alle zuſammen nur eine Vorſtellung von einer einzigen Begebenheit oder Handlung ausmachen.

Die Handlung in einem Heldengedichte muß ganz ſeyn. Hiezu gehören die Urſachen und Abſichten, die man hat, eine Handlung zu unternehmen; ferner die Wirkungen dieſer Urſachen und die Schwierigkeiten, die ſich in der Ausübung ſeines Vorſatzes finden, welches ſonſt der Knoten heißt; und endlich die Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten, oder die Auflöſung. Wenn wir wüſten, was Ottobert für einen Endzweck hätte: So könnten wir auch urtheilen, ob ſeine Handlung von gehöriger Vollkommenheit wäre. Allein der Endzweck iſt verſchieden und folglich auch ſeine Urſachen, der Knoten und die Auflöſung. Wäre es die Verliebung in Ruremunden: So gienge viel überflüſſiges vorher, das da hätte weg-

Bey den Erden hatten wir eilf Claſſen; hier aber haben wir deren zwo mehr. Die erſte Claſſe ſchließt die thonichten Steine in ſich. Die II. die kalkichten. III. die Mergelſteine. IV. die ſelenitiſchen. V. die feuerſchlagenden Steine. Die Anzahl und andere Beſchaffenheiten dieſer Steine erfodern, daß dieſe 5. Claſſe abermals in vier Hauptgeſchlechter eingetheilet wird. 1) Sandſteine, 2) kieſelichte, 3) Hornſteine, und 4) die Quarze, worunter die Edelgeſteine gezählet werden. Die VI. Claſſe hat die Schieferſteine unter ſich. Der VII. welche die blätterichten Steine vorträgt, ergeht es wie der fünften Claſſe. 1) Die glimmerichten und talkichten, 2) die Spathſteine, 3) die Blenden; die VIII. von den faſerichten; die IX. von den ſalzigten; die X. von den metalliſchen; die XI. von den ſchmelzbaren; die XII. von den felſichten; und die XIII. von den neuen Steinen, machet den Beſchluß dieſer Abtheilung.

Die dritte Claſſe handelt die **Verſteinerungen** ab. Sie wird in fünf Abſchnitte abgetheilet. Im erſten ſind die Verſteinerungen aus dem Thierreiche. Dieſer wird abermals in vier Hauptſtücke zergliedert. Das 1) enthält die Landthiere, 2) die See- und Waſſerthiere, 3) die Amphibien, 4) die Zoophyten. Dieſen iſt noch ein Anhang von Schraubenſteinen beygefüget. Der II. Abſchnitt begreift die Pflanzen unter ſich. III. die pflanzenähnlichen Körper. IV. die beſonders gebildeten Steine ohne fremdes Urbild (Luſus naturæ.) Und endlich V.

diejenigen Steine, welche aus dem Waſſer gebildet werden.

Die vierte Abtheilung handelt von den Salzen. Der Hr. Verf. theilet ſie in fünf Claſſen. Wir wollen den Schattenriß darlegen, wie ihn uns der Verf. ſelbſt vorangeſchicket hat.

1) Styptiſche Salze,
   α) Vitriol, β) Alaun.
2) Salze, die im Feuer flieſſen, und zwar
   a) darinne flüſſig bleiben.
      α) Salpeter, β) Bitterſalz.
   b) Die zu Glaſe werden, α) Tinkal.
3) Salze, die im Feuer hart bleiben *),
   α) Kochſalz,
4) Salze, die im Feuer verflüchtigen,
   α) Salmiak, β) Harnſalz, γ) Arſenik.
5) Laugenartige Salze,
   a) reine, α) perſiſch Salz.
   b) erdigte, α) Kalkſalz, β) Kreideſalz,
   c) mit Säuern verbunden.

Nach dieſem Entwurfe ließen ſich zwar verſchiedene Einwendungen machen; ſowohl in Anſehung der Aufnahme, als auch der Eintheilung. Lieſt man aber die weitere Ausführung davon: ſo werden ſie mehrentheils verſchwinden.

Wir kommen nunmehr auf die fünfte Abtheilung, von den entzündlichen Körpern. Mit dieſer wollen wir, wie mit der vorigen verfahren.

I. Claſſe.

*) Dieſes iſt aber nur vergleichungsweiſe mit 2) geſprochen.

I. Claſſe. Schwefelichte Körper,
1) Schwefel mit ſeinen Minern.
II. Bergpechichte Körper,
1) Flüſſige,
a) Bergöl mit ſeinen Arten.
2) Feſte,
a) bloße Erdharze,
α) Judenpech, β) Gagath, γ) Bernſtein, δ) Copal, ε) Ambra.
b) Mit Erdharze durchdrungene Erden und Steine,
α) Bergpeche, β) Steinkohlen.
c) Mit Erdharze durchdrungene Pflanzengewächſe,
α) Unterirdiſch Holz, β) Torf.
III. Bergfett.
IV. Schleimichte Körper.

Die Ausführung dieſes Riſſes iſt vollſtändig und gründlich. Ohne uns aber damit aufzuhalten, wenden wir uns zur ſechſten Abtheilung.

Dieſe machet den Beſchluß; und handelt von den Metallen und Halbmetallen. Von dieſer Abtheilung hätten wir viel Gutes zu ſagen; da wir aber dadurch in eine allzugroße Weitläuftigkeit geführet würden, die uns der Raum nicht geſtattet: ſo wollen wir uns nur begnügen, den Leſer zu verſichern, daß alles dasjenige gründlich und hinreichend abgehandelt wird, was bey jedem Capitel, die wir ſogleich bemerken wollen, die Anzeige verſpricht.

Zwar wer dasjenige, was im dritten und vierten Capitel vom Probieren und Feinmachen gesaget wird, als eine Probier- und Scheidekunst ansehen wollte, welche die strengste Schärfe verspräche, der würde freylich an einigen Stellen etwas Genauigkeit und die gehörigen Kunstgriffe vermissen. Wir wollen nur zwey Beyspiele anführen. Das erste ist das Durchgießen des Goldes durchs Spießglas, wo das Haufwerk des Spießglases, und die Arbeit unnöthigerweise vergrößert wird; wenn es heißt: das von dem Goldkönige zurückgelegte Spießglas solle noch zweymal, mit doppelt so vielem Spießglase; und die drey erhaltenen Goldkönige abermals mit doppelt so viel frischem Spießglase geschmolzen werden. Allein das Gold bekömmt seine höchste Feine, die es durchs Spießglas erhalten kann, wenn ich den ersten Goldkönig nochmals mit frischem Spießglase schmelze; dem erhaltenen Könige abermals wie dem vorigen thue: alsdann das rückständige Gold mit Eisen, und das Silber nebst dem wenigen Golde, so noch zurücke geblieben, mit Bleye und Eisen niederschlage. Gesetzt auch, es wäre viel Silber oder Kupfer, oder beydes zugleich beym Golde: so hat man dennoch nicht nöthig, weder das Haufwerk des Spießglases, noch auch die Arbeit zu vermehren: sondern man setzet nur dem Spießglase beym ersten Durchgusse nach dem Verhältnisse der beygemischten Metalle, gemeinen Schwefel zu. Der Unterschied des Spießglases ist beynahe um die Hälfte: der Arbeit und Kohlen nicht einmal zu gedenken.

Den

Den Hinterhalt des Scheidewassers zu erforschen, sollen wir durchs Spießglas gegossenes Gold nehmen. Allein, hier finden wir uns auf einem schlüpferigen Wege, wenn die Goldprobe auf der höchsten Schärfe seyn soll. Denn wir können niemals vollkommen versichert seyn, ob sich nicht vielleicht ein halber oder ganzer Grän Silber mit niedergeschlagen habe. Gesetzt auch, es wäre mit aller möglichen Sorgfalt durchgegossen worden: so finden wir dennoch jederzeit eine Silberspur; wenn wir es ins Goldscheidewasser bringen. In diesem muß es zu einer solchen Probe erst aufgelöset, niedergeschlagen, und dann wieder zusammengeschmolzen seyn. Wir reden hier nicht bloß aus Schriftstellern, sondern auch aus eigner Erfahrung.

Doch wollten wir dieses als große Fehler ausschreyen; so würden wir, und alle die es thun wollten, höchst zu tadeln seyn. Denn wir foderten mehr, als uns ist versprochen worden. Und außerdem, so finden wir statt dessen, andere vorzügliche Sachen genug, die uns dieses, so ohnedem nicht dazu gehöret, sehr leicht übersehen lassen. Vielleicht trifft der Hr. Verf. in einer andern Auflage einige Verbesserung: die nicht gar zu lange verweilen dörfte, wenn wir anders aus der guten Aufnahme seiner Chymie, und Materia medica; wie nicht weniger von der übrigen Vortrefflichkeit dieses Werkes selbst, dessen Aufnahme schließen wollen.

Das I. Capitel handelt von den Metallen und Halbmetallen überhaupt: von ihrer Erzeugung, ihren Erzen und Gängen. Das II. von der Gewinnung

winnung und Aufbereitung der Metalle und ihrer Erze. III. von Probieren und Schmelzen. IV. von den Metallen insbesondere. Dieses ist in zwo Classen getheilet. Die erste enthält die vollkommenen, die andere aber die unvollkommenen Metalle; wo von jedem Metalle insbesondere, von seinen Erzen, dem Probieren und Ausschmelzen gehandelt wird. Dieses gilt auch von den Halbmetallen, welchen das V. Cap. gewidmet ist. Den Beschluß machet ein Anhang von der vor einigen Jahren aus dem spanischen America gebrachten Platina; welche einige Eigenschaften eines vollkommenen Metalles besitzt.

Wir bezeugen schließlich nochmals unser Vergnügen, daß ein so gemeinnütziges Werk, nicht nur in unserer Muttersprache, sondern auch in einer so viel möglich reinen und unvermengten Schreibart abgefasset worden: wodurch dieser Theil der Naturkunde ein neues und angenehmes Ansehen erhalten hat.

VII.

Prédiction tirée d'un vieux Manuscript sur la nouvelle Heloïse, Roman de J. J. Rousseau.

D. i.

Prophezeihung aus einer alten Handschrift, von der neuen Heloise, eines Romans Hrn. J. J. Rousseau.

Wir

Wir hätten allerdings unsern Lesern eine Nachricht von diesem berühmten Buche des Hn. Rousseau geben sollen; allein, diese Prophezeihung überhebt uns dieser Mühe, indem sie ein getreuer Auszug desselben ist. Es ist auch eine Gegenprophezeihung, zum Vortheile des Verfassers, vorhanden, die wir nächstens auch unsern Lesern mittheilen wollen; weil es billig ist, daß man, um urtheilen zu können, beyde Theile höre. So lautet indessen die gegenwärtige.

In der Zeit wird ein außerordentlicher Mann in Frankreich erscheinen, der von den Ufern eines Sees *) gekommen ist; und er wird zu dem Volke schreyen: Ich bin besessen von dem Geiste der Begeisterung. Ich habe von dem Himmel empfangen die Gabe der Unbesonnenheit. Ich bin ein Philosoph, und ein Lehrer von Paradoxen.

Und es wird ihm nachfolgen eine große Menge Volkes; und viele werden an ihn gläuben.

Und er wird ihnen sagen: ihr seyd alle Bösewichter und Spitzbuben; eure Weiber sind alle ehrlos: und ich komme her, unter euch zu wohnen. Und er wird sich der natürlichen Sanftmuth dieses Volks misbrauchen, um ihnen lächerliche Schimpfworte zu sagen.

Und er wird hinzusetzen: in dem Lande, wo ich gebohren bin, sind alle Menschen tugendhaft; und ich werde doch niemals wohnen, in dem Lande, wo ich gebohren bin.

Und

*) Vom Genfersee in der Schweiz.

Und er wird hinzusetzen: daß die Wissenschaften und Künste die Sitten nothwendig verschlimmern; und er wird gleichwohl von allen Wissenschaften und Künsten schreiben.

Und er wird behaupten: daß die Schaubühne eine Quelle der Entehrung und der Verderbniß sey; und wird doch selber Opern und Komödien schreiben.

Und er wird schreiben: daß die Tugend nur bey den Wilden anzutreffen sey, ungeachtet er niemals unter ihnen gewesen; aber sehr verdienete, da zu seyn.

Und er wird sagen: daß alle Großen verachtungswürdige Knechte sind; und er wird dennoch die Großen gern besuchen, sobald die Neugier sie antreiben wird, ihn kennen zu lernen. . . .

Und er wird sich beschäfftigen, die französische Musik nachzuahmen; und wird doch sagen: es gäbe gar keine französische Musik.

Und er wird auch sagen: daß es unmöglich sey, gute Sitten zu haben, wenn man einen Roman liest; und er wird doch selbst einen Roman schreiben. Und in diesem Romane wird man das Laster thätig, und die Tugend in Worten finden; und die Personen darinnen werden ganz unsinnig auf die Liebe und Philosophie erpicht seyn?

Und er wird sich bestreben, die ganze Welt zu überreden: daß er ein Glückskind gewesen; daß er Liebesbriefe schreiben könne, und andere empfangen habe. . . . .

Und in seinem Romane wird man die Kunst lernen, wie man recht philosophisch ein Mädchen zu Falle bringen könne.

Und

Und die Schülerinn wird alle Scheu und Schamhaftigkeit verlieren; und ſie wird mit ihrem Lehrer Narrenpoſſen treiben, und Maximen machen.

Und ſie wird ihm zuerſt einen Kuß auf den Mund geben, und wird ihn anlocken, mit ihr zu Bette zu gehen: und er wird bey ihr ſchlafen; und ſie wird ſchwanger werden von Metaphyſik; und ſeine Liebesbriefchen werden philoſophiſche Homilien ſeyn.

Und der Philoſoph wird ſie lehren: daß die Aeltern in der Wahl eines Ehegatten, gar keine Gewalt über eine Tochter haben; und er wird ſie als Barbarn und Tyrannen ſchildern.

Und er wird ſich weigern, von dem Vater irgend eine Belohnung anzunehmen; und dieß aus natürlicher Zärtlichkeit eines jeden Menſchen, der einer Züchtigung gewärtig ſeyn muß: doch wird er Geld von der Tochter annehmen, aber heimlich; und wird beweiſen, daß dieß ſehr wohl gethan ſey.

Und er wird ſich mit einem engliſchen Herrn betrinken, der ihm lauter Schmach anthun wird. Und ſeine Gebietherinn, die die Schamhaftigkeit ihres Geſchlechtes verloren haben wird, die wird von der Ehre der Mannsperſonen urtheilen, und wird dem Lehrer, der ſie alles gelehret hat, ſagen, daß er ſich nicht ſchlagen ſolle.

Und er wird ein Gnadengehalt vom Mylord überkommen, und er wird nach Paris gehen, und daſelbſt nicht die vernünftigen ehrbaren Leute beſuchen; ſondern nur Buhlſchweſtern und Stutzer, und wird glauben, er kenne Paris.

Und

Und er wird an seine Geliebte schreiben, daß daselbst das Frauenzimmer Granadiere sind, daß sie ganz nackend gehen, und daß sie einem jeden Menschen, der sie begegnet, nichts versagen.

Und wenn eben dieses Frauenzimmer ihn auf dem Lande aufnehmen wird, und angefangen hat, über seine Eitelkeit zu lächeln: so wird er in ihnen Wunder, Tugend und Vernunft finden.

Und die Stutzer werden ihn zu übelberufenen Dirnen führen, und da wird er sich volltrinken, wie ein Narr; und er wird bey diesen Dirnen schlafen, und wird seine Begebenheit seiner Geliebten schreiben, die sich dafür bedanken wird.

Und er wird das Bildniß seiner Gebietherinn erhalten: und bey dem Anblicke dieses Bildnisses wird seine Einbildungskraft sich erhitzen, und seine Geliebte wird ihm unfläthige Lehren über die Keuschheit in der Einsamkeit geben.

Und dieses so verliebte Mädchen, wird den ersten den besten Menschen heurathen, der auch vom äußersten Ende der Erden kömmt. Und dieses so geschickte Mädchen wird kein Mittel aussinnen können, um diese Heurath zu verhindern; sondern sich ganz kühn aus den Armen eines Liebhabers, in die Arme eines Ehemanns werfen.

Und der Mann wird vor der Heurath wissen, daß sie einen andern Menschen erstaunlich lieb hat, und von ihm geliebet wird; und er wird vorsetzlich ihr beyder Unglück machen: gleichwohl wird er ein ehrlicher Mann bleiben, und dieser ehrliche Mann wird dennoch ein Atheist seyn.

Und

wegbleiben müſſen. Der Knoten wäre auch alsdann nicht gar zu gut gerathen, weil er oftmals anders geſchlungen und vielmals ganz neu aufgelöſet wird. Denn ſo oft er ſie wieder verlieret, ſo oft iſt ein neuer Knoten, da doch nur einer ſeyn ſollte.

Wir gehn aber nun weiter. Die Handlung muß wunderſam ſeyn. Das Wunderbare muß aber nicht das Wahrſcheinliche ausſchlieſſen. Es muß niemals unglaublich werden. Unſer Herr von Hohberg hingegen meynt, ein Poet müſſe was unglaubliches ſagen. Denn ſo ſingt er gleich anfangs:

. . . kömmt was unglaublich bey,
Denkt, daß ich ein Poet, kein Zeitungsſchreiber ſey.

Er hat dieſe Meynung auch ſo ziemlich erfüllt, und wir könnten von ſeinen unwahrſcheinlichen Erdichtungen viele Proben herſetzen. Nur eins zu gedenken; iſt es wohl möglich, daß ein junger wilder Knabe in einer kurzen Zeit ſo geſchickt, ſo tapfer und ſo verſchlagen werden kan, als Arctos bey ihm iſt? Wunderbar ſind ſeine Handlungen genung, und er hat dieſe Eigenſchaft mehr, als ſich geziemet, beobachtet.

Ein Heldengedichte ſoll von einer gewiſſen Dauer ſeyn. Zum höchſten ſetzt man ihm ein Jahr, nemlich von der Zeit an zu rechnen, wo der Poet ſeinen Held wirkſam vorſtellet, das iſt, wo der Poet ſeine Erzehlung anfängt. Sonſt kan die ganze Handlung wohl aus vielen Jahren beſtehen, nur muß das erſte erzehlt werden. Ob der Ottobert eine ſolche Dauer habe, können wir uns ſchwerlich vorſtellen. So viele Schlachten, ſo viele Reiſen, ſo viele Zufälle können

wohl

Und ſogleich nach der Heurath wird ſeine Frau ſehr glücklich zu ſeyn glauben; und ſie wird ihrem Buhlen ſchreiben, daß, wenn ſie noch frey wäre, ſie allemal lieber ihren Mann heurathen wollte als ihn.

Und der Philoſoph wird ſich umbringen wollen.

Und er wird ſich eine lange Abhandlung machen, um zu beweiſen, daß man ſich allezeit umbringen müſſe, wenn man eine Geliebte verloren hat; und ſein Freund wird ihm beweiſen, daß die Sache der Mühe nicht werth iſt: und der Philoſoph wird ſich nicht umbringen.

Und er wird rund um die ganze Welt reiſen, damit die Kinder ſeiner Buhlinn Zeit bekommen zu wachſen, und damit er hernach zurückkomme, um ihr Schulmeiſter zu ſeyn, und ſie die Tugend lehren könne, wie er ſie ihre Mutter gelehret hat.

Und er wird auf ſeiner Reiſe um die Welt nichts geſehen haben.

Und er wird wieder nach Europa kommen.

Und gleichwohl wird der Mann ſeiner Buhlinn, der um das ganze Geheimniß wiſſen wird, den ſchönen Freund in ſein Haus kommen laſſen.

Und die tugendhafte Frau wird ihm ſogleich an den Hals ſpringen; und ihr Mann wird ſich freuen, und ſie werden ſich alle drey umarmen, des Tages dreymal. Und der Mann wird ſie artig ausſpotten, über ihre Begebenheit, und wird glauben, ſie wären vernünftig geworden. Und ſie werden ſich allezeit erſtaunlich lieb haben, und ſie wer-

den sich mit Vergnügen ihrer Zärtlichkeit und Wollüste erinnern, sich die Hände drücken, und weinen.

Und wenn der schöne Freund mit ihr, sich auf einem Schiffe allein befinden wird, so wird er sie wollen ins Wasser stürzen, und sich hernach.

Und alles dieses werden sie **Philosophie** und **Tugend** nennen.

Und wenn sie lange genug von Philosophie und Tugend geschwatzet haben: so wird man noch nicht begreifen können, was **Philosophie** und **Tugend** ist.

Und die Tugend wird, nach ihren Lehrsätzen, nicht mehr in der Furcht und dem Vermeiden des Uebels bestehen; sondern darinnen, daß man sich ohne Unterlaß beyden aussetze; und die Philosophie wird weiter nichts werden, als die Kunst, das Laster vortheilhaft zu machen.

Und die Buhlinn des Philosophen wird etliche Bäume und einen Fluß in ihrem Garten haben, und dieses wird sie ihr **Elisäum** nennen; und niemand wird begreifen können, was dieses **Elisäum** seyn soll.

Und sie wird alle Tage den Sperlingen Futter geben in ihrem Garten, und wird ein Auge über ihre Bedienten beyderley Geschlechts haben: damit sie nicht eben die dummen Streiche machen, die sie gemachet hat.

Und sie wird mitten unter ihren Winzern spielen, und von ihnen so gar verehret werden; und sie wird den Hanf brechen mit ihnen, und ihren Liebhaber neben sich haben.

Und

Und der Philoſoph wird auch wollen Hanf brechen, den Morgen darauf, den Uebermorgen und die ganze Zeit ſeines Lebens.

Und die Winzer werden Liederchen ſingen; und der Philoſoph wird von ihrer Weiſe eingenommen ſeyn, ob es gleich keine italieniſche Muſik ſeyn wird.

Und ſie wird ihre Kinder ſorgfältig erziehen, und wird Acht geben, daß dieſelben niemals in Geſellſchaften reden, und daß ihnen kein Menſch verſage, daß ein Gott im Himmel iſt.

Und ſie wird gefräßig ſeyn; Erbſen und Bohnen wird ſie aber ſehr ſelten, und nur in Apollons Saale eſſen; das alles wird ſie aus philoſophiſcher Caſteyung thun.

Und ſie wird in allem, was ſie thut oder ſaget, pedantiſch ſeyn; und wird alle Weiber neben ſich verachten.

Und der ſchöne Freund, wird mit ſeiner Buhlinn an einen See gehen, zu fiſchen, und er wird Fiſche fangen, und er wird ſie wieder in das Waſſer werfen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Leute was zu eſſen haben werden; und er wird ſich fürchten, von den Thieren zu eſſen, und er wird doch von allen eſſen.

Und er wird den Wein lieben und ihn trinken; und wenn er ihn im Uebermaaße getrunken hat, ſo wird er die Bruſt der Waliſerinnen mit brennender Begierde anſchauen, und ſich mit ſeinem beſten Freunde zanken, und ſeiner heiligen und himmliſchen Geliebten, die gröbſten und unfläthigſten Re-

den herſagen; ja mit den Gaſſenhuren wird er es noch ärger machen.

Und er wird den Wein allezeit lieben, und ihn beſtändig trinken, und er wird behaupten: daß nur die Trunkenbolde allein rechtſchaffene Leute ſeyn können; und daß die nüchternen Leute Betrüger ſind.

Und ſeine Buhlinn wird eine Zuſammenkunft mit ihm verabredet haben, und anſtatt dieſer Zuſammenkunft, wird ſie ihn überreden, eine menſchliche und barmherzige Handlung zu unternehmen: er aber wird antworten, er verfluche die Tugend; und wird wüthend werden.

Und er wird verliebt werden in die Freundinn ſeiner Buhlinn, und dieſes zwar an ihrer Seite ſitzend.

Und die Freundinn ſeiner Buhlinn wird ſich auch in ihn verlieben.

Und er wird ihr einen feurigen Kuß auf die Hand drücken, gleichwohl wird allezeit ſeine Buhlinn wie ein wüthender Menſch lieben, und allezeit ausſchreyen, o heilige Tugend!

Und ſeine Buhlinn wird ſterben.

Und ehe ſie ſtirbt, wird ſie noch allezeit, wie gewöhnlich predigen; und ſie wird allezeit reden, bis ihr die Kräfte gebrechen, und wird ſich ausſchmücken, wie eine Buhlſchweſter, und wird ſterben, wie eine Heilige.

Und ſie wird gleichwohl an ihren ſchönen Freund ſchreiben, daß ſie eben ſo aufhöre, wie ſie angefangen

fangen hat: das heißt, daß ſie ihn inbrünſtiger liebe, als jemals.

Und der Mann wird dieſen Brief dem Buhlen ſchicken.

Und man wird niemals erfahren, wo der Buhle hingekommen iſt.

Und man wird auch nicht viel darnach fragen.

Und das ganze Buch wird moraliſch, nützlich und ehrbar ſeyn: weil es beweiſen wird, daß die Mädchen ein Recht haben, ihr Herz, ihre Hand, und ihre Gunſtbezeugungen zu verſchenken; ohne ihre Aeltern zu fragen, und ohne auf die Gleichheit der Stände zu ſehen.

Und daß es unnütz ſey, die Tugend auszuüben; wenn ſie nur allezeit davon reden.

Und daß ein jung Mädchen ſogleich mit einem Menſchen zu Bette gehen kann, und daß ſie hernach einen andern heurathen ſoll.

Und daß es, wenn ſie ſich dem Laſter ergiebt, genug iſt, bisweilen Gewiſſensbiſſe zu fühlen, um tugendhaft zu ſeyn.

Und daß ein Mann den Buhlen ſeiner Frau ins Haus nehmen ſoll.

Und daß die Frau ihn unaufhörlich küſſen, und ſich den Scherzreden ihres Mannes, und den Ausſchweifungen des Buhlers, auf eine artige Manier überlaſſen ſoll.

Und ſie wird ſagen, die Liebe zwiſchen zween Eheleuten ſey unnütz und ungeſchickt, und wird ſolches beweiſen, oder doch zu beweiſen glauben.

Und das Buch wird in einer nachdrücklichen Schreibart geschrieben seyn, die geschickt ist, die Einfältigen zu blenden.

Und der Verfasser wird Redensarten häufen, und glauben, er habe Gründe gehäufet.

Und er wird Vergrösserungen häufen, und niemals Ausnahmen machen.

Und er wird wollen kornicht scheinen; und doch nur übertrieben seyn; und allezeit bedacht seyn, vom Besondern aufs Allgemeine zu schliessen.

Und er wird niemals, weder die natürliche Einfalt, noch die Richtigkeit, noch das Naturell kennen: und sein Witz wird gezwungene Wendungen, auch in ganz kindischen Dingen machen: und die Spottreden werden bey ihm die Stelle der Vernunft vertreten.

Und alle Gabe des Verfassers wird seyn, die Tugend zu verkehren, und der Vernunft ein Bein unterzuschlagen. Er wird allezeit seiner Einbildungskraft nachhängen, und seine Augen werden niemals die Natur sehen.

Und, gleich den Quacksalbern, die mit Fleiß Wunden machen, um die Vortrefflichkeit ihres Balsams zu zeigen; wird er die Seelen vergiften, um die Ehre zu haben, sie zu heilen: und das Gift wird stark auf den Geist und das Herz wirken; und das Gegengift wird nur auf den Verstand wirken, und das Gift wird siegen.

Und er wird sich rühmen, einen Abgrund eröffnet zu haben; und er wird sich für tadelfrey halten, indem er saget: desto schlimmer für die jungen

Mädchen

Mädchen, die da hineinfallen werden! Ich habe ſie ja in meiner Vorrede gewarnet: und die jungen Mädchen leſen doch niemals die Vorreden.

Und nachdem er in ſeinem Roman, wechſelsweiſe, die Sitten durch die Philoſophie, und die Philoſophie durch die Sitten erniedriget haben wird, ſo wird er ſagen: Ein verderbtes Volk müſſe Romane haben.

Und er wird ohne Zweifel auch ſagen, ein verderbtes Volk müſſe auch Spitzbuben haben: und man wird ihn dieſe Folgerung ziehen laſſen.

Und er wird noch ſagen, um ſich zu rechtfertigen, daß er ein Buch geſchrieben, worinn das Laſter herrſchet, daß er in einer Zeit lebet, darinn es nicht möglich iſt, tugendhaft zu ſeyn.

Und um ſich zu entſchuldigen, wird er die ganze Welt läſtern.

Und wird allen denen ſeine Verachtung androhen, die ſein Buch nicht hochſchätzen werden.

Und die Tugendhaften werden ſeine Narrheit voll Mitleidens anſehen.

Und man wird ihn nicht mehr den Philoſophen, ſondern den beredteſten unter den Sophiſten nennen.

Und man wird ſich wundern, wie er mit einer reinen und ehrbaren Seele ein Buch machen können, welches nicht rein und ehrbar iſt.

Und die an ihn geglaubet haben, werden es nicht mehr thun.

VIII.

Reſcript des Kaiſers von China 1761.*

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Wir, der Kaiſer von China, als wir uns in unſerm Staatsrathe vortragen laſſen, die tauſend und eine Scarteken, die man täglich in dem berühmten Dorfe Paris, zum Unterrichte der ganzen Welt feil biethet: ſo haben wir mit einem kaiſerlichen Vergnügen bemerket, daß man mehr Gedanken, nach Art der Gedanken, oder Ausdrücke ohne Gedanken, in gemeldeten Dorfe, am kleinen Fluſſe Seyne gelegen, drucket, welche ungefähr fünfmal hundert tauſend Spaßvögel, oder Leute, die es ſeyn wollen, in ſich hält; als man in unſrer Stadt King-tzin, an dem gelben Fluſſe, Porcellain machet; welche Stadt doppelt ſoviel Einwohner enthält, die nicht halb ſo ſpaßhaft ſind, als die zu Paris.

Wir haben auch aufmerkſam die kleine Schrift unſers lieben Johann Jakobs, Bürgers von Genf, geleſen: welcher Johann Jakob, von dem Bonzen St. Peter, einen Entwurf eines ewigen Friedens ausgewirket hat: welcher Bonze St. Peter

*) So wenig die Kriegs- und Friedensgeſchäffte in unſer Fach gehören: ſo können wir doch unſern Leſern dieß witzige Stück des Hrn. von Voltaire nicht vorenthalten. Sie werden den Vogel bald am Geſange erkennen.

ter ſie von einem gelehrten Mandarin, Marquis de Rosni, Herzog von Sulli, einem trefflichen Hauswirthe, erhalten hat; welcher ſie aus der Höhle ſeines Kopfes herausgezogen hatte.

Wir ſind empfindlich gerühret worden, da wir geſehen, daß man in beſagtem Auszuge, den unſer lieber Joh. Jakob gemachet, worinn man die leichten Mittel vorſchlägt, Europa einen immerwährenden Frieden zu geben, den Reſt der Welt vergeſſen hat, den man doch in allen ſeinen Schriften immer vor Augen haben muß. Wir haben erkannt, daß die Monarchie Frankreich, welche die vornehmſte Monarchie iſt, die Anarchie Deutſchland, welches die vornehmſte Anarchie iſt, Spanien, England, Pohlen, Schweden, jede (nach ihren Geſchichtſchreibern) die vornehmſte Macht von der ganzen Welt, alle eingeladen worden, dem Tractate Johann Jakobs beyzutreten. Wir ſind ſehr erbauet geweſen, da wir geſehen, daß unſre liebe Muhme, die Kaiſerinn aller Reußen, gleichfalls eingeladen worden, ihren Beytrag zu thun. Allein, groß iſt auch unſere kaiſerliche Verwunderung geweſen, als wir unſern Namen in dem Verzeichniſſe vergeblich geſuchet haben. Wir haben geurtheilet, daß, da wir ein ſo naher Nachbar unſrer lieben Muhme ſind, wir auch, nebſt ihr, hätten genennet werden ſollen; daß der Großtürk, Nachbar von Ungarn und Neapel, der König von Perſien, Nachbar des Großtürken, der große Mogol, Nachbar des Königs von Perſien, ebenfalls gleiche Rechte beſitzen; und daß es eine ſchreyende Ungerechtigkeit gegen den

Kaiser von Japan wäre, ihn in der allgemeinen Verbindung zu vergessen.

Wir haben auch auf Gutachten unsers Raths bey uns selbst gedacht: daß, wenn der Großtürk Hungarn angrisse, der europäische Reichstag aber alsdann nicht bey Gelde wäre; wenn indessen, daß die Königinn von Hungarn sich dem Türken gegen Belgrad widersetzte, der König von Preußen nach Wien marschiren, die Russen Schlesien angreifen, die Franzosen sich auf die Niederlande, England auf Frankreich, der König von Sardinien auf Italien, der König von Spanien auf die Mohren, oder die Mohren sich auf Spanien werfen möchten: diese kleinen Verbindungen den gedachten immerwährenden Frieden gar leicht in Unordnung bringen könnten.

Da also unser Beytritt von unumgänglicher Nothwendigkeit ist, so sind wir entschlossen, mit allen unsern Kräften zum allgemeinen Besten mitzuwirken; welches augenscheinlich der Zweck eines jeden Kaisers sowohl, als jedes Verfassers kleiner Schriften ist.

Weil wir nun zu diesem Ende bemerket, daß man die Stadt zu benennen vergessen, darinn die Gevollmächtigten der ganzen Welt sich versammlen sollen; so haben wir den Entschluß gefasset, sonder Aufschub eine zu erbauen. Wir haben uns den Entwurf eines Baumeisters Sr. Majestät des Königs von Narsingen, vortragen lassen, welcher schon vor etlichen Jahren den Vorschlag that, ein Loch

bis

wohl unmöglich in einem Jahre vorgehen, und wenn auch kein Winter wäre.

In einem Heldengedichte müſſen auch gewiſſe Gemüthsbeſchaffenheiten oder Sitten herrſchen. Vornemlich muß die Hauptperſon kenntlich hierinn ſeyn, und ſich von andern unterſcheiden. Ihr Character muß durchs ganz Gedichte einerley bleiben. Nun iſt dieſes bey Ottoberten wohl in acht genommen. Er iſt immer tapfer und vollkommen tugendhaft. Allein er iſt nicht genugſam von andern unterſchieden. Siegewald, Kuremunde und Adelinde haben eben dieſen Character. Er ſollte eine beſondere Tugend hauptſächlich ausüben, als wie Eneas die Frömmigkeit. Darnach müſte er in ſeinem ganzen Gedichte handeln, und in ſolche Umſtände geſetzt werden, wo er ſie recht zeigen könnte. Sein Character aber muß auch ein wahrhaftiger ſeyn. Nun nennen wir denjenigen wahrhaftig, den man bey dem Menſchen wirklich antrifft, oder ohne Schwierigkeit finden kan. Es muß noch ſolche Menſchen geben als der Held iſt, den uns der Poet vorſtellet. Der Character Ottoberts ſcheinet uns alſo falſch. Seine Tapferkeit iſt zu unglaublich gedichtet. Muß die Tapferkeit ſich denn nur durch Erlegung der Rieſen und Ueberwindung 20 oder mehr Perſonen weiſen? So müſſen auch die Nebencharactere wahr ſeyn. Bey einigen Nebenperſonen iſt der zuvor angegebene Character noch ſo ziemlich beobachtet, und ihre Handlungen demſelben gemäß erdichtet worden. Der Diebhold z. E. wird ſo vorgeſtellet:

bis zum Mittelpuncte der Erden zu graben *), um daselbst physikalische Versuche zu machen. Da es nun unsere Absicht ist, diesen Einfall zu vollführen, so wollen wir die Erdkugel durch und durch graben lassen. Und wie die größten Philosophen des Dorfes Paris **), am Bache, die Seyne genannt, glauben, daß der Kern der Erdkugel gläsern ist; daß sie es geschrieben haben, und es nicht geschrieben haben würden, wenn sie es nicht versichert wären: so soll unsre Stadt zum gedachten Reichstage von Crystall seyn, und beständig das Licht von einer oder der andern Seite der Erdkugel bekommen: so, daß die Aufführung der Gevollmächtigten allezeit erleuchtet seyn soll.

Um dieß heilsame Werk des ewigen Friedens desto besser zu bevestigen, wollen wir in unserer durchsichtigen Stadt, unsern heiligen Vater, den großen Lama, unsern heiligen Vater, den großen Dairo, unsern heiligen Vater, den großen Muffel, und unsern heiligen Vater, — — — versammlen: welche alle sich leichtlich durch die Ermahnungen etlicher portugiesischen J — — werden vereinigen lassen. Wir wollen zu gleicher Zeit den alten Proceß, zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, der landesherrlichen Kammer, und des Volkes, des Adels, und der Bürger, der Kriegsleute und der Justizbeamten, der Herren, und der Bedienten, der Männer und der Weiber, der Schriftsteller und der Leser, mit beylegen und entscheiden.

Unsre

*) Maupertuis. **) Hr. Bässen.

Unſre Bevollmächtigten werden allen Beherrſchern anbefehlen, niemals einigen Streit mit einander zu haben, bey Strafe einer Schrift vom Johann Jakob, zum erſtenmale; und des Bannes der Welt, zum zweytenmale.

Wir bitten die Republik Genf, und die zu St. Marino, zugleich nebſt uns, den Hrn. Johann Jakob zum Obervorſitzer des Reichstages zu ernennen: in Erwartung, daß, da gedachter Herr bereits die Könige und Republiken, ohne darum gebethen zu ſeyn, beurtheilet hat, er ſie eben ſo gut entſcheiden wird, wenn er an der Spitze des Reichstages ſitzen wird: und unſre Meynung iſt, daß er ſeine Beſoldung richtig, auf die ein und ſiebenzig Monathſchriften angewieſen bekomme, die wöchentlich an den Ufern des Baches der Seyne verkaufet werden.

Wir bitten den Tien, daß er den gedachten Johann Jakob, wie auch den Hrn. Wolmar *), die Jungfer Julie, und ihre unzeitige Geburt, in ſeine heilige Obhut nehme. Gegeben zu Peking, den erſten des Monaths Hiban, im 1,898,456,500 Jahre, von Stiftung unſrer Monarchie.

IX. Samm-

*) Dieſen Herrn und dieſe Jungfer werden die Leſer der neuen Heloiſe des Hrn. Joh. Jakob Rouſſeau, wohl ſchon die Ehre haben zu kennen.

IX.

Sammlung verſchiedener geiſtlichen Gedichte, die erſte Probe, von Johannen Wilhelminen Louiſen Grohinn, königl. Porcellanmalers Frau in Meißen. Friedrichsſtadt, bey Chr. Heinr. Hagemüllern. in gr. 8.

Es iſt zu verwundern, daß bey dieſen kriegeriſchen Drangſalen, dennoch nicht allein die Gelehrten in Meißen dann und wann an die Muſe gedenken; ſondern auch Frauenzimmer den Helikon beſteigen. Unter dieſe Freundinnen der apolliniſchen Schweſtern gehöret auch die geſchickte Verfaſſerinn dieſer Gedichte. Da ihr Ehegatte mit unter die edelſten Künſtler gehöret, die zu Sachſens Ehre, das Meißnerporcellan durch ihren geübten Pinſel verzieren helfen: ſo hat Sie ſich die poetiſche Malerey vorbehalten, wodurch Sie, als eine Schülerinn der Natur, ihrem Gatten gleichſam einen Wettſtreit anbiethen kann, wer ihr am beſten nachahmen könne.

Sie hat aber die geiſtreichen Beſchäfftigungen ihres Witzes nicht an weltliche, ſondern an geiſtliche Gegenſtände gewandt. Theils die eigene Neigung, theils die betrübten Umſtände dermaliger Zeiten, haben die Muſe unſerer Dichterinn von allen eiteln Tändeleyen, der jungen Mitwerber am Parnaſſe abgeſchrecket. Der Spaß vergeht vernünftigen Leuten wohl, wenn ſie die Bedrückun-

drückungen ihres Vaterlandes ansehen, die allen bis an die Seele geht. Doch da diese Gedichte nicht alle in währender Kriegszeit gemachet worden: so sind viele auch mit Lob und Dank für die göttlichen Wohlthaten gegen das Vaterland angefüllet. Dergleichen ist das auf der 14ten Seite befindliche Stück, welches am Ende des 1755sten Jahres, zur Erinnerung der an Sachsen bewiesenen Wohlthaten Gottes verfertiget worden.

Das Erdbeben in Portugall, das Erdbeben in Grönland, die Stürme, und anderwärts ausgebrochenen Kriege, gaben auch der aufmerksamen Dichterinn viele Gelegenheiten, ihre Gedanken auszulassen. Der Frühling, die Schätze der Welt, die Betrachtung des Leidens Jesu, die blühende Jugend, ein Wetterschaden, und viel andre schöne Materien, haben sie sehr beschäfftiget. Man findet auch Charfreytagsandachten, Friedensgebethe, und Gedanken von der Offenbarung der Gottheit, u. d. gl. m. die diese Blätter auf eine erbauliche Art anfüllen. Es ist uns nur leid daß unser Raum es nicht erlaubet, Proben von etlichen anzuführen. Wer geistliche Betrachtungen liebet, wird hier eine mehrere Vergnügung antreffen, als wenn er zehn hexametrische Höllenschöpfer, und zwanzig biblische Romane gelesen hätte.

X. Nach-

X.

Nachrichten.

1.

Da die schöne Geschichte von Schottland, die der Hr. Robertson im vorigen Jahre in London bey Müllern herausgegeben, nicht allein in England, sondern auch in Deutschland mit einem ganz außerordentlichen Beyfalle aufgenommen worden, so läßt die meyerische Buchhandlung in Braunschweig, um dieses in seiner Art vortreffliche Werk den Liebhabern der Geschichte so viel gemeiner zu machen, in der breitkopfischen Druckerey in Leipzig, an einer Uebersetzung drucken, von der er hoffet, daß das Publicum alle Vorzüge des Originals darinn antreffen werde. Und da besonders diese Geschichte, auch wegen der schönen Schreibart, für ein Meisterstück in England gehalten wird: so wird man auch hierinn keine der Schönheiten des Originals in der Uebersetzung vermissen: indem sie von eben der Feder verfertiget worden, die vor einigen Jahren die schöne Uebersetzung von der geoffenbarten Deisterey lieferte; und die auch deswegen sowohl in der baumgartischen Bibliothek, als in den göttingischen gelehrten Zeitungen so günstig beurtheilet wurde. Um die Ausgabe nicht ohne Noth kostbar zu machen,

so

so läßt sie der Verleger in gr. 8. besorgen, wobey sie übrigens alle mögliche Schönheit des Druckes und Papieres haben wird. Der erste Theil wird in einigen Wochen schon fertig aus der Presse kommen; und da der Hr. Uebersetzer mit seiner Arbeit schon völlig fertig ist, so hoffet der Verleger das ganze Werk auf die Ostermesse liefern zu können.

2.

Die goebhardtische Buchhandlung in Bamberg, kündiget dem gelehrten Publico, eine Uebersetzung eines fürtreffl. französischen Werkes: La Science du Gouvernement, par Mr. de St. Real an, wovon der erste Theil bereits größtentheils abgedruckt ist. Das ganze Werk, worinnen eine gleiche Vorzüglichkeit vor andern Werken dieser Art, sowohl in Ansehung der Schreibart, als des Inhalts herrschet, wird in seiner Grundsprache in sechs Theilen bestehen, wovon bereits drey an das Licht getreten sind, und gleichwie man in der Uebersetzung dieselbige Abtheilung beyzubehalten entschlossen ist: so wird man auch bey solcher, in Absicht auf die Schreibart, des Druckes und Papiers, alles mögliche anwenden, den Beyfall des Publici zu verdienen.

Ende des Windmonds
1761.

FELIX CONNVBIVM
CELEBRAT VINDOB
VI OCTOBCCIX
ΣΟΦΟΚΛΗΣ
ΜΑΡΩΝΙΤΩΝ

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

PERSIUS.

Hoc eſt, cur palles? cur quis non prandeat,
hoc eſt?

Chriſtmond. 1761.

Nebſt einem dreyfachen Regiſter.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. XII. 1761.

Inhalt.

I. Palæographia Sacra, by William Stuckeley.

II. Hrn. D. Joachims neueröffnetes Münzcabinet.

III. Johann Elias Schlegels Werke. Erſter Theil.

IV. Hrn. M. Haugens Gedicht an ſein Vaterland.

V. Inſcriptio Bibliothecæ publicæ Varſavienſis.

VI. Contre-Prédiction au Sujet de la nouvelle Heloiſe, Roman de Mr. Rouſſeau, de Geneve.

VII. Ein paar Proben einer berliniſchen Dichterinn, der Frau Carſchinn.

VIII. Ein dreyfaches Regiſter.

» » » » an Merwigs Hof erzogen
Ein Ritter Diebhold war, der manchen Mann betrogen
Mit Bubenstücken hat, von guter Stellung sunst,
Daß sein Ansehen konnt erwecken leichtlich Gunst,
Schlau, heuchlerisch, behend in alles sich zu schicken,
Verwegen wo es Noth, von innerlichen Tücken
Durchtrieben und berühmt; was selzam artlich war
Und kunstreich macht er ihm bekannt und offenbar.

Und man wird finden, daß alle seine Handlungen nach diesen Eigenschaften eingerichtet sind.

Man fordert zu einem Heldengedichte auch Maschinen, oder Erscheinungen gewisser Gottheiten. Denn da alles wunderbar klingen soll: So müssen auch ungewöhnliche Personen aufgeführet werden. Diese kan der Poet allegorischer Weise erdichten, er muß ihnen aber eben so wohl als den Menschen gewisse Characteres geben. Unser Dichter hat auch eine Maschine, nemlich die Erscheinung des Engels Raphaels. Diese Erscheinung aber ist nicht episch genung. Raphael thut nichts, als daß er den Prinzen aus der See ziehet und ihm darauf ein Gesicht zeiget. Sie hätte mit der ganzen Handlung besser zusammen geflochten seyn müssen, und wirksamer vorkommen sollen. Alsdann wäre sie einem Heldengedichte noch anständig gewesen.

Nunmehr wollen wir auch den Körper einer Epopee ansehen, welches die Erzehlung ist. Diese hat in dem Ottobert die erforderlichen Eigenschaften noch gröstentheils. Sie ist dramatisch, so viel als es hat seyn können, und die Personen werden bey Gelegenheiten, da es sich thun läßt, immer redend eingeführet.

I.

Palæographia Sacra, or Diſcourſes on Monuments of Antiquity, that relate to ſacred Hiſtory, Numb I. A Comment on an Ode of Horace, ſhewing the Bacchus of the Heathens to be the Jehovah of the Jews. by William Stuckeley, Rect. of All-Saints in Stamford. Lond. printed for Will. Innys and Rich. Manby 1736. in 4. 77 pag.

So alt dieß Stück auch ſchon iſt, ſo unbekannt ſcheint es uns bisher in Deutſchland noch geblieben zu ſeyn; und kann alſo gar wohl die Stelle einer Neuigkeit vertreten. In der That beſtätiget es auch das vormals von Africa gebräuchlich geweſene, ſeitdem aber von England gebrauchte Sprüchwort: Semper novi quid ex Anglia: Aus England kömmt immer etwas Neues. Außerdem aber wird es auch die ſeltſame Neigung und Fähigkeit der unphiloſophiſchen Philologen, mit einem neuen Beyſpiele zeigen: quidlibet ex quolibet, alles

aus allem zu drechseln, und die seltsamsten Paradoxen zu behaupten; wie vormals bey uns ein Hermann von der Hardt zu thun gepflogen.

Huetius hat in allen Fabeln des Heydenthums, entweder den Noah, oder den Moses, oder den Simson gefunden: Hr. Stuckeley aber, von dem wir schon die Beschreibung der druidischen Tempel, als patriarchalischer Religionsüberbleibsel, kennen gelernet, will uns im Bacchus der Griechen und Aegypter, den wahren Gott der Jüden, Jehovah, und den Heiland der Welt zeigen. Alle philologische Künste, die solches nach der gewöhnlichen Art der biblischen Exegeten, bewerkstelligen können, hat er völlig in seiner Gewalt. Seine Art zu schließen ist so voller Witz und Einbildungskraft, und von einer so weitläuftigen Belesenheit unterstützet; als es immer nöthig ist, die unwahrscheinlichsten Meynungen wahrscheinlich zu machen, und unvorsichtige Leser zu verwirren. Wer aber mit einer richtigen Urtheilskraft zu denken gewohnt ist, der sollte fast schwören: der Verf. habe eine Satire, auf sehr viele Philologen machen wollen; die eben solche Ungeheuer zu behaupten gesuchet haben.

Das Titelblatt liefert uns die Abbildung einer Münze, die zu Maronea in Thracien geschlagen worden, wo die Verehrung des Bacchus sehr im Schwange gegangen. Man findet sie im Beger und Montfaucon: wir aber liefern sie auch auf unserm Titelkupfer. Orpheus hatte diese thracische Religion 940 Jahre vor Christi Geb. zur Zeit der Spaltung des israelitischen Reiches, aus Aegypten daselbst

daſelbſt eingeführet, ſo wie Seſoſtris ſie hier eingeſetzet: und beyde haben, nach dem Verf. dieſelbe von den Juden gelernet; wie Clemens Alexandrinus bezeugen ſoll. Die Griechen haben ſie durch einen gewiſſen **Pegaſus Eleutherius**, wie ſie ihn nennen, bekommen. Pegaſus iſt ein geſchwindes Schiff, mit einem Pferdekopfe, nach phönicischer Art; **Eleutherius** heißt eine Vergötterung deſſen, der ihnen des Bacchus Gottesdienſt gebracht; der auf lateiniſch Liber genennet wird.

Dieß iſt ein Vorſchmack von ſeiner Art zu denken: allein er geht weiter. Juſtin, der Märtrer, ſaget von den heydniſchen Poeten: „Wir denken nicht wie andre; aber die andern reden ſo wie wir.„ Dieß will der Verf. an einer horaziſchen Ode darthun. Zuförderſt will er eine Umſchreibung davon geben, die ſie, ſeiner Meynung nach, leiden kann; indem er ſie in einen geiſtlichen Lobgeſang verwandelt, der auf die hiſtoriſche Wahrheit gegründet iſt; und mit Schriftſtellen erläutert wird, die ſich dazu ſchicken. Hierauf will er eine Auslegung daven geben, alles darinn zu erklären; wie man etwa über die Pſalmen zu ſchreiben pflegt, wenn man den David, alles was man will, ſagen läßt. Sein Zweck iſt, wie er ſelbſt ſaget, an dieſem Beyſpiele zu zeigen: daß die Menſchen unter dem Namen **Liber**, oder **Bacchus**, des Sohns Jupiters, von Alters her, den großen Erlöſer, den göttlichen Meſſias erwartet haben: welcher nichts anders ſey, als der Jehovah der Juden: welches im N. T. erfüllet worden.

Die Ode ſelbſt ſcheint ihm ſehr ſchön zu ſeyn, indem der geiſtreiche Verfaſſer, als ein Meiſter aller griechiſchen Gelehrſamkeit, in ihre tiefſten Quellen gedrungen. Wir wollen etwas davon mit ſeiner Uberſetzung und 10c bibliſchen Anführungen zur Probe geben.

Hor. Carm. L. II. Ode XIX. in [a] *Bacchum.*

Bacchum in [b] remotis [c] carmina rupibus
[d] Vidi [e] docentem, (credite poſteri!)
[f] Nymphasque diſcentes & aures
Capripedum [g] ſatyrorum acutas.

D. i.

Ich ſah den Herrn, (die Folgezeit mags glauben!)
Der Jakobs Stamm ein ſchön Triumphlied lehrte,
Auf Sinai's erhabner Felſen-Höh,
Daß Mirjams Chor frohlockend wiederſcholl.

Evo-

a) Exod. 3, 1. 17, 6. 15. 18, 5. Deut. 32, 14. 30. 32. Zach. 9, 17. Luc. 7, 34. Eccleſ. 2, 10.
b) Exod. 16, 10. Deut. 1, 19. 8, 15. 16. Joh. 11, 54.
c) Exod. 15, 1. Num. 21, 17. Deut. 32, 1. Matth. 10, 19.
d) Gen. 16, 13. 32. Exod. 19, 11. 24, 10. Deut. 5, 4. Jud. 6, 22.
e) Gen. 49, 10. Exod. 20, 1. 22. 32, 16. Matth. 5, 1. 2. Luc. 11, 2.
f) Exod. 15, 20. 21. Num. 12, 2. Mich. 6, 4.
g) Deut. 8, 4. 32, 30. Levit. 23, 40. 24, 8. Joſ. 23, 10. Jud. 3, 10. 31. 7, 22. 6, 34. 14, 6. 1 Sam. 7, 10. 16, 13. 17, 34. 1 Reg. 18, 46.
h) Exod. 6, 3. 17, 15. Deut. 32, 31.
i) Gen. 28, 17. Jud. 6, 22. 13, 22. Matth. 18, 8.
k) Jud. 3, 10. 6, 34. 1 Sam. 16, 13. Act. 2, 13. 2 Pet. 1, 21.

[h] Evohe! recenti mens [i] trepidat metu,
[k] Plenoque Bacchi pectore turbidum
[l] Lætatur: Evohe! parce [m] Liber!
Parce gravi metuende [n] thyrso.

D. i.

Jehovah! Gott, dein Geiſt beſeelt mein Herze,
Ich zittre froh. Beym Anblick Gottes füllen
Prophetiſche Entzückungen die Bruſt,
Jehovah! Herr des allmachtsvollen Stabs.

Fas [o] pervicaces ſit mihi [p] Thyadas,
[q] Vinique fontem, [r] lactis & uberes
Cantare rivos, atque truncis
Lapſa cavis iterare [s] mella.

D. i.

Ich ſing den Sieg der königlichen Prieſter,
Dem aus dem Fels ein heller Strom entſprang;
Aus wüſtem Sand ein lautrer Weinbach quoll:
Und Canaan von Milch und Honig floß.

l) Pſal. 2, 11. Sap. 8, 27. Eſai. 5, 1. Matth. 28, 8.
m) Exod. 5, 23. Deut. 4, 34. 2 Reg. 13, 5. Pſal. 21, 6. 106, 21.
n) Exod. 4, 17. 20. 7, 20. 17, 9. Jud. 6, 21. Eſai. 60, 13. 69, 20. Matth. 21, 8. 9.
o) Num. 11, 1. 17, 10. Deut. 6, 16. 9, 7. 8. 12. 22. 24. 10, 16. 31, 27. 32, 15. 16. 17. 18. 20.
p) Exod. 19, 6. Deut. 7, 6. 10, 15. 14, 2. 26, 18. Pſal. 24. Eſai. 61, 6. Sap. 17, 2. 18, 13. 1 Pet. 2, 9. Apoc. 1, 6. 5, 10.
q) Num. 20, 8. 9. 10. 11. Deut. 6, 11. 8, 8. 15. 32, 14.
r) Num. 14, 8. Deut. 30, 13. Ezech. 20, 6.
s) Exod. 3, 8. 17. 13, 5. 16, 31. 33, 3. Deut. 8, 8. 26, 9. 32, 13. Joſ. 5, 6. Jerem. 11, 5. Ezech. 16, 19. 27, 17. 29, 3.

Fas & beatæ [t] conjugis additum
[u] Stellis honorem: tectaque [x] Penthei
Disjecta non levi ruina.
Thracis & exitium [y] Lycurgi.

D. i.

Ich ſing den Glanz der ſternenreichen Krone,
Der deine Braut, die Kirche, lohnend zieret.
Die Rächerglut, die Sodom umgekehrt,
Und jene Fluth, wo Pharao ertrank.

Tu flectis [a] amnes tu [b] mare barbarum:
Tu [c] ſeparatis [d] Uvidus in jugis,
Nodo coerces [e] viperino,
Biſtonidum, ſine fraude, crines.

D. i.

Du hemmſt den Strom, und dein geweihter Fuß
Stemmt Jordans Lauf, und theilt das rothe Meer.
In Wüſteneyn vertreibt dein Geiſt das Gift,
Und eine Schlang wird Sterbenden zum Heil.

Tu

t) Matth. 1, 20. 9, 15. 22, 1. Apoc. 19, 7. 21, 2. 22, 17.
u) Dan. 12, 3. Apoc. 12, 1.
x) Gen. 19, 5. Ezech. 16, 49. 50. 2 Pet. 2, 6.
y) Exod. 4, 22. Jud. 3, 31. Pſal. 136, 15. Sap. 18, 5. 19, 4.
a) Joſ. 3. 4. 2 Reg. 2, 8. 14. Pſal. 114, 5. Eſai. 43, 2. 16.
b) Exod. 14, 21. Pſal. 66, 6. Nehem. 9, 11. Sap. 19, 5.
c) Num. 33, 8. Deut. 2, 7. 32, 10. Nehem. 9, 13. 21.
d) Pſal. 80, 15. Eſai. 63. Matth 11, 19. Luc. 22, 18. Act. 2, 13. Apoc. 19, 15.
e) Exod. 4, 3. 7, 10. 28, 39. Num. 21, 9. Ezech. 9, 2. 3. Joh. 3, 14.

Tu [f] cum Parentis regna, per arduum,
Cohors [g] Gigantum ſcanderet impia,
Rhœcum retorſiſti, [h] leonis
Unguibus, horribilique [i] mala.

D. i.

Empört man ſich um deines Vaters Thronen
Dein rechter Arm ſchlägt Satans Trutz zur Höllen.
Ein Menſchenarm, durch deine Macht geſtärkt,
Streckt tauſend hin von eines Kinnbacks Streich.

Quamquam [k] choreis aptior & jocis,
Ludoque dictus, non ſat idoneus
[l] Pugnæ ferebaris: ſed Idem
Pacis eras [m] mediusque belli.

D. i.

Nicht ſchwächer iſt dein Geiſt in Friedenskünſten,
Berühmt, als Held und Geber von Geſetzen.
Du hemmſt den Krieg im Himmel und bey uns,
Und führſt allein das wahre Mittleramt.

f) Exod. 23, 21. 22. Joh. 1, 1. 3, 18. 4, 69. Act. 8, 37. 2 Pet. 2, 4.
g) Job. 26, 5. 6. Prov. 2, 18. 9, 17. 18. 21, 16. Eſai. 14, 9. 10. Ezech. 32, 18. 21. Apoc. 12. 11.
h) Gen. 49, 9. 1 Chron. 12, 8. Eſai. 5, 29. Apoc. 5, 5.
i) Jud. 15, 16.
k) Exod. 22, 29. 23, 16. 2 Sam. 6, 14. Pſal. 68, 25. 81, 1. 2. 3. 4. Nehem. 8, 17. 1 Chron. 19, 22.
l) Exod. 15, 3. Deut. 32, 41. Num. 2, 3, 4, 10, 5. 6. Joſ. 5, 13. 23, 3. 5. 9. 10. 1 Chron. 17, 24. Eſ. 59, 17.
m) Lev. 16. Epheſ. 4, 32. Galat. 3, 19. 1 Tim. 2, 5. Hebr. 2, 17. 9, 28. 12, 24.

Te vidit insons [n] Cerberus aureo
[o] Cornu decorum, leniter atterens
Caudam & [p] recentis, trilingui
Ore pedes tetigitque crura.

D. i.

Dein Opfer, reißt, o königlicher Prieſter,
Der Menſchen Stamm, aus den verdamten Hölen,
Vor deinem Blick entflieht der Höllenfürſt,
Der demuthsvoll des Siegers Spur verehrt.

Was dünket nun unſre Leſer von einer ſolchen Dollmetſchung? Heißt das nicht einen Text bey den Haaren herumziehen, daß er das ſagen, und bedeuten muß, was man haben will? Doch wir müſſen den Verf. nicht unverhörter Sache verdammen. Er hat eine weitläuftige Auslegung, als eine Rechtfertigung ſeines Verfahrens beygefüget. Dieſe müſſen wir kennen lernen.

Er hebt von dem Worte Ode an, und ſaget uns, es komme von dem Hebräiſchen שיר, und heiße ein geiſtlich Lied, oder einen Lobgeſang, Hymnus; das iſt, eine künſtlich in Verſe geſetzte Rede, die ſich auf große Begebenheiten der göttlichen Macht gründet; wie das Lied Moſis, im XV. Cap.

n) Act. 17, 3. Epheſ. 4, 9. 10. Hebr. 2, 14. 1 Pet. 3, 19. 1 Joh. 3, 16. Apoc. 6, 8. 20, 1. 2.
o) Gen. 19, 37. 1 Sam. 2, 10. 35. Pſal. 132, 10 Eſai. 5, 1. 53, 7. Joh. 1, 36. 1 Joh. 2, 20. Apoc. 5, 6.
p) Pſal. 16, 6. 58, 18. 1 Theſſ. 4, 14. Epheſ. 4, 9. 10. Coloſſ. 2, 12. 15. Hebr. 12, 2. 13, 20. 1 Pet. 3, 22. Jacobi 2, 19.

Cap. des II. B. welches nach dem Joſephus, in Hexametern geſchrieben ſeyn ſoll: welches Euſebius (Præp. II. 3.) auch vom 118ten Pſ. ſaget. Varro ſaget, der Θριαμβος, ein Triumphlied, ſey die Erfindung des Bacchus, als des erſten Triumphirers geweſen, der zuerſt ſolche Lieder gemachet. Daher ſeyn Triambi und Dythyrambi, Namen bacchiſcher Lieder geworden.

Bacchum.) Bacchus iſt die ſchlimme äoliſche Art, das Wort Jacchus auszuſprechen. Dieß aber iſt Jah-Chus, d. i. ſo viel, als der arabiſche Jupiter, oder Gott der Araber, Pſ. 48, 4. Jah iſt aus Jehovah verkürzt; und Chus iſt der alte Namen von Arabien. Diodor ſaget zwar, des Bacchus Dienſt ſey zuerſt in Aethiopien entſtanden; meynet aber Arabien: ſo wie Moſes ſeine Frau, eine Kuſchiterinn, d. i. Mohrinn nennet, die doch aus Arabien war. Des Bacchus ſein Indien iſt auch nur in Arabien zu ſuchen. Jacchus iſt alſo Jehovah, welcher die Iſraeliten ſo wunderbar durch Arabien führte. Die Griechen nennen ihn Dionyſius, d. i. den Gott von Nyſa, aus dem 17. Cap. des II. B. Moſ. 15. Und Moſes bauete einen Altar, und nannte ihn Jehovah Niſſi; Gott mein Panier. Der Berg Sinai in Arabien, ward der Berg Gottes genennet, den Homer in ſeinem Lobliede auf den Bacchus meynet:

Εστι δε τις Νυσση, αβατον εφος, ανθεεν υλη,
Τηλε Φοινικης, σχεδον Αιγυπτοιο ρεεθρων.

Es

Es giebt auch einen Ort Nysa, der ein waldigter hoher Berg, zwiſchen Phönicien und Aegypten iſt. In der alexandriniſchen Chronik, iſt Nysa und Sina einerley Berg. Heſychius ſaget: Νυσσα, Σινα εν Αραβια. Was will man mehr? Nachſtens fahren wir fort.

II.

Das neueröffnete Münzcabinet, darinnen merkwürdige und viele bisher noch nirgends mitgetheilte Gold- und Silbermünzen zu finden, die richtig in Kupfer abgebildet, beſchrieben, und erläutert werden, von D. Joh. Friedr. Joachim. Nürnberg, auf Koſten Ge. Bauers 1761. in 4.

Der gelehrte Hr. Prof. Joachim, der ſchon durch mehr, als eine Art gelehrter Schriften, der gelehrten Welt rühmlich bekannt geworden, hat uns hier abermal etwas recht angenehmes geliefert. So groß bisher auch der Fleiß auswärtiger und inländiſcher Gelehrten, in Beſchreibung ſeltner Münzen geweſen: ſo unerſchöpflich ſind doch bisher die Schätze dieſes Faches geblieben. Der berühmte Köhler hat bey ſeinen vieljährigen Arbeiten in demſelben, dennoch eine große Nachleſe übrig gelaſſen: und es hätte ſich nicht leicht ein geſchickterer Nachfolger dazu finden können, als Hr. D. Joachim.

Fra-

ret. Und es iſt zu loben, daß ſie niemals an ſolchen Orten reden, da es ſich nicht ſchickt, wie z. E. in Schlachten. Die Erzehlung iſt auch wunderbar. Denn es kommen viel auſſerordentliche und ungewöhnliche Sachen darinnen vor; die aber zuweilen nicht gar zu wahrſcheinlich ſind. In gewiſſen Stellen iſt ſie gleichfalls beweglich genung. Nur findet man die Affecten und den daher entſtehenden pathetiſchen Ausdruck nicht gar zu oft. Denn der gröſte Theil des Werks iſt eine Erzehlung und Beſchreibung vieler Thaten, Reiſen u. d. g. Sachen. Es hat aber der Verfaſſer gezeigt, daß er ſeine Perſonen ihrer Leidenſchaft gemäß könne reden laſſen. Z. E. der alte Thamyras im 24 Buche, da er ſeine Tochter mit der verkleideten Kuremunde des Nachts verliebt ſprechen höret, ſtoßt nur dieſe Worte ergrimmt heraus:

* * * * Ich will dich lehren,
Unartigs Belials Kind, der Eltern Willen ehren!
Leichtſinnig loſer Sack! * * *

Damit will er ſie ermorden. Wir müſſen aber auch geſtehen, daß in vielen Stellen, wo die Natur ſich in dem Affect allein hätte zeigen ſollen, eine übel angebrachte Künſteley alles Schöne verderbet habe. Eine Liebhaberin, die verſtoſſen zu ſeyn glaubet, wird wohl nicht viele moraliſche Sätze anbringen können, wenn ſie ihren ehmaligen Liebhaber zum Kampfe heraus fordert. Es thut ſolches aber Kuremunde im 29 Buche, da vom 885 bis 897 Vers lauter Lehren geſagt werden. Anderer Stellen zu geſchweigen. Unter den andern beweglichen Erzehlungen hat uns

ſonder-

Fraget man, was er für Quellen zu diesem trefflichen Werke gehabt; so ersehen wir aus der Zueignungsschrift des Verlegers an Se. kaiserl. Maj. daß vornehmlich das kaiserl. Münzkabinet, als eins der allerreichsten in Europa, einen ansehnlichen Vorrath dazu hergegeben. Nur allein von der Sammlung von Thalern, und von goldenen Münzen in derselben, haben Se. kaiserl. Majestät zween starke Folianten ans Licht stellen lassen. Ja selbst zu diesem Münzbuche sind verschiedene Originalstücke von daher, zum Gebrauche gnädigst verstattet worden.

Außerdem aber entschuldiget der Hr. Vers. in seiner Vorrede, die Verzögerung des Werkes, mit den vielen Hinderungen, die ihm bey dieser großen Arbeit vorgefallen, die hier beschriebenen Münzen sind nicht aus einem Lande, auch nicht von einem Herrn. Sie führten ihn also in die Geschichte vom ganzen Europa, und nöthigten ihn, ungemein viele Bücher nachzuschlagen. Alle diese waren nicht einmal in Halle zu finden, sondern mußten von weit und breit her gesammlet werden. Eine Krankheit, und die seinen Aufenthalt betroffenen Kriegsunruhen; außerdem aber die seinem Amte gemäßen häufigen Vorlesungen, haben ihm allerdings viele Zeit weggenommen: anderer Arbeiten zu geschweigen.

Ferner bezeuget Hr. D. Joachim, daß die meisten hier erklärten Münzen, aus Sr. kaiserl. Maj. kostbaren Münzsammlung, durch den Aufseher derselben, Hrn. **Du Val** mitgetheilet worden: wobey die gerechten Lobsprüche dieses großen Monarchen reich-

reichlich vorkommen. Man muß aber das kaiserl. Münzkabinet, davon hier die Rede ist, nicht mit der Kaiserinn-Königinn ihrem österreichischen vermengen. Jenes haben Se. kaiserl. Maj. selbst gesammlet, und vermehren es noch täglich. Noch vor wenigen Monathen ist ein ganz Münzkabinet aus Mantua hinzugekommen, darinn die seltensten italienischen Münzen der mittlern Zeiten befindlich sind. Es besteht dieß kaiserl. Kabinet, bloß aus den gold- und silbernen Currentmünzen der ganzen Welt; selbst die indianischen aus mittlern und neuern Zeiten nicht ausgenommen. Aus ältern Zeiten, trifft man auch vieler parthischen Könige Münzen an, die mit den persischen und arabischen eine besondere Sammlung ausmachen.

Die Einrichtung desselben hat man dem kaiserl. Antiquar und Bibliothekar zu Florenz, Hrn. **Du Val** zu danken: von dessen merkwürdigen Lebensumständen, und der ihm zu Ehren geschlagenen Münze, hier eine zuverläßige Nachricht und Abbildung ertheilet wird. Die Anzahl, Schönheit, Seltenheit, und der Werth dieses kaiserl. Kabinets ist so groß, daß auch das königl. französische zu Paris, damit nicht zu vergleichen ist. Da wir die kostbaren beyden Folianten von demselben auch in die Hände zu bekommen hoffen können: so wollen wir uns hier mit der Beschreibung derselben nicht aufhalten. Von dem österreichischen Münzkabinette der Kaiserinn-Königinn Maj. haben wir zu seiner Zeit im V. B. dieses Neuesten a. d. 655. u. f. S. Nachricht gegeben.

Wenn

Wenn wir nun von dieſer Münzbeſchreibung ſelbſt einige Nachricht geben wollen: ſo melden wir zuförderſt überhaupt, daß ſie 125 Stücke in ſich hält, die theils alt, theils neu, theils von Golde, theils von Silber, theils klein, theils groß, theils als Schaupfennige und Gedächtnißmünzen, theils als ordentliche Geldſorten gepräget worden. Alle dieſe Arten ſind ohne Methode und Abtheilung in gewiſſe Claſſen, ohne Zeitordnung, oder Abſicht auf die Länder, darinn ſie geſchlagen worden, ſondern nach dem bloßen Zufalle geordnet, darinn ſie dem Hrn. Verf. in die Hände gefallen. Vielleicht wird eine ſolche Abwechſelung manchen Leſern deſto beſſer gefallen; und durch die Unordnung ſelbſt einer angenehmen Aue gleichen, wo allerley Blumen durch einander wachſen, ohne die geringſte Regel ihrer Abwechſelung zu beobachten.

Um aber auch von den Münzen ſelbſt einigen Vorſchmack zu geben, wollen wir nur das Verzeichniß der erſten 50 Stücke mittheilen, die hier abgebildet und erkläret werden. Dieſes wird die Neugierde unſerer Leſer rege machen, auch die Geſtalt und Erklärung zu kennen, ja auch die übrigen 75 noch kennen zu lernen.

Verzeichniß.

1) Ein franzöſiſcher Gros Roial, vom Könige Philipp dem Schönen.
2) Ein hauptrarer mevländiſcher Ducaten des Herzogs Johannes Galeatz Maria Sforza, und ſeiner Mutter Bona von Savoyen.

3) Ein rarer Goldgülden des Pfalzgrafen beym Rhein, Ruprechts.
4) Ein sehr rarer Denier Tournois in Golde, von dem Könige in Frankreich, Franz dem ersten.
5) Ein Scudo des Pabsts Urbani des VIII.
6) Ein rarer Scudo des Pabsts Clementis XI.
7) Ein Scudo des Pabsts Benedicti XIV.
8) Ein rarer Dukaten der italienischen Republik Lucca.
9) Eine schöne und rare Schaumünze auf das Absterben der Churfürstinn Louise von Brandenburg, Gemahlinn des Churfürsten Friedrich Wilhelms von Brandenburg.
10) Ein sehr rarer Goldgülden des Erzbischofs und Churfürstens zu Mainz, Gerlachs.
11) Ein siebenbürgischer Thaler des Fürsten Stephan Bocskay vom 1605. Jahre.
12) Ein rarer siebenbürgischer Thaler des Fürsten Achatius Barcsai vom 1660. Jahre.
13) Ein zierlicher und hauptrarer Thaler, des Hospodars in der Wallachey, Constantins Bassaraba von Brancovan, vom 1713. Jahre.
14) Ein hauptrarer Goldgülden des Erzbischofs von Arles, Stephans.
15) Ein sehr rarer Goldgülden mit dem Worte Francia.
16) Eine rare straßburgische Feldklippe des Markgrafen, Johann Georgs von Brandenburg.
17) Eine seltene Rothklippe der niederländischen Stadt Breda, vom 1625. Jahre.

18) Ein

18) Ein sehr rarer böhmischer Dukaten vom Kaiser Karl dem sechsten, der Eulendukaten genannt.
19) Ein schöner Dukaten des Königs in Schweden, Friedrichs, vom 1745. Jahre.
20) Ein rarer Dukaten des Churfürsten von Cöln, Clemens August, vom 1750. Jahre.
21) Ein anderer von unterschiedenem Gepräge, vom 1750. Jahre.
22) Ein hauptrarer meklenburgischer Dukaten des Herzogs Friedrich Wilhelms, vom 1701sten Jahre.
23) Ein besonderer französischer Thaler des Königs Ludwigs des dreyzehnten, vom 1618. Jahre.
24) Ein markgräflich badischer Dickthaler, vom 1512. Jahre.
25) Eine sehr seltene niederländische Münze Philipps, Erzherzogs zu Oesterreich und Herzogs von Burgund.
26) Eine rare niederländische Münze, die unter der Vormundschaft Kaiser Maximilians des 1. über seinen Sohn geschlagen worden.
27) Ein schöner und seltener Thaler der Stadt Nimwegen.
28) Ein schöner Dukaten des jetzigen Königs von Sardinien, Carl Emanuels, vom 1745sten Jahre.
29) Eine sehr rare Medaille der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften, vom 1760sten Jahre.
30) Eine andere rare Medaille der königlich-preu-

ßischen Akademie der Wissenschaften, vom 1751sten Jahre.

31) Ein sehr rarer und zierlicher Thaler der asiatischen Compagnie zu Emden.

32) Ein schöner sächsischer Ausbeutethaler vom 1750sten Jahre.

33) Ein anderer rarer sächsischer Ausbeutethaler mit dem Chifre FR. vom 1757. Jahre.

34) Ein sehr rarer bischöflich-regenspurgischer Thaler des Bischofes Albrechts, aus dem Geschlechte der Freyherren von Törring, vom 1621. Jahre.

35) Eine Feldklippe des Grafen Albrechts von Mansfeld, vom 1547. Jahre.

36) Eine sehr rare Nothklippe der seeländischen Stadt Zirickfee, vom 1576. Jahre.

37) Eine seltene kleine sklavonische Silbermünze.

38) Eben dergleichen.

39) Eine schöne Schaumünze auf den Regierungsantritt des letztverstorbenen Herzogs von Sachsenweymar und Eisenach, vom 1756. Jahre.

40) Ein alter rarer Goldgülden der Stadt Florenz.

41) Ein rarer und besonderer Scudo Ferdinands des zweyten, Großherzogs von Toscana, vom 1659sten Jahre.

42) Ein rarer florentinischer Goldgülden, vom 1596sten Jahre.

43) Eine schöne Schaumünze auf die Geburt des sicilianischen Kronprinzen, vom 1747. Jahre.

44) Ein

44) Ein schöner und rarer Thaler des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus des zweyten, vom 1694. Jahre.

45) Ein neuer, aber rarer Thaler des jetzigen Königs von Sardinien, Carl Emanuels, vom 1755. Jahre.

46) Ein rarer Thaler der steyermärkischen Hauptstadt Grätz, vom 1673. Jahre.

47) Eine sehr rare Präsentmünze der Stände des Erzherzogthums Cärnthen.

48) Ein hauptrarer savoyischer Goldgülden des Grafen Amadeus des fünften.

49) Ein ungemein seltener Goldgülden des polnischen Herzogs, Wenzels von Ploczko.

50) Ein ausnehmend schöner und rarer Goldgülden des Pabsts Joannis des XXII. welcher zu Avignon residiret.

Um aber auch das Auge unserer Leser, durch ein paar neue Stücke zu vergnügen, theilen wir ihnen auf dem Kupfer dieses Monaths, die neue Gedächtnißmünze mit, auf die glückliche Vermählung des durchl. Kron- und Erbprinzen von Hungarn und Böhmen, Erzherzog Josephs, mit der durchl. Prinzeßinn von Parma. Die Vorderseite zeiget die Brustbilder beyder Vermählten im Durchschnitte, mit der Umschrift: JOSEPHVS ARCHIDVX AVSTRIAE, ELISABETHA BORBONIA PHILIPPI HISPANIARVM INFANTIS FILIA. Die Rückseite stellet einen geflügelten Hymen, der seine Fa-

ckel auf einem Altare anzündet, und in der Rechten zween Kränze hält; mit der Umschrift: Felix Connubium. Im Abschnitte steht: Celebratum Vindobonæ VI. Octobris MDCCLX.

Die zweyte Probe einer neuern Münze mag die seyn, die auf den Hrn. Du Val selbst geschlagen worden; und die ein gewisser Abt M . . ihm zu Ehren erfunden hat. Es ist dieselbe darum merkwürdig, weil die besondern Schicksale und Lebensumstände dieses gelehrten Mannes, ihn selbst sehr von andern Gelehrten unterscheiden. Hr. Keyßler in seinen Reisen hat sein Leben bereits erzählet, und wir wollen es unsern Lesern zum Vergnügen wiederholen. Doch weil wir das Kupfer erst im folgenden Monathe liefern können, so müssen wir auch die Beschreibung dahin versparen.

Der Hr. Prof. Joachim setzet noch ein weitläuftigeres Leben hinzu, woben wir uns nicht aufhalten können, und welches man bey ihm selbst nachlesen muß. Wir hoffen noch mehr solche Theile zur Vermehrung und Erweiterung der Münzwissenschaft zu bekommen, wozu wir dem Hrn. Verf. Gesundheit, Muße und ruhige Umstände anwünschen.

III.

Johann Elias Schlegels Werke.

Erſter Theil, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln, Profeſſern der Philoſophie bey der Univerſität Kopenhagen, und Secret. der königl. däniſch. Kanzley. Kopenh. und Leipzig, in der Mummiſchen Buchhandlung 1761. in gr. 8.

Wir ſehen es mit Vergnügen, daß man uns eine vollſtändige Sammlung der Schriften eines unſrer beſten Dichter ans Licht ſtellet; und zwar um deſtomehr, da er ſich in dem Schooße unſerer hohen Schule gebildet, und allmählich zu der Stärke gelanget iſt, die ihm hernach in Dännemark Gönner und Beförderer erworben. Wir haben ihn, ſobald er aus der Schulpforte auf die Univerſität kam, in unſern poetiſchen und oratoriſchen Vorleſungen und Uebungsſtunden fleißig und eifrig geſehen. Wir haben ihn faſt alle ſeine erſten Proben des Witzes und der Kritik, entweder in denen Geſellſchaften, davon er ein Mitglied war, oder beſonders im Vertrauen, vorleſen hören. Selbſt etliche von ſeinen Trauer- und Luſtſpielen, die in die deutſche Schaubühne gerückt werden ſollten, hat er zuerſt abgeleſen, um einige Erinnerungen darüber zu hören; denen er allemal die willigſte Folge leiſtete. Wir können alſo ein glaubwürdiges Zeugniß von dem ſchnellen Wachsthume ſeines Geiſtes

ablegen, der sonderlich zum tragischen Dichter gebohren war.

Die vorgesetzte Zueignungsschrift an des Hrn. Grafen Moltke Excell. bezeuget von neuem, welch einen großen Beschirmer die Musen an dem Hofe des dänischen Monarchen haben. Ein jüngerer Bruder des vor 12 Jahren verstorbenen Verfassers, hat dieselbe sowohl, als die Vorrede abgefasset. Er hat Recht, wenn er saget, es habe dem Werke des Wohlseligen bisher an einer anständigen Ausgabe gefehlet. Wenn er aber saget, daß es demselben in seiner Jugend an kritischen Freunden gefehlet: so muß er selbiges von der zeitigsten Jugend, die er in der Schulpforte zugebracht, verstehen. Hier in Leipzig hat es ihm vor 20 Jahren daran gewiß nicht gefehlet: da er außer seinem Lehrer und Anführer in der Dichtkunst und Beredsamkeit, auch seine Mitwerber und Nacheiferer den sel. Secr. Kopp aus Dresden, als den Uebersetzer des Tasso, den Hrn. Prof. Gärtner in Braunschweig, Hrn. Prof. Strauben in Breslau, und Hrn. Hofpred. Cramers Hochwürden, nebst andern mehrern gehabt, die gewiß durch ihre Schriften allerseits gewiesen, daß eine gute Nessel auch in ihrer zarten Jugend gebrannt haben muß.

In der gegenwärtigen ersten Abtheilung seiner Werke, findet man die VI. Trauerspiele des sel. Schlegels, deren fünfe seine eigenen Originalstücke, das sechste aber eine Uebersetzung aus dem Sophokles ist. Die ersten heißen: I. Orest und Pylades, II. Dido, III. die Trojanerinnen, IV. Ca-

nut,

ſonderlich die Rede einer groſsmüthigen Mutter gefallen, welche ihren todten Sohn beklagt. Sie ſteht im 27 Buche der 784 Vers. Wir wollen ſie doch herſetzen:

Mein Sohn! ſagt ſie, du haſt zu gut dem Vaterland
Und deiner Fürſtin Glück dein Leben angewandt.
Soll ein Hausunglück auch in Trauren machen liegen,
Wann allgemeiner Nutz und öffentliches Siegen
Dadurch befördert wird? Ach nein, mein Kind! ach nein!
Des Landes Glück ſoll mir, als eignes, werther ſeyn.
Wie ſchön und rühmlich iſts dem Feind entgegen ſterben,
Der auch ſein Leben läſst; nicht auf dem Bett verderben,
Als ein kraftloſer Menſch! Zwar du, mein einzig Kind!
In zarter Jugend mir genommen biſt geſchwind.
Was aber? Hab ich dich erzogen nicht deswegen,
Zu deines Landes Heil dieſs Leben anzulegen?
Wohlan! Du haſts verbracht. Die Götter, welche mir
Entzogen haben dich, mich bringen hin zu dir
Bald werden wiederum. Indeſſen, fahr in Frieden!
Die Seel allein von uns, dein Lob iſt ungeſchieden.
Hierauf tritt ſie zur Bahr mehr freudig, als betrübt,
Daſelbſt den letzten Kuſs dem Sohn ohn Seufzen giebt.

Die Erzehlung nun auch angenehm zu machen, hat der Dichter ſich äuſſerſt beſtrebet. Er ſucht allerhand Schönheiten zuſammen, und ſtellet ſie den Leſern vor. Er fängt an zu mahlen, das heiſst, er bemüht ſich die Sachen nicht nur zu beſchreiben, ſondern die Umſtände davon ſo lebhaft und rührend vorzuſtellen, als wenn man ſie vor Augen ſähe. Allein ſeine Sorgfalt geht hierinn oftmals zu weit, und er beſchreibet uns ſchlechte Sachen ſehr weitläuftig.

So

nut, V. Hermann, und die VI. iſt die Elektra. Wir wundern uns nur, warum man uns dieſelben nicht nach der Zeitordnung abdrucken laſſen, darinn ſelvige verfertiget worden: ſo wie man uns des Corneille und Racine tragiſche Werke geliefert hat. Hat gleich eine ſolche Ordnung nichts, was in das Innere der Stücke oder ihren Werth einen Einfluß hätte; als welcher allemal derſelbe bleibt, ſie mögen ſtehen, in welcher Ordnung ſie wollen: ſo dienet es doch, das allmähliche Wachsthum des Geiſtes und der Fähigkeit an einem Verfaſſer zu bemerken. Und in dieſer Abſicht würden wohl Dido und Hermann die erſten Stellen bekommen haben, als welche Hr. Schlegel zu allererſt ausgearbeitet hat.

Was den Fleiß anlanget, den der Hr. Herausgeber dabey angewandt, um alles richtig und fehlerfrey zu liefern, ſo müſſen wir ihm dabey das rühmlichſte Zeugniß geben. Die Handſchriften des Seligen, und die Verbeſſerungen, die ſelbiger zu den gedruckten Stücken an den Rand geſchrieben, haben ihn in den Stand geſetzet, alles ſeinen eigenen Abſichten gemäß einzurichten. Und wir erſehen daraus mit Vergnügen, daß der Wohlſel. den Grundlehren der poetiſchen Anführung, die er genoſſen, in allen Stücken, ſowohl was die Gedanken, als was die Schreibart und Reinigkeit der Verſe anlanget, allezeit getreu geblieben iſt. Er wird alſo unfehlbar bey der Nachwelt als ein großes Muſter in allen dieſen Stücken, und als ein claſſiſcher Schriftſteller des güldenen Alters unſrer

Sprache und Poeſie in Anſehen bleiben. Hier ſind keine Schwulſt, keine brittiſchen, oder brittenzenden Sprachſchnitzer, kein wilder miltoniſcher Geiſt, kein Phöbus und Galimatias, der itzo ſo ſehr überhand nimmt! Kurz: Ille ſe profeciſſe ſciat, cui Schlegelius valde placebit.

Im folgenden II. Bande werden wir ſeine übrigen dramatiſchen Werke, d. i. eine Tragödie in ungebundener Schreibart, die ausgearbeiteten Luſtſpiele, imgleichen einige Entwürfe und Fragmente beyder Arten, nebſt einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers, finden. Wir wünſchten, daß auch ſein Anfang zu einem Heldengedichte, auf Heinrichen den Leuen, nicht aus der Acht gelaſſen würde; davon uns der Wohlſelige etliche Bücher vorgeleſen hat. Wir erwarten die Fortſetzung dieſer Ausgabe mit Ungeduld.

IV.

An ſein Vaterland, von Hn. M. Haug, Pfarr. in Stotzingen, der Geſellſchaft der freyen Künſte Mitglied.

Sprich einmal, Vaterland, du Königinn von Schwaben,
Wie lang verbirgſt du noch den Vorzug deiner Gaben?
Wie lang vergräbſt du noch dein angeerbtes Pfund?
Erwache! werde groß, damit die Welt erblicke,
Ob Wirtemberg verdient, daß es ein Karl beglücke,
Und mache deinen Adel kund.

Als Sachſens Wittekind den Sohn Pipins beſtritten,
Lag noch die Finſterniß auf Deutſchlands hoher Mitten,
Das Erb Aſcaniens verbarg die Mitternacht.
Noch wilder, als der Wald, wo Mann und Frea thronten,
Hat Thuiskons rauh Geſchlecht dem Thier, bey dem ſie wohnten,
Verſtand und Sitten gleich gemacht.

Kaum daß die Menſchlichkeit aus einem Mönche ſtralte,
Der ſich vergötterte, ſo bald er Sylben malte,
Und was er nicht begriff, auf dicke Blätter ſchrieb.
Kaum daß ein Labyrinth von Eremiten-Mauren,
Ein Tropfen von Vernunft, die Dummheit zu betrauren,
An größten Geiſtern übrig blieb.

So wie, wenn die Natur von ihrem Traum erwachet,
Der Vater Phaetons, indem Aurora lachet,
Den Reſt vom Ocean aus ſeinem Wagen wiſcht;
Der Berge Gipfel färbt, dann mit verhängtem Zügel
Sich auf die Erde ſtürzt, und Felſen, Thal und Hügel
In ſeine bunten Farben miſcht.

So hat des Voglers Geiſt, und nach ihm die Ottonen,
Die Völker aufgeklärt, und Deutſche von Hyrcanen,
Aus dem beſeelten Staub' ein denkend Volk gebildt.
Der Dummheit trüb Gewölk, von der Vernunft vertrieben,
Zog ſeinen Freunden zu, wo ihr Triumph geblieben,
Und jetzt noch ihre Gottheit gilt.

Wer weis nicht Habſpurgs Ruhm, der Mutter groſſer Prinzen!
Das Schwert, die Kaiſerkron, die Menge der Provinzen
Sind Kinder von der Macht, und Lehen vom Geſchick.
Des dritten Friedrichs Sohn, und Sigismunds Bemühen
Gab allen Muſen Muth, ließ alle Künſte blühen,
Und gründete der Weisheit Glück.

Kaum

Kaum baut ſie ihrem Ruhm den erſten Ehrentempel,
So war des Deutſchen Witz dem Fremden zum Exempel,
Der nun die Künſte mehr, als ſeinen Göhen ehrt.
Was Rom, und was Athen im Alterthum geweſen,
Hat Peter lange ſchon in Deutſchland nachgeleſen,
Und ſeine Neußen faſt gelehrt.

Wann willſt du, Vaterland, von dieſem Vorzug zeugen?
Soll deine Garbe ſich vor fremden Garben beugen?
Willt du in Ewigkeit der Jüngern Schüler ſeyn?
Iſt nicht dein enges Land, das Land der großen Männer,
Nicht Karl der Muſen Luſt, nicht auch der Muſen Gönner?
Und dieſer Ruhm nicht allgemein?

Erſcheinet meinem Geiſt, verehrungswerthe Schatten!
Ihr Säulen Wirtembergs, die ſonſt nichts ſterblichs hatten;
Als den verſtörten Staub, der ihren Geiſt umſchloß.
Weit über die Natur weit über uns erhaben,
Schaut ihr auf uns herab, und macht das edle Schwaben
Noch jetzt durch eure Namen groß.

Woher war Bilfinger? Soll ich den Namen nennen?
Den an dem Nevaſtrom die fernen Völker kennen,
Und den der Patriot im Tode noch verehrt?
Doch nein, er lebt noch jetzt, und haucht in ſeinen Schriften
Die Welt mit Weisheit an, die ihm ein Denkmaal ſtiften,
Das, wie die Weisheit, ewig währt.

Da jener möglich war, warum iſt Wolf geweſen?
Weil Bilfinger gelebt, ſo kann man Wolfen leſen,
Und ſieht erſt ſeinen Bau in ſeinen Gründen ein.
Vielleicht, wenn Langens Feind ein früher Moder decket,
Und ſeiner Wahrheit Preis den kargen Leſer ſchrecket,
Wird Bilfinger doch ewig ſeyn!

Nun

Nun iſt es ausgemacht, worauf ſie ſich befliſſen,
Ihr Geiſt begreift nunmehr, was Sterbliche nicht wiſſen,
Was vor dem Grabe noch ein Neuton überdenkt.
Wer ob den Wolken iſt, dem ſcheinen unſre Künſte,
Wie, wenn das Aug der Welt die nebelreichen Dünſte
Auf unbewegte Waſſer ſenkt.

Und Canz! wenn dermaleinſt der Zwiſchenraum verſchwindet,
Der dieſen Tropfen Zeit an ſeine Ufer bindet,
Wenn allgemeiner Tod die Sterblichkeit verſchlingt,
Dann wird dein Monument auf die verſtörten Trümmer
Der Erde aufgeführt, das mit verklärtem Schimmer
Dich dem Triumph entgegen bringt.

O welch ein heller Glanz umſtralet dein Geſichte!
Du biſts, du biſt es ſelbſt, ich kenne dich am Lichte.
Rom war im Cato noch, du warſt das Chriſtenthum.
Dein Geiſt, von Gott gelehrt, hieß Zeit und Schickſal ſtehen,
Und drang mit ſcharfem Blick, mit dem die Engel ſehen,
Bis in der Zukunft Heiligthum.

O wär' es mir erlaubt, ein kühnes Lied zu wagen,
Dem Ohr der Ewigkeit die Namen vorzuſagen,
Die Weiſen Wirtembergs, die es im Buſen trägt!
Wie würde mein Gedicht ſo ſtark und ſo erhaben,
Wenn ſeine Seltenheit die Reihe großer Schwaben
Aus der Vergeſſenheit erweckt.

So wie der größte Stern nur ſchwach entgegen blinket,
Deß' allzuferner Stral vom weiten Himmel ſinket,
Und den geſchwächten Glanz durch viele Wolken ſchickt,
Wann in der dicken Luft, weit unter ihm verſunken,
Ein pöbelhaft Geſtirn mit ſtralenreichen Funken
Auf die geſchwärzten Fluren blickt:

So

So liegt manch groſſer Geiſt in Wirtemberg verborgen,
Der, nur ſich ſelbſt bekannt, vom Abend bis zum Morgen,
Bey theuren Ampeln oft die Nächte durchgewacht:
Da Menſchen ohne Hirn, die ſich vergöttert haben,
Zu London und Paris mit ihren Zwerges-Gaben
Ihr Pfund dem Atlas gleich gemacht.

Sieh Karls Regentenkunſt dem Staate Säulen bilden,
Sieh, wie ſein Heldenmuth bey Degen, Helm und Schilden,
Dem Lande Helden zieht, der Bürger Künſtler ſtalt.
Wo wohnt die Weisheit mehr, als auf Nikrenens Triſten?
Da Witz und Redekunſt, in Tempeln und in Schriften,
Den Beyfall der Gelehrten zählt.

Und glaubt ihr den Parnaß, ihr Dichter, zu verpachten,
So lernt ins künftige den Neckarwein recht achten,
Es dichtet ſich dabey ſo feurig, und ſo gut;
Als es die Saale lehrt, und an dem Strand der Rhone,
Weil unſer Rebenſaft an jedem Muſenſohne
Die Wirkung des Burgunders thut.

Vielleicht, daß ihr den Ruhm, ich weis nicht, darf ichs wagen,
Es meinem Vaterland und eurem Stolz zu ſagen,
Daß ihr den Ruhm vielleicht dem Vorurtheile dankt;
Womit Tartüffen ſich und ihre Larve ſchützen,
Die mit dem ernſten Satz zu beſſern und zu nützen,
Nicht aber zu ergetzen prangt.

War nicht in ſeinem Bauch ein Volk von lauter Helden,
Wie vom Trojaner-Roß uns die Geſchichte melden?
So wird Nikrene bald die beſten Dichter ziehn.
Sie wird an Witz und Geiſt dem Lande Helden zeugen;
Doch halt, o Mäcenat, halt, zum Heruterſteigen,
Dem Jüngling eine Leiter hin!

Voll

Gott ſprach zu der Natur: Es ſoll ein Leibnitz werden,
Und haucht in ſein Gemüth, und drückt in die Gebärden
Ein majeſtätiſch Bild von ſeinem Weſen ein.
Doch ſoll dereinſt der Held von ſeinem Adel zeugen,
Und die erſtaunte Welt an Einſicht überſteigen:
So muß das Glück ſein Führer ſeyn.

Wär Roms Demoſthenes im Lande ſtets geblieben,
Hätt' ihn des Sylla Wuth nicht nach Athen getrieben,
Wo wär der Honigſeim, der von den Lippen floß?
An der verdickten Luft kann eine Muſe ſterben:
Schon in der Muttermilch liegt Hoheit und Verderben,
Der erſte Brey macht klein und groß.

O du, in deſſen Bruſt die heilge Flamme lodert,
Die dich für alle Welt, nicht für dich ſelber fodert;
Schau auf dein Vaterland, und ſeinen Karl zurück.
Karl rufet dich empor, ſein Zepter heißt dich hoffen,
Sein königlich Gemüth iſt, wie der Himmel, offen,
Sein Glück iſt auch der Muſen Glück.

Er geht auf jenem Pfad, den Wirtembergs Verlangen,
Ein Eberhard gezeigt, dem noch von unſern Wangen
Das ſchönſte Lobgedicht in ſtillen Thränen fließt.
Dort eilt die Ewigkeit auf ihrer Helden Wegen,
Wie die geſchmückte Braut dem frohen Freund entgegen,
Der ſie in ſeine Arme ſchließt.

Einſt, wenn wir Greiſe ſind, wird unſer Enkel fragen:
Als Karl noch ſterblich war, in jenen frohen Tagen,
War nicht ganz Wirtemberg mit Dichtern angefüllt?
Sah man am Neckarſtrand vergnügte Muſen wohnen?
Trank Flaccus Chier-Wein? Und fanden die Maronen
In Karin Auguſtens Ebenbild?

Ja,

Ja, Brüder! fahret fort, doch iſt es euch zu rathen;
So prüfet euren Schwung, dann ſinget ſeine Thaten;
Er ſchätzt den großen Geiſt, ſobald er ſich beweiſt.
Geſetzt, wir ſollten auch, noch unbelohnt, einſt ſterben;
So iſts ja Ruhms genug, den wir durch ihn erwerben,
Wenn man uns ſeine Dichter heißt.

V.

Inſcriptio Bibliothecæ publicæ Varlavienſis.

Man hat in öffentlichen Zeitungen eine Nachricht geleſen, die in denen Ausdrücken, darinn ſie abgefaſſet war, viele Gelehrte, welche gegen die berühmten Stifter der warſchauiſchen Bibliothek die größte Hochachtung haben, ſehr befremdet hat. Man wußte ſeit langer Zeit, daß der weiland hochwürdigſte Biſchof von Cracau, und ſein würdigſter Hr. Bruder, Hr. Joſeph Andreas Zaluski, nunmehriger Biſchof von Kiovien, und des weißen Adlerordens Ritter, dieſe Frucht ihres großen Eifers, für die Aufnahme der Gelehrſamkeit, dem ganzen Königreiche Pohlen, als ihrem Vaterlande, zu beſtändiger Beförderung der Wiſſenſchaften geſchenket, und bey öffentlichem Reichstage eingeweihet hatten. Man wußte ſich alſo nicht darein zu finden, als man neuerlich berichtete, daß letztgedachten Hrn. Biſchofs hochwürdigſte Excell. die-

dieſelbe Bibliothek dem Jeſuiterorden zu Warſchau geſchenket haben ſollten. Allein die ganze Sache beruhete auf einem Misverſtande. Dieſen zu heben, wollen wir folgende öffentliche Aufſchrift der vortrefflichen zaluskiſchen Bibliothek, unſern Leſern, als eine beglaubte Urkunde mittheilen: ſo wie ſie uns zu fernerer Bekanntmachung aus Warſchau zugefertiget worden.

CVM JOSEPHVS ANDREAS JVNOSZA-THABASZ, COMES IN ZALVSKIE ZALVSKI, SVPREMVS REGNI POLONI REFERENDARIVS, ABBAS COMMENDATARIVS Fontaneti, & Aſſeſſor Statuum Parlamenti Divionen. in Burgundia; Villariæ Betnaci, & Conſiliarius Prælatus honoris Parlamenti Nancejani in Lotharingia; AC VANCHOCENSIS IN POLONIA; Præpoſitus Regiæ Inſignis Eccleſiæ Varſavienſis, Cathedralis Cracovienſis Capitularis; Berolinenſis, Bononienſis, Florentinæ, Nancejanæ, Petroburgenſis, aliarumque celebrium Scientiar. ac Bonarum Artium Academiarum Socius Honorarius, nihil in hac vita optaverit magis, quam de bonis omnibus pro fortunæ ſuæ tenuitate, optime mereri: HANCCE BIBLIOTHECAM, In qua multo maximam ætatis partem tranſegit, Libris optimæ notæ, cujusvis idiomatis, ducentorum millium prope voluminum, ſumtu magno, cura majori, conſtantia maxima, ex diſjunctiſſimis totius Europæ terris, Spatio annorum XLIII. conquiſitis, PROVISAM, In qua diuturno ſtudio hoc in primis docuit:

Mortalia Contemnere, Et Ignorantiam Svam Non Ignorare: In ornamentum Patriæ, Civiumque ſuorum perpetuam utilitatem, Publicam Esse Volvit; Adoleſcentibus illicium, Senibus ſubſidium, Otioſis ſpectaculum, Occupatis diverticulum, Studioſis negotium, Conditori Gloriosvm Monvmentvm. Maxime vero ea propter, quo Fidei Orthodoxæ, Et veterum Eccleſiaſticæ Diſciplinæ rituum documenta, Linguis omnibus expreſſa, Aliorumque librorum ſacrorum multiplex copia, conſervarentur, Ad puram & incorruptam religionis doctrinæque veritatem, Perpetua ſucceſſione in cunctos derivandam. Celsissimvs deinde Princeps ANDREAS STANISLAVS-KOSTKA, Comes in Zalvskie ZALVSKI, Episcopvs Cracovien. et Dvx Severien. Ordinis Aqvilae Albae Eqves, Anno Reparatæ Humanæ Salutis MDCCXLII. Ædem hanc totius Varſaviæ veterrimam, Pertinentem olim ad Illuſtrem, ZALVSCIIS ſanguine conjunctorum DANIELOVICIORVM familiam, a vetuſtiſſimis Haliciæ Regibus ortam: ex qua Matrem ſuam nactus eſt; Magnus ille Poloniarum Rex, JOANNES III. SOBIESCIVS: in conſpicuam iſtam molem transformari curavit, Inque hunc locum editum, perlucidum, nec minus ſalubrem, quam jucundum, Fratris germani ſui Bibliothecam tranſtulit, Codices quoque addidit præſtantes, Ex JOANNIS III. Pol. Regis Mvsaeo; Andreæ OLSZOWSKI, Regni Pol. Primatis, Avunculi ſui, libraria ſuppellectile;

Nec

So haben wir z. E. im 16 Buche eine Abbildung eines Hundes, die aus nicht mehr als 44 Verſen beſteht. Er mahlet überall und zeigt uns viele unnöthige und überflüſſige Bilder. Dadurch macht er einen Leſer aber ekel und verdrüßlich. Nechſt den Beſchreibungen bedient ſich ein Poet auch der Gleichniſſe, um die Sachen ſeinen Leſern recht ſinnlich zu machen. In unſerm Ottobert haben wir auch dergleichen, und zwar zum Ueberfluſſe, wie denn allein im 1 Buche zwölfe angebracht ſind, die man ſich kaum vermuthet hätte. In den andern Büchern ſind ſie noch weit häufiger, und zuweilen ſehr lang dabey, daß ſie ſchon Beſchreibungen und keine Gleichniſſe mehr heiſſen könnten. Ueber 6 zum allerhöchſten 8 Zeilen ſollte billig kein Gleichniß ſteigen. Wir wollen doch ein paar kurze von ſeiner Art ſehen. Im 1 Buche hat er dieſes:

Wann man ein ſchönes Haus mit Seulen ausgezieret,
Mit Kupferthärmen ſieht, mit hohem groſſem Saal
Von Bildern ausgeſchmückt, mit Fenſtern von Cryſtall;
Urtheilet man mit Recht, ein groſſer Herr darinnen
Ohn Zweifel wohnen muß: Alſo des Menſchen Sinnen
Bald eingenommen ſind von ſcheinlicher Geſtalt,
Daß ſie von dem Gemüth urtheilen alſobald.

Im 21 Buche ſteht folgendes:

Wer einmal nahm in acht ein Glas voll Waſſer ſtehen,
Darein der Stralenſchein der Sonnen mögen gehen,
Wie deſſen Zitterglanz mit ungewiſſem Lauf
Im Zimmer flattern macht, umfahrend ab und auf,
Das flüchtig helle Licht, ſo bald die Wänd anblitzet,
Bald blendet Bodenwerts, die Balken bald beſprützet

Mit

Nec non Andreæ Chryſoſtomi, S. R. J. Principis, Epiſcopi Varmien. Et Ludovici Bartholomæi, Plocen. Antiſtitis, deſignati Gneſnen. Archi Præſulis, Patruorum ſuorum, ſummorum Domus ZALVSCIANÆ Luminum, litterario apparatu, collectos. Tum etiam cimelia muſeoli ſui adjunxit, Ac cenſum annuum aſſignavit. Vnde huic theſauro incrementum quotannis ſit acceſſurum. Anno autem Redempti Orbis MDCCXLVII. REGNANTE AVGVSTO III. Principum hujuſce atque omnis ævi Optimo, Ne quid vel Civium commodo, vel Vrbis decori deeſſet, liberalibus diſciplinis, & literis elegantioribus alendis excolendisque, hocce Muſarum Delubrum aperuit. TANDEM JOSEPHVS ANDREAS ILLE ZALVSKI, E SVPREMO REGNI REFERENDARIO, KIOVIAE ET CZERNIECHOVIAE ANTISTES, REGNI POLONIAE SENATOR PVRPVRATVS, ASSISTENS SOLII PONTIFICII PRAELATVS, ALBAEQVE AQVILAE TORQVATVS EQVES CREATVS, DEMORTVO CELSISSIMO GERMANO, Aulam inferiorem, & Ædes undique contiguas, proprio ære conſtruxit, Librorumque copiam immenſo numero auxit; Aſſidua vero opera in dies augens, Ne unquam, poſt fata ſua hiece Theſaurus vel diripi, vel loco ſuo moveri queat, Vivus jam ſupremæ voluntatis ſuæ tabulas confecit, Anno R. S. MDCCLXI. In quibus religioſe ac ſancte conſtituit, Vt, eo ad Superos abeunte, Hæc Bibliotheca, Cum omnibus Ædificiis, Hortis, Areisque ſuis, Magna etiam Æde, erigendo novo

Typographeo deſtinata, Collegio Majori Societatis JESV Varſavienſi, Sempiterno jure cedat, Eo omnino pacto, Vt hocce Eruditionis Sacrarium, Omnibus ac ſingulis diebus ferialibus, Ab ipſo matutino, ad veſpertinum tempus, Cuivis, vel legendi, vel videndi gratia advenienti pateat, Atque a quatuor Ejusdem Collegii lectiſſimis viris, Certatim ejus cura in perpetuum agatur. Opus vel Rege dignum, nedum privato.

EPISTOLA

Reverendiſſimi Patris Generalis Soc. JESV, ad Illuſtriſſ. Excellentiſſimum Dominum Epiſcopum Kiovienſem ZALVSKIVM.

Illuſtriſſime, Excellentiſſime, Reverendiſſime Domine!

Multa, & perampla beneficia a liberali voluntate Illuſtriſſimæ Reverendiſſimæ Dominationis Veſtræ *in Societatem noſtram derivata eſſe, ea, qua debeo animi lætitia, agnoſco in uno illo, at ſane quam maximo, præſtantiſſimo dono, quod recenter accepimus. In perampla copioſiſſimaque Bibliotheca ſua [quæ non Urbis ſolum Varſaviæ, ſed totius Regni ornamentum eſt præcipuum] Provinciæ noſtræ Maſoviæ addicta nuperrime, donataque, additis etiam pluribus beneficiis. quæ ad eandem Bibliothecam dotandam, & in ſuo decore, atque ordine perpetuo conſervandam, ex ſua ſapienti-*

ſſima

tiſſima providentia, adjicienda putavit, Illuſtriſſima Reverendiſſima Dominatio Veſtra, *Societatem noſtram, & auxit & ornavit, Domum enim ejuſmodi quam honorificum nobis eſt, nemo non videt; quam liberale, præ oculis eſt, eritque omnium; quam vero ab eximio publicæ utilitatis amore, & erga Societatem noſtram optima voluntate profectum, nos tum ex ejusdem doni magnitudine, tum ex plurimis aliis beneficiis, tum ex conſtanti, veterique Animi ſui erga Ordinem noſtrum adhæſione, intimis animorum ſenſibus percipimus. Quodſi per Amplitudinis Veſtræ modeſtiam licet, addant etiam permagno nobis honori eſſe, a Præſule iſtius in Eccleſia, & Regno Poloniæ dignitatis, meriti, auctoritatis, eximiaque Sanctitatis, & doctrinæ Societatem noſtram ſoveri, augerique beneficiis. Id quod ad præſentium malorum noſtrorum levamen, a Divina Bonitate proviſum eſſe perſpicue videmus. Quare eandem piiſſimam Dei Bonitatem, quæ* Illuſtriſſimam Reverendiſſimam Dominationem Veſtram *nobis ita benigne faventem voluit, & Provinciæ Maſoviæ Fundatorem munificum conſtituit, cum tota Societate enixis votis precabor, ut Eam nobis diu incolumem ſervet, rebusque proſperis augeat: nihil eſt enim ita felix fauſtumque, ac Amplitudini* Veſtræ *optatum, quod non Ipſi ex animo obligato precer, optemque. Hanc meam totiusque Societatis ſibi devotam voluntatem* Excellentiſſima, Reverendiſſima Dominatio Veſtra *benevole accipiat quæſo, cum gratiis, quas Benevolentiæ & libera-*

litati ſuæ debeo, ac reddo. Romæ, Die 22. Auguſti, 1761.

Illuſtriſſimæ, Excellentiſſimæ, Reverendiſſimæ
Dominationis Veſtræ,

Humillimus & obligatiſſimus
Servus
Laurentius Ricci.

VI.

Contre-Prédiction au Sujet de la nouvelle Heloïſe, Roman de Monſieur Rouſſeau, de Genève.

D. i.

Gegenweißagung, über die neue Heloiſe, eines Romans des Hrn. Rouſſeau, von Genf.

„Man hat zuweilen geſehen, daß ausgelaſſene „Schwärmer ſich für begeiſtert gehalten; „und in dem Unſinne ihrer Leidenſchaften diejeni„gen Menſchen, die nicht einerley Entzückungen „mit ihnen hatten, oder wohl gar ihren Irrthü„mern Troz bothen, zu einer ewigen Verdamm„niß verworfen haben. Man beklagte ſie; man „war nicht ſowohl widerwärtig gegen ſie, als zärt„lich über das Schickſal dieſer armſeligen Men„ſchen. Allein, mit was für Augen ſoll man heut „zu Tage alle dieſe kleinen Propheten betrachten,

„die

„die auf eine lächerliche Art dasjenige, was ſie „noch viel lächerlicher ſehen, in die künftigen Zei„ten ſchieben? „

So viel wollen wir nur von einer heftigen und gallenſüchtigen Vorrede herſetzen. Der Leſer wird ſchon ſehen, daß der Beklagte gleichwohl wider die Hauptbeſchuldigungen nichts einzuwenden gewußt hat; ſondern unter dem gewöhnlichen Deckmantel, den die Fehler ſo gern ſuchen, ſich verbergen wollen. Hier iſt die dem Hrn. Rouſſeau zu gut, gemachte Prophezeihung ſelbſt.

„Zu dieſer Zeit wird ein junger, weiſer und tugendhafter Menſch von den Ufern des Genferſees kommen: er wird zu den klügſten Völkern des Erdbodens reiſen *). Und nachdem er ſie lange erforſchet, und die Sitten des Volkes unterſuchet hat, wird er zu ihnen ſprechen: ihr ſeyd zwar gelehrt, aber ihr ſeyd verderbt. Die Geſellſchaft allein hat das Uebel angeſponnen: die Künſte, die Wiſſenſchaften werden es vollführen. Und wenige Perſonen werden dieſes glauben, weil das Uebel bereits gar zu tiefe Wurzeln geſchlagen hat.

Und er wird ihnen ſagen: ich bin gekommen zu euch, mich unterrichten zu laſſen; und ich bin zornig geworden, da ich die Verderbniß eurer Geſellſchaften geſehen.

Und er wird noch weiter ſagen: in dem Lande, da ich gebohren bin, ſind die Leute viel tugendhafter, als hier; und ich denke auch wieder zu den Meinigen zu ziehen.

*) Das ſollen, wie man leicht denken kann, die Pariſer ſeyn.

Und er wird ſchreiben, daß die Wilden nicht ſo verderbt ſind, als die Einwohner einer großen Stadt; daß die Laſter in dem Maaße zunehmen, als die Geſellſchaft zunimmt; daß die Künſte und Wiſſenſchaften den Laſtern forthelfen: und er wird Recht haben.

Und er wird behaupten, daß die Schaubühne eine ſehr ſchlechte Schule zu guten Sitten ſey: und die Freunde des Theaters werden ihm Unrecht geben, und es ſehr widerſinnig finden, daß er ſelbſt eine Oper gemachet hat.

Und er wird ſagen, daß der Umgang mit den Großen ſchädlich ſey; und gleichwohl wird er einige Große oftmals beſuchen: und auch das wird man ungewöhnlich finden.

Und er wird ein Buch ſchreiben, darinnen ſtehen wird; daß alle unſere Muſik nichts tauge: und die wider ihn aufgebrachten Tonkünſtler werden ihm mit nichts, als mit Schimpfreden antworten können.

Und er wird auch ferner ſagen, daß diejenigen Völker, die gute Sitten haben, keine Romane leſen: und er wird keine Romane machen; ſondern wird ein Sittenbuch ſchreiben, dem er die Geſtalt eines Romans geben wird, damit er Käufer finde. So beſtreicht man den Rand eines Gefäßes mit Honig, damit ein bitterer Saft daraus getrunken werde.

Und in dieſem Buche werden die Freundſchaft, Liebe, Ehre und Tugend ſich nicht auf den perſönlichen Eigennutz gründen, und keine nichts bedeutenden

tenden Empfindungen ſeyn, die bloß aus dem Umgange genommen ſind: ſondern es werden wirkliche Zuneigungen ſeyn, die in dem Herzen gewurzelt ſind, und dieſes wird den erleuchtetſten des Volkes nicht anſtehen.

Und in dieſem Buche wird man auch einen jungen Menſchen ſehen, der ſich in ein junges Mägdchen von ganzem Herzen verliebt: und viele Leute werden ſich daran ärgern, die niemals die wahre Liebe erkannt haben. Und die Geliebte wird die erſte ſeyn, die ihren Liebhaber küſſet; und nachdem ſie mit ſich ſelbſt mehr geſtritten, als eine widerſtehende Schone, wird ſie durch die Heftigkeit ihrer Flammen dahin geriſſen, unterliegen!

Und ſie wird größere Reue empfinden, als ihr begangener Fehler geweſen iſt; und diejenigen, welche die wahre Liebe kennen, werden ſie deswegen entſchuldigen.

Und man wird in dieſem Buche ferner noch ſehen, daß Aeltern zuweilen ſich der Macht misbrauchen, die ſie über ihre Kinder haben; daß ſie ſie oftmals zu Heurathen zwingen, woran ihr Herz keinen Theil hat; und daß der Eigennutz heute zu Tage viel unglückliche Ehen machet.

Und es wird ſich ein Streit zwiſchen dem Schüler, und dem engländiſchen Herrn erheben; welches Gelegenheit zu einer ſehr ſchönen Rede, über die Wuth des Zweykampfs, und über die falſche Ehre geben wird. Und der engländiſche Herr wird ſein Unrecht einſehen, und darüber Entſchuldigun-

digungen mit einer Art machen, worüber die Leſer erſtaunen werden.

Und wenn der Schüler des Mylords Freund geworden ſeyn wird, ſo wird er nach Paris gehen, u. daſelbſt keine Philoſophen beſuchen, aber wohl ehrliche Leute; und wird ſeiner Buhlinn ſchreiben, daß die ſchonen Frauensperſonen daſelbſt, in dem Tone eines Grenadiers reden, daß ſie gar nicht beſcheiden ſind, und gar zu geſchwind nachgeben.

Und ungeachtet der Behutſamkeit, böſe Geſellſchaft zu vermeiden, wird er, doch ohne ſein Wiſſen, ſich bey übelberüchtigten Mägdchen befinden, und es allererſt nach ſeinem Fehltritte gewahr werden. Er wird ſeiner Buhlinn ſeine Reue ſchreiben, und ſie wird ihm verzeihen.

Und die Erleuchteten im Volke werden ſchreyen und ſagen, dieß ſey unnatürlich: und dieſes allezeitverliebte Mägdchen, wird dem Gebothe ihren Aeltern nachgeben, und einen ehrlichen Menſchen heurathen, der ihrem Vater das Leben errettet hat; und troß ihres Fehlers, und ihrer Liebe, wird ſie ihren Mann und ſich glücklich machen.

Und man wird ſich ſehr wundern, daß ein Mann ein Mägdchen heurathet, deren Herz einem andern gehöret; und die Weltweiſen werden ſich wundern, daß dieſer Mann ein ehrlicher Menſch ſeyn ſolle, und daß dieſer Menſch ein Atheiſt ſey.

Und vernünftige Leute werden ſich über dem Widerſpruche dieſer Weltweiſen wundern, die, da ſie einmal feſtgeſetzet haben: daß ein Atheiſt ein rechtſchaffener Mann ſeyn könne, gleichwohl läugnen

nen können, daß dieſes Mägdchens Mann es ſey, weil er ein Atheiſt wäre.

Und der Buhle wird auf Reiſen gehen, um ſich die Grillen zu vertreiben. Und er wird auf der Fahrt um die Welt vieles ſehen, und wird wieder nach Europa kommen.

Und nach ſeiner Zurückkunft wird er in das Haus ſeiner Buhlinn gehen, die ihm bey ſeiner Ankunft an den Hals ſpringen wird: und der Mann, der den ganzen Handel weis, wird darüber nicht eiferſüchtig werden, welches ihrer wenige begreifen werden.

Und man wird glauben, daß weil die Buhlinn eine Schwachheit als Mägdchen gehabt hat, ſie nothwendig noch als Frau immer welche haben müßte.

Und man wird ſich wundern, daß der junge Mann, und dieſe zärtliche Ehegattinn, ihre Tugend zu verehren und zu erhalten wiſſen; und daß der Mann ihrer ehemaligen Schwachheiten ſpotten könne.

Und rechtſchaffene Leute werden glauben, daß das alles gar wohl bey einander beſtehen kann; die Boshaften aber werden erſtaunen, und nichts davon begreifen.

Und die Vergnügung des Mannes, der Frau, und des Buhlen werden einfältig und unſchuldig ſeyn. Die Wirthinn wird ein wachſames Auge auf ihre Bedienten haben, und von ihnen geliebet werden. In der Zeit der Weinleſe, wird ſie mitten unter den Winzern ſpielen, und von ihnen verehret

ehret werden, und ſie wird Hauſ mit ihnen brechen, und der junge Menſch wird ſich ein Vergnügen daraus machen, ihnen zu helfen; und diejenigen, welche dieſe unſchuldigen Ergetzungen nicht kennen, werden ihrer ſpotten.

Und der Liebhaber wird über die Zucht der Kinder wachen. Er wird ſie inſonderheit lehren, in Geſellſchaft niemals zu reden, als zu rechter Zeit; und man wird ſie in ihrer Religion nicht eher, als in reifern Jahren unterrichten, damit ſie ſie beſſer begreifen; welches freylich nicht allen Leuten gefallen wird.

Und ſeine Mahlzeiten werden ſparſam ſeyn; man wird darinnen gewiſſe Gerichte auszulaſſen wiſſen, die man wohl mit Vergnügen ißt; damit man ſie in Zukunſt mit mehrerem Vergnügen eſſe: und die Boshaften werden dieſes eine Gefräßigkeit nennen.

Und die Hauswirthinn wird viel Verſtand, Urtheilskraſt und Recht haben: und die witzigen Köpfe werden ſich darüber entrüſten.

Und der Philoſoph wird anmerken, daß die falſchen Leute mäßig ſeyn müſſen, und daß die gar zu große Enthaltung vom Tiſche, ziemlich oft verſtellte Sitten, und doppelſinnige Seelen anzeige.

Und der Freund wird mit ſeiner Buhlinn an einen See zu fiſchen gehen, und wird die kleinen Fiſche wieder in den See werfen, da ſie ſie zu ihrem Mittageſſen nicht brauchen: welches den Wolfskehlen nicht anſtehen wird.

Und

Mit wankeln Gegenſchein: Derſelbig ihm hier recht
Den Prinzen bildet ein, bey dem ein Sturmgefecht
In den Gedanken ſich zu dieſer Stund erhoben.

Zuweilen häufet er auch die Gleichniſſe auf einander, und wenn ſie lang werden, ſo bekömmt das Gleichniß zur Erläuterung wieder ein Gleichniß. Wir würden Proben davon herſetzen, wenn ſie nur nicht zu weitläuftig fielen. Bey dem Gebrauche der Gleichniſſe haben wir noch eins zu erinnern. Wir glauben, ein Dichter könne ſie anbringen, wenn er ſelber erzehlet: So bald er aber einen andern reden läßt, ſcheint es uns nicht mehr natürlich, wenn er ſo weitläuftige und wohlausgeführte Gleichniſſe anbringet. Hierwieder aber hat man im Ottobert durchgehends verſtoſſen

Wir haben nun noch die Schreibart in einem Heldengedichte zu betrachten. Dieſe muß natürlich und ungekünſtelt ſeyn, ſo lange als eine Epopee eine Erzehlung iſt. Es muß ſich aber auch die pathetiſche darinnen befinden, doch nicht eher, als wenn eine Perſon im Affect ſteht. Wieder die Schreibart des Ottoberts haben wir nicht viel zu erinnern. Es kommen zwar zuweilen überſteigende Ausdrückungen vor, allein es geſchiehet doch nicht ſo oft. Das meiſtemal iſt ſie noch natürlich. Hier hat man ein Exempel von ſeiner Erzehlung. Es iſt der Anfang des 16 Buches.

Inzwiſchen ſahe man mit gutem Winde fahren
Den Vorzug an den Feind, die auch bereitet waren
Zum Fechten wohlgemuth. In ſchöner Ordnung gleich
Getheilt und angehängt in Amphytriten Reich

Und auf einer Reise zu den Wallisern wird er ein wenig mehr Wein, als gewöhnlich, trinken; die abscheuliche Vollheit der Brüste der jungen Walliserinnen wird ihn Wunder nehmen, und Narren werden darüber lachen.

Und wenn seine Buhlinn ihm eine Zusammenkunft versprochen hat, so wird die Heftigkeit seiner Liebe machen, daß er es bereuen wird, dießmal von der Zusammenkunft zu bleiben, um ein gutes Werk zu verrichten; und er wird gleichwohl dieses, gute Werk thun.

Und die Freundinn seiner Buhlinn wird sich in ihn verlieben, und er wird sich in sie nicht verlieben, ungeachtet er ihr die Hand küssen wird; und auch dieses wird nicht recht seyn.

Und endlich wird seine Buhlinn sterben.

Und vor ihrem Tode wird sie an ihren Buhlen schreiben, daß die Tugend, die sie allhier geschieden hat, sie dort vereinigen werde; und daß sie nur gar zu glücklich sey, das Recht, ihn allezeit ohne Laster zu lieben, mit ihrem Leben zu erkaufen.

Und der Mann wird diesen Brief an den Buhlen schicken.

Und man wird niemals wissen, wo der Buhle hingekommen ist.

Und die Boshaften werden nicht viel darnach fragen.

Und rechtschaffene Leute werden ihn suchen, und wünschen einen solchen Buhlen zu kennen.

Und das ganze Buch wird sittlich, nützlich und ehrbar seyn, weil es beweisen wird, daß die

Väter

Väter kein Recht haben, über die Herzen ihrer Töchter zu schalten, ohne dieselben darum zu befragen, und daß man unglückliche Ehen zu stiften, nicht allezeit auf die Gleichheit der Stände sehen müsse.

Und daß, wenn man die Tugend nur ausübet, es unnütz sey, viel davon zu reden.

Und daß ein junges Mägdchen gar wohl eine Schwachheit gegen einen Menschen haben kann, und doch nachmals von den Aeltern gezwungen werden könne, einen andern zu nehmen.

Und daß, wenn man sich dem Guten ergiebt, man niemals Gewissensbisse fühlet, daß man es gethan habe.

Und daß ein Mann, der wegen der Tugend seiner Frauen sicher seyn kann, ihren alten Freund auch bey sich leiden könne.

Und daß die Frau zuweilen ihren alten Buhlen umarmen könne, ohne daß der Mann eifersüchtig darüber werde.

Und sie wird sagen: daß zween Ehegatten auch ohne Liebe glücklich seyn können.

Und das Buch wird in einer schönen Schreibart abgefaßt seyn, um den Philosophen ein Erstaunen zu verursachen.

Und der Verfasser wird Gründe mit Gründen häufen, um sie besser zu überführen.

Und wird die Beweise häufen, und sie doch nicht überführen.

Und seine Schreibart wird zierlich, voller Blumen, erhaben und kömicht seyn: und man

wird

wird ſagen, daß ſolche Stellen darinnen wären, daß ſie das Papier verbrennten.

Und er wird die Einfalt, das Richtige, das Natürliche kennen, und wird ſich der Stärke nur da bedienen, wo er das Laſter, und zuweilen in gleichgültigen Dingen, deren bittern Spott ausroten ſoll.

Und es wird des Verfaſſers Gabe ſeyn, die Tugend glänzend zu machen, und die Vernunft und den Verſtand reden zu laſſen. Er wird allezeit die Natur betrachten, und ſeiner Einbildungskraft ſelten den Zügel ſchießen laſſen.

Und nach dem Beyſpiele der Aerzte, die ein Mittel vorſchreiben, um der Krankheit vorzubeugen, wird ſein Buch in Geſtalt eines Romans erſcheinen; und durch dieſes unſchuldige Kunſtſtück wird es ihm gelingen, verderbte Herzen zu heilen, und die Tugend beliebt zu machen.

Er wird ſich nicht rühmen, ein nützliches Buch gemachet zu haben: und weil er vor ſein Buch einen ſonnenklaren Titel geſetzet haben wird, damit ein ehrliches Mägdchen wiſſe, woran ſie ſich halten ſolle, ſo wird er ſagen: Diejenige, die, ungeachtet dieſes Titels, nur eine einzige Seite davon lieſt, iſt verloren; aber ſie ſchreibe ihr Verderben dieſem Buche nicht zu. Das Uebel war lange vorher ſchon geſchehen; weil ſie das Buch angefangen und zum Ende geleſen hat, ſo hat ſie weiter nichts zu verlieren; und hätte noch hinzuſetzen können, ſie kann noch gar daraus was lernen.

Und

Und nachdem er in seinem Romane die Sitten, zu Trotze der Philosophie, erhoben haben wird: so wird er sagen, man müsse die Romane nur böseartetes Volkern überlassen.

Und er wird auch sagen können, daß es unter verderbten Volkern Spitzbuben gebe.

Und man wird ihn die Folgerungen daraus ziehen lassen.

Und die Philosophen werden ihn zwingen wollen, sich zu rechtfertigen, daß er ein Buch geschrieben habe, welches voller Tugend ist.

Und er wird Recht haben, allen denjenigen mit seiner Verachtung zu drohen, die sein Buch nicht hochschätzen.

Und tugendhafte Leute werden es mit gehöriger Empfindung lesen. Und man wird ihn nicht ferner den Philosophen nennen; und er wird für einen der beredtesten und tugendhaftesten Menschen gehalten werden.

Und man wird nicht mehr erstaunen, wie er mit einer reinen und rechtschaffenen Seele ein Buch habe schreiben können, was auch so ist.

Und die Philosophen, die ihn gelobet hatten, werden ihn lästern.

Und diejenigen, welche nicht an die Tugend glauben, werden dieses Buch für sehr langweilig halten.

Und diejenigen, welche an ihn glauben, werden mehr als jemals an ihn glauben.

(So weit die Prophezeihung.)

Hier-

Hieraus wird man zwar die Schreibart eines hitzigen Bewunderers des Hrn. Rousseau; der alles auf der besten Seite zu betrachten gesonnen ist, aber auch zugleich das ersehen: daß in der ersten Prophezeihung nichts falsches gestanden. Alle Fehler, die man darinn der neuen Heloise Schuld gegeben, hat dieser Verfechter derselben einräumen müssen. Kann sie nun, dessen ungeachtet, ein vortreffliches Sittenbuch, und ein philosophisches Werk seyn: so wissen wir nicht mehr was Sitten und was Philosophie sey. O wieviel reinere Begriffe von beyden, liefern uns die unsterblichen Werke vom Telemach, vom Sethos, reisenden Cyrus, und der Ruhe des Cyrus; ein Neoptolemus und Memnon dagegen! Und wie tief sind die Pariser und Franzosen in ihrem Geschmacke gesunken, wenn sie jene lehrreichen Schriften hindansetzen, um ihnen solche schlüpferiche Werke vorzuziehen!

VII.

Ein paar Proben einer berlinischen Dichterinn, der Frau Karschinn.

Es sind uns zwar auch einige gedruckte, und viele geschriebene Stücke von dieser berühmten Poetinn, in die Hände gefallen: doch haben uns diese beyden Stücke vorzüglich gefallen. Die natürlich schönen und zärtlichen Gesinnungen, einer vornehmen, gräflichen Braut, am königl. Hofe zu

Magdeburg, ſind darinn ſo lebhaft ausgedrücket, daß wir glauben, unſern Leſern zum Schluſſe dieſes Jahrganges, nichts rührenders vorlegen zu können; als eben die Geſinnungen, die ſo ſehnlich nach einem baldigen Frieden ſeufzen.

Klage der einſamen Braut an ihre Nachtigall.
Eine Ode.

Du Sängerinn geheimer Klagen,
Geliebte Nachtigall! du ſingſt:
Ach! laß dir meinen Kummer ſagen,
Daß du ihn in Geſänge bringſt.

Ich klage den, der mir entzogen
Mit allen meinen Freuden iſt:
Dein Liebling iſt dir auch entflogen,
Um welchen du ſo traurig biſt.

Mein Liebling, den ich ſieben Aernten
Gekannt, gewünſcht, gehofft, geliebt;
Ach! der iſt unter den Entfernten,
Wo viel Gefahr das Feld umgiebt.

Wo gegen über Feinde wohnen,
Und wo der fürchterliche Tod,
Mit ſtarkem Donner der Kanonen
Dem Glücke meines Lebens droht.

Du kluger Vogel ſiehſt zuweilen
Mich traurig an, als wollt in dir
Dein Herz den Kummer mit mir theilen,
O! fühl ihn doch, und ſinge mir.

Sieh

Sieh was auf meiner blaſſen Wange
Die Thräne der Empfindung ſpricht:
So klagt im traurigſten Geſange
Ein Dichter bey den Gräbern nicht.

Ich weine nicht des Freundes Zähre,
Ich ächze Klagen einer Braut,
Die, wenn ihr Sydow nicht mehr wäre,
Den Gräbern ihren Schmerz vertraut.

Den ganzen Tag hör' ich das Knallen
Des Treffens, und mein Traum, bey Nacht
Zeigt mir die Menſchen, wie ſie fallen:
Da fällt mein Trautſter in der Schlacht!

O! da ſinkt neben ſeiner Leiche,
Die zärtliche verlaßne Braut.
Krieg! tödte mich mit einem Streiche,
So ſtöhnt ihr letzter Seufzer laut.

Sie ſtirbt! doch nein, ſie wacht mit Schrecken
Vom ſchweren Traum im klagen auf.
Gram ſchläft in mir, Gram kömt mich wecken,
So ängſtlich iſt mein Lebenslauf.

Du, Vogel! hilfſt mir klagend ſingen,
Miſch in die Töne Wehmuth ein.
Wird mir mein Glück den Frieden bringen,
Dann ſoll dein Lied frohlockend ſeyn.

Klage.
Im Namen derſelben.

O! ihr kurzen Wintertage!
Die ihr euch in trübe Wolken hüllt,
Kommt, vernehmt die lange Klage,
Meines Herzens, das der Gram erfüllt.
Hört die Seufzer ſchallen,
Seht die Thränen fallen,
Aus dem Auge, das ſich müde weint;
Weil mir bey verſchloßner Kammer,
Keine Sonne ſcheint.

Ach! ich weine den Entfernten,
Und der Sympathie gewebtes Band.
Das, da wir uns kennen lernten,
Unſrer Herzen Harmonie verband.
Mit wie ſtarken Zügen,
Niemals zu beſiegen,
Zog ſie mächtig mich und meinen Freund.
Aber neidiſch war das Schickſal,
Unſrer Liebe feind.

Lenz und Sommer ſah ich kommen,
Nichts war meiner bangen Seele ſchön:
Alle Luſt ward mir genommen,
Da der Krieg ihn hieß zu Felde gehn.
Ihn rief ich zurücke:
Mit betrübtem Blicke,
Fragt die Sehnſucht, iſt er noch nicht da?
Alle Stellen, wo ich jemals
Den Geliebten ſah.

Nirgends find' ich, was ich suche,
Und da klag' ich der verschwiegnen Wand,
Alles, was ich in dem Buche
Meiner Wehmuth eingeschrieben fand.
Aller Redner Stärke,
Aller Dichter Werke
Sind nicht so beredt, als meine Pein.
Ach! wenn wird von meinen Plagen
Doch das Ende seyn!

Du Regierer aller Dinge!
Der die Herrscher auf den Thron gesetzt;
Schilt dem Zorne, der so gringe
Das vergoßne Blut der Menschen schätzt.
Ach! auf meiner Seite,
Knieen tausend Bräute,
Denen auch das Herz in Zähren schwimmt.
Alle bitten, daß den Frieden
Deine Huld bestimmt.

O! du lenkst, wie Wasserbäche,
Alle Herzen, die du hast gemacht,
Gib, daß Schild und Speer zerbreche.
Rufe nicht die Völker mehr zur Schlacht!
Gib, daß ihre Rechte,
Deinem großen Knechte
Seine große Feindinn reichen mag;
Alsdann sing ich Lobgesänge,
Dann erscheint mein Tag!

Itzo ſind mir alle Tage
Eine ungeſtirnte Mitternacht,
Und auf meiner Stirne trage
Ich den Kummer, der mich traurig macht.
Ach! mit ſchwerem Tritte
Wank' ich oft, und bitte,
Daß kein Menſch nicht meine Seele ſtört:
Die am liebſten ihres Schmerzens,
Stille Sprache hört.

Der Schiffzeug ſegelt fort. Die Flügel beyder Seiten
Sind nicht zuweit getrennt, damit ſie in dem Streiten
Einander möchten Hülf hinbringen, wo es Noth.
Am Vordertheil des Schiffs die Fahnen alle roth
Zum Zeichen ſind gepflanzt. Vielfärbig aber waren
Und mehr in Anzahl auch die Fahnen der Barbaren.
Naucrates hielte ſich init Fleiß im Rudern auf,
Bis daß ihr völligs Heer einholen ſeinen Lauf
Und ihn entſetzen konnt, aus Urſach, weil er ſpüret,
Daß Tanisman ſo nah an ſeinem Hauptzug führet
Den Vortrab vor ſich her, daß kaum zwey hundert Schritt
Entzwiſchen möchten ſeyn, er unbedächtig nit
Zuweit ſich wagen will. Als ſie nun näher kamen,
Und von einander recht den Augenſchein einnahmen:
Erhub ſich ein Geheul durch der Maranen Schiff
Und jederman dahin, wo ihm befohlen, lief. u. ſ. w.

Zu mehrerer Kenntniß ſeiner Schreibart wollen wir auch noch die Abbildung herſetzen, die er von der Geſtalt des Ottoberts macht. Sie iſt aus dem erſten Buche der 304 Vers.

Der Jüngling zeigt an ſich ein ungeprangt Gepränge
Von tapfrer Mannsgeſtalt, nicht allzuhohe Länge,
Doch mittelmäßig groß, wahrhaftig, unterſetzt;
Ein ernſthaft Angeſicht, ſo ſchrecket und ergötzt;
Die Augen blau und klar, ſtandhaftig ihre Stralen
Doch aufrecht friſch dabey; Die Wangen, wie gemahlen,
Doch etwas bleich vermiſcht, weil Hunger, Kält und Meer
Ihn hatten an der Kraft ſchon ausgemattet ſehr.
Von Gliedern war er groß. Die gelben Haar umflogen
Gekrauſet nicht von Kunſt, wie Wellen aufgezogen.

Sein

Erſtes Regiſter

Der Schriften, davon man hier Auszüge geliefert hat.

Herrgott Pinacotheca Principum Auſtriæ &c. Pars Ima, Tom. III. pag. 1

Les Philoſophes, Comedie, par Mr. Paliſſot de Monteno? 28

Agnus Zaluſcianus triumphali Cruce, Ordinis Aquilæ albæ &c. per M. Jacob. Paulum Radlinski 51. 57

Geiſtliche Schaubühne, oder der heil. Auguſtin in ſeiner Bekehrung 60

Franciſci Antonii Knittelis Præconium Vlphilanum alterum &c. 71

Herrgott Pinacotheca Principum Auſtriæ &c. Tom. III. Pars poſterior 85

Hiſtoire de l'Empire de Ruſſie ſous Pierre le Grand &c. 94

Altes aus allen Theilen der Geſchichte, oder alte Urkunden, alte Briefe und Nachrichten von alten Büchern ꝛc. 103

Pierwſze Prawdy Caley Filozofii w ktorych wſzyſtkie Filozoffkie Nauki &c. 135

Choix Litteraire Tome VII. A Geneve & à Copenhague, chez Philibert 113

Fortſetzung des Auszuges, aus den Schriften der altdeutſchen Geſellſchaft 122

Precis de l'Eccleſiaſte en Vers, par Mr de Voltaire &c. 142

Eſſays, read to a litterary Society, at their weekly meetings &c. 151
Panegyrique de Pierre le Grand prononcé dans la Seance publique &c. 289
Tentamen Theoriæ Electricitatis & Magnetismi &c. 208
Wittenbergiſche Klagegeſchichte, über die ſchwere und jammervolle Bombardirung 216
Memoria Philippi Melanchthonis, finito poſt ejus obitum ſeculo ſecundo &c.
Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & Belles Lettres &c. 233
Choix Litteraire. Tom. V. a Geneve & Copenhague &c. 256
Relation de la Maladie de la Confeſſion, de la Fin de Mr. de Voltaire &c. 307
Fortſetzung des Auszugs aus der Hiſtorie de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions &c. 325
Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte, oder die neue Kunſthiſtorie ꝛc. 345
Geſchichte der Staatsveränderungen im rußiſchen Reiche. 361
Die unglückliche Neubegierde, ein Trauerſpiel in drey Aufzügen von dem Hrn. Lillo ꝛc. 380
A plain Method of determining the Parallax of Venus &c. 406
Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung derſelben erwieſen 431
Arzeneyen. Berlin 1759 bey Chr. Lud. Wintern in 12. 459
Anfangsgründe der angewandten Mathematik, abgefaßt von Abraham Gotthelf Käſtnern ꝛc. 469
Hrn. Joh. Lockens Gedanken, von Erziehung der Kinder, von neuem aus dem Engliſchen überſetzet, gegen Hrn. Coſtens franzöſiſche Ueberſetzung ꝛc. 473
Deſſeins des Edifices, Meubles, Habits, Machines & Utenſiles des Chinois &c. 485
Michaelis Chriſtoph. Hanovii Opuſcula &c. 510

Sede-

Sedekias, König der Juden, ſeiner Söhne und Augen beraubet ꝛc. 517
Schwediſche Biographie, enthaltend eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen berühmter ſchwediſcher Kriegs- und Staatsmänner ꝛc. 544
Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen, von C. O. Fr. v. S. 1761. in gr. 8. 552
Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres, avec les Memoires de Litterature &c. 565
Lebermüllers mikroſkopiſche Gemächs- und Augenergetzungen 574
De Tempore Adventus Magorum ad Chriſtum, Dialogus; habitus XVIII. Kalendas Februarias in Vrbano Collegio, de propaganda fide &c. 605
Der Fall des Menſchen; aus dem Engliſchen, weiland Hrn. Drydens 613
De Antiquitatibus Balearicis Exercitatio &c. 626
Förſters Anweiſung die Weltweisheit vernünftig zu erlernen 632
Reichsſiegels Verſuch einer regelmäßigen Rechtſchreibung in der lateiniſchen und deutſchen Sprache, ſamt einem Anhange von den griechiſchen Buchſtaben und kleinen Einmaleins ꝛc. 634
Gebäude der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, Bibliothek und Kunſtkammer in St. Petersburg 645
Adami Franciſci Kollarii de Commentariis Lambecii in Vindobonenſi exaratos Codices 655
Carlsruher Beyträge zu den ſchönen Wiſſenſchaften. I. Band ꝛc. 664
Oratio funebris conſecrandæ memoriæ Ser. & Pot. Principis Dn. Guilielmi VIII. Haſſiæ Landgravii rel. 680
De multitudine Linguarum Civitati Litterariæ noxia 690
Fortſetzung des Artikels: Choix litteraire. Tom. VI. 699
Les Caracteres. Par Madame de P****. A Londres 1761. in 8. II. Vol. 706
Das glorreiche Jubelfeſt der königl. däniſchen Erbfolge und unſume

unumſchränkten Gewalt ꝛc. beſungen von Paul Chriſtian Hennici ꝛc. 714
Fortſetzung des Auszuges aus dem XXV. Bande der Memoires de Litterature de l'Academie des Inſcr. & belles Lettres de Paris 734
Sæcularis Memoria Pacis Olivenſis, a Civitate Gedanenſi A. 1760 celebrata &c. 752
Beſchreibung der Bracteaten, Dickpfennige und Geſchmeide, welche zu Offenhauſen im Nürnbergiſchen ausgegraben worden ꝛc. 768
Fortſetzung des Auszuges, aus des Hrn Barons von Schönaich Oden, Satiren, Briefen und Nachahmungen ꝛc. 779
Geſchichte des rußiſchen Reichs, unter Petern dem Großen, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire überſetzet, nebſt dazu gehörigen Landcharten ꝛc. 787
Jacobi Theodori Klein, Civitatis Gedanenſis &c. de Lapidibus Macrocosmi, proprietatibus &c. 798
Memoires ſur la Langue Celtique. Tome troiſieme, par Mr. Bullet 805
Philoſophiæ Naturalis, ſive Phyſicæ dogmaticæ, Tom. I. Auctore Hanovio 821
Reliquias Linguæ Geticæ &c. Præſ. Dno. Jo. Ihre &c. 842
Hrn. D. Vogels practiſches Mineralſyſtem 851
Der Frau Grohinn Sammlung verſchiedener geiſtlichen Gedichte 871
Palæographia Sacra, by William Stuckeley 883
Joh. Elias Schlegels Werke. Erſter Theil 901
Hrn. D. Joachims neueröffnetes Münzcabinet 892

Zweytes Register.

Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Nachricht von einem Versuche D. Eisenbecks, im Deutschen Hexameter zu machen 14. 17

Des Freyherrn von Schönaich Ode, bey dem Tode seines einzigen Sohnes 45

Historischer Beytrag zu dem wohlverdienten hundertjährigen Ehrengedächtnisse Philipp Melanchthons 77

Hrn. Demuths Rede, welche am hohen Friedrichstage in der gottschedischen Rednergesellschaft ist gehalten worden 165

Einige wälsche Gedichte, von einer vornehmen sächsischen Dichterinn ꝛc. 189

Ode über den gegenwärtigen Krieg, aus dem Französischen übersetzet 228

Schenkels Ode auf den erhabenen Friedrichstag 245

Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien 262

Wittenberg im Feuer der Belagerung den 13. Octob. 1760. poetisch beschrieben von Dan. Wilh. Trillern ꝛc. 296. 304

D. Carl Ferd. Hommels Danksagung an einige Gelehrte, für erhaltene Geschenke 317

Sendschreiben an Se. Hochedelgeb. Hrn. Hofr. Trillern ꝛc. 335

Die Erscheinung der Venus in der Sonnenscheibe den 6. Junii dieses Jahres ꝛc. 353

Gedanken bey einem Donnerwetter, bey großer Dürre im Gebirge 1760 366

Fortsetzung des Artikels, von dem Tode des Hrn. von Voltaire 369

Ad Virum illustrem Danielem Wilhelmum Trillerum &c. Quarta de Bello Querela &c. 389

Der

Zweytes Regiſter.

Der merkwürdige und längſt erwartete ſeltene Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe, wie derſelbe auf unſerm königsbergiſchen Horizonte beſonders ſichtbar ſeyn wird 394

Bekanntmachung des von Samuel Gottlieb Hofmannen, Mathematici und Optici zu Leipzig, neuerfundenen Univerſalmikroſkops 398

Warum die Vereinigung der Venus mit der Sonne nicht ſichtbar geweſen? Eine Fabel 417

Noch einige auswärtige Betrachtungen der Venus und der Sonne. Halberſtadt ꝛc. 421

Epitre de Mr. de Voltaire 427

Ode auf die Betrachtung der Natur 441

Von den erhabenen Begriffen, welche die Dänen von undenklichen Zeiten her, mit den Namen ihrer Regenten verbunden haben ꝛc. 478

Noch einige Beobachtungen der Venus in der Sonne 494

Freye Ueberſetzung der Ode auf den Krieg, in eben ſo viel Zeilen 503

Fortſetzung des Artikels, von Hrn. von Voltairens Tode 519

Epitre du Pape, à Mademoiſelle Clairon, par Mr. de Voltaire 534

Fortſetzung des Artikels: von dem Tode des Hrn. von Voltaire 583

Beobachtung der Venus in der Sonne 594

Das Donnerwetter, eine Ode 598

Nachricht von einer Ausgabe der lichtweriſchen Fabeln 639

Auf Kaiſer Petern den Großen. Ein Geſang. Auf Begehren einiger Großen in Petersburg entworfen von *** 652

Die Ehre Melanchthons in Tübingen und Wittenberg, den 30. April 1760 beſungen von Balthaſar Haugen 671

Geigers lateiniſche Ode auf den jetzigen Krieg 688

Nachricht von Flügeln und Clavecins 719

Ode auf das hohe Geburtsfeſt Sr. königl. Majeſtät in Pohlen ꝛc. 726

Hrn. Paſtor Felmers, zu Hermannſtadt in Siebenbürgen, Schreiben an den Herausgeber dieſes Neueſten 743

Fort-

Zweytes Regiſter.

Fortſetzung der Ode: die Ehre Philipp Melanchthons, von M. Balthaſar Haugen 761

Ueberſetzung des franzöſiſchen Lobgedichts wider die Freygeiſter, vom Hrn. Ritter Cogolin, von Ernſt Friedr. Blüchnern, Paſtorn zu Zſchocken 814

Verzeichniß der in deutſcher Sprache herausgekommenen ſittlichen Wochenſchriften, nach den Jahren eingerichtet 819

Prédiction tirée d'un vieux Manuſcript ſur la nouvelle Heloïſe, Roman de J. J. Rouſſeau 860

Reſcript des Kaiſers von China 1761. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt 870

Nachrichten 877

Hrn. M. Haugens Gedicht an ſein Vaterland 904

Inſcriptio Bibliothecæ publicæ Varſavienſis 910

Contre-Prédiction au Sujet de la Heloïſe, Roman de Mr. Rouſſeau, de Geneve 920

Zwo Oden von der Frau Karſchinn 928

Drittes Register, der vornehmsten Sachen.

A.

Aal, ob er Schuppen hat 579. 581
Abbildungen großer Leute, was sie für Nutzen haben 7
Abgötter, der alten Preußen, wie sie geheißen 11
Abt Joachim, wie er die Propheten erkläret 105. dessen Weißagungen 105
Adam, wodurch ihn Eva auf ihre Seite gebracht 619
Aegypten, warum es Griechenland vorzuziehen sey 572
Akademie, Paris. der schönen Wissenschaften, was für Stellen darinnen verändert sind 258
Akademie der Wissenschaften, nordische, wenn sie gestiftet worden 646. wie sie sich ausgebreitet 647. 648
Akademie, nordische, deren Gebäude, wo sie stehen 651. deren Einkünfte 651
Albert der IV. was er für einen Beynamen bekommen 87
Alchymist, welcher den Vorzug hat 97. worauf ihre Gründe beruhen 98
Alexander, wie dieser hätte können zur Tugend geleitet werden 153
Alpen, wie hoch deren höchste Spitze 515
Amalberga, wer und wie sie beschaffen gewesen 172. deren schändlichste That 174
Anarchie, welches die vornehmste ist 871
Anrede an die verheerte Stadt Wittenberg 303
Apollo zu Rom 738
Aristotels Beyspiel von einer γλωττα 32. 329
Arzneywissenschaft, wodurch sie unverständlich wird 698
Arzt, welcher gelehrt genennet werden kann 141

Arzeneybuch, eines der älteſten 115
Auguſtins Bekehrung, worinnen ſie beſtanden 64. was er hernach ergriffen, und was ihn noch zurück gehalten, daß er kein Epikürer geworden 66. wie er endlich bekehret worden 67. 68

B.

Bacchus, wo dieß Wort herkommt 191
Baleariſch, was es bedeutet 617
Baderich, König in Thüringen, wie er ums Leben gekommen 177. wie deſſen Regierung verglichen wird 178
Baukunſt, chineſiſche, mit welcher ſie eine Aehnlichkeit hat 487
Baukunſt, römiſche, was ihren Geſchmack verderbt 488
Beredſamkeit, wie ſie in dem Menſchen wirket 292
Berge, Abnahme derſelben, wodurch ſie geſchieht 515
Berge, wodurch dieſe entſtehen 514. die höchſten in Griechenland, wie hoch die ſind 514. wie hoch der Baldus im veroneſiſchen Gebiethe geſchätzet wird 515. wie hoch der Berg Snowdon (Schneehügel) iſt 515
Bertharius, König in Thüringen, wie er ums Leben gekommen 175
Bibliothek, die Warſchauer, was ſie für einen Namen führet 652
Bibliothek, rußiſche, wenn ſie angeleget worden 648. wie ſie vermehret worden 649
Bibliothek, ſchwediſche, wer ſie geſchrieben 547
Bild, älteſtes, vom öſterreichiſchen Hauſe 8
Bildhauerkunſt, wie ſie nach Deutſchland gekommen 10
Bildniſſe zu beſitzen, was es für eine Ehre ſey 318. wer die Bildniſſe gelehrter Aerzte geſammlet 319
Bildſäulen, was ſie für einen Endzweck gehabt 6
Bildſäulen, wer ſie in Kupferſtichen ans Licht geſtellet 6. 7
Bildſchnitzerkunſt, wer ſie unter den Alten am meiſten ausgeübet 747
Boſphorus, wer zuerſt über denſelben eine Brücke geſchlagen 569

von Bouillon, Gottfried, wo er noch im Bildniſſe gezeiget wird . . . 18
Brodtrecht, ob einem Juriſten dieſes genug ſey 415
Bücher, deren Jahrzahl falſch iſt, wenn ſie nicht vor Erfindung der Buchdruckerkunſt gedruckt ſind 108. 109. mangelhafte, was davon zu halten ſey 106

C.

Caffeebohnen, wie ſie auf dem Baume beſchaffen ſind 512
Candide, Volteirens, was daraus folget 522
Capitol in Rom, wie hoch es ſonſt geweſen, und wie hoch es itzo iſt 516
Catharina, Königinn von Pohlen, was ſie für Koſtbarkeiten mit nach Pohlen genommen 13
China, das Sonderbarſte darinnen 491
Chineſer, in Vergleichung mit den Europäern 486. ob ſie nachahmen 487
Cicero, däniſcher 480
Cicero, wodurch er die Ehre erhalten, ſich malen zu laſſen 6
Colonne, was ſie iſt 741
Cornelius, ſchwediſcher, wie er könnte in die Hände gegeben werden 547
Creuz, warum es in den mittlern Zeiten auf die Münzen iſt geſetzet worden 772
Crucifix Kaiſ. Maximilians, die Hiſtorie davon 89. die Glaubwürdigkeit deſſelben 90, 91, 92

D.

Dacien, wer es zuerſt überwunden 570
Fr. Dacier, terenziſche Luſtſpiele, warum ſie zu tadeln 616
Danzig, was es an Pohlen gethan 759
Darius, von der Gefangenſchaft ſeiner Gemahlinn 262
Daſeyn Gottes, ein Beweis deſſelben 435
Dichter, der vornehmſte unter den franzöſiſchen 313. ihr beſter tragiſcher 314. ihr ſchlechteſter 315

Ein lebhaft rother Mund, zur Freundlichkeit geneigt,
Gleichmäßig weisse Zähn in starker Ordnung zeigt.
Die tapfre Habichtsnas, (jedoch fein flach gekrümmet)
Gebogen sittsam war. In seinen Augen glimmet
Ein freyer Adlersblick. Nichts angenommen war.

Die Verse sind etwas rauh, und verworfen; Der Ausdruck geht aber noch hin und ist natürlicher, als bey einigen Nachfolgern seiner Arbeit. Nur müssen wir an dem Verfasser tadeln, daß er aus einer grossen Liebe die Sprache zu bereichern, viele ungewöhnliche Redensarten und neue Wörter gebrauchet. So sagt er nemlich: Das Blut röhret aus, er pfeilt die Augen hin, das Unkraut auswurzeln, das macht mir den Anschlag verstimmen, und in vorherstehenden Versen das Wort ausmatten. Wir sprechen dem Dichter eine so edle Freyheit nicht gänzlich ab; er muß aber behutsam damit umgehen. So macht es Virgil und Horaz bey den Lateinern, und unsere grösten Poeten bey uns gleichfalls. Doch genug hievon.

Unsere Leser werden nun leichtlich erkennen, wofür man den Ottobert halten muß. Sein Inhalt zeigt ganz deutlich, daß er in dem barbarischen Geschmacke der Ritterbücher sey geschrieben worden. Er hat in dem Hauptwerke nichts, das den Mustern der Alten einigermassen könnte gleich gesetzet werden. Es ist gar zu sehr wieder die Fabel, Handlung und Moral gefehlet. Und kommt auch gleich darinnen Sittenlehre genug vor; Sind gleich viele Exempel der Tugenden und Laster angeführet: So ist es alles doch nur zufälliger Wei-

Dichter, wenn deren Arbeit nicht vergeblich seyn soll 64
Dichter, wie er rühren soll 297. Exempel davon 298
Dichtkunst, deutsche, der Verfall derselben 301
Dickpfennige, wer sie hat schlagen lassen 771
Disciplinen, wodurch sie gemeiner und nützlicher werden 693
Distel, woraus sie besteht 578. fernere Beschreibung 579
Drangsale, gegenwärtige, Abbildung davon 686
Ducatus, was es in den ältern Zeiten bedeutet hat 774
Dux, was es in den alten Zeiten bedeutet hat 774

E.

Edle, denen Geadelten entgegen gesetzet 288
Ehen, unglückliche, woher sie entstehen 921. 926
Ehgemahl, was dessen Feigheit für schlimme Folgen habe 175
Ehrgeiz, was der für schlechte Folgen nach sich zieht 173
Ehrsucht, was sie für Gewalt hat 176
Electricität, deren Vorzug 208
Electrisch, was so genennet werden kann, und was nicht kann so genennet werden 215
Elisabeth, Kaiserinn von Rußland, was sich bey ihrer Geburt begeben 202. 203
Elisabeth, Königinn in England, das Lob derselben 294. wie sie sich zum Throne vorbereitet 295
Erde, wie viel deren halber Durchmesser beträgt 514
Erdichtung, daß sie nützlich und nothwendig sey 699. was sie zur menschlichen Gesellschaft beyträgt 700
Euripides, wie er sonst genennet wird 155. was seine Verse gewirket 156
Encyklopädisten, warum sie zu verachten sind 527. das Urtheil über ihre Schriften 589
Europäer, in Vergleichung mit den Chinesern 486
Evangelium, Ottfrieds, wie viel man Abschriften heut zu Tage übrig hat 75

F.

Fabeln, Lichtwers, unter welche Gattung sie gehören 640. wessen seine ins Geschwätzige und Poßierliche fallen 640

Drittes Regiſter.

Feinde des Hrn. von Voltairen 522. 529
Feinde, ob man die Liebe gegen ſie auch ohne die Schrift wiſſen könne 513
Feinde, wie man mit manchen umgehen ſoll 713
Feldherren, gelehrte, wie rar ſie ſind 550
Felſen, ob dieſe auch niedriger werden 516. 517
Fontenelle, in was für Anſehen er wegen ſeiner Schriften ſteht 274. wie er von dem Mauxertuis unterſchieden 712
Fragen, aufgeworfen von der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris 253. wer die Preiſe erhalten 254. Einſchränkungen der künftigen Fragen 255
Franzoſen, wie weit ihre Sprache heut zu Tage um ſich gegriffen hat 694
Freron, wie ihn Voltaire aus der Hölle beſucht, und wie er ihn angetroffen 589
Freund, ob man ſich auch vor dieſem in acht nehmen ſoll 287
Frieden, oliviſcher, wer deſſen hundertjähriges Gedächtniß gefeyert 713
Friedrichs des Großen Brief an den Hrn. Baron von Schönaich 780
Fürſt, wie deſſen Sprache müſſe beſchaffen ſeyn 272

G.

Gärten, chineſiſche worinnen ihre Vollkommenheit beſteht, 492. dreyerley Merkwürdigkeiten der Chineſer 493
Gedächtnißmünze, auf die Vermählung des Erbprinzen von Hungarn und Böhmen, die Aufſchrift davon 899
Gedichte, ſchwülſtige, wem ſie zu vergleichen 618
Geiſter, ſtarke, woher ſie entſtanden 30
Gelehrſamkeit, was der Schlüſſel dazu iſt 694
Gelehrte, wie ſie mit Künſtlern und Handwerkern umgehen ſollen 346
Gelehrter, daß es heut zu Tage ſchwer iſt, einer zu werden 697. wahrer Gelehrter, was der thun muß 455
Gemüther, niedergeſchlagene, mit was ſie ſich am liebſten unterhalten 187

Gepiden, wie ſie von andern Völkern unterſchieden ſind 843
Gerechtigkeit, ein Traum davon 115
Geſchichte Peters des Groſſen, was die beweiſt 356
Geſchichtskunde, wie ſie muß getrieben werde 362
Geſchichtſchreiber, was dazu gehöret 158
Geſchichtſchreiber, alte und neue, woher ihre Irrthümer kommen 326
Geſchichtſchreiber Karls des XII. was von ihm geſaget worden 115
Geſchlecht, weibliches, wo es häſslich iſt 709
Geſchlechtregiſter der Markgrafen und Herzoge von Oeſterreich, wo ſie zu finden ſind 11
Geſchmack, guter, was deſſen Aufnahme verhindert 266
Geſellſchaft, neue deutſche in Wien, bey was für Gelegenheit ſie geſtiftet worden 262. Vorurtheile von derſelben 265
Geſellſchaft, wenn man darinnen reden ſoll 924
Geten, mit welchen Völkern ſie vermenget geweſen 569. wer ihr Geſetzgeber geweſen 571
Gewiſſensbiſſe, wie man ſie vermeiden ſoll 926
Glück durch die Welt zu kommen, wie man das erwerben müſſe 383
Glück, was man in demſelben für eine Faſſung haben muß 711
Glückſeligkeit eines Volkes, wodurch ſie vergröſſert werden können 152
Glückſeligkeit, mit was ſie zu vergleichen iſt 711
Gothen, wie ſolche von andern Völkern unterſchieden ſind 843. mit welcher, ihre Sprache am meiſten Aehnlichkeit hat 72. wie die gothiſchen Buchſtaben von den heutigen abgehen 74
Griechen, wenn ſie den Namen Hellener angenommen 259. welches die mächtigſten Volker unter ihnen geweſen ſind 259
Griechenland, wer in demſelben die erſten Einwohner geweſen ſind 565. wer es zuerſt bevölkert hat 566. wo ihre erſten Prieſterinnen hergekommen ſind 567. wer es zerſtöret hat 568

Drittes Regiſter.

Gröſſe, die wahre 189
Gußbilder, wie häufig ſie bey den Alten geweſen ſind 738
Gymnaſium, rußiſches, was darinnen gelernet wird 647

H.

Hamburg, chineſiſches 488
Hategaſt, deſſen heldenmüthige Rede an die Sachſen 184
Haufen, wie hoch die ſeyn müſſen 514
Heer des Darius, an welchem Orte es bald vor Durſt verſchmachtet wäre 570
Heinrich der Vogler, wie ſehr er das Vogelſtellen geliebt 778
Helden, die Abſchilderung davon 261
Heldenerzählung, epiſche 716
Hellener, woher ſie entſtanden ſind 259
Heurath, wodurch ein Mägdchen dazu gelocket werde 114
Heurathen, in welchen Ländern es am bequemſten ſey 438
Hexameter, Vergleichung der deutſchen mit den alten lateiniſchen 617. wer die deutſchen zuerſt gewaget 20
Himmelsſtrich, ob derſelbe einen Eindruck in die Sitten der Völker habe 201
Hiſtorie, was für eine die wichtigſten und nützlichſten Dinge in ſich halte 740
Höhe der Sonnen 496
Hof, Berliner, deſſen ſchnelle Veränderung 556
Hofmeiſter, wie er in Frankreich gehalten wird 708
Homer und Virgil, warum ſie gefallen 329.
Horaz, wie er gegen dem Chriſten zu vergleichen 124
Hügel, wie hoch ſie ſeyn müſſen 514
Hure, was ſie bedeutet 813

J.

Jahrhundert, wie das itzige zu nennen ſey 422
Jeſuitercollegium, wie die Paters darinnen wohnen 590. wovon Voltaire in demſelben gerühret worden iſt 591. wen er weiter mit ſeinen Begleitern beſuchet 591. Beſuch

in der Akademie 592. wie ſie die Komödie beſuchet habe 593
Inſeln, baleariſche, wie ſie vorzeiten geheißen 626. wie viel derſelben ſind 628. deren Früchte und Thiere 629. 630
Inſeln, pithyuſiſche und ophyuſiſche, wie ſie itzo heißen 628. wie groß ſie ſind 629. von ihren Städten 631. ihr älteſter König 632
Irmen, wo es herkomme 11
Irmenſäule, wer ſie zerſtöret 10
Julianus, was er von der Magie gekennt 107
Jupiter, was die Heyden unter demſelben gemeynet 885
Juriſt, gelehrter, wie er beſchaffen ſeyn muß 141

R.

Kalbs- und Rindszunge, wie ſie beſchaffen iſt 550
Kaninichen, wo ſie ſich am ſtärkſten nähren, und wie man ſie fängt 631
Karl XII. deſſen Geſchichte, mit wem man ihn verglichen hat 94
Karls des Großen drey ſilberne Tafeln, was darauf geſtanden 327
Karthaginienſer, wodurch ſie berühmt waren 627
Karten oder Weltkugeln, wer dieſelben erfunden 326
Kinder, wem man ſie zur Erziehung anvertrauen ſoll 708
Kindermord, bethlehemitiſcher, wenn er geſchehen ſey 609. 610
Klöſter, ob die heutigen einen Vorzug vor den alten haben 639
König ſeltener, wer er iſt 553
Komödien, welche geſpielet, oder nicht geſpielet werden ſollen 621
Kopf, witziger, was ſein größter Vorzug iſt 710
Kraft, des Anziehens und Zurückſtoßens 214
Kreuz, für was es die deutſchen Kaiſer gebraucht haben 777
Kreuzkäferchen, welcher Frucht ſie ſchädlich ſind 582. wo es

es welche giebt 583. wie es ausſieht, wenn es vergrö-
ßert wird 583
Krieg, der Anfang des jetzigen 625
Kritiker, wie der beſchaffen ſeyn müſſe 267
Krone, neue preußiſche, wie ſie die Welt geblendet 564
Kugeln, was ſie auf den Münzen anzeigen ſollen 773
Künſte des ſchönen Unterrichts 351
Künſte und Wiſſenſchaften, wodurch ſie den beſten Fort-
gang haben 695
Kunſt, ihr angenehmſtes Recht 701
Kunſtkammer, rußiſche, worinnen ſie anfangs beſtanden
649. wie ſie vermehret worden 650
Kupfer, von dem Durchgange der Venus, die Erklärung
deſſelben 410. 411
Kurländer, deren alte Gewohnheit 512

L.

Hrn. Lacombe rußiſche Geſchichte, was ſie für Fehler hat
365
Langeweile, ein ſicheres Mittel dafür 700
Leben gewiſſer Feldherren, wer ſie herausgegeben 546
Lebensbeſchreibung, kurze, des Hrn. von Voltaire 521
Legionen, wie vielerley Arten derſelben bey den Alten gewe-
ſen ſind 742
Lehrgebäude, phyſikaliſches, was dazu den beſten Stoff ge-
ben könnte 823. was für ein Kopf dazu gehöret 824
Leute, welche im gemeinen Weſen am nöthigſten ſind 714
Liebe, wie die Alten dieſes Wort brauchten 778
Lob, wie es in einer fremden Sprache gebraucht werden kann
681
Lobrede auf den Landgraf Wilhelm dem VII. von Heſſen-
caſſel, was ſie für einen Vorzug hat 683
Lobreden der alten Lateiner gegen die neuern gerechnet 682
Lobredner auf große Herren, welche dieſe Kunſt recht inne
gehabt 680

Lobſchriften, abgeſchmackte, woher ſie kommen 99
Lucifer, wie er in Miltons Paradieſe vorgeſtellet wird 619. 622. 623
eine Probe davon

M.

Macht, die vornehmſte von der ganzen Welt 871
Männer, deren Vorzug in Anſehung des weiblichen Geſchlechts 710
Magie, wie ſie eingetheilet wird 107. 108
Manichäer, aus welcher Lehre ſie entſtanden 573
Magiſter Philoſophiæ, ob er auch könne Doctor Philoſophiæ genennet werden 249
Magnet, welche Akademie die ſtärkſten beſitzet 212. deſſen Wirkung 213
Malerey, enkauſtiſche, worinnen ſie beſteht 257
Malerey und Poeſie, was dieſe hervorgebracht 700
Malerkunſt, wer ſie zuerſt nach Deutſchland gebracht 10. welcher Geſchichtſchreiber unter den Alten Sammlungen davon hat 735
Mann, wahrhaftiger, was er nicht ſey 291. und was er ſey 292
Marienwerder, ob es zu Pommern oder zu Preußen gehöre 789
Martinswand, was ſie bedeute 93
Maupertuis, wie er von Fontenellen unterſchieden ſey 712
Meer- oder Muſchelſand von Rimini, Beobachtung deſſelben 577
Melanchthon, deſſen Glaubensbekenntniß, wo es enthalten iſt 79
Menſch, zu was er geneigt oder nicht geneigt iſt 700
Menſchen, Kenntniß derſelben 288
Mineralogie, was ſie iſt 854
Mönche, die alten, was ſie erfunden 636. was ferner von ihnen zu halten 637
Mönche, deren Abſchilderung 525
Mohren, was es in America für welche giebt 129

Monarchie, welches die beſte iſt 871
Mond, warum er uns am nächſten iſt 354
Mondfinſterniß, eine lächerliche Erzählung von deren Beobachtung 413
Münzbibliothek, wer die beſte beſitzt 320
Münzkabinet, welches das vornehmſte iſt 893. wie es vermehret worden, und worinnen es beſteht 894
Münzen, alte, zu welcher Zeit ſie eigentlich ſind vergraben worden 769
Münzſtücke, wo die beyden Kaiſer M. Aurelius und L. Verus darauf ſtehen 331
Mythologie der Griechen, worinnen ſie beſteht 566

O.

Oberkeit, wer ſie auf die Bühne gebracht 38
Olympus, woher er den Namen, den Aufenthalt der Götter bekommen 334
Opern, warum ſie oft ſo gedehnt und langweilig geſetzt ſind 538
Optik des Herzens 288
Oſtrogothen, wo ſie ſich aufgehalten 848
Ovidius, wenn er die Sündfluth beſchreibt, des Seneca Urtheil davon 299

P.

Pabſt, deſſen Fall, wenn er kommen ſoll 112
Panonier, wie ſie von den übrigen Völkern unterſchieden ſind 843
Pantagruel, eine Stelle daraus 15. wer der Ueberſetzer geweſen 16. wie er beſchaffen ſey 18
Panthcon, wie tief das geſunken iſt 517
Paradies, verlornes, wie Milton darauf gekommen 615. wer es verbeſſert 617
Paris, wie man da lebet und denket 710

Pelasger, wer ſie geweſen 258. was ſie für eine Sprache geredet 260. wo ſie herſtammen 568
Perſer, welcher Nation ſie in ihrer neuen Religion der Natur vorzuziehen ſind 573
Peter den Großen, wer ihn am beſten geſchildert 96
Peter der Große, mit was für Begierde er in Deutſchland geſehen wurde 206
Peter der Große, wenn er geſtorben 646
Philoſoph, was der muß thun können 712
Philoſophen, welche es am wenigſten ſind 703
Philoſophie, die wahre, worinnen ſie beſteht 32
Philoſophie, wer ſie in pohlniſcher Sprache herausgegeben 136. 137
Pico, ein Berg auf der Inſel Teneriffa, deſſen Höhe 515
Planeten, wie weit ſie von der Sonne abſtehen 407
Plinius, worinnen ſeine größte Stärke beſtanden 573
Plutarch, wie er zu tadeln und zu loben ſey 261
Poeſie und Malerey, was dieſe hervorgebracht 700
Poeten, franzöſiſche, wer ſie beſonders liebt 587
Poeten, heydniſche, was Juſtin von ihnen ſaget 885
Policeyordnung aus Leipzig, vom 1506ten Jahre 110. 111
Polypen, was für Gattungen derſelben ſind 578
Prediger Salomon, warum er für koſtbar zu halten ſey 142
Preußen, wodurch es an Pohlen gekommen 756
Provinz, narbonniſche, wer deren Unterſuchung angeſtellt 330

R.

Rechtsgelahrheit, neue Theile derſelben 453
Reden, unbedachtſame, zur Zeit des Unglücks 216
Reden, in was für einer Sprache ſie eigentlich ſollen gehalten werden 760
Redner, große, wie ſelten dieſe ſind 681
Regent, kluger, was der thut 166
Reich, baktrianiſches, wer davon handelt 568. wer ihm ein Ende gemachet 569

Reich, welches das weitläuftigſte geweſen iſt 754
Reich, rußiſches, wie lang und breit es iſt 792. daß es das groſſeſte in Europa iſt 793. woran es gränzet 794
Reime aus dem ABC Buche, Nachahmungen 463
Religion, thraciſche Religion; wer und wenn ſie eingeführet worden iſt 584
Republiken, griechiſche, wie lange ſie im Anſehen geſtanden 754
Rindszunge, deren Beſchaffenheit 580. 581. geſottene 581
Römer, wem ſie ihr ganzes Glück zu danken gehabt 741
von Rohr, zwey aufrühriſche Edelleute, was ſich mit ihnen zugetragen 87
Rom, auf was für eine Art es ſeine Sprache ausgebreitet 691
Rörner, was er für ein Mann geweſen 110
Ruhm, kriegeriſcher, wodurch der erworben wird 758
Rußland, deſſen wichtigſte Veränderung 364. wie weitläuftig es iſt 365. was es für Flüſſe wäſſern 366

S.

Salzburg, ob es rein deutſch ſchreiben kann 54. was es für einen Vorzug vor andern katholiſchen Orten, in Anſehung der Gelehrſamkeit, beſitzet 635
Schandfleck der Vernunft 573
Schaubühne, die chriſtliche, und wie viel ſie verwägener gegen der heydniſchen iſt 381
Schaubühne, was es in metaphoriſcher Bedeutung anzeigt 62. zu was ſie Sokrates gebrauchet 155. was ſie zu den guten Sitten beyträgt 920
Schauſpiele, geiſtliche, was ſie für Abſicht haben ſollen 61
Schlacht, dreytägige 182
Schlacht bey Pultava und Leisna, wer ſie am beſten beſchrieben 549
Schlammthierchen, wie ſie beſchaffen ſind 578
Schleudern, welche Völker darinnen geſchickt geweſen ſind 627

se geschehen und nicht die Hauptabsicht des Dichters. Wir können den Ottobert also vor nichts anders ausgeben, als für einen Roman in Versen, der aber noch etwas mehr poetisches an sich hat, als die übrigen nach der gemeinen Art. Diesen Character wird ihm niemand streitig machen können.

II.

Notkeri tertii Labeonis Psalterium Dauidicum, e Latino in *Theotiscam* veterem linguam versum; &c.

d. i.

Notkers des dritten, beygenannt mit den grossen Lippen, Psalter Davids; aus dem Latein in die alte deutsche Sprache übersetzt und mit einer Erklärung erläutert. Die allererste Ausgabe, von Johann Schiltern, mit einer Übersetzung und Anmerkungen versehen, und nach dessen Tode an das Licht gestellet; ꝛc. Ulm 1726. fol.

3. Alphabet.

Es ist allerdings ein nicht geringes Lob vor unsere deutsche Vorfahren, daß sich dieselben so häufig Mühe gegeben haben die allermeisten Bücher der heiligen Schrift einzeln, und zu verschiedenen Zeiten, in ihre Sprache und Mundarten zu übersetzen, und dadurch zu vieler Besten den göttli-

chen

Schmähſchriften, woher ſie entſtehen 99. 100
Schnitzbild, das merkwürdigſte 737
Schreibart, poetiſche, was deren vornehmſte Tugend ſey 328
Schreibart, die geſunde, wie ſie in Verfall gerathen 613. 614. wie die verderbte nach Deutſchland gekommen 614
Schreiben eines jungen Studenten an ſeinen Vater 465. Antwort darauf 467
Schrift, kleine lateiniſche, wie ſie entſtanden 637
Schriftſteller, deren Fehler 99. deren Schreibſünde 269. wie er vortheilhaft ſeyn kann 273
Schwärmer, wie ſie insgemein beſchaffen ſind 918
Schweden, wodurch es in Anſehung der Hiſtorie gewonnen habe 545
Sicyon, wer daſelbſt der erſte König geweſen 566
Sieger, übermüthiger 550
Sina, der Berg, wie er bey den Heyden genennet wird 892
Sinngedichte, auf den weißen Adlerorden und auf das zaluskiſche Wappen 53. 54. 55. 56. 57
Sinngedicht, lateiniſches, von Leßingen 462
Sokrates, wer ihn am meiſten verfolget 37
Sonne, was für Weltkugeln zu ihr gehören 407
Sonnenflecken, gegen die Darſtellung der runden ſchwarzen Venus gerechnet 496
Sonnenparallare, wie viel auf deren genauere Beſtimmung ankömmt 397
Spitzbuben, unter welchen Völkern es welche giebt 928
Sprache, deutſche, zu was derſelben Kenntniß nöthig ſey 271. 272. die Folgen davon, wenn die Sprache ſchlecht geſchrieben worden iſt 272. wie ſie jetzo beſchaffen iſt 275. Exempel von ſchlechter und guter Wirkung derſelben 277. 279. wodurch ſie iſt verderbet worden 280. das Unentbehrliche in ihrer Schönheit 281. auf was für Art und Weiſe ſie verbeſſert werden kann 282. wie ſie die Gelehrten verbeſſern ſollen 284. 285
Sprache, neue deutſche 669
Sprache, die rußiſche, wodurch ſie ins Aufnehmen gekommen 201

Sprachen, wodurch ſie gebeſſert werden 696
Staat, welches ſein groſſtes Uebel iſt 204. ein ſchlechtbeſtellter 949
Staaten, zerſtörte 167
Staaten, worüber ſie ein Jubelfeſt feyren ſollen 478
Städte, große, wie man ihre Einwohner, gegen die kleinen gerechnet, wiſſen kann 436. Urſachen, warum in den Städten mehr Kinder ſterben, als auf dem Lande 437
Steine, was ſie zur Körper ſind 798. wie ſie entſtehen 799
Sternkunde, wie viel ein jeder von derſelben zur höchſten Noth wiſſen müſſe 406
Strephon, worinnen er dem Theobald nachzuſetzen iſt 276

T.

Tempel, chineſiſche, wie ſie genennet werden 490
Teſtament Heinrich des Sanftmüthigen zu Oeſterreich 12
Teſtament, uliſſaniſches, wer es zum Drucke befördern helfen 71
Theobald, was er in Vergleichung mit dem Strephon für Vorzüge beſitzt 276
Theodorich, auſtraſiſcher König, wie er ſich an der Amalberga gerächet 180. deſſen Anrede an ſein Heer 180. deſſen Schlacht mit Hermanfriden 181
Theolog, ein gelehrter, wie er beſchaffen ſeyn müſſe 141
Thüringen, wer Urſache an deſſen ehemaliger Zerſtörung geweſen 170. wenn es in ſeinem Flore geſtanden 171
Thurm von Porcellan 491
Tiriot, deſſen Brief an den Voltaire 588
Titel, ungereimte 460
Trabant der Venus, wer ihn entdecket 416
Trauerſpiel, geiſtliche, ob man die Handlungen deſſelben Betrachtungen nennen kann 62. 63
Trauerſpiel, Hauptregeln deſſelben 382
Türke, wie er von einem päbſtlichen Legaten genennet wird 704
Tugend, mit was ſie verglichen werden kann 712

Tugend, was die Alten zu deren Fortpflanzung gebrauchet haben 154
Turnier, wenn das erste ist gehalten worden 109
Turnierbuch, wie alt es ist 109

U.

Uebersetzungen, wer die Sache in Schwang gebracht 127. was man für griechische Schriftsteller in Zeit von 30 Jahren übersetzet 128
Umgang, großer, was er schade 920
Undankbarkeit, die häßlichste 709
Unglück, was man in demselben für eine Fassung brauchen muß 711
Universität, die wienerische, wer sie gestiftet 87
Unterthanen, was ihre vornehmsten Pflichten sind 168

V.

Vaterunser, wer es in deutsche Hexameter übersetzet 15
Venus, in was für Zeit sie ihren Schwung um ihre eigene Achse vollende 355. welcher Astronomus was besonders an ihr wahrgenommen 336. der Neigungswinkel derselben 357. Länge derselben 358. die Zeit der Conjunction 359. warum sie als ein schwarzer Flecken in der Sonne erscheinen muß 394. wenn sich der Eintritt auf dem königsbergischen Horizonte eräuget hat 395. was die Beobachtung dieses Durchganges für Nutzen haben kann 396. 409. deren Durchgang in Halberstadt, warum daselbst ihr Umkreis hell, und der innere Kern dunkelroth geschienen 422. 423. ihre Erscheinung in Magdeburg 424. ihre Beobachtung in Meißen 426. ferner in Nürnberg 353. Königsberg 394 Leipzig 414. Halberstadt 421. Magdeburg 424. Meißen 426. Frankfurt 494. Dresden 495. Wittenberg 498. Stockholm 500. Warschau 501. Amsterdam 501. Magdeburg 502. wie weit

weit ihr Mittelpunct vom Mittelpuncte der Sonnen entfernet geblieben 596. wie viel deren Austritt aus der Sonnen betragen 597. ob die Scheibe der Venus völlig rund ſey 598
Verblendung des Reichthums 388
Verfahrung der Armuth 388
Vergnügen, was es nach Fontenellens Ausſpruch iſt 713
Vergnügſüchtiger, was der in Anſehung des Vergnügens lieber wollen wird 713
Verſe, deutſche, ein Meiſter davon, aus katholiſcher Feder 61. durch was ihre Unvollkommenheiten einreißen 130. reimloſe, warum ſie den gereimten vorzuziehen ſind 616
Verſtand, worauf die Kräfte deſſelben beruhen 140
Virgil und Homer, warum ſie gefallen 329
Volk, wenn es ein aufgeklärtes heißen kann 138
Völker, was für welche keine Romane leſen 920
Voltaire, ob er mit der Wahrheit umgehe 100. 101. die Rechtfertigung deſſen 101. 102. wodurch er ein Freygeiſt geworden 123. Kritiken und Satiren wider denſelben 209. Anfang von dem Tode deſſelben 310. deſſelben Träume 311. deſſen Beichte und Beichtvater 371. wie deſſen Jugend beſchaffen geweſen 372. eigenes Urtheil von ſeinen Arbeiten 375. 376. 377. deſſen Briefe an den Hrn. Ferron und Lefranc, Greſſet ꝛc. 530. 531. deſſen Tod beſchrieben 584. Urſachen deſſelben 594. deſſen Nachricht vom rußiſchen Reiche, wie häufig die Fehler darinnen ſind 791
Vorrede, hiſtoriſche, wie ſie nach ironiſcher Art beſchaffen ſeyn müſſe 114
Vortrag, räthſelhafter, wer ihn beſonders geliebt 206
Vorurtheile, deren Natur und Weſen 290. Wahl unter denſelben 291

W.

Wälſchland, wie es zur ſpitzfindigen Schreibart gelanget 614
Waffen, küpferne 333

Wahl, ob ſie durchs Looß geſchehen kann 518
Wahlſprüche Luthers und Melanchthons, wo ſie noch in eigner Hand zu finden 76
Waſſer, deſſen feine Theile 800
Waſſerregeln, was ſie für Schaden thun 577
Weibsbilder, pariſiſche, in was für einem Verdachte ſie ſtehen 709
Weiſen aus Morgenland, verſchiedene Meynungen von denſelben, wenn ſie angekommen wären 607. Wichtigkeit dieſes Tages 607. Ungewißheit deſſelben 610. 611. Chriſtus, deſſen Geburtsjahr 608
Weisheit, wahre, worinnen ſie beſteht 141
Welt, wie ſie der Menſch anſieht 700. die beſte, worinnen ſie eigentlich beſteht 320
Weltkugeln oder Karten, wer die erſten verfertiget 326
Weltweisheit, wo ſie zuerſt geblühet 572. wenn ſie ſoll getrieben werden 633
Weſigothen, wo ſie gewohnet 848
Wilde, daß ſie vor den Einwohnern einer großen Stadt einen Vorzug haben 520
Windmacher, neue, wem ſie zu vergleichen ſind 39
Wiſſenſchaften, ſchöne ob ſie den Unglauben wirken 123
Wiſſenſchaften, was dieſelben in einem Lande ausbreiten können 139. ob ſie alle die Abſichten, Brodt zu verdienen, haben müſſen 350. ob ſie in einer fremden Sprache ſollen vorgetragen werden 691
Wiſſenſchaften und Künſte, wodurch ſie den beſten Fortgang haben 695
Wittenberg, was daſelbſt iſt verheeret worden 217. Anrede an daſſelbe 219. Beſchreibung nach der Bombardirung 226
Witz des Menſchen, welcher davon ſehr anſteckend iſt 613
Würfel der Alten, wie ſie beſchaffen geweſen 1

X.

Xenophon, worinnen er hoch zu ſchätzen iſt 154

Nachricht.

In der muſikaliſchen Officin des jüngern Hn. Breitkopfs ſind nunmehr drey Verzeichniſſe muſikaliſcher Werke in groß Octav herausgekommen, davon die beyden erſten gedruckte und in Kupfer geſtochene ſowohl theoretiſche als practiſche Werke enthalten, das dritte aber bloß practiſche, ungedruckte kleine und große muſikaliſche Werke enthält. Allen dreyen iſt ein weitläuftiger Inhalt vorgeſetzt, nach welchem die Schriften und Werke aufgeſucht werden können, die alle in ihre Claſſen, ſowohl nach ihrem Inhalte, als auch nach den verſchiedenen Inſtrumenten, für welche ſolche geſetzt ſind, eingetheilet worden. In dem Vorberichte zu dem Verzeichniſſe der ungedruckten Werke, bittet der Herausgeber die Muſikfreunde, ihm die Fehler zu entdecken, die ſie in dieſem Verzeichniſſe finden ſollten, und welche nicht fehlen können, da er einen noch ungebahnten Weg betreten, und nach der bisherigen böſen Gewohnheit, ein großer Theil der geſchriebenen Muſikalien aus verſchiedener Abſicht unter falſchen Namen herumgegangen ſind. Dieſe Verfälſchungen, theils zu entdecken, theils den geſammleten Vorrath den Liebhabern lebendiger vor Augen zu legen, wird der Herausgeber nach und nach ſowohl von den gedruckten als ungedruckten Muſicalien ein beſonderes muſikaliſches Verzeichniß drucken, in welchem eine Art der muſikaliſchen Werke nach der andern, mit dem Anfange ieden Stücks in Noten ausgeſetzt erſcheinen werden. Hiervon hat er mit den ungedruckten den Anfang gemacht, und das erſte Stück deſſelben, welches die im obigen Verzeichniſſe bemerkten Sinfonien in ſich begreift, iſt auf 3½ Bog. in kl. 4to bereits abgedruckt. In kurzem ſollen auch die verſchiedenen Arten der Trios, dieſen die Concerte, und nach und nach die übrigen Arten folgen.

Ende des Chriſtmonds 1761.

Mappa exhibens
Populos Interioris
Asiae et Hunnorum
Imperium
ab anno ante
Christum
natum CCX.
Russia
TARTARIA
HVNNORVM IMPERIVM

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

LVCRETIVS.
Clarus ob obſcuram Linguam &c.

Wintermond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. I. 1762.

Inhalt.

I. Annales Veteres Hunnorum, Avarum & Hungarorum, opera & studio P. Pray.

II. Briefwechsel zweener Gelehrten, über den Werth der Meßiade.

III. Sorgens wichtigste Staatsveränderungen des deutschen Reichs.

IV. Des Freyherrn von Schönaich Beantwortung einiger freundschaftlichen Kritiken.

V. Beschreibung einer Sammlung verschiedener Originalgemälde.

VI. D. Kölreuters Nachricht von dem Geschlechte der Pflanzen.

VII. Der Einsiedler, ein Trauerspiel.

VIII. Funestam Eversionem Vitebergæ deflet &c. M. Baumeisterus.

IX. Kleine Zuschriften und Gedichte eines preuß. Befehlshabers an den Frhrn. von Schönaich.

X. Prosaische und poetische Kleinigkeiten.

XI. Verzeichniß der Gebohrnen und Gestorbenen des 1761sten Jahres.

chen Inhalt derſelben immer mehr unter ihrem Volke gemein zu machen. Indeſſen kan man wohl ſagen, daß dieſes keinem unter denſelben ſo oft wiederfahren zu ſeyn ſcheine, als den Davidiſchen Pſalmen. Der Angelſächſiſchen und anderer, vorietzo allhier nicht zu gedenken, unter welchen erſtern die Uberſetzung des Königs Aelfreds von Johann Spelmanneh 1640. zu London heraus gegeben worden; ſo findet man hier und dar in den berühmteſten Bücherſälen von Deutſch- und Engelland ehrwürdige Handſchriften von deutſchen Pſaltern, welche daſelbſt heilig verwahret, und in groſſem Werth gehalten werden. Alſo wird dergleichen eine in der Bibliothek des Herzogs von Nordfolk, nach Anzeige des *Iacobi le Long*, verwahrlich aufbehalten. Eine andere aus dem 9. Jahrhundert hat *Lipſius* in der Bücherkammer des Arnolds von Wachtendonk, mit vielem Vergnügen geſehen, in welcher die deutſche Dollmetſchung einer jeden Zeile des lateiniſchen Textes untergeſetzet wird, und daraus ein kleines Gloſſarium verfertiget. *) Von noch mehreren geſchriebenen deutſchen Pſaltern aus dem 13. 14. und 15. Jahrhundert, die in der Kayſerlichen Bibliothek zu Wien, in der herzoglichen zu Gotha, in der academiſchen zu Leipzig und in der Kloſter-Bibliothek zu St. Marci in Straßburg gezeiget werden, kan man in des erſtgedachten *le Long* Bibliotheca Sacra, mit den Verbeſſerungen

*) Man ſehe *Lipſii* Centuriam III. Epiſtolarum ad Belgas, Epiſtol. XLIV. Herr Schilter hat ſich ſelbſt [illegible] auf dieſes Gloſſariolum bezogen.

I.

Annales Veteres Hunnorum, Avarum & Hungarorum, ab Anno ante Natum Chriſtum CCX. ad Annum Chriſti DCCCCXCVII. deducti ad maximam partem ex orientis occidentisque rerum Scriptoribus congeſti, opera & ſtudio Georgii Pray, S. J. Sacerdotis. Vindobonæ, Sumtibus Herm. Joſ. Krüchten, Vniv. Bibliop. 1761. fol.

Dieſes wichtige hiſtoriſche Werk liefert uns der Hr. P. Pray, einer der gelehrteſten ſeines Ordens in Deutſchland. Weit gefehlt aber, daß er die Ehre deſſelben ſich ſelbſt zuſchreiben ſollte: ſo ſchreibt er den Anſchlag und die Anleitung zu dieſem Unternehmen, dem weil. berühmten P. Frölich zu. Denn da der Hr. Verf. im Thereſiano die Dichtkunſt lehrete, und die Garelliſche Bibliothek fleißig beſuchete, pflegte derſelbe ihn fleißig dazu aufzumuntern, ihm die Schrift-

ſteller, die er dabey brauchen müßte, aus dem Gedächtniſſe zu nennen, ſie zu beurtheilen, und ſeine geſammlete Nachrichten davon an die Hand zu geben. Dieſes alles nun hat dem Hrn. Verf. Muth gemachet, ein ſo großes Werk zu unternehmen; und er glaubet, daß er wirklich was tüchtiges hätte liefern können, wenn dieſer gelehrte Mann länger gelebet hätte.

Es trieb ihn dazu die Liebe ſeines Vaterlandes ſonderlich an, da er es mit Verdruß wahrnahm: daß die Ungarn faſt die einzigen wären, die ihrer Vorfahren Thaten vernachläßiget, und die davon vorhandenen Nachrichten nicht geſammlet hätten; ſo daß in ihren Geſchichten alles noch mit Finſterniß erfüllet wäre. Denn es wäre bekannt, daß ihre einheimiſchen Jahrbücher mehrentheils ſehr mangelhaft, mit Fabeln erfüllet, ſehr ungewiß, und in keiner Zeitordnung aufgezeichnet wären. Ob er dieſe Flecken davon abgewiſchet, oder ſie vermehret habe, will er diejenigen beurtheilen laſſen, die ſein Werk leſen werden. Wenigſtens hoffet er, daß das erſte geſchehen ſeyn würde, wenn er P. Frölichs Beyſtand länger genoſſen hätte.

Allein nach Jahresfriſt ward ihm ein anderes Lehramt aufgetragen: und hier freuete er ſich, daß ſeine Bemühungen befördert werden würden. Er hub wirklich an, in ſeinen Nebenſtunden einen Entwurf des Werkes aufzuſetzen, und es in drey Abſchnitte zu theilen. Der I. ſollte die Geſchichte der Hunnen, der II. die Thaten der Avarer, und der III. der Ungarn ihre Begebenheiten in Europa be-

beſchreiben. Weil er aber wohl wußte, daß der Hunnen Urſprung im innerſten Aſien zu ſuchen wäre; ſo glaubte er nichts taugliches leiſten zu können, wenn er nicht auch in ihre älteſten aſiatiſchen Thaten, ſo nahe an die Sündfluth, als es nur möglich wäre, dringen könnte. So ſchwer nun dieſes an ſich ſchien, ſo wenig Vorſchub ſah er dazu in ſeiner Gewalt. Denn was die griechiſchen Schriftſteller von den Scythen überhaupt geſchrieben, konnte auf die Hunnen inſonderheit, nicht recht gezogen werden: da es ja bekannt war, daß auch die Sarmaten und die Deutſchen bey ihnen unter die Scythen gerechnet worden. Die Hunnen aber, die durch viele Einfälle im Occidente berühmt geworden, müßten, nach ſeiner Muthmaßung, ihr eigenes und altes Reich in Aſien gehabt haben. Die ganze Schwierigkeit war nur, zu wiſſen, wo, und wie es entſtanden, gewachſen und beſtanden ſey: welches aus den Griechen nicht zu erſehen war.

Eben ſo wenig Beyſtand hat er von den neuern einheimiſchen Schriftſtellern haben können. Denn da ſie jünger waren, als die Griechen, und in minder aufgeklärten Zeiten lebten, haben ſie manches ohne beſondere Wahl, und nach ihrem Gutachten verzeichnet. Der alte Notarius des Königs Bela, hat zwar verſchiedenes mit den gleichzeitigen Schriftſtellern einſtimmiges geſchrieben, aber auch dem gemeinen Rufe und den alten Chroniken zuviel getrauet. Bonfinius hat zu ſehr nach dem ſchönen Lateine geſchnappet, und darüber der hunniſchen Sachen Wahrheit oft verfehlet. Thurocz

hat die Avaren ganz vergeſſen; und weder alle Thaten der Hunnen in Europa genau erzählet, noch den Urſprung des Volkes außer Zweifel geſetzet. Timon hat ein vieles, was den andern entwiſchet war, aus dem Dunkeln gezogen; vom Urſprunge des Volkes aber nichts feſtgeſetzet, weil es ihm an Büchern gefehlet. Belius aber, ſo glücklich er in neuern Dingen iſt; ſo ſparſam ſey er in den alten Zeiten geweſen, auch nicht genug mit Vorrath dazu verſehen geweſen. Vom Otrokotſi wird anderwärts gedacht werden. Die übrigen haben nur die Zahl der Geſchichtſchreiber vermehret.

Weil P. Pray nun beſorgte, daß dieſes von ſeinem Buche auch gelten möchte: ſo wollte er, ob er gleich manches, was andre nicht gewußt, oder übergangen, beyzubringen hatte, dennoch alles beyſeit legen; weil er von dem Urſprunge des Volkes nichts wahrſcheinliches beyzubringen wußte. Allein ſiehe, unverhofft fiel ihm des gelehrten Piariſten, Innocentius Deſeriz, Tractat, de Initiis & Majoribus Hungarorum in die Hände. Er las ihn eifrig; fand aber, daß er auch weiter nichts beybrachte, als was er ſchon in den Griechen geleſen hatte; und was doch nicht überall Beyfall findet. Es that ihm alſo abermal kein Gnügen, zumal weil er ſchon wußte: daß der berühmte Desguignes von dem Urſprunge der Hunnen, aus chineſiſchen Jahrbüchern etwas verſprochen hatte, welches bereits unter der Preſſe wäre.

Hier, vermuthete er nun gleich, daß dieſer Schriftſteller am nächſten zum Ziele treffen würde:

maßen die alten Griechen ſchon zu verſtehen gegeben, die Hunnen wären der Chineſer Nachbarn geweſen; die Chineſer aber hätten ſchon faſt ſeit der Sündfluth die Wiſſenſchaften getrieben, und die Geſchichte ihrer Nachbarn aufgezeichnet. Hier wünſchte er nichts eifriger, als dieſes Buches theilhaftig zu werden. Allein die Größe deſſelben, und die Entlegenheit der Oerter, Wien und Paris, machten keine geringe Schwierigkeit. Durch die Güte eines Gönners aber ward dieſelbe überwunden. Und ſo ſah er ſich im Stande, nicht allein die europäiſchen Begebenheiten der Hunnen, ſondern auch die aſiatiſchen zu erzählen. Er geſteht auch, daß er dieſelben aus dem Deguinez entlehnet, und eingeſchaltet habe. Wie nun derſelbe in der pariſiſchen Akademie, und in der Monathſchrift von Trevoux den größten Beyfall gefunden; ſo hat er kein Bedenken getragen, ihm zu folgen.

Außerdem hat er jeden Theil ſeiner Jahrbücher mit einer Einleitung verſehen: darinn er jedes Volkes aſiatiſche Thaten, ſodann die Abwechſelungen abhandeln könnte, die mit einigem Ekel der Leſer, die Jahrbücher unterbrochen haben würden. Hier hat er die Zeugniſſe der Schriftſteller unter den Text geſetzet, oder eingeſchaltet; damit die Verſtändigen urtheilen könnten, ob er Grund gehabt, bisweilen von ihnen abzugehen. Er iſt aber dabey beſcheiden verfahren, und hat einem jeden ſein verdientes Lob gelaſſen; keiner Partenlichkeit ſtatt gegeben, aber auch nichts hartes wider jemanden einfließen laſſen.

Weil aber in den alten asiatischen Geschichten der Hunnen, vor Christi Geburt, viele Namen der Länder, Städte und Flüsse vorkommen, die nicht sehr gewöhnlich sind, hat er eine Landkarte entworfen: die, so sie wohl nicht ganz genau seyn mag, dennoch die alten Gränzen anzeigen wird. Daraus wird erhellen, wie groß das hunnische Reich in Asien gewesen, und wie sie aus verschiedenen Orten verdränget worden, so, daß sie sich, bey ihrem Verfalle nach Europa wenden müssen. Hätte Hr. Desguinez dieß auch gethan, so würde er der einzigen Erinnerung der Monathschrift von Trevoux glücklich entgangen seyn. Eben das hat Hr. Pray bey den beyden andern Theilen seiner Jahrbücher gleichfalls gethan.

In Ansehung seiner Schreibart hat er sich einer fließenden und deutlichen Art des Ausdruckes beflissen; so viel seine Geschäffte, und das nicht immer gleich aufgeräumte Gemüth zugelassen haben. Nur an den fremden Namen muß sich niemand stoßen. So schwer dieselben auszusprechen sind, so wenig muß man sie für barbarisch halten. Die Art der chinesischen Aussprache ist uns unbekannt: ob man sich gleich beflissen hat, sie nach des Martinius, und Couplets Art zu schreiben, und sie dadurch gelinder zu machen. Die Charte haben wir auf dem Titel dieses Monaths ins Kleine gebracht.

Die erste vorläufige Abhandlung des I. Abschnittes handelt vom Ursprunge der Hunnen. Wir gestehen, daß wir auf diese vorzüglich aufmerksam

geweſen, und viel Gründliches und Gelehrtes angetroffen haben. Bey den Griechen haben alle Völker, von der Weichſel an, bis jenſeit des Tanais, die hinter den Gebirgen Caucaſus und Imaus, ja bis an die Chineſer gewohnet, Scythen heißen müſſen. Bey einer ſolchen Verwirrung muß es ſchwer ſeyn, von den Hunnen etwas zu entdecken. Strabo, Plinius und Procopius haben Sarmater u. Deutſche, andre Gothen und Wandaller unter den Scythen begriffen. Herodot giebt den Scythen, Gelonen und Agathyrſen einen fabelhaften Urſprung vom Herkules. Diodor der Siculer, ſaget: es wäre ein Weibsbild aus der Erde entſprungen, die vom Nabel unterwärts eine Schlange geweſen, und haben auf einmal, ohne Vater, wie es ſcheint, drey Söhne gebohren, deren älteſter Scytha geweſen. Plinius machet dieſen zum Sohne Jupiters. Bonfinius will lieber dieſe Grillen der Alten behaupten, als mit andern was beſſers lehren. Nach vielen andern Meynungen, die der Hr. Verf. anführet und widerleget, darunter auch Thuroczens und des Jornandes Fabeln ſind, verwirft derſelbe die Meynungen derer, welche die Hunnen für Abkömmlinge der Deutſchen ausgeben. Franciſcus Irenicus, Albert Cranz und Aventin ſind dieſer Meynung zugethan geweſen; wiewohl dieſer letzte nur den Beroſus zum Wehrmanne hat. Dieſes verwirft nun der Hr. Verf. wie uns bedünkt, mit gutem Grunde; wenn er durch die Deutſchen diejenigen Völker verſteht, die zwiſchen der Weichſel, dem Rheine und den Alpen gewohnet haben. Von

dieſen ſind gewiß, die aus Aſien gekommenen Hunnen nicht entſproſſen. Ob aber die Sprache der alten Hunnen, in Vergleichung mit der deutſchen NB. alten Sprache, dieſes ſo ſonnenklar erweiſe, darüber ſind wir mit ihm nicht eins. Doch da hier der Ort nicht iſt, ſolches ausführlich zu zeigen: ſo müſſen wir es übergehen, bis ſich eine beſſere Gelegenheit dazu zeiget. Gewiß iſt es, daß Attila mit ſeinen Hunnen, aus vielen Urſachen, für einen Bruder der Gothen anzuſehen geweſen, der ihre Sprache und Sitten gehabt, u. ſ. w. Von den neuern Avarern und Hungarn iſt hier die Rede gar nicht. Wir müſſen aber abbrechen.

Die Thaten der Hunnen werden in IV. Büchern ausführlich beſchrieben: darauf folget die vorläufige Abhandlung von den Avaren, die von den griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern für einen Zweig der Hunnen gehalten werden; nach den chineſiſchen Jahrbüchern aber von tartariſchem Geſchlechte geweſen: welches allerdings viel richtiger iſt; obgleich der Hr. Verf. es nicht für wahrſcheinlich hält. Die ganze Geſchichte wird in drey Büchern beſchrieben, und geht bis aufs 551ſte Jahr. Sodann folget die Geſchichte der eigentlichen heutigen Hungarn von 551 bis 997 in II. Büchern: und die vorläufige Abhandlung von den Hungarn. Schon Jornandes hat die Hungarer für einen Stamm von den Hunnen ausgegeben. Allein hier ſind ſo viele Zweifel zu machen, als Arten dieſen Namen zu ſchreiben gefunden werden: da ſie bald Onogari, bald Ungri, Avares, Agareni, ja Turci,

u. d. m.

u. d. m. genennet werden. Andre aber wollen ſie von dem Schloſſe Hungu ſo genennet wiſſen. Genug, daß wir in dieſem wichtigen Werke, eine vollſtändige Sammlung aller ungariſchen Geſchichte finden, und das zuverläßigſte Syſtem davon antreffen.

II.

Briefwechſel zweener Gelehrten, über den Werth der Meßiade.

Dieſer Briefwechſel iſt uns in der Abſicht zugefertiget worden, daß wir ihn öffentlich bekannt machen möchten. Da beyde Schreiben mit der, Kunſtrichtern ſowohl anſtändigen Beſcheidenheit, aufgeſetzet ſind, und was noch mehr iſt, die Namen ihrer Verfaſſer an der Stirne führen; die noch dazu in den holſteiniſchen und däniſchen Gegenden leben: ſo hat man ihnen, ohne Bedenken, willfahren können. Ein jeder Verſtändiger wird aber leicht ſehen: daß zwiſchen dieſen beyden Gelehrten nur von der bloßen Schreibart der Meßiade die Rede iſt. Dieſe aber iſt das geringſte Stück einer Epopöe, auf welchem der Werth derſelben am wenigſten beruhet, ob ſie gleich leſern von der unterſten Claſſe am meiſten in die Augen fällt. Ein Heldengedicht könnte die ſchönſte Schreibart von der Welt haben, wie Lucans Pharſale; und doch dem ganzen Inhalte nach ſehr fehlerhaft und verwerf-

werflich seyn. Hingegen könnte ein anderes dem Ausdrucke nach, sehr mangelhaft und tadelnswürdig seyn, und doch, der innern Einrichtung nach, das größte Lob verdienen; wie die alten Verdeutschungen Homers und Virgils bey uns gewiesen haben.

Was von der Erfindung und der Einrichtung der Meßiade zu sagen ist, haben wir schon bey andern Gelegenheiten erwähnet; da wir die biblischen Fabeln, als der Religion höchst anstößig, und schädlich erkläret haben: worinn uns Hr. D. Hudemann in einer eigenen Schrift beygetreten ist. Was von den Hexametern in diesem und andern solchen neuern Gedichten zu halten sey, haben wir auch beyläufig sattsam entdecket; auch mit Vergnügen gespüret, daß viele verständige und gelehrte Männer, hin und wieder, ihre einstimmigen Urtheile davon geäußert haben. Wo der Wohlklang, der Abschnitt, u. das ungezwungene Sylbenmaaß der griechischen und lateinischen Hexameter fehlet, die ein harmonisches Ohr einnehmen und bezaubern können; da klingt diese Versart nicht besser, als eine sehr holperichte, rauhe und geradbrechte Prosa, und verdienet den Namen der Verse nicht.

Doch von allen diesen Stücken reden unsre beyden Liebhaber und Kunstrichter nicht. Sie bleiben bey der bloßen Schreibart der Meßiade, und wir wollen hören, was sie davon Gutes oder Böses zu sagen wissen. Den Lesern bleibt das Urtheil freygestellet.

I. Schrei-

Herrn Christian Friedrich Börners, in Ernst Salomon Cyprians Nachricht von der Gothaischen Bibliothek, in Joachim Fellers Catalogo MStorum Bibliothecae Paullinae, und anderswo mehr, Nachricht finden. Von dem Straßburgischen MSto insbesondere hat Herr Schilter selbst am Ende des *Notkeri* eine Probe angehänget.

Alle diese Werke aber übertrift an Ruhm die altdeutsche Uberſetzung des Pſalters, von welcher wir hier zu reden im Begriffe ſind, und von der es nunmehro klar erwieſen iſt, daß ſie niemand anders als den *Notkerum* (oder *Notgerum*) *Labeonem* vor ihren wahren Urheber erkenne. Die erſte, und bisher einige Ausgabe derſelben haben die Liebhaber dem Fleiſſe des vortrefflichen Schilters zu danken, deſſen erſten Band ſeines deutſchen Schatzes ſie gleich an der andern Stelle zieret, und wohl werth iſt, daß wir davon in unſerer Schrift eine hinlängliche Nachricht ertheilen. *)

Nach einer kurzen und nicht ganz völlig ausgearbeiteten Vorrede des ſeligen Mannes, darinn er mit wenigem von dem Urſprunge, Endzwecke u. der Ausbreitung der heiligen Schrift durch mancherley Uberſetzungen gehandelt, und welche der berühmte Herr Jo-

*) Wir entſinnen uns gar wohl ehedem in dem IV. Stücke dieſer Beyträge Bl. 658. verſprochen zu haben, daß wir dereinſt von der Schilteriſchen Ausgabe des *Otfridi*, die unmittelbar vor dem *Notkero* in dem belobten Werke vorher gehet, umſtändlich handeln wollten. Allein uns hat zu deſto angenehmerer Veränderung der Artikel dienlich geſchienen dieſes Vorhaben noch auf einige Zeit zu verſchieben.

I. Schreiben des Hrn. Past. Meiers an den königl. dän. Kanzelleyrath, Hrn. von Westphalen.

Eine Vertheidigung der klopstockischen Meßiade, und der in derselben bemerkten Fehler, wage ich nicht, über mich zu nehmen. Ich bin dazu um so viel weniger vermögend, da ich bereits vor vielen Jahren, nur einige Gesänge davon, und zwar ziemlich flüchtig gelesen habe. So viel habe ich Ihnen bereits gestanden, daß ich ein Verehrer der klopstockischen Muse sey; daß ich in den Stellen, die ich davon verstanden, viele vorzügliche Schönheiten bemerket; daß ich daher geneigt sey, das übrige, so ich nicht verstanden, gleichfalls für schön zu halten, donec probetur contrarium. Ich habe aber vornehmlich auf die Schönheiten der Gedanken gesehen, woran ein Gedicht vorzüglich reich seyn kann: obgleich der Zierlichkeit, Deutlichkeit und Reinigkeit des Ausdrucks hie und da etwas abgeht. Ich werde also, ohne obiges Geständniß zu widerrufen, des Klopstocks neue Terminologie, seine Aeonen, Myriaden, u. d. gl. unversochten lassen: und wenn alle diese Herrlichkeiten relegiret werden, nicht einmal heimlich darüber seufzen. Wann auch an der Schönheit und Erhabenheit der Gedanken mehr gelegen ist; als an der Nettigkeit des Ausdruckes: so folget, daß in dem Falle einer Collision, wann beyde nicht zugleich zu erhalten stehen, die letzte der ersten weichen müsse; ferner daß man bey Beurtheilung des Gedichts, mehr auf das erste, als auf das letzte sehen müsse; und endlich,

daß

daß ein Gedicht, das mit wesentlichen Schönheiten der Gedanken pranget, auch bey tadelhaften, dunkeln und verbesserlichen Ausdrücken, mehr Lob als Tadel verdiene. Ich erinnere mich hier einer Stelle des Horaz, aus seinem Buche de arte poetica: Quodli plura nitent in carmine, non ego paucis Offendar maculis. Würden nun Eure Wohlgeb. verlangen, daß ich Ihnen einige besondere Schönheiten, die ich im Meßias bemerket habe, anzeigen solle; so würde vorher nöthig seyn, das Gedicht noch einmal mit Bedachte durchzulesen, das ich aber nicht besitze, sondern nur vormals gelesen habe. Indessen fällt mir noch eine vorzügliche schöne Stelle bey, die Sie in einem der ersten Gesänge leicht finden werden, darinn Klopstock den Character des Johannes so reizend, so angenehm, so liebenswürdig schildert, daß ich für meinen Theil gestehe; wie ich bey Beschauung eines so schönen Gemäldes, mich der Thränen nicht enthalten können.

Ueberhaupt davon zu reden, ist es wahr, was E. Wohlgeb. anzuführen belieben: die Deutlichkeit, ist eine wahre Vollkommenheit einer guten Schrift. Indessen überlasse ich es Ihrer nähern Prüfung, ob nicht dieser an sich richtige Satz folgender Bestimmungen und Einschränkungen fähig sey.

1) Die hier gefoderte Deutlichkeit einer Schrift ist ein relativischer Begriff, und muß nach dieser Maaßgebung erkläret werden. Ein mathematisches Buch, ein Euklides, eine Metaphysik, kann sehr

deutlich

deutlich geſchrieben ſeyn, obgleich mancher wenig oder nichts daraus verſteht.

2) Alle Gegenſtände ſind keiner gleichen Deutlichkeit fähig. Wie oft müſſen wir nicht mit klaren, wie oft mit verwirrten Begriffen zufrieden ſeyn? Selbſt in der Bibel ſind die hiſtoriſchen Bücher deutlicher, als die dogmatiſchen; und dieſe deutlicher, als die prophetiſchen; und unter den Propheten ein Jeremias deutlicher, als ein Jeſaias und Ezechiel. Die proſaiſchen ſind deutlicher, als die metriſchen. Nach den Regeln der Dichtkunſt muß eine Fabel, eine Erzählung, ein Lehrgedicht deutlicher ſeyn, als ein Heldengedicht.

3) Es kann auch nicht ein gleicher Grad der Deutlichkeit, in allen Theilen eines Gedichts gefodert werden. Es iſt genug, wenn man aus dem Deutlichen, das Undeutliche erklären kann, wenn die vorzüglichen deutlichen Stellen, der Zuſammenhang, der Zweck des Verfaſſers, und dergleichen, ein Schlüſſel zur Erklärung der dunkeln, oder weniger deutlichen Stellen ſind.

4) Oft kann der Ausdruck eines Dichters dadurch ſchwer und undeutlich zu verſtehen werden, wenn er darinn auf eine gewiſſe, nicht gar zu bekannte Sache, es ſey nun eine Geſchichte, oder eine Wahrheit aus der Weltweisheit, Natur und Sittenlehre, und dergl. eine Anſpielung machet, die hier zum Bilde, zur Erläuterung des vorliegenden Gegenſtandes genommen wird. Wollte man nun dergleichen Ausdrücke, um der bey ſich führenden Undeutlichkeit, oder relativiſchen Unver-

ständlichkeit willen, oder weil sie schwerer, als andre Stellen zu verstehen sind; weil sie von ihren Lesern eine Anstrengung der Kraft des Nachdenkens erfodern, verwerfen: was hieße das anders, als die fruchtbarsten Ausdrücke der Bildersprache, die wesentlichsten Schönheiten der Gedichte, die, wenn sie nicht in einem leeren Reim- und Sylbenmaaße bestehen sollen, reich an malerischen Vorstellungen seyn müssen, verbannen wollen? Hier erinnere ich mich einer Abhandlung, von der Vortrefflichkeit der Schriftsteller, die schwer zu verstehen sind, die ich ehemals in den bremischen Beyträgen zum Vergnügen des Verst. und Witzes gelesen habe; wo diese Materie, meiner geringen Einsicht nach, gründlich ausgeführet wird. Man findet hier eine Beurtheilung einer Stelle aus dem Haller:

Mach' deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit
Nicht den zu deinem Zweck, nicht die zur Ewigkeit.

Der Ausdruck **Raupenstand** ist nicht der deutlichste, und gewissermaßen schwer zu verstehen. Wenn man aber aus der Naturgeschichte, die Verwandelung einer Raupe in einen Schmetterling weis: so sieht man erst die Fruchtbarkeit des Ausdrucks; so sieht man, worauf der Verfasser ziele: wie er dem Leser dadurch zu Gemüthe führen will, daß die Natur von kleinern zu größern Vollkommenheiten fortschreite; daß man das an der Verwandelung einer Raupe in einen Schmetterling sehe, daß der Mensch von sich ein gleiches zu vermuthen

muthen habe; daß ſein irdiſches Leben nicht den ganzen Zweck ſeines Daſeyns erſchöpfe, ſondern nur eine Vorbereitung zu einem vollkommenern Zuſtande ſey; und ſich gegen das künftige Leben verhalte, wie der Stand und die Vollkommenheiten einer kriechenden Raupe, gegen den Stand und die Vollkommenheiten eines in den Lüften fliegenden Schmetterlings. So reich, ſo fruchtbar ſcheint mir dieſer einzige Ausdruck an erhabenen Gedanken zu ſeyn, und nun überlaſſe ich es E. Wohlgeb. ſchärfern Einſicht, ob es Lob oder Tadel verdienet? Hätte Hr. Haller, um der Unverſtändlichkeit vorzubeugen, das alles umſtändlich erzählen und anführen wollen; ſo würde er dadurch ſeine Leſer des ſüßen Vergnügens beraubet haben, das ſie empfinden; wenn ſie bey geſchärftem Nachſinnen, alle obige Wahrheiten und Lehren aus jenem fruchtbaren Ausdrucke, Raupenſtand, ſelber entwickeln u. ſ. w.

II. Die Antwort.

Was den Hrn. Klopſtock anlanget, ſo tadele ich ſelbigen nicht weiter, als man einen Schriftſteller tadeln darf; das heißt, hinlängliche Urſachen dazu zu haben glaubet. Und ſo ſehr ich den Hrn. Klopſtock, in Abſicht verſchiedener richtigen Gedanken, loben muß; ſo gewiß vermuthe ich auch, daß Dero Vortrag: **So viel habe ich Ihnen bereits geſtanden, daß ich ein Verehrer der klopſtockiſchen Muſe ſey**; u. daß ich in den

Stellen, die ich davon verstanden, vorzügliche Schönheiten bemerket; daß ich dahero geneigt sey, das übrige, so ich nicht verstanden, gleichfalls für schön zu halten, donec prob. contr. nur im Scherze anzunehmen sey; und daß Eure Hochehrwürden, dem bekannten Swift mit mir Beyfall geben werden, welcher, als ein geübter Satyr, in der Vorrede des Mährchens von der Tonne, auf der 56sten Seite, sich also ausdrücket: „Es giebt gewisse allgemeine Privilegia „für die Scribenten, welche verhoffentlich mir „ebenfalls werden zugestanden werden. Vornehm„lich dieses: daß, wo man mich nicht versteht, „man versichert glauben soll; daß etwas Nützli„ches und Tiefsinniges darunter verborgen „sey.„ Risum teneatis amici!

Daß der Ausdruck der Gedichte, mit der Schönheit der Gedanken schlechterdings übereinkommen müsse, solches lehret die Weltweisheit. Sie belieben unter andern des so berühmten Hrn. Gottscheds Gründe der Weltweisheit a. d. 100sten Seite nachzulesen.

Die Schreibart muß in Gedichten deutlich, sinnreich, lebhaft und beweglich seyn. Daß dem Hrn. Pastori die Aeonen u. d. gl. misfallen, solches ist mir angenehm; weil in dem Falle die Deutlichkeit ohne Widerrede den Vorzug behält. Die Weltweisheit lehret: wir sollen uns nicht der dunkeln, zweydeutigen, verblümten Redensarten bedienen. Zudem schreibt nicht nur Horaz in seinem Buche de arte poetica: professus grandia tur-

turget; ſondern Quintilian ſaget auch: omne inſolens verbum cane pejus & angue fugiendum eſſe. Daß der Hr. Klopſtock grandia vortrage, und nach der Erklärung des Bonde, ſich als einen grandiloquum aufführe, ſolches gebe ich Denenſelben zu bedenken. Die Einſchränkung, welche der Hr. Paſtor, in Abſicht der Deutlichkeit, zu machen belieben, beantworte ich mit den Worten des faſt unüberwindlichen G—— Dieſer, um die gelehrte und ungelehrte Welt ſo verdiente Mann, und welchem man, wegen ſeiner Deutlichkeit, Ordnung, Gründlichkeit und Vollſtändigkeit mit Fuge folgen kann, ſchreibet auf der 6ten Seite ſeiner Vorübungen der Beredſamkeit. „Iſt es nun in gelehrten Sachen und Wiſſenſchaften, (z. E. wenn „man einen Euklides u. d. gl. deutſch ſchriebe,) „gleich denen, die ſie rein deutſch vortragen wollen, erlaubet, einige neue Kunſtwörter zu bilden; „ſo darf ſich doch kein Redner und Dichter derſelben bedienen, weil der gröſßte Theil ſeiner Zuhörer und Leſer ſie nicht verſteht.„ Belieben der Hr. Paſtor ferner zu ſchreiben: Alle Gegenſtände ſind keiner gleichen Deutlichkeit fähig: ſo antworte ich, daß ſolches wahr ſey; daß aber desfalls nicht folge, daß Hr. Klopſtock nach geſunden Regeln geſchrieben, und wie Dieſelben zu glauben ſcheinen, wohl gethan habe. Denn ſo lange Hr. Klopſtock, wie Sie mehrentheils ſelbſt geſtehen, undeutlich iſt: ſo lange fehlet der Nutzen, und gilt der angebrachte Tadel mit Recht. Daß Jeremias deutlicher ſey als Jeſaias und Ezechiel, ſolches nehme ich

an; allein ich verneine die Anwendung, welche Sie zu machen belieben. Denn wie ich glaube, daß wir zum Theil dießfalls Lehren haben, um die dunkeln Stellen deutlich zu erklären; so glaube ich auch, daß in so ferne Hr. Klopstock deutlich werden will, man einen Erklärer seiner Schriften haben müsse. Gesetzt, Hr. Klopstock schriebe so dunkel unter den Dichtern, als undeutlich Ezechiel geschrieben, wenn wir ihn mit dem Jeremias vergleichen wollten; wäre er desfalls nicht zu tadeln? Wäre er ohne Dollmetschung hinlänglich brauchbar? Daß wir oft mit verwirrten Begriffen zufrieden seyn müssen, wie der Hr. Pastor sich vernehmen lassen, solches ist und bleibt jederzeit ein vorzügliches Uebel: auch selbst in der allerbesten Welt. Und nehme ich mit Ihnen an, daß ein Heldengedicht nicht so deutlich, als eine Fabel u. d. gl. seyn dürfe; so wird dennoch, auch selbst bey einem Heldengedichte, eine wesentliche Deutlichkeit erfodert.

Ich würde Ihnen, mein Hr. Pastor, zu weitläuftig und zu beschwerlich werden, wenn ich die 3te und 4te Numer Ihrer geehrtesten Zuschrift hinlänglich beantworten wollte. Ich will mich dabey einigermaßen einschränken, und Dieselben, nach meiner geringen Einsicht, und mit Dero Erlaubniß, auf des Hrn. Gottscheds kritische Dichtkunst, und auf dessen 6stes Hauptstück der Vorübungen der Beredsamkeit verweisen; übrigens aber noch etwas weniges hinzufügen.

So wenig Ursache man haben möchte, zu gestehen, es wäre ein Vergnügen, im Finstern zu tap-

tappen: ſo vorzüglich wird die Deutlichkeit; weil ſie uns in der That, und nach dem Ausdrucke des Cicero, leuchtet, wie die helle Sonne am Mittage. Mithin kann ich die von Ihnen angeführte Abhandlung, von der Vortrefflichkeit der Schriftſteller, die ſchwer zu verſtehen ſind, nicht gänzlich billigen: weil ich ſelbſt, nach Ihrer guten Geſinnung, das Weſentliche, nämlich die Deutlichkeit einer Schrift vermiſſen würde.

Die Undeutlichkeit der Meßiade des Hn. Klopſtocks, als welche keinen Nutzen bey dem größten Theile ſeiner Leſer bringen kann, wird derohalben mit Rechte getadelt: und man wird ihm dieſen Hauptfehler ſo lange vorwerfen, bis er zuerſt hierinn die ſo nothwendige Aenderung vornehmen wird. Unterdeſſen lobe ich diejenigen Dinge an dem Hrn. Klopſtock, welche zu loben ſind. Allein, ſo wenig man behaupten wird, daß derjenige, welcher zwar einen ſchönen Bart, aber zugleich auch einen großen Buckel hat, ein ſchöner Kerl zu nennen ſey: ſo wenig wird man die Schriften des Hrn. Klopſtocks ſchön nennen können, ungeachtet man etliche Stellen in ſelbigen, als ſchön angeben kann; und welchen beſondern Satz ich nicht beſtreite, noch beſtreiten werde. Ich würde den ganzen Klopſtock gar nicht berühren, wenn er nur durchgehends klare Begriffe hätte mittheilen wollen. Denn daß ſelbiger die Vernunftlehre ſo gut wiſſe, als wir, ſolches ſetze ich zum voraus. Daß er ſich aber derſelben nicht jederzeit bedienen wollen, daran mag vieleicht die Kunſt, die große Kunſt! ſchuld ſeyn. Meiner

Einsicht nach, hätte der Hr. Klopstock in seiner Vorrede zu dessen Werken, um allem Streite vorzubeugen, schreiben sollen. „Alle diejenigen, welche den Inhalt meiner Schriften, ohne Zuthun eines Wörterbuches, oder einer gegebenen Erörterung, verstehen können, mögen mich lesen.„ Oder in der Ermangelung dieser so nöthigen als nützlichen Vorsicht, hätte er ein förmliches Wörterbuch seiner geheimnißvollen Schriften, oder auch Erklärungen besorgen müssen, damit der Nutzen bey den Lesern natürlicher Weise hätte entstehen können.

Das, was der Hr. Pastor aus dem Haller anführet, dienet zu beweisen: daß der sonst geschickte und beliebte Hr. von Haller, in diesem Falle nicht gänzlich wohl gethan habe, sich auf eine solche Weise auszudrücken, nach welcher ihn nicht alle seine Leser verstehen können. Denn die Undeutlichkeit bleibet jederzeit ein ungemeiner Fehler. Die Weltweisheit, als das Wesentliche der Gelehrten, und die Regeln der gesunden Sprachlehre, Beredsamkeit und Dichtkunst, sind jederzeit sicherer, als der Hr. von Haller in seinem Raupenstande. Kurz, wir mögen uns drehen, wie wir wollen; so werden wir die Undeutlichkeit des Hrn. Klopstocks nicht zur Tugend machen können. Sie wird ein Fehler, ein grober Fehler bleiben. Der Rath der Sprachlehrer bleibet gegründet: Fasse und übe folgende zwo Regeln der guten Schreibart. 1) lerne gut denken; 2) lerne die Sprache recht, darinn du schreibst; so wirst du von dem gelehrten und ungelehrten Pöbel unterschieden, und vorzüglich zu ehren

seyn.

Johann Frick, mit einem leſenswürdigen Zuſatze begleitet hat, darinn einige nützliche Erinnerungen enthalten ſind, ſo zu dieſer Ausgabe gehören, folget eine eigene gar ſchöne und gründliche Abhandlung *de auctore Theotiſcae Paraphraſis Pſalterii*, die zwar nur fünftehalb Blätter begreifet, aber voller Gelehrſamkeit und gutem Urtheile iſt. Ihr Verfaſſer, Herr Pater Bernhard Franke, Capitular, Profeſſor der Gottesgelahrtheit und Bibliothecarius in dem Benedictiner-Kloſter zu St. Gallen in der Schweiz, hat ſie an die Herausgeber von Schiltern eingeſchicket; und uns lieget daher vor allen Dingen ob, ihren Inhalt allhier deutlich darzuſtellen.

Der ganze Streit von dem Urheber dieſes Pſalterwerkes, welcher einige Zeit her ungewiß geweſen iſt, kömmt auf dieſe zwey Hauptſtücke an. Einmal: Ob derſelbe Otfried von Weiſſenburg, oder aber *Notkerus*, ein Mönch von St. Gallen ſey? und zum andern: Wenn dieſe Ehre dem letztern zugeſchrieben werden ſollte, welchem denn unter ſo vielen andern Männern dieſes Namens in den mittlern Zeiten dieſelbe am wahrſcheinlichſten gebühre.

Vor den Otfried iſt vornemlich Petrus Lambecius geneigt; deſſen ſonſt ſattſam bekanntes und geübtes Urtheil, Gelehrſamkeit und Anſehen nach der Zeit viele Scribenten dergeſtalt eingenommen hat, daß ſie ihm dieſes ohne weitere Unterſuchung ſchlechtweg nachgeſchrieben und geglaubet haben; dergleichen von Mabillon, Hertio, und vielen andern geſchehen iſt. Dieſer ſonſt in Erkenntniß der Alterthümer unvergleichliche und um die gelehrte

ſeyn. Gut denken, lernet man 1) durch eine vernünftige Erziehung geſcheider Aeltern und Lehrer; 2) durch einen guten Umgang mit geſchickten Leuten, 3) durch die philoſophiſchen Wiſſenſchaften und das Leſen kluger Bücher. Die Sprache hergegen lernet man recht 1) durch die erſten Ammen und Wärterinnen, wenn ſie gut ſprechen; 2) durch die Lehrmeiſter, die einen in der Sprachlehre unterrichten; 3) durch den Umgang mit Leuten, die gut ſprechen; und 4) durch das Leſen wohlgeſchriebener Bücher.

Zugabe.

1) Wenn ich die ſogenannte Meßiade in Erwägung ziehe, ſo deucht mich, man könne eine Vergleichung zwiſchen ihr und einem Pallaſte machen, welcher prächtig von außen pranget, inwendig aber ſo dunkle Zimmer hat, daß man die angebrachten Zierrathen und Gemälde nicht wohl ohne Erleuchtung ſehen könne.

2) Glaube ich, daß Gedichte zum Nutzen und Vergnügen geſchrieben ſeyn müſſen.

Et prodeſſe volunt, & delectare poetæ,
Aut ſimul & jucunda & idonea dicere vitæ.

Wenn man nun, z. E. nach vollbrachter Arbeit einem Orbil, ein ſchwer zu verſtehendes Lied leſen ſoll: wie wird man ſich in dem Falle vergnügen können?

Daß man durch vieles Nachdenken endlich eine Einſicht der Meßiade bekommen könne, ſolches

läugne ich nicht, weil ein hiesiger witziger und philosophischer Gelehrter, der ein Verehrer des Hrn. Klopstocks ist, mir und andern gestanden hat: daß er zu einer halben Seite des benannten Gedichtes, auch einen halben Tag haben müsse, selbige zu verstehen. Allein, in dem Falle muß man alt werden; ehe man die ganze Meßiade lesen und verstehen kann.

3) Wäre es gut, wenn der Hr. Klopstock oder ein anderer, da doch die berührten Gedichte viel Schönes in sich enthalten sollen, eine Erklärung der schweren Stellen herausgeben wollte.

4) Verdienet in diesem Falle: die Art, in witzigen Schriften wohl zu denken, aus dem Französischen des P. Bonhours, nachgelesen zu werden. Besonders hat man folgende Seiten 172, 340, 473, 493, 508 und 519 in Erwegung zu ziehen.

Ich verharre u. s. w.

In dem dritten Bande des ersten Stücks der bremischen neuen Beyträge, zum Vergnügen des Witzes und Verstandes, sind unter andern folgende Sätze artig:

1) So lernen viele die Welt betrügen, um von ihr mit Lobsprüchen, die eben so gründlich sind, als ihre Tugenden, betrogen zu werden.

2) Man hat recht gethan, daß man die Geschichte dem menschlichen Geschlechte, als eine Quelle guter Rathschläge, und als eine zuverläßige Lehre-

lehrerinn edler und erhabener Sitten angepriesen hat.

3) Die menschliche Gesellschaft hat der Nachahmung großer Beyspiele viele löbliche Thaten zu danken. Allein diejenigen, welche durch Beyspiele die Menschen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zusehen, daß sie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung, Eitelkeit und Stolz einflößen.

4) Das Vergnügen der meisten Menschen ist nichts anders, als eine Kunst, die Unsterblichkeit zu vergessen.

III.

Die wichtigsten Staatsveränderungen des deutschen Reiches, vom ersten Ursprunge an, bis auf die neuesten Zeiten, im Grundrisse entworfen, von Fried. Adolf Sorgen. Frankf. am Mayn, im Verlage der Raspischen Handl. 1761. in 4. 5 Bogen.

Ein Deutscher, ein Europäer, ein jeder Vernünftiger muß die Geschichtskunde zur Wegweiserinn und Gespielinn haben. Mit diesen Worten fängt der Hr. Verf. dieses artigen Werkchens seine Vorrede an. Und er hat Recht. Der Kanzler Baco von Verulamio hat schon vor 200 Jahren ganz Recht geurtheilet; daß ein jeder Mensch, der nicht blind seyn will, zwey Augen haben müsse, die Weltweisheit, und die Geschichte. Wem eins

von beyden fehlte, wäre nur einäugigt; wem aber beydes mangelte, wäre ſtockblind. Und unſer Verf. ſaget mit eben ſo vielem Grunde: wer durch die Geſchichte geleitet würde, könnte in reizenden Gefilden wandeln, die dem rohen Haufen verborgen blieben. Die Geſchichte des Vaterlandes ſey für ihn die wichtigſte: weil ſie ihn am nächſten angeht, u. ſ. w.

Aus dieſen Urſachen haben wir uns oft gewundert, wie nachläßig bey uns die meiſten, ſowohl gelehrten als ungelehrten Mitbürger, in Anſehung der Hiſtorie ſind. Es iſt nicht anders, als ob ſie das, was vor ihren Zeiten in der Welt geſchehen, gar nichts angienge; geſetzt, daß es in ihrem eigenen Vaterlande ſich zugetragen, und die wichtigſten Folgen gehabt hätte. Daher kömmt es aber auch, daß die Fremdlinge in allen einheimiſchen Sachen, auch nicht die geringſte Liebe ihres Vaterlandes bey ſich fühlen, keine Ehre darinn ſpüren, das zu ſeyn, was ſie ſind; und auf alles auswärtige viel begieriger und aufmerkſamer ſind, als was ſie ſelbſt weit näher angeht, ja ihnen, ſo zu reden, eigen iſt.

Hier wird ihnen, nach ſo vielen andern Anleitungen zur Geſchichte Deutſchlandes, ein neues, und zwar ſehr bequemes Hülfsmittel dazu an die Hand gegeben. Die ganzen großen Werke eines Grafen Bünaus, Maſcovs, Hahns, Gladovs, oder Glafeys; oder gar eines Kanzlers Barre zu leſen, übertrifft vieler Leſer Zeit, Geduld und Vermögen. Hier aber kann man die ganzen Verän-

berun-

derungen des deutschen Reiches, dieses so künstlich erbauten Staatskörpers, nicht nur gleichsam auf einen Blick übersehen; sondern auch den Zusammenhang und die Triebfedern aller großen Begebenheiten, in wenigen Stunden gewahr werden.

Die ganze Reihe derselben ist in 20 Perioden eingetheilet worden: und der Hr. Verf. hat sein Augenmerk dabey hauptsächlich auf die neuern Zeiten gerichtet. Nur wo gewisse Umstände sich nicht bequem in solche Perioden bringen ließen, hat er dieselben, in die Anmerkungen von dem mittlern Zeitalter, gebracht; welches so voller Verwirrungen gewesen. Allein vielen Lesern werden dieselben nicht unangenehm seyn.

Die I. Periode fängt von den Karolingern, und ins besondere von Ludewigen dem Deutschen an. Da Deutschland vorhin in dem großen Reiche Karls des großen, nur einen Theil des Ganzen abgegeben hatte; so wird es nun durch die Theilung Ludwigs des Frommen, und den Vertrag seiner Söhne im 843sten Jahre, ein besonders unabhängiges Reich. Die Erzbischöfe bleiben Erzkanzler, oder Caplane der Könige; und der von Mainz, als der vornehmste Erzkanzler durch Deutschland. Das Reich hat Provinzen, und diese Gauen oder Gravschaften, darüber die Graven Richter sind. Dieß geht bis durch Karls des dicken, Arnulfs, und Ludewigs des Kindes Zeiten, bis auf Konraden; der nicht mehr ein Karolinger, sondern der erste gebohrne Deutsche ist.

Die

Die II. Periode hebt mit Heinrichen dem I. oder dem Vogler an, der den sächsischen Kaiserstamm anhebt, die Gränzen gegen die Einfälle der Hunnen schützet, Markgrafen errichtet, die junge Mannschaft zu den Waffen gewöhnet, die Städte in Flor bringt und befestiget; den Wein- und Ackerbau gleichfalls befördert.

Die III. Periode begreift die drey Otten, als sächsische Kaiser, die wir, und vieleicht noch besser, mit Heinrichen in einerley Periode vermuthet hätten. Der I. und große, bringt Deutschland auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens, dämpfet und bezwingt die wendischen und slavischen Völker, stiftet mehrere Markgrafschaften gegen dieselben, giebt dem Könige von Italien, Berengarn, oder Bäringern, die Lehn in Deutschland; räumet aber den Bischöfen und Aebten zu viel Macht ein. Hier findet man bey seiner Wahl die ersten Spuren der Erzämter; und die merkwürdigste Folge seiner siegreichen Waffen ist die Verbindung des römischen Reiches und Kaiserthums mit Deutschland, u. s. w.

Die IV. Per. begreift die fränkisch-sächsischen Kaiser. Hier geht das Recht der Investitur über die Geistlichen verlohren; und der Pabst gewinnet dadurch die Hoheit über die Kaiser; aber es entstehen große Unordnungen und Zwistigkeiten daraus. Die Monarchen dieser Zeiten sind Heinrich II. Konrad III. Heinrich III. IV. V. lauter Franken, und Lothar II. ein Sachs. In dieser Zeit fangen die Reichslande und Aemter an, erblich zu werden.

Die

Die V. Periode begreift die schwäbischen Kaiser, Konraden den III. Friedrichen den I. Heinrichen den VI. Philippen, Otten den IV. und Friedrichen den II. Die beyden Friedriche schaffen dem Reiche, den unter den Franken verlohrnen Glanz wieder; nur Pabst Hildebrand kränket die kaiserl. Rechte. Durch die Achtserklärung Heinrichs des Leuen, 1181. werden viele Graven und Städte unmittelbare Reichsstände. Die Markgrafschaft Sachsen bekömmt den Namen Brandenburg; und die bayerische Markgrafschaft wird, als Oesterreich, von aller Verbindung mit Bayern losgesprochen, ja in ein Herzogthum verwandelt. Die hohenstaufischen Kaiser setzen die Reichsstädte auf den Fuß der wälschen freyen Städte, dadurch das Patriciat entsteht. Das Reichshofgericht entsteht unter Friedrichen dem II. u. s. w.

Die VI. Periode begreift das sogenannte Zwischenregiment, (Interregnum) darinn gleichwohl Wilhelm, Graf von Holland, Alfons der II. König von Spanien, und Richard, der König von England, erwählet worden, und in allerley Zwiespalte verwickelt gewesen.

Die VII. Periode zeuget Rudolfen den I. von Habspurg, Adolfen von Nassau, Alberten den I. von Oesterreich, und Heinrichen den VII. von Lützelburg. Der erste von diesen, bringet das Reich wieder in gute Ordnung, und schützet die kleinen Stände gegen die großen. Er läßt aber die Kurfürsten zu mächtig werden. Unter dem folgenden werden die Herzoge, Landgrafen, Markgrafen und

Für-

Fürsten ein besonderer Stand, und die Grafen hören auf Fürsten zu seyn. Die Fürsten stellen des Kaisers, als obersten Reichsrichters, Schöffen vor, ohne welche kein deutscher Richter seyn kann. Das hieß nun das Fürstenrecht; welches statt fand, so oft es auf Leib, Ehre und Gut eines Fürsten ankam. u. s. w.

Die VIII. Periode geht von 1314 mit Ludewigen dem Bayern an, und geht nur bis auf Karl den IV. König von Böhmen. Unsers Erachtens hätte auch diese wohl zur folgenden gezogen werden können; da sie nur 30 Jahre in sich hält, und man nicht ohne Noth die entia multipliciren soll. Ludewig ist indessen der erste gewesen, der ein beständiges Hoflager in seinen Erblanden gehalten, da die vorigen Kaiser immer auf Reisen zubrachten, und fast nirgends zu Hause waren. Das Reichshofgericht bekam dadurch auch einen festen Sitz. Die Händel mit den Päbsten stiften viel Gräuel: und die Kurverein stützet die Unabhängigkeit des Reiches, gegen die frechen Eingriffe der römischen Bischöfe.

Die IX. Periode unter Karln dem IV. liefert uns die goldene Bulle, als ein Reichsgesetz, bestätiget die Vorzüge der Kurfürsten, und setzet die Reichsverweserwürden in den Häusern Pfalz und Sachsen fest. Das Faustrecht aber, und die täglichen Befehdungen der Stände untereinander, machen einen verwirrten Zustand im Reiche; daher denn viele schwächere, sich unter den Schutz des Krümmstabes, oder der Geistlichen begeben: welches

welches die Macht der Bischöfe, dem Kaiser zum Schaden, sehr mehret. Es folgen noch in eben dieser Periode Wenzel und Rupert von der Pfalz; und der Zustand des Reiches ist bis auf 1410 sehr verwirrt.

In der X. Periode kömmt Sigismund, mit seinen Feldzügen gegen die Hussiten: und hier werden die für Geld gedungenen Soldaten allererst bekannt und beliebt; die Lehnsleute aber von den Ritterdiensten zu Pferde befreyet. Albert der II. aus Oesterreich, gehört auch noch hieher, der die gerichtlichen Austräge einführet.

Das sind nun die Hälfte der Perioden unsers Herrn Verfassers; dabey wir der bey uns nöthigen Kürze wegen, stehen bleiben müssen. Man kann leicht denken, daß von Friedrichen dem III. 1441 an, fast jeder Kaiser seine Periode bekommen wird; dadurch denn die neuere Geschichte desto ausführlicher abgehandelt wird. Die vorigen Abschnitte dienen gleichsam nur denen, die schon ausführliche historische Werke von der Reichsgeschichte gelesen haben, zur Wiederholung: aus den folgenden aber, mit ihren Anmerkungen, kann zur Noth ein Anfänger, auch den Grund zu seiner historischen Kenntniß des Reichskörpers legen. Ist er aber in vielen Stücken noch mangelhaft, wie das bey allen kurzen Begriffen nicht anders seyn kann: so hat man ja mittelmäßige und weitläuftigere Werke genug, diesen Mangel zu ersetzen. Hrn. Prof. Reinhards Reichshistorie, z. E. ist hier ein sehr bequemes Handbuch für alle, die nur zu ihrer Pri-

vatbelehrung die Geſchichte des Vaterlandes überhaupt kennen wollen.

Da der Hr. Verf. ſich in der Vorrede ſelbſt für einen neuen Schriftſteller angiebt, ſo können wir ihm das Zeugniß nicht verſagen: daß wir von ſeinen Fähigkeiten und guten patriotiſchen Geſinnungen gegen das Vaterland, uns die beſte Hoffnung machen. Wir wünſchen nur, daß er ſich auch einer richtigen und zierlichen hiſtoriſchen Schreibart befleißigen möge.

IV.

Des Freyherrn von Schönaich Beantwortung einiger freundſchaftlichen Kritiken, im Windmonde 1761.

Der Verfaſſer des Hermanns ſieht die Beurtheilungen des helvetiſchen Zuſchauers, als einen Wunſch an, ihn vollkommener zu ſehen. Weit entfernet, daß ihn ein ſolches Urtheil verdrießen ſollte: ſo wünſchet er vielmehr, noch mehrere von der Gattung zu erhalten. Er erkennet es, als ein Merkmaal der Einſicht des Kunſtrichters, daß er in der That ſeine Art zu arbeiten, errathen hat. Eine Frau aber gebiehrt leicht; die andere ſchwer: ſollte es mit den Geburten des Geiſtes nicht auch ſo beſchaffen ſeyn? Würde es nicht kalt Waſſer werden, wenn ein ſolcher ſchnell arbeitender Geiſt ſich durch eine ungewohnte Langſamkeit aufhalten wollte?

Welt wohlverdiente Mann, fand einſt, als er im Jahr 1665. den Kayſer Leopold nach dem Tyrol begleitete, auf der Bibliothek des Schloſſes Ambras, ohnweit Inſpruck, eine alte geſchriebene deutſche Erklärung des Pſalters, welche er ſo fort vor werth achtete mitzunehmen und der Wieneriſchen Bibliothek einzuverleiben. Nicht lange darauf gab er von dieſem Werke in ſeinen Commentariis de Bibliotheca Vindobonenſi *) einige Nachricht, und ſuchte ſich ſelbſt und andere, ohne weiteres Bedenken, zu bereden, daß dieſe Arbeit dem Otfrieden zugehöre; wobey er zugleich den *Notkerum* entweder gar nicht gekannt, oder aber wenigſtens ſich ſeiner damals nicht erinnert hat. Es erhellet aus den beyden angezogenen Stellen, die wir am Ende des Blattes mit Fleiß nach der Länge hingeſetzet haben, daß Lambecius dieſe Muthmaſſung habe mit drey Gründen unterſtützen wollen; von denen wir aber

*) *Lambecius* libro cit. Lib. II. cap. V. p. 460. da er aus *Trittbemio* die Schriften des Otfrieds erzehlet, macht bey deſſen Worten: *in Pſalterium tria magna volumina*, folgende Anmerkung: Notandum ſecundo eſt, per *tria Otfridi volumina*, ſive *totidem libros in Pſalterium*, nihil aliud intelligendum eſſe quam *Theotiſcam Paraphraſin Proſaicam* ſingulis cuiusque Pſalmi latinis verſiculis ſubiunctam. Und nachdem er Cap. VIII. dieſen Codicem umſtändlich beſchrieben hatte, fügt er folgendes an: Scriptus autem eſt ſine dubio hic Codex, vt ex *ſcriptura*, & *aliis variis certiſſimis indiciis*, appareat, ipſo *Otfridi aeuo*, nempe ſaeculi poſt Chriſtum noni poſteriori parte dimidia; quo eodem tempore idem *Otfridus* Volumen Euangeliorum antiquis rhythmis Theotiſcis compoſuit. &c.

wollte? Sind die besten Einfälle nicht der Hitze, ja fast immer, zu danken? Daher aber entsteht freylich! die gegründete Erinnerung: sæpe stilum vertas! Daß nun der Verfasser den Griffel oft genug umdrehe, zeiget sein Hermann. Man halte nur die erste Auflage desselben gegen die zweyte; und die dritte, wenn er sie erleben kann, und die Anfälle seiner Widersacher den Abgang nicht hindern, gegen die zweyte. Er gehöret folglich zu den Leuten, die sich nie für unverbesserlich halten, am allerwenigsten ihre Schnitzer für Lesearten ausgeben.

Der größte Lobspruch, den der Verf. seiner Ode, auf den Tod seines Sohnes, gehöret, oder gelesen, ist das, was dieser Kunstrichter überhaupt von ihr urtheilet: nämlich, er fände nichts darinn, als Fühlung, und Leidenschaft. Kann ein tiefgebeugter Mensch etwas anders empfinden? Soll ein Verlust anders ausgedrücket werden? Der Dichter vertheidiget seine Ode daher auch, als eines seiner, wie er vielleicht irrig glaubet, besten Stücke. Er hat außer den gewöhnlichen Regeln, bey seinen Ausarbeitungen eine, die ihm über alles geht; die Sprachkunst, die grausame Sprachkunst, die kein deutscher Dichter beobachtet. Er saget dieses dreist, weil er es behaupten kann. Diese ist es, und nicht der Reimzwang, die ihn, zumal in der kurzen Versart, oft peiniget. An Vermögen zu Aenderungen fehlet es ihm nicht so, als an gelehrten und aufrichtigen Freunden, die ihm zur Hand gehen. Er will sich also mit dem

Kunſtrichter ſelbſt unterſuchen, und verſpricht, ſich nicht zu ſchonen. Wir wollen ſehen, ob nicht ein wenig Eigenliebe mit unterlaufen wird.

1. Strophe. **Du Troſt in meinen Plagen!** Wenn man einen Vers denkt: ſo denkt man wohl immer eher den erſten, als den letzten. Trifft demnach einen Vers der Vorwurf des Reimzwanges: ſo iſt es wohl der letzte, und ſelten der erſte. Es wäre artig, wenn gleich der erſte Vers ein ſo derber Schnitzer wäre. Das Kind war nicht die fünf Wochen über krank, nur die letzte; es war geſund; es war ein Troſt in ſeinen Plagen, die ihn nicht das Kind, ſondern eine durch 13 lange Jahre fortgeſetzte, und durch tauſend Widerwärtigkeiten beſtrittene Liebe verurſachte. Da von einem Sohne der Beſitz einiger Tonnen Goldes für ihn, und ſonderlich für ſeine Frau abhieng; ſeine Umſtände ſich auch ſogleich vortheilhaft änderten: ſo war dieſes Kind ja wohl ein Troſt in ſeinen ꝛc. Ueberhaupt bleibt die Anmerkung des Hrn. von Voltäre mehr als zu wahr: daß Stücke viel verlieren, die ſich auf gewiſſe Geſellſchaften, und noch mehr auf Familienſachen beziehen. Und wie? War es denn des Dichters Schuldigkeit, ſeine Plagen in ein Geſchlechtsregiſter zu bringen? Sein Kind war immer, bis es ſtarb, ſeine Freude. So lange noch das Leben in ihm war, ſo lange war Hoffnung; ſo lange Hoffnung war, ſo lange war er ſein Troſt. Nicht an die gegenwärtigen, ſondern an die künftigen Sorgen dachte er. Sein Sohn war, ſo ſchwach und ſo jung als er auch war, ſein und

ſeiner

seiner Frau Erhalter. Die Gesetze des Majorates nöthigten ihn, sich einen Sohn zu wünschen, und die Freude, als dieser neue Ankömmling erschien, ihn als einen Trost zu betrachten, war sehr philosophisch.

Du Schmuck von nicht gewordnen Tagen! Der Kunstrichter hat seine Anmerkungen zweymal durchstrichen; man weis also nicht, ob sie gelten sollen? Erlebet ist natürlich; geworden ist biblisch: Gott sprach: es werde Licht ꝛc. Saget man nicht: es wird Tag: geworden ist allgemeiner; und erlebet, geht das Kind allein an. Man muß einen ehrlichen Mann so lange für ehrlich halten, bis man das Gegentheil sieht; und warum soll ein Vater in seinem Kinde, wenn es ihm beliebet, nicht einen großen Mann sehen? Wie stellet der englische Zuschauer nicht einen Vater in dem Haufen seiner Kinder vor! Das eine bestimmet er zum Feldherrn; das andere zu einem großen Gottesgelehrten; das dritte zu einem Seehelden u. s. w. Diese Hoffnung wird also mit der Philosophie wohl bestehen können.

So bald willst du unsterblich seyn? Die Verbesserung des Kunstrichters ist freylich weit richtiger! So bald sollst du? Allein! wann wir jenes verwerfen, wie viel Anreden an Sterbende, die z. E. so oft bestritten, und doch schöne, des Porcius an den Cato: **Mein Vater, stirb doch nicht!** müssen wir durch die Musterung gehen lassen? So künstelt der Schmerz nicht! Treiben wir

die Genauigkeit so weit: so werden wir bald eine philosophische Sprache erleben.

Unsterblich seyn. Wir werden doch in der That, eigentlich zu reden, erstlich unsterblich, wann wir unsern Körper, die Hülse, ablegen. Ein Sterbender beginnet mit dem Tode unsterblich zu seyn. Der Dichter redet mit dem kleinen Körper, der die Sterblichkeit leidet; nicht mit der Seele! Wenn wir das Prädicat unsterblich beständig verdienten, so wären alle Betrachtungen der Sterblichkeit unnütze. Gesetzt: es wäre folgendergestalt gegeben worden: **So bald willst du ein Geist seyn?** Drückte dieses nicht dasselbe aus? Warum trifft denn die Kritik nur das Wort **unsterblich.**

Nicht einen Blick will er mir schenken. So lange man einem Kinde die Blicke noch ablocken kann: so ist es ein Merkmaal, daß es noch bey sich ist. Wenn es sich aber nicht mehr an uns und unsere Lockungen kehret: dann! dann ist Gefahr! So lange es also seinen Vater ansah, war es, und blieb es auch einem Stoiker ein Trost. Der Verfasser ist überdieß nicht ein steifer Philosoph; sondern ein Mensch, der die Philosophie ehret, die Schwäche ihrer Lehren aber oft empfindet und einsieht.

2te Strophe. **So muß der Wunsch den Tod gebähren.** Der Wunsch gebahr wirklich den Tod, auf eine uneigentliche Weise. Die Mutter wünschte sich einen Sohn; sie bekam einen; er starb! Der Wunsch war also freylich nicht eine Ursache,

sache, der Tod aber uneigentlich die Folge. Warum kann ein Wunsch nicht gebähren? Deswegen ist eine Redensart nicht falsch, weil sie uneigentlich ist. Sonst müßte man alle Figuren, als uneigentlich verwerfen. Gewähren ist mit Wunsch auf das eigentlichste verbunden: gewähre mir meine Bitte, meinen Wunsch ꝛc. Es steht also nicht des Reimes wegen.

3te Strophe. Ich klage nicht ꝛc. Daß ich alle unnöthige Verkürzungen hasse einzusehen, darf man nur einen Blick auf das geringste meiner Sachen werfen. Müh' und Treue, wär und Ruh sind die einzigen, die bey mir diesen Verlust leiden, ausgenommen, wo man sonder Artikel die Wörter, als Nebenwörter, brauchet. Ich glaube dadurch einen Mittelweg zwischen der gar zu großem Freyheit der Britten und Wälschen, und der strengen Genauigkeit der Franzosen getroffen zu haben: die doch aber ein Wort haben, welches sie, nach Belieben, verkürzen und verlängern; encore nämlich. Sie brauchen es auch, ohne den darauf folgenden Selbstlaut: encor. Diesen Regeln unterwirft sich auch ein Gellert in seiner eigenen Critik über seine Fabeln; aber in der Ausübung nicht allezeit. Warum will man denn auch dieses kleine Federchen aus den Flügeln der Dichter reißen? Ich würde demnach dieses klagen nicht so brauchen, hätte ich es nicht in den besten und reinsten Dichtern, von denen mir nur itzt Besser beyfällt, gefunden:

„Ich klage nicht an ihr die prächtige Gestalt ꝛc.
„Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunst sieht ꝛc.

Die Beurtheilung der Verse,

„Nur daß ich dich noch nicht gelehret,
„Was du und ich dir schuldig sind,

„Der Mutter ꝛc. scheint mir zu strenge. Ich klage und grâme mich nicht, daß ich dieses nicht gethan habe; denn diese Dummheit zu denken, ist wohl nicht möglich; sondern darum, daß ich es nicht thun können; weil das Kind mir zu früh gestorben; weil sein Tod mich aus dem Stande gesetzet hat, diese Pflicht zu erfüllen. Uebrigens liegt ja in dieser Klage ein geheimer Wunsch, ihn groß zu sehen. Da nun diese ganze Ode beklaget, daß dieses nicht geschehen ist: so ist es ja wohl einem Vater erlaubet, durch seine Klagen dieses zu bejammern.

Was du und ich dir schuldig sind. Daß dir ein Druckfehler sey, zeiget der Sinn. Die Erklärung folget ja: Die Mutter, die dich klagt und ehret.

Du und ich sind wirklich zwo Personen; sind ist demnach recht. Denn zwey Hauptwörter erfodern die mehrere Zahl.

Ehret. Eine Mutter muß ihr Kind nicht allein lieben, sondern auch ehren. Sie ehret es, als ihr Ebenbild; als ein von Gott erhaltenes Geschenk; als ihre künftige Stütze. Der Mensch soll sich selber, wie die Schrift saget, für einen Tempel Gottes halten, und folglich ehren; der weltlichen

lichen uns allein angehenden Urſachen nicht zu gedenken. Der Reimzwang, den der Hr. Kunſtrichter bey mir immer ſieht, thut mir zuviel Gewalt.

4te Strophe.

Kind! das du noch von unſrer heißen Liebe
Nichts, als der Thränen Naß geſehn:
Erkennſt du die Macht der Triebe,
Die der, die dich gebahr, durch Mark und Adern gehn?

Hier behaupte ich nirgends, daß das Kind unſern Schmerz geachtet habe. Ich frage nur! Es hatte nichts als Freudenthränen über ſeine Ankunft, und Thränen über die Gefahr, in der es ſchwebte, geſehen. Boni viri lacrimabiles.

Sie klaget und hat Recht; das Schickſal bleibt erbooßt. Daß ſie Recht hat, beweiſet der Dichter durch die Dauer der Härte des Schickſals. Eine ungewöhnliche faſt patriarchaliſche Liebe, litt vom Schickſale 13 lange Jahre durch, und ſelbſt in der Frucht einer beſtrittenen Liebe. Wie ſoll ein ſolches zärtliches Paar nun das Ding nennen, welches alle Widerwärtigkeiten verurſachet. Der Verf. glaubet ſo wenig ein Schickſal, als gewiß die dummen Teufel es im Milton verehren, und über Gott ſtellen. Nennet man aber die verborgenen Rathſchlüſſe Gottes, nicht mit Recht ſo? An der Verbeſſerung des Kunſtrichters iſt nichts auszuſetzen. Ein Gedanken kann auf allerley Art gegeben werden. Es iſt aber nicht mein Gedanken. Ich will ſagen, ſie betrübet ſich mit Recht; denn

Gott verfährt noch hart mit ihr. Natur und Mutterbrust können nicht wohl sucht, sondern suchen haben: es sind zwey Hauptwörter! Herz wäre hier noch besser, als Brust.

5te Strophe. Das sie von Gott erbethen. Ich will nicht sagen, daß es Unrecht sey, wenn eine junge Frau ihre Ehe mit Gott anfängt. Diese Sitte des Aberglaubens ist vorbey. Ich sage nur, daß, da sie doch ein Werk Gottes ist, Kinder die Absicht aller Ehen, und sonderlich in des Dichters Umständen sind, der leichfertige Gedanken von der Ungeduld der jungen Frau in den ersten Jahren der Ehe nicht Statt findet. Was tadelt der Kunstrichter? Sollte sie nicht bethen, und sollte sie in ihr Gebeth nicht ihre Hoffnung einschließen? Er ist gewiß zu fromm, dieses zu begehren.

Die Rose fällt, als wie zertreten. Der Kunstrichter breche nur eine Rose ab, und zertrete sie, oder lasse sie unachtsamer Weise unter seine Füße fallen: so wird er sehen, daß mehr Zernichtungen möglich sind, als verwelken, verfallen, verfliegen.

6te und 7te Strophe.

„Der kleinste Wurm kann es verrichten,
„Der nagend voller Gift die zarten Wurzeln bricht.„

In diesem nagend ist die Ursache des Brechens enthalten.

„Von mir soll man kein Murren hören.„ Ich frage nur die Weisen: was Gott durch das Kind erzielet habe?

8te Strophe. Als ein kaltes Ganzes verdienet es freylich nicht Gottes Huld. Was steht aber vorher? „Dieß Theil von mir; dieß kalte Ganze„ ist nur eine Beschreibung dieses Theiles von mir; und verdienet, als ein Mensch und Geschöpf, mehr seines Schöpfers Huld, als seinen heftigen Zorn, welcher mit Ungestüm wohl einerley seyn wird. Weil Zufälle auf Zufälle gleichsam stürmten: so kann dieser Zorn wohl Ungestüm heißen.

Wie kann es seine Macht verehren? Es ist ja alles nur fragweise, und wird durch das folgende erkläret. Als Ottchen, war für den betrübten Vater, des Zirkels Lauf vorbey. Er redet von dem Verluste als ein Mensch, und nicht, als ein Herrnhuter: der da weinen soll, wenn ein Kind kömmt, und sich freuet, wenn es stirbt. Das sind Schwärmereyen! So waren die Betäubungen widern Schmerz bey den Stoikern. Sie haben gewiß gefühlet.

9te Strophe. Findt der Richter diese Klagen einer Mutter anständig, aber einem Vater nicht: so bedenke er nur, daß der Vater hier nicht ein harter Stoiker, sondern ein gebeugter Mensch, ein zärtlicher Dichter ist, der mit seinem Kinde spricht. Edlere Vorstellungen hätten bey einem Kinde lächerlich werden können.

10te Strophe. Hier fraget ja nur ein bekümmerter Vater die Aerzte: ob kein Mittel wider diese Krankheit sey? Er ist von der Ungewißheit dieser großen Kunst so überzeugt, als jemand, und

denke

denkt von ihr faſt, wie Moliere. Allein! der Menſch hat doch keinen andern Troſt, als dieſen.

11te Strophe. Hier ſchilt der Vater den falſchen Wohlſtand ſowohl, als der Kunſtrichter. Er billiget ja die Thränen, wie noch mehr aus der folgenden Strophe zu erſehen iſt. Der beurtheilte Vers ſelbſt ſaget es ja.

12te Strophe. Warum ſoll es nicht erlaubet ſeyn, den Wilden zu einem Gleichniſſe in ſeiner wilden Zärtlichkeit zu gebrauchen? Der Dichter ſaget es nur, um die Macht der Natur zu beweiſen, die in Zahmen und Wilden nur auf verſchiedene Art wirket. Und wo entſchuldiget der Dichter ein ungezähmtes Weinen? Wo ſaget er, daß ſein Weinen ſo beſchaffen geweſen wäre? Der Wilde ſtöhnet ergrimmt, und thut wohl noch mehr, wann ihm der Tod ſein Kind, das jeder liebet, entreißt ꝛc. Man ſeße die getadelten Verſe nur in Proſe: ſo wird alles deutlich.

13te Strophe. „Gedanken, voll erſchröcklicher Gedanken!„ Hier ſehe ich keine Schwangerſchaft der Gedanken. Ein Gedanken gebiehrt den andern. Die vorhergehende Strophe ſchließt ſich mit des Grabes Wüſte. In dieſem Gedanken ſieht er erſchröckliche Gedanken; ſie kommen ihm zu abſcheulich vor. Dieſer Gedanken ſoll entfliehen, und einem holdern Bilde, einer angenehmern Idee weichen. Es prophezeiht ihm eine angenehmere Weiſe, als die Freunde, die ihm Unglück drohen. Als Vater hoffet er noch, ſo lange der Athem in ſeinem Sohne iſt. Er kann noch Vater, und das

Kind

aber weiter unten hören werden, daß ſie ziemlich ſchlecht und von keiner Dauer ſind. Inzwiſchen iſt aber auch ſo viel klar, daß alle die Zeugniſſe anderer Gelehrten, welche *Lambecio* in dieſem Stücke bloß nachgebetet haben, vor nichts anders als vor eine einige Stimme gelten können.

Diejenigen, ſo vor *Notkerum* ſprechen, ſind mehr, und wichtiger, und unpartheyiſcher. Den älteſten und vollkommen unverwerflichen Zeugen giebt *Ekkehardus*, beygenannt der jüngere, *) ehemaliger Dechant des Kloſters zu St. Gallen, ab. Dieſer war im eilften Jahrhundert berühmt, ein Schüler des *Notkeri* Labeonis ſelbſten, und ſchrieb dem Erzbiſchoff *Ariboni* von Maynz, ſeinem Gönner, zu Gefallen ein Werk unter der Aufſchrift: Liber Benedictus, ſiue Benedictionum. In dieſem Buche kömmt er einmal auch auf ſeinen Lehrmeiſter *Notkerum*, und ſagt unter andern mit klaren Worten von ihm: er hätte den Pſalter in das Deutſche überſetzet. Denn da er ſeiner Schriften gedenken will, drückt er ſich alſo aus:

1) *Primus barbaricam ſcribens faciensque ſaporam &c.*

2) Gregorii *Pondus dorſo leuat ille ſecundus*;

*) Er heißt der Jüngere, um ihn dadurch von einem ältern *Ekkehardo* oder *Eggehardo* zu unterſcheiden, der zwar auch in dem Kloſter St. Gallen gelebet, von welchem er ein eigenes Chronicon geſchrieben hat, daraus einige Excerpta in des *Goldaſti* Hiſtoricis Germaniae und in des *du Cheſne* Collectaneo Hiſtoricorum Franciae befindlich ſind, aber bereits im Jahr 990. dieſe Welt verlaſſen hat. Dagegen iſt der hier gedachte *Ekkehardus* um hundert Jahre jünger.

Kind noch Sohn seyn. Als ein Sterblicher höret er auf, mit dem Tode des Kindes, Vater zu seyn, und das Kind Sohn zu seyn. Der Richter vermenget das Itzige zu oft mit dem Künftigen. Der Weise, sein Herz, prophezeihet freylich falsch. Ist das des Vaters, oder des Schicksals Schuld?

14te Strophe. **Schlagen**, bedeutet hier, was es in der heil. Schrift, und bey allen unsern Geistl. bedeutet: **Gott schläget und heilet** ꝛc.

Ein Gall. S. den Kern der gottschedischen Sprachkunst a. d. 46 S.

15te Strophe. **Mit starken Tränken noch.** Diese Tränke sind nicht Thränen, sondern Labetränke, Kühlungssäfte und Tropfen, mit denen die Herren Aerzte die Sterbenden gemeiniglich abfertigen. Die Großmutter hatte den Enkel auf dem Schooße, wie im Verse steht. Nicht die, die dir das ꝛc. Sie empfieng ihn, als er kam, und er verschied auf ihrem Schooße auch. Hier ist wohl keine Erklärung nöthig, sondern alles Geschichte.

16te Strophe. Der Sohn ist nun todt! Alle Betrübniß vergebens! Wäre diese Strophe vor die 13te gesetzet worden: so wäre der Sohn damals gestorben, der, wie auf dem Titel steht, damals noch am Leben war, und Hoffnung gab. Als Vater hat der Dichter sich bisher betrübet; nun tröstet er sich und seine Freunde, mit philosophischen Gründen, mit des Kindes vermuthlich unsterblichen Glücke, kurz! mit allen Mitteln, die ein Mensch ergreifen muß, wenn alle Hoffnung und

Pro-

Prophezeihung vom Besserwerden, ein trauriges Ende nehmen. Er bleibt freylich noch Vater: aber sehr uneigentlich, nicht körperlich: und in diesem kleinen Körper bestand sein und seines Hauses Glück.

Könnte der Richter auch dergleichen Verlust empfinden; so kann er ihm doch nicht so, als dem Dichter empfindlich seyn, weil er nicht in den Umständen seyn kann; vieleicht nicht so zärtlich, nicht so weich ist. Uberhaupt muß man bedenken, daß man in dem Schmerze nicht künstelt. Der Verfasser wünschet freylich so genau dichten zu können: allein! ist es wohl möglich?

C. O. Freyherr von Schönaich.

V.

Beschreibung derjenigen Sammlung

verschiedener Originalgemälde von deutschen, italiänischen, holländischen und französischen Meistern, welche das Kabinet von * * * ausmachen. Berlin, gedruckt bey Birnstiel. 1761. in 4.

Deutschland fängt sehr merklich an, seine Liebe zu den schönen Künsten an den Tag zu legen. Vieler andern Beweise davon zu geschweigen, darf man nur diese Beschreibung eines Bilderkabinets ansehen. Wir haben zuverläßige Nachricht, daß selbiges Hrn. Joh. Georg Kimbken, vormaligen

gen königl. Münzdirectorn zu Königsberg und Stettin, itzigen berühmten Handelsherrn und Wechslern in Berlin zugehöre. Ein Privatmann, der dergleichen Sammlung von Kunststücken besitzt, muß außer dem Vermögen selbige anzuschaffen, auch einen feinen Geschmack in der Wahl, und eine merkliche Liebe zu solchen Meisterstücken haben. Außerdem wird demselben auch in der Zuschrift, noch eine besondere Höflichkeit gegen Freunde, die sein Kabinet besehen wollen, und eine Gefälligkeit in der Aufnahme seiner Bekannten nachgerühmet; lauter Eigenschaften, die den Besitzer solcher Seltenheiten seiner Schätze vollkommen würdig machen.

Von Ausländern haben wir 1727 vom Du Bois de St. Gelais, eine Beschreibung der Schildereyen des königl. Palastes zu Paris erhalten: die aber noch sehr mager war. Im 1732sten Jahre gab L'Epicier einen Catalogue raisonné, (d. i. urtheilendes Verzeichniß) von eben den königl. Gemälden in zweenen Quartbänden heraus; darinnen vielmehr geleistet worden. Von italienischen Kabinettern hat Hr. Cochin 1758 zu Paris eine Beschreibung in III Octavbänden ans Licht gestellet; die auch den Werth der Meister und Kunststücke bestimmet, und also sehr lehrreich ist. Indessen hat er doch sehr viele Gemälde gar nicht berühret. Fast von allen großen Städten in Italien, hat man Bücher und Verzeichnisse von Gemälden; die in Kirchen und Palästen gefunden werden, aber fast alle ohne Beurtheilungen sind. Und was ist das Wunder? Diejenigen, so die Feder geführet haben,

ben, sind nur bloße Liebhaber, nicht aber kritische Kenner der Kunst gewesen: die Künstler selbst aber sind fast niemals geschickt die Feder zu führen, wenn wir den einzigen Hrn. Rath Reifstein in Cassel, und den Hrn. Will zu Paris ausnehmen.

Aus diesen Ursachen wünschet der Hr. Herausgeber dieser Beschreibung mit Recht, daß viele andre, die Besitzer solcher Kunstsammlungen sind, die edle Gesinnungen hätten, sie durch lehrreiche Verzeichnisse und Beurtheilungen, allen Liebhabern bekannt machen zu lassen. Denn außer dem, daß dadurch viel zur Beförderung der Kunst beygetragen werden würde: so würden auch mehrere den Werth der Kunststücke daraus erkennen, und bewundern lernen; und folglich würde die Liebhaberey bald allgemeiner werden. Und was würden nicht die Reisenden daraus für eine erwünschte Nachricht bekommen, wornach sie sich in großen Residenzen und ansehnlichen Handelsstädten zu erkundigen hätten? anstatt, daß bisher solche Sammlungen, wie vergrabene Schätze, verborgen gelegen, und selbst, in Ansehung der Ehre, ihren Besitzern nur ein todtes Capital gewesen sind.

Man sieht hieraus zur Gnüge, wie viel Verbindlichkeit man, sowohl dem Besitzer dieses Cabinets, als demjenigen schuldig sey, der solches auf eine so scharfsinnige und kunstmäßige Art beschrieben hat. Es ist dieser Hr. Matthäus Oesterreich, der vormals seine Kenntniß auf italienischen Reisen erlanget, und seinen Geschmack, auf der recht königlichen Bildergalerie zu Dresden, als

Auf-

Aufſeher derſelben gebildet; nachmals aber königl. preußiſcher Aufſeher der Galerie zu Sans-Souci geworden iſt. Beydes machet uns den vortheilhafteſten Charakter von ihm; der aber durch dieſe Beſchreibung ſelbſt, und die darinn abgelegten Proben von ſeiner Einſicht, Beurtheilungskraft und hiſtoriſchen Kenntniß, noch merklich erhoben wird. Denn wie viele Aufſeher von Cabinettern giebt es nicht, denen es an ſolchem allen fehlet? wie ſelbſt die Beyſpiele eines vormaligen Barons Le Plat, und Hrn. Sylveſters gezeiget haben; die, wenn ſie ja was verſtunden, dennoch nichts, als bloße Künſtler waren, die wohl ſchön malen konnten, aber von ihrer Kunſt nicht einmal geſchickt zu reden wußten, vielweniger eine nöthige Kenntniß der freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften beſaßen.

Da wir auf die Schrift ſelbſt kommen, ſo werden wir zuförderſt anmerken müſſen, von was für großen Meiſtern hier die vornehmſten Schildereyen dieſer Sammlung ſich herſchreiben. Es finden ſich aber hier Kunſtſtücke von Paul Veroneſen, Franz Trevisani, Joſeph Nogari, Peter Paul Rubens, Adrian Brouwern, Rembranden, Abraham Bloemarten, Gerardt Homtorſten, Jakob Delfen, Philipp Wowermannen, Wilhelm von Mieris, Carl Lothen, Balthaſar Dennern, Anton Pesnen, Chr. Wilh. Ernſt Dieterichen, u. a. m. Wir verſichern aber unſre Leſer, daß wir nur die berühmteſten hier genennet, und viele andre übergangen haben. Die auch unter Liebhabern bekannt genug ſind. Faſt von allen bringt der Hr. Verf.

die merkwürdigsten Lebensumstände bey, daraus man ihr Vaterland, ihre Lehrer, und übrige Schicksale ersehen kann.

Die Stücke selbst stellen theils biblische Geschichte vor, z. E. die Auferweckung des Lazarus, den keuschen Joseph, die Geburt der Maria, diese mit dem Jesuskinde und Josephen, den feurigen Schlangenbiß, Haman und Mardochai, den Elias mit dem Engel in der Wüsten, Petri Fischzug, Isaaks Segen über den Jakob, die bußfertige Sünderinn, Christi Bergpredigt, die Susanna im Bade, die Anbethung der Hirten, und die Beschenkung der heil. drey Könige. Außer diesen giebt es verschiedene mythologische, und aus der weltlichen Geschichte entlehnte Begebenheiten allhier; z. E. den Apollo u. die Daphne, den Apelles, wie er Alexanders Geliebte malet, das Gastmahl des Marcus Antonius mit der Kleopatra, und den Tod der Königinn Semiramis.

Von Phantasien und allegorischen Erfindungen, sieht man zuforderst eine Dame im Ordenskleide, mit einem vom Flore halbverdeckten Gesichte; ein Brustbild eines Gelehrten; drey sitzende Bauren, die den vierten auf dem Dudelsacke spielen hören; das Innere einer gothischen Kirche, mit kleinen Figuren von Breugeln gemalet; zwey sitzende Frauenzimmer; einen alten Mann und ein Kind; ein Scharmützel, wo die eine Partey geschlagen wird; die Mittagsstunden; einen Soldaten, den Winter, ein Gewitter, einen Wagen, der beladen wird; einen alten sitzenden Mann,

im Schlafrocke; etliche badende Frauenzimmer; eine Geſellſchaft, alte Greisköpfe mit Bärten; drey Mannsbilder im Kleinen, nach dem Leben; einen Apotheker im Laboratorio, und einen am Tiſche ſitzend, mit der Tobackspfeife, die Vergänglichkeit, und einen Waſſerfall.

Wo bleiben nun noch die vielen Landſchaften von allerley Art, mit Viehſtücken und Büſchen, und Gebäuden? und ein merkwürdiger Entwurf zu einem Familienſtücke, von Pesnen, dem groſſen Meiſter zu Berlin, der niemals völlig ausgeführet worden, ſo ſehr er es verdienet hätte? Alle dieſe Stücke nun belaufen ſich auf 56 an der Zahl.

Wie wir es nun mit Vergnügen wahrgenommen, daß dieſe erſte Beſchreibung eines deutſchen Bilderkabinets, auch in deutſcher Sprache abgefaſſet worden; woraus wir die Hoffnung ſchöpfen, daß ſolchem Beyſpiele mehrere nachfolgen werden: alſo vernehmen wir mit Vergnügen, daß wir noch andre ſolche Beſchreibungen zu gewarten haben. Namentlich beſitzen des königl. Staatsminiſters Hrn. Grafen Heinrichs des IX. von Reuß hochgebohrne Excell. dergleichen vortreffliche Galerie, die wohl beſchrieben zu werden verdienet. Eben ſo haben des Hrn. Staats- und Kriegsminiſters von Bork Excellenz, eine treffliche Sammlung von Kupferſtichen und Zeichnungen; und der Hr. Hofrath und Landrentmeiſter Buchholz, hat gleichfalls eine ſehr feine Sammlung von Originalgemälden und Kupferſtichen. Endlich iſt der berühmte Handelsherr und Wechſelhändler, Hr.

Gottskovsky, deſſen übriger, menſchenfreundlicher und edelgeſinnter Charakter, ihm bey uns, wie überall, ſchon ſo viel Ehre gemachet hat, gleichfalls mit einer ſolchen Kunſtſammlung verſehen; davon wir nächſtens eine ausführliche Nachricht zu gewarten haben. Druck, Papier und Zierrathe dieſer erſten Beſchreibung ſind ſo ſchön, daß ſie, Berlin allerdings Ehre machen werden.

VI.

D. Joſeph Gottlieb Kölreuters vorläufige Nachricht von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Verſuchen und Beobachtungen. Leipzig, in der Gleditſchiſchen Handlung 1761. in 8.

Unter dieſem Titel wird uns eine zwar kleine, doch ungemein ſchöne Schrift vorgeleget. Es iſt eigentlich nur ein Auszug aus einer großen Abhandlung, die der Hr. Verf. vieleicht mit der Zeit ans Licht ſtellen wird; wie er in ſeiner Vorrede ſelbſt ſaget: und wir wiſſen zuverläßig, daß auch ſchöne Zeichnungen dazu bereit liegen.

Der Hr. Verf. hat dieſen Auszug ſchon im 1760ſten Jahre den vierten des Weinmonaths, an den Hrn. Prof. Käſtner nach Göttingen überſchickt; und ihn darinn erſuchet, denſelben bey erſter Gelegenheit zum Drucke zu befördern. Allein, er iſt

damals

damals verlohren gegangen: deswegen tritt er erſt jetzt, auf Anrathen ſeiner guten Freunde, in Leipzig ans Licht: doch mit dem Unterſchiede, daß einige nähere Nachrichten von verſchiedenen Dingen gegeben werden, die der Hr. Prof. damals noch für gut befand, zurück zu halten; und daß einige neuere Verſuche und Beobachtungen ſind hinzugefüget worden.

Wir bemerken dreyerley darinn. Fürs erſte: Verſuche und Beobachtungen von der Befruchtung der weiblichen Theile mit dem männlichen Samen. Fürs zweyte: ob durch die Kunſt Baſtarte (hibridæ) hervorzubringen ſind. Drittens: ob der Nectarſaft ſchon wirkliches Honig iſt; oder ob er erſt von den Bienen dazu gemacht wird.

Was das erſte betrifft, ſo machet der Saamenſtaub den Anfang. Er iſt eine Sammlung organiſcher Theilchen, die bey jeder Pflanze eine beſtimmte Geſtalt haben: und das wahre Werkzeug, worinn der männliche Saame zubereitet, und zur Ausſonderung geſchickt gemacht wird.

Er beſteht aus drey Häuten. 1) Aus einer dickern Haut, oder vielmehr harten elaſtiſchen Schale: in und auf welcher ſich in gleichweit entfernten Zwiſchenräumchen die Ausſonderungsgänge des männlichen Saamens befinden. 2) Aus einer weißen Haut, welche die innere von jener; und drittens aus einem zellenförmigen Gewebe, welches abermals die innere Fläche von dieſer umkleidet. In dieſem befindet ſich die männliche Samenmaſſe; welche in unreifen Zuſtande körnicht,

feſt und halbdurchſichtig iſt. Je näher ſie aber dem Grade der Reife kömmt; deſto gleichförmiger, durchſichtiger und flüſſiger wird ſie alsdann. Durch den Druck der äußern elaſtiſchen Schale, zerreißt die reife Samenmaterie das zellenförmige Häutchen; und dringt in die Ausſonderungsgänge. Und da dieſer Druck fortdauert: ſo erfolget auch die Ausſonderung durch die dazu beſtimmten Gefäße: und zwar ſo lange, bis die elaſtiſche Schale unvermogend iſt, ſich weiter zuſammenzuziehen. Dieſes geſchieht aber nicht auf einmal; ſondern ganz allmälig. Und das Zerplatzen des Samenſtaubes, welches einige geſehen zu haben, vorgeben, iſt ihm nicht eigen. Es iſt vielmehr etwas widernatürliches; ſo von dem eingeſogenen Waſſer gewaltſamer Weiſe entſteht.

Dieſelbige Samenmaterie iſt, nach der Beobachtung des Hrn. Verfaſſers, ölichter Natur: und vermiſchet ſich daher ſehr leicht, aufs vollkommenſte und innigſte, mit der Feuchtigkeit des weiblichen Geburtsgliedes (ſtigma); weil dieſe ebenfalls ölichter Natur iſt. Dieſe beyden vermiſchten Feuchtigkeiten können alsdann gar bequem von dem Stigma eingeſogen; und durch das Stielchen in den Eyerſtock zurückgeführet werden. Dieſes aber geht mit der körnichten Materie des Samenſtaubes, wie einige behauptet haben, ſchlechterdings nicht an: weil der Durchmeſſer der Gefäße, die dieſe einſaugen ſollen, bey den meiſten Pflanzen weit kleiner iſt, als dieſe Körnerchen ſelbſt.

Zu

Poſt 3) Dauidis dicta *ſimili iam robore victa* &c.

Die Bibliothek zu St. Gallen beſitzt auf dieſe Stunde ein geſchriebenes Exemplar dieſes Buches, welches mit ſo genannten Gloſſen, oder Erläuterungen, verſehen, und, allem Anſehen nach, ſelbſt von dem Verfaſſer *Ekkehardo*, geſchrieben iſt. Die Gloſſen von den dreyen hier angeführten, und ſonſt nicht völlig verſtändlichen Knittelverſen heiſſen alſo: 1) Teutonice propter charitatem discipulorum, plures libros exponens &c. &c. 2) *Gregorii* Moralia. 3) *Pſalterium*, in quō omnes qui *barbaricam* *) legere ſciunt multum delectantur. *Kiſila* Imperatrix, **) operum ejus auidiſſima, *Pſalterium* ipſum & *Iob* ſibi exemplari ſollicite fecit,

*) Die Fränkiſchen deutſchen Mönche, welche damals etwas Latein verſtunden, trugen gar kein Bedenken ihre eigne Mutterſprache, *barbaricam*, eine barbariſche und ausländiſche, ohne genugſame Uberlegung des darunter verborgenen Wiederſpruches, ſelbſt zu nennen; wie es ſonſt von ihr die Römer und Griechen nach ihrer langen Gewohnheit zu thun pflegeten. Ja, ſelbſt die Uberſchrift dieſes Werkes heiſſet nach dieſer Redensart: Incipit translatio *barbarica* Pſalterii Notkeri tertii.

**) *Iſſerius* de ſcripturis & Sacris Vernaculis p. 130. will unter dieſem Namen, Kiſila, die Römiſche Kayſerin *Chunegundis*, eine Tochter des Pfalzgrafen bey Rhein, Siegfrieds, und Gemahlin Henrichs II. verſtanden wiſſen; als von welcher bekannt iſt, daß ſie nach ihres Eheherren im Jahr 1025. erfolgtem Tode, in ein Kloſter gegangen und daſelbſt ihre Zeit allein mit Leſung und Betrachtung geiſtreicher Schriften und Lieder zugebracht habe; ſo wir an ſeinen Ort geſtellet ſeyn laſſen.

Zu einer vollkommenen Befruchtung, wird bey jeder Blume eine gewiſſe zureichende Anzahl Samenſtäubchen erfodert; welche in Anſehung der Menge, ſo ſich darinnen findet, ſehr klein iſt. Der Hr. Verfaſſer hat bey einer einzigen Blume, der Ketmia, die von gewöhnlicher Größe war, 4863 Saamenſtäubchen gezählet; die doch bey einer vollkommenen Befruchtung nicht mehr als etliche und dreyßig reife Saamen trägt. Er hat durch viele Verſuche gefunden, daß nicht mehr, als funfzig bis ſechzig Stäubchen dazu erfodert werden. Von einer geringern Anzahl Stäubchen aber erfolgete auch nach dieſem Maaße eine geringere Anzahl reifer Körner. Nicht die geringſte Befruchtung aber kam zum Vorſcheine, wenn er weniger, als zehn Stäubchen dazu nahm. Dieſes geſchah bey der ſchönſten Witterung. War aber dieſe kälter: ſo wurden zur vollkommenen Befruchtung auch mehrere Stäubchen erfodert.

Der Hr. V. hat durch ſeine Verſuche und Erfahrungen befunden, daß diejenigen Pflanzen, die mehr als ein Stigma, und mehr als eine Saamenzelle zugleich haben, jedes Stigma mit allen Zellen in einer genauen Verbindung ſteht. Denn er hat einige Stigmata weggeſchnitten; und dennoch in allen Zellen vollkommene Saamen erhalten. Dieſes erfolgete auch noch da, wo ſie alle bis auf eins weggeſchnitten waren; wenn nur dieſes mit genugſamer Menge Saamenſtaub beleget wurde. Ja, dieſes fand auch noch ſogar bey denenjenigen ſtatt, wo man von der Lage, Richtung und den übri-

gen Beſchaffenheiten das Gegentheil hätte urtheilen kön̄en. Es iſt alſo falſch, was einige der neuern ſagen, wenn ſie behaupten, daß in einer Zelle, wo das darauf paſſende Stigma weggeſchnitten wäre, keine Befruchtung erfolge.

Die Beſtäubung des Stigma wird auf fünferley Art vollbracht. 1) Durch die unmittelbare Berührung beyder Geſchlechtstheile: welches von der geſchickten Lage und Verbindung derſelben herühret. 2) Durch eine kleine Erſchütterung: ſie geſchehe nun durch den Wind, oder von Inſekten; oder von beyden zugleich. 4) Durch ein ſchnelles Aufberſten der Staubkölbchen. Es werden überall Beyſpiele und ſchöne Beobachtungen angeführet; die wir aber übergehen müſſen: außer daß wir von der fünften was weniges gedenken wollen; weil ſie nicht nur was neues, ſondern auch was wundernswürdiges iſt.

Dieſe ſaget der Hr. Verf. geſchieht durch Inſekten allein. Da nämlich nicht alle Pflanzen ſolche Blumen haben, wo beyde Geſchlechter in einer beyſammen ſind (flores perfecti); ſondern es viel ſolche giebt, da in einer Blume die männlichen, in der andern aber die weiblichen Zeugungstheile liegen (relativi): dieſe beyderley Blumen aber zwar oftmals auf einer (monophyli); oftmals aber auch verſchiedene Pflanzen, die doch zuſammen gehören (diphyli) anzutreffen ſind: und doch gleichwohl aus den vorhergehenden Urſachen, der Samenſtaub, den weiblichen Blumen nicht kann beygebracht werden: ſo ſind hier die Inſekten

die

die Inſtrumente. Sie ſuchen den ſüßen Saft, der im Grunde der Blume liegt; der theils der Nectarſaft; theils aber eine ölichte ſüße Feuchtigkeit iſt, die aus dem Stigma ſelbſt quillt. Kommen ſie nun auf eine männliche Blume: ſo hängt ſich Staub davon an ihren Körper, welcher ſtark mit Haaren bewachſen iſt. Der Hr. Verf. hat ſo gar bemerket, daß ſich einige oftmals darinn herumwälzen. Von da gehen ſie aus gleicher Abſicht weiter. Kommen ſie nun auf eine weibliche Blume von dieſer Art: ſo müſſen ſie ebenfalls bis auf den Grund. Hier ſtreifen ſie auf der Feuchtigkeit des Stigma, und durch andre Urſachen, ſich ſelbſt unwiſſend, den Saamenſtaub ab. Und durch dieſes Mittel tragen ſie den weiblichen Zeugungstheilen den männlichen Saamen zu.

Hieraus lernen wir abermals einen Beweis, wie weislich der Schöpfer bey Einrichtung ſeiner Werke verfahren hat. Dinge, die wir oftmals unſerer Betrachtung kaum, oder gar nicht würdig ſchätzen, erfüllen dennoch ſeine erhabenen Abſichten.

Die Ordnung führet uns auf die Baſtarte; der Hr. Verf. ſaget, daß diejenigen, ſo die Kräuterkenner dafür ausgegeben hätten, wohl mehrentheils unzeitige Geburten einer übertriebenen Einbildungskraft ſeyn möchten. Wir wollen die Urſachen mit Stillſchweigen übergehen, die er angiebt; warum nicht ſo leicht, und öfters Baſtarte hervorgebracht würden: wenn ſich die Pflanzen in ihrem natürlichen Zuſtande befinden, und bloß den Wirkungen der Natur überlaſſen ſind. Wir

wollen hier nur der Verſuche Erwähnung thun, die er gemacht, durch die Kunſt Baſtarte hervorzubringen: und die ihm auch ſchon gelungen ſind.

Er hat mit dem Saamenſtaube von der Nicociana paniculata Linn. den Eyerſtock der Nicocianæ ruſticæ befruchtet; reiſe Saamen, und noch in eben dem Jahre junge Pflanzen erhalten. Dieſer Verſuch iſt bey vielen Blumen, zu verſchiedenen Zeiten, und mit der möglichſten Vorſicht gemachet worden. An dieſem Saamen fand ſich ſchon etwas, welches einen Unterſchied zwiſchen ihm und den natürlichen machte: bey den jungen Pflanzen aber nichts ſonderliches. Da ſie aber zur Blüthe kamen, ſah er ſeinen Endzweck glücklich erreichet. Die Ausbreitung der Aeſte, die Lage und Farbe der Blume überhaupt, hielten nicht allein das Mittel zwiſchen beyden natürlichen Gattungen: ſondern es zeigte ſich auch bey allen, zur Blume ins beſondere gehörigen Theilen, eine faſt geometriſche Proportion; in Abſicht auf die beyden Stammältern: die Staubkölbchen ausgenommen. So vollkommen auch die übrigen Theile dieſer Blume waren, ſo war es doch der Samenſtaub nicht. Dieſer war leer; und gänzlich ohne Samenmaterie. Es erfolgete auch keine Befruchtung. Denn unter einer unzählichen Menge von Blumen, war auch nicht ein einziger Saamen. Alle dieſe Urſachen zuſammen genommen; verdienet dieſe Pflanze mit allem Rechte ein botaniſcher Mauleſel genennet zu werden. Es werden noch andere ſchöne Verſuche

angeführet, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen.

Viele der alten und neuern Schriftſteller behaupteten, doch ohne Beweis, daß der Nektarſaft ſchon wirkliches Honig wäre; es dünſtete nur die übrige Feuchtigkeit in den Zellen der Bienen aus. Schwammerdamm aber war einer andern Meynung. Hierinn gewiß zu werden, machte der Hr. Verf. ſelbſt Verſuche. Er ſammlete Nektarſaft, ließ ihn ausdünſten, und erhielte bloß dadurch einen wahren Honig.

Es wäre zu wünſchen, daß wir die größere Abhandlung bald zu ſehen bekommen möchten. Wir lernen zwar ſchon aus dieſem ſehr vieles, welches die Gränzen der Naturgeſchichte erweitert: und die hartnäckigſten Zweifler von dem Geſchlechte der Pflanzen überführen muß: allein eine weitläuftigere Beſchreibung wird uns dennoch allemal lehrreicher ſeyn. Die Schreibart des Hrn. Verfaſſers in dieſer botaniſchen Materie hat uns ſehr vergnüget.

VII.

Der Einſiedler, ein Trauerſpiel in Verſen, von einem Aufzuge. Karlsruhe, verlegt von Michael Maklot. 1761. 3 Bogen in Octav.

Bey der Menge von Trauerſpielen, die nun ſeit einigen Jahren erſchienen ſind, muß man doch geſtehen, daß es uns Deutſchen noch immer

an

an Stücken fehlt, die fähig wären, uns auch in diesem wichtigen Felde der Poesie, bey Ausländern denjenigen Beyfall zu erwerben, den einige gute Köpfe unserer Nation, wegen anderer Arbeiten schon längst erhalten haben. Zwar läugnen wir nicht, daß wir einige wenige Stücke aufweisen können, die viele Schönheiten besitzen, und die vielleicht ohne Tadel sind. Aber die meisten übrigen Geburten, die man mit dem prächtigen Namen Trauerspiel benennet hat, sind doch gewiß nicht so beschaffen, daß sie einige Aufmerksamkeit erregen, und ihren Verfassern wahre Ehre bringen könnten. Was mag wohl daran Schuld seyn, daß es mit den meisten hierinn so schlecht fort will? Es müssen doch Hindernisse seyn, die wichtig sind: und vielleicht ist die Größe des Gegenstandes eine der vornehmsten mit. Wir wollen hier itzt nichts bestimmen, so viel sich auch davon sagen ließe. Allein dieß läßt sich leicht einsehen, und wir können es nicht oft genug wiederhohlen: daß die gar zu große Nachahmung der Ausländer, besonders der Engländer, den nächsten Grund von diesem Uebel enthält, das noch bis itzt nicht hat geheilet werden können; weil diejenigen, die damit behaftet sind, noch immer gegen die besten Ermahnungen taub gewesen. Man kennet nun schon die Arbeiten, wovon wir reden. Man mag sie nun auch von einer gewissen Seite rühmen, wie sehr man will; man sieht doch schon, wer sie sind: und die Nachwelt wird sich gewiß nicht äffen lassen, und noch vielweniger das Dunkle, das Schwülstige, das Lächerlich-erhabene, und wie

man

man alle die Poſſen nennen will, die man für Schönheiten ausgiebt, für die Tugenden halten, die nothwendig dergleichen Stücke erfodern, wenn ſie gefallen wollen. Mehr mögen wir itzt nicht davon reden. Es bleibt allemal ein Uebel; und man wird es ſchon erkennen, wenn man nur anfängt, etwas weniger parteyiſch zu ſeyn, und etwas weniger Eigenliebe für ſich ſelbſt zu hegen.

Wir kommen auf den gegenwärtigen Verfaſſer. Er ſcheint ein junger Dichter zu ſeyn, der von der Natur mit einigen Talenten begabet iſt; kurz, der es vieleicht in ſeiner Gewalt hat, inskünftige einmal eine ziemliche Stelle unter unſern guten Dichtern einzunehmen. Nur muß er ſich hüten, daß er nicht zu bald mit ſeinen Arbeiten hervortritt; und daß er ſich nicht zu ſehr auf ſeine angebohrne Fähigkeiten, oder auf den Beyfall einiger Freunde verläßt! Beydes kann ihm ſehr ſchädlich ſeyn, und diejenigen Tugenden in ihm erſticken, die itzt erſt hervorſchimmern, und die wir in dieſem Verſuche bemerkt zu haben glauben. Es wird für ihn ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn wir von der Anlegung ſeines Entwurfes, von der Knüpfung des Knotens, von der Entwickelung, und von allen übrigen Erforderniſſen des Trauerſpiels nichts erwähnen; denn vieleicht hätten wir alsdann mehr als eine Urſache, etwas ſcharf mit ihm umzugehen. Wir würden ohnedieß nur alte Regeln wiederhohlen müſſen: und die Anwendung derſelben auf gegenwärtiges Stück würden wir, wegen Kürze des Raums, doch

nicht

nicht gehörig ausführen können. Wir rathen dem jungen Dichter daher, sich fleißig mit solchen Schriften bekannt zu machen, die die Materien weitläuftig und richtig genug abhandeln, und deren wir heutiges Tages in ziemlicher Menge, sowohl unter den Franzosen, als unter uns Deutschen, aufweisen können. Um aber unsern Lesern wenigstens zu zeigen, daß unser Verf. wirklich Fähigkeiten besitzt, die ihm Beyfall verschaffen können, wollen wir einige Stellen abschreiben, die gewiß allen Lesern von Geschmack und Einsicht gefallen müssen. Der Schauplatz ist ein einsamer Hügel. Theodor, der der Held dieses Stückes ist, sieht die Sonne, und hebt im ersten Auftritte an:

Wie freundlich grüßest du mein kleines Königreich,
Wohlthätiges Gestirn! dem Auge Gottes gleich.
Doch dieses ist von mir auf ewig abgekehret.
O Zorn des Ewigen! Zu lang hast du gewähret.
Bis an den Rand der Welt, bis unter dieses Dach,
Furchtbarer! schleuderst du mir deine Donner nach.
Vergebens hab ich mich vor deinem Blick versteckt;
Auch hier in dieser Kluft hast du den Wurm entdeckt,
Den ehmals deine Hand zum Thron erhoben hat,
Und den dein starker Fuß in seinem Grimm zertrat.
Ich Unglückseliger! was war denn mein Verbrechen?
Gebothst du mir nicht selbst laut für mein Volk zu sprechen,
Das ein gekröntes Kind in harte Fessel schlug?
Allein du hörst mich nicht, du hast noch nicht genug.
O letzte Hoffnungen! ihr reizet mich vergebens;
Auch ihr rauscht nur dahin, zum Glücke meines Lebens,

In

Iſt jenes todte Meer, das jeden Traum verſchlingt,
Den kein entflamter Wunſch, kein Sternlauf wiederbringt.
Mein Freund! der einzige, der mir noch treu geblieben,
Nachdem die Tyranney mich aus der Welt vertrieben;
Mein Frommhold iſt nicht mehr. Ein wütender Orkan,
Begrub den frömmſten Knecht im bittern Ocean.
Ach! oder er erlag vom kriegeriſchen Schwerdte,
Das die zum Paradies von Gott geſchaffne Erde,
Vier lange Jahre ſchon mit Bruderblut entweiht.
Vielleicht —— mein zitternd Herz bejaht die Grauſamkeit.
Ja, meine Feinde ſind auch noch nach funfzehn Jahren
Nicht menſchlicher, als ſie bey meinem Sturze waren.
Ihr Haß verfolgt noch einſt mein moderndes Gebein;
O Himmel! könnt ich nur allein das Opfer ſeyn!
Ein Heiligers als ich ruht dort im Schooß der Erde,
Das zweyte kniet auch ſchon auf dem Opferheerde,
Ein unſchuldvolles Kind, ſo jenem Lamme gleicht.
Das auf Moria Gott ſein Leben dargereicht.

Was ſagt man zu dieſen Verſen? Hat der Verfaſſer das Mechaniſche der Poeſie nicht ziemlich in ſeiner Gewalt? Und hat ihn der Reim wohl einmal zu harten, oder ungeſchickten Beywörtern verleitet? Wir können ihn alſo hier nicht anders als loben. Man wird auch aus dieſer Stelle ſchon etwas von dem Inhalte des Stückes ſelbſt vermuthen können. Das Kind, davon er geredet, und das ein Opfer werden ſoll, iſt Seraphina. Er hatte es für ein gefundenes Hirtenkind ausgegeben; aber es war es nicht. Er will ihm ſeinen wahren Urſprung entdecken, ehe er ſtirbt. Er fährt deswegen fort:

O du mein Heiligthum, mein Kummer, meine Luſt!
Was für ein Donnerſchlag droht deiner zarten Bruſt!
Er wird das Paradies, das in dir blüht, zerſtören,
Und dich, die Unſchuld ſelbſt, vor Henkern zittern lehren.
Gewiſſen und Natur, warum verſtummt ihr nicht?
O warum zwingt ihr mich zu dieſer ſchweren Pflicht?
Sie kömmt, ihr Antlitz glüht von einer heitern Freude,
Wie blutet mir das Herz! Gott ſtärk uns alle beyde!

Seraphina erſcheint: (2ter Auftritt) Sie hat ein Körbchen voll Nüſſe, die ſie geſuchet hat, und ihm bringen will. Sie ſieht ihn weinen; ſie fragt ihn, warum? aber er ruft aus:

Mein Kind .. Gott ſegne dich .. ich habe keinen Segen.

Sie antwortet:

Was will doch euer Herz mit dieſen lauten Schlägen?
Und warum ſtöhnt es ſo, das beſte, beſte Herz?
Mein Vater, gebt mir auch etwas von eurem Schmerz. ..
Ihr ſchweiget? darf ich nichts von eurem Kummer wiſſen?
Wie? noch mehr Thränen? ach! die muß mein Mund entküſſen.
Nun weinet keine mehr, mein Vater, keine mehr,
Sie fallen in mein Herz, und machen es ſo ſchwer,
So ſchwer — —

Dieſe Stellen ſind hinreichend, unſer Urtheil zu beſtätigen. Bey Kleinigkeiten, die ſich hier und da wohl tadeln ließen, wollen wir uns nicht aufhalten. Ueberhaupt iſt unſre Meynung, daß man Anfänger in der Dichtkunſt, wenn ſie in der That einige Spuren von der Begeiſterung zeigen, beſonders

fecit, &c. Was wollen wir weiter Zeugniß? Doch es ſind deren noch mehr vorhanden, die alle dieſes ebenfalls bekräftigen, und noch zum Theil älter als *Lambecius* ſind.

Der Herr Pater hat aus einer groſſen Menge derſelben nur allein ſieben, und auch dieſe faſt zum Uberfluße, nahmhaft gemacht; als Melchior Goldaſten, Theodor Zwingern, Gabriel Bucelin, Johann Stumpfen, *Henricum Pantaleonem*, *Marquardum Freherum*, und den Herrn *du Pin*, deren aller Ausſpruch und Wort in dergleichen Fällen bey der gelehrten Welt durchgehends viel gelten. Wer Luſt hat, mag der drey erſtern und des letztern ganz angeführte Zeugniſſe bey ihm ſelbſt nachleſen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ihre Übereinſtimmung hierinn auch dadurch ein mehreres Gewichte bekommt, und um deſto weniger vor verdächtig gehalten werden kan, je mehr man erweget, daß ſie nicht zu einer Zeit, noch auch an einem Orte gelebet haben, vielweniger einerley Glaubensformel zugethan geweſen ſind.

Allein damit iſt unſer Verfaſſer noch nicht vergnügt; ſondern er führt hiernechſt auch vier nachdrückliche Gründe ſeines Satzes an, deren wir billig gedenken müſſen. Der erſte beruhet auf dem unläugbaren Augenſcheine verſchiedener alten und tüchtigen Handſchriften dieſes verdollmetſchten Pſalters, welche den *Notkerum* offenbar vor den Urheber deſſelben angeben. Von dem erſt erwehnten Exemplar der Kayſerin *Giſilae*, welches durch *Ekkehardum* vermuthlich aus dem Autographo ſelbſt genommen worden iſt, nichts wiederum zu

geden-

bers aber diejenigen, die ſich auf Dinge dieſer Art legen, mehr aufmuntern als abſchrecken müſſe. Und dieſe Billigkeit hoffen wir bey unſerm Verf. nicht ohne Grund anwenden zu können. Wir wünſchen ihm daher ins künftige zur Unternehmung neuer Stücke dieſer Art viel Luſt, viel Fleiß und viel Ueberlegung. Vielleicht erſetzt er alsdann alles das, was ihm itzt noch zu fehlen ſcheint, und das ihm doch unentbehrlich iſt.

Wir könnten noch viele Fragen an ihn thun, und unter andern, warum er nicht ſtatt des Einſiedlers, die Seraphine, dieſes unglückliche Mägdchen zur Hauptperſon ſeines Stücks gewählt? Sie ſcheint uns viel bequemer dazu, und alle andere Situationen, und was er ſonſt Gutes dabey angebracht, hätte deſſen ungeachtet, noch eben ſo gut ſtatt finden können. Aber wir wollen ihm dergleichen kleine Anmerkungen ſchenken. Doch können wir uns nicht enthalten, unſern Leſern, zum Beſchluſſe, noch eine Stelle mitzutheilen, von der wir glauben, daß ſie gefallen wird. Theodor, der Einſiedler, klagte noch immer über ihr Schickſal: er geht ab, und will zu Gott für ſie bethen. Seraphina vernimmt es, und ruft im 3ten Auftritte für ſich aus:

Er eilt, der Patriarch, vor Gottes Thron zu treten,
O Heil ihm! auch für mich und ſeine Seele bethen.
Welch eine Seligkeit faßt der Gedank in ſich!
Der frömmſte Sterbliche, der bittet Gott für mich.

Ich konnte ſein Gebeth in ſeinen Augen leſen.
Hör auch das meinige, du Vater aller Weſen!
Erſcheine deinem Freund, den ſchwarzer Kummer frißt,
Und ſchenke mir ein Herz, das ſeiner würdig iſt.
Dort knieet er im Buſch. Wie er die Hände ringet!
Was für ein Perlenſtrom aus ſeinen Augen dringet!
Ihr Thränen des Gebeths, wie ſchön iſt euer Lauf!
Ihr fallt nicht in den Staub, euch faſſen Engel auf;
Um euch in Gottes Schooß lobſingend auszugießen.
Was ſeh ich! — — (Sie entflieht.)

Eben erinnern wir uns, ein gewiſſes engliſches Gedicht geleſen zu haben, das faſt eben den Inhalt hat. Wenigſtens dünkt uns noch, daß ebenfalls ein Einſiedler die Hauptperſon war, daß er ebenfalls aus gewiſſen unredlichen und ungerechten Abſichten, aus ſeinem Vaterlande vertrieben war, und zu einer Einöde ſeine Zuflucht genommen hatte. Man ſchreibt es dem Mallet zu. Es ſcheint alſo, daß unſer Verfaſſer ſich deſſen bedienet habe, oder daß ihm ſolches wenigſtens Anlaß dazu gegeben. Genauer können wir es itzt nicht beſtimmen, weil wir das Stück des Engelländers nicht gleich bey der Hand haben. Allein das brittenzende Heil ihm! ſcheint unſern Einfall zu beſtätigen. Denn welcher Deutſche ſpricht wohl ſo?

VIII.

Funeſtam Everſionem Vitembergæ deflet, &c. M. Fridericus Chriſtianus Baumeiſterus, Auguſti Gymnaſii Gorlicenſis Rector. Gorl. 1761. D. XXIII. Apr. ex offic. Fickelſch. in 4.

Wir müſſen doch zum Anfange dieſes Jahres gleich auch den lateiniſchen Muſen unſere Aufwartung machen, und ihnen ein Stück anpreiſen, welches geleſen und aufbehalten zu werden verdienet. Der berühmte Hr. Rector Baumeiſter, deſſen Verdienſten wir ſchon bey andern Gelegenheiten in der Beredſamkeit und Dichtkunſt Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen, hat ſeiner alten Liebe gegen Wittenberg auch einen Ausbruch verſtatten wollen. Das traurige Schickſal dieſer alten und guten Stadt, darinn er den Grund ſeiner Gelehrſamkeit gelegt, und wo er im Anfange ſelbſt gelehret, iſt ihm billig zu Herzen gegangen. Doch wir thun beſſer, daß wir gleich ſein Klagelied ſelbſt hören; davon wir aber nur Anfang und Ende zur Probe geben können.

Vos, Vitebergenſes cineres, vos, diruta ſaxa
Antiqui templi magnificique canam.
Saxa canam? potius lacrimis tua rudera ſas ſit
Humectare piis, Leucoris, igne cadens.

Quam mihi prolicuit Tua ſors ſenſusque doloris,
Sit (dare plura vetor,) guttula ſacra Tibi.

O mihi jam dudum, velut altera patria, dulcis,
O nimium dulcis tu Viteberga mihi!
Dulce tuum nomen maneat, certeque manebit,
Dum mihi ſenſus erit, dum mihi vita manet.
Dulce recordari maneat tua munera tanta,
Queis libuit Muſis me decorare tuis.
Dulce manet, maneatque mihi, meminiſſe tot artes,
Quas fonte exhauſi limpidiore tuo.
Tu velut indulgens foviſti mater alumnum,
Me, ſed me ſolum? quin ſimul addo, meos.
Tu mihi præſidium fortunæ & fulcra paraſti,
Quæ potuere meam conſtabilire domum.
Præmia doctrinæ ſperabam? Sola dediſti
Tu, quam ſperabam, præmia plura mihi.
Alma tibi mater, tibi debeo, quicquid honoris,
Quicquid & in vita proſperitatis erit.

Hier übergehen wir etwas, um die ſchöne Beſchreibung des Unglücks mitzunehmen.

Aſt! aſt interea venit ultima ſummaque, fato
Fixa dies, Muſis exitioſa dies.
Nox venit horribilis, qua funditus eruit urbem
Et cremat inſontes hoſtica flamma domos.
Corruit, horreſco referens, ah! corruit igne
Arx, templum, & quot non tecta ſepulta jacent?
Vrbs celebrata cadit, cadit antiquiſſima ſedes
Pieridum. Fuit hem! gloria, flosque fuit.

No-

Nomen honosque fuit. Steterat quæ ſæcula tanta,
Vrbs, quæ floruerat ſæcula tanta, ruit.
Fundite, Pierides, lacrimas, & fletibus adde
Fletus, Lutheri dogmata quisquis amas.
Si non ſunt ſilicis tibi circum pectora venæ,
Poſteritas, pavitans & gemebunda tremes.
Caſibus inſolitis, fieri quos poſſe negabis,
Horreſcet pectus, mensque ſtupore gemet.
Nec ſiccis oculis, (quis enim, qui talia lectu
Percipit, a lacrimis temperet?) iſta leges.

Nun erzählet der Dichter den Urſprung und die Schickſale Wittenbergs, und darauf führet er auf der X. Seite die Religion ſelbſt bey Luthers und Melanchthons Gräbern redend ein:

Adſtiterat nuper, ſubitis tremefacta ruinis
Leucoridos, pectus diriguitque gelu.
Lutheri ad tumulum ſteterat, lacrimisque per ora
Fuſis, plangebat, pulvere ſparſa caput.
Veſtis ſordidior corpusque latusque tegebat,
Vix præ ſingultu denique fata ſuit.

Hem! Viteberga, mei vindex, ſtudioſa tuendi
Verbi divini mater, ad ima ruis.
Ah! ruis, & flammis ultricibus atria templi,
Antiqui templi magnificique cadunt.
Templi, ex quo primum, longa caligine pulſa,
Terris affulſit luxque decusque meum.
Hæc mihi prima ſuit ſedes, tutiſſima ſedes,
Quæ mihi præſidium perfugiumque dedit.

Turpiter exul eram, fœdis erroribus acta,
Obductis tenebris, lux mea nulla fuit.
Cæca ſuperſtitio funus mihi triſte parabat,
Sacraque polluerat, pollueratque ſcholas.
Denique LVTHERI (mihi quam venerabile nomen!)
Ad cujus cineres ſto tumulumque tremens.
Hujus LVTHERI ſtudio, virtute, pioque
Zelo, lux rediit vitaque priſca mihi.
Robore LVTHERI divino læta tropæa
Victrix, devictis hoſtibus, inde tuli.
O quantos fructus hæc tunc victoria toti
Attulit Europæ! commoda quanta piis?
Et quantum debet totus, qua purior, orbis
Tum, LVTHERE, tibi, tumque, PHILIPPE, tibi.
Perſonuit quoties hæc templi machina, Veſtris
Melliſluis verbis eloquioque pio!
Quanta vi mentes fulmen penetrabile verbi
Divini tetigit, perculit atque feros?
Et quantis ſpatiis mea lux, diffuſa per orbem,
Hoc templo erupit promicuitque diu?
Hæc, hæc, quæ viguit tot ſæcula, gloria lausque
Tam cito nunc periit, diſperiitque decus.
Flamma furit, volat ignis edax, & corripit eheu!
Corripit, & turres deſtruit atque domos.
Mens tremit & refugit diri meminiſſe diei,
Quo cito deſtrueris, quo, Viteberga, ruis. &c. &c.

Den Schluß machet die Vorſicht, die vom Himmel kommt, in folgenden Zeilen:

Dixit

Dixit Relligio, gemebundaque dicere plura
Cum vellet, labi eſt viſa Prónœa polo.
Quid triſtaris, ait, Viteberga, quid anxia curas
Verſas ſub mœſto pectore, quidque gemis?
Inſolito caſu, fateor, magnisque ruinis
Antiquam requiem perdis & omne decus.
Corruis. At ſurges multo lætiſſima. Muſæ,
Promtius ut doceant, conticuere tuæ.
Pulvere templa jacent fœdo velut obruta. Splendor
Olim fulgebit lætior atque jubar.
Si convulſa ſcholæ ſunt fundamenta realis,
Ex cinere, ut Phœnix, ſurgere nonne poteſt?
Si periere tuo tot opes, tot commoda civi,
Quam cito pax reddet, quæ periiſſe putas!
Et ſi LVTHERI cathedram, cathedramque PHILIPPI
Fumantem videas, ſunt ſacra ſalva tamen.
Incorrupta manent LVTHERI dogmata, ſalva
Durando ſtabunt, donec hic orbis erit.
Molliter oſſa cubent LVTHERI, nec ferus hoſtis
Conturbet tanti buſta quieta Viri.

O Deus, o ſupreme parens! his annue votis,
Otia reſtituas, reſtituasque decus!
Quicquid terrifici Martis furialibus armis
Aut periit flammis igneque, redde Deus!
Quicquid turbati cives miſerique coloni
Funeſto hoc perdunt tempore, redde Deus!
Redde Deus pacem! pacem, Deus optime, redde!
Saxoniæ redeat Rex, Pater, atque ſalus!

IX.

Kleine Zuſchriften und Gedichte eines preußiſchen Befehlshabers vom löbl. Raminiſchen Regimente, an den Freyherrn von Schönaich, beym Durchmarſche durch Croſſen an ihn abgelaſſen.

Auch der Krieg ſelbſt liefert Blumen auf den Parnaß. Es ſcheint, daß das Beyſpiel eines edlen von Kleiſt, uns noch mehr künftige Dichter unter den Waffen erwecken werde. Hier ſind ein Paar Proben von einem, den wir, wie man uns verſichern wollen, die unlängſt erſchienenen Jugendfrüchte zu danken haben; der aber noch, wie Apelles hinter der Tafel verborgen bleiben will. Die horaziſche Nachahmung der Ode: Exegi Monumentum ære perennius, zeiget, daß dieſer junge Dichter, auch mit den Alten bekannt iſt. Und was kann man alſo nicht von ihm hoffen?

An den Freyherrn von Schönaich.

Du, den der Muſen Chor einſt lächelnd angeblickt:
Dem Deutſchlands Phöbus ſelbſt den Lorber zugeſchickt;
Der ſchwungreich ſich erhob, um uns den Ruhm der Helden,
Die Rom und Hunne floh, dem Mars gleich zu melden,
Der ſich im Drama wies; der Thoren ſchamroth macht,
Wenn ſeines Satirs Spott bey ihren Laſtern lacht;
Du, der du kenntnißreich der Krieger Schwächen tadelſt,
Durch Vorzug und Verdienſt dich eigenthümlich adelſt:

Ver-

Verzeih dem ſchwächern Witz, den Gottſched nicht gebildt,
Wann ein verwandtes Blut gleich Herz und Adern füllt!
Verzeih es dem Geſchmack an deines Geiſtes Schätzen,
Die Seelen ſeiner Art belehren und ergötzen,
Wenn ſich ein fühlend Herz, durch Krieg noch nicht verwöhnt,
Voll Hang zur Wiſſenſchaft, nach deinen Werken ſehnt.
Erlaube, Muſenfreund! zum ſchönſten Unterrichte,
Zum beſten Zeitvertreib itzt deines Geiſtes Früchte.
Wann Mars mich von hier ruft: ſo ſchickt die Dankbarkeit
Die Lieder dir zurück, die deine Huld mir leiht.

Kreſſen, den 2. d. Windm. 1761.

Antwort an eben denſelben.

Monſieur,

Je le crois de même, que mon Nom n'eſt pas un Peché: mais je ne ſaurais comment appeller la Hardieſſe de Vous incommoder. Vous me faites rougir par l'obligeante Façon, avec laquelle Vous m'envoyez un de Vos Ouvrages. Je le lirai avec le-plus grand Plaiſir, & ſi Vous me permettez, je ne manquerai pas de profiter de la Permiſſion, de Vous rendre mes Remencimens de Bouche. J'ai l'Honneur d'etre &c.

N. N.

Nach dem Horaz.

Ich hab ein Denkmaal mir erhöhet,
Das Erzt an Dauer übergehet,
Und Pyramiden ſelbſt an Größe überſteigt;
Auf das umſonſt der Regen wüthet,
Das Stürmen kühn die Stirne biethet,
Das ſelbſt der Zeiten Raub nicht bis zum Umſturz beugt.

Der ſtarke Tod droht mir vergebens
Den ganzen Untergang des Lebens,
Der größte Theil von mir bleibt doch der künftgen Zeit.
Mir werden neue Lorbern blühen,
Und meinen Aſchenkrug umziehen,
So lang des Prieſters Hand den Göttern Weihrauch ſtreut.

Wo waſſerarm der Daunus fließet,
Wo Aufidus ſich laut ergießet,
Preiſt einſt der Nachwelt Mund mein neuverſuchtes Lied,
Der Hoheit Ehre dünkt mich eitel:
Komm, Muſe! kröne meine Scheitel
Mit Delphis ewgem Grün, das Dichtern heilig blüht.

Dieß ſang, doch in erhabnen Tönen
Horaz, mein Freund, der Freund des Schönen,
Der Pindars Bahn betrat, und Pindars Flug erreicht.
Ja! unzählbarer Jahre Menge
Hat die prophetiſchen Geſänge
Des Beyfalls nicht beraubt, den Rom ihm ſchon bezeigt.

gedenken; ſo verwahret die Kloſterbibliothek zu St. Gallen eines, ſo auf Pergament im 12. Jahrhundert, ſehr ſauber geſchrieben, und, etwas weniges ausgenommen, dem von *Lambecio* beſchriebenen Kayſerlichen Codici ſo ähnlich iſt, als immer ein Ey dem andern ſeyn kan. In dieſem Exemplare nun ſtehet zwiſchen den Anfangsworten des erſten Pſalmens, u. mithin dieſes ganzen Werkes: Beatus vir &c. gar künſtlich nach damaliger Gewohnheit und mit Zinober dieſer Titel eingemahlet:

Incipit translatio barbarica Pſalterii Notkeri tertii;

und am Ende lieſet man von eben derſelben und ganz einerley Hand des Abſchreibers folgendes Diſtichon geſetzet:

Notker Teutonicus *Domino finitur amicus*
Gaudeat ille locis in Paradyſiacis.

Verſtändige Kenner der Alterthümer wiſſen ohne viel belehrt zu werden, daß vor Alters, weder die Verfaſſer, noch die Abſchreiber, gar zu oft ihre Namen denen Handſchriften beygefüget haben. Es mag nun dieſes bey einigen aus Demuth, bey andern aber aus Vorſicht geſchehen ſeyn; ſo bleibet doch ſo viel richtig, daß die Codices, welche dergleichen Namen aufweiſen, mehr Anſehen verdienen, als die übrigen. Sonſt war in gedachtem Kloſter um den Anfang des 16. Jahrhunderts noch ein anderer ſolcher Codex mit *Notkeri* ausdrücklichem Namen vorhanden; der aber im Jahr 1529. bey der vorgegangenen Religionsänderung, nebſt vielen andern ſolchen alten Reſten, von dar nach der Stadt St. Gallen gebracht

Zu sittsam selbst dein Lob zu singen,
Und eigne Kränze dir zu schlingen,
Verspricht der Kenner Lob dir gleiche Ewigkeit.
Du singest, und dein Lied erbeutet
Das Herz, das es zum Altar leitet,
Wo Gottsched Priester ist, den Unsinn nie entweiht.

O! Muse! die am Bache lauschet,
Der silberblank vom Pindus rauschet:
O kom! ich bin zu schwach zu Schönaichs witzgem Ruhm.
Komm selbst! von jungen Blumgeschlechten
Beym neuen Lied ihm Kränze flechten!
Stell selbst sein edles Bild in Phöbus Heiligthum.

Ich sah' es schon! — der Minen Adel
Droht Thoren mit gerechtem Tadel,
Giebt Beyfall dem Verdienst, und lächelt sanft mich an.
Mein Herz spricht Dank zu diesem Blicke;
Wünscht, Schönaich! Dir geneigtes Glücke,
Und klopft vergnügt, wenns dich nur würdig ehren kann.

X.

Prosaische und poetische Kleinigkeiten. Danzig 1762, zwölf Bogen in Octav.

Die armen Schriftsteller! bald werden sie besorgt seyn, was sie ihren Kindern für Namen geben sollen. Durch die große Menge ihrer Brüder ist alles verbrauchet worden; man wird alle Messen davon überzeugt. Wenn sie auch mit vieler

ler Leichtigkeit, in einigen Tagen ein ganzes Werk hervorbringen, so kostet ihnen doch oft der Titel die sauerste Mühe von der Welt. Die Messe ist da, das schöne Werk ist gedruckt; und noch sinnt der Verfasser auf eine glückliche Erfindung, wie er es benennen wolle. Er will nicht gern das abgedroschene wiederhohlen; er will gern was neues, was außordentliches haben, weil seine Arbeit, wie er sich überredet, neu und außerordentlich groß ist. Er sinnt noch immer nach; bald ist er bey den Franzosen, bald bey den Engelländern. Er thut weg, und setzt hinzu; aber noch will es ihm nicht recht gelingen. Auch diese Gegenden sind schon längst von den meisten geplündert worden. Was soll er thun? Er wird kühn. Aus halber Verzweifelung nimmt er, was ihm nur einfällt; es mag nun mit der Schrift selbst einen Zusammenhang haben, oder nicht; das gilt ihm einerley. Genug, er ist nun fertig, er weis, wie er sein Kind nennen soll, und die Welt bewundert die Erfindungen dieser Schriftsteller. Man sehe, ob wir nicht recht haben. Welche prächtige Titel sind nicht daher entsprungen! Man höre: **Mein Dichten** *); **mein Vergnügen; meine Lieder; meine Beschäfftigungen einsamer Stunden; Lehren der Weisheit fürs Frauenzimmer; Stunden der Einsamkeit; anacreontische Possen**; und der Himmel weis, was nicht noch mehr dergleichen zum Vorscheine gekommen. Uns fallen itzt diese nur ein; man muß oft Athem

*) Wir reden hier nicht von dem Inhalte dieser Schriften, davon hat die Welt schon geurtheilet.

Athem hohlen, wenn man ſie alle hernennen will. Den gegenwärtigen Verfaſſer könnte man beynahe auch hieher rechnen; wenigſtens trifft man bey ihm alles das beſondere an, das man in den Schriften, deren wir erwähnet haben, gewohnt iſt. Wenn er ihm den Titel: Kleinigkeiten, aus Beſcheidenheit gegeben hat, ſo iſt er doch in dieſem Stücke zu loben. Es ſcheint faſt ſo; denn er ſaget in der Vorrede: von den meiſten Stücken dieſer Sammlung muß ich mit jenem Alten geſtehen: *nos hæc novimus eſſe nihil.* Aber wer kann den jungen Schriftſtellern trauen! Sie ſagen oft etwas, bloß nur um etwas zu ſagen. Denn was meynen unſre Leſer wohl? gleich darauf folget: ſollte ich, dieſes Geſtändniſſes ungeachtet, doch noch ſo glücklich ſeyn, einigen Leſern nicht zu misfallen — — Ey! ſeht da; da iſt der Mann, der die Welt kennet! Da iſt völlig der junge Schriftſteller! Genug zur Vorrede! Wir wollen nun ſehen, was er uns Gutes geleiſtet hat. Solches Vertrauen auf ſich ſelbſt, muß ſich wahrlich vortrefflicher Tugenden bewußt ſeyn. Wir finden: Briefe, Fabeln, einige Gedichte und vier Abhandlungen, die aus dem Franzöſiſchen überſetzet ſind. Von den eigenen Stücken des Verfaſſers müſſen wir bekennen, daß ſie nicht ſehr wichtig ſind. Er mag ſeine Worte in der Vorrede verſtanden wiſſen wollen, wie er will; man kann doch mit Wahrheit davon ſagen: nos hæc novimus eſſe nihil. Doch wollen wir dadurch nicht ſagen, daß ſie ganz und gar ſchlecht ſind; einige leiden eine Ausnahme, und

vielleicht

vielleicht sind ein Paar sehr lesenswürdig. Wir wollen von allen den Inhalt kurz anzeigen, und alsdann werden wir Gelegenheit haben, unser Urtheil durch einige Proben zu bestätigen. Unter den Gedichten ist keines sonderlich merkwürdig, als das, **Klagen an den Krieg**, betitelte. Hier zeigen sich einige Spuren eines Dichters. Die Verse sind wohlklingend, die Gedanken der Sache angemessen, und alles mit solchen Farben ausgedrücket, die des Gegenstandes würdig sind. Indem der Dichter eine lange Beschreibung, wie der Krieg unsre Erde zerstöret und entstellet habe, vorangehen lassen, fährt er mit vielem Nachdrucke also fort:

Der Wandrer weicht zurück, der diese Städte sieht,
Ihm starrt sein Haar empor, er zittert und entflieht.
Verzweiflung schallt im Grimm von allen Hügeln wieder;
Erstorben ist die Lieb, und Brüder tödten Brüder;
Erstorben ist Erbarmung, erstorben Edelmuth,
Nur Leichen trägt die Erd, und überall fließt Blut.

Nun folgt die beste Stelle im ganzen Gedichte. Er vergleicht darinn die vergangenen Zeiten mit den jetzigen. O wie nachdrücklich, wie schön schildert er hier alles! Er muß in der That ganz davon durchdrungen gewesen seyn: so lebhaft weis er uns alles dorzustellen, so glücklich ist ihm hier jeder Zug gerathen. Wir wünschten, daß wir Raum hätten, es abzuschreiben. Doch, weil wir einmal unsere Leser begierig gemacht haben, so wollen wir sie mittheilen, und bey den übrigen Stücken dafür desto kürzer seyn. Er hebt an:

O Krieg! du Ungeheur! Verfluchet sey dein Name!
Und der dich erst entspann, verfluchet dessen Saame!
Wie glücklich war die Erde, wie selig jedes Jahr,
Als noch kein Wütrich herrschte, und immer Friede war!

Da

Da war der Menſch noch edel! Nur göttlich ſchöne Triebe
Bewohnten ſeinen Buſen, und jede Luſt war Liebe.
Da war der Menſch noch edel! von Laſtern nicht entehrt
Hieß er des Himmels Wonne, und war des Namens wehrt!
In ſelger Ruh und Eintracht verfloßen ſeine Tage,
Er kannte keine Reue, er kannte keine Klage.
Kein hölliſcher Gedanken, der Brüder Feind zu ſein,
Entſprang in ſeiner Seele, die Menſchheit zu entweihn.
Holdſelig, wie die Züge in ſeinem Antlitz waren,
So ſehr beſaß er Unſchuld und fluchte den Gefahren,
Und fluchte Liſt, Verſchwörung; ihm war nicht Jugend feil,
Und fiel ihm zur Belohnung auch eine Welt zu Theil.
Nur Redlichkeit und Wohlthun und göttliches Vergeben,
Dieß war für ihn Entzückung, dieß Wonn' in ſeinem Leben,
Dieß nannt er Engelsfreuden, dieß nannt' er Seligkeit,
Ach! wärſt du nicht verfloßen, du ſchöne, güldne Zeit!
Ach wärſt du nicht verfloßen! wir ſängen, dich zu ehren,
Ach Lieder deines Ruhmes, in lauten, frohen Chören;
Wir ſängen deine Tugend, und trunken vom Gefühl
Der ſchönſten, edlen Thaten, ertönte unſer Spiel!
Wir ſängen? — Flieh Gedanke! Wir Nachwelt, ganz verſchieden,
Verbannen alle Großmuth und kennen keinen Frieden.
Barbariſch iſt die Miene, barbariſch unſer Herz,
Faſt jedes Wort iſt Rache, faſt tödtend jeder Scherz!
Vorzüge, die der Menſchheit von Anfang eigen waren,
Erſtickten wir voll Bosheit gleich in den erſten Jahren;
Die Zärtlichkeit, die Unſchuld, und die ſo edle Scham
Verſchwand ſchon in der Blühte, ſo bald ſie zu uns kam.
Und da hieß der, der Größte, der Schmuck der Creaturen,
Der kein Gefühl mehr hatte, als grober Laſter Spuren,
Der gern mit frohem Auge, und gern dem Blutbad nah,
Die Menſchen röcheln hörte, und ihren Jammer ſah.
Dem ſie der Menſchheit Ehren, dem keine Zähren floſſen,
Als ſolche, die von Bosheit und von der Rach entſproſſen;
Der alle Menſchen haßte, und nichts nach Bitten frug,
Frohlockend ſie verfolgte, gern ſeinen Freund erſchlug:
Dieß ach! iſt unſre Welt! — Wie tief ſind wir geſunken!
Du ſchöne, beſte Welt! — Wie tief ſind wir geſunken!

(Das übrige folget künftig.)

XI.

Verzeichniß der Gebohrnen, Getrauten und Verſtorbenen des 1761ſten Jahres.

	Gebohrne	Getraute	Geſtorbene	Findlinge.
Paris	18374	3947	17684	5418
London	16000	—	21063	—
Wien	5672	—	6310	—
Rom	4989	—	7249	—
Amſterdam	4480	2585	7761	—
Hamburg	2995	1014	2985	—
Stockholm	2261	841	2979	—
Danzig	1930	618	2084	—
Dresden	1339	430	2127	—
Leipzig	961	337	3048	—
Magdeburg	902	201	854	—
Altona	459	123	497	—
	60382		73641	

Von Rom insbeſondere iſt werth angemerket zu werden, daß, da die Anzahl der daſigen Einwohner jährlich gezählet wird, ſich im vorigen Jahre

90239 Perſonen männlichen Geſchlechtes und
67219 weiblichen Geſchlechtes, folglich

157458 Seelen in allem gefunden.

Darunter ſind geweſen
- 42 Biſchöfe,
- 2742 Prieſter,
- 6304 Mönche und Nonnen,
- 878 Studierende,
- 1053 Arme in Spitälern,
- 36 Türken und Mohren.

10855

Es ſind 390 mehr als im 1760ſten Jahre geſtorben, 20 weniger gebohren, und überhaupt 573 Einwohner mehr befunden worden.

Ende des Wintermonds 1762.

VALENT. DV. VAL. IMP. AVG. ANTIQ. BIBL. FLOR. PRAEF.
FAVIT ET ADMETI TAVROS FORMOSVS APOLLO

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

JUVENAL.
Nullum numen abeſt, ſi ſit prudentia.

Hornung. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. II. 1762.

Inhalt.

I. Jo. Aur. de Wolter, Oratio Onomaſtica &c.
II. Anmerkungen über die Baukunſt der Alten entworfen von Johann Winkelmannen.
III. Gerhardt Meermanns Anmerkungen von dem Urſprunge des Papieres.
IV. Actorum Academiæ Electoralis Moguntinæ Scientiarum &c. T. II.
V. Fortſetzung aus der Palæographia Sacra. von Hrn. Wilhelm Stuckeley.
VI. Beyträge zur Hiſtorie Frankenlandes von Joh. Paul Reinharden. II. Th.
VII. Proſaiſche und poetiſche Kleinigkeiten.
VIII. Erklärung der Münze vom Titelkupfer dieſes Monaths.
IX. Penelope, ein Trauerſpiel in Verſen, von fünf Handlungen.
X. Beantwortung einer grammatiſchen Frage.
XI. Nachricht.
XII. Eine neue Nachricht.
XIII. Verzeichniß der Gebohrnen Getrauten und Geſtorbenen von den letzten zehn Jahren.

bracht worden, und vermuthlich eben derjenige iſt, den *Vadianus* und *Goldaſtus* ehedem in Händen gehabt haben. Und endlich gedenket *Iodocus Mezler*, ein Vorfahre des Herrn **Franken**, eines dritten Codicis mit gleicher Aufſchrift der noch in dem Jahre 1620. da geweſen, vor dieſem aber 1027. von einem Mönchen, laut der am Rande beygefügten Verſicherung, binnen vierzehen Tagen ganz abgeſchrieben worden ſeyn ſoll; welches gewiß von einem wunderbaren Fleiſſe zeuget.

Der andere Grund, ſo vor *Notkerum* ſtreitet, beruhet darauf, daß noch einige andere Handſchriften vorgezeiget werden können, die ein gleiches Alter, eine gleiche Schreibart, und gleiche Züge der Buchſtaben mit dieſem deutſchen Pſalter haben, und ohne jemandes Widerſpruch den *Notkerum* als ihren Urheber erkennen. Denn, auſſer deſſen Dollmetſchung des Buches Hiob und der *Moralium S. Gregorii Papae*, von welchen oben gedacht iſt, die vielleicht irgendwo noch verborgen liegen oder aber gar untergegangen ſind; iſt noch in dem Kloſter zu St. Gallen vorhanden ſeine Verdeutſchung von des *Boëtii Conſolatione Philoſophica*; von dem *Organo* Ariſtotelis, und von dem Martiano Capella *de Nuptiis Mercurii & Philologiae*. Alle dieſe drey Werke ſind in einerley Mundart und nach einerley Methode geſchrieben, als der Pſalter, von dem hier die Rede iſt; alſo nemlich, daß die Uberſetzung nach einer jeden Zeile oder lateiniſchen Wortfügung eingerichtet und abgetheilet iſt.

Der dritte Grund wird von dem Verfaſſer daher geleitet, weil ſo wohl in der wörtlichen Dollmetſchung

als

I.

Jo. Antonii de Wolter, Oratio Onomaſtica, in Honorem Sereniſſ. Principis, MAXIMILIANI JOSEPHI, utriuſque Bavariæ Ducis. S. R. J. Electoris rel. &c. qua Gloriam & Emolumenta Principum ex conditis a ſe atque promotis Academiis Scientiarum oriri demonſtratur, habita in ſolenni Acad. Elect. Bavaricæ Panegyri. Monach. d. XII. Oct. 1761. in 4. plag. 4.

So oft wir bisher Gelegenheit gehabt, etwas Neues von der churfürſtl. bäyeriſch. Akademie der Wiſſenſchaften zu München zu melden; ſo oft haben wir auch ein neues Wachsthum derſelben zu bemerken geglaubet. Gegenwärtige Rede iſt ein ganz neuer Beweis davon. Der Hr. Hofr. und Leibarzt von Wolter hat ſich hier als ein vorzüglich gelehrtes und beredtes Mitglied der Akademie gezeiget. Bey einer ſo feyerlichen Verſammlung, als an dem hohen Namensfeſte Sr. churf. Durchl. darinn ſie gehalten worden; und darinnen folglich alles zugegen gewe-

sen, was die Akademie ansehnlich machen kann, hat er einen wichtigen Satz abgehandelt, welcher großen Herren so rühmlich, als den Wissenschaften vortheilhaft seyn muß. Er zeiget, daß die Ehre und der Vortheil großer Herren, aus der Stiftung gelehrter Akademien entstehe.

Der Hr. Ritter Bual, welcher die historische Classe dieser Akademie dirigiret, hat bey anderer Gelegenheit schon von dieser Materie gehandelt. Itzo tritt der Director der philosophischen Classe ihm an die Seite. Und nachdem er dieses wenige, mit einer fast übermäßigen Bescheidenheit gemeldet hat, greift er das Werk sogleich an. Das erste gute Vorurtheil für seinen Satz, nimmt der Redner sogleich aus dem einstimmigen Beytritte, der sämmtlichen vornehmen Vorsteher, Aufseher und Mitglieder dieser Akademie. Sie selbst hätten es, nach ihrer Klugheit wohl gewußt, daß in der gelehrten Welt nicht ein jeder alles kann; sondern die unter viele geschickte Köpfe vertheilte Wissenschaft, nur durch vereinigte Kräfte zu einer merklichen Größe anwachsen könne. Warum sollte nun dieses nicht von einer gelehrten Gesellschaft zu erwarten stehen, die nach billigen Gesetzen verbunden worden? Dieß wird weitläuftiger ausgeführet.

Hier öffnet sich nun dem Hrn. Verf. ein weites Feld, in die Geschichte der ältesten Völker zu dringen. Er findet die Spuren gelehrter Akademien auch bey solchen Nationen, die von den Griechen und Lateinern, wegen fremder Sitten, Barbaren genennet worden. Chaldäer, Aegyptier, Perser, Aethio-

Aethiopier, ja ſelbſt die Americaner, bey welchen das Reich der Ynken entſtanden iſt, dünken ihm zu erweiſen: daß die Prieſterſchaft aller dieſer Völker, und ganze Geſellſchaften gelehrter Männer, zur Beförderung der Wiſſenſchaften eins geworden. Von einer ſolchen Verſammlung kann man es hoffen, daß ſie die Gränzen der Wiſſenſchaften erweitern, gute Köpfe anfeuren, der Unwiſſenheit zu Hülfe kommen, eine Nacheiferung entzünden, den Fleiß in den Künſten vermehren, und die Weisheit des ganzen Volkes ſtärken werde.

Davon zeigen ſich ihm ſchon bey den alten deutſchen Völkern die Spuren. Die Bayern ſtammen von den Bojen, und dieſe waren galliſchen Urſprunges. Hier war nun der Orden der Druiden dem Gottesdienſte und der Gelehrſamkeit gewidmet. Cäſar erzählet von ihren Lehren: daß die Seelen der Menſchen nicht untergiengen, und dieſes muntere zur Tapferkeit auf. Sie lehrten viel von den Sternen und ihrer Bewegung, der Größe der Welt und der Erde, von der Natur aller Dinge und der Götter u. ſ. w. Iſt es nun nicht zu verwundern, daß ein damals barbariſches Volk, die Gallier, durch einhällige Stimmen der Fürſten, und des Volkes, ſolchen Orden, der die Wiſſenſchaften lehren ſollte, geſtiftet? Gleichwohl hat man auch damals ſeinen Druiden zu viel getrauet, und geglaubet; ja ſich in ihre Sclaverey begeben: wie Conring mit mehrerm bewieſen.

Eben dergleichen bemerket der Redner an den perſiſchen Weiſen, den Magiern, an deren Spitze

ſelbſt der König, als ihr Erzmagus geſeſſen. Zu Diospolis und Heliopel ſind ſelbſt die ägyptiſchen Könige Mitglieder, ja Vorſteher der Gelehrten geweſen. Die Griechen haben die Sitte der Barbaren auch angenommen. Philippus, Alexander, Attalus, Dionyſius, u. a. m. haben nicht nur durch ihren Schuß, ſondern auch durch ihre Freygebigkeit die Wiſſenſchaften befördert. Wer bewundert nicht die Ptolomäer, und die von ihnen geſtiftete alexandriniſche Bibliothek? So gar Indien, China und Japan könnten ähnliche Beyſpiele liefern: allein der Hr. Verf. eilet zu andern Dingen. Der Verfall des griechiſchen Kaiſerthums, war eigentlich dem Verfalle der Wiſſenſchaften zuzuſchreiben: dienete aber unvermerkt, im Occidente ein neues Licht anzuzünden. Die von den Türken vertriebenen Gelehrten flohen nach Italien, und fanden zu Rom und Florenz Freyſtädte. Sonderlich nahm der Großherzog Coſmus die verſcheuchten Muſen in Schuß, welches mit einem Zeugniſſe des Marſilius Ficinus erläutert wird.

Es entſtunden darauf verſchiedene gelehrte Geſellſchaften in Wälſchland, die ſich auf die Erkenntniß der Natur legten: die aber auch von den italiäniſchen Fürſten wieder vernachläßiget worden, und kaum zu Florenz eine Spur nachgelaſſen haben. Hingegen ſtiftete man in den ſchönen Wiſſenſchaften deſto mehr Akademien. In England hat der große Baco von Verulam, einen Vater der verbeſſerten und eklektiſchen Philoſophie abgegeben. Er that einen weiſen Vorſchlag, wie man auf gemeine Koſten eine Akademie ſtiften könne. Und das ge-

lung

lung sowohl in England, als in Frankreich; wie die daselbst blühenden Societäten der Wissenschaften zeigen. Gleich darauf stiftete Richelieu die französische Akademie, deren Geschichte Pelisson beschrieben hat: und Ludewig die Akad. der Wissenschaften, die Duhamel abgeschildert. Hier hätten unsers Erachtens die in Deutschland entstandene fruchtbringende Gesellschaft, und die kaiserl. Akademie der Naturforscher vorgegangen seyn sollen: als welche beyde den französischen Akademien an Alter vorgehen. Eben sowohl hätte auch die berlinische Akademie der Wissenschaften, der von Petern dem Großen gestifteten, Petersburgischen vorgehen sollen; worauf dann die königl. Schwedische, Churmaynzische und Churhannöversche gefolget sind.

Wir müssen alles nur kurz fassen, um zu dem Hauptwerke des Redners zu eilen. Aus dem allen nämlich schließt er: daß es für einen Fürsten schön und rühmlich sey, so vielen großen Beyspielen von Kaisern, Königen und Fürsten in Beschirmung der Wissenschaften zu folgen: wie die Erfahrung selbst lehret. Fürs 1) bemerket er, daß allerdings einem Fürsten bey allen gesitteten Völkern dadurch ein grosser Glanz zuwachse, wenn er nicht sowohl durch Adel und Würden, durch Macht und Gewalt, als durch Weisheit und Wissenschaft hervorragen, und sein Volk durch kluge Anstalten und Gelehrsamkeit regieren kann. Denn Plato hat gesaget: alsdann würde ein gemeines Wesen glücklich seyn, wenn entweder die Weisen herrscheten, oder die Fürsten philosophireten. Was könnte aber die Weisheit so

sehr emporbringen, als die verbundnen Arbeiten der Gelehrten?

Hier sieht er nun sonderlich auf das Heil der Völker. Welches Heil nämlich kann sicherer seyn, als wenn das Volk anfängt klug zu denken, Vorurtheile ableget, die Thorheit flieht, und die Stralen der Wahrheit mit offenen Augen vertragen lernet? Wenn man diese ans Licht zieht; die alten Umschweife zu ihr zu gelangen vermeidet; die Schwatzhaftigkeit verbannet, und anstatt leerer Wörter, die Sachen selbst lernet? O glücklich, dreyfach glücklich ist der Fürst, der solche Unterthanen hat; noch glücklicher aber ist er, wenn er selbst die Weisheit in seiner Brust heget, den Seinigen aber die Hülfsmittel darbeuth, ihre Augen zu erleuchten.

Wer kann das nun glücklicher ausführen, als eine solche gelehrte Rathsversammlung, die durch des Fürsten Willen und Ansehen unterstützet wird? so daß sie die Unverschämtheit finstrer Köpfe nicht anbellen darf? Wer ist aber so unwissend, daß er zweifeln könnte, daß dadurch die Köpfe der Völker aufgeheitert, die Ehre des Landes erhalten, ja erworben, den Musen ein Sitz erbauet, ja von so großen Lehrern, der Glanz der alten und neuen Gelehrsamkeit, dem Lande und dem Herren zu eigen gemachet werde. Versäumet aber ein Landesherr solches: o wie verächtlich wird seine Regierung seyn; wie schändlich wird die Unwissenheit der Unterthanen werden, was für Irrthümer wird sie hecken; wie viel Gefahren werden ihnen die thörichten Lehrer der Dummheit zuziehen! Und was Wunder, wenn

sie

ſie den Zepter und die Unterthanen, einem höhniſchen Gelächter bloß ſtellen werden; weil ſie diejenigen Mittel vernachläßigen, wodurch dieſe Schlafſucht der Gemüther, und die Unwiſſenheit einer geſunden Philoſophie geheilet werden könnte.

Da nun die Verſammlungen ſo vieler gelehrter und weiſer Männer, allen dieſen Uebeln einen Riegel vorſchieben: warum ſollten diejenigen nicht nach ihrer Hülfe ſtreben, die dem Fürſten mit ihrem Rathe beyſtehen ſollen? Wenn aber das Volk, von ſo vernünftigen Männern, ſelbſt klug zu werden lernet, o wie weit wird dann der ſchulfüchſiſche Stolz verbannet werden, der ſich auf Kindereyen bläbet, die jene aus läppiſchen Künſten geſchöpfet, die billig die Wiſſenſchaften hätten lehren, und einſchränken ſollen: die aber deſto aufgeblaſener werden, je mehr Wind ſie einſchlucken. Denn das iſt zwiſchen der wahren Gelehrſamkeit, und jener eiteln und läppiſchen Geſchwäßigkeit der Unterſcheid: daß derjenige der Sachen lernet, und Wahrheiten entdecket, ſich für deſto unwiſſender hält, je mehr er gelernet hat; und einſieht, wie leer die Worte ſind, und wie viel Dinge es noch giebt, die man nicht weis, weil die Natur unerſchöpflich iſt: dahingegen diejenigen, die nur einen gewiſſen engen Umfang, von eiteln Köpfen erfundener Wortkrämereyen, durchlaufen ſind, nur ein Geplauder erlernet haben, darinn ſie entweder alle Wiſſenſchaft zu beſitzen glauben, oder doch andere zu glauben bewegen, und damit ſtolzieren wollen.

So nachdrücklich ſpricht unſer Redner! Allein wir müſſen noch lebhaftere Bilder, die er uns [illegible]

gewiſſen dunkeln Lehrern der Unwiſſenheit ſchildert, übergehen, die ſich ſonder Zweifel nach dem Leben getroffen finden würden, wenn ſie es leſen ſollten: weil wir uns der Kürze befleißen müſſen. Nur das müſſen wir noch thun, daß wir unſern gelehrten Leſern eine Probe von ſeiner ſchönen lateiniſchen Schreibart geben, die alles Lob verdienet.

Talis cum princeps, his adminiculis inſtructus, hiſque ſapientiæ auxiliis defenſus, evadat; talia cum emendatus hominum, ejus nutui obtemperantium, intellectus aſſequatur, non tantum vicinarum gentium exempla proponuntur imitanda, inque id cura intenditur, ne earum gloriæ quicquam concedatur, ſed præſcripta quoque rationali ſtudiorum norma, quem ſcopum præcipuum academiæ ſcientiarum habere ſolent, citato ad hanc metam greſſu omnes properant, ut & ipſi feliciter illa, ad quam vident literatum principis ſenatum perveniſſe, potiantur. Ita conſtituto in ditionibus imperantium docendi diſcendique ordine, & ejecta ita pravarum conſuetudinum rubigine, ſubſtituta vero rectæ rationis & experientiæ methodo, ipſi, Auditores, judicate, ad quam gloriam & ſalutis publicæ incrementa princeps aſſurgat, cujus voluntate & juſſu iſta ſaluberrime ordinantur! Non hic ingeniorum ſervitus, non ridiculorum hominum, grandi elatoque ſtultitiæ ſupercilio auctoritatem ſibi aſſumentium atque uſurpantium, audacia regnat, ſed libertas mentis & ſana cogitandi atque libera ſeveritas, quæ rationis atque religionis fœdere munita, a præjudiciorum & ſuperſtitionis

ſtitionis catenis liberata, vera humanæ mentis decora conſequitur, quam unicam ego & veram humani intellectus gloriam eſſe, & in hoc præcipue gentium ipſorumque principum honorem verſari, ſubductis rationibus minime iniquus ſtatuo, ideoque nobis in ſtatutis academicis art. XLIV. mandatum fuit, non niſi ad unam veritatem eſſe reſpiciendum; hanc ex veris atque genuinis fontibus demonſtrandam, contemtuque habenda ſectarum inania præjudicia *).

Der Schluß der Rede lautet ſo:

Talem tantumque principem cum in SERENISSIMO ELECTORE Domino noſtro clementiſſimo, largita nobis ſit divina providentia, cujus paternæ benevolentiæ noſtram quoque, quæ conventum hunc publicum celebrat, academiam ſcientiarum, & huic tot viros doctos, in communem patriæ literarumque honorem conſpirantes, debemus: cur non hunc diem feſtum fauſtis acclamationibus coronemus, & admirabundi, noſtram in principe noſtro felicitatem ſuſpiciamus? Cur non Sereniſſimam CONIUGEM, delicias noſtras, amoremque populorum, ſertis coroniſque cumulemus? Cur non thura adoleamus cœleſti numini pro PATRIÆ PATRIS ſalute? Cur non novam, quam condidit, academiam ejus clementiæ, liberalitati, munificentiæ, ſine qua inane nomen ferimus, devotiſſima reverentia commendemus? Et cur non lætis

*) Auf nichts, als auf die Wahrheit, ſoll eine Rückſicht genommen, und dieſe durch die Anzeigung ächter Gründe erwieſen, ſchulſectenmäßige und ungegründete Vorurtheile aber nicht geachtet werden.

gewiſſen dunkeln Lehrern der Unwiſſenheit ſchildert, übergehen, die ſich ſonder Zweifel nach dem Leben getroffen finden würden, wenn ſie es leſen ſollten: weil wir uns der Kürze befleißen müſſen. Nur das müſſen wir noch thun, daß wir unſern gelehrten Leſern eine Probe von ſeiner ſchönen lateiniſchen Schreibart geben, die alles Lob verdienet.

Talis cum princeps, his adminiculis inſtructus, hiſque ſapientiæ auxiliis defenſus, evadat; talia cum emendatus hominum, ejus nutui obtemperantium, intellectus aſſequatur, non tantum vicinarum gentium exempla proponuntur imitanda, inque id curâ intenditur, ne earum gloriæ quicquam concedatur, ſed præſcripta quoque rationali ſtudiorum norma, quem ſcopum præcipuum academiæ ſcientiarum habere ſolent, citato ad hanc metam greſſu omnes properant, ut & ipſi feliciter illa, ad quam vident literatum principis ſenatum perveniſſe, potiantur. Ita conſtituto in ditionibus imperantium docendi diſcendique ordine, & ejecta ita pravarum conſuetudinum rubigine, ſubſtituta vero rectæ rationis & experientiæ methodo, ipſi, Auditores, judicate, ad quam gloriam & ſalutis publicæ incrementa princeps aſſurgat, cujus voluntate & juſſu iſta ſaluberrime ordinantur! Non hic ingeniorum ſervitus, non ridiculorum hominum, grandi elatoque ſtultitiæ ſupercilio auctoritatem ſibi aſſumentium atque uſurpantium, audacia regnat, ſed libertas mentis & ſana cogitandi atque libera ſeveritas, quæ rationis atque religionis fœdere munita, a præjudiciorum & ſuperſtitionis

als in der am Rande beygefügten weiteren Erklärung hin und wieder solche Stellen vorkommen, in welchen der Uberſetzer auf gewisse Begebenheiten zielet, die sich bekannter massen erst im 10. Jahrhunderte, das ist, zu den Lebzeiten *Notkeri*, zugetragen haben; welches von Otfrieden unmöglich geschehen konnte, indem er schon gute hundert Jahr zuvor im Grabe gelegen hatte. Herr Franke führt dießfalls ein paar Proben an, und erläutert dieselben aus den Klostergeschichten derselbigen Zeiten; die das hinlänglich bestätigen, worzu sie angeführet sind.

Hierzu kömmt endlich viertens, daß der ehrliche *Notkerus* ganzer 500. Jahre lang ruhig und ungestört in dem Besitze des Ruhmes gelassen worden ist, daß er der Autor dieses Buches sey; bis ihn *Lambecius* zu erst im Jahr 1669. daraus vertreiben wollen. Wie billig? soll sich nunmehro zeigen.

Es ist oben gemeldet worden, daß *Lambecius* seine Meynung vor den Otfried habe mit drey Gründen überhaupt unterstützen wollen; wie aus seinen eigenen, daselbst angeführten, Worten erhellet. Der erste beziehet sich auf das Zeugniß *Iohannis Trithemii* von diesem Weissenburgischen Mönche. Der andere wird von dem Alter der Schrift hergenommen, welche in dem Kayserlichen Codice dieses Psalters das Ende des neunten Jahrhunderts verriethe. Und der dritte Grund soll auf einige andere Umstände, und verschiedene gewisse Kennzeichen ankommen. So nichtswürdig dieses alles an sich selbst ist, wenn man es genau auf die Probe setzet, so grosses Lob verdienet hingegen bey allen verständigen und unparteyischen Lesern die Bescheidenheit des

Herrn

ſtitionis catenis liberata, vera humanæ mentis decora conſequitur, quam unicam ego & veram humani intellectus gloriam eſſe, & in hoc præcipue gentium ipſorumque principum honorem verſari, ſubductis rationibus minime iniquus ſtatuo, ideoque nobis in ſtatutis academicis art. XLIV. mandatum fuit, non niſi ad unam veritatem eſſe reſpiciendum; hanc ex veris atque genuinis fontibus demonſtrandam, contemtuque habenda ſectarum inanis præjudicia *).

Der Schluß der Rede lautet ſo:

Talem tantumque principem cum in SERENISSIMO ELECTORE Domino noſtro clementiſſimo, largita nobis ſit divina providentia, cujus paternæ benevolentiæ noſtram quoque, quæ conventum hunc publicum celebrat, academiam ſcientiarum, & huic tot viros doctos, in communem patriæ literarumque honorem conſpirantes, debemus: cur non hunc diem feſtum fauſtis acclamationibus coronemus, & admirabundi, noſtram in principe noſtro felicitatem ſuſpiciamus? Cur non Sereniſſimam CONIUGEM, delicias noſtras, amoremque populorum, ſertis coroniſque cumulemus? Cur non thura adoleamus cœleſti numini pro PATRIÆ PATRIS ſalute? Cur non novam, quam condidit, academiam ejus clementiæ, liberalitati, munificentiæ, ſine qua inane nomen ferimus, devotiſſima reverentia commendemus? Et cur non lætis

*) Auf nichts, als auf die Wahrheit, ſoll eine Rückſicht genommen, und dieſe durch die Anzeigung ächter Gründe erwieſen, ſchulſectenmäßige und ungegründete Vorurtheile aber nicht geachtet werden.

Er meynet, es werde dem Leſer nützlicher ſeyn, daß ſolches itzo allererſt geſchieht. Denn da er die Erklärung der vertieft geſchnittenen Steine des Stoſchiſchen Cabinets zu Florenz übernommen, hat er ſich in viele Unterſuchungen einlaſſen müſſen, die er vorher nicht ſo fleißig angeſtellet hatte.

Dieß Werk iſt in franz. Sprache zu Florenz, das Regiſter nebſt der Vorrede aber zu Rom, gedrucket worden, und beträgt über 600 S. in 4. Als er nun nach Vollendung deſſelben ſeine Geſchichte von neuem überſah, fand er dieſelbe, theils an nothwendigen Sachen, theils an gewiſſen Beweiſen mangelhaft: und daher entſchloß er ſich dieſelbe ganz umzuſchmelzen; auch mehr Zeichnungen zu Kupfern machen zu laſſen; welche eben die Verzögerung verurſachet haben.

Dieſe Anmerkungen über die Baukunſt ſind aus den fünf Jahren, die der Hr. Verf. in Rom und daherum gelebet: und er geſteht, daß er alle erforderliche Hülfsmittel dazu gehabt; die er ſonderlich von dem Hrn Cardinal Alexander Albani erhalten zu haben rühmet. Ueber das, was er hier von der Baukunſt geſchrieben, kann nunmehr ein Gelehrter, der die erforderliche Kenntniß dazu hat, eben ſo gründlich reden, als ein Baumeiſter. Man muß ſich wundern, daß viele Denkmäler der Baukunſt, denen, die ſelbige hätten beſchreiben ſollen, gar keine Aufmerkſamkeit erwecket haben. So iſt es mit den übrigen Gebäuden der Stadt Poſidania, oder Piſtot, am ſalernitaniſchen Meerbuſen gegangen. Cluver hat ganz Italien, und ſelbſt dieſe Gegend durch-

durchreiſet, gedenket aber der Bruchſtücke dieſer Stadt mit keinem Worte. Bey andern Schriftſtellern des Königreiches Neapel geht es eben ſo. Vor etwa zehn Jahren giengen einige Engländer dahin: und ſeitdem redet man erſt davon. Vor vier Jahren hat der Graf Gazoles, ein Befehlshaber des Geſchützes Sr. ſicil. Maj. dieſe Ueberbleibſel genau abzeichnen laſſen: und itzo ſticht man ſie in Kupfer.

Vor zween Jahren trat der Bar. Antonini, mit einer Beſchreibung von Lucanien, zu Neapel ans Licht; und da er in der Nähe von Peſto Güter hatte, ſo wollte er auch dieſes beſchreiben. Allein deſſen Nachricht war ſo unvollkommen, daß ſeine Blätter davon umgedruckt werden mußten. Gleichwohl iſt noch ein Fehler darinnen ſtehen geblieben. Peſto iſt nicht rund, ſondern ein völliges Viereck geweſen. Wie iſt es möglich geweſen, ſo grob zu irren? Der Hr. Verf. giebt hier eine ausführliche Beſchreibung davon, dabey wir uns nicht aufhalten können. Es ſind die älteſten griechiſchen Gebäude, die noch übrig ſind: und nebſt dem Tempel zu Girgenti in Sicilien, und dem Pantheon zu Rom, hat ſich kein Werk der Baukunſt ſo völlig erhalten. Beyde Tempel haben faſt vorn und hinten ihre vollkommenen Säulenreihen; und Säulengänge rings umher; ſo daß am großen ſechs vorne, und vierzehn auf den Seiten ſtehen, die Eckſäulen zweymal gezählet; am kleinen aber nur dreyzehn nach der Länge ſind. Alle Säulen ſind doriſch und gereift, aber ohne Säulenſtuhl und nicht fünf Durchmeſſer hoch.

Der gröſsere Tempel iſt 386 Palmen lang, und 96 breit. Der kleine 76 Palmen lang, und 55 breit. Die innere Breite von jenem iſt 42½, von diesen 28 Palmen.

Das dritte Gebäude darinn hat neun Säulen vorn, und 18 an der Seite, die Eckſäulen beydemal mitgezählet. Die Länge iſt 205 Palmen und die Breite 92. Der innere verſchloſſene Raum war 43 und ½ Palmen breit, und drey Reihen Säulen inwendig, davon von der mittlern Schichte noch drey aufrecht ſtehen. Jede Säule iſt 5¾ Palmen dick, und geht alſo von Vitruvs Regel ab. Der Boden dieſes Gebäudes iſt etwas abhängig zum Ablaufe des Regens u. ſ. w.

Außer dieſen Gebäuden iſt faſt mitten auf dem Platze der Stadt ein Amphitheater, davon noch die untern Gewölber, und zehn Reihen Sitze darüber ſtehen. Die Länge deſſelben iſt 165 Palmen, und die Breite 120. Sonſt findet man auch Spuren von einer Schaubühne, und außer den Mauren drey Grabmäler von Ziegeln. Dieß iſt die erſte ausführliche Nachricht von Peſto; ſo viel ohne Ku[illegible] zu geben möglich iſt.

Zu Velia, vormals Elea genannt, davon die eleatiſche Schule der Weltweiſen den Namen bekommen hat, 15 italieniſche Meilen jenſeit Peſto, ſollen auch noch Bruchſtücke von alten Gebäuden, und halberhaltenen Tempeln zu ſehen ſeyn. Aber niemand hat ihrer gedacht. Zu Kroton, in Großgriechenland, ſtehen noch weitläuftige Ruinen, welche man die Schule des Pythagoras nennet. Außer

ihnen

ihnen aber ist in dieser Gegend, von so vielen vormals berühmten Städten, nichts mehr übrig.

Von den sicilianischen Ueberbleibseln der Baukunst hat P. Pancrat in seinem erläuterten Sicilien die ersten Zeichnungen gegeben, und seine Nachricht, von den Trümmern des Tempels des olympischen Jupiters zu Agrigent, (Girgenti) hat der Hr. Verf. aus richtigern Entdeckungen in einer besondern kleinen Schrift verbessert. Sonst ist kein Stück der Baukunst in ganz Sicilien unverstöret geblieben.

Die meisten Tempel und Gebäude von Griechenland hatte Ron 1759 beschrieben, und gezeichnet. Im 1750sten Jahre unternahmen zween Maler aus England, Stuart und Revett, von Rom aus, die Reise nach Griechenland. Ihre Freunde in England sammleten einen Beytrag dazu, als einen Vorschuß, auf ihre vorhabende Beschreibung, nämlich zwey Guineen, auf einen Abdruck. Das erste Jahr ihrer Reise brachten sie in Dalmatien zu, wo sie alle Ueberreste des Alterthums abzeichneten. Darauf giengen sie nach Griechenland, wo sie vier Jahre blieben, und 1754 nach Marseille zurück kamen. Hr. Dawkins und Bovery, welche auf eigene Kosten ein Schiff zu ihrer levantischen Reise ausgerüstet hatten, und denen wir die Beschreibung von Palmyra zu danken haben, trafen ihre Landesleute zu Athen an; und munterten sie auf. Bovery starb zu Negroponte, und Hr. Wood trat an seine Stelle, gab auch das Palmyrenische Werk heraus. Nachmals ward Hr. Dawkins, in England ein großmüthiger Beförderer der Beschreibung

der Alterthümer von Griechenland; und Stuard genoß in seinem Hause zu London, bey der Ausfertigung desselben alle Bequemlichkeiten. Ungeachtet nun jener in der Blüthe seines Alters vor ein paar Jahren starb, so wurde diese Arbeit doch fortgesetzet; und vor zwey Jahren waren die Kupfer zum ersten Bande schon fertig. Man erwartet itzo dieß Werk mit großem Verlangen: und es wird viel ausführlicher werden, als des Hrn. le Roy seins. Sie sind so viel Jahre in Griechenland gewesen, als dieser Monathe.

Nun fehlet uns noch eine ähnliche Beschreibung von Theben und andern Orten in Aegypten. Hätte Norden Zeit und Kosten dazu gehabt, so würde er der Welt ein nützlicher Werk gelassen haben, als er in dem Seinigen geliefert; darinn er theils längst bekannte, theils wenig bedeutende Dinge verträgt. So weit geht des Hrn. Verf. Vorbericht.

Von dem Werke selbst können wir uns so tief nicht einlassen. Es handelt zuförderst von dem wesentlichen in der Baukunst, als den Materien in der Bauart, und der Gestalt der Gebäude. Beym ersten sind Ziegelsteine, und der Mörtel zu bemerken; beym zweyten die Grundlage, auf der Ebene, auf Anhöhen oder im Meere, und die Mauren, die von Steinen, oder von Ziegeln sind, die bisweilen auch bekleidet worden.

Die Forme der Tempel und der Gebäude auf Säulen, kömmt hauptsächlich auf diese an. Daher handelt er von ihnen 1) überhaupt, 2) von ihren Ordnungen, als der toscanischen, dorischen, ionischen,

ſchen, korinthiſchen, römiſchen, oder zuſammengeſetzten, und von ovalen Säulen; und 3) giebt er allgemeine Erinnerungen über die Forme der Gebäude. Sodann folgen die Theile der Gebäude, theils auswendige, theils inwendige. Von jenen bemerket man das Dach, den Giebel, die Thüren, die entweder doriſch ſind, oder aufwärts ausgehen, oder einen Vorhang vor ſich haben; und endlich die Fenſter. Die innwendigen ſind die Decke, oder das Gewölbe, die Treppen, mit ihren Stufen, und die Zimmer.

Nun folget zweytens die Zierlichkeit erſt überhaupt, und ſodann erſtlich von außen an Gebäuden. Hier zeiget ſie ſich zuförderſt an dem Gipfel, an den Säulen, wobey von den Caryatiden geredet wird; an dem Gebälke der Säulen, dabey das Fries und die Korniſche vorkömmt; an den Fenſtern und Blinden; und endlich innerhalb den Gebäuden, und zwar erſtlich im Vorſaale, ſodann an Decken und Gewölbern, und endlich in den Zimmern insbeſondere.

Das iſt der ganze Grundriß dieſes artigen und wohlgeſchriebenen Werkes: und von allen Stücken deſſelben findet man die genoueſten Beobachtungen, die der Hr. Verf. an den Ueberbleibſeln der alten Gebäude in und um Rom gemachet hat. Er iſt ſehr aufmerkſam geweſen, den Alten alle ihre Kunſtgriffe abzuſehen, hinter ihre verſteckteſten Geheimniſſe zu kommen, und ihnen ſo zu reden, alles abzulernen. Sowohl Baumeiſter, als Gelehrte können hieraus viel lernen, und in bedörfendem Falle nachahmen. Auch viele Stellen der alten Schriftſteller,

sonderlich Vitruvs, werden hier erläutert: und man bemerket oft, daß die alten Baumeister sich öfters gar nicht nach den Regeln dieses großen Mannes gerichtet; der als ein Philosoph und Kunstrichter alles auf sichere und einträchtige Gründe gebracht haben wollte. Die Künstler und Handwerker sind allezeit ihrem Eigendünkel und willkührlichen Gutachten lieber, als den Regeln der Vernunft gefolget: weil sie die wahren Gründe der Schönheit und Vollkommenheit nicht eingesehen, die aus den Verhältnissen entstehen. In Rom waren die Menschen nicht ein Haar anders, als bey uns: so viel schönes uns auch gewisse geschworne Bewunderer der Alten, von ihnen weiß machen wollen.

Ueberhaupt freuen wir uns, daß wir einen gelehrten Landsmann, der Kenntniß und Geschmack hat, in Wälschland haben, der solche Dinge zu bemerken und zu entdecken geschickt ist, die bisher den größten Kennern und Alterthumsforschern entwischet sind. Wir wünschen mit Ungeduld, auch der übrigen Früchte seiner gelehrten Reise theilhaftig zu werden; zumal da sie eines theils auch in unserer Muttersprache abgefasset seyn dörften. Es kömmt selten, daß die Liebhaber der Alterthümer mit ihrer angebohrnen Mundart in so gutem Vernehmen stehen, als Herr Winkelmann: da die meisten entweder geschworne Lateiner, oder doch halb kauderwälsche Franzosen zu seyn pflegen; die, da sie durch fremde Sprachen nach Ehre bey den Ausländern streben, dennoch sich nur bey denselben lächerlich und verächtlich machen, am allerwenigsten aber Dank verdienen.

III.

Des Rotterdamiſchen Syndici, Gerhardt Meermanns, Anmerkungen, von dem Urſprunge unſeres heutigen oder des leinenen Papieres.

Als ich neulich in meinen Originibus Typographicis, die, da ſie ſchon völlig ausgearbeitet ſind, bald in die Preſſe kommen werden, verſchiedenes, von dem bey den erſtern Buchdruckern gewöhnlichem Papiere beobachtete, ſo gab mir dieſes Gelegenheit, zugleich in die erſten Jahre ſeiner Erfindung zu dringen. Und in der That, ſchien mir dieſe Materie einer fernerweitigen Unterſuchung völlig würdig zu ſeyn, weil ſchon ſo viel große Männer, ein Allatius, Mabillon, Montfaucon, Maffei und andere mehr, dieſer Meynung ihre Bemühungen geweihet haben, ob ſie gleich nicht alles dasjenige geleiſtet, was ihre Namen verſprachen: ja, da ſo gar der berühmte Hr. von Ludewig in den Hälliſchen gelehrten Anzeigen vom 1744. Jahre 2. Th. 55. S. und die königl. Geſellſchaft in Göttingen, in den Göttingiſchen Anzeigen vom 1755. Jahre 142. N. demjenigen einen Preis zugeſprochen hatte, der die wahre Zeit der Erfindung entdecken könnte; und zwar aus dem Grunde, weil von dieſer Entdeckung nicht allein die Zeit verſchiedener Bücher abhängt, welche ohne Meldung des Jahres geſchrieben ſind, und welches entweder zu weit, oder zu kurz von de-

nen angesetzet wird, die dem Alterthume unsers Papiers mehr oder weniger wohlwollen; sondern auch, welches noch wichtiger ist, der Werth oder Unwerth verschiedener Urkunden darauf beruhet, die, da sie auf Papier geschrieben sind, manchmal 450 Jahre, ja wohl noch ein größeres Alter anzeigen. Ob wir gleich nicht so glücklich gewesen, daß wir die genaue Zeit von der Einführung dieses Papieres gefunden hätten: so ist es uns dennoch gelungen, verschiedene Sachen hierbey anzumerken, welche man nicht überall findet; dadurch die Zeit in gewisse Gränzen eingeschränket, oder auch andern die Bahn gebrochen wird, noch weiter zu kommen.

Damit aber aller Irrthum, in welchen doch viele verfallen, von uns vermieden werde: so muß man vornehmlich die drey Arten des Papiers unterscheiden. Diese sind das ägyptische, welches von der dünnen Schaale ihres Rohres, oder auch von Baumrinde gemachet worden; ferner das seidene oder baumwollene, wozu man Haare und Catunene Lumpen gebraucht hat; und endlich unser gewöhnliches, welches aus alten leinenen Lumpen verfertiget wird. Anderer Arten aber, wie sie bey den Chinesern und Japonesern seit vielen Jahrhunderten sind gebräuchlich gewesen, noch zu gedenken, dienet nicht zu unserem Zwecke: da ohnedieß der berühmte de la Lande in seiner Papiermacherkunst, uns eine lesenswürdige Nachricht gegeben hat, und zwar von dem 150 bis zum 181. Absatze: welche Schrift der auserlesenen Samml. der paris. Akad. der Wissenschaften, von den mechanischen Künsten einverleibet ist. Eustathius,

der

Herrn Frankens, welcher bloß bey der Unterſuchung der Sache ſelbſt verbleibet, auſſer dem aber die übrigen Verdienſte ſeines Gegners vollkommen bey ihren Würden läſſet, ja gar mit ausnehmenden Lobſprüchen erhebet. *)

Fürs erſte kömmt gleich das Zeugniß *Trithemii* dem *Lambecio* ſo wenig zu ſtatten, daß es vielmehr gänzlich wieder ihn iſt, wenn man ſeine Worte nur recht anſiehet. **) Denn ehe dieſer gelehrte Abt anfängt die Schriften Otfrieds nach ihren Titeln zu erzehlen, ſagt er zuerſt überhaupt: er hätte viel herrliches in ſeiner Mutterſprache nach den Regeln (Kayſer Carls des groſſen) in gebundener Rede (metro ſeu carmine) verfertiget; und ſey höchlich zu verwundern, wie er die deutſche Sprache ſo regelmäßig gemacht, und wie ſonſt in den Verſen (anderer

*) *Lambecii* Aufführung war bey einem ähnlichen Falle ganz anderſt, da er über dem Aufenthalte und Kloſterleben Otfrieds wieder *Flacium Illyricum*, mit ſo groſſer Heftigkeit und ganz unbändigen Beſchimpfungen gegen dieſen Gottesgelehrten in ſeinen Commentariis de Bibliotheca Vindobonenſi lib. II. Cap. V. p. 415. diſputirte, daß ein jeder wohlgeſitteter Gelehrter, geſchweige denn ein Chriſt, nothwendig einen Abſcheu davor haben muß. Zudem iſt ja auch ſonſt bekannt, wie ſehr ſich manchmal dieſer Criticus ſelbſt vergangen habe, wenn er das Alter eines Codicis beurtheilen und ledig aus den Zügen der Handſchriften beſtimmen wollen; wie ſolches Herr Frick in der allgemeinen Vorrede zum erſten Bande des Schilteriſchen Schatzes fol. XI. gar wohl erinnert hat.

**) Man beliebe dieſelbe nur in dem IV. Stücke dieſer Beyträge p. 641. f. nachzuſchlagen, und mit dem, was hier daraus geſchloſſen wird, zu vergleichen.

der ſich durch die Auslegung Homers verdient gemachet hat, und um das 1760. Jahr gelebet, bewähret uns bey Odyſſ. Q. die Nachricht, daß der Gebrauch des ägyptiſchen, und bey den Römern und Griechen ſo gebräuchlichen Papieres, wegen vieler Mühe und Unkoſten, ſchon zu ſeiner Zeit ganz verloſchen ſey: welche Zeit Mabillon in ſeinem Werke de re diplomatica 1. B. 2. Abſchn. ſchon ſo gar in das XI. Jahrh. zurückſetzet. S. zugleich die Verfaſſer du nouveau Traitê diplomatique II. Th. S. 497. f. Es war aber keinesweges der Gebrauch des leinenen Papieres, welcher dazumal ins Stecken gerathen (wie Salmaſius bey dem Flavius Vopiſcus auf der 451. S. nach der Pariſer Ausgabe aus den Worten des Euſtathius wunderlich gefolgert) noch auch der Gebrauch des Pergamenenen (wie der Hr. von Ludwig, der des Salmaſ. Satz zu verbeſſern ſuchte, in ſeinen Dict. relat. n. 50. gewollt hat), als welches in der alten, mittlern und neuern Zeit im Flore geweſen iſt; ſondern das Baumwollne war es, deſſen Gebrauch eingeſtellet ward. Dieſe zweyte Art war, bey den Arabern, welche ich auch für deſſelben Erfinder halte, ſchon im 1049. Jahre üblich; kam um eben dieſe Zeit von ihnen zu den Griechen, und bald darauf zu den nächſten europäiſchen Völkern. Siehe eines Ungenannten Obſervation, in Tranſact. Philoſ. 1703. n. 288. a. d. 1515. Seite; ferner den Montfaucon in ſeiner Palæogr. Græca 1. B. 2. Abſchn. 18. S. f. und die Verfaſſer du Traite de Diplomatique, I. Th. 516. u. f. S. Endlich iſt in unſerm Welttheile das leinene Papier erfun-

den worden, (von dem man längst angemerket hat, daß es mit den auf Leinewand geschriebenen Büchern der Alten, nichts gemein habe). Welches einige Zeit nebst dem erstern, nämlich dem baumwollenen üblich gewesen, bis es endlich den allgemeinen Vorzug erhalten hat. Doch haben die Griechen und die übrigen orientalischen Völker allemal obiges beybehalten. Wir müssen aber nunmehr der eigentlichen Zeit der Erfindung unsers Papiers, unsere Aufmerksamkeit widmen.

Ohne mich also in die vergeblichen Muthmaßungen hiervon einzulassen, halte ich dieses für gewiß, daß bis an die Mitte des 13ten Jahrhunderts, nebst dem Pergamente, nur noch allein das baumwollene, keinesweges aber das leinene Papier im Schwange gewesen sey. Ich will zu dem Ende eine merkwürdige Stelle anführen, welche, so viel ich weis, noch niemand bemerket hat. Sie ist aber aus den sicilianischen Verordnungen Kaisers Friedrichs des zweyten genommen, welche 1221 bekannt gemachet worden; und im dritten B. Tit. 18. steht, wo man folgendes liest: „Wir wollen auch, und befehlen es ernstlich, daß die öffentlichen Verordnungen und andere dergleichen Schriften, künftig nicht anders, als auf Pergament geschrieben werden sollen. Denn da wir hoffen, daß ihr Werth noch bis in die spaten Zeiten fortdauren wird; so achten wir es für billig, daß sie der Gefahr der Zernichtung, die sie einst, Alters wegen, zu befürchten haben, entrissen werden.„ Es soll also keinesweges eine Schrift, die auf Papier, oder etwas anders getragen ist, weder in oder

außer

äußer Gericht für gültig angenommen werden; es müßten denn Quittungen oder Gegenquittungen seyn: denn nur diejenigen Schriften, welche schon sonst also sind geschrieben worden, sollen ihren Werth nicht verlieren. Diejenigen aber, welche vorher auf baumwollenes Papier geschrieben worden, sollen in bevorstehenden Oertern, Neapel, Amalfi, Sorrento, nach der allgemeinen und gesetzmäßigen Art abgeändert und eingetragen werden.„ Es haben also die Italiener, zum wenigsten die Neapolitaner, sich zwar des Papieres, aber nur dieses catunenen bedienet, weil in dem Kaiserl. Befehle das Papier von ägyptischen Rohre und von Baumwolle einerley heißt. Eben dieses bekräftigen in Ansehung Spaniens, die etwas neuern VII Befehle, oder die Gesetze Alphonsens des weisen, Königs von Castilien, welcher vom Jahre 1252. bis 1284. regieret hat; und von welchen oben gedachten Gesetzen, uns der berühmte Joseph Berni, die beste Ausgabe zu Valence 1759. geliefert hat. Daselbst stehen nun in der III. Abtheilung 18. Th. V. B. folgende Worte: De cera deven ser otras cartas selladas con selo colgado. Cestas son de muchas maneras, que las unas facen en pergamino de cuero, e las otras en pergamino de panno. Pero departimiento ha entre las unas, e las otras, ca las unas deven ser sechas en pergamino de cuero, assi como quando el Roy da alguna merindad o alcaldia. (und werden ferner einige Exempel angeführt) E las, que deven ser de pergamino de panno, son estas, assi como las que dan para sacar cosas vedadas del

Reyno,

Reyno, o las otras, que van de mandamientos a muchos Concejos que les embia mandar el Rey, o de recabdar algunos omes, o de coſechas de maravedis del Rey, o de guiſamiento: todas eſtas deven ſer en pergamino de panno, o otras de qual manera, quier que ſean ſemejantes dellas.

Franc. de Berganza, von dem ich dieſe Stelle habe, hat in ſeinen Antigued. de Eſpanna, der Madriter Ausgabe von 1721. im VII. B. VII. Abſchn. 124. §. gründlich geurtheilet, wenn er zeigt: daß unter dem Namen des wollenen Pergaments, welches nämlich dem leinenen entgegengeſetzet wird, das Papier verſtanden werde. Daſelbſt ſucht er auch durch ein lateiniſch Wörterbuch des Kloſters von Silos zu beweiſen: daß die Einführung des Papiers in Spanien viel älter ſey; weil es theils auf Pergament und theils auf grobes Papier geſchrieben iſt, und deſſen gothiſche Buchſtaben uns anzeigen: daß ſich das Alterthum dieſes Buches bis auf die Zeiten Alphonſus des VI. Königs von Caſtilien 1077. bis 1108. ja wohl noch weiter erſtrecke. Meines Erachtens aber hielt ich dieſes Papier für baumwollenes, und zwar theils, weil dieſes die obenbelobte Verordnung Kaiſers Friderichs beſtätigt, worauf Alphonſus der Weiſe die ſeine gegründet zu haben ſcheint; theils weil auch die Benennung des Pergaments, unſerm Papiere gar nicht, wohl aber dem baumwollenen zugeeignet werden kann, welches meiſtens dick und gelblicht, allemal aber glänzend iſt. Man kann hier beyfügen, was der erfahrne Hr. Stephanus von Terreros und Pando in ſeiner Palæogr. Eſpan-

Eſpannola im 1758. Jahre p. 75. f. hiervon meldet. Nach dieſer ſeiner Nachricht ſind zu Toledo nicht nur noch die Exemplare von dem Gothiſchen Gerichte, wie auch der erſten Partita; ſondern auch verſchiedene authentiſche Briefe dieſes Königs vorhanden, die alle auf überaus ſtarkes geglättetes (muy fuerte y brunnido) Papier getragen ſind. Nun wäre es hier ſeltſam, wenn man dieſes von dem gemeinen Papiere verſtehen wollte, oder es gar auf dasjenige zöge, welches durch die Kunſt dieſe Glätte erhält; deſſen ſich noch in Frankreich die jungen Herrchen und ihre Schönen bedienen, und von welchem uns Baskerville in England durch ein ſeltenes Beyſpiel gelehrt hat, daß man auch darauf drucken könne. Wer ſich nun einbilden will, daß Alphonſus der Weiſe dieſes zu ſeinen Verordnungen gebrauchet habe, der mag es glauben. Wir verſtehen eine ſolche Art von Papiere darunter, welche die Glätte zu ihrer Eigenſchaft hat, nämlich das catunene. Es iſt auch gar nicht zu verwundern, daß dieſes bey den Italienern und Spaniern ſo ſehr iſt gebraucht worden; da ſie es nicht allemal, wie viele geglaubet haben, aus dem Oriente holen durften, ſondern es in ihren eigenen Ländern verfertigten. Von Spanien ſetzet der gelehrte Terreros, nachdem er die belobten Ueberbleibſel von dem baumwollenen Papiere angezeiget hat, noch dieſes hinzu: daß die alten Manuſcripte uns auf zweyerley Arten von Papiere führeten, auf das Toletiſche und Cebriſche. Ich bitte ihn aber, daß er ſich einmal hierüber deutlicher erklären möge. Von Italien iſt diejenige

Stelle

Stelle des Rechtsgelehrten Bartolus, der vom 1313. bis 1357. Jahre lebte, merkwürdig, und welche außer dem Hrn. von Ludewig niemand berühret hat. Sie steht in seinem Tractate de insignis & armis unter dem achten Titel, und heißt: „Ein Notarius kann sich nicht des Siegels eines andern anmaßen; und thut er es, so kann man es ihm verwehren; der Papiermacher kann es verhindern, daß nicht ein anderer sich seines Zeichens bediene, wo folgende Worte vorkommen: „In dem Anconitanischen Gebiethe ist ein gewisses berühmtes Schloß mit dem Namen das Fabrianische, wo die Kunst Papier von ägyptischem Rohre zu machen vornehmlich blühete. Daselbst sind auch viel Gebäude dazu, und aus etlichen Werkstädten wird besser Papier geliefert, als aus andern: wenn gleich in diesen andern die gute Einrichtung des Meisters viel dazu beytragen mag. Und wie wir hier sehen, so hat jeder Bogen seinen Stämpel, durch welchen man wahrnehmen kann, aus welchen Werkstädten er gekommen ist. Ich sage also, daß bey demjenigen der Stämpel bleiben wird, welcher der Besitzer des Gebäudes ist, wo man es verfertiget, u. s. w.

Ich gestehe, daß Bartolus hier nur überhaupt von dem ägyptischen Papiere redet. Aber es verleitet mich theils die Verordnung Kaiser Friedrichs dazu, daß ich es vornehmlich auf das baumwollene ziehe; theils auch die Seltenheit der leinenem Manuscripte, die zum wenigsten in Italien sehr selten waren, wie bald erhellen wird: und da deswegen zu Bartoli Zeiten, dieselben meistens auf baumwollen

Papier

Papier sind geschrieben worden. Es ist also möglich, daß bey einer so großen Anzahl der fabrianischen Papierwerkstädte, wie hier der Ausleger berühret, wenig oder gar keine gewesen, in welchen das leinene Papier gemachet worden, wohl aber die meisten und vieleicht alle, bloß das baumwollene besorget haben.

Man brauchet sich auch in Ansehung der Stämpel keinen Zweifel zu machen, welche die Papiermacher in die Bogen eingedruckt haben; als wenn nämlich diese nur allein bey dem leinenen statt fänden. Denn die Araber und Griechen, sind hiervon deutliche Zeugen, wie ich denn selber dergleichen baumwollene Blätter mit einem Stämpel habe.

Es ist also unstreitig, daß bis an die Mitte des XIII. Jahrhunderts, vieleicht noch etwas später, den Italienern und Spaniern der Gebrauch des leinenen Papiers völlig unbekannt geblieben sey. Von den übrigen europäischen Staaten kann ich gewiß, wenn mir gleich unwidersprechliche Gründe fehlen, eben dieses behaupten. Denn es hat noch kein einziger das Gegentheil durch Anführung eines so alten Denkmaals dargethan. Wie denn vornehmlich Montfaucon in der Diss. sur la plante appellée Papyrus, im VIII. B. der ausführlichen Schriften der königl. Akadem. der Wissenschaften bezeuget, daß er weder in den Italienischen noch Französischen Büchersälen, ungeachtet aller seiner Bemühung, ein Buch oder eine Schrift von dieser Art angetroffen habe; ausgenommen ein neueres vom heil. Ludewig, der seine Regierung und sein Leben im 1270.

Jahre

Jahre geendiget. Nun wird der bekannte Ort des Petrus, Abts zu Clügny, von ſich ſelbſt leicht und verſtändlich werden. Man findet ihn in dem Tractate contra Judæos (die 1069. S. Biblioth. Clun. des Andreas du Cheſne) wo er ſchreibt: daß er Bücher zu ſeiner Zeit, d. i. um das 1120. Jahr geleſen hätte, deren Blätter von der abgeſchabten Wolle alter Tücher verfertiget geweſen. Nun liegt es am Tage, daß dieſes von dem tuchenen Pergamente, wie der Kaiſer Alphonſus zu reden beliebte, nehmlich von den baumwollenenen Manuſcripten zu verſtehen ſey. Schon vor mir hat es Maffei, in Hiſtor. dipl. 77. S. f. gemuthmaßet: aber er hat ſeine Meynung noch nicht erwieſen; wider welche Hadrian Valeſius in notis ad Panegyricum Berengarii, Mabillon und viele andere ſich ſehr auflehnten.

Es iſt alſo eine ſchwere Frage: wo und wenn unſer Papier zuerſt eingeführet worden? welche wir auch bey dem allgemeinen Stilleſchweigen ſo vieler Zeitrechner, nicht auf eine andere Art beſtimmen können, wenn nicht in einer europäiſchen Provinz, ein dergleichen altes Mſcpt. noch aufbehalten wird. Damit wir aber doch bey dieſer Unterſuchung vorher nur einiges Licht geben, ſo wollen wir erſt anführen, was davon von gelehrten Männern bemerket worden; und hernach wollen wir, was noch zu erinnern iſt, beybringen.

In Italien hat es Hr. Maffei geſtanden, daß die geſammleten Manuſcripte, welche ſie auf leinenen Papiere daſelbſt haben, alle neuer wären, als das 1300 Jahr. Dieſen aber hat er zugleich beygefü-

gefüget, daß er keine ältere Urkunde gefunden habe, als den Beſtallungsbrief, welcher dem Gregorius M. Rolands Sohne, durch den Veroneſiſchen Biſchoff de la Scala, in dem 1367. Jahre beygeleget worden; und der in einigen geſammleten Schriften befindlich iſt. Weder Lud. Ant. Muratori, noch andere italieniſche Gelehrte, haben uns etwas genaueres hiervon berichtet: ſonſt iſt es aber nicht zu verwundern, daß wegen des ſtarken Gebrauchs des baumwollenen Papiers, das leinene daſelbſt ſpäter, als anderswo ſich empor geſchwungen habe.

(Das übrige nächſtens.)

IV.

Actorum Açademiæ Electoralis Moguntinæ Scientiarum utilium, quæ Erfordiæ eſt, Tom. II. Erf. 1761. apud Jo. Fr. Weberum in 8. mit Kupfern.

Die hochlöbliche churfürſtl. maynziſche Akademie nützlicher Wiſſenſchaften, hat uns ſchon vor Ablauf des vorigen Jahres, mit dem II. B. ihrer Schriften beſchenket. Dieſer enthält, wo nicht mehr, doch eben ſo viel merkwürdige Abhandlungen zur Erweiterung der Gelehrſamkeit, und brauchbaren Erkenntniß, als der erſte. Wir machen uns ein Vergnügen daraus, dieſelben anzukündigen und unſern Leſern beſtens zu empfehlen.

In der I. beſchreibt uns der ſel. Hr. D. Joh. Fr. Hofmann, Bürgerm. zu Sangerhauſen, und

der hies. Gesellſ. der ſr. K. Mitglied, eine beſondere Art einſchaliger runder Schnecken, die ſich in einem Röhrtroge, mitten auf dem Sangerhäuſiſchen Markte erzeuget, und gefunden.

Eben derſelbe nimmt in der folgenden II. Abhandlung ſeine vormalige Meynung von denen im norwegiſchen Sande bey Bergen, befindlich ſeyn ſollenden kleinen Ammonshörnern, wiederum zurück: weil ſie inwendig keine ſolche gliederweis abgetheilte Kammern, mit einer durch alle gehenden Röhre haben, als den Ammonshörnern weſentlich iſt. Er nennet ſie alſo nur wurmförmige Seeröhrchen.

Die III. Abhandl. iſt von dem Hrn. Rath. und Prof. Baumer, der löblichen Churm. Akademie zu Erfurt erſtem Secretär; und handelt von den thüringiſchen Thon- und Kalkbergen. Indem er eine Reiſe durch Franken, ſein Vaterland, durch Vogtland und Mansfeld that, ſonderlich aber in Thüringen, wo er ſchon zehn Jahre gelebet, hat er dieſe Anmerkungen gemachet. Auf deutſch nennet man dieſelbe, Flötzgebirge; weil ſie aus Flötzen verſchiedener Art beſtehen. Sie ſind von verſchiedener Höhe, und ihre Schichten liegen gar nicht nach den Geſetzen der Schwere geordnet: daher ſchließt er, daß ſie aus vielen verſchiedenen Ueberſchwemmungen entſtanden. Kurz hier ſind viel ſchöne Betrachtungen, zu genauerer Erkenntniß des Innern der Erdkugel zu leſen.

Die nächſte Abhandlung iſt von eben dem gelehrten Manne, und liefert Beobachtungen von dem Morochtus, den man auch die Mondsmilch nennet.

Die

derer Völker) geſchiehet, die pedes und numeros beobachtet habe. *) Und nachdem er ſo dann zuletzt unter den Schriften eines **Werks über den Pſalter in drey Büchern** gedacht hat, fügt er wieder insgemein und ohne Ausnahme hinzu: *in Pſalterium* tria magna volumina (NB) *eodem genere ſermonis.* Eben dieſes bekräftiget *Trithemius* noch an einem anderen Orte, **) der *Lambecio* vermuthlich nicht bekannt geweſen, ausdrücklich. Wer ſiehet alſo nicht, daß *Notkeri* **Pſalter ohne Reimen** und **Otfrieds drey Bücher über den Pſalter in Reimen** zwey ganz unterſchiedene Dinge ſind?

Der aus dem **Alterthum der Schrift** in dem Kayſerlichen Codice von Lambecio hergeholte zweyte Beweis iſt gleichfalls von weniger Erheblichkeit. Man läſſet zwar dieſe Art zu ſchlieſſen, oder vielmehr zu muthmaſſen, auf gewiſſe Weiſe jezuweilen gelten; ſie iſt aber ſehr betrüglich. *Lambecio* iſt hier begegnet, was öfters andern erfahrnen Kennern der Alterthümer ebenfalls wiederfahren iſt, und noch alle Tage wiederfähret. Da ſich dieſer geſchickte Mann einmal in den Kopf geſetzet hatte, er hätte einen *Codicem Otfridi* in den Händen; was iſt es wunder, daß er ſich mit eben ſo leichter Mühe eingebildet

*) Mirabile eſt, dum in Teutonico ſermone *regulas* poſuit, &, *quaſi in verſibus, pedes & numeros cuſtodiuit.*

**) Nemlich in den Annalibus Hirſaugienſibus, welche zu St. Gallen 1690. fol. ſehr ſauber gedruckt worden, Tom. I. ad an. 863. da es heißt: *Otfridus* in Pſalterium *etiam libros tres* ſimili carmine *lucubrauit.*

Die folgende aber, die eine ganze Historie des Landes und der See, aus Betrachtung der thüringischen Gebirge herleitet, ist vom Hrn. D. Füchsel, einem rudolstädtischen Artzneygelehrten. Diese weitläuftige Schrift ist an sich selbst schon ein Buch. Sie geht von der 45sten S. bis zur 245sten und enthält 278 §. Die Sache, davon sie handelt, ist von der größten Wichtigkeit in der Naturgeschichte, und dienet, die Ursache von der jetzigen Beschaffenheit der Erdkugel, sonderlich von Europa, und unserm Deutschlande zu erklären. Wir besinnen uns noch nirgends dergleichen fleißige Beobachtungen, von einem so großen Striche Landes gelesen zu haben: und diese Abhandlung wird daher vielen andern Naturforschern, sowohl in Deutschland, als auswärts zum Muster mehrerer Untersuchungen dienen können. Wir würden mehr davon melden, wenn diese Art von Betrachtungen näher zu den schönen Wissenschaften gehörete.

Nun folget eine Beschreibung neuerfundener Magnetnadeln, die besser sind, als die bisherigen; imgleichen von einem Kunstgriffe, die Kraft natürlicher Magneten zu verstärken. Sie ist von dem berühmten Hrn. Prof. Aepin zu Petersburg, und 1759 abgefasset. Von seiner in Petersburg gehaltenen Vorlesung von der Aehnlichkeit der elektrischen und magnetischen Kraft haben wir in unserm Neuesten vorlängst Nachricht gegeben. Auf diese beziehet er sich hier, und meldet, daß er diese Materie noch ausführlicher abgehandelt habe. Hier zeiget er nur die mögliche Verbesserung der Magnetnadeln, besser,

als Muschenbroek dieselbe zu bewerkstelligen gewiesen, indem er ihren wahren magnetischen Mittelpunct finden lehret. Hierauf kömmt fast alles an. Sie enthält übrigens sehr schöne Beobachtungen; seine Erfindung aber, die schwachen Magneten noch weit mehr zu verstärken, als die Engländer durch ihre künstlichen Maggneten, hat er noch nicht entdecken wollen.

Die folgenden Beobachtungen von der wahren Sandracha (Rauschgelb) der Alten, und Philostrats Sandracherbrunnen hat Hr. D. Lehmann, königl. Preuß. Bergrath aufgesetzet, und Hr. Mangold ins Latein übersetzet. Eben derselbe hat auch untersuchet, was der Alten Malachites, der Schreckstein, gewesen, und wie die Crystalle entstehen. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

Hr. Hauptmann Mylius hat in dem folgenden Stücke eine geometrische Bestimmung, des größten Bollwerkswinkels in jedem gegebenen Vierecke geliefert.

Hr. D. Nonne hat von den Samenpflänzchen des Geträydes artige Beobachtungen angestellet. Nachdem der Frh. von Wolf von der Vermehrung des Geträydes geschrieben, ist man begierig geworden zu wissen: ob die Geträydepflänzchen, in den Samenkörnern schon gesteckt hätten: wie Leuwenhoek gesehen zu haben vorgegeben. Der Hr. Verf. aber hat durch alle seine Versuche nichts dergleichen entdecken können.

Hr. D. Kartheuser hat von des berühmten Rivins, Glaux, oder der heutigen Esparcette, oder

Astra-

Aſtragalus, oder Waldlinſen eine botaniſch-ökonomiſche Abhandlung geliefert.

Hierauf wird von eben demſelben die Natur der auf den Birken wachſenden Miſteln chymiſch unterſuchet. Eben derſelbe hat das Aphronitrum chymiſch und phyſikaliſch geprüfet, auch die nahe Verhältniß des Bernſteins zum Nitro unterſuchet; auch vom Mercurio vitæ gehandelt.

Hr. Jacobi hat ein gelbes Wachs zum Gebrauche der Maler beſchrieben, nachdem ein Prinz von St. Severo dem Könige von Neapel ein gelbes, damit gemaltes Marienbild, von beſonderer Schönheit, dargebothen. Hr. Mangold endlich hat eine Abhandlung vom Zinnober, und ſeinen Beſtandtheilen geliefert, wobey wir uns nicht aufhalten können.

Nun folgen allerley anatomiſche und mediciniſche Abhandlungen, die bis auf die 500ſte Seite gehen, und für uns nicht gehören. Hierauf aber folget eine Abhandlung Hrn. Prof. Apelblatts zu Upſal; den wir vor wenigen Jahren bey uns gekannt zu haben, uns mit Vergnügen erinnern, von einigen alten Münzen, die das Meer ausgeworfen. Dieſe Art von Münzen wird in Schonen auf einer einzigen Stelle, die nicht länger, oder breiter, als zwölf Ellen geht, ans Land geworfen. Sie ſind klein, ungeſchickt gepräget, von ſchlechter vermiſchter Materie, rund und eckigt, und mit Sonnen, Monden, Sternen und Kreuzen bezeichnet. Indem nun der Hr. Verf. ihrem Alter und Urſprunge nachdachte, fiels ihm ungefähr in Holbergs däniſcher Reichshiſtorie in die Augen, daß Canut, der

König von Dännemark und England dergleichen gepräget; aber auch zugleich über Schonen geherrschet habe. Der sel. Hr. Prof. Beer zu Erfurt hat bemerket, daß die eine den Bremer Wapenschlüssel, die andere das Hamburgische Stadtthor mit darüberstehenden Thürmen, u. s. w. zeiget, und daß sie also wohl in die Zeiten des Hanseatischen Bundes zu setzen seyn möchten.

Hr. M. Oettelt, ein Geistlicher, hat vom Tode König Gustav Adolfs gehandelt, der immer noch ein Räthsel bleibt. Der Hr. Verf. hat darüber einen Zwist mit dem Hrn. Freytag, Rathsherren in Naumburg; allein auf eine freundschaftliche Art. Man wird beyder Schriften mit Vergnügen lesen. Er behauptet aber, Gustav Adolph sey vom Herzoge Franz von Lauenburg tückischer Weise erleget worden. Eben derselbe liefert auch eine Abhandlung von ägyptischen Propheten. Prophezeihen hat in Aegypten und bey den Juden so viel geheißen, als die alten Schriften erklären. Die Schrift selbst redet von Schulen der Propheten: und es würde lächerlich seyn zu glauben, die Schüler derselben hätten weißagen gelernet. Diese Schrift ist sehr gelehrt.

Nun folget Hrn. Friedr. Gotthilf Freytags, Stadtrichters in Naumburg, Abhandlung vom Heldenbuche. Wenn der Hr. Verf. in der Vorrede dieser gelehrten Abhandlung den bloßen Zeitpunct der Provenzaldichter, wie auch vieler spanischen und deutschen Meistersänger anzugeben, sich auf die Kreuzzüge, sonderlich zu Friedrichs des I. Zeiten beruset; so wird ihm niemand unrecht geben. Wenn

er aber ſtillſchweigend zu verſtehen giebt; daß bloß die Feldzüge ins gelobte Land, die Dichter an den Höfen der Fürſten zum Singen angetrieben; ſo dörfte dieß wohl nicht die Probe halten. Die meiſten Lieder der Provenzaldichter waren verliebt, wie Fauſchet, Noſtradamus und Des Champs in ſeiner Hiſt. de la Poeſie Françoiſe berichten. Unſere deutſchen Minneſinger machten es auch ſo: ungeachtet wir ſchon ältere Heldendichter gehabt hatten, ehe noch die Kreuzzüge angiengen. Ein ſolches hatte uns Stricker, vor Friedrichs des Rothbarts Zeiten, auf Kaiſer Karl den Großen und Rolanden, geliefert *): wie denn noch ein anderes von der Art, auf den ſpaniſchen Feldzug, im Schilter zu leſen iſt: des noch weit ältern Siegesliedes auf des fränkiſchen Königes Sieg über die Normannen, voritzo nicht zu gedenken. So alt ſind weder der Spanier noch der Franzoſen Gedichte. Der Hr. Verf. hat übrigens Recht, wenn er das Heldenbuch, unter die ſeltenen Bücher rechnet, ungeachtet es vielmal gedrucket worden. Die älteſte Ausgabe davon beſitzt die Zwikauiſche Bibliothek, als einen beſondern Schatz. Ein paar neuere beſitzen wir ſelbſt, und werden von allen dereinſt in der krit. Hiſt. der deutſchen Sprache und Poeſie Nachricht geben. Der Hr. Verf. will gleichfalls hier in dreyen Abſchnitten davon reden. Im I. will er den Inhalt des Buches; im

*) S. davon die Vorleſung, welche Hr. Prof. Gottſched, von dieſem Gedichte in Gegenwart des Churprinzen zu Sachſen Königl. Hoheit gehalten hat; in ſeinen geſammleten Reden.

II. die Urheber deſſelben melden; im dritten aber ſeine verſchiedenen Ausgaben erzählen.

Nachdem der Hr. Verf. den Auszug des I. Gedichts gegeben hat, meldet er die verſchiedenen Meynungen der Gelehrten, von der unter dieſen Fabeln verborgenen Geſchichte. Goldaſt und Agricola von Eisleben, ja ſelbſt unſer groſſer Luther haben dafür gehalten, Dietrich von Bern, ſey der Gothen König, Theodoricus Veronenſis geweſen: ja ſelbſt alle däniſche und ſchwediſche Gedichte und Lieder beſtätigen dieſen alten Glauben: wie man zu ſeiner Zeit zeigen wird. Hr. Rector Grabener aber hat behaupten wollen, daß Geſchichte des XII. Jahrhunderts darinn enthalten wären: wogegen Hr. Prof. Gottſched ſich in einer eigenen Schrift für die obige Meynung erkläret hat. Hr. Freytag aber, ohne ihnen beyzutreten, bringet noch eine neue Muthmaſſung auf die Bahn, die es wohl werth iſt erwogen zu werden: und wenn ſie gleich nicht Beyfall finden ſollte, ſo wird ſie doch von der Beleſenheit und Gelehrſamkeit des Hrn. Verf. ein ſchönes Zeugniß ablegen. Nur wenn derſelbe a. d. 619. S. vorgiebt, Wolfram von Eſchenbach ſey ein Schweitzer geweſen; ſo bezeugen wir unſern billigen Zweifel dabey. Die Sprache dieſes Heldenbuches zeiget nichts ſchweizeriſches damaliger Zeiten: und in Franken liegt die Stunde noch mehr als ein Eſchenbach, daher er hat gebürtig ſeyn können. Auch mit der Leſart:

Mir Wolfaram dem Werden.

ſind wir gar nicht zufrieden; weil es, Herr Wolfaram dem Werden, heiſſen muß: wie auch einige Ausgaben

gaben wirklich haben. Folglich iſt nicht Wolfram der Urheber deſſelben geweſen.

Der Ausgaben des Heldenbuches werden hier fünfe gemeldet. Deren erſte Hans Knoblauch, Druckerherr in Straßburg, 1509 in Fol. ohne ſich durch eines Hagenauer Bürgers, Heinrich Grans Hand, drucken laſſen. Der Hr. Verf. ſcheint ſie nicht geſehen zu haben: ob ſie gleich als ein gelehrtes Kleinod zu Zwickau befindlich iſt. Die II. ſoll 1545 in Fol. CCX. Bl. ohne Meldung des Ortes und Druckers, herausgekommen ſeyn. Die dritte die zu Frankf. am Mayn 1560 in Fol. durch Weygand Han, und Feyerabend gedruckt iſt, haben wir ſelbſt in Händen; ſie hat aber nicht 190, ſondern nur 182. Blätter. Die IV. die auf der gräfl. Bünauiſchen Bibliothek ſeyn, und 1579 gedruckt ſeyn ſoll, ſteht doch in deren Verzeichniſſe nicht. Die V. endlich, die von 1590, zu Frankf. am Mayn, bey Feyerabenden auf 253 Seiten gedruckt iſt, beſitzen wir gleichfalls ſelbſt. Wir freuen uns aber auf die Nachricht, daß wir eine neue Auflage dieſes Werkes aus einer Handſchrift zu hoffen haben; wenn ſie von einer der Sache gewachſenen Hand herkommen wird. Von dem IV. Theile haben wir ſelbſt eine Handſchrift aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts, und könnten mit den verſchiedenen Lesarten derſelben an die Hand gehen.

Im vorletzten Artikel dieſes Bandes zeiget der gelehrte und berühmte Hr. Prof. Hadelich, daß America ſchon vor dem Columbus den Rabbinen bekannt geweſen.

V.

Fortſetzung aus der Palæographia Sacra; oder dem Comment of an Ode of Horace, ſhewing, the Bacchus of the Heathen to be the Jehovah of the Jews von Hrn. Wilh. Stuckeley, Rector bey Aller Heil. zu Stamford. London bey Innys und Manby. 4.

Wenn wir dieß Werkchen noch einmal wieder vornehmen, ſo geſchieht es bloß in der Abſicht, unſern gar zu ſinnreich philologiſirenden allegoriſchen, typiſchen, und paraboliſchen Exegeten, an einem fremden Beyſpiele, bey einer offenbar ungereimten, obgleich ſehr künſtlich überkleiſterten und gefirniſten Auslegung, zu zeigen: wie ſeicht und lächerlich die Kunſtgriffe ſind, womit ſie ſich zuweilen bemühen, ihre prophetiſchen Pſalmen, apokalyptiſchen Weiſſagungen, und andere Vorbilder des A. T. zu erklären. So pflegt ein kluger Kinderlehrer oft, ſeinen Untergebenen ihre närriſchen Geſichter nachzumachen, und ſie ſelbſt zu fragen: Wie läßt mir das?

Wir blieben dabey ſtehen, wo Herr Stuckeley, den Berg Sinai, zu Nyſa; und den Dyonyſius, oder Bacchus zum Gotte des Berges Sinai, zum Geſetzgeber der Juden machete. Nun kömmt was Neues! Wir laſſen ihn ſelbſt reden.

Jehova iſt der zweyte Gott (Θεος δευτερος) der Platoniker, der Sohn Gottes; nicht aber der höchſte

Gott

Gott gewesen. Er ist diejenige Person der Gottheit, die sich oft sterblichen Augen gewiesen, und der Heerführer und besondere Beschützer der Israeliten gewesen. Kurz er war der Mittler, der als Messias ins Fleisch kommen sollte. Jeremias nennet ihn im 23sten Cap. 5. und 6. V. den Jehova der unsere Gerechtigkeit ist. Paulus saget im 10ten Cap. des I. Br. an die Kor. im 4. und 9. V. diejenige Gottheit, welche die Israeliten durch die Wüsten geführet, sey Christus, oder der Meßias gewesen. Aus dieser wundervollen 40jährigen Reise, machten die Heyden ihre Fabel vom Jacchus, dem großen Eroberer Indiens; denn vormals hat Arabien bey denen Indien geheißen, die kein östlicher Land kannten. Dazu füge man, daß der Euphrates, der Gränzfluß von Judäa, für den Anfang von Indien gerechnet ward. V. B. Mos. 1. im 7. V.

Hygin machet den Bacchus zum Sohne Jupiters und der Semele. Dieß Wort ist aus שם אל Schem El, der Namen Gottes, gemachet. II. B. Mos. 23. im 20. V. El, die Gottheit, saget im vorigen Verse: Siehe ich sende Meiech, den König, oder Engel, vor dir her, daß er dich bringe ꝛc. denn mein Name, שם, Schem, ist in ihm. Beger im Spicil. p. 48. hat einen Stein mit einer alten Aufschrift, des Inhaltes: die Teufel zittern vor dem Namen Semele, d. i. dem Namen Gottes.

Daher kam es, daß Jehovah für einen besondern Landesgott (Deus loci) der Jüden gehalten worden. Die Syrer glaubten, er wäre bloß ein Berggott. I. Kön. 20, 28. und die Juden nenneten

ihn

ihn ſelber ſo im V. B. Moſ. 11, 19. Die groſſen Thaten Jehovahs in der arabiſchen Wüſten, ſetzten alle umliegende Völker in beſondere Ehrfurcht gegen ihn: weswegen ſie ihn in beſondern Namen verehrten, die aus denen in der Schrift vorkommenden gebildet waren. Gemeiniglich war es der Namen Jovah, der Gott der Jüden, der damals der berühmteſte in der Welt war. Daher iſt Jovis, von Jehovah, zeitig in Griechenland verehret worden. Daher ſollte Jupiter in Kreta gebohren ſeyn: daher kam Jupiter Ammon, der Aegypter Oſiris, der Karthaginenſer Saturn, der Phönicier Moloch, der Thracier Mars, der Phrygier Atis, der Arkadier Pan, der Lateiner Saunus, u. der Griechen Bacchus. Man leſe im IV. B. Moſ. 14. v: 13. im V. B. Moſ. II. v. 25. Cap. IV, 6. 11-32. I. Sam. VI, 19. I. Kön. VIII, 41.

Daher preiſt nun Horaz in dieſem Leobliede die Thaten des Jehovah, oder Bacchus; ſonderlich von Sachen die in der Bibel ſtehen, oder von alten Sagen, die des künftigen Meßias Perſon und Amt betrafen; und aus zerſtreuten Weiſſagungen der Propheten entſtanden.

remotis rupibus) Aus dem 40jährigen Zuge in der Wüſten, zogen die Heyden den Begriff: daß Bacchus und ſeine Geſellen an wilden und wüſten Oertern auf Bergen und Felſen ſich aufhielten. Man ſehe im II B. Moſ. das XVI. C. im 10. V. Und Horaz ſchreibt ſonſt:

Quo me Bacche rapis, tui
Plenum! Quæ nemora aut quos agor in ſpecus!

Car-

bildet, deſſen Schrift ſey hundert Jahr älter, als von ihrem wahren Verfaſſer ab? Gewiß, die oben vor *Notkerum* angeführten Gründe ſind weit wichtiger, als daß ſie eine bloſſe, aus der Geſtalt der Schrift ungewiß hergeleitete, noch gar zweifelhafte, Muthmaſſung ſollte umſtoſſen, oder auch nur einmal wankend machen können.

Am allerwenigſten hat es drittens etwas zu bedeuten, wenn *Lambecius* ſich auf einige andere Umſtände und gewiſſe Kennzeichen ſo ſchlechtweg beruffet; ohne dieſelben näher und deutlicher anzuzeigen. Man kan nicht errathen, was er damit eigentlich haben wolle. Wahrſcheinlich iſt es, daß er darunter einige Homilien, imgleichen die deutſchen Uberſetzungen einiger Lieder und Geſänge aus der Bibel, zum Exempel der Hanna 1 Sam. 2. Moſis Exod. 15. und Deut. 32. Zachariä, Luc. 1. des Vater Unſers, des apoſtoliſchen und athanaſianiſchen Glaubensbekentniſſes, meyne, welche ſo wohl in dem kayſerlichen Codice, der vielleicht gar ehedem aus St. Gallen nach Ambras gekommen, als in dem von St. Gallen und andern, die Vadianus und Goldaſtus geſehen, hinten am Ende dieſes deutſchen Pſalters beygeſchrieben gefunden werden; oder wohl gar nur durch einen bloſſen Zufall in einen Band zuſammen gebunden ſind. Da nun *Lambecius* die meiſten dieſer Anhänge, wo nicht gar alle, vor Otfrieds Arbeit, obſchon ohne ſattſamen Grund, anſiehet: So folgert er ziemlich übereilt daraus, daß auch das erſte und Hauptwerk dieſem Mönche zukomme. Herr Franke erinnert dawieder verſchiedenes gar vernünftig, welches bey ihm ſelbſt

Carmina) Die älteſten Schriften ſind alle in Verſen geweſen. Das Buch Hiobs, als das älteſte von allen bekannten, iſt in gebundner Schreibart. Eben ſo ſind die Lieder Moſis, der Mirjam, Debora, Hanna, u. Davids: und daher haben die Heyden, Orpheus, Linus, u. a. Oden und Hymnen machen gelernet. Horazens Ode iſt eine Nachahmung davon. Salomons Lied iſt ein Schäfergedicht voll der einfältigſten und erhabenſten Schönheiten, die im Heſiod, Theokritus und Virgil ſo ſtark nicht vorkommen. Moſes und Iſrael ſang ein Lied IV. B. Moſ. 17. als Gott dem Volke Waſſer gab. Und im V. B. im 31. heißt es, Moſes ſchrieb dieß Lied auf, und lehrte es die Kinder Iſraels.

Vidi docentem (credite poſteri) Er ſpricht es in vollem Ernſte. Die Heyden hatten vom Umgange Gottes unter den Juden einen Begriff; daß die Götter geſehen werden könnten: daß es aber ſehr gefährlich wäre, und gemeiniglich die Menſchen davon ſtürben, oder eine Strafe empfiengen.

Nec Dryadas, nec nos videramus lubra Dianæ,
Nec Faunum medio quum premit æſtus die.
Ovid. Faſt. 4.

Dieß iſt aus der Schrift hergeleitet. B. der Richt. VI, 22. Gideon hatte den Melech Jehovah, den König Jehovah, wie es ſollte gegeben werden, geſehen, und rief: O Herr Jehovah, ich habe den Melech Jehovah, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen! Und Gott antwortete: Fürchte dich nicht, du ſollſt nicht ſterben. Eben ſo ſagten im B. der Richt. im 13ten,

Manoah,

Manoah, und ſein Weib: Wir werden gewiß des Todes ſeyn, denn wir haben Gott geſehen.

Docentem) Bacchus ward als ein großer Lehrer abgebildet: weil Jehovah ſo wohl ſelbſt in Perſon, als durch den Moſes die Iſraeliten unterrichtete. Der Schiloh im 49ſten des I. B. Moſ. wird von Juden und Chriſten für den Meßias gehalten. „Und ihm werden die Völker anhangen.„ Illius erit doctrina populorum! Er ſoll die Lehre des Volkes verrichten. Der Charakter des Bacchus iſt durch folgendes ſattſam geſichert: Er wird ſein Füllen an den Weinſtock binden, und ſeiner Eſelin Sohn, an den edeln Reben. Er wird ſein Kleid in Wein waſchen, und ſeinen Mantel in Weinbeerblut. Seine Augen ſind röthlicher denn Wein, und ſeine Zähne weißer denn Milch. Juſtin der Märtrer beſchuldigt lange hernach den Teufel, daß er dieſe merkwürdige Weißagung auf den heydniſchen Bacchus verkehret. Siehe das 32. Cap. des V. B. Moſ. im 14. V.

Bacchus ward von den Alten darum für einen erhabenen Lehrer der Menſchen gehalten, weil er ſie in den Gebräuchen der Religion, der Eingebungen, der Geheimniſſe, Opfer, Reinigungen, Anrufungen u. ſ. w. unterrichtet hatte. Dieß ſaget Diodor im III. B. allein er habe nur die Frommen, und die ein gerechtes Leben führeten, unterwieſen. Strabo nennet ihn im X. B. Ἀρχηγέτης τῶν μυστηρίων, den Hohen Prieſter. Ovid ſaget von ihm:

Ante tuos ortus arx fuit altera Tarpeia.

Auch

Auch dieſer Begriff kam aus der heil. Geſchichte, wo Jehovah den Patriarchen erſchien, und ſie ihm Altäre baueten. I. B. Moſ. 12, 7. u. d. m.

Plutarch will ihn darum Liber nennen, weil er die Libationen erfunden. Orpheus nennet dem Bacchus Θεσμοθετης, den Geſetzgeber; und gedenket ausdrücklich der δπλακας θεσμος der zwo Tafeln, worauf er ſeine Geſetze geſchrieben; wodurch er die mit Gottes Finger geſchriebenen ſteinernen Geſetztafeln meynet. II. B. Moſ. im 32ſten. Pauſanias ſaget auch in Corinthiacis: er ſey ein großer Geſetzgeber geweſen. Nonnus im 42ſten der Dionyſ. gedenket auch zweyer Geſetztafeln, die Bacchus zu Berhoe, nah am Berge Liban, gegeben: wobey freylich die Namen zu Verdunkelung der Wahrheit verwirret ſind.

Credite poſteri.) Lambinus ſetzet hiebey: credat Judæus apella! Baxter aber ſpottet über ihn. Vermuthlich ſah keiner von beyden, daß Juden und Chriſten an dieſem geiſtlichen Hymnus mehr Antheil hatten, als der Poet ſelbſt gedacht, ungeachtet ſeines Anſpruches auf eine poetiſche Begeiſterung und Entzückung. Ohne Zweifel wollte er uns bereden, er wäre von etwas mehrerm als von Weine beſeelet; als ob er ſelbſt geglaubet, daß die großen Thaten des Bacchus, die er preiſen wollte, Wahrheiten wären. Es ſcheint zu ſeinen Zeiten Ungläubige gegeben zu haben; und er will ihnen ſagen: die Nachkommenſchaft würde, durch den Flor, den die Fabel und Länge der Zeit, über die Sache geſpreitet, dennoch die Wahrheit erblicken.

Nymphasque discentes et aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Bac-

Bacchus, der Eroberer Indiens, soll auf seinem Feldzuge eine unzählbare Menge von Männern und Weibern gehabt haben; wie Diodor im IV. B. berichtet. Aus diesen machten die Alten Satyren und Nymphen, Halbgötter, d. i. mehr als Menschen, doch mindere Wesen, als Götter. Das hatte nun mehr als eine Ursache. 1) Da das Volk Israel 40 Jahre in einer rauhen ungebauten Wüste lebete, und mit Häuten wilder Thiere bekleidet gieng: so mußte es wohl das Ansehen bekommen, welches wir in allen alten Schnitzwerken der Bachanalien erblicken.

2) Aus denen vom Moses eingesetzten Festen, wobey das Volk, voll Lust und Wein, schwärmend und tanzend erschien. Die Satyren unter den Alten wurden für Geister der Lust und Freude gehalten.

Satyri saltatibus apta juventus. Ovids Met. 14.

Daher kam die alte toscanische Einsetzung der Salier, d. i. tanzender und gewaffneter Priester, unter den Lateinern. Im B. der Weish. im 19. werden die durchs rothe Meer gehenden Israeliten, als junge laufende Böcke, die den Jehovah preisen, vorgestellet.

3) Die Nymphen und Satyren der Alten, wurden als berauschet, und von einer bachischen Raserey ergriffene, vorgestellet. Der Geist des Jehova, dessen die Schrift so oft gedenket, kam über sie: worauf dieß so geehrte Volk übernatürliche Dinge thun konnte. Dieß war zur Zeit der Richter gemein, und die Art der göttlichen Bestallung eines Richters. So wurden Athniel, Samgar, Gideon,

Simson,

Simſon, als er den Leuen zerriß: ja Davids nach der Salbung, als er einen Leuen und Bären ſchlug; ja Elias, vom Geiſte des Herrn ergriffen, als er vor Ahabs Wagen in Jeſreel lief. ꝛc. ꝛc. Selbſt die jüdiſchen Weiber machten in der Wüſten, mit feyerlichem Singen und Tanzen, ja vielleicht bey Schlachten, kein geringes Aufſehen. Mirjam mit ihren Geſpielinnen wird mit muſikaliſchen Inſtrumenten, als eine Anführerinn des Volkes, neben dem Moſes und Aaron genennet IV. B. im 12. und 20ſten Cap. Alexander Polyhiſtor ſaget, ein Weib, mit Namen Moſo hätte den Juden Geſetze gegeben. Welch eine Verwirrung der Namen und Geſchlechter!

Satyrorum) Ein Geſchlecht der kleinern, oder Halbgötter, die man ſich mit Ziegenſchwänzen, Hufen und Hörnern einbildete, von den Iſraeliten, die Ziegenfelle und andere Thierhäute um ſich trugen. So machet unſer Dichter in ſeiner I. Ode einen Unterſchied zwiſchen den gröſſern und kleinen Göttern.

Te (wie es heiſſen ſollte) doctarum hederæ præmia frontium
Dis miſcent ſuperis: Me gelidum nemus,
Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo.

Doch genug davon! So ſchön gelinget es einem recht herzhaften Exegeten, quidlibet ex quolibet zu machen. Uns kömmt Hr. Stuckeley, wie Rudbeck in ſeiner Atlantica, oder wie Hermann von der Hardt vor. Beyde können ihren Leſern ſehr vie-

len philologischen blauen Dunst vormachen; der sehr schön aussieht, so lange man ihn vor Augen hat; aber hernach gar keinen Funken Ueberzeugung hinter sich zurück läßt.

VI.

Beyträge zur Historie Frankenlandes und der angränzenden Gegenden. Zweyter Theil. Gesammlet und herausgegeben von Johann Paul Reinhard, der Alterth. Beredſ. und Dichtk. ordentl. Lehrer zu Erlangen. Bareuth in Verl. Lübecks 1761.

Mit besonderm Vergnügen melden wir diese Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte Frankenlandes an, die wir bey Ankündigung des I. Theiles gewünschet haben. Sie liefert abermal sehr merkwürdige Stücke, die wir kürzlich anzeigen wollen.

Der I. Abschnitt enthält sechs und dreyßig deutsche Urkunden, aus dem hochfürstl. culmbachischen Archive zu Blassenburg, deren älteste vom 1337sten Jahre, und einige neuere noch nicht hundert Jahre alt sind. Wir bemerken keine Abtheilung der Sachen des Inhalts derselben; und wundern uns desto mehr, warum sie nicht nach chronologischer Ordnung gestellet worden: welche sowohl in historischen, als philologischen Absichten, allemal ihre Vorzüge hat. Denn da sie alle in deutscher Sprache geschrieben sind:

sind: so können Liebhaber der alten Mundarten unsers Vaterlandes, verschiedene kritische Beobachtungen von der Sprache der Oerter und Jahrhunderte machen, darinnen sie abgefasset worden.

Der II. Abschn. liefert verschiedene zeither ungedruckte Hennebergische Theilungsrecesse: nachdem 1583 die gefürsteten Grafen zu Henneberg mit Georg Ernsten abgestorben, und alle ihre Länder, kraft des im 1554 J. errichteten Erbvertrages an das Chur- und fürstl. Haus Sachsen gefallen. Dieses nun hat dieselben bis 1660 gemeinschaftlich behalten, alsdann aber eine Vertheilung dieser Lande unter seinen Zweigen beliebet. Lünig hat einige Theilungsrecesse im Reichsarchive bekannt gemachet. Hier erscheinen aber die übrigen, so bisher noch nicht gedruckt gewesen; welches den Publicisten sonder Zweifel angenehm seyn wird.

Der III. Absch. liefert Kilian Göbels Beschreibung, der Einäscherung der Stadt Schweinfurt im Albertinischen Kriege. 1554. Dieser Kilian Göbel ist damals Stadtschreiber zu Schweinfurt gewesen, und hat den ganzen Verlauf der Sache zu Papiere gebracht. Er hat freylich viel kleine Umstände, die nicht die erheblichsten sind, mit eingestreuet. Allein, diese sind vielen Lesern angenehm, und machen, daß das Hauptwerk desto lieber gelesen wird. Sie zeugen auch die damalige Art zu denken, und die ehrliche Einfalt des Geschichtschreibers. Zu dem steht es auch einem Herausgeber alter Urkunden nicht zu, das geringste darinn zu ändern, auszulassen, oder zu verbessern. Daher wird

man auch die alten Fehler der Schreibart und unrichtigen Ausdrücke hier aufrichtig antreffen. Sleidan, und Melanchthon, in Cariens Chronik haben sonst die Einäscherung von Schweinfurt schon kürzlich beschrieben. Es ist zu verwundern, daß damals der Markgraf von Brandenburg mit 12 Fähnlein Fußknechten, vier Schwadern Reitern, 12 Stück auf Rädern, darunter 6 lange Schlangen, 6 Singerin zu 25 Pfund und drey Falkonet, ganz Frankenland in Schrecken setzen, und erobern können.

Nun folget IV. eine alte poetische Beschreibung des innerlichen Krieges im Hochstifte Würzburg unter dem Bischofe Gerhard, aus dem Hause Schwarzburg. Gerhard, der 1372 Bischof geworden war, hatte eine sehr unruhige Regierung. Da ihn der Pabst und nicht die Wahl eingesetzet hatte, fand er lauter Widerspenstigkeit. Nach Kaiser Karls des IV. Tode suchten die Würzburger bey K. Wenzeln unmittelbar unter das Reich zu kommen. Sie verbanden sich mit eilf andern Städten und suchten des Reiches Schutz. K. Wenzel übereilte sich, kam selbst nach Würzburg, und ließ sich huldigen; auch den Reichsadler auf alle Gebäude setzen. Nachdem er aber auch den Bischof gehöret hatte, that er zu Erf. 1398 den Ausspruch, sie sollten sich beyde vergleichen. Allein umsonst: die Unruhen giengen fort: und die Würzburger Bürger wurden geschlagen. Diesen Krieg beschreibt nun dieß alte Gedicht, eines unbekannten Verfassers, der aber gut bischöflich gewesen seyn muß. Die Orthographie ist nicht ganz

alt geblieben, sondern vom neuern Abschreiber sehr verstellet. Wir theilen den Anfang davon mit. Es heißt:

Von dem Streit und der Schlacht vor Berchheim zwischen Würzburg und Schweinfurt gelegen.

Ein Statt liegt in Franckenland,
Würzburg ist sie genannt,
Die Bürger, die dißmahls darinn gewesen sind,
Die waren an ihren guten Witzen blind,
Ein falschen Rath sie anfingen,
Und heimlich zusammen giengen,
Wie sie deß alles gedächten,
Und andere Stett zu ihn brechten,
Gen Würzburg in dieselben Statt,
Daß sie allda vernehmen ihren Rath,
Und sandten Boten in die Land,
Den Städten war diese Red wohl bekandt,
Ihr mögt sie wohl kennen,
Doch will ich sie euch nennen,
Gerolzheim und die Neustatt,
Seyn auch in solchen falschen Rath,
Hasfurth, Ebern und Seßlach,
Meinungen und Königshofen, Wahrgach,
Mellerstatt und Fladingen,
Auch Carelstatt mit falschen Zungen,
Die waren all in falschen Rath,
Beyde Morgens früh und spath,
Von Würzburg die Burger
Thäten Botschafft, und mehr,
Den Stätten die ich hab genandt,
Daß ihn die Red, und mehr wurd bekandt,

Auf daß Sie uf das allerehſt zu ihm kämen,
Und ihrem tzeuloſen falſchen Rath vernehmen.
Nit länger ward da vermitten
Aus jeder Statt da zween ritten
Gen Würzburg in den Dumben Räth,
Und eintten ſich der Thorheit Säth,
Sie ſprachen zu den obgenannten Stätten
Die do alle ihre Botſchaft hätten,
Und empfingen ſie gar ſchon,
Mit heimlichen falſchen Gethon,
Viel gar an alles Lachen,
Gar ernſtlich zu jhn ſprachen,
Nun ſchweigt und habt guten Muth,
Unſere Sachen die werden gar gut,
Es ſoll uns auch gereuen nit,
Alſo ſprach der Senſenſchmidt,
Lieben Herrn und Freundt nun mercket mich,
Für uns, Ich zu- und gen Euch ſprich,
Iſt ſolches euer aller Will,
So ſprechet ja, und ſchweiget ſtill,
So will ich euch alles ſagen,
Wie Wir das im Rath haben übertragen,
Laſt ſolches alles heimlich bey euch bleiben
So wollen wir ſicherlich ſchreiben,
Unſern Freunden dieſe Ding,
Auch haben wir manchen Harniſch Ring,
Beyde Gräben und auch Mauer,
Es muß dem Biſchoff werden ſauer,
Und darzu allen Fränckiſchen Herrn,
Laſt uns zu einander ſchwören,
Wann ſie das alle gemein gleich ſehen,
Das will ich uff mein Eid jehen,

Den

nachgeleſen zu werden wohl verdienet. Nur eines einigen allhier zu gedenken, ſo ſiehet die deutſche Dollmetſchung des Vater Unſers, welche man bey dieſem Pſalter findet, gar anders nach der Mund- und Schreibart aus, als die, welche *Lambecius* ſelbſt aus dem Otfried angeführet hat. *) Zu einem klaren Zeugniße, daß auch dieſe Anhänge gar nicht von ihm herkommen können, und alſo daraus auf ihn, als den Urheber des Pſalters, gar falſch und unbedachtſam geſchloſſen werde. Wir wollen beyde hieher ſetzen, um damit die Leſer davon vollkommen zu überführen.

Das Vater Unſer nach dem Otfried.

Fater unſer, thu in himilon biſt.
Uuih ſi namo thiner.
Biqueme uns thinaz richi.
Gi uuillo thin hiar nidare ſo ſer iſt uſan himile.
Thia dagalichun Zuhti gib hiut.
Sculd bilaz uns allen, ſo uuir ouh duan uuollen.
Ni firlaze unſih thin uuara in thes uuidaruuerten ſara.
Loſi unſih io thanana then uuenuon io bimiden.

Eben

*) *Lambecius* de Bibl. Vindobon. Lib. II. Cap. V. f. 430. womit man den Otfried Euangeliorum Lib. II. Cap. XXI. in dem I. Tomo *Schilteri* fol. 148. med. vergleichen kan. Herr Franke hat hier bloß diejenigen Worte Otfrieds beybehalten, welche den griechiſchen Grundtext ſchlechterdings ausdrücken; diejenigen aber weggelaſſen, welche er nur entweder der Erklärung, oder der Reimen halben darzwiſchen geflicket, vermuthlich um den Leſern die Vergleichung dieſes Vater Unſers mit *Notkeri* ſeinem dadurch zu erleichtern.

Den ich dem Rath geschworen han,
Den Bischeff will ich fahren lahn,
Auch nimmermehr e schweren,
Und ihn nit mehr haben für ein Herrn, u. s. w.

Der V. Abschnitt enthält abermal einige Urkunden, welche Heiligenstadt betreffen. Markgraf Christian Ernst verlieh 1692 das Rittergut, lutherisch Hallstadt, aber Heiligenstadt der Staufenbergischen Familie, gegen ihre Reverse, dergestalt: daß die Unterthanen daselbst jederzeit bey der freyen Religionsübung gelassen werden sollten, wie der Religionsfrieden von 1555, und der westphälische Frieden solches erheischen. Die dazu gehörigen Urkunden werden hier aus dem markgräfl. Kulmbachischen Archive mitgetheilet, und können bey künftigen Religionsbedrückungen genützet werden. Wir haben hier a. d. 348 S. in der 21. L. einen Druckfehler, in dem Worte mit, bemerket, welches nit heißen sollte; und einen ganz widrigen Sinn giebt.

VII.

Fortsetzung des neulich abgebrochenen Artikels a. d. 79. S. Prosaische und poetische Kleinigkeiten.

Dieß sey genug! Der Verfasser macht durch das folgende eine nähere Anwendung, und saget von der Partey, zu der er vielleicht gehöret, viel günstiges. Wir mischen uns aber nicht in diese Sache,

und es kommt uns nicht zu, davon zu urtheilen. Die Poesie ist indessen durch das ganze Stück sehr edel; die Wendungen sind natürlich: kurz, alles ist so beschaffen, daß man sehr weniges wird tadeln können. Von den Briefen, deren etwa acht sind, werden wir nicht viel sagen. Die Schreibart, die in allen herrschet, soll sehr lebhaft und munter seyn. Dieß sehen wir aus einer Stelle, wo der Verf. gewisse Briefe deswegen tadelt, weil sie von dieser Seite betrachtet, sehr wunderlich ausgesehen. Er führet bey dieser Gelegenheit die Stelle des Seneca (warum er ihn den heiligen Seneca nennet, können wir nicht errathen) zur Regel an: qualis sermo meus esset, si una sederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis; tales esse epistolas meas volo; zeiget aber in einer Note, daß Seneca dieser schönen Vorschrift selten getreu gewesen. Wir könnten aber auch durch mehr als eine Stelle darthun: daß der Verf. nicht weniger solche ebenfalls sehr oft übertreten; und folglich, indem er andern ihre Fehler zeigen will, selbst dergleichen begangen habe. Ein sehr löbliches Verfahren!

Der Inhalt der Briefe ist ebenfalls nicht sehr wichtig. Der erste erzählt kleine Nachrichten von einer Reise, und zwar so, daß die mehresten Leser dabey einschlafen werden. Der zweyte will beweisen, daß es nicht möglich sey, daß einer in seinem ganzen Leben gar nichts von der Liebe fühlen sollte. Dabey folget ein Lied eines verliebten Mägdchens. Verliebten Leuten von einer besondern Art mag es vielleicht gefallen. Der dritte ist ganz satyrisch, und enthält Dinge, die vielleicht jungen Dichtern, oder

genissen

gewiſſen Perſonen, die dieß gern ſeyn wollen, nützlich ſeyn können. Er iſt mit vielen Anmerkungen begleitet, die aber, wie alle übrige Anmerkungen unſers Verf. ſehr gemein und ſchlecht ſind.

Eine einzige darunter iſt gut, weil ſie wahr iſt, und auf gewiſſe Schriftſteller ſehr wohl angewendet werden kann. Er will darinn erklären, was heutiges Tages erhaben ſey. Das verzweifelte Beywort! ſagt er; wer kann es erklären? Es macht mir bey aller meiner Gelehrſamkeit, noch eben ſo viel Mühe, als wenn ich einen zufriedenen Geizigen, oder ein halb Dutzend vergnügte Ehen aufſuchen wollte. Doch ich wage es: audaces fortuna juvat! Erhaben ſagt man von einem Gedichte, wenn es ganz wider die Regeln der Sprache geſchrieben; wenn es von dunkeln Schauern, Harmonien, Orkanen, Sphären u. d. gl. Laut donnernd daher tönt; wenn die Freuden im prächtigen, hölliſchen Pompe daher ſtrömen; wenn die Sonne ihrer Augen unſer eigen Licht verdunkelt, wenn mizraimiſche Finſterniſſe, wie brüllende Meere um uns herumwallen u. ſ. w. hierinn hat er gewiß recht, und nun kann man einſehen, warum man gewiſſe Dichter, erhabene Dichter nennet.

Der vierte iſt bloß freundſchaftlich, und bey einer traurigen Stunde geſchrieben. Der fünfte iſt wieder ſatyriſch, und ziemlich artig. Der Verf. berichtet ſeinem Freunde, daß er nun der glücklichſte Mann ſey. Er läßt ihn lange rathen, worinn es beſtehe; und ſetzt hinzu: es gilt mehr, als alle

Dinge in der Welt; mehr als Klugheit, Witz, Verstand und alles übrige. Endlich sagt er, hören sie: ich bin unsterblich; denn — — meine Lieder sind fertig, und, welches Entzücken! — — schon in den Händen des Druckers! Der Freund fraget nach ihrer Beschaffenheit, und ob er ihn bewundern solle? Was für Fragen! saget er: das gehört nicht hieher. Seht den Druck, wie sauber? Das Papier, wie schön und fein? Die Kupferstiche, wie vortrefflich? O hierbey haben sich fast alle Künstler verewiget! Und Sie wollten noch fragen? Schweigen Sie doch! wie bald könnten sie mich, und tausend andere böse machen? —

Er fähret hier fort, noch allerhand artige Dinge zu erzählen, und besonders, wie seine Werke von allen Kunstrichtern würde aufgenommen werden. Er sieht alles voraus; er freut sich darüber, und fährt fort: welch eine Reihe prächtiger Beynamen wird mir die Welt geben! Welche Bewunderung! ach! ich fühle hier mehr, als ich sagen kann! Sey recht stolz über mich, du mein Vaterland! Welch ein Mann werde ich bald seyn? Größer noch, als alle Alten; größer noch, als alle Griechen und Römer! Ja gewiß! Man bedenke nur: ihre Schönheiten habe ich alle, alle genützet (so wird man von mir sagen) und ihre Fehler vermieden. Ich bin zärtlich, naiv, fürtrefflich! Ach! vollkommen ein Original! was will man mehr? Mich werden die Gelehrten und Ungelehrten, Väter und Söhne, Töchter und Mütter, alle mögliche Enkel, kurz die ganze Nachwelt lesen. Sie werden erstaunen;

sie

ſie werden mich bewundern. Und hier — hier fühle ich auf einmal, was es heißt, ein Schriftſteller, was es heißt unſterblich zu ſeyn! Welche ſüße, angenehme Empfindungen ſteigen in mir auf! welche Freuden fühle ich bey den Worten: & digito monſtrari, & dicier, *Hic eſt!* Ach! liebſter Freund, ich vergeſſe faſt, daß ich ein Menſch bin. Wie niedrig ſind alle andere gegen mir! wie niedrig! o ich bin —

Doch wie? was ſehe ich? — Entſetzen! Ach, erſchrecken Sie nicht zu ſehr, liebſter Freund was ſehe ich? — Ach! es war alles, alles nur ein Traum! Meine Unſterblichkeit, mein Ruhm iſt dahin! — O wie elend bin ich nun! welche Quaal! und Sie wollen ſich faſt todt lachen? O daß es geſchähe! Sie grauſamer, böſer Freund! Kann ich dafür? Bin ich der einzige, dem es ſo geht? Nein! wie viele! viele? O ſüßer Troſt! wenn es gewiß iſt. Leben Sie wohl! Ich bin wieder gut. — So endiget ſich dieſer Brief.

Der ſechſte ſchildert zwo Perſonen von einer ſehr luſtigen Seite. Der ſiebente zeiget, wie einer beſchaffen ſeyn müſſe, wenn er mit zur beſten Welt gehören wolle. Der achte endlich entwirft eine lebhafte Schilderung von den Franzoſen, und füget einen Traum des Grafen von Broglio, vor der Schlacht bey Hamm, bey. Auch hiervon wollen wir nichts erwähnen. Von den überſetzten Abhandlungen, die man in dieſer Schrift findet, müſſen wir noch etwas ſagen.

Es sind deren viere, die alle von Franzosen herrühren. Die erste: einige Betrachtungen über den guten Geschmack, gehöret dem Herrn Abte von Bellegarde; die zweyte: über die Ironie, ein sehr lesenswürdiges Stück, welches wir vielleicht künftig unsern Lesern ganz mittheilen, ist, wie die dritte: über die Pharsale des Brebeuf, und die vierte: Berenice, worinn von einem theatralischen Stücke dieses Namens gehandelt wird, aus den Babioles litteraires & Critiques des Herrn von Bar genommen; obgleich unser Verf. solches weder in der Vorrede, noch in einer Anmerkung erinnert hat. Dafür giebt er seinen Lesern lieber Noten, die nichts zu bedeuten haben; und davon ein paar so beschaffen sind, daß man nicht weiß, was er damit sagen will. Aber vielleicht sollen sie satyrisch seyn —! Von den Uebersetzungen können wir versichern, daß sie nicht die besten sind; einiges darinn ist sehr gezwungen, und einiges sehr falsch gegeben. Doch, wir wollen unsere Leser damit verschonen. Unter der Vorrede hat sich der Verf. nur mit S. bezeichnet. Dieß soll, wie wir von Freunden erfahren, Schönberg heißen, und der Verf. ein junger Berliner seyn. S.

VIII.

Erklärung der Münze vom Titelkupfer dieses Monaths.

Das neueröffnete Münzcabinet, welches wir vor kurzem bekannter gemachet haben, liefert ausser vielen alten Schaustücken und Gedächtnißmünzen, auch diese neuere, die wegen ihrer Veranlassung merkwürdig ist. Der kaiserl. Antiquar, Hr. du Val, einer der gelehrtesten Kenner des Alterthums, und anderer Wissenschaften, ist derjenige, dem zu Ehren Herr Abt M... dieselbe erfunden hat; und auf den sie ohne des erstern Wissen geprüget worden. Hr. D. und Prof. Joachim hat also dieselbe, aus Erkenntlichkeit, gegen des Hrn. du Val. bezeugte Willfährigkeit, in Mittheilung der seltensten Stücke aus dem kaiserl. Cabinette, auch dieselbe seiner Sammlung einverleibet; und dabey, zur Erklärung derselben, den besonders merkwürdigen Lebenslauf dieses berühmten Mannes mit eingerücket. Wir dörfen also denselben nur so, wie er auf der 216ten und folgenden Seite befindlich ist, abdrucken lassen, um auch unsere Leser zu vergnügen. Die Sache wird von sich selbst reden, ohne daß wir etwas mehreres voran schicken dörfen.

„Er (der Hr. du Val) ist eines Bauers Sohn aus Bourgogne, und kam als ein Kind nach Lothringen, woselbst sein erstes Amt darinn bestand, daß er vier Stunden von Nancy, in einem

Dorfe

Dorfe die Schafe hütete. Von seiner Kindheit an, zeigte sich in ihm eine sonderbare Begierde zu wissen: und da er solche noch mit nichts anders zu stillen wußte, so sammelte er Schnecken, Raupen und andere dergleichen Thiere, um solche öfters und genauer zu betrachten. Niemand war im Dorfe, den er mit seinen neugierigen Fragen, woher dieses oder jenes komme, und aus was für Ursachen es also und nicht anders sey, verschonete; die Antworten waren, wie leicht zu erachten, gemeiniglich solchergestalt beschaffen, daß er nach denselben weniger als vorher wußte. Einsmals erblickte er bey einem andern Bauerbuben, des Aesopus Fabeln mit Kupferstichen, die seine Begierde, etwas zu lernen, in außerordentliche Bewegung setzten. Lesen konnte er noch nicht, und die andern Jungen, welche etwan ihre Wissenschaften bis aufs Lesen gebracht, hatten nicht allezeit Lust, ihm die in Bildern vorgestellten Sachen zu erklären. In dieser Noth faßte er den Entschluß, nicht eher zu ruhen, bis er lesen könnte. Zu solchem Ende sparete und sammlete er bey allen Gelegenheiten etwas Geld, und gab es andern und ältern Bauerjungen, daß sie ihn im Lesen unterrichten mußten. Als er hierinn seinen Endzweck erreichet hatte, kam er ungefähr über einen Calender, worinn die zwölf Sternfiguren des Thierkreises gezeichnet waren. Diese suchte er am Himmel, und vermeynte auch wirklich solche Figuren daselbst gefunden zu haben; und ob er gleich sowohl in diesen, als mancherley andern Puncten sich irrige Begriffe machte: so gerieth er doch dabey auch auf

viele

viele Anmerkungen, die andere kaum nach vorhergegangenem Unterrichte recht zu faſſen pflegen. Einsmals fügete es ſich, daß er in Nancy vor dem Kaufladen eines Kupferſtechers verbey gieng, und daſelbſt eine ausgehängte Landcharte, welche die Erdkugel abbildete, bemerkte. Dieſe gab neue Gelegenheit zu ſpeculiren, und nachdem er ſie gekaufet hatte, manche Stunde darüber zuzubringen. Anfänglich nahm er die im Zodiaco ſchwarz und weiß unterſchiedene Grade für franzöſiſche Meilen an: da er aber überlegte, daß er ſchon aus Burgund nach Lothringen viele Meilen zurückgeleget hatte, welche auf der beſagten Charte einen viel kleinern Platz einnehmen müßten, als etliche ſolcher Abtheilungen austragen würden: ſo begriff er gar bald die Unmöglichkeit ſeiner erſten Muthmaßung; die eigentlichen Bedeutungen aber dieſer und vieler andern Zeichen auf denen Landcharten, deren er ſich nach und nach mehrere anſchaffete, konnte von ihm nicht anders, als mit unglaublicher Mühe ausgeforſchet werden. Unterdeſſen ward ſein zur Stille geneigtes Temperament des Aufenthaltes unter den wilden Bauerjungen müde; und er begab ſich zu etlichen Einſiedlern, die eine halbe Stunde von Luneville im Holze wohnen, um ihnen aufzuwarten, und ihnen die ſechs bis acht Kühe, welche ſie unterhalten, zu weiden. Dieſe Eremiten waren ſelbſt Ignoranten, du Val aber bekam bey ihnen Gelegenheit, verſchiedene Bücher zu leſen, und von denen Leuten, die hinaus zu ihnen kamen, von einem und andern Dingen mehrerem Unterricht ein-

zu-

zuholen. Was er bey seinem geringen Dienste ersparen konnte, wurde auf Bücher und Landcharten gewendet. Unter etlichen von diesen letztern bemerkte er die Wapen großer Herren: und weil unter selbigen Greife, doppelte Adler, Löwen mit doppelten Schwänzen, und andere dergleichen Wunderthiere vorkamen; so erkundigte er sich bey einem Fremden, ob dergleichen Creaturen in der Welt wären. Auf die erlangte Nachricht, daß diese Zeichen zu einer besondern Wissenschaft gehörten, welman Blason nennete, schrieb er diesen, ihm vorher unbekannten Namen auf einen Zettel, eilete damit nach Nancy in einen Buchladen, und kaufte daselbst ein Buch von der Wapenkunst: durch dessen Anleitung er hernach, ohne fernere Beyhülfe eines Lehrers, diese Wissenschaft aus dem Grunde studierte. Bey itzgedachten Umständen seines Lebens hatte er schon das ein und zwanzigste Jahr seines Alters zurückgeleget, als er im 1717. Jahre im Herbste einsmals im Holze die Kühe hütete, und seinen Atlantem unter einem Baume bey sich hatte, da der damalige Prinz und itzige Herzog von Lothringen, auf der Jagd in dieser Gegend war; und es sich fügen mußte, daß der Hofmeister des Prinzen, Herr von Pfürschner, ein Mann von vielen Verdiensten, und der anitzt unter den geheimden Räthen des Herzogs in besonderm Ansehen bey seinem Herrn ist, den du Val in seinem studieren antraf. Ein gemeiner Hirt mit braunen und langen herabhängenden Haaren in einem elenden leinen Kittel, unter einer Menge Landcharten schien dem Hrn.

von

Eben daſſelbe nach dem Uberſetzer des Pſalters. *)

Uater unſir, du in himile biſt.
Din namo uuerde geheiligot.
Din riche chome.
Din Uuille giskehe in erda alſo in himile.
Unſir tagelichih prot gib uns hiuto.
Unde unſere ſchulde belazh uns, ſo ouch firlazhen unſeren ſculdenaren.
Unde in dia chorunga ne leiſt du unſih.
Suntir irloſe unſih fona dem ubile.

Dieſemnach iſt nunmehro die Antwort auf die erſte Frage richtig und ausgemacht; nemlich, daß *Notkerus*, und nicht Otfried, der wirkliche Verfaſſer dieſes deutſchen Pſalters ſey; und zwar der erſte, und einige. Der ſelige Schilter hatte ſich alſo ohne Noth von *Lambecio* darinn irre machen laſſen, daß er am Ende ſeiner Vorrede **) zum

*) Man lieſet es in der Schilteriſchen Ausgabe des *Notkeri* fol. 265. b. f. obwohl mit etwas veränderter Rechtſchreibung, alſo: *Fater* unſer du in himele biſt. Din namo uuerde geheiligot. Din riche chome. Din uuillo *geſcehe* in erdo alſo in himele. Unſer tage*licha brot kib* uns hiuto. Unde unſere *ſcul*de belaz unz, *alſo ouh uuir belazen* unſeren *ſculdigen*. Unde in chorunga ne *leiteſt* du unſih. *Nube* loſe unſih fone ubele.

**) Siehe Schilters Vorrede über den *Notkerum* §. IIX. fol. III. wo er alſo ſchreibt: *arbitror* primum *ac* genuinum auctorem *huius translationis eſſe* Otfridum: *ſed poſt ſeculum, & quod excurrit*, Notkerus reuiſionem eius inſtituit, *atque verba, interea*

von Pfützſchner eine ſo ungewöhnliche Sache zu ſeyn, daß er dem Prinzen Nachricht davon gab, welcher gleichfalls hinzuritt, und den Hirten über ſeinen Zeitvertreib befragte. Du Val beantwortete alle Fragen mit guter Vernunft und zeigte dabey, daß er in verſchiedenen Wiſſenſchaften ſchöne Fundamente geleget habe. Der Prinz erboth ſich, ihn mit nach Hofe und in ſeine Dienſte zu nehmen; du Val aber, der in etlichen moraliſchen Büchern geleſen hatte, wie ſchlimm es bey Hofe zugienge, und der auch in der Stadt beobachtet hatte, daß Lackeyen von vornehmen Herren ſich vollgeſoffen, gezanket, geſchlagen, und geflucht, antwortete mit einer offenherzigen Freyheit: wenn er dem Prinzen aufwarten ſollte, ſo verlangte er nicht von ſeiner Heerde; und wäre ihm lieber, daß er bey ſeinem ruhigen und vergnügten Stande im Walde bliebe. Wollte man ihm aber Gelegenheit geben, daß er Bücher leſen und etwas lernen könnte, ſo ſey er bereit, einem jeden zu folgen. Die Antwort gefiel dem Prinzen, welcher dieſen Hirten nach Hofe kommen ließ, und bey dem Herzoge es dahin brachte, daß du Val in das Jeſuitercollegium zu Pont-à-Mouſſon geſchickt wurde. Die Begierde, den Varronem de re ruſtica zu leſen, machte, daß er in kurzer Zeit der lateiniſchen Sprache mächtig wurde, und mit dieſer Beyhülfe war ihm nachmals nichts mehr ſchwer. Als er in Pont-à-Mouſſon mit vielem Ruhme ſeine Studia vollendet hatte, ließ ihn der Herzog nach Frankreich reiſen. Seine vornehmſten Wiſſenſchaften ſind die alte und neue Hiſtorie,

die Geographie, die Antiquitäten und alten Münzen. Ich habe ihn über das Reich der Carthaginenser lesen hören, und mich verwundern müssen, über die Geschicklichkeit, womit er die Hisstorie, Geographie, Sitten der Völker und merkwürdige alte Medaillen aufs gründlichste zu verknüpfen wußte. Die Professorstelle bey der Ritterakademie ist ihm erst kürzlich mit siebenhundert Livres Besoldung zu Theil worden. Als Bibliothecarius hat er tausend Livres und dabey freye Wohnung und freye Tafel am Hofe mit dem Beichevater des Herzogs. Das rühmlichste an ihm ist seine Modestie und Höflichkeit. Er schämet sich nicht seines ehemaligen geringen Standes, sondern erzählet gerne, wie sich in seinem Verstande ein Begriff nach dem andern formiret, und er auch in seinen verächtlichen Umständen vergnügt gewesen. Er besuchet noch öfters mit guten Freunden die Hermitage, aus welcher ihn die Gnade des Herzogs gezogen: er hat seine Kammer noch daselbst, und ist willens ein kleines Haus dahin zu bauen. Seinen elendem Aufzug, worinn ihn der Herr von Pfurschner unter einem Baume im Walde angetroffen, nebst der eigentlichen Abbildung der Gegend, und wie er mit dem Prinzen in Unterredung gewesen, hat er in ein Gemälde bringen, und in des Herzogs Bibliothek aufhängen lassen. So weit geht der Bericht des sel. Keyßlers.„

IX.

Penelope, ein Trauerspiel in Versen, von fünf Handlungen. Wien, bey Joh. Th. Trattner 1761. 9 B. in 8.

Die Vorrede zu diesem Stücke ist wegen ihres Inhaltes merkwürdig. Der Hr. Verf. hat uns darinn seine Gedanken von der deutschen Schaubühne eröffnet, und zwar mit so vieler Freymüthigkeit, Einsicht, und wahrer Liebe zu den schönen Wissenschaften, daß sie ihm bey allen Vernünftigen Ehre bringen wird. Man kann leichtlich errathen, wovon er darinnen redet. Wovon anders, als dem schlechten Fortgange unserer Schaubühne, von ihren Fehlern, von ihrer Verbesserung, von den Mitteln, ihre Aufnahme zu befördern, und sie zur Vollkommenheit zu bringen: kurz, von dem großen Vorhaben, das schon längst patriotisch gesinnte Männer beschäfftiget hat; daran bis jetzt einige fähige Köpfe unserer Nation mit löblichem Fleiße gearbeitet haben, und darinn sie auch schon ziemlich glücklich gewesen.

Aber bey diesem allen fehlte noch sehr viel, um die Wünsche der Edlen ganz erfüllet zu sehen. Dasjenige, worauf alles mit ankömmt, was diese nützliche Bemühung unterstützen muß, ohne welches der glückliche Erfolg dieser Sache nicht möglich ist, blieb bis itzt noch immer eine bloße Erwartung. Unser Verf. setzet dieß alles sehr gut aus einander, wi-

verlegt die Einwendungen seiner Gegner sehr gründlich, und hat gewiß nicht unrecht, wenn er glaubet: daß man bey allen Völkern, aus ihren Schauspielen, auf ihre Sitten, auf ihre Gemüthsbeschaffenheit, auf ihren Geist, einen sichern Schluß machen könne; daß sich nur wohl gesitteter und witziger Völker Schauspiele, bis auf unsere Zeiten mit Ruhme erhalten, und noch immer mit Vergnügen und Beyfalle gesehen werden; daß die ungesitteten und wilden Völker gar keine Schauspiele gehabt; daß also, vermöge einer nothwendigen Folge, die Sitten und der Witz in die Schauspiele eines Volkes, so wie im Gegentheile das Schauspiel in die Sitten und in den Witz eben dieses Volkes, einen merklichen Einfluß haben; daß man sich endlich, aus diesen und vielen andern Ursachen, in Deutschland, die Einführung eines vollkommenen deutschen Schauspiels schwerlich versprechen könne.

Sollen wir noch etwas nähers aus dieser Vorrede melden: so führet der Verf. keine geringe Beschwerde über die Wiener-Schaubühne. Nun sind wir zwar darinn mit ihm nicht eins, daß auf die einzige Verbesserung derselben, daß ganze Schicksal der deutschen Bühne überhaupt ankomme. Nein, Deutschland ist nicht Frankreich: und Wien ist nicht Paris. Der Wiener Geschmack breitet sich nicht in alle Residenzen der Churfürsten, Fürsten und übrigen Stände aus. Hans Wurst, der dort die Hauptperson aller Lustspiele, und der Grundpfeiler aller komischen Lustbarkeiten ist, ist im ganzen übrigen Deutschlande ein verächtliches Geschöpf, ja ein Abscheu-

schen aller Verständigen. Es folget also nicht: der Wiener Geschmack ist schlecht, und verderbt: folglich ist ers in ganz Deutschland auch, und ohne Hoffnung der Besserung.

Hernach sind uns auch weit mehr gute Trauerspiele bekannt, die in den Jahren 48. 49. 50. und 51. zu Wien mit großem Beyfalle aufgeführet worden, als der Hr. Verf. meldet. Er nennet außer den allemannischen Brüdern kaum noch ein Paar. Allein, man darf nur die Krausische Wiener-Schaubühne in etlichen Octavbänden nachsehen: so wird man mehr als ein Dußend derselben finden. Iphigenia, Cato, Cornelia, Zaire, Alzire, Panthea, Oedipus, u. a. m. sind sehr oft vorgestellet, gedrucket und wiederholet worden. Allein freylich hat diese glückliche Zeit kaum wenige Jahre gewähret. Die niedrigste Art des Komischen hat den edlern Geschmack des tragischen Theaters wieder verdrungen; und die dasige Bühne ist in ihr voriges Chaos wieder zurückgesunken: daraus ein wohlmeynender Eifer einiger der vornehmsten und geschicktesten Schauspieler sie gerissen hatte.

Indessen ist es nicht zu läugnen, daß der itzige Zustand der Wienerbühne in den Augen wahrer Kenner erbarmungswürdig seyn mag. Diese Vorrede hat gar zu viel Züge der Wahrheit, als daß sie für ein verdächtiges Zeugniß davon angesehen werden könnte. Man lese sie nur, so wird man es, wo man anders patriotisch denket, bedauren: daß die vornehmste Residenz in unserm Vaterlande, eine so schlechte Art von öffentlichen Belustigun-

gen duldet; da doch eine daselbst befindliche französische Bühne dasigen Dichtern und Schauspielern ein weit edlers Muster vor Augen stellet.

Was dieß Trauerspiel selbst betrifft, so müssen wir bekennen, daß es uns ziemlich wohl gefallen hat. Der Herr Verfasser hat uns doch ein regelmäßiges Stück geliefert, ohne doch dadurch sich Gewalt anzuthun, und die übrigen Erfordernisse aus den Augen zu setzen. Zwar zeiget er zuweilen noch, daß er noch ein Anfänger ist; aber ein solcher, der viele gute Eigenschaften besitzt, und Aufmerksamkeit verdient. Sein Entwurf ist ordentlich, die Ausführung sich fast immer gleich, der Knoten am rechten Orte geschürzt, die Entwickelung und Auflösung natürlich, und alles so angelegt, daß man sieht, daß er ein Kenner des Theaters ist, und dessen Gesetzen zu folgen weis, ohne ein Sclave zu seyn. Und so müssen sich alle diejenigen zu bestreben suchen, die einen Geist haben, der zu tragischen Dingen aufgelegt ist; und in diesen schweren und wichtigen Arbeiten glücklich seyn wollen.

Wir würden unter uns Deutschen mehr gute Stücke in dieser Art haben, wenn hier nicht allemal unsere Dichter zu fehlen, und oft (welches um desto unglaublicher ist) oft vorsetzlicher Weise zu fehlen pflegten. Denn den meisten ist es schon genug, wenn sie nur Trauerspiele liefern, die brittisch wild sind, und lauter Grausen und Entsetzen erregen. Es ist ihnen viel zu klein, sich an Regeln zu binden. Wozu dieß? sagen sie. Die großen Engelländer, unsere unsterbliche Meister, sind ja ohne dieß vortreff-

trefflich. Und dieſe guten Leute haben ſehr recht! Denn ihren wilden Stücken, ohne alle Regeln, fehlt gar nichts, als nur die einzige Kleinigkeit, daß ſie kein Vernünftiger leſen kann. Sed ohe jam ſatis eſt! Was hilft den Tauben eine Ermahnung? wir kehren zu unſerm Verfaſſer zurück.

Wir haben ſeine löblichen Eigenſchaften unſern Leſern kurz bekannt gemachet. Um ganz unparteiiſch zu ſeyn, müſſen wir nun auch etwas von ſeinen Fehlern ſagen. Wir glauben der zweyte Auftritt a. d. 33. S. und der vierte Auftritt a. d. 64. S. ſind viel zu weitläuftig gerathen, und die Handlung darinn iſt etwas unterbrochen worden; folglich ſind die Wirkungen davon ſehr ſchlecht. Eben ſo ſcheint uns auch a. d. 22. S. der erſte Auftritt des Ulyſſes ſehr ſchwach zu ſeyn, und das: Glück zu mein Vaterland! will eben nicht viel bedeuten. Dieß wären einige kleine Fehler, die zwar nicht ſehr wichtig ſind, aber die man doch einem ſolchen Verfaſſer nie vergeben muß.

Von ſeinen Verſen, und überhaupt von ſeiner poetiſchen Sprache, können wir dafür auch viel Gutes ſagen. Wir finden ſelten, daß er hier ſehr gefallen iſt, oder daß ihm der Reim großen Zwang angethan hätte. Hier ſind ein paar Beyſpiele! Penelope will ſich lieber ſelbſt das Leben nehmen, ehe ſie ihrem Gemahle untreu wird; und ehe ſie der Tyrann, Antinous, zur Heurath zwingen ſoll. Alles iſt ſchon deswegen bereit. Sie ſagt zum Iphikrat, ihrem Bruder:

Ach! höre; ich ſehe ſchon das feſtliche Gepränge,
Das Feuer des Altars, des Volkes dicht Gedränge

Frey murmelnd um mich her, und den Antinous:
Hier will man meine Hand und meinen letzten Schluß.
Wenn dieses alles nun voll Ungeduld geschiehet,
Wenn König, Priester, Volk und alles auf mich siehet:
Alsdann soll dieser doch mein Herz Ulyssen weihn;
Ja dieses muß das Ziel von meinem Jammer seyn.
Ein reines Opfer wird die Gottheit nie verschmähen,
Der Gatte fodert es; das Volk wird alsdann sehen,
Wie edel ich gedacht. Mein künftiges Geschlecht
Wird sagen: folgt ihr nach; sie war, und starb gerecht!
Und nie verletzt mein Blut die heiligen Altare;
Fließt es nicht rein, und keusch, Ulysses, dir zur Ehre?
Wohl mir! auch in dem Tod trag ich den Preis davon!
Mein Schatten folgt mit Ruhm Ulyssen und dem Sohn,
Und wird sie glücklich sehn, und zärtlich um sie schweben.
So eine Todesart ist süßer, als das Leben!

Noch eine Stelle von gleicher Schönheit! Sie hatte verschiedene Gerüchte von des **Ulysses** Tode vernommen. Jetzt erfährt sie die Bestättigung, und man bringt ihr so gar die Asche von ihrem Gemahl. Sie sagt zu dem Fremden, von dem sie dieß hört:

Es stimmet alles ein. — Und hier bringst du Ulyssen?
O Liebenswürdigster! So bist du mir entrissen?
O Glanz von Griechenland, o Held! was hoffte ich?
Nicht, wie ich dich verließ, nicht so umfaß ich dich!
Ach! durften nicht einmal der treuen Gattinn Zähren
Dir noch die letzte Pflicht, bey deinem Tod gewähren?
Nein, eine fremde Hand versammlete dich hier;
Als unbeseelten Staub bringt man dich her zu mir!
Ist dieß dein Ehrenfest, ist dieß dein Siegeswagen
Für Trojens Untergang? — Doch wem soll ich noch klagen!

Umsonst

Umſonſt hab ich gehofft; mein Jammern half mir nicht.
Vergebens weint ich ſtets, und hüllte mein Geſicht
In bange Traurigkeit. Ich bin zur Qual erkohren,
Laertes iſt längſt todt; und den, den ich gebohren
Nahm geſtern mir das Schwerdt; ein Sturm raubt mir den Mann.
Sinnt, Götter, noch auf was, das ich verliehren kann!
Ich ſehe ſchon im Geiſt der Feinde freche Rotten,
Und wie die Freyer ſtolz Penelopen verſpotten.
Wo iſt ſo mancher Both', auf den ich mich verließ,
Der mir die Wiederkunft des Ehgemahls verhieß?
Iſt, Gatte, dieß dein Lohn für alle die Gefahren?

Genug um zu beweiſen, daß viele ſehr ſchöne Stellen in dieſem Stücke ſind! Wir möchten den Mann ſehen, der an den Abgeſchriebenen viel zu tadeln fände. Wer ſich ſo ausdrücken kann, und den Reim ſo gut in ſeiner Gewalt hat, der verdient gewiß allen Beyfall.

X.

Beantwortung einer grammatiſchen Frage, die uns aus einer fürſtl. Reſidenzſtadt eingeſchicket worden.

Man verlanget zu wiſſen, 1) ob Flecken, wenn es einen Marktflecken anzeigen ſoll, dem Geſchlechte nach, der oder das annimmt?

2) Ob Glimpf, ſtatt Gelindigkeit, ein gutes deutſches Wort und von welchem Geſchlechte es ſey?

3) Ob **Unglimpf** und **verunglimpfen** ebenfalls gut deutsch sey?

Was nun die erste von diesen Fragen anbetrifft, so ist auf dieselbe am leichtesten zu antworten. Der tägliche Gebrauch hier in Sachsen, oder Meißen, entscheidet sie. Alle Welt saget, der **Flecken**, der Marktflecken; nicht aber das **Flecken**. Und vermuthlich hat man seit 240 Jahren so gesaget. D. Luther im 21. Cap. Matth. schreibt: Gehet hin, in den **Flecken**, der vor euch liegt ꝛc. nicht das Flecken. Dieses lernen alle Kinder auswendig: und wir thun wohl, daß wir dabey bleiben. Man sage nicht, daß dieß vielleicht nur von den neuen Ausgebern unserer Bibeln herrühre. Wir haben den zweyten Druck des neuen Testamentes in Händen der 1524 in Wittenberg ans Licht getreten, und bey Melchior Lotthern dem jüngern, in 8. gedruckt worden. Und gleichwohl steht daselbst: gehet hyn yn den **Flecken**, der für euch ligt. Eben so lautet es in dem Straßburger Nachdrucke desselben Jahres in Fol. Es heißt: geht hin in den **Flecken**, der vor euch ligt. Wir schließen daraus, daß man auch im Elsasse und in Schwaben damals eben so gesprochen. Denn da man verschiedenes in der Rechtschreibung D. Luthers zu ändern, kein Bedenken getragen; so würde man gewiß auch hierinn, eine der dasigen Mundart gemäßere Aenderung gemachet haben. Endlich hat auch Luther in seiner ganzen Lebenszeit, dieses in seinen Bibeln nicht geändert, wie er doch in verschiedenen andern Stücken zu thun, kein Bedenken getragen. Der letzte Bibel-

Notkero auf die Gedanken gerathen iſt, dieſer habe dem Otfried bloß nachgearbeitet, und da mehr als hundert Jahre vorbey geflossen waren, nur an ſeiner Arbeit geſtümpert.

Nun iſt noch die andere Frage zu entſcheiden übrig: Was denn das eigentlich vor ein *Notkerus* ſey? da man verſchiedene dieſes Namens in den vorigen Zeiten antrifft. Allein in dem Kloſter St. Gallen haben theils zu einerley theils zu verſchiedenen Zeiten, verſchiedene *Notkeri* gelebet, unter denen vor andern drey bekannt ſind, die aber durch beſondere Beynamen von einander unterſchieden werden. Der erſte, Notkerus *Balbulus*, oder der Stammler, war aus einem adelichen Hauſe entſproſſen, verfertigte verſchiedene hymnos, und ſtarb im Jahr 912. Sein Leben hat *Ekkehardus* quintus, oder der letzte, beſchrieben, welches man bey dem *Goldaſto*, und noch verbeſſerter in *Bollandi* actis Sanctorum auf den 7. April, leſen kan. Der andere Notkerus, beygenannt *Medicus* und *Phyſicus*, wie auch *Piperis granum* oder Pfefferkorn, wegen ſeiner ſcharfen Kloſterzucht und ſtrengen Lebensart, imgleichen *Pictor* oder der Maler, weil er dieſe Kunſt wohl

---

terea inſolita facta, aut aliis interpretatus fuit, aut alia ſubſtituit; ſed & Latina vocabula adiecit, in favorem, vt puto, peregrinorum fratrum, quibus Latina notiora forte erant quam Alemannica. Herr Frick hat ſelbſten in der allgemeinen Vorrede zum Tom. I. *Schilteri* fol. XI. ihm und andern Gelehrten dieſe Wankelmüthigkeit und allzugroſſe Hochachtung vor das Urtheil *Lambecii*, und zwar nicht unbillig, verdacht.

beldruck den D. Luther 1545. ein Jahr vor ſeinem Tode, bey Hans Luften zu Wittenberg, im größten Formate beſorget hat, iſt ebenfalls dabey geblieben. Folglich iſt es auf alle Weiſe billig, bey dieſem Geſchlechte des Wortes zu beharren.

Auf die zweyte Frage wollen wir nicht aus den älteſten Ueberbleibſeln des IX. und X. Jahrhunderts zeigen, daß ſowohl Otfried, gilumflich, glimpflich; als Kero in ſeinem Gloſſar. in Schilters Theſauro kelimfit kilimfit, und Kalimfan, d. i. es ſchicket und geziemet ſich, gebrauchet haben; ſondern nur aus neuern Zeiten den Gebrauch des Hauptwortes Glimpf, darthun. Tſchudi in der Schweizerchronik, und Königshofen in der elſaßiſchen Chronik haben Gelimpf; ja der erſte hat auch das Zeitwort glimpfen. Einem glimpfen und Anleitung geben; denn „Es waren etliche Leut, die kunten dem gemeinen Mann, gar wohl einbilden, und glimpfen, mit ſteter Anhetzung;„ d. i. mit guten Worten und durch Zureden bewegen, oder auf eine gelinde Art bewirken.

In der Hagenauiſchen Chronik, beym P. Petz, ſteht auch, die Sache zu einem guten Glimpfen bringen. Und Tſchudi ſaget, zu einer Sache Fug, und Glimpf haben.

Eben ſo alt iſt auch 3) das Wort Unglimpf. In einer niederſächſ. Chronik vom 1492ſten Jahre ſteht: Es trug vilen Unglimpf twiſchen ihnen. Ja Tſchudi hat auch ſchon unglimpflich handeln, im I. Th. der Chron. a. d. 622. S. Und endlich hat Rethmajer in der Braunſchweiger Kirchenchronik

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19155/080

im II. Th. a. d. 282. S. „Es wurden die Kinder in dieſer Schule geſchlagen und verrumpelt, ... Man ließ nicht nach, die Kinder ſo zu verunglimpfen.

Man ſage nicht, daß dieſe Zeugniſſe durchaus noch nicht die Güte des Wortes bewieſen: weil vieles zwar alt, aber doch nicht gut wäre. Allein, ſelbſt die grammatiſche Bildung dieſes Wortes, iſt ſo gar unrecht nicht. Von Treue, kömmt auf eben die Art Untreue, untreulich, und veruntreuen. Von Ehre, kömmt die Unehre, unehrlich und verunehren. Und eben ſo ſind, obgleich von andern Urſprüngen, vernachläßigen, verwahrloſen, u. a. m. gebildet worden.

Es ſcheint uns alſo nicht, daß man das Wort verunglimpfen, nach einem Gebrauche von ſoviel hundert Jahren, und bey einer ſo analogiſchen Zuſammenſetzung, abzuſchaffen berechtiget ſeyn könne.

XI.
Nachricht.

Die Prämie, ſo die churfürſtl. Maynziſche Akademie der Wiſſenſchaften auf das 1762. Jahr aufgeſtellet, iſt eine goldene Medaille von einhundert Reichs Thalern im Werthe, welche auf den Namenstag des höchſten Stifters dieſer Akademie, Sr. churfürſtl. Gnaden zu Maynz, wird ſeyn den 5ten März 1763. demjenigen zu Theil werden ſoll, wel-

welcher die beste Abhandlung über die Frage einschicket:

Wie verbessert man die Oele von inländischen Sämereyen, daß solche zum Genusse und Gebrauche der Menschen schmackhafter und dienlicher werden?

Man versteht unter den inländischen Oelen, alle Arten von Oel, die aus verschiedenen Gattungen von Sämereyen, z. E. Rübsamen, Raps, Hanf, Lein, Dotter, Mohn, von Sonnenblumenkernen, und anderm in Deutschland bekannten Oelgesäme geschlagen werden; und demjenigen, welcher von einer oder mehrern dieser Arten die aufgestellte Frage am besten beantwortet, wird der Preis zuerkannt werden.

Die Verbesserung des Geschmacks und der Farbe, wird vornehmlich darauf ankommen, wie man den bittern, ranzigen und widrigen Geschmack der inländischen Oele, entweder durch Vortheile beym Oelschlagen, oder durch chymische Versuche, oder durchs Waschen und dazu dienliche Maschinen, verbessern; und dadurch ein helles, durchsichtiges und wohlschmeckendes Oel, so wie die ausländischen sind, gewinnen könne? Und weil dasjenige, was von den Versuchen übrig bleibt, noch zu anderm Gebrauche dienlich seyn kann: so wünschet die Akademie, daß man auch dasselbe in Betrachtung ziehen, und Versuche deswegen anstellen möge.

Die Abhandlungen können in deutscher, lateinischer und französischer Sprache, mit einer beygefügten

fügten Devise, und versiegeltem Blatte, worinnen der Namen des Verfassers steht, noch vor Ablaufe dieses Jahres, an die akademischen Secretäre, Herrn Rath Baumern, und Professor Hadelichen, eingeschicket werden. Der Preis wird den 5. März 1763 zuerkannt, und die Preisschrift nachher gedruckt werden.

XII.

Eine neue Nachricht.

Leipzig. Hr. Christian Friedrich Ernst Reinthaler allhier, der Mechanik und Optik Beflissener, welcher durch Verfertigung verschiedener Microscopiorum längst bekannt ist, von dessen vorzüglichem Universal-Microscopio auch in dem No. LXIII. unserer neuen Zeitungen von gelehrten Sachen im 1758sten Jahre den 7. August eine hinlängliche Anzeige geschehen, hat zum nützlichen auch sehr bequemen Gebrauche des Sonnenmikroscops eine ganz neue sehr vortheilhafte Einrichtung gemacht. Es besteht dieselbe in einer camera obscura, welche sich von einem Orte zum andern tragen, und bequem in ein Kästchen legen läßt, das etwa eine Elle lang und 20. Zolle breit ist. Das Microscopium stecket in dieser camera obscura vertical, und die Objectenträger haben eine Horizontal-Lage, daß die flüßigen Materien auf demselben an ihrem Orte bleiben. Auf dem Boden der cameræ obscuræ, welcher ein Reißbret mit einem weißen Papiere überzogen

zogen abgiebt, fallen die durch das Mikroscop vergrößerten Bilder, welche man, ohne mit einem Mantel verdeckt zu sitzen, bequem und genau abzeichnen kann. Eben den Nutzen und Bequemlichkeit hat man, dafern man sich dessen, nach Aushebung des Mikroscops, als einer ordentlichen cameræ obscuræ, zur Abzeichnung schöner Gegenden und Prospecte bedienen will. Und endlich ist das Sonnenmicroscop auch an dem Fenster eines jeden verfinsterten Zimmers anzubringen, und von jenem ganz abgesondert zu gebrauchen. Dergleichen Maschine, auch alle andere Arten von optischen Instrumenten, werden von ihm aufs beste verfertiget: wie denn besonders die neuen fünfgläserichten Tubi sich darinnen hervorthun, daß sie 1) ein größeres Feld fassen, 2) ein stärker Licht geben, 3) die Objecte näher heranziehen, und 4) viel mehr vergrößern; davon zureichende Beweise vorhanden sind.

Zu dieser neuen Erfindung hat vor einem Jahre hier in Leipzig, ein Durchlauchtes Haupt, aus einem großen deutschen Hause, welches mit Königen und Kaisern pranget, den ersten Anlaß und Vorschlag gegeben. Ein Herr, der die Wissenschaften so eifrig liebet, als genau er sie kennet, wird bey der großen Rolle, die er itzo in einem entlegenen Reiche spielet, noch mehrerer Künstler Hände, auf eine der Gelehrsamkeit vortheilhafte Art beschäfftigen, und seinen Ruhm dadurch in der Welt verdoppeln.

XIII.

Verzeichniß der Gebohrnen Getrauten und Gestorbenen in der gräfl. reußischen Hauptstadt Gera von den letzten zehn Jahren.

	Gebohren.	Getrauet.	Gestorben.
1752	272	96	241
1753	308	85	220
1754	289	89	234
1755	286	74	293
1756	297	118	459
1757	267	66	324
1758	271	77	397
1759	297	97	333
1760	273	104	252
1761	324	98	455
	2884	914	3218
			2884
			334

Im Durchschnitte bringt also Gera jährlich 288, bisweilen 289 Kinder, verliert 321 oder 322 Todte, und vermählet 91 bis 92 Paare. Man bemerke nur, daß die Zahl der Todten allemal im 5ten Jahre die stärkste gewesen; und daß 334 mehr gestorben als gebohren sind.

Ende des Hornungs 1762.

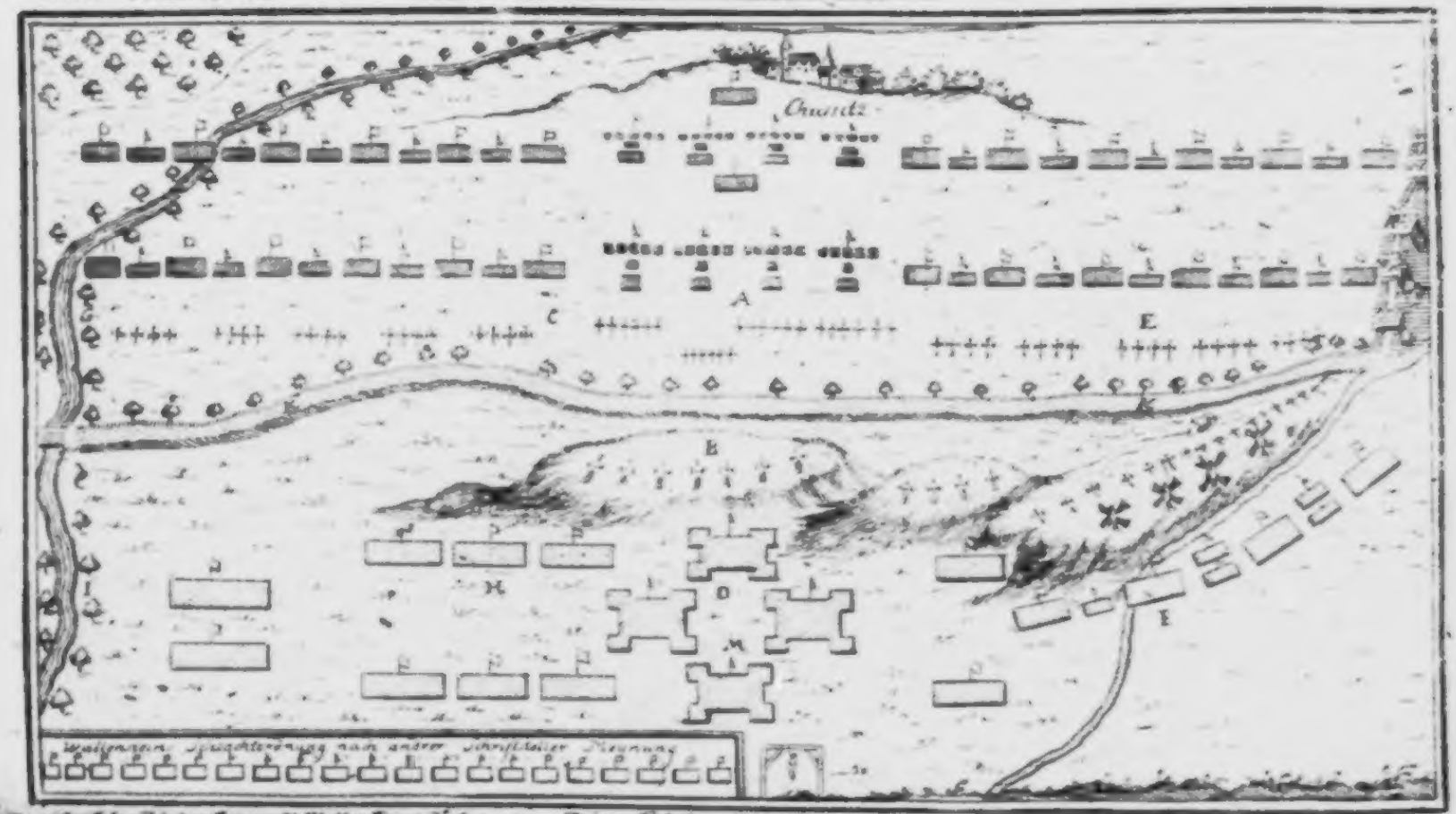
Churitz
A
B
C
E
F
H
M

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit

HORAT.

Lucem redde tuæ, Dux bone Patriæ!

Lenzmond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
Num. III. 1762.

wohl verſtanden, war gleichfalls aus einem vornehmen Geſchlechte, ſtund wegen ſeiner Tugenden und Geſchicklichkeit in groſſem Anſehen, und ſtarb um das Jahr 975. Und der dritte Notkerus, zugenamt *Labeo*, von den groſſen Lippen, welcher die andern alle an Ruhm und Gelehrſamkeit und Gottesfurcht weit übertraf, verließ dieſe Zeitlichkeit am 29. Junii im Jahr 1022. Er hatte eben damals ſeine deutſche Erklärung des Hiobs vollendet, und war friſch und geſund, als er ſeinen Kloſterbrüdern vorher ſagte, daß er noch dieſen Tag ſterben würde; welches denn auch wirklich alſo geſchehen iſt. *) Von dem

*) Herr Franke hat dieſes aus dem Necrologio ſeines Kloſters und einem Chronographo derſelben Zeit unwiederſprechlich erwieſen; auch ſonſt gar wohl gethan, daß er die Notkeros deutlich auseinander geſetzet, welche bisher immer untereinander verwechſelt worden. Unter den Schilteriſchen hinterlaſſenen Zetteln hat der Herr Profeſſor Frick, da bereits der *Notkerus* völlig abgedrucket war, ein Blatt gefunden, welches zu ſeiner Abſchrift dieſes Codicis gehörete, darauf folgendes ſtund: *Scriba ad Lectorem de Notkero tertio.* B. Notkerus, LABEO *a latioribus labiis cognominatus, ſubtilis ingenii, & in litteris apprime exercitatus, Magiſter Scholis S. Galli multis annis cum laude praefuit, ac primo in gratiam fratrum ſuorum* Pſalterium Dauidicum *& complura alia in linguam* vernaculam *vertit, & cum non minus ſanctitate quam ſcientiis floreret, mortis ſuae praeſcius, eamque fratribus in pervigilio S. Petri, cuius mirificus cultor erat, ante completorium, ſanus adhuc praedicens, ſub completorio pauperes, quod officii ſui erat, alacer paſcens, poſt completorium decumbens placidiſſime obdormiuit anno MXXII.*

Inhalt.

I. Cantate auf die Zurückkunft des Durchl. Churprinzen von Sachsen.
II. Harts Leben Gust. Ad. des Großen, Königes von Schweden.
III. Georgii Godofredi Keufelii Exercit. Grotianæ.
IV. Gerhard Meermanns Anmerkungen von dem Ursprunge des leinenen Papieres.
V. Hanswurst ein Lustspiel in einem Aufzuge.
VI. Deutsche Uebersetzung aus dem Virgil.
VII. Antwort auf das V. Stück der Nachrichten zur Litteratur.
VIII. Hrn. Hardions allgemeine heilige und weltliche Geschichte.
IX. In Reditu felici Optimorum Saxoniæ Principum Frieder. Christ. & Mar. Antoniæ.
X. Hrn. Amadeus Lullins heilige Reden.
XI. Das Glück in den Wissenschaften.
XII. Gedächtniß des oliviſchen Friedens.

I.

Die den 30ſten Jenner 1762. erfolgte höchſterwünſchte Zurückkunft Sr. Königl. Hoheit, des Durchl. Churprinzen von Sachſen, Hrn. Friedrich Chriſtians, Herzogs zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen, Landgrafen zu Thüringen, Markgrafen zu Meißen, auch der Ober- und Niederlauſitz ꝛc. ꝛc. und der Durchl. Churprinzeßinn, Fr. Marien Antonien, Königl. Hoheit, verehrte am Hohen Friedrichstage den 5ten März 1762. durch dieſe Cantate, auf dem boſiſchen Saale, mit unterthänigſter Freude, die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig.

Nach einer langen Abweſenheit Sr. Königl. Hoheit, des Durchl. Churprinzen von Sachſen, und Dero Durchl. Frau Gemahlinn Königl. Hoheit, hat natürlicher Weiſe Dero glückliche Zurückkunft in Dero Erblande, den ſämmtlichen treugeſinnten Vaſallen, Städten und Unterthanen, ungemein angenehm ſeyn müſſen. Man hat verſchiedene Proben davon in allerley auswärtigen Zeitungen geleſen; und wir

selbst können noch eine bewegliche Nachricht davon mittheilen, die uns von der sächsischen Gränze im Vogtlande, gleich darauf zugefertiget worden. Wir theilen dieselbe der Nachwelt desto lieber mit, da sie diejenige Freudenbezeugung destomehr rechtfertigen wird, die hier in Leipzig von der Gesellsch. der freyen Künste auf den 5ten des Lenzmondes, als den Hohen Friedrichstag, veranstaltet worden, der ihr sonst allezeit heilig zu seyn pflegt. Die gedachte Nachricht lautet so:

„Diese Ankunft geschah den 28sten Jänner in der Nacht. Adorf hatte zuerst das Glück, die Hoffnung des Vaterlandes wieder zu sehen: und hier wurden ihre Hoheiten mit einer recht altdeutschen Freudigkeit bewillkommet. Alle Glocken der benachbarten Dörfer wurden geläutet. Die Bürgerschaft stund in schwarzen Kleidern, auf den Gassen; die Kinder waren weiß angezogen, und giengen den Kutschen entgegen, und bewarfen sie mit Blumen. Zwey von ihnen trugen Tannen in der Hand, welche mit lauter kleinen Laternchen umhänget waren; und überreicheten auf zween Tellern zwo Kronen, die eine Seiner Königl. Hoheit dem Churprinzen, mit diesen Worten:

Prinz, edler Zweig vom Wittekind!
Das, was Dir itzo Kinder schenken,
Soll zeigen, daß wir Kinder sind,
Und Kinder schon wie Sachsen denken.

Die

Die andere überreichten ſie Ihrer Königl. Hoheit der Churprinzeſſinn, mit dieſen Worten:

Prinzeſſinn, Schmuck von Sachſens Throne,
Verſchmähe nicht die kleine Krone;
Wär unſre Macht dem Willen gleich,
Wir ſchenkten Dir ein Königreich.

Dieſe Verſchen hat der Rector in Adorf gemachet. Ihre Königl. Hoheiten haben dieſe Bewillkommung auch gnädig aufgenommen, und die Durchl. Churprinzeſſinn ſoll bey der Tafel in Plauen geſaget haben: Sie wolle das Dörfchen mit den artigen Kinderchen nimmermehr vergeſſen. In Adorf kam die voigtl. Jägerey, und begleitete die Herrſchaft. Von da gieng es nach Oelsnütz. Unterwegens kamen 60 Bergleute aus dem Voigtsberger Amte, und erleuchteten den Zug mit ihren Berglampen. In der Stadt hatten die Bürger ihre Häuſer erleuchtet, und ſtunden mit ſchwarzen Kleidern im Gewehre. Von da gieng es auf Plauen. Zwo Stunden davon war der voigtländiſche Adel zu zu Pferde verſammlet, und ritt den Herrſchaften nach. Zwölf Kaufleute aus Plauen kamen mit weißen Wachsfackeln, und leuchteten zu Pferde ihren Kutſchen bis in die Stadt. Hier wurden Ihre Königl. Hoheiten von der Bürgerſchaft und dem Churbäyriſchen Regimente im Gewehr, unter Trompeten und Pauken, mit ungemeinem Frohlocken gegen drey Uhr aufgenommen. Ihre Hoheiten ließen ſich ſogleich auf das Schloß bringen, und gaben noch offene Tafel. Der Adel erſchien in gröſter

Galla. Der Abgeordnete hielt eine kleine Rede. Hierauf kam der Superintend. D. Stranz mit der Geistlichkeit der Stadt; und erhielt die Gnade, lange hinter der Churprinzessinn zu stehen, und mit Ihr beständig zu reden. Hierauf kam das Amt und der Rath. Alle wurden zum Handkusse gelassen, und jedermann redet von der ungemeinen Leutseligkeit, und überaus großen Freundlichkeit der Churprinzessinn, und der übrigen drey Königl. Prinzessinnen. Bey der Tafel ward eine Musik von der Schule mit innerlicher Zufriedenheit Ihrer Hoheiten aufgeführet. Hierauf kamen die Plauischen Fabrikanten und überreicheten denen Königl. Prinzessinnenn mit gröster Unterthänigkeit, ein Geschenk von etlichen Stücken Kattun, und baumwollenen Schleyer; welches auch sehr gnädig aufgenommen worden. Nach aufgehobener Tafel, verrichtete die Herrschaft Ihren Gottesdienst, und gegen 7 Uhr setzete sie die Reise über Reichenbach weiter fort.„

Mit welch einer größern Bewegung der Gemüther haben nicht edlere Seelen allhier, die Hohe Zurückkunft der Hoffnung des Landes vernehmen müssen; ob sie gleich nicht das Glück gehabt die gegenwärtigen Eindrücke davon zu empfinden! Der gnädige Einfluß Ihrer Beyderseits Königl. Hoheiten in den Flor der schönen Wissenschaften, welchen Leipziger-Gelehrten nun schon in die Sechs Jahre entbehren müssen, und nicht sonder Wehmuth und einige Entkräftung vermisset haben; gab auch durch eine dunkele Ahndung seiner heilsamen Annäherung, den gedämpften Regungen ihrer Herzen, einen

neuen

neuen Muth; ihre vormaligen Gesinnungen zu erneuern. Ließ sich solches gleich, wegen der annoch bedrängten Umstände, nur in räthselhaften Ausdrücken und poetischen Bildern ihres bisherigen Leidens bewerkstelligen: so vermutheten sie doch, daß ihre redlichen Empfindungen, dermalen auch durch diesen Flor, deutlich genug in die Augen fallen würden. Ihr Vorsteher, Hr. Prof. Gottsched, entwarf also im Namen der Gesellsch. der freyen Künste folgendes Singgedicht. Hr. Hiller, ein Mitgl. derselben setzte es in die Musik, und Hr. Accisrath Garbe, ließ es in seinem gewöhnlichen wöchentlichen Concerte, auf dem großbosischen Saale in der Kiostergasse, aufführen. Ein starker Zusammenfluß vieler vornehmen Zuhörer von allen Klassen des hiesigen gemeinen Wesens, und auf die drittehalbhundert Studierende erhoben diese Feyer durch ihre Gegenwart und patriotische Theilnehmung.

Cantata.

Nach einer schwarzen langen Nacht,
Die Sturm und Blitz mit lauten Donnerschlägen,
Noch schrecklicher gemacht;
Nach ungeheurem Winterregen,
Der aus der Wolken dicken Schläuchen
Herabgestürzt, und alles überschwemmt;
So, daß die Fluthen sich gestemmt,
Und bis zu den versteckten Bäuchen
Des innern Erdengrunds gedrungen;
Auch aller Aecker süße Frucht,
Beglückter Länder Eifersucht,
Verspült, entwurzelt und verschlungen:

Nach solcher schreckenvollen Zeit,
Voll Ungemachs und Finsternissen,
Saß Sachsenland, von Schmerz und Gram zerrissen
An des Gebirges Einsamkeit.
Es sah bey falbem Sternenlichte,
Das hier und da der Wolken Dach durchbrach,
Mit thränenreichem Angesichte,
Die Wildniß ausgespülter Felder,
Und ganz verheerte dünne Wälder;
Verödete gemeine Fluren,
Wo keines Landmanns Hand, und keines Wildes Spuren
Entdecket wurden, vor sich stehn.
Hier brach die Wehmuth aus, und ließ sich so vernehmen:

Arie.

Reiche Fürstinn deutscher Erden!
Ach wie bist du nun beraubt!
Mit wie ängstenden Beschwerden,
Drückt das Unglück itzt Dein Haupt!
Hat die dicke Nacht,
Noch nicht gnug gekracht!
Soll des Donners wildes Brüllen
länger noch dein Ohr erfüllen?
Sollst du bey der Blitze Knallen
Gänzlich in den Abgrund fallen?
O! wer hätte das gedacht! V. A.

Die Thränen flossen von den Wangen,
Und netzten ihr zerrißnes Kleid.
Sie sah, statt aller Herrlichkeit,
Nur Lumpen um die Schultern hangen;

Und

Und fuhr beweglich fort:
Ihr stolzen Nachbarn meiner Gränzen!
Sonst saht ihr mich, gleich Königinnen glänzen:
Doch dieses Ungewitters Macht,
Hat aller Herrlichkeit den Untergang gebracht.
O spottet nicht! der Himmel ist gerecht;
Hier straft er heut, dort morgen einen Knecht:
Wie bald trifft euch, was mich betroffen!
Ich aber kann ein besser Schicksal hoffen.

Arie.

Trüget mich die Ahndung nicht,
So erscheint nach langen Wettern,
Die mich schienen zu zerschmettern,
Bald ein angenehmes Licht.
Weicht ihr Wolken! schweigt ihr Stürme!
Schont der Schlösser und der Thürme.
Läßt sich durch Palast und Hütten,
Nicht der Himmel schon erbitten?
Ja, ein frohes Morgenroth
Mindert alle meine Noth. V. A.

So sang sie, und ein heller Stral
Drang durch des Horizontes Düfte,
Und brach die trüben Winterlüfte,
Und milderte die lange Qual!
Ein majestätisch Götterpaar
Erschien an Vogtlands fernen Gränzen;
Man sah um Sein geweihtes Haar
Ein doppelt Glücksgestirn, für Sachsens Hoffnung glänzen.

Wie nach dem Sturm in wilden Ungewittern,
Wenn Bort und Maſt vom Stoß der Wellen ſplittern,
Ein doppelt Feuer ſich am Tauwerk ſpüren läßt:
Dann ſieht des Schiffers Blick am Glanz der Dioſcuren,
Der nahen Rettung ſüße Spuren:
So ſah auch Sachſen hier, ein Freudenfeſt.
Sein theurer Churprinz, Friederich,
Nebſt ſeiner weiſen Ermelinden,
Des Volkes Luſt, geruhten, ſich
Von neuem bey ihr einzufinden.
Man ſah ſie auch auf beyden Seiten,
Ein holden Chor von Gratien begleiten,
O glücklicher Erfolg! was zeigt der Himmel an,
Als daß er uns wohl bald den Frieden ſchenken kann!

Arie.

Theureſte Beyde! ſeyd zehnfach willkommen!
Zehnfach willkommen ſey, göttliches Paar!
Wie viel Bekümmerniß wird uns benommen!
Sehen wir Dich nur aus aller Gefahr.
Bleibe doch bey uns mit gnädigen Blicken!
Welch ein Entzücken,
Welch himmliſche Luſt,
Labet nach langem Entfernen die Bruſt! V. A.

Dieß war Saxoniens Geſang,
Der durch das Erzgebirg erklang;
Und auf des Wiederhalls Getön,
Durch alle fernen Thäler drang.
Es hörten ihn, auch an dem Pleißenrande,
Die vormals munitern Muſenſöhne,
Der ganz entſtellten Philurene.

Zwar

Zwar wußten sie dießmal, an ihren halb verstörten Linden,
Ihr stummes Seytenspiel kaum mehr zu finden:
Sie schmückten gleichwohl sich mit ihrem Festgewande;
Ermannten sich mit halber Munterkeit,
Und ließen mit gedämpften Chören,
Theils freudig, theils besorgt, die regen Lieder hören:

Arie.

O ewige Vorsicht! beglücke,
Durch segnende, kräftige Blicke,
Die Hoffnung von Sachsens Provinzen,
Die Zierde der edelsten Prinzen,
Friedrich und Antonia!
Lege bald Dein Zornschwert nieder;
Und zerbrich den Mörderpfeil!
Schenk uns unsern König wieder,
So entsprießt uns neues Heil:
Ist nur erst der Frieden da! V. A.

An eben diesem hohen Friedrichstage ernannte die Gesellschaft der freyen Künste ihrer Gewohnheit nach, zu neun Mitgliedern folgende gelehrte und berühmte Männer,

Hrn. D. Johann Christoph Kind, der Weltweisheit und beyder Rechte Doctorn, und kais. Notar. auch ansehnlichen Rechtsconsulenten allhier: einen Gelehrten, der durch seinen verdeutschten Plutarch, imgleichen den Polyän und Frontin, diese Ehre längst verdienet hatte.

Hrn. Samuel Wilhelm Oettern. Kaiserl. Pfalzgrafen, evangelischen Pastorn zu Linden, in

Fran-

dem Notkero *Abbate* iſt nur um deswillen mit zwey Worten allhier noch zu gedenken, weil er zu deſto mehrerer Verwirrung dieſer Homonymorum Anlaß gegeben hat; und, da ihn einige Scribenten *tertium* nennen, von vielen mit dem *Labeone* vor eine Perſon gehalten worden iſt. *) Er war ein Schweſter-

---

Man kan davon ſeine allgemeine Vorrede zum erſten Bande des Schilters fol. XII. nachleſen. Dieſe Nachricht ſtimmet mit Herrn Frankens ſeiner völlig überein; iſt aber nicht etwa von einem alten Abſchreiber herzuleiten, und daher als ein neuer Beweis, von dem was bisher geſagt worden, anzunehmen; ſondern kömmt bloß von dem Manne her, der, wie wir gleich melden werden, erſt im vorigen Jahrhunderte das Pſalterium *Notkeri* vor den Herrn *la Loubere* abgeſchrieben hat, und allem Anſehen nach ein Mönch von St. Gallen geweſen iſt, auch daher gar wohl ſich einerley Quellen mit Herrn Franken hat bedienen können. Es hat übrigens zwar auch der gelehrte *Iacob Baſnage*, in ſeiner neuen Ausgabe von *Caniſii* Lectionibus Antiquis Tom. II. Part. III. p. 87. und Tom. III. Part. II. p. 552. ſich die Mühe geben wollen, dieſe Notkeros aus einander zu ſetzen; es iſt ihm aber nicht ſo recht gelungen.

*) Dieſes hat unter andern *Goldaſtus* gethan, in dem Verzeichniß einiger alten Scribenten, ſo dem II. Tom. Rer. Alemannic. angehängt iſt, p. 142. *Notkerus Labeo* Abbas S. Galli &c. Anderswo ſchreibt er gleichfalls irrig: *Pſalterium in linguam barbaricam, i. e. Germanicam, traductum a Notkero Labeone* Phyſico &c. Eben ſo unrecht hat *Ioachim Vadianus* in Farragine rerum Alemannicarum, Tom. III. apud *Goldaſtum* p. 34. da es heißt: *Exſtat apud nos Sangalli Pſalterium a* Notkero Monacho, *quem ob linguae tarditatem* Balbulum *cognominarunt, in noſtram*

Franken, wie auch der kaiserl. Societät der schönen Künste in Augspurg, Mitglied; der gleichfalls, durch viele, sonderlich histor. merkwürdige Untersuchungen der gelehrten Welt rühmlich bekannt geworden; und

Hrn. Andreas George Becken, Conrectorn, an der Schule zum heil. Geiste in Nürnberg, und der deutschen Gesellschaft zu Altdorf Mitglied; dessen Feder in den Schriften dieser Gesellschaft sich mit verschiedenen schönen Proben gewiesen hat.

Diese drey beliebte Namen, werden hiemit unter die Reihe ihrer Mitglieder gesetzet, und der gelehrten Welt bekannt gemachet: so wie sie bereits die nöthigen Versicherungspatente deswegen erhalten haben.

II.

Das Leben Gustav Adolfs des Großen, Königes von Schweden. Mit Kupfern,

aus dem Engl. des Hrn. Walther Harten, Canonicus zu Windsor, übersetzt von Ge. Heinr. Martini, der W. M. und mit einer Vorrede und Anmerk. begleitet von Joh. Gottlob Böhmen. Sächs. Historiogr. und der Gesch. ord. Lehrer zu Leipzig. II. B.

Leipzig, verlegts Johann Gottfried Dyk.

1761. in 4.

Wir sind unsern Lesern noch eine Nachricht von dem II. B. dieses wichtigen Werkes schuldig geblieben. In demselben eröffnet sich, wie der Hr. Verf.

Verf. der kurzen Vorrede saget, vollends der Schauplaß der vortrefflichen Thaten des schwedischen Monarchen, die seinen Ruhm auf alle Jahrhunderte unsterblich machen. Das letzte Lebensjahr desselben, dessen Geschichte dieser Band in sich fasset, bleibt in aller Absicht, das denkwürdigste. In einem so kurzen Zeitraume bezwang Gustav, vom Glücke begleitet, Franken, Schwaben, Bayern: und in vollem Laufe seiner Siege, eilte er von der Donau an die Saale, und in Leipzigs Gegenden zurück, um Sachsen zum zweytenmale vom Untergange zu retten. Noch im Tode siegte er, auf dem Gefilde bey Lützen.

So fleißig der englische Geschichtschreiber diese außerordentlichen Begebenheiten erzählet hat: so bedurfte dennoch auch dieser zweyte Band einige Zusätze und Verbesserungen. Unser gelehrter Hr. Prof. Böhme, dessen Anmerkungen beym I. B. überall so wohl aufgenommen worden, hat es also auch diesem II. daran nicht fehlen lassen. Indessen rühmet er sich nicht, alle kleine Mängel gehoben, und seine Lücken durchaus ergänzet zu haben.

Außerdem ist bey diesem Bande die Abhandlung über den europäischen Kriegesstaat, zu Anfange des XVII. Jahrhunderts nachgeholet worden. Daraus erhellet nun ganz klärlich; wie schon der große Graf Moritz, Marschall von Sachsen, in seinen kriegerischen Träumen, ihm das Zeugniß gegeben: daß Gustav Adolph eine ganz neue Kriegsart in Europa aufgebracht haben. Die nach dem Verfalle der alten römischen, dieß Handwerk

werk von neuem in Ordnung und grösern Werth gesetzet, nachdem es überall sehr verfallen und verwildert war. Welch ein Ruhm für den Norden!

Der Anhang von Urkunden erscheint hier in einer viel bessern Gestalt, als bey der Urschrift. Anstatt unvollkommner Auszüge, anstatt engl. und französ. Uebersetzungen, sieht man hier mehrentheils die Urschriften selbst. Auch den Entwurf der schwedischen Regierungsforme, den der Hr. Hart durch besondere Ursachen nicht mittheilen konnte, liefert uns Hr. Prof. Böhme. Wie viel Vorzüge also diese deutsche Ausgabe vor der englichen Grundschrift voraushabe, ist leicht zu urtheilen. Wenn dieß, wie bisher in den meisten verdeutschten Geschichtbüchern der Ausländer geschehen, ferner befolget wird: so wird Deutschland bald den Ruhm haben, daß in seiner Sprache alle wichtige Bücher am vollkommensten erscheinen. Die Karten dieses Theiles entwerfen uns außer den Kriegsbühnen am Rheine und in Bayern, den Uebergang Gustav Adolfs übern Lech, und die so berühmte Schlacht bey Lützen, unweit von Leipzig.

Dieser zweyte Theil hebet mit den Folgen, der vom Tylli bey Leipzig gegen Gustav Adolfen verlohrnen Schlacht an. Von seinem ganzen fürchterlichen Heere hatte Tylli bey Alfeld nur noch 8000 Mann gesammlet: weswegen er an den Churfürsten von Cöln. um Hülfsvölker schrieb, auch wirklich etwas Reuterey und Fußvolk erhielt. Er zog mit denselben hin und her, hatte große Anschläge, seinen halbverlohrnen Ruhm wieder herzustellen, verfiel

fiel aber bey ausbleibenden Verstärkungen, und schlechtem Ansehen seiner neuen Hülfsvölker in eine große Muthlosigkeit. Doch der Herzog von Lothringen Karl der IV. zog ihm zu Hülfe; dessen wunderliche Gemüthsart ihn zu einem Auszuge des ganzen menschlichen Geschlechts machte. Frankreich gerieth über seine Rüstung in Unruhe. Die Hoffnung eines Churhuts aber, den der Kaiser Sachsen und Brandenburg zu entziehen gedrohet hatte, bewog ihn mit 17000 Mann dem Tilly zu Hülfe zu ziehen.

Er, Aldringer und Fugger, die schon zum Tilly gestoßen waren, mochten etwa ein 50000. Mann ausmachen, und waren mit sattsamem Geschütze versehen. Das schwedische Heer aber bestund nur aus 25000. Gleichwohl thaten die kaiserlichen nichts: weil Tilly Befehl hatte, nur vertheidigend zu gehen, und keinen gefährlichen Schritt zu wagen. Dergestalt hatten diese den Schimpf, daß sie zusehen mußten, wie die Schweden Würzburg eroberten, hernach aber auch Maynz wegnahmen. Daher sagten Wallensteins Freunde: Gustav marschire, und dörfe nicht einmal fechten. Er erobere ganze Provinzen, ehe noch die Bothen nach Wien kämen, und berichten könnten, daß der Feind bey ihnen eingebrochen wäre.

So reizend ist diese Erzählung, gleich auf dem ersten Bogen: allein es ist nicht möglich, hier den Faden der Geschichte weiter zu verfolgen. Doch müssen wir noch das schlechte Ende dieses lothringischen praleriſchen Feldzuges mitnehmen. Als Her-

zog Karl der kaiserlichen Unentschlossenheit, und des Churf. von Bayern Mangel des Ernstes (der aber seine guten Ursachen hatte, sich nicht für Oesterreich ganz aufzuopfern), wahr genommen hatte; zog er mit seinem Heere nach Hause, ohne die geringste Heldenthat ausgerichtet zu haben. Als er über die Straßburgerbrücke gieng, widerfuhr ihm der Schimpf, daß die Bürger und Bauern über sein Gepäcke herfielen und plünderten. Ja ein Wagner nahm sich so gar die Freyheit, des Herzogs Reitpferd anzupeitschen: mit den Worten: Ee. Durchl. man muß schneller eilen, wenn man vor dem großen Gustav flieht. Daß schlimmste bey dem allen ist, daß die Geschichte selbst saget, weder dieser kühne Herzog, noch sein Heer hätten ein besser Glück verdienet gehabt: da sie beym ersten Ausmarsche die Sprache aller Neulinge und Lärmer geführet: Sie wollten den König von Schweden schon züchtigen, und in seine gefrornen und beschneyten Erbländer zurückschicken. Kein Volk kann trotziger aussehen, wenn es ungestört durch neutrale Staaten zog: und es schien, als wenn es zu übermüthigen Handlungen, Morden und Plündern recht gemachet wäre. Seine Unwissenheit war übrigens so groß, als sein Stolz. Sie fragten u. a. Was der Landgraf von Hessen für eine Art von Menschen sey? Und ob er auch aus gutem Hause stammte? So sieht man, daß es auch im vorigen Jahrhunderte schon Leute gegeben, die dergleichen seltsame Rolle gespielet haben, als wir in diesem itzigen Kriege erneuert gesehen.

So

So viel mag aus dem Anfange des Werkes zur Probe dienen. Wir würden auch aus der Mitte etwas, z. E. vom Uebergange des Königes über den Lech, und der Schlacht mit dem Tilly unweit Augspurg, beyzubringen suchen: wenn unser enger Raum solches erlaubete. Wir eilen also zu der Hauptsache, der letzten Schlacht des König Gustav Adolphs bey Lützen, unweit Leipzig, die seinem Heldenlaufe ein frühes Ziel gestecket hat. Diese reizet insgemein die Neugierde aller Leser der Geschichte, und aller Reisenden, die von Leipzig nach Weisenfels gehen. Davon wollen wir also des Hrn. D. Harts Erzählung nach unserer Uebersetzung mittheilen, auch die Läger der Kaiserl. und Schweden, an dem Wege bey Lützen, auf dem Titelkupfer dieses Monaths vor Augen legen. So lautet die Erzählung des Geschichtschreibers von der 517 Seite an; wobey unser aufmerksamer Hr. Prof. Böhme verschiedene Unrichtigkeiten angemerket und verbessert hat.

Der König brachte die Nacht, theils im Gespräche, mit seinen Feldobersten, und theils in tiefsinnigem Nachdenken hin. Sein Geist war ganz, und zwar beschauend, wenn ich so sagen darf, auf einen einzigen Gegenstand gerichtet; auf diesen nämlich, daß er zwo Stunden vor Anbruch des Tages, mit dem Feinde schlagen wollte: weil er wohl voraus sah, daß dessen Macht, um diese Zeit, unmöglich ganz beysammen, und in gehöriger Stellung seyn; daß ferner ein großer Theil seiner Truppen den angewiesenen Posten nicht erreichen; noch endlich der Paß über die Gräben so beschwerlich ge-

macht seyn könnte, als er etliche Stunden später werden mußte. Allein, jeder Umstand, die unerschrockene Standhaftigkeit und Größe der Seele ausgenommen, war Gustaven diesesmal abgeneigt. Die Nacht schien verschiedene Grade finsterer zu seyn, als sonst gewöhnlich: und es entstund ein Nebel, welcher auch den folgenden Tag die Luft von Zeit zu Zeit dergestalt verdunkelte, daß man einen Gegenstand, der nur zehn Schritte entfernet war, kaum richtig und genau unterscheiden konnte.

Als diejenigen Augenblicke kamen, da sich die Morgenröthe ordentlich zu zeigen pfleget, so sah er die Unmöglichkeit, ein kriegerisches Unternehmen auszuführen. Er ließ daher seinen Hofprediger Fabricius rufen, und befahl ihm, Gottesdienst zu halten. Er gab auch Order, daß man an der Spitze eines jeden Regiments, dessen eigentlicher Feldprediger, bey einer so plötzlichen und unvermutheten Unternehmung zu finden war, Gebethe vorlesen sollte. Der König ward hierauf ersuchet, etwas zu frühstücken: er weigerte sich aber, solches zu thun. Man bath ihn auch, daß er sich, nach der Gewohnheit dieses Zeitalters, in Stahl kleiden sollte: allein, seine Antwort war: Der Herr ist mein Harnisch. Einige Geschichtschreiber behaupten, er habe kurz vorher, durch einen Musketenschuß, eine Quetschung an einer Schulter bekommen, welche gemacht hätte, daß der geringste Druck des Harnisches ihm unerträglich schmerzlich gewesen wäre. Diesem mag aber seyn, wie ihm wollte, so änderte er doch nur seine gestrige Kleidung, und zog einen neuen, ganz

schlech-

schlechten Tuchrock, nebst einer Weste von Elendsleder an, welche nachmals Holken in die Hände kam, und noch itzt zu Wien aufbehalten wird. Um acht Uhr früh Morgens fieng die Sonne an, den Nebel zu zertreiben, und der Tag schien heller und heiter zu werden; als sich eine neue und unvermuthete Schwierigkeit in den Weg stellte. Nämlich in der Gegend, wo der schwedische linke Flügel in gerader Linie anzurücken gedachte, lag ein tiefer Graben, über welchen die Truppen unmöglich setzen konnten. Deswegen mußte der König sein ganzes Heer sich gegen die rechte Hand schwenken lassen, und alsdann erst denjenigen Raum besetzen, der zwischen dem Flößgraben, (so nennen die Deutschen einen Wassergraben, der gestochen wird, das Land auszutrocknen) und dem wallensteinischen Heere lag. Er ließ seine Ammunitionskarren, seinen Wagen, und die wenigen Bequemlichkeiten, so dem Heere gehörten, im Flecken Chursitz, wie aus dem Plan deutlicher zu ersehen ist. Diese Bewegung kostete einige Mühe, und nicht wenig Zeit. Endlich gegen neun Uhr früh Morgens, redete der König, indeß daß er, mit einer muthigen Miene, an den Linien auf und nieder ritt, und zween Hymnen öffentlich anzustimmen befohlen, seine Schweden also an: „Zeiget nun, meine Mitsoldaten, und meine Freunde, zeiget diesen Tag dem Publicum, was ihr wirklich seyd! Betraget euch, wie tapfere und versuchte Leute, haltet euch in euern Gliedern, und fechtet, um eurentwillen sowohl, als meinetwegen, tapfer! Thut ihr dieses, so wird der Segen des Himmels die

Schärfe eurer Schwerter begleiten, und ihr werdet Ehre und die Belohnung der Tapferkeit davon tragen. Wenn ihr im Gegentheile an die Flucht und Selbsterhaltung denket, so ist eure Schande eben so gewiß, als mein Unglück und euer Verderben. — Und hier betheure ich euch, bey der Wahrhaftigkeit eines Königs, daß nicht ein Stäubchen von euren Gebeinen jemals wieder nach Schweden kommen wird.„ Alsdann eilte er zu den deutschen Regimentern, die hauptsächlich in der zwoten Linie standen, und redete sie mit einem etwas gemäßigten Tone des Ansehens, kürzlich also an: „Freunde, Officiers und Soldaten, ich beschwöre euch, spielet diesen kommenden Tag die tapfere Rolle. — Ihr sollet fechten, nicht sowohl unter, als vielmehr mit mir sollt ihr fechten. — Mein eigen Blut soll euch die Spur zeigen, auf welcher ihr mir folgen sollt. — Haltet euch auf das heiligste in euren Gliedern, und unterstützet eure Anführer mit Entschlossenheit. — Thut ihr dieses, so ist der Sieg, so sind alle die Vortheile unser, die ihr und eure Nachkommen unstreitig genießen werden. — Hingegen so bald als ihr einmal weichet, wird euer Leben, nebst euren Freyheiten, ein Opfer des Feindes seyn.„ Der Beschluß dieser zwo kurzen Anreden ward von einem allgemeinen beyfallsvollen Geschreye begleitet, welches durch das ganze Heer von Regiment zu Regiment erscholl.

Gustavs Anstalten zum Treffen stützten sich auf eben diejenigen Grundsätze, welche das Jahr zuvor, in der Schlacht bey Leipzig, zum Vorscheine gekom-

gekommen wären; sie waren itzt nur etwas erweitert, und verbessert. Und hier müssen wir mit Vergnügen anmerken, daß Pufendorf, die Verfasser des schwedischen Kundschafters, und der holländischen Erzählung, in Absicht auf diese Stellungsart, fast Wort für Wort mit einander übereinstimmen. Das ganze Heer war in zwo Linien gestellet: doch die Völker kommen mir bey weitem nicht so gut vor, wie diejenigen waren, welche das vorige Jahr auf die gleich erwähnte Bühne geführet wurden: so verzehrend ist der Krieg, selbst auf der glücklichen und siegreichen Seite! Viel Regimenter waren ungleiche, unharmonische, und aus andern ruinirten Regimentern zusammengesetzte Haufen: das Löwensteinische insbesondere war nur so kürzlich erst errichtet worden, daß es nicht einmal eine einzige Standarte hatte. Ferner waren auch die vornehmsten Feldobersten, als Horn, Banner, Baudis und Deuwatel, hier nicht zugegen. Der König übernahm, seiner Gewohnheit nach, die Anführung des rechten Flügels selbst, wo sechs Regimenter gebohrne Schweden stunden, die von fünf untermischten Schaaren Musketierern unterstützet wurden. Der linke Flügel ward der Aufsicht des Herzogs Bernhard überlassen, und bestund aus einer gleichen Anzahl Reiterey und untermischten Fußvolke. Den Mittelpunct machten die vier unüberwindlichen Brigaden oder Colonnen aus, nämlich, die Leib- oder gelbe Garde, die erste, die weiße und blaue Brigade: er ward durch Hendersons Reservecorps schottischer Fußknechte unterstützet, und hatte

ſter-Sohn Notkeri *Medici*, wurde Abt von St. Gallen im Jahr 968. ſtarb aber frühzeitig An. 975. bald nach ſeinem Vetter. Er hieß *tertius*, weil er der dritte dieſes Namens, der Zeitrechnung nach, in dieſem Kloſter geweſen, und iſt etwas älter als *Labeo*; hat ſich aber durch Schriften gar nicht hervorgethan. Daher iſt er faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, und dagegen dem berühmten *Labeoni* die Benennung *tertius* geblieben.

Dieſes bekräftigen folgende alte Verſe, die in einem Codice ſeines deutſchen Pſalters beygeſchrieben waren, darinn ſie noch vor hundert Jahren Mezler und andere geleſen haben.

Balbus *erat* Notker, Piperis granum *fuit* alter,
Tertius *hic* Labio *datus eſt cognomine* lato,
Pectore mandatum geſtans Labeo *quoque latum*,
Latior hic labio, puto, nemo videbitur illo.
Ecce fauos labio quales ſtillat tibi lato?

Und was will man denn zuletzt wieder die Jahrbücher von St. Gallen einwenden, die an mehr als einem Orte *Labeonem* namentlich vor den Verfaſſer des deutſchen Pſalters angeben? darunter derjenige, ſo wir unten mit anführen, deutlich genug und ſtatt vieler andern iſt.

Schwerlich werden unſere Leſer eine Entſchuldigung von uns verlangen, daß wir uns bey dem Auszuge von dieſer Diſſertation ſo lange aufgehalten, und ihren Inhalt ſo umſtändlich erzehlet haben.

ſtram linguam translatum, Arnolpho imperante &c. S. die Teſtimonia de *Notkero* in der Schilteriſchen Ausgabe fol. XVI.

den Niklas Brahe, Grafen von Weißenburg zum Anführer. — Die zwote Linie hatte, in Abſicht auf die Regimenter ſowohl, als die Brigaden, eine gleiche Anzahl Völker: ſie waren auch vollkommen nach gleichen Grundſätzen geſtellt; ausgenommen, daß das Reſervecorps, ſtatt der Fußknechte, aus Reitern beſtund. Bulach commandirte den rechten, der Prinz Ernſt von Anhalt den linken Flügel, und Kniephauſen führte den Mittelpunct. Der König pflegte um dieſe Zeit, die Gewohnheit zu haben, daß er in einem Treffen die Glieder bey der Reiterey nur vier, bey dem Fußvolk aber ſechs Mann hoch ſtellte; da hingegen Wallenſtein der alten niederländiſchen Art folgte, und zum wenigſten allemal zehn Mann hoch anrückte. Das Loſungswort war auf beyden Seiten eben dasjenige, welches in der Schlacht bey Leipzig ausgegeben worden. Die Schweden hatten zwanzig Feldſtücke von einer mäßigen Größe, welche da und dort, ſo vortheilhaft, als möglich, aufgepflanzet waren: verſchiedene andere tragbare Canonen, von des Königs Erfindung, waren dazu beſtimmet, daß ſie an der Fronte eines jeden Haufens untermiſchter Musketirer vorrücken ſollten.

„Wir ſehen, daß wir abbrechen müſſen. Wie nun überhaupt die Schreibart des Herrn Ueberſetzers nicht zu verwerfen iſt; ja an vielen Stellen auch Lob verdienet: alſo müſſen wir doch bedauren, daß er ſich in vielen Stücken nach unſern Modenzenden Schriftſtellern, welche die Reinigkeit unſerer Sprache unvermerkt zu untergraben ſuchen, gerichtet hat. Z. E. in dieſem abgedruckten Stücke,

tauget

tauget das Publicum, die Genies, die Hymnen, die Plans, das Commando, die Corps, die Musketen u. d. gl. nichts. Ein gesetzter Geschichtschreiber meidet das alltägliche halbgebrochene Gewäsche der gemeinen Zeitungsschreiber, und barbarischen Publicisten, so sehr, als das überwitzige Getändel der heutigen Witzlinge. Er suchet der Nachwelt ein ehrwürdiges Bild von der itzigen Sprache gelehrter Leute beyzubringen: wie ein Mascov und großer Bünau gethan haben: dessen unersetzlichen Verlust wir, mit allen deutschen Patrioten bey dieser Gelegenheit aufrichtig bedauren. Werden uns auch die noch übrigen Jahre dieses Jahrhunderts einen so würdigen Geschichtschreiber unsers Vaterlandes an Gelehrsamkeit, Charakter und Schreibart wiedergeben können? In Wahrheit, es muß derselbe entweder unser Hr. Prof. Böhme werden, oder wir verzagen gar an diesem Glücke. Es versteht sich, daß wir von einem Originalschreiber, und von keinem Uebersetzer reden.

III.

Georgii Godofredi Keufelii, Mor. & Pol. P. P. O. Exercitationes Grotianæ, quibus ad Methodum Librorum de Jure B. & P. Juris naturalis & Gentium doctrina expouitur. Guelferbyti apud Jo. Christ. Meisner 1762. in 4.

Beinahe wäre uns dieß schöne Werk, für das Feld der schönen Wissenschaften, welches wir

bearbeiten, zu ernſthaft und wichtig vorgekommen. Doch da wir ſchon verſchiedenen Werken vom Rechte der Natur, und andern Theilen der Weltweisheit, einen Platz hier verſtattet haben: ſo konnten wir nicht umhin, auch dieſer gelehrten Arbeit des Hrn. Prof. Keuſels, gleiches Recht wiederfahren zu laſſen. Der Hr. Verfaſſer gehöret mit unter die gründlichſten Philoſophen des itzigen Jahrhunderts; und iſt ein würdiger Fortpflanzer der Leibnitzwolfiſchen Lehren. Seine Art zu denken verräth ſich gleich in der Vorrede, worinn er die erſten Grundſätze des Rechts der Natur, aus den allgemeinſten Wahrheiten der Vernunft herleitet.

Nach dieſem kömmt er auf die Verdienſte des berühmten Hugo Grotius um dieſe Wiſſenſchaft. Selbige hatte lange brach und unangebauet gelegen, als Gott der Welt einen Grotius ſchenkte; einen Mann, der zu großen Dingen gebohren war, und eine wunderwürdige Gelehrſamkeit beſaß. Er wandte allen ſeinen Verſtand auf die Abhandlung derjenigen Rechte, welche zwiſchen Völkern ſtatt finden, zwiſchen welchen keine Gemeinſchaft bürgerlicher Geſetze vorhanden iſt; und die alſo nur das Recht der Natur beobachten. Dabey gerieth er nun auf die unwandelbare Rechtsgelahrheit, welche die Natur ſelbſt eingeſetzet; und ſetzte ſeine Bücher vom Rechte des Krieges und Friedens in ſolchen Stand, daß ſie nicht nur von Gelehrten, ſondern auch von Männern, die am Regimentsruder ſitzen, in hohem Werthe gehalten werden.

So

So viele auch nach ihm in seine Fußtapfen getreten sind: so hat er doch allemal, theils durch den innern Werth seines Buches, theils durch seine nachdrückliche und schöne Schreibart; theils auch wegen vieler abgehandelten beyläufigen Fragen, die eine tiefe Wissenschaft verrathen und ausbreiten, vor allen den Preis behalten. Gleichwohl sind seine Bücher allen denjenigen schwer zu verstehen, die nicht sonst schon, in den Lehren des Rechtes der Natur wohl beschlagen sind. Da man sie aber dennoch lesen muß, so haben sich vortreffliche Männer um die Wette bemühet, sein Werk vom Rechte des Kr. und Fr. zu erläutern. Einige haben weitläufige Auslegungen, andere kurze Anmerkungen darüber, andere nur Auszüge daraus gegeben. Sonderlich hat Kulpis im Collegio Grotiano das Lob verdienet, daß er viel dazu beygetragen, seine Leser mit dem Grotius recht bekannt zu machen.

In neuern Zeiten hat die Wissenschaft des Rechtes der Natur und der Völker, viel Zuwachs erhalten. Man hat tiefer untersuchet, wie die natürliche Verbindlichkeit aus dem Wesen und der Natur eines Menschen entspringe. Man hat deutlicher erwiesen, wie alle Rechte in beständiger Verknüpfung aus der menschlichen Natur selbst herfließen, und verschiedene Irrthümer sind daraus verbannet worden. Er hoffete also keine unnütze Arbeit zu thun, wenn er auch seinen Fleiß an ein so rühmliches Werk wenden würde, welches in den wichtigsten Sachen zu Rathe gezogen wird. Er gab also jungen Studierenden Gelegenheit sich im Disputiren zu üben,

und

und theilte seine Arbeit in XII. Uebungen ab. Sein eigener Hr. Sohn hat sich mehr als einmal dabey öffentlich gewiesen. Die Namen der übrigen meldet er.

Uebrigens findet man hier die Lehren des Buches vom Rechte des Krieges und Friedens, nach der Ordnung der Hauptstücke und Zahlen. In den Anmerkungen erläutert und bestätiget er sie und rettet sie gegen alle Einwürfe; ja er widerleget sie zuweilen auch; doch mit der Bescheidenheit, die man gegen einen so großen Mann zu beobachten schuldig ist, dessen Gedächtniß im Segen bleiben muß u. s. w.

Die I. Dissertation ist also auf die Einleitung (Prolegomena) des grotianischen Werkes eingerichtet. Doch erstrecket sie sich auch auf die ersten drey Cap. des I. Buches. Die II. hebt an vom IV. Hauptst. des I. Buches, geht fort zum V. und zum I., und II. des II. Buches. Die III. Dissert. beziehet sich aufs III. IV. V. und VI. Hauptst. desselben: und die IV. aufs VII. VIII. IX. X. und XI. Hauptst. eben dieses II. Buches. Die V. Dissert. erläutert das XII. XIII. und XIV. Hauptst. desselben; so wie die VI. das XV. XVI. XVII. und XVIII. des I. B. vom grotianischen Werke erläutert.

Die VII. Dissert. geht aufs XIX. XX. XXI. XXII. XXIII. XXIV. XXV. und XXVI. Hauptst. des Grotius. Die VIII. beziehet sich aufs III. Buch des grotianischen Werkes und dessen I. II. und III. Hauptstück. Die IX. fährt fort auf das IV. V. VI. VII. VIII. und IX. Hauptst. des Grotius. Die X. Dissert. handelt vom X. XI. XII. XIII. XIV. XV. XVI.

und

und XVII. Hauptſt. des III. Buches vom grotianiſchen Werke; die XI. aber vom XVIII. XIX. und XX. Hauptſt. deſſelben. Die XII. Diſſert. endlich wendet ſich zum XXI. XXII. XXIII. XXIV. und XXV. Hauptſtücke des Buches vom Rechte des Krieges und Friedens, und ſchließt alſo mit einer beſondern Deutlichkeit und Gründlichkeit dieß weitläuftige Werk.

Wir geſtehen, daß wir das meiſte davon mit beſonderm Vergnügen geleſen, und allen Anfängern in dieſer großen Wiſſenſchaft viel Vortheile verſprechen, wenn ſie, ehe ſie den Grotius ſelbſt leſen, dieſe kurzgefaßte Einleitung ſich vorher geläufig gemachet haben. Denn alles, was ein Hobbes, Pufendorf, Kulpis, Barbeyrac, Wolf, Montesquieu und Vattel, vieler andern zu geſchweigen, nöthiges und nützliches von dieſem wichtigen Theile der Weltweisheit beygebracht haben, iſt hier kürzlich und gründlich vorgetragen, und ins Licht geſetzet worden. Ein nützliches Regiſter beſchließt das Buch.

IV.

Fortſetzung und Beſchluß der Meermanniſchen Aufgabe wegen der Erfindung des leinenen Papieres.

Von Spanien würde ich vielleicht noch eher etwas zuverläßiges berichten können, wenn meine Freunde, Greg. Majans und Joh. Ineſtres, die

die ihrem Vaterlande wahre Ehre machen, entweder in Madrit, zu Toleto, Saragoſſa, oder ſonſt an einem Orte ſich aufhielten, der mit einem großen Schatze von alten Schriften und Verordnungen prangte; denn die großen Kunſtrichter dieſer Staaten, von deren Schriften ich die meiſten beſitze, beobachten, in Abſicht auf dieſe Sache, ein tiefes Stillſchweigen. Der einzige *Paulus Tannez de Abilas* behauptet in dem gelehrten Werke de la Era y fechas de Eſpanna, Madriter Ausg. 1732. im andern Th. a. d. 638. S. daß zu Ende des XIII. Jahrhunderts unſer itziges Papier in Gewohnheit gekommen ſey: er ſetzet noch hinzu, daß es im Anfange weil es nicht dünne genug ſey geſchlagen worden, gar zu grob gerathen ſey. Er verräth aber offenbar, daß er es mit dem baumwollenen vermiſchet habe, indem er ſeinen Satz mit dem oberwähnten Geſetze Alphonſi zu beweiſen ſuchet, und ſo zu ſagen, mit einem Sprunge von dem ägyptiſchen Papiere zu unſerm übergeht. Wenn man mich nicht eines beſſern überführet, ſo werde ich dieſen Zeitpunct für neuer halten und zwar aus der Urſache, die ich oben bey den Italienern angegeben.

Ein gelehrter Mann hat neulich in der cattoniſchen Bibliothek, die itzt in Muſeo Brittannico befindlich iſt, ein Manuſcr. vom 1342. Jahre als vom Jahre der Regierung König Eduards des III. geſehen, daß ſie auf unſer gewöhnlich Papier geſchrieben war. Er ſelbſt aber hat in der angezeigten Beobachtung der Tranſact. philoſ. bezeuget, daß man daſelbſt noch viel mehr und vielleicht noch ältere antreffe.

treffe. Es wundert mich daß Thomas Ruddimannus in der Vorrede des Anderſoniſchen Diplomatarii nichts von Schottland angemerket hat. Die Zeit wird es lehren, was wir von hieraus als auch von Irrland inskünftige zu hoffen haben.

Was Deutſchland anbetrifft, ſo hat **Bohuslaus Balbinus** in ſeinen Miſcell. Hiſtor. Regni Bohemiæ, Decad. I. B. I. 22. Abſchn. 58. S. geſaget, daß er daſelbſt viel Manuſcr. die auf gemein Papier und zwar vor dem 1340. Jahre geſchrieben geweſen, geſehen habe. Daher hat der Hr. von **Ludewig** gemuthmaßet, daß die Papiermacherey zu Prag ihren Anfang genommen habe. Es hätte nämlich **Bartolus**; da er als Geſandter an den böhmiſchen König Karl den IV. gieng, von ungefähr einen Papiermacher aus den fabrianiſchen Werkſtädten, in ſeinem Gefolge bey ſich geführet. Wir haben aber ſchon oben gedacht, daß in dieſer italieniſchen Stadt das baumwollene Papier ſey gemacht worden: und ſo wird dieſer große Mann einen nicht geringen Zeitfehler begehen, wenn er eben dieſes von dem leinenen behaupten wollte. Denn Bartolus iſt von den Peruſinern nicht nach Piſa an Kaiſer Karl IV. geſchicket worden; und zwar gleich das Jahr darauf, als dieſer in Italien angelanget war, nämlich 1355. ſ. Guid. Panciroll. de clar. legg. interpret. 2. B. 67. Abſchn. ſ. Memorie della citta di Piſa, di Paolo Tronci. Es würde alſo dem Könige des Bartolus Papiermacher wenig genutzet haben, da er die Deutſchen eine Kunſt hätte lehren wollen, die ſie ſchon 15. Jahre vorher inne hatten,

wie

wie uns Balbin bezeuget. Nun bekräftigen auch den Werth dieses so glaubwürdigen Geschichtschreibers die Lehnbriefe vom 1339 Jahre, welche am St. Veits, Modesti und Crescentii Tage sind ausgefertiget worden, und welche man in dem Quedlinburger Archive antrifft. Diese Briefe erwähnen auch die Braunschweig. Anzeigen, vom 1745. Jahre N. 52. und die Göttingische gelehrte Gesellschaft, hat selbst kein älter dergleichen Document gewußt. Wir haben aber in dem Verzeichnisse des Hülsischen Büchersaales I. Th. 331. S. ein Buch von den Bienen (het bœk der byen) angegeben gefunden, Frankf. vom 1330. Jahre, welches auf Papier geschrieben sey. Dieses halte ich nun um so weniger für baumwollenes, weil ich mich nicht erinnere, daß ich jemals ein Manuscr. in deutscher Sprache von dieser Art gesehen habe. Wenn aber hierwider doch jemand etwas sollte einwenden, oder mir die Fehler dieses Verzeichnisses entgegen setzen, der muß wissen: daß ich unter den Büchern Isaacs le Long, die im 1744. Jahre öffentlich zu Amsterdam verkaufet worden, Jacob Meerlands ins Holländische übersetzte Bibel vom 1322. Jahre selber gesehen habe. Das Verzeichniß dieses Büchersaals, der den Namen des auserlesenen hat, ist hiervon noch ein deutlicher Zeuge, s. die Manuscr. in Fol. N. 3. Ja wenn gleich die Verfasser der Gottwigischen Chronik I. Th. 13. S. dafür halten, daß der Gebrauch des leinenen Papiers erst im XIV. Jahrhunderte in Deutschland aufgekommen sey; so muthmaße ich doch, daß Val. Ferdin. von Gudenus dergleichen ältere Manuscr.

gewußt

gewußt habe, weil er in der Syllog varior. diplom. in der Vorrede 2. S. dieſe Zeit der Einführung ſogar ſchon ins 1280. Jahr ſetzet. In Frankreich hat Mabillon kein älteres von dieſer Art gefunden, als die Briefe des Joinville von Ludewigen dem X. mit dem Beynamen Hutin, der im 1314. und den beyden folgenden Jahren regieret hat, ſ. 1. B. 8. Abſchn. letzt. §. in ſeiner Abhandlung de re diplomatica. Sonſt haben uns weder Montfaucon in der angeführten Diſſ. de Papyro noch der berühmte de la Lande, der des erſten Meynung lieber ausſchreiben, als der Sache reiflich nachdenken wollen) noch die Verfaſſer du nouveau Traité de Diplom. I. Th. 1521. S. ſ. etwas mehr hievon benachrichtiget. Hingegen hat der berühmte Bullet, ein Mann von überaus glücklicher Einſicht uns gemeldet: daß er in Beſanſon eine Clauſul von dem Teſtamente Ottons des IV. Grafen von Burgund vom 1302. Jahre auf ordentlich Papier geſchrieben angetroffen habe, ſ. recherches hiſtor. ſur les cartes à jouer. Leyden 1757. 27. S. Er treibt es aber zu weit, wenn er den Urſprung unſers Papiers noch weiter hinaus ſetzen will; und ſich auf das Zeugniß des Kardinals Beſſarions ſtützet, welcher in ſeinen Epiſtol. ad Janum Laſcarem eines auf Papier geſchriebenen Exemplars der Werke des Baſilii vor 300. Jahren, das iſt, um das 1140. Jahr Erwähnung thut. Aber hat nicht ſelbſt der Grieche Beſſarion uns verſichert, daß er dieſes Manuſcr. zu Conſtantinopel geſehen habe? Daſelbſt war aber gewiß nicht das leinene, ſondern vielmehr das baumwollene im Gebrauche,

Wer unter ihnen aber dennoch dieſe angewendete Mühe vor überflüſſig halten will, mag bey ſeinem Geſchmacke immerhin verbleiben, uns aber auch dagegen den unſrigen zu behalten großgünſtig erlauben. Jetzo wollen wir noch von den Schickſalen dieſer Ausgabe des *Notkeri* und ihrer wahren Beſchaffenheit, ſo viel als nöthig iſt, erinnern.

Es war dieſe Pſalter-Arbeit vor Erfindung der Buchdruckerey und Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, auſſer vielleicht einigen wenigen Mönchen in dem Kloſter zu St. Gallen ſelbſt, gar niemanden weiter unter den Gelehrten bekannt, die ſich auch mehrentheils wohl wenig um dergleichen Dinge mögen bekümmert haben. Gegen die Mitte des ſechzehenden Jahrhunderts that der wackere Bürgermeiſter zu St. Gallen und groſſe Liebhaber altdeutſcher Schriften, Joachimus Vadianus, zuerſt öffentlich einige Erwehnung davon; beſchwerte ſich aber zugleich ſehr, daß ſie ſo ſchwer zu verſtehen und ſo gar undeutlich wäre. Am Ende deſſelben machte der gelehrte Juriſte und gleichfalls beſondere Kenner unſerer Alterthümer, Bartholomäus Schobinger, die Hoffnung, daß ſie ſein vertrauteſter Freund, Melchior Goldaſt, mit ausführlichen Erläuterungen an das Licht ſtellen würde; welches aber nachgehends unterblieben iſt. Doch nahm ſich eben dieſes nach der Zeit mit gewiſſerm Ausgange der Herr Doctor Schilter zu bewerkſtelligen vor, welcher in Deutſchland an Verdienſten und Ruhm Goldaſten völlig gleich, wo nicht gar überlegen iſt. Es hatte ein anſehnlicher Bedienter am Königlichen Franzöſiſchen Hofe, Namens

Simon

ſ. Leon Allat. in animad. ad antiq. Etruſc. Inghiramii 55. u. f. S. Montfaucon in ſeiner Palæogr. Græc. 18. S. Humfr. Hodium, de græcis illuſtr. ling. græc. inſtaur. 1. B. 5. Abſchn. 142. S. Aus dieſem allen nun läßt ſich deutlich abnehmen, wie weniges Gründliches bisher in dieſer Sache ausgearbeitet worden. Denn auch diejenigen Betrachtungen, die wir hier mitgetheilet haben, ſind hier ſehr unvollkommen; da Montfaucon von Frankreich und Italien zwar einiger ſolcher Schriften gedenket, aber die älteſte anzuzeigen vergeſſen; in Deutſchland aber nur ein und der andere dieſe Sache ſeiner Bemühung gewürdiget hat. Des Hrn. von Gudenus Anmerkungen, die uns ohne Zweifel in dieſer Sache ein großes Licht gegeben hätten, ſind der gelehrten Welt nicht mitgetheilet worden. In Engelland und Holland aber ſcheint noch vieles dem Fleiße anderer überlaſſen zu ſeyn. Was aber am meiſten zu bedauren iſt, ſo haben uns weder Spanien noch Portugall, noch die übrigen nördlichen Reiche, oder die den Deutſchen oder Italienern benachbarten Nationen etwas hiervon entdecket. Da nun eine Nation vielleicht nach der andern, dieſes unſer Papier bekommen haben kann: ſo iſt daran gelegen, daß man von einer jeden die Zeit vollkommen deutlich wiſſe: da es denn endlich klar werden wird, welche den andern vorgegangen, und alſo für die Erfinderinn zu halten ſey. Man muß zugleich die rechte Zeit der Erfindung ſo genau als möglich feſtſetzen, von welcher einige, wie das vorhergehende lehret, die Jahre 1250. (oder vielleicht 1270.) und 1302. angeben.

Die

Die Absicht dieses Blattes geht also dahin, alle gelehrte Männer, welchen die ansehnlichen Bibliotheken, oder öffentlichen Archive offen stehen, freundschaftlich zu bitten: daß ein jeder von ihnen die älteste Urkunde, oder das älteste Buch einer jeden Provinz eifrig aufzutreiben suche, oder auch nur jedes auf leinen geschriebene Document ausfindig mache; und wenn sie es angetroffen haben, dessen Titel, Zeitalter, und den Ort, wo es aufbehalten wird, auf das richtigste beschreiben. Aber sie müssen ja allemal recht Achtung geben, daß sie es nicht mit einer andern Art von Papier vermengen: wie mir selber begegnet ist. Ich hatte nämlich ein geschriebenes Buch in die Hände bekommen, bey dem ich anfangs darauf geschworen hätte, daß es von leinenem Papiere wäre; theils wegen der Weiße, theils, weil es wegen des langen Gebrauches allen Glanz verlohren hatte. Aber der Band des Buches und der griechische Text bezeugten allemal, daß es von Baumwolle seyn mußte: welches ich auch hernach, bey einer genauern Untersuchung, wirklich bestätiget fand. Es werden aber alle Gelehrte die sich hiermit beschäfftigen wollen, inständig und gehorsamst ersuchet, diese ihre Entdeckungen noch vor dem ersten Jenner oder Hornung des 1763sten Jahres an mich nach Rotterdam zu schicken. Denn ich bin gesonnen, alle diese Aufsätze, wenn mir Gott Leben und Kräfte verleiht, in Ordnung zu bringen, und hernach sie alle in einem Verzeichnisse, mit rühmlicher Erwähnung der Verfasser, damit niemanden seine Arbeit gereuet, bekannt zu machen. Zugleich verspreche ich demje-

nigen, welcher das älteste Manuscript von dem hier die Rede ist, entdecket hat, nach hinlänglicher Prüfung und Bestätigung desselben, eben den Preis welchen die Göttingische gelehrte Gesellschaft darauf setzte, 25 Ducaten nämlich, zu ertheilen: welche dem Ueberwinder dieser Streitigkeit, entweder baar oder in Büchern nach seinem Belieben, sollen eingehändiget werden. Geschrieben in meiner Studierstube den 28. Decemb. 1761.

Anmerkung.

Um vorläufig etwas weniges von unserer Pauliner Bibliothek zur Nachricht zu melden, diene folgendes zum Vorläufer. Ohne Zweifel hat diese akademische Bibliothek, einen sehr großen Vorrath alter papierner Handschriften. Sie ist um das 1540ste Jahr, nach geschehener Glaubensreinigung, durch die Bibliotheken, aller in hiesigen Gegenden befindlichen Klöster bereichert worden. Das Verzeichniß, welches Feller vormals davon drucken lassen, ist bey weitem nicht vollständig, und könnte sehr vermehret werden. Feller hat eben den Fehler begangen, darinnen Cyprian in seinem Catalogo Manuscriptorum Bibliothecæ Gothanæ ihm nachgefolget. Beyde haben von den Bänden ihrer Manuscripte nur das erste darinn befindliche Buch gemeldet; alle dabey gebundene aber mit Stillschweigen übergangen. Wenn nun ein aufmerksamer Bibliothekar auf die Jahre aller dieser Abschriften, die insgemein

am Ende dabey stehen, fleißig acht geben wollte; so würde er gewiß bey einer solchen Menge von geschriebenen Büchern, auch in Ansehung des Papieres, sehr schöne Entdeckungen machen können.

Indessen, daß solches nun hier, oder anderwärts geschehen wird, wollen wir nur eines einzigen alten Werkes Erwähnung thun, welches uns, bey anderer Absicht in die Hände gefallen. Hugo von Trimberg, oder wie ihn andere nennen, von Trienberg, ist ein Dichter des XIII. und XIV. Jahrh. gewesen. Er soll 1303. gestorben seyn; wie das Verzeichniß der Manuscripte der vormaligen Heilsbrunner Bibliothek behauptet. Dieser Hugo von Trienberg nun hat ein Gedicht geschrieben, welches er den Renner betitelt hat. Man hat eine gedruckte Ausgabe davon, die zu Frankf. am Mayn 1549 bey Cyprian Jacob zum Bock in Fol. herausgekommen. Unsere Leipziger Stadtbibliothek hat eine sehr schöne geschriebene und mit Figuren gezierte Handschrift davon: deren Alter ich nicht genau angeben kann. Aber die Paulinerbibliothek besitzt ein weit älteres Manuscript davon.

Es ist selbiges auf Papier, und zwar auf ein so grobes, plumpes, und ungleich dickes Lumpenpapier geschrieben: daß man wohl sieht, die Kunst solche Lumpen zu zerstoßen und Papier daraus zu machen, sey damals noch in der Wiege gewesen. Das Format dieser Abschrift des Renners ist zwar der Länge nach ein Foliant, allein nur halb so breit; wie ein der Länge nach zusammengeschlagener Bogen ist. Die kurzen Knittelverse damaliger Zeit,

schickten sich zu dergleichen schmalen Blättern sehr wohl; und die Schrift ist weder so schön, wie sie bey uns im XII. und XIII. Jahrh. zu seyn pflegte; noch so schlecht, als sie im Ende des XIV. und Anfange des XV. geworden. Wer viel deutsche Handschriften aus allen diesen Jahrhunderten in Händen gehabt hat, der kann davon sehr gut urtheilen.

Allein was brauchet es hier vieler diplomatischer Kenntniß alter Schriften und Hände? Am Ende hat sich der Abschreiber, nach der Gewohnheit damaliger Zeiten, selbst genannt; ja sein Vaterland, und das Jahr seiner Arbeit deutlich angegeben. Es heißt:

Anno. dni milesimo. CCCXII. Sabato an dm̃cam Invocavit completus est liber Per manus t Wylhelmi tornow. Orate dominum pro scriptore.

Es ist also dieß papierne Manuscript, unstreitig auf leinenes Papier, welches sehr alt ist, und durch seine Grobheit selbst anzeiget, daß es in der Kindheit dieser Kunst, und vor 1312. gemachet worden, geschrieben. Ich will damit nicht behaupten, daß dieß das älteste geschriebene Papierbuch auf unsrer Bibliothek sey. Allein itzo im Winter lassen sich davon nicht mehr Untersuchungen anstellen. Genug, daß ich nur etwas Nachricht, auf obige Anfrage gegeben habe.

Doch ich will noch zum Beweise seines Alters etwas aus dem Anfange beybringen. Ganz oben steht mit rother Schrift:

Hy hebit sych der Tenner an.

So.

Sodann folgen 13 lateiniſche leoniniſche, d. i. künſtlich gereimte Verſe:

Jam juventus, per eventus mea curo ſtudia,
Nunc benigne, nunc condigne, in te ducens gaudia,
Amo flores, & amores, ac eſtatis tempora,
Colo tantum, dampno planctum & annoſa corpora.
— — — — &c.

Die 13te Zeile heißt ſo, und klingt anders:

Ducta per eventus, tum ſit male ſtructa juventus.

Dann folget eine Verdeutſchung dieſer Vorrede, faſt in ähnlichen Verſen:

Ich byns die Jugunt — Lachen ſynghen
Dy dy thugunt — Tanczen ſpryngen
Vnde die Vntugunt gryffit an. — Lern ich frowen und man
Myn gemute — Her iſt wyſe
Stet in blute — Der nach pryſe
Dy wyle ich nit ſorghen han. — Sych by myr behalen kan
u. ſ. w.

Joh. Chr. Gottſched.

V.

Hanswurſt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. Presburg bey J. M. Landerer 1761. 52. S. in 8.

Wir haben ſchon einmal von der ſchlechten Beſchaffenheit der Wiener Schaubühne geredet. Es wird nicht ſchwer fallen, ſolches zu beweiſen. Wir dürfen ſagen, daß daſelbſt bloß ſolche Stücke aufgeführt werden, wo der liebe Hans-

wurst allemal die Hauptperson ist, und daß allemal solche Stücke den größten Beyfall finden. Hingegen andere Schauspiele werden nicht gespielet, nicht geachtet. Der Hanswurst ist einmal ihr Muster, nach welchem sie sich gleichsam gänzlich gebildet haben: und alles, was solche Züge hat, die diesem ähnlich sind, das ist fähig, sie zu ergötzen, und mit sich fortzureißen. Haben wir nicht schon zu viel gesaget, um den übeln Zustand ihrer Schaubühne, und ihren verdorbenen Geschmack darzuthun? Einige vernünftige Männer, und selbst patriotische Wiener, haben dieß längst eingesehen, und es ihnen vorgeworfen. Ja so gar an verschiedenen Gegenden bemühet man sich itzt, dieses lächerlich zu machen, um sie vielleicht dadurch zu bessern. Gegenwärtiges Lustspiel scheint eben die Absicht zu haben. Wir wollen unsern Lesern einen Auszug davon mittheilen. Wenn der Verfasser auch nicht allezeit seine Sache gut getroffen hat: so verdient er doch wenigstens wegen seiner guten Absicht gelobt zu werden.

Erster Auftritt. Die Handlung geht auf dem Schlosse des Hrn. von Hammelwitz vor. Man machet daselbst Anstalten, zu der Aufführung eines Schauspiels. Trast und von Klugendorf unterreden sich davon. Sie sind beyde sehr vernünftige Leute, und haben einen guten Geschmack. Sie wundern sich, daß v. Hammelwitz noch nicht aufhören will, sich durch Aufführung seiner Stücke lächerlich zu machen. Es ist in der ganzen Nachbarschaft, sagen sie, keine Familie, von so elendem Geschmacke, wie dieses Haus. Wer sollte nicht an

den

den Possenspielen solcher Komödiantenbanden ein Misfallen haben? Daß aber Hammelwitz selbst eine so elende Komödie in seinem Hause aufführen will, ist noch mehr zu bewundern. Zwar, sagt v. Klugendorf, ich misbillige diese Art von Zeitvertreibe nicht; sie ist oft nützlich, und löblich. Sie machet die Jugend geschickt und thätig, und präget ihr oft die schönsten Sittenlehren besser, als der mündliche Unterricht ein. Die Lächerlichkeit, diese unfehlbare Gefährtinn der Thorheit und die Entzückung, oder das Rührende, welches die Folge der Tugend ist, wirken allezeit mehr, als die abgeschmackte Trockenheit eines verdrießlichen Sittenlehrers.

Aber der Hanswurst, antwortet Kraft, der bald herumprügelt, bald die niederträchtigsten Scherze vorbringt, nahm dieß Haus und einige Nachbarn dermaßen ein, daß sie itzt im Begriffe sind, ein eben solches Stück vorzustellen. Sie waren bloß des Hanswursts wegen besorget. Dieser machet bey ihnen die Hauptrolle und den künstlichsten Character im ganzen Spiele aus. Man verfiel auf den Hausknecht; man hielt ihn für tüchtig dazu, weil er ein recht grober und ungeschickter Kerl wäre. Indessen besuchte sie ein junger Edelmann, der eben die löblichen Eigenschaften hatte: für diesen war die Rolle nicht zu niederträchtig; er stellte sich selbst vor. Kraft fürchtet, daß er in diesem Stücke werde mitspielen müssen. Doch sagte ihm v. Klugendorf daß er Leandern, seinen Stiefsohn, von Reisen alle Tage erwarte, und daß er mit diesem alles versuchen wollte, dieß lächerliche Spiel zu verhindern,

und den andern zur Bekenntniß der Thorheit zu bringen. Erast zweifelt daran.

2. Auftr. Bellamire, Erasts Geliebte, erscheint. Sie giebt dem Erast die Rolle, die er als Doctor mitspielen solle. Auf den zweyten Tag wolle man ein Staats- Trauer- Helden- und Liebesspiel vorstellen. Ihr Vater, füget sie hinzu, habe mit Nickeln, dem Komödianten, in der Eile dieß Trauer- und Heldenspiel entworfen. Sie sollte die Antigone, und er der König Kreon seyn. Erast hoffet dadurch dem pöbelhaften Lustspiele zu entgehen. Er vermuthet, es sey dieß ein Trauerspiel vom Sophokles, welches Opitz in Verse gebracht hätte. Er entschließt sich die Rolle auswendig zu lernen, um vielleicht dadurch das Possenspiel zu hintertreiben.

3. Auftr. Von Hammelwitz und von Einfaltshausen, die auftreten, unterreden sich mit Erasten vom Trauerspiele. Einfaltshausen saget: ich werde darinne Hanswurst seyn! Denn was würdet ihr ohne diesen machen? Da würde ein schöner Spaß herauskommen? Wie? In der thebanischen Prinzessinn, antwortet Erast, die Vater, Mutter und Brüder beweinet, die Zoten eines Hanswursts? Aber seine Einwürfe helfen nichts. Sie sagen, die Bühne ist nicht in Griechenland, sondern in Deutschland; wir stellen die Antigone zu unsern Zeiten vor. Sollen wir etwa die Bühne nach Griechenland tragen lassen? Und wenn auch die Bühne die Stadt Theben vorstellte, was thut das? Wir wollen schon darnach malen lassen. Das verlassene Lager, die Burg, das

Schlacht-

Schlachtfeld, die todten Leichname, dazwischen Pauken, Trommeln und Fahnen, u. d. m. sollen nicht vergessen werden. Und ohne Zweifel auch Feldstücke? ryft Eraft. Gar recht! sagte Einfaltshausen: die hatte ich vergessen.

Die letzten Veränderungen sollen das Schlafzimmer der Antigone vorstellen, die sich erhenket, und vom Hanswurst abgeschnitten wird. Kreon sieht dieß und bejammert das Unglück. Hanswurst tröstet ihn, und soll ihn durch allerhand lustige Possen aufzurichten suchen. Doch Kreon geräth in Raserey, und stößt sich den Degen durch den Leib. Hanswurst kömmt zurück: und zu erfahren, ob er wirklich todt sey, prügelt er ihn mit seinem hölzernen Säbel. Da ihm aber die Schläge immer empfindlicher werden, läuft er von der Bühne und Hanswurst verfolget ihm. Damit soll das Spiel ein Ende haben, und man wird gewiß recht dabey lachen.

Eraft sucht ihm das abgeschmackte dieser Vorstellung zu zeigen, und wie es sich nicht schicke, daß Hanswurst einen König prügele. Er saget ihm, daß das der Endzweck des Trauerspiels nicht sey, den Kreon lächerlich zu machen; sondern an den Schmerzen des Lajus und der Jokaste Theil zu nehmen; die Liebe der Antigone und die Großmuth des Hämons zu bewundern; aber die Tyranney des Kreons zu verfluchen. Und ohne Hanswursten, erwiedert v. Hammelwitz, wäre dieß alles nichts. Zu was wäre der Plunder? Lassen Sie nur Nickeln machen! Er wird schon alles nach den besten Regeln anordnen. Er muß es schon besser

ver-

Simon de la Loubere, ein Herr der die Wiſſenſchaften nicht weniger liebte als verſtund, bereits im Jahr 1675. ſich zu Solothurn in der Schweiz eine genaue Abſchrift von dieſem Pſalterio Theotiſco aus einem von St. Gallen dahin gebrachten Codice machen laſſen; und ſelbige hernachmals dem Herrn Schiltern, den er vermuthlich zu Straßburg gegenwärtig kennen gelernet, mitgetheilet. Dieſer Gelehrte ging lange Zeit mit den edlen Gedanken um, ſich durch eine weitläuftige Sammlung altdeutſcher Reſte um unſere Vorfahren wohl verdient zu machen, das Vaterland und die Nachwelt aber mit einem unvergleichlichen Schatze zu bereichern. Er war daher unermüdet dergleichen Schriften aller Orten begierigſt aufzuſuchen, er ließ ſie auf das ſorgfältigſte abſchreiben, oder ſchrieb ſie wohl ſelbſt ab, er überſetzte ſie mit erſtaunlichem Fleiſſe, er erläuterte ſie mit den nützlichſten und gelehrteſten Anmerkungen, er verfertigte zu deren Verſtändniße ein eigenes Wörterbuch; mit einem Worte, er wendete alle nur erſinnliche Mühe, Zeit, Koſten und Kräfte an, alle dieſe Schriften in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß ſie in einer eigenen Ausgabe dereinſt zum Drucke befördert werden könnten, welche er ſo vollſtändig und nutzbar, als immer möglich, einzurichten bedacht war. Doch ein ſeliger Tod nahm ihn vor Vollendung eines ſo wichtigen Vorhabens im Jahr 1705. aus dieſer Zeitlichkeit hinweg, und das Pſalterium *Notkeri*, welches er ebenfalls in dieſe Sammlung zu bringen beſchloſſen, auch bereits zu überſetzen und mit Anmerkungen zu erläutern angefangen hatte, muſte mit den übrigen ähnlichen, in

verstehen, als sie; er ist schon zehn Jahre unter den Komödianten. Ich habe schon etwas davon gelesen, und hätte vor Lachen bersten mögen. Kreon mag ein Tyrann, und Antigone noch so viel todte Aeltern und Brüder um sich herum liegen haben, so sollen sie doch gewiß selbst mitlachen.

4. Auftr. Eraſt saget zur Bellamire, das Trauerspiel sey noch abgeschmackter als das Lustspiel. Er habe ihren Aeltern deswegen schon viele Einwürfe gemachet, aber es wolle nichts helfen. Sie räth ihm, solches noch ernstlicher zu versuchen, damit sich ihr Haus nicht dadurch lächerlich mache. Eraſt verspricht es. Nur fürchtet er, ihre Mama werde es übel nehmen; und da ihre Ehevorlöbniß noch nicht völlig zu Stande wäre, so möchte sie ihr Jawort zurücknehmen, und ihn dadurch untröstlich machen. Doch er hoffet, von Klugendorf, der viel Einsicht besitzt und Freyheit zu reden hätte, würde das Beste thun. Sonst, setzt er hinzu, wollen wir uns krank stellen, damit vielleicht dadurch die Komödie unterbleibe.

5. Auftr. Bellamire, die Leandern und Heinrichen als Hanswurst gekleidet, auftreten sieht, saget zu Heinrichen: mein Freund, gehe er hinaus; Bauern gehören nicht hieher. Leander antwortet, es sey sein Kammerdiener, ein Mensch, der ihm wegen seines witzigen Kopfes unentbehrlich wäre. So bald Eraſt höret, daß sein Freund da sey, umarmet er ihn, und Bellamire geht ab.

6. Auftr. Eraſt wirft Leandern vor, er habe das Fräulein durch seinen tölpischen Diener verjaget, und

und dieß wäre der adelichen Lebensart nicht gemäß. Leander saget, er habe durch seinen Vater dieß Haus schon kennen lernen; er solle hier nichts besorgen. Aber Erast machet sich deswegen keine Hoffnung.

Im 7. Auftr. erscheint Dorimene, des von Hämmelwitz Gemahlinn. Sie wundert sich über den Hanswurst, den Leander bey sich hat. Sie bittet Erasten, er möchte doch den Bauerkerl herausschaffen. Leander saget, Hanns, gehe ein wenig heraus. Aber er will nicht; und schimpft recht derb um sich. Dorimene entsetzt sich darüber, und saget, geh nur. Er schimpft von neuem; bis Leander noch einmal saget, gehe, oder — Darauf lärmet er und geht endlich.

8. Auftr. Dorimene kann nicht begreifen, wie er zu einem solchen Diener gekommen ist. Erast erstaunet über seiner Grobheit, und kann an seinen Possen nichts zu lachen finden. Leander saget, man könne nicht glauben, was in ihm für Witz stecke. Ohne diesen Menschen wäre es ihm unmöglich einen Augenblick zu bleiben: denn seine Einfälle wären überaus witzig. Den ganzen Tag über könnte er narriren, wie ein Pudelhund. Bald sagte er den Mägdchen die bitterste Wahrheit, oder prügelte sie im Hause herum; er sprünge wie ein Bock, sänge die lächerlichsten Ländlerlieder, und sagte den Weibesbildern oft so viele Schnaken vor, daß sie die Hände vors Gesicht halten müßten. Kurz, seine Possen gäben alle Augenblicke was neues zu lachen.

Dori-

Dorimene scheint ihm endlich beyzupflichten. Sie erzählt den Inhalt der Komödie, die sie vorstellen wollen; und sie ist völlig so eingerichtet, wie man sie insgemein aufführen sieht. Leander freuet sich, daß ein rechter Hanswurst darinn ist, denn ohne den, saget er, gäbe ich keine Pfeife Tobak dafür. Dorimene erzählt ihm, daß ein Edelmann, der recht zum Hanswurst gebohren wäre, diese nöthige Person vorstellen werde, und daß sie aus zehn Stücken das lächerlichste genommen, und daraus ein ganz neues gemachet hätten, welches die verliebte Uhr hieße. Leander schreyt: Bravo! Bravo! das ist ja ein Meisterstück voller Knoten! Das gefällt mir! Ich finde ein besonderes Vergnügen, wenn die Leute, besonders die Alten, rechtschaffen genarret werden; das machet die Komödie erst zum Lustspiele! Eraſt erstaunet über Leanders Narrheit, und führet ihn zu Hammelwitzen.

9. Auftr. Dorimene, die sich anfangs über die Dreistigkeit Leanders, wegen seines Hanswursts ärgerte, bezeiget sich itzt mit Leandern ganz zufrieden, und saget: er hat ja Verstand, wie ein Engel!

10. Auftr. Heinrich erscheint als Hanswurst. Dorimene redet mit ihm, und will doch sehen, ob er so viel Witz hat, wie sein Herr versichert. Sie höret aber nichts, als Unflätereyen, einfältiges Zeug, und abgeschmackte Lieder, und wundert sich, wie sein Herr über ihn lachen kann.

11. Auftr. v. Einfaltshausen ist gekommen Hanswursten kennen zu lernen. Er erzählet Dorimenen,

menen, daß Leander im Garten bey Bellamiren sitze, die ihm gefiele; daß Erast verdrießlich herumgienge, ein abgeschmackter Mensch wäre, und daß ihr Gemahl bey Klugendorfen wäre, dem Erast auch nicht gefiele. Darinn kann er sich nicht finden. Sie geht zu ihm, und Einfaltshausen will Hanswursten zu seiner Rolle etwas beybringen.

12. Auftr. Er höret den Hanswurst reden; aber lauter grobes Zeug. Er kann ihn aber nicht ausstehen; und saget ihm, er würde bey einer Gelegenheit auch den Hanswurst vorstellen. Darauf wird der Hanswurst immer derber. Du Flegel, saget v. Einfaltshausen, rede höflicher! Doch Hanswurst kehrt sich an nichts. Er setzt allen Respect bey Seite, jener mag sagen, was er will. Endlich prügelt er den v. Einfaltshausen gar hinaus.

13. Auftr. von Klugendorf findet Heinrichen als Hanswurst, allein; erfährt von ihm, daß er den Einfaltshausen herumgeprügelt, und er billiget es, weil Einfaltshausen in der Komödie es nicht besser mache.

14. Auftr. Der v. Hammelwitz ist mit Leanders Verfahren nicht zufrieden. Warum, fraget von Klugendorf: seine Gespräche gefielen ihnen ja sonst? An seinem guten Verstande, antwortet er, zweifelt niemand, denn er ist ja ein Verehrer der Lustspiele! aber der Streich ist es: er will meine Bellaniire verführen, die doch an Erasten versprochen ist. Er bittet ihn, er möchte ihn davon abhalten, weil er sein Sohn wäre. Aber v. Klugendorf will nicht. Er stellt ihm aus der Komödie Fälle vor,

wo es eben so gegangen wäre. Er billigte solches doch da; also müßte er es auch hier billigen. Es wäre einerley. Jenes, die erdichtete Welt, wäre eine Vorstellung der wirklichen, das ist, der unsrigen.

15. Auftr. Dorimene ist entsetzlich böse auf Leandern, weil sein Heinrich, der Hanswurst, den Einfaltshausen geprügelt hat. Wie? prügeln? ruft v. Hammelwitz: der Kerl muß exemplarisch bestrafet werden! Von Klugendorf lachet darüber. Der v. Hammelwitz will, er solle ihm Genugthuung verschaffen. Was? antwortet er ihm: ist es ein Wunder, wenn Hanswurst jemanden prügelt? das ist ja sein Vorrecht, und dienet ihm statt der scherzhaften Einfälle! Der von Hammelwitz geht erboßt ab.

16. Auftr. Einfaltshausen und Dorimene erscheinen. Leander ist fort, sagt er, und Hanswurst hat einen großen Kasten durch die Gartenthüre wegtragen lassen. Es ist gut, daß die Kerle gegangen sind; der Herr würde sonst für den Diener die Zeche bezahlet haben müssen. Wohl wegen der Prügel, antwortet von Klugendorf. Aber wissen sie nicht, daß sie von einem Hanswurst sind geprügelt worden, und daß dieß ein alter Gebrauch der Hanswürste ist. Er prügelt ja oft in der Komödie einen König; warum sollte er auch ihnen nicht ein wenig auf den Rücken klopfen?

17. Auftr. Der v. Hammelwitz suchet Bellamiren. Er hat sie nirgends finden können. Sie saß, saget er, mit Leandern vertraut im Garten. Wer weis, was geschehen ist? Verliebte wissen

sich

sich schon ihres Vortheils zu bedienen. Sollte sie wohl mit ihrem Mägdchen, saget Bellamire, im Kleiderschranke stecken? Das wäre nichts ungewöhnliches, antwortet von Hammelwitz. Und das wäre ein artiger Streich, saget von Klugendorf, der Leandern Ehre machen würde.

18. Auftr. Hammelwitz und Dorimene sind gegen den von Klugendorf aufgebracht. Sie beklagen den Eraſt, daß ihm solcher Streich gespielet sey. Beystand ist hier nicht zu hoffen, saget Eraſt. Man wird uns nach dem Anselmo in der Komödie beurtheilen, und nur auslachen.

19. Auftr. Leander erscheint. Dorimene und der von Hammelwitz halten ihm die Entführung ihrer Tochter vor. Sie reden von Bestrafung; er aber lachet darüber. Der Richter wird mir schon recht sprechen, saget er. Denn haben sie mir nicht den Raub des Cynthio erzählet, und ihn gebilliget, den Ungehorsam der Tochter gegen die Aeltern gut geheißen, und die Erfindung des Hanswursts mit der Uhr in ihrer Komödie gelobet? Sehen sie, durch diese Sätze angereizet, unterstund ich mich, dieses zu unternehmen. Wer ist nun der Verführer? Sie selbst und ihr närrisches Lustspiel. Ob ich Bellamiren in einem Uhrkasten, oder in einem Kleiderschranke entführet habe; ob ich Leander, oder Cynthio bin, ob sie Hammelwitz, oder Pantalon heißen: dieß ist alles einerley. Der v. Hammelwitz kann nichts antworten, und erstaunet, daß eine närrische Komödie zu solchen Thorheiten Gelegenheit geben könne. Eraſt sucht dieß zu bekräftigen, obgleich

der Pöbel allemal dergleichen Stücke mit Beyfall aufzunehmen pfleget. Die Komödien hätten zwar ihren Nutzen: aber es müßte nur das Laster, niemals aber die Tugend darinn lächerlich gemacht werden. Man müßte die groben und unflätigen Scherze, die dummen und pöbelhaften Ausdrücke, die unvernünftigen und unnatürlichen Kleidungen des Hanswursts, und dergleichen Stocknarren, daraus verbannen. Auch müßte man die bis zum Ekel getriebenen Zauberkomödien verwerfen, und auf der Bühne das nicht billigen, was man außer derselben tadeln müßte.

Der v. Einfaltshausen kann dieß noch nicht begreifen. Wie? Keinen Hanswurst mehr in die Komödie? ruft er. Keinen Hanswurst? und die vortreffliche Komödie vom Doctor Faust, soll vielleicht auch nicht mehr gespielet werden? Das wäre schön! Der von Hammelwitz findet, daß Leander und Erast recht haben. Der v. Einfaltshausen geht erbost ab.

20. Auftr. Dorimene saget, anstatt des gehofften Vergnügens haben wir lauter Verdruß: und Hammelwitz antwortet: die verdammten Komödien! Künftig soll nie kein Hanswurst wieder in mein Haus kommen.

21. Auftr. Wenn sie mir versprechen, sagt v. Klugendorf zu Dorimenen und dem v. Hammelwitz, inskünftige von dergleichen närrischen Komödien abzustehen: so will ich schon sorgen, daß ihnen das vorige nicht zum Verdrusse gereichen solle. Sie versprechen es ihm, weil sie sehen, daß solche

Possen-

Possenspiele leicht zu lastern und andern Unanständigkeiten verleiten können.

Im letzten Auftritte erscheint Bellamire, und Heinrich, als Kammerdiener gekleidet. Dorimene fraget, wo sie gewesen? Sie sagt, sie habe sich, um der dummen Niederträchtigkeit des Hanswursts zu entgehen, in die Grotte versperret. Von Hammelwitz wundert sich, daß Heinrich kein Hanswurst mehr ist. Es kam mich hart genug an, antwortet er, auf meines Herrn und v. Klugendorfs Befehl, hier so lange einen dummen Narren vorzustellen. Ich weis nicht, ob ich die Rolle des Hanswursts gut genug gespielet habe. Wenigstens that ich alles, was ich von ihm auf den Schaubühnen gemerket hatte, nämlich grob zu seyn, Unflätereyen zu sagen und Schläge auszutheilen. — Leander giebt Erasten seine Braut wieder. Die Verwirrung, die ich angerichtet, saget er, war bloß dieses Haus von dem Spotte zu retten, den es sich mit seinen abgeschmackten und unnatürlichen theatralischen Vorstellungen bey der vernünftigen Welt zugezogen hatte. Der von Hammelwitz verspricht, daß man künftig bey ihm nichts von dergleichen Narrheiten weder hören, noch sehen solle. Sie müssen aber nicht, saget v. Klugendorf, deswegen überhaupt alle Schauspiele hassen. Er zeiget ihm hierbey den Nutzen und das Vergnügen, welches vernünftige und regelmäßige Stücke verschaffen können. Ihre Feinde, fährt er fort, die so sehr dawider schreyen, haben gemeiniglich keinen rechten Begriff davon; und machten keinen Unterschied unter schlechten und

guten Stücken. Eine vernünftige Schaubühne trägt nicht wenig zur Tugend, und zur Verbesserung guter und wohlanständiger Sitten bey. Hiezu werden die Zuschauer angereizet, indem sie ihnen das Laster abscheulich und verhaßt, die Tugend hingegen angenehm und liebenswürdig vorstellet. Dorimene, von Hammelwitz, und alle, sehen dieß endlich ein, und sie versprechen schon morgen mit der Einrichtung einer Bühne von gutem Geschmacke den Anfang zu machen; wozu von Klugendorf behülflich seyn, und Leander ihnen gute Uebersetzungen und wohlgerathene Originalstücke unserer besten Dichter mittheilen will.

Man sieht aus diesem Auszuge deutlich genug, wie lächerlich und schädlich es sey, solche närrische Komödien, worinn der Hanswurst erscheint, und mit seinen Unflätereyen und hirnlosen Possen den Pöbel und seinesgleichen zum Lachen zwingt, in einer wohleingerichteten Republik zu dulden. Wie sehr muß es also einem vernünftigen Manne, und überhaupt Leuten von Einsicht und gutem Geschmacke nicht wehe thun, wenn alle ihre kluge Vorstellungen bis itzt noch nicht helfen wollen, und sie sehen müssen, daß ihr Vaterland durch solche sündliche Possenspiele geschändet, und lächerlich gemachet wird? Gegenwärtiges Stück verdient also schon deswegen Beyfall, weil es dieses Unheil ebenfalls zu rügen suchet. Und gewiß, was soll man wohl zu unserm güldnen Zeitalter sagen, (so nennen es einige) wo man noch überall solche Barbareyen antrifft? — Die Sache ist zu wichtig, um darüber zu lachen;

man müßte darüber weinen; wenn es nicht auch zu Horazens Zeiten in Rom noch Thorheiten auf der Bühne gegeben hätte, davon er ſchreibt:

— manentque adhuc veſtigia ruris.

VI.

Deutſche Ueberſetzung aus der vierten Ecl. aus dem Virgil *).

O Muſe von Sicil, die ſonſt ein Schäferlied
In ſanfter Einfalt ſang; laß uns erhabner ſingen!
Nicht jeden kleinern Buſch, noch Kraut vom niederm Ried
Darf man vor jedermann, um zu vergnügen, bringen.
Beſinge jenen Hayn, entwirf ein Waldgedicht!
Dieß wird ſich füglicher für große Prinzen ſchicken.
Nunmehr verraucht die Zeit, davon Sybille ſpricht,
Man kann den erſten Keim verjüngter Jahr' erblicken.
Aſträa kömmt zurück: Saturns beglücktes Reich
Erſcheint im erſten Glanz. Jetzt eilt von jenen Höhen
Ein neu geſchaffnes Volk, ein Volk den Göttern gleich:
O! möcht' auf deinen Prinz Diana gnädig ſehen!
Ihn zog an dieſes Licht die keuſche Göttinn vor;
So wird, nun da er iſt, die alte Welt verſchwinden,
Die ſchlecht und eiſern iſt: die goldne ſteigt empor.
Nun wird dieß ganze Rund beglückte Zeiten finden.

*) Dieſe Verdeutſchung iſt uns von einem Ungenannten zugefertiget worden, und hat weder unſern ganzen Beyfall, noch dünket ſie uns ganz verwerflich zu ſeyn. Schade, daß ſie nicht mit ungetrennten Reimen geſchrieben iſt!

dem Zustande wie es Herr Schilter hinterlassen, die Gunst des Glückes und die Zeit der künftigen Ausgabe erwarten.

Diese ist endlich nach Verfliessung von ungefehr zwanzig Jahren erwünscht erschienen, und *Notkerus* zum aller erstenmal zugleich in dem unsterblichen Schilterischen Werke an das Licht getreten. Herr Professor Frick zu Ulm, der sich nebst dem hochberühmten Scherzen so wohl um diesen Schatz verdient gemachet hat, ist uns besondere um den *Notkerum* rühmlich bemühet gewesen. Er hat nicht nur, wie schon oben gemeldet ist, die abgekürzte Schilterische Vorrede mit einem lesenswürdigen Zusatze so zu reden ergänzet, sondern auch Sorge getragen, daß der Text nach dem Codice desselben auf das allergenaueste abgedruckt würde. Es ist zwar dieser Codex gar sauber und leserlich geschrieben, aber allem Ansehen nach nicht ganz ohne Fehler; so wohl was den altdeutschen als den lateinischen Text betrifft. Doch hat der Herausgeber mit gutem Bedachte daran nichts nach eigenem Gefallen ändern, oder ohne die Beyhülfe mehrerer Handschriften verbessern wollen.

Da wir itzo des lateinischen Textes gedacht haben, so ist zum Beschluße nur noch kürzlich anzumerken: daß man an einigen, obwohl wenigen Stellen dieses Psalters zweyerley unterschiedene lateinische Uebersetzungen vom Notkero beygeschrieben finde. Was aber die letztere vor eine [illegible] sey, lässet sich nicht eigentlich bestimmen.

Die

Jetzt herrschet dein August: wo du den Purpur trägst,
Der dich, mein Pollio, als Bürgermeister schmücket:
Da wird der Zeiten Schmuck, den du der Welt anlegst,
Mit seiner Pracht entstehn, der unsre Brust entzücket,
Dann hebt die große Zahl verneuter Monden an.
Läßt unsre Bosheit ja noch eine Spur zurücke,
So bist du ein Regent der sie zernichten kann:
Du scheuchst den Laster Schwarm mit fürchterlichem Blicke.
Es wird dereinst August der Götter Mitglied seyn,
Und sehn, wie Helden sich mit großen Göttern gatten.
Er tritt in ihre Zahl gewiß als Halbgott ein;
Weil sie ihn selber längst für werth erkennet hatten.
Den edlen Vätern gleich regiert er noch die Welt,
Der Er, nach Krieg und Mord, den stillen Frieden giebet:
Dir aber, zarter Prinz, dem ein Geschenk gefällt,
Das sonder Anputz lacht; der edle Einfalt liebet;
Dir bringt selbst die Natur die ersten Opfer dar:
Ein schleichend Epheu ists, nebst schlechter wilder Spicken;
(Die schützt für Hexerey und giftiger Gefahr)
Aegyptscher Bohnen Flor wird sich zu Kränzen schicken.
Die dürre Ziege kömmt mit aufgespannter Brust,
Bringt die erzeugte Milch zurück nach deinen Schwellen.
Den Heerden ist kein Schreck vor Leuen mehr bewußt;
Die Wiege wird um dich den Flor der Blumen stellen.
Die Schlangen sind nicht mehr: das falsche Gift entweicht.
Assyrisch Pfefferkraut wird auf den Angern stehen.
So bald die Seele denkt und reife Kraft erreicht,
So bald wirst du erhitzt zu Heldenliedern gehen.
Da lieſest du entpricht des Vaters Lobgedicht,
Und was sein tapfrer Arm so rühmlich ausgeführet.
Dann kennst und lernest du der Tugenden Gewicht.
Bey diesem edlen Trieb', wenn dich sein Beyspiel rühret,

Wird

Wird die beſä'te Flur mit falben Aehren ſtehn;
Die rothe Traube hängt dort über wilden Hecken,
Aus harten Eichen wird bethautes Honig gehn.
Zwar wird noch hier und da die alte Bosheit ſtecken:
Der Geiz der ſich aufs Meer in wilde Wellen wagt
Wird ſich genöthigt ſehn, dem hohlen Holz zu trauen:
Weil Haß und Ehrſucht noch das Herz der Menſchen plagt,
Wird man noh um die Stadt ſo Thurm als Mauren bauen.
Man wird auf jenem Thal noch krumme Furchen ziehn.
Allein dann wird man auch am Ruder Männer ſehen,
Die durch die wilde Fluth auf feſten Schiffen fliehn,
Und mancher wackre Held wird zum Gefechte gehen.
Zertrümmert ja ein Krieg ſo manche ſchöne Stadt,
Sieht man, wie Schwert und Feur ſie, Troja gleich, zerſtören:
So kömmt ein Held, der ſelbſt Achillens Stärke hat,
Der wird dem wüſten Feind' und ſeiner Mordſucht wehren.
Wenn dich die fernre Zeit zur Männlichkeit erhebt,
Dann weicht von jener See des Kaufmanns leichter Nachen,
Er geizt nicht nach Gewinnſt. Die Erde grünt und lebt
Von Segen überſtrömt, die alles fruchtbar machen.
Dann wühlt kein ſchwerer Karſt der Erde Buſen um;
Der Weinberg hoffet nicht auf ſeines Winzers Hippe,
Sonſt bog das ſchwere Joch des Ochſen Nacken krumm;
Jetzt führt der Pflüger ihn befreyet zu der Krippe.
Dann darf die Wolle nicht erborgter Farben Pracht,
Der Bock auf jener Flur wird ſich in Purpur kleiden:
Bald wird ſein weiches Fell natürlich gelb gemacht;
Die Lämmer werden roth, die dort auf Wieſen weiden.
Dieß hat der Parcen Schluß einmüthig feſt geſtellt.
So wird die Zeit dereinſt in ihrer Folge gehen,
Steig (denn die Zeit verſprichts) o ſteig zur größern Welt!
Wo dich die Ehre krönt, da wir dich göttlich ſehen.

Erhabner Götter-Sohn! den Jupiter ſelbſt zieht,
Sich gnädig auf die Welt, die ſammt den weiten Bogen
Den Umſturz wankend dreht: dein Blick, der auf uns ſieht,
Erv Ländern, Meeren, ja, dem Himmel ſelbſt gewogen!
So wird die Freud' einmal die künft'ge Welt umziehn.
O möcht ich doch ſo ſpät' bis zu den Zeiten leben!
O könnte ſich mein Geiſt, zu deinem Ruhm bemühn,
Dich gnugſam im Gedicht nach Würden zu erheben:
Mich überträf gewiß, kein göttliches Gedicht,
Das jener ſchöne Gott, Apoll, den Linus lehrte,
Und das Kalliope dem Orphens zugericht.
Pan, den Arkadien als ſeinen Schutzgott ehrte,
Pan, ſpräche mir zum Ruhm, daß ich ſein Sieger ſey;
Es müßt Arkadien zu meinem Vortheil richten.
So lächle, zartes Kind! erkenne die dabey,
Die dich als Mutter trug mit ſchmerzensvollen Pflichten.
Ja, lächle zartes Kind! denn wen die Aeltern nicht
Mit reger Zärtlichkeit vergnügungsvoll anlachen,
Auf den hat Genius nie einen Blick gericht,
Und den wird Juno nicht, zum Kind des Glückes machen.

A.

VII.

Antwort auf das fünfte Stück der Nachrichten zur Litteratur, als eine Beylage der Magdeburgiſchen Zeitung, vom 13. Febr. 1762.

In dieſer neuen gelehrten Zeitung kündiget man die neue Ausgabe der Lichtweriſchen Fabeln an,

die

die auf eine, in der gelehrten Welt bisher unerhörte Art, durch verwägene Hände, und zwar bey dem Leben, und fast vor den Augen ihres Verfassers, verstümmelt, vermindert, und verderbet worden. Der Herr Canonicus, und Hofrath Lichtwer hat seine Empfindlichkeit, über ein so seltsames Verfahren, bereits selbst in verschiedenen Zeitungsblättern öffentlich bezeuget: wir begnügen uns also nur auf ein paar Puncte zu antworten, die uns näher angehen.

Man gesteht es Hrn. Lichtwern zu: er sey unstreitig einer unserer besten Fabeldichter; und habe Meisterstücke gemachet, die man sich nicht scheue, den schönsten Fabeln eines Gellerts und Hagedorns an die Seite zu setzen; und dennoch zweifle man, ob viele ihrer Leser, welche diese Lieblingsdichter Deutschlands mehr als einmal gelesen haben, Hrn. Lichtwern weiter, als dem Namen nach kennen. Woher kömmt dieser Unterschied? fährt man fort. Wir müßten parteyisch seyn, wenn wir die Ursache davon allein auf den Eigensinn des Publicums werfen wollten.„

Der Hr. Verf. hat in dem Lobe Hrn. Lichtwers und seiner Fabeln eben sowohl recht, als in dem Schlusse dieser Stelle. Und um ihn, oder vielmehr das sogenannte Publicum zu rechtfertigen, wollen wir ein paar Ursachen anführen, die es gemachet haben, daß Hr. Hofrath Lichtwer nicht sogleich bekannt und dem Namen nach berühmt geworden, als andere Fabeldichter. Die erste Ausgabe seiner IV. Bücher äsopischer Fabeln kamen hier in Leipzig, in Deers,

eines in Verfall seiner Handlung gekommenen Buchhändlers Verlage, ans Licht. Sieht man hier nicht schon einige Spur, von dem Mangel eines genugsamen Absatzes derselben? Diese wird noch deutlicher, wenn man weis, daß Deer kein Buchhändler von Profession, sondern ein Bedienter des Raths allhier war; den also die andern Buchhändler nur als einen Pfuscher betrachteten; der nur durch Faßmanns Gespräche im Todtenreiche, zum Buchhändler geworden.

Zweytens hatte der Hr. Hofrath, als ein bescheidner Dichter, seinen Namen bey dem Buche nicht gemeldet: um vieleicht wie Apelles hinter dem Bilde, die Urtheile der Kenner erst zu vernehmen. Gesetzt also, daß manchem Käufer die Fabeln gefielen: so wußte er doch den Urheber derselben nicht zu nennen. Eine Bescheidenheit dieser Art, machte den Hrn. Hofrath beynah dem Virgil gleich, der durch sein Stillschweigen bey dem am kaiserl. Palaste angeschlagenen Sinngedichte:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane:
Divisum Imperium cum Jove Cæsar habet.

beynah seine Ehre und Belohnungen eingebüßet hätte. Selbst als Sr. Kön. Maj. in Preußen vor vier Jahren, dieses berühmten Dichters aus ihren Staaten, Erwähnung geschah, bezeigten Dieselben, auch seinen Namen nicht einmal gehöret zu haben: weswegen [illegible] dem Hrn. Hofrathe angerathen ward, sein vortreffliches Recht der Vernunft Sr. Majestät zuzueignen. Er that es, und erhielt ein gnädiges

Hand-

Handschreiben Sr. Kön. Majestät; das er, als ein Kleinod von hohem Werthe noch bewahret. Aber in demselben 58sten Jahre kam auch eine neue Auflage davon heraus, dabey sein Namen stund: und seitdem ist er allererst etwas bekannter geworden.

Aus diesen Anmerkungen wird man einigermaßen urtheilen können, wie gegründet die fernere Nachricht unsers neuen Zeitungsblattes ist, da es heißt: „Auch Hr. Lichtwer, und vielleicht mehr als er, die Gottschedische Schule, woraus er gekommen ist, sind nicht weniger Schuld daran.„ Hierauf müssen ein paar Anmerkungen dienen.

Hr. Hofr. Lichtwer kann nicht anders Schuld daran gehabt haben, als durch seine Bescheidenheit, und das Verschweigen seines Namens, wie wir gemeldet haben. Denn von der folgenden Beschuldigung wollen wir bald hernach hören. Hier reden wir nur erst ein paar Worte von der Gottschedischen Schule, und 2) ob Hr. Lichtwer aus derselben gekommen. Der erste Namen ist nur von einem Sectirergeiste aufgebracht worden; von Hrn. Prof. Gottscheden aber, wie wir überzeuget sind, niemals abgezwecket worden. Ob dieser gleich in seinen 35jährigen Vorlesungen viel treffliche Köpfe gezogen, die nachmals Deutschland viel Ehre gemachet: so ist er viel zu vernünftig, als daß er jemals nach einer eigenen Schule gestrebet haben sollte. Er hat sich niemals gerühmet, neue Regeln der Dichtkunst erfunden zu haben. Seine Bücher davon zeigen, daß er selbst ein Schüler der Alten sey, und seine Zuhörer auf sie verwiesen hat. Seine Lehrer sind

Aristo-

Aristoteles und Horàz gewesen; und deren Regeln hat er überall angepriesen. Wenn es also ja eine Schule seyn muß: so sey es die aristotelische, oder horazische Schule, zu der er sich bekennet: und wie gut wäre es, daß die Parteymacher, und Parteygänger im kritischen Felde, alle darinn studieret hätten; so würden wir mancher poetischen Misgeburten und Federfechtereyen überhoben gewesen seyn. Muß man denn nothwendig Paulisch, oder Kephisch seyn? Wäre es nicht besser, daß wir alle Apollisch, d. i. Anhänger einer gesunden Vernunft, und eines hellen geläuterten Witzes wären?

Von dieser einzig wahren Schule nun, ist unstreitig Hr. Hofr. **Lichtwer** auch hergekommen: und wenn ihm das den Ruf gebracht hat, daß er aus der gottschedischen Schule gekommen: so ist dieß viel Ehre für diese. Er selbst hat sich öffentlich erkläret, daß er es für keine Schande achten würde, mit verschiedenen großen Dichtern unsers Parnasses, gleiches Schicksal gehabt zu haben. Er hätte noch mehrere, einen **Kopp**, einen **Gärtner**, einen **Schlegel**, einen **Kramer**, **Mylius** u. a. m. nennen können, die Deutschland billig verehret, und für seine Lichter achtet. Allein schade, daß die ganze Sache nicht wahr ist; so sehr der magdeburgische Litterator, sich bey dieser neuen Entdeckung gekützelt haben mag. Hr. Prof. **Lichtwer** läugnet es; und Hr. Prof. G. auch. Er hat es mehr als einmal gestanden, daß ihm Hrn. Lichtwers Namen noch nicht einmal bekannt gewesen, als seine IV. Bücher äsopischer Fabeln schon etliche Jahre im Buchladen lagen. Wer

die

die Menge der Leipziger Buchläden kennet; den wird dieß nicht befremdem. Wer kann sie alle besuchen, und alle Neuigkeiten bemerken? Manche Verleger sind auch so geizig auf einen Abdruck eines neuen Buches, daß sie lieber 100. weniger verkaufen, als einem Journalisten einen einzigen zuschicken wollen.

Indessen kam Hr. Pr. G. 1751. in Deers Laden, und fand ein ziemlich bestäubtes Exemplar dieser Fabeln an der Thüre hängen. Er blätterte darinn, und was er las, ergetzte ihn nicht wenig. Mit Befremden fragte er den Verleger, wer der Verfasser dieser Fabeln sey? und wie es zugienge, daß sie noch nicht in die gel. Zeitung gekommen wären? Seine Antwort lief auf den hesiodischen Vers hinaus.

Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτεῖ, καὶ τέκτονι τέκτων,
Καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονεῖ, καὶ ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔῼ.

D. i. „Ein Künstler beneidet den andern, ein Bettler den andern, und ein Dichter den andern.„ Dieser Fabeldichter einer, setzte er hinzu, hat hier in meinem Laden, in Gegenwart vieler jungen Leute, die an ihn glauben, diese Fabeln ganz niedergeschlagen; und sie auch nach der Zeit, gegen jedermann herunter gemachet. Ob er besorget habe, ihre Bekanntwerdung dörfte den Seinigen im Wege stehen, oder Abbruch thun, kann ich nicht sagen. Genug daß ich die schädliche Wirkung seines Urtheils seitdem empfinden müssen. So weit der Buchhändler.

Credite, me vobis folium recitare Sybillæ.

Das sind nun ganz andere Ursachen, von der langsamen Bekanntmachung der lichtwerischen Fabeln,

als dieses magdeburgische Zeitungsblatt angiebt: welches wohl gar so kühn ist, die Schuld davon auf die gottschedische Schule zu schieben. Hr. Prof. Gottsched wenigstens, der den damaligen Hrn. D. Lichtwer zu Wittenberg noch nicht einmal dem Namen, geschweige der Person nach kannte, ließ es an sich nicht ermangeln, in seiner Monathschrift einen vortheilhaften Auszug von seinen Fabeln zu geben: und seitdem sind auch dieselben mehr und mehr bekannt geworden. Auch die neue Auflage derselben hat er vor etlichen Jahren, sowohl, als sein Recht der Vernunft, angekündiget: wie er denn 1753. bey seiner Durchreise durch Halberstadt, auch persönliche Bekanntschaft mit demselben gemachet, und selbige durch Briefwechsel nachmals erhalten hat.

Daß indessen nicht alle Lichtwerische Fabeln gleich glücklich gerathen seyn sollen; ist ein Schicksal, daß sie mit allen andern Fabeln, Satiren, Oden, u. a. solchen kleinen Gedichten gemein haben können. Sind denn des Phädrus, Avienus, Fontaine, la Motte, Hagedorns, Stoppens, Trillers u. Hrn. Prof. Gellerts Fabeln, alle von gleicher Güte? Von den erstern glaubet es niemand, wenigstens kein Kenner und Kunstrichter: und der letztere hat selbst öffentlich viele der Seinigen verworfen, und verbessert. Ein gleiches Recht hätte man dem Hrn. Hofr. Lichtwer zugestehen; und sich nicht über ein fremdes Werk, so eigenmächtig hermachen sollen. Wir erwarten also desselben neue und verbesserte Ausgabe mit ehestem, und werden nicht ermangeln nähere Nachricht davon zu geben.

VIII.

VIII.

Hrn. Hardions Mitgliedes der französischen Akademie allgemeine heil. und weltliche Geschichte, welche M. Salomon Ranisch, des fürstl. Gymnas. zu Altenburg Prof. aus dem Französ. übersetzet hat. II. Th. Altenb. 1761. in der richterischen Buchhandl. in 8.

Herr Prof. Ranisch ist uns die Fortsetzung der beliebten Geschichte Hrn. Hardions nicht lange schuldig geblieben. Wir hoben diesen zweyten Band derselben schon etliche Monathe in Händen gehabt, und kündigen ihn itzo unsern Lesern mit Vergnügen an.

Es hebt das I. Hauptst. des IV. Buches desselben mit der persischen Monarchie an, die sich mit der Eroberung Babels durch den Cyrus anhub. Der Prophet Daniel wird hier für den obersten seiner drey Staatsräthe, angegeben, und die biblische Geschichte desselben hier mit eingeflochten. Das II. Hauptst. handelt von seinem Sohne Artaxerxes, dem langhändigen, den die Schrift Ahasverus nennet. Auch hier herrschet die biblische Geschichte: was die Wiederherstellung des Tempels zu Jerusalem, und der jüdischen Republik betrifft. Eben davon, was die Geschichte der Esther und des Mardachai betrifft, handelt auch das III. Hauptst. Nehemia kömmt, um Jerusalem zu bauen u. s. w.

Das IV. Hauptst. handelt von der Religion der Perser, ihren Magiern, oder Gelehrten, ihren Sitten,

III.

Der Urſprung, die Veränderungen und die Uebereinſtimmung der Sprachen, als eine Fortſetzung der Abhandlung von der Natur der Sprache.

§. 1.

Es könnte gar füglich eine einzige Sprache in der Welt ſeyn, zumal wenn die Völker eine beſtändige Bekanntſchaft mit einander unterhielten. Dawieder würde es gar nicht ſtreiten, daß verſchiedene Mundarten der einzigen Sprache, und hier oder dar mehrere oder wenigere Wörter bekannt wären, welches wegen der verſchiedenen Beſchaffenheit der Himmelsgegenden und der beſonderen Dinge, die ein Land vor dem andern heget, nicht anders ſeyn könnte. Allein die Trennung der alten Völker, die unvermerkte Veränderung der Ausſprache, der Mangel der Bücher, und die natürliche Unbeſtändigkeit haben allmählich die groſſe Mannigfaltigkeit der Sprachen eingeführet, die uns zu nicht geringer Laſt gereichet.

§ 2. Jedoch es iſt unnütze von der Abweſenheit deſſen, das doch nun wirklich da iſt, viele ungewiſſe Gedanken vorzubringen. Es iſt bekannt genug, daß nicht eine, ſondern viele Sprachen in der Welt geredet werden: Daher nun nöthig und nützlich iſt, den **Urſprung**, die **Veränderungen** und **Uebereinſtimmung** der verſchiedenen Sprachen zur Erleichterung derſelben und um beſſerer Einſicht willen, in Erwegung zu ziehen.

§. 3. Was

Das VI. Buch seßet diese Geschichte fort, und kömmt auf die Lacedämonier. Das ganze Schicksal dieser strengen und mächtigen Republik, ihre Kriege mit den Persern, Athenienſern und Thebanern, nebst den Thaten der größten Helden, werden hier in der Ordnung erzählet; bis auf den Tod des Ageſilaus.

Das VII. Buch kömmt auf die Macedonier, deren erſter großer König Philippus, in der Schule des Pelopidas und Epaminondas zu Theben, die Wiſſenſchaft der Regenten und Helden gelernet hatte. Mit dieſem hebt Hr. Hardion an, und zeiget wie er den Grund zur griechiſchen Monarchie geleget, wie ruhig die Athenienſer ſein erſtes Wachsthum angeſehen; wie vergeblich Demoſthenes ſie aus ihrer Schlafſucht zu ermuntern geſuchet, darein ſie die Wolluſt und Liebe zu Schauſpielen geſtürzet hatte; indem ſie ſo gar die Todesſtrafe auf denjenigen geſeßet hatten, der nur in Vorſchlag bringen würde, die Unkoſten der Schaubühne auf Kriegsrüſtungen und Flotten zu wenden. Hier kömmt auch der zehnjährige Religions, oder heilige Krieg vor, der wegen einer vorgeblichen Entheiligung des delphiſchen Tempels entſtanden war. Die Erziehung Alexanders giebt Gelegenheit, den Brief Königs Philipps an den Ariſtoteles, einzurücken, darinn er ihm die Geburt ſeines Sohnes meldet, und ihn ſeinem Unterrichte übergiebt. Er iſt ſchön, und zeiget, wie edel dieſer Prinz gedacht. Wir theilen ihn mit; weil er kurz iſt.

„Philippus vermeldet dem Aristoteles seinen Gruß. Ich melde dir, daß mir ein Sohn gebohren ist; und ich sage den Göttern nicht sowohl dafür Dank, daß sie mir ihn geschenket haben, als daß er bey deinen Lebzeiten gebohren ist. Ich hoffe, daß er, wenn er durch deinen Unterricht gebildet worden ist, sich meiner nicht unwürdig erzeigen, und geschickt seyn wird, dereinst die Last der Regierungsgeschäffte zu ertragen. Meinem Urtheile nach, ist es besser keine, als solche Kinder zu haben, welche die Strafe ihrer Väter, und die Schande ihrer Vorfahren werden.„

Wir können uns nicht ausführlich in den Verfolg dieses und des folgenden macedonischen Monarchen, Alexanders des Großen einlassen; melden aber nur kürzlich, daß hier die Thaten von beyden kurz und bündig erzählet werden. Den Umstand können wir nicht übergehen, daß Alexander, dem Aristobulus, der als ein Geschichtschreiber seiner Thaten ihn begleitete, das Buch zornig aus den Händen gerissen, darinn er seine Schlacht mit dem Porus, auf eine übertriebene Art bis ins Wunderbare getrieben hatte. Er warf selbiges mit den Worten in den Strom: „du verdienest selbst hineingeworfen zu werden, weil du mir so unverschämte Thaten zuschreibst, die ich nicht gethan habe; gerade als ob du nicht wahrhaftige genug zu erzählen hättest.„ Von Stund an hörte er auf, sich der Feder Aristobuls zu bedienen, und konnte ihm seine falschen Lobsprüche niemals wieder verzeihen.

Gleich-

Gleichwohl hat Alexander das Lobgedicht des Chörilus, eines sehr mittelmäßigen Dichters ertragen können, ja es ihm durch die Verheißung eines Goldstückes, für jeden guten Vers, den er darinn finden würde, so zu reden, abgelocket. Er machte es also wirklich, soll aber nicht gar zu viele Goldmünzen damit verdinet haben: wie es denn auch gänzlich verlohren gegangen. Lobredner konnte dieser große Monarch in allen seinen Staaten nicht finden; sondern bloß in Athen antreffen. Allein, er konnte dieselben nicht gewinnen, oder sich zu Freunden machen: so edel und republikanisch dachten diese Männer! Daher soll der ehrgeizige Alexander bey einer sehr beschwerlichen Unternehmung ausgerufen haben: O ihr Athenienser! wie vieler Mühe und Gefahr setze ich mich nicht aus, um eure Hochachtung und Lobsprüche zu verdienen!

Das verbrannte Persepolis, die prächtige Residenz des Königes Darius, machte ihm indessen wenig Ehre: und sein früher Tod zu Babylon, dahin er kaum den vierten Theil der Völker zurückbrachte, die ihm nach Indien gefolget waren, steckte allen seinen weiten Entwürfen ein Ziel; darnach er noch Africa und Numidien erobern, Spanien sich unterwerfen, die Alpen übersteigen, und durch Wälschland nach Epirus übergehen wollte. Ein ausführliches Register beschließt diesen Band. Die Uebersetzung des Hrn. Professors, als eines Mitgliedes der hies. Ges. der fr. Künste verdienet billig alles Lob.

IX.

In Reditu felici Optimorum Saxoniæ Principum FRIEDERICI CHRISTIANI & MARIAE ANTONIAE Redeuntem felicitatem pie gratulatur Patriæ, Chriſtianus Auguſtus Clodius. A. D. XXX. Jan. 1762. Lipſ. ex officina Breitkopfia.

Nicht nur die deutſchen, ſondern auch die lateiniſchen Muſen haben die beglückte Rückkunft Ihrer Königlichen Hoheiten, des Durchlauchtigſten ſächſiſchen Churprinzen, und der Durchl. Churprinzeſſinn, durch ihren erfreuten Zuruf verehret. Hr. M. Clodius allhier hat ſich als einen guten Patrioten, und geſchickten Dichter erwieſen; indem er folgende Ode aufgeſetzet, und durch eine wohlgeſetzte Zuſchrift, Denenſelben zu Füßen geleget. Wir glauben daß wir wohl thun werden, wenn wir dieſes wohlgerathene Stück unſern Leſern ganz mittheilen; damit ſie deſto leichter von dem ganzen Schwunge des Dichters urtheilen können: dahingegen einzelne Strophen ihnen nur

disjecti membra Poetæ,

die zerſtreuten Glieder des Poeten zeigen würden. Dieſes überhebt uns zugleich der Mühe, die darinn befindlichen Schönheiten anzupreiſen. Wer Latein kann, der wird ſie ſchon ſelber finden.

Non uſitato ráptus ad æthera
Sublimis æſtu, plaudite poſteri;
Non ante vulgato meatu,
Templa Dei ſoliumque vidi.

Caligineſis nubibus altior,
Terras madentes ſanguine noxio,
Atroque turpatum cruore
Oceanum, ſcelerum ſodalem,

Poſt me reliqui, & fulminis immemor,
Quod grandinoſi numinis æmula,
In luctum & horrorem parentum,
Culpa hominis rabiesque torquet,

Circumvolavi, miſtus inermibus
Cœli catervis; agmina qualia
Non terra, non littus marinum,
Neve ferunt maria alta circum.

Mox fulminator cum tonitru Deus,
Inſignis atro turbine, conſidet,
Et fuſa per cœlos caterua
Compoſitis ſilet alta turmis.

Qualis minantem ſons Erythræ lacus
Sentit prophetam, & conticet undique
Algetque calcanti catervae
In ſcopulos, taciturnus, udos.

Ex angelorum milite, triſtior
Vultu minaci, & fulmine triplici
Armatus occiſor perennis,
Proruit & velut alta pinus,

Aut mons inhærens montibus adſtitit,
Hæc fatus alto digna ſilentio:
„Quæ, Rex & everſor potentum,
„Quæ dederas rata juſſa, feci.

„Fracta eſt ruinis terra perennibus
„Quaſſata, lugens & mare murmurat,
„Merſis procelloſum carinis,
„Tanta hominum pecudumque ſtrages,

„Ardere docti ſub pedibus meis
„Montes, caducis turribus imminent
„Matresque, deleto nepote,
„Ipſe timor glaciavit orbas.

„Qua parte tellus, quæ Rhodanum bibit
„Ferroque turres frangere callida eſt,
„Qua bellicoſus ſerpit Iſter
„Quaque ruit ſpacioſa Volga;

„Qua, non trementis funera Pruſſiæ
„Tellus, togatam vivere neſcia
„Vitam, & potentes qua remotum
„Oceanum quatiunt Britanni;

„Sen-

„Senſere quid vis noſtra, quid impetus
„Poſſet, quid enſis, fulmen & impigrum,
„Crebriſque ſpectatam ruinis,
„In cupidos hominum furores.

„Nam ſigna ſignis, fulmina fulmini,
„Dextrasque dextris, & capiti caput,
„Et tela commiſcere telis
„Vulneribus didicere vulnus.

„Quali nec hoſtem grandine Perſicum,
„Neve arva Nili munere turgida,
„Sparſo per Aegyptum cruore,
„Corripuit laniator enſis.

Dixit: minantis plura ſerenior
Compeſcit ultro vim nimiam Deus,
Terraque cœloque intremente,
Grata ſonat Tibi verba Saxo!

„Stat libra, nulli pondere pronior,
„Nec ſcire veſtrum eſt omnia, ſed meum
„Ornare victricem catervam, &
„Flectere humum ſine clade victor.

„Contracta pennas, voluitur ad pedes
„Pax grata noſtros, quando jubebimus
„Exibit, optatam dolendis
„Imperiis dabit ipſa palmam.

„Nunc una noſtræ cura potentiæ,
„Dilecta tellus, quam miſer incola,
„Orbatus AVGVSTO Parente,
„Collacrumat cecidiſſe bello.

„Peccavit - - eſt hæc culpa miſerrimis
„Communis, ex quo me miſerabili
„Sprevere decepti furore,
„Numinis immemores paterni.

„Sed noſtra duris ulta potentia
„Iris, quieſcat, per lacrumas mihi
„Fuſas, per ardentes ruinas,
„Perque meum tibi juro natum.

„Deſcende cœlo, cui data principum
„Cura eſt piorum, qua Bavarum fides,
„Lecta dolentem cum MARIA
„Civibus & ſibi CHRISTIANVM

„Servavit - - atras diſcute, diſcute,
„Circum tenebras, civibus & piis
„Quem rite poſcebant amorem,
„Delicias mihi redde noſtras.

„Hic teſtis iræ compoſitæ, & vigil
„Conſtans alumni fœderis, & probus
„Præcurſor optati Parentis,
„Civibus huic erit unus agmen.

„Cuſto-

„Cuſtode rerum Principe, nec furor
„Externus aut mors mœnia diruet,
„Neve hoſtis urgebit ruinas,
„Per cineres agitatus annis.

„Altrice matrum Principe, dulcior
„Naſcetur orbo progenies patri,
„Dictura venturo nepoti,
„En Patriæ decus! en MARIAM.

Quo me canentem, quo rapit impetus?
Divina, Cives, plaudite munera,
Præcurſor OPTATI PARENTIS,
Deliciæ rediere noſtræ.

X.

Hrn. Amadeus Lullins, Paſt. und Prof. zu Genf, heilige Reden über verſchiedene Stellen der heil. Schrift, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von M. Joh. Dan. Heyden des Gymnaſ. zu Gera Conrect. der Geſ. der fr. Künſte zu Leipzig, wie auch der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsb. Mitgl. Altenburg 1762. in der Richteriſchen Buchh. in 8.

Herr M. Heyde iſt einer von denen Schriftſtellern, die nur ſelten unter ihrem eigenen Namen auf der gel. Bühne erſcheinen; ob ſie wohl ihrer Feder fleißig in der Stille beſchäfftigen. So

§. 3. Was den **Ursprung** betrifft: so ist es gewiß, daß Gott dem Menschen nicht viele Sprachen anerschaffen; sondern, daß vor der Sündfluth und vor dem Babylonischen Thurmbaue nur eine einzige Sprache üblich gewesen, wie Moses im 1. Buche im 11. Capitel klar genug bezeuget, welches um so viel möglicher war, weil das Volk bisher in einem Lande beysammen wohnete. Also suchet man gemeiniglich den Ursprung der vielen Sprachen bey dem Babylonischen Thurmbaue, und findet ihn auch daselbst gewissermassen. Ich sage, man findet ihn daselbst gewissermassen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die meisten von dem, was bey dem Thurmbaue vorgegangen, ganz unrichtige Begriffe hegen. Man glaubt, da wären alle, oder doch die vornehmsten Sprachen aufgekommen: Gott habe daselbst einem jeden Volke seine Sprache zugeeignet. Allein die Beschaffenheit und Geschichte der Sprachen, die Sache selbst, und die Worte Mosis haben mich bisher abgehalten, jenen meinen Beyfall zu geben.

§. 4. Lasset uns nur die bekanntesten Sprachen mit einander vergleichen und ihre Geschichte erwegen: So befinden wir offenbarlich, daß sie alle unter sich eine Verwandtschaft haben, insonderheit mit der Hebräischen, zumal wenn man die ältern Sprachen ansiehet. Und ob es gleich bey dem ersten Ansehen scheinet, diese oder jene Sprache habe mit keiner eine Verwandtschaft: So befindet es sich doch nach genauer Betrachtung also. Die Damulische, welche von allen Sprachen gewaltig abgehen soll, kan uns hierinnen zum Beweise dienen. Die erstern abgeschickten Lehrer meyneten, diese Sprache hätte von keiner etwas angenom-

wenig wir also Gelegenheit haben, ihn in denjenigen Arbeiten zu rühmen, die ohne ihren Namen in der Welt erscheinen: so eifrig ergreifen wir diejenigen Schriften, dabey er sich genennet hat. Gegenwärtige Predigten eines beredten Geistlichen aus Genf sind von der Art, daß sie einen guten Uebersetzer verdienet haben: und zu allem Glücke haben sie ihn gefunden.

Die I. handelt vom heil. Abendmahle, als einem Beweise von der Wahrheit des Evangelii; über den 19. V. des 22. Cap. ausm Lukas: Solches thut zu meinem Gedächtnisse. Nach einem sehr natürlichen und ungekünstelten Eingange, dergleichen wenige Predigten haben, trägt der Hr. Verf. seinen Hauptsatz so vor, daß er zugleich die Art begreiflich machet, wie dieß Abendmahl einen Beweis der Religion abgeben könne.

„Ich behaupte so gar, diese Ceremonie könne eine Stelle unter denen Beweisen einnehmen, die wir von der Wahrheit des Evangelii haben: weil wir in derselben ein bestätigendes Denkmaal von der göttlichen Sendung unsers Herrn und Heilandes antreffen, welcher um unserer Seligkeit willen gestorben und auferstanden ist. Vergönnet uns, meine Brüder, daß wir euch heute das heilige Abendmahl aus diesem einzigen und besondern Gesichtspuncte zeigen und betrachten lassen.

Man hat zu allen Zeiten, und bey allen gesitteten Völkern das Angedenken großer und wichtiger Begebenheiten zu verewigen gesucht. Man hat sich dabey nicht nur der Bücher, der Dichtkunst und

der

der Geschichte, sondern auch noch anderer Arten von Denkmälern bedienet, welche geschickt sind, sie den Nachkommen auf das deutlichste vor die Augen zu legen; als Innschriften, Gebäude, feyerliche Ceremonien, Feste und Zeichen. Mit einem Worte, man hat kein einziges herrliches Zeugniß aus der Acht gelassen, welches etwas beytragen konnte, ihre Gewißheit glaubwürdig zu machen. Es ist wahr, der Betrug und der Aberglauben haben diese Art von Beweisen nur mehr als zu sehr gemisbrauchet. Wie viel giebt es nicht untergeschobene Urkunden! wie viel Denkmäler, die von der Lügen sind verfertiget, und von der Leichtgläubigkeit angenommen und in Ehren gehalten worden! Man kann also in dieser Sache nicht klug und vorsichtig genug seyn. So bald aber auch diese Denkmäler wahr und vollständig sind; kann man sich alsdann wohl weigern, einen so sichern und gewissen Beweis anzunehmen?

Wenn eine Ceremonie ein sicheres Unterpfand einer Begebenheit seyn soll; so muß man gewiß versichert seyn, daß sie eben so alt ist, als die Begebenheit, die sie anzeiget, und daß sie in dieser Absicht ist eingesetzet worden. Sie muß von Zeugen, die sie mit angesehen haben, und untadelhaft sind, dafür seyn ausgegeben worden. Sie muß keinen andern Grund und Ursprung haben, und alle ihre Umstände müssen sich einzig und allein darauf beziehen. So führeten die Juden, ihre Errettung aus Aegypten zu beweisen, nicht nur die Geschichte an, die sie glaubwürdig machten; sondern sie beriefen sich auch auf das Osterfest, welches von ihren

ren Zeiten an, bis auf die Zeiten Mosis zurück, auf eine ununterbrochene Art beständig war gefeyert worden. Sie zeigten, daß die Begebenheit und ihre Gesetze; ihre Traditionen und ihre Gewohnheiten, einander eine gegenseitige Gewißheit verschafften, und daß ihre Vorältern, die auf eine wunderbare Art errettet worden, und selbst Zeugen von dem Wunder gewesen wären, dieses Fest hätten feyern müssen, welches Gott den Abend vor ihrer Befreyung eingesetzt hätte. Wir können heute das heilige Abendmahl auf gleiche Weise, zum Besten des Christenthums anwenden und gebrauchen. Wollen wir beweisen, daß der Herr Jesus, seine Lehre zu bestätigen, und um der Seligkeit der Menschen willen, gestorben ist; so berufen wir uns auf eben diese Ceremonie, das heilige Abendmahl, auf dieses öffentliche Zeugniß, welches von Jesu Christo seinem Leiden auf eine feyerliche Art ist gewidmet worden; auf dieses Denkmaal, welches von der Geschichte der Christen unzertrennlich, und mit ihrer Lehre auf das genaueste verbunden ist. Die heilige Schrift, das ist, ein göttliches Ansehen versichert uns von dieser Einsetzung, und der Wahrheit, die sie vorstellet. Ueber dieses aber redet auch noch die Sache selbst; und außer so vielen unläugbaren Beweisen, daß unser Herr und Heiland von Gott sey gesendet worden, fließen aus der Einsetzung und Beschaffenheit des heiligen Abendmahls rührende Betrachtungen, welche diese Wahrheit bestätigen u. s. w.

Ver-

Vermuthlich sehen unsere Leser aus dieser Probe, nicht nur die schöne deutliche und richtige Art zu denken des Redners, sondern auch die angemessene Schreibart des Hrn. Uebersetzers. Nun folgen drey Predigten von dem geschäfftigen und arbeitsamen Leben, über den 11. und 12. V. des 3. Cap. des II. Briefes an die Thessalonicher. Wir hören, daß etliche unter euch unordentlich wandeln, und nichts arbeiten, sondern Fürwitz treiben ꝛc. Die I. Predigt handelt von der Natur und Beschaffenheit der Arbeit. Die II. beweist die unumgängliche Nothwendigkeit zu arbeiten; und die III. zeiget den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Arbeit. Alle drey sind schön.

Die V. Predigt handelt von der belohnten Gottesfurcht und kindl. Ehrerbiethung, über den Anfang des II. Cap. des Buches Ruth. Die VI. redet von der Nothwendigkeit der Versöhnung, über den 23. und 24. V. des V. Cap. Matthäi. Die VII. handelt von der Vorbereitung zum Tode, über den 1. V. des 20. Cap. vom II. B. der Kön. Beschicke dein Haus, denn ꝛc. Die VIII. redet vom Amte eines Predigers und Seelensorgers; über den 1. und 2. V. des 4. Cap. des I. Briefes an die Kor. Dafür halte uns jedermann ꝛc. Wir glauben, daß unsere Leser, sonderlich die der Theologie beflissen sind, und die zu ihrer Erbauung gern etwas gutes lesen wollen, uns für die Bekanntmachung dieser kleinen Sammlung danken werden.

XI.

Das Glück in den Wissenschaften.

An seinen Freund, Hrn. Woldmann.

Heil dem *)! den Wissenschaft und hohe Tugend schmückt,
Den, fern vom eiteln Stolz, und fern von falscher Ehre,
Nur stiller Ruhm und Edelmuth entzückt,
Sich selig preist, wenn auch kein Nachruhm wäre;

Der, unentweiht vom niedern Tand,
Den Schimmer flieht, nur für Minerven lebet,
Ganz ihren Lehren folgt; und Lastern unbekannt,
Beym Glücke niemals jauchzt, und nie beym Unglück bebet;

Wohl dem! der ist die Lust, der ist der Stolz der Welt,
Dem singt, dir Neid, zum Trotz, in lauten Chören,
Wenn längst der Frevler schläft, und längst sein Ruhm zerfällt,
Der Enkel noch ein frohes Lied zu ehren;

Der braucht kein güldenes Gewand,
Und keinen Titel nicht. Doch für die schönsten Gaben,
Ehrt nach Jahrhunderten ihn jedes Volk und Land,
Und wünscht sich nichts, als solchen Geist zu haben.

Denn,

*) Der Ausdruck: Heil dem, muß meinem Gedichte eine Zierde geben: ob er gleich barbarisch, oder undeutsch ist; oder vielmehr weil er es ist. Man sieht, ich ahme darinn gewissen berühmten Dichtern nach; und wer wollte mich nun deswegen tadeln?

Denn, holde Wissenschaft, mit Tugenden umkränzt,
Du, du schaffst Seligkeit in jedes Menschen Leben.
Du bist der Menschen Schmuck, der wie die Sonne glänzt,
Und wer dich liebt, der muß in süßer Wonne schweben;
Dem lacht ein jedes grause Thal,
Du Wüste dort, beym schrecklichsten Getümmel,
Machst ihn Entzückungsvoll, schenkst Freuden ohne Zahl,
Und um ihn fließt ein ewig heitrer Himmel.

O selig denn! wer gern der bösen Welt entflieht,
Mit sich vergnügt, an edler Freunde Busen
Sein Leben still durchdenkt, der Frevler Stolz nicht sieht,
Nicht Laster kennt; dem Umgang froher Musen
Sich ganz ergiebt, und klug auch jede Stunde nützt,
Und edle Thaten übt; der ist — o süße Freuden!
O seligs Thal, das vor der bösen Welt ihn schützt!
Der ist, der ist es werth, daß Welten ihn beneiden!

Schwarz.

H. 1762.

XII.

Hrn. Joach. Sam. Weickhmanns,

der Theol. D. und öffentl. Lehrer zu Wittenb. Probst und Beys. des Consist. frohe Glückwünsche, wegen der hundertjährigen Gedächtnißfeyer des olivischen Friedens, und Hrn. Prof. Wernsdorfs zu Danzig feyerliche Jubelrede, auf eben den-

denſelben aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzet. Marienburg 1761. bey Carl Lud. Schreibern in 4. 11. Bogen.

Was wir gewünſchet haben, als wir von den lateiniſchen Schriften unſern Leſern Nachricht gaben, das iſt glücklich geſchehen. Nunmehr kann der patriotiſche Danziger Bürger, die Jugend, welche zum Beſten der Stadt erzogen werden ſoll, ja der Einwohner des übrigen pohlniſchen Antheils von Preußen, das rührende Lob der wohlgeſinneten und tapfern Vorfahren der Danziger in ſeiner Mutterſprache leſen. Nunmehr können alle die edlen Geſinnungen, welche ein Paar ſo große Redner in ihren Mitbürgern zu erregen geſuchet, nicht mehr im Winde verfliegen, und vergeblich die Luft füllen; ſondern Eindruck machen, und den alten Geiſt der redlichen Voraltern, auch in ihren Kindern fortpflanzen.

Die Ueberſetzungen ſind, ſo viel wir in der Geſchwindigkeit haben urtheilen können, nicht nur getreu, ſondern auch von gutem Geſchmacke; ohne Schwulſt und Künſteley unſrer neuern Witzlinge aufgeſetzet. Die Sachen heben ſich ſelbſt, ohne eine gefirnißte Schreibart: und wir freuen uns, daß ſich ein Ueberſetzer von ſo guter Art dazu gefunden. Wäre er nur auch in der grammatiſchen Sprachrichtigkeit, geübt genug geweſen! Es iſt Schade, wenn man in ſo guten Stücken dieſe vermiſſen muß. Und wie undeutſch, kauderwälſch und barbariſch klingt in der Note a. d. 52. S. „Schütz Buch 5 Blat 203 u. f. Cromeri pohln. Geſch. Buch 25. Simon Grunau Chronicke, Buch 27.„ Welches deutſche Ohr kann das ertragen?

Ende des Lenzmonds 1762.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

HORAT.

Lucem redde tuæ, Dux bone Patriæ!

Oſtermond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. IV. 1762.

genommen. Die neuern aber haben in ihren fortgesetzten Nachrichten schon genug erwiesen, daß sie allerdings verschiedene hebräische Wörter zum Grunde habe. Wir befinden, daß einige Sprachen sehr jung, und aus verschiedenen Sprachen ganz neue entsprungen sind, als die Französische, Englische, Italienische, Spanische und Portugiesische. Endlich befindet es sich, daß die Sprachen beständig der Veränderung unterworfen sind; und wie sie niemals lange einerley Gestalt behalten, also in den älteren Zeiten sehr rauh, und unvollkommen gewesen, und mit der Zeit erst brauchbarer und vollständiger geworden sind.

§. 5. Aus diesem allen folgen diese **Schlüsse**, daß viele Sprachen lange nicht so alt sind, daß sie ihren Ursprung von dem Thurmbaue herleiten könnten; daß die Hauptsprachen nachgerade immer weiter von der ältesten Sprache, als ihrem Ursprunge, abgegangen, und ihre älteste Gestalt, die wir entdecken können, so verworren und unvollkommen ist, daß sie unmöglich eine göttliche Eingebung zum Grunde haben; daß die älteste Gestalt der Sprache geringer und nicht die vollkommenste gewesen; daß aus der Erzeugung der neuern Sprachen auf die Erzeugung der ältern geschlossen werden könne, und zum wenigsten daraus klar erhelle, wie es möglich sey, daß von einer Sprache verschiedene andere herstammen können, die mit der Zeit ihrer Mutter ganz unähnlich worden.

§. 6. Hierzu kömmt die **Unglaublichkeit** der Sache selbst. Wären verschiedene Sprachen bey dem Thurmbaue entstanden: So hätte Gott erstlich

müssen

Inhalt.

I. Nachricht von einer Ausgabe des hochfürstl. Naturalienkabinets in Bayreuth.
II. Peters Giannone bürgerl. Geschichte des Königreichs Neapel. II. Theil.
III. Ad Virum illustrem Dn. Dan. Wilhelmum Trillerum.
IV. Untersuchungen vom Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften.
V. H. J. G. Alberti Sammlung einiger Predigten.
VI. Die Zeit; eine Ode.
VII. Hrn. Christ. Crusii Anzeige alter sächsischer Geschichtschreiber.
VIII. Die Wünsche; eine Erzählung.
IX. Sammlung für den Geist und das Herz.
X. Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter.
XI. Jugendliche Gedichte.

I.

Nachricht von einer Ausgabe der Abbildungen der seltensten und schönsten Stücke des Hochfürstlichen Naturalienkabinets in Bayreuth.

Die Aufnahme der Naturkunde scheint unserm Jahrhunderte nicht weniger am Herzen zu liegen, als der historischen und sittlichen Erkenntnisse. Was auch immermehr misvergnügte Tadler, zum Schimpfe desselben, von einem Verfalle der Gelehrsamkeit, und einer einreißenden Barbarey träumen; weil etwa nicht lauter lateinische Bücher, Reden, Gedichte und Briefe geschrieben und gedruckt werden: so ist und bleibt es doch gewiß, daß fast alle Wissenschaften um die Wette bearbeitet, unzählige Entdeckungen gemachet, auch in der Lehrart mehr Gründlichkeit und Ordnung beobachtet werden, als vormals. Kommen ja zuweilen auch minder gründliche, nur aufgewärmte, oder seicht und bloß angenehm vorgetragene Schriften heraus: so ist dieses theils in vorigen Zeiten auch geschehen; theils aber ist es an sich, für tausend Leser von mittelmäßiger

Fähigkeit nützlich; theils aber auch zur historischen Ausbreitung der Wissenschaften unter Hof- und Weltleuten nöthig: weil dadurch allererst Unwissenheit und Barbarey von einem ganzen Volke vertrieben wird. Ein Dutzend gründliche, aber lateinisch gelehrte Männer, machen gewiß ein ganzes Land nicht klug, gescheid und gesittet; wenn alle übrige Stände und Lebensarten in Einfalt und Dummheit gelassen werden: wie wir das bisher an den katholischen Ländern in Deutschland, Böhmen, Pohlen und Ungarn gesehen haben.

Wie sehr sind also nicht regierende Herren zu preisen, die selbst durch ihre Kabinetter, zur Erweiterung nützlicher Erkenntnisse, kräftigen Vorschub thun. Die Beschreibung des Königl. französischen Naturalienkabinets hat nunmehr auch Se. hochfürstl. Durchlaucht, den Herrn Markgrafen zu Brandenburg Bayreuth bewogen, auch von Dero eigener, und schon seit 15 bis 20 Jahren berühmten Sammlung natürlicher Seltenheiten, der Welt eine deutliche Beschreibung und Abschilderung geben zu lassen. Dieselben haben den Herrn Justizrath Ledermüller ausdrücklich darum aus Nürnberg in Dero Dienste beruffen, daß dieser gründliche Naturforscher in Bayreuth daran arbeiten sollte; und mit was für einem Fleiße und Eifer daran gearbeitet worden, zeiget nunmehr die gegenwärtige Nachricht und Probe, welche auf hochfürstl. Befehl der Welt vorgeleget worden. Wir theilen selbige hier zuförderst ganz mit, so wie sie in Regalfolio, auf einem Bogen sauber abgedrucket worden;

wozu

wozu denn auch das von uns verkleinerte Titelkupfer dieſes Monaths gehöret. Hernach wollen wir beym Schluſſe noch einige Zuſätze melden, die uns ſchriftlich aus Bayreuth eröffnet worden.

„Die Naturgeſchichte, eine Wiſſenſchaft, deren Anmuth und Nutzen ſich durch ihren Reiz, ſonderlich zu unſern Zeiten, auf eine ſo vorzügliche Art verbreitet, hat unter andern auch dadurch einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, daß verſchiedene große Werke an das Licht gekommen, in welchen Königliche, Fürſtliche, auch anſehnlicher Privatperſonen, Kabinetter und Naturalien-Sammlungen, abgebildet und beſchrieben ſind. Man hat aber darunter gar wenige, welche, der Natur gemäß, mit Farben erleuchtet worden.

Diejenigen, welche auch dieſen Vorzug wirklich haben, ſind mehrentheils nur Abſchilderungen einzelner Reiche oder Klaſſen, die jedoch allerdings ihren großen Werth behalten.

Ob alle Exemplare von **Ruyſchens** Theatro animalium mit Farben erleuchtet worden? kann man ſo gewiß hier nicht beſtimmen; ſo viel aber iſt ohne allen Widerſpruch, daß diejenigen zwey Bände, welche ſich in der Bibliothek der hieſigen hochfürſtlichen Naturalienkammer befinden, ob ſie ſchon ſehr ſchön und fein mit Farben überzogen ſind, doch bey gar vielen, zumalen ausländiſchen Figuren, nichts weniger, als der Natur ähnlich ſehen.

Nicht zu gedenken, daß auch in dieſem koſtbaren Werke die *Figuren gar zu klein geſtochen*, und auch gar oft dabey wider die Natur geſündiget wor-

den; auch die Hauptheile derer Creaturen, die öfters ihr sicherstes Kennzeichen ausmachen, in so kleinen Bildern nicht angebracht werden können.

Was **Rösel**, **Regenfuß**, **Seeligmann**, **Knorr**, **Eisenberger**, die unsterbliche **Meriannin**, und andere, mit ihren schönen Werken von Vögeln, Schmetterlingen, Raupen, Muscheln, Schnecken, Mineralien, Fröschen, Kröten, Blumen, Früchten und Insekten ꝛc. der Welt für gute Dienste, in neuern Zeiten, geleistet, das wissen Kenner und Freunde solcher Bemühungen und Unternehmungen am besten zu schätzen. Es sind aber doch nur einzelne Theile des Ganzen, und an der getreuen Abbildung und Beschreibung ausländischer, vierfüßiger: und anderer dergleichen Geschöpfe, leiden wir noch immerzu großen Mangel.

Seba hat zwar solchen mit seinem kostbaren Thesauro rerum naturalium locupletissimo, ungemein abgeholfen: allein auch nur in schwarzen Kupferstichen, und ohne das so wesentliche Stück der Naturähnlichkeit, die Farben der Körper mit angebracht zu haben.

Dieser Abgang findet sich denn auch bey allen denjenigen übrigen Werken, welche den prächtigen Titul führen: Museum regium; dergleichen an denen Privat-Museis, als dem **Wormischen**, **Beßlerischen**, und vielen andern mehr, zu bemerken ist.

Einige kleine englische Abhandlungen stellen zwar mit Farben erleuchtete ausländische Thiere vor, sie sind aber, so schön und niedlich auch der Druck des Textes ist, so schlecht zum Theil in den Kupferplatten

platten ausgefallen; daß sie dadurch den größten Theil ihres Reizes verliehren: gleichwohl aber stehen sie sehr hoch im Preise, und können nicht von einem jeden deutschen Liebhaber verstanden und gelesen werden.

Alles dieses vorausgesetzt, wird den bekannten Wunsch der größten Naturforscher um so mehr bestärken, daß sämmtliche Besitzer grosser Naturalien-Sammlungen, ihre Reichthümer der gelehrten Welt mittheilen möchten! Und wie dieses ein vorzüglicher Weg ist, auf welchem man zu einer vollkommenen Natur-Geschichte gelangen kann; so hat man denn auch dieses Orts, zu Erfüllung eines so gemeinnützlichen Verlangens, alles mögliche anwenden wollen; um der Nachwelt, welcher doch die Ehre vorbehalten bleibt, das große Gebäud einer vollständigern Natur-Geschichte aufzuführen, einige der besten hierzu dienlichen Baumaterialien beyzutragen, und vorzubereiten.

Aus diesem Gesichtspunkt lässet sich also schließen, daß auch denen heut zu Tage noch lebenden wahren Gönnern, Kennern und Freunden der Naturkunde, ein angenehmer Dienst geleistet werden dürfte, wenn denenselben ein Naturalien-Schatz geöffnet wird, der gewiß einer der ansehnlichsten genennet zu werden verdienet.

Es sind die prächtigen Naturalien-Kammern und Kunst-Kabinetter des regierenden Herrn Marggrafen zu Brandenburg-Culmbach Hochfürstlichen Durchlaucht ꝛc. ꝛc. die allhier in dem alten Residenzschlosse zu Bayreuth, sechs

große Zimmer angefüllet haben, welche von Tage zu Tage, immer mehr und mehr, durch die Großmuth des Durchlauchtigsten Besitzers, vermehret werden, und durch die Einverleibung des ehemals so berühmten Naturalien-Kabinets, weiland des bey der gelehrten Welt und allen grossen Naturforschern so berühmt als beliebten Herrn Stadt-Secretärs Kleins in Danzig ꝛc. einen so ansehnlichen Zuwachs erhalten haben.

Dieses kostbare Kabinet, wird also, mit gnädigster Genehmhaltung, unter dem Schutz Seiner Hochfürstl. Durchlaucht, nach und nach in periodischen Ausgaben, vermittelst des öffentlichen Druckes, allen Gönnern und Liebhabern solcher Sammlungen, bald möglichst mitgetheilet werden.

Eine jede Ausgabe soll aus Vier fleißig gestochenen, und nach denen Originalstücken auf das ähnlichste mit Farben erleuchteten Kupfertafeln, bestehen, welche in dem beyzufügenden Texte, die Beschreibung der abgebildeten Stücke, enthalten.

Zu deren Verfassung wird man nicht ermangeln, die ältern und neuern Natur-Geschichtschreiber, und die größten, besten und kostbarsten Werke und Musea, zu Rathe zu ziehen: um eine getreue, sichere, und von allen Erdichtungen gereinigte Geschichte und Erklärung einer jeden Kreatur, den G. L. zu liefern.

Gegen baare Bezahlung zweyer Rheinischen Gulden, wird, entweder allhier in Bayreuth oder in Nürnberg, wie auch zu Erlangen, eine solche Ausgabe,

Ausgabe, bey denen hierzu gnädigst bestimmten Herren Commissarien, abgefodert werden können.

Die Kupfertafeln werden auf fein Holländisches Regal-Papier, in groß Folio, und der Text auf weißes sauberes Canzley-Papier, in eben diesem Formate, gedruckt, und es soll gegenwärtiges Avertissement, nebst inliegender Kupfertafel, zu gleicher Zeit zur Probe dienen, wie der Druck, Stich und Pinsel, nebst der Güte des Papiers, künftighin bey einer jeden Ausgabe beschaffen seyn wird.

Alle Naturalien-Stücke, welche die Höhe und Breite eines solchen halben Bogens nicht übersteigen, zeigen sich auf denen Kupfertafeln, mit ihren natürlichen Farben in ihrer wahren Größe.

Und werden denen hierzu bestimmten Künstlern, nicht allein wohlgetroffene Abschilderungen, sondern auch die Naturalien-Stücke selbst, vorgelegt werden, um sowohl mit dem Grabstichel als Pinsel, der Natur auf das genaueste folgen zu können.

Was hingegen diese Größe übertrifft, muß zwar verkleinert werden: man wird aber dabey ihre ordentliche Größe, nach dem Maasstabe und Zirkel genau berechnet, mit anzeigen, auch die besondern Glieder, und andere merkwürdige Unterscheidungs-Theile, und Zeichen der Kreaturen, ebenfalls anzubringen nicht vergessen.

Da man aber nicht bloß Thiere oder einzelne Klassen, sondern aus allen Reichen das vorzüglichste, zu liefern gedenket: so kann man sich auch dermalen nicht einschränken, noch sich an ein besonders

System binden; sondern man wird sich bemühen, denjenigen Weg einzuschlagen, der sowohl für Gelehrte, als auch diejenigen Liebhaber, der bequemste seyn dürfte, welche mit der Natur-Geschichte, bloß zu ihrem Vergnügen, und zur Ehre Ihres allmächtigen Schöpfers, sich beschäfftigen; folglich nach den Reichen der Natur, denen zuletzt das ganze Verzeichniß aller übrig vorhandenen unabgezeichneten Naturalien, auch die Werke der Kunst, und Ueberbleibsel des Alterthums, folgen werden, dieses ganze so herrliche Kabinet, mit Göttlichem Beystand zu liefern.

Bekannte und gemeine Stücke abbilden zu lassen, wird man sich sorgfältigst hüten. Und ob es gleich bey den vielen vorhandenden beträchtlichen anatomischen Werken nicht nöthig ist, die vorhandenen vielen Embryonen, und einzelne anatomische Stücke, in Abschilderungen, sämtlich zu liefern: so sollen doch zuweilen aus diesem so zahlreichen Vorrathe auch einige, wiewohl nur die allermerkwürdigsten, monströsen Geburten, Embryonen, und anderes davon, mitgetheilet, der Rest aber in dem allgemeinen Verzeichnisse beschrieben werden.

Papier, Druck, Grabstichel und Pinsel, wird zum Wohlgefallen der Herren Liebhaber angewendet werden.

Den Text aber selbsten betreffend, so wird solcher von dem Hochfürstl. Herrn geheimden Rathe und ersten Leibarzte, Titl. Herrn D. Peter Christian Wagner ꝛc. allhier, in deutscher und lateinischer Sprache verfaßt, und in gebrochenen Columnen,

nen, wie dieſes Avertiſſement, gedruckt werden; ſo, daß die Herren Subſcribenten einer oder der anderen von beyden Sprachen, die ihnen am bekanteſten iſt, ſich bedienen können.

Wenn jedesmal eine Ausgabe fertig iſt, wird man es den Herren Liebhabern, vermittelſt der öffentlichen Zeitungen, bekannt machen.

Der ohnehin nicht allen angenehme Weg des Vorſchuſſes, iſt ſogleich umgangen worden. Es werden hingegen die Herren Liebhaber ſich die Subſcription, oder Unterzeichnung, deſto williger gefallen laſſen, und deſto eher belieben, ſolche durch die Unterſchriften Ihres Namens und Standes einzuſenden, weil bey einem Werke, deſſen Verlag einen ſo anſehnlichen Aufwand erfodert, man billig bald voraus wiſſen muß, wie ſtark jede Auflage werden ſoll; indem nicht mehrere Exemplare ſollen gedruckt werden, als die Anzahl der unterſchriebenen Herren Liebhaber ſich belaufen wird.

Die Unterzeichnungen und Briefe, dürfen nur in Bayreuth an Herrn Juſtiz-Rath Ledermüller,

In Nürnberg an Titl. Herrn Hofrath und des Hochlöbl. Fränkiſ. Kreiſes Caßier von Hagen,

Dann in Erlangen an Titl. Herrn Hofrath und Profeſſor D. Delius, ſo insgeſammt von Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht hierzu durch eigene gnädigſte Decreta beſtimmt worden, poſtfrey eingeſendet werden;

Allwo auch jedes Orts, über die Unterzeichnungen Scheine gegeben, und jedesmalen die Ausgaben nach Belieben abgefodert werden können.

Die

müſſen dem Menſchen alle vorige Begriffe nehmen, die Werkzeuge der Sprache und Natur bey manchem in etwas ändern, und ihm neue Begriffe geben. Und da wäre es denn Gott anſtändig geweſen, etwas vollſtändiges, und nicht etwas ſo unvollkommenes einzugeben: Welches alles Gott zwar nicht unmöglich iſt, aber doch nicht glaublich ſcheinet; wie man denn ohne Grund und Noth keine Wunder häufen, geſchweige denn ganz unerhörte annehmen muß. Gott hat den Apoſteln und andern wohl die Gabe Sprachen zu reden, und andere Fertigkeiten gegeben: aber nicht ſo, daß ſie das dabey vergeſſen haben, was ſie erſt gewuſt. Welches man doch hier ſicherlich annehmen müſte: ſintemal ſie ſich doch ſonſten hätten verſtehen können, wenn ſie auch noch ſo viele Sprachen daneben verſtanden hätten. Und ſo wäre die Eingebung vollſtändiger Sprachen den Leuten ſelbſt keine Strafe, ſondern eine Gabe und neue Geſchicklichkeit geweſen.

§. 7. In der Schrift findet man auch wenig Grund, die gemeinſte Meynung zu beſtärken. Sie ſagt wohl, es ſey einerley Zunge, Sprache und einerley Worte geweſen: aber nicht, daß Gott neue Sprachen und Wörter gegeben; ſondern nur die Sprache verwirret habe.*) Es folget auch nicht die gemeine

*) Viele gelehrte Philologi haben auch angemerket, daß die Schrift von der Einigkeit der Gemüther, die ſich durch die Sprache an den Tag legt, als von der Eintracht der Zungen zu reden pflegte. Und allerdings brauchte es zu Verhinderung des Thurmbaues weiter nichts als eine Zwietracht der Gemüther unter den Bauleuten; welche

Die Herren Subscribenten können sich um desto mehr alles erwünschten Erfolgs versichern, da Se. Hochfürstl. Durchlaucht Selbst mildest geruhen wollen, dieses gemein nützliche Werk in Dero höchsten Schutz zu nehmen.

Bayreuth, den 20. April 1762.

Diese Nachricht ist auch zugleich französisch abgedrucket worden, so wie sie Herr Meynier, Leser der französischen Sprache zu Erlangen, übersetzet hat. Man kann wohl sagen, daß das Kupfer, welches hier zur Probe beygefüget ist, ein Meisterstück an Zeichnung, Schattirung und Erleuchtung mit Farben zu nennen ist. Der Namen des vorgestellten Thieres steht zwar in der Nachricht, und auf der Abbildung nicht: aber, da viele Leser solches für eine Fledermaus halten dörften, können wir ihnen aus eigener Kenntniß melden: daß solches ein fliegendes Eichhorn ist: welches wir vor 18 Jahren in dem Kleinischen Cabinette zu Danzig, und vor 13 Jahren in Bayreuth selbst in Augenschein genommen haben.

Von Kupfertafeln sind nunmehr schon 8 Platten zu zweyen Lieferungen, fertig geworden, welche folgende Stücke vorstellig machen. Die I. zeiget einen ganz kleinen Affen, Monkje auf holländisch, ein Männchen genannt, mit einem langen Schwanze, und blauen Lippen: welcher sonst auch des Todtenköpflein genannt wird. Die II. ein schuppigtes Armadill, oder den Diabolum Tajovanicum. Die III. die kleine Hirschkuh, oder besser die kleinste Ziege

ge von Guinea. Die IV. ein fliegendes Eichhorn, das zur Probe dienet. Die V. einen Kayman, oder ein ägyptisches junges Krokodill, von 3 Monathen, in Lebensgröße. Die VI. eben dasselbe vom Rücken anzusehen. Die VII. die große amerikanische Kröte, Pipa, oder Pipal, die ihre Jungen auf dem Rücken hervorbringet, und die VIII. ein paar ungeheure Kühe, welche bey Bayreuth auf Monplaisir gezogen worden. Es wird auf den Herrn Geh. Rath Wagner ankommen, ob er den Text der Beschreibung bald liefern wird.

Die obige Nachricht ist außer denen darinn bekannten hochfürstl. Commissarien, auch beym markgräfl. Residenten Grüner, in Nürnberg, umsonst zu haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß der lateinische Druck mit sauberer und neuerer Schrift besorget würde, um auch der Ausländer Beyfall zu erlangen. Die Deutsche Schrift hergegen ist sauber, und verdienet alles Lob.

II.

Peters Giannone, bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, nach der letzten italienischen Ausgabe übersetzet, und mit Anmerkungen vermehret, von Otto Christian von Lohenschield, Lehrern der Geschichte und Rechte zu Tübingen, der D. G. zu Jena Mitgl. II. Theil. vom Zustande des Königreiches unter den Normännern und den Kaisern aus dem schwäbischen Hause. Ulm, Frf. und Leipzig, in der Gaumischen Handlung 1762. in 4.

Wir

Wir melden es mit Vergnügen, daß nun auch der II. Band der giannonischen Geschichte von Neapel ans Licht getreten: wiewohl wir es mit Betrübniß erfahren haben, daß der treffliche Uebersetzer denselben nicht fertig im Drucke gesehen: Ein früher Tod hat denselben mitten in seiner Arbeit abgefodert, zu der er vor unzählichen andern geschickt war. Seine Schreibart hat alle die Richtigkeit, Schönheit und den ernsthaften Nachdruck, den eine historische Feder haben muß, und die so wenige Schriftsteller erreichen. Wir haben indessen gute Hoffnung, auch diese unterbrochene Arbeit fortgesetzet zu sehen; und können denen, die es übernehmen werden, kein besser Muster, als den Anfänger derselben anpreisen.

Dieser Band hebt mit dem IX Buche an, darinn die Geschichte der normännischen Könige von Neapel angefangen wird. Der Verfasser steht in den Gedanken, diese Normänner wären so wohl, als die Gothen u. Longobarden, aus Scandinavien gekommen. Wenn jenes nicht gewisser ist, als dieses letztere: so wird es wohl übel um die Wahrheit dieses Vorgebens aussehen. Indessen ist es freylich die gemeine Meynung vieler alten Geschichtschreiber, die weder diese Völker, noch Scandinavien recht gekannt haben. Die Ostgothen kamen unstreitig vom Ausflusse des Donaustromes, und hinter demselben, aus der Wallachey, Moldau, der kleinen Tartarey, und angränzenden Ländern her; wo sie seit dem trojanischen Kriege unter dem Namen der Gethen gesessen hatten. Die Westgothen aber, kamen aus Pommern,

Pommern, Preußen Liefland und dem großen nachmals ſo genannten Sarmatien, auch Schleſien und Mähren her, wo ſie lange Zeit unter dem Namen der Gothen, Gothinen, Gothunnen, Gepiden, Baſtarnen, und Quaden gewohnet hatten. Die Longobarden aber kamen aus den Gegenden von Niederſachſen her, wo Vorpommern, Mecklenburg, Magdeburg und Halberſtadt liegen. Das enge und ſchlecht bevölkerte Scandinavien hätte gewiß ſo viele Heere ſtreitbarer Volker, nimmermehr aufbringen und hergeben können, als damals kurz hintereinander das ganze ſüdliche Europa überſchwemmet haben; obgleich viele 100000 vorher waren erſchlagen worden.

Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß die Normänner zum Theile auch aus Norwegen gekommen; wenn man nur die Däniſchen Länder und Inſeln nicht ausſchließt. Zur Zeit Karls des Großen ließen ſie ſich zuerſt auf den franzöſiſchen Küſten ſehen: woraus dieſer ſtaatskluge Herr nichts gutes prophezeihete. Vierzig Jahre ſpäter beunruhigten ſie die Frieſen und andern Niederländer. Im 882ſten Jahre ſahen die fränkiſchen Könige ſich gezwungen, ihnen Frießland einzuräumen. Allein bald fieng Rollo, ein berühmter Seeräuber, an, die angränzenden Länder mit Brennen und Rauben zu verheeren, und bis in Frankreich zu dringen. Zu gleicher Zeit überſchwemmten im Mittelmeere die Saracenen Italien, jenſeits der Tiber. Jene bekamen Neuſtrien, d. i. die Normandie, und ihr Heerführer Rollo, die Gisla, eine Tochter Karls des Einfälti-

gen, Königs in Frankreich zur Gemahlinn; mit dem Bedinge, daß sie Christen würden. Dieß geschah um 900: und Rollo ließ sich Robert taufen. Er zeugete einen Sohn Wilhelm; dieser Richarden den I. dieser Richarden den II. dieser Roberten den II. dieser aber Wilhelmen den II. Und dieser wird für Tancreds Vater gehalten: von welchem die Helden abstammen, die Neapel so lange beherrschet haben.

Tancred hatte von zween Gemahlinnen zwölf Söhne, ohne die Töchter. Seine ältesten Söhne hießen, **Wilhelm** mit dem eisernen Arme, Drogo, und Humfried, welche die drey ersten Grafen von Apullen wurden; sodann Gottfried und Serlo. Von der zweyten Gemahlinn hieß der älteste Robert, beygenamt Guiscard, d. i. der listige; und dieser ward der erste Herzog in Calabrien; einer der jüngsten aber, Roger, der Sicilien eroberte, und das dasige Reich gründete. Doch sind diese nicht die ersten Normänner gewesen, die nach Neapel gekommen: sie waren nur den Spuren andrer gefolget, die schon um 1016, dahin gekommen waren: dagegen Tancreds Söhne 1035 ankamen. Sie kamen auch nicht alle zugleich dahin: denn ein Paar blieben in der Normandie, und insgemein fanden sie sich nur paarweise, und eben mit keiner großen Anzahl von Kriegsleuten ein.

Der Verf. machet hier die vernünftige Anmerkung, daß hier am meisten zu erstaunen sey, wie eine so kleine Anzahl von Leuten, ja gleichsam nur ein einziges Geschlecht normännischer Edelleute, mit sehr weniger Hülfe ihrer Landsleute, sich auf den

den Gränzen der zwey Kaiſerthümer feſt ſetzen, ein Reich gründen, und durch ſo viele und wunderbare Siege behaupten können. Sie befreyeten Italien und Sicilien von dem Joche der Saracenen; welches weit größere Mächte nicht vermocht hatten: Kurz, außer den Römern, iſt es keiner ſo geringen Macht gelungen, von ſo kleinem Anfange zu ſo großer Herrſchaft zu gelangen: indem ſie faſt wie Pilgrimme und Wandersleute dahin gekommen. Allein der Verf. beſinnet ſich nicht, auf die erſten Stifter der griechiſchen Königreiche, einen Danaus, Cekrops, Kadmus, Deukalion, ja Saturn und Jupiter: die ebenfalls als Fremdlinge, faſt ohne Schwertſtreich, ſich großer Länder, und volkreicher Provinzen bemächtiget haben.

Doch wir halten uns beym Anfange zu lange auf: es iſt beſſer einen ſummariſchen Begriff des ganzen Werkes zu geben. Das IX Buch enthält die Eroberungen der Normänner, und ihre erſten Regenten, in Averſa, Apulien, Calabrien, und Capua; nebſt den erſten Inveſtituren des Kaiſers und des Pabſtes. Das X. zeiget, wie das Herzogthum Bari, und Sicilien, das Fürſtenthum Salerno, und Amalfi, und Benevent, unter die Normänner gekommen; wie Robert von Gregor dem VII. die Inveſtitur bekommen, im Oriente Eroberungen gemachet, und geſtorben: wie Boemond ſeines Bruders Staaten beunruhiget, Amalfi und Capua ſich empöret, und die Kreuzzüge angefangen haben. Wie die ſicilianiſche Monarchie entſtanden; was Kaiſer Heinrich der IV. für Streit mit dem Pabſte

gehabt; und wie eine Kirchenspaltung, zwischen dem Pabste Calixtus II. und Gregor den VIII entstanden. Wie alle neapolitanische Provinzen, unter Rogern von Sicilien vereiniget worden; und wie die Wissenschaften durch die Mönche von Caßino, und zu Salerno durch die Araber, empor gekommen: davon die Schola Salernitana sich herschreibt.

Das XI. Buch zeiget die Belehnung Königs Rogers, vom Pabste Anakletus: wie Roger sich gegen Pabst Innocenzen und den Kaiser Lothar, tapfer vertheidiget; doch von diesem gehemmet wird. Wie die Pandekten zu Amalfi wieder gefunden werden, und Justinian auf den hohen Schulen zu herrschen anfängt; wie Roger alles verlohrne wieder erobert, und den Pabst Innocenz gefangen bekömmt, der ihm die Investitur von ganz Neapel geben muß; und was für gute Gesetze derselbe gegeben. Endlich machen sein Feldzug nach Africa, seine Tugenden und sein Tod, nebst der Krönung König Wilhelms des I. bis an Kaiser Friedrichs des I. Regierung; den Schluß dieses Buches.

Das XII. erzählet den Bünd desselben mit dem Kaiser im Oriente, Emanuel Comnenus, und seinen Krieg wider König Wilhelmen; nebst seinem Misvergnügen über des Pabstes Frieden mit demselben; ferner den Aufruhr in Neapel, Wilhelmen die Krone zu nehmen, und seinem neunjährigen Sohne zu geben; und die Unterdrückung desselben, durch den glücklichen König Wilhelm. Der Tod seines ältesten Sohnes, und seiner selbst, nebst seinen Gesetzen beschließen dieß Buch.

Das

Das XIII. Buch meldet die Heurath König Wilhelms des II. mit Johannen, Prinzeßinn aus England, und die Niederlage des Kaiſerlichen Heeres in Mayland; imgleichen die Herrſchaft über das adriatiſche Meer; da die Venetianer Unterthanen der morgen- und abendländiſchen Kaiſer waren. Die Sicilianer thun einen Zug nach Griechenland; Conſtantia vermählet ſich an König Heinrichen in Deutſchland, und König Wilhelm der II. ſtirbt. Deſſen Geſetze ſind merkwürdig; die Lehnrechte werden geſammlet. Ihr Nutzen in den wälſchen Landen: Die Schriftſteller ſo ſie erläutert haben; die Kaiſerlichen Conſtitutionen, wegen der Lehne, auch Kaiſer Friedrichs Geſetze.

Das XIV Buch erzählet, wie Wilhelm der III. ſeinem Vater Tancred in der Regierung gefolget; dem aber Kaiſer Heinrich den Krieg ankündiget, ihn des Reiches beraubet, und gefangen genommen. Die Kaiſerinn Conſtantia regieret alſo, aber mit ihr erliſcht der ganze Stamm der normänniſchen Fürſten in Italien. Der Kirchenzuſtand des XII. Jahrhunderts bis auf die Regierung des ſchwäbiſchen Hauſes, in Neapel, wird beygebracht; wobey auch die neuen Sammlungen von Kirchengeſetzen, und Gratians Decret vorkommen.

Das XV. Buch. Walther, Graf von Brienne, machet Anſprüche im Namen ſeiner Gemahlinn Albinia, auf Sicilien. Die Stadt Cuma wird zerſtöret. Pabſt Innocenz geht nach Sicilien, beſchließt die Conſtantia von Arragonien, mit dem nachmaligen Kaiſer, Friedrichen zu vermählen; und

vertheidiget Neapel, wider Kaisers Ottens des IV. Einfall. Die Deutschen Fürsten erwählen Friedrichen zum Kaiser, und krönen ihn zu Achen. Der Pabst schreibt die lateranische Kirchenversammlung aus. Hier kömmt der Ursprung der Inquisition vor, und Pabst Innocentius stirbt.

Das XVI. Buch erkläret den Ursprung der Guelfen und Gibellinen. Kaiser Friedrichs des II. Uneinigkeit mit dem Pabst Honorius dem III. Die Königreiche Jerusalem und Sicilien werden verbunden; und die Saracenen kommen aus Sicilien nach Apulien. Zu Neapel entsteht eine hohe Schule; worauf viele Rechtsgelehrte blühen. Der Kaiser soll einen Kreuzzug thun; Pabst Honorius wird aber vom Tode gehindert. Friedrich thut indessen den Zug: und Pabst Gregor IX. greift Apulien an. Die Constitutionen von Neapel werden erzählet.

Das XVII. König Heinrich in Deutschland empöret sich wider seinen Vater Kaiser Friedrichen; wird aber überwunden. Pabst Gregor kann auch gegen ihn nicht aufkommen, und stirbt vor Kummer. Sein Nachfolger schreibt die Kirchenversammlung zu Lion aus. Kaiser Friedrich führet den Lombardischen Krieg fort, und sein Sohn Conrad hat in Deutschland alle Hände voll zu thun. Da Friedrich stirbt, wird dieser Kaiser. Die XII. Landschaften von Neapel; imgleichen die Gerichtshöfe und Jahrmärkte werden erzählet. Seine Söhne und sein Testament machen den Schluß.

Das XVIII. und XIX Buch erzählen die Folgen von Conrads Regierung, die Begebenheiten mit Man-

Manfreden, und den Päbſten Innocentius, Alexandern dem IV. und Urbanen dem IV. auch Clemens dem IV. Manfred ſtirbt im Treffen, durch Verrath der Seinigen. König Karl bleibt Herr vom Reiche, und regieret ſtreng: und Conradin wird aufgefodert, ihn darum zu bringen; iſt aber unglücklich, und mit ihm geht das ſchwäbiſche Haus in Neapel zu Grunde. Der Zuſtand der Kirche damals machet den Schluß. Ueberhaupt iſt dieſes alles ſehr wohl geſchrieben, und angenehm zu leſen.

III.

Ad Virum illuſtrem Dan. Wilhelmum Trillerum D. Conſ. aul. Reg. Prof. Med. prim. Witteb. Amicum ex aſſe Quinta de praeſentis belli calamitatibus Querela, D. G. G. Richteri. Gottingae menſe Februario plag. 4. 1762.

Daß auch der Krieg, als eine an ſich ſelbſt böſe Sache, dennoch etwas recht Gutes wirken, oder veranlaſſen könne, zeiget gegenwärtige V. Klageelegie des berühmten Herrn Hofrath Richters. Kenner der lateiniſchen Dichtkunſt, und ſeiner beſondern Stärke darinnen, werden ſich, in Erinnerung der vorigen vier Stücke, ſchon nichts gemeines von dieſer fünften verſprechen können. Wie aber werden ſie ſich nicht verwundern, wenn der wirkliche Anblick auch ihre ſchönſte Hoffnung übertreffen wird! Alles was eine ovidianiſche Zärtlichkeit, eine

meine Meynung aus dem ersten Satze als ein nothwendiges Gegentheil. Ich kan nicht folgern: da vorher nur eine Sprache gewesen, und Gott eine Aenderung darinn verursachet hat: So muß er mehrere aufgebracht haben. Nein, man findet noch den dritten Weg, der in der Mitten gehet, nemlich die Verwirrung. Verwirren heißt keine neue Sprache geben. Denn die Verwirrung in der Sprache muß von der Verwirrung des Gemüths kommen. Eine Verwirrung des Gemüths aber ist ein ausserordentlicher Zustand, da der Mensch seiner Sinnen nicht recht mächtig ist, und sich nicht besinnen, folglich nicht mit Vernunft reden kan. Diese Verwirrung und diesen Schwindelgeist schickte Gott unter die ziemliche Anzahl der Bauleute. Die kan nun in die Sprache einen verschiedenen Einfluß gehabt haben. Sie können nicht recht vernünftig geredet, oder unvernemlich geredet haben. Sie können den üblichen Wörtern andere Endungen oder Zusätze gemacht, andere Begriffe damit verknüpfet, oder auch einige neue Laute und Wörter nach gerade aufgebracht haben, welches endlich solche Wirkung gehabt, daß sie den Bau haben anstehen lassen. Hierinnen kan man nichts gewisses bestimmen, weil die Schrift sich nicht deutlicher erkläret. Unterdessen ist doch solches das erste, worauf uns ihre Worte führen, davon man nicht verwegen abweichen muß. Also verwirrete Gott die Menschen und ihre Sprache, hinderte dadurch den Bau, und beförderte die Zerstreuung des Volks,

che aber ohne ein Wunder entstehen konnte. Wer anderer Meynung ist, der redet auch anders als die andern, ob er gleich dieselbe Sprache hat.

tibullische Flüßigkeit, und properzische Munterkeit nur Reizendes haben, ist hier in einem hohen Grade vereiniget. Wenn diese Dichter selbst noch leben sollten, würden sie bey Durchlesung dieser Gedichte stutzig und zweifelhaft werden, welcher von ihnen der Verfasser desselben gewesen seyn müsse.

In der That muß man sich wundern, daß ein Dichter, der nunmehr acht und sechzig Jahre zählet, wie der Herr Hofrath von sich selbst gesteht, noch mit einem solchen Feuer schreiben; und allen jüngern Musen, die sich insgemein auf ihre Jugend so viel einbilden, Trotz biethen kann. Wir wollen unsre Leser davon zu überzeugen, nicht mit kalten Lobsprüchen, sondern durch die eigene Empfindung seiner muntern Schreibart, kämpfen. Herr Hofrath Triller hatte bey seinem Wittenberg im Feuer, auch ein Gedicht an den Herrn Hofrath Richter, als seinen alten bewährten Freund gerichtet, und ihm ihrer beyder fast gleiche Schicksale zu Gemüthe geführet. Beyde waren hier in Leipzig unter unsern Musen erwachsen, in der Arzneykunst geschickt geworden, in die Fremde gekommen, Leibärzte, und Lehrer der Arzneykunst, ja Hofräthe geworden. Beyde haben die Beschwerden des jetzigen verderblichen Krieges, in einem sehr hohen Grade empfunden; beyde haben sie, in schönen Gedichten, beschrieben und beklaget. Auf diese Anmerkung antwortet der erstere im Anfange dieser V. Elegie, den wir unsern Lesern hier mittheilen wollen. Er heißt so

An quintum audebo querulos effundere planctus?
Fracti animi nondum tot dare ſigna pudet?
Hunc animum commotum equidem, non ſentio fractum.
Senſum, qui nunc eſt, ipſa querela leuat.
Nam legit, haud dubito, vultu hanc Trillerus *almco,*
Quin aliquid nugas has putat eſſe meas.
Iam pudet, errorem quia mens agnoſcit amantis,
Attamen errorem plena pudoris amat.
Hoc illum pretio redimes mea Muſa lubenter,
Centum aliis oculis vt videare rudis.
Nec vera offendunt, nec amicus diſplicet error,
Non tumor hinc oritur, nec venit inde timor.
In re tam parua quae me cenſura mouebit?
Nec laus Trilleri, *ſed mouet eius amor.*
Hic mihi verſiculos fudit tam diuite vena,
Quae nondum ſenii, ceu mea, frigus habet.
Bis mihi quartus adeſt et ter viceſimus annus,
Quo tam molle tuum carmen, Amice, *lego,*
Igne quidem ſed amore magis me iudice plenum,
Laetor amicitiae munus habere tuae.
Confers, quod iuuenes tranquillum exegimus aeuum,
His, quae nunc agimus turbida luſtra ſenes.
Illorum extollis tam lucida fata dierum,
Arguis hos triſtes et ſine luce dies.
Menſe vno genitos memoras vnoque ſub aſtro,
Par vitae et fati nos habuiſſe genus.
Haec dum tempeſtas noua paſſim fulmina vibrat,
Auſus vterque ſui eſt ſcribere fata loci.
Tu dum Leucoreae *deſcribis ab igne ruinas,*
Sic cineres pingis, ceu Maro Troia *tuos.*
Gottingae *miſeram mea deflet pagina ſortem,*
At Bauium, *vt vereor, plus referente ſtylo.*

Perſiſtam in tenui, qui nunc mihi campus aratur,
Aſtror huic ſorti ſermo pedeſtris erit.
Luctu ſqualentes ornatus dedecet omnis,
Unum Trillerum *iam ſua Muſa decet.*

Nun kömmt der Dichter auf ein freundſchaftliches Lob der Trilleriſchen Dichtkunſt. So beſcheiden er in den letzten Verſen von ſeiner eigenen Schreibart redet: ſo vortheilhaft bezeiget er ſeine Hochachtung gegen ſeines Freundes Muſe. Sieben Bände deutſcher Gedichte, ſind ſchon von derſelben in den Händen der Liebhaber; die ihrer Sachen, ihrer Worte, und ihres Wohlklanges wegen gefallen; die wegen der Reinigkeit ſeiner Mutterſprache, ungezwungenen und ungeſchminkten Schönheit, und ihres natürlichen und einfältigen Putzes wegen, beliebt ſind.

Is tam flexanima quia luſit arundine dudum,
Non ſecus ac Orpheus *ſaxa animoſque mouet.*
Larta canat ſeu moſta, patent mox omnibus aures,
Sic aures patulae poſteritatis erunt.
Me ſacri nemoris credo latitare ſub umbris,
Pollice tam tenero dum modulatur epos.
Purice ſunt Phoebi *iam terſa volumina ſeptem,*
Quae re, quae verbis, quae numeroque placent.
Hic quam munditiem vernacula lingua tuetur!
Quam tenuem maculam dictio pura timet!
Quam natiua Venus regnat, quam neſcia fuci,
Ipſoque in cultu ſimplicitatis amans!

Hier nimmt Hr. Hofr. R. Gelegenheit ſeine Gedanken, von der einreißenden dunkeln poetiſchen Schreib-

Schreibart einiger unſrer Dichter, zu eröffnen. Gewiß der Ausſpruch eines ſolchen Obermeiſters am Parnaß, dem kein Menſch die vollkommene Kenntniß und Einſicht in ſeine Kunſt abſpricht, muß unſtreitig entſcheidend ſeyn. Andre, heißt es, ſtreuen unter dem Scheine des Scharfſinnes, Finſterniſſe ein; die oft ein rohes Chaos, oft auch gar nichts in ſich halten. Die rauhen, holprichten, dunkeln, und geſchwänzten Wörter gefallen ihnen: obgleich nicht Apollo einmal weis, was ſie haben wollen. Gleichwohl glauben ſie, es ſey werth, vom Jupiter ſelbſt gehöret zu werden, und freuen ſich, daß ſie ihre Leſer quälen können.

Adſundunt alii tenebras ſub acuminis vmbra,
Quae rude ſaepe chaos continet, imo nihil.
Aſpera verba placent, ſalebroſa, obſcura, comata,
Vt nec Apollo *ſciat, quiâ ſibi dicta velint.*
Digna tamen credunt magni Iouis *auribus eſſe,*
Lectori gaudent figere poſſe crucem.
Vox longe et ratio Trilleri *diſcrepat illis,*
Qui tam limoſas iure reliquit aquas.
Muſa ſui genii neruis et robore tuta,
Fucatas ſpernit plena decoris opes.

Nachdem der Hr. Hofrath dergeſtalt eine Wittenbergiſche Muſe gelobet hat: ſo freuen wir uns, daß er auch einige Leipziger Muſen ſeines Beyfalles und Ruhmes werth gefunden. Wir wollen die Stelle unſern Leſern ohne Umſtände mittheilen: denn von belobten Männern gelobet zu werden, das iſt allererſt ein wahres Lob.

Sie

Sic patrias oras, etſi fere funere merſas,
Priſtina adhuc animat Muſa vetatque mori.
Gottſchedi *plaudit meritis, cui vindicat vni,*
Grande ſui cultus patria lingua decus.
Artis et ingenii virtus coniurat amice,
Quam vigil Aonios curat et ornat agros!
Illum Caeſarei decorant monumenta fauoris,
Regia in hanc laudem dat ſua vela manus.
Nalla prius ſtudii ſtimulos et praemia Regum
Ornate didicit Francia *culta loqui.*
Rara eadem ingeniis patriae fomenta fuerunt,
At ſimili propriis motibus igne calent.
Auſtera erudiunt non plus praecepta ſophorum,
Quam nos Gellerti *fabula blanda docet.*
Ars latet, inque animos vis lenibus influit vndis,
Attamen arguta cum ratione monens.
Limpida verba fluunt, ſed rerum pondere nixa,
Lector tot Veneres in breuitate ſtupet.
Quaeque thymo redolent Latii fragrantia mella
Priſcarum inſtar apum Boehmius *ore legit.*

Da wir nun dergeſtalt an das Gedicht ſelbſt kommen, ſo wünſchten wir es am liebſten ganz mittheilen zu können. Allein unſer Raum, und der größte Theil unſrer Leſer, läßt ſolches nicht zu. Wir begnügen uns alſo, aus der Mitte ein paar Stellen, einzuſchalten: deren erſte von der, dem gemeinen Rufe nach ſo geſitteten franzöſiſchen Nation einen Abriß machet. Alles, was die Kunſt im Schildern, den Nachdruck in Worten, und den Wohlklang der Schreibart vollkommen machen kann, fließt hier in eins zuſammen.

Hoc

Hoc hoſti, cui multa licent, dat amabile nomen,
Laedere quae poterant, parcere malle manus.
O vtinam a nobis hoc nomine vellet amari!
Nomine quo pariter Numen amaret eum.
An renuit fingens hominum praccordia Titan,
Francorum *ex molli fingere corda luto?*
An bene moratae tam ſplendida nomina gentis
Error iis hominum credulitasque dedit?
An cor molle fuit, bellique induruit vſu?
Duriter an miſeris cuncta videntur agi?
Moribus, ingeniis, ſtudiis, mercatibus, armis
Laus olim nata eſt et ſtetit aucta diu.
Iam quid ab hac norma ſuaſit diſcedere laudum?
Mars *legum et morum tetra venena gerens.*
Haud fecem populi prolemque coarguo ruris,
Quae raro fauſtos fert ſatis aequa dies;
Sed quos inſtituit cultae lex aurea vitae,
Quae moderate vti ſorte fauente iubet,
Supplicibuſque acri vetat inſultare cachinno,
Et faciem miſeros hoſtis habere negat.
Inter anhelantes miſer eſt quaſi praeda leones,
Conculcata videt vincula ſacra domus.
Adſunt, qui lectos audent foedare iugales,
Sexuſque imbellis ſollicitare fidem.
Ianua vix clauſa eſt, et quae tam clauditur arcte,
Per quam non aditum mus et adulter habet?
Litem adfert dominae, miſcetque iocoſque minaſque,
Ius pariter cauſſae vindicat illa ſuae.
Ille ream peragit, vult vt luat inguine culpam,
Pronius haud alia parte Fabulla *luit.*
Quae prurit metuitque ſimul, non tranſigit aegre,
Non ea cunctatur pace viroque frui.

Heu

Heu! monet exempli vis, iam diuaricat vltro,
Quae timet, hoſpitibus crura ſinumque ſuis.

Die zweyte machet uns leider! auch die Abbildung unſrer Sachſen, die in Göttingen gelegen, auf einer unangenehmen Seite bekannt. Die Wahrheit aber, leuchtet auch hier aus dem Pinſel des Dichters deſto unparteyiſcher hervor; da er nicht nur tadelt, ſondern auch einen trefflichen Befehlshaber derſelben, einen von Häſeler mit dem gehörigen Lobe bekrönet.

Franciſ*ca asperior* Saxo, *quid parcitis? inquit,*
Nonne magis noſtros arma Boruſſa *premunt?*
Haec patriae ſitiens exſuxit hirudo cruorem,
His igitur pariter ſimus hirudo locis.
Audiui et dolui. Nam viſa eſt ſoederis olim
Inter vtramque domum ſancta ſtetiſſe fides.
Haud fuit, haud nunc eſt nobis cum Saxone *bellum,*
Noſtra quieti eius nunc quoque vota fauent.
Contra nos igitur quod eum caput armat honoris?
Francica, *vt his terris militet, aera mouent.*
Quid non venale eſt, veteresque obtundit amores?
Errorum ſpinas vndique bella ferunt.
Nonnullis meliora placent, quorum Haeſeler *vnus,*
Saxonicae *gentis militiaeque decus.*
Gratia cui mores, animum cui candor apertum,
Aequi cui ſenſus mitia corda dedit.
Attulit haud tumidas hoſtili ſanguine venas,
Haud puduit noſtris ingemuiſſe malis.
Me quoties adiit, quoties adiique viciſſim,
In cultum exarſit mens mihi tota nouum.
Procliuem in Muſas quoque ſenſi. En ſigna fauoris!
Carmina Trilleri *laudat amatque mei.*

Hie

Hier müſſen wir abbrechen; obgleich alles andre ſchön und reizend zu leſen iſt. Und was wünſchten wir mehr, als daß auch der Schluß des ganzen Gedichtes, bald erfüllet werden möchte.

O perculſa graui Germania *vulnere* Martis!
Plus animum obſirma, quo magis arma ſremunt.
Pacatum cernes diffuſo lumine coelum,
Si pacare vnum ſit Tua cura Deum.
Purior electro tunc Leina *meabit et* Albis,
Trillere, *et ſacro* Pegaſis *vnda ingo.*
Doctae iterum ludent in vtroque Helicone *ſorores,*
Te colluſurum ſuauiter eſſe reor.
Hiſce, quibus praeſtas, Numen dedit, vtere donis.
Non dedit, vt iaceant, vt ſruerenur, habes.
Si vocat artis honos, de Coo *perge mereri,*
Ceditur huic princeps, nec ſine iure, locus.

IV.

Unterſuchungen vom Urſprunge der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch ihrem Wachsthume bey den alten Völkern I. II. III. Theil, mit Kupfern, aus dem Franzöſ. des Herrn Anton Yves Goguet überſetzet, von Ge. Chriſtoph Hambergern. ord. öff. Lehrer zu Göttingen. Mit Kön. Pohln. und Churf. Freyheit. Lemgo, gedr. mit Meyeriſchen Schriften.

Das Original dieſes vortrefflichen Buches haben wir unſern Leſern ſchon nach allen Theilen bekannt gemachet, auch dieſe Verdeutſchung damals vorläufig angekündiget. So angenehm und erbaulich

lich es ist, den ersten Zustand des menschlichen Geschlechts, in seiner natürlichen Grobheit, Unwissenheit und Rauhigkeit zu betrachten; weil uns dieses unsre itzige Glückseligkeit empfindlicher und begreiflicher machet: so wohl muß dieß gelehrte Werk, von allen vernünftigen aufgenommen werden, die über sich selbst nachdenken, und etwas weiter hinaussehen können, als ihre Nase langet.

/Die meisten Menschen erkennen das Gute nicht, so sie wirklich besitzen. Sie sehen nur auf die Güter so ihnen fehlen, und das machet sie misvergnügt. Wüßten sie nur, wie elend sich ihre Vorfahren in den barbarischen Jahrhunderten der Welt, haben behelfen müssen;/ wie viele Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten ihnen gefehlet; wie vielen Verdrüßlichkeiten sie unterworfen gewesen, die uns itzo unerträglich vorkommen würden: so würden sie ihren Schöpfer preisen, der sie nicht 2 bis 3000 Jahre eher in die Welt kommen lassen; da alle die Künste und Wissenschaften noch nicht erfunden, oder eingeführet gewesen, die unser Leben so bequem, angenehm, und glücklich machen.

Dieß Buch kann uns also unsre itzige Glückseligkeit lehren, indem es uns den Mangel, und das Elend der alten Völker entdecket. Es wird uns aber auch gegen unsre Vorfahren erkenntlich machen; indem es uns den Witz und Fleiß der großen Geister zeigen wird, die nicht nur für sich, sondern für eine, größten Theils unerkenntliche Nachwelt, für uns alle gearbeitet haben. Wie edel ist es aber nicht, sich von dem Haufen der Undankbaren zu

trennen,

trennen, und unsern Ahnen diejenigen Altäre zu erbauen, die sie so vielfältig um uns verdienet haben.

Indem wir dergestalt das Lesen dieses Werkes unsern Landsleuten anpreisen, so zeigen wir zugleich dessen Inhalt überhaupt an. Von jedem Bande insonderheit haben wir ihn schon in drey besondern Artikeln erzählet. Nun ist zwar der Schatz von Erkenntnissen, den es in sich hält, dadurch noch bey weitem nicht erschöpfet. Wir könnten noch viele Bogen mit der Anzeige mancher sehr reizenden Sachen anfüllen; die unsern Lesern den Mund wässerigt machen würden, es selbst zu lesen. Denn wie reich ist es nicht in allen seinen Hauptstücken, an artigen und unerwarteten Sachen! der Landmann, der Künstler, der Kaufmann, der Seefahrer, der Gelehrte, der Regent und Fürst eines Staats, findet hier die Keime, das Wachsthum und die Vollkommenheit alles dessen, was ihm seine Lebensart nützlich, einträglich, rühmlich, und angenehm machet.

Allein wir müssen hier in Ansehung dieser Uebersetzung einen andern Weg einschlagen. Hier will man wissen, ob auch die Verdeutschung wohl gerathen ist; und da will der Leser unsrer Monathschrift mit eigenen Augen sehen. Wir müssen also eine Probe davon mittheilen. Wir wählen dieselbe aus dem III. Theile, woselbst von den Sitten und Gebräuchen der gescheidesten Völker bey den Alten, nämlich der Griechen, gehandelt wird. Es giebt heute zu Tage Städte, die sich gern mit dem damaligen Athen vergleichen lassen: und vielleicht ist

Volks, die ohne das nöthig und bereits beschlossen war. Und alles dieses kan man begreifen, und man siehet die Möglichkeit der Geschichte ein.

§. 8. Ob nun diese Verwirrung hernach in die verschiedenen Sprachen einen Einfluß gehabt, das ist eine andere Frage. Ein ausserordentlicher Zustand dauert von Natur nicht immer; Und wenn der vorbey ist, so hat dessen Wirkung ein Ende und man weis wenig oder nichts mehr davon. Also muß diese Verwirrung endlich aufgehöret haben, samt derselben Wirkung in die Sprache, und das meynet und erweiset auch der Herr D. J. Lenge in seiner Kirchenhistorie und medicina mentis. Das ist gewiß, daß die Sprachen noch nach der Zeit entsprungen, wie obige Gründe und die Historie erweisen. Doch will ich nicht in Abrede seyn, daß die Menschen nicht eines oder das andere von der Verwirrung behalten und in ihre Sprache eingeführet haben. Das thut der Sache nichts. Und unser Satz ist richtig, bey dem Thurmbaue ist der **Ursprung** der verschiedenen Sprachen **nicht**, wohl aber die **Gelegenheit dazu** zu suchen und zu finden. Gelegenheit hat der Thurmbau gegeben zur Verwirrung; diese gab noch mehr Gelegenheit zur Zerstreuung, und beyde gaben Gelegenheit zu den mancherley Sprachen. Die Verwirrung war die weitere und die Zerstreuung die nähere Gelegenheit. Und das will die Schrift auch eigentlich anzeigen. Wir thun ihr keine Gewalt, wenn wir diese Erklärung machen.

§. 9. Gleichwie nun zwischen der **Gelegenheit** zur Sache und dem **Ursprunge** einer Sache ein grosser **Unterschied** ist: Also hat man die erstere

bey

unser Leipzig eine von denen, die solches mit dem meisten Rechte thun können.

Um die Untersuchung davon mit gutem Erfolge thun zu können, wollen wir die Beschreibung von den Athenienſern und ihren Sitten zur Probe wählen; daraus man denn zugleich das Urtheil von der Schreibart des Hrn. Uebersetzers wird beurtheilen können. Wir lassen daraus nur die besondre Buchstabirerey weg, die so ekelhaft ins Auge fällt, daß sie dem übrigen Guten darinnen nur im Wege stehen würde. Denn wer kann das mus, für muß, bei, für bey, Lokken, sezzen, Rökke, nüzlich, aufgewekten, betrift, Puz. u. d. gl. ohne Anstoß sehen? Genug wir nehmen diese Steine des Anstoßes aus dem Wege, und glauben dadurch dem gel. Hrn. Uebersetzer einen Dienst zu thun, und seine Arbeit desto angenehmer zu machen.

Der Verleger hat es an gutem Papiere und Drucke, wie auch an hübschem Nachstiche der Kupfer nicht mangeln lassen. So lautet nun die Beschreibung der athenienſischen Sitten.

Von den Athenienſern.

Die Sitten der Athenienſer stehen in dem stärksten und deutlichsten Widerspruche mit den Lacedämoniern. Ja es würde schwer seyn, zwischen zwo Städten, man mag sie auch noch so entfernet annehmen, als man will, einen größern Widerspruch anzutreffen, als sich zwischen Athen und Lacedämon, in Ansehung des Characters und der ordentlichen Gewohnheit des bürgerlichen Lebens befindet.

Gleich

Gleichwohl waren diese beyde Städte ziemlich nahe, und machten beyde, Theile einer Nation aus. Allein so sehr die Art zu handeln, und wenn man so sagen kann, zu denken, zu Sparta gebunden war, so frey und unabhängig war sie zu Athen. Diese beyden Republiken lebten, mit einem Worte, nach ganz entgegen gesetzten Absichten, und ganz verschiedenen Grundsätzen. Man wird den deutlichen Beweis hievon in den wenigen Nachrichten sehen, die ich von den Sitten und Gewohnheiten der Athenienser geben will.

Es stund einem Athenienser frey, sich zu nähren, zu kleiden, und zu wohnen, wie er wollte. Es war ihm über dieses erlaubet, auf was für eine Kunst oder Wissenschaft er sich zu legen gut fand. Kurz, die Wahl seiner Beschäfftigungen war durch kein Gesetz bestimmet oder eingeschränket. Er konnte seine Zeit hinbringen, wie es ihm bequem schien, wenn es nur nicht in völligem Müßiggange geschah. In diesem Stücke dachten Athen u. Lacedämon sehr verschieden, wegen des Lebens ihrer Einwohner. Man hat gesehen, wie Lykurgus den Spartanern verbothen hatte, sich auf irgend eine mechanische Kunst zu legen, sich mit irgend einer häuslichen Beschäfftigung abzugeben, und die Wissenschaften zu treiben. Hiedurch hatte er ihnen die harte Nothwendigkeit aufgelegt, den größten Theil ihres Lebens in Müßiggang, und ohne Arbeit hinzubringen. Im Gegentheile hatte Solon, der größere Einsichten hatte, als Lykurgus, wahrgenommen, daß die Faulheit und allzugroße Muße die gefährlichsten unter

allen Lastern sind, die in einem Staate herrschen können. Um ihnen das Einschleichen zu verhindern, hatte er dem Areopagus aufgetragen, über die Privataufführung der Einwohner von Athen, ein wachsames Auge zu haben, und sich wegen der Mittel zu erkundigen, deren sich jedweder zu seinem Unterhalte bediente. Dieser Gesetzgeber hatte so gar Strafen gegen diejenigen verordnet, die ihr Leben in einem gänzlichen Müssiggange hinbrächten.

Die Wirkung von dieser so sorgfältigen Policey war, daß zu Athen die schönen Künste, Manufacturen, Handlung, Schiffahrt, Wissenschaften, Beredsamkeit, und kurz alle Kenntnisse in Flor kamen, die einer Nation einen nutzbaren Vorzug verschaffen können. Man muß aber zugleich gestehen, daß die großen Reichthümer, die durch die Künste und Handlung nach Athen kamen, eben die Folgen hervorbrachten, die sie beständig bey allen Völkern gehabt haben, ich will sagen, eine unmäßige Neigung zur Pracht, Schwelgerey und Staat, die mit dem äußersten Geschmack an Ueppigkeit und sinnlicher Lust verbunden war. Athen wurde nach dem Tode des Solons gar bald eine Stadt des Vergnügens: und seine Einwohner liessen sich nur gar zu sehr von dem Reize der Wollust hinreißen.

Die Tafeln reicher und vermögender Personen wurden mit ausgesuchter Ueppigkeit bedienet. Die weitläuftige Handlung, welche die Athenienser trieben, setzte sie, nach der Anmerkung Xenophons, in den Stand, wollüstig zu leben, und sich alles zu verschaffen, was auswärtige Länder niedliches hatten

ten. Man muß jedoch diesem Volke Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es scheint, daß die Athenienser mehr leckerhafte und köstliche Speisen liebten, als der Unmäßigkeit im Essen und Trinken ergeben waren. Ich sehe nicht, daß man sie in dem Alterthume beschuldigte, daß sie Ausschweifungen im Essen und Trinken begangen hätten. Man kann so gar versichern, daß die Nation überhaupt mäßig und haushälterisch war. Lasset uns auch sagen, daß bey den Athenienfern das größte Vergnügen bey Tische in aufgeweckten, artigen, gelehrten, und mit einem Worte, so angenehmen, als nützlichen und wichtigen Unterredungen bestand. Das Gastmahl des Plato und Xenophons zeigen uns ein Muster von den ordentlichen Tischgesprächen bey den Athenienfern: und so mäßigten sie die Ausgelassenheit, und kamen dem Ekel vor, die nur gar zu oft bey den mehresten großen Gastmahlen herrschen.

Mit den Annehmlichkeiten der Unterredungen verbanden die Athenienser bey ihren Gastmahlen ferner das Vergnügen, einige poetische Werke vorlesen, oder einen geschickten Tonkünstler singen zu hören, der dazu auf der Leyer spielte. Oftmals ließ man in dem Tafelzimmer auch Tänzer und Tänzerinnen auftreten. Musik und Tanz machten bey diesen Völkern eine der vornehmsten Ergötzlichkeiten bey Tische. Es ist übrigens bekannt, daß die Frauen nicht mit den Männern aßen, und daß das Abendessen die Favoritmahlzeit der Athenienser war. Man setze hinzu, daß, ehe sie zu Tische

giengen, sie sich mit Blumen krönten, und auf Betten liegend aßen.

Die Athenienser sahen bey ihren Kleidungen sehr auf Pracht und etwas ausgesuchtes. Sie trugen lange Röcke von ungemein feiner Leinwand, die in Purpur oder andern kostbaren Farben gefärbet waren. Sie hatten über dieselben Oberkleider von verschiedenen Arten und Formen. Ihre Finger waren voller kostbarer Ringe, mit und ohne Steinen. Sie trugen prächtige Gürtel, treffliche und zierliche Stiefeln. Ihre Haare waren auf das künstlichste zurecht gemacht, in Locken geschlagen, und um die Stirne mit goldenen Hacken in der Gestalt von Heuschrecken angemacht. Es scheint übrigens nicht, daß die Athenienser gewohnt waren, sich das Haupt zu bedecken, noch daß sie etwas getragen, das dazu dienen könnte. Dieser Pracht und Staat erstreckte sich bis auf die Sclaven. Xenophon belehret uns, daß man die Bürger zu Athen fast nicht von den Sclaven, nach den reichen Kleidern, oder irgend einem andern äußerlichen Kennzeichen, unterscheiden können.

Man hat in dem zweyten Theile dieses Werks gesehen, daß die Griechen ehedem beständig mit Gewehr gegangen. Die Athenienser waren die ersten, welche dieser wilden und barbarischen Gewohnheit entsagten. So bald als sie glauben konnten, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit in ihrem Staate auf festem Grunde beruhe, so unterließen sie beständig mit dem Degen an der Seite zu gehen. Sie trugen weiter den Degen nicht, als wenn in den Krieg zu gehen war. Die

Die Frauen zu Athen wendeten viele Sorgfalt auf ihren Schmuck. Sie brachten ordentlich den ganzen Morgen damit zu. Ihr Nachttisch war sehr zusammengesetzt. Sie bedienten sich der Schminke und aller Spezereyen, die sie für geschickt hielten, eine weiße und reine Haut zu machen. Sie waren auch sehr für ihre Zähne besorgt, schwärzten sich die Augenbraunen, und trugen so gar auf ihren Lefzen rothe Schminke. Der Kopfputz machte ihre vornehmste Beschäfftigung aus. Sie gebrauchten die kostbarsten Essenzen, ihren Haaren einen angenehmen Geruch zu geben, die sie dabey ordentlich schwarz, oder auf eine andere Art färbeten; sie legten sie nachher vermittelst heißer Eisen in mannigfaltige Locken. Ein Theil war in die Stirne geschlagen, um sie zu zieren: den andern ließ man nachläßig auf den Schultern spielen. Der Fußschmuck der athenienſischen Frauen war gleichfals trefflich und zierlich. Was ihre Kleider betrifft, so bedeckten sie sich ordentlich nur mit äußerst feinen und leichten Stoffen. Sie lieſſen sich stark angelegen seyn, daß ihre Röcke allezeit fest um den Busen schloſſen, und die Gestalt anmuthig zu Tage legten.

Im übrigen sieht man nicht, daß man in dem Alterthume den Frauen zu Athen eine solche Unanständigkeit in der Kleidung, solche Ausschweifung in den Sitten, und solchen Ehrgeiz vorgerücket hätte, als den Frauen zu Sparta. Es scheint überhaupt in Ansehung dieſes letzten Artikels nicht, daß die Athenienſerinnen einigen Einfluß in die Regierung des Staats gehabt hätten. Sie lebten durchge-

hends sehr eingeschlossen in ihren Zimmern, ohne sich jemals öffentlich zu zeigen, und ohne einen freyen Umgang mit den Mannspersonen zu haben: welche Gewohnheit bey den mehresten Völkern in Griechenland statt hatte.

Ich habe anderwärts gezeiget, daß bey den Athenienſern die äußerliche Baukunst an den Häusern nicht viel Ansehen und Glanz haben mußte, allein von innen waren sie sehr auserlesen und wollüstig. Die reichen Personen hatten nichts gesparet, Mittel zu finden, sich in diesem Stücke alle mögliche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen. Sie hatten in ihren Häusern große Gärten, die so eingerichtet waren, daß man die verschiedenen Leibesübungen, als Ringen, Laufen, u. s. w. womit sich die Athenienser viel beschäfftigten, bequem daselbst treiben konnte. Man traf dort auch Zimmer zum Baden an, mit allem Zubehör, dieses Vergnügen mit Annehmlichkeit zu genießen. Der Geschmack, den die Athenienser an der Malerey, Bildhauerey, und überhaupt an allen Künsten fanden, die zum Pracht und Vergnügen dienen, erlaubet nicht zu zweifeln, daß ihre Zimmer mit Schildereyen, Statuen und kostbaren Gefäßen gezieret waren. Man weis auch, daß ein Theil des Prachts und Aufwands dieses Volks in der Schönheit und Reichthum der Betten und Teppiche bestand, die man über die Stühle und auf den Boden der Zimmer breitete.

Obgleich das Seewesen die vornehmste Beschäfftigung der Einwohner zu Athen war, und sich jedermann

jedermann von dem höchsten bis zum niedrigsten damit abgab, das Ruder zu führen: so zeigte sich doch bey diesem Volke nichts von der Grobheit, die man den Seeleuten durchgehends Schuld giebt. Nichts ist im Gegentheile berühmter in dem Alterthum, als die Höflichkeit der Athenienser, die sich bis auf Leute vom niedrigsten Volk erstreckte. Das attische Wesen (Atticismus) war den Einwohnern von Athen so eigen, als das städtische Wesen (urbanitas) nachmals den Einwohnern von Rom eigen war. Gleichwohl muß ich gestehen, daß es nur Mühe koste, diese so gerühmte Höflichkeit, diesen feinen Geschmack in den Zoten zu finden, wovon der Schauplatz zu Athen in einem weg erschallete. Die Comödien des Aristophanes sind mit solchen Unflätereyen angefüllet, die den ausgelassensten und unverschämtesten Mann unter uns roth machen würden. Ich will eben dieses von den bittern Scherzen, von den groben und unanständigen Reden gesagt haben, die in öffentlichen Versammlungen vorfielen. Nichts weicht mehr von dem Begriffe ab, den man sich natürlicher Weise von der Höflichkeit machen muß, als wie Aeschines und Demosthenes einander in ihren Reden begegneten. Sie sagten einander darinnen die schröcklichsten Schmähungen. Ich glaube übrigens, daß man diese Mängel der Regierungsforme zu Athen zuschreiben könne. In Republiken hält man gar gern eine Freyheit ohne Schranken und Gränzen für das kostbarste Geschenk der Menschlichkeit. Man setzt daselbst ordentlich die vollkommene Gleichheit

in eine völlige Freyheit, alles zu sagen und vorzubringen. Diese Denkungsart drücket allemal in republikanisch gesinnte Köpfe eine gewisse Strenge, die nothwendig in den Sitten zu merken seyn muß.

Ich habe den Leser bereits erinnert, daß es in Griechenland schwerlich eine Stadt gegeben habe, wo der Geschmack an Lustbarkeiten lebhafter gewesen wäre, als zu Athen. Man liebte daselbst eine gute Tafel, die Jagd, Musik, den Tanz, und besonders theatralische Vorstellungen im heftigsten Grade. Die Athenienser hatten noch andere Arten von Schauspielen. Dieses waren die religiösen Umgänge, welche an gewissen Tagen im Jahre mit großen Anstalten, Pracht und Herrlichkeit geschahen. Die vornehme Jugend hatte auch den besondern Geschmack, den man bey allen Einwohnern reicher und bemittelter Städte antrifft. Sie fand ihr Vergnügen an unbesonnenen Streichen, die Aufsehen machten, sie hielt sonderbare Hunde, schöne Pferde, und in großer Anzahl, Buhlschaften, und Tänzerinnen. Man machte den Kindern des Pisistratus den Vorwurf, daß sie diesen Geschmack an einem unordentlichen und zügellosen Leben, nach Athen gebracht hätten. Jedoch hatten die Buhlschwestern von Solons Zeiten an großen Beyfall gefunden. Es war dieses, daß ich es im Vorbengehen sage, der einzige Begriff, den die Athenienser von der Galanterie hatten; denn die Griechen haben niemals die wahre Liebe gekannt, noch etwas, das davon abhängen kann. Ihr Herz und Sinn war schlechterdings der abscheulichen Neigung ergeben, die dem Geschmack am

Frauen-

Frauenzimmer völlig entgegen gesetzt ist: mit denen sonst die Männer nicht in Gesellschaft lebten.

Inzwischen muß man doch bekennen, daß ungeachtet dieser Unordnungen der Jugend, die in großen Städten allemal unvermeidlich sind, der Wohlstand in den Sitten, und öffentliche Ehrbarkeit, bey den Athenienſern in großem Ansehen standen. Ein Bürger, von dem man gesehen hätte, daß er sich in einer Schenke des Essens und Trinkens wegen aufgehalten hätte, würde sich auf ewig entehret haben. Es wurde nichts mehr dazu erfordert, einen Senator aus dem Areopagus zu stoßen. Ein Archon, der überzeuget wurde, daß er sich in Wein übernommen, wurde für das erstemal zu einer starken Geldstrafe, und wenn er zum zweyten mal in diesen Fehler fiel, zum Tode verdammet. Die Geschichte hat uns zwey merkwürdige Beyspiele von der Achtung erhalten, welche die Athenienſer gegen den öffentlichen Wohlstand und Ehrbarkeit hatten. In dem Kriege, welchen König Philippus zu Macedonien mit ihnen führte, wurde einer von seinen Courieren aufgefangen. Man las alle Briefe, die er bey sich führte; ausgenommen diejenigen, welche die Königinn Olympias, die Gemahlinn des Philippus, an ihn geschrieben hatte. Die Athenienſer schickten sie gänzlich unentsiegelt an diesen Fürsten zurück, und wollten sie in Betrachtung der Ehrerbiethigkeit, die man den Geheimnissen schuldig ist, welche zwischen einem Manne und einer Frau statt finden können, nicht öffnen. Eben diese Athenienſer ließen, da sie eine genaue Nachsuchung we-

gen

bey dem Thurmbaue, den Urſprung in den nachfolgenden Zeiten zu ſuchen. Gleichwie ferner eine Sprache älter iſt, als die andere, eine nach und aus der andern entſtanden iſt, und das nicht auf einmal zu einer Zeit, ſondern nach und nach: Alſo iſt weder der Urſprung aller, noch auch der Urſprung einer jeden Sprache auf eine gewiſſe Zeit feſt zu ſtellen. Folglich iſt die Zeit, und zwar eine unbeſtimmte Zeit, die Mutter und Quelle der Sprachen, oder beſſer, ſie iſt der Baum oder die Dauer, darinnen die Sprachen nach und nach ihren Urſprung genommen haben; welches noch deutlicher werden wird, wenn wir die Urſachen der verſchiedenen Sprachen erwegen *). Denn zwiſchen der Gelegenheit und den Urſachen, iſt wiederum ein Unterſcheid. Von den letzten wollen wir ietzo umſtändlicher handeln.

§. 10. Die erſte Urſache iſt alſo, die Beſchaffenheit der Menſchen. Sie ſind begierig auf neue Dinge, ſorglos, veränderlich, uneinig, unbeſtändig, vergeßlich; ſie wiſſen nicht was andere thun und vornehmen; ſie ſterben und ihr Tod verurſachet öfters einen Mangel gelehrter Leute. Daher werden bald den Wörtern andere Bedeutungen oder Endungen gegeben, bald neue Wörter gemacht, bald laſſen an-

*) Es hat ſich niemals ein Volk nach den Regeln der Grammatik beredet, wie man dieſes, oder jenes am beſten nennen und feſt ſtellen wollte; ſondern wie der Pöbel nach gerade etwas aufbringet, oder von andern angenommen hat, ſo redet man. Daher haben ſo viele Abweichungen und Ausnahmen in der Sprachkunſt ihren Urſprung bekommen.

gen der Geschenke anordneten, die Harpalus, auf Befehl des Philippus, den Rednern dieser Stadt ausgetheilet hatte, nicht geschehen, daß man in dem Hause des Kallikles, der eben frisch verheurathet war, Nachsuchung that, und dieses aus Ehrerbiethigkeit gegen seine Gemahlinn, die eben damals die Wohnung bezogen hatte. u. s. w.

V.

Sammlung einiger Predigten über ausgesuchte Texte, von J. G. Alberti, Prediger an der Catharinenkirche in Hamburg. Hamb. bey J. C. Bohn, 1762. in 8. 1 Alph. 18 Bogen.

Diese Sammlung enthält 20 Predigten, welche größtentheils über die ordentlichen Episteltexte gehalten worden sind. Sie zeugen von der Einsicht des Hrn. V. in den Verstand der Schriftstellen, und von seiner Geschicklichkeit, die heiligen Wahrheiten der Religion deutlich, gründlich und nachdrücklich vorzutragen. Es herrschet in denselben eine gute Ordnung und muntere Schreibart. Wir zweifeln daher nicht, daß der Hr. V. seine Absicht, welche er bey der Herausgabe dieser Predigten gehabt hat, bey sehr vielen erreichen werde, nämlich: Freunde der Religion dadurch in ihrer Ehrerbiethung gegen die Lehre unsers Erlösers zu stärken und zu erwecken, derselben würdiglich zu wandeln.

Die

Die erste Predigt enthält eine Betrachtung über die Weissagungen der Propheten, von der ersten Ausbreitung des Christenthums, über Jes. 60, 1-6. In der zweyten wird die Herrlichkeit des Evangelii aus seinen Ermahnungen dargethan, über Röm. 12, 1-6. Nachdem der Hauptinhalt der Ermahnungen des Evangelii erkläret worden; so wird gezeiget, wie daraus die Herrlichkeit desselben erkannt werde. Der Hr. V. giebt uns hier zu bedenken, theils, daß uns schon die Vernunft lehret, uns Gott zum Opfer zu begeben, und daß das Evangelium unsrer natürlichen Verbindlichkeit noch einen starken Zusatz giebt und dieselbe sehr erhöhet; theils, daß das Evangelium uns auch die Kräfte zu einem heiligen Leben verleihet. Die Worte, aus welchen man sich einen Begriff von der Schreibart des Hrn. V. machen kann, lauten hiervon S. 62. u. f. also:

„Da wir euch sagten, daß die Vernunft selbst uns dazu verpflichte, in allem, was wir denken und thun, auf das Wohlgefallen Gottes zu sehen, und dem alles, was uns lieb ist, aufzuopfern; über unser Herz zu wachen, daß es nicht von einer muthwilligen Sünde beflecket, und von einem herrschenden Laster gefangen werde: da muß euch schon die Frage eingefallen seyn: woher will denn der natürliche Mensch, der ausser seiner Vernunft keinen andern Führer hat, die Kräfte erhalten? der Mensch, der so verderbt, so sehr ein Sclave seiner Lüste ist, ehe er einmal zu einiger Erkenntniß Gottes und seiner Pflicht gelanget? Und ihr habt Ursache, diese Frage aufzuwerfen, wenn ihr euch den natürlichen

Men-

Menschen unter noch so glücklichen Umständen gedenket. Nehmet einen solchen, der von Jugend auf in den Wahrheiten der natürlichen Religion unterwiesen wäre, in der Erkenntniß Gottes, in dem Gesetze der Natur, in der vernünftigen Sittenlehre. Wird er im Stande seyn, sich in dem vorhin erklärten Verstande Gott zum Opfer zu geben? Wird er allemal mit Freuden an Gott gedenken? Wird ihm dieser Gedanken nicht manchmal schrecklich seyn, wenn er an seine begangenen Sünden gedenket? Wenn er in die Tiefen seines verderbten Herzens hineinschauet? Wenn er solches gegen die unendliche Heiligkeit des höchsten Wesens hält? Wenn er fühlet, wie oft er gegen seine einwohnende Sünde vergeblich kämpfe, wie seine Tugend, die er noch so sehr befestiget hielt, an einer starken Versuchung zu Schanden werde? Wenn er nicht mit Gewißheit weis, was ihn für die Opfer, die er der Tugend zu Zeiten machet, schadlos halten werde? Auch ein solcher müßte mehr als ein Mensch seyn, wenn er in seinem Muthe nicht ablassen sollte. Das Evangelium Jesu Christi aber hilft uns alle diese Schwierigkeiten überwinden. Denn wenn es uns gleich unsere Sünden, und die Abscheulichkeit derselben, in einem hellen Lichte zeiget; so öffnet es uns hingegen auch Tiefen der göttlichen Erbarmung, die uns nicht in unsere Sünden, in unser Elend dahin gegeben hat; die sich unser erbarmete; die so bereit ist, uns, wenn wir uns von unserer Missethat bekehren, zu Gnaden anzunehmen. Der Gedanken an Gott ist uns also nicht mehr fürchtertlich.» u. s. f.

In

In der dritten Predigt wird die Herrlichkeit des Evangelii aus seinen Belohnungen bewiesen, aus 1 Cor. 9, 24 - 10, 5. Die vierte warnet vor gewissen Gedanken, welche uns zum Dienste Gottes unfähig machen, über Ephes. 5, 1 - 9. Die fünfte handelt von dem Glauben an die Versöhnung J. C. als der Quelle alles wahren Gottesdienstes, über Ebr. 11, 11 - 15. Die sechste von dem Leiden der ersten Lehrer des Evangelii, über 2 Cor. 11, 19 - 12, 11. Durch den Pfahl ins Fleisch versteht der H. V. eine besondere Krankheit und Schwachheit des Leibes, um derentwillen Paulus verächtlich wurde, und die falschen Apostel ihn noch lächerlicher machten.

Die siebente handelt von der Weisheit Gottes, bey seiner besondern Gnadenhaushaltung unter dem Volke Israel, über 1 Cor. 10, 6 - 13. Die achte enthält eine allgemeine Ermahnung zur Tugend, über Röm. 12, 7 - 16. In der neunten wird von dem Verhalten des Christen in Absicht auf das Urtheil der Welt geredet, und wohl gezeiget: daß er in denen Dingen, die seinen Glauben und sein Gewissen betreffen, gegen das Urtheil der Welt gleichgültig seyn, und sich dadurch nicht abhalten lassen müsse, das, was er für gut erkennet, in Ausübung zu bringen. Die zehnte handelt von der Gleichgültigkeit gegen die Religion, über 1 Joh. 5, 4 - 10. Die eilfte von dem Mangel an geistlichen Empfindungen, über Phil. 1, 3 - 11. Die zwölfte von der Erinnerung eines Christen an seinen unbekehrten Zustand, über Colossi. 1, 9 - 14. Die dreyzehnte redet von der Furcht eines Christen wegen seiner Beharrung,

über

über Phil. 1, 3, 11. Die vierzehnte von der Bitte Jesu, um die Verherrlichung seiner Gläubigen, über Joh. 17, 24. Die funfzehnte von der Gesellschaft, in welcher wir unsere zukünftige Seligkeit genießen sollen, über 1 Thess. 4, 13-18.

Im Eingange lehret der Hr. V. daß die Gerechten einst zum Anschauen des Erlösers gelangen werden. Diese Glückseligkeit aber sollen sie in Gesellschaft genießen. Ueber dieselbe stellet er anfangs eine Betrachtung an, doch so, daß er davon nichts gewisses bestimmet, was nicht in Gottes Worte deutlich bestimmet ist, oder was sich aus demselben durch Schlüsse herleiten läßt. Hierbey sieht er 1) auf die Personen, welche die Gesellschaft ausmachen. Dieß sind alle Menschen, welche im Glauben an J. C. bis ans Ende beharreten, die Erzväter, die Helden des Glaubens, die Propheten u. s. f. Hier wird auch der Stuffen der Seligkeit gedacht. 2) Auf die Art der Gesellschaft, die unter ihnen seyn wird. Sie werden einander ihr Vergnügen mittheilen; ihren Erlöser preisen; die wunderbaren Wege der Vorsehung von andern erklären hören, u. s. w. Dabey wird das Vorurtheil widerlegt, daß wir im Himmel nichts mehr lernen, sondern gleich höchst vollkommen seyn würden. 3) Auf einige dahin gehörige Umstände. Wir werden uns allein in dieser Gesellschaft befinden, keine Thoren, Böswichter, und zwar ewig, u. s. w.

Hierauf wird gezeiget, daß diese Betrachtung unsre Vorstellung von der Glückseligkeit des zukünftigen Lebens erhöhe, und uns die Art und Weise

begreif-

begreiflich mache, wie wir zu einer immer höhern Stufe der Vollkommenheit hinan steigen. Da heißt es z. E.: „Wie viel müssen wir nicht in dem Umgange mit einem jener erhabenen Geister lernen, der schon war, als Gott die Morgensterne hervor rief ꝛc. Welch eine Glückseligkeit, es von jenen Aposteln selbst zu vernehmen, was Jesus that und lehrete, da er auf Erden unter den Menschen wandelte ꝛc. oder es von jenem Märtyrer zu hören, wie der Geist Gottes ihn mitten unter den Martern stärkete, ihm die Herrlichkeit Gottes, und seinen Erlöser zur Rechten des Vaters zeigete!„ Endlich wird der Trost, daß wir mit denen, welche wir lieben, nach einer kurzen Entfernung, auf ewig wieder werden vereiniget werden, lebhaft vorgetragen, und mit einigen Vermahnungen geschlossen.

Von den übrigen Predigten müssen wir, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, bloß den Hauptinhalt anzeigen. XVI. Merkmaale der wahren Glieder der Kirche Gottes, über Pſ. 112. XVII. und XVIII. Ermunterung zur Betrachtung der Werke Gottes in dem Reiche der Natur, über Pſ. 104, 24. XIX. Das wahre Lob Gottes, als eine Frucht der Ankunft Jesu in die Welt, über Röm. 15, 4 - 13. XX. Ermahnung an erweckte Seelen, über Pſ. 119, 59. 60.

Wenn wir eine Erinnerung machen sollten, so betrifft es einige Ausdrücke, welche uns zu philosophisch, oder zu neu, und für das Volk zu unverständlich geschienen haben. Dahin gehören abzwecken; enthüllen; nachblicken; (S. 233.)

verleiden; eine ausgebreitete Vorstellung; dem Meere einige Tropfen entschöpfen; die Neuheit; bis auf die Spuhr vertilgen, u. d. gl. m. Auf der 188 S. heißt es: Unsere Lection ist eine Erzählung mancher Leiden, die Paulus ausstehen müssen, und davon er noch zum Theile damals das Gewichte trug. Wir haben aber das Gewicht mit den Leiden, die man ausstehet, nicht vereinigen können. S. 91. war uns der Ausdruck etwas anstößig: Der Sohn Gottes mußte die unendliche Klust ausfüllen, welche Gott und den Sünder von einander scheidet. u. s. w. Doch die Predigten des Hrn. V. werden, dieser kleinen Fehler ungeachtet, lehrreich, erbaulich und schön bleiben.

VI.

Die Zeit. *

Du Nichts, so flüchtig wie Gedanken!
Zeit, Mutter der Verwandelung!
Dir setzt die Ewigkeit die Schranken,
Uns Menschen zur Bewunderung.
Die Erde, Luft und alle Meere
Sind dein; Dir sind die großen Heere
Der stärksten Helden unterthan;
Du eilst, nur dich hält kein Geschenke;
Der Augenblick, da ich dich denke,
Eilt mit dir, und du gehst voran.

Du trägst auf deinen grauen Flügeln
Jahrhunderte. Du sprichst ein Wort;

So

*) Diese Ode ist von Herrn Hassen, aus dem Vogtlande.

So liegt der Menſch in Todten-Hügeln,
Und ſeine Seele führſt du fort.
Noch geſtern dachten meine Sorgen,
Voll Eigennutz, den andern Morgen,
Und machten mich im Denken matt;
Und heute ſteh ich vor den Thoren
Der Ewigkeiten, wie verlohren:
Ich denk, und denke mich nie ſatt.

Ich Menſch! — — wer bin ich? ſtolze Seele!
Du biſt mir ſelbſt ein Wiederſpruch.
Ich ſeufze, wann ich böſes wähle,
Und du, Zeit, ſchreibſt es in ein Buch.
Und doch, ach! daß ichs niemals wüßte!
Und doch ſeh ich mich in der Liſte
Der Böſen oftmals gerne ſtehn.
Da zeigſt du mir dann deinen Rücken,
O Zeit, und läßt mit finſtern Blicken
Ein Herz voll Ernſt und Rache ſehn.

Da fliehſt Du; nichts kan Dich erbitten,
Du fliehſt, und alles iſt voll Streit;
Du fliehſt mit doppelt ſtarken Schritten,
Und ſtürzeſt in die Ewigkeit.
Hier zeigſt du ernſthaft deine Wunden,
Die übel angewandten Stunden,
Und gehſt zu deinem Richter hin.
Allein, der Richter aller Staaten,
Der gräbt die unterirdſchen Thaten
Auf unverweslich altes Zinn.

Die Stunden meines ganzen Lebens,
Die mir mein Schickſal zugezählt,
Wo ſind ſie hin? Sie ſind vergebens,
Mit Unbedachtſamkeit gewählt.
Die Zukunft ſchrecke mich, und die Tage

Der Gegenwart ſind mir zur Plage,
Und denk ich Dein, verfloßne Zeit!
Wo biſt du? Was war dein Vergnügen?
Wie Sonnenſtäubchen bald verfliegen,
Verflog auch deine Frölichkeit.

Ich thu, als wär ich Herr der Jahre,
Ich thu, als wärſt Du, Zukunft, mein.
Die Zeit, die ich zur Beßrung ſpare,
Gränzt an das Grab, und iſt ſehr klein.
Wie ſehr iſt doch der Menſch vermeſſen!
Er ſcheint ans Wolluſt zu vergeſſen,
Daß er — in kurzem ſterben muß.
Ganz voll vom Gifte wilder Lüſte,
Als wenn er ewig leben müßte,
Raſt er bis an des Lebens Schluß.

Umſonſt ſieht er den Tod von ferne,
Der jeden Tag ein Merkmaal giebt:
Umſonſt iſts, daß er daraus lerne,
Daß er nur Eitelkeiten liebt.
Vernunft, Erfahrung, und der Glaube
Sind ihm zu ſchwach: denn dieſer Taube
Will lieber in den Abgrund fliehn.
Er flieht vor dieſen hellen Lichtern,
Denn ſeine Tugend iſt zu ſchüchtern,
Und ſeine Laſter ſind zu kühn.

O Wolluſt! o Vergänglichkeiten!
Wie lange wollt ihr unſer Herz
In Ketten feſſeln, und beſtreiten?
Wie lang ergötzt uns euer Scherz?
Wie? Wollen wir denn unſre Jahre,
Bis zu der fürchterlichen Bahre,
Der Sklaverey der Lüſte weihn?
Wie? Muß denn unſre friſche Jugend

Voll

Voll Ueppigkeit, und ohne Tugend,
Und unser Alter Reue seyn?

Nein! Mensch, gebrauche sie zum Glücke,
Die Zeiten sind sehr bald vollbracht!
Mensch, alle deine Augenblicke
Sind kostbar: athme mit Bedacht!
Sey tugendhaft! Sey klug! sey weise!
Und zähl auf deiner kurzen Reise
Mit Ueberlegung jeden Tritt!
Bedenks! Dir drohen nichts als Kriege.
Wie weit ists von der kleinen Wiege,
Bis zu dem Sarge? Kaum ein Schritt!

Was steht auf unsern Leichensteinen?
„Er lebte, starb — — und was noch mehr?
„Hier liegt er — — und wie viele weinen?
„Man fragt schon: Ach! wer war doch der?
Wer war er doch? Ein Mensch. O Zeiten!
Ich seh euch schon mein Grab bereiten,
Ihr führt mich schon zur Ewigkeit.
O Ewigkeit! für dich zu sorgen,
Ist heute, morgen, übermorgen
Und alle Tage wenig Zeit.

Seh ich die prächtigsten Gebäude
Mit Staub und Knochen angefüllt:
Gleich werd ich frey von allem Neide,
Und alle Misgunst wird gestillt.
Les ich im Marmor diese Worte:
„Hier, Leser, hier an diesem Orte
„Liegt Schönheit, Anmuth, und Verstand;
Gleich flieht das schmäuchelhafte Scherzen
Aus meinem eiteln jungen Herzen:
Denn hier stirbt auch die schönste Hand.

dere wiederum ſolchen Fleiß aus der Acht. Und niemand weis, was ein jedes Volk für Veränderungen vornimmt: Daher eine Sprache bald zu, bald abnimmt, bald entſtehet, bald untergehet. Und wer weis, was noch für Sprachen aufkommen oder abkommen? Die andre iſt die **Verſchiedenheit der Himmelsgegenden, der Luft, der Speiſe, und des Tranks, und die Entlegenheit der Länder.** Denn obgleich ein Hauſe neuer Anbauer unter einem veränderten Himmel lange Zeit ſeine Sprache rein erhalten kan, wenn er es ſich vornimmt; wie die Sachſen in Siebenbürgen, die Holländer und Portugieſen in Indien: So werden doch ohne einen ſolchen ausdrücklichen Vorſatz die Werkzeuge der Rede durch Kälte, Hitze, Dürre, Feuchtigkeit, andere Speiſe und Trank, und andere beſondere Eigenſchaften, anders zugerichtet u. gerühret: Folglich klingen die Buchſtaben anders, ſie werden verwechſelt, verſchlucket oder eingeſchoben. Daher entſtehet erſtl. der Unterſcheid der Ausrede; darauf verſchiedene Mundarten: Und endlich entſpringen hieraus neue Sprachen. Die dritte iſt andere **Sachen und Gelegenheiten.** Da ein Volk andere Sachen in ſeinem Lande gefunden oder erfunden hat, als andere Völker; und wiederum an andern Dingen einen Mangel gelitten und von vielen nichts gewußt hat: So hat es neue Benennungen erfinden müſſen, die andere nicht gewuſt, wenn ſie es nicht durch andere Gelegenheiten erfahren. So hat man auch wiederum die Benennungen der ſonſt bekannten Dinge mit der Zeit vergeſſen. Und weil bey beſonderen Gelegenheiten Worte und Redensarten aufkommen können;

Les ich die Klagen um die Kinder,
Die jener kleine Hügel deckt;
So denk ich: Nichts, nichts ist geschwinder,
Als Zeit und Tod, der alle schreckt.
Und seh ich selbst die Aeltern liegen,
So kann ich mich nicht mehr besiegen,
So wein ich mich im Stillen ab:
Ich seufze: Zeiten! ach ihr Zeiten!
Was hilfts uns, wenn wir lange streiten;
Wir sinken, wie das Kind, ins Grab.

Erblick ich dort den alten Helden,
Den, dessen Nam im Blute lebt,
Und den die Enkel Enkeln melden,
So lange man nach Ehre strebt:
So denk ich: unter diesem Steine
Sind seine kriegerischen Beine,
Nun modricht, und der Held ist Staub.
Was hilfts, daß er durch vieles Morden
Ein großer Sieger ist geworden?
Der Tod vernichtet seinen Raub!

Zeit! deine Macht ist unbeschreiblich,
Und die Verwesung ist der Lohn:
Den giebst du uns, und unausbleiblich
Ist uns der Tod: wir sterben schon.
Wir sterben heut und alle Tage;
Denn, Mensch, sey stolz, sey reich; ich frage:
Bist du noch der du gestern warst?
Hältst du auch morgen die Gesetze?
Und wirst du morgen auch die Schätze
Noch haben, die du heute sparst?

VII.

Anzeige, von Hrn. Christian Crusii, öffentlichen und ordentlichen Lehrers der Beredsamkeit zu Wittenberg, Vorhaben, einen Band sächsischer alter Geschichtschreiber, aus dem XIV. XV. und XVI. Jahrhunderte, ans Licht zu stellen. Den Gelehrten, Liebhabern und Buchhändlern zur Nachricht.

Die vortrefflichen Sammlungen sächsischer Geschichtschreiber, die Joh. Burkard Menke in dreyen Folianten; und noch unlängst der sel. Schöttchen, mit Beyhülfe M. Kreisigs, in richterischem Verlage zu Altenburg, ans Licht gestellet haben, haben dennoch den Schatz historischer Alterthümer, der noch hier und da begraben liegt, noch nicht erschöpfet. Viel gelehrte Männer bewahren in ihren Bücherſälen noch manches schätzbare Denkmaal, welches wohl werth wäre, ans Licht gezogen zu werden. Es kömmt nur auf die Liebhaber der Historie an, daß sie den Fleiß der Verleger aufmuntern, solche verborgene Schätze ans Licht zu ziehen.

Zu einer solchen sehr schönen Sammlung, beut der berühmte Herr Prof. Crusius zu Wittenberg, großmüthig die Hand. Seine große Geschicklichkeit in den gelehrten und alten Sprachen und Geschichten, verleitet ihn nicht, alles was deutsch, und aus alten ungeschliffenen Jahrhunderten her ist, mit

stolzer Verachtung, für etwas barbarisches zu erklären. Vielweniger glaubet er die neue Historie der Völker, sonderlich der Deutschen, sey keine Historie zu nennen: weil sie nicht in lateinischen classischen Schriftstellen steht. Kurz, er will selbst Hand anlegen, und einen Band alter sächsischer Geschichtschreiber ans Licht stellen. Wir thun am besten, daß wir ihn selbst von seinem Vorhaben reden hören. Alsdann wollen wir, so viel an uns ist, dasselbe allen Kennern und Liebhabern bestens empfohlen haben.

„Ich wäre gesonnen einige noch gänzlich unbekannte Sächsische Geschichtschreiber von unglaublichem Werthe und Nutzen, die ich im MS. besitze, ans Licht zu stellen, wenn ein billiger und dem Vorhaben Ehre machender Verleger zu finden seyn möchte.

Die Sammlung sollte bestehen aus folgenden:

1.) Excerpta Chronici Fabriciani MS.

Ich finde, daß dieser Scribent keiner Seele, außer dem Georgio Fabricio, von dem auch der Titel herkommen mag, könne bekannt gewesen seyn. Er fängt an vom Iul. Cæsare, und geht bis auf 1342, da er muß gelebt haben, wie die Schreibart und andre Umstände erweisen. Es läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, was für ein noch verborgener Schatz und Kleinod unserer Alterthümer von allen Arten, auch der Deutschen Sprache, nebst den wichtigsten besondern, annoch gänzlich unbekannten Geschichten von Sachsen, und besonders Thüringen, darinnen stecken. Fabricius hat sich desselben auf die möglichst ungeschickte Art bedienet, und daraus nur lauter Rhapsodien mit einer Men-

ge Chronologischer und Genealogischer Irrthümer zusammen geschrieben. Bis aufs X. Seculum hat er viele, jedoch zu etwas nützende Fabeln; aber hernach folgen die herrlichsten, und noch guten Theils nicht einmal recht bekannte Sachen. Gedruckt in Folio, wie die Scriptores Kreysigii, dürfte er 18 Bogen ungefähr betragen. Es würde aber wohl werth seyn, wegen der dunkeln, alten, unangenehmen Schreibart, eine lateinische Uebersetzung, die ich selbst machen wollte, beyzufügen.

2.) Chroniken der Margrafen von Meißen.

Es ist die Copie von einem MS. C. S. Schurtzfleischii, so nach Weymar gekommen. Schurzfleisch hat lateinische Marginalien dazu gesetzt. Es kömmt der Autor am meisten mit den Annalibus Vetero-Cellensibus, auch Tyllichio Menckenii, und Ludovigii Monum. Sax. Thur. überein; geht aber auch in vielen gar wichtigen Stücken von solchen, und zwar, wie ich glaube, aus gutem Grunde, davon ab, und enthält ein vieles mehr: so, daß es die wahre Quelle von gedachten rivulis turbidis zu seyn scheint. Die alte Meißner Schreibart verdienet auch noch besonders alle Achtung. Sie fängt vom Wittekind an, und geht, wiewohl in den neuern Zeiten viel ausführlicher, bis 1488. Eine lateinische Uebersetzung wäre eben so nöthig, als bey den vorigen. Gedruckt in Folio würdens ungefähr 8 Bogen.

3.) Erfurtische Chronica von Anfang Ao. 438 bis Ao. 1544 beschrieben.

Es ſind bloße annotata chronica diverſorum auctorum, in den ältern Zeiten kurz, und ohne Zuſammenhang; aber in den neuern äuſſerſt wichtig und exact, woraus die wichtigſten Sachen in der Geſchichte, beſonders von Rudolpho I. an, ein ganz ungemeines Licht bekommen. Ich halte mein, einem autographo nitido & mundo, nicht unähnliches Exemplar, für eine Arbeit eines Stadtſchreibers, ums Jahr 1544, aus dem Raths-Archiv, wovon deutliche Spuren vorkommen. Es iſt noch gänzlich unbekannt, und von niemanden vor mir gebrauchet worden. Gedruckt in Folio möchtens 16 Bogen werden. Die Schreibart iſt verſtändlich, und wäre keine Ueberſetzung nöthig.

4.) Nachricht von Thüringiſchen Graf- und Herrſchaften. Dieß iſt was ganz admirables und lauter excerpta aus noch nicht publicirten, wenigſtens den gröſten Theil betreffenden, Urkunden und Familienſammlungen; von Jovio angefangen, von Sagittario aber fortgeſetzet und ergänzet worden. Alle die von Sagittarii MSS. nondum editis melden, wiſſen davon nichts. Ohngefehr 30 Wappen würden dabey in Kupfer zu ſtechen ſeyn, und gedruckt würde es gegen 2½ Alphabet betragen.

5.) Caſp. Sagittarii Bericht von der Form, Art und Weiſe des Königl. Regiments in Thüringen, ſonderlich unter den Franken.

Iſt

Ist eine gänzliche ausführliche Umarbeitung seines IV. Buchs der Antiq. Duc. Thur. bis aufs XIX. Cap., da ihm der Tod die Feder niedergeleget. Ist von erstaunendem Fleiße und Accurateſſe, und eines der vollkommensten Muster, wie es mit Deutschen Alterthümern geschickt und behutsam anzugreifen sey. Ich habe den Inhalt der §§. und einige adnotata am Rande und Ende beygesetzet, die Kennern nicht unangenehm seyn werden. Es ist von denen, die der MSS. Sagittarii gedacht, nicht, oder unvollkommen angezeiget worden. Hahn aber und Walch in Diſſ. de Miſſis Dominicis, haben sich hin und wieder eines plagii daraus ziemlich verdächtig gemacht. Gedruckt in Fol. dürfte es etwas über ein Alphabet betragen.

Und hiermit würde ein bequemer Folliant erfüllet werden, oder ich wollte noch mehreres, davon künftig ein weiteres, von gleichem Werthe darzu spendiren. Ich könnte noch drey mit eben solchen Sachen anfüllen. Ich hätte aber erst gern die Probe von einem billigen Verleger: zumal ich einige dieser Sachen so erhalten, daß ich den legitimen Beſitz erst durch einen kostbaren Proceß, ohne das bahre Kaufgeld, habe erhalten müſſen. Sonst könnte morgen der Anfang zum Drucken gemachet werden; weil meine MSS. exact und sauber, und Blatt für Blatt von mir sorgfältig durchgegangen sind, auch einige kurze und nützliche Anzeigen in margine haben.

VIII.

Die Wünsche

aus dem Französischen.

Ein Mann, nicht gar zu alt, nicht reich, und nicht vom Stande,
Er war ein Mittelmann, ein Mann im Mohrenlande,
Der nahm sich eine Frau, ein Weib von guter Art:
Ein Schaaf, das war ihr Schatz, den hatte sie gespart.
Freund, fragst du, war sie schön? Du fragst zu viel. Die Mohren
Sind schwarz, und dieser Mann war auch nicht schön gebohren.
Genug er liebte sie, und nahm sie sich zur Lust,
Und halb zum Zeitvertreib: denn seine ganze Brust
War Einfalt und Natur. Er wollte nicht alleine
In seiner Horde seyn, drum wurde sie die Seine.
Die junge Schäferinn gieng erst ins zwölfte Jahr,
Und hatt' ein gutes Herz. Nun weist du wer sie war.

Einst kam der gute Mann ganz spat mit einem Reiher
Von seiner Jagd nach Hauf': er satzte sich ans Feuer,
Und aß das Abendbrod. Sein Weib, sein junges Weib
Sas munter neben ihm, und war sein Zeitvertreib:
Bald küßten sie sich ab, bald schwatzten sie durch Blicke,
Bald sprachen sie vergnügt von ihrer Nachbarn Glücke,
Hier wurden sie betrübt. -- O wenn ich nur einmal
Das, was ich wünschen kann, bey meiner kleinen Zahl
Von Gütern, und von Vieh, mit dir bekommen sollte;
Mein lieber guter Mann, ich wüßte nicht, ich wollte -- --
Da schwieg das Weibchen still. Und ich, sprach nun der Mann,
Ich lebe zwar vergnügt, und thue was ich kann;
Doch wenn ich in der Zeit der Geister leben könnte,
Und dann ein guter Geist, mir gäb und mir vergönnte
Das, was ich wünschen kann; wie glücklich wär ich da!
Nicht wahr, mein liebes Kind! Ach ja, sprach sie, ach ja.

Auf

Auf einmal kam ein Geiſt: ſie ſahen ihn auch kommen;
Er hatte die Geſtalt der Menſchen angenommen.
Ein Geiſt erſcheinet nie in engliſcher Figur:
Er zeigt ſich jederzeit nach menſchlicher Natur.
Er ſprach: Ich bin ein Geiſt: von den drey erſten Dingen,
Die ihr euch wünſchet, ſoll das Wünſchen euch gelingen.
Allein nehmt euch in Acht! denn wünſcht ihr dreyerley,
So iſt alsdann gewiß mein Geben auch vorbey.

Das ſprach er; und verſchwand, und dieſe guten Leute,
Die waren ganz erſtarrt. Doch ſprach die Frau: ſieh! heute
Blüht unſer wahres Glück. Hätt ich nur freye Macht
Zu wünſchen, ja gewiß noch heute dieſe Nacht
Würd ich die größte Frau. Komm: laß uns niederlegen!
Doch nein: was wünſch ich mir? Ruhm, Schönheit, und Vermögen?

Der Mann ſprach: recht! mein Kind. Allein man kann ja ſterben,
Und krank ſeyn, wer will dann die großen Güter erben?
Es wird wohl klüger ſeyn; wenn uns auf dieſer Welt
Der Himmel lange froh, und auch geſund erhält.
Das dächt ich, wünſchten wir. — Ach was? ein langes Leben
Und dabey arm zu ſeyn? Ey! ja: das wär' mir eben,
Das wär mir eben recht! ſprach ſeine liebe Frau,
Was iſt das für ein Glück: ſtets arm, und endlich grau?
Hätt' in der That, der Geiſt, ich weis nicht, was ich denke,
Es gut mit uns gemeynt, er hätte mehr Geſchenke
Zu unſerm Wohl beſtimmt. Drey Dinge ſind zu ſchlecht.
Ein Dutzend und noch mehr, das wär zu wünſchen recht.
Ein Dutzend wenigſtens muß ich für mich begehren,
Wenn ich recht wünſchen ſoll: und die ſolt er gewähren.

Wahr iſts! ſprach nun der Mann; doch gut, wir haben Zeit,
Von jetzt bis morgen früh: recht mit Bedachtſamkeit,
Will ich und du genau die Sachen unterſuchen,

Die

Die jedes wünschen muß; alsdann back einen Kuchen
Und schlacht ein Lamm! alsdann so wollen wir mit Lust
Uns wünschen; dann mach es der Nachbarschaft bewust.

Ich will die ganze Nacht beständig darauf sinnen,
Ich wette gar, ich will das beste Loos gewinnen.
Doch jetzo wärm dich nur. Du bist entsetzlich kalt,
Du frierst wie Eis, und thust als wärst du schon recht alt.
Das sprach die Frau, und gleich nahm sie die Feuerzange
Und schürte Kohlen auf. Das währte nun nicht lange
So sprach sie: Lieber Mann! sieh nur! wie schön wärs nicht — —
Die Kohlen sind noch hübsch, nur fehlt uns ein Gericht.
Ach hätt ich eine Wurst! wie könnt ich sie da braten!
Kaum hatte sies gesagt, so war ihr Wunsch gerathen.

Gleich fiel ihr eine Wurst aus ihrer Feuermäuer.
Daß dich! du loses Weib, mit deinem schönen Feuer!
Nun ist ein Wunsch vorbey. Ich wollte daß sie dir
An deiner Nasen hing'! das sprach der Mann zu ihr.
Und auch, den Augenblick sprang sie an ihre Nase.
Ach die verwünschte Wurst! was mach ich denn? ich rase.
Ich bin doch närrisch. Frau! Nun ist zum zweytenmal
Für uns ein Wunsch entwischt: Wie siehst du aus? ach Quaal!
So schrie der Mann, und riß mit Kunst und mit Bedacht
An dieser bösen Wurst: doch da half keine Macht.

Sie schrie und weinte laut: Ach Mann! ach mein Gesicht!
Ach meine Nase! Mann! du bist ein Bösewicht.
Was hast du mir gethan? Ich muß ins Wasser springen.
Nein! Nein ich mag gar nichts von diesen dreyen Dingen,
Die uns der falsche Geist aus Neid zu wünschen gab
Ich ärgere mich tod. Mann! du bringst mich ins Grab.

Ich schwör dirs, liebe Frau, antwortete der Mann,
Ich hab es nicht bedacht: Sey ruhig! hör nur an,

Uns

Uns ſteht ein Wunſch noch frey. Wünſch ich mir große Schätze
Sprich ſelber, wär das nicht das beſte? das, erſetze
Den Schaden: denn ich lies von Gold ein Futteral,
Von Diamanten reich, die blitzen überall,
Um dieſe groſſe Wurſt, und deine Naſe machen:
Und niemand würd alsdann dein Angeſicht verlachen.

Nein: lieber ſtürz ich mich in unſern groſſen Teich:
Sprach ſie, die Frau und gieng. — Der Mann verſtummte gleich,
Und ſprang ihr um den Hals, und gab ihr tauſend Küße,
Und bath: ach liebe Frau! ich fall auf deine Füße,
Und bitte, wünſch dir ſelbſt. Gut: ſagte nun ſein Weib,
So wünſch ich, daß die Wurſt von meiner Naſe bleib!
Und gleich fiel auch die Wurſt, ganz langſam auf die Erde.
Wie froh war nicht die Frau? Mit lächelnder Gebärde
Sprach ſie: nun ſiehſt du Mann, was unſre Wünſche thun.
Der Geiſt war doch wohl klug. In Zukunft laß uns ruhn!

Ja wirklich: ſprach der Mann, Ich bin nunmehr zufrieden
Mit allem was ich hab. Komm! Laß die Wurſt uns ſieden,
Daß unſer dummer Wunſch nicht gar vergebens iſt.
Was wünſcht der Menſch? oft das, was ſein Vergnügen friſt.

Haſſe.

ſich aber dergleichen verſchiedene zutragen: So muß endlich eine groſſe Ungleichheit daher erwachſen. Die vierte iſt, daß man die **vorkommenden Dinge verſchiedentlich, aus verſchiedenen Abſichten benennet hat**; als einige benennen Gott von Gut, andere von der Furcht, andere vom Richten. Einige benennen die Sonne von ihrer Hitze oder Wärme, andere von ihrem Lichte. Der Schnupfen hat bey uns den Namen vom Schnauben, bey den Lateinern, Gravedo, von der Beſchwerlichkeit. Die Deutſchen benennen den König von können, die Griechen βασιλευς von βασις, ein Grund, die Lateiner Rex, und die Hebräer, מלך von regieren, u. d. gl. Die ſechſte Urſache machen die Begebenheiten aus, welche ſich in der Zeit zutragen, welche Veränderung man gemeiniglich der Zeit ſelbſt zuzuſchreiben pfleget; aber unbillig, weil die Zeit eigentlich ſelbſt keine Wirkung worinnen hat, ſondern das, was ſich darinnen begiebt. Dahin ſind nun zu rechnen die **Kriege** und **Siege**. Denn da hat man angemerket, daß allezeit der Uberwundenen Sprache in Verachtung und Abnahme; des Siegers Sprache aber in Hochachtung u. Flor gekommen ſey. Dahin gehören auch das **Umſchweifen der Völker** und die **Züge neuer Anbauer**, welche etwas von ihrer Sprache behalten, etwas von den gefundenen Einwohnern angenommen und erſtlich eine verdorbene, denn eine neue Sprache aufgebracht haben: Wie aus zwoen oder dreyen Farben die vierte kömmt, daher der Pöbel das Recht u. die Richtſchnur zu reden beſitzet, oder ein Tyrann über die Sprachen iſt. Dahin gehören die **Gewerbe** und der **Handel**: Denn

IX.

Sammlung für den Geist und das Herz. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci etc. Erstes Stück. Danzig bey Wedeln 1762. Zwentes Stück, ebendf. 10 Bog. in Octav.

Wenn ein Schriftsteller billig ist, so ist es unser Verfasser! Er weis seine Sache sehr artig vorzubringen. Ihm ist bekannt, daß wir heutiges Tages an allerhand Arten von Schriften keinen Mangel haben, und besonders an dergleichen, wie er uns liefert. Deßwegen macht er allerhand Vorbereitungen, und hofft sich damit zu entschuldigen, wenn er saget: er wolle alle drey Monathe nur ein Stück herausgeben, und seine ganze gelehrte Arbeit solle nicht über einen mäßigen Band ausmachen; damit das Publicum ihm nicht zuruffen dürfe: Ohe jam satis est! Genug aus der Vorrede! Unsere Leser sehen wohl, daß dieß ein periodischer Schriftsteller ist, der sich gern einschmäucheln möchte. Wir wünschen ihm dazu guten Fortgang! Fraget man was er eigenes hat? Gar nichts! Er geht den Weg aller seiner Vorgänger, davon nur sehr wenige eine lange Zeit gelebt haben. In der Wahl der Stücke, und in der Abwechselung ist er ihnen völlig gleich. Bald ein Aufsatz in Prosa, bald ein Gedichtgen von seiner Erfindung; oft lustig zu lesen; bald ein prosaisch-poetisches Stückgen, und so ist die Einrich-

tung

tung durchs ganze Werkchen. Das beste, was mir im ersten Stücke dieser Monathschrift gefallen hat, ist der prosaische Aufsatz: Vergleichung der Richardsonischen und Fieldingischen Romane. Er giebt darinn dem erstern vor dem letztern den Vorzug, und beschließt dieses Stück auf folgende Art: „Wollte man übrigens bey einer Vergleichung Richardsons und Fieldings sich zum Vortheile des „letztern auf die ungleich größere Menge seiner Leser beruffen, und daraus seinen Vorzug vor jenen „darthun wollen, so würde dieß ein sehr unzuverläßiger Maaßstab seyn, nach welchem man beyder Verdienste gegen einander abmessen wollte. Es ist „wahr, die Fieldingschen Romane finden mehr Liebhaber und Leser, als die rührenden Geschichte Richardsons, in England sowohl, als unter uns Deutschen. Aber beweist dieß am Ende wohl etwas „mehr, als die alte Wahrheit: daß es mehr Menschen giebt, denen es darum zu thun ist, sich zu „belustigen, und ihrem Geiste eine angenehme Ergötzung zu verschaffen, als solche, die durch ihr „lesen ihr Herz bessern, und im Dienste der „Jugend sich vollkommner machen wollen?„

Nächst diesem Stücke finden wir allerhand kleine Gedichte, und auch prosaische Idyllen, die wir aber unmöglich empfehlen können. Es fehlt ihnen allen die rechte Würze, man merkt es überall, daß der Verfasser — doch warum sagen wir nicht den Namen, ob er gleich sich nicht genennet hat? daß Herr Candidat Wilmsen dazu nicht aufgelegt ist. Er ist kein Geist für Idyllen! Die wenigsten

haben Geschick dazu, *) und man hat es auch deutlich genug an dem fliegenden Blatte unsers Herrn Wilmsen, der Thiergarten betitelt, gesehen. Das größere Gedicht: Wünsche der Glückseligkeit hat indessen etwas gutes. Herr Wilmsen läßt einige Schilderungen voran gehen, und dann bringt er seine Morale an. Wir wollen etwas unsern Lesern davon vorlegen. Man muß einen Anfänger nicht so ganz abschrecken, ob wir gleich wissen, daß Hr. W. sehr für seine Arbeiten eingenommen ist. So hebt unser Poet an:

Umsonst verlangt der Mensch nach Gütern dieser Erden,
Sie sind das Mittel nicht beglückt und froh zu werden.
Ein immer frohes Herz, und ein zufriedner Geist
Sind Schätze, die kein Thor, kein Zufall uns entreißt.
Bey vollen Beuteln arm, im friedenleeren Herzen,
Erkargt Argyr durch Geiz, sich Sorgen Angst und Schmerzen.
Voll Mistraun sieht sein Blick den nächsten Blutsfreund an,
Weil jeder ihm sein Gold, sein Glück entwenden kann.
Armseliger Argyr! nie werd ich dich beneiden,
Mein Herz, zu groß zum Geiz, sehnt sich nach bessern Freuden.

Noch

*) Wir werden bald näher davon reden, wenn wir unsern Lesern das Büchelchen: Idyllen, nebst einem Anhange einiger Oden 1761. beleuchten werden. Die Vorrede ist wegen einiger besondern Gedanken, über die Ausbreitung des Geschmackes in Deutschland sehr lustig zu lesen!

Noch eine kleine Schilderung!

Ich treffe sie vielleicht auf hoher Ehren-Bahn,
Vielleicht auf weichem Pfad schlüpfriger Wollust an.
Sieh! vor mir klimmt Barbyll zum Gipfel prächtger Ehren,
Getrost! Ich klimm ihm nach, mich soll sein Beyspiel lehren,
Ob man auf diesem Pfad zur wahren Freude steigt.
Doch wie? Er sinkt und stürzt, noch ehe er sie erreicht.
Ist das der traurge Lohn des ängstlichen Bestrebens,
So sey die Ehre nie der Endzweck meines Lebens!

Zur Probe genug! Dieses Stück ist nicht zu verwerfen, die Poesie darinn gut, und die Ausführung so ziemlich. Wir wenden uns zum zweyten Stücke! Darinn ist die Einrichtung und Abwechselung völlig dem ersten gleich. Nur bemerken wir, daß das meiste Uebersetzungen sind. Bald ein Stückchen aus dem Englischen (London Chronicle) bald aus dem Französischen des S. Mard. Es ist zu bedauren, daß man bey uns Deutschen fast nichts schreiben kann, ohne zu übersetzen, und dadurch immer ein Mischmasch zu machen, das oft seltsam genug ist. Haben wir nicht lange genug die Ausländer verehret, (fast möchten wir sagen, ihre Verdienste sclavisch angebethet) und wird es nicht einmal Zeit seyn, daß wir unserer Nation Gerechtigkeit wiederfahren lassen; für uns selbst arbeiten, und unser Nachdenken schärfen: damit wir nicht zu andern Nationen unsere Zuflucht nehmen dürfen, um un-

sere Schriften bey unserer eigenen Nation beliebt zu machen? Doch wer hat jetzt Ohren zu dergleichen nützlichen Wahrheiten? Nachahmen, übersetzen, und vor allen Dingen die englischen Schriftsteller, das ist nun einmal bey uns zur Mode geworden! wer wagt es, unsere Scribenten davon abzubringen? Wir mögen nicht länger davon reden: aber wir seufzen in der Stille, und bedauren unser Vaterland, das durch diese Hinderung so viel andere vortreffliche Schriftsteller hat entbehren müssen. Eine kleine Ausschweifung! wozu uns aber die vielen Uebersetzungen des Herrn Candidat Wilmsen Gelegenheit gegeben. Wir haben Wahrheiten gesaget, deßwegen wir uns nicht sehr entschuldigen wollen. Aber auch auf die eigenen Arbeiten zu kommen, die in diesem zweyten Stücke gefunden werden: so sind es in der That sehr wenige! Ein paar Liederchen, und ein paar Uebersetzungen (oder Nachahmungen, wie man es nennen will!) aus dem Horaz. Wir schweigen davon. Es haben bey dieser Klippe so viele gescheitert, daß es ein Wunder wäre, wenn Herr Wilmsen glücklich vorüber gekommen. Laßt uns den lateinischen Text dagegen halten, und untersuchen: Doch nein! unser Raum ist dazu zu klein: genug, es sind gewöhnliche Versuche! Man findet meistens einen neuen Horaz, wenn man hier und da einen Gedanken wegnimmt, der uns an den alten Horaz erinnert, der ihn ganz anders gesaget hatte. Ehe wir unsern Schriftsteller verlassen, wollen wir doch noch etwas von seinen Gedichten aus diesem zweyten Stücke erwähnen.

Sie

Sie ſind von den vorigen nicht viel unterſchieden, ob ſie gleich von einer andern Gattung ſind. Laßt uns wenigſtens etwas daraus für unſere Leſer noch abſchreiben! Es iſt lange nicht das ſchlechteſte in dieſer Monathſchrift:

Lied an eine Schaale Biſchoff.

O Schaale! die die Wolluſt meines Lebens
Im Schooße hält!
Wenn du mir winkſt, ruft Weisheit mich vergebens,
Umſonſt die Welt.

Zu lang hält deine Fluth im weiten Schlauche
Mir noch verſteckt;
Ein trunkner Weingott, der auf deinem Bauche
Sanft hin ſich ſtreckt.

Lyäus weich! Bieg meinen durſtgen Blicken
Nicht deinen Wein:
Schnell werd ich, läßt du meinen Wunſch mir glücken,
Dir ähnlich ſeyn.

Da ſtralt ſie ſchon! Und wallet mir entgegen
Mit ihrem Duft:
Stürzt ſich ins Glas, wie ein balſamſcher Regen,
Und füllt die Luft.

O ſtröhm hinab, willkommen mir und theuer,
Du braune Fluth!
Verleihe ſchnell dem Aug' und Herzen Feuer,
Den Wangen Gluth:

Und ſo erhöh den Werth von Amors Freuden,
Mir dein Genuß;
Und würze mir, der Liebe Süßigkeiten
Und Doris Kuß!

An dieſer Wahl wird Herr Wilmſen ſehen, daß wir unparteyiſch geweſen ſind. Wir haben ſo viel möglich die Tugenden ſeines Werkchen kenntlich gemachet. Will er mit ſeiner Schrift fortfahren, ſo wird er nicht übel thun, wenn er ſich dasjenige wohl einprägt, was wir von den Ueberſetzungen geſaget haben. Es iſt heutiges Tages kein Ruhm mehr, ein Schriftſteller zu ſeyn; aber es iſt noch ein Ruhm, durch eigene wohlausgedachte Arbeiten die ſeinern Leſer zu vergnügen, und zu unterrichten. Mehr nicht von dieſen Sammlungen.

S.

X.

Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten. Si tacuisses Philosophus mansisses.

Auf Kosten des Verfassers 1762. 8.
19 Bogen.

Bücher von dieser Art sind etwas seltnes. Es kömmt nicht oft, daß den eingebildeten und eigenmächtigen Kunstrichtern solche derbe und nützliche Wahrheiten gesaget werden, als in diesen wenigen Bogen enthalten sind. Der Muthwillen dieser allein weisen Herren ist niemals in Deutschland höher gestiegen, als itzo. Es war also gut, daß ihnen auch ein Strafprediger aufstund, der ihnen einmal einen scharfen Text läse. Hier hieß es, wie Horaz von den alten komischen Dichtern sagte:

Doluere cruento
Pede lacessiti; fuit intactis quoque cura,
Conditione super communi.

Ep. L. II. Ep. I.

Von dieser letztern Zahl ist der Hr. V. gegenwärtiger Schrift. Er wendet sich in der Zueignung an den Uebersetzer des ersten Theils der Heloise des Rousseau, als den beleidigten Theil, dem zum Troste er die Feder ergriffen hat. Diesen hat man nach einer ausgestandnen besondern Kritik etliche Tage schwermüthig gesehen; und das nimmt

ihn nicht Wunder. Wem sollte nicht bange werden, heißt es, wenn so furchtbare Geschöpfe, als unsre Kunstrichter sind, wider ihn zu Felde ziehen? Bescheidne Leute sehen sich dann genöthiget, sich geduldig mishandeln zu lassen; und behutsam der Regel zu folgen:

Hoc scio pro certo, quoties cum fler - - certo:
Vinco, seu vincor, semper ego maculor.

So glücklich derjenige ist, der sich nach dieser Regel mit kaltem Blute richten kann; so unmöglich ist es dem Hrn. V. Er will also Trotz, gegen Trotz setzen, und diese Herren Kritikaster im Besitze ihres Vergnügens stören. Er gesteht, daß er den Uebersetzer der Heloise zum dollmetschen angereizet, und ihn gegen die Kritiker unbesorgt gemachet. Allein es ist ihm mislungen: und er nimmt es also, seinem Freunde zu Liebe, der durch seinen Rath in Verdruß gekommen, mit diesen Gegnern auf. Was ihn beruhiget, ist eine kleine Begebenheit mit einem Kettenhunde. Dieß Thier hatte ein amtsmäßiges finstres Ansehen; und würde die Vorübergehenden grimmig genug anfallen, wenn es nicht aus Bequemlichkeit schwiege. Oft hat es den Hrn. Verf. ruhig vorbeygehen lassen. Allein plötzlich ist es neulich auf ihn zugefahren. Die Umstehenden aber sagten ihm: es wäre so seine Art. Der Kopf würde ihm zuweilen wüste, ohne zu wissen warum. Dieß gab ihm ein Licht von dem Betragen der Kunstrichter. Dieß Gleichniß wird artig ausgeführet, bis auf jenen Dieb, der sich durch ein vorgeworfnes Stück Brod, den Kettenhund vom Halse schaffete. Fiat applicatio.

Er

Er hat nunmehr ſeine Rüſtung angelegt; nachdem er viele Jahre einen Zuſchauer der gelehrten Cabalen abgegeben, und den Kunſtrichtern ihre Künſte abgemerket. Er hat unter andern den hohen Ton mit ihnen um die Wette reden gelernet. Er kann Fehler ſehen, auch wo keine ſind. Er kann Geſetze vorſchreiben, wie ſie; ſich altklug anſtellen, wie ſie; pochen, pralen, ſchimpfen, ſpotten; kurz,

Ein Herz, zu ſtolz, ſich zu ergeben,
Das nur mit fruchtloſem Beſtreben
Der Gründe ſchwer Geſchütz beſtreicht,
Ein ſolches Herz, bezwingt er leicht.
Da ſchickt er ſchnell zu ganzen Schaaren
Die Spöttereyen, gleich Huſaren:
Sie kommen, und ſein Stolz entweicht.

Dieß Talent nun, will er nicht in ſich vergraben liegen laſſen. Beſonders will er itzo beyden Kunſtrichtern zu verſtehen geben, daß er ſie für die wichtigen Leute nicht halte, die ſie ſich zu ſeyn dünken; und daß ihr Geſchrey ihn eben ſo wenig rühre, als das Ziſchen einer gewiſſen ſchwerfälligen Art von Geflügel; von dem er aus Youngs Ueberſetzung das Gleichniß entlehnt: „Wie ſich eine Heerde Gänſe „auf der Weide umdreht, und ihre närriſchen Hälſe „in einer tölpiſchen Bosheit, und lächerlichen Wuth „ausreckt, um zu ziſchen, und nicht zu beißen; ſo „kriegen auch die Kiele mit einander, wenn die „Söhne der Dummheit ſchreiben. Soviel aus der „Zuſchrift.

die Kaufleute vertauschen öfters mit den Waaren ihre Wörter; sonderlich findet man an den Grenzen zweyer Lande eine vermischte Sprache. Dahin gehöret auch die **Religion**, die nicht nur verschiedene Wörter und Redensarten aus andern, sonderlich der hebräischen und griechischen Sprache einführet; sondern auch eine Sprache unverändert erhält. Endlich gehören dahin die **Wissenschaften** und die **Erlernung fremder Sprachen**, dadurch man unvermerkt seine eigene anstecket. Also sind durch die Gelehrten sehr viele Wörter und Redensarten, ja auch Regeln, die Worte zu fügen, in unsere Sprache gekommen. Das sind die vornehmsten Ursachen, daher so viele Sprachen entsprungen sind, und welche wohl so viel vermögen, daß sie in 4000 Jahren theils so viele, theils so sehr unterschiedene Sprachen zeugen können.

§. 11. Bey Betrachtung dieser Ursachen kan man leichtlich erkennen, **wie eine Sprache nach der andern aufgekommen ist.** Ich setze zum Grunde, daß die hebräische Sprache, welche Heber und seine Nachkommen in des Stammvaters Noah Hause gelernet und behalten haben, die älteste sey und Adams Sprache nicht untergegangen, wie viele, unter andern Herr D. Löscher in causſis Linguae Hebr. anbringet und D. Lange in der Kirchenhistorie wieder die unzureichenden Gründe erwiesen, die Herr Gundling in seinen Reden von der Historie der Gelahrtheit nebst andern angezogen. Da nun die Völker von einander zogen, behielten sie vielleicht etwas von der Verwirrung, welches

Es folget noch ein Vorbericht des Verfassers: der uns meldet, daß dieß Stück zum moderamine inculpatæ tutelæ, zur unsträflichen Nothwehre, gehöret. Er habe aber in den Streit eines Uebersetzers mit einem Tadler, auch allerhand andre merkwürdige Materien eingeschaltet, da der Leser nur auch durch ein Zwischenspiel ergötzet, und desto mehr Zuschauer herbeygelocket werden möchten. Er weis wohl, daß man ihn deswegen tadeln werde; saget aber, er habe es nicht aus Unverstande, und Versehen, sondern mit gutem Bedachte gethan. Auch seine Schreibart wird ungleich seyn: allein die Verschiedenheit des Inhaltes ließ es nicht anders zu. Außer dem ist die Schreibart einer Streitschrift, ihrem Verfasser niemals natürlich. Er nimmt in vielen Stellen seiner Gegner Ton an: in andern thut er sich selbst Gewalt an, weiter zu gehen, als ihn seine Empfindung führen würde. Er tritt aus seinem Zirkel, einen Feind wegzustoßen, der ihn stören will: und vertieft sich wieder in seine Geschäffte.

Von dem Inhalte des Werkes selbst wird es genug seyn, das vornehmste zu sagen. Soviel Händel Rousseaus Roman, die neue Heloise, in der Urschrift in Frankreich gemachet: so viel Streitens verursachet auch die Verdeutschung desselben bey uns. Dort klaget man, daß diese vorgebliche philosophische Liebesgeschichte, ganz eigen zur Verderbung der Sitten eingerichtet sey: Hier will man uns bereden, der Uebersetzer habe das Französische nicht verstanden, und sonst allerley Fehler gemachet. Das erste

ſie übergehen wir: das letzte wird hier zulänglich beantwortet. Der Herr Verf. geſteht zuförderſt das Schickſal deutſcher Ueberſetzungen ſehr offenherzig. Kaum erſcheint ein neues Buch im Franzöſiſchen: ſo lauren ſchon unſre Buchhändler, wer es zuerſt wegſchnappen, und deutſch liefern kann. Hier kömmt es nicht auf den Ueberſetzer an, wie fleißig, wie ſchön, und genau er es verdeutſchen will. Der Vortheil des Verlegers will nur geſchwind; nicht aber in aller Vollkommenheit bedienet ſeyn. Es lauren nämlich rings um ihn her andre gewinnſüchtige Leute; und kaum ſind alle erſinnliche Privilegien hinlänglich, ihn vor ſelbigen zu ſchützen.

So muß nun eine ſolche Ueberſetzung nur flüchtig, und gleichſam mit der Extrapoſt in die Welt geſtoßen werden. Gleichwohl ſoll ſie auch noch ſchön ſeyn. Wie iſt das möglich? Sodann fodern die Leſer ganz andre Schönheiten, als die Kunſtrichter. Jene ſind zufrieden, wenn ſich das Werk im Ganzen angenehm und leicht leſen läßt, viel angenehme Empfindungen erreget, nicht viel grobe, und zu enge gedrängte Fehler hat. Aber dieſe begehren eine Schönheit, ſonder Ausnahme. Das iſt nun ohne Ueberlegung gefodert. Dieß wird hier überzeugend gewieſen. Ueberſetzungen ſind itzo bey uns übereilte Früchte, die keine volle Zeitigung erlanget haben, und bloß die Lüſternheit der Leſer ſtillen ſollen. Kaum die zweyte Ausgabe kann ſie recht reif machen. Alsdann ſollten die Kritiker ſie erſt genau durchnehmen. Aber ſo billig ſind ſie nicht, ſo lange zu warten.

Sie

Sie ergreifen also lieber die erste Gelegenheit im Trüben zu fischen, und brav viel Fehler zu finden.

So hat es Hr. M.. in Berlin mit der Heloise gemachet. Hier fällt aber unser Verf. ein hartes Urtheil von den Kunstrichtern seines gleichen überhaupt, nämlich: daß sie entweder außerordentliche Dumköpfe sind, die nicht wissen, wie es im gelehrten Staate zugeht; oder daß sie die boshaftesten Leute von der Welt seyn müssen, die bey einer bekannten Unmöglichkeit, von Uebersetzern Dinge begehren, die über die Sphäre ihrer Kräfte sind. Doch er ist so liebreich, nur das erste von ihnen zu glauben. Er zeiget es aber von den Schriften der Litteratur und schönen Gelehrsamkeit noch ausführlicher. Er zeiget, daß ein Originalschriftsteller hier tausendmal glücklicher ist; weil er nicht besorgen darf, daß ihm ein andrer die Gedanken vorm Maule weghaschen werde. Er kann übrigens die Stunden wählen, da er am besten aufgeräumt ist; dahingegen ein Uebersetzer gleichsam ein Tagelöhner ist, der arbeiten muß, er habe nun Lust oder nicht.

Hier wird eine unbedachtsame Regel Breitingers vom Uebersetzen geprüfet. Eben so geht es mit eines andern Kunstrichters wunderwürdigen Foderungen. Man bemerket auch darinn die Dummheit dieser Kritiker, daß sie keinen Unterscheid zwischen witzigen Schriften, und andern gelehrten Sachen machen. Das machet aber, daß die heutigen Kritiker fast von lauter Witzlingen gespielet werden, die ihr Handwerk für das wichtigste in der ganzen Natur halten. u. s. w. Ein verfälschter Ausdruck

eines

eines Romans dünket ihnen so wichtig, als ein unrecht demonstrirter Lehrsatz des Euklides! Die albernen Leute! was lag doch der Welt und den Wissenschaften daran, daß der ganze Roman ungeschrieben und unübersetzet blieb! Und welch ein Unheil für die Christenheit, wenn gleich zwanzig Stellen darinn unrecht gegeben wären?

Auf diesen Ton fähret der Hr. Verf. fort, die nützlichsten und gründlichsten Betrachtungen anzustellen. Er demüthiget in dem folgenden seine Gegner aufs empfindlichste, die seit einiger Zeit sehr viel kritischen Muthwillen in ihren periodischen Blättern ausgeübet haben: gerade, als ob sie die unverbesserlichen und untrüglichen Obermeister des deutschen Parnasses wären. Alle rechtschaffene Leute werden es diesen übertriebenen Dictatoren der gelehrten Welt herzlich gönnen, daß ihr Kützel hier einen nachdrücklichen Zuchtmeister gefunden hat.

Wir können uns hier aber nicht auf eine weitläuftigere Anzeige alles dessen einlassen, wodurch sie verdienter maßen eingetrieben worden. Vielleicht werden sie durch eine solche derbe Zurechtweisung klüger, und bescheidener: sonst dürfte ihnen noch dereinst ein härteres Schicksal bevorstehen.

Die eingeschalteten andern Betrachtungen sind angenehm zu lesen, ob sie gleich allerley paradoxe Materien abhandeln. Wir wollen nicht Bürge werden, daß sie alle Leser überzeugen werden; weil wir selbst nicht von allen überredet worden. Indessen lesen sie sich sehr gut, und werden zu angenehmer Abwechselung der Leser dienen.

XI.

Jugendliche Gedichte. Favete linguis; Virginibus puerisque canto. Horat.

Zweyte Auflage. Königsberg, bey Joh. Jakob Kantern, 1762. 8.

Die so bald wiederholte Auflage dieser Gedichte, scheint ein vortheilhaftes Vorurtheil für ihre Güte zu machen, ehe man sie noch selber liest: obwohl der heutige Geschmack in witzigen Schriften nicht eben der untrüglichste Probierstein ist. Denn wie manches geht nicht häufig genug ab, das gleichwohl bey einer gesunden Kritik den Strich nicht hält?

Wir hatten die erste Ausgabe nur aus Zeitungsblättern kennen gelernet, die uns eben keine Lust machten sie zu lesen. Freylich können aber solche Orakel trügen. Der neue Druck aber erwecket uns aus unsrer Gleichgültigkeit. Wir lesen sie, und finden uns überzeuget, daß der V. zum Dichter gebohren sey. Ein lebhafter Geist, eine feine Art des Witzes, scharfsinnige und neue Gedanken, und eine sinnreiche gar nicht gemeine Art des Ausdruckes, unterscheiden ihn von unzählichen Modedichtern. Noch mehr, wir finden an ihm auch Belesenheit, und einen ziemlich philosophischen Kopf. Lauter Eigenschaften, die einen Dichter lesenswürdig machen.

Gleich das erste Gedicht schildert uns die Einsamkeit auf eine so reizende Art ab, daß wir gegen An-

tonien,

tonien, an welche es gerichtet ist, eine Hochachtung bekommen, dafern sie es verstehen und hochschätzen kann.

Antonie, die kein Bild von leerer Schönheit blendet,
Die auch nicht Kronen lobt, wenn sie das Laster schändet,
Der Tugend zum Altar ihr großes Herz bewahrt,
Die Creuzens Muse schätzt, die Dorvals Scenen rühren,
Die über Thoren lacht, auch wenn sie Sterne zieren.
Die von der Menschen Glück so schön, so edel denkt,
Die Schwächern muthig trägt, oft über sie sich kränkt:
Wagt nicht mein Witz zu viel; ein Lied dir zuzuschicken,
Unfähig deinen Witz, durch Schönheit zu entzücken?
Ein Lied, das nicht Apoll in Götter-Seyten spielt;
Ein Lied, das das nur sagt, was meine Brust gefühlt.
Nein, nein, du nimmst es an, du lobst ja Deshoulleren ꝛc.

So klingt die Leyer unsers jungen Dichters, wenn sie ernhaft singt, und es ist uns leid, daß wir keine längere Probe davon abschreiben können. Es sind nur wenige Stellen, darinn die Nachahmung einiger neuern Dichter, den Hrn. Verf. zu gewissen unerlaubten Kühnheiten, wider die Sprachrichtigkeit und den zarten Wohlklang dahingerissen.

Die Ueberschrift des II. Gedichtes, Aussichten und Betrachtungen, leget ein Zeugniß davon ab. Denn was sind Aussichten für Dinger? Eben solche neue Modewörter, verstellen dieß, überhaupt zu reden, schöne Gedicht an Placiden, auch hin und wieder. Schade, daß sich auch gewisse Abweichungen von der Reinigkeit der Sprache darinn finden, z. E.

Natur ward mein Apell.

Denn welcher Deutsche redet so? Das umblitzte, umglänzte, durchzitterte, ein purpurn Abendroth, statt purpurnen, u. d. gl. Gespenster mehr, schrecken ein zartes Ohr, und feines Auge nicht wenig. Schade! noch einmal, daß ein so edler Geist nicht solche Steine des Anstoßes vermeiden will. Wir sagen mit Bedachte will. Denn er kann es gewiß. Sonst sind auch verschiedene Stücke in recht anakreontischem Geschmacke hier anzutreffen. Manche sind auch horazisch, ja gar virgilisch. Doch wir müssen abbrechen; indem wir bald anstatt jugendlicher Gedichte, die schon den kleistischen vorzuziehen sind, noch viel stärkere Früchte seines männlichen Geistes, bekommen möchten.

Ende des Ostermonds 1762.

Nouglo N.V. 1765

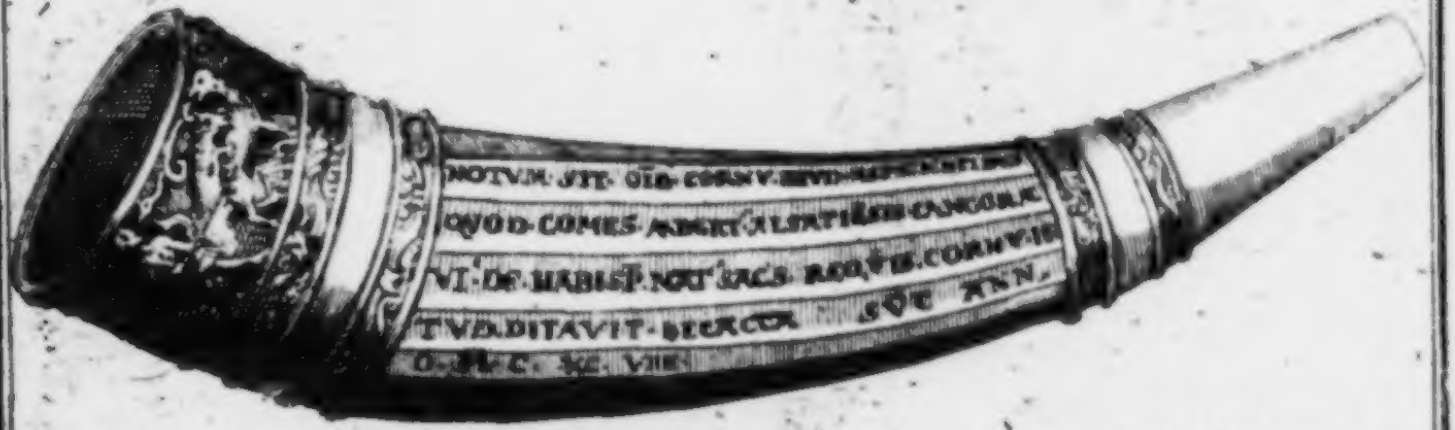

Abbildung des elfenbeinern drapischen Hornes, welches Albert von Habspurg Landgraf von Elsass 1198 dem Kloster Muren geschenket hat.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

JUVENAL.

Quis dabit Hiſtorico, quantum
daret acta legenti?

Wonnemond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. V. 1762.

welches ich weder leugnen, noch behaupten will. Sie funden neue Sachen, muſten alſo neue Benennungen machen; da denn eine Geſellſchaft eine Sache anders anſahe, als die andere, folglich verſchiedene Namen entſtunden. Nach der Zeit wirkte die Veränderung des Himmels und des Landes einen verſchiedenen Unterſcheid der Rede, daher neue Mundarten erwuchſen. Man vergaß etwas, und muſte hernach, wenn die Sache wieder vorkam, andere Benennungen machen, oder veränderte annehmen. Die Wörter wurden verändert, verſtümmelt, verlängert, anders gebeuget, Buchſtaben verſchluckt oder verſetzet. Man zog zwo Sylben oder zwey Wörter in eines zuſammen. Und da denn ein Volk anders verfuhr, als das andere: So warens verſchiedene Mundarten. Durch die Veränderungen, die die Zeit mit ſich brachte, wurden denn die Wörter unter einander verwechſelt: Man nahm fremde oder ſchon vergeſſene an, ſprach ſie anders aus, vergaß ſeine einheimiſche, welche wohl andere behielten. Alſo entſtund aus zwoen, dreyen oder mehreren eine neue Sprache. Z. E. die Franzöſiſche entſtund aus dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Brittiſchen oder alten Celtiſchen u. Deutſchen. Oder die alten wurden verſtellet. Ein Volk war vor dem andern, wie die Griechen; ein anders nach dem andern, wie die Lateiner, Franzoſen ꝛc. bemühet, ſeine Sprache vollkommen zu machen; da andere durch Nachläßigkeit oder durch Liebe zu den Ausländiſchen, ihre Sprache verſäumeten und verſtelleten. Alſo iſt es nicht wohl möglich den Urſprung der Sprachen recht

Inhalt.

I. Jo. Dan. Schœpflini Alſatia illuſtrata.

II. Joh. Lorenz von Moshelm, Sittenlehre der heiligen Schrift.

III. Einige Unannehmlichkeiten des Landlebens. Im Wonnemonde 1762.

IV. Henrici Guil. Clemmii, Novæ Amœnitates Litterariæ.

V. Des Hrn. von Voltaire Henriade verdeutſcht.

VI. Joh. Gottlob Bœhmii, Oratio, de Studii hiſtor. in Acad. Lipſ. ortu.

VII. Hrn. Wilhelm Robertſons Geſchichte von Schottland.

VIII. Godofr. Schütze Encomium Hamburgenſ.

IX. Des Hrn. Kanzlers von Aqueſſeau Reden und andre Werke, in zween Theilen.

X. Balthaſar Haugens Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Schwaben.

I.

Alſatia illuſtrata, Germanica, Gallica, Auctore Jo. Dan. Schœpflino, Conſ. & Hiſtoriogr. Regio. Colmariæ ex Typogr. Regia. 1761. fol.

Nunmehr hat die gelehrte Welt den zweyten Band, und Beſchluß des wichtigen Werkes erhalten, womit der berühmte Herr Rath Schöpflin, die deutſche Geſchichtkunde bereichern wollen. Der kleine Verzug, den man mit einiger Ungeduld ertragen hat, wird bey dem Anblicke dieſes zweyten Bandes ſeiner Alſatia niemanden gereuen: da die Vollkommenheit der Ausarbeitung und des Abdruckes ſelbſt, den Aufſchub ſattſam rechtfertigen, und die Leſer vollkommen ſchadlos halten. Bey Büchern von dieſer Art, kann man nicht leicht auf eine verbeſſerte zweyte Auflage Rechnung machen: folglich iſt es am beſten, wenn gleich die erſte, mit allem möglichen Fleiße ausgearbeitet worden; wie hier geſchehen iſt.

Der erste Band von dieser Alsatia, hat bekannter maßen, das unter den Römern zuerst bekannt gewordene Elsaß beschrieben: dieser zweyte Band liefert nunmehr den deutschen und französischen Zeitlauf desselben. Selbige gehen also bis auf unsre Zeiten: und also machet dieser Theil den Beschluß des ganzen Werkes aus. Es sind funfzehn Jahre, seit dem der Hr. Verf. dem Großkanzler von Frankreich D'Aguesseau zu Paris, den Entwurf dieses Werkes übergeben, und derselbe ihm gerathen hat: es nach demselben auszuführen. Aber einen solchen Entwurf aufzusetzen, der demselben überreichet werden könnte, hatte auch schon Zeit gekostet.

Dieser Band ist in den geographischen und genealogischen Theil abgesondert. Denn die Ordnung der Dinge ersoderte, daß der Hr. Verf. die ganze Einrichtung des Herzogthums, und die Beschaffenheit der Grafschaften und Herrschaften des Elsaßes, den Lesern vorlegen mußte, ehe er den Beherrscher desselben in Stammtafeln darstellen könnte. Die Ursprünge des deutschen Zeitlaufs aber, sind mit vielen Dunkelheiten verhüllet: und erst im XI. Jahrhunderte brach die Morgenröthe an. Denn da die Grafschaften in ältern Zeiten keine feste Namen hatten: so ward oft dieselbe Gegend bald Adelberds, bald Luitfrieds, bald Eberhards, Hugens, Alberigs, oder Guntrand Grafschaft genennet. Dieser Unbestand der Namen machet die Geographie dieser Landschaft sehr verwirrt.

Selbst

Selbſt in den Geſchlechtregiſtern kann man kaum etwas gewiſſes feſt ſetzen, ehe und bevor die Häuſer und Familien gewiſſe Stammnamen angenommen hatten. Dieſe Geſchlechtsnamen aber, nebſt den Wappen, ſind erſt im XI. Jahrhunderte entſprungen. Damals bekamen alſo die Herren und Grafen ihre Namen von den Schlöſſern und Städten, wo ſie ihre Sitze genommen hatten: und ſeitdem hat ſowohl die Geographie, als Genealogie zuerſt einiges Licht bekommen.

Je höher wir aber in der elſaßiſchen Geographie hinaufſteigen, deſto weitläuftigere Domainen finden wir von Kaiſern und Königen darinnen. Es hat eine Zeit gegeben, da alle Flüſſe, Wälder, Erzgruben, Münzen, Zölle und die meiſten Grundſtücke zu den königlichen Kammern gehörten; wo die Oberkeiten des Landes von Königen und Kaiſern auf gewiſſe Zeiten geſetzet waren; wo eine große Anzahl freyer Leute zu Kriegsleuten angeworben, und mit Grundſtücken verſehen wurden; damit ſie allezeit bereit ſeyn müßten die Waffen fürs Reich zu führen: woraus der Adel entſtanden. Allein durch die immerwährende und unmäßige Freygebigkeit der Könige von Auſtraſien und Deutſchland, gegen die geiſtlichen Orden, und den Bürgerſtand, imgleichen durch die häufige Verleihung der Regalien an die Güter der Ritterſchaft, ſind die Kammergüter in Erbgüter, und die Landjunker in Erbherren verwandelt worden: die lehnbare Gerichtsbarkeit und Gewalt der Landrichter aber iſt zu einem Eigenthume geworden.

In dieſem freyen Zuſtande nun der Großen und Städte des Elſaßes, iſt gar keine Art von Würden, Aemtern und Bedienungen, keine Stufe des Adels, keine Art und Einrichtung der Geſetze, Gerichte, oder Belehnungen, keine Art von Städten, Schlöſſern, Burgen, Kriegsleuten und ſtädtiſchen Regierungen, zu erdenken, davon nicht das Elſaß in ſeinen Gränzen, Beyſpiele geſehen hätte: ſo daß es an ſeinem Bezirke, ein kurzer Begriff des ganzen deutſchen Reiches heißen können.

Daß die vornehmſte Stärke des Reiches allezeit am Rheine ihren Sitz gehabt, hat ſchon zu ſeiner Zeit, der berühmte Schriftſteller des XII. Jahrhunderts, Otto von Freyſingen geſtanden. Das Elſaß, welches unter den Römern ſchon die Burgunder, Allemannen und Hunnen verheeret hatten, ward im Anfange des deutſchen Zeitlaufes von den Normannen und Ungarn in Schrecken geſetzet; und iſt den Kriegswettern ſo oft ausgeſetzet geweſen, als zwiſchen Frankreich und Deutſchland Unruhen entſtanden. Dieſe mächtige Vormauer des Oberrheines, die ſonſt den Deutſchen nach Frankreich das Thor öffnete, öffnet es itzo den Franzoſen nach Deutſchland.

Die ſchweren geographiſchen und genealogiſchen Knoten hat der Hr. Rath Schöpflin, nach Art der Meßkünſtler, und Naturkündiger aufgelöſet. Die angenommene Hypotheſe der Zeit, wenn ſie ſich zu den Oertern, Perſonen und andern Umſtänden der Sachen ſchickte; hat er ſo lange für wahr gehalten,

halten, bis man ihn eines beſſern belehren wird. Von den alten Geſchlechtstafeln der vormaligen Genealogiſten aber, hat er alles abgeſchnitten, was nicht aus tauglichen Urkunden und Briefſchaften erwieſen werden konnte.

Es iſt nämlich nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, daß das Elſaß, bey allen ſeinen harten Schickſalen, doch das Glück genoſſen, daß die Freyheitsbriefe, Diplome und Urkunden, die Regiſter, und andre Schriften ſo vieler Kaiſer und Könige, ganz und unverletzt erhalten worden. Dieſe Ueberbleibſel zählet man billig unter die vornehmſten Schätze und Zierden vom Elſaße; und darinn giebt es keiner deutſchen oder galliſchen Provinz etwas nach. Dieſen Schatz nun, den der Hr. Verf. aus allen Archiven, und ſowohl öffentlichen als beſondern Behältniſſen, ſo viele Jahre her geſammlet hat, wird die Alſatia diplomatica liefern, welche den dritten und letzten Band dieſes Werkes ausmachen wird, welches er itzo ſchon unter die Preſſe gegeben hat. Denn die Alſatiam ſacram und litteratam, will er in beſondern Bänden ans Licht ſtellen. Soviel aus der Vorrede.

Der erſte Abſchnitt des ersten deutſchen Zeitlaufes, liefert die geographiſch politiſche Beſchreibung des Elſaßes. Selbiger hält 778 Jahre in ſich, und geht von der Theilung des lotharischen Reiches, bis auf den weſtphäliſchen Frieden. Dieſe Zeit iſt an großen Dingen fruchtbar geweſen. Die Herzoge und Landgrafen von Elſaß, und die Häuſer der

Grafen von Habsburg und Oesterreich, Lothringen und Baden sind daher entsprungen. Wieviel Freyherren, Ritter, Städte, Schlösser, Burge sind nicht daraus entstanden! Ja selbst die Buchdruckerey soll daher ihren Ursprung haben.

Als Ludewig der Fromme, Karls des Großen Sohn, die ganze fränkische Monarchie unter seine drey Söhne theilete, bekam Ludewig, der zweyte in der Ordnung Deutschland, und bey der fernern Theilung des lotharischen Reiches, um 870 kam Elsaß mit denen am Rheine liegenden Landschaften auch dazu. Als König Arnulf seinen natürlichen Sohn Zwentebulch zum Könige des lotharischen Reichs machte, gehörte das Elsaß mit dazu, und gieng vom deutschen Reiche zu Lehn. Da aber fünf Jahre hernach Zwentibulch, um 900, von den Lothringern erschlagen ward, kam es wiederum zu Deutschland: wobey es hernach allemal geblieben ist.

Die Gränzen vom Elsaße sind gegen Morgen allezeit der Rhein gewesen. Gegen Mittag gieng es anfänglich bis über den Berg Jura; nachmals aber nur bis an den Jura: so daß auch Basel, Stadt und Bisthum dazu gehöret haben. Nach vierhundert Jahren gewann das Elsaß gegen Norden, was es gegen Mittag verlohren hatte. So ist denn das Elsaß unter den Franken am weitläuftigsten, unter dem zweyten Achschnitte des deutschen Zeitraumes aber, am kleinsten gewesen.

Nach dem Anfange des X. Jahrhunderts ſetzte König Conrad, einen von den ſchwäbiſchen Herrn, Burcharden, zum Herzoge vom Elſaße, und von Allemannien; welche Verbindung bis zum Ende deſſelben gedauret. Dieſe Herzogthümer haben ganzer 352 Jahre, erſt unter Herzogen verſchiedener Häuſer, hernach unter den Saliſchen und Stauſiſchen Familien beſtändig geblühet, bis ſie mit dieſen verfallen. Die Einfälle der Hungarn, die ganz Schwaben und Elſaß verwüſteten, hatten dem Könige Conrad Gelegenheit gegeben, dieſe Herzogthümer zu ſtiften. So waren denn in Deutſchland damals bey den fünf größern Völkern, fünf Herzogthümer; Lothringen, Schwaben, Franken, Bayern und Sachſen. Das Elſaßiſche aber, ward zwiſchen den drey erſtern, als ein kleineres zwiſchen größern errichtet, und zum Schwäbiſchen gerechnet, weil die Allemannen, nach Vertreibung der Römer, es inne gehabt hatten, und beyde insgemein von einerley Herren regieret worden.

Außer dieſem iſt das Elſaß in die obere und niedere Landgrafſchaft getheilet worden; deren Erklärung hier der Hr. Verfaſſer deutlich giebt; und zeiget, daß ſie bald Gograven, bald ſchlechtweg, Graven, bald franzöſiſch Vicomtes genennet worden. Hiebey werden Chifflet, Blondel, Schurzfleiſch und Hergott wiederlegt, die erſt nach erloſchnen herzoglichen Häuſern die Landgrafen entſtehen laſſen. Es werden die Gränzen von beyden ausgemachet; die öſterreichiſch-elſaßiſche Würde un-

terſuchet, und endlich angemerket, daß die einzige heſſiſche Landgrafſchaft, allezeit ein fürſtliches Lehn geweſen; und gleich von ihrem Urſprunge her, Herren aus fürſtlichen Häuſern gehabt.

Am Ende des XV. Jahrhunderts haben die Erzherzoge von Oeſterreich, das Elſaß oft aus Noth verpfänden wollen; ja endlich hat Sigismund es wirklich für 80000 Goldgülden an Karlen den ſtreitbaren, Herzog von Lothringen verſetzet; obgleich ſein Vorgänger den Ständen ſein Wort gegeben hatte, daß es niemals geſchehen ſolle. Doch wir können uns auf ſolche beſondre Dinge nicht ferner einlaſſen.

Es werden in dieſem prächtigen Werke nicht nur die alten Wapen der Landgrafſchaften, Grafſchaften und Herrſchaften, ſondern auch die Abbildungen der vornehmſten Städte und Schlöſſer, der Siegel, der Denkmäler und Münzen, vom ganzen Elſaß, in ſaubern Kupfern, angetroffen. Von den erſten finden wir Altkirchen, Pfirt, Thann, Belfort, Hüningen, Enſisheim, Gebweiler, Ruffach, Neubreyſach, Zabern, Burweiler, Molsheim, alt und neu Benfeld, Fortlouis, Lautenburg, Straßburg, (und dieſes zwar theils wie es unter den Deutſchen, theils itzo unter Frankreich befeſtiget worden; theils im Proſpekte, und endlich, ſeit ſeinem Urſprunge in dem allmählichen Wachsthume abgebildet) alt und neu Hagenov, alt und neu Colmar, alt und neu Seleſtadt, alt und neu Weiſſenburg, alt und neu Landau, Oberrheinheim, Rosheim,

heim, Münſter, Turingheim, Kaiſersberg und Rappoltsweiler. Und hiermit ſchließt ſich der geographiſche Theil unſrer Alſatia: doch ſo, daß außer benannten Städten, auch alle andre merkwürdige Oerter, zureichend beſchrieben, und mit ihren Merkwürdigkeiten abgeſchildert werden.

Der zweyte genealogiſche Theil dieſes Werkes iſt nicht weniger ſtark und erheblich. Das erſte Hauptſtück entwirft das Etichoniſche Geſchlecht, durch die Luitfriediſchen und Eberhardiniſchen Häuſer, bis auf unſre Zeiten. Es wird dem Elſaße zu großer Ehre angerechnet, daß ſowohl das ganze öſterreichiſche Haus, welches Deutſchland 300 Jahre lang Kaiſer gegeben, als auch das Lothringiſche, deſſen letzter Herzog ſich mit der letzten Erbinn des vorigen vermählet, und alſo ein neues lothringiſch-habſpurgiſches Haus geſtiftet, aus dem elſaßiſchen Hauſe der Etichone entſprungen: ſo daß das Elſaß eine ſo lange Reihe von Regenten, Herzogen, Königen und Kaiſern mit Erſtaunen anſieht, die aus ſeinem Schooße entſproſſen, und allem Anſehen nach, noch viele Jahrhunderte in ihren Zweigen und ſpäten Enkeln, einen großen Theil von Europa regieren werden.

Hr. Rath Schöpflin ſtellet hier die verſchiedenen Geſchlechtstafeln der Genealogiſten, des Vigners, Eccards, Herrgotts und endlich ſein eigenes dar: die alle darinn eins ſind, daß ſie das habſpurgiſche

Haus

auszumachen; vielweniger zu sagen, in was für einem Lande ein jedes Wort erfunden worden, ob es echte, einheimische oder ausländische Wörter sind: Weil die alten Geschichte dunkel und unvollkommen sind, die Veränderungen sich gar zu häufig zugetragen und die Vielheit der Worte es unmöglich machet. Es ist auch nicht nöthig: Denn ein Schall ist so gut als der andere, wenn er nicht gar zu beschwerlich, allen bekannt ist, und vollständige Begriffe damit verknüpfet sind. Es ist genug, wenn er durch langen und durch vielen Gebrauch das Bürgerrecht in einer Sprache bekommen hat, und man kein bequemeres Wort weis. In welchem Falle wir noch berechtiget sind, von andern geschickte Wörter anzunehmen, davon zu anderer Zeit ein mehreres. Der englischen Sprache soll es, nach Hrn. Arnolds Meynung in der Vorrede zur englischen Sprachkunst, eine Zierde und Ruhm seyn, daß sie aus allen Sprachen, die besten Wörter angenommen hat.

§. 12. Gleichwie die Zeit und Ordnung des Ursprungs der Sprachen nicht gewiß zu bestimmen ist: Also kan man auch nicht allemal gewiß sagen, welche Sprache von der andern herkommt. Als einige leiten die deutsche Sprache von der Schwedischen, Griechischen und Scythischen her: Andere aber, wie Morhof und Prasch, die Griechische und Lateinische von der alten Deutschen oder Scythischen, welches zu anderer Zeit zu untersuchen ist. Vorizo ist uns genug, daß wir die Verwandtschaft sehen. Unter den Sprachen sind gewisse Stamm- und Grundsprachen, von welchen die andern als Töchter herstammen, die denn auch mehrentheils

der

Haus vom Eticho Herzoge von Allemannien und Elsaß herleiten; der in der Hälfte des VII. Jahrhunderts 666 gelebet hat; in unzählichen andern Stücken aber weit von einander abgehen.

Alle diese und viele andre genealogische Untersuchungen, werden mit den Abbildungen von bischöflichen baselischen, und straßburgischen Münzen, mit Siegeln, Denkmälern, Schnitzbildern, auch in Kupfer gestochenen Urkunden, erläutert. Darunter ist unter andern ein elfenbeinernes Jagdhorn merkwürdig, welches in seiner wahren Größe abgebildet wird, und itzo zu Wien aufbewahret wird, wo es der Hr. Verf. 1737. abzeichnen lassen. Wir liefern selbiges auf dem Titel unsers Monaths, und bemerken, daß es vielleicht zur Erklärung der oldenburgischen, tundrischen und flensburgischen silbernen und goldenen Hörner dienen kann, davon Wormius und andre ganze Abhandlungen geschrieben haben.

Ueberhaupt muß man gestehen, daß Hr. Rath Schöpflin, der sich schon durch soviel andre Schriften unsterblich gemachet, sich durch dieses große Werk vollend der Ewigkeit versichert hat.

II.

Joh. Lorenz von Mosheim, Sittenlehre der heiligen Schrift. Sechster Theil. Helmstädt bey Christian Friedrich Weygand 1762.

Obgleich die christliche Sittenlehre nicht eben zur Zahl der schönen Wissenschaften gehöret: so verdienet doch dieß Werk in soweit in unsrer Monathschrift erwähnet zu werden; als die schönen Wissenschaften, die sein großer Urheber vorzüglich in beyden Sprachen besaß, in die Ausarbeitung desselben, den größten Einfluß gehabt. Die freyen Künste haben nun einmal das voraus, daß sie ihre Liebhaber reichlich belohnen; ihre Verächter aber empfindlich bestrafen. Ein Schriftsteller dieser letztern Art, verräth sich allemal, durch seine rauhe und finstre Art zu denken; so wie durch seinen ungeschlachten und ungehobelten Ausdruck. Alles, was er saget und schreibt, ist trocken und mager, ja sehr oft dunkel und verworren. Das machet, er hat den gelehrten Gratien niemals geopfert, die angenehmen Musen nicht verehret, und also keine Reizungen des Vortrages von ihnen zum Geschenke bekommen. Die Früchte ihrer Federn werden alsobald verächtlich, und gerathen ins Vergessen. Ihr rauher und wilder Anblick, locket ihnen weder Käufer noch Leser herzu. Man leget sie ganz kalt, ja zuweilen gar verdrüßlich beyseite; sie werden

den in kurzem vergessen und haben mit dem Staube und den Motten zu kämpfen.

Ganz anders ist es mit den Freunden der schönen Wissenschaften und ihren Werken beschaffen. Die süße Nahrung, womit sie von Jugend auf ihre Geister genähret, hat sich unvermerkt in ein gesundes und munteres Blut verwandelt: welches, so zu reden, mit Lust, durch alle ihre Gedanken, strömet. Die Munterkeit belebet alle ihre Einfälle: und eine lebhafte Farbe, blicket aus allen ihren Ausdrücken hervor. Milch und Honig fließt aus ihren Worten, in die Gemüther ihrer Zuhörer und Leser. Sie verschönern durch ihren annehmlichen Vortrag auch die trockensten Materien, die unter andern Federn fürchterlich gewesen wären. Ihr lichter Verstand bestralet auch die finstersten Winkel der Wissenschaften, mit einem hellen Glanze: und so sieht man in ihren Schriften dasjenige heiter und klar, was man in andern mühsam, und nicht ohne Verdruß hätte errathen müssen. Kurz, ihre Werke werden beliebt, gesuchet und gelesen, und nach späten Zeiten noch hochgeschätzet.

Hic meret æra liber Sosiis; hic et mare transit,
Et longum noto Scriptori prorogat ævum. HOR.

Solch ein Schriftsteller war Mosheim, die Ehre unsers Jahrhunderts, der Cicero Deutschlandes, der sowohl im Latein als im Deutschen, von der Stärke jenes großen Römers belebet ward; ja in dem die Natur gleichsam zeigen wollen, wieweit es ein deutscher Kopf,

ein

ein deutscher Mund und eine deutsche Feder bringen könnte. Die schönen Wissenschaften, die ihn von Jugend auf genähret hatten, breiteten ihre Reizungen auf alles aus, was er dachte und schrieb. Alles erhielt einen neuen Glanz durch seine Worte: er mochte nun, wie in seinem Cudworth, die tiefsten Wahrheiten der Metaphysik aufklären; oder wie in seinem deutschen Origenes, und heil. Reden, die Wahrheiten der christlichen aufheitern; oder wie in seiner Kirchengeschichte, die Dunkelheiten der Kirchenväter und Ketzereyen erhellen; oder wie in dieser Sittenlehre, die Tugend und Gottesfurcht der Menschen befördern wollen. Alles schmecket nach dem schönen Geiste, den er besaß; alles zeiget uns den Redner, den muntern Kopf, den feinen Witz, den geläuterten Geschmack, in Gedanken und Redensarten.

Bey dem allen nimmt uns nicht mehr Wunder, als daß ein so großes Licht [redacted] Vaterlandes, noch von keiner, dieser Arbeit gewachsnen Feder, weder mit einer anständigen Lobschrift, noch mit einer seiner würdigen Lebensbeschreibung, beehret worden. Hat denn das Lesen seiner unvergleichlichen Schriften uns noch keinen neuen Mosheim erwecken; oder ihm doch wenigstens, einen rechtschaffnen Lobredner verschaffen können?

Allein wir wollen nicht vor der Zeit verzagen. Hier steht ein würdiger Zögling des größten Lehrers auf, der mit aller Bescheidenheit das Herz fasset, seines Gamaliels Fußtapfen zu betreten. Der Hr.

Rector Miller in Halle, der sich bisher mit sehr schönen moralischen Versuchen auf die vortheilhafteste Art, als einen Meister in dieser Art von Wahrheiten bekannt gemachet, hat sich endlich entschlossen, dieß große Werk anzugreifen; und das zu vollenden, was sein ehemaliger Lehrer unvollkommen hinterlassen. Er leistet also dem Kanzler von Mosheim eben den Dienst, welchen Hr. Prof. Hanov von Danzig dem Freyherrn von Wolf leistet. Ja er greift diese Arbeit mit gleicher Geschicklichkeit an; so daß man gestehen muß: sie hätte entweder durch seine Feder, oder ganz und gar nicht fortgesetzet werden müssen. Diese Geschicklichkeit nun beweget uns zu urtheilen, daß niemand so geschickt seyn würde, uns auch eine historische Lobschrift Mosheims zu liefern, als eben der Hr. R. Miller: der so glücklich auf dem Pfade dieses großen Mannes einhergehen kann.

Die Vorrede des Hrn. Verf. ist ein Muster der Bescheidenheit. Er stellet sich mit derjenigen Freudigkeit, welche das innere Bewußtseyn der redlichsten Absichten wirken kann, dem Leser dar; und erwartet in völliger Gelassenheit ein billiges Urtheil: welches vielmehr die Tugend, als ihn selbst angehen soll. Sollte dieses gut ausfallen, so wird er den Zweifel desto glücklicher besiegen, womit er bisweilen unter dem Gefühle der Arbeit gekämpfet hat. Es war dieser: ob der Auftrag dieser Ausarbeitung, eine Art des Berufes der Vorsehung; oder nur eine Versuchung und Prüfung gewesen

wesen sey? Seine Blödigkeit dabey machet ihm allerdings Ehre.

Die Fortsetzung der mosheimischen Sittenlehre war längst versprochen; und ward mit Ungeduld erwartet. Der Eidam des Hrn. Kanzlers, ein berühmter Lehrer zu Erlangen, hatte sie übernommen. Man konnte in der That alles von ihm erwarten; da er auch die Aufsätze des sel. Mosheims zu allerley Schriften in die Hände bekommen hatte. Man erhielt wirklich von ihm die Anweisung zur Gottesgelahrheit, und das protestantische Kirchenrecht; zwo ausgefertigte Vorlesungen des Hrn. Kanzlers. Allein die Bemühungen dieser Art erschöpften seine Kräfte, sonderlich die Schärfe seiner Augen. Zur Sittenlehre hatte er keinen Vorrath erhalten; und sie mußte ganz von neuem ausgearbeitet werden. Hr. von Windheim entsagte also dieser großen Arbeit, und gab zu verstehen, daß sie von andern Händen geschehen müßte.

Der Verleger zog also Hrn. Rector Millern zu Rathe: von wem er hier den besten Beystand erwarten könnte? Er und seine Freunde brachten die größten und würdigsten Theologen in Vorschlag, die Mosheims Riesenschritten am besten folgen könnten. Allein andere Geschäffte hinderten dieselben gänzlich. Der Verleger [illegible] also abermal auf ihn selbst; bis er sich einem [illegible] freundschaftlichen Ansinnen überlassen mußte. Es kostete aber doch manchen Kampf. Mit der Wage des Heiligthums in der Hand, saget er, habe er jene glän-

zenden Wörter zu leicht befunden, die eitle Herzen, so oft verleiten, sich auf Höhen zu versteigen, darauf sie sich vom Wege der Wahrheit entfernen.

Gleichwohl gab allen Ueberredungen das innere Gefühl des Hrn. Verf. den meisten Nachdruck, daß er sich von Jugend auf fleißig auf die Sittenlehre beflissen, und die Schriften der Alten und Neuen von den sittlichen Pflichten, vorzüglich gelesen; ja daß er auch ein vertrauter Schüler des sel. Mosheims gewesen; ja in dem Geschmacke, den er von ihm gelernet, seit zehen Jahren moralische Schriften ans Licht gestellet; die wegen ihres leichten und ungeschminkten Vortrages, nicht ohne Nutzen gewesen. So sehr ihn indessen dieses rechtfertigen könnte, eine eigene Sittenlehre zu schreiben: so unzulänglich wird es vielen noch bedünken, die mosheimische Sittenlehre fortsetzen zu wollen. Er meynet, man werde ihm zurufen:

„Kennet ihr auch das Werk, davon wir schon fünf Bände haben, u. die eben soviel augenscheinliche Denkmäler des größten Geistes unter den Gottesgelehrten sind? Habet ihr auch die großen Vorzüge desselben sattsam eingesehen, und das geringe Maaß eurer Kräfte damit verglichen? Wie war es euch, nach solcher Untersuchung, noch möglich, euch an eine Arbeit zu wagen, die unstreitig mehr als mittelmäßige Gaben heischete; wenn sie mit ihrem großen Urbilde nur einige Aehnlichkeit haben sollte? Welcher Künstler getrauet sichs, zu einer unvollendeten Bildsäule des Phidias und Praxiteles, die noch fehlenden Gliedmaßen anzusetzen? Oder ist es euch unbekannt,

kannt, daß sich noch kein Kunstrichter an die Ergänzung einiger unvollkommenen Schriften der Alten gewaget hat? u. s. w.„

Der gelehrte Hr. Verf. antwortet auf alle diese Einwürfe, und meldet zum Ueberflusse: daß er nicht eher den ersten Bogen dieses Buches unter die Presse gegeben, bis schon der letzte aus seiner Feder geflossen gewesen. Darauf giebt er von der Ordnung der abgehandelten Materien Rechenschaft.

Was die größere Ordnung des ganzen Werkes betrifft, so hat er billig da anfangen müssen, wo sein großer Vorgänger aufgehöret hatte. Der sel. Kanzler hatte zuerst von der innerlichen, sodann von der äußerlichen Heiligkeit der Christen handeln wollen. Diese Ordnung leitete ihn im V. Theile zu den Pflichten der äußerlichen Heiligkeit der Christen, in welchen sich die innere wirksam erweisen muß. Diese werden in allgemeine und besondre abgetheilet. Jene liegen allen Christen ob; Diese können nur in gewissen Ständen und Lebensarten statt haben. Denn der Christ, kann theils in der natürlichen, theils in der bürgerlichen, theils in der geistlichen Gesellschaft betrachtet werden. Dieß ist der ganze Hauptentwurf der mosheimischen Sittenlehre.

Davon hat nun der Hr. Verf. das im V. Th. noch nicht vollendete Hauptstück, von den Pflichten des äußerlichen Gottesdienstes, nach der 89. S. des V. Theils abgehandelt. Nur bloß den Eifer für die Ehre Gottes hat er übergangen, der schon im IV. Theile ausführlich vorgekommen war. Herge-

gen vom Fasten hat er gehandelt, welches von zween großen Kirchen, als ein Mittel der Heiligkeit angesehen wird. Darauf hat er von den Pflichten, die wir uns selber schuldig sind, gehandelt; und dabey noch mehr besondre Pflichten erkläret, als der Hr. Kanzler im IV. Theile a. d. 233. S. vorgezeichnet hatte. Er wird dieß auch bey den Pflichten gegen andre thun, und mehrere abhandeln, als er auf der 241. und 248. S. desselben Theils angezeigt findet.

Was die innere Ordnung bey Abhandlung jeder Tugend betrifft, so hat der Hr. Rector Miller jede zuförderst aufs deutlichste erkläret; um alle Dunkelheit und Zweydeutigkeit, zumal in Ansehung der Scheintugenden, zu vermeiden. Wörter und Redensarten der Schrift mußten hier erkläret werden; und es sind auch Charaktere, mehrentheils aus wirklichen Geschichten gezeichnet worden.

Durch diese Erklärungen hat er sich den Weg zu den Beweisen gebahnet, und erleichtert. Gott allein kann befehlen: aber ein jeder Lehrer muß darthun, daß das, was er vorschreibt, entweder mit klaren Worten gebothen worden, oder durch richtige Folgen daraus fließt. Diese Beweise nun sind entweder allgemein, oder besonders. Jene fließen aus dem dreyfachen Inhalte der drey göttlichen Werke, der Schöpfung, Erlösung, und Heiligung; diese aber sind solche, woraus jede einzelne Pflicht herfließt. Diese werden aus der innern Natur derselben hergenommen, und mit den Bewegungs-

Grün-

Gründen dazu bestätiget. Endlich werden auch die Hindernisse derselben beyseite geschaffet: und alles auf gehörige Art erläutert.

Diese ganzen Ausführungen nun, sind in einer so reinen, fließenden, edeln und rührenden Schreibart abgefasset, wie man sie von einem würdigen Lehrlinge Mosheims erwarten konnte: und wir wünschen eine ununterbrochene Fortsetzung davon zu erhalten.

III.

Einige Unannehmlichkeiten des Landlebens, im Wonnemonde 1762.

O weh! und mehr als weh! dem, der entfernt von Städten,
Verdammt ist, in den Sand des todten Dorfs zu treten;
Wo Garten, Busch und Feld die Reizung selbst verliert,
Die in der Städte Ring ein suchend Auge rührt:
Wann müde von der Pracht erfindungsvoller Sachen
Es in dem Grünen sucht, Veränderung sich zu machen;
Und von Natur und Kunst geschmackvoll alles zieht,
Was in der Dinge Reih und uns zum Nutzen blüht.

Man rühme, wie man will, die Lust des Schäferlebens;
Ich such in ihm die Lust, die immer reizt, vergebens.
Stets stumm, stets einerley, stets Sand, stets Feld, stets Wald:
Wahrhaftig! dieses sey der Wilden Aufenthalt!

der Mutter Buchstaben behalten, und untereinander solche, die eine Mutter erkennen, Brüder und Schwestern sind. Solche Stammsprachen sind die Hebräische, Griechische, Deutsche, Slavonische und Lateinische. Je mächtiger und älter ein Volk ist, je weiter hat sich dessen Sprache ausgebreitet, wie die Griechische, Lateinische, Arabische und Deutsche. Von der hebräischen Sprache kommt die Habeßinische, Chaldäische, Syrische, Samaritanische, Arabische u. d. g. Von der Lateinischen, stammet die Französische, Italiänische, Spanische und Portugiesische her. Aus der Scythischen, die Deutsche, Gothische, Holländische, Dänische, Schwedische, Isländische, Englische, und Schottische. Aus der slavonischen Sprache kommt die Polnische, Böhmische, Rußische u. Wendische. Die persische und deutsche Sprache haben in Wörtern, der Wortfügung und Beschreibung mit einander eine grosse Aehnlichkeit. u. s. w.

§. 13. Nicht weniger ist es unmöglich die **Anzahl aller Sprachen zu bestimmen.** Einige haben wollen etliche siebenzig zählen, und haben das Gebeth des Herrn in denselben zur Probe zusammen drucken lassen. Allein diese Zahl ist nicht gewiß und beständig. Denn es sind zu einer Zeit mehr Sprachen, als zu anderer, und was einer eine Sprache nennet, möchte ein anderer wohl nur eine Mundart heissen. In der einzigen Provinz Albanien sollen, nach Strabons Bericht, 26 Sprachen gewesen seyn, und Mithridates, König in Pontus und Bithynien, muste in 22 Sprachen Gericht halten. Dabey ist höchlich zu

Die mit dem Vieh im Paar auf öden Wiesen gehen,
Wo Blumen ohne Reiz, weil Phillis fehlet, stehen.
Ja! wäre Phillis hier: so ists die Phillis nicht,
Von der man in der Stadt, von ihr getroffen, spricht.
Vom Schönen können nur auch Schönen Urtheil fällen:
Wer aber ist hier schön, in Scheunen, Feld und Ställen?

Ein Cronegk preise nur die Lust der Einsamkeit!
Ganz recht! ich liebe sie; raubt sie nicht ganz die Zeit.
Des Tages stundenlang tief in sein Herz zu dringen,
Dieß kann in Einsamkeit am glücklichsten gelingen.
Des Geists Aufmerksamkeit dringt ungestört aufs Ziel:
Und Cato war allein, wann Plato ihm gefiel.
Der Gegenstände Schwarm zerstreuet die Gedanken,
Die voller Unbestand von dem auf jenes wanken.
Doch, Tage lang, wie todt, von euch verlassen seyn,
Ihr Freunde! reißt den Muth, den ihr mir bildet, ein.
Der Harm, des Landes Gott, vertheilet hier die Tage,
Vermindert ihre Lust, und mehret ihre Plage.
Er schläft mit uns und fährt; und reitet mit; und geht!
So daß er, Schweizern gleich, an unsrer Thüre steht!
Wahr ists; ein schönes Kind kann diesen Gott verjagen;
Doch öfters wird es auch die Macht des Gottes tragen.
Wann er und sie nun stumm, auch in dem Grünen sind;
So flüstre, wie du willst, du holder Westenwind!
Du wirst nur unsre Pein vielleicht zusammen blasen;
Indessen drücket uns der niemals weiche Rasen;
Der, wenn er unter uns auch Klee und Veilchen treibt,
Uns immer härter doch, als Klee und Sammet, bleibt;
Ja, dessen Silberthau dem schönen Fuß oft schadet,
Um den zu sehn allein Stez sich in Thränen badet.

Aurora blickt hervor; wohlan! hinaus! ins Feld!
Eh uns des Phöbus Glut in öden Zimmern hält.
Hinaus! der Caffeedampf wird uns entgegen düften;
Das Vieh blökt schon im Stall, und sehnt sich nach den Triften;
Ein Wunder! wenn der Laut uns, faules Volk! erweckt;
Die Nachtigall gefällt; des Hirten Horn erschreckt.
Doch, Philomele schweigt, und Egg' und Hack, und Pflüge
Schleppt man mit wildem Schreyn, und fluchet wie im Kriege.

Des Dorfes Schönheit kömmt; es zeigt ihr rother Arm:
Es mach ein wallend Blut ihr Herz und Adern warm.
Ihr aufgeschürzter Rock verräth uns Knie und Waden;
Die Hans, = doch sacht! es ist die Schönste der Maiden.
Das Auge wird gestraft, wann es hier schalkhaft ist;
Was man erblickt und reucht, ist Landlavendel: Mist!
O Mist! fruchtbarer Geist von diesem öden Leben!
Was würde nicht das Land, wanns dich nicht hätte, geben!
Verderb, o Ephraim! um reich zu seyn, nicht Gold:
Pacht unsers Landes Mist: so giebst du Fürsten Sold.

Die Sonne sticht, mein Kind! es ist Zeit umzukehren;
Die fetzte Buttermilch soll uns den Durst verwehren.
Doch, Schockolade wird wohl immer besser seyn:
Mein ganzer Weinberg giebt kein Fäßchen Ungarwein!
Wohl! die Gesellschaft wird den Mangel schon ersetzen;
Des Dorfs Apostel kömmt mit seiner Weisheit Schätzen.

Vielleicht bringt er so gar die Schön' im Friesrock mit,
Um die, als Mentor, er so manchen Nachruf litt.
Der Priester schämt sich nicht der lüderlichsten Thaten,
Die ihm als Renommist, in Wittenberg gerathen:
Indeß die liebe Frau der Gnädigen erzählt,
Wie das Gesinde murrt, und sie der Dezem quält.
Ein Dorftribonian erquickt uns mit Prozessen;
Versalzt dem Pfarrn das Recht, und uns gar oft das Essen.
Kömmt nicht das Zeitungsblatt, der Russen Umtritt, vor;
So steigt der Landwein noch auf frommer Stirn' empor.

Der Tisch wird abgeheckt, und sechs paar lange Pfeifen
Um Gottes Willen ja! sieht man die Herrn ergreifen;
Da hüllet jeder sich in solchen Dunstkreis ein,
Daß sie unkennbar fast dem alten Schösser seyn:
Der, als ein Schmauch bey Hof, um diese Herren schleichet,
Und kaum zum ganzen Dank, ein Dank euch Gott! sie reichet.

Der Schösser eilt aufs Feld; der Junker auf das Bett,
Wo er der Mahlzeit Lust mit Jähnen endiget.
Die lange Weil ersetzt ein Schlaf voll süßer Träume,
So, wie sie mir entgeht, wann ich die Landluft reime.
Wann es nun kühle wird, und Tag und Sonne sinkt;
Ist Aron wieder da, der tapfer ißt und trinkt.
Wie glücklich ist der Herr, deß Dorf dieß Werkzeug heget:
Weil sonst ein Wurm gar oft den andern widerleget.
Wie aber ist es dann, wenn auch das Beyspiel fehlt,
Das vom Apostelvolk ein armes Dörfchen zählt?
Da muß des Junkers Geist, wie Bären, von sich zehren,
Dem edlen Wurme kann kein Schlechterer, Stoff gewähren.

Der

Der Zeit gedenk ich nicht, der Zeit voll Blut und Leid,
Der unſrer Söhne Stamm erhitzt Vertilgung bräut;
Wo Dirnen ſelbſt ſogar der Furchtſamkeit vergeſſen,
Und Küch und Tiſch und Bänk mit Strömen Blutes näſſen;
Wo ſelbſt des Grafen Haus ein Haus des Metzgers wird,
Und Junker Fritz, als Held, im Blute ſich verirrt.
Ich will des Winters nur, der Städte labt, gedenken,
Und weiter euch ein Bild, das mich ſelbſt ärgert, ſchenken.

Das ſchönſte Dorf iſt nicht dem ſchlechtſten Städtchen gleich;
Das Städtchen ſcheint, gewiß! dagegen als ein Reich.
Ich kann ja in der Stadt das Land mit Lärmen paaren,
Und in dem Lärm die Luſt der Einſamkeit erfahren.

Ein traurig Muß zwingt mich zur öden Einſamkeit,
Und dieſe ſey verflucht, wann ſie mich nicht erfreut:
Wann ſie mich zwingen will, ſie Lärmen vorzuziehen,
Vor dem die Thoren nur, nicht eben weiſe fliehen.
Diogenes war ſtolz bey aller Demuth Schein;
Man kann im Lärmen ſo, wie einſam, weiſe ſeyn.

Mein Kroſſen! ſey beglückt! ich kennt' in deinen Mauren
Nichts weiter, als die Zeit, die mir entflog, bedauren.
Im Sommer warſt du Land, im Winter oft Berlin:
Bezwungen muß ich dich, geſchmücktes Städtchen! fliehn.

Schönaich.

IV.

Henrici Guil. Clemmii, Prof. Publ. O. et Eccl. Stuttg. Novæ Amœnitates Litterariæ. Fasc. I. Stuttg. sumt. Jo. Ben. Mezleri 1762. 8 maj. plag. 9.

Es hat schon mehr solche Amœnitates litterarias, oder gelehrte Belustigungen gegeben; die nicht übel aufgenommen worden. Diese haben aber aufgehöret, und gegenwärtige sollen ihre Stelle ersetzen. Sie werden indessen nicht nur von philologischem, sondern auch von historischem, philosophischem und theologischem Inhalte seyn, und sich von ganz andern Verfassern herschreiben. Ja sie werden zuweilen auch von Auszügen aus alten und neuen Büchern eine Würze bekommen. Ob die Verfasser derselben auserlesen genug seyn werden, wie der Herr Sammler glaubet, wird dieß erste Stück zeigen. In jeder leipziger Messe, soll ein solches Bündlein derselben, als dieses ist, ans Licht treten.

Das erste Stück, ist hier eine Einladungsschrift des Hrn. Prof. Volzen, herzogl. Antiquars, Historia Numophilacii Wirtenbergici, oder Geschichte des Wirtenbergischen Münzkabinets. Bey einer Feyer des herzogl. Geburtsfestes, hielt das Gymnasium feyerliche Reden: wo Hr. Prof. Volz von Erläuterung der wirtenbergischen Geschichte aus Münzen handelte. Hierzu lud er durch eine

Schrift

Schrift ein, die den Urſprung und das Wachsthum, des hochfürſtl. Münzkabinets erzählet; und dieſe lieſt man hier nach der Länge.

Tacitus hat geſaget: die andern Menſchen richteten alle ihre Anſchläge auf das, was ihnen vortheilhaft wäre. Mit Fürſten aber wäre es ganz ein anders; denn ſie müßten überall auf ihre Ehre abzielen. Dieß gilt gewiß bey Anlegung der Münzſammlungen; die Privatleuten viel zu koſtbar fallen, fürſtlichen Perſonen aber viel Ehre machen. Carl Patin, wirtenbergiſcher Antiquar, hat dieſes wirtenbergiſchen Münzkabinets ſchon in ſeiner 1683 zu Amſt. gedruckten Introductione ad Hiſtoriam Numismaticam, rühmlich gedacht. Daraus erſieht man, daß Herzog Eberhard zu Stutgard, und Herz. Fried. zu Neuſtadt, zwo ſolche Sammlungen gemachet; und beyde zwar durch Patins Dienſt und Hände.

Da nun ſonſt faſt nicht das geringſte von dieſer Sache ſchriftlich verzeichnete vorhanden iſt: ſo hat der Hr. Prof. Volz ſehr wohl gethan, daß er die übrigen Nachrichten davon geſammlet, und hier mitgetheilet hat. Mehr können wir davon hier nicht mitnehmen.

Das II. Stück, in dieſer Sammlung iſt Memoria Guthiorum rediviva, die D. Tob. Wagner, Prof. und Procancell. zu Tübingen, in einer feyerlichen Rede erneuert hat. Der Vater Johann Jakob Guth, welcher etlicher Herzoge zu Wirtemberg Rath und Cammerpräſident geweſen, und faſt vor 50 Jahren geſtorben, und der Sohn Ludewig,

dewitz, des fürstlichen Hoffrauenzimmerns Oberhofmeister, der auch schon vor etlichen Jahren die Welt verlassen; haben den ganzen guthischen Stamm beschlossen. Von beyden werden also hier die guten Eigenschaften erzählet. Ihr Stamm war 1544 noch der päbstischen Religion zugethan gewesen: allein der Großvater des ersten von diesen, war 1563 zur evangelischen Kirche getreten: sein Sohn Berchthold, würde ein gleiches gethan haben, wenn nicht der Tod ihn übereilet hätte; Auch seine Gattinn ist evangelisch gestorben; die denn auch ihren, bey dem Tode seines Vaters erst zweyjährigen Sohn, evangelisch erzogen. Wir können uns auch bey diesen Lebensbeschreibungen nicht länger aufhalten.

Nun folget III. Hrn. Prof. Clemms, Past. zu Stuttgard, als des Herausgebers dieser Sammlung, Programma, von einigen seltnen Büchern, die zu Stutgard auf den herzoglichen Büchersälen anzutreffen sind. Hier liest man Lobeserhebungen des itzigen Herzogs von Wirtenberg, als eines Beförderers der Wissenschaften: welches durch die von ihm geschehene Eröffnung und Vermehrung der Bibliotheken bestätiget wird.

Der Werth der Büchersäle kömmt hauptsächlich darauf an; daß sie viel gute, und viel seltne Bücher in sich halten: wie Struv schon gewiesen hat. Er will hier nur von seltnen reden; durch welche er doch auch nur solche versteht, die zugleich gut sind, und dennoch selten bleiben würden, wenn sie gleich neu wieder gedruckt würden; wie Hr. D. Hei-

Heumann mit Exempeln gewiesen. Darauf setzet der Hr. Verf. nach Heumanns, Engels, Freytags, Vogts, Schelhorns u. Clements Vorerinnerungen, drey Classen von seltnen Büchern.

Die erste ist diejenige, die, wenn sie gleich durch den Fleiß der gelehrtesten Männer wieder ans Licht gestellet würden, dennoch nicht das geringste von ihrer Seltenheit verlieren würden. Die zweyte ist die Classe derjenigen, die, bloß wegen der Seltenheit solcher Gelehrten, die sie wieder herausgeben könnten, keinen Verlust ihrer Seltenheit zu besorgen haben; wenn man es gleich an keinen Kosten der Auflagen fehlen ließe. Die dritte endlich ist diejenige Classe, die wegen der öffentlichen Gesetze, dadurch sie verbothen worden; oder wegen ihres Inhaltes, der wenigen nützlich ist; oder wegen längst vergessener Streitigkeiten; oder wegen ihrer übermäßigen Größe, und der unendlichen Kosten, die zu ihrem Drucke nöthig wären? oder endlich wegen der Nachläßigkeit der Käufer, so selten sind.

Seltne Bücher von dieser Art findet man in allen Bibliotheken: von der ersten und zweyten Art aber, hat kaum die hundertste einige aufzuweisen. Zu der ersten dieser Classe gehöret die deutsche Bibel von 1462, davon nur 4 Abdrücke in der Welt seyn sollen; deren eins unsre leipziger Rathsbibliothek besitzt, eins aber in Hannover in Hrn. Canzley-Raths Duvens ansehnlichem Vorrathe seltner Bücher 1753 von uns selbst angetroffen worden, welches auch Hr. Clemens beschrieben hat. Hier kommen nun noch viel andre gelehrte Anmerkungen und Gedanken

danken vor, die sehr werth sind gelesen zu werden: allein wir müssen weiter eilen.

Das folgende St. ist gleichfalls vom Hrn. Pr. Clemm, und ist eine Rede, darinn der Hr. Verf. zeiget, daß öffentliche Büchersäle den Fürsten so rühmlich, als den Bürgern vortheilhaft sind.

Von Büchern, die solche fürstliche Bibliotheken zieren, nennet der Hr. Verf. erstlich die großen Werke, die man billig Thesauros nennet, und andere Sammlungen in vielen Folianten, und Bänden, die dem Beutel der Privatleute zu kostbar fallen würden: sodann auch von kleinen Büchern, die seltnen Stücke, die oft mit vielem Gelde nicht angeschaffet werden können. Zu solchen Büchern gelangen nun große Herrn, wenn sie die Sammlungen berühmter Leute ganz an sich kaufen, ehe sie noch durch die gewöhnlichen Steigerungen in alle Welt zerstreuet werden; oder wenn die Gelehrten selbst sie durch Vermächtnisse dem Staate widmen; wovon hier verschiedene Beyspiele angeführet werden.

Das zweyte Mittel, Bibliotheken zu sammlen, ist, wenn man alle Buchläden, und Winkel durchkriecht, auch diejenigen nicht ausgenommen,

— quæ vendunt thus et odores,
Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis;

wenn man einen Briefwechsel durch ganz Europa hat, alle Bücherverzeichnisse durchgeht, u. sein Vorhaben, eine Bibliothek zu stiften, bekannt macht; damit ein jeder, der etwas seltnes besitzt, und es gern

gern aufbehalten wissen will, darzu hergebe, oder überlasse. Der Hr. Verfasser beschreibt auch die Beschaffenheit der Bibliotheken-Gebäude, der Schränke, Tische, Pulte, Stühle und Bänke, u. s. w. wobey er sich billig wundert, daß die Baumeister, welche den Vitruv erkläret haben, fast alle das VII. Hauptstück von den Bibliotheken mit Stillschweigen übergangen haben: vieleicht weil man itzt in Pallästen weniger, als vormals zu Rom, daran zu denken pflegt. Hierauf erzählet der Hr. Verf. einige alte Stifter von Büchersälen, den Asinius Pollio, den Kaiser August, der ihrer zwo angeleget, König Franzen den I. in Frankreich, Ludewigen den XIV. Kaiser Maximilianen, und Leopolden, wobey Carl der VI. nicht zu übergehen gewesen wäre, der die itzige prächtige Wienerbibliothek aufgeführet; Friedrichen den III. der die Heidelbergische, Herzog Ernsten, der die Gothaische, Friedrich Wilhelmen, der die Berlinische, Herzog Augusten, der die Wolfenbüttelsche gestiftet: wobey wir noch die Stifter der Dresdnischen und Königsbergischen Königl. Bibliotheken, imgleichen unsrer Pauliner- und Raths-Bibliotheken vermissen. Es kommen aber andere artige Nachrichten mehr hier vor, die von einer schönen Belesenheit zeugen. Auch die geschickten Aufseher und Anordner der Büchersäle, Leibnitz, Conring, Lambeck, Naudäus, Magliabechius, und Gesner werden nicht vergessen. Er klagt aber auch über undienstfertige, schmutzige, ungelehrte Aufseher der Bibliotheken, die nicht einmal das Ansehen gelehrter Männer haben, nicht Ken-

bewundern, da in der Welt nur 24 Buchſtaben ſeyn können, daß doch dieſelben ſo unzählichemal vermiſchet werden, daß ſo viele Sprachen oder Mundarten, und in einer jeden derſelben ſo viele tauſend Wörter haben entſtehen mögen.

§. 14. Da nun die Sprachen dem Urſprunge nach ſo nahe verwandt ſind: So findet man auch darunter faſt durchgängig eine groſſe **Uebereinſtimmung**, dabey aber doch ein merklicher beſonderer Unterſcheid ſtatt finden muß: Denn ſonſt wären es nicht viele Sprachen, ſondern eine. Der **Unterſcheid** beſtehet hauptſächlich in andern Schreibzügen, Binde- u. Theilungszeichen, in andern Wörtern oder andern Bedeutungen der Wörter, in ſolcher Veränderung der urſprünglichen Wörter; daß ſie oft ihrem Stammworte nicht mehr ähnlich ſehen; in der Beugung der Endſylben; in der Wortfügung und beſondern Redensarten, welches die Urſache iſt, daß man eine fremde Sprache oder Mundart nicht gleich verſtehen kan. Dieſes Unterſcheides aber ungeachtet, iſt dennoch unter den Sprachen eine Uebereinſtimmung; doch unter einigen eine genauere, als unter andern: Gleichwie die Wiſſenſchaften ſelbſt eine Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit einander haben. Daher findet man z. E. überall, daß die Sache oder Perſon, davon man redet, im Nennefall, der Gegenſtand aber im Klagefall ſtehet.

§. 15. Keine Sprache iſt ohne **Ordnung** und ohne **Wohlklang**. Dieſer beſtehet in einer ähnlichen Abwechſelung der Tone einer Sprache; jene in der Aehnlichkeit, die in den verknüpften Wörtern und in der Art ihrer Verbindung liegt, nach dem

ner und Leſer, ſondern bloße Anſchauer der Bücher ſind; die fremden Ankömmlingen nicht höfliche, leutſelige Anführer, ſondern plumpe und geldgeizige Begleiter abgeben; Lehrbegierigen nichts nützliches anzeigen, ſondern mit faulem Geſchwätze die Zeit verderben, und kaum taugen, jährlich einmal Staub und Spinneweben abzukehren: womit ſie alle ihre Pflichten erfüllet zu haben glauben. Dieſe Klagen ſind aus Hrn. D. Oelrichs Abhandlung von Bibliotheken hier wiederholet worden.

Das V. St. dieſer Sammlung iſt des ſel. Pr. Gmelins zu Tübingen, Rede, von der Herrſchaft der Seele, in die Nerven, ohne ihren Willen. Es iſt ein alter Streit der Philoſophen ſeit Carteſens Zeiten, ob die Seele in den Körper wirken könne, oder nicht? Dieſer große Verbeſſerer der Weltweisheit, ſprach der Seele allen Einfluß in den Leib ab; räumte aber gleichwohl derſelben eine Wirkung in die ſogenannte Zirbeldrüſe (glandula pinealis) ein, die doch auch körperlich war; und vermöge dieſer in die Lebensgeiſter und Nerven. Die Leibnitianer haben nachmals auch dieſen Einfluß durch das Syſtem der vorherbeſtimmten Harmonie aufgehoben; bis einige Neuere, als Gottſched (S. ſ. Diſſert. III. Vindiciæ Syſtem. Influxus phyſ.) Knutzen, und andre, den natürlichen Einfluß wieder hergeſtellet haben. Dieſen ſcheint Hr. Gmelin ſich beyzugeſellen, indem er zeiget, daß die Seele auch wider ihren Willen, in die Nerven des Leibes einen Einfluß, oder eine Wirkung habe.

Er

Er redet davon als ein Meiſter in der Zergliederkunſt, und hat eine Anzahl ſeltner anatomiſcher Beobachtungen geſammlet, dadurch er ſeine Lehre beſtätigen kann. Hier kommen Fälle vor, wo es Thiere ſonder Gehirn gegeben; und andre ſonderbare Fälle, wobey wir noch völlig im Finſtern tappen. Dahin gehören die ſchnellen Wirkungen gewiſſer Gifte, und Arzeneyen, die noch kein Arzt begreifen, oder erklären kann. Daß alle Bewegungen der Gliedmaßen im Körper von den Nerven herkommen, iſt ausgemacht: wie aber die Seele, nach ihren Ideen, in die Nerven wirke, iſt noch ein großes Räthſel. Die freywilligen Bewegungen aber, erfodern dieſe Wirkung nothwendig. Außer denen aber, giebt es noch Bewegungen, die zwar aus der Seele, aber ohne ihren Willen, ja oft wider denſelben entſtehen; z. E. in den heftigen Leidenſchaften. Hier iſt nun die ganze Schwierigkeit, ſie zu erklären. Wir aber können uns hier darauf nicht einlaſſen. Man leſe es ſelber nach.

Den Schluß machet im VI. Stücke J. Wesleys Gnomon übers Neue Teſtament, welcher aus Bengels Gnomon mehrentheils ins Engliſche überſetzet worden. Der engliſche Titel heißt: Explanatory Notes upon the new Teſtament, by John Wesley, M. A. late Fellow of Lincoln-College. Oxford, the ſecond Edition. London. Printed in the Year 1757. im 4. Maj. 8 Alph. Dieſer Wesley iſt bey der neuen Secte der Methodiſten, einer Art von Herrenhutern, die Whitefield geſtiftet hat, ſehr be-

liebt. Doch ist er auch von Whitefields Lehren, im Artickel von der Prädestination und Gnadenwahl, ziemlich abgegangen. Er hat auch Predigten herausgegeben, die in Krafts Bibliothek gelobet werden. Man hat auch das Muster eines wahren Christen, in der Beschreibung eines Methodisten, von ihm, deutsch übersetzet. Dieser Mann nun hat Bengels Gnomon seines Beyfalls gewürdiget. Mehr läßt unser Raum nicht zu.

V.

Des Hrn. von Voltaire Henriade,

übersetzt von Johann Christoph Schwarzen, Churpfälzischen Consistorial- und Ehegerichtsrathe, Manheim in der Churfürstlichen Hofbuckdruckerey 1761.

Der Hr. Consistorialrath Schwarz, ist den Musen bis auf diese Stunde noch nicht untreu geworden. Er wendet noch immer seine Nebenstunden auf die Ausarbeitung größerer Gedichte an, dazu unsre flüchtigen jungen Dichter nicht Geduld genug haben: wofern nicht etwa ein Hexametrist, wie Horaz saget, stans pede in uno, einige Alphabethe wurmsamischer Verse aus dem Aermel schüttelt. Da er uns nun vor vielen Jahren Virgils göttliche Aeneis verdeutschet hat; so hat er sich nunmehr an des heutigen französischen Virgils, größtes und bestes Werk, die Henriade, gemachet.

Diese

Diese ist unstreitig von allen neuern Heldengedichten noch zur Zeit das vollkommenste und schönste: und es war fast ein Wunder, daß unser so übersetzungsvolles Deutschland uns noch zur Zeit keine völlige Dollmetschung davon geliefert hatte.

Die Zueignungsschrift ist an die Durchlaucht. Churfürstinn von der Pfalz, Elisabetha Augusta, gerichtet. In der Vorrede meldet der Hr. Uebersetzer, daß er vielen mit dieser seiner Uebersetzung einen Gefallen gethan haben werde. Wir zweifeln nicht im geringsten daran, ob wir gleich die bescheidne Ursache desselben nicht billigen. Er saget nur, weil die neueste Ausgabe der französischen Henriade, nicht einzeln, sondern nur in der ganzen Sammlung seiner Werke zu haben wäre: so würde es vielen lieb seyn, hier auch den französischen Grundtext allein abgedruckt kaufen zu können. Es kann seyn; daß dieses bey einem und dem andern Käufer statt finden kann. Allein der Hr. Consistorialrath erlaube uns dagegen zu glauben: daß auch seine Uebersetzung vornehmlich, unzählichen angenehm seyn werde.

Die Ursache ist leicht zu errathen. Die französische Sprache ist freylich sehr gemein unter uns Deutschen geworden; aber bey weitem doch nicht so bekannt, als viele Berliner und andre Hofleute sichs einbilden. Ein wenig französisch schwatzen endlich, hat manches Haus, mancher Junker, und manch Fräulein noch wohl gelernet: allein, weil es insgemein von einer ungelehrten Franzosinn geschehen: so haben diese deutschen Franzosen lange nicht soviel

davon begriffen, daß sie nur eine französ. Komödie, geschweige denn, ein Heldengedicht, hätten lesen oder verstehen gelernet. Mit den Gelehrten bey uns geht es nicht viel besser. Diese haben zur Noth unter Anführung eines Sprachmeisters ihren Peplier ein paarmal durchgepeitschet; auch ihren Telemach ein wenig zu lesen begonnen. Ob sie aber damit fertig geworden, oder Poeten zu lesen fortgeschritten, das ist eine ganz andre Frage. Die Henriade aber zu verstehen, ist selbst der meisten Sprachmeister Werk nicht einmal. Man urtheile hieraus, wieviel Leser der französische Voltaire in Deutschland haben kann. So breit sich also manche, mit ihrem bonjour Monsieur, unter uns machen: so wenige Käufer, und noch weniger Leser finden die französischen Poeten bey uns. Derjenige verbindet sich also die Deutschen in der That gar sehr, der ihnen Gedichte dieser Art verdeutschet. Und wir wünschten sehr, daß uns auch bald eine gute Feder der Frau von Grafigni Colombiade, und der Frau ihr von allen Thorheiten gesaubertes Paradies in deutsche Verse (nur keine Hexameter;) bringen möge.

Ob die Uebersetzung des Hrn. Consistorialraths des Verfassers wahren Sinn getroffen, ob sie seine prächtigen Beschreibungen, und Ausdrücke richtig verdollmetschet habe, überläßt derselbe dem Urtheile des Lesers, und entschuldiget nur einige Stellen, die vielleicht manchem bedenklich scheinen könnten. Es ist freylich wahr, daß man in Uebersetzungen oftmals ein andres Wort brauchen muß, als das

Wör-

Wörterbuch irgend angeben würde. Dadurch aber gewinnt eine Ueberſetzung insgemein mehr, als ſie verliert. Wir werden alſo keine Splitterrichter ſeiner Dollmetſchung abgeben; und gar wohl zufrieden ſeyn, wenn wir den Verſtand des Originals überhaupt lebhaft ausgedrücket finden; ohne uns auf Wortklaubereyen einzulaſſen. Wer dadurch an einem Dichter zum Ritter werden will, der muß Originale angreifen, nicht bey Ueberſetzungen kleben bleiben. Hier iſt es unmöglich, ſich ſelbſt, geſchweige denn andern Sprachenkennern eine Gnüge zu thun. Die Proſe iſt ſchon ſchwer völlig zu treffen. Was für Schwierigkeiten muß nicht die Poeſie haben.

Doch damit man uns nicht für gar zu nachſehend anſehe und ausgebe, ſo wollen wir auch etwas fehlerhaftes anmerken. Der Hr. Ueberſetzer hat es mit unzählichen Deutſchen, die franzöſiſch reden, gemein, daß er die Namen der Franzoſen, in Anſehung des Accents der Sylben, unrecht ausſpricht. Wir Deutſchen pflegen insgemein zweyſylbige Namen, **Bourbon**, **Valois**, **Joyeus**, **Quelus**, trochäiſch, d. i. die erſte Sylbe lang, und die zweyte kurz auszuſprechen. Allein ganz falſch, und für ein franzöſiſches Ohr unerträglich. Der Accent ſolcher Wörter und unzählicher anderer, iſt zu Paris immer auf der letzten Sylbe; und dann kömmt es einem, der das franzöſiſche recht gelernet hat, ſehr barbariſch vor, wenn er in Verſen dieſe Wörter falſch ſcandiret findet. Sie müſſen allemal den

Ton auf der letzten Sylbe Bŏurbŏn, Vălŏis, Jŏyeŭsé, Quĕlŭs, Măigrĭn, und nicht umgekehrt, auf der ersten haben. Nunmehr urtheile man, wie hart und unausstehlich einem solchen guten Ohre alle die Verse vorkommen müssen, die man in diesem Werke, voll solcher Namen, findet. Doch hat sie der Herr Consistorialrath auch bisweilen recht scandiret.

Wir könnten noch von einigen Reimen, z. E. Spanier, mit her, wie unten auf der 17. Seite vorkömmt, u. d. gl. m. erinnern, daß sie nicht ganz richtig sind. Allein wir wollen die Kritik nicht bis auf Kleinigkeiten treiben, und merken lieber an, daß Se. Churfürstl. Durchl. der regierende Churfürst von der Pfalz, Dero Gnade gegen die schönen Wissenschaften sehr augenscheinlich an den Tag geleget, da Sie die Uebersetzung dieses wichtigen Werkes, nachdrücklichst und freygebig befördert haben. Sie haben den Hrn. Uebersetzer so reichlich beschenket, daß selbiger die ganze Auflage auf eigene Kosten hat veranstalten können; und nunmehr den Genuß der verkauften Abdrücke, zu seiner Ergetzlichkeit anwenden und genießen kann. Was ist großmüthiger gegen die Musen, als ein so gnädiges Verfahren? Gewiß, alle Dichter sind solchen wahrhaften Beschirmern der schönen Künste den redlichsten Dank schuldig.

Noch zur Zeit hat uns indessen der Hr. Uebersetzer erst die ersten fünf Bücher, d. i. die Hälfte der Henriade geliefert. Er erläutert sie aber hin und wieder mit einigen historischen Anmerkungen, die

die allen denen zur Erläuterung des Textes dienen, die in der französischen Geschichte noch nicht ganz beschlagen sind. Er hat die langen trochäischen Verse zu seiner Dollmetschung erwählet; und ist dadurch fähig geworden, sein Original Zeile für Zeile auszudrücken. Man wird also hier keine kalten und wässerigten Umschreibungen antreffen, sondern nichts mehr, als was den Sinn des Verfassers auszudrücken, nöthig war. Wir erkennen es auch mit vielem Danke, daß er uns keine numeros innumeros, d. i. krüppeligte, übel skandirte Hexameter, oder die heutige Poesie der Faulen aufgedrungen; und wünschen, daß wir die zweyte Hälfte des Werkes auch bald erhalten mögen. So lautet indessen der Anfang.

Ich besinge diesen Helden, welcher Frankreichs Thron beslieg,
Und dieß von Geburtsrecht wegen und durch manch erfochtnen Sieg;
Welcher die Regierungskunst durch sehr langes Unglück lernte,
Ueberwand und Gnade gab und Empörungen entfernte.
Der Mayennen, die Ligisten und Iberer überwand,
Und an dem sein Volk den Vater wie den Ueberwinder fand.
Steige von des Himmels Höh, o du majestätische Wahrheit!
Und verbreit auf meine Schrift deine Stärk und deine Klarheit.

Schenke den verwöhnten Prinzen ein zu dir geneigtes Ohr,
Und ſtell ihnen durch dein Lehren, was ſie lernen ſollen, vor.
Zeige, denn dieß kömmt dir zu, vor der Völker blöden Augen,
Daß die Trennungen zu nichts, als zu ihrem Schaden taugen.
Sprich wie ſchädlich Zwiſt und Aufruhr dem verheerten Reiche war:
Stelle der Provinzen Unglück und der Fürſten Fehler dar.
Komm und red: und iſt es wahr; wußten Fabeln ehe deſſen
Deinen Tönen voller Ernſt ſüſſe Stimmen einzuflößen,
Wenn dein Haupt von ihren Händen ſich ganz zärtlich ſchmücken ließ,
Wenn ihr Schatten deine Stralen und dein Licht verſchönert wieß;
So laß ſie anjetzt mit mir, auch auf deinen Schritten gehen,
Deinen Reiz zwar ausgeziert aber nicht verdeckt zu ſehen.
* Valois ſaß noch auf dem Throne, deſſen Hand ganz ungewiß
Des erſchröckten Staates-Zügel wie die Wellen ſchwanken ließ:

Damals

* Heinrich der Dritte, König von Frankreich, eine der vornehmſten Perſonen in dieſem Gedichte, wird hier allemal Valois genannt, welches ein Namen von der königlichen Linie iſt, aus welcher er war.

Damals war das Recht verwirrt, die Geſetze galten wenig,
Oder vielmehr Valois war in der That nicht mehr ein König.
* Er war der mit Ruhm umkränzte jugendliche Prinz nicht mehr,
Den der Sieg ſelbſt ſtreiten lehrte; deſſen Lorber reiches Heer
Durch den glücklichen Erfolg ganz Europa zittern machte:
Der ſich die Bedauerung ſeines Lands zuwege brachte,
Als ihm das ob ſeiner Tugend ganz erſtaunte Nord'ſche Land
Kronen zu den Füßen legte. Mancher, dem der zweyte Stand
Einen Glanz des Ruhms erwirbt, der als wie die Sonne funkelt:
Wird, wann er den erſten hat, ganz verfinſtert und verdunkelt.
Aus dem unerſchrocknen Helden, wird, da er das Regiment
Und den Königs-Thron erlanget, ein verzagter Land-Regent.
In der Wolluſt weichem Schoos, eingeſchläfert auf dem Throne,
Sinkt und fällt er vor der Laſt ſeiner ihm zu ſchweren Krone.

Unter

* Heinrich der Dritte, (oder Valois) hatte als Herzog von d'Anjou, ſeines Bruders, Carls des neunten, Armeen wider die Proteſtanten angeführet, und in ſeinem 18. Jahre die Schlachten bey Jarnac und Moncontour gewonnen.

174 Blatt des erſtern Bandes der critiſchen Beyträge. Alſo hat eine jede Sprache in ſich ſelbſt eine Aehnlichkeit, welche aber nicht auf Geſetzen, die mit Vernunft feſtgeſtellet ſind, beruhet; ſondern auf Beyſpielen und der Gewohnheit zu reden, welche zum Geſetze wird, wenn man ſie öfters wiederholet. Eben ſo iſt es mit der übereinſtimmenden Aehnlichkeit verſchiedener Sprachen bewandt. Die Aehnlichkeit, welche auch in verſchiedenen Mundarten einer Sprache ſtatt findet, rühret von der ohngefähr entſtandenen Gewohnheit her; und eben den Grund hat auch die Aehnlichkeit. Daß man dieſe und jene Wörter und Redensarten von einer andern Sprache angenommen, und etwas mehr oder weniger verändert hat; rühret von dem blinden und ungewiſſen Gebrauche unſerer Vorfahren her. Indeſſen iſt die Aehnlichkeit doch anzumerken, weil ſie die Erlernung anderer Sprachen erleichtert und eine Sprache die andere erkläret.

§. 16. Inſonderheit iſt unter den Morgenländiſchen eine groſſe und mannigfaltige Aehnlichkeit; dahingegen eben ſolche unter den Europäiſchen oder Abendländiſchen anzutreffen iſt: Weil ein Volk von dem benachbarten, oft was entlehnet, und eines dem andern nachgefolget iſt. Alſo findet ſich zwiſchen der Deutſchen und Griechiſchen eine merkliche Aehnlichkeit, nemlich in den Buchſtaben, im Gebrauche des Artickels, in vielen Wörtern und Redensarten, in der Wortfügung, ja auch in der Ausrede und Setzung des Tons, wie Gobelin im erſten Theile der von Meibomen geſammleten deutſchen Scribenten, auf dem 159 Blatte anmerket.

Unter seinem Namen stiegen junge Lüstling, auf den Thron,
* Die Verführer Joyeus, Quelus, St. Maigrin von Espernon,
Welche diesen weib'schen Herrn mit verschmitzter Staatskunst lenkten
Und bey matter Schlafsucht ganz in der Wollust Schlamm versenkten.
Unterdessen kam das Glücke bey den Guisen schnell in Flor:
Die Erniedrigung des Königs brachte sie so hoch empor:
Diese seines schwachen Throns stolze Nebenbuhler, schlossen
In Paris das Unglücksband, den verschwohrnen Bundsgenossen:
Und das Volk der großen Sklaven, nahm, da es höchst freventlich
Seinen Herrn verfolgte, blindlings der Tyrannen Joch auf sich.
Seine Freunde fielen ab, die man zu bestechen wußte,
Und sein Volk zwang ihn, daß er aus der Burg entweichen mußte.
Nach Paris, das sich empörte, lief der Fremdling häufig hin:
Alles gieng zuletzt zu Grunde, da Bourbon ** der Held erschien

Der

* Diese sind Heinrichs des Dritten Lieblinge gewesen. Er ergab sich mit ihnen der Schwelgerey, mit welcher der Aberglaube vermischt war. Quelus ist im Zweykampfe und St. Maigrin mörderischer Weise beym Louvre umgebracht worden. Siehe die Anmerkungen über Joyeuse, im dritten Gesange.

** Heinrich der Vierte, der Held dieses Gedichts, wird hier ohne Unterscheid Bourbon oder Heinrich genennet. Er ward den 13. Dec. 1553 zu Pau in Bearn gebohren.

Der im kriegeriſchen Feuer ſeines Königs Muth erweckte,
Und ein helles Einſichts-Licht vor des Blinden Augen ſteckte:
Und durch dieſen ward er wieder auf den rechten Weg gebracht,
Von dem Hohne zu der Ehre, von den Spielen zu der Schlacht.
Dieſe beyden Könige näherten ſich jenen Wällen:
Rom erſchrack, der Iber beb't: Und an dieſen Unglücksfällen,
Die das laufende Gerüchte jedermann zu wiſſen that,
Nahm Europa Theil, und blickte wachſam auf die arme Stadt.
Itzo ſah man in Paris die entmenſchte Zwietracht raſen:
Sie ermannte den Mayenn und Ligiſten Sturm zu blaſen:
Sie erregte Volk und Kirche: Ja ſie rief den Spanier,
Von der Höhe dieſer Thürme rief ſie ihn zur Hülfe her.
Dieſes Ungeheuer iſt blutbegierig, ungeſtümmig,
Eignen Unterthanen Feind, ſchrecklich, unerbittlich grimmig:
Das mit ſeiner Abſicht nur auf der Menſchen Unglück zielt
Und mit eigner Hand gar öfters in der Freunde Blute wühlt u. ſ. w.

VI.

Joh. Gottlob Bœhmii, Hiſtoriographi Regii Hiſt. Prof. Ord. Colleg. Primar. Sodalis, Paſt. Arcad. &c. de Studii et Doctrinæ publicæ hiſtoriarum in Academia Lipſica ortu; Oratio, in Panegyri Magiſtrorum Philoſophiæ creandorum. A. D. XXV. Febr. A. 1762. pronunciata. Lipſiæ apud Hæred. Lankiſios 4. 4 plagul.

Es iſt in der Geſchichte der Gelahrheit nicht ohne Nutzen, auch die Hiſtorie der hohen Schulen etwas genauer zu unterſuchen; und zumal bey den ältern dem Zeitpunkte nachzuforſchen, wann dieſe oder jene Wiſſenſchaft zuerſt darauf zu lehren angefangen worden. Da es nun bekannt iſt, daß z. E. zu Wien, Kaiſer Maximilian der I. im XV. Jahrhunderte ſchon, den Conrad Celtis zum erſten Lehrer der Dichtkunſt verordnet; da unſer Hr. Prof. Böhm, neulich in der Gedächtnißrede auf den Melanchthon auch die Geſchichte der hieſigen Profeßion der philippiſchen Dialektik, mit beygebracht: ſo iſt es ihm allerdings nicht zu verargen, daß er auch um die Geſchichte der hiſtoriſchen Profeßion, auf unſrer Univerſität, die er ſelbſt ſo rühmlich bekleidet, bekümmert geweſen.

Die Gelegenheit dazu hat ihm unlängſt die Magiſterpromotion dieſes Jahres, der er als Pro-

Cancel-

Cancellarius vorſtund, an die Hand gegeben. Er iſt ſeit geraumer Zeit auf die älteſten Geſchichte unſerer hohen Schule, mit vorzüglicher Geſchicklichkeit, aufmerkſam geweſen; und hat verſchiedene Schriften davon geliefert. Wie wir uns nun die Hoffnung machen, er werde nach und nach den Stoff zu einer völligen Hiſt. derſelben ſammlen, dergleichen unlängſt der berühmte Facciolati von der paduaniſchen Univerſität geliefert hat: alſo ſehen wirs mit Vergnügen, daß er hier abermal ein wichtiges Stück davon unterſuchet und ins Licht geſetzet hat.

Nachdem der Hr. Prof. einiges von der alten Hochachtung beygebracht, darinn unſre Univerſität ſchon in den älteſten Zeiten geſtanden hat, ſetzet er ſich vor, vom Urſprunge der hiſtoriſchen Profeßion allhier zu handeln. Er hebt von dem Werthe der Geſchichtkunde an, und bedauert, daß unſre Vorfahren in den barbariſchen Jahrhunderten, ſo nachläßig in derſelben geweſen; u. daß man der Jugend vielmehr die abgeſchmackteſten Fabeln und Legenden, Träume und ihre Auslegungen vorgetragen. Schrieb man ja Chroniken, ſo erzählte man, der Himmel hätte im Feuer geſtanden; es wären drey Sonnen oder Monden geſehen worden; es hätte Blut, Milch oder Wolle geregnet; die Ströme wären blutig gefloſſen; es hätten Kriegsheere am Himmel geſtritten u. d. m. der Misgeburten zu geſchweigen.

Um dieſe Zeiten ward in Leipzig **Eraſmus Stella** gebohren, der einen feinen Geiſt, und eine große Liebe zu Geſchichten beſaße. Er nennet

ſich

ſich daher Libanothanum, und ſeine Vaterſtadt, das Haupt von Libanothrien. Er war ein Schüler Johann Garzons, und ſchrieb zwey Bücher preußiſcher Alterthümer, und eben ſoviele von meißniſchen, die unter Garzons Namen herausgekommen; ferner vom Urſprunge der Tubantiner, der Cygneer, Libanother und Miſenenſer. Den Fluß Molde beſchrieb er auch: aber die heutigen Meißner erſchrecken ſonder Zweifel über dieſe ſeltſamen Namen, die er in ihr Vaterland gebracht, wo itzo das Oſterland und das Vogtland liegt; und daß er das Dorf Euteritz bey Leipzig, Eudeſium genennet. Dieß war nun eine Grille gewiſſer damaliger Lateiner und Puriſten, die einen in ſeinem eigenen Vaterlande zum Fremdlinge machten.

Auf dieſe Zeiten erfolgten Crocus, Joachim Camerarius, Aeſticampianus, und andre Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, welche die Jugend auf die Alterthümer ihres Vaterlandes begierig machten. Denn der Irrthum war damals noch nicht eingeriſſen, daß man bloß der alten Griechen und Römer Geſchichte leſen und ſtudiren, alle neuere aber verachten müſſe. Aeſticampian ließ hier zu Leipzig den Tacitus, von den Sitten der alten Deutſchen drucken, und las darüber. Als dieſer aber wegen der Verfolgung ſeiner Feinde weggieng, blieb ſonſt niemand übrig, der die Geſchichte lehrete, wenigſtens, von dem man es beweiſen könnte, als Caſpar Borner.

Dieſer gab die alte Geographie des Ptolemäus mit einem trefflichen Regiſter heraus; und ſchrieb

alles,

alles, was er ſchrieb, in der ſchönſten Schreibart. Er zog auch ſolche Schüler, als Georg Fabricius war, der ſelbſt in Wälſchland berühmt geworden. In Wittenberg aber blühte die Hiſtorie doch weit beſſer, wo Melanchthon ſie eingeführet hatte. Er ſchrieb ſelbſt unter Carions Namen, eine Chronik, und las öffentlich darüber, ſo daß er viele zur Liebe derſelben anflammete. In Leipzig aber war der einzige Camerar, die Stütze der Hiſtorie, wie der Hr. Verfaſſer ausführlich zeiget.

Nach des Jovius, Sleidans, Thuans, und andrer damaligen gelehrten Geſchichtſchreiber Exempeln, hatte er ſich vorgenommen, die Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Krieges, griechiſch zu beſchreiben. Er thats auch: aber er fand den gehofften Beyfall der Gelehrten nicht. Und was war das Wunder? Konnte man wohl einen wunderlichern Einfall haben, als eine deutſche Hiſtorie in einer alten abgeſtorbenen Sprache zu ſchreiben, die niemand recht verſtund, und der tauſendſte nicht einmal leſen konnte? So wird und müſſe es allen denen gehen, die ihre einheimiſchen Geſchichte in fremden, ſonderlich alten Sprachen ſchreiben! Er ſchrieb auch lateiniſch die Geſchichte von ſeinem 50ſten bis zum 61ſten Jahre: allein auch damit fand er nicht den gehofften Beyfall; den er mit ſeinen Anmerkungen über den Herodot, und Polyb fand: einer Arbeit, womit es viel leichter iſt, Ehre einzulegen, als mit einer eigenen Geſchichte. Doch haben wir des Fürſten von Anhalt, und Philipp Melanchthons Leben von ihm, die ſo ziemlich gerathen ſind.

Bey allen diesen Privatbemühungen aber, war dennoch kein öffentlicher Lehrer der Geschichte auf der Universität verordnet. Der Hr. Verfasser stimmet hierüber die beweglichsten Klagen an: zumal, da der sonst so belobte und beliebte Camerar, nach dem Umstande der akademischen Jugend, endlich von Zuhörern verlassen ward, und erst nur wenige Lehrlinge übrig behielt; endlich aber wohl gar allein in seinem Hörsale auf und niedergieng: gerade, als ob dieser gelehrte Polyhistor der Mann nicht mehr wäre, den sonst die Fürsten so eifrig gesuchet, die Gelehrten bewundert, und die Studierenden fast angebethet hatten.

Churfürst August, sah endlich den Mangel seiner Universitäten ein; und wie er mit Recht der Bändiger der Ketzerey und der Unwissenheit genennet worden: also verordnete er auf dem Landtage zu Torgau 1579 eine historische Profeßion in Leipzig: wozu sonder Zweifel David Peifer, ein gebohrner Leipziger und ansehnlicher Mann, sehr viel beygetragen. Bald darauf ward 1581 Matthäus Dresser, der vorhin zu Jena, des Justus Lipsius Nachfolger geworden war, dahin gerufen. Da er nun auch sonst in den schönen Wissenschaften und alten Sprachen geschickt war, ward ihm zugleich die Profeßion der griechischen und lateinischen Sprache beygeleget: sonder Zweifel, weil zur Historie keine besondre Besoldung auf der Universität vorhanden war. Hierbey ist es nun eine geraume Zeit geblieben.

Hier

Hier erzählet der Redner alles, was zu Dreſſers Lobe geſaget werden kann: welches wir aber übergehen müſſen. Gleichwohl hat er die ihm aufgetragene Fortſetzung von Georg Fabrizens ſächſiſcher Hiſtorie, in lateiniſcher Sprache, nicht zu Stande gebracht; und alſo als ein Geſchichtſchreiber eben keine rechte Probe abgeleget: wie es die meiſten ſeiner Nachfolger auch gemachet. Dieſe wurden **Strauch**, **Frankenſtein**, **Rechenberg**, **Menken**: von denen der Hr. Verf. nur kürzlich handelt. Die Urſache iſt leicht zu begreifen. Es iſt ein viel leichteres Werk, alte hiſtoriſche Schriften erklären, oder einen kurzen Auszug einer Univerſal, oder Particular Geſchichte, mit ſeinen Zuhörern durchlaufen; als nur eine Geſchichte von zehn bis zwanzig Jahren mit der gehörigen Urtheilskraft, Einſicht, Würde und Schreibart, ſelbſt aufſetzen, und der Nachwelt hinterlaſſen. Auch die Sammlung alter Schriftſteller, einige hiſtoriſche Anmerkungen dazu, und die Vergleichung verſchiedener Handſchriften und Leſearten, iſt bey weitem ſo ein großes Werk nicht, als eines einzigen großen Herrn Leben, mit Verſtande abfaſſen. Wir ſehen dieſes an dem ſonſt großen Manne, Joh. Burcard Menken, deſſen Aſche Leipzig noch weit mehr zu verehren Urſache hätte, als es wirklich thut. Seine große Sammlung von Scriptoribus Hiſtoricis in dreyen Folianten, iſt allerdings ſchätzbar: und hat ſein Andenken verewiget. Allein ſein Leben Kaiſ. Leopolds iſt ihm ſo ſchlecht gerathen, daß es auch 30 Jahre nach ſeinem Tode, ſchon aus der

Welt verschwunden ist, und fast ganz und gar vergessen worden. Soviel kömmt darauf an, mit was für einem Geschmacke und in was für einer Schreibart jemand die Historie schreibt. Die alten lateinischen Meister in der Geschichtkunde kannte Menke so gut, als irgend ein anderer Humanist in der Welt. Wie kam es denn immermehr, daß er den historischen Geist, Geschmack und Anstand im Deutschen nicht eben so, wie ein Livius, Sallust, Sueton oder Tacitus ausdrücken konnte?

Unser Redner bricht hier ab, und schaltet ein artiges Gedicht auf die Rückkunft Sr. königl. Hoheit, unsern theuresten Chur und Erbprinzen ein, womit er die Rede beschließt. Da seine lateinische Muse allen Kennern bekannt und beliebt ist, wollen wir diese kleine Elegie unsern Lesern nicht misgönnen, mit welcher wir unsre Wünsche herzlich vereinigen.

Ergo ades, a nostrae, PRINCEPS, *spes maxima gentis!*
Ergo ades, o patrii lausque salusque soli!
Sospes ades, laetusque Tuis, FRIDERICE, *Camoenis,*
Laetaque Saxoniae, Boia Minerua! Tuae.
ANTONIA, *Aonidum decus et tutela sororum,*
ANTONIA, *Arcadii gloria summa chori.*

Iactia.

Iactatus ventis, tumidis iactatus et vndis,
Spem capit vt fauſto ſidere nauta nouam:
Omnis vt exſultat, longae poſt taedia brumae,
Paſtorum coetus, quum ſata laeta virent:
Sic quoque gaudemus, PRINCEPS, *Te quippe recepto,*
Saxonidesque viri, Saxonidesque nurus:
Sic quoque conſpicimus patrio noua ſidera caelo,
Sidera poſt atros candidiora dies.

Heu mihi! quae patriae facies fuit ante relictae!
Quis furor implacidi Martis vbique fuit!
Heu mihi! quam dirae caedes, incendia, praedae!
Quique mali cumulus, tu quoque, Dresda, iaces!
Regia Dresda, iaces: centum templa alta columnis
Heu! heu! hoſtili ſic cecidere manu.
Marmoreae cecidere domus, tecta aurea Diuúm:
Hoc quoque, quod ſupereſt, luctus et horror habet.

Heu mihi! quam triſtes Muſae, per Pliſſidos oras!
Quantus Parnaſſi per iuga moeror erat!
Non cytharas, non fila lyrae mouere poetae:
Tu quoque ſqualleba, barbite, noſter amor.
Non Heliconiades, non carmina Phoebus amabant:
Nec decus Aoniis, laurea ſerta, comis.
Nec choreas duxere leues per iugera Nymphae,
Nec choreas Charites, fluicolaeque Deae.

Von welcher Uebereinkunft zu anderer Zeit Gelegenheit seyn wird, ein mehres zu handeln. Eine gleiche Uebereinstimmung findet sich bey der lateinischen und deutschen Sprache, welche weitläuftig erörtert worden im ersten critischen Beytrage auf dem 155 Blatte; dahin auch die Sprachen, welche Töchter der lateinischen sind, allerdings müsten gerechnet werden. Noch eine genauere Aehnlichkeit findet man zwischen der deutschen und den mitternächtlichen Sprachen, dahin insonderheit die Englische zu rechnen ist, (davon anderswo ein mehreres,) wenn wir die Holländische, wie billig ist, nur als eine Mundart der deutschen Sprache ansehen.

§. 17. Die Sprachen kommen auch öfters überein in uneigentl. Wörtern, oder Redensarten, als σκληροτραχηλος, hartnäckig. In sole sedere, in der Sonnen sitzen. Bona pars librorum, ein gutes Theil Bücher. In ora hominum venire, in der Leute Mäuler kommen. Weil man sich aber verschiedene Begriffe von einer Sache machen kan, so ist die Anwendung der Redensarten auf die Sache nicht allezeit gleich. Daher denn eigene Redensarten kommen, die man nicht von Wort zu Wort in eine andere Sprache mit gleichlautenden Redensarten übersetzen kan; wohl aber kan man gleichgültige gebrauchen. Als in der Hand halten, Maaß halten kan ich im lateinischen mit tenere geben, aber nicht Gasterey halten, Freundschaft halten, für einen Feind halten. Auf eine andere Zeit aussetzen, heißt nicht exponere, obgleich ponere setzen heißt. Colere bauen; den Acker, aber nicht ein Haus. Ueber acht Tage, nicht super. Wenn man

dieses

Salue igitur, noſtris dudum exſpectate Camoenis,
PRINCEPS, *Saxoniae praeſidiumque Tuae!*
Sic redeunt miſeris, Tecum, bona gaudia terris:
Et redeunt docto tempora fauſta choro.
Et properis veniet rerum Pax optima pennis:
Aurea Pax veuias! eſto, Gradiue, procul!

Die Reihe der leipziger Profeſſoren der Geſchichte theilen wir gleichfalls mit.

Matthäus Dreſſer, geb. zu Erfurt 1563 den 24. Auguſt, ward 1581 Prof. der Geſchichte, ſtarb 1607 den 5. Octob.

Johann Friederich, geb. zu Wolfshauſen im Fränkiſchen 1563 den 7. Octob. ward Prof. 1608 ſtarb 1629 den 8. Dec.

Conrad Bavarus, geb. zu Halle 1572 den 5. März, ward Prof. 1630 den 5. May, ſtarb 1643 den 26. Novemb.

Hieron. Kromäyer, geb. zu Zeiz 1610 den 18. Jan. ward Prof. 1644 den 14. Aug. legte das Amt nieder 1648.

Joh. Strauch, geb. zu Colditz, 1612 den 12. Sept. ward Prof. 1648 den 6. Jul. ward nach Jena berufen 1652.

Chriſtian Friedr. Frankenſtein, geb. zu Leipz. 1621. den 10. Aug. ward Prof. 1652 den 27. Oct. ſtarb 1679 den 1. Nov.

Adam Rechenberg, geb. zu Auguſtusburg 1642 den 7. Sept. ward Prof. 1680 den 20. Febr. legte das Amt nieder 1699.

Joh.

Joh. Burc. Menke, geb. zu Leipzig 1674 den 8 April, ward Prof. 1699 den 14. Dec. ſtarb 1732 den 1. April.

Chriſt. Gottlieb Jöcher, geb. zu Leipzig 1694 den 20. Jul. ward Prof. 1732 den 18. Jun. ſtarb 1758 den 10. May.

Hr. Prof. Joh. Gottlob Böhm.

VII.

Herrn Wilhelm Robertſons, Geſchichte von Schottland, unter den Regierungen der Königinn Maria, und des Königs Jakobs des VI. bis auf deſſen Erhebung auf den engliſchen Thron, nebſt einem Abriſſe der ſchottiſchen Hiſtorie vor dieſer Zeit, nebſt einem Anfange von Urkunden. II. B. von Matth. Theod. Chriſt. Mittelſtädt. Fürſtl. Braunſchw. Lüneb. Hofpr. Braunſchweig in der Meyeriſchen Buchhandlung 1762 in gr. 8.

Da unſre Sprache itzo mit den hiſtoriſchen Schriften aller auswärtigen Länder bereichert worden; ſo daß wir eine ganze Bibliothek wohlgeſchriebener und gut überſetzter Geſchichtbücher ſammlen können: ſo fehlte uns bisher, ſo zu reden, nur das einzige Schottland noch, von dem wir nichts wohlgeſetztes aufzuweiſen hatten. Dieſen Mangel ergänzet uns der Herr Hofprediger Mittelſtädt auf

eine sehr vorzügliche Art: wie wir gleich mit mehrerem melden wollen, wenn wir erst aus der Vorrede des Verfassers das Nöthige beygebracht haben werden.

Hr. Robertson, ein Doctor der Theologie und Prediger in Edinburg, ist keine von den gemeinen Personen seines Ordens, den man sonst zur Abfassung einer Geschichte für untüchtig zu erklären pflegt. Ihn regieren keine solche Vorurtheile des Ansehens, die insgemein in den geistlichen Stand den meisten Einfluß haben. Er ist auch in dieser Geschichte von den ersten Geschichtschreibern in vielen Punkten abgewichen; leget aber seinen Lesern die Zeugnisse und Urkunden vor, durch welche er 200 Jahre hernach berechtiget ist, gleichzeitigen Geschichtschreibern zu widersprechen. Die Begebenheiten unter der Königinn Maria, spalteten Schottland und England in zwo Parteyen, die durch den Religionseifer noch erbitterter wurden. Jede hatte ihre Geschichtschreiber; die ihren ganzen Eifer annahmen: aber die Wahrheit war ihr einziger Zweck nicht. Durch Vorurtheile verblendet, schrieben sie mehr Schutzschriften für ihre Parteyen, als die Historie ihres Vaterlandes. Und ihre Nachfolger sind ihnen auf guten Glauben bisher nachgegangen.

Endlich hat man angefangen Urkunden aufzusuchen, Archive und Büchersäle von Privatpersonen durchgestöret, um sichere Quellen der Geschichte anzutreffen. Cecil und Cotton haben alles gesammlet, was zur Aufklärung des damaligen Zeitraumes dienen konnte, und können den äußersten

Ver-

Vorwiß der Antiquarier stillen. Aus ihrem Vorrathe haben Digges, Anderson, Keith, Haynes, Forbes und die Sammler der Kabbaler fast alles genommen, was sie herausgegeben. Diese Schriften alle hat der Hr. Verf. zurathe gezogen, um die Fehler alter Geschichtschreiber zu entdecken, und zu verbessern. Ja er hat noch mehr Papiere aufgesuchet und entdecket, die jenen allen unbekannt geblieben waren: davon die Bibliothek der Advocatenzunft in Edenburg eine weitläuftige Sammlung bewahrete. Die übrigen Quellen, daraus er geschöpfet, giebt der Verf. gleichfalls an, dabey wir uns aber nicht aufhalten können.

Doch hat er nicht alles mitgenommen, sondern sich nur mit dem erheblichsten begnüget; und solche, auf welche er sich als auf Zeugen nothwendig berufen mußte, und die noch in keiner andern Sammlung erschienen. Er hat auch dem Anfange eine kritische Abhandlung, den Mord des König Heinrichs, und die ächten Briefe der Königinn an den Bothwell betreffend, beygefüget. Alles dieses nun muß uns die Wichtigkeit dieses Buches höchst beträchtlich machen.

Der Hr. Uebersetzer, dessen vorzügliche Gelehrsamkeit in der Feder, uns seit 8 oder 9 Jahren schon bekannt ist, hat hier gleichfalls alles gethan, was man nur hätte wünschen können. Da die Urschrift voriges Jahr in England schon zum fünften male gedrucket werden müssen; und in Schottland gleichfalls wohl aufgenommen worden: so brauchet sie keine übertriebenen Lobsprüche, von

Seiten ihres Ueberſetzers. Er meldet nur, daß er ſie mit einer wahren Hochachtung gegen ihren Verfaſſer geleſen; und der Religion und Tugend einen Dienſt zu thun geglaubet, indem er ſie bekannter machet.

Von dem Verfaſſer meldet uns der Hr. Hofprediger nur, daß er noch im 1755. Jahre, eine Abhandlung, vom Zuſtande der Welt zur Zeit der Erſcheinung Chriſti, und der Verbindung deſſelben mit dem glücklichen Erfolge ſeiner Religion geſchrieben, die vor der ſchottiſchen Geſellſchaft zur Ausbreitung der Religion, vorgeleſen worden. Die Geſchichte von Schottland aber iſt allererſt 1759 zuerſt ans Licht getreten. Nach Erzählung der guten Eigenſchaften derſelben, beruſet er ſich auf ein rühmliches Zeugniß davon, welches in dem XI. B. der Bibliotheque des Sciences & des Arts a. d. 212. S. des I. Theils ſteht: worinn ihm die gröſten Lobſprüche beygeleget werden.

Die Regierungen dieſer beyden Regentinnen, der Maria von Schottland, und Eliſabeth von Engeland ſind ſo genau mit einnander verbunden, daß man ſie nicht von einander trennen kann: und ſo lieſt man ſie auch hier ganz durch einander geflochten. Indeſſen hat das Mitleiden, und die Landsmannſchaft den M. nicht hingeriſſen, der Königinn Maria zu ſchmäucheln. Er ſtellet ſie als liebenswürdig in ihrer Jugend, unbeſonnen und verächtlich in reifern Jahren, und als bewunderns- und mitleidenswürdig in ihrem Tode vor. Er zeiget die Quellen ihres Verderbens in dem bey Hofe damals herrſchenden Leichtſinne

sinne der Franzosen, und den italienischen Spitzfündigkeiten zu Schärfung des Geschmackes an sinnlichem Vergnügen dar: wobey man alle Vollkommenheiten eines Menschen nur in äußerlich schimmernden Vorzügen des Anstandes und Witzes setzte, die Religion aber nur zum Gaukelspiele des Aberglaubens diente: wobey man nach Marots Psalmen nur tanzete, und an keine Frömmigkeit dachte. Was für moralische Grundsätze konnte man von einer Königinn erwarten, die so schlecht erzogen war, im 20. Jahre ihres Alters den Thron bestieg, und mit aller Ungebundenheit sich der Heftigkeit der Leidenschaften überließ? Sie war so stolz und eigensinnig in ihren Unternehmungen, als zärtlich und unbedachtsam im Lieben. Lord Darnly, der unter einem reizenden Ansehen das verächtlichste Herz besaß, ward zwar aus Uebereilung ihr Gemahl; ward ihr aber abscheulich, sobald sie ihn kennen lernte. Sie fiel hernach in Verbrechen, und stürzte sich vom Throne in die Arme einer falschen Freundinn, der Königinn Elisabeth: die sie nach einem 19 jährigen Gefängnisse am Leben bestrafte. War aber ihr Leben gleichsam ein Schwindel gewesen, so war ihr Tod rührend, und zum Theil erbaulich. Sie starb in der fanatischen Einbildung, sie stürbe als eine Märtyrerinn: und dieß gab ihr eine so scheinbare Großmuth u. s. w.

So unparteyisch Hr. Robertson von der Königinn Maria geschrieben, eben so gewissenhaft ist er auch gegen die Königinn Elisabeth gewesen, die hier eine ungerechte Richterinn abgegeben. Wie

sehr

sehr kann nicht die Welt eine Zeitlang verblendet werden? Haben gleich die Engländer ihre Zeit, ein ganzes Jahrhundert und länger, die goldne Zeit geheißen; und haben sie auch die Ausländer nur von ihrer schönen Seite gekannt: hat sie gleich viel Glück in ihren Unternehmungen, viel Weisheit in der Wahl ihrer Minister und Feldherren, viel Liebe zur Wissenschaft und Gelehrsamkeit gewiesen; hat sie gleich ihr Parlament allezeit nach eigenem Belieben zu leiten gewußt: so hatte sie doch, als eine Privatperson betrachtet, sehr viele Fehler und Flecken. Hier werden endlich dieselben, zum Schrecken andrer Regenten, Prinzen und Prinzessinnen, von der unparteyischen Feder des Geschichtschreibers aufgedecket, und der Nachwelt bekannt gemachet. Ihre bis ins Alter fortgesetzte Buhlerey, ihre mistrauische Eifersucht, ihre ewigen Verstellungen, ihr Tücke in zweydeutigen Verträgen, ihr garstiges Fluchen und ihre Grausamkeit werden hier ohne Anstand bekannt gemachet: und selbst ihr unbarmherziges Urtheil, gegen eine unglückselige Blutsfreundinn, giebt den häßlichsten Flecken ihres Bildnisses ab: wie allemal Tyrannen ihre Thronfolger hassen.

Es ist uns nicht möglich, mehr von dem Inhalte dieses Buches zu melden. Der Charakter der Maria, den der Hr. Uebersetzer aus Hrn. Hurdens, unter Addisons Namen 1759 in seinen Moral und Political Dialogues, in der Vorrede von ihr angeführet, stimmet damit vollkommen überein; und entdecket den falschen Glanz ihres Ruhmes.

mes. Der Hr. Hofprediger Mittelstädt erkläret sich: daß, da es seit 13 Jahren sein Beruf gewesen, am Hochfürstlich Braunschweigischen Hofe, die Durchl. Prinzessinnen in der Religion und den schönen Wissenschaften zu unterrichten: so habe er in der Historie mehr auf die Leben berühmter Fürstinnen, als der Helden, zu sehen gehabt; und dieses habe ihn ganz natürlich auf diese Arbeit geführet. Er habe die Eitelkeit vermieden, dieß Werk mit vielen Anmerkungen zu vergrößern: nur einige wenige habe er nöthig gehalten; weil Robertson sich schon einer allgemeinen Deutlichkeit, nicht nur für Schottländer, sondern für alle Leser beflissen.

Der Anhang dieses Werkes ist zwiefach. Der I. besteht aus Urkunden, in verschiedenen Sprachen. Der II. ist eine kritische Abhandlung über den Mord König Heinrichs, Lords von Darnly, und über die Briefe der Königinn Maria. Jene hat er alle deutsch geliefert, und die ausländische Art, mit euch und ihr zu reden, beybehalten; welches sehr zu billigen ist: zumal, weil auch in Deutschland zu Ferdinands des I. Maximilians und Rudolphs des II. Zeiten, das heutige Sie und Ihnen noch nicht eingeführet war. Dieß müssen sich alle Geschichtschreiber und tragische und epische Dichter zur Regel nehmen. Im II. Anhange hat der Hr. Uebersetzer uns auch die französischen Briefe der Königinn an den Bothwell geliefert, die Hr. Robertson nicht muß in Händen gehabt haben.

Die Schreibart desselben ist so schön und männlich, daß sie dem Hrn. Robertson Ehre machen

muß.

muß. Zu einer Probe derſelben, wollen wir den letzten Brief der Königinn Maria, an den König in Frankreich, Heinrich den III. mittheilen, der unſer Urtheil vollkommen beſtätigen wird.

Mein Herr, mein Schwager,

Da ich durch Zulaſſung Gottes, und wie ich glaube, zur Strafe meiner Sünden, mich in die Arme dieſer Königinn, meiner Baſe, geworfen, und, innerhalb 20 Jahren, tauſend Verdruß ausgeſtanden habe, bin ich endlich von ihr und ihren Landſtänden, zum Tode verurtheilet worden. Ich habe, um mein Teſtament zu machen, meine Briefſchaften, die man mir genommen hatte, mir wieder ausgebethen, aber nicht erhalten; eben ſo hat man mir die Erlaubniß verſagt, ein Teſtament zu machen, und nicht einmal die Hoffnung gelaſſen, daß mein Körper, meinem Wunſche gemäß, nach meinem Tode in euer Reich gebracht würde, wo ich die Ehre gehabt habe, Königinn, eure Schweſter und alte Bundesgenoſſinn zu ſeyn. Dieſen Nachmittag iſt mir, ohne weitere Rückſicht, mein Todesurtheil angekündiget, und Morgen früh um 8 Uhr ſoll ich als eine Miſſethäterinn hingerichtet werden. Ich habe nicht die Zeit, alles, was vorgefallen iſt, umſtändlich zu erzählen: Wollt ihr aber die Gnade haben, meinen Leibarzt, und meine übrigen armen Bedienten zu ſprechen, ſo werdet ihr die Wahrheit hören, daß ich, Gott Lob, den Tod verachte, und feyerlich betheure, daß ich dieſen Tod,

Tod, wenn ich auch, so wie ich es niemals gewesen, ihre Unterthaninn wäre, ohne Verbrechen, unschuldig, wegen der katholischen Religion, und des Rechtes, das mir Gott auf diese Krone gegeben hat, ausstehe. Dieses sind die beyden Puncte, auf welchen meine Verdammung beruhet; und gleichwohl soll ich nicht sagen, daß ich für meine Religion sterbe, sondern aus Furcht, ich möchte die ihrige verändern. Man hat mir deswegen meinen Beichtvater genommen, der zwar im Hause bey mir ist, und gleichwohl nicht die Erlaubniß bekommen kann, bey meinem Tode, meine Beichte anzuhören, und mir das Abendmahl zu reichen. Man hat mich zwingen wollen, den Beystand, und die Lehre ihrer Prediger anzuhören, die man in dieser Absicht zu mir gebracht hat. Der Ueberbringer dieses, und meine übrige Bedienten, die mehrentheils eure Unterthanen sind, werden euch mein Betragen, auf diesem letzten Auftritte meines Lebens, erzählen. Es liegt mir nichts mehr auf dem Herzen, als daß ich euch, dem allerchristlichsten Könige, meinem Schwager und alten Bundesgenossen, der mir so oft die Ehre gethan, und mich seiner Freundschaft versichert hat, bitte, mir in zween Puncten, Beweise seiner Tugend und Großmüthigkeit zu geben; einmal, daß ihr aus Liebe, zur Beruhigung meines Gewissens, mir darinn zu Hülfe kommet, was ich, ohne euch, nicht thun kann; daß ihr nämlich meine verlassene Bedienten bezahlet, und ihnen ihre Besoldung lasset; Zweytens,

dieſes merket; So kan es einem die Erlernung anderer Sprachen ſehr leicht machen, und man kan aus einer Sprache die andere erklären, in dem eine jede alte, beſondere Wörter aufgehoben, die in der Wortforſchung treffliche Dienſte thun, und die rechten und nachdrücklichen Begriffe befördern.

§. 18. Weil ich öfters der **Mundarten** gedacht, ſo wird es nöthig ſeyn, noch etwas davon zu erinnern. **In weitläuftigem Verſtande verſtehet man dadurch eine Sprache:** das iſt eine Art zu reden, die bey einem gewiſſen Volke üblich iſt. **Im engeren Verſtande** deutet ein Dialect, oder eine Mundart eine verwandte Sprache an, wie die holländiſche Sprache eine Mundart oder ein Dialect der Deutſchen iſt. **Im eigentlichſten und engſten Verſtande** aber verſtehet man durch Mundarten **Provinzialſprachen**, oder beſondere Arten zu reden, die unter einem Volke, in einer Sprache, nach den verſchiedenen Provinzen gefunden werden. Alſo ſind das Oberſächſiſche und Niederſächſiſche Mundarten. Alſo hat die griechiſche Sprache ihre bekannte Mundarten gehabt: Und in der lateiniſchen ſind eben dergleichen geweſen, die zu den verſchiedenen neuen Sprachen Anlaß gegeben haben. Bey den Mundarten gehet keine Veränderung in den Wurzelwörtern, oder dem Weſen nach vor. Und obgleich einige fremde Wörter in die Mundarten alſo mit einſchleichen, daß eine Mundart andere angenommen, als eine andere: So kommt es doch darauf eigentlich nicht an; ſondern hauptſächlich auf die Ausſprache, wie auch bey dem Sprechen ſelbſt, welches man im Schreiben nicht füglich nachahmen kan. Denn einige ſprechen

geſchwind

tens, daß ihr für eine Königinn bethen laſſet, die weiland die Allerchriſtlichſte hieß, und katholiſch, aber aller Güter beraubt, ſtirbt. Ich befehle euch meinen Sohn, in ſo ferne er es verdienen wird; denn gut kann ich nicht für ihn ſagen. Aber meiner Bedienten wegen, flehe ich euch an mit gefalteten Händen. Ich habe mir die Freyheit genommen, euch zween rare Geſundheitsſteine zu ſchicken, indem ich die Eure vollkommen, und euch dabey ein glückliches, langes Leben wünſche. Ihr werdet ſie, als von eurer ergebenſten Schwiegerinn, annehmen.

Sterbend, und mit Verſicherung ihres redlichen Herzens gegen euch, empfehle ich euch meine Bedienten, in einem hiebey gefügten Aufſatze, und ihr werdet die Gnade haben, mir, für meine Seele, ein Theil deſſen zu bezahlen, was ihr mir noch ſchuldig ſeyd, und zur Ehre Jeſu, zu dem ich morgen, noch im Tode, für euch bethen werde, ſo viel auszahlen laſſen, als zur Stiftung einer Seelmeſſe, und zu nothwendigen Allmoſen erfodert wird. Dieſen Mittewochen um 2 Uhr nach Mitternacht.

Eure

ergebenſte und gute Schweſter

Maria Königinn.

VIII. En-

VIII.

Encomium Florentiſſimæ Reipublicæ Hamburgenſis ſub Auſpicium novi numeris e ſuggeſtu Gymnaſii Hamburgenſis A. D. die XI. Martii A. R. S. 1762 publice dictum a Godofredo Schütze. S. Theol. et Philoſoph. D. et P. P. Acad. Scient. Hafnienſis, Berol. & Pariſ. Sodal. Hamburg. apud Bohnium. in 4. 3 Plagul.

Daß der Hr. Prof. Schütz auch ein guter lateiniſcher Dichter ſey, haben wir ſchon bey anderer Gelegenheit gemeldet. Bey der neuern Veränderung, die mit ihm vorgegangen, da er Altona verlaſſen, und das Lehramt des ſeligen Richeys übernommen, hat er abermal eine Probe ſeiner Muſen, in der Sprache der alten Römer abgeleget. Es iſt nämlich ſeine Antrittsrede in Verſen abgefaſſet worden: ſo daß ſie weder eine Rede, noch ein Gedicht wird heißen können. Wir wollen uns den Inhalt davon bekannter machen. So hebt ſie an:

Stas igitur, ſtabisque diu ſplendore novato,
Excubiis Procerum ſtabis defenſa tuorum,
Hamburgum, urbs dilecta Deo, dilecta Camœnis,
Urbs dilecta mihi.

Wir haben uns gewundert, daß der Hr. Profeſſor hier gleich im Anfange einen von den unvollkom-

menen Verſen nachgeahmet, die Virgil, bey ſeinem Tode nur in den unvollendeten Büchern ſeiner Aeneis halbabgebrochen hinterlaſſen hat: gerade, als ob es eine Schönheit ſeyn ſollte. Er fährt fort.

Vivimus in triſti, quo nil eſt triſtius, ævo,
Et mundi ſenſim moles ſub ægone laborat.
Quin certam nimium portendunt cuncta ruinam.

So gewöhnlich dergleichen Klagen bey Dichtern und Theologen ſonſt geweſen: ſo haben ſich doch die neuern, nachdem man ſo oft mit ſolchen Ahndungen vom Ende der Welt betrogen worden, ſeit geraumer Zeit enthalten, noch immer den jüngſten Tag zu prophezeihen. Sie haben auch daran deſto beſſer gethan, da gewiß alle die Unordnungen der Einwohner des Erdbodens, dem ganzen Weltgebäude keinen Umſturz drohen können.

Tollitur heu! pietas, fugere fidesque pudorque,
Nulla malos homines legum reuerentia tangit,
Nec jovæ monitis facilem quis commodat aurem.
Jure ſuo Euſebie, viduatas ignibus aras
Et ſua templa dolet, manibus temerata profanis.
Jusque fidesque algens, hominesque exoſa malignos
Exulat alma Themis, terrasque Aſtræa relinquit.

So ſchön dieſe Verſe durchgehends ſind, ſo ſehr beſorgen wir, daß die ſtrengſte Wahrheit darinn nicht herrſche: da gewiß der heutige Zuſtand der Welt nicht um ein Haar gottloſer iſt, als der vormalige, in ſovielen verwichenen Jahrhunderten. Ein wälſcher Schriftſteller Lancellotti, hat ſolches

ſchon

ſchon vor beynahe 140 Jahren in einem beſondern Buche bewieſen, welches den Titel führet: L'Hoggidi, overo il Mondo non peggiore, ne piu calamitoſo del paſſato. Doch wir wollen dieſe Klagen einem Dichter durch die Finger ſehen, der ſich nicht allemal an die ſtrengſte Wahrheit binden darf. Allein was leſen wir weiter?

Spretus Apollo jacet, gangrenæ ſerpit ad inſtar
Horrida barbaries, dura hæc ſunt ſæcula Muſis!
Et doctæ paſſim mendicant turpiter artes.

Iſt das wahr? und kann man es wohl ohne die gröſte Beleidigung des itzigen Jahrhunderts ſagen? Hat es jemals mehr Univerſitäten, mehr Beſoldungen der Lehrer und Gelehrten, mehr Stipendien und milde Stiftungen, zu Erhaltung armer Schüler und Studenten gegeben, als es itzo in Europa giebt: der Klöſter noch zu geſchweigen. Wann haben mehr groſe Herren die Wiſſenſchaften geliebet, beſchirmet, und befördert, als itzo; anſtatt daß ſonſten ein Eobanus Heſſus, ein Zylander, ein Keppler, u. a. m. beynahe verhungern müſſen. Doch das folgende wird wohl wahrer ſeyn:

Mars contra ingentes exercet luctifer iras,
Sanguineæ rutilant criſtæ, micat æreus umbo,
Lumina gorgoneo colluecent ſævius igne.
Fatifero quatiens pharetratas igne phalanges,
Exſultat, rabiemque negat ſatiaſſe nefandam.
Tu certe bello Germania preſſa recenti,
Per ſex hos annos fuſo ſaturata cruore.
Proh dolor! armorum ſentis bellique furores.

Civibus orbatas urbes, cultoribus agros,
Orbatos luges, diro miseranda vel hosti.

Freylich wohl, ist das wahr: aber geschieht das heute etwa zum erstenmale? Ist es nicht im 30jährigen Kriege noch viel ärger gewesen? Wie viel Schulen waren damals nicht verwüstet, ausgestorben und verheeret: anstatt, daß itzo auch die Kriegsleute die Wissenschaften ehren, schonen und schützen; wie Göttingen sie mehr als einmal gerühmet hat.

Doch wir wollen nicht mehr Schwierigkeiten machen, obgleich folgende Zeilen so von den itzigen Zeiten reden, als ob das Ende der Welt ganz nahe vor der Thüre wäre; welches wir doch Gott lob! noch nicht sehen. Es klingt wenigstens recht poetisch, wenn man liest:

Omnia in hac mundi fœce, extremaque senecta,
Omnia sic tituhare vides, quin et omnia certis
In pejus ruere, & retro sublapsa referri.
Tanta stupent ævi nostri præsentia monstra
Mortales miseri, clades horrentque futuras
Attoniti.

Wobey denn abermal, vielleicht den Affect auszudrücken, der Vers stocken bleibt. Nun geht aber eigentlich das Lob des einzigen mitten in dem Untergange der Welt, beglückten Hamburgs, an. Wir wollen einige Zeilen davon mit dem Wunsche anrücken, daß diese herrliche Republik noch ferner die Freystadt der Ruhe und Glückseligkeit, des Reichthums

thums und der Freyheit ſeyn und bleiben möge: ſo wie es vor allen Feindſeligkeiten ſicher iſt.

Felix, o! nimium felix, qui in turbine tanto,
Sors vbi mille homines paſſim violentior vrget,
Hammoniæ ciuis diſcrimine liber ab omni eſt.
Ille tot adflictos non auerſatur amicos,
Quin larga potius dextra ſolatur: at ipſe
Expers ærumnæ funeſtæ, expersque procellæ,
Gaudet ſorte ſua, ſolitumque tuetur honorem.
Haud aliter, quam ſi turbato nauita ponto,
Agmine remorum celeri ventisque vocatis
Impiger optatum gaudet contingere portum.
Flamina tunc horrenda fremunt, et nubibus auras
Involuunt, magnoque fretum certamine miſcent.
Fit ſtrepitus, crebra tellus crepitante procella
Pulſa ſonat, ruptisque micantes nubibus ignes,
Flammigeræque volant magnum per inane ſagittæ,
Fulguraque ingeminant, eademque minantur: at ille
Has cœli pelagique minas procul adſpicit, ille
Immites ridet ſcopulos, portuque receptus
Ventorum ſpernit rabiem ſyrteſque profundas.

Solis ab occaſu Mars ſæuit ſolis ad ortum,
Pæne per immenſum protendens brachia mundum:
Pax tamen alma tuos, vrbs præclariſſima, fines
Colluſtrat. Non ira ferox præcordia flammis
Accendit lymphata ſuis, pax optima rerum
Supprimit æterno lugubres carcere lites.
Nulla reformidant ſecuri claſſica ciues,
Pace alta fruimur; non æra micantia noſtras

Suſpenſas terrent gelida formidine mentes.
Hic ſibi relligio ſublimia templa ſacrauit,
Hic Themis alma ſibi veneranda palatia ſtruxit,
Hic ſibi fixerunt tentoria lata camenæ.

Der Schluß des ganzen Gedichtes iſt folgender; mit welchem wir unſre Wünſche verbinden, und dieſer anſehnlichen Stadt, zu dieſem erhaltenen neuen Lehrer, der den Verluſt eines Richeys durch Gelehrſamkeit und Fleiß doppelt erſetzen wird, herzlich Glück wünſchen:

Numen, quod recte moderatur ſenſa docentum,
Diſcentumque animos regit ac in pectus amorem
Diſcendi inſinuat, fructuque hanc ubere donat,
Propoſito faveat ſolemni et cœpta ſecundet.

Auguror, eveniet: ſpe jam propriore caleſco
Stas igitur, ſtabisque diu ſplendore novato
HAMBVRGVM, votis Deus annuat ipſe peractis!

Vos Auditores, votis coniungite vota!
Plaudite. Vota placent Jovæ, repetita placebunt.

IX.

Reden und andre Werke des Herrn Kanzlers von Agueſſeau, in zween Theilen.

Leipzig in Lankiſchens Buchhandlung 1762. in groß 8.

Der Ueberſetzer ſaget in der Vorrede: weil die Schriften des Herrn von Agueſſeau Muſter der Beredſamkeit wären: ſo habe er geglaubet, durch deren Ueberſetzung denen einen Gefallen zu thun, die ſie franzöſiſch nicht leſen könnten. Er habe aber dieſe Arbeit ſehr ſchwer befunden, weil dieſe Reden alle vor dem Parlamente zu Paris gehalten worden; und alſo bey uns den halben Werth verlieren müſſen: ſo wie es mit den Reden der Alten zu gehen pflegt. Die eigenen Worte des franzöſiſchen Gerichtsſchlendrians kämen auch noch dazu: und alſo hätte man mit jenem Römer billig fragen können: Cui bono? Warum plaget man ſich, eine ſo ſchwere Arbeit zu thun, die bey der ganz unterſchiedenen Art unſrer Gerichtsſtäten, nicht einmal den geringſten Nutzen haben kann? Unſre Kanzler halten keine Reden; die Advocaten auch nicht. Was ſollen wir denn mit des Herrn Dagueſſeau Reden machen, die ohne dieß in der Ueberſetzung unendlich viel Witziges und Artiges verlohren haben; wie der Hr. Ueberſetzer ſelbſt geſtehen muß.

Wir wissen es nicht, was der Hr. Uebersetzer auf diese Fragen antworten würde; zumal, nachdem er alles obige selbst eingeräumet hat. Soviel aber sehen wir: er hat sie übersetzen wollen; und muß sonder Zweifel andre Ursachen dazu gehabt haben, die er uns nicht hat sagen wollen.

Der Vorbericht des französischen Herausgebers ist ohne Zweifel für Frankreich eindringender. Für ihr Vaterland sind allerdings diese Schriften wichtiger, als für uns. Man will Frankreich einen Schatz nicht länger entziehen, wodurch es mit eben solchen Reichthümern in dieser Welt prangen wird, als Athen und Rom. Wenigstens wird man dem Herausgeber danken müssen, daß er diese kostbaren Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet, die denen, die Frankreichs Verlust ersetzen sollen, zum Muster dienen werden: und man versichert, daß sie so lange die Bewunderung der Menschen verdienen würden, so lange die französische Sprache und der Geschmack der wahren Beredsamkeit bestehen würde.

Das Leben des Kanzlers Daguesseau, ist aus dem Supplemente des historischen Wörterbuches des Hrn. Abts Lavocat hier vorgesetzet worden, daraus wir das wichtigste mittheilen wollen. Heinrich Franz Daguesseau, Kanzler von Fr. Ritter des heil. G. Ordens, war den 27. Nov. 1668 zu Limoges gebohren. Seine Vorfahren waren berühmte Staatsbediente gewesen. Seine angebohrne Fähigkeiten waren gleich in der Kindheit und Jugend groß: und sein Vater war fast sein einziger Lehrmeister. Er nahm ihn auf allen Reisen,

die

die er Amtshalber thun mußte, beständig mit. Er lernte das Franzöſiſche nach Regeln, außerdem aber Griechiſch, Latein, Hebräiſch, Italieniſch, Spaniſch, Portugieſiſch und Engliſch: ja er ſagte oft, es ſey nur ein Zeitvertreib, eine Sprache zu lernen. Das Leſen der alten Dichter war eine Leidenſchaft ſeiner Jugend geweſen. Der Umgang mit dem Boileau und Racine, war ſein Vergnügen: und er machte ſelbſt hübſche Verſe, bis in ſeine letzten Jahre. Selbſt ſeine Proſa ward davon ſehr harmoniſch. Nachdem er die Regeln der Redekunſt, und die Philoſophie gelernet hatte, ließ ihn ſein Vater noch ein ganzes Jahr die alten Redner leſen: und dadurch ward er ſo groß, als dieſe. Er lernte die carteſianiſche Philoſophie allererſt nach der ariſtoteliſchen; wodurch er deſto gründlicher im Schließen und Denken ward. Er liebte auch die Mathematik, und fand darinn eine Erholung des Geiſtes nach wichtigen Geſchäfften. In der bloßen Abwechſelung der Beſchäfftigungen fand er eine Erquickung: und ſo wuchs ſeine Erkenntniß bis ans Ende des Lebens. Die Religion kam ſeiner natürlichen Redlichkeit und Uneigennützigkeit zu ſtatten.

Im 21. Jahre ward er Königl. Sachwalter im Chatelet (eine Art von Hofgericht;) und nach einigen Monathen der dritte Parlamentsadvocat. Und dieß Amt trat er ſo rühmlich an, daß ein groſſer Präſident ſagte: er wünſche das ſeinige ſo zu enden. Er war fleißig, gründlich und glücklich in ſeinen Proceſſen, und verband mit der Gelehrſam-

geſchwind und verſchlucken die Sylben, wie die Franzoſen, Morgenländer, und unter uns die Salzburger mit ihren Nachbarn: Andere aber reden langſam, wie die nordiſchen Völker, die Märker, Pommern und Mecklenburger: Andere halten die Mittelſtraſſe, wie die Hochdeutſchen. Das rühret hauptſächlich von der hitzigen oder trägen Natur her. Einige ſprechen leicht, gemächlich und werfen die harten Buchſtaben weg: Andere aber ſprechen hart, wie ſonderlich die Pohlen und Wenden, und Böhmen. Einige ſprechen mit vollem und breitem Maule: Andere ſprechen zärter und lieblicher. Daher die Mundart in dieſem Verſtande wiederum dreyfach iſt: erſtlich eine gemeinere, oder ländliche, die ganzen Landen und Provinzen eigen iſt, dergleichen bey uns ſind die bayeriſche, oberſächſiſche, thüringiſche oder harziſche, märkiſche, weſtphäliſche, ſchwäbiſche, ſchweizeriſche Mundarten u. d. g. Zum andern eine beſondere, örtliche, die gewiſſen Arten, Städten und Dörfern eigen iſt, als die magdeburgiſche, barbiſche, zerbſtiſche und der Halloren Mundart. Ja man findet öfters ein geringes Dorf, das ſeine beſondre Mundart hat. Drittens iſt die ganz eigene oder perſönliche Mundart, die nur einer Perſon eigen iſt. Denn gleichwie ein Menſch von dem andern dem Geſichte nach unterſchieden iſt: Alſo iſt auch einer von dem andern der Sprache nach unterſchieden, ſo daß man einen Bekannten an der Sprache, ja an eben derſelbigen einen Landsmann, oder den Stand einer Perſon erkennen kan, wie einen Vogel am Geſange. Daraus nimmt man denn das Naturell eines Menſchen ab, welches nebſt der Ausſprache

keit, auch Ordnung und Deutlichkeit der Begriffe, nebst einer glänzenden Beredsamkeit. Gleichwohl schrieb er von seinen Reden nur den Entwurf; bis er als Generalsachwalter größere Sachen zu führen bekam, die er ganz ausarbeitete; davon auch einige gedruckt wurden. Diese wurden nun als Meisterstücke angesehen. Als er 32 Jahre alt war, erfuhr er, Ludewig der XIV. hätte ihn zum Generalanwald ernennet. Dieß Amt verwaltete er gewissenhaft, und steuerte 1709 einem großen Getrÿdemangel, dem er von weitem vorbeugete. Die Criminalsachen wurden ihm am meisten zur Last, weil er nicht zur Strenge geneigt war. Seine Anmerkungen über die Criminalgesetze haben viel Einfluß in die Verbesserung derselben gehabt u. s. w.

Unter dem Herzoge, Regenten von Orleans, ward er mit vielem Vertrauen beehret: und dieser machte ihn 1717 an die Stelle des Kanzlers Voisin, zum Kanzler von Frankreich; so sehr er sich dagegen wehrte. Allein es zogen Stürme wider ihn auf, und 1718 wurden ihm die Siegel wieder abgefodert, er aber auf seine Güter verwiesen. Ohne alle sein Zuthun aber, ward er 1720 wieder zurückgerufen, und in einen Theil seiner Aemter wieder eingesetzet, bis ihm 1737 auch das Kanzleramt wieder zu Theile ward. Er beschäfftigte sich wechselsweise auch mit allen Arten der ernsthaften und schönen Wissenschaften, bis er im 82. Jahre seines Alters abdankte; so daß ihm der König die Ehre dieser Würde, und ein Gehalt von 100000 Livres ließ. Er starb 1751; und ließ sich bey seiner Gemahlinn

auf

auf einem gemeinen Kirchhofe begraben. Wir übergehen hier einige Stücke, die zu seinem Lobe gereichen: z. E. eine Rede des Parlem. Advocaten Terrassons, bey seiner Einführung: sein Geschlechtregister, u. s. w. Wir geben nur noch eine Probe aus seiner erstn Rede von der Verbindung der Weltweisheit mit der Beredsamkeit; die er bey der Eröffnung der ordentlichen Sitzungen des Parlements 1695 gehalten hat. So hebt sie an:

Vergebens schmäucheln sich ein Redner mit der Gabe der Ueberredung, wenn er die Kunst, die Menschen zu kennen, nicht besitzet.

Die Sittenlehre und Beredsamkeit sind zu gleicher Zeit entstanden, und die Verbindung unter ihnen ist in der Welt so alt, als die Verbindung der Fähigkeit zu denken, mit der Fähigkeit zu reden.

Ehedem sonderte man zwo Wissenschaften, die, ihrer Natur nach, unzertrennlich sind, nicht von einander: Der Weltweise und der Redner besaßen das Reich der Weisheit gemeinschaftlich; sie unterhielten ein glückliches Bündniß und ein vollkommenes Verständniß unter der Kunst, gut zu denken, und unter der Kunst, gut zu reden; und man hatte diesen, für die Redner so schimpflichen Unterschied, diese, für die Beredsamkeit so traurige Trennung des Witzes und des Verstandes, der Ausdrücke und der Gedanken, des Redners und des Weltweisen, noch nicht ersonnen.

Wenn einiger Unterschied unter ihnen war, so hatte die Beredsamkeit den Vortheil gänzlich auf

ihrer

ihrer Seite: der Weltweiſe begnügte ſich, zu überzeugen, und der Redner bemühte ſich, zu überreden.

Der Erſte ſetzte ſchon voraus, daß ſeine Zuhörer aufmerkſam, gelehrig und ihm geneigt wären; der Andere wußte ihnen die Aufmerkſamkeit, die Gelehrigkeit und das Wohlwollen gegen ſich beyzubringen.

Das mächtige Beyſpiel der Sitten, die Ernſthaftigkeit der Rede, die ſorgfältige und ſtrenge Richtigkeit des Schluſſes, erwarben dem Weltweiſen Bewunderung: die natürliche, oder angenommene Sanftmuth, die Anmuth der Sprache, die Gabe der Einbildungskraft, erweckten dem Redner Liebe.

Der Verſtand war für den Erſten, und das Herz für den Andern. Allein das Herz empörte ſich oft wider die Wahrheiten, von denen der Verſtand überzeuget war; der Verſtand hingegen weigerte ſich niemals, ſich den Empfindungen des Herzens zu unterwerfen: und der Weltweiſe, als rechtmäßiger Monarch, erweckte oft Furcht, als ein Tyrann; anſtatt daß der Redner eine ſo ſanfte und angenehme Tyranney ausübte, daß man ſie für eine rechtmäßige Beherrſchung hielt.

In dieſem erſten Alter der Beredſamkeit ſah Griechenland, wie ſein größter Redner die Herrſchaft der Rede auf die Kenntniß des Menſchen und die Grundſätze der Sittenlehre gründete.

Vergebens verweigert ihm die, über ſeinem Ruhm eiferſüchtige Natur, dieſe äußerlichen Gaben, dieſe ſtumme Beredſamkeit, dieſe ſichtbare Gewalt, welche die Seele der Zuhörer unvermu-

thet

het einnimmt, und veranlasset, daß sie ihm ihre Stimmen schon ertheilen, noch ehe er ihren Beyfall verdienet hat. Die Erhabenheit seiner Rede wird dem Zuhörer, der außer sich selbst gesetzet worden ist, nicht Zeit und Freyheit lassen, seine Gebrechen zu bemerken: sie werden in den Glanz seiner Vollkommenheiten verhüllet seyn; man wird ihm, wie einem Adler in der Luft, folgen, ohne daß man wissen wird, wie er die Erde verlassen hat.

Als ein strenger Richter über die Aufführung seines Volks, wird er ihm mehr zugethan scheinen, als diejenigen, die ihm schmäuchein: er wird seinen Augen das traurige Bild der mühsamen und beschwerlichen Tugend vorstellen dürfen; er wird es dahin bringen, daß es die schwere und oft unglückliche Rechtschaffenheit, dem angenehmen Nutzen und den Süßigkeiten einer unanständigen Glückseligkeit, vorzieht.

Die Macht des Königes von Macedonien wird die Beredsamkeit des athenienſischen Redners fürchten; das Schicksal Griechenlandes wird zwischen dem Philippus und Demosthenes unentschieden bleiben: und weil er die Freyheit seines Vaterlandes nicht überleben kann, so wird sie sich auch nur mit ihm erhalten können.

Woher entstehen diese erstaunenden Wirkungen einer mehr als menschlichen Beredsamkeit? Welches ist die Quelle so vieler Wunder, deren bloße Erzählung, nach so vielen Jahrhunderten, noch der Vorwurf unserer Bewunderung ist?

Das

Das sind keine Waffen, die in der Schule eines seichten wortgelehrten Redners verfertiget werden. Diese Donner, diese Blitze, vor welchen die Könige auf ihrem Throne erzittern, werden in einer erhabenern Gegend zubereitet. Aus dem Schooße der Weisheit hat er diese kühne und großmüthige Staatsklugheit, die standhafte und unerschrockne Freymüthigkeit, diese unüberwindliche Liebe zum Vaterlande, genommen; durch den Fleiß, den er auf die Erlernung der Sittenlehre wendete, hat er, aus den Händen der Vernunft selbst, diese unumschränkte Herrschaft, diese höchste Gewalt, über die Seele seiner Zuhörer erhalten: ein Plato hat einen Demosthenes bilden müssen, damit der größte Redner alle seinen Ruhm dem größten Weltweisen schuldig seyn möchte.

Können wir, nachdem wir die Augen auf diesen blendenden Glanz der Beredsamkeit geworfen haben, den Anblick unsrer Fehler noch ertragen: so haben wir wenigstens das Vergnügen, die Ursache derselben zu erkennen, und die Gegenmittel darwider zu entdecken.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß wir in unsern Tagen diesen ungemeinen Verfall der Beredsamkeit sehen; wir würden vielmehr erstaunen müssen, wenn wir sie blühen sähen. u. s. w.

Es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Gedanken nicht nur richtig und wahr, sondern auch sehr beredt vorgetragen sind.

X.

Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Schwaben, von Balthaſar Haugen, der Weltweisheit M. und Predigern zu Stotzingen, Kaiſerl gekr. Dichter, der Geſellſ. der ſchönen Wiſſenſchaften in Leipzig und der herz. D. G. zu Helmſt. Mitgl. Ulm und Leipz. bey Barthol. u. Sohne in groß Oct.

Der Hr. Verf. dieſer Schrift iſt ein eifriger Patriot. Sein beſonderes Vaterland aber, Schwaben, und das Wirtenbergiſche inſonderheit, liegt ihm ſehr am Herzen. Da glaubet er nun, die Schwaben wären in dem Geſchrey, als wären ſie weder Verehrer noch Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften. Woher er das habe, iſt uns unbekannt: wenigſtens beſinnen wir uns nicht, dieſen Vorwurf anderswo, als in einigen ſchwäbiſchen Schriften geleſen zu haben. Iſt es den Verfaſſern aus eigenem Gefühl, oder aus der nahen Erfahrung eingekommen; oder haben ſie dadurch ihre Landesleute nur deſto hitziger machen wollen, ſich darauf zu legen; das wiſſen wir nicht. Genug, unſer Hr. M. Haug beantwortet dieſen Vorwurf in gegenwärtiger Schrift, und zwar auf eine zureichende Art.

Im Anfange unterſcheidet der Hr. V. die Gelehrten, von geſchickten Leuten: und meynet, daß es vormals mehr gelehrte Leute gegeben; itzo aber mehr geſchickte

ſchickte Köpfe gebe. Er meynet aber, wir hätten Urſache, unſere Vorfahren zu beneiden. Sie hätten ſich nur auf ein Ding geleget, und wären deſto weiter darinn gekommen, je weniger ſie ſich mit Nebendingen, oder Verzierungen aufhalten laſſen. Allein ſollte das wohl ſo ſchlechterdings wahr ſeyn? Sind nicht viele Gelehrte auch Polyhiſtoren geweſen? War nicht Cicero ſelbſt, den er anführet, etwas mehr, als ein Redner? Und vertrug ſich denn ſeine große philoſophiſche Einſicht, Kenntniß des römiſchen Staates und der Geſchichte, nicht auch mit den Zierrathen der Dichtkunſt und Beredſamkeit? Vom Plato, Ariſtoteles, und von Neuern, von Eraſmus, Luthern, Melanchthon und hundert andern, iſt eben das ausgemachet.

Doch das iſt nur ein Vorſchmack von einer Schrift, die wir nicht ganz durchlaufen können. Wir haben bey wenigem dergleichen Einwürfe zu machen; und verſichern unſre Leſer, daß ſie mit vielem Vergnügen eine Schrift leſen werden, darinn nicht nur die Herren Schwaben gerettet, ſondern auch ſonſt ſehr viel freymüthige, aufgeweckte, kühne und theils wahre Gedanken vorgetragen werden. Nur Schade, daß noch hin und wieder etliche Svevismi mit untergelaufen ſind, als erwelche, weißt, für weis, die Gelehrte, und die Geſchichte; die Greiſen, u. d. gl. m.

Ende des Wonnemondes 1762.

GUSTAVUS PRINCEPS HAER·REGNI SVEC·
LAETITIAE CRESCENTI·
EX DECRORDD·
1761·

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

HORAT. Ep. II. L. II.

Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum,
Qua priſcis memorata Catonibus atque Cethegis,
Nunc ſitus informis premit et deſerta vetuſtas.

Brachmond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. VI. 1762.

ſprache der Mütter, die Hauptquelle ſolcher verſchiedlichen Mundarten iſt. Hierbey kömmts auf zweyerley vornemlich an: Erſtlich auf die Selbſtlaute, welche im Reden ſo mannigfaltig verändert werden. Gleichwie man die Hauptfarben alſo untereinander vermiſchen kan, daß ſie immer allmählich von einander abgehen, bis endlich eine ganze eigene Farbe daraus entſtehet: Alſo kan man mit den fünf Selbſtlauten ein gleiches vornehmen: Als z. E. a kan ſo mannigfaltig verändert werden, bis endlich e, o oder au daraus erwächſet, und ſo auch mit den andern, welches man bey der Wortforſchung höchſtnöthig zu merken hat. So wird man nemlich nicht nur eine tiefere Einſicht in die Verwandtſchaft der Sprachen erlangen; ſondern den Grund und die Gewißheit deſto beſſer anzeigen kön̄en. Als z. E. Wie kan Mutter von μήτηρ oder mater kommen? Antwort: die groben Vorfahren ſprachen moater oder muater, endlich ließ man o und u hinweg, ſo ward der Niederſachſen Mooder, moter und muter daraus, und als man das t verdoppelte, ſo entſtand der Engelländer mother und unſer Mutter. Daß dieſes ſeinen Grund hat, beweiſet nicht nur noch die tägliche Erfahrung in gleichen Fällen; ſondern auch die verſchiedene Art zu ſchreiben bey unſern Vorfahren. Fürs andere kömmt es hier auf die Redensarten an, indem ein Volk vor dem andern, ein Stand vor dem andern, ſich gewiſſer pöbelhaften Redensarten und Wörter enthält, und ſich der Zierlichkeit befleißiget. Alſo redete man zu Athen das beſte Griechiſch, zu Rom das beſte Latein, wie man zu Orleans das beſte Franzöſiſche und in Meiſſen das beſte Deutſch ſpricht.

§ 19. Wenn

Inhalt.

I. Boehmii Euchariſticon ad Guſtavum Suec. Princ.

II. Knittel de verſ. Gothicae aliquot Capp. Ep. ad Rom.

III. Hiſt. de l'Academ. Royale des Inſcriptions & belles Lettres.

IV. Nachricht von der Schulanſtalt bey der Peterskirche zu Petersburg.

V. Der Freund, eine moraliſche Wochenſchrift.

VI. Cantate, von F. L. P. z. S. R.

VII. Hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über dem berühmten Lucas Kranach.

VIII. Moraliſche Briefe, des Hrn. Abt von Bellegarde.

IX. Der Hof, in Fabeln.

X. Nachricht von dem Leben und Tode der ſel. Frau Prof. Gottſchedinn.

I.

Ad ſereniſſ. principem regium Guſtavum, Suecorum, Gothorum, Vandalorumque regni Heredem, Dominum clementiſſimum, ob dono donatum aureum numiſma, in illius honorem ex decreto Ordinum regni A. R. S. CIↃIↃCCLXI. cuſum, Euchariſticon Ioh. Gottlob Bœhmii, S. R. M. Pol. et Pr. Elect. Sax. Hiſtoriogr. Hiſt. Prof. ord. Lipſ. Paſt. Arc. Lipſiae, ex Officina Breitkopfia.

Se. Königl. Hoheit der Durchl. Kron- und Erbprinz des Königreichs Schweden, ein Herr, der mit allen kronenwürdigen Eigenſchaften gebohren, von den vortrefflichſten Aeltern erzogen, durch die weiſeſten Aufſeher und Lehrer gebildet, und mit den edelſten Geſinnungen erfüllet iſt, hat eine ſehr ſchöne Probe der Großmuth gegen einen hieſigen Gelehrten abgeleget, dafür derſelbe ſich durch dieß ſchöne Gedicht dankbar erwieſen hat. Unſer berühmter Hr. Prof. Böhm hatte Sr. Kön. Hoh. die von ſeiner Feder mit Anmerkungen erläuterte Lebensgeſchichte des großen

Gustav Adolphs überreichen lassen. Dieß gelehrte Werk zog die ganze Aufmerksamkeit des Durchl. Kronprinzen auf sich, dem darinnen sonder Zweifel das große Beyspiel eines solchen Helden mit neuem Lichte in die Augen stralete. Die dabey angewandten Bemühungen unsers Herrn Professors schienen ihm auch einer neuen Aufmunterung würdig zu seyn; und Se. Kön. Hoheit geruheten, ihn in solcher Absicht mit einem goldenen Abdrucke derjenigen großen Münze zu beschenken, welche das Reich Schweden unlängst Sr. Kön. Hoheit zu Ehren prägen lassen. Wir liefern unsern Lesern den Abriß davon in dem Kupfer dieses Monathes.

Auf Sr. Königl. Hoheit gnädigsten Befehl erließen Se. Excel. der Herr Baron von Scheffer, ein sehr gnädiges Handschreiben an den Hrn. Prof. Böhmen, welches sowohl von den edeln Gesinnungen, als von der schönen Schreibart dieses Herrn ein Zeugniß ablegete, und wobey das kronprinzliche Geschenk eingeschlossen war.

Solche ausnehmende Gnadenbezeugung nun hat unsern Hrn. Prof. Böhm vermocht, mit folgendem schönen und sehr sauber abgedruckten Danksagungsgedichte Sr. Kön. Hoheit aufzuwarten; und wir machen uns ein Vergnügen daraus, unsere Leser damit zu unterhalten. Solche großmüthige Freygebigkeiten großer Prinzen, die so wohl angewandt werden, verdienen allerdings Ihnen zu Ehren, und der Nachwelt zur Belehrung, von der Glückseligkeit unsrer Zeiten, so viel möglich ausgebreitet und aufbehalten zu werden.

Inſcr. Numiſm.

LAETITIAE CRESCENTI.

Quae noua per Suecas terras, Septemque Triones,
Per populos, et pace bonos, et Marte feroces,
Perque vrbes, tutaſque domos, et pinguia rura,
Gaudia ſe tollunt, immenſoque agmine creſcunt?
Scilicet EXIMII quantum ſeſe aurea virtus
PRINCIPIS, atque annis rerum prudentia maior,
Et probitas, ſtudiumque Pii, doctaeque Camenae,
Exſerit, Auguſtae decus indelebile Gentis:
Tantum creſcit amor populorum, et gaudia tantum.

Hic eſt, hic patrio quondam demiſſus Olympo
GVSTAVVS, genus heroum, ſpes ſumma Parentum,
Spes patriae, a Superis ſceptro promiſſus auito
GVSTAVVS, ſceptro dignus, nec pluribus impar:
Conſilio celer, et magnis virtutibus aequus:
Quem ſtupuit Patrum nuper longiſſimus ordo
Eloquio validum, et comi grauitate diſertum:
Quem ſibi ſancta Themis, ſibi vindicat vtraque Pallas,
Caſtalideſque Deae, et duris Mars victor in armis.

O Diuûm Soboles! noſtri noua gloria ſecli!
Qualis eris, quondam Patris decora alta ſequutus,
Et Guſtauorum facta, immortalia facta!
Optimus Arctoi moderator et arbiter Orbis!
En! TIBI bella ſilent, poſitoque furore Gradiuus
Cedit, et informis ſciſſa Diſcordia palla.
En! TIBI Pax vrbes, foecundo et Copia cornu
Ditat agros, facileſque ſecant maris aequora claſſes.

Felices nimium, tanto ſub Principe, cives
Gaudete, et capiti ſacro noua nectite ſerta!
Ipſe equidem, propius quando haud poſſum ora tueri
Illius, Aonia procul inde abſconditus vmbra,
Signa colam, optatos auro ſimulantia vultus.
Non vani aeternum monimentum ac pignus honoris:
Et patriis late GVSTAVI nomen in oris
Dicam, et LAETITIAE CRESCENTI carmine plaudam.

II.

Ulphilæ Verſionem Gothicam nonnullorum Capitum Epiſtolæ Pauli ad Romanos, Venerandum Antiquitatis Monumentum, pro amiſſo omnino atque adeo deperdito per multa ſæcula ad hanc uſque diem habitum, e Litura Codicis cujusdam MSpti reſcripti etc. eruit, commentatus eſt, datque foras Franciſcus Antonius Knittel, Metrop. Eccl. apud Guelferbyt. Archidiac. L. H. E. C. Princip. apud Brunow. Orphanotrophæum. in 4. cum fig. æn.

Nunmehr iſt endlich das verſprochene ſchätzbare Ueberbleibſel vom gothiſchen N. T. des Biſchofes Ulfila, ans Licht getreten. Wir haben demſelben mit Ungeduld entgegen geſehen, und freuen uns deſto mehr, daß es aller Schwierigkeiten ungeachtet, zu Stande gekommen. Die Zueignung iſt billig an Se. Hochfürſtl. Durchl. den Herzog von Braunſchweig gerichtet, deſſen Großmuth die Ausgabe

gabe dieſes Werkes kräftig unterſtützet und befördert hat. In der Vorrede werden noch einige neue hiſtoriſche Umſtände von der Entdeckung der Urkunde auf der Wolfenbütteliſchen Bibliothek beygebracht, die in den beyden vorläufigen Anzeigen noch nicht enthalten geweſen. Denn die Klagen des Herrn Herausgebers über den Unwillen einiger Uebelwöllenden übergehen wir billig.

Kaum hatte derſelbe 1755. das Archidiaconat zu Wolfenbüttel übernommen, als er ſichs vorſetzte, ſich die daſige fürſtl. Bibliothek recht zu Nutze zu machen, und ſonderlich die alten bibliſchen Handſchriften zu unterſuchen. Er eröffnete ſein Vorhaben dem oberſten Vorſteher derſelben, dem Herrn Vicekanzler von Praun, der ihn ſehr dazu aufmunterte. Man gerieth in dieſer Unterredung auf die gothiſche Dollmetſchung des Ulfila: und der Herr Vicekanzler verſicherte, daß auf dem Pergamente eines neubeſchriebenen iſidoriſchen Buches (Originum) ein Text ſtünde, der die gothiſche Ueberſetzung des Briefes an die Römer enthielte. Und alſo haben wir dieſe Entdeckung eigentlich dieſem vornehmen und gelehrten Staatsmanne zu danken.

Dieſe Nachricht flammete den Hrn. Knittel mit der Begierde an, dieß alte Ueberbleibſel ſelbſt zu ſehen: und der Herr Rath Hugo, als Bibliothekar, legte ihm ſelbiges ungeſäumt vor die Augen. Mit was für Freuden er dieß ſo lange verſteckt geweſene Heiligthum erblicket habe, iſt leicht zu denken. Ueberall erſchien das deutlichſte Bild des höchſten Alterthums; welches aber der grauſame Abſchreiber:

Isidors auf die unbarmherzigste Art gemishandelt hatte. Einige Buchstaben waren halb, andere ganz; andere doch zum Theil vom Alter ausgezehret: und es erschienen hin und her nur bloße Züge der Schrift; anderswo aber recht tief eingedrückte goldgelbe Spuren derselben. Gleichwohl sah man ihnen ihre, mit einer hyperboreischen Barbarey durchwirkte griechische Buchstaben gar wohl an. Deutliche Kennzeichen der ulfilanischen *) Schrift!

Oben drüber sah man eine lateinisch-spanische Schrift, voller abgekürzten Züge; unter welchen der gothische Text, wie dort des Archimedes Grabmaal, unter Dornen und Hecken, mühsam hervorschimmerte. Diesen seltnen Band nahm der Herr Vers. nach Hause, und bath Gott um Beystand, zu seiner Arbeit, die er bey dieser Gelegenheit angreifen wollte. Zuerst warf er die Augen auf Stellen, wo noch ganze Buchstaben stunden, und konnte sie unschwer lesen. Allein gleichwohl war die Schwierigkeit da, daß kein Wort der gothischen Schrift vom andern getrennet war, sondern alle Zeilen in einem Stücke fortliefen. Es war also kein Kinderspiel, jedem Worte seine Buchstaben zuzueignen: wie aber mathematische Rechnungen ihm, seinem

*) Wir wundern uns, daß der Herr Verf. den ehrlichen Gothen Ulfila allezeit mit einem ph schreibt; da doch die gothische Sprache kein ph, sondern ein f hat und brauchet. Die griechischen Scribenten der Kirchenhistorie, die ihn mit φ schreiben mußten, hätten ihm hier billig nicht zur Richtschnur dienen sollen.

seinem Vorgeben nach, hier zu rechte helfen können, begreifen wir nicht.

Darauf griff er die Stellen an, die halb erloschene, oder durch grobe Schriftzüge verdunkelte Buchstaben wiesen: wobey sehr viel auf die Beschaffenheit des Himmels und Sonnenlichtes ankam. Denn solche verblichene Züge, konnten nicht bey schwachem, sondern nur bey dem stärksten Lichte gelesen werden. Damit aber auch die Augen nicht zu viel litten, mußte dieses durch Vorhänge gemäßiget und gemildert werden: wozu allerdings viel schlaue Kunstgriffe gehöreten. Und dergestalt stieg nun die ganze verborgene gothische Schrift, allmählich aus ihrer Finsterniß hervor: doch so, daß er oft, seine Augen zu schonen, diese Arbeit ganze Wochen, ja Monathe beyseite legen mußte. Und so gieng er seinen gothischen Text neun verschiedenemale durch, damit er nicht irgend aus Uebereilung, oder Einbildung, etwas falsches zu Markte bringen möchte.

Nachdem er hier die Verwägenheit und Leichtsinnigkeit einiger neuern Bibel-Kritiker im Vorbeygehen bestrafet, meldet er die Regeln, welche er sich selbst vorgeschrieben:

I. Ich will nichts in meine Abschrift bringen, als was ich in der Urkunde wirklich gesehen und empfunden habe.

II. Ich will aller Worte grammatische Bildung und Fügung untersuchen.

III. Ich will im Abschreiben der Worte, denen die festgestellten grammatischen Regeln zuwider sind, die sichtbare Gestalt beybehalten, ob sie gleich der

Sprachkunſt zuwider läuft; und ſelbſt die Schreibfehler erhalten.

IV. Wenn die Spuren der Züge, Buchſtaben und Wörter zweifelhaft machen, will ich denjenigen Anſchein vorziehen, wodurch Wörter und Sachen grammatiſch herauskommen. Doch will ich nicht unterlaſſen, dieſe ungewiſſen Stellen anzumerken.

Wie nun diese Regeln allerdings einer vernünftigen Kritik gemäß ſind; alſo übergehen wir mit Fleiß die übrige Mühe, die der Hr. Verf. an dieſe iſidoriſche Handſchrift gewandt: denn uns liegt nur das Gothiſche am Herzen. Wir ſchweigen auch ſeiner Bemühungen, einen Verleger zu ſeinem Werke zu finden. Als dieſelben vergeblich zu ſeyn ſchienen, wandte er ſich an den Hrn. Geh. R. von Schliestädt, den braunſchweigiſchen Mäcen; der, ſogleich nach Vorzeigung des alten gothiſchen Schatzes, denſelben in ſeinen Schutz nahm, und ihn bey dem Durchl. Herzoge zu vertreten verſprach; welcher ſich auch bald nach Wunſche erklärete, und alles beſtätigte, was der Miniſter verſprochen hatte.

Indeſſen war der Ruf, von einem neu entdeckten **Ulfila**, bis zu den Kindern der Gothen im tiefſten Norden erſchollen. Ein gelehrter und berühmter Mann verlangte eine genaue Abbildung derjenigen Schrift, die der Hr. Verf. für gothiſch anſähe. Dieſer ſchickte ihm einen genau abgeſchriebenen Vers, und fügte eine Dollmetſchung bey, darinn er ein einziges Wort, deſſen Züge zweifelhaft waren, mit Fleiß ſo überſetzte, daß er ſich mehr nach dem Anſehen der Schrift, als nach der Grammatik, richtete:

tete: weil er ſich der im Codice argenteo häufig vorkommenden Solöcismen, oder Sprachfehler erinnerte. Er hatte dieſe Stelle auch wegen der Deutlichkeit der Schrift erwählet, die dem Maler die Abzeichnung erleichtern ſollte, und hatte übrigens die Sache noch nicht ſattſam geprüfet.

Obgleich dieſe Abſchrift nur zu eigener Anſicht mitgetheilet worden war: ſo ſchickte doch gedachter Gelehrte ſelbige dem Hrn. Prof. Ihre zu Upſal: welcher daraus ſogleich ein wahres gothiſches Ueberbleibſel erkannte, und von der Zeit an alle Mühe anwandte, dieſer Urkunde theilhaftig zu werden. Durch Briefe ſuchte er hin und wieder die Gefahr begreiflich zu machen, die ſolches unter den Händen des Hrn. Verf. laufen würde: und dieſer verſichert, viele davon geſehen zu haben. Kurz, Hr. Prof. Ihre wünſchte die Handſchrift ſelbſt zu bekommen: wenn es aber ja nicht angienge, ſo begehrete er, der Herzog ſollte dieſelbe, einem aus Schweden abzuſchickenden Gelehrten, abzuſchreiben geben; ſchickte auch wirklich ſchon einen übereilten Bothen, dieſen Schatz übers Meer zu holen.

Eine Stelle aus einem den 18. März 1759. an Hrn. B. zu L. geſchriebenen Briefes ſaget ausdrücklich: „Der ehemalige kronprinzliche Informator in „Stockholm, und nachher deſignirter Profeſſor zu „Frankfurt an der Oder, Soderberg, ſo die Com„miſſion hatte, in Wolfenbüttel die Erlaubniß zu ſu„chen, das knitteliſche Mſpt. zu copiren, iſt mit dem „Schiffe, unter der Inſel Malmoe untergegangen, „und folglich nicht mehr im Stande, den Heraus„geber

§. 19. Wenn wir die Sprachen eintheilen wollen, so kan es geſchehen nach der Ausſprache, nach den Himmelsgegenden, nach den Welttheilen, nach dem Alter und nach dem Gebrauche, und nach dergleichen Abſichten mehr. Nach der Ausſprache ſind einige, rauh, hart, ſchwer; andere leicht und bequem auszuſprechen. Zu jenen kan man ſonderlich die Habyßiniſche, Arabiſche und Polniſche rechnen. Einige haben vor andern etwas ſonderliches, angenehmes und reizendes. Einige ſind weitläuftig, andere kurz und können viele Begriffe in ein Wort, oder in eine Redensart zuſammen faſſen. Nach den Himmelsgegenden theilt man ſie ein in morgenländiſche und abendländiſche. Nach den Welttheilen ſind ſie aſiatiſche, africaniſche, europäiſche und americaniſche. Nach dem Alter ſind einige uralte, einige neuaufgekommene. Nach dem Gebrauche ſind ſie entweder todte oder lebendige. Jene werden in keinem Lande mehr geredet, können auch nicht wieder alſo in einem Lande, oder in einer Stadt eingeführet werden, daß ſie den ausgeſtorbenen völlig ähnlich wären. Die vornehmſten davon ſind die hebräiſche, griechiſche und lateiniſche, welche ihres Alterthums und der Schätze der Weisheit halber, die ſie verwahren, ſonderlich den Vorzug haben. Sie ſind nach und nach abgekommen, wie andere Sprachen nach und nach aufkommen. Die noch lebenden Sprachen ſind theils fremde, die man am beſten durch den Umgang mit ſolchen Landesleuten erlernet; theils die Mutterſprache, die man unvermerkt von Jugend auf annimmt. Die Landesſprache zu reden, iſt mehr

natür-

„geber des Fragmenti Ulphilani zu beunruhigen.„ Gleichwohl iſt dieſer kritiſche Bothſchafter, den ein gothiſcher Nacheifer dem fürchterlichen Meere anvertrauet hatte, noch glücklich mit dem Leben davon gekommen.

Endlich hat man den Hrn. Knittel gar mit Anerbiethung vieler Geſchenke zu bewegen geſuchet, ſeinen **Ulfila** aus dem Sinne zu ſchlagen, und ihn dem Hrn. Prof. Ihre zu überlaſſen. Allein des Herzogs von Br. Entſchluß blieb unbewegt, daß der in Wolfenbüttel gefundene Ulfila, auch in Wolfenbüttel ans Licht treten ſollte. Daß dieſes die Herren Schweden verdroſſen, hat der Hr. Knittel aus einer Nachricht erſehen, die aus Schweden nach Göttingen geſandt worden. Man kündigte daſelbſt zwar mit Freuden an, daß ein neues Fragment vom Ulfila in Wolfenbüttel gefunden worden; bedauerte es aber ſchmerzlich, daß kein Schwed, ſondern ein Deutſcher (der arme Ulfila!) ihn ans Licht ſtellen ſollte.

Iſt es erlaubt, hier eine kleine Betrachtung über den Nacheifer der ſchwediſchen Nation, in Anſehung der alten gothiſchen Ueberbleibſel, anzuſtellen: ſo kömmt er bloß daher, daß die Herren Schweden denken, eben ſie, und kein anderes Volk, wären diejenigen Gothen, die das römiſche Reich zu Grunde gerichtet; und folglich auch diejenige Sprache gehabt, darein **Ulfila** das Neue Teſtament überſetzet hat. Wenn dieſes Leute glauben, die in den alten Geſchichten nicht ſonderlich bekannt ſind, und aus der bloßen Benennung einiger kleinen Land-

ſchaften,

ſchaften in Schweden, die Oſt und Weſtgothien heißen, ſchließen wollen, die aus denenſelben ausgezogenen Volker hätten ſolche Verheerungen in der Welt angerichtet: ſo kann man es ihnen zu gute halten. Allein gelehrte Leute, ſelbſt unter den Schweden, z. E. Hr. Dalin, ſehen es viel beſſer ein, daß aus einem Paare kleiner Winkel von Schweden, die damals noch ſehr ſchwach bevölkert geweſen, unmöglich ſo viele Heere haben ausziehen können, die zu etlichen hundert tauſenden in das Gebieth des römiſchen Reiches eingefallen, und vier bis fünf hundert Jahre hintereinander ihre Angriffe wiederholet, bis ſie daſſelbe endlich mürbe gemacht, überwältiget, und ſowohl Pannonien und Wälſchland, als Frankreich und Spanien unter ihr Joch gebracht.

Es waren ganz andere Gothen, die ſeit dem trojaniſchen Kriege ſchon in den Gegenden der kleinen Tartarey, am Ausfluſſe der Donau geſeſſen, und Brüder der Thracier, Gepiden, Baſtarnen, Jazygen, Gothunnen und Quaden geweſen waren; mit denen ſie einerley Geſtalt, Anſehen und Sprache hatten, von dem Boryſthenes bis an die Oder reicheten, ja ganz Sarmatien, Preußen und Pommern anfüllleten. Die vom Iſter, oder öſtlichen Strome herkamen, waren die Oſtgothen, und dieſen zu gut hat Ulfila das N. T. überſetzet, in eine Sprache, die am öſtlichen Ende von Europa, wo Ovid im Elende geſtorben, nicht aber im Norden, geredet ward; obwohl auch hier ein verwandter Dialekt geherrſchet haben mag. Man ſieht auch wohl, wie wenig Antheil Schweden an des Ulfila Sprache

che und Schrift gehabt haben muß; da man zwar Grabsteine genug mit alten runischen Buchstaben, aber keine dem Codici argenteo ähnliche Züge und Schriften in Schweden angetroffen: beyde gothische Ueberbleibsel aber bey uns in Deutschland, und nicht in Schweden, gefunden worden; die Evangelien nämlich am Rheine, und dieß neuentdeckte Stück des Briefes an die Römer, in Wolfenbüttel. Allem Ansehen nach, sollten sich also die Gelehrten in Schweden des Nacheifers nur begeben, sich alles was gothisch ist, zuzueignen; da wir gewiß, diesseits der Ostsee, in Preußen, Pommern, Göttingen, Gotha und andern Orten mehr die deutlichsten Spuren alter gothischer Völker übrig haben.

Doch wir wollen uns in den Wettstreit des Hrn. Herausgebers und der Herren Schweden nicht weiter mengen, können doch aber den Unwillen des erstern nicht misbilligen, daß man ihm die Ausgabe des entdeckten Ueberbleibsels aus den Händen zu spielen gesuchet. Er vertheidiget seine Rechte billig und mit gutem Glücke; und sie finden hier ihren Mann, der ihrem Angriffe so leicht nicht weichen wird, sondern mehr als eine Lanze mit ihnen zu brechen bereit steht. Er erzählet, wie seine Ankündigungen in alle gesittete Länder, nach Holland, England, Frankreich, Dännemark, Schweden, Wälschland und Rußland gesandt worden; wie aber sehr wenige Vorschüsse auf den Druck desselben eingelaufen; wie viele daher sein Vorhaben für mislungen angesehen, und wie endlich die Buchhändler an der ganzen Ausgabe schon verzweifelt hätten.

Nie-

Niemand, als der Durchl. Herzog von Braunschweig konnte diesen Schwierigkeiten abhelfen; indem er befahl, den Schaden, den vieleicht der Buchhandel des fürstl. Warsenhauses bey dem Verlage dieses Werkes leiden dürfte, aus seinen eigenen Cassen zu ersetzen. Nichts war großmüthiger, als ein solches Verfahren: und nunmehr hub man an zu drucken. Die alten Buchstaben der Handschrift wurden abgezeichnet; eine Arbeit die sehr schwierig war: und dergleichen doppelt beschriebene Blätter waren vorhin noch niemals in Kupfer gestochen worden, als hier nach der 100sten und 268sten Seite eingeschaltet zu sehen ist, und davon wir künftig eine Probe geben wollen.

Der Hr. Herausgeber kündigte also mit einer neuen Anzeigeschrift sein Werk nochmals an: und die Arbeit im Drucke gieng hurtig von statten. Allein die unruhige Kriegszeit, seine geistlichen Geschäffte, und eine Unpäßlichkeit, verzögerten sie doch merklich. Indem er dieß schreibt, (dieß fasset der Hr. Verf. in Versen ab) entsteht (den 8. Oct. 1761.) das Geschrey: der Feind ist da! Die Feuerkugeln fliegen in Tempel und Schloß. Das Lärmen nimmt zu, Hundertpfündige Bomben rasseln brennend durch die Luft. „Ich verstecke mich. Lebe wohl, meine bisherige Arbeit! Du gothisches Ueberbleibsel! ich werde dich vieleicht nicht wieder sehen. Ein anderer Tod ist vorhanden. Was die Zeit nicht vermocht hat, wird vieleicht die Glut an dir verrichten. Irre ich, oder prasselt nicht schon das Gewölbe? Eine feuerige Kugel zersprengt die Thüre meiner Studier-

ſtube. Das Dach rauchet! O Herr, erbarme dich des Hauſes! Gott erhöret mich. Kein Stück der berſtenden Bombe zerſchmettert die Balken. Es knallet noch einmal, und die Wand ſtürzet mit Krachen ein. Alles bebet umher. Dampf, Staub und Rauch erfüllet alles: der Rauch verfliegt aber, und das freſſende Feuer hat nichts beſchädiget. Nun ſinge ich herzhafter: Herr Gott dich loben wir! Dreytauſend Kugeln hat der Feind in die Stadt geworfen; und durch das alles ſind nur zween Menſchen umgekommen. O Sieger! ſchone doch mit deiner Glut unſerer Güter! Nur ein Haus wird in die Aſche gelegt, und Wolfenbüttel wird eingenommen. Der Franzoſe mit den Sachſen vermiſcht, geht nach Braunſchweig.„ u. ſ. w. Kurz, die franzöſiſchen Befehlshaber haben mit Fleiß der wolfenbüttelſchen Bibliothek geſchonet. Genug für dieſesmal. Nächſtens reden wir weiter davon.

III.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions & belles Lettres, avec les Memoires de Litterature &c. depuis l'année 1752 juſques & compris l'année 1754. Tome XXV.

A Paris, de l'Imprimerie Royale 1759. in 4.

Wir ſind die Fortſetzung dieſes Werkes etwas lange ſchuldig geblieben; und wollen itzo die

übrigen Artikel des 25ſten Bandes deſſelben nachholen. Herr de la Nauze liefert eine Abhandlung, von der Art, wie Plinius von der Malerey gehandelt hat. Er will beweiſen, Plinius habe im 35ſten Hauptſtücke ſeiner natürlichen Geſchichte, ſich ſelbſt als einen Philoſophen und Bürger, als einen Naturkündiger und Sammler von Seltenheiten, wie einen Liebhaber und Kenner, endlich wie einen Geſchichtſchreiber und Zeitrechner abgeſchildert. Vielleicht würden es ihm viele Leſer geſchenket haben, vier ſolche groſſe Rollen zugleich zu ſpielen. Ein gelehrter Zeitforſcher würde ſich mit den genauen Zeitpuncten des Urſprunges der Malerey und ihres Wachsthumes, mit dem Leben der Maler, und der Dauer ihrer Meiſterſtücke, begnüget haben. Ein Liebhaber hingegen wird böſe ſeyn, daß er nicht ein ordentliches Lehrbuch der Malerkunſt, oder eine umſtändliche Geſchichte derſelben, ohne alle chronologiſche, ſittliche und phyſikaliſche Anmerkungen, geliefert. Ein Naturforſcher würde ihm alle Ausſchweifungen von der Kunſt geſchenket haben, die ihn nur von dem abführen, was ſeine Neugier und Aufmerkſamkeit erwecket. Endlich würden die ſtrengen Sittenlehrer, mit Verachtung alles obigen, nur das, was die Menſchen beſſern kann, begehret haben.

Allein andere, die mehr Nachſicht haben, werden dieß beſondere Stück bewundern; weil es den ganzen Umfang aller ſeiner Einſicht zeiget, welche alle Seiten ſeiner Gegenſtände ergreift. Sie werden es ihm Dank wiſſen, daß er ſeine Abhandlung auf alle mögliche Art bereichert, ſeinen Unterricht ver-

vielfältiget, und der Malerkunst die schmäuchelhafteste Gesellschaft gegeben; indem er sie von der Sittenlehre, der Naturkunde, und der Geschichte begleiten lassen. Dieses giebt die Abtheilung dieser Schrift an die Hand; die aus einem philosophischen, physikalischen, malerischen und historischen Theile bestehen wird. Wir können uns aber nicht länger dabey aufhalten. Denn diese Schrift füllet beynahe 100 Seiten.

Hierauf handelt der Herr Graf von Caylus, von der Schnitzkunst der Alten, und den alten Bildhauern, nach dem Plinius. Die Griechen haben alle Theile der Schnitzkunst gar zu genau ausgeübet, als daß sie nicht die ganze Theorie derselben gekannt haben sollten. Der Herr Graf wundert sich, daß die Alten, die doch von der Malerey so ausführlich gehandelt, von der Schnitzkunst, oder Bildhauerey, fast nichts mehr, als die Namen der berühmtesten Künstler hinterlassen haben. Saget gleich Plinius, es habe unzählige Bücher davon gegeben (hæc ad infinitum efloruit, multorum voluminum opera; L. 34. c. 7.): so sind es doch wohl bloße Beschreibungen von Schnitzbildern, nicht aber Regeln der Kunst gewesen. Polykletes von Sicyon, des Agelades Schüler, und einer der größten Künstler, wollte der Nachwelt die Regeln seiner Kunst hinterlassen. Und was that er? Er schnitzte eine treffliche Bildsäule, darinn sie alle angebracht waren: und nannte sie deswegen die Regel *). Vielleicht konn-

*) Fecit et, quem canona artifices vocant, lineamenta artis ex eo petentes, velut a lege quadam. L. 34. c. 8.

te wohl, mitten unter einer Menge großer Schriftſteller, ein Künſtler ſagen: Schreiben kann ich nicht; aber ſchnitzen kann ich wohl: ſo wie heute zu Tage mehrentheils auch geſchieht. Indeſſen gab es doch in Griechenland geſchickte Leute, die beydes konnten. Das Meiſterſtück des Polykletes aber, konnte nur von Künſtlern recht verſtanden werden: und wenn Plinius es geſehen hat, ſo hat er es doch nicht erkläret: ſondern es nur mit einem ſchimmernden, aber nicht gar zu richtigen Urtheile angeprieſen: ſolusque hominum artem ipſam feciſſe artis opere judicatur: Er iſt der einzige geweſen, der durch ein Kunſtwerk die Kunſt ſelbſt erſchaffen hat. So viel muß davon genug ſeyn: ungeachtet noch unzählige ſchöne Sachen, ſonderlich von dem beruffenen **Laokoon**, dem Meiſterſtücke dreyer rhodiſcher Künſtler, Ageſanders, Polydors und Athenodors, welches noch vorhanden iſt, vorkommen. Dieſes Stück füllet dreyßig Quartſeiten.

Aber der Hr. Graf C. fährt in der folgenden Abhandlung fort, auch von denen Hauptſtücken des Plinius zu reden, darinn er von den ehernen Bildſäulen geredet hat. Dieß iſt alſo gleichſam der II. Theil der obigen. Hier findet man faſt eben die obigen Künſtler; und zwar aus einer ſehr natürlichen Urſache. Die Metallgießer ſind insgemein nur die Werkleute der großen Bildſchnitzer geweſen. Denn gute Modelle zu machen, dazu gehöret eben ſowohl, daß man die Natur ſtudire und nachahme. Plinius meldet, es habe dreyhundert ſechs und ſechzig Künſtler von dieſer Art gegeben, die nämlich metallene

Bildſäulen gegoſſen. Man kann dieſelben unter dreyerley Geſichtspuncten betrachten. Sie ſind erſtlich in Anſehung der vielen Künſtler merkwürdig, deren Geſchichte zu vielen Betrachtungen Anlaß geben. Zweytens ſind ſie, als Belohnungen der Verdienſte, oder als eine eingeführte und nicht unrecht angewandte Eitelkeit anzuſehen geweſen. Das dritte betrifft die Kunſtgriffe im Schmelzen und Gießen. Aber Plinius ſaget uns weder von den Oefen, noch von der Miſchung der Metalle ein Wort.

Die Anzahl der gegoſſenen Bildſäulen iſt unbegreiflich groß geweſen. Der einzige Lyſippus ſoll ſechshundert und zehn Stücke verfertiget haben; die alle einen Mann berühmt gemachet hätten, der nur ein einziges davon gemachet hätte. Es war leicht dieſe Zahl zu wiſſen. Denn bey jeder neuen, legte er eine goldene Münze in ſeine Sparbüchſe: und ſein Erbe dorfte ſie nur überzählen. Lyſippus lebte zu Alexanders Zeiten. Was einem hier unbegreiflich däucht, wird begreiflich, wenn man bedenket: daß in einem Modell, ſehr viele Bildſäulen können gegoſſen werden; und daß auch viel andere Hände dem Künſtler beyſtehen können, wenn das Muſterbild einmal von ihm gemachet iſt.

Im II. Abſchnitte redet der Hr. Graf Caylus von dem Unterſchiede, den Plinius unter den Bildſäulen der Römer und der Hetrurier machet. Jene waren im Anfange ihres Staats viel zu plump, als daß ſie dergleichen Kunſt hätten ausüben können; aber die Hetrurier waren ſchon geſchickter. Allein Plinius ſaget ſehr wenig von dieſen älteſten Künſtlern. u. ſ. w.

Das

Das wunderwürdigſte Werk der alten Gießkunſt iſt der Koloß zu Rhodus; welchen Chares, der Lindier, gemachet hatte. Dieß Ungeheuer war ſiebenzig Ellen, das iſt ungefähr hundert und fünf Schuhe hoch. Nachdem es ſechs und funfzig Jahre geſtanden hatte, warf es ein Erdbeben übern Haufen. Es gab wenig Menſchen, die ſeinen Daumen mit beyden Armen umſpannen konnten. Seine Finger waren ſo dick als ganze Schnitzbilder. Seine zerſtreuete Glieder ſchienen weiten Höhlen gleich, in welchen man entſetzliche Steine ſah, womit man den Koloß inwendig zu verwahren geſuchet. Chares hatte zwölf Jahre daran gearbeitet; und er hatte 300 Talente, d. i. eine Million und 1100c franzöſiſche Livren, gekoſtet. Sextus Empiricus ſaget: Chares habe ſich im Fodern der Unkoſten zum Werke, geirret, und die Hälfte zu wenig begehret. Als nun das Geld auf der Hälfte des Werkes alle war, habe er ſich das Leben genommen; worauf ein gewiſſer Laches es fertig gemachet u. ſ. w.

Es folget eine Erläuterung über ein Werk Salluſts, nebſt einem Verſuche einer ordentlichen Erklärung der noch vorhandenen Ueberbleibſel, vom Hrn. Desbroſſes. Salluſt, der Geſchichtſchreiber, hat die Verſchwörung des Catilina, die Eroberung Numidiens, zwo politiſche Reden Cäſars, von der Regierung eines Staats, und eine allgemeine Geſchichte von einem Theile des VII. Jahrhunderts der Stadt Rom geſchrieben. Die heftige Rede wider den Cicero, die ſchon um Quintilians Zeiten vorhanden war, iſt nicht von ihm, ſondern nur von ei-

natürlich; die fremden Sprachen aber gehören mehr zur Kunst. Jedoch müssen die Gelehrten die Natur, Art und Beschaffenheit ihrer Landessprache untersuchen, und ihre Gewißheit, Zierlichkeit und Aufnahme befördern.

§. 20. Nun haben wir zum Beschlusse noch folgende Fragen zu entscheiden: 1) **Welche die beste Sprache sey?** 2) **Auf welche Sprachen man den meisten Fleiß wenden solle?** Und 3) **worinnen der Fleiß, den man auf die nöthigen Sprachen verwendet, bestehen solle?** Sollen verschiedene Landesleute die erste Frage; welche die beste Sprache sey, beantworten, und sie haben ihre Leidenschaften nicht besiegt, haben auch nicht einen hinlänglichen Schatz der Gelehrsamkeit: So wird die Antwort verschiedentlich und wunderseltsam fallen. Ein jedweder wird seine eigene Sprache erheben. Allein gleich wie eine jede Sprache in den Stand gesetzet werden kan, daß man sich hinlänglich darinnen auszudrücken vermag, und viele durch den Fleiß so weit gebracht worden: So kan man diesen Ehrentitel nicht einer Sprache allein zueignen. Es dienet demnach zur Antwort: Die Sprache, welche die nöthigen und erforderten Eigenschaften hat, die verdienet mit zu den besten gezählet zu werden. Die Eigenschaften sind aber folgende. Daß 1) eine Sprache **wortreich** sey; d.i. nicht zu wenig, wie die Chineser, nicht zu viel, (nemlich gleichgültige Wörter, wie die Araber,) sondern hinlängliche Wörter habe, sich dadurch deutlich, hinlänglich, kurz und beliebt auszudrücken. 2) Daß die **Bedeutung** eines jeden Worts **recht bestimmt und ausge-**

nem Schulredner erdichtet worden: die, wie wir vom Petron lernen, ſich von allerley Materien Reden zu machen übeten. Seine politiſchen Reden werden am wenigſten geleſen, ſo ſehr ſie es auch verdienen: weil er darinn ſeine wahren Meynungen entdecket, und ſeinem Unwillen gegen die Rathsparten, freyen Lauf gelaſſen hat. Er hat ſie in Rom geſchrieben, wo er im Bürgerkriege ohne Bedienungen lebete, ſeitdem man ihn aus dem Rathe geſtoßen hatte. Er ſchickte ſie Cäſarn nach Aegypten, der damals mit der Belagerung Alexandriens beſchäfftiget war u. ſ. w.

Das IV. Stück Salluſts iſt ſeit neunhundert Jahren verlohren geweſen, und wir haben nur einige Ueberbleibſel davon, ohne Zuſammenhang und Folge; ſo daß man es nicht leſen kann. Und dieſes will Herr von Broſſes wieder auferwecken und ergänzen. In V an den Lucull gerichteten Büchern, wollte er die Staats- und Kriegsgeſchichte Roms von ſeiner Kindheit an, bis auf des Sylla geendigte Dictatur beſchreiben. Und der Verluſt davon iſt deſto bedaurenswürdiger, da alle Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten, um dieſen merkwürdigen Zeitpunct, große Lücken haben. Und zu dieſer Arbeit hat er Salluſts Leben ausgearbeitet.

Die Bruchſtücke aus dieſem Werke, die der Verf. geſammlet hat, ſind in den alten lateiniſchen Sprachlehrern und Auslegern (Gloſſatores) Donat, Servius, Priſcian, Soſipater, Nonnius und andern befindlich: die oft wegen der ſeltſamen Fügung ſeiner Redensarten, Stellen aus ihm, zu Beyſpielen angeführet

angeführet haben. Dieſe hat der Herr Präſident in Ordnung gebracht, und die Lücken nach ſeinem Gutachten ausgefüllet: gewiß eine beſondere Arbeit, dazu viel Geduld, Witz, und Kenntniß der alten Geſchichte gehöret. Mehr als dieſes können wir davon nicht melden: es iſt aber ein ſehr kühnes Unternehmen, das eines Freinsheims Ergänzungen des Livius und Curtius ſehr gleich kömmt.

Der Abt Bleterie hat von der tribuniciſchen Gewalt der Kaiſer gehandelt. Die erſten Humaniſten, ſeit der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften, hatten ſich ſo ſehr in die römiſche Republik verliebt, daß ſie glaubeten, ihre Feder zu beſchimpfen, wenn ſie ſich bis zu den Zeiten der Monarchie und der Kaiſer herablaſſen ſollten. Paul Manuz geſteht dieß deutlich, in ſeiner Schrift vom Senate, im Hauptſt. de ordine rogandi ſententias. Allein ſeine Stelle drücket in dem ſchönſten Lateine eine Menge Irrthümer und Falſchheiten aus. Daher haben ſich neuere Schriftſteller auch an die Kaiſer gemachet: und ſonderlich hat Spanheim, im Werke vom Nutzen der Münzen, die Titel der Kaiſer mit unglaublicher Gelehrſamkeit erkläret.

Gleichwohl fehlet ihm noch die Erklärung des Wortes Princeps, die Poteſtas conſularis, u. d. gl. Auch Gravina und Maffei haben dieſelbe nicht erkläret. Eben ſo iſt es der Poteſtati Tribunitiæ ergangen. Auf dieſe gerieth der Herr Verf. indem er von jener ein Werk unter Händen hatte. Denn beyde Arten von Macht durchkreuzten ſich oft einander: und alſo konnte jene oft nicht ohne dieſe verſtanden

werden. Unſere ſo allwiſſenden Humaniſten werden in dieſer Abhandlung noch ſehr viel zu lernen finden.

Der Herr von Sigrais hat eine Abhandlung von der ſchnabelförmigen Schlachtordnung bey den römiſchen Kriegsheeren geſchrieben, um dasjenige zu erklären, was der Ritter Folard davon geſchrieben. Dieſer geſchickte Mann hat durch ſeine große Einſicht und Erfahrung in Kriegsſachen, ein neues Licht in dieſe Wiſſenſchaft gebracht: allein ſich auch ſehr oft geirret; wenn er aus Begierde wider den Strom zu ſchwimmen, ſich auf neue Lehrgebäude einließ: dadurch er eben ſowohl als andere, in den Fehler der Allgemeinheit der Methoden verfiel.

Die Colonne überhaupt iſt ein Haufen Fußknechte, der von vornen ſchmal, nach hinten zu aber ſehr tief iſt. Dieſe Schlachtordnung iſt bequem, zum Marſchiren und zum Schlagen in engen Päſſen zwiſchen Bergen, und an Oertern, wo man die Geſchwindigkeit und den Nachdruck brauchet. Das hießen die Alten pilatim und in ſimilitudinem veri incedere. Homer nennet es πυργηδον, turritim; und die Lateiner auch longum agmen, longus ordo. Alſo hat Herr Folard die Colonne nicht erfunden. Allein da er davon ſchrieb, ſo traf er noch was anders an, welches die Alten εμβολος, τριγωνον, roſtrum, cuneus, caput porcinum, ein Dreyeck, einen Schnabel, Keil und Schweinskopf nennen. Was machte Herr Folard? Aus Liebe zu ſeiner Colonne vermengte er dieſen Schnabel damit: und hier wird er zurecht gewieſen.

Herr

Herr le Beau hat von der römiſchen Legion gehandelt, einer Abtheilung der Kriegsvölker; die ſo alt iſt, als der römiſche Staat, mit ihm gewachſen und in Abnahme gerathen iſt. Dieſe Abhandlung iſt ſehr ausführlich und gründlich, und in viele Abſchnitte getheilet. Mäcen hat dem Kaiſer Auguſt zuerſt beſtändige Legionen zu halten angerathen. Die Legion hat von Erbauung Roms bis zum Ende Juſtinians, dreyzehn Jahrhunderte gedauret.

Herr Abt Sallier hat endlich von Platons I. Buche, von der Republik, gehandelt, und dieß Stück machet den Beſchluß dieſes XXV. Bandes.

IV.

Nachricht von der neuen Schulanſtalt bey der hieſigen evangeliſchen St. Peterskirche, welche am 1. October dieſes Jahres eröffnet werden ſoll. St. Petersburg, 1762. *).

Nicht nur unſerer ganzen evangeliſch-lutheriſchen St. Petersgemeine, ſondern auch allen andern, denen an guter Unterweiſung und Erziehung ihrer Kinder gelegen iſt, wird hierdurch bekannt gemacht, daß am 1. October dieſes Jahres die neue Schulanſtalt, zu deren Behuf ſeit einigen Jahren bey der St.

*) Dieſes iſt uns aus Petersburg zugeſchicket worden. Wir ſuchen es mit Vergnügen bekannter zu machen, und wünſchen glücklichen Fortgang der Anſtalten.

St. Peterskirche ein geräumiges Haus erbauet worden, im Vertrauen auf göttlichen Segen, eröffnet werden soll. Gleichwie unterschiedene wohlthätige Mitglieder unserer Gemeine, deren ruhmwürdige Namen der Nachwelt zur dankbaren Hochachtung bekannt gemacht werden sollen, den kostbaren Hausbau durch milde Geschenke unterstützet haben, und gleichwie man gewiß hoffen darf, daß andere Personen von ähnlicher edlen Gesinnung, ihre in Ansehung dieses Hauses unentbehrliche Güte der Kirche künftig angedeihen lassen werden: also wendet auch der hochlöbliche Kirchenconvent allen möglichen Fleiß und Eifer an, damit die innere Verfassung dieser Schulanstalt aufs beste eingerichtet werde. Um diesen wichtigen Endzweck zu erreichen, hat derselbe gewisse erfahrne Männer, die sowohl aus seinem Mittel, als auch billiger und nothwendiger maßen, aus der Gemeine genommen worden, verordnet, die sich über einen vollständigen Entwurf der Verfassung dieser Schulanstalt, sorgfältig berathschlagen: welcher sobald er vollendet seyn wird, von dem ganzen Kirchenconvente und neuen, von der werthen Gemeine in dieser Absicht erwählten Bevollmächtigten, noch einmal geprüfet und bestätiget werden soll.

Man gedenket eine Schulanstalt zu stiften, welche nicht nur den besten ausländischen gleichen, sondern sie an Vollkommenheit noch übertreffen soll. Um zu diesem großen und suchenswürdigen Zwecke zu gelangen, bemühet man sich, die Fehler anderer Schulen zu vermeiden; hin-

gegen

gegen die Vorzüge der guten Schulen in unserer Anstalt zu vereinigen, über dieses die guten Vorschläge und Wünsche, welche von einsichtsvollen Männern der neuesten Zeit in besondern Schriften eröffnet worden, zu bewerkstelligen, und durch wohlbedachte Veränderungen und Zusätze alles noch höher zu treiben. Solchergestalt hoffet man, vermittelst des Segens Gottes, eine Schulanstalt herauszubringen, welche nicht nur in hiesigen Gegenden, sondern auch überhaupt, in ihrer Art die erste und nachahmungswürdigste seyn soll.

Sie wird sich auf Kinder beyderley Geschlechts erstrecken: ja sie wird nicht nur Kindern der evangelisch-lutherischen Kirche, sondern auch anderer christlichen Kirchen, und also vornämlich auch der russischen Nation offen stehen; und die Einrichtung also gemacht werden, daß in denselben Stunden, da die jungen Lutheraner und Lutheranerinnen in dem Lehrbegriffe ihrer Kirche unterwiesen werden, die Kinder, welche zu anderen Kirchen sich bekennen, und insonderheit die Russischen, nach Belieben Unterricht in andern nützlichen Wissenschaften bekommen können.

Die Kinder und jungen Leute männliches Geschlechts, welche Gelehrte werden wollen, finden in dieser Schule Gelegenheit, alles gründlich und hinlänglich zu erlernen, was sie von rechtswegen wissen müssen, um sich mit Nutzen auf Universitäten zu begeben. Weil aber in hiesiger Stadt und Gegend die den Universitäten, und der, im besondern Verstande, so genannten gelehrten Welt gewidmeten

jungen Leute, unter denen, für welche gründlicher Unterricht gesuchet wird, die kleinste Anzahl ausmachen: so sollen auch diejenigen, welche zu der Haushaltung, Künsten, Handlung, und andern Lebensarten bestimmt sind, in solchen Dingen unterrichtet werden, deren Kenntniß ihre Hauptabsicht erleichtern und befördern kann; und welche sie zu nützlichen, angenehmen und würdigen Mitgliedern des gemeinen Wesens bilden können. Wir sind überzeuget, und verlassen uns auf den Beyfall aller wahren Kenner der nöthigsten und nützlichsten Erkenntnisse, daß zu den vorzüglichsten Dingen, welche den Kindern männlichen Geschlechts gründlich bekannt gemacht zu werden verdienen, das Lesen, Schreiben und Rechnen, die christliche Glaubenslehre, Naturgeschichte, Geographie, Historie, die mathematischen Wissenschaften, Naturlehre, allgemeine Regeln der Haushaltungskunst und Klugheit, Regeln zur Erhaltung der Gesundheit, Unterricht in guten Sitten und in der Weisheit, im Zeichnen und Modelliren, in der deutschen und französischen Sprache, im Singen, und in Ansehung derer, welche zu den Universitäten zubereitet werden sollen, auch die gelehrten Sprachen, nämlich die lateinische, griechische und hebräische, ingleichen ein allgemeiner Begriff von dem Umfange aller Wissenschaften gehören, so wie auch für viele, die Unterweisung im Clavierspiel und im Tanzen verlanget wird.

Es ist der Mühe werth, kürzlich anzuzeigen, wie der Unterricht in allen diesen Dingen beschaffen seyn werde. Das Lesen wird durch eine verbesser-

te Lehrart sehr erleichtert, befördert und den Kindern angenehm gemacht werden. Man wird sie nicht nur deutsch und lateinisch, sondern auch russisch lesen lehren. Auf das **Schreiben** und **Rechnen** wird man großen und regelmäßigen Fleiß verwenden. Vor der Unterweisung in der **Lehre von Gott und dem ihm gebührenden Dienste**, wird die **Geschichte der Erkenntniß Gottes unter den Menschen**, hergehen, und man wird sich bemühen, den Kindern die höchste Ehrfurcht und Liebe gegen Gott und den Heiland der Welt, eine unpartheyische Wahrheitsliebe, und allgemeine Menschenliebe einzuflößen. Mit dem Unterrichte in der Erkenntniß und dem Dienste Gottes, wird sogleich die Erkenntniß seiner Werke auf Erden, oder die sogenannte **Naturgeschichte**, verbunden werden; weil sie der Jugend nicht nur sehr nützlich ist, sondern auch viel Vergnügen bringt, und ihre Lehrbegierde vermehret. Da aber dieser Unterricht nur alsdann seinen Endzweck nach Wunsch erreichet, wann die vorkommenden Sachen der Jugend entweder selbst, oder gute Abbildungen von denselben, vor Augen geleget werden; so wollen wir uns nach einer Sammlung von beyden ernstlich bemühen, und gewiß hoffen, daß hiesige Besitzer von Naturalien und Abbildungen derselben, uns dazu durch ihre wohlangewandte Freygebigkeit behülflich seyn werden.

Bey dem Unterrichte in der **Geographie**, wird man den Kindern eine in allen Absichten brauchbare Kenntniß der Erde beybringen: sie werden dieselbe nach ihrer Lage in unserm Sonnengebäude, Gestalt,

stalt, Größe, Menge und Mannichfaltigkeit der Menschen, von welchen sie bewohnet wird, ihren vier Hauptheilen, und denen zu einem jeden gehörigen Staaten, kennen lernen. In Ansehung der letztern wird man ihnen nicht nur die vornehmsten Ströme und Oerter, sondern auch ihre wichtigsten natürlichen Vorzüge, die Menge ihrer Einwohner, die Sprachen und Religionen derselben, den Zustand ihrer Manufacturen und Fabriken, und ihres Handels, bekannt machen, ihre vornehmsten Münzen (zu deren Sammlung uns die Güte preiswürdiger Gönner ohne Zweifel behülflich seyn wird), und Wapen erklären, und ihre politische Verfassung beschreiben. Das russische Reich sollen sie vor allen andern wohl kennen lernen, um keine Fremdlinge im Vaterlande zu seyn. Die Unterweisung in der Historie wird lehrreich seyn. Man wird ihnen bey der Weltgeschichte die Ursachen des Falles und der Aufnahme der großen Reiche erzählen, aus allen angeführten Begebenheiten Regeln der Weisheit und Klugheit für sie ziehen, und ihnen die Spuren der göttlichen Regierung in den Welthändeln zeigen. Es wird ihnen auch die Geschichte der jetzigen europäischen Staaten, und vornehmlich des russischen Reiches, wie auch das Allgemeinste, Wichtigste und Nützlichste von der Geschichte der Gelehrsamkeit und der schönen Künste erzählet werden: ja sie sollen auch etwas von den Alterthümern und der Mythologie lernen, weil die Kenntniß derselben nicht nur den Gelehrten, sondern auch denen, welche die schönen Geister unter den Alten verstehen wollen,

ingleich

chen den Künstlern, und denenjenigen, die von den Werken der Kunst urtheilen wollen, nothwendig ist.

Sie sollen auch in den leichtesten, nützlichsten und wichtigsten Stücken der Naturlehre, und in der Mathematik unterwiesen werden. Was die letztere insonderheit anbetrifft, so wird man ihnen zuerst von allen mathematischen Wissenschaften die allgemeinsten Begriffe beybringen, damit sie lernen, was die Mathematik sey? wie weit sich ihr Umfang erstrecke? wie nothwendig, nützlich, angenehm und wichtig sie sey? Hiernächst wird man ihnen sowohl in der sogenannten reinen als angewandten Mathematik, gründlichen Unterricht ertheilen, und sie gelegentlich zur Logik anführen. Die zu der angewandten Mathematik nöthigen Werkzeuge und Maschinen, verhoffen wir, durch die gütige Hülfe unterschiedener Gönner, nach und nach zusammen zu bringen.

Dadurch, daß wir den Kindern die allgemeinen Regeln der Haushaltungskunst und Klugheit, oder die Regeln von der klugen und gewissenhaften Erwerbung, Verwaltung und Erhaltung des Vermögens, beybringen, hoffen wir zur Verbesserung des gemeinen Wesens viel beyzutragen. Denn da die meisten Menschen in ihren munterſten Jahren, in welchen sie am ersten geschickt wären, etwas zu ersparen, schlechte Hauswirthe sind, und erst durch die unglücklichen Umstände, in welche sie der Mangel versetzet hat, die wahre Haushaltungsklugheit einsehen lernen; so kann die schlechte Wirthschaft mit ihren unglücklichen Wirkungen, wo nicht

macht ſey, damit man nicht falſch und dunkel ſchreibe. 3) Daß die **Wortfügung** natürlich, (nicht wie der **Damuler** ihre) fließe und in Ordnung gebracht ſey. 4) Daß man auch darinnen **nachdrücklich, kurz, ſcharfſinnig, nachdenklich, angenehm, flieſſend reden könne.** So war ſonſt die griechiſche und lateiniſche Sprache, u. ſo iſt ietzt die Franzöſiſche und Engliſche. Welche Sprache aber nicht alſo beſchaffen iſt, wie etwa die Däniſche, Schwediſche, Finniſche, und noch geredet wird, die muß man nach dieſen bemeldeten Stücken zu verbeſſern ſuchen, wozu aber Zeit und vieler Gelehrten Fleiß erfordert wird, weil die Sache nicht ſo leicht iſt, als man ſie anſiehet. Ja weil mit der Zeit endlich doch alles abnimmt, und die Zeit neue Sachen und Thaten hervorbringt: So iſt beſtändiger Fleiß und unermüdete Wachſamkeit dabey nöthig; daß kein Verfall einreiſſe, und man immer die erforderlichen neuen Wörter bequem ausdenke, oder von andern Völkern, doch aus hinlänglichem Grunde annehme.

§. 21. Auf die andere Frage: **auf welche Sprache man den meiſten Fleiß wenden ſolle?** gebe ich dieſen Beſcheid. Es iſt ausgemacht und liegt zum Grunde, daß die Sprachen nur Schalen des Kerns, und Werkzeuge der Gelehrten ſind, folglich die Erkenntnis der Sprachen nicht die Weisheit und Gelehrſamkeit ſelber iſt. Alſo weil des Menſchen Leben kurz, der Künſte viel ſind; und ſo wohl zu den Künſten und Wiſſenſchaften, als auch zur gründlichen Erlernung einer Sprache viel Fleiß und Zeit gehöret: So ſoll man keine Sprache mit beſonderem Fleiſſe lernen, welche man nicht zu nutzen

geben.

ganz, doch gutentheils dadurch verhütet werden, wenn den Kindern die Regeln der Klugheit, welche die meiſten Menſchen erſt durch Schaden erlernen, ſchon zu der Zeit bekannt gemachet und eingeſchärfet werden, da ſie noch unter der Vorſorge ihrer Aeltern ſtehen. Man wird ihnen auch gute Regeln ertheilen, wie ſie durch eine regelmäßige Lebensordnung ihre Geſundheit erhalten können. Es wird auch die Anleitung zu guten Sitten und zur Weisheit, unter die Hauptſachen gerechnet, und durch ausgeſuchte Beyſpiele aus der Geſchichte eindrücklich, fruchtbar und angenehm gemachet, und ſolchergeſtalt etwas Wichtiges bewerkſtelliget werden, wornach einſichtsvolle Männer ſich in den bisherigen niedern und hohen Schulen vergeblich umgeſehen haben.

Gut zeichnen zu können, iſt jedermann nützlich, und vielen Perſonen nothwendig, daher ſoll es ein reizender Vorzug unſerer Schule ſeyn, daß die Kinder in derſelben auch gelehret werden, ſowohl natürliche, lebloſe und lebendige Dinge, als Werke der Kunſt, richtig abzuzeichnen. Die hinlängliche und regelmäßige Anweiſung zum Modelliren, wird ihnen ein eben ſo angenehmes als nützliches Geſchäffte verſchaffen.

Der Unterricht, in der deutſchen Sprache richtig und zierlich zu reden und zu ſchreiben, iſt der Jugend deſto nothwendiger; je mehr Gefahr die deutſche Nation hieſelbſt läuft, ihre Sprache durch undeutſche Wörter, Redensarten und Wortfügungen nach und nach ganz zu verderben. Man wird

ihr-

ihr aber nicht nur die Regeln der deutſchen Sprachkunſt vortragen, ſondern ihr auch gute Muſter der deutſchen Schreibart vorleſen, anpreiſen und in die Hände geben, und ſie nach einer guten Vorbereitung zu eigenen Verſuchen in der richtigen und ſchönen deutſchen Schreibart ermuntern, ja in Anſehung der Briefe ſie auch in den äußerlichen Stücken, welche dabey beobachtet werden müſſen, unterrichten. Weil auch eine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache ſehr nützlich, und in vielen Fällen unentbehrlich iſt: ſo wollen wir der Jugend in unſerer Schule zu derſelben behülflich zu ſeyn ſuchen.

Der Unterricht im Singen ſoll zwiefach ſeyn: denn erſtlich ſollen die Kinder bloß nach dem Gehöre ſchöne Melodien von geiſtlichen Liedern lernen, welche bey unſerer Gemeine wenig oder gar nicht bekannt ſind, damit dieſelben künftig, wenn wir einmal ein beſſeres Geſangbuch bekommen, deſto leichter in der Kirche eingeführet werden können; und zweytens ſollen ſie die Noten und muſicaliſchen Zeichen, und nach denſelben ſingen lernen.

Muntere, aufmerkſame und fleißige Kinder werden von allen obigen Dingen das Nöthigſte und Nützlichſte in drey Jahren erlernen können, wenn des Sommers dazu täglich ſechs Stunden, nämlich die Stunden von 8 bis 11, und 2 bis 5; des Winters aber 5 Stunden, nämlich die Stunden von 9 bis 12, und von 2 bis 4, verwendet werden, die auch dazu beſtimmt ſind. Einem jeden halben Jahre ſind gewiſſe Stücke derſelben nach einer regelmäßigen Ordnung zur Vollendung angewieſen, und

jede Lehrstunde hat ihre bestimmte Wissenschaft. Es gereichet nicht nur zum Vergnügen der Aeltern, sondern auch zum Nutzen der Kinder, wenn diese keine andere Feyertage, als ganz unvermeidliche haben. Zu diesen rechnen wir aber billig nur die Sonn- und Festtage, an welchen in unserer Kirche Vor- und Nachmittags Gottesdienst ist, und die Staatsfeste, an welchen Vormittags Gottesdienst ist. Der Unterricht geht also in allen unter der eben angezeigten Ausnahme nicht mit begriffenen Tagen unausgesetzet fort: es wäre denn, daß außerordentlicher Vorfälle wegen von dem Inspector der Schule verfüget würde, daß der Unterricht einen ganzen oder halben Tag ausgesetzet werden solle. Es wird auch der Nachmittag des Sonnabends ausgenommen, an welchem keine Schulstunden seyn sollen. Uebrigens, gleichwie die oben verzeichneten Dinge den Schülern, mit welchen man sie zu Michaelis anfängt, innerhalb drey Jahren nach Maaßgebung ihres Zweckes bekannt gemachet werden: also wird auch der Unterricht in denselben alle halbe Jahre, das ist, am 1. April, und am 1. October, für die neuen Ankömmlinge von vorne angefangen, und in gleicher Zeit vollendet. Wer entweder in einigen derselben schon etwas hinlängliches gethan, oder zu drey Schuljahren keine Zeit mehr hat, für den werden von dem Inspector solche Dinge ausgesuchet, die seiner Bestimmung sowohl, als noch übrigen Zeit gemäß sind.

Vielleicht verwundert man sich, daß bisher von den gelehrten Sprachen, nämlich von der lateini-

teiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen, noch nichts geſaget worden. Sollen, wird man fragen, ſollen dieſe in der neuen Schulanſtalt nicht gelehret werden? Wir wollen uns darüber erklären. Es iſt ein berüchtigter Fehler der bisherigen und meiſten Schulen, daß in denſelben die lateiniſche Sprache zur Hauptſache gemacht, und folglich täglich in den meiſten Stunden, ja von der erſten Kindheit an, bis gegen, oder in das zwanzigſte Jahr getrieben, auch durch eine ſchlechte Lehrart den Kindern überaus ſchwer und unangenehm gemachet wird; und alſo ein wichtiger Theil des Lebens, wo nicht ganz, doch mehrentheils verlohren geht. Wir wollen alſo unſere Schule vernünftiger und nützlicher einrichten: zumal da diejenigen Schüler, welche, wie man im beſondern Verſtande zu ſagen pfleget, ſtudiren wollen, die kleinſte Anzahl bey uns ausmachen möchten. Es ſollen alſo die jungen Leute in unſerer Schule, weder ohne Unterſcheid, noch zu früh, zu der lateiniſchen Sprache angehalten werden. Keiner ſoll dieſelbe erlernen, als der entweder dazu beſtimmet iſt, ein Gelehrter zu werden, oder beſondere Luſt dazu hat: beyde aber ſollen ſie nicht gleich vom Anfange an, ſondern erſt alsdann erlernen, wenn ſie vorher den oben beſchriebenen Unterricht genoſſen haben. Alsdann ſollen ſie vermittelſt einer leichten und regelmäßigen Lehrart, dergleichen noch in keiner Schule eingeführet iſt, innerhalb zwey oder drey Jahren in der lateiniſchen Sprache es weiter bringen, als nach der gemeinen Weiſe in vielen Jahren zu geſchehen pflegt. Weil aber auch diejenigen

jungen Leute, welche sich entweder der Chirurgie, oder der Apothekerkunst befleißigen wollen, nicht ohne einige Kenntniß der lateinischen Sprache seyn können, so soll ihnen zu derselben gleichfalls geholfen werden, und zwar entweder in der angezeigten, oder in einer viel kürzern Zeit, nachdem ihre besondern Umstände es mit sich bringen. Nach dieser bewährten Regel, soll in Ansehung aller derer Schüler verfahren werden, welche entweder den ersten Anfang im Lernen in unserer Schule machen, oder unserer Verfügung, von ihren Aeltern oder Verwandten gänzlich und zuversichtlich überlassen werden. Sollten wir aber auch solche Schüler bekommen, welche zwar nicht in den oben angeführten Wissenschaften, aber schon in der lateinischen Sprache unterwiesen worden, und das, was sie schon davon wissen, nicht vergessen wollen; oder auch solche, für welche, und von denen der Unterricht in der lateinischen Sprache, durchaus vom Anfange an verlanget wird: so soll auch diesen nach Wunsche gedienet werden. Diejenigen Schüler, welche außer der lateinischen Sprache, auch die griechische und hebräische wissen müssen, sollen dieselben in unserer Schule nach einer solchen Lehrart lernen, welche die neuesten und ältern Rathschläge und Wünsche aller wahren Kenner glücklich vereiniget und ausübet, und sie ihren künftigen akademischen Lehrern desto brauchbarer und angenehmer machet. Es soll ihnen auch, ehe sie nach einer Universität abgehen, ein allgemeiner Begriff von allen Theilen der Gelehrsamkeit,

nach

nach den vortrefflichen Sulzerischen und Gesnerischen Grundrissen beygebracht werden.

Endlich ist noch anzuführen, daß auch gute Anleitung zum Clavierspiel und Tanzen außerhalb der Schulstunden denenjenigen, welchen daran gelegen ist, verschaffet werden soll. (Das übrige nächstens).

V.

Der Freund, eine moralische Wochenschrift, auf das 1761ste Jahr. Liegnitz, verlegts Christian Gottlieb Pezold, Buchdr.

So groß auch der Reichthum unserer Deutschen an sittlichen Wochenblättern bisher schon gewesen ist, wie wir unlängst in einem langen Verzeichnisse, zu vieler Verwunderung unserer Leser, gewiesen haben: so wenig ist der Geist, die Begierde und der Fleiß unserer Landsleute, ihren Mitbürgern ferner damit zu dienen, erschöpfet worden. Auch Liegnitz hat sich durch eine solche sittliche und wohlgemeynte Arbeit hervorthun wollen, und ist damit in die löblichen Fußtapfen der Breslauer getreten; die sich schon vorhin durch dergleichen rühmliche Bemühungen gewiesen hatten. Solche Arbeiten nun sind viel zu edel und gemeinnützig, als daß man sie nicht willig anpreisen, und weiter bekannt machen sollte: zumal wenn sie von so guten Federn herkommen, als die gegenwärtige.

So gar der Titel und Charakter, den der Herr Verfaſſer ſeiner Wochenſchrift gegeben hat, verdienet allen möglichen Beyfall. **Der Freund**, iſt gewiß eine vorzügliche Benennung einer ſolchen Sittenſchrift: und wir wundern uns, daß dieſelbe ſo lange ungebrauchet geblieben; nachdem von ſo viel andern oft ſehr unnatürliche Benennungen angewandt worden. Welcher Charakter iſt liebenswürdiger, als der Charakter eines Freundes? Und wer wünſchet ſich nicht, einen wahren Freund in der Welt zu haben? Doch es iſt beſſer, dem Verfaſſer ſelbſt im erſten Wochenblatte, von ſeinem Vorhaben davon reden zu laſſen.

Das zweyte Blatt handelt von dem natürlichen Stolze aller Menſchen; das dritte von der Demuth, als einer Tochter der Selbſtverläugnung: wobey eine Fabel von der **Schallaſter** den Schluß machet. Hier, und an vielen andern Orten in Deutſchland wird man ſchwerlich wiſſen, was für ein Vogel mit dieſer ſchleſiſchen Benennung gemeynet ſey. Irren wir nicht, ſo iſt es eine Elſter, die auch wohl eine Aglaſter zu heißen pflegt. So gut uns dieſe Fabel ſonſt gefällt, ſo ſchade iſt es, daß einige lange jambiſche Verſe ohne den gehörigen Abſchnitt gemachet ſind. Z. E.

„Bey heitrer Luft kam die || Schallaſter auf den Baum,
Der frey und hoch an un || ſerm hellſten Bache ſtehet.
Und wo zugleich durch ſei || nen ſandigtgrünen Raum,
Noch hier und dort ein Strich von dichten Bäumen ſtehet. u. ſ. w.

Wir

Wir können uns kaum vorſtellen, wie der Hr. Verf. darauf gekommen, gleich im Anfange der Fabel drey ſolche fehlerhafte Verſe mit einfließen zu laſſen, da er in den übrigen nichts dergleichen verſehen hat.

Das 4te Stück handelt von den herrſchenden Neigungen der Menſchen; das 5te von der Tugend, als dem einzigen Mittel zur Glückſeligkeit. Das 6te von der Wohlthätigkeit. So richtig und fließend die Schreibart des Hrn. Verf. überhaupt iſt, ſo ſehr bedauren wir, daß doch hin und wieder kleine Flecken vorkommen, die ſelbige verunzieren. Z. E. gleich auf der erſten Seite dieſes letzten Stückes, leſen wir: ſich mit der Tugend viel abzugeben. Iſt das nicht pöbelhaft? Eben daſelbſt ſteht: ſo macht dieſer abgekürzte Geſichtspunct glauben: iſt das nicht ein handgreiflicher Gallicismus, ja vielleicht gar ein doppelter? Doch wir wollen auf ſolche Kleinigkeiten ſo genau nicht ſehen; die wir ohnedieß, an andern ſchlechtern Schriftſtellern, in denen es davon zu wimmeln pflegt, nicht einmal anmerken würden; an dem Hrn. Verf. aber, der ſonſt ſo richtig und ſchön ſchreibt, ſehr ungern wahrgenommen haben.

Das folgende 7te Stück ſetzet die Materie von der Wohlthätigkeit fort, und ſchließt mit einem feinen Gedichte. Das 8te handelt von der Erziehung; das 9te von der Feindſchaft und von Feinden; das 10te von der eingezogenen Lebensart, und der Schwatzhaftigkeit in Geſellſchaften; und das 11te ſetzet dieſe Materie fort; das 12te aber bringt ſie zum Ende. Das 13te enthält ein Gedicht auf den Char-

freytag; das 14te redet von den Tugenden des weiblichen Geschlechtes: und so würden wir in allen Blättern neue und sehr nützliche Betrachtungen antreffen, wenn wir dieselben Stück vor Stück durchgehen wollten.

Auf dem 16ten und 17ten Stücke findet man auch einige aus dem Französischen übersetzte Gespräche, die ganz erbaulich sind. Das 20ste und 21ste Stück handelt von dem Unglauben. Das 22ste beschreibt die Annehmlichkeiten des Frühlings, und bey einer schönen Nacht des gestirnten Himmels; das 23ste die Vortheile der Einsamkeit; das 24ste und 25ste geben einen deutlichen Begriff vom Weltbaue, und den Bewegungen der Himmelskörper, u. s. w. Solche nützliche Materien nun locken einen begierigen Leser immer tiefer in das Buch, und so findet er im folgenden auch allerley satirische, moralische und physikalische Materien abgehandelt. Sind sie nun gleich nicht alle neuerfunden, oder unerhört und seltsam; so dienen sie doch, auserlesene Wahrheiten durch einen guten Vortrag weiter auszubreiten, und solchen Leuten bekannt zu machen, die sie in ernsthaften grossen und zusammenhangenden Büchern niemals gesuchet oder gefunden hätten.

Wir sind nämlich gar nicht der Meynung, daß solche sittliche Blätter lauter neue unlängst erfundene Wahrheiten in sich halten müssen. Nein! Gottlob es sind schon nützliche Wahrheiten genug in der Welt: sind sie aber darum allen Menschen durchgehends bekannt? Werden nicht täglich neue Menschen gebohren, und wachsen nicht jährlich neue Bürger

ger eines Staates an, die noch lange nicht alles das wiſſen und kennen, was doch ſchon längſt erfunden iſt? Sollen dieſe denn das Alte, was ihnen vortheilhaft ſeyn kann, nicht auch kennen lernen? Ja, ſprichſt du: ſie können es aber auch in den alten Büchern leſen. Es iſt wahr. Aber finden ſie dieſelben an allen Orten? Hat ſie denn ein jeder? Oder iſt jeder junge Menſch ſo bemittelt, daß er ſie kaufen kann? Ja wenn er es wäre, hätte er ſo viel Zeit, dicke Bände zu leſen? Hingegen ein moraliſches Wochenblatt kann er ohne Verſäumniß ſeiner Geſchäffte, mit geringen Unkoſten, und gleichſam ſpielend durchlaufen, und ungemein viel daraus lernen; ja dadurch vielleicht einen Geſchmack am Leſen bekommen, und hernach viel mehr nützliches lernen, darauf er ſonſt niemals gerathen wäre.

Doch wir müſſen auch eine Probe von der Schreibart des Freundes geben. Es ſey folgende:

Zu dem Leben gehören verſchiedene Bequemlichkeiten, wenn daſſelbe angenehm ſeyn ſoll. Viele aber bilden ſich manche Menſchen als dazu gehörige ein, ohne daß ſie nöthig ſind. Erlangen ſie dieſe nicht, ſo iſt dieß Urſache genug, über die Unglückſeligkeit ihres Lebens zu klagen: zuweilen pflegen ſie gar, ſich durch ein thörichtes Beſtreben nach denſelben wirklich unglücklich zu machen. Die Natur iſt eigentlich mit Wenigem vergnügt: aber die unordentliche Begierde derer Menſchen, die ſich den Leidenſchaften überlaſſen, iſt unerſättlich. Sie ſuchet ſich eine Menge entbehrlicher Dinge zu erwerben,

und

gedenket. Ein jedweder muß nach seinem Endzwecke Sprachen lernen. Ein Gottesgelehrter lernet die Heiligen, die hebräische, griechische und übrigen morgenländischen Sprachen; wiewohl auch die heiligen Sprachen, wegen des Wortes Gottes, allen nützlich sind. Ein Staatsmann lernet die, so an den Höfen gelten, oder die er in Gesandtschaften gebrauchen soll. Ein Kaufmann lernet die, welche ihm in seinem Handel nützen. Ein verschickter Diener des Worts Gottes lernet die Sprachen, darinnen er predigen soll. Man ist aber nicht gehalten, alle Sprachen, die man lernet, aus dem Grunde zu lernen, welches zu viel Zeit wegnehmen dürfte; sondern die Mutterſprache muß am ersten und gründlichsten gelernet werden, hernach die, so man am nöthigsten und meisten gebraucht: Andere aber, die nicht so nöthig sind, kan man nachläßiger treiben. Also lernet ein Gelehrter vor allen Dingen seine Mutterſprache recht, nemlich bey uns, Deutsch, hernach die gelehrten Sprachen, Lateinisch und nächst dem Griechisch. Französisch, Italiänisch, Holländisch, Englisch ist nicht allen aus dem Grunde zu wissen nöthig, sondern nur in so weit, daß man zum wenigsten die gelehrten Zeitungen verstehe, oder wenn man noch ein mehrers vor sich bringen kan und will, daß man dergleichen Bücher lesen könne. Man kan auch keinem den Titel eines Gelehrten versagen, der es zwar in den Wissenschaften hochgebracht hat, aber die gelehrten Sprachen schlecht, oder gar nicht verstehet, welches Vorurtheil Frankreich längstens wiederleget hat. Man darf deswegen keine Barbarey befürchten; weil alle Schätze der Weisheit schon

und durch erlaubte und unerlaubte Mittel derselben oft so viel und mehr als sie brauchen können, zu häuffen, um sie bald auf eine andere Art zu verschwenden. Die Verschwendung ist also der Trieb vieler Bemühungen. Der Mensch verschwendet dasjenige, was ihm lange Zeit hinlänglich hätte seyn können, gar geschwind, und oft niederträchtiger Weise: er verschwendet dasjenige, was ihm andere erworben und hinterlassen haben: er verschwendet dasjenige, was andern gehöret und was sie ihm aus Menschenliebe zur Verbesserung seiner Umstände geliehen haben; und was er in der Absicht, es niemals wiederzugeben, geborget hat. Es zeiget sich diese Verschwendung im Essen und Trinken und in der Kleiderpracht besonders. Ich will hier nicht der Unmäßigkeit, eines Lasters, dessen die Thiere nicht fähig sind, gedenken: sondern ich merke bloß an, daß ein allzugroßer Aufwand denen Personen, welche ihn machen, und der ganzen Gesellschaft, die sie besonders zur Zeit des Mangels eines größern Theils der Lebensmittel, als sie nöthig haben, berauben, großen Schaden zufügen. Ich rede nicht von denen, welchen ihre Umstände einen mäßigen und unschädlichen Aufwand erlauben: sondern von solchen, die beynahe glauben, sie hätten weiter keinen Sinn zu versorgen, als den Geschmack, und welche nicht auf die Gesundheit, sondern bloß auf die Wollust sehen. Von diesen gilt eben das, was ein alter Schriftsteller sagte. Sie essen nicht deswegen, daß sie ihr Leben erhalten: sondern sie glauben, sie leben deswegen, damit sie essen sollen. Die Zärtlichkeit

der Menschen ist so weit gegangen, daß sie nicht mit denjenigen Lebensmitteln zufrieden sind, die ihnen ihr Land verschaffet, sondern daß sie aus den entferntesten Gegenden und aus auswärtigen Ländern ihren Geschmack zu vergnügen suchen. Man sollte glauben, daß ein großes und fruchtbares Land seinen Einwohnern zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit so viel geben könnte, als zur Nothwendigkeit und Ergötzlichkeit erfordert wird: und dennoch sehen wir, daß Deutschland, dieses weitläuftige, fruchtbare und gesegnete Land, welches an allen Arten von Lebensmitteln einen Ueberfluß hat, und welches Metall, Getrayde, Obst, Wein und andere Arten der Bedürfnisse und Ergötzlichkeiten in Menge und mannichfaltig giebt, dennoch jährlich erstaunliche Summen Geldes in fremde Länder schicket, um sich Waaren kommen zu lassen, die in einer andern Himmelsgegend gewachsen und deswegen nicht so gesund sind, als die unsrigen; die aber verachtet werden, weil sie einheimisch sind. Gesetzt auch, daß einige nützlich und nicht völlig zu entbehren wären: so folget doch hieraus nicht, daß ihr beständiger Gebrauch zu billigen ist: und gesetzt, daß viele zur Arzeney dienen, (denn weil sich viele Menschen durch Dinge aus fremden Ländern krank machen: so müssen sie auch durch fremde Arzeneymittel geheilet werden); so macht doch dieses nur einen sehr geringen Theil der erstaunlichen Summen aus, welche könnten gespäret werden, wenn inländische Gewächse erwählet würden. Marperger giebt davon

von eine wahrſcheinliche Rechnung, und ſie beſteht in folgender:

	Rthlr.
Für ſpaniſche Weine	180,000
An Secten	160,000
Für portugieſiſche Weine	80,000
Suma an ſpaniſchen u. portugieſiſchen	420,000
Für Franzwein	480,000
" Brandtwein	600,000
" andere fremde Weine	400,000
	1,900,000
Für Gewürze	4,000,000
" fremde Früchte, Reiß, Mandeln	4,000,000
" Farbewaaren	500,000
" Taback	2,000,000
" Droguiſtereyen, Kräuter, Thee, Caffee ꝛc.	3,000,000
" Honig und Wachs	100,000
" Flachs und Hanf	100,000
	18,600,000

oder 18 Millionen und ſechsmal hundert tauſend Reichsthaler. Hierunter ſind zwar einige Stücke befindlich, welche in unſerer Abſicht nicht hieher gehören, dergleichen die Farbenwaaren, Flachs, Hanf ſind. Wenn aber auch ſechsmal hundert tauſend für dieſe abgerechnet werden: ſo bleibt doch noch die erſtaunliche Summe von 18 Millionen. Daß aber gar viele einheimiſche Gewächſe an derſelben Statt

könnten

könnten genommen werden, hat eben derselbe angemerket. Wir haben auch gewiß bessere und gesündere Kräuter zum Thee, als die ausländischen sind; und man hat Proben gemacht, daß große und kostbare Gastmahle sind aus gerichtet worden, ohne das geringste von ausländischen Gewächsen dabey zu gebrauchen. Dieses zeiget, daß eine Einschränkung des Satzes, der hier als ein Einwurf könnte angesehen werden, müsse gemachet werden, nämlich: ein Land bringt nicht alles hervor, und daher muß eines dem andern von seinem Vorrathe und Ueberflusse vieles mittheilen. Es ist dieses allerdings unläugbar, zumal wenn der Umfang und die Fruchtbarkeit des andern Landes nicht groß ist: es kann auch nicht geläugnet werden, daß das größeste und fruchtbareste Land von einem andern etwas nöthig haben kann: allein daraus folgt nicht, daß das Auswärtige in größerm Ueberflusse eingeführet, das Einheimische verachtet, und mehr Geld aus dem Lande gebracht werden soll, als andere Völker uns für unsere Waaren zuschicken. Und dieses erfolgt, wenn sich ein Volk der Verschwendung überläßt.

So thöricht nun aber auch die Verschwendung und der allzugroße Aufwand im Essen und Trinken ist, weil sie der Gesellschaft schadet: weil sie ihre Liebhaber endlich in Mangel, Armuth und Schulden stürzet, und weil sie dadurch auch andere, welche vernünftig leben und vernünftig essen und trinken, eines Theiles ihres Vermögens, das sie den Verschwendern geliehen haben, bey Gelegenheit beraubet: so ist doch die Verschwendung und die Pracht in Kleidungen

dungen noch thörichter, weil diese nicht den geringsten Nutzen, außer in der Einbildung hat, da jene doch noch etwas davon zu schmecken giebt; und weil diese so gar wider den Endzweck, weswegen die Kleider getragen werden, öfters handelt. Der Endzweck der Kleider ist, daß sie uns wider Hitze, Kälte und andere Ungemächlichkeiten der Luft, denen wir besonders in unserer Himmelsgegend ausgesetzet sind, schützen sollen. Aus dieser Ursache sollen sie also eingerichtet seyn, daß wir diesen Endzweck erreichen. Ich will jetzo nicht untersuchen, ob nicht eine andere Art, sich zu kleiden, als die unserige ist, dazu geschickter seyn würde: sondern ich berühre bloß, daß man von diesem Endzwecke oft abweicht, und auf sehr beschwerliche Aenderungen verfällt: welches sich bey dem schönen Geschlechte am meisten zeiget. Der zweyte Endzweck ist die Bequemlichkeit: welcher darinnen besteht, daß sie nicht viele Zeit erfodern und uns an unsern Verrichtungen nicht hindern. Ohngeachtet man in einigen Arten derselben dafür gesorget hat: so findet sich doch bey vielen noch das Gegentheil, da sie anstatt der Bequemlichkeiten die größesten Beschwerlichkeiten bey sich haben. Auch der Wohlstand, und zwar der wahre, nicht aber der vermeyntliche und selbst gemachte, der zuweilen die ungereimtesten Arten eingeführet hat, oder entschuldiget, kann als ein Endzweck, den man gewissermaßen vor Augen haben soll, angesehen werden. u. s. w.

Cantate

VI.

Cantate, zur Ehre und Vergnügen einer Gesellschaft, die wahre Tugend und ächte Menschenliebe zum ersten Zwecke hat, verfertiget von Derselben Mitgliede, F. L. P. z. S. R. *) Rudolstadt, 1762.

Chor.

Selbst durch der Weisheit Stral erleucht!
Kommt, Freunde! folget ihren Lehren.
Ihr solle, spricht sie, die Tugend ehren;
Ihr Weg, durch mich gebahnt, ist leicht.
Wie schön wird doch ihr Wunsch erreicht,
Wenn wir, dieselbe auszuüben,
Die Menschen so wie Brüder lieben!

V. A.

Reci-

*) Dieses prächtig, mit schönen Kupferzierrathen gedruckte Singgedicht, wird durch den gemeinen Ruf einem Prinzen zugeschrieben, der durch seinen feinen Geschmack an allen schönen Wissenschaften und freyen Künsten, längst berühmt geworden. Die Anfangsbuchstaben werden einem jeden, der in den Genealogien fürstlicher Häuser kein Fremdling ist, sattsam zeigen, daß es des durchlauchten Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt Hochfürstl. Durchl. seyn müssen. Wir theilen es daher unsern Lesern mit Vergnügen mit, und sind ganz stolz darauf, daß die deutschen Musen mitten im Kriege, solche erhabene Liebhaber antreffen, die sie auch künftig alles hoffen lassen.

Recitativ.

In still und ungestörter Ruh
Bringt man mit dir, o edle Tugend!
Die sonst mühsel'gen Tage zu:
Du bist der Wunsch erhabner Seelen,
Dein Glanz strahlt ihnen ins Gesicht,
Dich lobt der Thor und kennt dich nicht;
Blind, von dem Vorurtheil regiert,
Im Labyrinth herumgeführt,
Pflegt er stets deiner zu verfehlen.

Arie.

Auf jener steilen Tugendbahn
Soll wahre Klugheit mich begleiten,
Die wahre Freundschaft steh zur Seiten
Und führe mich zur Weisheit an.
Mit fröhlichen und muntern Tritten
Wird dieser Weg von mir beschritten,
Weil er mich glücklich machen kann. V. A.

Recitativ.

Der Tugendhafte, — wer ist der?
Es ist — und wer?
Der Menschenfreund,
Der es mit Gott, mit allen redlich meynt.
Dem andrer Noth das Herze rühret,
Der Leidenden zu Hülfe eilt,
Mit ihnen Herz und Güter theilt,
Ein Feind von aller Häucheley;
Er ist, Gott, sich, und seinen Pflichten treu;
Er thut, von Eigenliebe leer,
Auch ungesehn was ihm gebühret.
Sein Mund, der niemals seinen Bruder höhnt,
Ist nur zur Freundlichkeit gewöhnt.

Arie.

Arie.

Nur edle, nur erhabne Geister,
Die werden bey der Heftigkeit
Der Leidenschaften von sich Meister.
Nach angewandter Müh und Streit,
Wenn jener dort nach Lorbern ringet,
Dem Tode sich entgegen stellt,
So bleibt doch der ein größrer Held,
Der sich, sich selbst zuerst bezwinget. V. A.

Recitativ.

Nur der, der sich durch Tugend adelt,
Der Redlichkeit und Treue beut,
Verdient ein Freund genennt zu werden.
Ach würde sie doch mehreren auf Erden
Tief in das Herz geprägt!
Mag der, der andre immer tadelt,
Von ihrem Thun ein übereiltes Urtheil fällt,
Mag der auch nur ein Glied
Der menschlichen Gesellschaft heißen?

Duett.

So lange Tugend feste steht,
So lange sie sich selbst erhöht,
So lange Thorheit sich vergeht,
So lange sie die Wahrheit schmäht,
So lange wollen wir den Werth der Freundschaft schätzen:
Ihr Reiz, von reiner Lust erfüllt,
So uns zum Wohlthun angeflammet,
Bezeuget, wie dieß göttlich' Bild
Noch aus dem Paradiese stammet. V. A.

Recitativ.

Iſt denn die wahre Freundſchaft nicht
Die Eigenſchaft, die Tugendhafte zieret,
Und auf den Zweck von ihrem Daſeyn führet?
An dieſer Tugend reich
Wird nicht ihr Sinn
Dem, der die Liebe heißet,
Und täglich dem Geſchöpf erweiſet,
Als ihrem Urbild gleich?
Gewiß, ihr Sinn bleibt immer heiter,
Weil Wahrheit durch die Nebel bricht.
Er ſteiget auf der Tugendleiter
Von Stuf zu Stufe immer weiter,
Bis hin zu dem vollkommnen Licht.

Chor.

Der Himmel, der die Freundſchaft liebet,
Schenk uns ſtets die Zufriedenheit,
So iſt nichts, welches uns betrübet,
Wir leben ſo in güldner Zeit:
Ihr, die ihr unſre Chöre höret,
Ihr, die ihr wahre Freundſchaft ehret,
Wenn ihr wollt ächte Freunde ſeyn,
Stimmt mit in unſre Chöre ein. V. A.

Recitativ.

Uns nur iſt dieſe ſanfte Freude kund,
Nur unter uns ſpricht jeder Mund:
Wie ſchön iſts doch die Freundſchaft ehren!
Auf! demnach, Redliche! auf! auf!
Gebt Eurer Freude Lauf!
Laßt dreymal Euer ſittliches
Doch fröhliches Vivat hören!

VII.

Historisch-kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten deutschen Malers, Lukas Kranachs. Hamburg und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Hollen, 1761. in gr. 8.

Die Zeit ist gekommen, da man unsere deutschen Künstler der Ehre werth schätzet, hervorgesuchet, und den Ausländern zu Trotze, beschrieben zu werden. Weit gefehlt, daß es uns an dergleichen großen Männern fehlen sollte: so haben wir deren sehr viele aufzuweisen, die eben nicht allemal Niederländer oder Schweizer gewesen: wie Albrecht Dürer, Rubens, und dieser Lukas Kranach zur Gnüge zeigen. Der vornehme Verfasser dieses Lebens hat also sehr wohl gethan, daß er diesen Helden im Zeichnen und Schildern hervorgesuchet und ausführlich beschrieben hat.

Derselbe hat seit dreyßig Jahren Gemälde gesammlet, und vor sechs Jahren angefangen, ein Verzeichniß davon zu verfertigen. Dieß ist aber kein trockenes Verzeichniß, sondern ein mit Urtheilen, Nachrichten und Betrachtungen begleitetes Verzeichniß, dergleichen Pierre Remy zu Paris, und Herr Leg. Rath von Hagedorn 1755 zu Dresden ans Licht gestellet *). Derselbe ist aber gar nicht der Mey-

*) Es heißt: Lettre à un Amateur de la Peinture etc.

in der Landesſprache vorgetragen worden. Aber deswegen wird die Erlernung des Lateins u. Griechiſchen nicht unterſagt, auch nicht wiederrathen. Was aber die noch lebenden Sprachen betrifft, ſo werden immer fremde Sprachen in ein Land, oder an einen Hof aus unzulänglichen Gründen eingeführet. Manchmal geſchieht es aus Neugierigkeit; öfters aber und mehrentheils zum Zeichen der Unterthänigkeit und Ueberwindung. Jederzeit hat die Ausbreitung einer Sprache die Macht und den Ruhm des eigenen Volks zum Grunde. Und die Annehmung einer fremden Sprache gründet ſich auf leichtſinnige Neugierigkeit und Unterwürfigkeit. Das bemerkt man bey der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Als die Griechen berühmt waren und ſiegeten, blühete ihre Sprache: Als die Lateiner die Griechen verdrungen, ſchwung ſich auch ihre Sprache empor. So iſt es auch mit der franzöſiſchen, der italiäniſchen und engliſchen Sprache ergangen. Weil in die beyden letzten viele herrliche Wahrheiten und Erfindungen durch den Fleiß derſelben Landesleute eingekleidet wurden: So lernete man ſelbige, und ſie wurden nach und nach mit den Wiſſenſchaften berühmt. So ging es nicht nur mit der franzöſiſchen Sprache in dieſer Abſicht; ſondern auch weil ſich Frankreich in dem letzten Kriege ſo berühmt und fürchterlich machte: So nahm man ſeine Sprache, ſein Geld, ſeine Sitten und ſeine Kleidung an, welches uns gar nicht zur Ehre gereichet. Folglich handeln die ungereimt, welche aus einer thörichten Liebe zur Nachahmung, ohne hinlänglichen Endzweck Franzöſiſch lernen, nur daß ſie es mitſprechen können.

nung seiner Vorgänger, seine Sammlung jemanden käuflich zu überlassen; sondern seine Augen ferner daran zu weiden; und das Verzeichniß zu eigenem Vergnügen zu gebrauchen. u. s. w.

Unter diesen seinen Meisterstücken nun, befinden sich auch ein Paar von Lukas Kranachen dem ältern: und dieß hat ihn bewogen, dessen Leben etwas ausführlicher, als der andern Maler, zu entwerfen. Da befremdete ihn nun nicht wenig, daß bey andern nur wenige, oder sehr magere Nachrichten von ihm anzutreffen waren. Es fielen ihm allerley Erzählungen ein, die er auf seinen Reisen, beym Anblicke seiner Kunstwerke von ihm gehöret. Was in Büchern von ihm zu finden war, das schaffete er sich theils selber an, theils fand er es in der Büchersammlung eines Freundes. Ein Briefwechsel that das übrige: wobey er einem wittenbergischen Gelehrten sonderlich für geleistete Hülfe Dank abstattet.

Das übrige aus der Vorrede ist zwar gut und nützlich, für uns aber nicht nöthig. Nur von der Abbildung Kranachs ist zu wissen, daß sie nach dem Originale unsers großen Künstlers, auf der hiesigen Rathsbibliothek, von unserm berühmten Herrn Bernigeroth, gestochen worden. Zu bedauren ist, daß in dem letzten traurigen Brande zu Wittenberg viel vortreffliche Meisterstücke unsers Kranachs, Dürers u. a. m. in der dasigen Schloßkirche ein Raub der Flammen geworden.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen in der Einleitung, lernen wir aus dem Werke selbst, im I. Abschnitte die Lebensumstände Kranachs. Er

ist

ist 1472 zu Kronach, oder Kranach im Bambergischen, gebohren worden, und hat eigentlich Müller, oder Sunder geheißen. Allein wie andere Maler, Bernhard von Brüssel, Lucas von Leiden, Rembrand vom Rhein, u. d. m. von ihrem Geburtsorte benennet worden: so ist es ihm auch wiederfahren. Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, zog ihn nach Wittenberg: wo er 1519 Rathsherr, und 1537 Bürgermeister geworden. Er war aber schon 1497 mit gedachten Churfürsten beym heiligen Grabe in Palästina gewesen, und hatte daselbst alles abgezeichnet. Als er einmal des Churfürsten Ahnen malen müssen, und auf Katharinen, Graf Heinrichs zu Henneberg Tochter, gekommen, die Friedrichen dem Strengen die Grafschaft Henneberg zum Brautschatze mitgebracht; hat der Churfürst zu Kranachen gesagt: Er solle ihm ja die Hennebergische Henne gut malen, weil sie dem Hause Sachsen so ein schönes Ey geleget habe.

Ob er gleich in die funfzig Jahre seinen Wohnplatz in Wittenberg gehabt, so hat er doch drey Jahre vor seinem Tode sein Bürgermeisteramt niedergeleget. Als Hofmaler aber hat er dreyen Churfürsten gedienet; dem obigen, Johann dem Standhaften, und Johann Friedrichen dem Großmüthigen. Dieser letzte brauchte ihn als einen Liebling zu mancherley Geschäfften. In der Gefangenschaft zu Inspruck, belustigte ihn Kranach mit Entwerfung verschiedener Gemählde. Und als dieser wieder frey geworden und zurück nach Sachsen gieng, saß niemand als sein Prinz und Kranach in seinem Wagen.

Doctor Luthers beständiger Freund war er, von seiner Heurath an, die er befördert hat, bis an seinen Tod, wobey er ihn auch zu Grabe begleitet hat. Aus Worms schrieb Luther an ihn, was auf dem Reichstage mit ihm vorgefallen. Als der Churfürst vom Kaiser Karl dem V. bey Mühlberg gefangen war, ward Kranach zum Kaiser ins Lager gefodert, und sehr gnädig empfangen. Der Kaiser sagte zu ihm, der Churfürst hätte ihn zu Speyer ein schönes Bild von seiner Arbeit geschenket, welches er oft mit Vergnügen betrachtet hätte. Auch ist zu Mecheln, sprach er, ein schönes Bild von mir, von deiner Hand vorhanden. Ich möchte gern wissen, wie alt ich damals gewesen sey? Eure Majestät, versetzte Kranach, waren damals acht Jahre alt, und wurden in den Niederlanden gehuldiget. Als nun der Kaiser ihm befohlen, sich eine Gnade auszubitten, sey Kranach auf die Knie gefallen, und habe um die Befreyung des Churfürsten gebethen. Worauf der Kaiser erwiedert: Du wirst es erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade erweisen werde.

Solche artige Dinge nun kommen in diesem Leben unzählige vor: der andern wichtigen Abschnitte, von seinen Kunstwerken und seiner großen Geschicklichkeit, zu geschweigen.

VIII.

Moraliſche Briefe, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Abts von Bellegarde, nebſt beygefügten kritiſchen Anmerkungen. Danzig, bey Wedeln, 1762. 16. Bogen in Octav.

Das Ueberſetzen iſt jetzt beynahe eine anſteckende Krankheit geworden. Sie iſt ſo allgemein, daß ein jeder, der nur eine geſunde Hand hat, und einige franzöſiſche Wörter weis, ſo gleich kühn genug iſt, ſich damit einzulaſſen. Daher entſteht die Menge verdeutſchter Werke, die wir alle Meſſen zu ſehen bekommen, und dabey nicht allein der Fehler iſt, daß ſie oft kein Menſch verſtehen kann; ſondern davon noch öfterer das Original eine ganz nichtswürdige Schrift iſt: alsdann ein völliger Beweis, daß viele unſerer Ueberſetzer bloß ums Brodt arbeiten, und zuweilen keinen Funken Beurtheilungskraft haben. Und doch nehmen es dieſe Herren oft ſehr übel, wenn man ihnen bey Gelegenheit die Wahrheit ſaget, und ihre erbärmliche Verdeutſchungen der Welt in der wahren Geſtalt ſehen läßt. Aber wehe dem Kunſtrichter, wenn er dieß einmal gewaget hat! welches Lärmen! welches Geſchrey erregt alsdann dieſes pöbelhafte Volk nicht! Rettungen, Rettungen werden zuſammen geſchmieret; es mag auch koſten, was es will. Kein Wunder! wer will gern ſeine Nahrung verlieren? Doch, wozu ſolche

Umschweife? Sie sollten nur offenherzig seyn. Die Welt kennt sie doch schon! Sie sollten nur kurz dem Kunstrichter zurufen: halten sie ein; tadeln sie unser Werk nicht zu sehr, wir Leute brauchen Brodt! So wäre es auf einmal geschehen, und die gelehrte Welt würde nur lachen, ohne sie zu tadeln. Allein, das leidet ihr Stolz nicht; und in diesem Stücke ist wohl kein Geschöpf unter der Sonne wunderlicher, als ein Scribent. Ja, ein Scribent! wahrlich ein großer Titel! Es ist doch nicht eben unrecht, daß er Stolz einflößt; denn man bedenke nur! er kommt von schreiben her, und auch ein achtjähriger Knabe kann schreiben. Welcher Ruhm! freuet euch, und seyd hübsch stolz, ihr jungen Scribenten!

Was wir hier von den gewöhnlichen Uebersetzern gesagt haben, trifft indessen unsern Verfasser gar nicht. Er hat überall, wie wir, indem wir das Original sorgfältig damit verglichen haben, bemerket, seine Sprache zu reden gesucht, ohne doch seinem Schriftsteller Gewalt anzuthun, seinen Sinn zu ändern, seine schöne Perioden in einander zu ziehen, oder zu erweitern. Er hat dabey dessen Schönheiten, so viel möglich beybehalten, und wo es gar nicht angegangen, sie wenigstens nach der deutschen Sprache bequemet, und sie allezeit durch gleich schöne Perioden ersetzet. Diesen Ruhm müssen wir ihm lassen, ohne parteyisch zu seyn. In der Wahl seines Werkchens scheint er uns eben so wenig gefehlet zu haben. Er hat auch deswegen seinen Verfasser nicht weitläuftig anpreisen dürfen. Wer kennt die

Werke

Werke des berühmten Bellegarde nicht? Zwar ist er kein neuer französischer Schriftsteller: aber eben dieses, glauben wir, wird verschiedenen Lesern lieb seyn. Was man bey ihm findet, ist daher nicht albern witzig, sondern gründlich, fein, und in einem Geschmacke, und einer solchen Schreibart abgefasset, die uns erkennen läßt, daß er zu den Zeiten des güldnen Weltalters der Franzosen gelebet hat. Seine Briefe, die an eine Hofdame geschrieben sind, sind nicht freundschaftlich, das ist, die lauter Possen, oder ekle Scherze enthielten, deren wir heutiges Tages so viele erhalten; sondern sie handeln allezeit die schönsten Materien ab, die bald in die Sittenlehre, bald in die Geschichte, bald in verschiedene Theile der schönen Wissenschaften einschlagen. Wenn er dann bey Gelegenheit entweder zu sehr seine Nation lobet, (ein wirklich angebohrner Fehler der Franzosen) oder gewisse Meynungen vertheidiget, die heut zu Tage deutlicher entwickelt, und die vielleicht auch nicht gar zu richtig sind: so hat unser Uebersetzer dieses durch verschiedene wohlgerathene Anmerkungen zu verbessern gesuchet; theils die Schriften, worauf das Original bloß gezielet, angeführet, theils auch gewisse Materien etwas weitläuftiger berühret, oder doch wenigstens zu entscheiden gesuchet. Dieses ist das Löbliche, welches wir von seinen Anmerkungen sagen können; ganz aber können wir sie doch nicht loben, weil er an verschiedenen Orten satyrisch seyn will, wo es ihm gar nicht hat glücken wollen. Die Vorrede hat indessen unsern völligen Beyfall. Sie ist eine

wohl-

wohlgerathene Satyre auf die Ueberſetzer: und ſeine Sprache, und überhaupt die Ausführung iſt ihm hier gut gelungen. Vielleicht weil er ein wirklicher Feind von vielen Ueberſetzern iſt, die auch einen heftigen Unwillen verdienen. Man geräth da leicht in Hitze, weil die Sache es erfodert, und weil eine ſolche Hitze rühmlich iſt.

Aus dieſem allen können unſere Leſer ſehen, daß wir ihnen mit Recht gegenwärtige Briefe des Bellegarde anpreiſen; ſie ſind wegen ihres wichtigen, anmuthigen und lehrreichen Inhaltes in der That ſehr nützlich, und die Ueberſetzung kann die Stelle des Originals vertreten. Der deutſche Titel iſt indeſſen dem franzöſiſchen nicht gleich, und es ſollte heißen: gelehrte und moraliſche Briefe. Doch dieß iſt eine geringe Kleinigkeit! wer weis, was dazu veranlaſſet hat. Von dem Ueberſetzer können wir noch ſagen, daß er eben derjenige ſeyn ſoll, der uns kürzlich die proſaiſchen und poetiſchen Kleinigkeiten geliefert hat, die wir auch ſchon vorlängſt, und nicht ohne Ruhm, unſern Leſern bekannt gemacht haben. S.

IX.

Der Hof, in Fabeln.

Frankf. 1762. 5 Bog. in 8.

Von dieſem neuen Fabuliſten müſſen wir doch unſern Leſern etwas ſagen! Etwas Gutes? Noch ein wenig Geduld! Er hat eine lange Zueignungs-

eignungsschrift an seine liebe Mutter, die Wahrheit, vorangeschickt, daraus wir erst etwas mittheilen wollen. Er fraget darinn seine Mutter: ob sie noch lebe? oder ob sie gar den deutschen Boden verlassen, und wie ihm seine Freunde gesaget, sich an den Hof eines guten und weisen Fürsten begeben, mit dem sie in den Rath gienge; und der ein Fürst wäre, der Worte der Gnade und der Gerechtigkeit zu seinem Volke rede, und preiswürdige Thaten durch sie den Menschen verkündige?

Das war nun von seiner lieben Mutter! von sich selbst saget er: ein mitleidiger Greis, edel von Herzen und Bildung, habe ihn in die Hütte eines Patrioten gebracht, der ihn wegen seiner Mutter liebgewonnen, und ihn in ein leichtes Gewand eingehüllet hätte; damit er den verwöhnten Augen der Menschen desto unanstößiger wäre. Darauf sey er mit ihm auf Reisen gegangen, habe die Welt und die Höfe gesehen, die Menschen erkannt, allda seine Anmerkungen gesammlet, und sie in der Sprache seines Pflegevaters, des alten Aesops, abgefasset. Das, dächten wir, wäre genug aus der Zueignungsschrift! Welche schöne Nachricht für die Leser! welche eine Freude ist das für die Welt! Ein neuer Aesop! und der Hof in Fabeln? Ein wichtiges Feld! unser neuer Aesop wird uns also hier alle die Fehler, und Begebenheiten der Prinzen in der vortrefflichen Sprache seines Pflegevaters, und in einem geschickten Gewande, dem verwöhnten Auge der Menschen, wie er saget, unanstößig, ohne dabey die ächte Miene, und das ehrliche

liche Herz seiner Mutter zu verläugnen, in aller Verschiedenheit der Materien, und in aller natürlichen Schönheit, von erborgter Kunst und allem Zwange entfernt, zur Besserung der Menschen klüglich darstellen. Und was wird er hierbey nicht alles sagen können! Wie neu werden hier seine Einkleidungen, wie mannichfaltig sein Stil, wie schön und stark seine Morale; und mit einem Worte, wie vortrefflich, wie lehrreich sein Werk für die Prinzen, oder besser, für die ganze Welt seyn!

Wir bedürfen um desiomehr ein solches Buch, je weniger heut zu Tage gewisse Fürsten ihre Pflichten erkennen; je weniger sie ihre Hoheit und ihre Gewalt, wozu sie ihnen von Gott gegeben ist, recht anwenden; je weniger sie für ihr Gewissen, und das Wohl ihrer Unterthanen sorgen; und je weniger sie also den ehrwürdigen, den heiligen Namen: ein **Vater des Vaterlandes** zu seyn: zu verdienen suchen. Hieraus sieht man sogleich die Wichtigkeit einer solcher Schrift ein. Wir haben daher in aller Hitze, die nur immer die Neubegierde gewähren kann, diesen neuen **Aesop** durchgelesen: und alles, was er saget, genau erwogen und zergliedert.

Aber — — ach leider! die Hitze verlohr sich bald, und wir fanden das nicht, nein, wir fanden das gar nicht, was wir gehoffet hatten. Die Ueberschriften klingen zwar schön: das **Cabinet des Löwen**; der neu eingerichtete **Hofstaat des Löwen**: der **Geschmack des Löwen**; der **Kammerpräsident des Löwen**, und der Himmel weis, was nicht die Ueberschriften noch alles sagen. Allein.

lein die Ausführungen, und das darinn abgehandelte saget ganz etwas anders, oder Sachen, die keinen groſsen Einfluß haben, und oft unverständlich, und wenig bedeutend sind. Dieß ist also ein neuer Autor, der durch seinen Titel: der Hof in Fabeln, den Abgang seiner Schrift hat befördern, sie gewissen politischen Leuten, deren heut zu Tage so eine groſse Menge ist, in die Hände bringen wollen; und der dabey noch verwägen genug gewesen, sich einen Sohn der Wahrheit und einen Pflegesohn des Aesop zu nennen! Wahrlich, das heißt die Sache aufs höchste treiben, und sich und unser güldenes Weltalter lächerlich machen!

Um unsern Lesern die Schreibart, und das Gewand unseres neuen Aesops zu zeigen, wollen wir wenigstens zwo so genannte Fabeln abschreiben. Der schöne Titel wird sich sogleich dadurch widerlegen, und unsere Meynung wird sich überall, wie wir hoffen, rechtfertigen.

Der Vorsatz am Hofe.

Ein Schloß, faul vom Dache bis auf die innersten Balken, drohete den Bewohnern täglich den nahen Untergang. Mürbe Mauren hielten nur noch die sinkenden Wände zusammen. So muß man dann, sprach König Wadeli, das ganze Nest zusammen reißen. Eine junge lauschende Maus verkündigte zitternd ihrer Mutter, diese fürchterliche Bothschaft ihrer Zerstörung. Eben hielt sie, die Alte, bey einem Stücke Eidammer Käse das fette Mittagsmahl. Schmunzelnd erwiedert sie der unerfahr-

können: Welchen Endzweck doch die wenigsten erreichen, und also denn vollends Zeit und Mühe vergebens verschwenden. Es bleibet also dabey, daß sich unsere deutsche Sprache das billigste Recht zuerst anmasset, ihr den ersten Fleiß zu wiedmen.

§. 22. Es ist uns eine Schande, wenn man das nächste und gegenwärtige und nöthigste versäumet, nicht recht deutsch spricht, und doch etwas fremdes lernen will, darinnen man auch selten zum Ziele gelanget; folglich in allen etwas, und überhaupt nichts kan. Hingegen gereicht es uns zur grösten Ehre, wenn man Fleiß auf unsere Mutterſprache wendet. Es ist kaum von neuem ein Anfang darinn gemacht worden: So erndten wir schon die Früchte davon ein. Ausländer, und zwar von denen, die bisher die Deutschen und ihre Sprache für ungeschickt gehalten, sich aber alle Geschicklichkeit und Weisheit, als ein Eigenthum, zugeeignet haben, können uns das gebührende Lob nicht versagen; sondern müssen bekennen, daß diejenigen, welche das Deutsche nicht verstehen, mehr verlieren, als sie sich einbilden. Andere Sprachen werden erlernet, davon man nicht so viel Nutzen hat, sonderlich in der Historie und Rechtsgelehrsamkeit. Diese und dergleichen Lobeserhebungen mehr, findet man in den gelehrten Zeitungen des 1733 Jahrs auf dem 594 und folgenden Blatte. Der Fleiß, welcher auf unsere Sprache zu wenden ist, bestehet theils in derselben Verbesserung, theils in derselben gründlichen Erlernung. Zur Verbesserung sind eigentlich nur Patrioten geschickt und verbunden. Es ist zwar damit schon ein glücklicher Anfang gemacht, welcher

erfahrnen Tochter: Eben dieß hat mir meine Großmutter schon erzählet. Schon zu ihrer Zeit fieng man an, das Dach abzuheben, und wir alle waren zum Abzuge bereit, als der Narr des Fürsten ihm den Rath gab, das Haus frisch zu bestreichen: so würde man die innere Gebrechen nicht sehen. Man folgte ihm, und wir blieben ruhig in unsern Löchern. Glaube mir, die **Menschen**, die über uns wohnen, haben weder den **Verstand**, noch den **Willen es jemals anders zu machen.**

Der Stachel der Biene.

Die Thiere brachten ihre Klagen vor den Jupiter und unter denselben erschien auch die Biene. Sie beschwerte sich über den Undank der Menschen, die sie ihres Honigs beraubten, und über die Spöttereyen der Thiere, die ihren Fleiß verlachten. Jupiter gab der Abgesandtinn den Bescheid: ich habe dir Fähigkeit und Lust zur Arbeit gegeben; du bist eines der edelsten meiner Geschöpfe; die Thiere, so deinen Fleiß belachen, thun es aus Neid, weil sie es dir nicht gleich zu thun vermögen; die Menschen erheben dein Lob und besingen deine Gaben: ihr Beyfall sey dein Lohn. Dank ist bey ihnen nicht zu suchen, zum Ueberflusse lege ich dir hiermit einen Stachel bey, diejenigen zu züchtigen, so dich in deinem Fleiße stören, und deine Unschuld beleidigen wollen. —

Vortrefflich! vortrefflich, mein Hr. Autor! Noch ein dergleichen Stückchen zum Beschlusse — Doch nein!

nein! das hieße die Geduld der Leſer misbrauchen! Sie haben genug an dieſen zwo Fabeln des Pflegeſohns Aeſops! Man ſieht leicht daraus, daß er die Welt und die Höfe geſehen, ſie kennen gelernet und uns alles eben ſo vortrefflich erzählt habe. Die übrigen Fabeln, ſind eben ſo abgefaſſet: eben die Anlage, eben der wichtige Inhalt, eben die ſchöne Ausführung, eben die unverbeſſerliche Sprache: kurz überall erſcheint eben der neue Aeſop! Wahrhaftig, ein neuer Aeſop: denn wir können verſichern, daß er mit dem alten Aeſop gar keine Aehnlichkeit beſitzt, und ihn weder geſehen, noch geleſen hat. S.

X.

Nachricht, von dem Leben, Tode und Begräbniſſe der hochedelgebohrnen nunmehr ſel. Frau, Louiſe Adelgunde Victoria Gottſchedinn, geb. Kulmus, aus Danzig.

Dieſe in ganz Deutſchland, ja auch in benachbarten Ländern, durch ihre Geſchicklichkeit, und viele gelehrte und witzige Schriften, bekannte und berühmte Frau, war 1713. den 11. April zu Danzig gebohren. Ihr Vater war Herr Joh. Ge. Kulmus, aus Breslau gebürtig, der Arzeneykunſt Doctor, Königl. Pohln. Leibarzt, und der kaiſerl. Akad. der Naturforſcher Mitglied. Ihre

Fr. Mutter, eine gebohrne Schwenkinn, deren Aeltern aus Augspurg nach Danzig gezogen waren, wandte, als eine große Liebhaberinn der schönen Wissenschaften, in der ersten Jugend schon, viel Fleiß auf diese ihre einzige Tochter; und brachte ihr sonderlich von Kindheit an, das Französische bey. Von ihrem Vätter, dem nachmaligen Prof. am Gymnasio, D. Joh. Adam Kulmus, lernte sie schreiben, und die ersten Regeln der deutschen Prosodie. Von ihrem noch lebenden Halbbruder erster Ehe aber, Hrn. Joh. Ernst Kulmus, dermaligen obersten Stadtphysico zu Danzig, begriff sie nachmals, gleichsam spielend, das Englische: so wie selbiger es die Stunde zuvor, von dem berühmten Hrn. Thomson zu Göttingen, welcher sich damals in Danzig aufhielt, gelernet hatte.

Ihre besondere Fähigkeit des Gedächtnisses zeigte sich schon in früher Jugend, bey der ersten Unterweisung im Christenthume. Ihre Aeltern ließen sie nicht nur zu Hause darinn unterrichten, sondern schickten sie auch, als ein acht- bis zwölfjähriges Kind, in die öffentlichen Catechisationen, welche von den Geistlichen der St. Johanniskirche, des Sonntags vor dem Altare gehalten wurden. Hier zeigte sie nicht nur allen Kindern ihres Geschlechtes, sondern auch allen Knaben der Johannisschule, ein besonderes Beyspiel des Fleißes und der Hurtigkeit ihres Geistes. Dieses währte etliche Jahre hindurch, zu großer Verwunderung der Gemeine; bey welcher es eben nicht gewöhnlich war, daß Kinder

aus vornehmen Häusern sich öffentlich darstelleten, und solche Proben ihrer guten Anführung ablegeten.

Ihr Herr Vater hatte auf hohen Schulen, in seiner Jugend, die Laute gespielet; und ihre Frau Mutter nicht nur das Clavier, sondern auch die Cyther geliebet. Daher war denn die Musik in dem Kulmischen Hause willkommen; und es wurden bisweilen von Liebhabern kleine Concerte darinn gehalten: wobey der berühmte Secretär Klein die Violine, und Herr D. Kade seine Laute zu spielen pflegten. Solche Aufmunterungen nun, warfen ihre Funken in das an sich schon musikalische Naturell der jungen Victoria. Sie stahl sich oft weg, um auf einer Bodenkammer, auf der alten Laute ihres Vaters, so wenig Seyten sie auch noch hatte, zu klimpern.

Auf dem Claviere zwar ward ihr ein ordentlicher Unterricht bewilliget: zur Laute aber, war damals kein Meister in Danzig vorhanden. Endlich fand sich einer, der dieser begierigen Schülerinn wenigstens die Namen der Seyten, die Noten und die Griffe zeigen, ihr aber selbst nichts vorspielen konnte. Ein paar Monathe seines Unterrichts, sind alles das gewesen, was sie hierinn genossen; außer daß sie obgedachten Hrn. D. Kaden bisweilen hörete, und einige leichte Stücke von ihm zum abschreiben bekam. Gleichwohl ersetzte ihr Naturell alles übrige; so daß sie nachmals hier in Leipzig, die schwer-

ſten Weiſiſchen Stücke fertig, ja faſt vom Blatte wegſpielte; ja ſelbſt dieſes großen Meiſters Beyfall erhielt, als er ſie 1740 beſuchte, und ihr theils vorſpielte, theils ſie ſpielen hörete.

Man übergeht hier die Anweiſungen zu allen weiblichen Verrichtungen, daran es ihre Frau Mutter ihr nicht fehlen ließ. Das Nähen von allen Arten gieng ihr glücklich von ſtatten; das Klöppeln feiner Spitzen aber, welches damals noch gewöhnlich war, hätte ſie faſt um ihre Augen gebracht. Ihr Vater ergrimmete alſo einmal, als ein verſtändiger Arzeneygelehrter, über den verderblichen Spitzenpult, und warf ihn ins Feuer. Dergeſtalt rettete er die auf viele Monathe geſchwächten Augen ſeiner liebſten Tochter; die ſie auch nachmals zu weit edlern und nützlichern Beſchäfftigungen angewandt hat. Ihre Frau Mutter aber gab ihr, zum Zeitvertreibe, gemeiniglich viele Seiten und Blätter aus franzöſiſchen Büchern abzuſchreiben. Dieſes ſetzte ſie nun, in der ſo ſchweren Rechtſchreibung dieſer Sprache, ſo feſt, daß ſie nachmals, ohne einen fernern Unterricht eines Sprachmeiſters genoſſen zu haben, auch in langen Briefen ſehr ſchwerlich einen Fehler darinn begehen konnte: ob ſie gleich dieſelbe mehr aus dem Reden und der Uebung, als nach Regeln gelernet hatte.

In ihrem 15ten und 16ten Jahre überließ ihre Frau Mutter ſie gleichſam ganz, ihren eigenen Neigungen, um zu ſehen, wohin ihr innerer Trieb ſie lenken

lenken würde: nicht anders, wie Sophroniskus vormals, auf des Orakels Ausspruch, den jungen Sokrates seinem innern Lehrmeister überlassen hatte. Allein diese Neigung der anwachsenden Adelichtinde fiel getheilt, auf Musik und Poesie, aufs Schreiben und Lesen guter Bücher. Ihr Clavier und ihre Laute, dazu sie sich alle Noten selber schrieb, besetzten ihr viele Stunden. Außerdem hatte sie Anweisung zur Universalhistorie und Geographie; zur Poesie und zur Perspectiv: davon sie Joh. Christ. Rembolds Perspectiv-Reißkunst mit eigener Hand abgeschrieben, und mit allen Rissen versehen hat. Sie schrieb ihrem Vätter ein ganz lateinisches Collegium pathologicum ab, davon sie nichts verstund; und übersetzte die Prinzessinn von Cleve ins Deutsche; die man noch in Händen hat; die sie aber, als einen Roman, niemals hat herausgeben wollen.

Mit diesen Vorbereitungen versehen, lernte sie ihr nachmaliger Freyer und Ehegatte, 1729 in Danzig kennen; wohin er, aus Leipzig, um seine Aeltern noch einmal zu sprechen, gekommen war. Ihre Neigung zu den Wissenschaften, und ihr Witz, der schon verschiedene kleine Gedichte hervorgebracht hatte; ihre Geschicklichkeit in der Musik, und überdem, ihre angenehme Gestalt und artigen Sitten, bewogen denselben, sich den Briefwechsel mit ihr, bey ihren Aeltern auszubitten. Diesen erhielt er, und suchte dadurch, sie mehr und mehr in dem Geschmacke an den Wissenschaften, und freyen Künsten zu befestigen: zu welchem Ende er sie dann allmählich

mit allerley deutschen und französischen Büchern, die ihrer Fähigkeit gemäß waren, versorgete.

Als selbiger 1734 das ordentliche Lehramt der Weltweisheit erhalten hatte, dachte er, den schon längst gefaßten Vorsatz auszuführen, und sich mit einer so geschickten Person näher zu verbinden: deren Briefe ihm ihren fähigen Geist mehr und mehr verrathen hatten. Er hat selbige mit den seinigen noch alle in Händen, und diese würden dereinst kein übles Muster von einem unschuldig zärtlichen Briefwechsel abgeben. Allein Danzig stund damals, wegen des Königs Stanislaus, eine harte Belagerung und Bombardirung aus: wobey sie, mit ihrer Frau Mutter und Halbgeschwistern, in einer entlegenen Vorstadt an der Weichsel, eine Zuflucht und Sicherheit suchen mußte; indessen, daß ihre Behausung von ein Paar Bomben getroffen ward. Ihre Frau Mutter starb in währender Belagerung: ihr Herr Vater aber war schon zwey Jahre vorher gestorben. Bey erfolgtem Frieden aber, 1735 den 19 April, ward die Vermählung zwischen beyden in Danzig vollzogen; und den 14 May kamen sie über Stargard, Berlin und Wittenberg glücklich in Leipzig an.

Schon ehe dieß geschah, hatte die Jungfer Kulmus in Danzig, ohne ihres Freyers Wissen, auf die russische Kaiserinn, Anna Ivanowna, eine große Heldenode drucken lassen; und der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer

zimmer deutsch übersetzet: ein kleines, aber sehr lehrreiches Werkchen, welches sehr geschickt war, eine junge und fähige Seele zu bilden; und bey ihr einen guten Saamen in den besten Acker streuete. Dieses letztere ward durch seine Veranstaltung, hier in Leipzig 1734 gedruckt, und machte Deutschland zuerst eine Feder bekannt, die ihm so viel nützliche und sinnreiche Werke liefern sollte.

Eben so hatte dieselbe der Frau von Gomez so betitelten, Triomphe de l'Eloquence verdeutschet. Nach ihrer Erdichtung, sollte, auf das Testament Kallidors, eines Bürgers zu Athen, unter vier Jünglingen, die sich den schönen Wissenschaften gewidmet hatten, demjenigen jährlich ein gewisser Preis ertheilet werden, der diejenige Kunst, oder Wissenschaft am besten loben würde, der er sich insbesondere gewidmet hatte. Der Richter sollte Kritolaus seyn: und die Weltweisheit, die Geschichte, die Dichtkunst und die Beredsamkeit, waren diejenigen Theile der Gelehrsamkeit, die von ihren Liebhabern um die Wette gepriesen wurden. Die letzte trug, nach dem Urtheile des Kritolaus, den Sieg davon: und darum hieß dieß Werkchen, das eigentlich aus sechs kurzen Reden besteht, der Sieg der Beredsamkeit. Als der Verlobte der Uebersetzerinn auch diese in die Hände bekam, stellete er es gleichfalls im Anfange des 1735sten Jahres in gr. Octav ans Licht; und fügte theils die obige Ode auf die Kaiserinn Anna, theils noch sonst ein Paar Gedichte bey, davon er Abschriften bekommen hatte.

Das letzte war ein Sendschreiben an die damals berühmt werdende Jungfer Zäunemanninn in Erfurt, das sehr nützliche Lehren für dieselbe in sich hielt. Dieß Werkchen eignete die junge Verfasserinn als Braut, der Herzoginn von Curland, Frau Johannen Magdalenen, gebohrnen Prinzessinn von Sachsen-Weißenfels, zu, die sich damals noch zu Danzig aufhielt; und ward von derselben mit einem artigen Ringe beschenket.

Endlich hatte sie schon dort, zur Uebung im Englischen, Addisons Cato übersetzet; den sie aber in Leipzig nochmals übersah, und 1736 ans Licht stellete. Hieselbst fand sie nun die beste Gelegenheit, sich in den schönen Wissenschaften noch fester zu setzen: da sie die Vorlesungen ihres Gatten, sowohl über alle Theile der Weltweisheit, als über die Redekunst und Dichtkunst; imgleichen alle Redneriübungen seiner auserlesensten Zuhörer, und seine Beurtheilungen darüber, hören konnte. Da sie solches alles, an der Thüre ihres Zimmers sitzend, welches an seinen Hörsaal stieß, zuzuhören, und vielmals zu wiederholen pflag: so war es ihr ein leichtes, in diesen Theilen der Gelehrsamkeit einen guten Grund zu legen, und hernach durch eigenen Fleiß im Lesen, noch weiter zu gehen.

(Künftig ein mehreres.)

Gesänge,

Gesänge, welche bey der christlichen Beerdigung der weil. hochedelgeb. Frau, Luise Adelgunde Victoria Gottschedinn, gebohr. Kulmus, aus Danzig, in der Paulinerkirche zu Leipzig, den 29. des Brachmonds 1762, früh um halb 6 Uhr, abgesungen worden. Von Ihr selbst vor etlichen Jahren aufgesetzet.

Die Ewigkeit.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort!

O Gott! du warst von Ewigkeit!
Bevor noch Himmel, Erd und Zeit
Auf deinen Wink entstanden.
Eh noch dein Wort dem Sonnenstral
Der Welt zu leuchten anbefahl,
Warst du bereits vorhanden;
Und stürzt einmal der Weltkreis ein,
Wirst du nichts minder ewig seyn.

Der Stunden Dauer scheint uns lang,
Wenn wir voll Kummer, matt und krank,
Fast Augenblicke zählen.
Des Tages Lauf verzehrt das Herz,
Wenn wir bey ungewohntem Schmerz
Uns unaufhörlich quälen:
Und jede Woche wird ein Jahr,
Die voller Angst und Plagen war.

noch munter fortgeſetzet wird; Jedennoch iſt es noch nicht mit dieſer Sprache zu der Vollkommenheit gediehen, die man doch erlangen kan und wird. Man hat ſich alſo hier erſtlich zu bemühen nach einem hinlänglichen Vorrathe guter u. auserleſener Wörter, daß man nicht zu viele oder unnöthige, noch zu wenige habe. Es iſt nicht zu leugnen, daß wir noch zuweilen einen Mangel verſpüren, welchen man ſonderlich bey dem Ueberſetzen merket; und es fehlt uns insbeſondere an genugſamen zufälligen Namen, oder Beywörtern dadurch man geſchickt wird, kurz, deutlich und hinlänglich ſich auszudrücken: Dannenhero man unnöthige Wörter abſchaffen, und neue einführen muß; die entweder von guten deutſchen Wörtern zu machen, aus den veralteten und Provinzialwörtern hervor zu ſuchen, oder von fremden anzunehmen ſind. Man muß ferner die Bedeutung eines jeden Worts recht entſcheiden und beſtimmen. Solches geſchiehet entweder durch Erforſchung des Urſprungs, oder durch Betrachtung des rechten Gebrauchs: Daher eine genaue und allgemeine Muſterung der Wörter anzuſtellen iſt. Man muß die Wortfügung auf richtige Gründe bauen und alles, ſamt dem Geſchmacke, ſo zu verbeſſern ſuchen, daß man nachdrücklich, wohl gefaßt, kurz, ſcharfſinnig, angenehm u. flieſſend reden könne; dazu aber nicht ein geringes erfordert wird. Hierbey muß man die kleinſten und geringſten Dinge nicht aus der Acht laſſen, die Rechtſchreibung in allen Stücken feſt ſtellen, und zeigen, welches der Natur gemäß, und wo die Kunſt der Natur nachahmet. Denn die zierliche Rede iſt eine geſchickte und künſtliche Nachahmung

der

Wie lang dünkt uns ein Monath nicht,
Wenn über Wang und Angeſicht
Nur Thränenbäche rollen!
Wenn öfters ganze Jahre lang
Kein Freudenton, kein Luſtgeſang
Sich hören laſſen wollen!
Dann däucht uns ja die bittre Pein
Ein ganz Jahrhundert lang zu ſeyn.

Doch ach! wie kurz iſt unſer Lauf!
Mit wenig Jahren hört er auf,
Als wärens ſo viel Stunden.
Und wäreſt du Methuſa'ah,
Der nah bey tauſend Jahren ſah;
Wie ſchnell ſind ſie verſchwunden!
Vor dir, o Herr! iſts nur ein Tag,
Ein kurzer Puls und Herzensſchlag.

Der ganzen Welt beſtimmte Zeit,
Seit dem die Sonne weit und breit
Luft, Berg und Thal verkläret;
So lange Mond und Sterne ſind,
So lang auch hier ein Adamskind
Und dieſer Erdball währet:
Was iſt ſie gegen dir, o Gott?
Ein kurzes Nun, ein Nichts, ein Spott.

Unend-

Unendlicher! du alterſt nicht,
Dein ewig heitres Angeſicht
Zeigt ſtets der Jugend Stärke.
Dein Arm, der alle Weſen ſchafft,
Bleibt ungeſchwächt bey gleicher Kraft,
Wirkt immer gröſſre Werke.
Der Menſch verſchleißt wie ein Gewand:
Dein ewigs Thun hat ſtets Beſtand.

Könnt jeder Tropfen in der See,
Und jede Flocke von dem Schnee,
Und jedes Blatt auf Erden;
Könnt jeder Staub von Berg und Thal,
Und jeder Stern am Himmelsſaal
Ein ganz Jahrhundert werden;
So wäre doch die lange Zeit
Kein Punct von deiner Ewigkeit.

Was iſt denn, Herr! vor deinem Thron',
Ein Menſchenkind, der Erdenſohn,
Der Staub, der Wurm, die Made?
Ein Augenblick bringt ihn zur Welt,
Ein Augenblick hat ihn gefällt;
Gebricht ihm deine Gnade.
Ja füllt ſein Lauf den weitſten Raum,
Iſt doch ſein Leben nur ein Traum.

Gleich-

Gleichwohl ist mancher Thor so blind,
Daß er auf spate Jahre sinnt,
Auf lange Zeiten dichtet.
Kaum baut er sich ein starkes Haus:
So trägt man ihn erblaßt heraus,
So wird sein Stolz vernichtet!
Sein ganzer Ruhm währt um und an,
Kaum länger, als er modern kann.

Das wahre Leben ist in dir,
Dein Seyn, o Gott! daurt für und für,
Dein Wesen nimmt kein Ende.
Drum reiß mich aus der Eitelkeit;
Und scheid ich einst aus dieser Zeit,
Nimm mich in deine Hände.
So werd ich ewig vor dir stehn,
Und, frey vom Tode, dich erhöhn.

Die Zuflucht zur Gnade.

Mel. Ermuntre dich, mein ſchwacher ꝛc.

Gerechter Gott! dein Angeſicht
Haßt alle grobe Sünder.
Doch blickt dein gnädig Augenlicht
Auf ſchwache Menſchenkinder;
Auf dieß Geſchlecht von ſchnöder Art,
Das durch den Fall verderbet ward;
Und eh es ward gebohren,
Schon allen Schmuck verlohren.

Ja, Heiligſter! vor deinem Blick
Hat ſelbſt der Himmel Flecken.
Auch deiner Hände Meiſterſtück,
Muß ſchamhaft ſich verſtecken.
Die allerreinſten Cherubim
Und die erhabnen Seraphim
Geſtehn vor deinen Augen,
Daß ſie vor dir nichts taugen.

Dein Weſen iſt unendlich rein,
Dein Licht ſtralt ſonder Schatten;
Wie kann ein Menſch unſträflich ſeyn,
Mit dem ſich Mängel gatten?
Er iſt nur Staub! Du kenneſt ihn;
Und ſelbſt ſein löblichſtes Bemühn,
Soviel wir an uns kennen,
Iſt fehlerhaft zu nennen.

Dein Will' ist heilig; Dein Gesetz
Sehr streng und ohne Wandel.
Der Mensch nur sündlich, von Geschwäß,
So wie von Thun und Handel.
Dein Blick sieht alles was ihm fehlt,
Und doch hast du ihn auserwählt,
Ihm deine Huld zu schenken,
Und gnädig sein zu denken.

Kein Häuchelschein betrüget dich:
Bey dir gilt kein Verstellen.
Kein gottlos Wesen birget sich,
Du weist es aufzuhellen.
Weit klärer als das Sonnenliche
Durch Wolken, Dampf und Nebel bricht,
Durchdringst du Wahn und Dünkel,
Und aller Herzen Winkel.

Erzittre, Sünder! wenn du das
Mit reifem Sinn erwägest.
Gieb Acht! was du ohn Unterlaß
Für Gräuel an dir trägest.
Der höchste Richter sitzt bereit,
Es droht dir seine Heiligkeit,
Die kein Betrug kann blenden,
Ihr Rachschwert in den Händen.

O Gott!

O Gott! wie bebt die matte Brust,
Wenn sie daran gedenket.
Mein falsches Herz wird mir bewußt,
Wenn mich die Sünde kränket!
Vor deinem Blick besteh ich nicht,
Und meiner blöden Augen Licht
Darf sich vor Scham nicht wagen,
Vor dir sich aufzuschlagen.

Ach schaffe mir ein neues Herz,
Vertilg ihm alle Flecken:
Wirf meine Fehler hinterwärts,
Laß deinen Sohn sie decken.
Denn blickst du mich in ihm nicht an,
So ist es um mein Heil gethan:
Was rettet sonst mich Armen,
Als, Vater, dein Erbarmen?

Verändre kräftigst meinen Sinn,
Und läutre selbst mein Wesen.
Mach alles, was ich hab und bin,
An Unschuld auserlesen.
Dein guter Geist regiere mich,
Mein ganzer Mensch erneure sich,
Dir, Heiligster! vor allen,
Beständig zu gefallen.

Dann

Dann leite mich auf ebner Bahn,
Nach deinem Wort und Willen;
Und treibe mich, so viel ich kann,
Dein Winken zu erfüllen.
Und werd ich hier nicht engelrein,
So mag dein Sohn mein Fürsprach seyn;
Bis ich in sel'gen Chören
Dich tadelfrey kann ehren.

Wie freudenvoll werd ich allda,
Herr! deinen Glanz erblicken!
Wie wird mich das Halleluja
Der Engelschaar entzücken!
Ach laß, o Vater! meinen Geist,
Der sich schon aus der Hülse reißt,
Zum Chore sel'ger Frommen
In weißen Kleidern kommen!

Ende des Brachmonds.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen Gelehrſamkeit.

HORAT. Ep. I. L. I.

\- - - Sævus apertam
In rabiem verti coepit jocus, et perhoneſtas
Ire minax impune domos, dolueré cruento
Dente laceſſiti. Fuit intactis quoque cura
Conditione ſuper communi.

Heumond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. VII. 1762.

der Natur. Man muß aber auch nicht gar zu abergläubisch seyn, und alle fremde Wörter verbannen, und welches das ungereimteste ist, allein aus eigener Macht, gezwungene Uebersetzungen einführen, wodurch man lächerlich und undeutlich wird. Als wenn man sagt ein **Gegenzeuge** für Protestant, **Einzelherrschung** für Monarchie, **Einkörperlichkeit** für die Einigkeit der Gesellschaft, u. d. g. Denn Wörter, die einmal bekannt genug, kurz und deutlich sind, die sind eben so gut als deutsche, ob sie gleich keinen deutschen Ursprung haben, als **Accise, Musik.** Man muß auch auf Werke sinnen, welche allen zu Lehrmeistern und zur Richtschnur dienen, wie sich unsere Gesellschaft zum Ziel ihrer Bemühungen vorgesetzet hat.

§. 23. Zur **richtigen Erlernung** sind theils Fremde, theils Einheimische verpflichtet. Die meisten Deutschen können nicht recht Deutsch; wie will man es denn den Ausländern verargen, wenn sie entweder unsere Sprache gar nicht, oder doch nicht recht verstehen? Zur richtigen und vollständigen Erkenntniß einer Sprache gehöret, daß man 1) die Töne oder Wörter, samt der richtigen Bedeutung alle und genau wisse und verstehe: 2) selbige alle gehörigermassen beugen und verändern, 3) geschickt zusammen fügen, und sich folglich im Reden, Lesen, Schreiben recht und wohl und nachdrücklich ausdrücken könne. Dazu wird eine Fähigkeit der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, und eine Fertigkeit erfordert. Man gelanget dazu, wenn man sich wenige Regeln der Sprachkunst, welche aus der Gewohnheit gezogen sind, bekannt machet, und alsdann

Inhalt.

I. Fortseh. von Knittelii de vers. Gothica aliqu Cap. Epp. ad Rom.

II. Prof. Hallens Werkstäte der heutigen Künste.

III. Fortsetzung von der Schulanstalt bey der Peterskirche zu Petersburg.

IV. Petri Burmanni Secundi Anti-Klotzius.

V. Der verlohrne Hut, ein komisches Heldengedicht.

VI. Martin Luther. Eine Erzählung.

VII. Einfälle und kurze Erzählungen.

VIII. Der Greis und der Dichter.

IX. Die unbewohnte Insel, ein Singespiel.

X. Verzeichniß der Geb. und Gest. in Königsberg.

XI. Fortsetzung des Lebenslaufes der sel. Frau Prof. Gottschedinn.

I.

Fortsetzung des Auszuges aus Ulphilæ Versione Gothica nonnullorum Capitum Epistolæ Pauli ad Romanos &c. von Hrn. Archidiaconus Franz Anton Knitteln zu Wolfenbüttel, im Verlage des braunschweigischen Wayfenhauses.

Wir haben von den äußerlichen Schicksalen dieses Werkes unsern Lesern die ausführlichsten Nachrichten gegeben; glauben aber, ihnen noch einen größern Gefallen zu thun, wenn wir ihnen auch von dem Inhalte selbst Proben vor Augen legen. Wir haben bemerket, daß man in einer andern Monathschrift, sonderlich auf die griechischen Ueberbleibsel gesehen, die darinnen enthalten sind. Wir wollen uns also an die gothischen Capitel der Epistel an die Römer halten; und zeigen, was der Hr. Verf. dabey geleistet habe. Diese sind das Hauptwerk dieses Werkes; und die wahre Seltenheit, die es in sich hält: da der griechischen Hülfsmittel der biblischen Exegeten eine große Menge vorhanden sind; und die Zahl solcher Philologen nicht zu übersehen ist. Vom Griechischen wird itzo auf allen Gassen geschrieen:

und wer nicht faul iſt, ſchreyet mit; wie Rouſſeau ſie ſpöttiſch redend einführet:

Chers Auditeurs!
Voila! des Vers bien corrects:
Vivent les Grecs!

Ecrivains du bas age,
Venez en bref:
Pour faire devant l'image
De votre Chef,
Cinq ou ſix Salamalecs:
Vivent les Grecs!

Um aber die Neugier unſrer Leſer zu vergnügen, geben wir zuförderſt auf dem Titelkupfer dieſes Monats einen Nachſtich von der Abbildung einer Seite, des doppelt beſchriebenen alten Manuſcripts; darauf die alten gothiſchen Buchſtaben kaum noch zu ſehen ſind; die lateiniſche Mönchsſchmiererey aber verkehrt darüber geſchrieben iſt. Ein jeder wird daraus unſchwer ſehen, wie viel Mühe es gekoſtet hat, den dergeſtalt faſt vernichteten gothiſchen Text wieder ans Licht zu ſtellen.

Nun wollen wir die darauf befindlichen Worte, denen zu gut, welche die gothiſche Schrift nicht leſen können, mit lateiniſchen Buchſtaben herſetzen. Sie ſind der 33ſte u. f. Vers des XIII. Cap. des Briefes an die Römer, und lauten ſo; in der zweyten Hälfte des erſten Verſes:

Unte iſt waldufni alja fram Gotha ith tho wi- Denn iſt Gewalt alle von Gott; aber die we- ſandona fram gotha gaſatida ſind, ſwaei ſa and- ſenden von Gott geſetzet ſind: Wer alſo wi-

ſtan-

ſtandands waldusnja, goths garaideinai andſtoth derſteht der Gewalt, Gottes Verordnung widerſteht; ith thai andſtandandas silbans sis wargitha ne- aber die widerſtehenden ſelber ſich Verdamnung neh- mand. Thai auk reiks ni sind agis godamma men. Die auch Richter nicht ſind furchtbar guten wauſlwa ak ubilamma, aththan vileis ei ni Werken, ſondern übeln: Oder willſt (du) nicht ogeis waldusni, thiut tanjuisjah habais hazein fürchten die Gewalt; Gutes thue, und haben wirſt Lob us thamma unte Goths andbahts ist thus in aus dem; Denn Gottes Amtmann iſt ſie dir zum godamma.
Guten. u. ſ. w.

Nach dieſer Art nun ſind aus dem XI. XII. XIII. XIV. und XV. Capiteln des Briefes an die Römer, etliche Verſe allhier entdecket, und erkläret anzu- treffen; namentlich aus dem XI. der 33 & 36ſte, aus dem XII. der 1, bis 5te, und der 17. bis zum 21ſten; aus dem XIII. der 1. bis 5te, aus dem XIV. der 9te bis zum 20ſten, und aus dem XV. der 3te bis zum 13ten. In allem machen dieſe Bruch- ſtücke 4 Seiten, darauf 43 Verſe, und 296. Worte ſtehen. Die beyden griechiſchen Codices reſcriptos übergehen wir.

Nun folget die Erklärung des Hrn. Verf. deren I Hauptſtücks erſter Abſchnitt von dem großen Nu- tzen, der alten doppelt beſchriebenen Bücher, in Erkenntniß des wahren Sinnes des N. T. handelt; der zweyte aber noch unbekannte Wege zeiget, die

zu fernerer Entdeckung, noch zur Zeit, unbekannter verschiedenen Lesearten vorschreibt. Das II. Hauptstück beschreibt die ganze Gestalt und Schicksale des doppelt beschriebenen isidorischen Manuscripts, auf der wolfenbüttelschen Bibliothek; wohin es mit andern geschriebenen Büchern aus der klosterweißenburgischen Büchersammlung, durch den Baron von Blume gekommen; dessen Brief an Herzog Augusten von Braunschweig, hier gelesen wird. Das III. Hauptstück redet von den Texten, die außer dem Gothischen, und zweenen griechischen Evangelien in dem isidorischen Manuscripte zu lesen sind. Das IV. Hauptstück beschreibt insbesondere den wolfenbüttelschen Band A. der ein griechisches Evangelium enthält. Das V. Hauptstück beschreibt gleichergestalt den Band B; dessen Blätter der neue Abschreiber Isidors ganz versetzt und vermenget hat.

Endlich beschreibt das VI. Hauptstück das fünfte und vornehmste Manuscript, welches der Hr. Verf. das Carolinische nennet, und welches unsere gothischen Bruchstücke enthält: die an ihrer Seite eine lateinische Uebersetzung haben. Der Hr. Verf. hebt ihre Erklärung mit dem gothischen Alphabethe an, dessen 25 Buchstaben er den lateinischen und griechischen an die Seite setzet. Er merket auch an, daß der Buchstab H, den einige irrig im silbernen Buche des Ulfila, welches in Schweden bewahret wird, haben finden wollen, hier nirgend erscheint, dafür aber das deutsche N gefunden wird. Uebrigens ist hier eben die

Schrift

Schrift, die dort in den 4 Evangelien gefunden wird.

Das I. wird hier im Anfange des Wortes immer mit zween Puncten bezeichnet gefunden; in der Mitte aber nicht, außer ein einzigesmal am Ende, in dem Worte ΓΑUΪ: welches wider des Hrn. Prof. Ihre zu Upsal, Regel läuft. Darauf erkläret der Hr. Verf. die Verkürzungen der Worte und Sylben im Gothischen. So findet man Gth, für Goth, d. i. Gott; Gths, für Goths, Gottes, Gtha, für Gotha, dem Gotte. Jus für Jesus, Ju, für Jesu. Jua, fur Jesua; Fn, für Fan Herr, (pohlnisch Pan) *Fins*, für Fanins, des Herrn, *XS* für Christus, XAUS, für Christaus, Christi, XAU, für Christau, Christo u. d. gl. Bisweilen ist auch ein Querstrichlein über einem Buchstaben gezogen, um ein ausgelassenes N oder M anzuzeigen. Uebrigens beobachtet dieser Text eben die Rechtschreibung, als der Codex argenteus.

Nun folget ein alphabethisches Register aller Worte dieses gothischen Fragments: wobey der Hr. Verf. sich auf eine löbliche Art vorgesetzet hat, sowohl ihre Uebereinstimmung mit dem Codex Argenteus, als mit unserer alten und neuen deutschen Sprache zu zeigen. Dieses hat er auch so deutlich erwiesen, daß verhoffentlich den Hrn. Schweden die Lust ganz vergehn wird, zu behaupten: daß dieß gothische Evangelium, aus Schweden seinen Ursprung gehabt. Das Schwedische nämlich ist ungleich weiter davon unterschie-

den, als unſer Deutſches. Wir wollen nur einige Proben davon geben.

Agis, heißt die Angſt.
Af, für ab, z. E. affatgan, für abſetzen; plattd. affetten.
Aftra, wiederum, oder öfter.
Ahmin, Athem. Ain, ein.
Aihthau, oder, plattd. edder.
Aiva, das Jahrhundert, ewig.
All, alles. Allai, alle, allaim, allen.
Ana, hinan, die Anhöhe.
Ambahts, ein Beamter, Amtmann, Diener.
Andathahtana, andächtig, vernünftig.
Andnumaith, annehmet
Andſtandands, entgegenſtehend.
Andwairthja, Gegenwart, davon antworten.
Anthar, ander.
Armaheiteins, Barmherzigkeit.
Attane, der Väter.
Bairith, trägt, bäret, davon die Baare, gebähren, Gebärden.
Bi, bey, bi himina ſwaran, beym Himmel ſchweren.
Bidga, bitten.
Biugith, bieget, gabiuganaim gebogenen.
Bleithein, ſein Beyleid bezeigen, bemitleiden.
Boko, Buch, plattdeutſch Boeck.
Brothar, Bruder, plattd. Broder.
Gangis, du gehеſt; in Schwaben ſpricht man gang, für geh.

Gadailida,

Gadailida, getheilet; platt d. gedeelet.
Gagiukaizon, unterjochen, überwinden, von Joch.
Gaheita, Verheißungen.
Gakiusan, erkiesen, prüfen.
Galaubjan, glauben.
Galeikoth, gleichet.
Gamain, das Gemeine, oder weltliche.
Gamelit, gemalet, d. i. geschrieben.
Garaihtai, Gerechtigkeit.
Gasatida, gesetzet.
Gaswaht, geschwunden, oder todt.
Gatrafstein, getröstten.
Gawiljai, gewillet, von Wiljan, der Willen.
Gareideinai, das Gerede, das Stadtrecht.
Gaurisandans, Gerächete.
Gavairthi, die Gewähr, Sicherheit, der Frieden.
Gibith, gebet. u. s. w.

Man kann leicht sehen, daß aus den übrigen Buchstaben noch unzählige Wörter dieser Art angeführet werden könnten: Und wer kann bey Erblickung derselben wohl einen Augenblick zweifeln, ob diese Gothen, die solche Sprache geredet, nicht unsere Vorfahren, Landsleute, und kurz, ehrliche Deutsche gewesen sind? Wir fallen auch dem Hrn. Verf. in seiner Erklärung des Wortes Tarvihis, welches er, wider Benzeln, und Hrn. Ihre, tharrikis liest, vollkommen bey; und setzen noch dieses hinzu. Es ist nichts gemeiner, im Gothischen, als daß ein bloßes k steht, wo wir heute zu Tage, ein ch aussprechen, dergleichen Beyspiele oben viele vor-

vorkommen. Aus Rihis, welches man wie Richis ausgesprochen, hat also sehr leicht Rikis, ein Rechen werden können.

Hierauf nimmt unser Hochehrw. Hr. Knittel was wichtigeres vor, nämlich die verschiedenen Lesearten des Grundtextes dieser gothischen Fragmente, die heute zu Tage in keinem griechischen N. T. mehr vorkommen. Diese Sache aber läuft in unser Feld nicht: und wir sind zufrieden, solches hier überhaupt angezeiget zu haben. Er führet eine Menge Manuscripte, Ausgaben, Uebersetzungen, und Kirchenväter an, die einstimmige Lesearten mit ihm gehabt haben; und zeiget, daß diese gothische Dollmetschung durchaus nicht nach der Vulgata gemachet worden, sondern genau der Ordnung der Wörter im griechischen Texte folget.

So affectirt auch das Stillschweigen des Hrn. Verf. wegen unsrer ofmaligen unparteyischen Anzeigen seines Werkes geschienen; so wollen wir doch nicht unterlassen, der guten kritischen Einsicht desselben in allem übrigen ihr Lob zu geben: ob uns gleich seine Schreibart an vielen Stellen gar zu hochtrabend und schwülstig geschienen hat. Doch das ist Schriftstellern gewöhnlich, die zum erstenmale in die Welt treten; und sich gern auf ihrer schönsten Seite zeigen wollen. Wir werden noch einmal von dem übrigen Inhalte dieses Bandes reden.

II. Johann

II.

Johann Samuel Hallens Prof. der Histor. bey den Cadetten zu Berlin, Werkstäte der heutigen Künste, oder die neue Kunsthistorie, mit Kupfern und Kupferleisten, zweyter Band. Brandenb. und Leipzig bey Joh. Wendel Hallen, und Joh. Sam. Hallen 1762. in 4.

Wir sehen es mit Vergnügen, daß man fleißig fortfährt, dieß nützliche Werk fortzusetzen. Dieser zweyte Band giebt dem ersten, weder in der Wahl nützlicher Künste, noch in dem Fleiße der Beschreibungen etwas nach. Er war es also wohl werth, Sr. königl. Hoheit, dem königl. Prinzen Friedrich Heinrich Karl, zugeeignet zu werden. So gut diese auch gesetzt ist, so sehr befremdet uns die recht geflissentlich sonderbare Kakographie des Hrn. Verfassers, oder Verlegers. Denn die bloßen Anfangsbuchstaben, die beyden gemein sind, lassen uns deswegen im Zweifel. Das altväterische Ewer für euer, oder eurer, das ekelhafte ꝛꝛ, und kk, für tz und ck, das füren, wonen, waren, für führen, wohnen und wahren; nebst dem herbeischlängeln und weitleuftigen; sind lauter übertriebene Baumgartismen, die gewiß bey niemanden mehr Beyfall finden, und selbst wohlgeschriebenen Büchern nur zum Anstoße und Vorwurfe gereichen.

Den

dann gleich fleißig Bücher in der Sprache lieſet, und ſich nach nöthigen Vorübungen im Schreiben und Reden übet. Wer es ſo anfängt, gelanget bald und ohne Marter zur Erkenntniß einer Sprache. Aber daß eine Sprache völlig in jemandes Macht ſtehe, dazu gehöret vieles, u. deſſen können ſich wenige Deutſchen von ihrer Landesſprache, geſchweige denn von der Lateiniſchen rühmen.

§. 24. Wenn man alſo ſeine Mutterſprache aus dem Grunde verſtehen lernet: So hat man den Vortheil, daß man andere Sprachen deſto eher und leichter faſſet. Denn alle Sprachen ſtimmen ihrer allgemeinen Beſchaffenheit nach überein, gleich wie die Gebäude ihrem eigentlichen Weſen nach in der ganzen Welt überein kommen. Folglich iſt es billig und nützlich, ſich einen allgemeinen Begriff von den Sprachen und ihrer Beſchaffenheit überhaupt zu machen; zu wiſſen, wie die Mutterſprache die Wörter ändert, beuget und verknüpfet, und warum ſolches nöthig ſey. Sonſten wäre es eben ſo viel, als wenn man in fremde Länder reiſen wollte und wäre in ſeinem eigenen Vaterlande noch nicht bekannt. Hat man alſo die allgemeine Sprachkunſt und Grammatik der Natur recht begriffen: So kan man das Beſondere einer jeden Sprache, die beſondern Buchſtaben, Anmerkungen und Abweichungen gar leicht erlernen.

Den 1. Platz der hier beschriebenen Künste nimmt die Seidenmanufactur ein. Die Bedeckung des menschlichen Körpers gegen Hitze und Kälte hat zu vielen Erfindungen Anlaß gegeben. Der Frost lehrte anfänglich die nackten Sterblichen, sich mit zusammen geflochtenen Zweigen, Schilfe, Laub, Bast und Rinden der Bäume verwahren. Darauf wurden die Häute gestorbener oder erschlagener Thiere zu Hüllen des menschlichen Körpers. Die Zärtlichkeit aber lehrte sie bald die Kunst, aus Haaren und Wolle Fäden zu spinnen, und aus diesen allerley Zeuge zu weben. Ferner ward man gewahr, daß die Lein und Hanfstengel solche lange und feine Fasern in sich hielten, die durch viele Vorbereitungen zu eben solchen Geweben dienen könnten. Endlich bemerkte man in gewissen Nußschaalen eine noch feinere Wolle, welche der Neugier und Wollust neuen Stoff darboth, ihre Gemächlichkeit, durch noch sanftere und feinere Zeuge zu befriedigen. Wer hätte nun nicht denken sollen, daß das ganze Naturreich erschöpft wäre, um dem Menschen Kleider zu verschaffen? Allein umsonst. Der unersättliche Witz des Menschen belauschte auch noch die spinnenden Ungeziefer, und suchte sich ihre fast unsichtbaren Fäden zu Nutze zu machen. In China sonderlich, spannen die Würmer auf den Maulbeerbäumen kleine Bälle von Seide, darinnen sie sich das Grab zu ihrer Verwandelung bereiteten. Dieser bemächtigte man sich, verstärkte ihr zartes Gespinnst, durch die Verdoppelung ihrer Fäden, und brachte Zeuge heraus, die von den Serern, Sericum

genannt wurden, und durch ihre Schönheit, und Stärke bald aller Reichen Augen auf sich zogen, und den ganzen Occident bezauberten. Dieser hat sich endlich solcher Wurmgespinnste selbst bemächtiget; und aus Wälschland, Frankreich und Spanien ist nunmehr dieses Kunstgewebe auch nach Deutschland, und in den Norden gedrungen. Die Beschreibung des Hrn. Verfassers, wird nicht wenig beytragen, den Seidenbau auch in unsern Gegenden noch gemeiner zu machen.

Um Kaiser Aurelians Zeiten setzte man ein Pfund Seide für ein Pfund Gold um. Itzo bekleidet man nicht nur Menschen, sondern auch ganze Wände und Mauern damit; und die Tracht der Könige ist schon unter den Pöbel gerathen. Unterm Kaiser Justinian, zog man schon in Byzanz, d. i. Constantinopel, Seidenraupen. Von hier zogen sie durch Griechenland nach Italien, u. s. w. und nun kann man sie schon in Schweden fortpflanzen. Vor zwey hundert Jahren schenkte eine Prinzessinn dem Könige Heinrich II. in Frankreich, ein paar seidene Strümpfe zum Beylager. Itzo ist fast kein Lackey mehr in großen Städten, der nicht dergleichen trägt. Wie weit wird es die Ueppigkeit noch treiben?

Nach der Naturgeschichte der Seidenwürmer, welche hier sehr genau, lebhaft und rührend abgehandelt ist; folget der Seidenbau selbst. Die Pflanzung des Maulbeerbaumes machet den Anfang, wobey der wilde und weiße Maulbeerbaum, vor dem spanischen schwarzen, der größere Bee-

ren

ren trägt, den Vorzug hat, weil er feinere Seide giebt. Die Art sie zu säen, zu pflanzen und zu pfropfen, wird hier sehr gut erkläret.

Darauf folget die Erziehung und Brütung der Seidenraupen, mit aller möglichen Genauigkeit. Wir können versichern, daß wir diese Beschreibung, so wie die vorigen mit Vergnügen gelesen. Das Wunderbarste ist, daß der arbeitsame Mensch sich so erstaunend viele Mühe nicht dauren läßt, dieß glänzende Wurmgespinnst hervorzubringen. Wenn wir aber auch bedenken, daß gemeiniglich nur arme Leute, um ihr Brod von den Reichen zu verdienen, diese Arbeit thun: so ist es freylich kein Wunder, daß sie sichs so sauer werden lassen. Da heißt es ja wohl recht:

Nil sine multo
Vita labore dedit mortalibus!

Wenn nur schinderische Kaufleute nicht gemeiniglich den armen Arbeiterinnen, Spinnerinnen, Seidenwinderinnen und Webern der Seidenzeuge den Brodtkorb so sehr hoch hiengen, daß sie sich mit aller ihrer Mühe kaum des Hungers erwehren mögen; und mit genauer Noth nur das trockene Brodt verdienen können! Wir müssen abbrechen, ungeachtet wir noch nichts vom Spinnen und Weben, der glatten und geblümten Zeuge, Samte, Felbeln, Moore, Gold- und Silberstücke u. d. gl. gesaget haben. Denn hier ist nichts übergangen, und dieser einzige Artikel wäre schon werth, daß man diesen Band kaufete; zumal er mit den nöthigen Kupfern versehen und bereichert ist.

Hier-

Hierauf folget eine den Gelehrten viel eigenere Kunst, die unvergleichliche Erfindung der Schriftgießerey. Der Hr. Verf. beschreibt uns dieselbe anfangs gleichsam mit einer poetischen Entzückung, die fast gar zu bilderreich ist. Indessen sinket bald seine Schreibart auch auf das, zu dogmatischen Sachen gehörige Maaß, herunter. Er beschreibt uns vor allen Dingen die Zubereitung der Werkzeuge zum Schriftgießen. Diese sind die stälernen Stämpel: bey deren Veranlassung sowohl die Zubereitung, als die Erweichung des Stales beschrieben wird. Wer bisher mit der gewöhnlichen Unachtsamkeit, nur Stahl für Stahl gehalten, ohne sich um den Ursprung desselben zu bekümmern, der wird sich hier unfehlbar verwundern: wie Dinge, die nichts weniger, als hart sind, dem weichen Eisen eine so große Härte ertheilen können.

Darauf wird das Schneiden der Schriftbunzen oder Patricen beschrieben, womit die Figur des Buchstabes in Stückchen Kupfer eingeschlagen wird: welches man alsdann die Matricen nennet, und worinnen die Buchstaben gegossen werden. Nun folget das Gießinstrument, als das künstlichste Werkzeug bey der ganzen Buchdruckerkunst; und auf dessen Erfindung Peter Schäffer allen seinen Witz angewandt, da er zuerst die gegossenen Buchstaben erfunden. Der Zeug, woraus die Buchstaben gegossen werden, besteht aus 10 Theilen Bley, 4 Theilen Eisen, 4 Theilen Spießglas, 3 Theilen Kupfer und 3 Theilen Messing. Das Schmelzen und Mischen dieser Bestandtheile, die Schmelz-

ösen, das Gießen selbst, das Schleifen der Buchstaben, das Beschaben und Glätten derselben, das Aufsetzen und Einpacken derselben, alles wird nunmehr beschrieben. Wir wundern uns nur, daß der Hr. Verf. schreibt: die kleine a. Wie? steht denn in seiner Bibel nicht, ich bin das A und das O? u. s. w.

Die XIII. Abhandlung liefert uns den Buchdrucker. Dieser war der Zweck des vorigen: und ohne diesen wäre jene Kunst nicht erfunden worden. Eine einzige wunderthätige Presse, schreibt der Verf. machet hier die Gedanken eines Kopfes durch etliche schwarze Züge, getreulich, bis zum Treffen und Erstaunen nach. Sie erspart die Mühseligkeiten einiger tausend Schreiber, indem sie einerley Hand schreibt, und von allen Fehlern frey ist. Sie verbreitet das vielzüngige Gerücht durch ein einziges Zeitungsblatt; und bläst an den Gränzen von Osten und Westen, Krieg und Frieden aus. Ihren schnellen Lauf übertrifft nichts, als der Gedanken allein „.

Hierauf folget die Beschreibung aller Beschäfftigungen des Setzers, und des Druckers: und man kann leicht denken, daß hier hunderterley Dinge vorkommen, die zum Bücherdrucken gehören. Es werden auch die Schriftkasten und die Arten aller Druckerschriften erzählet: wobey wir nur den Ursprung ihrer Benennungen vermissen. Die zwo Hauptgattungen sind im Deutschen Fractur und Schwabacherschrift; und im Latein, die Antiqua, und Cursiv-schrift. Die Ordnung

der

der Fächer in einem Schriftkasten wird auch angewiesen, und alles übrige Zubehör, so dieselben füllet, beschrieben, als Quadraten, Spatien, Unterscheidungszeichen, u. s. w. Auch die Winkelhaken, das Tenakel, die Klammer, das Schiff, die Columne, u. s. w. werden nicht vergessen; wobey die ganze Setzerarbeit vorkömmt. Eben so gehts hernach mit der Presse, und dem Drucken: wobey wir uns aber nicht aufhalten können.

Nun folget die dritte zum Dienste der Gelehrten erfundene Kunst, nämlich die Buchbinderkunst. Diese ist zwar viel älter als die Buchdruckerey: denn man hat ja schon die geschriebenen Bücher eingebunden. Es nimmt uns also Wunder, daß der Hr. Verf. so schlechterdings saget, die Buchdruckerkunst habe zur heutigen Buchbinderey NB. die erste Gelegenheit gegeben. Wir haben nämlich auf alten Bibliotheken in Wien, Dresden, Berlin, Regensburg, Nürnberg, Gotha und Wolfenbüttel, sehr viel alte ganz kostbar und ordentlich gebundene Bücher, die fünf bis 600 Jahre alt sind; da die Buchdruckerey erst vor 300 Jahren erfunden ist. Freylich aber sind einige neuere Arten der Bände, allererst bey gedruckten Büchern erfunden worden.

Hier werden nun zuförderst die alten Arten von Büchern, aus Aegypten, Persien, Griechenland und Judäa, beschrieben, die ganz anders ausgesehen haben. Rinden, Baumblätter, Pergamenthäute, Wachstafeln, bleyerne und andere metallene Platten, ja endlich altes und neueres Leinenpapier, waren die vornehmsten Materien, die bald glatt und

steif, bald in Rollen, ganzen Packeten, mit Schnüren oder Riemen zusammen gebunden, oder angesädelt, und mit Seitenbrettern vorm Beschädigen verwahret worden. Endlich sollen die Münche, die heutige Art der Bücher auf vielen an einander geheften, oder zusammen geleimten Pergamentblättern erfunden haben: welches doch noch Bestätigung bedarf. Uns dünket es, daß schon die heydnischen Römer solche dicke Päcke Blätter auf einander geheftet haben müssen: wie der florentinische Virgil aus dem VI. oder V. Jahrhunderte, zur Gnüge zeiget, der wohl von keinem Mönche geschrieben worden. S. die florentinische Ausgabe davon die 1728 in 4. herausgekommen. Wir übergehen die übrigen sehr angenehmen Untersuchungen, wobey auch artige Kupfer vorkommen.

Die vierte Kunst, die zu den Handlangern der Gelehrten gehöret, ist die Papiermacherkunst. Die Angabe, daß diese Kunst, 1420 allererst von einem Gewissen Anton und Michael aus Gallicien in Spanien, gebürtig, zuerst in Basel bekannt gemachet worden, ist wohl zu spät. Wir haben hier auf der Pauliner-Bibliothek einen alten Renner, der 1312 auf grobes und ungeschicktes Papier geschrieben worden. Siehe die unlängst in diesem Neuesten eingerückte Schrift Hrn. Meermanns, und unsere Zugabe dazu. Doch wir müssen abbrechen.

Die XVI. Abhandlung beschreibt den Wollarbeiter; in Wahrheit, einen der nützlichsten Künstler von der Welt. Unser Raum aber erlaubet es uns nicht,

uns dabey lange aufzuhalten. Wir preisen ihn aber unsern Lesern sehr an.

Die XVII. Abhandlung liefert uns eine schöne Beschreibung der Uhrmacherkunst; deren Erfindung gewiß dem menschlichen Geschlechte deste mehr Ehre machet, da sie in den finstersten Jahrhunderten entstanden, allen klugen Aegyptern, Griechen und Römern aber verborgen geblieben.

Nun folget in der XVIII. Abhandlung das Kürschnerhandwerk; das gewiß eines der ältesten seyn muß, und den vornehmsten Erfinder gehabt; wenn Gott selbst den ersten Aeltern Röcke von Fellen gemachet hat.

Die XIX. Abhandlung lehret uns die Nadler, oder Spänglerkunst, wie sie im Reiche heißt, kennen; die gewiß ungemein viel merkwürdiges hat. Von Spangen kömmt Spängler, und das französische Elpeingle.

Die XXste hier beschriebne Kunst, ist die Kunst der Lederarbeiter, die alle Arten von Gerbern, Schustern, Riemern und Pergamentmachern in sich begreift. Wir können uns aber dabey eben so wenig, als bey dem Nachtrage vom Seidenfärben aufhalten, und schließen mit dem aufrichtigen Wunsche: daß der Hr. Verf. auch mit der völligen übrigen Zahl der Künste und Handwerker auf gleiche Art fortfahren, und endlich ihre ganze Menge erschöpfen möge.

III.

Fortsetzung der Petersburgischen neuen Schulanstalten, von Hrn. D. Büschings Hochehrw.

Wir haben die nützlichen Unterweisungen beschrieben, deren die Kinder männliches Geschlechts in unserer Schule theilhaftig werden sollen: nun wird man auch begierig seyn, zu erfahren, was die Kinder weibliches Geschlechts zu erwarten haben? Man fertiget sie in der Schule gemeiniglich damit ab, daß man sie im Lesen und Schreiben, in der christlichen Lehre, und einigermaßen im Rechnen unterrichtet. Allein es ist billig, pflichtmäßig und nützlich, daß man sie nicht nur in den genannten Dingen gründlich unterweise; sondern ihnen auch die leichtesten und nützlichsten Stücke der Naturlehre, der Gesundheitslehre und der Wirthschaftslehre bekannt mache, sie in der deutschen und französischen Sprache, und im Briefschreiben unterrichte, ihnen einen allgemeinen Begriff von der Erde, und der Weltgeschichte beybringe, und ihnen noch außerdem eine Anweisung zum Knitten, Nähen, Sticken, und Zeichnen, zum Singen und Clavierspielen und, wenn es verlangt wird, auch zum Tanzen, ertheile. Und diese Absicht haben wir auch bey der besondern Mädchen-Schule, welche zugleich mit der Knaben-Schule eröffnet werden soll.

Will

Will man wiſſen, was in dem erſten halben Jahre in beyden Schulen werde gelehret werden? ſo beſteht es in folgenden Unterweiſungen. Die Kinder männlichen Geſchlechts lernen Leſen, Schreiben, die Geſchichte der Erkenntniß Gottes unter den Menſchen, das allgemeinſte und leichteſte von der Naturgeſchichte, die Anfangsgründe der Geographie, das Zeichnen, die franzöſiſche Sprache, und wenn wir Schüler bekommen, die ſchon einen Anfang in der lateiniſchen Sprache gemacht haben, ſo werden ſie auf ihr Verlangen in derſelben weiter geführet werden. Die Kinder weiblichen Geſchlechts werden im Leſen, Schreiben und Rechnen, in der chriſtlichen Lehre, und in denen in der heiligen Schrift vorkommenden Geſchichten und Alterthümern unterrichtet, bekommen auch einen kurzen Begriff von Himmel und Erde.

Bey einer ſolchen Schulanſtalt iſt nicht genug, daß man eine gute Wahl der Sachen treffe, welche gelehret werden ſollen, ſondern es kömmt eben ſo viel auf die Lehrart, geſchickte Lehrer, Ordnung, Zucht und Aufſicht an. Unſer hochlöblicher Kirchen-Convent verdienet, daß man ihm die möglichſte Vorſorge für dieſe wichtige Stücke zutraue, gleichwie er ſie denn auch wirklich hat, und beſtändig ausüben wird. Ein Lehrer von mittelmäßigen Geſchicklichkeiten kann in einer ſolchen Anſtalt nützliche Dienſte leiſten, wenn man ihn verpflichtet, und durch ſtündliche Aufſicht dazu anhält, daß er die ihm vorgeſchriebene gute Lehrart, Zucht und Ordnung beobachte, ihm auch Anwei-

IV.

Henrici Heiſenii, Bibliothecarii & Pædagogiarchae Bremenſis, Oratio de eloquentia veterum Germanorum.

d. i.

Herrn Heinrich Heiſens Rede, von der Beredſamkeit der alten Deutſchen, und hauptſächlich von ihrer deutſchen Beredſamſamkeit faſt allein, welche den 9 Octobr. 1732. öffentlich gehalten worden, als er das Amt eines ordentlichen Lehrers der Beredſamkeit und Poeſie antrat. Bremen 1732 in 4. 1 Alph.

Es giebt eine gewiſſe Art Leute, welche den Deutſchen allen Ruhm der Beredſamkeit zu entziehen ſuchen. Ihre Meynung iſt zwar nicht, daß wir ganz unfähig dazu wären; denn ſie würden ſonſt wieder ihr eigen Gewiſſen handeln, indem ſie ſich ſelber groſſe Redner zu ſeyn dünken, ob ſie gleich von einer deutſchen Mutter geſäuget worden ſind: Sondern ſie verſichern nur, daß es der deutſchen Sprache an aller Geſchicklichkeit mangele, die man zur Beredſamkeit doch unumgänglich nöthig hätte. Die Redensarten der Griechen und Lateiner ſtehen bey ihnen allein in dem Anſehen, daß ſie eine ſchöne Rede ausmachen können. Dieſen beyden Sprachen iſt allein das Glück verliehen, einen Menſchen, der weder Reichthum im Erfinden, noch Beur-

sung ertheilet, wie er sich zu seinen Lehrstunden selbst geschickt machen und vorbereiten müsse? Man kann aber nicht nur dieses, sondern noch ein mehreres zuversichtlich erwarten, denn man wird sich eifrigst bemühen, von Zeit zu Zeit, so wie die in jedem halben Jahre zu lehrenden Wissenschaften es erfodern, geschickte Lehrer für unsere Schulanstalt zu erlangen: und man bemühet sich, gleich vom Anfange ihrer Eröffnung an, einen wohlbelebten, rechtschaffenen, geübten und erfahrnen Gelehrten zu haben, welcher der Schule als Inspector vorstehe, die Classen stündlich besuche, auf die unabläßige Ausübung der verordneten Lehrart, Zucht und Ordnung achte und dringe; und nebst dem Director der Schulanstalt, wöchentlich mit den Lehrern sich über alles, was zum Flore derselben dienlich ist, unterrede und berathschlage.

Alles dieses wird mit göttlicher Hülfe bewerkstelliget werden können, wenn die Mitglieder unserer Gemeine, und andere hiesige Einwohner, welche Kinder haben, deren gründliche Unterweisung sie wünschen, dieselben in unsere Schule schicken, und das mäßige Schulgeld allemal auf ein halbes Jahr richtig voraus bezahlen. Von den Mitgliedern unserer Peters-Gemeine darf man solches mit Recht verlangen, weil die Schule zunächst zum Besten ihrer Kinder gestiftet wird; um ihren gegründeten Klagen über den Mangel guter Gelegenheit zur Unterweisung der Kinder, abzuhelfen; und ihre täglichen Wünsche nach derselben,

zu

zu erfüllen. Es wäre unverantwortlich, wenn ſie, inſonderheit die begüterten und vornehmen unter ihnen, unſerer Schule ihre Kinder entziehen, ja auch Bedenken tragen wollten, ſie (wenn es nicht unüberwindliche Schwierigkeiten hindern,) gleich vom Anfange ihrer Eröffnung an, derſelben zu überliefern. Ein ſolches Verhalten würde die Ausführung unſerer gemeinnützigen Abſichten unmöglich machen. Denn da unſere Schulanſtalt keine andere Einkünfte hat, als das Geld, welches für den Unterricht der darinnen unterwieſenen Kinder bezahlet wird: ſo iſt das einzige Mittel, ſie in Gang und Aufnahme zu bringen, und darinnen zu erhalten, dieſes; daß die Mitglieder unſerer Gemeine, welche Kinder haben, dieſelben unſerer Schule anvertrauen, und durch das für den Unterricht ungeſäumt erlegte Geld, die Schulcaſſe vermögend machen, die nöthigen Lehrer hinlänglich zu beſolden. Wir wünſchen und hoffen, die Mitglieder unſerer werthen Gemeine von dieſem patriotiſchen Eifer belebet zu ſehen; und fürchten alsdann gar nicht, daß ſie Urſache haben werden, ihre uns anvertraute Kinder aus Schuld unſerer Schule zur Unzeit zurück zu nehmen.

Wir ſehen voraus, daß einige glauben, und die Zurückhaltung ihrer Kinder dadurch entſchuldigen werden, daß es vortheilhafter ſey, einen beſondern Hauslehrer für ihre Kinder zu halten. Allein dieſer Vortheil iſt ſo gewiß nicht, als ſie meynen. Wir ſind durch die Erfahrung überzeuget,

wie sehr selten nicht nur hier, sondern sogar in den besten auswärtigen Ländern, ein recht brauchbarer Hauslehrer zu finden sey. Die meisten besondern Lehrer sind kaum mit einer oder der andern Wissenschaft gründlich bekannt, und doch sollen sie die ihnen anvertraueten Kinder in vielerley Dingen unterrichten. Die vielen Stunden, welche sie täglich dazu verwenden müssen, und andere Umstände, hindern sie, sich zu den Lehrstunden vorzubereiten; die gute Lehrart ist auch den meisten unbekannt, und die wohlgeordnete Zucht verstehen wenige. Was kann man also von ihrer Lehrmeisterschaft erwarten? Von unserer Schulanstalt kann man sich mehr versprechen: denn wir werden mit Gottes Hülfe, nach und nach für jede Wissenschaft einen derselben gründlich kundigen Lehrer bekommen: wir werden unsere Lehrer in der guten Lehrart, wenn sie dieselbe noch nicht verstehen, vorher selbst unterrichten: und die Zucht wird nicht allein von ihnen, sondern zugleich und vornehmlich von dem Director und Inspector der Schule gehandhabet werden, und ein Werk der ernsthaften und weisen Liebe seyn. . Die Kinder werden auch in unserer Anstalt mehr Reizung und Antrieb haben, fleißig zu seyn und sich hervor zu thun; als ihnen der besondere Unterricht in den Häusern der Aeltern oder Verwandten, verschaffen kann. Sie werden in unserer Schule in kürzerer Zeit, und für viel geringere Unkosten besser und vollständiger unterrichtet werden, als wenn sie besondere Hauslehrer hätten. Und wenn auch in einem Hause

unterſchiedene Kinder wären, ſo wird doch ſowohl in Anſehung der Wohlfeilichkeit, als Gründlichkeit und Vollſtändigkeit des Unterrichts, unſere Anſtalt vortheilhafter ſeyn, als ein beſonderer Hauslehrer. Niemand hat zu beſorgen, daß ſeine Kinder in unſerer Schule mit andern auf eine ihnen unanſtändige und ſchädliche Weiſe werden vermenget werden: denn dieſes wird die Aufmerkſamkeit, ſowohl der Lehrer, als Vorſteher verhüten.

Auf obige Vorſtellung gründen ſich nun folgende Bitten:

1. Daß diejenigen Aeltern, welche ihre Söhne und Töchter vom erſten October dieſes Jahrs an, in unſere neue Schulanſtalt ſchicken wollen, ſich zwiſchen hier und Michaelis mit denſelben bey dem Doctor und Paſtor Büſching, melden und angeben wollen; damit man nicht nur voraus wiſſe, auf wie viele Kinder man gleich vom Anfange an Rechnung machen könne, ſondern damit auch die nothwendige Prüfung und Eintheilung der Kinder, nach ihrer Fähigkeit und Lehrbedürfniß, zeitig beſorget werden möge: welches nicht füglich geſchehen kann, wenn die Angabe erſt um Michaelis verrichtet wird. Es gehen zwar die Kinder, welche jetzt von den bisherigen Schullehrern unſerer Kirche unterrichtet werden, mit denſelben in die neue Schulanſtalt über: weil man aber nicht weis, ob ſolches von allen zu erwarten ſey, ſo iſt nöthig, daß wir auch in Anſehung dieſer Kinder die gebethene Anzeige erhalten. In künftigen Zeiten werden die

neuen

neuen Schüler und Schülerinnen vor dem Anfange eines jeden halben Jahrs, bey dem verordneten Inspector angegeben.

2. Daß die Aeltern zugleich bekannt machen, wie lange ihre Kinder noch in die Schule gehen sollen, und zu was für einer Lebensart sie bestimmet sind? damit man sie desto besser in die Lehrstunden vertheilen könne.

3. Daß alle und jede Aeltern, ohne Ausnahme, das Schulgeld auf ein halbes Jahr voraus bezahlen, und solches nicht nur am ersten October zum ersten male, sondern auch künftig unerinnert und unausbleiblich thun. Dieses Schulgeld wird nicht an die Lehrer, sondern an die Schulcasse gezahlet, weil jene aus dieser besoldet werden, und also von den Kindern nichts fodern. Eben um deswillen aber ist die Vorausbezahlung nothwendig, weil sonst die Schule weder angefangen, noch fortgesetzet werden könnte. Wir bitten also aufs nachdrücklichste, um richtige und ungenöthigte Bezahlung, denn es ist niemand vorhanden; es kann auch niemand bestellet werden, der die Rückstände eintriebe: es wäre auch unverantwortlich, wenn diese wichtige Anstalt, die bloß von dem Schulgelde unterhalten werden muß, durch die Saumseligkeit und Unordnung dererjenigen, welche dasselbe erlegen müssen, untergienge: und es würde sehr schmerzhaft seyn, wenn man sich gezwungen sehen sollte, lehrbegierige Kinder, aus Schuld ihrer in der Bezahlung saumseligen Aeltern, von der Schule auszuschließen. Es wird aber das Schulgeld

für

für diejenigen Kinder männliches Geschlechts, welche die oben verzeichneten Wissenschaften, (die französische Sprache, das Zeichnen, Clavierspiel und Tanzen ausgenommen,) erlernen, jährlich nur 8 Rubel; für diejenigen, welche auch in der französischen Sprache, und im Zeichnen unterwiesen werden, 16 Rubel; und für die, welche noch außerdem im Clavierspielen und Tanzen unterrichtet werden, 24 Rubel, betragen. Ein Kind weibliches Geschlechtes giebt nach Art der erstgedachten Knaben jährlich 8 Rubel: wenn es aber Französisch und Zeichnen lernet 16 Rubel; und, wenn es auch im Sticken, Clavierspiel und Tanzen unterwiesen wird, 24 Rubel. Das Nähen und Knitten wird für die erst angeführten 8 Rubel mit gelehret.

4. Daß die Aeltern, welche ihre Kinder in unsere Schule, gleich von der Eröffnung derselben an, schicken wollen, den ersten October nicht versäumen, und daß diejenigen Aeltern, welche ihre Kinder unsrer Schule künftig widmen wollen, den 1. October und 1. April allezeit beobachten: weil an diesen Tagen der Anfang mit denen in ein jedes halbes Jahr fallenden Unterweisungen gemacht werden wird, und mit den Kindern, welche später kommen, keine besondere Wiederholung dessen, was schon gelehret und gelernet worden, angestellet werden kann, sie also das halbe Jahr, in dessen Lauf sie treten, fast ganz verlieren, oder doch ohne rechten Nutzen zubringen würden.

5. Daß

5. Daß die Aeltern ihre Kinder nicht nur Vor- und Nachmittags also in die Schule abschicken mögen, daß sie gleich beym Anfange der ersten Lehrstunden gegenwärtig sind; sondern auch nicht ohne wichtige und unumgängliche Ursachen die Schulstunden versäumen lassen mögen, weil den Kindern aus dem gegenseitigen Verhalten, ein fast unersetzlicher Schaden zuwachsen würde. Denn weil in jeder Classe der ganze Haufen auf einmal und zugleich belehret und befraget, und in jeder Stunde etwas Gewisses vollendet werden wird; folglich auch die versäumten Lehrstunden nicht anders wieder eingebracht werden können, als daß ein Kind anstatt alle halbe Jahr weiter zurücken, zurück bleibt, und die unordentlich getriebenen Lehrstücke eines halben Jahrs, in einem neuen halben Jahre ordentlicher treibt: so erhellet daraus, wie groß der Schaden sey, den sich die Kinder durch die Verabsäumung vieler Lehrstunden, zuziehen, und an welchem unsere Schule nicht Schuld ist. Es ist aber nothwendig, daß die Aeltern auf ihre Kinder achten, damit dieselben nicht durch selbst beliebte Versäumniß und Unordnung, sich den Schulstunden entziehen. Alles, was wir zur Erhaltung des Fleißes und der Ordnung der Kinder beytragen können, besteht darinnen, daß wir im Anfange einer jeden Lehrstunde, von dem Lehrer einer jeden Classe, die Namen derer Schüler und Schülerinnen, welche in dieselbe gehören, laut herlesen, und von einem jeden Kinde seine Gegenwart durch Ja anzeigen; die fehlenden Kinder aber durch ein Zeichen bemer-

bemerken, und dieſe dazu anhalten laſſen, daß ſie am folgenden Tage in eben denſelben Stunden, da ſie vorher gefehlet haben, von ihren Aeltern einen Entſchuldigungszettel aufweiſen, welcher zurück behalten wird. Diejenigen Aeltern, welche dieſe Aufmerkſamkeit auf ihre Kinder nicht wenden, haben es ſich ſelbſt, und nicht unſerer Schule zuzuſchreiben, wenn ihre Kinder nichts lernen, und verwildern. Sollte aber ein Schul-Kind durch Krankheit auf gewiſſe Tage oder Wochen an Beſuchung der Schule gehindert werden, ſo wird der Inſpector Anſtalt dazu machen, daß demſelben auf Verlangen der Aeltern in bequemen Stunden die verſäumte Erkenntniß für ein billiges Geſchenk beygebracht werde.

Es wird übrigens nicht nur erlaubet, ſondern uns auch angenehm ſeyn, wenn einheimiſche und auswärtige, und inſonderheit die Aeltern derer Kinder, welche unſere Schule beſuchen, ſich, ſo oft es ihnen gefällt, in unſere Schule begeben, in jeder Claſſe ein paar Minuten aufhalten, und dem Unterrichte zuhören werden. Gleichwie ſie ſich dabey auf eine geziemende Weiſe verhalten werden: alſo wird man ihnen auch in jeder Claſſe die gebührende Achtung erweiſen: und ihre Aufmerkſamkeit wird den Lehrern, Schülern und Schülerinnen zur Ermunterung dienen. Es wird auch künftig allemal gegen Ende des März- und September-Monats, eine öffentliche Prüfung der Kinder in dem Schulhauſe angeſtellet werden, damit jedermann, welcher dieſelbe mit ſeiner Gegenwart beehren wird,

nicht

nicht sowohl von dem, was die Kinder in den vorhergehenden Tagen mit groſzer Mühe auswendig gelernet haben; sondern vielmehr von ihrer wirklichen Erkenntniß und Geschicklichkeit, überzeuget werde. Die Eröffnung der Schule am ersten October kann nur in der Stille geschehen: allein im künftigen Jahre gedenken wir mit Gottes Hülfe diese Anstalt öffentlich und feverlich einzuweihen, davon zu seiner Zeit eine öffentliche Anzeige geschehen wird.

Zum Beschlusse, muß noch einer Schwierigkeit gedacht werden, welche die Weitläuftigkeit und Lebhaftigkeit unserer Stadt verursachet. Wegen derselben ist es für die weit von unserer Kirche wohnenden Aeltern schwer, ihre Kinder auf eine sichere und bequeme Weise in unsere Schule zu schicken, und aus derselben wieder abholen zu lassen. Es ist aber nicht nur der Mühe werth, daß sie einige unvermeidliche Schwierigkeiten nicht scheuen; vielmehr darauf denken, wie sie aufs möglichste erleichtert und vermindert werden können: sondern wir sind auch des Vorhabens, an unserm Theile alles Mögliche zur Hebung, oder doch Erleichterung derselben beyzutragen, welches vornehmlich in folgenden Verfügungen besteht.

1. Wir wollen am 1. April des nächst folgenden Jahres, in unser dazu eingerichtetes Schulgebäude, welches alsdann völlig wohnbar seyn wird, Kinder männliches Geschlechts, welche des Unterrichtes in unserer Schule genieſzen sollen, dergestalt aufnehmen, daß wir sie mit Wohnung, Essen und Trin-

Trinken, Aufwartung und guter Aufsicht, für so mäßige Bezahlung, als nur möglich seyn wird, versehen; und für Kinder weibliches Geschlechts wollen wir eine ähnliche Fürsorge tragen. Von diesem besondern Haupttheile unserer Schulanstalt, wird noch im itztlaufenden Jahre eine eigene Nachricht durch den Druck bekannt gemacht werden.

2. Wenn Aeltern ihre Kinder in unserm Schulhause nicht wohnen, sondern nur des Mittags speisen lassen wollen, damit sie des Morgens hingeschicket, und gegen Abend wieder abgeholet werden können: so wollen wir auch dazu die nöthigste und bequemste Einrichtung machen.

3. Wenn andere Aeltern ihren Kindern, welche sie in unsere Schule schicken, etwas zum Mittagsessen entweder mitgeben oder schicken wollen, wie in unserer bisherigen Schule von einigen geschehen ist: so wollen wir für diese Kinder die dazu nöthige Bequemlichkeit ausfindig machen.

4. Wenn Aeltern vorhanden sind, die für ihre Kinder, welche sie vom 1. October dieses Jahres an, unserer Schule widmen, sogleich Wohnung und Unterhalt verlangen, so wird ihnen zu dem Ende von den bisherigen Schullehrern unserer Kirche, zwar nicht auf die Weise als künftig, in unserm Schulhause, jedoch so gut als es möglich ist, unter unserer Aufsicht gedienet werden.

Gott segne unsere gemeinnützige Schulanstalt. Er lasse sie einen erwünschten Anfang nehmen, beständig fortdauern, wachsen und blühen, und zu

theilungskraft in Prüfung der Einfälle; weder Bündigkeit, noch Nachdruck in der Ausführung; weder Lebhaftigkeit, noch Feuer im Vortrage besitzet; so bald er sich nur ihrer auserlesensten Redensarten bedienet, sogleich beredt zu machen. Wir wollen itzo nicht untersuchen, ob das Urtheil solcher Leute richtig oder unrichtig ist? Wir muthmassen nur, daß sie vielleicht keinen rechten Begriff von einer wahren Beredsamkeit haben. Der Herr Verfasser gegenwärtiger Rede, wovon wir itzo einen Auszug geben wollen, ist nicht von der Liebe zu den beyden todten Sprachen so eingenommen, daß er in ihnen allein die Beredsamkeit suchen sollte. Er wird zum Lehrer der lateinischen Beredsamkeit beruffen, und dem ungeachtet scheut er sich nicht in der Rede, womit er dieses Amt antritt, auch unsern uralten Vorfahren, die doch kein Latein verstunden, das Lob der wahren Beredsamkeit öffentlich beyzulegen. Ja er ist damit noch nicht zufrieden gewesen, sondern macht auch seine Hochachtung für sie durch den Druck bekannt, damit mehrere Personen, als seine damaligen Zuhörer, von der Beredsamkeit der alten Deutschen unterrichtet würden. Zur weitern Erläuterung seiner Rede hat er viele Anmerkungen beygefüget, seine Meynungen aus den Geschichten so wohl der Griechen und Lateiner, als auch der Deutschen, und mit dem Beyfalle angesehener gelehrten Männer bestätiget. Zugleich aber hat er auch viele deutsche Alterthümer beyläufig mit abgehandelt, und gezeiget, daß er darinnen nicht fremde sey. Doch wir wollen ohne ferneren Umschweif die Rede selbst vornehmen und

eins

vieler tauſend Kinder gründlichen und nützlichen Unterweiſung, und würdigen Erziehung gereichen. St. Petersburg am 5 Junius 1762.

IV.

Petri Burmanni Secundi Anti-Klotzius. Amſtelædami ex officina Gerh. Tielenburg 1762. 4, maj.

Seit der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften, die nun beynahe vor 300 Jahren geſchehen iſt, hat man leider! die gegründete Anmerkung gemachet: daß die ſogenannten lateiniſchen Humaniſten, faſt ohne Ausnahme, die aller inhumaneſten, d. i. unfreundlichſten, zankſüchtigſten und ungezogenſten Leute geweſen. Wer die Händel der damaligen Ciceronianer in Wälſchland, eines Nizolius, Bembus, Hermol. Barbarus und Scaligers, in Deutſchland aber der Reuchliniſten, des Erasmus, Ulrichs von Hutten, u. a. m. bedenket; wer die nachmaligen Canes criticos, einen Scioppius, Salmaſius, Caſp. Barth, Friſchlin, Taubmann, u. a. m. ferner die neuern Händel eines Menage mit dem Montmaur, eines Clericus, mit dem Burmann, eines Bentleys mit dem Wotton, und noch zu unſern Zeiten, eines Chriſts mit dem Funk, über den Phädrus betrachtet; unzähliger andern zu geſchweigen: der wird ferner keine Beweiſe davon begehren. Die gröbſten Schimpfworte, Läſterungen und Unflä-

te.

flätereyen, sind von diesen lateinischen Sprachhelden, als die größten Leckerbissen, bis zum Ekel aufgesetzet worden. Tölpel, Idioten, Dummköpfe, Narren, Esel, Flegel, Rasende und Unsinnige, Diebe, Trunkenbolde, Hurer und Ehebrecher haben sie einander gescholten. Kurz der niedrigste Pöbel kann sich mit keinen ärgern Grobheiten besudeln und beschmutzen, als diese Monopolisten der lateinischen Musen und Gratien einander auf die Hälse geschüttet haben. Und wenn der beruffene Bürger von Genf, Rousseau, nirgendwo recht hätte; indem er saget, daß die schönen Wissenschaften die guten Sitten verderben: so würde es doch in Ansehung der lateinischen Humanisten, Kritiker und Grammatiker eintreffen.

Wollte Gott, daß es uns an einem neuern Beyspiele von dieser Sache fehlen möchte! Unsre sonst so gesittete Zeiten sollten wohl billig diese vormalige Grobheit verflossener Jahrhunderte, auch vom Parnasse verbannet haben. Allein leider! es heißt auch noch itzo unter uns:

Hodieque manent vestigia ruris. *Hor.* L. II. Ep. 1.

Die gegenwärtige Schrift giebt uns ein sehr bedaurenswürdiges Beyspiel einer solchen Ungezogenheit in Sitten, die den sogenannten Humanisten, nicht die geringste Ehre machet. Hr. Peter Burmann II. in Holland, hatte schon dort dergleichen ungesittete Proben, in einem Streite mit einem andern Gelehrten, gegeben; als dieser unter seinen Landsleuten hier in Sachsen, einen neuen Verfechter bekam. Hr. M. Klotz, der berufene Verfasser

von allerley ſatiriſchen und witzigen lateiniſchen Schriften, hatte ſich bereits als einen anwachſenden Sciopp und Montmaur gewieſen. Sein erſter Auftritt in die gelehrte Welt hatte ihn, nach Juvenals Vorſchrift:

Aude aliquid brevibus Gyaris et Carcere dignum,
Si vis eſſe aliquis!

durch Beſchimpfungen, Läſterungen und Anzapfungen der gelehrteſten Männer bekannt gemachet. Allein da dieſe mehrentheils mit dem Phädrus dachten:

Plerumque ſtulti riſum dum captant levem,
Gravi deſtringunt alios contumelia:
Sed ſibi nocivum concitant periculum.
Aſellus Apro cum fuiſſet obvius,
Salve, inquit, Frater! Ille indignans repudiat
Officium, et quærit, cur ſic mentiri velit?
Aſinus demiſſo pene: ſi ſimilem negas
Tibi me eſſe; certe ſimile eſt hoc roſtro tuo.
Aper quum vellet facere generoſum impetum,
Repreſſit iram; Et, facilis vindicta eſt mihi:
Sed inquinari nolo ignavo ſanguine.

ſo blieb die Rache unterwegens; bis ſich der dadurch ſtolz gewordene Spötter, an einen eben ſo beißigten, Criticus machte. Und dieß war, zu ſeinem Unglücke, oder vielmehr zur Strafe ſeiner Sünden, Hr. Peter Burmann der zweyte: deſſen Anthologie Hr. Klotz in den hieſ. Actis Erud. auf eine empfindliche Art angriff. Hier fand er nun den rechten Mann, den er ſo lange geſuchet hatte.

Hr. Burmann hat nämlich nebſt ſeines vormal. Vätters Geiſt und Stärke in dem ſchönen Lateine, auch

auch seine handfeste und streitbare Feder geerbet. Hier ist es ihm also gegangen, wie der Natter, die in der Werkstatt eines Schlössers, an eine Feile gerathen war. Er hat sich die Zähne stumpf, und die Gaumen wund gebissen.

Es sey indessen ferne von uns, daß wir an einem solchen Betragen zwener Gelehrten ein Wohlgefallen haben sollten. Wir sehen einen solchen Auftritt im Reiche der Wissenschaften, für ein sehr demüthigendes Schauspiel, für alle wohlmeynende Bürger desselben an. Und wenn es uns irgend einer Ursache halber gut scheint, daß die heutigen Hof- und Weltleute kein Latein mehr können: so ist es deswegen, weil sie ein so schändliches Betragen zweener lateinischen Sprachmeister, nicht mehr lesen, oder verstehen können.

Wir wollen also nur überhaupt die Stücke anzeigen, woraus dieß Buch, eine rechte Nachahmung des menagischen Mamurra, besteht. Der Titel zeiget in einem großen Leisten den Parnaß, von dessen Felsen die Musen jemanden, mit Ofengabeln herabstürzen, der sich im Fallen, in einen Geyer verwandelt. Er fällt neben seinen aufgezäumten Esel, der daselbst weidet. Eine Zuschrift an einen hiesigen Gelehrten, erzählet die ganze Geschichte dieses Zwistes; der junge Kritiker aber wird darinne sehr höflich, ein Zögling des Marsyas, ein ridiculus Poetaller, der mehr mit Nesseln und Dornen, als mit dem kaiserl. Lorberkranze gekrönet zu werden, verdienete, u. s. w. genennet.

Nun folget ein Traum, darinnen der gelehrte Senat den Verfasser des Genius Seculi, und das Buch de Moribus Eruditorum, verurtheilet. Janus Douza, thut der Versammlung den Vortrag, daß Christian Adolf Klotzius, das Laster der beleidigten Majestät begangen, und ruset diejenigen auf, die ihn anzuklagen Lust hätten. Salmasius steht auf, und redet zuerst sehr heftig wider ihn. Peter Burmann der I. löset ihn ab. Erasmus Schmidius, folget, und klaget ihn an, daß er weder die Grammatik, noch griechisch könne. Nun darf sich der Beklagte vertheidigen: der es aber auf eine sehr lächerliche Art thut, die kaum einem Schulexercitio gleich sieht.

Douza fodert nunmehr die Beysitzer auf, ihre Stimmen zu geben. Nachdem diese sich mit einander heimlich besprochen, sind Erasmus und die meisten der Meynung, er müsse bestrafet werden. Man fraget den Grotius, ob der Verurtheilte nicht anders wohin appelliren könne? Antw. Nein! Man ist nur wegen der Strafe uneins. Einige wollen ihn zu einer starken Aderlaß verdammen. Dawider schreyen die beyden Tribunen; weil er noch ein Jüngling wäre. Douza schlägt also vor, ihn durch magische Künste in einen Klotz zu verwandeln. Das wird gebilliget, und geschieht.

Advuit his dictis Phoebus pater, et rata justit,
Quæ bene conscripti constituere patres &c.

Nun folget der Anti-Klotzius selbst, darinn dieser junge Kriticus, auf eine sehr harte Art widerleget, eingetrieben und gemishandelt wird; so, daß schwerlich

lich jemals eine schärfere Rache von einem spöttischen Tadler andrer Gelehrten genommen worden. Es ist wahr, dieser hat viel Gelegenheit dazu gegeben, viel verdienet, und kann nicht sagen, er leide unschuldig. Allein uns dünket gleichwohl, man sey zu unhöflich, und zu grob mit ihm umgegangen. Dieses begreiflich zu machen, wollen wir nur ein kleines Verzeichniß von Ehrentiteln hersetzen, die man ihm und seinen Büchern beygeleget hat. Er heißt, Juvenis vanissimus, dem man proterviam, petulantiam, maledicentiam, cum summa litterarum elegantiorum ignorantia beylegt. Er heißt Mirmillo impudens et temerarius, rabidus canis, imperitus et stupidus Klotzius, vespa acerbior, insaniæ œstro agitatus, mulus, nugatorius et puerilis cavillator, vanus et arrogantissimus juvenis, Sycophanta, Sciolus, thrasonicæ vanitatis plenus u. s. w. Das sind nur von zehn Seiten die Ehrentitel, und doch noch lange nicht alle! Die ärgsten kommen noch. Allein, ein gerechter Abscheu überfällt uns. Genug davon! Diese Schrift geht bis a. d. 83ste Seite.

Nun kömmt ein Lobgedicht auf Herrn Klotzen, in einer Elegie; die aber als ein Cento, aus seinen eigenen, nur anders zusammengeflickten Brocken, und ganzen Versen besteht. Die Lieblichkeit desselben besteht darinnen, daß es die allergröbsten Fehler wider das lateinische Sylbenmaaß, in ungeheurer Menge zeiget, die Hr. Klotz begangen haben soll. Wir können es uns kaum einbilden; lassen es aber die Besitzer seiner Gedichte selbst unter-

ſuchen. Das ſchlimmſte iſt nur, daß er Hrn. Burmannen dergleichen Schnitzer zuerſt vorgerücket hat; hier aber hundertfältig bezahlet wird. Wie glücklich ſind unſre deutſche Hexametriſten, daß kein Burmann über ſie kömmt! Dieß Gedicht iſt mit vielen Noten bereichert, und geht bis zur 126ſten Seite.

Den Schluß machen die allerbeißendſten Sinngedichte, dergleichen auf den Montmaur vormals gemachet worden. Wir enthalten uns, etwas mehrers davon zu ſagen: und wünſchen, daß dieſe kritiſche Execution die allerletzte ſeyn möge, die im Reiche der Wiſſenſchaften verdienet und vollſtrecket wird.

V.

Der verlohrne Hut, ein komiſches Heldengedicht in fünf Geſängen, nebſt einem Anhange von Ueberſetzungen horaziſcher Oden, von Joh. Joſeph Eberlen. Praq im 1761 Jahre, bey Sophien Kirchnerinn. in 4.

Nunmehr fangen die ſchönen Wiſſenſchaften auch mitten in Böhmen an zu blühen. Hier erſcheint, ſo zu reden, die erſte Frucht des Pragerhelikons, die Aufmerkſamkeit verdienet. Hr. Eberle bricht ſeinen Landesleuten eine gute Bahn, und wir wünſchen, daß er viele Mitwerber und Nacheifrer bekommen möge.

Er machet ſich einen unnöthigen Scrupel, ob er ſeinem Gedichte auch eine Vorrede geben ſolle? War-

Warum denn das nicht? wenn man nur weis, was der Inhalt einer Vorrede seyn soll. Allein hieran stößt sichs. Der Leser will von den Veranlassungen und Absichten des Dichters, von den Regeln und Mustern, denen er gefolget ist; oder von den Ursachen seiner Abweichung von denselben, unterrichtet seyn. Aber alles dieses fehlet in dieser Vorrede. Der Hr. Verf. machet sich nur den Einwurf: „Schon wieder ein epischer Versuch: und jene Leser, „welche Hr. Zachariä durch die seinigen bereits er„müdet hat, werden sich vieleicht kaum die Mühe „geben, ein Paar Verse von diesem Gedichte, oben„hin anzusehen ꝛc.„ Unnöthige Sorge! Soll denn darum niemand mehr eine Art von Gedichten versuchen, weil Herr Zachariä sie versuchet hat? Was hat er für ein Recht, andern die Rennbahn zu verschließen, die er betreten hat?

Doch er will die Neigung der Leser durch etwas Neues befriedigen. „Ein Böhme, der sich auf die „Bahn eines Pope und Despreaux waget, saget er, „und beynah ein 1000 Verse schreibt, welche auch „die Feder des so beliebten Zachariä nicht entehren „dörften: ist das nicht ein seltsames Geschöpf?„ Dieß ist der wenigste Kummer eines Lesers, der auf die Sache selbst sieht, und nicht nach dem Vaterlande des Dichters fraget. Und woher weis es der Verf. ob seine Verse gewiß der Feder des Hrn. Z. anständig sind? Manche werden dieses für gepralet halten; andre aber urtheilen, daß er nicht eben alle Verse des Hrn. Z. nachahmen und beneiden dörfe. Denn wie viel schlechte und unharmonische He-

rameter hat er nicht in vielen, z. E. in seiner Höllenschöpfung, und neulich im Milton aus dem Aermel geschüttelt? Genug! das hätte aus seiner Vorrede immer wegbleiben können.

Doch er erkühnet sich auch, Hrn. Hallern in etwas Trotz zu biethen. Er getrauet sich in seiner Niedrigkeit, demselben den Wohlklang der Verse, und die Reinigkeit des deutschen Ausdruckes streitig zu machen. Wir können nicht läugnen, daß uns dieser kleine Trotz gewisser maßen gefällt. Ist es nicht artig, einen Böhmen mit einem Schweizer im Wettkampfe der deutschen Sprachrichtigkeit, und des Wohlklanges der Poesie zu sehen? Er hat indessen dießmal recht: ohne deswegen allen seinen Landsleuten, gegen alle Schweizer gleiches Vorrecht zuzugestehen. Auch Hrn. Rabeners Ausspruch, daß eine Vorrede nichts, als gelehrter Wind sey, ist wohl nicht so böse gemeynet; ob er gleich oft zutrifft. Genug von der Vorrede.

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender. Der Ort der Fabel, oder der Begebenheit ist Wien. Ein Stutzer, Weichmann, der nach seinem Charakter, Schlafgemache und Bücherverrathe beschrieben wird, putzet sich an, und fährt gegen Mittag auf ein Caffeehaus. Venus sieht ein Unglück vorher, welches ihm den Tag begegnen soll; und nimmt die Gestalt eines alten Weibes an, um ihn zu warnen. Indessen daß die politischen Kannengießer auf dem Caffehause vom itzigen Kriege urtheilen, läßt sich der Stutzer von der Venus aus dem Caffeschälchen weißagen. Jene Statisten gerathen in Händel.

Die

Die Wache kömmt, der Stutzer besticht sie, und entwischet.

Die Eifersucht verklaget die Venus bey dem Mars; welcher nach Wien eilet, um sich zu rächen, und Megären, die Furie, mitnimmt. Er machet sich mit dem Stutzer bekannt, der ihn zu seiner Buhlerinn zum Mittagsessen mit sich nimmt. Ihre Wohnung und Tafel wird beschrieben; so wie die Gäste nach ihren Hüten. Der Stutzer leget den Seinigen auf der Phyllis Bett; und Megäre sinnet, auf des Mars Wink, auf ein Mittel, diesen Hut wegzubringen: weswegen sie sich in die Tellerwäscherinn verstellet.

Im IV. Buche wird der Abt beschrieben, dessen Lackeyen die Furie beredet, den Hut zu entwenden. Die Amme, die nebst dem Mopse neben dem Hute liegt, hat einen Traum: indessen daß der Dieb den Hund gewinnet, und den Hut entführet. Der Stutzer hat eine Ahndung, darüber ihn Phyllis verspottet. Megäre entdecket dem Mars die Vollziehung des Diebstahls; der Wein machet munter; die Devisen wircken bey Tische eine Lust; und die Mahlzeit wird beschlossen.

Der Stutzer will mit seiner Geliebten tanzen, findet aber seinen Hut nicht.

Dieß macht im V. Buche, einen großen Lärmen. Die Amme machet einen schrecklichen Auftritt, und erzählet ihren Traum; giebt aber auch Nachricht von dem herrlichen Schicksale des Hutes, und von einer Verheißung der Venus. Ein Donnerschlag

eins und das andere aus den Anmerkungen mit beyzubringen ſuchen.

Im Eingange vergleicht er die römiſchen Redner mit den Gänſen und Hunden, die man auf dem Capitolio fütterte, und gebraucht hierzu eine Stelle aus Ciceros Rede für den Roſcius. Dieſe Vergleichung möchte einigen zu hart vorkommen, daher rechtfertigt er ſich in einer Anmerkung weitläuftig. Die Kürze der lateiniſchen Sprache wurde durch das ſchnatternde Gewäſche ihrer Redner verſtellet, indem ſie viele Worte heraus ſtieſſen, welche ohne Sinn u. Verſtand waren. Was ſie mit wenigem abhandeln konnten, dazu brauchten ſie eine oder zwo ja wohl mehr Stunden, wobey ihnen eine leere Schwatzhaftigkeit getreulich Hülfe leiſtete. Der Barbarn ihre Beredſamkeit hingegen hatte wenig Worte, aber deſtomehr Sachen. Sie wuſte von keiner Schminke und hatte eine männliche Ernſthaftigkeit an ſich. Es fehlte auch den lateiniſchen Rednern nicht an einer hündiſchen Wut. Sie belleten ſo wohl die Schuldigen als Unſchuldigen an, und waren, wie die Hunde, bald freundlich, bald murriſch, wie ſelbſt Cicero davon zum Beyſpiele dienet. Die Ausländer aber hatten viel zu viel Aufrichtigkeit und Heldenmuth, als daß ſie ſo beiſſig und zweyzüngig geweſen ſeyn ſollten. Der Herr Verfaſſer zeiget ferner, daß die römiſchen Sachwalter gegen unſere Vorfahren nichts anders, als ſchnatternde Gänſe und bellende Hunde geweſen, und daß den alten Deutſchen die wahre Beredſamkeit nicht gemangelt habe.

Einige legen dem erſten Stammvater der Deutſchen Thuiſcon ſchon den Anfang in der Beredſamkeit

ſchlag beſtätiget dieſelbe; Mars verſchwindet, und Phyllis kömmt in die Wochen.

Die Amme ſpricht es kaum, ſo ſchwärzet ſich der Tag,
Die dunkle Luft erhellt ein lichter Donnerſchlag,
Ein göttlicher Beweis der ungemeinen Mähre.
Der Kriegsgott lacht, verſchwindt, und eilt zur höchſten Sphäre.
Ein kalter Schweiß durchläuft der Gäſte ſtummen Reſt.
Die Alte nur beſing: Cytherens Siegesfeſt.
Was fehlt uns? Ruft ſie aus, nach ſoviel Wunderdingen,
Der Göttinn letzten Spruch zur Wirklichkeit zu bringen?
Dem frommen Glauben folgt das Weh der Schönen nah:
Und die Erſcheinung krönt ein ſchallendes Oa!

Ohne Zweifel werden viele unſerer Leſer es dieſer Fabel anſehen, daß ſie Popens Lockenraube etwas ähnlich iſt. Allein das iſt kein Fehler: und es wäre nur zu wünſchen, daß ſie es noch mehr wäre. Wiewohl der Charakter der Tellerwäſcherinn, und ihr Auftritt mit dem Stallknechte, iſt für ein ſo edles Scherzgedicht, viel zu niedrig gerathen: und dergleichen Epiſode findet man im Pope nicht. Wie leicht wäre es dem Hrn. Verf. nicht geweſen, ſonſt etwas feiners und artigers ins Spiel zu miſchen?

Doch wir müſſen auch vom Gedichte ſelbſt einige Proben geben. Dieſe werden unſere Leſer überzeugen, daß wir nicht ohne Grund, unſern Dichter den beſten ſcherzhaften Epopöemmachern an die Seite ſetzen.

setzen. Sein Ausdruck nämlich ist richtig, neu, satirisch, und oft sehr stark. Der Anfang klingt so:

Ich singe von dem Hut, den eines Gottes Hand
Dem besten Stutzer Wiens misgünstig hat entwandt.
Nenn, Muse, mir den Grund, woraus der Raub entsprungen?
Wer ihn gewaget hat? wie glücklich er gelungen?
Wohin der Männer Schmuck zuletzt gekommen sey?
Dieß sprich, und sieh mir so, wie deinem Pope, bey.

Nun folget die Erzählung und die hebt so an:

Nicht weit vom alten Bau der Zungendrescher-Schulen,
Wo Geldgeiz und Betrug oft mit Astraen buhlen,
Hebt ein gethürmtes Haus den Giebel Himmel-an.
Auf beyden Spitzen prangt ein goldner Wetterhahn,
Das Sinnbild seines Herrn: den alle Schönen kennen;
Dem Mägde, reich beschenkt, die Schäferstunde nennen;
Dem Rebhun und Fasan, und theurer Austern Tracht
Den Schmeerbauch täglich rund, die Waden feister macht.
Ihn weckt kein Kupferschmied aus seinem Morgenschlummer,
Kein schneller Weckerschlag. Ihm malt kein Nahrungs-Kummer
Verwünschte Träume vor. Ein seidner Vorhang bricht
Der Sonne, wie sie strahlt, das angepreßte Licht.
Der Stutzer liegt gestreckt auf einem Schwanenbette,
Um das Sardanapal sein Reich gegeben hätte.
Zur Seite steht und knackt ein Tischgen aus Japan,
Vergoldter Fläschchen voll, die es kaum tragen kann.

Der Duft des Bisams ſelbſt weicht den gebrannten Wäſſern,
Die dieſes Zimmers Luft an üblem Dunſte beſſern.
Ein Bücherſchrank bedeckt die ſchmale Nebenwand.
Hier wohnt des Eigenherrn geſammleter Verſtand;
Die buhleriſche Kunſt, durch wundervolle Lügen
Die Sinnen zu zerſtreun, die Seele zu betrügen.
Nicht Holbergs, Rabners, Swifts, und la Brüyeres Scherz,
Das helle Sittenlicht für ein verblendtes Herz:
Auch nicht Montesquieu, der Schöpfer weiſer Lehren;
Wie man der Völker Wohl durch Recht und Tugend mehren,
Durch Ordnung bilden ſoll: kein Wolf, kein Fenelon;
Nur Asmodäus lehrt den wackern Modeſohn.
Beſchreib, O Muſe! denn den Vorrath der Romane.
Baniſe, Tarnolaſt, Ayquan und Ariane!
Das Sopha, Verſorand, der glückliche Soldat,
Angola, dann das Buch, das keinen Namen hat,
Der Vätter Mahomets, die hundert Neuigkeiten,
Der Abt in guter Laun', und Amors goldne Zeiten
Beſetzen eben an den breiten Ehrenſitz;
Ihn fodert auch mit Recht ihr allgemeiner Witz,
Der Stutzer Magazin: wo tauſend Mittel prangen,
Den Ruhm des Donoſo bey Schönen zu erlangen.
Im Mittelſache ſtellt ein anderer Homer
Ulyſſens Wanderſtab für Robinſone her;
Die ihrer Vätterſchaft nur kündig nach dem Namen,
Zum erſtenmale hier beſtürzt zuſammen kamen.
Beſiegelt mit dem Bley der Unvergänglichkeit,
Und von des Phöbus Hand den Grazien geweiht,

Folgt

Folgt eine lange Bank von Youngs und Hallers Affen,
Die bald Erzählungen, bald Lehrgedichte schaffen.
Dann streckt Timoleon, das deutsche Brüderpaar,
Fürst Hermann, Panthea, und Cato schließt die Schaar:
Der Meisterstücke Schaar, in derer engen Gränzen
Schon Muster des Geschmacks für späte Zeiten glänzen.
Im Winkel ragt hervor, und fleht um einen Blick
Der arme Hadrian, das Opfer der Kritik.
Den Fuß des Schrankes ziert ein Pack verschiedner Karten,
Die selten einen Tag auf ihre Freyheit warten.

Wir übergehen die Beschreibung des Aufstehens, Ankleidens und des Schneiders, der ein neu Kleid bringt. Aber den Hut müssen wir doch mitnehmen.

Ein Mauschel bringt indem den neu bestellten Hut;
Der kostet an sich selbst zween Biber Fell und Blut.
Das Mark aus Peru glänzt auf seinem breiten Rande.
Den Schooß der Krempen füllt ein Schmuck vom Nigerstrande,
Weiß, wie gefallner Schnee. Rings um die Kappe stralt,
Der Mittagssonne gleich, die sich im Wasser malt,
Fast daumbreit eine Schnur geschliffener Demanten,
Die Moguls fernem Reich' ihr Daseyn zuerkannten,
Nach Kettenart gefaßt. Jean sieht es tief gerührt;
War Alexanders Helm, ruft er, auch so geziert?
Welch Fräulein soll sie nicht zu ihrem Ritter wählen?
Dem Hute mag kein Sieg, selbst bey Lucrezen fehlen.

Aus

Aus dem II Buche wollen wir etwas von den politiſchen Geſprächen des Caffehauſes mitnehmen. Es heißt auf der 14 Seite.

Dort kniet und prediget auf einem leeren Stuhle
Des Staatsmanns Gegenfuß, von dem Verrätherpfuhle,
Der nächſt dem Acheron für = = 8 Knochen krimt.
Er nennt die Schlachten her, die Friedrichs Gold gewinnt,
Zählt die Ausſpäher ab, die Wien unwiſſend nähret;
Und weis allein die Kunſt, wie man dem Uebel wehret.
Ihm gleicht kein Tacitus, der allzeit Tücke merkt;
Kein grübelnder Naudee, den fremdes Zeugniß ſtärkt.
Mit einem Pfunde Filz trägt er all das bedecket,
Was Plotho, Podewills, und Klinkgräf ausgeheckt.
Sein Nachbar ängſtigt ſich durch Schlüſſe darzuthun:
Der Sultan werde nun gewiß nicht länger ruhn,
Europens Gleichgewicht, als Schiedsmann herzuſtellen;
Er ſieht der Preußen Ruhm von Janitſcharen fällen, u. ſ. w.

Das IV. Buch enthält gleich im Anfange den Charakter eines ſolchen Abtes, der ſehr leſenswerth iſt.

Indem die wahre Magd ein zauberiſcher Schlummer
Im Stalle ſchnarchen läßt, ſucht ſie mit treuem Kummer
Ihr Jakob überall, des ſchönen Abts Lackey,
Den nur die Platte weiht; der vom Gelübde frey
Die Tage ſeines Seyns, die Ruh und Wolluſt würzet,
Durch alten Bücherſtaub und junge Mägdchen kürzet.
Ihn lehrt Anakreon, und Sappho, und Ovid
Ein hüpfendes Gedicht, ein feuervolles Lied.

Was

Was schöpft der Grübler auch aus dunkeln Antoninen?
Der Thoren stolzen Ernst, und trübe Weisheitsminen.
Geselligkeit und Scherz sind Lehren der Natur:
Des wahren Glückes Werth wies sie dem Epikur.
Sein Lehrgebäude denn durch Uebung zu ergründen,
Verthat der Abt sein Geld in muntern Jugendsünden;
Und was ihm eigner Witz nicht zu erkennen gab,
Lernt' er nachahmerisch den Hirten Rostens ab.
Nun lebt er von der Kunst, den Schönen zu gefallen.
Er tanzt, wie Hilferding; Er singt, wie Nachtigallen;
Er spielet, wie L . . . . In Spitzen, Steff, und Band
Zeigt niemand, so wie er, Geschmack, Wahl und
Verstand.

Und kurz, dem Bilde nicht den Hauptzug zu entwenden:
Er kann in einer Nacht Alcidens Laufbahn enden.
Sein Jakob ist des Herrn in allen Stücken werth,
Ein Held von Sperlingsart; nur weniger gelehrt.

So klingen nun des Hrn. Eberle Verse, darunter gewiß wenige schwach sind. Mehrere davon anzuführen, leidet unser Raum nicht, zumal, da wir noch etwas von seinen horazischen Dollmetschungen sagen müssen. Sie sind an der Zahl vier, nämlich die 10 des II. B. die 14te und die 16te aus demselben; endlich die erste aus dem III. B. Bey allen haben wir viel zu loben, aber nur einerley zu tadeln gefunden. Der Hr. Vers. hat es im Dichten vergessen, daß Oden auch in der Dollmetschung Oden bleiben müssen; und daß diese desto schöner sind, je näher sie im Sylbenmaaße, und in der Zahl der Zeilen dem Originale kommen. Das

fehlet hier nun überall. Wer würde nämlich in folgendem Stücke es errathen, daß es zum Singen gemachet werden, da es nicht einmal in Strophen abgetheilet ist? Wir wollen die 16te des II. B. zum Muster wählen. Sie hebt an: Reclius vives, Licini &c. und deutsch klingt sie so:

Ruh ist des Kaufmanns Wunsch, wann auf dem hohen Meere
Der Mond in Wolken sich versteckt:
Kein Stern dem Schiffer mehr die rechte Fahrt entdeckt.
Ruh wünscht sich Thracien von dem ergrimmten Heere,
Das in dem Lande raubt und sengt.
Der Meder, der um sich den Köcher zierlich hänget,
O! Grosphus, räumt der Ruh den Vorzug gleichfalls ein,
Die doch kein Purpur zahlt, kein Gold, kein Edelstein.
Denn wird des Herzens Gram durch Schätze wohl besiegt?

Vertreibt des Bürgermeisters Wache
Die Sorgen von dem goldnen Dache,
Um das ihr Schwarm beständig fliegt?
Ein wahres Glück umhüllt den Herrn geringer Hütten,
Der, wie sein Vater, noch aus irrdnen Schüsseln speist;
Dem keine rege Furcht dem sanften Schlaf entreißt,
Auch keine schnöde Lust sein Geld hoch aufzuschütten.
Was brüstet sich der Thor mit seinem Ueberfluß?
Weil er, dem Armen gleich, sein Gut verlassen muß.
Was sucht er seinen Sitz bequemer zu verändern?
Trägt er in weit entlegnen Ländern

Sich selbst nicht allenthalben mit?
Der arge Kummer wird mit ihm zu Schiffe gehen:
Er wird ihn hinter sich zu Pferde sitzen sehen.
Der Kummer folgt ihm Schritt vor Schritt.
Noch flüchtiger, als Hirsche sind,
Noch leichter als der schnelle Wind
Die Regenwolken pflegt zu jagen.
Drum, Freund, geneuß vergnügt der Gegenwärtigkeit;
Laß ferner Tage Bild beyseit,
Und lern dein Ungemach mit Lächeln übertragen.
Vollkommen ist kein Glück auf Erden;
Ein früher Tod verkürzt Achillens Ehrenbahn;
Der graue Tithon bringt sein Leben hoch hinan:
Doch jedes Jahr vergällt ein Zuwachs von Beschwerden.
Vielleicht versaget dir die Zeit
Die Gabe, die sie mir verleiht!
Du höreſt um dein Haus wohl hundert Heerden blöcken;
Dir zeigt Sicilien so manche feiste Kuh:
Dir wiehert ein Gespann gestreckter Stutten zu;
Dich kleidet Africa mit woll'nen Purpurröcken.
Mir gab ein schlechtes Feld der Lebensgöttinn Hand:
Jedoch den Dichterwitz, der Griechen Ehre brachte,
Den Witz, mit welchem ich des Pöbels Wahn verachte,
Hat sie mir milder zugewandt.

Bey der Ueberschrift dieses Stückes haben wir uns nur an dem lieben nämlichen gestoßen; aus dem nämlichen. Wir wundern uns billig, was dieß unnöthige und unbequeme Wort, seit etwa zehn Jahren für eine Menge Liebhaber kriegt. Vormals sagte und schrieb Deutschland, aus demselbigen

bigen, aus eben demſelben. Itzo aber iſt alles nämlich, nämlich hinten, und nämlich vorne. Der nämliche Mann, die nämliche Frau, das nämliche Kind. Wo die Schönheit dieſes Ausdruckes ſtecke, das iſt uns unſichtbar.

Daß nämlich ſoviel als namentlich heiße, wiſſen wir: daß es alſo für nempe, nimirum, oder ſavoir im Franzöſiſchen gebrauchet werde, iſt richtig, und alt. Aber daß es wie ein Beywort, der, die, das nämliche, geſetzet werden könne, iſt nach der Sprachkunſt falſch, und eben ſo ungereimt; als wenn der Lateiner nimirus, nimira, nimirum, oder nempus, nempa, nempum ſagen wollte. Wir geben dieſen neufränkiſchen Schnitzer, ſonderlich unſern Hrn. Zeitungeſchreibern zu bedenken; die ihn neuerlich zu ihrem Lieblinge zu machen ſcheinen; ob ſie gleich ſonſt mit ihrer Schreibart viel Beyfall verdienen. Denen zwar, die noch in der Barbarey des Publiciſten-Stils bis an die Ohren ſtecken, misgönnen wir ſolchen Leckerbiſſen nicht. Um gute, und regelmäßige Schriftſteller aber, iſt es in Wahrheit ſchade, daß ſie ihre Blätter mit ſolcher Misgeburt beſudeln. Dixi, et ſalvavi animam.

VI.

Martin Luther.

Eine Erzählung *).

Wenn groſſe Geiſter nicht auch ihre Fehler hätten,
Die Zeugen ihrer Menſchlichkeit;
Wovon, gefeſſelt durch der Menſchen Schwachheitketten,
Auch nichts den Weiſeſten befreyt: **)
So würden, wenn die Welt auch noch ſo aufgeklärt,
Beym ungewohnten immer ſchwach,
Sie noch, nach alter Art, den Göttern gleich verehrt;
Zu wenig ihrer Würde nach!
Denn daß Vernunft und Fleiß, des Geiſtes gröſſte Gaben,
Nie Tilger ihrer Schwachheit ſind.
Sie durch des Geiſtes Kraft ſich ſo bemeiſtert haben,
Daß man den Menſchen ſeltner findt:
Schafft, bey der klugen Welt, mehr Nachdruck, Ruhm und Ehre,
Als wenn ſich ein Geſchöpfe wieſ,
Das frey vom Sclavenſtand der Leidenſchaften wäre;
Nicht Menſch, auch der Natur nach, hieß.
Verzeiht es alſo, ihr des würdgen Manns Verehrer,
Zu ſeinem Nachtheil thut ſies nicht;
Wenn meine Muſe auch von eurem Kirchenlehrer,
Von einem ſeiner Fehler ſpricht.

*) Dieß Stück iſt uns aus Wien zugefertiget.

**) Summi ſunt, homines tamen. QUINTIL.

bey. *) Den Beweis zu ihrer Meynung nehmen sie von den 16 Buchstaben her **), welche Thuiscon entweder selbst erfunden, oder von seinem Ahnherrn erlernet und in diese Länder gebracht haben soll. Ferner beweisen sie es mit den Gesetzen, welche Thuiscon in Reimen den Deutschen vorgeschrieben hat. Sie waren in der Wildheit, oder wenigstens in der Liebe zur Freyheit zu weit gegangen. Wollte er sie also durch die Gesetze bändigen: So muste er sie vielmehr zu deren Annehmung bereden, als mit Gewalt zwingen. Ja er muste auch in den Worten der Gesetze selbst viel Nachdruck, Scharfsinnigkeit und Anmuth angebracht haben, damit ihr Ansehen nicht zu Grunde gienge. Hierzu aber ward ein beredter Mann erfordert.

Für den andern Vater der Beredsamkeit der Deutschen giebt man den alten König Ingevon aus, von welchem das deutsche Wort inwohnen her-

*) Der Herr Verfasser untersucht hiebey aus den Scribenten der deutschen Alterthümer die Ableitung des Worts Deutsch und führet ihre vielerley Meynungen und Gegenmeynungen an.

**) Diese Buchstaben waren nach Adelarii Erichii Chronic. Iuliac. C. 10. Blatt 28. folgende: A. B. Γ. Δ. E. I. K. A. M. N. O. II. P. Σ T. T. Herr Egenolf in der Hist. der deutschen Spr. 2 Theil behauptet, daß anfänglich nur 12 gewesen sind. Herr Heisen aber will es lieber mit Verelii und Rudbecks Meynung halten, als welche gleichfalls behaupten, daß 16 Runen gewesen sind. Rudb. Atlant. C. 38 Blatt 833. Siehe auch unsere Beytr. 1 Band Blatt 418. Diese alten Buchstaben aber scheinen diejenigen zu seyn, welche man insgemein dem Thuiscon beylegt.

Der Mann dem auch beynah die ganze Chriſtenheit,
Dem Rom (St. Peters Sitz und dem ein frommes Kleid
Die Liebe unterſagt, vor allem ausgenommen.)
Mit Dank verpflichtet iſt; der Schwan, von deſſen Kommen
Schon hundert Jahr voraus ein Ganter *) dräuend ſprach;
Kurz, Luther, der die Macht des Aberglaubens brach,
War bey dem Glaubensſtreit nicht ſonderlich gelaſſen;
Und wußte ſelten nur mit Sanftmuth ſich zu faſſen:
So daß ihm, Wahrheit voll, auch wohl ein Fluch, ein Schwur,
Ein nicht zu freundlich Wort im Eifer ſchnell entfuhr.
Die Uebereilung ihm mit Nachdruck vorzurücken,
Wozu ſich doch gewiß nie kleine Geiſter ſchicken; **)
Und wenn man Luthern ſelbſt gleich nicht den größten preiſt,
War itzger Gegner doch ein viel geringrer Geiſt.
Sprach dieſer: Höret wie der Ketzermacher ſchnöret;
Gewöhnlich ſchimpft und flucht, Gott und die Kirchen lehret!
Ja, die Gewohnheit muß, ſprach Luther, Schuld dran ſeyn,
Und ich geſtehe ſelbſt mein Unrecht willig ein;

Der

*) HUS. (Jean:) ſon nom qui ſignifie *Oye* étoit celui d'un petit Bourg de Boheme. . . Les Proteſtants rapportent qu'en mourant il s'étoit ecrié: *qu'on faiſoit mourir une Oye, mais que cent ans apres ſa mort, il renaitroit un Cygne de ſes cendres, qui ſoutiendroit la verité qu'il avoit defendue.* Ce Cygne eſt, ſelon eux, Luther, v. Dictionn. de MORERI. Art. HUS.

**) Non mediocris hominis hæc ſunt officia. Terent.

Der Menſch entwöhnet ſich ſo balde nicht des Böſen:
Allein verzeiht es mir, ich bin ein Mönch geweſen *).

Wenn groſſe Geiſter ſich zuweilen auch vergehn,
So denk ich ſchweigend, o! du haſt dich vorzuſehn.

VII.

Einfälle und kurze Erzählungen.

Danzig bey Wedeln, 1762. in 8.

Die vielverſprechenden Titel ſind heut zu Tage überaus ſehr Mode! und wenn eine Schrift auch nur dieſen Zierrath hat, ſo kann der Verfaſſer ſchon hoffen, wenn er anders ſonſt dabey ein wenig liſtig iſt, daß er gewiß einen Verleger bekommen werde. Denn es iſt bekannt, dieſe Männer ſehen wenig auf die innere Güte; ihnen iſt es genug, wenn das, was ſie liefern, nur hübſch nach der Mode iſt, und Abgang findet; es mag dann nichtswürdiges Zeug, es mögen Zoten ſeyn: das alles thut nichts! Sie ſcheinen den Wahlſpruch zu haben: mundus vult decipi, ergo decipiatur! und darnach verfahren ſie! Wie ſchändlich aber dieſes iſt, wie ſehr es unſer güldenes Weltalter ver-

*) LUTHER n'étoit pas tout a fait depourvû du talent de jurer. On remarque même qu'il dit un jour à ceux qui l'en reprenoient: Condonate mihi hoc, qui fui Monachus. Biblioth. Britann. T. II. P. II. art I. p. 261.

verdunkelt, und wie weit auch unser Verfasser zu diesen Gedanken Anlaß geben könne: davon wollen wir jetzt, der Kürze wegen, nicht reden. Unsere Anmerkung ist richtig, und wird durch unsere neuern Schriftsteller *) von Messe zu Messe bestättiget. Nur ein paar Worte von diesem neuen Poeten!

Er scheint, wie viele seiner Brüder einige Fähigkeit zur Dichtkunst zu haben: er hat uns auch gewiß mehr gefallen, als viele neuere olympische Dichter, die noch täglich gebohren werden, und recht artig, bald im Aether, bald bey den Orcanen herumzuschwärmen wissen: aber unserm Verfasser fehlt doch noch ein vieles, um ein Dichter genennt zu werden. Wir können indessen einige kleine Stücke mittheilen, die gewiß einen fähigen Kopf verrathen, und darinnen das sinnreiche und die Morale sehr gut mit einander verbunden ist. Man erwäge folgende Arbeiten, und bedenke dabey, daß unser Verf. nur erst ein Anfänger ist:

Grabschrift eines Mannes über seine Frau.

Hier liegt mein Eheweib, und o wie wohl ist ihr!
Es konnt auch in der That die beyderseitge Noth
Sonst niemand endigen, als der erwünschte Tod.
Nun quälet sie nichts mehr, und o wie wohl ist mir!

Laura.

*) Dieses Wort bedeutet in unserm erleuchteten Jahrhunderte gemeiniglich einen Sammler, Uebersetzer, Zusammenschmierer, oder wortlichen Nachahmer, auch wohl

Laura.

Die eitle Laura ſagt, bey annoch ſchwühlen Tagen,
Sie könne länger nicht die ſchwüle Hitz ertragen:
Sie ſtreift den Aermel auf, und ſteckt das Hälstuch los,
Und zeigt den runden Arm und weiße Schultern bloß.
O Zeit! o Sitten! das thut ſie bey kalten Tagen,
Was wird die Schöne nicht, wenn heißre kommen, wagen!
Ihr reichen Herren, die dergleichen gerne ſehn,
Freut euch, ich hoffs, ſie wird noch endlich nackend gehn.

Der Arme.

Man bettelt vor der Thür. Ein Diener läuft heraus,
Und ſagt zum Armen: geht, es iſt kein Menſch zu Haus.
Der Arme ſprach: mein Freund, erbarmt euch meiner Noth!
Ich bitt' um Menſchen nicht, ich bitte nur um Brodt.

Star.

Star kommt einmal im Gehn der Kellerthür zu nah,
Tritt fehl und ſtürzt hinab. Der Wirth ſtand eben da.
Verzeihen ſie, rief Star, daß ich ſo dreiſte bin!
Sehr gern, verſetzt der Wirth, fiel er auch zehnmal hin.

Noch einige Stückchen! Unſere Leſer ſehen, daß dieſer Anfänger nicht eben zu verachten iſt: nunquam male, nunquam bene! Er ſcheint oft in ſeinen Wortfügungen ein wenig hart zu ſeyn; man muß ihm aber dieſes nicht ſo übel nehmen: es pflegt

wohl nicht ſelten einen poetiſchen Phantaſten, hirnloſen proſaiſchen Großprahler, oder einen langweiligen Plauderer, der ein gutes Gedächtniß und eine fertige Hand hat. Edle Bedeutungen!

gemeiniglich im Anfange nicht anders zu gehen. Hier hat er ſich etwas mehr davor in Acht genommen:

Der reiche Raps.

Ein Bettler ſprach den Raps um eine Wohlthat an.
Ich habe nichts, ſagt Raps, das ich euch geben kann.
Drauf fieng der Bettler an: da ihr denn ärmer ſeyd,
Als ich es ſelber bin, ſo nehmt die Kleinigkeit — auf
Und reicht ihm mit mitleidgem Blick,
Aus ſeinem Sack ein Groſchenſtück.

Die vier Elemente.

Ein Lehrer frug einmal *) einen von ſeinen Knaben,
Wie viel wir Elemente haben?
Der Knabe ſchrie: Luft, Feuer, Waſſer und —
Und hier verſtummt ſein Mund.
Ihm einzuhelfen rief ihm drauf der Lehrer zu,
Aufs vierte **) ſtehest du.
Der Knab ſchrie nochmals, Luft, Feur, Waſſer und mein Schuh!

Etwas zum Beſchluſſe, daraus man ſehen kann, daß unſer Verfaſſer auch ſo ziemlich Empfindungen anzubringen weis, und deren Sprache kennet: lauter Spuren, die vieleicht einen guten Dichter verrahten!

An die Calliſte.

Wenn auch der Reſt von meinen Jahren
Zu den vergangnen hingefahren;
Wenn ich zu dem beſtimmten Grabe
Den letzten Schritt vollendet habe;

So

*) Dieſe zween Fehler können wir unmöglich entſchuldigen.
**) Gut deutſch heißt es: auf dem vierten.

So soll auf meinen Leichenstein
Auch dieser Ruhm gegraben seyn:
Er hat ein edles Herz gekannt,
Bey dem man jeden Vorzug fand;
Ein Herz, wovor er Ehrfurcht trug,
Und das in dir, Calliste, schlug.

Wir glauben, unsere Leser werden lieber solche Anfänger leiden mögen, als einen längst mit der Dichtkunst beschäfftigten Poeten, der sein Handwerk daraus gemacht hat, alle seine wilde, gigantische und unausstehliche Gedanken in eben so regellosen und unausstehlichen Versen auszuschütten, und seine Leser, so öde und verwirrt im Kopfe zu machen, als er selber ist. Sch.

VIII.

Der Greis und der Dichter.

Spavento ein Poet, neapollonsch licht-dunkel
Mitzraim-einsiedlerisch, öd, seraphisch witzduftend,
Las sein harmonisch Lied jüngst einem Greise vor;
Und fragte: wie gefällt mein mystisch Dichterrohr?
Der sprach: So schwer mir stets der Persius gewesen,
Versteh ich den doch eh; und kann ihn läufger lesen.
Dieß Lob, versetzet er, verdien ich noch wohl nicht;
Allein so viel man auch von diesem Dichter spricht,
Verstund er zwar die Kunst Gedanken einzuschränken,
Doch läßt er Lesern nicht genug hinzuzudenken:

Der

Der keine Verſe muß wie Proſa gleich verſtehn,
Die Uridemo erſt entwickelnd geiſtig ſehn.
Wer göttlich denket, ſchreibt für ſchöpfriſch große Geiſter,
Für uns ſehr wenige, des ſchroffen Pindus Meiſter.
So ſprach der Greis, entweicht der Drucker dieß Gedicht;
Als bloßer Menſch verſteht es ſelbſt auch N. nicht:
Ich rath es ſchöpferiſch den wen'gen abzuſchreiben:
Quält nicht die Welt mit dem das ihr ſoll dunkel bleiben!

IX.

Die unbewohnte Inſel, ein Singſpiel aus dem Italieniſchen des Abts Metaſtaſio überſetzt, von M. J. C. G. Caſparſon, Profeſſorn am hochfürſtl. heſſencaſſelſchen Carolino. Caſſel bey Schmieden, fürſtl. Hofbuchdruckern 1762.

Das ſchöne Beyſpiel, welches vor dieſem landverderblichen Kriege der hochfürſtl. anhaltzerbſtiſche Hof gegeben, da er durch ſeine Edelknaben und Kammerjungfern allerley deutſche Schauſpiele aufführen laſſen, iſt nicht ganz vergeblich geweſen. Auch mitten im Kriege, ja was noch mehr iſt, mitten in einer in Feindeshand befindlichen Reſidenz, haben ſich Nachahmer jenes Muſters gefunden. Der Hr. Prof. Caſparſon eignet dieſe Ueberſetzung den hochfürſtlichen heſſiſchen Edelknaben zu, welche im vergangenen Winter ihre

ihre Nebenſtunden mit vielem Beyfalle angewandt, auch dieſes Stück ſehr wohl aufgeführet haben, zum Andenken dieſer nützlichen und angenehmen Uebungen. Und es iſt uns, aus guten Nachrichten bekannt, daß der gelehrte und geſchickte Pagenhofmeiſter daſelbſt, Herr Engelbrunner, mit einem ſehr glücklichen Fleiße die Aufführung ſolcher Luſtbarkeiten veranſtaltet und befördert habe.

Das Vergnügen ſo wir darüber empfunden, bewegt uns, ſolcher theatraliſchen Uebung, auch in unſerm Neueſten zu gedenken: ungeachtet das Stück ſelbſt nur ein Singſpiel iſt; welches immer zu den unvollkommenſten theatraliſchen Stücken gehöret. Hr. Metaſtaſio ſelbſt, ſo ein großer Dichter er auch iſt, würde uns viel vollkommnere Sachen liefern, wenn es ihm gefallen ſollte, ordentliche Trauerſpiele abzufaſſen. Um deſtomehr wundert es uns, daß der geſchickte Poet, Hr. Prof. Caſparſon, nicht die gezwungene kurze Versart der Opern, lieber in die freyern tragiſchen Jamben verwandelt hat: da doch, wie wir vernehmen, dieß Stück nicht geſungen, ſondern nur redend vorgeſtellet worden.

Der Inhalt dieſer Oper iſt folgender.

Ein Jüngling, Namens **Fernando**, gieng mit ſeiner jungen Geliebten, der **Conſtantine**, und mit ihrer Schweſter, der **Silvia**, einem Kinde, zu Schiffe, um mit ihnen in Weſtindien ſeinen Vater zu beſuchen, welchem die Statthalterſchaft einer Provinz daſelbſt anvertrauet war. Ein anhaltender und gefährlicher Sturm nöthigte ihn,

ihn, auf einer unbekannten und unbewohnten Insul ans Land zu steigen, wo er seiner Geliebten und dem Kinde, nach dem auf dem Meere ausgestandenen Ungemache, einige Bequemlichkeit und Erquickung verschaffen wollte. Indem aber beyde in einer Grotte, welche ihnen eine annehmliche und gelegene Zuflucht darboth, ruhig schliefen, wurde der unglückliche Gernando mit einigen von seinem Gefolge, durch eine überlegene Anzahl Seeräuber, welche durch einen Zufall daselbst landeten, überfallen, und von ihnen als Sclave weggenommen. Seine Begleiter sahen den Streit von dem Schiffe, und glaubten, in der Bestürzung, daß das Kind und die Gemahlinn des Gernando zugleich mit ihm geraubet wären; deswegen machten sie sich auf, um das Raubschiff zu verfolgen. Nachdem sie aber, in weniger Zeit, dieses und die Insel aus dem Gesichte verloren, nahmen sie traurig die unterbrochene Reise wieder vor. Die aufgewachte unglückliche Constantine suchte darauf lange ihren Gatten und das Schiff, welches sie dahin gebracht hatte, vergebens, und glaubte: sie sey, wie Ariadne, verrathen, und von ihrem Gernando verlassen worden. Als die ersten Anfälle ihres heftigen Schmerzens anfiengen der natürlichen Liebe zum Leben Raum zu geben, so beschloß sie weislich, die Erhaltung ihres Lebens, in dieser von allen Lebendigen entfernten Einsamkeit, durch die Kräuter und Früchte, welche sich häufig auf der Insel befanden, zu suchen. Indessen beschäfftigte sie sich mit der kleinen Silvien,

und brachte allen den Haß und Abſcheu, den ſie ſelbſt gegen das männliche Geſchlecht gefaſſet hatte, dieſer Unſchuldigen bey, die nichts von Männern wußte. Fernando war ſo glücklich, nach einem dreyzehnjährigen Sclavenſtande, ſich in Freyheit zu ſetzen. Seine erſte Sorge war dieſe, nach der Inſel zurückzukehren, auf welcher er die Conſtantine wider ſeinen Willen verlaſſen hatte; ob er ſich gleich gar keine Hoffnung machte, ſie lebendig wieder zu finden. Die unvermuthete Zuſammenkunft der beyden zärtlichen Geliebten, macht die Handlung aus, welche in folgendem Stücke vorgeſtellt wird.

Der Schauplaß ſtellt einen ſehr angenehmen Theil der unbewohnten Inſel, von der Seeſeite her, vor. Er iſt hin und wieder mit ſeltſamen Pflanzen und beblümten Raſen ausgeſchmückt, und zeiget eine ſonderbare Grotte. Zu der rechten Hand, weit vorwärts, liegt ein großer Stein, auf welchem man eine noch nicht völlig geendigte Aufſchrift in Europäiſchen Buchſtaben lieſt.

Im I. Auftritte erſcheint Conſtantine, nach einem ſeltſamen Geſchmacke mit Pelzwerke bekleidet, und mit Zweigen und Blumen gepußet. Sie hat ein Degengefäß mit einem Stücke von einer abgebrochenen Klinge in der Hand, und will damit eine noch unvollkommene Aufſchrift auf einem Steine vollenden. Ihre Worte ſind:

herkömmt.*) Dieſer ſoll in Deutſchland hin und wieder Schulen angelegt haben, und man kan leicht muthmaſſen, daß die Beredſamkeit aus ſelbigen nicht ganz und gar habe können verwieſen ſeyn.

Dieſem ſetzet man den Herzog Schar oder Sar an die Seite, der zu Abrahams Zeiten gelebet und eine berühmte Schule am Rhein aufgerichtet haben ſoll. Welche ſolche Schule beſuchten, wurden nach ſeinem Namen Scharen genennt. Es wuchs aber die Anzahl dieſer Schüler ſehr an, und daher kam es denn, daß man eine groſſe Menge eine Schaar nennete. Sie unterſchieden ſich auch von dem übrigen Volke, das mit ſtroblichten und verwilderten Haaren und Bärten einher ging, da ſie die ihrigen zierlich abſchnitten, woraus das Wort ſcheren entſprungen iſt. Weil nun diejenigen, welche eine Zeitlang in dieſer Schule waren unterrichtet worden, für andern zu bürgerlichen und Kriegsbedienungen kamen: So entſtunden daher die Wörter Schergen und Scherganten, welche nachdem, durch die Länge der Zeit, in Verachtung gerathen ſind, und heutiges Tages nur den Stadtdienern und unterſten Kriegsbedienten beygeleget werden. **)

Alles dieſes, was itzt von der Beredſamkeit der erſten Stifter geſaget worden iſt, gründet ſich auf die Chronickenſchreiber, welche kurz vor der Reformation, oder gleich darauf gelebet haben. Fragt man aber, woher dieſe ſolches haben wiſſen können: So muß man auf die uralten Lieder der Barden zurücke gehn, als welche unſerer Vorfahren Geſchichtbücher gewesen

*) Wir überlaſſen dieſe Ableitung dem Herrn Verfaſſer und wollen ſolche, wie noch andere mehr, zu rechtfertigen nicht über uns nehmen.

**) Adelar. Erich. Chron. Juliac. C. 10. Blatt 29.

Zwingt nicht ein Fleiß, der keine Mühe scheut,
Zuletzt die größte Schwierigkeit?
Hart ist der Stein, das Werkzeug ungeschickt,
Noch ungeübt die Hand: doch hat es mir geglückt,
Vollendet fast mein Werk zu sehn;
Ach, Himmel! ach! laß dieß nur noch geschehn,
Und dann schleuß meines Lebens bittre Tage,
Das Schicksal wirft vielleicht in diese Wüsten noch
Einst einen Fremdling her: so sagt der Marmor doch
Mein Unglück ihm und meine Klage:

Verlassen vom treulosen Gernando, endigte Constantine ihre Tage an diesen fremden Gestaden. Freund! Wanderer! wenn du kein Tieger bist, so rache oder beweine . . .

Mein Unglück.

Im II. Auftritte kömmt ihre Schwester Sylvia eilend und munter zu ihr, und meldet, daß sie ihr zahmes und verlohrnes Rehchen wiedergefunden. Constantine wundert sich über diese unschuldige Freude, und arbeitet fort, mit untermischten Thränen. Sylvia setzet sie darüber zur Rede; und jene erzählet ihr nochmals die Geschichte ihrer Anlandung auf dieser Insel; und den Mangel eines Geliebten, den jene, ihrer Jugend wegen, noch nicht kennet. Diese hält sich gar für glücklich, daß keine Mannspersonen da sind, die so gefährlich für ihr Geschlecht seyn, und in Europa zu ganzen Schaaren wohnen sollen, wie sie sagen gehöret. Constantine bestätiget dieses:

Beklagt

Geklaget hab ich dirs, doch nie genug geklagt,
Grauſam ſind ſie, gottlos und ungetreu,
Betrüger, glaub es mir,
So ſchlimm war noch kein wildes Thier:
Es kam in keines Herz, was Mitleid ſey. (Sie weint)
Sie kennen weder Treu noch Liebe,
Und ihre Bruſt fühlt keiner Menſchheit Triebe.

Als jene ihr das Weinen übel nimmt, ſo verantwortet ſich dieſe, durch folgende Arie:

Wenn die nicht weinte, die der Gatte
Aufs grauſamſte verlaſſen hatte,
Die ewig fern von jedermann;
So ſprich, Gott! wer denn weinen kann?
Wer ſchilt, als unrecht, meine Klagen?
Die Hoffnung gar darf ich nicht wagen,
Daß man einſt meinem Herzeleid,
Bey Mitleids bittre Zähren weiht.

Sylvia allein ſtellet im 3ten Auftr. Ueberlegungen dabey an, ſieht aber ein Schiff ankommen; darüber ſie ſehr erſtaunet. Bald ſieht ſie gar den Gernando und Henrico ans Ufer treten, vor welchen ſie läuft, und ſich hinter Gebüſchen verſtecket. Im 4ten ſaget der erſte, dieß ſey die längſt geſuchte Inſel. Die Liebe habe ſie zu tief in ſein Herz gepräget. Es heißt:

O liebſter Freund! es iſts, ich kenne jeden Stein,
Und ſiehe da die Höhle,
In der, mit Silvien an ihrer Bruſt,
Verſenkt in ſtiller Luſt,
Ich die zum letztenmal verließ,
Die ich Geliebte hieß;

Ja, sie, mein Gut, sie, meine Seele!
Seitdem hab ich sie nicht gesehn.
Der Räuber Angriff ist auch hier auf mich geschehn;
Hier ward ich übermannt,
Verwundet, und es fiel das Schwert mir aus der Hand.
Freund! such' an der, ich will nach dieser Seite gehn.
Man irret nicht, die Insel ist zu klein;
Zwar, sie zu finden, sagt die schwache Hoffnung, nein.
Doch, wenn ein Grab sie deckt in dieser Erden,
Soll sie auch wenigstens mein Grabmaal werden.

Sylvia erscheint im 6ten Auftr. die nichts mehr wünschet, als beyde von Gesichte zu sehen. Endlich wendet sich Henrico nach ihr; und sein Anblick gefällt ihr. Doch da er sie nicht sieht, geht er wieder weg; und sie redet im 6ten Auftritte so:

Was hab ich da gesehn?
Kein Mann war die Person,
Man sah' im Antlitz sonst der Seele Wildheit schon;
Gottlos und grausam ist das männliche Geschlecht,
Drum schildert sich in ihrem Blick mit Recht
Ein Herz voll Wuth. Doch ist sie auch
Kein Frauenbild. Es sind die Kleider nicht
Nach weiblichem Gebrauch.
Gnug, es ist liebens werth, es sey auch was es sey!
Ich geh zur Schwester hin, daß sie mir Grund verleih.
Allein, — was hält hier meinen Fuß?
Ihr Sterne! sagt, warum ich seufzen muß?
Warum schlägst du so oft, mein Herz?
Furcht ist es nicht, ich fühle keinen Schmerz;
Mich reizt ein Trieb, der mir noch unbewußt,
Und, ein ich weis nicht was, durchwallet meine Brust.

Im

Im 7ten Auftr. kömmt Gernando zurück, mit dem Vermelden, er habe noch keine Spur von ſeiner Geliebten gefunden. Indem erblicket er den Stein mit der Aufſchrift. Er kann ſie vor Wehmuth nicht auslesen, und fällt auf den Stein hin, in Meynung ſie ſey da geſtorben. Dieß iſt ein beweglicher Auftritt. Endlich flieht er in die Wüſten.

Nun gerathen Sylvia und Henrico aneinander. Jene will fliehen, dieſer holet ſie zurück, und endlich ſprechen ſie mit einander: aber von ihrer Seite voll Furcht, und doch voll Zärtlichkeit gegen einen nie erblickten Gegenſtand. Hier kämpfen die Leidenſchaften ſehr ſchön mit einander. Kurz, dieß iſt nur ein Vorſchmack von dem ganzen Stücke: darinne Gernando und Conſtantine einander endlich treu erfinden, und zärtlich umarmen; Henrico aber ſich mit Sylvien verlobet. Die Schlußarie iſt:

Wenn Wolken den Himmel umziehn,
Muß dennoch die Hoffnung nicht fliehn;
Und ſelber das harte Geſchicke,
Ermüdet das widrige Glücke;
Wer ſtandhaft ſich ihm widerſetzt,
Der ſieget zuletzt.

Wir wünſchen uns, nach einem ſo ſchönen Verſuche, mehr dergleichen; aber lieber tragiſche und komiſche Vorſtellungen, von dieſem hochfürſtlichen Hofe zu erfahren; wenn nur erſt die traurigen Schickſale des Krieges ihm erlauben werden, wieder Luft zu ſchöpfen.

X.

Verzeichniß

Was in der königl. preuß. Residenzstadt Königsberg in der evang. Lutherischen, Reform. und übrigen Gemeinen in 12 Jahren gebohren, getrauet und begraben worden.

Im Jahre	Copulirt. Paar.	Gebohren.	Gestorben.		
- 1750	658	2233	1893	Also	340 mehr geboren als gestorben.
- 1751	716	2143	1765	- -	378 mehr geboren als gestorben.
- 1752	639	2025	2258	- -	233 mehr gestorben als geboren.
- 1753	665	1978	2137	- -	159 mehr gestorben als geboren.
- 1754	665	2221	1989	- -	232 mehr geboren als gestorben.
- 1755	542	2232	1987	- -	245 mehr geboren als gestorben.
- 1756	553	2182	2397	- -	215 mehr gestorben als geboren.
- 1757	372	2118	3536	- -	1418 mehr gestorben als geboren.
- 1758	502	1235	3422	- -	2187 mehr gestorben als gebor.
- 1759	633	1532	2620	- -	1088 mehr gestorben als gebor.
- 1760	726	1649	2014	- -	365 mehr gestorben als gebor.
- 1761	625	1780	1770	- -	10 mehr geboren als gestorb.
Jahre 12	Cop. 7296.	Geb. 23328.	Gest. 27788. Geb. 23328.		

4460 mehr gestorben als geboren.

Seit dem Frühjahre des 1757. Jahres, da die preußische Garnison ins Feld rückte, ist die Garnison nicht mehr mitgerechnet worden, außer was als krank im Lazarethe, und als Russische Kriegsgefangene gestorben.

Anmerkungen.

Da man hier in Sachſen beſtändig glaubet, daß die ruſſiſche Herrſchaft in Preußen ſehr gülden, gegen dasjenige geweſen, was man allhier empfunden: ſo hat man ſich bemühet, nur eines einzigen Beweiſes theilhaftig zu werden, was dieſe feindliche Regierung, in der preußiſchen Hauptſtadt für Folgen nach ſich gezogen. Ein unfehlbares Zeichen des Flores einer Stadt, iſt die große Anzahl der Einwohner; die ſich aus den Regiſtern der Verehlichten, Gebohrnen und Geſtorbenen am beſten ſchließen läßt: ſo wie man die geſunde Luft und mäßige Lebensart der Einwohner daraus abnehmen kann, daß jährlich viel mehrere gebohren werden, als ſterben.

Man bemerke alſo zuförderſt, daß in Königsberg 1750. 2233 Kinder gebohren worden, und dagegen nur 1893 geſtorben; folglich 340 Menſchen mehr gebohren worden, als geſtorben. Dieſes zeiget gewiß einen volkreichen und geſunden wohlgeſitteten Ort an. Das folgende Jahr iſt zwar um 100 Kinder ſchwächer: aber auch die Zahl der Todten iſt um eben ſoviel geringer, ſo daß noch einerley Verhältniß bleibt; indem 378 Kinder mehr gebohren worden, als man Menſchen begraben hat. Königsberg war alſo damals in einer merklichen Zunahme.

II. Woher es gekommen, daß in den beyden folgenden Jahren, das Blatt ſich gewandt; und die Zahl der Gebohrnen ab, der Geſtorbenen aber ſo merklich zugenommen: das müſſen kluge Oberkeiten des Ortes dort unterſuchen. Wir können

es durch keine andre Muthmaßung ergründen, als daß vieleicht die Blattern, oder andre wüthende Krankheiten viele Leute müssen weggerissen haben.

III. Gleichwohl hat sich im 1754 und 1755sten Jahre Königsberg wieder erholet, und seine gewöhnliche Zahl von 2200 Kindern und drüber, wiederum geliefert; so daß abermal die Zahl der Todten, an die drittehalb hundert Menschen kleiner gewesen, als der Gebohrnen. Man sieht daraus zur Gnüge, daß solches der gewöhnliche Zustand dieser königl. Residenzstadt seyn müsse; welche sich viele in Deutschland, aber sehr unrecht, als einen wüsten, entvölkerten Ort vorstellen: da doch außer Wien, Berlin und Hamburg, kein Ort in ganz Deutschland und der Schweiz ist, der ihm an Zahl der Einwohner gleich käme; selbst Prag, Nürnberg, Dresden, und Danzig nicht ausgenommen.

IV. Nun folget das Jahr, da der Krieg angieng, und die Besatzung aus der Stadt rückte, auch die unglückliche Schlacht bey Jägersdorf vorfiel: da dann die Zahl der Todten, von den vielen Verwundeten, die dahin kamen und sturben, bis auf 215 stärker ward, als der Gebohrnen. Allein das war noch nichts, gegen das folgende Jahr, als die Russen wirklich ganz Preußen und Königsberg in Besitz genommen hatten. Was hier Furcht, Schrecken, Bedrängnisse, und Mangel der Nahrung, unter den Einwohnern dieser großen Stadt für Wirkungen gehabt, zeiget die Zahl der Verstorbenen, die sich auf 3536 belief; so daß tausend vierhundert und achtzehn mehr gestorben als gebohren worden.

V. Gleich-

V. Gleichwohl war die Zahl der Gebohrnen dieſes Jahres noch 2118; weil nämlich dieſe Kinder im vorigen Jahre ſchon erzeuget waren. Ganz anders ſah es im 1758ſten J. aus, da ihre Anzahl plötzlich auf 1235 herunter ſank; die Anzahl der Todten aber dieſelbe, um 2187. übertraf. Was das für einen Zuſtand der Einwohner vorausſetze, kann ein jeder ſelbſt ermeſſen; da gewiß keine Verwundteten mehr nach Königsberg gebracht worden; weil es viel zu weit von den Schlachtfeldern dieſes Jahres, bey Zorndorf, Kunnersdorf u. ſ. w. entfernet war.

VI. Im nächſten 1759. und den folgenden Jahren, hat ſich freylich die Zahl der Gebohrnen wieder ein wenig geſtärket, und iſt wiederum auf 1532. 1649. u. 1780 angewachſen. Ohne Zweifel hat ſich das erſte Schrecken der Einwohner in etwas geleget; einige Entflohene ſind wieder gekommen, oder neue an der vorigen Stelle gerücket. Allein wie viele fehlen gleichwohl noch daran, daß nicht die alte Zahl der 2200 voll iſt? Gewiß, zu 500 Kindern in einem Jahre gehören ſo viele Menſchen, als unzählliche der anſehnlichſten Städte in Deutſchland, nicht aufzuweiſen haben. Und hieraus beurtheile man nun, die große Glückſeligkeit, die Königsberg unter der ſo geprieſenen ruſſiſchen Regierung genoſſen haben muß! Von dem ganzen Lande, welches noch über 50 bis 60 Städte zählet, darunter einige bis in den Grund verbrannt ſind. Kann man leicht ſelbſt den Schluß machen.

XI.

Fortsetzung des Lebenslaufes der sel. Frau Prof. Gottschedinn.

Indem sie nun dergestalt die philosophischen und schönen Wissenschaften mehr und mehr liebgewann, und ihren Umfang kennen lernte, nahm sie allmählich wahr, daß man ohn einige Kenntniß der lateinischen Sprache, die Kunstwörter derselben weder recht verstehen, noch brauchen könnte. Sie ward also begierig, einen Mangel zu ersetzen, der ihr von Jugend auf noch anklebete, und dessen Uebelstand sie nun allererst recht einsah. Ihr Gatte willigte gern darein, ihr einen ordentlichen Unterricht im Lateine geben zu lassen: und Hr. M. Schwabe, der sich nachmals durch allerley gelehrte Schriften der Welt so rühmlich bekannt gemachet, ja bereits damals Rollins Art die schönen Wissenschaften zu lehren und zu lernen, deutsch geliefert hatte, übernahm diese Bemühung mit Vergnügen. Seine geschickte Art, ihr die Sprachkunst beyzubringen, und andere kleine Uebungen im Uebersetzen, brachten sie in kurzem so weit, daß sie bald einen leichten Schriftsteller verstehen, und sowohl im Reden als Schreiben mit den vorkommenden lateinischen Wörtern so richtig zu verfahren wußte, als ein Gelehrter; ja daß sie oft Fehler an diesen bemerken konnte, die ihnen im Umgange aus Uebereilung entfuhren. Diese Kenntniß gab ihr hernach keine geringe Hülfe, als sie bey der deutschen Aus-

Ausgabe des baylischen Wörterbuches ihrem Gatten hülfliche Hand leistete; wie bald gedacht werden soll.

Indessen machten ihr die beständigen Redeübungen, die sie vor ihrer Stubenthüre, Mittwochs und Sonnabends Jahr aus, Jahr ein hörete; und die ordentlichen Vorlesungen über die Redekunst, die sie gleichfalls etlichemal durch gehöret hatte, allmählich eine Lust, selbst dergleichen Ausarbeitungen zu versuchen. Da sie der Fr. von Gomez Sieg der Beredsamkeit übersetzet hatte, wie bereits gedacht worden; und nun mit mehrerer Einsicht, als damals, diese kleinen Reden durchlief; kamen ihr dieselben sehr seicht vor: so daß sie nicht ohne Grund glaubte, etwas stärkers und bessers machen zu können. Sie fand auch, ihrem nunmehrigen Geschmacke nach, da sie mit den philosophischen Wissenschaften genauer bekannt geworden war: daß nicht die Beredsamkeit, sondern die Weltweisheit billig den Sieg davon tragen müßte. Dieses ihr Vorhaben nun, mit einiger Veränderung auszuführen, gerieth sie auf einen der glücklichsten Einfälle von der Welt.

Sie hatte schon in der ersten Jugend des Kaisers Antoninus Betrachtungen über sich selbst, nach Joh. Ad. Hofmanns Verdeutschung, mit vieler Rührung gelesen. Sie besann sich also auf den ersten Unterricht dieses Kaisers, und auf die Lehrmeister, die er dabey in allen Wissenschaften gehabt hatte. Sie dichtete, daß sein Großvater Lucius Verus, diesen jungen Prinzen, theils ihn auf die Probe zu stellen, theils die Wahl seiner

geweſen ſind. Die meiſten davon ſind vorlängſt verlohren gegangen *), und was noch irgend auf unſere Zeiten gekommen, iſt ſo ſchwer zu leſen und zu verſtehen, daß auch ſchon Trittheim und Aventin **) zu ihrer Zeit den Verſtand deſſelben nicht errathen können. Wir würden aber unbillig gegen belobte Chronickenſchreiber handeln, wenn wir muthmaſſen wollten, ſie hätten das aus ihrem Gehirne erſonnen, was ſie von Thuiſcon, Ingevon und Sar erzehlen. Sie lebten noch näher an den Zeiten der Barden als wir, und man fand dazumal noch viele Ueberbleibſele von ihren Liedern: So hatte auch die Sprache die alte Geſtalt noch nicht ſo ſehr verlohren, ſondern war der uralten noch faſt gleich. Es kan ſeyn, daß vieles davon auf ſchwachen Gründen beruhet, und zu den Märchen gehöret. Allein man muß doch glauben, daß ſie auch vieles aus den Bardenliedern getreulich abgeſchrieben, ja von ihren Vorfahren nicht weniger Erzehlungen durch Hörenſagen

*) An dieſem Verluſte ſind verſchiedene Urſachen Schuld. 1) Der Untergang des Carolingiſchen Stammes. 2) Die Einfälle der Hunnen. 3) Viele andere Kriege, wodurch Deutſchland zerrüttet worden. 4) Die gleich nach den Ottonen einfallende Barbarey. 5) Die Unwiſſenheit, Faulheit und der Geiz der Münche, wovon Tritthem. Chron. Monaſt. Hirſaugienſ. Bl. 55 nachzuſehen. 6) Der Aberglaube. Denn weil dieſe Lieder viele Räzel in ſich faßten: So hielt man ſie vor Zauberformeln. 7) Die Geringſchäzung der deutſchen u. die unmäßige Liebe zur lateiniſchen Sprache.

**) Denn Trittheim war 1462 und Aventin 1466. gebohren.

gelehrten Bemühungen ihm selbst zu überlassen, einen Tag angesetzet, da ihm die für ihn bestimmten Lehrer der Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte und Weltweisheit, ein jeder seine Disciplin anpreisen sollten. Der Prinz hätte sie alle gehöret, und alsdann gewählet: und diese Wahl wäre nach der bekannten Neigung dieses Kaisers zur Philosophie, schon in seiner Kindheit, für die Weltweisheit ausgefallen.

Indem sie also die Scene dieser Reden aus Athen nach Rom versetzet, und einen so wichtigen Umstand, als die Erziehung eines so großen Kaisers, als Antonin gewesen, der sich bey der ganzen Nachwelt, den Beynahmen des Philosophen erworben, ins Spiel gemischet, und zum Behuf ihres Wettstreites geschickt ergriffen hatte: so bemeisterte sie sich auch aller dieser Vortheile auf eine so glückliche Art, daß sie, am statt einer schwachen Nachahmung der Fr. Gomez, wie es das Ansehen haben konnte, ein ungleich stärkeres Original lieferte; jenes Vorbild aber sehr weit zurück ließ. Es sind auch allerdings in allen vier Reden solche feurige Züge eines redneriſchen Geistes enthalten; und sonderlich des Philosophen Schutzrede mit so überwiegenden und siegenden Gründen angefüllet, daß dieß Werkchen mit Recht der Triumph der Weltweisheit heißen konnte. Unter diesem Namen erschien es 1738 und zwar in Gesellschaft des gomeßischen Sieges der Beredsamkeit; um jedem Leser die Vergleichung beyder Werke anheim zu stellen, und zu erleichtern.

Sie fügte diesen beyden Wettstreiten noch ein Paar andre Reden bey, die sie gleichfalls beyläufig

fig ausgearbeitet hatte. Mit der ersten hatte sie ihrem Freunde und Gatten, ein Angebinde an seinem Jahrstage gemachet; den sie insgemein mit einer neuen Ausarbeitung zu beehren pflegte. Sie bewies darinnen: daß ein rechtschaffener Freund ein Philosoph seyn müsse; und bestätigte solches aus eigener Erfahrung mit seinem Beyspiele. Gleichwohl wurden im Drucke viele von den besondern Lobsprüchen desselben weggelassen: weil die Welt insgemein solche Erklärungen nicht vertragen kann. Genug, daß ihre vorzügliche Neigung gegen die Lehren der Weltweisheit, sich hier auf eine neue Art erwiesen hatte. Die zweyte Rede aber war von einem ganz besondern Geschmacke, und zeigte ihre Einsicht in die wahre Beredsamkeit, sonderlich was die ihr anständige Schreibartbetrifft, durch einen neuen und noch zur Zeit unversuchten Kunstgriff.

Es lebte damals unter den hiesigen witzigen Köpfen und Dichtern auch der so berufene Amarantes, oder Gottlieb Siegmund Corvinus noch, und hatte vor kurzem einen Band deutscher Reden ans Licht gestellet. Derselbe war noch größtentheils in dem alten lohensteinischen und weidlingischen Geschmacke, und hatte also seine Reden in einer sehr schwülstigen Schreibart abgefasset, und eine Menge falsches Witzes darinne ausgekramet. Dieser Ausdruck nun konnte dem richtig denkenden Geiste der Wohlsel. unmöglich gefallen: aber nur Sie war im Stande, das Ungereimte desselben, auf eine dem Verfasser selbst erträgliche Art begreiflich zu machen.

Eine Gesellschaft witziger Freunde und Freundinnen belustigte sich damals dadurch, daß sie einander an ihren gegenseitigen Geburtstagen, allerhand spaßhafte Glückwünsche machete: wodurch die Zeit eines Nachmittags, oder Abends viel angenehmer vertrieben ward, als mit dem gewöhnlichen Kartenspiele. Corvinus, der als ein witziger Kopf nach der alten Mode, mit seinen wunderlichen Einfällen, die von ihm den Namen der Corvinereyen führten, zur Lust der Gesellschaft diente, ward insgemein, ohne seine Unkosten, mit zur Versammlung gerufen: und brachte fleißig die Früchte seines Witzes mit, um die Gesellschaft zu vergnügen. Was war nun billiger, als daß man auch seinen Jahrstag, mit Ablesung von allerley Spielwerken und altfränkischen Gedichten feyerte? Die Wohlf. aber nahm sich etwas größers vor. Sie sammlete aus seinen eigenen Reden die seltsamsten Einfälle, Ausdrücke und Redensarten, und machte gleichsam einen oratorischen Cento daraus, der aus allerley zusammengeflickten Brocken bestund; und bey dem allen, ihm zum Lobe gereichete. Dieses Stück las Sie in der Versammlung mit sehr ernsthaftem und erhabenem Tone einer Lobrednerinn vor; so daß die ganze Gesellschaft, wegen der schwülstigen Ausdrücke, anfänglich in ein Erstaunen, hernach aber in ein lautes Gelächter ausbrach; indem viele darunter die corvinische Schreibart nur gar zu deutlich erkannten. Er selbst ward es bald gewahr, daß seine Reden dabey gebrauchet worden, wußte aber kaum zu unterscheiden, ob er es als eine Ehre, oder als eine Beschimpfung ansehen sollte: zumal

da

da man ihn versicherte: es sey eine etwas gar zu starke Nachahmung seiner Schreibart zu nennen. Dabey blieb es auch; allein diese Rede ward hier mit beygedrucket, und hat sonder Zweifel vielen Anfängern in der Redekunst zur Warnung gedienet. Ueberhaupt aber hat der sel. M. Schulz, in seinen Mustern und Beyspielen aus den Schriften der besten Redner, aus dieser Sammlung der Wohlseligen, sehr viele der schönsten Stellen an gehörigen Orten eingeschaltet, und angehenden Rednern zur Nachfolge angepriesen.

Um diese Zeit war in Frankreich, oder Holland, die so betitelte Femme Docteur, ou la Theologie Janseniste tombée en Quenouille herausgekommen; ein leichtfertiges Schauspiel, womit die Jesuiten die Jansenisten zu Paris eingetrieben hatten. Die Wohlsel. hatte in ihrer Jugend eine Brut von solchen Frömmlingen gekannt, die sich auch in die Häuser klugseyn wollendes Frauenzimmers eingeschlichen, um sie unter dem Scheine der Andacht zu gewinnen, und zum Behufe ihrer Herrschsucht zu misbrauchen. Sie glaubte bey Durchlesung dieser Komödie, sehr viel Aehnlichkeit zwischen diesen häuchlerischen Seelenbrüdern, und den französischen Jansenisten zu bemerken: und da sie die Künste und Lebensart von jenen noch in frischem Andenken hatte, glaubte sie vielen einen heilsamen Dienst zu thun, wenn sie die Abscheulichkeit boshafter Absichten und Verführungen, auch in unsrer Muttersprache bekannt machen möchte. Sie begnügte sich aber nicht mit einer bloßen Uebersetzung, wie es Terenz mit Menanders Stücken gemachet hatte; sondern änderte

Na-

Namen und Umstände dergestalt, daß diese ihre Nachahmung ein auf deutschem Boden gewachsnes Original zu seyn schien. Sie betitelte es: Die Pietisterey im Fischbeinrocke, und es gelung ihr damit so gut; daß eine Menge von Lesern, die es in Hamburg gedruckt erblickten, es keinem unberühmtern Schriftsteller, als dem berühmten Pastor Neumeister zueignete; dessen Eifer wider die Pietisten, sich sonst schon auf mehr als eine Art beißend genug erwiesen hatte. Desto mehr Aufsehen machte nun dieß Stück in ganz Deutschland. An etlichen Orten, wo Leute von dieser Art, die Hand mit am Ruder hatten, ward es weggenommen, verbothen, und fast für unehrlich erkläret: dahingegen unzählige, einsehende und wohlgesinnte Theologen es für sehr nützlich und geschickt hielten, die schleichende Muckerey der Kopfhänger, und die quäkerische Dummheit vieler Phantasten auszurotten. Es ist auch kein Zweifel, daß dieß Schauspiel der damals sehr mächtigen Pietisterey einen empfindlichen Stoß gegeben, und sie durch die Waffen des Auslachenswürdigen so kräftig bestritten, als Cervantes durch seinen Don Quixote die Ritterbücher in Spanien, und Corneille durch seinen Berger extravagant die Schäferromane in Frankreich niedergeschlagen hatte.

Da die Wohlselige noch immer die Musik zur Abwechselung ihrer Nebenstunden zu brauchen pflegte: so bemühte sie sich auch darinnen die gemeine Bahn des Frauenzimmers in etwas zu überschreiten. Den Generalbaß hatte sie auf dem Claviere schon in Danzig gelernet: allein die musikalische

Sey-

Setzkunst, oder das Componiren hatte sie noch nicht begriffen. Bey ihrer großen Fähigkeit und Neigung zu dieser Kunst, hatte sie also nur noch einen Schritt zu thun: und hier wählte ihr Gatte, von denen damals hier befindlichen Musikverständigen, einen der geschicktesten Lehrlinge des Capellmeisters Bach, Herrn Krebsen: der nachmals sehr berühmt geworden. In kurzem begriff sie so viel davon, als zu Stillung ihrer Begierde nöthig schien. Sie setzte nicht nur eine sog nannte ganze Suite, womit sie zur Erkenntlichkeit, ihren Gatten einmal an seinem Jahrstage anband; sondern brachte auch eine Cantate von seiner Arbeit in Noten, die auf ihrer beyder glückliche Verbindung verfertiget war. Vielleicht wären beyde Stücke nicht unwerth bekannt zu werden, um der Welt ihren glücklichen Geist auch in dieser freyen Kunst vor Augen zu legen. Ohne Zweifel hat auch der Ruf davon damals gemachet, daß der jetzige Kammersecretär zu Braunschweig, Hr. Joh. Fr. Gräf, 1739. die zweyte von seinen artigen Liedersammlungen ihrem Namen zueignete; ja daß selbst Herr Hofrath von Mitzler in Warschau, der damals noch hier lebte, ihr vor einer seiner musikalischen Schriften gleiche Ehre erwies.

Man glaube indessen nicht, daß ihr Flügel und ihre Laute sie ganz von den ernsthaftern Musen abzuziehen vermocht. Nein, nach der lustigen Thalia, war sie auch eine Freundinn der strengern Melpomene geworden. Denn hatte sie schon in Danzig einen Aufzug aus der voltairischen Zaire, in reimlosen Versen versuchet; der auch dem Siege der

Be-

Beredsamkeit beygedrucket worden: so übersetzte sie in diesen Jahren die Cornelia, ein Trauerspiel aus der Madem. Barbier. Zweyerley hatte sie gereizet, dieß Stück vor andern zu einem tragischen Versuche zu wählen. Das erste war, daß die Verfasserinn desselben ein Frauenzimmer war, mit dem sie sich, so zu reden, am liebsten in einen Wettstreit einlassen wollte, welche von ihnen die großmüthigen und edeln Gesinnungen einer Römerinn am stärksten und feurigsten ausdrücken könnte. Das zweyte war, die Heldinn des Stückes selbst, die große Tochter Scipions des Africaners; die berühmte Mutter der Gracchen; die Ehre ihres Geschlechtes: deren erhabenes Beyspiel und tugendhaftes Wesen ihr vor andern werth schien, erneuert, und auch in Deutschland bekannter zu werden. Es gelung ihr auch die Verdeutschung desselben dergestalt, daß die damalige neuberische Bühne dasselbe mit dem größten Beyfalle aufführete; und ihr Gatte kein Bedenken tragen dorfte, den II Band seiner deutschen Schaubühne damit zu zieren. Man lese nur selbst, die heftigen Auftritte dieser republicanischen Römerinn, mit dem Consul Licinius, so wird man erstaunen, mit was für einer Ungezwungenheit und Stärke im Deutschen, die Uebersetzerinn alles ausgedrücket. Viele Kenner, die selbige mit dem Originale verglichen, haben wohl gar den Ausspruch gethan: daß die Dollmetschung an vielen Stellen demselben an Geist und Feuer weit überlegen sey. Künftig mehr.

Ende des Heumonds.

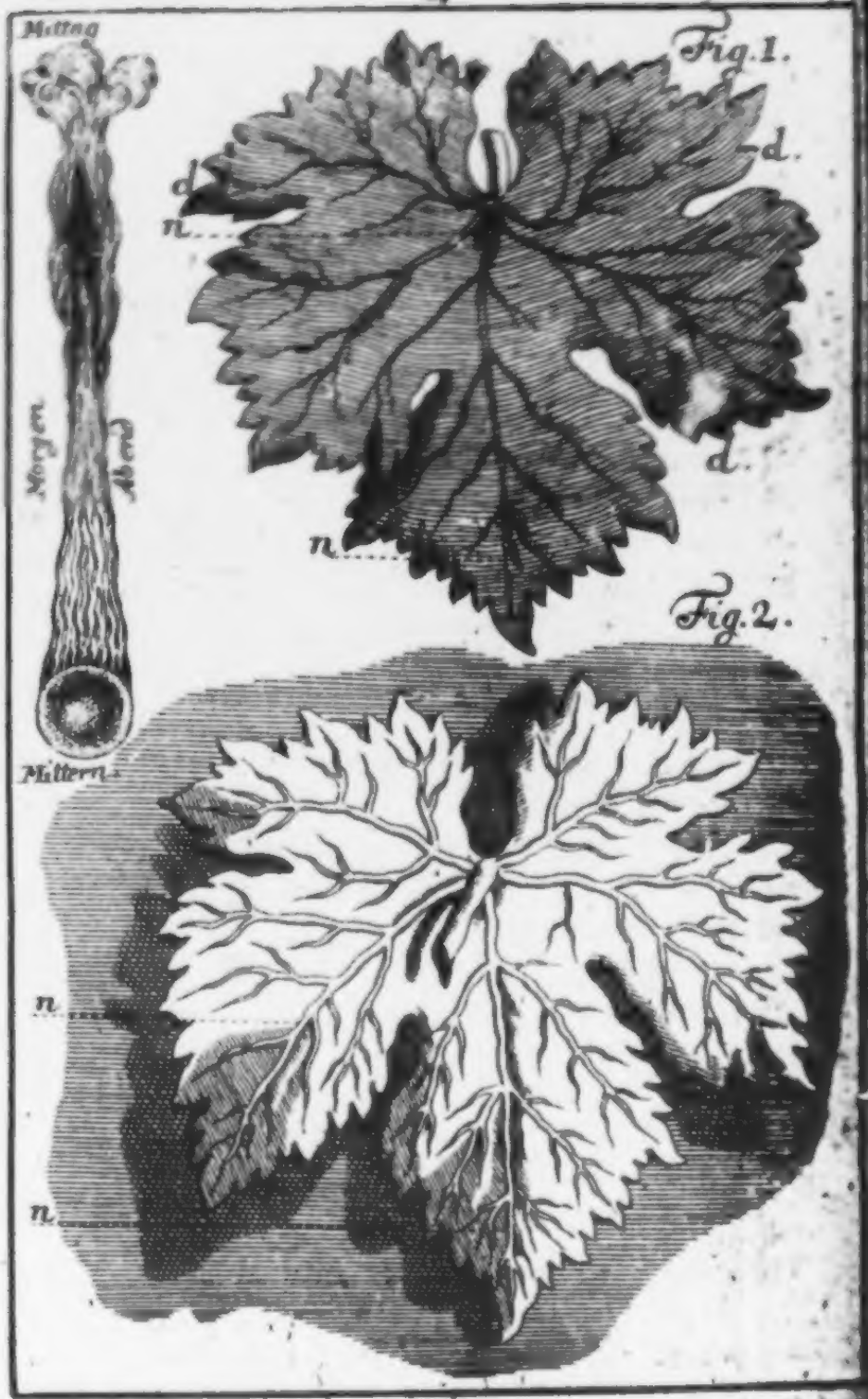
Mittag
Fig.1.
d.
d.
n.
d.
n.
Abend
Morgen
Mittern.
Fig.2.
n.
n.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit.

De la Motte.

Malgré ſa grace piquante,
Un Bon-Mot ne prouve rien.

Aerntemond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. VIII. 1762.

ſagen empfangen haben. Denn die Heldengeſänge dieſer Barden wurden nicht ſo wohl aufgeſchrieben, als vielmehr auswendig gelernet, und kamen nur durch einen mündlichen Unterricht auf die Nachkommen.

Der Herr Verfaſſer überläßt die Erzehlungen von den alten deutſchen Königen ihren Scribenten, und kommt auf die Beredſamkeit der Deutſchen, die von dem Cimbriſchen Kriege bis auf Carln den groſſen gelebet haben. Dieſe will er aus gewiſſern Denkmalen zeigen. Er macht ſich hier den Einwurf, ob man wohl die damaligen Deutſchen wegen ihrer Beredſamkeit rühmen könne? Man ſolle nur einen Schriftſteller von denen Zeiten vorbringen, der ſolches glaublich machte. Einen Deutſchen habe man nicht, und es wäre auch niemals einer da geweſen. Denn die Deutſchen hätten ja ſelbſt erſt lange hernach von den Römern ſchreiben gelernet, denen ſie auch ſelbſt das Wort ſchreiben zu danken hätten. So wären gleichfalls bey ihnen zu Cäſars und Taciti Zeiten keine eigene Buchſtaben geweſen. Denn diejenigen, welche ſie in der Schweiz und an den Gränzen von Deutſchland gefunden haben, heiſſen ſie Griechiſche *), und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſolche von den Maſſiliern, die griechiſcher Herkunft waren, bekommen haben. Wie könne man nun beweiſen, daß diejenigen, von welchen man kaum bejahen kan, daß ſie ordentlich und deutlich geſprochen, zierlich und ſchön

*) Cæſ. de Bell. Gallic. L. I. Tacit. de mor. Germ. C. 2.

Inhalt.

I. Die Gedächtnißschriften des sel. Hrn. Grafen von Bünau.

II. Babioles litteraires & critiques, en Prose & en Vers.

III. Hrn. Bonnets Versuche vom Wachsthume der Pflanzen.

IV. Ursachen von den Mängeln der Rechtschreibung.

V. Wilczecks Lehrsatz von der Lage der Erden.

VI. Kurze Beschreibung einer Luftkugel welche zu Halberstadt beobachtet worden.

VII. Hans Puff. Ein Lustspiel.

VIII. Lucinde eine Erzählung.

IX. Fortsetzung des Lebens der Fr. Prof. Gottschedinn.

I.

Die vornehmſten Gedächtnißſchriften, welche dem Andenken weil. Sr. Excellenz, des Hochw. und Hochgebohrn. Hrn. Herrn Heinrichs, des heil. röm. Reichs Grafen von Bünau, auf Dahlen, Domſen, Nöttnitz, Oßmannſtädt, Gölnitz und Großtauſchwitz u. ſ. w Erbherrn, nach deſſelben den 7. April 1762. im 65ſten Jahre Seines Alters erfolgtem ſel. Ableben gewidmet worden.

Eine Leichenpredigt im Neueſten? Was für eine Erſcheinung! Es iſt wahr; wir beſinnen uns nicht, bisher dergleichen Auszug geliefert zu haben. Allein wer kann dafür, daß die Großen ſo ſelten wahre Freunde der angenehmern Muſen ſind? So vielen man es auch nachrühmet, daß ſie leibhaftige Mäcenaten ſind; ſo wenige haben ſelbſt auf dem Parnaß ein Wort zu ſprechen: und bezeugen wohl gar durch die Beſchirmung eines Bavens und Mäves, oder wie der große Alexander,

rander, eines abgeschmackten Chörilus, wie unwürdig sie sind, Statthalter Apollens zu seyn, und Lorbern oder Belohnungen in Händen zu tragen!

Der in diesen Gedächtnißschriften gepriesene Graf, würde dem deutschen Helikon theuer und unvergeßlich gewesen seyn; wenn er gleich nie ein Minister, nie ein Staatsmann und Regent ganzer Fürstenthümer gewesen wäre. Wie wenig Antheil hätte also die Schmäucheley an seinem Lobe, wenn ihm gleich Klio in ihrem Heiligthume einen Altar aufrichtete! Erkenntlichkeit und Bewunderung müssen ihn vergöttern, und an die Spitze deutscher Schriftsteller setzen: und sein Leben muß allen Folgezeiten theuer werden, weil ihn die Nachwelt für den deutschen Livius halten wird, der dieß goldne Alter unsrer Sprache erleuchtet und erhoben hat. Seine Feder ist eine Regel des guten Geschmackes in der deutschen historischen Schreibart geworden; und wird allen, die nach ihm kommen, wenn sie anders gescheid sind, zum Muster dienen. Wie könnten wir also in diesem Neuesten es unterlassen, seines Namens und Ruhmes zu gedenken?

Indessen erwarte man es nicht, daß wir der hier befindlichen Leichenpredigt, des Herrn D. Basch, oder der Stand- und Trauerrede des Herrn M. Joh. Fr. Burschers, weitläuftig erwähnen sollten. Wir nennen sie nur, weil sie die wichtigsten Stücke dieser Sammlung sind: die aber, ihrer an sich guten Ar ungeachtet, unsre Aufmerksamkeit nicht gefesselt haben. Es ist schwer, auf solche große Männer, würdige Denkmäler zu verfertigen; und es

fraget sich noch, ob solches in einer Predigt, oder einer ihr nicht unähnlichen Parentation geschehen könne? Wir übergehen also wegen der Enge unsers Raumes, diese größern und andre kleinere poetische Stücke dieser Trauerschriften. Bloß das Leben unsers preiswürdigen Grafen ist unsrer ganzen Aufmerksamkeit werth. Bloß von diesem wollen wir einen kurzen Auszug liefern, der einem Fleschier, oder General-Superint. Löwen, zu Gotha, zu einem wahrhaften Meisterstücke einer der prächtigsten Lobreden Stoff an die Hand hätte geben können. Herr M. Burscher, des hochsel. Herrn Grafen Bibliothekar, hat dieses Leben ausführlich beschrieben; und wir werden nach der Beschaffenheit unsers Raumes, nur einen kurzen Auszug daraus mittheilen.

Weißenfels, die vormalige herzogliche Residenz eines fürstl. sächsischen Hauses, hat die Ehre, einen so großen Geist in seinem Schooße erzeuget zu haben; und der zweyte des Brachmondes alten Calenders im 1697sten Jahre war der Tag seiner beglückten Geburt gewesen. Das bünauische Geschlecht ist alt, edel und groß genug, vielen andern mittelmäßigen Sprossen und Zweigen, Glanz und Ansehen zu geben. Unser hochsel. Graf Heinrich von Bünau brauchte diesen fremden Anstrich nicht. Doch können wir die glücklichen Aeltern nicht verschweigen, die durch einen solchen Sohn beseliget worden. Sein Herr Vater war Herr Heinrich, nachmaliger Graf von Bünau, auf Seuselitz, Radewitz ꝛc. Churf. und Königl. wirkl. geheimer Rath und Kanzler,

des Fürstenthums Altenburg Landschafts-Director, der damals schon am Weißenf. Hofe herzogl. geheimer Rath und Kanzler war. Seine Frau Mutter aber war Juliana Dorothea, eine geb. von Geißmar, aus dem Hause Gleinau. Beyde waren ein frommes und würdiges Paar, das eines solchen Sohnes vor hundert andern würdig war; und das der Hochselige bis in die Gruft verehret hat.

Die großen Fähigkeiten ihres hoffnungsvollen Sohnes in erster Jugend, hat uns schon der berühmte Herr Pastor und Senior Brucker, in seinem beliebten Bildersaale jetztlebender Schriftsteller, nach dem Leben geschildert: und die Sorgfalt für dessen gute Anführung konnte man an seinem treuen Hrn. Vater nicht sattsam rühmen. So wenig derselbe anfänglich Willens war, diesen Sohn den Wissenschaften zu widmen, so sichtbar war die göttliche Bestimmung dazu. Eine sonderbare Krankheit, die sich in diesem Hause einfand, wüthete so stark, daß sechs Geschwister des sel. Grafen in sechs Wochen hingerasset wurden; und daß nur dieser einzige Zweig, den man noch zu rechter Zeit aus dem Hause schickete, wie ein Brand aus dem Feuer gerissen ward. Daher fiel nun die ganze Sorgfalt der Aeltern auf die gelehrte Erziehung dieses damals noch einzigen übrigen Sohnes; der aber nach etlichen Jahren, noch einen jüngern Bruder, Herrn Rudolf von Bünau, bekam.

Die ersten Gründe der schönen Wissenschaften faßte der hochsel. Graf zwar von Privatlehrern im väterlichen Hause, allein bald trugen auch der Rec-

tor

ctor des weißenfelsischen Gymnasii, D. Weidling, der Rector Bleßius in Naumburg, der Rector Hartmann in der Schulpforte; ferner der Rector Köhler zu Anspach, der Conrector Feuerlein und der Rath Junius daselbst, sehr viel zur Anweisung des fähigsten Lehrlinges bey. An den Leibesübungen wurde, wie leicht zu denken ist, auch nichts versäumet, oder erspahret: zumal da ihm die Natur einen in allen Stücken wohlgebildeten, und mit einer recht ansehnlichen Länge begabten Körper, vor tausend andern jungen Edelleuten versehen hatte: einen Körper, der die Gaben des ihn bewohnenden Geistes auf die anständigste Art ankündigen, und mit Nachdruck unterstützen konnte.

Kaum hatte unser junger Edelmann sein 16tes Jahr zurück geleget, als er schon 1713. die hiesige hohe Schule beziehen konnte: die zwar schon längst eine fruchtbare Mutter der Wissenschaften und Künste gewesen war, aber damals noch nicht wissen konnte, welch ein großes Pfand ihr in diesem neuen Bürger anvertrauet würde. Indessen gab sie demselben, nach seiner eigenen Wahl, die berühmtesten Männer, einen Walch, Abicht, Burchard Menken, Frankenstein, Rechenberg, Olear, Barth, und Lüder Menken zu Lehrern. Und man kann aus ihren Namen schon schließen, daß der unermüdete Fleiß des Hochsel. sich nicht an einer nothdürftigen und seichten Erkenntniß der Rechte begnüget habe; sondern mit einer fast unersättlichen Wißbegier, auf die schönen Wissenschaften, Philosophie, Mahematik (Dinge, die nach seiner Zeit von dem

jungen Adel so sehr hindangesetzt worden) ja auf die lateinische, griechische und hebräische Sprache, endlich auf die Geschichte, das Staats- und bürgerliche Recht, ja so gar auf die Theologie, keinen gemeinen Fleiß verwandt habe. Außerdem besuchte dieser fähige Kopf öfters die besten Bibliotheken, eines Börners, Menkens, und Siebers, disputirte fleißig, ja übte so gar seine Feder in deutscher und lateinischer Sprache: indem er an dem damaligen neuen Büchersaale, der unter Walchs Aufsicht in Leipzig herauskam, und an den Actis Eruditorum mit arbeitete; ja so gar ein Mitglied des berühmten Collegii Anthologici ward: worinn er nach seinem Abschiede, den berühmten Göttingischen Lehrer, Herrn geheimen Justizrath Gebauer zum Nachfolger gehabt hat.

Im 1716ten Jahre, bestieg er mit großem Ruhme, als Präses, die obern Katheder der Juristen, deren Prüfungen er, als ein Doctorandus, vorher rühmlichst ausgestanden hatte. Herr Joh. Friedr. von Roth, ein nachmaliger kaiserl. Reichshofrath, vertheidigte als Verfechter, oder Respondent, die von ihm selbst aufgesetzte Abhandlung, von dem Münzrechte in Deutschland. Und so beschloß er noch vor Erreichung des zwanzigsten Jahres seinen akademischen Fleiß, indem er zum Beysitzer, des churfürstl. Oberhofgerichts in Leipzig ernennet ward. Im 1717ten Jahre darauf, erklärte ihn König August der II. zum Hof und Justizrathe, und erlaubte ihm eine gelehrte Reise, in fremde Länder zu thun: die er auch wirklich um Ostern dieses Jahres an-

trat:

trat: indem er nicht nur die meisten deutschen Höfe erst besuchete, sondern auch Holland, England und Frankreich, mit reiferm Verstande durchzog und besah, als diese Länder von unzähligen andern, zum Schaden ihres Beutels und Körpers, durchflogen werden.

Seine große Gelehrsamkeit, die er in diese Länder schon mitbrachte, diente ihm bey den größten Staatsmännern, einem Card. Dü Bois, einem Franz. Ges. Chartreauneuf, Marschalle von Villeroi, Marquis von Torcy, Prinzen von Cellamare, Grafen von Bothmar, von Bernsdorf, u. a. m. statt der kräftigsten Empfehlung. Außerdem waren ein Crenius, Clericus, Burmann, Drackenborg, Vitriar, Reland und Sallengre, in Holland; ein Woodward und Bentley in England; ein Fontenelle aber, le Long, Tournemine, und Montfaucon in Frankreich, diejenigen Lichter der Wissenschaften, denen er vorzüglich nachstrebte, und aus deren Umgange er seinen Vortheil suchete. Er war auch im Begriffe Wälschland zu besuchen, als er vom Könige in Pohlen Befehl erhielt, zurück zu kommen, und im geheimen Rathe zu Dresden die ansehnl. Stelle eines Referendars zu übernehmen. Ungeachtet ihm nun auch das Amt eines Oberappellationsraths in Zelle angetragen ward: so wählte er doch als ein sächsischer Patriot das erste, und gieng über Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt, nach Sachsen zurück. Er trat in der Landesregierung sein Amt, als Hofrath, im geheimen Rathe als Referendar, und bald darauf auch im Appellationsge-

gerichte, als Beysitzer, seine Aemter an, und zeigte allenthalben seine große Fähigkeit, mit vielem Vortheile der Geschäffte. Im 1727sten * Jahre ward er Königl. Kammerherr, und 1728. Präsident im Ober-Consistorio; da er denn eine zum Besten der Universität abzielende Visitation unternahm; die aber nicht zu völligem Schlusse gedieh, weil er 1730 zum wirklichen geheimen Rathe ernennet, und also eine große Stufe höher gesetzet wurde. Im folgenden Jahre ward er Präsident im Oberappellationsgerichte, und Ritter des Johanniterordens: andren beyläufigen Functionen zu geschweigen, dazu er in Merseburg, und selbst in Pohlen, von dem in Gott ruhenden Könige August gebrauchet und mitgenommen wurde.

Kaum waren Se. iztregierende Königl. Majest. zur Regierung gekommen, als unser Herr Graf bey der Capitulation in Naumburg, und Huldigung in Zeitz gebrauchet, ja als Oberaufseher in die Grafschaft Mannsfeld bestellet wurde. Auch hier gab es von Zeit zu Zeit verschiedene wichtige Aufträge zu verwalten; die man der Kürze wegen, mit Schweigen übergeht. Nach Kaiser Carls des VI. Ableben, traf abermals, bey dem auf sich habenden Reichsvicariat, die Wahl Sr. Königl. Majest. unsern Hrn. Grafen: weswegen er nach Dresden berufen, und in den wichtigsten Dingen gebrauchet ward.

* Sonder Zweifel ist im Lebenslaufe ein Druckfehler, da hier 1721. steht. Denn Herr Geh. R. von Leipziger ist bis 1727. Präsident im Oberconsistorio gewesen.

ward. Bey einer Gesandtschaft nach Churmaynz, lernte der preiswürdige Churfürst in Bayern, und nachmalige Kaiser Carl der VII. denselben kennen; und fand an seiner großen Geschicklichkeit in Führung der Staatsgeschäffte ein so gnädiges Wohlgefallen, daß er sich bey des Königes in Pohlen Majestät diesen so erfahrnen Minister ausbath, und wirklich erhielt. Im 1742sten Jahre, begab er sich nach der Kaiserl. Krönung, nach Frankfurt am Mayn, ward erster Reichshofrath, wirklicher Kaiserl. geheimer Rath, und gevollmächtigter Minister im niedersächsischen Kreise. Hier erlangte nun unser Herr geheimer Rath von Bünau, zum Zeichen allergnädigsten Kaiserl. Huld, samt Dero Hrn. Vater und Hrn. Bruder, die hohe Würde der Reichsgrafen, die nicht sowohl diesem großen Manne ein neues Ansehen geben, als vielmehr dessen preiswürdige Eigenschaften in das verdiente Licht stellen konnte.

Wir brechen hier mitten in diesem Leben ab; und bemerken nur, daß der Herr Verfasser uns noch kein Wort von den trefflichen Schriften des erlauchten Grafen von Bünau gedacht hat. Gleichwohl sind dieselben, größtentheils mitten in dem Laufe eines so beschäfftigten Lebens, mitten in den Diensten des Landesherrn, in Verwaltung der Gerechtigkeit, in Verschickungen und Staatsangelegenheiten, abgefasset worden. Das erste Buch so selbiger ans Licht gestellet, war die Geschichte Kaisers Friedrichs des I. oder Barbarossa, und trat 1725 hier zu Leipzig in 4. ans Licht. Dieses sollte eine

Probe

schön geredet haben *). Ja wenn man ferner die römischen Geschichtschreiber zu Rathe zieht: So haben sie wohl den alten Deutschen das Lob beygelegt, daß sie redlich, ernsthaft, keusch und vornemlich tapfer wären, von ihrer Beredsamkeit aber findet man kein Wort bey ihnen. Sie sprechen denselben solche noch wohl gar mit den deutlichsten Worten ab. Es mag Tacitus hievon statt aller andern zum Zeugnisse dienen. Seine Worte heissen: Literarum secreta viri pariter ac feminae apud Germanos ignorant **) Und endlich zeigt das Verfahren der Deutschen gegen die römischen Redner nach der Niederlage des Varus klärlich, was für einen Abscheu sie für allem Schmuck und Putz in der Rede müssen gehabt haben ***).

Hierauf antwortet unser Redner: Er wolle diesen Leuten gerne Beyfall geben, wenn sie nur den Deutschen einigen Ruhm in der Beredsamkeit liessen, wofern sie ja den Römern die erste Stelle einräumeten. Da aber einige unter ihnen so unverschämt

*) Joh. Vadian beschweret sich in einem Briefe an Bullingern, welchen man beym Goldast Tom. 2. Alem. Antiq. Part. I. p. 82. finden kan, gar sehr über die Rauhigkeit der alten deutschen Sprache. Er sagt, sie sey so hart gewesen, daß man sie kaum ohne Zerreissung des Mundes habe aussprechen, geschweige denn mit Buchstaben geschickt ausdrücken können. Herr Heisen wiederlegt aber seine Beweisgründe, die er dieserhalb vorgebracht, sehr weitläuftig, und zeiget, wie nichtig sie sind.

**) De morib. Germ. C. 19.

***) Flor. L. IV. c. 12.

Probe von ſeiner künftig zu erwartenden Reichshiſtorie ſeyn: allein es war ein Meiſterſtück, welches allen deutſchen Geſchichtſchreibern ein Muſter wieß, dem ſie künftig folgen müßten, um etwas zu liefern, welches Deutſchland zu Ehren gereichen ſollte. Es ſchlug nämlich auf einmal, alle Bemühungen und Geſchichtbücher, unſrer Gladove, Struve, Glaſeye, und Hahne nieder, und zwar ehe noch Hofrath Maskov einen Theil ſeiner Geſchichte der Deutſchen geliefert hatte. Von den übrigen Werken des Hochſeligen reden wir nächſtens.

II.

Babioles litteraires & critiques, en Proſe & en Vers. *Et parvis quoque rebus ineſt ſua ſæpe voluptas.* A Hambourg, chez Bohn 1760. 8.

Wir ſind unſern Leſern von dieſer artigen Sammlung noch die Anzeige vieler Artikel ſchuldig geblieben, die wir itzo nachholen wollen; da bereits eine Fortſetzung davon erſchienen iſt. Wo uns recht iſt, blieben wir bey der Anmerkung über dem Voltairiſchen Candidus, oder dem Optimismus deſſelben ſtehen. Der Herr Verf. bemerket nicht unrecht, daß Herr von Voltaire, nach ſeiner unbeſtändigen Art zu philoſophiren, vor einiger Zeit,

der Frau von Chatelet zu Liebe, ein Leibnitianer geweſen, und mit derſelben auch die beſte Welt geglaubet; ſeit dem aber wieder umgeſchlagen, und z. E. in dieſem Buche, die beſte Welt mit ſeinen boshafteſten Erdichtungen und Spötterenen angegriffen habe. Er deutet aber ſehr vernünftig und artig ein paar Verſe des la Motte auf ihn:

Malgré ſa grace piquante,
Un Bon-Mot ne prouve rien.

Ein Spottwort, wär' es noch ſo ſchön,
Läßt wahre Sätze dennoch ſtehn.

Dieſe an ſich untadelhafte Geſinnung des Herrn von Bar, hat uns in der guten Meynung, die wir von ihm haben, vollkommen beſtätiget; ob wir gleich bemerken, daß dieſer philoſophiſche Satz von der beſten Welt noch immer nicht das Glück hat, von den witzigſten Köpfen recht verſtanden zu werden. Daher kommen alle die Einwürfe, die man wider ihn machet, und die nicht nur Herr von Voltaire, ſondern auch Herr von B. allhier, wiewohl aus keiner böſen Meynung, zuſammen gehäufet hat. Was ſoll doch in den Augen eines Leibnitianers, der Einwurf von Popens Pickel, und von ſeinem Misvergnügen über die Geiſtlichkeit der katholiſchen und brittiſchen Kirche? Was ſollen Leibnitzens Vorſchläge zur Verbeſſerung vieler Misbräuche in politiſchen und bürgerlichen Dingen, ja ſo gar in der Religion und Gelehrſamkeit? Was ſoll endlich Wolfens trauriges Schickſal bey ſeiner Verweiſung aus Halle,

wider

wider die beste Welt ausrichten? Gewiß, auch ein Lehrling in dieser Philosophie muß lachen, wenn er dergleichen höret. Wer hat es denn gesaget, daß in einem sehr zusammengesetzten Dinge, z. E. einem großen Pallaste, Garten, Büchersaale, Orgelwerke, u. d. gl. alle einzelne Theile von gleicher Vollkommenheit, oder in ihrer Art die allerbesten seyn müssen? Muß denn eine goldene Uhr deswegen, damit sie eine der schönsten Uhren sey, aus lauter goldenen oder diamantenen Rädern bestehen? Oder muß der vollkommenste Hofstaat eines Kaisers oder Königes, aus lauter Premierministern; und ein vollkommenes Kriegsheer aus lauter Feldmarschällen zusammen gesetzet seyn? Müssen nicht auch Lackeyen, Trummelschläger, Pfeifer und Profoße darinnen seyn? Kurz, es wäre lächerlich zu gedenken, daß Leibnitz, Pope und Wolf mit ihrem Tout est bien, **Alles ist gut und aufs Beste geschaffen**, eine so abgeschmackte Lehre sollten haben einführen wollen. Das ganze Weltgebäud zusammen genommen, in allen Zeiten und Oertern ist das vollkommenste; aber die Theile desselben einzeln genommen, sind nicht alle gleich gut; mußtens auch nicht seyn, wenn die Welt ein vollkommenes Ganzes werden sollte. Das würde mir ein schönes Orgelwerk seyn, wenn alle Pfeifen gleich groß, grob, oder fein seyn, oder klingen sollten! Das würde eine vortreffliche Bibliothek seyn, darinn alle Bücher gleich groß und kostbar; oder das ein prächtiger Pallast heißen, darinn nichts als lauter Audienzzimmer, oder eitel Redoutensäle wären!

Wer

Wer kann so etwas abgeschmacktes denken? Und auf solche Ungereimtheiten verfallen witzige Köpfe ohne Philosophie, und ohne die ersten §. §. des I. Theils der leibnitzischen Theodicee gelesen zu haben. Das bloße popische Tout est bien, hat sie durch seine Zweydeutigkeit betrogen. Le Tout est bien! Das ganze in seinem Zusammenhange ist gut und vollkommen: so lehret Leibnitz. Aber nicht chaque partie du Tout, nicht jedes einzelne Stück der Welt für sich betrachtet, ist das allerbeste; ob es gleich in der Verbindung des Ganzen, nicht besser hat seyn müssen, oder können, als es wirklich ist; um zu der Schönheit des Ganzen das Seinige beyzutragen! Wir treten aber gern dem Urtheile des Herrn Frerons bey, der, aus Hochachtung gegen den größten französischen Poeten nicht glauben kann, daß Herr v. Voltaire nicht der Vers. des Candide sey. Denn, saget er: wie kann man sichs einbilden, daß ein Mann, der allezeit auf Ehre gehalten hat, itzo, nach zurückgelegten 65. Jahren, denjenigen jungen Witzlingen nachahmen sollte; die, nachdem sie in ihrer Jugend die beste Hoffnung gemachet, und recht gute Schriften geliefert, zuletzt nichts als Narrenpossen zu Markte bringen.

Das nächste Stück handelt von der Berenice, einem racinischen Trauerspiele. Eine große Prinzeßinn in Paris, gab dem Corneille und Racine zugleich, diesen Stof zum Trauerspiele auf. Sie waren zwar beyde nicht damit zufrieden; gehorchten aber doch. Corneillens Stück ward eine Tragikomödie; und fand keinen Beyfall; denn er war

ſchen alt und verdrüßlich. Racinens ſeines aber gefiel, allen ſeinen Tadlern zu Troze. Selbſt Boileau ſagte: wenn er dabey geweſen wäre, als die Prinzeßinn es dem Racine aufgetragen, würde er ihn gewiß gehindert haben, ihr ſein Wort zu geben. Indeſſen hatte Racine die Liſt erdacht, den König Ludewig ſelbſt ins Spiel zu miſchen. Z. E. in dieſen beyden Verſen war die deutlichſte Schmäucheley für ihn:

En quelque obſcurité que le Ciel l'eut fait naitre,
Le monde, en le voyant, eût reconnu ſon Maitre.
In was für Dunkelheit ihn Gott der Welt geſandt,
Hätt ſie ihn dennoch ſtets für ihren Herrn erkannt.

Der Fehler, der hier angemerket wird, iſt dieſer, daß Racine Berenicen zu einer Heydinn gemachet, da ſie doch eine Jüdinn geweſen, wie Bayle gewieſen hat. Herr v. B. thut alſo einen Vorſchlag, eine neue Tragödie auf dieſen Fuß zu machen. Er giebt ſo gar einen ſchönen Auftritt an die Hand, wie Titus und Berenice mit einander reden könnten; wenn ſie darauf dringet: um ihr Gemahl zu ſeyn, müſſe er auch ihren Gott anbethen, und das Heydenthum verlaſſen. Dieſe Idee iſt ſo ſchön, daß wir wünſchten, ein Schlegel, ein Kronegk, oder Baron Schönaich möchten dieſelbe zur Wirklichkeit bringen, und ein ſolch neues Trauerſpiel ausarbeiten, das unſerm Glauben ſo vortheilhaft ſeyn, und den Athalien, Eſthern, Alziren, und Zairen an die Seite geſetzet werden könnte.

Der

Der Herr von Bar iſt ein Domherr. Natürlicher Weiſe liebet man ſeinen Stand. Wird man ſich alſo wohl wundern, daß auch unſer Verf. alle berühmte Domherrn aufgeſuchet, und ſie in ein Verzeichniß gebracht? Er hat es gethan, und fängt von den Satiren an, die Boileau, u. a. m. auf die Domherrn gemachet. Z. E. die aus dem Lutrin.

Les Chanoines vermeils et brillants de ſanté,
S'engraiſſent d'une longue et ſainte oiſiveté.

und widerlegt ſie durch viel Beyſpiele gelehrter und fleißiger Domherrn, darunter Niklas Copernicus, Domherr zu Frauenburg in Preußen, an der Spitze ſteht. Kurz, wir bemerken nur, daß unter einer Menge nützlicher Domherrn, hier auch ein großer Schwarm gefunden wird, von welchen nichts als der Namen bekannt iſt. Am Ende hängt der Verf. eine Nachſchrift an, daß ſein Verzeichniß noch vermehret werden könne: ſo wie Baillets Verzeichniß gelehrter Kinder, von einem jungen Hamburger, David Schulten, in der Abh. de praecocibus Eruditis 1703, vermehret worden.

Nun folgen eine gute Anzahl Ueberſchriften über gewiſſe franzöſiſche Bücher, darinn der Herr Verf. ſein Urtheil davon entdecket hat. Wir wollen doch einige zur Probe geben. Don Calmet gab 1746 in 12. ein Buch von Erſcheinungen der Engel, Teufel, Geiſter, Geſpenſter und Vampyren heraus. Hierüber lautet ſein Urtheil ſo:

Illuſtre, docte et cher *Calmet*,
Ton noble Eſprit, ſur ces Matieres,

Ou nagent nos Viſionnaires,
Auroit pû garder le *tacet*.
Il eſt des Cas, ou l'Incredule
N'eſt point l'animal ridicule.

Ueber Gordons hiſtoriſche und politiſche Abhandlung über den Tacitus:

Gordon auſſi romain, que ſon Tacite même,
En citoyen Anglois enfanta ces diſcours.
Si des Cours en Europe adoptent ſon Syſteme,
Ces Cours ne feront plus des Cours.

Ueber Gayots de Pittaval Saillies d'Eſprit; und vieleicht auf viel andre Sammlungen witziger Schriften:

Pots pourris, qui pourront plaire
Sur tout à plus d'un Libraire.

Auf den L'Homme machine des la Mettrie.

O! qu'on pardonne à la Mettrie
Cet Avorton, ce Monſtre affreux.
Il l'engendra, le malheureux,
En traverſant .. (hiatus in Msto.)

Auf Herrn le Cats, Traité de Sens.

En liſant ce traité ſi clair et non diffus,
Tout Lecteur competent acquiert un Sens de plus.

Auf des Herrn M. B. Hiſtoire des Revolutions de l'Empire Romain. Lond. 1742. T. II. und über manchen deutſchen Ausleger der Offenb. Johannis.

Reve

Reves ſur l' Apocalypſe,
D'un vieux Précheur proteſtant:
Dont l' Eſprit interpretant
Souffre une eternelle Eclipſe.

Auf Rich. Steels Bibliotheque des Dames, trad. en Franç.

Volume precieux, faits pour les bonnes Ames,
Ils n'ont que le defaut, d'ennuyer fort nos Dames.

Auf Bochats Buch für, und wider die auswärtigen Kriegsdienſte der Schweizer.

Ouvrages bien écrits: rien n'eſt de plus certain,
Reſte à ſavoir, ſ'ils ſont honneur au genre humain.

Auf das Buch Eſſay ſur l' Eſprit, Verſuch vom Geiſte des Menſchen.

Le Titre dit vray,
Ce n'eſt qu'un Eſſai,
Mais quand ſur l' Eſprit
Aura-t-on tout dit?

Ueber der Frau von Bocage, verlohrnes Paradies.

Seductrice d' Adam, ſans ta chûte connuë,
Le Siecle admireroit Boccage toute nuë.

Nächſtens den II. Theil der Babioles.

III.

Herrn Carl Bonnets Unterſuchungen über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen ꝛc. nebſt deſſen Verſuchen und Beobachtungen vom Wachsthume der Pflanzen in andern Materien als Erde, überſ. von Joh. Chr. Arnold. der Naturl. Prof. zu Erlangen. Verl. und in Kupfer gebracht von Adam Wolfg. Winterſchmidt in Nürnb. 1762. in 4.

Den Anfang dieſes ſehr artigen Werkchens machet die Vorrede des Verfaſſers; der uns meldet, daß er nach der Betrachtung der Inſecten, auf die Phyſik der Pflanzen verfallen ſey. Die erſten Unterſuchungen gienzen auf das Wachsthum der Pflanzen im Mooſe, und vom Nutzen der Blätter. Die erſten ſtehen in den Memoires der pariſer Akad. der Wiſſenſ. vom 1750. Jahre. Die zweyte Art der Verſuche theilet er hier beſonders mit; ungeachtet er ſie nur für einen kleinen Anfang ausgiebt.

Ohne Zeichnungen können Werke dieſer Art nicht verſtanden werden. Herr Soubeiran, der mit der Gabe zu zeichnen, auch einen philoſophiſchen Kopf verbindet, hat faſt alle dazu gehörige Figuren gezeichnet. Hätte er die Abſicht gehabt, alle ſeine Kunſt zu zeigen: ſo würden dieſelben noch einen höhern Grad der Vollkommenheit erhalten haben. Allein er hat mit dem Hrn. Verf. gedacht, es wäre genug,

genug, wenn sie dem Zwecke jedes Versuches eine Gnüge thäten, und daher die maleriſche Zierlichkeit vermieden, die mehr kostbar als nützlich gewesen seyn würde. Herr Wandelaer, der Albins anatomiſche Kupfer gestochen, hat die meisten Platten dieses Werkes versertiget: die übrigen sind vom Hrn. von der Schley; der Herrn Trembley's Polypen geliefert hat. Herr Allamand, Prof der Weltweisheit und Rath zu Leiden, hat die Ausgabe besorget. Der Verf. wünschet, daß er seine Leser bewegen könnte, auf dem Felde die Originale dieser Nachstiche aufzusuchen, und hoffet, daß die Spaziergänge nützlicher werden würden, wenn die Kunst zu sehen und zu betrachten gemeiner wäre; wie sie es denn zu werden anfienge. Soviel vom Grundtexte.

In der Vorrede zur Ueberſetzung wird gemeldet; Herr Bonnet, hätte in diesem Werkchen bewiesen, daß die Blätter der Pflanzen nicht nur die Ausdünstung, und das Aufsteigen des Nahrungssaftes beförderten; sondern auch dieneten, die in der Luft schwebenden Wassertheilchen, sonderlich den aufsteigenden Thau einzusaugen, und also gemeinschaftlich mit den Wurzeln, den Pflanzen ihre Nahrung zu verschaffen. Es hat sich nämlich in der That gefunden, daß die untere Seite der Baumblätter viel geschickter zum Einsaugen der Feuchtigkeiten ist, als die obere: weil nämlich der aufsteigende Thau an dieselben besser anschlagen kann. Eben daher kehren sich aber auch die Blätter, wenn sie gleich durch Winde, Menschen, und andre Zufälle aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden, allezeit wie-

ſchämt ſind, und unſere Vorfahren vor die allerwildeſten und roheſten Leute auf dem ganzen Erdboden ausgeben: So muß man es ihnen nicht ſo für genoſſen hingehen laſſen.

Daß die Deutſchen keine Bücher geſchrieben haben, ſolches iſt nicht ihrer Rohigkeit, ſondern vielmehr ihren Sitten und hergebrachten Gewohnheiten beyzumeſſen. Sie thaten lieber was denkwürdiges, als daß ſie ſolches aufſchrieben, und waren mit wichtigern Sachen beſchäfftiget, als daß ſie die Zeit mit Schreiben zubringen ſollten. Hat doch auch Pericles nichts geſchrieben *), der dennoch bey den Griechen wegen ſeiner Beredſamkeit ſo berühmt war, daß ſie glaubten, die Göttin Suada ſelbſt ſäſſe auf ſeinen Lippen.

Man hat es zu unſern Zeiten, da man die deutſchen Alterthümer genauer unterſucht, ganz falſch befunden, daß die Deutſchen nicht eher hätten leſen und ſchreiben können, als bis die Römer bey ihnen Schulen angeleget **), und ſie in den Wiſſenſchaften unterrichtet. Das Wort ſchreiben erkennet vielleicht Rom

*) Plutarch. de Pericle c. 16.

**) Herr Egenolf hat in ſeiner Hiſt. der deutſch. Spr. 2 Th. genugſam bewieſen, daß ſie ſchon bey ihrer erſten Ankunft aus dem Oriente eigene Buchſtaben gebraucht, und ſie durch alle Jahrhunderte beybehalten hätten. Es iſt ein Irrthum, wenn man ſagt, Carl der groſſe habe die erſten deutſchen Buchſtaben erfunden. Er hat ſie nur verbeſſert, und mehr in den Schwang gebracht. Man kan davon nachſehen Ioh. Mabillon. de Re Diplomatica L. I. c. 11. und Conr. Sam. Schurzfleiſch. Diſſert. XXIX. p. 144.

der ſo um, daß ihre untere Fläche ſich nach der Erde richtet: So wie auch die Spitzen der Zweige, wenn ſie gleich bisweilen heruntergebogen werden, ſich dennoch wieder gen Himmel zu richten pflegen. Herr Bonnet hat aber auch die Urſachen davon unterſuchet, und gefunden, daß Licht, Wärme, und die Gemeinſchaft mit der freyen Luft viel Antheil daran haben. Er hat auch bemerket, daß wie in der ganzen Natur, alſo auch darinn eine beſondre Ordnung herrſchet, daß die obern Blätter an einem Zweige nicht gerade über dem nächſten untern ſtehen; damit nämlich jene von dieſen nicht in ihrer Hauptverrichtung, nämlich dem Einſaugen, verhindert werden.

Wie aber eine Entdeckung insgemein einer andern die Hand beut: ſo hat er auch unterſuchet, was das Beſtreichen der Blätter mit Oele, für Wirkungen habe; wenn er ſie auf einer, oder beyden Seiten beſtrichen, oder die Stiele, oder die ganzen Pflanzen in Oel, Brantewein, oder in andre flüßige Materien getauchet. Er hat auch die Urſachen zu entdecken geſuchet, warum Pflanzen, die in verſchloſſenen Oertern aufwachſen, ſich wie man ſaget, übertreiben, und nur lange, ſchwache, weiße Stängel, mit kleinen, übelgeſtalteten und blaßgrünen Blättern ſchießen, die hernach an freyer Luft verwelken. Alle dieſe Urſachen nun haben den Hrn. Ueberſetzer bewogen, dem Hrn. Winterſchmidt, der nunmehr die ſo beliebten mikroſcopiſchen Gemüths und Augenergötzungen im Verlage hat, auch dieſe ſchöne Schrift vorzuſchlagen.

Da

Da das Original 31. Kupfertafeln hat, so war der Herr Prof. Arnold anfänglich Willens, die entbehrlichsten davon wegzulassen, andre aber kleiner zu liefern, um die Kosten des Werkes zu mindern. Bey reiferer Ueberlegung aber fand er, daß auch die Verminderung der Kupfer, der Deutlichkeit des Textes unbeschadet, dennoch die Kosten, bey dem angesetzten mäßigen Preise, nicht sehr merklich verkleinern würde; andre Käufer hergegen selbiges lieber in seiner ganzen Vollkommenheit zu haben wünschen würden. Er hat also sehr wohl gethan, daß er den ersten Anschlag fahren lassen: zumal da die Nachstiche so wohl gerathen sind, daß sie den Originalien nicht das geringste nachgeben.

Der Herr Prof. hat auch sehr wohl gethan, daß er dem Hrn. Verleger angerathen, die drey kleinen Abhandlungen des Hrn. Bonnets, hier beydrucken zu lassen, welche die Versuche vom Wachsthume der Pflanzen in andern Materien, als in der Erde, in sich halten. Die Aehnlichkeit des Inhaltes, und des Urhebers Ruhm, werden diese Verbindung in den Augen aller Liebhaber angenehm machen.

Der Inhalt der Schrift selbst besteht aus folgenden V. Abhandlungen. Die erste zeiget und erkläret die Nahrung, welche die Pflanzen, durch ihre Blätter erhalten: und diese erhalten wir eigentlich in dieser ersten Lieferung ganz. Die II. redet von der Richtung, und dem Herumdrehen der Blätter; und gelegentlich von dem senkrechten Stande der Stämme, und der ihnen eigenen Art sich wieder aufzurichten. Die III. zeiget die Ordnung der

Blätter an den Stämmen und Zweigen, wie auch von denjenigen, welche man an andern Theilen der Pflanzen wahrnimmt. Die IV. bemerket einige Seltenheiten an den Blättern. Die V. endlich wird neue Unterſuchungen über die Blätter der Pflanzen liefern, und die vorigen Unterſuchungen beſtätigen.

Wir bleiben dießmal bey der erſten Abhandlung ſtehen. Die Blätter der Pflanzen, die ſich durch Geſtalt, Farben und Abtheilungen ſo mannichfaltig unterſcheiden, ſind den Pflanzen keine bloße Zierde; ſondern haben weit wichtigere Abſichten, die den erhabenen Begriffen von der höchſten Weisheit ihres Urhebers weit gemäßer ſind. Hales hat ſchon in ſeiner Vegetable-Statik, bewieſen, daß ſie zum Aufziehen des Nahrungsſaftes dienen. Man hat zwar denſelben noch andre Nutzbarkeiten zugeſchrieben; z. E. daß ſie den Nahrungsſaft verbereiten, die Luft ins Innere der Pflanzen führen, oder die im Dunſtkreiſe ſchwimmenden Waſſertheilchen einſaugen ſollten. Allein man iſt dabey zu leichtgläubig und unachtſam geweſen. Es hat ein Mann von ſolcher Geduld und Scharfſinnigkeit dazu gehöret, als Herr Bonnet; hinter dieß Geheimniß der Natur zu kommen.

Die Blätter haben zwo merklich unterſchiedene Seiten. Die obere iſt insgemein glatt und glänzend, ohne hervorragende Adern. Die untere hingegen rauh, oder mit kurzen Härchen bedeckt; ihre Adern aber liegen hoch hervor, ihre Farbe iſt viel bläſſer und hat keinen Glanz. Alles dieſes hat der

Urhe-

Urheber der Natur nicht ohne Abſicht gemachet, und es ſcheint, als ob wirklich dieſe untre Seite nur dienet, den Duft aus dem Dunſtkreiſe einzuſaugen, und ins Innere der Pflanze zu führen. Die Wahrheit dieſer Muthmaßung zu erforſchen, hat man allerley Verſuche gemachet.

Der erſte war, daß man auf verſchiedene mit Waſſer angefüllte Gefäße Blätter legte, ſo daß bald die obere, bald die untere Seite über dem Waſſer ſchweben mußte. Er legte alſo erſtlich ein Blatt platt auf die Oberfläche des Waſſers, worauf es ſich anfanglich nicht ganz dicht anſchließen wollte. In kurzem aber ward es von der Ausdünſtung ſo weich, daß es ſich überall ſenkte. Doch mußte man auch die Blätter nicht ſo ſehr eintauchen, daß die Ränder davon naß geworden wären: weswegen er dieſe immer ein wenig über den Rand des Gefäßes heraus gehen laſſen. Auch den Stiel des Blattes hat er nicht befeuchtet; und immer ſolche Blätter genommen, die am grünſten und geſundeſten, auch ihrem völligen Wachsthume am nächſten geweſen.

Dergleichen Blättern nun gab er in andern Gefäßen auch ſolche zu Gefährten, die von gleicher Art und Größe waren, aber das Waſſer nur durch das unterſte Ende des Stieles einſogen; andre aber ganz unbefeuchtet blieben. Hier konnte er nun Vergleichungen anſtellen: und wenn das Waſſer ſich durch das Ausdünſten allmählig verminderte, wußte er durch ein kleines Spitzchen ſolchen Abgang wieder mit friſchem zu erſetzen. Man kann leicht denken,

ken, daß dabey noch 100. andre kleine Behutsamkeiten und Kunstgriffe gebrauchet worden, die wir hier nicht anzeigen können. Und die Arten der Kräuter, davon er die Blätter gebrauchet, haben sich auf folgende 14 belaufen; Wegebreit, Wollkraut, Aron, die große Malve, Brennnesseln, Schminkbohne, Jalappen, Sonnenblumen, Kohl, Melisse, Hahnenkamm, Fuchsschwanz, Spinat, und die kleine Malve. Und in dem Zimmer, wo diese Gläser stunden, zeigte ein Reaumürisches Thermometer im Sommer die Wärme zwischen 10 und 25, im Herbste und Frühlinge aber zwischen 5 und 10 Graden.

Die 16 Arten von Baum- und Staudenblättern, deren er sich bedienet, sind folgende gewesen: wälscher Hollunder, Birnbaum, Weinstock, Espen, Kirschlorber, Kirschbaum, Pflaumenbaum, wilde Castanien, weißer Maulbeerbaum, Linden, Pappeln, Aprikosen, Nußbaum, Haselstauden, Eichen und canadischer Weinstock. Unter allen diesen hat der wälsche Hollunder und das Espenlaub mit der obern Seite der Blätter eben so viel Feuchtigkeit eingesogen, als die untere. Dieses ist deswegen sonderlich zu bewundern, da die obere Seite ungleich glätter und glänzender ist. Beym Maulbeerbaume ist der Unterscheid beyder Seiten im Einsaugen sehr merklich gewesen. Denn die mit der obern Seite auf dem Wasser lagen, sind schon den fünften Tag welk geworden; die aber mit der untern Seite Wasser zogen, haben fast 6 Monathe gelebet. Der Weinstock, die Pappel und der

Nuß-

Nußbaum sind ebenfalls sehr dicht auf der obern Seite; und ihre darauf befeuchteten Blätter sind eben so schnell verdorret, als andre, die gar keine Feuchtigkeit bekommen.

Unsre Figuren auf dem Titelkupfer zeigen die Anstalt, wie die Blätter auf den Gläsern liegen müssen; wenn etwa jemand Lust haben sollte, auf den Frühling diese Versuche nachzumachen. Von der Fortsetzung dieses Werkes, imgleichen von den angenehmen ledermüllerischen Augen- und Gemüthsergetzungen reden wir nächstens.

IV.

Ursachen von der Verschiedenheit, Ungewißheit, und den Mängeln in der deutschen Rechtschreibung; wodurch zugleich alle hohe Gönner, vornehme Freunde und andere Gelehrte zu Anhörung einer Rede, und anderer Vorlesungen, womit das Einweihungsfest der Fürstl. Anhaltischen deutschen Gesellschaft auf den 25ten des Windmonats 1762 zum erstenmale allhier feyerlich begangen werden wird, im Namen der Gesellschaft geziemend einladen soll J. L. A. Kust, Aeltester derselben. Bernburg, gedruckt bey Johann Ludewig Starken, Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

§. 1.

Wer sich nur ein wenig in der Gelehrtengeschichte unseres deutschen Vaterlandes umgesehen hat,

hat, dem kann wohl nicht unbekannt seyn, wie man sich seit einigen dreyßig und mehrern Jahren mit besonderm Fleiße auf die Verbesserung der deutschen Sprache geleget, und solche in eine kunstmäßige Richtigkeit zu bringen gesuchet habe. Ein Bemühen, welches nicht nur an sich löblich, und nützlich, sondern auch um desto nothwendiger war; weil sich unsere Sprache zu Ende des vorigen, und zu Anfange des ietzigen Jahrhunderts in einer solchen Beschaffenheit befand, welche dem Geschmacke unserer Landesleute wenig Ehre brachte. Sie war so wohl durch die Nachläßigkeit derselben, als durch die Einmischung einer so großen Menge ausländischer Wörter, und barbarischer Redensarten dermaßen verunstaltet, daß man fast ihr gänzliches Verderben zu befürchten gehabt haben würde: wofern nicht im Jahre 1727 die berühmte Leipziger deutsche Gesellschaft, in ihrer neuern Gestalt, noch zu rechter Zeit aufgestanden, und sich dem Verfalle dieser Sprache, durch ihre herausgegebenen kritischen Schriften, mit aller Macht widersetzet; unsern Landesleuten aber dadurch Gelegenheit verschaffet hätte, das ihrige zur Verschönerung, und Reinigkeit derselben beyzutragen. Bekanntermaßen traten nicht nur hiernächst noch mehrere dergleichen Gesellschaften hervor, welche dieses angefangene nützliche Werk durch ihren Fleiß zu befordern sich angelegen seyn ließen: sondern es wurden auch dadurch viele einzelne gelehrte Mitbürger gereizet, diesem rühmlichen Beyspiele nachzufolgen. Durch solche vereinigte Bemühungen hat man endlich die

deut-

deutsche Sprachkunst allerdings zu einer solchen Richtigkeit und Vollkommenheit gebracht, daß man sich in diesem Stücke den Ausländern nachzusetzen, wohl nicht weiter Ursache haben darf. Man hat vielmehr den ungegründeten Vorwurf der letztern; als wenn die deutsche Sprache nicht geschickt sey, in eine sprachrichtige Ordnung gebracht zu werden, dadurch sattsam abgelehnet, und gezeiget: daß die Schuld der bisherigen Unrichtigkeit nicht an der Sprache selbst, sondern an einer unrechten und verkehrten Ausübung derselben, mit einem Worte, an der Nachläßigkeit unserer eigenen Landesleute liege. Die vielen seit der Zeit herausgekommenen Werke, und Sprachlehren, welche zu bekannt sind, als daß ich solche anführen dürfte, und besonders die gottschedische, bezeugen dieses mehr als zur Gnüge. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich zu unsern Zeiten die Betreibung und das Aufnehmen unserer Sprache noch eben so, als wie vordem, angelegen seyn ließe; indem nicht zu zweifeln ist, daß solchergestalt das deutsche Sprachwesen zu einer noch viel größern Vollkommenheit, und Gewißheit gebracht werden könnte. Es ist aber leider! zu beklagen, daß der Eifer unserer ietzigen Zeitgenossen, seit einiger Zeit, in diesem Stücke ziemlich wiederum nachzulassen, und dagegen eine kaltsinnige Gleichgültigkeit gegen die Muttersprache, und ihre Reinigkeit einzureißen scheint. Die Erfahrung wird meinen Satz bestätigen, ohne daß ich nöthig habe, solchen weiter auszuführen. Meine Absicht geht ohnedieß für ietzo nicht auf die deutsche Sprachkunst

über-

überhaupt: ſondern ich habe mir nur einen **Theil** derſelben, nämlich die **Rechtſchreibung**, zum Gegenſtande erwählet; um über die ietzige Beſchaffenheit derſelben meine unvorgreifliche Gedanken kürzlich zu eröffnen.

§. 2.

Die deutſche **Rechtſchreibung**, oder **Schreibrichtigkeit** iſt bekanntermaßen eine Kunſt, oder Wiſſenſchaft, alle und jede Wörter nach ihren Sylben und Buchſtaben recht zu ſchreiben, und abzutheilen, und machet, nach Gewohnheit der meiſten Sprachlehrer, den **erſten Theil der Sprachkunſt** aus. Nicht unbillig wird ſie eine Stütze, und Grundſäule der Sprache genennt: weil die übrigen Theile der Sprachkunſt ohne ſie nicht in Ausübung gebracht werden können. Sie verdiente alſo vor allen andern, zu einer völligen Gewißheit gebracht zu werden. Allein es geſchieht nichts weniger, als dieſes. Denn ob es auch gleich hierzu an den benöthigten und gründlichen Anweiſungen im geringſten nicht fehlet: ſo iſt ſie doch aller dieſer Bemühungen, und aller geſchehenen Verbeſſerung der deutſchen Sprache ungeachtet, bis hieher noch den meiſten **Zweifeln** unterworfen geblieben: und es hat ſo gar das Anſehen, als wenn zu unſern Zeiten die **Ungewißheit** darinnen, von Tage zu Tage eher zu- als abnehmen wollte. Ich thue der Sache gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte: daß die **Verſchiedenheit in der deutſchen Rechtſchreibung** anietzo faſt aufs höchſte geſtiegen ſey. Die tägliche Erfahrung wird hierinnen meiner Meynung

zur

zur Gnüge beytreten. Es ist nicht genug, daß fast jede deutsche gelehrte Gesellschaft, so viel deren hervorgekommen sind, ihre eigene Art von Rechtschreibung einzuführen gesuchet hat; sondern es erstrecket sich solches so gar auf einzelne Gelehrte: und man wird gewiß wenige finden, welche in diesem Stücke eine vollkommene Uebereinkunft beobachten sollten. Ein jeder, der nur ein Gelehrter heißen will, nimmt sich das Recht heraus, die deutsche Sprache nach Belieben umzustalten, und eine besondere Rechtschreibung nach seinem Gutdünken zu erwählen; sie mag auch in der Sprachkunst, und der Eigenschaft unserer Sprache gegründet seyn, oder nicht: gerade, als wenn er die Macht hätte, der gelehrten Welt allein Gesetze vorzuschreiben. Er bekümmert sich auch wenig, um die herausgekommenen Anweisungen: und es ist ihm gleich viel, was andere vor ihm davon gelehret, und geschrieben haben.

Da die mehresten in den Sachen unseres Vaterlandes öfters viel unerfahrner sind, als in ausländischen; so ist es kein Wunder, daß ihnen dergleichen Bücher, wodurch sie etwa auf andere Gedanken hätten gebracht werden können, niemals zu Gesichte gekommen sind: und sie stehen wohl gar in dem Wahne, als wenn in diesem Stücke noch nichts zuverläßiges heraus wäre. Denn was ist gewöhnlicher, als daß man die Verschiedenheit, und die Fehler in der deutschen Rechtschreibung damit zu entschuldigen pfleget: es mangele uns annoch an den dazu nöthigen Anweisungen, und Bü-

Rom eben ſo wenig für ſein Vaterland, als der Name, Germanen *), womit die Lateiner unſere Vorfahren ſollen benennt haben, weil ſie gehört, daß ſie ſich unter einander faſt alle Brüder geheiſſen **). Wie ungewiß aber ſolches iſt, erhellet daraus, daß man über 20 andere Ableitungen hat ***), die faſt alle gleiche

*) Woher es komme, daß man die Benennung Germanen, in den deutſchen Schriften faſt gar nicht antreffe, wie bey den Ausländern den Namen Teutones, davon kan man die Muthmaſſung bey Schilkern nachſehen, in Gloſſar. Teut. p. 356.

**) Die Anhänger dieſer Meynung gründen ſich auf eine Stelle aus dem Plutarch, die im 39 Cap. des Leb. Marius ſtehet. Man kan auch Struvii Syntagm. Hiſt. Germ. p. 12. davon nachſehen.

***) Der Herr Verfaſſer hat auf 28 Meynungen von der Herſtammung des Worts Germanien geſammlet, welche wir kürzlich anführen wollen.

1) Einige leiten es theils von גור, der Auszug aus dem Vaterlande in ein fremdes Land, her, woraus גר Ger, ein Ankömmling entſteht, theils von dem Worte man, welches auch bey den orientaliſchen Völkern im Gebrauche geweſen ſeyn ſoll. S. Clun. Germ. Ant. L. I. p 83 195 wie auch Kriegsman. Conject. de Germ. gent. Orig. c. 29.

2) Eben dieſer Kriegsman leitet es auch von גור her, in ſo weit es, er iſt fürchterlich geweſen, bedeutet.

3) Andere ſagen, es heiſſe ſo viel als Gerim-ani oder anijim aus dem Ebräiſchen גרים und עני im Plur. עניים elende, arme Ankommlinge Chron. Carion. Bernegg. ad Tac. Germ. c. 7.

4) Andere führen es von Thogarma her, einem Enkel Japhets, vornemlich weil Jonathans Targum bey dem Ezech. 38. 6. an ſtatt Thogarma גרמסאי hat, welches ſein Lat. Dollmetſcher Germania gegeben hat. Adr. Jun. Batauia c. XXI, p. 155. 5) Noch

chern. Hätte man ſich aber nur einigermaßen mit der gelehrten Geſchichte unſeres Vaterlandes beſchäfftiget; ſo würde man finden, daß man ſich über den Mangel ſolcher Schriften eben ſo wenig, als in andern Sprachen zu beſchweren Urſache habe. Wer hievon überführet ſeyn will, der darf nur vor allen andern des Herrn **Reichards Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt** nachleſen, worinnen er in dieſem Stücke ein völliges Genügen finden wird. Daß nun aber dieſe **Verſchiedenheit der Rechtſchreibung** unſerer Sprache ſelbſt nothwendig höchſtnachtheilig ſeyn müſſe, ſolches iſt wohl um deſto weniger in Zweifel zu ziehen, wenn man erwäget: daß, ſo lange man in derſelben uneinig und ungewiß iſt, auch nothwendigerweiſe die Sprache ſelbſt unvollkommen, und mangelhaft ſeyn müſſe. Wie viele, welche noch einigen Trieb zu einer gründlichen Erlernung, und kunſtmäßigen Betreibung unſerer Sprache bey ſich empfinden, müſſen nicht davon abgeſchrecket werden, wenn ſie ſehen: daß eine ſo große Mannichfaltigkeit und Uneinigkeit darinnen herrſchet? Was kann daraus anders erfolgen, als eine träge Gleichgültigkeit gegen dieſelbe? und daß man ſie bey den Ausländern, und unſeren witzigen Nachbarn dem unverſchuldeten Vorwurfe einer Unbiegſamkeit, und Unregelmäßigkeit, ohne Noth bloß ſtelle?

Es hat zwar unter uns an ſolchen patriotiſchen Gelehrten nicht gefehlet, welche dieſe Verderbtheit und ſolche Gebrechen hinlänglich eingeſehen, und aus allen Kräften dawider geeifert haben: allein

ſolches

solches hat bis hieher zu Abstellung derselben wenig fruchten wollen. Soll ich meine Meynung davon sagen, so liegt die Schuld daran, daß man unsern Landesleuten die wahren Ursachen dieses verkehrten Beginnens, und woher diese Verschiedenheit in der Rechtschreibung entstanden, noch nicht hinlänglich in ihrer natürlichen Blöße aufgedecket; oder, mit einem Worte, den rechten Grund der Krankheit noch nicht gezeiget hat. Und eben diese Ursachen sind es, von welchen ich in gegenwärtigen Blättern kürzlich zu handeln mir vorgenommen habe.

Es wird mir hoffentlich dieses Vorhaben um desto weniger verdacht werden können, da solches nicht nur auf die Verbesserung unserer Mutterspra-che, und zugleich auf die Ehre des Vaterlandes, welches jeder Mitbürger zu befördern verbunden ist, lediglich abgezielet ist; sondern auch, wie ich aufrichtig versichern kann, meine Absicht nicht dahin geht, irgend jemanden, wer er auch sey, im gering-sten darunter zu nahe zu treten. Wobey ich jedoch nicht bergen kann, daß in unserem Anhalt die Ungewißheit und Verschiedenheit in der Schreibrichtigkeit noch allgemeiner, als in andern Landschaften Deutschlandes sey, und dergestalt überhand genommen habe: daß ich fast zweifele, ob man zween Gelehrte antreffen werde, welche darinnen einstimmig seyn sollten? Ich berufe mich abermals auf die Erfahrung, welche für mich das Wort reden muß. Doch ehe und bevor ich mich zu Vorstellung dieser Ursachen anschicke, wird es noth-

wendig ſeyn, daß ich zuförderſt diejenigen Gründe, worauf eine geſunde Rechtſchreibung unſerer Sprache eigentlich gebauet werden ſoll, kürzlich durchgehe.

§. 3.

Der erſte und vornehmſte Grund iſt unſtreitig die Wortforſchung, oder die Herleitung: vermöge deren ich auf die Abſtammung und den Urſprung, wie auch auf die Bildung und Zuſammenſetzung der Wörter, und ihrer verſchiedenen Theile geführet werde. Dieſe iſt in der deutſchen Sprachkunſt der nothwendigſte und größte Theil, und ohne eine richtige Kenntniß deſſelben, wird die Rechtſchreibung, nach dem Ausdrucke des Hrn. von Antesperg, *) bis ins graue Alter allezeit mangelhaft bleiben. Sie lehret mich, daß ich z. B. das Wort Graf mit einem f, und nicht mit einem v, weil es vom Angelſächſiſchen refa, gerefa, ein Begleiter, oder Geſellſchafter, herkömmt a); ferner die Namen Adolf, Ludolf, weil ſie von Atta (Vater), und Hülf, Leut und Hülf zuſammengeſetzt, und deutſches Urſprunges ſind, ebenfalls mit einem f, und nicht mit einem ph; Fächſer von fahen, und gären

*) In ſeiner kaiſerl. deutſchen Grammatik in dem Vorberichte a. d. 4 S.

a) Wenn man aber mit vielen gelehrten Männern die Benennung von den alten graubärtigen Richtern, oder Grauen, (gleichſam Senioribus, wovon auch die Senatores der Römer den Namen hatten) herführet; ſo wurde wohl jene Schreibart mit dem v den Vorzug haben. S.

gären von gar mit einem ä, und nicht mit einem e, u. ſ. w. ſchreiben muß; imgleichen daß ich die Stamm- oder Wurzelbuchſtaben in den Wörtern einerley Urſprungs, zu mehrerer Kenntlichkeit und Gewißheit derſelben, beybehalte, und z. B. nicht Geſelſchaft, abgeſtamt, ſondern Geſellſchaft, abgeſtammt, ſchreibe, weil dieſe Wörter von Geſell, und Stamm herkommen; u. a. m. Sie ſollte alſo von Rechtswegen eher, als die übrigen Theile der Sprachkunſt erlernet, und getrieben werden: wofern man in derſelben etwas hauptſächliches thun will: weil die Rechtſchreibung ſowohl, als die Wortfügung ohne ſie nicht einmal recht erkläret, geſchweige verſtanden werden kann.*) Gemeiniglich fängt man aber auf eine verkehrte Art mit der Rechtſchreibung an: welches nothwendig viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten verurſachen muß. b) Denn wie will ich eine Sache recht beſchreiben können, wenn mir der Grund derſelben unbekannt iſt?

§. 4.

Weil es aber öfters nicht möglich iſt, bey allen und jeden Wörtern, wegen Länge der Zeit, und anderer Veränderungen, den wahren Urſprung derſelben zu entdecken: ſo iſt es nöthig, daß wir den zweyten Grund der Rechtſchreibung zu Hülfe nehmen, welcher die Sprachähnlichkeit genennet

*) Herr von Antesperg im angez. Vorb. a. d. 5. u. 6. S.

b) Hierauf iſt in der gottſchediſchen Sprachkunſt geantwortet worden.

wird. Dieſe beſteht darinnen, daß ich von einem ähnlichen Falle auf den andern ſchließe; und hat ebenfalls ihren großen Nutzen in der deutſchen Rechtſchreibung. Sie erſtrecket ſich aber nicht allein auf das Schreiben und die Herleitung eines Wortes; ſondern auch auf die Ausſprache, Abänderung, und Abwandelung deſſelben. Ihr zu Folge muß ich alſo ſchreiben der dreyzigſte, und nicht der dreyßigſte: weil alle Grundzahlen von zwanzig bis neunzig die Sylbe zig, d. i. eine Zahl von zehen, in ſich halten; ingl. der ſiebente, der zehente, und nicht der ſiebende, der zehende: weil durchgehends alle Beywörter, mit Innbegriffe der Ordnungszahlen, die letzte Sylbe te, mit einem t haben; ferner Geduld, und nicht Gedult, weil ich ſage Huld, Schuld, und dergleichen mehr. c)

§. 5.

Nicht ſelten geſchieht es aber, daß man in manchen Fällen ſich ſo wenig der Wortforſchung, und Herleitung; als der Sprachähnlichkeit bedienen kann: und dann iſt kein ander Mittel übrig, als daß man zu einem fernern Grunde ſeine Zuflucht nehme; welcher der Brauch, oder die eingeführte Gewohnheit im ſchreiben genennet wird, und der dritte in der Ordnung iſt. Dieſer beſteht darinn, daß ich ſo ſchreibe, wie es der allgemeine und beſtändige Gebrauch der Gelehrten ſeit undenklichen Zeiten mit ſich bringt. Ich ſage mit

c) Alles dieſes iſt in der gedachten Sprachlehre längſt gelehret worden.

mit Fleiße der beſtändige Gebrauch der Gelehrten; denn dasjenige, was nur zu gewiſſen Zeiten von einigen Kanzelleygelehrten, und andern, welche der Sache noch dazu nicht kundig ſind, hat eingeführet werden wollen; oder aus einer bloßen übeln Gewohnheit, und Nachläßigkeit entſtanden; oder offenbar wider die Natur der Sache, oder wider die Herleitung, und Sprachähnlichkeit läuft, iſt in der That kein Gebrauch, ſondern ein Misbrauch: welcher zu keiner Nachfolge verbindet. Iſt aber dieſe eingeführte Schreibart in einem rechtmäßigen **Herkommen** gegründet: ſo iſt es allerdinges billig, daß man ihr in ſolchen Fällen, wo man ſo wenig mit der Wortforſchung, als der Sprachähnlichkeit fortkommen kann, zuweilen nachgebe, und ſie als eine Richtſchnur annehme; zumal, wenn dadurch ein Misverſtand in den gleichlautenden Wörtern, oder ſonſt eine Undeutlichkeit vermieden werden kann. Denn die **Gewohnheit** iſt eine Tyranninn, welche uns Geſetze vorſchreibt. Sie gebeut uns, daß wir z. B. das Wort **Eltern**, ob es gleich von alt, und älter herkömmt, mit einem e, und nicht mit einem ä, zum Unterſchiede des Wortes ältern, ſeniores d): wie auch beſſer mit einem e und nicht mit einem ä, ob es gleich von baß her-

d) Eben ſo wie dieſe Tyranninn, auch das **dreyßigſte**, der ſiebende, zehnde, u. d. gl. geſchrieben haben will. Allein der H. Verf. hat ihr oben durch die Wortforſchung billig widerſprochen. Warum will er hier gehorſamer ſeyn? G.

ſtammet, ſchreiben müſſen; ingleichen, daß man am Ende der Wörter niemals ein i, ſondern allezeit ein y, welches das zwieſache, oder das End-i genennet wird, ſetze, als bey, zwey, drey, frey, ſey, ꝛc. und daß auch dieſes y in der Mitte dieſer Wörter, wenn ſie zuſammengeſetzt, und abgeändert werden, beybehalten werden müſſe, als zweyfältig, dreyfach, freyen, ꝛc. ferner, daß man ſeyn, eſſe, zum Unterſchiede von ſein, ſuus, u. a. mit einem ſolchen y ſchreibe, u. dergl. mehr e). Man thut alſo in der That wohl, wenn man den Gebrauch im ſchreiben ſo lange, als er keinen Irrthum, und keine Verwirrung in dem Sinne der Wörter, und dem Ausdrucke machet, in den erwähnten Fällen gelten läßt; weil er ſolchergeſtalt ſeinen wirklichen Nutzen mit ſich führet: widrigenfalls aber iſt man nicht verbunden, demſelben nachzufolgen.

§. 6.

Dieſes wären nun die drey vornehmſten Gründe, nach welchen man ſich bey der Rechtſchreibung zu richten hat. Ich weis zwar wohl, daß einige Gelehrte die Uebereinſtimmung der Schreibart eines Wortes mit andern, und beſonders verwandten Sprachen, noch hinzu fügen wollen. Allein, da ſolche eines Theils mit der Wortforſchung, woferne dieſe gründlich getrieben werden ſoll, und andern Theils zu der Sprachähnlichkeit gehöret; ſo achte ich es nicht für nöthig, ſelbige

e) Alles dieſes iſt in der gottſchediſchen Sprachkunſt längſt gelehret worden.

bige als einen besondern Grund anzugeben, noch weniger mich dabey aufzuhalten. Ich komme vielmehr zu dem vierten und letzten Grunde, welcher den drey ersten annoch als ein Hülfsmittel pflegt zur Seite gesetzet zu werden. Dieser ist die Aussprache, welcher saget: man solle die Wörter mit solchen Buchstaben schreiben, die man in der guten Aussprache deutlich höret; oder kürzer: man solle so schreiben, wie man redet und ausspricht. Z. B. daß man nicht schreibe, reisen, (rumpere) heisen, müsen ꝛc. sondern reißen, heißen, müssen. Es ist wahr, wenn man solches so oben hin betrachtet, so sollte man meynen: daß dieser Grund der allerbequemste und füglichste bey der Deutschen Rechtschreibung seyn, und vor den ersten dreyen ein großes voraus haben müsse f). Allein wenn man es recht beym Lichte besieht, so hat man sich in seiner Meynung gewaltig geirret. Denn die rechte Aussprache ist, wie unten mit mehrerm vorkommen wird, eine so mißliche Sache, wovon sich im geringsten nichts gewisses bestimmen läßt. Ich getraue mir daher auch nicht, derselben, als einem wirklichen Grunde, bey der Rechtschreibung einen Platz einzuräumen; sondern halte dafür: daß man sie den ersten drey Gründen nur als eine bloße Beyhülfe zugesellen müsse, welche

f) Und in der That hat Quintilian, diesem Grunde die Oberstelle gegeben: weil doch die Buchstaben bloß dazu erfunden worden, um die Aussprache sichtbar zu machen.

allenfalls bey den Abänderungen, Abwandelungen und dem Wachsen der Wörter, auch in wenigen Fällen, wo man wegen der weichen und harten Mitlauter, oder wegen der langen und kurzen Selbstlauter in Ungewißheit ist, einige Dienste leisten könne.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

V.

Georg Friedrich Josephs Wilczecks,

Freyherrn vom guten Lande und Hulzin, der Gottesgel. und Weltweish. Doctors, Ihro Röm. Kais. und Kön. apost. Majest. Prælati Domestici, und dero Kön. Landcapelle, zugleich Collegialkirchen bey aller Heil. ob dem Prager-Schloß, insulirten Probstes, Lehr-Satz von der Lage der Erden.

Budißin, gedr. bey Scholzen, in 8.

Es ist nichts alltägliches, daß ein katholischer Prälat, zumal in Deutschland, ein Schriftsteller wird; da selbst in Wälschland und Frankreich die Quirinen, Paßionei, Bossuets und Fenelons seltsame Erscheinungen sind. Am seltensten geschieht es, daß solche heilige Männer sich im philosophischen Felde zeigen wollen: und eben darum können wir ein solch kleines Werkchen, als dieses ist, nicht mit Stillschweigen vorübergehen.

Der hochw. Herr Verf. bemerket selbst in der Vorrede, daß, da ihn der Allmächtige zur Seelsorge

ſorge berufen, es zwar ſeine Sache nicht ſey, groſſe Bücher von der Weltweisheit zu ſchreiben. Da aber die Lage der Erden, dermalen ſo vielen Lärmen verurſache, und das Syſtem jetziger Weltweiſen, von den vielen Welten, dem Chriſtenthume nachtheilig zu ſeyn ſchiene: ſo habe er kein Bedenken getragen, dieß Werkchen aufzuſetzen, und dadurch Gelegenheit geben wollen, die Wahrheit deſto mehr zu prüfen: weil doch nach den Worten des weiſen Predigers, Gott die Welt dem Streite und der Unterſuchung der Menſchenkinder übergeben hätte. Daraus aber würde auch der zweyte Satz von Bewegung des Geſtirnes, und der dritte von den Einwohnern der Planeten herfließen.

Wir ſehen hieraus, die Urſachen und Abſichten unſers hochwürd. Schriftſtellers: und wie darinnen nichts tadelhaftes vorkömmt; ſondern er vielmehr gewiſſenshalber auf die gelehrte Schaubühne getreten iſt: ſo kann man bloß auf die Gründlichkeit ſeiner Ausarbeitung den Blick werfen. Den Anfang machet er mit Vorſtellung des ganzen Weltgebäudes, nach dem Sinne der neuſten Weltweiſen, die jeden Fixſtern für eine Sonne, die viele dunkle Weltkugeln erleuchtet, welche um ſie laufen; jeden Planeten aber, deren allein um unſre Sonne ſechszehn laufen, für eine von vernünftigen Geſchöpfen bewohnte Welt halten. Dieſes ſtellet er in einem ganz richtigen Kupfer vor, wie es vor der Gottſchedischen Philoſophie, ingleichen bey Fontenellens auserleſenen Schriften vorkömmt. Und wider daſſelbe will er zu Felde ziehen.

Nun

gleiche Wahrſcheinlichkeit vor ſich haben. Unter dieſen

5) Noch andere meynen, es käme von der Perſiſchen Landſchaft **Carmanien**, heute zu Tage **Kirman**, her Car. Chron. L. I. p. 144. Sie befeſtigen ihre Muthmaſſung mit der Gleichheit der perſiſchen und deutſchen Sitten. Siehe Bochart. Phaleg. L. I. c. 15. Lipſ. ad Belg. Cent. 3. Abr. Mylius de Antiq. Ling. Belg. c. 11. Ioh. Grauius Element. Ling. Perſ. p. 59. **Olearii** Perſ. Reiſebeſchr. 56 C. 26. Schurzfleiſch Diſp. L. III. **Morhoff** von der deutſchen Spr. 1 Th.

6) **Chriſt. Browerus** will es von den Indianiſchen Philoſophen Γερμανοι ableiten. Proparaſcu. Antiq. Treuir. p. 15.

7) **Erasmus** meynt, wie Herr **Struve** bezeiget, Germanus ſey eben das, was die Griechen γνησιον benennt. Hiermit ſtimmt auch **Melanchthon** überein in Tac. ad mor. Germ. p. 193.

8) Andere wollen, dieſer Name ſey den Deutſchen von den Lateinern gegeben worden, weil ſie ſich mit andern Völkern nicht vermiſchet hätten, wozu eine Stelle aus Tac. de M. G. c. 4. dienet.

9) Strabo hält davor, es ſey hier eine Ellipſis und die Germanier hieſſen die rechten und echten Gallier. Lib. VII. p. 443.

10) Wieder andere glauben, die Fruchtbarkeit der Deutſchen habe dieſe Benennung hervor gebracht und ſey Germanus ſo viel als germinans. P. Diaconus L. I. c. 1 de Geſt. Longob. Iren. Germ. L. I. c. 46. u. a.

11) Bey den Gloſſatoribus iuris ſoll es von genui, oder von fero, oder endlich von gero und immania entſpringen. Denn aus genu imani ſey durch eine Zuſammenziehung Gemani entſprungen, und da man noch ein r hinein geſchoben, ſey Germani heraus gekommen. Zum Beweiſe ſoll ſeyn, daß Deutſchland lauter ungeheure Leute gezeugt oder getragen habe.

12) **Ol. Verel** in den Noten ad **Herwarar Saga** c. 10. p. 20.

Nun iſt es ſeine Meynung nicht, die Allmacht Gottes in Zweifel zu ziehen, oder obigen Lehrſätzen die Möglichkeit abzuſprechen: da doch der Engel Gabriel, Luc. 1, v. 37. geſaget: Bey Gott ſey kein Ding unmöglich. Die Frage ſey alſo nicht, wie viel Sonnen und Erden Gott hätte erſchaffen können? ſondern wie viele er wirklich erſchaffen habe? Er antwortet darauf: daß Gott nur eine einzige Erde erſchaffen, und dieſe im Mittelpuncte der Welt gelagert und feſt gemachet; nicht minder nur eine Sonne, und einen Mond, nebſt denen Sternen, die er ins Firmament geſetzet. Und daran thut der Herr Prälat ganz recht und billig, weil zu ſeiner Seelenſorge, dazu er beſtellet worden, die andern Sonnen und Welten gar nicht gehören. Er beruſet ſich dabey auf den Moſes, Adam, Abraham und Joſeph: welchen, nach ſeiner Meynung, ſein Vater Jakob ſehr gut erzogen, und unterrichtet; Gott aber mit beſondern Wiſſenſchaften begabet haben ſoll, daß er NB. aus Geſtirn, Vögelflug und Geſchrey, und aus Träumen, Wunderdinge vorhergeſaget; auch dieſe Wiſſenſchaften mit nach Aegypten gebracht: wo man ſich ſeitdem in der Sternkunſt ſehr geübet; und von denen ſie an die Griechen gekommen u. ſ. w.

Hier giebt uns aber unſer hochw. Prälat, ohne es zu wiſſen, gleichſam gewonnen Spiel. Denn iſt die Sternkunſt der Aegypter zuerſt vom Joſeph und Jakob, folglich aus der Schule der Patriarchen entſprungen: ſo wird auch die Bewegung der Erden, und der Ruheſtand der Sonnen, auf gutem Grunde beru-

beruhen: maßen dieſes das alte ägyptiſche Syſtem geweſen, welches Pythagoras daſelbſt gelernet, und nach Griechenland gebracht.

Doch wir widerlegen nicht, ſondern erzählen nur. Der Herr Verf. trägt nun ſeinen theologiſchen Begriff von der Schöpfung, ſchlecht und recht vor; ſo buchſtäblich es nach der moſaiſchen Erzählung nur möglich iſt. Er ſtellet ſich die Erde wie einen Dotter im Eye vor, der mit Waſſer umfloſſen geweſen: doch bemerket er beyläufig die bibliſche Art, den Tag vom Abend bis zum Morgen zu rechnen: nach welcher Art noch in Wälſchland, Böhmen, und Nürnberg die Uhren nach dem ganzen Schlage eingerichtet ſind, und von einem Abend bis zum andern 24 Stunden ſchlagen. Die Babylonier haben vom Morgen an, den Tag gezählet, und im N. T. zähleten die Evangeliſten eben ſo: ohne Zweifel, weil die Juden dieſe Art in der Gefangenſchaft zu Babel angenommen, und beybehalten. Wir Deutſchen, nebſt den übrigen heutigen Europäern aber, theilen den Tag nach der Mittagslinie in den Vormittag, und Nachmittag: ſo daß der erſte ſich um Mitternacht anfängt, und der letzte eben da endiget, und alſo beyde einen aſtronomiſchen Tag machen. Dieſes, und das folgende von Feyertagen, iſt zwar artig, aber zur Lage der Erdkugel ganz nicht gehörig.

Nun meynt der hochw. Herr Verf. ferner, Moſes, der das Glück gehabt, von der Tochter Pharaonis erzogen zu werden, würde gar wohl den Weltbau haben deutlicher beſchreiben können: wenn ihn

Gott

Gott nicht zu andern Geschäfften gebrauchet hätte. Josua hat also die Bewegung der Sonne geglaubet, und ihr still zu stehen befohlen. Salomon, (NB. dafern das Buch der Weisheit von ihm ist) hat eben das im 7. Cap. geliefert: wobey er den Verlust seiner übrigen Schriften bedauret. Die Worte, unter der Sonnen, im Prediger, dünken ihm gleichwohl sehr anticopernicanisch zu lauten: weil, wenn die Sonne im Mittagspuncte stünde, nichts tiefers als eben sie gedacht werden könne. König Hiskias, und der Sonnenzeiger des Ahas werden auch nicht vergessen: und so hat der Herr Verf. alle seine biblischen Beweise erschöpfet, daß nur eine bewegliche Sonne, und eine unbewegliche Erde sey.

Wie aber Gott die Welt dem Streite der Menschen überlassen: so sey auch dieser Lehrsatz nicht unangefochten geblieben. Pythagoras, der zur Zeit des 53ten Spielolympiades (so heißt es bey ihm) gebohren worden, und 12 Jahre zu Babylon unter dem Propheten Daniel studieret, sich auch beschneiden lassen, habe Gutes und Böses mitsammen gelernet, u. s. w. Er habe unter andern einen neuen Lehrsatz erdichtet u. s. w. wo er ihm alles das beyleget, was die neuen Philosophen 2000 Jahre später lehren. Das Wiederspiel habe Claudius Ptolomäus in Aegypten im II. Jahrhundert nach Christi Geburt gelehret, dessen Weltbau er denn auch in Kupfer mittheilet. Weil aber derselbe, aus Mangel genugsamer Prüfung, den Lauf der Planeten nicht genugsam ergründet; so habe Nikolaus Copernicus, ein treffl. Mathematicus, aus Thorn

im

im pohlnischen Preußen 1473 gebohren, und nachmaliger Domherr zu Wärmeland (besser zu Frauenburg in Ermland) den Lehrsatz Pythagorä ausgearbeitet, die Bewegung der Erden um die Sonne, ganz artig ausgezirkelt, und ein besonder System verfertiget, womit er viel Aufsehens in der Welt gemachet.

Nun sollte man wohl denken, dieser kathol. und geistl. Mitbruder des Hrn. Prälaten, würde doch wohl nichts unrechtes, wider die Kirche und Religion gelehret haben: allein dieser giebt einem lutherischen Dänen Tycho Brahe mehr recht; dessen System er in der 4ten Figur liefert. Nun kömmt der Pabst Paul der V. darzwischen, der den 5ten März, 1616. das copernicanische System feyerlich verbothen. Wir wundern uns, daß Galiläus hier übergangen worden, der von einer Congregation von Cardinälen verdammet worden, diese Lehre abzuschweren, und zur Pönitenz, alle Tage etliche mal die 7 Bußpsalmen zu bethen. So sey denn dieser copernicanische Lehrsatz eine geraume Zeit unterdrücket worden: bis endlich itzige Weltweise, in ihren sogenannten Experimental-Philosophien ihn nicht nur wieder hervorgebracht; sondern auch alle Fixsterne zu Sonnen, und alle Planeten zu Welten gemachet, die mit vernünftigen Creaturen besetzet wären, welche ihren Schöpfer loben: wie Wolf in seiner Astronomie lehrete. Fol. 472.

Ehe und bevor nun der Herr Verf. diese neuen Hirngespinste, wie er saget, widerleget, und seinen Lehrsatz vom Stillstande der Erde im Mittelpuncte

puncte der gesammten Welt beweist, setzet er einige allgemeine Stücke aus der Astronomie voraus; bey denen wir uns nicht aufhalten können. Was Grade eines Zirkels sind, was die Welt, die Pole, die Achse, das Zenith und Nadir, der Meridian, der Horizont, der Aequator, die Wendezirkel, die Ekliptik, der Zodiakus, der Colurus, und die Sphära armillaris sey, erkläret er, und stellet auch die letzte in einer Figur dar. Die Mittagslinie beschreibt er, und lehret sie finden, auch bey Beobachtung der Sterne brauchen. Hierauf bauet er andere Lehrsätze, darinn er keine üble Kenntniß der sphärischen Astronomie zeiget. Was aber die physikalische Theorie betrifft, so ist dieselbe bey ihm sehr schwach und unrichtig. Z. E. wenn ers sich nicht einbilden kann, daß die ganze Erdkugel in der Ferne nur ein Punct sey.

Er kann sichs nicht einbilden, daß in Ansehung der ungeheuren Entfernung der Fixsterne, selbst die Erdbahn nur für einen Punct anzusehen sey: und machet seiner Meynung nach, Demonstrationen dagegen. Er bemerket, daß gewisse Sterne am Himmel, auf gewissen Puncten der Erdkugel, durchs Zenith gehen, und mit gewissen andern Sternen und ihren Verticallinien auf die Erde, Quadranten, Sextanten u. d. gl. machen. Bewegte sich nun die Erde in einem halben Jahre so weit hinter die Sonne, als sie vorhin diesseit derselben gestanden; so könnte der Quadrant nicht mehr zutreffen: andrer solcher Gründe, daraus ähnliche Schlüsse folgen, zu geschweigen. Allein, ohne uns in die Beantwor-

tung

tung derſelben einzulaſſen, als welches unſer enger Raum nicht verſtattet, rathen wir dem hochwürd. Hrn. Verf. ſich nur des berühmten Otto von Guerike, Nova Experimenta Magdeburgica, anzuſchaffen: wo im V. B. cap. 13. 14. 15. 16. von der Bewegung der Erden, und im VI Buche von dem planetiſchen Weltbaue gehandelt wird. Daſelbſt wird ein Mann von ſo großer Einſicht, die Auflöſung aller ſeiner Scrupel finden, und uns dafür Dank wiſſen.

Nichts iſt uns übrig, als daß wir noch hören, wie denn die neue Lehre der Weltweiſen, vom Weltgebäude, der Religion zuwider ſey. Wir übergehen mit Fleiß, was der Herr Verf. von dem Sterne der Weiſen, dianach Bethlehem gekommen, einwendet; als der ſich zu den neuen Sternen des Firmaments nicht ſchicket, dergleichen Tycho zwey Jahre lang in der Caßiopea geſehen hat. Allein er ſetzet auch, wider die bibliſche Erzählung, voraus; dieſer Stern ſey ganzer zwey Jahre lang, auch bey Tage geſehen worden. Das ſagen aber die Weiſen nicht: ſonſt hätten ſie ja den Herodes nicht fragen dörfen. Sie erblickten ihn aber wieder, zwiſchen Jeruſalem und Bethlehem, und er ſtund über dem Hauſe ſtill, wo das Kindlein war; welches die Sterne des Firmaments nicht thun. Wer weis alſo, ob dieß nicht ſo ein Stern geweſen, als in dieſem Monathe Julius, hier in Leipzig, Halle, Magdeburg, Halberſtadt, u. ſ. w. geſehen worden; davon folgende kleine Beobachtung handelt.

Wir übergehen den Abſchnitt von Bewegung des Geſtirns und nehmen nur noch die Abhandlung von

an der Kugel breit und hell war, und ſich allmählig in einer dunkelrothen, flatternden und dampfenden Spitze endigte. Nach einigen Minuten wurde dem Zuge dieſes ſchönen Luftfeuers, durch einen ſtarken und erſchütternden Knall ein Ende gemacht. Man hat ſolches von Quedlinburg her bis hinter den Huywald, nach Helmſtädtwärts, auf einem Wege von 5 Meilen in eben dieſer unveränderten Geſtalt wahrgenommen.

VII.

Hans Puff. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1760. 110. S. in 8.

Der Herr Verfaſſer iſt ſchon durch ſein erſtes Luſtſpiel: der Kaufmann ein Menſchenfreund bekannt geworden. Sein Endzweck dabey war ſehr löblich, und ſo bald ſeine Arbeit nur aufgeführet wurde, erhielt er von Kennern denjenigen Beyfall, den alle theatraliſche Verſuche verdienen, die mit den edelſten Geſinnungen übernommen, und mit dem glücklichſten Erfolge ausgeführt werden. Dieſe gute Aufnahme ſeines erſten Stückes, und das öftere Zureden ſeiner Freunde, bewog alſo unſern Verfaſſer, noch einige Stunden dem Theater zu widmen, und uns auch den Kaufmann als Menſchenfeind darzuſtellen. Wir wollen unſern Leſern ſogleich einen kurzen Auszug davon mittheilen, und ſie dadurch in den Stand ſetzen, vom ganzen urtheilen

theilen, und alle Tugenden und Fehler dieſes Stücks gehörig bemerken zu können. Hier iſt er.

Erſte Handlung.

Der Schauplatz iſt in Puffs Hauſe.

1. Auftritt. Puff, (in einem Schlafrocke ſitzend und ſchreibend) ruft aus: Ja, ja! es müſſen gute Bezahler ſeyn; es ſind ſchon viele Wechſel von ihnen durch meine Hände gegangen. Heute muß ich an alle ſchreiben, und dieſe Kunden mir zueignen. Die Namen der Endoßenten muß man auch nicht aus der Acht laſſen. Drauf ſtößt er mit den Füſſen und ſchreyt: Hey! heraus da — lore — Anne — Johann — — Iſt es nicht ein Unglück, daß das Volk ſo ruhig ſchlafen kann — Er ſchreyt noch einmal. Endlich kömmt Johann.

2. Auftritt. Hier bin ich, ruft er, und wiſcht ſich die Augen aus. Puff lärmet deswegen und ſaget: ich will dich Schlingel lehren, früher aufzuſtehen. Er will ſich verantworten. Aber Puff fährt fort: der Schlaf iſt ein angewöhntes Ding. Sieheſt du denn, daß ich demſelben ſo ergeben bin? Ich wollte daß ſie in 24 Stunden, zwanzig nach einander wegſchlafen könnten! ruft Johann, und beyſeite: 4 Stunden alle Tage ſind ſchon zu viel, ſich und andern Menſchen Unruhe und Unglück auf den Hals zu wälzen.

Er muß aufhören. Bald hätte es Puff vernommen. Er fraget ihn: ob er den Advocaten und den Notarius beſtellet habe. Sie ſind beſtellet, antwortet Johann, ſie werden nicht ſäumen; es

sind ganz wachsame Leute, wenn etwas zu erwischen ist. Von mir werden sie nichts erhalten, sagt Puff, sie sind mir aber nützlich. Und ihre besten Freunde; setzt Johann hinzu. Wie? Freunde? ruft Puff. Freundschaft, Freundschaft ist ein leeres Nichts. Die Menschen sind alle Betrüger und Schelme. Johann will die Anwendung auf Puffen machen, der ihm aber eine Maulschelle dafür giebt. Johann saget furchtsam: sagten sie nicht, daß alle Menschen Schelme wären? Ja! ruft Puff von neuen; allein ich! ich bin ein ehrlicher Mann! Johann freuet sich, daß er der einzige sey, der bey einem ehrlichen Manne in Diensten stehe. Puff verlangt von ihm, daß er ihm redlich dienen solle, und getreu und verschwiegen seyn müsse. Das heißt sehr viel verlanget! erwiedert Johann. Da sie mich mit unter die Schelme rechnen, wie leicht könnte mich da Satan blenden, sie ein bißgen zu bemausen, und— aber Puff droht ihm mit Staupbesen und Galgen. Darauf befiehlt er ihm, nach der Post zu gehen. Er aber will erst frühstücken. Der Henker hole dich mit deinem frühstücken, ruft Puff, gehe! Er will gehen; aber er ruft ihn zurück, sein Kleid zu holen. Er will — Er ruft ihn wieder zurück Er Kutscher wolle anspannen. Doch auch das nicht! Endlich: vergiß nicht die Kaufmannspursche und andere Bedienten auszufragen, wie es in ihren Häusern stehe. Johann verspricht es und geht.

3. Auftritt. Puffs Tochter erscheint. Sie wünscht ihm einen guten Morgen: der Thee ist fertig,

tig, ſaget ſie. Das iſt doch immer deine erſte Sorge, rufet Puff, nur Geld zu verzehren. Ich unglücklicher Mann! Solcher Verſchwenderinn mein Vermögen zu hinterlaſſen! Sie will ihn beſänftigen. Iſt es nicht wahr? fährt er fort: Kannſt du wohl einen Betrüger, einen Faullenzer, oder nur ein einziges Menſchengeſicht ſehen, da du nicht gleich Mitleiden damit haſt, ſelbige in ihrer Faulheit zu beſtärken? Gönnen ſie mir doch die ſüße Empfindung des Mitleidens, antwortet Eleonore. Nein! ſaget Puff. Du ſollſt von dieſer Thorheit ablaſſen. Du muſt alle Menſchen verabſcheuen: ſie taugen mir insgeſammt nichts. Ja! ich ſage es dir noch einmal, ſey hart gegen jeden Menſchen; laß dich in keine Gefälligkeiten für ſie ein! Bloß Trauholden und einigen andern kannſt du freundlich begegnen! beſonders thue, als wenn du Trauholden liebteſt; allein recht lieben ſollſt du ihn nicht. Ich kann ihn bey meiner Handlung nicht entbehren, deswegen mache ich ihm weiß, er ſolle mein Schwiegerſohn werden. Spiele alſo deine Rollen gut, ſey gegen ihn freundlich und haſſe ihn. Soll ich denn eine Häuchlerinn ſeyn? fraget ſie. Aber Puff geht, und will den Morgenſegen leſen.

4. Auftritt. Eleonore beklaget ſich, daß ſie den liebenswürdigſten haſſen ſoll.

5. Auftritt. Trauhold und Eleonora unterreden ſich von Puffen. Ich weis wohl, ſaget Trauhold, daß ihr Herr Vater bey ihnen geweſen. Ich kenne ſeine Härte, und ſeinen Menſchenhaß ſchon lange. Ich weis, daß er ſie täglich plaget, ſeine grauſame

sen aber muß man wohl nach des Herrn Verfassers Meynung folgenden beyden den Vorzug lassen; nemlich

---

p. 20. meynt den Ursprung in Carpis bey dem Berge Carpatum zu finden.

13) Goldast in der Vorrede zu den Reichssatzungen muthmaßt, sie wären von dem Götzen Hermin, Hermanen oder Chermanen geuennt worden.

14) Spangenberg u. Calvisius setzen davor Ingevens Sohn, Herman; es ist aber wahrscheinlich, daß der Herman und obiger Hermin einerley Person sind, und der erste nur als ein Gott verehret worden.

15) Nach einiger Muthmassung ist aus Heermänner Germanier geworden, Car. Chr. L. II. p. 327. Melancht. ad Tac. de M. G. p. 193.

16) Andere nehmen an statt des Worts Heer das alte Wort guerra, der Krieg, daß Germann also so viel sey, als Kriegesmann. Herr Struve meynt zwar, das Wort sey französisch, allein es ist bekannt, daß die französische und deutsche Sprache vordem nur eine gewesen ist. Diese Abstammung hat viele Vertheidiger und unter andern Cluu. Ant. G. L. 2. c. 20. Lipsius in Tac. de M. G. c. 2. Hadr. Iunius Glossar. Cellar. Not. Orb. Ant. Tom. I. L. 2. c. 5. Werlhofius Not. Imp. Enucl. L. 1. c. 12. §. 8. u. s. m.

17) Da das Wort Ger in der alten Sprache ein Schwerdt bedeutet, so kommt Schilter im Glossario p. 354. auf die Gedanken, Germanier könne wohl so viel heissen, als Schwerdtmänner.

18) Es giebt auch einige, die es vom Gewehr herführen wollen, als wenn man sagte die Wehrmänner.

19) Wieder andere sagen es hiesse so viel als werthe Männer.

20) Ioh. Phil. Vorburgius will in Hist. Germ. T. I. p. 44. man habe sie von dem Geschreye der Beute machenden Soldaten Garmine genennt, welches aus dem Worte gar, ganz, und dem Plattdeutschen mien mein zusammen gesetzet ist.

21) Loca

Gemüthsart anzunehmen. Aber lassen sie uns gemeinschaftlich dahin trachten, ihn zu ändern. Besonders ist es ietzt Zeit, mir zu Hülfe zu kommen. Ich zittere vor diesem Tage. Ihr Herr Vater ist gesonnen, einer armen Wittwe, die vier unerzogene Kinder hat, alles, auch das Bette wegnehmen zu lassen. Eleonore erschrickt darüber. Trauhold erzählet weiter. Sie verabscheuet es. Wozu soll ich mich entschließen? ruft sie aus. Er giebt ihr verschiedene gute Anschläge dazu; die sie mit Freuden billigt. Zuletzt waget es Trauhold ihr zu sagen, daß Puff ihn zu seinem Schwiegersohne erwählet habe, und solches thut er mit Worten, die seine Freude darüber sattsam verrathen. Sie zweifelt an den Worten ihres Vaters; und fängt wieder an von der Wittwe zu reden. Wir wollen den Versuch machen, antwortet Trauhold, ihres Herrn Vaters Herz zum Mitleiden zu bewegen. Ja! sagt Eleonore, ich will mich zu seinen Füssen werfen, und kniend ihn für die unglückliche Wittwe bitten. Sie geht ab.

6. Auftritt. Sieht er, saget Puff, ist meine Tochter nicht freundlich? begreift er nun, wie ich für sein Glück besorgt bin. Ich danke ihnen von Herzen dafür, erwiedert Trauhold. Ich verspreche ihnen alle Treue in ihrer Handlung. Puff hat aber an seinem Fleiße noch viel auszusetzen. Ich bin ihm Beyspiels genug, wenn er nur darauf Acht geben wollte. Heute, da er noch ohne Sorgen im Bette lag, habe ich mir schon neue Kunden erworben. Habe ich ihm denn in 16 Jahren die wahre Grund-

Grundregel nicht einprägen können: **Alles für mich!** Allein hiezu gehört List und Verschlagenheit. Diese Tugend erfodert Wachsamkeit. Er prediget ihm noch viele dergleichen Lehren vor. Trauhold verspricht, so sehr auf seinen Vortheil bedacht zu seyn, als es die Redlichkeit und andere Pflichten erlauben würden. Was Redlichkeit! ruft Puff. In welcher Schule hat er denn gehöret, daß ein Kaufmann seine Handlung hiernach einrichten müsse? Keiner muß in der Handlung mir gleich kommen. Ich mag vernünftig oder unvernünftig, billig oder unbillig seyn: genug! wenn ich diesen meinen Zweck erhalte. Er fraget hierauf, ob die Wittwe Sophie Geld gebracht habe? Nein! sagt Trauhold, und fängt an, ihren erbärmlichen Zustand ihm vorzustellen. Er aber will nichts davon hören. Verwirre mir den Kopf nicht, ruft er, ich überlasse es meinem Advocaten: durch ihn habe ich das Vergnügen gehabt, schon mehr als 50 Familien zu Grunde zu richten. Ich habe eine Mine gelegt, diese soll er mir anzünden; springt sie, so soll die Ehre von 10 Kaufleuten und 5 Zuckerbeckern in die Luft fliegen. Würde es nicht ein größer Vergnügen seyn, saget Trauhold, deren Ehre zu erhalten, als zu verderben zu suchen? Nein! erwiedert Puff, je mehr ich stürze, je mehr erhebt sich mein Ruhm.

7. Auftritt. Johann erscheint, und stellet sich so hitzig, als wenn er sich für die Ehrlichkeit seines Herrn, mit jemanden herum geprügelt hätte. Hier können sie sehen, sagt er zu Puffen, daß ich auch ein ehrlicher Kerl bin. Sie sollen durchaus nicht der

einzige seyn. Das will ich ietzt nicht wissen,' antwortet Puff, gehe und sage, der Kutscher solle anspannen.

8. Auftritt. Hier kann er sehen, saget Puff zu Trauholden, was für Vortheile erhalten werden, wenn man aufmerksam ist. Er will ihm darauf antworten. Hat er schon wieder was zu erinnern? ruft Puff. Ich bin zu alt, von ihm Lehren anzunehmen, er muß mir schlechterdings folgen. Höre, er also, was er noch heute thun soll. 1) Bezahle er den Handwerksleuten und Arbeitern ihre Rechnungen. Gut! Sagt Trauhold; es ist currant Geld in der Kasse. Das weis ich, versetzt Puff. Hat er schon vergessen, daß ich leichtes Geld eingewechselt habe? damit bezahle er! sage er, es wäre noch überwichtig, und nehme er 4 Schill. aufs Stück mehr, als die wichtigen Ducaten gelten. Ich kann nicht lügen, erwiedert Trauhold. Schweige er mit seinen närrischen Einwendungen, schreyt Puff, und merke er sich 2tens, Nerant ist ein schlechter Haushalter. Lisimon ist ein lüderlicher Kerl. Nestock möchte wohl ehestens davon laufen, denn er will nach Dreßden reisen. Nimmermehr wird er wiederkommen! Er hat weder Frau noch Kinder; er ist ein Freygeist, ein Atheist — von dergleichen Anekdoten giebt er ihm noch einen ganzen Zettel voll, diese soll er bey ihren Correspondenten in übeln Ruf bringen. Trauhold will ihm die wiedrigen Wirkungen davon verstellen. Aber Puff antwortet: Weis er denn nicht aus der Erfahrung, wie vielen Dank ich auf diese Weise verdienet habe?

Gehe

Gehe und verrichte er, was ich befohlen! Meine Tochter ſoll ihm ſchon gewiß ſeyn: Halte er mich ietzo nicht auf. Ich muß ſehen, wie es mit dieſem und jenem ſteht.

9—12 Auftritt. Puff beklaget ſich, daß er Trauholden in 16 Jahren nicht nach ſeinem Sinne habe ziehen können. Die verdammten Bücher! ruft er. Ja! dieſe verderben ihn. Johann kömmt. Er unterredet ſich mit ihm von Bankerrutten. Siehſt du nun, daß die Welt voller Schelme ſteckt? Johann meldet, daß ein Huſar mit einem Beine, und Sophie mit ihm ſprechen wollen. Schmeiß das Bettelvolk zum Hauſe hinaus, antwortet er. Johann geht, kömmt aber bald wieder zurück, und ſchreyt: O weh! weh! mein Buckel! der verteufelte Huſar! Schurk, ſagte er, ſchaffe mir deinen Herrn. Er iſt zu Hauſe. 100 St. Louisd'or ſoll er mir bezahlen. Puff zittert. Johann ſoll voran gehen. Puff will ihm folgen. Johann ſaget, ich will keine neue Mode anfangen. Puff geht voran.

Zweyter Aufzug.

1. Auftritt. Johann und Anne unterreden ſich von ihrer Heyrath. Du mußt mir Ja, oder Nein ſagen, ſaget Johann. Ich werde dich ſchon zu ernähren wiſſen. Geduld! Geduld! antwortet Anne. Ich ſinne nur noch, erſt meinen Herrn recht zu rupfen. Unſern Herrn? fraget Johann — Unſer Herr iſt ein Menſchenfeind. Das iſt nicht wahr; erwiedert ſie. Wir Mädgen gehören doch auch unter

ter die Menſchen, und denen iſt er recht gut. Sie hören jemanden kommen.

2. Auftritt. Argil ein Advocat, und Raps ein Notarius erſcheinen. Argil fragt nach dem Herrn. Johann erwiedert, daß er mit einem Menſchen beſchäfftigt ſey, welcher nur ein natürliches Bein habe. Raps ſieht Annens traurige Mine. Vielleicht Injurien? fraget er ſie. 12 Schillinge her, ſo will ich denjenigen citiren. Anne giebt 12 Schillinge, und klagt des Nachbars Mädgen an, ſo ſie eine Hure genannt. Ja, ſagt Argil, ſo etwas muß man probiren, um hinter die Wahrheit zu kommen. Er redet viel juriſtiſch Latein, und macht Annen dadurch böſe, daß ſie wegläuft. Johann hört ſeinen Herrn kommen.

3. Auftritt. Puff voller Verdruß wegen des Huſaren; und Trauhold erſcheinen. Hole er mir die Schriften, ſagte er zu Trauholden, die oben auf dem Schreibpulte liegen. Herr Argil, wer iſt der Kerl, den ſie mitgebracht haben? Der Notarius Raps, antwortet er, den ich ihnen empfohlen habe. Johann muß hinaus gehen. Trauhold bringt die Papiere, und geht ebenfalls ab.

4. Auftritt. Puff erkundigt ſich zuerſt, wie es mit der Wittwe Sophie ſtehe? Alles wird ihr heute weggenommen werden, verſichern Raps und Argil; und überdem wird ſie noch alle Koſten bezahlen müſſen. Puff dankt dem Himmel für ſolche wackre Männer. Er nimmt die Papiere und blättert darinn —. Ich habe auch, fährt er fort 40000 Mk. an Obligationen erkauft. Der Schuldener

dener hat mich zwar erſuchen laſſen, die Hälfte davon anzunehmen, und mit der andern noch ein Jahr zu warten; es iſt doch aber heute der letzte Tag zur Zahlung. Er wird gewiß nicht bezahlen. Wache muß ihm ins Haus geleget werden! Bene! ſagt Raps. Noch ein Contract, Herr Argil, ſpricht Puff. Der Zuckerbecker, der Narr, hat 10000 Mk. zu 6 pro Cent. Er giebt nichts davon, als wolle er nicht für mich arbeiten. Noch eine Obligation, welche heute verfallen iſt, und wofür ich heute Geld haben will — Und dieſe Obligation von 6000 Mk. ſollen ſie aufkündigen. Die jungen Kerlchen kommen mir zu ſehr empor. Noch eine Sache von Wichtigkeit! Ich habe auf ein Schiff 1000 Rthlr. verſichert, und auch ſchon die Prämie davon erhalten. Es iſt geſcheitert. Nun ſoll ich bezahlen; allein ich gebe nichts. Argil und Raps ſinnen nach. Recht ſo! ſagen ſie. Denn ſie haben von Bourdeaux auf Hamburg und nach Norwegen, wo es geſcheitert iſt, aſſecuriret.

5. Auftritt. Puff wird von Reinharden, ſeinem Schwager, beſuchet, iſt deswegen mürriſch, und giebt ihm kurzen Beſcheid. Reinhard geht zu Puffens Tochter.

6. Auftritt. Puff bittet Argilen und Rapſen, ſeine Sachen beſtens zu beſorgen. Nichts geſchont! ruft er. Sie nehmen Abſchied.

7. Auftritt Puff freuet ſich über den Fall ſeiner Schuldener.

8. Auftritt. Trauhold bringt ihm einen Brief, und muß ihn vorleſen. Er lieſt unter andern: Ihre Verläumdungen bewegen mich nicht, meinem Freun-

de gehäßig zu werden, und von ihm abzugehen. Laß ihn laufen, saget Puff. Er soll mir ietzo nach Magdeburg schreiben, daß der Zucker, welchen Zerwig aus Dreßden von mir erhandelt, und schon abgegangen ist, daselbst liegen bleibe. Er ist 25 pro Cent gestiegen.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt. Reinhard giebt Puffen wegen seines Verhaltens Verweise. Sie tödten, saget er ihm, den ehrlichen Namen ihres Nebenmenschen. Wer? Ich ein Mörder? fragt Puff voller Zorn: Johann — Johann!

2. Auftritt. Johann kömmt. Er soll Rapsen, dieser Injurie wegen, holen.

3. Auftritt. Reinhard vermahnet noch. Puff gähnet dabey. Soll ich aber ihr Erbe seyn, saget Puff, so —.

4. Auftritt. Argil und Raps erscheinen. Puff glaubet, Reinhard werde ihn sogleich zum Erben einsetzen, welcher aber fort geht. Die Bemühung der beyden Juristen wird auf Reinhards Rechnung geschrieben: welche auch abgehen.

5. Auftritt. Geht nur, saget Puff, da sie weg sind: ich verabscheue euch eben so, wie andre Menschen. Anne horchet. Er wird sie gewahr, und versuchet, sie zur Liebe zu reizen. Sie giebt ihm Lehren, er aber geht fort.

6. Auftritt. Anne spottet ihres Herrn, ohne Eleonoren und Johannen gewahr zu werden. Sie entdeckt der ersten ihre Eyversprechung mit Johannen,

nen, welcher ihr alle Treue ſchwöret. Eleonore wünſcht ihnen beyderſeits Glück, und ſchicket Annen weg, ein Buch von ihrem Nachttiſche zu holen.

7. Auftritt. Eleonore fragt Johannen, wie er die Fr. Sophie angetroffen? Sie erſchrack antwortet er, als ſie mich ſah. Sie erholete ſich aber bald, als ſie den Gruß von ihnen hörete. Sie dankte dem Himmel für ihr mitleidiges Bezeigen, und vergoß Thränen vor Freuden. Sie heißt ihn, zu gehen. Aber hören ſie, fährt er fort, eheſtens werde ich meinem Herrn einen rechten Streich ſpielen. Ich will ihn nur noch erſt recht überlegen. Er geht. Anne bringt Eleonoren das Buch und geht auch ab.

8. Auftritt. Eleonore ſitzt und lieſt. Sie lobet die Einſamkeit und die göttliche Tugend, ein Menſchenfreund zu ſeyn.

9. Auftritt. Puff tritt herein. Gib her! ſagt er, was lieſeſt du da ſchon wieder? Der nordiſche Aufſeher. Wer iſt der Kerl? Er ſoll gewiß Contribution eintreiben? Sie ſeufzet und will ihn widerlegen. Was? — Pfuy! ſchäme dich! antwortet er; ein tugendhaftes Mädgen, iſt bey Klugen ein dummes Mädgen. Folge meinen Grundſätzen: erſtlich bin ich mir ſelbſt der Nächſte. Zweytens, bin ich niemand verbunden zu helfen. Drittens diene ich keinem Menſchen ohne meinen Nutzen; und von mir muß es abhängen, einen andern bey Brodte zu erhalten, oder ihn zu ſtürzen. Nachmittag ſollſt du bey Madam Witzinn Lomber ſpielen,

len. Gewinne aber, ſage ich dir! laß mich heute mit Reinharden allein. Er geht ab.

10. Auftritt. Sie muntert ſich auf, wider des Vaters Lehren, ſtets tugendhaft zu leben.

11. Auftritt. Trauhold kömmt voller Freude. Nun! ſaget er, ſteht mein Glück in ihren Händen. Durch ſie ſoll ich glücklich werden. Ihr Herr Vater, ihr Herr Oheim, alles iſt bereit dazu. Sie bewundert ſeine Hitze. Sie hören jemanden kommen.

12. Auftritt. Es iſt Johann. Mit meinen Augen, ſagt er, habe ich es geſehen, wie der barbariſche Raps der Frau Sophie alles, alles wegnahm. Zerreißen möchte ich den Kerl! Eleonore und Trauhold entſchließen ſich, ihr geſchwind zu helfen. Johann will wiſſen: ob der Herr dem Huſaren wirklich 800 Stück Louis d' or habe geben müſſen. Er habe gehöret es ſey wirklich geſchehen, und jedes Stück davon, wäre zwey Mk. zu leicht geweſen. Er muß aber gehen.

13. Auftritt. Trauhold und Eleonore klagen über Puffens unempfindliches Herz. Sie wollen ſeine Neigung ſich zu erwerben ſuchen, um Sophien deſto leichter helfen zu können.

14. Auftritt. Anne meldet, daß Sophie auf Eleonorens Stube ſey. Trauhold bittet Eleonoren zu ihr zu gehen, und ſie zu tröſten.

Vierter Aufzug.

1. Auftritt. Puff redet nach der Bühne: nicht mehr Achtung für mich ehrlichen Mann? Das ſoll euch gereuen. Ein Betrüger ſeyd ihr!

2. Auf-

2. Auftritt. Trauhold fraget Puffen, was ihm begegnet ſey? Lerom, der verteufelte Kerl, antwortet er, packte mich bey meinem Hauſe als ein Bär an. Was habe ich ihm zu Leide gethan? Nichts! Kleinigkeit: auf 24 Stunden habe ich ihm nur den Credit abgeſchnitten. Es hat mich recht verdroſſen! Trauhold ſaget: daß Trarbach ſeine 40000 Mk. bezahlen wolle. Puff ärgert und beklaget ſich darüber. Er ſieht Sophien und Eleonoren kommen.

3. Auftritt. Sophia flehet Puffen um Mitleiden an. Sie vergießt Thränen. Ihre beyden Kinder bitten um ihre ihnen weggenommenen Bette. Er aber will gehen. Schlafet auf der Erde! antwortet er. Eleonore hält ihn, bittet für Sophien kniend, und mit Thränen. Er wird gerühret. Er will aber gehen, damit er nicht verführet werde.

4. Auftritt. Halt! ruft Johann, welcher in Huſaren-Kleidung dazu kömmt. Nicht eher von der Stelle, bis ich mein Geld richtig habe! 800 wichtige Louis d'or will ich haben. Puff erſchrickt. Gnädiger Herr, ſaget er, ich habe ehrlich bezahlet. Er will gehen. Trauhold ſoll ihm den Kerl vom Halſe ſchaffen. Johann greift nach dem Säbel, kriegt Puffen zu faſſen, und ruft: Geld her! oder — Sophie und Trauhold ſuchen ihn zu beſänftigen: er aber läßt nicht nach; ſondern verlangt noch 1600 Mk. weil jeder Louis d'or 2 Mk. zu leicht geweſen. Puff wird gezwungen, ihm noch 80 Stück Louis d'or zu geben. Johann iſt zufrieden, und giebt ſie Sophien, weil er ihrs anſieht,

lich die es aus gar und mann herführet, welches ſo viel als lauter Männer bedeutet *), oder die es mit Leib-

21) Becanus holt die Benennung von geren her d. i. Soldaten werben. S. Struuii Syntag. p. 8. Sollte es vielleicht kören, oder kühren heiſſen?

22) Browerus führt in Proparaſc. Ant. Treu. p. 15. §. 7. einige an, die da meynen durch die Zuſammenziehung ſey aus Geebrtman, German entſtanden.

23) Es fehlt auch nicht an ſolchen, die vorgeben, es ſey aus der alten Benennung eines Spieſſes, Bard, der Name Bardmanni, d. i. Männer die Barden trugen, entſtanden. Denn a wird leicht in e verwandelt, welches Meibom Tom. 3. Rer. Germ. p. 56 bekräftiget.

24) Dieſen folgen diejenigen nach, welche ſie von den wilden Bärthen, ſo ſie trugen, Germanier, die Bärtmänner nennen.

25) Andere nehmen die Benennung von der Fruchtbarkeit ihres Landes her und heiſſen ſie Bördmänner. Denn Börde bedeutet in der alten Sprache einen fruchtbaren Strich Landes, wie denn noch itzo um Magdeburg eine gewiſſe Gegend die Börde heiſſet.

26) Bey Browern l. c. findet man auch einige die es aus dem Holländiſchen gar und minne machen und garminne artige, liebreiche bedeuten ſoll.

27) Prætorius Orb. Goth. p. 32. §. 10. holt es aus dem Gothiſchen, allwo Ger'-manes einen ſchlauen und klugen Kopf bedeutet.

28) Junker in Geogr. Med. æv. 2 Th. C. 1. will, daß ſie von dem Thüringiſchen Fluſſe Gera den Namen hätten.

*) Man findet ſehr viele, welcher dieſer Meynung zugethan ſind. Herr Heiſen giebt folgende Gründe an, warum man ſie den andern vorziehen müſſe. 1) Iſt aus gar in vielen zuſammengeſetzten Wörtern ger geworden als Gerhard, ganz hart ꝛc. 2) Kommt es mit der andern Benennung Alemannier ſehr genau

daß sie eine nothleidende Wittwe ist. Er empfiehlt sich ihnen.

5. Auftritt. Puff schimpfet auf den Husaren und verlangt sein Geld von Sophien wieder zurück, weil er es ihm abgedrungen. Sie giebt es zurück. Sie bittet ihre Schuld ihr nun auch zu erlassen, welche doch viel geringer sey. Er nimmt das Geld und geht. Trauhold soll sie zum Hause hinaus schmeißen. Sophie und Eleonore seufzen ihm nach.

6. Auftritt. Sophie beklagt sich, und Trauhold gehet ab, um ein Mittel ausfündig zu machen, ihr zu helfen.

7. Auftritt. Sophie lobt Eleonorens verstorbene Mutter, als ein Bild der Schönheit und Tugend. Wie sehr war sie meine Freundinn! saget sie, und wie viel habe ich durch ihren Tod verlohren! Eleonore bittet den Himmel, deren Tugenden ihr tief ins Herz zu drücken. Bin ich nicht auch ihre Freundinn? fraget sie Sophien, indem sie dieselbe umarmet.

8. Auftritt. Johann kömmt eilfertig mit der Nachricht, daß Sophiens Geräth wieder nach ihrem Hause gebracht worden. So fein, saget er, habe ich meine Sachen gemacht. Sophie freuet sich mit Eleonoren und glaubet, daß die Schuld ihr sey erlassen worden.

9. Auftritt. Puff höret in der Ferne zu, indem Johann weiter erzählet, daß er seinen Herrn durch das Husarenkleid, so er von einem Juden gekaufet, betrogen. Was meynen sie? fraget er Sophien und Eleonoren. War der Streich nicht

gut?

gut? Nun können ſie den Herrn mit ſeinem eigenen Gelde bezahlen. Puff ſpringt herbey, packt Johannen an, und ſchrevet: Hängen ſollſt du Dieb! du ſollſt hängen! Eleonore bittet für ihn. Schweig! ſagt er, laß mich hier allein. Eleonore und Sophie gehen ab.

10. Auftritt. Johann iſt gegen Puffens Drohungen unerſchrocken. Wer iſt denn der größte Dieb fragt er, der 80 Stück Louis d' or nimmt, oder der das ganze Publicum beſtiehlt? Ein Schmelztiegel und ſo kleine Gold Schnipperchen! Puffen wird bange. Du mußt mir aber doch treu ſeyn, erwiedert er. Nicht andere, als für Geld, antwortet Johann. Puff gelobet ihm 1000 Thaler zu geben. Nicht aber, ſagt er, als wäre ich es dir ſchuldig; ſondern weil Sophie es mir wiedergegeben hat. Ich gebe es dir, allein mit der Bedingung, daß du Annen heyratheſt, du bekömmſt ein tüchtiges Mädchen. Er geht ab. Johann aber wundert ſich, daß Sophie das Geld wieder zurück gegeben und er gehalten wird, Annen zu heyrathen. Er glaubt, ſie ſey ihm untreu. Er ſieht ſie.

11. Auftritt. Johann beſchuldigt Annen der Falſchheit. Sie ſucht dieſelbe von ſich abzulehnen. Da kömmt er ja her, ſagt Johann, indem er auf Puffen weiſet: das iſt der Krug, wozu du einen Deckel haben willſt.

12. Auftritt. Puff kömmt und zahlet Johannen das Geld. Johann nimmt es und will gehen. Bleib hier, ſagt Puff, ihr ſollt beyde eure Sache richtig machen. Johann geht und bleibt hinter der

Bühne. Nun Anne! sagt Puff, ich will dich an Johannen verheurathen. Erlaube mir daher, aus Erkenntlichkeit, einige Gefälligkeiten. Ueberloß dich mir. Ich habe dafür Johannen das Geld gegeben. Er will sie küssen. Sachte! ruft Anne, nicht so geschwinde! Soll ich meinem Bräutigam untreu werden? vergehen sie sich nicht! Sollte mich der Bösewicht verkaufen können? Puff geht beschämt ab.

13. Auftritt. Anne verweist Johannen, daß er sie behorcht habe, und ist gegen ihn spröde, welches aber nicht lange währet. Sie beschließen, sich ehestens zu heurathen.

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt. Puff sitzt auf einem Stuhle. Traurige Bilder stellen sich seinen Augen dar. Er höret die Stimme des Gewissens und ist unruhig.

2. Auftritt. Johann erscheint. Lauf geschwind, sagt Puff zu ihm, zu meinem Wundarzte. Ich kann es nicht länger ausstehen.

3. Auftritt. Ihr Schreckenbilder der Phantasey! fährt Puff fort, euch will ich bald vertreiben und bald in ein Nichts verwandeln. Ihr habt euern Ursprung im Blute.

4. Auftritt. Reinhold sieht Puffens verdrießliche Mienen. Er bittet ihm seinen Kummer zu entdecken. Puff antwortet anfangs trotzig, läßt sich aber bald besänftigen: da Reinhold von seinen Gütern redet, welche er jetzo bey ihm in Ordnung setzen wolle.

5. Auf-

5. Auftritt. Johann meldet, daß der Barbier gekommen ſey. Meine Tochter, ſaget Puff, ſoll ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten. Er geht ab.

6. Auftritt. Eleonore kömmt. Sie verſpricht ihm, alles zu halten, was er mit ſeinen Gütern verordnen werde. Sie entdecket ihm ihre Neigung gegen Trauholden, allein ſie fürchtet wider den Willen ihres Vaters zu handeln, wenn ſie ihn heurathete. Reinhold verſpricht ihr, dieſe Schwierigkeit zu heben.

7. Auftritt. Trauhold erſcheint. Kommen ſie, ſaget Reinhold zu ihm, ihr Glück lachet ihnen entgegen. Trauhold und Eleonore erklären ſich einander ihre Liebe, und Reinhold wünſchet, daß durch ſie Menſchenliebe und Freundſchaft möge fortgepflanzet werden.

8. Auftritt. Puff kömmt zurück. Nun ſaget er, bin ich ganz leicht. Ich bin recht geſund. Wenn ſie, Herr Reinhold, das Teſtament nach meinem Vortheile einrichten, ſo wird mir recht wohl werden. Ey! ſie haben es ſchon? — So brauche ich keine Notarien. Nachher wollen wir ein Glas Franzwein, und eine Schüſſel Confect verzehren. Trauhold, gehe er hin, und nehme er des Zuckerbeckers Sachen alle ſämmtlich in Empfang. Und du — Eleonore, willſt du nicht bald zum Lomberſpiele eilen? Sie wollen beyde gehen. Reinhold bittet Puffen, ſie hier zu laſſen. Sie werden Sophien gewahr, welche von Reinholden beſtellet iſt.

9. Auftritt. Puff wird über Sophien beſtürzt. Reinhold übergiebt Trauholden das Teſtament, nach welchen derſelbe der einzige Erbe iſt, und Sophien jährlich 300 Thl. auszahlen ſoll. Was bleibt denn aber mir übrig? fragt Puff. Sich zu beſſern, verſetzt Reinhold. Puff will abgehen und ihm ſogleich den Proceß ankündigen laſſen, wo er das Teſtament nicht ändern wolle. Reinhold ſaget: bleiben ſie hier, wir gebrauchen ſie noch.

10. Auftritt. Herr, wo ſoll ich die Muſicanten hinführen, fraget Johann. Das ganze Haus iſt voll. Hier iſt ein Koch gekommen, ſaget Anne zu Puffen, der will backen, kochen und braten. Ach! mein Herr, ſie machen ſich um unſer Verlöbniß viel Unkoſten. Was ſoll das bedeuten? fraget Puff beſtürzt. In meinem Hauſe? Sie haben ja Brautleute in ihrem Hauſe, erwiedert Reinhold. Ach! ruft Johann: Anne, wie lieb hat uns nicht der ehrliche Reinhold? Um meine Bedienten ſolch Lärmen? fraget Puff. Nein! verſetzt Reinhold, Trauhold und ihre Tochter ſind Brautleute. Meine Tochter? ſaget Puff voller Schrecken. Nein Herr Schwager, ſie ſind es nicht. Jaget die Muſicanten weg! ich will das Gegirre in meinem Hauſe nicht haben. Sie werden aber doch ihr Verſprechen von mir nicht zurück ziehen? fraget Trauhold ihn. Sie bitten ihn alle, ſeine Einwilligung zu geben. Reinhold verſpricht, es ſolle ihm nichts koſten. Nun! antwortet er, es mag drum ſeyn; und glaubet, Reinholden beym Trunke noch auf andere Gedanken zu bringen. Alle ſind fröhlich, und

wollen

wollen dieſen Tag freudig genießen. Puff ſteht in Gedanken. Er! ſagt Sophie zu Puffen, freuen ſie ſich denn nicht? Ja Madame, antwortet er, wir haben noch etwas zu reden, von einem Reſtchen Zinſen, welche ich von ihnen bekomme. Ich bin nicht vergnügt, wo nicht alles ordentlich iſt. Die Ordnung iſt gut, ſaget Reinhold; doch die Muſikanten ſtimmen ſchon. Das kann mir alles nichts helfen, erwiedert Puff, da ich nicht Erbe bin. Er geht ab. Nun das iſt wahr! ruft Johann am Schluſſe aus. **Die Welt hat genug, die Vernünftigen zu befriedigen; aber für die Narren hat ſie viel zu wenig!**

VIII.

Lucinde, eine Erzählung.

Lucinde war aufs Land gefahren:
Ein Diener in noch zarten Jahren,
Ein Gutſcher, der ihn Kleinſohn hieß,
Und Lorchen, deren Kunſt ſich wies,
Wann ſie recht ſchlau den Putz vollführte,
Worinn Lucind, auch Greiſe rührte,
War des Gefolges kleine Zahl:
Weil beym Beſuch ſie dieſes mal
Die Freundinn bloß belehren wollte,
Wie ſie ſich ſtädtiſch ſchmücken ſollte.

Sie hielt noch ſelbſt mit Lorchen Rath,
Als plötzlich ſie ein Räuber bath,

Ihm stracks den Nackenschmuck zu geben,
Der die Natur nicht müßt erheben;
Und hielt ihr ein gespanntes Rohr,
Mit raubbegiergen Blicken vor.

Lucinde, die vor Schrecken bebte,
Da Lorchen fühllos kaum noch lebte,
Gab Ring, und Edelstein und Uhr,
Und Ohrgehenk und Perlenschnur,
Die Tasche mit dem goldnen Bügel,
Die Muschendos' und Schminkespiegel,
Selbst schweigend, seinem Ungestüm.

Er war schon fern; sie rufet ihm:
Mein Freund! euch ward aus großer Eile,
Ein Brief, ein kleiner Brief zu Theile;
Verziehet einen Augenblick,
Und gebt Narcissens Brief zurück:
Er kann nur mir, euch gar nichts nützen . . . ;
Er wird bey meinem Spiegel sitzen.

Verzeiht, ihr Schönen, mirs, ich würd es nicht berühren!
Was einst zu Capua ein Philosoph ausrief;
Wenn keinen Lehrsatz anzuführen,
Nicht wider die Gesetze lief;
Drum kurz: Ein Mädchen kann selbst schweigend viel verlieren;
(Ihr Stutzer, welch ein Glück!) nur keinen Liebesbrief.

IX.

Fortsetzung des Lebens der sel. Frau Prof. Gottschedinn.

So wenig die Wohlselige ihre Feder zu allerhand Gelegenheitsgedichten in beständiger Bewegung erhielt; und so sehr sie von einer solchen Verschwendung ihrer Zeit und Einfälle eine Feindinn war: so wenig konnte sie sich doch zuweilen ihrer Neigung entziehen, bey gewissen Veranlassungen ihre Gesinnungen poetisch zu entdecken. Eine solche war für sie, die um diese Zeit von dem Reichsgrafen, und königl. pohln. Cabinetsminister von Manteufel, gestiftete alethophilische Gesellschaft zu Berlin. Die Aufnahme der Wahrheit nämlich, die damals von dem berühmten Probste Reinbeck, und etlichen andern vornehmen Theologen, zum Besten des Kanzlers und Freyherrn von Wolf muthig vertreten ward, bewog sie, im Namen dieser allegorischen Göttinn, ein Schreiben an jenen großen Beschirmer derselben abzulassen. Dieß war mit den edelsten Gedanken, und kräftigsten Ausdrücken, in einer starken und reinen Dichtkunst abgefasset: und ward nicht nur einzeln, sondern auch in dem 1. Stücke der Belustigungen des Verstandes und Witzes wieder abgedrucket: so wie es in den gesammleten Gedichten der Sel. abermal erscheinen wird.

Auf einer erblaßten Freundinn, der sel. Fr. Prof. Richterinn, einer geb. Börnerinn, frühen Tod, ver-

fertigte sie eine sehr bewegliche Elegie: eine Art von Gedichten, darinn sich sehr wenige deutsche Dichter stark gewiesen, und noch keiner sie übertroffen hat.

An ihren Gatten, der 1739. sein erstes Rectorat allhier ablegte, richtete sie, im Namen des ersten Rectors der Leipziger hohen Schule, Johanns von Münsterberg, ein sehr nachdrückliches Glückwünschungsschreiben; und auf das 1740 allhier gefeyerte Jubelfest der Buchdrukerkunst, lieferte sie, auf inständiges Bitten der ansehnlichsten Kunstverwandten, eine Ode, die gewiß eine Flemmingische Stärke wieß.

Dieses mag von ihren kleinen Gedichten genug seyn: wiewohl sie deren, auf ihren Gatten noch verschiedene aufgesetzet hat. Sie folgen in der Sammlung derselben, nach der Zeitordnung: und hiedurch ist die Sel. jener tugendhaften Römerinn ähnlich geworden, die selbst ihren Gemahl mit Gedichten zu beehren pflegte. Außerdem hätte sie auch einer keuschen Sulpitia verglichen werden können, die in Rom, bey gänzlicher Verderbung weiblicher Sitten, von der ganzen Stadt einhällig erwählet wurde, den vom Rathe neugestifteten Tempel und Dienst der herzenlenkenden Venus, (Veneris verticordiæ,) im Namen alles Frauenzimmers einzuweihen.

Um eben diese Zeit veranlassete die Bekanntschaft ihres Gatten mit des Reichsgrafen von Manteufel Excellenz, welcher damals seinen Aufenthalt von Berlin nach Leipzig verlegte, und deswegen etlichemal ab- und zu reisete: daß dieselbe diesen großen

Gönner

Gönner und Kenner der Wissenschaften zu vergnügen, ein paar kleine Schriften verfertigte, die man ihr noch nicht überlaut beygeleget hat. Sie schlugen beyde ins theologische Fach, und sind mit verschiedenen Bewegungen der Gemüther aufgenommen worden; nachdem ihre Leser gesinnet waren. Bey den erbaulichen und ungezwungen gründlichen Predigten, die der Herr Graf von M. in Berlin vom Probste Reinbeck hörete, und uns beständig anpries, ja gar ins Französische übersetzte, entfuhr der Seligen einmal der Spaß: daß sie sich auch wohl getrauete, eine Predigt zu machen, die den Hrn. Grafen vergnügen sollte. Einem Herrn von seiner Art, dorfte man einen solchen Scherz nicht zweymal sagen, ohne aufs begierigste zu dessen Vollziehung aufgefodert zu werden. Und die Sel. hatte zuviel Ehrliebe, als daß sie ein gegebenes Wort nicht hätte erfüllen sollen: hier aber that sie es desto lieber, da sie gewiß wußte, daß sie es auf eine sehr unerwartete Art vollführen würde.

Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, eine ernsthafte Predigt zu machen: vielmehr wollte sie dem vernünftigen Geschmacke des Hrn. Probsts und Consistorialraths Reinbeck im Predigen, einen sehr altväterischen, und schon mehrentheils aus der Mode gekommenen homiletischen Schlendrian entgegen setzen; der zu schlechtem Vortheile der Religion, nur gar zu lange unter gewissen Kirchendienern geherrschet hatte. Kurz, sie wollte in der geistlichen Beredsamkeit eben das leisten, was sie schon bey ihrem Siege der Weltweisheit, in der weltlichen,

Leibnitzen a) von den Herminonen oder Hermunduren ableiten.

Eben so irren auch diejenigen, welche den Ursprung der deutschen Buchstaben von den griechischen Massiliern herholen wollen b). Wenn man ja aus der Uebereinkunft beyderseitiger ältesten Alphabete schliessen darf, eins davon sey erst gewesen und von einem Volke zu dem andern gekommen: So muß man den Deutschen vielmehr, als den Griechen, diese Ehre zusprechen. Es haben solches viele gelehrte Männer c) mit

---

überein. 3) Schickt es sich zu der Mannhaftigkeit der Deutschen. 4) Bezeugt Tacitus selbst de M. G. c. 2. daß der Name bey uns selbst erfunden sey. 5) Zeigt die Zusammensetzung, daß das Wort deutsch sey ꝛc. Er beantwortet auch darauf die gemachten Einwürfe sehr umständlich.

a) Tom. I. Script. Brunsu. p. 7. not. o. und noch weitläuftiger hat er es p. 9. not. d. ausgeführet. Hieher gehöret auch vielleicht der Name Gernunder, den man zuweilen auf Runischen Steinen vortrefflichen Männern, als einen Lobspruch, beygeleget, wie aus Joh. Peringskiöld Hertius Opusc. Vol. II. Tom. I. p. 16. anmerkt.

b) Dieser Meynung hat noch Wolf. Lazius den meisten Schein gegeben, in Migrat. Gent. p. 27. 17. seqq. Es ist aber ein gresser Unterschied unter der Sprache und der Vermehrung derselben zu machen. Es folgt ja nicht; die griechische Sprache hat von Zeit zu Zeit und vornemlich da Bonifacius der Deutschen Apostel war, der deutschen Sprache Wörter mitgetheilet, also ist sie von ihr entsprungen.

c) Als da sind Salmasius, Grotius, Vorhorn, Cluver, Micrál, Stiernhielm, Rudbeck, Morhoff, Hertius, Tenzel, Reimmann, Egenolf. u. a. Die meisten kommen darinn überein, daß sie behaupten, anfänglich sey

in

chen, auf eine ironische Art geleistet hatte. War dort der übertriebene Schwulst im Ausdrücke, der Gegenstand ihres Spottes gewesen: so sollte hier der einfältige Witz, in allegorischer Verdrehung und Zerstümmelung eines Spruches, und eine abgeschmackt angebrachte Belesenheit, den Stoff des Lächerlichen hergeben: dergleichen die Selige entweder vormals auf Kanzeln gehöret, oder in schlechten Postillen gelesen haben mochte.

Weit gefehlet aber, daß sie diese ihre Ausarbeitung auf einen biblischen Spruch hätte richten sollen: so suchte sie dergleichen heiligen Misbrauch, mit Fleiß an einer Stelle eines weltlichen Poeten sichtbar zu machen. Sie wählte einen Ausruf des Horaz: Quo quo scelesti ruitis? aus der 14. Ode des I. Buches zum Texte ihrer Predigt; weil damals in einer gewissen theologischen Monatschrift, den neuern Weltweisen damaliger Zeiten, sehr oft ein bewegliches Quo ruitis? war zugerufen worden. In diesem Spruche fand sie nun, als eine allegorische Homiletinn, folgendes schematische Thema: „Horatii, als eines wohlerfahrnen Schiffers, beweglicher Zuruf, an alle auf dem Meere der gesunden „Vernunft schwimmende Wolfianer:„ und handelte dabey ab: 1) Das schön bemahlte Boot, 2) den Schiffer, der ihm droht, und 3) die zu besorgende Noth.

Man kann leicht denken, daß die Ausarbeitung, dieser einfältigen Erfindung gemäß, ziemlich abgeschmackt und lächerlich herausgekommen seyn wird. Alle läppische Künste schlechter Homileten waren hier ange-

angebracht: und ich darf wohl nicht sagen, wie sehr dieser Spaß den erlauchten Mäcenas, vergnüget haben wird; als er denselben nach Berlin bekam, und in der alethophilischen Versammlung dem Hrn. Reinbeck vorlesen ließ. Eine Probe dieses Beyfalls aber war es, daß dasjenige, was die Verfasserinn nur diesem großen Minister zum Vergnügen aufgesetzet, und niemals dem öffentlichen Drucke bestimmet hatte, auf Veranstaltung desselben, man weis nicht recht, wo? gedrucket, mehr als einmal nachgedrucket, und mit andern Zusätzen einiger Schreiben vermehret ward. Das Gerücht war auch so verschwiegen nicht, als es billig hätte seyn sollen: und die gelehrten Schriften zweener Theologen, in Rostock und Wittenberg, konnten ihren Eifer nicht so gar mäßigen, daß sie die Selige nicht öffentlich, wiewohl noch ohne Meldung des Namens gerüget; ja ihr wohl gar, auf eine ziemlich untheologische Art, geflucht haben sollten. Genug davon.

So spaßhaft dieß kleine Stück gerathen war, so ernsthaft war eine Uebersetzung aus dem Englischen eines ehemaligen Kanzlers der Universität zu Orfort, D. Eachards. Dieser hatte als ein ansehnlicher Prälat der englischen Kirche, sich um das Verderben der dasigen Geistlichkeit bekümmert, und dasselbe, so viel an ihm war, durch einen kleinen Tractat: von den Ursachen der Verachtung der Religion und Geistlichkeit zu hemmen gesuchet. In einer Sammlung eachardischer kleiner Schriften, so die Selige aus der Bibliothek des sel. geh. Kriegsraths von

Dießkau,

Dießkau, mitgetheilt bekommen, hatte sie dieß kleine Stück angetroffen. Als nun der Herr Probst Reinbeck, über die königl. preußische Verordnung, von besserer Einrichtung der Predigten, eine so betitelte Lehrart erbaulich zu predigen, ans Licht stellete; übersetzte die Selige, das gedachte kleine Werkchen, und schickte es, durch Einschluß des Hrn. Grafen von Manteufel, an denselben, als einen Beytrag zu seinem neuen Buche. So lustig und spaßhaft nun auch der Inhalt desselben war: so viel Beyfall fand selbiger bey diesem vernünftigen Geistlichen. Er sah nämlich bald ein, daß unzählige Fehler der Engländer auch unter uns im Schwange giengen, und daß also dieß Werkchen der Kirche zu vielem Nutzen gereichen könnte, im Falle es bekannt würde. Er trug also kein Bedenken, selbiges mit seiner eigenen Vorrede versehen, unter seinem Namen ans Licht zu stellen. Dieß geschah erst einzeln, weil die Lehrart schon fertig war: als aber diese zum zweytenmale gedruckt werden mußte, ward es derselben unzertrennlich beygedruckt; und hat sonder Zweifel der evangelischen Kirche sehr viel gute Dienste gethan, indem es unzählige Thorheiten von der Kanzel geschaffet.

Kaum war der Herr Cabinetsminister, Graf von Manteufel hier in Leipzig angekommen, um den beständigen Aufenthalt seiner noch übrigen Jahre allhier zu nehmen: so bemühte sich die Wohlselige demselben eine neue Probe ihrer alethophilischen Gesinnungen abzulegen. Die Frau Marquisinn von Chatelet, hatte mit dem Hrn. von Mairan, beständigem

digem Secretär der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften einen gelehrten Briefwechſel, über das Maaß der lebendigen Kräfte in den Körpern, geführet; und darinn die leibnitziſche Lehre davon vertheidiget. Bey ihrer Einleitung zur Naturkunde hat ſie ein ganzes Capitel angehenket, welches wider eine Abhandlung des Hrn. von Mairan gerichtet war, die 1728 in den Memoires der Akademie geſtanden hatte. Hr. von Mairan vertheidigte ſich gegen ſie, in einem gedruckten Schreiben: und dieſes beantwortete ſie gleichfalls in einer zu Brüſſel 1741 gedruckten Schrift auf das ſiegreichſte. Einer gelehrten Franzöſinn und Philoſophinn Schrift zu verdeutſchen, die zumal dem größten deutſchen Philoſophen das Wort redete, das gab eine ſo ſtarke Verſuchung für die Wohlſelige ab, daß ſie derſelben nicht widerſtehen konnte; zumal, da ſie auch einem großen Freunde von Leibnitzen dadurch ein Vergnügen machen konnte. Kurz, ſie überſetzte ſie, und ward von demſelben für dieſe Bemühung, mit einer goldenen alethophiliſchen Schaumünze beſchenket; die andern Mitgliedern nur in ſilbernen Abdrücken zu Theile geworden. Sie hatte aber dem Werkchen eine poetiſche Zuſchrift an die Frau Marquiſinn von Chatelet vorgeſetzet; die gewiß bey ihr viel Eindruck gemachet haben würde, wenn ſie ſoviel deutſch verſtanden hätte, als die Verfaſſerinn franzöſiſch verſtund. Sie wird in der Sammlung ihrer Gedichte nach der Länge ſtehen.

Nach dieſem allen wird man ſich nicht wundern, daß die Wohlſelige auch ihrem Gatten, bey der Ausgabe

gabe des verdeutſchten bayliſchen Wörterbuches, die wichtigſten Dienſte leiſten können. Denn außerdem, daß ſie im IV. Bande deſſelben, im Art. Rorarius, die Leibnitziſche Antwort auf Baylens Einwürfe, und am Ende in den neuen Zuſätzen, noch eine andre Antwort dieſes großen Gelehrten, auf die fernern Einwendungen Hrn. Baylens, verdeutſchet hat: ſo hat ſie durchgehends die deutſche Schreibart des damaligen Ueberſetzers, Hrn. Königslebers verbeſſert. Sie las dieſelbe nämlich allemal vorher durch, und brachte ſeine mehrentheils ſehr weitſchweifigen und unrichtigen Ausdrücke in ein beſſeres Geſchick; ehe ſie mir dieſelbe laut vorlas, indem ich den Grundtext vor Augen hatte, um von der Richtigkeit der Dollmetſchung urtheilen zu können; und ergänzte alles, was etwa verſehen oder ausgelaſſen war. Wenn ich hingegen den zweyten Probebogen im Drucke ſelbſt durchgieng, und laut herlas, ſah ſie auch den franzöſiſchen Text, ſonderlich alle lateiniſche und griechiſche Stellen, Namen und Jahrzahlen allemal ſorgfältig nach, um mir die begangenen Druckfehler aufs ſchärfſte anzuzeigen. Und dergeſtalt iſts geſchehen, daß ſie in den Jahren 1741. 42. 43. und 44. das bayliſche Wörterbuch von Anfang bis zum Ende dreymal durchgeleſen: gewiß eine Arbeit, der ſich wohl kein Frauenzimmer in der Welt wird rühmen können! Mächſtens ein mehrers.

Ende des Aerntemonds.

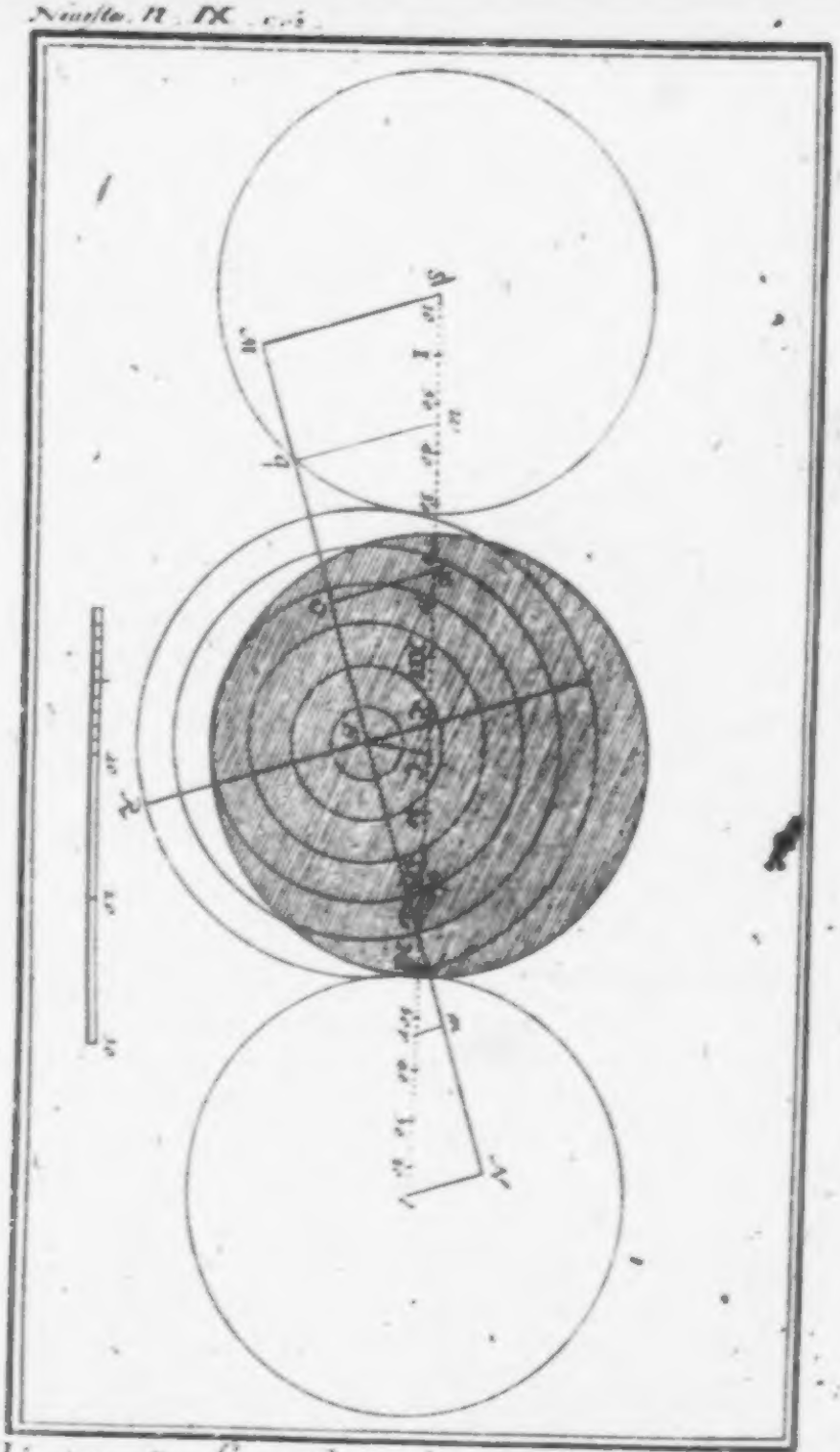

Vorstellung der Sonnenfinsternis von 1761 d. 1. April, nach ihrem Anfange, Mittel und Ende.

Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit

CRISTOPH. CALDENBACH.

Me nec blanda Jovis facies juvat aut Cytherea,
Nec turbant fera ſidera Martis,
Saturnive trucis dirus rigor. Imperat aſtris
Prudens, non prudentibus aſtra.

Herbſtmond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num IX. 1762.

Inhalt.

I. Der, patriotiſchen Sachſen, höchſterfreuliche Friedrichstag; oder Aufnahme dreyer Durchlauchten Friedrichen in die Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, von Joh. Chriſtoph Gottſcheden.

II. Nouveau Traité de Diplomatique par deux Religieux Benedictins.

III. Des ſel. Herrn Profeſſor Poleys zu Weißenfels, Leben.

IV. Ruhnkenii Oratio, de Doctore umbratico.

V. Ode an den Frieden, 1762.

Antwort des Friedens, 1763.

VI. Hrn. Reccards Abhandlung von der großen Sonnenfinſterniß 1764.

1.

Der allen patriotiſchen Sachſen höchſterfreuliche Friedrichstag ward den 5ten des Lenzmondes 1763. durch die feyerliche Aufnahme dreyer durchlauchtigſter Friedriche zu vornehmen Ehrengliedern der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, von derſelben ehrerbiethigſt begangen, indem folgende feyerliche Rede von ihrem Vorſteher, und nachſtehende Friedensode, des Freyherrn von Schönaich, in vornehmer und zahlreicher Verſammlung abgeleſen wurden.

Rector Academiæ Magnifice, Hoch- und Wohlgebohrne, Hochedelgebohrne, Hochedle und Hochgelahrte inſonders Hochzuverehrende Herren, wie auch, edelſte Mitbürger unſrer Hohenſchule.

Einer von den ſonderbarſten Sätzen des Weltweiſen von Stagyra iſt ohne Zweifel dieſer, den man in ſeiner Dichtkunſt lieſt: daß es wahrſcheinlich ſey, daß ſich bisweilen die unwahrſcheinlichſten

mit den wahrſcheinlichſten Gründen in weitläuftigen Werken behauptet. Zum wenigſten ſind vor Cäſars und Tacitus Zeiten unter den nordlichen Völkern, welches meiſt Deutſche waren, die Runen im Gebrauch geweſen *).

Die Römer lobeten fremde Völker niemals, als ihr eigen Lob dadurch zu vergröſſern. Daher iſt es auch geſchehen, daß ſie die Deutſchen hauptſächlich wegen ihrer Tapferkeit rühmeten. Denn auf dieſe Weiſe vermeynten ſie der Schande zu entgehen, daß ſie ſo vielmal von ihnen waren beſieget worden. Von ihrer Beredſamkeit aber ſchwiegen ſie, damit nur alle Völker bey ihnen Barbarn heiſſen könnten, d. i. Leute, die eine rauhe und harte Sprache haben. Die Stelle beym Tacitus, womit man der Deutſchen ihre Beredſamkeit wiederlegen will, iſt gar zu dunkel. Denn was verſteht er unter dem Worte Litterarum? Irgend Buchſtaben? Solche waren ja ſelbſt nach ſeinem Zeugniſſe den Deutſchen nicht unbekannt. Denn er ſagt, man habe in ihrem Lande Buchſtaben gefunden, welche wie Griechiſche ausgeſehen. Briefe kan er darunter auch wohl nicht verſtehen. Es folgt einigermaſſen aus dem vorhergehenden, daß ſie ſolche ſchreiben konnten. Man findet aber auch bey ihm **), daß Marobud, Fürſt der Marcomannier an den Tiberius, Adgandeſter, Fürſt der Catten

in Deutſchland eine allgemeine Sprache, nemlich die Celtiſche, oder Scythiſche, geweſen, die aber mehr Aehnlichkeit mit der Deutſchen als Griechiſchen hat. S. Beytr. 7 Stück p. 370.

*) Siehe Beyträge 1 Band p. 418.

**) Tac. Annal. L. 2. c. 63. & c. 88.

und unglaublichſten Dinge zutragen können. Ohne Zweifel hat der Fürſt unter den Weltweiſen des Alterthums durch dieſen ſeltſamen Ausſpruch ſeine tiefſinnige Kenntniß des Weltlaufes an den Tag gelegt. Denn allerdings hat er darinn vollkommen recht gehabt. Nur Neulinge in Bemerkung menſchlicher Begebenheiten, können ſo eingeſchränkte Begriffe haben; daß lauter gewöhnliche, gemeine und oft geſehene Dinge zum Vorſcheine kommen müſſen. Es iſt freylich wahr, daß in dem Naturreiche weit mehr ordentliche Erſcheinungen, Witterungen und Jahrszeiten, als außerordentliche bemerket werden. Die Weisheit des Schöpfers der Welt hat gewollt, daß der Zeiten Lauf keine Kette von Wundern; ſondern eine Reihe wohlgeordneter Veränderungen ſeyn ſollte. Die Erhaltung und Vollkommenheit des phyſikaliſchen Weltbaues erfoderte ſolche regelmäßige Eintracht: ganz anders aber iſt es mit der ſittlichen Abwechſelung menſchlicher Dinge beſchaffen.

Nichts weicht, in Wahrheit, mehr von der großen Weltordnung ab, als der Menſch; die ſo genannte kleine Welt. Lauter Einförmigkeit wirket ihm Eckel: nur die beſtändige Abänderung der Begebenheiten iſt, ſo zu reden, die Seele aller ſeiner Bemühungen. Hier herrſchet alſo der Wechſel der Erſcheinungen, mit voller Stärke: ja nichts iſt in menſchlichen Dingen ſo unerhört und ſo unerwartet, das nicht von Zeit zu Zeit zum Vorſcheine kommen ſollte. Willſt du alſo glücklich das Künftige errathen, neugieriger Weltbürger! ſo

mache dir nur nicht die Rechnung, daß alles nach lauter alten Maaßregeln erfolgen werde. Was man im Weltlaufe hundertmal erfahren hat, das wird gerade dießmal nicht wiederholet werden. Vermuthe nur ſicher das Widerſpiel! Was ſich noch niemals zugetragen hat, das iſt viel wahrſcheinlicher, als das, was ſchon hundertmal geſchehen iſt, und was deinem Vermuthen nach abermal geſchehen ſollte. Kurz, es iſt wahrſcheinlich, daß viel eher das unvermuthete, das unwahrſcheinliche, das unglaubliche; als das gewöhnlichſte oder glaublichſte ſich zutragen werde.

Ich habe das Herz, mich auf Dero Erfahrung zu berufen, R. A. M. A. H. A. Urtheilen Sie ſelbſt! Iſt es nicht wahr, daß die verfloſſenen ſechs kriegeriſchen Jahre uns von dieſer Wahrheit völlig überführet haben? Wie viel unvermuthete, wie viel höchſt unglaubliche, wie viele ganz unwahrſcheinliche Begebenheiten haben ſich nicht eräuget? Iſt uns auch wohl unter hundert, ja tauſend höchſtwahrſcheinlichen und gewiß geglaubten Vermuthungen, nur eine einzige recht eingetroffen? Hat nicht faſt allezeit der Ausgang der Weltläufte alle unſere Hoffnungen zu Schanden gemachet, alle unſere Beſorgniſſe Lügen geſtrafet? Wie ſelten hingegen haben unſere muthigſten Ahndungen ſich durch den Erfolg beſtätiget geſehen? Und wie oft hergegen iſt die kühnſte Erwartung des Künftigen plötzlich zu Schanden geworden? So ſehr hat ſich das wohlgegründete Urtheil des Stagyriten gerechtfertiget: daß es höchſt wahrſchein-

scheinlich sey, es werde sich etwas unwahrscheinliches zutragen.

Es ist hier die Zeit und der Ort nicht, H. A. über den Lauf der öffentlichen Staatsgeschäffte und Welthändel viel Betrachtungen anzustellen. Dieser Tempel der Musen ist ruhigern Gegenständen und angenehmern Empfindungen gewidmet, als unsere langwierigen und traurigen Kriegsläufte dießmal darbiethen können. Die freyen Künste und Wissenschaften aber, denen man hier mitten im Kriege Opfer bringet, bestätigen gleichwohl die obige Wahrheit des griechischen Kunstrichters; Denn was für eine Wahrscheinlichkeit hatte es wohl vor sechs Jahren, als die aufgebrachte Bellona alle ihre blutdürstigen Anbether aufooth und fast ganz Europa in Harnisch brachte: daß auch die Musen, in einem so langen Zeitlaufe, mitten unter sovielen Gewaltthaten, Grausamkeiten und Verheerungen der Länder, noch bestehen würden? Welche Ahndung eines Weltbürgers war wohl kühn genug, ihren sanften Uebungen nur eine mäßige Fortsetzung zu weissagen? weit gefehlt, daß man ihnen einiges Wachsthum hätte verkündigen sollen! Und gleichwohl ist solches geschehen! Dieses unvermuthete, dieses unerwartete, dieses unglaubliche Schicksal des deutschen Helikons, ist nichts destoweniger allerdings wirklich geworden. Unsere Musen haben noch immer in der Stille ihren Uebungen obgelegen. Sie haben fast ununterbrochen gedichtet, gesungen, geschrieben, und die Lehren der Weisheit durch unsterbliche Blätter auf

die

die Nachwelt zu bringen geſuchet. Man erſtaunet, wenn man die Menge von Büchern aller Arten überſieht, die in den letzten ſechs Jahren ans Licht getreten. Noch mehr! der Krieg, der Krieg ſelbſt, H. A. hat das Licht der ſchönen Wiſſenſchaften gewiſſermaßen verſtärket und allgemeiner gemachet. Gefangene Kriegsleute haben ſie auch bis in ſolche Gegenden von Germanien ausgebreitet, die ſelbiges noch nie beſtralet hatte. Halbe, ja ganze Barbaren, die ihr hartes Schickſal in geſittete und erleuchtete Landſchaften geführet hatte, haben von ihren Beſiegern beſſer und edler denken gelernet: ja oft hat ſelbſt der Sieger von ſeinem Ueberwundenen Vortheile gezogen. Was Horaz von ſeinen Römern bejahete, daß nämlich das beſiegte Griechenland ſeinen ſtolzen Ueberwinder, durch die freyen Künſte gefangen habe:

Græcia capta ferum victorem cepit, et artis
Intulit agreſti Latio,

das hat man hier mit Veränderung zweyer Wörter ſo nachſagen können:

{ Misnia / Pruſſia } capta ferum victorem cepit, et artes
Intulit agreſti populo.

Wahrhaftig! lauter unerwartete Begebenheiten! die aber gleichwohl vor unſern Augen geſchehen ſind, und uns bey reiferm Anblicke zum Wunder dienen müſſen.

Doch was ſage ich? A. H. A. Kenner der Geſchichte wiſſen auch in Deutſchland ſchon eben dergleichen ältere Begebenheiten anzuführen. Das

vorige Jahrhundert hat zwar einen sehr blutigen und langwierigen Krieg, den so genannten dreyßigjährigen, gesehen: einen Krieg, da Brüder wider Brüder fochten, und Söhne wider ihre Väter wütheten; da die Bewohner deutscher Landschaften dünne wurden, und an vielen Orten die guten Sitten so viel, als die Künste litten; da die edelsten Geister, ein Opitz und Flemming, aus Ekel und Abscheu vor so vielen Gräueln der Verwüstung, die Gränzen ihres Vaterlandes verließen, und theils am Weichsel und Pregelstrome die Künste pflanzeten, theils am Gestade des Caspischen Meeres, am Wolgastrome, ja in Casan und Astrakan dichteten, und selbst zu Ispahan unsterbliche Lieder sangen. Allein sie zeigen uns auch aus diesen bejammernswürdigen Zeitläuften, das Wachsthum des deutschen Witzes, und das erwünschte Aufblühen der Muttersprache. Opitz selbst, das vornehmste Werkzeug dieser so glücklichen Veränderung, konnte sich damals nicht enthalten auszurufen:

Mars! tobe wie du willst, die deutsche Sprache blühe
Bey deinem Eisen auf.

Die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft entstund eben mit diesem so landverderblichen Unwesen. Auch mitten unter dem schmetternden Getöse betäubender Trommeln ließ der deutsche Pindus noch seine sanften Flöten erschallen. Auch das fürchterlichste Knallen der Mörser und Karthaunen

konnte

konnte die lieblichsten Seytenspiele des Helikons nicht dämpfen. Die Liebe zu den schönen Wissenschaften ward fast in den Gemüthern aller deutschen Fürsten rege; nachdem die sächsischen und anhältischen Häuser einmal das löbliche Beyspiel darzu gegeben hatten. Alles, was Deutschland großes, alles was es edles hatte, versammlete sich gleichsam unter der Fahne Apollons. Die sächsischen, brandenburgischen und pfälzischen Churhäuser, die braunschweigischen, hollsteinischen und meklenburgischen Herzoge, sehr viele Landgrafen von Hessen und Fürsten von Anhalt, unzählige Reichsgrafen, Ritter und Edle des Reiches vereinigten ihre Bemühungen mit den gelehrtesten Männern, eine Heldensprache in Schwang zu bringen, die man bis dahin zu sehr vernachläßiget hatte. Ja man gieng noch weiter. Da Mars auch fremde und sonderlich nordische Völker auf deutschen Boden geführet hatte; so erstreckten die deutschen Musen ihre gelehrten Werbungen auch auf diese nordischen Helden. Selbst der kühne Heerführer der Schweden, Wrangel, selbst der Staatskluge Graf Axel Oxenstirn, selbst der unsterbliche Carl Gustav, der großmüthige Nachfolger der Königinn Christina, wurden zu Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft aufgenommen: so wie auch der große Friedrich Wilhelm von Brandenburg es vorher geworden war. Und wie groß mußte nicht der Glanz einer gelehrten Gesellschaft dadurch werden? Aber wie unvermuthet war es zugleich, daß mitten unter dem Schwirren

und Raſen der Waffen, die ſtillen Muſen an Beſänftigung der kriegeriſchen Gemüther ſo glücklich arbeiten konnten?

Wird es Sie nunmehr wohl Wunder nehmen, A. H. A. wenn ich Ihnen, nach dem allen, was ich anzuführen die Ehre gehabt, auch eines gleichen Glückes unſerer Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, Erwähnung thue? Iſt ſie gleich an Würde und Glanz ihrer Stifter, mit jener vormaligen Geſellſchaft noch nicht zu vergleichen; ſo hat ſie dennoch die Ehre gehabt, ſchon außer Landes derſelben als eine würdige Nachfolgerinn an die Seite geſetzet zu werden. *) Indeſſen hat ſie es mit der nicht minder berühmten Akademie der Arkader gemein, daß ſie zwar von keinem durchlauchten Haupte geſtiftet worden; aber gleichwohl dergleichen erhabene Perſonen zu ihren Mitgliedern bekommen hat. Dieſes beſondere Glück nun, iſt der unſrigen nur in währendem jetzigen Kriege allererſt wiederfahren. Vielleicht erinnern ſich noch einige von Ihnen, hochzuehrende Anweſende, daß vor einigen Jahren, ein erlauchter Marquis Des Iſſards, Prince de Galerand, aus Frankreich, in die Zahl unſerer Mitglieder aufgenommen worden. War dieſes nun nicht ein glücklicher Vorboth deſſen, was in dem jetzigen Jahre geſchehen iſt, und welches ich Ihnen vorjetzo zu entdecken die Ehre haben werde?

Der Durchlauchte Prinz von Braunſchweig Beyern, Herr Friedrich Georg zu Braun-

*) S. Erici Sotbergii, akadem. Diſſert. de multitudine Linguarum Civitati Litterariæ noxia. Upſ. 1758. in 4.

Braunschweig Lüneb. war unserer Gesellschaft als ein großer Freund und Gönner der schönen Wissenschaften angepriesen worden; ja man hatte Gelegenheit gefunden, etwas von dessen eigner Feder zu erblicken. Eben dergleichen vorzügliche Gnade gegen die Musen waren der gedachten Gesellschaft auch von den Durchlaucht. regierenden Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, Herrn Johann Friedrichen bekannt geworden; die an ihrem wohl eingerichteten Hofe, allen freyen Künsten eine gnädige Beschirmung angedeihen lassen. Vorigen Sommer endlich trat eine, in der schönsten deutschen Poesie abgefaßte Cantate ans Licht, die aus der scharfsinnigen Feder des gleichfalls Durchlauchten Prinzen, Herrn Friedrich Carls von Schwarzburg-Rudolstadt geflossen war, und außer einer reinen und männlichen Poesie, auch die edelsten und liebenswürdigsten Gesinnungen gegen die Tugend an den Tag legte. Monathschriften und gelehrte Zeitungen priesen dieß treffliche Stück um die Wette: und wie sehr müssen diejenigen bezaubert worden seyn, die es in der Hochfürstlichen Capelle zu Rudolstadt damals aufführen gehöret! Sogleich faßte diese Gesellschaft den löblichen Entschluß, drey solchen erhabenen Gönnern der schönen Gelehrsamkeit und deutschen Sprache Merkmaale ihrer besondern Verehrung zu geben. Wie konnte solches aber anders geschehen, als dadurch, daß sie sich entschloß, diese drey durchlauchten Musenfreunde näher mit sich zu verbinden? Gleichwohl wagte sie es nicht, dieselben von freyen Stücken

cken zu ihren Ehrengliedern zu erklären. Die billige Ehrerbiethung gegen ſolche hochfürſtliche Häupter befahl, ſich vorher um die gnädige Erlaubniß dazu zu bewerben, und dieſe Erkundigung ſchlug zu allem Glücke bey allen dreyen völlig nach ihrem Wunſche aus.

Nichts war alſo natürlicher, als daß dieſelbe ihres Vortheils wahrnahm, und an dem hohen Geburtsfeſte unſers Durchlauchtigſten Chur- und Erbprinzen Königl. Hoheit, den 5ten des Herbſtmonaths vorigen Jahres, dieſe drey Durchlauchten Friedriche, gleichſam durch einſtimmigen Zuruf aller ihrer anweſenden Glieder, zu ihren Ehrengliedern erklärte. Die gewöhnlichen Patente oder Verſicherungsſchriften wurden ausgefertiget, und überſandt; und nichts auf der Welt war gnädiger, als die einnehmende Art, womit alle dieſe erhabenen Fürſten darauf zu antworten geruheten. Irren wir nicht, ſo ſind ſie alle begierig, die eigenhändigen Originalſchreiben ſolcher Durchlauchten Muſenfreunde ableſen zu hören: und unſere Geſellſchaft hat mehr als eine Urſache, Ihnen zu willfahren. Seyn Sie alſo ſo gütig, Hochedler und Hochgelahrter Hr. M. Joh. Joachim Schwabe, eines löbl. großen Fürſten Collegii dermaliger anſehnlicher Präpoſitus, und der akademiſchen Bibliothek erſter Cuſtos, und laſſen ſie uns dieſe Merkmaale fürſtlicher Huld, gegen die Muſen in Leipzig, ehrerbiethigſt anhören.

Hoch-

Hochedle

Hoch- und Wohlgelahrte Vielgeehrte auch besonders liebe Herren und Freunde!

Je höher der Ruhm gestiegen, sowohl der weltberühmten hohen Schule zu Leipzig überhaupt, als auch insbesondere der löblichen Gesellschaft der freyen Künste daselbst, desto eifriger und lebhafter ist auch meine große Dankbegierde, daß gedachte sehr berühmte Gesellschaft der freyen Künste mir die besondere Ehre erwiesen, mich zu einem Ehrengliede derselben zu erwählen. Ich statte derselben hierdurch den größten und verbindlichsten Dank darüber ab; dabey versichere, daß jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen werde, wo so glücklich seyn könnte, zu deren Aufnahme, Flor und Wachsthume etwas beytragen zu können. Zum wenigsten werden meine aufrichtigen sehnlichen Wünsche jederzeit dahin abzielen. Und gleichwie Dero gütiges Andenken an meine Person mir jederzeit sehr schätzbar und verehrungswürdig ist, so wird die ferne-

re

an den Rath geſchrieben habe. Er muß alſo wohl die Wiſſenſchaften darunter begriffen haben. Allein wenn wir Tacitum wieder anſehen: So finden wir, daß weder die Barden noch die Druiden, noch die Könige unerfahren darum geweſen *). In dem Worte litterarum iſt alſo kein Beweis. So geht es auch mit dem Worte ſecreta. Einige verſtehen darunter die Geheimniſſe, von deren Erkenntniß die noch nicht Eingeweyhten abgewieſen wurden. Der Zuſammenhang wird uns wohl am beſten heraus helfen müſſen. Kurz vorher geht: Septa pudicitia agunt nuptæ, nullis ſpectaculorum illecebris, nullis conuiuiorum irritationibus corruptae. Gleich darauf folget: Pauciſſima in tam numeroſa gente adulteria, quorum poena praeſens & maritis permiſſa. Zwiſchen dieſen ſteht Litterarum ſecreta viri pariter ac foeminae ignorant. Soll in dieſer Stelle eine Verbindung ſeyn: So muß das mittelſte ſo wohl auf die Keuſchheit der Deutſchen gehen, als das vorderſte und hinterſte. Alsdann ſiehet man gar leicht, daß er unter litterarum ſecreta die geheime Schreibekunſt verſtehe, wodurch die Römer ihre heimlichen Liebesangelegenheiten zu verſtehen zu geben pflegten **). Von ſolchen geheimen Liebesbrie-

ſen

*) Tac. Annal. L. 2. c. vlt. Hiſt. L. 4. c. 65. de M. G. C. 11. 12. 30.

**) Auf dieſe Art iſt die Stelle des Tacitus ſchon von vielen richtig erkläret worden. Kulpiſ. in not. ad Monzamb p. 21. Werlhof. not. Imper. L. I. c. 2. Hertius Opuſc. Vol. II. Tom. I. Part. I. p. 4. Goebelius Opp. Conring. Tom. VI. p. 89 not. a Calvoer Sax. Inſ. p. 100. §. 237. u. a. m.

re Fortſetzung mir auch beſonders ſehr angenehm ſeyn: dabey nicht unterlaſſen werde, bey aller Gelegenheit zu zeigen, wie mit vieler Hochachtung und gröſter Danknehmigkeit jederzeit bin, und unverändert verbleiben werde,

Eur. Hochedlen
Hoch- und Wohlgelahrten,

Devern,
den 15. des Weinm. 1762.

zu dienen bereitwilliger, ſehr geneigter, ganz ergebener Freund,

Friedrich George,
Herzog zu Br. L.

Hochedelgebohrne und Hochgelahrte,
Hochgeehrte Herrn Vorſteher und Aelteſter!

So unerwartet mir die Aufnahme in Dero Geſellſchaft zu einem Ehrenmitgliede geweſen: ſo beſonders ſind die Regungen meines erfreuten Gemüths und meiner ungefärbten Dankbegierde darüber.

Ich

Ich finde in mir nichts, als eine ausnehmende Verehrung der schönen Wissenschaften und freyen Künste, welche mich einer solchen Ehre würdig machen könnte: um desto lebhafter ist also auch meine Dankbarkeit. Sie selbst wird mich anfeuern, keine Gelegenheit zu versäumen, solche öffentlich an den Tag zu legen, und anbey zu erweisen: wie schätzbar mir der Vorzug sey, in dem Verzeichnisse Dero Ehrenglieder gefunden zu werden.

Läßt die weise Vorsehung meine redlichen Wünsche in Erfüllung gehen; so steht die verehrungswürdige Gesellschaft der freyen Künste bis an das Ende aller irdischen Tage in höchstem und schönstem Flore.

Ich empfinde eine besondere Zufriedenheit darinnen; daß ich mich mit vollkomenster Hochachtung und wahrer Ergebenheit nennen kann,

Hochedelgebohrne und Hochgelahrte,

Dero

Schloß Schwarzburg
den 28. des Weinmonats,
1762.

ganz ergebenstes und treues Mitglied,
Johann Friedrich
F. zu Schwarzb.
mpria.

Hochedelgebohrne und Hochgelahrte!

Hochgeehrteste Herren,

Die vorzügliche Ehre, den Leipziger Musen zugesellet zu werden, habe ich lediglich Ihrer freyen Wahl und Gütigkeit, nicht aber meinem Verdienste zu verdanken.

Worte sind nicht im Stande, Sie, meine Herren! zu überzeugen, wie fühlbar, wie schmeichelhaft mir dieselbe sey.

Sie räumen mir eine Stelle unter berühmten und verdienstvollen Männern ein; Sie berechtigen mich, Sie meine Freunde zu nennen, und an dem Ruhme der Verehrungswürdigsten Gesellschaft Theil zu nehmen, den Ihre Geschicklichkeit sich längst durch alle Welttheile erworben hat: Der einzige, auf den ich mit Recht stolz seyn kann. Meine aufrichtige Erkenntlichkeit heischt von mir die redlichsten Wünsche. Leipzig, so jederzeit die Zierde der deutschen Gelehrsamkeit gewesen, werde fürohin der Sammelplatz aller Glückseligkeiten des längst erwartenden Friedens, und der denen Musen so gefälligen Ruhe! So werde ich noch oft Gelegenheit finden, bey dem Flore und Wachsthume der vortrefflichen Gesellschaft, Meisterstücke Ihres Witzes, welche den

Stolz

Stolz der Ausländer beschämen, und dem Neide selbst Lobsprüche abdringen, zu verehren und zu bewundern.

Ich habe die Ehre mich, voll von Dankbarkeit und Hochachtung, zu nennen,

Hochedelgebohrne und Hochgelahrte Herren,

Dero

Schwarzburg,
den 28. des Weinmonats
1762.

ganz ergebenstes und treues Mitglied,

Friedrich Carl,
Pr. zu Schwarzburg.
mpria.

So gnädig lauten die Erklärungen dieser Durchl. Häupter gegen unsere deutschen Musen (*), H. A. und nunmehr urtheilen sie selbst, ob diese nicht

*) In einem besondern Schreiben, an den Vorsteher der Gesellschaft erklären sich des regierenden Durchl. Fürsten Hf. D. auch wegen Dero Geschenkes an die Bibliothek der Gesellschaft, und wegen der Cantate aufs gnädigste; weswegen wir auch dieses unsern Lesern mittheilen wollen.

Ursache haben, über solche dreyfache Eroberung vergnügt, ja stolz zu seyn? In der That ist nichts natürlicher, als dem Helikon von Germanien Glück zu wünschen, daß er auch mitten im Kriege solche erhabene Bürger bekommen. Was für vortheilhafte Ahndungen kann man nicht auf künftige ruhigere

Hochedelgebohrner,

Vielgeehrtester Herr Professor!

Die dermahligen Beschäfftigungen haben mich abgehalten, Ihnen ein geringes Andenken zu überschicken, welches ich der Büchersammlung der Gesellschaft der freyen Künste gewidmet habe. Nichts wird mich mehr erfreuen, als wenn ich nur einiger maßen meiner Dankbegierde eine Gnüge leisten, und die verehrungswürdige Gesellschaft überzeugen kann, wie schätzbar mir die Aufnahme ist; womit Sie mich in Ihrer Verbindung beehren wollen.

Eur. Hochedlen bitte, nebst der Versicherung meiner besondern Ergebenheit, das diplomatische Werk, der löblichen Gesellschaft zu übergeben.

Wie angenehm wird es mir seyn, wenn es derselben Beyfall findet, und so angenommen wird, als ich es darbieth; das ist, mit der redlichsten Gesinnung meines Herzens.

Ich füge demselben noch ein Exemplar, der Cantate bey, welche die Gelegenheit zu meiner Aufnahme gegeben, und bitte, ihr auch einen Platz in Dero Sammlung zu gönnen. Ew. Hochedl. bitte aber anbey inständig, den wahren Verfasser derselben nicht allein der Gesellschaft, sondern auch öffentlich der gelehrten Welt, bekannt zu machen. Sie werden mich dadurch ungemein verbinden; und auch nach Dero Wahrheitliebe und Billigkeit dem wirklichen Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wie ich es gleich melden lassen, so ist derselbe in der That, meines Hrn. Oncles

gere Zeiten daraus nehmen? Und wie leicht kann es kommen, daß sich dereinst ein großmüthiger Wohlthäter findet, der gegen unsere Gesellschaft eben das ins Werk richtet, was ein großer König in Portugall, in Ansehung der arkadischen Akademie zu Rom, so preiswürdig ausgeübet hat; daß sie, gleichsam ganz Wälschland zum Schimpfe, ihm

cles, Prinz Ludwig Günthers Sohn, Prinz Friedrich Carl, ein Herr, der seine jungen Jahre rühmlich angewendet, die Reisen sich wohl zu Nutze gemachet; und in der Litteratur recht schöne Einsicht hat. In dem Neuesten finde ich, daß die Cantate zwar gedruckt, jedoch in der Note derselben Verfasser nicht recht angemerket worden, welches mich veranlasset, so wie die gelehrte Zeitung, Dieselben zu ersuchen, in dem Neuesten sowohl, als in den gelehrten Zeitungen, eine nähere Erklärung dieserhalb herausgehen zu lassen.

Der Höchste lasse das alte Jahr mit dem neuen sich angenehm verwechseln, er schenke Ihnen in demselbigen die kostbahresten Glückseligkeiten, und erfülle in denselben die Wünsche, die uns die gegenwärtigen Schicksaale des ganzen deutschen Reiches vorbilden.

Ich verharre mit besonderer Achtung,

Kur. Hochedelgb.

Rudolstadt,
den 28. Christmonaths
1762.

ganz ergebenster
Johann Friedrich,
F. zu Schwarzburg.
mpria.

allein ihren erſten und dauerhaften Sitz bey Rom zu danken hat, und ihm dafür einen ewigen Nachruhm ſchuldig geworden iſt? *)

Womit ſoll ich aber, nach geſchehener Bekanntmachung unſers dermaligen Glückes, voritzo Dero Aufmerkſamkeit unterhalten? A. H. A. Soll ich etwan in Virgils kriegeriſche Trompete ſtoßen, um Waffen und Helden, Eroberungen und Blutvergießen zu beſingen? O! ſolche ſchreckliche Gegenſtände beluſtigen nur Zuhörer, die ſie nicht anders, als aus betrüglichen Beſchreibungen kennen, oder doch aus großer Ferne erzählen hören. Sie aber kennen leider! dieſen betrübten Stoff, aus gar zu nahen Erfahrungen viel zu ſehr, als daß ſie ihn ſonder Grauſen und Schrecken anhören könnten. O! ſoll ich Sie irgend den reizenden Wiederhall der Siegeslieder hören laſſen, die aus den weſtlichen Gegenden von Europa jetzo ertönen? Es iſt wahr, der ganze Occident jauchzet bereits. Irene iſt ihm, nach langer Abweſenheit, wiederum erwünſcht, erſchienen. Die blutigen Schwerter werden nun mit Vergnügen geſäubert, und vergnügt aufgehangen. Die bisher feindlichen Heere ſo vieler großen Völker umarmen einander brüderlich. Die krachen-

dem

*) Dieſes iſt das kleine Landgut unweit Rom, welches ſich die Akademie der Arkader für das Geſchenk etlicher 1000. Thaler, dieſes großmüthigen Königes, Johannes des V. angeſchaffet, und zu ihrem Gebrauche zu recht gebauet hat. S. Crescimbeni Istoria della volgar Poesia T. VI. p. 339. imgl. die Samml. ausgeſuchter Stücke der Geſ. der fr. K. zu Leipzig, a. d. 173. u. f. S. des I. Bandes.

den Stimmen eherner Donner erſchallen nun ſchon mit unſchädlichem Geſchmetter, um Friedensbothen abzugeben; und die fürchterlichen Feldtrompeten haben den ſanfter tönenden Jubelpoſaunen Platz gemachet; um ein freudiges Te Deum deſto reizender zu machen.

Geſegnet ſey der Tag, der im verfloßnen Jahr
Für halb Europa ſchon ein Quell der Freude war!
Als vier Monarchen ſich, nach langem Blutvergießen,
Recht brüderlich umarmt. O ſeliges Entſchließen!
Der Britt und Franzmann ſtellt das wilde Morden ein;
O Deutſchland! möchteſt du doch auch ſo ſelig ſeyn!
Und deiner Kinder Blut in viel beglückten Jahren,
Nach langer Grauſamkeit, zu Friedenskünſten ſparen.
Ihr Streiter, höret auf! Verbannet Mord und Wuth!
Denn was vergießt ihr? Ach! Es iſt der Brüder Blut!
Ihr Söhne! ſteckt den Stahl, ruft Deutſchland, in die Scheide!
Denn was zermetzelt ihr der Mutter Eingeweide?

So ſeufzte unſer Vaterland um das Ende des vorigen Jahres. Ach.

Vergeben Sie, theuerſte Zuhörer, daß mir ein Trieb der Muſen dieſen poetiſchen Seufzer unverſehens abgedrungen. O daß mich nur alle die wilden Krieger gehöret hätten, die damals noch von nichts weniger, als vom Frieden hören wollten. Doch weg, mit ſolchem traurigen Augenmerke! Dieſe Feyerlichkeit iſt lieblichern Empfindungen heilig! Weg mit den Verwüſtern des Erdbodens, den blutdürſtigen Stöhrern öffentlicher Ruhe, den grau-

samen Unterdrückern der Freyheit, der Religion, der Tugend und der Gesetze! Wir blicken auf die sanften Früchte des Friedens, auf Künste, auf Sprachen, auf Witz, auf Geist und Wissenschaften, die glänzenden Zierden der Menschheit, die edelsten Kleinode der Länder; ohne welche wir alle noch den Bestien gleichen, oder doch wie Barbarn, in den Wäldern umher irren würden. Um diese haben sich die Helden alter Zeiten hauptsächlich verdient gemachet; ein Orpheus und Amphion in Griechenland; ein Salomon und Kadmus in Asien, ein Sesostris und Osir in Aegypten; ein Atlas und Hanno in Africa; ein Herkules Ogmius und großer Karl in Gallien; ein Friedrich I. und Maximilian I. in Deutschland, eine Christina in Schweden, und ein Peter der große in Rußland. Verehrungswürdige Namen! alle dankbare Jahrhunderte werden euch bis ans Ende der Zeiten vergöttern; indessen daß nur ein blinder Wahn einen Alexander und Attila, einen Gengischan und zwölften Karl, als gekrönte Räuber und Zerstörer der Welt verewigen wird.

Hier öffnet sich nun vor meinen Augen ein weites Feld, indem ich näher zu meiner heutigen Pflicht trete. Ich soll einen Durchlauchten Herzog von Braunschweig in unserer Gesellschaft bewillkommen: und welch ein Glanz erhabner Ahnen strahlet mir dabey nicht in die Augen? So viel Durchl. Häupter ich hier erblicke, so viele Wunder sehe ich fast in allen Jahrhunderten. Regenten, Helden, Landesväter, Könige und Kaiser, Herzoginnen, Königin-

nigiunen und Kaiſerinnen bezaubern und entzücken mich. Die ganze deutſche Geſchichte ſeit tauſend Jahren iſt voll ſolcher Werkzeuge der Vorſehung; die aus den reichen Schätzen der Natur faſt lauter Meiſterſtücke erwählet hat, womit ſie dieſes uralte Fürſtenhaus hat zieren und beglücken wollen. Alle dieſe Bilder kenntlich abzuſchildern, alle ihre Verdienſte deutlich zu entwerfen, wäre für zwanzig größere Redner und Dichter, als ich bin, Beſchäfftigung genug. Ich ſchränke mich alſo dießmal nach meinen geringen Kräften ein. Nur ein einziger Gegenſtand ſoll mich beſchäfftigen: bloß die Liebe zu den Wiſſenſchaften und freyen Künſten, ſoll mein Augenmerk ſeyn.

Und was für ein erhabneres Bild könnte mich wohl zuerſt rühren, als der unſterbliche Herzog Julius von Braunſchweig-Lüneburg, der allen Arten von Gelehrſamkeit zuerſt einen der herrlichſten Tempel erbauet hat. Deinen verewigten Stifter, meyne ich, berühmtes Helmſtädt; du wohlgelegener Aufenthalt der Muſen, der du lange ganz allein Niederſachſen erleuchtet haſt. Wie viele Lichter haſt du der gelehrten Welt nicht angezündet! Wie viele Conringe und Meybome, wie viele Schmiede und Fabricier; wie viele Mosheime und Treuer; wie viele Heiſter und von der Hardte haſt du nicht in deinen Mauern aufgeſtellet? Wie viele Lehrer der Kirchen, wie viele Stützen der Höfe, der Gerichtsſtädten, und der Arzneykunſt, wie viele Meiſter der Weisheit und der ſchönen Wiſſenſchaften, haſt du nicht Deutſchland geliefert! Alle

ſen wuſten die deutſchen Manns- und Weibesperſonen nichts. Dadurch geht aber ihrer Beredſamkeit nichts ab.

So kan auch endlich die Wut der Deutſchen, welche ſie an den römiſchen Rednern nach der Niederlage des Varus verübten, ihnen die Beredſamkeit nicht abſprechen; es wäre denn, daß man auch behauptete, in Rom wäre keine Beredſamkeit geweſen, als Fulvia die Zunge Cicerons mit Nadeln geſtochen. Nicht die Beredſamkeit, ſondern der Misbrauch derſelben machte die Deutſchen wieder die römiſchen Redner ſo auſſätzig. Denn ſie waren des Varus treuſte Gehülfen geweſen, die Deutſchen um ihre Güter zu bringen.

Da der Herr Verfaſſer die Einwürfe wieder die Beredſamkeit der Deutſchen alſo aus dem Wege geräumet hat: So beweiſet er nun ſolche auch noch kürzlich mit unterſchiedenen Gründen und Zeugniſſen. Den erſten Grund nimmt er von der Klugheit, weswegen man unſere Verfahren gerühmet hat. Er führet eine weitläuftige Stelle aus dem Vellejus Paterculus *) an, die von ihrer Verſchlagenheit handelt. Daraus ſchlieſſet er, man könne gar nicht begreifen, wie deren Rede ſo grob und ungeputzt hätte ſeyn ſollen, deren Verſtand doch ſo wohl ausgearbeitet und ſo verſchlagen geweſen wäre. Darauf kömmt er auf ihre Liebe zur Freyheit. Es iſt nicht zu ſagen, was die Freyheit des Volks für ein Antrieb zur Ausübung der Beredſamkeit iſt. Dieſes führet er weitläuftiger aus und zeigt wie die

*) Lib. 2.

diese aber hast du, fruchtbare Mutter der Gelehrten! deinem gnädigen Stifter und großen Beschirmer der Gelehrsamkeit zu danken gehabt. Herzog Julius war es, der diesen Tempel der Wissenschaften zuerst mit solchen gelehrten Priestern versehen hat. Und wie war es anders möglich? da dieser erleuchtete Fürst, aus eigner Einsicht, die finstern Hölen des vormaligen Aberglaubens verlassen, und die heitern Lehren des augspurgischen Bekenntnisses erwählet hatte? Diese nun in seinen Staaten recht zu befestigen, mußte er ja der Gelehrsamkeit einen freyen Lauf verstatten; und ihr ein Heiligthum weihen, in dessen Wänden Wahrheit und Tugend auf eine viel reinere Art gelehret würde, als in den vorigen dunkeln Jahrhunderten geschehen war.

Und wie sollte es diesem glückseligen Vater damit nicht gelungen seyn? da er einen Sohn erzogen, und hinterlassen, der in der Liebe zu den Wissenschaften auf das rühmlichste in seine Fußtapfen getreten? Herzog Heinrich Julius war es, dessen lebhafter Geist in vielen Stücken noch weiter gieng. Die Gelehrsamkeit lieben ist schön; die Gelehrten beschirmen und versorgen, ist noch schöner: aber selbst die Feder ansetzen, und durch eigne Früchte des Geistes die Wissenschaften bereichern, das, das ist das höchste, was ein regierender Fürst thun kann! Dieses nun that eben der unsterbliche Herzog Heinrich Julius, und zwar gleich nach seiner Gelangung zum Fürstenthrone. Haben wir nicht noch eine gute Anzahl von wohl ausgesonnenen

Trauer-

Trauer- und Luſtſpielen, in ungebundener Rede in Händen, die einen ſo Durchlauchten Verfaſſer zum Urheber haben? Sein Namen zeiget ſich darauf, mit den lateiniſchen Anfangsbuchſtaben: H. J. B. A. L. D. E. H. A. das iſt: Henricus Julius, Brunſuicenſis atque Luneburgenſis Dux, edidit hunc Actum. Das erſte Trauerſpiel handelte vom Vincentius Ladislaus, Satrapa, von Mantua, und hatte, außer vielem Guten, auch nur eine mäßige Zahl von zwölf Schauſpielern nöthig, die in ſechs Aufzügen ihre Vorſtellungen endigten: ganz anders, als man dazumal in Schauſpielen zu thun pflegte. Ein zweytes ſtellte die erbauliche Geſchichte von der Suſanna vor, und erſchien 1598. zu Wolfenbüttel im Drucke. Auf dieſe Trauerſpiele folgte ein Luſtſpiel von einem Wirthe oder Gaſtgeber, mit 11. Perſonen; und dieſes ward 1598. zu Wolfenbüttel aufgeführet, und gedruckt. Im folgenden Jahre erſchien noch ein neues Luſtſpiel von einem Edelmanne, der einem Abte drey Fragen aufgegeben; darinnen gar nur fünf Perſonen das ganze Stück von fünf Aufzügen anfüllen. Wie beliebt dieſe Stücke damals geworden, ſieht man daraus, daß ſich andere Dichter darüber gemachet, und die ungebundenen Stücke dieſes Durchlauchten Verfaſſers in Verſe gebracht, und ans Licht geſtellet haben. Dieß iſt mit dem Vincentius Ladislaus Satrapa vom Elias Herlitz 1601. zu Wittenberg, und mit einer Tragödie, von geſchwinder Weiberliſt von Johann Olorinus zu Magdeburg geſchehen. In allen dieſen Stücken nun herrſchte, in ſolcher

Kind-

Kindheit unserer dramatischen Dichtkunst eine viel feinere Denkungsart, ein viel zärterer Geschmack, und eine bessere Sittenlehre, als in unzählichen andern Stücken damaliger Zeiten. Kurz, Herzog Heinrich Julius verdient, unter unsern dramatischen Dichtern einen der allerbesten Plätze einzunehmen.

Welch ein erhabener Bild aber könnte mich jetzo bezaubern, als der unsterbliche Herzog August, der große Stifter und Urheber der wolfenbüttelischen Bibliothek? Ich sehe ihn, A. H. A. wie er schon in früher Jugend den Musen opfert; wie er sich nicht nur im väterlichen Schlosse zu Hitzacker, sondern auch auf zween evangelischen Universitäten mit ihnen beschäfftiget. Ich sehe ihn zu Rostock und Tübingen als Rector magnificentissimus den akademischen Zepter derselben führen, und ihren Flor mit öffentlichen Reden und weisen Verordnungen befördern, die noch in öffentlichem Drucke der Welt vor Augen liegen. Ich sehe ihn, wie er noch in einem engen Bezirke, von Macht und Einkünften fast entblößt, bey nahe alle seine Tage den Büchern widmet. Diese sind seine ganze Beschäfftigung, seine ganze Lust; und sein Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten verschaffet ihm täglich neue Ergänzungen seines Vorrathes und neue Vergnügungen. Die Vorsehung schenket ihm auch bald, durch weise Fügungen, gegen des Ende des dreyßigjährigen Krieges, mehr Land und Leute. Er gelanget zum ruhigen Besitze seines Eigenthums, der Residenz Wolfenbüttel: Seine

Ein-

Einkünfte wachsen mit der Zahl seiner Unterthanen. Aber worzu werden sie angewandt? Vielleicht eine Menge müßiger Hofleute, diese so reizenden Marionetten der meisten Fürsten, zu unterhalten? Vielleicht eine unzählbare Heerde vierfüßiger Thiere nebst ihren Aufsehern und Knechten zu füttern? Vielleicht überschwankende Tafeln mit eßbaren Lasten zu beschweren, und mit trinkbaren Fluthen zu beschwemmen; eine Unart, die unsern alten Fürsten oft von ausländischen Gesandten zum größen Schimpfe nachgesagt worden. Vielleicht wälsche Sänger, Geiger und Pfeifer zu bereichern, und diese Verächter unsrer Einfalt und Sitten, mit den Schätzen des Landes beladen, nach Hause zu schicken? Mitnichten! A. H. A. sondern vernünftige Leute zu ziehen; fähige Geister mit Erkenntnissen anzufüllen; die weisen Lehren des Alterthums zu sammeln, und die kostbarsten Ueberbleibsel der größesten Männer, und klügsten Völker voriger Jahrhunderte, ich meyne das Gold ihrer Schriften, vom Untergange zu retten.

O Du, edles Wolfenbüttel! prangest diese Stunde noch mit den schätzbarsten Wirkungen dieser mehr als fürstlichen Neigung. Wie erstaunet nicht das Auge eines reisenden Kenners, wenn es deinen sowohlgebaueten, deinen so kostbar und reichlich angefüllten Büchersaal erblicket! Was für unübersehliche Schätze hält dieser gelehrte Labyrinth nicht in sich. Hier wird uns der weite Umfang aller göttlichen und menschlichen Weisheit recht verschwenderisch dargestellet! Tausend und noch tau-

send

ſend gelehrte Männer haben dieſen unerſchöpflichen Vorrath bereits zur Ausführung der wichtigſten und nützlichſten Werke gebrauchet; und ſind dadurch deine ewige Schuldner geworden. Viele tauſend andre werden ihn noch künftig zur Erweiterung ihrer Einſichten anwenden. Die ganze gelehrte Welt aber wird, ſo lange noch Menſchen ſind, die freygebige Hand, die zu ihrem Beſten ſo milde geweſen, mit unaufhörlichen Lobſprüchen krönen.

Ich habe noch lange nicht alles geſaget, H. A. Eben dieſer Durchlauchte Herzog Auguſt war nicht nur ein Liebhaber und Beſchirmer der Gelehrſamkeit; ſondern ſelbſt ein großer Gelehrter, ein erlauchter Schriftſteller, ein Meiſter in vielen der ſonderbarſten Wiſſenſchaften. Der verſteckte Namen Guſtavus Selenus, das iſt, Auguſt von Lüneburg, ſchwebt noch allen Gelehrten in friſchem Andenken; und lebet auf den auserleſenſten Büchern, die uns ewige Denkmäler ſeines großen Geiſtes abgeben. Sein großes Werk vom Schach oder Königsſpiele, ſeine Cryptographie, ſeine Rythmomachie, ſeine Geſchichte des Heilandes aus den vier Evangeliſten, und die evangeliſche Kirchenharmonie, geben die deutlichſten Beweiſe von ſeiner großen Beleſenheit, und ſeinem unermüdeten Fleiße ab. Und was hat er nicht zu Merians Topographie der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Lande noch ſelbſt beygetragen? *)

Wo

*) Man ſehe hievon Burcards Hiſtorie der wolfenbüttelſchen Biblioth. nach, die unter dem Titel Hiſtoria Bibliothecæ Auguſtæ, in zween Quartbänden ans Licht getreten.

Wo bleibt nun endlich noch die beſondere Liebe Herzog Auguſts zu deutſchen Schauſpielen? Dieſe war unſerm vortrefflichen Fürſten von ſeinem durchlauchten Großvater gleichſam erblich zugefallen. Am wolfenbütteliſchen Hofe fand zu ſeiner Zeit die nunmehr viel verbeſſerte deutſche Thalia und Melpomene, nächſt dem Dreßdner-Hofe, Churfürſt Johann Georgs des I. den glücklichſten Aufenthalt. Kaum hatte ſich an dieſem Hofe Opitzens Daphne, als das erſte deutſche Singeſpiel ſehen und hören laſſen; ſo ward gleich nach der Beſitznehmung unſers Herzogs von Wolfenbüttel, 1642. das neuerfundene Freudenſpiel, genannt Friedensſieg, von lauter Knaben zu Braunſchweig aufgeführet und gedruckt; auch 1648. nach geſchloſſenem weſtphäliſchen Frieden ſechs Jahre hernach in Wolfenbüttel wieder gedruckt. Und kaum hatte ſich 1650. David Schirmers Ballet von Paris und Helena auf dem Dreßdner Rieſenſaale dargeſtellet; kaum war Andreas Gryphs Majuma 1653. auf dem bresl. Schauplatze ſingend erſchienen, auch das Ballet der Glückſeligkeit 1655, Johann Georgen dem I. muſikaliſch vorgeſtellet worden; als bereits die Komödie von Androſilo u. Sylvia, und Amelinde, die triumphirende Seele, als ein Singeſpiel, imgleichen Orpheus aus Thracien in einem tragiſchen Gedichte zu Wolfenbüttel ans Licht traten. Endlich iſt auch Daniel der Hofmann, an Herzog Auguſts Geburtstage 1663. zu Wolfenbüttel aufgeführet worden. Hier haben wir nun alle drey Arten theatraliſcher Vorſtel-

stellungen: zu einem deutlichen Beweise, daß der vortreffliche Herzog August, von allen dramatischen Gedichten, so wie von der Musik, und zwar NB. in seiner Muttersprache, ein erleuchteter Kenner, ein treuer Liebhaber und großer Beschirmer gewesen.

Ich muß eilen, R. A. M. A. H. A. um auch auf die übrigen Musageten des Durchlauchten braunschweigischen Hauses zu kommen! Und welch ein Stern erster Größe fällt mir nicht hier an dem Durchl. Herzoge **Anton Ulrichen** in die Augen? Eine seinem großen Hause fast angebohrne Neigung, trieb auch Ihn von Jugend auf zu den schönen Wissenschaften. Die Reizungen der Musen waren ihm viel zu rührend, als daß er bey ihrem Anblicke unempfindlich hätte bleiben können. Sie waren ihm unwiderstehlich, und die herzogliche Bibliothek empfand es zu ihrem größten Vortheile, so bald er zur Regierung gekommen war. Denn was für schätzbare Vermehrungen derselben wissen ihre Geschichtschreiber nicht von seiner Hand zu rühmen, die ihren Glanz sehr merklich verstärketen? Allein dabey blieb es nicht. Seine Liebe zu den Kunstwerken, zu Alterthümern, zu Schildereyen, zu Schnitzbildern, und andern solchen Meisterstücken des feinesten Geschmackes, bewog Ihn, noch weiter zu gehen. Er legte eine prächtige Sammlung von dem allen zu Salzthal an; er führete Gebäude auf, ja er legte einen recht fürstlichen Garten an; um Kennern und Liebhabern, die bisher nur in fremden Ländern ihre Augen zu weiden

den wußten, zu zeigen: daß ſie es nicht nöthig hätten, zu unſern Nachbarn auszuſchweifen, und das Mark von Deutſchland bey ihnen zu verſchwenden; indem auch deutſche Höfe Cabinetter beſäßen, lehrbegierige Geiſter zu nähren, und geübte Sinne zu verſchaffen. Und die Erfahrung hat zur Gnüge gewieſen, wie fruchtbar dieſe Anſtalten geweſen: indem ſowohl Friedrich der II. König von Preußen zu Berlin, als Friedrich Auguſt der I. König von Pohlen zu Dresden, als die Durchlauch. Herzoge von Gotha, und Landgraf Carl von Heſſen, rühmlichſt in ſeine Fußtapfen getreten: und ſolche Schätze der Kunſt geſammlet, welche das Reiſen des deutſchen Adels in fremde Länder, ſeit dem, faſt zu einem Verbrechen wider ihr Vaterland gemachet haben. Wenigſtens iſt es eine wahrhafte Schande geworden, in die Fremde zu gehen, ehe man alle dieſe unſchätzbaren Sammlungen geſehen hat. Hat man ſie aber mit Verſtande geſehen: wie wenig wird man doch anderwärts hinzuzuſetzen finden?

Noch nicht genug! H. A. Der geſchäfftige Geiſt dieſes Fürſten drang ſelbſt auf den deutſchen Parnaß, und bereicherte die gelehrte Welt mit ein paar Werken, die auch das Lob eines ſo klugen Polyhiſtors und Kenners als der groſſe Leibnitz war, davon getragen haben. Was einen Scudery in Frankreich berühmt, und eine Gräfinn von Pembrock in Engelland unſterblich gemachet; ein paar vortreffliche Helden- und Liebesgeſchichte, machten auch unſern durchlauchten Schriftſteller, vor aller Welt beträchtlich. Sie wiſſen, daß ich von der

Octavia und Aramena, einem Paare der allermerkwürdigſten und weitläuftigſten Romane rede. Welch eine ungemeine Beleſenheit in den alten römiſchen Geſchichten; welch ein unerſchöpflicher Witz, in Verbindung neuer Begebenheiten mit den alten; welch ein großer Reichthum in verſchiedenen ſittlichen Characteren; welch eine ſeltene Stärke in Ausdrücken; welch ein Geſchmack in der Schreibart, der damals ſeines gleichen nicht hatte! Das, das ſind die Vorzüge dieſer Werke! Und was war es Wunder, daß ſie von aller Welt geleſen, etlichemal wieder gedrucket, und noch bis in die Hälfte dieſes Jahrhundertes, für Kleinode angenehmer und Zeitkürzender Büchersammlungen gehalten worden?

Aber auch dabey blieb es nicht. Die deutſche Schaubühne hat noch keinen Fürſten in Deutſchland rühmen können, der dieſe Schule der Sitten, des Witzes und Geſchmackes mehr begünſtiget hätte, als eben der Durchlauchtigſte Anton Ulrich. Wolfenbüttel gab zuerſt allen Höfen das Beyſpiel, wie man eine ordentliche tragiſche Dichtkunſt zum Vergnügen erlauchter Zuſchauer brauchen, und ſich von den abgeſchmackten Poſſen des niedrigen komiſchen Theaters, den elenden Leckerbiſſen kleiner Geiſter, entfernen könne. Dieſem feinen Geſchmacke unſers erleuchteten Fürſten haben wir Pradons deutſchen Regulus, die verdeutſchte Ro-

*) Daß ſie dieſes noch lange nicht alle ſind, bezeugen folgende. Baſilius, der treue Treubruch, Circe, Penelope, das beglückte und erfreute Salzthal, Roland, Heinr. der Leue, Cellon und Bellinde, Salzthaliſche Schäferey, das

Rodogune des P. Corneille (1691.); Racinens Alexander und Porus; den Hermenegildus, die Athalia, den Sertorius, ja den verdeutſchten Brutus des Corneille, u. den verdeutſchten Cid deſſelben, zu danken gehabt, die daſelbſt mit dem gröſten Beyfalle, aufgeführet und gedruckt wurden. Breſſand, Meier, Fiedler und unſer nachmaliger Geheimderkriegsrath Lange, waren die Dichter, die damals den daſigen Hof belebeten: und dieſer leſte, wie ich aus ſeinem eigenen Munde weis, hatte nebſt ſeinem untergebenen Grafen, die Ehre, in Geſellſchaft der Durchlauchten Prinzen und Prinzeſſinnen, dem alten Herzoge, ihrem Herrn Vater 1699, den Cid vorzuſtellen. Und gleichwohl ſchweige ich noch eine Menge deutſcher Opern; als der Cleoparra, der ſiegenden Großmuth, des Mucius Scävola, der Ariadne, des Herkules unter den Amazonen, des Salzthaliſchen Markts, der Echo und des Narciſſus, der Plejaden, des Wettſtreits der Treue, der Schäfer am Fluſſe Amphriſo, der Clelia, der Prokris und des Cephalus, des ſalzthaliſchen Mayenſchluſſes, der doppelen Freude der Muſen, u. d. m. *) Glückſeliger Zeitpunct der deutſchen Melpomene! Warum biſt du doch nur an des Durchlauchten Anton Ulrichs Zeiten gebunden geweſen! Warum hat dich doch eine ausländiſche Sprache, und das Gezwitſcher fremder Kehlen, von unſern

* ſtehlockende Oeſterreich und Braunſchweig, bey Verm. Kaiſer Joſephs und der Prinzeſſ. Wilh. Amalia, die ſterbende Euridice, Orpheus, der hochmüthige Alexander ꝛc. Dieſe alle gehen nur bis 1700.

gröſten Redner ſo heftig für die Freyheit allezeit geredet haben. Da nun die Freyheit der Deutſchen den Römern mehr Wiederſtand that, als die Pfeile der Parther: Wer wollte wohl glauben, daß ſie die Beredſamkeit nicht geachtet hätten, und daß unter ihnen beredte Leute in keinem Anſehen geweſen wären? Wir finden ja, daß die Barden und Druiden bey ihnen alles eingerichtet und geordnet haben. Es waren aber die Barden unſerer Vorfahren ihre Redner, Dichter und Geſchichtſchreiber, welche nach den eigenen Worten des Ammianus Marcellinus *) die tapfern Thaten berühmter Männer in Heldenliedern verfaßten und mit angenehmer Art abſungen. Es ſind zwar ihre Lieder und Redensarten nicht ſo rein u. zierlich, als die Gedichte unſerer Zeiten: Dem ungeachtet aber kan man ſie nicht vor ganz rauh und ungepußt ſchelten. Es wäre eben ſo viel als wenn ich den Homer, Ennius, Plautus und Lucrez für unberedt ausgeben wollte, weil ſich in jenem nicht die Anmuth und Zierlichkeit der attiſchen Mundart findet, dieſe aber gegen den Virgil und Ovidius ganz unſcheinbar ſind. Man glaubt insgemein, die Lieder der Barden wären nur kurze Reime geweſen. Der Herr Verfaſſer aber zeiget mit einer Stelle aus Goldaſts Vorrede vor den Paräneticis, daß ſie Homers und Virgils Gedichten gleich gekommen. Er wiederlegt darauf den Julianum, der die deutſchen Geſänge mit dem Gekröchſe der Raben verglichen **). Es iſt wahr in den Kriegesheeren, wenn ſie itzt wieder

*) Lib. XV. c. 17.

**) Iulianus Miſopogonis init p. 337. Edit Spanhemii.

Höfen verdringen müſſen! welches der hundertſte Zuſchauer nicht verſteht, und das ſelbſt durch die übertriebenen Künſteleyen eines weibiſchen Geſanges ganz unverſtändlich wird!

Doch was ſage ich? Ich irre! ich irre ſehr, A. H. A. Auch nach Anton Ulrichs Zeiten, iſt der Geſchmack an der tragiſchen Muſe noch nicht ganz von ſeinem Hofe verſchwunden. Wenigſtens hat in Wolfenbüttel der Durchlauchtige Nachfolger deſſelben, einer ſeiner vortrefflichſten Söhne, denſelben noch erhalten. Der Durchlauchtigſte Herzog Ludewig Rudolph, und deſſen Durchlauchtigſte Gemahlinn, das würdigſte Aelternpaar der Allerdurchl. Römiſchen Kaiſerinn Eliſabeth, waren es, die das Vergnügen ihrer Jugend auch in ihrem Alter noch werth hielten. Ich verehre dieß Durchlauchtigſte Fürſtenpaar noch in der Aſche, welchem ich mich 1734. in dem Bade zu Lauchſtädt zu nähern, und einer gnädigen Unterredung von Ihm gewürdiget zu werden, das Glück gehabt. Auf Dero hohen Befehl wurden damals, unter andern tragiſchen Vorſtellungen, bey feyerlichen Tagen, auch der ſterbende Cato, und die verdeutſchte Iphi-

ge-

*) Dieſe ſind nach dem Zeugniſſe Neumarks, in ſeinem Palmbaume, und was den letzten Durchl. Fürſten betrifft, des Amaranthes, in der hiſt. Nachricht vom Pegnitz Blumenorden, folgende geweſen:

Hr. Friedrich Ulrich, Herzog zu Braunſchweig Lüneb. aufgen. im 1621. Jahre.

Hr. Auguſtus der jüngere, Herz. zu Braunſchw. Lünb. vom 1634. Jahre.

Hr.

genia mit der größten Pracht aufgeführet; und der Ueberſetzer der letztern, ward für die Zueignungsſchrift, von des Herzogs Durchl. recht anſehnlich beſchenket. Ein Trieb der Dankbarkeit reget mich, dieſe ausnehmende Gnade, auch dreyßig Jahre hernach, noch zu preiſen; und das ſeit dem verlohrne Glück der deutſchen Melpomene ſchmerzlich zu bedauren.

Laufe ich überdem alle die Namen-Regiſter der erlauchten fruchtbringenden Geſellſchaft durch: ſo findet ſich eine große Anzahl Durchlauchter Braunſchweigiſcher Herzoge und Prinzen darinnen, die dieſen merkwürdigen Palmenorden gezieret haben. *) Einige darunter haben ſich auch mit Sammlungen eigener Gedichte hervorgethan; Z. E. Herz. Anton Ulrichs hochfürſtl. Harfenſpiel. Andere und auch ſo gar Prinzeſſinnen dieſes Hauſes haben die Früchte ihrer Andacht auch in erbaulichen Kirchengeſängen blicken laſſen.

Eben dergleichen kann man auch von dem Durchl. Hochfürſtlich Schwarzburgiſch Rudolſtädtiſchen Hauſe rühmen. Denn wie viel erhabene Na-

*) Hr. Georg, Herz. zu Braunſchw. Lüneb. vom 1634. J.
Hr. Chriſtian Ludewig, Herzog zu Braunſchw. Lüneb. vom 1642 Jahre.
Hr. Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchw. Lüneb. vom 1659. Jahre.
Hr. Rudolph Auguſt, Herzog zu Braunſchw. Lüneburg, vom. 1661. Jahre. und
Hr. Ferdinand Albrecht, Herzog zu Braunſchw. Lüneburg vom 1675 Jahre.

men*) der vormaligen Erlauchten Reichsgrafen von Schwarzburg-Rudolſtadt, findet man nicht in den Verzeichniſſen des Palmenordens? Wie viel vortreffliche deutſche Schauſpiele von allen Arten ſind nicht im vorigen und jetzigen Jahrhunderte an ihrem Hofe aufgeführet worden! **) Und mit wie ſchönen geiſtlichen Geſängen prangen nicht unſere Kirchenlieder, die man der Gottſeligkeit Rudolſtädtiſcher Damen zu verdanken hat? Alles dieſes aber zeiget zur Gnüge, wie beliebt die deutſchen Muſen in dieſen beyden Durchlauchten Häuſern ſeit etlichen Jahrhunderten ſchon geweſen ſind.

Doch was brauchen wir alter Beyſpiele? Sind nicht die abgeleſenen gnädigen Schreiben jetztlebender Durchlauchter Prinzen aus denſelben, Beweiſes genug, wie ſehr die ſchönen Wiſſenſchaften bey Ihnen in Gnaden ſtehen? Und eben dieſes berechtiget unſere Geſellſchaft auf die geſchehene Wahl ſo erhabener Ehrenglieder ſtolz zu ſeyn. Wie groß iſt alſo mein Vergnügen, über die Ehre, der ich genieße, in ihrem Namen, dieſer anſehnlichen und vor-

*) Dieſe ſind nach Neumarks Verzeichniſſen im deutſchen Palmbaume.

Hr. Carl Günther, Graf zu Schwarzburg vom 1619. Jahre.

Hr. Lewin Günther, des H. R. R. Graf zu Schwarzb. vom 1619. Jahre.

Hr. Anton Günther, Graf zu Schwarzburg-Arnſtädt. 1645.

Hr. Ludewig Günther, Graf zu Schwarzburg-Sondershauſen. 1645.

Hr. Chriſtian Günther, Graf zu Schw. Rudolſt. 1651. geweſen.

vornehmen Verſammlung' das Glück der deutſchen Muſen feyerlich bekannt zu machen; und uns aus einem ſo glücklichen Anfange, künftig noch vielmehrere Gnadenproben der großen Welt zu weiſſagen!

Mit was für einer merklichern Handlung aber R. A. M. A. H. A. hätten wir wohl das hocherfreuliche heutige Feſt unſerer Muſen, begehen und feyern können? Der erhabene, und allen rechtſchaffenen Sachſen ſo erfreuliche Friedrichstag iſt es, der unſere Herzen, nach einer ſehr langen Niedergeſchlagenheit, zuerſt wieder in Wallung geſetzet. Es iſt wahr, ſchon vorm Jahre empfanden wir ein angenehmes Vorſpiel deſſen, was wir jetzo empfinden: als wir die glückliche Zurückkunft unſers Durchlauchtigſten Churprinzen, und Seiner unvergleichlichen Gemahlinn, in Sachſen, mit erfreuetem Herzen feyerten. Allein wie unvollkommen mußte noch damals unſer Ver-

**) Z. E. 1) Der vermeynte Prinz, auf das Vrzl. Graf Albert Antons zu Schw. Rudolſt. 1665.

2) Ermelinde die 4mal Braut, bey eben der Gel. Rudolſt. in 4.

3) Die erfreute Unſchuld, auf den Geburtstag Fr. Sophien Julianens Gräfinn zu Schwarzburg Rudolſt. 1666. in 4.

4) Der betrogene Betrug, bey Einſegnung eines jungen herrlichen Grafen von Schwarzburg Rudolſt. 1667. zu Heydeck aufgef.

5) *Monarchia optima Reipublicæ forma.* Rudolſt. 1679. in 4.

6) Saal-Rudolſtädtiſche Cammer-Vereinbarung, Rudolſt. eine Oper 1686.

gnügen ſeyn, da wir die Bitterkeiten eines langwierigen Krieges noch ſchmecketen; ja ſeitdem noch viel herber empfunden haben. Heute hingegen hat ſich der bisher ſo trübe Staatshimmel völlig wieder aufgekläret. Unſer gedrücktes, Unſer faſt erſchöpftes Sachſen fängt an wieder Athem zu holen, ſeit dem es faſt ſieben lange Jahre unter einem ſchweren Kriege geſeufzet. Und wie fröhlich erhebet es alſo ſeine Stimmen, um unſern allertheuerſten drey Friedrichen, herzliche Danklieder vor den Thron des Höchſten zu bringen, der unſere gegenwärtige und künftige Landesväter, in allen dieſen Trübſalen, ſo gnädig erhalten hat.

Wie reich wäre dieſer Steff noch zu langen Reden, A. H. A! Doch ich beſorge Dero Geduld zu misbrauchen: und will die lebhaftere Erklärung unſerer Geſinnungen, einem berühmten Dichter überlaſſen. Der Hoch und Wohlgeb. Herr Chriſtoph Otto, des heil. römiſchen Reichs Freyherr von Schönaich, auf Amtitz in der Niederlauſitz, Lieutenant unter den ſächſiſchen Küraſſieren, kaiſerlicher gekrönter Dichter, und vieler gelehrten Geſellſchaften Ehrenglied, hat uns eine wohlgerathene Ode auf den allgemein wieder hergeſtellten Frieden zugeſandt; und dieſe wird alles das reichlich erſetzen, was man ſonſt von mir erwarten könnte. Möchte nur die ewige Vorſehung unſern allergnädigſten Auguſt bald wieder geſund und glücklich zu uns führen; und ſowohl Ihn, als Sein ganzes Allerdurchlauchtigſtes Haus, die ſüßen

Früchte

Früchte des Friedens noch viele Jahre erwünſcht genieſſen laſſen!

Vereinigen Sie doch A. H. A. Dero Seufzer mit den unſrigen. Laſſen Sie den Weihrauch Ihrer Lippen durch die Wolken dringen, und erbitten ſie auch unſerm ſo lange gedrückten Sachſen, unſerm faſt tödtlich entkräfteten Leipzig, unſerer ſo ſehr mitgenommenen, und durch ſoviel wiederholte Todesfälle der größten Männer geſchwächten hohen Schule, den gnädigſten Segen des Himmels; ja, dafern auch die ſchönen Wiſſenſchaften, wie wir zu glauben Urſache haben, Dero Gunſt und Zuneigung genießen: ſo wünſchen Sie auch unſrer Geſellſchaft, noch viel ſolche erfreuliche und rühmliche Tage, als der heutige doppelt beglückte Friedrichstag geweſen.

J. C. Gottſched.

Des Freyherrn von Schönaich Ode auf den Frieden.

Nun löſche die raſende Megäre,
Die Zwietracht, ihre Fackel aus;
Der heiße Durſt nach falſcher Ehre
Sinkt mit ihr in den Schlund voll Graus.
Die Fürſten wollen Väter werden;
Und nicht allein nur Helden ſeyn.
Die wahre Königinn der Erden,
Die Menſchlichkeit, tritt ſanft herein.

Da ſteht ſie ſchon, die ſanfte Schöne!
Und ruft den tapfern Kriegern zu.
Des Erztes donnerndes Getöne
Rollt jetzt als Herold ſanfter Ruh.
Sie winkt; es kömmt ihr Kind, der Frieden;
Die Erde ruht; das Meer wird ſtill.
Selbſt Mars beginnt ſich zu ermüden:
Denn Ludwig und George will.

Iſt wohl der Biber ſo viel Siege,
Ein Rauchwerk ſo viel Lorbern werth?
Der ſchmerzlichſte Verluſt im Kriege
Ermüdet keines Helden Schwert.
Ein wilder Held wird Quellen finden,
Wenn alle faſt verſieget ſind;
Und eben dann die Welt entzünden,
Wann aller Schein des Glücks verſchwindt.

Die neue Welt muß oft ergänzen,
Den Riß, der unſer Welttheil ſchröckt.
Wer hat bey weitgeſtreckten Gränzen
Jedwedes Dorf und Feld bedeckt?
So findt der Menſch bey fernen Schätzen,
Verblendet, oft Europens Weh;
Will ſich der Sieg nicht Schranken ſetzen:
So ſetzt ſie ihm, wie jetzt, die See.

Der Irokeſe hört das Knallen:
Der König überm Waſſer ſiegt!
Die Zwietracht iſts, die iſt gefallen,
Die matt nur noch durch Sachſen fliegt.

Kein grauses Mahl von deines gleichen,
Entehret die Natur nun mehr!
Der Eintracht weit gelindre Zeichen,
Entreißen Dir dein fremd Gewehr.

Die Axt soll nicht vom Blute triefen;
Dein scharfes Rohr brauch nur aufs Wild!
Die sonst vor Dir nicht ruhig schliefen,
Verbessern jetzund dein Gefild.
Sie kommen, die Natur zu schmücken,
Die roh bey dir und schröcklich ist.
Wollt ihr ein streitbar Volk beglücken:
Entfernt von ihm nur Wuth und List!

Wollt ihr allein nun Wilde heißen,
Ihr Götter unsrer deutschen Welt?
Des Kampfes Preis an sich zu reißen,
War nie ein Gott so lang ein Held.
Das müßt ihr Kämpfern überlassen,
Die um den Lohn ihr Seyn verschmähn.
Der Sieger muß sich siegend fassen:
Besiegt den Zorn! der Sieg ist schön!

Sie thuns! O Lust! ihr Allemannen,
Bejauchzet diesen Ruhestand!
Theresia und Friedrich bannen
Die Zwietracht auch aus Sachsenland.
Ihr Musen! stimmt die schlaffen Seyten;
Bewillkommt euren Schutz, August.
Nun blühen in beglücktern Zeiten
Von neuem wieder Heil und Lust.

Der

Der Friedrichstag, der heut erſchienen,
Beut uns des Friedens Kleinod dar:
Mars ſchleußt des Krieges Jammerbühnen,
Wo jeder Auftritt ſchröcklich war.
Eryinnis weicht nun vor Irenen,
Die Heil und Segen mit ſich bringt.
O wohl uns! wenn es dieſer Schönen,
Nach Wunſch und Hoffen, bald gelingt.

O Vorſicht! ſegne Meißens Gränzen,
Die Feind und Freund ſo ſehr verheert.
Laß, ſtatt der Spieße, Sicheln glänzen,
Zerbrich das ungerechte Schwert.
Laß Sachſens Häupter herrlich blühen,
Die Friedrich heißen, und auch ſind:
Bis, durch ihr väterlich Bemühen,
Der langen Trübſal Spur verſchwindt.

II.

Nouveau Traité de Diplomatique,

ou l'on examine les Fondemens de cet Art &c. par deux Religieux Benedictins, de la Congregation de St. Maur. Tome II. A Paris. 1755. 4.

Wir ſind unſern Leſern noch Auszüge aus den folgenden Bänden, dieſes koſtbaren Werkes ſchuldig, davon wir ihm den I. in der deutſchen Ueberſetzung bekannt gemachet haben. Wir wiſſen nicht,

nicht, ob die Fortsetzung davon entweder erschienen, oder zu hoffen ist: hätten doch aber wohl gehoffet, daß uns der Verleger, für die ihm erzeigte Gefälligkeit mit einem Abdrucke davon hätte beehren können. Wie wenige aber verstehen, theils die einem Journalisten schuldige Höflichkeit, theils ihren eigenen Vortheil? Wir schränken uns also dießmal nur auf das Original ein.

In der Vorrede entschuldigen die Herren Verfasser sich wegen der Langsamkeit des Abdruckes, mit den Schwierigkeiten des Werkes, und sonderlich den mühsamen Kupferstichen der 17. großen Kupferplatten, darauf sie hundert und mehr Arten von alten lateinischen Schriften auf Stein und Metall, die seit 3000. Jahren gemachet worden, vorgestellet haben. Die genaue Verbindung dieser so mannigfaltigen Charaktere mit den Schriften der alten Urkunden und Handschriften aller Jahrhunderte, beweist die Nothwendigkeit derselben, in einer gemeinen diplomatischen Wissenschaft. Die alphabethischen Kupferplatten enthalten mehr als 30000. Charaktere, die man unter drey bis viermal 100, 000en ausgesuchet hat. Kaum hat eine zweyjährige Arbeit zugelanget, um diese Alphabethe, von Capital, Uncial, halben Uncial, kleinern cursiven, und gothischen Buchstaben zusammen zu bringen, die man von Marmorsteinen, ehernen Tafeln, Schaupfennigen, Siegeln, Handschriften und Urkunden aus ganz Europa gesammlet hat.

Hier ist aus so unendlichen vielen Bemühungen eine Historie des A. B. C. entstanden, welche die Gelehr-

der die Feinde gingen, da machten ſie ein brüllendes Getöne. Allein das war nur ein gezwungenes Singen, womit ſie die Feinde ſchrecken wollten. Bey ihren Feſten hingegen ſungen ſie viel lieblicher und anmuthiger, wie Marcellinus ſelbſt ſagt. Der Lieder der Barden iſt deswegen hier gedacht worden, weil die Beredſamkeit überall bey den Dichtern zuerſt angefangen hat. Die Druiden *) kamen den Barden am Anſehn gleich, welche nicht nur bey den Galliern oder Celten, ſondern auch vornemlich bey den Deutſchen die Gottesgelehrten, Rechtserfahrnen, Aerzte und Weltweiſen waren. Daß es auch dieſen an der Beredſamkeit nicht gefehlet habe, kan man aus des Pomponius Mela Worten klärlich abnehmen **). Dieſem ſtimmet Diodorus Siculus ***) bey, der den Galliern überhaupt tief- und ſcharfſinnige Reden beylegt, insbeſondere aber dieſen, als den weiſeſten Männern unter ihnen. Der Herr Verfaſſer will nicht einzelner Perſonen gedenken, die in der Beredſamkeit ſich gezeiget haben, unter welchen Arminius ſich hauptſächlich zeigen könnte, ſondern wendet ſich zu den ganzen Zuſammenkünften des Volks. Daß die Beredſamkeit auf ſolchen muß gebraucht

*) Herr Heiſen giebt hier in der Anmerkung ein weitläuftig Verzeichniß der Schriftſteller, die von den Druiden gehandelt oder ihrer nur gedacht haben. Es iſt nach dem Alphabet eingerichtet u. es ſind ihrer auf 90. Wir finden aber den Ramum auch nicht mit darunter, wovon unſere Beytr: 1 Band Bl. 327 nachzuſehen. So heißt auch de Boulay bey ihm de Doylay.

**) Lib. III. c. 2.

***) Biblioth. Hiſt. L. V.

Gelehrten vorlängſt gewünſchet hatten. Daraus wird man das Alter und das Vaterland jeder Art von Schriften beſtimmen können, die einem unter die Hände kommen; und die Figuren kennen lernen, die jeder Buchſtab, ſeit ſeiner Erfindung bis ans Ende des XVII. Jahrhunderts, angenommen hat. Was das alles, theils den Urhebern, theils dem Zeichner und Kupferſtecher für Mühe gekoſtet habe, wird ein Verſtändiger leicht erachten können. Soviel iſt gewiß, daß die Verfaſſer ungleich mehr Arbeit damit gehabt, als der Verleger und Buchdrucker. Dieß iſt bald zu überſehen; ob er gleich oft weit mehr Aufwand dazu gebrauchet, als er anfänglich gemeynet, als er ſich auf den Vorſchuß der Käufer eingelaſſen.

Um unſern Leſern nun einen kurzen Begriff von dem Inhalte nnd Nutzen dieſes Werkes zu machen; ſo iſt fürs erſte die Kenntniß alter Schriften hier beynahe zu einer Wiſſenſchaft gebracht worden. Es wird gewieſen, daß ein Alterthumsforſcher, der erleuchtet und geſcheid genug iſt, Mittel genug hat, bisweilen die genaue Zeit, oder doch das Jahrhundert zu beſtimmen, darinne Handſchriften und Urkunden geſchrieben worden. Die Liebhaber der Alterthümer werden in den hiſtoriſchen Hauptſtücken; ihr Vergnügen finden, worinn der Zuſtand der Schreibekunſt in jedem Jahrhunderte, als ſeltener, oder häufiger abgebildet wird. Die Rechtsgelehrten werden in dem Capitel von der Beſtärkung der Handſchriften und Unterſchriften, die Merkmale ächter Wahrheit und Falſchheit antreffen.

Welch

Welch eine Menge hiſtoriſcher und kritiſcher Beobachtungen, ſind nicht im ganzen Werke und in den Anmerkungen zerſtreuet! Und was giebt nicht die Erklärung der Aufſchriften, die auf den letzten VII. Kupfertafeln ſtehen, für eine Menge von Schriften, und hiſtoriſchen Begebenheiten, in Anſehung der Sitten und Gebräuche der Alten an die Hand! Ja, wo bleiben noch die Vortheile, welche die Ausleger verborgener Schriften, die Münzenkenner, und alle Antiquarier überhaupt daraus ziehen können; zu deren Vortheile dieſer Band vornehmlich eingerichtet worden.

Um von der Unparteylichkeit dieſer gelehrten Schriftſteller ein Urtheil zu fällen, dörfen wir nur ein paar Proben anführen, da ſie von ihrer eigenen Nation, und von den Verfaſſern der Encyklopädie ein ſehr aufrichtiges, aber gar nicht vortheilhaftes Urtheil fällen; die doch von ſo vielen ſeichten Köpfen ſo ſehr vergöttert werden. In der Vorrede auf der 4. Seite geſtehen ſie, daß dieſe diplomatiſche Wiſſenſchaft in Frankreich viel unbekannter iſt, als anderwärts; daher denn unaufhörliche Schnitzer dawider begangen würden *). Den deutlichſten Beweis aber giebt die förmliche Widerlegung des Artikels Diplomatique, in der Encyklopädie, im IV. Bande derſelben; den man aus Langlets Methode, die Hiſtorie zu ſtudieren, genommen

*) Wir müſſen ihre eigene Worte anführen: Ce ſont les écarts continuels de ceux, qui entreprennent d'ecrire ſur ces matieres, peutêtre moins connuës en France, que par tout ailleurs. Das geſtehen ſelbſt Franzoſen!

men hat; und den unſre Verfaſſer ſchon im I. Bande dieſes Werkes widerleget haben. Dieſer ganze Artikel, heißt es, iſt ein frevelhaftes *) Gewebe paradoxer Beſchuldigungen, ohne alle Beweiſe.

Wir können uns aber dabey nicht aufhalten: man leſe es ſelber nach. Allerdings aber haben unſre Leibnitze, Eckarde, Schannate, Beſſel, Hergotte, Walther, u. a. m. weit mehr in der diplomatiſchen Wiſſenſchaft gearbeitet und geleiſtet, als der einzige ſo angebethete Mabillon.

Um nur einen Punkt, der offenbar falſch iſt, anzuführen, ſo giebt die Encyklopädie vor: die alten Urkunden hätten erſt im XII. Jahrhunderte angefangen, die Jahrzahlen von der Geburt Chriſti an zu rechnen. Nichts iſt falſcher, als das. Mabillon hat ſchon von Karls des Großen, und Ludewigs, ſeines Sohnes, Zeiten, dergleichen Datirung angemerket. Der Abt von Beſſel hat ebenfalls in den Urkunden der franzöſiſchen Könige des zweyten Stammes dergleichen ſchon gefunden. Die angelſächſiſchen Könige haben, nach David Caſleys Verzeichn. der Handſchr. der königl. Bibl. zu London, von 680. bis 962. dieſe Bezeichnung der Jahrrechnungen angetroffen. Wenigſtens haben die deutſchen Kaiſer von Conraden dem I. bis auf Heinrichen den II. alle einerley ſolche Datirungen gebrauchet. Von Italien hat Muratori eben dergleichen

*) Cet article n'eſt qu'un aſſemblage d'accuſations deſtituées de preuves; qu'un tiſſu de declamations frivoles, extraites de la Methode pour étudier l'hiſtoire, et refutées dans notre I. Volume.

gleichen Beyſpiele aus dem IX. und X. Jahrhunderte, und alſo 300 Jahre früher gewieſen, als die Encyklopädiſten anzeigen. Man urtheile alſo, wie ſehr man ſich auf dieß ſo geprieſene Werk verlaſſen kann.

Sonſt bemerken wir in der Vorrede, daß Hr. Touſtain der vornehmſte Verfaſſer dieſes Werkes, ſonderlich der beyden erſten Bände, und vieler Stücke der beyden folgenden, den letzten des Heumonds 1754. im 55ſten Jahre ſeines Alters geſtorben. Er war 1700, den 16. oder 17. des Weinmondes gebohren. Sein Leben muß man hier weitläuftiger nachleſen.

Von dem Werke ſelbſt etwas angenehmes zur Probe zu geben, melden wir nur ſoviel, daß die Hrn. Verf. in dem III. Abſchnitte den Urſprung, die verſchiedenen Geſtalten und Veränderungen der lateiniſchen Buchſtaben, darinn beſchrieben. In den erſten Bänden verfahren die Verfaſſer nach der ſynthetiſchen oder ſyſtematiſchen Lehrart; in den letzten werden ſie nach hiſtoriſcher Art der Zeitordnung folgen. Dieß Syſtem theilet ſich in drey Claſſen von Schriften. Die erſte kömmt von Marmorſteinen und metallenen Tafeln; und das iſt die Quadrat- oder Verſalſchrift. Die zweyte herrſchet in Handſchriften, und das ſind die kleinern, oder Canzleyſchriften. Die dritte endlich kömmt aus Urkunden, und liefert die kleinſten oder curſivſchriften. Gleichwohl miſchen ſie ſich auch zuweilen auf den Kupfertafeln; doch ſo, daß der Uebergang von der einen zur andern in ſeiner Ordnung bleibt; und aus allen der Vortheil erwächſt, daß man ſich in Le-

ſung der Handſchriften und Urkunden feſt ſetzen kann, ehe man ſie noch unter die Hände bekömmt.

Es iſt nicht zu glauben, was der alte Schreiberwitz barbariſcher Jahrhunderte fruchtbar geweſen iſt, allerley ſeltſame Geſtalten für die Buchſtaben nach allerley andern Dingen auszuhecken. Von den aller einfältigſten Anfängen des Schreibens, bis auf unſere Zeiten, iſt man faſt alle mögliche Arten von Geſchöpfen durchgegangen, um den Buchſtaben ein zierlicheres Anſehen zu geben, als ſie nöthig hatten: ſo daß zuweilen eine rechte Bilderſchrift nach Art der Hieroglyphen, daraus geworden. Die erſten Kupfer dieſes Bandes zeigen ſolches. Die erſte zeiget die buntſcheckigte Lombardiſche, die Wiſigothiſche geblümte, oder doch vollgekritzelte Verſalſchrift, und die dritte iſt die francogalliſche noch ſeltſamer gedrechſelte, der Filigranarbeit ähnliche Capitalſchrift. Die zweyte Tafel zeiget eine angelſächſiſche Drachengroße und halb große Schlangenſchrift; die ſchon ein wenig ins Curſive trifft. Die dritte Tafel liefert eine anthropomorphitiſche Art von Buchſtaben, die aus lauter Menſchengeſtalten; eine Zoographiſche, die aus Thierfiguren, eine ornithoidiſche, die aus lauter Vogelbildern, eine ichtyomorphiſche, die aus Fiſchgeſtalten, eine ophiomorphiſche, die aus Schlangenfiguren, und eine anthophylloidiſche, die aus lauter Blumenblättern und Stängeln zuſammengeſetzet iſt. Alle dieſe ſchöne Erfindungen, die man hier in Kupfer geſtochen ſieht, geben ein ſo ſeltſames Bild von der überwitzigen Arbeitſamkeit der lächerlich-mühſamen

ſamen Kloſterbrüder ab, daß man ſich über die ſo ſchlecht angewandte Muße dieſer andächtigen Idioten barbariſcher Zeiten, nicht genug verwundern kann.

Die lateiniſchen Buchſtaben ſind zwar aus den orientaliſchen entſtanden; haben aber hinwiederum allen Europäiſchen Völkern, die ihrigen gegeben. Die Verfaſſer vergeſſen hier die runiſchen zu nennen, die Rudbek wohl gar für des Kadmus älteſte XVI. Buchſtaben anzugeben, das Herz gehabt. Allein es läßt ſich leicht zeigen, daß auch dieſe aus den lateiniſchen entſtanden ſind. Wenn es gleich möglich wäre, daß die Sidonier und Tyrier zuerſt ſelbſt ihre Buchſtaben nach Wälſchland gebracht haben könnten: ſo ſind doch alle alte Schriftſteller eins, daß die erſten Schriften aus Griechenland nach Italien gebracht worden. Hat gleich Martin in ſ. Hiſt. des Gaules, die Auſonier, Aurunker, Aborigener, Umbrier, Teutoner und Siculer aus Gallien nach Wälſchland führen wollen: ſo haben ſie darum doch keine Buchſtaben mit dahin gebracht; da auch wohl die älteſten griechiſchen Colonien der Pelasger, Arkadier, Oenotrier und Tyrrhenier, noch keine gehabt. Tacitus ſaget, Demaratus habe den Hetruskern die Schriften mitgetheilet; allein Hr. Gori meynet, dieſe hätten ſchon 300. Jahre vor dieſem Korinther die Schreibekunſt gehabt; welches wohl ein paar Jahrhunderte zu viel ſeyn möchte.

Die eugubiniſchen Tafeln zu erklären, hat man ſo gar die ſyriſchen und hebräiſchen Schriften angewandt. Allein da die Finſterniſſe dieſer alten thuſ-

ciſchen Ueberbleibſel dabey noch immer dicker ward; ſo blieb man endlich bey den verſchiedenen griechiſchen Mundarten, und beym älteſten Latein: und ſiehe! die Schwierigkeiten gaben ſich.

Einige haben den Saturn, andere den Herkules für den erſten Lehrer der Buchſtaben bey den lateinern ausgegeben. Noch andre gaben Evandern und ſeine Mutter Nikoſtrata, mit dem Zunamen Carmenta, andre den Mercur, und viele den Janus dafür aus. So viel bleibt gewiß, daß pelasgiſche und arkadiſche Colonien ihre erſten Urheber geweſen ſeyn müſſen. Die älteſten Ueberbleibſel lateiniſcher und griechiſcher Denkmäler, die Tacitus *) und Plinius **) noch vor Augen hatten, überzeugten ſie durch ihre Uebereinkunft davon. Formæ litteris latinis, atque veterrimis Græcorum ſaget der erſte: und der zweyte giebt eine eherne Tafel der älteſten Zeiten an, die aus Delphis nach Rom, ins Palatium gebracht worden, und noch zu ſeiner Zeit vorhanden war. Doch mochten ſie ſich wohl allmählich etwas verändert haben; wie Livius im VII. B. 3. Cap. bemerket. Und Quintilian **) bezeuget eben das. Dieß wenige mag zu einem Vorſchmacke dienen, wie ſorgfältig alles aus den Alten aufgeſuchet worden.

Wir melden noch den Inhalt der übrigen Kupferplatten. Die XXſte liefert das allgemeine Alphabeth, von alten metallenen und ſteinernen, kurz,

*) Annal. L. XI. n. 4. **) L. VII. c. 58.

**) L. I. Inſtit. c. 7. Nec ſimiles his noſtris earum formæ fuerunt.

kurz, harten Materien, von Anbeginn, bis aufs XVI. Jahrhundert. Die XXI. alle Versal- oder Uncialschriften aus Manuscripten, aus eben den Zeiten. Die XXII. alle kleinere Cursivschriften, aus lombardischen, gallischen, und deutschen, aus den ersten Jahrhunderten. Die XXIII. eine Vergleichung der großen und kleinen Buchstaben Die XXIV. eine Vergleichung der ältern etruscischen und römischen Buchstaben. Auf den folgenden kommen noch eben dergleichen Charactere vor. O wie barbarisch sieht da noch das Latein aus! Und wie viel ist man nicht der Buchdruckerey schuldig!

III.

Des sel. Hrn. Professor Poleys zu Weißenfels, Leben.

Herr M. Heinrich Engelhard Poley, zeitheriger Professor auf dem Gymnasio academico zu Weissenfels, ist eingezogener Nachricht nach, den 25 November 1686. zu Emseloh, einem Dorfe, in dem sangerhäusischen Amte, in Thüringen gelegen, geboren worden, wo sein Herr Vater, Jakob Poley Prediger gewesen ist. Dieser aber war eigentlich aus Ungarn gebürtig, wo dessen Herr Vater Tobias Poley, evangelischer Prediger zu Neu-Waltersdorf, einem in der Zips, unter dem karpathischem Gebirge, gelegenem Orte gewesen, und 1674. bey der großen Verfolgung der Protestanten in

Ungarn durch die Catholiken, besonders die Jesuiten, verjaget worden ist: da er sich denn nach Kaisersmark in Ungarn gewendet, und sein Leben daselbst in der Stille beschlossen, seine Kinder aber nach Sachsen gesendet hat. Diese Nachricht hat man aus dem gefundenen Lebenslaufe des sel. Hrn. Pastors Jacob Poley.

Aus eben diesem Lebenslaufe erhellet, daß sein Hr. Vater von 1684. bis 1695. Prediger in Emseloh, wo auch unser sel. Hr. Professor gebohren war, gewesen; nachher aber, als Prediger nach Glenia, einem Dorfe unter der freyburgischen Inspection, berufen worden: woselbst er 1725. im 75 Jahre seines Alters gestorben ist. Seine Frau Mutter aber, welche Katharina Dorothea, eine gebohrne Okelin, aus Quedlinburg gewesen, ist bereits 1709. ihm im Tode vorangegangen. Unter den hinterlassenen fünf Kindern, als zween Söhnen, und dreyen Töchtern ist unser sel. Hr. Prof. das älteste gewesen.

Wo er aber eigentlich studiret habe, und wenn er auf die Universität gegangen, und Magister geworden, ist mit Gewißheit nicht zu sagen; indem unter seinen hinterlassenen Papieren etwas, das seine Lebensumstände angienge, nicht zu finden gewesen ist. So viel aber wissen Bekannte und Freunde aus dem Umgange mit dem Wohlseligen, daß er auf der Schule in Naumburg gewesen, und des Unterrichtes des Rector Bergers genossen hat. Hernach hat er die Schule zu Quedlinburg, vielleicht durch die Bekanntschaft seiner Frau Mutter, welche

welche daher gebürtig war, beſuchet, und den Rector Eckard zu ſeinem Lehrer gehabt. Von dieſer Schule hat er ſich, vermuthlich um das 1708. oder 1709 Jahr, nach Jena auf die Univerſität begeben, wo er ſich um die Jahre 1711. und 1712 aufgehalten hat. Von daſigen Lehrern lobte er den alten Hamberger, Weigeln, Danzen, und beſonders Buddeuſſen öfters gegen ſeine Freunde und Bekannte. Nach eben dieſen Nachrichten iſt er wahrſcheinlich im Jahr 1712. von Jena nach Leipzig gezogen, als wo er auch einige Zeit ſtudiret hat. Er hat auch von Jena aus, dem großen academ. Jubelfeſte 1709. in Leipzig beygewohnet, als wovon er öfters noch erzählete. Wenn er aber eigentlich die Univerſität Jena verlaſſen hat, iſt nicht ganz gewiß ausfindig zu machen geweſen. Wie denn auch unbekannt geblieben, wenn und wo er Magiſter geworden iſt. Daß er aber Magiſter geweſen, bezeugt die Unterſchrift des, von ihm aus dem Engliſchen überſetzten, und 1721. in Leipzig aedruckten Diſcours des George Tullie, von der Beherrſchung der Gedanken: wobey eine Zueignungsſchrift an den damals regierenden Herzog Chriſtian zu Weißenfels befindlich, und von Glenia unter dem 1 Jenner 1721. unterſchrieben iſt. Folglich muß er 1721. die Univerſität verlaſſen haben, und bereits Magiſter geweſen ſeyn.

Von nurgedachtes Herrn Herzog Chriſtian Hochfürſtl. Durchl. iſt unſer Wohlſeliger auch zum [illegible] der Poeſie und Mathematik, bey dem Illuſtri Gymnaſio Auguſteo zu Weißen-

braucht worden seyn, giebt Tacitus genugsam zu erkennen. *)

Es ist fast unglaublich, was Diodorus Siculus von den Druiden und Barden erzehlet, daß die Kriegesheere, die itzt auf einander los schlagen wollten, und schon die Schwerdter gezucket hatten, gleich von ihrem Angriffe abliessen, so bald diese Weisen unter ihnen sich sehen liessen. Also thut er hinzu, weichet auch bey den wildesten Völkern der Zorn der Weisheit und Mars verehret die Musen. Was muß das nicht vor eine Beredsamkeit gewesen seyn, die so viele erhitzte Streiter auf einmal hat bändigen können?

Die deutsche Sprache ist auch nicht in ihrem Ursprunge so rauh und ungeschlacht gewesen, daß sie gar keine liebliche und angenehme Töne in der Aussprache hätte hervor bringen können. Man hat es ihr zwar von langen Zeiten her vorgeworfen, es kan aber leicht wiederlegt werden. Sie weicht an Menge der Wörter keiner einzigen Sprache; sie drückt mit solchen die Dinge deutlich, lebhaft und der Natur gemäß aus. Sie kan scherzhaft seyn, doch aber auch eine unverstellte Ernsthaftigkeit an sich haben. Es benimmt ihrer Vortrefflichkeit nichts, daß sie schwer zu erlernen ist. Ihr vornehmstes Lob aber ist dieses, daß sie mit der allerzierlichsten Sprache, der Griechischen nemlich, so genau übereinkommt. Der Herr Verfasser führet davon verschiedene Beyspiele an, die wir aber die Weitläuftigkeit zu vermeiden, weglassen. Er übergeht die Zeugnisse aus dem Stra-

*) De M. G. c. 11. & c. 22.

fels berufen, und zum Bibliothecario der fürstlichen Bibliothek bestellet worden: welche Profession er 1727. mit einer öffentlichen Rede, wie das unten angeführte Programma erweiset, angetreten hat. Dieser seiner ihm anvertrauten Profession hat er mit größter Treue, auch möglichstem Eifer und Fleiße 35 Jahr vorgestanden, und keine Stunde unnöthig ausgesetzet. Daher ihn noch viele von seinen ehemaligen Zuhörern, welche jetzo in ansehnlichen öffentlichen Aemtern stehen, als einen fleißigen, treuen und geschickten Lehrer rühmen; welchem sie ihre Wissenschaft in der Mathematik, und Philosophie noch zu danken hätten.

Seine größte Stärke bestand in der Mathematik und Philosophie, besonders der speculativischen, in welcher er den Grundsätzen und Lehren des ehemaligen großen Weltweisen Christian Wolfs folgte, wie seine Noten über den Lock erweisen. Daher er sich auch in dieser Art Wissenschaften eine feine Bibliothek gesammlet hatte: welche das Schicksal anderer dergleichen Sammlungen von Büchern haben, und öffentlich versteigert werden wird.

Doch war er dabey kein Feind von schön. Wissenschaften wie immer den neuern Philosophen vorgeworfen wird: sondern las nach dem Tode des Herzog Johann Adolphs Durchl. und der darauf erfolgten Versetzung und Wegberufung der bisherigen Professoren an dasigem Gymnasio, Walthers nach Wittenberg, und Juglers nach Lüneburg, wodurch selbiges einen großen Stoß erlitt, aus eigener Bewegung, und weil die Lehrer, denen

denen dieses aufgetragen gewesen, fehleten, zu verschiednen malen ein Collegium Stili; erklärte auch seinen noch übrigen Zuhörern die alten Autoren. In der Theologie war er kein Fremdling, sondern hatte die Lehrsätze unserer Kirche gründlich inne, war auch von den Wahrheiten unserer Religion vollkommen überzeugt, und wußte allen Einwendungen und Zweifeln nachdrücklich zu begegnen. Am meisten eiferte er über freygeisterische und fanatische Schriften, von welchen er selten ohne Heftigkeit sprechen konnte. Ueberhaupt aber war er beym Disputiren sehr hitzig und heftig; ob er gleich sonst ein gutes, weiches, und dienstfertiges Herz und Gemüth hatte.

Sonst war er in seinem Umgange angenehm, spaßhaft und lehrreich, und in seiner Freundschaft aufrichtig und treu: nur in Kleinigkeiten bisweilen zurückhaltend (reservé.) wie er denn seinen besten Freunden sein Alter nicht sagen wollte; sondern die zu gebende Antwort durch einen Spaß abwendete, daher man, um solches genau zu erfahren; das Kirchenbuch in Emseloh hat nachschlagen lassen müssen. Gegen seine Herrn Collegen war er so wohl im Umgange, als bey andern Gelegenheiten sehr verträglich, und hat nicht nöthig gehabt, mit einem sich jemals wieder zu versöhnen. Merkwürdig war noch von ihm, daß er sehr viel auf Träume hielt, und ihnen einen Einfluß auf der Träumenden Umstände beylegte.

Er verheurathete sich ohngefähr 1728. mit Jungfer Rosinen Wernerinn, aus Pegau, mit wel-

cher er aber keine Kinder gezeugt hat: und als dieselbe 1742 verstarb, ist er nachher bis an seinen Tod im Wittwerstande geblieben.

Uebrigens war er ziemlich gesund, und ist, so viel man weis, nie von einer heftigen oder gefährlichen Krankheit befallen worden. Seine einzige Beschwerde war eine laufende Gicht, davon sich die Materie zuweilen in die Hände, zuweilen in die Füße, zuweilen auf die Blase legte, und ihm eine Handgicht, Fußgicht, oder schweres Harnlaßen abwechselnd verursachte. Doch waren die Zufälle (Paroxysmi) niemals von großer Heftigkeit oder langer Dauer, wie denn seine Fußgicht mehrentheils nur Podagra cum tumore sine dolore konnte genennet werden, und nur etliche Tage anhielt. In der Mitte des 1761. Jahres bekam er einen keichenden Husten, als ein Asthma senile, welches sich doch nach Gebrauch dienlicher Mittel mit einem starken Auswurfe löste, wodurch er diese Krankheit fast wider Vermuthen überwand. Gegen die Mitte aber des Novembers, des folgenden 1762. Jahres, überfiel ihn oben erwähntes beschwerliches Harnlaßen oder Stranguria weit heftiger; wurde auch durch sein zugenommenes Alter, indem sich wirklich seit einiger Zeit Marasmus senilis bey ihm eingefunden hatte, und daher mit Recht Stranguria senilis genennet werden mußte, für diesesmal gefährlich. Denn obgleich anfänglich die dienlichsten Mittel angewendet, auch wegen zu befürchtender Entzündung der Blase, Ader gelaßen wurde: so war doch alles vergebens, und es äußerte sich bald

ein

ein ſchwaches Delirium welches ſich hernach in einen Sopoſem verwandelte, aus welchem er auch durch aufgelegte Rubefacientia nicht wieder konnte erwecket werden. Daher er den 15 November 1762. nachmittags um 2 Uhr, eben an ſeinem Geburtstage, und ohngefähr am ſechſten Tage der verſpürten Krankheit, ſanft und ſtille verſchied: nachdem er vollkommen 76 Jahre in dieſer Welt gelebet hatte. Merkwürdig iſt, daß ſein Herr Vater an eben dieſer Krankheit, und faſt eben in dieſem Alter geſtorben iſt.

Seine herausgegebene Schriften und Ueberſetzungen ſind folgende.

1. Die Beherrſchung der Gedanken in einem anmuthigen Diſcours von **George Tullie**, Unter-Dechant zu York in Engelland, in engliſcher Sprache geſchrieben, jetzo wegen ſeiner Vortrefflichkeit ins Deutſche überſetzet von M. **Heinrich Engelhard Poley**. Leipzig verlegts Jacob Schuſter 1721. in 8. 11 Bogen, ohne die Vorrede des Autors und des Ueberſetzers, welche letztere 2 Bogen beträgt.

2. Programma: de eo quod in Matheſi pulchrum eſt, paucis diſſerit, ſimulque ad audiendam orationem, qua Profeſſionem Logices, itemque Metaphyſices et Mathematum publicam ordinariam auſpicabitur &c. invitat M. *Henricus Engelhardus Poley*. Ill. Aug. P. P. O. et Bibliothecar. Ducalis Leucopetrae 1727. in folio plag. 2.

3. Uſum principii rationis ſufficientis peregregium, paucis edi ſerit, civibusque illuſtris ad Salam

Augu-

Auguſtei, prælectiones ſuas philoſophicas tam publicas, quam privatas III. Non. Novembr. inchoandas intimat M *Henricus Engelhardus Poley*, Philoſ. Pr. et Ration. nec non Mathem. P. P. O. et Bibliothec. Ducalis, Lipſiae literis Breitkopfianis 1735. 4. pl. 2.

4. Illuſtris Auguſtei Natalem LXXIII, ex piiſſima Ducis Auguſti Statoris ſanctione, pie celebrandum indicit, et ad orationem ſolemnem audiendam illuſtres Aulæ Seren. Miniſtros, vtriusque reipublicæ proceres, nec non literatos omnes, ac Ill. Auguſtei cives invitat M. *Henricus Engelhardus Poley*, Ill. Aug. P. P. O. et Bibliothec. Ducalis Leucopetræ, literis *Legii* 1736. fol. pl. 1.

5. Herrn Johann Lockens Verſuch vom menſchlichem Verſtande. Aus dem Engliſchen überſetzet und mit Anmerkungen verſehen von Heinrich Engelhard Poley, Profeſſor der Philoſophie und Mathematik zu Weißenfels. Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1757. 4. 4 Alphabeth 7 Bogen ohne Vorreden und Zuſchrift. Dieſe Ueberſetzung iſt allerdings die wichtigſte ſeiner Schriften, wie denn die beygefügten häufigen Anmerkungen von Kennern und Verehrern einer ächten Philoſophie nicht allein ſind hochgeſchätzet, ſondern auch in allen Journalen einſtimmig gelobet worden. Inſonderheit hat der berühmte Herr Conferenzrath von Bar dieſer Ueberſetzung, in der ſo gelehrten, als angenehmen Schrift, Bibioles Litteraires et Critiques Tom. III. p. 28. den ſelte-

nen Ruhm beygelegt, daß sie sowohl der lateinischen, als Französischen, ja in gewisser Maaße dem Original selbst vorzuziehen sey.

IV.

Davidis Ruhnkenii Oratio, de Doctore umbratico publice dicta in Academia Lugduno-Batava, A. D. XXI. Sept. 1761. Quum ordinariam Historiarum et Eloquentiæ Professionem auspicaretur. Lugd. Bat. apud Fratres Luchtmanns 1761. 4.

Seit langer Zeit ist uns von neuern lateinischen Reden in dem Fache der schönen Wissenschaften keine so wichtig vorgekommen, als diese: ja wir getrauen uns zu sagen, daß seit den berühmten Reden Joh. Burkard Menkens, von der Marktschreyerey der Gelehrten, schwerlich eine andre für das Reich der Gelehrsamkeit so erbaulich gewesen, als eben diese. Wir halten es also für unsre Pflicht, unsern Lesern einen Auszug, ja beynah eine Uebersetzung davon zu liefern. Wir müssen nur zum Voraus melden, daß wir den Doctorem umbraticum Hrn. Prof. Ruhnkens, auf deutsch nicht wohl anders, als einen Schulfuchs haben geben können. Der Verfolg wird es sattsam zeigen, daß wir so unrecht nicht haben.

Der Eingang dieser Antrittsrede, hält außer den gewöhnlichen Höflichkeiten gegen die Zuhörer, so viel

hist.

hiſtoriſches in ſich, daß Hr. Ruhnkens an des berühmten Oudendorps Stelle, Profeſſor der Hiſtorie und Beredſamkeit geworden, nachdem er ſchon vier Jahre, als Prof. der griechiſch. Sprache, den Pflegern der hohen Schule ſeine Geſchicklichkeit gewieſen. Zugleich bedauret der Redner, daß die ſonſt gewöhnliche Verbindung der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, die er ſehr billiget, heute zu Tage aus der Uebung gekommen. Er meynet nämlich, dieſe beyde Sprachen müßten allezeit beyſammen ſeyn; und wer die eine nicht recht verſtünde, könne auch die andre nicht lehren: wovon wir aber keinen überzeugenden Grund einſehen. Geſetzt nun aber, dem wäre alſo: ſo würde doch aus beyden noch kein Profeſſor der Beredſamkeit geſchnitzet werden können: und Hr. Ruhnkens iſt zu dieſer Katheder beſonders geſchickt. Nun geht ſeine Rede an:

Faſt alle, die ein ſolch Amt angetreten, haben ihre Reden entweder zum Lobe der ſchönen Wiſſenſchaften, oder doch in Unterſuchung der Urſachen ihres Verfalles, beſchäfftiget. Dieſe werden von einigen in der Faulheit der Jugend geſuchet. Andre ſchelten die Aeltern, die nur alles auf Beſtiedigung der Eitelkeit ihres Stolzes, oder ihres Geizes Niederträchtigkeit, nicht aber auf die Beſſerung des Geiſtes ihrer Kinder einzurichten pflegen. Noch andre ſind böſe, daß die groſſe Liebe zu den Mutterſpra-

*) Unſers Erachtens ſind die Sprachen der Alten nicht die Künſte ſelbſt. Dieſe können alſo dennoch blühen; ob ſie gleich in den heutigen Sprachen vorgetragen werden: ſo wie

ſprachen, die ſeit kurzem entbrannt, das Griechiſche und Lateiniſche verdrungen *): und noch andre klagten, daß die ſchönen Künſte des Schutzes der Großen beraubet ſind, und alſo nothwendig fallen müſſen. Alle hätten recht: wie niemand zweifle. Ihm aber iſt es, über dem Nachſinnen von dieſer Sache, vorgekommen; daß die beſten Schriftſteller die vornehmſte Urſache, die den Grund der ſchönen Wiſſenſchaften angreift, entweder ganz übergangen, oder doch nur ein wenig berühret haben; entweder, weil ſie andre nicht beleidigen, oder ſich ſelbſt nicht lächerlich machen wollen. Wahrhaftig, alles was den Muſen nachtheilig zu ſeyn ſcheint, bringt dennoch den freyen Künſten ſo viel Schaden nicht, als viele, die ſich für Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften ausgeben; denn da dieſe das vortreffliche Naturell der Jugend, durch eine ungereimte und gar nicht klüglich eingerichtete Zucht verderben: und die glücklichen Samkörner der Natur, die ſie nähren, und aufmuntern ſollten, unterdrücken: was thun ſie wohl anders, als daß ſie die Humanität ſelbſt zu Grunde richten, und eine gräßliche Barbarey einführen? Petronius hat alſo ſehr wohl die ganze Schuld des Verfalls der freyen Künſte, ſonderlich der Beredſamkeit, auf **) den Schulfuchs geſchoben, der die guten Köpfe der Jugend erſticket. Es iſt der Mühe werth, die-

wie die Latiner Latein, und nicht griechiſch ſchrieben und dennoch klug waren.

**) Umbraticum Doctorem, qui juvenum ingenia delet.

diesen Schulfuchs, den Petronius nur beyläufig angsticht, in dieser Versammlung gelehrter Männer ausführlicher zu erklären: sonderlich da ich bey dieser Untersuchung zugleich meine künftige Lehrart zu erklären Gelegenheit haben werde. Wobey ich mir, theureste Zuhörer, Dero geneigte Aufmerksamkeit erbitte.

Wie wohl die meisten Menschen durch einen gewissen innerlichen Trieb nach Ruhm und Ehre getrieben werden: so wird man doch unter den Studierenden viele finden, die entweder ihrer mürrischen Natur wegen, oder aus Stolz und Verachtung anderer, oder aus gar zu großer Begierde nach Gelehrsamkeit, oder aus irgend einer andern Ursache, sich in ihre Studierstuben versperren, und aller Menschen Umgang fliehen, und nichts, was zum gemeinen Nutzen dienet, ans Licht bringen; weswegen sie von den Lateinern (Umbratici) Schattenkinder genennet werden. Nachdem sie sich nun von der menschlichen Gesellschaft abgesondert haben, wollen sie andern Leuten in nichts mehr ähnlich seyn; indem sie närrischer Weise glauben: daß sie desto ansehnlicher und ehrwürdiger aussehen würden. Ihr Antlitz ist grämisch und gräßlich, ihr Gang lächerlich, und von aller menschlichen Bewegung abweichend, ihre Kleidung schmutzig; so daß man sie nicht für Menschen, sondern für Schreckbilder der Menschen ansehen sollte. Werden sie irgend einmal aus ihren Winkeln in ehrbare Gesellschaften gezogen: dann tappen sie gleich den Fledermäusen im Sonnenlichte, zittern und beben, und haben nicht

das

das Herz, wie freygebohrne Leute, die Augen aufzuschlagen. Aus dieser thörichten Menschenscheue, wird das Gemüth, wenn es ja vorhin rechtschaffen gewesen, störrig und stolz. Denn wie Kinder, die keine Spielgesellen haben, die halsstarrigsten zu seyn pflegen: so werden auch diese lichtscheuen Schulfüchse, die von allem bürgerlichen Umgange entfernet sind, weil sie niemals durch Erinnerungen und Warnungen, zur Artigkeit und Höflichkeit gezogen worden, hart, unbiegsam und fast unleidlich. Und da sie in ihrem einsiedlerischen Leben niemanden zu sehen bekommen, der klüger wäre, als sie selbst: so wähnen sie, aus Dünkel und Schmäucheley gegen sich selbst, sie allein wären klug und glückselig. Ferner verlieren sie in diesen Schlupflöchern, die sogenannte gesunde Vernunft dergestalt, daß sie, wenn irgend von etwas anderm, als von Buchstäbeleyen die Rede ist, kaum den Spott des Weibervolkes vermeiden können. Kurz, ihre Gemüther werden durch ihre finstere Lebensart so dumm und stumpf, daß sie es gar nicht mehr empfinden können, was in jeder Sache wahr, schön, oder wohlanständig sey. Sonderlich entstehen, aus Vernachläßigung des Wohlstandes, unzählige Thorheiten, die sich durch ihr ganzes Leben verbreiten. Dieser Fehler der Schulfüchserey (Pedantismi) erstrecket sich so weit, daß keine Classe von Gelehrten ist, den nicht diese Pest, mehr oder weniger angestecket hätte. Allein um auch ungern die Wahrheit zu gestehen; so liegen an dieser Krankheit vornehmlich diejenigen krank,

Strabo*), Lucan**), Athenäus ***), Ammian Marcellin †) und meynet die Beredsamkeit unserer Vorfahren genugsam bewiesen zu haben.

Dieses ist also der Inhalt gegenwärtiger Rede, welche mit einer Nachlese von verschiedenen weitern Beweisen und Zeugnissen und einem vollständigen Register beschlossen wird. Wir merken noch an, daß der Herr Verfasser in der 16. Anmerkung eine Abhandlung von den alten Barden verspricht. Er giebt davon diesen Abriß. Das ganze Werk soll in zweene Theile getheilet werden, davon der erste von den Barden selbst, der andere von ihren Gedichten handelt. Jeder Theil wird wieder in Capitel abgesondert. In dem 1 Theile will er im 1. Capitel von der Abstammung des Namens, in dem 2 Cap. von ihrem Aufenthalte, im 3 Cap. von ihrem Verstande, ihren Sitten und der daher entsprungenen Ehre oder Schande, im 4. Capitel von ihren Bedienungen, ob und wie sie von den Druiden, Wahrsagern, Eubagen und Scalden unterschieden sind, im 5. Capitel von ihrem Untergange, oder vielmehr ihrer Verwandelung in Meistersänger handeln. Im 2 Theile soll das 1 Capitel den Inhalt der Bardenlieder untersuchen, das 2 Capitel die Mundart deren man sich in selbigen bedienet, das 3te Capitel das Sylbenmaaß und die Reime, das 4te Capitel

*) Strab. Geograph. L. IV. p. 302. Ed. Amst. nov.

**) Luc. Pharf. L. I. v. 447 - 462.

***) Athen. L. VI. Deipnosoph. p. 246. Ed. Casaub.

†) Amm. Marc. Rer. Gest. Lib. XV. p. 56. Edit. Lindenbrog.

von denen man alle Kenntniß des Schönen, des Wohlstandes, ja alle liebenswürdige Artigkeit der menschlichen Natur lernen sollte: weil sie sich dafür ausgeben, daß sie die Künste lehren, die von der Menschlichkeit den Namen haben. Denn wie? sollten wohl die schönen Wissenschaften, welche die Sitten mildern, und die Wildheit benehmen sollen, ihre Verehrer und Liebhaber wild und unmenschlich machen? Sollten die alten Schriftsteller, die so voller Anmuth, Schönheit, und Reizungen sind, einen, der am vertrautesten mit ihnen umgegangen ist, ungehobelt, bäurisch und abgeschmackt von sich lassen? Mitnichten! Woher muß es also kommen? Allerdings ist dieser Umfang der schönen Wissenschaften so weitläuftig und mannigfaltig, und zerstreuet sich durch so viele Ueberbleibsel des Alterthums, daß, wenn jemand nicht eine göttliche Fähigkeit hat, er gewiß von den Augen des Volkes entfernet, alle seine Zeit und Muße verliert. Da nun einige durch diese finstere Muße so eingenommen worden, daß sie, nach Art jenes Timons, alle menschliche Gesellschaft fliehen, so gewöhnen sie sich allmählich obgedachte Sitten an. Sodann, obgleich diese freyen Künste für sehr anmuthig und schön gehalten werden, so haben sie dennoch ihre Dornen und Hecken: nicht zwar wegen des Geistes ihrer Urheber, sondern durch die Unwissenheit und Verderbnisse barbarischer Zeiten. Da nun jene, wer weis aus was für einer bösen Gemüthsneigung, sich viel lieber in diesen Distelbüschen niedersetzen, als auf den lusti-

luſtigen und angenehmen Auen: ſo müſſen ſie nothwendig auch am Gemüthe rauh und ſtachlicht werden. Hierzu kömmt der unſinnige Trieb zu Kleinigkeiten, der müſſigen Buchſtäblern ſo eigen iſt. Denn durch beſtändige Beſchäfftigung mit Kinderſpielen und Tändeleyen, wird das Gemüth ſo tief in den Staub gedrücket, daß ſie an nichts, als an leichtſinnige Kleinigkeiten und Kindereyen mehr gedenken können.

Wie glücklich würden die Wiſſenſchaften und Studirenden daran ſeyn, wenn ſolche Fledermäuſe nur ihren eigenen Verſtand durch dieſe verkehrte Art zu ſtudiren verderben möchten! Allein da die Jugend ihrem Unterrichte anvertrauet worden: ſo vertilgen ſie durch dieß verkehrte Weſen auch ihren emporſchießenden Geiſt. Denn durch den falſchen Wahn von ihrer Wiſſenſchaft aufgeblaſen, bequemen ſie ſich nicht ſchwachen Köpfen; ſondern um klüger zu ſcheinen, als andre, pralen ſie mit ihrer Gelehrſamkeit, mehren im Vortrage die Schwierigkeiten, und erſticken die engen Geiſter der Knaben, mit dem Wuſte ihrer Vorſchriften. Daher kömmt es, daß die Kinder an ihrer Fähigkeit verzagen, und die Künſte zu haſſen beginnen, die ſie noch nicht gefaſſet haben. Die einhällige Stimme kluger Männer rufet: man müſſe der Jugend auch ein Spiel erlauben, damit ſie ſich ein wenig erhole; und man müſſe ihnen zuweilen auch kleine Fehler verzeihen. Allein unſer Schulfuchs iſt allezeit mürriſch, misvergnügt, und lobet nur die ver-

gangene Zeit, da er noch ein Knabe war. Alle Augenblicke führet er das alte Sprüchwort: O tempora! o mores! im Munde.

Doch wir wollen nachsehen, und dieß traurige, mürrische Wesen dulden: wer kann aber die grausame Wuth gegen die Rücken armer Kinder, ertragen? Es ist kaum irgend etwas, das den freyen Künsten schädlicher wäre, als dieses. Denn es geschieht, durch ein, ich weis nicht was für ein betrübtes Schicksal, daß diese prügelnden Arbeiter, denjenigen Knaben, die dereinst den Wissenschaften zur besondern Zierde gereichen würden, alle Liebe zur Gelehrsamkeit ausprügeln, u. s. w. Umsonst wird jemand edelgesinnte Jünglinge, die einmal so beschimpfet worden, locken, die alten Schriftsteller wieder zu lesen: denn mit dem Namen Ciceros oder Virgils, kömmt ihnen sogleich das traurige Bild des unbarmherzigen Schulmeisters in den Sinn.

Was soll ich von dem lächerlichen Dünkel und Stolze dieser Lehrer sagen? Indem sie die Ruthe führen, glauben sie einen königlichen Zepter zu tragen, und pralen ganz närrisch: daß sie die Grammatik, die Königinn aller Wissenschaften, lehren; mit ihnen wären die schönen Wissenschaften gebohren, mit ihnen würden sie auch sterben. Endlich richten sie einen

*) Haben wir nicht auch bey uns Schulen, wo dergleichen Stolz, naseweisen Jünglingen, ja Knaben, denen die Ohren noch

einen Richterſtuhl auf, vor welchen die gröſten Männer, wenn ſie irgend in einem Wörtchen oder Sylbchen gefehlet, über Hals und Kopf geſchleppet werden *). Wollte Gott aber, daß ſie dieſen Laßdünkel, und andre Schulgrillen, nur in den Schulen ließen, und nicht mit ſich ins bürgerliche Leben brächten. Allein indem ſie ihre Herde Jungen mit einem verſtellten Amtsgeſichte in Banden halten: ſo werden ſie es ſo gewohnt, daß ſie auch auſſer den Schulen ſich eben das Anſehen geben, und jedermann finſtere Geſichter machen. Da ſie ſich nun dadurch aller Menſchen Verachtung bloß ſtellen; ſo bedauren ſie doch ihr Schickſal, und klagen ſehnlich, daß ſie von artigen Leuten verſpottet werden; und daß ihr Umgang, als ob er durchs Berühren ſchon beſudelte, von vornehmen Männern geflohen würde. Allein wie ſie die durch ihre Sitten verdiente Strafe leiden: ſo iſt es höchſt unbillig, daß die Ungereimtheit etlicher wenigen insgemein allen aufgebürdet wird; und daß der ganze Stand der Schullehrer, der billig ſo in Ehren ſeyn ſollte, als groß ſein Nutzen iſt, verachtet und verſpottet werden ſoll.

Sie haben vernommen, hochgeſch. Zuhörer; wie der Schulfuchs in dem geringern Fleiße der Sprach-

noch nicht trocken ſind, eingeblauet wird? Die Beyſpiele ihres verübten Muthwillens, liegen in öffentlichen Schriften am Tage.

lehre beschaffen ist: nun lernen sie ihn auch in wichtigern Stücken kennen.

Durch die Gewohnheit und Anstalt unsrer Vorfahren, ist es sehr weislich verordnet, daß die Jugend beyzeiten, mit der heilsamen Nahrung der griechischen und lateinischen Schriftsteller versehen werde. Denn da Männer, von trefflicher Einsicht und Klugheit, sahen, daß nicht nur die höchste Stärke des menschlichen Geistes an den Griechen und Lateinern hervorgeleuchtet, und alle, freyen Leuten anständige Künste von ihnen sowohl erfunden, als aufs höchste getrieben worden; ja daß in ihren Büchern auch unglaubliche Gemüthsgaben und Tugenden ausgedrücket stünden: so haben sie aus diesen Quellen alle gründliche Wissenschaften, alle Lehren der Weisheit und Klugheit; ja was noch mehr ist, alle Beyspiele eines wohlgeordneten Lebens, hergeleitet haben wollen. Das ganze Amt solcher Lehrer der schönen Wissenschaften, läuft also fast auf die bloße Auslegung dieser Schriften hinaus. Allein glauben sie nur, daß diejenigen solchem Amte gerade am allerschlechtesten vorstehen, die ihr ganzes Leben in Winkeln gestecket. Denn vieles andern nicht zu gedenken, wer sieht nicht, daß Licht und Finsterniß so sehr nicht unterschieden sind, als dieser Fledermäuse Urtheilskraft, von dem wahren Sinne der alten Schriftsteller, die sie erklären wollen? Denn da diese ihr Lebenlang, im Lichte des gemeinen Wesens, im Kriege, aufm Rathhause, in Gesandschaften und andern höchstwichtigen Aem-

tern zugebracht, oder nach den Sitten artiger Leute gelebet; ſo haben ſie auch dergleichen Abbildungen ihrer prächtigen Lebensart hinterlaſſen. Hierinn iſt nichts niedriges, nichts ſchmutziges, nichts mit Thorheiten gefirnißtes, nichts was nach dem Schulſtaube röche: alles glänzet von natürlicher Schönheit, und einem gewiſſen beſondern Prachte, den ihnen gleichſam ihr erhabenes und edles Gemüth ertheilet hat. Wie wollen nun Lehrmeiſter, die aus ihren Winkeln gezogen worden, die Jugend auf ſolche Schönheiten empfindlich machen, die ſie theils ſelbſt nicht fühlen, theils niemals fühlen zu können, bemühet geweſen? Wie ſollen doch diejenigen, die ihr ganzes Gemüth in den Kehricht vertiefet, urtheilen können, was lieblich, ſcharfſinnig, ſchön, und prächtig geſaget ſey, oder nicht?

Vielleicht wird es manchen Wunder nehmen, was ich ſagen werde: aber daß es wahr ſey, habe ich aus der Erfahrung gelernet. Oft können mittelmäßig gelehrte, aber mit gutem Verſtande begabte Leute, und die wohl zu leben gelernet, viel beſſer einſehen, was in alten Schriftſtellern recht, ſchön und wunderwürdig ſey; als die ſich ihr Lebenslang in dieſen finſtern Zuchthäuſern aufgehalten, und eine ſehr groſſe Gelehrſamkeit erworben haben. Die Franzoſen, welche die theatraliſchen Spiele lieben, werden dafür gehalten, daß ſie die tragiſchen und komiſchen Dichter ſehr wohl zu beurtheilen wiſſen. Und ich habe ſo gar unter dem ſchönen Geſchlechte dieſes Volkes, nicht zwar nach

Schulart gelehrte, oder unzeitige gelehrt seyn wollende, dergleichen der gallische Menander mit einer lustigen Komödie verspottet hat; sondern solche Personen gefunden, deren treffliche natürliche Fähigkeit durch den bloßen Umgang mit der artigen Welt, verbessert worden. Ich habe also, sage ich, Personen gefunden, die von des Sophokles und Euripides Stücken, die ihnen nur aus Uebersetzungen bekannt waren, viel besser urtheileten, als viele Schulgrübler, die ich gekannt, welche alle Verse dieser Poeten auswendig konnten. Freylich konnten sie nicht von den Redensarten; vom Atticismus; vom tragischen Sylbenmaße, urtheilen: aber desto besser verstunden sie, wie die Fabel eingerichtet wäre, wie geschickt ihr Knoten, theils geschürzet, theils aufgelöset sey, wie groß die Kunst des Dichters im Ausdrucke der Leidenschaften, wie erhaben die Ausdrücke, was für Gemüthsbewegungen, entweder zur Liebe der Tugend, oder zum Hasse der Laster kräftig gewesen. Ein andermal mehr.

V.

Ode an den Frieden. 1762.

Er thron', in Hölen oder Wäldern,
Im Süden, oder Mitternacht;
Auf Libyens verbrannten Feldern;
Am fernen Ocean, wo Well und Strudel kracht.

Nein;

Mein, oder auf des Wilden Fluren,
Die noch kein ſchwerer Geiz entweiht;
Auch keiner Herrſchſucht ſtrenge Spuren
Nicht ſchön geſchminkte Liſt der Völker Band entzweyt.

Da ſchall', ins Friedens ſanften Ohren,
Germaniens beweglichs Lied;
Auf daß er, neu für uns gebohren,
Statt Thränen, Mord und Graus, mit Freuden uns bezieht.

Er ſchein bey traurigen Ruinen,
Darein die matte Welt verſenkt:
Da Stolz, auf öden Trauerbühnen,
Des Krieges wilde Fauſt die blanken Schwerter tränkt!

O Gott, er wird wohl ewig toben!
Und unaufhaltbar Schrecken drohn? . .
Die Bombe ziſcht und ſchlägt von oben
Palläſt und Hütten durch, und giebt den Tod zum Lohn.

Uns ſchaudert! Höre tauſend Stimmen,
Die mit vereinten Kräften ſchreyn!
Ach Töne, die zum Wolken klimmen;
Wenn heilge Scharen ſich dem Andachtstriebe weihn.

Wie? ſolltet ihr nicht den beſtreiten,
Der milde, weich und zärtlich iſt?
Ich ſeh das Kleinod goldner Zeiten,
Voll ſonnengleichen Lichts, daß man des Grams
vergißt!

Nun blühen tiefverheerte Staaten,
Aus Drümmern ungleich prächtger auf.
Nun kränzt der Fried in ſtillen Thaten
Mein werthes Vaterland und ſeines Schickſals
Lauf!

Antwort des Friedens. 1763.

Mich, jene Zierde weiter Staaten,
Der Länder Schmuck, der Völker Heil,
Die Quelle reizend ſanfter Thaten,
Der Thronen ungeſcholtnes Theil;

Mich lockte mit entzückten Tönen,
Germaniens bethränter Mund.
Noch floß das Blut von ſeinen Söhnen;
Noch bebte mancher Reiche Grund.

Seit Jahren ſtießen ſtarre Lippen
Schwermüthig finſtre Klagen aus.
Oft trifft ein Schiff verborgne Klippen,
Zerſplittert, ſtrandet und iſt Graus.

Doch

Doch endlich drang bey trüben Zeiten,
Sein klagend schaudervolles Lied
Zum Sitze der Vollkommenheiten,
Den ewig Gram und Unglück flieht!

Hier, wo der Gottheit sichre Wage,
Der Länder Schickung richtig theilt,
Und stets nach Ordnung, Maaß und Lage,
Das Rad des Schicksals wirbelnd eilt!

Hier wohn ich in zufriednen Sphären,
Bey ewig reiner Harmonie;
Bis ich, das Glück der Welt zu mehren,
Der Erde weiten Raum durchzieh:

Da drang zu diesen lichten Höhen
Nun endlich Deutschlands Lied hinauf.
Die Gottheit winkt: Schnell muß es sehen
Des Krieges starkgehemmten Lauf.

Ich goß von Süden bis zum Norden
Der Sanftmuth goldne Schaalen hin.
Und schnell entsank das Schwert vom Norden;
Begeistert ruht der Fürsten Sinn.

Nun keimt in so viel öden Ländern,
Ein neues längstgewünschtes Glück!
Man weihet schon in tausend Pfändern
Der Gottheit Dank. Welch süß Geschick!

Mein

tel die Art ſolche bekannt zu machen, ob man ſie nur auswendig gelernet oder auch aufgeſchrieben, das 5te den Nutzen, den ſie gehabt, und noch itzt haben könnten, das 6te Capitel endlich ihren Verluſt auſſer den wenigen Ueberbleibſeln. Wir verſprechen uns von dieſem Werke viel gutes, und wünſchen, daß es uns bald zu Geſichte kommen möge.

V.

Verſuch eines Beweiſes, daß ein Singeſpiel oder eine Oper nicht gut ſeyn könne.*

Ehe ich noch Gelegenheit gehabt hatte, die öffentliche Vorſtellung einer Oper zu ſehen, dachte ich, es wären dieſes Sachen von ausnehmender Schönheit: Ja ich zog ſie aus Unwiſſenheit den Trauer- und Luſtſpielen vor. Als ich nun endlich das Glück hatte, die in Dreßden vor einigen Jahren aufgeführte Oper Cleofide zu ſehen, dachte ich bey eben dieſen Gedanken zu bleiben, weil mir zuerſt ein Meiſterſtücke, und nichts unvollkommenes vorgeſtellet wurde. Der Ausputz des Schauplatzes war prächtig; die Muſik vollſtändig und ordentlich; die Perſonen zur Vorſtellung geſchickt; mit einem Worte: Alles war ſo, wie man es von einer Oper verlangen konnte. Viele Zuſchauer bezeigten auch ein ſonderbares Vergnügen über dieſes Stücke: Obwohl die allerwenigſten darunter das Italiäniſche, die

*) Dieſer Beweis iſt uns von einem Gönner unſrer Arbeiten zugeſchickt worden, daher wir ihn unverändert einrücken.

Mein Anhaltererbst . . . e stille Triebe!
Durchschleichet die geprüfte Brust.
Kein Elend mach euch künftig trübe!
Nur ich sey dir fortan bewußt. Koltitz.

VI.

Abhandlung von der großen Sonnenfinsterniß, welche sich im 1764. Jahre ereugen wird, nebst einem Anhange, darinn eine Mondfinsterniß und alle sichtbare Finsternisse der Jupitersatrabanten desselben Jahres, imgleichen alle künftige Sonn- und Mondfinsternisse dieses Jahrhunderts berechnet worden, von Gotthilf Christian Reckard, Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche und zweytem Inspector der Realschule. Berlin in Verlag der Realschule 1763. in 4. mit 2 Kupferplatten.

Die Berechnung und gewisse Vorherverkündigung der Sonnen- und Mondfinsternisse gehören unstreitig unter diejenigen Stücke der Mathematik, welche den menschlichen Verstand in seiner Größe darstellen; und an sich schon reizend genug sind, eine wahre und anhaltende Begierde dieselbe zu erlernen, insonderheit in den Gemüthern der wißbegierigen Jugend zu erwecken. Und muß nicht diese Lehrbegierde recht ungemein verstärket werden, wenn sich dieser Arbeit Männer unterziehen, de-

ren

ten Stand und Würde eine jede an ſich untadelhafte Sache in Aufnahme und Anſehen bringen kann? In dieſer Abſicht wird die Sternkunde, welche auch unter unſern Geiſtlichen, nach dem Beyſpiele eines Dörfels, verſchiedene Beförderer aufweiſen kann, dem ehrwürdigen Verfaſſer dieſer Schrift vielen Dank wiſſen. Die Abhandlung hätte zwar in jedweder andern Abſicht kürzer werden können. Allein da er ſich vorgeſetzt hat, die Spuren und Wege, die der menſchliche Verſtand gehen muß, wenn er eine ſo groſse Erſcheinung mit Gewißheit zum voraus einſehen will, vorzuzeichnen, und der Jugend ein Beyſpiel zu liefern, wie man in ähnlichen Fällen verfahren muß: ſo wird niemand die Weitläuftigkeit tadeln, vornehmlich da Sie mit vieler Deutlichkeit und Gründlichkeit verbunden iſt. Sie beſtehet aus 2 Theilen. In dem erſten wird die im 1764 Jahre ſich zueräugende Sonnenfinſterniß ſo wohl berechnet, als auch durch Zeichnungen vorgeſtellt. Bey der Berechnung ſind vornehmlich die Sonnentafeln des Abtes de la Caille und die Mondtafeln des Prof. Mayers gebraucht worden. Die nach denſelben angeſtellte Rechnung iſt vollſtändig angezeigt. Die Berechnungen nach des Caſſini und Hallerys Tafeln ſind weggelaſſen und nur die Reſultate, nebſt vielen Anmerkungen und Betrachtungen über die Verſchiedenheit dieſer Reſultate hinzugeſetzt. Der Hr. Verfaſſer zeigt auch die Gründe an, warum er dieſe Erſcheinung als eine Sonnenfinſterniß betrachtet, und nur über-

aus kurz gewesen ist, wenn man dieselbe sich als eine Erdfinsterniß vorstellet. Wir wollen kürzlich die Hauptstücke der Berechnung und die Resultate angeben, bey denen letztern wir unsern Leser auf die Abhandlung selbst, und insonderheit auf die beygefügten Anmerkungen verweisen. Zuerst werden die mittlern Neumonde des 1764. J. nach verschiedenen Methoden ausgerechnet und hierauf untersucht, welche unter ihnen ekliptisch sind. Da nun die Rechnung zeiget, daß die erste Sonnenfinsterniß in dem 4ten mittlern Neumonde noch am aufsteigenden Knoten des Monds geschehen wird, da die Sonne, und also auch der Mond nur $5\frac{1}{2}°$ von dem Knoten entfernet ist: daher ist sie nicht nur möglich und wahrscheinlich, sondern auch nothwendig und gewiß. Sie wird aber auch in dem nordlichen Hemisphär der Erde sichtbar seyn, weil der Mond alsdann über 50 hinter dem aufsteigenden Knoten sich befindet, und eine merkliche nordliche Breite hat. Hierauf folget die Berechnung der wahren Conjunction, oder des wahren Neumondes d. i. der Zeit, in welcher die Sonne und der Mond dieselbe wahre geocentrische Länge haben. Sie geschieht nach den Cassinischen Tafeln unter dem Pariser Mittagskreise 1764. den 31 Merz in der 22 St. 43′ 24″ und unter der Berliner Mittagslinie den 31 März 23 St. 23′ 59″. Nach der Tafel des Abts Caille in eben dem Jahre, in eben dem Tage: Allein unter dem Pariser Mittagskreyse in der 22 St. 32′ 5″, 4 und in Berlin in der

23sten

23St. 16′ 30″, 4. Hier wendet ſich der Hr. Verfaſſer zur Berechnung der ſcheinbaren Conjunction oder des ſcheinbaren Neumondes, das iſt der Zeit, in welcher die Sonne und der Mond dieſelbe ſcheinbare von einem beſtimmten Orte der Oberfläche der Erden geſehene Länge haben. Er hat dieſe ſcheinbare Vereinigung einmal beyläufig berechnet, und die ☌ viſam auf den 31 März in die 23 St. 46′ und 3, 3″ und hernachmals verbeſſert auf den 31 März 23 St. 46′ 5″, 1. herausgebracht. Die Dauer der ganzen Finſterniß iſt 2 St. 56′ 37″ 5. Der Anfang davon geſchieht in der 22 St. 14′ 40″, 0. Die gröſste Verfinſterung in der 23 St. 42′ 28″, 8. und das Ende den 1ſten April in die 1ſte 11′ 17″ 5. Hierbey wird aber noch bemerkt, daß in dieſer Rechnung noch einige Fehler, die in der Berechnung der Parallaxe der Kürze wegen mit eingefloſſen, vorhanden ſind. Es wird daher eine Anweiſung gegeben, dieſe Fehler ſo gleich zu verbeſſern und die Sonnenfinſterniß endlich in der bürgerlichen wahren Zeit ſo angegeben, daß zu Berlin der Anfang derſelben 1764. den 1ſten April um 10 Uhr 15 Min. 18, ſec. vormittags: Das Ende um 1 Uhr 13 Min. 12, ſec. 5. nachmittags geſchiehet. Die ganze Finſterniß dauret alſo 2St. 57 M. 54 ſec. Nach dieſer weitläuftigen Berechnung wird dieſe Sonnenfinſterniß durch bildliche Vorſtellung dargeſtellet, einmal in der Vorausſetzung, daß die ſcheinbare Laufbahne des Mondes, in währender Verfinſterung eine gerade Linie iſt, und

nach

nachgehends in einer Zeichnung, darinn die Veränderungen der scheinbaren Laufbahn des ☽ währender Finsterniß vorgestellet werden; folglich diese Laufbahne als eine krumme Linie gezeichnet wird. *) Zuletzt wird noch eine Zeichnung hinzugefügt, in welcher die ☉finsterniß als eine Erdfinsterniß vorgestellet, und die Theile unserer Erde angezeigt werden, die in den Schatten des Mondes kommen, sich aus demselben entwickeln, und der Anfang, das Mittel und Ende von dieser Erscheinung wird bestimmt. In dem IIten Theile findet man erstlich eine schöne Anweisung, diese Finsterniß zu beobachten; nachgehends wie die Uhren, deren man sich bey Beobachtungen bedient, müssen berichtigt werden; und endlich wird in einem Anhange geliefert, eine Berechnung der Mondfinsterniß, die in eben dem 1764 Jahre im März vorfällt; ein Verzeichniß aller Finsternisse der Jupitersknabanten, die 1764 geschehen, und in Deutschland sichtbar seyn werden, auf dem Berliner Horizont; und ein Verzeichniß aller Sonnen und Mondfinsternisse von 1765. bis zum Ende des jetzigen Jahrhunderts.

*) Siehe hiervon das Kupfer dieses Monaths.

Ende des Herbstmonds.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

T. Petronius Arbiter.
Grandis, et ut ita dicam, pudica oratio non eſt maculoſa, nec turgida, ſed naturali pulcritudine exſurgit.

Weinmond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. X. 1762.

Inhalt.

I. The Perſpective of Architecture in two Parts etc.

II. Hiſtoriarum Poloniæ et Lithuaniæ Collectio magna.

III. Nachleſe mikroſcopiſcher Gemüths- und Augenergötzungen.

IV. Einige Pilgrimsgedanken von einem militariſchen Pilger.

V. Fortſetzung von Ruhnkens Rede, zum Antritte ſeines Lehramtes der Beredſamkeit.

VI. Rede bey der glücklichen Krönungsfeyer Ihrer Kaiſerl. Maj. Katharina der II.

VII. Sammlung der Jubelſchriften, des Hrn. Inſp. Burgs.

VIII. Joh. Heinr. Weſtph. Fabeln und Erzählungen.

IX. Abſchiedsrede des Zirbelbaums am Tage ſeiner Umhauung.

X. Neuigkeiten.

I.

The Perſpective of Architecture in two Parts &c. Die Perſpectiv in der Baukunſt, ein ganz neues Werk, aus den Grundſatzen D. Brock Taylors hergeleitet, und nur durch zwo allgemeine Regeln ausgeführet. ꝛc. Angefangen, auf Befehl Sr. jetzt regierenden kön. Majeſtät, als damaligen Prinzen von Wallis, von Joſua Kirby Sr. Maj. Perſpectiv-Zeichnern. Lond. 1761. im größten Format.

Daß wir unſern Leſern gern die prächtigſten und koſtbareſten Werke bekannt machen, können wir unter andern auch mit dieſem Auszuge beweiſen. Nach allen den großen Werken von Palmyra, Balbeck, der griechiſchen Baukunſt, den herculaniſchen Alterthümern, dem däniſchen Conchylien-Cabinette und dem Schloſſe zu Caſerta, davon wir ſonſt Nachrichten gegeben haben, können wir gewiß nichts würdigers liefern, als dieß ausnehmend

die Dichtkunst und Musik verstunden, und also weder die Kunst des Componisten, noch des Verfassers recht einsehen und beurtheilen konnten. Ich aber hatte mich in meiner Einbildung betrogen.

Ich ward hierüber ganz unruhig. Ich merkte wohl, daß mir vieles wiedernatürlich vorgekommen war, und doch wollte ich mein Vorurtheil noch nicht fahren lassen, welches ich aus so vieler andern Lobsprüchen gefasset hatte. Bald hernach hatte ich auf meinen Reisen Gelegenheit noch mehrere Singspiele zu sehen. Ich fand also den Unterscheid der Französischen von den Welschen. Ich ließ mir von unterschiedenen Musikverständigen eines und das andere deutlich machen, und bemühete mich mein Urtheil von den Singspielen feste zu setzen, damit ich mich nicht mehr mit Vorurtheilen martern dürfte.

Ich weis fast nicht, was ich sagen soll: Ob die Dichtkunst die Musik belebt mache, oder ob die letztere der erstern den wahren Nachdruck gebe? Eine angenehme Zusammenstimmung der Töne ist, wie ein Körper ohne Seele, weil die Ohren zwar gekützelt werden, doch der Verstand sehr wenig, ich will nicht sagen, gar nichts zu thun hat. Ein gutes Gedichte wird durch die angenehme Aussprache eben so schön, als durch die einstimmenden Instrumente. Es sind dieses Erfahrungen, die ein jeder, welcher sich nicht durch Vorurtheile beherrschen läßt, leicht zugeben muß. Eine Verbindung der Dicht- u. Tonkunst ist freylich von nicht geringer Stärke, wenn der Verfertiger der Musik nur nicht durch übel angebrachte Töne, die Leidenschaft daselbst schwächt, wo ihre Stärke am meisten hervor blicken soll. Ich würde also thöricht

han-

ſchöne architectoniſche Buch des Hrn. Kirby. Die Abſicht deſſelben iſt, beſage des Titels, allen Zeichnern, Malern und Kupferſtechern, die in ſolchen Dingen gewaltig zu fehlen pflegen, eine ſichere Anleitung zu geben, wie ſie alles, was zur Baukunſt gehöret, richtig, d. i. perſpectiviſch abzeichnen und vorſtellen ſollen. Es iſt wahr, daß davon ſchon andere ältere Werke vorhanden ſind: und ſelbſt im Deutſchen haben wir ſchon Joh. Chr. Rembolds Perſpectiv-Reißkunſt von 1710.; darinnen viele, ja faſt noch mehr, und ſchwerere Aufgaben vorkommen. Allein da dieſelben vieleicht in England nicht bekannt ſind; ſo hat der Verfaſſer aus D. Taylors Grundſätzen, einen auf zwo allgemeine Regeln gegründeten Unterricht davon geben wollen.

Der Iſte Theil des Werkes enthält die Beſchreibung und den Gebrauch eines neuen Inſtruments, der architectoniſche Sector genannt. Der IIte Theil lehret eine neue Methode, die fünf Ordnungen in der Baukunſt, die zierlichſten Gebäude, und ſo ferner, perſpectiviſch aufzureißen und vorzuſtellen. Dieſes Vorhaben nun hat er ſo gründlich, aber auch ſo prächtig ausgeführet, daß man wohl ſieht, er ſey nicht nur durch königlichen Befehl, ſondern auch durch königlichen Beyſtand unterſtützet worden. Kurz, es zeigen Papier, Druck und Kupferſtiche, wie weit es die engländiſche Pracht, ja man möchte faſt ſagen, die Verſchwendung dieſes Volkes, treiben könne, wenn ſie ſichs in den Kopf ſetzt, etwas ungemeines auszuführen. Ob aber dieſe königliche Freygebigkeit den Künſtlern, die

insgemein so reich nicht sind, Werke von 10 bis 15 Guineen sich anzuschaffen, viel Vorschub dadurch gethan habe, daß sie es so prächtig zu Stande gebracht, das ist eine Frage, die wir unsere Leser beantworten lassen.

Gleich das Titelkupfer ist ein Meisterstück in seiner Art. Es stellet eine Landschaft vor, darinn die aufgehende Sonne einen runden Tempel mit Säulen umgeben, und ein andres Werk der Architectur bescheint. Dieß leget ein Probestück, von der perspectivischen Zeichenkunst des Verfassers dar. Die Zuschrift an den König ist von einem besondern Geschmacke. Ein einziges Blatt, darauf eine flüchtige Cursivschrift in Kupfer gestochen ist, liefert auf einer einzigen Seite nichts mehr, als dieß.

To the King.
May il please your Majesty.

Dieß Werk auf Er. Majestät Befehl angefangen, unter Ihren Augen ausgeführet, und nun unter Ihrer königlichen Freygebigkeit ans Licht gestellt, wird Eurer Majestät unterthänigst zugeeignet

Von Eurer Majestät

John Champion schriebs.

unterthänigstem
und verpflichtetstem
Unterthan und Diener
Josua Kirby.

Dieß wenige nun füllet mit allerley Schreiberzügen und Zierlichkeiten eine der größten Folioseiten, und ist die ganze Zueignungsschrift. In der Vorrede saget der V. von den verschiedenen Tractaten die von dieser Materie wären geschrieben worden, hätten sich wenige die Aufmerksamkeit der Welt erworben. Einige wären nur fremde Arbeiten, oder Uebersetzungen gewesen; und hätten sich gar nicht darum bekümmert, was für Materialien eigentlich in ein solch Werk gehöreten. Es würde eine unendliche Arbeit seyn, nur ein Verzeichniß der Schriftsteller von der Perspectiv, sonderlich im letzten Jahrhunderte zu geben; und theils die Vortrefflichkeit von einigen, theils die Fehler von andern zu bemerken. Ein solch Buch würde groß, und vielleicht wenigen nützlich werden. Nachdem aber D. Taylors Grundsätze nun allenthalben eingeführet wären: so wolle er auf seinem Wege fortfahren, seine Demonstrationen beständig vor Augen haben, und solche Risse dazu erfinden, als leicht verstanden, und zu allgemeiner Uebung angewandt werden könnten. Freylich aber hätte eine freygebige Hand ihn dabey kräftigst unterstützet; ohne deren Beystand es ihm nicht möglich gewesen seyn würde, es zu Stande zu bringen.

Wenn man ihm einwenden wollte, daß alle seine Regeln aus dem Fleiße D. Taylors genommen wären: so antwortet er, daß eben dieser Einwurf gegen alle Mathematiker Stich halten würde, die seit dem Eukleides geschrieben. Und er giebt zu bedenken: ob nicht ein ordentlicher Vortrag

den

von Lehrsätzen, das Ausziehen geschickter Corollarien (Zugaben) aus denselben, und die Erläuterung derselben mit neuen Figuren oder Rissen, ebenfalls einen so gegründeten Anspruch auf ein Originalwerk machen könnten, als irgend ein heutiges Buch: da alle Wissenschaften bereits erschöpfet zu seyn scheinen.

In der Einleitung bemerket der V. man wäre zu den nützlichsten Entdeckungen, durch zween Wege gelanget: Entweder durch Beobachtung der gemeinen Erscheinungen der Natur, oder durch Versuche; oder auch durch Vernunftschlüsse, aus allgemeinen Grundsätzen. Die beste Art nun, die Perspective der Baukunst zu untersuchen, schiene diese zu seyn, daß man dem Gemüthe mancherley Gestalten von Gebäuden darstellete, und sie in verschiedene Classen absonderte, um solche Regeln zur Ausübung zu erhalten, die leicht zu verstehen, und von allgemeiner Anwendung wären. Denn hat man einmal klare Begriffe erhalten, und hat man daraus leichte, deutliche und bestimmte Grundsätze gezogen, so kann man seine Gedanken durch Worte leicht andern mittheilen, wenn man nur für jeden Begriff der Sache bequeme Worte gebrauchet, und sie in derselben Ordnung stellet, als sie in unserm eigenen Kopfe stehen. Davon meynet er nun, wären die meisten seiner Vorgänger abgewichen; indem sie eine große Menge von Rissen und Prospecten für jedes Exempel gegeben, und so unzählige Puncte und Linien dabey gebrauchet, daß sie sich selbst und diejenigen dadurch verwirret, die sie doch zu unterrichten gedachten.

Alle ſichtbare Gegenſtände bringen in Anſehung ihrer Lage, Geſtalt, Farbe u. ſ. w. einerley Begriffe in verſchiedene Perſonen. In der Natur ſind dieſe Merkmaale unendlich mannigfaltig, allein in Kunſtwerken ſind ſie endlich, und in engere Gränzen eingeſchränket, als man vermuthen ſollte. Inſonderheit iſt es in den geometriſchen Geſtalten oder Figuren der Baukunſt ſo. Ein Gebäud alſo richtig vorzuſtellen, muß man 1) nothwendig wiſſen, welches das charakteriſirende Merkmaal des Ganzen ſey? Zweytens muß man deſſen weſentliche Theile, auf eine regelmäßige Art, nach und nach, ſehr aufmerkſam betrachten. Die allgemeinſten Figuren der Baukunſt werden unter dem Dreyecke, dem Vierecke, und dem Kreiſe, oder Zirkel begriffen: und die verſchiedenen Theile, die eine völlige Ordnung ausmachen, ſehr wenige ausgenommen, ſind mit eben dieſen geometriſchen Figuren verwandt.

Auf gleiche Art werden Gebäude entweder mit gegebenen Winkeln, oder mit kreisförmigen Umriſſen umgränzet. Folglich, iſt einen Zirkel, oder einen gegebenen Winkel perſpectiviſch aufzureißen, alles, was zur Vorſtellung ſolcher Gebäude nöthig iſt. Denn iſt der Körper eines Gebäudes ein Würfel, oder längliches Viereck, ſo ſind ſeine Winkel rechte Winkel. Iſt es ein Prisma, ſo ſind ſeine Winkel ſpitz; iſt es ein Vieleck, ſo ſind ſie ſtumpf. Iſt es aber ein Kegel oder eine Walze, ſo iſt ſeine Grundfläche ein Kreis. Iſt es endlich von vermiſchter Figur, d. i. theils drey-theils viereckigt, theils rund: ſo erlanget man die Perſpectiv nach

eben

eben den Regeln, und mit nicht viel größerer Bemühung, als ob es minder zuſammen geſetzt wäre.

Auf dieſe Gründe nun, hat der Hr. Verfaſſer ſein ganzes Werk gebauet. Dieſ Werk iſt in 4 Bücher, und jedes davon in Abſchnitte getheilet. Das I. B. giebt wenige einfache und allgemeine Regeln. Im II. Buche zeiget er, wie nach denſelben Regeln alle fünf Ordnungen der Baukunſt in Perſpectiv zu bringen ſind. Das III. Buch beziehet ſich ganz auf die Lehre von Licht und Schatten; und erkläret dieſen Theil der Perſpective auf eine neue, und begreifliche Art. Im IV und letzten Buche hat er die Anwendung ſeiner allgemeinen Regeln gewieſen, und den Anfang mit bloßen Colonnaden, den Schluß aber mit ſchönen Gebäuden gemachet. So hat er nun zwar ſeinen itzo vorgehabten Zweck erreichet; gleichwohl aber um das Werk vollſtändiger zu machen, ſoll noch ein II. B. deſſelben folgen, dafern er den Beyfall der Welt, d. i. der Kenner und Liebhaber, erhalten ſollte.

Da das ganze Werk bloß auf die Architectur abzielet, und kein Zeichner, Maler und Kupferſtecher dieſer Art Werke richtig vorzuſtellen im Stande iſt, wenn er dieſelbe nicht verſteht, oder einigermaßen kennen gelernet: ſo kömmt hier das meiſte auf die fünf Säulenordnungen an, die er perſpectiviſch zeichnen lernen ſoll. Dieß zu bewerkſtelligen gehöret ein architectoniſcher Sector; ein Inſtrument, welches man dem Remigio Bruti zu danken hat, der deſſen Gebrauch ſchon beym Sca-

mozzi gelehret hat. Hr. Kirby folget deſſen Fußtapfen, und zeiget weitläuftig, wie vermittelſt deſſelben die ſämmtlichen Ordnungen regelmäßig verzeichnet werden können; ungeachtet ſelbiger, aus unbekannten Urſachen, die Gründe ſeiner verſchiedenen Eintheilungen ſorgfältig verſchwiegen hat; die auch Hr. Kirby nicht errathen kann. Die Ordnungen hat er aus dem Palladio genommen, doch nach den beſten und richtigſten Exempeln des Alterthums verbeſſert.

Wir können uns mit der Beſchreibung dieſes Inſtruments nicht aufhalten, viel weniger die Säulenordnungen nach der Länge erklären. Wir ergreifen aber dieſe Gelegenheit abermal, unſre Verwunderung darüber blicken zu laſſen, daß alle heutige Lehrer der Baukunſt, noch ſo ſclaviſch ihre Lehren der Architectur, faſt auf die bloßen Regeln von den Säulenordnungen einſchränken: gerade, als ob heute zu Tage kein Haus ohne Säulen gebauet werden könnte: ſo daß die Kunſt, ſelbige recht aufzureißen, das rechte Hauptwerk der Baukunſt wäre. Nun berufen wir uns nicht nur auf die Erfahrung derer, die unſre heutigen prächtigſten Städte geſehen haben: ob wohl von hundert ja fünfhundert wohlgebauten koſtbaren Häuſern, nur ein einziges eine Säule aufzuweiſen hat? ſondern auch auf unſre heutigen Baumeiſter ſelbſt, deren mancher wohl in ſeinem ganzen Leben keinen einzigen Tempel oder Pallaſt aufzuführen, Gelegenheit gehabt, wo er ſeine hochbeliebten Säulenordnungen hätte anbringen können? Kann nun das wohl

das

das Hauptwerk der Baukunſt ſeyn, was in allen unſern Städten faſt unſichtbar geworden, und folglich den meiſten Baumeiſtern ganz unbrauchbar iſt?

Es kömmt uns eben ſo vor, als wenn jemand die Gärtnerkunſt lehren, und darum, weil in Verſailles, Herrnhauſen, und auf dem weißen Steine bey Caſſel, prächtige Waſſerkünſte, Springbrünnen und Caſcaden in Gärten angebracht worden, die ganze Gärtnerkunſt, aufs Anlegen von Waſſerkünſten bringen wollte; da doch der hunderſte Garten keine Lage und Möglichkeit hat, dergleichen zu bewerkſtelligen. Wenn werden wir alſo einmol einen vernünftigen Baumeiſter bekommen, der über die gemeinen Vorurtheile ſeiner Kunſtverwandten erhaben ſeyn, und von dem Hauptwerke des Bauens zuerſt, hernach aber von dem Säulenweſen, als von einem zur Pracht und Zierde der allergröſten Gebäude, die kaum alle 100 Jahre, und ſehr einzeln aufgeführet werden, gleichſam nur zum Ueberfluſſe, und Schluſſe ſeiner Architectur handeln wird. Wir kennen nur einen einzigen überaus geſchickten Mann in Dresden, der Einſicht und Herz genug hat, ſich über den Schlendrian zu erheben, und der Natur ſelbſt auf eine vernünftige Art zu folgen. Es iſt der Hr. Hofbaumeiſter Krubſacius.

Die Anzahl der prächtigen Kupfer dieſes Werkes beläuft ſich nahe an die 100 Stücke. Wir geben eins davon auf dem Kupfer dieſes Monaths zur Probe, darauf die Perſpectiv, und der Schatten des Gebäudes zugleich ſehr gut ins Auge fällt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED.J.C.
3-598-50952-9
FN. 19156/081

faſſt. Man kann leicht denken, daß es noch viel künſtlichere und weitläuftigere geben wird; darunter doch die Capitäler und Stühle der Säulen aller Ordnungen den gröſsten Theil ausmachen. Es iſt hier in der Wendleriſchen Buchhandlung zu haben.

II.

Hiſtoriarum Poloniæ et magni Ducatus Lithuaniae Scriptorum, quotquot ab initio Reipublicæ Polonæ ad noſtra uſque tempora exſtant omnium, Collectio Magna, ordine Chronologico digeſta &c. ex Bibliotheca Zaluskiana edidit, varias annotationes adjecit ac præfatus eſt, Laurentius Mizlerus de Koloſ. Regni Pol. Hiſtoriographus, In Ser. Reg. Pol. Aula Conſil. et Medicus T. I. continens Scriptores Topographicos. Varſaviae Sumt. Typograph. Mizlerianæ. 1761. fol.

Die pohlniſchen Geſchichtſchreiber, daran es ja freylich einem ſo groſsen Reiche ſeit 300 Jahren nicht gemangelt hat, ſind bisher ſo ſelten zu haben geweſen, daß auch vermögende Liebhaber derſelben ihrer nicht habhaft werden können. Herr Hofrath Mitzler, deſſen wir uns, als eines vormaligen Mitgliedes und Lehrers unſerer hohen Schule rühmen, hatte alſo ſchon vor etlichen Jahren den Anſchlag gemachet, eine vollſtändige Sammlung aller dieſer hiſtoriſchen Schriftſteller des Königreichs

handeln, wenn ich alle zum Singen geſchickte Gedichte verwerfen wollte. Hat ein Dichter Worte gebrauchet, welche eine Leidenſchaft erhitzen, ſtillen und unterhalten können; und eine geſchickte Hand weis die Noten ſo zu ſetzen, daß deren Verbindung den Sinn des Dichters verſtärket: So iſt es ſonder Zweifel was unvergleichliches. Doch muß dieſes nicht allzulang ſeyn; die Geduld der Zuhörer wird ſonſt geſchwächt, u. durch häufige Wiederholungen erwecket man lauter Ekel. Zu Erlangung einer gemäßigten Schönheit, ſind alſo die ſogenannten Cantaten am allerbeſten. Eine einzige Arie iſt öfters im Stande durch den heftig erregten Affect, uns mehr Vergnügen zu geben als zehn andere, die neben derſelben geſungen werden, und den Affect nur ſchwächen; weil ſie ihn gar zu lange unterhalten wollen.

Es iſt dieſes nicht ſonder Grund. Die Componiſten haben etwas, was ſie ein Thema nennen; welches, wie die Handlung in der Fabel, die Seele in der ganzen Arie iſt. Viele Handlungen verwirren den Zuſchauer eines theatraliſchen Stückes eben ſo, wie viele Themata den Zuhörer einer Muſik irre machen.

Wenn ich alſo die mit der Dichtkunſt verbundene Muſik lobe, ſo laſſe ich nur bloß ſolche Stücke gelten, welche kurz ſind; welche in einer viertel Stunde die Leidenſchaft auf eben die Art, ob zwar etwas ſchwächer, unterhalten und hoch bringen; wie der Fortgang der Handlung in einem theatraliſchen Stücke, zuthun pfleget.

Dieſes laſſe ich nun gelten. Doch fallen auch aus dieſem Grunde der gar zu langen Dauer die Singſpiele

reichs Pohlen ans Licht zu ſtellen. Allein der verderbliche deutſche Krieg, deſſen traurige Wirkungen ſich auch bis auf Pohlen erſtreckten, haben ſein Vorhaben ſehr verzögert. Gleichwohl gieng derſelbe mit langſamen Schritten immer fort, und lieferte wirklich vor zweyen Jahren den I. Band fertig; den wir aber erſt in dieſer Oſtermeſſe 1763. hieher bekommen haben.

Es liefert dieſer I. Foliant eine Sammlung der geographiſchen und topographiſchen Schriftſteller von Pohlen; und hätte ſie alle in ſich faſſen ſollen, wenn ſolches, ihrer Menge wegen, möglich geweſen wäre. Da es aber nicht angieng, ſo wird der II. Band die übrigen nachholen; der III. aber die Geſchichtſchreiber ſelbſt zu liefern den Anfang machen: nachdem der Hr. Herausgeber beſchloſſen, die genealogiſchen Scribenten, denen er vorhin dieſen Platz beſtimmet hatte, ans Ende des ganzen Werkes zu verweiſen.

Vom Nutzen einer Sammlung viel zu reden, iſt nicht nöthig. Denn eines ſo weitläuftigen Reiches Geſchichtſchreiber beyſammen zu haben, und durch ausführliche Regiſter recht brauchbar zu ſehen, das war eine Sache, daran es bisher noch ganz gefehlet: da es ſogar einzelnen pohlniſchen Schriftſtellern an dieſer Bequemlichkeit bisher gemangelt. Denn wer kann ſolche große Bände allemal ganz durchleſen? Und wer iſt im Stande ohne Regiſter, die verlangten Theile der Geſchichte überall zu finden, und mit andrer Schriftſteller Nachrichten, ohne Schwierigkeit zu vergleichen?

Wenn

Wenn also gleich sonst nichts wäre, wodurch der Hr. Hofrath sich um die pohlnischen Schriftsteller verdient gemachet hätte: so würde doch diese einzige Bemühung, dadurch er sie viel brauchbarer gemachet, das gröſte Lob verdienen.

Allein wo bleibt die vorige groſse Seltenheit und Kostbarkeit sehr vieler Geschichtschreiber? Des Crassinius Polonia z. E. und des Siviecinius Topographie von Masovien, imgleichen Ogiers pohlnische Reise, u. d. m. waren so selten zu finden, daß man sie mit groſsem Gelde nicht bezahlen konnte. Itzo kann man diese alle, nebst zehn andern Schriftstellern, für den vierten Theil dessen kaufen, was der Crassinius allein zu kosten pflag.

Hier lobet nun der Hr. Hofrath Mitzler billig den groſsmüthigen Beystand, den ihm der hochwürdige Bischof von Kiovien, Hr. Graf Zaluski geleistet; indem er ihm alle diese seltenen Schriftsteller, aus seiner vortreflichen Bibliothek zu Warschau, zum Gebrauche mitgetheilet. Eben so rühmet er die Willfährigkeit des Hrn. Canonicus Janoczki, den Vorsteher derselben, in Aufsuchung und Darreichung derselben. Der zaluskischen Bibliothek eignet er also alle Ehre dieses Werkes, sich selbst nur die Unkosten und die Arbeit zu; die er sonderlich auch in Verfertigung der Anmerkungen rühmlichst verwandt: von welchen er aber seine Leser selbst will urtheilen lassen.

Wir kommen also auf den Inhalt des Werkes selbst, und müssen unsern Lesern von allen den Schriftstellern, die es liefert, eine Nachricht geben.

Das

Das I. ist des Pomponius Mela Beschreibung von Sarmatien. Das IV. Hauptstück seines III. Buches nämlich handelt von den Sitten und Gränzen des alten Sarmatiens; worüber Joachim Vadianus, ein Schweizer, einige Auslegungen gemachet hat. An wahrer Einsicht und Kenntniß des alten Sarmatiens aber hat es ihm allerdings gefehlet; indem er besser von den pohlnischen Salzwerken, als von Pohlen geschrieben hat. Da also beyde sehr wenig von Pohlen zu sagen gewußt, hat der Hr. Hofrath viele Zusätze gemachet; und für einen richtigern Abdruck dieser Schriftsteller gesorget, als in der historischen Sammlung pohlnischer Geschichtschreiber 1582. geschehen.

Der II. Schriftsteller ist Aeneas Sylvius, der nachmals als Pabst Pius der II. bekannt geworden, und von Pohlen, Litthauen und Preußen ein Buch geschrieben hat. Das Ansehen dieses Schriftstellers ist groß; was er aber von Pohlen und Litthauen geliefert, ist sehr wenig, und von schlechter Erheblichkeit. Er hat so gar offenbare Falschheiten eingemenget; z. E. daß Wilhelm, Herzog von Oesterreich, die Königinn Hedwig, geheurathet, und Statthalter in Pohlen gewesen. Daß Uladislav Jagello von der zweyten Gemahlinn, im 90sten Jahre seines Alters, zween Söhne bekommen; daß Casimir, aus dem Jagellonischen Stamme, dem Boleslaus Suidrigello nachgefolget sey; und dergl. Fehler mehr, die der Hr. Hofrath in den Anmerkungen widerleget hat.

Der III. ist Erasmus Stella, der von preußischen Alterthümern geschrieben. Dieser gelehrte Arzt, hat verschiedenes von dem alten Preußenlande zusammen getragen; bedünket aber dem Hrn. Hofrath gar zu herrschsüchtig und kühn zu seyn, indem er alles das für Fabeln erkläret, was er nicht gewußt hat. Vom Bernsteine hat er ziemlich gut gehandelt; aus dem übrigen aber, welches ziemlich nachläßig abgefasset ist, erhellet, er habe dem Ordenmeister des deutschen Ordens sich beliebt zu machen gesuchet. Er ist auch viel hitziger im Schreiben, als es einem Geschichtschreiber ansteht; z. E. wenn er saget: Er wolle gegen alle, die anders von Preußen dächten, wie für Tempel und Altäre zu Felde ziehen, und eher alles leiden, als im geringsten nachgeben.

Da der Hr. Hofr. M. sich nun einmal auf diesen bloß preußischen Geschichtschreiber hier eingelassen: so hat es uns Wunder genommen, daß er den alten Dusburg so gar übergangen hat, der doch billig nächst dem Pomponius Mela, an der Spitze aller pohlnischen Geschichtschreiber hätte stehen sollen. Doch vielleicht werden wir denselben im III. Bande zu gewarten haben. Es folget also

IV. Matthias Strykovius, mit seiner Beschreibung von Sarmatien. Guagninus hat dieselbe unter seinem Namen herausgegeben: und die meisten Gelehrten haben ihn für den wahren Verfasser derselben gehalten. Wie falsch es aber sey, wird der Leser aus den beyden Capiteln sehen, die der Hr. Hofr. M. am Ende des europäischen

Sar-

Sarmatiens von beyden beygefüget hat. Wenn aber Strykovius von manchen Orten nichts, von andern aber anders, als es itzo zutrifft, geredet: so ist es kein Wunder; da sich seit seiner Zeit unzähliches in Pohlen geändert hat.

V. Nun kommen **Martin Cromers** zwey Bücher von der Lage, den Völkern, Sitten, Oberkeiten, und der Republik der Pohlen. Dieser wird billig für den vornehmsten topographischen Schriftsteller von Pohlen gehalten. Gleichwohl ist er von Fehlern nicht frey, deren einige der Hr. H. M. in der Vorrede bemerket und widerleget.

VI. **Matthias von Miechow**, der eine Beschreibung des asiatischen und europäischen Sarmatiens geschrieben, war ein Arzt und Domher zu Cracau. Er hat u. a. vom Ursprunge und der Ankunft der Tartarn gehandelt, und erzählet z. E., wie der Pabst einen Legaten an den Tartar Chan gesandt, daß er doch die Christen nicht verfolgen möchte; wie dieser ein Mahometaner geworden u. d. m. Imgl. hat er von Gothen, Alanen, Vandaln und Sueven, Juhren, Türken, Ulanen, imgleichen den kasanischen und nogaischen Tartarn gehandelt.

VII. **Sigismund Freyherr von Herberstein** hat von Litthauen geschrieben: aber dieß Stück ist aus seinen Commentariis rerum Moscoviticarum genommen worden. Es ist nur ein paar Bogen stark, aber mit genauer Richtigkeit geschrieben, und enthält sonderbare Umstände, die niemand gelesen zu haben bereuen wird.

VIII. Hartman Rhedels, M. D. Commentariolus de Sarmatia, steht in seinem Libro Chronicorum, den er 1443. zu Nürnberg herausgegeben haben soll. Hier ist wohl ein Fehler in der Zahl; weil um 1443. noch keine gedruckte Bücher möglich gewesen. Vieleicht sollte es 1543. heißen

IX. Stanislaus Sarnicius, hat eine Beschreibung des alten und neuen Pohlens herausgegeben, auch Niederreußen mit beschrieben, ja Liefland, nach der Marschroute, des aus Rußland zurückkommenden pohlnischen Heeres, mitgenommen. Dieß ist der richtigste pohlnische Geograph.

X. Jacob Prilusius hat einen Tractat von den Provinzen Pohlens, und einigen Urkunden ihrer Könige geschrieben; lebte zu Sigismund Augusts Zeiten, und war ein berühmter Redner, Dichter und Rechtsgelehrter. Sein Buch aber hält vielmehr historisches, als geographisches in sich. Die Urkunden gehören fast alle zur preußischen Geschichte zu des Ordens Zeiten.

XI. Johann Crassinius schrieb zu König Heinrichs des Valesiers Zeiten, von Pohlen: aber dieß Buch ist ein wahrer Phönix in Pohlen. Der Hr. Bischof Graf Zaluski hat in seinem Leben nicht mehr, als drey Abdrücke davon gesehen; einen in Rom, einen, den er in die königl. Bibl. nach Dresden geschenket; und einen, welchen er noch in seiner zu Warschau hat.

XII. Simon Starovolskys Beschreibung von Pohlen, hat Hermann Conring mit einer Vorrede herausgegeben. Er ist in Pohlen der vor-

vornehmſte Polygraphus geweſen: dieß Buch aber wird für ſein Beſtes geachtet; und er hat ſich bey der genauen Wahrheit gehalten.

XIII. Andreas Swiencizki hat das Herzogthum Maſuren beſchrieben; und zwar beſſer, als alle andre. Das Buch aber iſt ſo ſelten geworden, daß der H. H. es kaum aus der gräflichen Bielinskiſchen Bibliothek bekommen können.

XIV. Nun folget Andreas Cellarius, Rector zu Horn, mit ſeiner neuen Beſchreibung des Königreichs Pohlen und Großherzogthums Litthauen. Man rühmet ihn, daß er alle ſeine Vorgänger übertroffen habe.

XV. Lucas Graf Opalinsky hat Pohlen wider den Johann Barclajus vertheidiget, und bey dieſer Gelegenheit viel von Pohlen beygebracht, das anderwärts davon noch nicht zu finden war.

XVI. Carl Ogier, ein pariſiſcher Parlaments-Advocat, hat eine pohlniſche, oder beſſer preußiſche Reiſe beſchrieben. Er war des Grafen von Avaux, franzöſ. Geſandten beym Weſtph. Frieden, Secretär, und beſchrieb ſeines Herrn Reiſe nach Schweden, Dännemark und Pohlen, die 1656. herauskam.

XVII. Vom litthauiſchen Memelſtrome, der vom Graf Tarlo ſchiffbar gemachet worden, hat man eine Elegie von Adam Schrötern.

XVIII. Eben derſelbe hat auch die pohlniſchen Salzwerke in einer Elegie beſungen, die hier mit angehenket worden. Endlich hat man auch von

XIX. Jodocus Willichen, aus Neßel, eine Beobachtung über die Cracauischen Salzwerke, die hier den Schluß machet.

Der II. Band dieser trefflichen Sammlung ist schon im Drucke; und man hat Ursache zu wünschen, daß der Hr. Hofrath dieselbe ungehindert zu Stande bringen möge.

III.

Martin Frobenius Ledermüllers,

Hochfürstl. Brandenb. Culmbachischen Justizraths, wie auch der kaiserl. Akad. der Naturf. und der deutsch. Ges. zu Altd. Mitgl. Nachlese seiner mikroscopischen Gemüths- und Augenergötzungen LII. und III. Sammlung rc. verl. und in Kupfer gebracht von Adam Wolfg. Winterschmidt. Kupferst. in Nürnb. 1762. in 4. 10½ B. Text und 30. Kupfer.

Gedruckt von Christian de Launoy.

Der überaus fleißige und scharfsinnige Hr. Justizrath Ledermüller, hat sein glückliches Vergrößerungsglas, noch nicht ganz bey Seite gelegt. Der große Beyfall der Liebhaber bey seinen mikroscopischen Gemüths- und Augenbelustigungen hat ihn bewogen, noch eine Nachlese zu denselben zu liefern: und Hr. Winterschmidt, der berühmte Kupferstecher zu Nürnberg, hat dieselbe aufs fleissigste und geschickteste ans Licht gebracht. Jeder-

von diesen Sammlungen hält allemal 10 Tafeln die schön mit Farben erleuchtet sind, in sich; und wir haben deren nunmehr schon drey aufzuweisen. Von allen dreyen wollen wir einige Nachricht geben. Sie sind alle in Gestalt der Briefe abgefasset.

Die erste machet den Anfang mit Beschreibung der bey diesen Beobachtungen gebrauchten Mikroscope und Handgriffe. Sind sonst die großen Künstler und Virtuosen sehr neidisch auf ihre ausgesonnenen Vortheile: so ist hier das Gegentheil zu bemerken. Der Hr. Justizrath entdecket ohne allen Vorbehalt, alles, was er bey seinen Kunstgriffen im Beobachten schönes weis; ja er nöthiget seine Leser recht, sich alles aufs genaueste bekannt zu machen, und anzuschaffen. Spaß und Ernst wendet er dazu an, der Natur in ihren Geheimnissen sorgfältige Wahrnehmer zu verschaffen. Kurz, an ihm liegt es gewiß nicht, wenn es noch sorglose Leute giebt, die alles nur obenhin ansehen; oder wohl gar die fleißigen Beobachter der Natur, für Liebhaber von Spielwerken und Tändeleyen schimpfen.

Nachdem also der Hr. Verf. in den ersten zween Briefen das ganze mikroscopische Hausgeräth, und die Eigenschaften eines guten geduldigen und geschickten Beobachters beschrieben hat; so giebt er im III. Briefe auf der I. Tafel das Cuffische Sonnenmikroscop, nebst der finstern Kammer zu betrachten. Hr. Cuff ist ein Engländer, der es auf eine besondere Art verfertiget hat, die hier ausführlich beschrieben wird. Diese Tafel zeiget

es von vorne, die folgende II. von hinten, und zwo finstre Kammern mit optischen Vorstellungen dazu. Die III. Tafel liefert ein rundes Scheibchen, von einem nahe beym Knoten, quer durch geschnittenen Strohhalme. Dieses liefert lauter schöne Sechsecke, die aber im Durchschneiden zuweilen verrücket und unordentlich werden. Die IV. Tafel zeiget einen Querschnitt von der Samenkapsel einer wilden Pappelstaude; der einen breiten Stern von 14 Stralen, oder Samengehäusen liefert.

Der IV. Brief beschreibt das einfacheste und beste Mikroscop, welches das wilsonische genennet wird. Es heißt auch das Kulpeperische Sackmikroscop; woraus Joh. Mich. Steiner, Opticus in Zürch, sein sogenanntes Universalmikroscop gemachet hat. Es wird hier ausführlich beschrieben, und vor Augen gestellet. Der V. Brief tröstet seinen Freund, über den Spott eines gewissen Herrn E. H. Z. der zwar alles, was zu den anmuthigen Wissenschaften gehöret, für läppisch hält; selbst aber fleißig die Marionettenbuden besuchet. Die VI. Tafel zeiget, wie man nach dem wilsonischen Handmikroscop, außer der finstern Kammer, und ohne Sonnenstralen, ein Object bequem abzeichnen könne.

Der VI. Brief beschreibt nach der VII. Tafel die schwarzen Wasserflöhe. Diese Thierchen sind gemeiniglich auf den Flächen stehender Wasser, wenn es geregnet hat, sehr häufig zu finden; hüpfen eben so flüchtig, als wahre Flöhe, nur durch andre Werkzeuge; sind schwarzblau, und haben einen

rechten

spiele schon völlig hin; ob mir gleich die Folge dieser Abhandlung noch stärkere Gründe geben wird dasselbe zu verwerfen.

Weñ es bey theatralischen Vorstellungen bloß auf die Vergnügung ankäme: So würde ich am ersten bekennen, daß die Oper das Meisterstücke der Schaubühne sey. Ich rede hier nur von sinnlichen Vergnügungen, u. zu diesen giebet uns die Oper anfänglich eben die Gelegenheit, welche wir uns von Trauer- und Lustspielen versprechen können. Ueberdieß aber hat sie noch die angenehmste Uebereinstimmung musikalischer Instrumente zum voraus, welche vor sich allein schon im Stande ist, die Ohren zu vergnügen.

Wenn wir aber den römischen Dichter Horaz hören wollen: So fordert er nicht allein die Ergetzung, sondern auch die Erbauung des Zuschauers.

Omne tulit punctum qui miscuit vtile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.
Der wird vollkommen seyn, der theils ein lehrreich Wesen,
Und theils was lieblich ist, durch seinen Vers besingt
Zum Theil dem Leser nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Gottscheds Uberſ.

Und Günther spricht: die Dichter müsten

die Menschen, deren Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn.

Ja es würde der Dichtkunst eine Schande seyn, wenn solche wichtige Werke, als die theatralischen sind, nur bloß vergnügen und nicht zugleich bessern sollten. Ein nichtswürdiger Puppenspieler, ein Hans Wurst

auf

rechten Pelz voller Haare auf dem Rücken, der keine Näſſe im Waſſer annimmt; ſo daß das Thier immer trocken bleibt. Die VIII. Tafel zeiget die Spitze einer geſottenen Rindszunge, nachdem erſt die Schleimhaut, und das darunter liegende ſehr feine Häutchen, das mit den zarteſten Blutgefäßen durchflochten iſt, davon abgezogen worden.

Im VII. Briefe holet der Hr. V. aus des ſel. Secr. Kleins zu Danzig, auf der hochf. Naturalienkammer zu Bareuth befindlichem Mſt. von der Zucht und dem Wachsthume eines Kaffeebaumes, eine Nachricht her, deren Falſchheit er aus vielen Erfahrungen bemerket hat. Klein hat geglaubet, die Kaffeebäume wären von allen Ungeziefern, Blattläuſen, und dergleichen Inſecten ganz frey und rein. Allein er hat zufrüh geurtheilet. Hr. Juſtizrath Ledermüller hat in einem großen Gewächshauſe, wo viele hundert Kaffee- und andre Bäume waren, das Gegentheil befunden, und beſchreibt hier die Baumlaus, die bisweilen zwanzig dreyßig ſchöne Bäume verderbet; indem ſie mit ihrem zahlreichen Geſchmeiße, das Holz durchnaget, Blätter, Blüthen und Früchte ausſauget, und eine wahre Feindinn dieſer Gewächſe heißen kann.

Die IX. Tafel zeiget die Abbildung dieſer ſchädlichen Baumlaus, und ihrer unzählbaren Eyer. Er giebt zugleich den vermuthlichen Urſprung derſelben, von den Fichtenbäumen an; deren Rinde von den Gerbern gebrauchet, nachmals von den Gärtnern mit Erde vermenget, und zu den Gartengewächſen gebrauchet wird. Die X. Tafel

zeiget die Keimen der Kaffeebohnen, und das erſte Wachsthum ihrer Pflänzchen, nach des Secr. Kleins Abbildungen und Erfahrungen.

Die II. Sammlung der Nachleſe beſchreibt die VIII. Briefe, des Hrn. Geh. R. und Reiſe-Oberſtallmeiſters, Freyherrn von Gleichen, genannt Rußwurm, neuerfundnes Univerſalmikroſcop; nebſt einer genauen Abbildung des weißen Kornwurms, imgleichen eines vom Meelthaue erzeugten Schimmels. Das eigene Handſchreiben dieſes erleuchteten Gönners natürlicher Unterſuchungen zieret dieſe Sammlung ungemein, indem es zeiget: daß nicht nur England und Frankreich unter ſeinem großen Adel dergleichen Liebhaber der Wiſſenſchaften habe: da auch unſer Deutſchland ſeine Grafen Löſer, und Freyherrn von Gleichen aufzuweiſen hat. Die XI. Tafel liefert alſo alle Theile dieſes neuerfundnen Univerſalmikroſcops. Die XII. zeiget das Käſtchen: und im IX. Briefe, die XIII. Tafel den aufgeſtellten Zirkel; die XIV. die cylindriſche Röhre, und die XV. die Lampe, zu nächtlichen Beobachtungen.

Der X. Brief entſchuldiget den Hrn. V. daß er nicht bey Gelegenheit der XVI. Tafel eine ausführliche Beſchreibung der ſpaniſchen Röhre, wie bey der XVII. eine völlige Geſchichte der Löwen, Bären, Raupen, und Maulwürfe gegeben hat: welches manche ſeiner Leſer zu fodern ſcheinen; denen aber kaum in vielen Bogen gewillfahret werden könnte. Es liefert alſo die XVI. Tafel ein quer durchgeſchnittenes Scheibchen vom ſpaniſchen Rohre: darinn ſich eine große Menge größerer

und

und kleinerer Saft- und Luftröhrchen zeigen, sonderlich durchs Sonnenmikroscop. Der Kunstgriff, wie es geschnitten werden muß, wird umständlich gelehret. Die XVII. Tafel aber zeiget die Haare von Thieren und Insecten. Das Haar aus der Mähne des Leuen, unterscheidet sich durch seine durchlaufende sehr starke Markröhre, welche doppelt dicker, als in den Bärenhaaren erscheint. Die übrigen Häute, die dieses Mark umgeben, sind eben so hell, als in den Menschenhaaren.

Von den Raupenhaaren werden auch viele sonderbare Dinge entdecket. Die Maulwurfshaare scheinen aus unzähligen Ringen von gewundenem Drate zu bestehen. Sodann wird diesen Thieren der Vorwurf der Blindheit benommen: ja sie sollen bessere Augen haben, als die großen Thiere, indem sie mikroscopisch sehen, und ihre Augen nicht größer sind, als die Sandkörnchen: womit sie denn auch unter der Erde in ihren finstern Löchern sehen können.

Die XVIII. Tafel, die im XI. Briefe erkläret wird, liefert den Meelthau, oder das Mooß auf einem Birnblatte; so wie ihn abermal der Freyherr von Gleichen selbst beobachtet und beschrieben hat. Dieses Mooß ist eine ordentliche Pflanzenart, die ihre Wurzel, und Samkörner hat, wodurch sie sich fortpflanzet. Die XIX. Tafel beschreibt den weißen Kornwurm, einen kleinen Hausdieb, der viel Schaden thut; und den der Hr. von Gleichen auf seinem eigenen Boden entdecket hat. Aus

Rach-

Nachgier beſchreibt er ihn aufs genaueſte. Endlich die IX. Tafel liefert eine ſtark vergrößerte Warze, oder Zungenpapille eines Rindes, ſo wohl in, als außer ihrer Scheide. Hier iſt Weisheit! Wer Verſtand hat, der merke darauf.

Der XII. Brief in der III. Sammlung, beſchreibt das vom Freyherrn von Gleichen erfundene Kaſtchen zum Sonnenmikroſcop, welches auf der XXI. und XXII. Tafel abgebildet zu ſehen iſt? Es iſt wahr, daß man den menſchlichen Verſtand nicht nach ſeinem halben Werthe erkennet, wenn man ihn nicht in den Kunſtgriffen und Hülfsmitteln betrachtet, die er ſich ſelbſt, zu Erreichung ſeiner Abſichten, ausſinnen und erfinden kann. Wir können uns bey der Beſchreibung ſelbſt nicht aufhalten; bemerken aber nur ſo viel: daß dieſes Käſtchen zugleich alle Bequemlichkeit verſchaffet, die vergrößerten Gegenſtände genau abzuzeichnen.

Im XIII. Briefe wird eine Entſchuldigung angebracht, warum der Hr. V. nicht des in Leipzig erfundenen Vertical-Sonnenvergrößerungsglaſes Erwähnung thue. Der Hr. Juſtizrath geſteht nämlich, daß er überhaupt kein Freund vom Sonnenmikroſcop mehr ſey; und es alſo für überflüßig gehalten, Zeit und Papier damit zu verſchwenden. Er meynet auch, es ſey ſehr beſchwerlich, nach dem Sonnenmikroſcop etwas abzuzeichnen, da die Sonne keine 4 Minuten auf einer Stelle bleibt, ſondern beſtändig fortrücket: ſo daß niemand im Stande iſt, ein Inſtrument zu erfinden, womit man das zum Zeichnen beſtimmte Papier nach dem Laufe

der

der Sonne, beſtändig in gleicher Richtung fortzurücken. Hier haben wir eine kleine Gegenrede zu machen. Hevel hat das Bild des Mondes mit allen ſeinen kleinſten Flecken, auf unzählige Arten, ſehr oft durch ein Fernglas fallen laſſen, und aufs genaueſte abgezeichnet; ungeachtet der Mond eben ſo ſchnell fortrücket, als die Sonne. Sollte ſich der dabey gebrauchte Kunſtgriff, der in ſeiner Selenographie beſchrieben und abgebildet ſteht, nicht auch aufs Sonnenmikroſcop anwenden laſſen?

Die XXIII. und XXIV. Tafel ſtellet die lieberkühniſche anatomiſche Vergrößerungsmaſchine vor, die ſchon im I. Tome der Hiſtoire de l' Acad. Royale des Sciences de Berlin abgebildet worden. Die XXV. Tafel zeiget eine dergleichen Maſchine von Holze, die Hr. Hofr. Delius zu Erlangen, mit muſchenbrockiſchen Müſſen erfunden hat: welche viel wohlfeiler iſt, als die lieberkühniſche.

Im XIV. Briefe kommen wieder Beobachtungen und Erfahrungen vor. Denn die XXVI. XXVII. XXVIII. und XXIX. Tafeln, liefern eine der ſchönſten Raupen, in ihrer Verwandelung, bis zum Sommervogel, und einige beſondre Theile ihres Vogels. Man nennet dieſelbe die Wolfsmilchraupe, weil man ſie auf dem gemeinen Kraute, Wolfsmilch genannt, findet. Dieß iſt ein ungemein ſchöner Anblick, und man muß die beſondere Weisheit des Schöpfers aller Dinge, auch in dieſem ſo verachteten Zwiefalter, der eben in ſeinen Farben nichts ſonderbar reizendes hat, überaus bewundern. Der Hr. Verf. hat hier eine ſehr

merk-

Elisens Pilgrimschaft, die nach dem Leben eilet,
Wo eine stete Dau'r die Zeit verlachen heißt:
Wo der Gekreuzigte der Sünder Wunden heilet,
Und mitten im Triumph sich noch als Heiland weist.

Wo Lob, und Preis, und Dank vor Gottes Throne schallet,
Wo man den Herren sieht in seiner großen Kraft;
Da geht die Straße hin, worauf Elise wallet,
Da endigt sich der Weg von Ihrer Pilgrimschaft.

Sie hat den einen Theil anheut zurückgeleget,
Den andern fängt Sie nun mit Ihrem Heiland an;
Und wandert bis die Glock das End der Wallfahrt schläget,
Weil man im Grabe doch nicht ferner wandern kann.

Elise! walle fort auf dieser Götterstraße,
Ob sie durch Mara gleich und Bochims Gränzen geht;
Sie führt Dich auch bald auf sanft beblümtem Grase,
Das im Thal Ajalon bey süßen Quellen steht.

Recht so, erhabner Geist! Du eilst durch Basans Eichen,
Und siehst die Rosen schon in Sarons Thälern blühn.
Wie fröhlich wirst du einst den heilgen Berg erreichen,
Und mit dem großen Sohn zum ew'gen Vater fliehn.

O heiliges Gelübd! das Dich zur Pilgrim machte!
O Wallfahrt! die Dich hin in Salems Hütten bringt!
Wo keine Zeit mehr ist, wo man im Engelprachte
Die Gottheit ewig schaut, und ewig, heilig singt.

Dort wirst Du vor dem Lamm, das auf dem Stuhle sitzet,
In einem weißen Kleid, ein Hosianna schreyn.
Dort wird die Seligkeit, die aus dem Vater blitzet,
Und durch die Seele dringt, der Seelen Wollust seyn.

Dort wird der große Sohn mit Götterkoſt dich ſtillen,
Wo man das Mannabrod vom Holz des Lebens ißt.
Dort wirſt Du Deinen Durſt aus ew'gen Quellen ſtillen,
Dort wo Jehovah ſelbſt das Meer der Wolluſt iſt.

Da hörſt Du, große Seel'! die Halleluja lieder,
Des alten Aſſaphs Stimm' und Davids Harfenklang;
Die muntre Miriam und ihre beyden Brüder,
Das Chor der Seraphim, der Selgen Lobgeſang.

Noch mehr! hier hörſt du auch viel tauſend Engel ſingen,
Wie in dem Heiligthum ihr dreymal Heilig ſchallt;
Wie ſie dem Heiligſten ihr reines Opfer bringen;
Wie durch die Ewigkeit das Heilig wiederhallt.

Wie vor dem heil'gen Stuhl die Patriarchen wallen,
Die Märtyrer getröſt, Apoſtel Fürſten ſind.
Wie Kindlein ihrem Gott ihr dreymal heilig Lallen,
Und wie, o große Huld! der Sünder Gnade findt.

Sieh! dieſes iſt der Ort, wohin der Weg Dich führet,
Den du betreten haſt, ſchon nach dem Sündenbad:
Hier wird Dein Pilgerſtab mit Kronen ausgezieret,
Doch es geſchehe dieß, zu unſerm Troſte, ſpat.

Indeſſen will ich heut vor Gottes Augen treten,
Die Ehrfurcht ladet mich zu dieſer Andacht ein:
Ich will für Dein Gemahl, Dich und Dein Leben bethen,
Dieß ſoll mein Kleiderpracht, mein Prunk, mein Galla ſeyn.

„Mein Gott! hier windet ſich ein Wurm zu deinen Füßen,
„Ein Stäublein ſeufzet jetzt zu deiner Majeſtät:
„Laß auf Eliſabeth nur deinen Segen fließen,
„Auf daß es Ihr noch lang hiernieden wohl ergeht.

„Er-

„Erquick, erfreu, behüt', beſchütz und laß ſtets grünen,
„Die Jahre, die Sie noch auf Erden wallen ſoll.
„Laß auch Carl Theodorn noch lang in Ruh dir dienen,
„Und mach ſein Freudenmaaß mit deinem Segen voll.

„Ach Herr erhöre mich! und ſprich ein gnädig Amen!
„Sey meiner Pilgrim Schutz, Ihr Stecken und ihr Stab:
„Leit' Sie mit deinem Arm, in deines Sohnes Namen,
„Geſund, getroſt, beherzt, und heilig bis ins Grab.

Und kömmt denn auch der Tod, entdeckt er ſeine Larve,
So ſchlafe ſelig ein und ruh' in Deiner Gruft;
Bis daß einſt Raphael mit ſeiner goldnen Harfe,
Das große Hephata zu Deinem Marmor ruft.

O welch ein ſel'ger Ruf! dann lebſt du ewig wieder,
Von aller Qual befreyt, verklärt, von Sorgen los:
Und ſeheſt Dich entzückt zur heil'gen Ruhe nieder,
Eliſa freue Dich in Deines Jeſu Schooß!

V.

Fortſetzung der Rede, Hrn. Prof. Ruhnkens in Leiden, zum Antritte ſeines Lehramtes der Beredſamkeit 1761.

Es wird kaum ein Poet zu finden ſeyn, der bey vornehmen und reichen Leuten beliebter wäre, als Horaz. Ob wohl nun demſelben an Witz und Kunſt nichts abgeht: ſo iſt das Glück, mehr als andre Dichter in den Händen großer und anſehn-

licher Leute zu ſeyn, ſonderlich der wunderwürdigen Artigkeit (urbanitati) zuzuſchreiben, die er vom Mäcenas, dem aller geſitteſten Manne, am Hofe Kaiſers Auguſts, als der wahrhaftigſten Schule aller Artigkeit, gelernet hatte. Dieſe Anmuth Horazens, können unſre Lichtſcheuen Schulmeiſter, die von beſtändigen Nachtwachen dumm geworden, unmöglich ſchmecken: aber Leute von ſchönem Witze empfinden ſie deſto ſchärfer, je mehr ſie Umgang in der Welt gehabt haben. Folglich halte ich das für ausgemacht, was mir einmal ein Mann geſaget hat; von dem es ungewiß iſt, ob er mehr durch ſein erhabenes Geſchlecht, und hohe Bedienungen, oder durch Witz und Gelehrſamkeit im Anſehen ſteht. (Der Graf von Bentink). Dieſer ſagete, in der Jugend hätte er den Horaz ſo getrieben, daß er alle ſeine Verſe ſo gut, als ſeine Finger gekannt hätte: allein deſſen artige Sprüche und auserleſenen Scherze, hätte er damals erſt verſtehen lernen, als er durch den Lauf ſeiner Ehrenſtellen, die Sitten der Menſchen, ſonderlich der Könige und Fürſten kennen gelernet. Allein wir müſſen wieder auf unſere Schulfüchſe kommen, von denen meine Rede abgewichen iſt.

Wie ihr Gemüth überhaupt ſehr niedrig und eingeſchränkt iſt; ſo haben ſie auch von den alten Schriftſtellern ſehr niedrige Meynungen gefaſſet. Denn das Kleinſte von allem Guten, das aus ihnen zu ſchöpfen iſt, daß wir nämlich das ſchöne Latein daraus lernen, das halten ſie für das allergrößte, ja beynah einzige Gut. Sie ſetzen alſo

die

auf einer Marktſchreyer-Bühne u. die bunten Zotenreiſſer dürften ſich ſonſt endlich noch unterſtehen, ſich eben ſo, wie die Dichter, des Phöbus Söhne zu heiſſen.

Wenn ich nun unterſuche, wodurch theatraliſche Stücke lehren ſollen: So finde ich nach der Lehre des Ariſtoteles, Horaz und ſo vieler neuern Critikverſtändigen, daß es nicht durch hin und her angebrachte gute moraliſche Einfälle; ſondern durch den Zuſammenhang der Fabel geſchehen ſoll, welcher uns die Handlung als gut oder böſe vorſtellet. Jenes ſind nur kleine Hülfsmittel, ſo der Dichter hier und dar brauchet, um die Leute bey der Aufmerkſamkeit zu erhalten; dieſes aber iſt der wahrhafte Grund der theatraliſchen Erbauung. Jenes muß ein Dichter auch in dem kleinſten Gedichte beobachten; dieſes aber kan er nur in wohl ausgeſonnener Verbindung der nachgeahmten Handlung anbringen.

Ich zweifle nicht, daß eine geſchicktere Feder, als die meinige iſt, aus dieſem Grunde ſehr viele beſondere Regeln beweiſen könnte, welche von Verächtern der Gründlichkeit, aus Unwiſſenheit, als lächerlich angeſehen werden. Dieſes iſt zum wenigſten gewiß, daß der bisher noch ſo ſehr herrſchende ſchlimme Geſchmack in theatraliſchen Stücken, hierdurch völlig könnte beſieget werden; wenn nemlich die Zuſchauer in denſelben eben ſo viel Lehrreiches als Beluſtigendes ſuchten.

Doch ich muß zeigen, daß eine Oper nicht lehren könne. Die Weltweiſen behaupten ſehr wohl, daß die allzuhäufigen ſinnlichen Bilder, die Wirkungen des Verſtandes hindern. Denn iſt der Verſtand eine Kraft der Seele ſich ein Ding deutlich vorzuſtellen:

die Sachen, um deren willen die Alten von verſtändigen Leuten geleſen werden, ganz beyſeite, und grübeln nur über die Wörter; und zwar mit einem ſo elenden Fleiße, daß, ſobald ein Wörtchen, oder eine Redensart, bey einem Scribenten vorkömmt, ſie gleich eifrig geprüfet wird. Richten ſie ſich ja noch aus dieſem Schlamme empor, ſo jagen ſie den alten Gewohnheiten und Fabeln, bis zu Kindereyen nach. Im Leſen der göttlichen Gedichte Homers und Virgils erheben ſich ihre Gemüther nicht mit dem Dichter, ſo, daß ſie ſelbſt ſich etwas größer bedünkten; ſie ſuchen nicht die innern Schätze des Witzes und der Weisheit, ſondern bleiben an der Schale, und den Farben kleben. Hieraus ſind die eiteln und lächerlichen Fragen ſolcher Sprachlehrer, die auch von den Alten ſchon verſpottet worden, entſtanden: Was die Sirenen geſungen haben? Wieviel Ruderknechte Ulyſſes gehabt? Wie die Helden im trojaniſchen Pferde geheißen haben? Ob der Cyklop Polyphemus Hunde gehabt? O ihr kleinen Geiſterchen! O närriſche Bemühung um Kindereyen!

Eben dieſe Leute bewundern am Cicero nicht das, woraus ſeine wahre Größe erhellet, die Stärke ſeiner Beredſamkeit, diejenige Weisheit, die aus ſeinem Leben ſo deutlich, als aus ſeinen Schriften zu erſehen geweſen, und ſein erhabenes Gemüth, welches gegen das Wohl ſeines Vaterlandes alles verachtet hat: ſondern bloß ſeine anmuthige Mannigfaltigkeit in Ausdrücken und Redensarten. Und wir wundern uns noch, daß die

Seele der ſolchen Meiſtern anvertrauten Jugend, nicht zu edlen Geſinnungen gereizet und geſtärket, nicht nach den Muſtern alter Helden gebildet; ſondern vielmehr zu läppiſchem Fleiße auf eitles Spielwerk erniedriget wird.

Da ich hier ſage, daß die Schulfüchſe ſonderlich auf alte Gebräuche erpicht ſind; ſo muß doch niemand ſolches zum Schimpfe des Alterthums annehmen. Denn welcher Vernünftiger wird einen Fleiß misbilligen, der an Nutzen ſo reich, und an Vergnügen ſo reizend iſt; und ohne welchen man zum Verſtande aller alten Schriftſteller kein Zugang iſt? Nicht die Unterſuchung alter Sitten und Gewohnheiten, ſondern den verkehrten Eifer, womit dieſelben das Alterthum durchforſchen, verachten und verwerfen wir. Denn bey Vernachläßigung jenes Theils der Alterthümer, deſſen Nutzen ſich ſo weit erſtrecket, beſchäfftigen ſie ſich nur mit Erforſchung der Lappereyen. Viel eher werden ſie uns zu erklären wiſſen, was für ein Gott Ajus Locutius, was für eine Göttinn Cunina, wer Cloacina geweſen; als was für ein Unterſcheid zwiſchen dem Stadtrechte, dem Latialiſchen, und dem italiſchen Rechte geweſen. Eher werden ſie erzählen, was die Römer gegeſſen und getrunken haben; als wie ſie das gemeine Weſen regieret haben. Willſt du alſo wiſſen, aus was für Urſachen das römiſche Reich gewachſen, und verfallen iſt; ſo wird dir Montesquieux die Begierde ſtillen: dieſe vortrefflichen Antiquarier hergegen werden dich hungrig von ſich laſſen. Vormals ſind Ariſtotels

ſtotels Bücher von Polizeyen vorhanden geweſen; darinn er von 158 Republiken die Urſprünge, Regierungsarten, Geſetze, öffentliche und beſondre Sitten beſchrieben hat: ein ganz wunderwürdiges Werk, wenn man aus den Ueberbleibſeln urtheilen darf; und ich wollte, daß es durch den Verluſt vieler andern Bücher die wir haben, erkaufet werden könnte. Dieſen großen Verluſt nun, beklagen viele; es erſetzet ihn aber niemand. Dieß, dieß iſt eine für einen gelehrten Liebhaber der Alterthümer würdige Materie, durch deren Abhandlung er ſich um die Staatskunde, und folglich um das menſchliche Geſchlecht ſehr verdient machen kann. Hergegen kann man die abgeſchmackten Sammlungen von den Schuhen, Ringen, Schnallen und Kleidern der Alten billig dem Witze der Schulmeiſter überlaſſen.

Vielleicht wird hier jemand ſagen, wenn die abgeſchmackten Grübler in den Büchern der Alten nichts als Gebräuche und Formeln ſuchen, und alſo weder die Kraft noch Vortrefflichkeit derſelben, mit ihrer Einſicht erreichen; wie kömmt es denn, daß ſie die claſſiſchen Schriftſteller, wie man ſie nennet, ſo übermäßig loben? indem ſie ohne Ende des Plato himmliſchen Geiſt, Ariſtophans attiſche Scherzreden, Ciceros wunderwürdige Beredſamkeit, den herrlichen Ueberfluß des Livius im Munde führen? Die Antwort hierauf iſt nicht weit zu ſuchen. Ich läugne, daß ſie aus eignem Verſtande, und aus völliger Ueberredung ſo urtheilen: und ein jeder, der ihre Dummheit und Kindereyen kennet,

muß es nothwendig läugnen. Wie denn? Sie wiederholen, gleich Papageyen die Worte, die ſie von großen Männern gehöret; ob ſie vieleicht Unverſtändigen weiß machen können, daß ſie eben ſo wohl, als die Scaliger und Caſauboner einſehen, wie vortrefflich dieſe großen Schriftſteller geweſen. Und ich weis es nicht, ob es nicht dieſen alten Gelehrten ſchimpflich iſt, von ihnen gerühmet zu werden? Denn wer in dieſer unſrer Gelehrſamkeit nicht bewandert iſt, und etwan den Demoſthenes oder Cicero von dieſen Schulmeiſtern loben höret; der bildet ſich gleich ein, daß auch ſie ſolche niederträchtige, ungeſalzene und finſtre Buchſtäbler geweſen, dergleichen die ſind, ſo ſie loben. Und daher kömmt es, daß viele, welche die beſten Schriftſteller des Alterthums, nach dem Maaße ihrer nüchternen Lobreden abmeſſen, die freyen Künſte ſelbſt, die von ihnen auf uns gekommen, verachten, und für nichts halten. Denn die Peſt dieſer Schulmeiſter muß ja nicht jenen göttlichen Männern mitgetheilet werden. Mögen doch die Magiſterchen im Staube liegen; indem die alten Helden am Himmel ſtehen. Man verlache die Schulfüchſerey; wenn nur die Künſte in Ehren ſind, die von dem Witze der Alten auf uns gekommen ſind.

Allein es iſt nicht genug, daß dieſe hirnloſen Lehrer die Alten, auf eine zur Praleren eingerichtete Art erheben; wenn ſie nicht zugleich dieß Lob mit einem bittern Tadel neuerer Schriftſteller verbinden. Denn das Jahrhundert, darinn ſie ſelbſt leben, dünket ihnen ſo abgelebt und veraltet zu ſeyn,

daß

daß es in allen Arten der Wiſſenſchaften nichts hervorbringet, was werth wäre geleſen zu werden. Ihnen ekelt vor Boſſuets und Fenelons Beredſamkeit: Molierens Spaße kommen ihnen kalt vor; Corneille deucht ſie gegen den Sophokles, und Racine gegen den Euripides, abgeſchmackt zu ſeyn. Wenn ſie aber hören, daß Fontaine dem Phädrus vorgezogen wird, ſo meynen ſie, man reiße ihnen das Mark aus dem Gehirne. Wir, ob wir gleich dafür halten, daß die Alten in Künſten, die auf den Witz ankommen, ſo vollkommen geweſen, daß ſie den Nachkommen alle Hoffnung ſie zu erreichen, benommen haben; ſo zweifeln wir doch nicht im geringſten, daß es die Geſinnung entweder eines närriſchen, oder neidiſchen Läſterers ſey, unſern Zeiten ihr Lob zu entziehen. Vielmehr iſt es zum Nutzen zuträglich, und zum Vergnügen angenehm, die größten Geiſter alter Zeiten, mit den Lichtern der Neuern zu vergleichen, und ſorgfältig zu unterſuchen; wie glücklich dieſe, jenen Alten nachgeahmet haben. Was gewinnen aber dieſe blaſſen Grammatiker durch ihren bittern Haß gegen die heutigen Köpfe, anders, als daß ſie ſelbſt, aufgeweckten Leuten zum Spotte und Scherze dienen, oder jene alten Schriftſteller verhaßt machen; welches gewiß recht niederträchtig iſt. Denn ſo närriſch ſind einige neuere, daß ſie dann allererſt den ihnen angethanen Schimpf vortrefflich abzulehnen glauben, wenn ſie den Zorn und Unwillen, den ſie über die Schulmeiſter ausſchütten ſollten, auf das Alterthum ſelbſt ausgießen.

Ich bemerke, daß meine Rede ein wenig von ihrem Zwecke abgewichen. Denn ich handelte davon, daß ich weiſen wollte, was die Schülfüchſe in allen Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften für Lehren vortrügen. Dieſes wollen wir alſo thun, wenn ich erſt, ſo kurz als möglich, gezeiget haben werde, wie ihre Unwiſſenheit die Gränzen der ſchönen Wiſſenſchaften, die von den Alten ſo weislich geſetzet worden, verändert habe. Vorzeiten gehörte zu den Studien der Humanität nicht nur die Dicht- und Redekunſt, nebſt den Geſchichten; ſondern vornehmlich die Philoſophie, und, ohne welche die Philoſophie faſt nicht erlernet werden kann, die Mathemätik. Quintlian fodert zu einem Sprachgelehrten, d. i. zu einem Ausleger der Poeten, ſowohl die Wiſſenſchaft der Weltweisheit, als der Geſtirne. Denn die Dichter, welche die älteſten Lehrer der Weisheit geweſen, wie wir wiſſen, haben in ihre Gedichte viele Spuren der Philoſophie und Aſtronomie eingedrücket. Allein man ſehe nur, wie ſehr ſich alles verſchlimmert hat! Jene zur Schande der Gelehrſamkeit gebohrnen Buchſtäbler, da ſie gewohnt waren, leichtſinnige Kinderenen zu treiben, wurden durch die Schwierigkeit der Mathematik abgeſchrecket, und konnten den Ernſt der Weltweisheit nicht vertragen. Was geſchah alſo? Alle alte Philoſophen, ob ſie gleich mit unter die claſſiſchen Schriftſteller gehörten, wurden weit von ihnen zurückgewieſen; und die Weltweisheit ſelbſt (o blinde Köpfe dieſer Leute!) ward als eine unglückliche Erſcheinung verſpottet,

und

und verſpeyet Da ſieht man alſo, daß diejenigen, die andre Poeten mit ungeheuren Auslegungen überladen, das Herz nicht haben, den Lucrez nur anzurühren! Ciceros Reden und Briefe ſeufzen unter der Laſt von Anmerkungen und Muthmaßungen. Allein zu ſeinen philoſophiſchen Büchern hat ſich noch kein einziger gefunden, der den Namen und die Würde eines würdigen Auslegers verdienen könnte. Was? würde nicht Manilius noch dieſe Stunde mit Finſterniß und Schmutz kämpfen müſſen, wenn nicht einige wenige Gelehrte, die mit einer Kenntniß ernſthafterer Künſte verſehen waren, ein Scaliger, Huet, und Bentley ihn zu erklären übernommen hätten? Da nun dem alſo iſt, wer wundert ſich wohl, daß die Schulgelehrten von den Weltweiſen als Buchſtabenfänger ausgelachet werden, die aus den Schriften der Alten nur Spreu und Stoppeln ſammeln; die häufige Aernte der Sachen und Sprüche aber vernachläßigen? Wer alſo dergleichen Leute, als ich beſchrieben, dieſes Schimpfes würdig achtet, der ſchreibe immer meinen Beyfall zu ſeiner Meynung. Nur ſchiebe man die Unwiſſenheit der Künſtler nicht auf die Künſte; und verachte nicht, wegen der Dummheit einiger Schulgelehrten, die ſchönen Künſte ſelbſt. Denn es würde Weltweiſen ſchändlich ſeyn, die Schuld der Menſchen nicht von der Unſchuld der Sachen unterſcheiden zu können.

Nachdem alſo die Philoſophie und die Mathematik aus der Zahl der ſchönen Wiſſenſchaften ausgeſchloſſen worden: ſo iſt den Schulfüchſen nichts

weiter übrig geblieben, als die Beredſamkeit, Dichtkunſt, und Geſchichtkunde. Nun laßt uns einmal ſehen, was für einen Weg ſie den Schülern der Beredſamkeit zeigen. Wer dieſelbe nach der Wahrheit ſchätzet, pflegt den Regeln dabey nicht viel Kraft zur Erlangung derſelben beyzumeſſen; ſondern faſt alles von einem großen und erhabenen Geiſte, der Tugend und Weisheit bewundert, Laſter hingegen, und alles niederträchtige Weſen verachtet, herzuleiten. Wer nun ein ſo edles Gemüth, durch das Leſen alter Redner, ſonderlich Demoſthens und Cicerons befördert, und aufmuntert, der kann durch eine beſtändige Uebung im Schreiben und Reden, ſehr leicht den Gipfel in der Wohlredenheit erreichen. Allein zu dieſer wahren und männlichen Beredſamkeit konnten Schulmeiſter von niedrigen und böſen Gemüthern nicht gelangen: daher haben ſie eine ganz andre verfälſchte Wohlredenheit in die Schulen eingeführet, die in Worten ſchwülſtig, an Sprüchen leer, und ſonſt mit ſchnödem Zeuge angefüllet iſt; ſo daß billig der ſtrenge Spötter aller Schulfüchſereyen, Petronius, die Schuld der verfallenen Beredſamkeit auf ſie geſchoben. „Mit eurer Erlaubniß, ſaget er, muß ichs herausſagen: Ihr habet zu allererſt die Beredſamkeit verderbet. Denn indem ihr mit leichtſinnigen und leeren Tönen geſpielet; ſo habet ihr gemachet, daß die Reden ſelbſt entkräftet werden, und zu Boden geſunken. Hat dieſer von den Rednern ſeiner Zeiten ſo geurtheilet: was würde er nicht von den neuen Schul-

lehrern

lehrern geurtheilet haben, die nicht die Beredſamkeit, das iſt, eine ausführlich redende Weisheit, ſondern eine ſchwatzhafte Thorheit ihrer Jugend beybringen; und alsdann recht wunderwürdig geredet zu haben glauben, wenn ihre Rede von der geſunden Vernunft am meiſten abweicht.

Einige, die ſich ins verlegene Alterthum verliebet haben, reden wie Evanders Mutter: ſo daß auch Gelehrte, wofern ſie nicht Wörterbücher bey der Hand haben, und durchlaufen, faſt bey allen Wörtern ſtocken. Viele andre verachten die güldene Einfalt, und Beſcheidenheit Ciceros, und jagen einer aufgeblaſenen, gefirnißten, und von kühnen Metaphorn ſchwangern Schreibart nach, deren Muſter wir im Symmachus und Sidonius Apollinaris finden. Solche Redner hatten vormals viele Köpfe unſerer Holländer, gleichſam wie ein giftiges Geſtirn angehauchet: und ihre verkehrte Art hat ſich ſo ſtark ausgebreitet, daß man auch itzo noch Leute findet, die keine andre Rede für ſchön und prächtig halten, als die aus leeren Blaſen, und hochtrabend klingenden Worten zuſammengeſetzet iſt *). Und dieſes halte ich für die vornehmſte Urſache, warum die Holländer, die doch im Ruhme der Gelehrſamkeit allen Völkern den Preis abgewonnen, bloß in der guten Redekunſt und Schreibart den Wälſchen nachgeblieben: als welche ſich ganz

*) Sind unſre auf miltoniſch ſchweizeriſche Art abgefaßten Gedichte, Idyllen und bibliſche Romane, wohl in einem andern Tone geſchrieben?

ganz auf die Nachahmung Ciceros, und derer, die ihm am nächſten gekommen, befliſſen haben.

Gleichwohl iſt dieſes nicht die einzige Krankheit, daran dieſe neuen Lehrer der Beredſamk. niederlägen. Denn ſie lieben nicht nur ſelbſt eine gelehrte Dunkelheit, ſondern empfehlen ſie auch ihren Lehrlingen: weil der Pöbel nur über dasjenige voller Verwunderung erſtaunet, was er nicht verſteht. Selbſt auf unſerer Univerſität, hat ein gewiſſer gelehrter Mann, die ſchönen Wiſſenſchaften gelehret, der, wenn er aus dem Stegreiſe ſprach, ſehr gut redete; wenn er aber mit Fleiß etwas geſchrieben hatte, durch eine verdrüßliche Schreibart, und eine ſchändliche Pralerey mit ſeiner Gelehrſamkeit, alles ſo verfinſterte, daß ſeine noch vorhandenen Schriften, nicht zur Erläuterung der ſchönen Wiſſenſchaften, ſondern zur Abmattung guter Köpfe geſchrieben zu ſeyn ſcheinen *). Nahe an dieſes Laſter gränzen auch einige unſrer Philoſophen; die Sachen, welche ſie mit einer gemeinen und deutlichen Sprache ſagen könnten, aus einer mit Fleiß erzwungenen Subtilität, mit Worten ausdrücken, die ganz ungebräuchlich, oft ganz neu geſchmiedet, und von ihnen ſelbſt, ziemlich unbequem ausgehecket ſind **). Die Vernunft ſelbſt aber ſaget, wenn gleich alle Redekünſtler ſchwiegen: die Rede müſſe ſich nach den Sachen richten: niedrige Dinge müſſen niedrig, erhabene, feurig, und mittelmäßige, auch gemäßiget

*) Scheint doch dieſer Beſchreibung eines dortigen Humaniſten nur der bloße Namen eines bey uns vor einigen Jahren verſtorbenen Lehrers zu fehlen!

len: So müssen wir ihm nicht eine unaufhörliche Veränderung undeutlicher ja wohl gar dunkeler Bilder vormalen. Deutliche Begriffe lehren uns: undeutliche oder dunkele sind wohl gar im Stande, wenn sie mit deutlichen verbunden werden, dieselben zu verderben.

Ein wohlgemachtes Trauerspiel zeiget mir nicht mehr als eine Hauptlehre. Es lehret mich eine Tugend lieben, oder ein Laster hassen: Alle übrige Dinge sind nichts anders als Hülfsmittel zu diesem Endzwecke zu gelangen. Die Verzierung des Schauplatzes, der Unterscheid der Personen, werden mit bey den ersten, meistentheils noch ziemlich frostigen Unterredungen der Spielenden bekannt. Die untermischte Musik ist nichts anders, als ein Zwischenraum, welcher mir nur erlaubet Athem zu hohlen, das vorhergehende zu überdenken, und das künftige ungeduldig zu erwarten. Der Schluß läßt mich endlich von meiner vielen Mühe die Früchte sammlen. Ich sehe ein, was ich lieben oder hassen, was ich suchen oder fliehen soll. Von Lustspielen ist ein gleiches leicht zu erweisen.

Es möchte mir jemand einwerfen, ich redete von einer Sache, welche zwar geschehen sollte, aber nicht geschiehet. Dieser Einwurf ist bey meiner Abhandlung nicht zu beantworten nöthig. Doch kan ich versichern, daß man schon solche Zuschauer habe, welche nicht bloß eine Belustigung, sondern eine lehrreiche Ergetzung suchen. Die Verbesserung der Schauspiele wird sonder Zweifel auch nach und nach die Zuschauer selbst verbessern.

get vorgetragen werden. Wie vielfältig aber unſre Schulredner, die aus ihrem Staube hervortreten um ſich hören zu laſſen, zu fehlen pflegen, das iſt nicht auszuſprechen. Ich habe ſolche gekannt, die mit eben den Worten, womit Alexander der Große, ſeine Krieger tapfer zu fechten angereizet, auch ihre Jünger zum Fleiße ermahnet haben; und wenn ſie wider die Verächter der angenehmen Muſen eiſern wollten, Ciceros catilinariſche Reden ausſchrieben. Hingegen habe ich auch andre geſehen, die ſpaßhafte Scherzreden komiſcher Schriftſteller, zum Gelächter der Verſtändigen, bey den wichtigſten Dingen braucheten. So wahr iſt es, was Horaz ſaget:

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons.
Verſtand und Klugheit ſind die Quellen guter Schriften.

VI.

Daß Künſte und Wiſſenſchaften durch den Schutz und Beyfall ſteigen, den ihnen die Regenten und Großen des Landes gönnen; ward in einer Rede, bey der glücklichen Krönungsfeyer Ihrer Kaiſerl. Maj. Katharinen der II. Kaiſerinn und Selbſtherrſcherinn aller Reußen u. ſ. w. in der den 3. Oct. 1762. von der kaiſ. Univerſität zu Moskau

**) Muß man ſich nicht billig wundern, daß es auch hier heißen kann: C'eſt partout comme ici.

Moskau angestellten öffentl. Vers. erwogen, von Joh. Gottfried Reichel, Prof. der Geschichte, Univers. Bibliothekar., und der Ges. der fr. K. zu Leipzig Mitgliede. Gedr. in der kais. Univ. Buchdruckerey zu Moskau. 4. B. in 4.

Hier haben wir ein recht neues und schönes Probestück, wie glücklich die schönen Wissenschaften und die deutsche Sprache, bereits bis an die östlichen Gränzen von Europa gedrungen. Die kaiserl. russische Residenz, die nächst London und Paris die dritte größte Stadt unsers Welttheiles ist, hat gelehrte Männer aufzuweisen, die ihrem Vaterlande auf diese Art Ehre machen können; daß sie nicht nur bey der Universität, an den größten Feyerlichkeiten des Hofes als lateinische Redner mit allgemeinem Beyfalle auftreten; sondern auch ihren in der gel. Zunftsprache, nur wenigen Zunftbrüdern verständlich gewesenen Vortrag, auf die vortheilhafteste Art, in einer dem halben Hofe, und einem großen Theile der Residenz vernehmlichen Mundart liefern können. Und was war billiger, als daß eine deutsche Kaiserinn aller Reußen, auch einen deutschen Lobredner ihrer hohen Eigenschaften in ihrem Reiche, und an ihrem Hofe hätte; dem ein allergnädigster Wink von ihr genug war, seine römische Ausführung in eine recht schöne und untadelhafte deutsche Rede zu verwandeln! So fängt sich denn die glückliche Regierung der zweyten Kaiserinn Katharina, fast auf eben die Art an, wie sich die Herrschaft der I. Katharina angefangen; da bey Eröffnung

öffnung der neugeſtifteten kaiſ. Akad. der Wiſſenſ. der berühmte Prof. Theoph. Siegfried Bäyer, aus Königsberg in Preußen, ſich mit einer vortrefflichen Lobrede hören laſſen, die mit unter die ſchönſten Muſter deutſcher Lobreden geſetzet zu werden verdienet hat *).

Doch wir halten uns zu lange bey den äußerlichen Umſtänden dieſer Rede auf, und müſſen billig etwas näher hinzutreten. Wir müſſen Hrn. Prof. Reichein ſelbſt reden hören, um von ſeiner Einſicht, Gelehrſamkeit und Beredſamkeit einen wahren Begriff zu bekommen. Nichts wird für ihn vortheilhafter ſeyn, als dieſes: da er keiner Schmäucheley nöthig hat; und ſich nur ſelbſt zeigen darf, um zu gefallen. Ein heitrer Kopf, ein aufgeklärter Verſtand, ein geläuterter Witz, der von Schwulſt und Niederträchtigkeit gleich weit entfernet iſt, eine Schreibart, die weder gefirniſſet, noch vernachläſſiget worden, und ein ſich überall ähnlicher Ausdruck, der auf eine ungekünſtelte Art die Sprache der Wahrheit redet: das ſind die Eigenſchaften, die ſeinen Vortrag erheben. Kurz, wir müſſen ihn ſelbſt hören. So lautet ſein völliger Eingang:

„Wenn die Geſchichte nichts mehr, als die Namen berühmter Leute auf die Nachkommenſchaft brächte: wenn ſie nichts mehr, als außerordentliche Thaten erzählete: wenn ſie nichts weiter, als den geringen Anfang denkwürdiger Völker und den plötzlichen Untergang mächtiger Reiche und Staaten lehre-

*) S. der gottſchediſchen ausführl. Redekunſt V. Ausgabe, II. Theil, a. d. 559. u. f. Seite.

lehrete; so würde ihre Brauchbarkeit sehr eingeschränket und für die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts sehr gleichgültig seyn. Allein da sie uns den herrlichsten Schatz der lehrreichsten Exempel vor Augen leget; da sie uns die wichtigsten Begebenheiten berühmter Regenten zur Aufmunterung und Nachahmung aufbehält; da sie uns die Handlungen großer Leute nach ihrem mannichfaltigen Einflusse in das Wohl ganzer Welttheile lehrreich vor Augen stellet: so ist ihre Brauchbarkeit und ihr Nutzen, allezeit von vernünftigen Leuten mit Recht erhoben worden.

Die Lobsprüche, mit welchen die Gelehrten ihre Wissenschaften beleget, haben beynahe die Wissenschaften verdächtiger gemacht, als der Tadel, womit sie angefeindet worden. Man hat nämlich in dem Lobe zu viel Partenlichkeit entdecket, und in dem Tadel mehr Gründlichkeit finden wollen. Ohne diese Anmerkung auf die Geschichte zu deuten, kann ich mit Dreistigkeit sagen, daß diese Wissenschaft bey allen ihren Schwierigkeiten, mit welchen sie umgeben ist, für einen Spiegel der göttlichen Vorsehung, und für einen Schatz der brauchbarsten und nützlichsten Staatsregeln ist gehalten worden. Sie hat nicht nur ganzen Nationen und Völkern in fremden Beyspielen den Weg zur gemeinen Wohlfahrt gezeiget; sondern sie hat uns auch Regeln hinterlassen, den Werth großer Regenten sicher zu bestimmen und zu entscheiden.

In dem ersten Weltalter waren die Väter Regenten und Könige ihrer Familien. Ihr Ansehen war

war groſs genug, die Wohlfahrt ihrer Häuſer zu befördern und aufrecht zu erhalten. Allein da ſich die Menſchen nur allzuſtark vermehreten und in unzählbare Familien und Häuſer zertheileten, ſo wollte das Anſehen der Stammväter nicht länger hinreichend ſeyn, die ſo verſchiedenen Abſichten der Menſchen zu einem einzigen heilſamen Endzwecke zu lenken, beſonders, da ein jeder mehr auf ſeinen eigenen Vortheil, auf ſeine eigene Ausbreitung und Macht, als auf die Wohlfahrt aller zu ſehen anfieng. Die göttliche Vorſehung unterwarf alſo die gegen einander ſtreitenden Bemühungen dem Willen eines einzigen; und gab in der Theokratie ſeines Volkes ſelbſt das vollkommenſte Exempel der weiſeſten Regierung. Gehen wir nur mit einiger Aufmerkſamkeit die älteſte und beſonders die heilige Geſchichte durch: o ſo werden wir die anbethenswürdigſten Spuren der göttlichen Vorſehung mit einem heiligen Bewundern bemerken können; da Gott nach ſeiner vollkommenſten Weisheit und Gerechtigkeit, den berühmteſten Völkern Regenten gegeben, womit er nicht nur die Länder geſegnet, ſondern nach ſeinen heiligſten Abſichten auch nachdrücklich heimgeſuchet hat.

Hier lehret uns die Geſchichte, auf was für Art und Weiſe die göttliche Vorſicht die Nationen auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit erhoben; wenn er ihnen nämlich Regenten gab, die ein weiſes Herz höher als vergänglichen Reichthum ſchätzten; welche dabey die Glückſeligkeit des ihnen anvertraueten Volkes für das höchſte Staatsgeſetz

erkenneten. Wie glückselig war nicht Israel, da es in der Person Salomons einen König hatte, der sich der gnädigsten Erlaubniß seines Gottes etwas zu bitten, zur einzigen Wohlfahrt seines Volkes bediente, und um nichts anders, als um ein weises Herz bath, ein so mächtiges Volk zu regieren. Die göttliche Majestät hatte an dieser Bitte des jungen Königes ein so gnädiges Wohlgefallen, daß sie ihn nicht nur zum Heil seines Volkes mit Weisheit ausrüstete, sondern ihn auch mit solchem Reichthume und solcher Ehre begnadigte, daß seines gleichen keiner unter den Königen seiner Zeiten gewesen ist.

Durch dieses und andere Beyspiele hat uns die Geschichte zu verstehen geben wollen, daß es zur höchsten Glückseligkeit eines Volkes gereiche, von einem weisen Regenten beherrschet zu werden. Es ist an und für sich schon eine göttliche Wohlthat, wenn Weisheit, Künste und Wissenschaften sich unter einem Volke ausbreiten; allein noch weit gröser und schätzbarer ist die ganze Wohlthat, wenn Weisheit, Künste und Wissenschaften von den Regenten selbst hochgeachtet, geschützet, geliebet und ausgeübet werden; alsdann erst werden, nach dem Ausspruche eines alten Philosophen, die Nationen glücklich, wenn entweder die Weisen regieren, oder die Regenten selbst Weise sind.

Wie glücklich ist nicht das russische Reich, welches in der allertheuresten Person seiner allerdurchlauchtigsten Selbstherrscherinn und Kaiserinn Katharina der Zweyten, eine so vollkommene

Regen-

Regentinn beſitzet, deren Weisheit, Einſichten, Huld, Gnade, Liebe zur Gerechtigkeit, Aufmerkſamkeit gegen die allgemeine Wohlfahrt und gegen die Glückſeligkeit aller einzelnen Glieder ihres ſo weiten und mächtigen Reiches, die ehrfurchtsvolle Dankbarkeit der gegenwärtigen Zeiten, und die Verehrung und Bewunderung der Nachkommenſchaft mit vollkommenſtem Rechte verdienen. Die Geſchichte des ruſſiſchen Reiches bekömmt hier einen neuen Zeitpunkt, der die Staaten von Europa, ja von den übrigen Welttheilen, nicht nur in Bewunderung ſetzen, ſondern auf die Glückſeligkeit des ganzen ruſſiſchen Reiches auch aufmerkſam machen muß. Das ruſſiſche Reich ſelbſt aber hat bereits das beneidenswürdigſte Glück, die Früchte der weiſeſten Regierung ſeiner vollkommenſten Monarchinn, theils ſchon wirklich zu genießen, theils die gewiſſe Ankunft goldener Zeiten ſchon in der Nähe zu ſehen. Was Wunder! daß auch die Wiſſenſchaften an dieſem allgemeinen Glücke Antheil nehmen, und in Freudenzurüfe ausbrechen, die von der ganzen Welt gebilliget werden.

Iſt unſere Hauptſtadt, iſt das ganze Reich von Jauchzen und Freude über die glückliche Krönung unſerer Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Monarchinn Katharina der Zweyten erfüllet: wie kann unſer Muſentempel ſeine vollkommenſte Freude und Zufriedenheit bergen, da er ſich der allerhöchſten Gnade Seiner erleuchteſten Beſchützerinn tröſtet, und unter Höchſtderoſelben, Gott gebe recht langen, Regierung, für

die Aufnahme und Ausbreitung guter Künste und Wissenschaften sich die heilsamsten Wirkungen mit der gegründesteten Zuversicht verspricht. An diesem feyerlichen Tage müssen unsere Herzen mit Gebeth und Wünschen übergehen und unsere Mauern von Lobsprüchen erschallen, welche die beste, die weiseste, die gnädigste Monarchinn, als ein treues Opfer unserer vollkommensten Ehrfurcht anzunehmen allerhuldreichst geruhen wollen! Ich glaube, daß ich ein Wort zu seiner Zeit spreche, wenn ich, gnädige, hochgebiethende und nach Stand und Geschlecht höchst und hochzuehrende Anwesende! in Dero ansehnlicher Versammlung, nach Beschaffenheit, der gegenwärtigen höchsterfreulichen Umstände, das Krönungsfest unserer allertheuersten Monarchinn durch eine Abhandlung feyre, die nicht nur aus der Geschichte erwiesen werden muß; sondern welche auch die preiswürdigste Regierung unserer verehrungswürdigsten Kaiserinn selbst bestätigen wird. Erlauben Sie, daß ich mich über folgende Worte erklären darf: „daß „nämlich die Künste und Wissenschaften steigen und „sich ausbreiten, je nachdem sie des Schutzes und „Beyfalls der Regenten und Großen eines Landes „gewürdiget werden.

Ich werde keine Fehlbitte thun, wenn ich eine geneigte Aufmerksamkeit erwarte, obgleich meine Fähigkeit größer, und meine Beredsamkeit stärker seyn müßte, wenn ich einer so ansehnlichen Versammlung gefallen sollte. Heftige Gemüthsbewegungen machen auch wohl den beredtesten Menschen

stumm;

ſtumm; und eine groſse Freude iſt ſelten wortreich. Dieſe Wahrheit wird einigermaſsen meine Schwäche entſchuldigen, und die Schwierigkeit, eine der vollkommenſten Monarchinnen nach Würden zu loben, wird mich vollkommen rechtfertigen.„

So lauter und rein flieſsen die Ströme der deutſchen Beredſamkeit mitten in Moskau; und ſo edel drücket ſich die geſunde Vernunft aus, wenn ſie ſich Benfall und Anhänger erwerben will! Allein wir müſſen noch weiter fortfahren, und auch etwas von der Abhandlung hören: womit unſern Leſern gewiſs mehr gedienet ſeyn wird, als wenn wir ihnen einen magern Auszug liefern, oder das nackte Gerippe von einem Körper zeigen wollten, der durch ſein vollblütiges Fleiſch, durch ſeine zarte Haut, ſeine Bildung und geſunde Farbe erſt gefallen kann. Doch unſer Raum erlaubet uns weder die Erklärung, noch den ganzen Beweis mitzutheilen. Wir müſſen uns alſo einſchränken: und nur noch den Schluſs dieſer ſchönen Arbeit mitnehmen. Nachdem der Hr. Prof. die beſſern Zeiten berühret, die Rusland unter Kaiſer Peter dem Groſsen und ſeinen Durchlauchtigſten Nachfolgern erlebet hat; kömmt er auf die jetzigen vortrefflichen Anſcheinungen des Ruſſiſchen Reiches unter der jetzigen preiswürdigen Regierung, in folgenden Worten:

Und o! welchen ſeligen und goldenen Zeiten ſehen wir mit Freuden entgegen, da wir in unſerer allertheureſten Monarchinn, Katharina der Zweyten, die weiſeſte Beſchützerinn der Künſte und Wiſſenſchaften zu verehren, das Glück haben.

Von dem Augenblicke an, da ſich unſere allertheureſte Monarchinn der Regierungslaſt unterzogen, haben allerhöchſt Dieſelben auch ſo viele Proben der verehrungswürdigſten Regenten-Tugenden gegeben, daß Rußland der göttlichen Vorſehung niemals das Heil genugſam verdanken kann, welches ihm durch Unſere Geſalbte wiederfahren iſt. Unter den Lobſprüchen, womit das Alterthum die Tugenden des Kaiſers Trajan verehret, iſt es gewiß einer der merkwürdigſten, daß dieſer Herr aus keiner eigenen Beſorgung für ſeine eigene Macht und Herrlichkeit, ſondern einzig und allein für anderer Nutzen, für die Beſorgung der gemeinen Wohlfahrt und Glückſeligkeit des römiſchen Reiches ſich den Regierungsgeſchäften unterzogen hat. Eben dieſes müſſen wir mit der ehrerbietigſten Dankbarkeit von unſerer Monarchinn rühmen: nur die Gefahr des Reiches, nur die allgemeine Wohlfahrt, nur die Glückſeligkeit einer ganzen und ſo groſſen Nation waren vermögend, Ihre Majeſtät zu bewegen, das Zepter und mit demſelben die ſchwerſten Sorgen für das Glück ſo vieler Millionen Menſchen zu übernehmen.

Wie aufmerkſam gegen das allgemeine Beſte, wie bemühet durch die weiſeſten Verordnungen, und was noch weiſer und prächtiger iſt, durch das eigene verehrungswürdigſte Exempel, die Wohlfahrt aller zu befördern, haben ſich nicht vor den Augen des ganzen Reiches unſere geſalbte Monarchinn bewieſen. Die Tugenden der Regenten haben in die Sitten der Unterthanen allemal einen geſegneten

Sehe ich im Gegentheil die Singeſpiele oder Opern an; O was vor eine wundervolle Veränderung nimmt den Zuſchauern die Sinnen ein! Sie ſind nicht fähig dem Verſtande was zu thun zu geben; Ja wollten ſie ſich auch jenem entreiſſen: So würden ſie doch eher die künſtliche Zuſammenſetzung der Maſchinen, als die Lehre der Fabel bedenken. Wollte man auch die Opern eben ſo ordentlich und regelmäßig vorſtellen, als die Trauer- und Luſtſpiele; wollte man alle Veränderungen und Maſchinen des Schauplatzes verwerfen: O ſo würde doch die einzige Muſik, als welche der weſentliche Theil derſelben iſt, den lehrenden Endzweck verhindern.

Man frage einen, ob er im Stande ſey, die ſingenden Perſonen zu verſtehen? Er wird mit nein antworten, und ſich bloß auf das gedruckte Buch beruffen. Iſt nun dieſes im Stande ihn zu lehren, ſo kan er ja ſchon den Endzweck erlangen, ehe er noch den Schauplatz eröffnen ſiehet. Spricht man die lebendige Vorſtellung müſſe das meiſte thun; ſo frage ich wieder, ob er viel ordentliches denken werde, wenn er die Perſon, das Buch und die Muſik zugleich in Erwegung ziehen will.

Weñ die Muſik ihre Stärke recht zeigen will: So muß es mehr in Arien als Recitativen geſchehen. Recitative ſind noch ziemlich natürlich. Wenn ich nun zugebe, daß man ſeinen Vortrag gereimt machen darf: So dächte ich auch ſchier zu erlauben, daß man denſelben ſo recitativiſch-ſingende machte; ob ſich gleich das Erſte noch beſſer als das Letzte entſchuldigen läßt.

Doch

ten Einfluß; und unſere Monarchinn reizet uns durch ſolche Tugenden, welche wir in Dero geheiligſten Perſon zuſammen antreffen, da wir ſie ſonſt in vielen Regenten zerſtreuet mit Mühe finden müſſen.

Regenten ſind ein Bild der Gottheit auf Erden, und Gott ſelbſt hat ihnen die Majeſtät, die Macht und einnehmende Gewalt eingedrücket, welche die Unterthanen bey dem Anblicke ihrer Beherrſcher in die ehrerbiethigſte Bewegung ſetzen. Regenten bleiben alſo, ſie mögen ſo mächtig ſeyn, als ſie wollen, der göttlichen Majeſtät allemal das meiſte von ihren Vollkommenheiten ſchuldig: ſie ſind durch weit größere Wohlthaten als andere verpflichtet, öffentlich zu zeigen, daß ſie Gott fürchten; und Gottesfurcht für die Stütze ihres Thrones und für den Anfang der vollkommenſten Weisheit halten. Ein gottesfürchtiger Regent beſchämet den Unglauben, die Ruch- und Gottloſigkeit, und machet gottesfürchtige Unterthanen; gottesfürchtige Unterthanen aber erfreuen ihren Regenten durch Gehorſam, Treue, Liebe und völlige Ergebenheit.

Dieſe herrliche Regententugend, dieſe zu allen Dingen nützliche Gottesfurcht, erblicken wir mit allgemeiner Erbauung in unſerer allergnädigſten Monarchinn. O was gewinnet dadurch die Religion, der öffentliche Gottesdienſt, die Art zu denken und zu handeln; kurz: die allgemeine Wohlfahrt des ganzen Landes? denn wo man ſich zu Gott nahet, da iſt auch Gott mit ſeiner Gnade, mit ſeinem Schutze und mit ſeinem Segen wieder gegen-

wärtig. Aus dieser einzigen Tugend fließen alle übrigen, von welchen man für die allgemeine Glückseligkeit der Staaten die heilsamsten Früchte erwartet.

Was soll ich von der Weisheit sagen, mit welcher unsere Gesalbte die öffentlichen Reichsangelegenheiten bisher behandelt haben. Die Ruhe des Reiches von außen ist befestiget, die innerliche erhalten, der Handel unterstützet, und die Verwaltung der Gerechtigkeit bestens und nachdrücklichst empfohlen worden. Dieß sind die bequemsten und besten Mittel, wodurch dem wahren Interesse eines Landes wohl gerathen wird; dieß sind die stärksten Lobredner, welche die unsterblichen Verdienste Katharina der Zweyten um das ganze russische Reich dankbar auf die Nachkommenschaft bringen werden; dieß sind die unschätzbaren Wohlthaten, welche die Unterthanen außer sich selbst setzen, und sie zu den brünstigsten Seufzern für das höchste Wohlseyn unserer Monarchinn anfeuern.

So große Vollkommenheiten, so herrliche Tugenden, so nützliche Sorgen für die Wohlfahrt aller, erobern die Herzen aller rechtschaffenen Unterthanen. Allein unsere allertheureste Monarchinn weis diese an sich sehr große Vollkommenheiten durch Dero Huld, Gnade und Freundlichkeit noch weit unschätzbarer zu machen. Wer ist im Stande mit Worten diejenigen Empfindungen der Ehrfurcht, Zufriedenheit und gänzlichen Ergebenheit gegen unsere allergnädigste Monarchinn auszudrücken, wenn er durch den leutseligsten und gnädigsten An-

blick

blick dahin geriſſen wird? dieſe Leutſeligkeit iſt ſtärker als ein gewaffnetes Heer; und ihr Sieg gewiſſer als alle Siege der Helden.

Iſt es uns erlaubet von den Geſalbten zu urtheilen; ſo können wir in vollkommenſter Ehrfurcht einen ſichern Schluß auf die Schönheit des Geiſtes, auf die Erhabenheit der Seele machen, mit welcher unſere allertheureſte Monarchinn von Gott ausgerüſtet ſind. Was für ausnehmende Einſichten haben allerhöchſt dieſelben nicht in alle Arten gelehrter Wahrheiten? Was für Erkenntniſſe in den ſchwerſten Wiſſenſchaften? Was für Beleſenheit? Was für Beurtheilung ſtreitiger und angefochtener Wahrheiten? Was für Neigung gegen die Künſte? Was für Bereitwilligkeit und Ernſt die Wiſſenſchaften in allen Theilen ihres ſo großen und weiten Reiches allgemeiner zu machen, und durch dieſe Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften die Glückſeligkeit in allen Ständen zu befördern? Und was haben wir endlich nicht für ſtarke Bewegungsgründe uns dem Throne Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu nahen, und für die gnädigſte Neigung gegen die Künſte und Wiſſenſchaften die demüthigſte Verehrung zu bezeugen; da wir des Schutzes der Weiſeſten Monarchinn und der glückſeligſten Zeiten verſichert ſind, welche die Wiſſenſchaften beleben, ausbreiten und in allen Ständen Früchte hervorbringen werden, die alle wohlgeſittete Völker zur Ehre und Glückſeligkeit eines Landes zu rechnen pflegen.

Dieſes iſt es, was wir bey der allgemeinen Freude über die glücklich vollbrachte Krönung unſerer allergnädigſten Monarchinn öffentlich bekennen. Wir ſind zu ſchwach, dasjenige, was wir empfinden, mit Worten prächtig auszudrücken. Wir erkennen die Gnade und Wohlthaten unſerer allerhuldreichſten Monarchinn; wir erkennen unſere Pflicht und Schuldigkeit, aber wir halten auch zugleich dieſes für unſer höchſtes Glück, den Beyfall und Schutz unſerer weiſeſten Beherrſcherinn zu verdienen.

Die göttliche Vorſicht, die für die Aufnahme der Reiche und Staaten wachet, die dem ruſſiſchen Reiche Katharinen die zweyte zum Pfande und zur Verſicherung des gnädigſten Wohlgefallens gegeben, erhalte Dieſelbe zum Heile Ihres Volkes; ſegne den Anfang und Fortgang Ihrer weiſen Regierung, verlängere Ihre Jahre und laſſe unter Dero glorwürdigſtem Regimente das ruſſiſche Reich zu derjenigen Vollkommenheit kommen, daß alle Stände blühen, wachſen, und den nachfolgenden ſpäteſten Zeiten ein Bild des Segens und der allgemeinen Glückſeligkeit bleiben mögen.

Eben dieſe göttliche Vorſicht walte über die Hoffnung des ruſſiſchen Reiches, über den Durchlauchtigſten Thronfolger und Czarewiz Hrn. Paul Petrowiz; ſie verleihe Seiner Kaiſerlichen Hoheit ein weiſes Herz, und alle Vollkommenheiten der Seele, die ganz Europa in Seiner allerdurchlauchtigſten Frau Mutter verehret. So hat ganz Rußland, ſo haben die Künſte und

Wiſſen-

Wiſſenſchaften die kräftigſte Verſicherung, daß es ihnen wohl gehen, daß ſie blühen und ihre Wohlfahrt von Tage zu Tage ſich vermehren werde.„

Nun urtheile man, ob es der Hr. Verfaſſer einer ſo ſchönen und meiſterhaften Rede nicht gar wohl verdienet habe: daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät ihn bey einem ihm allergnädigſt verſtatteten Gehör, zum Handkuſſe zu laſſen geruhet; und ihm den ſanften, den beſcheidenen Verweis gegeben: „Daß er, nämlich der Redner, von Dero „eigenen höchſten Perſon, gar zu viel rühmliches mit „einfließen laſſen.„

Eben dieſe Rede iſt auch ins Ruſſiſche überſetzt, und ſo wohl als das Deutſche, auf eine ſo ſaubre, ſchöne und prächtige Art in Moſkau ſelbſt gedruckt worden, daß wir kaum in Leipzig im Stande ſind, etwas beſſers zu liefern.

VII.

Sammlung der Jubelſchriften, welche bey der Feyer des zweyhundertjährigen Andenkens der Stiftung und Einweihung des eliſabethaniſchen Gymnaſii zu Breslau den 29ſten Jänn. 1762. aufgeſetzet worden, nebſt einer Vorr. Sr. Hochw. des Hrn. Oberconſiſt. R. Prof. und Inſpectors Burg. Bresl. bey Korn, dem ältern 1762. in 4.

Es haben schon mehrere Gymnasien ihren hundert oder zweyhundertjährigen Ursprung feyerlich begangen. Es ist also auch dem zu St. Elisabeth in Breslau keinesweges zu verdenken, daß es das Andenken seiner Stiftung öffentlich gefeyert. Es ist allemal eine Wohlthat Gottes gegen ein Land oder eine Stadt, wenn er den Flor der freyen Künste und Wissenschaften darinn erhält, wodurch der Staat und die Religion unterstützet, und die Sittsamkeit der Bürger und Einwohner befördert wird. Die weise Oberkeit in Breslau hat also sehr wohl gethan, daß sie auch in diesem Falle die Lehre des berühmten Elisabethischen Musensitzes zur feyerlichen Dankbarkeit gegen die himmlische Gnade berechtiget; und selbst durch den hochwürdigen Aufseher beyder Gymnasien, eine Jubelpredigt deswegen halten lassen.

Dieser ansehnl. geistl. Lehrer, Hr. Obercons. R. Burg, hat auch selbst die Vorrede zu dieser Sammlung gemachet, und von der Ordnung der darinn enthaltenen Schriften Rechenschaft gegeben. Der I. Abschnitt enthält die am Jubeltage selbst gehaltenen Reden, und einheimische Glückwünsche; darunter seine eigene Jubelpredigt obenan steht. Aus dem 2. 3. und 6. Verse des 27sten Cap. Jesaiä, stellet er darinn, das edelste Loblied Gottes, über der gnädigen Erhaltung seines Weinberges, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit vor. Hierauf folget ein lateinisches Jubelgedicht, des Hrn. Rectors Arlet, in heroischen Versen, womit er die

Jubel.

Jubelfeyer angekündiget hat. Von eben demſelben lieſt man darauf auch eine deutſche Einladungsſchrift, von den Verdienſten der evangeliſchen Gymnaſien in Breslau, um die deutſche Schaubühne.

Der Hr. V. bezeigt hierinn den Eifer für die Ehre ſeiner Vaterſtadt, der an ſich nicht zu tadeln iſt; wenn man nur ſehen könnte, wer dieſelbe in dieſem Stücke zu ſchmählern geſuchet habe. Gleichwohl finden wir auch nicht, daß ſeine Beweiſe ſo ausnehmend überzeugend ſind, daß Breslau es darinn ſoviel andern großen Städten zuvorgethan hätte. Denn im ganzen XVIten Jahrh. findet der Hr. V. nur zwey Stücke anzuführen; davon das letztere doch nur dem Meiſterſänger **Adam Puſchmann** zugehöret, aber die Breslauiſchen Gymnaſien nichts angeht; das erſte aber, von Kain und Abel, zwar bey der Einweihung des eliſabethaniſchen Gymnaſiums aufgeführet worden; doch ſo, daß deſſen Urheber ihm unbekannt iſt. Da er das erſte nur geſchrieben, auf der Magdalenäiſchen Bibliothek angetroffen: ſo haben wir es gedruckt in Händen: und Hr. Prof. Gottſched hat es längſt in ſeinem nöthigen Vorrathe zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, ausführlich beſchrieben.

In den erſten 40 Jahren des folgenden Jahrhunderts hat ſich bey beyden breslauiſchen Gymnaſien abermal nichts theatraliſches blicken laſſen. Die Jeſuiten waren die erſten, die lateiniſche Schauſpiele mit ihren Schülern aufführeten: und damals huben auch die Evangeliſchen, aus Nacheiferung erſt an, in Privathäuſern, deutſche dramatiſche Vorſtellun-

ſtellungen zu veranſtalten. Im 1642ſten Jahre ward allererſt im Lehrſaale der III. Ordnung eine bewegliche Schaubühne aufgerichtet, worauf Rector Major, die **Argenis**, und Prorector Coler die **Arctengenia** vorſtellen laſſen: doch weis man nicht, ob letzteres lateiniſch, oder deutſch geſchehen: ſoviel iſt gewiß, daß beyde nicht in Breslau verfertiget worden. Nach dem weſtphäliſchen Frieden allererſt, folgete wieder aus Schonäi Terentio Chriſtiano, die erſte Comödie vom Naamann, die Major überſetzet hatte: und zu St. Magdalena ward die Tragikomödie, **Irenomachia** aufgeführet. Das ſind nun die Verdienſte der Breslauiſchen Gymnaſien, um die deutſche Schaubühne im erſten Jahrhunderte alle.

Denn daß **Opitzens Judith** im fürſtlichen Oelniſchen Hauſe aufgeführet worden, kann denenſelben nicht ſonderlich beygemeſſen werden: zumal die gryphiſchen Trauerſpiele, die doch damals das beſte waren, was man im theatraliſchen Fache deutſches hatte, nach ſeinem eigenen Berichte, vor 1660, nicht haben aufgeführet werden dörfen. Sind aber nachmals dieſe Gryphiſchen, die Lohenſteiniſchen und Hallmanniſchen, wie auch viel andere weit ſchlechtere Stücke, fleißig aufgeführet worden: ſo ſind doch ihre Verfaſſer alle keine Lehrer der Breslauiſchen Gymnaſien geweſen. Die nach der Zeit eingeführten deutſchen Schulactus aber, können wohl zu einem Verdienſte um die Schaubühne darum ſchwerlich gemachet werden; da ſie weder nach dramatiſchen Regeln gefertiget worden, noch jemals das

Licht

licht gesehen haben, so daß sie anderwärts hätten gebrauchet werden können. Wir müssen aber der Kürze wegen, abbrechen.

Hierauf folget des Hrn. Rectors Arlets lateinische Rede, von der Stiftung und dem bisherigen Wachsthume des berühmten elisabethanischen Gymnasiums. Er gesteht es selbst, daß er mehr einen Geschichtschreiber, als einen Redner abgeben wolle: und er hat sein Wort redlich gehalten. Einen Umstand wollen wir doch daraus mitnehmen, den wir sonst noch nirgends gefunden. Der berühmte Christian von Hofmannswaldau hatte in seiner Jugend in Danzig studiret. Als er nun von Reisen wieder zurückgekommen, und in den Rath zu Breslau gelanget war, gab er den Anschlag, das elisabethische Gymnasium, durch Stiftung neuer Professionen mit guten Besoldungen, in ein akademisches Gymnasium, dergleichen das zu Danzig ist, zu verwandeln; das magdalenäische hingegen eingehen zu lassen, oder es doch in eine Schule zu verwandeln. Dieser Anschlag ist in neuern Zeiten in Göttingen glücklich ausgeführet worden, als die hohe Schule gestiftet ward; und würde allerdings in Breslau auch gelungen seyn, wenn nicht im Anfange dieses Jahrhunderts, die Macht der Katholischen daselbst noch zu groß gewesen; um eine solche Neuerung einführen zu können. Bey itziger veränderter Regierung aber würde nichts leichter auszuführen seyn. Und mennet gleich der Hr. Verf. es wäre der Jugend nicht vortheilhaft, bald zu höhern Wissenschaften zu eilen,

bevor

bevor sie in Sprachen einen sattsamen Grund geleget: so würde doch das magdalenäisch Gymnasium noch allezeit die bisherigen Dienste thun können; wenn es nur keinem Jünglinge erlaubet würde, auf das akademische Gymnasium zu ziehen, ehe er gewisse Jahre auf jenem einen tüchtigen Grund geleget hätte.

Nun folget eine deutsche Rede des Hrn. Prorect. Jachmanns, von dem Flore wohleingerichteter Schulen, als einer Stütze der allgemeinen Wohlfahrt. Dieses Stück ist nun sowohl seinem Inhalte, als der Schreibart nach, mit recht schön zu nennen, und zieret diese Sammlung. Eine Jubelode des Herrn Prof. Stiefs, ist nicht allein an sich selbst voller Gelehrsamkeit, sondern auch mit vielen Anmerkungen voller Belesenheit ausgeschmücket. Mitten in der Ode erscheint ihm die Dichtkunst, und läßt sich in einer andern Versart gleichfalls odenartig hören; worauf der Dichter wiederum nach seiner Art den Schluß machet. Von eben dieser Feder des Hrn. Prof. Stiefs ist auch das folgende Singgedicht, welches feyerlich abgesungen worden.

Nach diesen elisabethanischen Jubelschriften folgen die Gedichte des mit ihm verschwisterten magdalenäischen Gymnasiums. Den Anfang machet eine schöne lat. Ode des Hrn. Carl. Nurnbergers, Professors der Theologie und heil. Sprachen, wie auch der Logik und Metaphysik Hr. Weißhaupt, und Hr. Kuhse aus eben demselben Musensitze, haben

Doch was soll ich mit den Arien machen? Wenn das Recitativ geendiget ist: So kan man ohne grosse Schwierigkeit errathen, was man in der Arie vortragen will. Ich sehe eben nicht, warum man neuerfundener Worte und Ausdruckungen wegen, sich etwas eine halbe viertel Stunde soll vortragen lassen, da dieses uns so lange verhindert die Wahrheit einzusehen, welche man suchet.

Die so vielfältige Wiederholung der Sylben, Worte und Gedanken in den Arien machen auch Ekel. Der Vortrag soll deutlich seyn, und da ist der Verstand schon fähig, die Sache auf einmal zu fassen. Das Ueberflüßige verursachet nur Verdruß. In dem Falle habe ich gesehen, daß die französischen Opern angenehmer sind, als die Welschen; ob die Musik gleich nicht so in die Ohren fällt: Deñ dieselben pflegen selten mehr als einmal etwas zu wiederholen, wie denn auch ihr Vortrag recitativischer ist, als der Welschen.

Ich kan hierbey nicht unterlassen, die Gedanken eines grossen Kenners der Musik und Dichtkunst anzuführen, die er mir bey dieser Sache entdeckt hat. Man darf sich nicht eben einbilden, sagte er, daß die Welschen die Meister der Musik sind, wie die meisten Deutschen glauben. Es herrscht unter ihnen ein verdorbener Geschmack, wie in der Dichtkunst. Ihre Musik fällt zwar in die Ohren, und scheinet was vortreffliches zu seyn: Doch wir sind verderbt, und richten uns nach den Vorurtheilen der Meister. Sollten wir es recht untersuchen, sollten wir nach dem natürlich-schönen fragen, ich glaube, wir würden es sehr sparsam finden. Vor diesem suchten viele Deutsche in der Dichtkunst den Welschen nachzufol-

ben ihre Musen gleichfalls hören lassen. Und hier schließt sich der erste Abschnitt.

Der II. enthält die von anderwärts her, außer Breslau, eingeschickten Glückwünsche, darunter die vom briegischen Gymnasio oben an stehen. Der Herr Rector Theune, ein Lüneburger, hat selbst eine Rede darauf gehalten; Hr. D. Burghart, oberster Professor daselbst, und der kaiserl Akad. der Naturforscher Mitglied, wünschet in lat. Versen Glück. Hr. M. Weinschenk, ein Magdeburger, als Lehrer der Rechte und Geschichte, handelt die Frage ab: ob der Sitz des Breslauer Bisthums jemals zu Bischen (Bicinum) gewesen sey? Hr. Prof. Maier, aus Halle, der Theol. und heil. Sprachen öffentlicher Lehrer, besingt in einem lat. Gedichte dieß Fest; und Hr. Gerhard, erster Collega und Cantor in einer schönen deutschen Ode. Eben so haben sich Hr. Herzog, Hr. Birner, und Herr Leutscher hören lassen; Hr. Conradi aber und Hr. Eberlein, als V. und VI. Collega haben sich lateinisch, theils in Versen, theils ungebunden ausgedrücket. Hierauf folgen noch Hr. Rector Joppich, und Hr. Prorector Leuschner aus Hirschberg, mit ihren Schriften.

Der III. Abschnitt, welcher der stärkste ist, enthält ein paar starke Abhandlungen, die ihrem Inhalte nach, zu dem elisabethischen Gymnasio gehören, und sich zu diesem Jubelfeste sehr wohl schicken. Sie sind beyde aus der Feder solcher Ge-

lehrten geflossen, deren Namen schon wegen der Verdienste ihres sel. Hrn. Vaters, in Breslau beliebt, und werth seyn muß. Die erste ist vom Hrn. D. Joh. Ernst Stief, Breslauischen Arzneygelehrten, der kais. Akad. der Naturforscher, der Leipziger Ges. der schön. Wiss. u. a. m. Mitglied. Sie handelt von allen öffentl. Lehrern der hebräischen Sprache in Breslau. Es herrschet sehr viel Belesenheit und ein großer Fleiß in dieser Schrift. Alles ist aus den gehörigen Urkunden und tüchtigen Zeugnissen erwiesen, und man sieht beyläufig viel angenehme Nachrichten aus dem XVI. und XVII. Jahrh. mit eingestreuet, die verschiedenen andern Dingen ein Licht anzünden. Wir wollen nur kürzlich die Namen derjenigen anzeigen, deren Leben hier ziemlich vollständig erzählet worden. Sie heißen, D. Heß, D. Moibanus, D. Staphylus, D. Musäus, D. Aurifaber, D. Heidenreich, D. Fleischer, M. Joh. Scholz, M. Chr. Scholz, Dav. Rheniſch, M. Herrmann, D. Schlegel von Gottleben, D. Weber, M. Frimel, M. Ezler, D. Acoluth, Viccius, Theol. Bacc. M. Friderici, M. Viccius, M. Acoluth, M. Springer, M. Hocheisen, M. Pohl, M. Weinisch, M. Keller, Joh. Casp. Arlet, M. Kleinwächter, M. Pomarius, Sim. Titius, M. Jacobi, M. Volland, Justin Wachtel, Georg Helmig, und Carl Fr. Nürnberger.

Wie diese Abhandlung in lat. Sprache abgefasset war, also ist die folgende deutsch. Hr. Carl Benj. Stief, der Geschichtk. und lat. Spr. ordentl.

Lehrer

Lehrer am geb. Gymn. und verschiedener gel. Gesellschaft Mitglied, liefert darinnen einen kurzen Abriß einer Geschichte des elisabethischen Gymnasiums in Breslau. Es geht solche von der 300 bis 361. S. und ist uns also viel zu weitläuftig, als daß wir auch nur einen kurzen Inhalt davon liefern könnten. Es herrschet gleichfalls Fleiß und Belesenheit um die Wette darinn. Im Schlusse sehen wir mit Vergnügen, daß seit einigen Jahren dem Hrn. Prof. Extr. und ersten Coll. bey M. Magdalena, Hrn. Strauben, das Amt aufgetragen worden, diej studierende Jugend auch die abendländischen neuern Sprachen zu lehren. Allein warum hat man von diesem geschickten Dichter, in dieser Jubelsammlung keine Zeile zu lesen bekommen?

Als dieselbe schon ganz fertig war, liefen noch, von einem Paare auswärtiger Gelehrten ein Paar Glückwünsche ein, die man also gleich nach der Vorrede anzuhängen und einzurücken genöthiget ward. Der Hr. Geheime Justizrath Gebauer aus Göttingen, als ein vormahliger breslauischer Studierender, wünscht in einem wohlgesetzten lateinischen Schreiben seiner lieben Vaterstadt Glück: und Hr. Prof. Joh. Chr. Gottsched aus Leipzig thut solches in einer deutschen Ode, die wir ihres merkwürdigen Inhalts wegen, unsern Lesern ganz mittheilen wollen; indem wir ihnen das Urtheil selbst überlassen.

Glückwünschungsode.

Budorgis saß am Oderstrande
Vorzeiten kraftlos und verstrickt,
Bevor man vom Elyserlande
Das Joch der Barbarey zerstückt.
Für Sueven, die zur Donau zogen,
Burgunder, die zum Rheine flogen,
Besetzte Zech und Lech das Land;
Der Rest von Quaden und Gothunnen,
Und Enkeln durchgestreifter Hunnen,
Ward von Sarmatern übermannt.

Hier sah man nun in **Breßlaus** Mauren
Noch keiner freyen Künste Flor:
Die Wildheit hieß die Musen trauren,
Und lieh der Pallas noch kein Ohr.
Der Anbruch zwar vom Christenglauben
Schien dieser Nacht die Kraft zu rauben,
Und wies der Künste Morgenroth;
Doch bey der Ampeln dunkelm Wesen,
Das sich der Mönche Schwarm erlesen,
Lag Einsicht und Verstand wie todt.

Gesegnet sey Dein Angedenken,
Verklärter Elbschwan, Knecht des Herrn!
Du kamst, der Welt ein Licht zu schenken:
Du gabst's, und sie ergriff es gern.
Kaum sah der Elbstrom es entbrennen,
So schien die Oder es zu kennen:
Sie wünscht' es, und erhielt es bald.
Es blitzte hell durch ihre Tempel;
Kaum gab **Budorgis** das Exempel,
So siegte schon des Strals Gewalt.

Wie, wenn bey groſſen Siegesfeſten
Die Luſt ſich im Erleuchten weiſt;
Bey allen Bürgern und bey Gäſten,
Ein jedes Fenſter Stralen ſcheußt.
Kaum weicht der Tag, kaum blitzt von fernen
Ein ſtolzes Haus mit tauſend Sternen,
So brennt die ganze Nachbarſchaft;
Ein Himmel glänzt in allen Gaſſen:
Kein Winkel wird hier blind gelaſſen,
Dem nicht ſein Eignet Licht verſchafft.

Der Wahrheit Stral in Glaubensſachen
Begünſtigt Weisheit und Vernunft:
Er weis den Künſten Platz zu machen,
Und ſtärket die gelehrte Zunft.
Doch wie ein Spiegel in der Sonnen,
Von der er Licht und Glanz gewonnen,
Theils Stralen borgt, theils wiederſtralt:
So hat das Reich des Glaubens immer
Von ſchöner Wiſſenſchaften Schimmer,
Theils Licht entlehnt, theils ausgezahlt.

Du, Breßlau! fiengſt bey Magdalenen
Der freyen Künſte Werkſtadt an:
Bald hat es der gelehrten Schönen
Eliſabeth auch gleich gethan.
Hat Gott dem menſchlichen Gehirne,
Vor der ſo rund gewölbten Stirne,
Ein doppelt edles Licht verliehn;
So ſieht man auch in deinen Wällen,
An zwo geweihten Tempelſtellen,
Ein Heiligthum der Muſen blühn.

Und wieviel grundgelehrte Männer
Beförderten des Phöbus Werk!
Der Wissenschaften klügste Kenner
Bewohnten diesen Musenberg.
Flamm, Majorn, Colorn, Hanken, Gryphen,
Dem großen Neumann, Kranzen, Stiefen,
Nicht noch der Künste Dankaltar?
Was sproßten aus dem Unterrichte
So weiser Lehrer nicht für Früchte?
Was stellten sie für Schüler dar?

Hat Leipzig nicht aus ihren Sphären
Des großen Scherzers Geist gekannt?
Was haben Schmid und Bernd für Lehren
In tausend Jüngern angebrannt?
Woher entsproß der große Meister,
Der in dem Reiche deutscher Geister
Mit Recht die zweyte Stelle zierte?
Der weise Wolf, den alle kennen,
Den alle nächst dem Freyherrn nennen,
Dem kaum die Oberhand gebührt.

Sey stolz, o Breßlau! und erneure
Die Stiftung von dem Musensitz:
Wer nimmt nicht Theil? Ich selber freue
Dein Wachsthum an Verstand und Witz.
Verknüpfe, nach zweyhundert Jahren,
Dein Doppelchor gelehrter Schaaren,
Durch einer hohen Schule Band;
Laß alle Wissenschaften lehren:
So schallt hinfort mit lauten Chören,
Dein neuverklärter Oderstrand.

Joh. Christ. Gottsched.

VIII.

Fabeln und Erzählungen von Johann Heinr. Weſtphalen, königl. dän. Kanzleyrathe, der Geſellſ. der fr. Künſte zu Leipzig Mitgliede. Leipzig bey Bernh. Chr. Breitkopfen und Sohne 1763. in 8. 10. B.

Dieß artige Werkchen zeiget, daß das Reich der Fabeln noch bey weitem nicht erſchöpfet iſt; ſo viel poetiſche und proſaiſche Schätze man auch ſchon daraus gezogen hat. Der ſcharfſinnige Hr. Verf. hat ganz neue Quellen darinn entdecket, die ganz ergiebig an neuen Gedanken und Lehren geweſen, die faſt noch kein andrer vor ihm berühret hatte. Sollte aber ja etwas ähnliches in ältern Fabelbüchern vorhanden ſeyn: ſo hat er es doch ſo neu und originalmäßig ausgearbeitet, daß es ihm allerdings ganz eigen geworden, und von niemanden in Anſpruch genommen werden kann. Er iſt alſo kein Phädrus, kein la Fontaine, kein Hagedorn, die nur fremde Erfindungen in Verſe gebracht; ſondern ſelbſt ein Aeſop, ein Erfinder neuer Fabeln und Erzählungen.

Die Schreibart des Hrn. Verf. iſt zwar nur in ungebundner Rede abgefaſſet; aber weder matt und niedrig, noch ſchwülſtig und auf Stelzen geſtützet. Er erzählet edel und artig. Seine Schwünge ſind oft neu; und ſeine Ausdrücke und Wortfügungen dennoch der Sprache gemäß. Hier ſieht

man keine verkehrten Redensarten, die nur der Schnitzer wegen, so sie in sich halten, Unwissenden sinnreich vorkommen; keine tiefsinnigen, oder vielmehr gedankenlose Queerbalken; Blendwerke für kleine Geister, die bey allem Ungewöhnlichen Nase und Maul aufsperren; keine seltsamen Wortgespenster, darein nur der Pöbel von Lesern sich verliebet. Nein, eine liebenswürdige Reinigkeit des Vortrages, ein bescheidener Ausdruck untadelhafter Gedanken, belustiget die witzigsten Leser mit angenehmen Vorstellungen solcher Wahrheiten, die ihnen noch niemals auf die Art vorgetragen worden.

Wir können nicht besser thun, als wenn wir unsern Lesern eine Probe von seiner Schreibart vorlegen; nachdem wir ihnen kurz gemeldet, daß überhaupt vierzig Fabeln dieses Werkchen füllen. Sodann folget eine Zugabe einer weitläuftigen Erzählung, die in die heutigen kritischen Streitigkeiten einschlägt; und ein Anhang einiger Gedichte des Hrn. Verfassers, die von einem ungescholtenen, ganz artigen Geschmacke sind. Zur Probe soll uns die siebente Fabel dienen: sie heißt:

Die Lerche und die Nachtigall.

In der angenehmsten Jahreszeit, in welcher die gütige Natur alles belebet; im Frühlinge, erschallete der bezaubernde Ton der Nachtigall in den Hecken: und die über einem Acker schwebende Lerche sang nach ihrer Weise vortrefflich, ja so vortrefflich, daß selbst die Meistersängerinn, die

Nach-

Nachtigall, ſchwieg, ſich zu ihr geſellete, und endlich ſich mit ihr in eine Unterredung einließ.

Nachdem ſie einige Zeit von verſchiedenen Dingen geſchwatzet hatten, fielen ſie beyde endlich auf die Dichtkunſt. Sie bewieſen dadurch, daß man davon, womit man ſich beſchäfftiget, auch zu träumen und gern zu reden pflege.

Die Nachtigall und die Lerche ſtritten um die Wette: ob die Singart nach den modegewordenen Sechsfüßlern, oder diejenige, welche ſich reimet, die vorzüglichſte ſey.

Die Lerche behauptete mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß in dem Olymp eine ſolche Art zu ſingen, wie die erſte, Statt finden müſſe; daß ſie überirdiſch zu nennen ſey; daß faſt kein Vogel auf Erden derſelben auf eine glückliche Weiſe fähig ſey; daß etliche, die es gewaget, eben ſo zu tönen, wie man vermuthlich in den ätheriſchen Gefilden ſinget, dadurch unverſtändlich geworden: daß folglich, weil dieſe Singart nur in den Höhen gelte, ſelbige aber unwiderſprechlich der irdiſchen Art, nämlich reimweis zu ſingen, vorzuziehen ſey, auch die Weiſe in Hexametern zu tönen, gültiger zu nennen ſey, als die Reimgeſänge.

Die Nachtigall, welche hinlänglich das Gegentheil bewies, und welche nicht mehr behauptete, als ſelbſt die Wahrheit ſagen konnte, mußte entweder durch ihr Stillſchweigen endlich der Lerche Recht geben; oder auch auf ein Mittel gedenken, ſich Recht zu verſchaffen. Sie ſchlug demnach, um nicht zu weitläuftig, und zu heiſcher zu werden,

und das feine Gehör gar zu verlieren, der Lerche vor: Man sollte den Streit, ohne Vorzug, der Minerva, oder auch dem Apoll zur Entscheidung vorlegen, und, ohne sich desfalls künftig zu hassen, den Ausspruch derselben in aller Ruhe erwarten.

Wie nun beyde hierüber einig geworden waren, so flogen sie gen Himmel. Während ihres Fluges begegnete ihnen Bellona, die ihren Geschäften nachgieng, und eben durch eine Schlacht, die sie auf Erden wollte halten lassen, dem Gotte der Höllen etliche tausend Sterbliche zu liefern gedachte.

So bald die Lerche diese Göttinn sah, sagte sie zu der Nachtigall: halt! diese Göttinn soll den Knoten unsers Zweifels auflösen! Wie gesagt, so gethan. Sie erzählte der Bellona die Streitsache, brachte ihre Gründe bey, und bath, ohne daß die Nachtigall auch nur das Mindeste zu ihrer Vertheidigung hätte vorbringen können, ein Endurtheil zu geben, welches ihr vortheilhaft seyn, und die Gegnerinn zum ewigen Schweigen bringen möchte.

Bellona, welche sich vermuthlich nicht gefaßt gemacht hatte, eine gelehrte Frage so schleunig, und zwar hinlänglich zu beantworten, sagte nur folgendes: wisset, artige Geschöpfe, daß ich vielmehr die Kräfte des Leibes, als des Geistes erforsche. Liebtet ihr, statt der Ruhe, welche in euren Gebüschen und Feldern herrschet, mein Handwerk; so würde ich mich gerne mit euch unterhalten: jetzt aber muß ich euch verlassen. Meldet euch anderwärts!

Lehre.

gen: Itzo iſt es meiſtentheils aus der Mode gekomen. Vielleicht bringet uns bald ein geſchickter Muſikverſtändiger auch in ſeiner Kunſt von dem Schwülſtigen auf das Natürliche. Doch ich muß aufhören, und wieder zu meinem Vorhaben ſchreiten.

Ich habe nur bloß aus dieſem Punkte beweiſen können, daß die Opern den lehrenden Endzweck verhindern, weil ich mir oben ſelbſt den Einwurf machte, daß eine Oper, auſſer der Muſik, in allem als ein regelmäßiges Trauer- oder Luſtſpiel könne gemacht werden. Doch die wenigſten Freunde der Opern werden dieſes begehren. Sie werden ihre bezaubernden Veränderungen, ihre fliegenden Gottheiten, die unglaublichen Wunderthaten ihrer verliebten Helden, und dergleichen Sachen mehr, vor weſentliche Stücke einer Oper ausgeben. Wenn ich nun zeigen wollte, wie dieſes dem obigen Endzwecke zuwieder wäre: So würde ich viele Blätter anfüllen können, und doch nichts ſagen, als was ſchon andere vorlängſt dargethan haben. Die Leute ſehen zwar dergleichen Sachen gerne, doch ſie laufen auch zu, wenn Pferde und Hunde ihre Uebungen, als was auſſerordentliches, machen. Deswegen aber werden dieſe jenen nicht gleich geachtet.

Doch ich gehe zu weit ab. Nun muß ich auch zeigen, daß die Opern oder Singſpiele die Leidenſchaften nicht reinigen können. Daß dieſes Trauer- oder Luſtſpiele thun ſollen und auch können, iſt eine ausgemachte Sache. Von Opern aber will ich das Gegentheil, nur bloß in Anſehung der Muſik, erweiſen: Weil ich wiederum zum voraus ſetze, daß das andere alles wohl noch könnte verbeſſert werden.

Ich

Lehre.

Streitende Partenen handeln thöricht, wenn sie sich bey Unwissenden Raths erholen wollen; und sie sind unglücklich, wenn sie einem unvernünftigen, und zu urtheilen ungeschickten Richter, in die Hände fallen.

IX.

Abschiedsrede des Zirbelbaumes zu Hammel, im Monath October 1761. am Tage seiner Umhauung. Augsburg bey Lottern 1762. in 8. 61. Seiten.

Hat Jotham, im Buche der Richter, in einer Fabel Bäume, redend einführen dörfen: warum sollte auch heute zu Tage nicht ein witziger Kopf eben dergleichen thun können? Ein solcher ist Hr. von Stetten in Augsburg; und er hat sich seines Rechtes bedienet. Auf dem adelichen Schlosse, in der Markgrafschaft Burgau, eine Stunde von Augsburg gelegen, den Hrn. von Stetten zugehörig, hatte man einen alten Zirbelbaum, als ein Ueberbleibsel vieler alten Bäume übrig. Unter seinen Schatten war ofmals von den alten Vindeliciern, den Bewohnern dieser Gegenden, von ihrer Göttinn Cisa, von Celten und Scythen, Römern und Griechen, von Fehden und Raubschlössern geredet worden. Allein der Baum ward alt, dürre, und halb erstorben; man beschloß also ihn abhauen zu lassen.

Doch

Doch aus Erkenntlichkeit für das viele Vergnügen; welches man an diesem so seltenen Baume gehabt, sollte auch dieses nicht ohne Ehrenbezeugungen geschehen. Man ließ den Baum vorher abmalen, wie man Sterbende, die man hochgeschätzet, zu schildern pflegt. Man bath Freunde dazu, die bey Vollziehung des Urtheils zugegen seyn sollten. Der 20ste des Weinmonds 1761. war der traurige Todestag. Anton Schnitzer, der alte Gärtner und sein Sohn, giengen mit Aexten, Hacken und Schaufeln voran: die übrigen machten einen halben Kreis um den Baum. Als der erste Hieb nun geschehen sollte, bewegte sich der Baum, und man vernahm (so lauten die Worte in der Vorrede) eine Stimme: Halt ein! Man erschrack, wie leicht zu denken ist. Man wollte davon laufen: allein die Freundlichkeit der Stimme, hielt sie zurück. Es war die Stimme eines Greises, der noch seine Zähne hat. Sie kam vom Gipfel des Baumes her, und erzählte ganz sonderbare Dinge, die der Baum und seine Voraltern belebet hatten. Alles hörte zu, und regte sich nicht; der Verfasser aber drückte sich alles so tief ins Gedächtniß, daß er der Stimme, die es ihm auftrug, gehorchen, und alles aufzeichnen konnte. Hierauf ward das Urtheil vollzogen.

So lautet die Erzählung; aber der Hr. Verf. lenket bald ein, und gesteht, daß er nach Betrachtung des Baumes in seine Studierstube gegangen, Chroniken nachgeschlagen, und diese Rede, dem Baume ein Angedenken zu stiften, aufgesetzet habe. Dieß hat einen bewogen, den Baum abzuzeichnen, und einen

pen andern, ein Leichengedicht auf ihn zu machen. Der Hr. Verf. würde aber die Rede nicht haben drucken lassen, wenn sie nicht schon ein anderer verstümmelt herausgegeben hätte. Wir können nicht besser thun, als wenn wir den Anfang von derselben unsern Lesern selbst mittheilen, und sie davon urtheilen lassen. Uns hat sie gewiß sehr gut gefallen.

„Halt ein! du, der du mit einer Axt auf mich los gehest, um durch deine mörderische Hiebe meinen Stamm zu fällen, und meinem so lange gedauerten Leben ein Ende zu machen. Verzeuch noch eine halbe Stunde, und erlaube mir von dieser Gegend und von dieser Versammlung, die um mich her steht, und mein Ende erwartet, Abschied zu nehmen.

Ihr Männer und Frauen! Ich weis, ihr sehet meinem Schicksale mit Betrübniß entgegen. Ihr habet mich allezeit verehret, und so lange vor den Hieben dieses Mannes beschützet, bis alle meine Kraft verschwunden, bis die Winde meinem halb verfaulten Stamme, meinen verdorrten Aesten, den Umsturz gedrohet haben. Ihr aber wollet dieses nicht zugeben; ihr wollet, daß ich auf ehrbare Weise mein Leben endigen solle. Eure Vorfahren haben meine Jugend geliebet, und ihr habt mein Alter verehret: und ich will nicht undankbar von euch scheiden.

Ich will euch, die ihr hier stehet, und auf mich sehet, meine Geschichte erzählen.

Ich habe Jahrhunderte durchgelebet und vieles erfahren. Eurer Großältern Großältern hätte ich gekannt, wann sie mich gekannt hätten. Ich kann

euch

euch Geschichte erzählen, die sonst jedem unbekannt sind, und ich weis, ihr seyd alle begierig mir zuzuhören, gleichwie ihr oft unter meinem Schatten den Alten zugehöret habet, die euch die Geschichte ihrer Jugend erzählet haben. So merket denn darauf, und gönnet noch eine kurze Zeit meinen von euch scheidenden Worten.

Ich bin von einem der vornehmsten Geschlechte der Bäume. Meine Vorfahren haben von ewigen Zeiten her, den Gipfel des Hügels bewohnet, an dessen Fuß ich nun schon lange einzeln und verlassen gestanden bin. Sie waren in großer Anzahl, und bedeckten denselben mit ihren Schatten. Damals waren keine Menschen in dieser Gegend, man sah nichts als die wildesten Thiere. Die Bewohner dieses Landes waren Wölfe und Bären, Auerochsen und Büffel. Man sahe keine grüne Wiesen, vielweniger fruchttragende Aecker. Alles umher war Wald. Die Ebene, die vor mir liegt, war ein See, und der Bach, der daran fließt, hatte keine Ufer. Unsere Früchte wuchsen allein gefräßigen Eichhörnlein und Vögeln. u. s. w.

X.

Neuigkeiten.

Vorige Neujahrs Messe 1762. sind neu herausgekommen.

Erste Gründe der gesammten Weltweisheit darinn alle philosophische Wissenschaften in ihrer natür-

natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden, zum Gebrauche akademiſcher Lectionen entworfen, mit einer kurzen philoſophiſchen Hiſtorie, nöthigen Kupfern und einem Regiſter verſehen, von Joh. Chr. Gottſcheden, ord. L. der Logik und Metaph. der Univ. Decemvirn und Subſeniorn; der kön. preuß. churmäynziſchen, churbayeriſchen, und bononiſchen Akad. der Wiſſ. Mitgliede. Siebente und vermehrte Auflage. Leipz. verl. B. Chr. Breitkopf und Sohn 1762. Außer andern kleinern Verbeſſerungen, die hier und da mit eingefloſſen, hat der Hr. V. ſonderlich beym II. Theile die hiſtoriſche Nachricht von ſeinen eigenen Schriften, vom 1735 bis zum 1745ſten Jahre fortgeſetzet.

Im Auguſt dieſes 1762ſten Jahres erſchien die vollſtändigere und neuerläuterte deutſche Sprachkunſt, nach den Muſtern der beſten Schriftſteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefaſſet, und bey dieſer fünften Auflage merklich verbeſſert, von Joh. Chr. Gottſcheden, P. P. der Univerſ. L. Decemvirn, des großen Fürſten Coll. und der philoſ. Facult. Seniorn, der churfl. Stipendiat. Aufſehern und verſch. Akad. der Wiſſenſchaften Mitgliede. Leipz. verl. B. Chr. Breitkopf und Sohn 1762. 8.

Auch dieſe neue Ausgabe ſeiner Sprachkunſt hat der Hr. V. mit neuer Aufmerkſamkeit verbeſſert, und ohne in Grundſätzen etwas zu ändern, vieles richtiger und vollſtändiger gemachet. In der neuen Vorrede wird einem Paare kritiſcher Gegner dieſes Buches, gebührend begegnet, die daran zu Rittern haben werden wollen.

In

In Straßburg iſt zum viertenmale herausgekommen:

Le maitre allemand, ou nouvelle graminaire allemande methodique et raiſonnée, compoſée ſur le modele des meilleurs Auteurs de nos jours, et principalement ſur celui de Mr. le Prof. Gottſched; dedié à Madame la Dauphine, Quatrieme Edition augmentée et corrigée. A Strasbourg, chez Amand König Libraire 1763. 8. Dieß Buch iſt in währendem Kriege faſt aller in Deutſchland ſtehenden Franzoſen Handbuch geworden, und ſelbſt in Paris nunmehr das allgemeine Lehrbuch der deutſchen Sprache geworden; die nunmehr viel häufiger als vorhin getrieben wird.

Endlich iſt auch hier in Leipzig in der Michaelismeſſe zum drittenmal gedruckt: Kern der deutſchen Sprachkunſt, aus der ausführlichen Sprachkunſt (Tit.) Hrn. Prof. Gottſcheds, zum Gebrauche der Jugend, von ihm ſelbſt ins Kurze gezogen.

Aus Rußland hat man Nachricht, daß dieß kleine Buch zu Moskau bereits ins Ruſſiſche überſetzt, erſchienen. Die Hälfte davon haben wir ſchon in Händen, und vor Augen.

Innerhalb 14 Tagen oder drey Wochen werden fertig ans Licht treten, weil. Fr. Louiſen Adelgunden Victorien Gottſchedinn, geb. Kulmus, ſämmtliche kleinere Gedichte, darunter viel bisher ungedruckte befindlich ſind, nebſt dem ihr von ihrem Ehegatten geſtifteten Ehrenmaale und ausführlichen Leben, in gr. 8. nebſt ihrem Kupferbilde.

Ende des Weinmonds.

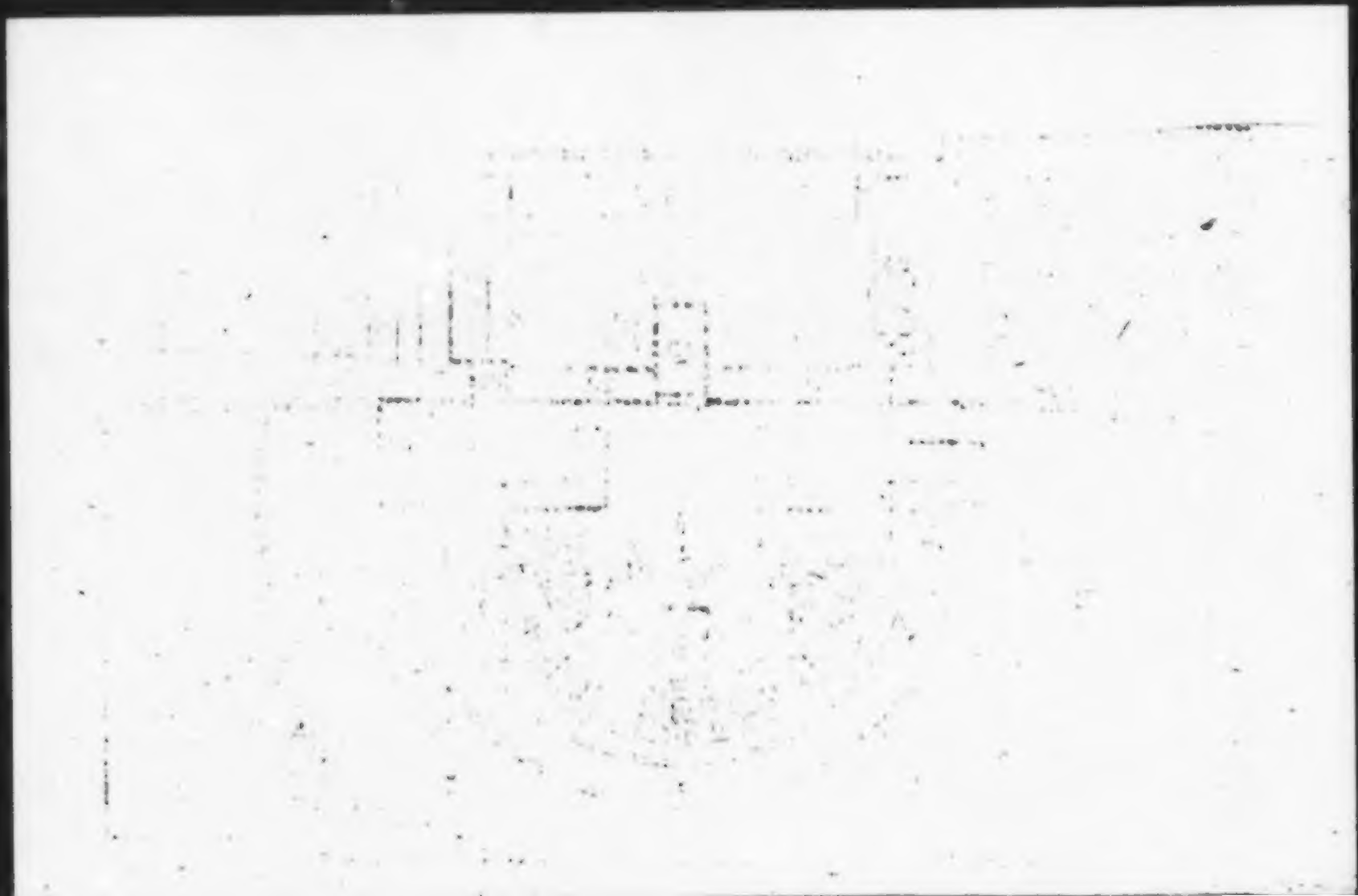

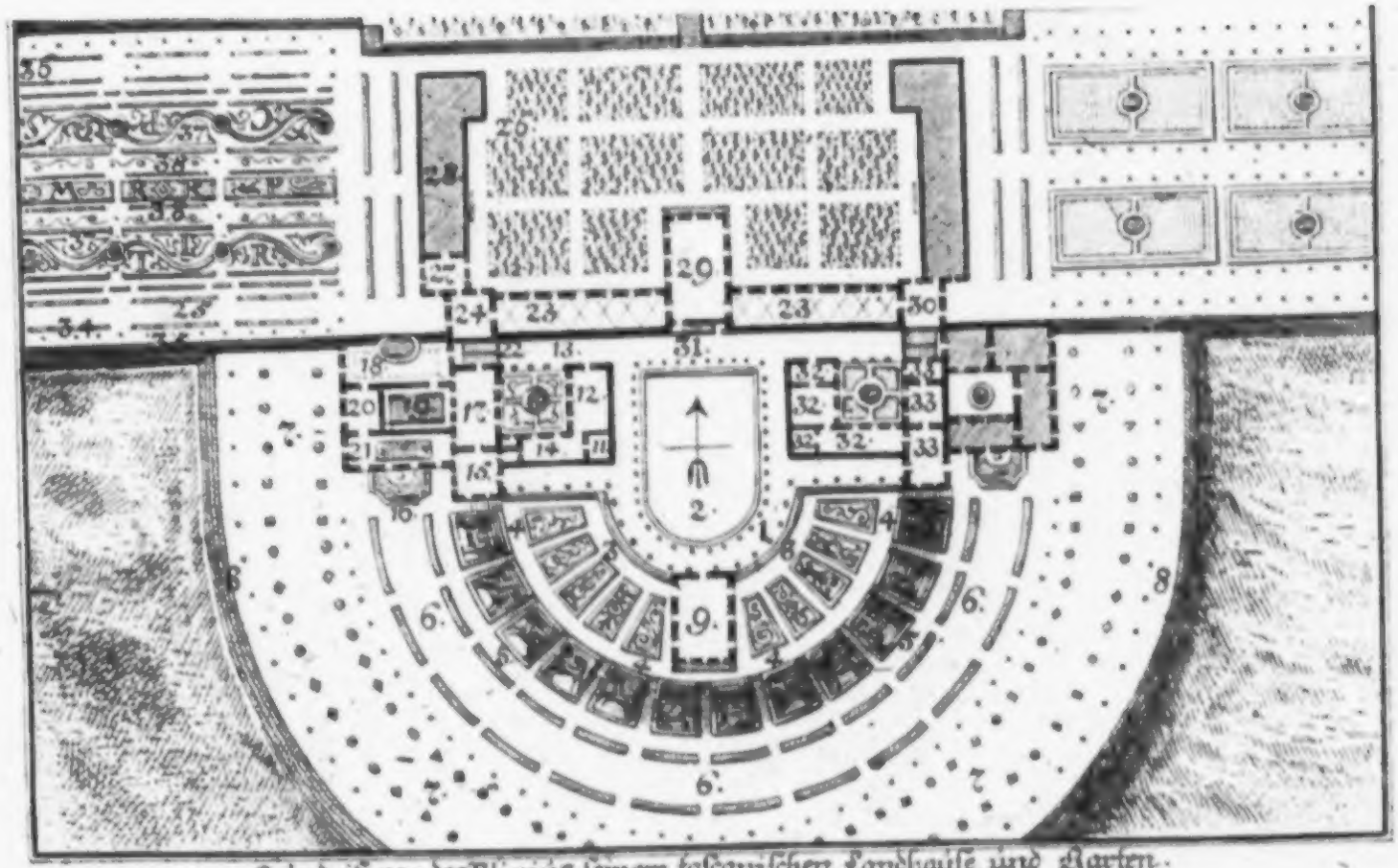

Grundriß von des Plinius seinem toscanischen Landhause und Garten.

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkei

VELL. PAT. Hiſt. R. L. I.

Naturaque quod ſummo ſtudio petitum eſt, aſcendit in ſummum; difficilisque in perfecto mora eſt; naturaliterque, quod procedere non poteſt, recedit.

Windmond. 1762.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num. XI. 1762.

Inhalt.

I. Entwurf von des Plinius Landhauſe und Garten in der toſcaniſchen Gegend.

II. La Petreade, ou Pierre le Createur, Pœme par M. G. S. Chevalier de Mainvillers.

III. Flüchtige Gedanken über den Frieden der Durchl. Prinzeſſinn von Schwarzburg-Rudolſtadt.

IV. Bœhmii Acta Pacis Olivenſis inedita Tomus I.

V. Zipperts Schreiben über ſeine Daktyliothek.

VI. Ueberſ. aus der anmuthigen Gelehrſ. Ode auf den Krieg.

VII. Fortſ. vom Leben der ſel. Frau Prof. Gottſchedinn.

Ich habe oben gesagt, daß ein Musikverständiger die von dem Dichter erregte Leidenschaft durch wohlangebrachte Töne erheben könne; u. scheine mir also selbst zu wiedersprechen. Doch ich will mich kürzlich erklären.

In einem Trauerspiele braucht der Dichter unterschiedene Leidenschaften: Er läßt eine und die andere wechselsweise herrschen; doch immer so, damit die Hauptleidenschaft endlich im grösten Feuer sey. Es schickt sich hieher vortrefflich, was die Weltweisen von der Erzeugung der Leidenschaften schreiben; wie eine aus der andern entstehen könne und entstehen müsse; was man thue um einen Menschen, der in diesem Affect stehet, in einen heftigern zu versetzen, und so ferner. Doch geht dieses bey der Oper auch an?

Anfangs scheinet es sehr gut. Man will zum Exempel eine Person zur Verzweiflung kommen lassen: Ey! so erwecke man doch in einer Arie die Scham. Man gehe weiter und mache den Menschen so geschickt, daß er eine Reue über die begangene Missethat empfinde, dieses kan, wie das folgende, immer eine besondere Arie thun. Man mache endlich Hoffnung, daß es vorüber gehen und nicht viel zu bedeuten haben werde. Ein darzu kommender Unfall bringt Schrecken, und störet die scheinbare Befriedigung. Zeigen sich noch unterschiedene nach einander, so kan Zorn und Verzweifelung den höchsten Grad erreichen.

Doch man sage mir, ob der ungleiche Vortrag in Arien und Recitativen nicht wieder eine Hinderung sey? Mir ist es zum wenigsten so gegangen. Eine

I.

Des kön. pohln. und churf. sächs. Hofbaumeisters, Friedrich August Krubsacius, wahrscheinlicher Entwurf von des jüngern Plinius Landhause und Garten, in der toscanischen Gegend gelegen, nach Anzeige seines 6ten Briefes des 5ten Buches an den Apollinaris, durch Anmerkungen und Risse erkläret.

Geneigter Leser!

Da meine erste Herausgabe von des Plinius Landhause, Laurens genannt, bey Kennern und Liebhabern der schönen Künste Beyfall gefunden; indem die ersten besondern Drucke, die, außer der Monathschrift des Hrn. Prof. Gottscheds, der Hr. Verleger hat drucken lassen, gänzlich vergriffen sind; und ich daraus sowohl, als aus andern Merkmaalen abnehmen kann, daß meine Beschäfftigung nicht vergebens gewesen ist: so habe ich versprochenermaßen, den 6ten Brief des 5ten Buches, darinn er eines seiner Landhäuser im toscanischen Gebiethe beschreibt, auf eben die Art herauszugeben nicht länger anstehen wollen. Ich überlasse demnach itzt wie vormals, dem geneigten und kunsterfahrnen Leser zu prüfen: in wiefern ich vor allen denenjenigen, die bereits von dieser Sache gehandelt haben, der Wahrscheinlichkeit näher gekommen bin; besonders aber, in wie weit meine Widerlegung gegen den Herrn Felibien gegründet

ist. Die Ursache, die ich bereits im erstern angeführet habe: warum ich den Felibien nur allein zu widerlegen gesuchet, da doch Castell und Parfait auch davon geschrieben haben, wiederhole ich: weil er vor allen andern in Deutschland bekannt und angenommen worden ist; und weil ich glaube, die Meynung der andern beyden, deren Entwürfe ich nach der Hand zu Gesichte bekommen habe, durch meine Risse und Erklärungen gleichfalls widerlegt zu haben. Wie es denn aber sehr viel Leute in der Welt giebt, die, wenn sie eine Sache nicht verstehen, auch nicht einmal Geschmack daran finden können oder wollen, als welchem Schicksale die Mathematik am mehresten unterworfen ist, u. dennoch mit ihrem Urtheile darüber herfahren, und sie um deswillen verwerfen, weil sie in ihren Gedanken gar unnütz ist, oder sich doch der Nutzen nicht augenblicklich zeiget: diese sage ich, welche die schöne Baukunst hassen; und lieber als gute Wirthe in Leim- und Strohhütten wohnen wollen, würden es freylich gern sehen, wenn ein Baumeister ihren Leimen, mit geringen Kosten so dauerhaft als Marmor, und ihr Stroh unverbrennlich zu machen erfinden könnte. So nützlich nun dergleichen Erfindungen an sich selber wären, so vergebens achte ich dieses Nachsinnen, eine wohlfeile Dauerhaftigkeit zu entdecken: und will daher dergleichen Kunststücke, die selten Probe halten, einem andern überlassen; zumal, da ich, wie in andern Stücken, also auch in der Festigkeit, den alten, über 2000 Jahre daher, auf so viele Erfahrungen gegründeten Re-

geln

geln traue: von denen alle alte römische Mauern bis auf den heutigen Tag zeigen; die auch von den Gothen ganz zum Erstaunen, an ihren gedrechselten Gebäuden, ausgeübet worden sind, und die uns Vitruv in seinen Büchern noch aufbehalten hat. Nur die schöne alte, griechische und römische Baukunst ist es, die uns immer noch fehlet! und eben diese habe ich in des Plinius Briefen, was nämlich die Landhäuser und Gärten betrifft, nicht vergeblich gesuchet. Wollte man hierbey einwenden: daß man ohne die Bruchstücke gefunden und gesehen zu haben, aus der bloßen Beschreibung gar nicht klug werden, und ein Haus darnach entwerfen könne; so will ich nur dieses zu bedenken geben: daß, wenn wir nicht, theils Beschreibungen, theils Münzen von vielen alten Tempeln hätten, wir von etlichen noch stehenden Säulen und andern Gemäuern, gar nicht auf die Gestalt derselben schließen könnten; geschweige denn bey Landhäusern, Bädern und andern Prachtgebäuden, die nicht alle so einförmig, wie jene, erbauet gewesen sind. Was giebt es nicht noch für Streit unter den Alterthumsforschern, was das, oder jenes Gemäuer, ehedem müsse vorgestellet haben? Hält nicht P. Kircher in seinem Latio die Bruchstücke und hohen Tonnengewölbe im ersten und andern Stocke über der Erde, der vermeynten Landhäuser des Mäcens und Luculls, für lauter Weinkeller, weil sie keine Fenster haben, oder glaubet, die Alten hätten wie die Eulen im Finstern gewohnet: da doch Plinius uns von einer Menge großer und kleiner Fenster, und von lau-

ter schönen Aussichten der Zimmer vorredet. Was sind denn nun diese Gewölber gewesen? kann man sich wohl daraus eine Vorstellung des Ganzen machen? Sind daher des Kirchers seine, nach den Bruchstücken entworfene Landhäuser, nicht schöne italiänische Träume? Man gehe nur anjetzo nach Dresden und besehe die Brandstellen so vieler grossen Häuser und Palläste, die zum Theil bis aufs Erdgeschoß eingestürzet sind. Ich will einen loben, der aus ihren Trümmern und Schutthaufen errathen kann, wie das Ganze ausgesehen hat; ob er gleich alle Regeln der heutigen Baukunst weis. Was wollen wir nun ohne Beschreibung aus den alten römischen machen? Wenig oder gar nichts! Also sage ich: ist eine richtige und ordentliche Beschreibung eines Hauses, wie zum Beyspiele diese des Plinius, immer noch dienlicher, daß einer, der die alte Baukunst weis, mit der heutigen täglich umgeht, und also im Nachsinnen geübt ist, anbey aber seine Gedanken nicht von der Beschreibung ablenket, eher einen wahrscheinlichen Entwurf von einem Hause verfertigen kann, als einer, der den seinen aus alten Mauern und Bruchstücken, ohne die mindeste weitere Nachricht, herholen will. Aber wie? ist uns denn so viel daran gelegen, daß wirs wissen? Giebt es denn nicht auch noch überall in Deutschland schöne Gebäude und Gärten? und ist es wohl noch Fragens werth, ob nicht unsere neumodische Bauart besser sey, als die alte römische und uraltväterische griechische? Diese Frage zu beantworten, die mir in

mei-

meinem Leben schon so vielmal ist gethan worden, kann ich nichts anders, als dieses sagen: daß unter allen Bauarten der ganzen Welt, nur eine einzige wahre, gute und schöne Bauart seyn müsse. Diese einzige wahre, gute und schöne, ist diejenige, die in Ansehung der Bequemlichkeit, der Gesundheit höchst zuträglich; in Ansehung der Schönheit der ersten einfältigen und natürlichen Bauart gemäß, und in Ansehung der Festigkeit, keiner Baufälligkeit unterworfen ist. Wo trifft man nun so eine Bauart an? bey uns? oder bey den alten Römern?

Wer aber diese Grundsätze nicht annehmen will, der urtheile von der neumodischen Bauart, wie ehemals die Gothen aus Vorurtheilen von der Ihrigen: die da glaubten, die Römer damit weit zu übertreffen; oder wie die klugen Chineser, die aus Unwissenheit einer bessern, die ihrige für die vollkommenste halten. Wir aber, die wir ein besseres wissen könnten, wenn wir nur aus der rechten Quelle schöpfen wollten? bleiben in dem Stücke immer noch alte Gothen, oder behelfen uns mit ausländischen Erfindungen; die wir leider, wie in allen Dingen, also auch hierinn, mit allen ihren Fehlern übertreiben. Was giebt es daher nicht für einen Mischmasch von Baukunst in ganz Deutschland? Der freylich verständige Leute auf die Gedanken bringen muß, daß wir entweder schon weit über die alte römische Bauart hinaus seyn; indem wir mit der neuen spielen und machen was wir nur wollen; oder aber, daß alles willkührlich seyn müsse; daß sie

zur Zeit noch keine bestimmte Regeln, wie die Dicht- und Tonkunst habe; und daß sie wohl gar nur ein Handwerk sey, das bloß durch die Erfahrung lehre: wie man Stein, und Kalk, und Holz ꝛc. mit einander verbinden müsse, damit ein steinernes oder holzernes Haus nach der Mustermode daraus erwüchse, das man hernach von innen und außen, von oben bis unten, reichlich beschnirkeln und bemahlen lassen könnte, wenn es recht schön seyn sollte. Allein die Schuld liegt gar nicht an der Baukunst selber, noch an den Gelehrten und Baumeistern, daß sie nicht für eine edle Wissenschaft gehalten, und in ihrer Vollkommenheit ausgeübet wird. Goldmann, Sturm, Seyler, Wolf, Penther, Succov und andere mehr, haben das ihrige unter uns treulich gethan, um sie in eine Wissenschaft, und zur Gelehrsamkeit zu bringen, die auf hohen Schulen gelehret, und gleich andern mathematischen Theilen erwiesen werden kann. Der Ausländer zu geschweigen. Aber was hilft es denn? wenn diejenigen, welche die Ausübung haben, wider alle gute Regeln handeln? Wie viele große und reiche Leute vertrauen nicht lieber die Erfindung und Aufführung ihrer Häuser und Gärten, den Mauermeistern und Gärtnern an? da sie doch in Krankheiten sich wahrlich nicht einem Apotheker überlassen würden, aus gleicher Ursache, weil derselbe die Arzeney selber im Mörsel stampfet und einrühret; der Arzeneygelehrte aber weiter nichts thut, als das bloße Receptchen verschreibt. In solchen

Vor-

Vorurtheilen stecken noch heutiges Tages, Leute von Stande, Gelehrsamkeit und Verstande. Wie will denn also die schöne Baukunst in Aufnahme kommen; wenn sie von Empiricis ausgeübet wird, und wir nicht ihr wahres Schönes kennen lernen, bey denen einmal erkannten guten Regeln beharren und neue Erfindungen darnach prüfen; sondern uns, wie es, leider geschieht, der Einbildung, der Mode, und überhaupt den Vorurtheilen überlassen wollen? Werden wir nicht vielmehr dadurch die wiederaufkeimende Baukunst der Alten bey uns ersticken, so wie es in diesem Jahrhunderte in ganz Italien durch den Baumeister und Ritter Borromini und seine Schüler, um nur etwas neues zu machen, geschehen ist. Ist nun bey unsern Zeiten die gute Baukunst in Italien so in Verfall gerathen; wie viel weniger haben wir Hoffnung, daß sie bey uns empor kommen wird; wo wir nicht der gothischen Baukunst gänzlich entsagen, uns lediglich an die alte griechische und römische halten, und solche nach unsern Umständen einrichten. Und also habe ich in der Kürze zeigen wollen: daß es nicht so gar vergebens sey, diese beyden Briefe des Plinius erkläret zu haben; da manche gute Regel daraus gezogen werden kann: und da ich über dieses noch vielleicht Gelegenheit gegeben, damit andere, in eben so guter Absicht, das Ihrige beytragen mögen.

Epiſt. VI. Libr. V.
C. Plinius Apollinari ſuo.

Amavi curam et ſollicitúdinem tuam; quod, quum auditſes. me æſtate Tuſcos meos petiturum, ne facerem ſuaſiſti, dum putas inſalubres. a) Eſt ſane gravis et peſtilens ora Tuſcorum, quæ per littus extenditur. Sed hi procul a Mari receſſerunt: quin etiam Apennino, ſaluberrimo Montium ſubjacent. Atque adeo, ut omnem pro me metum ponas, accipe temperiem Cæli, regionis ſitum, villæ amœnitatem: quæ & tibi auditu, & mihi relatu jucunda erunt. Cœlum eſt hieme frigidum & gelidum; myrtos, oleas, & quæ alia aſſiduo tepore lætantur, aſpernatur ac reſpuit: laurum tamen patitur,

Des jüngern Plinius 6ter Brief des 5ten Buches an den Apollinaris.

Ich bin dir recht ſehr verbunden für ſo große Sorgfalt, die du für mich trägſt, indem du mir widerrathſt, ich ſollte nicht den Sommer über auf meine Güter ins toſcaniſche gehen, weil du die daſige Gegend für ungeſund hältſt. a) Wahr iſt es, daß der Strich Landes an der Seeküſte hin, dicke und anſteckende Luft hat. Aber dieſes Gut liegt weit davon, und noch dazu am Fuße des höchſt geſunden apenniniſchen Gebirges. Damit du nun meinetwegen außer aller Sorge ſeyn mögeſt, ſo will ich dir hiermit eine Beſchreibung der gemäßigten Witterung, der Lage des Ortes, und des angenehmen Landhauſes machen: die dir gewißlich eben ſo lieb zu leſen, als mir zu beſchreiben ſeyn wird. Im Winter iſt es da kalt, und gefrieret ſo gar; daß alſo die Myrten, die Oliven und andere Bäume, die keine Kälte vertragen können, nicht fortkommen:

atque

atque etiam nitidiſſimam profert; interdum, ſed non ſæpius, quam ſub urbe noſtra, necat. Aeſtatis mira clementia. Semper Aer ſpiritu aliquo movetur: frequentius tamen auras, quam ventos habet. Hinc ſenes multi. Videas avos proavosque jam juvenum; audias fabulas veteres, ſermonesque majorum: quumque veneris illo, putes alio te ſeculo natum. Regionis forma pulcherrima: imaginare amphiteatrum aliquod immenſum; & quale ſola rerum natura poſſit effingere. Lata & diffuſa planities montibus cingitur; montes ſumma ſui parte procera nemora & antiqua habent. Frequens ibi & varia venatio: inde cædua ſylvæ cum ipſo monte deſcendunt. Has inter pingues ter-

Dahingegen die Lorberbäume nicht nur bekleiben, ſondern auch groß, dicht und ſchön wachſen; wiewohl ſie auch bisweilen, aber nicht öfter, als in der Gegend von unſerer Stadt Rom, erfrieren. Im Sommer hingegen iſt es ganz beſonders angenehm daſelbſt, und beſtändig kühl und luftig, ſelten aber windig. Daher es dann kömmt, daß man ſteinalte Leute da antrifft. Du würdeſt die Groß- und Urgroßväter von itzigen Jünglingen da ſehen; alte Märchen und die Sprache unſerer Voráltern hören; und wenn du dahin kämeſt, glauben, du ſeyſt in einer andern Zeit geboren. Sonſt iſt die ganze Gegend da herum eine der allerſchönſten. Bilde dir einẽ unbegränzten Schauplatz ein, dergleichen nur die Natur allein hat anlegen können. Er beſteht in einer groſſen Fläche, die ringsherum mit Bergen umgeben iſt, derẽ Gipfel mit alten dicken hohen Wäldern bewachſen ſind: darinnen öfters mancherley Jagden gehalten werden. Von dannen geht Schlagholz Berg ab; darzwiſchen liegen fette

reni-

renique colles (neque enim facile usquam saxum, etiam si quæratur occurrit) planissimis campis fertilitate non cedunt, opimamque messem serius tantum, sed non minus percoquunt. Sub his per latus omne vineæ porriguntur, unamque faciem longe lateque contexunt; quarum a fine, imoque quasi margine arbusta nascuntur; prata inde, campique. Campi quos non nisi ingentes boves & fortissima aratra perfringunt. Tantis glebis tenacissimum solum, quum primum prosecatur, adsurgit, ut nono demum sulco perdometur. Prata florida & gemmea, trifolium, aliasque herbas, teneras semper & molles & quasi novas alunt. Cuncta enim perennibus rivis nutriuntur: sed

und niedrige Hügel (darauf man nicht einmal eine Stein findet, wenn man ihn auch suchen wollte) die daher denen Feldern der Fläche an Fruchtbarkeit nichts nachgeben, und eine, obschon spåte Aernte einbringen. Unter diesen ziehen sich die Weingårten in die Breite herum, und laufen alle in einem Striche fort: so daß sie nur einer zu seyn scheinen. An deren Ende, und gleichsam letzten Einfassung, wachsen Sträucher und Gebüsche; daran stoßen Wiesen und Felder. Die Felder sind so geil, daß man sie mit den stårksten Ochsen und größten Pflügen umackern, und wohl 9 mal übergehen muß: weil die Pflugschaar das erste mal so große Schollen aufraset, daß man sie immer kleiner und kleiner machen muß. Die grünen und glänzenden Wiesen bringen Klee, und andere beståndig zarte, weiche und frische Kråuter hervor; welche von kleinen Bächen, die niemals vertrocknen, immerfort gewåssert werden. Dennoch ist der

ubi

Arie hat öfters denjenigen Affect bey mir erreget, den ſie ſollte. So bald die Stimmen aufhörten, und man fieng das Recitativ an, ſo fiel auch mein Affect. Der Sänger ruhete zwar von ſeiner ſchweren Arbeit, ſo er in der Arie gehabt hatte, aus: Doch meine Leidenſchaft fiel, und wenn die folgende Arie dieſelbe noch verſtärken ſollte: So fand ſie den guten Anfang nicht mehr. Eine Weile hält man zwar aus, man ſteigt und fällt in ſeinen Leidenſchaften, ſo wie uns der Vortrag haben will, doch wird man auch zeitig müde, und dürfte vielleicht durch die heftig erregten, doch auch zeitig nachlaſſenden Affecten, in eine Krankheit verfallen; wenn man nicht nachlieſſe, und mehr auf die Veränderung des Schauplatzes, als der Sache ſelbſt Achtung gäbe.

Von den Wiederholungen habe ich oben gehandelt, nun will ich nur eigentlich von dem ſogenannten Da Capo reden. Dieſes iſt der Erregung der Affecten völlig zuwieder, und ich glaube faſt nicht, daß man ein einziges vorbringen könnte, welches gut wäre. Die Erregung eines einzeln Affects geht eben ſo vor ſich, wie ſonſt einer aus dem andern entſtehet. Ein aus dem andern entſtehender Gedanke macht den Affect etwas ſtärker, oder etwas ſchwächer. Wenn ich nun in dem erſten Theile der Arie den Affect zu wirken anfange, in dem andern erhöhe, und wieder auf das erſte zurücke falle: So meynt ein aufmerkſamer Zuhörer, ich wolle ihn nur verführen, und der Affect, welcher erweckt werden ſoll, vergehet öfters noch in währendem Singen.

Und was ſage ich erſt viel? Iſt nicht das Da Capo in der Muſik ſelber vor ſich betrachtet ein Feh-

ubi aquæ plurimum, palus nulla: quia devexa terra quidquid liquoris accepit, nec absorbuit, effundit in Tyberim. Medios ille agros secat, navium patiens, omnesque fruges devehit in urbem, hieme duntaxat & vere; æstate submittitur, immensique fluminis nomen arenti alveo deserit, autumno resumit. Magnam capies voluptatem, si hunc regionis situm ex monte prospexeris. Neque enim terras tibi, sed formam aliquam ad eximiam pulchritudinem pictam, videberis cernere. Ea varietate, ea descriptione, quocunque inciderint oculi, reficientur. Villa in Colle imo sita, prospicit quasi ex summo, ita leviter & sensim clivo fallente consurgit, ut quum adscendere te

Boden da, wo er am wäßrichten iſt, niemals ſumpfig, indem das Waſſer, das ſich nicht in die Erde einziehen kann, von dem abſchüßigen Lande in die Tyber fallt. Dieſer Strom fließt mitten durchs Land und verſchaffet der Stadt Rom des Winters und Frühlings, gute Zufuhre an allen Arten von Früchten. Zur Sommerszeit aber wird er ſo klein, daß er eher den Namen eines Fleßgrabens, als eines großen Flußes verdienet; bis daß er im Herbſte wieder anſchwillt. Was für Vergnügen wirſt du nicht haben, wenn du dieſe Gegend von einem der Berge überſehen wirſt! Du wirſt nicht glauben können, daß es eine natürliche Gegend, ſondern eine nach der allergrößten Kunſt und Schönheit gemahlte Landſchaft ſey. Durch dieſe Mannigfaltigkeit, durch dieſe Anlage wird das Auge, wo es nur hinſieht, recht erquicket werden. Das Landhaus liegt auf einem Hügel, und hat eine Ausſicht, als läge es eben auf dem Berge. Der Abhang iſt ſo ge-

non putes, ſentias aſcendiſſe. A tergo Apenninum, ſed longius habet. Accipit ab hoc auras quamlibet ſereno & placido die, non tamen acres & immodicas, ſed ſpatio ipſo laſſas & infractas *b*). Magna ſui parte, meridiem ſpectat *c*), æſtivumque ſolem ab Hora ſexta, hibernum aliquanto maturius, quaſi invitat in 1) porticum latam & prominulam. Multa in hac membra; 2) atrium etiam ex more veterum. Ante Porticum Xyſtus, 3) conciſus in plurimas ſpecies, 4) diſtinctusque buxo *e*); demiſſus inde pronusque 5) pulvinus, cui beſtiarum effigies invicem adverſas buxus inſcripſit. Acanthus in plano molgelinde, daß man es nicht eher gewahr wird, daß man geſtiegen, bis man oben iſt. Hinterwärts liegt das apenniniſche Gebirg in der Ferne. Darüber kommen dann bey ſtillem u. heiterm Wetter, recht nach Wunſch die angenehmſten Winde, die weder rauh noch ſtürmiſch, ſondern unterweges ſchon gebrochen und gemäßiget worden ſind. *b*) An ſich ſelber liegt es größtentheils gegen Mittag; *c*) ſo, daß einem im Sommer die Sonne um 6 Uhr, und im Winter noch etwas früher, gleichſam einzuladen ſcheint, 1) in einen breiten etwas erhabenen Säulengang ſpazieren zu gehen. Es hat viele Abtheilungen, darunter 2) auch einen Vorhof nach altem Gebrauche. Vor dem Säulengange liegt ein 3) Garten-Altan, der 4) in viele Arten der Luſtſtücke eingetheilet iſt, die durch Buxbaum von einander unterſchieden ſind *e*). Hernach liegen auf einem Abhange 5) ein abſchüßiges Luſtbette, darauf allerley wilde Thiere immer eins gegen das andere gekehret, von Buxbaum umzeichnet, und

lis,

lis, &, pæne dixerim liquidus. 6) Ambit hunc ambulatio preſſis varieque tonſis viridibus incluſa: 7) ab his geſtatio in modum circi, quæ buxum multiformem, humilesque & retentas manu arbuſculas circumit. Omnia 8) maceria muniuntur: hanc gradata buxus operit & ſubtrahit. Pratum inde non minus natura, quam ſuperiora illa arte viſendum; campi deinde porro, multaque alia prata & arbuſta. 9) A capite porticus triclinium excurrit, valvis xyſtum deſinentem, & protinus pratum, multumque ruris videt feneſtris. Hac latus xyſti, & quod proſilit villæ

mit weichen und ſo zu ſagen flüßigem Bärenklee ausgepflanzet ſind. 6) Um dieſe herum läuft ein Spaziergang, der von niedrigen Hecken nach mancherley Grün und Schnitt eingefaſſet iſt: daherum geht wieder 7) ein Baumgang, in Geſtalt einer Rennbahne, der mit Buxbaum auf verſchiedene Art geſchnitten, und mit niedrigen nach der Hand gezogenen Baumchen umſchloſſen iſt. Alles das iſt 8) mit einer Futtermauer befeſtiget; die durch ſtufenweis anlaufenden Buxbaum verkleidet, und dadurch dem Geſichte entzogen iſt. Darauf folget eine Wieſe, die in Anſehung der ſchönen Natur nicht weniger betrachtungswerth iſt, als alles Uebrige, was die Kunſt erhebt. Ferner geht die Ausſicht auf Felder und noch viele andere Wieſen und Gebüſche mehr. 9) Vorne nun am Säulengange, tritt 10) ein Hauptſaal hervor, deſſen gebrochene Thüren auf den Altan hinausgehen, und aus deſſen Fenſtern man gerade auf die Wieſe und weit und breit ins Feld ſieht: wie man denn auf der einen Seite die

hac adjacentis hippodromi nemus *f*) comasque prospectat. Contra medium fere porticum dixta paullum recedit; 10) cingit areolam, quæ quatuor platanis inumbratur. Inter has marmoreo lebro aqua exundat, circumjectasque platanos *g*), & subjecta platanis leni adspergine fovet. Est in hac dixta 11) dormitorium cubiculum, quod diem, clamorem, sonumque excludit; junctaque & quotidiana amicorum 12) cœnatio, 13) Areolam illam porticus alia, eademque omnia, quæ porticus, adspicit. Est & 14) aliud cubiculum, a proxima platano, viride, & umbrosum *h*), marmore excultum podio tenus: nec cedit gratiæ mar-

Breite des Altans, und den Vorsprung des Hauses, auf der andern aber das an der Reitbahn gelegene *f*) Wäldchen und Laub der Bäume sehen kann. Fast mitten im Säulengange, ein wenig rückwärts, sind die Wohnzimmer. Sie schließen 10) einen kleinen Hof ein, der von 4 Ahornenbäumen beschattet ist: mitten darunter liegt ein marmornes Becke, daraus das Wasser um die Bäume herumfließt, und sie neben dem *g*), was unter ihnen wächset, ganz gelinde wäßert und erfrischet. Diese Wohnzimmer bestehen aus 11) einem Schlafzimmer, darinnen man weder das Lärmen und Geschrey, noch das große Licht wahrnimt. An dieses stößt 12) der alltägliche Speisesaal für gute Freunde. Aus 13) einem daran gelegenen Säulengange kann man das kleine Höfchen, und alles, was dem Säulengange sonst entgegen steht, sehen. Auch ist noch 14) ein anderes Zimmer da, das von dem nächsten Ahornenbaume schattig u. belaubt ist *h*): es ist mit einer ausgekanteten Einfassung von Marmor gezieret, übe

moris

moris, ramos, inſidentesque ramis i) aves imitata picſtura, cui ſubeſt ſonticulus. In hoc fonte crater, circa ſiphunculi plures miſcent jucundiſſimum murmur. 15) In cornu porticus ampliſſimum cubiculum a triclinio occurrit; aliis feneſtris xyſtum, aliis deſpicit pratum; ſed ante 16) piſcinam, quæ feneſtris ſervit ac ſubjacet; ſtrepitu viſuque jucundam. Nam ex edito deſiliens aqua, ſuſceepta marmore, albeſcit. Idem cubiculum hieme tepidiſſimum, quia plurimo ſole perfunditur. Cohæret hypocauſton, &, ſi dies nubilus, immiſſo vapore ſolis vicem ſupplet.

welcher Zweige und darauf ſitzende i) Vögel in nachgeahmter Malerey verfertiget ſind: deren Schönheit dem glänzenden Marmor im geringſten nichts nachgiebt. Unter dieſen ſpringt Waſſer heraus, das in ein Becken fällt, und in ſeinem Abfalle durch viele kleine Röhren ein angenehmes Gemurmel verurſachet. 15) An der Ecke des Säulenganges liegt ein ſehr räumliches Gemach, dem Hauptſaale entgegen; daraus man durch eine Reihe Fenſter den Altan, und durch die andern auf die Wieſe, vorher aber erſt in 16) ein Waſſerſtück ſieht, das gleich unter den Fenſtern liegt: und das den Augen und Ohren ſehr angenehm iſt; weil das Waſſer, das von der Höhe abfließt, ſich darein ſchäumend über ein marmornes Becken herabſtürzet. Daſſelbige Gemach hält auch im Winter recht warm, weil es die Sonne gut beſcheint; dennoch hängt ein Wärmſtübchen daran, daraus man bey trübem Wetter durch eingelaſſene Dunſt den Mangel der Sonnenwärme erſetzen kann. Aus dieſem Gemache

Inde 17) apodyterium balinei laxum & hilare excipit 18) cella frigidaria; in qua baptiſterium amplum atque opacum. Si natare latius aut tepidius velis, in area 19) piſcina eſt; in proximo puteus, ex quo poſſis rurſus adſtringi, ſi pœniteat teporis. Frigidariæ cellæ connectitur 20) media, cui ſol benigniſſime præſto eſt; 21) caldariæ magis: prominet enim. In hac tres deſcenſiones, duæ in ſole, tertio a ſole longius, a luce non longius. Apodyterio ſuperpoſitum eſt ſphæriſterium, quod plura genera exercitationis, pluresque circulos capit. 22) Nec procul a balineo ſcalæ, 23) quæ in

tritt man in 17) ein geraumes und luſtiges Auszieh-zimmer zum baden. Dieſem folget 18) das gewölbte kalte Bad, darinnen eine große weite Badwanne im Schatten ſteht. Wollte man aber etwas lauer baden, und noch beſſer ſchwimmen, ſo liegt dazu 19) ein großer Fiſchteich im Hofe, und nicht weit davon iſt ein Schöpfbrunnen, daraus man daß kalt Waſſer haben kann, wenn man ſich wieder erfriſchen will. An das kalte Bad ſtößt 20) das laue Bad, dem die Sonnenwärme wohl zu ſtatten kömmt, 21) den folgenden warmen Bade aber noch mehr; weil es weiter hervortritt, und daher beſſer kann beſchienen werden. In dieſes gehen 3 Stiegen hinunter, deren zwey im Sonnenſcheine liegē, die dritte aber im Schatten, doch ſo, daß ſie hell genug iſt. Ueber dem Auszieh-zimmer iſt das Ballhaus angelegt, das in viele Kreiſe zu vielerley Arten von Uebungen eingetheilet iſt. 22) Nicht weit von den Bädern liegt die Treppe, die einen in 23) einen gewölbten Spaziergang führet; vor-

crypto

crypto-porticum ferunt, prius ad diætas tres. Harum alia areolæ illi, in qua platani, quatuor alia prato, alia vineis imminet, diverſasque cœli partes ut proſpectus habet. In ſumma cryptoporticu 24) cubiculum ex ipſa crypto: porticu excilum, quod 25) hippodromum, 26) vineas, montes intuetur. Iungitur 27) Cubiculum, obvium ſoli, maxime hiberno. Hinc oritur 28) diæta, quæ Villæ hippodromum adnectit. Hæc facies, hic viſus a fronte *k*). A latere æſtiva cryptoporticus in edito poſita; quæ non adſpicere vineas, ſed tangere videtur. In media 29) triclinium ſaluberrimum adflatum ex Apennini vallibus recipit: poſt latiſſimis feneſtris vineas, valvis æque vineas ſed per crypto-

der aber kömmt man erſt zu drey Wohnungen, die ſich alle nach verſchiedenen Himmelsgegenden und Ausſichten zukehren. Die erſte geht in denſelbigen Hof, mit den 4 Abornen; die zweyte auf die Wieſe; und die dritte in die Weinberge. Vom obern Spaziergange iſt am Ende 24) ein Zimmer abgeſchnitten, daraus man 25) die Reitbahne, 26) Weingärten und Berge ſehen kann. An das ſtößt 27) noch ein Zimmer, das von der Sonne recht erwärmet wird, beſonders im Winter. Gleich daran iſt 28) die Wohnung, welche die Reitbahne mit dem Landhauſe zuſammenhängt. Und das iſt die Anſicht und Ausſicht von forne (der Reitbahne:) *k*) Seitwärts aber liegt der gewölbte Sommerſpaziergang hoch, und hat nicht nur die Weinberge im Geſichte, ſondern ſtößt ſo gar daran. Im Mittel deſſelben 29) iſt ein Hauptſaal, der wegen der kühlen Lüfte, die durch die apenniniſchen Thäler ſtreichen, vortrefflich geſund liegt: daraus ſieht man durch ſehr breite Fenſter gerade in den Weinberg, dar-

porticum quasi, admittit. A latere triclinii quod fenestris caret, scalæ convivio utilia secretiore ambitu suggerunt. 30) In fine cubiculum; cui non minus jucundum prospectum cryptoporticus ipsa, quam vineæ præbent. Subest cryptoporticus subterraneæ similis; æstate incluso, frigore riget, contentaque aere suo, nec desiderat auras, nec admittit. Post utramque cryptoporticum unde triclinium desinit, incipit 31) porticus; ante medium diem, hiberna, inclinato die, æstiva. Hac adeuntur diætæ duæ, quarum in altera 32) cubicula quatuor, 33) altera tria, ut circumit sol, aut sole utuntur

ein man gleichfalls durch die gebrochenen Thüren des Spazierganges einigermaßen sehen kann. An der Rückwand des Saales aber, wo keine Fenster sind, da geht eine geheime Treppe zum Auftragen der Speise hinunter. 30) Am (andern) Ende besagten Ganges liegt noch ein Zimmer, daraus man eine eben so angenehme Aussicht längst dem Gange hin, wie in die Weinberge, genießt. Unter diesem gewölbten Spaziergange liegt noch ein andrer ähnlicher Gang fast in der Erde, darinn es im Sommer, wenn er zugehalten wird, an sich selbst so frisch ist, daß er keiner kühlen Winde bedarf, auch keine kommen können. Hinter beyden gewölbten Gängen, wo der Hauptsaal aufhöret, da fängt sich 31) der Säulengang an, der vormittags im Winter, und nachmittags im Sommer zu gebrauchen ist. Durch diesen kömmt man noch zu zwoen Wohnungen, davon die eine 32) aus vier Zimmern, und die andere 33) aus dreyen besteht: wie nun der Lauf der Sonne ist, also sind auch diese Zimmer bald hell,

aut

ant umbræ. Hanc diſpoſitionem, amœnitatemque tectorum longe latéque præcedit 25) hippodromus: medius pateſcit, ſtatimque intrantium oculis totus offertur, 34) platanis circumitur. Illæ hedera veſtiuntur, utque ſummæ ſuis, ita imæ aliepis frondibus virent. Hedera truncum & ramos pererrat, vicinasque platanos tranſitu ſuo copulat; has buxus interjacet. Exteriores buxos circumvenit 35) laurus, umbræque platanorum ſuam confert. Reclus hic hippodromi limes in extrema parte hemicyclio frangitur, mutatque faciem: cupreſſis ambitur & tegitur, denſiore umbra opacior nigriorque; inhald dunkel. So luſtig nun alle dieſe lang und breit zuſammenhangende Gebäude ſind, ſo übertrifft ſie doch 25) die Reitbahne bey weiten. Sie iſt in der Mitte frey, an den Seiten aber 34) mit Ahornbäumen umgeben. Sobald man hinein tritt, ſo fällt einem gleich alles in die Augen. Da ſieht man dann, wie die Ahornbäume mit Epheu umwunden ſind, und daher oben ihr eigenes, unten aber ein fremdes Laub zeigen. Ja der Epheu, indem er ſich um die Stämme und Aeſte herumſchlinget, läuft von einem Baume auf den andern, und hängt ſie alſo an einander. Darzwiſchen iſt Buxbaum gepflanzet, außer dem Buxbaume aber ſtehen 35) Lorberbäume, die das Ihrige zum Schatten der Ahorne beytragen. Wie nun die Reitbahn, gerade fort läuft, ſo krümmt ſie ſich am Ende herum, und gewinnt dadurch ein neues Anſehen. Daſelbſt ſtehen rings herum Cypreſſen, die ſie bedecken; und da ſie dicht in einander gewachſen ſind, geben ſie deſto mehrern und dunklern Schatten. In dem in-

terioribus circulis (sunt enim plures) purissimum diem recipit. Inde etiam rosas effert, umbrarumque frigus non ingrato sole distinguit. Finito vario illo multiplicique curvamine 36) recto limiti redditur, nec huic uni. Nam viæ plures, intercedentibus buxis, dividuntur. Alibi pratulum, alibi ipsa buxus intervenit in formas mille descripta, 37) litteris interdum, quæ modo nomen domini dicunt, modo artificis: 38) alternis metulæ surgunt: alternis inserta sunt poma: & in opere urbanissimo subita velut illati ruris imitatio. Medium spatium brevioribus utrinque platanis adornatur. Post has acanthus hinc inde lubricus & flexuosus; deinde plures figuræ, pluraque nomina *f*). In capite sipadium can-

nern Umkreisen aber, (deren viele sind), ist es sehr hell. Und diese zwar bringen nicht allein Rosen hervor; sondern der kühle Schatten wird daselbst auch durch den warmen Sonnenschein unterbrochen. Aus solchen vielen und mancherley Krümmen kömmt man wieder 36) in die geraden Gänge, (denn es sind ihrer mehr als einer) die alle mit Buxbaum von einander unterschieden sind. Bald liegt hier ein Wiesenstück darzwischen, bald ist dort der Buxbaum auf tausenderley Art gepflanzt. Bisweilen zeigt er 37) durch Buchstaben den Namen des Herrn, bisweilen des Künstlers. 38) Wechselsweise stehen kleine Pyramiden und Aepfelbäume. Und in diesem ausnehmend zierlichen Stücke, ist eine Nachahmung des Bäurischen, das jähling hierher gebracht zu seyn scheint. Der mittelste Platz ist zu beyden Seiten mit kleinern Ahornbäumen gezieret. Gleich dabey wächst ein zartes und sich schlingendes Bärenklee, darauf denn endlich noch eine Menge Bilder und Namen folgen *f*). An

dido

ler? Die neuern Musikverständigen haben das Ritornell verworfen: Was war dieses anders, als eine Wiederholung der ersten Clausul, welche unmittelbar geschahe? Heißt denn dieses nun nicht ritornellisirt, wenn ich die erste Clausul nach der andern wiederhole? Der Unterscheid ist von schlechter Wichtigkeit. Es scheint, als ob man einen Fehler verworfen habe, um den andern zu begehen.

Wie öfters sind nicht die übel angebrachten Schönheiten der Musik Schuld, daß die Leidenschaften nicht erreget werden? Ein erzürnter Held will alle Welt fressen, und ein Triller, welchen ihm der Componist in den Mund gelegt, hält seine Raserey auf eine Minute zurücke. Der Zuhörer wird zum Lachen gebracht, und die Schönheit ist verderbet. Doch dieses ist nicht ein Fehler der Oper selbst; sondern des Componisten.

Es fällt noch etwas zu erinnern vor, welches mir allezeit bey den Singespielen lächerlich geschienen. Die Arie gehet an, die Musici bringen mit ihren Instrumenten drey Minuten hin, ehe der Sänger etwas singen darf: Endlich fängt er sich an zu erzürnen und singt ein paar Worte her, und muß hernach doch wieder eine Weile stille schweigen. Ist dieses nun nicht lächerlich? Ich rede mit einem guten Freunde, u. wenn ich ihm die halben Gedanken gesagt habe, so laß ich ihn eine Weile warten; Hernach wiederhole ich es noch einmal, endlich sage ich erst, was ich haben will. Ein im hitzigen Fieber liegender Kranker könnte entschuldiget werden, doch einen Vernünftigen würde ich vor närrisch halten, wenn er es so machte.

dido marmore, vite protegitur: Vitem quatuor columellæ Caryſtiæ ſubeunt. E ſtipadio aqua, velut expreſſa cubantium pondere, ſiphunculis effluit; cavato lapide ſuſcipitur, gracili marmore continetur, atque ita occulte temperatur, ut impleat, nec redundet. Guſtatorium, graviorque cœnatio, margini imponitur; levior navicularum & avium figuris innatans circumit. Contra fons egerit aquam & recipit: nam expulſa in altum, in ſe cadit, junctisque hiatibus & abſorbetur & tollitur. E regione ſtipadii adverſum cubiculum tan-

den Krümmen aber ſteht ein Tafelbett in halben Mond, von weißem Marmor, unter einigen Weinſtöcken, die auf vier Säulchen von charyſtiſchem Marmor ruhen. Aus dem Tafelbette läuft Waſſer durch kleine Röhrchen heraus, nicht anders, als ob es von der Laſt derer darauf liegenden Gäſte ausgepreſſet würde. Dieſes wird in einem dünnen marmornen Becken aufgefangen, daraus es ſich unvermerkt verliert, und zwar ſo, daß das Becken immer voll bleibt, gleichwohl aber nimmer überläuft. Den Aufſatz und die ſchweren Speiſen der Abendmahlzeit ſetzt man auf den Rand des Beckens, die leichten aber werden auf kleine Schiffe oder Vögel gelegt, die damit herum ſchwimmen. Dem gegen über ſpritzt ein Luſtbrunnen das Waſſer in die Höhe, und fängt es wieder auf. Denn indem es in die Höhe ſpringt, fällt es in ſich ſelbſt wieder zurück, und ſo wie es durch eine Röhre zugebracht wird, ſo wird es durch eine andere wieder abgeführet. Außer dem Bezirke des Tafelbettes ſtößt einem

tum ſtipadio reddit ornatus, quantum accipit ab illo. Marmore ſplendet, valvis in viridia prominet & exit: alia viridia ſuperioribus inferioribusque feneſtris ſuſpicit deſpicitque m). Mox Zothecula refugit quaſi in cubiculum idem atque aliud. Lectus hic, & ubique feneſtræ, & tamen lumen obſcurum umbra premente. Nam lætiſſima vitis per omne tectum in culmen nititur & adſcendit. Non ſecus ibi, quam in nemore, jaceas: imbrem tantum, tanquam in nemore, non ſentias. Hic quoque fons naſcitur ſimulque ſubducitur. Sunt locis pluribus diſpoſita ſedilia e marmore, quæ ambulatione feſſos, ut cubiculum ipſum ju-

ein Gartenſaal entgegen, der dem Tafelbette ſowohl zur Zierde dienet, als er von jenem gezieret wird. Alles glänzt darinnen von Marmor, und ſeine Doppelthüren gehen nach, und weit ins grüne: wi man denn auch ein anderes grün durch ſeine obern und untern Fenſter, über und unter ſich ſieht m). Hintenaus geht ein Erker, den man mit zum Saale rechnen kann, und auch nicht. In dieſem ſteht ein Bett. Und ob er gleich auf allen Seiten Fenſter hat, ſo iſt es doch wegen beſtändiges Schattens ziemlich dunkel darinnen; das machts aber: weil unvergleichliche Weinſtöcke über das ganze Dach bis an den Forſt laufen, deren Ranken über die Fenſter herabhangen. Darinnen liegt man wie in einem Walde, nur daß man den Regen nicht ſo empfindet, wie im Walde. Auch hier ſpringt Waſſer in die Höhe, und verliert ſich gleichfalls wieder. An vielen Orten trifft man marmorne Sitze an, die denen vom Spaziergehn ermüdeten, ſo wie der Saal zum ausruhen, bequem ſind.

vant,

vant. Fonticuli ſedilibus adjacent, per totum hippodromum dulces ſtrepunt rivi, &, qua manus duxit, ſequuntur. His nunc illa viridia, nunc hæc, interdum ſimul omnia, lavantur. Vitaſſem jam dudum, ne viderer argutior, niſi propoſuiſſem omnes angulos tecum epiſtola circumire. Neque enim verebar ne laborioſum eſſet legendi tibi, quod viſendi non fuiſſet; præſertim quum interquieſcere, ſi liberet, depoſitaque epiſtola, quaſi reſidere, ſæpius poſſes. Præterea indulſi amori meo. Amo enim, quæ maxima ex parte ipſe inchoavi, aut inchoata percolui. In ſumma (cur enim non aperiam tibi vel judicium meum vel errorem)? primum ego officium ſcriptoris exiſti-

Bey den Sitzen liegen kleine Springwaſſer, die durch die ganze Rennbahne mit angenehmem Geräuſch, recht nach der Hand geleitet, fließen. Dieſe nun wäſſern bald dieß bald jenes Luſtſtück, bisweilen auch alle zuſammen auf einmal. Ich hätte ſchon längſt abgebrochen, wenn ich mir nicht vorgenommen gehabt hätte, alle Winkel meines Hauſes mit dir ſchriftlich durchzugehen: dabey ich nicht gezweifelt, daß das, was dir nicht verdrießlich ſeyn würde zu ſehen, dir auch nicht zuwider ſeyn werde zu leſen. Du kannſt ja aufhören meinen Brief zu leſen, wo du willſt; du kannſt ja gleichſam vom Spaziergehn ausruhen, wenn es dir beliebt. Außer dem habe ich mich auch hierinn meiner Neigung überlaſſen; denn ich liebe das, was ich größtentheils ſelbſt angefangen oder ausgeführet habe. Mit einem Worte (denn warum ſollte ich dir mein Urtheil, es mag recht oder unrecht ſeyn, verhöhlen)? ich glaube, es ſey die vornehmſte Schuldigkeit eines jeden, der da ſchreiben will: daß er öf-

mo, ut titulum ſuum legat, atque identidem interroget ſe, quid cœperit ſcribere: ſciatque ſi materiæ immoratur, non eſſe longum; longiſſimum, ſi aliquid arceſſit atque attrahit. Vides, quot verſibus Homerus, quot Virgilius arma, hic Aeneæ, Achillis ille, deſcribat: brevis tamen uterque eſt, quia facit, quod inſtituit. Vides, ut Aratus minutiſſima etiam ſidera conſectetur & colligat, modum tamen ſervat. Non enim excurſus huc ejus, ſed opus ipſum eſt. Similiter nos, ut parva magnis, quum totam villam oculis tuis ſubjicere conamur, ſi nihil inductum & quaſi devium loquimur, non epiſtola, quæ deſcribit, ſed villa, quæ deſcribitur, magna eſt. Verum illuc, unde cœpi;

ters die Aufſchrift leſe, und ſich von Zeit zu Zeit befrage, wovon er angefangen habe zu ſchreiben? ſo wird er wiſſen, daß, wenn er nicht von dem abgeht, wovon er handelt, er niemalen zu lang ſeyn wird, wohl aber, wenn er Nebendinge einmiſchet. Was haben doch nicht Homer und Virgil für eine Menge Verſe gemachet? der eine das Schild Achills, und der andere die Waffen des Aeneas zu beſchreiben. Gleichwohl ſind ſie beyde kurz, weil ſie weiter nichts ſagen, als was ſie ſich vorgenommen hatten. Oder, wie hat nicht Aratus auch die kleinſten Sterne bemerket und angeführet, und iſt dennoch in Schranken geblieben; weil dieſes keine Ausſchweifung, ſondern die Sache ſelbſt iſt. Auf dieſe Art nun, wenn anders Kleinigkeiten mit großen Schriften zu vergleichen ſind; da ich dir mein ganzes Landhaus vor Augen legen wollen, wo ich nichts unnöthiges und herzugezogenes vorgebracht habe, iſt nicht der Brief, der ſolches beſchreibt, ſondern das Landhaus ſelbſt, welches beſchrie-

ne

ne ſecundum legem meam jure reprehendar, ſi longior fuero in hoc, in quod exceſſi. Habes cauſas; cur ego Tuſcos meos Tuſculanis, Tiburtinis, Præneſtinisque meis præponam. Nam ſuper illa, quæ retuli, altius ibi otium & pinguius, eoque ſecurius, nulla neceſſitas togæ, nemo arceſſitor ex proximo. Placida omnia & quieſcentia, quod ipſum ſalubritati regionis ut purius cœlum, ut aer liquidior, accedit. Ibi animo, ibi corpore maxime valeo. Nam ſtudiis animum, venatu corpus exerceo. Mei quoque nusquam ſalubrius degunt, uſque adhuc certe neminem ex iis, quos eduxeram mecum, (venia ſit dicto)

ben wird, groß und weitläuftig. Damit ich aber wieder zur Sache komme, und nicht gar zu ſehr davon abweiche, folglich wider meine eigene gegebene Regel handle: ſo wirſt du nunmehr gar wohl einſehen, warum ich mein Landgut zu Toſcana, denen andern, die ich auf dem tuſculaniſchen, tiburtiniſchen, und praneſtiniſchen Boden habe, weit vorziehe. Denn über die Vortheile noch, die ich dir gemeldet, ſo genießt man daſelbſt eine ſichere und ſtille Ruhe, entfernt von allen Amtsverrichtungen, und iſt nicht genöthigt, ſich in nachbarliche Geſchäffte zu mengen. Ja noch mehr: ſo iſt die Gegend daſelbſt ſo geſund, der Himmel ſo heiter, und die Luft ſo rein, daß ich mich weit geſunder am Leibe, und weit munterer am Geiſte befinde. Den erſten beſchäfftige ich mit der Jagd, und den andern mit ſtudiren. So gar meine Leute befinden ſich nirgends wo beſſer. Und (wenn ichs ſagen darf) ſo habe ich bisher noch keinen einzigen von allen denen verloren, die ich mit hierher gebracht

ibi

ibi amiſi. Dii modo in poſterum hoc mihi gaudium, hanc gloriam loco ſervent. Vale.

habe. Die Götter verleihen nur dem Landhauſe länger ſeinen bisherigen Ruhm, und mir dieſe Freude. Lebe wohl.

II.

La Petreade, ou Pierre le Createur,

Pœme par M. G. S. Chevalier de Mainvillers. A Amſt. chez J. H. Schneider 1763. in 8. maj.

Nicht nur die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber haben ſich ſeit kurzem an die nordiſchen Reiche, Helden und Heldinnen gewaget; ſondern auch ihre Dichter fangen an, den Stoff zu ihren Arbeiten in dieſen kalten Gegenden zu ſuchen. Der Hr. Ritter von Mainvillers iſt einer der erſtern, der dem großen Kaiſer Peter, in Rußland, dieſe Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Seine Feder iſt ſonſt ſchon bekannt geweſen, nur in ſolchen großen Gedichten hatte ſie ſich noch nicht gewieſen. Wir wiſſen, daß er ſelbſt eine Reiſe nach Petersburg, Rußland und Perſien gethan, ja in den Landen des großen Mogols geweſen. Er hat uns nämlich ſowohl bey ſeiner Hinreiſe, als bey ſeiner Rückkunft aus dieſen nordlichen und öſtlichen Gegenden beſuchet, und viel mündliche Erzählungen mitgetheilet. Ohne Zweifel iſt ihm daſelbſt der allgemeine Ruhm Peters des Großen ſo beträchtlich vorgekommen, daß

er

er ihn zum Gegenstande seiner Muse zu wählen beschlossen. Wir wollen sehen, wie er es angegriffen, einen solchen Helden zu loben.

Nach des Abts Bossü Gutachten, soll ein Heldendichter, der seiner Unsterblichkeit gewiß seyn will, einen Helden seines Vaterlandes besingen: und diese Regel hat unser Ritter übertreten. Ferner soll er nicht ein ganzes Leben, ja nicht einmal eine Geschichte von vielen Jahren, sondern nur eine einzige That seines Helden wählen, die wenig Monate, und höchstens nicht über ein halbes Jahr währet, wie Homer und Virgil gethan. Hr. von Mainvillers aber will Kaiser Petern den Großen in Ueberwindung eines kriegerischen Volkes, und in der Schöpfung einer Nation besingen, dazu er sein ganzes Leben angewandt hat. So lautet der Anfang seines Gedichtes:

Je chante ce heros, qui regnait en Russie
Que l' Europe admiroit, que redoutait l'Asie
Et qui toujours plus grand dans ses plus grands malheurs,
Apprit par eux à vaincre un peuple de vainqueurs,
Sut lasser la Fortune & la rendre docile:
Qui, ne se couvrant point d'une gloire sterile
Sût se creer un monde enfin selon son cœur,
Et lui donner des loix en Esprit Createur, u. s.

Ich singe jenen Held, der Rußland jüngst regieret,
Den Asien gescheut, Europa selbst bewundert;
Und, der im Unglück auch beständig größer ward,
Bis er ein Volk besiegt, das reich an Siegern war.
Das Glück ermüden konnt, und es gelehrig machte,
Sich nicht mit eitelm Ruhm fruchtloser Kränze deckte,
Nein, endlich eine Welt nach seinem Herrzen schuff,
Und als ein Schöpfergeist ihr selbst Gesetze gab.

So

So groß und weitläuftig iſt das Vorhaben des Verfaſſers! Will man ſagen, wie wohl andre ſchon gethan haben, um ihre Abweichung von der Regel zu beſchönigen: er hätte nur ein Gedicht, nicht aber ein Heldengedicht, eine Epopöe zu machen, verſprochen: ſo iſt das wohl eine kahle Ausflucht, aber kein Grund, der Stich hält. Zeiget es nicht der Augenſchein, daß er mit ſeiner Petreade eben das im Sinn gehabt, was Voltaire mit ſeiner Henriade, und Virgil mit ſeiner Aeneis geleiſtet haben?

Eben ſo falſch iſt die Anrufung, die nach dem Vortrage eines Dichters in der Epopöe folgen muß. Er rufet keine Gottheit, kein höheres Weſen an, wie ſeine Vorgänger auf dieſer Bahn gethan haben. Er wendet ſich an die heutigen großen Geiſter Rußlands, die es itzo durchſtralen, und durch ihr Feuer beſeelen, und die Augen aller Welt auf ſich ziehen.

Je vous implore ſeul, VOVS BIENFAISANS GENIES,
Qui rayonnes d'abord dans toutes les Ruſſies,
Les animant toujours de vos plus nobles feux
Sauvez & conſervez ſes deſtins glorieux.
Vous, qui fixez ſur vous les regards de la terre,
Penetrez mon eſprit de vos traits de lumiere,
Aſtres brillants du Nord, éclairez mes ſentiers
Rayonnez dans mes Chants, ſur d' illuſtres Lauriers &c.

Eine ſolche Anrufung aber iſt höchſtens nur von einem ſchwülſtigen proſaiſchen Schriftſteller, dem Valerius Maximus, gewaget worden, der den Kal-

Kaiſer Tiber angerufen, ihn in ſeinem Schreiben zu beſeelen; aber noch von keinem guten Dichter nachgeahmet, vielweniger von einem Kunſtrichter gebilliget worden. Noch fehlerhafter iſt es, wenn er von den dermaligen Schutzgeiſtern Rußlandes eben dasjenige fodert, was Virgil von den Muſen begehret; daß ſie ihm nämlich melden ſollen, durch was für Arbeiten, und mit welcher Standhaftigkeit Peter der Große ſeine Macht zu erhöhen gewußt; wie er, ungeachtet des Krieges, auch Wüſteneyen bevölkert, und durch ſeine angehende Flotte Meere beſieget habe. Sie ſollen andern Königen, einen kriegeriſchen und weiſen Helden zeigen, der ſein Volk mitten im Sturme gebildet, über alles ſeinen gerechten Willen ausgebreitet, und darinnen die Größe der Gottheit abgebildet habe. „Pflegen die „Großen der Welt dieſes von ihren Vorfahren im „Reiche zu thun? und iſt es nicht vielmehr das „Amt der Klio, als der hiſtoriſchen Muſe?„

So unrichtig fängt das Gedicht an; aber eben ſo unrichtig fährt es fort. Er ſingt ſo:

Pierre regnait enfin; & partagoit le trone
De ſon frere accablé du poids d'une Couronne,
Jean, qui laiſſoit tomber de ſes debiles mains
Le Sceptre ſi ſacré pour d'autres Souverains.

Hier ſieht man, daß der Dichter die ganze Regierung Kaiſer Peters, von der Zeit an, da er mit ſeinem Bruder Ivan zugleich regieret, zu beſchreiben anfängt. Iſt das nicht der Regel zuwider, die Horaz uns in dem Lobe Homers gegeben, der

nicht vom Eye der Leda, den trojaniſchen Krieg zu beſingen angefangen, ſondern gleich zum Ausgange der Heldenthat Achills, geeilet:

Nec gemino bellum trojanum orditur ab ovo;
Semper ad eventum feſtinat.

Er fährt fort die Herrſchſucht der hitzigen Prinzeſſinn Sophia zu ſchildern, die mit dem ältern Bruder machte, was ſie wollte; der aber Peter, der jüngere Prinz, ſich muthig widerſetzte, und ſie in ein Kloſter ſteckte. Das iſt nun viel zu weit ausgeholet; und hätte vielleicht mitten im Gedichte, als eine Einſchaltung (Epiſodium) nachgeholet werden können: wie Homer oft das Beyſpiel gegeben hat. Allein ſo geht es, wenn ſich Leute an epiſche Gedichte wagen, die das Alterthum und die größten Meiſterſtücke deſſelben ſo wenig kennen, als die Anmerkungen und Regeln der Kunſtrichter, die auf die Schönheiten und Fehler der großen und kleinen Geiſter voriger Zeiten gegründet ſind. O daß ſich unſre deutſchen epiſchen Dichter durch ſolche fehlerhafte Beyſpiele der Ausländer klug machen ließen!

Felix, quem faciunt aliena pericula cautum!

Wir ſchreiben dieß nämlich mehr in der Abſicht, unſre Landsleute zu belehren, und zu warnen, als einen fremden Dichter zu tadeln. Denn es kann uns gleichviel gelten, ob unſre Nachbarn fehlen, oder die Vollkommenheit der ſchönen Wiſſenſchaften durch willkührliche Abweichungen von den Regeln verlieren: hingegen ſehen wir es mit einer zärt-

Aus dieſem allem ſchlüſſe ich, daß gewiſſe Künſte in der Welt vor ſich eine Schönheit haben, welche ſie in der Verbindung verlieren. Wenn ein Maler ein vortreffliches hiſtoriſches oder fabelhaftes Gemählde erfindet: So dringen ſich die Zuſchauer hinzu, bewundern ſolches, und bemühen ſich zu erforſchen, was er wohl durch dieſes oder jenes gemeynet habe? Und dieſe Bemühung bringt ihnen Vergnügen. So bald aber ein Dichter darzu kommt, und ſagt ihnen vor: Dieſer dürre u. magere Mann, welcher auf ſeinen Geldſäcken ruhet, iſt der Geiz, und ſo ferner: So geht der Zuſchauer davon u. vergnügt ſich nicht mehr, als bey einem Bänkchenſänger, welcher aus dem übel ausgelegten Nordſcheine Peſt, Hunger und Krieg prophezeyet.

Bey der Muſik geht es eben ſo zu. Ich habe oben gezeigt, wie angenehm es ſey, wenn ſie mit der Dichtkunſt verbunden wird; und glaube auch hernach erwieſen zu haben, daß es in der Oper, wieder den Endzweck theatraliſcher Gedichte ſey, nemlich wieder das Lehren und die Reinigung der Leidenſchaften. Sollte man denn des bloſſen Vergnügens wegen ſo viele Unkoſten machen? ja was, noch mehr iſt, ſo viele Zeit verderben? Trauer- und Luſtſpiele werden hierinnen immer den Vorzug behalten, ob ſich gleich ſo viele Leute darwieder ſetzen. Und iſt es denn ein groſſer Schade? Die Muſik bleibt dennoch was vortreffliches, wenn gleich eine Oper nichts nütze iſt.

Wollte ich an Nebenſachen gedenken, ſo würde ich viel zu erinnern; doch auch viel zu wiederlegen haben. Groſſe Könige und Fürſten lieben die Opern! Vielleicht ſind nicht auch zu der Römer Zeiten Opern geſpielet

zärtlichen Empfindung eines patriotiſchen Schmerzes an, wenn unſre deutſchen Geiſter verwildern ſollten; indem ſie ſich dem ſanften Joche der Vorſchriften der Vernunft, aus ſtrafbarer Gemächlichkeit entziehen wollen.

Wir hätten dieſem zu Folge, ein großes Feld vor uns, wenn wir durchgehends dieſe Petreade beurtheilen, und Schritt vor Schritt auf alle Fehler des Dichters Acht geben wollten. Wir würden von ſeinen Erzählungen, auf die Beſchreibungen und Abbildungen, von dieſen auf die Characters, Leidenſchaften, und Reden kommen müſſen. Wir würden auf die Wahrſcheinlichkeit und auf das Wunderbare, auf die Wahrheit und die Erdichtungen ſehen, und endlich das Erhabene und Rührende in der Schreibart bemerken müſſen. Allein das alles würde ein Buch, und kein Auszug, keine kurze Nachricht von einem Gedichte werden. Wir wollen aber doch etwas von dem allen, nämlich eine Erdichtung mitnehmen, die uns auf die Art, wie der Verf. ſie erkläret und einkleidet, noch nicht vorgekommen. Wir überſetzen ſie deutſch, damit ſie allen unſern Leſern verſtändlich werde. Auf der 5 Seite heißt es:

Soviel Misbräuche bekümmerten einen großmüthigen Geiſt, den Geiſt, der über Rußlands Schickſal wachet; einen von den reinen Geiſtern, welche die chriſtliche Religion Engel nennete: Engel, denen allenthalben der dumme Pöbel, zum Schimpfe des Himmels, und der erhabenen Kreiſe, einen unedeln Verſtand, ein gar zu eingeſchränktes Amt

einräumet. Laßt uns doch dieſen Engeln ein erhabener Schickſal geben, dieſen unermeßlichen Geiſtern, deren Sinnbild der Bliz iſt; ſo wie die Sonne, Gott ſelbſt abbildet: die ſchnell wie die Gedanken, und durch die Lüfte glitſchend, dieß Weltgebäud in allen ſeinen Puncten bewegen; die Ungewitter zu ihren wichtigen Abſichten verſammeln: den Muth feindlicher Völker erhitzen; die Gelehrten begeiſtern und die Könige leiten, Staaten erheben, und ihre Geſetze in Flor bringen. „Iſt „dieß nicht der Begriff, den ſich einige unſrer gar „zu begeiſterten Theologen von den Engeln machen, „um die Menſchen in eine enthuſiaſtiſche Unthätigkeit „zu ſtürzen, und alles, was ſie thun oder was ihnen „begegnet, auf die Rechnung der guten und böſen „Engel zu ſchieben?„ Nun fährt er fort.

Der Schutzgeiſt von Rußland empfand, indem er über der Erde ſchwebte, in ſich ſelbſt einen tiefen Schmerz; weil er hundert Völker ſah, die durch verſchiedene Gaben die Natur bereicherten, und die Welt erleuchteten: indeſſen daß Rußland, in ſich ſelbſt vergraben, den übrigen Menſchen unbekannt war; und daß dieß fähige, aber unwiſſende Volk, die ganze Welt verachtete, die aber über ihr Nichts lachete. Ihr lebendigen Götter! rief dieſer Schutzgeiſt: der Engel von Schweden, von Licht und Stral umgeben, verdunkelt in den Augen von Europa, meinen Glanz, und zerreißt vor meinen Augen meinen unglücklichen Staat. Wie nun? ſprach er: ſollte denn mein geliebtes Volk nicht auch ſein Vaterland berühmt machen kön-

können? Der zu allem geſchickte, thätige, und wachſame Ruß, ſollte der unter glücklichen Völkern gar keinen Rang haben? Soll ich England und das ſchimmernde Frankreich ihren Namen und ihre Macht um die Wette auskramen, ja Ruhm und Ehre, und die leckerſten Vergnügungen faſſeln ſehen, die ihren ſchwächſten Wünſchen zuvorzukommen ſcheinen: indeſſen, daß meines Volkes unermeßliche Gegenden, die in den nordiſchen Einöden traurig umſchloſſen liegen, auch nicht einmal die Namen von dieſen reizenden Ergötzlichkeiten kennen, und glauben, man lebe allenthalben ohne alle Arten der Anmuth? u. ſ. w.

Uns dünket, dieſe kleine Probe von der Art zu denken unſers Dichters, werde bey der uns nöthigen Kürze, ſchon einen Vorſchmack geben können; worinnen man ſehen kann, daß dieß Gedicht noch wohl leſenswerth ſey: geſetzt, daß es die Schönheiten der voltairiſchen Dichtkunſt im Ausdrucke und Wohlklange lange nicht erreichete.

III.

Flüchtige Gedanken über den, den 15 Febr. 1763. geſchloſſenen Frieden, entworfen von Friederiken Sophien Auguſten, Prinzeſſinn zu Schwarzburg-Rudolſt.

Vorerinnerung.

Dieſe ſchönen Verſuche einer aufkeimenden Durchlauchten Muſe, die kaum das 12te

Jahr zurückgeleget hat, haben wir, durch gnädige Mittheilung ihres Durchlauchtigsten Herrn Vaters, des regierenden Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, zu lesen und zu bewundern bekommen. Unsre große Begierde, durch ein so erhabenes Beyspiel, auch andre Schönen von Stande, zur Liebe der schönen Wissenschaften aufzumuntern, hat uns angetrieben, uns um die gnädige Erlaubniß zu bewerben, solche frühzeitige Proben eines poetischen Geistes, in öffentlichem Drucke der Welt vor Augen zu legen. Wir sind, nach einigem Widerstande, dennoch so glücklich geworden, unsers Wunsches gewähret zu werden: und wir wünschen diesem erhabenen Hause, welches soviel große Beyspiele von der Beschirmung der Musen aufzuweisen hat, aufrichtig Glück; da es an dieser jungen und geistreichen Prinzessinn, abermal eine würdige Tochter aufwachsen sieht, die den Ruhm ihrer Ahnen, nicht nur bestärken, sondern, allem Anschen nach, noch höher treiben wird.

Jrene kömmt mit schnellen Schritten;
Nachdem die Völker viel erlitten,
Auf einmal in die Welt herab.
Frohlockend pflanzt sie Siegeszeichen
Da, wo durch Schwert, Brand, Raub und Leichen
Bellona Ländern Schrecken gab.

Mars

Mars weicht erbittert von der Erden,
Weil nun die Schwerter Sicheln werden:
Der arme Landmann pflügt ſein Land;
Wo Menſchenblut die Saat getränket,
Und wo man Leichen eingeſenket;
Weil hier das Heer der Krieger ſtand.

Der große Friedrich geht zurücke,
Bekrönt mit Siegen, Ruhm und Glücke;
Auguſt beglücket bald ſein Land:
Thereſens Heer hört auf zu kriegen;
Der Britten König ruht nach Siegen,
Und Frankreichs Vater reicht die Hand.

Dir, Herr, von Millionen Heeren!
Dir weihen wir in unſern Chören
Verehrung, Demuth, Ruhm und Dank!
Vertilge ferner alle Klagen,
Vertilge Kummer, Angſt und Zagen,
Worein oft unſer Herze ſank.

Auch unſers Friedrichs Sorgen weichen;
Der ſo den Armen als den Reichen,
In dieſem Krieg geholfen hat.
Vergeſſet nicht die ſauren Nächte,
Da er ſich oft mit Kummer ſchwächte,
Und Gott mit heißen Thränen bath.

Drum auf! ihr Treuen in dem Lande:
Vom größten bis zum kleinſten Stande!
Hebt mit mir Herz und Mund empor.
Ruft zu dem Herrn, der Ihn uns ſchenkte,
Der Ihn bisher mit Gnade lenkte,
Und brecht mit dieſem Wunſch hervor:

Wohl Dir, o Fürſt, in unſern Gränzen!
Du müſſeſt ſtets mit Wonne glänzen,
Der Höchſte ſey Dein ſtarker Schutz!
Er leite Dich auf ſanften Wegen,
Und ſchmücke Dich mit Glück und Segen;
So bietheſt du den Feinden Trutz.

Eben dieſer Durchlauchten Prinzeßinn Morgengedanken.

Erwache meine Seele,
Erwach mit neuer Kraft!
Ermuntre dich, erzähle,
Wie Gott, der alles ſchafft,
Dich mit den Gnadenarmen
So väterlich gedeckt,
Und mit ſehr viel Erbarmen
Geſorgt, daß dich nichts ſchreckt.

Wer wäreſt du geweſen?
Wo wäreſt du itzund?
Wenn Gott, das höchſte Weſen,
Dem finſtern Todesſchlund

Ver-

Vergangne Nacht befohlen,
Dich plötzlich von der Welt,
Im Finſtern abzuholen,
Und dich im Zorn gefällt.

Ach! Gott hat viel erwieſen,
Zu viel an mir gethan:
Die Gnade ſey geprieſen,
O Seele! denke dran.
Mein Leib lág nun im Staube,
Im Moder hingeſtreckt,
Den Würmern nun zum Raube,
Mit Finſterniß bedeckt.

Der Geiſt ſtünd vor dem Throne
Des Richters aller Welt,
Empfieng' vieleicht zum Lohne
Das, was uns nicht gefällt.
Nein! Jeſus voller Gnade
Spricht mich von Sünden los,
Und führt auf Glaubenspfade
Mich in des Vaters Schooß.

Er ſpricht: mein Kind, ich lebe!
Drum wirf den Kummer hin:
Du biſt mein edler Rebe,
Ich ſtärke Muth und Sinn.
Ich bins, der für dich wachte,
Mein Engel ſchützte dich,
Ich bins, der alles machte,
Du lebeſt noch durch mich.

Auf, neu belebte Glieder,
Ermuntert euch itzund,
Und ſinget Morgenlieder.
Stimm an, o Herz und Mund!
Nun Gott, du treuer Vater!
Dir bring ich Ehr und Dank.
Sey ferner mein Berather,
Heut und mein Lebenslang.

Die Seele, Leib und Leben,
Die Meinen, Gut und Blut,
Will ich dir übergeben;
Nimm ſie in deine Hut.
Mit Freuden ſprech ich Amen:
Mein Jeſus führe mich.
Ich traue ſeinem Namen,
Sein bin ich ewiglich.

IV.

Acta Pacis Olivenſis inedita, Tomus I. in quo Joachimi Paſtorii ab Hirtenberg Autora Pacis, Diarium Pacificationis, ex Bibliotheca Zaluskiana nunc primum prolatum & Oliva Pacis, continentur. Recenſuit, illuſtravit, Tabulas publicas & Obſervationes adjecit Joh. Gottlob Bœhmius, Hiſtoriographus Regius. Hiſt. P. P. Lipſ. Vratislaviæ apud Kornium & Gampertum, 1763.

Unſer

Unter die wichtigsten Werke, so die vergangene Ostermesse uns geliefert, ist sonder Zweifel das vortreffliche Werk vom oliviſchen Frieden; welches nach Verlauf ganzer 100 Jahre, nachdem selbiger geschlossen worden, erst ans Licht tritt. Es hat aber derselbe darinn mit dem westphälischen Frieden einerley Schicksal gehabt; der gleichfalls allererst fast nach Verlauf eines Jahrhunderts, am Hofrath von Meiern, einen anständigen Geschichtschreiber erhalten hat.

Unser sächsischer Historiograph, Hr. Professor Böhm, verdienet also von allen Gelehrten und Staatsleuten einen besondern Dank, daß er sich dieses bisher so unverantwortlich vernachläßigten Theils der nordischen Staatsgeschichte, so treulich angenommen hat. Gewiß, was der westphälische Frieden für den südwestlichen Theil von Europa gewesen, das ist der oliviſche für den nordöstlichen gewesen. Und es scheint gewiß ein Glück gewesen zu seyn, daß sich noch zu rechter Zeit, ein sorgfältiger Sammler und Ausspäher solcher zerstreueten und fast für verlohren geachteten Nachrichten gefunden: sonst hätten gar leicht noch mehrere Stücke davon verlohren gehen können; als wirklich schon verunglücket sind.

Die Zuschrift dieses Bandes ist an Se. Maj. den König, und an die ganze Republik Pohlen gerichtet: die beyderseits an dem oliviſchen Frieden den größten Antheil gehabt. Hierzu kam, daß der vortreffliche und hochwürdigste Bischof zu Kl-

ovien,

vien, Hr. Graf Zaluski, aus seinem unvergleichlichen Bücherschatze zu Warschau, den vornehmsten Theil dieses Bandes, nämlich das bisher ungedruckte eigentliche Tagebuch der Friedensunterhandlungen, hergegeben hatte. Nichts war billiger, als daß diejenigen Quellen verehret werden mußten, daraus dem Herrn Herausgeber der wichtige Inhalt dieß Buches zugeflossen: wie er denn hier in seinem Proœmio ad Reverendiſſimum & illuſtriſſimum Dominum *Joſephum Andream Zaluskium* wirklich gethan hat. In diesem Eingange liest man, wie der Hr. Prof. Böhm allmählig auf den Anschlag und Vorsatz, diese Acta herauszugeben gekommen sey. Sein Hr. Bruder, der aus Warschau zurück kam, hatte in der Zaluskischen Bibliothek die Handschrift des pastorischen Tagebuches von den Friedenshandlungen kennen gelernet. Dieses erzählte er dem Hrn. Herausgeber, und machte ihn also begierig, selbiges nicht nur zu lesen, sondern auch ans Licht zu stellen: nachdem es einmal sein Amt und seine Neigung mit sich brachten, die nordischen Begebenheiten mehr und mehr ins Licht zu stellen; wovon er schon mehrere Proben abgeleget hat. Der Hochw. Hr. Graf Zaluski nun, war sogleich bereit, das Original dieser einzigen Handschrift, nach Leipzig abfolgen zu lassen, und zum Abschreiben zu erlauben. Es ist selbiges fast durchgehends mit des Pastorius eigener Hand geschrieben, und also um desto schätzbarer, je glaubwürdiger und unverfälschter es seyn muß.

Sobald

spielet worden! Vielleicht war Jubal der erste Operiste, vielleicht, und so ferner. Man ist öfters gewohnt mit Scheingründen zu fechten.

Ich schlüsse, und glaube genugsam erwiesen zu haben, daß die Oper nichts natürliches, nichts verständiges und nichts nützliches sey. Auch selbst Musikverständige werden mir recht geben, wenn sie sich nicht durch Vorurtheile beherrschen lassen. Und da ich meine Meynung von Opern durch fleißige Betrachtung und Untersuchung derselben geändert habe: So kan es vielleicht andern künftig eben so gehen. Meine Gedanken werde ich nun weiter nicht ändern. Denn so lange eine Oper das ist, was sie itzo wirklich ist: So lange werde ich auch glauben, was ich itzo glaube.

VI.

Orthographischer Versuch,

Wieder einige gedoppelte Buchstaben.

Es ist bey der Nachricht von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig ein anmuthiger Anhang von der Rechtschreibung, was einige doppelte Buchstaben betrifft, angehänget worden. Man hat die Gründe dieses richterlichen Ausspruchs zur andern Zeit bekannt zu machen versprochen: Noch zur Zeit aber sind mir selbige nicht zu Gesichte gekommen. Weil ich nun nicht bey allen hinlänglichen Grund sehe, sondern selbigen vielmehr auf der Ge-

Sobald der Hr. Prof. Böhm deſſelben theilhaftig geworden war, wollte er es gleichwohl nicht ohne alle Zuſätze und Merkmaale ſeines eigenen Fleißes ans Licht ſtellen: wie wohl andere ihre Ehre bloß darinnen ſuchen, daß ſie fremden Werken, die ſie wieder abdrucken laſſen, bloß ihre Namen vorſetzen: gewiß ein leichter Weg, bey der Faulheit berühmt zu werden, und alle Buchläden mit ſeinen Ausgaben alter Schriftſteller zu erfüllen; daran man oft nichts mehr, als eine kahle Vorrede, oder ein paar magere Noten gemachet hat. Zuförderſt ſuchte er alſo die Urkunden aufzutreiben, darauf Paſtorius hin und wieder gezielet; und deren Daſeyn er durch Briefe, an den gel. Grafen von Bünau, Hrn. B. von Nettelblatt, von Senkenbergen, Budern, Lengnichen, Arkenholzen, u. a. m. zu erforſchen ſuchete.

Um dieſe Zeit kam ein Freund, Hr. Bariſien, aus Dännemark, der ihm Hoffnung machte: der erlauchte Staateminiſter von Bernsdorf würde, als der gnädigſte Herr, ihm aus dem königl. Däniſchen Archive, die daſelbſt vorhandenen Urkunden, ja wohl gar des damaligen Däniſchen Geſandten Tagebuch, davon die Welt noch bis dahin nichts erfahren hatte, mittheilen laſſen, und verſchaffen. Bey ſo glücklichen Anſcheinungen nun fieng der Hr. Prof. Böhm allererſt an, nach dem Rathe des ſel. Maſcovs ſich überall, nach mehrern Nachrichten von dieſem Frieden umzuthun. Und da ſchrieb er zuerſt, an den pariſiſchen Kanzler Barr, durch den er Anton von Lumbres, des ehemaligen franzöſi-

zösischen Friedensministers Tagebuches, Nachrichten, oder Briefe theilhaftig zu werden hoffete. Allein in Frankreich war nicht nur das Andenken dieses Gesandten, sondern beynahe des olivischen Friedens selbst, gänzlich vergessen; und alle dahin gehörige Schriften verschwunden und verlohren: so viel Fleiß auch Hr. Kanzler Barr, zu ihrer Aufsuchung anwandte. Die wenigen Briefe aber an den Mazarin, und Brienne, die man noch als kleine Ueberreste gefunden, man dem Hrn. Professor willig zukommen lassen.

Weit vergnüglichere Nachrichten hoffte derselbe aus Schweden zu bekommen, wozu ihm denn Hr. Prof. Hanov großen Muth machete. Und siehe da, diese Hoffnung hat den Hrn. Prof. nicht getäuschet; ja er hat sie wirklich schon in Händen. Hr. Graf Eckeblat, Kanzler des Königreichs, hat durch Vermittelung des Hrn. Stiernmanns, Ritters vom Polarsterne, das noch im Archive vorhandene Tagebuch des vormaligen schwedischen Ministers, abschreiben lassen, und dem Hrn. Prof. Böhm willigst zukommen lassen. Beyden stattet er deswegen den verbindlichsten Dank hier öffentlich ab. Dieses Tagebuch hat nun in fünf sauber geschriebenen Bänden bestanden. Leider! bey dem klägli-chen Brande des königlichen Residenzschlosses 1697. sind die drey ersten davon in Asche verwandelt, und kaum die beyden letzten gerettet worden. Was also vom 23sten März bis zum 9ten Junius, bey den Friedenstractaten vorgegangen, das ist in des Hrn. Professors Gewalt, und wird dereinst im II. Bande erscheinen.

Was

Was die brandenburgiſchen Friedenshandlungen betrifft, ſo ſind dieſelben längſt von Samuel Puffendorfen, im Leben des großen Friedrich Wilhelms, zur Gnüge bekannt geworden. Da übrigens der neuliche Krieg es unmöglich machte, in deutſchen Archiven viel von dieſen Sachen auszukundſchaften: ſo hat das Glück den Hrn. Prof. von einer andern Seite angelachet; indem es ihm des damaligen Curländiſchen Miniſters, Felkerſams, herzogl. Kanzlers, Tagebuch in die Hände geſpielet; ein Stück, davon die ganze Welt noch nichts wußte, ja welches ſelbſt den Curländern unbekannt war. Endlich kam zu dem ganzen Vorrathe abermal aus der Zaluskiſchen Bibliothek, noch ein vortrefflicher Band voller Staatsſchriften hinzu. Dieſer enthielt 1) ein pohlniſch geſchriebenes Tagebuch der Friedenshandlungen, welches unſer Hr. Trocz ins Deutſche überſetzet hat. Hierinnen ſteht alles, was 1659. vom 12ten October, bis zum 20ſten April 1760. unter den Geſandten, ſonderlich den pohlniſchen vorgegangen. Und hier iſt der, obwohl ungenannte Schriftſteller, noch ungleich glaubwürdiger als Paſtorius ſelbſt, weil er ſelbſt bey allem zugegen geweſen. Denn der Hr. Prof. muthmaßet nicht unrecht, daß Chriſtoph Pacius, der litthauiſche Großkanzler, und Geſandter beym oliviſchen Frieden, ſie ſelber geſchrieben. Ferner hält dieſer Band eine große Menge von Urkunden in ſich, die der Hr. Prof. bis dahin vergeblich geſuchet hatte. Außer dem hat er auch noch aus dem Warſchauerarchive eine gute Anzahl derſelben erhal-

erhalten, dabey er des Hrn. Landhauptmanns in Thüringen Grafen Johann Moritz von Brühl Vermittelung und Beyhülfe rühmet.

Allen dieſen Vorrath nun hat der Hr. Prof. Böhm in zween Bände getheilet, ſo, daß der eine die pohlniſchen Tagebücher des Paſtorius, mit ihren Urkunden beſtätiget, und mit des Hrn. Herausgebers Fleiße erläutert und brauchbar gemachet: der andre aber, die Schwediſchen, Däniſchen und Curiſchen Nachrichten in ſich halten ſoll. Jenen hat er den Vorrang darum gegeben, weil ſie die vollſtändigſten ſind; dahingegen die ſchwediſchen und pacianiſchen mangelhaft auf unſre Zeit gekommen. Und damit an des Paſtorius Arbeiten gar nichts fehlen möchte, ſo hat er auch deſſen Reden, die er theils vor, theils nach dem geſchloſſenen Frieden öffentlich gehalten, und die ſchon im Drucke erſchienen waren, mit geliefert. Iſt gleich die Schreibart dieſer Reden etwas ſchwülſtig, und ſo zu reden, in pohlniſchem Geſchmacke abgefaſſet, ſo werden es doch theils die Zeiten, theils der Ort, wo ſie gehalten worden, entſchuldigen; der wichtige Inhalt aber wird dieſen Mangel reichlich erſetzen.

Die Anmerkungen des Hrn. Prof. Böhms ſind ſo beſchaffen, daß man ſie in allen Abſichten mit Luſt und Vergnügen leſen wird. Er kläret darinn unzählige Schwierigkeiten auf, und das in der angenehmſten Schreibart. Und da nicht alles nöthige unter dem Texte Raum hatte: ſo hat der Hr. Prof. nach den Urkunden, noch einen ganzen Anhang von ausführlichern Beobachtungen gemachet, welche

welche Kenner der Geſchichte und Staatsſachen, mit dem größten Danke erkennen werden. Hier zeiget ſich nämlich ſeine ganze Stärke in einer gründlichen Geſchichtskunde. Sonderlich haben uns die Lobſprüche (Elogia) oder Charaktere aller damaligen berühmten Miniſter beym Friedensſchluſſe, von deren einigen man ſo wenig weis, ungemein gefallen. Sie heißen Anton de Lombres, der franzöſiſche Vermittler des Friedens; Johann Graf von Leſzno Leſzinski, pohlniſcher Geſandter, Georg Graf Wiſnicz Lubomirski, gleichfalls, Niklas Prazmovsky, gleichfalls, Chriſtoph Pacz, gleichfalls, Joh. Andreas von Raciborsko Morſztyn, gleichfalls, Vladislaus von Naglovice Rey, gleichfalls, Joh. Gninsky gleichf. Franz Carl Libſtenisky Graf von Kollovrat, kaiſerl. Geſandter, Franz Freyh. von Liſola gleichfalls; Johann von Hoſerbeck, der brandenburgiſche Geſandte; Lorenz Chriſtoph von Somnitz gleichfalls, Albert von Oſtau, gleichfalls; Magnus Gabriel de la Gardie, ſchwediſcher Geſandter, Benedict Oxenſtiern gleichfalls, Chriſtoph Karl Schlippenbach gleichfalls, Andreas Güldenklau gleichfalls. Nun wird beſonders von den däniſchen, Holländiſchen und Neuburgiſchen Geſandſchaften gehandelt. Wir wünſchen dem Hrn. Prof. zu dieſem trefflichen Werke Glück, und erwarten den II. Band mit Ungeduld; hören auch mit Vergnügen, daß Se. kön. Maj. von Dännemark, die von ihm ſelbſt einen Abdruck dieſes prächtigen Staatswerkes verlanget, ihn dafür mit einer herrlichen Gedächtnißmünze 50 Ducaten ſchwer, beſchenket haben.

V.

Herrn Phil. Dan. Lipperts Schreiben an die Gesellschaft der freyen Künste allhier, über seine Daktyliothek.

Meine Hochgeehrteste Herren.

Dieselben erlauben, daß ich mir die Freyheit nehme, Ihnen einige Nachricht von meiner Unternehmung zu geben, und darbey ein paar Verzeichnisse zweyer Tausende meiner Daktyliothek zu überreichen.

Ich bin hierzu, nicht allein durch Dero eigene hiervon herausgegebene Nachricht, sondern auch durch die besondern und ausführlichen Beschreibungen des gelehrten Herrn Legationraths von Hagedorn, den man als einen wahren Kenner der schönen Künste und Wissenschaften kennet, vollkommen unterrichtet; und angereizet worden, Dieselben um ein unparteyisches Urtheil, und Bekanntmachung meines Werkes zu ersuchen.

Der vortreffliche Endzweck von Dero gelehrten Gesellschaft, ist um so viel preiswürdiger, da Sie auch diejenigen Künste darzu gezogen, welche sonst von wenig deutschen Gelehrten, bisher besonders in Betrachtung gezogen worden. Sie geben der Welt die Hoffnung, daß Dero Bemühungen, nicht allein die schönen Wissenschaften bereichern werden; sondern Sie werden dadurch auch andere auf-

aufmuntern, zu solchem allgemeinen Zwecke zu arbeiten. Es ist in der That noch ein großer Mangel bey vielen deutschen gelehrten Gesellschaften, da sich dieselben bis hieher so gar wenig mit denenjenigen Künsten Mühe geben, die sich meistens unter den Händen der Ungelehrten befinden; und die doch allerdings einer gelehrten Verbesserung benöthigt wären. Es würde, wenn dieses geschähe, der Nutzen sich gar bald auch in andern damit verbundenen Künsten zeigen, und er würde desto merklicher seyn, weil hierdurch die Ausübung leichter, und der bequemere Gebrauch nothwendig daraus erfolgen müßte.

Wenn es auch manchmal ehedem etwan hier und da geschehen; so besteht es meistens in bloßen historischen Beschreibungen, von dem Orte, wo die Künstler gebohren, wo sie gearbeitet, u. s. w. und liefert etliche wenige unvollkommene Nachrichten von ihren verfertigten Werken, in welcher Art sie vornehmlich sich hervorgethan: so, daß wenn ein solcher Künstler seine Beschreibung lesen sollte, er weder seine Werke, noch weniger seine darinnen gezeigten Gedanken erkennen würde.

Hierdurch sind nun andere Künstler wenig erbauet, und aufgemuntert worden: und man hat dergleichen Bücher, aus Mangel der Kunstsprache, und Nachrichten von der Behandlung (Tractation) und Ausführung, nicht gelesen; ja es sind selbige den Künstlern, ungeachtet sie für dieselben geschrieben waren, dennoch ganz unbrauchbar geblieben.

Der gröſste Theil der Künſtler hat auch ohne eine gelehrte Kenntniß zu haben, fort gearbeitet; ſehr wenige haben Sich um die Alterthümer, und die allerwenigſten um die Naturgeſchichte und Meßkunſt bekümmert; daher auch die beſten Köpfe, niemals zu der Höhe geſtiegen, worzu doch die Alten ſo leicht gelangeten; als die das Schöne der Natur mit dem Schonen der Kunſt ſo glücklich zu verbinden gewußt: daß man in ihren überbliebenen Werken das Edle, Erhabene, Ungezwungene, und eine Leichtigkeit im Ausdrucke der Actionen überall erblicket, welches uns beſtändig zu der Nachfolge reizen ſollte.

Eine ander Urſache iſt auch, daß dieſe ſo guten Köpfe, welche ſonſt in der Ausübung ihrer Kunſt für groß gehalten werden könnten; in ihrer Zuſammenſetzung der Gegenſtände (Compoſition) meiſtens fehlerhaft ſind: weil ſie ſo wenig leſen*). Es ſind zwar die mündlichen Anführungen und Unterrichte ſehr gut, wenn ſie ordentlich und deutlich vorgetragen werden, und die Anwendung und Ausübung könnte viel Gutes zuwege bringen. Allein ſie ſind noch nicht hinlänglich, wenn ſie nicht durch die Geſchichte, und Poeten erleuchtet werden.

Der

*) Wenn aber ja einige hier und da etwas aufgeſchnappet, ſo bringen ſie es hernach verkehrt an. Z. E. Ein gewiſſer Künſtler lieſt, daß die Pieriden, die mit der Minerva um den Vorzug ſtritten, in Vögel verwandelt worden. Sogleich waget er etwas neues, und machet der Kallio-

Der Geschichtschreiber erzählet uns die Begebenheiten seiner, oder der vergangnen Zeit; er unterrichtet uns von vielen Dingen, Gewohnheiten, Gebräuchen und andern Handlungen, die bey uns nicht mehr zu finden sind. Der Poet, malet mit den schönsten Farben seine gewählten Gegenstände; er ordnet aber sein Hauptbild so, daß ob er es gleich mit viel andern angenehmen Nebendingen zu vermischen scheint, es unsern Verstand doch vorzüglich rühret; und giebt hierdurch der Kunst beständig Gelegenheit zu wählen und zu wechseln; und zeiget daß das Mannigfaltige allein, das Schöne der Natur und Kunst ausmache.

Eine andre Hinderniß für den Künstler ist auch, daß er die gelehrten Sprachen nicht versteht, wenn er auch gerne lesen wollte. Die besten Nachrichten sind noch griechisch und lateinisch; und sind ja Uebersetzungen da, so sind sie doch mangelhaft und wohl gar unverständlich. *) Der Uebersetzer hat die Sachen nicht verstanden, und also seinen Wörtern weder den wahren Verstand noch die rechten Umschreibungen gegeben.

Ich habe selbst einige hundert Stellen, welche mir auf immer undeutlich geblieben wären, gesammlet, die ich auch wohl in den besten Ueberse-

Kalliope einen Kranz von Federn auf den Kopf. Gerade, als ob die Musen und Pieriden einerley wären.

*) So wie die alten Dollmetschungen von Ovids Verwandlungen, auf deren Titeln es gemeiniglich steht, daß sie Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Gold- und Silberarbeitern und andern Künstlern zu gut gemachet worden.

ſungen, erkläret zu ſehen, vergebens erwartet hätte; die mir aber meine Sammlungen ganz ungezwungen erläutert haben. Hieran iſt nun allerdings der Gelehrte allein Schuld. Die wenigſten, wenn Sie auch die Sprache verſtehen, haben eine gute Kenntniß von der Bilderey, die man allein aus Statuen, Münzen, geſchnittenen Steinen und andern Alterthümern erlanget; oder wenn Sie ſich auch einigermaßen damit bemühen, ſo bleibts bey Kupferſtichen in Büchern. Sie kennen das Urbild ſehr ſelten, mit dem das Nachbild oft am wenigſten übereinſtimmet. Daraus iſt nun zu ſehen, daß die meiſten Ueberſetzer keine wahren Kenner der Alterthümer ſind, welches doch hierzu vornehmlich nöthig wäre.

Wie ſehr wird Ihnen, Hochgeehrteſte Herren, die Welt nicht verbunden ſeyn, da Sie alle dieſe Hinderniſſe wegräumen werden. Was für einen erſtaunenden Nutzen haben nicht die von Ludewigen dem vierzehenden, errichteten Akademien der Bildhauerkunſt, der Baukunſt, der Malerey und der Aufſchriften, ganz Frankreich gebracht! Und wenn wir nicht recht parteyiſch ſeyn wollen, ſo ſind auch wir Deutſchen dadurch gebeſſert worden. Nur ein einziges Kunſtexempel will ich hiervon geben; nämlich die Hiſtoire metallique de Louis XIV. So übertrieben auch die Ueberſchriften immer darauf ſeyn mögen, ſo edel ſind doch die darzu gewählten Bilder: und wie wenig ſind doch die Figuren überladen! Alles zeiget die Einfalt der Alten, und das Auge wird bey der

Aus-

genſeite zu finden vermeyne: So kan ich nicht umhin, dasjenige, was ich auf dem 614 Blatte des erſtern Bandes der critiſchen Beyträge nur zweifelhaft anmerkete, anitzo, da ich immer mehr und mehr in der Meynung beſtärket worden, ausdrücklich zu behaupten: Und das um ſo viel mehr, weil dieſes das einzige und hauptſächlichſte iſt, darinnen ich mit der löblichen Geſellſchaft noch nicht einig bin, u. welches mehr nach ſich ziehet, als man erſt gedenken ſollte. Denn ich müſte entweder wieder meine Ueberzeugung handeln und ſchreiben, welches unrecht iſt: Oder meine Arbeiten würden in Abſicht der Rechtſchreibung der ganzen Geſellſchaft unähnlich werden: Oder es wird dem, welcher die Ausbeſſerung der erſtern gedruckten Bogen auf ſich genommen, nur die Arbeit, wie bisher, beſchwerlicher gemacht; welches beydes nicht gut iſt. Ich bitte dannenhero dieſen meinen zubehauptenden Satz vor allen Dingen reifer zu unterſuchen, und wenn er den Stich hält, die bisherige Rechtſchreibung in dieſem Falle zu ändern, welches ja nicht ſchimpflich iſt, indem es der ganzen Geſellſchaft Endzweck iſt, den Geſchmack immer mehr zu reinigen, immer mehr Entdeckungen mit der Zeit zu machen, und denenſelben gemäß zu handeln, oder mich entweder in öffentlichen oder beſonderen Schreiben gründlich und überzeugend zuwiederlegen. So will ich gerne von meiner Meynung abſtehen. Ich habe nur das Recht und die Wahrheit zum Endzweck, und wo ich ſelbige finde, da pflichte ich gerne bey. Ich bin nicht allen gedoppelten Buchſtaben zuwieder; ſondern nur hauptſächlich dem dt, ll, nn, rr, ſt und kk; und in dem

übri-

Ausführung beständig gereizet, ohne sich zu sättigen.

Sie, Hochgeehrteste Herren, werden also leicht ermessen, daß ich sehr gerühret müsse gewesen seyn, als ich von Dero preiswürdigen Bemühungen unterrichtet worden. Ich verehre alles das, was zur Verbesserung der schönen Wissenschaften und deren Fortpflanzung arbeitet.

Ich will hoffen, daß es meinen Hochgeehrtesten Herren nicht entgegen seyn werde, wenn ich Ihnen eine ausführliche Nachricht von meinem unternommenen Werke gebe.

Es werden ungefähr fünf und zwanzig Jahre seyn, daß ich eine Sammlung von Schwefel Abgüssen über geschnittene Steine, nebst einem magern hierzu geschriebenen Verzeichnisse, zum Ansehen, eine Zeitlang gelehnt bekam: der Besitzer davon hatte dafür 100 Ducaten in Rom bezahlet. Ich sah solche durch, und war über diese alte Kunst, und vortreffliche Ausführung ganz entzücket. Ich wünschete mir freylich eine dergleichen Sammlung auch zu haben; allein die Entlegenheit des Orts, die Wahl der Sachen, und der Mangel der Bekanntschaften hinderten mich hierinne beständig. Endlich brachten einige meiner gelehrten Freunde und Gönner, verschiedene Pasten aus Italien: und der verstorbene Oberstallmeister Graf v. Brühl, hatte daselbst einige hundert der schönsten Stücke gesammlet, welche man mir mittheilete. Es kamen auch noch einige hundert dazu, so Hr. Homberr, Leib-Arzt des Herzogs von Orleans,

von Geburt ein Deutscher, sehr genau nach den vornehmsten Steinen, aus des Königs von Frankreich, Herzogs von Orleans, Mr. Groisat, Mad. Cheron. und andern berühmten Cabinettern verfertiget hatte: so, daß ich endlich Lust bekam, dergleichen auch zu haben.

Da ich die Glaskunst ziemlich verstehe, war es mir eben so schwer nicht, selbst Pasten zu machen. Ich fand endlich in Mähren einen geschickten Gläsmacher, welcher mir nach meiner Vorschrift die Mischung hierzu verfertigte. Man mahnte mich an, fortzufahren, allein die Kosten waren für mich zu groß, ein beträchtlich Werk daraus zu machen: bis mich endlich gute Freunde mit einigen tausend Thalern unterstützeten, damit ich mir die dahin einschlagende Bibliothek anschaffen, den Briefwechsel bestreiten, und das ausführen könnte, was zu einem ordentlichen Lehrgebäude erfoderlich war. Viele andere Gönner, als der sel. Graf Wackerbart, Graf Vitzthum, Graf Moszinski, der Rath zu Leipzig, und noch sehr viele andere Privatpersonen, haben aus ihren Sammlungen eine große Menge beygetragen; deren Namen in dem Verzeichnisse meiner Sachen größtentheils angemerket sind. Ueber dieser Arbeit sind bald 12 Jahre verflossen, und itzo arbeite ich an dem dritten und letzten tausend, welches ich, wenn die Zeiten nicht so betrübt wären, schon geendiget hätte. Doch hoffe ich, daß es, wenn ich gesund bin, binnen einem Jahre völlig zu Stande kommen soll.

Niche

Nicht die Vermuthung eines besondern Gewinnstes, sondern die Liebe zu den Wissenschaften hat mich zu dieser Unternehmung gebracht. Ich habe mir niemals versprochen, daß der Vertrieb dieser Sachen in meinem Leben, dem Aufwande gleich kommen werde.

Den Preis habe ich auch, so viel mir möglich gewesen, vermindert; daß er kaum etwas mehr, als den dritten Theil von dem, was man in Rom bezahlet, beträgt. Die Abgüsse von Schwefel haben mir auch deswegen nicht gefallen, weil sie leicht in Wärme und Kälte springen, übel riechen, und wegen des darunter gemischten Zinnobers, leicht flecklat werden. Deswegen habe ich eine andere Masse gebrauchet, wozu mir ein sächs. Mineral gute Dienste thut; welches nicht allein scharf ausfällt, sondern auch allen diesen Ungelegenheiten nicht unterworfen ist, und beständig dauert.

Also und auf diese bequeme Art, habe ich nun gemachet, daß auch ein nur mäßig vermögender Gelehrter und Künstler sich diese Sammlung anschaffen kann. In dem ersten Tausende ist das Lehrgebäude gestellet: im zweyten Tausende bringe ich alles bey, was dem ersten fehlet, und wo das Mangelhafte desselben durch gelehrte Steine erkläret wird: und das dritte soll das Schöne, und gleichsam den Schmuck der beyden vorhergehenden ausmachen. Die Verzeichnisse hierzu sind durch vier Abschnitte bequem gemacht; erstlich die Argumente, alsdann die Steine und Besitzer, und zuletzt

die Schriftsteller, die über einen solchen Stein geschrieben haben.

Diese meine Einrichtung habe ich endlich einem unserer gelehrtesten Männer in Leipzig in gut Latein zu übersetzen gegeben. Die wahren Benennungen sind so kurz als es geschehen können, nebst hinlänglichen Erklärungen beygefüget. Und obgleich dieser gelehrte Mann vor einigen Jahren verstorben, so habe ich doch nachmals einen andern gefunden, welcher eben dieses leisten und meiner Urschrift treulicher folgen wird, als jener gethan. Wenn ich damit werde geendiget haben, will ich über alle drey Tausende ein Verzeichniß machen, das was etwan hier und da noch mangelhaft ist, verbessern, und wo es möglich ist, bey jedem Steine einen Beweis, aus den griechischen und lateinischen Geschichtschreibern und Poeten hinzusetzen, und jeder Seite gegenüber, die Aehnlichkeiten aus Bildsäulen, Marmorn, Münzen, andern geschnittenen Steinen, Lampen und Malereyen der Alten beyfügen; durch Benennungen derer Stellen, wo man in einem Scribenten das Aehnliche finden; und die Erklärungen insbesondere nachlesen kann: so daß man bey dieser Sammlung zugleich einen Anblick des ganzen Alterthums haben wird: daß auch so gar ein Schulknabe die allerschwer-

*) Es wird also leider! auch dieß Werk den deutschen Künstlern wenig oder gar nicht zu statten kommen. Denn wer will es von diesen guten Leuten begehren, daß sie so viel Latein lernen sollen, dieß alles zu verstehen? Der berühmte

schwersten Stellen, in den Geschichtschreibern und Poeten, nicht allein leicht verstehen, sondern sich auch eine Kenntniß von den dahin einschlagenden Büchern zuwege bringen kann, wovon viele derselben wegen ihrer Kostbarkeit nur in großen Bücherſälen zu finden sind.

Es ist mir zwar von vielen gesaget worden: daß, da ich eigentlich zum Nutzen der Deutschen arbeite, ich auch ein deutsches Verzeichniß dazu verfertigen sollte; damit die Künstler welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, mein Werk besser brauchen könnten.

Ich finde dieses zwar nicht übel; aber es würde die wahre Benennung viel am Ausdrucke verlieren; und viele weitläuftige Umschreibungen erfodern *). Es ist immer besser, wenn auch der Künstler die Sachen recht benennen lernet; es muß auch um vieler Ursachen willen dem Künstler lieber seyn, solche in der Originalsprache zu lesen. Alles was ich thun könnte, wäre, daß ich nach Art des Montfaucon, unten im Abschnitte diese Sachen ganz kurz in deutscher Sprache dazu setzte. Allein dieses würde mir viel Kosten verursachen; sowohl wegen der Weitläuftigkeit, als wegen des Verlags. Ich werde sehen, wozu ich mich noch entschließen kann.

Wie

*) Herr Lippert arbeitet also abermal bloß für eine Hand voll Gelehrte, deren Wissenschaft ins gemeine Wesen keinen Einfluß hat; oder für einige reiche Liebhaber, die mit solchen Dingen nur spielen können, ohne sie zu verstehen.

Wie ich vorher gesaget habe, hat mich die Liebe zu den schönen Wissenschaften zu allem diesem veranlasset. Ich bin zwar kein Gelehrter, doch habe ich als ein Künstler, vorlängst eingesehen, daß man es ohne Kenntniß erzählter Wissenschaften, in der Kunst nicht gar weit bringen wird.

Ich bin indessen zufrieden, wenn man von mir glauben wird, daß ich zu diesem großen Baue der Wissenschaften einige Materialien darreiche: welches schon an sich selbst gut und brauchbar ist, und welche Mühe sonst vielen zu geringe, oder wohl gar als unnöthig vorkommen möchte.

Wenn aber meine hochgeehrtesten Herren aus dieser aufrichtigen Beschreibung finden sollten, daß mein Unternehmen Nutzen schaffe, und daher verdiene bekannter gemacht zu werden: so will ich mir Dero gütigen Urtheile in Dero Tagebüchern gehorsamst ausbitten, und werde dafür sehr verbunden sein: Wie ich denn allezeit mit aller ersinnlicher Hochachtung, von Dero gelehrten Gesellschaft und Ihren ruhmwürdigen Bemühungen, bin,

Meiner hochgeehrtesten Herren,

ganz gehorsamer,
Lippert.

VI. Ueber-

*) Diese Uebersetzung kömmt uns von gar zu guter Hand, und ist viel zu glücklich gerathen, als daß wir sie unsern Lesern misgönnen könnten. Sie ist von dem Herr Ritt-

VI.

Ueberſetzung der, im Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, im Herbſtmonde 1760. befindlichen Ode auf den Krieg *).

Der Krieg brauſt überall in ſchweren Ungewittern,
Die Felder überſchwemmt ein ſchrecklich Würgerheer,
Bezahlt durch Raub und Mord; den Erdkreis zu erſchüttern
Blitzt tödtliches Gewehr.

Hier würgt der ſcharfe Stahl, dort freſſen ſchnelle Gluten,
Auf ſie folgt Fuß vor Fuß, ihr grauſam Zwillingskind,
Verzweiflung, Hungersnoth, die noch viel härtre Ruthen,
Als Stahl und Flammen, ſind.

Der Krieger ſtürmt daher gleich einem Feuerwetter,
Gehorchet dem Geſetz, dem Fürſt und ſeinem Muth:
Den krönen würdiglich die ſchönſten Lorberblätter,
Der ſeine Pflichten thut.

Doch ihr! vor deren Thron wir abergläubiſch liegen,
Die man Erobrer falſch, mit Recht Verwüſter nennt,
Tyrannen! deren Stolz in ungerechten Kriegen
Den Sturmpfahl angebrennt!

Rom, ſinkend unter ihm, heißt ihn ein Ungeheuer,
Den Nero, welcher nur Kaluppen niederreißt:
Verwüſtend raſet ihr, ſetzt eine Welt in Feuer,
Sagt, wie man euch wohl heißt?

*) Erblickt

Rittmeiſter Grafen von Holzendorf, einem vormaligen Bürger unſers Helikons; und Sohne eines Mannes, deſſen Namen unſerm Muſenſitze ſehr lange theuer ſeyn wird.

Erblickt den matten Greis, das ſchwache Kind, in Hölen,
Geplündert und verjagt, vom Hunger ausgezehrt;
Iſt euer Lorber wohl ſo viel bedrängter Seelen,
So vieler Thränen werth?

Dringt euch ein wilder Trieb zu ſchnauben und zu ſchäumen,
Iſt die Entvölkerung der Preis der ihm gefällt?
Wohlan! ſä't fruchtbar Gift, daß ſichre Peſten keimen!
Dann herrſcht im Leichenfeld!

Für jeden Tropfen Blut habt ihr in euerm Lande
Mit weislichem Geſetz des Mörders Tod beſtimmt:
Europens Würger! wie? ihr fühlt nicht Reu, nicht Schande,
Wenn ihr im Blute ſchwimmt?

Wer ſeyd ihr? unterſucht den Urſprung dieſer Rechte,
Die eures Gleichen euch gutwillig überließ!
War's zu dem Untergang vom menſchlichen Geſchlechte,
Daß es euch krönen hieß?

O hätt' es nichts gewollt, als ſich das Leben rauben,
So braucht es kein Geſetz und euern Zepter nicht:
Frey, kann es, Könige! ſich ſelbſt dieß Glück erlauben,
Frey, ohne daß es kriecht.

Wir wollen ungefähr Europens Herrſcher zählen:
Zwölf Häupter bauen es, wenn ſie die Tugend reizt.
Kann aller Blutbegier den Umſturz wohl verfehlen,
Wenn jeder darnach geizt?

O Menſchlichkeit! o Recht! verbannt in ihren Tagen,
Iſt Redlichkeit und Treu der Staatskunſt lächerlich:
Sprecht! ihre Schriften, ſprecht! ſie fürchten, ſie verklagen,
Und ſie verachten ſich.

Ihr schläft ihr trunken Schwert, ja, ja, der Arm ist müde:
Sie schöpfen neue Kraft bis zu gelegner Zeit,
Und mitten in dem Schooß vom heuchlerischen Friede,
Lauscht ärgre Grausamkeit.

Und was: was hofft ihr denn? Beherrscher größer Staaten!
Vergilt ein Dörfchen mehr so viel vergoßnes Blut?
Belachenswerther Grimm! verachtungswerthe Thaten!
Mehr Tollheit noch als Wuth!

Witz, Aemsigkeit und Muth, und du, o Ruhmbegierde!
Preist, was ihr ausgericht vor der erstaunten Welt!
Doch trennt die Billigkeit, des Weisen ächte Zierde,
Den Böswicht, vom Held.

Ihr, die ihr euch erfrecht die Dichtkunst zu beschämen,
Und ein vergötternd Lob der Länder Geißeln bringt!
O, hätt ich doch die Kraft euch Stimm und Geist zu nehmen;
Wenn ihr so strafbar singt!

Als ob ein sterbend Volk des Fürsten Ruhm vermehre
Sind wir dazu beseelt, daß uns die Schlachtbank frißt?
Schweigt, schnöde Schmäuchler, schweigt! ist ein Begriff von Ehre,
Wo keine Tugend ist?

Jedoch, mein Eifer quillt von bittern Heftigkeiten,
Und finstrer als er ist, malt er des Krieges Bild!
Ein unvermeidliches, ein Uebel aller Zeiten
Heischt, daß die Thräne quillt.

Nein sein bedungner Grund war stets zu untergraben,
Da wo die Weisheit herrscht, da wird sein Wuchs geschwächt:
Wenn Fürsten zwistig sind, muß einer Unrecht haben;
Vielleicht hat keiner Recht.

Wie? ſchämt man ſich denn nicht, für ungerechte Sachen,
Im Angeſicht der Welt, die Schwerter auszuziehn?
Und wird unſchuldig Blut das überzeugend machen,
Was zweifelhaftig ſchien?

Den Wilden pflegt ihr Stolz den Blutdurſt zu verübeln,
Da ihr an Grauſamkeit doch ihre Meiſter ſeyd:
Der ſchädliche Verſtand ein Manifeſt zu grübeln
Beſtimmt den Unterſcheid.

Sie weihn mit wilder Luſt das Schlachtfeld ihrem Magen,
Euch reizt bloß der Triumph auf einem Leichenthurm:
Entſeelt, was kann es mir, wer mich verzehrt, verſchlagen,
Der Sieger, oder Wurm?

Ach! könnte ſo viel Blut der Länder Flor erheben!
Und folgt ein heitrer Tag auf ſchreckliches Abendroth!
Was aber iſt die Frucht? Soldaten ohne Leben,
Und Völker ohne Brod.

Der Wittwe letzter Scherf, des Landmanns letzte Garben,
Des ſauern Schweißes Frucht, erpreßet und verpraßt:
Was haben ſie erkauft? Daß Aeltern troſtlos darben,
Nachdem der Sohn erblaßt.

Erlauchte Politik! verſchwiegenſte der Schönen!
Du tiefe Wiſſenſchaft! du himmelhohe Kunſt!
Du lehrſt die Sterblichen geſchmückten Laſtern fröhnen,
Und machſt ihr Glück zu Dunſt.

Wer wird die Sicherheit nach den Tractaten meſſen?
Vollzogen vom Betrug ſind ſie ein Werk der Liſt:
Gebrochen und erneut, beſchworen und vergeſſen,
Wie ſich ein Traum vergißt.

übrigen unterſchreibe ich gerne dem an beregtem Orte gethanen Ausſpruch. Man hat bisher den Satz gelten laſſen: Die letzte, oder eine andere Sylbe müſte mit einem verdoppelten Buchſtaben geſchrieben werden, wenn bey Anhängung der Endſylben, oder bey Wiederannehmung eines herausgeworfenen Selbſtlautes ein gedoppelter Buchſtabe gehöret und geſchrieben wird. Ich verwerfe dieſen Satz, weil ich ihn ungegründet befinde. Dagegen behaupte ich mit beſſerem Rechte: Man ſoll keinen Buchſtaben überflüßig, folglich keinen ſchreiben, der bey Verkürzung oder Zuſammendrengung des Worts und in der Form nicht gehöret und ausgeſprochen wird: Dagegen kommt der weggefallene Buchſtabe wieder an ſeinen Ort, wenn der Selbſtlaut, deſſen Abweſenheit es verurſachet hat, wieder an ſeine Stelle kömmt; oder, welches einerley iſt: Ein mitlautender Buchſtabe wird im Schreiben verdoppelt, wenn er bey Verlängerung eines Worts in der Ausſprache doppelt gehöret worden. Warum ſollte man nicht dieſen Satz eben ſo wohl, als jenen annehmen und vertheidigen können? Jener iſt nur von ohngefehr aufgekommen: Man hat ihn blindlings angenommen. Wenn man ihn aber unterſucht: So findet ſich, daß er keinen Grund, keinen Nutzen hat, vielmehr etwas übles nach ſich ziehet, und ſich mit dem Alterthume und der alten Gewohnheit nicht vertheidigen kan. Hingegen will ich beweiſen, daß dieſer Satz gegründeter, allgemeiner, nützlicher und älter, folglich beſſer und richtiger ſey.

1. Fin-

Vergebens hoffet man erleichterte Beſchwerden:
Denn ſeufzte die Natur, und fiel der Weltbau ein,
So will der Mächtige, wenn ſchwächre mächtig werden,
Unüberwindlich ſeyn.

Jedoch wo iſt die Macht, die nicht dereinſten ſcheitert?
Kein Reich, ſo weit es geht, kein Reich iſt gränzenlos:
Der Nachbar ſieht es ſcheel: ſo wie es ſich erweitert,
Wird Neid und Misgunſt groß.

Perſepolis iſt Schutt und ſeine Stäte lehret,
Die übertriebne Macht ſey manches Staats Ruin:
Die Schwäche wird ſein Schutz; kein Lucca wird verheeret
Wie Dresden und Berlin.

Rom ſchloß die halbe Welt an ſeinen Siegeswagen
Als von dem kalten Don ſein Ueberwinder naht',
Und kaum erhielt es noch, nach vielen Niederlagen,
Die Drümmer ſeiner Stadt.

So werden Muth und Liſt des Schickſals Gaukelſpiele:
Ein Reich ums andre ſteigt, ein Reich ums andre fällt:
Held, Sclave, Schwäch und Macht hat längſt beſtimmte Ziele:
Nichts dauert auf der Welt.

Die Mordſucht wüthet ſchon in dreymal tauſend Jahren:
Was iſt der große Preis um den man erblich ſtritt?
Das menſchliche Geſchlecht, naht's, durch ſo viel Gefahren,
Zum Glück um einen Schritt?

Die Menſchenliebe weint, ringt mit den milden Armen:
Iſt keine Hoffnung mehr? hört man ſie ängſtlich ſchreyn:
Seyd, Könige, gerecht! Ihr Fürſten habt Erbarmen!
Die Welt wird glücklich ſeyn!

Windmond. 1762.

Dieß fodert eure Pflicht: auf! thut ihr doch Genüge!
Dieß iſt der Weg zum Ruhm. Dieß iſt die Ehrenbahn.
Hört euer ſeufzend Volk! es fleht euch nicht um Siege,
Es fleht um Frieden an.

Der Helden Glücklichſter, an Staaten minder mächtig,
Gleicht eines Salomons und eines Numa Glanz:
Auch Frieden führt zum Ruhm, der Oelzweig iſt ſo prächtig,
Als je ein Lorberkranz.

Sind Menſchen denn beſtimmt ſich unter ſich zu quälen?
Dieß böſe Vorurtheil wird einſt den Erdkreis fliehn.
Ihr Blut wird heilig ſeyn: weh! weh den finſtern Seelen,
Die es in Zweifel ziehn!

Schon machen Kunſt und Fleiß Europens Sitten gülden:
Was kein Geſetz vermocht, wird einſt durch ſie entſtehn.
Dann wird der Weisheit Hand das Herz der Fürſten bilden,
Die ſchamroth in ſich gehn.

Venedig, Bern und Rom ſind auf erwünſchten Wegen;
Die heitre Menſchlichkeit pflanzt dort ein Paradies.
Es kömmt ein ſchöner Tag, dann krönen gleiche Segen
Wien, London und Paris.

Mein donnernd Lied erſchallt die Laſter zu erſchrecken:
Wie preiſ' ich, Himmelskind! dich Frieden, würdiglich?
Laß deine Süßigkeit die Creaturen ſchmecken!
Dein Wohlthun ſchildre dich!

Thereſens Tugend wird, und Ludwigs Muth uns retten:
Auf euer großes Herz geht meiner Hoffnung Blick!
Verewigt euern Bund! Europa fürchtet Ketten,
O gebt ihm Ruh und Glück!

VII.

Beſchluß aus Hrn. Prof. Ruhnkens Rede von der Schulfüchſerey.

Giebt nun die ſchulmeiſteriſche Dummheit in der Beredſamkeit ſowohl im Lehren, als im Ausüben, viel zu lachen: was wird nicht in der Dichtkunſt geſchehen? Es iſt ein alter Spruch, die Poeten würden nicht gemachet, ſondern gebohren. Haben jene Lehrer denſelben gleich oft im Munde, ſo verſtehen ſie doch deſſen Nachdruck nicht. Denn ſie lehren dieſe Kunſt, mit ſo vielen Regeln und Vorſchriften, als ob auf die Natur nichts, und auf ihre vortreffliche Anweiſung alles ankäme. So halten ſie die Jugend, die mit muntern Köpfen verſehen iſt, nur auf; quälen aber die andern, die kein Naturell haben, jämmerlich. Allein ihr guten Leute! werfet doch den ungeheuren Haufen von Regeln weg, und zweifelt nicht, es ſey die eitelſte Bemühung von der Welt, einen zum Dichter zu machen, der nicht, einen hohen Geiſt, eine muntere und fruchtbare Schönheit des Witzes, und eine ſeltene Geſchicklichkeit in Nachahmung der Wahrheit und Natur, gleichſam von Hauſe mitgebracht hat. Wem dieſes göttliche Geſchenk mangelt, der wird, ich will nicht ſagen, kein Dichter, ſondern nicht einmal ein tüchtiger Ausleger der Poeten werden. Daß dieſes mit Wahrheit von euch geſaget werde, daß zeigen eure Auslegungen über die alten Dichter.

Wie oft dichtet ihr nämlich den Poeten aus eigenem Kopfe Lappereyen an? Wie oft drücket ihr sie nicht, durch eure Verbesserungen zu der schimpflichsten Niedrigkeit herab. Wie oft verstehet ihr ihre Annehmlichkeiten, und verstellten Scherzreden entweder nicht, oder verkehret sie durch euer Erklären! Allein dieser Possen ist kein Ende. Sie wagen es gar, auch den Musen zum Possen, ihren Witz in Versen zu zeigen: wozu sie die böse Nachsicht unserer Zeiten locket, die schon mit flüßigen Versen, die den Ohren wohl klingen, zufrieden ist; und weder die natürliche Artigkeit des Geistes, noch eine Menge ausgesuchter Lehrsprüche fodert.

Wie machen sie es also bey ihrem Versemachen? Wenn sie aus ihrem trockenen und magern Gehirne nichts auspressen können, brauchen sie Prosodien, poetische Schatzkammern, Blumenlesen, und andre dergleichen Tröster unglücklicher Köpfe mehr! Zweifeln sie, womit sie den Anfang des Gedichtes machen wollen: so rufen sie die neun Schwestern vom Helikon oder alle Götter vom Olymp; so wird eine Hochzeit durch eine Elegie besungen; Venus mit ihrem Zaubergürtel umgeben, und der gekörnte Cupido giebt einen herrlichen Stoff dazu. Ist eine Leiche mit Versen zu schmücken: so werden Pluto und die Parcen wacker geschimpfet. Kurz, die ganze Mythologie wird so stark gebrauchet und eingebläuet, daß man Ovids Ibis zu lesen glaubet. Ja aus diesen finstern Zellen sind auch die schweren Possen, die Buchstabenwechsel, Jahrzahlverse, Namenverse und andres solches Lumpenzeug ent-

entſtanden: bey welcher Künſteleyen Erwähnung ich ſchon in ihren Geſichtern: theureſte Zuhörer, die Zeichen des Ekels erblicke. Da auch anſehnliche und gelehrte Männer ihre Stunden bey dieſen Spielwerken verlohren haben; ſo müſſen wir uns freuen, daß unſre Zeiten ſo klug geworden: daß derjenige, der in ſolchen Dingen witzig ſeyn will, ſo gar von Knaben ausgeziſchet wird. Allein was halte ich mich bey den Thorheiten der Poetaſter auf? Wir wollen zu der Art die Geſchichtkunde zu lehren, fortſchreiten.

Anders wird die Geſchichte ein finſtrer und ſchmutziger Schulmeiſter, ganz anders ein artiger, und durch den Umgang mit der Welt geſchliffener Gelehrter vortragen. Jener glaubet es, komme bey dieſer Arbeit alles aufs Gedächtniß an; dieſer aber ſchreibt das meiſte der Urtheilskraft zu. Jener bleibt an der Dunkelheit der fabelhaften Zeiten kleben, wo er mit einer tiefen Gelehrſamkeit praalen, und mit Anmerkungen voller Kleinigkeiten ſtolziren kann. Dieſer wird aus der alten Hiſtorie, nur das gewiſſeſte wählen, und ſeinen Fleiß auf neuere Zeiten ſparen. Jener wird aus Unwiſſenheit des Großen und Schönen, ſich bey läppiſchen, ekeln und unnützen Kleinigkeiten aufhalten; dieſer nach Art Polybs die Urſprünge, Züge und Sitze der Völker, die Verkehrungen, die Zunahme, Abnahme, Sitten, Gewohnheiten, Geſetze und Gottesdienſte der Reiche, beybringen; und nicht nur erzählen, was geſchehen iſt, ſondern auch, aus was für Quellen, Anſchlägen und Urſachen, jede That

gefloſſen, durch was für Kunſtgriffe und Zufälle ſie mislungen: und durch was für Hülfemittel ſie gelungen. Kurz, jener wird ſich viel damit wiſſen, und ſtolz umſehen, wenn er eine ungeheure Menge von Thaten und Namen im Gedächtniſſe hat, und wenn er ſich eine mannigfaltige Gelehrſamkeit erworben: Dieſer, ob er gleich die wahre Gelehrſamkeit nicht verabſäumet, ſo hält ers doch für die beſte Frucht der Geſchichte, die vortrefflichen und unſterblichen Gemüther großer Leute zu betrachten, und theils ſich ſelbſt, theils ihre Lehrlinge nach ſo vortrefflichen Muſtern zu bilden; und alſo mehr in der Weisheit und Klugheit, als in der Gelehrſamkeit zu wachſen. Es ſind zwar ſonderlich im verwichenen Jahrhunderte, auch aus den Schlupfwinkeln der Schullehrer Leute entſtanden, die über die Grammatik hinausgeweſen, und ſich erkühnet haben, auch die Geſchichte durch politiſche Anmerkungen über die alten Hiſtorienſchreiber, zum Gebrauche des gemeinen Lebens nutzbar zu machen. Allein, glauben Sie mir; nirgends haben ſie mehr ihre Blöße gewieſen. Denn da ſie voller Schulkleinigkeiten ſteckten, haben ſie von den Zwiſtigkeiten der Könige und Völker, mit ſolchem Stolze und Laßdünkel, als ihre Unwiſſenheit und Verwägenheit groß war, Ausſprüche gethan; und ſolche Klugheitsregeln eingebläuet, die einem jeden, der nicht ganz närriſch iſt, bey Durchleſung der Worte des Schriftſtellers ſelbſt einfallen mußten.

Wenn nun Leute, die in Muße und Einſamkeit grau geworden, ungeſchickt geworden, die Geſchichte

bloß

bloß zu lehren, was meynen Sie wohl, wie geſchickt ſie ſeyn werden, die Weltläufte ſelbſt in Schriften zu verfaſſen? Wahrhaftig, weder den Krieg wird jemand geſchickt erzählen können, wer niemals Staub und Sonne gefühlet, niemals das kriegeriſche Geſchrey und die Läger gekannt; noch auch die Tugenden und Fehler der Republiken verſtändlich erklären, der weit von den Regierungsgeſchäfften entfernet, in finſtern Winkeln geſtecket; noch auch die Geheimniſſe der Hofleute ſchlau errathen, der den Umgang der Menſchen flieht, und nicht einmal der Privatleute Sinn ausſpüren kann. Und wie will der eine großen Welthändeln gemäße Schreibart führen, der ſich im Schmutze wälzet, und alle Empfindung der Schönheit verlohren hat? Daher kömmt es nun, daß alles, was unſere Zeiten in dieſer Art hervorbringen, in Vergleichung der alten Geſchichtbücher einen nur anſtinket. Denn die dazumal Hiſtorien ſchrieben, unter den Griechen, Thucydides, Xenophon, Polybius; von den Lateinern aber Salluſtius, Cäſar, Livius, Tacitus, die entweder Heere angeführet, oder doch Städte regieret hatten, oder ſich doch große Erfahrung in bürgerlichen und Kriegesgeſchäfften erworben hatten: haben nicht nur die Thaten und Begebenheiten; ſondern auch die Anſchläge und Urſachen der Dinge nach der Wahrheit auslegen, und kurz, eine Geſchichte ſchreiben können, die eine Lehrerinn bürgerlicher Klugheit wäre.

Wie kläglich und niederträchtig ſieht es aber heute zu Tage um die Hiſtorie aus! ſeit dem nur Leute

aus dem Schulſtaube ſich aufs Hiſtorienſchreiben *) legen, und zwar um Lohn gedungen; ſo daß nichts ſchändlichers erdacht werden kann. Daher haben wir eine Menge ſolcher magern Jahrbücher und Nachrichten; etwas aber, das den Namen der Geſchichte verdiene, haben wir kaum aufzuweiſen.

Aus einer völligen und vollkommenen Kenntniß der vorhin erwähnten Kunſte, erwächſt und entſteht nun die Kritik, die Auslegerinn und Kunſtrichterinn, aller Alterthümer, der Probierſtein der Wahrheit, die Erforſcherinn der Betrügereyen, die Vertreiberinn der Verderbniſſe, die durch keine Gränzen eingeſchränket, ſich über Redner, Dichter, Weltweiſen, und Geſchichtſchreiber erſtrecket, und einen ſtrengen Richtſtuhl über die Geiſter und ihre Werke aufrichtet. Wir wiſſen, daß mit der Gabe dieſer Kunſt nur diejenigen hervorgeraget; die an Geiſt und Witz das gemeine Maaß überſchritten, und faſt den ganzen unendlichen Umfang der ſchönen Wiſſenſchaften in ihrem Kopfe begriffen haben. Wie klein aber die Zahl derſelben zu allen Zeiten geweſen, kann niemanden unbekannt ſeyn, als wer in den Geſchichten der Gelehrſamkeit ein Fremdling iſt. Hier zweifle ich nun, ob ich an unſern Schulgelehrten mehr ihre Thorheit, oder ihre Unverſchämtheit bewundern ſoll; die ſich dieſe göttliche Kunſt, die ſie nicht einmal anrühren ſollten, allein an-

*) Dieß muß wohl nur von einigen holländiſchen Hiſtorienſchreibern verſtanden werden. Bey uns haben wir die

anmaßen, ſie als ihr liebes Töchterchen herzen und küſſen, ja nach ihrem Werthe eigentlich geſchätzet werden wollen. Denn da ſie einen durch Lappereyen verderbten Witz, und mehr gelehrte Kindereyen, als eine wahre Gelehrſamkrit zur Kritik mitbringen: ſo glauben ſie, daß ſie mit Sammlung verſchiedener Leſearten, mit abergläubiſcher Durchſtöberung der Spitzen und Häkchen aller Buchſtaben, mit Veränderung eines Wörtchens, und Hervorſuchung eines verſchimmelten alten Wortes, traun! recht vortreffliche Kunſtrichter abgeben könnten. Indem ſie alſo glauben, daß ſie die wahrhafte Kritik beſitzen, was haben ſie anders, als eine läppiſche Buchſtäbeley in ihrer Gwalt? Allein in nichts gefallen ſie ſich mehr, als in der Bemühung alles zu verbeſſern; oder vielmehr zu verſchlimmern. Denn ich könnte Leute anführen, die ihr Leben damit zubringen, nicht, daß ſie ſich aus alten Schriftſtellern die Weisheit und die Gabe und Fertigkeit wohl zu ſchreiben, zuwege bringen, und ihre Lebensart angenehmer machen mögen; welches der einzige Vortheil dieſer Wiſſenſchaft iſt, der einem edeln Gemüthe anſteht; ſondern daß ſie die Schnitzer der Abſchreiber aufſuchen, und ſie zu verbeſſern ſuchen. Je ärger alſo ein Schriftſteller durch den Schmutz der Barbarey beſudelt worden: deſto lieber gehen ſie mit demſelben um; hängen ihm an, und wohnen gleichſam

die Bünaue, Maſcove u. a. dergl. Männer aufzuweiſen, die eine edlere Lebens- und Denkungsart beſeſſen haben.

bey ihm. Die neuen Beyſpiele davon übergehe ich, damit ich niemanden beſchreiben zu wollen, ſcheinen möge. Iſt nicht im vorigen Jahrhunderte Nonius Marcellus viel fleißiger bearbeitet worden, als Livius, oder ſonſt ein anderer guter Schriftſteller? Fraget man nach der Urſache: ſo iſt es dieſe, daß die zerriſſenen Ueberbleibſel des Nonius einen reichern Stoff zum Verbeſſern darbothen. Wie ungleich war doch die Meynung eines wahren Kunſtrichters, wo irgend jemals einer geweſen iſt; nämlich Joh. Friedr. Gronovs, deſſen goldene Worte ich hier gar wohl anführen mag: „Ich habe von Jugend auf im Leſen der Alten, das „fürs Vornehmſte gehalten, daß meine Sitten gebeſſert würden; nicht aber die Spitzen und Punkte der Bücher. Wenn ich indeſſen durch fleißiges Leſen es ſo weit gebracht habe, daß ich auch „den Sinn eines Schriftſtellers faſſen, und ihm „ſeine Schreibart und Meynungen wiedergeben „könnte; ſo habe ich es für einen Gewinn gehalten. „Das ſind Barbarn, die nicht lieber reines und klares, als trübes und mit Unflate vermiſchtes Waſſer „trinken wollen. Allein nichts iſt unglücklicher, „als diejenigen Schulmeiſter, die, da ſie bey Buchſtaben und Sylben grau geworden, die Sprünge „der Flöhe meſſen, u. ſ. w.„

Nach dieſes großen Mannes Muſter mögen diejenigen, die Kunſtrichter ſeyn und heißen wollen, ihren Fleiß einrichten; und die närriſchen Anſtalten der Kritikaſter fliehen, durch welche dieſe Kunſt

1. Findet mein Satz ſeinen Grund in der natürlichen und vernünftigen Regel, worauf die ganze Rechtſchreibung bey den vollkommenſten Sprachen ſo lange beruhet hat, und noch beruhet, welche dieſe iſt: **Man müſſe eben ſo ſchreiben, nicht anders, nicht mit wenigern, noch mit mehreren Buchſtaben, als man ſpricht.** Das iſt ja der Endzweck, warum man das Schreiben erfunden hat, eben die vergänglichen Töne, allen zum beſten, in gewiſſe Züge einzukleiden und zu verewigen. Je mehr man hiervon abweicht, je unvollkommener und unlauterer iſt die Rechtſchreibung: Hingegen je näher man dieſem Zwecke kommen kan, je lauterer, je vernünftiger und gewiſſer und vollkommener wird die Rechtſchreibung; und man beſieget verſchiedene bewehrte Schwachheiten anderer Völker, die ſich hierinnen vollkommen zu ſeyn, einbilden.

2. **Die älteſten, berühmteſten und vollkommenſten Sprachen unterſtützen meinen Satz.** Die Hebräer, Griechen und Lateiner ſchreiben keinen Buchſtaben, wenn er nicht gehöret wird, als חֵל, חֵלֶת, fel, fellis; mel, mellis; fero, feres und ferres, malim, mallem, nolim, nollem, velim, vellem; tuliſti, tuliſſem, illuſtris, illuſtriſſimus, celer, celerrimus, hic, hiccine &c. Ja ſie ändern wohl gar mit uns die Stammbuchſtaben, und ſetzen den veränderten oder herausgeſchmiſſenen Stammbuchſtaben wieder an ſeinen Ort, wenn die Urſache, die es verurſachete, wieder wegfällt; welches noch mehr iſt, als wenn man einen von den Zwillingbuchſtaben ausläßt. Die Griechen behalten am Ende wohl zween doppelte Buchſtaben, wenn der letzte

Selbſt-

Kunſt in ſolche Verachtung gerathen iſt, daß Männer von ſchönem Geiſte, die eine andre Wiſſenſchaft getrieben haben, ihre Kenntniß ſich für ſchimpflich und nachtheilig halten. Indeſſen iſt es ſchon ſo weit gekommen, daß die Kritik ihre Verachtung faſt geduldig erträgt; und die Ehrloſigkeit, die ihr zugezogen wird, wirket ihr den bitterſten Schmerz. Denn viele von denen, die ſich für Lehrlinge der Kritik ausgeben, ſonderlich aus der Schulclaſſe, haben ſich durch ihre ungeſchlachten Sitten, braven und anſehnlichen Männern ſo verhaßt, und faſt anſpeyenswürdig gemachet; daß dadurch auf die Kunſt ſelbſt, von der ſie ſich nennen, der ärgſte Schimpf und Schande zurückfällt. Es iſt wahr, die Kritik führet einen Caſaubon, einen Gronov, einen Heinſius, einen Grävius u. a. m. zu Zeugen ihrer Unſchuld an; die nicht weniger durch ihre artige Lebensart, und liebenswürdige Anmuth der Sitten, als die Vortrefflichkeit ihrer Kritik berühmt geworden. Allein die Menge derjenigen fällt ihrer guten Sache doch ſehr zur Laſt, die aus Tadelſucht, und Zankbegier getrieben, auf die größten Männer, aus den lüderlichſten Urſachen losziehen; ja einander unter ſich mit Schimpfreden beſudeln, die ſie aus allen Jahrhunderten zuſammen geſtoppelt haben. Was haben nicht unſre Väter und Großväter, es iſt faſt unglaublich zu ſagen! für lächerliche und ſchändliche Kriege dieſer Centauren und Lapithen geſehen! Man hegte die Hoffnung, daß die Höflichkeit unſers Jahrhunderts,

derts, ſolcher Köpfe Wildheit bändigen würde. Aber falſch! Denn es ſind Leute aufgeſtanden, und ſtehen noch täglich auf, die von Lappereyen und Kleinigkeiten ſo wüthend wider einander fechten, daß es ſcheint, ſie hätten für ihr Leib und Leben zu kämpfen übernommen.

Mit dieſem allen nun, was ich angeführet, und erwieſen habe, dünket michs, daß ich dargethan habe: was die Zucht und Lehre unſrer Schulfüchſe, und welches ihre Sitten ſind. Und es wird wohl nunmehr niemand mehr zweifeln, daß die ſchönen Wiſſenſchaften, die vormals in ſo hohem Werthe gehalten worden, hauptſächlich durch ihre Schuld, theils in Verachtung, theils in Schimpf und Schande gerathen, ja verlaſſen, und altväteriſch werden. u. ſ. w. Hier folget der Beſchluß.

Unſre deutſchen Leſer werden hieraus unſchwer ſehen, in was für Umſtänden die ſchönen Wiſſenſchaften in Holland jetzo ſeyn müſſen, wo ſie vormals ſo ſehr geblühet haben. Denn behüte Gott! daß wir bey uns Deutſchen, eben dergleichen Klagen zu führen, Urſache haben ſollten! Unſre Schullehrer ſind ſeit einiger Zeit recht artige, angenehme, und wohlgeſittete Männer geworden. Sie verbinden Wiſſenſchaft, und Lebensart: und wenn es ja noch einige Ueberbleibſel von ungezogenen Pedanten hier und da geben ſollte: ſo kommen ſie doch gegen die Zahl der guten in keine Betrachtung. Indeſſen kann es nicht ſchaden, daß wir die-

dieſen Spiegel der altväteriſchen Schulfüchſerey öffentlich aufgeſtellet haben: theils, um zu zeigen, daß auch bey unſern Nachbarn, die man bey uns immer zu ſehr bewundert, und hochſchätzet, nicht alles ſo herrlich und vollkommen ſey, als man denket; theils, daß junge angehende Schulmänner ſehen können, vor was für Fehlern ſie ſich zu hüten, und nach was für Vollkommenheiten ſie zu ringen haben, wenn ſie ihrer Lebensart und unſern Zeiten keine Schande machen wollen.

Man nehme es uns nur nicht übel, daß wir umbraticos Doctores durch Schulfüchſe haben geben müſſen. Denn wie hätte man den Begriff dieſer lateiniſchen Worte ſonſt wohl ausdrücken wollen? Dünket es aber dennoch jemanden, den Schulen überhaupt ſchimpflich zu klingen: der ſchlage des ſel. Richeys Idioticon Hamburgenſe, unter dem Worte Schulen, Schulfuchs nach; wo er finden wird, daß dieſe Wörter ganz und gar nicht von Schulen, ſondern vom Schielen, und lauren herkommen ſollen. Uebrigens wünſchen wir ſehr, daß das lateiniſche Original dieſer ſchönen Rede durch eine neue Auflage bekannter gemachet werden möge. Ohne Zweifel würden ihre Schilderungen und Gründe bey vielen, ja unzähligen vielmehr Eindruck in ihrer Grundſprache machen, als in unſrer Verdeutſchung geſchehen wird; die ihnen wohl gar verdächtig ſcheinen dörfte.

VIII.

Fortſetzung vom Leben der ſel. Frau, Louiſe Adelgunde Victoria Gottſchedinn, geb. Kulmus, aus Danzig.

Im 1740ſten Jahre faßte man hier den Entſchluß, den engländiſchen Spectator auf eine richtigere und vollſtändigere Art ins Deutſche zu bringen, als er im Franzöſiſchen erſchienen, oder auch vormals deutſch ans Licht zu treten angefangen hatte. Hauptſächlich machte ich dabey auf meine fleißige und arbeitſame Gattinn Rechnung, die theils zu dieſer Arbeit alle Luſt und Fähigkeit hatte, theils ihre Nebenſtunden nicht beſſer anwenden konnte, als mit der Ueberſetzung eines ſo angenehmen und erbaulichen Werkes. Sie übernahm das ihr zugetheilte erſte Stück, oder Blatt deſſelben, mit Vergnügen, da ich das zweyte, und ein dritter guter Freund, allemal wöchentlich das dritte überſetzen wollte. Denn da wöchentlich ein ganzer Bogen ausgegeben werden ſollte, darauf ungefähr drey Blätter des Engliſchen Platz hatten: ſo glaubten wir der Arbeit deſto beſſer gewachſen zu ſeyn, wenn jeder von uns nur ein einziges zu überſetzen hätte. Allein die beſchäfftigte Lebensart, darinn ich dazumal ſtund, da außer meinen häufigen Vorleſungen, auch öftere Rectorate und Decanate; imgleichen die Ausgabe des baylſchen Wörterbuches mir ſehr viel Zeit wegnahmen: machete, daß die Wohlſel. noch viel mehr dabey zu thun bekann,

kam, als sie anfangs versprochen hatte. Denn so oft es mir an Muße fehlte, mein Stück zu liefern, übernahm sie dasselbe an meiner Stelle. Man wird dieses gleich im Anfange des I. Bandes, und sonst sehr häufig in allen Bänden wahrnehmen, wenn man am Ende der Stücke auf die Sternchen acht geben will, womit sie es gut befand, ihre Arbeiten von den andern zu unterscheiden: da die Meinigen ein † bemerkete, unsers dritten Mannes seine aber ganz ohne Zeichnung geblieben sind. So hat ihr denn wirklich unser Vaterland den größten Theil des verdeutschten Zuschauers zu danken: und ein jeder, der ihre Stücke mit dem Originale gegen einander hält, wird sehen, wie glücklich, treulich und ungezwungen solches von ihr geschehen ist.

Da um eben diese Zeit, ja vorher schon, auch die Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit unter meiner Veranstaltung, fleißiger als vorhin ans Licht traten, geschah es, daß ich allmählich auch meine wohlsel. Freundinn zu dieser Arbeit anführete, und mir also eine Gehülfinn aus ihr bereitete. Ich gab ihr anfänglich kleine Nachrichten und Auszüge aus lustigen und so zu reden, spaßhaften Sachen abzufassen: dergleichen Joh. Maria Maxens Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens, und der Sammler (im XVten Stücke oder IV. Bande, a. d. z. u. f. S.) Stoppens und Hagedorns Fabeln, la Mottens von Glaseyen verdeutschte Fabeln, Neukirchs Telemach (im V. Bande) u. dergl. mehr waren. In den folgenden Bänden

hat

hat ſie mir auch zuweilen etwas geliefert, das ich ihr zum Ruhme nicht verſchweigen kann. Z. E. im VIII. Bande der Beyträge iſt auf der 233ſten u. f. S. des Bruchſaliſchen P. Förſters Lobrede auf den Tod Kaiſer Karls des VI. von ihr auf eine ſehr ſpaßhafte Art recenſiret. Auf der 420ſten u. f. S. hat ſie des berühmten P. Buffiers Abhandlung: daß alle Sprachen und Mundarten in der Welt, eine gleiche Schönheit haben, verdeutſchet. Auf der 535. u. f. S. hat ſie aus Hrn Hofrath Trillers Prinzenraube den Auszug gemachet: und auf der 671. u. f. S. hat ſie eine kritiſche Unterſuchung der bodmeriſchen Ueberſetzung eines Stückes aus dem Telemach, in dem Charakter der deutſchen Gedichte, abgefaſſet. Und auf eben den Schlag hat ſie auch nachmals, in dem neuen Büchersaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, imgleichen in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, mit einer ſchon geübtern Feder, viele wichtigere Werke, auf eine ſo gründliche als angenehme Art beurtheilet und bekannt gemachet; daß die Leſer allemal höchſt vergnügt damit geweſen. Vieleicht kann ich dereinſt alle dieſe Artikel in einer Sammlung liefern; da dann ſonderlich die Auszüge aus einer guten Anzahl katholiſcher Lobreden, oder Leichenpredigten auf hohe Häupter und neue Heilige, die von ihrer Feder ſind, wegen ihres ſatiriſchen Salzes vor andern hervor leuchten werden. (Die Fortſ. folgt nächſtens.)

Ende des Windmonds.

D·G·MAXIMILIANUS IOSEPHUS ELECTOR BAVARIAE
MAIORVM GLORIAE COMMOD POSTERORVM
ACADEMIA SCIENTIFICO-BOICA
INSTITVTA MONACHII PRIMO NATALI
DIE XXVIII MART
MDCCLIX

Das Neueſte
aus der
anmuthigen
Gelehrſamkeit.

Ovid.

Omnia tunc bona ſunt, clauſula quando
bona eſt.

Chriſtmond. 1762.

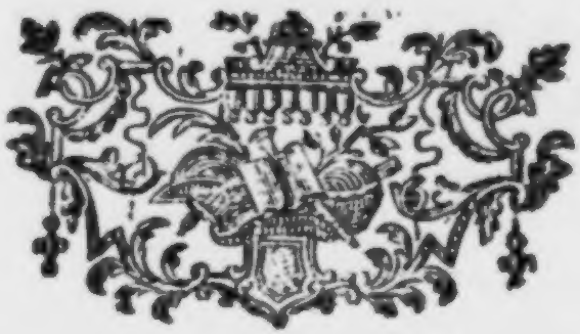

Nebſt Regiſtern.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn.
Num XII. 1762.

Inhalt.

I. Taleſtri, Regina delle Amazzoni, Opera Drammatica di E. T. P. A.

II. Anmerkungen über den Brief des Plinius von ſeinem toſcaniſchen Landhauſe.

III. Der Menſch ein moraliſches Gedicht, in fünf Abſchnitten.

IV. Der Frau Gottſchedinn kleinere Gedichte und Ehrenmaale.

Regiſter.

Selbstlaut durch eine Verkürzung weggefallen ist, als ἀλλ', πολλ': allein, alsdenn folget doch gleich ein Selbstlaut, an welchem der letzte mitlautende Buchstabe gleichsam gehänget wird, und dadurch sein Leben bekömmt. So gerne wir nun unserer Vorgänger Muster nachahmen, und daran recht thun, wenn das Muster gut und ohne Weitläuftigkeit ist: So billig ist es, daß wir hierinnen, denen, die uns vorgearbeitet u. ihre Sprachen eher vollkommen gemacht haben, und die Kürze befördern, nachfolgen.

3. **Die Aussprache, wenn man sie genau beobachtet, vertheidigt meinen Satz.** Ein Selbstlaut kan wohl viele, aber verschiedene mitlautende Buchstaben beleben, allein nicht zweene von einerley Gattung, daß sie sollen deutlich gehöret werden. Wenn ich demnach sol, konte, her, Gor, ausspreche: so berühre ich nur einen mitlautenden, und die nochmalige Bewegung der Sprachwerkzeuge, gleicher Art, darf ich nicht eher wieder holen, bis es bey Verlängerung des Worts nöthig ist. Es ist ein falscher Wahn, wenn man vorgiebt: Ein Wort klinge länger z. E. Schal, wenn ein mitlautender Buchstab da ist, als wenn zweene davon da sind. Die Länge und Kürze eines Worts oder einer Sylbe beruhet auf der Beschaffenheit des Selbstlautes, welcher entweder von Natur, oder doch der Gewohnheit nach, lang oder kurz ausgesprochen wird. Ist das Aushalten oder Erheben der Stimme recht merklich: So verdoppelt man den Selbstlaut, oder setzet ein h oder e hinzu, als Quaal, Stahl, Kohl, Zierde. Hingegen verlängern vielmehr zusammengesetzte Mitlaute den Selbstlaut, wie in angezogenen

I.

Taleſtri, Regina delle Amazzoni.

Opera Drammatica di E. T. P. A. (Ermelinda Talea, Paſtorella Arcade.) Dresda nella Stamperia Regia 1763. in 4.

das iſt:

Thaleſtris, Königinn der Amazonen. Ein

Singeſpiel von E. T. P. A. Dresden in der königl. Hofbuchdruckerey.

Die poetiſche und muſikaliſche Welt erinnert ſich noch mit doppeltem Vergnügen, des unvergleichlichen Trionfo della Fedeltà, oder des **Triumphes der Treue**, als eines muſikaliſchen Schäferſpiels: womit eine Durchlauchtigſte Muſe vor etlichen Jahren ſie beſchenket und vergnüget hat. Die Kunſtrichter haben es bemerket, daß **Virgil**, der größte Dichter des alten Roms, ſich von der niedrigen Schäferpoeſie zu der vom Feldbaue, und von dieſer zum Heldengedichte in der Aeneis emporgeſchwungen: eben ſo, wie auch

Taſſo nachmals ſich von ſeinem Schäferſpiele Aminta, zum befreyten Jeruſalem erhoben hat. Eben dieſen Schwung hat auch unſre Durchlauchtigſte Ermelinde genommen: indem ſie ſich von der ſo reizenden Schäferflur ihrer triumphirenden Treue, zu einer tragiſchen Bühne, in einer gekrönten Taleſtris emporgeſchwungen hat.

Unſre Leſer verſtehen ſchon den großen Unterſchied der Erfindung, Handlung, Charaktere, Leidenſchaften, und Geſinnungen, der in dieſen beyden Arten dramatiſcher Gedichte herrſchen ſoll: und wiſſens, um wieviel edler ſolches alles in einer heroiſchen Fabel ausfallen muß, als in einer ſchäfermäßigen: und welch ein viel größerer Geiſt, Witz und Ausdruck am Hofe einer amazoniſchen Königinn herrſchen muß, als in den ruhigen Schäferhütten. Und wir können ihn verſichern, daß hier alles dieſes in ſeiner Vollkommenheit erſcheint. Um nun unſre Leſer davon einigermaßen zu überzeugen, wollen wir ihnen in einem kurzen Auszuge etwas von allen dieſen Schönheiten zeigen, damit er auf alles übrige einen Schluß machen könne. Die ganze Fabel, wird in dem vorgeſetzten Inhalte ſo erzählet:

Die Amazonen des Alterthums waren mit den Scythen, ihren Nachbarn, in beſtändigem Kriege. Auf den Gränzen beyder Reiche, welche vom Termodon geſchieden wurden, wachten die beyden feindlichen Heere beſtändig, und griffen einander wechſelsweiſe an. Die Feindſeligkeit beyder Völker wuchs noch dadurch, daß der König von Scythien den Ama-

Amazonen vormals ein artiges Mägdgen von Stande geraubet hatte: die, als ſie erwuchs, von ihm geliebet, und zur Gemahlinn genommen, hernach aber von dem Unbeſtändigen verſtoſſen, und ins Elend gejaget wurde, ohne daß weiter etwas von ihr zu hören war. Indeſſen daß ſich der Erbe von Scythen, der junge Orontes, unter den väterlichen Fahnen, in Waffen übte, wuchs die junge Prinzeſſinn der Amazonen, in ihrer Hauptſtadt Themiſcira, an Alter und Schönheit. Ihr Ruhm machte dem ungeduldigen ſcythiſchen Prinzen ſo viel Luſt ſie zu ſehen, daß er einsmals, in der Hitze eines Scharmützels, den Seinigen entwiſchte, und ſich, in Amazonen-Kleidern, unter dem Namen Orythia, in Themiſcira einſchlich. Die Taleſtris zu ſehen und zu lieben, war ein Augenblick, und die verſtellte Orythia wurde bald die Verwunderung des ganzen Reichs, und das Vergnügen der jungen Prinzeſſinn. Der verliebte Prinz lebte unter verſtelltem Geſchlechte bey ihr ſo glückich, als einſt Achilles in Scyrus. Doch, da er ſich auf die unſchuldigen Proben ihrer Neigung zu ſehr verließ, unterſtand er ſich endlich, ſeinen Betrug zu offenbaren. So bewundert die betrogene Thaleſtris anfangs war, ſo zornig wurde ſie bald, daß ſie die ſchon gegen ihn gefaßte Liebe überwand, dem Orontes, ſie zu ſehen, verboth, und ihn nöthigte, plötzlich Themiſcira zu verlaſſen. Der unglückliche Liebhaber gehorchte, gieng aus der Stadt und dem Reiche, und kehrte von neuem zu ſeinem Heere zurück, wo er eine andere Urſache ſeiner langen

Abweſenheit vorgab. Die Hoffnung, ſeine angebethete Feindinn einmal zu beſänftigen, erhielt den betrübten Prinzen einige Zeit beym Leben. Da er aber endlich nicht länger ohne ſie ſeyn konnte; ſo überließ er die unter ihm ſtehende Armee ſeinem Freunde und Bundesgenoſſen, dem maſſagetiſchen Prinzen Learch, und begab ſich, jenſeit des Fluſſes, in das Lager der Amazonen, und ward von denſelben mit Gefangener, vor die Thaleſtris geführet, in dem Augenblicke, da ſie ihrer verſtorbenen Mutter nachfolgen, und zur Königinn gekrönet werden ſollte.

Aus dieſen vorausgeſetzten Umſtänden entſtehet die hier erdichtete Handlung, welche ſich mit der Ausſohnung der Amazonen und Scythen endigt.

Die Perſonen dieſes Singſpiels ſind alſo Thaleſtris, Königinn der Amazonen; Antiope, ihre Schweſter; Orontes, ein ſcythiſcher Prinz, Liebhaber der Thaleſtris; Tomyris, die oberſte Prieſterinn, und Learch, ein Prinz der Maſſagethen, des Orontes Freund. Die beyden Chöre ſind 1) von Amazonen, 2) von Scythen: wobey noch ein Heer von Amazonen, eine Menge Prieſterinnen, und geringere Dienerinnen des Tempels, als ſtumme Perſonen vorkommen; und eine kriegeriſche Muſik gehöret wird.

Im 1. Auftritte ermahnet die Oberprieſterinn Tomyris, die Thaleſtris, den Thron ihrer verſtorbenen Mutter zu beſteigen, und ſich von ihrer Hand krönen zu laſſen: wozu auch das Volk ſie

ſchon

ſchon im Tempel erwarte. Aus einer großmüthigen Beſcheidenheit, weigert ſich dieſe, und meynet, die Krone ſollte nicht ein Erbtheil eines Geſchlechtes, ſondern ein Lohn der Verdienſte ſeyn: worauf jene verſetzt: Wer einen Thron verſchmähen könne, verdiene ihn ſchon: und ſie ſolle nur bald kommen, der Ungeduld des Volkes zu willfahren:

Komm zum Thron! laß zum regieren
Dich dein großes Herze führen;
Es iſt tauſend Reiche werth.
Du weiſt unſer Glück zu gründen,
Und den Feind zu überwinden,
Durch die Klugheit, durch das Schwert.

Im II. Abſchnitte erſcheint Antiope, der Thaleſtris Schweſter, die ihr auch zuredet, ihre Unentſchloſſenheit zu endigen. Dieſe ſaget, ſie weine nur um den Eid, dadurch jede Regentinn beym Antritte der Regierung, den Haß der Männer beſchwören müſſe. Um dieſen Preis haſſe ſie die Krone. Antiope erwiedert: ob man denn noch länger das Joch der Ungeheuer tragen ſolle? Thaleſtris verſetzt: es ſey ein Irrthum, alle Männer für Ungeheuer zu halten. Ehrfurcht und Zärtlichkeit wären ja alle ihre Waffen, womit ſie die Herzen des Frauenvolks beſtürmeten. Auf die Frage: wer ihr ſolche Lehren einflöße? heißt es: Orythia, der verkleidete ſcythiſche Prinz. Antiope erſchrickt darüber, daß dieſer, als einer Amazoninn Sohn, ihr ärgſter Feind ſeyn könnte. Thaleſtris aber lehret ſie, daß er als Feldherr ſeines Vaters, ſich einmal mitten im Gefechte, in Amazonen-Kleider

verhüllet, ſich auf ihre Seite gewendet, und die Scythen glücklich zurückgeſchlagen: aber wegen ſeines jungen Antlitzes nicht entdecket worden ſey. Er ſey von dem Ruhme ihrer Schönheit gereizet worden, ſie zu ſehen; habe auch unter dem Namen Orythia ihre Gunſt gewonnen, bis er ſich nach ſechs Monathen verrathen; ſie aber wäre vor Schrecken faſt des Todes geweſen. Auf ihr zorniges Wort, hätte er ſich in einem neuen Treffen wieder verlohren, und wieder zu ſeinen Scythen gemachet. Käme er nun wieder: was wäre da zu thun? Zumal, nachdem er ihr, in der letzten Schlacht, das Leben gerettet hätte. Sie hätte fliehen wollen, er aber hätte ſie gehindert, und gedroht, wieder zu kommen, und vor ihren Füßen zu ſterben. Seit dem ſchwebe er ihr alle Augenblicke vor Augen, und ſie beſorge ſeine Rückkunft. Kurz, ſie geſteht, ſie liebe ihn; wovon Antiope ihr abräth, aber umſonſt. Thaleſtris geht ab, — Antiope ſelbſt aber fühlet, daß ihr Haß gegen die Männer nachläßt: weswegen ſie geneigt iſt, ſowohl ihrer Schweſter, als dem Prinzen zu vergeben; wenn ſie nur auch eine ſolche Orythia an der Seite hätte.

Im vierten Auftritte ſieht man Dianens Tempelt mit brennendem Altare; dabey alles Opfergeräth vor dem Bilde der Göttinn bereit ſteht. Thaleſtris kömmt gekrönt, mit dem Gefolge aller Großen ihres Reiches aus dem Tempel. Alles iſt mit Blumenkränzen gezieret; nur Orontes nicht, den eine Schaar von Amazonen, als einen Gefange-

fangenen herbeygeführet bringt. Der Chor der Prieſterinnen ſingt.

Göttinn der Wälder mit Köcher und Bogen,
Sey doch der neuen Regierung gewogen;
Beſtrale mit Gnaden den fröhlichen Tag!

Ein andrer Theil davon:

Du wirſt dieſes Land beſchützen,
Du wirſt unſern Eifer ſtützen,
Daß dieß Reich beſtehen mag.

Alle zugleich wiederholen den Anfang.

Die Prieſterinn nöthiget die Königinn ſich auf den Thron zu ſetzen, und ſaget: die Götter hätten zum Zeichen ihrer Huld ihr ein Opfer, an dem gefangenen Prinzen beſcheret: den ſie aber mit Schrecken für ihren Geliebten erkennet. Tomyris bemerket es; und erinnert ſie: nachdem ſie den Thron beſtiegen, allen mit gutem Exempel vorzugehen. Die Königinn zwingt ſich alſo den Fremden hart anzureden. Er verſetzt: des Himmels Zorn länger zu dulden ſey er überdrüßig, und käme her, bey ihrer Krönung, als ein Opferthier zu ihren Füßen zu ſterben. Tomyris, glaubet ihn zu kennen. Thaleſtris aber erkläret ihn für unſinnig; und gebeut, er ſolle ſonſt wohin gehen, ſeine Raſereyen auszulaſſen. Er will indeſſen nicht weichen, und ſaget: ſein Namen heiße Orontes: wobey ihm Thaleſtris ins Wort fällt, und ihn ſchweigen heißt; aus Furcht, ſie möchte gleichfalls verwirrt werden. Tomyris, erkennet ihn für die Orythia. Indem man ihn abführen, und auf Befehl in Frey-

heit ſetzen will: ruſet Tomyris: haltet ein! und Antiope kömmt ganz bewaffnet und eiligſt, mit der Nachricht, die ganze Stadt ſey mit Feinden umgeben, welche des Gefangenen Freyheit begehrten. Thaleſtris verſetzt, ſie ſey dem Geſuche ſchon zuvor gekommen. Allein Tomyris widerſpricht, weil man Dianens Dienſt unterbrochen habe; höret aber daß Learchus es ſey, der ſeinen Freund Orontes befreyen wolle. Darauf erkläret ſie ſich, das Opfer könne heute nicht vollzogen werden: Antiope müſſe die Frevler erſt beſtrafen; ſie aber wolle die Göttinn verſöhnen: weswegen ihr die Prieſterinnen, ſo wie jener die Kriegerinnen folgen ſollten. Sie gehen ab, und Thaleſtris ſteigt vom Throne, um mit dem Gefangnen allein zu ſprechen; und wie ſie ſaget, der Feinde Liſt von ihm zu erfahren; dann wolle ſie ihn dem Schickſale Preis geben. Man ſieht leicht, mit wie großer Kunſt der Knoten dieſer Fabel hier in einander geſchlungen iſt; und in was für eine rührende Lage der Umſtände die Perſonen gerathen.

Der ſechſte Auftritt zeiget alſo die beyden Verliebten allein. Thaleſtris verweiſt ihm ſeinen Ungehorſam gegen ihr Geboth; Orontes aber verſetzt: Ja, er verdiene ihren Zorn, und komme, um von ihren Händen zu ſterben. Eben darum, ſollſt du zur Strafe leben, erwiedert Thaleſtris: denn ſo liebreich ich ſonſt Scythien umarmet habe, ſo verhaßt iſt mir Orontes itzo. Dieſer zieht ſein Schwert, und giebt es ihr, ihn zu tödten.

Sie

Sie antwortet:

Verlangst du, daß ich grausam sey?
O so verändre Wort und Blicke:
Führst du zur Freundschaft mich zurücke,
Vergeß ich der Verrätherey.
Ich weis, du bist ein Bösewicht:
Die Freundinn hat mich nie verlassen,
(Wie gerne wollt ich dich doch hassen!
Und dennoch kann ich es noch nicht.) Geht ab.

Man wird hier unschwer sehen, wie rührend die Gemüthsbewegungen hier in ihr Spiel gesetzet sind; und wie edel dieselben, in diesen erhabenen Personen dargestellet werden. Wie viel neue überzeugende Beweise würden wir davon nicht hersetzen können, wenn unser Raum es zuließe, den ganzen Inhalt so ausführlich mitzutheilen. Ein kürzerer Auszug hingegen würde alle Schönheiten desselben schwächen, ja unsichtbar machen: so wie derjenige thun möchte, der von einer Helena das bloße Gerippe zergliedern darlegen wollte. In poetischen Stücken kömmt ja so viel auf die kleinen Züge, die Gedanken und Ausdrücke, als auf die Erfindung, der Hauptfabel an. Unsre Leser werdens uns auch wohl zutrauen, daß wir in allen diesen Stücken unendliche Schönheiten angetroffen haben, die man nicht anders, als durchs völlige Durchlesen des ganzen Singspieles recht empfinden kann.

So sehr wir also das Werk der erhabenen Dichterinn, als Kunstrichter bewundern und loben müssen:

ſen: eben ſo ſehr haben die Tonkünſtler auch den Geſang und die Begleitung der Inſtrumente billigen und erheben müſſen, in welchen es wirklich aufgeführet worden. Alles, was die vollkommenſte Kenntniß muſikaliſcher Regeln, und Schönheiten an die Hand geben kann, iſt hier aufs reichlichſte angebracht, und mit unzähligen neuen Erfindungen und Kunſtgriffen bereichert erſchienen: ſo daß auch die größten Virtuoſen es bewundert haben.

Haben ſich nun bey der Durchlauchtigſten Ermelinde Thalea ſo ſeltene Gaben, als die Dichtkunſt, und muſikaliſche Setzkunſt, in ſo hohem Grade vereiniget, als ſie vieleicht noch niemals beyſammen geweſen: ſo haben wir auch das Glück gehabt, die Augenzeugen von der dritten außerordentlichen Gabe, in der vollkommenſten Abſingung und pathetiſchen Aufführung des ganzen Singſpieles abzugeben. Drey durchlauchtigſte Königl. Prinzeſſinnen, dergleichen Schauſpiel öffentlich vorſtellen zu ſehen, iſt wohl das allererſtemal in der Welt geſchehen. Und, mit was für Anmuth! mit was für Nachdruck und Ungezwungenheit! Eine hochgeb. Gräfinn Miniſchek, die den Prinz Orontes vorſtellete, gab ſolchen erhabenen Beyſpielen nicht viel zuvor. Kurz, dieß Singeſpiel hat ſeines gleichen ſchwerlich gehabt, iſt nur dreymal auf dem kleinen Hoftheater, in Gegenwart Sr. Kön. Majeſtät, des Durchl. Churprinzen, aller Königlichen Prinzen, und der Allervornehmſten des Hofes geſehen worden;

nen Sprachen bekannt iſt: Folglich wenn die falſche Einbildung wahr wäre, müſte Schall lang und Schal vielmehr kurz klingen. Alſo iſt die Ausſprache nicht wieder, ſondern für meinen Satz.

4. Nun möchte man in der Gewohnheit noch den ſtärkſten Schutz wieder mich ſuchen. Allein hier iſt zu wiſſen, daß die bisherige Gewohnheit nicht die älteſte, ſondern erſt vor einigen Zeiten aufgekommen ſey. Die älteſten Vorfahren ſchrieben zwar öfters Buchſtaben zu viel, ſonderlich das h: Allein wenn man ihre Schriften durchſucht, wird man ſelten die ſtummen Zwillingbuchſtaben, ohne einen darauf folgenden Selbſtlaut antreffen. Sie ſchrieben, forlaz, thaz, weiz, ablas, ſoulen, ſollen, al, diufles, Teufel, Brot oder Broot, her, Got, Gotes, tote oder toote oder doode u. d. g. Folglich ſtreitet die ältere Gewohnheit für meinen Satz, und die neuere, die ohne Grund eingeriſſen iſt, muß ihr nachgeben.

5. Hieraus folget auch, daß die Abſtammung uns nicht zuwieder ſey. Denn werden in der Ausſprache nicht zweene mitlautende Buchſtaben, einerley Gültigkeit nach einem Selbſtlaute gehöret: Schrieb man ſie nicht in den älteſten Zeiten; u. iſt es an dem, daß die Stammwörter die kürzeſten und einfachſten ſeyn müſſen: So iſt die Abſtammung für meinen Satz. Von den Stammwörtern ſind die Abſtammenden gemacht durch Hinzuſetzung allerley Buchſtaben. Es iſt zu weitläuftig, ſolches hier bey allen einzelnen Wörtern zu zeigen, darum ich nur dieſe anmerke. Süs iſt gewiß das Stammwort, nicht ſüß, ob das s gleich bey Verlängerung des Worts ver-

den; und soll nur noch einmal am hohen Geburtsfeste des Königes gesehen werden. Die musikalische Welt aber kann hoffen, daß sie es in kurzem mit Breitkopfischen Noten gedruckt erhalten wird; so wie vor etwa zehn Jahren der Triumph der Treue erschienen ist.

II.

Anmerkungen über den Brief des Plinius, von seinem toscanischen Landhause.

a) Apollinaris hat gewiß geglaubet, Plinius wolle auf eins von seinen Gütern gehen, die an dem Comersee lagen; davon er das eine Tragœdiam, und das andere Comœdiam hieß, wie er in seinem 7ten Briefe des 9ten Buches spaßet. Allein er beschreibt hier ein ganz anderes Landhaus, das er ebenfalls im Toscanischen besessen hat, nämlich nicht weit vom Ursprunge der Tyber, am Fuße des apenninischen Gebirges. Er hatte aber auch ein Landhaus zu Tusculum, nicht weit von Rom; folglich muß man dieses, das er beschrieben, nicht mit jenen verwechseln.

b) So klar und verständlich diese Stelle ist, so legt doch Fellbien sein Haus mit der schmalen Seite gegen Mittag. Denn wenn es auch wäre, daß Plinius darunter gemeynet hätte: das Haus läge mehrentheils, das ist, nicht aufs allergenaueste, gegen Mittag;

Mittag; so ist doch allezeit die lange Seite und nicht die schmale darunter zu verstehen. Ich sage aber, das Haus hat mit der langen Seite gerade gegen Mittag gestanden, weil es sonst die Sonne, im Sommer um 6 Uhr, nicht hätte bestreichen können; wie gleich darauf gesaget wird.

c) Aestivumque solem ab hora sexta *), hibernum aliquando maturius quasi invitat in porticum latam & prominulam. Hier treffe ich zwo Dinge an, die ich zu erklären nöthig habe. Das erste ist: daß die Sonne im Sommer nicht eher als um 6 Uhr in den Säulengang geschienen hat: und im Winter bisweilen noch eher. Wenn ich also gesagt habe: sie habe im Sommer erst um 6 Uhr, im Winter aber noch Vormittage, bisweilen, nämlich, wenn es nicht trübes Wetter gewesen ist, in den Säulengang geschienen, so glaube ich ersteres gut ausgedrückt zu haben. Es konnte auch nicht anders seyn: denn im Sommer gieng die Sonne etwas schief hinter dem Weinberge und Hause auf, und mußte bis um 6 Uhr scheinen, ehe sie um den Flügel des Hauses herumkam, und zu allererst das Haus bestreichen konnte; dahingegen sie im Winter gegen der Ecke des Hauses aufgieng und sogleich den Säulengang durchschien. Das andere ist das Wort prominulus, welches von einigen für eine falsche Lesart ist gehalten, und dafür pro modo, longam gesetzet worden. Allein ich bleibe bey dem ersten, und beweise aus angegebener Beschreibung von der Sonne, daß der Säulengang herausgebogen

*) NB. Die sechste Stunde war im alten Rom die Mittagestunde.

bogen müsse gewesen seyn; sonst hätte selbige, wenn er gerade gelegen hätte, vor 8 bis 9 unsrer Uhr nicht hinein scheinen können. Da nun aber die Sonne solches, des Sommers um 12 Uhr gethan, und das übrige ganze Haus in die Länge zu bestreichen angefangen hat, so folgt auch daraus: daß es gerade gegen Mittag müsse gelegen haben.

2) Atrium etiam ex more veterum. Fellibien will durchaus nicht zugestehen, daß atrium einen Vorhof bedeute; und dieses ist fast die einzige Ursache, warum alle beyde Entwürfe ganz und gar falsch geworden sind. Er verwechselt also vestibulum und atrium mit einander. Und da er gleichfalls nicht annimmt, daß porticus einen Säulengang heisse; so bringt er auch hier seine Portiquen wieder an, und zwar gedoppelt, und viersach hintereinander, ohne daß ein Wort davon im Texte steht: es wäre denn, daß sie auf das peristylium der Alten abzielen sollten; welche eben im Gebrauche hatten, daß man den Vorhof auf dem Lande mit etlichen Reihen freystehender Säulen verschloß, die der Aus- und Einsicht nicht hinderlich waren; so wie wir heutiges Tages unsre Landhäuser nach französischer Art mit Pfeilern und eisernem Sprengwerke oder Latten durchsichtig zu verschließen pflegen. Mit einem Worte! es ist ja bekannt genug, daß die alten Griechen und Römer mit Säulen zu bauen pflegten: und dieses nicht nur der Zierlichkeit allein, sondern auch dem Ursprunge der Baukunst gemäß. Denn ihre ganze Dachverbindung brachte das Hauptgesims einer Ordnung sammt dem Giebel von selbst

hervor; es durfte nur alsdann eine Reihe runder Stämme Holz darunter stehen, die das Dach trugen, so war die Säulenordnung auf ganz ungezwungene und natürliche Art da. Vitruv und alle Baumeister sagen nichts anders: und der gelehrte Hr. Winkelmann bestärket dieses aufs neue in seinen 1760. in Rom herausgegebenen Anmerkungen, über die Baukunst der Alten. Die Römer wußten also von keiner andern, als dieser natürlichen Bauart, so gar die Bauern bedienten sich derselben, welches man aus den herkulanischen Alterthümern und gemahlten Landschaften, desgleichen aus des Turnbolls Sammlung alter Gemälde sehen kann. Wie hat denn also Felibien an beyden Häusern so ganz und gar der Säulen vergessen können? da er doch als ein Franzos, aus vielen hübschen Gebäuden und Kirchen seines Vaterlandes, wohl hätte wissen sollen, was eine Säulenordnung für eine schöne Wirkung an einem Hause thue? Wenn er auch nicht selbst ein Bauverständiger gewesen, und von Säulenordnungen geschrieben hätte. Vielleicht hat ihn das Stillschweigen des Plinius dazu gebracht, daß er keine andere, als die 4 Säulen vom charystischen Marmor hat annehmen wollen. Aber warum hat er denn andere Dinge, die zur Baukunst unumgänglich gehören, angedeutet, und ist sonst so reichhaltig an Gedanken gewesen?

3) Ante porticum xystus &c. Die ganze Anlage des Hauses, das am Abhange des Hauses auf einem Hügel lag, deutet gar klärlich an: daß der xystus eine Erhöhung müsse gewesen seyn. Denn

wenn

wenn man am Abhange eines Berges einen ebenen Platz haben will, und wenn es auch nur ein Gang seyn sollte, so muß man vom obern Theile des Berges so viel Erde als nöthig ist, abstechen, und sie am untern Theile wieder anschütten. Aus diesem Anschutte nun entsteht nicht nur der ebene Platz oder Gang; sondern auch da, wo man abgenommen und anzuschütten aufhöret, eine Böschung, die groß oder klein, niedrig oder hoch ausfällt, nachdem der Berg steil oder flach, der angeschüttete Platz groß oder klein ist. Hier ist sie, da der Abhang gelinde war, nicht allein niedrig, sondern auch vertheilet gewesen. Das ist, der ganze Platz, darauf das Haus stund, hatte vier Absätze. Auf der obern lag die Reitbahne, die Weingärten ꝛc. auf dem andern, der ein Geschoß tiefer lag, stund eigentlich das Haus mit seinen Säulengängen; um drey oder fünf Stufen tiefer lag der xystus mit seinem ganz gelinden Abhange; alsdann der Heckengang und die Rennbahne, die anstatt der Erdböschung, welche gar wohl acht bis zehn Fuß hoch seyn konnte; mit einer Futtermauer befestiget war. Der xystus lag also nach dem Terte, unmittelbar vor dem Säulengange, mit seinem Abhange, (glacis) der zur Bequemlichkeit sowohl, als zur Schönheit angeordnet war. Die Bequemlichkeit des Abhanges bestund darinnen, daß man zwischen den Lustbeeten überall ohne Stufen in die Unterspaziergänge gehen konnte; die Schönheit aber, daß man von unten die auf dem Abhange gepflanzten wilden Thiere, wie auf einem Pulte

vor sich liegen sah. Nach so einer auf allgemeiner Erfahrung gegründeten Regel, wie man nämlich am Abhange eines Berges bauen soll und muß, kann ich nicht anders schließen, als daß ein xystus, eine Erhöhung, ein Altan! (Terralle) müsse gewesen seyn; und daß ein solcher Altan unmittelbar vor dem Hause müsse gelegen haben: im 11ten Hauptstücke des 5ten Buchs Vitruvs. Folglich ist nicht der ganze Lustgarten dieses Landhauses xystus genennet worden, ob er gleich erhaben lag; sondern nur der Streif der vor dem Säulengange herum lief, darauf die Luststücke lagen. Zu noch mehrerer Erläuterung will ich den 7ten Brief des 9ten Buchs des Plinius anführen: Er redet darinnen von zwey Landhäusern, die er unter andern an dem Comersee besessen hat: von dem einen, das am niedrigen Seeufer lag, und das er Comœdiam hieß, sagt er illic recta gestatio longo limite super litus extenditur; und von dem andern, das auf einen Felsen in die See hineinlangte: hic spatiosissimo xysto leviter inflectitur. Kann sich wohl jemand etwas anders, als eine breite Terralle darunter vorstellen? die sich etwas in die Krümme gezogen, und die oben auf den Felsen unmittelbar vor dem Hause lag, denn hier war nun gar kein Platz zu einem Garten. Wo soll denn das große Parterre herkommen, das sich Felibien in Kopf gesetzet hat? Mich wundert es nur, daß er sich bey seinem ganzen Entwurfe, gar nicht auf die bergigte Lage des Hauses und Gartens besonnen hat. Ich sehe wenigstens nicht die allermindeste Spur eines Abhanges

hanges in seinem Risse angedeutet; alles ist gezeichnet, als ob es in der Ebene läge, und folglich alles falsch.

e) Demissus inde pronusque pulvinus etc. Hierunter ist wohl die ganze Böschung des xysti zu verstehen, die in einem gelinden Abhange (en glacis) hinunter gegangen ist. Auf diesen nun haben die gleichfalls abschüßigen Lustbeete; und zwar muldig, in Gestalt der Küßen gelegen: die durch Zwischengänge von einander sind unterschieden gewesen. Und eben dieser Zwischengänge halber, damit man ohne Stufen auf den untern Hecken- und Baumgang hat kommen können, ist die Böschung so gelinde abgelaufen. Vermuthlich haben diese Zwischengänge die Hecken des folgenden Spazierganges durchschnitten gehabt, und sind zwischen den Bäumen der Rennbahne durchgegangen. Da nun alle diese Gänge Stralen waren, die aus dem Mittelpuncte des Vorhofes ausliefen; so muß also die Aussicht aus diesem Punkte ganz vortrefflich gewesen seyn.

6) Ambit hunc ambulatio &c. Aus dieser Stelle kann man gar eigentlich wahrnehmen, daß ambulatio ein Heckengang, und gestatio ein Baumgang gewesen ist; so wie ich es in einer Anmerkung des laurentinischen Landhauses bereits gesaget habe.

7) Ab his gestatio &c. Die Bäume nun dieses Ganges waren im Schnitte niedrig gehalten worden; damit man aus dem Vorhofe, Säulengange und Hauptsaale, und von dem Altane, darüber weg, ins freye Feld sehen konnte. Er war an sich selber fast auf Art einer Rennbahne ange-

legt; theils weil er vermöge der Hauptanlage des Vorhofes, so wie der Säulengang Altan und Heckengang, in einem halben Kreise herum lief, ja noch mehr als in halbem Kreise, da er vor denen Bädern noch einen Schenkel angesetzet hatte; theils aber auch wegen seiner mittlern Verzierung, die, wie bey allen Rennbahnen von Prachtkegeln, Bildsäulen und andern Zierden, also auch hier mit dergleichen von Buxbaum geschnittenen, angegeben war. Wie angenehm muß also nicht diese Aussicht gewesen seyn? Wer würde wohl so eine schöne Aussicht, wie sie Plinius im Eingange seines Briefes beschreibt, durch hohe Bäume versiecket haben? Eine Regel, die einem jeden bey dergleichen Fällen in die Gedanken kommen muß, ohne, daß er ein Baumeister seyn darf. Gleichwohl hat Felibien darwider gehandelt: indem er seinen ganzen Garten mit einer Mauer umschließt, und nirgendswo einige Oeffnungen zur Aussicht in derselben angedeutet hat, welches doch sonst die Franzosen heut zu Tage durch ihre Ha-has gerne thun. Plinius sagt zwar von einer Mauer; allein das war keine Garten- sondern eine Futtermauer, welche die angeschüttete Erde halten sollte.

8) Omnia maceria muniuntur &c. Diese Futtermauer hatte nur des Druckes der Erde halber entweder eine Böschung, oder aber, sie war stufenweis erbauet; weil der Buxbaum, mit dem sie bekleidet war, stufenweis anlief, welches ausdrücklich im Texte steht, ob es gleich Felibien übergeht: und welcher Buxbaum am besten zwischen die Absätze

sätze dieser Mauer konnte gepflanzet und im Schnitte gehalten werden; wiewohl es in Italien nichts sonderbares ist, Heckenwände von Buxbaumstämmen zehn Fuß hoch zu sehen. So viel ist gewiß, daß, wenn diese Mauer nicht von außen schräg angelaufen wäre, der Buxbaum der sie bekleidete, nicht stufenweis hätte dürfen geschnitten werden, weil sonst eine gerade Hecke eine gerade Gartenwand am besten bekleidet. Auch konnte dieser Buxbaum oben noch eine kleine Brusthecke abgegeben haben, als welches die Sicherheit erfoderte. Auf solche Art nun bekam der ganze Lustgarten ein angenehmes und natürliches Ansehen von weiten. Ich kann nicht umhin im voraus eine kleine Betrachtung über unsere heutige Gärten anzustellen: Plinius wollte hier nicht leiden, daß man auf einer schönen grünen Aue eine Mauer erblicken sollte, darauf sein Garten gegründet war, er verdeckte sie mit einer Hecke, um vor seinen Augen nichts anders als Grün, und die schöne Natur zu haben. Was ist denn das anders, als was die Engelländer lieben, und Plinius längst vor ihnen geliebet hat? O! daß wir doch auch aufhörten, den Steinmetzen und Tischler unsere Gärten bauen zu lassen. pl

9) A capite porticus triclinium excurrit. Felibien übersetzt es also: Le portique par l'une de ses extremités conduit dans un grand Salon propre pour des festins. Freylich hat es nach seinem Entwürfe nicht anders seyn können; als daß er den Hauptsaal an die Ecke des Hauses hat legen müssen; weil er sonst im Mittel, den Eingang ins Haus

und seine Portiques verbauet hätte. Heißt denn das nicht den Text mit Haaren auf seinen Entwurf gezogen? ohne daß es ihm etwas geholfen hat.

f) Neuns romasque hippodromi &c. Plinius versteht hierunter den Strich Schlagholz, der vom großen Walde am Abhange des Gebirges herunterlief, und an den Erdhügel, darauf sein Landhaus lag, so wie er im Eingange seines Briefes saget, anstieß. Dieses Wäldchen nun lag am Ende der Reitbahne, und war durch dieselbe, durchs Stipadium, durch den Marmorsaal und einige Springbrunnen recht zur Wollust und zum Vergnügen genutzet. Dessen hohe Bäume konnte man aus der einen Reihe Saalfenster schräge bey den Vorsprüngen des Hauses, nämlich, beym Eckzimmer, und beym warmen Bade vorbeysehen, so wie es der Entwurf zeiget. Wäre nun der Säulengang nicht herausgebogen gewesen, und hätte der Hauptsaal nicht vorne in der Mitte desselben noch weiter hervorgestanden: so hätte man von daraus das Wäldchen, das an der Seite des Hauses lag, nicht sehen können. Folglich beweist diese Stelle zugleich auch den Vorsprung des Säulenganges und Hauptsaales im Mittel der ganzen Anlage.

10) Cingit areolam &c. Plinius redet ja hier von einem Höfchen in Ansehung des großen Vorhofes: und in der That konnte er auch nicht allzugroß seyn, sonst hätten mehr als vier Ahorne dazu gehöret, ihn zu beschatten. Felibien aber macht einen großen Hof daraus, und begeht dadurch einen

verdoppelt wird. Got kommt von goot oder gut, folglich müſte es mit einem t geſchrieben werden. Die Wörter die aus anderen Sprachen kommen, ſtammen entweder von ſolchen her, die nur einen mitlautenden Buchſtaben haben, als Her oder Heere von herus, Fas von vas, Bal von pila, Rad von rota; Fal von בַּפַּל; oder von ſolchen, die zwar Zwillingbuchſtaben in ſich haben, aber ſo, daß ein Selbſtlaut gleich darauf folget. Da die Deutſchen aber den Selbſtlaut oder die Endung wegſchmiſſen: So ſchmiſſen ſie auch zugleich den mitlautenden Buchſtabē weg, der zur Endung gehörete, als: Siegel von ſigillum, Turm von turris, las von laſſus, Wal von vallum.

Das ſind die Hauptgründe: Es kommen auch noch einige Nebengründe hierzu, als 6. die Rechtſchreibung würde durch Annehmung dieſes Grundſatzes weit eher eine durchgängige Gleichheit erlangen: Indem itzo einer dieſes, der andere jenes Wort mit Zwillingbuchſtaben ſchreibet; welcher übele Unterſcheid gänzlich hinfallen würde. 7. Man würde viele Ausnahmen und Abweichungen dadurch heben, welche die bisher beobachtete Regel, die nicht allgemein geweſen iſt, verurſachet hat. Denn nach derſelben müſte man viele Wörter mit Zwillingbuchſtaben ſchreiben, als die weiblichen Namen in in, als Königinn, Kayſerinn, kann, die kleinen Theilchen der Rede, inn, mitt, auß, vonn u. d. g. Ja des unnöthigen Verdoppelns der Buchſtaben wäre kein Ende. Oder man müſte viele Ausnahmen erſinnen, welche nur eine Unvollkommenheit anzeigeten, die Sache ohne Noth ſchwer machten, und denn doch, weil ſie keinen rechten hinlänglichen

Grund

nen groſſen Fehler, ſo, wie mit ſeinem Cavædio zu Laurens.

g) Et ſubjecta platanis levi adſpergine fovet. Dasjenige nun was unter den Bäumen gelegen hat, und das da iſt gewäſſert worden, können Luſtbette von Buxbaum eingefaßt, und mit Blumen angepflanzt, geweſen ſeyn; folglich wäre das Höfchen ein kleiner Luſtgarten geweſen. Plinius erwähnt zwar in beyden Briefen keiner mehrern Blumen als der Veilchen auf dem xyſto zu Laurens, und der Roſen in der Reitbahne; alleine hier wäre der ſchönſte Ort darzu geweſen. Außerdem halte ich dafür, müſſe Bärenklee unter den Bäumen in verſchiednen Umriſſen gewachſen ſeyn; als welches dazumal ſehr beliebt war, und die mehreſte Zierde in Luſtbetten von ſeinen ganzen Garten ausmachte.

11) Eſt in hac diæta dormitorium &c. So wie hier Plinius ſein Schlafzimmer beſchreibt, und in ſeinem Laurentino beſchrieben hat; ſo iſt es ganz wohl mit unſern heutigen Alkoven zu vergleichen. Denn in dieſen, wenn ſie nur von ſtarken Mauern gebaut ſind, genießt man ebenfalls der ſtillen Ruhe, die er ſo rühmet. Ich finde in beyden Briefen keine Zimmer mehr, darinnen Bette angegeben ſind, als in dieſen Dormitorio und der Zotheca. Das erſtere war der Nacht, und das andere dem Tage gewidmet. Erſteres hatte nur durchſichtige Thüren und Vorhänge gegen das Wohnzimmer, das andere aber rings herum Fenſter und Vorhänge. Wenn nun jenes mit den heutigen Alkoven zu ver-

gleichen iſt; ſo iſt dieſes unſern großen Erkern, darinnen ein Faulbettchen oder Kanape ſteht, ziemlich ähnlich. In dem einen ſchläft man ebenfalls bey der Nacht: und im andern ruhet man bey Tage. Das Wort cubiculum heißt alſo nur ein Wohnzimmer, darinne man den Tag über ſeine Verrichtungen trieb. Cubiculum noctis & ſomni oder dormitorium aber, heißt eigentlich das nächtliche Schlafzimmer, zum Unterſchiede des täglichen, als der Zotheca. Nun finden wir zwar in dieſm Hauſe nur einen einzigen Alkoven beſchrieben und in Laurens iſt nur von zweyen die Rede; allein Plinius beſchreibt auch nur die vornehmſte Wohnung insbeſondere: und es kann ſeyn, daß unter denen drey bis vier Zimmern der übrigen Wohnungen, auch ein Dormitorium geweſen ſeyn mag; oder aber man hat das Gaſtbette in eines von den Zimmern geſetzet, und es dadurch zum Schlafzimmer gemachet, ſo wie es heut zu Tage gebräuchlich iſt.

13) Areolam illum porticus ſia, eademque omnia quæ porticus aſpicit. Hr. Felibien überſetzt es alſo: Les portiques ont vüe, l'un & l'autre ſur le xyſte & ſur la Cour; und bildet ſich nach einer Anmerkung, die er darüber machet, ein, die Dunkelheit des Textes durch ſeine Ueberſetzung erkläret zu haben, da er ihn doch vielmehr verdunket hat. Es ſteht ja gar nichts vom xyſto im Texte, ſondern Plinius redet hier von einem andern Säulengange, der bey dem Speiſeſaale die vierte Seite des klinen Ahornhofes ausmachte; der aber mit dem erſt beſchriebenen Säulengange, welcher den Vorhof umſchloß

umschloß zusammen hieng: daraus man denn freylich in das Höfchen, aber auch darüber weg, die entgegenstehenden Wohnzimmer, ferner gerade zu die Treppe, und dann einwärts längs in dem ersten Säulengange hin, die andere Treppe sehen konnte. Dieser besondre Säulengang des kleinen Hofes, der ein Ast des Hauptsäulenganges war, desgleichen das Stück beym Eingange ins Haus, das an das Eckzimmer des Vorderhauses stieß, erkläret die Stelle ungemein, da Plinius saget: Contra mediam fere porticum diæta paullum recedit. Fast mitten in den Säulengängen ein wenig rückwärts ꝛc. Nun ist nach meinem Entwurfe die Wohnung auf drey Seiten mit einem Säulengange umschlossen gewesen. Derohalben hat sie fast mitten im Säulengange, und in Ansehung des erst beschriebenen hervorragenden Hauptsaales ein wenig rückwärts gelegen.

h) Marmore excultum podio tenus: Was Vitruv unter dem Worte Podium verstehe, ist bekannt. Es ist nämlich ein Unterbau oder zusammenhangender Säulenstuhl einer ganzen Säulenordnung: welchen die Franzosen Soubassement nennen; aber es hat ein eben dergleichen zusammenhangendes Postament zu oberst eines Siegsbogens oder Gebäudes vorgestellet; welches die Franzosen attique nennen (wiewohl in engerm Verstande eine Attique allezeit kleine Wandpfeiler haben muß). Hier aber sieht man, daß die Alten das Podium auch anstatt unserer heutigen Lambris gebraucht haben. Nach Hrn. Winkelmann müßte diese Einfassung $\frac{3}{4}$

der

der Höhe des Zimmers gehabt haben. Und es iſt auch wahrſcheinlich: denn erſtlich waren nicht ſo viele Vögel und Zweige nöthig, die obern $\frac{1}{4}$ auszufüllen: zweytens ſo konnte das Waſſer deſto höher und beſſer herabfallen, als wenn das podium eben ſo niedrig, wie unſere heutigen lambris, geweſen wäre.

r) Aves imitata pictura. Ich habe nicht geſaget, gemahlte Vögel, ſondern Vögel in nachgeahmter Malerey. Denn da Plinius vorher der ſchönen marmornen Einfaſſung gedenket, die oben ausgeſchweift oder bogigt geweſen iſt, und nachher ſaget, daß dieſe Vögel und Zweige darauf ſie ſaßen, dem glänzenden Marmor nichts nachgegeben hätten; auch die Muſivarbeit von eingelegten kleinen Marmor- und Glaswürfeln, damals bekannt und höchſt beliebt war, welches die erſtaunende Menge ſolcher Würfel, die man heutiges Tages in Italien an dergleichen Orten findet, anzeiget; ſo glaube ich nicht unrecht geurtheilet zu haben, wenn ich die Vögel und Zweige als eine Nachahmung der Malerey annehme, und ſie für dieſelbige halte, die damals bekannt und beliebt war.

s) In cornu porticus - - - ampliſſimum cubiculum a triclinio excurrit. Das iſt ſo zu ſagen am Horne des Säulenganges. Und im Vorhergehenden heißt es: a capite porticus &c. gleichſam am Kopfe des Säulenganges. Und noch vorher ſteht: in porticum latam & prominulam &c. Alles das drey es zuſammen gehalten, läßt mich urtheilen: daß, da der Säulengang des Vorhofes iſt

heraus-

herausgebracht, oder hervorgebogen gewesen und noch beyderseits Ecken gehabt; er beyfolgende Gestalt müsse gehabt haben [19], welches ich nachfolgends noch mehr werde zu erweisen suchen. Es hat also das große Gemach von dem hier die Rede ist, an der Ecke des Säulenganges und zwar gegen Abend gelegen; weil die nachfolgenden Bäder daran stießen, die allezeit nach dieser Himmelsgegend mußten gerichtet seyn. Es lag dem Hauptsaale entgegen; weil zwischen ihm und letzterm, nichts als der Säulengang zu sehen war, und es also das erste Zimmer nach der Reihe und die erste vorspringende Ecke des Hauses abgab, bey der vorbey man eben aus dem Hauptsaale das Lustwäldchen der Reitbahne sehen konnte. Untern Fenstern des Eckgemaches gegen die Wiese zu, lag der Wasserfall: und an dieser Ecke des Hauses war der Ort, wo der Abhang des Altans, darauf die wilden Thiere gepflanzet waren, hinauflief. Die Breite des Gemaches bestimmte also die Breite der Abdachung (glacis). Daß aber solche Abdachung eben hier angefangen und beym Anfange des Säulenganges aufgehöret habe; solches beweisen der Wasserfall und die Stufen des Säulenganges. Denn wenn an der Ecke der Garten nicht etwas tiefer gelegen hätte; wie hätte denn gleich unterm Fenster dieses Gemaches ein Wasserfall seyn können? So aber konnte alles Wasser das von der Reitbahne und aus dem Ahornhöschen abfloß, einen beständigen Wasserfall abgeben.

19) In

19) In area piſcinis eſt &c. Hier gedenket Plinius eines Hofes, darinnen ein Badeteich und Brunnen gelegen hat. Dieſer konnte nun weder der Vorhof noch der kleine Hof mit den vier Ahornen ſeyn. Denn der erſte war zum allgemeinen Gebrauche; wer hätte ſich denn darinnen baden wollen? Der andere aber hatte ſchon in der Mitten das Springbecken; wo ſollte denn der Teich, der zum Schwimmen ſchon groß genug ſeyn mußte, darinnen Platz gehabt haben? Von Brunnen will ich nicht einmal reden. Und geſetzt, es wäre auch zu beyden Raum genug geweſen, ſo hätte ja der Teich vor dem Säulengange, Wohn- und Tafelzimmer, alſo ebenfalls öffentlich da gelegen. Folglich ſchließe ich daraus: daß dieſer ein beſonderer kleiner Badehof müſſe geweſen ſeyn, um den herum alle die Arten Bäder gelegen haben: der alſo von dem kleinen Ahornhofe durch das Ausziehzimmer iſt abgeſondert geweſen; daher denn auch dieſes Zimmer, weil es auf beyden Seiten in die kleinen Höfe Fenſter hatte, hilare, das iſt, licht, luſtig und angenehm geweſen iſt. Und eben dieſe erfoderlichen Eigenſchaften hatte auch daher das darüber ſtehende Ballhaus. Felibien hat ſelber nicht dieſen Badeteich in ſeinen großen Ahornhof gelegt, ungeachtet Platz genug dazu geweſen wäre: er hat aber auch nicht gewußt, wie ſich ein anderer Hof zu ſeinem Hauſe reimen ſolle; derohalben hat er nach Belieben das Wort area für den Inhalt oder Raum des gewölbten kalten Bades angenommen: mitten darein ein vertieftes kleines Bad geleget, und den Brunnen

in einen Winkel gestellet: darüber er des warmen Bades gar vergißt, als welches weder in seiner Uebersetzung, noch in seinem Risse anzutreffen ist.

22) Nec procul a balneo calæ, quæ in cryptoporticum ferunt, prius ad diætas tres. Diese Treppen habe ich so gelegt, daß sie nicht nur mit dem Texte übereinkommen; sondern auch, weil es die Haupttreppen des Hauses waren, die in die obern Stockwerke führten, solche ein jeder gleich im Säulengange sehen konnte. Vielleicht waren es gar Wendeltreppen, nach nach Art der Alten. Darauf gelangte man am allernächsten in die drey Wohnungen: aber auch, ohne durch ein Zimmer zu gehen, in den gewölbten Spaziergang. Und also glaube ich, der Ort sey weit bequemer dazu ausgesucht, als des Felibiens seiner. Dieser hat die Treppen so versteckt, daß man sie nicht finden kann, wenn man ins Haus kömmt, geschweige denn, daß man durch fünf Gastzimmer durchgehen muß, um in den Spaziergang zu kommen. Solche grobe Fehler der Bequemlichkeit muß man doch wahrlich nicht den Alten beymessen, als welche die Wollust aufs höchste getrieben hatten. Damit ich aber auch die drey Wohnungen erkläre, weil ich keinen besondern Riß dazu geben kann; so will ich sagen: die erste habe über dem Abendsaale, Schlafzimmer und Wohnzimmer gelegen. Sie gieng in den Ahornhof, weil die Aussicht dahin lustiger, als im Vorhofe war. Zudem so kann auch auf Seiten des Vorhofes ein Gang (coridor) gewesen seyn; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß die Säulen des Vorhofs durch ihr

Haup-

Hauptgesimse verhindert haben mögen, dahinaus Fenster zu brechen: die, wenn sie auch noch unterm Simse herausgegangen wären, wenig Licht hätten geben können: dahingegen es für den Gang genung war; wo er nicht von oben durch einfallendes Licht erleuchtet gewesen ist. Die zweyte Wohnung lag vermuthlich über dem großen Eckzimmer und dem warmen und lauen Bade; daraus man auf die Wiesen sah. Und ungeachtet man auch den Xystum und des, was vor ihm lag, sehen konnte, so hat diese Aussicht schon im untern Zimmer beschrieben. Im obern aber sah man darüber weg, auf die Wiese und ins freye Feld. Die dritte Wohnung aber lag über dem kalten Bade. Ihre Fenster giengen daher in den Weinberg. Um den Badehof herum lief ein Gang, der in alle Zimmer führte und der von oben erleuchtet war, damit man nicht aus den Fenstern in den Hof sehen konnte. Weil nun die Bäder und untern Zimmer groß und geräumlich angegeben sind; so kann gar wohl jede von den drey Wohnungen ihre drey bis vier Zimmer gehabt haben. Und das war genug für einen Gast. Uebrigens bemerke ich hier, daß wenn Plinius eine Aussicht beschreibt, er allezeit denjenigen Gegenstand angiebt, der gerade gegen über gelegen hat.

27) Jungitur cubiculum obvium soli, maxime hiberno. An das vorige, vom obern, oder Sommerspaziergange, am Ende abgeschnittene Zimmer soll dieses angestoßen haben, das die Sonne so gut bescheinen konnte. So wie es nun im gegenwärtigen Entwurfe liegt, so stößt es gleich an die Ecke

des

des vorhergehenden Zimmers an, und hat von drey Seiten den ganzen Tag über die Sonne, die also im Winter gute Dienste hat leisten können. An dieses Zimmer stieß nunmehr die ganze Wohnung, die gerade auf die Reitbahne ihre Aussicht hatte, und mit ihr das ganze Landhaus verknüpfte. Darum saget auch Plinius gleich darauf: hæc facies, hic visus à fronte. Diese Wohnung, die so breit als die ganze Reitbahne gewesen seyn muß, und die einen hintern Flügel des Hauptgebäudes in dem Weingarten ausmachte, war also die Aussicht (facade) der Reitbahne vorne bey ihrem Anfange, da umgekehrt die Reitbahne die Aussicht dieser Wohnung war. Der gewölbte Sommerspaziergang lag ihr an der Seite, und zwar im ersten Geschosse; in Ansehung aber der Bäder und des übrigen Hauses im zweyten Geschosse. Dieses beweist eben, daß die ganze Reitbahne und die Weingärten um ein Geschoß höher, als der erst beschriebene Garten müsse gelegen haben.

k). A latere æstiva cryptoporticus in edito posita &c. Hier geht Plinius weiter fort, und will nun auch die hintere Seite des Hauses beschreiben, nachdem er die vordere und Seitenansicht beschrieben hat. Er saget: der Sommer-Cryptoporticus liege hoch, und habe an die Weingärten gestoßen. Was ist es wohl anders als dieses: daß das Haus am Berge ist angebauet gewesen? und daß der Cryptoporticus gegen der Mittagsseite im zweyten Geschosse, gegen der Nordseite aber im ersten oder Erdgeschosse gelegen? so wie ich vorher gesaget ha-

be. Es kann auch wohl nicht anders gewesen seyn: denn auf diese Art konnte der zweyte Cryptoporticus unter dem erstern und also bey nahe in der Erde liegen, indem er mit seiner Rückwand gegen Norden ganz in der Erde lag. Auf diese Art konnten ihn die kühlen Winde vom apenninischen Gebirge nicht treffen, deren er auch nicht bedurfte; weil er nur gegen den Vorhof einige Fenster hatte, die für die Mittagssonne durch den vorliegenden Säulengang wohl gedeckt waren; folglich hat es so frisch darinnen seyn müssen, wie in einem Keller. Wer heutiges Tages in Bergstädten gewesen ist, der wird sich erinnern, viele dergleichen Häuser gesehen zu haben, daraus man aus dem ersten und zweyten Stockwerke ebenenweges in Gärten gehen kann. Zu verwundern aber ist es, daß Felibien ganz und gar die Lage des Ortes aus dem Sinne gelassen hat; sonst würde er nicht unternommen haben, auch hierinnen den Grundtext zu verbessern, und weil er sich nicht getrauet hat, den zweyten cryptoporticum gar in den Keller zu legen, zu sagen: subest cryptoporticus subterraneo similis, heiße so viel: daß beydes verschlossene Gänge gewesen wären. Also legt er den untern ins erste, und den obern ins zweyte Geschoß; folglich sind alle beyde außer der Erden gewesen. Und weil sie also alle beyde gegen der Nordseite frey lagen, so konnten auch alle beyde wider die klaren Worte des Textes von den kühlen Winden getroffen werden. Es wäre denn, daß sein elender Gang von etlichen dreyßig Fuß lang, der den prächtigen cryptoporticum vorstellen

Grund haben könnten, von vielen als unvernünftig verworfen werden würden. Man erſparete 8.) Zeit, Mühe, Raum im Schreiben und Drucken. Iſt es ſchon ein weniges; ſo iſt es doch etwas: Und man hat keine Urſache auch dieſe kleine Laſt ſich aufzubürden. Endlich und 9, haben dieſes bereits viele eingeſehen. Noch vor kurzem fand ich in eines gelehrten Schulmannes Handſchrift, eben dieſen meinen Satz wieder den alten behauptet. So pflichtet Herr Freyer in ſeiner Orthographie auf dem 20, 54, 56 und 345 Blatte mir allerdings bey, ob er gleich noch an der neueren Gewohnheit kleben bleibt. Alſo habe ich meinem Bedünken nach erwieſen, was ich verſprochen, nemlich, daß mein Satz gegründeter, allgemeiner, älter, nützlicher und richtiger ſey. Folglich ſchreibe ich, ſal, al, ſol, vol, genant, erkant, gebrant, könte, Schlus, Grus, Flus, mus, Stad, tod, Brod, Schwerd u. d. g. und hänge bey Verlängerung der Wörter die ausgelaſſenen Buchſtaben an, als Städte, Schwerdter, todte, müſſen, ſollen ꝛc. Folgende aber denn, wenn, daß, Herr, Gott, möchte man noch beybehalten können, weil es einmal ſo ſehr und durchgängig eingeriſſen iſt. Doch wäre es beſſer, wenn man auch hierinnen gründlich handelte, zum wenigſten in den abgeleiteten Wörtern, göttlich, herlich u. ſ. w.

Können mir dieſe Gründe gründlich wiederleget werden: So will ich gerne meinen Satz wiederruffen.

stellen soll, gegen der Nordseite blinde Fenster und also gar kein Licht gehabt haben solle; welches aber noch nicht hinlänglich ist, diese Stelle auszudrücken. Man sehe meine Anmerkung des ersten Landhauses und Hrn. Winkelmanns Gedanken über die Baukunst der Alten.

30) In fine cubiculum &c. Plinius versteht hierunter das andere Ende des gewölbten Sommerspazierganges, nachdem er von dem ersten Ende schon geredet hat: daß nämlich ein Zimmer daselbst abgeschnitten gewesen, daraus man gerade in die Reitbahne sehen konnte. An diesem Ende nun war auch ein solches Zimmer abgeschnitten, daraus man längst dem Gange hin, und bey offenen Thüren durch den Hauptsaal, die andere Hälfte des cryptoporticus, bis ins erste abgeschnittene Zimmer hat sehen können: welches die Franzosen Enfilade nennen, und mit gutem Grunde für eine große Schönheit eines Gebäudes halten.

31) Post utramque cryptoporticum . . . . . inclinato die æstiva &c. Ich finde sehr nöthig, diese Stelle mit Fleiß durchzugehen, weil sie die Gestalt des Vorhofes nach meinem Entwurfe bestärket. Plinius saget vorher, der obere cryptoporticus habe gegen die Weinberge gesehen, folglich gegen Norden; der untere aber habe unter dem obern gelegen, und hinter beyden der Säulengang; also gegen Mittag, der daher wegen der Mittagssonne im Winter, und wegen kühlen Schattens, nachmittags im Sommer zu gebrauchen gewesen ist. Felibien legt seine portiques weder ans Ende

des cryptoporticus, noch hinter ihm; sondern er bildet sich ganz besondere Portiques ein: legt solche an die Seite des Hauses gegen Morgen, hängt sie durch einen elenden schmalen Gang an einen schlechten vier Fenster langen coridor, der den cryptoporticum bedeuten soll: und glaubt also, er habe dem Texte volle Genüge geleistet. Plinius redet ja hier von keinem neuen porticu, sondern saget bloß: er habe an diesem Orte seinen Anfang genommen: indem ein Säulengang, der um einen Hof herumgeht, wirklich nur für einen einzigen zu achten ist, ob er gleich viele Seiten hat. Die Seite nun am Hauptgebäude war sein Anfang. Er entsprung so zu sagen am Hause, und lief an beyden Flügeln hervor. Plinius redet hier als ein Baumeister, der das mehreste auch an diesem Landhause angeleget hatte; und beobachtet übrigens die allerschönste Ordnung in Beschreibung seiner Häuser. Er hat beym Eingange in dasselbe angefangen; ist linker Hand gegangen und hat die vornehmsten Zimmer und Bäder beschrieben; alsdann ist er in die Höhe gestiegen und hat die obern Zimmer und die hintere Seite des Hauses angemerket. Nunmehr kömmt er rechter Hand wieder herunter, beschreibt ganz kurz den rechten Flügel, und saget von weiter nichts, als von zwo Wohnungen, die da gelegen hätten, die eine von drey, die andere von vier Zimmern. Ich will daher meine Gedanken beyfügen. Vielleicht waren das Wohnungen für seine Familie. Sie lagen der seinen gerade gegen über, und hiengen durch den Säulengang an einander; sie konnten auch ein

Höf-

Höfchen umschließen, und genossen ebenfalls eine schöne Aussicht ins Freye. Ja was noch mehr ist, so lagen sie bey der Küche, beym Gesinde, und den Vorrathskammern. Ich werde sogleich ein mehreres davon melden, vorher aber nur erst dieses sagen: daß beyfolgende Gestalt des Vorhofs ⊐⊏ die allerwahrscheinlichste sey: und daß atrium ein Vorhof, und nicht ein vestibule ist. Da Plinius sein Haus bis hieher, und zwar in der schönsten Ordnung beschrieben hat, weiter aber uns nichts davon saget, sondern nunmehr von seiner Reitbahne zu reden anfängt: so nehme ich mir hiermit die Freyheit, dasjenige nachzuholen, was er nicht für werth geachtet, seinen Brief noch mehr dadurch zu verlängern; das aber gleichwohl zu meinem Entwurfe und zum Ebenmaaße des ganzen Hauses höchst nöthig ist. In seiner Beschreibung von Laurens saget er etwas von seiner Freygelassenen und Knechte Wohnung; hier aber gar nichts: gleichwohl müssen sie vorhanden gewesen seyn. Er gedenket aber einer geheimen Treppe, die hinter dem einen großen Hauptsaale zur Bewirthung der Gäste angeleget gewesen. Folglich muß eine Küche mit den nöthigsten Vorrathskammern im Hause gewesen seyn? Er hatte auf diesem Guthe Landwirthschaft und Jagd. S. im 2ten Buche des 15ten Briefes. Wo lagen denn die Wirthschaft und Jagdgebäude. Zu denen erstern zween Bedürfnissen ist der Ort so ziemlich wahrscheinlich bestimmet. Der Freygelassenen und Knechte Wohnung kann zum Theil in den langen Flügel, der vom gewölbten Gange an in die

Weinberge gieng, gelegen haben, der, wie er saget, die Reitbahne mit dem Hause verknüpfte: warum sollte denn nicht des Ebenmaaßes halber, auf der andern Seite ein dem ähnlicher Flügel gewesen seyn? Ich vermuthe es; und da er keine Gastzimmer in sich gefasset hat, die er sonst bemerket hätte; so war er zur Wohnung der Seinigen bequem. Die Küche nun und was dazu gehöret, kann wohl rechter Hand gegen Morgen des Hauses gelegen haben. Denn dieses war nicht nur die rechte Lage, sondern sie war auch daselbst in gehöriger Ebenmaaße mit den Bädern, die gegen Abend lagen; folglich erhielt dadurch das Haus ein gleichseitiges Ansehen, welches die ersten Grundregeln der Baukunst erfodern. Ja ich will noch weiter gehen und sagen: daß auf dieser Seite ebenfalls zwey Höfchen gelegen haben: der eine dem Ahornhöfchen, und der andere dem Badehöfchen gemäß; ersterer ist so ziemlich durch die zween Wohnungen von vier und von drey Zimmern angedeutet. Der andere aber ist der Küche und der Wirthschaft höchstnöthig gewesen. Wollte ich nun ferner schliessen, es könne gar wohl in beyden Höfchen lebendiges Wasser gewesen seyn: theils die Wohnung angenehm zu machen, theils aber auch der Küche zu dienen; so glaube ich nicht unrecht geurtheilet zu haben. Und hierdurch gewinne ich auf dieser Seite ebenfalls einen Abfluß des Wassers aus dem Hause, der wie auf jener, einen kleinen Wasserfall vorgestellet haben kann. Auf diese Art haben die Küchen nicht weit von allen Speisesälen gelegen, und

man

man hat durch den Säulengang die Speisen überall austragen können. Hr. Felibien, der doch freygebig zu Laurens gewesen ist, hat hier gar nicht daran gedacht. Nun sind noch zwey Stücke zu einem Landhause gehörig, die ich zwar einem jeden zu errathen überlassen wollte, und die ich auch im Grundrisse nicht habe andeuten können; von denen ich aber als Baumeister meine Gedanken sagen will. Das erste ist der Küchengarten. Ich zweifle gar nicht, daß einer müßte vorhanden gewesen seyn; zumal, da das Erdreich so gut und fruchtbar war. Wenn ich nun die Beschreibung des ganzen Hauses durchgehe, so hat man vorwärts, das ist gegen Mittag, die Aussicht auf eine schöne Wiese weit übers Gebüsche ins Feld gehabt; gegen Abend, sagt Plinius, konnte man auch auf Wiesen und Felder sehen; und dann gegen Mitternacht sah man in die Weinberge. Auf allen den drey Seiten finde ich keinen Küchengarten, aber auf der vierten, das ist gegen Morgen, kann er gelegen haben. Plinius saget zwar nichts davon: denn es lagen der Knechte Wohnungen und die Küchen dahinaus, die er zu beschreiben für unnöthig gehalten hat. Gleichwohl wäre es was auserlesenes gewesen, wenn an diesen Theilen der Küchengarten gelegen hätte. Er konnte also nach den Regeln des Ebenmaaßes die Länge und Breite der Reitbahne haben: und konnte sowohl Bäder als Obstbäume nach der Reihe in sich fassen. An diesen Küchengarten nun kann ferner die ganze Landwirthschaft an Scheunen, Viehställen, und andern dazu gehörigen Jagdgebäuden

geſtoßen haben. Ja es kann daherein, und alſo ſeithalb, der Fahrweg bis ans Landhaus gegangen ſeyn, wenn vorne nur ein Fußſteg über die Wieſe bis an den Luſtgarten geführet hat: weil Plinius vom Anfange der Beſchreibung des Steigens, nicht aber des Fahrens gedenket; und weil auch durch den Luſtgarten, übern Altan weg, bis ins Haus keine Einfahrt ſeyn konnte.

25) Hippodromus iſt nach dem Wortverſtande nichts anders, als eine Reitbahne. Allein ich zweifle faſt, daß ſie allein zu ſolcher Uebung iſt angelegt geweſen; es wäre denn, daß der Ahorngang zum Laufe der Pferde beſtimmt geweſen wäre. Mir ſcheint es wahrſcheinlicher zu ſeyn, daß dieſes opus urbaniſſimum, wie es Plinius ferner nennet, bloß die Geſtalt einer Reitbahne gehabt habe, an ſich ſelber aber ein herrlich geziertes Gartenſtück, wie aus der ganzen Beſchreibung erhellet, müſſe geweſen ſeyn; das eher zum Spazierengehen als Reiten iſt gebrauchet worden; ſo wie der untere Baumgang vor dem Hauſe, bey nahe eine Rennbahne vorſtellte, aber es doch nicht, dem Gebrauche nach, ſeyn konnte, weil ſie nicht rings um lief. Ich erkenne alſo daraus, daß die Alten dasjenige, was ſie in ihren Städten für prächtig und ſchön hielten, auch auf dem Lande im Gartenbaue nachzuahmen geſuchet. Und wer weis, ob ſie nicht auch Schauplätze ſo gut von Heckenwänden und Raſenſtufen gehabt haben, wie wir? Iſt denn alſo das was Neues, wenn wir Reitbahnen zu Ringrennen in unſere Gärten pflanzen? Daß aber dieſe Reitbahne recht

ſchön

schön gewesen seyn muß, das saget uns ja Plinius zum voraus. Sie übertraf das so schön beschriebene Haus; nicht eben in der Länge und Breite, denn das wäre nichts sonderliches gewesen; sondern in ihrer Lage, Aussicht, Eintheilung und Verzierung.

38) Alternis metulæ surgunt, alternis inserta sunt poma. Was hier metulæ gewesen, das ist schwer zu errathen. Es waren Zielchen, die sich ganz sachte in die Höhe zogen; so viel kann ich aus den Worten wahrnehmen. Aber zu was für Gebrauche? das ist schwer zu erklären. Ich will es versuchen: daß die Alten sich zu Pferde mit Wurfpfeilen, Figuren, Lanzen und Schwertern übten, das ist mir bekannt; das waren Soldatenübungen. Daß aber dieses dergleichen Ziele, darnach man rennte, sollten gewesen seyn? ist mir unwahrscheinlich. Denn sie stunden nicht an den äußern Umkreisen der Reitbahne, sondern fast im Mittel derselben: zudem, so stunden sie nicht frey heraus, sondern wechselsweise mit den Apfelbäumen in gerader Linie. Ueberdieß, so hat hier Plinius das Verbum surgere gebraucht, welches man von einem Baume, oder von einer Pflanze, eher verstehen kann, als von Steine oder Holze: ja es deutet noch mehr an; nämlich, daß sich diese Zielchen nach und nach in die Höhe gezogen haben. Sollte also das Wort metula sich nicht am besten für unsere heutigen Pyramiden schicken, da sie diesen Namen längst mit Unrecht führen. Denn eine Pyramide verliert von rechtswegen den Namen, so bald sie die Verhältnisse der Breite zur Höhe, mit 1. 2. überschreitet.

Und auch dieſe Verhältniſſe findet man ſelten, indem faſt alle ägyptiſche Pyramiden ſich wie 1 : 1. verhalten. Es waren alſo, meiner Meynung nach zugeſpitzte Kegel, wie unſere heutigen Taxusbäume, die man in alten Gärten noch findet. Dieſe Kegel nun müſſen von fruchtbaren Bäumen gezogen geweſen ſeyn; weil Plinius dieſe und die Apfelbäume zur Urſache angiebt, warum es gelaſſen, als ob ſich das Innere der Reitbahne, gegen den äuſſern zu achten, plötzlich in einen Baumgarten verwandelt hätte. Wie konnten aber Zielchen, als Verzierungen von Stein, Holzſchnitz, oder Nagelwerk, ſo eine plötzliche Wirkung thun, daß man meynen ſollte, man käme aus einem Stadtgarten aufs Land? Sobald man aber mitten in dem herrlichſten Luſtſtücke, das aus lauter wilden Bäumen, Hecken und Blumen gepflanzt geweſen iſt, Obſtbäume gefunden; ſo fand auch dieſe Verwunderung ſtatt.

f) In capite ſtipadium candido marmore vite protegitur. Felibien macht keinen andern Unterſchied zwiſchen triclinium und ſtipadium, als dieſen: daß man jenes Tafelbett habe wegnehmen können, dieſes aber nicht. Das iſt aber nicht genug! denn beyde waren in ihrer Geſtalt weit unterſchieden. Triclinium hatte die Geſtalt eines Π. und ſtipadium die Geſtalt eines halben Mondes. Auf erſtern konnten nur neun Gäſte, je drey und drey liegen; auf den andern aber eine größere Geſellſchaft beyſammen. Die Geſtalt eines Beckens, um welches herum die Gäſte gelegen, beweiſt es auch hier, daß es eine gekrümmte Geſtalt müſſe

gehabt

gehabt haben. Sie lagen aber mit dem Gesichte gegen die Reitbahne gekehret, um die schöne Aussicht derselben zu genießen. Und damit sie doch einigermaßen bedeckt wären; so schwebte über ihnen ein eben so breites Lattenwerk, das von vier Säulchen unterstützt, und mit Weinstöcken bezogen war. Ich rede hier in plurali, obgleich Plinius von einem Einzigen saget; weil es wahrscheinlich ist, daß die vier Säulchen von vier Weinstöcken, so, wie die Ahorne mit Epheu, sind umwunden gewesen, die das Lattenwerk nicht nur überzogen, sondern auch die Säulchen zusammen gehänget haben; welches, meines Erachtens, mit den Bäumen der Reitbahne wohl übereinkömmt: zumalen, da dieses Hauptstück vorzüglich verzieret seyn sollte, wie Plinius hernach saget. Die marmornen Säulchen aber sind vermuthlich von der Verhältniß gewesen, die Vitruv, Rohrsäulen nennet, und die man unter andern herkulanischen Alterthümern abgezeichnet findet; die von denen Alten, ob sie gleich fehlerhaft und öfters in Verhältniß wie 1: 30. waren, dennoch zu dergleichen Gartenbau mit mehrerer Dauerhaftigkeit und Schönheit, als unsere hölzerne grün angestrichene Säulen oder Ständer sind gebraucht worden. Beyläufig fällt mir ein, daß, weil Vitruv im vierten Hauptstücke des 6 Buchs, so sehr wider den Misbrauch dieser Rohr- und Schilfsäulen an Gebäuden eifert, deren Abkömmlinge wir in vielen alten gothischen Kirchen noch sehen: ob nicht schon zu damaliger Zeit einige Römer so geschlossen haben? was in gewissen Fällen, zum Exempel in Gar-

ten-

tenbau niedlich und artig aussieht; das muß auch eben so hübsch an einem Hause lassen. Ein richtiger Schluß! der heut zu Tage noch gelten muß; sonst würde man viel artiges in der neuen Bauart verlieren. Ein kleiner Entwurf der ganzen Reitbahne hätte dieses und vieles andere des Briefes weit besser vor Augen stellen können, als alle Beschreibung. Das aber will ich noch sagen: daß Felibien sich aus aller der Beschreibung des ſlipadii keinen andern Begriff gemachet, als daß er einen großen viereckigten Tisch hinstellet, der in der Mitte ein rundes Loch hat, welches die Springbecken vorstellen soll: um welchen Tisch herum vier Lagerbetten in Gestalt vier Winkelmaaße stehen, die übers Kreuz eine schmale Oeffnung zum austragen der Speisen lassen. An denen vier Ecken stehen besagte Marmorsäulchen; diese sind mit einem Weingeländer zusammen gehänget, in welchem auf allen vier Seiten kleine Thüren gelassen sind. Ob diese Weinlaube, denn anders kann ich es nicht nennen, oben mit Weinstöcken überzogen seyn soll? das läßt sich aus dem Risse nicht wahrnehmen. Vermuthlich hat er es so haben wollen. Bey allem diesem nun sehe ich gar nichts, das dem Alterthume gemäß wäre. Und so ein ſlipadium hätte dem hinterstehenden Marmorsaale mehr zum Uebelstande, als zur Zierde gedienet: wo es ihn nicht ganz und gar verdecket hätte.

m) Mox Zothecula refugit quasi in cubiculum idem atque aliud. Was Zothecula eigentlich gewesen sey, das erhellet aus beyden Briefen des Pli-

VII.

Antwort auf die Abhandlung von dem Gebrauche der doppelten Buchſtaben im Deutſchen.

So gewiß es iſt, daß der Gebrauch oder die Gewohnheit in den Sprachen ein vieles verderbet, u. dadurch vielfältig zum Misbrauche wird: So löblich iſt es auch, wenn ſich verſtändige Männer einem ſolchen durchreiſſenden Strome wiederſetzen. Man muß den Gebrauch nicht weiter gehen laſſen, als man ihn gegründet ſiehet. Scharfe Unterſuchungen aber müſſen hierbey das beſte thun. Es ſind oft willkührliche und bloß ſcheinbare Sätze, die als unumſtößliche Gründe angegeben werden. Man nimt ſie an, ohne zu erweiſen, daß ſie beſtehen können. Wenn nun ein Sprachkündiger die Schwäche und Richtigkeit ſolcher Sätze, die Grundregeln abgeben ſollen, einſiehet: So handelt er wohl, wenn er beſſer gegründete Regeln annimmt; und ſollten ſie auch gleich den erſtern ſchnurſtracks zuwieder laufen. Dahero iſt es dem geſchickten Herrn Verfaſſer vorſtehender Abhandlung nicht zu verargen, daß er einen bisher gültigen Satz in der Rechtſchreibung umzuſtoſſen geſucht hat. Er heißt aber ſo: **Ein Wort muß am Ende mit einem doppelten Buchſtaben geſchrieben werden, wenn es die Verlängerung des Worts erfordert.** Dieſes ſcheinet ihm nicht ſo gegründet zu ſeyn, als es ein Grundſatz wohl ſeyn ſollte. Deßwegen ſetzt er einen neuen, der mit beſſerem Rechte könne behau-

Plinius. In seinem Laurens war es ein Cabinetchen, das durch auf- und zugezogene Vorhänge dem vorliegenden Zimmer bald gegeben, bald genommen werden konnte. Hier saget er, daß man es zum Zimmer habe rechnen können, und auch nicht. Nach meiner Einsicht war es also ein grosser hinten ausgebauter Erker, der wie die heutigen, auf allen drey Seiten Fenster, auf der vierten aber gegen das Zimmer zu, gebrochene durchsichtige Thüren, oder Vorhänge, oder beydes zugleich hatte. Waren nun die Vorhänge aufgezogen, und die Thüren stunden offen; so konnte man es mit zum Zimmer rechnen: waren aber beyde zu; so machte es ein besonderes Cabinetchen aus, darinne ein Ruhbett und etwa noch ein paar Armsessel stehen konnten. Nichts ist unsern Erkern mit Glasthüren und Vorhängen ähnlicher, als so eine Zotheca. Da nur das vordere Zimmer oben und unten Fenster hatte, folglich 1½ Geschoß hoch war: so war dieser Erker nur ein Geschoß hoch, und hatte sein besonderes Dächlein, das mit Weinlaub überlaufen war. Es stund übrigens der ganze Gartensaal, wie ich ihn nenne, zu Ende der Reitbahne, hinter dem Hippadio, gleich am Anfange des Lustwäldchens, darinnen ohnweit noch ein Springbrunnen lag. Felibien machet einen eben so großen Alkoven, als das Zimmer ist, daraus, und glaubet, der Springbrunnen habe mitten in der Thüre desselben gelegen. Das Bette ist zweymännisch, und steht zum Kopfe an der Rückwand des Alkovens.

Zum

Zum Beſchluſſe dieſer Anmerkungen, will ich noch etwas ſagen, das vielen, welche meine beyden Entwürfe von Laurens und Tuſci für ſchöne Träume halten, noch weit unbegreiflicher vorkommen wird, nämlich: die Hauptmaaße zu beyden Häuſern und Gärten zu finden, wenn man die Riſſe ins Große bringen wollte. Ich will es alſo in etlichen Fällen zu erweiſen ſuchen. Vitruv hat uns die Verhältniſſe der alten Baukunſt in ſeinen Büchern genug erkläret: und die allgemeine Bequemlichkeit läßt mich auch ſehr viel urtheilen. Wenn derohalben die Theile beyder Häuſer ihre beſchriebene Lage haben, als welche ich durch vorhergehende Anmerkungen zu erweiſen geſuchet; und man die guten Regeln und Verhältniſſe der ſchönen alten Baukunſt hinzu thut; ſo wird auch gar wenig an den Maaßen des ganzen Hauſes und ſeiner Theile fehlen. Zum vorausgeſetzt: daß die Römer die Größe in ihren Gebäuden geliebet; das iſt ſo ein Maaß, darüber wir heutiges Tages erſtaunen, das aber ihrer großen Denkungsart recht gemäß war; und welches die Ueberbleibſel ihrer Gebäude noch zeigen; ſo war alſo das Haus zu Laurens nur ein Geſchoß hoch: der gewölbte Spaziergang aber hatte vielleicht 1½ Geſchoß, wenn an ſtatt alternis pauciores; altius pauciores ſtehen ſollte, wie man in verſchiedenen Ausgaben von des Plinius Briefen findet; als welches kein Fehler, ſondern vielmehr eine Schönheit geweſen wäre, dadurch der cryptoporticus immer noch mehr einem öffentlichen Gebäude ähnlich geſehen hätte, wie es Plinius begehret.

het. Ferner wird daselbst von einem hohen weitläuftigen und gewölbten kalten Bade geredet, das also auch 1½ Geschoß gehabt haben muß. Dieses lag seitwärts des Hauptsaales; warum sollte denn dieser, da er im Mittel des ganzen Hauses lag, und ziemlich groß war, nicht eben so hoch, oder wohl gar noch höher gewesen seyn? denn das ist ja eine Haupteigenschaft aller Säle. Folglich muß auch der zweyte Speisesaal, der noch dazu dem hoch gewölbten kalten Bade gerade über im Garten lag, ebenfalls 1½ Geschoß hoch gewesen seyn. Und so läßt sichs von den übrigen nach den Regeln des Ebenmaaßes gleichfalls urtheilen. Ich komme also zu den Maaßen selber: die Alten bauten häufig mit Säulen; das ist ja bekannt genug: das kleine runde Höfchen hatte deren auch; und ich halte dafür, sie sind dorisch gewesen. Denn Plinius saget: dieß Landhaus habe nichts kostbares von Gebäuden gezeiget. Die dorische Ordnung aber war damals die allerschlechteste. Diese Säulen des runden Höfchens achte ich ferner nur ein Geschoß hoch, so wie alle übrigen Säulen und Wandpfeiler des ganzen Hauses; da das obere halbe Geschoß der Säle, durch eine attische Ordnung am besten verziert gewesen seyn mag. Die wahre Höhe kann nicht wohl unter 21. römische Bauschuhe gewesen seyn, sonst hätten sie unsern heutigen Spillen ähnlich gesehen. Rechnet man nun das Gebälke und die Zocke dazu, so kommen 28. Fuß zur Höhe des Geschoßes heraus: zu diesen noch das halbe Geschoß von 14. Fuß gethan; dieses bestimmt die äußere

Höhe

Höhe des Saales von 42. Fuß. Die Breite aber des Saales läßt ſich gar leicht durch die Tafelbette finden. Ich rechne zur bequemen Lage dreyer Gäſte neben einander nur 10. Fuß Breite und 6. Fuß Länge; ſo war alſo das ganze Tafelbette, zu 9 Gäſten gerechnet, 22 Fuß breit. Wenn nun der Raum bis an die Wand 8 Fuß war: welches zur bequemen Bedienung der Gäſte nicht zu viel iſt; ſo kommen 38 Fuß zur innern Breite des Saales. Nun ſagt Vitruv im 5ten Hauptſtücke des 6ten Buches, daß die Triclinia ſich verhalten hätten, wie 1: 2; folglich muß der Saal 76 Fuß lang in Lichten geweſen ſeyn. Iſt aber ein ſolcher Hauptſaal auf 15 Gäſte eingerichtet, innerlich mit freyſtehenden Säulen verziert, und von oben nach ägyptiſcher Art mit einfallendem Lichte erleuchtet geweſen? wie groß und prächtig muß er nicht gelaſſen haben? Ich habe daher immer noch die nöthigſten Maaße angegeben, und werde ferner dabey bleiben, um die Sache nicht gar zu groß zu machen. Die Verhältniſſe dieſes Saales aber ſind, wie 1: 1. der Breite zur Höhe; wie 1: 2. der Breite zur Länge; und wie 1: 2. der Höhe zur Länge. Was nun die Fenſter anlanget; ſo ſind die 38. Fuß innere Saalbreite zu 3. groſſen Doppelthüren eben recht: denn ich habe die Säulchen 21. Fuß angenommen; ihre damalige Verhältniß war wie 1: 7. die Breite oder Dicke zur Höhe, folglich war die Dicke 3 Fuß und der Modul 1½ Fuß. Von einer Säulenare bis zur andern brauchet man 10. Modul oder 15. Fuß: um Dreyſchlitze und 4. zwiſchentiefen Verhältniß

wie

wie 2 : 3. so wie es Vitruv haben will, hinein zu bringen. Die wahre Säulenweite ist also 12. Fuß. Nun rechne ich 3 Säulendicken, oder 9 Fuß zur grossen Bogenthüre in der Breite, und behalte also auf jeglicher Seite derselben 1 Modul, oder $1\frac{1}{2}$ Fuß zum Nebenpfeiler, Kämpfer und Bogen, so wie es sich gehöret. Drey solche Achsenweiten machen 45 Fuß aus, 3 Fuß, als 2. halbe Säulendicken an beyden Ecken dazu gerechnet, geben also 48 Fuß, als die wahre äußere Breite des Hauptsaales. Nun war er 38 Fuß im Lichten berechnet; dieses von 48 Fuß abgezogen, bleibt 5 Fuß Mauerstärke; welches eben recht ist. Hat man nun wahrscheinlicher weise die Größe eines Saales gefunden; so läßt sich das übrige auch finden. Auf diese Art sage ich, sind die andern Fenster des Hauses halb so breit als die Saalfenster, nämlich $4\frac{1}{2}$ Fuß, gewesen. Die Armweite war also $11\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Fuß oder $\frac{1}{2}$ Modul: zu 2 Dreyschlitzen und 3 Zwischentiefen gerechnet; dahingegen die Achsenweiten des runden Höfchens, weil die Säulen frey stunden, nur $7\frac{1}{2}$ Fuß, oder 5 Modul zu 1 Dreyschlitz und 2 Zwischentiefen können gewesen seyn: welche Art Vitruv plenostylon dickſäulig nennet. Uebrigens habe ich großen Zimmern 3 Fenster; mittlern 2; und kleinen 1 Fenster gegeben. Und so hat sich hernach vieles von selbst gefunden, und ist glücklich mit dem Grundtexte übereingetroffen. Eben dergleichen Ueberlegungen und Berechnungen haben den Grund- und Staudriß dieses toscanischen Landhauses hervorgebracht, davon vorhergehende Anmerkungen

Zeugniß geben können. Nur dieſes muß ich eingeſtehen, daß ich die Säulenordnung dabey willkührlich römiſch angenommen habe. Wiewohl nicht ganz und gar willkührlich: denn die damalige neue Erfindung der römiſchen Ordnung bringt mich auf die Gedanken, daß dieſes Landhaus, da es Plinius ſelber für was beſonders ausgiebt, nach ſelbiger könnte ſeyn erbauet geweſen. Ich überlaſſe aber hierinn ſowohl, als in der ganzen Sache, einem jeden ſeine Meynung; und bin zufrieden, wenn ich nur hiermit beyde Briefe nach meiner Abſicht auf das allerdeutlichſte überſetzt, und beyde Landhäuſer und Gärten aufs allerwahrſcheinlichſte entworfen und erkläret habe.

III.

Der Menſch, ein moraliſches Gedicht, in fünf Abſchnitten, verfaſſet, und in der Loge * * * * regelmäßig vorgetragen, von derſelben Mitgliede C. G. v. K. Rudolſtadt, gedruckt zum Gebrauche der Mitglieder 1763. in gr. 4.

Dieß neue Gedicht iſt ein deutſches Original, und hat mit Popens Verſuche vom Menſchen nichts, als den Gegenſtand gemein. Es hat das Glück gehabt, einem durchlauchten Kenner wohlgerathner Gedichte zu gefallen, und von demſelben zum Drucke befördert zu werden, der auch recht prächtig eingerichtet worden. Mehr brauchte es nicht,

nicht, auch unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allein, gesetzt, daß es einen solchen Vorzug auch nicht gehabt hätte: so würde es doch auch seines tugendhaften Inhaltes wegen, dieselbe verdienet haben.

Es ist dem sehr verehrungswürdigen Aufseher und den sehr würdigen Mitgliedern der ** ** Loge deutscher Nation eines Ordens, der wahre Tugend, und ächte Menschenliebe zum ersten Zwecke hat, gewidmet worden: und zwar in folgenden Zeilen:

Ihr seyd es, die ich mir mit Ehrfurcht stets gedenke,
Weil ihr es würdig seyd.
Ihr seyd es, denen ich mein ganzes Herze schenke,
Das ich euch längst geweiht.
Das was ich von der Pflicht des Menschen kurz berühret,
Was ich an ihm erhob,
Was ich von Frömmigkeit und Tugend angeführet,
Seyn, Freunde, euer Lob.

Diese kurze Probe von der Denkungsart, und dem poetischen Ausdrucke des Hrn. Verfassers kann zu einem Vorschmacke von dem ganzen Gedichte dienen. Und was könnte einen tugendhaft gesinnten Leser vortheilhafter für dasselbe einnehmen? ungeachtet uns dieser Orden noch nicht bekannt geworden. Es ist schwer, aus einem poetischen Stücke den Inhalt ins kurze zu ziehen. Wir wollen uns also auch nicht unterfangen, solches hier ins Werk zu richten. Wie leicht könnten wir die Absichten des Urhebers verfehlen? Wir thun also wohl am besten, wenn wir aus einigen Abschnitten

deſſelben etliche ſchöne Stellen zur Probe geben; daraus man auf das übrige wird ſchlieſſen können. Der erſte hebt ſo an:

Iſt wohl hier auf dieſer Welt unter ſo viel tauſend Dingen,
Die Gott aus dem erſten Nichts durch die Allmacht ließ entſpringen,
Ein Geſchöpfe ſo vollkommen, und ſo herrlich anzuſehn,
Als der Menſch, den Gottes Weisheit aus der Erde ließ entſtehn?
Wenn man auf den weiſen Bau, welcher unſern Körper ſchmücket,
Nur nach der Zergliedrungskunſt ſorgſam und bedächtig blicket,
So entdeckt man allenthalben Gottes Weisheit ganz genau,
Und bewundert voll von Ehrfurcht unſers Körpers ſchönen Bau.
Um nun aber unſern Leib herrlicher noch zu erheben,
Mußte ihn, auf Gottes Wink, ein ſonſt freyer Geiſt beleben,
Welcher ſich mit unſerm Körper aufs genaueſte verband,
So, daß nun aus der Verbindung alſobald der Menſch entſtand.
Hier legt man bey dem Gefühl der ſo ſchön verbundnen Glieder,
Sich vor des Erſchaffers Thron in entzückter Ehrfurcht nieder,
Und bringt mit erfreuten Lippen, auf des Herzens Dankaltar,
Ihm vor dieſe große Wohlthat ein geheiligt Opfer dar.
Und gewißlich, wenn wir hier nicht vor Dankbegierde brennen,
Und die Größe dieſes Glücks nicht nach Würden anerkennen,
So muß, dringet dieſe Gutthat nicht in unſer Herze ein,
Dieſes hart, u. unempfindlich, undankbar u. boshaft ſeyn:
Denn Gott hat, da in dem Leib unſer Geiſt vernünftig denket,
Vor der andern Creatur dieſen Vorzug uns geſchenket,
Und nicht nur von den Geſchöpfen, die er ſonſt hervorgebracht,
Nichts ſo herrlich, ſchön, und edel als den Menſchen bloß gemacht;

Sen-

Sondern wir sind auch bestimt, wenn wir anders uns bestreben,
Seinem Willen und Geboth auf der Welt gemäß zu leben,
Daß wir, o! wie nimmt mich reizend diese frohe Wahrheit ein,
Nach dem Ende dieses Lebens ewig glücklich sollen seyn.
Doch hierzu gehöret nun, daß wir die besondern Pflichten,
Die uns vorgeschrieben sind, aufs genaueste verrichten,
Daß wir nur der Tugend folgen, daß wir alle Laster fliehn,
Und die angebohrne Würde zu erhalten uns bemühn.

Aus dem zweyten Abschnitte, wollen wir folgende kurze Stelle mittheilen:

Göttliche Religion! du entdeckest uns die Lehren,
Wie der Mensch, nach Schuldigkeit seinen Schöpfer soll verehren,
Nur du bist der Grund der Hoffnung, die das Wohl der Menschen stützt,
Weil der Reiz von deinen Lehren vor der Laster Gift uns schützt,
Nur du weisest uns den Weg, wie wir die verlangten Pflichten
Gegen den erhabnen Gott aus Erkenntlichkeit verrichten,
Nur du bist die reinste Quelle, wo das wahre Wohl entspringt,
Weil dein achtungswerther Vortrag stets die besten Folgen bringt.
Wenn wir dich, Religion, stets zu unsrer Vorschrift wählen,
O so können wir niemals jenen großen Zweck verfehlen;
Wenn sich hier zu unsern Thaten die Religion gesellt,
So sind wir auf Erden glücklich, glücklicher in jener Welt.

Im dritten Abschnitte kommen die verschiedenen Charaktere der Laster vor. Unter andern hat uns folgender gefallen:

Hier erscheinet uns ein Mann, der sich selbst zur Marter lebet,
Weil er immer misvergnügt nur nach fremden Gütern strebet,
Traurig, ängstlich, unzufrieden, macht ihm dieß die große Pein,
Daß die Güter seines Nächsten nicht von ihm besessen seyn.

Hat er die Gelegenheit ſeinen Güterdurſt zu ſtillen,
So wird er voll Raubbegier ſeine ſchnöden Kaſten füllen,
Alles wird von ihm verachtet, und nur das von ihm geliebt,
Was dem Antrieb ſeiner Neigung, die erwünſchte Nahrung giebt.
Edles Mitleid, du wirſt nie einen ſolchen Mann beleben,
Denn er wird in gröſter Noth ſeinem Nächſten nie was geben,
Einſam, ohne alle Ruhe, wird von ihm die ganze Nacht,
Unter lauter Angſt und Sorgen, Furcht und Schrecken, zugebracht.
Itzo ſtirbt ein ſolcher Menſch; augenblicklich wird man eilen,
Und den Reichthum, den er hat, unter ſich mit Freuden theilen;
Er iſt nun von ihm geſchieden, ſein Vergnügen iſt nun aus;
Denn er nimmt die vollen Kaſten doch nicht mit zur Welt hinaus.

Aus dem vierten Abſchnitte, nehmen wir den Anfang von der Abſchilderung eines Tugendhaften, womit derſelbe anhebt.

Viel beglückter lebt ein Mañ, welchẽ man der Tugend Pflichten
Bey dem Wandel auf der Welt mit Vergnügen ſieht verrichten,
Der der Gottesfurcht ſich widmet, der die ſchnöden Laſter flieht,
Und durch ſein gerecht Betragẽ andre mit zur Tugend zieht.
Gegen den erhabnen Gott läßt er ſich ſtets dankbar finden,
Und er wird mit lauter Luſt ſich an ſein Geſetze binden,
Alles was uns Gott verbothẽ, wird er niemals nicht begehn,
Und ſo wird auch ſeine Wohlfahrt durch die Tugend feſte ſtehn.
Hat er auch aus Schwachheit ſich etwa hier und da vergangen,
So ſucht er durch Buß und Reu gleich Vergebung zu erlangen:
Und da er auf dieſe Weiſe es mit Gott von Herzen meynt,
So wird er zu ſeinem Glücke auch mit ihm ſchon hier vereint.
Stößet ihm ein Unglück zu, muß er hier Verfolgung leiden,
So wird ihn doch dieſes nicht von der Liebe Gottes ſcheiden,
Nichts

ptet werden, und sagt: Ein mitlautender Buchstabe wird nicht eher verdoppelt, als wenn er bey Verlängerung des Worts in der Aussprache doppelt gehöret wird. Der Herr Verfasser wird aber erlauben, daß wir seiner Meynung nicht beypflichten können, sondern dem alten Satze mehr Grund und Richtigkeit, als dem neu angenommenen zusprechen müssen.

Es wird dem Herrn Verfasser schwer werden zu behaupten, daß er nur von ohngefehr aufgekommen, und blindlings angenommen sey. Er hat seine festen Gründe und seinen grossen Nutzen; kan sich auch so wohl mit dem Alterthume als einer langen Gewohnheit schützen, welches bey dem neuen hingegen ganz wegfällt. Unsere berühmtesten Sprachlehrer, welche viele Mühe auf die regelmäßige Untersuchung der Deutschen Sprache und ihrer Rechtschreibung gewendet, haben ihn vor gültig erkannt. Schottel sagt gleich in der ersten Ausgabe seiner Sprachkunst Bl. 189: Es wird in den Stammwörtern am Ende der Mitlautende gedoppelt, so oft in dem Nennworte die abfallenden Zahlendungen solche Doppelung nothwendig erfordern. Also wird gleichfalls in dem Zeitworte der letztere Mitlautende verdoppelt, wenn die andern Zeiten solche Doppelung erfordern. Er behält dieses auch in seiner ausführlichen Arbeit und führet es noch weiter aus. Der Spate ist ebenfalls in seiner dem Sprachschatze angehängten Sprachkunst Bl. 27. dieser Meynung. Auch Bödicker, der an Nachsinnen und Urtheilungskraft Schotteln weit übertroffen hat, behält

dieses

Nichts erſchüttert ſeinen Glauben, nichts ſchwächt ſeinen frohen Muth,
Denn er weis, auch in dem Trübſal meynet Gott mit ihm es gut.

Schließlich wollen wir aus dem V. Abſchn. kürzlich melden, daß hier erſtlich die Beſchreibung des tugendhaften Ordens, davon der Dichter ein Mitglied iſt; ſo dann des Tempels der Tugend geliefert wird, davon uns das ſymboliſche Titelkupfer die Abbildung giebt. Da dieß ſehr räthſelhafte Figuren zeiget, die ſehr ſauber gezeichnet und geſtochen ſind, ſo wird es vieleicht den meiſten Leſern zum Schlüſſel dienen können, ja viele begierig machen, ſich das Werkchen anzuſchaffen. So lautet es auf der 52ſten und folgenden Seite:

Hier erſcheint die Tugend uns in der Unſchuld weißem Kleide,
Majeſtätiſch iſt ihr Gang, in den Mienen herrſcht die Freude,
Welche aus den guten Thaten allemal gewiß entſpringt,
Und Vergnügen, Heil und Wonne, in der Zeiten Folge bringt;
Denn des Höchſten Auge wacht immer über unſre Thaten,
Nichts bleibt ſeinem Blick verſteckt, die Gedanken kann er rathen,
So, daß er daher das Gute allemal gewiß belohnt,
Und auch jede böſe Handlung mit der Strafe nicht verſchont.
Dort erblicket man entzückt in dem ſchönſten Luſtgefilde,
Jene Göttinn, die Uns winkt, in dem angenehmſten Bilde,
Die allhier in dieſem Leben unſre größte Wohlthat iſt,
Weil ſie dieſer Erden Kumer mit dem beſten Troſt verſüßt.
Holde Freundſchaft, du biſt werth, daß wir dich allhier erheben,
Möchteſt du mit deinem Reiz unſer Herz doch ſtets beleben!

Denn das iſt unwiderſprechlich, daß nichts dieſer Wolluſt gleicht,
Als wenn man in wahrer Freundſchaft liebreich ſich die Hände reicht.
Um nun aber auch den Neid von der Tugend zu vertreiben,
So muß auch das Gute oft andern unentdecket bleiben,
Darzu iſt die Vorſicht nöthig, drum wird durch Verſchwiegenheit,
Als der Grund des beſten Glückes, dieſer Tempel eingeweiht.
Wer nun durch der Tugend Kraft darf in dieſen Tempel gehen,
Der wird ſich durch deſſen Glanz alſobald erleuchtet ſehen,
Denn er fühlt die wahre Würde, die ihm ſeine Menſchheit giebt,
Dann nur, wenn er die Befolgung ſeiner Pflichten redlich liebt.
Und ſo wird er unverrückt ſtandhaft bey der Tugend bleiben,
Denn auch ſelbſt der blaſſe Tod kann die Treue nicht vertreiben,
Die er, wenn des Höchſten Willen ihm das Scheiden nun beſtimmt,
Als ein Glied des ſchönſten Ordens mit ſich in die Grube nimmt.

Hier müſſen wir abbrechen, und wünſchen einem Orden, der ſo unſträfliche Abſichten hat, und ausübet, viel redliche Mitglieder; und viel ſo geſchickte Schriftſteller, als der Hr. von Retelhodt iſt, der unlängſt die Doctorwürde in den Rechten angenommen hat; ein Mann, der an dem hochfürſtl. rudolſtädtiſchen Hofe in dem beſten Credit ſteht, und ſich der völligen Gnade eines ſo vortrefflichen als tugendhaften Fürſten rühmen kann.

IV.

Der Fr. Luiſe Adelgunde Victoria Gottſchedinn, geb. Kulmus, ſämmtl. kleinere Gedichte, nebſt dem von vielen vornehmen Standesperſonen, Gönnern und Freunden, beyderley Geſchlechtes, Ihr geſtifteten Ehrenmaale, und ihrem Leben, herausgegeben, von ihrem hinterbliebenen Ehegatten. Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopf und Sohne. 1763.

Dieſes neue Buch iſt auf allerley Art merkwürdig. Merkwürdig iſt die Zueignungsſchrift, an der Kaiſerinn von Rußland Majeſtät. Dieſer großen Prinzeſſinn hat die Wohlſel. ſchon 1755. in einem poetiſchen Vorſpiele, der beſte Fürſt, am hohen Jahrstage der höchſtſel. Fürſtinn von Zerbſt, als Frau Mutter der itztherrſchenden Kaiſerinn Majeſtät, aufgeführet, die Beherrſchung dieſes großen Reiches geweiſſaget: und dieſe Prophezeihung iſt auf eine erſtaunliche Weiſe eingetroffen.

Merkwürdig iſt das Leben der wohlſel. Fr. Profeſſorinn. Denn eine ſo unermüdete und ſtets beſchäfftigte Feder, die ſich in ſo mancherley Feldern der Wiſſenſchaften, mit dem größten Beyfalle der Gelehrten, Kenner und Liebhaber glücklich gewieſen, muß gewiß die gelehrte Geſchichte noch nicht aufzuweiſen haben. Eben ſo ſind der Sel. an Kaiſerlichen, Königl. und Fürſtlichen Höfen, ſolche Ehrenbezeigungen und Gnadenzeichen zu Theile geworden; daß ſie gewiß mehr, als andere Perſonen

ihres Geschlechtes und Standes, für ihre Gelehrsamkeit, unterschieden worden.

Merkwürdig sind die hier gesammleten kleinern Gedichte der Wohlsel. theils, weil sie hier alle beysammen sind, und doch nicht mehr als zwölf Bogen ausmachen; theils weil über die Hälfte noch niemals gedruckt gewesen, oder doch, wie der beste Fürst, nur wenigemale abgedruckt erschienen; theils weil auch von der musikalischen Setzkunst der Wohlsel. eine Probe einer Cantate, hier als ein Beyspiel vorkömmt.

Merkwürdig ist endlich das Ehrenmaal, das der hinterbliebene Ehegatte der Wohlsel. aufgerichtet hat. Es besteht solches aus zween Abschnitten. Der I. liefert die Gedichte und andre Lobschriften, die der Wohlsel. noch bey ihrem Leben, theils von ihm, theils von andern Gelehrten, Dichtern und Freunden gewidmet worden; und diese betragen zwölf Bogen. Hier findet man eine auserlesene Sammlung von zärtlichen, verbindlichen und freundschaftlichen Schriften, die alle von dem besten Geschmacke seyn mußten, da sie an eine Dichterinn von dem feinsten Geschmacke und Witze gerichtet waren.

Der II. Abschnitt liefert eine Anzahl von vierzig Stücken, die die Wohlsel. nach ihrem Tode bedauret und beklaget haben: und zwar theils in ungebundner, theils in gebundner Schreibart. Denn der Herr Professor saget billig im Schlusse des Lebens: er sähe es nicht, warum eben die Poesie allein einen Verstorbenen ehren könne. Wir treffen also hier eine vermischte Anzahl von Condolenzschreiben, und Gedichten, in deutscher, französischer und lateinischer Sprache an; davon

es

es hier genug seyn wird, nur die Urheber anzuzeigen, um von ihrer Wichtigkeit zu urtheilen. Sie sind folgende:

Die Durchl. Fürstinn von Trautson, Oberhofmeisterinn der Kaiserl. Prinzessinnen zu Wien. Der nunmehr 90jährige Feldmarschall Graf von Seckendorf. Der Fr. Gräfinn von Benting Excellenz. Der Hr. Geh. R. Freyh. von Bielefeld. Die Fr. Drostinn und Baronesse von Münchhausen, geb. Gräfinn von Manteufel, zu Braunschweig. Des Hrn. Geh. Raths und Ober Consist. Präsidenten von Globig, Excell. Die Fr. Oberstwachtmeisterinn von Sydow, geb. Gräf. Henkel von Donnersmark. Der nunmehr sel. Oberstl. v. Runkel, u. dessen Fr. Gem. Hr. Hofr. Richter aus Göttingen. Das Fräul. von Kessel aus Breslau. Hr. Hofr. Triller. Das Fräul. Thomasius in Nürnb. Hr. Bar. v. Schönaich, auf Amtitz. Hr. Canzleyr. Westphal in Tönningen. Mademoisl. Trillerinn zu Wittenb. Hr. Hofr. Lichtwer. Mad. Grohinn in Meißen. Hr. Franz Chr. v. Scheyb zu Wien; Hr. Consist. R. Schwarz. Hr. Steuerr. Gottsched in Cassel. Hr. D. u. Pr. Wernsdorf zu Wittenberg. Hr. Probst Müller in Kemberg. Jungf. Vict. Eleon. Gottschedinn in Leipzig, Hr. Hofr. Geiger in Marburg. Jungf. Wilhelm. Albert. Gottschedinn in Leipzig. Hr. Rath Freisleben in Gotha, Hr. Sen. Brucker. Hr. Pr. Formey. Hr. Pr. Crusius in Wittenb. Hr. Pr. Kästner in Götting. u. s. w. Wir verweisen also die Leser in Ansehung ihres Lebens, auf diese sonderbare Sammlung, wo man auch am Ende noch das Verzeichniß der Biblioth. der Sel. antreffen wird, die in fünf Classen getheilet ist.

V.

Beſchluß dieſer Monathſchrift.

Geneigter Leſer!

Mit der erkenntlichſten Geſinnung, für deine bisherige gute Aufnahme meiner Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, muß ich dir jetzo ankündigen, daß ich hiermit die Feder dabey niederlege. Ich habe nun ſeit mehr als 30 Jahren die Rolle eines Journaliſten geſpielet. Im 1730ſten Jahre hob ich mit einigen vertrauten Freunden die Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit an. Verſchiedene große und berühmte Gelehrte nahmen hernach Theil daran, und wurden meine Gehülfen. So wuchs das Werk bis auf acht Bände an: und man ward ſchlüßig, daſſelbe nicht höher anwachſen zu laſſen.

Hierauf hob ich den neuen Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte an, den ich gleichfalls mit Beyhülfe einiger Freunde, bis auf den zehnten Band fortſetzte. Im 1750ſten Jahre beſchloß ich auch dieſe Monathſchrift, um den Leſern und Käufern, die von Jahr zu Jahr zu ſolchen Schriften Luſt bekommen, den Ankauf der erſten Theile derſelben nicht zu ſchwer zu machen.

Gleich darauf hob ich dieſes Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit an: und jedermann weis, wie gütig auch daſſelbe von unſern Landsleuten aufgenommen worden. Ich will hier nicht viel von meinen Abſichten, in Beförderung des guten Geſchmackes und Erhaltung deſſelben ſagen. Die That mag ſelbſt reden. Ich habe nie einen kritiſchen Freybeuter abgegeben; ſondern den Verdienſten allezeit Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Auf eben den Ton könnte ich auch länger fortfahren: wenn nicht die Bequemlichkeit der Leſer und Käufer es erfoderte, mit dem XII. Bande, dieſe Monathſchrift zu beſchließen. So habe ich denn 30 Bände von dieſer Art geliefert, und glaube berechtiget zu ſeyn, von dir, geneigter Leſer Abſchied zu nehmen: um dir in einem Paar andern, und größern Werken, die man längſt von mir begehret hat, noch wichtigere Dienſte zu leiſten. Lebe wohl! und bleibe mir gewogen.

Gottſched.

Erſtes

Erſtes Regiſter

der Schriften, davon man hier Auszüge geliefert hat.

Annales veterum Hunnorum, Avarum & Hungarorum &c. 1

Die wichtigſten Staatsveränderungen des deutſchen Reichs von Friedr. Adolph Sorgen 27

Beſchreibung einer Sammlung verſchiedener Originalgemälde von deutſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Meiſtern ꝛc. 46

D. Joſeph Gottlieb Kölreuters Nachricht von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Verſuchen 52

Der Einſiedler, ein Trauerſpiel in Verſen. 59

Funeſtam Everſionem Vitembergæ deflet M. Fridericus Chriſtianus Baumeiſterus &c. 67

Proſaiſche und poetiſche Kleinigkeiten 75

Jo. Antonii de Wolter, Oratio Onomaſtica in honorem Sereniſſ. Principis Maximiliani Joſephi &c. 85

Anmerkungen über die Baukunſt der Alten, entworfen von Johann Winkelmannen ꝛc. 95

Actorum Academiæ Electoralis Moguntinæ ſcientiarum utilium, quæ Erfordiæ eſt, Tom. II. 113

Fortſetzung aus der Palæographia Sacra des Hrn. Wilhelm Stuckeley 122

Beyträge zur Hiſtorie Frankenlandes und der angränzenden Gegenden, 2ter Theil von Paul Reinharden 130

Fortſetzung des neulich abgebrochenen Artikels proſaiſcher und poetiſcher Kleinigkeiten 135

Penelope ein Trauerſpiel in Verſen in fünf Handl. 147

Das Leben Guſtav Adolphs des Großen, Königes von Schweden, II. B. 164

Georgii Godofredi Keuſelii, Exercitationes Grotianæ &c. 185

Hans

Erſtes Regiſter.

Hanswurſt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge 199
Hrn. Hardions allgemeine heilige und weltliche Geſchichte, II. Th. 223
Hrn. Amadeus Lullins, heilige Reden über verſchiedene Stellen der heil. Schrift ꝛc. 233
Peters Giannone, bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapel ꝛc. II. Th. 253
Unterſuchungen vom Urſprunge der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, wie auch ihrem Wachsthume bey den alten Völkern, I. II. III. Th. 271
Sammlung einiger Predigten über ausgeſuchte Texte, von J. G. Alberti ꝛc. 284
Sammlung für den Geiſt und das Herz 304
Anmerkungen zum Gebrauche deutſcher Kunſtrichter nebſt einigen andern Wahrheiten 311
Jugendliche Gedichte 318
Alſatia illuſtrata, Germanica, Gallica, Auctore Schœflino &c. 325
Mosheims Sittenlehre der heil. Schrift, VI. Th. 335
Henrici Gail. Clemmii Novæ amœnitates Litterariæ Faſc. I. 348
Voltairens Henriade, überſetzt von Joh. Chriſtoph Schwarzen 356
Joh. Gottlob Bœhmii &c. Oratio, in Panegyri Magiſtrorum Philoſophiæ creandorum A. 1762. 366
Hrn. Wilhelm Robertſons Geſchichte von Schottland, unter den Regierungen der Königinn Maria und Königs Jakobs des VI. bis auf deſſen Erhebung auf den engliſchen Thron ꝛc. 375
Encomium Florentiſſimæ Reipublicæ Hamburgenſis ſub Auſpicium &c. Auctore Schützio 385
Reden und andere Werke des Hrn. Kanzlers von Agueſſeau in 2 Theilen 391
Knittel de verſ. Gothicæ aliquot Capp. Ep. ad Rom. 408
Hiſt. de l'Acad. Royale des Inſcript. & belles Lettres 418
Der Freund, eine moraliſche Wochenſchrift 439
Hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über dem berühmten Lucas Kranach 451

Moraliſche Briefe des Hrn. Abts von Bellegarde 457
Der Hof in Fabeln 460
Fortſetzung von Knittelii de verſ. Gothica aliquot Cap. Epp. ad Rom. 485
Prof. Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte 493
Petri Burmanni Secundi Anti-Klotzius 514
Der verlohrne Hut, ein komiſches Heldengedicht 520
Die unbewohnte Inſel, ein Singeſpiel 540
Die Gedächtnißſchriften des ſel. Hrn. Grafen v. Bünau 565
Babioles litteraires & critiques en Proſe & en Vers 574
Hrn. Bonnets Verſuche vom Wachsthume der Pflanzen 582
Wilkzecks Lehrſatz von der Lage der Erden 602
Hans Puff, ein Luſtſpiel 610
Nouveau Traité de Diplomatique par deux Religieux Benedictins 634
Ruhnkenii Oratio, de Doctore umbratico 701. 753. 867
Hrn. Reccards Abhandlung von der großen Sonnenfinſterniß 1784. 716
The Perſpective of Architecture in two Parts &c. 725
Hiſtoriarum Poloniæ & Lithuaniæ Collectio magna 734
Nachleſe Mikroſcopiſcher Gemüths- und Augenergötzungen 742
Rede bey der glücklichen Krönungsfeyer Ihrer Kaiſerl. Maj. Katharina der II. 765
Sammlung der Jubelſchriften auf das Bresl. Gymnaſium 779
Joh. Heinrich Weſtphalens Fabeln und Erzählungen 791
Abſchiedsr. des Zirbelbaums am Tage ſeiner Umhauung 795
La Petreade ou Pierre le Createur, Poeme par M. G. S. Chevalier de Mainvillers 830
Bœhmii Acta Pacis Olivenſis inedita Tomus I. 842
Taleſtri, Regina delle Amazzoni, Opera Drammatica di E. T. P. A. 885
Der Menſch ein moraliſches Gedicht in fünf Abſchnitten, Rudolſtadt 1763 930
Der ſel. Fr. Gottſchedinn kleinere Gedichte, Ehrenmaal und Leben. 937

Zwey-

Zweytes Regiſter.

Der eingerückten Abhandlungen, Nachrichten und Gedichte.

Briefwechſel zweener Gelehrten über den Werth der Meßiade 13

Kleine Zuſchriften und Gedichte eines preuß. Befehlshabers ꝛc. 72

Des Rotterdamiſchen Syndici, Gerhard Meermanns, Anmerkungen, von dem Urſprunge unſers heutigen oder des leinenen Papieres 103

Erklärung der Münze vom Titelkupfer dieſes Monaths 141

Beantwortung einer grammatiſchen Frage die uns aus einer fürſtl. Reſidenzſtadt eingeſchicket worden 153

Nachricht 156

Eine neue Nachricht 158

Die den 30. Jenner 1762. erfolgte höchſterwünſchte Zurückkunft Sr. königl. Hoheit des Durchl. Churprinzen von Sachſen, Hrn. Friedrich Chriſtians und der Durchl. Churprinzeßinn, Fr. Marien Antonien königl. Hoheit 165

Fortſetzung und Beſchluß der Meermanniſchen Ausgabe wegen der Erfindung des leinenen Papieres 189

Deutſche Ueberſetzung von der vierten Ecl. aus dem Virgil 213

Antwort auf das fünfte Stück der Nachrichten zur Litteratur, als eine Beylage der Magdeburgiſchen Zeitung vom 13. Febr. 1762. 216

In Reditu felici Optimorum Saxoniæ Principum Friderici Chriſtiani &c. 228

Das Glück in den Wiſſenſchaften, an ſeinen Freund Hrn. Woldmann, ein Gedicht von Hr. Schwarzen 238

Weickmanns frohe Glückwünſche wegen der hundertjährigen Gedächtnißfeyer des Oliviſchen Friedens 239

Nach-

dieſes Bl. 10. da er ſich doch kein Gewiſſen macht, Schotteln in vielen Stücken zu tadeln und zu verbeſſern. So hat nichtsweniger ſein neuer Herausgeber Herr Friſch Bl. 45. dieſe Regel ſtehen laſſen, nichts darwieder eingewendet, ſondern ſie noch mehr erläutert: Wie denn auch Herr Töllner in ſeiner Orthographie Bl. 30 dieſen beyſtimmt; anderer zu geſchweigen, die doch mehrentheils darwieder geeifert haben, daß ein doppelt geſetzter ſtummer Buchſtabe hinter einem ſtummen oder zweyfach lauten ſtehen ſolle. Allein wir wollen hier nicht mit dem Anſehen groſſer Männer unſern Satz befeſtigen, und des Herrn Gegners ſeinen wiederlegen; ſondern durch Gründe deſſen Richtigkeit zeigen.

Wir nehmen die wohlgegründete Regel an: Man müſſe eben ſo ſchreiben, wie man ſpricht, und weder andere, noch weniger oder mehr Buchſtaben ſetzen, als wirklich gehöret werden. Es ſind zwar bey dieſem Satze noch einige Schwierigkeiten auszumachen, wegen der verſchiedenen Mundarten, da bald ein Wort ſo, bald anders ausgeſprochen wird, und welches alles doch eine hochdeutſche Ausſprache heiſſen ſoll. Indeſſen beruhet auf ihr der ſtärkſte Grund der Rechtſchreibung, und man iſt in den meiſten Wörtern noch ziemlich eins, und könnte es vollends gar leicht werden. Man dürfte nur einige Misbräuche, die jeder Mundart gleichſam eigen ſind, aus der Gleichheit mit andern Wörtern, und der Natur der Lautbuchſtaben gründlich unterſuchen, und darauf abſtellen. In obangeführter Regel nun meynet unſer Herr Gegner den Grund ſeines neuen Satzes zu finden. Allein wir ſehen ihn darin-

Zweytes Regiſter.

Nachricht von einer Ausgabe der Abbildungen der ſeltenſten und ſchönſten Stücke des hochfürſt. Naturalienkabinets in Bayreuth 243

Ad Virum illuſtrem Dan. Wilhelmum Trillerum Quinta de præſentis belli calamitatibus Querela &c. 263

Hr. Haſſens Gedicht, von der Zeit 290

Hr. Chriſtian Cruſii Anzeige, von ſeinem Vorhaben, einen Band ſächſiſcher alter Geſchichtſchreiber aus dem 14. 15. und 16ten Jahrh. ans Licht zu ſtellen 295

Die Wünſche, ein Gedicht aus dem Franzöſiſchen von Haſſen 300

Einige Unannehmlichkeiten des Landlebens im Wonnemonde 1762. ein Gedicht 343

Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Schwaben von Balthaſar Haugen 399

Bœhmii Euchariſticon ad Guſtavum Suec. Princ. 405

Nachricht von der Schulanſtalt bey der Peterskirche zu Petersburg 427

Cantate, von Fr. Lud. Pr. zu Schw. Rud. 449

Nachricht von dem Leben und Tode der ſel. Fr. Prof. Gottſchedinn 465. 552. 631. 878

Fortſetzung von der Schulanſtalt bey der Peterskirche zu Petersburg 502. 552

Martin Luther, eine Erzählung 533

Einfälle und kurze Erzählungen 535

Der Greis und der Dichter 539

Verzeichniß der Gebohrnen und Geſtorbenen in Königsberg 548

Urſachen von den Mängeln der Rechtſchreibung 589

Kurze Beſchreibung einer Luftkugel, welche zu Halberſtadt betrachtet worden 609

Lucinde, eine Erzählung 629

Der, patriotiſchen Sachſen, höchſterfreuliche Friedrichstag; oder Aufnahme dreyer durchlauchten Friedriche in der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig, von Johann Chriſtoph Gottſcheden 646

Zweytes Regiſter.

Des ſel. Hrn. Prof. Poleys zu Weißenfels, Leben 693
Ode an den Frieden 712
Antwort des Friedens 714
Einige Pilgrimsgedanken von einem militariſchen Pilger 750
Neuigkeiten 798
Entwurf von des Plinius Landhauſe und Garten in der toſcaniſchen Gegend 805. und Anmerkungen dazu 895
Flüchtige Gedanken über den Frieden, der Durchl. Prinzeſſinn von Schwarzburg-Rudolſtadt 837
Eben derſelben Morgengedanken 838
Hrn. Lipperts Schreiben über ſeine Daktyliothek 850
Neue Ueberſetzung der Ode auf den Krieg 861

Drittes Regiſter, der vornehmſten Sachen.

A.

Akademie franzöſiſche, wer ſie geſtiftet 89
Alexander, wie er ſich gegen den Geſchichtſchreiber Ariſtobulus aufgeführet 226. wie er es mit dem Lobgedichte des Chörilus gemachet 227. was für Thaten ihm ſehr wenig Ehre gebracht haben 227
Alterthum, was dabey zu verwerfen iſt 756
Amazonen, mit wem ſie im Streite gelegen 886. wodurch deren Feindſeligkeit gewachſen 887
Ambulatio was es beym Plinius bedeutet 901
Anton Ulrich, was an deſſen Hofe für Geſchmack geweſen iſt 674. 675
Archimedes womit deſſen Grabmaal bewachſen iſt 410
Ariſtophanes, wovon deſſen Komödien angefüllet ſind 281
Ariſtoteles, was für ein großer Verluſt ſeiner Schriften zu beklagen iſt 757
Athen wenn es eine Stadt des Vergnügens geworden iſt 276
Athen, welche Stadt ſich heut zu Tage am beſten damit vergleichen läßt 276
Athenienſer, wie deren Geſetze mit den lacedämoniſchen in Vergleich zu ziehen ſind. 274. deren vornehmſte Sitten 275. deren Sitten und Gewohnheiten überhaupt 277. 278. 279. 280. 281
Augen was für welche jeder Menſch haben müſſe 27

B.

Bacchus, für was der iſt gehalten worden 126. 127
Bayern, wo deren Urſprung hergeleitet wird 87. was deren Vorfahren gelehret 87

Drittes Regiſter.

Bauart, neumodiſche, ob ſie beſſer iſt, als die alte römiſche 808. welches die einzige gute iſt 809. welche Männer die heutige gute Baukunſt ins Licht geſetzet 810. durch wen ſie in Italien wieder verfallen iſt 811

Baukunſt, ſiciliamſche, wer davon Nachricht giebt 99 wie man derſelben Perſpective am beſten unterſuchen kann 729. welche Völker die Gewohnheit hatten, mit Säulen zu bauen 897

Befruchtung der weiblichen Theile mit dem männlichen Saamen, wie es damit zugehet 53

Beredſamkeit, wie ſie in ihrem erſten Alter ausgeſehen hat 396. woher ihre erſtaunenden Wirkungen entſtehen 397

Bibliothek, alexandriniſche, wer ſie geſtiftet 88. wolfenbüttelſche, wer deren Stifter geweſen iſt 663

Bildergalerien, wo einige beſondere anzutreffen ſind 51

Blätter, auf welcher Seite ſie den Thau am ſtärkſten an ſich ziehen 583. wozu deren Unterſeite bloß dienet 587

Blumen, wie die männlichen von den weiblichen unterſchieden ſind 57. wie derſelben Baſtarte erzeuget werden 58

Buchbinderkunſt, ob ſie älter iſt, als die Buchdruckerey 499

Buchdruckerey, woher ſie ihren Urſprung haben ſoll 330

Buchdruckerpreſſe, was dieſe für Wunder thun kann 498

Buchſtaben gegoſſene, aus wie vielen Theilen deren Maſſe beſteht 497. lateiniſche, woher ſie entſtanden ſind 691. 692

Bücher bibliſche, wie ſie der Deutlichkeit nach unterſchieden ſind 17. ſeltene, wie viel es Claſſen derſelben giebt 351 wovon die allerälteſten geweſen ſind 499. wer die heutige Art zu binden erfunden 500

Bücherſäle, worauf derſelben Werth ankömmt 350

Bünau, Graf von, wer deſſen Aeltern geweſen ſind 567. wer ihn in der Kindheit unterrichtet 569. was er für Lehrer auf Univerſitäten gehöret 569. wer ihn auf Reiſen geſchicket 570. was er für Länder beſuchet 571.

was er für Ehrenſtellen bekleidet 572. was er für Schriften herausgegeben 573

C.

Ceremonie, was ſie für einen Grund haben muß 235
Charakter, welches der liebenswürdigſte iſt 440
Chineſer, wie lange ſie die Wiſſenſchaften getrieben 9
Chriſt, in wie vielen Geſellſchaften er betrachtet werden kann 341
Cicero, was an ihm muß bewundert werden 755
Colonne, was dieſes in den alten Zeiten für eine Schlachtordnung geweſen iſt 426
Cubiculum, was es eigentlich heißt 906

D.

Dagueſſeau, Kanzler von Fr. deſſen kurzer und merkwürdiger Lebenslauf 392. 393. 394
Deutſchland, wie es vom Anfange eingerichtet worden iſt 29
welche Regenten es in gute Aufnahme gebracht 30. 31. 32. 33
Dichter, wodurch ſein Ausdruck ſchwer und undeutlich werden kann 17. deutſche, was dieſe durchgängig nicht beobachten 35. wie er von Natur beſchaffen ſeyn muß 867. 868
Dichtkunſt, zu welcher Zeit ſie am höchſten geſtiegen 224
Dietrich von Bern, wer er eigentlich geweſen 120
Don Quixote, was er für Nutzen geſchaffet 558
Dreyzigſten, warum es mit einem (z) geſchrieben werden muß. 598

E.

Einfälle die beſten, wem ſie zu danken ſind 35
Eliſabeth, Königinn von England, deren kurzer Lebenslauf 379. 380
Elſaß, wer daſſelbe unter den Römern ſchon einmal verheeret hat 328. was es noch für ein Glück unter allen Beunruhigungen übrig behalten hat 329
Erhaben, was es eigentlich heiße 137

F.

Fabeln bibliſche, was davon zu halten iſt 14. Lichtweers, wer ſie bekannt gemachet 222
Favoritmahlzeit, welche die Athenienſer dafür hielten 277
Frankenland, mit was für einem Heere es eingenommen worden iſt 132
Freund rechtſchaffener, was er für ein Mann ſeyn muß 555
Fürſt, was denſelben aufs ſchönſte kleidet 666
Fürſten, worauf die beſonders vor andern Menſchen abzielen müſſen 349. was den meiſten heut zu Tage nöthig iſt 462
Futtermauer, was dieſe eigentlich zu bedeuten hat 902

G.

Gaſtmahle große, was insgemein bey denſelben herrſchet 277
Gebänd, wie man ſich daſſelbe richtig vorſtellen muß 730
Gebäude griechiſche, was für welche ſich bis auf unſere Zeit am beſten gehalten haben 97
Gedicht, was an demſelben für Schönheiten zu beobachten ſind 15. 17. ob es leicht ſey, daſſelbe ins kurze zu bringen 931
Gedichte, was ſie für einen Endzweck haben müſſen 25
Gelehrſamkeit, welches Volk hierinnen allen andern den Preis abgewonnen 763
Gelehrte, was dieſen Weſentlich ſeyn muß 24. wie ſie von den geſchickten Köpfen zu unterſcheiden ſind 400. welche man Schattenkinder nennen kann 704. deutſche, um was für Künſte ſie ſich noch beſſer Mühe geben ſollten 851. 853
Geſchichte, welche am nothwendigſten iſt 28. warum ſie mit Recht erhoben werden kann 768. wie ſie muß gelehret werden 869
Geſchichtſchreiber pohlniſche, wer der vornehmſte darunter iſt 738. 739. was er für ein Mann ſeyn muß 871
Geſchöpf, welches das wunderlichſte iſt 453

Geſellſchaft fruchtbringende, wer ihre erſten groſſen Verehrer geweſen ſind 651 der freyen Künſte, deren dreyfache Eroberung im Kriege 655. 659
Geſtatio, was es für eine Bedeutung beym Plinius hat 901
Gewohnheit, womit man ſie vergleichen kann 599
Gieſsinſtrument, wer es erfunden hat 497
Gieſskunſt die alte, worinnen ihr wunderwürdigſtes Werk beſtehet 433
Glimpf, ob es ein gutes deutſches Wort iſt 155
Glückſeligkeit, was dieſelbe empfindlicher und begreiflicher machet 272
Götter der Heyden, woher die meiſten abgeleitet werden 124
Gothen, ob ſie wahre Deutſche geweſen ſind 491
Graf, warum es mit einem (f) und nicht mit einem (v) geſchrieben werden muſs 596
Grafſchaften, wie lange ſie feſte Namen haben 326. 327
Grotius, deſſen vornehmſte Gelehrſamkeit 186. in wiefern ſeine Bücher ſchwer zu verſtehen ſind 187
Guſtav Adolphs Tod, wer darüber noch ihn Streitſchriften führet 118 was er in ſeinem letzten Lebensjahre für Thaten gethan 175 deſſen letzte Reden an ſein Kriegsheer 181. 182

H.

Haller, was in ſeinen Gedichten zu tadeln iſt 24
Handwerk, welches das älteſte iſt 501
Handwerker, wodurch ſie auf Abwege gerathen ſind 102
Hans Wurſt, an welchem Orte derſelbe noch gilt 143
Häuſer durchlauchte, in welchen vorzüglich die Wiſſenſchaften ſind verehret worden 678
Heer, kaiſerl. wie es vor Guſtav Adolphen ſtieht 173
Helden, neapolitaniſche, woher ſie ſtammen 258
Heldenlieder alte, 119
Helmſtädt, was es für groſſe Gelehrte geliefert 665
Herrenhuter, was ſie für närriſches Bezeigen bey der Geburt und dem Tode eines Kindes haben 43
Hexameter, ſchlimme und gute 14

Hexametriſten deutſche, warum man ſie glücklich nennen kann 520
Himmel des Pauli drey, wie ſie ſollen beſchaffen geweſen ſeyn 608
Hiſtorie, wer die Stütze derſelben zu Leipzig geweſen iſt 369
Horaz, ein artiges Urtheil über denſelben, von einer Standesperſon 754
Humaniſten, wer ſie gemeiniglich ſind 514. 515
Humanität, wer ſie zu Grunde richtet 703. was man ehedem für Wiſſenſchaften dazu gerechnet 760
Hunnen, wo deren Urſprung zu ſuchen 7. wer deren Geſchichte beſchrieben 8

J.

Jachus, woher die Heyden die Fabel von dieſem Gotte herleiteten 123
Inſecten, was ſie für Inſtrumente abgeben 57
Italien, wer es von dem Joche der Saracenen befreyet hat 259
Juden, warum ſie den Tag vom Morgen an rechnen 605

K.

Kaffeebäume, ob ſie von allem Ungeziefer rein ſind 745
Kambyſes, was ihn ums Leben gebracht hat 224
Kammergüter, durch was ſie in Erbgüter verwandelt werden ſind 727
Kinder, ob eine Mutter ſie von Gott erbethen kann 42
Kleider, deren Endzweck 448. die erſten, woraus ſie beſtanden 494
Klopſtock, in wie ferne er zu tadeln ſey 19. wie er zu entſchuldigen iſt 22. welches ſein Hauptfehler iſt 23
Könige, unter welchen Völkern man ſie zu den Weiſen gerechnet 88
Komödien, was eigentlich in denſelben lächerlich gemacht werden muß. 210
Kranach, des berühmten Malers kurzer Lebenslauf 455

Drittes Regiſter.

Krankheiten fremde, wodurch ſie geheilet werden müſſen 448

Krieg heiliger, warum er entſtanden 225. in wie fern er Gutes wirken kann 263. dreyzigjähriger, was er für böſe und gute Wirkungen gehabt 659

Kriegsart neue, wer ſie in Europa wieder empor gebracht 179

Kritik, deren Reacln 411. woraus ſie entſtehen muß 872 was man für Abſicht dabey haben muß 874

Künſte, was für groſſe Helden ſich jederzeit darum verdient gemachet 664.

Künſtler, wodurch ſie in den Verfall gerathen ſind 102. teutſche, wie weit ihre Ehre gekommen 453. welcher unter allen wohl der nützlichſte iſt 500

Kunſt im Sprechen, wo ſie nicht angewendet werden darf 37. erfundene, welche dem menſchlichen Witze die gröſte Ehre machet 501

Kunſtrichter, mit was ſie zu vergleichen ſind 312. Urtheil davon 316

Kunſtſammlungen, wie ſie nutzbarer könnten gemacht werden 48

Kunſtwörter, ob ſich ſelbiger der Redner und der Dichter bedienen darf 21

L.

Landsherr, wodurch ſeine Regierung verächtlich wird 90

Laſter, welches die gefährlichſten ſind 275

Legion, wie lange dieſe Kriegsart zu Rom gedauert 427

Lehrer mittelmäßiger, was der für Dienſte leiſten kann 503. öffentlicher, was der vor dem Hauslehrer voraus hat 505

Leſer, was für ein Unterſchied unter denſelben iſt 305

Leu, wie ſich deſſen Haar von den Haaren des Bären unterſcheidet 747

Leutſeligkeit, wie ſtarke Wirkungen ſie hat 777

Lied Salomonis, was es für ein Gedicht ſey 125

Livius deutſcher, wer dafür zu halten iſt 566

Lob, welches, von wem es geſchehen müſſe 267
Longobarden, wo ſie hergekommen ſind 257
Luſtbarkeit, wo ſie in Griechenland am lebhafteſten geweſen iſt 282
Luſtbeete, womit man ſie zu Rom ehedem ausgeſchmückt hat 905
Lykurgus, was er den Spartanern heilſames verbothen 275

M.

Mädchen, was es nicht verlieren kann, wenn es auch alles hingeben muß 630
Magnetnadel, worauf es bey derſelben vorzüglich ankommt 116
Mahler berühmte, wie ſie heißen 49. deren Gemählde 50
Maria, Königinn von Schottland, die Hauptſchilderung von ihr 378 379. deren Brief an den König in Frankreich 382
Marktflecken, ob es ein Maſcul. oder Fœmin. im Deutſchen iſt 154
Maulbeerbaum, der wilde und weiße, was er für einen Vorzug vor dem ſpaniſchen ſchwarzen hat 495
Maulwurf, ob er wirklich keine Augen hat 747
Menſch, wie der ſich ſelber ehren ſoll 40
Menſchen, was ſie insgemein misvergnügt machet 272. auf was Art und Weiſe ſie ſcheu werden können 704. 705. 706
Meſſiade, mit was ſie zu vergleichen iſt 25. was für Seiten beſonders darinnen ſchwer ſind 26
Mosheim, was er für ein Schriftſteller geweſen iſt 336. 337
Münzen, die das Meer auswirft 117. wer dieſelben prägen laſſen 118
Müſſiggang, wie dieſer bey den Athenienſern beſtraft wurde 276

nen im geringſten nicht, ſondern entdecken vielmehr, daß er für uns ſehr vortheilhaft iſt, wie wir unten mit mehrerm beweiſen wollen.

Was die älteſten, berühmteſten und vollkommenſten Sprachen anlanget, die den zu behaupten-den Satz unterſtützen: So folget von ihnen auf unſere Sprache kein Schluß. Sie haben ihre beſondern Eigenſchaften, welches ſich auch bey der Deutſchen findet. Die eine läſſet ſich nicht nach der andern einrichten, wenn man ihrer innerlichen Beſchaffenheit keine Gewalt thun will. Und iſt denn das älteſte immer das richtigſte? Ja iſt denn das Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche das vollkommenſte? Es würde mancher ſolches nicht gern zugeben. Doch wir wollen dieſes alles einräumen, zugleich aber auch ſehen, was wir weiter in unſerer Sprache verbeſſern und nach jenen einrichten müſſen. Die Hebräer ſchreiben am Ende keinen doppelten Buchſtaben, ungeachtet ſie ſolchen verdoppeln, wenn das Wort wächſet: Alſo müſſen es auch die Deutſchen nicht thun. Die Hebräer leiden keinen ſtummen Buchſtaben, welcher nicht einen lauten, oder zum wenigſten ein Schva bey ſich hat: Alſo muß dieß auch im Deutſchen ſo ſeyn. Weiter; die Hebräer haben kurze und lange Lautbuchſtaben: Alſo auch wir, ſintemal wir eben ſo kurze und lange Töne bey unſern Lautbuchſtaben finden. Allein wir haben itzt ganz das Gegentheil. Wird man erſt ausmachen, daß dieß im Deutſchen ſo ſeyn könne: So wollen wir gerne den erſten Satz annehmen. Es möchte aber noch wohl ein vieles darwieder zu erinnern ſeyn.

Die

Drittes Register.

N.

Natur, wie weit dieſelbe von der unordentlichen Begierde unterſchieden iſt 444. wie die Alten die Kunſt ſo ſchön damit zu verbinden wußten 858
Naturgeſchichte, wie man zu einer Vollkommenheit derſelben gelangen kann 247
Nämlich, wie dieß Wort gebraucht werden muß 531
Nectarſaft, ob er wirkliches Honig geweſen iſt 59
Normänner, woher ſie entſtanden ſind 257
Nymphen, wie ſie die Alten verſtelleten 128

O.

Oſtgothen, wo ſie hergekommen ſind 254

P.

Papier, wie viel man in alten Zeiten Arten deſſelben gehabt 104. leinenes, wo es erfunden worden iſt 105. baumwollenes, wenn dieſes im Schwange geweſen 106. catunenes, welches Volk ſich deſſen bedienet hat 107. unſer itziges, wenn es in Gewohnheit gekommen iſt 190
Papiermacher, was dieſe bey den Gelehrten ausmachen, oder vorſtellen 502
Papiermacherey, wo ſie ihren Anfang genommen hat 191
Pergament, wenn es zum Gebrauche im Flore geweſen iſt 105
Petronius, wie er von den Rednern ſeiner Zeiten geurtheilet hat 762
Philoſophie eklektiſche, wer ſie England geſtiftet 88
Planeten, wie viele derſelben um unſere Sonne laufen 603
Plinius, wie er ſeine Gelehrſamkeit beſſer hätte einſchränken können 419
Podium, was es bedeutet 907
Poet, welcher unter den Alten der beliebteſte iſt 733
Polykletes, was er für ein Kunſtſtück hinterlaſſen 420
Prieſter gewaſſnete, woher ſie kommen 128

Prophezeihen, was dieſes Wort bey den Aegyptiern und Juden geheißen 118
Provenzaldichter, was ihr Stoff geweſen iſt 119
Pythagoras, wo die Ruinen von deſſen Schule noch zu ſehen ſind 98. wenn er gebohren worden iſt 606. wer deſſen Lehrſatz von der Welt ausgearbeitet 607

R.

Raupenſtand, was unter dieſem Worte zu verſtehen iſt 18
Rechtſchreibung, deutſche, was ſie für eine Kunſt iſt 592. welches der erſte Grund dazu iſt 596. der zweyte 597. der dritte 598. der vierte 601
Rector, wie der erſte auf der Univerſität Leipzig geheißen 632
Redekunſt, in welcher Stadt ſie den größten Flor erreichet hat 224
Redensart uneigentliche, ob ſie erlaubet iſt 39
Redner, was dieſer beſonders für eine Kunſt beſitzen müſſe 393. wer denſelben bilden muß 398
Regenten, was ſie auf Erden ſind 775
Regierungsgeſchäffte, aus was für Abſichten ein Regent ſich derſelben unterziehen muß 774
Reich römiſches, wer deſſen Wachsthum und Verfall beſchreibt 756
Reichthümer, wie dieſe nach Athen gekommen ſind 276
Republik, wie die glücklich ſeyn kann 89. was dieſe vorzügliches haben müſſen 281
Römer, was dieſe für einen Vorzug vor andern Völkern in Anſehung ihres Urſprunges haben 259. was dieſe beſonders an ihren Gebäuden geliebet haben 926
Romane, die merkwürdigſten und weitläuftigſten 674
Rouſſeau, worinnen man ihm Recht geben muß 515

S.

Saamenmaterie des männlichen Geſchlechts, von was für einer Natur ſie ſey 54. 55

Salomo, worinnen deſſen Glückſeligkeit hauptſächlich beſtanden 770
Salluſtius, was er geſchrieben hat 323
Satyren, für was ſie gehalten wurden 128
Schaubühne, wie ſie beſchaffen ſeyn muß, wenn ſie die Tugend und Sitten befördern ſolle 212
Schauſpiele, was man für einen Schluß daraus machen kann 148. welches Volk unerſättlich darinnen geweſen iſt 225
Schlacht vor Berchtheim in Verſen beſchrieben 133
Schlafzimmer der alten Römer, womit man dieſelben heut zu Tage vergleichen kann 905
Schreibart, wie ſie in den Gedichten muß beſchaffen ſeyn 20. was ſie für Regeln vorſchreibt 24
Schriften älteſte, in was für Schreibart ſie abgefaſſet geweſen ſind 125
Schriftſteller römiſche und griechiſche, warum man ſie in den Schulen eingeführet hat 710
Schulanſtalt, worauf es dabey ankömmt 503
Schule Gottſchediſche, worauf ſie ſich eigentlich gründet 219. der Artigkeit 754
Schulfüchſe, wie ſie die Jugend verderben 707. 708
Schwaben gelehrte, was man für ein Vorurtheil von ihnen hat 299
Schweden, ob ſie diejenigen Gothen ſind, die das römiſche Reich zu Grunde gerichtet haben 414. was es für welche geweſen ſind 415
Scribenten, was ſie für Privilegia haben 20
Scythen, was für Völker noch unter ſie gerechnet werden 7. was für Völker die Griechen darunter verſtanden 11
Seide, zu welcher Zeit man dieſelbe dem Golde gleich geſchätzet 495
Seidenwürmer, wie ſie in China beſchaffen ſind 494
Sicilien, wer es von dem Joche der Saracenen befreyet hat 260
Singeſpiel, welches ſeines gleichen noch nie gehabt 894

Sonnenfinſterniß, des künftigen 64ſten Jahres, wie lange ſie dauern wird 719
Sonnenmikroſcop, wer es verfertiget hat 743. was daran auszuſetzen iſt 748
Sprache deutſche, zu welcher Zeit ihr gänzliches Verderben vorhanden geweſen 590. wer ihr eine neue Geſtalt gegeben 590. woran die Schuld des Verderbens gelegen 591. latiniſche, ob ſie ohne die griechiſche erlernet werden kann, & vice verſa 702
Städte große, was daſelbſt unvermeidlich iſt 283
Stahl, was dabey zu bewundern iſt 497
Stern der Weiſen, was es für einer geweſen iſt 607
Stolz ſchulfuchſiſcher, wie der verbannet werden kann 91
Stücke poetiſche, worauf es beſonders bey denſelben ankömmt 893
Stunde ſechſte, was es in dem alten Rom für eine geweſen ſey, nach unſrer Zeit 896
Syſtem coperinikaniſches, wer es hat abſchwören müſſen 607

T.

Tacitus, wer ehedem zu Leipzig darüber geleſen 368
Tempel griechiſche, wer ſie gezeichnet 99
Teſtament N. gothiſches, des Ulfila, wodurch es ſehr verderbet worden iſt. 409. was darinnen die wahre Seltenheit iſt 485
Thaten der Verfahren, welche unter den Völkern am nachläßigſten darinnen geweſen ſind 6
Thee, ob die ausländiſchen oder inländiſchen Kräuter beſſer dazu ſind 447
Titel, vielverſprechende, was ſie für Vortheile nach ſich ziehen 535
Tonkunſt, an welchem Orte ſie auf den höchſten Gipfel iſt erhoben worden 1114
Trauerſpiele, warum wir ſo wenige gute haben 60. was ein Verfertiger derſelben zu vermeiden und zu beobachten hat 61. 62. warum wir Deutſche nicht mehrere gute haben 150. was an den engliſchen zu tadeln iſt 151

Drittes Register.

Tugend, was diejenigen zu beobachten haben, welche dieſelbe durch Beyſpiele einflößen wollen 27
Tylli, auf was für Art er ſeinen Muth verlohr 176. 177

U.

Ueberſetzen, was heut zu Tage der Fehler dabey iſt 315. mit wem er zu vergleichen iſt 316. wie allgemein es geworden iſt 457
Univerſalmikroſcop, woraus es entſtanden iſt 744
Unſterblich, wenn es eigentlich der Menſch werden kann 38
Unwiſſenheit, wer ſie am beſten kennen lernet 98

V.

du Val, kaiſerlicher Antiquarius deſſen kurzer Lebenslauf 141. 142
Vater, was der ſich unter ſeinen Kindern vorſtellen ſoll 37. in wie fern dieſer Namen bey einem verſtorbenen Kinde noch ſtatt hat 46
Verſchwendung, welches die thörichtſte iſt 447
Verſtand menſchlichen, wie man denſelben in ſeinem ganzen Werthe betrachten muß 748
Virgil, wie dieſer ſich zu ſeinem Heldengedichte empor geſchwungen hat 885
Volk, worinnen deſſen Heil beſtehe 90. welches vor allen übrigen Nationen am geſchickteſten iſt, was Großes auszuführen 726
Voltaire, was der einer Frau zu Liebe geworden iſt 575
Vorrede, was insgemein daran auszuſetzen iſt 521. 522

W.

Wälſchland, wie darinnen die gelehrten Geſellſchaften entſtanden ſind 88
Welt, wie ſie die beſte zu nennen iſt 576
Weltordnung, wer am meiſten davon abweicht 645

Sonnenfinſterniß, des künftigen 64ſten Jahres, wie lange ſie dauern wird 719
Sonnenmikroſcop, wer es verfertiget hat 743. was daran auszuſetzen iſt 748
Sprache deutſche, zu welcher Zeit ihr gänzliches Verderben verhanden geweſen 590. wer ihr eine neue Geſtalt gegeben 590. woran die Schuld des Verderbens gelegen 591. lateiniſche, ob ſie ohne die griechiſche erlernet werden kann, & vice verſa 702
Städte große, was daſelbſt unvermeidlich iſt 283
Stahl, was dabey zu bewundern iſt 497
Stern der Weiſen, was es für einer geweſen iſt 607
Stolz ſchulfuchſiſcher, wie der verbannet werden kann 91
Stücke poetiſche, worauf es beſonders bey denſelben ankömmt 871
Stunde ſechſte, was es in dem alten Rom für eine geweſen ſey, nach unſrer Zeit 896
Syſtem coperinikaniſches, wer es hat abſchwören müſſen 607

T.

Tacitus, wer ehedem zu Leipzig darüber geleſen 363
Tempel griechiſche, wer ſie gezeichnet 99
Teſtament N. gothiſches, des Ulfila, wodurch es ſehr verderbet worden iſt. 409. was darinnen die wahre Seltenheit iſt 481
Thaten der Verfahren, welche unter den Völkern am nachläßigſten darinnen geweſen ſind 6
Thee, ob die ausländiſchen oder inländiſchen Kräuter beſſer dazu ſind 447
Titel, vielverſprechende, was ſie für Vortheile nach ſich ziehen 515
Tonkunſt, an welchem Orte ſie auf den höchſten Gipfel iſt erhoben worden 1114
Trauerſpiele, warum wir ſo wenige gute haben 60. was ein Verfertiger derſelben zu vermeiden und zu beobachten hat 61. 62. warum wir Deutſche nicht mehrere gute haben 150. was an den engliſchen zu tadeln iſt 151

Drittes Register.

Tugend, was diejenigen zu beobachten haben, welche dieſelbe durch Beyſpiele einflößen wollen 27
Tylli, auf was für Art er ſeinen Muth verlohr 176. 177

U.

Ueberſetzen, was heut zu Tage der Fehler dabey iſt 315. mit wem er zu vergleichen iſt 316. wie allgemein es geworden iſt 417
Univerſalmikroſcop, woraus es entſtanden iſt 744
Unſterblich, wenn es eigentlich der Menſch werden kann 78
Unwiſſenheit, wer ſie am beſten kennen lernet 91

V.

du Val, kaiſerlicher Antiquarius deſſen kurzer Lebenslauf 141. 142
Vater, was der ſich unter ſeinen Kindern vorſtellen ſoll 37. in wie fern dieſer Namen bey einem verſtorbenen Kinde noch ſtatt hat 46.
Verſchwendung, welches die thörichteſte iſt 447
Verſtand menſchlichen, wie man denſelben in ſeinem ganzen Werthe betrachten muß 748
Virgil, wie dieſer ſich zu ſeinem Heldengedichte empor geſchwungen hat 885
Volk, worinnen deſſen Heil beſtehet 90. welches vor allen übrigen Nationen am geſchickteſten iſt, was Großes auszuführen 726
Voltaire, was der einer Frau zu Liebe geworden iſt 575
Vorrede, was insgemein daran auszuſetzen iſt 521. 522

W.

Wälſchland, wie darinnen die gelehrten Geſellſchaften entſtanden ſind 88
Welt, wie ſie die beſte zu nennen iſt 576
Weltordnung, wer am meiſten davon abweicht 646

Weſtgothen, wo ſie ihren Urſprung her haben 254. 257
Wiſſenſchaft, wie ſie am beſten wachſen kann 86. diplomatiſche, wer beſonders darinnen gearbeitet hat 688
Wiſſenſchaften griechiſche, wem ihr Verfall zuzuſchreiben war 88. in wie fern ſie einem Fürſten Ehre machen 89. ſchöne, wie ſie ihre Verächter beſtrafen 335. ob ſie auch der Krieg ausbreiten kann 649
Wittenberg, wer die Hiſtorie daſelbſt eingeführet hat 369
Witz der Schreiber aus barbariſchen Jahrhunderten, was der ausgeheckt 696
Wochenblätter, was ſie für Nutzen ſchaffen 443
Wörterbuch bayliſches, wer es in vier Jahren dreymal durchgeleſen hat 618
Wolfenbüttel, deren Beſtürmung und Eroberung 417

X.

Xyſius der Alten, was der geweſen ſeyn muß 898. 900

Z.

Zachariä, ob dieſer Dichter in ſeiner Versart nachzuahmen iſt 521
Zärtlichkeit, wie weit dieſelbe unter den Menſchen gekommen iſt 445
Zothecula, was es bey den alten Römern geweſen iſt 924
Zuſchauer eine Wochenſchrift, wem man das meiſte davon zu danken hat 879

Ende des Chriſtmonds 1762.

Die Griechen haben in ihren Wörtern nicht ſo viele zuſammenſtoſſende Mitlautende, als man bey uns antrifft, und auch dabey lange und kurze Lautbuchſtaben. Sie ſetzen daher auch keinen Zwillingbuchſtaben am Ende, wiewohl ſie ſolchen doch bey Hinwegnehmung des letzten Selbſtlauts ſtehen laſſen. Sollte nun die Regel unſers Herrn Gegners hiedurch befeſtigt werden: So müſten ſie nicht αλλ', πολλ', ſondern αλ, πολ ſchreiben. Die Ausflucht, als folgte auf ſolche Verkürzung doch gleich ein Selbſtlaut, woran ſich der vorhergehende ſtumme Buchſtab gleichſam hängete, iſt nicht wichtig genug. Die Lateiner brauchen am Ende keine Zwillingbuchſtaben. Ihre Lautbuchſtaben werden nach einer allgemeinen Regel in der heutigen Ausſprache zuletzt alle mit einem verkürzten Tone ausgeſprochen, als lac, mas, far, fel, ren, ſer, pes, vectigal, finis, mos, cor, grus, ſatur, u. ſ. m. Wir im Gegentheil legen bald einen freyen und hellen, bald aber einen verbiſſenen und nicht ſo gedehnten Klang darauf, welches letztere wir denn durch Verdoppelung der mitlautenden Buchſtaben anzeigen müſſen. Alſo klinget ihr far bey uns wie ſtarr, nicht aber wie dar, und ihr mus wie muß, und nicht wie Mus. Hätten wir zweyerley Zeichen, die langen und kurzen Selbſtlauter damit zu bezeichnen, wie die Hebräer und Griechen: So glaube ich, brauchten wir keine doppelte Buchſtaben am Ende. Da aber dieſes wegfällt, ſo müſſen wir ſie nothwendig zu einem nöthigen Unterſchiede beybehalten. Wir finden überdas auch in denen mit uns ſehr nahe verwandten Sprachen die Buchſtaben verdoppelt. Ich will nur die Engliſche und Schwe-

Auszug
aus des Herrn Batteux,
öffentlichen Lehrers der Redekunſt zu Paris,

Schönen Künſten,

aus dem

einzigen Grundſatze der Nachahmung

hergeleitet.

Zum Gebrauche ſeiner Vorleſungen mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen erläutert

von

Johann Chriſtoph Gottſcheden,
der Weltweisheit ordentlichen, und der Dichtkunſt außerordentlichen Lehrern.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1754.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Vorerinnerung.

Nach so vielen Ausgaben und Uebersetzungen dieses kleinen Werkes vom Herrn Batteux, habe ich es auch noch rathsam befunden, die Lehren desselben bekannter zu machen. Ich thue es nicht deswegen, weil ich etwa viel neues daraus gelernet, das ich vorhin nicht geglaubet oder gelehret hätte. Nein, ich habe den Grundsatz der Nachahmung in den schönen Künsten einsehen müssen, seit dem ich **Aristotels Poetik** gelesen; welches nunmehr beynahe 30 Jahre seyn werden. Meine kritische Dichtkunst, davon ich 1729 an der Michaelmesse die erste Ausgabe ans Licht stellete, war schon auf diesen Grund gebauet; und die besondern Regeln aller Arten der Gedichte, sonderlich der gröstern, sind aus dieser Quelle hergeleitet. Sobald ich 1730 zum Professor der Dichtkunst allhier ernennet worden,

habe ich meine erſten öffentlichen Vorleſungen über den ariſtoteliſchen Tractat gehalten, und obigen Grundſatz ſowohl von der Poeſie, als vom Malen, Tanzen, und der Muſik einzuſchärfen geſuchet: Wie noch viele Gelehrte wiſſen, die damals meine Zuhörer geweſen.

Da mir alſo die Sache ſelbſt weder neu, noch unwahrſcheinlich war: ſo freuete ich mich doch, daß ich ſie von einem Franzoſen, mit einiger weitern Ausdehnung, auf die andern ſchönen Künſte abgehandelt fand. Man kennet die Vorurtheile unſrer Landsleute. Einem alten Griechen, oder Römer glauben ſie bey weitem ſo leicht nicht, als einem Franzoſen: der oft alte Sachen, in einem entweder witzigen, oder doch gefitteten Vortrage erneuert, und gleichſam aufwärmet. Warum ſollte ich mich nun dieſes Vorurtheiles der Deutſchen nicht bedienen, ſie entweder auf der guten Bahn in den freyen Künſten zu beſtärken; oder, dafern ſie ja, durch einige neuere Verführer davon abgeleitet worden, wieder dahin zurück zu führen?

- - - Pueris dant crustula blandi
Doctores, elementa velint ut discere prima. *Hor.*

Weit gefehlet aber, daß ich in dieſer Abſicht einen ſclaviſchen Ueberſetzer hätte abgeben wollen: ſo habe ich meinen Zuhörern vielmehr den Kern und vornehmſten Inhalt davon vor Augen legen, als ihnen alle Worte und Sylben deſſelben zuzählen wollen. Die Urſachen davon ſind leicht zu errathen. Eine bloße Ueberſetzung dieſes Büchleins wäre eine überflüſſige Sache geweſen, nachdem ſchon zwo verſchiedene Dollmetſchungen davon vorhanden waren. Wenn ich nun gleich nicht überall

mit

mit ihnen zufrieden seyn konnte: so wären doch die wenigen Stellen, so sich etwa besser geben ließen, noch kein zureichender Grund einer neuen Uebersetzung gewesen.

Ferner hatte Herr Batteux sich in vielen Stellen ganz auf seine Nation eingerichtet, und viel besondere Anmerkungen einfließen lassen, die sich bloß für die französische Poesie schicken. So wenig man ihm das übel nehmen kann; so unnütz würde es gewesen seyn, solche Dinge deutschen Zuhörern akademischer Lectionen vorzutragen, die insgemein wenig, oder nichts von der französischen Poesie wissen. Solche Stellen nun habe ich entweder sehr ins Kurze gezogen, oder gar ausgelassen.

An deren Stelle hergegen, konnte ein deutscher Leser die Erwähnung solcher Künstler und Werke des Witzes begehren, die unser Vaterland hervorgebracht. Diese habe ich denn an allen Orten eingeschaltet, wo sie mir nöthig geschienen, um durch die Deutung auf bekannte Gedichte, Malereyen, Musiken, Tänze u. s. w. die allgemeinen Regeln und Betrachtungen des Verfassers verständlicher zu machen.

Ich kann nicht läugnen, daß ich auch noch sonst hin und wieder allerley Anmerkungen beygefüget habe. Bald wollte ich die Lehren des Verfassers durch einige Zeugnisse der Alten bestätigen; bald selbige durch einige Beyspiele erläutern; bald durch Gründe von andrer Art bestärken: bald schienen sie endlich einer Einschränkung, bald einer Ausdehnung nöthig zu haben. Kurz, ich habe den Stoff des Herrn Batteux erst gleichsam aufgelöset, das, was mir davon brauchbar schien, behalten, das andere weggeworfen; und an dessen Stelle viel andres mit hineingewebet, und gleichsam ein neues Werk daraus gemachet.

Vorerinnerung.

Ich habe mich dabey auch einiger fremden Hülfe, z. E. des Strada, des Erzbischofs Fenelon, des Aufsehers, u. a. bedienet; von welchen ich an bequemen Orten kurze Stücke eingerücket. Noch längere aber habe ich von meiner eigenen Arbeit eingeschaltet, wie in dem II. Abschnitte, die Nachricht von den berühmtesten deutschen Malern und Kupferstechern; im III. aber die Geschichte von Erfindung und Verbesserung der Musik zeigen werden.

Will mir dieses jemand übel nehmen, der muß bedenken, daß die Franzosen mit den Werken der Ausländer, die sie brauchen wollen, eben so umgehen. Insgemein heißt es von einem solchen Schriftsteller:

Destruit, ædificat, mutat quadrata rotundis.

Warum sollte ein solches Verfahren einem Deutschen nicht auch erlaubt seyn? Wenigstens glaube ich, daß Herr Batteux selbst mirs nicht übel nehmen würde.

Der geneigte Leser bediene sich also dieser Arbeit zur Läuterung seines Witzes, und Schärfung seines Geschmackes: so wie ich mich derselben künftig zu meinen Vorlesungen, zum Besten der studierenden Jugend bedienen werde.

Geschrieben in der Ostermesse 1754.

Gottsched.

Einladungsſchrift

zu den Vorleſungen über des Herrn Batteux Tractat, von den ſchönen Künſten.

Von dem erwähnten Buche des Herrn Batteux, öffentlichen Lehrers der Redekunſt in dem königl. Navarriſchen Collegio zu Paris, iſt dieſen Sommer bereits die zweyte Auflage, mit einigen Zuſätzen vermehret, in Holland bey Lüzac ans Licht getreten. Selbſt bey uns in Deutſchland ſind ſchon zwo Ueberſetzungen davon herausgekommen. Die gute Aufnahme alſo, die ſelbiges bey der gelehrten und artigen Welt gefunden hat, könnte uns ſchon ein geneigtes Vorurtheil von der Güte deſſelben erwecken: wenn nicht auch ſchlechte Sachen bisweilen das Glück hätten, vielen zu gefallen. Es ſind beſſere Urſachen vorhanden, die dieſem kleinen Werkchen vor ſo unzähligen, die in Frankreich und Holland die Buchläden überſchwemmen, einen vorzüglichen Werth beylegen.

Bey dem herannahenden Verfalle des guten Geſchmackes, worüber ſelbſt ſo viele franzöſiſche Schriftſteller klagen, bemerket man ſehr viele ſeichte Bücherſchreiber, deren Flüchtigkeit es nicht zugelaſſen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften anders, als zum bloßen Zeitvertreibe zu beſchäfti-

gen. Sie sind zufrieden gewesen, die einheimischen und allerneuesten Bücher davon durchblättert zu haben, und dünken sich gelehrt genug zu seyn; wenn sie gleich von den ächten Lehrern der freyen Künste, die vormals Athen und Rom erleuchtet haben, kaum die Namen wissen. Die alten Sprachen der Griechen und Lateiner haben sie entweder gar nicht gelernet; oder sie doch, gleich nach Verlassung der untern Schulen, als etwas pedantisches, lieber vergessen wollen. Es war auch freylich ein bequemerer Weg, sich bloß mit dem französischen zu begnügen, und sich sogar unter seinen Landsleuten, allein an diejenigen Schriftsteller zu halten, die sich am wenigsten mit jenen alten Meistern der schönen Wissenschaften bekannt gemachet haben. Wie seicht aber die meisten Abhandlungen der freyen Künste, unter den Händen so stücheiger Anführer, haben gerathen müssen; das kann ein jeder selbst urtheilen.

Es kam noch eine Ursache hinzu, die solchen Verfall der Gründlichkeit, in den Anweisungen zu der angenehmen Gelehrsamkeit, merklich beförderte. Dieses war die Vernachläßigung der Weltweisheit in ihrem ganzen Umfange. Seit dem die berühmten Akademien der Wissenschaften zu London und Paris, sich mit der bloßen Mathematik und Naturkunde beschäfftiget haben; sind zwar diese beyden Wissenschaften ungemein erweitert worden: allein, alle übrige Theile der Philosophie haben dabey sehr viel gelitten. Die Lehre von dem rechten Gebrauche des Verstandes in Erfindung, in Beurtheilung, wie auch im guten Vortrage der Wahrheiten; die Lehre von den ersten Grundwahrheiten, worauf die Gewißheit aller menschlichen Erkenntniß beruhet; die Kenntniß der menschlichen Seele, und aller derer Kräfte, womit Geister und Seelen begabet sind; und endlich die Lehre vom unendlichen und ewigen Wesen, sind bey dem großen Fleiße der Ausländer, die Natur der Körper zu erforschen, fast gar ins Vergessen gerathen. Daher kömmt nun der Misbrauch, daß man einen bloßen Lehrbegriff von der Naturkunde, heute zu Tage, nicht selten für eine ganze Philosophie ausgiebt: gerade, als ob die Vernunft- und Grundlehre, die Geisterlehre, und natürliche Gottesgelahrheit, ja endlich auch die Sittenlehre, das Recht der Natur und die Staatskunst, gar für unehrlich erkläret, und aus den Schulen der Weltweisheit verbannet worden wären.

Aus dieser Vernachläßigung der ausführlichen Philosophie aber, ist das Verderben entsprossen, daß man von den freyen Künsten und schönen Wissenschaften keine richtigen Begriffe, keine gründliche Einsicht hat fassen können. Wie will man hier der ausschweifenden Einbildungskraft, und der modesüchtigen Neubegier wilder Köpfe widerstehen? Wie will man doch

den

den muthwilligen Abweichungen gewisser Neulinge, von den wahren Schönheiten der Natur, die doch in aller Kunst zum Muster dienen müssen, mit Nachdrucke begegnen; wenn man sich keine richtige Art zu denken erworben hat, und die ersten Grundsätze der Vernunft nicht kennet; die in allen menschlichen Erkenntnissen und Erfindungen zum Leitfaden dienen müssen? Man verliert sich nothwendig in lauter willkührlichen Begriffen, und glaubt endlich, wie ein Goldarbeiter, wenn es am Probierſteine fehlet, daß alles, was gleißt, ächtes Metall sey; oder deutlicher zu reden: daß alles, was dem trüglichen Geschmacke des Pöbels gefällt, ein gleiches Recht, und gleich gegründete Ansprüche auf den Beyfall der Kenner und Kunstrichter habe. Ist man doch wohl bey uns schon auf solchen Irrwahn gerathen; wo doch die Weltweisheit in weit mehrerer Achtung ist: was Wunder, daß solches in Frankreich hat geschehen müssen, wo selbige obgedachtermaßen ziemlich ins Vergessen gerathen ist *).

Ein Mann von ganz anderer Art ist der gelehrte Herr Batteux. Mit einer guten Kenntniß des gelehrten Alterthumes verbindet er auch eine philosophische Einsicht. Er weis nicht nur, was die gründlichen Lehrer der schönen Wissenschaften, im alten Athen und in Rom davon gedacht, und vorgeschrieben haben; sondern er versteht auch die Kunst, richtig und ordentlich zu denken, gute Erklärungen oder Definitionen zu geben, Grundsätze daraus herzuleiten, und eine Folgerung nach der andern daraus zu ziehen. Das erste zwar, hatten schon lange vor ihm, ein Dacier und Rollin in ihrer Gewalt gehabt: das andere aber besitzt er in weit höherm Grade, als diese seine Vorgänger. Daher klaget er nicht ganz unbillig, über die Verwirrung, darinn jene die Begriffe und Grundsätze der schönen Künste, gelassen

*) Daß ich hier den Herren Franzosen kein Unrecht thue, will ich mit dem Zeugnisse eines ihrer vernünftigsten Landsleute beweisen. Es ist der Herr von St. Evremond, der im IV. B. seiner Schriften, auf der 22; S. in den Observations sur le Gout et le Discernement des François, also schreibt: Quoique le Genie ordinaire des François paroisse assez mediocre, il est certain, que ceux qui se distinguent parmi nous, sont capables de produire les plus belles choses etc. Il est surprenant, fährt er fort, que dans une Cour aussi polie, que celle de France, *le bon et le mauvais Gout, le vrai et le faux esprit, y soient, tour à tour à la Mode, comme les habits.* Ce n'est pas, setzet er hinzu: qu'il n'y ait en France des Esprits bien sains, qui ne se degoutent jamais de ce, qui doit plaire; et jamais ne se plaisent à ce, qui doit donner du degoût: *Mais la multitude en ignorante, ou préoccupée étouffe ordinairement le petit nombre des Connoisseurs.* Endlich schließt er: Il n'y a point de pays ou la Raison soit plus rare, qu'elle est en France: Mais quand elle s'y trouve, il n'y en a pas de plus pure dans l'Univers. Hat dieses letzte seine Richtigkeit: so gehört gewiß Herr Batteux zu der kleinen Anzahl derer, die sie in hohem Grade besitzen.

lassen haben; so eifrig sie auch gewesen sind, dieselben aufzuheitern und fortzupflanzen. Sie gaben der Dichtkunst viel prächtige Lobsprüche; sie konnten aber weder einen fruchtbaren Begriff von derselben geben, daraus sich alle ihre Regeln herleiten ließen: noch die Verbindung zeigen, darinn sie mit den andern freyen Künsten steht; oder die Unterschiede derselben deutlich bezeichnen. – Er selbst aber geht auf den sichern Spuren eines **Plato, Aristoteles** und **Longins**, eines **Horaz** und **Quintilians** einher; daraus ich schon vor vier und zwanzig Jahren, die Regeln der wahren Dichtkunst gezogen, und in meiner kritischen Dichtkunst bekannter gemachet habe.

In diesem Buche des Herrn Batteux aber, ist nicht nur die Dichtkunst, sondern die gemeinschaftliche Quelle aller schönen Künste, nämlich außer ihr, auch der **Musik, Malerey** und **Tanzkunst**, von ihm angewiesen, und erkläret worden. Dieser sämmtlichen Künste Natur und Grund einzusehen, das darf niemanden, der von artigen Sachen ein Liebhaber ist, etwas gleichgültiges zu seyn bedünken. Die heutigen Zeiten sind nicht mehr mit den trockenen Brodtkünsten zufrieden. Es ist wohl wahr, daß ein jeder sich nach seiner Decke strecken, und auf hohen Schulen zuförderst um diejenigen Wissenschaften bekümmert seyn muß, dadurch er einmal seinen Unterhalt erwerben will. Wider diesen Fleiß nun, habe ich so wenig etwas zu sagen, daß ich ihn vielmehr einem jeden bestens anrathe.

Allein, sind denn alle Studierende so genau einzuschränken? Darf denn kein wohlhabender akademischer Bürger, der doch in Zimmern, Speisen und Kleidungen mehrere Zierde liebet, auch wohl Leibesübungen treibt, die nur zum Wohlstande, und nicht zur Nothwendigkeit dienen, auf die zierlichern Studien etwas Zeit und Kosten verwenden? Darf denn niemand neben der Kunst zu predigen, Processe zu führen, oder Kranken beyzustehen, auch einige anmuthigere Dinge kennen lernen? Man weis es, und die Erfahrung lehret es zur Gnüge, daß nicht alle einen so engen Begriff von den akademischen Studien haben. Auf die Musik, und auf das Tanzen wenigstens, legen sich viele: und einige andere Liebhaber üben auch wohl das Zeichnen und Minaturmalen. So sehr man diese angenehme Anwendung einiger Nebenstunden billigen und loben muß; weil dergleichen Dinge einem studirten Menschen niemals nachtheilig sind, allemal aber zur Zierde, ja oft zur Beförderung dienen: so billig ist es, auch die wahre Theorie aller dieser Künste, aus ihrer ersten Quelle ein wenig einzusehen.

Ich setze voraus: wenn ein Studirender solche angenehme Künste treibt, so müsse er sie nicht so handwerksmäßig lernen, wie einer, der sein Brodt, mit singen und spielen, malen und tanzen, verdienen will. Leute

den

diſche anführen. Man ſchreibt z. E. in jener full voll, fully völlig, black ſchwarz, to blacken ſchwärzen, blackneſs Schwärze, Kiſs Kuß, kiſſed geküſſet, pack, Pack, packer Packer, packt eingepackt, Cann Kanne, u. ſ. f. In der Schwediſchen findet man gleichfalls Herr, Herr, full, voll, gott, gut, komm, komm, ock, auch, Kinn, Kinn, deſs dieß deſſe, dieſe, Skall, ein Schall, ſkalla, ſchallen, ſkallda, etwas ſchallendes, oder die Poeſie u. a. wie dieſer Vers des Herrn Stiernhielms zeigt:

Spel, och Sång, gott wijn, mluck Sång, och kråſligt Retter,
Dig ſkole wara beredd, ſå Natt ſomm Dag, och all Oegn-bleck.

Dieſes zeiget ja genugſam, daß der Gebrauch der Zwillingbuchſtaben bey uns ſo gar unrichtig nicht ſey. Angeführte Sprachen haben mehr Gleichheit mit der unſern, als jene todte; daher können wir uns auch eher auf dieſe, als auf jene beruffen.

Die Ausſprache vertheidiget den Satz unſers Herrn Gegners am allerwenigſten, man mag ſie ſo genau beobachten, als man will. Wie ſollte es unmöglich ſeyn, daß ein Selbſtlaut zweene ſtumme Buchſtaben von gleicher Art beleben könne, da er ſo viele von verſchiedener Art zugleich und auf einmal beleben muß? Es iſt ja leichter die Bewegung noch einmal zu wiederholen, als ganz unterſchiedene gleich hinter einander zu machen. Doch fällt dieſes den Werkzeugen der Sprache nicht ſchwer; wie könnte es denn wohl mit dem erſten ſeyn? Es iſt in der Natur der Lautbuchſtaben gegründet, daß ein Wort

lán-

von dieser Art, sind mit der bloßen Fertigkeit in Ausübung solcher Künste zufrieden: an die Theorie derselben aber denken sie eben nicht. Man muß schon einen gewissen Geschmack an der Einsicht in die Gründe einer Sache, das ist, in die Gelehrsamkeit haben, wenn man so weit gehen soll. Das bringt aber die Auferziehung, Anführung und Lebensart der obigen Professionskünstler, nicht mit sich. Das Philosophiren ist ihre Sache nicht; die bloße Uebung und Gewohnheit leiten sie. Ein gelehrter Liebhaber dieser Künste kann und soll sie also von rechtswegen, an Einsicht in die Grundregeln ihrer Künste, so weit übertreffen; als sie es ihm, in Ausübung derselben zuvorthun. Er kann und soll sie auch hernach, durch seine Urtheile von den Schönheiten und Fehlern der Kunstwerke, leiten und lenken, sich in ihren Arbeiten der Vollkommenheit immermehr zu nähern. Dieses ist nun schon ein großer Bewegungsgrund, sich auf hohen Schulen, die Grundregeln dieser Künste, mehr als gewöhnlich ist, bekannt zu machen.

Und was soll ich von den Höfen sagen? Was ist heute zu Tage daselbst gemeiner, als Bildergallerien, Opern, Ballette, Capellen, und Schauspiele von allerley Arten zu haben? Hierinn suchen ja die Fürsten ihre Ehre und ihr Vergnügen: und eine Residenz, die dergleichen Lustbarkeiten nicht aufzuweisen hat, wird unter ihres gleichen eine schlechte Figur machen. Wer soll nun einem Fürsten bey Anschaffung und Einrichtung solcher Dinge rathen? Soll er sich nur den eigennützigen Künstlern selbst anvertrauen, die etwa ein blinder Zufall an seinen Hof wirft? Oder sollen sie sich dem ersten dem besten Rathe, irgend eines Kammerdieners, oder noch geringern Bedienten anvertrauen: der nicht die geringste Kenntniß solcher Dinge hat; und gemeiniglich die Gunst seines Herrn um etliche Ducaten Trinkgeld verkaufet? Wie viel glücklicher sind doch Fürsten! wenn sie einen erleuchteten Adel an ihrem Hofe haben, der sich um die Kenntniß der schönen Künste beworben hat, die Grundsätze derselben einsieht, und die Werke der Künstler, sowohl als ihre Fähigkeit, nach den gehörigen Regeln beurtheilen und prüfen kann. Solche weise Rathgeber machen hernach, daß ein großer Herr, von allen Lustbarkeiten seines Hofes Ehre hat; und seinen Aufwand, der sich bisweilen sehr hoch beläuft, nicht bereuen darf.

Ich übergehe hier noch, daß es demjenigen, der diese schönen Künste recht kennet, ein doppeltes Vergnügen bringt, wenn er sie aus den gehörigen Quellen weit besser einsieht, als andre. Denn das ist der natürliche Lohn aller Kenner, daß sie nicht nur die Schönheiten der Kunstwerke mit aufgeklärtern Augen und Ohren zwiefach empfinden; sondern auch ihre eigene Geschicklichkeit reichlich genießen, die sie dazu fähig gemachet. Ich über-

übergehe auch, was man auf Reisen, in der Fremde, bey dem Anblicke vortrefflicher Meisterstücke, die oft in eine, oft in etliche, oft in alle obige Künste zugleich laufen, für ein Vergnügen empfindet; wenn man sie etwas mehr, als der Pöbel versteht.

Die engen Schranken meiner Anzeige erlauben mirs nicht, mich vorjetzo länger daben aufzuhalten. Ich eile also zu dem Inhalte dieses kleinen Buches vom Herrn Batteux, und zu der Nachricht, was ich bey der Erklärung desselben für eine Lehrart brauchen werde.

Den ersten werde ich wohl am besten vorstellig machen, wenn ich denen zu gut, die solches Büchlein noch nicht kennen, das Verzeichniß aller seiner Abtheilungen und Capitel bekannt mache.

Der I. Theil

setzet die Natur der Künste, durch die Natur des Witzes fest, der sie hervorbringet.

Das 1. Capitel enthält die Abtheilung und den Ursprung der Künste. 2. Der Witz hat die Künste nicht anders, als durch die Nachahmung hervorbringen können. 3. Der Witz muß die Natur nicht so schlecht nachahmen, als sie bisweilen ist. 4. In was für einem Zustande der Witz seyn muß, um die schöne Natur nachzuahmen. 5. Auf was Weise die Künste ihre Nachahmung verrichten. 6. Worinn die Beredsamkeit und Baukunst von andern Künsten unterschieden sind.

Der II. Theil

setzet den Grundsatz der Nachahmung, durch die Natur und Gesetze des Geschmackes fest.

1. Cap. Was der Geschmack ist. 2. Der Gegenstand des Geschmackes kann nichts anders seyn, als die Natur: welches erwiesen wird. 3. Andre Beweise, die aus der Historie des Geschmackes fließen. 4. Die Regeln des Geschmackes haben nur die Nachahmung der schönen Natur zum Augenmerke: daher ist sein erstes Gesetz: Ahme die schöne Natur nach. 5. Das zweyte allgemeine Gesetz: Ahme die schöne Natur wohl nach. 6. Daß es auch besondre Regeln für jedes Kunstwerk giebt, die der Geschmack sonst nirgends, als in der Natur findet. 7. I. Folgerung. Daß es überhaupt nur einen guten Geschmack gebe; obgleich es mehrere Arten desselben insbesondere giebt. 8. II. Folgerung. Da die Künste nur Nachahmerinnen der Natur sind, so muß man durch ihre Vergleichung

chung von ihnen urtheilen. 9. III. Folgerung. Da der Geschmack der Natur, mit dem Geschmacke der Kunst einerley ist: so giebt es nur einen Geschmack, der sich auf alles, auch sogar auf die Sitten erstrecket. 10. IV. Folgerung. Wie wichtig es ist, sich den Geschmack beyzeiten zu bilden, und wie man ihn billig bilden sollte.

Der III. Theil

bestätiget den Grundsatz der Nachahmung, durch seine Anwendung auf alle verschiedene Künste.

I. Abschnitt.

Von der Dichtkunst.

Die Dichtkunst ist weiter nichts, als eine Nachahmung der schönen Natur. 1) Widerlegung der entgegengesetzten Meynungen. 2) Die Abtheilungen der Dichtkunst stecken in der Nachahmung. 3) Die allgemeinen Regeln der Gedichte voll poetischer Sachen, finden sich in derselben. 4) Die Regeln der Gedichte, die bloß eine poetische Schreibart haben, stecken auch in der Nachahmung der schönen Natur. 5) Die Epopöe hat alle ihre Regeln aus der Nachahmung. 6) Die Tragödie gleichfalls. 7) Die Komödie gleichfalls. 8) Die Schäfergedichte ebenfalls. 9) Imgleichen die Fabel. 10) Die lyrische Dichtkunst gleichergestalt.

II. Abschnitt.

Von der Malerkunst.

III. Abschnitt.

Von der Musik und dem Tanzen.

1) Man muß die Natur der Musik und des Tanzens aus der Natur der Töne und Gebärden beurtheilen. 2) Die Leidenschaften sind der vornehmste Gegenstand von Beyden. 3) Alle Musik und alles Tanzen muß eine Bedeutung, und einen gewissen Sinn oder Verstand haben. 4) Von den Eigenschaften, die der Ausdruck in der Musik und im Tanzen haben muß. 5) Von der Vereinigung der schönen Künste.

Aus allen diesen Capiteln nun werde ich 1) meinen Herren Zuhörern, die etwas mehr, als Brodtstudien treiben können, einen kurzen Auszug, in deutlichen Erklärungen, Grund- und Lehrsätzen abfassen, und ihn entweder abzuschreiben geben, oder auf wenige Bogen abdrucken lassen; worüber ich noch nicht ganz schlüssig bin.

2) Werde ich alles, was der Verfasser gutes und nützliches davon beygebracht, in einer mündlichen und lebhaftern Auslegung vortragen; als ob ich alle seine §. §. von Wort zu Wort vorgelesen hätte. Ein jeder aber kann selbst entweder den französischen Text, oder eine von den deutschen Uebersetzungen, die wir schon davon haben, zu Hause nachlesen.

3) Werde ich die Lehren des Verfassers durch bekannte Exempel von Gedichten aller Art, von Malereyen, Musiken und Tänzen erläutern, auch sowohl deren Schönheiten, als Fehler anmerken.

4) Werde ich endlich eine allgemeine Kenntniß der vornehmsten Schriften, der Wälschen, Franzosen, Engländer und Deutschen, von den schönen Künsten mittheilen, die seit 200 und mehr Jahren herausgekommen sind. Die besten und meisten, die ich davon besitze, werde ich meinen Herren Zuhörern selbst vorlegen; und ihren Werth, nebst den besten Ausgaben davon, beurtheilen und bekannt machen.

Die Stunde, so ich zu diesen Vorlesungen bestimmet habe, wird die von 3 bis 4 seyn: und ich mache mir die Hoffnung, daß unsre hohe Schule, die den allgemeinen Ruhm hat, daß die schönen Wissenschaften bey ihr vorzüglich blühen, es auch bey diesem Vorhaben nicht an Liebhabern wird fehlen lassen. Mir wenigstens wird nichts lieber seyn, als wenn ich meine darauf abgezielten vieljährigen Bemühungen und Sammlungen, von Bildnissen, Kupfern und Büchern, dergestalt zum gemeinen Nutzen, und zur Bestätigung der guten Meynung der Ausländer von unsrer Universität, werde anwenden können. Geschrieben den 9ten des Weinmonaths 1753.

Auszug

Auszug

aus des Herrn Batteux Buche:

Die ſchönen Künſte,

aus einer und derſelben Quelle

hergeleitet.

Aus der Vorrede.

I.

Die Menge der Regeln beſchweret die Schriftſteller und Liebhaber. Man muß ſie alſo vermindern.

II. Die Regeln entſtehen aus den Beobachtungen über die Werke der Meiſter und Stümper. Man muß ſie aber ins kurze ziehen.

III. Alle Regeln müſſen wie Aeſte und Zweige aus einem einzigen Stamme ſproſſen. Wer dieß einſieht, dem verſchwinden unzählige Schwierigkeiten.

IV. Der Verfaſſer hatte die Poeten in den Ausgaben mit Anmerkungen geleſen; und wollte ſie nunmehr bey Seite legen: fragte ſich aber ſelbſt: Was iſt denn nun die Poeſie? und worinn iſt ſie von der Proſe unterſchieden?

V. Die Antwort ſchien leicht zu ſeyn: aber eine rechte Definition fiel ihm ſchwer. Denn er hatte von den Dichtern nur aus einem Gefühle geurtheilet.

VI. Er glaubte, die Schuld wäre ſein, weil ſolches in allen Anweiſungen zur Dichtkunſt ſtehen müßte. Allein umſonſt. Rollin ſaget es nicht in ſeiner Manier die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren und zu lernen *.

* Bey uns Deutſchen ſuchet man es vergeblich in Opitzens Poeterey, Buchners Deutſchem Poeten, in Jeſens, Kindermanns, Weiſens, Rothens, Ludwigs, Omeiſens, Menantens, Neukirchs, Ubſens, Hübners u. a. deutſchen poetiſchen Anweiſungen.

VII. Dacier, Boſſü, Aubignac und viele andre * ſagtens ihm auch nicht. NB. Ob dieſes in aller Strenge wahr iſt?

* Z. E. Fenelon, Rapin, Cerceau, Remond von St. Mard u. a. m.

VIII. Ariſtotels Poetik thut ihm endlich die Augen auf: den aber die meiſten Lehrer der Dichtkunſt nicht geleſen hatten; einige Ausleger ausgenommen, die aber ſehr dunkel davon redeten *.

* Bey uns hat Kappolt in ſeiner Poetica ariſtotelica dieſes gelehret, aber keine Nachfolger gefunden, bis auf meine kritiſche Dichtkunſt.

IX. Der Grundſatz der Nachahmung hat ihn indeſſen gerühret; und die Malerkunſt es ihm klärlich beſtätiget: Vt pictura Poeſis erit, ſaget Horaz. Dieß ſchickte ſich denn auch auf die Muſik und Kunſt der Gebärden.

X. Dieſer Tractat hat III. Theile. Der I. zeigt die Natur, die Verſchiedenheit und die Mittel der Nachahmung, aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Witzes.

XI. Der II. Theil redet von dem Geſchmacke, der von den Künſten urtheilen muß; deſſen Regeln die Vernunft ſelbſt feſtſetzet, und der mit dem Witze genau verbunden ſeyn muß.

XII. Die Regeln des Geſchmackes ſind nichts, als Folgerungen aus dem Grundſatze der Nachahmung der ſchönen Natur; und alſo iſt der Geſchmack an der ſchönen Natur, der wahre gute Geſchmack in den Künſten.

XIII. Dieſes beſtätiget der III. Theil durch die Exempel der Künſte; auf welche der obige Grundſatz, nebſt allen bekannten Regeln, angewendet wird. Daraus erhellet, daß die Nachahmung überall herrſchet.

XIV. So hat der Verfaſſer aus der einzigen Erklärung der Dichtkunſt durch eine Reihe von Vernunftſchlüſſen, die gemeinſchaftliche Quelle aller ſchönen Künſte entdecket *.

* Oder vielmehr nur das wahr befunden, was Ariſtoteles längſt gelehret hatte.

Inhalt des I. Theiles.

Der die Natur der Künste, durch die Natur des Witzes fest setzet, welcher sie erfindet.

I. Es ist mehr pralerisch, als gründlich, wenn man gesaget hat: Die Poesie sey ein Inbegriff aller Künste; sie sey aus Malerey, Musik, und Beredsamkeit zusammengesetzet.

II. Gleichwohl ist etwas Wahres darinn. Sie redet und erzählet wie die Redner. Sie beobachtet den Wohlklang und Tact, wie die Musik, und schildert wie die Maler.

III. Sie thut noch mehr; indem sie sich auf alle Materien erstrecket. Sie braucht die schönsten Stücke der Historie. Sie philosophiret vom Himmel, und senket sich in die Abgründe der Erde. Sie dringet in die Unterwelt, und sieht der abgeschiedenen Seelen Lohn und Strafen.

IV. Sie ist mit dieser Welt nicht zufrieden, und dichtet sich wohl gar andre Welten, die sie mit vollkommnern Geschöpfen besetzet. Kurz, sie zaubert recht; sie weis Augen und Einbildungskraft zu blenden, und gar durch Hirngespinste wahre Vergnügungen zu schaffen.

V. Fast eben so reden die Liebhaber der andern Künste von ihren Lieblingen: allein sie dringen nicht in den Grund, geben keine Definitionen, und sehen oft das Zufällige für das Hauptwerk an *.

* Das thun unsere obigen deutschen Lehrer ebenfalls. Alle sehen die Poesie für eine Kunst Verse zu machen, für eine gebundene Beredsamkeit an.

VI. Der Verfasser will sie aber nicht sowohl widerlegen, als vielmehr einen Grundsatz fest setzen. Ist dieser einmal sicher, so fallen alle übrige Meynungen übern Haufen *.

* Dadurch werden auch diejenigen neuern Schriftsteller bey uns ihre Widerlegung finden, die uns wieder von der Nachahmung haben abführen wollen; indem sie die Poesie bloß auf den wilden und schwülstigen Ausdruck bringen wollen.

Erstes Hauptstück.

Abtheilung und Ursprung der Künste.

I. Die Künste loben sich selbst. Sie haben die Städte gebauet, Gesellschaften gestiftet, und die Sitten gebessert; auch das Leben viel angenehmer gemachet.

II. Sie ſind dreyerley. Einige dienen zur Nothdurft, den Menſchen vor Froſt und Hunger zu bewahren, und ihn vor andern Uebeln zu verſichern.

III. Andre dienen zur Luſt; und dieſe haben erſt im Frieden und Ueberfluſſe aller Dinge entſtehen können. Dieſe nennet man die ſchönen Künſte.

IV. Noch andre dienen zum Nutzen und zur Luſt zugleich: wie die Baukunſt und Beredſamkeit. Aus Noth erfand man ſie. Der Geſchmack beſſerte ſie.

V. Die erſte Art bedienet ſich der Natur bloß zum Nutzen. Die letzte brauchet ſie zum Nutzen und zur Luſt zugleich. Die ſchönen Künſte ahmen der Natur nach. Die Natur herrſchet alſo überall.

VI. Die ſchönen Künſte ſind hauptſächlich zur Luſt erfunden; aber ſie recht zu verſtehen, muß man auf ihren Urſprung zurück gehen.

VII. Der Menſch hat ſie, und zwar ſich ſelbſt zu gut erfunden. Er war der gemeinen Dinge überdrüßig; daher dachte er auf etwas Neues, das ihm neue Empfindungen erwecken und das Gemüth erfriſchen könnte.

VIII. Allein, was konnte ein ſo eingeſchränkter Geiſt neues erdenken? Er mußte ſich begnügen, die ſchönſten Theile der Natur zur Hand nehmen, und durch die Zuſammenſetzung, etwas vollkommeners daraus bilden, als die Natur ſelbſt hervor brachte *.

* Z. E. dienen Gärten, Spaziergänge, Grotten, Lauben, u. d. m.

IX. Der Witz alſo, als der Vater der Künſte, muß der Natur nachahmen.

X. Er muß ſie aber nicht ſo nachahmen, wie ſie täglich iſt, nämlich wilde und unordentlich, wo ſchlechtes und gutes vermiſchet iſt; ſondern das Schöne in derſelben herausſuchen.

XI. Dieß thut der Geſchmack, als der Richter der Künſte. Er muß aber zufrieden ſeyn: wenn die Natur wohl gewählet, und durch die Kunſt wohl nachgeahmet iſt.

XII. So zielet denn in den Künſten alles auf die Nachahmung der ſchönen Natur ab: welches aus dem Witze, dem Geſchmacke, und der Anwendung auf alle Künſte in ſovielen Theilen erhellen wird.

länger klinget, wenn ein mitlautender Buchſtabe da iſt, als wenn zweene davon ihn begleiten. Die Franzoſen haben am Ende zwar keine doppelten Mitlauter in ihren Wörtern, ſintemal ſolches bey ihnen auch gar nicht nöthig iſt: Dem ungeachtet aber erkennet doch der Herr Desmarais, einer der gröſten Sprachverſtändigen unter ihnen, gar wohl, daß ein doppeltgeſetzter Mitlaut dem vorhergehenden Selbſtlaute einen ganz andern und mehr geſchloſſenen Schall gebe. Er klinget nicht mehr ſo frey und helle als wohl ohne dieſe Verdoppelung geſchiehet *). Alle Lautbuchſtaben haben natürlicher Weiſe einen freyen und hellen Klang. Sollte ſich nun dieſer wohl durch Anhängung eines einzelnen mitlautenden Buchſtabens verändern laſſen? Es würde aber ſolches geſchehen, wenn wir alle Wörter am Ende mit einem einfachen Buchſtaben ſchrieben. Z. E. in den Wörtern, ſchlaff, ſoll, muß, Block, u. ſ. f. Man findet zwar viele Sprachverſtändige, welche die Lautbuch-

*) Man kan davon ſeine eigene Worte nachſehen in ſeinem Traité de la Grammaire Françoiſe p. 102. allwo er ausdrücklich von der Verdoppelung eines Mitlauts nach dem *o* ſagt: Le redoublement de la conſonne aprés un *o*, ſert à le preſſer de telle ſorte, que comme alors il a moins d'eſtenduë & de liberté, que quand il n'eſt ſuivi que d'une conſonne, il reçoit une prononciation plus breve & plus ſerrée. Ainſi au lieu que dans *mole*, *role*, où l' *o* n'eſt ſuivi que d'une ſeule conſonne, & ſe trouve, pour ainſi dire, plus au large; l' *o* eſt long & extrémement ouvert; il eſt bref dans *molle*, *folle* où les deux conſonnes, qui ſuivent, le preſſent & le reſſerrent &c.

Zweytes Hauptstück.

Der Witz hat die Künste nicht anders, als durch die Nachahmung erfinden können. Was nachahmen heiße?

I. Der menschliche Witz kann nur uneigentlich schaffen. Alles, was er hervorbringt, ist nur der Abdruck eines Musters. Alle Hirngespinste eines Phantasirenden sind aus bekannten Stücken der Natur zusammengesetzet. Verbindet nun der Witz widrige Dinge, so raset er. Humano capiti etc.

II. Der Witz also, der zu gefallen suchet, muß die Schranken der Natur nicht überschreiten. Er muß nichts aushecken, was unmöglich ist; sondern nur erfinden, was ist. Die wichtigsten Köpfe schaffen nichts neues, sondern entdecken nur, was schon da war*. Sie beobachten es nur.

* Wie ein fruchtbarer Acker nichts ohne Saamen trägt; aber keine neue Pflanzen hervortreibt.

III. Folglich muß sich der Witz ganz allein auf die Natur stützen. Er muß sie weder schaffen, noch vernichten. Was denn? Ihr folgen, und sie nachahmen. Alle seine Werke sind also lauter Nachahmungen.

IV. Nachahmen heißt, ein Vorbild oder Muster abbilden. Die Natur ist das Vorbild oder Muster aller schönen Künste; die Kunstwerke sind die Nachbilder, oder Abbildungen. In jener liegen Schönheiten und Ordnungen. Ihren Regeln muß man folgen*.

* Alles ist nach Zahl, Maaß und Symmetrie gemachet.

V. Die Kunst erborget also die Züge der Natur, und stellet sie an solchen Dingen dar, denen sie nicht eigen sind. Z. E. ein Bildschnitzer in Holz oder Stein; ein Maler auf einer Fläche; ungleichen ein Tonkünstler, in Tönen und Tacten; und ein Dichter gleichfalls, in Worten und ihrem Klange.

VI. Was ist also die Malerey? Eine Nachahmung sichtbarer Gegenstände. Nichts ist auf dem Bilde wahrhaftig: alles ist ein Blendwerk. Die Aehnlichkeit allein ist ihre Vollkommenheit.

* Canitz saget:

Daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Aehnlichkeit verliert,
Wenn es wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.

VII. Musik und Tanzkunst können zwar auch die Sprache und Gebärden der Redner auf dem Lehrstuhle und im Umgange leiten. Sie können auch

auch aus Eigenſinn, widrige Töne und närriſche Sprünge zuſammen koppeln; allein ſo überſchreiten ſie die Gränzen *.

* Exempel ſo gedrechſelter Tänze und Muſiken, die nichts nachahmen, ſind häufig bekannt.

VIII. Wollen ſie alſo ſeyn, was ſie ſeyn ſollen: ſo müſſen ſie auf die Nachahmung der Natur kommen, und nichts als Leidenſchaften durch Töne und Gebärden nachahmen; und ſo werden ſie gefallen.

IX. Die ganze Poeſie lebt bloß vom Dichten. Der Wolf hat die Züge des ungerechten Gewaltigen, das Lamm der ſchwachen Unſchuld an ſich. Die poetiſchen Schäfer ſind nur Bilder. Die Luſtſpiele gleichfalls *.

* Wenigſtens wenn ſie nicht übertrieben ſind. Plautus, Weiſe, Moliere und Hollberg fehlen oft.

X. Das Trauerſpiel iſt bloß durch die Nachahmung ein Gedicht. Cäſar und Pompejus ſind zwiſtig. Das iſt Hiſtorie. Allein man erfinde Reden, Bewegungsgründe, Verwirrungen, nach ihren Charaktern: das wird Poeſie ſeyn *.

* Eben das iſt von unſern deutſchen Originalſtücken Darius, Panthea, Dido, Aurelius, Agis, u. ſ. w. auch wahr.

XI. Die Epopöe iſt eine Erzählung möglicher Thaten, die mit allen Merkmaalen der Wirklichkeit begleitet ſind. Juno und Aeneas haben niemals geſaget oder gethan, was Virgil berichtet. Allein ſie hätten thun können. Das iſt genug *.

* So iſt es auch im Deutſchen Hermann, mit dem Marbod, Segeſth, Varus, u. ſ. w.

XII. So ſind nun alle ſchöne Künſte bloß etwas eingebildetes, erdichtetes, und nachgeahmtes, das den wahrhaften Dingen ähnlich iſt. Darum wird allemal die Kunſt der Natur entgegen geſetzet: darum ſchreyt alles: Man müſſe der Natur folgen! Kurz, darum ſind die vollkommenſten Kunſtwerke die, welche man für die Natur ſelbſt anſehen möchte.

XIII. Dieſe Nachahmung nun, iſt die reichſte Quelle der Vergnügungen. Der Witz übet ſich in Entdeckung der Aehnlichkeiten: und dieſe Arbeit ergetzet ihn deſtomehr, weil er ſich mit ſeiner Geſchicklichkeit dabey ſchmäuchelt.

XIV. Dieſe Lehre iſt ſchon alt. Ariſtoteles in ſeiner Poetik I. Cap. ſaget: Die Muſik, das Tanzen, die Poeſie, und die Malerkunſt wären nachahmende Künſte. Daraus flieſſen nun alle Regeln ſeiner Poetik *.

* Πασαι συγκειμεναι τυγχανουσιν ουσαι μιμησεις το συνολον. Poet. c. 1.

XV. Plato, den Plutarch (de Gloria Athen.) anführet, hat auch gelehret, daß die Dichtkunſt nur in der Fabel beſtehe; und beſchreibt ſie, als eine lügenhafte Erzählung, die der Wahrheit ähnlich iſt *.

* Η ποιητικη, heißt es, περι μυθοποιιαν εστι, και Πλατων ειρηκεν.

XVI. Aber

XVI. Horaz in ſeiner Dichtkunſt ſaget eben das, wenn er dramatiſchen Dichtern die genaue Beobachtung der Charaktere von verſchiedenen Altern anpreiſt. Si lenitoris ego, nulæa manentis &c. Denn was heißt die Charaktere ſchildern, anders, als nachahmen *?

Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum *imitatorem*, et vivas hinc ducere voces.

* Herr von Fontenelle in einem Briefe an die Verfaſſer des Journ. des Sav. im V. Tom. der letzten Ausgabe, redet eben ſo davon: und geſteht, daß ein Polyeukt oder Cinna, auch in ungebundener Rede, noch vortreffliche Gedichte ſeyn würden. Eben das ſaget la Motte, in einer Ode, von Fenelons Telemach.

XVII. Die Wörter ποιειν und μιμεισθαι, deren ſich die Griechen von Gedichten bedienen, und welche die Lateiner durch facere poemata, durch fingere und imitari geben, zeigen eben das an *.

* Daher kommen ſo viele Mimi alter Dichter, und daher ſind die Schauſpieler Mimi, und Mimæ, andre aber gar Pantomimi genennet worden.

XVIII. So beſteht denn die ganze Dichtkunſt bloß durch die Nachahmung *. Mit der Malerkunſt, Tanzkunſt und Tonkunſt iſt es eben das. Nichts iſt wirklich bey ihnen; alles iſt nachgeahmet. Darinn ſind ſie von der Natur ſelbſt unterſchieden.

* Und was ſagen diejenigen anders, die in der Dichtkunſt immer vom Malen ſchreyen, von Bildern, und Schildereyen lärmen, als daß ſie ſich eines uneigentlichen und dunklen Wortes bedienen, da ſie eigentlich vom Nachahmen reden ſollten.

Drittes Hauptſtück.

Der Witz muß die Natur nicht allemal nachahmen, ſo wie ſie iſt.

I. Witz und Geſchmack müſſen ſehr genau mit einander verbunden ſeyn, wenn ein Künſtler nichts ungereimtes machen ſoll *. Dieſer muß jenen immer leiten.

* Darum ſagen andre, ein Dichter müſſe auch Iudicium, oder eine gute Urtheilskraft haben. Dieß Iudicium poeticum iſt der Geſchmack.

II. Ariſtoteles vergleicht die Poeſie mit der Hiſtorie, und findet ihren Unterſcheid nicht in der Geſtalt, oder Schreibart; ſondern darinn, daß

daß dieſe entwirft, was geſchehen iſt; jene aber das, was hätte geſchehen können *.

* In dieſer herrſchet die Wahrheit, in jener die Wahrſcheinlichkeit. Z. E. unſer Hermann im Heldengedichte, iſt nur wahrſcheinlich.

III. Daher iſt nun die Geſchichte nicht ſo lehrreich für die Leſer, als die Gedichte. Jene ſchildert die Menſchen wie ſie waren, d. i. unvollkommner; dieſe wie ſie ſeyn ſollten, d. i. vollkommner *.

* Homer und Virgil bilden ihre Helden immer beſſer, als ſie geweſen ſeyn mögen. Corneille und Racine auch. Nur Voltaire machet ſeinen Oedipus und Mahomet ſchlimmer, als ſie geweſen.

IV. Die Nachahmung der Künſtler muß alſo nicht knechtiſch verfahren, ſondern theils eine gute Wahl treffen; und theils das Gewählte in aller Vollkommenheit darſtellen *.

* So malte Zeuxis eine vollkommene Schönheit, Cic. Lib. 2. de Inv. c. 1. Kanitz ſeinen Harpax. Aber Günthers Hanns, in der Ode auf den Tugen, taugt nichts.

V. Moliere in ſeinem Miſantropen wählte dieſen Charakter erſt. Aber er ſchildert nicht einen einzigen Menſchenfeind, der etwan damals in Paris leben mochte. Das wäre das Amt eines Geſchichtſchreibers geweſen. Er bildet ihn in aller Vollkommenheit *.

* Sein Geizhals iſt eben ſo. Aber ſowohl Plautus, als er, gehen zu weit, wenn ſie die dritte Hand fodern. Cedo tertiam! Das iſt nicht mehr wahrſcheinlich.

VI. Das heißt nun, man muß die ſchöne Natur nachahmen: d. i. nicht ſchlechweg die Natur, wie ſie iſt; ſondern wie ſie ſeyn könnte, mit allen Vollkommenheiten, die ſich zuſammen ſchicken.

* Daher nennet Juvenal ein recht großes Ungewitter ein poetiſches Ungeſtüm:

Omnia fiunt
Talia, tam graviter, ſi quando poetica ſurgit
Tempeſtas. Sat. XII.

Und von einem ſchönen Menſchen ſagt man: er ſey ſo ſchön, wie ein Bild.

VII. Deſſen ungeachtet bleibt in den Nachahmungen dennoch Wahrheit. Die Poeſie bleibt bey der Natur, ſoviel ſich thun läßt: die Malerkunſt und Schnitzkunſt auch. Nur in Umſtänden, Stellungen und Nebendingen beſſern ſie ſelbige *.

* Die Muſen beym Heſiodus ſagen:

Ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
Ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα μυθήσασθαι.

Viel Falſches wiſſen wir der Wahrheit gleich zu richten:
Doch, wenn wir wollen, auch die Wahrheit ſelbſt zu dichten.

VIII. Schicket ſich nun eine Geſchichte, zu einem Gedichte oder Bilde: ſo brauchen dieſe Künſte ſelbige, wie ſie iſt; bedienen ſich aber ihres Rechtes in Erfindung der Umſtände, Nebendinge, und Stellungen *.

* Wenn le Brun Alexanders Schlachten malete, fand er den Helden und die That in der Geſchichte: alles übrige dichtete er dazu. Hermanns Schlacht mit dem Varus ſteht in der Hiſtorie. Schlegel und Herr Baron von Schönaich ſetzen das übrige als Dichter hinzu.

IX. Aber die Kunſt muß alsdann ſo genau alles vermiſchen, daß nichts ungeſchicktes herauskomme; ſondern alles der Wahrheit ähnlich ſey. Horaz ſaget:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

* Hier verſehens viele Poeten und Maler. Z. E. die Komödie Demokrit; ſetzet Könige und Kirchthürme, auch Fiſchbeinröcke nach Athen. Picart in Fontenelle Todtengeſprächen, ſetzet dem Pluto einen Teufel mit Hörnern zum Trabanten; im Don Quixote aber malet Coypel neue franzöſiſche Trachten.

X. Daher ſteht es Künſtlern frey, Dinge, die in Geſchichten fehlen, auf verſchiedene Art zu dichten *.

* So haben wir viel Iphigenien und Elektren, bey den Alten; viel Sophonisben, Catonen, Maccabeer, Meropen und Catilinen bey den Neuern; viel Schildereyen von Abrahams Opfer, der Bathſeba, Suſanna.

Viertes Hauptſtück.

In was für einem Zuſtande der Witz ſeyn muß, um die ſchöne Natur nachzuahmen.

I. Die glücklichſten Köpfe empfinden nicht ſtets den Einfluß der Muſen. Es giebt nur gewiſſe erwünſchte Stunden für ſie.

* Homer ſelbſt war ſich nicht immer gleich, wie Horaz geſteht. Auch dieſer machete bisweilen in ganzen Jahren nichts. Opitz und Canitz auch nicht.

II. Dieſen glücklichen Zuſtand der Seele nennet man den Enthuſiasmus, oder die Begeiſterung. Alles redet davon, und niemand erkläret ihn recht.

* Viele die davon reden, ſcheinen mehr entzücket oder begeiſtert zu ſeyn, als mit geſetztem Verſtande die Sache deutlich einzuſehen. Rachel nennet es den Himmel fühlen:

Wer nicht den Himmel fühlt, nicht ſcharf und geiſtig iſt,

Und Opitz saget:

Gott verbergt selbst in ihm, und was er denkt und schafft,
Reucht nach Unsterblichkeit, schmeckt nach des Himmels Kraft.

Andre nennen es eine süße Raserey, u. d. m.

III. Weg mit den Allegorien, wo man deutlich lehren will! Ein Weltweiser sieht diese Begeisterung, wie die Fürsten an; ohne sich dadurch den eitlen Pracht ihres Aufzuges blenden zu lassen *.

* Die Gottheit der Dichter ist wie jene, so die Helden im Kriege erhitzet:

Sua cuique *Deus* fit dira Cupido.

d. i. die Kühnheit, die natürliche Unerschrockenheit, oder die Furcht vor der Gefahr.

IV. Was ist also die Wuth eines Dichters? Bey vielen ist sie ein reicher Witz, ein richtiger Verstand, eine fruchtbare Einbildungskraft; sonderlich ein Herz voll edles Feuers, welches sich bey dem Anblicke gewisser Gegenstände leicht entzündet *.

* So war Pietschens und Günthers Begeisterung, in den Oden an den Eugen. Das fühlte Canitz in seinem Gesange auf den Grafen Dohna, und der Ode auf seine Doris.

V. Es gehören also zu dieser Begeisterung gewisse privilegirte Seelen, die jedes Ding lebhafter empfinden, mehr dadurch gerühret werden, und stärker ins Feuer gerathen, als andre; und das, was sie fühlen, auch wieder mit neuer Schönheit sagen können *.

* Horaz beschreibt sie so:

Ingenium cui sit, cui mens divinior et os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.

VI. Man kann leicht denken, was die Gemüthsfähigkeit den Nachahmern der schönen Natur für Vortheile verschaffe. Das Beyspiel des Zeuxis bestätiget es *.

* Die Natur heget unzählige Schönheiten in ihrem Schooße; aber keine ist vollkommen. Zeuxis sieht sie: und setzet sie in Gedanken zusammen. Dieß Bild entzücket ihn. Er wird begierig selbiges zu entwerfen. Er ersinnet also nichts neues, er beobachtet nur stückweise, was in der Natur ist, und verbindet es vernünftig.

VII. So gehts dem Dichter auch. Eine Geschichte die er liest, ein Gegenstand, den er sieht, rühret ihn. Er verliebt sich darein; er fasset Feuer. Nun verwandelt er sich selbst in die Helden. Er wird wechselsweise Cato, Cäsar, Agamemnon, Achilles, u. s. w. *

* Ein Fontaine wird zum Schafe oder Wolfe. Ein Homer sieht die Rosse der Götter. Ein Virgil hört die Seufzer verdammter Schatten. Ein Schönaich die verliebten Klagen der Mathilde. Da heißt es:

Poeta cum tabulas cepit sibi,
Quærit quod nusquam est gentium: reperit tamen.

VIII.

VIII. Aus eben dem Grunde müſſen auch Maler und Tonkünſtler eben die Begeiſterung haben. Sie müſſen ſich ſelbſt vergeſſen, außer ſich gerathen, und ſich mitten unter die Dinge ſetzen, die ſie vorſtellen wollen *.

* Malet jener eine Schlacht, ſo muß er ſich ſelbſt ins Gedränge machen, und wie der Poet, das Getümmel der Waffen, und das Krachen des Geſchützes, nebſt dem Geheule der Sterbenden hören. Will dieſer ein Crucifige, einen Sturm, oder ſonſt ein Winſeln ausdrücken: ſo muß er ſichs ſo lebhaft einbilden, als ob ers ſelbſt hörete. Da heißts:

Bella, horrida bella,
Et Tiberim multo ſpumantem ſanguine cerno.

Oder wie Flemming ſchreibt:

Als aber auch der Krieg, erbarm es Gott! der Krieg,
Mein liebes Meiſſen traf ꝛc.

IX. Das nennet nun Cicero divino Spiritu afflari. Das iſt die poetiſche Wuth und Begeiſterung. Das iſt der Gott, den der Dichter in der Epopöe anruft; den alle Dichter, Maler und Tonkünſtler brauchen *.

* Z. E. Wie lebhaft muß nicht jener Dichter ſich die Zwietracht vorſtellen; wenn er ſchreibt:

Poſtquam diſcordia tetra
Ferratos belli poſtes, portaſque reſregit.

Oder wie ein Deutſcher ſingt:

Mit aufgeſträubten wilden Haaren,
Die ſchwarze Fackel in der Hand,
Die bis zum letzten Strumpf verbrannt,
Seh ich das Ungeheur in ſeinen Abgrund fahren.
Die Zwietracht iſts. ꝛc. S. des Neuſt. II. B.

X. Was iſt nun die Begeiſterung eigentlich? Zwey Stücke machen ſie aus. 1) Eine lebhafte Vorſtellung des Gegenſtandes in Gedanken. 2) Eine ihr gemäße Bewegung des Herzens, oder eine Leidenſchaft *.

* Plutarch in Coriolans Leben ſaget: Gott entzücke den Menſchen nicht; er gebe ihm nur Begriffe, die ihm heftige Leidenſchaften wirken. Οὐ γὰρ ἐκστατικοὺς ποιεῖ τοὺς ἀνθρώπους ὁ θεὸς, ἀλλὰ φαντασίαν ἴσον ἀγωγοὺς.

XI. Viele glauben alſo fälſchlich, die Begeiſterung herrſche nur in der Epopöe, oder erhabenen Ode. Nein, in den kleinern Gedichten hat ſie auch ſtatt; aber in jedem nach ſeiner Art *.

* Güntbers Lied: Will ich dich doch gerne meiden, hat ſie eben ſowohl, als: Eugen iſt fort! Ihr Muſen nach. Und Pietſch in einer Hochzeitode: Wie? muß Apollo ſelbſt entbrennen: fühlet ſie eben ſowohl, als in der: O feuriger Engen ꝛc. In der Fabel vom jungen Kater, im Herrn Lichtwehr, hat ſie eben ſowohl ſtatt; als in Canitzens Schreiben an einige Schönen; oder in ſeiner Einladung an einen Freund.

XII. Kurz, der lebhafte Ausdruck der schönen Natur zeiget, daß der Künstler, wie er auch geheißen, von einem edlen Feuer begeistert gewesen *.

* Daher saget man auch von Malern und Tonkünstlern daß sie ein gewisses Feuer in ihren Werken zeigen.

Fünftes Hauptstück.

Von der Art und Weise, wie die Künste ihre Nachahmung bewerkstelligen.

I. Der besondere Unterscheid der nachahmenden schönen Künste, kömmt auf die Art an, wie jede von ihnen ihre Nachahmung verrichtet *.

* Aristoteles saget eben das im 1sten Cap. seiner Poetik. Διαφερουσι δε αλλ. λων τριων. η γαρ τω γενει ετερα μιμουνται, η τω ετερα, η τω ετερως, και ου τον αυτον τροπον.

II. Die Natur ist in Ansehung der schönen Künste zweyerley, sichtbar oder hörbar. Die übrigen Sinne nämlich thun ihnen keinen Vorschub *.

* Man kann noch hinzu setzen, oder sichtbar und hörbar zugleich, wie alle Schauspiele; außer den Pantomimen.

III. Die sichtbare Natur ahmen die Malerkunst, Schnitzkunst, und Tanzkunst nach: mit dem Unterschiede, daß jene es in leblosen Dingen, diese in einem lebendigen Körper bewerkstelliget *.

* Durch die Bewegungen aber hat sie einen großen Vorzug der Lebhaftigkeit, vor allen Gemählden und Schnitzbildern, die nur todt sind.

IV. Die hörbare Natur wird von der Musik, durch bloße Töne; von der Poesie aber durch abgemessene harmonische Worte nachgeahmet *

* Man merke, daß in Liedern und Singgedichten beydes vereiniget, und also die Nachahmung doppelt wird.

V. So ahmet denn die Malerkunst die schöne Natur durch die Farben: die Schnitzkunst durch erhabene Figuren der Körper, die Tanzkunst durch Bewegungen und Stellungen nach. *.

* Hier sieht man die Ursache, warum auch die Bewegungen und Stellungen eines Redners oder Schauspielers von den Alten zur Tanzkunst gerechnet worden. Man könnte noch die Verkleidungen der Schauspieler, als eine neue Kunst im Nachahmen, hinzusetzen.

VI. Die Musik verrichtet ihre Nachahmung durch unverständliche Töne; die Dichtkunst aber durch verständliche, das ist, abgemessene Worte *.

* Verbinden nun etliche Künste sich mit einander, Z. E. die Musik und Poesie nebst der Tanzkunst in Schauspielen; wozu auch noch die Malerkunst in Ver-

Verzierung der Scenen kömmt, so wird auch das Vergnügen des Zuschauers und Zuhörers um desto größer.

VII. Gleichwohl bleibt ein Trauerspiel, auch ohne Aussprache und Gebärden, ohne Musik und Malerey, was es ist, nämlich ein Gedicht. Eine Musik ohne Gesang, wenn sie nur Gemüthsbewegungen ausdrücket; bleibt auch eine Nachahmung der Natur *, u. s. w.

* Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß Worte oder ein gesungener Text ihr überaus behülflich sind: wie alle Singgedichte zeigen. Eben so helfen die gute Aussprache und Stellungen den Schauspielen sehr empor.

VIII. Wie aber die Künste den Grundriß der Natur verbessern und vollkommener machen: also müssen sie auch den von ihr entlehnten Ausdruck verschönern *.

* So reden die epischen und tragischen Helden viel schöner, als die wahren jemals geredet haben. So verschönert ein Maler und Bildschnitzer alle seine Vorbilder, u. s. w. Nur muß die Wahrscheinlichkeit dabey nicht leiden; wie in Coypels Figuren zum Don Quixote; oder in vielen Kupfern von der Geburt Christi geschiehet.

IX. Die Malerkunst ist also eine Nachahmung der schönen Natur, durch Farben und Figuren *.

* Dieß hat auch bey Abschilderung der häßlichsten Sachen statt. Eine gemalte Schlange und Kröte muß schöner seyn, als die natürliche. Die Häßlichkeit selbst muß noch häßlicher nachgeahmet werden.

X. Die Schnitzkunst ist eine Nachahmung der schönen Natur auf erhabenen Flächen der Körper *.

* Dieß geschehe nun in flachen, oder halberhabenen, oder völlig runden, oder vertieften Figuren; in Gyps, Metall, Elfenbein, Edelstein, Holz, Stein oder Marmor.

XI. Die Tanzkunst ist eine Nachahmung der schönen Natur, durch Stellungen und Bewegungen des menschlichen Leibes *.

* Es sey nun, daß sie allein für sich wirke, oder den Rednern oder Sängern zur Begleitung diene.

XII. Die Musik ist eine Nachahmung der schönen Natur durch Töne der Sänger oder Spielleute *.

* Deren Hauptwerk die Melodie der Oberstimme, ihre Vollkommenheit aber die Harmonie der Mittel- und Grundstimme machet.

XIII. Die Dichtkunst endlich ist die Nachahmung der schönen Natur durch wohl ausgesuchete und abgemessene Worte *.

* Gleichwohl ist es wahr, daß es auch ungebundene Poesien giebt. Z. E. prosaische Komödien, Romane, Fabeln, u. d. gl.

XIV.

XIV. Dieſe Erklärungen ſind einfach, der Natur des Witzes, und dem wahren Geſchmacke gemäß; ſie ſchicken ſich auch auf alle Kunſtwerke, die das wirklich ſind, was ſie heiſſen *.

* Im zweyten und dritten Theile wird ſichs deutlicher zeigen.

Sechſtes Hauptſtück.

Worinn die Redekunſt und Baukunſt von den andern Künſten abgehen.

I. Die Baukunſt war anfänglich eine nothdürftige Kunſt, ſich Hölen in die Berge zu graben, und ſie theils zu unterſtützen, theils zu verſchlieſſen. Allmählich hat ſie mehr Zierde angenommen, und iſt den ſchönen Künſten gleich geworden *.

* Ein Dach auf vier Pfählen, oder eine Laube mit geflochtenen Wänden, war der Grund der Baukunſt. Wie weit war das nicht von den heutigen Palläſten entfernet?

II. Eben ſo gieng es mit der Beredſamkeit. Die Bedürfniß der Menſchen, einander ihre Gedanken mitzutheilen, machte ſie zu Rednern und Geſchichtſchreibern; ſobald ſie ſich der Sprache zu bedienen wußten. Zeit, Erfahrung und Geſchmack putzete ſie allmählich *.

* Homers Helden reden ſchon, allein nur aus Noth, und nach Erforderung der Umſtände. Aber künſtliche Reden kamen viel ſpäter.

III. Endlich ward eine Redekunſt daraus, die faſt der Dichtkunſt an die Seite geſtellet werden konnte. Sie erborgte viel Zierathen von derſelben, ausgeſuchte Worte, Bilder, Allegorien, Gemüthsbewegungen und wohlklingende Sätze *.

* Die älteſten Redner haben ſehr den Homer nachgeahmet. Cicero und Quintilian geſtehen, daß die Poeten die Perioden erfunden; die Redner aber ſie erſt von ihnen gelernet.

IV. So ward die Kunſt das Muſter der Natur; doch mit dem Bedinge, daß ſelbſt die Zierathe die Geſtalt von etwas nothwendigem annehmen muſten; wie in der Baukunſt *.

* Eben ſo muß auch in den beluſtigenden Künſten, der Nutzen nur da ſtatt haben, wo er auch zur Luſt dienen kann. Z. E. in Gärten, wo man Bände mit fruchtbaren Bäumen bezieht. u. d. gl.

V. Wie alſo die Dicht- und Schnitzkunſt ſich ſchlecht entſchuldigen würden, wenn ſie etwas ſchlechtes aus den Geſchichten, oder dem gemeinen

Leben

buchſtaben, als gleichgültig anſehen, und ſie weder für lang noch kurz halten. Allein wir können ihrer Meynung unmöglich beytreten. Der natürliche Ton eines jeden einzelnen Selbſtlauts klinget ja in der Ausſprache lang'; daher müſſen ſie nicht ihrer vornehmſten Eigenſchaft, als wodurch ſie die ſtummen Buchſtaben gleichſam beſeelen, ohne Urſache verluſtig erkläret werden. Dieſe Unterſtützung des Tones und das Aushalten in der Stimme trägt ſo wohl zur Deutlichkeit im Reden, als auch zur Anmuth im Singen ein vieles bey. Das tönende in der Stimme höret ſo gleich auf und wird erſticket, wenn man den Selbſtlaut gar zu ſehr verkürzet, und den folgenden Mitlaut zu früh herzu reiſſet. Unſer Herr Gegner ſcheinet hierinn eine ganz wiederwärtige Meynung zu haben, und die Lautbuchſtaben mehr vor kurz als lang zu halten, welches doch unmöglich ſeyn kan. Er ſetzet, man ſolle den Selbſtlaut verdoppeln, oder ein h, oder ein e hinzuſetzen, wenn man die Länge des Tones in einem Worte anzeigen wolle. Es iſt wahr; man pfleget dieſes noch häufig zu thun, nur fragt es ſich, mit was vor Rechte? Uns will weder die Verdoppelung, noch das Hineinſchieben des h recht gefallen, und wir glauben, man könne beydes mit gutem Grunde aus vielen Wörtern weglaſſen. Die Verdoppelung des Selbſtlauts kan eine groſſe Verwirrung in der Ausſprache machen. Vornemlich würde es bey Anfängern in unſerer Sprache geſchehen. Sie würden nicht wiſſen, wie ſie ſolche Wörter theilen ſollten, und könnten leicht Saal als zwey Sylben, Seele wie drey Sylben leſen, ſo wie Baal und beerdet geleſen wird. Das

h iſt

leben geboren hätten: weil man das Schöne, und nicht das Wahre von ihnen fodert: so würden auch die Baukunst und Beredsamkeit fehlen; wenn die Begierde zu gefallen gar zu sehr hervorblickete *.

* Aristoteles, celare Artem. Alles, was hier ein lauterer Zierrath ist, tauget nichts. Man verlanget kein Schauspiel und Putzwerk, sondern etwas nützliches von ihnen. Z. E. dienen die gothischen Zierrathe der Baukunst.

IV. Gleichwohl schwingen sich diese Künste zuweilen höher. Man muß Helden preisen, und Tempel bauen. Hier muß man die Größe des Gegenstandes ausdrücken, und Bewunderung erwecken *.

* Doch muß man sich von seinem Zwecke niemals zu weit verlieren. Der Nutzen und Gebrauch muß allemal die Hauptabsicht bleiben. Das Schöne selbst muß nützlich seyn.

VII. Was würde man von einem prächtigen Gebäude denken, das zu nichts diente? Der Anschauende würde misvergnügt, und der Urheber lächerlich dadurch werden *.

* Selbst die Pyramiden der Aegypter haben zu Gräbern der Könige gedienet. Aber wozu dienen die heutigen Ehrenpforten, die man gleich wieder abbricht?

VIII. Die Größe, Pracht und Schönheit eines Gebäudes zielen also auf den Herrn, der es bewohnen soll. Die Verhältniß, Mannigfaltigkeit und Einheit, machen es bequemer, dauerhafter und anmuthiger *.

* Selbst die Zierrathe müssen hier nöthig scheinen; so wie in der Schnitzkunst auch das Nöthige zum Zierrathe werden muß.

IX. Eben diesen Gesetzen ist die Beredsamkeit unterworfen. In ihren größten Freyheiten muß sie bey der Wahrheit und dem Nutzen bleiben. Die Wahrscheinlichkeit und Zierde haben nur in Ansehung ihrer statt *.

* Die Wahrheit und das Nützliche nämlich finden bessern Eingang, wenn jene wahrscheinlich ist, und wenn der Vortrag des letztern gefällt.

V. Weder der Redner, noch der Geschichtschreiber, dörfen etwas schaffen. Genug wenn sie wirkliche Gestalten der Dinge zeigen; ja sie sollen nichts hinzu, nichts davon thun *.

* Denn beyde sollen redliche Männer seyn. Von Geschichtschreibern heißt es, ne quid falsi dicere, ne quid veri non audeant: von diesem aber saget Quintilian: Oratorem ne futurum quidem, nisi virum bonum.

XII. Man kann also Poesie und Beredsamkeit einander so entgegen setzen: daß jene die Nachahmung der Natur in abgemessenen Worten; diese aber die Natur selbst, in freyer Rede ist *.

* Es ist also nicht rathsam, Reden in Versen zu halten. Sie werden dadurch Erdichtungen ähnlich, und verdächtig. Was vom Solon zu halten sey, der einmal dergleichen gethan?

XIII. Die Beluſtigung indeſſen bleibt beyden gemein. Denn dieſe bereitet allemal dem Verſalle den Weg: nur muß ſie ſich bey jeder Kunſt nach ihrer Art mit dem Nutzen verbinden *.

* Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci:
Lectorem delectando, pariterque monendo.

XIV. Findet man zuweilen erdichtete Sachen in der Proſa, und trockene Wahrheit in Verſen: ſo haben die beyden Künſte, als ein Paar Freundinnen, auf eine Zeit ihre Kleider gewechſelt *.

* Z. E. in proſaiſchen Komödien, wird das nachgeahmete der Natur deſto ähnlicher, wenn auch die Sprache, der täglichen Art des Umganges ganz gleich iſt.

XV. Es giebt aber Erdichtungen in proſaiſcher Kleidung, wie Romane: es giebt auch Wahrheiten, die in Verſen abgehandelt werden, wie Lehrgedichte. Das ſind vermiſchte Werke *.

* Das iſt nicht anders, als wenn ein Schnitzbild auch mit Farben übermalet wird, oder eine pantomimiſche Nachahmung ohne Worte geſchieht. Auf ſolche Vermengung oder Trennung, geht die ordentliche Regel nicht. Es ſind nur Ausnahmen.

XVI. Ariſtoteles [a] und Plutarch [b] erkennen nichts für Poeſie, als was eine Fabel hat. Empedokles, Theognis, Lucrez, Virgils Feldbau, Horazens und Boileaus Dichtkunſt, Polignacs Antilucrez, u.d.m. ſind keine Gedichte, ſondern Lehrbücher *.

* Sie ſind nur in poetiſcher Schreibart, etwas lebhafter und zierlicher vorgetragen.

a) in der Poetik 1. Cap. S. Herrn Curtius Ueberſ. a. d. 3 S.
b) de audiendis Poetis. S. Herrn M. Heydens deutſche Dollmetſchung beym deutſchen Perſius.

Inhalt des II. Theiles.

Darinn der Grund der Nachahmung, durch die Natur und Geſetze des Geſchmackes, feſtgeſetzet wird.

Vorbereitung.

I. Wenn in der Natur alles verknüpfet iſt, weil alles ordentlich gemachet worden: ſo muß es auch in den Künſten ſo ſeyn; weil ſie Nachahmungen derſelben ſind *.

* Nur die geſchickte Verbindung der Theile machet ein Ganzes ſchön. Das ſchönſte Gebäu, Gemählde oder Gedicht, verliert durch die Zertrennung ſeiner Stücke ſehr viel; daraus nur, wie Horaz ſaget: disjecti membra Poetæ, erſcheinen.

II. Es muß alſo einen gewiſſen Geſichtspunkt geben, darinnen alle entfernte Theile ſich vereinigen; ſo, daß man aus jedem wohlverſtandenen Stücke, denſelbigen einigermaßen erblicken kann *.

* Z. E. Wie aus Herkuls großer Zehe den ganzen Herkul. Dieß iſt die große Regel der Einheit in allen Kunſtwerken. Horaz ſaget:

Denique ſit quodvis ſimplex dumtaxat et unum.

Ein Gebäud, ein hiſtoriſches Gemählde, ein halberhabnes Schnitzbild, oder eine Fabel in der Dichtkunſt beſtätigen ſolches. Sie alle müſſen zwar viel, aber in Einem; oder noch beſſer, Eins in vielem darſtellen.

III. Der Witz und Geſchmack haben in den Künſten einerley Augenmerk. Der eine ſchaffet: der andere urtheilet. So muß denn dieſer nicht eher zufrieden ſeyn, als wenn jener die ſchöne Natur aufs beſte nachgeahmet hat *.

* Dieß iſt die Hauptregel des guten Geſchmackes: dahingegen der ſchlimme mit den wunderlichſten Abweichungen von der ſchönen Natur zufrieden iſt. Canitz ſaget:

Er ſchreyt: mein alter Rock, der wird mir beſſer ſtehn!
Gebt ihm den alten Rock, und laßt den Narren gehn.

imgleichen:

Ein andrer von dem Pfeil Cupidens angeſchoſſen ꝛc.

IV. Dieſer ſoll im zweyten Theile auseinander geſetzet werden. Man wird erſtlich ſehen, was der Geſchmack iſt. 2) Was er den Künſten für Re-

Regeln vorſchreibt. 3) Daß dieſelben alle auf die Nachahmung hin, auslaufen *.

* Von Brück in ſeiner Dichtkunſt (S. der Deutſch. Geſellſch. Eig. Schriften 1. Band. a. d. 13 u. 14. S.) und Günther klagten ſchon zu ihrer Zeit über einen verderbten Geſchmack. Z. E. in dem Ged. an den König Fr. Auguſt.

Wie manchmal zürn ich nicht mit unſrer lieben Zeit,
Die jetzt faſt gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil ſcheut.

Erſtes Hauptſtück.
Was der Geſchmack iſt?

I. Es giebt einen guten Geſchmack *. Das iſt nicht zu läugnen. Wer daran zweifelt, der iſt nicht fähig, die Beweiſe davon zu verſtehen.

* Es giebt nämlich Leute, denen das wirklich Schöne gefällt: und das Schlechte oder Häßliche in den Künſten misfällt. Dieſe haben den guten Geſchmack: und alſo giebt es einen. Alexander hatte ihn nicht.

Gratus Alexandro, regi magno, fuit ille
Choerilus, inculti qui verſibus, ac male natis
Rettulit acceptos regale numiſma Philippos.

II. Aber was iſt dieſer gute Geſchmack? Und kann man ſich nach ſo unzähligen Regeln und Exempeln der ſchönen Künſte, einen deutlichen Begriff davon machen *?

* Zuviel Regeln verdunkeln den Verſtand: und die große Mannigfaltigkeit der Exempel verwirrt ihn. Die Uneinigkeit der Kunſtrichter und Liebhaber machet auch zweifelhaft. Einem gefällt der deutliche Homer, dem andern der dunkle Lykophron; dieſem der natürliche Virgil und Terenz, jenem der ſchwulſtige Lucan und Seneca.

III. Indeſſen muß es doch einen guten Geſchmack geben, der allein gut iſt *. Nur welches iſt er? Und worauf kömmt er an? Auf die Sachen, oder auf den Witz?

* Widerſprüche können nicht beſtehen. Entweder ein Kunſtwerk iſt gut und ſchön, oder nicht. Der es alſo lobet, und der es verachtet, können unmöglich gleich recht haben.

IV. Hat nun der Geſchmack ſeine Regeln, oder nicht? Iſt der Verſtand allein der Sitz deſſelben, oder das Herz allein? oder haben beyde Theil daran *?

* Von allen dieſen Fragen haben die Frau Dacier, der Abt Bellegarde, der Abt du Bos und Rollin weitläuftig gehandelt; aber die Sache mehr verwirrt, als erklärt. König bey uns hat es eben ſo gemachet.

V. Die

V. Die Alten ſcheinen ihn ohne Mühe gefunden zu haben *: Die Neuern aber ſcheinen ihn nur von ungefähr zu finden. Der Weg zu demſelben dünket vielen zu ſchmal zu ſeyn **.

* Doch nicht alle gleich gut. Es giebt auch alte von ſchlechtem Geſchmacke: z. E. Ariſtophanes, Plautus, Perſius, Claudian, Statius, u. a. m.

** Darum ſchweifen ſie rechts und links aus. Dieß zeiget Herr Richey von der Poeſie und Muſik in einer Ode. S. des Neuen Bücherſ. der ſchön. Wiſſenſch. und freyen Künſte II. Th. a. d. 474. S. z. E.

Sie (die heutige Poeſie) machts wie ihre liebe Schweſter,
Die auf Natur faſt wenig hält,
Das ſchickt ſich für kein wälſch Orcheſter,
Was nicht ins Wunderbare fällt.
Natur und Ueberung gehn verloren,
Vor Künſteley mit Mund und Hand:
Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren,
Denn was man hört, iſt Verſtand.

VI. Wer zu ſehr künſtelt, der wird gezwungen. Und wer zu fließend ſchreiben will, wird matt *. Die Alten aber ſchien ein glücklicher Geiſt bey der Hand zu führen: ſie gehen ſo ſicher einher, als ob ſie nicht fehlen könnten **.

* Decipimur ſpecie recti. Brevis eſſe laboro,
Obſcurus fio: ſectantem levia nervi
Deficiunt animique. profeſſus grandia turget:
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellæ.
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

** Das gilt aber freylich nur von den großen Meiſtern bey ihnen, viel andre fehlen auch. Und wieviel Chörili, Bavier und Mävier ſind nicht bey Griechen und Römern verlohren gegangen?

VII. Woher kömmt nun das? Vermuthlich daher, weil ſie der Natur ſelbſt folgeten, und den bloßen Geſchmack zum Führer hatten; da hingegen die Neuern ſich die erſten Nachahmer zu Muſtern ſetzten, und die Beobachtung willkührlicher Regeln zu hoch trieben.

* Die Hauptſache aber war, weil die Neuern immer ihre Vergänger an Witz und Scharfſinnigkeit übertreffen wollten. An dieſer Klippe, ſind in Anſehung der Schriftſteller des goldnen Alters der Lateiner, alle Neuern im ſilbernen und ehernen Alter geſcheitert. Bey uns gehts eben ſo.

VIII. Der Geſchmack allein muß alſo Meiſterſtücke machen; und ſolche Kunſtwerke liefern, die natürlich, frey, und ungezwungen herauskommen *.

* Ein Maler muß alſo mehr die Natur ſelbſt nachahmen, als fremde Zeichnungen und Gemählde: Ein Tonkünſtler gleichfalls mehr die Leidenſchaften

ten ſtudiren, als fremde Noten. Und ein Poet muß mehr die ſchöne Natur, als die Schriften künſtlicher Dichter nachzubilden ſuchen.

IX. Der Geſchmack in den Künſten iſt eben das, was in den Wiſſenſchaften die Einſicht und Urtheilskraft iſt. Ihre Gegenſtände ſind nur verſchieden, ihr Amt aber iſt einerley.

* Sie urtheilen beyde: die Einſicht aus deutlichen Begriffen und Gründen; der Geſchmack aus klaren, aber verwirrten Empfindungen. So hätte der Verfaſſer ſich kurzer erklären können: wenn er den leibnitziſchen Unterſcheid der Ideen gewußt hätte.

X. Der Wiſſenſchaften Augenmerk iſt die Wahrheit: des Geſchmackes hergegen die Güte und Schönheit.

* Noch beſſer, das Schöne allein. Denn es fraget ſich z. E. bey einem Kleide oder Zimmer, welches ſich jemand nach einem beſondern Geſchmacke machen, oder auszieren laſſen, nicht: ob es dauerhaft, oder bequem ſey? ſondern bloß, ob es gut ins Auge falle, d. i. ſchön ſey?

XI. Die Einſicht betrachtet, was die Dinge, ihrem Weſen nach, an ſich ſelbſt ſind; der Geſchmack aber, was ſie in Anſehung unſrer ſind *.

* d. i. ob ſie uns gefallen oder nicht? Ob ſie ein Vergnügen wirken, oder nicht? Was gefällt aber, und was vergnüget uns anders, als das Schöne? Jedes nach ſeiner Art.

XII. Giebt es nun Leute von ſo betrüglicher Einſicht, daß ſie das Wahre für falſch, und das Falſche für wahr halten: ſo giebt es auch Leute, von falſchem Geſchmacke, die das Gute und Böſe da zu ſehen meynen, wo es nicht iſt *.

* Oder vielmehr denen das Schöne, als garſtig; und das Häßliche als ſchön vorkömmt. Z. E. die in der Muſik das Schwere dem Leichten vorziehen; oder in der Malerey das Buntſcheckigte, in der Poeſie aber das wilde und hochtrabende allein für ſchön halten.

XIII. Die Einſicht iſt alſo vollkommen, wenn ſie ohne Wolken und Nebel, und ohne Irrthum das Wahre und Falſche unterſcheidet; der Geſchmack aber gleichfalls, wenn er durch eine klare Empfindung, das Schöne und Häßliche, das Vortreffliche und Schlechte ſogleich erkennet, und keins fürs andre anſieht.

XIV. Iſt alſo die Einſicht eine Fertigkeit, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden: ſo iſt der Geſchmack eine Fertigkeit, das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Vortreffliche zu unterſcheiden *.

* Ich würde lieber ſagen: Eine Fertigkeit nach klaren Begriffen vom Schönen und Häßlichen zu urtheilen. S. meiner kritiſchen Dichtk. III. Hauptſtück vom Geſchmacke eines Dichters. Horaz nennet ihn L. II. Ep. 2. ſehr ſchön: Iudicium ſubtile videndis artibus illud.

XV.

XV. Auf diesen Grund stützet sich die Lehre von den schönen Künsten. Unsre Seele empfindet, und die Empfindung wirket eine Neigung. Ist die Erkenntniß ein Licht: so ist die Neigung eine Bewegung, so sie treibt. Jenes erleuchtet, dieses erhitzet sie. Jenes zeiget den Gegenstand, dieses neiget uns zu, oder von ihm *.

* Dieses begreift man aus meiner Erklärung noch besser. Was uns schön dünket, das reizet uns zu sich; was uns häßlich scheint, das schrecket uns ab. Beydes aber kommt auf vorhergehende Empfindungen an.

XVI. Der Geschmack ist also eine Zu- oder Abneigung von etwas: und sein Gegenstand sind die Kunstwerke. Sind nun diese Nachahmungen der Natur: so ist der Geschmack eine Empfindung, ob die Natur gut, oder übel nachgeahmet worden *.

* Imgleichen, ob in der Verbindung verschiedener wohl nachgeahmter Theile auch ein gehöriges Verhältniß, nach den Gesetzen der Vollkommenheit, beobachtet worden? Hierauf kömmt viel an; wenn man die schöne Natur nachahmen will.

XVII. Scheint nun gleich diese Empfindung plötzlich, und blindlings zu geschehen: so geht doch allemal einiges Licht vorher, bey welchem man sich die Eigenschaften der Sache vorstellet *.

* Es ist also falsch, wenn es heißt:

Non amo te, Marvi, nec possum dicere quare.
Hoc tantum possum dicere: non amo te.

Denn es heißt viel gründlicher: Ignoti nulla cupido. Was man nicht einigermaßen kennet, das kann man weder lieben noch hassen. Aber freylich können sich nicht alle wegen ihrer verwirrten Empfindungen deutlich erklären.

XVIII. Die Urtheile des Geschmackes geschehen so schleunig, daß mans selbst nicht gewahr wird, was einen dazu bewogen hat, etwas zu lieben, oder zu hassen *.

* Aber ein Kunstrichter, oder Weltweiser, muß es zu entdecken wissen, und findet es in der Schönheit oder Häßlichkeit der Sache.

Zweytes Hauptstück.

Das Augenmerk des Geschmackes kann bloß die Natur seyn. Beweise durch Vernunftschlüsse.

I. Unsre Seele ist gemachet, das Wahre zu erkennen, und das Gute zu lieben. Sie kann sich also dem Eindrucke dieser Dinge nicht

nicht entziehen, ſondern wird ſogleich dadurch erwecket, und in Bewegung geſetzet *.

* Die Erfahrung beſtätiget dieſes. Ein bündiger Beweis erzwinget unſern Beyfall: ſo wie eine ausbündige Schönheit aller Augen und Herzen an ſich zieht.

II. So iſt es denn weder ein Eigenſinn, noch blinder Zufall, der uns in der Einſicht, und im Geſchmacke leitet. Alles iſt auf unveränderliche Geſetze gegründet. Jede Gemüthskraft hat ihr vorgeſchriebenes Augenmerk *.

* Es iſt alſo falſch, was jener Dichter ſingt: Was man liebet, das iſt ſchön. Umgekehrt! Es kömmt nur darauf an, daß nicht alle Augen gleich ſcharf ſind, die Schönheiten der Gegenſtände zu entdecken. Herr von Brück in ſ. Ged. von der Dichtkunſt (iſten Theil der Eigenen Schriften der D. Geſellſchaft allhier) ſchreibt:

Lern erſt ein Ding betrachten!
Zwar mancher wird das wohl für was geringes achten.
Doch glaube: wer noch nicht die Sinne wohl geübt,
Der weis nicht, was er will; worauf er Achtung giebt.
Dem Kerl, der Zeuris Bild von Helenen verlachet,
Hat dort Nikomachus die Augen aufgemachet.
Indem er ihm geſagt: Ach! ſähſt du wie ich;
Es käm dir göttlich vor, und mehr als meiſterlich.
Gib dem, der's nicht verſteht, von ganz verfälſchten Weinen:
Sie werden ihm gewiß ganz unvergleichlich ſcheinen.
Warum das? Sein Geſchmack iſt ungeübt und rob.
Was ſoll der Kuh Muſcat? Sie frißt wohl Haberſtroh.

III. Daher iſt nun auch der Geſchmack in den Künſten nichts gemachtes. Er iſt ein Theil unſers Weſens; das mit uns gebohren wird, und uns zu allem, was gut und ſchön iſt, treiben ſoll *.

Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum; juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit et angit. HOR.

* Die Erkenntniß des Schönen geht vorher. Allein was nützte dieſelbe; wenn es uns gleichgültig wäre, ob wir deſſelben genöſſen oder nicht? Die weiſe Natur hat beydes verbunden; die Kraft es zu empfinden, und die Neigung uns daran zu ergetzen.

IV. Dieſes heißt nun der natürliche Geſchmack. Aber warum iſt er uns verliehen? Vielleicht der Künſte wegen, die nicht das Werk der Natur ſind? Nein, der natürlichen Dinge wegen, deren wir bedörfen *.

* Dieſe dienen entweder zu unſrer Erhaltung, oder zum Vergnügen: jene legen den Grund zu unſrer Glückſeligkeit, dieſe vollenden ſie. Zu beyden treibt uns die Empfindung des Guten und Schönen, ehe noch die Kunſt etwas dabey gethan hat.

V. Kaum

V. Kaum hatte der menſchliche Fleiß, nach dem Muſter der Natur, die ſchönen Künſte erfunden; um das Vergnügen der Sinne zu vermehren: ſo ward der natürliche Geſchmack zugleich der Richter dieſer Künſte.

* Er urtheilte aber nach ſeiner alten Art. Was ihm nicht eben die Eindrücke machte, als das natürlich Schöne, das billigte er nicht. Die Kunſt mußte ſich alſo nach dem Muſter der Natur bequemen. Herr von Brück ſaget:

Wo ſiehſt du wohl, daß der, der ein Geſichte reißet,
Das keinem ähnlich iſt, ein groſſer Maler heißet?
Kein Strich darf hier zuviel, kein Strich zu wenig ſeyn,
Denn ſonſt verdirbt die Zier, ſonſt geht die Schönheit ein.
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne ſie, heißt nichtiges Gepränge.
Wenn Zeuris Trauben malt, ſo wird er hoch geehrt,
Weil er die Vögel ſelbſt durch dieſes Bild bethört.

VI. Noch mehr. Weil die Kunſt nach ihrer Art gleichſam erſchaffet; und noch vollkommnere Weſen, als die Natur ſelbſt, hervorbringet; ſo fällt der Geſchmack noch wohl hitziger auf die ſchönen Kunſtwerke, als auf die bloße Natur *.

* So verliebte ſich Pygmalion in ſein eigenes Schnitzbild mehr, als in eine lebendige Perſon. So gefallen uns ſchöne Gärten beſſer, als Wälder und Wieſen; und ein Heldengedicht mehr, als eine Geſchichte.

VII. Das macht: Indem der Geſchmack die Künſte erhoben und gebeſſert hat: ſo iſt er auch ſelbſt viel feiner und edler geworden; ſo daß ihm nur das vollkommenſte und ſchönſte gefällt. Er iſt alſo in den Künſten viel ſchärfer, als in der Natur *.

* Drum fodert man von den Kunſtwerken vielmehr, als von der Natur. Ein poetiſcher Held, eine poetiſche Schönheit, ein poetiſches Feſt muß nichts widerliches, nichts unangenehmes zeigen; ob es gleich in der Natur zuweilen vorhanden iſt. Jener Maler ſchilderte einen Einäugigten im Durchſchnitte, oder von der Seiten.

VIII. Gleichwohl ändert dieſe Vollkommenheit in ſeinem Weſen nichts. Kein Eigenſinn, ſondern das weſentlich Gute und Schöne leitet ihn. Dieß allein gefällt ihm, es komme nun von der Natur oder Kunſt *

* Fehlt er aber zuweilen im Urtheile, ſo geſchieht es aus Unwiſſenheit. Davon ſchreibt Herr von Brück:

Allein es fehlet oft an Augen und Gehöre:
Der Fröſche Lauf ſchämt ſich bey dir die Nachtigall;
Ein heiſcher Eſelſchrey gleicht dem Trompetenſchall.
Zwar Melchers Hans von Gautſch verſteht die Virtuoſen,
Als klänge ihr Lautenſpiel wie naſſe Leinwandhoſen.

Wenn aber Meiſter Trinks ein Leyerſtückchen geigt;
Da ſieht man, wie er gleich ein Bein ums andre beugt.
Was machts? Sein rohes Ohr iſt ungeſchickt gewöhnet,
Drum wird von ihm alsdann der zarte Ton verhöhnet.

IX. Wären die Menſchen aufmerkſam genug, dieſen natürlichen Geſchmack in ihnen ſelbſt zeitig zu empfinden; und fleiſſig genug ihn durch Beobachtungen, Vergleichungen und Nachſinnen zu ſtärken und zu erweitern, ſo würden ſie eine untrügliche und beſtändige Richtſchnur haben, die Künſte zu beurtheilen *.

* Allein die Verführung durch falſche Künſtler und unrichtige Kunſtwerke, die Begierde, etwas neues, und beſonders zu haben und zu machen; der Stolz, ſeine Vorgänger zu übertreffen, die ſchon der Natur folgten, verführen unzähliger Leute Geſchmack aufs Wunderliche und Seltſame.

X. Je mehr falſche Schönheiten aber jemand geſehen, und loben gehöret, deſtomehr wird er verwöhnet; und in ſolcher Verwirrung ſeiner Empfindungen wird die Stimme der Natur bey ihm erſticket: kurz ſein Geſchmack wird falſch *.

* So gieng es dem Neukirch, der ſich in ſeiner Jugend in Hofmannswaldaus und Lohenſteins Sachen verliebt hatte. Aber unverhofft erwachte ſein natürlicher Geſchmack in Berlin, wie ſein Gedicht auf eine breslauſche Hochzeit lehret. Auch Günther geſtund ein gleiches von ſich.

XI. Manchesmal gehen auch ſogar dem Pöbel die Augen auf, ſo daß er der Stimme weniger Kenner Gehör giebt, die ihm den Weg der Natur zeigen. Nicht ihr Anſehen, ſondern die Natur ſelbſt wirket dieß Wunder in ihnen *.

* So hat Opitz ganz Deutſchland den wahren Geſchmack an der ſchönen Natur gelehret. So hat man im Anfange dieſes Jahrhunderts durch die Kritik den falſchen Geſchmack der Lohenſteiniſchen Schule verbannet. Und ſo wird auch der itzt aufſteimende alpiniſchäſthetiſche Schwulſt endlich „vertrieben werden.

XII. Ein Mann von ſeinem Geſchmacke darf nur auf ſeine Empfindungen bey den Werken der Kunſt recht acht geben; und dieſelben recht lebhaft beſchreiben: ſo muß ihm alles recht geben. Sie fühlen ſogleich eben das, und der böſe Geſchmack verſchwindet *.

* Doch nirgends bey allen. Auch um Auguſts Zeiten klagte Horaz über den verderbten Geſchmack der Römer, die des Plautus Zeiten und Lucils Grobheit hochſchätzten.

Sed in longum tamen ævum
Manſerunt, hodieque manent veſtigia ruris.

Und

h iſt eigentlich bey uns ein Mitlaut, wie leicht zu beweiſen ſteht. Es kan daher auch nicht den Selbſtlaut, gleichwie in keiner andern, alſo auch nicht in unſerer Sprache an ſich verlängern. Doch muß man dem eingeriſſenen Gebrauche auch noch ein vieles zulaſſen, wiewohl man allmählich davon abgehen könnte, wie es denn auch ſchon viele unter den Herren Niederſachſen mit gutem Fug und Rechte gethan haben. Sollte ja aber doch das h eine Kraft zu verlängern haben: So müſte man es vielmehr in ſolchen Wörtern gebrauchen, deren Selbſtlaut zwey ſtumme Buchſtaben hinter ſich hat, und doch nicht verkürzt werden ſoll. Man würde alſo nach des Herrn Hofrath Weichmanns Gewohnheit, Ahrt, Wehrt, u. ſ. w. ſchreiben müſſen. Wir haben noch einem Einwurfe zu begegnen, den man uns machen könnte, da wir die Lautbuchſtaben durchgehends für lang erkläret und behauptet haben, daß ihr Ton durch einen ſtummen Buchſtaben nicht könne verkürzet werden. Man könnte uns nemlich die kleinen Wörterchen, an, ab, um, von, hin, mit, bis, in u. a. vorſtellen, welche alle einen verkürzten Klang hätten, und doch nur mit einem Buchſtaben geſchrieben würden. Daraus könnte man behaupten, unſere Regel ſey nicht allgemein. Wir müſſen geſtehen, dieß iſt eine Ausnahme; allein auch nur die einzige. Iſt es denn aber auch ſo ganz gewiß, daß dieſe Wörterchen überall einen verkürzten Ton haben? Das Wörtchen an klinget bey den Niederſachen wie ann, bey den Oberſachſen aber wie ahn, welches leztere auch regelmäſſiger iſt. So könnte es auch mit andern gehen, wie denn das Wörtchen bin die Schleſier

Und wo blieb in den Schauſpielen die Begierde nach ſeltſamen Aufzügen und wilden Thieren, dadurch auch die beſten Stücke der Dichter unterbrochen wurden?

Sæpe etiam audacem fugat hoc terretque Poetam,
Quod numero plures, virtute & honore minores,
Indocti, ſtolidique, & depugnare parati,
Si diſcordet eques, *media inter Carmina, poſcunt*
Aut urſum aut pugiles: his nam plebecula gaudet.

Aber nicht nur der Pöbel, ſondern auch der Adel hatte einen verderbten Geſchmack.

Verum equitis quoque jam migravit ab aure voluptas
Omnis, ad incertos oculos & gaudia vana.
— — — — —
Si foret in terris rideret Democritus; ſeu
Diverſum confuſa genus Panthera Camelo
Sive Elephas albus vulgi converteret ora:
Spectaret populum ludis attentius ipſis,
Ut ſibi præbentem mimo ſpectacula plura.

Horat. Ep. l. II. Ep. 2.

Drittes Hauptſtück.

Beweiſe, die aus der Hiſtorie des Geſchmacks hergenommen ſind.

I. Der Geſchmack in den Künſten hat ſeinen Anfang, Fortgang, und ſeine Abwechſelungen in der Welt gehabt. Und der Verlauf ſeiner Begebenheiten lehret uns, was er iſt.

* Sollte wohl derjenige ſo gelehrte Adam, der alles mit einander gewußt hat, was man nur wiſſen kann; auch einen feinen Geſchmack in den ſchönen Künſten gehabt haben?

II. Es gab eine Zeit, da die Menſchen ſich nur um die Nothdurft bekümmerten. Schäfer, Ackerleute und Soldaten, das waren ihre drey einzigen Stände. An Geſetze, Städte und Sitten dachte man noch nicht. Und wie wäre man auf die ſchönen Künſte gekommen, die nur Kinder der Ruhe und des Ueberfluſſes ſind?

* Ein ſchönes Bild dieſer alten Zeiten vor der Sündfluth, giebt der engl. Zuſchauer in dem verliebten Briefwechſel, zwiſchen der Hilpa und ihrem Freyer Schalum, im VIII B. a. d. 124. 128. S.

IV. Als man müde ward, einander zu ſchaden, und den Werth der Tugend und Gerechtigkeit einzuſehen anfieng, wenn man glücklich werden will: äußerte ſich zuerſt der Trieb zur Freude. Singen und Tanzen war die unſchuldigſte Luſtbarkeit der Sterblichen.

* Das zeiget unter andern der Schild Achills, im XVIII B. der Ilias Homers, wo bey den drey friedlichen Abtheilungen des Lebens, in der Stadt eine Hochzeit, beym Landleben die Weinleſe, und bey der Schäferey ein Tanz in die Runde mit Muſik von Pfeifen und Leyren vorkommen.

V. Allein die Muße, die Nothdurft, die Gelegenheit und der Zufall öffneten allmählich den Weg zu andern und neuen Künſten.

* Z. E. Der Kunſt in Metallen zu arbeiten, der Malerkunſt, der Dichtkunſt, der Weberkunſt, der Kunſt Glas zu machen, und endlich der Schifffahrt.

VI. Kaum wurden die Menſchen gewahr, daß ihr Verſtand mehr, als der Körper vermochte; ſo fand ſich irgend ein großer Geiſt, der die Natur zu betrachten anfieng.

* Z. E. ein Thales, ein Pythagoras: oder wohl noch vor ihnen ein Muſeus, und Orpheus. Dieſe haben die Himmelskugel zuerſt erdacht, und die Muſik erfunden: Thales hat die Figur der Erdkugel, und die Sonnenfinſterniſſe; Pythagoras aber den Grund der Tonleiter in Spannung der Saiten erfunden.

VI. Dieſer bemerkte die Verhältniß und Unordnung der unzähligen Theile der Welt. Er ſah, daß die Natur einfach, und doch abwechſelnd in ihren Wegen; reich, aber ungezwungen in ihrem Putze, regelmäßig in ihren Anſtalten, fruchtbar in ihren Mitteln, aber nicht zu ängſtlich in Anwendung derſelben wäre.

* Dieſes war ſonderlich an den Körpern der Pflanzen und Thiere, wie auch an den Bewegungen der Himmelskörper ſichtbar. Daher redete Pythagoras von der Harmonie der himmliſchen Sphären; und Cicero nach dem Plato, von der Schönheit des menſchlichen Körpers; ja von der Welt Vollkommenheit.

VII. Das alles thaten die erhabenen Geiſter vielleicht nur nach klaren, aber verwirrten Begriffen. Allein die Empfindungen waren lebhaft genug, ſie bald noch weiter zu führen.

* So ein Kopf war Endymion, der ſich nach der Fabel, in den Mond verliebet hatte, und Atlas, der den Himmel trug: die aber beyde Sternſeher waren, und den Lauf und die Veränderung der Geſtirne beobachteten.

VIII. Von Betrachtung der Natur kam ein solcher guter Kopf auf sich selbst. Er bemerkte an sich eine Neigung zu solchen Verhältnissen. Er fand auch, daß er auf eine angenehme Art davon gerühret ward.

* So zog Sokrates die Philosophie vom Himmel auf die Erde, und brachte sie in die bürgerliche Gesellschaft der Menschen. Er bemerkte den Werth und die Schönheit der Tugenden, und lehrte sie jedermann umsonst.

IX. Er bemerkte, daß die Ordnung, Mannigfaltigkeit und Verhältnisse natürlicher Dinge nicht nur auf einen weisen Schöpfer führeten; sondern auch eine Nachahmung zum Besten der menschlichen Gesellschaft verdieneten;

* Damals fieng man an, die Götter mit solchen Tänzen um die Altäre zu verehren, wodurch der Lauf der Planeten am Himmel nachgeahmet ward; und die Ränder der Schatten von Thieren und Bäumen, mit Stäben im Sande nachzuzeichnen.

X. Damals fiengen allererst die Künste an, aus dem Schooße der Natur hervorzugehen. Man begann ihre Grundsätze aus der Verwirrung hervorzuziehen. Man stellte Versuche an, die aber noch unvollkommen waren.

* Z. E. Man machte in Aegypten Bildsäulen, die weder Hand noch Fuß ausstrecketen, und Klötzen ähnlicher sahen, als Schnitzbildern; die Dädalus es wagte, ihnen die Beine zu zertheilen: daher man den Göttern Ketten anlegte, aus Furcht, sie möchten davon laufen.

XI. Und wer hätte gedacht, daß aus einem Schattenrisse ein apellisches Gemälde, aus plumpen Singweisen oder Schäferliedern eine heutige Musik; aus allerley groben Versuchen, etwas Vollkommenes werden würde.

* Z. E. aus des Orpheus Leyer, eine theorbirte Laute, oder ein heutiger Flügel; aus den Dorfliedern bey Weinlesen, ein Trauerspiel; aus verliebten Schäferliedern eine wälsche Oper; aus einem Haberrohre eine Posaune, oder ein Waldhorn werden würde. Horaz beschreibt den unvollkommnen Zustand der Künste in Italien in Arte poet. sehr schön:

Agricolæ prisci &c.

XII. Die neugebohrnen Künste waren wie die Menschen: sie brauchten Auferziehung. Man mußte sie aus der Barbarey reißen. Sie ahmten freylich nach; aber sehr grob, und zwar einer noch groben Natur. Man konnte nichts anders schildern, als was man vor Augen hatte.

* Z. E. des Thespis Trauerspiele, des Pratinas Lustspiele, eine plumpe Wegsäule, Statua mercurialis, oder Deus terminus; eine Isis, ein Horus. Man siehts wohl, wie die holländischen Malereyen und Kupferstiche etwas plumpes und grobes an sich haben. Sie malen, was sie um sich sehen.

XIII.

XIII. Die Verwirrung herrschte in der Zeichnung. Die Verhältniß der Theile fehlete; sowohl als die Entfernung der Figuren, oder Perspectiv. Die Zierrathe selbst waren ausschweifend, grob und widersinnisch.

* Man sehe nur die Zeichnungen in alten historischen Handschriften, aus dem XIII. XIV. Jahrhunderte. Z. E. in dem sogen. wälschen Gaste, im Parcifal, u. a. m. Da sieht man eben das, was man in den ältesten Zeiten der Griechen gesehen haben muß. Denn unsre Vorfahren haben die Malerkunst eben sowohl selbst erfinden müssen, als damals jene. Mit den alten Holzschnitten und Kupferstichen gieng es eben so.

XIV. Die witzigen Griechen bemerkten endlich die wesentlichen Züge der schönen Natur. Sie sahen aber auch zuerst, daß man nicht nur nachahmen, sondern auch wählen müsse. Vor ihnen hatte man nur ungeheure und plumpe Dinge unternommen: Sie, fiengen an nach dem feinen zu streben.

* Das Große blendet die Augen, und setzet in Erstaunen: so wie die Pyramiden, die großen Sphinxe, und Menschenköpfe in Aegypten; imgleichen der Coloß, des Phidias Jupiter, und das Bild Häphestions, das ein Künstler in einen Berg graben wollte. Allein das Schöne gefällt dem Verstande mehr. Jenes ahmet Milton; dieses die Henriade, Glovers Leonidas, und Hermann nach.

XV. So fanden sie denn, daß die Einheit, und Mannigfaltigkeit, das Verhältniß und Ebenmaaß der Grund aller Künste seyn müßten. Und nach diesen Grundsätzen, belebten sich Tafeln, Elfenbein und Marmor; ja die Dichtkunst, Musik, Beredsamkeit, und Baukunst, brachten Wunder hervor.

* Dieß sieht man aus den Beschreibungen gewisser alter Gemälde, im Lucian, u. a. m. Aristoteles erzählet von der Tragödie den allmählichen Fortgang; Cicero von der Beredsamkeit, und Vitruv von der Baukunst.

XVI. Rom ward die Schülerinn Athens. Es sah und bewunderte die griechischen Meisterstücke; und ahmte sie nach, so gut es konnte. Und seine Geschicklichkeit fand überall Beyfall, wo sich seine Waffen furchtbar gemachet hatten.

* Horaz saget sehr schön davon:

Græcia capta ferum victorem cepit & Artes
Intulit agresti Latio. *De Arte Poet.*

Gleichwohl räumet Virgil den Griechen in den Künsten den Vorzug ein.

Excudent alii spirantia mollius æra,
Orabunt causas melius &c.

XVII. Es entstunden Umkehrungen in der Welt. Wälschland ward von ungeschlachten Völkern überschwemmet, und die schönen Künste mit

Füßen

Füßen getreten. Man achtete die Meisterstücke derselben nicht, weil man ihren Werth nicht einsah: und so verlohr sich die Geschicklichkeit sie nachzuahmen.

* Es ist nicht bloß auf die Einfälle der Gothen, Hunnen und Longobarden zu schieben, daß der Geschmack in Rom verlohren gegangen. Dieses geschah schon gleich nach Augusts Zeiten, unter den tyrannischen Kaisern: die Barbarn aber kamen erst im V. Jahrhunderte. Die griechische Baukunst verfiel auch unter den griechischen Kaisern, obgleich keine Barbarn Griechenland überwältigten, oder überschwemmten; und es ist falsch, daß man die alte Baukunst eine gothische nennet. Es ist eine verderbte griechische. S. den Sophientempel zu Constantinopel im Fischer von Erlach.

XVIII. Indessen blieb doch eine kleine Dämmerung davon übrig. Von Zeit zu Zeit brachen einige Stralen davon hervor, und es fehlte nur eine Gelegenheit, zum völligen Anbruche.

* Polykarp Leyser hat in der Hist. Poet med. xvi deutlich gezeiget: daß niemals eine völlige Barbarey in der lateinischen Dichtkunst eingerissen. Es gab immer etliche gute Poeten, sonderlich in Deutschland. Im X. Jahrhunderte ahmte Roswitha die Komödien des Terenz nach. Abälard und der H. Bernhardus waren in Frankreich feine Köpfe: Petrarch und Bocatius aber übertrafen beyde in Italien.

XIX. Endlich wurden vor 300 Jahren (1453) die gelehrten Griechen von den Türken aus Constantinopel vertrieben; und flüchteten nach Italien. Da suchte man nun nun den Virgil, Horaz und Cicero hervor; ja man durchstörte die alten Mauren und wühlete die Erde der Gräber um, um Stücke der alten Baukunst und Schnitzkunst zu finden.

* In Deutschland hat man die alten guten Schriftsteller auch im XII. XIII. und XIV. Jahrhunderte gekannt. Unsere alten Poeten wimmeln von den Anführungen derselben, und kennen die ganze griechische Mythologie. Man hatte auch in Deutschland eine Menge musikalischer Instrumente, wie das Heldenbuch zeiget, und sang nach verschiedenen Stimmen. Man malete endlich so fein, daß man sich darüber verwundern muß, wenn man dergleichen Ueberbleibsel aus Zeiten antrifft, die für barbarisch beschrieen sind.

XX. Bald sah man das schöne Alterthum, mit aller Anmuth der Jugend geschmückt, wieder erscheinen. Es bemächtigte sich sogleich aller Herzen. Man erkannte die schöne Natur darinnen. Man schlug die Alten nach, und fand darinnen Regeln, Grundsätze und Beyspiele zu Mustern.

* Man sehe davon soviele Sammlungen alter Bildsäulen, die theils in Deutschland, theils auch in Wälsch- Holl- und Engelland in Kupfern erschienen. Z. E. Das Recueil des Marbres Antiques qui se trouvent dans la Galerie du

du Roi de Pologne à Dresde, welches 1733. zu Dresden in Req. Fol. erſchienen. Begers Theſaurum Brandenburgicum ſelectum, ſive Gemmarum et numiſmatum græcorum &c. der in II. B. in Fol. 1696. u. f. f. zu Berlin ans Licht getreten. Des Herrn von Ebermayer Theſaurum Gemmarum affabre ſculptarum, welchen D. Bayer zu Nürnberg 1720 in Fol. herausgegeben. Imgleichen Fiſchers von Erlach hiſtoriſche Architectur, die zu Wien im Drucke erſchienen. Ferner Le Grand Cabinet Romain, ou Recueil d' Antiquites romaines &c. que l'on trouve à Rome &c. a Amſt. 1706. Imgleichen die Antiquitates ſacras et civiles Romanorum explicatas, ſo M. A. V. N. 1726 im Haag ans Licht geſtellet. Endlich des Montfaucon Antiquité expliquée; die Pierres antiques gravées, tirées des principaux Cabinets de la France, per Mad. Chegon, und die Images des Heros et des Grands Hommes de l' Antiquité, deſſinées ſur des Medailles, des Pieces antiques &c. par Canini, et gravées par Picart le Romain. Amſt. 1731. u. a. m.

XX. So ward das Alterthum für uns das, was die Natur den Alten geweſen war. Man ſah, wie die Italieniſchen und franzöſiſchen Künſtler ihre Werke, nach dieſen großen Muſtern ausbeſſerten, das überflüßige wegthaten, das Leere ausfüllten, verſetzten, zeichneten, ausmaleten, ſchattirten, und mit Verſtande die Farben austheileten.

* Gleichwohl muß man nicht denken, daß alles Alte, das man entdecket hat, gleich gut geweſen, und die ſchöne Natur ohne Fehler vorgeſtellet. Nein, auch bey den Alten hat es Stümper gegeben; wie ſoviel alte Stücke noch zeigen; welche die Zeit mehr, als manches Meiſterſtück verſchonet hat. Z. E. im Muſeo patavino. Auf unzähligen Münzen, in vielen gegrabenen und geſchnittenen Steinen, u. a. m. ſieht man viel ſchlechte Figuren, und ſeltſame Verbindungen derſelben. Man muß alſo blind ſeyn, wenn man alles Alte ſchön nennet. Und daher wäre es beſſer geweſen, die neuen Künſtler hätten die Natur ſelbſt mehr, als die Copien der Alten nachgeahmet.

XXI. Allmählich fand ſich alſo der Geſchmack in Italien und Frankreich wieder. Man entdeckte täglich neue Vollkommenheiten, und erlangte neue Grade derſelben. Die allgemeine Bewunderung erregte mehr Beſtrebungen, und Fähigkeiten. Der Nacheifer belebte ſie, und überall kamen ſchöne Kunſtwerke zum Vorſcheine.

* Der Verfaſſer vergißt der Deutſchen und Niederländer, und denket nur der Wälſchen und Franzoſen. Gleichwohl beginnen ſchon andre von ſeinen Landesleuten unſrer Künſtler Verdienſte zu geſtehen. S. le Dictionnaire des beaux Arts, das ganz neu in 8. herausgekommen. Er vergißt auch des Kupferſtechens, als einer neuen Kunſt, die ſonderlich in Deutſchland erfunden worden, und die ganz was neues war, zu gedenken. Albrecht Dürer iſt einer der erſten geweſen, der darum etwas rechtes gewieſen hat.

XXII. Da nun die Künſte auf denjenigen Gipfel geſtiegen ſind, dahin man ſie treiben kann: ſo werden ſie ſich wieder verderben, und in die vorige Barbarey fallen. Dieß geſchieht, indem man die ſchöne Natur nicht nur erreichen, ſondern übertreffen will.

* Weil man das alltägliche gewohnt wird, und kein Vergnügen mehr daran findet: ſo ſuchet man den Geſchmack mit etwas neuem zu erwecken. Man verkünſtelt, und überkünſtelt ſie. Man überladet ſie mit weit geſuchten und abgeſchmackten Zierrathen; z. E. den Muſchelwerken und andern läppiſchen Schnörkeln des Gout Baroc, wie ihn die Franzoſen nennen. Man äffet dem einfältigen Zeuge der Chineſer und Japaner nach. u. d. gl.

XXIII. Eben ſo gehts in der Muſik, Dichtkunſt und Beredſamkeit. Die Ohren ſind des natürlichen Geſanges, Dichtens und Redens überdrüßig: drum ſoll alles heroumäßig ſchwer, chromatiſch, gedrechſelt, tiefſinnig, geheimnißvoll, ſpitzfindig und unergründlich ſeyn: kurz, alles wird unnatürlich und gezwungen.

* Und was wollen unſre äſthetiſchen, miltoniſchen, ätheriſchen, mizraimiſchen, ſeraphiſchen, babyloniſchen und ſchwülſtigen Dichter anders, als die Nachahmung der ſchönen Natur, in ein finſteres, alchymiſtiſches, Jacob Böhmiſches, und herrenhuthiſches Galimathias verwandeln; das noch viel ärger iſt, als aller vormalige lohenſteiniſche und mariniſche Schwulſt? Die gar zu gedrechſelte Beredſamkeit eines Neufville, und einiger unter uns, iſt eben ſo verwerflich.

XXIV. Das Verderbniß hat ſich allezeit bey den witzigen Köpfen (les beaux Eſprits) angefangen *. Sie haben den Künſten mehr Schaden gethan, als die Gothen. Dieſe vollendeten nur, was die Seneken und Plinier nebſt ihren Nachahmern angefangen hatten. Werden ſich wohl ** die Franzoſen vor einem gleichen Schickſale bewahren können?

* Bey uns gehts eben ſo. Im vorigen Jahrhunderte verderbten Hofmannswaldau und Lohenſtein mit ihren Schülern den feinen opitziſchen Geſchmack. Kaum hatten wir denſelben in Deutſchland wiederum geläutert, ſo kommen andre Verderber aus den Alpen, mit ihren wurmſamiſchen Epopeendichtern, die ſich wie die Raupen im Frühlinge vermehren; und verderben wieder alles. Unter dem Vorgeben, daß ſie denken, überdenken ſie ſich dergeſtalt, daß ihre Einbildungskraft lauter finſtre Wortgeſpenſter ausbecket, und ein leeres Nichts in kauderwälſche Sprachſchnitzer verhüllet. Werenfels hat ſie längſt in ſeiner Abhandl. de Meteoris Orationis, und Swift in ſeinem Antilongin beſtrafet. Dieſe verdienten itzo mit lauter neuern Exempeln, das Barbos erläutert, noch einmal aufgeleget zu werden.

** Daß es nicht zu hoffen ſey, lehret uns ſchon vor vielen Jahren Remond de St. Mard; in ſeinen drey Briefen über den Verfall des guten Geſchmacks, die ich verdeutſcht in den II Band des Neuen Bücherſ. der ſchön. Wiſſ. u.

ſr. K. eingerücket habe. Eben ſolche Klagen findet man in den Schriften der Akad. der ſchönen Wiſſ. und Aufſchriften, in dem Mercure de France, in der Bigarrure, in dem Rouſſeau, und in des Herrn von Voltaire, des Abts Berni, und Marquis d'Argens Schriften. Man kann es alſo ſicher, als gewiß vorausſetzen. Seneca, der den Anfang ſolcher Verderbniß in Rom vor Augen ſah, zu der er ſelbſt mit half, beſchreibt ſie ſo, daß ſie ſich auf unſre Zeiten vortrefflich ſchicket. Quare quibusdam temporibus provenerit corrupti generis oratio, heißt es, quaeris: et quomodo in quasdam vitia inclinatio ingeniorum facta ſit, ut aliquando *inflata*, mox explicata vigeret, aliquando *infracta* et in morem cantici ducta? Quare aliis *ſenſus audaces* et fidem egreſſi placuerint; aliis *abrupta* ſententiae & *ſuſpicioſa*, in quibus plus intelligendum eſt, quam audiendum? quare aliqua aetas fuerit, quae *translationis iure uteretur invereconde*. Hoc, quod audire vulgo ſoles, quod apud Graecos in proverbium ceſſit: *Talis hominibus ſuis oratio, qualis vita*. Quemadmodum autem uniuscujusque actio dicenti ſimilis eſt; ſic genus dicendi aliquando imitatur publicos mores. Si diſciplina civitatis laboravit, et ſe in delicias dedit, *argumentum eſt luxuriae publicae orationis laſcivia*: ſi modo non in uno, aut in altero fuit, ſed approbata eſt et recepta. — — — Vbi *luxuriam* late felicitas fudit, cultus primum corporum eſſe diligentior incipit; deinde ſuppellectili laboratur; deinde in ipſos domos impenditur cura, ut in laxitatem ruris excurrant &c. *Cum aſſuevit animus faſtidire quae ex more ſunt, etiam in oratione quod notum eſt quaerit*; et modo antiqua verba atque exoleta revocat et profert, *modo fingit et ignota deflectit*, modo id, *quod nuper increbuit, pro cultu habetur, audax translatio et frequens*. Sunt, qui ſenſum praecidant, et hinc gratiam ſperent, ſi ſententia pependerit, *et audienti ſuſpicionem ſui fecerit*. Sunt qui illos detineant et porrigant; ſunt qui non usque ad vitium accedant, ſed qui ipſum vitium ament. Itaque, ubicunque videris, orationem corruptam placere; ibi mores quoque a recto deciviſſe non erit dubium. Quomodo conviviorum luxuria, quomodo veſtium, aegrae civitatis indicia ſunt: *ſic orationis licentia*, ſi modo frequens eſt, *oſtendit animos quoque, a quibus verba exeunt, procidiſſe*. S. Epiſtol. CXIV.

Viertes Hauptſtück.

Die Geſetze des Geſchmackes haben nichts, als die Nachahmung der ſchönen Natur zum Gegenſtande.

I. Aus dieſem allen folget. Der Geſchmack ſey eben ſowohl, als der Witz, eine natürliche Fähigkeit, die nichts anders, als die Natur ſelbſt, oder was ihr gleicht, zum Augenmerke haben kann.

* Man

* Man könnte hinzusetzen, die dem Menschen bekannte Natur, damit sich nicht jemand, auf gut mitronisch, in das Reich der Geister verliere; und alsdann hundert ungereimte Dinge von ihnen, auf den Schlag der menschlichen, nur in ungeheurer Größe, ausbrecke; oder sich in die eingebildeten leeren Räume außer der Welt, das Chaos, die ewige Nacht, die in neunfache Mauren eingeschlossene Hölle, u. d. gl. Schreckbilder mehr verstecke; lauter Träume eines fieberhaften Gehirns! wo

— — —, velut ægri somnia, vanæ
Finguntur speciei. *Hor.*

II. Die erste und allgemeine Regel des Geschmackes sey also diese: Ahme der schönen Natur nach. Der Geschmack ist eigennützig; er will also angenehme Empfindungen haben. Nun erwecket aber selbige bloß das Vollkommene.

* Dieß stimmet trefflich mit der Natur unsrer Seele überein. Denn was bringet uns anders ein Vergnügen, als das Anschauen der Vollkommenheit? Wer mich also ergetzen will, der muß mir nichts fehlerhaftes, schlechtes, und verächtliches, vielweniger etwas ungereimtes abschildern.

III. Daher kömmt es nun, daß uns ein Gedicht mehr belustiget, als eine wahre Geschichte. Diese zeiget den ordentlichen Lauf der Welt, der aus gemeinen und unvollkommenen Dingen besteht: jene aber setzet uns durch die vollkommensten Sachen in Entzückung.

* Das sah schon Baco de Verulamio ein: Res gestæ & eventus, qui veræ historiæ subjiciuntur, non sunt ejus amplitudinis, in qua anima humana sibi satisfaciat: præsto est poesis, quæ facta magis heroica confingat. . . . Cum historia vera, obvia rerum satietate & similitudine, animæ humanæ fastidio sit, reficit eam poesis, inexspectata & varia & vicissitudinum plena canens. *Nov. Org. Scient. Lib. 4.*

IV. So fodert denn der Geschmack die schöne Natur. 1) weil unser eigener Vortheil sie erfodert, indem sie unser Vergnügen befördert. 2) weil sie an sich selbst vollkommener ist.

* Wo bleiben denn aber so viel abgeschmackte Bilder von Zwergen und ungestalten Personen? Diese machet man bloß, weil sie ungereimt, und folglich lächerlich sind, und also einiges Vergnügen erwecken.

V. Gesetzt aber, wir hätten diese Regeln noch nicht, und man sollte sie aus der bloßen Erklärung der Künste finden: die Künste sind Nachahmungen der schönen Natur. Hier frage man nach dem Zwecke der Nachahmung, so wird sichs gleich zeigen: Selbiger sey das Vergnügen, oder die Belustigung.

* Von den nützlichen Künsten ist hier die Rede eigentlich nicht. Es ist also überflüssig, daß der Verf. hier die ganze Natur durchgeht, um zu zeigen: daß der Mensch alle Dinge nach dem Eigennutze beurtheilet. Die schönen Künste sollen nur gefallen, und vergnügen.

VI Der gemeine Grad der Güte, oder des Nutzens aber bringet diese Vergnügung nicht. Ein Ding muß besonders vollkommen, oder in seiner Art schön seyn, wenn es gefallen soll. Es muß also die übrigen von seiner Art übertreffen, und soviel möglich, lauter gute Eigenschaften haben.

* Z. E. Ein Stück Brodt, ein Pferd, ein Kleid von gemeiner Art, sind nöthig und nützlich: aber sie vergnügen nicht. Aber ein sehr schönes Weitzenbrodt, ein treffliches Pferd, ein kostbares Kleid vergnügen auch. So müssen die Gegenstände der Nachahmung beschaffen seyn. Der Verfasser geht zu subtil in die Metaphysik.

VII. Hierzu kömmt die Mannigfaltigkeit und Seltenheit der Gegenstände. Immer einerley wird man überdrüssig; aber die Abwechselung belustiget. Was gemein ist, ist mittelmäßig: das Vollkommne aber ist seltsam: daher belustiget dieses weit mehr.

* Z. E. Eine Hand voll Tulpen von einer Farbe vergnüget lange nicht so, als ein Strauß von allerley Blumen, oder bunter Tulpen verschiedener Farben. Ein Monstrose aber, oder sehr große und volle Nelke, noch weit mehr, zumal von seiner Farbe. Mit Früchten ist es eben so.

VIII. Wie groß muß also nicht das Vergnügen einer Seele seyn, wo sich Malerey, Musik, Poesie und Tanzkunst mit allen ihren Schönheiten vereinigt darstellen? Nur Schade, daß dieses so selten, ohne Schaden der Tugend geschieht!

* Der Verfasser meynet sonder Zweifel die Opern, die zwar alle diese Schönheiten verbinden, aber fast insgemein schlüpfrige Dinge vorstellen, dadurch die Unschuld und Tugend erstücket, und die wollüstige Weichlichkeit in die Seelen gepflanzet wird. S. Fenelons Gedanken von der theatr. Poesie, vor meiner Schaubühne; imgl. das Cap. von Singspielen in meiner kr. Dichtk.

IX. Allein so viele Empfindungen zugleich, würden die Seele dennoch ermüden und abmatten; wenn sie verwirrt durcheinander liefen. Sie müssen also geschickt vereiniget und verbunden werden, daß sie ein regelmäßiges Ganzes ausmachen; und einander aufhelfen.

* Man muß also auch die Vergnügungen mäßigen, und sie lieber abwechseln, als die Empfindung der einen, durch die andre stören. Z. E. Trauerspiele mit lustigen Zwischenspielen untermischet, stören einander. Man trenne sie also lieber.

X. So frey die Einbildungskraft eines Künstlers ist: so sieht er doch gleich aus einem Theile oder kleinen Anfange eines Werkes, was sich weiter dazu schicken wird. Ein Raphael, der einen Kopf malet, sieht bald, was für eine Stellung, und Gewand dazu gehören wird. u. d. m.

* Jener Kenner sah aus einem Rumpfe eines Schnitzbildes, ohne Kopf und Füße, daß es von einem spinnenden Herkules wäre. Ein Tonkünstler sieht bald

als bihn ausſprechen. Man will zwar den Partikelchen die Kürze einräumen, nur aber aus keinem andern Grunde, als wegen einer uralten Verjährung, vermöge welcher ſie ſich dieſes Vorrecht eigen gemacht haben. Andern ihres gleichen iſt es ſo gut nicht geworden, ſondern die müſſen bey der Regel bleiben, als zwar, wem, der, nur, her, vor, den ꝛc. Was unſer Herr Gegner ferner erinnert, daß viele zuſammengeſetzte Mitlautende den Selbſtlaut mehr verlängerten als verkürzten, geben wir zu, wenn von der Wortzeit oder Quantität die Rede iſt, nicht aber, wenn man von dem freyen oder dem verſchluckten Klange einer Silbe redet. Denn in der Abmeſſung kan ſo wohl ein Wort, daß nur einen Lautbuchſtaben hat, als ein anders, das von vielen umgeben iſt, von gleicher Länge ſeyn. Daher beweiſet ſolches nichts.

Nun ſoll auch die Gewohnheit den neuen Satz ſchützen. Der Herr Verfaſſer beruffet ſich auf die älteſte Schreibart, weil unſere ihm erſt vor einiger Zeit aufgekommen zu ſeyn dünket, und ihm alſo nicht ſo gut als die andere ſcheinet. Es kan ſeyn, daß die älteſten Vorfahren keine Zwillingsbuchſtaben gemacht haben: Allein, haben ſie auch wohl Gründe bey ihrem Schreiben beobachtet? Ich glaube wohl nicht, denn ſonſt würden ſie nicht ſo ungewiß geſchrieben haben. Aus ihren Büchern kan man nichts beweiſen. Denn ein und eben daſſelbe Wort kommt auf einer Seite, ſo oft es vorkommt, immer verändert: Wie will man denn nun daraus eine Rechtſchreibung finden, und einen feſten Gebrauch machen? Sie ſchreiben, wie unſer Herr Gegner

ſelbſt

bald bey dem ersten Tacte eines Stückes, was nun darauf folgen kann, oder muß; und dieser Faden geht insgemein durchs ganze Stück.

XI. Schweift ja ein Künstler mit dem Pindar etwas aus: so muß doch eine geheime Verbindung zwischen der Haupt- und Nebensache seyn; die aber so leicht zu finden ist, daß man es nicht für nöthig hält, sie deutlich anzuzeigen; sondern sie errathen läßt.

* So lassen sich die pindarischen Ausschweifungen rechtfertigen. So lassen sich auch in Horazens Satiren allemal die verschiedenen Stücke einer jeden auf eine Hauptabsicht bringen. Auch Canitzens, und Rachels Satiren sind so. Allein Gunthers seine nicht.

XII. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit bringen das Ebenmaaß und die Verhältniß zuwege: zwo Eigenschaften, die zwar einen Unterschied, allein auch eine Uebereinstimmung verschiedener Theile erfodern.

* Das Ebenmaaß theilet so zu reden ein Ding in zwey Theile, und machet nach dem Muster der thierischen Körper, das Mittelstück verschieden, beyde Seiten aber einander gleich. Was langen nun die heutigen verschobenen Bilderrähmen, die weder alle Symmetrie sind? Die Verhältniß geht noch weiter, und machet auch Kopf und Fuß, Rumpf und Hand u. s. w. einander gemäß.

XIII. So hält denn die schöne Natur, so wie sie in den Künsten vorgestellet werden muß, alle Eigenschaften des Schönen und Guten in sich. Sie ergetzet den Witz, indem sie ihm vollkommene Gegenstände zeiget; sie vergnüget auch das Herz, indem sie ihm nützliche liefert.

* Wenigstens so nützlich, daß sie uns zum Vergnügen gereichen: wie Bilder eine Wand zieren, und das Gesicht, oder Melodien das Gehör, oder wie Poesien die Einbildungskraft ergetzen; Schauspiele aber alles auf einmal thun.

XIV. Die Schönheit ist eigentlich die Uebereinstimmung der Mittel zu ihrem Zwecke: allein es ist unnöthig, tief in die Metaphysik zu dringen, * Genug daß ich den wahren Gegenstand der Künste gewiesen habe. Die Empfindung hat denselben allezeit am gewissesten gelehret.

* Oder besser: die Schönheit ist eine Vollkommenheit, die sinnlich ist: die Vollkommenheit aber eine Uebereinstimmung des Manigfaltigen. S. meine Grundlehre. Indessen sind doch die Menschen nach der bloßen Empfindung in dem Urtheile von Schönheiten nicht eins.

XV. Homer, Virgil, Euripides, Terenz, Raphael, le Brun, Corneille und Racine u. d. m. sind, ungeachtet des Unterschiedes der Zeiten und Oerter, der Regierungsarten und Sitten, einander dennoch in dem wesentlichen Puncte gleich, daß sie die schöne Natur nachgeahmet haben.

* Der eine ſchildert ſie gröber, der andre feiner, der eine ſtärker, der andre zärtlicher; dieſer ins groſſe, jener ins kleine: und noch ein andrer vereinigt die Stärke mit der Anmuth. Ein jeder aber nach Beſchaffenheit ſeiner Augen und Fähigkeit.

XVI. Ihre allgemeine Vollkommenheit hat allezeit darinn beſtanden, daß ſie die Mannigfaltigkeit mit der Vortrefflichkeit, und das Ebenmaaß mit dem Verhältniſſe in der Nachahmung verbunden haben; als ſie ſelbige in der Natur angetroffen.

* Und alle Stümper hingegen haben es entweder in allen, oder in etlichen, oder doch in einem ſolchen Stücke verſehen. Mancher ahmet Kleinigkeiten nach, verſiehts aber im Ganzen: wie Horaz ſaget:

Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos:
Infelix operis ſumma, quia ponere Totum
Neſciet.

Ein andrer machet ſeine Bilder ungehener groß, aber plump, und ohne Verhältniß, u. d. m. Beyde fehlen.

XVII. Das Herz des Menſchen aber zu gewinnen, haben ſie ſolche Dinge nachgeahmet, die einiges Verhältniß auf ihn ſelbſt, auf ſein Glück und Unglück hätten; jenes zu vermehren, dieſes aber zu ſchwächen, oder zu vermindern.

* Z. E. Wenn ſie Begebenheiten dichten, die dem Leſer auch begegnen können; und ihn entweder auf eine vergnügte, oder traurige Art rühren: wie in Heldengedichten Penelope und Dido, oder wie Luſt- und Trauerſpiele thun: oder wie Maler eine Lucretia, oder Kleopatra, eine Suſanne, oder ein Schiff im Sturme entwerfen. Auch hier wäre zu wünſchen, daß nirgends ein Misbrauch ſtatt gehabt hätte.

XVIII. Sind nun nach Verſchiedenheit der Zeiten, Länder, Sitten, und Vorurtheile der Völker, hierinnen Aenderungen vorgefallen; ſo muß man geſtehen: daß ſie niemals das Hauptwerk, ſondern nur Nebendinge betroffen haben. Die Natur der Künſte iſt immer dieſelbe geblieben.

* Dadurch kann man die Alten, z. E. den Homer und Virgil, gegen ihre Tadler rechtfertigen. Ihre Zeiten, Sitten, Religionsgebräuche und beſondern Meynungen entſchuldigen manches; das wir nicht nachahmen können. Mit unſern Vorfahren geht es eben ſo.

Fünftes Hauptstück.

Zweytes allgemeines Gesetz des Geschmackes:

Die schöne Natur muß gut nachgeahmet werden.

I. Die Künste ahmen die schöne Natur nach, um uns gleichsam in eine vollkommenere Sphäre zu versetzen. Verfehlen sie nun ihres Zweckes, indem sie schlecht nachahmen; so ist unser Vergnügen mit Misvergnügen vermischet. Ich hoffe was vollkommnes, und finde Fehler.

* So ist Raphaels Malerey von der Hölle, wo er das Heydenthum ins Christenthum menget. So sind des Marino und Miltons Schildereyen der Hölle. So sind viele Picardische Kupfer davon, und im Don Quixote Coypels Figuren. So Gryphs und Lohensteins Trauerspiele, imgleichen des Plautus, Weisens, Moliers, und Hollbergs Lustspiele.

II. Damit also eine Nachahmung so vollkommen sey, als es möglich ist, muß sie zwo Eigenschaften haben: die Richtigkeit, und die Freyheit. Jene regieret die Nachahmung, diese belebet sie.

* Weil es aber schwer ist, beyde zu verbinden; daher fehlen so viele Künstler. Horaz hebet seine Dichtkunst damit an, den falschen Begriff, von der Freyheit der Künstler einzuschränken; indem er sie auch auf die Richtigkeit verweist. Der Einwurf heißt:

Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.

Allein was antwortet er darauf?

Scimus, et hanc veniam petimusque damusque vicissim;
Sed non ut placidis coeant immitia; non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.

III. Nach dem I. Gesetze wird vorausgesetzet: Der Künstler habe [illegible] sein Muster wohl gewählet, wohl verbunden, und im Kopfe gebildet. Allein ist die Richtigkeit im Abschildern etwas leichtes. Denn selbst die nöthigen Farben hat er sich schon vorher vorgestellet.

* Horaz saget daher:

Verbaque provisam rem non invita sequentur.

Und Boileau:

Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
Et les mots pour le dire arrivent aisement.

Aber die meisten fehlen in ihrem innern Entwurfe.

IV. Ganz anders verhält sichs mit der Freyheit. Diese ist desto schwerer zu erreichen, je mehr sie der Richtigkeit zu widersprechen scheint. Eins thut dem andern Eintrag. Nur die Natur fehlet niemals darinnen, und darum übertrifft sie alle Künstler.

* 2 E.

• Z. E. Wie unendlich verändert sie nicht die Gesichter und Gestalten aller Menschen, Thiere, Bäume, Gegenden u. s. w. Alle ihre Werke sind neu, ungezwungen, und frey, bleiben aber doch richtig: die Künstler hergegen verrathen fast allemal ihre Sclaverey.

V. Wie gezwungen stellet nicht ein Schauspieler seinen August vor! Er nimmt eine ihm unnatürliche Größe an, und stellet sie sich ganz anders in Gedanken vor, als sie seyn sollte. Trifft er einen Crispin im Lustspiele besser: so ist er ihm auch dem Stande nach gleicher.

• Das sehen wir auch täglich. Ein Graf Essex ist viel gezwungener, als ein altenburgischer Bauer oder Gärtner auf der Bühne. Ein Bramarbas viel steifer, als ein Diener; das machet, der Schauspieler nähert sich von Natur mehr diesem als jenem.

VI. Der große Kunstgriff der Nachahmung ist also, sich fest einzubilden: man sey wirklich zu Troyene; Hippolytus sey todt; man sey selbst Theramenes! So wird die Handlung das nöthige Feuer bekommen, und freyer werden.

• So habe ich in Wien den Agamemnon in der Iphigenia, vom Herrn Weisken, und die Merope hier in Leipzig mit einer vollkommenen Ungezwungenheit vorstellen gesehen. Koblhard aber, und alle andre, die ich jene Rolle machen gesehen, waren allezeit etwas gezwungener. Den sterbenden Lusignan machet Herr Schönemann vollkommen frey: so wie den Hypochondristen Herr Echseß. Hingegen heißt es:

Male si mandata loqueris
Aut dormitabo, aut ridebo. Hor.

VII. Diese Freyheit zu erreichen, lassen große Maler zuweilen ihre Pinsel spielen. Bald brechen sie eine Symmetrie; bald ist irgend eine vortheilhafte Unordnung, bald ein vernachläßigter Zierrath, bald gar ein wissentlicher Fehler zu sehen.

• Z. E. Wenn sie Leute in ihren Haus- oder Nachtkleidern, mit offenen Halsknöpfen, und ohne Kraußen, ohne Perrücken oder in wilden Mützen; oder ein Frauenzimmer ungeschnürt, und mit zerdruckter Wäsche, oder aus den Falten gebrachten Kleidern malen. Da heißt es:

A ces petits défauts dans la Peinture,
L'Esprit avec plaisir reconnoît la Nature.

VIII. Allein warum gefallen in der Kunst auch Dinge, die in der Natur misfallen? Gewiß nicht, weil es Vollkommenheiten sind; die dem Verstande gefallen: denn dieser suchet das Schöne; und dieß findet er besser in der Kunst, als in der Natur.

• Zwar gefällt eine gemalte Schönheit, dem Verstande besser, als eine sehr garstige Vettel, die auch gemalet ist. Gleichwohl würde dem Herzen eine wirkliche Schönheit besser, als die gemalte gefallen. Warum? von dieser kann er mehr hoffen, als von jener.

XI. Ein

IX. Ein garstiges, giftiges, reißendes Thier gefällt besser gemalet, als in der Natur: weil dort die Gefahr wegfällt, und die Furcht also ausbleibt, die bey lebendigen allezeit statt behält.

* Die Neugierde nämlich, zu wissen: wie Leuen, Tyger, Panther, Bären, Krocodile, Drachen und Schlangen recht aussehen, wird durch gute und als sie wollen, aufs bequemste gestillet. Und wo bleibt das Vergnügen, über die verspürte Aehnlichkeit?

X. Ein sehr angenehmer Gegenstand hergegen, verliert gewiß etwas in der Kunst. Denn soviel Gnügen auch dem Auge und Witze durch die Aehnlichkeit geschieht; wenn wohl sogar das Herz einen Augenblick betrogen wird, es für wahrhaftig zu halten: so traurig wird dieses, wenn es bald darauf den Mangel der Natur wahrnimmt.

* Das Beyspiel eines Verliebten, der das schönste Bild seiner abwesenden Gebieterinn betrachtet; oder einer Mutter, die ihres todten Kindes Gemählde sieht, erläutert dieses. Auch Pygmalion bemerkte den Mangel des Lebens an seinem Meysterstücke, wie jener athemenlose Jüngling an der warmornen Halbsäule, in die er sich verliebt hatte.

XI. Daher kömmt es auch, daß man von unglücklichen Begebenheiten in Gedichten und Schauspielen vielmehr, als von glücklichen gerühret wird: es wäre denn, daß diese nach einer überstandenen großen Gefahr erfolgten.

* Z. E. wenn eine Iphigenia nach der Todesgefahr glücklich wird: das macht, ein wohlgeordnetes Herz nimmt Theil an andrer Leute Unglück, wie Menedemus in Terenzens Selbstpeiniger saget:

Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Oder ein jeder ist froh, daß dergleichen Zufälle einen nicht selbst treffen: wie Lucrez im II B. saget:

Suave mari magno, turbantibus æquora ventis,
E terra magnum alterius spectare laborem:
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas;
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.

XII. Giebt es indessen dennoch angenehme Kunstwerke, die uns bezaubern: so würden sie uns dennoch ungleich mehr entzücken, wenn wir an ihrer statt die wirkliche Natur hätten: schreckliche hingegen würden uns in der Natur selbst erschrecken.

* Z. E. Eine gemahlte Blume oder Frucht sey auch so schön, als sie wolle: eine natürliche riechet und schmecket auch schön. Ein gemahlter Freund sey so ähnlich als er wolle; die Sprache, wie man saget, oder der Geist, Witz und angenehme Umgang fehlet ihm doch.

XIII. Es schadet nichts, daß man sich auf die natürliche Schwäche der Menschen berufet, welche, da sie ihr Elend fühlen, oft zur Furcht

und zum Schrecken geneigt ſind. Genug, daß die Nachahmung ſich dieſen Vortheil zu Nutze machen kann.

* So haben Cleveland, der vornehme Mann, der ſich der Welt entzogen hat, (L'Homme de qualité) und die Pamela, durch dieſen Kunſtgriff, die meiſten Leſer bekommen. Selbſt die Banise bey uns, iſt nur durch die Abſchilderung ihrer Lebensgefahr, ein ſo berühmter Roman geworden.

Sechſtes Hauptſtück.

Daß es beſondre Regeln für jede Art der Kunſtwerke giebt, welche der Geſchmack bloß in der Natur findet.

I. Der Geſchmack iſt eine Kenntniß der Regeln, aus bloßer Empfindung. Dieſe Art ſie zu verſtehen, iſt viel feiner, als die, durch Einſicht des Verſtandes. Ja ohne ihn, ſind faſt alle Erkenntniſſe einem Künſtler unnütz.

* Man ſiehts wohl, daß die beſten Kunſtrichter der Poeſie, Redekunſt, Muſik und Tanzkunſt, z. E. Ariſtoteles, darum ſelbſt noch keine Künſtler geworden. Viele haben wohl gar ſchlecht Zeug gemachet. Wenn aber Herr Batteux hinzuſetzet, ſie ſey auch ſicherer; ſo bin ich ſeiner Meynung nicht. Denn wie oft irret nicht der bloße Geſchmack?

II. Die Regeln der Baukunſt ſind allgemein: allein hier iſt ein ſchiefer winklichter Platz zu bebauen: dabey verlaſſen ſie mich. Der Eingang eines Redners ſoll deutlich, beſcheiden und anlockend ſeyn. Aber wer ſaget mir, ob der meinige ſo gerathen iſt?

* Es iſt alſo gewiß: der feine Geſchmack empfindet unzählige kleine Regeln der Vollkommenheit, die noch kein Kunſtrichter gegeben hat. Homer und Virgil machten ſchöne Gemählde und Gleichniſſe, eh Bodmer und Breitinger ihre kalten und unnützen Bücher davon geſchrieben hatten. Allgemeine Regeln muß man Anfängern geben: die beſondern muß ihnen der Geſchmack geben; ſonſt machen ſie doch niemals etwas taugliches.

III. Eben ſo iſt es bey einem Maler. Wo ſoll er ſein Gemählde anfangen? wo aufhören? Wie ſoll er die Figuren ſtellen? Etwa, wie es große Meiſter gemachet haben*? Aber die Begebenheit iſt neu, und die Umſtände ſind verſchieden. Er muß alſo den Geſchmack zum Lehrer haben.

* Polyklet machte einmal ein Schnitzbild, und verbeſſerte es, nach allen Erinnerungen, die ihm ſeine Freunde und Tadler gaben. Hernach machte er eins von eben der Art, nach ſeinem Kopfe, und ſtellte beyde zur Schau. Und ſiehe! das letzte ward bewundert, das erſte aber für abſcheu-

lich

lich erkläret. Die abscheuliche Figur gehöret euch, sagte Polyklet; die schöne aber ist mein.

** Gleichwohl hat der Graf Schaftsbury in seinen Characteristiks &c. einem Maler Regeln gegeben, was und wie er malen soll. S. den II. Bücherf. der schön. Wissensch. und freyen Künste VII. B. a. d. 22. u. f. S. wo sie übersetzet zu finden sind.

IV. Erschrickst du vor allen diesen besondern Regeln? Weist du nicht, wo du sie hernehmen sollst? O! wer ein Poet, Maler, oder Tonkünstler seyn will, der muß einen großen Witz und göttlichen Geist haben. Ingenium cui sit, ac mens divinior. Frage also diesen Lehrer.*

* Den hat Bezaleel, den haben Homer, Sophokles, Phidias, Apelles, Terpander, Polygnot, und alle große Künstler gefragt und zu Rathe gezogen. Der kann Vorschriften geben, die in den größten Folianten nicht Raum hätten. Es ist also vergeblich, die Kunstregeln ins Unendliche zu vervielfältigen. Wer diesen innern Lehrer nicht hat, der bleibt doch ein Stümper.

V. Ein einziger Rath bleibt nur übrig. Man sehe auf das große Muster der Natur!

Respicere exemplar vitæ, morumque jubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces. *Hor.*

Aber man sehe es auch mit den rechten Augen eines Künstlers an; die das schöne darinn, vom fehlerhaften unterscheiden können. Sonst rufe ich ihm zu: **Zurück! denn dieser Ort ist heilig!***

* Diese Regel möchte man ohn Unterlaß unsern Malern zurufen. Sie zeichnen unzählige Dinge aus dem Kopfe, ohne sich um ein Muster in der Natur zu bekummern. Z. E. Landschaften, Thiere, Bäume, Blumen, Zweige von allerley Art. Wie viel Schnitzer habe ich nicht schon in Lorberzweigen allein entdecket! das machet; jeder Künstler erschaffet sich eigene, ohne die natürlichen anzusehen.

VI. Hast du aber dieß scharfe Gesicht nicht; gut, folge denen, die es gehabt haben. Das sind die großen Meister des Alterthums. Ahme sie nach! denn sie haben das bemerket, was deinen Augen entwischet. Ließ ihre Schriften, und studire sie bey Tage und bey Nachte.*

* Horaz ruset:

Vos Exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Nur nehmet auch die rechten! Denn auch bey den Alten hat es Stümper gegeben. Chörilus war kein Homer, Aristophanes kein Menander, Plautus kein Terenz, Lucan und Claudian kein Virgil. Auch unter den Meistern muß der Geschmack das schöne wählen.

VII. Was? sprichst du: nur immer nachahmen? immer ein Sclave andrer seyn? Gut! so schaffe denn selber etwas; wie Homer, Aeschylus, Menander, Corneille. Besteige den heil. Dreyfuß, und gieb uns selbst Götterſprüche. Umsonst! Apollo ist taub, und höret dich nicht.*

* Wer nicht Geist und Witz genug hat, etwas neues zu erfinden, oder wenn er ja erfindet, nur Ausschweifungen gebiert, wie Claudian, Milten und ihre Affen: der bleibe lieber beym Nachahmen der großen Meister. Es ist besser, ein Bewunderer der Helden, als ein Urheber abgeschmackter Ungeheuer zu seyn. Wenige Erfinder sind schon zureichend, dem menschlichen Geschlechte Muster und Vorbilder zu geben. Die übrigen müssen nachfolgen.

VIII. Man kennet also die Natur und die Gesetze des Geschmackes. Sie stimmen gänzlich mit der Natur und den Wirkungen des Witzes überein. Ehe ich sie aber auf die verschiedenen Künste anwende, müssen wir einige Folgerungen daraus ziehen.

Siebentes Hauptstück.

I. Folgerung. Daß es überhaupt nur Einen guten Geschmack gebe, und daß es insbesondere viele gebe.

I. Der erste Theil dieser Folgerung erhellet aus allem vorhergehenden. Die Natur ist der einzige Gegenstand des Geschmackes: daher kann nur ein einziger Geschmack seyn. Die Künste folgen gleichfalls der Natur; darum ist auch der Geschmack in Künsten, mit jenem einerley.

* Es ist also nur ein einziger guter Geschmack, der nämlich die schöne Natur billiget: und wer dieselbe nicht billiget, der hat einen übeln Geschmack. Wo bleiben nun diejenigen, die ihre Muster außer der bekannten Natur suchen, oder übernatürliche Dinge schildern wollen?

II. Indessen giebt es unter den Menschen und Völkern, die für klug und artig gehalten werden, einen verschiedenen Geschmack. Wollen wir so kühn seyn, den unsrigen allen andern vorzuziehen; sie aber zu verdammen?*

* Manchmal kann mans thun, ohne ungerecht zu seyn. Z. E. die chinesische Malerey, oder ihre Komödien, dadurch sie lange Historien von vielen Jahrhunderten hintereinander, viele Tage und Nächte in einem fort spielen; da die Zuschauer ab- und zugehen, um zu essen, zu trinken, und zu schlafen, aber immer wiederkommen. Eben so ist es mit dem spanischen und englischen Geschmacke auf der Bühne.

III. Dieß würde bisweilen* ungerecht seyn; weil der besondre Geschmack verschieden, ja widerwärtig seyn kann; ohne darum schlimm zu werden.

Der

Der Grund liegt in dem Reichthume der Natur, und in den Schranken des menſchlichen Witzes und Herzens.

* Ich ſage bisweilen; denn einen willkührlichen Geſchmack, kann man nicht einräumen. Der chineſiſche, perſiſche, türkiſche, und europäiſche Geſchmack in der Baukunſt ſind verſchieden. Aber ſind ſie darum gleich gut? Der alte gothiſche Geſchmack, Kirchen zu bauen, und der in der Peterskirche zu Rom, Paulskirche zu London, oder ein paar Wiener, Berliner und Dresdener Kirchen, iſt ganz anders. Aber ſind ſie darum gleich gut?

IV. Die Natur iſt ungemein reich an Gegenſtänden; und jeder von ihnen kann auf unendlich viel verſchiedene Arten angeſehen werden: wie ein Vorbild mitten in einer Malerakademie ſteht, und aus hundert verſchiedenen Geſichtspuncten angeſehen wird.*

* Aber alle dieſe Zeichnungen werden Nachahmungen der Natur ſeyn: und kein andres Ding malen, als was wirklich vorhanden iſt. Wenn aber unſre alten Maler nie geſehene Greife, Drachen und Teufel malen: iſt denn dieſer Geſchmack auch gut?

V. Cicero z. E. hat die catiliniſche Verſchwörung als Conſul und Redner, mit aller Stärke der Beredſamkeit und des Anſehens, entworfen. Er beweiſt, ſchildert und vergrößert. Alle ſeine Worte ſind feurige Pfeile. Salluſtius ſieht ſelbige von einer andern Seite an. Er iſt nämlich ein Geſchichtſchreiber, der die Sache ohne Leidenſchaft betrachtet.

* Horaz beſchreibt den Mäcen als einen Beſchirmer der Muſen; Seneca hingegen als einen Wollüſtling von übelm Geſchmacke, als einen Verderber der Schreibart. Und beyde hatten recht. Weil die Stelle nicht gemein iſt, will ich ſie herſetzen. Quomodo Mæcenas vixerit, notius eſt, quam ut narrari nunc debeat: quomodo ambulaverit, quam delicatus fuerit, quam cupierit videri, quam vitia ſua latere noluerit. Quid ergo? non oratio ejus æque ſoluta eſt, quam ipſe diſcinctus? non tam inſignita illius verba ſunt, quam cultus, quam comitatus, quam domus, quam uxor? Magni ingenii vir fuerat, ſi illud egiſſet via rectiore, *ſi non vitaſſet intelligi*, ſi non etiam in oratione diſſlueret. Videbis itaque eloquentiam ebrii hominis involutam, et licentiæ plenam Mæcenatis in cultu ſuo. Quid turpius *amne, ſilvisque vipa comantibus?* Vide ut *alveum lautikus areat, verſoque vado remittant hortos.* Quid ſi quis *feminæ cirro criſpatæ et labris columbatus?* Incipitque ſuſpirans, *ut cervice laxa fe.atur*, nemo tyranni, *irremediabilis ſaltio, vibratur*: cpulis lagenaque *tentant domos* et ſæpe mortem exigunt. *Genium feſto vix ſuo teſtem*, tenuis cerei filà et *crepacem molam*, locum mater aut uxor *inveſtiunt*. Non ſtatim, hæc cum legeris, hoc tibi occurret: hunc eſſe, qui ſolutis tunicis in urbe ſemper meſſerit? (Num etiam cum abſentis partibus Cæſaris ſingeretur, ſignum a diſcindo petebatur.) Hunc eſſe, qui in tribunali, in roſtris, in omni publico

publico coetu, ſic apparuerit, ut pallio velaretur caput, excluſis utrimque auribus, non aliter quam in Mimo divites fugitivi ſolent? Hunc eſſe, cui, cum maxime civilibus bellis ſtrepentibus, et ſollicita urbe et armata, comitatus hic fuerit in publico; ſpadones duo, magis tamen viri, quam ipſe? Hunc eſſe, qui uxorem millies duxit, cum unam habuerit? Hæc verba tam *improbe ſimulata*, tam negligenter abjecta, *tam contra conſuetudinem omnium poſita*, oſtendunt, mores quoque non minus novos et pravos, et ſingulares fuiſſe. Sind das nicht Brocken von der heutigen ausſchweifenden Schreibart unſrer ſchwülſtigen Dichter, die in Hexametern ſchreiben?

VI. Die franzöſiſche und wälſche Muſik haben jede ihren Charakter. Sie ſind aber nicht, eines theils die gute, theils die böſe Muſik; ſie ſind zwo Schweſtern, oder vielmehr zwo Seiten deſſelben Gegenſtandes.*

* Itzo denket man in Paris nicht mehr ſo vortheilhaft von der franzöſiſchen Muſik, ſeit dem unſer geſchickter Landsmann, Herr Grimm, den Franzoſen, wegen der wälſchen, die Augen eröffnet hat. Man ſehe in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit des vorigen Jahres, die verſchiedenen kleinen pariſiſchen Schriften nach, die es ſchon ſo weit gebracht haben, daß itzo halb Paris ſich ſeines alten Lulliſchen Geſchmackes ſchämet.

VII. Wir wollen noch weiter gehen. Die Natur hat unendlich viel Abſichten, die wir kennen; aber auch viele, die wir nicht kennen. Man kann ihr alſo alles zueignen, was nach den Geſetzen der Natur möglich iſt.

* Id eſt maxime naturale, quod fieri natura optime patitur, ſaget Quintilian. Dieß rechtfertiget aber ſchwerlich die arabiſchen Mährchen von tauſend und einer Nacht, die Hexenmährchen u. d. gl. die wider allen Lauf der Natur ſtreiten. Hingegen das poſſierliche Geiſterreich der Sylphen, Gnomen und Nymphen, in Popens Lockenraube, ließe ſich vielleicht eher entſchuldigen.

VIII. Man kann ſich Weſen erdenken, die nicht ſind, und ſie doch natürlich bilden *. Man kann das verbundene trennen, und das getrennte verbinden: wenn man nur ihre Grundgeſetze nicht beleidiget, und nicht Schlangen mit Tauben, Tyger mit Lämmern verknüpfet **.

* Das iſt der Grund, warum man poetiſche Perſonen dichten kann: z. E. die vier Alter des Menſchen, die vier Jahrszeiten, die vier Welttheile, die Tugenden und Laſter, Glück und Unglück u. d. m. Poeten, Maler und Bildhauer thun ſolches, und ſtellen alles nach ſeinen gehörigen Charaktern, der Natur gemäß vor. Aber dieſe Freyheit der Künſte iſt auch eine Klippe für Stümper.

** Z. E. Nicht Hiacynthen und Tulpen mit Sonnenblumen; nicht Erdbeeren und Kirſchen mit Pfirſchen und Weintrauben zuſammen malet.

IX. In der Natur ſind die Ungeheuer abſcheulich. In der Kunſt ſind ſie lächerlich. Man muß alſo allezeit die Wahrſcheinlichkeit vor

Augen

ſelbſt behutſam anmerkt, oft Buchſtaben zu viel, laſſen aber gleichfalls viele nöthige zum öftern weg, welches er mit Stillſchweigen übergehet. Die Verdoppelung der Lautbuchſtaben war bey ihnen häufig im Gebrauche, und es kan ſeyn, daß ſie den Selbſtlaut nicht eher vor lang gehalten haben, als bis er verdoppelt worden iſt, daher ſie auch freylich die ſtummen Buchſtaben nicht doppelt brauchen durften. Allein, was würden wir nicht für Ungeheuere in unſeren Schriften ſehen, wenn wir ihnen folgen wollten, und wie ſeltſam würden nicht unſere Wörter erſcheinen? Nach Luthern fing man erſt an, etwas ordentlich zu ſchreiben, und ſeit der Zeit hat man auch die gedoppelten Buchſtaben gebraucht, wiewohl ſie auch vor dem ſchon genug zu finden ſind. Wenn man mit der Ungewißheit etwas gewiß machen könnte: So würden wir nicht ermangeln, aus alten Büchern Proben davon herzuſetzen. Allein, es wäre unnöthig, und würde auch zu weitläuftig fallen. Genug, daß unſere Gewohnheit das Alterthum mehr vor, als wieder ſich hat.

So iſt uns auch nicht die Abſtammung zuwieder, ob ſie gleich den neuen Satz unterſtützen ſoll. Wir wiſſen ja, daß die Stammbuchſtaben, welches die Mitlautende, ſind, in ihrer Vollkommenheit bleiben müſſen. Man muß ſie noch immer unter den andern Zuſätzen erkennen. Die gebräuchlichſten und häufigſten Zuſätze fangen ſich aber auch von einem Selbſtlaute an. Nun iſt es doch wohl natürlicher, wenn ich ſie gleich an das Stammwort anfüge, als wenn ich erſt noch einen Buchſtaben, der weder zum Stamme, noch zur Endung gehöret, darzwiſchen

ſtoſſen

Augen haben. Ueber die Gränzen derſelben muß ein Poet ſich nicht wagen.

* Wie wird ſich nun Milton rechtfertigen, der es im Himmel Tag und Nacht werden, die Thore der Stadt Gottes ſchließen, und ſie von Engeln bewachen läßt; vielleicht, daß keine Diebe kommen und etwas ſtehlen, oder kein Soldat davon laufe! Der die Teufel, in der Schlacht mit den Engeln, Karthaunen erfinden, und in der Hölle einen unnöthigen Pallaſt bauen läßt; der ihnen noch dazu zu enge iſt? Oder wie werden ſeine Nachahmer beſtehen, die von Patriarchen und Engeln noch lächerlichere Dinge dichten; wie im Meſſias u. a. m.

X. Theokritus mag die anmuthige Einfalt der Schäfer etwas gröber, Virgil etwas feiner gemahlet haben: dem Herrn von Fontenelle war dieß kein Geſetz. Es ſtund ihm frey, den Hof ſelbſt in Schäfer vermummet darzuſtellen; oder einen feinen Witz mit bäuriſchen Blumenkränzen zu verbinden.

Gleichwohl haben ſeine Kunſtrichter, z. E. Addiſon im Aufſeher, dieſes verworfen. Fontenellens Schäfer ſind auch nicht vermummte Hofleute; ſondern gar zu witzige Schäfer. Solche giebt es aber in der Natur nicht. Sie haben nicht nur Empfindungen, ſondern eine rechte Metaphyſik der Liebe. Wo giebt es nun ſo witzige Dorfleute? Der Herr Verfaſſer hat ſeinen betagten Landsmann ſchonen wollen; indem er nur den Titel ſeiner Eklogen tadelt. Unſers Brockes Schäfergedichte ſind auch bisweilen zu ſinnreich; ja ſelbſt Neukirch fehlet zuweilen. S. das Capitel davon im II. Th. meiner Dichtkunſt.

XI. Hätte wohl ein einziger Menſch die ſämtlichen Schätze der Natur brauchen können? Die Menge hätte ihn zerſtreuet. Daher hat die Natur ihre Reichthümer unter viele Menſchen vertheilet, und verſchiedenen Zuſchauern einen verſchiedenen Geſchmack gegeben.

* Den einen reizet ſein Trieb ein Landſchaft-, den andern ein Blumen-, den dritten ein Hiſtorienmaler zu werden, u. ſ. w. Dieſer wird ein epiſcher, jener ein tragiſcher, und der dritte ein komiſcher Dichter. Iſt einer zu Lobgedichten, ſo iſt der andre zu Satyren; dieſer zu Fabeln, jener zu Liebesliedern geſchickt. Alle wohlgeartete Seelen aber haben einen allgemeinen Geſchmack an dem, was natürlich iſt.

XII. Es ſey alſo einem jeden erlaubet, ſeinem Geſchmacke zu folgen, wenn er ſich nur einen Theil der Natur erwählet. Einer mag das lachende, der andere das ernſthafte lieben; dieſer das poſſirlich einfältige, jener das prächtige und Erhabene ſuchen. Alles dieſes zeiget die Natur auch: und eins erhebt das andre.

* Es giebt einige glückliche Geiſter, die faſt alles zugleich erreichen: die Gegenſtände ſelbſt geben ihnen ſo zu reden, den Ton an. Es iſt ihnen ſo leicht im Trauerſpiele zu lachen, als in der Komödie zu weinen. Nur ſind dieſe Köpfe ſehr ſelten. Z. E. Corneillens Luſtſpiele ſind ſo ſchlecht, als Voltaireens ſeine. Destouches hätte kein Trauerſpiel machen mögen. Und la Motte iſt ſonderlich darum getadelt worden, weil er alles ſeyn wollen. Auch dem Rouſſeau ſind die Komödien ſchlecht gelungen. Bey uns hat Opitz alles verſuchet, aber kein Luſtſpiel: Gryph zwar beydes; aber keins recht regelmäßig. Pietſch hatte die heroiſche Trompete in ſeiner Gewalt; aber ſein Anfang vom Trauerſpiele tauget nichts.

XIII. So kann denn der Geſchmack nicht verſchieden, und doch gut ſeyn; außer wenn ſeine Gegenſtände verſchieden ſind. Denn lobet der eine eben das, was der andre verwirft: ſo iſt einer von beyden ſchlimm.

* Doch geht es wohl an, daß z. E. ihrer zwey den Lucan, oder Milton, theils loben, theils tadeln, und doch beyde recht haben können. Was hier nämlich einerley zu ſeyn ſcheint, iſt es nicht. Der eine lobet gewiſſe Stellen in dem einen, oder dem andern Poeten, die ihm gefallen haben: der andre aber redet überhaupt von der ganzen Erfindung und Einrichtung, auch von dem Hauptcharakter der Gedichte; und den verwirft er, nach den Regeln der Epopee und den Geſetzen der Nachahmung. So haben beyde recht. Denn auch der letzte kann es zugeben, daß in einem überhaupt ſchlechten Gedichte, etliche ſchöne Stellen ſeyn können. Hat doch oft eine häßliche Perſon eine ſchöne Hand, oder ſchöne Augen.

XIV. Es kann auch kommen, daß der eine etwas bis auf einen gewiſſen Grad lobet, oder tadelt: der andre aber geht weiter hinaus, oder bleibt weiter zurück. Alsdann hat einer von beyden einen feinern, oder allgemeinern Geſchmack, als der andre.*

* Der eine muß alſo, in Anſehung des andern, ſchlecht, oder grob genennet werden. So geht es vielen, die in dem Streite von Miltons, oder des Meſſias Werthe, uneins ſind. Den einen blenden etliche ungeheure Bilder, oder verwegene Ausdrückungen, die mehr neu, als ſchön; mehr wild als richtig ſind: darüber lobet er die ganzen Gedichte. Der andre fodert Richtigkeit im Entwurfe der Fabel; Verhältniß und Ebenmaaß in den Theilen; die Verbindung des Wahrſcheinlichen mit dem Wunderbaren in allen Erdichtungen; und des Adels mit der Richtigkeit in den Ausdrückungen; nebſt dem Wohlklange in dem Sylbenmaaße der Verſe. Wie viel feiner iſt nicht der Geſchmack des letztern in Anſehung des erſtern! Da heißt es:

. . . . . Euge, poeta!
Eſt nunc Briſæi, quem venoſus liber Accî;
Sunt quos Pacuviique, et verrucoſa moretur
Antiopa, cerumnis cor luctificabile fulta.
Hos pueris monitus patres infundere lippos
Cum videas: quærisne: *unde hæc fartago loquendi*

Venerit

Fenerit in linguas? Vnde iſtud dedecus, in quo
Troſſulus exſultet, tibi per ſubſellia levis! PERS. *Sat. I.*

** So gefiel auch den Römern, um die Zeit der abfallenden natürlichen Schönheit des Ausdruckes, das neroniſche Galimatias, und von verwägenen Metaphern ſtrotzende, ſchwülſtige Zeug, mehr, als des (ſcil.) matten **Virgils** Schreibart: wie wir aus eben der Satyre des Perſius ſehen:

Pedius quid? crimina raſis
Librat in antithetis. Doctas poſuiſſe figuras
Laudatur: bellum hoc! hoc bellum!

Und bald hernach:

Sed numeris decor eſt, et junctura addita crudis!
Claudere ſic verſum didicit: *Berecynthius Attin*
Et qui cornipedum curſu ſimulabat Neptia Delphin;
Sic coſtam longo ſubduximus Appennino;
ARMA VIRVM. Nonne hoc ſpumoſum et cortice pingui?
Vt ramale vetus præcrandi ſubere coctum.
Quidnam igitur tenerum, et laxa cervice legendum?
Torva Mimalloneis implerunt cornua bombis,
Et vaginatum vitulo caput ablatura ſuperbo
Baſſaris, et lyncem Mænas flexura corymbis.
Euion ingeminat; reparabilis intonat Echo.
Hæc fierent, ſi teſticuli vena illa paterni
Viveret in nobis?

Iſt es nicht, als wenn Perſius unſre heutigen meſſianiſchen, ſündfluthiſchen, patriarchaliſchen Barden vor Augen gehabt hätte, die auch ſolche mizraimiſche Finſterniß in ihre Gedichte bringen? Denn man ſage mir: wie viel ſchöne überhimmliſche Gedanken haben die überwitzig denkenden Leſer in Rom, bey dieſen dunkeln und tobenden Wörtern, nicht dazu denken können?

Achtes Hauptſtück.

II. Folgerung. Da die Künſte Nachahmungen der Natur ſind; ſo muß man von ihnen nach der Vergleichung urtheilen.

I. Wenn die ſchönen Künſte nur ein gleichgültiges Schauſpiel oder eine kalte Nachahmung irgend eines uns nichts angehenden Dinges wären: ſo würde man davon, wie von einem Bilde urtheilen, das man bloß gegen ſein Vorbild hält. Allein, da ſie auch gefallen ſollen: ſo müſſen ſie ſowohl des Herzens, als der Vernunft Beyfall erhalten.*

* Daher ergetzen uns die holländiſchen Bauerſtücke, ſowohl gemahlt, als in Kupfer, lange nicht ſo ſehr, als eine Bathſeba, oder Suſanna im Bade,

eine ſterbende Lucretia oder Kleopatra, und dergl. Hier wird nämlich auch das Herz ins Spiel gezogen, welches dort ruhig bleibt.

II. Es giebt in der Dichtkunſt, Malerey, und in den andern Künſten eine eingebildete vollkommene Schönheit. Der Verſtand kann ſich demnach die Natur ohne alle Fehler, d. i. ganz vollkommen vorſtellen: ſowohl als Plato ſeine Republik, und Cicero ſeinen Redner geſchildert hat.*

* Daher kann eine gemalte Landſchaft auf einmal ſchönere Ausſichten darſtellen, als irgend eine wirkliche Gegend hat. Der Maler hüte ſich nur, daß er nicht in ſeine Verbindung Dinge nimmt, die nicht beyſammen ſeyn können: z. E. wenn er in eine kenntliche europäiſche Gegend den chineſiſchen Porcellanthurm oder die Ruinen von Theben malen wollte.

III. Wie nun dieſes der Gipfel der Vollkommenheit ſeyn würde: ſo werden die Kunſtwerke dadurch gleichſam auf gewiſſe Stufen geſtellet; darauf ſie ſich jenem höchſten Bilde der Vollkommenheit mehr oder weniger nähern.*

* So urtheilet man z. E. von den Heldendichtern. Ariſtoteles hat ſich den höchſten Grad der Vollkommenheit dieſes Gedichtes im Kopfe gebildet: hiernach beurtheilet er die zu ſeiner Zeit vorhandenen Epopöen, und findet: daß Homer in den Seinigen ihr am allernächſten gekommen. Boſſü beurtheilet in den neuern Zeiten, auch den Virgil, Lucan, Claudian, Statius, Taſſo, u. a. m. und findet, daß der erſte dieſem vollkommenen Muſterbilde am nächſten gekommen. Wenn man alſo den Homer und Virgil über alle erhebt: ſo will man nicht ſagen, daß ſie ohne Fehler ſind; ſondern daß jener alle griechiſche, dieſer alle lateiniſche und andere Heldendichter weit übertroffen habe.

IV. Wäre es nun nöthig, dieſe Bilder der Vollkommenheit, recht wie es ſeyn ſollte, nicht nur in allen Gattungen, ſondern auch für jede beſondre Art der Kunſtwerke, im Kopfe zu haben: wie viel Ariſtarche würde es wohl geben?*

* Es iſt ſchon eine ſeltene Sache, wenn ein Kunſtrichter nur in allen Arten der Dichtkunſt dieſes Bild der Vollkommenheit im Kopfe haben ſoll; darnach er Epopöen, Trauer- und Luſtſpiele, Elegien, Satiren, Oden, Hirtengedichte, Erzählungen und Fabeln recht beurtheilen kann. Wie viel ſeltner muß nicht ein ſolcher ſeyn, der auch von allen Arten der Malerkunſt, Muſik, Tanzkunſt, Baukunſt und Beredſamkeit, ohne Fehler ſagen kann:

Quirites,
Hoc, puto, non juſtum eſt; illud male; rectius illud! *Perſ.* S. IV.

Faſt eine jede Kunſt erfodert ihren eigenen Mann: und auch da iſt es ſchon ein großes Lob, wenn man einem ſolchen Kenner ohne Schmäucheley zurufen kann:

Scis

Scit etenim juſtum gemina ſuſpendere lance,
Ancipitis libræ: rectum diſcernit; ubi inter
Curva ſubit; vel cum fallit pede regula varo:
Et potis es nigrum vitio præfigere Theta. *ibid.*

V. Man folget einem gewiſſen Dichter in Gedanken, ja man kömmt ihm bisweilen zuvor. Wenn uns ſeine Materie bekannt iſt, ſo zeiget uns der erſte Anblick gewiſſe rührende Züge, die man unmöglich hat verfehlen können, oder dörfen. Der Poet hat ſie gebrauchet, und wir wiſſens ihm Dank.*

* Was der Herr Verfaſſer hier vom Corneille ſaget, das können wir auf verſchiedene unſrer Poeten auch deuten. Z. E. Canitzens Harpar, oder ſein Hofleben, oder Neukirchs Charactere in den Satiren; oder Schlegels Canut in Trauerſpielen; oder des Herrn von Schönaich Hermann unter den Epopöen. Wir entdecken darinnen oft die wahren Züge der Natur, die uns auch wohl würden eingefallen ſeyn.

VI. Allein er hat noch andre Züge gebrauchet, die uns nicht eingefallen waren: gleichwohl erkennen wir ſie für natürlich ſchön. Noch mehr. Er zeiget uns Bilder, die wir nicht einmal für möglich gehalten; und zwinget uns doch, ſie zu billigen: weil ſie auch der Natur gemäß, und aus der Sache ſelbſt hergenommen ſind.*

* Z. E. das Bild des alten galliſchen Barden, oder der Velleda im Hermann; oder auch in Canitzens Harpar, der letzte Zug, von dem Geſchrey des Sterbenden:

Was? meine Schuld bezahlt? die Sache ſchwebt im Rechte!
Wer weis, wer noch verliert?

Imgleichen in Günthers Ode auf den Eugen die Strophe:

Was zieht ſich für ein Vorhang weg? ꝛc.

VII. Wer will uns nun ſagen, ob es noch höhere Stufen der Vollkommenheit giebt, die irgend ein andrer erreichen könnte? Wer iſt ſo kühn, zu ſagen: Der Poet ſey auf dem halben Wege ſtehen geblieben, und habe nicht Schwingen von ſattſamer Stärke gehabt, zum Zwecke zu gelangen?*

* Wir haben aber, dem Apollo ſey Dank! in den Alpen ſolche Meiſter bekommen, die dieſes in Anſehung des Hermanns geſaget haben. Warum? Sie räumen dem Herrn Verfaſſer nur die Mechanik (ein lächerlicher Ausdruck) der Epopöen ein; und wollen ihm den wahren epiſchen Geiſt nicht zugeſtehen. Das macht, Er hat keinen ſo wilden regelloſen Witz, als ſie und ihre Schüler in ihren Sündfluthen, Nimroden, Patriarchen und Meſſiaden brauchen; darinn aber alle Mechanik der Regeln, wenn es nun einmal mechaniſch zugehen ſoll, fehlet. Allein die eigenen Werke dieſer Helden läugnen es, daß ſie diejenigen Richter ſind, welche die wahre Höhe der poetiſchen Vollkommenheit einſehen, und die verſchiedenen Grade der Gedichte beſtimmen können. Scheint es doch

ein rechtes Schickſal zu ſeyn, daß dasjenige noch itzo, zum Erſtaunen, (NB. ein Zürcher-Blümchen) eintrifft, was **Günther**, ein gewiſſer alter lateiniſcher Dichter, in Ligurino L. III. v. 294. ſequ. von dem beſondern Geſchmacke der Zürcher, bey Gelegenheit eines gewiſſen **Arnolds** im XII. Jahrhunderte geſchrieben:

Fugit ab urbe ſua, tranſalpiniſque receptus,
Qua ſibi vicinas Alemannia ſuſpicit Alpes,
Nomen ab Alpino ducens (ut fama) Lemanno;
Nobile Turegum, doctoris nomine falſo
Inſedit, totamque brevi ſub tempore terram
Perfidus impuri foedavit dogmatis aura:
Et nimium falſi doctrina vatis inhaerent,
Servat adhuc vanae guſtum gens illa paternae.

VIII. **Das Werk iſt fehlerhaft!** dieß Urtheil kann ein jeder fällen. Allein: dieß Stück **könnte noch gewiſſe Schönheiten haben**, die es nicht hat; das können nur Geiſter von der erſten Größe ſagen. Man ſieht leicht die Urſache. Zu dem erſten iſt das gemeinſte Erkenntniß genug.* **Zu dem zweyten gehöret eine Kenntniß von aller möglichen Vollkommenheit der Kunſt.**

* Ja das erſte kann jeder Stümper ſagen, der ſich nur das Anſehen eines Kunſtrichters geben will: der aber kahl beſtehen würde, wenn er die Fehler ſolcher Werke anzeigen ſollte, die er verdammet; ob er gleich ihre Regeln nicht weis. Solche Kläglinge unterſtehen ſich häufig von den ſchönſten Werken unſrer Zeiten zu urtheilen; z. E. von Trauerſpielen oder Luſtſpielen, die doch weder die tragiſchen noch komiſchen Regeln kennen; ja nicht einmal geleſen haben, was ſie verwerfen. Aber man ſage auch: wie dieſe Werke noch mehrerer Schönheiten fähig wären! Hic Rhodus, hic ſalta!

IX. Es giebt noch eine Art der Vergleichung; nicht der Kunſt, mit der ſchönen Natur; ſondern verſchiedener Kunſtwerke von derſelben Art. Dieſe geſchieht durch den bloßen Geſchmack; wie jene durch den Verſtand. Beyde aber müſſen ſich 1) auf das Nachgeahmte, 2) auf die Art der Nachahmung beziehen.

* So vergleicht man z. E. den **Cid** mit der **Iphigenia**, oder den **Polyeukt** mit der **Alzire**; oder den **Cato** mit dem **Papinian**; oder die **Cornelia** mit der **Panthea**, wenn man ſie kurz hintereinander geſehen oder geleſen hat. So vergleichen viele den **Gottfried** mit der **Henriade**, oder den **Meſſias** mit dem **Hermann**, nach dem bloßen Geſchmacke: geben aber ſelten, weder auf das nachgeahmte, noch auf die Nachahmung acht; ſondern laſſen ſich irgend durch einen ſchwülſtigen verwegenen Ausdruck, durch fremde Namen, oder dunkle Redensarten blenden, gerade dem ſchlechteſten den Vorzug zu geben.

X. Ich

X. Ich lese Boileaus Satiren. Die erste gefällt mir: dieß beweist, daß sie gut, aber noch nicht, daß sie vortrefflich ist. Ich fahre fort, und mein Vergnügen wächst. Des Verfassers Geist erhebt sich bis zur IX; und mein Geschmack mit ihm. Höher hat er sich nicht schwingen können. Dieses wird nun meine Regel, von allen Satiren zu urtheilen.

* Eben das wird ein deutscher Leser empfinden, wenn er unsers Rachels, Caninzens oder Neukirchs Satiren nach einander liest. In einer von allen ist jeder von ihnen am stärksten: Rachel in der Kinderzucht, Canitz in der vom Hofleben: Neukirch in der von der Wollust. Nach diesen dreyen Stücken muß man hernach alle andre Satirenschreiber beurtheilen.

XI. Du hast einen Begriff von einer vollkommenen Tragödie: ohne Zweifel nach derjenigen, die dich am lebhaftesten und am längsten gerühret hat. Lies nun den schlechtesten Oedipus, den wir haben, und fahre fort bis zu des Sophokles seinem, der das Meisterstück der tragischen Muse, und das Muster aller Regeln geworden ist.

* So beschreiben ihn selbst Aristoteles, Fenelon in s. Ged. über das Trauerspiel, Dacier und Brumois in ihren Uebersetzungen davon. Es ist schade, daß uns Schlegel nicht anstatt der Elektra, die doch auch ein treffliches Stück ist, eben den Oedipus übersetzet hat. Weder Corneille, noch la Motte, noch Voltaire langen an die ungezwungene Natur des Griechen. Der letzte treibt, als ein Freygeist, die Gotteslästerungen aufs höchste. Das ist es alles, was er vor den andern zum Voraus hat.

XII. In dem einen bemerkest du Zwischenfabeln, die dich von der Sache abführen; im andern ein kaltes Wortgepränge; im dritten eine aufgeblasene und hochtrabende Schreibart; im vierten erzwungene Schönheiten; die der Verf. gewählet, aus Furcht, ein Abschreiber seiner Vorgänger zu seyn.

* Der erste ist Corneille, der zweyte de la Motte, den dritten kenne ich nicht; der vierte ist Herr von Voltaire. So urtheilet eine gesunde Kritik. Aber es ließe sich noch mehr an allen tadeln. Herr Voltaire hat seine Vorgänger in seiner Vorrede nicht unrecht beurtheilet, ist aber selbst in andre Fehler gerathen; weil er ganz was neues machen wollte:

In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

XIII. Ganz anders machet es Sophokles. Seine Haupthandlung schreitet ganz allein einher. Die Bewegung wächst mit jedem Auftritte; die edle, doch vernünftige Schreibart erhebet dich, ohne dich zu zerstreuen. Du nimmst dich des Schicksals des Oedipus an, und beweinest ihn schmerzlich. Dieses wird nun die Richtschnur deiner Urtheile von andern Trauerspielen.

* Das heißt, findet man in andern Trauerspielen eben soviel Rührung, ohne durch Schwulst, unzeitige Sittensprüche und Scharfsinnigkeiten, Ausschweifungen

ſungen und kalte Zwiſchenfabeln darinn geführet zu werden: ſo ſchätzet man ein ſolches Stück dem Oedipus gleich. Wird man aber nicht ſo aufmerkſam erhalten, oder ſo beweget, ſo ſaget man mit Rechte, das Stück ſey unvollkommener, oder gar ſchlecht. Könnte aber ein Dichter alles das, was jenen ſchätzbar machet, noch höher treiben: ſo würde man ihn über den Sophokles ſetzen müſſen.

XIV. Laßt uns noch einen Schritt thun; um uns dieſer idealiſchen Schönheit zu nähern, die das höchſte Geſetz iſt. Man leſe die trefflichſten Werke einer Art. Homer rühret uns durch ſeine Begeiſterung und Hitze; Virgil durch ſein geſetztes Weſen und die genaue Richtigkeit, u. ſ. w. Man ſetze die guten Eigenſchaften dieſer groſſen Männer zuſammen: ſo wird man einen idealiſchen Grad der Schönheit erreichen, der zur Richtſchnur dienen kann.*

* So hat Dryden die Welt bereden wollen: im Milton habe die Natur die Eigenſchaften Homers und Virgils zuſammen geſetzt:

The force of Nature could no further go:
To make a third, she join'd former two.

Allein, ſchärfere Kunſtrichter vermiſſen beydes in ihm. Nur die Neuigkeit der ſchwülſtigen Schreibart und einer wilden Phantaſie blendet Leſer, die nicht ins Innere zu dringen gewohnt ſind, bey dem erſten Anblicke ſeine Bilder zu bewundern. Allein, man leſe ihn zwey, dreymal im Zuſammenhange, bis die erſte Verblendung verſchwindet; und alsdann frage man ſich ſelbſt: iſt denn auch alles wahrſcheinlich gedichtet, ſchön beſchrieben, natürlich ausgedrücket? O! da wird man ganz anders urtheilen. Vom Meſſias gilt eben das. Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle aus des berühmten Rouſſeau Briefen anzuführen, die ſich vortrefflich hieher ſchicket. Es iſt der im V. Bande auf der 59. S., der 1726 zu Brüſſel unterſchrieben iſt. Ne ſoyez par ſurpris, et ſoyez encore moins faché, Monſieur, de la vogue paſſagere, du petit Auteur, dont vous me parlez. Doch es iſt nützlicher, ſie deutſch mitzutheilen. Verwundern ſie ſich nicht, mein Herr, und noch weniger zürnen ſie auf den flüchtigen Ruhm des kleinen Schriftſtellers, von dem ſie reden. Alle Zeiten und Länder biethen ſolche Beyſpiele dar. Sie werden bey den Griechen einen Philemon finden, der dem Menander vorgezogen; bey den Römern einen Terenz, der um der Seiltänzer wegen verlaſſen wird; und bey uns Franzoſen, des Racine Phädra, der Prudens ſeine eine Weile den Vorzug ſtreitig machet; ja, daß Molierens beſte Stücke, den Stücken eines Monſieuri nachgeſetzet werden. Nichts beweiſt weniger, als die gute Aufnahme einer Neuigkeit. Was hat jemals mehr Aufſehen gemachet, als die Opern des Quinaut? Der Zulauf war ſo groß, und das Klatſchen ſo ausſchweifend, daß der Schall davon auf den Gaſſen in der Nachbarſchaft ertönete! was iſt indeſſen itzo vergeſſener und verachteter, als eben dieſelben?

Die Welt, die ſich niemals lange betrüget, wird oft durch die Neuigkeit hintergangen. Eine Rotte vornehmer Narren (Une Cabale de Sots de Qualité, die ſich zur Bewunderung eines Clienten verſchworen haben; einige

einige Haufen kleiner Geiſter, die durch Freundſchaft gewonnen, oder durch den Uebermuth eines von einem Großen unterſtützten Mitbruders überwältiget werden (l'inſolence d'un Confrere appuyé), ſind zureichend den großen Haufen zu überraſchen, der insgemein nur durch einen Widerhall entſcheidet. Etliche falſche Schönheiten, die allezeit am ſtärkſten blenden, verſtärken den Betrug, oder unterhalten ihn eine Weile: bis man, wenn die Verzauberung zerſtreuet wird, die Sachen ſieht, wie ſie ſind. Allein es geſchieht nur mit der Zeit und allmählig, daß die Welt zu derjenigen Richtigkeit des Urtheils kommt, die den Ruhm eines Schriftſtellers auf ewig feſtſetzet. Es ſind nun zwanzig Jahre, da ich der einzige war, der la Mottens Oden nicht bewundern wollte: wenn ich ſie itzo rühmen wollte; ſo würde ich der einzige ſeyn, der dieſer Meynung wäre. Ne ſoyez donc plus ſurpris du ſuccès du jeune Auteur. Il impoſe par ſon effronterie: mais il n'y a rien en lui, qui ſoit marqué au coin de la poſterité. Ses ouvrages ne ſont autre choſe, que des fragments mal conſûs, où le bon ſens eſt compté pour rien. S'il trouve un ſujet ſimple et clair, il n'a pas de repos, qu'il ne l'ait rendu obſcur et embrouillé. Nulle vraiſemblance dans la conduite, nulle verité dans les mœurs! des vers, à la verité moins froids, que ceux de la Motte; mais en recompenſe moins reguliers, à l'harmonie près, que ni l'un ni l'autre n'a jamais connûe. Ajoutez à cela une ignorance orgueilleuſe, qui dedaigne de s'inſtruire; & une hardieſſe, à établir des regles, ridicules dans un auteur, qui n'en ſait aucune. Toutes ces choſes ſont capables d'impoſer à des Novices, mais elles ſont plus propres à faire des Partiſans, qu'à engager des Lecteurs; & ſoyez bien perſuadez, que, quand on ſe laſſe de lire, on ſe laſſe bientôt d'admirer. *Fiat applicatio.*

XV. So haben ſich die Stoiker das Maaß der menſchlichen Weisheit in ihrem eingebildeten Weiſen*, und Juvenal von einem vollkommenen Dichter ein ſolches Bild ausgedacht, dergleichen man nirgends antraf: dieſer ſaget:

. . Qualem nequeo monſtrare, et ſentio tantum.

* Horaz beſchreibt ihn folgendergeſtalt in dem 1. Br. des I. B.

Ad ſummum ſapiens uno minor eſt Jove, dives
Liber, honoratus, pulcher, Rex denique Regum.

** Nachdem unſer Verfaſſer dieß Hauptſtück beſchloſſen, muß ich anmerken, daß auch eine Vergleichung verſchiedener Künſte unter einander ſtatt habe. Horaz hat ſchon geſaget: Ut pictura, poeſis erit: auf welchen Grund hernach viele Neuere die Vergleichung der Poeſie und Malerkunſt gebauet, ja bis zum Ekel darinn gegrübelt haben. Allein, könnte man nicht auch die Malerkunſt mit der Bildſchnitzkunſt, die Beredſamkeit mit der Muſik, oder dieſe mit der Poeſie; imgleichen die Tanz- und Vorſtellungskunſt mit der Beredſamkeit vergleichen; und dadurch verſchiedene ſchöne Regeln des Geſchmackes entdecken? Ich glaube es: allein itzo habe ich nicht Zeit, dieſe Gedanken aus einander zu ſetzen.

Neun-

Neuntes Hauptstück.

III. Folgerung. Da der Geschmack der Natur und der Kunst eben derselbe ist: so giebt es nur einen Geschmack, der sich auf alles, und selbst auf die Sitten erstrecket.

I. Der Verstand sieht diese Folgerung sogleich ein? Die Geschichte aller Völker aber bestätiget sie. Sobald die schönen Künste irgendwo blühen, sieht man auch die Menschlichkeit und die bürgerlichen Tugenden entstehen. So ist es in Athen, so in Rom gegangen.*

* In Deutschland ist es nicht anders gegangen. Unter K. Friedrichen dem I. entstunden zuerst schöne Künste und sanftere Sitten in Deutschland; wie man aus Winsbeks und seiner Gemahlinn Ermahnungen sieht. Nach dem Verfalle dieser ersten Morgenröthe im XIV. Jahrhunderte gieng im XVten unter Kaiser Friedrichen dem III. und Maximilian dem I. eine neue Morgenröthe auf; die sich auch auf Sitten und Künste zugleich erstreckte, ob sie wohl unter Karl dem V. erst recht zu Kräften kam. Doch die verderblichen Religionskriege hemmten den Fortgang des guten Geschmackes und Witzes bald wieder. Opitz weckte beydes von neuem auf: allein auch seine Bemühung ward durch den 30jährigen Krieg sehr gestöret. Und daher kömmt es, daß wir noch in diesem Jahrhunderte an völliger Aufräumung in beyden zu thun gehabt haben.

Hodieque manent vestigia ruris.

II. Es ist nicht möglich, daß auch die gröbsten Augen, wenn sie die Meisterstücke der Malerey, Schnitzkunst und Baukunst täglich vor Augen sehen; oder die artigsten Gedichte voll feiner, edler und tugendhafter Gesinnungen lesen, nicht einigen Geschmack an der Ordnung, Regelmäßigkeit, Schönheit, und einem, edeln erhabenen Wesen bekommen sollten.*

* In Dresden haben der Zwingerbau, nebst dem Flemmingischen und Vitzthumischen Pallaste gleich im Anfange dieses Jahrhunderts den ersten Begriff vom guten Bauen gegeben. Die Malereyen der königlichen Galerie, und die marmornen Bildsäulen im großen Garten, thaten in ihrer Art ein gleiches. Musiken und deutsche Opern hatte man schon fast seit 100 Jahren in Dresden gehabt: worauf auch im itzigen Jahrhunderte französische und wälsche Schauspiele; imgleichen wälsche Opern in Dresden gefolget. Hier in Leipzig hat 1700 das sogenannte romanische Haus den ersten Begriff von einer schönen Baukunst gegeben; welches auch noch zur Zeit von keinem Nachfolger übertroffen worden. Die Vorstellung des Cids in Versen gab 1728 den ersten Begriff von einem regelmäßigen Trauerspiele; worauf Cato und Iphigenia folgten. Der marmorne Altar in der Thomaskirche, das Peterthor und die Börse sind andre Stücke der schönen Baukunst allhier, die

bald

ſtoſſen ſoll. Ich geſchweige die unauflöslichen Schwierigkeiten, die daraus entſtehen müſſen. Denn was könnte ich bey der Verlängerung des Worts vor eine gewiſſe Regel ſetzen? Dieſe etwan? Der letzte Buchſtabe wird verdoppelt, wenn das Wort wächſt. Da würden wir bald des Thalles anſtatt des Thales, des Schlaffes anſtatt des Schlafes, des Todtes an ſtatt des Todes hören. Und man könnte es dieſen Leuten nicht verweiſen, indem ſie nach der Gleichheit gingen, und dieſe Wörter des Falles, des Brodtes, des Schlaffen uns vorhalten würden. Ja machte man auch gleich die Regel mit dieſer Einſchränkung; wenn der doppelte Buchſtabe gehöret wird: So wären doch die Schwierigkeiten dadurch nicht gehoben. Man würde ihn entweder überall, oder nirgends hören. Denn da man einmal gewohnt wäre, den Selbſtlaut am Ende verkürzt auszuſprechen: So würde es auch in der Mitten geſchehen, und man würde die Wörter etwan alſo bilden: Fal-es, Lam-es, Män-er ꝛc. Dieſes würde alsdenn eine rechte ungewiſſe, und widerſinniſche Ausſprache werden. Da würde man erſt viele Abweichungen, Ausnahmen und Einſchränkungen erſinnen müſſen, und doch nicht viel damit ausrichten. Man würde auch in vielen Wörtern, die ganz von einander unterſchieden ſind, gar keinen Unterſcheid haben können, zumal, wenn ſie alle mit einem kleinen Buchſtaben geſchrieben wären, wie es von vielen bereits geſchieht. Die Verbindung und der ganze Zuſammenhang könnten den rechten Verſtand nicht allezeit ſo deutlich geben, als es wohl ſeyn ſollte. Es bleibet alſo ſüß noch immer das

Stamm-

bald darauf folgten. Die schönen Gärten und vielen steinernen Bildsäulen darinnen, nebst verschiedenen schönen Bilder- und Kupfercabinetern machen gleichfalls dem leipziger Geschmacke viel Ehre. Bey allem dem sind auch die Sitten in Sachsen weit artiger und sanfter geworden. In einigen andern Theilen von Deutschland ist es eben so gegangen.

III. Wenn nun die Geschichte Tugenden hervorbringet: warum sollte Ulyssens Klugheit, Achillens Tapferkeit nicht eben das Feuer entzünden? Warum sollten auch unsre andern Gedichte und Schauspiele nicht den Geschmack des Edlen, Wohlanständigen und Zärtlichen geben? *

* Wenigstens sehen wir, daß die verliebten Gedichte die Leute wollüstig, und die zärtlichen Musiken weichlich und weibisch machen. Warum sollten also tragische und heroische Gedichte ihre Zuschauer und Leser nicht auch mit edlen Gesinnungen erfüllen können? Von satirischen, moralischen und geistlichen Gedichten ist ohnedieß die Sache ausgemachet: zumal wenn diese nach rührenden Singweisen gesungen werden können. Leibnitz schreibe davon im Otio Hanoverano a. d. 170 S. Fit autem fortis imaginatio aut *picturis*, aut *sonis* - - Verba sunt *soni* memoriam picturarum inprimis, sive rerum visarum excitantes. Unde verba in carmina, in cantiones redacta, quia simul et picturas excitant, et sonos exhibent, incredibilem habent vim movendi etc.

IV. So nimmt der Geschmack zu. Allmählich läßt sich ein Volk durch Beyspiele gewinnen. Durchs bloße Sehen, auch ohne den Zweck sich zu bessern, drücken sich Bilder des wahren Schönen in die Gemüther, und diese werden hernach die Richtschnur der Urtheile. *

* Es darf also niemand sagen: der Geschmack ist an diesem Orte verderbt: ich darf hier nichts gutes bauen, malen, dichten, oder spielen. Man versuche es nur ein, zwey, dreymal: so wird das wirklich Schöne gewiß allmählich Beyfall finden. In Wien wußte vor wenig Jahren niemand von andern Stücken, als von Hanswurstspossen auf der Bühne. Allein man versuchte es einmal mit den allemannischen Brüdern: und siehe, sie fanden Beyfall. Man gieng weiter, mit andern Trauerspielen: und diese gefielen noch besser. So kömmt es also nur auf die Schauspieler an, ob sie den Geschmack bessern, oder verderben wollen.

V. Erstlich bessert sich das Aeußerliche im Bezeigen, im Gange, in den Gesprächen und Gebärden der Leute. Hernach kömmt man auf den Verstand. Die Gedanken sollen auch richtig, und so edel seyn, daß sie uns Hochachtung erwerben, wenn man sich damit in Gesellschaften hören läßt. *

* Viel junge Leute, die vom Dorfe in eine große Stadt kommen, werden zuerst durch den Schneider und Haarkünstler umgeschmelzen. Die daher entlehnten Annehmlichkeiten aber sehen noch sehr steif und hölzern aus, wenn nicht auch der Tanzmeister das Seine thut, und den Leib geschmeidig, gelenk, und ungezwungen machet. Allein das alles ist doch nur ein körperlicher Theil der Artigkeit unsers Jahrhunderts: und wenn gleich noch irgend eine Quer-

flöte oder ein Clavier dazu käme. Der Witz eines solchen Jünglinges muß auch aufgemuntert werden. Und wer thut das? Der Doctor etwa, der die Institutionen, oder Bayers und Boerhavs Lehrbegriffe erkläret? Umsonst! die Weltweisheit nebst den Lehren der Beredsamkeit und Dichtkunst, das Lesen allerhand moralischer und witziger Schriften, der Umgang mit witzigen Leuten, und das Besuchen einer gereinigten Schaubühne, müssen den Geist und Geschmack allmählich bilden. Das ist nun noch nicht überall Mode geworden.

VI. Endlich beginnet sich auch das Herz selbst zu bequemen. Man verbannet alle Grobheit, und fängt an, sich gefällig, höflich, redlich und aufrichtig zu bezeigen. Man suchet sich durch freundliche, lebhafte und einnehmende Worte bey andern einzuschmäucheln. So wird der Umgang angenehm.*

* Dergestalt verlieren sich aus den Gesellschaften, theils der Bauerstolz, und das tölpische Wesen; theils das stöckische Stillschweigen. Jenes durch die Ehrerbiethung, womit einer dem andern zuvorkömmt; dieses durch die Beredsamkeit und Munterkeit. So verschwindet aber auch ein grober bäurischer Spaß, der wohlgezogene Leute beleidiget, und feinen Ohren beschwerlich fällt; imgleichen ein bloß kindisches Gelächter, das kein Maaß halten kann, und theils andern zur Last wird, theils sich selbst verächtlich machet.

VII. So lehret der Geschmack zwo entgegengesetzte Fehler, nämlich die Grobheit, und den Zwang vermeiden. Seine Regel ist allemal dieselbe: Vermeide alles, was einen verdrüßlichen Eindruck machen kann; hingegen zeige alles das, was gefallen kann, ohne dich lächerlich zu machen.*

* Das heißt nun den Geschmack in Sitten zeigen: die, wenn sie gleich dadurch nicht tugendhaft werden, doch wenigstens den Schein des Lasters vermeiden. Herr Rousseau schimpfet zwar auf eine solche Lebensart: allein mag er doch zu den Canibalen und Irokesern ziehen, wenn ihm die grobe und plumpe Natur besser gefällt, als die schöne. S. die vier Reden, die von der Best. der freyen Künste wider ihn gehalten worden; ingleichen die französische Sammlung aller Schriften, die wider und für die schönen Wissenschaften in Gotha herausgekommen.

VIII. Wenn man die christliche Religion so eifrig ausübte, als man sie glaubet: so würde sie das augenblicklich bewerkstelligen, was die schönen Künste kaum in vielen Jahren und Jahrhunderten, und doch nur unvollkommen leisten. Ein vollkommener Christ, würde auch ein vollkommener Bürger seyn.*

* Dieß zeiget die großen Vorzüge der christlichen Sittenlehre; aber auch zugleich die Verträglichkeit der schönen Künste mit der Religion. Indem diese die Menschlichkeit, (Humanität) davon sie den Namen haben, befördern, befördern sie auch die Tugend; oder doch ein solches Betragen, das der Tugend gemäß ist. Die Sittenlehre der Vernunft und des Glaubens muß das Herz selbst bessern.

IX. Allein

IX. Allein weil die meiſten nur im Kopfe, und nicht im Herzen Chriſten ſind: ſo iſt es für die bürgerliche Geſellſchaft auch ſchon ſehr vortheilhaft, wenn man den Leuten nur ſolche Geſinnungen beybringet, die gleichſam der evangeliſchen Tugenden Stelle bekleiden.*

* Dieß thun aber die ſchönen Künſte. Sie ahmen die ſchöne Natur nach. Ein Menſch, der alſo einen guten Geſchmack in den Sitten hat, wird wenigſtens das Reden, Thun, und Bezeigen, kurz die ganze Art eines Tugendhaften, ſo an ſich nehmen, daß man ihn eine lange Zeit für tugendhaft halten wird. Er wird ſich ſcheuen, etwas Laſterhaftes an ſich blicken zu laſſen; er wird niemanden beleidigen, um niemanden mißfällig zu werden; und andern hundert Gefälligkeiten erweiſen, um ſich beliebt zu machen. Iſt es nicht von Herzen: ſo iſt der Schade klein. Genug, die Geſellſchaft genießt auch ſeinen Schein der Tugend viel lieber, als ein offenbar laſterhaftes Betragen.

Zehntes Hauptſtück.

IV. und letzte Folgerung. Wie wichtig es ſey, den Geſchmack beyzeiten zu bilden, und wie man ihn bilden müſſe.

I. Kein Menſch kann glücklich ſeyn, als in ſo weit ſein Geſchmack mit der Vernunft übereinſtimmet. Ein Herz, das ſich wider den Verſtand auflehnet, und ein Verſtand, der die Neigungen des Herzens verdammet, machen einen innerlichen Krieg, und vergiften alle Augenblicke des Lebens.*

* Dahin gehört der Streit, den Ovidius in Beſchreibung der Medea entwirft:

Sed trahit invitam nova vis; aliudque Cupido,
Mens aliud ſuadet. Video meliora, proboque;
Deteriora ſequor.

Nichts iſt verdrüßlicher, als ein ſolcher Zuſtand, da ein Gedanken den andern verdammet: indem, ſo zu reden, der Menſch mit ſich ſelbſt nicht eins iſt. Opitz beſchreibt ihn ſehr lebhaft bey einer verliebten Leidenſchaft:

Ich fürcht, und hoffe doch; ich bitt, und ſchweig auch ſtille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle.
Ich lös, und binde mich; ich wünſche frey zu ſeyn,
Und wenn ich dann frey bin, ſo geh ich wieder ein.
Ich eil, ich wart, ich zürn, ich weis nicht, was ich treibe,
Was mein Begehren iſt. ꝛc.

II. Um nun dieſe beyden Theile der Seelen in Eintracht zu bringen: ſollte man eben ſo eifrig ſeyn, den Geſchmack junger Leute zu bilden, als die Vernunft. Ja, weil die Vernunft doch gemeiniglich deutlich ſpricht, ob

man ſie gleich nicht höret: ſo ſollte man den meiſten Fleiß auf den Geſchmack wenden, der viel leichter verderbt wird, und viel ſchwerer zu beſſern iſt; gleichwohl ſehr viel Einfluß in die Sitten hat.*

* Von dem, was gut und böſe iſt, z. E. urtheilen die meiſten Menſchen mehr nach dem Geſchmacke, als nach der Vernunft. Die meiſten glauben das von Natur zu wiſſen: wie Rachel ſie beſchreibt, in der VI Sat.

Ich bin kein Kind nicht mehr, darf wohl ein Milchmaul ſagen;
Was gut und böſe ſey, bedarf ich nicht zu fragen:
Ich kenne weiß und ſchwarz.

Allein, daß ſolches aus bloßem und mehrentheils blindem und verderbtem Geſchmacke geſchehe, zeigt er unter andern in folgender Stelle:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſeyn.
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Tuch und Wame, franzöſiſch zugeſchnitten!
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, NB. auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutſcher an. Sollt ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schällen vor dem Bauch,
Anſtatt des Neſtelwerks: ein Deutſcher thät es auch.
Zu einem ſammtnen Rock die groben Leinwandshoſen:
Wer hätt' es wohl erdacht, als Narren und Franzoſen?
Wenn ſelber Heraklit den Plunder ſollte ſehn,
Er ließ, (mit Gunſt geſagt,) vor Lachen einen gehn.

III. Hier iſt alſo der gute Geſchmack die eingewurzelte Liebe zur Ordnung. Dieſe zeiget ſich in allem, und ſowohl in den Sitten, als in den wirkigen Werken. Das Ebenmaaß der Theile unter einander, und mit dem Ganzen, iſt eben ſo nöthig in einer That oder Handlung, als in einem Bilde oder Gebäude.*

* Die Griechen nennen dieß das πρεπον, den Wohlſtand, oder was ſich ſchicket. Wer dieſes in ſeinem Stande zu beobachten, und alle ſein Reden und Thun ſo einzurichten weis, daß es ſich zu ſeiner Geburt, ſeinem Geſchlechte, Alter, Amte, Vermögen und übrigen Weſen ſchicket: der hat den rechten ſittlichen Geſchmack. Bey wem aber das Thun und Laſſen nicht damit einſtimmig iſt, dem fehlet es daran.

IV. Indeſſen nennet man dieſe Liebe zur Ordnung nur in den angenehmen Dingen, Geſchmack: in den Sitten aber nennet man ſie Tugend. Verſäumet man ſie nun in der Jugend: ſo iſt leicht zu begreifen, was die Folgen davon ſeyn werden.*

* A teneris aſſueſcere multum eſt. Gewohnheiten ſind ſchwer abzulegen: zumal, wenn man ſie von Kindheit an gehabt hat. Ich habe mirs ſo angewöhnet,

wöhnet, und kann es nicht laſſen, heißt es: ſo wohl bey Künſten, als in den Sitten. Daher iſt es eben ſo ſchlimm, in dieſen böſe Gewohnheiten zu haben, als ſich in jenen, irgend im Spielen, Singen, Tanzen, oder Dichten, Reden und Schreiben etwas unrechtes angewöhnet zu haben. Horaz ſaget:

Quo ſemel eſt imbuta recens, ſervabit odorem
Teſta diu.

V. Man muß von dem Geſchmacke und den Neigungen der Leute nicht nach den Gegenſtänden, ſondern nach den Quellen urtheilen, und nach der Heftigkeit der Gemüthsbewegungen, womit ſie verknüpft ſind. Ein Bürger und ein Fürſt haben einerley Leidenſchaften, wenn gleich dieſe durch größere Wirkungen ſtärker ins Auge fallen.

* Ein Nachbar, der dem andern ſein Haus, oder Feld abdringen will, iſt eben ſo ein Weltbezwinger, als Alexander: nur daß er die Kräfte nicht hat, ganz Aſien anzufallen. Dieß war vielleicht der Stoiker Meynung, wenn ſie alle Laſter, ihrer Quelle nach, für gleich groß hielten: Omnia peccata eſſe æqualia.

VI. Ein Vater lachet über den Zorn, den Ehrgeiz, die Habſucht eines Kindes, das kaum aus der Wiege kömmt. Allein das ſind Funken, die, wenn ſie nicht getilget werden, allmählich um ſich greifen, und eine Brunſt anſtecken werden. Das Gemüth bekömmt gleichſam gewiſſe Falten, die es hernach nimmermehr wieder verlieren kann.*

* Urit mature, quod vult urtica manere. Rachel ſchreibt davon in ſeiner IV. Sat. von der Kinderzucht unvergleichlich. Nachdem er die Verwahrloſung der Kinder beſchrieben hat, redet er die Aeltern ſo an:

Siehſt du, was deine Lehr für Früchtlein hat getragen?
Weis er das Schulrecht kaum, er will ſchon Meiſter ſeyn:
Giebſt du ihm Handbreit nach, er nimmt bey Ruthen ein.
Dieß Feu'r haſt du geſchürt! nun ſchlagen alle Flammen
Auch über dich, du Narr, und deinen Kopf zuſammen.
Gleich wie ein junger Leu die Zähne grimmig beißt,
Und wenn er wüthend wird, den Meiſter ſelbſt zerreißt.

Wie manchem Vater oder Lehrer wäre nicht dieſer Text zu leſen!

VII. Die Seele eines Menſchen erwartet der Vernunft nicht, um ſich wirkſam zu zeigen. Sie reget ſich bey der Empfindung jeder Nothdurft. Ihre Werkzeuge erinnern ſie, wo es fehlet. Sogleich fangen ihre Kräfte an zu ſpielen. Sie ſammlet durch alle Sinne den Vorrath ihrer künftigen Gedanken und Begierden.*

* Niemand urtheilet davon beſſer, als Quintilian, im II Cap. des I. B. wenn er das Verderben der römiſchen Kinderzucht beſchreibt: Urimam liberorum noſtrorum mores non ipſi perderemus! Infantiam ſtatim deliciis ſolvi-

ſolvimus. Mollis illa educatio, quam indulgentiam vocamus, nervos omnes et mentis et corporis frangit. Quid non adultus concupiſcet, qui in purpuris repit? Nondum prima verba exprimit, et jam coccum intelligit, jam conchylium poſcit? Ante palatum eorum, quam os inſtituimus. In Lectiis creſcunt: ſi terram attigerint, e manibus utrinque ſuſtinentium pendent. Gaudemus, ſi quid licentius dixerint. Verba, ne Alexandrinis quidem permittenda deliciis, riſu et oſculo excipimus. Nec mirum! nos docuimus! ex nobis audierunt! - - - Fit ex his conſuetudo; deinde Natura. Diſcunt hæc miſeri, antequam ſciant vitia eſſe.

VIII. Wie nun in allen dieſen Bildern und Begriffen die Empfindungen allein herrſchen: ſo haben ſie auch ſchon unendlich zugenommen, ehe die Vernunft noch zu wirken anfängt. Können aber ſolche Eindrücke der Kindheit gleichgültig ſeyn?*

* Unſer Rachel beantwortet die Frage ſehr ſchön im Anfange der angezogenen Satire:

Was wider Tugend läuft, und die Vernunft muß ſtrafen,
Das ſehn die Jungen erſt von ihren alten Affen. - -
Welch Kind gewöhnet ſich hernach zum grünen Kraut,
Das nichts als Rebhuhn und Wildpraten ſchaut?
Das von dem Vater ſieht, wie er die Schnecken ſchlinget,
Die Spargel bald abbeißt, den Stör zu Tiſche bringet,
Artſchockenblätter klaubt, das Straußenhirn zerbricht,
Die Karpenzunge ſucht, die rohen Auſtern ſticht?

IX. Sind ſie aber nicht gleichgültig: ſollte es denn nicht Mittel geben, ihnen zuvorzukommen? Man ſollte es kaum glauben, wenn man bemerket, wie wenig es geſchieht: da man in den erſten 5 auch wohl 7 Jahren, für nichts, als für den Leib zu ſorgen pflegt.

* Quintilian redet davon ſehr ſchön: Et natura tenaciſſimi ſumus eorum, quæ rudibus annis percepimus: ut ſapor, quo nova imbuas, durat; nec lanarum colores, quibus ſimplex alle candor mutatus eſt, cui pollint. Et hæc ipſa magis pertinaciter hærent, quæ deteriora ſunt. Nam bona facile mutantur in pejus: nunc, quando in bonum verteris vitia? Ne aſſuefcat ergo, ne dum infans quidem eſt, quæ dediſcenda ſunt!

Und bald darauf heißt es: Quidam litteris inſtituendos, qui minores ſeptem annis eſſent, non putaverunt - - Melius autem, qui nullum tempus vacare cura volunt, ut Chryſippus. Cur autem non pertineat ad litteras ætas, quæ ad mores jam pertinet?

X. So lange alſo die Seele nur mit Empfindungen beſchäfftiget iſt, wird ſie durch den bloßen Geſchmack geleitet. Sie rathſchlaget nicht: der gegenwärtige Eindruck lenket ſie. Ihr Gegenſtand beherrſchet ſie allein. Hier ſollte man ihr alſo lauter angenehme Empfindungen erwecken, und ihr alles

alles entziehen, wovon man ſie nicht ohne Schmerz und Verdruß wieder ablenken kann.*

* Die Unwiſſenheit der Laſter hat nach des Tacitus Urtheile, bey unſern Vorfahren die Stelle der Tugend vertreten. Wie ſchön wäre es, wenn Kinder auch von allen unruhigen böſen Leidenſchaften in den erſten zehn Jahren nichts erfahren dörften! Aber was für Philoſophen müßten ſie erziehen?

XI. Dadurch würde man die Gemüther der Kinder zu einer immerwährenden unſchuldigen Munterkeit und Freude gewöhnen; die einen Menſchen auch durch ſich ſelbſt glücklich, gegen andre aber ſanftmüthig und mitleidig machet: da hingegen ein mürriſches verdrüßliches Gemüth, auch zornig, und neidiſch iſt.*

* Es verſteht ſich aber, daß die Freude eines Kindes ganz unſchuldig ſeyn muß. Iſt das nicht, und laßt man einem Kinde auch in böſen Dingen den Willen; um es nicht weinen zu laſſen: ſo verderbet man mehr, als man beſſert.

XII. Fängt der Menſch nun an, durch die Vernunft aus den Sclaverey der Sinne zu treten: ſo ſuchet man ihm den Verſtand zu putzen, vergißt aber insgemein den Geſchmack; ja man unterdrückt ihn wohl gar durch den Zwang. Die zärtſte Seelenkraft will auch unmerklich geleitet werden.*

* Das erſte geſchieht, wenn man Kinder zwingt, Dinge zu lernen, die ſie nicht für ſchön erkennen; oder etwas zu thun, das ſie verdreußt. Es wäre beſſer, ſie ſo zu locken, daß ſie darum bitten müßten.

Pueris dant fruſtula blandi
Doctores, elementa velint ut diſcere prima. *Horat.*

XIII. Sobald ein Kind die Augen des Verſtandes öffnet, ſo ſieht es das Weltgebäude, den Himmel, die Sterne, die Pflanzen und Thiere. Alles rühret ſelbiges; es thut hundert Fragen, und will alles wiſſen. Die Natur treibt und lenket es, und zwar ſehr gut. Man muß alſo dieſem neuen Weltbürger ſeine neue Wohnung aufs beſte bekannt machen.*

* Leibnitz ſagt davon recht unvergleichlich im Ot. Hanov. a. l. 27. S. Il n'y a rien de ſi beau, ni de ſi ſatisfaiſant, que d'avoir une veritable connoiſſance du Syſteme de l'Univers: non ſeulement à l'Egard des Corps, mais encore à l'Egard des Subſtances en général, & ſur tout, à l'Egard de la Nature divine, & de celle de notre Ame, & même des Ames en general. Allein wie ſchwer iſt es, jungen Leuten dieſe Begriffe beyzeiten beyzubringen; da ſo wenige von denen, die ſich zum Unterrichte der Kinder brauchen laſſen, ſich dieſe Erkenntniß auf hohen Schulen erwerben. Sie ſtudiren insgemein ganz andre Dinge: von der Welt und Natur aber denken ſie nicht beſſer, als der Pöbel.

XIV. Al-

XIV. Allein anſtatt die Neugier der Kinder immer mehr zu erregen, und hernach zu vergnügen: ſo hemmet man dieſelbe, und erſticket ſie endlich. An deſſen Stelle zwinget man ſie zu einer Art von Bemühungen, deren ekelhaftes Weſen den Verſtand vom wahren Erkenntniſſe abführet.*

* Unſer Tſchirning heget davon die rechten Gedanken, auf der 166. S. in ſo weit auch die Geographie mit zu der Kenntniß der Welt gehöret, die man Kindern auf eine angenehme Art beybringen kann:

Dein Sinn war in der Welt:
Du wußteſt, daß ſie mehr in ihren Armen hält,
Als wo der Gränzſtein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenſchein genommen,
Der weis kaum wo er lebt, und hegt beſtürzten Wahn,
Sieht dieſes Haus der Welt mit halben Augen an.

Der Tugend Heimath iſt der Raum, ſo weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen
Der Menſchen, ſtille Ruh durch ſeine Schweſter ſchickt,
Die dann der Wolken Tuch mit Sternen überſtickt.

XV. Zum Eintritte in die Studien brauchet man insgemein das, was Kinder davon abſchrecken kann: abſtracte Regeln, trockne Lehrſätze, und metaphyſiſche Grundlehren. Sind das Spiele für Kinder?*

* Ich muß hier des berühmten Lackards Gedanken, aus ſeinen Urſachen von Verachtung der Religion, und Geiſtlichkeit mittheilen; die auf der 510. S. der vom ſel. Reinbeck ans Licht geſtellten Lehrart erbaul. zu predigen, 2 Aufl. ſteht: Zuvörderſt wollen wir nun erwägen, ob es denn ſo unumgänglich nöthig ſey, daß man die Knaben, bis ins 16 oder 17 Jahr in der Sclaverey einiger griechiſchen Wörter halte? ⁘ Denn M. H. ſie ſollten oft große Jungen ſehen, die auf den Nominativum ſehr liſtig ſind, und ein rechtes Luchsauge haben, ein Verbum auszuſpähen; die aber, weil ſie keine andre Bücher in ihrer Mutterſprache geleſen haben, eine leichte und natürliche Rede nicht viel beſſer verſtehen, als ein abgerichteter Hund, oder ein Schulpferd. ⁘ Wenn man ihnen aber nichts als Regeln und Ausnahmen, und das ewige amo und τυπτω vorbethet, und einen beſondern Tag ausſetzet, die Eſelsarbeit der vorigen Woche verbatim zu wiederholen; ſo müſſen wir freylich glauben: daß ein Knabe, der auf dieſe Art erzogen wird, ſchwerlich wird glauben können, wie er durch ſolche Vorzüge und Vollkommenheiten unſterblich werden könne. ⁘

XVI. Die Künſte haben zween Theile, die Erwägung, und die Ausübung. Eine muß vor der andern hergehen, aber man trenne ſie nicht ganz. Warum fängt man hier nicht von dem angenehmſten an; das iſt, von dem, was die meiſten ſinnlichen Bilder, und dem Verſtande die leichteſte Beſchäfftigung giebt?*

* Das

* Das ſollen nun, nach den Lehren der meiſten Schulfüchſe, die Sprachen ſeyn. Aber was ſaget mein Sachard, am angef. Orte a. d. 512. S. „Stellen ſie ſich nur vor, was ein ſolcher für Freude haben werde, wenn er vor dem Frühſtücke zwey oder dreyhundert alte Wörter aus dem Homer, zum Lobe der Zehe Achills, oder der griechiſchen Stiefel wiederholen muß? Oder was ein Knabe denken mag, dem man früh 15 oder 20 lang ausgeholte Ruthenſtreiche giebt: weil er etwa eine lange Sylbe kurz, und eine kurze lang ausgeſprochen hat? Unfehlbar werden dergleichen Beſtrafungen ihm auf ewig einen vortrefflichen Begriff von den Muſen machen!„

XVII. Nichts, als der glückliche Fortgang nähret den Geſchmack an einer Sache. Denn womit es einem gelingt, dazu hat man eine Gabe. Will es alſo mit einer gewiſſen Bemühung, in einiger Zeit, nicht fort: ſo iſt es ein Zeichen, man ſey nicht dazu aufgelegt, Ehre damit einzulegen.*

* Daß der gute Horaz auch von einem prügelnden Schulmeiſter gezwungen worden, ein Haufen altväteriſche Verſe auswendig zu lernen, und alſo keine liebliche Anlockung zu den Muſen gehabt, erzählt er dem Kaiſer Auguſt im I. Br. des II. B.

Non equidem inſector, delendaque Carmina Livi
Eſſe reor, memini quæ *plagoſum* mihi parvo
Orbilium dictare: ſed emendata videri,
Pulchraque et exactis minimum diſtantia; miror!

XVIII. Der Zwang wirket nichts gutes: dieſer verſalzet alle Luſt zum Studiren. Das beſte Mittel iſt, die Sache von einer andern Seite zu zeigen, wenn man ihr nicht gram werden ſoll. Will ſie auch ſo nicht eingehen; ſo iſt es beſſer, ſie gar fahren zu laſſen, als das ganze Gemüth widerwillig und verdrüßlich zu machen.*

* Kanitz beſchreibt uns ſeinen Zuſtand in Schulen ſehr ſchön. Was er lernen ſollte, ſchmeckte ihm nicht: zur Poeſie aber hatte er Luſt und Geſchicke.

In meinem Schülerſtand, auf den beſtäubten Bänken,
Hub ſich die Kurzweil an. Sollt ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageyenart
Sie, zu der Aeltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen;
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.
Da malt ich ungeſäumt in meiner Einfalt ab;
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab.

Inhalt des III. Theiles.

Darinn der Grund der Nachahmung, durch seine Anwendung auf die besondern Künste, gerechtfertiget wird.

Vorerinnerung.

Dieser Theil wird in drey Abschnitte getheilet werden. Darinn wird man erweisen, daß die Regeln der Poesie, der Malerkunst, der Musik, und der Tanzkunst, in der Nachahmung der schönen Natur enthalten sind.

I. Abschnitt.

Die Dichtkunst ist in der Nachahmung der schönen Natur enthalten.

Erstes Hauptstück.

Darinn die dem Grundsatze der Nachahmung widrigen Meynungen widerleget werden.

1. Nach den obigen Beweisen vom Grundsatze der Nachahmung, ist es fast unnütz, die entgegengesetzten Meynungen vom Wesen der Poesie zu widerlegen. Eine kurze Anzeige derselben wird zureichen, alle Zweifel zu heben, so sich in den Gemüthern der Zuhörer finden könnten.

* Nicht nur in Frankreich, sondern auch bey uns, hat man neuerlich seltsame Meynungen davon auf die Bahn gebracht. Als ich in meiner Dichtkunst 1730 zuerst den Grundsatz der Alten von der Nachahmung vortrug, schien er ganz Deutschland neu, und fremde zu seyn. Jedermann meynte: die Poesie sey eine Kunst, Verse zu machen, und weiter nichts. Alle unsre vorigen Dichtkünste hatten so gelehret. Hernach fanden sich andre Lehrer in der Nachbarschaft, die sich einbildeten: ein ästhetischer, das ist bloß sinnlicher, schwülstiger und dunkler Ausdruck seiner Gedanken mache das Wesen

Stammwort und kan nimmermehr, auſſer durch eine wiedrige Gewalt, ſein letztes s ablegen.

Hier meynet unſer Herr Gegner auch die Ableileitung aus fremden Sprachen auf ſeiner Seite zu haben, und ſetzt alſo, weil Herr von herus, Faß von vas herkäme, ſo müſten ſie nur einen einfachen Mitlaut haben, ſintemal ſich ſolcher in dem erſten Grundworte nur befände. Allein es iſt ja ſo unbekannt nicht, daß die meiſten Wörter, welche aus dem Lateiniſchen herkommen, oder im Lateiniſchen faſt gleich lauten, in der Mitten einen doppelten Mitlaut annehmen, obgleich im Lateiniſchen nur ein einfacher ſteht. Denn ſo ſage ich im Deutſchen von Cifra, Ziffer, von petere bitten, von Vlna die Elle, von Tapes der Teppich, Stupa die Stoppel, Mater die Mutter, catena die Kette, camera die Kammer, Schedula der Zettel u. a. m. Warum ſollte nun dieſes am Ende des Worts verboten ſeyn, wenn ich die lateiniſche Endung wegwürfe? Wir können mit gutem Fuge von herus Herr, von pila Ball, von vas Faß, u. ſ. w. machen. Ja wirft man auch gleich in einigen Wörtern mit der Endung den dazu gehörigen Mitlaut weg: So haben doch die allerwenigſten dieſes Vorrecht, und man behält ihn bey den meiſten Wörtern, z. E. laß von laſſus, Wall von vallum ꝛc.

So weit gehen nun die Hauptgründe unſers Herrn Gegners. Wir hoffen genugſam gezeiget zu haben, daß ſie nicht hinlänglich ſind, dasjenige zu beweiſen, was ſie beweiſen ſollen; und daß ſie vielmehr zur Unterſtützung der gegenſeitigen Meynung dienen. Die Nebengründe, deren er ſich noch bedienet hat,

fallen

der Dichtkunst aus. Und dieser Meynung fielen die Zürcher bey: haben auch eine Zeit her viele seichte Köpfe dadurch verführet. Vielleicht weiset sie Herr Batteux zurecht.

II. Einige haben vorgegeben: das Wesen der Poesie, sey die Erdichtung. Man muß das Wort erklären. Verstehen sie durch die Fiction eben das, was man bey den Lateinern fingere nennet:* so kann jenes nichts anders, als eine künstliche Nachahmung der Gemüthsarten, Sitten, Handlungen und Reden bedeuten. Dichten heißt also nachmachen, vorstellen; und kömmt mit unserm Grundsatze überein.

* Fingere heißt im Lateinischen vielerley. 1) Etwas aus Tone machen, wie ein Töpfer; daher Vas fictile ein irden Gefäß heißt. Und so schreibt mans auch der Natur zu, daß sie uns bildet: im Virgil saget L. II. Aen. Sinon:

Nec si miserum fortuna Sinonem
Finxit; vanum etiam mendacemque improba *finget*.

2) Heißt es sich verstellen, und fälschlich vorgeben, daß man dieß oder jenes sey, oder empfinde; wie Ulysses bey den Phäaciern, oder bey seiner Rückkunft in Ithaka. Cicero saget de Fin. 2. 77. Quodsi vultum tibi, si incessum *fingeres*, quo gravior videretur, non esses tibi similis. Verba tu *fingas*, et ea dicas, quæ non sentias. Endlich heißt es auch 3) etwas erdichten, das nicht ist. Cicero saget: Suscipe paulisper meas partes, et eum te esse *finge*, qui sum ego. Ep. fam. 3. 12. und Ovid. Fingite me dignum tali nece. Horaz endlich saget L. I. Sat. 4. Fingere, qui non visa potest. Allein von allen diesen Bedeutungen, ist nur die letzte bey unserm Worte dichten, erdichten, gewöhnlich.

III. Verstehen sie aber durch dieß Wort Fiction, nur den Verstand der Götter, den der Poet brauchet, sein Gedicht lebhafter zu machen; so ist es augenscheinlich, daß diese Dichtung der Poesie nicht wesentlich ist: weil sonst das Trauer- und Lustspiel nebst den meisten Oden aufhören würden, Gedichte zu seyn.*

* Ich sehe aber nicht, warum die Erdichtung bloß auf Götter eingeschränket werden sollte. Dichtet denn Aesop nicht auch, wenn er Fabeln von Thieren machet? Dichtet Menander nicht auch, wenn er nicht wahre Begebenheiten, wie Aristophanes that, sondern ersonnene auf die Bühne bringet? Und daß die Tragödienschreiber in bloß menschlichen Dingen gedichtet haben, sieht man an dem Sophokles und Euripides, die einerley Geschichte verschiedentlich entworfen haben: andrer neuern zu geschweigen.

IV. Will man endlich durchs Dichten nur die Bilder verstehen, die leblosen Dingen ein Leben beylegen, sie reden und handeln lassen: so ist die Fiction nur ein poetischer Schwung, der sich auch in ungebundener Rede brauchen läßt. Es ist die Sprache der Leidenschaften.*

* Allein die poetischen Prosopopöien gerathen insgemein viel lebhafter, wenn der Dichter, z. E. aus Tugenden und Lastern, u. d. gl. Personen dichtet,

und ſie redend einführet. Z. E. wenn Pietſch die Wolluſt und die reine Liebe, in der Ode auf Prof. Bäyers Hochzeit; oder den Pregelſtrom, in einem Gedichte auf den Krönungstag vorſtellet; oder auch den Schatten Solymanns dem Sultan Achmet erſcheinen und ihn anreden läßt. So weit darf ein Redner nicht gehen.

V. Andre haben geglaubet, die Poeſie beſtünde im Verſemachen. Das Volk, welches vom Wohlklange der poetiſchen Schreibart gerühret wird, nennet alles, was in Verſen iſt, ein Gedicht; es ſey nun eine Geſchichte, Naturlehre, Sittenlehre, oder ſonſt etwas: zumal wenn noch einige andre Zierrathe der Einbildungskraft mit einfließen.*

* So hielten ſchon die Griechen den Empedokles für einen Dichter: wiewohl ihn Ariſtoteles aus dieſer Zahl ausſchloß. Viele zählen noch itzo Virgils Georgica, einen Lucrez, Polignac, Genett, Popen vom Menſchen, u. d. m. für Gedichte und Dichter, weil ſie in Verſen ſchreiben. Aber fälſchlich.

VI. Die erſten Gedichte waren Geſänge, die man den Göttern zu Ehren ſang, und dazu tanzete.* Um nun dieſe drey Stücke, Worte, Geſang, und Tanz zu vereinigen, mußte man ſie nach gewiſſen Abmeſſungen in Harmonie bringen. Dieſe ward ſinnlich, und rührte am meiſten: dahingegen die Nachahmung unmerklicher fiel.

* Homer ſchreibt im 18 B. der Ilias:

- - Παῖδες δ' ὑμεναίοις ἐφαμμα
Κοῦροι δ' ὀρχηστῆρες ἐλίσσοντες τε δ' ἀρα τοῖσιν
Αὐλὸς φορμιγγες τε βοὴν ἔχον. - -

Und Livius ſaget im I. B. der I. Dec. Per urbem ire canentes tripudiis ſolemnique ſaltatu juſſit. Und finden wir nicht in noch ältern Zeiten, daß die Iſraeliten in der Wüſten um ihr Kalb; ja Mirjam mit dem Reihen der hebr. Weiber, ſingend getanzet?

VII. Indeſſen hat dieß Maaß niemals das Weſen eines wahrhaften Gedichtes ausgemachet.* Wäre nämlich dieß, ſo wäre die Dichtkunſt nur ein wahrhaftes Kinderſpiel; das nur auf die Verſetzung der Wörter ankäme, und durch ihre Veränderung verſchwände.

* Horaz ſelber ſagt:

Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis.

Von ſich ſelbſt aber läugnet er, daß er Gedichte ſchreibe, ob ſeine Satiren und Briefe gleich in Verſen waren. Und wie? ſollte eine proſaiſche Komödie darum aufhören, ein Gedicht zu ſeyn, weil ſie nicht in Verſen iſt?

VIII. Mit der wahren Poeſie iſt es ganz anders. Man verkehre die Ordnung, verſetze die Wörter, und ändre das Sylbenmaaß wie man will.

Die

Die Harmonie geht verlohren, das iſt wahr: Aber ihre Natur verliert ſie nicht. Die Poeſie bleibt allemal darinn vorhanden.*

* Vom Ennius ſaget er ausdrücklich: wenn man ihm gleich das Sylbenmaaß ſtörete; ſo blieben doch noch die Glieder eines zerriſſenen Poeten übrig: Hic . . .

Olim quæ ſcripſit Lucilius; eripias ſi
Tempora certa modosque, et quod prius ordine verbum eſt,
Poſterius facias, præponens *ultima primis*; . . .
Invenies etiam diſjecti membra Poetæ.

IX. Dem ungeachtet giebt man zu, daß ein Gedicht ohne Verſe, kein rechtes Gedicht ſeyn würde. Die Abmeſſung und der Wohlklang ſind die Farben, ohne welche die Poeſie einem Kupferſtiche gleichen würde. Das Bild ſtellet den Umriß, oder die Figur, höchſtens Licht und Schatten vor; die Farbenmiſchung der Kunſt aber fehlet.*

* Der Herr Verf. vergleicht nicht ganz richtig. Die poetiſche Schilderung geſchieht durch andre Dinge, als durch das Sylbenmaaß. Fehlet es wohl im Telemach, oder ſo viel andern proſaiſchen Romanen, an hohen Dichterfarben, womit Charaktere, Sitten und Leidenſchaften geſchildert werden? Ich ſollte es nicht denken. Ariſtoteles hielt deswegen billig Platons Geſpräche für Gedichte, ob ſie gleich proſaiſch waren. Horaz führet daher den Zweifel, ob eine Komödie ein Gedicht ſey? an; obgleich alle damalige Luſtſpiele in Verſen waren: bloß, weil ſie nicht ſcharf und geiſtig wären:

Idcirco quidam, Comœdia nec ne Poema?
Quæſtivere: idco, *quod acer ſpiritus ac vis*
Nec verbis, nec rebus inest; nili quod pede certo
Differt ſermoni, ſermoni merus

Deswegen aber darf man nicht, mit la Motten, auf die Grille verfallen: proſaiſche Oden und Trauerſpiele zu machen.

X. Die dritte Meynung ſetzet die Poeſie in die Begeiſterung. Wir haben ſie im Anfange ſchon erkläret. Allein ſie kann in der ungebundenen Rede eben ſowohl ſtatt haben, als in Gedichten: denn die Leidenſchaft kann auch darinn auf dem Rednerſtuhle ſo hoch ſteigen, als auf der Schaubühne, oder in der Epopöe.

* Z. E. Wenn Cicero in ſeiner I. und II. Catilinariſchen Rede, allem ſeinem Feuer den Zügel ſchießen läßt; oder in den philippiſchen und verrinniſchen die Leidenſchaften aufs höchſte treibt. Hier hat ihn auch Dido im Virgil nicht einmal übertroffen; auch kein tragiſcher Held es ihm zuvorgethan. Daher will er: ein Redner ſolle ſeyn, vehemens ut procella, excitatus ut torrens, incenſus ut fulmen: tonat, fulgurat, et rapidis eloquentiæ fluctibus cuncta proruit et proturbat. Und unſer Opitz ſaget mit Rechte von Griechenland:

Hier hat Demoſthenes gedonnert und geblitzt.

XI. Doch, ſpricht man: dieß ſtarke Feuer erhält ſich nicht allezeit in der Beredſamkeit. Gut! erhält ſichs denn in der Poeſie immer? Und wenn das nöthig wäre, wie wenig wahre Gedichte würde man haben? Selbſt die Epopöe, das Trauerſpiel und die Ode, würden nur einige rührende Stellen behalten.*

* So ungereimt ſind einige heutige Kritikaſter, die, wenn ſie einen, dem ſie nicht günſtig ſind, tadeln wollen, von lauter gereimter Proſe reden, dafern ſein Gedicht nicht überall feurig iſt. Kann oder ſoll denn ein Poet immer im Affecte ſeyn, immer auf Stelzen gehen? Nein, Horaz verdient es: wenn er dem tragiſchen Telephus und Peleus es als ein Lob nachſaget:

Telephus et Peleus, quum pauper et exſul uterque
Projicit ampullas et ſeſquipedalia verba.

Ich ſchweige, was Fenelon, dieſer große Meiſter und Kenner der Dichtkunſt, in ſeinen Betrachtungen vom Trauerſpiele, am Corneille tadelt; am Sophokles aber im Oedipus lobet. So wiſſen denn unſre eingebildeten, aber unreifen Kunſtrichter oft nicht, was ſie wollen. Selbſt im Virgil und Horaz, ſind oft proſaiſche Zeilen; wenn man das, ungereimter Weiſe, Proſa nennen will, was doch ein Sylbenmaaß hat. Am allerlächerlichſten iſt es, wenn ein andrer Kritikaſter, auch in ſolchen Lehrgedichten, als Horazens Dichtkunſt iſt, einen ſchwülſtigen Ausdruck fodert. Was ſoll denn hier für ein Affect herrſchen, wo man nur lehren will? Horaz ſelbſt brauchet ihn nicht, und ſaget, daß er in ſeinen Briefen und Satiren kein Poet ſeyn wolle. In der I. Sat. des II. B. heißt es:

Quot capitum vivunt, totidem ſtudiorum
Millia: me pedibus delectat claudere verſum
Lucili ritu.

Und bald:

. . . . . quidquid ſum ego,
Infra Lucili cenſum ingeniumque.

Primum ego me illorum, dederim quibus eſſe Poetas,
Excerpam numero. . . . . .
. . . . . neque ſi quis ſcribat, uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poetam. *L. I. Sat. 4.*

Was wollen denn ſolche unzeitige Kritici? Lehrgedichte, Satiren, Briefe, können, ja müſſen, ſelbſt nach Horazens Regeln und Muſtern, Sermoni propiora ſeyn: und wer das beobachtet, verdient keinen Tadel, wenn er nur nicht um ſolcher niedrigen Gedichte wegen, ein recht großer Dichter zu heißen begehrt. Hat er aber auch, wie Horaz, Oden, und zwar eben ſo wie dieſer, unter vielen mittelmäßigen, etliche erhabene gemachet, darinn eben ſowohl acer ſpiritus et vis, et os magna ſonaturum befindlich iſt: ſo wird man ihm vermuthlich, nach einer geſunden Kritik, auch den Namen eines Dichters laſſen müſſen.

XII. Man

XII. Man führet zum Behufe dieſer Begeiſterung die Horaziſche Stelle an:

Ingenium cui ſit, cui mens divinior atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Allein ſie entſcheidet nichts. Denn hier iſt nicht von der Natur der Dichtkunſt, ſondern von den Eigenſchaften eines vollkommenen Dichters die Rede. Er redet vom Maler, und nicht vom Bilde. Ariſtoteles, der doch die Dichtkunſt in die Nachahmung ſetzet, fodert eben das vom Poeten.*

* Ἐστι γὰρ ἡ ποιητικὴ καὶ μανικὸν. Da haben wir gar eine Art von Raſerey; die auch Sokrates beym Plato zum Poeten erfodert: wiewohl er eine Urſache hinzuſetzet, die demſelben wenig Ehre machen würde. Er ſaget: in dieſer Raſerey ſageten die Poeten viel ſchöne Sachen, die ſie ſelbſt nicht verſtünden: indem ſie nicht wüßten, was ſie ſagten. Ein vormaliger Prof. der Poeſie allhier, den ich noch gekannt habe, und der ſehr unverſtändliches Zeug ſchrieb, womit er gleichwohl bisweilen Leute anſtach; entſchuldigte ſich hernach mit dem furore poetico: darinn er ſelbſt nicht wüßte, was er ſchriebe. Cicero erkläret die Gabe dazu beſſer, wenn er ſchreibt: Homines imitatores, et narratores facetos, natura fingit et creat. *de Orat.* 2. 219.

XIII. Horaz war nicht willens eine genaue Erklärung der Poeſie zu geben. Er meldet nur etwas davon, nicht alles. Solche Beſchreibungen ſind nicht ganz wahr, nicht ganz falſch: und dienen nur jemanden das Maul zu ſtopfen, den man nicht ernſthaft widerlegen will.*

* Horaz widerſpricht auch dieſer Meynung ſelbſt, wenn er gegen das Ende ſeiner Dichtkunſt den Demokritus tadelt, der alle Dichter von geſunder Vernunft vom Helikon verbannet hat:

Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, et excludit ſanos Helicone Poetas
Democritus. - - - - - - - - -

Daher hätte nun mancher ſeyn wollende Poet in Rom ein wüſtes ungeſchlachtes Weſen an ſich genommen, um für ſehr poetiſch angeſehen zu werden: worüber Horaz ſpottet. Und was für Misgeburten bey uns ſchon, die Begierde für einen Begeiſterten gehalten zu werden, hervorgebracht habe, liegt am Tage: indem ſie glauben, man dörfe nur wider die geſunde Vernunft ſchreiben, wenn man recht äſthetiſch und maleriſch ſchreiben wolle. Wo bleibt aber das Horaziſche:

Scribendi recte ſapere eſt et principium et fons.

Und was Boileau ſagt:

Avant donc, que d'écrire, apprenez à penſer!

XIV. Allein, wird man ſagen: die Begeiſterung, und die Empfindung iſt einerley: die Poeſie aber will rühren und gefallen; und der Poet muß ſelbſt die Leidenſchaft fühlen, die er erregen will. Gut. Folget aber daraus, daß die Begeiſterung das Weſen der Poeſie ſey? Iſt denn Zweck und Mittel einerley?*

* Es

* So betrifft denn auch Petrons berufene Stelle ſonſt keinen Dichter, als den Epiſchen: Per ambages deorumque miniſteria, et fabuloſum ſententiarum tormentum præcipitandus eſt liber ſpiritus; ut potius furentis animi vaticinatio appareat, quam religioſæ orationis ſub teſtibus fides. Gleichwohl raſen auch Lucan und Claudian, geſchweige denn Virgil nicht überall ſo toll.

XV. So wollen wir denn ſicher bey der Nachahmung bleiben; die auch deſto wahrſcheinlicher das Weſen der Poeſie ausmachet, da ſie die Begeiſterung, die Erdichtung, ja die Verskunſt ſelbſt, als Mittel die Gegenſtände vollkommen nachzuahmen, einſchließt.*

* Haben denn nun unſre Kunſtkäſter recht, die von lauter malen, maleriſch, und Malerey ſchreyen, wenn ſie von Verſen reden; und irgend eine ausſchweifende Redensart, die ſie wagen, entſchuldigen wollen? Nein. Nachahmen iſt nicht allemal malen: wenn man, wie dieſe neuern Pinſler, lauter ſolche Wörter ſuchet, die etwas ſichtbares andeuten, und ſich alſo mit Farben und Figuren abbilden laſſen. Virgils Dido iſt unvergleichlich nachgeahmet; weil ihr Affect nach dem Leben ausgedrücket iſt: ungeachtet weder ſie, noch Virgil, dabey lauter maleriſche Ausdrücke brauchen. Nachahmen iſt alſo noch etwas mehr, als malen: weil ſich unzählige Dinge nachahmen laſſen, die nicht ſichtbar ſind; dieſe aber allem gemalet werden können.

Zweytes Hauptſtück.

Die Eintheilungen der Poeſie liegen auch in der Nachahmung.

I. Da das Weſen der wahren Dichtkunſt in der Nachahmung beſteht: ſo müſſen die Abtheilungen der Poeſie auch aus der Nachahmung fließen.*

* Die Meynung iſt, daß die epiſchen, dramatiſchen, lyriſchen, und andre Arten der Poeſie, ebenfalls aus den verſchiedenen Arten der Nachahmung müſſen verſtanden werden können.

II. Die Menſchen erlangen die Erkenntniß deſſen, was außer ihnen iſt, durch die Augen und Ohren: denn ſie ſehen es entweder ſelbſt, oder hören es von andern erzählen. Hieraus entſteht die erſte Art der Abtheilung der Poeſie. Die dramatiſche ſtellet die Sache den Augen vor; die epiſche aber erzählet uns alles.

* Horaz ſaget: Aut agitur res in ſcenis, aut acta refertur: wiewohl er hier eigentlich von demjenigen redet, was auch auf der Bühne nicht gezeiget, ſondern nur erzählet werden muß. Man muß hier nämlich wiſſen, daß Drama von dem alten griechiſchen Worte δρᾶν, d. i. agere, handeln, thun, herkömmt; epiſch aber von ἔπω, dico, ich erzähle, oder rede, herſtammt.

mot. Darum ſind alle Erzählungen im weitläuftigſten Verſtande, von den äſopiſchen Fabeln an, bis auf die Heldengedichte, epiſch zu nennen.

III. Wenn man nun dieſe beyde Arten vermiſchet, ſo entſteht eine dritte daraus, die aus dramatiſchen und epiſchen vermiſchet iſt, d. i. wo theils etwas vorgeſtellet, theils erzählet wird. Allein die Regeln davon ſind in den erſten beyden enthalten.

* Dieſe Art hat in allen Schauſpielen ſtatt: denn alles was vor dem Stücke der Fabel, das geſpielet wird, vorhergegangen, muß den Zuſchauern bloß erzählet werden. Ja, manche Sachen, die ſich nicht gut vorſtellen laſſen, werden auch nur durch Erzählungen eingeſchaltet.

Nón tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam; multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.

IV. Dieſe Art der Eintheilung war auf die Art gegründet, wie die Poeſie die Sachen nachahmet, oder vorſtellet. Die zweyte gründet ſich auf die Beſchaffenheit der Gegenſtände, welche die Dichtkunſt nachahmet.

* Betraf jener die Forme, ſo betrifft dieſer Unterſchied die Materie der Nachahmung. Dort fragte man, wie die Dichtkunſt nachahmet? hier aber, was? Und man kann leicht denken, daß ſich hier ein weites Feld öffnet. Denn wovon haben die Poeten nicht ſchon geſchrieben?

V. Von der Gottheit an, bis auf das geringſte Ungeziefer, welchem man nur eine Handlung beylegen kann, iſt alles der Poeſie unterworfen; weil es nachgeahmet werden kann.

* Ich ſehe nicht, warum der Herr Batteux nicht auch die lebloſen, oder unbeſeelten Dinge mit zur Poeſie rechnet. Kann der Poet nicht auch dieſe nachahmen? Iſt nicht die Fabel von der Sonne und dem Winde, von dem irdenen und eiſernen Topfe, u. d. m. oder bey uns vom Kriegsſchwerte und dem Studentendegen, dem Wetterhahne und den Glocken, u. d. m. bekannt? Ja hat man nicht Bäume und Pflanzen, Steine und Dornbüſche, u. ſ. w. in der Poeſie beſeelet? ob ſie gleich eigentlich keiner Handlungen fähig ſind?

VI. Wie es alſo 1) Götter, 2) Könige, 3) Bürger, 4) Schäfer, und 5) Thiere giebt; welche die Kunſt in ihren wahren, oder wahrſcheinlichen Handlungen nachzuahmen geſuchet: alſo giebt es auch Opern, Trauerſpiele, Luſtſpiele, Schäferſpiele und Fabeln, die aus ſolcher Nachahmung entſtanden ſind.

* Hier vergißt gleichſam der Verfaſſer alle epiſche Arten der Poeſie, die doch ebenfalls alle dieſe Gegenſtände nachahmen können. Daß er aber die Götter zu den Opern zu ſchlagen ſcheint, iſt eine beſondre Meynung. Die meiſten Opern halten auch bloß menſchliche Nachahmungen in ſich; hergegen haben die Franzoſen auch ſchon Götterkomödien gemachet, z. E. die von der Heurath der Venus, u. d. m.

VII. Alle diese Arten haben nun ihre besondern Regeln, die wir nach unsern Absichten untersuchen wollen. Doch giebt es auch allgemeine, sowohl in Ansehung der Materie, als der Forme der poetischen Schreibart: und von diesen will ich den Anfang machen.

Drittes Hauptstück.

Die allgemeinen Regeln der Poesie in Sachen, stecken bloß in der Nachahmung.

I. Hätte sich die Natur den Menschen in aller ihrer Herrlichkeit zeigen wollen; d. i. in jeder Sache mit aller möglichen Vollkommenheit: so würden alle Regeln, die so schwer zu erfinden, und noch schwerer zu beobachten gewesen, zur Bildung und Verbesserung der Kunst unnütz gewesen seyn. Alsdann hätte keine Wahl statt gehabt: die bloße Nachahmung hätte alles gethan; und die Vergleichung das Urtheil gefället.

* Z. E. Ein Maler, der eine Venus schildern wollen, hätte nur das erste, das beste Weibsbild schildern dürfen: weil sie alle gleich vollkommen gewesen wären. Da dieß aber nicht ist: so mußte jener Künstler erst aus einer ganzen Stadt die fünf schönsten, und hernach von diesen, die schönsten Theile ihrer Glieder wählen, und die zusammen setzen: um eine Venus zu bilden.

II. Allein, da sie die schönsten Züge ihrer Werke unter eine Menge von geringern Stücken mischet; so hat die Kunst wählen müssen: und diese Wahl eben sicherer zu treffen, hat der Geschmack Regeln erfinden und vortragen müssen. Ihre Gründe haben wir festgesetzet: nun müssen wir noch die Folgen herausziehen.

I. Allgemeine Regel der Dichtkunst.

Vermische das Nützliche mit dem Angenehmen.

III. Wenn Natur und Kunst uns rühren, nachdem sie ein Verhältniß mit uns haben: so folget auch, daß Werke, die zugleich Lust und Nutzen verbinden, rührender für uns seyn werden, als die nur eines haben. Dieß ist Horazens Regel:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci;
Lectorem delectando, pariterque monendo.

* Diesem scheint Horaz zu widersprechen, wenn er an einer andern Stelle beydes zu trennen scheint:

Aut prodesse volunt, aut delectare Poetæ.

Allein er sehet auch bald hinzu, daß die Belehrung noch besser sey:

Aut simul et jucunda et idonea dicere vitæ.

IV.

IV. Der Dichtkunst Zweck ist zu gefallen; und zwar durch Erregung der Leidenschaften. Allein uns ein vollkommenes, gegründetes Vergnügen zu geben: muß sie niemals andre, als solche rege machen, deren Lebhaftigkeit der Tugend nicht zuwider läuft.

* Horaz vergleicht also einen Poeten mit einem Seiltänzer, ja mit einem Zauberer: weil er in seinem Gemüthe allerley falsche Schrecken, Furcht, Hoffnung, Zorn, u. d. gl. erregen kann:

Ille per extentum funem mihi posse videtur,
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Vt magus; et modo me Thebis, modo ponit Athenis.

Unterdessen sind nicht alle Leidenschaften der Tugend zuträglich. Die Verliebtheit ist zumal jungen Leuten sehr angenehm: daher diejenigen Dichter, die von lauter Wein und Liebe singen, ihnen insgemein gefallen. Aber kein edler Geist läßt sich so tief herunter.

V. Der Abscheu vor den Lastern, denen Schande, Furcht und Reue, ohne die andern Strafen zu nennen, auf dem Fuße folgen; das Mitleiden gegen die Unglücklichen; das sind so nützlich, als die Leutseligkeit selbst ist; die Bewunderung erhabener Beyspiele, die den Sporn der Tugend nach sich lassen; eine heroische und folglich rechtmäßige Liebe, das sind, mit Einstimmung aller Welt, Leidenschaften, welche die Dichtkunst erregen soll.

* Das sind die Absichten und Beschäftigungen eines Homers, Euripides und Sophokles, des Menanders, Terenzs, Virgils und Seneca gewesen. Daher sind auch die Pindaren und Horaze in ihren Oden so hochgeschätzet worden. Hergegen hat man allemal die verliebten Sänger kleiner Gegenstände nur für kleine Geister gehalten. Bey uns ist es eben so: die erhabenen Absichten unsrer Tragödienschreiber und des einzigen Heldengedichtes so wir besitzen, sind edel und erhaben. Andre Loboden und heroische oder satirische Gedichte nehmen nach ihnen den nächsten Platz ein. Dann folgen die verliebten Schmetterlinge erst, die so zeitig sterben, als sie häufig gebohren werden. Die epigrammatischen Trompetenstückchen beschließen erst den Zug.

VI. Die Poesie ist nämlich nicht erfunden, die Verderbniß in angesteckten Seelen zu verstärken; sondern tugendhafter Herzen Vergnügen zu seyn. Die Tugend in gewissen Umständen zu sehen, wird allemal ein reizendes Schauspiel seyn. Auch in den verdorbensten Herzen ist eine Stimme, die für sie redet: und rechtschaffene Gemüther hören sie desto lieber, je mehr sie einen Beweis eigener Vollkommenheit darinn sehen.

* Z. E. Die Tugend im Unglücke in der Cenie, in der Iphigenia, oder im Cato, wird allemal ein rührender Anblick seyn. Eben so wird Mathilde im Hermann, bey ihrem unglücklichen Ende, jedes Lesers Herz rühren. Auch die masselsche Merope, und Mahomet der II. vom de la Noue,

werden alle empfindliche Herzen bewegen: wenn gleich keine verliebte Reimungen und Zuckerworte darinn herrſchen: ſo wenig dergleichen im alten Oedipus vorkommen.

VII. Große Dichter haben niemals zur Abſicht gehabt, daß ihre Werke, die Früchte ſo vieler Nachtwachen und Arbeiten, nur Zeitvertreibe eitler Flattergeiſter ſeyn, oder zur Aufmunterung eines müßigen Midasbruders dienen ſollten? Wäre das geweſen, wie konnten ſie große Männer ſeyn?

* Hier verdammet der Verfaſſer eine unzählige Menge muthwilliger Reimſchmiede, deren Zweck nur der Beyfall laſterhafter Thoren iſt. Sie tändeln und gaukeln, wie die Mücken in der Luft, bloß um zu gaukeln; ſterben aber auch eben ſo bald als dieſe: und kommen alsdann dahin,

Wo ſie zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt. Opitz.

VIII. Man muß ſich einen ganz andern Begriff von ihren Abſichten machen. Die tragiſchen und komiſchen Gedichte der Alten gaben Beyſpiele von der ſchrecklichen Strafgerechtigkeit der Götter; oder dem billigen Tadel der Menſchen. Sie lehrten die Zuſchauer begreifen, daß man beyden zu entgehen, nicht nur tugendhaft ſcheinen; ſondern ſeyn müſſe.

* Das lehret ein Oedipus, das zeiget auch eine Elektra beym Sophokles. Faſt alle Trauerſpiele der Griechen zeigten den Untergang der Tyrannen, und ihrer Häuſer, oder andrer Laſterhaften; wie z. E. auch die Antigone und Trojanerinnen, die Opitz überſetzet hat, lehren. Die menandriſchen und terenziſchen Luſtſpiele ſtellten immer tadelhafte Handlungen als lächerlich vor: nicht wie Moliere mehrentheils die Vernunft und Sorgfalt der Männer und Aeltern, zum Gelächter machet.

IX. Homers und Virgils Gedichte ſind keine leichtfertigen Romane, darinn der Verſtand ſich nach der Lüſternheit einer thörichten Einbildungskraft verirret. Man muß ſie als Nationallehrbücher anſehen, darinn die Geſchichte, Regierungsart, Sittenlehre und Religion des Staats, nebſt den Pflichten der Geſellſchaft enthalten ſind: und das zwar in dem ſchönſten und reichſten Anputze des Ausdrucks und der Kunſt, den ihnen faſt göttliche Geiſter haben ertheilen können.

* Eben das kann man vom Telemach, der Henriade und dem Hermann ſagen. Hier herrſchet nirgends der verliebte Geiſt der Romanſchreiber, die ein läppiſches Hirngeſpinſt ins andre weben; überhaupt aber auf nichts abzielen, als ihren Leſern die Zeit zu verderben: und wenn es gleich die Pamela und die Clariſſe, das Findelkind, oder ſonſt eine beliebte Lapperey wäre. Hier ſieht man überall erhabene Grundſätze und Exempel der Tugenden, auf eine wahrſcheinliche Art, mit einer großen Handlung verbunden; die mehr zum Unterrichte, als zur Beluſtigung abgezielet iſt.

X.

fallen durch das obige zum Theil von ſelbſt weg, zum Theil aber ſind ſie auch leicht zu wiederlegen. Wir wollen ſie doch auch vornehmen.

Die Rechtſchreibung, meynet der Herr Gegner, würde durch Annehmung ſeines Grundſatzes leicht eine durchgängige Gleichheit erhalten. Wir geben es zu, daß ſolches in den Wurzeln der Wörter geſchehen könne, allein in den Abgeleiteten würde es nimmermehr zu erhalten ſeyn. Es iſt kurz vorher gezeiget worden, in was für Abwege und Unordnungen man gerathen würde. Was man mit der einen Hand aufbauen wollte, würde mit der andern wieder doppelt eingeriſſen werden.

So geht es auch mit den Ausnahmen und Abweichungen. Deren würden bey dem neuen Satze mehr werden, als bey dem alten. Geſchähe es gleich nicht in dem Stamme, ſo würde es doch bey Verlängerung des Worts geſchehen müſſen, zugeſchweigen, wie man mit der Ausſprache zurechte kommen würde. Auſſer der einzigen Ausnahme von denen Partikelchen findet man keine bey unſerer Regel. Denn, was die weiblichen Namen in in und das Wörtchen kan betrifft: So haben ſchon viele ſolche mit einem gedoppelten Buchſtaben geſchrieben, denen wir auch faſt beypflichten, wiewohl wegen der weiblichen Namen noch etwas zu erinnern wäre. Bey dem neuen Satze hingegen müſte man deren ſehr häufige machen, wie denn unſer Herr Gegner ſelbſt ſchon einige Wörter von ſeiner Regel ausnimmt. Das würde denn eine gröſſere Unvollkommenheit anzeigen, die Sachen weniger erleichtern, und noch eher und gründlicher von den meiſten als unvernünftig verworfen werden, als jenes.

Zeit

X. Die Ilias und Odyssee sind sowohl Abbildungen der griechischen und römischen Nation; als Molierens Geizhalz, es vom Geize ist. Wie dieser nur zum Grunde verschiedener satirischer Züge dienet: so sind auch Achills Zorn, und Aeneens Niederlassung in Italien, nur ein Grund zu prächtigen Gemählden von Sitten, Gesetzen, Gebräuchen und Rathschlägen, die bald allegorisch, bald prophetisch, bald offenbar vorgetragen werden.

* Indessen werden diese Lehren, als eine Geschichte eingekleidet, vorgetragen; damit der Leser das Vergnügen habe, sich die darinn liegenden Lehren selbst heraus zu bringen. Sie werden ihm nämlich desto wahrscheinlicher und angenehmer, wenn er sie selbst erfunden zu haben glaubet. Z. E. Wenn der Druide im I. B. des Hermanns von dem Zustande Galliens und Deutschlandes, bey der anwachsenden Macht der Römer redet; wer sieht doch da nicht das Bild von der heutigen Trennung und Schlafsucht der Deutschen, in Ansehung einer benachbarten Herrschsucht? Oder wenn Varus sich an Marbods Hofe in die römische Weichlichkeit vergaffet; wer sieht nicht die Reizungen französischer Wollüste unsre deutschen Jünglinge einnehmen?

XI. Anakreon, der die Kunst zu gefallen verstund, und sie allein zu suchen schien, vergaß darum nicht Lust und Nutzen zu verbinden. Die andern Dichter wissen auch zwar Rosen auf ihre Lehren zu streuen, um ihre Schärfe zu beblümen. Er aber versteckte seine Lehren noch zärtlicher mitten unter die Rosen.

* Z. E. wenn Cupido von einer Biene gestochen worden, Mars von einem Pfeile Amors verwundet, dieser aber von den Musen gefesselt wird: so hat er diese Bilder nicht des Unterrichts halber ersonnen; sondern die Lehren zur Belustigung eingestreuet. Unsre anakreontischen Dichter, die lauter Wein und Liebe singen, mögen sich prüfen, ob sie auch so schlau und lehrreich gewesen?

XII. Virgil ist gewiß ein größerer Dichter, als Horaz. Seine Bilder sind weit schöner und edler; seine Verse gleichfalls weit schöner und majestätischer. Gleichwohl liest man den Horaz itzo viel mehr. Das machet, dieser ist für uns so lehrreich, als Virgil es den Römern vormals gewesen.

* Eine Hauptursache, warum Horaz mehr gelesen wird, als Virgil, ist wohl: weil er aus lauter kleinen Gedichten besteht; deren eins durchzugehen auch eine sehr mäßige Geduld zulanget. Virgil hergegen, hängt gar zu sehr zusammen, und man muß ein weit größer Stück im Zusammenhange durchgehen, um seinen erhabenen Geist daraus zu bemerken. Dazu haben nun wenige Leser Geduld. Hernach gehöret mehr Gelehrsamkeit in den Alterthümern der Griechen, Trojaner und Italiener dazu, nur ein Buch im Virgil zu verstehen, als den halben Horaz zu erklären; der mehrentheils nur

auf ſeine neuere Zeiten anſpielet. Ueberhaupt gehöret eben ſowohl, als der Heldendichter am Geiſte andre Poeten übertrifft, auch ein größerer Geiſt zum Leſer einer völligen Epopöe, als zu Leſern andrer Gedichte. Horazens Selbſterkenntniß legte ihm das Geſtändniß in den Mund: Sat. X. L. 1. Pollio regum

Facta canit, pede ter percuſſo. Forte opus acer
Vt nemo, Varius ducit - - molle atque facetum
Virgilio annuerunt gaudentes rure Camœnæ.
Hoc erat, experto frustra Varrone atacino,
Atque quibusdam aliis, melius, quod ſcribere poſſem,
Inventore minor: neque ego illi detrahere auſus
Horrentem capiti multa cum laude coronam.

XIII. Indeſſen kann die Dichtkunſt dennoch auch ſcherzen. Die Muſen ſind auch Freundinnen der Gratien. Gleichwohl ſind die kleinen Gedichte mehr Erholungen, als Werke: ſo wie niemand ſein ganzes Leben mit lauter Luſtbarkeiten zubringen muß. Das Beyſpiel der Natur lehret ſie auch, nichts ohne eine weiſe Abſicht zu thun, die auf die Vollkommenheit derer zielet, für die ſie arbeiten.

* Der jüngere Plinius hat dieſen Nutzen kleiner epigrammatiſcher Gedichte ſehr wohl eingeſehen, und angeprieſen, wenn er im IX. Br. des VII. B. ſo ſchreibt: Fas eſt, et carmine remitti, non dico continuo et longo, id enim perfici, niſi in otio non poteſt; ſed hoc arguto et brevi, quod apte quantaslibet occupationes curasque diſtinguit. Luſus vocantur, ſed hi luſus non minorem interdum gloriam, quam ſeria conſequuntur etc. Itaque ſummi oratores, ſummi etiam viri, ſic ſe aut exercebant, aut delectabant; immo delectabant exercebantque.

II. Regel.

Es muß eine Handlung in einem Gedichte ſeyn.

XIV. Lebloſe Sachen haben in der Dichtung zwar auch ſtatt; ſowohl als ſie in der Natur ſind: allein, ſie müſſen nur ein Nebenwerk; und mit andern rührenden Dingen verbunden ſeyn. Dieß ſind die Handlungen, als Werke des Verſtandes und Willens, der Freyheit und Leidenſchaften des Menſchen; ja als Bilder der menſchlichen Natur.

* Strabo hat daher mit vielen Alten behauptet: bloß der Menſch ſey der Gegenſtand der Poeſie. Ariſtoteles ſaget im IV. Capitel ſeiner Dichtkunſt ausdrücklich, daß edle Gemüther ſich die Nachahmung erhabner und tugendhafter Thaten; niedrige Geiſter aber, geringer und laſterhafter Leute Handlungen erwählet. Er ſchränket alſo alle Nachahmung der Dichter auf Menſchenhandlungen ein. Es iſt daher ein ſehr magerer Gegenſtand, wenn ſich gewiſſe Dichter bloß Blumen, Früchte, Gegenden, Flüſſe, oder den Geſang der Vögel, ihre Neſter, Spinnengewebe u. d. gl. Kleinigkeiten zu beſchreiben, vorgenommen haben. So ein ewiges Malen wird man gar zu leicht überdrüßig: weil kein Leben darinnen iſt.

XV.

XV. Daher ſetzen groſſe Maler in die allerfreyeſten Landſchaften allezeit einige Spuren der Menſchlichkeit: und wenn es auch nur ein altes Grab, oder ein verfallnes Gebäud ſeyn ſollte. Warum? Sie malen ja für Menſchen.

* Ich habe ſogar einen Maler gekannt, der eigentlich ein Tonkünſtler war, und nur zur Abwechſelung und zum Zeitvertreibe, Landſchaften zu malen angefangen hatte, auch aus bloſſem Naturelle ſehr glücklich darinn war: der, ob er wohl nicht Menſchen malen konnte, dennoch Ausſichten von Dörfern, Häuſern, und bisweilen auch entfernte Leute hineinſetzte, ihnen ein Leben zu geben. Er hieß Gebel, und war Capellmeiſter zu Rudelſtadt. Eben ſo hats Thiele der groſſe Landſchaftmaler in Dresden gemachet.

XVI. Jede Handlung iſt eine Bewegung: folglich hat ſie einen Anfang, einen Weg, dadurch ſie geht, und einen Zweck, darauf ſie abzielet; drey Theile, die einem Gedichte die gehörige Größe geben können, um den Verſtand zwar zu beſchäfftigen, aber auch nicht zu ermüden.

* Darum lehret Ariſtotel ſchon: Jede Handlung habe einen Anfang, Mittel und Ende. Ὅλον τε δεῖ τὸ ἔχον ἀρχὴν, καὶ μέσον, καὶ τελευτήν. S. ſeiner Poetik VIII Cap. welches ſich auf alle Fabeln deuten läßt, und von ihm wirklich gedeutet wird. Z. E. kann die äſopiſche Fabel, vom Hunde mit dem Stücke Fleiſch dienen. Der Anfang iſt, daß ers geſtohlen hatte; der Fortgang, daß er durchs Waſſer ſchwamm, und den Widerſchein davon für ein ander Stück Fleiſch hielt, auch darnach ſchnappete; das Ende aber, daß er das wahre Fleiſch drüber verlohr.

XVII. Der erſte Theil ſetzet nichts zum voraus; fodert aber wohl etwas nach ſich. Der zweyte ſetzet etwas voraus, und begehret etwas hernach. Der dritte ſetzet etwas voraus, begehret aber nichts nach ſich: d. i. 1) Ein Vorhaben; 2) Hinderniſſe; und 3) der Erfolg: dieſe machen die drey Theile einer Handlung aus, die an ſich reizend ſeyn ſoll. Und darauf gründen ſich, die Erklärung des Inhalts einer Fabel, der Knoten, und die Auflöſung.

* Was ich an dem Exempel der äſopiſchen Fabeln gewieſen habe, gilt von allen Epopöen, Tragödien und Komödien: auch überall müſſen die drey Theile vorkommen; wie ein jeder, der Achtung giebt, darinnen wahrnehmen kann, und ich mündlich mit Exempeln erläutere.

III. Regel.

Die Handlung muß ſonderbar, einzeln, einfach, und mannigfaltig ſeyn.

XVIII. Uns bloß gemeine Handlungen vorzuſtellen, hätte der Witz die Dichtkunſt nicht der Natur zu Hülfe rufen dörfen. Unſer ganzes Leben beſteht aus lauter Handlungen: die ganze Geſellſchaft iſt nichts, als eine beſtändige

dige Bewegung von Personen, die sich aus Absichten regen. Will uns also die Poesie rühren, locken, und festhalten: so muß sie aus tausend ordentlichen und gemeinen Handlungen, uns nur etwas besonders und ungemeines darstellen.

* Wie viele Dichter haben es hierinn nicht versehen! Auch die geringsten Kleinigkeiten, die täglich vorfallen, haben ihre Poeten bekommen, die sie besungen haben. Herr von Brück hat in seinem Gedichte von der Poesie, diesen Misbrauch schon bestrafet. S. die eig. Schr. der deutsch. Ges. und Canitz bestrafte sie schon am Ende des vorigen Jahrh. in seiner Satire davon:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab:
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist, als achtzig Jahr gegeben. ꝛc.

Auch Rachel hat in noch ältern Zeiten, itzo fast vor 100 Jahren, eben diese Klage geführet:

Auf einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen,
Des künstlichen Papiers bey vier und zwanzig Bogen.
— — — — — —
Kein Kindlein wird gebohren, es müssen Verse fließen,
Die oft so richtig gehn, und treten auf den Füßen,
Als wie das Kindlein selbst; die, wie es ist bekannt,
Auch haben gleichen Witz und kindischen Verstand.

XIX Das Ungemeine nun besteht, entweder in der Sache selbst, die da geschieht; als wenn August mit dem Cinna und Maximus, zween Verschwornen, rathschlaget: ob er das Regiment niederlegen solle? Oder in den Mitteln, die man zu Erhaltung seines Zweckes anwendet; als wann August, durch die Begnadigung, seine Feinde entwaffnen will.

* So sind denn nur ganz außerordentliche Begebenheiten geschickt, in der Dichtkunst Eindrücke zu machen: und man muß es gestehen, daß dieselben in ordentlichen Staatsverfassungen seltsamer vorkommen, als in unordentlichen Zeiten. Z. E. In Corsica ist itzo ein Zeitpunkt zu solchen Geschichten. Die Ermordung des wackern Anführers der Corsen, Giafforio, durch seinen eigenen, und zwar durch Geld erkauften Bruder, ist eine wirklich tragische Begebenheit, die Stoff zum Trauerspiele darbeut.

XX. Es ist aber nicht genug, daß eine Handlung sonderbar sey. Der Geschmack fodert noch andre Eigenschaften. Sind die Triebfedern sehr verwickelt, so ermüden sie den Verstand: sind sie aber gar zu einfach, so wird der Zuschauer, aus Mangel sattsamer Veränderungen und Abwechselungen, schläfrig. Die Handlung muß also zwar einfach, aber auch nicht gar zu einfach seyn.

* Z. E.

* Z. E. kann von der erſten Art, des Corneille Heraklius dienen; der gar zu verſtrickt iſt, daß der Zuhörer, nicht ohne die gröſſeſte Anſtrengung der Gemüthskräfte, den Knoten verſtehen kann. Vom andern aber giebt des Racine Berenice ein Beyſpiel; welche einen gar zu einfältigen Knoten hat; den man gleich überſieht, und in Gedanken auflöſen kann. Bey Komödien geht es eben ſo.

XXI. Sind die Verbindungen, Charactere und Abſichten einander gar zu ähnlich, ſo erwecken ſie einen Ekel. Wird hingegen die Handlung durch einen ganz fremden Zufall, oder einen, der übel zuſammenhängt, und wenn er noch ſo ſchön wäre, unterbrochen: ſo wird das Vergnügen des Zuſchauers oder leſers ſehr vermindert.

* Die alten Ritterbücher und Romanen, ja ſelbſt die neuern Schäferromane geben von dem erſten Fehler Beyſpiele genug. Ob nicht auch viele neue Schäferſpiele darinn fehlen, mögen Kenner urtheilen. Den letzten Fehler tadelt Horaz in ſeiner Dichtkunſt.

Inceptis gravibus plerumque & magna profeſſis,
Purpureus late qui ſplendeat unus & alter
Aſſuitur pannus: — — — —
Sed nunc non erat his locus — — —
Denique ſit quodvis ſimplex dumtaxat & unum.

XXII. Dieſe Eigenſchaften nun würden ſich in einer hiſtoriſchen Handlung finden: wenn man ſie in aller möglichen Vollkommenheit vorausſetzte. Allein weil ſich dieſe Handlungen in der Natur ſelten zeigen: ſo war es der Dichtkunſt aufgehoben, dergleichen zu erſinnen, und uns durch ſolche Schauſpiele zu vergnügen.

* Die Geſchichte von der Panthea, in Xenophons Cyropädie, iſt von der Art, daß alles, was zum Trauerſpiele gehöret, darinn beyſammen iſt. Daher hat unſre Dichterinn, die es verfertiget hat, faſt nichts darinn ändern, oder dazu dichten dörfen. Eben ſo iſt die Begebenheit vom Agis im Plutarch, und die Bluthochzeit zu Paris im Thuan beſchaffen; und die Trauerſpiele davon, in meiner Schaubühne, dörften alſo nur bey der Wahrheit bleiben. Allein vielleicht hat Xenophon die erſte ſchon ſelbſt mit Fleiß ſo erdichtet.

IV. Regel.

Wegen der Charactere, der Aufführung, und Zahl der Schauſpieler.

XXIII. Es giebt Handlungen in der Welt, wo die Zahl der theilhabenden zu groß iſt. Sie hindern einander mehr, als ſie helfen. Sie handeln ohne Abrede; ihre Charactere ſind unbeſtimmet, oder ſie haben gar keine. Ihre Wirkungen ſind langſam, oder ekelhaft; ihre Gedanken gemein und falſch; ihre Reden ungeſchickt, oder ſchwach, oder voll überflüſſiger Dinge.

* Es iſt wahr, ſo gerathen die meiſten Dinge in der Welt, dazu viele Perſonen gehören. Iſt das aber die ſchöne Natur, die der Dichter nachahmen ſoll? Das würde ſo ausſehen, als wenn uns ein holländiſcher Maler eine recht natürliche Bauerkirmſe abbildete: wo alle Grobheiten und Ungezogenheiten vorfielen, die unter Bauren nur möglich ſind.

XXIV. Iſt nun eine ſolche Handlung ein Ganzes, ſo iſt es doch ein ſehr ſeltſames, unrichtiges, und unförmliches; dadurch die Natur mehr verſtellet, als gezieret wird. Was würde man von einem Maler ſagen, der die Menſchen als klein, mager, blind, lahm, und kurz, als lauter Krüpel vorſtellen wollte?

* Es haben ſich indeſſen ſolche Kupferſtecher gefunden, die ſolche poßierliche Stüke von lauter Zwergen, Krüppeln, Magern oder unförmlichen kuken Leuten geſtochen haben. Es giebt auch freylich ſolche Menſchen in der Welt: allein haben wir nicht oben gewieſen, daß die Künſte nur die ſchöne Natur nachahmen ſollen?

XXV. Die erſten Künſtler mußten der Regel des Widerſpiels folgen, um aus ſolchen Verwirrungen, die Grundſätze des Schönen, der Ordnung, des Erhabenen und des Rührenden zu entdecken. Und vielleicht fiel es ihnen noch leichter, dergeſtalt; als durch die Wahl des Beſten, das Schöne zu finden. Man kennet leichter was ſchlimm, als was gut iſt.

* Wer daran zweifelt, der gebe nur acht, ob man nicht leichter übereinſtimmet, eine Perſon, ein Thier, ein Haus, einen Garten, für häßlich, als einen andern für ſchön zu erklären.

XXVI. Dieſer Anmerkung zufolge hat mans entſchieden: daß die Zahl der Schauſpieler, nach der Bedürfniß der Handlung eingerichtet werden muß. Dieſe kömmt oft mit der Nothdurft des Dichters überein, der in gewiſſen Abſichten, eine Perſon kommen oder abtreten läßt, ohne daß es die Wahrſcheinlichkeit des Stückes fodert.

* Dieß bemerket man am meiſten bey unſern alten Schulkomödien: wo der Verfaſſer, um allen ſeinen Schülern zu ſchaffen zu geben, eine Menge unnöther Perſonen auf die Bühne geſtellet. In des ältern Gryphs Trauerſpielen, und Weiſens Luſtſpielen: ſind unzählige ſolche Exempel, von Rollen, die gar wohl hätten ausbleiben können, und ſollen: weil ſie den Zuſchauer nur verwirren.

XXVII. Virgil läßt die Creuſa, durch ein Wunder ſterben, damit nur Aeneas zu einer andern Heirath ſchreiten könne; ohne welche der ganze Bau der Aeneis einfiele. Und wie mancher neuer Dichter, führet, bloß die Auftritte einzelner Perſonen zu vermeiden, einen oder etliche Vertraute, oder ſonſt eine Zwiſchenfabel ein; die eigentlich zur Handlung nichts beytragen, ja ſie wohl gar ſchwächen.

* Der-

* Darum hat Voltaire in ſeinem Cäſar, daraus er alles Frauenzimmer weglaſſen wollte, nicht mehr als drey Aufzüge anfüllen können. Ja Nicolini hat in ſeinem Arcagambis gewieſen, daß ein Trauerſpiel ohne Liebe, in einem einzigen Aufzuge vollkommen ſeyn könne. Indeſſen geht das auch nicht in allen Fabeln an: und Sophokles hat ohne alle Liebe ſeine Stücke fünf Aufzüge lang gemacht; und doch keine unnütze Perſon eingemenget: wie die neuern Verfaſſer der Oedipen gethan haben.

XXVIII. Die Schauſpieler müſſen merkliche Charaktere haben, die zur Treibfeder aller ihrer Handlungen dienen: ſie mögen nun tugendhaft, oder laſterhaft ſeyn; der Poeſie liegt nichts daran. Agamemnon ſey ſtolz, Achilles wild, Ulyſſes klug; und ſündigen ſie ja; ſo muß es mehr im Ueberfluſſe, als im Mangel geſchehen.

* So hat Racine dieſe Helden in ſeiner Iphigenia, die ich verdeutſchet habe, geſchildert. So ſind in der Panthea, Cyrus groß und edel, Panthea tugendhaft, Hyſtaſpes boshaft. So ſind auch im Cato die Hauptperſonen gebildet: Cäſar ſchlau, gelaſſen und doch ſtolz: Cato aber ſtreng und unerbittlich, bis zum Selbſtmorde. Das will Horaz:

Scriptor honoratum, ſi forte reponis Achillem:
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget ſibi nata, nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino.
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

XXIX. Sie werden thun, was ſie thun ſollen. Sie ſollen das trojaniſche Lager ausſpähen. Dazu mußte man herzhafte und kluge Leute nehmen, die Gefahren vorherzuſehen, und die unverſehenen zu vermeiden. Ulyſſes und Diomedes werden erwählet: einer ſieht alles, was menſchliche Klugheit zu ſehen vermag; der andre führet alles aus, was man vom Heldenmuthe erwarten kann. Das iſt die ſchöne Art, ſie zu ſchildern.

* Eben ſo wird man im Hermann, dieſen jungen Helden, und den Brenno, imgleichen von Seiten der Römer, den Torpejus und ſeinen Gefährten geſchildert finden. Ein jeder hat ſeinen Charakter, und handelt demſelben gemäß. Ihre Züge ſind ſtark und merklich: ein jeder vermuthet, was ſie thun, und ſagen werden: und das thun ſie auch.

XXX. Endlich müſſen ungleiche Charaktere zuſammen gepaaret werden; d. i. ein jeder muß den ſeinen mit einem merklichen Unterſchiede haben, ſo daß der eine den andern erhebe. Die Dichter zeigen hundert Beyſpiele davon. Zween Brüder, deren einer zu gelind, der andre zu hart iſt. Ein geiziger Vater, und ein verſchwenderiſcher Sohn. Der Miſantrop und der Weltmann. Zum wenigſten müſſen auch ähnliche Gemüther den Stuffen nach unterſchieden ſeyn.

* Eben ſo ſind die beyden Brüder in der Comie von einander unterſchieden. So hebt in der Iphigenia, Achill den ſchlauen Ulyß; und im Cato, Pharnaz den Cäſar: in dem Teſtamente, in meiner Schaubühne, Caroline die Amalia; oder in der ungleichen Heurath, das junge Fräulein ihrer Mutter Schweſter. Denn ſo ſind die Menſchen in der Welt; es giebt niemals zween vollkommen gleiche Charaktere, ſo wie es nicht zwey gleiche Geſichter giebt.

Viertes Hauptſtück.

Die Regeln der Poeſie, der Schreibart nach, ſtecken auch in der Nachahmung der ſchönen Natur.

I. Die Poeſie in Sachen, beſtund in der Erdichtung und Anordnung des Stoffes. Die Poeſie in der Schreibart, enthält im Gegenſatze von jener, vier Stücke. 1) Gedanken, 2) Worte, 3) Schwünge, 4) den Wohlklang. Alles dieß, findet man zwar auch in der Proſa. Allein in der Dichtkunſt muß es viel vollkommener nachgeahmet werden.

* Der Herr Verf. verſteht unter der Poeſie in der Schreibart, ſonderlich diejenigen Gedichte, darinn keine Fabeln herrſchen: z. E. Oden, Satiren, Elegien, Briefe, Singgedichte u. d. g. Doch haben die Regeln von der poetiſchen Schreibart, auch in den eigentlich ſo genannten Gedichten überall ſtatt.

II. Daher haben die Gedanken, Worte und Schwünge in der Dichtkunſt eine Kühnheit, eine Freyheit und einen Reichthum, die in ungebundner Rede unerträglich ſcheinen würden. Hier ſind ausführliche Vergleichungen, prächtige Metaphoren, lebhafte Wiederholungen, beſondre Anreden. Es iſt die Tochter des Morgens, Aurora, die mit ihren Roſenfingern die Thore des Orients eröffnet u. d. m.

* Es iſt wie Ennius ſaget: die ſcheußliche Zwietracht, welche die eiſernen Pfoſten und Thore des Krieges erbricht. Es iſt bey Pietſchen, nicht das kaiſerliche Heer, ſondern der Adler, der auf ſeinem ſichern Hügel wachet, ſeine Flügel ausdehnet, und ſich nach dem türkiſchen Monde ſchwinget. Es iſt bey Klemmingen, die Heroldinn der Nächte, die züchtige Cythere, die ſich aufgemachet hat, die Braut zu bedienen; d. i. der Abendſtern. Es iſt der beſchneyte Hernung, der ſeinen Eisbart aufſtreicht; oder die Braut der lüſternen Sonne, die ſich im Frühlinge mit verliebtem Finger die Runzeln von der Haut ſtreicht. u. d. m.

Quæſitique decent cultus magis atque colores
Inſoliti, nec erit tanto ars deperdita pudori.

III. In

III. Indeſſen wird hier die Frechheit auch durch die Geſetze der Nachahmung eingeſchränket. Man muß den Zuſtand und die Art der redenden Perſon erwegen, um den Ton ihrer Sprache zu beſtimmen.

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Die Ode ſelbſt in ihren Ausſchweifungen, und die Epopöe in ihrem Feuer, können nur durch die Trunkenheit der Leidenſchaften, und die Macht der Begeiſterung berechtiget werden, ſich ſo zu erheben. Sonſt würde die Kunſt ſich ſelbſt ſchaden, und die Natur ſchlecht nachahmen.

* Der Herr Verf. will ſich dabey gar nicht aufhalten, und meynet, das Leſen guter Poeten lehre das alles am beſten. Allein hat es nicht die Erfahrung der Lateiner gewieſen, daß die Poeten in dieſem metaphoriſchen Ausdrucke ſelten Maaß zu halten wiſſen. Kaum hatten die guten Dichter des goldnen Alters das rechte Maaß gewieſen, als ihre Nachfolger Lucan, Claudian, Silius und Statius es zu überſchreiten anfiengen; und endlich in einen ſolchen Schwulſt verfielen, der ganz ungereimt war, und die völlige Barbarey nach ſich zog. Eben ſo hatten Opitz, Flemming, Dach und Tſcherning, Schoch, und Rachel kaum die geſunde Höhe des Parnaſſes erſtiegen, als ſchon Hoffmannswaldau, Lohenſtein und Hallmann alles vernünftige Weſen beyſeit ſetzten, und ausſchweifend wurden. Wie es in dieſem Jahrh. gegangen, und noch täglich gehe, liegt vor Augen. Kaum hatten unſre Canitze, Beſſer, Neukirche, Pietſche und Günther wieder eine gemäßigte Art des poetiſchen Ausdruckes in Schwang gebracht; ſo fängt mehr als ein

Turgidus Alpinus, qui Memnona jugulat, *Hor.*

an, den Geſchmack zu verderben, und wiederum einen unſinnigen Schwulſt im poetiſchen Ausdrucke einzuführen: unter dem Vorwande, daß man nicht gemein ſchreiben müſſe. Aber wo bleibt die Regel der geſunden Vernunft: daß man nicht dunkel und unverſtändlich ſchreiben ſolle? Boileau eiferte zu ſeiner Zeit ſehr heftig dawider. In ſ. Art. Poetique 1 Geſ. zeiget er erſt, wie Malherbe die Schönheit des natürlichen Ausdruckes gewieſen, die Sprache wieder hergeſtellet, und allen Dichtern zum Muſter geworden: Darauf ſaget er:

Marchez donc ſur ſes pas, aimez ſa pureté,
Et de ſon tour heureux imitez la clarté.
Si le ſens de vos Vers tarde à ſe faire entendre
Mon eſprit auſſitôt commence à ſe defendre.
Et de vos vains diſcours prompt à ſe detacher,
Ne ſuit point un Auteur, qu'il faut toujours chercher.

Man hebt er an die Patriarchen der Finſterniß abzumalen, die ſich in lauter Nebel und Wolken verhüllen, ſo daß der Tag der Vernunft ſie nicht erreichen kann:

Il eſt certains eſprits, dont les ſombres penſées
Sont d'un Nuage épais toujours embarraſſées,
Le jour de la Raiſon ne les ſauroit percer:
Avant donc que d'écrire apprenez à penſer!

Er ſetzet auch die Urſache ſolcher Finſterniß in der Schreibart hinzu, nämlich die Verwirrung in den Begriffen und Gedanken.

Selon que notre Idée eſt plus ou moins obſcure,
L'Expreſſion la ſuit, ou moins nette, ou plus pure:
Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement;
Et les mots pour le dire arrivent aiſément.

Nun ſage man, daß ich zuerſt auf die Deutlichkeit im poetiſchen Ausdrucke halte! Und was hat nicht unſer plattdeutſcher Laurenberg in ſ. IV Scherzgedichte davon geſchrieben? Ich muß es wieder erneuern, weil man heute zu Tage die alten Dichter der Jugend gern aus den Händen bringen will. Daraus wird theils erhellen, daß es ſchon damals ſolche hochtrabende Geiſter gegeben, theils, daß er ſie mit völliger Einſicht und Vernunft verlachet hat.

De Vorſche, de ick wol ehr hebbe geſchreven,
Synd my tho keinem groten Profit geblieven,
Ger wenig Ehre heb ick darmit ingelegt;
Dewyl ſe ſind geſchreven ſo ſchlecht un recht.
Hedd ick gedonnert, un ſe ſo hoch erhoven,
So hedde ick wol gekregen grote Gaven.
Dit ys mine egene Schuld, ick bringe up de Baen,
Dat man kan ahne Commentarien verſtahn.
Ick konde wol ſo hoch draven, wenn ick wolde,
Dat dit nemand als ick allein, begriepen ſcholde;
Wenn ick als de grote Poet ſchreven würde:
Die Frau hat abgelegt ihres Leibes reiſe Bürde,
Verſieglend ihr Eh-Bett mit einem theuren Pfand:
Wol würde ergründen diſſes Rudels Verſtand?
He ment darmit: de Frow de hefft een Kind gekregen,
Welckes im Ehſtand is een edel Gades Segen.
Man einer, dem ſo hägig nich is ingegaten
Dat hemliſche Licht, würde dit dünken ſüdder maten;
Als wenn de Frow ere Kleider von dem Bedde
Genahmen, und in Pand verſettet hedde.
Een ander, de dar ment, he würd dit better weten,
Lede dit ſo uth: dat Waſſ hefft ine Bedde geſchetten.
De ſülve Poet, dar he künſtlich verklaret,
Wo ſyn Fründ up dem Meer in einem Schepe fahret,
Syne hochfliegende Flügel mit duſſen Wörden uthbreidet:
Auff einem höltern Pferd das naſſe Blau durchſchneidet:
Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs.
Een Geiſtrik, als ick, laß dyſſe ſchwarte Ler,

Dy

Zeit, Mühe und Raum könnte gleichfalls im Schreiben und Drucken nicht erſparet werden. Man würde ſich eine gröſſere Laſt aufbürden, da man eine kleine abzuwälzen ſuchte. Denn an ſtatt, daß man nicht ſo viele ſtumme Zwillingsbuchſtaben machen wollte, müſte man öfter den Selbſtlaut verdoppeln, oder ein h hinein ſchieben, wenn man ja noch einen Unterſchied beobachtete. Dieſes würde aber die Schriften ſehr ungeſtalt und ungemein ausgeſperret machen, wenn ich ſo ſagen darf. Die Holländer gewinnen gewiß durch dieſe eingeführte Art nichts, daß ſie keinen ſtummen Buchſtaben am Ende verdoppeln, ſondern die langen Sylben durch einen doppelt geſetzten Lautbuchſtaben bezeichnen. Man ſehe nur zu, wie häufig ſolche vorkommen, und ob alſo dadurch etwas könne erſparet werden.

Den letzten Nebengrund geben wir vollkommen zu. Es ſind freylich ſchon einige auf die Meynung unſers Herrn Gegners gerathen; Allein ſie haben ſich entweder nicht recht davon überzeugt gewußt, und wieder ihre Meynung, die Wörter recht geſchrieben, wie etwan Herr Freyer; oder ſie haben auch nicht viele Anhänger gefunden. Wir wollen ſelbſt noch einen anführen. M. Johann Bellin hat in ſeiner hochdeutſchen Rechtſchreibung, die zu Lübeck 1657 in 12 heraus gekommen, gleichfalls dieſe Meynung vorgetragen, und iſt ihr auch in ſeiner Schreibart gefolget. Allein, man betrachte nur, was er vorher von den langen und kurzen Lautbuchſtaben ſetzet, indem er eigene Zeichen für die langen eingeführet wiſſen will: So wird man ſchon finden, daß ſein ganzer Vorſchlag nicht gar zu thulich ſey.

Wir

He ſtinkeſerde lang, ehr he ſe kond ergründen,
Endlick ſprack he: De Poet, de ernen ſynen Fründen
Beklaget, dat he muſt upm holten Ekel ryden,
Und innen natten Ers dar brun und blau tho ſchniden:
Un dat de ſülve Fründ, Neptun, üm ſyn Verbreken,
Up dem Kake mit Roden were uthgeſtrecken.
Sülke hecherlüchtede Rede, de nu ys upgekamen,
Bringet den nien Poeten enen ewigen Nahmen:
Idt ys nu lacherlick, ſchriven dat jederman
Ja ock een Schuſter edder old Wyff vernehmen kan.
Man moet ſine Fedder hoch aver de Lufft upſchwingen,
Un mit Poetiſchen Stiel dörch de Wolken dringen.
Dat ys nu de Manner! Ick blyve by dem olden,
Un will myne ſimpele Wyſe hernamals beholden.

IV. Die Harmonie überhaupt, iſt eine Uebereinſtimmung verſchiedener Sachen. Sie entſteht aus der Ordnung, und bringet faſt alle Vergnügungen des Geiſtes zu wege. Sie erſtrecket ſich faſt unendlich weit; ſonderlich iſt ſie faſt die Seele der ſchönen Künſte.

* Die Ordnung iſt eine Aehnlichkeit deſſen, was vorgehe und nachfolget. Dieſe Aehnlichkeit entſteht aus der einträchtigen Beſtimmung des Mannigfaltigen, nach einer gewiſſen Regel. Beobachtet man mehr Regeln, als eine, ſo entſteht eine gröſſere Ordnung, die auch deſto mehr ergetzet: es ſey nun, daß man ſie nur klar, oder deutlich wahrnimmt. Viel übereinſtimmende Ordnungen machen die Harmonie überhaupt aus: Z. E. kann die Muſik dienen, wenn viel Sänger und Inſtrumente übereinſtimmen.

V. Es giebt drey Arten von Harmonie. Die erſte ſtecket in der Schreibart, die mit der Materie, die man abhandelt, einſtimmen muß, und in einem genauen Verhältniſſe damit ſtehen muß. Die Künſte machen gleichſam ein gemeines Weſen aus, wo jeder ſich nach ſeinem Stande kleiden muß. Die Epopöe muß vom Trauerſpiele; dieſes vom Luſtſpiele, der lyriſchen und Paſtoralpoeſie u. ſ. w. unterſchieden ſeyn.

* Wer das noch nicht empfunden hat, der muß es dem Cicero glauben; Itaque & in Tragœdia comicum vitioſum eſt, & in Comœdia turpe tragicum, & in cæteris ſuum eſt cuique cernere ſonum, & quædam intelligentibus nota vox. Cic. de Inv. c. 2. Intelligentes ſind hier Leute von gutem Geſchmacke. Dieſe verſtehen ſich auf die verſchiedenen Charaktere verſchiedener Gedichte, und heißen gleich, was ſich ſchicket, oder nicht ſchicket. Horaz ſchreibt in Arte Poet.

Veſtibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur item privatis & prope ſocco
Dignis carminibus, narrari cœna Thyeſtæ.
Singula quæque locum teneant ſortita decenter.

VI. Jetzt

VI. Fehlet es einem Gedichte an dieſer Art der Harmonie, ſo wird es gleichſam eine Mummerey, oder ein Grottenwerk; das einer Parodie gleicht*. Erniedriget ſich aber bisweilen das Trauerſpiel, oder erhebet ſich das Luſtſpiel zuweilen**: ſo erfodert ſolches der Inhalt ſolcher Stücke, der ſich zuweilen ändert: und der Einwurf ſelbſt giebt Anlaß zum neuen Beweiſe.

* Z. E. eine ſpaßhafte Epopée, wie Scarrons verkleideter Virgil, oder die poßierliche Henriade; imgleichen die theatraliſchen Parodien der Franzoſen; bey uns der Reinke Fuchs, und Froſchmäuſeler.

** So will es Horaz, oder vielmehr die geſunde Vernunft haben:

Interdum tamen & vocem Comœdia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore:
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus & Peleus; quum pauper & exſul uterque
Projicit ampullas & ſeſquipedalia verba.

VII. Dieſe Harmonie iſt weſentlich; allein man kann ſie nur empfinden: und die Poeten empfinden ſie zum Unglücke nicht allemal. In manchem Werke findet man epiſche, tragiſche, komiſche und lyriſche Verſe vermiſchet; die ſich gar nicht durch den Inhalt rechtfertigen können. Was unterſtehe man ſich aber zu malen, wenn man ſich auf die Farben nicht verſteht?

* Horaz ſaget:

Deſcriptas ſervare vices operumque colores
Cur ego, ſi nequeo ignoroque, Poeta ſalutor?

Eines Kennes Ohr merket den Klang einer jeden Art von Gedichten ſehr leicht. Man ſpreche etliche Verſe aus dem Virgil, einige aus dem Ovid, und einige aus dem Horaz aus. Ob ſie gleich alle Hexameter ſind; ſo höret man doch gleich, wem ſie gehören. Eben ſo iſt es mit Opitzens Treſtgedichten, Canitzens Satiren, oder Pierſchens Lobgedichten. Ein Kenner der verſchiedenen Charaktere, fühlet gleich den einer jeden Art eigenen Wohlklang. Auch Flemmings und Günthers Gedichte ſind gleich zu unterſcheiden.

VIII. Die zweyte Art der Harmonie beſteht in dem Verhältniſſe der Töne und Worte, mit dem Gegenſtande der Gedanken. Selbſt ungebundene Schriftſteller müſſen ſich ein Geſetz daraus machen: wie vielmehr werden ſich Dichter daran binden müſſen? Etwas Rauhes mit ſanften Worten, und umgekehrt, das Sanfte mit rauhen Tönen auszudrücken, würde ungereimt ſeyn.

Carmine non levi dicenda eſt ſcabra crepido.

* Dieß läßt ſich aber nicht nur durch das verſchiedene Sylbenmaaß, ſondern durch die Wörter ausdrücken, nachdem ſie aus harten und vielen oder gelinden und wenigen Mitlautern beſtehen. Und ſiehe! zu allem Glücke hat unſre Sprache, ſchon von Natur, ſolche Wörter, die den natürlichen Ton der Dinge nachahmen. Z. E. Liebe, Huld, Anmuth, ſanft, angenehm, gelind, Laub, Luft,

Grund,

Wind, Hauchen, Lachen, u. d. gl. Hier iſt kein harter Mitlauter. Hingegen in Groll, Zorn, Rachgier, Schrecken, praſſeln, krachen, krechen, zerſchmettern, brauſen, rauſchen, donnern, wettern, ſchmeißen u. d. gl. iſt alles hart und rauh. Auch in andern Dingen mittler Natur ſieht man die Aehnlichkeit der Töne: Z. E. Blitz, zittern, beben, knallen, liſpeln, ziſchen u. d. gl. Wenn alſo Flemming ſchreibt:

„Daß die Lüfte linder ſauſen,
„Daß die Bäche ſanfter brauſen;

So drücket er die Natur der Sache eben ſowohl aus; als wenn Pietſch in dem Geſange auf den Eugen ſingt:

Wie, wenn der Donnergott, indem ſein Zorn erwacht,
Um ſeinen Feuerthron die ſchreckenvolle Nacht
Der ſchwarzen Wolken zieht, die ihn verhüllen müſſen:
Wo er die Keile ſchärft, und in den Finſterniſſen
Den lichten Blitz gebiert ꝛc.

IX. Die dritte Art der Harmonie in der Dichtkunſt kann die künſtliche heißen; da die beyden erſtern natürlich waren. Sie beſteht in einer gewiſſen Kunſt, die, außer der Wahl der Wörter und Töne in Anſehung des Sinnes, ſie ſo zuſammen paaret, daß alle Sylben eines Verſes zuſammengenommen, durch ihren Klang, und durch ihr Tonmaaß, noch einen ſtärkern Ausdruck der Sache abgeben.

* Die beyden deutſchen Exempel in der vorigen Anmerkung können dieſes ſchon erläutern. Allein dieſen Kunſtgriff bemerken die Kunſtrichter ſonderlich am Homer und Virgil. Wann jener beſchreibt, wie Siſyphus in der Hölle den Stein ſehr mühſam auf den Berg wälzet, von welchem er aber wieder ſehr ſchnell herab läuft: ſo brauchet er folgende Verſe, die beydes recht ſinnlich ausdrücken: Od. A. 594.

Ἦτοι ὁ μὲν σπείσσεσκε χερσὶν τε ποσσὶν τε
Λᾶαν ἀνω ὠθεσκε πετρε λαβων· ἀλλ' ὁτε μελλε
Ἄκρον ὑπερβαλεειν, τοτ' ἀπορρηξασκε κρατονδε
Αὖτις ἐπειτα πεδονδε κυλινδετο λαας, ἀνηλε.

Wann aber dieſer ein über Feld trabendes Pferd beſchreibt: ſo höret man es gleichſam traben:

Quadrupedante putrem ſonitu quatit ungula campum.

Und wenn er der Cyklopen ſchwere Arbeit, beym Schmieden, in der Höle des Aetna, beſchreibt; ſo höret man recht, wie ſauer es ſie ankömmt:

Olli inter ſeſe magna vi brachia tollunt.

X. Jedes Ding in der Welt hat ſeinen Gang. Es giebt bedächtige und majeſtätiſche Bewegungen; es giebt auch lebhafte und ſchleunige; es giebt endlich auch ſtille und ſanfte. Die Dichtkunſt kann, und ſoll alle dieſelben nachahmen, und das dem Ohre durch verſchiedene Töne einprägen, was die Worte dem Verſtande ſagen.

• Z. E. Wenn Pietſch ſein Gedicht auf Carl den VI. anhebt, ſo iſt ſein Vers mit einer recht majeſtätiſchen Harmonie verſehen:

Wo kämpft, wo ſiegt mein Karl? Ihr Muſen, führet mich hin!
Ein kriegriſches Geſchrey betäubt mir Muth und Sinn.
Rückt den verwöhnten Fuß von euren ſanften Höhen,
Ihr ſollt auf Waffen, Blut, und kalten Leichen gehen.

Hergegen wenn derſelbe die Niederlage der Türken mit dem Sturme vergleicht: ſo klingt es ganz anders:

Wie, wann der ſtrenge Nord die ſtarken Flügel hebt,
Und aus der Höhle ſteigt, der feſte Grund erbebt:
Wann er den rauhen Ton läßt durch das Land erſchallen,
Die Hütten, Haus, Palaſt, Schloß, Thor und Thürme fallen:
Wie dieſer Mauren Graus die Menſchen niederſchlägt,
Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt;
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurzeln dränget,
Und Stein, Baum, Thier und Menſch in einen Klumpen menget.

Vom dritten aber läßt Neukirch ſich in der Elegie an die geſchützte Nachtigal hören:

O Tochter Pandions! o ſüße Philomele!
Erbarme, wo du kannſt, dich meiner Traurigkeit!
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhöhle;
Wenn dein Verhängniß dich mit Roſen überſtreut. ꝛc.

XI. Man eröffne nur den Homer und Virgil: ſo wird man faſt überall einen muſikaliſchen Ausdruck ihres Gegenſtandes finden. Der letzte ſonderlich verfehlet ihn faſt niemals; und man empfindet ihn, wenn man gleich nicht allemal ſagen kann, worinn er beſteht. Z. E.

Continuo ventis ſurgentibus aut freta ponti
Incipiunt agitata tumeſcere, et aridus altis
Montibus audiri fragor; aut reſonantia longe
Littora miſceri, et remorum increbeſcere murmur.

• Horaz beobachtet dieſen natürlichen Wohlklang zwar auch zuweilen, wenn er von ſolchen Dingen, die ins Ohr fallen, redet: aber weit ſeltener; weil ſeine Art von Gedichten es nicht mit ſich bringt: Z. E.

Qua pinus ingens, albaque Populus,
Umbram hoſpitalem conſociare amant
Ramis, et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo.

Und wie ſchön hat nicht Opitz dieſes beobachtet, wenn er ſingt:

Die Lerche ſchreyet: Dir, dir lieber Gott allein,
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar ſeyn!

Flemming aber in der 2ten Ode des III. B. ahmet der Nachtigal nach:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar!
Dir, dir, dir gilt unſer Singen. ꝛc.

XII. Giebt es nun Leute, denen die Natur ein ſolch zartes Ohr verſaget hat, dieſes Vergnügen zu empfinden: ſo ſind freylich dieſe Anmerkungen für ſie nicht gemachet. Allein man könnte ſie leicht durch Zeugniſſe alter und neuer Kunſtrichter überführen, daß man allezeit auf die Harmonie der Schreibart mit den Sachen geſehen.

* Man ſehe den Cicero in ſeinem Redner; ſonderlich im letzten Buche de Oratore; den Dionyſius von Halikarnaß, in ſeinem Tractate von Fügung der Wörter; den Quintilian, im 9ten Buche, und den Voſſius in ſeiner Redekunſt, imgleichen in ſeinem Werke de Arte Grammatica. Sonderlich hat auch Vida in ſeiner Arte Poetica dieſe Regel gegeben:

Haud ſatis eſt, illis (Poetis) utcumque claudere verſum.
Et res verborum propria vi reddere claras,
Atque ſono, quæcumque canunt, imitantur, *et apta*
Verborum facie, et quæſito carminis ore.

XIII. Was nun dergeſtalt bey den Alten Griechen und Römern möglich iſt, das haben einige unſern Neuern abgeſprochen. Allein mich dünket, daß wir in den verſchiedenen Arten unſrer Verſe, eben die Vortheile haben und brauchen können, wenn wir nur wollen. Wir haben 12, 10, 8, und 6 ſylbigte Verſe, u. d. gl.

* Hier lenket unſer Verf. ſich ganz auf die franzöſiſche Poeſie, und will ſeine Leſer auf die verſchiedenen Ausdrücke der Dinge, die darinn möglich ſind, aufmerkſam machen. Dieſes iſt nun für uns unnöthig: alſo werde ich ſolches übergehen. So viel aber iſt gewiß, daß wir in unſrer Proſodie, bey dem bekannten Unterſchiede, jambiſcher, trochäiſcher, daktyliſcher, amphibrachiſcher, und anapäſtiſcher Verſe, keinen geringen Vorzug vor den Franzoſen haben; die ihre Sylben nicht wägen, ſondern nur zählen. Wer dieſen Unterſchied nicht hören kann, der muß ſehr dickhäutige Ohren haben. Wie verſchieden klingen nicht folgende Strophen:

Jambiſche aus Amthorn.

Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
Den grünen Vorhang abgeſtreift.
Die kahlen Gipfel ſtehn bereift,
Des Jahres Alter anzuzeigen.
Das Laub entflieht der kalten Luft,
Und ſuchet die beliebte Gruft;
Vielleicht nur in den ſtillen Gründen
Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Flemmings Trochäiſche.

Alles braucht ſich ſeiner Ruh.
Sehet, wie die Saat ſich bücket!
Die verwachte Roſe nicket,
Und thut itzt ihr Auge zu.
Und die kammelnden Cypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen.

Und wie munter hüpfen nicht die amphibrachiſchen einher!

Da haſt du, die Zeugen vom ewigen Bunde,
Da kömmt ſie, da iſt ſie, die fröhliche Stunde. Günther.

Weit prächtiger aber traben die reinen Daktylen:

König der Könige! Vater der Väter!
Deren Beſchäfftigung Völker beglückt.
Höre das Rufen unzählbarer Vetter,
Welches die Seufzer zum Himmel hinſchickt.
Krön doch Friedrichs Regierung mit Segen,
Laß dich zum Schutze des Helden bewegen. ꝛc. Pantke.

Hier wäre es nun Zeit, von unſern Hexametern zu reden: denn es iſt kein Zweifel, daß dieß aus Spondäen und Daktylen vermiſchte Sylbenmaaß, der größten Mannigfaltigkeit in Abwechſelungen fähig iſt. Ich habe daher in meiner kritiſchen Dichtkunſt, ſeit 25 Jahren die Vorſchläge dazu gethan, auch Muſter davon gegeben, um andre Dichter aufzumuntern. Allein es iſt mir übel gelungen. Es haben ſich Leute an dieſe Versart gewaget, die nicht einmal ſoviel Gehör gehabt, lange und kurze Sylben zu unterſcheiden, und eine erträgliche Scanſion zu beobachten: weit gefehlt, daß ſie auch in der Nachahmung natürlicher Dings, durch abwechſelnde Töne hätten glücklich ſeyn ſollen. Indeſſen iſt das meine Schuld nicht. Vielleicht kommen einmal feinere Ohren dazu, die auch die Schönheiten des epiſchen Verſes im Virgil, ſonderlich in Abſchnitten und ungezwungenen Ausgängen der Hexameter, beobachten können. Alsdann wird eine Versart beliebter werden, die itzo bey allen, die Geſchmack haben, zum Gepränge geworden iſt. Denn ſoll ich ſagen, wie die bisherigen Hexameter klingen? So, wie des alten Fiſchars ſeine, im deutſchen Pantagruel lauten, die Reime ausgenommen: Z. E.

Dapffere meine Teutſchen, Adlich von Gemüt vnnd Eeblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit, Iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilfft mir Göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, Ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeid von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, Immerdar an Widerſtand.
So wär es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nicht das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekant;
Drum dieſelbige ſonderlich zu fördern eben,
So hab ich mich vnverzagt, auf jetziges gern gewagt,
Vnd heff ſolch Reymes Art, werd euch Ergetzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Dann du ein Tracier von Geburt vnd Teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch vnderweiſt, Frembd Völker allermeiſt.
Dieſelbige lange Zeit haben wir mit vnſerer Kunſte;
Allein ſehr ſtoltzlich, gepranget vnbilliglich:
Jetzumal nun daß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, vns nemmen zum Erbgedicht.

Da heißt es ja wohl recht, wie er ſelbſt ſagt: Jedoch tröſt ich mich M. Ortwini, der ſpricht von der Antiqua Poetria, und metriſcher Compilation: Si non bene ſonant, attamen curriliter tonant.

XIV. Allein es iſt wahr, daß auch die Lateiner, nur bey gewiſſen Gelegenheiten einige Gedanken auszudrücken ſuchen, wozu ſich ihre Worte von ſelbſt ſchicken wollen: in allen andern Gelegenheiten begnügen ſie ſich mit einem einfachen ordentlichen Wohlklange, der den Vers fließend machet, und alles, was dem Ohre beſchwerlich fallen kann, vermeidet.

* Dieß iſt ein Zeichen vernünftiger Männer, die nicht immer ſpielen und tändeln; oder ſich in einen unerträglichen Nothzwang ſtecken wollen. So geſcheid ſind auch unſre guten Dichter geweſen; die mehr auf die Gedanken und Sachen, als auf den bloßen Schällenklang der Sylben geſehen haben. Dieſes letztere haben die vormaligen Pegnitzſchäfer, bis zum Ekel getrieben; und ſind dadurch zum Gelächter aller Klugen geworden: Z. E. das Wallen des Waſſers auszudrücken, ſchreibt einer:

Es wallt das Fluthgefall, die ſchnellen Wellen ſchwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den kryſtallnen Wall ꝛc.

Und noch ſchöner ſuchet er Lerchen, Störchen und Fröſchen nachzuſingen:

Es dirdilir, dirdilir, dirdilirret die Lerche,
Es klappern und pappern und blappern langbeiniate Störche,
Es krelken, krecken und quelken grüngelblichte Fröſche,
Sie lechzen, und ächzen, und krächzen mit hellem Gedröſche.
Es liſpeln, und wiſpeln und friſchpeln kryſtalline Brünnen,
Und ſpritzen, und ſchwitzen, und nätzen mit bräuslichtem Rinnen.

Im Vertrauen? Hat nicht der ſel. Brokes hierinn bisweilen zu viel gethan?

XV. Herr Abt Oliver hat alſo recht, wenn er ſchreibt: Ich glaube eben nicht, daß Homer und Virgil alle ihre Sylben ſo genau gezählet, gewogen und abgemeſſen haben: obgleich ihre Ausleger im Beſitze ſind, es vorzugeben. Was ich aber glaube, iſt dieſes: daß die Natur, wenn ſie einen großen Poeten bildet, ihn durch geheime Triebe zu einer Kunſt leitet, an die er ſelbſt nicht einmal denket: wie ſie ein Baurkind, den Ton zum Bitten, Rufen, Schmäucheln und Klagen lehret.

* Nichts iſt vernünftiger, als dieß Urtheil. Es ſind ſehr kleine Geiſter, die nur immer an den Buchſtaben und Sylben klauben. Virgil dachte bey ſeiner Aeneis an wichtigere Dinge. Allein wie Cicero ſchönes Latein ſchrieb, weil er kein ſchlechtes konnte: ſo machte auch Virgil ſchöne Verſe, weil er keine ſchlechten machen, oder vor ſeinen Ohren leiden konnte. Dieſe gerathen nun bisweilen ſo, daß kritiſche Grübler Wunder denken, wieviel Federn er ſich drüber zerbiſſen hat. Dahin rechne ich ſein bekanntes: procumbit humi bos; oder Horazens ridiculus mus, u. d. m.

XVI. Nach dieſem Triebe haben unſre Odendichter bald den langen, bald den kurzen Vers gebrauchet; die eben die Wirkung, ja vielleicht noch glücklicher thun, als im Lateine. Der lange Vers iſt viel majeſtätiſcher;

der kurze hingegen hat mehr Feuer, oder Lieblichkeit. Man gebe nur auf die Art acht, wie unſre Poeten ſie gebrauchet haben.

* Z. E. Pietſch machet ſeinen Geſang auf Eugens Sieg in langen ſechsfüßigen Zeilen; auf andre geringere Begebenheiten, z. E. Hochzeiten, ſind ſeine Lieder von kurzen vierfüßigen Zeilen. Neukirch machet es eben ſo; nach dem Muſter Opitzens und Flemmings. Und hat gleich Günther auf den Eugen eine Ode in kurzen Verſen gewaget: ſo habe ich hingegen auf den Kaiſer Peter, Kaiſer Karl den VI, König Auguſt, und Prinz Eugen, allemal lange Zeilen in die Strophen gemiſchet, um ſie dadurch majeſtätiſcher zu machen: ſo wie auch Pietſch in die Ode auf Eugens Geneſung gethan hatte. Unwiſſende haben dieſes in Gedichten von viel geringerer Wichtigkeit nachgeäffet. Aber da heißt es: Duo quum faciunt idem, ſæpe non eſt idem.

XVII. Wir wollens itzo unterſuchen, ob es ein Vortheil der alten Poeſie geweſen, daß ihre Füße für jede Art der Verſe beſtimmet geweſen: denn in den neuern Sprachen iſt es nicht ſo*; und wenn darinn Spondäen und Daktylen vorkommen, ſo iſt nicht die Regel des Verſes, ſondern der Geſchmack des Ohres Schuld daran.

* Da ſehen wir ein neues Exempel eines gelehrten Franzoſen, der die Poeſie ſeiner Nachbarn ſo wenig kennet, daß er ihnen durchgehends das Sylbenmaaß abſpricht. Bey den Wälſchen hat Minturno ſchon vor 200 Jahren alle Metra der Lateiner machen gelehret: und alle Operatien derſelben zeigen es, die entweder jambiſch, oder trochäiſch, oder daktyliſch ſind. Daß die Deutſchen ſolches ſeit mehr als drittehalb hundert Jahren gethan, habe ich in meiner Sprachkunſt gewieſen; wenigſtens hat Clajus es vor 200 Jahren in ſeiner Sprachkunſt gelehret, dem hernach Opitz gefolget iſt. Von Engländern, Dänen und Schweden iſt es ebenfalls bekannt: obgleich einige ihrer Dichter, Milton z. E. ſehr nachläßig darinn verfahren ſind. Gleichwohl bilden ſich die Franzoſen ein, ganz Europa ſey ſo roh in ſeinen Verſen, als ſie ſind. Ich übergehe alſo hier des Verfaſſers Einwürfe, dadurch er zeigen will: daß nicht die Abwechſelung der Spondäen und Daktylen, oder andrer Füße, die lateiniſche Dichtkunſt ſo ſchön, und ſtark machen. Wir ſind eines weit andern überführet.

XVIII. In den Herametern ſind vier freye Füße; und aus dieſer Freyheit zieht dieſer Vers faſt alle ſeine Schönheit, in Anſehung der langen und kurzen Sylben. Der Zwang des fünften und ſechſten Fußes könnte wohl nur eine willkührliche Schönheit ſeyn, wie bey uns der Reim.

* Der Verfaſſer irret ſich unſtreitig. Der Herameter iſt eigentlich ein daktyliſcher Vers, wenn er ganz rein iſt: und es iſt nur eine Vergünſtigung, hin und her einen Spondäus für einen Daktylus zu ſetzen. Wer dieſes in ganzen Verſen thun wollte, würde gewiß elende Verſe ſchmieden. Es muß alſo wenigſtens ein Daktylus auf der fünften Stelle bleiben. Z. E.

Mon-

Monſtrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.

Hier hat der Poet das grauſame Ungeheuer, durch lauter rauhe und harte Töne, und einen trägen langſamen Vers ausgedrücket. Aber zuweilen findet man auch wohl auf der fünften Stelle einen Spondäus. Z. E.

— — — — Magnum Iovis | incrementum.

Es ſteht alſo völlig bey dem Dichter, der dieſe oder jene Sache, mit ſeinem Hexameter ausdrücken will, dieſe oder jene Abwechſelung zu machen: wenn er nur den daktyliſchen Charakter des Hexameters nicht ganz aus den Augen ſetzet. Ich übergehe hier abermal, was er ſich wegen der franzöſiſchen Verſe, und ihres Wohlklanges wegen, für Einwürfe machet. Er würde wohlgethan haben, wenn er auf Iſaaks Voſſius Tractat, de Poem. Cantu et Viribus Rhythmi, acht gehabt hätte, ehe er die lateiniſchen Metra für unſtatthaft in derſelben erkläret. Er hätte auch billig wiſſen ſollen, was in dem XVII B. der Memoires de l'Acad. des Inſcr. et belles Lettres von dem alten Sylbenmaaße der Lateiner ſteht. Endlich zeiget es gar kein zartes Gehör an, wenn er ſaget: in der franzöſiſchen Sprache müßte eine lange Sylbe das Tonmaaß der kurzen übertragen: ob er gleich vorher ſagte, daß ein jeder Vers ſoviel Zeiten, als Sylben hätte. Denn da er geſteht, daß ſeine Sprache ſowohl ſehr kurze, als ſehr lange Sylben hat, ſie aber keine gewiſſe Regel in Stellung derſelben beobachten: ſo kommen ihrer bisweilen ſehr viel kurze, oder ſehr viel lange zuſammen; die unmöglich gleich viel Zeit brauchen können. Man höret dieſes in ihrem Singen wohl; daher denn kein franzöſiſcher Text auf eine italieniſche Melodie geſungen werden kann.

Endlich ſieht man im Schluſſe dieſes Capitels, wie groß die Selbſtliebe der Franzoſen gegen ihre Sprache iſt. Denn er meynt ſogar: daß alle Schwierigkeiten, die man gegen ſeine Lehre von den Vorzügen der franzöſiſchen Verſe machen könne, nur zur Ehre und zum Vortheile ihrer Sprache gereichen würden; welche ſie, die Franzoſen, lieben müßten; weil ſie die Delices der andern Völker machete. Da ſehen wir, wie ſtolz man dieſe Herren mit der blinden Begierde, franzöſiſch zu reden und zu ſchreiben, es ſey nun ſo elend als es wolle, ſchon gemachet hat. Man leſe den Tractat: Traité ſur les defauts de la Verſification françoiſe, der etwa vor 25 oder mehr Jahren heraus iſt.

Fünftes Hauptſtück.

Die Epopöe hat alle ihre Regeln in der Nachahmung.

I. Das Wort Epopöe in ſeiner weitläuftigſten Bedeutung, begreift alle Erzählungen, bis auf die kleinſten äſopiſchen Fabeln. Ἔπος bedeutet eine Erzählung, und ποιέω heißt ich mache.

Ε 2

* Es ſind alſo ſowohl des Ritters von Sachſenheim Gedicht von der Mörinn, als der Reinike Fuchs, ſowohl der Theuerdank, als Holzwarts poetiſcher Luſtgarten, Friſchlins Wirtenbergiſche Hochzeit, und Ringwalts Gedicht von Himmel und Hölle, als Rollenhagens Froſchmäuſeler, u. d. m. für Epopöen zu rechnen: wenn ſie gleich ſonſt den Regeln des wahren Heldengedichtes nicht in allen Stücken gefolget ſind. Und in dieſem Sinne hat der Herr Prof. Kohler ganz recht, der ſolches in einer beſondern Abhandlung vom Theuerdanke behauptet hat. Man ſieht alſo nicht, was unlängſt ein Gelehrter ſonderbares behaupten wollen, als er das Buch Hiobs für eine chriſtliche Epopöe ausgegeben: es müßte denn etwa dieſes ſeyn: 1) daß er ein, bey allen Auslegern der Schrift für eine wahre Geſchichte geltendes Buch, zum Gedichte; und 2) einen Mann, der 2000 Jahre vor Chriſti Geburt gelebet, zum Chriſten gemachet hat. Auf dieſe Art werden auch wohl Adam und Noah, Abraham, ja Iſaak und Jakob gute Chriſten, und vielleicht gar aufrichtige Lutheraner geweſen ſeyn! Aber Scherz beyſeit! Es wird niemand in Abrede ſeyn, daß nicht das Buch Eſther, das Buch Judith, und Tobiä, auch mitten in der Bibel, nicht zwar Epopeen Chriſtinnen, aber doch Judaicæ ſeyn ſollten. Davon ließen ſich alſo noch artige Programmata ſchreiben: wiewohl nicht abzuſehen iſt, daß ſie in dem bekannten Streite etwas entſcheiden würden.

II. Nach der gewöhnlichen Bedeutung aber giebt man dieſen Namen nur der poetiſchen Erzählung einer großen Handlung, die ein ganzes Volk, oder gar das ganze menſchliche Geſchlecht angeht. Homer und Virgil haben durch ihre Muſter dieſen Sinn feſtgeſetzet, bis irgend vollkommnere Muſter kommen.

* Der Verfaſſer ſetzet hier zweyerley Stücke, aus einer überflüßigen Behutſamkeit, hinzu. 1) Daß eine Epopöe auch das ganze menſchliche Geſchlecht betreffen könne; vielleicht um den Milton noch mitzunehmen, von dem wir hernach mehr ſagen wollen. 2) Daß dieſer Begriff nur ſo lange dauren werde, bis ein vollkommneres Muſter zum Vorſcheine kömmt. Unſers Erachtens iſt dieß ſchwerlich zu hoffen. Denn 1) ſoviel unſelige Verſuche bey Griechen und Römern und allen heutigen Völkern, machen einem Kunſtrichter wenig Muth dazu. 2) Wenn ja eine Art von Gedichten erfunden würde, die vollkommener wäre; ſo würde es eine andre Art von Gedichten ſeyn müſſen, die entweder keine Erzählung, oder keine poetiſche Erzählung, oder nicht die Erzählung einer Handlung, ſondern einer ganzen Lebensbeſchreibung, oder noch größern Geſchichte; oder gar eine dramatiſche Vorſtellung wäre. Alle dieſe Arten aber ſind ſchon längſt erfunden, und bis zum Ekel verſuchet worden; ohne deswegen dem Homer und Virgil Abbruch gethan zu haben. Mir dünket es alſo demonſtrirt falſch zu ſeyn, daß noch in der rechten Art der Epopée etwas vollkommeners zu hoffen ſey: ob gleich neuere Dichter gewiſſe kleine Fehler vermeiden können, die Homer und Virgil noch begangen haben.

III. Die

Wir bleiben alſo bey unſerer alten Schreibart, und verdoppeln die Buchſtaben am Ende, wenn ſie in der Verlängerung des Worts doppelt ſeyn müſſen, und die Ausſprache es alſo erfordert. Wir glauben auch, daß wir mehrern, wichtigern und beſſern Grund vor uns haben ſolches zu thun, als dem Satze unſers Herrn Gegners beyzupflichten.

VIII.

Nacherinnerung.

Da wir dieſen Zweyten Band unſerer Beyträge hiermit beſchlieſſen, ſind wir vergnüget, daß unſere zum Beſten des Vaterlandes abgeſehene und wohlgemeynte Bemühungen von Zeit zu Zeit immer mehr Liebhaber und Leſer antreffen; welche die Verfaſſer nicht anders als zu fernerem Fleiß und Eifer, dieſe Schrift unabläßig fortzuſetzen, ermuntern können. Doch thut uns dabey leid, daß in dem ſiebenden Stücke ein Artikel, und zwar der Vierte in der Ordnung, eingerücket worden iſt, den uns ein auswärtiger Gelehrter Gönner eingeſchicket hat; der aber von verſchiedenen wichtigen Fehlern nicht frey iſt. Es iſt aus Eilfertigkeit geſchehen, daß man denſelben auf guten Glauben damals mit hat beydrucken laſſen, ohne ihn zuerſt mit Ueberlegung durchzuleſen. Nachdem ſich aber unterdeſſen ein gewiſſer vornehmer Mann in der Nachbarſchaft die Mühe genommen, die hauptſächlichſten dieſer angezeig-

III. Die Epopöe iſt das gröſste Werk, ſo der menſchliche Verſtand unternehmen kann. Es iſt eine Art von Schöpfung, die gleichſam einen allmächtigen Geiſt erfodert. In einer einzigen Handlung begreift man Himmel und Erde: den Himmel, der die Schickſale regieret; und die Erde, wo ſie ausgeführet werden.

* So wahr der Anfang dieſes Abſatzes iſt: ſo ſehr ſcheint uns die Folge ins hyperboliſche zu fallen. Die Herren Franzoſen reden nur gar zu gern von Schöpfern (Eſprits createurs), geben ſich auch gern dafür aus: wenn es gleich oft ſehr damit hinket; wie Riccoboni dem Moliere, andre dem Corneille und Racine gewieſen haben. Noch neulich hat einer ihrer Landsleute, der Abt Yart, in der Vorrede zur Idée de la Poeſie angloiſe ſolches geſtanden, die 1753 in 12. zu Paris herausgekommen. Le Genie de l'invention, ſaget er, eſt rare parmi nous. Nous ſommes moins capables de faire des decouvertes, que nous ne ſommes habiles, à les embellir. Il y a plus loin pour nous, du Neant à l'Etre; que de l'Etre à la Perfection. Il faut nous éclairer des Lumiéres de nos Voiſins, nous enrichir de leurs Productions, faire en Poeſie ce que les Savans et les Artiſtes font dans les Sciences, et dans les Arts, communiquer avec tous les Peuples de l'Europe et conſpirer tous enſemble à l'Utilité du Genre humain. Das heiſst ehrlich geredt. Man muſs alſo auch von der göttlichen Schöpfungskraft, oder Allmacht eines epiſchen Dichters ſehr viel fallen laſſen; um ſich der Wahrheit zu nähern. Und wie? Der Poet muſs ja nachahmen; nicht aber ganz neue Dinge ſchaffen.

IV. Man kann ſie ſo beſchreiben: ſie ſey eine Erzählung in Verſen, von einer wahrſcheinlichen, heroiſchen und wunderbaren Handlung. In dieſen wenigen Worten findet man den Unterſcheid der Epopöe von einem Roman, der die Wahrſcheinlichkeit überſchreitet; imgleichen von der Geſchichte, die nicht ans Wunderbare langet; von allem dramatiſchen, welches keine Erzählung iſt; und von den andern kleinen Gedichten, deren Inhalt nicht heroiſch iſt.

* Der Verfaſſer vergiſst in der Erklärung die Sittenlehre, die im Heldengedichte allemal zum Zwecke dienen muſs. Z. E. In der Ilias, daſs die Uneinigkeit der Häupter eines Volkes ſchädlich ſey: in der Odyſſee, daſs die Abweſenheit eines Landesherrn dem Lande viel Unheil zuziehe; in der Aeneis, daſs ein gottesfürchtiger und tapferer Held, auch die gröſsten Unternehmungen glücklich ausführe, u. ſ. w.

Der Verfaſſer ſuchet ferner das Weſen des Romans im Unwahrſcheinlichen. Allein giebt es denn keine wahrſcheinlichen Romane? Es wäre beſſer, wenn er mit dem Huet, im Roman, die Liebe zum Hauptwerke, die Heldenthaten zum Nebenwerke gemachet hätte; da es im Heldengedichte umgekehret iſt. Die Geſchichte hat auch wohl zuweilen etwas Wunderbares; aber es fehlet ihr die Einigkeit der Handlung. Die Ode hat auch

wohl zuweilen Heldenthaten zum Gegenstande: allein sie müssen keine Erzählungen seyn.

Endlich hat der Verfasser zum Heldengedichte nothwendig Verse erfodert. Allein ist denn eine ungebundene Uebersetzung Homers und Virgils etwas anders, als ein Heldengedicht? Und ist nicht Telemach dennoch eine Epopäe, ob er gleich prosaisch geschrieben ist?

V. Alle Regeln davon muß man in der Nachahmung finden. Das Wunderwürdige besteht darinn, daß man alle unbekannte Triebfedern großer Handlungen entdecke; nicht nur die Menschen, die da wirken, sondern auch die Hand der Gottheit zeige, die sie lenket, oder führet, wie sie es gut findet. Hier brauchet der Dichter nichts, als die Nachahmung; oder die Wahrscheinlichkeit zu beobachten.

* Es ist nämlich die eingeführte Lehre aller Religionen, und der Vernunft selbst, daß die Vorsehung alle Dinge, sonderlich die großen Schicksale der Königreiche und Länder, lenket. Daher haben nun sowohl Homer als Virgil, alle Thaten ihrer Helden, auf den göttlichen Beystand geschoben; sogar, daß dieselben oft nur bloße Werkzeuge abgegeben. Wenn ja die neuern Heldendichter in einem Stücke fehlerhaft sind, so sind sie es hierinn. Tasso hat gar zu viel Teufel und Hexen, Milton die ganze Hölle, Voltaire falsche Propheten und jüdische Hexenmeister mit in sein Gedicht gemenget, die sich nicht recht vertheidigen lassen. Unser Herr Baron von Schönaich aber, hat beynahe so, wie Glover im Leonidas, den Himmel gar zu wenig die Hand im Spiele haben lassen.

VI. Damit aber der Dichter hierinn Glauben finde: so erkläret er sich, daß er von einem höhern Geiste beseelet und geregt werde, der dem göttlichen Rathschlusse beygewohnet; wo er die Quellen und geheimen Ursachen aller Begebenheiten gesehen, welche die Menschen nicht eher wissen, als wann sie geschehen sind.

* Daraus sieht man, wie nöthig die Anrufung der Musen bey den alten Heldendichtern gewesen; bey den Neuern aber der wahren Gottheit oder des Geistes Gottes, der himmlischen Wahrheit u. d. gl. sey. Ohne diese würde der Poet nichts glaubwürdiges sagen können. Denn woher wüßte er sonst Dinge, die kein Mensch wissen kann? Er muß sich nämlich wohl versehen, daß er nicht selbst gestehe: er wolle und werde Fabeln schreiben. Vielmehr erfodert es sein Vortheil, daß er seine Leser überrede, er schreibe aus höherer Begeisterung und Eingebung. Der Verfasser des Meßias muß sich durchaus für einen Propheten ausgeben, wenn er will, daß wir ihm seine unbiblischen Träume glauben sollen. Aber wie schlecht wird das mit der Lehre des Christenthums stimmen; welches uns so wenig auf seine, als auf Mahomets Offenbarungen vertröstet und verwiesen hat?

VII. Es giebt also zwey Mittel, das Wunderbare glaublich zu machen.

1) Daß es nur Dinge enthalte, die demjenigen, was wir schon glauben, ähn-

ähnlich ſind. 2) Daß es mit einem prophetiſchen Anſehen und Nachdenken rede, als ob es aus einer Offenbarung herkäme.

* Beyde Kunſtgriffe haben manche Quäker oder Schwärmer ziemlich blendend nachzuahmen geſuchet. 1) Indem ſie die prophetiſchen Geſichter des Ezechiels und Daniels, nebſt der Offenbarung Johannis fleißig nachgeahmet: 2) Indem ſie die Sprache der Propheten: So ſpricht der Herr ꝛc. u. d. gl. im Munde geführet. Dadurch aber haben ſie auch den Pöbel geblendet, und hin und wieder Anhang gefunden. Ganz andre Mittel hat der Verfaſſer des Meſſias angewandt, ſein Wunderbares zu predigen. Erſtlich dichtet er Dinge, die der Bibel nicht gemäß ſind: z. E. Daß die Teufel am Oelberge um Chriſtum her geſchäfftig ſind: Daß Gott auf denſelben herunterfährt, über das menſchliche Geſchlecht Gericht zu halten; daß die Engel ſolches in allen Himmeln und Welten ausposaunen; daß die Patriarchen auf die Sonne herabfahren, das Leiden Chriſti zuzuſehen; aber beym Untergange derſelben um das Leiden der Nacht kommen. Daß die Engel hinter Grönland und Spitzbergen auf den Eisbergen und Schneefeldern herumſpringen; daß daſelbſt ein Loch in die Erde gehe, dadurch der Erdgeiſt ſeinen Ein- und Ausgang hat, u. d. gl. lächerliche Chimären mehr: die mit dem, was wir von Gott, den Patriarchen und Engeln wiſſen und glauben, gar nicht übereinkömmt. II. Zeiget uns ſeine Schreibart auch nicht den Ausdruck der Schrift, der ſo majeſtätiſch und rührend iſt; ſondern einen ausſchweifenden verderbten Schwulſt, der dem geſunden Witze ſo wenig, als der chriſtlichen Art zu denken gemäß iſt. Wenn er alſo einige unvorſichtige Leſer geblendet, ſo hat er es weniger durch ſeine Kunſt, welche beyden obigen Regeln des Hrn. Batteux zuwiderläuft, als durch die Einfalt der Leſer erreichet. Kurz, der kleine Prophet von Böhmiſch Brode, hat ſowohl im Franzöſiſchen, als Deutſchen, ſeine Pflicht ungleich glücklicher erfüllet, als der Verfaſſer des Meſſias.

VIII. Und wahrlich, würde das Wunderbare wohl gefallen, wenn es der Wahrheit nicht ähnlich ſähe? und nur das Werk einer verwilderten Einbildungskraft wäre? Nichts iſt ſchön, als das Wahre! Homer entzücket mich aber nicht alsdann, wenn er einen Fluß aus ſeinen Ufern treten läßt, einen Menſchen zu verfolgen; Vulcan aber ganz feurig herzugelaufen kömmt, den Fluß wieder in ſeine Gränzen zu treiben. Virgil gefällt mir; aber mit ſeinen in Nymphen verwandelten Schiffen habe ich nichts zu thun. Was habe ich denn mit des Taſſo bezaubertem Walde, Arioſts Hippogryphen, und Miltons Geburt der Sünde zu ſchaffen?

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi!

* Und gleichwohl läßt ſich Homer noch durch eine Allegorie entſchuldigen; daß der Fluß Scamander ſich bey langem Regenwetter vielleicht ergoſſen, und den Griechen beſchwerlich gefallen; die Sommerhitze aber darauf erfolget und den Fluß wieder ausgetrocknet. Virgil dichtete den alten Vorurtheilen der heidniſchen Religion gemäß, die nach Ovids, Berichte wohl mehr weiche

Verwandlungen geglaubet. Taſſo mit ſeinen Zaubereyen, fand auch vor 200 Jahren in dem Pabſtthume noch mehr Glauben, als er ihn findet: zumal, da er ſie ins zwölfte Jahrhundert ſetzte, wo alle Ritterbücher voll davon ſind. Aber Arioſt und Milton ſind auf keine Weiſe zu entſchuldigen, da ſie muthwilliger Weiſe lauter läppiſche Hirngeſpinſte zuſammen träumen; die keine Wahrſcheinlichkeit haben. Z. E. Das Thal im Monden, wo alle hier verlohrne Sachen anzutreffen ſind; das Paradies der Narren; die himmliſche Haushaltung Gottes, wo es Tag und Nacht wird, die Engel Schildwacht ſtehen, und die Thore verſchließen ꝛc. die ſeltſame Art Krieg zu führen, das Erfinden der Karthaunen, die hölliſche Baukunſt: und hundert ſolche Alfanzereyen mehr. Die meſſianiſchen vorizo zu geſchweigen.

IX §. Indeſſen wollte ich doch auch ſolche Ausſchweifungen noch lieber ertragen, als die allezeit gefrorne Blödigkeit und traurige Behutſamkeit eines Dichters, der niemals das Ufer verläßt, und aus Furchtſamkeit daran ſtrandet.

Eſt quidquam prodire tenus, ſi non datur ultra.

* Wenn man die epiſchen Meiſterſtücke geleſen hat, ſo hat man gewiſſe Empfindungen gehabt, die einen gerühret haben. Vermiſſet man nun dieſelben in einem andern Gedichte von der Art: ſo hält man es für mittelmäßig, und wohl gar für ſchlecht. Z. E. Der Leonidas des Herrn Glovers, der von allem Wunderbaren entblößet iſt; ſondern immer in den Schranken der Geſchichte bleibt.

X. Die Epopöe muß alſo wunderbar ſeyn: Wie ſie aber auch zugleich wahrſcheinlich ſeyn muß; und dieſes mit dem, was möglich iſt, nicht allemal übereinkömmt: ſo muß das Wunderbare in ſolche Handlungen, Zeiten und Oerter geſetzet werden, wo es gewiſſermaßen natürlich wird.

* Es iſt im Hermann, der prophetiſche Traum Hermanns in dem Walde bey dem Barden, nach allerley Unterredungen mit demſelben, von der Befreyung Deutſchlandes; die Prophezeihung der Velleda; die Erſcheinung des verſtorbenen Siegmars, im Traume ſeines Sohnes, beſchaffen: u. d. m. die in ſolchen Umſtänden ganz begreiflich werden. Ob das von dem Meſſias auch geſaget werden könne, mögen Unpartheyiſche nach dem, was ich oben geſaget habe, prüfen.

XI. Die Heyden hatten den Vortheil, daß ihre Helden Söhne der Götter waren; die ihnen alſo immer Beyſtand leiſteten. Die chriſtliche Religion beraubet die Dichter dieſes Kunſtgriffes. Nur Milton hat dieſen Verluſt durch das wunderbare unſres Glaubens zu erſetzen gewußt; indem die Scene ſeines Gedichtes zuweilen außer der Welt, und vor allen Zeiten iſt.

* Der Verfaſſer iſt alſo auch durch Miltons falſches Wunderbares geblendet. Aber eben das, was ihn rühret, iſt fehlerhaft an ihm. Es iſt wahr, er

brauchet

brauchet die Lehre des Chriſtenthums vom Falle Adams: allein auf eine ſolche Art, die demſelben keinesweges vortheilhaft iſt. Der Fall Adams iſt eben nicht die ſchönſte Seite der chriſtlichen Religion. Zu wieviel Einwürfen, und faſt unauflöslichen Zweifeln hat er nicht Bäylen und andern Anlaß gegeben? Da nun die Schrift ſelbſt ſo ſparſam davon redet, daß im alten und neuen Teſtamente kaum ein paarmal, und ganz obenhin davon gedacht wird: ſo ſtellet ihn Milten unter ſolchen verhaßten Umſtänden dar, daß alle bayliſche Einwürfe, wider dieſen Urſprung des Böſen, eine doppelte Stärke erhalten. Der Teufel iſt ſein Held. Er iſt zwar aus dem Himmel geſtoßen; allein er hat noch Macht genug, auch aus der Hölle zu kommen. Er ſchmiedet Anſchläge, ſich an dem Schöpfer zu rächen. Er machet Anſtalten dazu: und ungeachtet Gott alle Gegenmittel brauchet, und den Adam warnen läßt; welches die Schrift nicht einmal lehret: ſo gelingt es ihm doch, den Menſchen und ſeine ganze Nachkommenſchaft ins Verderben zu ſtürzen. Gott, und alle Engel ſind viel zu ohnmächtig, Satans Rache zu hemmen, der auch aus einer neunfach vermauerten, verſchloſſenen und ſcharfbewachten Hölle herauskömmt, und ſeine Abſicht ausführet. Iſt das der Religion vortheilhaft? Die Prophezeihung des Erlöſers macht es nicht aus: denn die gehöret ſo wenig mit zur Handlung des Gedichtes, als was Aeneas in der Hölle von der künftigen Herrlichkeit der Römer ſieht oder höret.

Was Milton außer den Schranken der Welt und Zeit dichtet, iſt auch theils von den Lehren der Schrift ganz unterſchieden; theils an ſich ſelbſt ſo abgeſchmackt, daß es nicht einmal bey der Vernunft ſich rechtfertigen kann.

XII. Wer aber das Wunderbare unſrer Religion mit einer ganz natürlichen Geſchichte verbinden wollte, und die Engel vom Himmel kommen ließe, in einer Begebenheit zu wirken, deren ganze Triebfeder man weis, und die nichts geheimnißvolles haben: der würde ins lächerliche verfallen; welches man niemals vermeidet, wenn man das Wunderbare verfehlet.

* Darinn haben nun Arioſt, Scudery in ſeinem Clovis, u. a. m. gefehlet; die Boileau deswegen verdammet hat. Das haben aber Herr von Voltaire und Herr Baron von Schönaich weislich vermieden; indem ſie keine Engel und Teufel in ihre Gedichte gemenget. Indeſſen ſtünde es doch dahin, ob es nicht der chriſtlichen Religion gemäß wäre, auch in bloß weltlichen Begebenheiten, wenn ſie nur wichtig ſind, und die Wohlfahrt ganzer Völker betreffen; auch die Vorſehung und den Dienſt der Engel mit ins Spiel zu miſchen? Lehret denn unſer Glauben nicht, daß Gott alles regieret, und ſeine Engel zu Bothen brauchet? Man leſe den Propheten Daniel, ſo wird man Engel ganzer Königreiche und Länder finden. Wie alſo in der bibliſchen Epopöe vom Tobias, ein Engel, auf eben die Art vorkömmt; wie Homer und Fenelon, die Minerva in menſchlicher Geſtalt, den Telemach begleiten laſſen; oder wie jener die Venus der Helena, in Geſtalt eines alten Weibes; Virgil aber dem Aeneas, in Geſtalt einer jagenden Nymphe erſcheinen läßt: ſo könnte auch wohl ein chriſtlicher

Dichter dergleichen mit Enaeln thun, ohne die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu verletzen. Nur muß er nicht wie Taſſo und Milton, nebſt ſeinem Nachfolger, ausſchweifen, und die ganze Hölle in Harniſch bringen.

XIII. Um alſo ein epiſches Gedicht zu machen, ſo wähle man erſt eine Begebenheit, die des Wunderbaren fähig iſt. Sodann verbinde man die Wirkungen der Gottheit dergeſtalt mit den Thaten des Helden, daß alles ganz natürlich ſcheine; und beyde nur ein Ganzes machen. Die Handlung muß zwar einzeln ſeyn, aber die Perſonen müſſen doch ſo verſchiedene Rollen dabey ſpielen, als ihr Stand, Vortheil und Zweck es erfodern. Dazu nun gehöret viel Verſtand, Ordnung und ein fruchtbarer Witz.

* Der Verfaſſer vergißt abermal die Lehre, die aus der ganzen Fabel fließen muß, damit das Gedicht, ſowohl als jede äſopiſche Fabel, lehrreich werde.

XIV. Hier muß man nun durch eine wohl gewählte, gut geordnete, und richtig vorgeſtellte Natur gefallen. Die reinen Begriffe von der Gottheit leiten den Dichter im Wunderbaren. Die Geſchichte, der Ruf, oder die gemeine Sage, nebſt den Vorurtheilen und ſeinem eigenen Herzen, geben die Aufführung des Helden. Im Himmel iſt alles beſtimmet; auf Erden alles ungewiß: das wird ein beſtandiges Schauſpiel für den Leſer; zumal wenn die Verwickelung des Knotens, und die Unwiſſenheit der Mittel ihn aufzulöſen, dazukommen. Dieſes alles giebt den Entwurf der Fabel.

* Das alles hat der Abt Boſſü in ſeinem Buche vom Heldengedichte ausführlich erkläret. Dieſes muß ein künftiger Epopöendichter fleißig leſen, zumal da wir es itzo deutſch haben. Herr Batteux will zwar von ſeinen Vorſchriften etwas abweichen; indem er glaubet; die Sittenlehre ſey nicht das erſte, welches der Dichter erfinden, und dem zugefallen er die allgemeine Fabel einrichten ſolle. Doch läugnet er nicht, daß man ſo verfahren könne, und auch ganz wohl daran thun würde. Wir wollen indeſſen hören, wie er ſelbſt eine Epopöe zu veranſtalten räth.

XV. Der erſte Einfall, den ein Epopöendichter haben kann, wird ſeyn, ſeinen Witz durch ein ewiges Werck unſterblich zu machen. Dieſer führet ihn auf die Wahl einer Materie, die viele Menſchen etwas angeht; und zugleich aller poetiſchen Schönheiten fähig iſt. Dabey ſetzet er ſich nun einen Zweck vor, auf welchen ſein ganzes Werk und alle Bewegungen deſſelben abzielen ſollen. Dieſer ſey nun meinethalben ein wichtiger Lehrſatz: oder beſſer, eine außerordentliche Begebenheit, daraus man eine Lehre ziehen kann.

* An dieſer Art der Vorbereitungen könnte Boſſü nicht viel auszuſetzen haben. Man deute dieſelbe auf den Hermann. Der Herr Verfaſſer deſſelben, hat die Geſchichte von der Schlacht gelesen, darinn Arminius die Römer

aufs Haupt geſchlagen, und einen groſſen Theil von Deutſchland aus der angedrohten Sclaverey gerettet. Die Ehre, die er ſich dadurch erworben, geht ganz Deutſchland an: und alſo richtet er ſeine Abſicht auf die Sittenlehre, die ſich auch auf die heutigen Zeiten ſchicket: daß nämlich auch kleine Völker, wenn ſie ſich mit einander vereinigen, und das gemeine Beſte patriotiſch zu Herzen nehmen, einer groſſen Macht widerſtehen können. Hierauf muß nun alles in ſeinem Gedichte abzielen.

XVI. Da der Dichter weis, daß er eine Handlung ſchildern ſoll, und daß er ſie in der größten Vollkommenheit bilden muß: ſo brauchet er alle Kunſtgriffe dazu. Er ſetzet hinzu, er thut weg, er verſetzet, er ſchaffet, und richtet alles nach ſeinem Kopfe. Seine Triebfedern holet er von weitem her; und zeichnet alle groſſe Stücke nach der ſchönen Natur. Er beſtimmet die Gemüthsarten der Hauptperſonen; wickelt den Knoten in einander, und ſtellet die Bilder zum Vortheile des Gedichtes. So führet er ſeinen Leſer von einem Wunder aufs andre; läßt ihn aber immer zum voraus eine noch ſchönere Ausſicht erblicken, die ihn neugierig machet, und bis zur Auflöſung lockt. Das iſt meines Erachtens die Art, wie die Fabel einer epiſchen Handlung entſtehen muß.

* Der Herr Verfaſſer hat ſich ganz gut erkläret. In der mündlichen Erklärung werde ich ſolches mit der Aeneis und Herrmanns Exempeln erläutern.

XVII. Hier giebt nun die Natur ſelbſt dieſen Entwurf, und man folget bloß ihren Begriffen. Sie ſelbſt begehret die Wichtigkeit, Einheit und Vollſtändigkeit der Handlung, als nothwendige Eigenſchaften. Sie giebt die Muſter der Schönheit in den Charaktern, Sitten und Verbindungen. Sie beklaget ſich auch über die Fehler, und billiget die Schönheiten. Sie endlich iſt, wie in allen andern Künſten, ſowohl das Vorbild, als die Richterinn des Dichters.

* Wenigſtens wird ein Poet nichts geſcheidtes machen können, wenn er die Muſter der ſchönen Natur aus den Augen ſetzet: wie Arioſt, Marino, und Milton ſo häufig gethan haben. Denn hier iſt es nicht anders, als ob ſie ſich mit Fleiß eine garſtige und närriſche Welt hätten ſchaffen wollen, die nur durch ihre grottenmäßigen Geſichter gefallen ſollte. Was für Thorheiten malet nicht der erſte! Und was für Scheuſale ſtellen nicht die beyden letzten vor Augen!

XVIII. Indeſſen iſt es wahr, daß weder die Geſchichte, noch die Erfahrung ſolche vollkommene Dinge darſtellen. Allein es iſt genug, daß ſie dieſelben Stückweiſe zeigen; wir aber die Grundſätze in uns haben, uns in ihrer Verbindung zu leiten. Der Künſtler hat zwey Stücke zu beobachten: außer ihm, die Einheit, Verhältniß, Mannigfaltigkeit, und Vortrefflich-

keit

keit der Theile; innerlich, was das alles für Empfindungen in ihm erwecket. Das Vergnügen nun, ſo er dort einzeln geſpüret, treibt ihn an, durch die Kunſt alles, was die Natur darbeut, ſo zu verbinden, daß obige Eigenſchaften herauskommen. Das erwartet man von ihm: und wohlfeiler kömmt er nicht los.

* Jemehr alſo ein Dichter ſich in der Welt umgeſehen, und ihre Schönheiten kennen gelernet, deſto beſſere Werke wird er hervorbringen. Homer hatte faſt alle zu ſeiner Zeit bekannte Länder und Städte in Kleinaſien, Phönizien, Aegypten Griechenland, und an allen Ufern des Mittelmeeres kennen gelernet; und eine Menge der ſchönſten Bilder, als ein fleißiger Zuſchauer geſammlet, ehe er ſeine Heldengedichte ſchrieb: wie Pope in ſeinem Leben Homers gewieſen. Virgil kannte in Rom, und an Auguſts Hofe eine kleine Welt; zu geſchweigen, was ihm ſein Aufenthalt in Athen, ſeine Beleſenheit in griechiſchen Büchern für Hülfe geleiſtet. Von dem erſten ſehe man auch den engliſchen Tractat: The Life of Homer, den ich im neuen Büchersaale, auszugsweiſe bekannt gemachet habe. Enge Kenntniſſe der Welt, und kurze Ausſichten machen keine große Dichter.

XIX. In andern Gedichten muß der Ausdruck dem Stande der Perſonen gemäß ſeyn: in der Epopöe aber dem Zuſtande des Dichters ſelbſt. Wenn er redet, muß ihn ein göttlicher Geiſt beſeelen: wie Virgil dort von der Sybille ſaget:

Cui talia fanti
— — — ſubito non vultus, non color unus,
Et rabie fera corda tument: majorque videri,
Nec mortale ſonans, afflata eſt numine quando
Jam propiore Dei — — — — —
Tros Anchiſiade &c.

* Indeſſen müſſen doch die redend eingeführten Perſonen nicht als Dichter, ſondern als Menſchen reden: wie Homer und Virgil ſie allzeit thun laſſen. Auch der Dichter ſelbſt redet nicht allemal wie ein Begeiſterter; zumal da er in der Epopöe immer erzählen muß. Was iſt ungekünſtelter, als Homers und Virgils Erzählungen? Z. E. Aen. I.

Urbs antiqua fuit, Tyrii tenuere coloni &c.

und nach Amthors Verdeutſchung:

Es war ein alter Bau, den man Karthago hieß:
Wo ehmals der Tyrier ſich häußlich niederließ,
Im Krieg und Frieden groß ꝛc.

Ein ſo ungeſchminkter Vortrag erwirbt auch dem Dichter mehr Glauben, als wenn er immer auf Stelzen geht. Nur zuweilen erhebt ſich ſeine Stimme, wenn er Sachen und Thaten erzählet, die von der äußerſten Wichtigkeit ſind. Kurz, es gehöret eine große Beurtheilungskraft dazu, daß man das Heldengedicht nicht zur pindariſchen Ode mache; wie Claudian u. a. m. gethan haben.

XX. Die

XX. Die epiſche Muſe iſt ſowohl im Himmel, als auf Erden. Sie iſt ganz von der Gottheit eingenommen, und redet mit einer himmliſchen Entzückung; und waget ſich durch eine kühne Dichtungskraft, in das Amt eines Propheten. Sie nennet Sachen, die noch nicht ſind, bey Namen, ſieht viele Jahrhunderte vorher das kaſpiſche Meer wüthen, und die ſieben Mündungen des Nilſtroms in Erwartung eines Helden trübe werden.

* Der Poet prophezeihet aber nicht immer, ſondern erzählet mehrentheils vergangene Sachen. Des Petronius Ausſpruch, den ich ſchon oben angeführet habe, treibt die Sache ein wenig zu hoch: und könnte leicht die falſche Einbildung erwecken, als ob Lucans Schwulſt beſſer wäre, als Virgils ſanftes Feuer. Ohne Zweifel hat Petron von dieſem ſeinem Zeitgenoſſen dieſen unrichtigen Begriff angenommen. Ich überſetze alſo des Hrn. Batteux Text mit Bedacht nicht in aller Schärfe.

XXI. Daher hebt der epiſche Dichter ſein Werk mit einem erſtaunten und halb räthſelhaften Tone an: Arma virumque cano &c. Die lyriſche Dichtkunſt iſt frey und ungebunden: die epiſche aber geht mit einer gleichen Majeſtät fort. Alles wird edel in ihrem Munde: alle Reden der Menſchen beſeelet ſie mit ihrer Kühnheit und Pracht. Die Vergleichung der Schäfermuſe Virgils mit ſeiner epiſchen, imgleichen Theokrits ſeiner, mit der homeriſchen, kann dieß mehr ins Licht ſetzen.

* Nur glaube man nicht, daß ein Epopöendichter allezeit wie ein Beſeſſener reden muß. Dieſes hat viele in Abwege geſtürzet. Lucan, Silius, Claudian und Statius ſind bloß durch dieſen Irrthum hingeriſſen worden, von der Bahn Homers und Virgils abzuweichen. Auch vieles, was uns itzo im Virgil künſtlich vorkömmt, war ihm damals ſehr natürlich und ungekünſtelt. Milten und ſeine Nachfolger ſind hier üble Muſter. Amthors Ton in dem überſetzten Stücke Virgils, und des Herrn Canzleyraths Gries deutſche Ilias ſind viel beſſere Vorbilder. Man leſe hierbey im Aufſeher, die Abbildung des verſchiedenen Charakters der lateiniſchen Epopöendichter; imgleichen Addiſons ſatiriſches Recept zum Heldengedichte im Aufſeher. Ich will ſie beyde hier einrücken, weil ſie unſern wilden Dichtern erbaulich ſeyn können.

Des Aufſehers zweyter Theil, 115tes Stück a. d. 148 bis 151 Seite.

Ingenium par materiæ — — — — *Juvenal.*

Wenn ich kritiſche Regeln leſe, ſo erkundige ich mich gleich nach den Schriften des Verfaſſers derſelben, und erfahre hiedurch, was es eigentlich ſey, das ihm bey einer Arbeit gefällt: denn es iſt kein Zweifel, daß nicht ein jeder nach demjenigen auch ſelbſt ſtrebe, was er an andern für ſchön hält. Finde ich nun aus ſeiner eigenen Art zu ſchreiben, daß er ein ſchwerer Kopf iſt, der keinen Geſchmack hat: ſo werfe ich ſeine Kritik mit heim-

lichen Widerwillen überseite: weil ein Mann, der keine Geschicklichkeit oder Bescheidenheit besitzt, der Welt in solchen Sachen Gesetze vorschreiben will, die, wie ich sehe, seine Kräfte weit übersteigen.

Hat der Kritikus nichts als Regeln zur Kritik herausgegeben, so untersuche ich: ob seine Gedanken richtig und schön sind, und ob seine Anmerkungen klar und fein sind, ja ob sein Spott voller Witz und guter Sitten sey? Finde ich aber statt dieses nichts, als eine dogmatische Dummheit: so bitte ich einen solchen Schriftsteller um Verzeihung, wenn ich mir nicht das mindeste aus ihm und seinem Urtheile mache, und mich seinem Geschmacke nicht bequemen mag.

Wer ists, der Traxen nicht und Macern schimpfen hört?
Der sanfter Reime Kunst in plumper Prosa lehrt.
Wie trefflich spielt dieß Paar das Richteramt im Dichten!
Ihr loses Kunstgebäu kann doppelt unterrichten;
Erst zeigen sie mit Müh zum guten Vers die Bahn;
Und was verwerflich sey, das zeigt ihr Beyspiel an.

Congreve an den Herrn Temple.

Die größten Kritikverständigen unter den Alten, das sind diejenigen, die auch in allen andern Arten von Werken am trefflichsten gewesen; und die rechte Höhe der guten Schreibart selbst in denen Vorschriften, die sie dazu gegeben, gezeiget haben.

Auch unter den Neuern hat kein Kunstrichter jemals gefallen, oder ist für glaubwürdig gehalten worden, der nicht durch die That bewiesen, daß er die Regeln in seiner Gewalt habe. Ich habe anjetzt einen vor mir, der, nachdem er mancherley Proben seiner Arbeit in Versen und ungebundener Schreibart gegeben, sich auch die Welt durch verschiedene kritische Werke verbindlich gemachet hat. Der Schriftsteller, den ich meyne, ist Strada. Seine Einleitung von der Schreibart der berühmtesten lateinischen epischen Dichter, die wir noch übrig haben, ist eins von den angenehmsten und richtigsten Stücken der Kritik, so ich jemals gelesen. Ich will daher den Inhalt desselben, meinem heutigen Stücke einrücken.

Man weis überall, daß Pabst Leo der zehnte ein großer Gönner der Gelehrsamkeit gewesen, und bey den Ausführungen, Gesprächen und Disputationen der besten Schriftsteller seiner Zeit zugegen zu seyn gepflogen. Auf diesen Grund erzählet Strada folgendes: Als dieser Pabst auf seinem Lusthause gewesen, welches auf einer Höhe an dem Ufer der Tiber gelegen, so hätten die Dichter zu seiner Ergetzung folgendes Schauspiel ausgesonnen.

Sie

zeigten Vergehungen anzumerken, und an uns, dieſelbe bey Gelegenheit verbeſſern zu können, zu überſenden, wollen wir ſeinen Aufſatz ungeändert mittheilen. Er iſt folgender:

Die Eydesformul der Brüder Carls u. Ludwigs, p. 453. ſoll zu erſt Bodinus, hernach Faucher und andere, endlich auch Nithard herausgegeben haben. Alſo hält man den Nithard, der allen Anfängern der Hiſtorie ſo bekannt iſt, vor einen jüngern Scribenten, als die andern beyden, der doch ein Scriptor coaevus iſt; und man muß ſich wundern, wie es möglich ſey, daß jemand, der Hachenbergs Diſſ. überſetzt und Freheri Werk excerpirt, ſo gar wenig Aufmerkſamkeit anwenden können, daß er noch vermögend geweſen, einen ſo merklichen Schnitzer zu begehen.

Bey pag. 691 ſeqq. hätte dasjenige, was Freher ſagt, und was Struve hinzuſetzet, nicht vermenget werden ſollen.

Das Wort Seneſchall, wird wieder Frehers Meynung, ſo erkläret, daß man nothwendig einen Hausknecht in einer Schenke darunter verſtehen muß; eben wie Marſchall gar ſchlecht erkläret iſt. Von jenem ſoll Joh. Tile de magno magiſtro Gall. und in dem deutſchen Geſetze im 79 Titel geſchrieben haben. Beyde Bücher wird ein lehrbegierigerLeſer vergeblich ſuchen. Der Autor heißt nicht Tile ſondern du Tillet. Man hat kein Buch de magno Magiſtro von ihm, ſondern in ſeiner Abhandlung von den vornehmen Aemtern in Frankreich handelt nur ein Titel von dieſer Materie. Ein deut-

Sie haben einen hohen ſchwimmenden Berg gemacht, der gleich dem Parnaß, auf der Spitze geſpalten geweſen. An dieſem waren verſchiedene Merkmaale, daß er zur Wohnung der epiſchen Poeten beſtimmt wäre. Von allen Muſen erſchien die einzige Kalliope. Der Berg war von oben bis unten mit Lorberwäldern bedeckt. Pegaſus erſchien an der Seite des Berges, nebſt einem Bache, der aus ſeinen Huffen entſprang. Dieſer ſchwimmende Parnaß floß unter dem Klange der Trompeten den Fluß hinunter, und zwar in einer Art von epiſchem Maaße: denn er ward mit ſechs Schrauben, drey an jeder Seite, fortgezogen, die durch ihre beſtändige Bewegung dieſe Maſchine bis vor den Pabſt führeten.

Die Ebenbilder der alten Poeten waren auf ſolche Plätze geſtellet, die eines jeglichen Charaktere gemäß waren. Statius ſtand auf der höchſten von den zwo Spitzen, die als ein jäher Fels gebildet war, und über den übrigen Theil des Berges auf eine ſchreckliche Art hieng: ſo daß die Leute ihn mit eben dem Entſetzen, und mit derſelben Begierde anſahen, als ſie einem kühnen Seiltänzer zuſehen, von dem ſie alle Augenblicke fürchten, er werde fallen.

Claudian ſaß auf dem andern Hügel, der etwas niedriger, und zugleich etwas ebener und gleicher war, als der vorige. Man ſah auch, daß er fruchtbarer war, und an einigen Orten Gewächſe hatte, die in Italien unbekannt, und von der Art ſind, die die Gärtner ausländiſch nennen.

Lucretius war mit dem Fuße des Berges ſehr beſchäfftiget, indem er lediglich auf die Bewegung und Einrichtung dieſer Maſchine acht gab, welche unter ſeiner Aufſicht ſtand, und auch wirklich von ihm erfunden war. Er war zuweilen in das Schraubwerk ſo ſehr vertieft, und mit Maſchinen bedecket, daß nicht viel über die Hälfte des Dichters den Zuſchauern ſichtbar blieb; ungeachtet er zu andrer Zeit, wenn das Uhrwerk gieng, mit erhoben, und ſo ſichtbar ward, als ſeine Mitbrüder.

Ovidius hielt ſich an keinen feſten Ort, ſondern flatterte über den ganzen Parnaß mit großer Behendigkeit und Flüchtigkeit. Da er nun nicht viel nach der Arbeit und Mühe fragte, welche erfodert ward, um auf den obern Theil des Gipfels zu kommen; ſo ſchwärmete er beſtändig an deſſen Boden herum.

Keiner aber ſtand auf einem höhern Orte, und hatte eine größere Ausſicht vor ſich, als Lucan. Er ſprang gleich dem hitzigſten und unerſchrockenſten Jünglinge auf den Pegaſus, und ſchien begierig zu ſeyn, auf deſſen Rücken bis in die Wolken zu dringen. Da aber die Hinterbeine des Thieres im Berge ſteckten; indem der übrige Leib ſich in freyer Luft aufbäumte:

so erhielt sich der Dichter mit genauer Noth, daß er nicht hinunter glitt; so daß das Volk ihn auch schon oftmals aufgab, und alle Augenblicke ausschrie, er fiele bereits.

Virgil, dessen Blicke sehr bescheiden waren, saß neben der Kalliope, mitten in dem Lorberwäldchen, welches dick um ihn herum wuchs, und ihn fast mit seinem Schatten verdeckte. Er wollte in dieser Eingezogenheit fast nicht einmal gesehen seyn; allein es war unmöglich, die Kalliope zu sehen, ohne zugleich auch den Virgil zu erblicken.

Kaum war diese poetische Mummerey vor des Pabstes Lusthause angekommen, als sie auf das Land gebethen ward, welches sie auch that. Den Saal, der zu ihrer Aufnahme zubereitet war, erfüllte eine Versammlung von den vornehmsten Personen an Stande und Artigkeit. Die Dichter saßten sich, und lasen jeglicher ein Gedicht in der Schreibart, und mit demselben Schwunge vor, als die unsterblichen Dichter würden gethan haben, deren Stellen sie vertraten. Die Materien dieser verschiedenen Gedichte, nebst dem Urtheile, was von einem jeden gefället worden, das wird vielleicht ein angenehmer Zeitvertreib, in einem von meinen künftigen Stücken seyn.

* Ich will sie am Ende dieses Werkchens beyfügen.

Des Aufsehers, erster Theil, 78stes Stück, a. d. 428 bis 431 Seite.

Ein Recept zu einem Heldengedichte.

Zur Fabel.

Nimm aus irgend einem alten Schriftsteller, Historienbuche, Romane, oder einer Legende (z. E. Gottfrieds von Monmouth oder Don Belianis von Griechenland) solche Stücke der Geschichte, die den meisten Anlaß zu langen Beschreibungen geben. Thue diese Stücke zusamen, und menge alle Begebenheiten, die du dir ersinnest, in eine Erzählung. Alsdann nimm einen Helden, den du nach dem Klange seines Namens wählen kannst, und setze ihn mitten unter diese Ebentheuer. Da laß ihn arbeiten, daß zwölf Bücher davon voll werden. Zu Ende derselben kannst du ihn wieder herausnehmen, nur daß er bereit sey, entweder zu siegen, oder zu heirathen: denn es ist nöthig, daß der Schluß eines Heldengedichts glücklich sey.

Eine Zwischenfabel zu machen.

Nimm eins von den übriggebliebenen Ebentheuern aus vorigem, darein du auf keine Art deinen Helden bringen kannst; oder nimm sonst eine glückliche Begebenheit, die zum Wegwerfen zu gut ist. Diese kannst du mit

gutem Nutzen einer andern Person beylegen: denn es schadet dem ganzen Gedichte gar nichts, wenn sich gleich der Leser bey dessen Durchlesung einmal verirret.

Zur Sittenlehre und Allegorie.

Die kannst du nach diesem, bey guter Muße, aus der Fabel ziehen. Sieh aber ja zu, daß du sie gehörig ausdehnest.

Zu den Sitten.

Für den Helden nimm die allerbesten Eigenschaften, die du bey den vortrefflichsten berühmtesten Helden des Alterthums finden kannst. Wollen sie sich nicht zusammenschmelzen lassen; so lege sie alle über einen Haufen auf deinen Helden. Sieh aber wohl zu, daß es solche Eigenschaften seyn, von denen dein Patron gern wollte, daß man sie ihm beylegte. Um auch allem Misverstande vorzubeugen, darein die Welt verfallen könnte: so suche aus dem A. B. C. die großen Buchstaben aus, die seinen Namen ausmachen; und setze selbige an die Spitze einer Zueignungsschrift deines Heldengedichts. Dem ungeachtet bemerke nicht eine genaue Größe dieser Tugenden; indem es noch nicht ausgemacht ist: ob es nothwendig sey, daß der Held eines Gedichts ein ehrlicher Mann sey, oder nicht? Die niedern Charaktere nimm aus dem Homer und Virgil, und verändere die Namen, wie die Umstände es erfodern.

Zu den Maschinen.

Nimm Gottheiten, männliche und weibliche, so viel als du brauchen kannst. Theile sie in zween gleiche Theile, und halte den Jupiter im Mittel. Laß ihn die Juno ins Gähren bringen, und die Venus ihn erweichen. Vergiß aber nicht, bey aller Gelegenheit den flüchtigen Merkur zu brauchen. Brauchst du Teufel, so nimm sie aus Miltons verlohrnem Paradiese, und deine Geister ziehe aus dem Tasso. Der Nutzen dieser Maschinen ist sonnenklar: denn da wohl kein Heldengedicht ohne dieselben bestehen kann, so ist das klügste, daß man sie nur zur dringenden Nothdurft aufbewahre. Wenn du deinen Helden durch gar kein menschliches Mittel mehr aus einer Noth retten, oder dir selbst durch deinen eignen Witz nicht helfen kannst; so hole den Himmel herbey, und die Götter werden dir gar bald aushelfen. Dieses ist nach der Vorschrift des Horaz in seiner Anweisung zur Dichtkunst.

Nec Deum interfit, nisi dignus vindice *Nodus*
Inciderit — — — —

Das heißt, ein Dichter soll niemals die Götter um Beystand anrufen, als wenn er in großer Angst ist.

Zu den Beſchreibungen.

Zu einem Sturme.

Nimm den Eurus, Zephyr, Auſter und Boreas, und wirf ſie alle in einen Vers. Hierzu thue Regen, Blitz und vom lauteſten Donner, den du kriegen kannſt, quantum ſatis. Menge die Wolken und Waſſerwogen gut unter einander, und trübe deine Beſchreibungen hier und da mit Triebſand. Braue das Ungewitter wohl in deinem Kopfe, ehe du es anfangen läßeſt zu ſtürmen.

Zu einer Schlacht.

Klaube eine große Menge Bilder und Beſchreibungen aus Homers Ilias, und ein oder zwey Gewürze aus dem Virgil: behälſt du aber etwas überley, ſo kannſt du es zu einem Scharmützel beyſeite legen. Würze alles wohl mit Gleichniſſen: du wirſt eine vortreffliche Schlacht haben!

Zu einer brennenden Stadt.

Brauchſt du nothwendig eine ſolche Beſchreibung, indem freylich im Virgil eine ſteht; ſo haſt du das alte Troja bey der Hand. Fürchteſt du aber, man möchte dieß für geſtohlen halten: ſo werden ein oder zwey Capitel aus der Theorie von Verbrennung der Welt, wohl beſchrieben und in Verſe gebracht, ein gutes Succedaneum ſeyn.

Was die Gleichniſſe und Metaphoren betrifft, ſo kannſt du ſie überall in der Schöpfung finden. Der Allerdümmſte kann ſie ſammlen: aber die Gefahr iſt, wie man ſie brauche. Hierüber berede dich mit deinem Verleger.

Zur Sprache.

(Ich meyne die Schreibart) hier wirſt du wohl thun, daß du dem Milton nachahmeſt: denn du wirſt es viel leichter finden, ihm hierinnen nachzuahmen, als in irgend einem andern Stücke. Ebräiſche und griechiſche Redensarten kannſt du bey ihm finden, ohne daß du die Mühe braucheſt die Sprachen zu lernen. Ich kenne einen Maler, der gleich unſerm Dichter, kein Naturell hatte, und deſſen Geſchmiere für Originale gehalten wurden, weil er ſie in den Rauch ſtellte. So kannſt auch du deinem Stücke das ehrwürdige Anſehen des Alterthums geben, wenn du es hier und da mit altem Engliſch verfinſterſt. Und hieran kann dirs bey keiner Gelegenheit fehlen: du darfſt nur das Wörterbuch nachſchlagen, welches gemeiniglich zu Ende des Chaucers gedruckt wird.

Ich darf nicht schließen, ohne daß ich alle Dichter sonder Naturell, in einem Puncte warne; nämlich daß sie sich nur ja niemals fürchten sollen, daß ihre Werke gar zu feurig werden möchten. Ich ermahne sie vielmehr ihre hitzigsten Gedanken zu nehmen, und sie auf ihre Blätter auszuschütten; denn man hat angemerkt, daß sie erkalten, ehe sie noch gelesen werden.

Sechstes Hauptstück.

Vom Trauerspiele.

§. I. Das Trauerspiel hat mit der Epopöe die Größe und Wichtigkeit der Handlungen gemein; und ist nur durch das Dramatische davon unterschieden. Die tragischen Handlungen sieht man vorstellen; die epischen werden nur erzählet.

* Dramatisch stammet vom alten Worte δρᾶν, agere, thun, machen, oder vorstellen. Davon kömmt δρᾶμα, eine Handlung, die auf einer Bühne gespielet werden kann. Nun wird zwar der epische Vortrag auch mit dem dramatischen billig gewürzet: das heißt, der Dichter muß nicht immer erzählen, sondern fleißig seine Helden und Personen selbst reden lassen. Doch nennet man deswegen ein episches Gedicht noch nicht dramatisch. Es muß der Poet gar nicht darinn reden, sondern bloß seine Personen reden lassen, wenn ein Stück dramatisch seyn soll.

II. Wie aber eine Epopöe zweyerley Großes in sich hat, das Wunderbare, und das Heldenmüthige: so kann es auch zweyerley Tragödien geben. Die eine Art ist heroisch, die man schlecht weg die Tragödie nennet; die andre wunderbar, die man ein lyrisches Schauspiel, oder ein Singspiel nennet. Aus der ersten Art ist das Wunderbare verbannet; weil bloße Menschen als Menschen darinn handeln: anstatt daß in der zweyten, die Götter als Götter, mit einer übernatürlichen Wunderkraft wirken.

* Nach dieser Eintheilung kann man die Opern mit ihren wunderlichen Vorstellungen noch so gelten lassen: denn sie entschuldigen sich durch die Macht der Götter. Aber der Herr Verfasser richtet seine Erklärung bloß nach dem französischen Opertheater ein; wo man mehrentheils mythologische Personen auftreten läßt. Allein sieht man die wälschen Singspiele, zumal die neuern des Abts Metastasio an, die doch so viel Beyfall gefunden haben: so sind darinn lauter menschliche Personen und ordentliche Heldenthaten; denen das Singen eben so unnatürlich ist, als die Capaunenkehlen den Helden selbst sind. Unsre deutschen Opern des vorigen und itzigen Jahrhunderts sind größtentheils eben so gewesen. Und selbst in dem französischen alten Operngeschmacke hatte man Schäferopern und andre solche menschliche Vorstellungen die Menge, wie Atys, Cadmus und Hermione,

Les Fetes de l'Amour, u. d. m. zeigen. Man leſe davon St. Evremonds Gedanken von Opern, und ſeine Komödie Les Opera, in meiner Schaubühne, imgleichen des Herrn Muratori Capitel davon, in der Poetia perfetta italiana.

III. Eine Oper iſt alſo die Vorſtellung einer wunderbaren Handlung: d. i. das Göttliche der Epopöe in ein Schauſpiel verwandelt. Wie die Perſonen entweder Götter, oder Halbgötter und Helden ſind: ſo müſſen ſie ſich auch den Menſchen durch Wirkungen, durch eine Sprache, und durch eine Aenderung der Stimme zu erkennen geben, ſo die Geſetze der ordentlichen Wahrſcheinlichkeit überſchreiten.

* Der Herr V. ſcheint die Geſetze der ordentlichen Wahrſcheinlichkeit von einer andern Wahrſcheinlichkeit zu unterſcheiden. Aber was iſt das für eine? Eine außerordentliche, ſonder Zweifel. Wir kennen aber nur eine, nämlich eine ſolche, die der Natur der Dinge gemäß iſt, welche man nachahmet. Es muß alſo die Oper, wenn ſie Götter und höhere Weſen nachahmen ſoll, die Regeln der ordentlichſten Wahrſcheinlichkeit beobachten; d. i. ihre Perſonen ſo wirken und reden laſſen, wie man ſichs nach der Vernunft von Göttern vorſtellen muß. Aber thut mans auch? Und woher weis mans, daß Götter nicht reden, ſondern immer ſingen? und zwar ein Ding zehn, bis zwanzigmal einander vorſingen?

IV. 1) Ihre Wirkungen ſehen Wunderwerken ähnlich. Der Himmel öffnet ſich. Eine lichte Wolke bringt ein himmliſches Weſen herab. Es iſt ein bezauberter Pallaſt; der bey dem geringſten Winke verſchwindet; und ſich in eine Wüſteney verwandelt. 2) Ihre Sprache iſt ganz lyriſch, oder ſingend. Sie drücket die Entzückung, das Erſtaunen, und die Trunkenheit der Empfindungen aus. 3) Die zärtlichſte Muſik begleitet alle Worte, die durch alle ihre Kunſtgriffe ihren Nachdruck und ihr Feuer erhöhet, und ſtärket. Der Grund von dem allen iſt in der Nachahmung.

* Die Erfahrung der Opern beſtätiget dieſes alles. Allein in welcher Welt iſt das Original aller dieſer Bilder zu finden? Wo kommen denn die Götter ſo vom Himmel? Selbſt die Mythologie, auf die man ſich berufen müßte, ſaget es nicht einmal, daß ſie ſo erſchienen wären. Homer, Virgil und Ovid beſchreiben ihr Erſcheinen in ganz menſchlicher Geſtalt. Es ſind bloße Hexenmährchen, und andre ſchlechte Träume, die ſolche Vorſtellungen hervorgebracht haben. Und wo haben denn die Götter jemals muſikaliſch geredet, halbe Stunden lang getrillert, oder ein Ding zwanzigmal wiederholet? Kurz hier hinket die Nachahmung ſehr: denn das Vorbild fehlet.

V. Um die Charaktere der Götter zu bilden, wählet der Poet das ſchönſte und rührendſte, was er in der Natur, in den Künſten, und im menſchlichen Geſchlechte kennet, und ſetzet daraus Weſen zuſammen, die er uns für Götter ausgiebt, und die wir dafür annehmen.

* Wenn

* Wenn wir ſo gefällig ſind, und die Vernunft zu Hauſe laſſen, ſo oft wir in die Opern gehen. Dieſes müſſen alle artige Leute, der Muſik und Mode zu Liebe, thun: Denn wie konnten ſie ſonſt alle die Unwahrſcheinlichkeiten verdauen, die man darinn vorgeſtellet ſieht? Wir laſſen uns darinn auf keine beſondere Beyſpiele ein. Allein ein Schwarm deutſcher Opern, die im vorigen und itzigen Jahrhunderte, zu Dresden, Braunſchweig, Halle, Merſeburg, Leipzig und Hamburg aufgeführet werden, kann einen jeden davon überzeugen; indem ſogar das Bierbrauen und Ochſenſchlachten, die Schlampampe, und der Stortebeeker, darunter Platz gefunden. Der Wälſchen ihren Geſchmack darinn kann man aus dem Tractate Le Glorie della Poeſia & della Muſica &c. &c. der zu Venedig 1730 in 12. gedruckt erſchienen, und aus Addiſons Reiſe nach Italien erſehen. Die franzöſiſche Opernbühne aber kann man aus dem Recueil des Opera und vielen einzelnen neuern Stücken kennen lernen. Von neuern, iſt nebſt dem Simſon des Herrn von Voltaire, ihr Zoroaſter allein, der zu Paris, und bey uns ſoviel Aufſehens gemachet, und von Deutſchen die Thusnelde, die vor wenigen Zeit zu Copenhagen erſchienen, die ſicherſte Probe ſeyn: wie ſeltſam der Opernmacher Geſchmack iſt. Der Verfaſſer dieſer letzten hat den Simſon, ohne allen Beruf dazu, vertheidigen wollen; iſt aber ſelbſt in noch weit ärgere Ungereimtheiten verfallen, die ich nicht habe beantworten mögen: weil gar keine Gefahr iſt, daß ſein Exempel anſtecken werde. Meine Gewährsmänner, die ich in meiner kritiſchen Dichtkunſt angeführet habe, nämlich St. Evremond, Fenelon, Boileau, Racine, Furetiere, la Bruyere, Dufreny, und von Wälſchen Muratori * ſelbſt, werden allemal unendlich viel mehr Gewicht haben, als irgend ein kleiner Kapellmeiſter, deſſen Handwerk es mit ſich bringt, zu rufen: Groß iſt die Diana der Epheſer! Man leſe am Ende dieſes Buches des St. Evremonds Gedanken davon.

* S. das 5 Cap. des III B. ſr. Poeſia perfetta italiana, und der krit. Beytr. IV B. a. d. 485 u. f. S.

VI. Die zweyte Art des Trauerſpiels geht nicht aus den Schranken der Natur. Alles was ſie großes hat, reicht nur bis zur Heldentugend. Sie iſt eine Vorſtellung großer Leute; eine Abbildung und Schilderey derſelben. So beſteht denn ihr ganzer Werth in der Aehnlichkeit mit der Wahrheit und Natur. Um alſo alle Regeln des Trauerſpiels zu finden, muß man ſich in die Unterbühne ſtellen, und vorausſetzen, daß alles, was man ſieht, wahr; aber das ſchönſte von allem möglichen Wahren, in dieſer Art, und in der vorhabenden Materie ſey. Alles nun, was mich davon überreden hilft, iſt ſchön; alles aber, was mich aus dem Irrthume bringet, iſt ſchlecht.

* Dieſer Probierſtein iſt richtig und vortrefflich. Aber nun ſtelle man ſich in den Schauplatz, und ſehe z. E. den Cid des Corneille aufführen. Ich nehme dieſes Stück, weil es das älteſte iſt, welches 1638 das Pariſerthe-ater zuerſt berühmt gemachet, und gleichſam die Gränze des alten verwirrten, und neuern verbeſſerten Theaters abgegeben hat. Es hat viele Schönheiten, die ihm den allezeit erhaltenen Beyfall erworben haben. Aber es hat auch viele Fehler, die einem gleich ins Auge fallen, wenn man ſich bemühet, das Trauerſpiel für eine Wahrheit zu halten. Die Aenderung des

Ortes, die in dem Zwischenraume zweyer Aufzüge verstrichene Nacht, und was noch mehr ist, die in so kurzer Zeit wider die Mohren gewonnene Schlacht, u. d. m. fallen gleich in die Augen, und lehren den Zuschauer: er sey in der Komödie; nicht aber bey einer wahren Geschichte zugegen. Man lese davon die Critiken, die von der französ. Akad. und vom Scudery darüber gemachet worden.

VII. Aendert man den Ort, wo die Handlung vorgeht, indessen daß der Zuschauer immer auf einer Stelle bleibt: so erkennet man die Kunst, und die Nachahmung ist falsch. Dauret die Handlung, die ich sehe, ein Jahr, einen Monath, viele Tage; da ich doch sehe, wie sie anfängt, fortgeht, und sich ungefähr in drey Stunden schließt: so bemerke ich abermal den Betrug. Man kann mich kaum bereden, daß ich einen ganzen Tag zugesehen hätte: und es wäre also viel besser, die Handlung selbst hätte nicht länger gedauret, als die Vorstellung. So würde man mich desto leichter hintergehen.

* Da haben wir den Grund von den zwo Einheiten, der theatralischen Stücke, nämlich; der Einheit des Ortes, und der Zeit. Denn die dritte Einheit der Handlung, welche die vornehmste ist, hat sie mit dem Heldengedichte, und allen guten Fabeln gemein. Es giebt indessen solche schwere Köpfe, die den Vortheil nicht einsehen wollen. Sie wollen von dem Dichter nicht betrogen seyn, sondern können immer ohne Anstoß sehen, daß es nur ein Spiel sey. Was würde man aber von einem Maler denken, der die Natur nicht erreichen wollte; in Ansehung dessen, der eine Fliege so natürlich malete, daß er auch einen andern Meister betrog, der sie wegscheuchen wollte? Würde er nicht ein Stümper heißen?

VIII. Ich sehe Schauspieler, die sich selbst zeigen wollen, und die mit den Zuschauern reden, um ihnen zu gefallen. So verfährt die Natur nicht. Sie handelt, um zu handeln, nicht um gesehen zu werden. Hier sehe ich aus den eiteln Absichten, daß es nur eine Komödie ist.

* So fangen denn alle Soliloquia, oder Monologues, da nur ein Schauspieler auftritt, und doch die Zuschauer anredet, gar nicht. Nun der sterbende Cato redet so mit sich selbst, als ob kein Zuschauer da wäre, der ihn hörete. Folglich ist seine Betrachtung über die Unsterblichkeit zu entschuldigen. Ich sage dieses nicht zu meiner, sondern zu Addisons Rechtfertigung; denn aus seinem Cato habe ich diesen Auftritt genommen.

IX. Man spielet ein römisches Trauerspiel. Ich kenne aus der Geschichte den Brutus und Cassius, diese stolzen Verschwornen, die mir das Gerücht, in der Entfernung der Zeit, als ein Paar übermenschliche Helden zeiget. Ich sehe aber an ihrer Stelle ein Paar unansehnliche schmächtige Kerle, mit ganz schwachen weibischen Stimmen erscheinen. So gleich rufe ich: Nein! du bist kein Brutus,

* Man deute dich einmal auf die Caſtratenkehlen, die einen Alexander und Hannibal, einen Cato und Cäſar in den Singſpielen verſtellen — Ich rufe ich: Ihr ſeyd die Helden nicht, die ihr vorſtellet. Man deutet es auf die Helden in geknüpften Perruken, mit weißen Handſchuhen, mit Gold und Silber geſtickten Kleidern, und mit drey Ellen weiten aufgeſtutzten Schürzen: Nein! ſpreche ich: Ihr ſeyd weder Griechen noch Römer! Man deute es auf die Fiſchbeinröcke einer Iphigenia, Cornelia, Alzire und Zaire. Nein! ſpricht der innere Richter meines Geſchmacks: ſo giengen dieſe Heldinnen nicht gekleidet. Was folget daraus? Dieſe Regel: Man kleide alle Perſonen nach den Sitten ihrer Länder und Zeiten!

X. Ich übergehe die unnützen Zwiſchenſcenen, die zweifelhaften oder übelbehaupteten Charaktere, die theils ſchwachen, theils übertriebenen Empfindungen — — — Bald iſt es ein Gepränge von Redensarten, im Geſchmacke des tragiſchen Seneca; manchmal eine recht epiſche Beſchreibung; bald gar eine lyriſche Entzückung. Hier höre ich einen Geſchichtſchreiber, da einen Weltweiſen, dort einen Redner. Die Bühne wird zur Katheder. Hier ergötzet ſich ein Schauſpieler ohne Urſache; dort höret ein andrer eine vertrauliche Entdeckung ganz zerſtreuet an: weil er ſeine Antwort ſchon weis. Kurz, die Gebärden, die Sprache, der Ton der Stimme, die ſich nicht zum übrigen ſchicken, verrathen die Kunſt, und verderben alles.

* Wieviel Regeln ſtecken hier nicht für Dichter und Komödianten! Z. E. des Cids ohnmächtige Berathſchlagung, was er thun wolle; die prächtige Beſchreibung des Ungeheuers, die Fenelon in ſ. Ged. vom Trauerſpiele tadelt; Lohenſteins ſchwülſtige Reden, in ſeiner Cleopatra, Sophoniſbe, u. d. m. Auch Gerphs gar zu ſtolze Metaphoren ſtreiten wider die Natur. Von neuern will ich ſchweigen. Nur die gar zu ſpruchreichen Verſe eines tragiſchen Hermanns und Canuts kann ich nicht ungerüget laſſen, die noch keinen Zuſchauer gerühret haben: obgleich ſonſt dieſe Stücke gut ſind. Was die Komödianten betrifft, ſo hat ihnen theils der ältere Riccoboni, in einem wälſchen Gedichte, theils ſein Sohn in einem franzöſiſchen Aufſatze gute Regeln gegeben, die man in den Beyträgen zur Schaubühne verdeutſchet finden kann. Noch beſſer wäre es aber, wenn man ihnen den Tractat Le Comedien, den ein andrer geſchickter Schauſpieler St. Albine geſchrieben, deutſch herausgäbe.

XI. Die Chöre brachten vormals das Trauerſpiel auf die Bühne, und erhielten ſich lange bey ihm. Sie gründeten ſich auf die Gewohnheit, und wurden durch die Beyſpiele demokratiſcher Regierungen unterſtützet. Als aber die Staatsſachen nicht mehr öffentlich entſchieden wurden, mußten ſie weichen. Wie waren überdem die geheimen Triebfedern der Leidenſchaften, mit einer ſolchen öffentlichen Handlung zu verbinden? Konnte Phädra wohl

dasjenige einem ganzen Schwarme Volkes entdecken, was ſie kaum der Oenone offenbaren dorfte? Allein indem die Kunſt etwas dabey gewonnen, daß ſie beſſer nachahmet: ſo hat vielleicht der Zuſchauer von der Seite der Leidenſchaften etwas verlohren.

* Die Phädra, davon der Herr D. hier redet, hat uns Herr D. Hudemann deutſch geliefert. Allein die meiſten alten Trauerſpiele haben dergleichen geheime Triebfedern der Leidenſchaften nicht, die man verbergen müßte. Man ſehe den Oedipus, und die Elektra, imgl. die Antigone des Sophokles, und die Trojanerinnen des Seneca, die wir deutſch leſen können. Und kurz, die Chöre waren in demokratiſchen Staaten der Wahrſcheinlichkeit gemäß, folglich nothwendig. Sind aber die Geſchichte aus andern Zeiten und Regierungsarten: ſo werden ſie unnatürlich und verwerflich.

XI. Der Geſang des Chores drückte zwiſchen den Aufzügen, die Leidenſchaften aus, die durch die Vorſtellungen des vorigen erreget worden. Der bewegte Zuſchauer nahm leicht Antheil daran, und bereitete ſich, die Eindrücke des folgenden anzunehmen. Anſtatt deſſen ſcheint die heutige Muſik die Seele von den empfangenen Wunden zu heilen, und das entſtandene Feuer zu löſchen. Man heilet alſo einen Fehler durch den andern: da man doch in vielen Materien eins mit dem andern vereinigen könnte.

* Warum wäre es nicht möglich, bey der heutigen großen Liebe zur Muſik, kleine Arien, oder Cantaten zwiſchen den Handlungen jedes Aufzuges abſingen zu laſſen; die den Abgang der alten muſikaliſchen Chöre erſetzen, und den Eindruck der Vorſtellungen erhalten und fortſetzen könnten? Dergeſtalt würde ein Trauerſpiel genauer verbunden, und die Zuſchauer beſſer mehr rühren: folglich mehr Nutzen ſchaffen. Man würde von Anfange bis zum Ende kaum Athem holen, und in keine Zerſtreuungen gerathen, die bey dem bloßen Klange der Inſtrumente, ohne Singſtimme, unvermeidlich ſind. Noch ärger iſt es, wenn man die luſtigſten Tänze, oder wohl gar poſſenhafte Zwiſchenſpiele zwiſchen den Aufzügen der Trauerſpiele einſchaltet. Denn indem man alſo die Leichtſinnigkeit der Zuſchauer nähret, und ſtärket: ſo kann kein Trauerſpiel die heilſamen Wirkungen in Erregung der edelſten Empfindungen haben; die es von rechts wegen haben ſollte. Allein was helfen gute Vorſchläge und Wünſche der Kenner, und derer die vernünftige Beluſtigungen lieben: da die Schauſpieler und ihre Aufſeher ungeſtraſet an der Verderbniß der öffentlichen Sitten arbeiten, und darinn ihren Vortheil finden? Man leſe davon die kleinen Schriften, die unlängſt unſre Leipziger Bühne beurtheilet haben.

XIII. Fraget man nun, warum die Leidenſchaften außerordentlich, die Charaktere groß, die Knoten faſt unauflöslich, die Auflöſungen aber einfach und natürlich ſeyn müſſen? Warum die Auftritte, ohne matt zu werden, allezeit ſteigen ſollen? Bloß, weil man nur die ſchöne Natur zu ſchildern willens iſt: und ihr alſo alle bekannte Grade der Vollkommenheit geben muß. Denn was die Kunſt bloß zum Vergnügen erfindet, das wird

ſches Geſetze hat er nie verfertiget. Freher aber merket bloß an, daß das Wort Seneſchall auch in Lege Alamannorum erwehnet werde. Da wir nun auch andere altdeutſche Geſetze haben, ſo wird kein Menſch errathen, daß daſſelbe hier unter dem Namen des deutſchen Geſetzes zu verſtehen ſey.

Von Admiral, Talar, Talent hat Freher wohl Urſache, es zu erklären, weil dieſe Worte in ſeinen Scriptoribus vorkommen. Aber was will man damit in einer Unterſuchung von der deutſchen Sprache?

Von Werigeld und *Fredum* iſt die Citation von Gladovs Reichshiſtorie, ſo ungereimt, daß nichts drüber ſeyn kan. Das Buch wimmelt durchgehends ſo von Schnitzern, daß ſich jederman ſchämen muß, ſich darauf zu berufen. Ueber dieſes hat Gladov die Worte bloß genennt und nicht erkläret. Und gleichwohl will ſich der Autor des Auszugs damit breit machen, daß er dem, was er aus dem Freher anführt, noch dieſes Allegatum aus ſeinem eigenen Vorrathe beyfügen können. Er hätte vielmehr anführen können, was Freher ſelbſt von dem Worte *Fredum* geſaget, ſo er aber nebſt vielen andern nützlichen Dingen, übergangen.

Was zu den Excerptis aus Frehero, die Nachricht von Geſners ſtudio linguae Germ. gehöre, iſt nicht leicht zu errathen, noch weniger aber, der daran geflickte Bericht, daß P. *Denaiſius* ein deutſcher Poet geweſen. Man kan dabey unmöglich eine andere Abſicht des Autoris vermuthen, als daß er das Papier gerne vollfüllen wolle, u. zu Erlangung dieſes

Zwecks

wird ſchlecht, ſobald es nur mittelmäßig iſt. Kurz, weil endlich das menſchliche Herz nicht eher zufrieden iſt, als bis man ihm nichts mehr zu wünſchen übrig läßt.

* Der Verfaſſer hat noch vergeſſen, den Zuſammenhang der Auftritte anzupreiſen, der ſoviel zur Verbindung der Handlungen des ganzen Stückes beyträgt: und ohne welchen die Poeten ganz in die Irre gerathen; wie man an den Engländern ſieht. Wenn man aber die Natur nachahmen will, wo alles nach dem zureichenden Grunde geſchieht: ſo muß man auch keine Perſon auftreten, oder weggehen laſſen, ohne daß der Zuſchauer ſehen kann, warum ſie kömmt, oder weicht? So wird das Schauſpiel dem Laufe der Welt ähnlich. Mehrere ſchöne Betrachtungen kann man in des ältern Riccoboni Tractate von Verbeſſerung der Schaubühne (de la Reformation du Theatre) antreffen, wiewohl auch folgende Gedanken des großen Fenelons überaus nutzlich ſeyn werden.

Siehe der deutſchen Schaubühne, erſten Theil, a. d. 29 bis 41 S.

Des Erzbiſchofs von Cambray, de la Motte Fenelon, Gedanken von der Tragödie.

Zuförderſt muß man die Tragödie von der Komödie unterſcheiden. Jene ſtellet die großen Begebenheiten vor, welche die heftigen Gemüthebewegungen erregen. Dieſe hergegen iſt zufrieden, daß ſie die Sitten der gemeinen Leute vorſtellet.

Was die Tragödie anlanget, ſo muß ich gleich anfangs erinnern, daß ich die Verbeſſerung derjenigen Schauſpiele nicht wünſche, wo man die verderbten Neigungen nur vorſtellet, um ſie deſtomehr zu entzünden. Wir wiſſen, daß Plato und die weiſeſten Geſetzgeber der Heyden, aus jeder wohleingerichteten Republik, diejenigen Fabeln und muſikaliſchen Inſtrumente verbannet, die durch Erregung der Wolluſt, ein Volk verzärteln konnten. Wie ſtrenge ſollten denn nicht die chriſtlichen Völker wider die anſteckenden Schauſpiele ſeyn? Weit gefehlt, daß ich dergleichen Schauſpiele * verbeſſert und vollkommener gemacht zu ſehen wünſchen ſollte: ſo ſpüre ich vielmehr eine wahrhafte Freude bey mir, daß ſie in ihrer Art ſehr unvollkommen bey uns ſind. Unſere Poeten haben ſie ſehr matt, abgeſchmackt und ſo verliebt gemacht, als die Romane. Man redet von nichts darinnen, als von Flammen, von Ketten, und von Martern. Man will darinn bey geſundem Leibe ſterben. Eine ſehr unvollkommene Perſon wird

* Die Opern. Man ſehe auch was davon der Poete ſans Fard, in ſeinem Homere vengé, und noch neulich Herr Riccoboni in ſeiner Reformation du Theatre geſchrieben hat.

eine Sonne, oder zum wenigſten eine Aurora genennet. Ihre Augen ſind zween Sterne. Alle Ausdrückungen ſind zu hoch getrieben, und nichts zeiget einen wahrhaften Affect. Aber deſto beſſer iſt es! Je ſchwächer das Gift iſt, deſtoweniger ſchadet es. Indeſſen dünket mich, daß man den Trauerſpielen einen wunderwürdigen Nachdruck geben könnte: wenn man den ſehr philoſophiſchen Begriffen des Alterthums folgen wollte, ohne die ſo flatterhafte und unordentliche Liebe mit einzumengen, die ſoviel Unheil anrichtet.

Bey den Griechen war die Tragödie von der ſchändlichen Liebe ganz frey. Des Sophokles Oedipus z. E. hat nicht die geringſte Vermiſchung dieſes Affects; als der zur Hauptſache gar nicht gehörete. Die andern Trauerſpiele dieſes großen Mannes ſind eben ſo. Corneille hat die Handlung nur geſchwächet, indem er ſie zwiefach gemachet, und den Zuſchauer ſeines Oedipus, durch die Zwiſchenfabeln von der froſtigen Liebe des Theſeus gegen die Dirce, zerſtreuet hat. Racine iſt in eben den Fehler verfallen, als er ſeine Phädra gemacht hat. Er hat ein zwiefaches Schauſpiel gemacht, indem er zu der raſenden Phädra, einen, wider ſeinen Character, ſeufzenden Hippolytus gepaaret. Er hätte die Phädra allein ſollen raſen laſſen. Die Handlung wäre dadurch einfach und kurz, lebhaft und ſchleunig geworden. Allein unſre beyde tragiſchen Poeten, die ſonſt das größte Lob verdienen, ſind von dem Strome hingeriſſen worden. Sie haben ſich nach dem Romanengeſchmacke bequemet, der die Oberhand bekommen hatte. Die Mode der aufgeräumten Köpfe mengete überall die Liebe mit ein. Man bildete ſich ein, es wäre unmöglich, ohne eine verliebte Verwirrung, zwey Stunden lang dem Ekel und Ueberdruſſe zu entgehen. Man glaubte, es wäre billig, bey der allerwichtigſten und beweglichſten Vorſtellung ungeduldig zu werden, wo nicht ein ſchmachtender Held, dieſelbe zu unterbrechen, käme. Und gleichwohl mußten noch alle ſeine Seufzer mit Spitzfindigkeiten ausgeputzet ſeyn: ja ſeine Verzweiflung mußte ſich mit epigrammatiſcher Scharfſinnigkeit ausdrücken. Da ſieht man, was die Begierde zu gefallen, den größten Scribenten, auch wider die Regeln abdringet. Daher kommt dieſe ſo gekünſtelte Leidenſchaft:

Impitoyable ſoif de gloire,
Dont l'aveugle & noble tranſport
Me fait précipiter ma mort,
Pour faire vivre ma memoire.
Arrête pour quelques moments
Les impetueux ſentimens

De

De cette inexorable envie;
Et ſouffre, qu'en ce triſte jour,
Avant que de donner ma vie,
Je donne un ſoupir á l'Amour.

D. l.

„Du unbarmherziger Durſt nach Ehren! deſſen blinde und edle Ent„zückung mich reizet, meinen Tod zu beſchleunigen, um meine Ehre leben „zu laſſen. Halte doch die ungeſtümen Empfindungen dieſer unerbittlichen „Begierde auf einige Augenblicke zurück; und erlaube, daß ich an dieſem „traurigen Tage, ehe ich meinen Geiſt aufgebe, noch der Liebe einen Seuf„zer geben könne„.

Man hatte nicht das Herz zu ſterben, ohne ein paar ſinnreiche Einfälle und Gedankenſpiele in ſeinem letzten zu ſagen. Daher kömmt dieſe ſo ſchwülſtige und gezierte Verzweifelung;

Percé juſques au fonds du cœur
D'une atteinte imprévûë, auſſi-bien que mortelle;
Miſerable vangeur d'une juſte querelle,
Et malheureux objet d'une injuſte rigueur.

(Aus dem Cid ſ. die 171ſte S. des I Th. der deutſchen Schaubühne)

D. l.

„Bis in den Grund des Herzens durchbohret, von einem ſo unverſehenen „als tödtlichen Angriffe: Elender Rächer einer gerechten Zwietracht! und „unglücklicher Gegenſtand einer ungerechten Strengigkeit„!

Niemals hat ein ernſtlicher Schmerz eine ſo prächtige und gezwungene Sprache geredet. Mich dünket auch, daß man die ſchwülſtige Hoheit aus der Tragödie verbannen müſſe, die wider alle Wahrſcheinlichkeit läuft. Zum Exempel, dieſe Verſe haben, ich weis nicht was hochtrabendes.

Impetueux deſirs d'une illuſtre vengeance!
A qui la mort d'un pere a donné la naiſſance;
Enfans impetueux de mon reſſentiment!
Que ma douleur ſéduite embraſſe aveuglement;
Vous regnez ſur mon ame avecque trop d'empire:
Durant quelques momens ſouffrez que je reſpire,
Et que je conſidere, en l'état où je ſuis,
Et ce que je hazarde, & ce que je pourſuis.

Corn. Cinna Act. 1. ſc. 1.

D. l.

D. L

„Du ungeduldiges Verlangen einer anſehnlichen Rache, dem der Tod eines „Vaters das Leben gegeben! ungeſtümes Kind meiner Empfindlichkeit, das „mein verleiteter Schmerz blindlings umarmet! du regierſt mit gar zu gro„ßer Gewalt über meine Seele. Erlaube doch, daß ich noch einige Augen„blicke Athem holen, und in dem gegenwärtigen Zuſtande, ſowohl das, was „ich wage, als das, wornach ich ſtrebe, erwegen mag. „

Boileau fand in dieſen Worten ein Geſchlechtregiſter des ungeduldigen Verlangens nach einer anſehnlichen Rache, welches das ungeſtüme Kind einer edlen Empfindlichkeit war, und von einem verführten Schmerze umarmet worden. Anſehnliche Leute, welche mit einer Gemüthsbewegung auf der Schaubühne reden, müſſen zwar edel und lebhaft reden: allein wann die Leidenſchaft redet; ſo redet man doch natürlich, und ohne dieſe geſuchten Umſchweiſe.

Racine war von dieſem Fehler nicht befreyet, den die Gewohnheit faſt nothwendig gemacht hatte. Nichts iſt unnatürlicher, als die Erzählung vom Tode des Hippolytus, wie ſie am Ende der Phädra vorkömmt; welches Trauerſpiel doch ſeine großen Schönheiten hat. Theramenes, der dem Theſeus den traurigen Tod ſeines Sohnes zu erzählen kömmt, ſollte ihm nur zwey Worte, und die zwar noch ganz entkräftet und abgebrochen ſagen: Hippolytus iſt todt! Ein Ungeheuer, das durch den Zorn der Götter aus dem Meere geſandt worden, hat ihn umgebracht. Ich habe es ſelbſt geſehen! Ein ſolch erſchrockener, aus ſich ſelbſt gekommener, und faſt athemloſer Menſch, kann ſich unmöglich die Zeit nehmen, die allerprächtigſte und zierlichſte Beſchreibung von dem Drachen zu machen.

L'œil morne maintenant & la tête baiſſée
Semboient ſe conformer à ſa triſte penſée &c.
La terre s'en émeut, l'air en eſt infecté,
Le flot qui l'apporte, recule épouvanté.
Racine, Phed. Act. 5. Sc. 6. &c.

D. i.

„Indeſſen ſchien ſein finſteres Auge und ſein gebücktes Haupt ſich ſehr wohl „zu ſeinen traurigen Gedanken zu ſchicken ꝛc. Die Erde erſchüttert davon, „die Luft iſt dadurch angeſteckt; die Welle, die ihn ans Ufer warf, flieht „erſchrocken zurücke. „

Wie weit iſt Sophokles von dieſer übelangebrachten und unwahrſcheinlichen Zierlichkeit entfernet! Er läßt den Oedipus nichts als gebrochene Worte ſagen. Alles iſt lauter Traurigkeit, ἰὼ, ἰὼ: ὰὶ ὰὶ ὰῖ: φεῦ, φεῦ!

Es

Es iſt vielmehr ein Seufzen, oder ein Geſchrey, als eine Rede. „Ach, „ach! ruft er: Es iſt alles am Tage! O Sonnenlicht, itzt ſehe ich dich „zum letztenmale . . Ach! Ach! Wehe mir! Wo bin ich Unſeliger? Wie „kömmt es, daß mir die Stimme auf einmal gebricht? O Glück! wo „biſt du geblieben? . . . Ich Unglückſeliger! Ich Unglückſeliger fühle „eine grauſame Raſerey; nebſt der Erinnerung meines Elendes in mir . . „O ihr Freunde! was habe ich nun mit Vergnügen zu ſehen, zu lieben, zu „ſprechen, zu hören? Verbannet doch, ihr Freunde, je eher, je lieber ei„nen Böſewicht von euch! einen verfluchten Menſchen! das Scheuſal der „Götter und Menſchen! . . . Weh dem, der mich in der Wildniß, wo„hin ich geworfen war, von meinen Stricken los gemachet, und mir das Le„ben gerettet hat! O grauſame Hülfleiſtung! Ich würde mit viel geringerm „Schmerze für mich und die Meinigen geſtorben ſeyn. . . . Ich würde „weder ein Vatermörder, noch der Mann meiner Mutter geworden ſeyn; „itzo aber bin ich vollkommen unglücklich. Ich Armſeliger! habe meine Al„tern geſchändet, und von derjenigen Kinder gezeuget, die mich zur Welt „gebohren hat.„

So redet die Natur, wenn ſie dem Schmerze nachgeben muß. Was iſt aber jemals von den Spitzfindigkeiten ſinnreicher Einfälle weiter entfernet geweſen? Mit eben dem lebhaften und ungekünſtelten Schmerze reden auch Herkules und Philoktetes bey dem Sophokles.

Racine, der die großen Muſter des Alterthums ſehr ſtudiret hatte, hatte ſich einen Entwurf zu einer franzöſiſchen Tragödie vom Oedipus, nach des Sophokles Geſchmacke, und nach der griechiſchen Einfalt gemacht, ohne die geringſte Liebesgeſchichte mit einzuflechten. Ein ſolches Schauſpiel würde ſehr ſehenswürdig, lebhaft, ſchleunig, und einnehmend geworden ſeyn. Es würde zwar kein Händeklatſchen erwecken; aber es würde außer ſich ſelbſt ſetzen. Es würde Thränen abnöthigen; es würde nicht Athem holen laſſen; es würde die Liebe zur Tugend und den Haß gegen die Laſter wirken; es würde die Abſichten der beſten Geſetze mit großem Vortheile befördern. Die allerreinſte Religion ſelbſt würde dadurch nicht beunruhiget werden. Man würde nur die falſchen Zierathe davon abſchneiden dürfen, die ohnedieß wider die Regeln ſind.

Unſere gar zu gezwungene Verskunſt zwinget oft die beſten tragiſchen Poeten, Verſe, die mit Beywörtern überhäufet ſind, zu machen, um nur einen Reim zu erhaſchen. Um einen guten Vers zu haben, muß man ihm

einem ſchwachen zuraaren, der ihn verderbet. Zum Exempel, ich ergehe mich, wenn ich die Worte leſe: *

— — — Qu'il mourut!

Corn. in dem Horaz.

Allein den Vers kann ich nicht leiden, der um des Reimes willen, gleich darauf folget:

Ou, qu'un beau déſeſpoir alors le ſecourut.

D. i.

„Oder daß ihm alsdann eine ſchöne Verzweiflung beygeſtanden hätte.„

Die hochgetriebenen Umſchreibungen unſrer Verſe haben nichts natürliches. Sie ſtellen nicht Menſchen vor, die in einem ernſtlichen, edlen und heftigen Geſpräche begriffen ſind. Man raubet dem Zuſchauer das gröſte Vergnügen im Schauſpiele, wenn man ihm die Wahrſcheinlichkeit raubet. Ich geſtehe es, daß die Alten der Tragödie eine gewiſſe erhabene Schreibart zugeſtanden:

Aut tragica deſcrit & cothurno ingreditur Auctor,

Hor. Epiſt. I. 1. ep. 3.

Allein dieſes Erhabene muß nicht die Nachahmung der wahren Natur verderben. Es kann dieſelbe nur etwas ſchöner und gröſſer abſchildern: aber ein jeder Menſch muß allezeit menſchlich reden.

Nichts iſt lächerlicher für einen Helden, als wenn er in den wichtigſten Handlungen ſeines Lebens, mit dem Adel und Nachdrucke ſeiner Worte, nicht die Einfalt verbindet, die allem Schwulſte zuwider iſt.

Proficit ampullas & ſequipedalia verba.

Horat. Art poet.

Man darf nur den Agamemnon ſtolz, den Achilles hitzig, den Ulyſſes klüglich, die Medea raſend reden laſſen. Allein die aufgeblaſene und ausſchweifende Schreibart verderbet alles. Je mehr groſſe Characteres oder Gemüthsarten, und ſtarke Leidenſchaften man vorſtellet; deſto mehr edle und gewalti[illegible] Einfalt muß man hinein bringen.

Mich dünket ſo gar, daß man auch den Römern einen gar zu prahleriſchen

L 5

* Man muß wiſſen, daß dieſe Worte von dem alten Horaz geſagt werden, als man ihm die Nachricht bringet, daß zween ſeiner Söhne ſchon im Streite mit den Curiatiern umgekommen, der dritte aber geflohen ſey. Er ſchilt über dieſen Flüchtling aufs heftigſte: und da man ihn fraget, was Mittel ihm denn übrig geweſen, da er mit dreyen Feinden zu fechten gehabt? ſo ſagt er ganz kurz: Der Tod! welches gewiß recht erzrömiſch und römiſch klingt. Siehe die Stelle in dem I. Bande meiner deutſchen Schaub. S. d. 37ſten S.

Ausdruck gegeben hat. Sie dachten freylich sehr hoch hinaus; aber sie redeten doch bescheiden. Sie waren ein herrschendes Volk, Populus late rex, wie Virgil sagt: aber dieses Volk war in der Art des Ausdrucks, und im Umgange so gelinde; als eifrig es war, die Völker zu überwinden, die ihm seine Macht mißgönneten.

Parcere subjectis & debellare superbos.

Virg. Aenid. VI.

Horaz hat eben diese Abschilderung mit andern Worten gegeben:

Imperet bellante prior, jacentem
Lenis in hostem. *Carm. Sec.*

Es scheint kein rechtes Verhältniß zwischen dem Nachdrucke zu seyn, womit Augustus in dem Trauerspiele Cinna redet; und zwischen der bescheidenen Einfalt, worunter ihn Suetonius in allen seinen Sitten abschildert. Er ließ noch in Rom einen so großen Schein von der alten Freyheit der Republik, daß er nicht einmal Herr geheißen seyn wollte. „Er störte mit „Minen und Gebärden die ungezlemenden Schmäucheleyen, und gab Tages „darauf einen scharfen Befehl dagegen heraus: ja er ließ sich nicht einmal „von seinen Kindern oder Neffen, weder im Ernste, noch im Scherze, einen „Herrn nennen. ... In seinem Bürgermeisteramte gieng er zu Fuße; „außer dem ließ er sich öfters in einer offenen Sänfte tragen. Auch den „Pöbel ließ er bey dem allgemeinen Gehöre vor sich. ... So oft er bey „den obrigkeitlichen Wahltagen zugegen war, gieng er mit seinen drey Can„didaten herum, und bath nach eingeführter Weise um Stimmen. Er gab „auch selbst in dem Viertel, daraus er war, seine Stimme, wie ein an„drer Bürger. ... Seine Tochter und Nichteln hatte er zum Wolle„spinnen anführen lassen. ... Er wohnte in einem mäßigen Hause, wel„ches weder an Weitläuftigkeit, noch an Pracht in die Augen fiel; und wo „die Vorzimmer sehr klein waren. ... Hier war kein Marmor, kein „kostbarer Boden, oder Estrich zu sehen. Ja er hat vierzig Jahre lang, „des Sommers und Winters, in einerley Schlafzimmer gewohnet. Die „Sparsamkeit seines Hausrathes und seiner Gefäße, erhellet noch itzo aus „denen noch vorhandenen Betten und Tischen, die mehrentheils kaum für „Privatleute schön genug sind. .. Seine Mahlzeiten bestunden meistentheils „aus drey Schüsseln; oder wenn es sehr herrlich zugieng, aus sechsen: aber „wie sie ihm wenig kosteten, so war er höchstvergnügt dabey. Von Klei„dungen hat er nicht leicht eine gebraucht, die nicht seine Frau, Schwester, „Tochter, und Nichteln in seinem Hause gemacht hätten. Er aß sehr we„nig, und zwar die gemeinsten Speisen ꝛc. „

Die Pracht und das hochtrabende Weſen ſchicket ſich alſo viel weniger zu der römiſchen Höflichkeit, als zu dem Uebermuthe eines perſiſchen Königes. Ungeachtet der Strengigkeit des Tiberius, und der knechtiſchen Schmäucheley, darein die Römer zu ſeiner und ſeiner Nachfolger Zeit verfielen: ſo lernen wir doch vom Plinius, daß Trajanus noch als ein guter und geſelliger Bürger, in einer lieblichen Gemeinſchaft mit den geringſten gelebet habe. Die Antwortſchreiben dieſes Kaiſers ſind kurz, und ſchlecht weg. Die halberhobenen Figuren an ſeiner Säule, ſtellen ihn allezeit in der beſcheidenſten Stellung vor; ſogar wenn er ſeinen Legionen Befehl giebt. Alles, was wir im Livius, im Plutarch, im Cicero, und Sueten leſen, das ſtellet uns die Römer als Leute dar, die in Gedanken ſtolz, aber in Worten ungekünſtelt, natürlich und beſcheiden waren. Sie haben nicht die geringſte Aehnlichkeit mit unſern aufgeblaſenen und ſtrotzenden Romanhelden gehabt. Ein großer Mann ſchreyet auch nicht, wie ein Komödiant. Er redet in ſeinen Geſprächen mit nachdrücklichen und wohlgefaßten Worten; er ſagt nichts niederträchtiges; aber auch nichts gezwungenes oder hochtrabendes.

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur Heros,
Regali conſpectus in auro nuper & oſtro,
Migret in obſcurum humili ſermone tabernas.
Aut dum vitat humum, nubes & inania captet.

Hor. Art. Poet.

Die edle Art des tragiſchen Ausdruckes muß alſo nicht hindern, daß die Helden ſelbſt nicht, nach der Natur der Sachen, wovon ſie reden, mit einer anſtändigen Einfalt ſprechen ſollten.

Et Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri.

Horat. ibidem.

Siebentes Hauptſtück.

Von dem Luſtſpiele, oder der Komödie.

I. §. Das Trauerſpiel ahmet das Schöne und Große nach: das Luſtſpiel hergegen das Lächerliche. Jenes erhebet die Seele, und bildet das Herz; dieſes aber beſſert die Sitten, und putzet das Aeußerliche. Die Tragödie machet uns durch das Mitleiden menſchlicher, und hält uns durch die Furcht von Laſtern zurück. *Φοβος και ἐλεος.* Die Komödie hingegen zieht uns halb die Larve ab, und hält uns geſchickt den Spiegel vor. Die erſte erwecket ein Lachen; weil die Thorheiten der Großen nur Landplagen wirken:

Quic-

Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi.

Die andre hergegen erwecket das Gelächter; weil die Schwachheiten der Geringern nichts als Thorheiten ſind, und keine beſorgliche Folgen haben.

* Thörichte Privathandlungen haben zwar auch ihre Folgen, aber nur für diejenigen ſelbſt, ſo ſie begehen, oder daran Theil nehmen. Allein da ſie nur Privatperſonen ſind, ſo leidet das gemeine Weſen nichts davon. Darum lachet ein jeder, der ſie gewahr wird. Doch denke man nicht, daß eben lauter Gelächter in den Komödien ſtatt habe. Nicht alle Perſonen derſelben müſſen nothwendig thöricht handeln. Es iſt genug, wenn eine, oder etliche Stoff zum Lachen geben. Etliche können ſich wohl gar Liebe und Hochachtung erwerben.

II. Man beſchreibt die Komödie: Eine erdichtete Handlung, die das Lächerliche, in der Abſicht, es zu beſſern, vorſtellet. Die tragiſche Handlung beruhet insgemein auf etwas Wahrem. Wenigſtens ſind die Namen der Perſonen aus der Geſchichte entlehnet: allein in der Komödie iſt alles erdichtet. Der Dichter leget die bloße Wahrſcheinlichkeit zum Grunde; und das iſt genug. Alles Uebrige richtet er nach Belieben ein, und dichtet Perſonen, Begebenheiten und Namen, wie es ihm beliebet.

* Die alte Komödie der Griechen nahm ihre Handlungen auch aus dem gemeinen Leben, und ſtellete wahre Begebenheiten der Athenienſer auf die Bühne. Horaz ſaget:

Eupolis, atque Cratinus, Ariſtophanesque Poetæ,
Atque alii, quorum comœdia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur,
Quod mœchus foret, aut ſicarius, aut aliàs
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Die mittlere Komödie derſelben, die Ariſtophanes hoch trieb, brachte zwar viel Erdichtetes auf die Bühne, bediente ſich aber wahrer Namen, die ein jeder Zuſchauer kannte: und da waren ſelbſt die größten Männer, ein Perikles, Sokrates, und Alcibiades nicht ſicher. Dieſer Misbrauch ward von den 30 Tyrannen der Lacedämonier endlich verbothen: und ſo entſtund die neuere Komödie, darinn ſich Menander und Philemon ſonderlich hervorthaten. In Rom war es eben ſo gegangen, ehe man die griechiſchen Stücke zu überſetzen anfieng. Die ſiſcenniſche Freyheit griff anfänglich Leute nur ein wenig an:

Donec jam ſævus apertam
In rabiem verti cœpit jocus, & per honeſtas
Ire domos impune minax. Doluere cruenta
Dente lacceſſiti: fuit intactis quoque cura

Conditione ſuper communi: quin etiam lex
Pœnaque lata, malo quæ nollet Carmine quemquam
Deſcribi. Vertere modum, formidine fuſtis,
Ad benedicendum, delectandumque reducti.
Hor. L. II. Ep. 1.

III. Der Inhalt des Luſtſpiels iſt das bürgerliche Leben, deſſen Nachahmung ſie iſt. P. Rapin ſaget: Dann iſt die Komödie, wie ſie ſeyn ſoll, wenn man ſich einbildet, in einer gewiſſen Gaſſe der Stadt zu ſeyn; und auf der Bühne dasjenige ſieht, was in der Welt vorgeht.„ Man muß beyfügen, daß ſie alle mögliche Würze haben, und voll auserleſener und feiner Spöttereyen ſeyn müſſe, die das lächerliche auf der luſtigſten Seite zeigen.

* Dieſes giebt die vollkommenſten Regeln der komiſchen Bühne an die Hand. Denn was in einem gewiſſen Hauſe einer Stadt, oder auf einem gewiſſen Platze, den man, ohne ſich von der Stelle zu rühren, überſieht, nicht geſchehen kann, das muß auch in einer Komödie nicht vorgeſtellet werden. Die Aenderung der Scenen alſo, um verſchiedene Häuſer, aus allerley Gaſſen der Stadt vorzuſtellen, wie auf der engliſchen, und vormaligen deutſchen Bühne geſchah, tauget gar nichts.

IV. Das lächerliche beſteht in den Fehlern, die ſchimpflich ſind, ohne Schmerzen zu erwecken. Kurz, es iſt eine ungeſchickte Verbindung ſolcher Dinge, die ſich nicht zu einander reimen. Die ſteifſche Gravität würde an einem Knaben ſo lächerlich ſeyn, als ein kindiſches Weſen an einem Rathsherrn. Es iſt die Mißhälligkeit der Sitten mit dem Zuſtande eines Menſchen. Dieſer Fehler nun bringet dem gar keine Schmerzen, bey dem er ſich findet: denn ſonſt würden gutherzige Leute nicht lachen können; vielmehr würden ſie ſich ein Vergnügen aus dem Mitleiden machen.

* Dieſe Erklärung des Lächerlichen iſt aus Ariſtoteles Poetik 5 Cap. genommen: Ἔστι δὲ γέλοιον ἁμάρτημά τι, καὶ αἶσχος ἀνώδυνον, καὶ οὐ φθαρτικόν. Daraus erhellet aber, daß ein Dichter nicht alle Arten der Ungereimtheiten auf die Bühne bringen darf. Denn nur ſolche, die er zu verbeſſern ſuchen kann, gehören dahin. Die ſo genannte luſtige Perſon aber, die insgemein durch eine ungereimte Kleidung, und einen närriſchen Namen, das Gelächter zu erwecken ſuchet, tauget gar nichts. Wen wird es immermehr beſſern, wenn man einen Hanswurſt, Harlekin, Scapin, Pierrot, Pasquin oder Peter, oder wie der Narr ſonſt heißen möchte, auf die Bühne ſtellet?

V. Das Lächerliche in den Sitten, iſt alſo ſchlechtweg, ein Uebelſtand, der entweder den Wohlſtand, die eingeführte Gewohnheit, oder die Sittenlehre der artigen Welt beleidiget. Alsdann ergetzet ſich dieß ſatiriſche Schauſpiel auf Unkoſten eines verliebten Geizhalſes, eines bürgerlichen Edelmanns,

eines

Zwecks eben ſo leicht, noch etwas von der Miſſiſſipiſchen Handlung würde beygefüget haben.

Herr **Conrad Bertholt Behrens**, dem mit groſſen Buchſtaben die Faſti Carolini, als dem Urheber zugeſchrieben werden, wird ſich wundern, wie er zu der Ehre komme, da jederman weis, daß dieſelben *Henr. Turckium* zum Verfaſſer haben; daran wohl niemand, der das Buch in Händen hat, zweifeln oder dergleichen Schnitzer begehen kan, ausgenommen der einzige Autor der Freheriſchen Excerptorum.

Ich habe das Buch nicht beyhändig, kan aber unmöglich glauben, daß Turkius den Ungariſchen Geſchichtſchreiber Bonfinium den er ſo genau citirt, ſollte zweymal *Bonifacium* genennet haben. Das Lob eines accuraten Geſchichtſchreibers, ſo er demſelben giebt, zeiget wohl, daß ihm der berühmte Bonfinius bekannt genug muß geweſen ſeyn, und alſo auch dieſer Schnitzer bloß von der Unachtſamkeit des Excerpenten der Freheriſchen Scriptorum herrühre.

Der p. 352. und ſonſt mehr vorkommende ſelige **Rhenanus**, da **Beatus** deſſen Vornahmen geweſen, wird auch wenigen als wohl überſetzt vorkommen können.

oder eines heuchleriſchen Tartüffen. Die Eigenliebe hat dabey ein doppeltes Vergnügen; ſie ſieht fremde Fehler, und glaubet, daß es nicht die ihrigen ſind.

* Das Lächerliche in Molierens bürgerlichem Edelmanne, iſt ſo natürlich und ſo wahrſcheinlich nicht, als es wohl für einen richtigen Geſchmack ſeyn ſollte. Wo iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, um das A B C zu lernen, einen Philoſophen annehmen, oder daß dieſer ſeine Lehren vom A B C anheben wird? Wer hat jemals einen ſolchen Narren geſehen, der in einer Stunde vom Singmeiſter, Tanz- und Fechtmeiſter zugleich Lectien nehmen wollen? Der Menſch müßte gewiß aus dem Tollhauſe entlaufen ſeyn! Was iſt denn das für ein Lächerliches, das Moliere auf einen gedelten Bürger ſchütten will? Ich ſchweige von dem übrigen. Wie billig hat alſo der gelehrte Muratori in ſ. Poeſia Perfetta Italiana III. B. 6 Cap. von Molieren geurtheilet: daß er in den Sitten ſeiner Stücke tadelhaft, ja gar für die Sitten gefährlich ſey?

VI. Das Lächerliche findet ſich allenthalben, ſaget la Bruyere. Oft ſteht es nahe bey dem allerernſthafteſten. Allein es iſt etwas ſeltnes, Augen zu finden, die es gewahr werden; und noch ſeltener, ſolche Köpfe anzutreffen, die es geſchickt ans Licht bringen, und uns ſo darſtellen können, daß es, ohne Abbruch des übrigen, lehrreich werde.

* Die meiſten wälſchen, ſpaniſchen und engliſchen Komödienſchreiber haben ſich ſeltſame Arten des Lächerlichen, nicht ſowohl unter den Menſchen geſuchet, wo es im Schwange gieng; als vielmehr ſelbſt erdichtet. Dahin gehören die ewigen Rollen von Pandolfo und Anſelmo, dem Dottore und Capitano, und wie die übrigen Narren der wälſchen Bühne alle heißen. Die ſpaniſchen Liebesſtreiche ſind auch immer ſo einträchtig und ſeltſam ausgeführet, als ſie wohl niemals geſchehen mögen: womit auch Molierens L'Amour Peintre, oder der Stumme, der Medecin malgre lui, und die Ecole des Femmes gehören. Unſer Chriſtian Weiſe hat es nicht beſſer gemachet. Das Luſtige ſeiner Komödien iſt nicht aus dem Lächerlichen in den Sitten; ſondern aus gewiſſen kitzlichen Namen und Erdichtungen gefloſſen z. E. Sein Scibolin, ſein Zaribi Zaribo, Jungfer Quantitas, oder Quäntchen u. d. m. Von der engliſchen Bühne kann man aus dem berufenen Stücke, der Teufel iſt los, urtheilen; wo das Lächerliche im Zaubern, Prügeln, Tanzen der Teufel, und Tanzen eines geſtiefelten Kutſchers geſuchet wird.

VII. Es giebt eine Claſſe von Bürgern im gemeinen Weſen, unter denen die Empfindungen zärtlich ſind, und deren Umgang mit einem feinen Salze des Witzes gewürzt iſt. Dieſes nennet man den feinen und artigen Umgang: und das iſt das Muſter der edlen Luſtſpiele, die nur den Verſtand zum Lachen bringen. Solche Charaktere ſind Simon und Chremes im Terenz; Orgon und Tartüffe aber, nebſt dem gelehrten Frauenzimmer im Moliere.

* Man

* Man kann noch den Miſantrop dazu ſetzen. Es wäre zu wünſchen, daß Moliere allemal bey dieſem ſeinen Geſchmacke geblieben wäre, und ſeine Bilder niemals aus einem tiefern Fache genommen hätte. Es hat ihm ſolches nicht nur Boileau, ob er gleich ſonſt ſein Freund war, vorgerücket, wenn er ſchreibt:

Dans ce Sac ridicule, ou Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope;

ſondern auch ſein neuer Mitbruder in der theatraliſchen Kunſt, Armand le Fils, ein Comédiant zu Beſançon, hat es ihm unlängſt im Mercure de France Dec. 1753. II Part. Stroph. 4 verwieſen. Ich will die Stelle mittheilen, weil ſie zugleich dem Regnard und dem ſeinen Keyſe Destouches Gerechtigkeit widerfahren läßt, der in dieſer Art des feinen Komiſchen der vollkommenſte Meiſter iſt.

Moliere eut rendu le Comique
Digne des Eſprits delicats,
Si, ſelon un docte Critique,
Il eut moins donné dans le bas,
Moins outré dans ſes Caracteres,
Par de Peintures plus legeres,
Regnard charma les Spectateurs;
Et *Nericaut* (Destouches) dans maint Ouvrage,
Par un noble & fin badinage
Trace la route aux bons Auteurs.

VIII. Es giebt aber auch eine niedrigere Claſſe des Komiſchen; das iſt die Nachahmung des Pöbels, deſſen Geſchmack ſeiner Erziehung gemäß iſt. Dieſes iſt ein Schauſpiel für Diener und Mägde, und alles das, was ſich durch vornehmere regieren läßt. Doch ſoll auch dieſe Art des luſtigen nichts Grobes leiden; ſondern nur die Einfalt, und das Natürliche dulden. Miſchet ſich ja etwas Witziges hinein, ſo muß es ſehr ungekünſtelt ſeyn. Hier erlaubet man die Wortſpiele, liſtige Streiche, Sprüchwörter, u. d. gl. weil dieß der Art ſolcher Leute gemäß iſt.

* Aus dieſer Claſſe war in Rom Plautus; bey uns Andreas Gryphius, und bisweilen Chriſtian Weiſe; in Frankreich aber auch Moliere mehrentheils: wenn er nur dem Pöbel, und denen, die wie er denken, gefallen wollte. Auch Holberg hat dieſen Geſchmack dem edlen komiſchen vorgezogen; wie ſeine Stücke zeigen. Selbſt die, ſo ich in meine Schaubühne geſetzet, ob ich ſie gleich von vielen Niederträchtigkeiten geſäubert, bleiben noch allemal in dieſer Claſſe; und gefallen Leuten von feinem Geſchmacke nicht überall. Aber wie ein neuerer Schriftſteller in dem Sendſchreiben von der leipziger Schaubühne ganz recht bemerket hat: ſo giebt es auch Logenpöbel: der, ob er gleich in Kutſchen fährt, und goldſtückene Weſten trägt, dennoch mit ſeinen Lackeyen und Kutſchern einerley Geſchmack hat.

IX. Man könnte noch eine dritte Art des Komiſchen abtheilen, wenn es dieſen Namen verdiente: Das ſind die Poſſenſpiele, worinn Poſturenſchneidereyen, Harlekinaden, oder Hanswurſt-Spaße, bisweilen gar mit Zoten vermiſcher ſind. Allein dergleichen Nachahmungen, die nur den unterſten Pöbel ergötzen, finden bey artigen Leuten keinen Beyfall.

* Wie ſehr beneide ich die Franzoſen, daß der Herr Verf. ihnen dieß Lob geben kann! Und wie gern wollte ichs unſern deutſchen artigen Leuten auch nachrühmen! Allein ich kann nicht. Die Poſſen wälſcher Komödianten, die augenſcheinlich zu dieſer Claſſe gehören; der engliſche Teufel, nebſt ſo vielem Hanswurſte und andern Narrentheidungen, werden auch von vornehmen, von artigen Leuten, mit Beyfall geſehen. Was will man machen? In Rom wars nicht ſo. Horaz konnte von ſeinen Mitbürgern der edlen Claſſe ſagen:

Sylvis deducti caveant, me judice Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac paene forenſes,
Aut nimium teneris juvenentur verſibus unquam,
Aut immunda crepent ignominioſaque dicta.
Offendunter enim, quibus eſt equus, et pater, et res,
Nec, ſi quid fricti ciceris probat et nucis emtor,
Aequis accipiunt animis donantque corona.

Wie lange wirds noch dauren, daß man dieß von unſern Hoch- und wohlgebohrnen Zuſchauern wird rühmen können?

X. Aus dieſem ganzen Entwurfe des Luſtſpiels, iſt es augenſcheinlich, daß die bloße Nachahmung ihr Weſen und ihre Richtſchnur ausmachet. Das einzige Wort, daß es ein Spiegel ſeyn ſoll, welches ihm ſo wohl zukömmt, giebt einen ſtarken Beweis davon. Haec conficta arbitror a Poetis eſſe, ſaget Cicero, ut effictos noſtros mores, in alienis Perſonis, *expreſſamque imaginem noſtrae vitae quotidianae* videremus. Or. pro Sexto Roſcio Comœdo.

* So wahr dieſes iſt, ſo unnatürlich iſt eine gewiſſe neue Art von Schauſpielen, die uns mit Hexenmärchen, Orakeln, und geſungenen Fragen, die man Zwiſchenſpiele, komiſche Opern, und wer weis wie? nennet, vergnügen will. Dieſe Sucht ſtecket itzo Paris und unſere Bühnen an. Ich ſage nichts davon, als was Rouſſeau, dieſer große Kenner der Vernunft, und Nachfolger des Boileau in Vertheidigung des guten Geſchmackes, geſaget hat.

Gardez auſſi, que des miniſtres,
Jargon myſtique, enfantines ſéveries,
Que mit en vogue un paſſager ſuccès,
N'aillent perdre le Theatre françois.
Laiſſez périr à l'Opera comique
Ces jolis riens, que Monet revendique,
Et qui feront à jamais le rebut,
D'un Ecrivain mâle & viſant au but.

Siehe der deutſchen Schaubühne erſten Theil,
von der 42 bis 48 Seite.

Fenelons Gedanken von den Luſtſpielen.

Die Komödie ſtellet die Sitten ſolcher Leute vor, die im Mittelſtande leben: alſo muß ſie in einer nicht ſo hohen Schreibart abgefaſſet ſeyn, als das Trauerſpiel. Der Soccus iſt ſchlechter, als der Kothurnus. Allein gewiſſe Menſchen haben auch im niedrigſten Stande, ſo wohl als im höchſten, von Natur einen gewiſſen Hochmuth an ſich:

Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Horat. Art. Poet. verſ. 94.

D. i.

Chremes, der erzürnte Vater, zankt mit aufgeblaſenem Munde.

Ich geſtehe es, daß mir die lächerlichen Stellen im Ariſtophanes oftmals niedrig vorkommen. Sie ſchmecken nach dem Poſſenſpiele, welches bloß gemacht iſt, den Pöbel zu beluſtigen und zu lecken. Was iſt wohl lächerlicher, als die Schilderung eines perſiſchen Koniges, der mit vierzig tauſend Mann auf einen goldnen Berg zieht, um eine natürliche Nothdurft zu verrichten?

Freylich muß die Ehrfurcht gegen das Alterthum groß ſeyn; allein die Alten ſelbſt geben mir eine Gewalt, wider die Alten. Horaz lehret mich vom Plautus urtheilen:

At noſtri proavi Plautinos et numeros, et
Laudavere ſales; nimium patienter utrumque,
Ne dicam ſtulte mirati: ſi modo ego, et vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto.
Ibid. verſ. 270. ſeqq.

D. i.

Zu unſrer Ahnherrn Zeit hat man des Plautus Scherz
Und Wohlklang zwar gelobt; doch beydes ohne Grund,
Aus übriger Geduld, ja thöricht hoch geſchätzet.
Dafern nur ich und ihr, was fein und poßhaft lautet,
Von grobem Poſſenwerk zu unterſcheiden wiſſen.

Sollte es wohl eine niederträchtige Art zu ſcherzen ſeyn, Vis comica, die Cäſar im Terenz hat ſuchen wollen? Menander hatte ja demſelben einen reinen und auserleſenen Geſchmack beygebracht. Scipio und Lälius, die Freunde des Terenz, unterſchieden, ihm zum beſten, mit großer Zärtlichkeit dasjenige, was Horaz lepidum, und was er inurbanum nennet. Dieſer komiſche

komiſche Dichter hat zuweilen eine gewiſſe trockne Art zu ſcherzen, die nicht nachzuahmen iſt; die aber gefällt, und durch die bloſſe Erzählung einer gemeinen Sache beweget.

Sic cogitabam: Hem! hic parva conſuetudinis
Cauſa, mortem hujus tam fert familiariter:
Quid ſi amaret? Quid mihi hic faciet patri?
Effertur. Inam. etc.

Terent. Andr. Act. 1. Scen. 1.

D. i.

Ich dachte ſo: Sieh da! des kleinen Umgangs wegen
Geht ihm der Tod der Frau ſo ungemein zu Herzen:
Was würd er doch nicht thun, hätt er ſie gar geliebt?
Was wird er nicht dereinſt um mich, als Vater thun?
Man trägt ſie weg; wir gehn ꝛc.

Nichts iſt komiſcher, ohne daß ein einziger Character zu hoch getrieben wird. Die Folge dieſer Stelle iſt heftig:

At, at! hoc illud eſt!
Hinc ille lacrymæ! hæc illa eſt miſericordia!

Ha! ha! das war die Sache!
Drum hat er ſo geweint! drum war er ſo betrübt!

ebendaſ.

Hier iſt noch eine andere Erzählung, wo die Natur ganz allein redet:

Memor eſſem? O Myſis, Myſis! etiam nunc mihi
Scripta illa dicta ſunt in animo, Chryſidis
De Glycerio. Jam ferme moriens me vocat:
Accedi; vos ſemotæ; nos ſoli; incipit:
Mi Pamphile, hujus formam atque ætatem vides, etc.
Quod ego te per hanc dextram oro, et ingenium tuum,
Per tuam fidem, perque hujus ſolitudinem
Te obteſtor! etc.
Te illi virum do, amicum, tutorem, patrem, etc.
Hanc mi in manum dat; mors continuo ipſam occupat.
Accepi; acceptam ſervabo.

D. i.

Dran denken? Myſis! ach! ja Myſis. ihr noch
Schwebt alles mir im Sinn, was Chryſis jemals mir
Von Glycerien geſagt. Sie ruft mich ſterbend noch:
Ich komme; ihr geht weg; wir beyde ſind allein:
Mein Pamphil, hebt ſie an, du ſiehſt, wie ſchön und jung
Das arme Mädchen iſt ꝛc.
Nunmehr beſchwer ich dich, bey dieſer deiner Hand,
Bey deiner Ehrlichkeit, und redlichem Gemüthe,

Und bey der Einſamkeit des ganz verwaiſten Kindes ꝛc.
Dich geb ich ihr zum Mann, zum Vormund, Freund und Vater!
Sie giebt mir ihre Hand: und ſtirbt den Augenblick.
Ich nahm ſie von ihr an: ich will ſie auch behalten!

Vid. Scen. VI.

Alles, was der Witz dieſen ungekünſtelten und rührenden Worten beyfügen könnte, würde ſelbige nur ſchwächer machen. Hier ſind aber noch andre, die bis zur wirklichen Entzückung gehen:

Neque virgo eſt usquam, neque ego, qui illam e conſpectu amiſi meo.
Ubi quæram? ubi inveſtigem? quem perconter? quam inſiſtam viam?
Incertus ſum: Una hæc ſpes eſt; ubi ubi eſt, diu celari non poteſt.

D. i.

„Weder die Jungfer iſt irgendwo zu finden, noch weis ich ſelbſt, der ich
„ſie aus den Augen verlohren, wo ich bin! Wo ſoll ich ſie ſuchen? Wo
„ſoll ich ihr nachſpüren? Wen ſoll ich fragen? Welche Straße ſoll
„ich gehen? Ich weis weder aus noch ein! Die einzige Hoffnung
„iſt mir nur übrig: Sie mag nun ſtecken, wo ſie will, ſo kann ſie
„nicht lange verborgen bleiben".

Terent. Eunuch. Act. 2. Scen. 4.

Auch in folgenden Worten zeiget ſich die Leidenſchaft annoch in voller Stärke:

Egone quid velim? Cum milite
Iſto præſens, abſens ut ſies, etc.

D. i.

„Was ich wolle? Dieſes: daß du bey dieſem Soldaten, ſelbſt wenn
„du bey ihm biſt, abweſend ſeyn ſollſt ꝛc.

Ibid. Act. 1. Scen. 2.

Kann man auch in der dramatiſchen Schreibart wohl etwas lebhafteres und artigers begehren?

Nun muß man bekennen, daß Moliere in der komiſchen Schreibart ſehr ſtark ſey: ja ich ſcheue mich nicht zu behaupten, daß er in gewiſſe Characteres noch tiefer eingedrungen ſey, als Terenz ſelber. Er hat eine gröſſere Mannigfaltigkeit von Sachen. Er hat faſt alles, was man ungezogenes und lächerliches ſehen kann, mit ſtarken Farben abgeſchildert. Terenz beſchreibt nur geizige und mietrauiſche Alten, verſchwenderiſche und unverſchämte Jünglinge, geldgierige und ehrloſe Buhlerinnen, niederträchtige und ſchmäuchleriſche Schmarotzer, verlogene und verwegene Sclaven. Und dieſe Characteres verdienten auch allerſeits, nach den Sitten der Römer und Griechen abgehandelt zu werden. Uebrigens haben wir auch nur ſechs Stücke von dieſem groſſen Manne: Moliere aber hat einen ganz neuen

Weg eröffnet. Kurz, ich ſage es noch einmal, ich finde ihn groß: aber ſollte es mir darum verwehret ſeyn, ihn von ſeinen Fehlern frey zu ſprechen?

Oftmals redet er ſehr übel, indem er gut denket. Er bedienet ſich der gezwungenſten und unnatürlichſten Ausdrücke. Terenz ſaget in vier Worten, mit der angenehmſten Einfalt, was dieſer nicht anders, als mit vielen Metaphoren verbringt, die dem Galimathias ſehr nahe kommen. Seine Proſe iſt mir viel lieber, als ſeine Verſe mir ſind. Zum Exempel, ſein Geizhals iſt ſchon nicht ſo ſchlecht geſchrieben, als ſeine poetiſchen Stücke. Es iſt zwar wahr, daß ihn die Einrichtung der franzöſiſchen Verſe gezwungen hat. Es iſt auch wahr, daß ihm die Verſe im Amphitryon beſſer gerathen ſind, weil er ſie ungleich gemachet hat. Aber kurz um, mich dünket, er rede auch in der Proſe noch nicht ungekünſtelt genug, um alle Leidenſchaften auszudrücken.

Zudem ſo hat er ſeine Characteres oft gar zu hoch getrieben. Durch dieſe Freyheit hat er dem gemeinen Manne gefallen wollen: allein, ungeachtet man zwar eine jede Leidenſchaft in ihrem höchſten Grade bemerken muß; ungeachtet man ſie mit den lebhafteſten Farben ſchildern ſoll, um deren Ausſchweifung und Garſtigkeit deſto mehr zu zeigen: ſo darf man doch deswegen nicht die Natur zwingen, und die Wahrſcheinlichkeit ganz aufgeben. Und alſo behaupte ich, troz dem Plautus, in welchem wir das credo tertiam! leſen, dennoch, gegen den Moliere: daß ein Geizhals, der nicht raſend iſt, niemals begehren wird, die dritte Hand desjenigen zu durchſuchen, den er für ſeinen Dieb hält.

Noch ein andrer Fehler des Moliere, den ihm viel kluge Leute verzeihen, und den ich ihm durchaus nicht verzeihen mag, iſt, daß er dem Laſter ein angenehmes, und der Tugend ein verhaßtes und allzuſtrenges Anſehen gegeben hat. Ich ſehe wohl, daß ſeine Vertheidiger behaupten werden: er wäre der wahren Gottesfurcht mit aller Ehrfurcht begegnet; er habe nur eine mürriſche Tugend, und eine verfluchenswürdige Häucheley angetaſtet. Allein, ich behaupte, ohne mich in einen ſo weitläuftigen Streit einzulaſſen: daß Plato und die andern Geſetzgeber des heydniſchen Alterthums in ihren Republiken, ein ſolches Spiel über die Sitten niemals zugelaſſen haben würden.

Endlich kann ich mich nicht enthalten, mit dem Boileau zu glauben: daß Moliere, der die Sitten ſeines Landes ſo ſtark und ſo ſchön beſchreibt, gar zu tief herunter ſinkt, wenn er die Narrenpoſſen der italiäniſchen Komödien nachahmen will:

Dans ce ſot ridicule, où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope.

Achtes Hauptstück.

Von dem Hirtengedichte.

I. §. Die Schäferpoesie kann entweder dramatisch, oder episch seyn. Im Grunde ist dieses einerley. Ihr Gegenstand ist das Feld und Landleben, wie es in aller seiner möglichsten Schönheit vorgestellet wird. Es ist die Einfalt der Sitten, das ungekünstelte Wesen, der natürliche Witz, nebst den sanften und ruhigen Bewegungen der Leidenschaften: es ist die zarte Liebe der Schäfer, die ihnen zwar Sorgen, aber nicht Kummer machet; das Herz zwar übet, aber nicht ermüdet. Kurz, es ist ein mit der Freyheit vereinigtes Glück; und ein ruhiges Leben, das weder Eifersucht noch Verschwendung, weder Zorn, noch Reue bey sich führet.

* Ich habe dieses Bild des Schäferlebens in meiner krit. Dichtkunst im Cap. von Schäferged. ausführlicher abgeschildert. Hier will ich den Abgang der französ. Verse des Verf. durch etliche aus Canitzen und Opitzen, ersetzen; die es noch besser schildern. Dieser redet davon in seinem Vielgut so:

Hier sieht man fröhlich irren
Um ihre Körbe her, mit einem süßen Girren,
Der frommen Tauben Schaar; hier Vieh und Heerde gehn,
Auf ihre Weide zu; hier schöne Rosse stehn ꝛc.
— — — Du immer grüner Wald,
Ihr Bäume Jupiters, der Hirschen Aufenthalt,
Der leichten Hindinn Ruh! Ihr Häuser der Geflügel,
Ihr frischer Hitze Schirm! Ihr Thäler und ihr Hügel
Ihr Wiesen, Busch und Feld, ihr Sitz der Einsamkeit,
Wer euch besuchen kann, wer seine stille Zeit,
Mit eurer Lust vermengt, und läßt sich das ergetzen
Was ihm sein Schöpfer giebt; den muß man selig schätzen,
Muß preisen seine Lust: es mag des Glückes Schein
Und dieser Zeiten Lauf gleich noch so böse seyn. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Man sehe auch sein Ilarna. Und Kanitz in seinem Einladungsschreiben vom edlen Landleben saget:

Hier merk ich, daß die Ruh in schlechten Hütten wohnet,
Wenn Unglück und Verdruß nicht der Paläste schonet,
Daß es viel besser ist bey Kohl und Rüben stehn,
Als in dem Labyrinth des Hofes irre gehn ꝛc. bis

O mehr als güldne Zeit! belobtes Ackerleben!
Dem Himmel sey gedankt, der mir die Kraft gegeben,
Daß ich, der noch nicht gar an vierzig Jahre geh,
Schon am gewünschten Ziel so vieler Greise steh.

II. Der Menſch liebet natürlicher Weiſe das Feld, und der Frühling locket auch die Zärtlichſten hinaus. Die geblümten Wieſen, der Schatten der Wälder, die lachenden Thäler, die Bäche, die Vögel, alle dieſe Gegenſtände haben ein natürliches Recht, auf das menſchliche Herz. Wenn nun ein Dichter, bey einer einnehmenden Handlung, auch die Schönheiten aller dieſer ſchon an ſich ſelbſt reizenden Dinge, darſtellen, und mit ungekünſtelten Bildern uns das Schäferleben vorſtellen kann: ſo glauben wir ſelbiges mit ihnen zu genieſſen.

* Was könnte ich hier nicht aus unſern älteſten Dichtern des XIII und XIV. Jahrhunderts für Beyſpiele anführen, die in ihren verliebten Gedichten faſt von lauter Maymonath, blühendem Klee, grünen Wäldern, ſingenden Vögeln und ſchlagenden Nachtigallen ſingen. Man wird dieſes aus der Geſchichte der lyriſchen Poeſie auf eine reizende Art ſehen, die meine Freundinn und Gehülfinn unter der Feder hat. Opitz ſelbſt hat eben dieſen natürlichen Geſchmack verrathen: wie außer den obigen, unzählige Schäferlieder und Schäfergedichte von ihm zeigen. Auch in andern Gedichten läßt er dergleichen Sehnſucht oft blicken. Sogar Flemming hat in dieſem Geiſte geſungen, wenn er uns das Roſenthal und andre Gegenden um Leipzig ſo rührend beſchrieben hat. Endlich ſind Dach und Schoch ein paar ſolche Kenner und Liebhaber der unſchuldigen Natur geweſen; bis die neuern Dichter dieſen ſo rührenden Gegenſtand ganz aus den Augen geſetzet, und ſich bloß in die Städte und ihre Läſte vertiefet haben.

III. Man male alſo auch die Traurigkeiten und Sorgen, die Eiferſucht, den Verdruß und Kummer der Schäfer ab: ſo werden alle dieſe Leidenſchaften nichts, als unſchuldige Spiele, in Anſehung derer ſeyn, die uns zermartern. Es wird ſich das goldne Alter uns nähern und die Vergleichung ihres Zuſtandes mit dem unſrigen, wird unſre Sitten unvermerkt einfältiger machen, und uns allmählich zum unſchuldigen Geſchmacke der Natur zurück bringen.

* Es könnte alſo einen ſehr guten Einfluß in die Sitten der Städte haben, wenn man ihnen viel Schäferſpiele vorſtellete. Die reizende Unſchuld ihrer Charactere und Neigungen, Gemüthsarten und Handlungen, nebſt der reinlichen Einfalt ihrer Lebensart und Kleidungen, würden oft die prächtigen aber zugleich beſchwerlichen Laſter beſchämen, und manchem einen heimlichen Wink geben, ſich der vergeſſenen Natur wieder ein wenig zu nähern. Gute Bühnen bey uns, z. E. die Schönemanniſche, haben dieſes mit gutem Erfolge verſuchet, und viel Beyfall damit gefunden: dahingegen andre, zumal itzo die hieſige, durch die üppigſten Zwiſchenſpiele ihre Stelle zu erſetzen, und das wieder zu verderben ſuchen, was jene gut gemachet haben. Gerade, als ob es uns an einer guten Anzahl artiger Schäferſpiele fehlete, die im offenen Drucke vorhanden ſind.

IV. Doch

IV. Doch iſt in dieſer Art, ſowohl als in den übrigen, ein gewiſſes Mittel zu beobachten, außer welchem man das Gute und wahre Schöne nicht treffen würde. Es iſt nicht genug, von Bächen und Schafen zu reden, vom Tityrus, und der Amaryllis zu ſchwatzen: es muß auch etwas lebhaftes und neues in der Erfindung, im Entwurfe, in der Handlung, und in den Gedanken ſeyn.

* Freylich würde man aller Schönheiten des Landlebens endlich überdrüſſig werden, wenn ſie immer einerley blieben, und keiner Veränderungen fähig wären. Dieſe müſſen aus den Handlungen und Begebenheiten der Schäfer entſtehen; dadurch ſie immer neue Gegenſtände darſtellen. Sie leben gleichwohl in kleinen Geſellſchaften, und alſo kann ihnen allerhand begegnen. Sie haben Leidenſchaften; daher können ſich dieſe ſo unter einander mengen, daß immer etwas verändertes heraus kömmt. Hallmann hat bey uns zuerſt einen Verſuch in Schäferſpielen gemachet; und ich würde von ſeinen Fehlern reden, wenn ich nicht durch meine Atalante ſie zu verbeſſern geſuchet hätte. Dieſe hat das Glück gehabt, zu gefallen, und iſt nicht nur häufig vorgeſtellet, ſondern auch etliche mal in Hamburg und Wien nachgedrucket worden. Daher hat ſie vielen neuern Stücken zum Muſter gedienet: die aber zum Theil von ihrer Unſchuld, ins Ueppige, zum Theil von ihrem edlen Weſen, ins niederträchtige und Bäuriſche verfallen ſind.

V. Wenn ihr gar zu ſanft und zärtlich ſchreibet: ſo laufet ihr Gefahr abgeſchmackt zu werden. Wollet ihr aber einen Grad von ſcharfſinniger Würze einſtreuen: ſo verfallet ihr ins gezierte Weſen, und werdet gezwungen. Gebet alſo eurer Schäferinn keine andre Blumenſträuſſer, als von ihren Wieſen; keine andre Farben, als die von Roſen und Lilgen, keinen andern Spiegel, als ihren Bach.

* Dieſe Regel erſtrecket ſich ſehr weit! Denn ſowohl in den Gedanken und Ausdrückungen, als in Kleidungen und im Putze der Perſonen, muß nichts grobes, aber auch nichts ſtädtiſches, oder gekünſteltes erſcheinen:

Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros, ita vertere ſeria ludo;
Ne — — — — — — —
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubes et inania captet.

Es haben alſo Taſſo in ſeinem Amyntas, und Guarini in ſeinem getreuen Schäfer, die Natur unrecht geſchildert, wenn jener ſeine Schäferinn bey ihrem Putze ſagen läßt: ſie brauche die Blumen nicht, um ſich damit zu ſchmücken, ſondern ſie zu beſchämen; dieſer aber dieſelbe in eine ſpitzfindige Grüblerinn verwandelt, die das Schickſal zur Rede ſetzet: warum es dem Menſchen ſolche ſtrenge Geſetze, und gleichwohl ſo heftige Nei-

Auſſer dieſem ſind folgende Druckfehler nothwendig zu verbeſſern.

Im 5. Beytrag. Was auf der 91. Seiten ſtehet nach den Worten: **Bey den Wörtern die eine Veränderung leiden**, (welche ausgethan werden müſſen,) gehöret zum 20 §. auf der 103 Seiten.

Auf der 105 Seite in der 10 Zeile leſe man **was für**. In der 13 Zeile der 106 Seite: **mans zuthun hat**. In der 6 Zeile der 3. Seite, **Pflugſterz** und in der 11. Zeile **Schlorfſchuh**.

Im 7. Beytrag, in der 19. Zeile der 479. Seite, **Glagolytiſch**.

In der 19. Zeile der 487. Seite: **bey den Sylben vorkommen**.

In der 12. Zeile der 492. Seite: **wenn meine Sammlung**: Am Ende **Hirnſchedel** für **Gehirnſchedel**.

In der 14 Zeile der 496. Seite **Beywörter**.

In der 20. Zeile der 454. Seite **zwitſchern**.

Die 18. und halbe 19. Zeile müſſen auf der 515. Seite hinweg, weil das vorhergehende von dem Wort **Lehren** mit dem Gebefalle ausgelaſſen iſt.

Auf der 526. Seiten am Ende lieſe zu leidende.

gungen zum Böſen ergeben? Auch Neukirch ſündigt, wenn er den einen Schäfer, ſeiner Geliebten nicht einen Blumenkranz;

Nein, ſondern einen Putz mit Puder überſchlagen,
Wie jetzund in der Stadt die Bürgerstöchter tragen.

verſprechen; ja endlich auch drohen läßt: Er wollt ſeinen Kumpf an einen Eichbaum henken.

VI. Sehet die Natur an, und wählet das Beſte. Das iſt der Auszug aller Regeln. Leſet die großen Muſter! Theokritus wird euch das ungekünſtelte, Moſchus und Bion das zärtliche lehren. Virgil wird euch ſagen, was für Schönheiten man der Einfalt beyfügen kann.

* Gleichwohl iſt Theokrit zuweilen auch allzugrob, ſo daß er mehr Bauern, als Schäfer abſchildert. Zuweilen ſind ſeine Gedichte ohne alle Anmuth und Reizung; zuweilen aber ohne Abſicht: als z. E. dieſe, ein paar Hirten mit einander reden zu laſſen; die ſich zanken, und bis aufs prügeln aneinander gerathen. Weit beſſer hat Longus ſein epiſches Schäfergedicht von Daphnis und Chloe gemachet: wiewohl es doch nicht ohne alle Fehler iſt. S. einen Auszug davon im Biedermanne. Virgil iſt freylich viel edler; aber theils ſind nicht alle ſeine Eklogen, Hirtengedichte; theils ſind ſeine Hirten nicht alle tugendhaft. Die unzüchtige Liebe gegen Knaben, z. E. den Daphnis, ja gar eine noch gröbere Sodomiterey, ſind garſtige Flecken ſeiner Schäfer. Man leſe davon des Hrn. von Fontenelle Beurtheilung der alten Schäfergedichte, in ſeinen von mir überſetzten auserleſenen Schriften. Virgils Eklogen hat Herr Conrector Overbeck ſehr ſchön ins Deutſche gebracht.

VII. Man leſe den Segrais, und die Frau Deshoulieres. Da findet man einen ſanften und fließenden Ausdruck der allerzärtlichſten Empfindungen. Wenn man aber des Hrn. von Fontenelle Schäfergedichte lieſt, ſo erinnere man ſich allezeit: daß ſein Werk von ganz beſonderer Art iſt, und nichts, als den Namen mit den obigen gemein hat.

* Bey uns iſt nach Opitzen, Schoch mit ſeinen Schäferliedern, und noch mehr B. Neukirch in dieſer Art hoch zu ſchätzen; wenn man die beyden obigen Fehler ausnimmt. In den Hoffmannswald. Gedichten ſtehen auch noch einige von ungenannten Dichtern. Brockes hat einige gemachet, die nicht unrecht ſind: wenn er nur nicht die wilde Versart erwählet hätte.

Uebrigens kann ich von dem wahren Charactere der Schäfergedichte nichts ſchöners anpreiſen, als Addiſons Fabel von der Amaryllis im Aufſeher, die ich aus der deutſchen Ueberſetzung meiner Freundinn I. D. a. d. 156 bis 160 Seite hier mittheilen will. Sie lautet alſo:

* * *

Da ich meine Gedanken von Schäfergedichten, auf eine lehrende Art, in einigen vorigen Blättern mitgetheilet; darinnen ich einige solche Stücke aus den Kunstrichtern hergenommen, die ich vernünftig zu seyn erachtete; auch nach meiner besten Urtheilskraft von ihnen abgegangen bin, und andere an deren Stelle gesetzet habe: so will ich das alles mit folgender Fabel oder Allegorie beschließen.

In alten Zeiten wohnte in einem angenehmen Thale von Arkadien ein sehr reicher Mann, Namens Menalkas, der, da er ein Abkömmling des Gottes Pan seyn wollte, sehr strenge über die Regeln des Schäferlebens hielt; so wie es im goldnen Weltalter gewesen. Er hatte eine Tochter, sein einziges Kind, Namens Amaryllis. Sie war ein Mädchen, dessen Schönheit ungemein bezaubernd, und deren Mine sehr ungekünstelt und ungezwungen war: allein da sie lediglich auf dem Lande erzogen worden, so war sie im höchsten Grade schamhaft. Ihre Stimme war ungemein lieblich, aber ihr Ton war etwas bäurisch, welches gleichwohl allen denen, die sie hörten, ein neuer Reiz zu seyn schien. Ungeachtet sie in ihrem Umgange überhaupt sehr liebreich war: so war sie doch gegen ihre Liebhaber, deren sehr viele waren, so spröde; daß mancher sie nach einer langen Werbung mit Widerwillen verl[illegible], und sich anderswo verheirathete, wo er besser empfangen ward. Denn Menalkas war nicht nur entschlossen, einen Eidam zu wählen, der die Sitten des Geschlechts unverbrüchlich beschützte; sondern er hatte auch einsmals des Abends, da er auf dem Felde spazieren gegangen, von einem Faunen, oder wie andere sagen, von dem Zauberer Oberon, eine Pfeife von alter Figur bekommen, mit dem besondern Gebothe, seine Tochter keinem zu geben, der nicht denselben Ton darauf spielen könnte, als derjenige war, womit er ihn damals unterhielt.

Als nun die Zeit herannahete, da er beschlossen, sie zu verheirathen, gab er einen Befehl heraus, darinn er die benachbarten Jünglinge einlud, auf diesem muskalischen Instrumente einen Versuch zu thun; mit dem Versprechen: daß der Sieger seine Tochter haben sollte, die Ueberwundenen aber sich der Strafe unterwerfen sollten, die er für billig hielt, ihnen aufzulegen. Diejenigen, denen nicht bereits der Muth vergangen war, und die einen hohen Begriff von ihren Verdiensten hatten, erschienen den gesetzten Tag, in solcher Kleidung und mit solchem Aufzuge, als es ihnen ihre Einbildungskraft eingab.

Der Ort der Zusammenkunft war eine beblümte Wiese, durch welche ein klarer Strom sich in verschiedene Flüsse vertheilte. Die Schäfer schlos-

sen

ſen einen weiten Kreis für die ſtreitenden Liebhaber; und auf einem Theile deſſelben ſaß, auf einem Throne von Raſen, unter einem Bogen von Roſendorn und Geisblatt, der Vater der Amaryllis, an deſſen Rechten dieſelbe mit Roſen und Lilien gekrönet ſaß. Sie hatte ein flüchtig Kleid von einem grünen Zeuge an, hielt ihren Schäferſtab in einer, und die ſtreitige Pfeife in der andern Hand.

Der erſte, der ihr ſich nahete, war ein Jüngling, deſſen Mine angenehm und höflich war: allein er war reicher gekleidet, als man je in Arkadien geſehen. Er hatte eine crameſinrothe Weſte, die freylich nach Schäferart zugeſchnitten, aber mit Stickereyen ſo bereichert war, und von Juvelen dermaßen ſchimmerte, daß die Augen der Zuſchauer abgehalten wurden, die Mode der Tracht zu beſchauen, indem die Zierathe ſie verblendeten. Sein Haupt war mit einem Federbuſche bedecket, und ſein Schäferſtab glänzte von Gold und eingeſchmelzten Farben. Er redete die Schäferinn auf eine ſehr höfliche Art an, und ſagte ihr: * „Meine Schöne, ihr hättet es nicht ge„braucht, euren Spiegel zu Rathe zu ziehen, um euch heute zu putzen: ihr „könnet die Größe eurer Schönheit aus der Zahl eurer Eroberungen ſchließen.„ Die Schäferinn, die niemals eine ſo höfiſche Anrede gehöret hatte, konnte ihm keine Antwort geben, ſondern reichte ihm die Pfeife hin. Er ſetzte ſie an den Mund und fieng einen Ton an, den er mit ſoviel Anmuth und Trillern auszierte, daß die Schäfer und Schäferinnen, die ſich des Tanzes wegen mit einander gepaaret hatten, ihm nicht folgen konnten; indem in der That dieſe Muſik eine groſſe Geſchicklichkeit und Richtigkeit der Schritte erfoderte, dazu ſie niemals waren angeführet worden. Menalkas befahl alſo, man ſollte ihm ſeine köſtliche Kleidung abziehen, ihn in ein ſchlechtes röthliches Gewand kleiden, und er ſollte gehalten ſeyn, ein Jahr und einen Tag die Heerden im Thale zu hüten.

Der zweyte, welcher erſchien, ſah ganz anders aus. Er war in ein rauhes Ziegenfell gekleidet: ſein Haar hieng glatt, ſein Bart war nachläßig, ſeine Perſon ungeſchliffen, und ſein Betragen mürriſch. Er lachte der Schäferinn frech ins Geſicht, und ſagte ihr: ** „er hätte ſeine Lämmer um„armet und ſein junges Böckchen geküßt; aber er hoffte eine zu küſſen, die „noch ſanfter wäre.„ Die Schöne erröthete vor Beſcheidenheit und Verdruß, und bethete heimlich wider ihn, da ſie ihm die Pfeife gab. Er riß ſie ihr aus der Hand, konnte ſie aber ziemlich ſchwer zum Klange bringen; welches mit ſolchen rauhen, ſchnarrenden Tönen geſchah, daß alle Schäfer einhällig

* Man ſehe des Herrn Fontenelle Schäfergedichte.
** Siehe den Theokritus.

hällig schrieen, er verstünde die Tonkunst nicht. Man schickte ihn sofort in die felsigsten Theile von Arkadien, um die Ziegen zu hüten, und verboth ihm, jemals wieder eine Pfeife anzurühren.

Der dritte, welcher sich näherte, erschien in einer Kleidung, die ihm so enge und unbequem war, daß er nur mit Mühe zu gehen schien. Er gieng mit einem tiefsinnigen Wesen und langsamen Schritten zur Schäferinn, und sagte: * „Göttliche Amaryllis, ihr traget diese Rosen nicht, eure „Schönheit zu zieren, sondern dieselben schamroth zu machen.„ Weil sie nicht begriff, was er damit sagen wollte, so gab sie ihm die Pfeife, sonder Antwort. Der Ton, den er spielte, war so künstlich und erstaunend, daß die Schäfer stock stille standen, gleich Leuten die erschrocken und verwirrt sind. Er entschuldigte sich vergebens, daß dieß die gröste Vollkommenheit der Tonkunst sey, und daß sie von dem gröstten Künstler in Hesperien erfunden worden. Menalkas, welcher befand, daß er ein Ausländer wäre, trug nach dem Gastrechte, Mitleiden mit ihm, und übergab ihn einem alten Schäfer; der Befehl bekam, ihm Kleider zu schaffen, die ihm paßten, und ihn verständlich reden zu lehren.

Der vierte welcher hervor trat, war der junge Amyntas, der schönste von allen arkadischen Schäfern, der auch von der Amaryllis heimlich geliebet ward. Er trug denselben Tag eben die Farbe im Kleide, als die Schöne, nach der er seufzete. Er trat mit einer ungezwungenen, aber furchtsamen Mine zu ihr: sie erröthete, als er nahe zu ihr kam, und als sie ihm die gefährliche Pfeife übergab, zitterten sie beyde; aber keiner konnte sprechen. Nachdem er ins geheim sein Gebeth an die Götter gethan, spielte er solche melodische Töne her, daß, ob sie gleich ein wenig wild und unregelmäßig waren, sie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fiengen so gleich an zu tanzen; und die alten Schäfer bezeugten: daß sie oft des Nachts dergleichen Musik gehöret hätten, die sie irgend einer Feldgottheit beymäßen. Der ehrliche alte Mann sprang von seinem Throne, und nachdem er ihn umarmet hatte, führete er ihn zu seiner Tochter; welches einen allgemeinen Beyfall erhielt.

Indem sie nun mitten in ihrer Freude begriffen waren, erschracken sie über einer sehr närrischen Erscheinung. Eine Person, mit einem blauen Mantel, und mit Binsen und Riedgras bekrönet, trat mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, einen Korb auf dem Rücken, und ein armes magres Mensch in weißen Kleidern trug einige Austern vor ihm her. Als man ihn fragte, woher er käme, und wer er wäre? sagte er: er wäre gekommen

* Siehe den Tasso.

gekommen die Amaryllis, von den Wieſen, an das Seeufer einzuladen. Sein Vermögen beſtünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. Biſt du mit den Najaden bekannt? ſprach Menalkas, ſo gehe auch wieder zu ihnen hin! Sogleich jagten ihn die Schäfer, als einen Feind von Arkadien, fort, und ſtürzten ihn in den Fluß, darinnen er verſank; ſo daß man nie wieder etwas von ihm gehöret hat.

Amyntas und Amaryllis lebten lange und glückſelig, und regierten die Thäler von Arkadien. Ihr Geſchlecht ward ſehr alt, indem es in zwey tauſend Jahren nur vier Nachfolger von ihnen gegeben. Ihr Erbe hieß Theokritus, der ſein Reich dem Virgil überließ. Virgil hinterließ es Spenzern; und Spenzern folgte ſein erſtgebohrner Sohn Philips nach.

Neuntes Hauptſtück.

Von äſopiſchen Fabeln.

I. §. Die Fabel iſt das Schauſpiel der Kinder. Es iſt von andern nur durch die Beſchaffenheit der Perſonen unterſchieden. Man ſieht auf dieſer kleinen Bühne, weder Alexandern noch Cäſarn, ſondern Fliegen und Ameiſen; die nach ihrer Art Menſchen ſpielen, und uns ein viel reineres und vielleicht lehrreichers Luſtſpiel darſtellen, als die Schauſpieler in menſchlicher Geſtalt.

* Der Verf. beſtimmet den Werth der äſopiſchen Fabeln recht gut. Sie ſind für Kinder und Einfältige zuerſt erdacht worden, daß dieſelben Verſtand und gute Sitten daraus faſſen können. Hieraus fließen viele Regeln guter Fabeln, die von neuern Dichtern nicht allemal ſo gut beobachtet worden, als vom Aeſop und Phädrus. Hier will ich nur zur Beſtätigung der Hauptſache D. Luthers Zeugniß anführen. Dieſer groſſe Mann hat uns, wie in andern Stücken, alſo auch zum Fabeldichten ſein Muſter geben wollen. Er hat uns viele ſelbſt überſetzet, die hernach vom Matheſius und Chyträus bis auf hundert vermehret worden. Ich beſitze die Ausg. die 1591. in 8. zu Frf. am M. bey Spießen gedruckt iſt, ingl. eine neuere Aufl. die 1659. zu Königsberg bey Hallervorden heraus gekommen. In der trefflichen Vorrede ſagt Lutherus: „Darum haben ſolche weiſe hohe „Leute die Fabeln erdichtet, und laſſen ein Thier mit dem andern reden; „als ſollten ſie ſagen: Wohlan, es will niemand die Wahrheit hören, noch „leiden, und man kann doch der Wahrheit nicht entbehren: ſo wollen wir „ſie ſchmücken, und unter einer luſtigen Lügenfarbe und lieblichen Fabeln „finden; und weil man ſie nicht will hören durch Menſchenmund, daß „man ſie doch höre durch Thiere und Beſtienmund. Es geſchieht es dann,

„wenn man die Fabeln lieſt, daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem „andern die Wahrheit ſaget; ja zuweilen der gemalte Wolf, oder Bär, oder „Leu im Buche, dem rechten zweyfüßigen Wolfe und Leuen einen guten „Text heimlich lieſt, den ihm ſonſt kein Prediger, Freund, noch Feind leſen „dürfte. Alſo kann auch ein gemalter Fuchs im Buche, ſo man die Fa„beln lieſt, ſowohl einen Fuchs über Tiſche alſo anſprechen, daß ihm der „Schweiß ausbrechen möchte; und ſollte wohl den Aeſopum gern wol„len erſtechen, oder verbrennen ꝛc.„

II. Die Nachahmung giebt dieſer Gattung eben ſowohl, als den andern, ihre Regeln. Man ſetzet nur das einzige voraus, daß alles was in der Natur iſt, reden könne. Hierinn ſtecket etwas wahres: denn nichts iſt in der Welt vorhanden, das ſich nicht wenigſtens den Augen verſtändlich machete; und ſich dem Geiſte eines Weiſen ſo deutlich erklärete, als ob es den Ohren verſtändlich geredet hätte.

* Das geht noch an, ſo lange der Dichter bey ſichtbaren Geſchöpfen oder auch Kunſtwerken bleibt. Allein wie da? wenn er auch bloß eingebildete Dinge oder gar abgeſonderte Begriffe zu Fabeln brauchet. Z. E. wenn er das Glück, die Armuth, den Reichthum, die Ehre, die Freude, den Tod, die Hoffnung, u. d. gl. redend einführet. Hier muß ſich die Dichtkunſt ihre Weſen gleichſam erſt ſelber ſchaffen, und ſie hernach ihrer Natur gemäß reden laſſen.

III. Nach dieſem Grundſatze haben die Erfinder der Fabeln geglaubet, man würde es ihnen wohl verſtatten, den Thieren zuerſt eine Sprache beyzulegen: als welche, da ſie gleiche Werkzeuge haben, uns nur ſtumm zu ſeyn ſcheinen, weil wir ihre Sprache nicht verſtehen. Hernach ſchritten ſie zu den Bäumen, die, da ſie doch ein Leben hatten, gar leicht von den Dichtern Empfindungen erhielten. Endlich gieng man zu allem, was ſich in der Welt nur reget, oder vorhanden iſt.

* So hat man nicht nur Wolf und Schaf, Eichbaum und Rohr, ſondern auch Sonne und Wind, ja den eiſernen und irdenen Topf, ihre Perſonen ſpielen laſſen. Nur der Lord Urtheilskraft, und Fräulein Einbildung, hätten auf dieſer Bühne nicht erſcheinen dörfen, wie Herr Batteux verſichert. Die Urſache giebt er an, weil es ſchwerer ſey, ſolchen ganz geiſtigen Weſen einen rechtgebildeten Körper zu geben; als ſolchen Körpern, die faſt wie wir gebildet ſind, einen Verſtand zu ertheilen. Allein wie viele geiſtige Dinge pflegen nicht ſchon unſre Maler abzubilden? z. E. Glück und Unglück, Tugenden und Laſter, imgl. gewiſſe Eigenſchaften und Leidenſchaften der Menſchen. So finden wir denn im la Motte, und vielen von unſern Fabeldichtern ganz hübſche Stücke dieſer Art.

IV. Alle Regeln der äſopiſchen Fabel ſind in den Vorſchriften der Epopée und des Schauſpieles ſchon enthalten. Man ändre die Namen,

ſo wird der ſich aufblaſende Froſch ein bürgerlicher Edelmann, oder, wenn ihr wollet, ein Cäſar, den ſein Hochmuth ſtürzet; oder der erſte Menſch, der Gott gleich werden will.

Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Man erhebe ſich nicht über ſeinen Stand! Das iſt die ganze Lehre, die man Kindern, dem Pöbel, den Königen und allen Menſchen einprägen ſollte.

* Unſer Verf. ſetzet hier die Könige zu Kindern und zum Pöbel. Eben das hat ſchon D. Luther in ſeiner obgedachten Vorrede geſaget: denn „Wir ſehen, „heißt es, daß die Kinder und jungen Leute mit Fabeln und Märlein leicht„lich bewogen, und alſo mit Luſt und Liebe zur Kunſt und Weisheit gefüh„ret werden. ... Nicht allein aber die, ſondern auch die großen Fürſten „und Herren kann man nicht baß betrügen zu ihrem Nutz, denn daß man „ihnen laſſe die Narren die Wahrheit ſagen. Dieſelbigen können ſie lei„den und hören: ſonſt wollen oder können ſie von keinem Weiſen die Wahr„heit leiden; ja alle Welt haſſet die Wahrheit, wenn ſie einen trifft.„

V. Die Wahrheit nimmt durch Hülfe der Dichtkunſt alle Geſtalten an, um ſich einzuſchmäucheln. Und wie der Geſchmack nach den Alters und Ständen verſchieden iſt: ſo erniedriget ſie ſich auch mit Kindern zu ſpielen, und mit dem Pöbel zu ſcherzen. Mit den Königen redet ſie als eine Königinn, und ertheilet ihre Lehren allen Menſchen. Sie verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen, um auch diejenigen an ſich zu locken, die nur die Luſt lieben; und diejenigen zu belohnen, die keine andre Abſicht haben, als etwas zu lernen.

* Doch muß dieſe Bequemung und Herunterlaſſung der Weisheit ihre Schranken haben. Denn den Laſterhaften und Wollüſtigen kann ſie ſich unmöglich gleich ſtellen, um ihnen zu gefallen; wie einige Neuere gethan haben, die uns Fabulas peccare docentes, geile Schäfererzählungen, und andre ſchlüpfrige Erfindungen, zur Verlockung unſchuldiger Gemüther geſchrieben. Das hat weder Aeſopus, noch Phädrus gethan, die doch Heyden waren. Auch dawider eifert D. Luther in ſeiner obigen Vorrede bey Gelegenheit eines deutſchen Aeſops, den man ſchon zu ſeiner Zeit mit ſolchem Unrathe beſudelt hatte. „Aus der Urſache, ſaget er, haben wir uns dieß Buch vor„genommen zu ſezen, und ihm ein wenig beſſere Geſtalt zu geben, denn es „bisher gehabt. ... Denn wir geſehen haben, welch ein ungeſchickt Buch „aus dem Aeſopo gemachet haben, die den deutſchen Aeſopum, der vorhan„den iſt, an Tag geben haben; welche wohl werth wären einer großen „Strafe, als die nicht allein ſolch fein nützlich Buch zu ſchanden und un„nütz gemachet, ſondern auch viel Zuſatz aus ihrem Kopf dazu gemacht, „wiewohl das noch zu dulden wäre; darüber ſo ſchändliche unzüchtige Bu„benſtück darein gemiſchet, daß kein züchtig fromm Menſch ohne Schaden „leſen, oder hören kann: gerade, als hätten ſie ein Buch, in das gemeine

„Leben

„Frauenhaus, oder ſonſt unter loſe Buben gemachet. Denn ſie haben nicht „den Nutz und die Kunſt in den Fabeln geſuchet, ſondern allein Kurzweil „und Gelächter daraus gemachet: gerade als hätten die hochweiſen Leute „ihren treuen großen Fleiß dahin gerichtet, daß ſolche leichtfertige Leute ſol„len ein Geſchwätz und Narrenwerk aus ihrer Weisheit machen. Es ſind „Säue und bleiben Säue, für die man gar nicht ſollte Perlen werfen.„

VI. Die Fabel muß alſo, ſowohl als die übrigen Gedichte, eine Handlung haben. Die Handlung muß einfach, und einnehmend ſeyn; einen Anfang, ein Mittel und Ende, einen Ort des Auftrittes, und zum wenigſten ein paar Perſonen, oder doch ſonſt etwas haben, das deren Stelle vertrete. Dieſe Perſonen müſſen einen beſtimmten eingeführten Character haben, der wohl unterhalten, und durch Worte und Thaten beſtätiget wird: alles nach Art der Menſchen, deren Affen die Thiere werden.

* Anſtatt des franzöſiſchen Exempels, will ich hier ein Deutſches aus unſers beſten Fabeldichters, des Hrn. Regier. Raths Lichtwehr äſopiſchen Fabeln, die 1748 bey Deeren alhier gedruckt worden, zur Erläuterung geben. Es ſey die 20ſte des I. Buches.

Ein heller Bergkryſtall und roher Diamant,
Die ein beſchnittner Dieb verlohren,
Geriethen auf ein Häufchen Sand,
Und warteten, für wen das Schickſal ſie erkohren.

Da haben wir die beyden Perſonen von bekannten Eigenſchaften. Der eine iſt ſchlechter, aber groß, und geſchliffen: der andre ſehr theuer, aber klein und ungeſchliffen, folglich unanſehnlich. Ingleichen iſt der Ort des Auftrittes da, nämlich der ſandigte Weg.

Der Demant war getroſt: Ich denke, ſprach er, hier
Gewiß nicht alt zu werden.
Ich habe meinen Werth in mir:
Der erſte der mich ſieht, der hebt mich von der Erden.

Hier redet der eine ſeinem Charakter gemäß. Er kennet ſeinen Werth, und hat eine gute Zuverſicht. Aber nun hebt ſich die Verwickelung an.

Ja! ſagte der Kryſtall, den Werth räum ich dir ein:
Allein dabey befürcht ich immer,
Du werdeſt niemand ſichtbar ſeyn;
Denn, unter uns geredt: es fehlt dir noch der Schimmer.

Da handelt auch der andre Schauſpieler nach ſeinem Charakter. Er iſt nicht ungerecht, und hält gleichwohl dem andern die Wage. Nun iſt die Verwirrung vollkommen. Es kömmt alſo noch auf die Auflöſung an.

Jetzt fiel der Bergkryſtall ſchon einem ins Geſicht.
Der ihn mit Sorgfalt zu ſich ſteckte:
Den guten Demant ſah er nicht;
Den kurz darauf der Sand bedeckte.

Da

Da haben wir den Ausgang der Fabel. Nichts iſt natürlicher, und wahrſcheinlicher, als dieſe Auflöſung des Knotens. Und noch ſchöner iſt die Lehre:

Ein Menſch, der wohl zu leben weis,
Erhebt ſich ohne Ducherſchweiß;
Gleich wohlgeſchliffnen Bergkryſtallen,
Die jedermann ins Auge fallen.
Ein grundgelehrter Kopf bleibt öfters unbekant,
Und ewig in dem Staube ſitzen:
Das iſt der rechte Diamant!
Merkts! Sitten können mehr, als die Gelahrheit nützen.

Hier ſieht man theils die Ungerechtigkeit des Glückes, das oft den würdigſten vorbey geht: theils die Nothwendigkeit guter Sitten, auch bey denen, die den größten innern Werth beſitzen. Was kann für ein erbaulichers Schauſpiel gelten?

7. Die Schreibart der Fabel muß dem Charakter und dem Zuſtande der redenden Perſonen gemäß ſeyn. Die Materie giebt den rechten Ton an. Redet ein Eichbaum, ſo ſpricht er ſeiner Art gemäß, das iſt ſtolz: Er ſtrecket ſein Haupt höher als Caucaſus, und hindert, nicht nur die Sonnenſtralen, ſondern trotzet auch den Wettern. Die Heuſchrecke ſchreyt über Hunger; und ein Bauer tadelt den Urheber der Welt, der die Citronen nicht auf den Steinreichen hat wachſen laſſen.

*) Wie leicht würde es ſeyn, dieß mit den Beyſpielen unſers Herrn A. A. Lichtwehrs zu erläutern! Allein man darf ſich dabey nicht aufhalten. Einjeder der ihn lieſt wird finden, daß das Lob, ſo Herr Batteux dem la Fontaine gegeben, ihm noch mehr zukomme; da er alle ſeine Fabeln ſelbſt erfunden, Fontaine hingegen nur alte Fabeln neu eingekleidet hat. Ich will dafür ein kleines Verzeichniß deutſcher Fabeldichter mittheilen, die ſeit Luthers Zeiten im Drucke heraus gekommen: denn die noch ältern Fabeln, ſo ich in alten Handſchriften beſitze, ſpare ich in die Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie.

I. Sind D. Luthers Fabeln, in ſeinen größern Werken, bey ſeinem Leben gedruckt, die hernach Matheſius vermehret hat.

II. Darauf folgten neun und vierzig Fabeln, ſo mehrentheils aus Eſopo gezogen, durch D. Erasmum Alberum. Die erſte Auflage muß vor D. Luthers Tode ſchon herausgekommen ſeyn, denn ich finde ſie in dem Reinkefuchs, der 1549 zu Roſtock gedruckt worden, angezogen. Die meinige iſt von 1590. zu Frf. am M. in 8.

III. Eſopus ganz new gemacht, und in Reimen gefaßt. Mit ſampt hundert newer Fabeln vormals im Druck nicht geſehen noch außgegangen, durch Burcardum Waldis 1548. in 8.

IV. Aeſopi Phrygis Fabulæ &c. mit deutſchen Reimen kürzlich erklärt, dergleichen vormals in Druck nie ausgangen, durch Hartmann Schopper von

von Newmark. Franc. ad Moen. 1566. NB. Dieß iſt eben der Schopper, der den Reinecke Fuchs ins Latein überſetzet hat.

V. Hundert Fabeln mehrentheils auß Eſopo, etliche von D. M. Luthern, vnd Hrn. Matthesio, etliche von Nathan. Chytræo und andern verteutſchet, vnd mit einem kurzen Appendix vermehret ꝛc. zuerſt 1574. hernach zu Frſ. am M. 1590. in 8. wieder gedruckt.

VI. Spiegel der natürlichen Weißheit durch den alten Biſchof Cyrillum mit fünf und neunzig Fabeln beſchrieben, von newem in teutſche Reymen ꝛc. gemacht, durch Daniel Holtzmann, Burger zu Augſp. 1574. in 4. NB. Dieß iſt der ſonſt berühmte Xylander.

VII. Newer vnd vollkommener Eſopus, darinnen allerhand luſtige, neue vnd alte Fabeln, Schimpfreden vnd Gleichnuſſen ꝛc. ꝛc. begriffen ſind ꝛc. Anitzo zum erſtenmale in Druck gegeben durch Huldricum Weigemuth. Frſ. bey Hofern gedr. verl. von Treuden 1623. in 8.

VIII. Hundert Fabeln, mehrtheils aus Eſopo, etl. von Nathan. Cothræo u. a. verdeutſchet ꝛc. Königsberg, gedr. durch Reußnern in Verl. Mark. Hallervords 1655.

IX. Salomon Frankens, fürſtl. Sächſ. Ober Conſiſt. Secret. in Weymar. teutſchredender Phädrus, oder deſſen in teutſche Poeſie überſetzte Sinn- und lehrreiche Fabeln, Jena 1716. 8.

X. Mythologia parænetica, oder curieuſer Sittenſpiegel, wunderbarlicher Tugend und Laſterbilder auf dem Schauplatz des menſchl. Lebens, unter ſeltſamen, doch angenehmen Fabelgeſprächen über Phädri Eſopiſche Fabelgedichte, repräſentiret ꝛc. von Melandre. Eiſenberg bey Lindnern 1721.

Riedererts, Stoppens und andrer Neuern theils überſetzte, theils nachgeahmte, theils eigene Werke, ſind zur Gnüge bekannt.

Zehntes Hauptſtück.

Von der lyriſchen Poeſie.

1. Wenn ich die lyriſche Dichtkunſt nur überhaupt anſehe, ſo ſcheint ſie ſich weniger, als die bisherigen Arten zu dem allgemeinen Grundſatze zu ſchicken, der alles aus der Nachahmung herleitet. Was? ſo ruſet man ſogleich: Sind denn die Geſänge der Propheten, die Pſalmen Davids, die Oden Pindars und Horazens, nicht wahrhafte Gedichte? Es ſind ja die allervollkommenſten.

*) Das iſt es eben, was ſo vielen vor jenen 25 Jahren meine kritiſche Dichtkunſt ſo parador machete, darum ich dieſen Satz der Nachahmung zuerſt behauptete. Man war nämlich keine ander Gedichte zu ſehen gewohnt, als Oden, Lieder, Hochzeit und Leichengedichte; u. d. gl. An Trauerſpiele, Luſtſpiele, Heldengedichte, Schäfergedichte, ward entweder gar nicht, oder

I. Regiſter
der angeführten Autoren.

Abel, Caſpar, 273.*
Aelfredus, 420.577
Ammianus, Marcellinus. 647
Anacreon, 152.168
Arnold, Theodor. 26.610
Athenaeus, 647

B.

Baſnage, Jacob, 594
Becanus, Goropius, 639
Becelli, Iulius Cæſar. 55
Beiler, Benedict, 23.39*
Behrens, Conrad Berthold, 457.687
Bellin, Johann, 683
Bernegger, Matthias, 136.636
Bibliander, Theodorus. 445
Bochart, Samuel, 637
Boediker, Joh. 670
Boetius, Seuerinus, 505
Börner, Chriſtian Friedrich, 578
Bonfinius, Antonius, 458
Boulaeus, Caeſar Egaſſius, 645
Browerus, Chriſtoph, 637.639
Brumois, N. 55

C.

Caeſar, Iulius, 633
Caluiſius, Sethus, 638
Calvör, Caſpar, 416.642
Caniſius, Henricus, 594
Capella, Martianus, 585
Carion, Johann, 636.637
Carolus M. Imp. 587
Cellarius, Chriſtoph, 638
Cheſne, Andreas du 581
Chriſt, Joh. Friedrich, 210–231.*
Cluuerius, Johann, 638
Cruſe, Jacob Andreas, 459
Cuſpinianus, Ioannes, 195
Cyprian, Ernſt Salomo, 578

D.

Desmarais, N. 675
Diaconus, Paulus. ſ. *Paulus*.
Dieterich, J. Conr. 194

doch sehr selten gedacht. Folglich fiel die Nachahmung am wenigsten ins Gesicht. Die bloße Versmacherkunst fiel den Leuten bey einem Poeten in die Augen; daher sie auch die Poesie nur eine gebundene Beredsamkeit nannten. Viel gelehrte Leute haben auch lange hernach noch ganze akademische Abhandlungen geschrieben, und das Wesen der Poesie in dem sinnlichen Ausdrucke gesuchet: gerade, als ob Komödien, Satiren, und poetische Briefe, ja selbst die lustigen Scherz und Trinklieder, nicht auch ohne denselben Gedichte bleiben würden.

II. Man gehe nur zum Ursprunge zurück. Ist die lyrische Poesie nicht ein Gesang, den die Freude, Bewunderung oder Erkenntlichkeit wirket? Ist sie nicht ein Geschrey des Herzens, ein Ausbruch, darinn die Natur alles; die Kunst nichts thut? Ich sehe kein Bild, keine Malerey darinn. Es ist lauter Feuer, Empfindung und Trunkenheit des Geistes. Zwey Stücke sind also wahr: 1). Daß diese lyrischen Stücke wirklich Gedichte sind; 2). daß sie den Character der Nachahmung nicht haben.

* Ich muß bey diesem Einwurfe nur anmerken, daß die Neuerungssucht unsrer Zeiten soweit gegangen ist, alle Bedeutungen der Wörter zu verkehren. Einer übersetzet die Psalmen, und nennet sie die Oden Davids; ein ander schreibt ein schwülstiges Gewebe prosaischer Ausschweifungen, und nennet es einen Psalm. Groß Wunder! daß man nicht Horazens Oden, Psalmen; oder Pindars u. Anakreons Lieder Hymnen genennet. Aber nur Geduld! was nicht geschehen ist, wird noch wohl geschehen: denn nichts ist so ungereimt, das unwissende Leute, die der Neuerungskützel sticht, nicht unternehmen könnten. Ein seltsames ungewöhnliches Wort hat eine große Reizung für leere Köpfe, die sich durch sonst nichts unterscheiden können. Die Zürcher-Patriarchen des Unsinnes gehen mit guten Exempeln vor!

III. Das ist der Einwurf in aller seiner Stärke. Ehe ich antworte, frage ich: ob die Musik und die Opern, wo alles lyrisch ist, wirkliche, oder nachgeahmte Leidenschaften enthalten? Ob die Chöre der alten Trauerspiele, welche die ursprüngliche Natur der Poesie beybehielten; die Chöre, welche der Ausdruck der bloßen Empfindung waren, die Natur selbst gewesen? Ob Rousseau, in seinen Psalmen, eben so gerührt gewesen, als David? Kurz, ob unsre Schauspieler, die auf der Bühne solche lebhafte Leidenschaften verstellen, sie ohne Hülfe der Kunst, und durch die Wirklichkeit ihrer Umstände empfinden? Ist nun alles das erdichtet, und künstlich nachgeahmet: so ist auch die lyrische Poesie, darum, weil sie voller Empfindung ist, nichts destoweniger der Nachahmung unterworfen.

* Zu diesem will ich nur eine Betrachtung hinzu setzen. Pindar ist wohl sonder Streit der größte lyrische Dichter gewesen. Aber wer kann sichs wohl einbilden, daß er bey allen seinen Siegern, die oft durch sehr schlechte Dinge, z. E. durch Pferde, den Sieg davon trugen, so voll wahrer Bewunde-

rung und Entzückung geweſen, als ſeine Oden zeigen? Gewiß, ein Geiſt, wie ſeiner, war nicht ſo leicht in Erſtaunung geſetzet, daß er über einen guten Läufer, Ringer, Reiter, oder Kutſcher hätte in Begeiſterung gerathen ſollen. Was war es alſo? Nichts, als eine Nachahmung der Empfindungen, eines verſammleten Volkes, welches um andrer Urſachen willen, an dieſen Siegen Theil nahm. Er ſtellte ſich entzücket, und redete, wie einer, der wirklich den Sieger bewundert hätte. Er ließ ſich, was noch mehr iſt, gut dafür bezahlen, wie es auch Simonides gemachet hatte. Wer ſieht hier die Nachahmung nicht? Eben ſo gehts vielen, die heute zu Tage für Geld pindariſiren, oder in fremden Namen verliebt thun. Iſt das nicht nachgeahmet?

IV. Der Urſprung der Dichtkunſt beweiſt auch nichts dawider. Die Poeſie in ihrem Urſprunge ſuchen, das heißt ſie in ihrem Daſeyn ſuchen. Der Urſtoff der Künſte ward mit der Natur geſchaffen. Allein die Künſte ſelbſt, wie wir ſie kennen, und itzo erklären, ſahen ganz anders aus, als ſie entſprungen. Man urtheile von der Dichtkunſt nach andern Künſten; die entweder nur ein undeutliches Geſchrey, oder ein Schattenriß, oder ein unterſtütztes Dach waren. Wer erkennet ſie an dieſen Erklärungen?

* Gewiß, was der erſte Liebhaber oder Trinker ſang, das war noch kein alkaiſches, ſapphiſches, oder anakreontiſches Lied. Was der erſte andächtige Menſch für Seufzer that, das war noch kein davidiſcher Pſalm, kein homeriſcher oder kallimachiſcher Hymnus. Es mußte der Natur viel Kunſt zu Hülfe kommen, ehe die Andacht in einen ſo abgemeßnen, und auf eine Melodie eingerichteten Ausdruck gebracht ward. Kurz, der geiſtliche und weltliche Dichter ahmte bey guter Muße die Regungen eines gerührten Herzens nach.

V. Mögen doch die geiſtl. Geſänge, wahre Gedichte ſeyn, ohne Nachahmungen zu ſeyn: was würde dieß wider die bloß natürlichen Dichter beweiſen? Sang denn der Menſch im Moſes, oder gab es ihm der Geiſt Gottes ein? Er war der Herr, und brauchte nicht nachzuahmen. Er durfte nur ſchaffen: daſingegen unſre Dichter nichts, als ihren natürlichen Geiſt und Witz; eine durch die Kunſt erhitzte Einbildungskraft, eine gemachte Begeiſterung haben.

* Gleichwohl war auch bey dem Eingeben des Geiſtes Gottes, die Kunſt des Propheten, den es traf, nicht ausgeſchloſſen. Warum würden wir ſonſt ſo viel Pſalmen finden, die mit den Buchſtaben des hebräiſchen Alphabeths anfangen; ja ſelbiges etliche mal nacheinander durchnehmen? wie im 119ten. Band ſich der heil. Geiſt ans Alphabeth? oder war es die Kunſt Davids, der dadurch dem Gedächtniſſe derer zu Hülfe kommen wollte, die das Lied auswendig behalten und ſingen ſollten? Und hat die hebräiſche Poeſie gar Reime, wie einige behaupten; ſo iſt die Kunſt des Dichters, die Natur in Reimen nachzuahmen, noch ſichtbarer.

VI. Es

VI. Es habe ein Dichter eine wirkliche Freude; so kann er davon eine oder ein paar Strophen singen. Will er das Lied länger haben: so muß die Kunst neue, den vorigen ähnliche Gedanken anhängen. Die Natur mag das Licht anzünden; so muß es die Kunst nähren und erhalten. So kann ja das Beyspiel der Poeten, die ohne Nachahmung singen, wider weltliche nachahmende Poeten nichts beweisen.

* Ich habe schon von beyden gewiesen, daß sie bey aller Eingebung und Natur, dennoch Nachahmungen sind, darinn Kunst herschet. Denn die bloße Eingebung des Geistes Gottes brachte nicht lauter Psalmen hervor. Auch die andern biblischen Schriften sind eingegeben: aber in den Psalmen herschet zugleich die Kunst des Dichters, Davids, Asaphs, Hemans, und wie sie alle heißen. Der Geist Gottes richtete sich nach der Fähigkeit seiner Werkzeuge, wie die Schriftgelehrten reden.

VII. Warum dünken uns übrigens die geistl. Lieder so schön zu seyn? Geschieht es nicht darum, weil wir darinn die Empfindungen so genau ausdrücken, die wir in einerley Umständen mit den Propheten, auch gefühlet haben? Wären dieselben nun bloß wahr, und nicht wahrscheinlich gewesen, so müßten wir sie zwar verehren; aber sie könnten uns kein Vergnügen machen. Folglich muß man denn, um den Menschen zugefallen, auch dann, wann man nicht nachahmet, sich doch so stellen, und der Wahrheit die Züge der Wahrscheinlichkeit geben.

* Mich dünket der Verf. hält sich zu lange dabey auf. Die Poesie soll uns nicht lehren, eingegebene Psalmen zu machen; sondern höchstens dergleichen nachzuahmen. Das haben nun so viele Ueberseher derselben gethan; darunter Lobwasser, Opitz, Ernst Lange, und andre neuere sehr glücklich gewesen. Und wie rührend hat nicht ein Dach in seinen Kirchenliedern den davidischen Geist nachgeahmet!

VIII. Die andern Arten der Gedichte haben Handlungen zum vornehmsten Gegenstande: die lyrische Dichtkunst ist den Empfindungen gewidmet; die sind ihr Steff, ihr wesentliches Augenmerk. Sie mag sich also mit Zittern wie eine Flamme erheben; sie mag sich allmählich einschmeicheln, und uns ohne Geräusch erhitzen; sie mag einem Adler, einem Schmetterlinge, oder einer Biene gleichen: so muß doch allezeit die Empfindung sie leiten, und dahin reißen.

* Es ist alles richtig, und die Exempel unserer Dichter bestätigen es. Der Flamme gleichen ein Andreas Gryph, ein Pietsch, ein Gunther, in den Oden auf den Gottesacker, und Prinzen Eugen; den schmäuchelhaften Character haben Canitzens und Neukirchs Oden. Den Schmetterlingen gleichen Opitzens, Flemmings, und Bessers, auch Günthers verliebte Oden; wiewohl sie auch bisweilen den Bienen ähnlich sind. Der neuern nicht zu gedenken, die sich in allen Arten gewiesen haben. Es ist also falsch, daß man alle

Oden über einen Kamm ſcheren will: Genug, wenn ein Affect darinn herrſchet. Nur eins muß ich erinnern. Der Verf. ſchließt die Handlungen von den Oden aus. Wie wird Pindar dabey zurecht kommen; der lauter Handlungen ſeiner Sieger beſang? Wie Dorleau, der die Eroberung Namurs; wie Pietſch, und Günther, die Eugens Sieg über die Türken beſungen haben? Man muß alſo das Mittel treffen. Eine magere Erzählung einer Handlung, mit allen Umſtänden, gehört in eine Ode nicht; das iſt epiſch. Aber eine Handlung überhaupt kann wohl in einer Ode auf eine feurige Art beſungen werden.

IX. Es giebt heilige Oden, die man Hymnen, oder Lobgeſänge nennet. Dieſe ſind ein Ausdruck des Herzens, welches mit Entzückung die Größe, Allmacht, und ewige Güte des höchſten Weſens beſingt, und voll Begeiſterung ausruft: **Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feſte verkündiget ſeiner Hände Werk.**

* Unſere geiſtlichen Geſangbücher ſind voll von ſolchen Liedern, die ein recht lyriſcher Geiſt beſeelet. Simon Dachs Geſänge, die Lieder: Ich bin ja Herr! in deiner Macht; O Ewigkeit du Donnerwort; Herr ich denk an jene Zeit ꝛc. Du, o ſchönes Weltgebäude, und verſchiedene von Gerhard, ſind vortrefflich. Allein ich will nur ein Paar Strophen aus dem 50 Pſalme Ernſt Langens vom Ungewitter herſetzen.

Gott redet ſelbſt, der alle Welt erſchrecket,
Sein Wille wird dem Erdenkreis entdecket,
Sein Wort erſchallt dort, wo die Sonn entſtehet,
Und untergehet.
Gott kömmt, des Glanz das ſchöne Zion zeiget,
Der naht herbey, des Stimme nichts verſchweiget,
Und vor ihm her erſcheint ein ungeheuer
Und freſſend Feuer.
Rings um ihn muß ein großes Wetter werden,
Er rufet hart dem Himmel und der Erden,
Der Vorſatz iſt ſein Volk nach ihren Pflichten
Nunmehr zu richten.
Verſammlet mir die Heiligen und Frommen,
Die meinen Bund in Opfern angenommen:
Hie läßt das Recht ſich zu des Richters Ehren
Vom Himmel hören. ꝛc.

X. Es giebt auch heroiſche Oden, die Helden zu Ehren gemachet worden. So ſind die **Pindariſchen**, und viele aus dem **Horaz, Malherben** und **Rouſſeau.**

* Bey uns hat außer obbenannten, auch Amthor ſich in einigen Stücken auf den Kaiſer, König in Dännemark, u. a. m. ſtark darinn erwieſen. Ich will nur ein Paar Strophen aus ſeiner aus dem Rouſſeau überſetzten Ode auf die Weltbezwinger anführen:

Wer iſt kühn, der die Lorbeerreiſer
Der Ehren durch ſich ſelbſt beſitzt?
Es iſt ein König, oder Kaiſer,
Der ſich auf Recht und Tugend ſtützt.
Der ſeines Zepters höchſtes Gläntzen,
Als Titus, nur in Friedenskrängen,
Und ſeiner Völker Wohlſtand ſetzt;
Die Schmeichler ſcheucht; und alle Stunden
Worinn er niemand ſich verbunden,
Als Vater für verlohren ſchätzt.

Ihr, denen jener Mordgeſelle
Als Ausbund aller Tugend gilt,
Setzt doch an Clytus Mörders Stelle,
Des Sokrates beſtürbter Bild.
Hier könnt ihr einen König ſchauen,
Dem wir mit Luſt Altäre bauen.
Dem Huld und Recht zur Seite gehn:
Hingegen wird der freche Sünder,
Des Euphrats ſtolzer Ueberwinder,
Vor ihm wie fauler Schaum beſtehn.

Zeuch Heldenſchwarm, mit Blut befleckt,
Die rothen Hochmuthsbeyl ein,
Der Lorber, den Bellona hecket,
Prahlt nur mit eingebildtem Schein,
Nicht daß Octav die Welt erſchüttert,
Daß Marc Anton vor Ehr' erzittert,
Und Lepidus den Platz verließ;
Nur daß er löblich hat regieret,
Und ſeine Wuth nicht fortgeführet,
Macht daß man ihn Auguſtus hieß.

Manch Volk mit Land zu Boden ſchmeißen
Macht keinen Held noch großen Mann,
Der ſollt allein der Groſſe heißen,
Der auch das Glück bemeiſtern kann.
Will dieſes ihm und ſeinen Ehren
Den flatterhaften Rücken kehren;
Reißt ſein Verſtand doch nicht entzwey.
Bald mag er mit Tiberen ſiegen;
Bald mit dem Varus unterliegen;
Sein großer Geiſt bleibt einerley!

XI. Es giebt noch eine dritte Art, die eine philoſophiſche, oder moraliſche Art von Oden heiſſen kann. Das ſind ſolche, wo der Dichter von der Schönheit der Tugend bezaubert, oder von der Häſslichkeit des Laſters erſchrecket, ſich den Entzückungen der Liebe und des Haſſes überläßt, die ſolche Gegenſtände hervorbringen.

* Der Verfaſſer zählet zu dieſen die aus dem Rouſſeau, davon ich beym vorigen §. ein Stück angeführet. Wir können billig Pietſchens Ode auf Bayers Hochzeit hieher zählen, wo der Dichter die Wolluſt mit Abſcheu, und die keuſche Liebe mit Entzückung beſchreibt. Sie hebt alſo an:

Des Himmels Arm muß Keil und Blitz
Auf dich, du Brut der Höllen, werfen,
Und den zermalmten Purpurſitz
Von den zerſtückten Pfeilern werfen:
So wirſt du mit geſtärkter Macht,
Bey wiederholten Donnerknallen,
In deines Abgrunds tiefe Nacht,
In deinen erſten Urſprung fallen.

Das ganze Stück iſt prächtig, und kann zum Muſter einer philoſophiſchen Begeiſterung dienen. Auch Günthers Ode auf Graf Sporken iſt von dieſem Character, nur nicht ſo feurig.

XII. End-

XII. Endlich ist die vierte Art noch übrig, die nur im Schooße des Vergnügens entspringt. So sind die anakreontischen, und die meisten französischen Trink- und Liebeslieder (Chansons) beschaffen.

* Von dieser Art haben unsre deutschen Dichter schon im XIII Jahrhunderte die reizendsten Stücke in großer Menge gemachet. Der Beweis davon liegt in dem partischen Bande zum Ueberflusse, obgleich die sogenannten Proben der schwäbischen Poesie, die uns die Zürcher davon geliefert, nur lauter verstümmelte und schlechte Brocken davon verlegen. Nun ich aber eine Abschrift desselben Werkes in Händen habe, bin ich von dem zärtlichen Geiste unsrer alten Dichter ganz eingenommen, und schäme mich recht, daß man mit so vermeer Wahl und kritischer Einsicht jene Proben zusammen gestoppelt, und uns lauter

Disjecti membra Poetæ

geliefert hat, welches denn den alten Poeten zu schlechtem Vortheile gereichet ist. Auch in Jena ist ein solch geschriebenes altes Liederbuch vorhanden, wie Herr Prof. Walch unlängst Nachricht davon gegeben. Am besten aber wird das Verdienst unsrer Nation in diesem Stücke erhellen, wenn meine Gehülfinn ihre Geschichte der lyrischen Poesie der Deutschen ans Licht stellen wird, damit sie beynah zu Stande ist. Man wird erstaunen, was für eine Menge und Stärke deutscher Oden, aus allen Jahrhunderten und von allen Arten man darinn erblicken wird. Indessen hat es uns auch an zärtlichen und lustigen Oden in neuern Zeiten nicht gefehlet. Opitz, Flemming, Neukirch, Günther und unzählige andere haben es daran nicht fehlen lassen: ja wir sind auch mit anakreontischen, gereimten und ungereimten bis zum Ekel versehen.

XIII. Alle diese Arten sind nun bloß der Empfindung geweihet; und das machet den Unterschied der lyrischen und andrer Arten von Gedichten. Da nun derselbe bloß den Gegenstand angeht, so schadet es dem Grundsatze der Nachahmung nicht. So lange die Handlung im Heldengedichte oder Schauspiele fortgeht, ist die Poesie episch, oder dramatisch. Sobald sie aber stocket, und nur die Leidenschaft der Seele, und ihre Empfindungen schildert: so ist sie an sich selbst lyrisch; und es fehlt ihr nur die äußerliche Ferme, damit sie in die Musik gesetzet werden könne.

* So sind die einzelnen Reden im Polieukt, Cid, und Camillus eigentlich lyrische Stücke. Ist nun dieses im Trauerspiele eine Nachahmung, warum wäre es nicht auch in einer Ode eben das?

XIV. Der Poet muß sich also eben sowohl, als ein epischer, oder dramatischer Dichter, die Sachen lebhaft vorstellen; und sogleich den Pinsel ergreifen, sie zu schildern. Will er eine erhabene Ode machen: so muß er ein großes Feuer anzünden. Dieses darf nur mäßig seyn, wenn er etwas mittelmäßiges besingen will. Ist die Empfindung wahr und wirklich, als

wenn

wenn David Psalmen dichtet: so ist es ein Vortheil für den Poeten: und die ganze Nachahmung kömmt nur auf Gedanken, Ausdrücke und Wohlklang an. Ist es aber nicht: so muß er sie in sich selbst erregen, oder eine, die der Wahrheit ähnlich ist, dichten: das ist, sich selbst in ein Feuer setzen, das den Umständen gemäß ist.

* So haben's alle Poeten gemachet. Sie bezichen erst die Leyer, ehe sie spielen. So sind die geistlichen, heroischen, moralischen und verliebten Oden gemachet worden. Man hat die Empfindungen der Bewunderung, des Dankes, der Liebe, oder des Hasses und Schmerzes, entweder natürlich, oder künstlich bey sich fühlen müssen. Sie sind also durchgehends Bilder von demjenigen, was in dem Gemüthe des Dichters, oder eines andern, der in solchen Umständen wäre, wirklich vorgegangen, oder hat vorgehen können und sollen.

XV. Wie man also in der epischen und dramatischen Poesie die Handlungen und Sitten nachahmet: so besinget man in der lyrischen die Empfindungen, oder nachgeahmte Leidenschaften. Ist etwas Wahres dabey, so mischet es sich mit dem Erdichteten, um ein Ganzes von gleicher Art zu bilden. Die Erdichtung verschönert die Wahrheit, und die Wahrheit verschaffet dem Erdichteten Glauben.

* Am deutlichsten sieht man das am Pindar, oder an andern, die in fremdem Namen Lieder machen, und also nicht ihre eigenen Empfindungen ausdrücken, sondern bloß fremde nachahmen. Wie viele Lesbien und Flavien sind nicht dergestalt besungen worden!

XVI. Die Poesie mag also entweder die Bewegungen des Herzens besingen; sie mag handeln und vorstellen, oder erzählen; sie mag endlich Götter oder Menschen reden lassen: so ist sie doch allezeit ein Bild der schönen Natur; ein künstliches Gemäld, eine Schilderey, deren wahres und einziges Verdienst in der guten Wahl, Anordnung und Aehnlichkeit besteht:

Ut Pictura Poesis erit.

Horat.

II. Abschnitt.

Von der Malerkunst: daß sie bloß in der Nachahmung bestehe.

1. Dieser Abschnitt wird sehr kurz seyn: denn der Grundsatz von der Nachahmung der schönen Natur fällt beym Schildern im eigentlichen Verstande

ſtande von ſich ſelbſt in die Augen: ſonderlich nachdem ich die Poeſie daraus hergeleitet habe. Dieſe beyden Künſte haben eine ſo groſſe Aehnlichkeit, daß man, um ſie beyde zugleich abgehandelt zu haben, nur die Namen verwechſeln, und anſtatt Poeſie, Fabeln, Verſe, nur Malerey, Zeichnung, Farben ſetzen darf.

* Es iſt wahr, daß die neuern Franzoſen dieſe beyden Künſte immer in einer gewiſſen Verbindung anzuſehen angefangen haben; ſo, daß ſie in der Poeſie immer vom Malen, von Bildern, von Farben, und wohl gar von Pinſeln geredet haben. Allein warum redet man wechſelsweiſe in der Malerkunſt, nicht auch vom Dichten, von der Fabel, von Handlungen und Leidenſchaften? Mich dünket immer, das kömmt daher, daß die Lehrer der Dichtkunſt, oder vermeynten Kunſtrichter, gern ihre Schwäche der Einſicht hinter ſinnlichen Ausdrückungen verbergen, und ihrem Leſer oder Schüler ein Blendwerk machen wollen, als hätten ſie ihnen noch ſo viel Erklärungen oder Regeln gegeben; wenn ſie ihnen nur viel vom Zeichnen, Schildern, Schattiren und Ausmalen vorgeſchwatzet. Ja man iſt ſo weit gegangen, daß man ſchon von der Muſik ſo räthſelhaft zu reden, und auch für die Ohren zu malen angefangen. Meines Erachtens thäte man alſo beſſer, wenn man ſich nach Ariſtotels Exempel, bloß des allgemeinen Wortes der Nachahmung bedienete, welches allen ſchönen Künſten gemein iſt.

II. Es iſt eben derſelbe Witz, der ſo wohl in der einen, als in der andern erſchaffet; derſelbe Geſchmack, der den Künſtler in der Wahl, Einrichtung und Verbindung großer und kleiner Theile leitet; der ähnliche und widrige Dinge paaret; der die Farben aufträgt, und miſchet; mit einem Worte, der die Erfindung, Zeichnung und Farbenmiſchung regieret. Wir haben alſo nur ein Paar Worte von den Mitteln zu reden, deren ſich die Malerkunſt bedienet, der Natur nachzuahmen, und ſie auszudrücken.

* Wenn dieſe Gleichheit der Seelenkräfte, die Malern und Dichtern gemein iſt, zureichend wäre, nur eine Kunſt aus beyden zu machen: ſo würde auch die Bildhauerkunſt, Muſik und Tanzkunſt einerley damit ſeyn. Denn auch dieſe brauchen Witz und Geſchmack zu ihren Werken. Allein es iſt eine bloſſe franzöſiſche Modeſprache, immer vom Malen verwirrte Begriffe zu erwecken, wenn man nicht in deutlichen Worten von der Poeſie zu reden weis. Aber in dogmatiſchen Schriften ſoll man ſich nicht metaphoriſcher, ſondern eigentlicher Worte bedienen; wie ein tiefſinniger Franzos des vorigen Jahrhunderts, La Placette, ſehr wohl angemerket hat. Unſre deutſchen Affen aber haben auch ſchon ganz maleriſch zu reden angefangen.

III. Hat der Maler das idealiſche Bild des Schönen in ſeiner Einbildungskraft fertig: ſo iſt ſeine erſte Bemühung, es zur Welt zu bringen, die Zeichnung. Dieſe hebt an ſeinem Werke, außer ſeinem Verſtande eine Wirklichkeit zu geben; ihm einen erforderlichen Platz einzuräumen, und es in die gehörigen Gränzen einzuſchließen. Das heißt nun der Entwurf.

* Bey

* Bey dieſem erſten Stücke der Maler hätten ſich viele Regeln anbringen laſſen, die den Malern ſehr nöthig geweſen wären: wie Lairesſe, Sandrart u. a. die davon geſchrieben, thun. Denn von dem erſten Denkbilde, oder den Einfällen der Maler, hängt alle Richtigkeit ihrer Werke ab. Aber darinn verſehen ſie es auch am meiſten, wenn ſie die Arten, die Oerter, die Sitten und Gewohnheiten der Zeiten und Völker nicht beobachten, daher ihr Stück genommen iſt. Daher kommen Bilder von Alten in neuern Trachten; oder Bilder der Neuern in Mänteln und großen weiten Gewänden; heutige Zimmer mit dicken Säulen und großen hängenden Teppichen; oder die gemauerten Dachlöcher ohne Fenſter, da ſie ihre Bilder herausgucken laſſen, u. d. m. Endlich die Vermiſchung des Wahren mit dem Allegoriſchen u. ſ. w.

IV. Die zweyte Wirkung iſt Licht und Schatten anzulegen, um den Gegenſtänden die Rundung und Erhebung zu geben; ſo, daß ſie gleichſam vom Bilde hervorragen: oder auch ſie zu vertiefen, und von dem Auge des Schauenden zu entfernen. Das heißt die Schattirung.

* Dieſe hat ſtatt, der Maler bediene ſich nun des bloßen Schraffirens mit der Feder, oder des Röthels und Bleyſtifts, oder der Tuſche, oder andrer einträchtiger Farben; oder endlich der Paſtell- Waſſer- und Oelfarben. Dadurch nun erhält ein Bild, das in der Zeichnung gleichſam nur einen Geiſt vorſtellete, den rechten Körper, und die gehörige Lebhaftigkeit, die das Auge betrügt und ergetzet.

V. Das dritte iſt die Auftragung der Farben, dergleichen die Gegenſtände in der Natur ſelbſt haben würden; ſie zu verbinden und zu miſchen, eine in der andern ſich verlieren zu laſſen, bisweilen zu ſchwächen, oder zu ſtärken, damit ſie natürlich ausſehen. Das heißt nun das Colorit, oder die Farbenmiſchung. Das ſind die drey Hauptſtücke der Malerey; und dieſe ſind ganz ſichtbarlich auf die Nachahmung gegründet.

* Dieſes dritte Stück iſt ſo nothwendig nur bey vielfarbigten Bildern, nicht aber bey einfarbigten, welche ſich mit den erſten beyden behelfen. Indeſſen iſt freylich die Schilderey mit allerley Farben die vollkommenſte.

VI. Worauf laufen nun alle Regeln der Malerkunſt hinaus? Auf den Betrug der Augen, durch die Aehnlichkeit; und uns weiß zu machen, das gemalte Ding ſey wirklich da, ob es gleich nur ein Bild iſt.

* Hier bricht der Verfaſſer kurz ab: und glaubet ſeinen Grundſatz ſattſam erwieſen zu haben. Ob ſich nun gleich noch viel hinzuſetzen ließe, ſonderlich was die Kupferſtecher- und Bildhauerkunſt, ingleichen die Kunſt erhaben und vertieft in Edelſteine zu ſchneiden anbetrifft: ſo will ich es doch dabey bewenden laſſen; und bloß eine Zugabe von den vornehmſten Malern und Kupferſtechern in Deutſchland mittheilen. Meine Abſicht iſt, denen, die nur auf alles, was ausländiſch iſt fallen, weil ſie das Einheimiſche nicht

kennen, die größten Künstler bekannt zu machen, die unser Vaterland seit vierhundert Jahren hervorgebracht; und die durch ihre Empfindungen diese schönen Künste bereichert haben. Denn so wohl das Malen mit Oelfarben, als das Kupferstechen und Aetzen, wie auch endlich das Holzschneiden, sind lauter deutsche Erfindungen.

1300. Da ich von den deutschen Künstlern in der Zeichen- und Malerkunst handeln will; so muß ich zuförderst anmerken, daß bereits im XII. XIII. und XIV. Jahrhunderte überaus geschickte Leute in diesem Stücke bey uns gewesen sind. Wir finden die Beweise ihrer Kunst in alten pergamentenen, und zum Theil auch in papiernen Handschriften alter poetischer und andrer Bücher, die noch auf großen Bücherſalen vorhanden sind. Auf der hochfürstl. Hessencasselischen, herzogl. Gothaischen und Wolfenbüttelischen, imgleichen kaiserl. Wienerischen Bibliothek sind überaus viele solche kostbare Bände dieser Art vorhanden; ja ich besitze selbst verschiedene von der Art aus dem XIV. Jahrh. An den besten darunter findet man eine ziemlich richtige Zeichnung; schöne lebhafte Farben, die noch so frisch und dauerhaft sind, als ob sie gestern aufgetragen wären; Schattirungen, die nicht ganz zu verachten sind, und zuweilen auch eine Art von Perspectiv, oder Entfernung in den Figuren; die zwar nicht ganz richtig ist, aber doch zeiget: daß die Künstler gemerket, wie man auch in diesem Stücke der Natur nachahmen müsse. Zuweilen sind auf großen Stücken gegen die hundert Köpfe mit lauter verschiedenen Gesichtern, und sehr veränderten Stellungen zu sehen; welches schon sehr viel ist. Kurz, man kann sagen, daß in dem XIII. Jahrhunderte, da die deutsche Dichtkunst in großem Flore gewesen, auch die Malerkunst mit ziemlichem Erfolge getrieben worden; im XIV. aber beyde mit einander in Abnahme gerathen sind.

1366. (Hubert und Johann) von Eyk, geb. von Maseyk an der Maaß, waren Brüder, und haben den ersten Grund zur niederländischen Schule geleget. Sie arbeiteten mehrentheils mit einander, davon noch ein Stück in der Johanniskirche zu Gent vorhanden ist, wie die 24 Aeltesten das Lamm anbethen: welches noch von allen Kennern bewundert wird. Hubert starb 1426. Johann gieng nach Brügg in Flandern, davon er den Zunamen erhalten hat. Dieser Künstler hat zu allererst die wichtige Erfindung, die der ganzen neuern Malerkunst so viel Vorzüge vor der alten gegeben, nämlich das Malen mit Oelfarben erfunden. Er suchte einen gewissen Firniß, seinen Bildern einen Glanz zu geben, und fand, daß sich die Farben mit Oel reiben, mischen und austragen ließen. Er vertraute sich einem Anton von Messina, der aber hernach zu Venedig

das

Diodorus, Siculus, 645
Diurberg, N. 424

E.

Eckhard, Joh. George, 265. 267. 421
Egenolf, Auguſtin, 635
Ekkehardus, Iunior, 581
Eraſmus, Deſiderius, 637
Erichius, Adelarius, 630
Eſchenbach, Wolffram von, 204. 441

F.

Fabri, Henrich, 328
Feller, Joachim, 578
Flacius, Matthias, 587
Florus, L. Annaeus, 634
Fox, Johann, 417
Franke, Bernh., 579*
- Sebaſtian, 201
Fredegarius, Scholaſticus, 271
Freher, Marquard, 448
Freyer, Hieronymus, 668. 683
Frick, Johann, 415. 579. 598
- Johann George, 69-85*
Friſch, Johann Leonhard, 671

G.

Gärtner, Carl Wilhelm 257. 421*
Gebauer, George Chriſtian, 136. 137, 138
Geßner, Conrad, 456
Gibſon, Edmund, 420
Goldaſtus, Melchior, 443. 581. 594. 634. 638. 645
Godfridus, Colonienſis, 443
Gottſched, Joh. Chriſt. 39.-68* 651
Grauius, Johann, 637
Gregorius, Turonenſis, 270
Gundling, Nicolaus Hieronymus, 256
Günther, Johann Chriſtian, 651

H.

Hachenberg, Paul, 332*
Hagen, Friedrich Caſp. 423
Haſaeus, Theodorus, 72
Hederich, Benjamin, 244
Heiſen, Henrich, 627*
Heldmann, Andreas, 25
Heräus, Carl Guſtav, 448

Hertius

das ganze Geheimniß verrieth; indem ein anderer Maler, Joh. Bellin, ſich als ein vornehmer Herr verkleidete, und ſich von ihm malen ließ, dabey aber ihm die Kunſtgriffe abmerkte. Von der Zeit an ward die Sache bekannt, und alle Maler folgten ihm nach. Dergeſtalt hat Deutſchland auch in dieſem Stücke die Ehre, eine große Erfindung für die ſchönen Künſte geliefert zu haben; ſo wie es das Holzſchneiden und das Kupferſtechen zuerſt erfunden hat. Außer der Dauerhaftigkeit ſolcher Oelfarbenen Gemälde, thun ſie in der Ferne eine beſſere Wirkung, und ſehen nicht ſo matt aus, als die in Waſſerfarben. Im Malen ſelbſt hat ein Künſtler mehr Zeit zur Schattirung, Miſchung und Ausarbeitung; weil das Oel ſo leicht nicht trocknet: andrer Vortheile zu geſchweigen.

1440. Um dieſe Zeit iſt in Deutſchland, bey Gelegenheit der zu erfindenden Buchdruckerkunſt, das Formen- oder Holzſchneiden erfunden worden; anfangs zwar in bloßen Umriſſen, endlich mit groben, ſodann feinern Schattenſtrichen; bis **Dürer** und **Kranach** es zur Vollkommenheit gebracht haben.

1450. **Martin Schön** von Kalenbach, war ein Schüler **Luprecht Küſts**, der, wo nicht der Erfinder, doch einer der erſten Meiſter des Kupferſtechens geweſen ſeyn ſoll. Sandrart in ſeiner Malerakad. II. Th. III. B. a. d. 219. S. gedenket eines alten Kupferblattes, worauf die Buchſtaben I. V. M. ſtehen, welche **Iſrael von Maynz**, oder von **Münſter**, oder von **Mecheln**, oder von **Mechemde**, im Cölniſchen gelegen, bedeuten ſollen. Es ſey nun, welches da wolle: ſo iſt der Urheber, und vermuthlich der Erfinder dieſer Kunſt ein Deutſcher geweſen: obgleich die Italiener mit dem **Vaſari** ſich rühmen, daß ein Goldſchmidt zu Florenz, etwa 1450 auf geſtochenen ſilbernen Gefäßen Schwefel abgegoſſen, da dann das Schwarze aus den Stichen ſich auf dem Schwefel abgedrucket; darauf er immer weiter gegangen. Allein es glaubt dieß niemand mehr. **Sandrart** führet nämlich ein Stück an, welches einen alten Mann vorſtellet, der einem jungen Mädchen nach der Bruſt greift; die dagegen ihre Hand in ſeiner Taſche hat: auf welchem ausdrücklich die Zahl 1455, als die Zeit der Verfertigung geſtochen iſt. Hernach hat man mehr deutſche Stücke von 1465. mit den Buchſtaben C. F. und einem geflügelten Löwen: ingleichen etliche von 1466. 1467. nach **Martin Schöns** Schlage. Von ſeinem Bruder **Barthel** hat man welche von 1479. imgleichen einen heil. Antonius, den die Teufel in die Luft führen; welcher dem ital. **Buonarota** ſo wohl gefiel, daß er ihn mit der Feder abgeriſſen. Dieß ſind nun die erſten Verſuche des Kupferſtechens, dagegen die Wälſchen nichts aufzuweiſen

weiſen haben. S. die Kunſthiſt. der freyen Künſte und ſchönen Wiſſ. I. Th. auf der 90ſten S. Ingleichen Sandrarts Malerakad. II. Th. Martin Schön ſtarb zu Colmar 1486.

1470. Albrecht Dürer war 1470 zu Nürnberg gebohren. Sein erſter Lehrer im Malen war Michael Wohlgemuth. Er hatte einen überaus fähigen Geiſt, der alles begriff und zugleich faſſete. Er verſtund die Mathematik, Baukunſt, Schnitzkunſt, nebſt dem Kupferſtechen, deſſen vornehmſter Erfinder er ward. Seine erſten Stücke machten ihn gleich berühmt; und die Fürſten ſtrebten eifrig darnach. Der Italiener Marc Antonio bekam durch ſeine Kupferſtiche einen Trieb ſie nachzuahmen; da er bis dahin nur ein Goldſchmidt geweſen, und Figuren ins Silber geſtochen hatte. Er ſtach alſo 1511 Albrecht Dürers in Holz geſchnittene Paſſion nach, die aus 36 Blättern oder Figuren beſtund, und ſtach das Zeichen Dürers, A. D. darauf. Er betrog die Liebhaber zwar eine Weile damit; aber Dürer reiſete nach Venedig und verklagte ihn darüber. Selbſt die italieniſchen Meiſter bewunderten ſeine Richtigkeit in der Zeichnung. Er ſchrieb auch ein eigenes Buch von der Abtheilung des menſchlichen Körpers im Zeichnen, das 1525 zuerſt herauskam, und gleich nach ſeinem Tode 1528 wieder gedruckt ward. Ich beſitze die Ausgabe, die zu Arnheim 1604. in Fol. unter dem Titel Opera Alberti Dureri herausgekommen.

Man beſchuldiget ihn, daß ſeine Zeichnungen ein wenig ſteif gerathen und nicht viel Leben in der Stellung haben. Ferner rücket man ihm vor, daß er die Wahrſcheinlichkeit in den Sitten und Kleidungen (Coſtumi) nicht allemal beobachtet; z. E. die Juden in deutſchen Kleidungen. Es iſt freylich nicht gut; aber thun das nicht auch die heutigen Franzoſen noch? Z. E. der große Coypel, königl. Hofmaler zu Paris, hat im Don Quixote die ſpaniſchen Bauermenſcher, wie franzöſiſche Kammerkätzchen gemalet. Dürer ſtarb 1528. Seine Stücke ſind die Zierden aller Bilder- und Kupfercabineter. Auch bey uns im Richteriſchen, findet man ſie häufig. Ich habe vier kleine Stücke von ihm, die er 1511. 1513. und 1514. geſtochen hat.

1490. Albert Aldegraf, aus Soeſt in Weſtphalen, ein Schüler von Albrecht Dürern. Er brachte es hoch im Malen und Kupferſtechen: aber ſeine Stücke ſind ſelten. Nur in der Kirche ſeiner Vaterſtadt ſieht man ſeine Gemälde noch. Allein ſeine Kupferſtiche haben ſeinen Ruhm ſehr ausgebreitet. Seine Zeichnungen ſind richtig, ſeine Erfindungen ſinnreich, und ſein Ausdruck iſt anmuthig. Ich habe ſelbſt etliche kleine Stücke von ihm, die zwiſchen 1538. und 1555 geſtochen ſind, in welchem Jahre er geſtorben

ſterben iſt. Sie ſind ungemein zart geſtochen, aber trefflich gezeichnet und ſehr lebhaft ſchattiret.

1494. **Lucas von Leiden**, oder von Holland, geb. zu Leiden 1494. Die Natur hatte ihm viel Gaben verliehen; allein ſein gar zu großer Fleiß ſchwächte ihm dergeſtalt die Geſundheit, daß er jung, 1533 ſtarb. Die erſten Gründe lernte er von ſeinem Vater. Er malte mit Waſſerfarben und auf Glas, auch mit Oelfarben; und das Tag und Nacht. Er ſtach ſchon den heil. Hubert in Kupfer, als er 12 Jahr alt war; und im 15ten malete er ſeine Geſchichte. Zu ſeiner Zeit war die Perſpectiv noch unbekannt: gleichwohl bemerket man in ſeinen Bildern ſchon die Schwächung der Farben, um die Entfernung anzudeuten. Er war ein Nebenbuhler **Albrechts Dürers**, der zwar richtiger zeichnete, aber dieſem in der Zuſammenſetzung der Figuren nachgeben mußte. Doch waren ſeine Köpfe nicht verſchieden genug, und das Gewand nicht natürlich. Die Stellungen aber ſind ſchön, und ſein Pinſel iſt flüchtig, fein und geiſtig.

1498. **Martin Hemskerk**, ein Maler, geb. 1498. zu Harlem, geſt. 1574. Er ward zu ſeiner Zeit der holländiſche Raphael genennet. Er hatte ſich in Rom ſo ſehr nach den Alterthümern und Micheln Angelo geübet, daß ſeine Zeichnungen ſehr richtig geworden. Seine Erfindungen ſind reich und mannigfaltig, allein ſeine Schattirung iſt nachläßig, und ſein Gewand ſchwer: ſeine Köpfe aber haben nichts edles. Er war furchtſam und unruhig von Gemüth, ſammlete aber viel Geld, davon er ſich viele Goldſtücken in die Kleider nähen laſſen. Er machte ein Teſtament, davon jährlich etliche Mädchen verheirathet werden ſollten; die aber jährlich an einem gewiſſen Tage um ein Kreuz auf ſeinem Grabe tanzen mußten. Die vornehmſten Stücke von ihm ſind in den Niederlanden. Man hat viele davon in Kupfer geſtochen.

1498. **Johann Holbein**, ein Maler, geb. zu Baſel in der Schweiz 1498, geſt. zu London 1554. Er lernte die Kunſt von ſeinem Vater, und erreichte gleich in ſeinen erſten Verſuchen die Vollkommenheit. Er malte zu Baſel einen Baurentanz, und am Peterskirchhofe den Todtentanz, den man auch in Kupfer geſtochen hat. Rubens hat denſelben ſehr hochgeſchätzet. Er machte mit dem berühmten **Erasmus** Bekanntſchaft, und machte ihm die Zeichnungen zu ſeinem Lobe der Narrheit. Dieſer lobte ihn in ſeinen Schriften, und lockte ihn nach England zum Könige Heinrich dem VIII. Als er einmal eine königl. Kebsfrau malete, drang ſich ein ungeſtümer Hofmann, wider Holbeins Willen ins Zimmer: den er aber ſtehendes

Fuſſes die Treppe hinunter warf. Er mahlte Miniatur-, Waſſer- und Oelfarbe, und tuſchete gut. Seine beyden Stücke, der Triumph des Reichthums, und der Zuſtand der Armuth, ſind ſeine Meiſterſtücke zu London. Man hat in allen Cabineten etwas von ihm; wie denn auch Herr Zach. Richter, vornehmer des Raths allhier, verſchiedenes von ihm beſitzet. Unzählige Stücke davon ſind in Kupfer geſtochen. Z. E. Die Figuren zum Encomio moriæ bey der franz. Ueberſ.

1500. Peter Koch, gebürtig von Aleſt in den Niederlanden, ſtarb 1551. Er reiſete nach Wälſchland, und machte ſich hernach durch ſeine Aufſicht über verſchiedene Werke in der Baukunſt, Mahlerey u. d. g. die er in ſeinem Vaterlande führte, ſehr berühmt. Er gieng aus Begierde zu lernen nach der Türkey; und zeichnete verſchiedene türkiſche Gewohnheiten und Ceremonien, die man hernach in Holz geſchnitten. Karl der V. wählte ihn zu ſeinem Hofmahler und Baumeiſter. Er ſchrieb auch von der Geometrie, Baukunſt und Perſpectiv, mit einigen Holzſchnitten.

1545. Georg Hufnagel, geb. zu Antwerpen gegen 1545, geſt. 1600. Er ſollte ein Baumeiſter werden; allein die Natur trieb ihn zum Malen. Er wies einige von ſeinen Stücken dem Herzoge von Bayern, und erhielt viel Gnadenbezeugungen. Er gieng nach Italien, wo er ſich im Zeichnen feſtſetzete. Für Erzherzog Ferdinanden malte er 8 Jahre ein Miſſal; und das gilt für ſein Meiſterſtück. Kaiſer Rudolf zog ihn an ſich, und ließ ihn Thiere malen, welches ihm ungemein gelung. Er ſoll ſo gar ein deutſcher und lateiniſcher Poet geweſen ſeyn; doch habe ich noch nichts von ihm geſehen.

1550. Chriſtoph Schwarz, ein Maler, geb. 1550 zu Ingelſtadt, geſt. zu München. Wegen ſeiner vortrefflichen Kunſt ward er der deutſche Raphael genennet. Er hat unter dem Titian zu Venedig ſich geübet: und iſt in großen hiſtoriſchen Stücken berühmt geworden. Zu München findet man viele davon.

1550. Joh. Sadeler und Raphael Sadeler, zwene Brüder, davon jener 155[illegible] zu Brüſſel geb. und zu Venedig geſtorben iſt. Beyde waren Kupferſtecher. Jene ward aus einem Glockengießer ein ganz andrer Künſtler. Nach einigem Ruhme, den er ſich in Holland erworben, erwieß ihm der Herzog von Bayern viele Gnade, dafür er ſich noch durch beſſere Stücke dankbar zeigte. Er gieng darauf nach Italien; und überreichte einen ſeiner Kupferſtiche dem Pabſte Clemens dem VIII., dafür er nur Complimente erhielt. Darum gieng er voller Verdruß nach Venedig, und ſtarb bald nach ſeiner Ankunft.

Sein

Sein Bruder Raphael war sein Schüler, sein Neffe Aegidius aber, der 1570 zu Antwerpen gebohren war, ward auch ein Kupferstecher und starb 1629 zu Prag. Dieser erhielt vom Kaiser Rudolph eine jährliche Besoldung, die auch unterm Mathias und Ferdinand dem II. gedauret hat. Ich habe von dreyen Sadelern einige Stücke.

1472. Lucas Kranich, von Kranach, im Bambergischen geb. 1473. gest. zu Weymar 1553 den 16 Oct. im 81sten Jahre. Albrecht Dürers Beyspiel munterte ihn auf, nach gleicher Ehre zu streben. Es gelung ihm, und der Churfürst zu Sachsen rief ihn an seinen Hof. Er malete mehr Bildnisse, als Altertheiner. Doch pflegte er auch die Lucretia und alte Männer in Brustbildern, aber nach neuer Art gekleidet, überaus sauber zu malen. Seine stehende und nackte Lucretia, wird für sein Meisterstück gehalten, und ist itzo zu München in der churfürstl. Galerie zu sehen. Zu Wien, Prag, Dresden, und Wittenberg, sind noch viel Stücke von ihm; wie es denn auch hier im Richterischen Cabinete und sonst daran nicht fehlet. Sein Sohn hieß auch Lucas, und kam seinem Vater in der Kunst gleich. Er ward Bürgermeister zu Wittenberg. Man hat von beyden viel Holzschnitte, sonderlich in D. Luthers Bibeln. Der Sohn starb zu Wittenberg 1586.

George Pens, ein Maler und Kupferstecher von Nürnberg, war ein Schüler von Albrecht Dürern, und Raphaelu von Urbino. Er malte historische Sachen, stach sie auch sehr sauber nach Dürers Art in Kupfer. Er lebte theils in Nürnberg, theils in Breslau, und starb 1550. Sandrart beschreibt sein Verdienst: und ich habe selbst einige von seinen kleinen Stücken, die mit erstaunlichem Fleiße ausgearbeitet sind.

1550. Mattheus Brill, geb. 1550 zu Antwerpen, wo auch sein Bruder Paul 1554 gebohren war. Gregorius der XIII. hatte ihn nach Rom berufen, das Vatican zu malen; wohin ihm sein Bruder bald folgte, und sich bey ihm im Landschaftmalen besserte. Dieser Paul ahmte Titians und des Correggio Arten nach. In seinen letzten Jahren hat er auf Kupfer gemalet. Seine vornehmsten Stücke sind zu Rom; wo er auch zuweilen in frischen Kalk oder Gips gemalet hat. Er starb 1626. sein Bruder Matthäus aber war schon 1584 gestorben, und von dem hatte er die päpstliche Besoldung geerbet. Sixtus der V. ließ durch ihn die von jenem angefangenen Stücke vollenden.

1556. Johann Dach, ein Maler, geb. zu Cöln 1556. Sein Lehrer war Spranger, hernach gieng er nach Italien. Nach seiner Rückkunft nahm ihn Kaiser Rudolph der II. in Dienste. Seine Werke sind nach

den Ueberbleibsein des Alterthums, und der Natur eingerichtet. Er ward reich, und that verdienten Leuten viel gute.

1558. Heinrich Golz, ein Maler und Kupferstecher, geb. zu Mühlberg im Jülichschen 1558. gest. zu Harlem 1617. Er war kränklich wegen häuslicher Verdrüßlichkeiten; daher that er eine Reise, um die Cabinetter der Liebhaber zu sehen. Er vertauschete die Kleider mit seinem Diener, um nicht bemerket zu werden, und zog durch die größten Städte von Deutschland. Da besuchte er aller Maler Werkstäten. Sein vorgeblicher Herr wies auch seine Stücke: da er denn unerkannt die Urtheile hörete. Er gieng nach Rom und Neapolis, und studirte sehr die Alterthümer. Gemalet hat er wenig, aber desto mehr, und auf allerley Art gestochen. Man hat viel von seinen Kupferstichen, die er nach italienischen Zeichnungen gemachet. Sein eigener Geschmack war etwas hart; aber sein Grabstichel war so fein, als fest.

1564. Johann Rotenhammer, ein Maler, geb. 1564 zu München. Er lernte von mittelmäßigen Meistern: allein in Italien brachte ers hoch. Zu Venedig blieb er einige Zeit, und zeichnete dem Tintoret nach. Ob er nun gleich Liebhaber fand, und etwas verdienete: so war er doch ein schlechter Wirth. Kaiser Rudolph der II. lies ein Gastmahl der Götter bey ihm malen, welches ihm trefflich gerieth; und Ferdinand Herzog von Mantua bekam den Nymphentanz. Sein Geschmack war halb niederländisch, halb venedisch. Seine Köpfe sind ungemein, sonderlich in der Färbung; und seine Stücke sind höchst fleißig ausgearbeitet. Oft malete er kleine Stücke auf Kupfer; am liebsten aber nackte Figuren. Wenn er Aussichten von Landschaften brauchte, schickte er seine Stücke zum Breugel, oder Paul Brill. Zu Augspurg sind noch viele von seinen Stücken; und zu Paris auch ein Paar, ein Christus, und eine Danae.

1565. Peter Breugel, geb. 1565 bey Breda, in Holland. Er liebte die Sitten und Lebensart der Bauren, daher verkleidete er sich oft, und mengte sich in allen ihren Lustbarkeiten unter sie. Er malte auch ihre Gebärden, Sitten und lächerlichen Possen mit einer solchen Lebhaftigkeit, die alle Welt einnahm. Landschaften, Märsche von Soldaten, Plünderungen der Landkutschen, Tänze, und Bauerhochzeiten, sind seine meisten Stücke. Er hatte einen Sohn, der auch Peter hieß, und Feuersbrünste, Hexen und Teufel malete: weswegen der Peter den Zunamen des Alten bekommen hat. Man hat seine Bilder in Kupfer gestochen. Der König in Frankreich hat etliche Stücke von ihm. Sein andrer Sohn Johann Breugel,

gel, war auch ein Maler, aber hauptsächlich ein Blumen- und Fruchtmaler; hernach machte er auch Seestücke und Landschaften mit Thieren und Fuhrwerken. Rubens selbst ließ in seinen Stücken die Landschaften von ihm malen. Man hat in Paris verschiedenes von ihm.

1567. **Abraham Blömart**, gebohren 1567 zu Gerkum in Holland, gest. 1647. Sein Vater war ein Baumeister und Bildhauer, und ließ ihn von mäßigen Malern unterrichten. Aber sein Geist, und Fleiß in Nachahmung der Natur, hob ihn bald über sie empor. Er ward in allen Arten der Malerey gleich stark; doch hält man auf seine Landschaften am meisten. Seine Erfindungen sind reich und anmuthig; sein Gewand wohl ausgedruckt, sein Pinsel ist leicht, und im Schattiren stark. Oft hat er Figuren in Lebensgröße angebracht. Doch tadelt man ihn, daß er bisweilen die Natur verfehlet, indem er aus dem Kopfe gemalet. Uebrigens hat er den sogenannten niederländischen Geschmack. Cornelius Polenburg ist sein Schüler geworden. Außer Holland und Deutschland findet man wenig von seinen Stücken. Ein einziges davon hat der Herzog von Orleans, den Johannes in der Wüsten. Sein Sohn **Cornelius Blömart**, ist einer der berühmtesten Kupferstecher geworden.

1568. **Michel Janson Mireveld**, ein Maler in Holland, 1568 zu Delft gebohren. Man hat fast nichts als Bildnisse von ihm; darinn es ihm trefflich gelungen, und dadurch er sowohl Ehre als Vortheil erworben. Doch sind auch einige historische Gemählde von ihm in grosser Achtung. Man hat viele von seinen Bildnissen in Kupfer gestochen.

1574. **Adam Elsheimer**, ein Maler, geb. zu Frankf. am Mayn, gest. zu Rom 1620. Viel Fleiß und Geduld und vortreffliche Gaben, machten ihn bald berühmt. Er malete nach der Natur; und suchete bey Rom in den Ruinen, und entlegenen Oertern, wohin er sich aus melancholischem Geiste oft verlohr, seine Lehrbegier zu vergnügen. Sein Gedächtniß war so stark, daß er etliche Tage hernach, eine große Menge von Kleinigkeiten die er gesehen hatte, zeichnen konnte. Seine Stücke sind stark, und voller Leben; seine Erfindungen sinnreich. Er malte gern Nachtstücke und Mondscheine: er brachte aber sehr viel Zeit zu, ehe er etwas fertig bekam. Ob er gleich theuer bezahlet ward, blieb er doch arm, und gerieth in Schulden. Man hat viel von ihm gestochen.

1577. **Peter Paul Rubens**, ein großer Maler, geboren zu Cöln am Rheine 1577. gest. zu Antwerpen 1650. Sein Vater war aus einer großen Familie zu Antwerpen. Man ließ den jungen Rubens die schönen Wissen-

ſchaften lernten: und ſeine groſſe Fähigkeit machte die ſchönſte Hoffnung von ihm. Er ward als Edelknabe zur Gräfin Lalaing gegeben: allein dieſe Lebensart ſtund ihm nicht an; weil er Luſt zur Malerey hatte. Sein erſter Lehrer war **Adam van Oort**, und hernach **Otto Venius**. Dieſer war gelehrt, und formte ſeinen Lehrling durch Regeln und Exempel vortrefflich zu werden. In kurzem kennte man ſeine und ſeines Lehrers Stücke nicht mehr unterſcheiden. Darauf gieng er nach Italien; wo ihn der Herzog von Mantua lieb gewann, und in ſeinem Pallaſte eine Wohnung gab. Hier ſtudirte Rubens die Stücke groſſer Meiſter, des Julius Romanus, Titians, Tintorets und Pauls des Veroneſers. Dieſe lockten ihn nach Venedig. Hier bildete er ſich einen eigenen Geſchmack, da er vorhin auf des Caravagio Art gemalet hatte. In Rom malete er eine neue Kirche: dann kam er nach Genua, wo alles auf ihn wartete. Die Krankheit ſeiner Mutter rief ihn bald nach den Niederlanden zurück. Erzherzog Albrecht zog ihn an ſeinen Hof, und erwies ihm viel Ehre. Die Königinn Maria von Medicis in Frankreich rief ihn nach Paris, den luxenburgiſchen Pallaſt zu malen; welche Stücke man in Kupfer hat. Sie kam oft mit allem ihrem Gefolge ihm zuzuſehen, und war ſo vergnügt über ſeinen Umgang, als über ſeine Kunſt. Der Herzog von Buckingham fäſſelte ihn auf eine beſondre Art; und redete von Staatsſachen mit ihm; ja er trug ihm ein Geſchäfft an Erzherz. Albrechts Wittwe, Iſabellen auf, um den Zwiſt der Spanier mit England zu heben. Er war glücklich darinn, und dieſe ſchickte ihn an den König von Spanien **Philipp IV.** mit Friedensvorſchlägen. Der König ſchlug ihn zum Ritter und machte ihn zum geh. Secretär; ſchickte ihn auch nach England als Geſandten: Carl der I. ſchlug ihn auch zum Ritter und ſchenkte ihm einen koſtbaren Ring.

Kaum kam er nach Spanien zurück, ſo beſchenkte ihn der König mit dem goldnen Schlüſſel, und machte ihn zum Kammerjunker, und Staatsſecretär in den Niederlanden. Hier heirathete er, die ihrer Schönheit wegen berühmte Helena Forment, theilte ſeine Zeit in Staatsſachen und ins Malen; und lebte in gröſtem Anſehen. Seine Wohnung war prächtig: und er bekam von vielen Fürſten Beſuche. In währendem Malen ließ er ſich die berühmteſten Schriftſteller vorleſen. Daher er denn ſo gelehrt ward, als ſeine Erfindungen in allegoriſchen Stücken es zeigen. Er war reich an Gedanken und Einfällen, einerley auf vielerley Art zu zeichnen. Seine Stellungen ſind natürlich und mannigfaltig; ſonderlich ſind ſeine Köpfe ſchön. In der Schattirung und im Lichte hat ihn niemand übertroffen. Dabey ward ihm die Arbeit ungemein leicht; daher auch einige

Fehler

Fehler bisweilen mit unterliefen, davon die recht ausgearbeiteten Stücke frey sind. Man hat sehr viel Gemählde von ihm, sonderlich zu Brüssel, Antwerpen, Gent, London, Paris und in Spanien. Herr Rathsherr Richter allhier besitzet auch einige davon. Man hat viele seiner Stücke in Kupfer gestochen. Seine vornehmsten Schüler sind von Dyck, Diepenbeck, Jordans, von Tulden u. a. m.

1580. Jost Momper, ein niederländischer Maler, war um 1580 geb. Dieser ist in Landschaften vortrefflich gewesen. Er hat nicht den grossen Fleiß seiner Landsleute nachgeahmet, sondern sich eine rauhe und nachläßige Art erdacht, weswegen seine Stücke sehr gesuchet werden. Indessen thun sie in einer gewissen Entfernung eine treffliche Wirkung, weil er durch seine Kunst in Auftragung der Farben, die Einbildungskraft recht artig zu rühren gewußt. Man rücket ihm vor, daß er in den Ländereyen das Gelbe zu sehr gebrauchet. Jacob Fouquieres ist sein Lehrling gewesen. Der König in Frankreich hat sechs Landschaften von ihm in seinem Cabinette.

1586. Cornelius Polenburg, ein Maler, geb. 1586 zu Utrecht, gest. ebend. 1660. Sein Lehrer war Abr. Blomart, hernach gieng er nach Italien, mit dem Vorsatze bey seiner Art zu bleiben. Er unterließ aber nicht in Rom nach der Natur, und den besten Meisterstücken sich zu üben. Er liebte die kleinen Stücke, und die geriethen ihm am besten. Der Großherzog zu Toscana wollte von seiner Arbeit gern etwas haben: und König Karl der I. in England ließ ihn nach London kommen, und gab ihm viel zu thun. Er hat schöne Landschaften gemachet und die Natur mit vieler Wahrheit ausgedrücket. Oft zeigen seine Stücke alte Ruinen von Rom. Sein Pinsel ist leicht, und fleischigt: sein Himmel ist recht durchsichtig. Der König von Frankr. und Herz. von Orleans haben viel von ihm.

1592. Gerhard Homorst, ein Maler geb. 1592 zu Utrecht, gest. 1660. Blomart war sein Lehrer. Eine Reise nach Wälschland, und der Fleiß, Carrachs Schildereyen nachzuahmen, machten ihn vollkommener. Er liebte die Nachtstücke; und darinn übertraf ihn keiner. Auch historische Stücke sind von ihm zu Utrecht, und zu London, sonderlich zu Herzogenbusch, beym Haag. Sein Verstand und seine Sitten waren so schätzbar, als seine Kunst. Der vornehmsten Leute Kinder kamen in sein Haus, zeichnen zu lernen. Ja er hatte die Ehre die Kinder der Königinn von Böhmen, der Schwester Königs Karls von England, Unterricht zu geben, darunter sich die Prinzeßin Sophia sehr hervor that.

1593. **Matthäus Merian**, eines Rathsherrn Sohn aus Basel, geb. 1593. Sein Lehrer hieß Mayer, hernach gieng er nach Frankreich, und Italien, und endlich zurück nach Stutgard. Hier fand er Brendeln, mit dem er verschiedene Historien in Kupfer verfertigte; und wandte sich sodann nach Frankreich, wo sich Theodor de Bry aufhielt, dem er die Beschreibung von Virginien stechen half; auch hernach seine Tochter heirathete, und mit sich nach Basel führete. Der älteste seiner Söhne legte sich aufs Bildniß malen; der zweyte Caspar, ward ein Kupferstecher. Das Theatrum Europäum ist durch des Vaters Fleiß gezieret worden, seiner Topographien zu geschweigen. Er starb 1651 zu Schwalbach bey der Brunnencur. Gottfrieds Chronik, und Zeilers Itinerarium, sind ebenfalls Denkmäler seiner Kunst.

1594. **Jacob Jordaans** ein Maler geb. 1594 zu Antwerpen, gest. ebend. 1678. Sein Lehrer hieß Adam van Oort. Er hatte einen glücklichen Kopf, und es gelung ihm bald: daher ihm sein Lehrer seine Tochter gab. Er malte alle italienische Stücke nach, die er bekommen konnte, sonderlich Carrache, Titians, Pauls des Veroneſers, u. d. m. Aber die Natur blieb seine größte Lehrerinn. Rubens selbst ward eifersüchtig auf ihn. Sein Pinsel war kühn und stark. Daher ließ Rubens, um ihn zu schwächen, es ihm auftragen, für den König von Spanien Tapeten mit Wasserfarben zu malen, um ihn von den Oelfarben abzuziehen. Allein Jordaans blieb so stark als vorhin. Sonderlich malte er große und erhabene Dinge glücklich: z. E. für Carl Gustaven König in Schweden, XII. Stücke von der Paſtion, die für Meisterstücke gelten; ingl. eins 40 Fuß hoch, zu Ehren Prinz Fried. Heinrichs von Nassau. Seine Schattirungen waren unvergleichlich. Sein vornehmster Lehrling war Bartolet Flameel.

1599. **Anton van Dyck**, (d. i. van Dyk) geb. 1599 zu Antwerpen, gest. 1641. zu London. Seine Mutter malete Landschaften, und lehrte ihn von Jugend auf zeichnen. Darauf kam er zum van Balen, und endlich zum Rubens in Arbeit; dem er viel an seinen Stücken half. Er hat viel historische Stücke, sonderlich aber Bildnisse gemahlet; darinn er so vortrefflich ward, daß man ihn den König der Bildnisse genennet. Er ward sehr reich, aber dabey in seiner Kunst allmählig nachläßiger; daher sein Aufwand ihn auch wieder arm machte. Er gieng nach Frankreich und nach England, wo ihn Carl der I. bey sich behielt. Indessen war er weder so allgemein, noch so gelehrt in seiner Kunst, als der große Rubens. Er malte alle Bildnisse nach der Mode in Kleidung, die damals üblich war.

Hertius, Nicolaus, 579. 640
Heumann, Chriſtoph Auguſt, 117 * 128. 201. 529 - 53 *
Hickeſius, Georgius, 415
Hofmann, Joh Adolph, 117 *
Hochberg, Wolf Helmhard von, 541 - 576 *
Horatius, Flaccus, 651
Hund, Wiguleius, 298

J.

Iulianus, Imperator, 644
Junker, Chriſtian, 639
Jungmichel, Joh. Caſpar, 169 *
Iunius, Franciſcus, 423. 427
- Hadrianus, 636. 638

K.

Korthold, Chriſt. 301
Köler, Johann David, 191 - 209 * 424
Krauſe, Johann Gottlieb, 255 - 273 * 623
Kriegk, George Nicolaus, 131
Kriegsmann, Chriſtoph 636
Kulpiſius, Joh. Georg, 641

L.

Lambecius, Petrus, 195. 579
Lazius, Wolffgang, 640
Lediard, Thomas, 38
Leibnitz, George Wilhelm, 267. 293 - 308 *
Leopold, Chriſtoph, 25
Lindenbrog, Friedrich, 423
Lipſius, Iuſtus, 577 637
Litzel, George, 438. - 448 *
Loubere, Simon de la, 597
Long, Iacobus le, 577
Lubinus, Eilhardus, 363
Lucanus, M. Ann. 647
Ludwig, Chriſtian, 36
Luther, Martin, 446 *

M.

Mabillon, Joh. 579. 635
Maffei, Scipio, 55
Maior, Elias, 137
Martin, Jacob, 71
May, Joh. Friedrich, 65.
Meibom, Henrich, 613. 639. 610
Meier, Gerhard, 301
Mela, Pomponius, 645

1606. **Rembrandt**, vom Rhein, Maler und Kupferſtecher, der Sohn eines Müllers, geb. 1606. auf einer Mühle, am Rheine, wo er nach Leiden fließt. Sein Vater that ihn in eine Schule zu Leiden: allein ſeine Neigung zur Malerkunſt zog ihn von allem Studiren ab; ſo daß er kaum leſen lernete. Er hatte viele Lehrmeiſter, die er bald durch ſeinen Fortgang in Erſtaunen ſetzte. Darauf kehrte er wieder zu ſeinem Vater und malte für ſich, und ſtrebte der Natur ſo ähnlich zu kommen, als es möglich war. Ein kleines Bild, das ein Liebhaber mit 100 fl. bezahlte, machte ihn in ganz Holland berühmt. Er malte mehrentheils nur Bildniſſe, und wenig hiſtor. Gemählde. Den Grund ſeiner Stücke machte er ganz ſchwarz, um keinen Fehler wider die Perſpectiv zu begehen; die zu lernen er keine Geduld hatte. Man rücket ihm viel Unzichtigkeiten vor; in die er fiel, weil er keine Alterthümer ſtudiren wollte: ob er gleich eine Sammlung italieniſcher Zeichnungen und Kupferſtiche hatte; die er aber auch nicht brauchete.

Uebrigens wird **Rembrandt** unter die berühmteſten Künſtler gerechnet. Er hatte von Natur einen glückl. Witz, und gründlichen Kopf. Die Schattirung verſtund er über die maßen wohl; und in dem fleiſchichten Theile der Bildniſſe that er es dem Titian gleich. In der Nähe ſehen ſeine Bilder rauch, und höckerigt aus; aber in der Ferne thun ſie eine wunderbare Wirkung. Seine Farben harmoniren alle, und ſeine Bilder ſcheinen erhaben zu ſeyn. Sonderlich ſind ſeine alten Köpfe ſehr rührend. Die Wahrheit der Natur leuchtet aus allem hervor. Die Kupfer von ſeiner Arbeit ſind ſonderbar. Es ſcheint alles nur von ungefähr gekritzelt und gekratzet zu ſeyn, ohne Ordnung und Regel der Striche; und doch fallen ſie unvergleichlich ins Auge. Sein Meiſterſtück iſt Chriſtus, wie er die Kranken geſund machet: das koſtet 100 fl. Man hat ſeine Art zu malen und in Kupfer zu ſtechen auch nachgeahmet.

1606. **Joachim Sandrart**, ein Maler, iſt mehr wegen ſeiner Schriften von der Malerkunſt, und wegen der von ihm zu Nürnberg geſtifteten Malerakademie, als wegen ſeiner Gemählde berühmt. Doch iſt er mit zu den beſten Künſtlern ſeiner Zeit gerechnet worden. Er war 1606. zu Frankf. a. M. geb. und iſt ſehr alt geſtorben. Der König in Spanien verlangte 12 Bilder von den beſten Künſtlern zu Rom, und da traf die Reihe auch unſern Sandrart, mit einem Guido, Guerchin, Joſepin, Maſſini, Gentileſchi, Peter von Cortone, Valentin, Sacchi, Lanfranc, Dominiquin, und Pouſſin um die Wette zu arbeiten. Man hat die 12 Monathe des Jahres von ihm in Holland in Kupfer geſtochen. Er hat auch hiſtoriſche Gemählde, und viel Bildniſſe gemachet. Sein Neffe, Jakob Sandrart iſt ein ſehr

ange-

angenehmer Kupferſtecher, und ſeine Tochter ſelbſt iſt ſehr geſchickt in dieſer Kunſt geworden.

1608. **Adrian Brauer**, ein Maler zu Oudenarde 1608. geb. und zu Antwerpen 1640 geſtorben. Er hatte treffliche Gaben, er malte ſchon als ein Kind Bauernſtücke und Soldaten, ingleichen Blumen und Vögel auf Leinwand, die ſeine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein Maler gieng zum Glücke daſelbſt durch, und nahm ihn in die Lehre; wo er in kurzem ſtark ward. Hals ſperrete ihn auf einem Boden ein, und ließ ihn lauter kleine Stücke malen, die er ſehr theuer verkaufte. Aber Brauer lief davon, und floh in eine Kirche. Man fand ihn, und hielt ihn gelinder: aber er entwich noch einmal nach Amſterdam, wo er ſich ſelbſt forthalf, weil ſein Ruhm ſchon bekannt war. Er lebte aber ſehr übel, und lag immer in den Bierhäuſern des Pöbels. Er ward einmal von Spitzbuben ausgezogen; darauf malte er ſich ein leinen Kleid mit indianiſchen Blumen, ſo natürlich, daß das Frauenzimmer nach dem Zeuge fragen ließ. Rubens hat ihn ſehr bewundert.

1610. **Johann Both**, geb. zu Utrecht 1610. Man nennet ihn Both von Italien, weil er ſich lange daſelbſt aufgehalten; um ihn von ſeinem Bruder Andreas zu unterſcheiden. Sie ſtarben beyde 1650. Sie ſtudireten, reiſeten und maleten mit einander: Johann malete die Landſchaften, der andre Thiere und Menſchen. Daher wurden nun die Stücke deſto vollkommener, weil ein jeder in dem Seinigen vortrefflich war. Sie wurden ſehr geſuchet und theuer bezahlet: ob ſie gleich eine große Menge lieferten. Ihr Pinſel war leicht und lebhaft, die Farbenmiſchung friſch, und reizend; ihre Erfindungen waren feurig. Sie ertrunken beyde in einem Canal. Man hat auch einige Kupferſtiche vom Johann Both; wie man denn auch ihre Stücke nachgeſtochen hat.

1610. **Johann Wilh. Bauer**, ein Maler und Kuperſtecher geb. zu Straßburg, geſtorben zu Wien 1640. Er war ein Schüler Friedrich Brendels, ſie maleten beyde auf Pergament. Er ward in Landſchaften vortrefflich, und hat die Baukunſt mit der größten Richtigkeit ausgedrücket. Seine gemeinſten Bilder ſtellen Ausſichten, Aufzüge, Proceßionen, Schlachten, Ungewitter, u. d. gl. vor. Ueberall ſieht man viel Wahres, Kraft, Feuer, und Natur. Seine Perſonen erſcheinen etwas klein, aber in voller Bewegung, und ſehen ſonderbar aus. Nackte Figuren aber geriethen ihm nicht.

Seine

Seine Kupferſtiche ſind von ſehr feinem Grabſtichel und übrigens flüchtig und geiſtig. Man hat viel Abdrücke davon, und von mancherley Sachen. Sonderlich hält man auf ſeine Verwandlungen Ovids und bibliſche Geſchichte viel. Man hat ſeine Bilder auch nachgeſtochen, und Franz Goubeau von Antwerpen hat ihm nachgeahmet.

1610. **Adrian von Oſtade**, ein Lübeker geb. 1610. und geſt. 1685. Er folgte mehr der Natur, als ſeinem Meiſter **Franehals**: und trug ein beſonders Belieben, die Gebärden, Stellungen und Bewegungen der Betrunkenen zu beobachten. Daher malte er insgemein das Innere der Schenken und Bierhäuſer, Bauerhäuſer und Ställe. Seine Schattirungen, und ſein Pinſel aber waren unvergleichlich. Man hat in Paris viel von ihm.

1611. **Joh. Karl Loth**, ein Maler, geb. 1611. zu München, geſt. 1698. zu Venedig, lernte von ſeinen beyden Aeltern zeichnen. **Michel Angelo** und der Ritter **Liberi** waren ſeine Lehrer im Malen. Er ward in der Farbenmiſchung ſtark; hatte auch ſonſt gute Eigenſchaften: daher ihn Kaiſer Leopold zu ſeinem vornemſten Hofmaler machte.

1613. **Thomas Boſchartz**, ein Maler, geboren zu Berg im Jülichſchen 1613. malte ſich ſelbſt ohne Lehrer, nach einem Spiegel ab, als er nur 12 Jahre alt war. Darauf gab man ihn in die Lehre. Er ſetzte ſich zu Antwerpen. Der Prinz von Oranien, verliebte ſich in ſeine Bilder, kaufte ſie alle weg, und rief ihn nach dem Haag, ihm ſeinen Pallaſt zu zieren. Er verſtund ſich gut auf die Allegorie. Seine Erfindungen ſind lebhaft und ſinnreich, und machten ſeine Figuren ſtark. Seine Farbenmiſchung war auch vortrefflich.

1620. **Abraham Diepenbeck** ein Maler, geb. zu Herzogenbuſch im 1620. Jahre. Er ſtudirte ſeine Kunſt unter dem großen Rubens. Anfänglich malte er auf Glas; hernach mit Oelfarbe. Man hat mehr Zeichnungen, als Bilder von ihm. Er hat einen trefflichen Geiſt; und ſeine Erfindungen ſind anmuthig. Das Schattiren, und die Farbenmiſchung verſtund er trefflich. Das vornehmſte Werk von ihm iſt der Muſentempel. Er hat viel geiſtliche Stücke gemachet.

1621. **Adrian van Everding**, ein Maler und Kupferſtecher, der in Landſchaften und Seeſtürmen ſehr geſchickt geweſen. Er hat unter andern die Figuren zum Reineke Fuchs geätzet, den ich in der neueſten Ausgabe ans Licht geſtellet. Er war gebohren zu Alkmar, 1621. Und weil er alſo ein Landsmann Himicks von Alkmar, des Verfaſſers von Reinecken dem Fuchſe

geweſen: ſo hat er demſelben die Ehre angethan, ſelbigen auszuzieren. Er ſtarb 1675. in Holland, ob er gleich eine Zeitlang in Norwegen gelebet hatte.

1624. **Niklas Berghem** von Amſterdam, ein Maler und Kupferſtecher, geb. 1624. Sein Vater hieß Claſien; und **Berghem** iſt nur ein Zunamen, den er ohngefähr bekommen, als er in einer Gefahr war, und man einander zurief, ihn zu bergen oder zu retten. Er übertraf bald alle ſeine Lehrmeiſter. Das Malen war ihm nur ein Spiel. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er zu Beutheim zu, aus welchem Schloſſe er die angenehmſten Ausſichten hatte, und abſchilderte. Auch das Schloß ſelbſt brachte er in ſeine Proſpecte. In Landſchaften iſt er einer der ſtärkſten. Seine Stücke ſind reich und mannigfaltig; ſeine Farbenmiſchung iſt lebhaft, ſein Pinſel leicht, ſehr kühn in den Lichtpuncten, und in Entwerfung des Himmels; endlich auch ſehr glücklich in Thieren. Er ätzete auch Thiere und Landſchaften in Kupfer. Der König in Frankreich hat nur zwey Gemälde von ihm in ſeiner Gallerie. Er ſtarb 1683.

1624. **Theodor Helmbrecker**, ein Maler, geb. zu Harlem im 1624. Jahre und geſt. ebend. 1694. Sein Vater wollte ihn zum Muſicanten machen: allein er hatte zum Malen Luſt. Grebber ward ſein Lehrer; aber er gieng weiter und übte ſich nach andrer Meiſter Stücken. Er kam nach Rom, wo ihn die mediceiſchen Fürſten ins Haus nahmen. Da vergalt er ihre Großmuth mit auserleſenen Arbeiten. Er malte allerley kleine eigenſinnige Stückchen, aber auch viel geiſtliche Sachen. Sein Pinſel iſt voller Wahrheit, und voll lebhafter Ausdrücke. Ein großer Reichthum in Erfindungen, eine treffliche Hebung, und eine beſondre Kenntniß der Farben, unterſcheiden ſeine Stücke ſehr.

1636. **Caſpar Netſcher**, ein Maler, geb. 1636 zu Prag, geſt. im Haag 1684. Sein Vater war ein Kriegsbaumeiſter in polniſchen Dienſten geweſen. Seine Mutter flüchtete bey Nacht mit dieſem Kinde auf dem Arme nach Arnheim; wo ihn ein Arzt, Tulkens, zur Arzneykunſt auferziehen wollte. Allein die Natur trieb ihn zum Malen: und er lernete es bey einem Glaſer, der daſelbſt der einzige war. Er gieng hernach nach Deventer, wo Terbourg, ein Maler, Burgermeiſter war. Allein Netſcher malete nach der Natur. Er wollte nach Rom, allein zu Bourdeau verliebte er ſich in eines Kaufmanns Nichte und heirathete ſie. Er kam zurück nach Holland, und ward in Bildniſſen vortrefflich; ſchlug auch eine Beſoldung König Carls des II. in Engl. aus. Seine Zeichnung war richtig, ſein Pinſel fein, zart und fleiſchigt. In Frankf. hat man einige Stücke von ihm.

1640.

1640. Gerhard Laireß, ein Maler und Kupferſtecher geb. 1640 zu Lüttich, geſtorb. 1711 zu Amſterdam. Er hatte einen aufgeräumten Kopf. Poeſie und Muſik waren ſein Vergnügen. Sein Vater war ein Meiſter im Zeichnen; und er, der Sohn, malte ſchon im 15ten Jahre Bildniſſe. Er erwarb und verthat ſehr viel: ja er wäre durch eine Buhlſchweſter bald ermordet worden. Darauf heirathete er. Die Dichtkunſt u. die Malerey verſtund er vollkommen: denn er erfand viel ſchöne Gemälde zu groſſen Stücken. Er ätzte auch viel in Kupfer, und andre ſtachen ſeine Bilder nach. Man tadelt, daß er ſeine Figuren etwas zu kurz, und nicht gar zu anmuthig gemachet. Er hat noch drey Brüder gehabt: die zween älteſten malten Thiere, Jakob aber Blumen. Wir haben ein Buch von der Malerkunſt von ihm.

1640. Gerhard Edelinck, ein Kupferſtecher, geb. zu Antwerpen, ſtarb 1707 ſehr alt. Der groſſe Ruhm dieſes Künſtlers, beweg Ludewig den XIV. ihn nach Frankreich zu ruffen. Alle ſeine Kupferſtiche waren ſoviel Meiſterſtücke. Es iſt ein unvergleichlicher Grabſtichel, eine Hebung, und eine Schattirung, die ganz wunderwürdig iſt. Sein Fleiß, und ſeine Fertigkeit machten, daß man ſehr viel von ihm hat. Er hat eine heil. Familie nach Raphaels Bildern geſtochen: und iſt in hiſtoriſchen Stücken ſo ſtark, als in Bildniſſen geweſen. Die Familie des Königs Darius, und ſeine Maria Magdalena, nach le Bruns Malerey, ſind auch vortrefflich: und er ſelbſt hat ſie nicht genug bewundern können. Im hieſigen Richteriſchen Cabinete, iſt ein groſſer Vorrath ſeiner Stücke zu ſehen.

1648. Gottfried Kneller, geb. zu Lübeck 1648. geſt. zu London 1717. ungefähr. Er legte ſich anfänglich aufs Hiſtorien malen, endlich aber auf Bildniſſe, welche mehr eintrugen. Der engliſche Hof gab ihm Arbeit genug, und Carl der II. machte ihn zu ſeinem erſten Hofmaler; König Wilhelm zum Ritter; Kaiſer Leopold aber zum Reichsritter; beſchenkte ihn auch mit einer goldenen Kette mit anhangender Schaumünze. Endlich ward er zum Varon von England gemacht. Man hat viele von ſeinen Stücken in Kupfer geſtochen. Sein Pinſel iſt feſt, ohne hart, oder ſteif zu ſeyn; und ſeine Farbenmiſchung iſt ſaftig. Insgemein zieret er ſeine Stücke mit Landausſichten oder mit Baukunſt.

1648. Um dieſe Zeit hat ein heſſiſcher Oberſtlieutenant, von Siegen, der reg. Landgräfinn von Heſſencaſſel Bildniß, zuerſt in ſchwarzer Kunſt auf Kupfer gebracht, und dadurch dieſe artige Kunſt erfunden. Prinz Robert, Pfalzgraf am Rhein iſt ihm gefolget, und hat ſie zur Vollkommenheit gebracht; dem hernach Vaillant nachgegangen.

1657. **Klingſtädt**, ein Maler, geb. aus Riga in Liefland, geſt. 1734. zu Paris. Er wollte ein Soldat werden; und doch die Malerkunſt treiben. Er that beydes mit Tapferkeit und Geſchicke. Er hat ſehr freye Materien erwählet; aber man kann nicht ſagen, daß ſeine Zeichnung die richtigſte geweſen. Indeſſen ſieht man viele ziemlich ſchätzbare Stücke von ihm. Mehrentheils tuſchete er nur, aber in Miniatur war er vortrefflich; und wußte ſeine Figuren ſehr zu heben, und ſichtbar zu machen.

1660. **Wolfgang** und **Lucas** die **Kiliane**, ſind ein paar treffliche Kupferſtecher, geb. aus Augſpurg geweſen. Imgleichen hat der erſte ein paar geſchickte Söhne **Barthel** und **Philipp** hinterlaſſen. Sie haben ſich einen großen Ruhm mit Bildniſſen groſſer Herren und andrer vornehmen Leute erworben. Auch große Inventionsſtücke zu katholiſchen Diſputationen in reg. Fol. und größre, hat man von ihnen, darinn eine treffliche Zeichnung und ein glücklicher ſtarker Grabſtichel herrſchet. Ihre Art hat ſo etwas beſonders, daß man ihre Stücke unter vielen von weitem kennet. Ich habe etliche Stücke von dem einen.

1665. **Andreas Wolfgang** ein Sachſe, hat ſich in Augſpurg feſtgeſetzet. In Sandrarts Maler-Akad. ſind Stücke von ſeiner Hand, die ihm viel Ehre machen. Er hat auch zu Büchern der Gelehrten viel ſchöne Kupfer verfertiget.

1666. **Joh. Dan. Preisler**, geb. 1666 zu Nürnberg. Sein Lehrer war Joh. Murer, iſt in Hiſtorien und Bildniſſen ſtark geweſen, und hat mit an den Bildſäulen des groſſen Gartens in Dresden gearbeitet. Er ſtarb 1737. zu Nürnberg.

1666. **Joh. Cupezky**, geb. 1666 in Böhmen, ſein Lehrer hieß Claus; war unvergleichlich in Bildniſſen. Doch hat man auch etliche geiſtl. und Hiſtorienſtücke von ihm. Er hat lange in Wien und Nürnberg gelebet, und ſtarb 1740. Der Markgraf von Bayreuth hat viel von ſeinen Stücken.

1674. **Geoegr Liſievsky**, geb. bey Marienwerder in Preußen 1674. war überaus ſtark in Bildniſſen, hat ſich in Berlin niedergelaſſen, und iſt daſelbſt vor wenig Jahren geſtorben. Er hat einen Sohn nachgelaſſen, der gleichfalls ſehr geſchickt iſt. Jener war ſein eigener Lehrer und Schüler.

1685. **Balthaſar Denner**, ein Hamburger 1685. geb. iſt in Bildniſſen, Fruchtſtücken, ſonderlich alten Köpfen ungemein ſtark geweſen. In Wien und ſonſt an vielen Orten hat man Köpfe von ihm. Er hat ſich zu Hamburg und Amſterdam am meiſten aufgehalten.

1685. Alex. Thiele, aus Erfurt 1685 geb. Ein trefflicher Landschaftmaler; iſt der erſte, der in Paſtellfarben Landſchaften gemachet. Er hat bloß nach der Natur ſtudiret. Ich habe ein Stück von ihm.

Georg Philipp Rugendas, ein Augſpurger, war ſtark in der ſchwarzen Kunſt, ſonderlich in Reutſchulen und Schlachtſtücken, darinn er die Pferde unvergleichlich ausdrückete.

Noch ein andrer Wolfgang hat ſich zu Berlin niedergelaſſen, und ſonderlich durch Bildniſſe die er ungemein zart und nach Miniaturart mit lauter Puncten geſtochen, hervorgethan. Man hat Dinglingers und Brockeſens Bildniſſe ſonderlich hochgeſchätzet; wiewohl er viel andre ſchöne Stücke ausgefertiget hat.

Heumann und Sperling, imgl. Tyroff, ſind auch drey berühmte Kupferſtecher dieſer Zeiten, die theils in Nürnberg, theils in Göttingen gelebet. Die ſcheuchzeriſche Bibel, und Meyers Acta Pacis prangen mit ihren Meiſterſtücken.

1689. Anna Maria Wernerinn, iſt zu Danzig den 25ſten März 1689 gebohren. Ihr Vater hieß Andreas Haydt, und war 1661 den 14 März zu Augſpurg gebohren, hatte ſich als ein künſtl. Gold und Silberarbeiter in Danzig, und hernach in Berlin niedergelaſſen. Seine Verältern waren 1581 von Kaiſer Rudolfen dem II. in den Adelſtand erhoben, und von Leopolden, unter dem Namen von Krailsheim beſtätiget worden. Im 1702ten Jahre zog er mit den Seinigen nach Berlin, als ſeine Tochter im 13ten Jahre ſchon im Zeichnen und Malen eine groſſe Geſchicklichkeit beſaß, wozu er ſie ſelbſt angeführet hatte. Daſelbſt war der berühmte Joſeph Werner aus Bern in der Schweiz, Director der königl. Malerakademie: und deſſen Sohn, gleichfalls ein geſchickter Maler, Chriſtoph Joſeph, heirathete dieſelbe, als ſie kaum 15 Jahre alt war. Sie gab anfänglich vornehmen Fräulein in Berlin Unterricht im Zeichnen, und fand auch durch Bildniſſe in Oelfarben, großen Beyfall und Verdienſt, ſo, daß ſie in den gröſten Häuſern wohl gelitten war. Im 1719ten Jahre, begab ſie ſich nach Dresden, den prächtigen Einzug der damaligen Churprinzeſſinn anzuſehen, und ihre Aeltern zu beſuchen, die ſich nach Königs Friedrichs des I. Tode, dahin begeben hatten. König Auguſt ſuchte darauf Zeichner, die eine ſo merkliche Feyerlichkeit durch glückliche Abbildungen auf die Nachwelt bringen konnten. Dazu ward nun Frau Wernerinn, mit einem anſehnlichen Gehalt aus Berlin berufen. Seit 1720 alſo hat ſie ſich daſelbſt, theils mit dieſer Arbeit, die noch auf dem königl. Kupfer Cab. gewieſen wird, theils mit Abzeichnung der Bildſäulen des großen Gartens, die in dem Recueil de Statues antiques geſtochen worden, theils mit Ma-

leren und Zeichnungen für Gelehrte zu Kupferſtichen beſchäftiget, und überall groſſen Ruhm erwörben. Sie ſtarb 1753 den 23. Novemb. und ließ einen einzigen Sohn, Joſeph Wernern, königl. Hofmaler in Warſchau, und Herrn Gobel, kön. Miniatur, und Emailmaler, als geſchickte Lehrlinge nach.

In Leipzig haben wir den ſel. **Martin Bernigeroth**, als einen groſſen Künſtler im Kupferſtechen gehabt: der ſonderlich in Bildniſſen eine groſſe Stärke gewieſen. Aus ſeiner Schule ſind **Roſibach**, der aber zeitig ſtarb, und Herr **Siſang** gekommen, der noch täglich ſtärker wird. Seine beyden nachgelaſſenen Söhne treten rühmlich in ſeine Fuſtapfen. Der älteſte arbeitet gleichfalls in Bildniſſen, darinn er ſeinen Vater an Geiſt, Fleiß und Stärke noch übertrifft; wie die Bildniſſe des letzten Herzogs zu Weißenfels und des Königs und der Königinn zu Dännemark zur Gnüge zeigen. Der jüngere aber hat ſich in allerley kleinen Galanterieſtücken, Erfindungen zu Bücherzierrathen, imgleichen in Leichengepränge fürſtl. Begräbniſſe u. d. gl. gewieſen.

Endlich hat Deutſchland die Ehre, daß es die beyden ſtärkſten Künſtler im Kupferſtechen, den Hrn. **Schmidt** in Berlin, als einen gebohrnen Brandenburger, und den Herrn **Will** in Paris, einen gebohrnen Heſſen hervorgebracht. Beyde trotzen itzt allen franzöſiſchen Meiſtern, durch ihren unvergleichlichen Grabſtichel, der an richtiger Zeichnung, lebhafter Ausbildung, und glücklicher Erreichung der Natur ſchwerlich ſeines gleichen hat. Des letztern Meiſterſtück ſcheint der Graf von St. Florentin zu ſeyn: darinn alles vereiniget iſt, was das Auge eines Kenners bezaubern kann. Und in Ermangelung eines Dürers, Rubens und Edelings, würde Deutſchland durch ihn allein zeigen können, daß ſeine Kinder an Geſchick zu den ſchönen Künſten, Wälſchland und Frankreich gleich gehen.

Noch muß ich ein paar Liebhaber dieſer Kunſt bekannt machen, die verdienen den groſſen Künſtlern an die Seite geſetzet zu werden. Der erſte iſt Herr **Johann Friedrich Reiſſtein**, der hochfürſtl. Edelknaben des regier. Landgrafen zu Heſſencaſſel Hofmeiſter, gebürtig aus Preuſſen bey Königsberg. Ob ſich derſelbe gleich von Jugend auf den Studien gewidmet, ſo hat ihn doch ein natürlicher Trieb allezeit zum Zeichnen getrieben. Er war ſchon ſehr weit darinn gekommen, als er im 1743ſten Jahre nach Berlin kam, und ſich bey dem berühmten Pesne, und andern Meiſtern vollkommener zu machen ſuchte. Er blieb nicht allein beym Tuſchen und Miniaturmalen, ſondern ſchritt fort zum Paſtellmalen und zu den Oelfarben: und darinn hat er ſich, ſeit dem zehnjährigen Aufenthalte zu Caſſel, ſo vollkommen gemachet, daß er bereits vieler Fürſtlichen und andrer vornehmer Perſonen Bildniſſe, auch andre Stücke, mit dem ſchönſten Erfolg und trefflichſten Geſchmacke entworfen können.

Der

Der zweyte ist Herr **Crusius**, hier aus dem Meißnischen gebürtig; gleichfalls ein Studierender, der aber seinen edlen Trieb zur Zeichnung nicht unterdrücken können. Seine bekanntesten Proben sind die schönen Figuren zur zweyten Ausgabe des berühmten Heldengedichtes Hermann, die er nach der Verschrift des Hrn. Verfassers erfunden, und überaus glücklich gezeichnet. Hier herrschen Wahrheit und Natur, die Sitten der alten Zeit, und ein sanfter lieblicher Pinsel, dem es gleichwohl an Stärke nicht fehlet. Er hebt auch an, in Kupfer zu ätzen.

III. Abschnitt.
Von der Tonkunst und dem Tanzen.

Einleitung.

1. Die Musik hatte vormals weitere Schranken, als heute zu Tage. Sie gab allen Arten der Töne und Gebärden mehr Anmuth und begriff das Singen, das Tanzen, die Verskunst, und die gute Aussprache in sich: kurz, sie war Ars decori in vocibus & motibus. Heute zu Tage, da die Verskunst und Tanzkunst besondre Künste geworden, die Aussprache aber vernachläßiget, und sich selbst überlassen wird: so behält die eigentliche Musik, weiter nichts, als das Singen und Spielen; und ist also eine Wissenschaft der **Klänge**.

* Wir haben, saget der Vers. die Kunst der guten Aussprache vernachläßiget. Sollte es irgend daher geschehen seyn, weil wir unsre Sprache auch ohne dieselbe für reich genug gehalten haben? Wäre das, so hätten Griechen und Römer sie noch viel leichter entbehren können. Indessen konnten die Geberden allein bey ihnen eine zusammenhangende Rede ausmachen. Man weis es ja von den Pantomimen. Beklaget man sich über die Schwäche unserer Beredsamkeit, so schiebt man die Schuld oft auf unsre Regierungsforme. Werden aber gleich die Staatssachen nicht mehr von Rednern getrieben: haben sie denn nicht die Religion? Hatte denn Bourdaloue weniger Vorschub von seinen Materien, als Demosthenes? Ist die Furcht einer unseligen Ewigkeit schwächer, als die Furcht vor einem Tyrannen? ꝛc. Wenn wir also die Alten für stärker in der Beredsamkeit halten, so kann es vielleicht nur vom guten Vorrathe ihrer Reden her: der fast zwey Drittheile ihrer Gaben und ihres Nachdruckes im Reden ausmachete. Demosthenes saate beynah, die ganze Beredsamkeit bestände darinn. Das begreifen unsre schläfrigen Redner nicht! Wir suchen die Stelle in Ciceros Rede für den Ligar, darüber Cäsar das Todesurtheil aus der Hand fallen lassen. Das dörften wir nicht thun, wenn wir auch seine Aussprache, Bewegungen und Stellungen wüßten: womit er alle seine Worte belebet hat: und die er allemal im Vorrathe hatte, jedem Ausdrucke den Grad der Stärke und Rührung zu geben, deren er fähig war. Bilden wir uns aber ein, das müsse man dem Naturelle eines jeden überlassen: so dienet

aus

aus dem Tacito ſelbſt zur Antwort: Nihil credimus eſſe perfectum, niſi ubi natura cum juvetur. „So weit Herr Batteux.

Indeſſen hat man doch etliche Anweiſungen zur Ausſprache und Bewegung der Redner und Schauſpieler. Z. E. des le Faucheur Tractat, de l'Action d'un Orateur, der insgemein dem Conrard zugeſchrieben wird; eines Ungenannten Maniere de bien prononcer un diſcours; ferner des ältern und jungen Riccoboni Anweiſung für Schauſpieler; und der Tractat Le Comedien. Im Deutſchen fehlet es uns zwar ſehr daran, auſer dem was ich kürzlich von beydem in meiner Redekunſt gelehret habe. Doch werden wir ehestens etwas davon in einer beſondern Anweiſung bekommen.

11. Da indeſſen die Abſonderung mehr von den Künſtlern, als von der Natur der Künſte ſelbſt gekommen; die allezeit genau verbunden ſind: ſo wollen wir hier Muſik und Tanz ungetrennt abhandeln. Die beſtändige Vergleichung des einen mit dem andern, wird ſie erklären helfen: ſo wie ſie einander auf der Schaubühne erheben.

* Der Herr V. beſchuldiget hier die Neuern deſſen, was doch ſchon die Alten gethan haben. Singen und Tanzen iſt allemal unterſchieden worden. Die alte Muſik erſtreckte ſich zwar auch auf die Veränderung der Ausſprache eines guten Redners, oder Schauſpielers; und die Lehren eines damaligen Tanzmeiſters faßten auch die guten Stellungen und Bewegungen eines Redners und Komödianten in ſich. Allein Sänger und Tänzer waren immer zweyerley Leute; und ihre Künſte zweyerley Künſte. Es gab Sänger und Spielleute, die nicht tanzeten, oder nicht mit ihrem Leibe nachahmeten; und Pantomimen, die mit Gebärden nachahmeten, ohne ein Wort zu reden, oder zu ſingen. Es geſchah aber freylich, daß Redner und Schauſpieler beyde Künſte vereinigten; und alſo manche Lehrer auch zu beydem Anleitung gaben. Doch gab es allemal auch Lehrmeiſter, die nur eins lehreten.

Ehe wir weiter gehen, will ich eine kurze Geſchichte der Muſik hier einrücken, die vielen von dem allmählichen Wachsthume dieſer Kunſt einiges Licht geben kann.

Kurze Geſchichte der Muſik.

Was die Schrift von Erfindung der Muſik ſaget, iſt bekannt. Etwa 230 Jahre nach Erſchaffung der Welt, erfand Jubal, Lamechs Sohn, dieſelbe; und vieleicht ſang Enos zuerſt das Lob Gottes. Joſephus ſaget, Jubal habe auch das Pſalterſpiel und die Harfe erfunden. Zu Labans und Jakobs Zeiten ſang und ſpielte man ſchon; denn jener ſaget, daß er dieſen mit Singen, Paucken und Harfen begleitet haben wollte. Das Lied der Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer, und die Halljahrsposaunen, die Moſes in ſeinen Geſetzen verordnete, nebſt dem Blaſen der Leviten, davon die Mauren zu Jericho einſtürzeten, ſind bekannt.

Melanchthon, Philippus, 637
Mezler, Iodocus, 585. 595
Michof, George Friederich, 306
Morcau, Renatus, 138
Morhof, Daniel George, 423.610.637
Mylius, Abraham, 294 637

N.

Neumarck, George, 27
Notkerus, Balbulus, 592
Notkerus, Phyſicus, 592
Notkerus, Labeo, 576-598 *

O.

Offelen, Henrich, 33 *
Olearius, Adam, 637
Oſterdingen, Heinrich von, 204
Otfridus, 204.579

P.

Palthenius, Joh. Philipp, 419.
Parker, Matthäus, 418
Paulus, Diaconus, 637
Peringskiöld, Johann, 640
Pez, Bernhard, 256
Pfinzing, Melchior, 192-194 *
Placcius, Vincentius, 192. 201
Plutarchus, 635
Praetorius, N. 639
Praſch, Johann Ludewig, 130-151 * 610

R.

Ramus, Petrus, 645
Rawlinſon, Chriſtoph, 420
Rebhun, Paul, 142
Reimann, Jacob Friederich, 326
Reſſenius, Petrus Ioannes, 414
Rhenanus, Beatus, 352
Rudbeckius, Olaus, 630

S.

Sbrulius, Richardus, 203
Schedius, Elias, 136
Schelhorn, Joh. George, 445
Scherz, Joh. George, 255. 315 598
Schilter, Johann, 317. 590. 636.638
Schobinger, Bartholomäus, 596

kannt. David ſchlug die Harfe, und die Ueberſchriften ſeiner Pſalmen lehren, daß man ſchon viel Inſtrumente gehabt. Aſſaph war ſein Capellmeiſter, und die Leviten ſungen in ſechs ganzen Chören; nach den ſechs Tönen der hebräiſchen Muſik. Polydor Virgil glaubet gar, David habe eine Art von Orgel erfunden. Was Salomon für eine Menge muſikaliſcher Inſtrumente und andrer Anſtalten gemachet, iſt auch bekannt. Die Propheten brauchten die Muſik, wenn ſie weiſſagen wollten, wie Eliſa. Indeſſen wiſſen wir wenig von der rechten Beſchaffenheit und Güte aller dieſer Singweiſen und muſikaliſchen Kunſtgriffe.

Alles iſt eins, daß nächſt den Hebräern die Griechen die älteſten Muſikanten geweſen. Merkur ſoll die Leyer mit vier Seyten erfunden, und ſie dem Apollo geſchenket haben, als beyde des Königs Admets Vieh gehütet. Dieſer gab ſie dem Orpheus, der ihren Klang mit ſeinen Liedern begleitete, wie auch Amphion gethan; und alſo beyde Arten, das Singen und Spielen vereinigte. Unter dieſen Fabeln liegen doch Wahrheiten, wie P. Pezron erwieſen hat. So blieb die Muſik bis auf die Zeiten Pythagors, der die zweyte Art der Tonkunſt erfand. Ein glücklicher Zufall in einer Schmiede brachte ihn darauf. Er hörte mit Hämmern von verſchiedener Gröſſe auf einen Ambos ſchlagen, und bemerkte dabey die wohlklingende Verhältniß der Töne. Als er die Schwere der Hämmer unterſuchte, hieng er ein Gewicht von 6 Pfunden an einer Seyte auf, und bemerkte, daß der Ton einer andern Seyte, daran 12 Pfunde hiengen, ſich dazu wie 2 zu 1 verhielte, das iſt, die hohe Octave davon wäre. Eben ſo fand er, daß ein Gewicht von 8 Pfunden an einer Seyte ſich zu der letzten wie 2 zu 3, oder die Terze, und eins von 9 Pf. an einer andern, ſich wie 3 zu 4, oder wie die Quarte verhielte. Dieſe Entdeckung gab dem Pythagor Anlaß die Muſik zu verbeſſern: denn er erfand eine Leyer mit ſieben Seyten, die er mit den ſieben Planeten verglich, denen er auch einen harmoniſchen Ton beylegte.

Einige Zeit hernach that Simonides, ein Muſikant, noch die achte Seyte hinzu: allein Ariſtoxenus von Tarent, Ariſtotels Schüler, und Didymus, ein groſſer Tonkünſtler ſeiner Zeit, waren damit nicht zufrieden, daß man nach mathematiſchen Gründen von der Muſik urtheilen wollte; ſondern behaupteten, das Ohr allein müſte Richter ſeyn. Zu dem Ende erfand er ein Tetrachordon, das vier Seyten hatte, darauf er die diatoniſchen Klänge, imgleichen die Einſtimmungen und Mißklänge der Töne nach dem Gehöre zeigete. Indeſſen erhielt ſich Pythagors Lehrgebäude doch fünf bis 600 Jahre in Griechenland. Des Ariſtoxenus Kunſt-

griff aber nennte man das Temperament, welches eine neue muſikaliſche Secte ſtiftete.

Im 3600ſten Jahre der Welt bemerkte Olympus, ein trefflicher Kopf, daß die ſieben Töne Pythagors, und des Simonides achte Secte, gar zu ſtark und ſchnell von einander abfielen, und die Muſik ſehr hart machten. Er erfand alſo die Zwiſchentöne, oder Semitonia, indem er auf ein Inſtrument von 8 Secten zwiſchen jede noch eine andre Secte ſpannete, die gleichfalls unter ſich die acht Tone angaben. Dieß änderte nun das ganze Anſehen der Muſik. Denn dadurch erfand er die drey vornehmſten Gattungen, die diatoniſche, chromatiſche und enharmoniſche. Nun war es leicht, viel andre Verbeſſerungen der Muſik hinzu zu thun. Man erfand eine Menge von Charaktern, liegenden Buchſtaben, verſchiedenen Zeichen, und andern Figuren, die ſich bis auf 1200 erſtreckte. Aber dieſe Menge von Charaktern ſchadete der Vollkommenheit der Muſik mehr, als ſie nützete.

Die Lateiner bemerkten das, und ſchafften ſie ab; nahmen aber an deren Stelle die erſten 15 Buchſtaben des Alphabeths, deren jeder einen verſchiedenen Ton anzeigete, und machten eine Tafel darüber, ſo ſie Gamma nenneten. Boethius verbeſſerte dieſelbe im 520ten Jahre nach Chr. Geb. und ſo blühete die lateiniſche Muſik bis auf die Zeiten Pabſt Gregors des Groſſen, der ein groſſer Tonkünſtler war. Dieſer nahm wahr, daß die acht letzten Buchſtaben des lateiniſchen Gamma, nur eine Wiederholung der erſten ſieben, oder eine höhere Octave wären. Daher ſetzte er ſie auf die erſten ſieben Buchſtaben herunter, die man ſo wohl nach oben, als nach unten zu ſo oft wiederholen konnte, als neue Octaven zu ſingen oder zu ſpielen möglich wären. Uebrigens ließ er es im Grunde bey der griechiſchen Muſik bewenden, ſo wie ſie noch 1224 nach Chr. Geb. in Uebung war, als Guido von Arezzo, (Aretinus) die ſogenannte neuere Muſik erfand.

Dieſer hatte bemerket, daß die griechiſchen Namen der Secten zu langweilig waren: daher ſetzte er kürzere an die Stelle. Und weil er ungefähr das Loblied auf Johann den Täufer ſang:

Ut queant laxis, *re*ſonare fibris
*Mi*ra geſtorum, *fa*muli tuorum
*Sol*ve polluti *la*bii reatum
Sancte Joannes!

ſo nahm er davon das nachmals in Wälſchland und Frankreich ſo berühmt gewordene *Ut*, *re*, *mi*, *fa*, *ſol*, *la*: welches dem Gedächtniſſe deſto beſſer

ſer zu ſtatten zu kommen, **Angelo Berardi**, ein ital. Gelehrter, in eine Zeile ſchleß:

Ut relevet miſeium fatum ſolitosque labores.

Dieſe kurzen Sylben nun konnte der Erfinder über jede Sylbe des zu ſingenden Textes ſchreiben, wie mans damals, anſtatt der Noten, that. Allein er bemerkte bald, daß man mit dieſen Sylben die Töne tiefer Octaven, nicht von den höhern ſattſam unterſcheiden konnte. Daher dachte er auf ein ander Mittel, und beſann ſich auf etliche gleichlaufende Striche, zwiſchen welche er runde und eckigte Puncte gerade über die Sylben ſetzte; die man nachmals Noten genennet hat; und die durch ihre niedrige und hohe Lage tiefere und höhere Töne anzeigeten. Um nun den Sänger zu belehren, was für Töne ſie bedeuteten; ſo ſetzte er vorn die ſechs erſten Buchſtaben auf und zwiſchen die Linien. Dieſe wurden die Schlüſſel genennet, weil ſie dem Sänger gleichſam den Ton eröffneten. Da er aber merkte, daß nur ein einziger Buchſtab nöthig wäre, weil die übrigen in der Ordnung leicht zu errathen ſtünden: ſo ſetzte er auch nur auf eine Linie den Schlüſſel.

Allein er gieng noch weiter. Er war mit den zween griechſchen Semitonien nicht zufrieden: er erfand auch das b mol, indem er zwiſchen A und B ein klein b ſetzte, anzuzeigen: daß man nicht einen ganzen, ſondern nur einen halben Ton ſteigen müßte; um die Singweiſe viel beweglicher zu machen. Endlich ſpannte er über die höchſte Seyte der Alten noch eine, und unter die tiefſte der Alten auch noch eine Seyte; ja zuletzt über die erſte noch vier andre: ſo, daß ſein ganzes Syſtem aus 22 Seyten beſtund; 20 diatoniſchen, und zwo um einen halben Ton tiefere, daraus das ordentliche b mol entſtund. **Meibom** und **Bontemps** haben ihm ſolches ſtreitig gemachet.

Bis dahin hatte man alſo die Töne von 7 zu 7 Stufen abgetheilet, und konnte ſie nach Octaven wiederholen, ſo oft man wollte. Allein man bemerkte, daß man zwiſchen jede Seite eine halbtönige ſpannen könnte, die ſie in zween halbe Töne theilen würde. Man ſetzte alſo in **Guidons** Tonleiter, die chromatiſche Seyte, die **B moll** genennet wird, zu den alten chromatiſchen Seyten, u. d. m. So iſt denn heute zu Tage die Octave in 13 Töne oder Seyten getheilet, davon 8 **diatoniſch**, und fünfe **chromatiſch** ſind.

Dadurch verbeſſerte ſich die Muſik zwar, allein es war noch ein merklicher Zuſatz möglich. Man vermehrte die Seyten noch mehr, um zur

Harmonie, oder Einſtimmung begleitender Töne mehr Vorrath zu haben. Dadurch entſtunden denn 29 diateniſche Scalen, und 20 chromatiſche, ſo daß ein völliges Inſtrument itzo vier Octaven, oder acht Tetrachorden hat: wie an Clavieren und Orgeln zu ſehen iſt. Ja wir haben in Deutſchland ſchon Flügel und Claviere von fünf Octaven bekommen: wie unſers Silbermanns und Hildebrands Meiſterſtücke zeigen.

Weil aber die beſtändige Gleichheit der aretiniſchen Notenpuncte, die Geſänge gar zu langſam und ſchläfrig machten, und ihnen die Abwechſelung geſchwinder und langſamer Töne verſagte; die ihre gröſte Anmuth ausmachen: ſo erfand ein gewiſſer Doctor, Johann von der Mauer, zu Paris, gegen 1330 die verſchiedenen Figuren der Noten, daran man augenblicklich ſieht, wie lange jeder Ton eigentlich dauren ſoll: d. i. ganze und halbe, oder Viertel- und Achtelnoten. u. ſ. w.

Nach dieſem Syſtem nun haben im vorigen Jahrh. die Hammerſchmiede, Schützen, Alberti, u. a. m. im gegenwärtigen aber die Kunaue, Heinichen, Bache, Hendel, Weiſen, Haſſen, Hurlebuſche und Graune, lauter deutſche Virtuoſen, die Muſik ſo hoch getrieben, daß ihr ſchwerlich noch etwas hinzu zu ſetzen möglich iſt.

Erſtes Hauptſtück.

Man muß die Natur der Muſik und des Tanzens aus der Natur der Stimme und der Gebärden beurtheilen.

I. Die Menſchen haben drey Mittel ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken: Worte, Töne, und Gebärden. Durch dieſe verſtehen wir die äuſſerlichen Bewegungen und Stellungen des Leibes. Geſtus, ſaget Cicero, eſt confirmatio quædam & figura totius oris & corporis.

* Die Thiere haben nur die beyden letztern Arten oder Mittel ſich zu verſtehen zu geben. Der Menſch unterſcheidet ſich von ihnen, durch das erſte ſchlechterdings: aber er bringet auch die beyden andern zu gröſſerer Vollkommenheit; ſonderlich wenn er ſie alle drey vereiniget.

II. Ich habe die Worte zuerſt genennet, weil die Sprache den Vorzug hat; und die Menſchen darauf ſonderlich Achtung geben. Indeſſen haben Töne und Geberden auch gewiſſe Vortheile. Sie ſind natürlicher; und wir brauchen ſie, wann uns die Worte fehlen. Sie ſind allgemeiner, denn

ſie

ſie dienen uns bis ans Ende der Erden zu Dollmetſchern, auch wo barbariſche Völker unſre Sprache nicht verſtehen; ja ſelbſt die Thiere haben ſie. Endlich ſind ſie auch beſonders den Empfindungen gewidmet.

* Dieß iſt das Hauptwerk. Ein Wurm krümmet ſich wenn er getreten wird, ſeinen Schmerz anzuzeigen. Und Kinder drücken ihre erſten Leidenſchaften durch Heulen und Weinen aus.

III. Die Sprache unterrichtet und überzeuget uns; ſie iſt das Werkzeug der Vernunft. Allein der Ton und die Stellung ſind die Rede des Herzens; ſie bewegen, gewinnen und überreden. Die Sprache drücket die Leidenſchaft nur vermittelſt der Begriffe aus, womit Empfindungen verbunden ſind, und gleichſam durch Ueberlegung. Der Ton und die Stellung aber, bringen gerade zum Herzen.

* Die Worte können zwar, ſaget H. B. die Leidenſchaft nennen; z. E. wenn man ſpricht: Ich liebe, ich haſſe dich. Wenn man aber weder Ton noch Stellung dazu machet, ſo drücket man mehr einen Begriff, als eine Leidenſchaft aus. Hergegen ein Blik, eine Bewegung zeiget plözlich die Leidenſchaft ſelbſt. Man leſe den Fluch des Camillus ohne alle Veränderung der Stimme, und ohne alle Gebärden: ſo wird das Herz ganz kalt dabey bleiben: oder wo es ſich ja erhizet, ſo wird es nur daher kommen; weil man ſich die Töne und Geberden einbilden kann, womit dieſe Worte von einem Raſenden ausgeſprochen werden würden. Affectus languescunt procelle eſt, ſaget Quintil. niſi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardeſcant. So weit H. Batteux. Er hat vollkommen recht. Aber wie wenige Redner wiſſen, und glauben das?

IV. Kurz, die Worte ſind eine künſtliche Sprache, welche die Menſchen ſich gemachet haben, einander ihre Begriffe deutlicher mitzutheilen: die Gebärden und Töne aber ſind, ſo zu reden, ein Wörterbuch der bloßen Natur; und enthalten eine Sprache, die wir mit zur Welt bringen, um uns alles zu verſchaffen, deſſen wir zu unſrer Erhaltung benöthiget ſind. Daher iſt ſie kurz, lebhaft und nachdrücklich. Welch ein Vortheil für Künſte, die das Herz rühren wollen, iſt nicht eine Sprache, deren Theile mehr Ausdrücke der Menſchlichkeit ſelbſt, als des Menſchen ſind!

* Daher ſieht man auch, daß natürliche ungekünſtelte Leute, wenn ſie ernſtlich reden, was ſie empfinden, ſich der Veränderung der Stimme, und der Bewegungen der Hände ſchwerlich enthalten können. Nur eine gezwungene Sittſamkeit, die alle Regungen der Natur erſticken will, lehret wie eine Plaudermaſchine in einem Tone ſchwatzen, und wie eine Bildſäule, mit ſteifen Gliedern da ſtehen.

V. Wort, Stellung und Ton, haben Stufen; oder ſie ſtimmen mit den drey Arten der Künſte überein, die wir eben im I. Cap. des I. Th. angezeiget

gezeiget haben. Im erſten Grade drücken ſie die einfache Natur zur bloßen Nothdurft aus. Dieß iſt das leibhafte Bild unſrer Gedanken und Empfindungen; wenn wir im Umgange begriffen ſind. Im zweyten iſt es die durch die Kunſt gebeſſerte Natur. Denn zu dem Nutzen auch die Anmuth zu fügen, wählet man gewiſſermaßen, doch beſcheiden, die bequemſten und angenehmſten Worte, Tone, und Geberden. Das iſt eine Rede, und zuſammenhangende Erzählung.

* Meines Erachtens beſchreibt dieß letzte die Pflicht eines Redners viel zu ſchwach. Um den Beyſpielen der Alten zu folgen, muß die Beredſamkeit in Tönen und Gebärden viel weiter gehen, wenn ſie rühren, wenn ſie bezaubern, wenn ſie entzücken will. Mit der bloßen Anmuth und Zierlichkeit iſt es nicht ausgerichtet, wo man donnern und blitzen ſoll. Das that Perikles; das that Demoſthenes. Ovid ſchreibt:

Hier hat Demoſthenes gedonnert und geblitzt.

Und Aeſchines, der den Rhodiern eine Rede deſſelben vorlas, darüber ſie alle erſtaunten, ſagte: Quid? ſi illam beſtiam vociferantem audiviſſetis? Wie muß der nicht geredet haben!

VI. Im dritten hat man nur das Vergnügen zur Abſicht. Dieſe Arten des Ausdruckes haben daſelbſt nicht nur alle Anmuth und natürliche Stärke; ſondern auch alle Vollkommenheit, welche die Kunſt ihnen geben kann: d. i. den Takt, die Bewegung, die Melodie und Harmonie (den Geſang, und die Zuſammenſtimmung). Und das ſind die Verskunſt, Muſik, und der Tanz, welche die höchſte mögliche Vollkommenheit der Worte, der Töne, der Stimme, und der Gebärden ausmachen.

* Es fraget ſich aber noch, ob eine geſungene Arie den Affect in eben der Hitze und Stärke ausdrücken kann, in welcher ſie ein Demoſthenes und Cicero, ungeſungen ausdrücken würden? Das ewige Wiederholen von einerley Wörtern; das lange Innehalten, wenn eine Hälfte der Arie durch iſt; oder das Dacapo wieder folget; das lange Trillern auf manchen Sylben, und die ſeltſamen wunderlichen Läufer oder Cadanzen auf manchen Wörtern, überreden alle Kenner des Gegentheils. Und wo bleibt noch das, daß viele Muſikmeiſter oft die Arien in ganz andre Töne und Melodien bringen, als der Text erfoderte; weil ſie den Inhalt nicht verſtehen, oder die heroiſchen Gedanken nicht ausdrücken können. Da kann ihnen die Poeſie zurufen, wie Boileau ſie reden läßt:

Quoi? par de vains accords & des ſons impuiſſans,
Vous croyez exprimer, tout ce que je fai dire?

La Muſique.

Aux doux tranſports, qu'Apollon vous inſpire,
Je crois pouvoir mêler la douceur de mes chants,

La

La Poeſie.

Oui, vous pouvez aux bords d'une Fontaine
Avec moi ſoupirer une amoureuſe peine:
Faire gemir Tirſis, faire plaindre Climene:
Mais, quand je fais parler les Heros & les Dieux,
Vos chants audacieux,
Ne me fauroient prêter, qu'une cadence vaine.
Quittez ce ſein ambitieux! - - -

VII. Hieraus ſchließe ich: 1) daß der vornehmſte Gegenſtand der Muſik, und des Tanzens die Nachahmung der Empfindungen, und Leidenſchaften ſeyn muß: anſtatt, daß das Augenmerk der Dichtkunſt vornehmlich die Handlungen ſind.* Indeſſen, wie Leidenſchaften und Handlungen in der Natur faſt immer vereiniget ſind; und ſich alſo auch in den Künſten nicht trennen müſſen: ſo wird in Anſehung der Poeſie, Muſik und Tanzkunſt der Unterſcheid herauskommen, daß in der erſten die Leidenſchaften als Mittel und Triebfedern der Handlungen; in der Muſik und dem Tanzen aber, die Handlung nur den Stoff hergeben wird, die verſchiedenen Leidenſchaften, die der Künſtler ausdrücken will, vorzubereiten, zu veranlaſſen, und zu verbinden.

* Man wird es wohl ohne meine Erinnerung wahrnehmen, daß der Herr B. von theatraliſch-muſikaliſchen Vorſtellungen, als dem Meiſterſtücke der Muſik und Tanzkunſt reden will. Denn daß in allen Muſiken und Tänzen Handlungen und Leidenſchaften herrſchen ſollten, werden ſich wohl die Ton- und Tanzmeiſter ſchwerlich bereden laſſen. Sie ſpielen und tanzen in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, oder nur zu denken, was für Handlungen und Leidenſchaften ſie ausdrücken wollen.

VIII. Ich ſchließe zweytens: daß, wenn der Ton der Stimme und der Gebärden, ſchon ehe ſie noch nach dem Tacte abgemeſſen worden, eine Bedeutung gehabt, ſie dieſelbe auch in der Muſik und im Tanzen beybehalten müſſen; ſo wohl als die Worte ſie in den Verſen behalten: und daß folglich alle Muſiken und Tänze, einen Sinn und Verſtand haben müſſen.

* Unſtreitig hat der Herr B. recht; ſo fremde es auch empiriſchen und handwerksmäßigen Muſikanten und Tanzmeiſtern dünken wird. Ein Gekünſtel von Tönen, das nichts mehr bedeutet, als das Zwitſchern einer Schwalbe, iſt eine ſchlechte Beſchäfftigung für eine vernünftige Kreatur: und ein Hüpfen und Laufen, das nichts mehr vorſtellet, als wenn junge Hunde und Katzen ſich mit einander jagen, oder kleine Böcke umher ſpringen; iſt einem wahren Künſtler eben ſo unanſtändig.

IX. Zum dritten ſchließe ich, daß alles, was die Kunſt zu den Tönen der Stimme, und zu den Gebärden hinzuſetzet, etwas beytragen muß, dieſen

dieſen Sinn und Verſtand zu verwahren und zu verſtärken. Alles das wollen wir in den folgenden Capiteln ins Licht ſetzen.

* Wenn es einmal gewiß iſt, daß man ohne Abſicht weder Muſiken noch Tänze ſetzen ſoll; wie ſichs für ein vernünftiges Weſen nicht anders geziemet: ſo muß auch alles was man dazu brauchet, als ein Mittel dienen, dieſelbe Abſicht zu befördern. Ein blindes Gerathewohl, muß keine einzige Note, oder keinen Schritt hervorbringen. In allen Kleinigkeiten muß man ſehen, daß der Künſtler Verſtand gehabt.

Zweytes Hauptſtück.

Die Leidenſchaften ſind der Hauptgegenſtand des Singens und Tanzens.

I. Handlungen und Leidenſchaften ſind faſt in allen menſchlichen Verrichtungen unter einander gemiſchet. Sie veranlaſſen und wirken einander wechſelsweiſe. Daher müſſen ſie ſich auch in den Künſten immer beyſammen finden. Stellen alſo Künſtler eine Handlung vor, ſo muß ſelbige durch eine Leidenſchaft beſeelet ſeyn: ſo wie jede Leidenſchaft, die ſie abbilden, von einer Handlung unterſtützet werden muß. Dieß brauchet keinen Beweis.

* Die Poeten haben dieß in ihren Epopöen, Trauer- und Luſtſpielen, imgleichen Oden und Schäfergedichten faſt allezeit beobachtet. Nur die Maler ſind bey ihren Arbeiten nicht allemal auf der rechten Spur geblieben. Sie ſchildern oft ſolche kalte Geſichter, aus denen kein Affect, keine Lebhaftigkeit erhellet. Am ſchlimmſten iſts, wenn ſie gar hiſtoriſche Stücke malen, darinn keine Leidenſchaft, keine Bewegung der Gemüther zu ſehen iſt. Am allerödeſten aber fehlen die muſikaliſchen Componiſten: die eine Menge von Stücken ſetzen, bey deren Aufführung niemand weis, ob er weinen, oder lachen ſoll. Sie wollen uns ihre Kunſt weiſen, die Töne unter einander zu mengen, oder mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit die Kehle und Finger zu verändern. Wo bleibt aber der Zweck der Muſik? Da man nun dieſen vergißt, was Wunder? daß auch dieſelbe an vielen Orten ſo wenig Liebhaber hat.

II. Da alſo die Poeſie die Worte, als die beſondre Sprache des Verſtandes erwählet hat: ſo haben die Muſik und Tanzkunſt, theils die Töne der Stimme, theils die Bewegungen des Leibes für ſich genommen. Und da beyde Arten des Ausdruckes ſonderlich den Empfindungen gewidmet waren; ſo haben ſich die guten Poeten, den Worten und Handlungen, die

wahren

wahren Ton- und Tanzkünſtler ſich den Empfindungen und Leidenſchaften geweihet. Sind nun dieſe beyden Stücke unabſonderlich: ſo haben ſie ſelbige dergeſtalt verbinden müſſen; daß die Leidenſchaften den Handlungen, oder dieſe jenen untergeordnet werden; nach der Art des Ausdruckes, die in dem Stücke herrſchet, woran der Künſtler arbeitet.

* Aus dieſer ganzen Erklärung erhellet freylich, wie richtig der Satz der Nachahmung iſt; aber auch zugleich, wie leicht es iſt: daß die Sing- und Tanzſtücke zur Erregung böſer Lüſte gebrauchet werden können. Die Leidenſchaften ſind mehr böſe als gut: und da die ſchlüpfrigen und üppigen immer mehr Beyfall bey den Zuhörern finden, als edle und tugendhafte: ſo arten auch die geſungenen und getanzten Stücke immer bald aus, und verderben die Sitten der Zuhörer ſehr leicht; wie man an allen den Orten gewahr wird, wo viel Opern, Ballette, Intermezzen und Mummereyen im Schwange gehen. Der wahre Gebrauch dieſer Dinge könnte eben ſo wohl die Tugend befördern, wie jener Pfeifer, den Agamemnon der Klytemneſtra ließ. Allein durch die Unart der Künſtler, und den Misbrauch ihrer Künſte, werden ſie kräftige Werkzeuge der Laſter; die ein Plato aus dem gemeinen Weſen verbannen würde.

III. Daher ſieht man, daß in den meiſten Opern, dasjenige, was am meiſten einnimmt, nicht die Haupthandlung iſt; ſondern die Leidenſchaften, die aus denen durch die Handlung veranlaßten Verbindungen entſtehen. Hingegen in Trauerſpielen iſt ſelbſt die Unternehmung des Helden dasjenige, was in Erſtaunen ſetzet. Alles was bewegliches eingeſtreuet wird, iſt nur ein Nebenwerk, eine unrecht angebrachte Schönheit; wofern es nicht mit der Unternehmung zuſammenhängt.

* Alles dieß gereicht den Trauerſpielen, aber nicht den Opern zum Vortheile. Gleichwohl haben einige metaſtaſiſche Opern auch im Grunde ſelbſt heroiſche Unternehmungen; und können alſo in Trauerſpiele überſetzt werden; wie auch wirklich mit dem Demetrius, und der Cleonice geſchehen iſt. Aber freylich iſt die wälſche Oper von der franzöſiſchen ſehr unterſchieden: und Metaſtaſio hat angefangen, ſie mehr dem Trauerſpiele zu nähern, als ſeine Vorgänger.

IV. Daraus folget nun, daß alles, was ſchlechterdings eine Handlung, ein Gedanken, ein Bild iſt, ſich zur Muſik ſchicket. Lange Erzählungen alſo, Erklärungen des Inhaltes, Verbindungen, Metapheren und Spiele des Witzes: mit einem Worte, alles was aus dem Gedächtniſſe kömmt, oder aus der Ueberlegung entſpringt, widerſteht der Muſik.

* Der Verf. hätte noch die Gleichniſſe und Beſchreibungen mit dazu nehmen ſollen, die ſich eben ſo wenig zum Singen ſchicken. Und gleichwohl plagen uns die Operndichter mit ihrer Navicella auf den Meereswellen, oder

mit ihrer Colomba, die vom Habichte verfolget wird, unaufhörlich. Dieß ſind alte abgenutzte Bilder und Gleichniſſe, die ſich jährlich wieder verjüngen; aber lange allen Geſchmack verlohren haben. Und wo bleiben noch die magern Sittenlehren, die in unzähligen Arien mit unendlichen Wiederholungen veränderter Noten abgetrillert werden? Es iſt wahr, der Muſikmeiſter hat nicht Schuld; aber der Poet ſollte klüger ſeyn, und ſolche Dinge ins Recitativ bringen.

V. Was hergegen der Ausdruck einer Empfindung iſt, das ſchicket ſich von ſich ſelbſt dazu. Die Tone ſind in den Wörtern ſchon halb fertig: man brauchet nur wenig Kunſt, ſie vollends herauszuziehen; ſonderlich, wenn die Regung, ungekünſtelt, und natürlich iſt, und aus der Fülle des Herzens kömmt. Denn das Herz hat auch ſeine Metaphyſik. Iſt alſo die Empfindung ſpitzfündig, und gekünſtelt: ſo drücket die Muſik ſie nicht mehr, oder doch nur zum Theile aus; und dadurch wird der Sinn dunkel, und ſein Ausdruck verſtecket. Kurz, weder Gelehrte noch Ungelehrte empfinden mehr die Sprache der Natur, die das Herz rühret.

* Daher kömmt es, daß Pietſchens Paſſionsmuſik niemals großen Beyfall finden können, obgleich Händel ſie geſetzet hat; weil ſie gar zu ſchwülſtig in Ausdrücken, und gekünſtelt in Gedanken iſt. Denn wie konnte die Muſik das ausdrücken? Eben das iſt von etlichen Stellen der Brokſiſchen Paſſion zu ſagen. Sein erbärmlich ſchön iſt viel zu unnatürlich zuſammen gepaaret, als daß die Muſik es erreichen könnte. Und wo bleiben ſo viel übertriebene Spitzfindigkeiten wälſcher Opernarien? Nur bewegliche Dinge gehören zum Singen. Daher kömmt es, daß etliche dogmatiſche geiſtl. Lieder; z. E. Nun freut euch lieben Chriſten gemein, und Es iſt das Heil uns kommen her, ſich ſehr ſchlecht zum ſingen ſchicken.

VI. Mit dem Tanzen iſt es eben ſo. Denn die Bewegungen des Körpers bedeuten faſt nichts, wenn die Seele des Redners nicht in Bewegung iſt, und wenn er bloß lehren will: daher ergetzen ſie auch niemanden. Eine Stellung iſt nur dann ſchön, wann ſie den Schmerz, die Zärtlichkeit, die Kühnheit, mit einem Worte die Seele ausdrücket. Bey einem Vernunftſchluſſe iſt es lächerlich, viel Gebärden zu machen, weil ſie zur Sache nicht gehören. Man ſchließt bey kaltem Blute. Nur eine kleine Bewegung der Hand, und eine natürliche Stimme darf zeigen, die Seele des Redners wünſche; daß die vorgetragene Wahrheit auch in die Herzen der Zuhörer dringe. Und ſo iſt doch allezeit eine Empfindung die Mutter der Bewegungen des Leibes.

* Viele werden ſich wundern; wie der Verfaſſer, vom Tanzen auf die Gebärden und Stellungen des Redners kömmt. Allein er hat oben alle Bewegungen des Leibes zur Tanzkunſt gerechnet, wie die alten Griechen auch gethan haben. Daher gehöret nun die ganze Wohlredenheit des Leibes,

zur

Schottel, Juſt George, 365 · 412 * 670
Schurzfleiſch, Conrad Samuel, 635. 637
Seelen, Johann Heinrich von, 444
Seldenus, Johann, 75
Stiernhielm, George, 674
Soedermannus, N. 428
Sonnerus, Guiliel. 423
Spangenberg, Cyriacus. 638
Spelmannus, Heinrich, 418. 423
- Johann, 577
Stade, Dieterich von, 315
Strabo, 637. 647
Struve, Burcard Gotthelff, 444 636. 637.
Stuß, Johann Heinrich. 413 · 437 *

T.

Tacitus, Cornelius, 633. 637. 641. 642
Thomaſius, Gottfried, 204
Tillner, Juſt 671
Trier, Fabian, 424
Treuzſauerwein, Marx 195
Treuer, Gottl. Sam. 425
Trithemius, Johannes, 586. 588. 632
Turckius, Henricus, 687.
Twaites, Eduard, 418

V.

Vadianus, Joachim, 589. 596. 634
Velleius, Paterculus, 643
Verelius, Olaus, 414. 630. 637
Ulphilas, 415
Vorburgius, Ioh. Philippus, 638
Voſſius, Iſaac, 136
Vſſerius, Iacobus, 582

W.

Wachtendonk, Arnold von, 577
Wachter, Johann Georg, 86. 425 *
Waldis, Burchard, 204
Waltonus, Brianus, 3
Wanley, Humfr. 419. 423
Weichmann, C. F. 677
Wegener, Gottfr. 446
Werlhof, Joh. 638. 641
Wetterſtenius, N. 424
Witſen, Nicolaus, 306

Z.

Ziegler, Henrich Anshelm von, 274-292 *
Zorel, Chriſtoph, 421

zur Tonkunſt; ſo wenig ſich die heutigen Tanzmeiſter darauf legen. Aber die Schauſpieler üben ſie doch aus, und müſſen ſie ſorgfältig lernen. Zuletzt urtheile man, wie wenig diejenigen Redner ihr Handwerk verſtehen, die ſo kaltſinnig, ſteif und hölzern da ſtehen, als ob ſie gar nicht wollten, daß man ihnen glauben ſolle. Jener engliſche Biſchof fragte einen geſchickten Komödianten: Wie kömmt es, daß ein Schauſpiel oft mehr Nutzen ſchaffet, als zehn Predigten? Daher, erwiederte der Komödiant: weil wir unſre Fabeln ſo ſpielen, als ob es Wahrheiten wären; die Geiſtlichen aber ihre Wahrheiten ſo vortragen, als ob es Fabeln wären.

VII. Nun nehme man das, was ich oben im V. Cap. des III. Th. von dem lyriſchen Schauſpiele, und im 10ten von der Natur und dem Gegenſtande der Dichtkunſt geſaget habe; mit demjenigen zuſammen, was ich bisher von dem natürlichen Gegenſtande der Muſik und des Tanzens gelehret: ſo wird es nicht ſchwer fallen, ſich einen richtigen Begriff von den Opern zu machen.

* Eines theils wird man handelnde Götter ſehen, anderntheils aber ausgedrückte Leidenſchaften erblicken. Die Wirkung der Götter giebt den Anblick des Wunderbaren, rühret die Augen und regt die Einbildungskraft; der Ausdruck der Leidenſchaften aber erwecket die Bewegung des Herzens, erhitzet, und machet es unruhig.

VIII. Um alſo dieſe beyde Theile in einem Kunſtwerke zu vereinigen, muß man ſich die Perſonen unter Göttern oder Halbgöttern wählen; oder doch unter Menſchen, an denen etwas übernatürliches iſt, welches ihnen eine Verbindung mit den Göttern giebt. Nun ſetze man dieſe Perſonen in ſolche Umſtände, darinn ſie lebhafte Leidenſchaften bekommen. Das iſt der Grundſtoff der Singſpiele.

* Wenn nur die wirkenden Götter aus der Mythologie, mit ihren Wundern, auch Glauben fänden! Denn wer glaubet ſie heute zu Tage? Und wie kann einen das rühren, was man nicht glaubet? Man leſe des von St. Evremond Luſtſpiel, die Opern genannt, in meiner Schaubühne; wo dieſe mythologiſchen Wunder ganz lächerlich werden. Alles was der Zuſchauer in ſolchen Opern bewundert, das ſind die Maſchinen des Theaters, die Flüge, die Verwandlungen, u. d. gl. Gaukelwerk mehr. Hier fällt das Verwundern nicht auf die Götter, ſondern auf die Maſchinenmeiſter: und auch hier fällt es immer weg, wenn die Bühne wacker knarret und pfeifet; ſo, daß man nur gar zu ſehr merket, wie natürlich es damit zugeht.

IX. Wenn man nun nach dem Fabelſyſtem, die Verbindung unter Göttern und Menſchen einmal einräumet: ſo iſt dieß Schauſpiel nicht ungeheurer, als die Epopöe. Denn wie dieſe nichts anders iſt, als eine

Nachahmung einer Heldenthat, und ihrer natürlichen oder übernatürlichen, wahren, oder wahrſcheinlichen Urſachen: ſo iſt das Singſpiel nichts anders, als eine Nachahmung heroiſcher Leidenſchaften, und ihrer Wirkungen; ſie mögen nun natürlich, oder übernatürlich, wahr, oder wahrſcheinlich ſeyn. In beyden handeln Götter als Götter, und die Menſchen, als von Göttern beſchützte oder verfolgte Helden.

* Der ganze Unterſchied iſt dieſer, daß die Erzählung in der Epopöe die Unwahrſcheinlichkeiten ſolcher Begebenheiten beſſer verbergen kann, als eine ſichtbare Vorſtellung. Unzählige Dinge lieſt man im Homer und Virgil, ohne Anſtoß; die man auf der Bühne auslachen würde.

. - - - Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam: multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
Aut in avem Progne vertatur; Cadmus in anguem:
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

ſchreibt Horaz. Hernach darf auch ein heutiger epiſcher Dichter nicht einmal die heidniſche Mythologie in ſeine Heldengedichte miſchen; weil ſie nicht glaublich iſt: wie viel weniger darf ſie ein dramatiſcher brauchen? Und ſind unſre alten tragiſchen Poeten ausgelachet worden, wann ſie den Beelzebub, Lucifer, oder Satan auf die Bühne geſtellet; ja Glück und Unglück, Peſt, Hunger und theure Zeit, ja andre ſolche Dinge mehr handelnd aufgeführet: wie viel weniger wird man die heydniſchen Gottheiten leiden können, die noch vielweniger Wirklichkeit haben, als jene?

X. Der einzige Unterſchied iſt, daß die Epopöe eine Erzählung von einer Handlung iſt; das Singſpiel aber ein Schauſpiel der Leidenſchaften. Und wenn man die Fehler der Singſpiele unterſuchet: ſo wird man finden, daß entweder das Wunderbare übel angebracht iſt, d. i. bey Perſonen, die nicht alles an ſich haben, es hervorzubringen; oder daher, daß die Worte keiner wahren Muſik fähig ſind: das iſt, daß ſie die Leidenſchaften nicht genug ausdrücken, und vielmehr die Sprache des Witzes, als des Herzens reden.

* Es würden ſich noch viel andre ſolche Fehler finden; z. E. daß die Regeln aller Schauſpiele, von Einigkeit der Zeit und des Ortes, aus den Augen geſetzet, die Charactere der alten Helden nicht beobachtet, die Sitten und Kleidungen derjenigen Zeiten vernachläſſiget worden, dahin die Fabeln gehören, u. d. m. Indeſſen hat wider des Verfaſſers Anmerkung auch Herr von Voltaire in ſeinem Simſon gehandelt; da er dem Simſon eine

Gabe

Gabe Wunder zu thun beyleget: die weder er, noch ein andrer Richter der Juden gehabt. Denn seine Stärke ausgenommen, war er ein ordentlicher Mensch, und kein Prophet: wo käme ihm also die wunderthätige Kraft her?

Drittes Hauptstück.

Alle Musiken und Tänze müssen eine Bedeutung haben.

I. Wir wiederholen hier nicht, daß die Lieder der Musik, und die Bewegungen der Tänze, nur Nachahmungen sind; ein künstliches Geweb von poetischen Tönen, und Gebärden, die nur wahrscheinlich sind. Die Leidenschaften darinn sind eben so fabelhaft, als die Handlungen der Dichtkunst. Sie sind ein bloßes Geschöpf des Witzes und Geschmackes; nichts ist wahr, alles ist Kunst. Geschieht es zuweilen, daß der Sänger oder Tänzer wirklich in der Leidenschaft stehen, die sie ausdrücken: so ist dieß ein zufälliger Umstand; der zur Kunst nicht gehöret. Es ist ein Gemählde auf einer lebendigen Haut; welches nur auf der Leinwand stehen sollte. Die Kunst ist nur zum Betrügen ersonnen.

* Ein Redner und Schauspieler sind in eben den Umständen. Trifft es zuweilen, daß ein Demosthenes oder Cicero, wirklich wider den Philippus, Aeschines, Catilina, oder Antonius aufgebracht sind: oder daß ein Polus, der die Elektra vorstellen soll, wirklich einen Aschentopf seines Sohnes, anstatt des erdichteten vom Orestes in Händen trägt, wenn er den Schmerz einer Schwester ausdrücken soll: so ist doch das nicht allemal nöthig. Ein jeder Trauerredner muß sich traurig stellen, und klagend reden können, wenn ihn gleich der Todte nichts angeht: und ein jeder Komödiant desgleichen muß nur nachahmen; nicht aber selbst ein Stolzer, Geiziger, Verliebter, Zorniger seyn u. s. w.

II. Die Ausdrückungen an sich selbst sind überhaupt weder künstlich noch natürlich: sie sind nur Zeichen. Nun mag die Kunst, oder die Natur sie brauchen; sie mögen mit der Wahrheit oder mit dem Erdichteten verbunden seyn: so bleiben sie doch was sie sind. Die Wörter sind im Umgange eben das, was sie in der Poesie sind; und die Züge bleiben in der Natur und in Bildern einerley: folglich müssen auch die Töne und Gebärden, sowohl in wirklichen, als erdichteten Leidenschaften einerley bleiben. Die Kunst schaffet und vernichtet die Ausdrücke nicht, sie ordnet, stärket, und putzet sie nur. Und eben so, wie man nicht aus der Natur gehen kann, um

Dinge zu schaffen: so kann man sie auch nicht überschreiten, um sie auszudrücken. **Das ist ein Grundsatz.**

* Der Grundsatz ist schön, und wahr: wenn nur unsre schwülstigen Dichter, sich denselben empfohlen seyn ließen, die sich sowohl im Dichten, als im Schreiben, über die Schranken der Natur erheben, und sowohl ungereimtes Zeug erfinden, als die Sprache wider ihre ganze Natur misbrauchen und nothzüchtigen. Die Natur ist diesen Leuten viel zu matt, zu bekannt und zu seicht: sie wollen übernatürliche Sachen sagen und schreiben: eben so wie Canitz es den Lohensteinern seiner Zeiten vorrückete, wenn er sie gegen den Virgil hielt:

So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie ist ihm viel zu schlecht: er suchet fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Es ist nämlich die lohensteinische Schule nur unter einer andern Gestalt wieder erwachet. Was dort Ambra und Zibeth, Biesam und Jasmin Gold und Purpur, Rubinen und Schmaragden, Marmor und Helfenbein waren; das erscheint itzo in einer andern Art von Meteoren, als Seraphen und Cheruben, Adrameiechs, Ceraſten und Amphisbänen, und andrer mitzraimischer Thorheiten; mit einem Worte, dort warens nur Irrlichter, die über den Sümpfen des unreinen Witzes in der Tiefe schweben: hier sinds fliegende Drachen und fallende Sterne; die darum keinen bessern Ursprung haben, ob sie gleich höher empor steigen, und den Pöbel der Leser mehr erschrecken und aufmerksam machen.

III. Wenn ich nur sagte, daß mir eine Rede nicht gefallen könne, die ich nicht verstehe; so würde mein Geständniß nichts sonderbares seyn. Allein wenn ich eben das von einem musikalischen Stücke sage: so wird man einwenden: Wie? Bist du denn ein solcher Kenner, daß du den Werth einer feinen und wohlausgearbeiteten Musik zu empfinden weist. Ich antworte kühnlich: Ja! Denn es kömmt hier nur aufs Empfinden an. Ich begehre die Töne nicht auszurechnen: ich vergleiche sie nicht untereinander, oder mit andern Werkzeugen: ich rede nicht von ihren Bebungen oder Schwingungen der Seyten, oder von mathematischen Verhältnissen. Dieses alles überlasse ich gelehrten Tonkünstlern: weil sie nichts anders sind, als das Feine in der Sprachkunst, oder der Disputirkunst, an einer Rede; deren Werth ich wohl empfinden kann, ohne mich auf solche Weitläuftigkeiten einzulassen.

* Ein Mensch, der Ohren hat, ist allemal im Stande zu sagen: ob eine Musik ihn rühret, ob sie ihm traurig, beweglich, sanft, zärtlich, oder lustig vorkömmt; ob sie ihn zornig, oder rasend machet, u. d. m. ob er gleich die Kunstgriffe eines Componisten nicht weis. Ja solche unpartepische, und von den Vorurtheilen

theilen gewiſſer Künſtler nicht angeſtreckte Gemüther urtheilen weit richtiger, als diejenigen, die insgemein nur fragen: nach was für einem Geſchmacke das Stück geſetzet, ob es leicht oder ſchwer zu ſpielen iſt? ob es ein Liedel oder ſehr chromatiſch, u. d. gl. mehr, zu nennen iſt? Die bloße Natur leitet ihre Urtheile durch die Empfindung viel ſicherer, als ein durch viele Ausſchweifungen verwöhntes Ohr; welches aller natürlichen Melodien, Gänge, Töne, und Arten des Ausdruckes ſchon überdrüßig iſt; und nach lauter neuen Künſteleyen lechzet, die ihm ſein erſtorbenes und geſtümpftes Gefühl wieder aufwecken ſollen. Es geht dieſen, wie denen, die im Weintrinken durch die Schwälgerey ſo geübt ſind, daß ihnen kein Wein mehr ſchmecket; ſondern ihre Zungen nur mit Aquavit, Brantwein und andern ſtärkern Säften kützeln wollen; oder wie einem ſtarken Tabackräucher und Schnupfer, der keinen Tabäck mehr ſtark genug findet. Hier urtheilet eine in dieſen Künſten ungeübte Naſe und Zunge viel ſicherer, von dem wahren Eindrucke, den dieſe Dinge machen.

IV. Die Muſik redet mir durch Tone zu. Dieſe Sprache iſt mir natürlich. Verſtehe ich ſie alſo nicht: ſo iſt die Natur durch Künſteleyen mehr verderbet als verbeſſert worden. Von einer Muſik muß man urtheilen, wie von einem Bilde. In dem einen ſehe ich Züge und Farben, die ich verſtehe, und gleich merket was ſie vorſtellen: es gefällt mir, es rühret mich. Was würde man von einem Maler ſagen, der ſich begnügte, einige kühne Züge auf die Leinwand zu werfen, und etliche Klümpe der lebhafteſten Farben darauf zu klecken; ohne daß es mit irgend einem bekannten Dinge eine Aehnlichkeit hätte. Man deute das auf die Muſik: denn es iſt einerley Urtheil zu fällen. Das Ohr, ſaget man, iſt viel feiner, als das Auge. Gut: ſo bin ich denn noch geſchickter, von der Muſik, als vom Malen zu urtheilen.

* Nichts iſt richtiger, als eben dieß. Wenn von der Aehnlichkeit eines Bildniſſes die Rede iſt: ſo fraget man nicht Maler, ſondern andre Leute, die das Vorbild kennen. Es kömmt nämlich dabey gar nicht auf die Kenntniß der maleriſchen Schulen, ihre verſchiedenen Arten und Kunſtgriffe, oder die chymiſchen Kenntniß ihre Farben an. Die bloße Empfindung iſt zureichend, zu ſagen, was ähnlich, oder unähnlich iſt. Eben ſo iſt es mit einer Muſik. Ich habe einen wälſchen Tonkünſtler aus der königl. Capelle zu Dresden gekannt, der mit einem Paare ſeiner Cameraden, in der Tanzſtunde der jungen königl. Herrſchaft ſpielen mußte. Hier ſetzten nun alle drey, neue Menuetten, und ſpielten ſie der jungen Herrſchaft vor. Mein Bekannter aber wußte ſich ſehr viel damit, daß die königl. Prinzen, wenn er die ſeinigen vorgeſpielet, ſogleich Luſt zum Tanzen bekommen, ja zu Tanzen angefangen. Das war freylich der beſte Beweis ihres Vorzuges. Sie verſtunden nämlich, was er ſpielte.

V. Ich beruffe mich auf die Tonkünſtler ſelbſt. Welches ſind den Stellen, die er am meiſten billiget; die er vor andern liebet; die er mit einem geheimen Wohlgefallen ohne Unterlaß wiederholet? Sind es nicht diejenigen, wo ſeine Muſik ſo zu ſagen, redend iſt; wo ſie einen deutlichen Verſtand ohne Dunkelheit und Zweydeutigkeit hat? Warum wählet man gewiſſe Gegenſtände, gewiſſe Leidenſchaften, lieber, als andre? Geſchieht es nicht, weil ſie leichter auszudrücken ſind, und weil der Zuſchauer ihren Ausdruck leichter faſſet?

* Wir haben die Muſik mit dem redneriſchen Vortrage verglichen; nun ſehe man, was Cicero von dieſem ſaget: Hoc etiam mirabilius debet videri in eloquentia: quia ceterarum Artium ſtudia fere reconditis, atque abditis e fontibus oriuntur: dicendi autem omnis ratio in medio poſita, communi quodam in uſu, atque in hominum more, & ſermone verſatur: ut in ceteris id maxime excellat, quod longiſſime ſit ab imperitorum intelligentia ſenſuque diſjunctum; in dicendo autem vitium vel maximum ſit, a vulgari genere orationis, atque a conſuetudine communis ſenſus abhorrere. Die Meynung iſt: In gewiſſen Künſten, die nämlich aus verborgenen Quellen geſchöpfet würden, könne man es leiden, ja ſchätze das am höchſten, was am meiſten von der Einſicht des Pöbels abgienge: hergegen im Reden, welches, ſo zu ſagen, aus dem täglichen Gebrauche hergenommen iſt, ſey es der gröſte Fehler, von der gemeinen Art ſich auszudrücken und zu denken, abzuweichen. Die Anwendung iſt leicht gemachet.

VI. Der tiefſinnige Tonkünſtler mag ſich darauf einbilden, ſo viel er will; daß er durch einen mathematiſchen Kunſtgriff zween Töne mit einander zuſammen gepaaret, die niemals zuſammen kommen ſollten. Wofern ſie nichts bedeuten, oder zu verſtehen geben: ſo werde ich ſie denen Bewegungen des Redners vergleichen, die nur ein Zeichen ſeines Lebens abgeben; oder denen künſtlichen Verſen, die nichts, als ein abgezähltes Geräuſch ſind; oder den Schreiberzügen, die nur ein eitler Zierrath ſind. Die allerſchlechteſte Muſik iſt, die gar keinen Character hat. Es iſt kein Ton in der Kunſt, der nicht ſein Muſter in der Natur habe; und der nicht wenigſtens ein Anfang zu einem Ausdrucke des Affectes ſey: wenigſtens wie ein Buchſtab, oder eine Sylbe es von einem Worte iſt.

* Aber wieviel ganze Sonaten wird man alſo nicht ins Feuer werfen müſſen, wo die Verfaſſer nichts auszudrücken im Sinne gehabt, als ein Labyrinth von Tönen, die weder luſtig noch traurig, weder beweglich noch rührend klingen. Denn nach dem ſich die Componiſten zu ſchämen angefangen, daß ihre ſogenannten Suiten, nichts als Tänze, d. i. Sarabanden, Bourreen, Gavotten, Allemanden, Polonoiſen, und Sicilianen, bedeuteten; ſo haben ſie eine Art der Compoſitionen erwählet, die unter den beliebten Ueberſchriften, von Largo, Adagio, Andante, Moderato, Allegro, Preſto und Pre-

Prestissimo, oder Veloce, gar nichts bedeuten; und ein bloßes Geklingel vorstellen, das einem weder kalt noch warm machet. Noch lächerlicher ist die räthselhafte Benennung solcher Stücke, die à tempo giusto, zur Ueberschrift führen; und die weder Mädchen noch Bübchen vorstellen, sondern rechte Hermaphroditen sind. Wie klug thäten doch alle Componisten, wenn sie nicht so gern allein giengen; sondern fleißig poetische Sachen zum Grunde legten, die sie mit ihren Noten begleiten könnten. Da würden sie selbst, und ihre Zuhörer doch besser wissen, was ihr ausgeschütteter Sack voll Noten bedeuten sollte: anstatt daß sie, wenn sie für sich allein arbeiten, sich in einem Labyrinthe nichts ausdrückender Töne und Laufwerke verirren, aus welchem sie keinen Ausgang finden können.

VII. Es giebt zwo Arten von Musiken. Die eine ahmet Tönen und Geräuschen nach, die ohne Leidenschaft sind. Diese gleicht den Landschaften, und Aussichten in der Malerkunst. Die andre drücket beseelte Töne aus, und die zu Leidenschaften gehören: das ist den historischen Gemählden gleich.

* Wir haben oben die Anmerkung gefunden, daß die besten Landschaftmaler nicht leicht ein Stück malen, ohne es mit Menschen und ihren Handlungen zu beleben. Sollte dieses nicht auch dem Tonkünstler eine Regel geben? nicht nur dem Brausen der See, dem Sausen des Windes, dem Geläute der Glocken, oder Gesange der Vögel nachzuahmen; sondern auch menschliche Gedanken und Leidenschaften auszudrücken.

VIII. Der Tonkünstler ist nicht freyer, als der Maler. Er ist überall und allemal der Vergleichung unterworfen, die man zwischen ihm und der Natur machet. Schildert er einen Sturm, einen Bach, einen sanften Zephir: so sind seine Töne in der Natur; und er kann sie sonst nirgends entlehnen. Drücket er aber etwas idealisches aus, welches niemals vorhanden gewesen: z. E. das Brüllen der Erdenklüfte, das Geheul eines aus dem Grabe steigenden Geistes: so mache ers wie der Poet:

Aut famam sequere, aut sibi convenientia finge.

* D. i. folge der gemeinen Sage und den eingeführten Meynungen von einer Sache; oder, ersinne dir selbst etwas, das mit sich übereinstimmt, oder nichts widersinnisches in sich hat. Hier kann ich, einen sonst großen Tonkünstler, den ich doch oft bewundre, nicht durchgehends loben. Z. E. das treffliche Paßionsstück, la Conversione di St. Agostino, hat er nicht in allen Arien recht natürlich in Noten gesetzet. Mancher an sich traurige Text, ist durch die Melodie so lustig geworden, daß man darnach tanzen möchte. Und sonderlich das Schluß Arioso, ist so lärmend und brausend von ihm ausgedrücket worden, als ob es ein Feldgeschrey, oder Triumphlied vorstellen sollte: da es doch seinem Inhalte nach, eine ruhige Betrachtung der erhabenen Verfasserinn ist, die aus der

tiefſten Theologie hergefloſſen, wo ſie die Streitigkeiten von der Gnadenwahl abhandelt. Wir haben dies unvergleichliche Drama neulich hier aufführen gehöret: aber alle Kenner der ital. Sprache haben bedauret, daß dem Texte durch die Muſik ſein Recht nicht überall widerfahren iſt. Man leſe die deutſche Ueberſetzung davon im II. Th. meiner Gedichte am Ende.

IX. Es giebt Töne in der Natur, die mit ihrer Idee überein ſtimmen, wenn ſie muſikaliſch iſt: und der Tonkünſtler wird ſie gleich erkennen; ſo bald er ſie findet. Sie ſind gleichſam eine Wahrheit; ſo bald man ſie entdecket, ſcheint man ſie zu erkennen, ob man ſie gleich niemals geſehen hat. Und ſo reich auch die Natur für die Muſikmeiſter iſt: ſo wenig würde es ein Reichthum für uns ſeyn, wenn wir den Sinn ihrer Ausdrückungen nicht begreifen könnten. Es würde nur, eine unbekannte und folglich unnütze Sprache für uns ſeyn.

* Es giebt freylich ſolche Töne bey der ungekünſtelten Natur der Leidenſchaften: allein es giebt wenig Ohren, die darauf Acht geben, und ſie nachahmen können. Dieſes gilt nicht nur von Muſicanten ſondern auch von Rednern. Denn wie wenige giebt es, die ihren Ton der Sprache in öffentlichen Reden, nach Beſchaffenheit der vorzutragenden Sachen und Leidenſchaften, natürlich einrichten können? Man gewöhnet ſich vielmehr einen gewiſſen ſaalbaderiſchen homiletiſchen Ton an, als daß man Acht geben ſollte, wie die Natur in ſolchen Fällen reden würde.

X. Da die Muſik ſchon in Symphonien bedeutend iſt, wo ſie nur ein halbes Leben, und gleichſam nur die Hälfte ihres Weſens hat: was wird nicht im Singen geſchehen, da ſie das Bild des menſchlichen Herzens wird. Jede Gemüthsregung, ſaget Cicero, hat ihren eigenen Ton, ihre eigene Stellung und Gebärde; der ſie, wie ein Wort die Gedanken, anzeiget. Omnis motus animi ſuum quendam habet a natura vultum & ſonum & geſtum. Ihre Fortſetzung machet alſo eine aneinander hängende Rede: und wenn es Ausdrücke giebt, die ich nicht gleich verſtehe, weil ſie durch das vorhergehende, oder nachfolgende nicht erkläret werden; wenn es deren giebt, die mich abführen, und ſich wohl gar widerſprechen: ſo kann ich unmöglich vergnügt ſeyn.

* Da hören wir, daß eine Muſik, ohne Text, oder Tanz, nur ein todtes Ding, nur ein Körper, ohne Geiſt iſt. Warum? Man verſteht oder erräth es vielmehr nur halb, was geſpielet wird; wenn nicht entweder Gebärden, oder Worte dazu kommen, die das deutlicher erklären, was die Töne ſagen ſollen. Sie iſt wie die bloßen Gebärden der alten Pantomimen waren, wann ſie tragiſche Auftritte vorſtellen wollten, man mußte vorher die Worte davon, von einem andern Schauſpieler haben herſagen hören, wenn man den Pantomimen verſtehen ſollte. Eben ſo unvollkommen drücket eine bloße Muſik ſich aus, wenn ihr Verſe, oder Tänze fehlen: Dafern ſie anders nicht ein bloßes Charivari ſeyn ſoll, das nur dem Zwitſchern der Vögel gleicht.

XI. Es

XI. Es iſt wahr, wird man ſagen: daß es Leidenſchaften giebt, die man im muſikaliſchen Singen erkennet, z. E. Liebe, Freude, Traurigkeit. Allein gegen wenige deutliche Ausdrücke, giebt es tauſend andre, deren Gegenſtand man nicht ſagen könnte.

* Es giebt aber außer den benannten drey Leidenſchaften noch weit mehrere. Wo bleibt nämlich ein ſchmachtendes Sehnen; ein Kummer über eine Ungewißheit künftiger Güter; eine Hoffnung, die ſich anfriſchet; eine Kühnheit im Unglücke; ein Trotz gegen ſeine Feinde; eine ſchmachtende Erinnerung des Vergangenen; eine eifrige Verſicherung ewiger Freundſchaft und Liebe; eine Eiferſucht gegen Nebenbuhler; und was dergleichen Gemüthsbewegungen mehr ſind. Ich rede hier nicht aus poetiſchen Erdichtungen; ich habe Grund und Erfahrung davon. Man leſe die vier Sammlungen gräfiſcher Oden mit den Melodien: aber man ſpiele und ſinge ſie zugleich mit einem muſikaliſchen, ja ich möchte ſagen poetiſchen Geiſte, der das, was er ſingt, auch verſteht und empfindet: ſo wird man gewahr werden, daß dieſer geſchickte Liebhaber der Muſik, deſſen kleinſtes Verdienſt dieſe Geſchicklichkeit iſt, alle von mir namhaft gemachte, und noch viel mehrere Leidenſchaften, in allen von ihm geſetzten Oden und Liedern, auf den richtigſten Spuren der ſchönen Natur ausgedrücket hat. Und was wird man noch ſagen, wenn er auf die einzige Ode des Amſterd. Kaufmanns Kuno, mit zwölf verſchiedenen Melodien ans Licht treten wird; die aber allemal eine verſchiedene Gemüthsfaſſung ausdrücken werden, womit in verſchiedenen Umſtänden gedachtes Lied geſungen werden könnte. Es ſind nur plumpe Sinne, die nichts als den höchſten Grad der Freude im Lachen, und des Traurens im Heulen und Weinen, fühlen und ausdrücken können. Zarte Seelen empfinden noch hundert feinere Zwiſchenſtände der Gemüther, und wiſſen ſie in den Arbeiten der Poeten nicht nur zu bemerken, ſondern auch auszudrücken; wie Herr Kammerſecretär Gräfe glücklich geweſen hat.

XII. Man kann es nicht ſagen: ich geſtehe es. Allein folget daraus daß es keine giebt? Genug, daß man es empfindet; es iſt noch nöthig, es zu nennen. Das Herz hat ſeinen Verſtand für ſich, auch ohne Worte: und wenn es gerühret wird, ſo hat es alles verſtanden. So wie es übrigens ſolche erhabene Sachen giebt, die keine Worte erreichen können: ſo giebt es auch ſolche zarte Dinge, die ihnen gleichfalls entwiſchen. Und dieſe finden ſich ſonderlich in den Leidenſchaften.

* Es iſt gewiß, daß Gebärden oft etwas ausdrücken, was man mit allen Worten nicht ſagen kann. Ein Blick, eine Mine giebt oft etwas dem Herzen zu erkennen, das die beredteſte Zunge ſchwerlich ausdrücken würde. Eben das kann eine Reihe von Tönen den Ohren zu verſtehen geben, wenn ſie zu den Worten geſchickt gepaaret wird. Was oft einem Leſer als kalt vorkömmt, das kann ein guter Componiſt zum Ausdrucke einer Leidenſchaft machen; wenn er ein empfindliches Herz hat. Aber freylich kann dieß nicht

ein jeder: und darum höret man eben ſo viel nichts bedeutende Geſänge; ſelbſt in Opernarien.

XIII. Wir ſchlieſſen alſo: daß die Muſiken, die in allen ihren Tönen am genaueſten ausgerechnet ſind, ganz geometriſch in ihren Accorden ſind, wenn es ſich zutrüge, daß ſie bey allen dieſen Eigenſchaften dennoch keine Bedeutung hätten; mit einem gläſernen Dreyecke zu vergleichen ſeyn würden, welches die ſchönſte Farbenmiſchung darſtellet, aber gar kein Bild machet. Es würde eine Art eines chromatiſchen Claviers ſeyn; welches Farben und Miſchungen darbiethen würde, vielleicht die Augen zu vergnügen, aber gewiß dem Verſtande Eckel zu erwecken.

* Die Herren Muſikmeiſter mögen dieß alles glauben oder nicht, ſo wird es doch nichts deſto weniger wahr bleiben. Sie ſind eben ſolche Leute, wie die Maler, die denen, ſo aus Gründen von ihrer Kunſt philoſophiren, kein Gehör geben; ſondern bey ihrem Schlendriane bleiben, und immer von ihren einfallenden Lichtern, und maleriſchen Chimären, auch wider alle Natur und Wahrſcheinlichkeit ſchwatzen; wenn ſie nicht weiter fort können. Dieß hat ihnen noch ganz neuerlich, Herr Hogbart, ein groſſer Engländiſcher Künſtler, ob er gleich ihr Mitbruder iſt, vorgerücket; in dem Tractate, den er von dem Reize in dem Schönen der Malereyen geſchrieben, und den uns Herr Mylius kurz vor ſeinem Tode zu Londen deutſch geliefert hat, als er eben nach America gehen wollte. S. des Neueſten aus der anmuth. Gel. Brachmonath des 1754. Jahres.

Viertes Hauptſtück.

Von den Eigenſchaften, die der muſikaliſche und tänzeriſche Ausdruck haben muß.

I. Es giebt natürliche Eigenſchaften der Töne und Gebärden, wenn man ſie an ſich ſelbſt als Ausdrücke der Leidenſchaften betrachtet. Es giebt aber auch künſtliche, welche die Kunſt hinzu füget, um ſie zu verſchönern und zu verſtärken. Von beyden wollen wir handeln.

* Z. E. Die Stimme kann ſtark oder ſchwach, ſanft oder rauh, ſchnell, oder lang gezogen ſeyn, und d. gl. Die Gebärden und Stellungen können auch entweder matt, oder wilde, ſanft und beſcheiden, oder heftig und raſend ſeyn u. ſ. f. Das ſind natürliche Eigenſchaften, die man auch an Leuten wahrnimmt, die von den Kunſtregeln nichts wiſſen. Die Künſtlichen verſtehen ſich daraus von ſelbſt.

II. Weil die Töne in der Muſik, und die Gebärden im Tanzen ſowohl eine Bedeutung haben, als die Worte in der Poeſie: ſo müſſen auch die muſika-

II. Regiſter

der vorkommenden und theils erklärten beſondern Wörter aus allerhand Sprachen.

Aus der Alamanniſchen.

Siehe Fränkiſche.

Angelſächſiſchen.

Dod Vater, Freund 459
Dry, Baum 72
Earle 30
Lady 30
Stodmyra, Stutte 32
Witte, Weisheit 459
Wittekind 459

Cambriſchen.

Deru, die Eiche 72

Celtiſchen.

Druthin, Gott 72
Ger, Schwerdt 638
Theut, Gott 370

Cimbriſchen.

Dru, Eiche 319

Deutſchen heutiger Art.

Achter 92
Acker 337
Admiral 453
Albrecht 297
Altar 337
Anſel 338
Anger 320
Angſt 337
Ant 88
Arm 337
Ausziehen, Auszug 240
Art 90
Baare 384
Babbeln, herbabbeln 370
Balgen 294
Band 338
Bauch 296
Be 88
Begünſtigung 296
Betrübt 7
Beyſpiel ib.
Biber 323
Binnen 322
Biegen 323
Bild 322
Binden 328
Bißthum 103
Blöcken 373
Böckel ſ. Peckel.
Bock ſ. Buckel.

muſikaliſchen und tänzeriſchen Ausdrücke, eben die natürliche Beſchaffenheit haben, als die redneriſche Ausſprache: und alles was wir hier ſagen werden, muß ſich auf die Muſik, Tanzkunſt und Beredſamkeit zugleich ſchicken.

* Es kann nicht anders ſeyn: denn alle drey haben gewiſſer maßen einerley Abſicht; nämlich die Menſchen von dem, was im Innern ihrer Gemüther vorgeht, zu belehren, ſie zu ergetzen, zu rühren und zu bewegen. Zu einerley Abſichten gehören auch einerley Mittel. Ein guter Sänger muß alſo oratoriſch ſingen; und ein Redner muſikaliſch reden: das iſt, beyde müſſen durch die Veränderungen ihrer Stimme die Leidenſchaft geſchickt und lebhaft ausdrücken, die: ſie innerlich fühlen. Ein kalter Sänger rühret eben ſo wenig, als ein ſaalbaderiſcher Schwätzer, der alles in einem Tone herplaudert. Und daraus folget, daß kein Sänger einen ihm unbekannten Text, z. E. einen italieniſchen, den er nicht verſteht, recht ſingen kann. Die Noten kann er wohl treffen, aber den Geiſt der in den Worten liegt, kann er nicht erreichen. Daher iſt es wie Tag und Nacht, wenn ich eine gute Arie von wälſchen Operiſten, die da wiſſen was ſie ſingen; und von einem Deutſchen herſingen höre, der ſie nicht verſteht; ſeine Stimme und Kunſt mag ſo ſchön ſeyn, als ſie will. Aber der Zuſchauer muß auch verſtehen, was geſungen wird: ſonſt kann ihn alle Kunſt des Sängers nicht rühren. Mit den Gebärden des Redners, und den Bewegungen des Tänzers iſt es eben ſo.

III. Alle Ausdrücke müſſen den Sachen gemäß ſeyn, die ſie zu verſtehen geben. Sie ſind gleichſam die Kleidung für den Körper. Wie alſo in poetiſchen und künſtlichen Dingen die Einheit mit der Mannigfaltigkeit verbunden ſeyn müſſen: ſo muß auch dieſer Ausdruck zuförderſt dieſe zwo Eigenſchaften haben.

IV. Der Grundcharakter des Ausdruckes liegt in der Hauptſache. Dieſe muß der Schreibart den Grad der Erhöhung oder der Einfalt, der Gelindigkeit, oder der Stärke angeben, der ſich dazu ſchicket. Will die Muſik oder Tanzkunſt die Freude ausdrücken: ſo müſſen alle Abänderungen der Klänge, alle Bewegungen eine lächelnde Art annehmen. Wenn nun die folgenden Geſänge und Melodien ſich gleich ändern und einander unterſtützen: ſo muß doch der Hauptgrund, der ihnen gemein iſt, immer derſelbe bleiben. Das iſt nun die Einheit.

* Z. E. in einer Trauermuſik, in einer Paſſionsmuſik, muß der herrſchende Charakter die Traurigkeit und Andacht ſeyn. Hier muß ein Tonkünſtler, der dergleichen Texte in Noten ſetzet, niemals auf ſolche luſtige Melodien und Arien verfallen, die ſich wohl zu fröhlichen Muſiken ſchicken würden; oder gar zum Tanze und Sprunge gehen. Das hieße wider die Regel der Einheit ſündigen. Wie oft es indeſſen geſchehe, lehret Kenner die täglich e

Erfahrung, auch von den größten Componiſten (S. oben die Anm. zum 8. §. des vor. Cap.). Hier iſt es alſo nicht genug, wenn einige neuere Muſikmeiſter von dem Unterſchiede des Kirchenſtils, und des theatraliſchen Stils geredet haben. Es iſt eben ſo falſch, als wenn die Homileten die geiſtliche Beredſamkeit von der weltlichen haben unterſcheiden wollen. Sie ſind beyde nur eine Kunſt, die ſich aber nach Verſchiedenheit der Materien oder des Inhalts anders zeiget. In der Kirche kommen nicht lauter traurige Muſiken, und auf der Bühne nicht lauter luſtige Arien vor. Wie alſo ein Capellmeiſter fehlen würde, der an Oſtern oder Pfingſten ein Miſerere anſtimmen wollte: ſo würde auch ein Operncomponiſt thöricht handeln, der eine ſterbende Lucretia mit lauter tänzelnden und lächelnden Tönen wollte ſingen laſſen. Ich erwähne der Lucretia mit Fleiß, weil ich eine Oper davon kenne, darinn Händel in einer Arie, die ſie ſingen muß, ein rechtes Meiſterſtück gemachet hat. Kurz, es heißt hier:

Singula quæque locum teneant ſortita decenter.

Horat.

V. Indeſſen opfern unſre Muſikmeiſter dieſen allgemeinen Ton, dieſen Hauptausdruck der Seele, der in einem ganzen Stücke herrſchen ſoll, einer Nebenidee auf, die von ungefähr dazu kömmt, und dem Hauptinhalte ganz gleichgültig iſt. Sie halten ſich auf, einen Bach rieſeln, oder einen Zephir blaſen zu laſſen, oder erhaſchen ſonſt ein Wort, das eines muſikaliſchen Ausdruckes fähig iſt. Alle dieſe beſondern Ausdrücke müſſen ſich in der Hauptſache verlieren; und wenn ſie ja ihre Art behalten, ſo müſſen ſie ſich doch gleichſam in den Hauptaffect einſchmelzen.

* Nichts bemerket man bey ſchlechten Componiſten häufiger, als dieſen Fehler. Ich will den Fall ſetzen, ein ſolcher ſollte den Spruch ſetzen: Ich ſprach zum Lachen, du biſt toll; und zur Freude, was machſt du? Ich will hundert gegen eins ſetzen, daß er hier das ſchöne muſikaliſche Wort Lachen erhaſchen, und uns mit einem ſehr langgedehnten Ha, ha, ha, ha, des luſtigen; auch wohl die Freude mit unzähligen Läufern, und Sprüngen auszudrücken ſuchen wird. Allein hier hören wir einen vollkommenen Stümper in der Urtheilskraft; dem man mit dem Horaz zurufen mochte:

Sed nunc non erat his locus! Et fortaſſe cupreſſum
Scis ſimulare: quid hoc? ſi fractis enatat exſpes
Navibus, ære dato, qui pingitur. . . .
Denique ſit quodvis ſimplex duntaxat & unum.

Hätte hier der Componiſt den wahren Sinn und Affect des Redenden erwogen und eingeſehen; ſo würde er alle ſeine Lachnoten auf einandermal aufgehoben, und den ernſthaften Geiſt ausgedrücket haben, der alle Freude der Welt für toll und thöricht hält. Aber wie ſelten findet man dieſe richtige Urtheilskraft bey Leuten, die nur bey der Geige aufgewachſen ſind? In der oberwähnten Compoſition der Converſione di Sant' Agoſtino kommen dergleichen luſtige Fehler auch vor.

VI. Wie

VI. Wie aber selten eine Leidenschaft allein ist; und, wenn selbige herrschet, alle andern so zu reden, zu ihren Dienst en sind, um die Gegenstände die ihr lieb, oder zuwider sind, entweder herbey oder wegzuschaffen: so findet der Componist selbst in der Einheit seiner Materie die Mittel sie abzuändern. Er führet nach und nach die Liebe, den Haß, die Furcht, die Traurigkeit, die Hoffnung auf. Er ahmet dem Redner nach, der alle Figuren und Kunstgriffe anwendet, ohne überhaupt seine Schreibart zu ändern. Was würde man von einer Rede sagen, deren erster Theil sich in den Mund eines Staatsmannes, der letzte aber für einen Diener aus der Komödie schickete?

* Zu solchen Aenderungen aber muß ein poetischer Text die beste Anleitung geben: und ohne denselben, wird man aus einem musikalischen Stücke niemals recht klug werden. Daraus erhellet, wie gewiß es sey, daß die Musik nur zu Unterstützung und Verschönerung der Poesie erfunden worden, und ihr also als eine Aufwärterinn zur Seiten gehen müsse; nicht aber für sich allein als eine Fürstinn prangen könne. Die Poesie versteht man in allen ihren Stücken, auch ohne Musik. Sie besteht also für sich selbst, und brauchet nur zuweilen den Beystand der künstlichen Töne und Tänze, um wie eine Fürstinn mit mehrerm Gepränge zu erscheinen. Die Musik allein aber ist unbeseelet, und unverständlich, wenn sie sich nicht an Worte hält, die gleichsam für sie reden müssen; damit man wisse, was sie haben will.

VII. Ausser dem Haupttone des Ausdruckes aber, oder dem musikalischen Stile, giebt es noch andre Eigenschaften für jeden besondern Ausdruck. Die erste ist die Deutlichkeit. *Prima virtus stili perspicuitas*, saget Cicero. Was hilft mich ein schönes Gebäud im Thale, wenn es Nacht ist? Man fodert aber nicht, daß jede Note, oder jeder Tact einen Verstand habe; aber sie müssen doch alle etwas dazu beytragen. Ist es keine Periode, so sey es ein Wort, eine Sylbe. Jeder Ton, jeder Gang, jede Wiederholung, muß uns zu einer Empfindung führen, oder sie selbst erwecken.

* Wie es aber unter Rednern und Dichtern heute zu Tage eine Sucht giebt, unverständliche Räthsel, deutlichen Worten und Redensarten vorzuziehen: also giebt es Musikmeister, die sich in wunderlichen Vermischungen der Töne verstecken, damit ja die Melodie, die doch der Kern aller Musik ist, nicht errathen werden könne. Denn dasjenige, was man an einem neuern Sänger oder Clavir- Flöten- und Geigenspieler gerade am wenigsten höret, das sind die Hauptnoten, die man ihm vorleget: so viel weit hergesuchte verwirrte Manieren, Vorschläge, Triller und andre Zierlichkeiten machet er drein: darüber man die Melodie nicht mehr merken oder erlauschen kann. Das sind die weichlichen gebrochenen Töne, darüber Seneca bey dem Verfalle römischer Sitten klagete, und aus welchen nichts männliches, festes,

und

und ernſthaftes mehr erhellet, ſondern welches mehr ein Möckern, als ein Singen zu nennen iſt.

VIII. 2.) Die Ausdrücke müſſen richtig ſeyn. Es iſt mit den Erfindungen, wie mit den Farben. Eine halbe Miſchung ſetzet ſie herunter, und machet ſie zweydeutig.

* Z. E. Was gelb ſeyn ſoll, muß recht gelb, und nicht nur gilblich; was dunkelblau ſeyn ſoll, nicht halb mit weiß gemiſchet, oder lichtblau ausgemalet werden. So muß auch das Luſtige, Traurige, Zornige, Muthige, allezeit mit richtigen vollgültigen Tönen ausgedrücket werden; daß es ein jeder daran erkennen kann.

IX. 3.) Sie müſſen zwar lebhaft, aber oft auch fein und zärtlich werden. Jedermann kennet die Leidenſchaften, bis auf einen gewiſſen Grad. Malet man ſie nur ſo weit, ſo hat man kein ander Verdienſt, als ein Geſchichtſchreiber, oder ſclaviſcher Nachahmer. Wenn man die ſchöne Natur ſuchet: ſo muß man weiter gehen. Es giebt in der Muſik und im Tanzen, eben ſo, wie im Malen, ſo zu reden flüchtige Schönheiten; feine Züge, die in der Heftigkeit der Leidenſchaften entwiſchen; Seufzer, Bebungen der Stimme, Biegungen des Hauptes, u. d. gl. Dieß ſind rührende Kunſtgriffe, die den Geiſt gleichſam erwecken, und ermuntern.

* Das wiſſen die Maler wohl, wenn ſie ihren Perſonen gewiſſe Stellungen und Wendungen des Leibes zu geben ſuchen, ehe ſie ſie zeichnen, oder malen: um ihnen dadurch eine lebhaftere Geſtalt zu geben, als ſie ordentlich haben. Sie ſuchen auch durch muntre Geſpräche, einer Schönen ein Lächeln zu erwecken, um ſie dadurch noch reizender zu machen. In der Muſik ſind andre Kunſtgriffe, einen lebhaften Ausdruck, der aus viel kleinen Senkungen, Verſtärkungen, oder Schwächungen der Töne erwächſt, zu verſchaffen. Selbſt ein gänzliches Verſtummen, und deſto ſtärkers Wiederholen des Abgeſungenen, iſt ein Mittel, theils eine Mattigkeit, theils einen neuanwachſenden Schmerz auszudrücken. Alles dieß bringt eine ſchöne Natur bisweilen hervor.

X. 4.) Sie müſſen ferner leicht und einfach ſeyn. Alles was ein Anſtrengen der Kräfte anzeiget, ermüdet, und fällt beſchwerlich. Der Zuſchauer, oder Zuhörer iſt der Einklang (das Uniſono) deſſen, der da redet, oder handelt: und wir ſind nicht ungeſtraft die Zuſchauer ſeiner Verwirrung.

* Dieß bedenken diejenigen nicht, die entweder als Redner und Dichter, oder als Muſikanten ſolche halsbrechende Sachen, reden, dichten, ſingen oder ſpielen; daß dem Leſer oder Zuhörer angſt und bange wird: weil er merket, wie ſauer es dem Künſtler wird, ſolch verwirrtes, verſtricktes Zeug zu ſagen. Es iſt aber ſehr ärgerlich, einen zu hören, der, wenn er mich beluſti-

beluſtigen will, mich mit ſeiner eigenen Marter nur quälet. Ich habe einen Hund geſehen, der bey allen Misklängen einer Muſik, zu heulen anfieng. Eben ſo iſt es einem empfindlichen Gemüthe, bey der ſchweren mit chromatiſchen Tönen durchbrochenen Künſteley zu muthe.

XI. 5.) Endlich müſſen die Ausdrücke, ſonderlich in der Muſik neu ſeyn. Es iſt keine Kunſt, worinn der Geſchmack neubegieriger und ekler wäre, als die Muſik. Judicium aurium ſuperbiſſimum. Die Urſache iſt ohne Zweifel die Leichtigkeit, den Eindruck eines Geſanges zu fühlen. Natura ad numeros ducimur, ſaget Cicero. Weil das Ohr den Eindruck der Empfindungen in aller ſeiner Stärke zum Herzen ſchicket, ſo iſt noch ein neuer Eindruck faſt unnöthig, und läßt die Seele müſſig und gleichgültig. Daher kömmt die Nothwendigkeit allezeit die Töne, Tacte, und Leidenſchaften zu ändern.

* Die Aenderung der Tacte iſt in der franzöſiſchen Opern- Cantaten- und Liedermuſik, deswegen viel nöthiger, als bey uns: weil ihre Poeſie kein gewiſſes Sylbenmaaß hält, wie die unſrige überall, und die wälſche in den Arien und etlichen Oden thut. Weil nämlich die eine Zeile mit einer langen, und die andre mit einer kurzen Sylbe anfängt; und auch im Fortgange keine Zeile der andern in Abwechſelung langer oder kurzer Zeilen gleich iſt: ſo muß der Componiſt ſich durch den geänderten Tact helfen; welches aber mehr ein Nothzwang, als eine Schönheit iſt, das Spielen und Singen aber deſto ſchwerer machet. S. den Iſaac Voß, de Vir. Rhythmi & Poem. Cantu.

XII. Nun kommen wir auf die künſtlichen Eigenſchaften. Töne und Gebärden ſind in den Künſten ſo frey nicht, als in der Natur. In dieſer haben ſie keine andre Regeln, als einen gewiſſen Trieb, der leicht nachgiebt. Er allein leitet, verändert, ſtärket und ſchwächet ſie nach Belieben. Allein in den Künſten giebt es auch ſtrenge Regeln, feſte Schranken, die man nicht überſchreiten darf.

* Gleichwohl wird die Natur auch durch den Wohlſtand, und gewiſſe Sittenregeln eingeſchränket: und dieſe machen, zumal heute zu Tage, gewiſſe wohlgezogene artige Leute zu vollkommenen Bildſäulen, daß ſie weder eine Mine im Geſichte machen, noch einen Finger, vielweniger den Kopf und den ganzen Leib regen; ja auch den Ton in ihrer Sprache nicht ändern dörfen, aus Furcht, wider den Wohlſtand zu ſündigen.

XIII. Alles iſt ausgerechnet: 1.) durch den Tact, der die Dauer aller Töne und Gebärden abmißt; 2.) durch die Zeit, (Tempo) welche die Dauer eben der Töne verzögert, oder beſchleuniget. 3.) Durch die Melodie, welche alle Töne und Gebärden vereiniget, und eine Reihe daraus machet. 4.) Endlich durch die Harmonie, die deren Mitklänge; oder

Begleiter einrichtet, wenn ſich viele verſchiedene Theile verbinden, ein Ganzes auszumachen. Man muß aber nicht glauben, daß alle dieſe Regeln die natürliche Bedeutung der Töne und Gebärden vernichten, oder ändern können: ſie dienen nur ſelbige zu ſtärken, indem ſie ſie putzen; und ihre Kraft zu mehren, indem ſie ſelbige anmuthiger machen.

* Quintilian ſaget: Cur ergo ipſas ſpecie ſolvi putem, quando nec ulla res ſine arte ſatis valeat? im XI B. 4. Cap. Man kann alle dieſe Stücke mit den Kunſtgriffen des poetiſchen Ausdruckes vergleichen. Dieſer iſt durch das Sylbenmaaß, den Abſchnitt, den Reim, und die verſchiedene Abwechſelung langer und kurzer Zeilen, oder männlicher und weiblicher Verſe eingeſchränket.

XIV. Der Tact, die Zeit, Melodie und Harmonie, können Worte, Töne und Stellungen auf gleiche Art einrichten und anordnen: das heißt, ſie ſchicken ſich für die Verſe, Tänze, und Muſik. Das erſte haben wir oben im 3 Cap. des II. Th. erwieſen. Sie ſchicken ſich fürs Tanzen; denn es mag nun entweder nur einer, oder mehrere Tänzer ſeyn: ſo iſt der Tact in den Füßen; die Bewegung in der Geſchwindigkeit und Langſamkeit, die Melodie in dem Gange, oder der Folge der Schritte, und die Harmonie in der Zuſammenſtimmung aller der Theile mit dem Inſtrumente, das man ſpielet, und den andern Tänzern.

XV. Sie ſchicken ſich auch für die Muſik. Denn der Tact und die Zeit (Tempo) geben der muſikaliſchen Compoſition erſt das rechte Leben. Dadurch ahmet der Tonkünſtler der Bewegung natürlicher Töne nach, giebt einem jeden die ihm gehörige Dauer, um in das ordentliche Syſtem des muſikaliſchen Geſanges zu kommen. Endlich ſetzet die Melodie alle dieſe Töne in die gehörige Stelle und Nachbarſchaft, verbindet, trennet, und vereiniget ſie, nach der Natur der nachzuahmenden Sache. Der Bach murmelt, der Donner raſſelt, der Schmetterling flattert.

* Hier merke man wohl, daß die Nachahmung ſolcher kaltſinniger Dinge dem Ausdrucke der Leidenſchaften, die das Hauptwerk ſind, keinen Eintrag thun müſſe. Denn es iſt lächerlich, einen Operiſten, der ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen ſoll, lange von einem auf den Wellen ſchwebenden Schifflein (Navicella) oder einem vorm Habichte fliehenden Täublein, ſingen und trillern zu hören.

XVI. Unter den Leidenſchaften ſeufzen einige, andre poltern, und noch andre knirſchen mit den Zähnen. Alle dieſe Geſtalten anzunehmen, verändert die Melodie geſchickt die Töne, die Intervallen, die Moduiationen, ja ſie brauchet die Mißklänge ſelbſt mit Kunſt. Denn da auch dieſe in der Na-

tur

tur ſind, ſo haben ſie auch das Recht in die Muſik zu kommen. Sie ſind nicht nur eine Würze, ſondern charakteriſiren auch den muſikaliſchen Ausdruck.

* Nur daß ſie nicht gar zu oft kommen, und aus der vermeynten Kunſt der Componiſten ein Katzengeheul werde. Denn der hochgetriebene chromatiſche Geſchmack gewiſſer Künſtler machet, daß einem endlich die Ohren weh thun; ſo künſtlich ſie hernach die widrigen Töne aufzulöſen ſuchen. Denn was man wieder zurecht bringen muß, das kann unmöglich eine wahre Schönheit ſeyn.

XVII. Nichts iſt ſo unordentlich, als der Lauf der Leidenſchaften, der Liebe, des Zornes, der Zwietracht. Um ſie recht auszudrücken, wird die Stimme bisweilen plötzlich rauh und harſch: und ſo wenig auch die Kunſt die Unannehmlichkeiten der Natur mildert, ſo tröſtet einen doch die Wahrheit des Ausdruckes, wegen der Rauhigkeit und Härte der Töne. Der Componiſt muß ſie mit Vorſicht, Beſcheidenheit und Verſtande anzubringen wiſſen.

* Nur nicht ſo, wie ich in Wien den Achilles in Scyro habe vorſtellen ſehen. Denn da das Lärmen im Schloſſe entſteht, dadurch Ulyſſes den in weiblicher Kleidung verſteckten Achilles auf die Probe ſtellen will, und alles plötzlich zum Zimmer herausfährt, theils ſich zu flüchten, theils den Aufruhr zu ſtillen: ſpringt der verkleidete Achill zwar auf, und ergreift den mit Fleiß dahin gelegten Helm, Schild und Spieß. Allein, anſtatt damit hinaus zu eilen, und den Tumult zu ſtillen, tritt er vor den Spiegel, um zu ſehen, wie ihm der Helm ſteht; beſieht den blanken Schild, und rathſchlaget lange mit ſich, was er thun wolle. Da er nun nicht herauseilt, kömmt Ulyß wieder hinein, zu ſehen, was er machet. Und da er ihn mit den Waffen beſchäfftiget findet, ſinget er ihm eine lange Arie vor, die Achill als ein tapferer Held, mit einer eben ſo langen vergilt; und endlich, nachdem ſich draußen nothwendig alles, entweder die Hälſe gebrochen haben, oder wieder zur Ruhe gegeben haben muß, ſo gehen ſie beyde ganz gelaſſen ab. Das heißt nun eine rechte Opernmäßige Vorſtellung der Natur! Da mögen nun die Töne und Melodien beyder Helden ſo bitzig und rauh klingen wie ſie wollen: die Wahrſcheinlichkeit iſt verlohren! Es iſt wahr, daß dieß ein Fehler des Poeten iſt, der das Stück ſo eingerichtet hat. Allein wem anders, als dem Tonkünſtler zu Gefallen, hat ers ſo machen müſſen, damit dieſer ſeine Diſſonanzen und rauhen Töne anbringen könnte?

XVIII. Endlich trägt die Harmonie zum muſikaliſchen Ausdrucke viel bey. Die verſchiedenen Partien, die einander begleiten, ſind den Gebärden, den Tönen, und den Worten, die ſich in der redneriſchen Ausſprache verbinden, zu vergleichen; oder auch den vereinigten Bewegungen der Füße, Arme, und des Kopfes im Tanzen. Sind dieſe Ausdrücke verſchieden, ſo haben ſie doch einerley Verſtand. Iſt alſo die obere Singſtimme der

Ausdruck der nachgeahmten Natur, so sind die Bässe und die Mittelstimmen nichts anders, als derselbe, aber vervielfältigte Ausdruck; der durch Wiederholung und Verstärkung der Eindrücke die Empfindungen lebhafter, und folglich die Nachahmungen viel vollkommener machet.

* Ich habe hier einige Zeilen des Herrn Verf. weggelassen, da er aus dem Descartes, Pater Mersenn, Sauveur, und Rameau anführet, daß die Harmonie aus der Quinte, und großen Terz bestehe; als worauf der letzte sein neues musikalisches System gebauet haben soll. Meines Erachtens brauchen unsre Componisten diese Anweisung nicht; wenn sie nur sonst den Regeln der Vernunft und schönen Künste in ihren Arbeiten folgen wollten, immer die schöne Natur vor Augen zu haben. Sonst können wir Deutschen uns rühmen, daß unser Vaterland an Kaisern, Heinichen, Händeln, Weisen, Bachen, Telemannen, Hassen, beyden Graunen, Hurlebuschen, Quantzen, Kropfgansen, u. a. m. die größten Künstler unsrer Zeiten hervorgebracht, die Europa aufzuweisen hat. Ja wenn wir auch Schriftsteller von der Musik haben wollen: so haben Meidbard, Baron, Mattheson, Mitzler und Scheib in seinem kritischen Musicus, solche Federn gewiesen, die sich vor keinen Ausländern scheuen dörfen.

Fünftes Hauptstück.

Von der Vereinigung der schönen Künste.

I. Obgleich die Poesie, Musik und der Tanz sich bisweilen absondern, um dem Geschmacke und Willen der Menschen zu gehorchen: so haben doch diese drey Künste niemals mehr Reizungen, als wenn sie vereiniget sind. Denn die Natur hat ihre Grundsätze in der Absicht erschaffen, daß sie sich verbinden, und zu einerley Zwecke etwas beytragen sollen, nämlich unsre Gedanken und Empfindungen, so wie sie sind, in die Herzen und Gemüther derer zu bringen, denen wir sie mittheilen wollen.

* Quintilian saget in des X B. 3 Cap. Quum valeant multum verba per se, & vox proprium vim adjicit rebus, & gestus motusque significet aliquid, profecto perfectum quiddam, quum coierint, fieri necesse est. Quintilian redet nur von der Beredsamkeit und dem guten Vortrage der Reden, durch Aussprache, und gute Stellungen. Da ist es nun freylich ausgemacht, daß eine wohl ausgesprochene, und lebhaft vorgetragene Rede ungleich mehr Eindruck machet, als eine salbaderisch hergelesene. Eben so ist es bey einem Gedichte. Hat es gleich in sich selbst alle mögliche Vollkommenheit, so gewinnet es doch viel, wenn es von einem feurigen Leser gut ausgesprochen wird. Ist es aber dramatisch, so sieht man freylich die Aufführung eines Trauer-, Lust-, und Schäferspiels, mit doppeltem Vergnügen, als wenn man sie liest: weil dort Aussprache, Kleidungen, Gebärden, und Verzierung der Schaubühne dazu kommen; deren jedes eine besondre

ſondre Art des Vergnügens machet, wenn es gut iſt. Auf eben die Art kann man von der Muſik urtheilen. Sie vergnügt ſchon ohne Geſang einigermaßen. Kömmt dieſer in einer Ode, oder Cantata noch dazu, ſo wird das Vergnügen viel größer. Verbindet man aber auch Kleidungen und Gebärden der Schauſpieler, und eine ſchöne Bühne damit: ſo ſteigt das Vergnügen aufs höchſte. Denn das eigentliche Tanzen kann doch nur am Ende der Aufzüge, oder im Schluſſe angebracht werden: und verbindet ſich nicht überall mit der Poeſie und Muſik.

II. Als derowegen die Künſtler dieſe drey Künſte trenneten, um mit Fleiß und mehrerm Ernſte jede beſonders zu putzen: ſo hätten ſie niemals die erſte Einſetzung der Natur, aus den Augen verlieren, oder glauben ſollen, daß ſie ſich ohne einander behelfen könnten. Sie müſſen beyſammen ſeyn: die Natur erfodert es. Allein wie? und auf was für Bedingungen? Das giebt einen Vergleich, davon die beſondern Artikel folgen.

* Es iſt wohl wahr, der erſte Dichter muß wohl ein Sänger, und der erſte Sänger ein Poet geweſen ſeyn, wie die Exempel des Orpheus und Amphions, imgleichen des Phemius zeigen. Aber ob ſie auch Tänze dabey gehabt, oder Poſituren gemachet haben, weis ich nicht. Nachmals ſind viele Dichter keine Sänger; und viele Leyerſpieler keine Dichter geweſen: ſo, daß ſie entweder fremde Lieder geſungen, oder die von einem andern abgeſungenen nur begleitet haben. Auch die Ilias und Odyſſee ſo gar, ſind anfänglich in ganz Griechenland Stückweiſe abgeſungen worden: und ſelbſt zu den Trauer- und Luſtſpielen hat das Singen gewiſſer Lieder, bey den Weinleſen und Bachanalien Gelegenheit gegeben. Allein darum iſt es keine Folge, daß alle Arten der Gedichte nothwendig mit der Muſik verknüpfet ſeyn müßten: es wäre denn, daß man auch eine lebhafte Ausſprache mit zur Muſik rechnen wollte.

III. Mit verſchiedenen Künſten, die ſich vereinigen, eine Materie auszuführen, iſt es eben ſo beſchaffen; wie mit verſchiedenen Theilen einer Sache, die von einer einzigen Kunſt ausgearbeitet wird. Es muß einen gemeinſchaftlichen Zweck und Mittelpunct geben, darauf ſich alles beziehet. Wenn Dichter und Maler eine That ſchildern, ſo iſt eine Perſon der Held. Dieſer ſteht in dem ſchönſten Lichte, und iſt die Seele alles deſſen, was ſich rings um ihn beweget. Wie viel Helden ſind nicht in der Ilias! Was für Rollen ſpielen nicht Diomedes, Ajax, Hektor, Ulyſſes, u. ſ. f. Alle indeſſen beziehen ſich auf den Achilles.

* Nur iſt bey der Malerkunſt hier insgemein der Fehler zu bemerken, daß die Künſtler freylich ihren Helden im ſchönſten Lichte malen, und alle Perſonen neben ihm, ſo viel möglich iſt, dunkel und finſter halten, um jenen deſto mehr zu heben. Allein insgemein iſt keine Urſache da, die den Schatten der übrigen wirken könnte; kein Haus, kein Baum, oder ſonſt ein dunkler Körper. Alles ſteht unter freyem Himmel. Die Sonne ſcheint auf die andern nicht weniger, als auf den Helden. Warum iſt denn dieſer ſo licht,

und die andern so finster? Davon können die Maler keinen Grund angeben: als ihre Regel: das ist die Hauptperson! Ganz gut! Aber weis das die Sonne auch? Und schießt sie deswegen ein starker Licht auf ihn? Wo bleibt da die Natur, und Wahrscheinlichkeit, die ohne die Aehnlichkeit mit ihr nicht zu erhalten steht. In Zimmern und Gebäuden, entschuldigen sie sich insgemein mit einem einfallenden Lichte: wenn man gleich gar nicht sieht, durch welches Loch im Dache, oder hohes Fenster ein solch Licht eben auf den Helden, und sonst auf keinen andern fallen sollte. Eben so unnatürlich ists, wenn sie den Grund der Bildnisse so schwarz und finster malen, als Rembrand zu thun pflegte; das Bildniß aber recht stark erleuchten. Ich weis wohl warum sie es thun. Die Person soll sich desto besser heben. Allein wie ist es in der Natur möglich, daß das starke Licht, das auf ein Gesicht fällt, nicht auch darneben hinfahre, und die Nebendinge erleuchte? Was in der Natur nicht statt hat, das muß man auch nicht malen.

IV. Die vereinigten Künste müssen eben so seyn, wie die Helden. Nur eine muß hervor ragen; und die andern können nur die Nebenstelle einnehmen. Wenn die Poesie Schauspiele giebt, so erscheinen Musik und Tanzkunst neben ihr; aber bloß um sie zu heben, und ihre Begriffe, nebst allen in ihren Worten liegenden Empfindungen, desto stärker ausdrücken zu helfen. Das muß nicht die große ausgezifferte Musik, auch nicht die gar zu gezwungen abgezirkelte Stellung seyn! Diese würden die Poesie nur verdunkeln, und ihr einen Theil von der Aufmerksamkeit der Zuschauer entziehen. Es muß eine der Natur gemäße, einfache, und der Bedürfniß der Wörter gemäße Abänderung der Stimme, eine allezeit natürliche Bewegung des Körpers seyn, die nichts gekünsteltes zu haben scheint.

* Dieß ist ein Donnerschlag für die Operisten! Diese bilden sichs kecklich ein, und wollen die Welt durchaus überreden; ihre Kunst, die Musik allein, sey der Held in einer Oper; dem der Poet, wie der Tänzer zu Bedienten dienen müßten. Von ihrem Winke also hienge alles ab, was jener dichtete: ja die Componisten unterstehen sich bisweilen den Poeten Regeln vorzuschreiben. Allein die Falschheit dieses Wahns ist leicht zu erweisen. Man trenne diese Künste, so wird sichs zeigen, welche sich am besten ohne die andre behelfen kann. Die Poesie einer Oper bleibt ein Schauspiel welches seinen vollkommenen Verstand hat, seine Gesinnungen, Empfindungen und Leidenschaften erreget; kurz, welches Leser und Zuschauer vergnüget, befriediget und rühret, wenn es gleich ohne Musik aufgeführet wird: wie beyde kaiserl. Majestäten, auf ihrem Schönbrunner Hoftheater mit den Metastasischen Opern 1749 sehr oft thun ließen. Die Poesie kann also für sich allein bestehen, und verliert an der Musik nur einen Zierrath, der den Text unverständlich machet, durch die langen Recitative die Zuhörer oft ärgert, und durch die ewigen Wiederhelungen der Arien verdrüßlich machet.

Allein wie wird die Musik ohne die Poesie bestehen? Fürs erste fallen alle Sänger weg: und alsdann gebe man acht, ob die ganze Instrumentalmusik,

Bölken 373
Brauſen 373
Braut 320
Brocke 90
Brodt 90
Bruder 338
Buchſtab 102
Buckel, Bücken 323
Canzler, der oberſte Schreiber 298
Darinn 96
Decken 338
Dietmarſer 455
Dom 90
Donner 373
Dreck 32
Edelmann 272
Elle 681
Emp, emt 88
Er 88. 379
Ey 379
Fackel 337
Farbe 384
Fell 338
Feuer 90
Fiſch 338
Flamme 337
Freude 9
Freymann ſ. Untermann.
Freyſaſſe 110
Frohnen 298
Fuß 92
Ge 88. 379
Germanien 636-639
Gewehr 13
Gewinn 322
Glocke 297
Gott 338. 607
Graß 338
Grommt ſ. Graß.
Grunzen 373
Hafft 91
Häller 299. 453
Harniſch 12
Hartnäckigt 614
Hell 5
Helm 320
Hembd 298
Her 88
Herberge 32
Herr 338
Heulen 373
Hochzeit 102
Hübner 454
Hülfe 407
Jachzorn 91
Junker 299
Kahl 338
Kammer 681
Kauder, Kauderwelſch 110
Kelch 341
Keller 337
Kette 681

muſik, auch von den beſten Virtuoſen, die Zuſchauer vier fünf Stunden lang ſattſam beſchäfftigen wird? Wie wenig Beyfall finden doch bloſſe Concerte, ohne Singſtimmen? Und man würde gewiß ſehen, daß die Opern noch viel verlaſſener ſeyn würden, als ſie wirklich an allen denen Orten ſind, wo man den Eingang bezahlen muß. Haben ſie ſich in Hamburg, und noch unlängſt in Wien wohl erhalten können? Und da hatten ſie noch die Poeſie zur Gehülfinn! Wer würde ſich aber aus den beſten Compoſitionen etwas nehmen können, das verſtändlich wäre, und die Seele beſchäfftigen könnte: wenn keine Schauſpieler eine Fabel voller Geſinnungen und Leidenſchaften vorſtelleten; welches doch von der Poeſie herrühret?

V. Will die Muſik ſich zeigen, ſo hat ſie allein das Recht alle ihre Reizungen auszukramen. Die Bühne iſt für ſie. Die Dichtkunſt hat nur den zweyten Rang, und die Tanzkunſt den dritten. Hier ſind nicht mehr die prächtigen Verſe, die kühnen Beſchreibungen, die glänzenden Bilder: es iſt eine einfältige und natürliche Poeſie, die weichlich und zärtlich fließt, und gleichſam die Worte nur ſo laufen läßt. Die Urſache iſt, daß die Worte dem Geſange gleichſam nur folgen, und nicht vor ihm hergehen müſſen. Sind ſie gleich vor der Muſik gemachet; ſo ſind ſie doch gleichſam nur der Nachdruck, den man dem muſikaliſchen Ausdrucke geben will, um denſelben deutlicher und verſtändlicher zu machen. So muß man von des Quinaut Opern urtheilen.

* Hier will der Herr Verf. die Operiſten wieder gut machen, geräth aber dadurch in einen offenbaren Widerſpruch. Die Ordnung der Natur kann er nicht läugnen. Die Verſe der Oper werden nicht unter gewiſſe Noten, die der Componiſt ſchon fertig hat, gelegt, um denenſelben einen Nachdruck zu geben. Wäre das, ſo wäre die Muſik das Hauptwerk, und die Poeſie ihre Dienerinn. Aber das würden tröſtliche Opern werden! Nein, der Poet arbeitet für ſich, nach ſeinen eigenen Regeln; und wenn er fertig iſt, ſo kömmt der Componiſt, und ſuchet durch ſeine Noten die Gedanken deſſelben noch zu erhöhen, und zu verſtärken; wiewohl er ſie oft nicht erreichet, ſondern nur ſchwächet und verderbet, indem er ſie unverſtändlich machet. Wer iſt nun die Frau, und wer die Dienerinn? Es iſt eben ſo, als ob der Schneider ſagen wollte: er wäre der vornehmſte mit ſeiner Kunſt, die Natur müſſe die Leiber der Menſchen, nach der Mode ſeiner Kleider einrichten; und ſie ſo ſchaffen, wie es die Schneiderkunſt gern hätte. Denn was iſt eher fertig, der Menſch, oder das Kleid?

VI. Die Tanzkunſt iſt noch beſcheidner, als die Poeſie. Zum wenigſten iſt dieſe abgemeſſen; allein die Gebärden helfen der Muſik faſt nichts mehr, als den Schauſpielen: und wenn ſie ſich daſelbſt bisweilen mit mehrerer Stärke zeiget, als in der Dichtkunſt; ſo kömmt es daher, daß in der Muſik mehr Leidenſchaft herrſchet; folglich mehr Gelegenheit iſt ſie zu üben.

Denn,

Denn, wie gedacht, die Gebärden und der Ton der Stimme ſind gewiſſer maßen, den Leidenſchaften beſonders geweihet.

* Ich kann es nicht einräumen, daß die guten Stellungen und Gebärden, die hier mit zur Tanzkunſt gehören, in einer Oper ſtärker herrſchen ſollten, als im Trauerſpiele; oder daß in der Oper mehr Empfindungen herrſchten, als hier. Die Kenntniß der beſten Trauerſpiele und die Erfahrung lehret, daß die heftigſten Leidenſchaften in einer Alzire, Zaire, Iphigenia, in einem Oedipus, Mahomet, u. a. m. herrſchen, die noch keine Oper erreichet hat. Denn insgemein hat ſie nur verliebte Leidenſchaften; die bey weitem ſo ſtark nicht ſind, als die andern. Und gleichwohl kann auch die Liebe in Trauerſpielen ſehr ſtark wirken; wie ein **Mithridat**, eine **Berenice**, und ſelbſt die aus einer Oper des Metaſtaſio in eine Tragödie verwandelte **Cleonice, oder Demetrius zeigen.**

VII. Wenn endlich die Tanzkunſt ein Feſt giebt: ſo muß die Muſik dabey nicht ihr zum Nachtheile hervor leuchten; ſondern ihr nur die Hand biethen, um mit mehrerer Richtigkeit ihre Bewegungen, und ihren Character zu bemerken. Die Inſtrumenten und der Tänzer machen ein Concert, und ob jene gleich vorgehen: ſo machet er doch nur die Begleitung aus. Das Hauptwerk iſt dem Tänzer eigen; und nichts muß ihn verdunkeln. Das Ohr muß nur beſchäftiget werden, ſo weit es nöthig iſt, um die Augen nicht von ihm abzuwenden.

* Hernach iſt, meines Erachtens die Tanzkunſt noch geſchickter, ſich ohne Hülfe der Poeſie auf der Bühne zu zeigen, als die Muſik. Das zeigen nicht nur ſo viel Ballette; ſondern auch die pantomimiſchen Tänze, die mit großem Erfolge ganze verſtändliche Fabeln ſpielen, ohne ein Wort zu reden: dergl. ich in Wien auf der deutſchen Bühne ſehr viele mit Vergnügen geſehen habe. Und wo bleiben die Pantomimen? deren Vorſtellungen ich theils hier vor etlichen Jahren, theils vorigen Sommer in Göttingen und Braunſchweig beygewohnet? Dieſe erklären ſich deutlicher durch Gebärden, Stellungen und Bewegungen, als alle Muſiken thun können; indem man ganze Handlungen, nach allen ihren Theilen, Verbindungen, Zwiſchenfällen, Hinderniſſen, Verwirrungen und Auflöſungen verſtändlich dadurch begreifen kann; ohne eine fremde Hülfe zu brauchen. Und wenn gleich die Muſik dabey beſtändig gehöret wird, ſo hilft ſie doch zur Deutlichkeit nichts, ſondern füllet nur das Ohr der Zuſchauer, und hilft dem Gedächtniſſe der Pantomimen.

VIII. Man verbindet mit dem eigentlichen Tanzen gemeiniglich keine Worte. Dieß beweiſt aber nicht, daß ſolches nicht geſchehen könnte. Sie ſind ſonſt verbunden geweſen; wie jedermann es weis. Man tanzete damals bey einer Singſtimme; wie man es itzo bey Inſtrumenten thut, und die Worte hatten eben die Abmeſſung, als die Schritte.

Dieſe

* Dieſe Art von Vergnügungen muß man billig unter die verlohrnen Künſte rechnen. Bey uns Deutſchen ſind ſchon im XII. Jahrhunderte dergleichen Singtänze üblich geweſen. Sie ſtehen zum Theil noch in dem pariſiſchen Bande geſammleter deutſcher Lieder, die man zu Zürch auf eine ungereimte Art für Proben der ſchwäbiſchen Poeſie ausgiebt; da die allerwenigſten Dichter derſelben Schwaben geweſen. Dieſes wird deutlicher aus der Geſchichte der lyriſchen Poeſie meiner Freundinn erhellen, wenn ſie zu Stande ſeyn wird. Ja in meinem Vaterlande beſinne ich mich noch in meiner Kindheit und Jugend viel ſolche Singtänze, und Tanzlieder geſehen und mit getanzet zu haben; die ſo lange im Schwange giengen, bis ſie von den Menuetten und engliſchen Tänzen vertrieben wurden. Daß ſie aber viel ſchätzbarer geweſen, ließe ſich auf mehr als eine Art darthun. Sie waren gleichſam kleine dramatiſche Vorſtellungen; dabey die Jugend ihren Witz mit kleinen Nachahmungen, in Worten und Gebärden zeigen, und ſich freye Bewegungen und Stellungen angewöhnen konnte. Zu vielen heutigen engliſchen Tänzen, die gleichſam pantomimiſch ſind, z. E. der Jalouſie, der Converſationstanz, u. a. m. ließen ſich gar wohl Texte zum Singen machen, die ſich dazu ſchicken würden. Und ſelbſt zu dem ſogenannten Aimable vainqueur, ſcheint dieß Lied ſonſt geſungen zu ſeyn: der Folie d' Eſpagne zu geſchweigen, die auch pantomimiſch iſt, und die wunderlichen eigenſinnigen Grillen eines Spaniers bedeuten ſoll. So ſollten von rechtswegen alle Tänze etwas verſtändliches ausdrücken, damit ſie lauter Nachahmungen der Natur wären.

IX. Poeſie, Muſik und Tanzkunſt, ſollen uns Bilder menſchlicher Handlungen und Leidenſchaften zeigen: Allein Baukunſt, Malerkunſt und Schnitzkunſt, müſſen den Platz und Ort der Schaubühne vorbereiten. Dieſes müſſen ſie dergeſtalt thun, daß ſelbige ſich zu der Würde der Schauſpieler, und der Beſchaffenheit der Materien ſchicke. Die Götter wohnen im Olympus; die Könige in Palläſten; der ſchlechte Bürger in ſeinem Hauſe; der Schäfer ſitzet im Schatten eines Waldes. Die Baukunſt muß dieſe Oerter bilden, und ſie durch Hülfe der Malerey und Schnitzwerke verſchönern.

* Der Olympus fällt den Angebern der Schaubühne am ſchwerſten zu bilden. Eigentlich war Olympus ein Berg in Griechenland, der ſehr hoch war: weswegen man glaubte, Jupiter wohne darauf, wie er bey Troja auf dem Berge Ida, und in der Wüſten auf dem Berge Sinai, ſeinen Sitz hatte. Nachmals ward Olymp der Namen des Himmels ſelbſt. Aber wie ſieht es darinn aus? Hier hat die Einbildungskraft ein Feld, darinn ſie ſich oft verirret. Ein prächtiges Zimmer mit Säulen und Tapeten zu machen, iſt das gewöhnlichſte; allein auch das ungereimteſte. Denn was tragen die Säulen, wo man keine Dächer wider Sonne und Regen nöthig hat? Und was nützen die Wände, wo man ſich gegen keine Winde zu ſchützen, oder gegen Diebe zu verwahren brauchet. Es ſind miltoniſche Ungereimtheiten:

und am beſten iſt es, daß man weder in Deutſchland noch in Italien mehr himmliſche Sachen auf die Bühne bringt; ſondern menſchliche, und folglich irdiſche Handlungen vorſtellet.

X. Die ganze Welt gehöret den ſchönen Künſten. Sie können über alle Reichthümer der Natur gebiethen: allein ſie müſſen ſich ihrer, nach den Regeln des Wohlſtandes bedienen. Jede Wohnung muß ſich für den ſchicken, der ſie bewohnet, ſie muß ſeiner Würde, ſeinem Stande, ſeinem Geſchmacke gemäß ſeyn. Dieſe Regel muß die Künſte in der Einrichtung und Verzierung der Bühnen leiten. Ovid konnte den Palaſt der Sonnen nicht glänzend genug, und Milton den Garten Eden nicht reizend genug beſchreiben. Allein dieſe Pracht, würde auch an einem Könige verwerflich ſeyn, weil ſie über ſeinen Stand wäre.

Singula quæque locum teneant ſortita decenter.

* Hiermit ſchließt der Herr Verf. nicht, weil von der Bau- und Schnitzkunſt irgend nicht mehr wäre zu ſagen geweſen; nein, es hätten noch viel gute Anmerkungen hier ſtatt finden können, wenigſtens über die vielen Fehler in Verzierung der Bühnen. Allein er hat ſein Buch nicht gröſſer machen wollen. Ich will es alſo hierbey auch bewenden laſſen; indem ich nochmals den Dichtern die Vorſchrift dazu, nach der Wahrſcheinlichkeit der Zeiten und Oerter anzugeben, und ja keine Veränderungen in einem einzigen Stücke zu erlauben, anrathe; als welches die Einigkeit des Ortes, eine der heiligſten Regeln der Schaubühne verletzen würde. Es iſt wahr, daß die Opern, die pantomimiſchen, und brittiſchen Bühnen dieſe Regel ſehr aus den Augen ſetzen. Allein die Stimme der Vernunft und Natur widerſpricht dieſen Misbräuchen herzhaft, und überlaut. Vielleicht wird ſie noch einmal in glücklichern Zeiten mehr Gehör finden: ſo wie ſie es vormals in Athen und Rom gefunden hat!

E N D E.

Kirche 341
Klar 5
Kleinod 296
Klingen 373
Knittern ib.
König 607
Koth 32
Kothe 110
Krieg 30
Krone 337
Küſſe 90
Lachen 90
Lampe ib.
Lamprecht 297
Lang 338
Leinen ib.
Letter 373
Liberey 455
Licht 90
Ling 379
Märtyrer 405
Magd 31
Mel 91
Marmor 90
Marſchall 454
Maſſen 91
Meer 338
Menſch 370
Miß 382
Miſche 90
Miſpel ib.
Mittelpunct 103
Monat 341
Mühle 338
Muthwille 102
Mutter 617
Naſeweiß 110
Neu 90
Nun ibid.
Obermann 313
Obmann ib.
Ochſe 337
Original ſ. Vorbild.
Oſtern 459
Pabſt 341
Patriot 312
Paucke 296
Platzregen 102
Praſſeln 373
Raad 338
Rauſchen 373
Reden 6
Reichstag 454
Ruprecht 297
Saal 320
Sachſen 304
Salz 338
Saſſe 110. 304
Schaar 631
Schaffe 91
Schelm 312
Schergen 631
Schiedsmann 91

Schieſer 105
Schlagbaum 111
Schnarchen 373
Schnupfen 607
Schreiben 373.633.635
Schubſack 91
Siemann ſ. Untermann.
Sitz 242
Sitz-Veränderung ib.
Spanbette 102
Sprechen 6
Spuden 90
Stern 338
Stiefvater 102
Stoppel 681
Tand 338
Thier 90
Thüringen 302
Thum 91
Titte 90
Tochter 338
Todfeind 107
Traurig 7
Trunkenbold 111, 296
Vater 90.338.340
Ver 89
Verderben 324
Veſper 90
Veſt 384
Vorbild 246
Uhr 338
Un 89
Und 451
Untermann 313
Ur 89
Urbild 245
Urenkel, Urfehde, Urkund 245
Wälſch 455
Wärts 91
Waſnen 11
Wall 338
Wand 322
Wanderung 232.233
Wapnen 11
Warten 297
Waſſer 373
Wehr 13
Wein 337.339
Wiedehopff 91
Willkom 102
Willkühr 102
Winden 322
Windsbraut 297
Wohnung 243
Wolbrecht 297
Wunder 322
Zahn 338
Zer 89
Zettel 681
Ziffer 681
Zihe 90
Ziſchen 373
Zwieſpalt 111

Ebräiſchen

Ebräiſchen.

אֶרֶץ Erz 508
אָכַל Chilus 506
אָחַז Haſchen 506
אֱנוֹשׁ Menſch 507
אֵצִיל Achſel 506
בְּלִיַּעַל Taugenichts 86
גֵּדֵר Gatter 506
הָהַל Hudeln 506
זֶרֶם Strom 507
זָרָה Steuern 507
חַיִל Heil 506
טוּחַ Tünchen 507
יָקָר charus 506
לָקַח Laden 506
לָעַג Lachen 506
לָשׁוֹן Zunge 470
מָכַר Markt 507
מֶלֶךְ Rex 607
נָתַן Gehen 507
נַחַת Nacht 506
נָפַל Fallen 506
נָקַב cavo 506
סָרִין Seide 506
עֵדֶר Heerde 507
סוּס Pferd 506
צַדִּיק δίκαιος 506
צַלְמָוֶת der Schatten des Todes 86
רָשַׁשׁ Rauſchen 506
רִיחַ Riechen 506
שַׂק Sack 506
שִׁיר ſchreien 506
שִׁלְטֵא die Schilde 506
שֶׁבַע ſieben 506
שֶׁבֶר Schiffern 506

Engliſchen.

Alowe, erlauben 295
Bid, gebiethen 30
Bold, kühn, frech 110
Boy, ein Knab 31
Bowld, kühn 296
Diſh, ein Teller 32
Dreg, die Heſen 32
Earle, Graf 30
Fair, ſchön 429
Harbour, ein Seehafen 32
Knave, ein Bube 31
Knight, ein Ritter 31
Lady, ein vornehm Frauenzimmer 30
Mayd, eine Jungfrau 31
Mother, die Mutter 618
Never-theleſs nichts deſto weniger 115
Spell, leſen, Buchſtabieren 30
Stud, ein Hengſt 32
Table, ein Tiſch 32
Truth, die Wahrheit 72
Warre, der Krieg 30
Write, Schreiben 30

Fränkiſchen.

Fränkiſchen.
Aloden, erlauben 295
Alode, alt Eigenthum 272. 295
Abulcki 294 it. Abolgi Belgomich, ich zürne heftig 295
Baldo, kühn 296
Bauga, eine Trommel 296
Begunſt, der Neid 296
Berathe, Beracht ſiehe Brecht.
Bi, zu 321. 322. 323. 324
Bibrathun, vollbracht 322
Bibun, beben 323
Biber, ehrlich, tüchtig 324. 325
Biderbe, Bitherve, rechtſchaffen, redlich 296
Biegen 323
Bilaune, Bosheit 322
Biliden, Bilethen, Bilden 323
Biſpilla, eine Gleichnißrede, Fabel 296
Bituen, convolvere 323
Biro, für ihre 322
Biwirti, Sprichwort 323
Brecht, berühmt 296
Brutilew, ein Beywort des Windes 297
Buckeſtaf, ein Buchſtabe 297
Byan, bauen 322
Cantzler, der oberſte Schreiber 298
Capplan 298
Carte, ein Garten 297
Chamit, Hembd 298
Chulperit 453
Chunat, Natur 297
Clophan, klopfen, ſchlagen 297
Dörre, trocken, dürre 302
Dre, Baum 319
Falde, ein Faltſtuhl 305
Frohnen, Fröhnen, in Verhaft nehmen 298
Follusti, Hülfe 452
Freda 454
Fundbuch, inventarium 299
Gibot, befiehlet 315. 316
Guarda ſ. Marta.
Haffigeld, arrha 299
Happ ſ. Wih.
Her, ein Herr 32
Herberga, das Lager 32
Hio, hier 320
Hur, wer 320
Ingen, Wieſen 302
Jungkher, die Söhne des Herzogs 299

Knabe, ein junger Edelmann 299
Lett, Lit, Glied 323
Lic, lich, similis 322
Liebo, lieber 320
Luthlich, billich 323
Merminne, eine Sirene 451
Minna, Liebe 450
Minnalust, Minnasann, Liebe 450
Minnelich, lieblich 450
Minnen, lieben 450
Minnohaft, Liebhaber 450
Met 322
Nemaq, nequeo 452
Od, ein Gut, Besitz, Eigenthum 295
Odelmann, Edelmañ 272
Odo, oder 328
Rasta, eine Meile 299
Selbo, Silber 320
Seneschalck 454. 685
Schild, eine gewisse Münze 299
Söller 454
Stellen, Sammlen 296
Tageworchten 270
Thalar 454
Thiuwideru, darwieder 319
Treuga, Friede. 454
Tyne, eine Wanne 305
Unbe be 326
Ungebodending, Reichstag 454
Ur 244
Vollwort, Genehmhaltung 299
Warta, bewachen 297
Werigeld 454
Werra, Krieg 454
Wir, ein Weib, viele Weiber 259
Wirhait, das weibliche Geschlecht 256
Witharsueco, Widersacher 320
Wizaqo, Weissagen 320
Zihiu, werzu 319
Zithiu, darzu 319

Französischen.

Aloy, Gehalt 295
Auberge, die Herberge 32
Bruit, Geräusche 297
Chemise, chamis, Hembd 299
Escû, eine Münze 298
Fauteuil, Lehnstul 305
Fromage, Käse 305
Guarder, bewahren 297
Guerre, der Krieg 30
Jardin, Garten 297

Meſoſſric, unbillig binden 382
Meſpriſer, verachten 382
Mignon, Liebling 451

Gothiſch.

Aban, virum 437
Aggilos, der Engel 431
Ains, aina, eins 430
Aiſtan, reuereri 437
Aiwaggelion, Evangelium 431
Akeitis, acetum 431
Allbrunſti, ὁλοκαυτώματα, Opfer 429
Apauſtulus, Apoſtel 431
Aran, ſ. Aban.
Attihnits, bringet ihr beyde her 432
Atto, Vater 430
Banſta, die Scheune 430
Boc-leden, Buchlatein 437
Brimnon ſ. Heito.
Dalath, Nieder 432
Dis, Zer 431
Disdaljan, Zertheilen 431
Diſtairan, Zerſtöhren 431
Kiliti, Edelleute 272
Fairwus, die Welt, κόσμος 428
Fidwor, viere 430
Firwortigums, vierzig 430
Fimf, fünfe 430
Fimftigums, funfzig 430
Fotu, der Fuß 431
Gaban, geben 429
Gabeigs, Gabigs, ein Reicher 429
Gaggats, gehet ihr Beyde 432
Gamotjan, ſ. Modjan.
God, pl. Guda, Gott, Götter 429
Gudji, Gudja, ein Prieſter 429
Hlaibans, Brodte 433
Heito, πυρετός, ein hitziges Fieber 429
Hulrus, Hunger 431
Hund, hundert 430
Ik, ich 432
Kar, cura 431
Kumbei, acumbe 431
Maizo, μείζων, gröſſer 431
Militondans, militantes, 431
Misdos, μισθός, der Lohn 431
Modjan, begegnen 430
Niun, neune 430
Odhe, Oedhe, Eigenthum 272
Odegun, Odigen, Otoge, die Reichen 272
Quath, ſage du 433

Rathjon, ratio 431
Rhaitis, bereits 429
Razda, ῥησις, Sprache 431
Saian, ſäen 434
Saihs, ſechſe 430
Saiwala, Seele 434
Sibun, ſieben 430
Sineigs, ſenex 431
Stairo, στερα, unfruchtbar 431
Sunus, der Sohn 431
Taihun, zehen 430
Thiuhan, ziehen 429
Thrins, drey 430
Thrinſliguns ſ. Trigetigi
Thriu, Bau[illegible] 319
Thuk, wir beyde 432
Thuſund, tauſend 430
Trigetigi, dreyſſig 430
Twai, twor, twa, zwey 430
Twaintigi, zwanzig 430
Twalif, zwölfe 430
Uslitha, παραλύτικος, ein Ausgegliederter (Gichtbrüchiger) 429
Wair, Vir 431
Waitiskaurno, Weizenkorn 429
Wala, Quelle 434
Weis, wir 432
Wintrus, der Winter 431
Wit, νωι, νω wir beyde 432

Griechiſchen.

Αντικαλειν, wieder einladen 88
αἱρπω, rapio 339
αἰχετυπος, Urbild 248
Βασιλευς, der König 607
βρωτος, Brodt 90
γλωσσα, die Zunge 470
γνησιον 637
κυσω, ich küſſe 90
λακκος, eine Lache 90
Μητηρ, die Mutter 617
μισγω, ich miſche 90
οἰνος, Wein 339
ὁπλα, die Waffen 12
παυοπλια, Waffenrüſtung 12
σεμνος, ehrwürdig 73
σκληροτραχηλος, hartnäckig 614
τιθη, die Zitze 90
τριδακχα 455

Holländiſchen.

Balge 295
Belge, ſich entrüſten 295
Belgh, ein Schimpf 295
Beminnte, geliebte 451
Blyſpel, Comedie 296
Boud, frey, kühn 296

Domine, ein Geiſtlicher 72
Folleſt, Hülfe 452
Moeten, occurrere 430
Oorlogh der Krieg 30
Schiphaven, ein Port 32
Speldichter, ein Comödienſchreiber 296

Isländiſchen.

Angar, ein Haſen 320
Brudur, eine reinl. Jungfer 320
Gialmur, ein Helm 320
Salur, Saal 320

Italiäniſchen.

Albergo, die Herberge 32
Guerra, der Krieg 30
Giardino, Garten 297
Scudi, eine Münze 299

Lateiniſchen.

älterer u. mittler Zeiten.

Arrha 299
Arma 12
Belgium 295
Cancellarius 298
Cappellanus 298
Copula 339
Erimanni, Erbmänner 272
Fama 482
Germanus 636
Grauedo 607
Hallenſes librae, Pfundheller 299
Inuentarium 299
Lingua 470
Martyr 405
Migrare 234.335.239.240
Migratio 235
Rapio 339
Rex 607
Tribocci 455
Tribuchi, Triboces, Tribotes, Tribones 455

Perſiſchen.

Bandt, Band 383
Brader, Bruder 383
Cal, Kohl 383
Caſti, Kaſten 383
Darre, Thüre 383
Dochter, Tochter 383
Joch, Joch 383
Na, Nein 383
Nonn, Nonne 383
Star, Stern 384

Platdeutſchen.

Antdüchten 88
Balga 295
Banſe, Kornhaus 430
Binſen, fruges conſlipare 430

Binnen, Binden 321
Boſt, Bruſt 482
Braſſen, Brauen 304
Bußboom, Buchsbaum 304
Muthen, Waſchen 110
Noiten, occurrere 430
Peat, Pferd 482
Schlag, Weide, Gehege 111
Spalck, ein Lerm 111
Stert, Schwanz 111
Tam, Zahm 482
Voadà, Vater 482
Wichten, ein kl. Wicht, ein Kind 110
Winnen, laedere, vulnerare 322

Spaniſchen.

Alvergue, die Herberge 32
Guerra, der Krieg. 30

III. Register.

der vornehmſten Sachen.

A.

Abfälle, ihre Fügung 518
Ableitung, in den deutſchen Wörtern hat eine durchgehende Gewißheit in der ganzen Sprache 375
wie ſie geſchieht 392
Adelen des, hochdeutſche Sprachkunſt für die Engeländer 26
Anacreon, Verſuch einer Überſetzung von ſeinen Oden in reimloſen Verſen 152 ſqq.
Artikel, einige Regeln von ſeiner Fügung 394
Ausſprache, was zu einer rechten in den Worten gehöret 473

B.

Baniſe, die aſiatiſche, iſt ſehr hochtrabend 282 ſqq.
hat wider die Wahrſcheinlichkeit gefehlt 288.
iſt noch der beſte Roman bey uns Deutſchen. 292

Barden, wer sie gewesen sind. 644
ihre Lieder, warum sie verlohren gegangen. 632
Beredsamkeit haben die alten Deutschen gehabt 630 sqq. der Barbaren ihre, wie sie beschaffen gewesen. 629
Betrübniß, Unterschied dieses Worts von Traurigkeit. 7. sqq.
Bibel, läßt Käyser Friedrich in deutsche Verse bringen. 442
Biedermann, critische Untersuchung dieses Worts. 308. seine Ableitung 312 sqq.
Boethius, in der altsächsischen Sprache übersetzt 420
Briefsteller, Nachricht von den allerersten deutschen. 526
Buchstaben, ob die Deutschen schon zu Carls des grossen Zeiten solche gehabt 460. 634 was man bey ihnen zu beobachten hat 475 sqq. ihre Namen 477 ihr Ursprung 478. ihre Anzahl 479. ihre Eintheilung 480. wie man damit gezählet 487.
deutsche soll Thuiscon erfunden haben 630. ob sie griechisch gewesen sind 640. ihre mitlautende sollen am Ende nicht doppelt geschrieben werden, und warum 663 seqq. müssen am Ende zuweilen verdoppelt werden 669 sqq.

C.

Carl, der grosse ist auf die Verbesserung der deutschen Sprache bedacht. 440
Caro, ein Trauerspiel, critische Gedancken darüber 39 sqq. wird gerechtfertiget 44 sqq.
Celten haben alle deutsch geredet 370
Christs, Joh. Friedr. Vorschläge von besserer Einrichtung der Poesie werden untersucht 210

Cicero von den Pflichten deutſch durch Joh. Adolph Hoffmann will C. A. H. verbeſſern 117 ſqq. Rede für den Milo, deren Ueberſetzung wird unterſucht. 529
Conſonantes, was ſie eigentlich ſind. 482

D.

Denais, Peter, ſchreibt gut deutſch im 16. Jahrhundert 457
Deutſche, der alten ihre Beredſamkeit 629. haben eher leſen und ſchreiben können, als die Römer Schulen bey ihnen angelegt 634
Dichtkunſt, ſiehe Poeſie.
Druiden, waren Weltweiſe der occidentaliſchen Völker 69 ſqq. unterſchiedene Ableitungen ihres Namens 72. bey welchen Völckern ſie geweſen 75 ſq. ihre Lehren 78 ſq. waren beredte Männer. 645

E.

Epopee ſiehe Heldengedichte.
Erzehlung in einem Heldengedichte, wie ſie muß beſchaffen ſeyn 569
Etymologie, deutſche, ſoll man nicht aus dem griechiſchen herleiten 303

F.

Fabel in einem Heldengedichte, wie ſie muß beſchaffen ſeyn 564
Freude, Unterſchied dieſes Worts von Luſt. 9 ſq.
Friedrich I. hat an ſeinem Hofe eine poetiſche Geſellſchaft 441
II. läßt die Bibel in deutſche Verſe bringen 442
Für, wo es zu gebrauchen iſt. 359.

G.

Gedichte, theatraliſche, ſollen lehren 652

Germanien, Ableitungen dieſes Worts 636
Geſellſchaft, poetiſche iſt an dem Hofe Käyſer Friedrichs des erſten 441
Geſner, Conrad, befleißiget ſich die deutſche Sprache zu erläutern 456
Gleichniſſe, wo man ſie gebrauchen ſoll 573
Gothen haben viele lateiniſche Wörter angenommen. 431
Gottheiten, deren Erſcheinungen in einem Heldengedichte. 569

H.

Hachenbergs, Paul, Abhandlung von der Sprache der alten Deutſchen 332
Handlung in einem Heldengedichte, wie ſie muß beſchaffen ſeyn 564 ſqq.
Heldengedichte, was es iſt 542. Regeln davon 564 ſqq. iſt der Theuerdank nicht 203. ob der Habſpurgiſche Ottobert eins ſey könne 575
Hell, Unterſcheid dieſes Worts von klar 4 ſqq.
Hofmanns Joh. Ad. Überſetzung Ciceronis von den Pflichten will Hr. C. A. H. verbeſſern 117
Hundius, Wiguleus, wer er geweſen iſt 298
ſein Wörterbuch enthält viel hiſtoriſche und critiſche Anmerkungen ib.

J.

Ingevon, ſoll in Deutſchland Schulen angelegt haben. 631
Jungmichels von Michelsberg, D. Joh. Caſp. Nachricht von dem Leopolden-Orden 169

K.

Klar, Unterſchied dieſes Worts von hell 4
Krauſens, Joh. Gottlieb, Unterſuchung des Worts

UUIPHAIT im Schwäbischen Landrecht 255 sqq.
Kunstwörter, deutsche sind besser als die fremden. 369

L.

Lust, Unterschied dieses Worts von Freude 9 sqq.
Luther, D. Mart. untersucht einige deutsche Namen. 446

M.

Megalissus, wer unter dem Namen versteckt liegt 438
Migratio gentium, wird nicht recht durch Wanderung der Völker übersetzt 232 sqq. wie es könnte besser gegeben werden 240 sqq.
Minerva, eine deutsche Sprachlehre für die Engeländer 26
Mundarten, worauf es darinn hauptsächlich ankommt 615
Mylii, Abrah. Wörterbuch, darinn kommen viel nützliche Etymologien aus den alten Mundarten der Deutschen vor 295

N

Namen eigene, wie die weiblichen den Zeugefall machen 229. Verzeichniß einiger Frisischen 300. Woher die alten Deutschen unterdruckt worden 406 wer von ihrer Erklärung geschrieben 407
Notker Labeo, wer er gewesen 593 ist der Verfasser der altdeutschen Uebersetzung des Psalters 580 sqq. muß von den andern gleiches Namens wohl unterschieden werden 592

O.

Opera, Versuch eines Beweises, daß eine Opera nicht gut seyn könne 648 sqq.
Orden, Leopolden, Nachricht von solchen 168 sqq.

Original wird durch Urbild nicht gut überſetzt 244
wie man es recht geben könne 246
Ottobert, der Habſpurgiſche, wer ihn gemacht hat 542
deſſen Inhalt 543 iſt kein Heldengedichte. 575

P.

Partikeln, ſind die eigentlichen Stammwurzeln der längern Wörter 316
Pfintzing, Melchior, ſein Leben 192 hat den Theuerdank geſchrieben 194
Poeſie, dazu haben die Deutſchen die meiſte Geſchicklichkeit 134. ihre Lieblichkeit ſoll bey den Deutſchen das Reimmaaß machen 140. ſqq. Chriſts Vorſchläge von beſſerer Einrichtung derſelben 210
worinn der rechte Grund der deutſchen beruhen ſoll 381
Poeten, die Uberſetzung ihrer Schriften ſoll wieder in Verſen ſeyn. 153
Praſch, Joh. Lud. handelt von der Fürtrefflichkeit und Verbeſſerung der deutſchen Poeſie 130 ſqq.
Pſalter, von einigen alten Uberſetzungen deſſelben 577
wer der Verfaſſer der altdeutſchen Uberſetzung deſſelben iſt. 579

Q.

Quantität der deutſchen Wörter iſt dreyerley 398

R.

Rechtſchreibung, ihre Hauptregeln 474 einige andere Regeln davon 388
Reden, Unterſchied dieſes Worts von ſprechen 6
Reime ſollen nichts barbariſches ſeyn 136. ſollen einen groſſen Nachdruck haben 139 ſie zur völligen Richtigkeit zu bringen iſt ſehr ſchwer 222
Reimwetzler, was es iſt 403

Römischcatholischen haben sich um die Ausbesserung der deutschen Sprache wenig bekümmert, 438 sqq.
Roman, dessen Unterschied von einem Heldengedichte 274 seine vornehmste Regeln 276
Runen, wie viel deren gewesen 630

S.

Sachsen, Etymologie dieses Worts 304
Sachsenspiegel, ist nicht aus dem Lateinischen übersetzt 260
Schar, Herzog der deutschen, hat in Deutschland eine berühmte Schule angelegt 631
Schilters Schatz der deutschen Alterthümer, was man noch darinn verlangt 414
Schreibart, in einem Heldengedichte, wie sie muß beschaffen seyn 573
Siebenbürger, ihr Ursprung 458
Sprache, was man darunter versteht 463 sq. ihre Werkzeuge 466. was die Zeit vor wichtige Veränderungen darinn macht 29 sqq. neue sind bey dem Thurmbau nicht entstanden 602 wie eine nach der andern aufgekommen ist 608. woraus sie eigentlich besteht 467. welche gut ist 469 was dazu gehört 471 woher ihre Mannichfaltigkeit gekommen ist 599. 605. ihr Ursprung 465. 600. alle haben eine Verwandtschaft unter sich 600. haben eine grosse Übereinstimmung 612. Abhandlung von der Natur derselben 599 sqq. welches die beste ist 619. auf welche man den meisten Fleiß wenden soll. 620
Angelsächsische, darinn sind die vier Evangelisten

ſten überſetzt 417. darinn iſt das 1 Buch Moſes poetiſch überſetzt 418
Sprache, celtiſche, ihr erſter Urſprung 334. von ihr kommt die Deutſche her 335. Ihre verſchiedene Mundarten. 365
Deutſche ſoll die älteſte ſeyn 336. Ihre Mundarten 385. Hat andern Sprachen viel Wörter mitgetheilet. 356
Nicht alle Wörter der heutigen kommen aus der Celtiſchen 337. die itzige iſt im Grunde noch eben die uralte 369-372
Darinn iſt vieles verändert worden 340 Iſt durch die griechiſche verderbet worden 341 Iſt durch die Römer verderbt. 344
Iſt ſonſt mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben 342 hat eine Aehnlichkeit mit der griechiſchen 673 hat ihre Buchſtaben nicht von dem griechiſchen 640
Carl der groſſe hat ſolche vermehret und ausgeziert 349. 440. darinn muſte zu Friedrichs II. Zeiten alles in den Gerichten geſchrieben werden 352. 442.
Erlangt zu Carls V. Zeiten die gröſte Zierde. 353
Worauf es bey deren Verbeſſerung ankommt 174
Ob man ihre Wörter aus fremden Sprachen herleiten ſoll 384. ihre Vortrefflichkeit und Adel 355
ihre Stammwörter finden ſich noch itzt in allen üblichen Sprachen 382 hat keine vollkommen gleichgültige Wörter. 87
Alte Deutſche hat zwo Hauptmundarten 366
Fränkiſche, ihre Grobheit zu den erſten Zeiten 348
daraus iſt die hochdeutſche geworden 366
Alte Galliſche, iſt deutſch geweſen 382
Gothiſche, klingt majeſtätiſch 428 kommt mit der

der plattdeutschen ziemlich überein 429
Sprache, Lateinische, darinn hat itzo niemand mehr eine vollkommene Einsicht 20 sq.
Morgenländische; unter ihnen ist eine grosse Aehnlichkeit 613
Niedersächsische, stammt nicht von der gothischen her 425
Provinzialsprache, welches sie gewesen 346
Sprachlehre, deutsche, vor die Schweden 25. vor die Franzosen ib. daran hat Schottel den meisten Fleiß gewendet 365. Bey deren Abfassung muß man nicht auf eine Mundart allein sehen 388
Nachricht von Carls des grossen seiner 460. Abhandlung von einer natürlichen 463 sqq.
Sprachlehrer, warum er sich bekümmern müsse 368
Sprechen, Unterschied dieses Worts von Reden 6
Sprichwörter, wer davon etwas aufgezeichnet hat 408. haben im Deutschen vielen Nachdruck 409
Stammwörter, deutsche, ihre Vollkommenheit 373
ihre Eintheilung 498
Sylbe, was dabey zu bemerken ist. 488 seqq.

T.

Theuerdank, wer ihn gemacht 192. 194. was er in sich halte 195 sqq. Schlüssel zu den Namen in diesem Buche 200. Soll ein Heldengedichte seyn 202. ihn hat Bernhard Waldis verfälscht 264. welches die echten Auflagen von ihm sind 295
Thüringen, Etymologie dieses Worts 302
Thuiscon soll die ersten Buchstaben erfunden haben. 630

Traurigkeit, Unterschied dieses Worts von Betrübniß. 7 seq.

U.

Vater Unser nach des Ottfrieds Uebersetzung 590
nach des Notkers seiner. 591
Uebersetzung, was zu einer guten gehöret 117 seq. 536.
Der poetischen Schriften soll wieder in Versen seyn 153. Was man in acht zu nehmen hat, wenn man ein fremdes Wort übersetzen will. 238
Angelsächsische von den 4 Evangelisten 417
Eine poetische von dem 1 Buch Moses. 418
Gothische der 4 Evangelisten, darinn sind viel nachdrückliche Wörter und Redensarten 428. Auch viele griechische Wörter 431. Die Participia sind darinn häufig gebraucht 432. Kommt dem griechischen Grundtexte sehr nahe. 433
Des Psalters vom Notker. 576
Der Reden Ciceronis sind jungen Leuten nützl. 531
Verdoppelung in den deutschen Wörtern erstreckt sich sehr weit. 375
Verse, reimlose, was an Seckendorfs seinen auszusetzen 155. Darinn sind einige Oden vom Anacreon übersetzt 160 sollte man zur Uebersetzung der alten Poeten gebrauchen. 168
Jambische, Herrn Christs Gedanken von denselben werden beurtheilt. 216
Vor, wo es zu gebrauchen ist. 359
Urbild drückt das Wort Original nicht recht aus 244

W.

Waldis, Burch. hat den Theuerdank verfälscht. 204
Wanderung der Völker druckt nicht das lateinische migratio gentium aus. 232 seqq.

Wiederholung im Reden, iſt nicht unangenehm 16 ſeq.
Wortforſchung, worauf in ſolcher zu ſehen. 495
Wortfügung, worauf in ſolcher zu ſehen. 512
Worinn ihr Hauptwerk beſtehet 516
Wörter von den gleichgültigen in der deutſchen Sprache 1 ſeqq. Von den zuſammengeſetzten in der deutſchen Sprache 85 ſeqq. Welche von dieſen zertheilt geſchrieben werden müſſen. 113
Einſylbigte ihre Quantität in Verſen. 143 ſeqq.
Wenn ein fremdes das Bürgerrecht in der deutſchen Sprache erhalten ſoll 249 ſeq. Was für fremde man behalten müſſe. 410
Was bey den Wörtern zu bemerken iſt 491 ſeqq. Wie viel Hauptarten derſelben ſind 496. Ihr Urſprung 503 ſeqq. Ihre Verdoppelung im Deutſchen iſt ſehr weitläuftig 375 ſeqq. In der deutſchen Sprache ſind viele Wörter von den andern entlehnet. 405
Wörterbuch, was zu einem völligen deutſchen gehöret. 385

Z.

Zieglers aſiatiſche Baniſe wird beurtheilt 274 ſeqq.
Zeitwörter, ihre Fügung. 525

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Bibliotheca Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Neuntes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1734.

I.

Des berühmten Französischen Paters Poree Rede von den Schauspielen: Ob sie eine Schule guter Sitten sind, oder seyn können? übersetzt. Nebst einer Abhandlung von der Schaubühne, heraus gegeben von Joh. Friedrich Mayen, A. M.

Leipzig 1734. groß 8.

8 Bogen.

Endlich scheinet die gewünschte Zeit für die deutsche Schaubühne gekommen zu seyn, darinn sie sich zu ihrem Aufnehmen einige Hoffnung machen kan. Eine Menge liederlicher, und bey ihrer tiefen Unwissenheit verwegener Leute hatte sie an sich gerissen, und zu dem Orte gemachet, darauf sie den niedrigsten Pöbel belustigen, und von ihrer unerkannten Schande Vortheil ziehen konnte. Die Thorheit und Leichtfertigkeit griff bald um sich. Sie fand auch unter, denen einige Liebhaber, die dem Stande

nach vom Pöbel unterschieden sind: Und die Zahl derer wuchs täglich an, welche gemeinschaftlich daran arbeiteten, die Schaubühne zu einer Schule der Verführung und Unfläterey, und den Schauplatz zu einem Sammelplatze leichtsinniger Müssiggänger zu machen. Diejenigen, welche mehr die Ehrbarkeit liebten, als Wissenschaft besassen, und sie nicht anders als in diesem tiefen Verderben gesehen hatten, waren von so gerechtem Hasse wieder sie eingenommen, daß sie so gar glaubten, das Wesen der Schaubühne bestünde in der Niederträchtigkeit; und wenn sie Unvernunft und Bosheit aufs höchste getrieben, so hätte sie die Vollkommenheit erreichet, der sie fähig wäre. Die Gelehrten, deren Amt es ist, rechte Begriffe von Dingen beyzubringen, die Vorurtheile auszurotten, und den Geschmack nebst den Sitten zu verbessern, hätten diese wunderliche Meynung den Leuten benehmen sollen. Allein, ich weis nicht woher es gekommen ist, daß so emsig sie auch gewesen sind, die schönen Wissenschaften bekannt zu machen, und in Aufnehmen zu bringen, sie doch die Schauspielkunst so gar verlassen haben. Diese edle Kunst des Verstandes; diese Kunst, darinn sich die Weltweisheit, Rede- und Dichtkunst in ihrer Stärke zeiget; diese Kunst, welche in Rom und Athen in solcher Hochachtung gestanden, und von der die größten Meister Regeln und Exempel gegeben haben; diese schien allein ihrer Bemühungen unwürdig zu seyn. Sie lasen die Anleitungen und Meisterstücke der Alten nur um des Wortverstandes willen. Sie bewunderten dieselben mehr wegen der Verfasser, als wegen der innerlichen Vortrefflichkeit. Sie wende-

ten ſie zwar zum Unterrichte der Schuljugend in den gelehrten Sprachen, aber nicht zur allgemeinen Beſſerung des Willens, oder zur Nachahmung an: Nicht anders, als ob ſie es vor unmöglich hielten, daß ein deutſcher Dichter ſo ſinnreich und ſchön, als ein römiſcher und griechiſcher denken und ſchreiben, und ein deutſcher Comödiante es den Alten gleich thun könnte. Die Schaubühne blieb alſo in ihrer Niedrigkeit, und ein Raub der Thorheit, wie ſie geweſen war. Diejenigen, welche ihren gerechten Eifer wieder dieſelbe ausſchütteten, glaubten ſich daher um ſo viel mehr berechtiget, ſie ihrer Natur nach vor etwas höchſtſchädliches, und vor eine Beſchäftigung der Thoren zu halten: Je weniger die Gelehrten durch Unterſuchung der Kunſt, und Verfertigung regelmäſſiger und ſinnreicher Stücke dieſen Irrthum zu wiederlegen ſuchten. Hätten dieſe ſich ihrer eher angenommen; hätten ſie den Deutſchen die Augen aufgethan, und ihnen vorgeſtellet, daß ihre Schaubühne nur durch den Misbrauch zu einer ſo abſcheulichen Schlammgrube geworden wäre; hätten ſie ſich bemühet, den Geſchmack, der in den griechiſchen und römiſchen Schauſpielen herrſchet, wieder herzuſtellen; hätten ſie gewieſen, daß man den Zuſchauer nicht nothwendig zum Laſter verführe und in der Tugend ſtöhre; und daß nicht die Ergetzung allein, ja nicht einmal eine erlaubte Ergetzung allein, ſondern auch der Nutzen und die Anleitung zur philoſophiſchen Tugend der Endzweck der Schauſpiele ſey, welcher ſich auch dadurch ſehr wohl erreichen lieſſe: So würde ſie ſich viel eher gehoben, u. ein vieles von der Verachtung verlohren haben. Ja man würde vielleicht

dadurch vielen Unordnungen abgeholfen haben, welche die spielenden Personen selbst verächtlich, und dadurch die an sich gute Sache unwerth machten. Man würde erkannt haben, daß die wohleingerichtete Schaubühne eine Schule des Volkes seyn könne; die Schaulspielkunst aber ein Werk des Verstandes, und nicht eine Sammlung unflätiger Thorheiten sey.

Bey dem allgemeinen Wachsthume der Wissenschaften haben endlich unsere Gelehrten auch angefangen ihre Bemühungen den Schauspielen nicht zu entziehen. Sie suchen die Vortrefflichkeit der Kunst den Deutschen auf alle Weise bekañt, u. diese ihr geneigter zu machen. Ja sie arbeiten mit lobwürdigem Eifer daran, das deutsche Theater in den Stand zu setzen, in welchem vormahls das griechische und römische die Bewunderung der Kenner verdienet, und eine allgemeine Hochachtung erworben hat. Zwar herrschet die Narrheit noch an sehr vielen, ja an den meisten Orten, und es giebt noch Leute genug, die an einer schändlichen Art des Geldgewinstes mehr Vergnügen finden, als an einem geringen Vortheile, den sie mit Ehre erwerben. Allein es ist doch nun nicht alle Hoffnung verlohren, und diejenigen, so vor die Ehre des Vaterlandes auch in diesem Stücke arbeiten, können sich von ihrer Sorgfalt guten Fortgang versprechen.

Die gegenwärtige Schrift ist überaus geschickt, diejenigen auf bessere Gedanken zu bringen, welche von der Schaubühne bisher ganz irrige Begriffe gehabt haben. Die Rede des berühmten P. Poree hat in Frankreich durchgehends Beyfall gefunden. Sie schien deswegen dem gelehrten P. Brümois, der

sich

ſich durch ſeine vortreffliche Schriften, um die Schaubühne beſonders verdient gemachet, ſo wichtig und nützlich, daß er ſie in das Franzöſiſche überſetzte, und ſeinen Landesleuten bekannter machte. Herr M. May hat ſich von gleichem Eifer gerührt befunden, und ſie den Deutſchen zu gute in unſere Mutterſprache überſetzet. Er hat durch ſeinen deutſchen Seneca ſeine beſondere Geſchicklichkeit bereits dergeſtalt erwieſen, daß es genug iſt, zu ſagen, die gegenwärtige Ueberſetzung ſey aus eben der Feder gefloſſen, wenn man alles zuſammen faſſen will, was daran zu loben iſt. Er hat ſich der franzöſiſchen Ueberſetzung bedienet, theils weil ihm das lateiniſche Original ſpäter zu Händen gekommen, theils weil in derſelben viele Stellen weit lebhafter, als im Originale ſelbſt ausgedrücket waren, und der P. Brümois noch dazu ſeine Arbeit mit Genehmhaltung des Verfaſſers bekannt gemachet hatte. [Man muß geſtehen, daß die Art zu denken gründlich und neu; der Vortrag lebhaft und feurig, die Beredſamkeit aber überhaupt männlich, ſinnreich, ſchön und ohne Knechtſchaft regelmäſſig ſey. Es wäre daher auch in dieſem Abſehen zu wünſchen, daß wir mehr ſolche Reden den Deutſchen, zu Muſtern einer geiſtreichen Wohlredenheit, darlegen könnten.] Sie müßten aber auch lauter ſolchen Ueberſetzern unter die Hände gerathen, die ſo geſchickt wären ſie in gewiſſer Maaſſe, zu deutſchen Originalen zu machen. Wir wollen daher den Inhalt der gegenwärtigen kurz vorſtellen, und einige Stellen zur Probe einrücken.

Im Eingange zeiget der P. Poree wie die Schaubühne zu allen Zeiten ſo wohl eine Reizung der Neu-

gierigkeit, als eine Urſache des Streites geweſen ſey. Beſonders habe man in Frankreich mit groſſer Hitze ſo wohl wieder als vor ſie gefochten; und ſo eifrig man geweſen ſey, ſie als etwas ſchädliches und verderbliches auszurotten, ſo glücklich habe man ſie vertheidiget. Weil aber die Hauptfrage dieſe iſt, ob die Schaubühne zum Verderben der guten Sitten führe und ihrer Natur nach dazu führen müſſe, ſo handelt unſer Redner dieſe zwey Stücke ab: Ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn könne? Zum andern, ob ſie es wirklich ſey? Die erſte Frage beantwortet er mit Ja; die andere aber ſchlechterdinges mit Nein. Er unterſuchet daher in dem erſten Theile der Rede, was vor eine Schule die Schaubühne vorſtellen könne, und hernach, was vor eine ſie wirklich vorſtelle? Eine gute Sittenſchule iſt diejenige, deren Lehren und Exempel ſich zur Einrichtung der Sitten wohl ſchicken. Die Schaubühne kan alſo eine ſolche Schule ſeyn, und es darinn der Philoſophie und Hiſtorie zuvor thun. Denn ſie gehöret vor alle Stände: Sie lehret alle Pflichten; Sie giebt Anweiſung zu allen Tugenden: Sie ſtrafet alle Laſter; Ja ſie ſchonet nicht einmal der Eitelkeit, und des Lächerlichen. Sie ſchöpfet ihre Lehren aus dreyen Quellen: Aus der menſchlichen Thorheit, durch ein beiſſendes und nützliches Salz die Thorheit ſelbſt zu beſſern: Aus der menſchlichen Weisheit, das Feuer der Begierden zu löſchen, und die Fehler und Flecken des menſchlichen Herzens abzuwaſchen: Ja endlich auch aus der göttlichen Weisheit; nur daß dabey die Ehrerbietung mit der Behutſamkeit verknüpfet werde. Hierzu fehlet nun nichts als ein wohl-

anſtän-

anſtändiger Unterricht, und der iſt es eben, darinn die Schaubühne die Philoſophie und ihre Lehrart übertrifft, indem jene weit gelinder, ſanfter, anmuthiger, kürzer, beweglicher und ſinnlicher unterrichtet, als dieſe. Ja ſie hat auch einen Vorzug vor der Hiſtorie. Es iſt wahr, dieſe lehret durch Exempel, und dieſe Stimme iſt beredt genug, die Menſchen zu führen: Allein auf der Schaubühne wählet man nur berühmte und ſeltne Thaten, und nur wichtige Begebenheiten, dagegen dieſelben in der Hiſtorie mit vielen geringen und gemeinen Dingen untermiſchet ſind. In der Hiſtorie iſt das Laſter oft glückſelig, und die Tugend unglückſelig. Auf der Schaubühne aber wird dieſe allezeit belohnet, und jene beſtrafet. Zudem werden die Exempel an lebendigen Perſonen weit empfindlicher und lebhafter vorgeſtellet, als wenn ſie nur an die todten Buchſtaben gebunden ſind. Der Verfaſſer geräth hier in eine ſolche Hitze, und ſeine Worte ſind ſo ſchön, daß ich dem Leſer zum Vergnügen, eine Stelle anführen will, welche von der Vorſtellung der Märtyrer in den Trauerſpielen handelt, und mir vor andern lebhaft ſcheinet. Sie lautet alſo:

„Man lieſet ihnen nicht mehr die bloſſen Nachrich-
„ten von den Märtyrern allerley Alters u. Geſchlechts
„vor. Man wird nunmehr ſelbſt ein Zuſchauer und
„Zeuge des Streits u. Sieges der heiligen Kämpfer.
„Sie ſehen es ſelbſt: die Tyrannen drohen, u. ſie dro-
„hen vergebens. Der Vater, die Mutter, ein liebes
„Weib weinen, ſie fallen dem Helden zu Fuſſe. Die
„Thränen flieſſen umſonſt: Alles Bitten iſt verlohren.
„Man biethet ihnen allerhand Ergetzlichkeiten, Reich-
„thümer, groſſe Ehrenſtellen an: Eine Chriſtliche Ver-

„abscheuung, eine edle Verachtung, eine mehr als „menschliche Großmuth tritt dieselben unter die Füsse. „Man hält ihnen die grausamste Quaal, den erschreck„lichsten Tod mit allen seinen Schreckbildern vor; ein „unerschrockener Anblick trotzet sie. Die Richter don„nern gegen sie. Das unglückselige Urthel ist gespro„chen: Man küsset noch den Richtplatz, u. man dankt „ihm deswegen. Ihr bedenkt euch zu viel, ihr Henker! „ihr verziehet zu lange: Man eilet euern Strei„chen entgegen. Doch wir wollen fortfahren: Die Historie ist an die Zeit, den Ort und die Ordnung der Begebenheiten gebunden. Die Schaubühne bringet Tugend und Laster, Tapferkeit und Zagheit, Sanftmuth und Zorn, einen ehrlichen und boshaften Menschen in eine Vorstellung. Dadurch wird die Tugend schöner, und das Laster beschämter. Will man aber auch auf Exempel sehen, so gab Socrates dadurch, daß er des Euripides Trauerspiele besuchte; Aristoteles, daß er eine dramatische Dichtkunst schrieb; der Bischof zu Mayland, Carl Borromee, indem er die Schauspiele selbst mit der Feder in der Hand übersahe; u. der grosse Cardinal Richelieu, indem er selbst tragische Verse verfertigte, und vor die Verbesserung der Schaubühne ganz ungemeine Sorge trug, genugsam zu verstehen, daß sie dieselben vor eine solche Sittenschule hielten. Ließ doch Ludwig der grosse selbst vor die Schaubühne zu St. Cyr, und vor die daselbst spielenden adelichen Fräuleins die Athalie und Esther, zwey vortreffliche Stücke, vom Racine ausarbeiten. Die Schaubühnen darauf sich die Schuljugend in Deutschland, Italien und Frankreich übet, dienen auch ohne Zweifel dazu, ja

sie

ſie ſind nach der Abſicht ihrer weiſen Stifter dazu verordnet, daß die Jugend darauf dasjenige ſoll verachten und ſuchen lernen, was ſie ihnen lächerliches oder löbliches vorſtellet.

So gewiß als demnach die tragiſche und comiſche Schaubühne zu einer guten Sittenſchule werden kan, ſo zweifelhaft könnte es von den Singſpielen oder den Opern ſcheinen. Wir wollen alſo hören, was unſer Redner erfordert, wenn ſie ſolche Schulen werden ſollen. "Sie wollen wiſſen, ſpricht er, ob das Singſpiel, eine andere Art der Schaubühne, ſich auch dieſes Vortheils rühmen könnte. Wie ſoll ich es beſchreiben? Die Erfindung iſt ſehr neu, und recht ſonderlich. Man macht durch eine wunderliche Vermengung vereinter Schauſpiele ein allgemeines, und ein einiges von dieſer Art daraus. Urſprünglich kömmt es aus Griechenland, es behält aber ſehr wenig von dem Orte ſeines Urſprungs. Iſt es eine Tragödie? Iſt es der Chor? Es iſt nichts ordentliches darinnen. Es hat ſeine beſondern Regeln, ob es gleich nicht regelmäſſig iſt. Es iſt eine Zuſammenhäufung vieler Dinge, ein ich weis nicht was, das den auſſerordentlichen Dingen in der Natur ſehr gleich kömmt. Wie dieſe, ſo erweckt auch jenes die Neugierigkeit. Es ſetzt in Verwunderung wie jene; doch kan man es wohl eben ſo hoch, wie die auſſerordentlichen natürlichen Wirkungen der Natur ſchätzen, da es eben wie die Spiele der Natur in Erſtaunen ſetzt?

Sie werden vielleicht, meine Herren, nunmehro gerne wiſſen wollen, was ich von dieſer Art der Schauſpiele halte. Und vielleicht könnte ſich wohl einer finden, welcher mir, mit ſeiner verſchmitzten Neugierig-

keit,

keit, auf eine leichtfertige Weiſe, viel dabey zu ſchaffen machen ſollte. Ich will es mit ihm annehmen. Er mag ſeyn, wer er will, ſo wird er ſich doch gefallen laſſen, daß ich zuvor, ehe ich mich weiter einlaſſe, ſelbſt einige Fragen an ihn thue. Was halten ſie von der Muſik und der Harmonie? Iſt ſie an und vor ſich ſelbſt ſchädlich? Im geringſten nicht. Das ſind Dinge, die man überall ſo wohl bey zärtlichen als ernſthaften, bey verliebten, als Heldenmäßigen Umſtänden gebrauchen kan. Wie? Findet man ſie zuweilen nicht auf der Schaubühne in einer edlen und reizenden Ernſthaftigkeit? Sie geben mir dieſes zu. Ich frage weiter: Was halten ſie vom Tanzen? Sie wiſſen, daß dieſes ja von der Muſik beynahe unzertrennlich iſt. Wollen ſie daſſelbe ohne Bedingung ganz verbannet haben? Wie es ſcheint, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie darauf ſagen ſollen. Wenn wir aber nun alles freche oder unanſtändige Weſen davon wegnehmen, und ſehen wollen, was das Tanzen iſt: was werden ſie in dieſer Unterſuchung wohl zu tadeln finden? Etwan die Geſchwindigkeit der Füſſe, die ſich nach dem Tacte bewegen? oder die leichte und ungezwungene Bewegung der Arme? das unvermerkte und angenehme Wägen des Leibes? Gar nicht. Alſo laſſen ſie ja das Tanzen auch zu. Nun wohl; Ich fahre fort. Sollte es wohl ihren Gedanken nach unmöglich ſeyn, die Thaten der Helden in Verſen und Muſik vorzuſtellen? Keinesweges. Sie geben es ohne alle Schwierigkeiten zu. Ich gehe noch weiter. Kan wohl eine tugendhafte Heldenthat, wenn ſie auf ſolche Art vorgeſtellet wird, das Ohr kützeln, bis ins Herze dringen, und daſelbſt eine anſtändige Nacheiferung

ferung erwecken? Wenn man das nicht zugeben wollte, ſprechen ſie, ſo müſte man weder Ohren noch Empfindung haben. Das will ich eben auch. Nun ſind wir doch eins. Weiter habe ich nichts mehr zu fragen, auch nichts zu antworten. Sie haben ſelbſt geantwortet. Dürfte nun die Oper, wie ich ſie beſchrieben, und ſie es ſelbſt zugegeben haben, wohl gute Sitten einführen können? Man gebe mir eine wahrhafte Heldenthat, wie ſie nach den Regeln eines Singgedichtes wohl verfertiget worden; flieſſende, aber ſinnreiche Verſe; eine männliche und liebliche Muſik; ungezwungene und ernſthafte, leichte und ſittſame Tänze, die mit dem Gedichte ſo verbunden ſind, daß ſie vor ſich ſelbſt eine ſtumme Poeſie abgeben. Hernach: Sollte ich mir denn noch ein Bedenken machen, es ihnen nachzuſagen? Hernach wird die Oper ſelbſt das Nützliche und Angenehme miteinander vereinigen, und die reine Liebe zur Tugend in die Herzen bringen.„ So weit unſer Redner.

Woher kommts aber, daß ſo viele brave Männer die Schaubühne überhaupt verworfen haben, wenn ſie ſo etwas nützliches iſt? Der Verfaſſer der Rede läugnet dieſes mit Rechte; denn ſie haben nur einige Schaubühnen verworfen. Und wenn ja der Name der Schaubühne ſelbſt, durch die, welche es auf ſich nehmen, die Sitten zu beſſern, verächtlich gemachet worden; ſo iſt es daher gekommen, daß keiner nachgedacht hat, was die Schaubühne ihrer Natur nach werden kan, ſondern ſie haben davon geurtheilet, wie ſie wirklich beſchaffen iſt. Dadurch bahnt ſich nun unſer Redner den Weg zum andern Theile der Rede, darinn er unterſuchet, ob die Schaubühne, in der That eine gute Sittenſchule ſey. Dinge.

Dinge, welche ihrer Natur nach weder gut noch böse sind, können durch die Kunst so werden, und unsere Unart braucht sie fast allezeit zum Bösen. Dieses kan man auch an dem Misbrauche der Schaubühne wahrnehmen. Sie konnte eine Tugendschule werden: Unsere Verderbniß hat eine Schule der Laster daraus gemachet. Die Schuld ist hierinn theils den Poeten, theils den spielenden Personen, theils den Zuschauern beyzumessen. Der Verfasser liefet hier den dramatischen Poeten einen scharfen Text, daß sie ihrer Pflichten so gar vergessen haben. In Athen waren sie zu Philosophen bestellet, die das unwissende Volk lehren, und zu Sittenrichtern, die den lasterhaften und lächerlichen Pöbel klug machen sollten. Die französischen Poeten aber scheinen dem Verfasser einen ganz andern Begriff von der dramatischen Kunst zu haben. Sie sehen die theatralischen Gedichte mehr vor was sinnreiches, als nützliches an. Sie suchen nur zu ergötzen, und nicht zu unterrichten, da doch Horaz beydes verbunden haben will. Die französische Tragödie giebt der Athenienſischen in der Hoheit der Sittensprüche, und in der Zierlichkeit des Ausdruckes nichts nach. Aber sie hat die athenienſische Strenge verlohren. Sie vergrössert die schädlichsten Leidenschaften, an statt sie zu heilen, und bringet dem Herzen Rache und Liebe bey; ein zwiefaches Gift, das vor die Religion und den Staat gleich schädlich ist. Der Pater erweiset hierauf dieses mit den meisten Stücken, des Corneille und Racine. Er vergleichet aber diese beyden Poeten so artig, daß ich nicht umhin kan, etwas aus der Stelle herzusetzen. So schreibt er pag. 36. "Corneille, welcher dem Vo-

gel

gel des Jupiters gleich war, der ſich in den Wolken ſchwingt und mitten unter Bliß und Donner ſich zu ergetzen ſcheint, hatte den Schall dieſes majeſtätiſchen Geräuſches, das jedermann bewegt, auf der Schaubühne hören laſſen: Racine hingegen hüpfte, als der zärtliche Vogel der Cypriſchen Göttin, um die Myrten und Roſen herum, und ließ das Echo ſeine Klagen und Seufzer wiederholen. Ja Corneille, der die Hinderniſſe eines ſteilen Weges, und folglich die Gelegenheit zu einem groſſen Falle mit Gewalt überſtieg, und ſeine Kraft allezeit verdoppelte, damit er mehr und mehr bis an das Hohe und Wunderbare hinan kommen möchte, ſuchte, vermittelſt der Verwunderung, den ſo wohl verdienten Beyfall, welchen er auch dem hartnäckigſten abzubringen vermochte. Racine, der einen weit gelindern aber auch dahero weit ſichrern Weg ging, ſelten in die Höhe ſtieg, ſich aber in ſeinem Fluge mit vieler Anmuth erhielt, und geſchwinde wieder damit zur Liebe zurück kehrte, ſchien ſich von ſelbſt den Beyfall darzubiethen, der doch ſeiner anziehenden Anmuth zuvor kam. Er ſeufzte nicht vergeblich. Die unbeſchreibliche Kunſt zu ſeufzen verſchafte ihm die Palmen, nach welchen er ſo eifrig ſtrebte. Er raubte ſeinem Mitbuhler die Lorbern nicht, doch ſahe er ſich durch die geſchäfftigen Hände ſeiner Helden, und ſonderlich ſeiner Heldinnen, mit Myrten bekränzet. Er ſetzte den Corneille nicht ab; ſondern theilte nur den Thron der Schaubühne mit ihm. Der Adler bliţte, die Taube ſeufzte, und das Reich wurde getheilet. Das iſt ein Ruhm vor den Racine! So auf der Schaubühne herrſchen, das heißt überwunden habē, das heißt triumphirt haben.„ Bis hieher der P.

Darüber

Darüber aber giengen die Einheit der Handlung, die Wahrheit der Sache, die Wahrscheinlichkeit, die ordentliche Mannigfaltigkeit, kurz, alle Grundgesetze der Schaubühne verlohren, und die edle Strenge derselben ward dem Gesetze dieses zärtlichen Gesetzgebers unterworfen. Die Entschuldigung hilft auch nichts, man habe die sanften und wilden Leidenschaften nur deswegen hervorgebracht, daß man sie bestrafen, und zurechte bringen möchte. Man soll ja nicht jemand krank machen, damit man ihn heilen, und jemand verliebt machen, damit man die Liebe bey ihm unterdrücken möge. Die griechischen Tragödienschreiber waren mit der Liebe auf der Schaubühne nicht so geschwinde bereit, und wenn sie ja vorkam, so war sie ohne Reizung, Kunst und Firniß; dagegen tritt sie auf der französischen Schaubühne mit allen Fallstricken der feinesten Leidenschaften, und mit allem Gifte der Entzückungen hervor. Der Verfasser redet hier die Melpomene an, und stellet ihr ihr gegenwärtiges Unglück auf das zärtlichste und beweglichste vor. Thalia erscheinet ihm hierauf mit etwas frölicherm Gesichte, als wenn sie über ihren Zustand sehr zufrieden wäre, weil sie die Fehler ihrer ehemaligen Verehrer ausgebessert; allein unser beredter Pater weis ihr die Mängel, und schädliche Einrichtung der beliebtesten Comödien auf das nachdrücklichste vorzuhalten. Ja er waget sich an das Haupt der Comödienverfertiger, an den grossen Moliere, und zeiget, er sey durch Natur und Kunst zwar groß, aber auch tadelhaft geworden, weil er beydes angewendet, im Bösen zu unterrichten. Darnach wendet er sich zu denen, die das Volk mit Zoten und

thea-

theatraliſcher Niederträchtigkeit ergetzen, wie auch zu denenjenigen, welche ſie in Zweydeutigkeiten einhüllen und dadurch faſt noch mehr ſchaden. Er hebet auch den Vorwand weg, man müſſe die guten Sachen mit närriſchen Einfällen beleben, damit ſich das Volk recht ſatt lachen könne. Man ſoll, ſpricht er, kein Schauſpiel aufführen, das nicht ein Lob der Tugend, oder eine Beſtrafung des Laſters iſt: Sonſt entfernet man ſich von dem wahren Endzwecke der theatraliſchen Poeſie. Hiebey nimmt der gelehrte Pater die Opernſchreiber vor. Man wirft ihnen vor, ſie ſuchten nicht die Sitten zu beſſern: Sie antworten: Es ſey auch nicht ihre Abſicht; ſie ſuchten nur zu ergetzen: Ihre Schaubühne ſey ein Garten, darinn man nicht nach fruchtbaren Bäumen, ſondern nach luſtigen Spaziergängen, anmuthigen Blumenbeeten, kleinen Gebüſchen, Springbrunnen, Bilderſäulen, die gleichſam Seele und Leben hätten, kurz nach allem frage, was zur Schönheit des Ortes und zur Annehmlichkeit der Ausſicht etwas beytragen könne.

Laßt uns aber auch hören, wie der Pater ſeine Antwort nach dieſer Vergleichung abfaſſet, und was er von dem Zuſtande, und den Wirkungen der Opern urtheilet. „Wir wollen es uns, (ſpricht er p. 48.) „auf einen Augenblick einbilden, als ob man in dieſem bezauberten Garten eine Schule aufrichtete: „Nicht eine Platoniſche, ſo wie uns dieſelbige von der „Hiſtorie in den ſchattigten Gärten der Academie „vorgemalet wird; ſondern eine Epicuriſche, ſo wie „man dieſelbe auch vor den Zeiten des Epicurus in den „hängenden Gärten der Semiramis hat ſehen können.

„Stellen sie sich alse, meine Herren, die Wollust „vor, wie sie auf einem Throne von Rosen sitzet, mit „jungen Rosen gekrönet ist, in der einen Hand ihre „Leyer, und in der andern einen Becher voll süsses „Getränkes hat. Tausend kleine Liebesgötter, mit „ihren Köchern bewaffnet, fliegen hier und da, über „und um sie herum. Die Vernunft, welche durch „den schädlichen Trank ganz betrunken, fast einge„schlafen, und mit Fesseln von Blumen umstricket ist, „liegt zu ihren Füssen. Auf allen Seiten siehet man „eine Menge der Helden und Heldinnen, die alle we„gen ihrer närrischen Leidenschaft bekannt sind, herzu „eilen. Neben ihr machen die Götter und Göttin„nen, welche durch die Fabeln in der ganzen Welt zu „finden, und durch die Flammen des Cupido entzün„det sind, eine herrliche Gesellschaft aus. Zwischen „diesen beyden, müssen wir uns eine Menge Schüler „beyderley Geschlechtes, sonderlich noch junge uner„fahrne, und daher zu allerhand Lehren, vornemlich „derjenigen, die das sinnliche Vergnügen betreffen, „fähige Leute vorstellen. Die Wollust scheint sie also „anzureden: Brechet die Blumen des Frühlings; „Bekränzet damit eure Häupter; Wartet nicht bis „sie verwelken; Sehet nicht mit unruhigen Augen auf „das Zukünftige; Geniesset des Gegenwärtigen. „Das Herze wird dorthin gezogen, die Vernunft ruft „es hieher zurücke. Schliesset eure Augen vor der „ungestümen Vernunft, und folget der Neigung des „Herzens. Die Liebe ist das einzige Glücke dieses „Lebens: Diese Grundregeln, welche durch kleine „artige Verse ausgedruckt, durch eine Zusammenstim„mung der Instrumente erhaben, mitten unter einem

„freyen

„freyen Tanze durch Sirenen abgeſungen werden,
„gehen, wie durch ein Echo, in den Mund der Schäfer
„und Nymphen. Sie zu wiederholen kommen die
„Faunen und Dryaden aus ihren Wäldern hervor.
„Die Najaden und Tritonen erheben ſich aus dem
„Waſſer. Die Gottheiten des Himmels und der Er-
„den verlaſſen ihren Aufenthalt; Alle fangen ihre
„unbeſonnene Liebe von neuem an. Alles wird ver-
„liebt, alles ſeufzet. Vögel, Winde, Bäche, ja ſo gar
„die Felſen lernen, wie man lieben ſoll. Unſer ge-
ſchickter und beweglicher Redner ſetzet dieſe Gedanken noch weiter in einer ernſthaftern und unverblümten Schreibart ſo bündig fort, daß er nicht zu viel thut, wenn er alle Opernſchmiede zur Antwort auffordert, dabey aber vermuthet, ſie würden dieſelbe wohl ſchuldig bleiben.

So groß dieſer Misbrauch der Schaubühne iſt, in den ſie durch die Poeten verfallen iſt, ſo viele Urſache haben auch die ſpielenden Perſonen an demſelben. Sie bemühen ſich, die Pfeile, ſo Cupido geſchnitzet, mit der erſinnlichſten Geſchicklichkeit zu werfen. Sie wenden die Gaben der Natur, die Vortheile der Kunſt, und den Nutzen der Erfahrung nicht zu den guten Sitten an. Sie finden ihr Vergnügen in ſchlüpfrigen Zweydeutigkeiten; und ſuchen den Poeten an Feuer und Witze, in der Vorſtellung zu übertreffen. Allein, die Sache erfordert es nicht anders. Wie ſollen ſie es anfangen, daß ſie unſchuldig ſeyn mögen? Der Verfaſſer der Rede weis ihnen ſelbſt keinen Rath zu geben. Die Herrn der Schaubühne ſollten kein Stücke annehmen, das nicht nach den Regeln einer reinen Morale gemachet iſt. Sie

sollten nichts vorstellen, als was entweder gut, oder so verwerflich ist, daß es beschendentlich getadelt werden könne und solle: Und lieber nichts thun, als daß sie sich selbst zu Werkzeugen des Verderbnisses der Sitten machen.

Wie viel hierzu die Zuschauer der Schauspiele beytragen, wird man bald abnehmen, wenn man nur Acht giebt, wie der meiste Theil derselben beschaffen sey. Es sind entweder neugierige und flüchtige Köpfe, oder Müssiggänger, oder Leute die in sauren Aemtern stehen, und den Schauplatz besuchen, um sich zu erholen; oder Männer, die den Hauszank zu vermeiden hineingehen; oder endlich Leute, die man nicht beschreiben kan, und die keine gewisse Gemüthsart haben, die Sclaven der Gewohnheit sind, und bloß nach anderer Leute Exempeln leben. Es giebt noch andere, welche die verborgenen Künste des Lasters allda lernen wollen. Darf man sich nun wundern, wenn der Verfertiger, und die spielende Person ihrem Geschmacke zu folgen, in unerlaubte Freyheit verfällt? Der Zuschauer ist also an der Verführung beyder Schuld, und hat die schwerste Verantwortung: Oder wenn ja der Poete und Comödiante sich nicht verführen lassen sollte, so sollte der Zuschauer ihn nicht dulden, wenn er so leichtfertig ist. Die Zuschauer sollten also nicht so wohl von den Versen, und der Vorstellung, als vielmehr über die Sitten, die man abbildet urtheilen. Alles was nach Frechheit, Wollust, Niederträchtigkeit schmeckt, sollte man billig verbannen.

Der Pater Poree wendet sich hierauf noch mit einer besondern beweglichen Ermahnung an die Zuschauer;

ſchauer; Sie ſollten alle dahin ſehen, daß die Schauſpiele in ſolchen Stand geſetzet würden, damit ſich ein Bürger, ein ehrlicher Mann und ein Chriſte derſelben nicht ſchämen dürfte.

So weit gehet die Rede des P. Poree. Man wird daraus leicht abnehmen können, daß ich mit den Lobſprüchen, die ich ihr der Ausführung und Ueberſetzung wegen gegeben habe, nicht allzufreygebig geweſen ſey, ſondern, daß ſie deren noch mehrere verdiene. Allein die Abhandlung von der Schaubühne, welche der geſchickte Herr Ueberſetzer beygefüget hat, erfordert, daß ich derſelben Inhalt gleichfalls darlege, und dem Leſer darzu eine Begierde zu erwecken ſuche. Sie iſt mit der Ordnung, Gründlichkeit der Gedanken und mit der natürlichen, anmuthigen, reinen und flüſſigen Schreibart abgefaſſet, die dem Herrn Magiſter vor andern eigen iſt: Und man wird nicht fehlen, wenn man ſie in ihrer Art vor ſo ſtark hält, als wir die Rede des Paters ſelbſt in der ihrigen befunden haben. Der Herr Magiſter zeiget gleich anfangs, daß die Schaubühne viel ſpäter als die andern ſchönen Wiſſenſchaften bey uns in Hochachtung gekommen ſey. Man hat ihren Nutzen nicht ſo gleich einſehen können; darüber iſt man ſchläfrig u. nachläßig geworden, und hat ſich bey den Ausländern in den Verdacht geſetzet, daß man zu ſolchen artigen Werken des Verſtandes gar nicht geſchickt ſey. Es hat auch nicht an Leuten gefehlet, welche ihr Aufnehmen dadurch gehindert haben, weil ſie die Schaubühne vor was nichtswürdiges, verbothenes und ſchädliches gehalten haben.

Man hat die Schaubühne als eine nichtswürdige Sache angesehen, weil man geglaubet, sie sey ein Sammelplatz der einfältigsten Possen. Man hat ihr auch nicht sehr unrecht gethan: Denn Harlekin und Hans Wurst, die sich in alles gemischet, haben mit ihrem läppischen Possen, und unanständigen Scherzreden, alles, was sonst den Regeln hätte gemäß werden können, verderbet. Die Zuschauer, die größtentheils nicht von sonderlicher Einsicht, noch gereinigten Sitten sind, hat man dadurch so verwehnet, daß ihnen fast nichts hat gefallen wollen, das nicht mit Unvernunft, Grobheit und Unfläterey reichlich versehen wäre.

Daß die Schaubühne etwas verbothenes sey, hat man auf allerley Art darzuthun sich bemühet. Die Bibel selbst und die Kirchenväter sind zu dem Ende, wiewohl sehr unglücklich, angezogen worden. Ja man hat die öffentlichen Gesetze angeführet, dadurch die spielenden Personen vor unehrlich erkant wurden.

Der Schade, den die Schaubühne anrichtet, soll in Verderbung der Seele bestehen, weil diese darauf zu gefährlichen Gemüthsneigungen bewogen, zur bösen Lust gereizet, und zum Laster verführet werden.

Bey der Ablehnung aller dieser Beschuldigungen hat man es bisher nicht wohl getroffen. Diejenigen, welche den Angriff thaten, waren zwar auch nicht sonderlich stark dazu. Allein die Vertheidiger hielten sich auch mehr bey Nebensachen als dem Hauptwerke auf. Sie schlugen zwar die Streiche der Gegner mit ziemlicher Geschicklichkeit aus. Aber sie dachten nicht auf ihre eigne Befestigung. Beyde Theile urtheilten nicht aus dem wahren Begriffe von

der

der Schaubühne, ſondern miſchten alles durcheinander. Jene verwarfen die Schaubühne wegen der liederlichen Lebensart der ſpielenden Perſonen, wegen der unerträglichen Narrheit, die darauf herrſchete, und wegen der übeln Wirkungen, die ſie nach ſich zoge. Sie hatten darinn nicht ganz unrecht. Allein ſie verlieſſen ſich doch zu ſehr auf das Urtheil anderer, und ſetzten darüber die eigene Prüfung beyſeite. Sie fanden das ſtrafbare in Umſtänden, und rechneten es der Sache ſelbſt zu. Die Vertheidiger fehlten darinn, daß ſie zur Hauptabſicht der Comödie die Ergetzung machten. Da aber die meiſten Leute dieſelbe in abgeſchmackten und niederträchtigen Dingen ſuchen, ſo muſte man dergleichen auf die Schaubühne bringen. Ein bäuriſches Gelächter war das Kennzeichen der allergröſten Luſt. Man bekam alſo viel zu thun, wenn man dieſe Art der Ergetzung vertheidigen wollte. Auf die Zeugniſſe der Kirchenväter hätte man ſich gar nicht einlaſſen ſollen. Jeder Theil fand etwas zu Beſcheinigung ſeines Satzes. Man hätte ſollen bey der Sache bleiben. Die Geſetze ſind itzo durch andere Verordnungen gehoben worden; alſo iſt es nicht nöthig, darauf zu antworten.

Die Vertheidiger hätten ferner weiſen ſollen, daß die Schaubühne ein herrliches Mittel ſey, die Menſchen zu lehren und zu bewegen, und die Einbildungskraft zum Dienſte der Tugend und zum Schaden des Laſters zu ermuntern. Auf der Schaubühne gehet dieſes freylich viel beſſer an, als durch Schriften, oder mündlichen Unterricht. Wir haben davon bereits oben aus dem P. Poree etwas geſaget, und wollens dem Leſer überlaſſen, die gründlichen Gedanken des Herrn Mag. ſelbſt nachzuſehen. Hier-

Hierauf giebt der gelehrte Herr Verfaſſer ſeinen Begriff von der Schaubühne, den er hernach weiter ausführet. Sie iſt nemlich ein öffentlicher Ort, wo menſchliche Handlungen, durch geſchickte Perſonen, nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit und zum Ergetzen der Zuſchauer, vorgeſtellet werden. Dieſe Erklärung iſt vollſtändig und gründlich, weil ſie nur auf das Weſentliche gehet, und alle zufällige Annehmlichkeiten ausſchlieſſet. Er wollte die Schaubühne nur in ihrer nützlichen Geſtalt zeigen; dazu iſt dieſer Begriff ſchon zulänglich. So ſoll und kan auch die Schaubühne beſchaffen ſeyn. Zu den menſchlichen Handlungen rechnet der Herr Verfaſſer mit Recht die Tugenden, die Laſter, und die Eitelkeit, welche darauf belohnet, geſtrafet, und lächerlich gemachet werden ſollen. Die lächerlichen Leibesſtellungen der Italiäniſchen Scapins, die zur Vollkommenheit der Handlung nicht das geringſte beytragen, verwirft der Herr Mag. billig, weil ſie noch dazu die Aufmerkſamkeit durch ein unzeitiges Gelächter ſtören, welches dadurch insgemein erreget wird: Und giebt den Liebhabern ſolcher wunderlichen Stellungen den Rath, ſich bey den Seiltänzern, oder jungen Katzen zu beluſtigen. Die ſpielenden Perſonen müſſen Witz, Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft beſitzen, und in der ſchweren Kunſt der Nachahmung wohl geübt ſeyn: In den Vorſtellungen aber müſten die Regeln der Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet werden. Uns Deutſchen fehlet es in dieſem Stücke noch an einem beſondern Unterrichte, ſo wohl vor die dramatiſchen Poeten, als vor die ſpielenden Perſonen. Es wird aber dieſem Mangel abgehol-

ſen werden, wenn wir des berühmten und ſinnreichen Abts von Aubignac vortreffliches franzöſiſches Werk, von der Einrichtung der Schaubühne, welches einer unſerer Mitarbeiter deutſch überſetzt, und zum Drucke fertig liegen hat, in unſerer Mutterſprache werden leſen können. Man wird daraus nicht nur zu beyden Theilen unbeſchreiblichen Vortheil ſchöpfen, ſondern auch lernen, daß zu einem dramatiſchen Poeten mehr, als Reime und Verſe ſchmieden, u. zu einem geſchickten Comödianten mehr, als Affengeſichter machen, und Zoten reden, gehöre; an welcher Erkenntniß es bisher vielen Deutſchen leider! gefehlet hat.

Wenn der Herr Verfaſſer ſagt, die Schaubühne ſolle die philoſophiſche Tugend befördern, ſo heißt das ſo viel: Es ſoll dem Zuſchauer in lebendigen Exempeln gezeiget werden, aus was Urſachen, tugendhafte Leute ihre Handlungen anſtellen, und dadurch glückſelig werden, wie aber auch die blinden Neigungen an den laſterhaften Handlungen Schuld ſind, und ein unglückſeliges Ende haben. Alle Bewegungsgründe und Veranlaſſungen zu beyden; alle beſondere Umſtände, die bey der Handlung vorgehen; alle Folgen derſelben, und ihre Verbindungen mit den Handlungen, alles dieſes wird auf der Schaubühne lebhaft und deutlich vorgeſtellet: Alſo iſt kein Zweifel, daß ſie den abgezielten Nutzen in der That erreichen könne. Indeſſen fällt die Ergetzlichkeit nicht gar weg, ſie wird nur vernünftig, weil man die Quellen des Vergnügens zugleich vor Augen hat. Die natürliche Schönheit der Nachahmung, die dem Zuſchauer ſo lebhaft vorgeſtellet wird, kan und wird ihm

Lust genug erwecken; und ihn empfindlicher reizen, als alle abgeschmackte Thorheiten ihn belustigen können. Wenn man noch über das die anmuthige Abwechslung anderer Handlungen, die in die Haupthandlung ihren Einfluß zeigen, dazu nimmt, und die Verwirrungen ansiehet, die daraus entstehen, aber auch am Ende sinnreich aufgelöset werden: So wird man gestehen müssen, daß diese Vollkommenheit in der Nachahmung, diese Veränderung in den Handlungen, und diese Auflösung der Verwirrungen reiche Quellen des Vergnügens sind. Da nun diese der Comödie und Tragödie gemein sind, so kommt bey der erstern noch das Auslachenswürdige in den menschlichen Handlungen dazu, welches auf eine ganz besondere Art belustiget, wenn es der Poete nur auf der lächerlichsten Seite angreifet. Der Nebendinge, welche zur Ergetzung bey der Schaubühne dienen können, als der Tänze, der Auszierungen und des mässigen Singens, will der Herr Verfasser nicht einmal gedenken. Es ist besser diese Nebenwerke wegzulassen, und davor auf die Vollkommenheit des Wesentlichen zu sehen. So ist denn die Schaubühne, auf diese Weise, nicht schädlich, sondern vielmehr was nützliches. Sie dienet der Tugend und schadet dem Laster und der Eitelkeit. Folglich ist sie auch der Gottesfurcht gar nicht hinderlich. Denn sie soll die Zuschauer nur zu vernünftigen Menschen, guten Bürgern und wohlgesitteten Leuten machen. Sie ist doch ein Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, wenn sie auch nur den äusserlichen Wandel in Ordnung bringet. Und man sollte in allen wohleingerichteten Staaten trachten sie dazu

anzu-

anzuwenden. Hieraus erhellet auch dieſes, daß die Schaubühne nicht unter die Mitteldinge zu zählen, ſondern an ſich ſelbſt gut ſey. So bald ſie aber aus der Art ſchläget, machet ſie ſich ſogar des Namens unwürdig. Diejenigen verdienen alſo billig eine gröſſere Hochachtung, als ſie gemeiniglich genieſſen, die ſich nach dieſer Einrichtung auf der vernünftigem Schaubühne zeigen. Denn ſie werden durch ihre Geſchicklichkeit und Kunſt, Diener der Tugend, Feinde des Laſters, und Verfolger der Eitelkeit.

Dieſes iſt der Inhalt der leſenswürdigen Abhandlung des Herrn M. Mayes. Wir freuen uns über dieſe neue Probe des guten und geläuterten Geſchmackes, den er in dieſer doppelten Arbeit abermal gezeiget hat, und erſuchen ihn, daß er ſeinen rühmlichen Eifer vor die Ausbreitung deſſelben ſo wohl, als vor die Beförderung der Tugend und Zufriedenheit, durch die Ueberſetzung der übrigen Schriften des Seneca eheſtens in neuen Zeugniſſen an den Tag legen wolle.

II.

Grammatica Germanicae linguae M. Iohannis Claii, Hirtzbergenſis, ex bibliis Lutheri Germanicis & aliis eius libris collecta, 1578, 8. pl. 18.

Es iſt dieſes die erſtere Auflage, ſo in Leipzig heraus gekommen iſt, die andere aber von 1689 wird in unſerem Bücherverrathe verwahret. Der fleißige Verfaſſer dieſes Werkchens war

ein geſchickter Schulmann, welcher ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach in der Vorrede, 9 Jahr in Goldberg die Muſic, Dichtkunſt und das Griechiſche gelehret hat, der Northauſiſchen Schule als Rector vorgeſtanden hat, und als er dieſes ſchrieb, der Stadt Erfurth dienete. Das Gedichte an den Suchenden aber, welches vor Schottels Sprachkunſt ſtehet, war aus Nürnberg geſchicket worden. Er ſelbſten machet hier in der Zuſchrift ſeine Schriften namhaft, welche dieſe ſind: 1) Ein Gedicht von Joſeph und Suſanna: 2) Die Erklärung der ſonntäglichen Evangelien in elegiiſchen Verſen: 3) Vier Gebethbücher und Luthers Catechiſmus in vier Sprachen: 4) Drey Bücher geiſtlicher Gedichte: 5) Fünf Bücher verſchiedener Gedichte; darunter auch eine Ueberſetzung von Heſiodi ἔργων καὶ ἡμερῶν befindlich: 6) Sechs Bücher griechiſcher Gedichte: 7) Drey Bücher von der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Dichtkunſt: 8) Eine hebräiſche Sprachkunſt: 9) Die Evangelien in vier Sprachen und denn 10) dieſe Sprachkunſt, welche er über zwanzig Jahr zurück gehalten und verbeſſert hat, ehe ſie im Druck erſchienen iſt. Er verſpricht daſelbſt auch eine vollſtändigere **Sprachkunſt** und ein **Wörterbuch**: ob ſie aber zu ſtande gekommen ſind, weis ich nicht. In der Zuſchrift handelt er zum Anfange etwas weniges vom **Urſprunge und dem Alterthume der deutſchen Sprache und des deutſchen Volks**. Den Urſprung ſetzt er bey dem Turmbau in das Jahr der Welt 1756, von da an er bis auf das Jahr, da er ſchrieb, 3784 Jahr zählet.

Den

Den Namen Deutſchen ſollten unſere Vorfahren entweder von Deaskenas, oder nach Luthers Meynung von דוד, Düd, d. i. Gott haben, und von dem 11 Könige Aleman oder Adelmann, Alemänner und von Herrmann, Germanier, das iſt kriegeriſche Leute, heiſſen. Er zählt es unter die gröſten Wohlthaten der Deutſchen, daß ſie aus Luthers Schriften nicht nur die göttlichen Wahrheiten, ſondern auch die Reinigkeit ihrer Sprache erlernen könnten, und meynet der heilige Geiſt, der durch die Propheten und Apoſtel geredet, der habe auch durch Luthern gut deutſch geredet; ſonſten wäre es unmöglich geweſen, daß ein Menſch ſo rein, eigentlich und zierlich, ohne jemandes Anführung und Hülfe, Deutſch hätte reden können; zumal da unſere Sprache immer für die ſchwerſte und unrichtigſte wäre gehalten worden. Daher habe er auch ſeine Sprachkunſt aus Luthers Schriften verfertiget, welches allerdings lobenswürdig iſt.

Er ſchreibt lateiniſch u. folget auch der Ordnung, die in den Lateiniſchen Grammatiken üblich iſt. Alſo handelt er erſtl. von der Rechtſchreibung und behauptet auch, man müſſe keine überflüßige, nicht zu wenige, auch nicht die unrechten Buchſtaben ſchreiben. Seine Anmerkungen gelten itzo nicht mehr alle. Das y will er nur alleine am Ende gelten laſſen, nicht einmal in allen zuſammengeſetzten Wörtern, als dreierley ꝛc. Er ſchreibt auch Schwert, nicht mit einem d oder dt, und in der Zahl der Vielheit, Schwerter.

Zum andern handelt er von der Tonſetzung und bemerket, daß die zweyſylbigten Wörter den

Ton

Ton in der ersten Sylbe hätten, als geben; auſſer a) die sich von be, ge, ver, zer, anfangen, als bedacht, zerstört: b) die zusammengezogenen, als giebt; c) die fremden als Prophet, Natur. Die dreysylbigten hätten den Ton in der ersteren Sylbe, auſſer a) das Zeitwort in der vergangenen Zeit, und was davon herkömmt, als; geliebet; b) die fremden Wörter, die den Ton in der letzten haben, als: Facultät, Nation, Creatur. Bey dem Verändern durch die Fälle bleibt der Ton unbeweglich. Der Nachdruck setzet den Ton wohin er will.

In dem dritten Theile von der **Wortforschung** ist er am weitläuftigsten. Das Geschlecht der Nennwörter ist hier mit Fleiß bestimmet worden, theils nach den allgemeinen Regeln in Absicht der Bedeutung, theils nach den Endungen oder eigentlich nach dem letzten Buchstaben. Die Veränderungen der Selbstlaute bey Veränderung der Wörter durch die Fälle, oder Geschlechter, oder Stuffen, werden fein angezeiget. In der Zahl der Vielheit sollen die Wörter theils der Zahl der Einheit gleichen, theils in er, en oder e sich endigen, theils auch wohl den letzten stummen Buchstaben verdoppeln, als Mann, Männer. Er macht vier Veränderungs-Arten der Nennwörter; die erste Art machen die männlichen Nennwörter; die andere die weiblichen; die dritte die besonderen, neutra; die vierte die gemeinen zufälligen oder Beywörter aus. Von denen Wörtern, die man nur allein in der Zahl der Einheit brauchen könnte, werden anitzo durch den Gebrauch viele ausgenommen. Die Endungen der zufälligen

Wör-

Wörter wären sonderlich isch, ig, lich, icht, bar, sam, haftig, reich, en: Die Endungen der selbständigen Nennwörter aber er, thun, eng, heit, keit, ey, schaft, nis, lein; bey einer jeden Art zeiget er, wiewohl nicht immer mit der gehörigen Genauigkeit, die eigentliche Beschaffenheit und Bedeutung an: als die auf schaft zeigen eine Verwandschaft an, sind weiblichen Geschlechts und kommen von andern Nennwörtern her. Die in lein zeigen etwas kleines an und sind besonderes Geschlechts.

Bey den Fürwörtern wird fein angemerket, daß der Gebefall in beyden Zahlen vor halben, willen und wegen ein t annimmt, als: Meinet halben, deinet wegen, unsert willen, eurent, ihrent, seinethalben.

Die so genannten verba neutra nehmen ordentlicher Weisen in der vergangenen Zeit bin, bist, ist ꝛc. zu sich, als ich bin gestorben: Einige gehen wie die Zeitwörter, die ein Thun anzeigen, als ich habe gelebt: Einige aber gehen auf beyderley Weise: ich bin oder habe gestanden, ich bin oder habe gesessen, ich bin oder habe gegangen, ich bin oder habe gelaufen. Der Zusatz ge, welcher dem Mittelworte, das eine zukünftige Zeit andeutet, vorgesetzet wird, findet keine statt in solchen Zeitwörtern, die mit der Vorsylben be, ver, zer, zusammen gesetzet sind, als: bekümmert, befohlen, verachtet, zerstöret ꝛc. Die einsylbigten Zeitwörter wären in der gebiethenden Weise nicht gebräuchlich, als kan, mag, will, soll, muß ꝛc. ausser von, ich weis, kommt wisse. Die Deutschen gebrauchen in der unbestimmeten Weise keine zukünftige Zeit, als: Er wird ihm sagen werden.

Drey

Drey Veränderungsarten der Zeitwörter werden angegeben, nach den dreyen Gattungen derselben, als derer die ein Thun; derer, die ein Leiden andeuten und der besonderen. Hierauf zeigt er weitläuftig und mit Fleiß nach den Endungen der unbestimmenden Weise, wie die unvollkommene Zeit und das Mittelwort der vergangenen Zeit von der gegenwärtigen Zeit gemacht, und wie die lauten Buchstaben verwandelt werden, und welche Zeitwörter von der ordentlichen Art abgehen. Er vergißt auch nicht von den Zeitwörtern, die nur in der dritten Person üblich sind, impersonalibus, und mit man oder es gemacht werden, zu handeln.

Darauf werden die bey-binde-vor und Zwischenwörter nach der Reihe hingesetzt. Von denen Vorwörtern, die nicht alleine stehen, bedeutet ant, er, eine Erwiederung, von ἀντὶ; ab, ent, ver, weg eine Entfernung, mis, ver, un, eine Beraubung und Verkehrung; be eine Vollendung, Umgebung; ein eine Bewegung; zer eine Absonderung.

Zum vierten folget die **Wortfügung** des Geschlechtsworts, des Nennworts und anderer Theile nach der Reihe. Die eigenen Namen, die Fürwörter, Gott, wenn kein Zeugefall folget, und andere schlechthingesetzte Wörter leiden vor sich kein Geschlechtswort. Die Regeln der Wortfügung sind so beschaffen, daß sie in der Natur ihren Grund haben, und in den besten Sprachen, sonderlich in der lateinischen, beobachtet werden, daher sie alle bekannt genug sind. Folgende Zeitwörter sollen einen Zeugefall zu sich nehmen: die ein Genießen, Gebrauchen, Enthalten, Bedürfen, Berauben, Verwun-

wundern, Anklagen, Erinnern und Vergeſſen bedeuten. Die aber, ſo ein Geben, Wegnehmen, Zueignen, Erlaſſen, Folgen, Nachahmen, Wiederſtehen, Helfen, Wünſchen, Befehlen, Gehorchen, Weichen, Dienen, Erzählen, Vergleichen bedeuten, nehmen einen Gebefall zu ſich: Oder auf die Frage wem? folgt der Gebefall. Die Zeitwörter, die einen Sinn, einen Willen und ein Vermögen andeuten, nehmen ein Zeitwort in der unbeſtimmten Weiſe, ohne das Wörtlein zu, an; die andern aber mit dem Wörtlein zu, als: Ich höre ſingen, und ich komme zu ſehen. Von den Beywörtern nehmen folgende einen Zeugefall zu ſich: Die einen Ort bedeuten, als jenſeit; die bejahenden, laut, kraft, vermöge. Sint, ſeit, wehe regieren einen Gebefall: Sammt hat einen Nehmefall. Die Fügewörter halben, wegen, willen ſtehn beym Zeugefalle.

Zum Beſchluße wird kürzlich von den Figuren der Rechtſchreibung gehandelt. Die angebrachten Exempel ſind mehrentheils bekannt, einige aber nicht mehr gebräuchlich. Die Figuren ſind folgende: Die Hinzuſetzung, Verkürzung am Anfange, die Einſchiebung, Zuſammendrengung, Anhängung, Verkürzung am Ende, Verſetzung und Verwechſelung der Buchſtaben. Ferner führet er die Arten der Verſe, in Abſicht ihrer Füße oder des Sylbenmaaßes an, aber mit lateiniſchen Namen. Endlich werden 19. Regeln von der Länge und Kürze der Sylben gegeben, die nach der Griechen und Lateiner Weiſe eingerichtet ſind, folglich ungegründet, oder bey uns unnöthig heißen können. Die

Exempel, damit er beſchließet, ſind alle auf der Lateiner Leiſten geſchlagen, davon folgender elegiſche Vers zeuget:

– ⏑ – – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑

Gott ſey mein Beyſtand, barmherziger ewiger

– –

Heiland,

– – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑

Denn ich bin dein Knecht, mache mich, Herre,

⏑ –

gerecht.

Wobey auch die Reime beobachtet ſind. Das iſt es, was am merkwürdigſten in dieſem kurzen Werke zu ſeyn ſcheinet. Die andern Sachen ſind leicht und bekannt. Indeſſen iſt es angenehm, die erſten Linien von einer deutſchen Sprachkunſt in einer Kürze u. Einfalt beyſammen zu ſehen, welche dem Verfaſſer damals allerdings werden Mühe gekoſtet haben.

III.

Orthographiſche Anmerkungen über das h, oder den Hauchlaut.

Es iſt nöthig, daß man über den Gebrauch einiger einzelner Buchſtaben Betrachtungen anſtelle. Mit den Zwillingsbuchſtaben und Doppellauten iſt ſolches ſchon in unſeren Schriften geſchehen; und es wäre nicht unnöthig, wenn man auch die über das c und k, e, v, y, z bereits gemachte Anmerkungen ſammelte und beurtheilte. Vorizo gedenke ich von dem h beſonders zu handeln.

Das

Das h iſt ein Schreibzug, womit die Deutſchen ihren ſtärkeren Hauchlaut ausdrücken. Die Selbſtlaute ſind auch gelinde Hauche, aber bey weitem ſo ſtark nicht als das h, darum nenne ich es den ſtärkern Hauchlaut. Alſo iſt des h eigentliches Amt einen ſtarken, aber nicht an dem Gaumen angeſtoſſenen Hauch auszudrucken. Wo demnach in unſerer Sprache ein ſolcher Hauch entweder am Anfange, oder in der Mitten oder am Ende des Worts gehöret wird, da gebraucht man dieſen Buchſtaben, ſonſten nicht, wie die alten Deutſchen thaten, als in Hludewigh. Hingegen läßt man ihn auch nicht aus, als in Joannes, welches alſo leicht iſt.

Hiernechſt leidet das h noch einen Nebengebrauch, welcher in Verlängerung eines Selbſtlauts oder einer Sylbe beſtehet. Denn ſoll eine Sylbe ausnehmend lang ausgeſprochen werden, ſo verdoppeln die Deutſchen entweder den Selbſtlaut, oder ſetzen ein e oder h zur Verlängerung hinzu. Es ſcheint, als wenn das h bey den Griechen über ihrem r gleichfalls einen Nebengebrauch gelitten habe. Auſſer dem hatte das h bey den Alten dieſes Amt, daß es die gelindere Ausſprache einiger harten Buchſtaben andeutete, und verurſachte, daß durch ſeinen Hauch derſelben Härte ein wenig gemindert ward, wie th nicht ſo hart als t und nicht ſo gelinde als d gelautet (†). Ph bedeutet bey

(†) Hieraus kan man herleiten, daß man die Wörter: That, Thun, Thüre, Thor, Thier, Thorheit imgleichen rathen, bethen, miethen, biethen, bewirthen und die davon abſtammen ſo, und nicht Taht, tuhn,

uns annoch ſo viel als ein f. Drittens wird das h in einigen fremden Wörtern gebraucht, worinnen es nach unſerer Mundart ohne Kraft iſt. Von jedem etwas inſonderheit.

Der erſte Nebengebrauch iſt bekannt. Es fragt ſich aber hier zweyerley: Erſtlich, in welchen Wörtern oder Sylben braucht man das h zu dem Ende, und in welchen nicht? Zum andern, wo wird es alsdenn eigentlich hingeſetzet? Was die erſte Frage betrifft: So wird das h gebraucht in allen Sylben, die ausnehmend lang ſeyn ſollen, und doch weder den Selbſtlaut verdoppeln, noch ein e annehmen, daß alſo die genaue Bemerkung der richtigen Ausſprache die Regel geben muß, als im Zahl, Mahl, Stahl, nehmen, ihn, Ohr, Uhr, Stuhl u. d. gl. Die unrichtige Ausſprache einiger deutſchen Völker, als der Schleſier, kan uns hierinnen keine Regel abgeben, denn man ſchreibt z. E. nicht Schlahs, weil ſie alſo ſprechen. Folglich verbannet man das h unrecht aus Oehl, gewöhnlich, Oehrlein, ähnlich, willkührlich. Denn die Sylben werden freylich lang ausgeſprochen. Die Urſache aber, welche einige von dem Gebrauche abhält, hat keinen Grund. Denn es ſind å, ö, und ü eigentlich der Ausſprache nach keine Doppellaute, die an ſich ſchon lang wären und das h nicht bedürften, wie im 5 Artikel des 7 Beytrags bereits angemerket wor-

tuhn, Tühre, Tohr, Tiehr, Tohrheit, rahten, behten, miehten, biehten ꝛc. ſchreiben müſſe, wie einige Rechtſchreibungen haben wollen. Denn im Niederſächſiſchen auch in der Mark ſpricht man alle dieſe Wörter mit einem d aus.

worden ist. Denn sie können auch kurz gebraucht werden, als, in läßt, kömmt, für.(*) Aus eben dieser Ursache wird das h an einige Wörter gehänget, die sich auf einen Selbstlaut endigen, als Schuh, Stroh, froh. Denn ob es gleich bey Verlängerung der Wörter deutlich gehöret wird: So hat es doch in den angeführten Formen keinen anderen Nutzen, als daß es die Sylbe verlängert, und daß auf solche Weise der Hauch, den es eigentlich andeutet, einiger massen ausgedrücket wird. Hingegen läßt man das h billig weg in dem Vorwörtlein ur, in den Hauptendungen mal, sam, bar, dar, als: Ursach, Urenkel, einmal, einsam, dankbar immerdar u. d. g. Denn ob gleich diese Sylben zuweilen etwas länger ausgesprochen werden: So sind sie doch mehrentheils so kurz, daß sie eben kein h erfordern. Man schreibt auch ohne h, schwer, Schwur, Blut, Geburt, Hut, Wut und d. g. Nach Niedersächsischer Aussprache kan es in wohl wegbleiben; aber nach Obersächsischer Aussprache kan man es darinn dulden: Es kömmt also darauf an, welche man für die beste hält. Das h muß ferner wegbleiben nach ie, indem das e schon zur Verlängerung hinzugekommen ist: Man schreibt also recht, schieden, zielen, spielen ꝛc. und das h wäre darinnen überflüssig. Nun fragt sichs: wo man das h, das die Sylbe verlängern soll, hinsetzen muß? Antwort: Nach dem

(*) Wir wissen nicht, wie der Hr. Verfasser dieses behaupten könne. Daß ä, und ö, hier verkürzt klingen, kömmt von dem doppelten Mitlaute her, der darauf folget. Für lautet aber eben als Führ. S. Beytr. 26 Bl. 669. seqq.

Selbstlaute, den es verlängert, welches auch bey uns vor l, m, n, r üblich ist, als: Stahl, zahm, Zahn, Huhn, ihr, Ohr. Es wäre denn, daß dasselbe das t gelinder in der Aussprache machen sollte, welcher Gebrauch desselben schon oben ist angemerket worden; und entweder vor dem Selbstlaute oder hinter dem t nach dem Selbstlaute stünde: So schreibet man z. E. Thal, Theil, Eigenthum, Rath, werth, roth, Geboth, Noth, Wuth, Muth, Ruthe (*).

Denn es hat der Herr Professor Gottsched in dem Erweise, daß man besser Deutsch, als Teutsch schreibe, bey der Nachricht von der deutschen Gesellschaft, erwiesen, daß th bey den Alten fast wie ein d gelautet. Und wir pflegen nach vielen hebräischen Buchstaben die ein Raphe oder kein Dagesch haben, ein h anzuhengen und damit ihre weichere Aussprache anzudeuten. Dieses ist zu merken, theils wegen der Rechtschreibung vieler alten Wörter, theils darum, weil noch viele Wörter aus dieser Absicht ein th haben, als: Thaler, Thau, Theer, Theiding, Thier und dergleichen, die bey einem Doppellaute noch ein h gebrauchen. Und wenn einige noch mit den Engelländern thausend schreiben, geschicht es wohl um eben dieser Ursach willen, indem auch viele dausend so wie die plattdeuschen Dusendsprechen.

Es

(*) Siehe hier was oben in der Anmerkung erinnert worden. Zwar sind viele unsrer Sprachlehrer anderer Meynung; allein sie scheinen auf diesen Grund, von der Aehnlichkeit beyder Mundarten in Deutschland nicht gerathen zu seyn. Das th hat im Deutschen eben den Gebrauch, als im Griechischen das θ. wie das Wort Thüre und Thier zeugen die von θυρα und θηρ herkommen.

Es iſt noch übrig, daß ich von dem **Gebrauche des h in fremden Wörtern** handele. Es iſt bekannt, daß die Griechen über ihrem r ein h ſetzten, hingegen ſolches mitten im Worte nicht gebrauchen konnten, u. daß ihr θ mit einem th pfleget ausgedrückt zu werden. Ja die Hebräer haben beregter maßen bey einigen weichen Buchſtaben ein h, ſonderlich am Ende einiger Wörter, als: Aſiharoth, Sulamithe, Mephiloſeth, Nazareth, Noah. Es fragt ſich nun, ob man in dieſen und dergleichen Wörtern das h behalten muß? Es werden hier zween Sätze einander entgegen zu ſtehen kommen, daß es alſo ſchwer ſeyn wird, zu entſcheiden, welcher dem andern weichen ſoll. Der erſte iſt: **Fremde Wörter ſolle man alſo ſchreiben, wie ſie in ihrer Sprache lauten.** Der andere iſt: **Wer in Deutſchland will ſeyn gelitten, der lebe nach der deutſchen Sitten**, oder: Man ſoll ſchreiben, wie man redet, nichts überflüſſiges, u. wie es die Natur unſerer Sprache mit ſich bringt. Beyde Sätze müſten, meinem Bedünken nach, zuweilen einander nachgeben. Was nicht allzuſehr wieder unſere Sprache ſtreitet, kan man behalten, als Prophet, Philoſophie ꝛc. In allen aber iſt es nicht vonnöthen, den erſten Satz gar zu hoch zu treiben, und gar zu ſehr an der alten Gewohnheit zu kleben, wenn die Ausſprache es nicht erfordert. Denn es hat doch eine jede Sprache ihre Eigenſchaft für ſich. Und unſere Sprache hat viele fremde Wörter gar ſehr verändert, die man denn folglich alſo verändert ſchreiben muß, als Pfaffe von Papa, Biſchof von Epiſcopus. Ja die Römer haben unſere Wörter noch mehr verſtümmelt,

und sie haben Rom deswegen nicht mit einem h geschrieben, weil die Griechen also schreiben. Also sehe ich nicht, warum man nicht in obigen und mit demselben verwandten Wörtern das h weglassen; oder gar Tehmis und Tehtis schreiben könnte, wie der Spahte will. Zumal da das h am Ende doch öfters wegbleiben muß, wenn man die Endung verändert, als in Noâ, Noam ꝛc. Es wird alles auf gründliche Untersuchung und Entscheidung ankommen, wobey man anderer Völker Muster und Verfahren in Erwegung zu ziehen hat.

IV.

Gottfried Behrndts, Sprachanmerkung zu dem altdeutschen Namen Ellen, und dessen heutigen Ueberbleibseln, auch verschiedenen andern Wörtern.

§. 1.

Seit dem der berühmte Herr von Leibniß und viele andre geschickte Männer in den neuern Zeiten uns durch ihre eigne Beyspiele von dem Vorurtheile befreyet: daß einem Gelehrten die gründliche Untersuchung und Ausbesserung unsrer Muttersprache etwas unanständiges sey: Seit solcher Zeit haben sich nicht nur viele wackere Leute, sondern auch ganze Gesellschaften mit solchen edlen Bemühungen höchstnützlich beschäfftiget. Gedachte Sprache rächet auch, bey ihrem angehenden Glanze, ihre bisherige Verachtung, an vielen sonst ansehnlichen und gelehrten Männern voriger Zeiten, durch mancherley Auslachenswürdigkeiten, so nachdrücklich

als

als empfindlich. Wer ihre Schriften durchblättert, und nach dem heutigen Geſchmacke nur mittelmäſſige Erkenntniß beſitzt, dem werden dergleichen Spuren nicht verborgen bleiben.

§. 2. Daß ich dieſes ſchreibe, veranlaſſet mich vor dieſesmal der ehemals gebräuchliche Titel **Elendhaft**, welchen man dem deutſchen Adel in alten Urkunden beygeleget. Die folgenden Umſtände werden meinen Satz und die Unachtſamkeit gegen die deutſche Sprache genugſam beſtätigen.

§. 3. In einer academiſchen Abhandlung, welche Herr Matthias von der Schulenburg, ein gelehrter Deutſcher von Adel und ein ſonſt guter lateiniſcher Dichter, noch jüngſt zu Gieſſen den 11. Auguſt 1733 ohne Beyſtand eines andern, von den Vorzügen und Freyheiten des mittelbaren Adels in Deutſchland (*) rühmlich vertheidiget, wird Bl. 7 und 8. ſolcher Titel **Elendhaft**, **Elendreich** angeführet. Der Herr Verfaſſer beruhet bey der Erklärung deſſelben, welche der ehemals groſſe Rechtsgelehrte zu Helmſtädt, Ulrich von Eyben, in der Abhandlung de titulo nobilis Bl. 830. ſeiner zuſammen gedruckten Werke gegeben, daß er ſo viel als **Ehrenhaft** bedeute. Vermuthlich hat es gedachten Herrn von der Schulenburg nach ſeinen Abſichten zu weitläuftig geſchienen, ſich in die beſondere Unterſuchung dieſes Worts **Elendhaft** einzulaſſen; Sonſt würde er vielleicht deſſen angeführte Erklärung nicht gebilliget haben.

(*) De praerogatiuis & priuilegiis nobilium mediatorum in Germania. 4. Gieſſae. 9 plag.

§. 4. Inzwischen finde ich bey dem Nachsehen der angezogenen Eybenschen Stelle selber, daß der Herr Professor solchen Titel sonderlich und wunderbar nennet, welches er nicht Ursache gehabt hätte, wofern ihm der wahre Ursprung und die deutsche Sprache bekannter gewesen wäre. Er meldet, daß dieser Titel nicht nur in einem laudo des Grafen Heinrichs von Blankenburg im Jahr 1325. und sonsten noch der ellendhaftige Mann oder Ritter; sondern auch in dem Heldenbuche Bl. 2. dem elendreichen oder ellendreichen Baren zu lesen vorkomme. Das Anmerkenswürdigste hiebey ist, daß er mit höchstem Rechte die Erklärung des berühmten Harsdörfers verwirft und misbilliget, welcher in Disquis. XI. specim. Philol. Germ. §. 8. solchen durch elenden oder armen Ritter, virum miserrimum, übersetzet und ausleget. Hätte wohl von einem der gelehrtesten und berühmtesten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, als Harsdörfer war, ein lächerlicherer Schnitzer begangen werden können?

§. 5. Herr von Eyben will also dem Fehler in der Kürze abhelfliche Maasse geben und meynet: Man dürfe nur dem Buchstaben l. in R. bey dem elendhafe verwandeln, so hiesse es erenthafe oder ehrenhafe, und dieses wäre die eigentliche Bedeutung des wunderbaren Titels. Solche seine neue Entdeckung auch aus der deutschen Wortforschungskunst zu befestigen, so führet er die Wörter Pelgrim, Alberga, Altenburg, Ciliax, Kilchberg, Blocksberg, Marteler ꝛc. an, welcher Namen sich die alten Deutschen sehr oft für peregrin, Herberge, Ertenburg, Ciriax, Kirchberg, Brocksberg,

berg, Martyrer ꝛc. und in denselben dem weichen Buchstaben l. für das beschwerliche r. gebrauchet hätten; welche Verwechselung auch selbst in dem Heldenbuche oft vorzukommen pflege.

§. 6. Allein die Sache ist so noch nicht ausgemacht, (salua res est) wie der Herr von Eyben meynet. Man siehet aus diesem Beyspiele, wie lächerlich unsere Deutschen ihre Unwissenheit in der alten Sprache und Wortforschungskunst verrathen haben. Denn obgleich der Buchstabe r bisweilen mit dem l vertauschet worden, daß auch nach Anzeige des Herrn von Eccard in seiner Catechesi Theot. Bl. 183. noch heutigs Tages für Kirche die Schweizer, wie ehedem die Alemannier, Kilche sprechen; wofern sie solches nicht von dem Gothischen Kelik, Herrenhaus herleiten, wie der Hr. von Stade meynet: So ist doch solche Regel bey dem Wort elendhaft nicht brauchbar. Folglich wird sie am unrechten Orte angewendet und wegen solcher Unrichtigkeit bleibet das mehr gemeldete Wort noch unerkläret.

§. 7. Daß aber desselben Stammwort kein anders sey, als das angelsächsische und fränkische Ellen, Ellin, hat bereits vor mir der Herr von Stade in specim. Ottfridi Bl. 8. gezeiget, woselbst gedachtes Ellen nicht nur durch virtus, vis, Tugend, Stärke, erkläret, sondern auch ausdrücklich beygefüget wird, daß die Wörter Ellentricher, Ellenhaft im Heldenbuche oftmals für tapfer, streitbar gesetzet werden. Notker redet Psalm. 83, 8. also: sie farent vone Ellenen zé meren Ellenen, ibunt a virtute in virtutem; welches Herr Luther

in

in dem 8. Verſe des 84 Pſalms, weil dieſer der hebräiſchen Ordnung folget, alſo überſetzet: Sie erhalten einen Sieg nach dem andern. Als der berühmte Herr Schilter, das Wort Ellen im erſten Theile ſeines Theſauri Bl. 266. nicht recht eingeſehen: So verbeſſert ſolches der Herr D. Scherz in den darunter geſetzten Anmerkungen gar gründlich und führet an, daß es ein ſelbſtſtändiger Name ſey, welcher alacritas, fortitudo, virtus heiſſe. Wiewohl es auch gedachter Herr Schilter an einem andern Orte, nemlich im andern Theile des gedachten Theſauri Bl. 16. in Epinicio Ludouici Regis, ſelbſten etwas näher trifft, da er die Worte.

So wer ſo hier in *ellian*
Giduat Godes willian

alſo überſetzet. Quicunque hic in *alacritate* facit Dei voluntatem, welche Stelle aber der Herr von Stade am angeführten Orte alſo gegeben: Qui hoc in *certamine* facit &c. Es kommt auch in mehr erwehntem Siegsliede des Königs Ludewigs im 84. Vers *Ellianlibbo* reit her, hurtig ritt er, ebenfalls vor, welches Schilter durch feſtinanter equitans lateiniſch ausgedrücket.

§. 8. Aus angeführten Stellen erhellet demnach die rechte Bedeutung der beyſtändigen Namen ellentrick, ellenhaft, daß ſolche nicht ehrenreich, ehrenhaft, ſondern tapfer, ſtreitbar, oder wie es in den nachfolgenden Zeiten gegeben worden, geſtreng, ſtrenuus, hätten erkläret werden ſollen. Denn geſtreng ſtammet von dem Angelſächſiſchen ſtrang und dem Fränkiſchen ſtreng, das iſt, fortis, ſtark, welches die Gothen in Cod.

Arg. Marc. III, 27. durch Swinth ausgedrücket, welches ſich ebenfalls auf alacris, hurtig zu beziehen ſcheinet. Die gleichgültigen Namen aber von ellenhaft, ſind beym Ottfried und in andern alten Urkunden theganlih, feſti, Kuani, bald, Wighaft, thewr, u. d. g. welche nachmals in tüchtig, feſt, kühn, gewaltig, wacker, theuer verändert worden. Wacker, einer der ſich reget und beweget, nicht lange zaudert oder verweilet, entſtehet von dem Worte Wagen, Wegen, Wiegen mouere, bewegen, welches eine fruchtbare Mutter unzähliger Kinder iſt: Woher auch wig, bellum, wie Krieg von regen, mouere, abzuleiten iſt. Von thewr, audax, fortis iſt noch Theuerdank, Abendtheuer, übrig. Siehe Hrn. Wachters Gloſſar. Bl. 65. Ferner erhellet auch hieraus, daß Ellen eine eigentliche und figürliche Bedeutung gehabt. Eigentlich heißt dieſer Name Hurtigkeit, Geſchwindigkeit, von dem Worte ilen, ellen, eilen, womit auch das griechiſche εἰλεῖν verſare, voluere, überein klinget. Da nun bey dem Menſchen eine ſchnelle und geſchwinde Bewegung ſeine Geſundheit, Stärke und Lebhaftigkeit anzeiget: So iſt kein Wunder, daß unſere Voreltern, die zum Stillefitzen nicht gebohren waren, dieſe ihnen ſo werthe Eigenſchaft in figürlichem Verſtande mit dem Namen der Tapferkeit, Kraft und Tugend beleget haben.

§. 9. Bey dieſen Ueberlegungen entſtehet bey mir ein Zweifel, ob bisher der Urſprung des ſo genannten Elendthiers oder Ellends, genugſam erörtert worden? Es iſt bekannt, daß dieſes unter den wilden

den Thieren in den mitternächtigen Ländern angetroffen, auch in vielen Stücken zwischen ihm, dem Hirsche und Rennthiere einerley Eigenschaft gefunden werde: Daher auch oftmals in den Zeitungen zu lesen, daß sich die nordischen Prinzen mit der Elendsjagd zu erlustigen pflegen. Mir sind von dieses Thiers Benennung die Meynungen der neusten und besten Sprachkündiger, obgleich selbige nicht alle angeführt werden, wohl bekannt. Einige halten irrig dafür, es habe den Namen Elend daher, weil es oft mit der fallenden Sucht geplaget werde; andre hingegen, weil es in Betrachtung unsers Deutschlands, worinn es nicht zu finden ist, ein ausländisch Wild sey; Daher es von dem alten deutschen Worte elilent, ausländisch, zusammengezogen Ellend heissen. Siehe D. Beemann in specim. Gloss. R. Mauri Bl. 50. Noch andre, weil es nur in grossen Wildnissen anzutreffen wäre, da es gleichsam im Elend herum wallete. S. Hrn. von Stade in Erklärung deutscher Wörter Bl. 175. Allein sollte die Abstammung nicht wahrscheinlicher von Ellen, abgeleitet werden können? Sollte es wohl nicht das Mittelwort (participium) von ellen, ilen, festinare, seyn? Es hat bey dergleichen Gelegenheiten der berühmte Herr Professor Wachter und andre zur Gnüge dargethan, daß die deutschen Benennungen kein blosses Hirngespinste ohne Wesen seyn. Die Eigenschaften des Wesens kommen mit dem Namen, sonderlich der Thiere, genau überein. Da nun der Hirsch, gleich wie auch das Roß, equus von hors schnell, hurtig, ferner das Rennthier von Rennen currere, der Falke von Fallen,

len, der Geyer von geron, cupere, begehren, der Hund (eigentlich Jagdhund) von dem Angelſächſiſchen huntian, venari, perſequi, Jagen, den Namen empfangen: Alſo ſcheinet, meiner Einſicht nach, die Benennung des Ellends gar glaubwürdig von dem obigen Ellen, Hurtigkeit entſtanden zu ſeyn. Sollte nicht auch huntian und die deutſche Partikel hinter, hinterher verwandt ſeyn, aus welcher Quelle vermuthlich hindern, Hinderniß, impedimentum herzuführen iſt?

§. 10. In der ſchwediſchen Sprache und bey den Alemannicrn wird das Ellend, Elg, Elch, genennet; vielleicht durch Zuſammenziehung der zwo Sylben ellig, gleichwie Comenius in ianua linguae Suecicae helgh für heligh, ſacer heilig anführet, welches den nordiſchen Sprachrichtern zu unterſuchen überlaſſen wird. Bey den Isländern heißt es Elgur, bey den Dänen Ellsdiur, bey den Lateinern alce oder alx, bey den Griechen ἄλκη, bey den alten Deutſchen Elah, daraus durch Zuſammenziehung abermal Elh entſtehet. Siehe Reſenii Edda Snorronis II Theil. Ee. 2. Bog. und Herr Wachters Gloſſar. Bl. 126. Dem geneigten Leſer wird alſo zu beurtheilen anheim geſtellet: Ob die erſte Sylbe El nicht wahrſcheinlicher von Ellen, Eil, Schnelle, Hurtigkeit herzuleiten ſey, als von eli, alibi, anderswo? welches letztere von den erfahrenſten Sprachforſchern bisher geglaubet worden. Zu einiger Erläuterung dienet auch das Hebräiſche ajial, welches cervus, animal velox, ein geſchwindes Thier überſetzet wird. Nach einer gegründeten Rechtſchreibung muß es alſo auch Ellend und nicht Elend heiſſen.

§. 11. Bey-

§. 11. Beyläufig fällt mir das lateinische Beywort illico, eilig, schnell ein, welches die lateinischen Sprachforscher Donat und Nonius von loco herführen, daß es so viel als in loco daselbst heisse. Es ist aber diese Ableitung in Absicht auf die Zeit, dahin doch Nonii Aufschrift dieses Beyworts zielet, und in welchem Verstande es auch mehrentheils gebräuchlich ist, meines Erachtens, nicht nur sehr gezwungen und unbequem, sondern auch seiner Bedeutung gar nicht gemäß. Andre mögen dieses mit mehrerm erörtern.

§. 12. Meine Gedanken führen mich hiebey gar auf das Wort Endelich, welches der seel. Luther in seiner Uebersetzung der Heil. Schrift gebrauchet. Die Muthmassungen, welche viele gelehrte Männer davon haben, scheinen mit dem Ausdrucke des Grundworts nicht überein zukommen, welches Luc. 1, 39. μετὰ σπουδῆς, festinanter, eilig, schnell, hurtig heisset, und bald als ein Beywort, bald als ein zufälliger Name in der deutschen Bibel vorkommt. Spr. Salom. 21, 5. die Anschläge eines Endelichen; Imgleichen Spr. Salom. 22, 29. Sieheſt du einen Mann endelich in seinem Geschäffte, da dann das Grundwort im Hebräischen mit promtus, festinus erkläret, jedoch an andern Schriftstellen von unserm in der deutschen Sprache trefflich geübten Herrn Luther mit gleichgültigen Worten übersetzet wird, als Habac. 1, 6. schnell Volk, Zephan. 1, 14. eilet sehr; Geschichte der Susanna, Vers 38. liefen wir eilend hinzu. Alle Erklärungen, die der Herr von Stade und andere über dieses Wort gegeben, laufen endlich dahinaus, daß

daß Endelich feſtinanter, mit dem Beywerte eines ganz andern Urſprunges und anderer Bedeutung endlich, das iſt, ſchlüßlich, zuletzt tandem, poſtremo, von dem Wort enden, endigen finire vermiſchet und ſo gut als ſich es thun läßt, durch weitſchweifige Umſchreibungen unter einerley Bedeutung gezwungen wird. Alſo meynt man, endelich bedeute ſo viel, als wodurch eine Sache bald zu Ende gebracht wird; Allein in dieſer Erklärung liegt der Nachdruck nicht in dem gleichlautenden Namen Ende, ſondern in dem Beyworte bald, welches ſich nur auf feſtinanter, ſtatim, eilig beziehen kan. Ob der ehemalige Strasburgiſche Profeſſor Balzer Scheide, in ſeinen Enodationibus vocabulor Germanic. welche Schrift Herr von Eccard in hiſt. ſtud. Etymol. Germ. Bl. 230. anführet, beſſere Gedanken hiervon hege, iſt mir unbekannt, weil ich ſolche niemals geſehen habe.

§. 13. Meine Meynung gehet demnach dahin, daß Endelich nicht vom Worte enden finire, ſondern von Ellen und dem bereits oben §. 7. angeführten altdeutſchen Beyworte ellianlihho, ellentlich, eilig, abzuleiten ſey. Die der deutſchen Sprache ſo eigene Figur Metathesis oder Verſetzung der Sylben und Buchſtaben bringet dieſe Ableitung ohne einigen Zwang und Schwierigkeit zum Vorſchein und machet aus Ellentlich, Endellich; dergeſtalt ſtimmet ſo wohl der Laut, als die Bedeutung des Worts mit der Grundſprache deſſelben, ohne übriggebliebenen Zweifel überein. Denn es iſt bekannt, daß die Richtigkeit der Ableitung eine Uebereinſtimmung des Tons und der Bedeu-

tung erfordere. Zu Erweisung der Gleichförmigkeit dienet das Beywort, gernlihho, diligenter, welches in des Palthenii Tatiano befindlich und itzo gern heisset; Offanlihho, öffentlich, stehet in den Glossen des Kero. Sonderlich aber erläutert die angezogene Versetzung der Sylben das alte deutsche Beywort frebehelin, petulans, frevenlich. Es kömmt solches in des Bonau. Vulcanii rarem Büchlein de litteris & lingua Getarum Bl. 67. in einem Verzeichnisse alter deutscher Wörter vor, woselbst es heisset frebehelin schelte, petulans accusatio, frevenliche Anklage. Dieses Beyspiel hat man um dessentwillen hier anzuführen für gut befunden, weil es von dem uralten Gebrauche der Sylbenversetzung in der deutschen Sprache ein merkwürdiges Zeugniß abgiebet. Sonsten aber erscheinen dergleichen versetzte Wörter in alten deutschen Schriften überall zur Gnüge.

§. 14. Beyläufig habe ich anmerken wollen, daß Bödicker in den Grundsätzen der deutschen Sprache Bl. 196. und 200. der Ausgabe vom Jahre 1701 dem seel. Herrn D. Luther unrecht gethan zu haben scheinet, wenn er dieses Wort endelich unter diejenigen gesetzet, welche nur in Obersachsen und in Eisleben, als seinem Vaterlande, herum gebräuchlich gewesen; Und daß gedachter Herr Luther dasselbe nebst andern, vermittelst der Uebersetzung der heiligen Schrift, ihnen zu Ehren mehr in Gang habe bringen wollen. Es mag dasselbe wohl in Schlesien, Schweitz, Schwaben und andrer Orten in gutem Gebrauche gewesen seyn. Noch in den neusten Zeiten bedienet sich dessen der unvergleichliche schlesische

sische Dichter, Herr Günther, in einem Stachelgedichte auf den Crispinus; Er sagt im ersten Theile seiner vermischten Gedichte Bl. 424 also:

Die Faulheit hielt es nicht mit dem gemeinen Volke,
Sie zog so endelich als eine trübe Wolke. (*)

Und nach Anzeige des Herrn Schilters in seinem deutschen Glossario hat bereits Königshofen dasselbe in seiner Chronicke am 4. Cap. 64. daraus es jener also anführet: Endelichen latim, eilend. Doch es mag hiervon genug seyn.

Neben-Aufgaben.

Kasteyen ist schon vor 900 Jahren ein deutsches Wort gewesen, weil es in Lipsii Glossario befindlich ist; daselbst heißt es ketégoda, welches nichts anders heißt, als kasteyete, es wird im lateinischen übersetzet anxit. Auxit ist in Schilters Thesauro Tom. III. Bl. 511. ein Druckfehler. Kastíga, Kasteyung, Züchtigung, Castigatio braucht Notker Psalm 22, 4. und noch an mehrern Orten. Nach der deutschen alten Bedeutung heißt Kasteyen so viel, als qvälen, martern, plagen. Unter den verdienstlichen Werken der Päbstler heißt noch heutigs Tages Kasteyen, den Leib und die Begierden, nicht nur durch hartes Fasten und Enthaltung von allerley Wollüsten zähmen, sondern selbigen wohl gar mit Geisseln und Peitschen züchtigen. Daher man den Ursprung dieses Worts gemeiniglich von dem lateinischen Castigare abführet; welches aber von dem Griechischen κεντέω oder auch καντέω abstammet, welches bey den Alten ein zart durchsto-

(*) Günther scheint dieß Wort ganz verkehrt, vor langsam genommen zu haben; denn wie schickte es sich sonst zur Faulheit?

chener Gürtel, oder auch eine vielsträngige Geissel, ein Band, ein Knüttel ꝛc. heißt, daraus auch der zufällige Name castus, keusch, rein, fromm, vollkommen entstanden seyn soll. Siehe Beemann de orig. ling. lat. voce *Castus* und andre lateinische Sprachkündiger. Wo Joh. Ludw. Prasche in seiner Abhandlung de Origine Germanica linguae lat. welche Schrift mir nicht zur Hand ist, solches Wort nicht berühret, so würde er bey fernerer Ausführung seines Vorhabens vermuthlich versuchet haben, einen deutschen Ursprung ausfündig zu machen. Denn Kast, Küste, Kiste im Angelsächsischen Ceſt, Kell, Capſis, welches Schilter im Gloſſario Bl. 160. anführet, wäre eben so geschickt, in uneigentlicher Bedeutung das Wort Kasteyen zu geben, als ein anders gleichgültiges im Deutschen noch heutiges Tages in völligem Gebrauche ist, nemlich Einschränken, Einschränkung der Begierden, von dem Namen Schrank. Es könnte auch bey Bestrafungen ein kastenförmiges Werkzeug, als ein Zwingergefängniß ꝛc. ehedem zur eigentlichen Bedeutung Anlaß gegeben haben, welches aus den Alterthümern zu untersuchen stehet. Wer weis, woher die ausgegangenen altdeutschen Name Chuſti, virtus, Tugend, chuſt, exiſtimatio, unkuſto, ſcelera, Laſter; Kuski, Kusgi, probus, ſobrius, moderatus, keusch, unchuschida, ſordes &c. ihren Ursprung haben? Wer seine Begierden dämpfet, zähmet, einschränkt und gleichsam einschließt, daß nichts böses oder schädliches zum Ausbruche kommt, kan bey den alten Deutschen, ja auch bey vielen heutigen Weltweisen zur Noth schon

tugend-

tugendhaft, mäſſig, keuſch und fromm heiſſen. Was vor gelehrte Gedanken Herr Wachter hierüber in ſeinen notis ad Keronem habe, die er Bl. 306. ſeines Gloſſarii anführet, wünſche ich wohl zu wiſſen. Beyläufig iſt aus den vorherſtehenden Wörtern zu merken, daß die Ableitung des Namens acuſti, ahkuſt, laſter vitium, welche der Herr von Eccard in Catech. Theod. Bl. 119. von dem gothiſchen Worte agon, ogan, timere, horrere herführet, allzuweit geholet zu ſeyn ſcheinet: Maſſen der Stamm chuſt bleibet, und nur das ſogenannte und den Deutſchen ſehr gewöhnliche a. priuatiuum davor geſetzet worden. Ob alſo Kaſteyen nicht ein eben ſo gutes, urſprünglich-deutſches Wort ſey, als Koſten, ſpeyen, ordnen, Leim, Volk, geſtern, Kochen, Kette ꝛc. ob ſolche ſchon mit dem lateiniſchen guſtare, ſpuere, ordinare, limus, volgus, heſternus, coquere, catena &c. einerley Laut führen, ſtehet zu unterſuchen.

Gicht, die Gliederkrankheit oder das Reiſſen in allen Gliedern, morbus articularis, arthritis vaga, die reiſſende und laufende Gicht, erwartet auch die Unterſuchung ihres Namens. Herr von Stade in der Erklärung deutſcher Wörter Bl. 269. führet Feltmanns Meynung aus deſſen Buche de Dea podagra Cap. V. §. 6. an, daß das Wort Gicht von Iahen, confiteri bekennen herkomme, und deßwegen Gicht oder Bekenntniß heiſſe, weil diejenigen ſo das Podagra haben, es zwar anfangs nicht geſtehen wollen, doch nachmals wieder ihren Willen bekennen müſſen. Es gehöret ſolches freylich nach Stadens Urtheil, zu den ſcherzhaften Wort-

forſchungen; Aber ſeine eigene Meynung hat er nicht beygefüget. Daß Gicht, Urgicht abſchweren, Beicht, Beichten, und das Beywort eines, der etwas beſtätiget, nemlich Ja von Iehen, jehen, gihen, confiteri, hergenommen ſey, iſt bekannt; Aber es gehöret nicht hieher. Ich halte das Wort gehen, gahn, ire für das Stammwort der reiſſenden Gicht, welche nach gemeinem Ausdrucke, als ein kalter Fluß alle Glieder und Gelenke durchwandert und durchziehet. Die alten Deutſchen brauchen ehedem zwar mehrentheils für Gehen das Wort Fahren, daher noch Herr Luther ſetzet: Wenn du aus dem Bette fährest ꝛc. allein, daß gehen, gahn ebenfalls ein ſehr altes Wort ſey, erſiehet man unter andern auch aus der griechiſchen Verwandtſchaft ἴεναι und ἄγειν, ire. Die Ableitung des Namens Gicht von gehen, iſt ganz natürlich; ſonderlich wenn man merket, daß die Alten das H mit einem ſcharfen Hauchlaut wie ch in den meiſten Wörtern ausgeſprochen. Wie nun von Slahen, Schlagen, Schlacht, von Fliehen, Flucht, ſehen, Geſicht, geſchehen, Geſchicht abgeleitet werden: So geſchicht es auch mit dem Namen Gicht, die Gliederkrankheit, welche alle Gliedmaſſen nacheinander durchgehet, bis ſie ſich endlich in einem feſte ſetzet, da ſie dann den Namen Zipperlein bekommt. Daß auch bereits eben dieſer abgeleitete Name Gicht von gehen vor Alters bekannt geweſen, und ſo viel als Gang, Lauf bedeutet, erhellet aus den Redensarten, Kirchengicht, ius vtendi parochia, und im Angelſächſiſchen Sungilde, ſolſtitium, da die Sonne in ihrem Laufe

aufs

aufs hochſte gekommen. Siehe Herr Schilters Gloſſ Bl. 740. Uebrigens entſtehet auch von gehen das ſogenannte verbum faceſſens Jagen, venari. In dergleichen Art von Wertänderung (coniugatio) ſcheinen die Deutſchen etwas mit dem hebräiſchen Hiphil gemein zu haben. Gehen gechen, jachen, jagen d. i. machen, daß einer gehet; imgleichen jähe praeceps, Jachzorn u. d. gl.

Genau, Gnade, Nadel, Nagel und andere mehr. Denenjenigen, welche die Unterſuchung der deutſchen Partikeln noch ſo unwerth halten, daß ſie den davon abgeleiteten Wörtern allen Beyfall abſprechen, will ich zur Erquickung einen kleinen Verſuch beyfügen. Na und an ſind zwo Partikeln die faſt einerley, nemlich eine Annäherung, Bewegung oder Verbindung bezeichnen, wie ſolches auch bereits M. Helwig in ſeinen Etymologiis angemerket. An, auch bey den Gothen, Alemanniern, Franken und Sachſen ana, als anafank initium, anafehtan impugnare &c. hat bereits der vortreffliche Herr Wachter in Proleg. Gloſſarii Bl. 4. unterſuchet. Deswegen wir nur allhier die andere na anſehen wollen. Na, Nah, nach und nahe poſt, prope, Sächſ. na, Angelſ. neah, neh, nigh, Schwediſch när, prope, welche verſchiedene Mundarten alle zu merken ſind, und in den Ableitungen ihren Nutzen haben. Nah hilft ſehr viel zuſammengeſetzte Wörter machen, und wäre zu wünſchen, daß der Herr Prof. Wachter ſolche Partikel auch nach ſeiner gelehrten Art aufgeführet hätte. z. E. Nacharten, nachdrücken, nachhelfen, nachjagen, ꝛc. Es giebt nah den Namen Nachbar

oder Nachfahr;(*) dieſe letzte Benennung hat zur Gleichförmigkeit Vorfahr d. i. Vorgänger. Mit Nachbar, vicinus, ſtimmet ein das griechiſche γείτων, das Schwediſche Naobo ꝛc. Setzt man zu nah den Kennbuchſtaben der Endigung t ſo entſtehet Nacht, nox, weil ſie nach dem Tage folget oder herannahet; dieſe hat viele abgeleitete Wörter als: Nachtigal, Nachtwache, nächtlich, übernachten ꝛc. auch nüchtern, iejunus, ſobrius, mäſſig, abgeſchmackt, ungeſchickt; welches Wort allein ſchon eine Unterſuchung verdiente. Ingleichen iſt daher bey den Franken das Wort hinaht, hac nocte, bekannt. Otf. Euang. IV. 13. v. 70. ér hinaht hano krahe ehe dieſe Nacht der Hahn krehen wird; Aus hinaht aber entſpringet hinte, heunte, heute. Von neh, nigh wird Neffe, Neve nepos, Franz. Neveu; Nifftel, Nichten, neptis, cognata, Franz. Nieçe, Nifftel gerade ꝛc. abgeleitet; das Gothiſche Nihtjis, cognatus und cambriſche Nith, neptis ſind Verwandten. Sonderlich kommen von nah nahe prope viele Namen, Wörter und Beywörter. Daß es mit dem hebräiſchen Nagaſch, appropinquare, accedere eine Verwandtſchaft habe, iſt M. Helwigs Meynung in Etymol. Bl. 217. Ich füge hinzu, daß ἐγγὺς, ἐγγίζειν, ἀγγελᾶν, prope, appropinquare, annunciare, die Spuren der Uebereinſtimmung zwiſchen an und na gleichfalls anzeigen. Schon in Lipſii Gloſſ. iſt najo, pene beynahe zu finden. Von nah und der vorgeſetzten Partikel ge kommt

alſo

(*) Aus den alten deutſchen Schriften iſt es wohl erweislicher, daß das Wort Nachbar von Nachbauer hergekommen ſey.

alſo auch genau, welches deutſche Beywort von ſo weitem Umfange iſt, daß man deſſen Bedeutungen wohl beſonders erläutern möchte; Es heißt karg, ſorgfältig, Fuß für Fuß, eigentlich, kaum, ſcharf, völlig, ausführlich, ähnlich ꝛc. Das Beywort neben, iuxta, Schwediſche näär kommt ebenfalls aus dieſer Quelle; auch Gnade mit ſeinen Ableitungen; Denn nahe um einen groſſen Herrn ſeyn dürfen und können, heißt Gnade. Siehe Leibniz Collect. Etymolog. II. Bl. 80. Nähen, zuſammen nähen, nere, conſuere, Griechiſch νέειν, νήθειν, Niederl. und Sächſiſch nayen; Schwediſch näſta, adſuere, coniungere, zwey Enden oder Stücke nahe zuſammen bringen, hefften, knüpfen, vereinigen; Daher die Naht oder Naat, futura, commiſſura, entſtehet. Das Werkzeug, womit ſolches verrichtet wird, hat daher auch ſeine Benennung, nemlich Nadel, acus, Schwed. Naole, Goth. Nethlos, Niederl. Naelde. Man ſagt daher niethen, verniethen, iungere per aeramentum, Niethhammer; ferner Nagel oder Nahel, clauus, damit man etwas zuſammen hefftet; Und von deſſen Gleichheit Nägelke, Nägelein, cariophyllum. Verblümter Weiſe kommt vom Nadel, weil deren Stich ſchmerzt und brennet, der Sächſiſche Name Nettel, vrtica, Hochdeutſch Neſſel auch Nette, rete, Hochdeutſch Netze, Schwed. Noot, weil es mit einem nadelförmigen Werkzeuge geſtricket wird, u. d. gl. mehr. Die Schwediſchen Namen Näſwer, Rinde, Cortex, weil ſie das Holz des Baumes nahe umgiebet, nalkelſe, Herannahung, naoboſkap, Engell. nightneſſ,

Verwandtschaft, Nachbarschaft und viele andre in den verschwisterten Sprachen entspringen aus eben dieser Quelle. Vermittelst der Vergrösserungsstufen (gradus comparationis) kommen von nahe abermal andere Wörter zum Vorschein, als: Das Beywort näher, fast, fere, er ist näher hundert Jahr alt; sich nähern, herannähern, appropinquare, Näherrecht, Näherkauf ꝛc. Ferner Nächster, proximus, vicinus, Engell. next, oder Nighest; hiervon stammet vermuthlich Nest nidus, Engel. neast, weil das Gevögel solches von Baugeräthe zusammen trägt und nechst in einander verknüpfet; daher dann folglich nisten, Genistel, nisteln; Ingleichen auch Nestel, ligula &c. Siehe Herrn von Staden Erkl. deutsch. Wörter Bl. 455.

Schlüßlich aber will ich meine Leser ersuchet haben, diese und andere meine Sprachanmerkungen für nichts höhers anzusehen, als wofür ich sie selbst ausgebe, nemlich für Muthmassungen und Wahrscheinlichkeiten. Abgezirkelte und ausgemessene Beweisgründe wird bey Untersuchung der Sprachen und über den Ursprung der Wörter niemand weder verlangen noch vorbringen. Ich würde auch sehr thöricht handeln, hierüber mit jemanden Streitschriften zu führen. Es kan jederman versichert leben, daß er dießfalls das letzte Wort und den letzten Satz behalten werde; welchen man aber deswegen nicht gleich als ein Endurtheil ansehen darf. Denn dieses wird freylich einem dritten Manne überlassen, der hinlängl. Erkenntniß von den Alterthümern, dem Ursprung u. der Ableitung unsrer

Spra-

Sprache beſitzet, und aus beſondern Abſichten ſich nicht vernimmt, etwas zu wiederlegen, ehe er ſolches mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen und erwogen hat. Welches alles ich auch von meinen ohnlängſt eröffneten Gedanken über den Urſprung des Namens Bidermann, welchem in einem gewiſſen Leipziger Auszuge wiederſprochen worden, verſtanden haben will.

Quinctil. lib. I. cap. VII. de Orthogr.

Non obſtant hae diſciplinae per illas euntibus, ſed circa illas haerentibus.

V.

Das Bild eines geſchickten Uberſetzers

Von Georg Venzky entworfen.

Der Inhalt.

Die Einleitung. I. Theil. Von Ueberſetzungen überhaupt. §. 1. Die Wortbeſchreibung. §. 2. Die Beſchreibung der Sache. §. 3. Der eigentliche Character derſelben. §. 4. Die Verſchiedenheit nach dem innerlichen. §. 5. Nach dem Aeuſſerlichen. §. 6. Nutzbarkeit überhaupt. §. 7. Inſonderheit in der Sprache, bey den Sachen und Perſonen. §. 8. Des Plinius Zeugniſſe. §. 9. Des Quintilians und §. 10. anderer Zeugniſſe. §. 11. Von den Ueberſetzungen geiſtlicher, §. 12. und weltlicher Schriften. §. 13. Der Inhalt des folgenden.

II. Theil. Das Bild eines geſchickten Ueberſetzers. I. Abſchnitt, von den natürlichen Fähigkeiten. §. 1. Ein treues Gedächtniß. §. 2. Lebhafte Einbildungskraft. §. 3. Scharfe Beurtheilungskraft. §. 4.

§. 4. Gutes Temperament. §. 5. Wie solches zu verstehen sey. §. 6. Fleiß und Uebung. II. Abschnitt von den Geschicklichkeiten. §. 1. Man muß die beyden Hauptsprachen. §. 2. noch einige andere: §. 3. die nöthigsten Wissenschaften: §. 4 Die Sachen selbst verstehen: §. 5. Durch Uebung sich zubereiten. §. 6. Um Gnadengaben bitten. §. 7. Hinlängliche Bücher anschaffen. §. 8. Die Hindernisse. III. Abschnitt: Wie man sich beym Uebersetzen selbst zu verhalten. §. 1. Was hierbey zu untersuchen. §. 2. Wie man sich anzuschicken und die Wahl zu treffen habe. §. 3. Den Verfasser kennen lernen. §. 4. Die Vorurtheile ableger. §. 5. Die Ruhm- und Geldbegierde verbannen. §. 6. Sich in einer Stille befinden. §. 7. Und darum bethen solle. §. 8 Die Abwesenheit der Hindernisse. §. 9. Wie man sich im Werke selbst verhält. §. 10. Einiger Zeugniß. §. 11. Die letzte Sorgfalt im Wiederholen. IV. Abschnitt von guten und schlechten Uebersetzungen. §. 1. Ueberhaupt. §. 2. 3. Insonderheit die Zeichen einer guten §. 4. einer schlechten Uebersetzung.

MAn hat schon in öffentlichen Schriften den Wunsch gelehrter Männer gelesen, daß die deutsche Gesellschaft in Leipzig die herausgekommenen Uebersetzungen beurtheilen, und die Kennzeichen einer wohlgerathenen Uebersetzung anzeigen möchte (*). Die-

(*) Als in den gelehrten Zeitungen auf der 519. Seite des 1732 Jahrs, und auf der 72. Seite des 1733 Jahrs und anders wo.

Dieſer Wunſch iſt löblich und billig, auch unſerer Geſellſchaft rühmlich. Und wir achten uns verbunden, bey dieſer Gelegenheit für das gute Vertrauen zu uns geziemenden Dank abzuſtatten, und zu verſprechen, dahin zuſehen, daß ihr Begehren nach und nach erfüllet werde. Schon eine geraume Zeit vorher, ehe ich dieſen Wunſch in öffentlichen Schriften las, hatte ich die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit dieſes Unternehmens eingeſehen. Ich erwog, wie eine ſo groſſe Anzahl Ueberſetzungen, ſonderlich zu unſeren Zeiten, heraus kämen, deren viele merkliche Fehler zeigeten, welche doch leichtlich hätten vermieden werden können. Ich ſahe die Wichtigkeit ein, daß es vieles auf ſich hätte, eine in allen Stücken vollkommene Ueberſetzung zu liefern. Ich war überzeugt, daß man in jedem Werke ſeine Vortheile hätte und wiſſen müſte, welche nicht alle von ſelbſten zu finden und zu überſehen fähig wären. Ich wunderte mich, daß mir keine eigene Schrift bekannt wäre, welche den Anfängern Anleitung gäbe, geſchickt zu überſetzen. Ich gedachte zwar, es ſey eine leichte Sache, alles zu finden, was man hierbey erinnern möchte: Allein ich hatte doch bey mir ſelbſt und bey andern das Gegentheil angetroffen. Ich entſchloß mich dannenhero, meine eigene Anmerkungen, welche ich ſelber nach und nach bey dem Ueberſetzen, ſonderlich engliſcher Bücher machte, aufzuzeichnen: Ja ich unterfing mich endlich, ſolche zerſtreuete Anmerkungen in eine Ordnung zu bringen, durch Nachſinnen mehrere zu erfinden, anderer hie und da geleſene Erinnerungen herbey zu ziehen, und endlich

die

die Materie selbst völlig auszuarbeiten, diese Schrift aber der Leipzigschen Gesellschaft zuzuschreiben. Die Arbeit kam zu stande. Ich befand für rathsam, als ich währender Zeit selbst die Ehre hatte, unter die Zahl der Mitglieder aufgenommen zu werden, sie diesen geschickten Männern zur Beurtheilung zu überschicken. Es geschah: Mein Ansinnen ward erfüllet, meine Arbeit von zweyen gelehrten Mitgliedern gelesen, geprüfet und für gut befunden, und des Druckes werth geschätzet. Allein die strafbare Unachtsamkeit eines jungen Menschen, hat das Werkchen von 6 Bogen verlohren, und ist selbiges, ohnerachtet Nachricht genug dabey anzutreffen war, wohin es hätte kommen sollen, noch nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Obige Ursachen aber bewegen mich, das Werk nochmals, nach dem annoch vorhandenen ersteren Entwurfe auszuarbeiten, und wie ich ohne das nicht alle Gedanken wiederfinden werde, mich der Kürze zu befleissigen, damit es in unseren Schriften einen Platz finden könne. Die Eigenliebe bezaubert mich zwar nicht so sehr, daß ich gedenken sollte, etwas vollständiges zu liefern, und der Gelehrten Wunsch gänzlich zu erfüllen. Unterdessen achte ich mich doch berechtiget, das Meinige beyzutragen, und weis, daß in allen Dingen ein Anfang seyn muß. Diesen will ich mir zuschreiben; die Fortsetzung aber und Vollendung anderen überlassen, welche hierdurch sollen veranlasset werden. Meine Arbeit soll aus zween Theilen bestehen. In dem ersten Theile will ich von den Uebersetzungen überhaupt handeln, und in dem

andern

Andern, das Bild eines geſchickten Ueberſetzers genauer zu entwerfen mich bemühen.

Erſter Theil.

Von den Ueberſetzungen überhaupt.

§. 1.

Ueberſetzungen heiſſen nicht ſo wohl die Beſchäftigungen und Verrichtungen eines Ueberſetzers, welche man eigentlich mit dem Zeitworte überſetzen (*) auszudrücken pflegt: als vielmehr gewöhnlicher maſſen die Werke und Schriften ſelbſt, die durch die Beſchäftigung eines fleißigen Ueberſetzers verfertiget werden. Die Lateiner nennen ſie Verſiones, translationes, Metaphraſes, auch wohl Interpretationes.

§. 2. **Ueberſetzungen** ſind demnach Schriften, welche eine Sache oder gelehrte Arbeit in einer andern und gewiſſermaſſen bekanntern Sprache, als in welcher ſie anfänglich von ihrem Verfaſſer geſchrieben worden, zu dem Ende erzählen, daß ſo wohl Unwiſſende, als auch in der Grundſprache einer Schrift ungeübte eben die Sachen in einer ihnen bekanntern Sprache mit gröſſerem Nutzen und Vergnügen leſen können. Perſonen, die nützliche Schriften in andere Sprachen einkleiden, werden alſo **Ueberſetzer** genennet. Zu des unſterblichen Luthers Zeiten nannte man Ueberſetzer gemeiniglich **Dolmetſcher**, Ueberſetzen **Dolmetſchen** und die Ueberſetzungen **Dolmetſchungen**, welche Wörter

(*) Ueberſetzen iſt ſo viel als dollmetſchen: Aber Ueberſetzen, iſt Ueberfahren.

ter auch noch nicht verwerflich sind, ob man gleich jene mehr gebrauchet.

§. 3. Es ist aber eine Uebersetzung so wohl von einer Originalschrift, als auch von einer Erklärung und Umschreibung unterschieden. Das Original oder Vorbild ist eine solche Schrift, die von ihrem Urheber über eine gewisse Sache zum erstenmal in einer beliebigen Sprache abgefasset wird. Eine geschickte **Uebersetzung** aber trägt als das Nachbild eben das, was im Vorbilde geschrieben war, in einer andern Sprache wieder vor, und folget dem Original auf dem Fusse nach, wo nicht völlig von Wort zu Wort, doch von Satz zu Satz. Eine **Umschreibung** erkläret eine ursprüngliche Schrift mit mehrern Worten und nöthigen Erläuterungen. Eine **Erklärung** aber machet die Worte und Sachen deutlicher, zeiget den Zusammenhang, bringet lehrende, erläuternde, beweisende, überredende und zueignende Gründe an. Eben also sind auch Verfasser oder Urheber, Uebersetzer, Umschreiber oder Paraphrasten und Erklärer oder Exegeten unterschieden. Doch kan eine glückliche Uebersetzung aller Stelle vertreten. Hat sie den Verstand einer ursprünglichen Schrift deutlich und vollständig ausgedrücket: So ist sie so gut, als das Original selbst. Hat man dabey eine verdrüßliche, dunkele oder verworrene Schreibart in eine angenehmere und deutlichere verwandelt; dunkele Wörter durch deutlichere, nachdrücklichere und geschicktere verwechselt: So übertrift sie das Original selbst, und kan so viel Nutzen schaffen, als eine weitläuftigere Umschreibung oder ausführliche Erklärung, zumal

wenn

wenn kurzgefaſte und gründliche Anmerkungen angehänget werden. Man findet nicht ſelten Ueberſetzungen nach dem Zeugniſſe der gelehrten Zeitungen, von denen man ſagen muß, ſie wären beſſer und angenehmer gerathen, als die urſprüngliche Schrift ſelbſt.

§. 4. Was das **Weſen** oder das **Innerliche** der Ueberſetzungen anlanget: So trift man verſchiedene **Gattungen** an. In **Abſicht des Originals** folgen einige Ueberſetzungen demſelben auf dem Fuße nach, doch ſo, daß beyder Sprachen beſondere Art zu reden beobachtet wird. Die dieſes letzte nicht erfüllen, gehören unter die ungeſchickten, übelgerathenen, fehler- und mangelhaften, die wir unten ein wenig beleuchten und kennen lernen wollen. Andere drücken zwar den Verſtand ihres Vorbildes aus: Aber man hat ſich bey den Worten und Sachen einer gröſſern Freyheit gebrauchet, auch wohl neue Sachen hinzu gefüget, oder es in eine andere Form gegoſſen, welches ſonderlich geſchiehet, wenn man Verſe in ungebundene Rede, oder dieſe in gebundene Schreibart einkleidet. Wieder andere haben verſchiedene nöthige Zuſätze: Da in andern wohl unnöthige oder anſtößige Sachen ausgelaſſen werden. Endlich ſind einige Anmerkungen zur Seiten beygefüget. Die erſtere Art möchte man die **natürlichſten**, die andere die **freyen**, die dritte **vermehrte**, die vierte **verſtümmelte**, und die letzte mit Anmerkungen **erläuterte**, oder die **vollſtändigſten** Ueberſetzungen nennen. Einer jeden Gattung gebühret ihr Lob, und iſt nach ihrer Art nützlich und angenehm. Die erſte Gat-

tung ist die natürlichste, sicherste, getreueste, ungezwungenste, und hat am wenigsten Künsteleyen. Was aber der andern Gattung in diesem Stück abgehen möchte, das wird durch die Annehmlichkeit und den Nutzen, den die Sprache davon hat, wieder ersetzet. Die beyden folgenden Gattungen sind gewissermaßen bey allzusehr ausschweifenden, ärgerlichen oder dunkelen, und der Kürze wegen unverständlichen Schriften nicht zu verwerfen. Jedennoch behält unsere heutige, bey vielen gebräuchliche Art, billig den Vorzug, da man nemlich nicht nur eine Schrift treulich dem Wortverstande nach übersetzet; sondern auch nöthige, aber sparsame, Anmerkungen hinzu füget. Denn was allzureiche und weitläuftige Anmerkungen, die nur zu sehr abführen, den Verstand in Erforschung der Sache selbst mit fremden Bildern beschweren und ermüden, und eine eitele Pralerey von belesener Gelehrsamkeit zum Grunde haben, schaden: Das können sparsame, kurze, gründliche Anmerkungen oder Noten einbringen. Sie befördern die Vollkommenheit einer Schrift; Verhüten die Verstümmlung so wohl, als die Zusätze. Sie beugen dem Aergernisse, Anstoß, Irrthum, u. der Dunkelheit vor. Diesen guten Uebersetzungen stehen entgegen die verwerflichen, als die wörtlichen, da man von Wort zu Wort übersetzet, ohne auf die Art der Sprache acht zu haben; die dunkelen; die falschen, welche den Text nicht treulich vortragen, und es nicht wohl getroffen haben. Davon zuletzt ein Mehreres. In Absicht der Materie oder Sachen, sind die Uebersetzungen so mancherley, als

die

die Sachen ſind. Es ſind geiſtliche, weltliche, hiſtoriſche, philoſophiſche u. d. g.

§. 5. Was das **Aeuſſerliche** betrift, nemlich die Sprache, Schreibart und äuſſerliche Geſtalt: So ſind die Ueberſetzungen, was die **Sprache** betrift, ſo mannigfaltig, als die Sprachen ſind. Denn gleichwie eine jede Sprache dazu geſchickt iſt, daß man ſeine Gedanken darinnen ausdrücken, und eine Sache ausführen kan: Alſo kan man auch aus einer jeden und in eine jede Sprache was überſetzen. Wir wollen aber vor dieſesmal unſer Abſehen hauptſächlich auf die **deutſchen Ueberſetzungen** aus verſchiedenen Sprachen richten, und uns vorbehalten, zu einer andern Zeit von den hochdeutſchen Ueberſetzungen engliſcher Schriften inſonderheit zu handeln. In Abſicht der **Schreibart** können ſie entweder in ungebundener oder gebundener Schreibart ſeyn; Welches in Vergleichung mit der Schreibart, darinnen das Original verfaſſet iſt, uns wiederum **viererley Gattungen** der Ueberſetzungen giebt. **Erſtlich** wenn man ungebundene Sachen wiederum ungebunden überſetzet: **Zweytens** wenn man Verſe auch in Verſe einkleidet. Dabey zu merken iſt, daß es beſſer ſey, wenn man eine gleiche Art der Verſe erwählet, damit man Vers mit Vers, wie möglich, ausdrücken und vergleichen kan: Auch ſich im Deutſchen der Reimen enthalte, als welches im Ueberſetzen das beſte Mittel iſt, die Verſtümmelung und Zuſätze zu verhüten, und dem Originale recht ähnlich zu werden. Wie Herr Prof. **Gottſched** in der critiſchen Dichtkunſt ſowohl, als auch im 5. Theile der critiſchen

Beyträge rühmlich behauptet. Drittens wenn man ungebundene Sachen in Versen, viertens, Verse in ungebundener Schreibart vorträgt. Bey der dritten ist zu merken, daß sie zwar angenehm, aber die allerfreyste sey, indem vieles verändert, vieles weggelassen, vieles hinzugesetzt werden muß. Bey der vierten Art ist zu beherzigen, daß zwar der Verstand des Grundtextes völlig ausgedruckt werden kan, aber vieles von der Annehmlichkeit u. den erhabenen, feurigen Ausdrückungen verlohren gehet, wie im 5ten critischen Beytr. im 9. Artikel erinnert worden. Die beyden ersteren Gattungen möchte man ebenmässige oder gleichmässige oder gleichartige; Die beyden letzten aber unebenmässige, ungleichmässige, unähnliche, ungleichartige Uebersetzungen nennen. Diese Arten sind bekannt genung, doch haben wir die Art durch reimlose Verse zu übersetzen mit unter die Vorzüge und neuen Entdeckungen unserer Zeiten zu zählen, und insonderheit dem Fleisse des Hrn. Prof. Gottscheds zuzuschreiben. Die Art eine ungebundene Schrift in Verse zu übersetzen, ist zwar alt genug, wie denn zum Exempel Phädrus des Esopus Mährlein oder Fabeln also übersetzet hat: Allein man findet sie doch nicht so häufig. (*) Ich werde deswegen am Ende ein paar Proben mit anhängen. Auf diese Weise kan man auch ein Original

(*) Unter denen von Menantes gesammelten Gedichten befinden sich einige, sonderlich die der Herr D. Rambach verfertiget, welcher auch einige von Gottholds zufälligen Andachten geschickt in Verse eingekleidet hat.

Original in eben der Sprache in Verſe übertragen und einkleiden, welches man aber nicht anders, als in uneigentlichem Verſtande, überſetzen nennen könnte. Was die äuſſerliche Geſtalt anlanget: So iſt eine Ueberſetzung entweder allein, oder verpaaret; das iſt, es ſind entweder die beſten Redensarten des Originals unter dem Text geſetzet, welches man zu unſeren Zeiten, ſonderlich bey einigen lateiniſchen Scribenten der Schuljugend zum beſten gethan hat: Oder es ſtehet der Text des Origenals unten oder zur Seiten, welches ſeinen mannigfaltigen Nutzen hat. Anfänger können es ſich bedienen zur Erlernung der Sprache, Geübtere zur Prüfung der Ueberſetzung, zur Erkenntniß des Nachdrucks und des Unterſcheides der Sprachen ſo wohl, als der beyden Texte: Oder man füget verſchiedene Ueberſetzungen zuſammen, wie ſonderlich mit der heil. Schrift geſchiehet, welches Origenes zuerſt angefangen, Engelland u. Frankreich in den groſſen Bibelwerken fortgeſetzt hat, und noch vor einigen Jahren in des Königes von Schweden Reiche mit einer fünffachen deutſchen Bibel geſchehen iſt: Oder es iſt das Original zergliedert, und deſſen Worte ſtehen nach der natürlichen Wortfügung, Wechſelsweiſe mit der Ueberſetzung untereinander, ja haben noch wohl die Redensarten, die Ueberſetzung allein und ein Exempel zur Nachahmung bey ſich. Solche Arten der Ueberſetzungen, welche die geringſten und ſchlechteſten ſind, haben ſonderlich Rehnius und Hartnack bey den lateiniſchen Schulbüchern der Jugend zum beſten unternommen, die aber ſchlecht genug gerathen und

ißiger Zeit aus der Mode gekommen ſind. Das ſind, ſo viel ich mich entſinne, die mancherley Gattungen der Ueberſetzungen.

§. 6. Gleichwie ich nun im folgenden die **Fehler** einer **übelgerathenen** Ueberſetzung zeigen will: Alſo werde ich auch, wie billig iſt, die **Tugenden** einer **wohlgerathenen** Ueberſetzung nicht vergeſſen, der critiſchen **Prüfung** einiger Ueberſetzungen verißo aber mich enthalten, welches von andern, oder zur anderen Zeit von mir bewerkſtelliget werden kan. Hingegen wird es nöthig ſeyn allhier etwas weniges von der **Nutzbarkeit** und von den **Vortheilen** der Ueberſetzungen kürzlich anzubringen. Denn kein Weiſer thut etwas vergebens. Da ſie aber einen vielfachen Vortheil haben, und wir uns anießt mit denſelben beſchäftigen: So iſt es freylich billig und nöthig, daß man ſolches gleich anfangs anzuführen nicht unterlaſſen, was man hiervon mit Recht ſagen kan. Ein jeder wird mir Beyfall geben, daß der Nutzen **groß** ſey, und zwar 1. in Anſehung der **Worte** oder **Sprachen** 2. der **Sachen** und 3. der **Perſonen**.

§. 7. Was die **Sprachen** anlanget: So lernet man 1. die eigentliche Art der **Sprache**, **woraus man überſetzet**, immer beſſer kennen: Man lernet die rechte Bedeutung ihrer Wörter, die Zuſammenfügung, die Schönheit des Ausdrucks, die Stärke und den Nachdruck weit gründlicher verſtehen, u. befördert dadurch ihre Aufnahme. 2) In der **Sprache, darin man überſetzet**, wird die Vollkommenheit befördert. Die Rechtſchreibung wird aus der verworrenen Ungewißheit errettet und gewiſſer;

die

Die Bedeutung der Wörter wird beſtimmt, Mehrere Wörter werden erfunden, wenn man mit allem Fleiſſe darauf denket, den herrlichen Nachdruck einer anderen Sprache zu erreichen, welches auch die Dichtkunſt befördert. Die Wortfügung wird natürlicher, und endlich gelanget auch hierdurch, und das vornemlich, die Sprache zum Gipfel der Vollkommenheit, daß ſie ein Werkzeug wird, alle Sachen deutlich, geſchickt, angenehm, nachdrücklich vorzutragen und einzukleiden, als welches eigentlich der Sprache Zweck iſt. Man muß ſich aber ſorgfältig hüten, daß man nicht Wörter, Redensarten u. Wörterordnungen unbedächtlich und ohne Noth aus der Sprache, daraus man überſetzet, in die Sprache, darinn man überſetzet, und zwar ſonderlich wieder ihre Art und Eigenſchaft, einführe, und alſo ſeine Sprache verderbe, und ihr das zum Nachtheile mache, was ihr vielmehr zum Vortheile gereichen ſollte, wovor ſich auch öfters die geſchickteſten nicht genung hüten. Die Sachen, die man überſetzt, werden beſſer eingeſehen, drücken ſich tiefer ein, werden mehrern bekannt, manchen verſtändlicher und angenehmer und nehmen dem bereits geſtürzten Vorurtheile, als könnte man keinen Platz unter den Gelehrten begehren und erhalten, wenn man kein Meiſter in den gelehrten Sprachen ſey, völlig die Kräfte (*). Denn da-

(*) Dieſes Vorurtheil haben die Franzoſen zuerſt angegriffen und es gehöret dahin eine Schrift, die vor zwey Jahren

durch erlanget mans, daß man alle Sachen in seiner eigenen Mutterſprache erlernen und ohne Mühe das, was man eigentlich Gelehrſamkeit nennet, erwerben kan. Inſonderheit aber haben die Menſchen hiervon den gröſten Nutzen, ſo wohl die Ueberſetzer, als auch die Leſer. Die Ueberſetzer ſehen eine Sache beſſer ein, als wenn ſie dieſelbe nur geleſen, da man öfters vieles aus der Acht läßt und nicht bemerket. Sie faſſen ſie völlig, behalten ſie länger, als wenn ſie durch ein ununterbrochnes Leſen ihren Verſtand zu viel überhäufen. Sie werden in beyden Sprachen immer mächtiger, geſchickter und hurtiger, dienen damit ihrem Nächſten, und erlangen endlich eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit im Erfinden und Beurtheilen. Man ſiehet bey dieſer Uebung mit Vergnügen und Verwunderung, wie man von Tage zu Tage zunimmt. Was anfänglich langſam und beſchwerlich von Händen gieng, das wird bald läufiger und füſſer. Es ziehen hieraus alle Seelenkräfte eines Ueberſetzers ihren Nutzen. Der Verſtand wird aufgeklärter und gelehrter: Der Wille geneigter zur Wahrheit: Die Erfindungskraft behender und geübter: Die Beurtheilungskraft ſchärfer und durchdringender und ſcharfſichtiger: Das Gedächtniß reicher, der Geſchmack lauterer und vollkommener. Nicht weniger aber genieſſen auch die Leſer davon einen

– Jahren erſt heraus gekommen iſt, unter dem Titel: Introduction generale à l'etude des ſciences & des belles lettres en faveur des perſonnes, qui ne ſçavent que le François.

von vielen angerathen, daß man etwas entweder aus dem Griechiſchen ins Latein; oder aus dem lateiniſchen ins Griechiſche überſetze: Durch welche Art der Uebung die eigentliche Bedeutung und Pracht der Worte, ein reicher Vorrath verblümter Redensarten und Figuren, eine Stärke im Erklären, und über dem durch die Nachahmung der beſten Scribenten, das Vermögen, ein Gleiches zu erfinden, erworben wird. Wozu noch dieſer Vortheil kömmt, daß die Sachen, die ein Leſer leichtlich möchte überſehen haben, einem Ueberſetzer nicht entkommen können. Hierdurch wird die Wiſſenſchaft vermehret, und die Beurtheilungskraft geſchärfet. Wenn du etwas alſo geleſen, daß du die Sache und den Inhalt begriffen haſt: So wird es nicht undienlich ſeyn, etwas demſelben ähnliches zu ſchreiben, es mit dem Geleſenen zu vergleichen, was du, oder was jener beſſer getroffen hat. Du wirſt dich höchlich erfreuen und glücklich ſchätzen, wenn du einiges; aber auch ſehr ſchämen, wenn jener alles beſſer getroffen hat. (*)

§. 9. Was

(*) Es ſcheint zwar Plinius in dem letzten von der Nachahmung zu reden, welche theils eine Nachahmung der Worte und Redensarten, oder eine kindiſche iſt, und in eben der Sprache geſchiehet, worinnen das Original abgefaſſet: Theils eine Nachahmung der Einrichtung, Ausführung und Zuſammenfügung der Sätze, oder männliche iſt, und auch in eben der, oder in einer anderen Sprache geſchehen kan. Allein, weil auch dieſes bey dem Ueberſetzen muß beobachtet werden: So wird es nicht unbillig mit angehänget.

§. 9. Was M. Fabius Quintilianus in ſeinen Anweiſungen zur Redekunſt im 10 Buche im 5. Capitel, vom Uberſetzen ſchreibt, iſt gleichfals merkwürdig. Es folgt, daß ich anzeige, was man vornemlich ſchreiben müße. Das iſt zwar eine weitläuftige Sache, wenn wir nemlich anzeigen müſſen, welche Materien man abhandeln, welche man zu erſt, welche zum andern, und welche hernach vornehmen ſolle. Allein da ſolches ſchon im erſten und andern Buche zu ſehen, da wir in jenem der Kinder, in dieſem der Gröſſern ihre Studien in Ordnung brachten: So handeln wir anjetzt davon, **wodurch man zum Reichthum der Worte und zur Geſchicklichkeit im Schreiben gelange.** Griechiſches ins Lateiniſche überſetzen, hielten unſere alten Redner für das beſte. Darinnen iſt L. Craßus ſehr beſchäftiget geweſen, wie er in des Cicero bekannten Büchern vom Redner erzehlet. Das befiehlet Cicero in eigner Perſon auf das fleißigſte. Ja er hat ſelbſten Platons und Xenophons Bücher aus dieſer Sprache überſetzt und herausgegeben. Es hat Meßala beliebet, dieſe Bemühungen über ſich zu nehmen, und es ſind auf dieſe Weiſe viele Reden von ihm geſchrieben worden, daß er auch gar mit Hyperides Scharfſinnigkeit, die er bey Vertheidigung der beſchryenen Hure Phryne (*) angewendet, und den Römern ſchwer iſt nach zuahmen, ſtritte. Die Urſach dieſer Uebung iſt offenbar. Denn die Griechen prangen theils mit einem

(*) Hyperides war ein berühmter Redner in Athen, der die angeklagte Hure Phryne vertheidiget hat. Siehe das 10 B. 1 C. und 2 B. 15 C.

nem reichen Ueberfluſſe an Sachen: theils haben ſie die Kunſt der Beredſamkeit am höchſten getrieben: theils können ihre Ueberſetzer die auserleſenſten Worte gebrauchen; denn wir bedienen uns lauter eigener Worte. Es iſt aber nöthig, viele und mannigfaltige Blumen und Figuren, womit eine Rede am meiſten ausgezieret wird, zu erdenken, weil die Römer in dieſem Stücke mehrentheils von den Griechen abgehen. Allein es wird auch die Ueberſetzung aus dem lateiniſchen in anderes Latein einen herrlichen Vortheil geben. Und zwar wegen der Ueberſetzung der Gedichte wird meines Erachtens niemand zweifeln, welcher Uebungsart allein ſich Sulpitius ſoll bedienet haben. Denn ein erhabener Geiſt kan eine Rede erhöhen, und die aus poetiſcher Freyheit etwas zu kühn geſetzte Worte ſetzen einen nicht auſſer Stand, eigentlich zu reden; ſondern es iſt erlaubt, die Ausſprüche in eine dem Redner anſtehende nachdrückliche Schreibart, einzukleiden; was ausgelaſſen worden, hinzu zufügen, und was zu weitläuftig gerathen iſt, enger einzuſchränken. Ich kan auch nicht zugeben, daß man die Ueberſetzung nur eine Umſchreibung, Paraphraſin, nenne; ſondern ſie iſt ein Wettſtreit, und eine eifrige Nachahmung bey Ausdrückung einerley Verſtandes. Derowegen kan ich denen nicht beypflichten, welche verbiethen lateiniſche Reden zu überſetzen, indem ſie ſagen; weil das auserleſenſte ſchon gebraucht worden, ſo müſte nothwendig alles, was man anders gebe, ſchlimmer werden. Denn man muß weder immer daran verzagen, daß etwas beſſers erfunden werden könne, als was bereits geſa-

get

get worden iſt, noch meynen, die Beredſamkeit ſey von Natur ſo mager und arm, daß man von einer Sache nicht mehr, als einmal wohl reden könne. Es ſey denn das Vermögen der Beredſamkeit geringer und ohnmächtiger, als der Gaukler, welche bey einerley Worten verſchiedene Gebehrden machen können, daß man nemlich etwas ſagte, außer welchen in eben der Materie nichts anders könnte geſetzt werden. Doch geſetzt, dem ſey alſo, es ſey das, was wir bey einer Ueberſetzung finden, nicht beſſer, auch nicht ſo gut: So wird ſelbiger doch der nächſte Platz gehören. Die Kürze hat ſowohl ihre Annehmlichkeit, als auch der Reichthum: eine andere Tugend begleitet die überſetzten, eine andere die eigenen oder urſprünglichen Schriften. Das eine macht eine ungekünſtelte Rede, das andere machen entlehnte Figuren beliebt. Endlich wird dieſe Uebung von einer nützlichen Schwierigkeit begleitet. Ja die gröſten Scribenten werden auf ſolche Weiſe tiefer eingeſehen. Denn wir laufen eine Schrift nicht mit einem unachtſamen Leſen obenhin durch: Sondern wir nehmen ein jedes vor uns, und müſſen es nothwendig einſehen und eben daraus erkennen wir die Vortrefflichkeit und Stärke einer Schrift, wenn unſer Ausdruck nicht die völlige Aehnlichkeit mit ihr erreichen kan. Es iſt aber nicht allein nützlich, wenn wir fremde Arbeiten überſetzen; ſondern es wird auch nicht wenig vortheilhaft ſeyn, wenn wir unſere eigene Sachen auf mancherley Weiſe tractiren, endlich, daß wir mit Fleiß einige Ausſprüche vor uns nehmen, und ſie auf unzähligemal verändern, gleichwie man aus

einem

einem Wachse allerley Gestalten bilden kan. Meiner Meynung nach kan man auch durch die einfältigste Materie die gröste Geschicklichkeit erlangen. Denn in derselben mannigfaltigen Verschiedenheit der Personen, Ursachen, Zeiten, Oerter, Sachen, Thaten, verbirget sich leichtlich die Schwäche, weil sich von allen Seiten her so viele Dinge anbieten, daraus man etwas wählen mag. u. s. w.

§. 10. Mehrere dergleichen Zeugnisse möchte man bey den Alten, sonderlich auch bey dem Cicero finden, wenn es vonnöthen wäre, sich desfalls Mühe zu machen. Nicht wenigere finden sich auch in den neueren Schriften, insonderheit aber in denen, welche von den Mitgliedern unserer Gesellschaft herausgegeben worden. Als in der ausführlichen, Erleuterung ihrer Absichten im 9. §. In dem ersten Bande der critischen Beyträge auf der 1. 2. 79 und folgenden u. 394ten Seite. Ja die Erfahrung selbst ist der unverwerflichste Zeuge.

§. 11. Diesen Nutzen hat man also bereits von undenklichen Zeiten her erkannt und angepriesen, deswegen sich die Gelehrtesten mit dieser Art der Arbeit beschäftiget haben. Man hat geistliche, man hat weltliche Bücher, übersetzet. Es sollte fast scheinen, daß von der heil. Schrift mit Uebersetzen der Anfang gemacht worden wäre. Schon dreyhundert Jahre vor Christi Geburt, ward das Alte Testament auf des berühmten Egyptischen Königs, Ptolomäi, Befehl und Veranstaltung aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzet, davon Humfr. Prideaux in seinem gelehrten Werke von der Uebereinstimmung der Schrift mit den weltlichen Scribenten

benten, am gründlichſten gehandelt hat. Faſt zu eben der Zeit ward es von Onkelos und Jonathan ins Chaldäiſche verdollmetſchet. Nach Chriſti Geburt ward die ganze Bibel nach und nach faſt in alle Sprachen überſetzt, bis auch unſer theurer Luther im Jahr 1522. anfing ſie in unſere Sprache einzukleiden, worauf die anderen abendländiſche Ueberſetzungen gefolget ſind; wie man denn noch zu unſerer Zeit an neuen Ueberſetzungen der Bibel, als der Wendiſchen, Eſthniſchen, Malabariſchen und Warugiſchen u. d. gl. fleiſſig gearbeitet hat. Ob es nun zwar alle menſchliche Kräfte überſteiget, die Schrift alſo zu überſetzen, daß ſie dem Originale völlig gleich wäre, indem es ja bey menſchlichen Schriften nicht wohl möglich iſt: So iſt doch Luthers Ueberſetzung ſo beſchaffen, daß die Welt keine Ueberſetzung geſehen, die mit dieſer an Zierlichkeit und Genauigkeit überein käme, wie L. Oſiander geurtheilet hat, und die desfalls angewandte groſſe Mühe hoffen läßt, davon ſein Brief vom Dollmetſchen nachzuſehen iſt. Und ob ſie gleich noch könnte verbeſſert werden, wie die Franzoſen, Engelländer, Herr Steenbock in Dännemark, und Herr Franke u. Triller unter uns verſuchet haben: So verbiethen doch die häufigen Abdrücke und die zubeſorgende Verwirrung eine durchgängig geänderte Ueberſetzung. Der andern deutſchen Ueberſetzungen, als Biſchenſteins Ueberſetzung der Pſalme vor Luthern, Dietenbergers, Ecks, Piſcatore, Elbingers, Trillers, Reizens, Hedingers Ueberſetzung des neuen Teſtaments, (dahin auch die neuen Ueberſetzungen Sirachs und des Prediger

Salo-

Salomons gehören,) und anderer Umstände mehr, welche zur Historie der Uebersetzungen von der Bibel gehören, erwähnen **Kortholt** von der Uebersetzung der Bibel, und von den verschiedenen Ausgaben der Schrift; **Jacob Long** in Bibliotheca sacra **D. M. Chladen**, in Institutionibus exegeticis auf der 468. Seite: **Joh. Wiclef** von englischen Uebersetzungen des N. T. welche daselbst alle namhaft gemacht werden: Und die Biblia polyglotta. Das Augspurgische Glaubensbekänntniß, Thomas von Kempis, Arnds Bücher von wahrem Christenthume sind gleichfalls vor anderen Büchern in vielen Sprachen übersetzt worden.

§. 12. Daß die **Uebersetzung weltlicher Bücher** allerley Inhalts in allerley Sprachen, sonderlich aber in der lateinischen schon von vielen Jahren her bekannt und gebräuchlich gewesen ist, erhellet bereits aus Quintilians Bericht. Schon lange vor des grossen **Varro** Zeiten hat **Cassius Dionysius** von Utica gebürtig, des Carthaginiensischen Mago 28 Bücher vom Ackerbau aus der Phönicischen Sprache in die Griechische mit einiger Freyheit übersetzet, wie er im 1. B. 1. Cap. §. 9. vom Ackerbau anführet. Der Uebersetzungen aus dem Griechischen ins lateinische war eine ziemliche Anzahl. **Ciceronis** Uebersetzungen der vier Bücher Xenophons von der Haushaltungskunst, und einiger Reden, **Phädri** Uebersetzung der Esopischen Fabeln in lateinische Verse und Hieronymi viele Uebersetzungen und dergleichen sind bekannt. Nach den finstern Zeiten der Unwissenheit fingen die **Italiäner** zuerst an, und die **Franzosen**,

gelländer und Deutſchen folgeten nach, die alten griechiſchen und lateiniſchen Scribenten in ihre Mutterſprachen zu überſetzen, und darinnen ſind ſie ſo fleiſſig geweſen, daß wenige alte Scribenten unüberſetzt geblieben. Man kan davon Fabricii griechiſche und lateiniſche Bibliothek und unſere Beyträge nachleſen. Die Deutſchen inſonderheit ſind noch unermüdet ſo wohl die Schriften der Alten, als der Neueren aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Holländiſchen und inſonderheit aus dem Engliſchen zu überſetzen. Von der letzten Gattung hat Herr Schamelius in der Vorrede vor Hofmanns geiſtlichem Redner gelehrt gehandelt, welche beſonders mit der Fortſetzung und vermehrter heraus gegeben zu werden verdiente. Ueberhaupt gehöret Huets gelehrte Abhandlung von den berühmteſten Ueberſetzern hierher, und Schottels Werk von der Kunſt zu verdeutſchen.

§. 13. Jedoch mein Vorſatz iſt nicht, ein völliges hiſtoriſches Verzeichniß aller Ueberſetzungen und Ueberſetzer zugeben, welches eine Arbeit von einigen Jahren ſeyn würde, die auf ſo wenigen Blättern keinen Raum findet, zumal wenn man das bewerkſtelliget, was man auf der 72 Seite der gelehrten Zeitungen des 1733 Jahres verlanget hat. Indeſſen iſt doch ein ſolches Werk nebſt einer critiſchen Beurtheilung der Ueberſetzungen nöthig und nützlich. Dieſes habe ich als eine kurze Abhandlung von den Ueberſetzungen überhaupt voranſchicken wollen. Ich ſchreite nun aber zur Ausführung meines Vorhabens ſelbſt, nemlich zur Abbildung

eines geſchickten Ueberſetzers (*). Ich werde dieſes in vier Abſchnitten bewerkſtelligen. In dem erſten die ordentl. natürlichen Gaben und Fähigkeiten, womit ein Ueberſetzer ausgezieret ſeyn muß, anzeigen. In dem andern, will ich die durch Uebung und Fleiß erworbenen Geſchicklichkeiten erzählen, die nothwendig zu dieſem Unternehmen erfordert werden. In dem 3ten will ich das Verhalten ſelbſt und die Anwendung der Gaben und Geſchicklichkeiten bey dem Ueberſetzen lehren. In dem 4ten will ich die Eigenſchaften und Tugenden einer wohlgetroffenen Ueberſetzung, wie auch die Fehler und Mängel einer unglücklichen Dolmetſchung namhaft machen. Der geneigte Leſer aber zürne nicht, wenn er hier nur etwas unvollkommenes antrifft. Es iſt alles aus meiner eigenen Erkenntniß, Erfindung und Erfahrung gefloſſen, und ich habe mich zur Ergänzung der Unvollkommenheiten keines einzigen vorhergethanen Arbeit bedienen können, weil mir niemand bekannt oder bey der Hand iſt, welcher von dieſer ſo wichtigen, als nützlichen und nöthigen Materie mit Fleiß umſtändlich gehandelt hätte.

Der

(*) Hierinnen bin ich W. Dannhauern gefolget, welcher ideam boni interpretis geſchrieben, und Herr D. Walchen, der de varia indole interpretis ſacri gehandelt, imgleichen Hrn D. Rambachen, welcher de idoneo ſacrarum litterarum interprete geſchrieben, und gleich zum Anfange dieſer Schrift dieſe Worte gebrauchet: Interpretis ſacri imaginem deſignare conſtituimus.

Der erſte Abſchnitt
betrachtet die natürlichen Gaben und Fähigkeiten eines Ueberſetzers.

§. 1. Dazu wird erfordert 1. ein fertiges und treues Gedächtniß. Das Gedächtniß iſt die Kraft der menſchlichen Seele, die Begriffe anzunehmen, zu bewahren, und ſich wieder zu erinnern, deswegen es Cicero den Schatz aller Studien nennet. Fertig muß das Gedächtniß ſeyn, damit es ohne gar zu ſaure Mühe, welches allzubeſchwerlich und langſam iſt, die benöthigten Sprachen, Wörter und Redensarten erlerne, und ſie zur gehörigen Zeit, wenn man das Erlernte gebrauchen will, wieder aus ihrem Schatze hervorgebe. Zu dem Ende wird auch die Treue erfordert, daß es alles treulich verwahre, und das anbefohlne nicht gleich, wie ein Rauch verſchwinden, oder wie Waſſer zerrinnen laſſe; auch behalte, wie der unter Händen habende Verfaſſer von der Sache am anderen Orte geredet, was er noch ſonſten vorgebracht hat, das dahin gehöret, und wie man es an andern Orten gegeben; damit man nicht zu weit davon abgehe, oder wenn die Worte dunkel oder zweydeutig ſind, ihm einen falſchen Sinn andichte. Wo iemand iſt, der ein Ueberſetzer werden will, und ein ſtumpfes oder untreues Gedächtniß hat: So wird er ſchwerlich, oder doch mit blutſaurer Mühe zu ſeinem Zwecke kommen, und noch mit gröſſerer Mühe dieſe Arbeit ausrichten: Indem er entweder viel Nachſinnen bedarf, ehe er wieder findet, was er gelernet; oder die Zeit mit beſchwerlichem Nachſchlagen der Wörterbücher und

Sprachkünste verderben muß. Durch unverdroßnen Fleiß, durch hinlängliche Hülfsmittel, durch unermüdetes Nachsinnen kan also dieser Fehler der Natur wohl ersetzet werden: Allein es ist zu beschwerlich und man wird allenthalben hiervon hinterlaßne Spuren antreffen.

§. 2. Hiernächst wird eine **glückliche und lebhafte Einbildungskraft** nützlich befunden werden. Sie ist die Fähigkeit des Verstandes, welche die Ideen nach der Möglichkeit entweder zusammen setzet, oder absondert und den Weg zur Wahrheit bahnet. Sie braucht nur mässig zu seyn, wenn die Urtheilungskraft nur gut ist. Jedoch ist ein fertiger und erweckter Witz, wenn die Urtheilskraft dazukömmt, etwas herrliches. Er macht a) im Nachforschen glücklich und scharfsichtig, b) im Errathen vorsichtig, c) in Annehmung und Ausdrückung der Affecten geübt, d) geschickt, deutlich und ordentlich zu reden. Und also siehet man hier den Nutzen auf Seiten des Uebersetzers, dem er viele Mühe ersparet, die Arbeit befördert, die Armuth der Worte und Ausdrücke verhütet, und ihm sein Bemühen viel angenehmer macht. Auf Seiten der Leser wird der Nutzen darinnen bestehen, daß sie das, so gut und wohlgerathen, das lebhaft ausgedrücket ist, desto lieber und muntrer lesen. Was die Trägheit und Schwäche dieser Kraft schade, das erhellet daraus, wenn man eine Redensart oft verändern, und eine dunkele oder verworrne Sache in ein gröſſer Licht setzen soll.

§. 3. **Eine durchdringende und scharfe Urtheilungskraft** ist das allernöthigste. Sintemal

mal die Stärke dieſer Gemüthskraft den Mangel und die Unfähigkeit der andern mit der Zeit erſetzet: Da hingegen das beſte Gedächtniß u. die ſcharfſichtigſte Erfindungskraft, bey ihrer Blödigkeit unbrauchbar und lächerlich wird; wie uns das Exempel der Rabbinen und eines alten bekannten Sprachverſtändigen erweiſet. Deswegen hat Diodorus Tuldenus ſie mit Recht das Mark der Erfindungskraft und die Regel des Verſtandes genennet. Sie iſt die Richterin, die alles entſcheidet, der Probirſtein und die Wageſchaale, ſo alles prüfet, und das Steuerruder, das alles regieret. Deswegen habe ich ſie auch bis zuletzt verſparet. Sie iſt das Vermögen unſerer Seelen, da man alle vorkommende Begriffe mit einander vergleichet, verknüpfet, oder von einander abſondert und auseinander ſetzet, und alſo durch ihren fertigen und richtigen Schluß in das Innerſte der Dinge eindringet. Man muß prüfen, welche Bedeutung eines Worts oder Ausdrucks an einem Orte gelten müſſe; welches am deutlichſten, nachdrücklichſten, lebhafteſten und angenehmſten iſt; welches die Meynung und den Affect des Verfaſſers am beſten erreichet; welche Erfindungen der Erfindungs- oder Zuſammenreimungskraft die beſten und geſchickteſten ſind. Sie muß die Aehnlichkeit der Lehrforme und ihrer Theile untereinander, die ein Schriftſteller in ſeinem Werke beobachtet, in acht nehmen. Sie muß die Umſtände, den Endzweck, die gleichlautenden oder verwandten Stellen bedenken, das Vorhergehende mit dem Folgenden vergleichen, u. alſo den Sinn des Verfaſſers recht ausſpü-

Begriffe keinen findet, der es nicht in einem Stücke versehen sollte. Man besehe den ersten Band der critischen Beyträge auf der 80. Seiten. Was die Natur versagt, das kan oft, zumal in Schärfung der Urtheilskraft, durch unverdroßnen Fleiß und Uebung ersetzet werden (*). Wenn aber die Kräfte gar zu schwach sind, u. sich hingegen merkliche Hinderniſſe finden, als ein Mangel des Gedächtniſſes, groſſe Schläfrigkeit der Erfindungskraft, natürliche Dummheit des Verstandes, und eine ganz stumpfe Urtheilungskraft: So thut man wohl, daß man das Studiren gar unterläſſet, vielweniger sich unterfange, mit Ueberſetzungen und gelehrten Büchern anderen zu dienen. Wo kein Vorrath ist, da kan man auch nichts hervor langen. Es werden sich unterdeſſen schon andere, welche Gott zu dem Ende ausgerüstet hat, dazu finden.

§. 6. Doch dieſe Gaben mögen noch so vortrefflich und ausnehmend seyn: So nützen sie doch nicht, wenn nicht **Fleiß, Bemühung nach anderen Geſchicklichkeiten und viele Uebung** dazu kommen. Wie oft findet man die herrlichſten Köpfe, welche entweder durch Verſäumniß, oder aus Mangel der Unterweiſung und der Zeit, oder aus Faulheit, Ueppigkeit u. d. g. verroſten u. unbrauchbar werden: Gleichwie die schärfſten Werkzeuge durch Schimmel, Roſt, und andere Mishandlung unnütze

(*) Buddei Diſſert. de cultura ingenii in ſeinen ſelectis juris naturae & Gent.

nütze werden können. Ja der ſchönſte Acker kan durch Ueberſchwemmung, durch allzuviele Feuchtigkeiten verderben; oder durch Verſäumung der gehörigen Zubereitung und Beſäung mit gutem Saamen, unfruchtbar werden. Alſo macht dieſes, was wir abgehandelt haben, noch nicht das völlige gute Bild eines geſchickten Ueberſetzers aus; ſondern es muß noch nothwendig das hinzukommen, was wir hiernächſt abzuhandeln haben in dem

Andern Abſchnitte,

nemlich

Die durch Uebung und Fleiß erworbenen Geſchicklichkeiten.

§. 1. Dazu gehöret, 1.) daß man beyder Sprachen, ſo wohl der, woraus man überſetzet, als auch der, worinn man überſetze, mächtig ſey. Und hierzu wird erfordert, 1) daß man in jeder Sprache eine zahlreiche Menge von den achterley Wörtern ſich bekannt mache, damit man nicht genöthiget werde durch öfteres Aufſchlagen der Wörterbücher ſich zu verhindern, die mit Nachſinnen beſchäftigten Gedanken zu ſtören, und durch neue in die Augen fallende Begriffe zu verwirren. Die Anzahl der Worte in einer jeden zur Vollkommenheit gebrachten Sprache iſt gewißlich nicht geringe, weil nicht nur ſo ungemein viele Dinge gefunden werden, die man benennen muß; ſondern man noch dazu viele gleichgültige Wörter hat. Man ſagt von den Chineſern, daß die allerwenigſten ihre Characteres und Schreibzüge wiſſen, und den mehreſten

resten nicht mehr, als ein paar hundert, die man im gemeinem Leben gebraucht, bekannt wären. Eben das kan man von vielen in Absicht auf die Wörter einer Sprache sagen. Wenige wissen die Helfte der Wörter, und noch wenigere drey Theile: Keiner aber kan sich so leicht rühmen, daß sie ihm alle bekannt wären, er habe denn alle Bücher, welche in der Sprache geschrieben sind, gelesen und die Wörter sonderlich bemerket. Dieses gilt vornemlich von der deutschen Sprache, theils vieler Nationalwörter, theils vieler verlegener, theils vieler Kunstwörter, theils vieler neugemachten Worter wegen, wie bereits in dem 1. Bande der critischen Beyträge auf der 65 und folgenden Seiten angemerket worden. Da dem nun also ist: So muß man fleissig Bücher lesen, die in den Sprachen geschrieben sind, darinnen man sich geschickt machen will; die Wörter bemerken, im schreiben gebrauchen und anwenden, daß man auf solche Weise die meisten in Bereitschaft habe. Es wird 2) erfordert, daß man der Worte eigentliche Bedeutung, welche man aus ihrer Abstammung und dem mehresten Gebrauche erkennen kan, wo man sie nicht aus guten Wörterbüchern zu erlernen vermag, und alsdenn die davon abgeleiteten und eigentlichen Bedeutungen, nach der Reihe wisse, und einsehe, worinnen die Aehnlichkeit der Vergleichung bestehe, und ob eine solche Herleitung gegründet und beyzubehalten, oder unglücklich und zu verwerfen sey. Man muß 3) den Unterscheid aller gleichgültig scheinenden Wörter wissen; dazu gehöret, daß man ihre Begriffe recht erkenne, auseinander setze, und wisse, in welchem Falle dieses, in

welchem

welchem Falle jenes zu gebrauchen ſey, welches mehr und welches weniger bedeute. Man beſehe das erſte Stück der critiſchen Beyträge auf der 70. Seite und den Anfang des fünften Stücks. Man muß 4) wiſſen, welche Wörter gut und gebräuchlich, welche aber zu alt, übelgerathen, unbekannt, pöbelhaft und nur in einigen Provinzen üblich und einem eigen ſind. Man ſchlage die 120. Seite des 5. critiſchen Beytrages davon nach. Man muß 5) wiſſen, wie ich die zu überſetzenden Worte einer fremden Sprache durch andere geſchickte, hinlängliche Wörter der andern Sprache, darinnen ſie ſollen eingekleidet werden, gebe; daß ihr Nachdruck, Lieblichkeit und Verſtand erhalten, nicht mehr, und nicht weniger, auch nichts unrechtes geſagt werde: Wozu gewiſſlich vieles Nachdenken und eine ſorgfältige Erwegung des Zuſammenhanges gehöret. Denn an einem Orte muß man ein Wort anders geben, als an dem andern. Als Fatal heißt bald gefährlich, bald vom Verhängniß herrührend, bald letzt. Moral heißt bald die Sittenlehre, bald rechtmäßig, bald ſittlich und geiſtlich, bisweilen behält man lieber das Wort ſelbſt. Man muß 6) wiſſen wie die Worte in jeder Sprache geſchickt, eigentlich und wohllautend zuſammengefüget, in übliche Redensarten gebracht und vermiſcht werden. Endlich 7) muß man wiſſen, was der Gebrauch für ordentliche oder unordentliche, von den Regeln abweichende, beſondere Redensarten eingeführet, wie zwo Sprachen darinn übereinkommen und von einander abgehen, wie eine Sprache reicher iſt an gleichgültigen Worten, als die andere, wie eine Sprache Nennwörter

wörter gebrauchet, da die andere entweder aus Armuth oder Gewohnheit Haupt oder Zeitwörter, oder Nebenwörter gebrauchet, und was noch mehr zur eigentlichen natürlichen Beschaffenheit einer Sprache gehöret. Wo solche Wissenschaft nicht zum Grunde liegt, wird man leichtlich entweder einer, oder beyder Sprachen Art, oder auch öfters der Wahrheit zu nahe treten. Verstehe ich eine Redensart nicht recht, die der Sprache, woraus ich übersetze, eigen ist, so treffe ich ihren Sinn auch nicht: Verstehe ich sie aber und weis nicht, wie die Deutschen selbige ausdrücken, ob sie auch so, oder anders reden; so treffe ich wohl den Verstand, beleidige aber der Deutschen reine Mundart.

§. 2. Dazu gehöret, 2.) daß man sich eine zureichende **Wissenschaft anderer Sprachen**, die mit den beyden Hauptsprachen entweder verwandt sind, oder mit untermenget werden, anschaffe. Also, wer lateinische Bücher übersetzen will, der muß etwas griechisch können, weil dergleichen Wörter und Redensarten darinnen vorkommen. Fast in allen unsern neuern Schriften findet man bald hebräische, bald griechische, bald lateinische, bald französische, bald englische Wörter u. d. g: Daher man doch so vieles davon wissen muß, daß man sich helfen kan. Wer z. E. englische Bücher ins Deutsche übersetzen will, der wird sich sehr helfen können, wenn er etwas holländisch und französisch verstehet.

§. 3. Dahin gehöret 3.) eine hinlängliche **Erkenntniß der nöthigen Wissenschaften**. Man muß nemlich die **Sprachkunst** beyder Sprachen

inne haben, damit man wiſſe, in welcher Zeit, Zahl, Stufe, Geſchlechte, Perſon und Abfalle man recht und gebräuchlich rede. Man muß die **Rhetorik** inne haben, daß man die Figuren und mannigfaltigen uneigentlichen Redensarten kenne, und ſie recht zu gebrauchen wiſſe. Man mus die **Logik** oder Vernunftlehre gelernet haben, daß man die natürlichen Fehler beſſere, die Kräfte der Natur polire, alles verworrene fein in Ordnung bringen laße, damit man richtige Begriffe bekomme, recht denken und ſchlieſſen lerne, und den Zuſammenhang einer Schrift einzuſehen und anzuzeigen im Stande ſey. Man muß die Regeln der **Dichtkunſt** inne haben, wenn man mit Verſen im überſetzen zu thun hat. Man muß eine Einſicht in die **Naturwiſſenſchaft**, ſonderlich in die **Sittenlehre** beſitzen, damit man der Menſchen Gemüther, Neigungen und Affecten erkennen und ausdrücken könne, welches alles höchſt nützlich zu gebrauchen iſt.

§. 4. Dahin gehöret, (4. daß man die **Sache** davon man ein Buch überſetzen will, verſtehe: Sonſten arbeitet man an Sachen, die man nicht kennet, davon man keinen rechten Begriff hat, und wird folglich greuliche Fehler begehen. Denn in einer ieden Wiſſenſchaft ſind nicht nur beſondere Kunſtwörter, ſondern auch Wahrheiten, welche denen, die ſich darinn nicht umgeſehen, unbekannt ſind. Wie will man denn im Ueberſetzen fortkommen? Keiner wird der Gottesgelehrten, Rechtsverſtändigen, Arzeneyerfahrnen und Weltweiſen Redensarten treffen und überſetzen können, wenn er nicht von ieder Wiſſenſchaft zum wenigſten einen kleinen Vorſchmack

schmack hat. Hiernechst muß man die Sachen verstehen, welche mit einer unter Händen habenden Sache verwandt sind, und dabey vorkommen. Als wer theologische Bücher übersetzen will, der muß die Grundsprachen, die Alterthümer der Griechen und Hebräer verstehen. Wer die alten Scribenten übersetzen will, der muß ihre Fabeln, Erdichtungen, Göttergedichte, Kriegesverfassungen, Regierungsformen, Alterthümer, Gebräuche und die alte Erdbeschreibung, samt der Historie wissen. Der Mangel der Wissenschaft bey vielen Uebersetzern ist eine Ursache vieler Fehler, oder wohl gar mancher Misgeburten von Uebersetzungen. Daher hat man so vieles ausgelassen, so manches verkehrt und unrecht übersetzt, so manches verdunkelt und nicht eigentlich mit den rechten Nahmen benennet. Ja man ist nicht im Stande gewesen, das, was man schreibt, zu beurtheilen und zu richten. Herrns deutsche Uebersetzung Columellä kan hier zum Exempel dienen.

§. 5. Hierher gehöret allerdings ein sorgfältiger Fleiß und eine unermüdete **Uebung**, wovon schon überhaupt etwas erwehnet worden. Denn dadurch werden die Naturgaben geübter und brauchbarer, die itzt erwehnten Geschicklichkeiten erlanget, vermehret und wieder die Vergessenheit gesichert. Ohne Fleiß uud Mühe hat man nichts. Niemand hat im Schlafe oder herumgaffend etwas vor sich gebracht: Es wäre denn, daß es Gott durch eine mitgetheilte Fertigkeit geschenket, wie den Jüngern die Wundergabe der Sprache, und wie dem Berlinischen Prediger Herrn Schönemann, die Fer-

tigkeit

tigkeit in Verſen zu reden. Niemand kan zunehmen, er übe ſich denn. Niemand iſt ein Meiſter gebohren: Und wer nie anfängt, etwas ſchlimm zu machen, der wird nie etwas beßer und gut machen. Drum fangen wir in der Schule an, die Jugend durch kleine Schulübungen auf allerley Weiſe zu üben. Wer ein Ueberſetzer werden will, muß ſich inſonderheit für ſich üben, wie Plinius und Quintilianes anpreiſen, und dabey dieſes in Acht nehmen, daß er von dem leichtern zum Schwerern ſchreite. Er muß ſich üben mit dem Munde, mit der Feder, durch Leſung dienlicher Bücher, und durch Unterwerfung unter anderer Urtheil; ſo wird er mit Verwunderung erfahren, wie geſchickt Gedächtniß, Erfindungs- und Urtheilungskraft werden. Anſtatt, daß er ſonſt bey einer Seiten eine Stunde geſeſſen, nachgedacht, nachgeſchlagen hat, u. d. g. ſo wird er endlich die Sache nur mit den Augen durchlaufen dürfen, und gleich wiſſen, wie es zu geben ſey. Woher hat ein Seiltänzer ſeine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, ein Organiſt ſeine Fertigkeit u. d. g. als durch die Ubung (*) ?

§. 6.

(*) Die Verfaſſer der Bibliotheque Belgique führen unter dem April dies 1733. Jahres bey M. Rollins Buch de la maniere d' enſeigner & d' etudier les belles lettres par rapport à l' Eſprit & au Coeur, auf eine beſondere Art zu überſetzen in den Schulen, um die Mutterſprache zu üben: Man ſolle nemlich eine Stelle aus einem guten oder ſchlechten Auctor leſen laſſen, ja mit Fleiß ſolche aufſuchen, darinnen eine falſche Hoheit, Beredſamkeit und falſche Gedanken ſich befinden, und nachdem man die Fehler gewieſen,

das

§. 6. Die Gnadengaben des heil. Geistes, eine brennende Liebe Christi, und ein göttliches Licht sind zwar überhaupt bey allen Schriften nicht unnützlich: Insonderheit aber sind sie bey Uebersetzung geistlicher Bücher nöthig und nützlich, welche nebst allen andern Kräften durch eine ernstliche Anrufung und stets begleitendes Gebeth von Gott, dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, erbethen werden müssen. Ein mehres kan man hiervon nachlesen, in des Herrn D. Rambachs kleinen Schrift, von einem geschickten Ausleger der Heil. Schrift in der andern Abtheilung.

§. 7. Endlich ist ein Vorrath an guten Büchern, gründlichen Sprachkünsten, insonderheit an vollständigen und gelehrten Wörterbüchern und dergleichen ein gutes Hülfsmittel: Damit man dahin seine Zuflucht nehmen kan, wenn bey einem Werke, bey einer Redensart, oder bey der Sache ein Zweifel entstehet; oder wenn man sich nicht gleich besinnen kan. Wenn dieses nicht wäre, so wüste man öfters nicht, wo man sich helfen sollte. Denn sich bey gelehrten Leuten mündlich oder schriftlich Raths zu erholen, ist oft nicht möglich, oder doch zu langwierig und zu weitläuftig.

§. 8. Die entgegenstehenden Hinderniſſe sind Unwissenheit, Ungeübtheit, Ungeschicklichkeit, Unbelesenheit und der Mangel; welche aber alsdann, wenn

daß übele Stück in eine beßere Schreibart bringen lassen. Man sehe auch das 17. Stück der gelehrten Zeitungen des 1733. Jahres.

wenn das obige ſeine Richtigkeit hat, wegfallen. Wer nun von Natur und durch unermüdeten Fleiß alſo ausgerüſtet iſt, der kan ſich endlich getroſt an die Arbeit wagen; wie wir uns den erkühnen wollen, weiter zu gehen und im

Dritten Abſchnitte

zu lehren,

Wie die Naturgaben und erlangten Geſchicklichkeiten bey dem Ueberſetzen anzuwenden ſind.

§. 1. Drey nicht geringe Puncte ſind in dieſem Abſchnitte abzuhandeln. 1.) Müſſen wir zeigen, was ein Ueberſetzer zu beobachten habe, ehe er zur Arbeit ſchreitet, und wie er ſich anſchicken ſoll; 2.) wie er die Arbeit ſelbſt klüglich angreifet und fortſetzet; 3.) worinn ſeine letzte Bemühung, die ihm noch obliget, beſtehen ſoll. Wenn ſolches wird abgehandelt ſeyn: So werden wir den Ueberſetzer in ſeiner eigentlichen, lebhaften und guten Geſtalt vorgeſtellet und unſerm Verſprechen ein Gnüge geleiſtet haben.

§. 2. Ehe ein Ueberſetzer zur Arbeit ſchreitet, muß er 1) eine kluge Wahl getroffen haben. Er muß ſchlüßig ſeyn, welches Buch er vor ſich nehmen, woraus und worinn er überſetzen will. Er trifft dieſe Wahl entweder ſelber, oder ſie wird ihm von einem andern angeprieſen, oder die Arbeit wird ihm von einem Verleger aufgetragen. Bey allen dieſen dreyen Fällen hat er zuzuſehen, ob das Buch der Mühe, Koſten und des Leſens werth ſey? ob es

nützlich, erbaulich, unanstößig, gründlich, u. gelehrt sey? Ist der Inhalt rar und sonderlich: So ist es noch besser, und der Verleger kan sich eines geschwinden Abgangs erfreuen. O daß doch dieses alles wohl beobachtet würde! So wäre man nicht mit ärgerlichen, unnützen, überflüßigen und schlechten Uebersetzungen belästiget. Nächst dem muß er sich auch setzen, und seine Kräfte überschlagen, ob er auch im Stande ist, das Werk hinaus zuführen, daß er nicht zu Schanden werde, und seinem Verleger einen empfindlichen Schaden zu füge.

§. 3. Ist die Wahl richtig: So muß ein Uebersetzer, der sich in keinem Stücke vergehen; sondern alles behutsam vermeiden will, bemühet seyn, den **Verfertiger des Buchs und seine Schreibart** genau erkennen zu lernen. Er muß eine Kundschaft einziehen 1.) von seinem Lebenslaufe, seinen Begebenheiten, dem Orte seiner Studien, seinen Bedienungen, Würden und Anfechtungen: 2.) von seinen Schriften und denen in selbigen vorkommenden Meynungen: 3.) von seinen Tugenden und Fehlern: 4.) von seinen Neigungen, Affecten und Leidenschaften: und 5.) endlich von der ganzen Einrichtung des unterhabenden Werks, von der darinn befindlichen Lehrart, von den besondern Meynungen und Sachen u. d. g. m. Alle diese Nachrichten werden grossen Vortheil schaffen. Zu dem Ende muß man erstlich die Schrift durchlesen, sich dessen bedienen, was in der Vorrede des Originals davon möchte angeführet seyn, in den gelehrten Wörterterbüchern, Zeitungen, Monathschriften, oder wo das nicht zureicht, bey andern Gelehrten sich Raths

erholen

erholen und unterrichten laſſen. Es ſoll unten die Urſache und der Nutzen dieſes Erforderns mit dem Zeugnuße Hermanns von der Hardt erwieſen werden.

§. 4. Er muß auch alle **Vorurtheile des Anſehens** ſo wohl, als der **angenommenen Meynungen** ablegen, weil ſie öfters die Scharfſinnigkeit des Verſtandes blenden und ſeinen Wirkungen Eintrag thun. Er muß weder alles, was ſein Verfaſſer ſchreibt, aus blinder Liebe für lauter Gold und Perlen, noch alles für Ton und Erde halten; ſondern ein iedwedes genau und unpartheyiſch, nach dem ganzen Zuſammenhange, und nach den oben angeführten Stücken erwegen und überſetzen: Damit man weder dem Verfaſſer durch Andichtung deſſen, ſo ihm nicht in den Sinn gekommen, beleidige; noch auch etwas, darinn er es verſehen hat, leugnen wolle; noch auch der Meynung, die man ſelber angenommen hat, allzugünſtig ſeyn, daß man ſie allenthalben einſchieben, erweiſen, oder aus derſelben den Verfaſſer deſto heftiger wiederlegen wolle. Iſt man aber der Wahrheit gewiß: So kan man wohl zum Unterricht und zur Verwahrung des Leſers ſeine Meynung beſcheidentlich in einer kurzen Note anzeigen und erweiſen. Vielweniger iſt die allzugroſſe Verwegenheit der Kunſtrichter in Ausbeſſerung einiger Stellen, nach ihrem eigenen Gefallen, ohne hinlänglichen Grund, erlaubt und an einem Ueberſetzer zu billigen.

§. 5. Man muß die **Ruhmbegierde und Gewinnſucht** aus dem Herzen verbannen, hingegen ſich den rechten Zweck vorſetzen, welcher iſt, Gottes Ehre, u. des Nächſten Nutzen zu befördern, und

mit seinem Pfunde zu wuchern. Wo aber die Ruhmbegierde herrschet, da ist erstlich nicht der rechte lautere Zweck, folglich arbeitet man nicht nach dem Willen Gottes und im Seegen; ferner werden manche Dinge, Worte und Ausdrücke mit unterlaufen, welche nach der Schwachheit der eitlen Ruhmsucht schmecken; endlich so wird sie von der Eigenliebe, von der Verwegenheit, von der hochmüthigen Schwachheit, alles selber am besten zu wissen, von der Uebereilung, als dem Vorurtheile der Eigenliebe und einer fruchtbaren Mutter verkehrter Auslegungen, begleitet: daß alsdann eintrift, was der Comödienschreiber sagt: Qui multa audet, multa peccat: Wer sich viel unterstehet, der sündiget viel. Die Uebereilung in Bestimmung des Verstandes einer Stelle entspringet aus mancherley Ursachen: Nicht nur aus Ungeduld bey der Arbeit, aus einer lebhaften Einbildungskraft, aus unrechtmässiger Scham; sondern auch aus Begierde neue Dinge vorzubringen, aus Hochmuth, aus Ruhmbegierde, aus Eigenliebe als mache man alles kerngut und es sey nicht nöthig es nochmals zu prüfen; daher denn viele Fehler übersehen werden. Man besehe J Andr. Schmids Dissert de praecipitantia und Barths diss. de praeiudiciis. Wo die Gewinnsucht das Ruder und die Feder führet, oder das Triebrad ist, da handelt man auch wieder den Zweck, man fährt flüchtig überhin, überlegts nicht recht, prüfets und verdauets nicht; da wir doch Menschen sind, und nicht alles auf einmal finden können; sondern man trachtet nur dahin, daß man vieles vor sich bringe und erwerbe.

§. 6. Es

§. 6. Es iſt nöthig, daß man ſich in einer innerlichen und äuſſerlichen Stille befinde. Zur innerlichen Stille wird erfordert, daß keine heftige Bewegungen und Beunruhigungen, welche Haß, Zorn, Neid, Argwohn, Partheylichkeit, Eiferſucht u. d. g. erregen, das Gemuthe verhindern, die Wahrheit recht einzuſehen. Denn ſie ſind gleich den ungeſtümen Ungewittern, welche auch einen Ueberſetzer hin und hertreiben, ihm das Ruder der Weisheit aus den Händen winden, das Licht ſeines Verſtandes auslöſchen, und die Heiterkeit, Ruhe, Stille, Schärfe und Mäſſigung des Gemüths hindern, welche zur Erreichung des rechten Verſtandes, unumgänglich nöthig ſind. Denn (*) gleichwie ein Auge durch ein klares, nicht trübe gemachtes Waſſer, bis auf den Boden hindurch ſchauen kan: Alſo ſiehet ein gefaßtes und geſtilletes Gemüth die innerſten Verborgenheiten der Wahrheit; indem ein bewölktes und von der Uneinigkeit der Leidenſchaften erſchüttertes Gemüth nur bloſſe Kleinigkeiten u. leere Bilder bemerket und andern verſpricht. Denn nach der Erfahrung (†) wagt die geringſte Verwirrung einen Anfall an den oberſten Theil der Seelen: Und wo ſie keinen Streit erregen kan, da verurſachet ſie doch einen Aufruhr, welcher uns dennoch verwirret und verhindert, wenn er gleich nicht alſo beſchaffen iſt, daß er allen Eifer nachzuforſchen auslöſchet. Nicht weniger gehöret dahin eine äuſſerliche Stille, oder

(*) Sind Worte des Herrn D. Rambachs de idoneo interprete Sect. 2. §. 38.

(†) Facciolatus in Orat. ad Theolog. in oration. de optimis ſtudiis p. 95.

eine Abweſenheit ſolcher Urſachen, die von auſſen das Gemüth beſtürmen, und verunruhigen können, als Unpäßlichkeit, Schmerzen, Verdrüßlichkeiten, finſter Wetter, ein Geräuſche der Kinder, allerley fremde Reden, Unterbrechungen u. d. g. Obgleich dieſe Urſachen nicht allezeit weg ſeyn können, u. niemand ſelbige aus eigener Macht alle heben kan: So machen ſie dennoch unaufgeräumt und in etwas ungeſchickt. Man thut daher beſſer, daß man ſich bey ſo geſtalten Sachen, wenn ſie entweder einen allzu ſtarken Einfluß in das Gemüth haben, oder doch deren mehrere zuſammen kommen, lieber der Arbeit gar enthalte, oder ſich doch ſo viel aufmuntere, als nöthig und möglich iſt. Denn ſonſten muß man theils die Seelenkräfte deſto ſtärker anſtrengen, theils gehet die Arbeit nicht ſo glücklich und hurtig von ſtatten.

§. 7. Und weil man nichts auf ſeine eigene Kräfte wagen ſoll: So muß man Gott um ſeinen Beyſtand, ſeine Erleuchtung und ſeinen Seegen anruffen. Es wird alsdann die Arbeit gewiß noch weit glücklicher von Händen gehen. Sintemal an Gottes Seegen ja alles, auch bey dem Studiren und Ueberſetzen, gelegen iſt; und Gott dem, der aus eigenen Kräften alles ausrichten will, kräftige Hinderniſſe, Irrthümer und Dunkelheiten zur Strafe zuſchicken kan.

§. 8. Wenn man ſich alſo anſchicket und dieſe erforderte Stücke richtig in guter Ordnung beobachtet: So wird man mit den Hinderniſſen nicht zu kämpfen haben, vielweniger einen Eintrag davon leiden dürfen. Der Vorwurf von einer

unnützen

unnützen oder ſchädlichen Arbeit wird niemals den Fleiß ſchwächen oder unterbrechen. Keine Unwiſſenheit wird jemanden zu Irrthümern verleiten. Keine Verwirrung, kein ungeſtümer Anfall der Leidenſchaften, keine Vorurtheile, keine Verwegenheit in Beurtheilung der Wörter wird ſchädliche Spuren in der Ueberſetzung zurück laſſen. Dannenhero alsdann nichts mehr übrig iſt, als daß man zum andern das vorhabende Werk ſelbſten angreife, welches alſo verrichtet werden muß.

§. 9. Bey dem **Ueberſetzen verhalte man ſich alſo** 1.) Man leſe erſt einen ausgeführten Satz bis auf den Endepunct bedächtlich durch, damit man ſich von der Meynung des Verfaſſers einen recht deutlichen Begriff machen könne. Erreicht man ſelbigen nicht gleich mit dem erſtenmale: So leſe man den Abſatz nochmals durch, und erwege dabey das Folgende. 2.) **Hierauf erwege man eines jeden Worts eigentliche Bedeutung, welche hier gilt, und** was die vorkommenden Redensarten hier anzeigen ſollen. Dazu gehöret Betrachten, Nachſinnen, Urtheilen und ein ſorgfältiges Zuſammenhalten ſo wohl der gegenwärtigen Worte mit einander, als auch einer Stelle mit der andern; daß man ſehe, wie dieſes oder jenes dunkele Wort, dieſe oder jene Redensart gebrauchet ſey, dabey eine vorhergegangene Uebung und Leſung, ſowohl anderer Bücher, als auch des unter Händen habenden, vortrefflich zu ſtatten kommen kan. 3.) Kan man nicht gleich zur Gewißheit gelangen, oder ſich nicht völlig beſinnen, oder es iſt einem ein Wort gar ver-

borgen: So ſchlage man ein gründliches Wörterbuch nach, welches das Verborgene entdecken, zu dem geſuchten leiten, oder Gelegenheit geben und zur Gewißheit verhelfen wird. 4.) Alsdann denke man, wie man ſolches in der anderen Sprache gebe, wie man ein jedes Wort, eine jede Redensart an dieſem Orte ausdrücke, daß man der Sprache, darinn man ſchreibet, keinen Eintrag thue, und dennoch den Verſtand des Verfaſſers und den Nachdruck völlig erreiche, daher man wohl zwey Wörter oder ein Beywort gebrauchen kan, wie man bey allen guten Ueberſetzungen wahrnimmt. 5.) Und weil eine jede Sprache ihre eigene Beſchaffenheit und Schönheit hat: So muß man bedenken, wie man den zuverdeutſchenden Satz oder Perioden einrichten wolle. Zuweilen iſt es nöthig, daß man die kleinen Sätze oder Glieder herumſetze, aus Nennwörtern Zeit- oder Nebenwörter mache, wie es der Reichthum und die Art einer Sprache erfordert. Zuweilen muß man aus einem gar zu langen Perioden zweene kleine, oder mehrere machen, ſonderlich bey Ueberſetzung engliſcher Bücher; die ausgelaſſene Verbindung hinzuthun; alles dunkele in ein helleres Licht ſetzen, und alsdann hat die Ueberſetzung noch einen Vorzug. Das Zeitwort ſtehet gerne hinten, es wäre denn, daß es zuweit herunter käme, oder am Ende zu viele Zeitwörter gehäufet würden: In welchem Falle man ſelbiges am bequemſten Orte einſchieben muß. Iſt bey uns ein Wort nur in der Zahl der Einheit gebräuchlich, und man will doch gerne die Zahl der Vielheit des

Grund-

textes ausdrücken: So geſchicht es durch folgende beyſtändige Wörter: Alles, allerley, verſchieden, mancherley ꝛc. Was andere Sprachen in der völlig vergangenen Zeit ausgedruckt, das giebt man gerne bey uns in der unvollkommenen Zeit, damit man die ſonſt allzuhäufigen Hülfswörter, hat, iſt, vermeide. Bisweilen kan man im Deutſchen nicht einerley Wortfügung behalten, weil zwey Zeitwörter nicht einerley Abfall zu ſich nehmen: So muß man alsdann das Wort, wovon die Rede iſt, doppelt ſetzen. u. d. g. So viel als möglich iſt, folget man dem Originale auf dem Fuſſe nach; wo aber keine wörtliche Ueberſetzung möglich iſt, iſt man nur bemühet den Verſtand zu treffen. Nach dem 5. Beytr. und der 118 Seite. In Verſen kan man wohl Zuſätze machen, welche ſich aber ſchicken müſſen, und was nicht erheblich iſt, weglaſſen. Doch wird ſolches nicht nöthig ſeyn, wenn man ſich nicht zwinget mit Reimen zu ſpielen. 6.) Man muß bedenken, von welcher Materie man ſchreibe, daß man die zu der Sache gewöhnlichen Kunſtwörter gebrauche. 7.) Man muß ſich befleißigen, deutlich, angenehm und rein zu ſchreiben. 8.) Iſt vonnöthen, daß man die Unterſcheidungszeichen mit groſſem Fleiſſe übertrage, oder wo es nöthig iſt, verbeſſere. 9.) Kurz, ein Ueberſetzer muß ſich bemühen den völligen Abdruck des Verfaſſers und die genaue Abbildung des Originals in ſeiner Ueberſetzung zu hinterlaſſen. Nichts muß unrecht, nichts zu viel, nichts zu wenig ſeyn, welches durch Redlichkeit, Liebe zur Wahrheit, Unverdroſſenheit,

Beſcheidenheit, Aufrichtigkeit, Stätigkeit, Geduld und Zeit erlanget wird. Dieſes kan ich nicht beſſer, als mit des Herrn von der Hardt vortrefflichen Worten ausdrücken, welche aus ſeinen Anfangsgründen der allgemeinen Schrifterklärung vom 15. Bl. alſo überſetzet lauten: Es iſt eine groſſe Tugend und Geſchicklichkeit in der Ueberſetzung einem Verfaſſer ſeinen Mund, ſein Geſichte, ſeinen Verſtand, ſeine Stirn oder Geſtalt, die er unter einer anderen Himmelsgegend hatte, zu geben. Und bey uns iſt das eine groſſe Kunſt, das einem zu geben, welcher unſern Grenzen, unſerer Luft und Lieblichkeit ungewohnt iſt. Es iſt derohalben eine wichtige Sache, einen Verfaſſer alſo zu unterweiſen, daß er mit uns in unſerer Mundart und in unſerer Sprache vertraut rede, als wenn er bey uns gebohren und erzogen wäre, und man es ihm nicht anſehen könne, daß er ſie erſt gelernet habe. Denn es iſt nicht genug, grob und bloß von Wort zu Wort etwas zu geben. Eine ſolche Ueberſetzung wird öfters eine Verdrehung und Umſtoſſung des rechten Verſtandes. Der Urheber einer würdigen Ueberſetzung muß ferner ſo weit eindringen, daß er des Scribentens Gemüthsbewegung niemals aus ſeinen Augen laſſe, welche den Worten mannigfaltige Kennzeichen der Bedeutung eingepräget hat. Und damit ein Ueberſetzer dieſes geſchickt beobachten könne: So muß er die Beſchaffenheit der Gegend, Luft, Sitten, Gemüthsneigungen, öffentlicher oder geheimer Bewegungen, wo der Verfaſſer gelebt oder geſchrieben hat, wiſſen. Denn dieſe Dinge ſind bewundernswürdige Reizungen der Affecten.

Ja

Ja es iſt nöthig, daß ein Urheber einer guten und würdigen Ueberſetzung, gleichſam in derſelbigen Gegend, wo der fremde Scribent gelebet hat, Luft geſchöpfet; wenn er eine Ueberſetzung liefern will, welche nicht nur die Worte erzählet, ſondern den Mund, die Augen, die Affecten, das Herz und alle Bewegungen des Herzens anzeiget und mit gleichgeltenden Worten ausdrücket. Joh. Conrad Dannhauer in hermenev. ſacra p. 349 ſagt: Ein Ueberſetzer muß das Gemüth des Verfaſſers annehmen, daß er gleichſam eben derſelbe in einer andern Perſon zu ſeyn ſcheine. Man kan zu rathe ziehen P. D. Huets Abhandlung von der beſten Art zu überſetzen und den berühmteſten Ueberſetzern. Matth. Flacci clav. ſcript. ſ. im 2 Theile auf der 99 Seiten und Freyers Oratorie auf der 17 Seiten. 10.) Wenn ſolches nun geſchehen iſt: So muß man ſeine Arbeit mit dem Originale vergleichen, und prüfen, welcher es beſſer getroffen hat, wie Plinius und Quintilian erfordern. 11.) Es iſt auch nicht nur erlaubt, ſondern auch zuweilen nöthig, kurze Anmerkungen zu machen, welche mehr Unterricht, Erklärung, Nachricht, Erläuterung und Verwahrung wieder das Aergernüß in ſich faſſen. 12.) Wenn die Schrift darnach iſt, kan man ſich wohl einer Freyheit bedienen, nach dem Zwecke, den man ſich vorgeſetzet hat, das Unnöthige weglaſſen, das Kurze und Dunkele vermehren. Doch muß man ſolches zuvor anzeigen. 13.) Hat man ein Wort erſt wo umſtändlich ausgedruckt: So braucht man wohl ein kürzeres und nicht ſo vollſtändiges, wenn es wieder vorkömmt.

§. 10. Das

§. 10. Das was ich bisher nach meiner eigenen Erkenntniß vorgetragen habe, das will ich nun mit einigen anderen Zeugnissen oder Exempeln erhärten. Dahin gehöret, was in den 6ten critischen Beytrage auf der 238 und folgenden Blattseiten und im 7ten auf der 529 und den folgenden Seiten befindlich ist, und ich hier nicht wiederholen mag. Luthers Fleiß und Art bey dem Uebersetzen wird von ihm selber in seinem Briefe von Dollmetschen beschrieben, und man findet davon etwas in der Untersuchung, ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle, bey der Nachricht von der deutschen Gesellschaft in Leipzig ꝛc. Desgleichen im 5ten critischen Beytrage auf dem 120 und 128 Blatte ꝛc.

§. 11. Wenn solches nun glücklich vollendet ist: So ist noch die letzte Sorgfalt und Arbeit rückständig. Es muß nemlich die Arbeit nicht so gleich, wie sie von der Feder und aus der Mache kömmt, dem Drucke übergeben werden. Die Sache ist viel zu wichtig, der ganzen gelehrten Welt etwas in etlichen hundert Abdrücken vorzulegen; und unsere Schwachheit ist viel zu groß und zum Fehlen oder Uebersehen viel zugeneigt. Dannenhero ist nöthig 1) daß man die Arbeit auf eine andere Zeit zum Durchsehen zurück lege. Denn alle Zeiten sind nicht gleich, pflegt man zu sagen; oder vielmehr, der Mensch ist nicht zu allen Zeiten fähig, alles zu finden. Oefters muß er das mit langem Nachdenken vergebens suchen, was er zu anderer Zeit ohne Mühe findet, nachdem ihn die glückliche Verknüpfung der Ideen dahin leitet. Es

muß

muß aber eine Zeit ſeyn, da man ebenfalls im Stande und aufgeräumt iſt, geſchickt, mit Fleiß und ungehindert nachzudenken. 2.) Leſe man ſeine Arbeit nochmals mit Bedacht durch, ändere, was verſchrieben, beſſere, was zu verbeſſern iſt, und prüfe alles, ob es nicht beſſer könne gegeben werden, thue auch Anmerkungen hinzu, wo mans für nöthig befindet. 3) Inſonderheit habe man noch zuletzt Acht auf die Unterſcheidungszeichen und auf die Rechtſchreibung. Die Worte, die im Drucke unterſchieden werden ſollen, unterſtreicht man genau, daß dabey keine Unrichtigkeit und Ungleichheit einſchleiche. Und wenn man den Inhalt vorſetzen will; ſo beobachtet man den Zuſammenhang wohl und verfertiget darnach eine kurze Tabelle. Es iſt nun noch

Der vierte Abſchnitt

übrig, welcher

Die Eigenſchaften, Kennzeichen und Tugenden einer wohlgetroffenen Ueberſetzung nebſt dem Gegentheile, kürzlich namhaft macht.

§. 1. Die Ueberſetzungen, die von ſo geſchickten Händen kommen, wie bisher beſchrieben worden iſt, die müſſen nothwendig gut ſeyn, und können anderen zum Muſter dienen. Man kan auch hieraus ſchon die Kennzeichen einer wohlgerathenen Ueberſetzung erlernen. Und es iſt der Mühe wohl werth, daß wir die vornehmſten davon ordentlich herſetzen. Denn es iſt an dem, daß eine

voll-

vollkommen gute Ueberſetzung ſehr rar ſey. Es iſt wahr, was der Herr D. Rambach in der Hermenevtic auf der 642 Seite ſagt: Eine wohlgetroffene Ueberſetzung iſt ein groſſer Schatz und erfordert viel Beurtheilung, Zeit, Gelehrſamkeit und Fleiß, wenn iemand eine fremde Sprache eines Verfaſſers, der unter einem andern Himmel gebohren iſt, alſo zubereiten will, daß er eigentlich ſcheine, unſer Landsmann gebohren, nicht geworden zu ſeyn; und daß er uns mit unſerm Munde eben die Gedanken, die er in ſeiner Mundart vorgetragen hat, eröffne; welches nicht ohne gründl. Erkenntniß ſo wohl der fremden, als der eigenen Mundart geſchehen kan. Dannhauer lehret uns die Eigenſchaften und Kennzeichen kurz und gut in hermenevt. f. p. 50, wenn er ſagt: Die vornehmſte Tugend einer Ueberſetzung iſt eine, ſo viel als möglich iſt, genaue und klare Uebereinſtimmung mit dem Verſtande des Originals. Wenn wir aber noch mehrere Nachricht verlangen, und der Sache reiflich nachdenken: So werden wir befinden, daß die Eigenſchaften und Kennzeichen zweyfach ſind, erſtlich die innerlichen und vornehmſten, die das Weſen der Ueberſetzung ſelbſt angehen: Zweytens, die geringeren, äuſſerlichen, die das Weſen der Ueberſetzung nicht betreffen.

§. 2. Zur erſteren Gattung werden folgende gerechnet, daß die Ueberſetzung den Verſtand und Sinn des Scribenten 1) genau und accurat ausdrücke, dergeſtalt, daß ſie ihm nichts entziehe, nichts fremdes oder wiederſtreitendes andichte, den Worten und Ausdrücken die Bedeutung und den

Nach-

Nachdruck beſtimme, welchen der Verfaſſer ihm zugeeignet wiſſen will. 2) Daß die **Worte Redensarten, ihre Vermiſchung und Zuſammenſetzung mit dem Affecte übereinkommen.** Denn ein jeder Affect hat ſeine gewiſſe Worte und Figuren, dadurch er ſich zu verrathen pfleget. 3) **Daß ſie deutlich und klar ſey,** damit man gleich errathen könne, was man haben will, ohne verdrüßlich nachzudenken. Welches eine geheime Kraft hat, die Gemüther der Leſer an ſich zu ziehen, und zu beluſtigen. 4) **Daß ſie rein ſey,** und alſo keine veraltete, ungewöhnliche, neugemachte, Provinzialwörter, und doch die rechten, eigentlichen und die Kunſtwörter gebrauche. 5) **Daß man die dunkelſten und ſtreitigſten Sachen mit einer kleinen Note bemerket.** In dem 5ten critiſchen Beytrage auf der 117 und folgenden Seiten, wird behauptet, das wären die beſten Ueberſetzungen, welche am wenigſten vom Grundtexte abwichen und für ſich am zierlichſten ſind; Aber in beyden Stücken eine Vollkommenheit zu erreichen, ſey nicht wohl möglich. Ferner ſollte man mit Cicerone die Worte nicht ſo wohl zuzählen, als vielmehr zuwägen (*).

§. 3. **Was die äuſſerlichen Eigenſchaften einer guten Ueberſetzung** anbetrifft: So deucht mich, daß ich in dem erſteren Aufſatze folgende verlangete. 1) **Daß wenige Druckfehler** darinn anzu-

(*) In den geiſtlichen Ueberſetzungen thut man wohl, daß man die Schriftſtellen ſo überſetzet, wie ſie im Originale ſtehen, dabey man doch immer ein Auge auf den Grundtext eines jeden Orts haben muß

anzutreffen seyn. 2) Daß keine ungewöhnliche oder unrichtige Rechtschreibung darinn zu finden wäre: 3) Daß der Druck leserlich, fein sauber, schwarz und nicht von stumpf und abgenußten Lettern sey. 4) Daß die Hauptsachen fein deutlich von den anderen unterschieden worden. 5) Daß richtige Abtheilungen u. Anzeige des Inhalts beforget worden. 6) Daß ein jedes Blatt die gehörige Ueberschrift habe, damit man desto bequemer im Aufschlagen fortkomme. 7) Daß das Papier groß, weiß, rein, sauber und die Farbe schwarz sey. 8) Daß die Wörter ganz und nicht unvernehmlich abgebrochen, u. 9) die Wörter u. Sätze in gehöriger Weite von einander gesetzet worden. 10) Daß ein gutes Register hinzugethan worden, und was dergleichen mehr ist. Je mehr von diesen Eigenschaften und je vollkommener sie anzutreffen sind, je zierlicher und prächtiger ist eine Uebersetzung. Dazu kömmt noch, wenn die Sachen mit nöthigen und zierlichen Kupfern erläutert worden: So ist der Werth noch höher zu schätzen.

§. 4. Hieraus kan man wohl schliessen, welches eine übelgerathene Uebersetzung und welche ihre Kennzeichen sind. Denn was diesen löblichen Eigenschaften entgegen stehet, das sind lauter Fehler. Je wenigere Eigenschaften von beregten anzutreffen sind, je unvollkommener ist die Uebersetzung. Jedoch da hier alles unvollkommen ist, so duldet man gerne einen kleinen Uebelstand, wenn nur das Vornehmste seine Richtigkeit hat, wie in der Uebersetzung von der Insul Ceilon geschehen ist, und wenn nicht

allzu-

allzuviele oder lange Anmerkungen hinzugefüget worden. Die Quellen einer übelgerathenen Ueberſetzung ſind 1,) der Mangel der natürlichen Fähigkeiten, als in welchem Falle man ſich mit dem Ueberſetzen gar nicht vermengen ſollte. 2.) Der Mangel der Uebung und zuerlangenden Geſchicklichkeiten. Dahin gehöret ſonderlich, wenn man ſich mehr in fremden als in ſeiner Mutterſprache geübet hat, welches bishero der gemeinſte Fehler geweſen. Und wenn jemand vor andern in der lateiniſchen Schreibart und andern Wiſſenſchaften berühmt iſt und bewundert wird: So pflegt man gemeiniglich auch ſolches Lob in der deutſchen Schreibart zu begehren, dazu denn 3.) das Vorurtheil der Eigenliebe, wegen ſeiner eigenen Geſchicklichkeit, kommt: Daß man ſich einbildet, man könne alles; könne man das wichtigſte, ſo würde man im geringern auch geſchickt ſeyn; ja gar meynet, alles, was man ſage und ſetze, müſte kerngut und bewundernswürdig ſeyn, da doch die Gelehrten anjetzo die Laſt des Vorurtheils des Anſehens mit aller Macht von ſich abzuwelzen bemühet ſind. Dieſe beyden Urſachen haben uns groſſen Schaden in unſrer deutſchen Sprache gethan: Und ſie ſind an vielen elenden Ueberſetzungen der gröſten Gelehrten ſchuld, worüber man ſich höchlich wundern muß. Man hat ohnlängſt ein Exempel hiervon in unſern Beyträgen geleſen: Und ich kan noch ein anderes anführen von einem Manne, deſſen Verdienſte und Gelehrſamkeit ſonſten ſo groß ſind, daß man ihm das prächtige Ehrenwort, eines Polyhiſtors unſerer Zeit, nicht ſtreitig machen dürfte, der uns aber eine ſo ſchlechte

Uebersetzung (ich meyne von Derhams Schriften,) geliefert hat, wo er es anders selber gethan, darüber ich sehr erstaunt bin. Ungebräuchliche Worte, ungewöhnliche Redensarten und Wörterordnungen, die mehr mit der englischen Sprache, als mit unserer übereinkommen, findet man fast auf allen Blättern: Ja es ist der Verstand zuweilen wohl gar nicht recht getroffen. Davon zur andern Zeit ein mehreres. 4) Rühret vieles aus dem Mangel des Fleißes und der Achtsamkeit her: Wenn man die Arbeit verächtlich oder sich für so geschickt hält. 5) Viele Fehler kommen daher, daß man die Sache nicht verstehet, und 6) viele, daß man nicht im ruhigen aufgeräumten Zustande ist, oder übereilet wird. u. d. g. Soll nun die grosse Anzahl der übelgerathenen Uebersetzungen, welches gewiß eine schwere Last ist, und den Sachen manchen Eintrag thut, weil man sie mit Ekel u. nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit liesct, endl. kleiner werdē: So muß man bemühet seyn, diese Quellen zu verstopfen. Ehe ist keine Besserung zu erwartē.

§. 5. Ich beschliesse hiermit meinen kleinen Aufsatz, nachdem ich noch angezeiget, daß der Spate in seiner Secretariatkunst auf dem 66. und 261. Blatte, und Herr Schottel in einem Gespräche zwischen Wolfrahm und Siegralt, wie man recht ohne Mangel verdeutschen soll, welches sich in seinem Buche von der deutschen Sprache auf der 1218 Seiten befindet, und der Suchende in der Verdeutschungskunst, dem, was ich zum Theil bisher vorgetragen habe, beypflichten: Und daß Opitz in der Kunst zu übersetzen ein rechter Meister gewesen seyn soll. Hiermit überlasse ich andern dieses Werk, gütigst zu beurtheilen, zu verbessern und zu ergänzen.

VI.

VI.

Nachricht von den deutſchen Ueberſetzungen der Anfangsgründe des römiſchen Rechtes des Kayſers Juſtiniani.

Wir haben uns bald mit dem erſten Anfange der gegenwärtigen Schrift (*) anheiſchig gemachet, dereinſt eine hinlängliche **Nachricht von den verſchiedenen deutſchen Ueberſetzungen der Anfangsgründe des römiſchen Rechtes des Kayſers Juſtiniani** unſern Lesern vor Augen zu legen. Wir ſind auch itzo willens unſer Wort zu halten; aber nur ſo gut als wir können. Das iſt, wir wollen ſie von den meiſten, vornehmſten und wichtigſten Arbeiten dieſer Art, die uns auch wirklich bey der Hand ſind, das Nöthige belehren; von den anderen aber wenigſtens die Aufſchriften herſetzen. Wer Gelegenheit und Luſt hat, mag das übrige durch eigenen Fleiß ergänzen.

So viel können wir unterdeſſen zum Voraus nach der Wahrheit und ohne eitele Ruhmrädigkeit verſichern, daß vor uns noch niemals dergleichen Bemühung unternommen worden iſt. Der älteren Zeiten mit Fleiß nicht zu gedenken, in welchen man die Bücherhiſtorie nicht viel geachtet, und gar ſparſam und ſelten getrieben hat; So kan man auch nicht einmal in den allerneueſten Schriften unſerer berühmteſten deutſchen Gelehrten, die ſonſt ſelbſt eine groſſe Bücherkenntniß und weitläuftige Bibliothe-

(*) In dem I. Stücke dieſer Beyträge, p. 23.

ken beſeſſen, auch mit Fleiß von dieſer Materie haben ſchreiben wollen, davon ſo viel antreffen, als man darinne zu ſuchen befugt wäre. Sie haben ſie weder alle mit einander gekannt oder geſehen, noch auch hinlänglich beſchrieben. Und eben daher verſprechen wir unſerem dermaligen Vorhaben deſto gewiſſer einen gewünſchten Beyfall der Liebhaber.

Gleich die allererſte und älteſte deutſche Dollmetſchung der Inſtitutionum, haben wir bey keinem einigen Scribenten angemerket gefunden, deren wir doch um deswillen verſchiedene nachgeſchlagen haben. Ja ſelbſt diejenigen, welche von den Lebens-Umſtänden und den übrigen Schriften ihres Verfaſſers etwas aufgezeichnet hinterlaſſen, gedenken dieſes Werks mit keinem Worte. Ein Mitglied unſerer Geſellſchaft hat vor vier Jahren in Augſpurg von ungefähr ein Exemplar deſſelben gefunden und erkaufet, und es hernach in den Büchersaal derſelben verehret; welches wir bey Verfertigung dieſes Aufſatzes vor uns und in Händen haben.

Die ganze Aufſchrift iſt folgende: Inſtituten ein warer Vrſprung vnnd Fundament des Keyſerlichen Rechtens, von dem hochgelarten Herren Thomam Murner der heiligen Geſchrifft Doctor, beyder rechten Licentiaten, verdütz ſchet, vnd vff der hohen Schul Baſel in ſyner ordenlichen Lectur offenlich mit dem Latin verglichet. Mit Keyſerlicher Fryheit begabt in zehen jaren menigklichem verbotten nach zu trucken.

Um

Um den Titel ſtehet, nach damaliger Gewohnheit, ein Ram oder eine Einfaſſung in Holz geſchnitten, an deren Fuß die Jahrzahl 1519. nebſt dem Namenszeichen des Verlegers oder Buchdruckers gefunden wird.

Das ganze Buch macht hundert und vier Blätter (nicht Seiten) in Quarto aus, die mit römiſchen Zahlen bezeichnet ſind, und am Ende lieſet man folgendes: Alſo haſt du vff das aller verſtendtlicheſt vnd kürtzſten begriff den rechten ſyn vnd meynung der keyſerlichen rechten wie ſy gehalten ſöllen werden in dem heyligen Römſchen rych. Welche vnß der durchlichtigeſt Keyſer Juſtinianus zu vnſerem rechten bruch der vernunfft geben hatt. Geteütſcht mit hochem fliß vnd ernſt, durch den hochgelerten Herren Thomam Murner der heyligen Geſchrifft Doctor vnd beyder Rechten Licentiaten. Gedruckt in der loblichen ſtatt Baſel, durch den fürſichtigen Adam Petri von Langendorff. Alß man zalt nach der Geburt Chriſti. M. D. xix. in dem. viij. Tag Aprilis.

Dieſer Murner hat ſich bey ſeinen Lebzeiten einigen Namen durch etliche Schriften erworben, iſt auch noch heute zu Tage in den Reformationsgeſchichten als ein heftiger und abgeſagter Feind aller derjenigen bekannt, welche damals denen Gottesgelehrten beygepflichtet, die den Gottesdienſt und Glauben zu reinigen unternommen hatten. (*) Er

(*) Siehe davon unter andern *Fabricii* Centifolium Lutheranum, Tom. I. p. 277. 700. 734. 782. Die um-

iſt von Straßburg gebürtig geweſen, hat unter andern in Cracau ſtudiret und daſelbſt in Baccalaureum Theologiâ promoviret, (*) hernach zu Straßburg oder Baſel die Doctorwürde in derſelben und die

---

Unſchuldigen Nachrichten 1714. p. 58. *Conradi Geſneri* Bibliothecam fol. 618 edit. Tigurinae 1545 und p. 797. edit. Tig. 1583. welche letztere Simler und Friſius vermehret haben.

(*) *Anton. Poſſevinus* in Apparatu ſacro, Tom. II p. 489. ſeq. ſchreibt von ihm alſo: *Thomas Murner*, Argentinae natus, Germanus, ordinis Minorum, Baccalaureus Cracouienſis, vt ſcribit *Henricus Vllot*, ſcripſit tractatum *de Pythonico ſpiritu; Laudationem Poematum honeſtorum, vituperationem impudicorum Contra Zwinglium* item, ac librum de *diſputatione Badenſi* & alia quaedam, excuſa Germanice, Lucernae Heluetiorum. Tractatum Germanicum *contra viros mulieroſos*, *praenotatum Pratum ſtultorum*, GEVTHMA, (ſis Geuchmatt, welches altdeutſche Wort *cuculi ſocium*, einen Geſellen des Vogels Guckguck, bedeutet, von dem die Naturkündiger ſagen, daß er ſehr geil, und ein gar groſſer Liebhaber des anderen Geſchlechtes ſey.) Exſtat typis excuſus in Bibliotheca Imperiali Viennae. *Kalendarium, in quo Lutheranorum mores ſecundum circulum Zodiaci graphice deſcribit. Chartiludium in Inſtituta Iuſtiniani*, quae item redacta in tabulas excuſa ſunt Venetiis. Geßner führt in der angezogenen Stelle noch einige andere Schriften von ihm an: nemlich Bücher wieder Ulrich Zwingli und Sebaſtian Hofmeiſtern, eine lateiniſche Ueberſetzung der bey den Jüden gewöhnlichſten Gebethe und eines Werkes de ritu Paſchatis celebrandi, beydes aus den Ebräiſchen, ꝛc. ſetzt aber dabey: Scripſit & alia, omnia indigna, quorum

die Licentiatur in beyden Rechten erhalten, die meiſte Zeit ſeines Lebens aber in dem Orden der Barfüſſer-Mönche in dem Elſaß und der Schweiz zugebracht. Wenn und wo er endlich geſtorben iſt, können wir nicht ſagen.

Auf der umgewandten Seite des Titelblattes ſtehet eine kurze Vorred Doctor Murners zu ſynen hörern; die er bald Anfangs Erwürdigen, Hochgelörten, wyſen menner und ſtudenten nennet. Er ſagt, er were vergangnem Summer vff eyn gelört ſchieſſen mit der in-

rum vel recenſione Lectorem oneremus; nachdem er kurz zuvor die *Laudationem Poematum honeſtorum* &c. inſulſiſſimum ineptiſſimumque librum genennet hatte. Nicht viel rühmlicher klinget das Urtheil Matthiä Berneggers, von des Murners *Chartiludio Logico*, darinn er die Vernunftlehre den jungen Leuten im Chartenſpiele binnen Monatsfriſt beybringen wollen; welches Herr Reimmann in der Einleitung zur Hiſt. Litterar. der Deutſchen im dritten Theile p. 457. angeführet hat: Pollicitus etiam eſt, ſchreibt Bernegger, ſe daturum *quatuor libros Inſtitutionum Iuſtinianearum in ſimilem Chartularum luſoriarum formam redactos.* Quo praeclaro munere an ſtudioſos iuris beauerit, mihi non conſtat; nec enim vidi. *Logicum Chartiludium* vidi, ſoliditatem artis vaniſſimae deteſtatus. Wer ſonſt mehr von dieſem Manne zu wiſſen begierig iſt, kan vermuthlich nicht vergebens *Caroli de Arenberg* Flores Seraphicos, ſeu Icones, vitas & geſta illuſtrium Ordin. Fratrum Minorum, gedruckt zu Cölln 1640. und 41. in zwey Folianten, ingleichen *Lucae Waddingi* Scriptores ordinis minorum, Romae 1650. fol. ſelbſt nachſchlagen.

stituten verglichet zu ihnen (auf die Universität Basel) von eren wegen kummen, und von etlichen erbetten worden solch instituten zu verdalmetschen. Etliche hätten zwar vermeynet daß solches nit müglich were vß filen der gethonen Vrsachen, die er aber dießmal zu untersuchen oder zu beantworten anstehen liesse. Doch hätte er sich dessen vnderstanden, were von ihnen gehört und approbiert worden, und seye ihm zu letst gefallen menglichen zu guten und zu einer ynwysung der keyserlichen rechten, solch sein verdütschen an tag lassen zu kummen und durch eyn druck vß zu deylen; daran er seiner achtung eyn gut und löblich Werck gethon, und Kunst so ihm Got verlihen vß wercken der barmhertzigkeit mitt gedeylet. Darum sollten seine Hörer, sein verdalmetschen und disse grosse arbeit entphohen, und der massen danckpar syn, daß sie sein zum eren durch Got gedencken.

Darauf stehet folgende tröstliche Erinnerung in Reimen, die wir, da sie nicht allzulang ist, zur Lust ganz hersetzen wollen. Sie lautet also:

So mancherley ist menschlich wandel
Vnd falt vnß zu so mancher handel
Dz niemant möcht byeinander leben
Wo nit wurd rechtlich vrteil geben.
Zwischen aller menschen geschlecht
Darumb beschriben sindt die recht
Von bäpsten, keysern von in beyden
Das niemans sol den andren beleiden

Recht-

Rechtlich, frydſam leben ſol
Des ſindt nun beyde recht vol
Doch mit ſolcher höch beſchryben
Bißher ſo vnuerſtendig bliben
Das kaum den glerten iſt bekant
Was inſtituten vff jn handt
Biß es zu letſt dar zu iſt kommen
Sy alſo fliſſig fürhar gnommen
Vß gelegt vnd declariert
Auch allen richtern zu gefiert
Die vernunfft ſich bruchen ſollen
Vnd gmeinen man regieren wöllen
Die lügen zu und nemen war
Das ſy in vrteiln nit verfarn
Ein ſorglich ding iſt zu erkennen
Dem einen gen, dem andern nemmen
Darumb lug zu und hab gut acht
Diß büchlin iſt dir deutſch gemacht
Des ſich ein yeder behelffen mag
In allen hendlen alle tag
Ein yeder richter iſt mein bitt
Les das mit fliß er felet nit.

Und endlich nach dieſen Reimen findet man auf drittehalb Blättern ein Regiſter der Inſtituten, welches anzeiget, an dem wie vielſten Blatte die Titel eines jeden Buches ſtehen.

Wir werden dem Doctor Murner und der wahren Beſchaffenheit der Sache keine Gewalt anthun, wenn wir von ſeiner Arbeit insgemein ſagen, daß mancher in ihr die Fehler wahrnehmen dürfte, welche ein großer Rechtsgelehrter unſerer

Zeiten (*) an allen deutſchen Ueberſetzungen der römiſchen Rechtsbücher überhaupt, insbeſondere aber der Inſtitutionen, gefunden haben will. Er ſchlieſſet

(*) Nemlich der Herr Canzler von Ludewig zu Halle; der in ſeiner trefflichen *vita Iuſtiniani M.* cap II. §. 5. p. 38-40. ſich über dieſe Materie alſo erkläret hat. Sunt illae, ſchreibt er, aeui recentioris, redditae ex vulgaribus exemplis; - - verbis ac formulis latinis turgent, neque ideo legi aut intelligi poſſunt ab homine germano. - - vernaculae noſtrae faciunt vim, vt vix intelligantur, cum non tam ſenſus quam verba reſpiciant. Inzwiſchen wünſchet er doch, daß, da man heute zu Tage die deutſche Sprache ſo fleiſſig treibe, ſich jemand finden möchte, der zum Behuf der Ungelehrten und des Lateins nicht genug kundigen Schreiber, in den Gerichtsſtuben und Canzleyen, die Inſtitutiones aufs neue Deutſch zu überſetzen ſich die Mühe nehmen möchte. Ja, an einem andern Orte, nemlich Cap. IV. §. 8. p. 86. meldet er, wie er vor dem ſelbſt in ſeiner Jugend im Sinne gehabt hätte: *reddere Inſtitutiones Germanice*, notulis additis ex vtriusque linguae & populi, Philologia & iure. Denn, ſagt er, er ſeye damals auch ein Liebhaber der Uebungen der deutſchen Sprache in gebundener und ungebundener Rede geweſen, und habe auf die tauſend deutſche Gedichte und ein kleines Werk von der deutſchen Rechtſchreibung (Germanicae linguae Orthographiam) aufgeſetzet. In der Vorrede zu ſeinen *Opuſculis Oratoriis* §. 14. p. 23. giebt er davon dieſen Abriß: Scripſeram (iuuenis) *G. L. Orthographiam*, & cauſſas indicaueram, verborum in noſtra lingua diuerſimode ſcriptorum. Reiectis aliis, ſemper elegi rectiorem & commendaui, iuuenili inſtituto, curiis principum: vt ſibi Germani demum

con-

ſchlieſſet dieſelben Fehler in drey Claſſen, ſo zu reden, ein. Vors erſte meynt er, wären gedachte Ueberſetzungen alle miteinander durch ihr Alter keines weges ehrwürdig, ſondern vielmehr gar zu jung, auch nicht aus tauglichen, ſondern mangelhaften, lateiniſchen Originalien gröſtentheils hergenommen. Zum andern wären ſie voll von lateiniſchen Formeln und Redensarten, die einem deutſchen Leſer, zu deſſen Gebrauche ſie doch verfertiget würden, eben ſo unverſtändlich vorkommen müßten, als die Sache ſelbſt. Und denn drittens wären ſie zum öftern ſehr dunkel, und thäten unſerer Mutterſprache offenbare Gewalt, weil ihre Urheber mehr auf die bloſſe Dolmetſchung der einzelnen Worte zu ſehen gepfleget, als daß ſie ſich bemühet hätten den wahren Verſtand und Sinn derſelben auszudrücken. Nach dieſen drey Stücken wollen wir nun kürzlich von D. **Murnern** die Meynung ſagen, doch alſo, daß wir ihm zugleich vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Der erſte Punkt beſtehet aus zwey beſondern Anmerkungen, deren jede alſo auch beſonders erwogen zu werden verdienet. Der Herr Canzler meynet, es wäre ihm keine deutſche Ueberſetzung alt genug: Daher könnte er auch keine hochſchätzen. Allein

---

ſtarent in ſuis litterarum elementis. Er füget aber zugleich hinzu, ſein damaliger Patron, Samuel Strykius, hätte ihm dieſe Grillen wiederrathen, und geſaat, er ſollte ſie nur den Schulmeiſtern (Orbiliis) überlaſſen. So viel wir erfahren können, iſt weder dieſes Büchlein noch die Gedichte des Herrn Canzlers jemals gedruckt worden.

Allein diese Erinnerung scheinet uns überflüßig, wo nicht gar unbillig zu seyn, wenn wir es mit dessen Erlaubniß gestehen dürfen. Da die römischen Gesetze so späte in Deutschland bekannt, und fast eben so späte darinnen eingeführet, worden; was ist es denn mehr Wunder, daß sich kein Deutscher älterer Zeiten angelegen seyn lassen, eine Dollmetschung derselben, seinen Landesleuten zu gute, zu verfertigen, die nun vor unseren Augen mit einem ehrwürdigen und grauen Alter prangen, unsere Neigung nach Durchblätterung uralter Reste vergnügen, und durch ihr Anschauen eine ausnehmende Ehrfurcht erwecken könnte? Da dieses nicht einmal möglich gewesen, wird es nunmehro allem Ansehen nach vergeblich verlanget und gewünschet. Nach diesen Umständen ist unser **Murner** noch alt und ansehnlich genug, ja der erste, älteste und ansehnlichste der deutschen Uebersetzer von dieser Art Schriften; dessen sich der Herr **von Ludewig** villeicht niemals errinnert hat.

Hiernächst thut man, unserem Ermessen nach, überhaupt der ganzen Sache zu viel, wenn man die ersten deutschen Uebersetzungen der alten Schriftsteller so schlechthin verwirft, und sie alle mit einander unter den Trödel und das alte Eisen verwiesen haben will. (*) Es ist wahr, sie haben verschie-

(*) Ein dergleichen strenges Urtheil haben wir erst neulich mit Verwunderung in der Vorrede gelesen, welche der gelehrte Hr C. F. **Weichmann**, der von ihm besorgten anderen Ausgabe von dem Bethlehemitischen **Kindermorde** des Herrn Licentiat **Brockes**.

vor-

verſchiedene Unvollkommenheiten an ſich, ſie ſind nicht allemal und durchgehends richtig, deutlich und

---

vorgeſetzet hat; darinn er unter andern folgendes mit einflieſſen laſſen: „Ich weis freylich, daß weni„ge von den alten ſo wohl griechiſchen als römi„ſchen Scribenten übrig ſind, die wir nicht in un„ſerer Sprache aufweiſen können; ich darf aber „auch nur ſagen, daß die Ueberſetzer derſelben „durchgehends theils Franken, theils Schwaben, „theils Straßburger waren, und daß ihre Wer„ke mehrentheils ſchon vor hundert und mehr „Jahren heraus ſind. Dieß alles iſt genug geweſen „überhaupt von deutſchen Ueberſetzungen einen „wiederwärtigen Begriff zu machen, und befremdet „michs daher gar nicht, daß die wenige gute Arbeit, ſo wir „itzund von dieſer Art haben in keine gröſſere Achtung „gekommen; ja theils nicht einmal bekannt worden.„ Der Herr Verfaſſer giebt allhier eine zweyfache Urſache der Nichswürdigkeit der deutſchen Ueberſetzungen insgemein an, von welchen auch auf einige wenige wohlgerathene die Verachtung abgeleitet worden wäre. Die letztere, von ihrem Alter, iſt bereits in dem Texte geprüfet; und was die erſtere, von ihren Urhebern anbelanget, ſo dünket ſie uns von nicht gröſſerer Erheblichkeit zu ſeyn, als die andere. Ihre Verfaſſer ſind Schwaben, Franken und Straßburger, geweſen. Was wird dadurch verſtanden? dieſes: Sie haben ſich bey dem Ueberſetzen groſſentheils ihrer ſchwäbiſchen, fränkiſchen und ſtraßburgiſchen Mund- und Provincialart bedienet. Ein groſſes Verbrechen! Konnte man dann von dieſen ehrlichen Leuten fordern, daß ſie ſo ſchreiben, wie man es nach zweyhundert Jahren gerne leſen würde, da unſere Mutterſprache eine mehr veränderte Geſtalt gewonnen? Mit was Recht würde dieſes geſchehen?

Man

und nach unserem heutigen Gehöre anmuthig genug abgefasset; aber deßwegen verdienen sie doch nicht einen allgemeinen Ekel u. solche Verachtung. Viele Stellen sind oft darum so natürlich, so genau und so gut deutsch erkläret, als sie immermehr von unsern heutigen Scribenten erkläret werden könnten. Davon jetzo ausser dem gar nichts zu gedenken, daß die Beförderung der Wissenschaften unter uns durch solcherley Arbeiten ungemein erleichtert worden, und daher selbige noch gar wohl einigen Dank

---

Man lobe, man lese, man verfertige selbst zu unseren Zeiten neue und bessere deutsche Uebersetzungen alter Scribenten. Man gebe sie der Jugend, dem Frauenzimmer, dem unstudirten Bürger in die Hände, und lasse sie sich daraus erbauen. Ganz wohl gethan. Man lasse auch den Staub auf den Alten liegen. Nur lasse man diese letztern zugleich bey ihren Würden, und vergönne den Gelehrten ungestört ihre unschuldige Belustigung, welche sie aus diesen so unansehnlichen Büchern schöpfen, und als emsige Erforscher ihrer Muttersprache daraus vieles in allen Theilen der Sprachlehre erlernen und entdecken, was andere gerne nun und nimmermehr zu wissen verlangen. Bey unpartheyischen Richtern wird dadurch die wahrhafte Ehre keinesweges vermindert, daß die Oberdeutschen die ersten gewesen, welche ihren Landesleuten die gelehrten Schätze des Alterthums so bald nach Wiederherstellung der Wissenschaften bekannt zu machen angefangen, und damit eifrig fortgefahren haben; da man hingegen in Sachsen und andere Orten sehr spät in ihre Fußstapfen getreten ist: Daß sie sich ihrer Mundart, Provincialwörter und eigenen Ausdrückungen zuweilen bedienet haben, die gegenwärtig nicht einem jeden Leser bekannt und verständlich sind.

Dank und viele Betrachtung bey den Nachkommen verdienen.

Von dem folgenden Vorwurfe, welcher ſich auf den Gebrauch untauglicher und mangelhafter Originalien gründet, iſt, die Wahrheit zu geſtehen, Doctor Murner nicht gänzlich frey. Denn es lehret der untrügliche Augenſchein, daß unſer Ueberſetzer eben nicht das allerbeſte und vollſtändigſte, gedruckte oder geſchriebene, lateiniſche Exemplar vor ſich gehabt haben müſſe, da er daſſelbe deutſch zu erklären übernommen hat. Man könnte zwar auch dieſes wiederum mit den Umſtänden und Gewohnheiten ſeiner Zeiten einigermaſſen entſchuldigen, als in welchen man noch nicht ſo genau, als heute zu Tage gefordert wird und meiſtentheils gebräuchlich, zu verfahren pflegte, wenn man irgend einen alten Scribenten herausgeben, überſetzen oder erläutern wollte. Der gedruckten Ausgaben hatte man damals nicht allzuviel, und in welchen Bücherſälen tugliche Handſchriften davon anzutreffen wären, darum bekümmerten ſich die allerwenigſten Gelehrten; verſtunden auch wohl nicht einmal recht, wie mit denſelben umzugehen und zu verfahren ſey. Doch auch deſſen ungeachtet iſt und bleibet dieſes ein merklicher Fehler, wo nicht von Murnern ſelbſt alleine, wenigſtens von ſeiner Arbeit und von ſeinem Buche. Nur eines einzigen Beyſpieles gleichſam im Vorbeygehen zu gedenken, ſo ſind die, Inſtitutionum lib. I. §. 3. vorkommenden griechiſchen wenigen Worte: τὸν νόμον εἰ μὲν ἐγγεγραμμένοι εἰσὶ δὲ ἄγραφοι ganz unberühret gelaſſen, und Murner thut, als wenn er das kurz vorher-

ſtehende

stehende *vt apud Graecos*: gar nicht gesehen hätte. Vermuthlich haben sie in seinem Codice oder Exemplare gefehlet. (*) Denn so viel Griechisch hat er noch wohl gewust, da er so gar das Ebräische verstanden hat. Wie er denn noch an einem Orte, nemlich Lib. I, tit. X. §. 12. die Worte: *vnde solent* spurii *appellari* παρα την σπερμαν, *et* ἀπατορες, *quasi sine patre filii*, also verdollmetschet: darum pflegt man sie ledige zu nennen, nach Art der kriechischen Sprach, die si nennt der gemeyn entfangen, oder Kinder on Vater. Mehrere Exempel anzuführen will der Raum uns nicht gestatten.

Des andern und dritten Fehlers kan man unsern Uebersetzer zuweilen auch mit Recht beschuldigen.

(*) Auf unserer Pauliner Bibliothek werden vier (nicht aber nur zwey, wie der Herr von Ludewig in seinem Leben Justiniani unrecht angiebt.) besondere geschriebene lateinische *Codices* der *Institutionum* verwahret, deren Alter und Wehrt aber ungleich ist. Wir haben sie vor einigen Jahren einem vornehmen Gelehrten in Altorf zu gefallen etwas genauer untersuchet, und unter anderen bemerket, daß die wenigen darinnen vorkommenden griechischen Stellen (dergleichen man in viel hundert alten Handschriften ebenfalls antrifft) von den Abschreibern aus Unwissenheit dieser Sprache entweder ganz weg, und nur ein kleiner Raum um sie mit der Zeit nachschreiben und ergänzen zu können, gelassen, oder aber an statt griechischer Buchstaben eine Anzahl unleserlicher Züge hingeschmieret worden, deren Bedeutung und Verstand auch nicht einmal ein Oedipus hätte errathen können. Einer solchen Handschrift hat sich ausser Zweifel unser Uebersetzer damals bedienet.

digen. Wir wollen zu deſſen Beweis das nächſte das beſte Exempel, ſo uns vor die Hand kömmt, herſetzen. Es ſoll der Anfang des 15. Titels aus dem IV. Buche ſeyn. Die Worte des Käyſers ſind dieſe:

Sequitur vt diſpiciamus de Interdictis, ſeu actionibus, quae pro his exercentur. Erant autem interdicta formae atque conceptiones verborum, quibus Praetor aut iubebat aliquid fieri, aut fieri prohibebat. Quod tunc maxime fiebat, cum de poſſeſſione aut quaſi poſſeſſione inter aliquos contendebatur. Summa autem diuiſio interdictorum haec eſt, quod aut prohibitoria ſint, aut reſtitutoria, aut exhibitoria. etc. etc.

Dieß heißt bey Nurnern auf deutſch: Darnach wellendt wir von den Gebotten und Verbotten die man Interdict heiſſet ſagen und von ihren Anſprachen. Aber Interdicten ſind Gebott und Verbott der Richter. und das allermeyſt ſo von Beſitzung der Güter gehandtelt werdt. Aber die erſt Zertreylung der Interdicten iſt das etlich verbieten, etlich widerkören, die dritten geben. Ein jeder ſiehet leichte, daß dieſe Dollmetſchung weder vollſtändig noch deutlich genug ſey.

Sie iſt auch zuweilen im Grunde falſch. Alſo Z. E. da der Käyſer in der Mitte des Proœmii, des Triboniani, Dorothei und Theophili gedenket, und dieſelben *anteceſſores* ſuos nennet, hat Nurner dieſe Benennung keinesweges verſtanden, da er ſie durch Vorfaren (die weiter unten *priores* heiſſen,) erkläret; gleich als wenn der Käyſer ſei-

nen Vorfahren etwas hätte anbefehlen können, da er selbst nicht einmal noch auf der Welt gewesen ist. So ist er auch manchmal etwas undeutsch. Wer wird die Worte Lib. I. tit. I. §. 2. *ita videntur tradi posse commodissime* so übersetzen, wie Murner: mag es also geschehen werden fast geschicklich? Desgleichen hat er seine eigene Worte, und eigene Elsaßische, oder vielmehr Alt-Schweizerische, Rechtschreibung. Z. E. Die Wissenheit, scientia, Byschlossen concubitus, die Fyle, Multitudo, an statt Vielheit, die Gehorsam, der Gewalt, die Gewon, an statt Gewohnheit u. s. w. und schreibt beständig Bruch an statt Brauch ouch an statt auch, Zyt, Wysen, Fry, an statt Zeit, Weysen, Frey, jor an statt Jahr, u. s. w.

Doch genug hiervon. Eines müssen wir nur noch gedenken. Bey dem Exemplare dieses ersten deutschen Justiniani, so unsere Gesellschaft besitzet, ist noch ein anderes Werk eben dieses Verfassers angebunden, so er im folgenden 1520. Jahre ebenfalls zu Basel, unter der Aufschrift: *Utriusque Iuris tituli & regulae a Doctore* Thoma Murner, *Argentinensi, ordinis minorum, in Alemanicum traducti eloquium*, drucken lassen, und anderthalb Alphabeth ausmachet. In der Vorrede an die den Rechten beflissene Jugend meldet er, er hätte ihnen zum Besten alle Titel der Bücher des weltlichen und geistlichen Rechtes in die Muttersprache übersetzet, und wolle keinesweges zweifeln, sie würden daraus vielen Nutzen schöpfen. Es hätten

zwar

zwar ſchon vor ihm verſchiedene ſich bemühet, in groſſen und weitläuftigen Büchern die ſchwereſten Rechtsknoten aufzulöſen; ſie hätten aber, weil ſie lateiniſch geſchrieben, ihren Zweck kaum erreichet. Er wollte dieſes mit ſeiner deutſchen Dollmetſchung füglicher bewerkſtelligen. Zwar hätte einigen dieſes Vorhaben misfallen, indem ſie meynten, er hätte mehr die edelſten Perlen beyder Rechte den Schweinen vorgeworfen, und dieſe Geheimniſſe verrathen, als mit ſeiner Ueberſetzung Ehre eingeleget. Allein er lieſſe ſich dieſes nicht irren, noch ſeine That gereuen. Von dem Werthe dieſer Ueberſetzung iſt eben das zu ſagen, was wir bereits von den Inſtitutionen erinnert haben. Nun wollen wir auch von den übrigen reden, und ſie nach ihrem Alter vornehmen.

Die andere und nächſte Stelle nach Murnern gebühret folgendem Werke:

Juſtinianiſcher Inſtituten wahrhafte Dollmetſchung, darinn der groſsmechtigſt Kaiſer Juſtinian den erſten Grond geſchribener Rechte hat fürgebilder: durch Ortholphum Fuchsperger von Diemöning. An Wilhelm und Ludwigen, Pfalzgraven beym Rhein. Mit Röm. Königlicher Freiheit und Privilegium in zeben Jahren weder nachzuetrucken, noch ſonſt getrukt feil zu haben bey zeben Mark löthigs Golds. Getrukt zu Augſpurg durch Alexander Weyſſenhorn den 29. Hornung 1536. Fol.

Wir kennen dieſes Buch bloß durch fremde Anzeige, und haben es zur Zeit noch nicht mit eige-

nen Augen geſehen. Herr Inſpecter Miller zu Memmingen, der dieſe Augſpurgiſche Ausgabe eigen beſitzet, hat uns berichtet, daß ſie ſechs und funfzig Bogen ſtark, und auf gar ſchönes Papier gedruckt ſey. Der Herr von Ludewig hat dieſer Arbeit auch gedacht, (*) aber den Ort des Druckes dabey nicht gemeldet. Herr Fabricius macht eine Frankfurter Auflage von 1535 fol. namhaft, von der er meldet, daß er ſie in ſeiner Bibliothek verwahre; (**) gleichwie in der Thomaſiſchen Bibliothek eine Ingolſtädter geweſen iſt (***).

In eben dieſem Jahre iſt folgendes Werk zum Vorſchein gekommen, welches gedachter Herr Miller ebenfalls beſitzet, Herr von Ludewig aber gar nicht erwehnet hat:

Inſtituta. Einleitung, Fundament, kurze und klärliche Verfaſſung alles Käyſerlichen

(*) In dem Leben Juſtiniani Cap. II. §. 5. p. 39.

(**) *Fabricii* Biblioth. Graeca, Volumine XII. p. 353. *Exſtat & vetuſtior* (verſio Inſtitutionum vernacula) Ortholphi Fuchspergeri a Ditmoning, *Iudicis & Secretarii Moenſenſis, quam habeo excuſam Francof.* 1535. fol. Sie iſt auch in der Fürſtl. Wolfenbüttelſchen Bibliothek anzutreffen, nach dem Zeugniſſe des Herrn von der Hardt in den *Autographis Lutheri*, Tom. III. p. 257.

(***) Man ſehe die ſummariſche Nachrichten aus der Thomaſiſchen Bibliothek im zweyten Bande p. 534. Es iſt eben dieſe, deren der Herr Verfaſſer des Teutſchen Juſtiniani in dem Anhange zur Vorrede §. 3. gedenket und ſagt, daß ſie 1541. Fol. gedruckt ſey.

chen und weltlichen Rechten vom Kayſer *Iuſtiniano* verordnet, vom Urſprung alles bürgerlichen und weltlichen Rechten, das II. Geſatz Digeſtorum. Nach Auslegung des hochberümpten Jure Conſulten Doctor *Vdalrici Zaſii*, new verdeutſcht. Erklärung und Anzeige etlicher Römiſchen Magiſtrat und Emter aus *Pomponio Lacto* verdeutſcht. Frankfurt am Mayn bey Chriſtian Egenolph, 1536. fol. Sieben und dreißig und einen halben Bogen.

Wir wiſſen nicht zu ſagen, ob dieſes eine eigentliche und wörtliche Dollmetſchung der Inſtitutionen ſey; oder ob ſie nicht vielmehr bloß einen in deutſcher Sprache verfaßten kurzen Auszug derſelben enthalte; dergleichen Buch der Herr Hofrath Struve (*) anführet, welches in Sachſen 1583. 4. ohne Meldung des Ortes gedruckt worden.

Auf ſolche Weiſe iſt der Ordnung nach die dritte deutſche Ueberſetzung der Inſtitutionen, des zu ſeiner Zeit durch verſchiedene nützliche Schriften be-

(*) *Struuius* in Bibliotheca Iuridica Cap. VII. § 18. p. 320. der neueſten Ausgabe des berümten Herrn Buders *Secuta eſt* (verſionem *Pernederi*, davon wir hernach reden wollen) Verſio alia in terris Electoralibus Saxonicis, *quae 1580. 4. imprimi coepta & 1583. 4. finita, ſine loci impreſſionis mentione. Sed haec verſio non eſt ad verbum, ſed Germanicis verbis Inſtitutionum ſaltim nervoſa & ſummaria expoſitio, cui, praeter textum latinum in fine titulorum diſpoſitio Iuris Saxonici quandoque addita, ac qua ratione cum Iure ciuili vel conueniat, vel diſcrepet, docetur.*

rühmten D. Juſtin Goblers ſeine, welche ſo vielen Beyfall ehedem gefunden, daß man ſie binnen funfzig Jahren fünf mal unter die Preſſe gegeben hat. Herr Fabricius *) gedenket allein des erſten und zweyten Druckes, und ſagt, daß jener zu Dillenburg 1551 dieſer aber 1565. in Octav geſchehen ſey. Der Verfaſſer des Teutſchen Juſtiniani, von dem wir unten ausführlich reden werden, macht in dem Anhange zu der Vorrede §. 3. die vierte namhaft, die zu Cölln 1574. in 8. gedruckt worden. In dem Büchersaale der deutſchen Geſellſchaft findet ſich die fünfte, und vermuthlich auch die letzte Ausgabe, **) deren Titel wir ganz herſetzen wollen:

Inſtitutiones Imperiales Latino-Germanicae. Die vier Bücher *INSTITVTIONVM* Keyſers *IVSTINIANI*, der Jugent im Keyſerlichen Rechten zum Anfang und Underweiſung geſchrieben, mit Fleiß verteutſcht durch D. *IVSTINIVM GOBLERVM*. Von newem widerum zum fünften mahl mit beyden Texten Latein und teutſch überſehen und an vilen Orten corrigiret und gebeſſert. Getruckt zu Maynz, durch Balthaſar Lippen, in Verlegung Arnold Quentels 1599. 8.

Der Verfaſſer hat allerdings wohl gethan, daß er den lateiniſchen Text nebenan drucken laſſen, welches

(*) *Fabricius* in Biblioth. Graeca an dem erſt angezogenen Orte.

(**) Der Herr von Ludewig hat dieſer fünften Ausgabe auch, aber nur allein, erwehnet.

ches ſeine beyden Vorgänger nicht beobachtet; von denen er aber nichts gewuſt zu haben ſcheinet. Sonſt iſt ſeine Ueberſetzung noch ziemlich genau, auch hier und dar verſtändlicher und nachdrücklicher als des alten Murners ſeine gerathen. Doch hat ſie auch einige Gebrechen, die wir aber umſtändlich anzuzeigen, der Kürze wegen, mit Fleiß unterlaſſen.

Den vierten Platz würden wir der Arbeit des Andreas Perneders, eines Bayriſchen Raths und Secretarii, einräumen, welche den Titel:

Inſtitutiones: d. i. Auszug und Anleitung etlicher Keyſerlicher und des heil. Römiſchen Reichs geſchribener Rechten ꝛc.

führen ſoll; wenn wir ſie ſelbſt geſehen hätten, und alſo im Stande wären zu beſtimmen, ob ſie eigentlich unter die Buchſtäblichen Ueberſetzungen gehörete, oder ein eigener Aufſatz ihres Verfaſſers wäre? Das letztere kömmt uns wahrſcheinlicher vor. Ob gleich Herr Struve das erſtere davor zu halten ſcheinet; der aber auch auſſer dem zugleich einen offenbaren Fehler begangen hat, indem er dieſen Perneder vor den allererſten deutſchen Ueberſetzer der Inſtitutionen angiebt; und weder Murnern, noch Fuchspergern, noch Goblern kennet (*).

(*) *Struvius* Bibl. Iurid. l. c. Andreas Pernederus *quidem* primum *Inſtitutiones in Germanicum idioma tranſtulit atque edidit Ingolſtadii* 1567. *fol.* Herr *Fabricius* iſt anderer Meynung in der Bibl. Graec. l. c. da er ſchreibt: *A. Pernederi* Inſtitutiones ſive illarum

Eben dieſes müſſen wir zum fünften von einer andern deutſchen Dollmetſchung ſagen, welche nach dem Zeugniſſe des oft belobten *Fabricii* unter der Aufſchrift:

Der Rechten des Käyſers *Juſtiniani* IV. Anweiſungsbücher

zu Cöthen im Jahr 1632. 8. gedruckt ſeyn ſoll. Unſere Leſer werden uns zu vielem Danke verbinden, wo ſie uns dieſes Buch bey Gelegenheit näher kennen lehren.

Nun wollen wir auch noch von der neueſten und letzten deutſchen Ueberſetzung der Inſtitutionen (*) etwas gedenken, welche auch zugleich auſſer

illarum epitome potius, Kayſers Juſtiniani, nebſt der peinlichen Halsgerichtsordnung Kayſers Caroli V. Ingolſtad. 1549 1592 fol. Eben dieſes bekräftiget auch der neueſte Ueberſetzer des *Juſtiniani*, der den Perneder in Händen gehabt, daß ſein Buch bloſſe Auszüge der Inſtitutionen, keinesweges aber deren Ueberſetzung begreife; in dem Anhange zur Vorrede, §. 3. Der Herr von Ludewig machet l. c. in dieſer Sache nichts gewiſſes aus; ſondern ſagt nur, die erſte Ausgabe von Perneders Werke habe Wolfgang Hunger, Profeſſor zu Ingolſtadt und Canzler zu Freyſingen 1551. Fol. die andere Octavian Schrenk, Bayriſcher Rath 1573. Fol. und die dritte *Rochus Frimonius*, Churbayriſcher Canzler, 1592. Fol. beſorget.

(*) Bey dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin mit wenigem auch von den deutſchen Dollmetſchungen der übrigen Bücher, welche den ganzen Cörper der Römiſchen Rechte ausmachen, zu gedenken. Von den Pandecten hat Herr Struve die fünf erſten Bücher verdeutſcht und im Jahr 1584. in 4 ohne Meldung des Orts gedruckt, geſehen. Sie haben

auſſer Streit die allerbeſte iſt. Wir haben ihren wahren Verfaſſer, der bisher denen Herren, von Ludewig, *Fabricio*, Struven und andern Gelehrten, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, unbekannt geblieben, aus zuverläßigen Nachrichten bereits ehedem in dieſen Beyträgen*) entdecket, und gemeldet, daß es Herr Chriſtoph Friedrich Weng, beyder Rechten licentiat und der Zeit anſehnlicher Raths-Conſulente und Scholarche zu Augſpurg ſey. Dieſer wackere Mann hat nebſt einer redlichen Abſicht

haben, wie er vermuthet, einerley Urheber mit dem Ueberſetzer der Inſtitutionen, von denen eben erwehnet worden; und ſind in Sachſen zum Vorſchein gekommen, wie das beygedruckte Sächſiſche Wappen anzeiget. Von der Vollmetſchung der übrigen Bücher iſt ihm nichts bekannt, und die Arbeit dem Anſehen nach ins Stecken gerathen, weil ſie ſchlechten Beyfall gefunden. Hingegen ſind der Coder und die Novellen noch vorher, und zwar in einem Jahre deutſch aus der Preſſe gekommen. Wir wollen von beyden die Aufſchriften herſetzen, wie ſie uns Hr. Schelhorn gütigſt mitgetheilet hat. Die erſte iſt:

Coder, oder groß buch der Rechtlichen Satzungen Keyſers Juſtiniani, mit ſeinen Titteln und jedes Titels underſchiedenen Geſetzen, ſampt ihren Rechtsgloſſen u. Auslegungen durch Martinum Pegium verteutſcht. Ingolſtadt 1566. fol.

Die andere lautet alſo:

Novelle, das iſt, newwe Satzung Keyſers Juſtiniani, Sampt deroſelben ſummariſchen und kurzen Auszug Herren Juliani, Bürgermeiſters zu Conſtantinopel, mit ſonderm Fleiß verteutſcht, und mit etlichen Auslegungen erkläret. Frankfurt 1566. fol.

Der Verfaſſer hat ſich nicht kund gegeben.

(*) In dem erſten Stücke derſelben, p. 23.

und Eifer durch diese unternommene Uebersetzung das Beste seiner deutschen Landsleute zu befördern, alle zu ihrer Ausführung benöthigte Eigenschaften und Geschicklichkeit besessen, und daher hat ihm auch diese Arbeit nicht anders als wohlgelingen, noch der verdiente Ruhm seiner so nützlichen Bemühung ausbleiben, können. Ihre Aufschrift ist diese:

> Der Teutsche IVSTINIANVS; das ist: Käysers *Iustiniani Institutionum*, oder der Grund-Lehren des Römischen Rechtes vier Bücher. Aus dem lateinischen Grund-Texte in das Teutsche übersetzet, und durch einen vollständigen *Commentarium* erläutert, ꝛc. Augspurg, in Verlegung Paul Kühzens, 1718. 4.

Das erste Buch dieser deutschen Uebersetzung kam an der Ostermesse 1716. einzeln und alleine heraus; weil der Herr Verfasser dieses als eine Probe angesehen wissen, und die Urtheile der Verständigen darüber erwarten wollte, ehe er weiter fortführe. Als aber dieselbe nicht so häufig, noch so gegründet, wie er gewünschet hatte, einliefen, ließ er an Michaelis 1717. das andere, und endlich an Ostern 1718. die beyden letzten Bücher nachfolgen; Zu welcher Zeit also erst das ganze Werk völlig zu Stande gekommen.

Es ist dieses Ortes nicht die eigentliche Beschaffenheit der von dem Herrn Wengen der Uebersetzung beygefügten deutschen Auslegung und Erläuterung vorzustellen, oder von ihrem Wehrte ein Urtheil zu fällen; als welches zu den Absichten unse-

unſerer Beyträge keines weges gehöret. (*) Aber im Gegentheile ſchicket ſich deſto mehr hieher, daß wir

(*) Indeſſen wollen wir doch um einiger Leſer willen nur ein paar Urtheile zweener vornehmen Männer davon anführen. Das erſte ſoll des Herrn von Ludwig ſeines ſeyn, der ſonſt in dieſem Stücke mit unſerem Verfaſſer nicht gänzlich einerley Meynung iſt, wie bald ſoll gemeldet werden. Er lobt in ſeinem Leben Juſtiniani Cap. IV. § 8. p. 86. den von Herrn Wengen angewendeten Fleiß und Mühe ohne Bedenken; iſt auch gar wohl zu frieden, daß dieſes Buch, als etwas neues, ſeine Käufer und Liebhaber gefunden habe. Doch macht er nach ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit noch dabey dieſe dreyfache Erinnerung. Einmal bedauret er, daß der Ueberſetzer die lateiniſchen Kunſtwörter (technica iuris) um mehrerer Deutlichkeit willen an dem Rande beyzuſetzen unterlaſſen habe; welches doch die griechiſchen Ueberſetzer des römiſchen Rechtes gar rühmlich gethan hätten, deren Beyſpiel er hierinn alſo hätte nachfolgen ſollen. Zum andern wünſcht er, daß der Verfaſſer ſeine Freyheit neue deutſche Wörter zu machen ein wenig mehr gemäſſiget und eingeſchränket hätte. Und was endlich drittens die Erläuterungen anbetrifft, ſetzet der Herr Canzler daran aus, daß bey denſelben keine genugſame Wahl ſey beobachtet worden. Das andere Zeugniß mag des Herrn Struven ſeyn: der in der *Bibliotheca Iuridica* Cap. VI. § 4. p. 109. und Cap. VII. §. 18. p. 321. davor hält, es ſey dieſe Erläuterung aus den beſten Rechtslehrern ſorgfältig zuſammen getragen, wohl ausgeleſen und gehörig angebracht, auch mit eigenen Anmerkungen des Verfaſſers bereichert, und mithin zum Gebrauche der ſtudirenden Jugend über die maſſen bequem eingerichtet. Man vergleiche damit das Urtheil in den Deutſchen *Actis Erud.* im LV. Theile, num. VII. p. 512.

wir die seinen Gedanken kürzlich wiederholen, welche der Herr Verfasser in der beygefügten Vorrede von dem Nutzen der deutschen Dollmetschungen der Bücher des römischen Rechtes überhaupt, und seiner gegenwärtigen Arbeit ins besondere, mitgetheilet hat.

Herr Weng meynte damals, er wäre der erste und einige, der sich unterwunden hätte, die Grundsätze der römischen Rechte in deutscher Sprache vorzutragen und zu erklären. Wir lassen das letztere dahin gestellet seyn: Aber in dem erstern hat er nicht lange darnach selbst gestanden, daß er sich geirret habe, nachdem ihm die Arbeiten des Fuchspergers, Goblers und Pernecders bekannt worden. Er bekennet, daß er zur selbigen Zeit nicht habe begreifen können, warum man nicht bishero mit den Grund- und Hauptbüchern der Rechtslehre eben dergleichen gethan, was die Gottesgelehrten dem gemeinen Manne zum Besten mit der Bibel vorlängst vorgenommen hätten; indem sie ihm selbige in verschiedenen deutschen Uebersetzungen in die Hände lieferten und dadurch seinen Unterricht in der Religion unvergleichlich beförderten. In Absicht der zeitlichen Güter, Ehre und des Lebens wäre eine solche Bemühung ja eben so nöthig und heilsam gewesen, als sie in ihrer Art zu weiterer Ausbreitung unsers Glaubens Nutzen geschaffet hätte. Man richte schon etliche hundert Jahre über der deutschen Leib und Güter nach einem fremden, nemlich dem römischen, Rechte, und gleichwohl wisse der tausendste nicht, worinnen dieses Recht eigentlich bestehe; könne es auch unmöglich wissen,

weil

weil er sich ausser Stande befinde, es in seiner Muttersprache zu lesen. Diese Beschwerlichkeit träfe nicht allein den gemeinen Mann, sondern auch öfters Personen von hohem Range, die eben nicht allemal so viel Latein verstünden, als nöthig wäre aus den römischen Gesetzen ihr Recht oder Unrecht zu erkennen. Am unbegreiflichsten aber komme ihme vor, daß auch unterweilen die Beamten, Richter und Urtheilsprecher selbst dieses römische, in römischer Sprache geschriebene, Recht nicht verstünden, und doch darnach sprächen. Zu geschweigen der grossen Menge von jungen Studenten auf Academien, welche die römische Rechtsgelahrheit getrost erlernen, auch nachgehends wieder anwenden wollten, ohne daß sie jemals viel von ihrem Schullatein vergessen hätten. Gleichwie aber dieses alles in der That und Erfahrung gegründet, und keine blosse eingebildete Beschuldigung, ist; also will der Verfasser daraus erweisen, daß es kein so gar unnöthiges und unnützliches Werk sey das römische Recht in die deutsche Sprache zu übersetzen und auszulegen, als wohl etwan dem ersten Ansehen nach möchte erachtet werden.

Der wegen seiner grossen Gelehrsamkeit und Verdienste weitberühmte Herr **von Ludewig** zu Halle hat an einem Orte sehr wiedrige **Gedanken von der Uebersetzung des römischen Rechtes in die deutsche Sprache** geführet, (*) und der-

(*) Man sehe seine Rede *de emendanda Iurisprudentia Germaniae*, welche die dritte Stelle unter denen in Halle zusammen gedruckten Opusculis Oratoriis einnimmt, Cap. 12. p. 1-§. 112.

dergleichen Vornehmen auf alle Weise gemißbilliget, und wiederrathen. Die von ihm dießfalls angegebenen siebener Gründe hat demnach Herr **Weng** näher geprüfet, und, wie er gestehet, so schwach befunden, daß sie viel leichter umzustossen sind, als er dadurch von seinem Vorhaben abzutreiben wäre. Wir wollen beyde Theile auf das kürzeste anhören, das Urtheil und den Ausspruch aber den Lesern überlassen.

Da der Herr Canzler 1) vorwendet; es wäre keine einige Provinz in ganz Deutschland, die noch etwas zu bedeuten hätte, anzutreffen, in welcher man nicht die vornehmsten Hauptstücke des römischen Rechtes unter dem Titel und der Gestalt der Landrechte und Policeyordnungen in deutscher Sprache beschrieben lesen könnte: So antwortet ihm unser Verfasser: Dieses wäre schwer zu beweisen; und gesetzt auch, daß es sich so verhielte, so könnte man daraus eher auf die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der deutschen Uebersetzungen des römischen Rechtes schliessen, als daß man es umkehrete; da sich solcher Verordnungen, als abgeleiteter Bächlein, nicht ein jedweder würde bedienen können, der nicht zugleich die römische Quelle anzuwenden wüste. Dem 2) Einwurfe, daß das wichtigste, tiefsinnigste und spitzfindigste in den römischen Rechten weder in das deutsche übersetzet, noch, wenn dieses auch möglich wäre, genützet werden könnte, begegnet Herr **Weng** also: Er meynet, man trete unserer Muttersprache allzunahe, wenn man sie, ohne hinlängliche Ursache, für so gar armselig ausschreye, daß in ihr irgend eine lateinische

ſche Schrift, von welcher Materie ſie auch immer handeln mag, nicht ſollte können verſtändlich und geſchickt überſetzet werden; wenn anders ein ſolcher Ueberſetzer dazu käme, der ſowohl beyder Sprachen, als der Sache, wovon gehandelt wird, ſattſame Kundſchaft hätte. Zu dem wären die angegebenen, nicht allein vernünftigen, ſondern auch allerlächerlichſten, Spitzfindigkeiten mehrentheils von der Art, daß auch denjenigen Deutſchen, die kein Latein wiſſen, daran gelegen wäre, ſie einſehen und begreifen zu können. Und was endlich den Vorwurf anbelangte, daß die vormaligen deutſchen Ueberſetzer, welche der Herr Verfaſſer zum Beweiſe ſeines Satzes anführet, eine ſo gar ſchlechte Arbeit gemachet hätten: So ließe ſich dadurch die Hoffnung zu einer beſſern in den nachfolgenden und neuern Zeiten keinesweges abſchneiden; und man müßte vielmehr an allem Wachsthume der Künſte und Wiſſenſchaften in Zukunft verzweifeln, wenn eine ſolche Art zu ſchlieſſen ihre Richtigkeit haben ſollte. Wenn zum 3) der Herr Gegner dem Cicero ſeine Schlußrede von der Unnöthigkeit die Griechiſche Philoſophie in die lateiniſche Sprache zu überſetzen, abgeborget; weil die Gelehrten ſchon griechiſch verſtünden, den Ungelehrten aber, wegen allzugroſſer Armuth der lateiniſchen Sprache, durch Ueberſetzungen unmöglich ein helles Licht in der Weltweisheit aufgeſtecket werden könnte, und dieſelbe auf den Fall, wovon hier die Rede iſt, anwenden will: So meynt unſer Verfaſſer, es hätte weder Cicero hierinn ſelbſt alſo geurtheilet, noch ſchicke ſich der Ausſpruch gänzlich hieher. Denn die von ihm zum 4) vorgeworfene Armuth der deutſchen

ſchen Sprache ſey eben in der That nicht ſo beſchaffen, als ſie der Herr Canzler darſtelle. Ihrer Mutterſprache kündige Gelehrten ſchämten ſich, wie er meynte, gar nicht die ſo oft vorkommenden Wörter z. E. Teſtamentum, Curatores, Seruitutes, Hypothecae &c. durch **Erbgeſchäfte** oder **Erbverordnungen**, durch **Pfleger**, durch **Dienſtbarkeiten**, und durch **Unterpfänder** ſo vollkommen als deutlich zu verdollmetſchen, die ja eben nicht hottentottiſch klängen; ſie hätten auch keine Urſache ſich deswegen zu ſchämen. Wäre es bisher von jemanden geſchehen, ſo ſey es nicht recht. Sollten auch gar, wegen der neuen Sachen, neue Wörter im Deutſchen erſonnen und eingeführet werden: So wäre ja dergleichen zu thun in einer jeden Sprache erlaubt und unbenommen. Es iſt zwar 5) allerdings an dem, daß ein Leſer der römiſchen Rechte, der die römiſche Staats-Verfaſſung und Geſchichte wohl inne hat, damit beſſer zurechte kommen kan, als ein anderer, dem es an dieſer Kenntniß fehlet; und daß dieſe vornemlich in lateiniſchen und griechiſchen Scribenten zu ſuchen ſind. Daraus aber folget keinesweges, daß wer die letztern nicht aus deutſchen Schriften erlernen kan, demſelben auch die Leſung der verdeutſchten Rechte nicht viel helfen werde; weil dieſem Mangel die Geſchicklichkeit des Dollmetſchers noch wohl zu rathen wiſſen wird. Da zum 6) behauptet wird, es ſey eben nicht einem jeden Deutſchen eine nähere Verſtändniß der eingeführten Rechte nöthig, und alſo überflüſſig, ſie in der Mutterſprache bekannt zu machen; ja es wäre endlich 7) wohl unter tauſenden kaum einer, der ſich

die

die Mühe gäbe, die Geſetze ſeines Vaterlandes zu wiſſen, ſo kommt alles beydes unſerm Verfaſſer gleichergeſtalt nicht hinlänglich vor. Denn, laß es ſeyn, daß man nicht von einem jeden Schuſter oder Schneider fordern will, daß er in ſeinem Iuſtiniano wohl zu Hauſe ſey: So giebt es ja auch noch vornehme Staatsleute, auch ſelbſt vom höchſten Adel, welchen ein groſſer und faſt unentbehrlicher Dienſt geſchiehet, wenn ſie die Geſetze in ihrer Mutterſprache leſen können, nach welchen ſie andern Recht ſchaffen ſollen. Der letztere Einwurf aber iſt nicht von mehrerer Erheblichkeit; er wäre auch, wenn er gelten ſollte, von einer gar gefährlichen Folge vor die Wiſſenſchaften. Wenn man ſich allemal durch die vermuthliche, oder auch nicht vermuthete, Wenigkeit der Leſer von Mittheilung und Gemeinmachung eines gelehrten Werkes und Buches wollte abwendig machen laſſen; wieviel gutes würde nicht unterwegēs, ungedruckt und ungeſchrieben bleiben, welches doch in ſeiner Maaße die Gelehrſamkeit wahrhaftig befördert?

Herr **Weng** hatte die hier nur kurz angeführten Gedanken kaum mit der Ausgabe des erſten Buches der **deutſchen Inſtitutionen** eröfnet, als eine gelehrte Geſellſchaft in Halle in ihrer Monathſchrift (*) ſeiner Arbeit erwehnete, u. darinn verſchiedenes, jedoch ohne allzugroſſen Nachdruck, ausſetzete. Dieſes bemüßigte den Verfaſſer bey dem Beſchluſſe des ganzen Werkes in einem eigenen

(*) Nemlich die damaligen Verfaſſer der ſogenannten Hälliſchen Bibliothek im 15. Artikel des 56. Stückes.

Anhange zu der Vorrede darauf zu antworten. Man hatte ihn unter andern beschuldiget: Es wären von ihm verschiedene lateinische Wörter gar gezwungen und undeutlich verdeutschet, auch viele ohne Noth gedollmetschet, andere aber zur Ungebühr ganz neu gemacht worden, die er besser in ihrer Sprache hätte beybehalten können. Zu der letzten Classe gehören zum Exempel: Contract, Testament, u. s. f. Zu der ersten aber, Wiederlage, an statt *Donatio propter nuptias*, oder Gegengabe; Spätling und Nachkind, an statt *Posthumus*; Wiederkehrrecht oder Stückrechnungsrecht, an statt *Ius postliminii*. Wieder dieses alles hat er sich aber an diesem Orte so bescheiden als vernünftig gerettet. Auch selbst der Herr von Ludewig hat mehr als zwölf Jahre darnach sich öffentlich (*) erkläret, Herr Weng wäre ihm, und er demselben in keine Wege zuwieder. Was er von der Unnützlichkeit der deutschen Uebersetzungen des römischen Rechtes ehedem geschrieben, hätte er nicht von den Institutionibus, sondern von dem ganzen Körper desselben gemeynet. Jenes wäre allerdings wohl gethan, daß man den jungen Leuten, die öfters nicht allzuviel Latein auf die hohen Schulen mitbrächten, damit unter die Arme griffe; und ihnen an statt der alten unverständlichen und ekelhaften Dollmetschungen eine neue und bessere vorlegte; bey dem letztern aber wäre gar wenig Dank zu verdienen, oder bey dem deutschen Vaterlande Ehre einzulegen.

Wir

(*) In dem Leben Justiniani Cap. 4. §. 8. p. 86.

Wir vermeynten unlängſt nunmehro mit den deutſchen Juſtinianis vollkommen fertig zu ſeyn, als uns die letztverwichene Leipziger Oſtermeſſe ein ganz neues, zu dieſer Claſſe gehöriges, Buch unter die Augen geleget wurde, von dem wir allhier zu gedenken unmöglich Umgang nehmen können. Es führet folgende Aufſchrift:

Deutliche Erklärung derer Inſtitutionum Keyſers Juſtiniani; worinnen der Text ſelbſten, in teutſch- und lateiniſcher Sprache neben einander anzutreffen, die ſchwere und dunkele Stellen, aus der Hiſtorie erläutert, und, was heutiges Tages in Uſu iſt, kürzlich angemerket wird: aus denen beſten Autoribus zuſammen getragen von Johann Gottfried Bolz, p. t. Hochfürſtlich-Brandenburgiſch-Onolzbachiſchen Gerichts-Actuario zu Cadolzburg. Erſter Theil. Nürnberg 1734. 4. Ein Alph. 20. Bogen.

Der Herausgeber, deſſen Talent, ein Autor zu werden, dem Augenſcheine nach, eben nicht allzugroß iſt, hat bey dieſer Arbeit dieſe Abſicht gehabt, wie er ſelbſt in der Vorrede bekennet, daß denenjenigen Leuten damit gedienet würde, die in der lateiniſchen Sprache die nöthigen Fundamenta nicht geleget haben, und doch gleichwohl wiſſen möchten, auch bisweilen Officii ratione zu wiſſen nöthig hätten, was die Inſtitutiones vor Thiere wären. Es ſey zwar bereits ein faſt unzähliger Numerus von Commentariis und Noten über dieſelben in den Buchläden vorhanden, er zweifle auch

nicht, wenn alle Exemplaria zusammen gebracht werden sollten, daß man damit den Bodensee drey- und mehrmal würde bedecken können; allein sie nutzeten diesen guten Unwissenden alle miteinander eben so viel, als einem ungeschickten Bauren die ebräische Bibel zu statten komme; daher man auch sein Unternehmen noch einiger massen excusiren werde. Man könnte ihm zwar hiernächst auch die Objection machen: Daß doch die Institutiones von dem Autore des Teutschen Justiniani in unsere Muttersprache übersetzet, (*) und der Text

(*) Der Herr Gerichts Actuarius wird erlauben, daß wir hierbey eine nöthige Erinnerung und Anmerkung machen. Aus seinen allhier auf das treulichste angeführten selbsteigenen Worten sollte erhellen, daß er seinen Lesern eine neue, und von ihm besonders verfertigte, deutsche Uebersetzung der Institutionen vorlegen wolle; da er mit keiner einigen Sylbe gedenket, daß er sie wo anders hergenommen habe. Man findet aber doch bey genauerer Untersuchung und Zusammenhaltung das Gegentheil. Sie ist dem Herrn Wengen von Wort zu Wort nachgeschrieben und abgeberget; und dürfte man es also entweder vor eine unanständige Nachläßigkeit, oder unverantwortliche Falschheit von dem Herrn Bolzen, ohne ihm Unrecht zu thun, halten und angeben können, daß er davon in seiner sonst nicht allzutiefsinnig gelehrten Vorrede ausdrücklich zu gedenken unterlassen, wie sich doch geziemet hätte; oder aber dieses mit Fleiß hinter dem Berge gehalten. Das letztere können wir ihm kaum zutrauen; da uns aus seinen beygefügten Anmerkungen so viel klar wird, daß er eben nicht zu erst die List erdacht haben möge. Das erstere

Text zur Gnüge erläutert worden; daran er vor sich nichts auszusetzen finde. Doch fehle dieser Ausgabe noch ein namhaftes, indem der lateinische Text nicht beygedrucket sey. Es sey fast nicht möglich, den mentem eines lateinischen Autoris, zumal wie die Institutiones sind, da viele Termini Technici vorkommen, auf eine kurz gefaßte Art zu exprimiren. Den Text darneben zu legen, wäre eine unsäglich mühsame Arbeit, (*) erfordere grosse Attention, mache den Leser verdrüßlich, abgemattet, und setze seinen Kopf leicht in Verwirrung. Darauf gedenkt er des D. Goblers, dessen deutsche Institutiones anno 1674. schon zum

---

stere aber wird ihm Herr Weng ohne Zweifel verzeihen. Wir haben sichere Nachricht, daß eine zweyte und verbesserte Auflage von seinem Teutschen Justiniano wirklich unter der Hand sey; glauben aber auch dabey, daß deren Verleger über diesen unbefugten Bolzischen Nachdruck, und den daher zu befürchtenden Schaden, noch gar wohl zu trösten seyn werde. Die Noten *ad modum Minellii* haben niemals die Verleger der Anmerkungen Heinsii, Graevii oder Burmanni ins Unglück gebracht; und vor diesen jurist. Minellium darf man sich auch nicht fürchten.

(*) Wir leugnen keinesweges, daß es mit einiger Bequemlichkeit verknüpfet sey, den Text und die Uebersetzung, oder auch die Anmerkungen in einem Buche neben und bey einander lesen zu können. Es ist aber dieses keinesweges allemal nöthig; noch ein Werk deswegen tadelhaft, wenn dieses daran fehlet. Ein Studirender der so gar bequem ist, als ihn der Verfasser hier abmahlet, wird es in der Welt nicht allzuhoch bringen.

fünftenmale aufgeleget wären. (*) Er meynet aber, dieſe thäten ſeiner Arbeit keinen Eintrag, weil ſie nach alter Art gedruckt, u. keine Abſonderung der Paragraphorum darinn geſchehen, auch keine Erklärung beygeſetzet wäre, damit ſich ein Anfänger helfen könnte. Weil ihm noch einige Erkenntniß ſeiner merklichen Schwäche und Unvermögens beywohnet, bedienet er ſich zuletzt der den angehenden u. ungeübten Schriftſtellern ſo gar gewöhnlichen Entſchuldigung: Er habe keinen vollkommenen Commentarium, noch vor Gelehrte, ſchreiben wollen; begehre auch dieſes Buch niemanden aufzudringen, noch einen Ruhm dadurch zu erjagen. Seine Intention ſey einig und allein dahin gegangen, denenjenigen, ſo der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſind, (**) damit an die Hand zu gehen, und zweifele er nicht, es werde vielen Lehrbegierigen damit Satis-

(*) Es iſt dieſes ein offenbarer Fehler, und hat Herr Bolz das Buch nicht recht angeſehen oder die fünfte mit der vierten Ausgabe, von 1574. vermenget. Wir haben ſchon oben aus eigener Einſicht angemerket, daß ſie zu Cölln 1599. 8. gedruckt ſey. Eine neuere aber iſt uns nicht bekannt.

(**) Herr Bolz hätte alſo wohl gethan, wenn er ſich die Mühe genommen, etwas beſſer und reiner deutſch zu ſchreiben, und ſeinen Vortrag mit unmäſſiger Einmiſchung lateiniſcher und franzöſiſcher Wörter nicht ſo bundſcheckigt gemachet hätte. Seine unlateiniſche Anfänger, denen er doch alleine zu Dank ſchreiben will, können ſich mit beſtem Fuge beſchweren, daß ſie nicht im Stande ſind ihn überall und durchgehends zu verſtehen.

Satisfaction geſchehen, und ſie ſo fort Anlaß nehmen ſich noch weiter zu pouſſiren. Zu dieſem Ende verſpricht er auf künftige Herbſtmeſſe das zweyte, und ſo dann auf Oſtern des folgenden Jahres die beyden übrigen Bücher nach der von ihm einmal beliebten Art im Drucke zu liefern. Wir ſollten aber faſt meynen, daß er beſſer thäte, wenn er dem ihm unlängſt in dem hamburgiſchen Correſpondenten mitgetheilten wohlmeynenden Rath Gehör gäbe, ſeine Feder mit dem Herrn **D. Samuel Chriſtoph Rodigaſt**, (*) zugleich ruhen lieſſe, und die ihm ſo koſtbare Zeit auf ſeine vordringende Amtsgeſchäfte und Verrichtungen, die ihm auch itzo ſchon das zweyte Buch zu elaboriren, wie er doch intentioniret geweſen, nicht geſtattet haben, verwendete.

Da wir nunmehro die Feder niederlegen und dieſen Artikel beſchlüſſen wollen, wird von einem werthen hieſigen Mitgliede ein Exemplar der **deutſchen Inſtitutionen** des **Pernecders**, davon wir oben etwas gedacht haben, in den Büchervorrath unſerer Geſellſchaft wohlmeynend verehret. Weil wir alſo

(*) Von deſſen weitausſehenden Vorhaben das Corpus Iuris teutſch zu überſetzen, hat man im vorigen Jahre ein eigenes Programma in fol. gedruckt geſehen. Der erwehnte Hamburgiſche Correſpondente hat es mit einer anſtändigen Freyheit beurtheilet, aber den Verfaſſer dadurch dergeſtalt in den Harniſch gebracht, daß er unter einem angenommenen Namen **Martin Albrechts** eine beſondere Vertheidigung in Quart drucken laſſen; die ſich nicht ohne vielfältiges Vergnügen leſen läſſet. Man ſehe auch die **Leipziger Gel. Zeitungen** 1733. n. LX. p. 526. f.

fähig ſind von deren eigentlichen Beſchaffenheit einen Begriff zu geben, wollen wir denſelben allhier kürzlich anfangen. Die Aufſchrift iſt dieſe:

Inſtitutiones. Auszug und Anzeigung etlicher geſchrieben Kayſerlichen und des heyligen Reichs Rechte, wie die gegenwertiger Zeyten inn Ubung gehalten werden: in den Titeln unterſchiedlich nach Ordnung der vier Bücher Kayſerlicher Inſtitution geſtelt, mit einfürung Lateiniſcher Allegation, daneben auch etlicher Lande und Obrigkaiten beſonderen Gewohnheiten und Statuten: Zu nuz und dienſtlichem Gebrauch aller jungen anfahenden Schüler, und anderer ſolcher rechtlichen ſatzung noch unerfarner Perſonen: damit dieſelben der gemeinen tüglichen ſachen und fäll halber, und wie ſich ein jeder in dieſelben, dem Rechten und der Billigkeit gemäß, ſchicken ſolle, ain kürze anweiſung und bericht, auf weiter bedenken und ratſuchung, emphahen. Durch den Ernueſten, Hochgelerten, wolberedten und langgeübten weyland Andreas Perneder, des Fürſtlichen Hof zu München Rath und Secretarien mit vil arbait und fleiß in einen begriff zuſammen bracht. ꝛc. ꝛc. gedruckt zu Ingolſtatt durch Alexander Weiſſenhorn den jungen, Anno M. D. LXXIII. fol. Ein hundert und ſieben Blätter ſtark.

Allein aus dieſem erhellet bereits genugſam daß dieſes Werk keine wörtliche Dolmetſchung der Inſtitutionen ſeye, auch was es damit für eine Abſicht

ſicht habe. Sonſt wird noch auf dem Titel gemeldet: Daß dieſe neue Ausgabe aus der eigenen Handſchrift des Verfaſſers, ſo zuvor nie vorhanden geweſen, mit höchſtem Fleiß überſehen, corrigiert, und reſtituirt, auch faſt um den dritten theil gemehret und gebeſſert ſey.

Voran erſcheinet eine gedoppelte Vorrede, oder Zuſchrift dieſes Werkes. Die erſte, D. Wolfgang Zungers, Profeſſors der hohen Schule zu Ingelſtadt, iſt hier aus der Ausgabe von 1544. nur abgedruckt; die andere aber erſt neu von dem gegenwärtigen Herausgeber, D. Octavianus Schrenk, verfertiget. Wir wollen aus beyden, was zu der Geſchichte dieſer Perneckeriſchen Arbeit gehöret, anführen. D. Zunger hat ſie dem jungen Herzog Albrecht von Bayern zugeſchrieben. Er meldet, er hätte das Jahr zuvor, auf Befehl ſeines Herrn Vaters, Herzog Wilhelms, dieſem jungen Prinzen die Kayſerlichen Inſtitutiones, einen Anfang, Grundveſte und kurzen Begriff des ganzen römiſchen Rechts, guten theils in offener Schule vorgeleſen. Unter dieſer Zeit ſey ihm eine Verdeutſchung darüber durch den hochgelehrten Herrn Andreas Perneder, weyland Rath und Secretarien zu München, mit fürbündig reiner, und zierlicher und verſtändlicher Sprach, auch Einführung gemeiner und etlicher beſonderer Land und Städte, und fürnemlich der bayriſchen Rechte, zu Handen gekommen. Er hätte von ſtund an gedacht, dieſes einige Buch würde alles ſtattlich und überflüßig erſetzen, was ſeiner Geſchicklichkeit in Erklärung der römiſchen Geſetze

etwan abgienge. Denn Perneder habe in dieſem Werke groſſen Verſtand gebraucht, und nicht allein den beſten Kern der Kayſerlichen gemeinen Rechte hier einverleibet, alle veraltete, unbräuchliche und erloſchene Materien übergangen und ausgelaſſen, ſondern auch allenthalben, ſo viel möglich geweſen, andere, ſo denſelben nicht ganz ungemäß und dieſer Zeit in üblichem Gebrauche wären, fleiſſig und artlich an die ſtatt geſetzet. In Summa, die Kayſerlichen Inſtitutiones, wären von ihm ſo zierlich, ordentlich und künſtlich verdeutſchet, daß ſeines Bedünkens der Vers Homeri, den ehedem Cato auf den Scipio gezogen, da er in Africa zu Felde lag, von Pernedern ebenfalls mit allem Rechte gebrauchet werden könne:

Ille ſapit ſolus, volitant alii velut vmbrae.

welches ſo viel geſagt ſey: dieſer allein verſtehe die Sache, und brauche Kunſt, und ſeyn alle andere der Kayſerlichen Inſtitution bisher (*) erkannte Verdollmetſcher dieſem ſo wenig, als der Schatten einer lebendigen Perſon zu vergleichen. Und aus dieſen Gründen habe er dieſe Verdeutſchung nicht länger liegen laſſen, ſondern allen Fleiſſes darob ſeyn wollen, daß ſie aufs beſte und reineſte durch den Druck zu gemeinem Beſten ausgienge.

Die

(*) Es iſt dieſes allerdings eine groſſe Lobserhebung. Es mag nun Hunger damit die Ausleger der römiſchen Rechte, Gloſſatores, Commentatores u. ſ. f. oder die zween deutſchen Dollmetſcher, Murnern und Fuchspergern alleine, oder beyde zugleich, gemeynet haben.

Die neue Zuschrift D. Schrenkens, ist an eben diesen Herzog Albrechten, der damals wirklich regierender Herr war, gerichtet. Nach einem kurzen Lobe Perneders so wohl, als auch Hungers, welcher letztere des ersteren gesamte juristische Werke, nach dessen Tode, als sein im Leben vertrautester Freund hintereinander heraus gegeben, meldet er, wie er zu einer neuen Ausgabe derselben, und der Institutionen ins besondere, dadurch veranlasset worden sey, weil die vorigen mit so häufigen Fehlern angefüllet wären; davon er aber die Schuld nicht dem fleißigen und gelehrten Doctor Hungern, sondern denen, durch Unwissenheit und Nachlässigkeit der Abschreiber verderbten, von ihm aber gebrauchten, Handschriften beymässe. Es wären ihm nunmehro durch seine Schwiegermutter, die eine leibliche Tochter Perneders gewesen, dessen eigenhändige Aufsätze von allen diesen Büchern, nemlich 1) den ostermeldeten deutschen Institutionen, 2) dem gerichtlichen Proceß, 3) der kurzen und eigentlichen Verdeutschung der Lehenrechte; 4) der neuen Halsgerichtsordnung und endlich 5) der Verdeutschung der Summae Rolandinae von Contracten und Testamenten, desgleichen der Regularum Iuris, zu Handen gekommen, daraus er sie itzo insgesamt ungleich verbessert an das Licht stellete. Ueberhaubt ist daraus zu ersehen, daß die Emsigkeit und der Verstand Perneders, ihm sowohl bey seinem Leben, vieles Ansehen, als nach dem Tode eine besondere Hochachtung und Namen erworben habe. Doch es mag davon genug seyn.

Zum

Zum Beſchluſſe wollen wir, dem Gutachten verſtändiger Freunde zu Folge, annoch die drey deutſchen Dollmetſchungen des Prooemii Inſtitutionum, von Murnern, Goblern und Herrn Wengen nach der Länge beyfügen. Der geneigte Leſer mag ſie, wo es ihm beliebet, untereinander und mit dem lateiniſchen Texte, vergleichen, und ſodann ſelbſt von ihrem unterſchiedenen Werthe einen Ausſpruch thun.

D. Murners Ueberſetzung.

In dem namen vnſers herren Jheſu chriſti Keyſer Juſtinianus ein überwinder, und triumphierer allezeyt ein merer des richs, der begirigen iugendt der keyſerlichen geſatz vnſeren grüß vnd genad.

Keyſerliche Maieſtadt ſoll nit allein mit woffen, ſunder ouch mit geſatzen gezieret ſyn, das ſy beide zyt des kriegs vnd des fridens recht gubernieren mög, vnd ein Römſcher fürſt ein überwinder ſy, nit allein in findtlichen kriegen ſunder ouch durch geſatzliche weg, die vnbillicheit, der freuenlichen vertribe, vnd da durch werd, ſo dem rechten allergfliſſenöſt erkant, ſo ouch nach überwindung der find, ein großmechtiger triumphierer geachtet. Welcher krieg vnd geſatzlicher übung wir beide weg, mit hohen flyß vnd fürſichtikeit durch goß hilff vollenbrocht haben. Denn vnſeren kriegs bruch die vßlendiſchen völcker ſo wir vnder vnſere gehorſam brocht haben erkennen. Vnd ſo Affrica, ſo ouch vnzeliche andre prouintzen vnd lender nach ſo langer vngehorſame, vnſerer überwindung von got verlu-

hen

hen wider dem römiſchen gewaldt vnderworfen ſindt. Alſo das alle völcker, durch vnſere vnd der andren vor vns gemachten geſatz ſo wir gebeſſeret haben, geregieret werden. Vnd ſo wir die heyligſten vffſatzungen der fürſten, vor vnuerſtendtlich, in ein verſtendtlich vereinigung geordenet haben. Handt wir vnſere ſorg erſtrecket zu den vnmeſſigen bücheren der alten wyßheit, vnd ſchier als durch mittel dieſſe, eins verzwiffleten wercks, durch gots gunſt erfüllet. Als nun das mit goß ſtür erfüllet iſt, habendt wir gebotten, dem großmechtigen vor zyten vnſers Pallaſts pfennigmeyſter Tribuniano vnd dorzu Dor[illegible]eo, vnd Teophilo den durchlüchtigen meinern, vnſeren vorfaren, deren wir erfarenheit, vnd der geſatz wyſſenheit, ouch trüw in vnſeren beuelhen vß vil anzeigung erkündet haben, berüffet, vnd in ſunderheit geboten das ſy mit vnſerem gewalt vnd vnſerem geheiß die vffſatzung der fürſten zůſamen ſetzten. Das jr alſo den erſten anefang keyſerlicher rechten erlerneten, nit von den alten fablen, ſunder von keyſerlicher zierden begereten vnd ſo üwer oren, ſo ouch üwer gemüt nüt vnnützlichs oder übel geſatzts begereten, dann allein wie es ſich nach gelegenheit der daten vnd anzeigung der ſachen ergeb verſton möchten, vnd dz in vordriger zyt kum in fier jaren üweren vorfaren widerfür das ſy keyſerliche vffſatzungen leſen möchten, ir von anefang ingangendt, ſolcher eeren würdig gehalten, vnd der ſelickeit erfunden, das jr anfang vnd end keyſerlicher berichtung von des römiſchen fürſten mund empfingen. Dorumb nach den funffzig bücheren alles keyſerlichen rechten, in denen

nen alles recht versamlet ist, habendt wir durch den obgenanten hochberümpten Tribunianum und die andren durchlüchtigen vnd wolredenden menner, lassen die selbigen der fürsten vffsatzungen in disse fier bücher zerteilen, das sy des gantzen gesatzlichen rechten der erst anesang syend, doryn kürtzlich vß geleyt ist, das vor in bruch was, vnd nachgender zyt verblichen, durch keyserliche stür wider erlüchtet vnd vffgerichtet ist. Welche fier bücher vß allen der alten vffsatzungen vnd besunder vß der erklerung vnsers Cay gemeiner vnd deglicher vffsatzung mit vill andren darthün vnd beschriben so vns die obgenanten dry wysen menner erboten haben gelesen, erkandt, vnd mit vollem gewalt bestetiget hand. Dorumb mit hohem fliß, vnd frölicher übung entpfohen disse vnsere gesatz, vnd erzeigt üch der massenn bericht, das jr ein schone hoffnung by üch habendt, nach des gantzen rechtlichen wegs erfüllung, mögent vnd werdendt vnserem gemeinen nutz üch in sunderlichem zu vertruwen regieren, dem obsyn, vnd jn gubernieren ꝛc.

D. Goblers Uebersetzung.

In dem Namen vnses HErren JESV Christi.

Keyser Justinianus, ein vberwinder vnd Triumphierer, allezeit ein Mehrer deß Reichs, der begierigen Jugendt Keyserlicher Gesatz, vnsern Gruß vnd Gnad.

Es soll und muß Keyserliche Majestät jrem Ampt nach, nit allein mit kriegßrüstung vnd Waf-

fen

ſen geziert, ſondern auch mit den rechten vnd geſatzen gewapnet ſeyn, auff dz ſie beyderley zeit, kriegs und frieds, recht vnd wol regieren möge, vnd als ein Römiſcher Keyſer, Vberwinder ſey vnd bleibe, nicht allein gegen die Feinde ſondern auch durch billiche wege die boßheit der freueln vnd mütwilligen Zäncker abwende, vnd alſo dardurch eben ſo wol ein getreuwer Handthaber deß Rechtens vnd der Gerechtigkeit, als ein trefflicher Sieger vnd Vberwinder der Feinde genendt werden möge.

Welche beyde wir dann durch höchſte Mühe vnd Fürſichtigkeit mit GOttes Hülff auffgerichtet haben, wie ohn zweifel ſolcher vnſer Krigsarbeit die außlendiſche fremde völcker, ſo wir bezwungen vnnd vnter vnſer joch gebracht haben, wol ſeynd innen worden: Vnd Aphrica ſo wol, als andere vnzeliche Landt, nach ſo langer zeit durch vnſeren ſig, vns von Gott geben, widerumb zum Römiſchen vnnd vnſerm Reich gebracht, bezeugen. Dann es werden jetzo alle völcker durchs Recht vnnd Geſatze, ſo wir geben vnd gemacht haben, regiert. Vnd dieweil wir das heilig recht vnnd Satzungen, ſo vorhin zuſtrewet geweſen, in eine feine ordnung gebracht, haben wir nit vnterlaſſen, ſondern auch vnſern fleiß vnd ſorge vff die viel vnd mancherley Bücher voriger alter Weißheit gelegt, vnnd das werck, ſo ſunſt vnmöglich geacht, als ob wir mitten durchs tieffe Meer giengen, mit Göttlicher hilff nun mehr vollenbracht vnd erfüllet.

Vnd nachdem ſolchs durchs Göttliche verleihung vollendet iſt, mit zuthun vnd rath des herrlichen fürtrefflichen mannes Triboniani, unſers Cammermei-

meiſters, auch der erlauchten menner Theophili vnnd Dorotheꝛ, vnſerer lehrer vnnd beyſitzer, (welcher aller geſchickligkeit vnd erfarung der Recht, auch trewe vnd glauben vnſerer befelch, wir jetzo in vil wege befunden) haben wir ſie zuſammen berüffet, vnd inen ſonderlich auffgelegt, daß ſie auß unſerm befelch, Rhat vnd geheiß, diſe vier Vnterweiſungsbücher machen ſollten: Auff daß jr jungen Knaben diſe erſte Rechts lere, als von der wiegen her, nit auß alten fabeln lernen, ſondern von der Keiſerlichen ehr vnd Herrlichkeit begeren, vnd ewere ohren vnd gemüt nichts vnnützliches oder vngeſchickts, ſondern wie die ding an im ſelber ſeynd, faſſen und begreiffen möget. Vnd das in voriger zeit kaum nach vier jaren, den jenigen ſo dazumal geweſen ſeynd, wiederfaren kundt, daß ſie die erſten anweiſungen der Keiſerlichen Recht leſen, das kündt jr alsbald thun, vnd auff ſolchen weg kommen, als die wirdig ſeynd ſolcher groſſen Ehr vnd Glückſeligkeit welchen beides der Anfang vnd das Ende rechtlicher vnderweiſung von Keiſerlicher Stimm herkompt vnd gegeben würdet.

Darumb nach den fünffzig büchern Digeſtorum oder Pandectarum, in welchen alle alte Recht vnd Geſatze zuſamen getragen ſeynd, welche wir durch denſelbigen herrlichen hochberumten Mann Tribonianum, vnd die andern erleuchte wolberedte Männer volendet, haben wir in dieſe vier Bücher dieſelben Inſtitutiones vnd erſte vnterweiſungs lere zutheilen befohlen, alſo, daß ſie der gantzen Rechtskunſt vnd lere der erſt anfang weren: In welchen dann auch kürtzlich dargethan vnnd außgelegt iſt, was hiezu-

uor

uer in vbung geweſen, vnd was nachmals in Abgang vnd Mißbrauch kommen, und durch Keyſerliche hülff verbeſſert, erklert vnd erleuchtet iſt.

Welche aus allen Anweiſungen der alten, vnd ſonderlich auß den Büchern vnſers Caji der vnterweiſungen ſo wol als der täglichen Händeln, vnnd andern viel mehr büchern zuſamen bracht vnd gemacht ſeyndt, vnd was die drey obgemelten, weiſe, verſtändige Männer vorgelegt, vnnd mir ſie geleſen vnd verſtanden, auch vnſern volkommenen Gewalt vnd beſeſtigung dieſen vier Büchern gegeben haben.

Derhalben wöllet mit höchſtem Ernſt und Fleiß dieſe vnſere Rechtſatze annemen, vnnd euch ſelbſt darinn alſo geſchickt erzeigen. Dz jhr gretſe hoffnung haben möget, ſo jr die gantze lehr des Rechtens gefaſſet vnnd vollnbracht habt daß jr auch vnſern gemeinen nutz an enden vnnd orten, da euch der befohlen wirdt, verwalten vnnd regieren möget.

Herrn Wengens Ueberſetzung.

Im Nahmen unſers Herrn Jeſu Chriſti.

Imperator Cæſar Flavius Juſtinianus, Alemannicus, Gothicus, Francicus, Germanicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Africanus, Pius, Felix, Inclytus, Victor ac Triumphator, Semper Auguſtus; **Entbeut der Rechts-begierigen Jugend ſeine Gnade und Gruß.**

Die Käyſerlich Majeſt. bedarff nicht nur der Zierde der Waffen, ſondern auch deß Schutzes der Geſetze: damit ſelbige ſowohl zu Kriegs- als Frie-

dens-Zeiten sich erheischender Nothdurft nach bezeugen, und der Römische Fürst nicht nur in blutigen Schlachten den Sieg erhalten, sondern auch durch rechtmässige Mittel die Bosheiten der Zänker dämmen, und mit Recht den Titul eines gerechten Fürsten, so wohl als eines tapfern Uberwinders seiner Feinde, führen möge.

Beydes dieses haben wir, unter Göttlichem Beystand, mit gröster Fürsichtigkeit, Mühe und Sorge in die Wege gerichtet. Unsers im Kriege vergossenen Schweisses geben uns die unter das Joch gebrachte barbarische Völcker, und zumahlen sowohl Africa, als unzehlich andere, durch unsere von GOtt verliehene Siege, nach so langer Zeit der Römischen Gewalt und unserm Reich wieder unterworffene Provincien, offentliches Zeugniß. Alle Völcker aber werden nach denen von uns zusammen getragenen und promulgirten Gesetzen beherrschet.

Nachdeme wir nemlich die Käyserliche Constitutiones in eine genaue und zusammen stimmende Ordnung gebracht, trugen wir auch Sorge für die ungeheure Bücher der alten Rechts-Gelahrtheit, und haben auch, weilen wir keine Mühe gespahrt, und uns gleichsam mitten in die Tieffe derselben hinein gewagt, diß verzweiffelte Werck durch Göttlichen Beystand nunmehr zum Stande gebracht.

Als wir nun mit dieser Arbeit, durch Göttliche Hülffe zum Ende gekommen, haben wir Seiner Magnificenz, dem Triboniano, unserm Magistro, Exquæstori Sacri Palatii nostri, Exconsuli, wie auch

denen

denen vortrefflichen Männern und Anteceſſoribus oder Rechtslehrern, dem Theophilo und Dorotheo, (von deren aller Fleiß. Rechts-Gelahrtheit u. Treue, in Außrichtung unſerer Befehle, wir bereits viele Proben haben,) nachdeme wir ſie ſämtlich für uns gefordert, inſonderheit befohlen, daß ſie unter unſerer Autorität und auf unſer Geheiß die Grund-Lehren zuſammen tragen ſollten: damit ihr die vornehmſte und erſte Gründe der Geſetze auß den alten Fabeln zu erlernen nicht nöthig, ſondern ſelbige ſolchergeſtalten unſerer Käyſerlichen Erleuchtung zu danken: ihr auch nichts Unnützes oder Unrechtes, ſondern allein, was täglich vorkommt, und beobachtet wird, zu hören und zu lernen hättet. Ja, was ehedeſſen euere Vorfahren mit Leſung der Käyſerlichen Conſtitutionum und Verordnungen kaum in vier Jahren begreiffen können, das wird euch jetzt gleich Anfangs unter Augen gelegt, indem wir euch der Gnade und des Glücks würdig geachtet, daß ihr den Anfang und das Ende euerer Rechts-Gelahrtheit euerm Käyſer ſelbſt möchtet zu dancken haben.

Gleichwie wir aber durch obangezogenen fürtrefflichen Tribonianum und übrige berühmte und beredte Männer alles alte Recht in die 50 Bücher der Digeſtorum oder Pandectarum zuſammen tragen laſſen: Alſo haben wir jetztgemeldte Grund-Lehren in 4. Bücher einzutheilen befohlen, um ſich derſelben als der erſten Gründe und Elementen der ſämtlichen Rechts-Gelahrtheit bedienen zu können.

Es iſt aber in ſolchen kürtzlich enthalten, ſowohl

was ehedeſſen übich geweſit, als auch was auß der Gewohnheit und in die Finſternuß der Vergeſſenheit verfallen, und durch unſere Käyſerliche Hülffe wieder beleuchtet werden.

Und gleichwie uns obgedachte drey kluge Männer, diſſe auß allen alten Inſtitutionibus, und zumahlen unſers Caji Commentariis ſeiner Inſtitutionum und Rerum Quotidianarum, und ſonſt vielen andern Commentariis zuſammen getragene Inſtitutiones überreicht, alſo haben wir ſelbige auch durchleſen, und unterſucht, und ihnen die vollkommene Gültigkeit und Krafft, als unſerer Conſtitutionum und Geſetze beygelegt.

Nehmet demnach dieſe unſere Geſetze mit behöriger Begierde und muntrem Fleiß an: und ſammlet euch eine ſolche Gelehrſamkeit, daß ihr nach zuruckgelegtem Studio der Rechte, die Verwaltung ein oder andern Stucks unſerer Regierung und Lands erhalten zu können, euch die vergnügte Hoffnung machen dörffet. Gegeben zu Conſtantinopel, den Eilfften Calend. Decembris, in dem dritten Burgermeiſter-Amt deß Käyſers Juſtiniani.

VII.

Anti-Longin, oder die Kunſt in der Poeſie zu kriechen, anfänglich von dem Hrn. D. Swift den Engelländern zum beſten geſchrieben, itzo zur Verbeſſerung des Geſchmacks bey uns Deutſchen überſetzt und mit

mit Exempeln aus engliſchen, vornemlich aber aus unſern deutſchen Dichtern durchgehends erläutert. Dieſem iſt beygefüget eben deſſelben Staatslügenkunſt, nebſt einer Abhandlung Herrn Prof. Gottſcheds von dem Bathos in den Opern. Leipzig 1734. 8. 17 Bogen.

Der gute Geſchmack iſt bey uns Deutſchen noch nicht ſo allgemein, daß man ſich ferner keine Mühe geben dürfte, ihn mehr und mehr empor zu bringen. Wir wollen nur unſere Poeſie anſehen. Was für wunderlich Zeug kömmt nicht darinnen noch täglich zum Vorſchein? Und wer ſiehet nicht, daß dieſes die Ueberbleibſel des altfränkiſchen Geſchmacks ſind? Woher rühret aber ſolches? Von nichts anders, als weil unter den Schriften unſerer Dichter, die wir Anfängern als Muſter anpreiſen, noch viel rauſchendes Flittergold, wie Günther ſchreibt, anzutreffen iſt. Solches zu entdecken, und die Liebhaber der Poeſie davor zu warnen, muß man es auf mehr als eine Art verſuchen. Das beſte Mittel dazu iſt wohl eine geſunde Critik: Aber auch dieſe kan auf verſchiedene Art vorgetragen werden. Sie darf nicht immer ernſthaft ſeyn. Zuweilen hat ein ſcherzhafter Vortrag mehr Eindruck und beſſere Wirkung, als die ernſtlichſte Vorſtellung. Herr D. Swift muß hievon völlig überzeuget ſeyn. Denn da er ſeinen Engelländern die Thorheiten in ihrer Dichtkunſt zeigen wollte: So glaubte er, daß ſolches nicht beſſer geſchehen könnte, als wenn er ih-

nen eine ordentliche Anweisung gäbe, wie sie ungereimt schreiben sollten. Diese ist in gegenwärtigem Buche enthalten, dessen geschickter Uebersetzer eben der Meynung seyn muß. Denn er hat unsern Deutschen zum besten alle Regeln des D. Swifts mit vielen Exempeln aus unsern Dichtern erläutert, und also als ein redlichgesinnter Deutscher zur Aufnahme des guten Geschmacks etwas beytragen wollen. Er hat sie aber nicht allein nur so angeführet, sondern auch mit einigen aufgeräumten Gedanken begleitet. Wer Lust hat eine Menge poetischer Stellen voller Unsinn zusammen zu sehen, der kan sie hier finden, und er wird mit Vergnügen wahrnehmen, wie immer eine alberner als die andere ist. Doch wir wollen das Werkchen selbst etwas näher ansehen, und unsern Lesern zur Erquickung ein und andern poetischen Unsinn von unsern Deutschen anführen.

Der Uebersetzer lebt auf der hiesigen hohen Schule, und heisset, wie er sich in der Zuschrift an unsere Gesellschaft unterschrieben, Johann Joachim Schwabe. In der Vorrede merket er an, daß wir Deutschen nunmehro angefangen hätten, die falsche Hoheit in der poetischen Schreibart von der wahren zu unterscheiden. Diese Einsicht schreibt er den critischen Beurtheilungen zu, die man einige Zeit her gemacht habe. Er bedauert aber zugleich, daß solche bey uns noch so sparsam sind, da hingegen bey den Ausländern fast ein Ueberfluß daran ist. Doch meynet er, man könnte diesem Mangel abhelfen, wenn man die Critiken der Ausländer unsern Landesleuten bekannt mach-

te.

te. Man müſſe aber dabey auf unſere deutſche Schriftſteller mit ſehen, und deren Schönheiten oder Fehler an ſtatt der ausländiſchen anmerken. Dieſes hat ihm auch zu einem Bewegungsgrunde gedienet, zu der Abhandlung des Herrn Swifts deutſche Exempel zu ſuchen. Er verſichert, daß ſolche alle zuſammen aus poetiſchen Schriften genommen ſind, ohngeachtet er gewiſſer Urſachen halber, die wir leicht errathen können, ihre Namen nur mit den Anfangsbuchſtaben hat bezeichnen müſſen. Wer nur ein wenig in unſern Dichtern bewandert iſt, wird ſchon ſehen, daß Amthor, Wenzel, Neukirch, Morhof, Feind und Hofmannswaldau ihm die Exempel hergegeben haben. Aus lebenden Dichtern hat er keine Stellen angeführet, damit er nicht in den Verdacht einer unzeitigen Tadelſucht geriethe. Von denen aber, die ihm einige Stellen geliehen haben, geſteht er auch, daß ſich vieles bey ihnen finde, welches wahrhaftig hoch und edel iſt; daß er ihnen allen gebührenden Vorzug einräume, und ſie vor groſſe Dichter erkenne.

Auf dieſe Vorrede folgen Hrn. Prof. Gottſcheds zufällige Gedanken von dem Pathos in den Opern. Ehe wir aber unſern Leſern etwas daraus vorlegen, erinnern wir noch, daß der Ueberſetzer wohlgethan hätte, wenn er etwas von dem Titel des Buchs hätte anführen und ihn erklären wollen. Die Aufſchrift Anti-Longin möchte vielen anſtößig und dunkel ſcheinen. Sie möchten nicht wiſſen, was man damit habe ſagen wollen. Sie könnten leicht gar keinen Begriff davon haben, und da wird es ihnen nicht eher verſtändlich werden, als bis ſie einmal

von ungefähr erfahren werden, daß ein Grieche, Longinus genannt, ein Buch geschrieben, welches von dem Erhabenen handelt; und daß diese gegenwärtige Schrift gerade das Gegentheil davon sey. Hätte man sich nun nicht deren erbarmen, und sie dessen in der Vorrede belehren sollen?

In den zufälligen Gedanken Herrn Prof. Gottscheds von dem Bathos in den Opern wird Postels Iphigenia untersuchet; und weil diese von einem Meister in der Opernschreibart verfertiget worden; und noch besser ist, als alle übrige deutsche Opern: So beweiset der Herr Verfasser damit, daß man in den Poesien der Opernschreiber alle die Fehler und zwar aufs häufigste finden könne, die wieder die Regeln der gesunden Vernunft und wahren Critik, in der falschen Hoheit der Schreibart können gemacht werden. Er war erst willens, diese Oper nach den theatralischen Regeln zu untersuchen und die Fabel, die Wahrscheinlichkeit, die Characteres, die Verwirrung u. s. w. zu prüfen. Allein er ist von diesem Vorhaben bald abgestanden. Das Bathos hat mit allen diesen Sachen eigentlich nichts zu thun; sondern herrschet nur allein in der Schreibart. Uberdem ist es nach dem Urtheile eines critischen Kenners von den Opern, selbst in den französischen Opern, lächerlich, die Einrichtung derselben zu tadeln. Es ist den Opernschreibern niemals in den Sinn gekommen, eine wohleingerichtete Fabel zu machen. Sie haben weder auf die Wahrscheinlichkeit, noch Verknüpfung, noch Schönheit derselben gesehen. Sie suchen nur schöne Theile auf, die mögen hernach zusammen passen, wie sie wollen. Die drey

franzöſiſchen Zeugniſſe, die der Herr Verfaſſer hier angeführet hat, verdienen wohl erwogen zu werden. Damit man aber nicht denke, die Franzoſen wären allein ſolche Opernfeinde: So führet der Herr Prof. ein paar italiäniſche Stellen an, die eben nicht gar zu vortheilhaft von den Opern klingen. Ja auch ſelbſt die Vertheidigung der Opern, die ein gewiſſer Engelländer unternommen hat, bringt ihnen keine gar zu groſſe Ehre. Dieſer entzieht die Singſpiele der critiſchen Gerichtsbarkeit. Er ſieht ſich genöthigt, ſie der poetiſchen Hoheit den Gehorſam aufkündigen zulaſſen. Alſo hat Apollo nichts mehr mit ihnen zu thun. Die Opernſchreiber ſind entweder Rebellen; oder ſie ſind niemals deſſelben Schüler geweſen. Ihre Schaubühne iſt nichts anders, wie der Herr Verfaſſer ſagt, als ein Stück aus Schlaraffenland, wo alles ohne Ordnung, Vernunft und Wahrſcheinlichkeit iſt. Sie iſt ganz unbegreiflich! Die Muſen aber ſind Töchter Jupiters, und werden gewiß auf ihrem Parnaß das alte Chaos nicht wieder einführen, was ihr Vater und ſeine Weisheit ehemals abgeſchaffet und in eine ſo ordentliche Welt verwandelt hat. Hierauf nimmt der Herr Verfaſſer die Unterſuchung der poetiſchen Iphigenia ſelbſt vor. Er geht von Auftritt zu Auftritt u. merket die verſchiedenen Arten des Bathos oder des Wiederſinnigen darinnen an. Seine Unterſuchung aber ſchließt ſich mit der dritten Handlung, nicht als ob in den beyden letzten die geſunde Vernunft mehr herrſchte und die Schreibart natürlicher wäre: Nein, ſondern weil er in den drey erſten Handlungen ſchon ſo viel anzumerken gefunden,

daß er alle Regeln des Swifts damit hätte erläutern können. Ein Liebhaber der gesunden Schreibart und Freund der wahren Hoheit in Gedanken und Ausdrückungen mag die beyden übrigen Handlungen selbst durchgehen. Es wird ihm dieses eine sehr nützliche Beschäftigung abgeben können. Unsere Leser werden von uns nicht verlangen, daß wir ihnen einen zusammenhangenden Auszug aus den verschiedenen Anmerkungen des Herrn Prof. über die ungereimten Stellen geben sollen. Sie sind kurz und verdienen alle gelesen zu werden. Um ihnen aber doch einigen Geschmack davon beyzubringen: So wollen wir zur Probe eine von den schönsten Arien aus dieser Oper mit der Beurtheilung des Herrn Prof. anführen. Wir haben solche wegen ihrer zärtlichen Ausdrückungen oftmals singen hören, und sie ist ein rechtes Leckerbißchen der Opernschreibart. So klingt sie aber:

Schönstes Seelchen! deine Lippen
Sind Coralline Rosenklippen
Daran meine Freyheit strandt.
In der Augen heitern Sonnen
Hat die Flamme Kraft gewonnen,
Dadurch dieses Herz entbrannt.

„Das schönste Seelchen gehört zu den verlieb„ten Tändeleyen, die vielleicht mit recht zu der Art „des Bathos zu zählen sind,‖ die Swift die kin„dische Schreibart heisset. Aber dieses Seel„chen hat an statt der Lippen ein paar coralline „Rosenklippen. Welch ein Mischmasch von „Ideen! das heißt ja, wie Horaz sagt:

Del-

Delphinum ſilvis appingit, fluctibus aprum.

Mahlt den Delphin ins Holz, den Eber in die Wellen.

„Ich dächte, die Corallen wären roth genug gewe„ſen, und es hätte keiner Roſen bey dieſen Klippen „gebraucht, um den armen Liebhaber ſtranden zu „laſſen; es wäre denn, daß er etwas ſanfter zu „liegen kommen wollen. Nun ſind zwar die Coral„len ſchon an ſich aus der Tiefe der See hergeho„let, und gehören alſo ſchon ihrer Natur nach zum „Bathos unſers Swifts: Sie ſind aber auch zu der „Art der tiefen Schreibart zu zählen, die man die „koſtbare nennt. Denn was müſſen ganze Coral„lenklippen nicht koſten? In der That, der Poet „hat ſeine Freyheit ein theures Ende wollen neh„men laſſen. Doch das Stranden iſt ihm nicht „ſonderlich gefällig geweſen. Er hat ſich aus dem „Waſſer gleich wieder ins Feuer gewaget, und in „den heitern Sonnen der Augen ſeiner Ge„liebten die Flamme, dadurch ſein Herz ent„brannt, Kraft gewinnen laſſen. Was das „geſagt ſey, iſt nicht ſo leicht zu errathen. Denn „wie kan die Flamme, die ſein Herz entzündet, in „den Sonnen der Augen Kraft gewinnen? Von „den Sonnen ꝛc. hätte es heiſſen müſſen: Oder er „hätte umgekehrt ſagen müſſen, daß die Flamme „von den Sonnen ihrer Augen in ſeinem Herzen „Kraft gewonnen habe.„ Auf dieſe Art ſind auch die andern Beurtheilungen eingerichtet. Zum Beſchluſſe räth der Herr Prof. allen, die ſich in einer vernünftigen Schreibart feſt ſetzen wollen, auſſer Ciceros oratoriſchen Schriften, den Horaz

und

und Longin, auch des Boileau art poetique täglich zu leſen, und recht zu verdauen.

Nunmehr kommt der Anti-Longin ſelber. Er beſteht aus 16. Capiteln, deren Inhalt wir kürzlich anführen wollen. In dem 1. Capitel entdeckt der Verfaſſer ſein Vorhaben. Er beklagt ſich, daß noch keiner die Regeln der heutigen Dichtkunſt zuſammen getragen hat, wie wohl mit den Alten geſchehen iſt. Man hätte zwar einen bequemen und leichten Weg, zu dem ὕψος oder Erhabenen der Alten gemacht; zu dem βάθος oder Tiefen der Neuern aber hätte man uns noch keinen Weg gebahnet, da doch dieſes weit nöthiger, als jenes wäre. Er nimmt ſich alſo vor, die zerſtreuten Regeln für die Dichtkunſt der Neuern zu ſammeln und ſie in eine ordentliche Abhandlung zu bringen. Er hoffet, er werde damit glücklicher ſeyn, als Ariſtoteles und Longin. Denn ihre Lehrſätze hätte nur eine kleine Anzahl von Autoren angenommen, und ſie wären auch nur ſehr nachläſſig ausgeübet worden. Zugleich aber will er auch den Einwohnern der oberſten Spitze des Parnaſſus begegnen. Denn ungeachtet ihrer lange nicht ſo viel ſind, als der Einwohner des parnaſſiſchen Niederlandes: So ſind ſie doch ſo muthwillig und werfen die Unterthanen des Bathos mit Schutt, Koth und Steinen, und können ſie nicht ruhig leben laſſen. Dieſe haben niemals den geringſten Anſchlag auf ihre Länder gehabt, geſchweige ſie jemals angefallen; jene hingegen wagen oft viele Streifereyen, und ob ſie gleich des reinen Waſſers auf dem Helikon genieſſen, ſo beneiden ſie doch die letztern wegen ihres

gemei-

gemeinen Waſſers, das noch dazu oftmals modericht iſt.

In dem andern Capitel zeigt er, daß das Bathos oder Tiefe der natürliche Geſchmack der Menſchen und ihnen ſchon angebohren ſey. Er beweiſet ſolches damit, daß Kinder, deren Verſtand noch ſonder Vorurtheile iſt, an den Schriften der heutigen Dichter einen Geſchmack finden. Alle Bewunderer der Dichtkunſt haben einen Geſchmack an dem Tiefen. Der Endzweck der ganzen Dichtkunſt iſt ja zu nützen und zu vergnügen. Da nun die neuern ſolches nicht aus den Augen laſſen, ſondern der Gewinſt ihr wahrhaftes Ziel iſt, und auch ſeyn muß; So wünſchet der Verfaſſer gegenwärtigem Jahrhunderte zu dieſem itzigem Geſchmacke viel Glück.

In dem dritten Capitel betrachtet er die Nothwendigkeit des Tiefen nach der Natur. Es iſt was grauſames, wenn man allen Leuten, die allein in Verſen ſchreiben können, die Freyheit zu ſchreiben ganz und gar benehmen wollte. Die Dichtkunſt kan ja als ein Auswurf oder als eine natürliche Reinigung der böſen Feuchtigkeiten des Gehirnes angeſehen werden. Wie man nun niemanden den Schnupfen, oder jeden andern Ausfluß der Feuchtigkeiten auf einmal ſtopfen ſoll: So ſolle man auch keinen von dem Schreiben abhalten. Denn dieſes iſt bey vielen ein nothwendiges Uebel, und dieſe ſchädliche Feuchtigkeit muß doch ihren Lauf haben. Der Verfaſſer glaubt, die meiſten plötzlichen und frühzeitigen Todesfälle wären von den gar zu vielen Feuchtigkeiten hergekommen, die

ſich durch keine löbliche Ausdünſtung hätten zertheilen können. Daraus ſchlieſſet er, man ſolle auch die allerſchlimmſten Poeſien nicht unterdrücken. Eben ſo müſſe man auch mittelmäſſige Gedichte dulden. Die Mäſſigung und Mittelmäſſigkeit iſt ja ſonſt eine ſo liebenswürdige Eigenſchaft: Warum ſoll ſie denn in der Dichtkunſt ein Fehler ſeyn? Er verwundert ſich, daß man ſolches auf das Zeugniß des Horaz habe glauben können.

In dem 4.en Capitel wird bewieſen, daß es eine Kunſt des Bathos oder Tiefen gebe, weil man eben ſo wohl eine Baukunſt hat, Gewölber und Keller zu machen, als hohe Thurmdächer und Pyramiden aufzuführen. Man muß eine natürliche Fähigkeit haben, wenn man ſich in dem Tiefen hervor thun will. Hierzu müſſen noch die Regeln der Kunſt kommen, welche unſere natürliche Trägheit entweder vermehren oder uns noch ein Gewicht anhängen, das unſern Fall beſchleunigt. Es können zwar viele fallen; aber wenige haben die Gabe annehmlich zu fallen. Daher haben ſie dazu die Kunſt nöthig.

Das 5te Capitel handelt von der wahrhaften natürlichen Fähigkeit zu dem Tiefen. Folgender Satz iſt der erſte Grund dazu. **Wer in dem Tiefen vortrefflich werden will, muß alles vermeiden und verabſcheuen, worinnen man die geſunde Vernunft ſpüren kan.** Er muß den wahrhaften verkehrten Geſchmack zu erlangen ſuchen, und ſich auf eine wunderſame Art zu denken legen. Er muß wie ein Grotesken-Maler alles auf das ſelzamſte zuſammenfügen. Der Ue-

ber-

berſetzer bringt hier ein vortreffliches Exempel von einer ſolchen wunderſamen Zuſammenfügung bey, welches man als ein Meiſterſtück von dieſer Art anſehen kan. Er zeigt auch, wie weit es unſere Verfertiger theatraliſcher Stücke in der Geſchicklichkeit gebracht haben, ihren Perſonen Charactere zu geben, die für ſie gar nicht gehören. Denn eben dieſes erfordert der Herr Swift noch von einem Dichter in dem Bathos, und lobet deswegen die heutigen engliſchen Schauſpiele. Er fähret fort, man habe angemerkt, daß die Welt ſeit vielen Jahrhunderten überdrüſſig wäre, natürliche Sachen zu ſehen. Man ſehe auch aus dem Beyfalle, mit welchem man die Unterredungen des Harlekins auf der Schaubühne anhöre, daß allem das Unnatürliche gefallen und vergnügen könne. Ein heutiger Dichter ſoll ſich alſo an dieſe wiedernatürliche Art zu denken gewöhnen, und von einem jeden Gegenſtande ſich ſolche Begriffe machen, die weit unter dieſem Gegenſtande ſind. Darauf giebt er einige Exempel, welchen der Ueberſetzer einige Deutſche von eben ſolcher Art beyfüget, unter welchen auch dieſes ſtehet, da man Gott zu einem Capellmeiſter gemacht hat.

Gott aller Eintracht Grund und Freund der Harmonien,
Von dem die Reichs-Muſik den ſanften Tact empfängt (W)

In dem 6ten Cap. beſtimmet Herr Swift die verſchiedenen Arten der Köpfe in dem Bathos und giebet von dem Kennzeichen und Character eines jeden Nachricht. Weil doch zwiſchen den Künſten und Wiſſenſchaften einige Verwandtſchaft zu ſeyn ſchei-

ſcheinet: So glaubet er, es könnten folgende Leute in dem Tiefen vortrefflich werden: Als ein Menſch, der eine wunderſame Geſchwindigkeit hat Schmetterlinge zu haſchen; ein geſchickter und wunderlicher Muſterzeichner; ein arbeitſamer Menſch eingelegte Arbeit von Muſchelſchalen zu machen; ein unermüdeter und geſchickter Sackpfeifer; oder ein Menſch, der in der Kunſt zahme Kaninichen zu erziehen vortrefflich iſt. Hierauf theilet er ſie in gewiſſe Claſſen und benennet ſie fliegende Fiſche, Schwalben, Strauſſe, Papageyen, Täucher, Meerſchweine, Frösche, Aale und Schildkröten, denen er allen ihre beſondere Kennzeichen giebet.

In dem 7ten Capitel unterſucht er das Tiefe, welches in den Gedanken beſtehet. Ein Liebhaber des Bathos muß ſich mit den geringſten und niedrigſten Dingen bekannt machen. Die pöbelhaften Geſellſchaften tragen viel zu ſeiner Vollkommenheit bey. Er muß ſeine Einbildungskraft ſo gewöhnen, daß ſie ſich niemals was Hohes vorſtellt. Dadurch wird er lauter gründlich-niedrige Gedanken haben. Denn der bloſſe Gedanke muß rühren; er muß alleine den Witz und Geiſt beſitzen, den wir bewundern und der uns aufmerkſam macht. Man ſehe nur den Gedanken an, heißt hier des Ueberſetzers Anmerkung, der in dem Menſchen ein warmes Bad vorſtellet. Wer iſt nicht aufmerkſam, wer verwundert ſich nicht, wenn er eine ſolche ſeltſame Scharfſinnigkeit antrifft?

Es war ein warmes Bad,
Dergleichen kaum das nahe Böhmen hat,

In aller Herz gegeſſen;
Es brannten Geiſt und Muth
Von Lieb und Demuth ganz umfloſſen.
Es ſtrudelte das aufgeregte Blut,
Von ängſtlich heiſſem Flehen;
So konnten auch die Augen ſelbſt
Dem warmen Bade nicht entgehen.
Kurz, alles rief betrübt: Ach Himmel gieb uns wieder,
Was unſre Seele liebt!
Nun weicht die Angſt, die wir zuvor gefühlet,
Das warme Bad iſt völlig abgekühlet. (W**)

Das 8te Capitel hat mit dem Tiefen zu thun, welches in den Umſtänden, in der Erweiterung und Umſchreibung überhaupt beſtehet. Die natürlichſten Umſtände ſtellen ſich von ſelbſt dar, und haben alſo nichts erſtaunendes an ſich. Dahrer muß man ſie von weitem herholen und ſolche aufſuchen, deren man ſich nicht vermuthet hätte. Vornemlich aber muß man ſich bemühen, eine löbliche Weitläuftigkeit zu erhalten. Die Umſchreibung iſt eine groſſe Hülfe dazu. Dieſe iſt ein weit gezogener Umſchweif in einer Rede, einen bekannten Gedanken und ſonſt ſchlechte Sachen auf eine Art auszudrücken, daß ſie ſo Geheimnißvoll verwickelt werden, daß der Leſer annehmlich erſtaunet, wenn er ſie errathen hat. Z. E. nachſtehende Verſe ſagen nichts anders als: Vernunft taugt bey der Liebe nichts. Bewundert aber die Kunſt in ihrer zierlichen Umſchreibung!

Weg, was Vernunft bey Cypris Blumenfeldern
Vor Coloquinten-Gärten baut.
Ein schönes Aug, in das ein Kinzes schaut,
Das sonst, wie holder Morgenthau,
Die Perlen süsser Lieb ins Herzens-Muschel schüttet,
Wird so zum Blitz, der die Geburt zerrüttet,
Ja kluge Liebe geht auf einer dürren Au,
Und weidet sich in ungeheuren Wäldern. (M.*** s)

Die Erweiterung ist eine Kunst aus einem Gedanken alles zu machen, was man nur daraus machen kan. Dieß ist das Spinnrad des Bathos, welches die Gedanken spinnet, ausdehnet, verlängert, aufwindet und einen sehr saubern Faden daraus macht. Hierzu findet man die schönsten deutschen Exempel.

In dem 9ten Capitel redet der Verfasser von der Nachahmung und der Art und Weise, wie man nachahmen soll. Durch die Nachahmung sind viele zu einer Tiefe gekommen, zu welcher ihre eigene Trägheit sie niemals würde gebracht haben. Ein Dichter, der ein Geschicke zum Bathos hat, kan auch die grösten Meister in dem Erhabenen nachahmen. Er darf nur ihr Gold in seinen Mist vergraben. Es giebt aber zwo Arten der Nachahmung. Die eine ist, wenn wir die Gedanken eines andern, so zu sagen, auf die Folter spannen, um sie der Sache, die wir vorhaben, gerecht zu machen. Die andere ist, daß man die Unvollkommenheiten und Fehler grosser und berühmter Schriftsteller abschreibet. Von der Regemachung der Leidenschaften findet der Verfasser wenig zu sa-

gen

gen. Denn die vornehmſte Wirkung des Tiefen iſt eine Ruhe des Gemüths, und es iſt beſſer dem Leſer einen ſanften Schlaf, als eine Art von Wut und Wahnſinnigkeit zu erwecken. Doch merket er im vorbeygehen an, daß zu der kalten Schreibart, die hierzu dienet, nichts mehr beyträget, als wenn man gar zu viel Witz und Spitzfündigkeit anwendet, die Leidenſchaften auszudrücken. Ein wahrhaftig zur tiefen Poeſie gebohrner Menſch hat ſelten einen Mangel an Spielwerken, poſſierlichen Einfällen, Vergleichungen und Gleichniſſen bey dergleichen Gelegenheiten. Der Ueberſetzer zeiget ſolches in den Beyſpielen des von Lohenſtein und des von Hofmannswaldau.

In dem 10. Capitel werden die Tropen und Figuren vorgetragen, vornemlich aber mit was für Kunſt man ſie verändern, bunt machen, vermengen und verkehrt anwenden ſoll. Die Hauptregel hierzu iſt: **Man befleiſſige ſich die Sprache zu misbrauchen.** Es ſind aber drey Claſſen der vornehmſten Figuren des Pathos. In der erſten ſtehen diejenigen, welche einen Ausdruck verändern, verwechſeln, vermengen und verkehrt anbringen; in der andern, welche erweitern und vergröſſern; und in der dritten, welche etwas vergeringern. Zu der erſten gehört die Catachreſis, da man ein Wort misbrauchet; die Metonymie, da man die Urſachen für die Wirkungen, den Erfinder für die Erfindungen ſetzet; die Synecdoche, da man einen Theil für das Ganze ſetzet; die Apoſiopeſis, und die Metaphora; wozu er folgende Regeln giebt. Erſtlich muß man ſie von den nie-

drigſten und geringſten Sachen herholen. Zum andern, wenn man eine Metaphora aufgejaget hat: So muß man ſie ſo weit treiben, als ſie laufen will. Der Ueberſetzer fügt zum rechten Gebrauche der Metaphore folgende Regeln noch bey, welche von unſern groſſen Dichtern ſehr wohl beobachtet ſind, wie die angeführten Exempel zeigen. Erſtlich muß die Metaphora den eigentlichen Ausdruck mehr verdunkeln, als ſinnlicher machen. Zum andern muß ſie ſehr weit geſucht ſeyn, und drittens iſt ſie recht ſchön, wenn ſie mit der Sache ſelbſt in gar keiner Aehnlichkeit ſtehet: Noch ſchöner aber iſt ſie, wenn ſie eine offenbare Unmöglichkeit in ſich begreifet. Ferner gehöret in dieſe Claſſe die Vermiſchung der Figuren, deren vornehmſte Schönheit dieſe iſt, daß ſie einen Begriff machen, der demjenigen gerade entgegen iſt, was man anfänglich ſagen wollte; das **Kauderwälſche**; die **Paronomaſie**; die **Antithesis** oder **Schaukel**. Wie ungereimt die engliſchen Exempel zu dieſen Figuren auch immer ſeyn mögen: So geben ihnen die Deutſchen nichts nach, und der Ueberſetzer zeiget, daß wir auſſer den Engelländern noch eine vortreffliche Figur zur Vermengung und Verwirrung der Gedanken haben. Er nennt ſie den **Reimzwang**, und beſchreibt ſie als eine Figur, welche den Verſtand der letztern Zeile nach dem vorhergehenden Reime einrichtet, ja dem Dichter nichts mehr, als das Amt eines Schreibers, überläſſet, weil ſie ſelbſt die Verſe macht. Sie zwinget ihn eine Sache weiß zu nennen, wenn ſie ſchwarz iſt, und wenn er die Nacht haben will, ſo

kommt

kommt der Tag. Die verworrenſten und wiederſinnigſten Einfälle können durch ſie gerechtfertigt werden, ja entſtehen von ihr. Man kan ſich leicht einbilden, was für ſchöne Exempel er dazu wird ausgeleſen haben. Es iſt aber kein Zweifel, daß Herr Swift auch in ſeinen engliſchen Dichtern, die gereimte Verſe machen, dergleichen hätte anmerken können. Zum wenigſten hat Boileau in ſeiner Satire an den Moliere darüber geklagt, daß ihm der Reim, an ſtatt des Virgils den Opernſchreiber Quinaut zu nennen zwinge.

La Raiſon dit, Virgile, & la Rime, Quinaut.

In dem 11. Capitel wird die Abhandlung von den Figuren fortgeſetzt, und der beyden andern Claſſen ihre Figuren erzehlet. Vorher aber erinnert der Verfaſſer, daß ein guter Schriftſteller in dem Bathos niemals eine Sache erweitern ſolle, wenn er ſie nicht zugleich verdunkelt. Sein Gedanke ſoll wie in einen Nebel eingewickelt ſeyn. Er ſoll immer gedenken, daß die Dunkelheit eine weſentliche Eigenſchaft des Tiefen iſt. Die vornehmſte Figur von der andern Claſſe iſt die Hyperbole oder das unmögliche und die Periphraſis. Zu der dritten Claſſe gehören Anticlimax; die Pöbelfigur; das Kindiſche; das Leere oder das Nichts; die Ausfüllung; die Macrologie und der Pleonaſmus, und endlich die Tautologie. Zu allen dieſen Figuren haben auch wir Deutſchen Exempel genug gehabt.

In dem 12. Capitel betrachtet der Verfaſſer den Ausdruck und die verſchiedenen Gattungen der

der Schreibart unſerer Zeiten. Der Ausdruck iſt richtig und angemeſſen, wenn er, wie der Gedanke, niedrig iſt. Er muß nicht immer den Regeln der Grammatik gemäß ſeyn; er möchte ſonſt pedantiſch ſcheinen, und einem wackern Manne nicht anſtehen. Er muß auch nicht klar ſeyn, damit er nicht zu gemein werde. So ſetzt man z. E. den einen **Numerum** für den andern, einen **Caſum** für den andern, und wie der Ueberſetzer aus unſern Deutſchen anmerket, ein **Geſchlecht** für das andere. Dahin rechnet er auch die Auslaſſung des Artikels da wo er doch ſtehen ſollte; nicht weniger wenn man aus einem zuſammengeſetzten Worte ein einfaches machet, als:

. . . wir wollen ſehen
Was der Deviſen Halt und ihre Deutung ſey.
(Wenzel)

Wo **Halt** an ſtatt **Inhalt** ſteht. Vornemlich muß man auf eine gewiſſe Wahl niedriger Wörter ſehen, und ſie auf eine gewiſſe Art und Weiſe, mit einiger Unterſcheidung und Scharfſinnigkeit in ihre Ordnung ſetzen. Unter den verſchiedenen Schreibarten nimmt der Verfaſſer nur die vornehmſten, deren Aufnahme, oder ſelbſt deren Erfindung wir hauptſächlich den Neuern zu danken haben. Dahin gehöret nun die **blumigte Schreibart**, welche eigentlich dem Tiefen zugehöret. **Die lebhafte Schreibart**, die ſich für einen kleinen Geiſt eben ſo wohl ſchickt, als ein lebhaft Geſicht für eine kleine Perſon. Ihre Schönheit und ihr Nachdruck erſcheinen am beſten, wenn man den Werken

der

der Alten eine neue Geſtalt giebt und ſie nach dem Geſchmacke der itzigen Zeiten einrichtet. Die Mode-Schreibart, iſt wegen ihrer Neuigkeit ſchön, und beſteht ſo lange und breitet ſich ſo weit aus, als das Gedichte ſelbſt. Der vornehmſte Theil derſelben iſt die Schreibart der juckenden Begierde, die ſeit einiger Zeit in groſſe Hochachtung gekommen iſt, und von den beyden fruchtbarſten Quellen hergenommen iſt, welche das wahrhafte Tiefe des menſchlichen Leibes ſind. Die gezwungene Schreibart, welche von den wunderlichſten und affecirteſten Metaphoren zuſammen geſetzet iſt. Die beſchwerte Schreibart, welche ganz langſam geht, als wenn ſie unter der Laſt der Metaphoren erdrücket würde. Die geſtiefelte oder hohe Schreibart, welche das eigentlichſte Werkzeug iſt, geringe und niedrige Sachen zu erheben und ihnen etwas Rührendes zu geben, welches lächerlich iſt. Ungeachtet der Ueberſetzer durch die beygebrachten Exempel beſtätiget, daß die Deutſchen in allen dieſen Gattungen der Schreibart eben ſo vortreffliche Meiſterſtücke aufzuweiſen haben, als die Engelländer: So iſt ihm doch dieſes nicht genug; ſondern er zeiget, daß wir noch vor den Engelländern ein paar Arten voraus haben, die ſo ſonderbar als gewöhnlich ſind. Eine davon heißt die unſchätzbare Schreibart, die von nichts, als von lauter Koſtbarkeiten redet. Gold und Silber iſt ihre gewöhnliche Tracht. Ihre Glieder ſind in Perlen und Diamanten gehüllet, ja ihr Angeſicht beſtehet ſelbſt aus lauter Edelgeſteinen. Man kan

ſie nicht anſehen, ohne von den blitzenden Stralen ihrer Unſchätzbarkeiten geblendet zu werden. Die andere nennet er die **gewürzte Schreibart**, welche alle ihre Verſe mit lauter Zucker und Nectar einmacht, nichts als Ambroſin und Muſcateller ihren Leſern vorſetzt, alles mit Moſch und Biſam einſalbet, daß es einen lieblichen Geruch von ſich gebe. Damit unſre Leſer doch von dieſem guten Geruche auch etwas genieſſen mögen: So wollen wir aus den vielen angezogenen Exempeln den Anfang eines gewürzten Briefes herſetzen:

Dein auserwehltes Blatt, Florino, war willkommen,
Es war mit Biſamöl, mit Tinte nicht, beneht;
Es kam aus einem Meer, das Ambra voll, geſchwommen,
Die Flora hatte ſelbſt Jaſminen drauf geſetzt.
Von Pomeranzenſaft roch eine jede Zeile ꝛc. (M**)

Was muß das nicht vor ein Herzſtärkender Geruch geweſen ſeyn?

Da nun der D. Swift die unbekannten Quellen des Bothos alſo entdecket hat: So giebt er in dem 13 Capitel einen Vorſchlag zur Aufnahme des Bathos. Er ladet alle Anhänger deſſelben ein, eine feſte Verbrüderung und ordentliche Geſellſchaft untereinander aufzurichten. Ein jedes Mitglied ſolle ſich auf eine Figur legen, die ihm vor andern eigen iſt, und ſolche zur Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Wenn man dieß nun ſo eingerichtet hätte: So dürfte ein Redner oder Dichter nur zu einem jeden Mitgliede ſchicken, und ſich die benöthigten Figuren von den Meiſtern in ſolchen holen. Er

räth auch einen rhetoriſchen Schrank oder Buchdruckerkaſten zu erfinden, in welchem man allerhand Materialien und Sachen aufbehalten ſolle, die man auf den Nothfall brauchen könnte.

In dem 14. Capitel weiſet er, wie man Zuſchriften, Lobreden oder Satiren machen ſolle Es iſt ein gewiſſer Grundſatz, daß man einen jeden Menſchen für ehrenwerth anſehen ſoll, den das Geſetz, die Gewohnheit oder der Titel, den er trägt, dazu machen. Alle groſſe Bedienten ſind, ohne alle bürgerliche und häusliche Tugenden, bloß wegen der Stelle, die ſie bekleiden, tugendhaft. Wegen ihrer Bedienungen haben ſie ein Recht an einem Theile des öffentlichen und gemeinen Vorraths der Tugenden. Alſo verdienen ſie Lobſchriften. Die vornhmſte Regel hierzu iſt die gülbene Regel der Verwandelung, welche darinn beſtehet, daß man die Laſter in ſolche Tugenden verkehrt, die ihnen etwas ähnlich ſind. Die andere Regel iſt die Regel des Gegentheils. Je weniger ein Menſch dieſe oder jene Tugend beſitzet, je mehr hat er nöthig, daß man ſie ihm in einem hohen Grade beylegt. Inſonderheit muß man ihm die guten Eigenſchaften beylegen, wovon die ganze Welt glaubet: Er habe ſie nicht. Das Gegentheil dieſer Lehrſätze dienet für die Satire. Wer ſeine Bedienung verlieret oder bey der Regierung in Ungnade fällt, der hat zugleich den Antheil verlohren, welchen er an den öffentl. Lobſprüchen haben konnte. Es iſt alſo ein Schriftſteller verbunden, denjenigen abzuſetzen, den die Regierung abgeſetzet hat. Dieß iſt die wahrhafte poetiſche Gerechtigkeit des itzigen Jahrhunderts.

In dem 15. Capitel giebt Herr D. Swift ein Recept zu einem Heldengedichte und lehret, wie man eins machen könne, wenn man auch keine natürliche Fähigkeit dazu habe. Wir überlassen solches, wie auch den Vorschlag zur Aufnahme der Schaubühne in dem 16. Capitel unsern Lesern bey ihm selbst nachzusehen. Beyde Stücke sind so vollständig, u. so gut nach der neuen Art eingerichtet, daß wir sie ganz hersetzen müsten, wenn wir ihren Inhalt etwas ausführlich anzeigen wollten. Der Uebersetzer hat dieser Dichtkunst der Neuern, noch die Staatslügenkunst eben des D. Swifts auf zwey Bogen beygefüget, wovon wir nichts erwehnen wollen, weil es zu unsern Absichten nicht gehöret. Wir wünschen nur zum Beschlusse, daß alle Anfänger in der Dichtkunst sich hüten mögen, nicht in die Auslachenswürdigkeiten zu verfallen, oder dasjenige vor etwas sonderbares zu halten, womit nur die Anhänger des Bathos, das ist, Leute denen es an der gesunden Vernunft fehlet, sich breit zu machen pflegen.

VIII.

Herrn M. Joh. Michael Hennens, Dieners am Worte in Torgau, Vorschlag von Herausgebung der vier Evangelisten in die deutschen und deutschartigen Uebersetzungen.

Dieser Vorschlag ist uns von diesem gelehrten Manne, der ein besondrer Liebhaber der deutschen

deutſchen Litteratur und Critik iſt, zu dem Ende zugeſandt worden, daß wir denſelben nach Befinden der gelehrten Welt bekannt machen möchten. Wir thun ſolches mit deſto gröſſerm Vergnügen, da es uns allezeit eine Freude iſt, wenn wir vernehmen, daß ſich hier und da Liebhaber unſerer Mutterſprache und der deutſchen Alterthümer hervorthun, die Mühe und Fleiß anwenden, die Ehre unſers Vaterlandes, auf eine ſo rühmliche Art, zu befördern. Der Titel des ganzen Werkes ſoll heiſſen:

Quatuor Domini noſtri Ieſu Chriſti Euangeliorum Verſiones Teutoniſſantes, vna cum Otfridi & Tatiani Hiſtoriis Euangelicis.

d. i.

Die vier Evangeliſten in den deutſchen und deutſchartigen Ueberſetzungen, nemlich der Gothiſchen, Angelſächſiſchen, Hochdeutſchen, Plattdeutſchen, Holländiſchen Engelländiſchen, Schwediſchen und Isländiſchen Sprache, nebſt Otfrieds und Tatians Evangeliſchen Hiſtorien.

Die Abſicht des Herrn Herausgebers in dieſem Werke iſt, wie er ſolches ſelbſt bezeuget, den Deutſchliebenden ein Buch in die Hände zu geben, worinnen ſie ſich bequem, und ohne ſonderliche Koſten, in den meiſten deutſchen Mundarten und deutſchartigen Sprachen üben könnten. Anbey will er dadurch Gelegenheit geben, die Uebereinſtimmung und den Unterſchied derſelben zu erkennen, und jede gründlich zu beurtheilen.

Die

Die Uebersetzungen hat selbiger schon meist alle beysammen. Er meynet aber, daß einige davon wohl gar zu verdoppeln, andre aber noch hinzuzufügen seyn dörften, wie uns solches allerdings im Absehen auf die Dänische nöthig zu seyn scheinet. Ihrer grossen Anzahl wegen, will er sie nicht neben einander, in gespaltenen Columnen, drucken lassen; sondern zu mehrerer Bequemlichkeit, und merklicher Ersparung des Papiers und folglich der Kosten, untereinander, wie bereits Br. Walthonus die Biblia Polyglotta herausgegeben hat: Doch so, daß man auch nicht einmal bey jedem Verse eine neue Zeile anzufangen hätte. Und da auch in diesen die Aufschriften, VERSIO SYRIACA, u. d. g. viel Raum wegnehmen: So könnte man hier die verschiedenen Uebersetzungen im Anfange jeder Zeile mit besondern abgekürzten Sylben oder Buchstaben anzeigen, als z. E. Goth. AS. Belg. &c. Hingegen meynet er, Otfrieds und Tatians Uebersetzungen jedesmal am Ende der Seiten zur rechten Hand anzuführen, damit sie desto besser damit zu vergleichen wären.

Wie es nun allerdings an dem ist, daß dergleichen Buch noch nicht verhanden ist, auch Stiernhielms und Junii Ausgaben nicht ohne ziemliche Kosten zu haben, und gleichwohl ohne Otfrieds und Tatians Werke nicht völlig zu nutzen sind; zugeschweigen, daß diese alle aus den übrigen Uebersetzungen noch viel Licht erhalten: So machet sich der Herr Herausgeber nicht eine ungegründete Hoffnung, daß sein Vorhaben in Deutschland, Holland, Engelland, Dännemark, Schweden und

Preussen

Preuſſen mit Vergnügen werde aufgenommen werden. Und da dergeſtalt dem Werke nichts mehr, als ein guter Verleger fehlet, der theils eine ſaubere Auflage zu veranſtalten, theils die viele Mühe, ſo dabey anzuwenden ſeyn wird, und gröſtentheils ſchon angewandt worden, zu vergelten im Stande iſt: So wünſchen wir von Herzen, daß ſich eheſtens ein ſolcher finden möge.

IX. Nachricht

Von den neueſten Schriften, die zur deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit gehörig, ſeit ein paar Jahren herausgekommen ſind.

I. Ludewig Friedrich Hudemanns J. V. D Proben einiger Gedichte und poetiſchen Ueberſetzungen, denen ein Bericht beygefüget worden, welcher von den Vorzügen der Oper vor den tragiſchen und comiſchen Spielen handelt. Hamburg bey Joh. Chr. Kißner 1732. in 8. Von dieſem Werkchen ſoll in dem nechſten Stücke ausführlicher gehandelt werden.

II. Die bedenkliche und geheimnißreiche Zahl drey, in Theologicis, Hiſtoricis & Politicis, nunmehro bey der vierten Auflage um ein groſſes vermehret, und auf das inſtändigſte Begehren Vieler Darnach Verlangenden, aufs neue ausgearbeitet, von Joh. Friedr. Riederer. Frankf. und Leipzig 1732. in 8. Es iſt zu verwundern wie ein ſolches Buch als dieſes, ſchon zum viertenmal habe gedruckt werden können.

III. Trauerreden, welche bey verſchiedenen Fällen öffentlich gehalten, Chriſtian Gottlieb Jöcher, Prof. zu Leipzig. Leipz. bey Joh. Fr. Gleditſchens ſel. Sohn

1733. in 8. Der Herr Verfaſſer hat unſtreitig alle ſeine deutſche Vorgänger in ſolchen Leichreden und Abdankungen übertroffen. Nur wäre es zu wünſchen, daß er ſie nach der Zeitordnung hätte drucken laſſen. Man würde beſſer ſein Wachsthum in der Beredſamkeit, und die allmähliche Aenderung des Geſchmacks darinn wahrgenommen haben.

IV. Des Herrn Joh. Friedr. von Uffenbach geſammlete Nebenarbeit, in gebundenen Reden, worinnen nebſt einer poetiſchen Auslegung des Sinnebildes Cebetis, des Thebaners, verſchiedene moraliſche Schriften zu Ausbeſſerung menſchlicher Sitten enthalten ſind nebſt einer Vorrede von der Würde derer Singegedichte. Mit deſſen Genehmhaltung ans Licht geſtellet. Hamb. bey König und Richter 1733. in 8. Wir wollen ehestens auch von dieſem Werke in unſern Beyträgen handeln.

V. Zwo Predigten von der Ruhe der Seelen, die aus der wahren Liebe entſtehet, und von den Kennzeichen der wahren Jünger Chriſti, vor Ihro Königl. Maj. von Preuſſen, des Kronprinzen Königl. Hoheit, und dem Durchl. Herzogl. Braunſchweig-Lüneburg. Hauſe gehalten, und auf allergnädigſten Befehl dem Drucke überlaſſen von Joh. Lorenz Mosheim, Abten von Marienthal und Michaelſtein, und der H. Schr. öffentl. Lehrern. Helmſtädt bey Chr. Friedr. Weygand 1733. in 8. Ob dieſes gleich Predigten ſind, ſo herrſchet doch eine ſolche Stärke einer wahren Beredſamkeit darinn, daß wir ſie auch politiſchen Rednern als Muſter anpreiſen können.

VI. T. H. Schubarts, Predigers an S. Mich. zu Hamburg, Ruhe nach geſchehener Arbeit in unterſchiedl.

ſchiedl. Gedichten und Ueberſetzungen der Ehre Gottes, und dem Dienſte des Nechſten gewidmet. Hamb. in Verl. Joh. Chriſtoph Kißners 1733. in 8. Dieſe Gedichte ſind zwar durchgehends nicht ganz zu verachten, doch haben uns etliche Stücke unter den geiſtlichen vor andern wohl gefallen.

VII. Gerichtliche Verhör der Zeugen der Auferſtehung Jeſu, worinnen nicht nur des Woolſtens Einwürfe, die er in ſeinen ſogenannten ſechs Diſcourſen anführet, ſondern auch diejenigen, welche ſo wohl er, als andre in andern Schriften herausgegeben, ganz unpartheyiſch erwogen werden. Aus dem Engliſchen überſetzt, Leipzig, verlegts Joh. Georg Löwe 1733. in 8. Dieſes iſt ein ſehr wohlgeſchriebenes u. geſchickt überſetztes Buch. Die Schreibart iſt rein und natürlich, und kömmt den gerichtlichen Reden der Alten ſehr nahe.

VIII. Evangeliſche Reden über die Sonn- und Feſttags-Evangelien zu einer bequemen Haus- und Reiſepoſtill, heraus gegeben, mit einer Vorrede de Methodo Heroica, oder von der freyen und einfältigen Predigtart, durch Gottfried Arnold, Paſt. und Inſpector zu Perleberg. Der dritte Druck vermehret. Leipzig 1733. bey Sam. Benj. Walthern in 8. Arnolds Schreibart iſt hier nicht allein ſehr rein und flieſſend, ſondern auch ſeine Vorrede hält viele geſunde Regeln in ſich, die beſſer ſind, als alle Anleitungen zur künſtlichen Homiletik.

IX. Sammlung der Schriften und Gedichte, welche auf die Poetiſche Krönung der Hochwohlgebohrnen Frauen, Frauen Chriſtianen Marianen von Ziegler, gebohrner Romanus verfertiget worden.

Mit

Mit einer Vorrede zum Druck befördert von Jacob Friedrich Lamprecht Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Leipzig bey Bernh. Christ. Breitkopf 1734. in groß 8. Es ist allerdings zu loben, daß der Herr Herausgeber die auf eine so ausserordentliche Begebenheit verfertigten Schriften, der Nachwelt zum Besten sammlen, und ans Licht stellen wollen. Man wird auch allerdings viel lesenswürdige Stücke darinnen antreffen.

Wir werden mit diesen Nachrichten fortfahren: Damit wir aber hierzu um so viel mehr im Stande seyn mögen; ersuchen wir die Verleger dieser Gattung von Schriften, in Meßzeiten uns mit einem Exemplar an die Hand zu gehen, wodurch dieselben sich zugleich ein gutes Denkmaal in der Bibliothek der hiesigen deutschen Gesellschaft stiften werden.

Inhalt

I. Des P. Poree Rede von den Schauspielen, ob sie eine Schule guter Sitten sind, oder seyn können? pag. 3.
II. M. Joh. Clai Grammatica Germanicae Linguae. 29.
III. Orthographische Anmerkungen über das h, oder den Hauchlaut. 34.
IV. Gottfried Behrnbts Sprachanmerkung zu dem altdeutschen Namen, Ellen. 40.
V. Das Bild eines geschickten Uebersetzers, von George Venzky entworfen. 59.
VI. Nachricht von den deutschen Uebersetzungen der Anfangsgründe des römischen Rechts des Käysers Justiniani. 115.
VII. Anti-Longin, oder die Kunst in der Poesie zu kriechen. 164.
VIII. M. Joh. Michael Hennens Vorschlag von Herausgebung der vier Evangelisten in die deutschen und deutschartigen Uebersetzungen. 186.
IX. Nachricht von den neuesten Schriften die zur deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gehören. 189

❀ ❀ ❀

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Zehntes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1734.

I.

Nachricht von deutſchen Ueberſetzungen alter griechiſchen Scribenten.

Wir erfüllen hiermit dasjenige Verſprechen, welches wir in dem erſten Stücke dieſer Beyträge gethan haben. Die Verdienſte der Deutſchen um die griechiſche Sprache ſind ſo anſehnlich, daß wir nicht zweifeln, es werde unſern Leſern angenehm ſeyn, wenn wir ihnen auch einige Proben von dem Fleiſſe darlegen, den unſere Landesleute ſo wohl in der Erkentnis dieſer Sprache, als in der Ausbreitung der Gelehrſamkeit angewendet haben, welche in den alten griechiſchen Schriften enthalten iſt. Dieſes letztere konnte nicht beſſer als durch Ueberſetzungen geſchehen, von deren Nutzen überhaupt an ſo vielen Orten gehandelt iſt, daß wir Bedenken tragen, ihn gegenwärtig insbeſondere darzuthun. Wir bedauren nur, daß wir nicht im Stande geweſen ſind, ein vollſtändigeres Verzeichniß zu geben. Die wenigſten unter denen, welche ſich auf die Bücherwiſſenſchaft geleget, haben ſich um deutſche Ueberſetzungen bekümmert. Der in dieſem Stücke unvergleichliche Herr D. Fabricius ſelbſt, hat in ſeiner

griechischen Bibliothek, die meisten übergangen, und derer, welche er angeführet, nur ganz kurz gedacht. Niemand aber wäre geschickter als Derselbe, den Ruhm unserer Deutschen auch in diesem Stücke zu vergrössern, wenn er sich gefallen lassen wollte, den Mangel unserer Kenntnis aus seiner vortrefflichen Bibliothek, und erstaunenden Belesenheit zu ersetzen. Diejenigen, welche Gelegenheit haben alte Bibliotheken zu gebrauchen, würden ohne Zweifel einen ansehnlichen Vorrath entdecken, der vermuthlich der Motten und Würmer Speise ist, wenn sie sich auf unser Ersuchen entschliessen wollten, darauf genauer Acht zu haben: Wie wir denn deshalben unserm werthen Freunde und Mitgliede Sr. Wohlehrwürden Herrn Schelhorn, vor den von ihm gethanen Beytrag, gebührenden Dank abstatten.

Uebrigens sind wir der alphabetischen Ordnung gefolget, und weil unsere Absicht ist, diejenigen Schriften anzuzeigen, welche in griechischer Sprache verfasset, und nunmehro deutsch zu lesen sind, so haben wir auch deren Erwehnung gethan, welche nicht unmittelbar aus dem Griechischen übersetzt worden. Die theologischen Schriften haben wir mit Vorbedachte bey Seite gesetzet, und uns nur an die gehalten, welche zur weltlichen Gelehrsamkeit gehören, von denen aber, welche uns selbst zu Gesichte gekommen, worunter diejenigen, so in dem Büchervorrathe der Gesellschaft itzo befindlich sind, durch ein * bezeichnet worden, eine kurze Nachricht, und Beurtheilung hinzugefüget. Es wird uns indessen erfreuen, wenn sich unsere Leser diesen geringen Versuch gefallen lassen, und uns durch

geneig-

geneigten Beytrag in den Stand ſetzen werden, dieſes Verzeichniß künftig zu vermehren.

AELIANI

ποικιλης ἱστοριας βιβλια ιδ'

ſind von Gottfried Wilh. Sacer überſetzt, und zu Stettin in 12. herausgegeben worden. S. Hendreich Pand. Brandenb. p. 47. a.

AESOPI

Μυθοι.

* **Eſopus der hochberümbt fabeltichter mit etlichen zugelegten Fabeln Rimicii vnnd Auiani.**

Das Exemplar dieſer ſehr alten Ueberſetzung und Ausgabe der Aeſopiſchen Fabeln, ſo in dem Büchervorrathe der deutſchen Geſellſchaft aufbehalten wird, iſt defect: Alſo hat man den eigentlichen Titel nicht anmerken können. Am Ende aber ſtehet nach den obgemeldeten Worten: **Gedruckt und vollenndet in der kaiſerlichen ſtat Augſpurg von Johanne Schobſſer an mitwochen vor Vrbani des heiligen babſt Nach Chriſti geburd.** M. CCCC. lxxxvij. fol. min. III. Blätter. 6. Blätter Regiſter. Voran ſtehet das Leben Aeſopi. Sodann folget die **Vorrede Romuli Philoſophi in das Buch Eſopi.** Nach den vier Büchern ſeiner Fabeln, ſtehet folgendes: **Hie enndet ſich das vierdt Buch des hochberümbten fabeltichters vnd meyſters Eſopi. Vnd hebend ſich an die mitlauffenden alten fabeln die man zuſchreibt Eſopo.** Derſelben ſind ſiebenzehn. Nach dieſen vahent an die new ge-

teutschen fabeln Rimicii, deren auch 17 sind. Am Ende sind folgende Worte zu lesen: **Ein ende habend die fabeln esopi die von dem hochgelerten maister Rimicio neulichen auß kriechischer Zungen in latein gebracht, welche fabeln von Romulo in sein vier büchern nit begriffen werden. Nun vahent an die fabeln Auiani.** Nach denselben kommen die Fabeln Adelfonsi und etliche Schimpfreden **Pogii.** Den Beschluß machet ein Register der Fabeln, und ein anders **über die gemeinen punkten der materi dises Büchleins.** Uebrigens enthalten die 4 Bücher, jedes 20. Fabeln; des Adelfonsi und anderer sind 24. und Auiani 27.

* **Esopus Leben und fabeln, mit sampt den fabeln Aniani, Adelfonsi, vnd etlichen Schimpffreden Pogii darzu außzüge schöner Fabeln vnd exempeln Doctors Sebastian Brant, alles klärlich mit schönen figuren vnd registern außgestrichen. Gedruckt zu Friburg im Brißgaw, im Jar M.D.L.V. 4to.**

Der Anfang der Vorrede giebt uns Nachricht von dem Inhalte: „Hernach findestu, heißt es, gü„tiger leser das leben des hochberümpten Fabelstich„ters Esopi aus kriechischer Zungen in latein durch „Rimitium gemacht, an den hochwirdigen vatter, „herren Antonium des tytels Sancti Crisogeni, „priestern, cardinaln, fürbas dasselb leben Esopi „mit seinen fabeln, die etwan Romulus von Athe„nis seinem sun Tyberino aus kriechischer zungen in „latein gebracht hat, gesendet mit meer etlichen fa„beln Aniani, Dolgani, Adelfonsi, und schimpff-

reden

„reden Pogii, vnd anderer, jetliche mit jren titeln „oben verzeichnet, auß Latein von Doctor Hein„rico Steinhöwel ſchlecht vnd verſtendtlichen ge„teutſchet, nit wort uß wort, ſonder ſynn auß ſynn, „vmb merer lüterung wegen des textes, offt mit „wenig zugelegten, oder abgebrochnen Worten gezo„gen . . . . Hie würt auch allein die gemein auß„legung nach ſchlechtem teutſch vngereimet geſetzt, „nit, wie ſie vor in teutſchen reimen geſetzt ſind ꝛc. Sonſt iſt dieſes nur eine neue Auflage der vorerwehnten Ueberſetzung, und kan man auſſer dem andern Theile der byſpiel und leren D. Brants von keiner Vermehrung, nirgends aber von der Verbeſſerung etwas finden. Der Fabeln ſind auch in jedem Buche eine gleiche Zahl als in dem obigen.

* **Eſopus gantz neuw gemacht, vnd in Reimen gefaßt. Mit ſampt hundert neuwer fabeln, vormals im Druck nicht geſehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis. Franſ. am Mayn** 1565. 8. Die Zueignungsſchrift an Joh. Butten, Burgermeiſter zu Riga iſt ſchon im Jahre 1548. zu Allendorf an der Werrha in Heſſen datirt.

Die Ueberſetzung iſt aus dem Lateiniſchen gemacht. Die Fabeln Aeſopi und anderer ſind in 3. Bücher, in jedem 100, gebracht, und von dem Ueberſetzer 100 neue in einem beſondern Buche beygefüget. Hendreich in Pand. Brandenb. gedenket auch der Auflage von 1584. 8.

* **Hundert Fabeln aus Eſopo, etliche von D. Martin Luther und Herren Mathesio**

etliche von andern verdeutschet. Sampt einer schönen Vorrede D. Martin Luth. vom rechten Nutz und Brauch desselben Buchs, jedermann, wes standes er ist, lustig und dienlich zu lesen. Item eine schöne Historia woher die Edelleut und Bawren, ihren Ursprung haben. Rostock 1571. 8.

M. Nathan Chyträus Prof. zu Rostock, der diese Sammlung der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg zugeschrieben, meldet, daß D. Luther 13 Fabeln übersetzet habe, auch von Philippo Melanthone ersuchet worden sey, fortzufahren; weil aber derselbe daran verhindert worden, so habe Joh. Mathesius etliche schöne Fabeln in seinen Predigten begriffen, er selbst aber so viel dazu gebracht, bis ein ganzes hundert voll worden. Lutherus hält die Aesopischen Fabeln so hoch, daß er sagt, „er wisse ausser der H. Schrift nicht viel „Bücher, die diesem überlegen seyn sollten, so „man Nutz, Kunst und Weisheit und nicht hochbedächtig Geschrey wollt ansehen.„ Er eifert auch billig über diejenigen, welche den deutschen Aesopum zu schanden und unnütze gemachet, viel Zusatz aus ihrem Kopfe hinzugethan, über das auch schändliche und unzüchtige Bubenstücke darein gemischet haben. Daher er genöthiget worden, ihn zu reinigen und zu fegen.

Uebrigens findet man noch andere Auflagen, nemlich zu Rostock 1572. 8. zu Straßburg 1572. 8. zu Frankf. 1572. 1578. 1586. 1589.

AGA-

AGAPETI

Ἔκθεσις κεφαλαίων παραινετικῶν κ. τ. λ.

Das Büchlein Agapeti an den Keyſer Juſtinianum wie ſich ein Fürſt halten ſoll, allen Fürſten, Herrn vnd regierenden, auch ſonſt allen Menſchen nützlich vnd fruchtbarlich zu leſen. Die Vorrede Nicol. Krumbach iſt an Herrn Ernſt, Herzogen zu Braunſchweig und Herrn Caſparum, Grafen zu Mannsfeld gerichtet. Witteb. 1530. 4. v. Hardt. Avtogr. Luth. T. III. p. 188. S.

Agapeti königlicher Sendbrief. Stehet in der griechiſchen Sprachübung. Cöthen 1620. 8. p. 35. ſqq.

* Agapetus h. e. Regentenbüchlein, in zwey und ſiebenzig Regeln von Agapeto einem Diacono der Gemeine Gottes zu Conſtantinopel, um das Jahr Chriſti, D. XXX. an den damahligen Römiſchen Keyſer Iuſtinianum Primum in griechiſcher Sprache außgefertiget, und vor der Zeit auß dem griechiſchen verdeutſchet, mit vielen ſchönen Sprüchen und Exempeln beydes aus heiliger göttlicher Schrifft und andern bewerten Büchern nützlich erklåret, und allen gottesfürchtigen Regenten zu einem täglichen Handbüchlein fleiſſig zugerichtet durch Martinum Mollerum geweſenen Miniſtrum Primarium bey der Stadt Görlitz. Nun aber nebſt dem vorangeſetzten griechiſchen Text und gemeiner lateiniſcher Verſion aufs new aufgeleget ꝛc. 1648. 8.

Der Verfaſſer unterſchreibt ſich in der Zuſchrift an Herzog Carolum zu Münſterberg, in Schleſien ꝛc. Diener des heil. Evangelii zur Sprottau, allwo er dieſe Ueberſetzung bereits anno 1590. verfertiget hat. Herr D. Fabricius führet Bibl. Gr. Vol. VI. p. 572. auch eine Ueberſetzung Nicol. Glafers an, welche zu Bremen an. 1619. 4. herausgekommen.

ANACREONTIS

Ωδαι.

Die 1ſte, 2te, 14te, und 20ſte Ode ſtehet überſetzt in Philanders von der Linde galanten Gedichten p. 43. 60. 61. Die 15te und 19te in deſſelben Scherzgedichten p. 179.

In Herrn D. **Ludw. Friedr. Hudemanns** Proben einiger Gedichte, die zu Hamb. 1732. 8. herausgekommen, findet man die 3te, 7de, 8te, 16te, 20ſte, 34ſte und 45ſte Ode überſetzt. Der Leſer wird leicht urtheilen, welche Art zu überſetzen, den Vorzug habe.

Herr Prof. Gottſched hat in dem 5ten Stücke dieſer Beyträge einen Verſuch einer Ueberſetzung des Anacreon, in reimloſe Verſe, gegeben. Er hat dazu die drey erſten Oden erwehlet, und ſich bemühet das griechiſche Sylbenmaaß, nebſt der Kürze und Zärtlichkeit dieſes Poeten auch auf deutſch auszudrücken. Es wäre zu wünſchen, daß ſich der geſchickte Herr Verfaſſer gefallen laſſen wollte, den ganzen Anacreon auf dieſe Art zu überſetzen.

ANTONINI

Των εις εαυτον βιβλια ιβ.

* Des Römiſchen Kayſers Marcus Aurelius Antoninus, erbauliche Betrachtungen über ſich ſelbſt. Aus dem Griechiſchen überſetzet, und nebſt kurzen Anmerkungen, auch mit ſeinem Leben vermehret durch Joh. Adolph Hoffmann. Hamburg 1723. 8.

Der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung hat beſonders geſuchet, das kurzgefaßte Griechiſche auf gleiche Art, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun, in unſrer Sprache auszudrücken. Und man muß geſtehen, daß es ihm hierinn ſo wohl als in ſeinen andern Ueberſetzungen vortreflich gelungen ſey. Das Leben des Kayſers wird in der Ordnung vorgeſtellet, wie es Dacier, und nach ihm Stanhope und Collier beſchrieben haben. Die II. Auflage davon iſt 1727. herausgekommen.

APOLLONII THYANAEI

Επιστολαι.

* Apollonii Sendbriefe: Sind in der griechiſchen Sprachübung, die zu Cöthen 1620. 8. herausgekommen, pag. 183-226. zu finden.

ARCHIMEDIS

Scripta.

* Des unvergleichlichen Archimedis Kunſtbücher oder heutigs Tags befindliche Schriften, aus dem Griechiſchen in das Hochteutſche überſetzt, und mit nothwendigen Anmerkungen durch und durch erläutert von

Jo-

Iohanne Christophoro Sturmio Phil. M. Mathem. und Phys. P.P. zu Altdorf. Nürnberg 1670. fol.

Die in diesem Werke enthaltenen Schriften sind folgende: 1) Περι της σφαιρας και κυλινδρε von der Kugel und Rundseule zwey Bücher. 2) Κυκλε μετρησις von der Kreis- und Scheibenmessung, ein Buch. 3) Επιπεδων ισορροπικων, η κεντρα βαρων επιπεδων von der Flächen Gleichwichtigkeit zwey Bücher. 4) Τετραγωνισμος παραβολης, von der Parabelvierung ein Buch. 5) Περι αμβλιγωνιων κωνοειδεων και σφαιροειδεων, von den kegel- und kegelähnlichen Figuren, ein Buch. 6) Περι ἑλικων von den Schneckenlinien und Flächen, ein Buch. 7) ψαμμιτης, von einer Zahl, welche grösser ist, als die Zahl alles Sandes, womit die Höhe des ganzen Firmamentes könnte ausgefüllet werden. Der gelehrte Uebersetzer hat besonders dahin gesehen, daß Archimedes, der, wie er spricht, kein Sicilianer mehr, sondern ein Deutscher seyn soll, auch recht und ungestümmelt, ohne Beymischung fremder Worte reden möchte. Deswegen hat er die lateinischen und griechischen Kunstwörter alle verdeutschet. Wir wollen einige zur Probe anführen. Ablange Rundung, Ellipsis. Afterkugel, Sphaeroides. Gleichfüssiges Dreyeck, Isosceles s. aequicrurum. Eckſäule, prisma. Kreisfläche, circulus. Gleichlaufendseitiges Viereck, parallelogrammum. Ungleichlaufendseitiges Viereck, trapezium. Gleichmässige Dinge, commensurabilia. Unzertrennt gleichverhaltende Dinge, continue proportionalia. Gleichverhaltende, proportionalia geometrice. Gleichübertreffende, arithme-

arithmetice proportionalia. Zertrenntgleichverhaltende Dinge, disiuncte proportionalia. Grundforſchende Lehrart, methodus analytica. Vergleichende Kegellinie, parabola. Uebertreffende Kegellinie, hyperbola. Ermangelnde Kegellinie, Ellipſis. Rundſeule, Cylindrus. Umlauf, peripheria polygoni. Umkreis, peripheria circuli. Waagkunſt, ſtatica. Wiederkehrliche Verhältniß, proportio reciproca. Uebrigens iſt der Ueberſetzer mehr in den Lehrſätzen als Beweiſen, bey den griechiſchen Worten geblieben: Die Stellen, woraus die Gründe herzuholen ſind, deren ſich Archimedes bedienet, ſind mit angeführet. Die Figuren ſind aus einem alten lateiniſchen Exemplare abgeriſſen, und nur, wo es nöthig geweſen, verbeſſert worden. Eutocii von Aſcalon Erläuterungen der Bücher von der Kugel und Rundſäule, von der Kreis- und Scheibenmeſſung, und von den gleichgewichtigen Flächen ſind aus dem Griechiſchen nicht zwar den Worten, ſondern dem Verſtande nach eingeſchaltet worden.

ARISTOTELIS

προβληματα.

Hendreich in Pandectis Brandenburgicis gedenket der Auflagen vom Jahr 1557. 8. Zu Cölln 1608. 8. Zu Straßburg 1631. 8. Zu Baſel 1666.

πολιτικων βιβλια Θ

Sind von Io. Fabritio, unter dem Titel; politiſch- und mediciniſch- königliches Regiment-Büchlein in 12, nach Hendreichs Anzeige Deutſch herausgegeben worden.

τεχνη ἑητορικη.

Herr M. Wolf Balth. Adolf von Steinwehr hat eine deutſche Ueberſetzung dieſes trefflichen Buches wirklich unter der Feder, und wird ſie eheſtens zum Druck befördern.

περι ποιητικης.

Iſt von Herrn Prof. Gottſched überſetzet, und wird mit dem nächſten nebſt ſeinen Anmerkungen in den Druck gegeben werden.

ARRIANI

περι αναβασεως Αλεξανδρου

d. i. Reiſebeſchreibung der Flotte Alexandri M. Hamburg 1710. 8.

ARTEMIDORI

Ονειροκριτικα.

Hendreich in Pand. Brand. führet folgende Auflagen der deutſchen Ueberſetzung an: Zu Straßburg 1597. 8. 1624. 8. Zu Amberg 1600. Zu Leipz. 1666. 8. nebſt dem Urtheile Philippi Melanthons, was von Träumen, und derſelben Unterſcheide zu halten ſey. Herr D. Fabricius aber hat in dieſem Artikel beym Hendreich viele Unrichtigkeiten wahrgenommen. Wir können alſo nicht wiſſen, wie fern ſeine Anmerkungen Grund haben, da uns bisher keine Auflage von allen zu Geſichte gekommen iſt. S. Bibl. Gr. Vol. III. p. 407. Dieſe letztere Auflage iſt 1721. 8. zu Leipzig wiederholet worden.

M. BRV.

M. BRVTI

Επιστολαι.

* Marci Bruti an etliche Städte und derer wiederum an ihn gethane Schreiben, vom Mithridathe zuſammen geleſen. S. griechiſcher Sprach Uebung, Cöthen 1620. 8. p. 149 - 182.

CEBETIS

Πιναξ.

* Tabula Cebetis, eine faſt kunſtreiche vnd artige alte Tafel, darinn das ganze menſchliche Leben mit lebendigen Farben abgemahlet wird, mit nützlicher und gantz heilſamer vnterweiſung eines vhralten Philoſophen, wie daſſelbig vernünfftiglich vnd beſcheiden anzuſtellen ſey. Aus Griechiſcher Sprach verdeutſchet. S. theatrum virtutis & honoris, oder tugend büchlein, auß etlichen fürtreflichen Griechiſchen und Lateiniſchen Scribenten ins teutſch gebracht, durch Herrn Wilibald Pirckeymern, weil. Keyſ. May. Maximiliani I. und Caroli V. Rath, vnd Senatorn zu Nürnberg, aus deſſelben hinterlaſſenen bibliothec durch einen vornemmen Mann mit Fleiß zuſammen getragen, vnd jetzo erſt an tag geben. Mit vorgeſetztem Leben deß Auctoris. Nürnberg 1606. 8. p. 331 - 360.

Die Ueberſetzung iſt nicht vom Pirkeymer ſelbſt verfertiget, ſondern von Hanns im Hof, ſeinem Urenkel, beſorget worden, welcher auch die Lebensbeſchreibung abgefaſſet, die oberwehnte Sammlung herausgegeben, und ſie ſeinen Söhnen zugeſchrieben hat.

* Des

* Des Thebaniſchen Philoſophen Cebes Tafel, iſt auch deutſch zu finden in der griechiſchen Sprachübung zur Lehrart, die zu Cöthen 1620. 8. herausgekommen p. 3-34.

Herr D. Fabricius bemerket Vol. I. Bibl. Gr. p. 835. daß des Cebes Tafel von Georg Jacob Schulzen überſetzt, mit einem Kupferſtiche der Tafel nach dem Sinne des Cebes zu Frankf. 1556. 4. herausgekommen ſey. So iſt ſie auch deutſch herausgegeben worden zu Frankf. 1699. 8.

Cebes Tafel deutſch durch N. N. Rühlen Goslar 1727. 8.

* **Teutſche und gebundene Ueberſetzung des Sinnbildes Cebetis des Thebaners; durch Joh. Friedrich von Uffenbach.**

Sie ſtehet in ſeiner geſammleten Nebenarbeit in gebundenen Reden, die zu Hamburg 1733. 8. ans Licht getreten. Der Verfaſſer hatte ſchon vor acht Jahren die Kupferplatte von dieſer Tafel, die Math. Merian verfertiget hat, und deren Abdruck hiebey gefüget iſt, in die Hände bekommen: Wodurch er ermuntert worden, das Büchlein aufs neue und zwar in gebundener Rede zu überſetzen. Daher er ſich mit Zuziehung verſchiedener Ausgaben des Grundtextes daran machte, und dem Werke critiſche Anmerkungen an die Seite ſetzen wollte. Allein es fiel ihm faſt unmöglich Cebetis Worte beyzubehalten; der Vortrag ſelbſt gerieth ihm auch, wie er ſchreibet, ſo ſteif und trocken, daß er ſeine Arbeit bis auf eine andere Zeit ausſetzte. Dieſe hat er nun itzo wieder vorgenommen, und bekennet ſelber, daß

ihr noch eine gewiſſe Fähigkeit anklebe. Allein der Ueberſetzer hat mehr auf die Beſſerung der Sitten geſehen, als ſeinen Leſern ein nach ihrem niedlichen Geſchmacke abgefaßtes Gedichte liefern wollen. Wenn daher viele Stellen vom Grundtexte und dem Urbilde des Cebes zu weit abgehen, ſo werden die Leſer der Freyheit erinnert, die den Dichtern erlaubt iſt, als welche nicht vor Gelehrte, ſondern vor die ſchreiben, welche nur einigermaſſen einen Begriff von etwas haben wollen. Weil das Buch in aller Händen iſt, ſo halten wir es vor unnöthig, eine Probe davon zu geben.

COLVTHI

Ελενης ἁρπαγη.

Herr D. Fabricius meldet Bibl. Gr. Vol. I. p. 363. daß dieſes Gedichte von **Chriſt. Henr. Poſteln**, in deutſche Verſe gar glücklich überſetzet, und ihm von dem Verfaſſer gezeiget ſey. Ob es aber in Druck herausgekommen ſey, iſt uns nicht bekannt.

DEMOSTHENIS

Scripta.

Herr M. Litzel bemerket in ſeiner Hiſtorie der griechiſchen Poeten in Deutſchland, Bl. 9. daß Reuchlinus den Demoſthenes deutſch überſetzet habe. Er zeiget aber nicht an, ob er denſelben ganz, oder nur einige ſeiner Reden ins Deutſche gebracht habe.

Λογοι Φιλιππικοι. α. β.

Dieſe ſind von Herrn Prof. Gottſcheden überſetzet, und ſeiner Anweiſung zur Redekunſt beygefüget. Man findet darinn die Stärke der Bered-

ſamkeit des Verfaſſers, in unſrer Mutterſprache vollkommen ausgedrücket.

DIODORI SICVLI

Βιβλιοθηκη.

Herr D. Fabricius führet eine deutſche Ueberſetzung Jo. Herolds an, die zu Baſel 1554. fol. und zu Frankf. 1643. fol. herausgekommen iſt. S. Bibl. Gr. Vol. II. p. 775.

DIOGENIS LAERTII

Φιλοσοφος ἱστορια περι βιων, δογματων και αποφθεγματων των εν Φιλοσοφια ευδοκιμησαντων. Βιβλια ι.

Her Moller gedenket in den hypomnem. zu Morhofs Polyhiſt. T. II. C. I. p. 3. einer deutſchen Ueberſetzung, die bereits anno 1490. zu Augsburg herausgekommen.

DIOSCORIDES.

Herr D. Fabricius bemerket Bibl. Gr. Vol. III. p. 99. daß eine deutſche Ueberſetzung durch Joh. Danzen von Aſt zu Frankf. am Mayn 1546. fol. beſorget ſey.

EPICTETI.

Εγχειριδιον.

* Iſt in der griechiſchen Sprachübung, oder Ueberſetzung einiger griechiſchen Schriften, die zu Cöthen 1620. 8. herausgekommen iſt p. 88-149 zu leſen.

Die

Die Ueberſetzung iſt rein, kurz, der lehrreichen Schreibart Epicteti gemäß, nachdrücklich und durchdringend.

Anno 1716. iſt zu Deſſau eine Ueberſetzung des Epicletus in 8. herausgekommen. Der Verfaſſer geſtehet aber ſelbſt, daß er ſie nicht nach dem Griechiſchen, welches er nicht verſtanden, ſondern nach der lateiniſchen Ueberſetzung Politiani gemachet habe.

Weiſe hat in ſeinen drey klügſten Leuten auch eine deutſche Ueberſetzung des Epicletus herausgegeben, die uns aber nicht zu Geſichte gekommen iſt.

Epicteti Handbüchlein, in welchem allerhand kräftige Mittel wieder die Krankheiten des Gemüthes zu finden ſeynd; allen Menſchen, die ſich klug zu ſeyn dünken, oder die noch klug werden wollen, zu höchſtnöthiger Bedürffniß, und ungemeinem Nutzen, aus dem Griechiſchen ins Teutſche überſetzet von Rathian. Nürnb. 1718. 8.

Der Ueberſetzer gedenket in dem Poſtſcripto, daß dieſes ſein Werk bereits 1690. von Herrn F. V. W. mit Beyziehung der ſpaniſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und niederländiſchen Verdollmetſchung zu Oelſe, und hernach von ihm nach der reinen griechiſchen Sprache genau revidiret, in deutſcher Sprache gedruckt worden, und eben dieſes, in etwas illuſtriret ſey. (Vielleicht, weil er hier und dar einige wenige und ſchlechte Anmerkungen dazu gemacht.) Nun

könne man urtheilen, wer es am ersten und besten vertirt, und dem Zwecke des weisen Epicteti am nähesten gekommen sey. Sonst ist die Uebersetzung dem Grundtexte ziemlich gemäß, allein an vielen Orten etwas rauh, und die Wortfügung verworren.

* **Des klugen** Epicteti Enchiridion, **oder lehrreiches Handbüchlein, in teutsche Verse übersezet von Melchior Dietrich** Procopio, Past. **zu Alt-Güngendorf in der Ukermark. Berlin 1718. 8.**

Die Verse sind ziemlich fliessend, allein die Uebersetzung ist sehr frey, indem sie öfters ausschweifet, öfters aber auch des Epicletus Worte und Gedanken verlässet: Wie sie denn mehr zur gemeinen Besserung, als zur Probe einer poetischen Uebersetzung gemachet zu seyn scheinet. Unter jeglicher Seite sind die Schriftstellen, mit denen Epictets Regeln übereinstimmen, hinzugethan; und am Ende des H. Nili Erinnerungspunkte, und Hipparchi, eines Pythagorischen Weltweisen, Gedanken von der Gemüthsruhe in Versen angehänget worden.

* **Der weise und tugendhafte** Epicletus **in der Sauerbrunnencur zu Schwalbach, nebst dem kleinen Görgel in Lebensgrösse, vorgestellet durch Ludw. Ernst von Faramond. Leipz. 1719. 8.**

Es ist dieses eine völlige Uebersetzung des Epictetus mit moralischen Anmerkungen, in Gesprächen erläutert.

Epicteti

Epicteti Enchiridion cum noua verſione latina ac germanica, variis lectionibus, nec non perpetuis notis rerumque in capitibus indice. Opera J. H. R. Idſtenii 1721. 12.

EVCLIDIS

Στοιχεια.

Das ſibend, acht unnd neunt Buch des hochberümbten Mathematici Euclidis Megarenſis, in welchen der Operationen unnd regulen aller gemainer Rechnung, Urſach, Grund unnd fundament angezaigt wirt, zu gefallen allen den, ſo die kunſt der Rechnung liebhaben, durch Magiſtrum Johann Scheybl, der löblichen Univerſitet zu Tübingen des Euclidis unnd Arithmetic Ordinarien, aus dem Latein ins teutſch gebracht, unnd mit gemeinen Exemplen alſo illuſtrirt, unnd an tag geben, daß ſy ein yeder gemainer Rechner leichtlich verſtehn, unnd ime nutz machen kan. Augſp. 1555. 4.

In der Zuſchrift an den Pfalzgraf, Otto Heinrich, verſpricht der Ueberſetzer, wenn dieſe Bücher von den Rechnern wohl aufgenommen würden, auch das zehnte Buch Euclidis deutſch herauszugeben. S.

Die ſechß erſten Bücher Euclidis, nebſt Johann Peterſon Dou Anmerkungen in das deutſche überſetzt von Sebaſt. Curtio. Amſterd. 1618. mit fig. 4to.

Euclidis acht Bücher, durch A.E.B.V.P. ins deutſche überſetzt. Wien 1694. 4.

Der berühmte Sam. Reyher zu Kiel hat den Euclides mit deutlichen Demonſtrationen deutſch herausgeben wollen, auch davon eine Probe zu Kiel 1697. 4 drucken laſſen.

Henrich Meißner hat gleichfalls den Euclides Griechiſch und Deutſch, mit weitläuftigen deutſchen Anmerkungen zu Hamburg 1699. fol. herauszugeben angefangen, welches aber bey dem andern Buche ins ſtecken gerathen iſt. S. Fabric. Bibl. Gr. Vol. II. p. 374.

EVRIPIDIS

Exæθη.

Iſt von M. Wohlfart Spangenberg ins Deutſche überſetzet. Straßb. 1605. 8.

EVSEBII, SOZOMENI, SOCRATIS, THEODORETI

Hiſtoria Eccleſiaſtica

Chronica der alten chriſtlichen Kirchen. I. Hyſtoria Eccleſiaſtica Euſebii Pamphili Caeſarienſis xi bücher. II. Hyſtoria Eccleſiaſtica tripartita, Sozomeni, Socratis und Theodoreti xii bücher. III. Hyſtoria Eccleſiaſtica ſampt andern trefflichen Geſchichten, die zuuor in teudtſcher ſprach wenig geleſen ſind auch xii bücher. Von der zeyt an, da die Hyſtoria Eccleſiaſtica tripartita auffhöret, das iſt von der Jarzal an CCCC nach Chri-

Chriſti Geburt, biß auff das Jar M. D. xLv. durch Caſpar Hedion, Doctor im Münſter zu Straßburg, verteutſcht, zuſamen getragen vnd geordnet. M. D. xLv.

EVSTATHII

Το καθ Ισμηναν τε και Ισμηνιαν δραμα.

Iſmenius, oder ein Vorbild ſtäter Liebe, das iſt, die hiſtori von der ſtäten Liebe deß Jünglings Iſmenij vnd der Jungfrawen Iſmene gegeneinander, wie ſie beyde, nach langwiriger übung Cupidinis, widerwertigkeit zu Land vnd Meer, letſtlich widerumb bei Göttlicher güte, vnd aller Welt ihrer Beſtendigkeit halben gnad geſunden, vnd ſich als ein Exempel aller ſtandhafften Liebhaber vorgeſtellet haben. Erſtlich durch Euſtachium Philoſophum in Griechiſcher ſprach beſchriben, nachmals durch Lelium Carani in Italiano transferiret, jetzt aber von Joh. Chriſt. Artopeo, genandt Wolckenſtern in teutſch gefertigt. Zu dienſtlichem Wolgefallen vnd ergötzung allen Frawen vnd Jungfrawen, Liebergebenen jungen Leuten, vnd auch Künſtlern mit ſchönen nützlichen figuren gezieret. Straßburg 1610. 8.

Eben dieſelbe Liebesgeſchichte aus dem Lateiniſchen in unſere hochdeutſche Mutterſprache überſetzet durch G. S. M. Leipzig 1663. 12.

GEOPONICA

Herr D. Fabricius erwehnet Bibl. Gr. Vol. VI. p. 505. einer Uebersetzung die **Michael Herr** verfertiget, und **Melchior Rabus** aus Memmingen, verbessert, und 1551. herausgegeben habe. Er selbst besitzet die dritte Auflage, welche zu Straßburg 1566. 8. unter dem Titel: **Das Veltbau, oder das Buch von der Veltarbeit** ꝛc. gedruckt ist.

HELIODORI

Αἰθιοπικα.

Heliodori historia Aethiopica. **Ein Historj von den Helden aus Griechenlandt Theagene, und der schönen Jungfrauwen Chariclia, der schwarzen Mohren Königs Tochter, erstlich aus dem Griechischen ins Latein, und dann jetzund auffs neuw in unser teutsche Sprach mit sonderm Fleiß transferirt.** Frankf. 1580. 8. v. Catal. Willer. T. II. p. 296. S.

Herr D. Fabricius merket an, daß diese Uebersetzung durch Joh. Zschorn einen Schulmann zu Westhoff im Elsaß verfertiget, dieses aber die andere und verbesserte Auflage sey. S. Bibl. Gr. Vol. VI. p. 787.

Heliodorus, **Das ist, die überaus liebliche und nützliche historj in welcher Höfflichkeit und Tugend, Zucht und Ehrbarkeit, Glück und Unglück, Freud und Leid, Gunst und Neid, mit vielen guten Lehren, Berichte und Exempeln gar anmuthig dargestellet werden.**

den. Sehr kurtzweilig und nützlich zu leſen. Mit ganz neuen Figuren gezieret. Nürnberg ſ. a. 8.

Es iſt dieſes ohne Zweifel nur eine neue Auflage der vorigen Ueberſetzung, weil ſie vollkommen nach dem Geſchmacke der damaligen Zeiten eingerichtet iſt. Hin und wieder ſind moraliſche Anmerkungen beygefüget.

HERMETIS

Tractatus chemicus, ſ. capitula VII. de lapidis & philoſophici ſecretis.

Herr D. Fabricius erwehnet einer deutſchen Ueberſetzung dieſes Buches, ohne dieſelbe ins beſondere anzuzeigen, Bibl. Gr. Vol. I. p. 67.

POEMANDER

Iſt unter den 17 hermetiſchen Büchern, welche zu Hamburg 1706. von einem Alethophilo in 8. deutſch herausgegeben worden, zu finden. S. Fabricii Bibl. Gr. Vol. I. p. 49.

HERODIANI

ἱστοριῶν βιβλία ἡ.

Der fürtreflich Griechiſch Geſchichtſchreiber Herodianus, den der hochgelert Angelus Politianus in das latein, und Hieronimus Boner in nachvolgendt Teutſch pracht. welicher Herodianus von M. El. Antonino Philoſopho an, vntz auff Gordianum den jüngern Römiſchen Keyſern vnnd jrer Regierung, die ſich wunderbarlich zutragen, geſchriben hatt. Augsb. 1532. fol.

Die Zuschrift an König Ferdinand ist schon 1530. den 12. Sept. datirt. S.

* Herodianus der fürtreffliche Griechisch Geschichtschreiber, welcher von Marco Elio Antonino Philosopho an biß auf Gordianum den Jüngern, Römischen Keysern und jrer Regierung, die sich gantz wunderbarlich zugetragen, geschrieben hat. Erstlich durch den Hochgelehrten Angelum Politianum in Latein bracht, nachmals durch Hieronymum Boner verteutscht. Frankf. am Mayn 1565. 8. und zu Hamb. 1660. 8.

Der Verfasser nennet sich in der Zuschrift, Schultheißen zu Colmar v. Catal. Willer T. II. p. 296.

Herodiani Römische Historie seiner Zeit zum ersten mahl aus dem Griechischen ins Teutsche übersetzet, nebst einer Vorrede, von Menantes. Halle 1719. 8.

Herr D. Christian Friedrich Hunold, der sich, wie bekannt ist, Menantes genannt hat, versichert in der Vorrede, „er finde alles, was er darinn gelesen habe, mit einem deutlichen, reinen, geschickten „teutschen, und angenehmen historischen Stylo vorgetragen.„ Der Uebersetzer aber meldet in dem Vorberichte, er habe gesuchet, den griechischen Text nach unsrer Mundart genau auszudrücken, so daß weder die natürliche Reinlichkeit der deutschen Sprache darunter litte, noch mehr oder weniger gesaget würde, als der griechische Text mit sich bringet. Des Politiani lateinischer Uebersetzung hat

er ſich deswegen nicht bedienen wollen, weil ſie viele Fehler hat, und ganze Stellen vom Griechiſchen darinn ausgelaſſen werden, wovon in der Halliſchen bibliotheca obſeruationum et recenſionum einige Proben gegeben ſind, doch hat er ſie bey ſchweren Stellen, und wo der griechiſche Text verſtümmelt geſchienen, zu Rathe gezogen. Sonſt hat ſich der Verfaſſer kein Bedenken gemachet, viele franzöſiſche Worte einzumiſchen, wo ſie entweder im gemeinen Leben bräuchlicher geweſen, als die deutſchen, oder wo es ihm bequemer geſchienen, den Nachdruck des Griechiſchen durch ſie zu erreichen. Man weis aber nicht, wie dieſes mit der vorher ſo gerühmten Reinigkeit der Schreibart beſtehen könne. Die Hiſtoriſche iſt ziemlich flieſſend. Wir wollen alſo nur von einer Rede eine Probe geben. Pertinax fängt ſeine Rede, da man ihn zum Kayſer erwehlt hatte, mit folgenden Worten an: „Es „möchte zwar die einſtimmige Ehrenwahl und un„gemeine Beflíſſenheit, nach welcher ihr mich nicht „ohne preiudiz eures hohen Adels vor andern zum „Kayſer ernennet, und welche ſo weit entfernet iſt „von einer falſchen Schmeicheley, daß ſie viel„mehr als ein deutlicher Beweis einer ganz beſon„dern Gewogenheit anzuſehen, dieſe, ſage ich, „möchte zwar einen andern muthig und beherzt ge„nug gemachet haben, den ihm überreichten Kay„ſerl. Scepter mit beyden Händen zu ergreifen, „zumalen da er ſich die Hoffnung machen konnte, „daß er bey ſo groſſen faveur der Unterthanen eine „leichte Regierung zu gewarten hätte. ꝛc.

HERODOTI

ἱστοριων λογοι θ.

Herodotus der allerhochberümbteſt Griechiſche Geſchichtſchreiber, von dem Perſier vnd vielen andern Kriegen und Geſchichten. durch Hieron. Boner, Oberſten Meiſter zu Colmar auß dem Latein ins Deutſch gebracht. Augsb. 1535. f. S. Hardt Avtogr. Luth. T. III. p. 245. S.

Herodoti des allerfürnembſten vnnd älteſten Geſchichtſchreibers Hiſtoria, darinnen vieler Land, Nationen, Provinzen, vnd Inſuln, gelegenheyt, gröſſe, weite, gewächſe, eigenſchaften, Auch darinnen gelegener Völcker Namen, Geſtalt, Leben, Weſen, Religion, Glauben, Geſatz, Ceremonien, Regiment, Policey, Sitten, Bräuch, Krieg, Gewerb, Frücht, Thier, Speiſe, Kleydung, Item die Flüſſe, Berge, Wälde vnd Städte daſelbſt, Sonderlich aber die Geſchichte der Griechen, Perſer, Meder, vnd anderer Völcker. Item die Beſchreibung, Belagerung vnd Eroberung der groſſen Stadt Babylon, Vnd ein Verzeichnüß der Egyptiſchen Könige, Auch Kriege, Heerzüge, vnd andere Thaten des Königs Croeſi, Cyri, Cambyſis, Darii vnd Xerxis (welcher in Griechenland ein mächtig Heer geführet, deßgleichen von Anfang der Welt noch nie geſehen, gehört, oder von jemandt geführt, welches auch von keinem andern gründtlicher, eigentlicher, lieblicher vnd vollkömmlicher begriffen iſt) in

Grie-

Griechiſcher Spraach funden werden. Welche zuvor nie gantz in teutſcher Zungen geſehen ſind, Jetzo aber gemeinem Vatterland vnd allen Liebhabern der Hiſtorien, zum nutz vnd beſten auß der Griechiſchen Spraach in die teutſche gebracht, in ſonderbare Capitel getheilt, vnd mit einem vollkommenen Regiſter begabet, durch den Ehrnhafften, Wohlgelehrten Herrn. Georgium Schwartzkopff, von Braunſchweig. Franckf. am Mayn 1593. fol.

Der Verfaſſer hat ſeine Arbeit Herzog Julio zu Braunſchweig und Lüneburg zugeeignet. Er wünſchet, daß alle griechiſche und lateiniſche Scribenten in die deutſche Sprache überſetzt ſeyn möchten. Denn da die Gelehrſamkeit und Weisheit nicht in der Wiſſenſchaft der Wörter und Sprachen, ſondern im Verſtande der Sachen beſtehe, und doch mit Erlernung derſelben ſo viele Jahre zugebracht werden müſten, ſo ſey es nützlich, alles was von fremden Scribenten geſchrieben worden, in unſere Mutterſprache zu überſetzen. Uebrigens können wir von dieſer Ueberſetzung, welche wir mit dem Grundtexte in vielen Stellen ſorgfältig zuſammengehalten haben, verſichern, daß ſie denſelben ſehr richtig ausdrücke, und nach der damaligen Beſchaffenheit der deutſchen Schreibart allerdings von beſonderm Werthe ſey.

Herr D. Fabricius merket an, daß dieſe Ueberſetzung An. 1612. zu Frankfurt wieder aufgeleget ſey. Bibl. Gr. Vol. I. p. 702.

HIPPOCRATIS.

Αφορισμοι.

Herr D. Fabricius giebt uns ſo viel Nachricht, daß dieſelben ins Deutſche überſetzt ſind. Allein er hat nichts beſonders davon angezeiget. S. Bibl. Gr. Vol. I. p. 848.

HOMERI

Οδυσσεια.

* Odyſſea, das ſeind die allerzierlichſten und luſtigſten vier und zwantzig Bücher des elteſten kunſtreicheſten Vatters aller Poeten Homeri, von der zehenjärigen irrfart des weltweiſen Kriechiſchen Fürſtens Ulyſſis, beſchriben, vnnd erſt durch Maiſter Simon Schaidenreiſſer, genant Minervium, diſer zeit der Fürſtlichen ſtatt München ſtattſchreiber, mit fleiß zu Teutſch tranſſeriert, mit argumenten und kurtzen ſcholiis erkläret, auch mit beſchreibung des lebens Homeri gemeret, nit vnluſtig zu leſen. Augsb. 1538. fol.

Der Ueberſetzer erzehlet in der Vorrede kürzlich den Inhalt der Odyſſee, wobey er die Vortrefflichkeit des Poeten, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeiten ungemein erhebet. Da nun ſo viele herrliche Schriften aus andern Sprachen wären deutſch überſetzt worden, ſo habe er auch durch gegenwärtiges Werk etwas dazu beytragen wollen, wovon wir ſeine eigene Worte herſetzen wollen, aus welchen zugleich erhellen wird, was von ſeiner Arbeit zu halten ſey: Damit aber ich, ſpricht er: vnder vilen, nit

feiren-

ſeirende erfunden wurde, vnd in gemains vatterlands ſprach, auch etwaß herfür brächte, das vormals vnkantlich geweſen, ſo hab ich mich erſtlich vnderfangen ainzige bücher Odyſſee Homeri zu Teutſch zebringen, folgends das gantze Werck nit von wort zu wort, ſunder ſinns weiß wie ich die rechte mainung am nächſten vnd deutlichſten hab künnen bekummen, nach meinen geringen klainfügen verſtand vertolmetſcht. Er bittet ſeine Leſer, ob er yendert iren iudicio nit gnüg gethon, ſy geruchten ſolchs ſeiner gebrächenligkäit zumeſſen vnd ſein gute mainung, treuwen fleiß, mer dann ſprachkündigkeit günſtigklich erwegen. Er verſpricht zugleich, auch die Iliada, welche er bereits unter Händen hätte, zu vollführen und herauszugeben. Wovon uns aber bisher nichts zu Geſicht gekommen. Herr Fabricius erinnert, daß die Odyſſee zu Frankf. 1570. 8. wieder aufgelegt ſey, welche Edition auch in dem Catalogo Willer. T. II. p. 298. angeführet wird.

Ιλιας.

* Iſt in deutſche Verſe überſetzet von M. Joh. Sprengen, geweſnem Kayſerl. Notario und Bürger zu Augsburg. Augsb. 1610. f.

Die Poeſie iſt von eben der Art, als in der Ueberſetzung der Aeneis des Virgil, deren im 1. Stücke dieſer Beyträge gedacht worden. Wir wollen zur Probe den Anfang herſetzen:

Sag mir du Göttin hochgeborn,
Den ungestümen wilden Zorn,
Dardurch Achilles hart verletzt,
Vil Griechen hat in not gesetzt,
Der Helden auch ein grosse Zal,
Geschicket in das tödlich thal,
Vnd jre Cörper geben preiß,
Als er sie macht zu einer Speyß,
Den vöglen und den hunden grob,
So Jnen kam zu schlechtem Lob ꝛc.

In dem Büchervorrathe der Gesellschaft ist auch eine Auflage der Ilias von 1630. 4. befindlich.

Herr D. Fabricius meldet Bibl. Gr. Vol. I. p. 301. daß das Stücke aus dem 14. Buche der Ilias, Διος απατη, darinn beschrieben wird, wie Jupiter von der Juno betrogen worden, von **Christ. Henrich Posteln** in deutsche Verse übersetzt, mit gelehrten Anmerkungen, und der Uebersetzung des Eustathii über diese Stelle, wie auch einem sinnreichen Lobgedichte des Betrugs, zu Hamburg 1700. 8. herausgegeben sey. Man sehe auch davon Hrn. Hofr. Weichmanns Vorrede zu **Postels grossem Wittekind.**

JOSEPHVS.

Ist von **Caspar Hedion** ins Deutsche übersetzet. Straßb. 1535. fol.

Jmgleichen von **Conrad Lauterbachen.** Straßb. 1574. 1595. 1611. Frankf. 1676. 4.

Durch **Joh. Sprengen** und **Zachar. Münzer** Frankf. 1581. fol.

Περι αλωσεως.

Durch **David Kiber** zu Frankf. 1552. fol. und zu Erfurt 1560. 8.

Michael

Michael Adam, ein bekehrter Jude aus Zürch hat zwar 6. Bücher Joſephi vom Jüdiſchen Kriege deutſch überſetzet, und in 97 Capitel abgetheilet, mit hebräiſchen Buchſtaben zu Coſtnitz 1545. heraus gegeben wie Geſnerus in dem Anhange ſeiner Bibliothek berichtet. Allein dieſes iſt eine Ueberſetzung des Joſephi Gorionidis.

ISOCRATIS

Λογοι παραινητικοι, προς Δημονικον, προς Νικοκλεα, και Νικοκλης.

Sind nebſt Plutarchi Buche von der Kinderzucht, Griechiſch, Lateiniſch, Franzöſiſch und Deutſch herausgegeben von Io. Cherpontio zu Leyden 1581. 12. S. Fabricii Bibl. Gr. Vol. I. pag. 904.

Προς Δημονικον.

* Etliche nutzbare vnd holdſelige Lehren vnd vnterweiſungen des hochberhümten Redners Iſocratis, die er an einen Jüngling, Demonicus genannt, deſſen Vatter jme mit Freundſchafft verwandt geweſt, geſchrieben: durch H. Bilibald Pirckheymer auß Griechiſcher Sprach in das Teutſch gebracht.

Stehet in theatro virtutis & honoris, oder Tugendbüchlein, ꝛc. p. 69 - 88. S. droben beym Cebete.

Die Ueberſetzung iſt noch ſehr hart, und hält ſich an gewiſſen Orten gar zu ſehr an die griechiſchen Worte. Einige Stellen aber ſind gar ausgelaſſen.

* Iſocratis Vermahnungsſchrift an Demonicum. S. griechiſcher Sprachübung p. 61. ſeq. die zu Cöthen an. 1620. 8. herausgekommen iſt.

Teutſchredender Iſocrates, **d. i. poetiſche Uberſetzung der vortreflichen Vermahnungsrede des hochberühmten Athenienſiſchen Redners** Iſocratis **an den jungen** Demonicum **aus der Griechiſchen gemeinen Rede in hochteutſche Verſe von** Io. Chriſt. Loſio. P. L. C. **und** Rect. **bey dem Evangel.** Gymnaſio **zu** St. Andreæ **alter Stadt Hildesheim. Hamb. 1685. 4.** S. Neumeiſter de poetis Germ. pag. 78. ed. Vitemb. 1708. 4.

* **Des Redners** Iſocratis **güldne Vermahnung an den jungen** Demonicum **ins teutſche überſetzt und erläutert. Braunſchw. 1717. 8.**

Es wäre bey dieſer Ueberſetzung unterſchiedenes zu erinnern: Und der Erläuterungen hätte der Verfaſſer ſparen können.

Πρὸς Νικοκλέα.

* **Ein andere Unterweiſung deß hochberühmten Redners** Iſocratis, **geben dem** Nicocli, **weiland Königen in Cypern, auß Griechiſcher Sprach in das Teutſch überſetzt, durch H. Bilibald Pirckheymer, deß Raths zu Nürnberg.** S. theatrum virtutis & honoris p. 89 - 111.

LONGINVS

Περὶ ὕψους.

Von demſelben hat Herr Heinecke eine deutſche Ueberſetzung verſprochen.

LVCIANI

Ερμοτιμος η περι αἱρεσεων.

Luciani Hermotimus, oder des Lucianus Geſpräch. Darinnen er behaupten will, daß, weil man bey ſo vielen Secten derer Weltweiſen die Wahrheit nicht finden könne, man gar nicht philoſophiren ſolle: aus dem Griechiſchen ins Teutſche überſetzt, und nebſt einer Vorrede Herrn M. Gottlieb Stollens ans Licht gegeben von Joh. Heinrich Kromayern Portenſi. Jena 1713.

Weil der gelehrte Herr Verfaſſer wahrgenommen, daß die lateiniſche Ueberſetzung dieſes ſinnreichen Geſpräches nicht überall accurat ſey, in der Franzöſiſchen aber gar zu viele Stellen weggelaſſen worden, hat er beyde Fehler in dieſer Deutſchen zu vermeyden geſucht, ſich aber nicht ſo wohl an die griechiſchen Worte, als an die Sachen gebunden, und ſich befliſſen, alles gut deutſch zu geben. Die beygefügten kurzen Anmerkungen zeigen meiſtentheils diejenigen Stellen aus den übrigen Schriften des Lucianus an, welche zur Erleuterung und beſſerm Verſtande der gegenwärtigen dienen. Das Leben des Lucianus iſt aus dem Lateiniſchen des Bourdelots, wie es der hochber. Herr Fabricius dem 4ten Buch ſeiner Biblioth. Gr. c. 16. Vol. III. p. 485. einverleibet, und mit Anmerkungen vermehret hat, deutſch hinzugeſetzet.

Περι τυ ενυπνιυ, ητοι βιος Λυκιανυ.

Stehet in der griechiſchen Sprachübung, die zu Cöthen 1620. 8. herauskommen iſt, p. 94. 107.

Herr Kromayer will von dieſer Ueberſetzung nicht viel halten. Siehe die Anmerkung zum Leben des Luciani p. 3.

Περι τυ μη ραδιως πιστευειν διαβολη.

Apelles eine ſchöne Hiſtorie wieder die Verleumbder, erſtl. von Luciano Griechiſch beſchrieben, nachgehends von Nycillo Lateiniſch, Comödien weis gemacht, jetzt in teutſche Reimen gefaſſet durch Jacobum Cornerum Frankf. 1589. 8. v. Catal. Willer. T. II. p. 277. S.

Dieſes Stück iſt auch von **Nic. Glaſern** deutſch überſetzet, und dem von ihm ebenfalls deutſch überſetzten Regentenbüchlein des Agapetus beygefüget Brem. 1619. 4. Siehe Fabric. Bibl. Gr. Vol. VI. p. 572.

MELAMPODIS

Περι παλμων μαντικη.

Stehet am Ende des triſolii chiromantico-phyſiognomici, ins Deutſche überſetzet, welches nebſt **Kloholtzens** Buche von der Symmetrie des menſchlichen Leibes zu Nürnberg 1695. 8. herausgekommen iſt.

MVSAEI

Τα καθ' Ηρω και Λεανδρον.

Verdeutſchte Liebesgeſchichte von Leander, aus dem Muſæo, durch Gottfried Wilhelm Sacer.

Chriſt.

Chriſt. Alectorander, oder **Hahnemann** hat auch den Muſaeum in deutſchen Verſen herausgegeben zu Leipzig 1633. 4. Herr Neumeiſter urtheilet davon in ſeiner diſſ. de poetis German. p. 7. er habe geſuchet, die griechiſchen Schönheiten des Muſaeus auszudrücken. Allein er habe es nur geſuchet, und nicht dahin gebracht; und würde alſo beſſer gethan haben, wenn er ſich bemühet hätte, die deutſchen Annehmlichkeiten zu erreichen. Doch wären die Verſe, nach den damaligen Zeiten nicht übel gemachet. S. Herrn Prof. Kromayers diſſ. de Hero & Leandro. p. 16.

PALAEPHATUS

Περι απιστων ιστοριων.

Paläphatus Anmerkungen von unglaubwürdigen Geſchichten aus dem Griechiſchen ins Deutſche überſezzet, von Anania **Engelſchall, aus Meiſſen. Oels** 1671. 12.

Der Ueberſetzer, Kayſerl. gekrönter Poet, wie auch der Sprachen und Themiſtoſophien befliſſenſter, hat dieſes Werkchen ſeinem Mecänoten, dem Herrn von Schiebel, in dem durchl. Palmenorden, oder der ſogenannten fruchtbringenden Geſellſchaft weitgeprieſenem Himmliſchgeſinnten, **tauſendfächtiger Wohlthaten wegen** zugeſchrieben. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr unrein. Spargiren, reſolviren, referiren, curios, avanciren, recompans, retirade, March, galant, lædiren, poſſeſſ, motiven, action, gratial, ordre, u. d. gl. ſind darinn reichlich anzutreffen. Des Griechiſchen iſt er auch wohl nicht ſehr kundig geweſen, wie aus unterſchie-

denen ganz falſch überſetzten Stellen erhellet. Z. E. p. 15. ſind die Worte ἐκ ἂν δὲ ηνεχετο καὶ γυνη ταυρῳ επιβαινοντος, ganz unrecht, durch **ſintemahlen** gegeben; denn dieſes iſt gar nicht die Urſache, warum der Stier ſich nicht mit einer hölzernen Kuh gatten können; anderer unzählichen Stellen nicht zu gedenken. So heiſſen die jungen Burſche aus Nephele, p. 9. Cavalliere, und der Ort ſelbſt den Palaephatus nur κωμην, einen Flecken nennet, wird in des Hrn. Engelſchalls Feder p. 13. gleich zu einem Citadelle. Μυθευεται, überſetzet der Verfaſſer aufs kürzeſte alſo: **Es wird von denen aedlen Poeten ſehr nachdencklich ſpintiliſiret und gedichtet** p. 16. hat ſich Paſiphae in des Minois Notarium **verſchammeriret** p. 21. weis der Verfaſſer vor gewiß, daß des Actaeon κυνες ἰχνευτικαι nicht überhaupt Jagdhunde, ſondern Windſpiele geweſen ſind p. 23. διεφθαρη τω ακταιωνι ὁ βιος heißt gar artig: Actaeons Nahrung gieng in den Dux, und Haus und Hof fiel über einen Hauffen. p. 41. ſtehet, daß Niobe **vor mildſtrömenden Thränen** zum Steine worden ſey, davon doch Palaephatus ſelbſt nichts gedenket. ευηθης aber heißt **ein rechter Simpliciſt und gebohrner Jekke.** Doch wer wollte alle Seltſamkeiten unſers Themiſtoſophi anführen? Genug, daß aus dieſen Proben die ungebührliche Freyheit des Ueberſetzers ſchon erhellet.

PLVTARCHI

Vitae Parallelae.

Ankunft, Leben vnd Weſen, Glück und Vnglück

Vnglück, gut vnd böſe, weiſe vnnd vnweiſe Räthe, Reden, Anſchläge, Ritterliche, mannliche Thaten, merckliche wahrhaffte Hiſtorien vnd Geſchichten, frommer vnd vnfrommer, hoher, fürtrefflicher Manns vnd Frawenperſonen, Nemlich, der Griechen vnd Römer (da ſolche in höchſter Blü geſtanden) Leben, fürbündiger Tugendſpiegel, vnnd Exempel, Viler Reich vnd Stende an vnd Abgang, Alter Hiſtorien liecht, warheyt, kern vnd Blumen. Von dem namhaffigſten Griechiſchen Geſchichtſchreiber Plutarcho beſchriben, Vnd volgends ins teutſch bracht, durch den fürnemen vnd weiſen Herrn Hieronymum Boner, Stettmeyſter zu Colmar 1547. fol.

Dieſes Werk, welches zu Colmar bereits an. 1541. den 29. Mart. ausgedrucket geweſen, iſt vom Verfaſſer in demſelben Jahre Georgen, Grafen zu Würtenberg und Mümpelgard zugeeignet worden. Das Leben des Theſeus iſt nach des Joh. Lapus aus Florenz, lateiniſcher Ueberſetzung verdeutſcht; bey den übrigen aber nicht hinzugeſetzt, ob ſie aus dem Griechiſchen, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, aus dem Lateiniſchen überſetzet ſind. Von Vergleichungen findet man nur des Romuli und Theſei, des Catonis und Ariſtidis und endlich des Cimonis und Luculli. Die Lebensbeſchreibungen Alexanders, Julius Cäſars, des Marius, Pyrrhus, Demetrius, M. Antonius, Phocion und Cato Uticenſis, die zuvor bereits gedruckt geweſen,

sind den übrigen angehenget, und mit einem besondern Register der Sachen versehen. Vielleicht sind sie in der Straßburgischen Auflage, vom Jahre 1534. fol. deren Herr D. Fabricius Vol. I. Bibl. Gr. p. 374. gedenket, enthalten, wiewohl man aus der gar zu kurzen, und unvollständigen Anzeigung desselben so wenig wissen kan, ob diese, als ob die andere angemerkte Auflage von An. 1555. alle, oder nur einige Leben, alle, oder etliche Schriften Plutarchi in sich halte. Herr Schelhorn hat in dem Willerischen Catalogo T. II. p. 319. folgenden Titel gefunden: **Plutárchus von den herrlichsten, löblichsten, nahmhaftesten Historien, Leben, Handlungen, und ritterlichen Thaten der männlichsten Helden, und herrlichsten Männern, so vor Zeiten unter den Römern und Griechen an Weisheit Tugenden und Ehren fürnemlich gegrünet haben.** Frankf. 1580. f. 1581. f. Es ist kein Zweifel, daß hierunter die vitae parallelae zu verstehen sind, ob aber die Bonersche Uebersetzung nur wieder aufgeleget worden, oder ob dieses eine andere sey, können wir nicht sagen.

Plutarchi von Cheronea guter Sitten 21. Bücher, durch D. Michael Herr, der Arzney und freyen Künste Liebhaber, verteutscht. An Herrn Georg, Herzogen zu Sachsen. Straßburg 1535. f. S. v. d. Hardt Autogr. Luth. T. II. p. 189. S.

Plutarchi von Cheronea, und anderer, kurze,

kurze, weiſe und höfliche Sprüch. Daraus ein jeder Leſer zugleich Luſt und Nutz ſchöpfen mag, in hohen und ſittlichen Tugenden ſich zu regiren, aus Vorbildung der Alten neulich durch Heinrich von Eppendorff aus dem Latein ins Deutſch verdolmetſcht. An Georg, Grafen zu Erpach, Churfürſtenthums, der Pfalz Erbſchenken, und Unterlandvogt in Elſaß. Straßb. 1534. fol. S. Hardt l. c. T. II. p. 182. S.

Πως αν τις διακρινειε τον κολακα τε Φιλε.

Ein faſt gutes und ſittliches Büchlein Plutarchi von dem Unterſcheid des Freunds und Schmeichlers, allen Fürſten, Herrn, Regirern dienſtlich. Aus der lateiniſchen Ueberſetzung Eraſmi, von Georg. Spalatino ins Deutſche überſetzt. 1520. 4. S. Hardt l. c. T. II. p. 75. S.

Πως τις ὑπ' εχθρων ωφελειτο.

Plutarchus, wie ihm einer ſeinen Feind zu nutze machen kan, von Emſer. An Georg von Wedebach Landtrentmeiſter und Hauptmann zu Leipzig 1519. 4. S. Hardt l. c. T. III. p. 27. S.

* Plutarchi Chaeronenſis unterweiſung an Cornelium Pulchrum ſeinen guten Freund, durch was weg ein vernünfftig Menſch nutzbarkeit von ſeinen Feinden empfahen und erlangen möge. Aus dem Griechiſchen ins Teutſche überſetzt, durch Bilibald Pirckheymer,

mer, und dem Grafen Joh. von Schwarzenberg zugeschrieben. Ist im theatro virtutis & honoris, p. 112-136. zu finden.

Imgleichen durch Jodoc. Gothofr. Gesicanum V. I. Candid. Cöln 1604. 12. S. unten.

Γαμικα παραγγελματα.

* Des berhümtesten, Hochsinnigsten, vnnd Weißheit erleuchteten Philosophi, oder Natürlicher Weißheit, Erkündigers vnd Lehrers Plutarchi Eheliche Ermahnungen vnnd Gesatz, oder vernunft gemäse Ehegebott. Stehen in dem philosophischen Ehezuchtbüchlein, oder der Vernunfftgemäsen Naturgescheiden Ehezucht, sampt der Kinderzucht, aus des berühmbsten vnnd hocherleuchten, griechischen Philosophi Plutarchi, vernunfftgemäsen Ehegebotten, vnnd allerley andern Anmutigen Gleichnussen, Spruchwortern, Gesangen, Reimen der fürtrefflichen Autoren vnd Scribenten ꝛc... verteutscht, vnd auf ganz lustige angenehme weiß | in Gesatzen vnd Gleichnussen tractiert, durch weyl. den Ehrnvesten, Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genandt Mentzer, der Rechten Doctorn seligen aus Griechischen vnnd andern Sprachen verteutscht und zusammengetragen. Straßb. 1597. 8.

Tobias Jobin meldet in der Vorrede an Junckherrn Wallraff Zuckhmanteln von Brümat, Seßhaft zu Eckhenforf. sein Vetter, D. Fischart, habe diese Uebersetzung schon vor 9 Jahren verfertiget, und weil sein Vena und stylus des teut-

schen

ſchen vertirens bey vielen vornemen Herrn und Freunden in Achtung kommen, habe er mehr philoſophiſche Opuſcula verdollmetſchen wollen, „damit männiglichen zu verſtehen zu geben, daß „wir Teutſchen, da wir uns der Müh nit verdrieſſen lieſſen, und unſere Sprach, wie wir „billig aus Liebe gegen dem Vaterland thun ſollten, excolirten vnd alſo erlaublich zu reden, „erfegten und erleuterten, gleich ſo wol, ja beſſer als andere unvollkommene zuſammengeflickte gebettelt und geſpättelte Sprachen, könnten „die herrliche Philoſophiſche Materias in vnſerer „vnvermengten, reinen vnd für ſich ſelbs beſtändigen Mutterſprach ausbringen.„

Περι δυσωπιας.
Γαμικα παραγγελματα.
Παραμυθητικος προς Απολλωνιον.
Περι τε ακουειν.

Plutarchi des fürtrefflichen, außbündigen, hochverſtendigen griechiſchen Weltweiſen vnd Geſchichtſchreibers vier vnterſchiedliche Tractätlein. Das I. von der zuviel vnziemlichen, bäwerſchen Schambaffigkeit. Das II. Ein Schreiben an Pollianum vnd Euridicen von dem Ampt der Eheleuten. Das III. Ein Troſtſchrifft an Apollonium von dem elenden Zuſtand aller Menſchen in dieſer Welt. Das IIII. Ein Schreiben an Nicandrum von dem Ampt eines Zuhörers. Sampt vnd Sonders wegen allerhand darinnen begriffenen ſchönen fürtrefflichen Lehren, ſowohl

wohl hohen als niedern Standtspersonen ſehr nützlich, auch luſtig zu leſen. Anietzo allererſt in die hochteutſche Sprach gebracht vnd vberſetzt durch Danielem Laelium, Veteranum Haſſum I. V. D. und Syndicum. Neuſtadt an der Hardt 1617. 8.

Πολιτικα παραγγελματα.
Πως τις απ' εχθρων ωφελοιτο
Περι πολυπραγμοσυνης.

Plutarchi politica oder bürgerliche Unterweiſung Item, wie einer verſchaffe, vnd zuwegen bringe, daß er Nutzbarkeit, vnd Vortheile, von Feiandten vberkomme. Item vom Fürwitz vnd ohnnützen Sorg. Allen dero Politic, vnd Ethic Verwandten, zu erſprießlichem guten, vnd nutzen, auß Lateiniſchen, in teutſchen Text, vnd Sprach, wörtlich transferirt, vnd vbergeſetzt, in vnterſchiedliche Rubricirte Diſtinctiones, die, ſampt jhren Notabilibus, vnd mercklichen Lehren, ad Marginem notirt, abgetheilt, vnd in diß Handtbüchlin mit ſonderm Fleiß, vnd Arbeit verfaßt. Durch Jodocum Gothofredi Geſicanum V. J. Candidat. vnd deß Kayſerl. freyen, vnd Adelichen Stiffts S. Annonis, auf Siegberg, Lectorem. Cöln 1604. 12.

Περι παιδων αγωγης.

Deß aller Kunſtweiſeſten, vnnd bey allen Gelehrten Hochgeachten Griechiſchen Philoſophi, oder Weißheit ergebnen Lehrers

Plu-

Plutarchi herrlicher Tractat von der Kinderzucht. Stehet in dem philoſophiſchen Ehezuchtbüchlein. Zur Probe wollen wir einen Satz anführen: „Iſt derowegen zuförderſt hierinn unſer Rath, daß welche Eltern ruhmwürdiger, und „ehrenerlebter Kinder Väter zu ſeyn und heiſſen begehren, nicht gleich unbedacht, mit jedem hergeloſſnen Weibe, als da ſind offengemeine zuchtverwegne Schandprecken oder beſondere heimiſche „Buhldirnen Beywohnung pflegen. Seiteinmal „ſolcher laſterhafte Geburtsflecken, ſo entweder „von Vater oder Mutter herrühret, nimmermehr „zu keiner Zeit iſt auszutilgen, ſondern gehet unaufhörlich dem deßhalb beſchreieten ſein gantze Lebenszeit ſchmalich nach, vnd giebt denen, die zu „ſchelten', verſpotten, oder verkleinern, gedencken, „beyhändigen Anlaß, ſolches leichtlich zu vollbringen. ꝛc.

POLYBII
ἱστοριων βιβλια.

Polybius. Römiſche Hiſtorien, des weiſiſten, warhafftigſten vnnd hochberümpten Geſchichtſchreibers Polybii in ſiebenzehen Büchern begrieffen, ſo viel deren noch vorhanden ſeind, in welchen beſchrieben werden die erſchröckliche vnd langwirige Krieg, ſo die Römer vnd Carthaginenſer vber die vier vnd zweinzig jar, zu Waſſer vnd Landt, von wegen deren Inſeln, Sicilien, Sardinien, vnd der Landſchafft Hiſpanien, ſchröcklicher weiß gegen einander geführt haben.

Auch

Auch, wie der streitbare vnd küne Heldt Annibal, der Carthaginenser Oberster mit einem mächtigen Kriegßheer vber die hohe Alpgebürg mit grosser vnd schwerer mühe sey in Italien gefallen: vnd was er für herrliche sieg in freyen feldschlachten wider die Römer erobert hab. Deßgleichen die krieg vnd zweyspaltungen, so sich mit den Etoliern, Lacedemoniern, gegen den Messeniern, Achaischen Bundtsgenossen vnd andern Griechen verloffen haben. Alles auß griechischer Sprach in die Teutsche mit sonderm Fleiß vnd grosser Arbeit, teutscher Nation zu gutem, gebracht, vnd jetzt erstmals in truck außgangen. durch Guilielmum Xylandrum Augustanum. Basel 1574. fol.

Der Uebersetzer hat sein Werk dem Pfalzgrafen beym Rhein, und Herzogen in Bayern, Johann Casimir zugeschrieben, und sowohl eine Nachricht von dem Leben, als auch den Schriften Polybii beygefüget. Casaubonus ziehet diese Uebersetzung allen andern vor. S. die Zuschrift bey seiner Edition p. 23.

SIBYLLINA ORACVLA

Sind von Joh. Christian Nehringen ins Deutsche übersetzet, und zu Essen 1702. 8. mit Anmerkungen herausgegeben. S. Fabr. Bibl. Gr. Vol. I. p. 200.

SOPHO-

SOPHOCLIS

Αιαξ μαστιγοφορος.

Aiax Lorarius.

Ein heydniſche Tragoedia, von dem griechiſchen Poeten Sophocle erſtlich gedichtet: vnd nachmals durch Joſephum Scaliger in lateiniſche Sprach vertieret: auch anno 1587. im Monat Julio, mit etlich artigen Zuſätzen, zu Straßburg agieret: Jetzt aber wiederumb von Newen vberſehen, exorniret vnd gemehret, und diß 1608. Jahr, gemeltes Monats, in Theatro Academico öffentlich daſelbſten gehalten: Verteutſcht durch M. W. S. M. Straßburg 1608. 8.

Dieſes Trauerſpiel enthält noch mehr, als der Titel verſpricht. Dem deutſchen Ueberſetzer iſt es nicht genug geweſen, von dem Zorne und der Raſerey des Ajax, mit dem Sophocles anzufangen; ſondern er hat die ganze Veranlaſſung weitläuftig ausgeführet. Deswegen beſchreibt er in der ganzen erſten Handlung, wie Deiphobus und Paris eins worden, des Hectors Tod an dem Achilles zu rächen, wie ſie ihn in den Tempel des tymbreiſchen Apollo berufen laſſen, unter dem Vorwande, ſeine Verlobung mit der Polyxena ihrer Schweſter, richtig zu machen, und wie ihn Paris daſelbſt meuchelmörderiſcher Weiſe erſtochen; ferner, wie dieſer Mord im griechiſchen Lager kund geworden, wie Ajax des Achilles Körper aus dem Tempel weggetragen, ſich ſeine Rüſtung vorbehalten habe, und darüber mit dem Ulyſſes in Streit gerathen ſey: Weshalben in

der

der andern Handlung Agamemnon, die edelsten und tapfersten Griechen zusammenrufen lässet, und ihnen aufträgt, darüber zu erkennen, wer des Achilles Waffen bekommen solle, da denn die meisten Stimmen vor den Ulysses gefallen, welchem Agamemnon auch die Waffen übergiebt. Hierüber fällt nun Ajax in seine Raserey und Minerva fängt erst mit der dritten Scene ihre Unterredung mit dem Ulysses an, wie sie in des Sophoclis Ajax stehet. Nachdem Ajax von seiner Raserey zu sich selber gekommen, und sich des Zuredens der Tecmessa ungeachtet, selbst ermordet, läßt der Uebersetzer einen Boten auftreten, der dem Agamemnon diese traurige Begebenheit berichtet: Darauf hält dieser mit dem Nestor, Menelaus, Ulysses, Eurypilus, Diomedes, Ajax, Oileus und Idomeneus Rath, was nun ferner anzufangen sey; und nach diesem fährt der Uebersetzer fort in der Unterredung des Chores der Salaminier und der Tecmessa, die über den Tod des Ajax klagen. Nachdem nun solchergestalt des Sophocles Trauerspiel geendiget, füget der Uebersetzer noch in einer besondern Scene die Klagen des Teucer, Eurysaces und der Tecmessa über den Tod des Ajax bey, welche ein Priester zu trösten suchet. Kunstverständige sehen leicht, daß der Uebersetzer mit seiner gar zu grossen Sorgfalt, die ganze Historie mit allen ihren vorhergegangenen und nachfolgenden Umständen auf das Theater zu bringen, und dadurch dem Zuschauer vielleicht mehr Licht von der Sache selbst zu geben, wieder die theatralischen Regeln verstossen habe. Sonst sind die Verse nach der Gewohnheit der damaligen

maligen Zeiten, rauh und unangenehm, und vieles darinn des beliebten Reimes wegen, nicht aber um der Sachen ſelbſt allein geſaget. Zur Probe dienet der Anfang des Sophocles:

Jetzt ſeh' ich, o Ulyſſe mein
Wie du offt, ſo Weydmänniſch ſein,
Der Spur nachgehſt, und Sorgſam biſt,
Vorzukommen des Feindes Liſt.
Ich treff dichts recht an, hie im Feldt,
Bey deß Ajacis Schiffgezelt,
In der Armoden hinterhalt:
Da ich ſeh, wie du dergeſtalt,
Nachgründeſt: und nimſt wol in acht
Die Fußtritt, ſo erſt ſeind gemacht. ꝛc.

Ἀντιγονη.

Des griechiſchen Tragoedienſchreibers Sophoclis Antigone deutſch gegeben durch Martinum Opitium.

Iſt in dem erſten Tomo ſeiner Operum poeticorum, die zu Amſterd. 1646. 12. herausgekommen p. 164-209. zu finden. Der Verfaſſer hat ſie an. 1636. zu Thoren überſetzet, und dem Hauptmann des Marienburgiſchen Gebietes, Gerhard Dornhoſen, in lateiniſcher Sprache zugeſchrieben. Die vornehmſte Urſache, warum er dieſe Tragödie überſetzet, iſt dieſe, damit die Preußiſchen Leſer ihre Glückſeligkeit, darinn ſie durch die weiſe Regierung ihres Oberherrn geſetzt wären, an den bürgerlichen Kriegen, und andern wiedrigen Zufällen, die in dieſem Trauerſpiele vorgeſtellet worden, erkennen,

und hochſchätzen lernen möchten. Denn es ſey eine thörichte und abgeſchmackte Einbildung, daß dergleichen Spiele bloß zur Beluſtigung, oder des Prachtes wegen angeordnet und gehalten wären, da ihre wahre Abſicht vielmehr dieſe ſey, daß wir aus Betrachtung des Glückes und Unglückes, welches andere betreffen, lernen ſollen, wie wir unſer günſtiges Glücke erhalten, und das wiedrige ertragen mögen. Was nun die Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo folget ſie zwar dem griechiſchen Texte ziemlich; Allein ſie iſt nicht mit einer ſo anmuthigen und einnehmenden Schreibart abgefaſſet, als der groſſe Verfaſſer ſeine eigne Gedanken auszudrücken gewohnet iſt.

STOBAEI

Ἀνθολογιον.

Iſt von Georgio Laeto, oder Froelich ins Deutſche überſetzet Baſel. 1551. fol. S. Fabr. Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 689.

THEOPHRASTI

Ηθικοι χαρακτηρες.

* Theophraſti Ereſſii Characteres Ethici, das iſt: Merckzeichen, oder eigentliche Beſchreibung der Sitten: Jetzt erſtmahls auß den Griechiſchen Nürmbergiſchen vnnd Lyoniſchen Exemplarn verdeutſchet, vnd zu nutz der Jugend in Druck gegeben. Sampt vorgeſetztem Bericht vom Leben dieſes Auctoris, auß den beſten Scribenten zuſammen gezogen. S. theatrum virtutis & honoris &c. p. 257 - 331.

Herr

Herr Joh. Imhoff hat dieſe Ueberſetzung verfertigen laſſen, und ſie den übrigen Ueberſetzungen Wilibald Pirkheymers, deſſen Zuſchrift der lateiniſchen Ueberſetzung an ſeinen beſondern Freund den berühmten Mahler, Albrecht Dürer, auch deutſch hierbey zu leſen iſt, beygefüget. Zur Probe wollen wir anführen, wie der Ueberſetzer die Titel einiger Capitel gegeben hat. Κολακειαν heiſſet bey ihm Schmeichlung oder Liebkoſung. Αρεσκειαν aber Schmeichlerey. Λογοποιαν, neuer Zeitung Krämerey, oder Mährlein Erdichtung, αυθαδειαν, Aufſchnupffigkeit, oder eigenſinniger Kopf, μεμψιμοιριαν, ſtetiges Kieſen, Wehklagen und grahnen, δυσχερειαν ſchlächtige weiß, oder Unſauberkeit, οψιμαθειαν Spatlernigkeit ꝛc. Das Leben Theophraſti aus dem Cicero, Strabo, Gellius, Plutarchus, Diogenes Laertius, Suidas und Stephanus de vrbibus zuſammengetragen.

THVCYDIDIS

Συγγραφη περι τε πολεμε των Πελοποννησιων και Αθηναιων.

Thucidides, der allertheuerſt und tapferſte Hiſtorienſchreiber, von dem Peloponeſer Krieg, in fünf Bücher getheilt, darinnen von wunderlichen und ſeltſamen Händeln und Kriegen, ſo die Griechen unter Ihnen gehabt, begriffen, nicht minder nothwendig, denn nützlich zu leſen. Durch Hieronymum Boner, Schultheiß zu Colmar, in deutſche Sprach verwandelt. Augſp. 1533. fol. vid. Hardt. Avtogr. Luth. T. III. p. 224.

Ein MSt. von dieſer Ueberſetzung befand ſich in der Uffenbachiſchen Bibliothek. v. Catal. T. III. p. 548. S.

XENOPHONTIS

Scripta.

Her D. Fabricius gedenket einer deutſchen Ueberſetzung der Schriften des Xenophon, die zu Augsburg 1540. fol. herausgekommen.

Απομνημονευματα Σωκρατες.

Der Kern wahrer und nützlicher Weltweisheit, ehedeſſen von Xenophon in Beſchreibung der merkwürdigen Dinge des Socrates vorgeſtellet, und aus dem Franzöſiſchen des Herrn Charpentier ins Teutſche überſetzet von Chriſtian Thomas, JCto. Halle 1720. 8. 2te Aufl.

Iſt dem **Ebenbilde eines wahren und ohnpetantiſchen Philoſophi, oder dem Leben Socratis**, welches Herr Thomas aus dem Franzöſiſchen des Charpentier ins Deutſche überſetzet hat, beygefüget.

Οικονομικος.

* Οικονομικος, **oder Xenophon vom Hausweſen, aus der griechiſchen in die deutſche Sprache überſetzt von Barthold Henrich Brockes dem jüngern: mit einer Vorrede Herrn D. Joh. Alb. Fabricii. Hamb. 1734. 4.**

Die Ueberſetzung iſt ziemlich wohl gerathen. Sie drucket den griechiſchen Text nach den Worten

und

und dem Verſtande in einer reinen, leichten und flüſſigen deutſchen Schreibart aus, ſo daß man ſie vor ein Original halten könnte, obgleich einige Worte und Redensarten unſern Ohren fremd ſeyn könnten. Das Griechiſche iſt auf der Seite gegenüber geſetzet. Herr D. Fabricius giebt in der Vorrede von dieſer Schrift des Xenophon, von des Cicero Ueberſetzung, und derſelben Ueberbleibſeln, imgleichen von den andern in unterſchiedenen Sprachen u. ſ. w. Nachricht; Unter den Letztern erwehnet er einer in niederſächſiſcher Sprache, die nach der vorgedachten deutſchen Ausgabe der geſammten Werke, ohne Jahr und Ort des Druckes in 8. herausgekommen, mit der Aufſchrift: **Een Geſpraeck** Xenophontis **von Huesholdinge tweer Ehelüden, wat ſtandes de ock ſyn mögen** ꝛc.

* Prodici Hercules **aus dem andern Buche der denkwürdigen Geſchichten** Xenophontis **ins Deutſche überſetzet**: Stehet in der Griechiſchen Sprachübung. **Cöthen** 1620. 8. p. 63. 70.

II.

Rerum Germanicarum Tomi tres Henric. Meibomiorum. Helmſtadii cIↃ IↃCLXXXVIII. fol.

Auszüge aus Herrn Meibome Sammlung der deutschen Sachen die Historie der deutschen Sprache betreffend.

Aus dem ersten Theile.

Die Herren Meibome, Vater, Sohn und Enkel, haben als öffentliche Lehrer der Historie in Helmstädt der gelehrten Welt durch die Herausgabe dieser drey Theile von den deutschen Alterthümern und den deutschen Scribenten, einen grossen Dienst gethan. Unsere Gesellschaft, welche sich vorgesetzt hat, unter andern ein vollständiges Wörterbuch, eine Sprachkunst und critische Historie der deutschen Sprache mit der Zeit zu Stande zu bringen, dahin auch diese Blätter hauptsächlich mit abzielen, muß um dieses Endzwecks willen billig auch auf alle solche Schriften und Werke, welche etwas von den deutschen Alterthümern abhandeln, ihre Augen richten. Weil nun öfters in grossen oder andern Büchern besondere Nachrichten enthalten sind, die man an dem Orte nicht suchen sollte; und dennoch ein Mensch sich weder alle diese Bücher anschaffen, noch durchsuchen kan: So achte ich es für rathsam, daß verschiedene Mitglieder solche ihnen zuhanden kommende Werke durchsuchen und in diesen Sammlungen anmerken, was hie und da zu unserem besten zu finden und zu suchen ist. Zu dem Ende habe ich bereits

einen

einen kurzen Auszug aus dem **Freher, Scheringham** und andern gemacht: Und liefere anitzo dasjenige, was in der Herren **Meibome** Werk, das ſonſten nur aus einer Sammlung hiſtoriſcher Scribenten beſtehet, zu unſerm Zwecke dienlich ſeyn kan. Ich wünſche und bitte, daß andere mir hierinnen nachfolgen mögen: Gleichwie ich auch in dergleichen Arbeit fortzufahren gedenke.

Auf dem 69ten Blatte ſchreibt **Hobelinus Perſona** in ſeiner allgemeinen Zeitrechnung (*), worinnen er vieles von dem Urſprunge und den Zügen der Deutſchen mit groſſem Beyfalle um das Ende des 14ten Jahrhunderts geſchrieben hat: In dem erſten und andern Rhetien, zwiſchen den Alpen, ſollten Griechen wohnen, nach P. Diaconi Bericht in den Geſchichten der Longobarden, welche mehrentheils deutſch redeten, das er ſelbſt wahr befunden. Die Teutonici bekämen ihren Namen von ihrer eigenen Sprache, die im oberen Deutſchlande **Deudſch**, in dem Niedern, **Dudeſch** genennet würde. Die Teutonici würden auch Alemanni genennet, von dem lacu Lemanno. Denn als die Römer über die Alpen gekommen, wären ihnen dieſe Leute, die an dem See gewohnet, zuerſt aufgeſtoſſen und hätten von ihnen den Namen bekommen: Weil ſie aber deutſch geredet, ſo ſind alle Völker, die dieſe Sprache redeten, von den Lateinern auch Alemanni genennet worden. Alſo wäre Alemannia und Teutonia einerley und darinnen

(*) Cosmodromium, vel chronicon vniuerſale.

innen eine Sprache: Aber Germania wäre gröſſer und hegte in ſich Völker vieler Sprachen, (oder Mundarten.)

Auf dem 8ten Blatte wird von den **Benennungen der Wochentage** gehandelt. Es heißt: Die Tage der Wochen wären bey vielen Völkern nach den Planeten benennet worden: Dieſe Gewohnheit hätten auch die Deutſchen angenommen, aber doch nicht in allen Provinzen auf einerley Weiſe. Alſo hieſſe der erſte, Sunnentag; der andere, Maentag; der dritte Dingestag. **Ding** hieß bey unſern Alten ein Gericht, daher Holtgeding, Friegeding kömmt. Weil ſie nun das Todesgericht dem Kriegsgotte, Mars, zuſchrieben, nannten ſie, des Martistag, Dingestag: Deswegen wurde auch in Weſtphalen ihr **Fridinth**, d. i. verborgenes Halsgerichte, an dieſem Tage gehalten. Der vierte Tag hieß **Godesdag** von dem Gott **Godan** oder **Wodan**. Und ſo hies er noch zu Gobelins Zeiten in Weſtphalen, in Geldern aber Wodenstag oder Woanstag: In Sachſen aber Mittewochen, ſo ſie von den Thüringern angenommen haben ſollen. Der 5te hieß Donnerstag, weil die Heiden dem Jupiter die Gewalt zu donnern zu ſchrieben. Der 6te, Freitag, weil ſie die Venus Freyge genennet. Der letzte Tag hieß bey den Weſtphalen Saterdag von dem Saturno, bey andern Sonnabend; in Oberdeutſchland aber Sambſtag, vielleicht, weil unter dem Namen Saturnus verſtanden worden. (*)

Auf

(*) Ein mehrers findet man von dieſer Sache in Chriſtoph Arnolds Anhang zu Alex. Roſſens unterſchiedenem

Auf dem 159. Bl. daucht es Gobelinen wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die Sachſen von denen Macedoniern herſtammen, weil die Sachſen unter allen deutſchen Völkern in der Ausſprache der Wörter am meiſten mit den Griechen übereinkommen. Weil, wie Iſidor im 9. B. ſeiner Etymologien ſagt, alle morgenländiſche Völker, die Zunge und Worte in der Kehle anſchlagen, wie die Hebräer und Syrer; die mittagsländiſchen Völker ihre Worte an den Gaumen ſtoſſen; wie die Griechen und Aſier; und die Abendländer die Worte an den Zähnen brechen, wie die Italiener und Spanier: So ſcheinen die Deutſchen, die in ober Alemannien zwiſchen Ungern und Italien wohnen, den erſten nachzuahmen, nemlich die Oeſterreicher, Steuermärker und Kärntern. Den letzten ahmen nach die mitten in Alemannien wohnen, die Franken, Thüringer, Meisner, Heſſen u. a. den mittelſten, den Griechen, kommen die Sachſen in der Ausſprache am näheſten, wie er ſelbſten erfahren und bemerket, und die Sachſen ſich gegen ihn ſelbſt für Griechen bekannt haben.

Auf dem 160. Bl. heißt es. Die Sachſen hätten zwiſchen dem Rhein und der Elbe, und am Oſt-

denem Gottesdienſte in der ganzen Welt. Der handelt von etlichen altſächſiſchen Wochen- und andern Götzenbildern, aus des gelehrten Engelländers Verſtegan: Reſtitution of decayed intelligence in Antiq. welcher dann und wann hiervon abgehet, überhaupt aber ein gröſſers Licht giebt, wovon auf ein anderesmal ein mehrers.

see gewohnet und von ihren Wohnplätzen verschiedene Namen bekommen. Die an der See in Sümpfen und Wäldern wohneten, hiessen **Holtsassen**, d. i. Holstein. Einige empfiengen von dem Wasser einen Beynamen: Einige hiessen schlechtweg Sachsen, welche die alten Thüringer, (die Slaven waren, und sich wieder nach der See hin wanten oder in der Mark und Braunsweig zerstreueten, und itzo die Wenden heissen,) ausgetrieben. Daher die heutigen Thüringer Sachsen sind, welche die Sachsen vor Zeiten **Dorreringe**, d. i. dürre und unnütze genennet haben. (*) Die Schwaben sollen auch von Alexanders Heer nach Deutschland gegangen und vielleicht die gewesen seyn, welche von den caspischen Bergen mit den Sachsen ausgegangen sind, und von den andern Sachsen für vertrunken geschätzet worden. Sie sollen den Namen von dem Berge Suevo haben, der gegen Morgen zu Anfang Deutschlandes liegt. (**)

Auf dem 158. wird der **Sachsen Ursprung** erzählet, wie sie die Macedonier wären, welche Alexander als seine Getreuen bey den caspischen Bergen zur Beschützung des Landes gelassen, die aber nach dessen Tode, den Haß ihrer Landesleute gescheuet und mit 300. Schiffen sich aufs Meer begeben, und

(*) Dieses ist aus einer alten Glosse des Sachsenspiegels genommen, die nicht allzugut ist. Arnold leitet Thüringen von Thor, der Sachsen Abgott, oder einem alten Könige her: Einige von ihrem Fürsten Iringo.

(**) Besser, Suevi haben den Namen von Sueven, d. i. herumschweifen.

und in die Oſtſee kommen, lange herum geirret, endlich alle Schiffe (davon die **Suever** herkommen ſollen) bis auf 54. verlohren hatten, davon endlich 18. Schiffe an Preuſſen oder Pruria, 12. an Rügen, und die 24. bey dem Ausfluſſe der Elbe angeländet wären. Einige von denen wären dorten an der See geblieben, andere den Fluß hinaufgefahren und hätten ſich dahingeſetzet, wo noch itzo Sachſenland iſt. Und weil ſie aus einem Orte, der Saxum Marpeſiae genannt worden, ausgegangen ſind: Haben ſie den Namen Sachſen bekommen. Daß ſie ſich aber ſelbſten **Saſſen** genannt, ſoll daher kommen, weil vor Octavians Zeiten das x noch nicht gebräuchlich geweſen und dafür c und ſ geſchrieben worden. Ein wenig darüber ſchreibt Gobelin: Es iſt bey den Sachſen vor Alters ein bekanntes Gerüchte geweſen, und man findet es alſo aufgezeichnet (*). Sie wären an dem Orte angeländet, der **Hadolaun** heiſſet, und hätten die Thüringer in dem Lande angetroffen, mit welchen ſie erſtlich Frieden aufgerichtet: Unterdeſſen aber wäre ein mit Gold geſchmückter ſächſiſcher Jüngling aus dem Schiffe gegangen, und einem Thüringer begegnet, welcher dem Jünglinge ſo viele Erde verkauft hätte, als er in ſeinem Mantel tragen können. Darauf wäre der Sachſe auf die benachbarten Oerter herumgegangen, hätte den Staub allenthalben ausgeſtreuet, und die Seinen ermahnet, das gekaufte Land einzunehmen.

Dar-

(*) Aber wo, wird nicht gemeldet, das doch nöthig geweſen. Denn ehe man keinen rechten Grund hat, kan man die Erzählung nicht ſicher annehmen.

Darauf bekamen die Sachsen Gelegenheit wieder die Thüringer zu kriegen, die sich denn vertheidigten. Nachdem sie sich einander niedergemacht, machten sie einen Stillstand, und bestimmten einen Ort der Zusammenkunft, da sie von dem Frieden handeln wollten. Die Sachsen trugen unter ihren langen Röcken, grosse Messer, welche sie mit brachten und damit die vornehmsten Thüringer anfielen und nieder hieben. Ein solches Messer sollen sie Saß genannt, und daher nach einiger Meynung den Namen Sassen bekommen haben. Daher bey den Alten ein Schermesser Saß, oder Scharsaß, und sich scheeren lassen, sassen genennet worden. Es ist aber wahrscheinlicher, daß die Messer von dem Volke, und nicht das Volk von dem Messer den Namen bekommen, davon findet sich noch eine Spur bey denen Friesen, bey welchen Saxe ein Messer heißt. (*) Darauf wird weiter erzählt, wie die Sachsen von der Franken Könige wieder die Thüringer zu Hülfe gerufen worden, wie sie gekleidet gewesen, und wie es ihnen in der Schlacht ergangen. Diese Meynung von dem Ursprunge der Sachsen hat der Geschichtschreiber Witichind auf die

(*) Es verdienet auch zu Rathe gezogen zu werden Fr. Gladov in der Reichshistorie von Deutschland p. 27. und 69. der alle Meynungen angeführet hat. Also sollen die Sachsen ihren Namen haben 1. entweder von dem Messer Saß. 2. oder dem Steine, Saxo Marpesiae, oder 3. von asiatischen Sacis, oder 4. von dem alten Worte Sassen d. i. Einwohner, Wohnhafte, welches letztere der Name Holtsassen zu bestärken scheinet.

die Bahn gebracht. Wer demſelben von den Alten und Neuern gefolget iſt, und welche ihn wiederlegt haben, darunter auch Fabricius im Tractat vom Urſprunge der Sachſen iſt, die findet man in den Anmerkungen auf dem 351. und 666ten und 667ten Blatte.

Herr Meibom ſchreibt in den Anmerkungen auf dem 352. Bl. hiervon noch folgendergeſtalt: Der wahre und ungezweifelte Urſprung der Sachſen iſt dieſer, daß ſie von den Sacis, einem ſcythiſchen Volke in Aſien herſtammen, von welchem die Saſſones ſind, derer Ptolemäus gedencket, welche in der Scythen Lande, oder in Nordaſien über die alaniſchen Berge, doch diſſeits des Berges Imaus gewohnet haben. Dieſe ſind aus Aſien gen Abend und endlich in die deutſchen Lande gereiſet: Ob gleich keiner meldet zu welcher Zeit, mit welchen Anführern, und bey welcher Gelegenheit ſolches eigentlich geſchehen ſey.

Auf dem 235. Bl. Die Deutſchen nannten die Juno Here, heram oder vrowe Here, mahlten ſie mit Flügeln und Schellen, daher das Sprüchwort kommt. **Vro here de vlughet**, die Frau Here fliehet. Daher ſoll auch der Ort, wo der **Irmenſeul**, das iſt Hermannsſeule, verehret worden, **Eresberg** oder **Neresberg**, d. i. **Heresberg**, genennet worden ſeyn.

Von dem **Woden** einem Götzen der Sachſen und Schweden, haben nach dem 355. Bl. geſchrieben **Adam** von Bremen, in der Hiſtorie der mitternächtlichen Völker, **Worm**, **Pontanus**, **Scheffer** und **Robert Sheringham** von dem

Urſprunge

Urſprunge des engliſchen Volks. **Wilhelm von Malmesburg** de Reg. l. I. c. 1. ſchreibet davon alſo: Es waren Hengiſt und Horſt Ururenkel des alten Woden, von welchem das königliche Geſchlecht faſt aller barbariſchen Völker abſtammet und welchen die Angeln thörichter weiſe für einen Gott hielten, und ihm den vierten; ſeiner Frau, der Frea aber, den ſechſten Tag ſündlich gewidmet haben.

Die Siebenbürger ſollen keine neue Anbauer die der groſſe Carl dahin geführet haben ſoll; Sondern vermuthlich Ueberbleibſel der Geten und Dacier ſeyn. Und durch ſelbige ſey die deutſche Sprache dorten fortgepflanzet worden, nach dem 357 Bl.

Es werden verſchiedene Verſe aus einer alten geſchriebenen und Versweiſe abgefaßten Chronik angeführet, und aus Versweiſe abgefaßten Jahrbüchern, welche uns dienlich ſeyn können (*). Es fällt zu weitläuftig ſie hieher zuſetzen, wer ſie gebraucht, kan ſie aufſchlagen und finden auf den 418. 439. 440. 443. 444. 448. 449. 474. 548. 676. 698. 785. 802. Seiten. (**) Dieſe Chroniken ſind in dem 13ten Jahrhundert geſchrieben, denn ſie beſchreiben noch Dinge, die 1254. geſchehen ſind nach dem 803. Bl. Ihre Schreibart iſt faſt einerley: Herr Meibom bekennet von der einen p. 474. ſie ſey ohn-

(*) Ein Chronicum rythmicum ſaxonicum und Annales rythmici, welche nach p. 439. zwey unterſchiedene Bücher ſind. Das Chronicum p. 474. ſcheint ein anderes geweſen zu ſeyn.

(**) Hierzu gehöret aus dem 3. Theile das 118. 132. 164. Bl. dergleichen Verſe ſind auch p. 225.

ohngefehr für 360. Jahren geſchrieben. Dieſes giebt uns nun eine feine Probe, ſo wohl von der Beſchaffenheit der Dichtkunſt, als auch der Sprache ſelbſt und ihrer Art zu ſchreiben in dieſem Jahrhunderte. Zur Probe kan folgendes dienen, das wir auf dem 439. Bl. finden.

Do her vor dhen Keyſer quam,
Und in zo ſinen Gnaden nam,
Her moſte loben, daz ſin thunge
Nümber thate vorderunge
An Lehen und eygen allgelich,
Wen Lüneburch und Bruneswich,
Und daz im dhar zu beſcheydhen wart.
We, we, der ruwelichen vart,
Daz her ſe nicht vormidhen wolte,
Dher Keyſer im beſcheyt her ſolte
Uz dem Lande ſin dhri Jar,
Der Keyſer lobete auch vorwar
Im und ohne ſinen widher
Gantzen Vridhe.

Aus dieſen und den anderen angeführten Stellen kan man, was die Sprache ſelbſt betrifft, anmerken, daß ſie dazumal Koninc, Konig, Koningh für König: Megetin für Mädgen, ſcone für ſchön geſagt: Ors oder Hors hies ein Pferd, wie die Engelländer noch horse ſchreiben, und hars leſen, daraus Ros, durch Verſetzung der Buchſtaben kan entſtanden ſeyn. Bl. 698. Vignet ſcheinet Haß, und Werch ein Gut bedeutet zu haben. Ruwelich hieß, was man bereuet. Es erhellet auch

daraus

daraus, wie verworren noch die Rechtschreibung gewesen. Das h ließ man aus, wo es stehen sollte, und schrieb in für ihn, ir für ihr, Jar für Jahr; und schrieb es, wo es nicht stehen sollte, in dhem, dher, dhar, dhri, drey, dha, und her für er. Das ph brauchte man für f, oder b: hoph, gapf, Knaphen, Ritterschapht, gaph, Krapfe. P für b, Knapen, pleph, d. i. blef oder blieb. V für f. Vort, Vürste, Veydhe, Fehde, Vlize, Fleiß. Z für s, uz, aus, daz, daß. Haz, für Haß. th für z. Thungen, für Zungen. Für k, qu, quam, kam. Für au, u oder ou: Uph, auf, ouch, auch. Junkvrowelin, Jungfräulein: Svester für Schwester, zwelf für zwölfe bedhungen für bezwungen, bedhuans für bezwang, neheynen für nicht einen, für ô, o, Koninc für König, scone für schöne. Für sechs, sechzig, sex, sexig, weil es aus dem lateinischen kommt. C für ch oder g in scriben, schreiben, vinc für ersing, das uns auf den lateinischen Ursprung führet. Mit einem r, her, herlich. Zwidracht, Zwitracht. Herzüchtan, daher ich schliesse, daß die Endung, thum, Von domus oder tomus komme, oder besser von dominus, weil aus Vice-dominus Vizthum worden ist nach dem 248. Bl. des 3ten Theils: Oder noch eigentlicher von doma, welches bey denen verdorbenen Lateinern in den mittlern Zeiten so viel bedeutete, als eine Habe, ein Gut, Grund und Boden. S. Freher von den deutschen Scribenten 1 Th. das 702 Bl. Wilhalm für Wilhelm u. d. g.

Auf dem 443. Bl. wird angemerket, daß einige Wörter durch Verkürzung der ersten Sylben aus dem lateinischen gekommen, als Vogt von advocatus

catus, Biſchoff von Epiſcopus, Firmung oder Firmelung von Confirmatio.

Auf dem 445. Bl. wird bemerket, daß **Büttel** ein Haus oder ein Aufenthalt bedeute, folglich Wolfenbüttel ſey, eine Wohnung des Wolfes, weil der Erbauer vielleicht einen Wolf zum Wapen geführet hat, wie die Bartensleber alſo ihr Schloß Wolfsburg genannt haben: Daher man nicht Wolferbytum, ſondern Wolfenbutelum ſchreiben müſſe.

Nach dem 448. Bl. ſoll **Rode** einen Ort bedeuten, der von Dornen und Bäumen gereiniget und zum bewohnen bequem gemacht oder ausgerodet worden: Daher man die um den Harz gelegenen Oerter verſtehen kan, als Wernigerode, Tanquarderode d. i. Tanquards neuer Acker. Gernrode, d. i. Geros Acker auf dem 418. Bl. des 2. Th.

Nach dem 475. Blatte hat man ſich um das 12. 13. 14 und 15te Jahrhundert ſehr der Einfalt in Titeln befliſſen. Der Kayſer hieß der Edelſt, und die Fürſten nach ihm, Edele, Erbare Vorſten, achtbare Vorſten.

Auf dem 526. Bl. wird gelehret, was die Deutſchen mit dem Worte **Eber**, das iſt ein Kempe, ein Männlein von Schweinen, für andere zuſammengeſetzet haben, als: **Eberart, Eberhelm, Eberwin, Eberloh, Eberher, Ebernoat, Eberwick, Eberholt, Eberdag, Ebermot**, d. i. eines Ebers Muth, unerſchrocken und verwegen. p. 527. **Lauenwedel** ſoll bedeuten des **Löwen Haus.**

Nach dem 536. Bl. haben die alten Deutſchen das Recht über einen Wald, **Egwart** oder **Achtwort**, oder **Echtwart**, genannt.

Nach dem 542. soll das alte Sprüchwort: **Klanck überwandt den Ranck**, so viel seyn, als die Logik habe die Rhetorik überwunden, welches bey der Gelegenheit entstand, als Albert Riemenstorp halberstädtscher Oberaufseher, der die Logik wohl verstand, Gerharden zu Hildesheim, der ein guter Redner war, überwand.

Das 668. Bl. lehret uns, daß Dieterich herkomme von Dit, d. i. Gott, nach Luthero im kleinen Namens-Wörterbuche; und Reinek von dem Ursprunge der Mysier, udreich, d. i. **Gottreich**, wie die Dähnen sagen Gottric. Aventinus sagt, dit bedeute Reichthum und herrliche Dienste. Davon sind viele andere Namen gemacht, als: Ditmar, Ditard, Dither, Dithlind, Ditbold, Ditfrid, Ditbert, Dithelm, Dithols, Ditrad, Ditburg, Ditman, Dithold, Ditgrin ꝛc. Es sey aber das Wort verschiedentlich ausgesprochen und geschrieben worden, anders von den Bayern, anders von den Sachsen, anders von den Franken, als Dietrich ward bald geschrieben, Theoterich, bald Thiothrich, Thiotirihe, Thiotirich, Thieterich, Thetrich, Thiadrich, Tidrich, Theodrich ꝛc.

Nach dem 669. Bl. bedeutete **Gast** einen Menschen, der zu allen fertig und tüchtig war, einen weisen und klugen Mann. Daher viele Namen gekommen sind, als Covigast, Arbogast, Usogast, Bosegast, Salagast, Widigast, Aligast, Hildegast, Snabgast, Wergast, Radigast ꝛc. Die Endung **bold** oder **pold**, welche bey den **Engeländern**, frech, kühn, unverzagt, frey bedeutet, war in folgenden Worten üblich: **Curcipold** oder **Kurzpold** von der

Kürze

Kürze, Trunkenpold, Schnellebold, Hildebold, Dietbold, Wickbold, Leopold u. ſ. w. Blatt 691.

Auf dem 758. Blat wird angemerkt, daß unſere Alten ſonderlich von den Carolingiſchen Kayſern bis auf Barbaroſſä Zeiten keine fremde, hebräiſche, griechiſche oder lateiniſche Namen; ſondern lauter deutſche Namen gebrauchet, wie aus den Chronicken und Jahrbüchern erhellet. Nur wären ſo wohl dieſe, als auch die älteſten Namen der Deutſchen von den lateiniſchen Scribenten ſehr verſtellet, und nach ihrer Art gezwungen worden, nach dem 475 Blatte.

Die Stadt Eimbeck hat den Namen von, Ein Beecke d. i. ein Fluß p. 805.

Aus dem andern Theile dienet folgendes zu unſerm Zwecke.

Auf dem 352. Bl. findet man einen Huldigungseyd, der im Jahr 1412. Friederichen, dem Burggraſen von Nürnberg geleiſtet worden, und uns zur Probe von der damaligen Beſchaffenheit der deutſchen Sprache dienen kan: „Wir hulden und „ſchweren Herren Sigmunde und ſeinen Erben „Marggraven zu Brandenburg eine rechte Erb„huldung, und hulden und ſchweren Herrn Fri„derichen und ſeinen Erben Burggraffen Runem„burg eine rechte Huldinge zu ſeinem Gelde nach „Außweiſung ſeiner Brieffe getrewe Wehr und ge„horſamb zu ſeyn, als uns Gott helffe.„

Auf dem 381. Bl. ſtehet noch eine ältere Eydesformel, welche dem Biſchoffe zu Halberſtadt, Al-

bert von Braunſchweig, der von 1324. bis 1399. gelebet hat, in den erſten Jahren geleiſtet worden: „Dat we uſeme Heren, Biſchoppe Albrecht von „Halverſtad, de hier tho jegenwerdig iſt, alſo tru„we, und alſo huld ſin willen, als Borgere to rech„te ſchullen öhreme Heren, unde ſchollen öhme be„hulpen weſen, unde ſine Stad tho Halverſtad „öhme holden, tho allen ſinne Nutten unde No„den das us God alſo helpe unde ſine Hilligen.„ Dieſen Unterſcheid der Sprache haben theils die dazwiſchen geweſene Jahre, theils die Verſchiedenheit der Mundart in jedem Lande verurſachet.

Auf dem 422. Bl. ſtehet die leſenswürdige Stiftungsſchrift des Markgrafens Gero, das Kloſter Gernrode betreffend, die im Jahre 964. geſchrieben und mit unſerem Platteutſchen noch ziemlich übereinkömmt. Der Anfang lautet alſo: „In deme „Nahmen der heiligen Dreyvaldichheit deß Vaders „und des Sohnes und des heiligen Geyſtes, Amen. „Eck Marchgreve Gero voin der Gnade Goddes „do witlick allen Chriſten Lüden, de nu ſint oder noch „werden gebohren in tokommende Tyden, u. ſ. w.

Auf dem 454. Bl. ſtehen Reime von 1548. auf den Tod einer Aebtiſſin in Gernrode, welche, wenn ſie nöthig ſind, man hier nachleſen kan.

Weſtphalen ſoll nach dem 480. Bl. und Fr. Henr. Bodonis Syntagma daher den Namen haben, weil die Sachſen darinnen immer abgefallen, daß Karl der groſſe geſagt: Weſtenfelle, daraus Weſtphalen entſtanden: Welches aber nicht gegründet zu ſeyn ſcheinet. Sonſten gedenket Joh.

von

von Polda in der Hamelschen Chronik in diesem Werke auf dem 513 Blatte nicht nur der Westvalen, sondern auch der Ostvalen, welche die Weser von einander gesondert habe.

Aus dem dritten Theile.

und zwar von dessen 10 Blatte: Gow, hieß ein Strich Landes, ein Amt, daher Gowgraven die Richter darüber genennet wurden. Ein Godinck oder Gowdinck ein Landgericht. (*) Dink hieß ein Gericht, daher Lautdink, Grevedink, Holtdink.

Weiter herunter wird ein altes Lied eines sächsischen Königes Sohns, der wegen einer unglücklichen Schlacht sich dem Priester zum Opfer geben muste, angeführet:

Soll ich nun in Gottes fronen hende,
In meinen allerbesten Tagen,
Geben werden und sterben so elende,
Das muß ich wol höchlich klagen.
Wenn mir das Glücke füget hette
Des Streits einen guten Ende:
Dorffte ich nicht leisten diese Wette,
Netzen mit Blut die hire Wende.

Dabey wird angemerket: Der oberste Richter hieß Grave, der unterste Frono, als ein Diener, die anderen Freyerichter. Gottes Frone ist Gottes diener, ein Priester. Wetteleisten hier für das

(*) Noch itzo ist dieses Wort üblich in Gaudieb, d. i. Landdieb, und den Namen der Städte, Sundgau, Brisgau u. d. g.

Verbrechen genug thun oder Strafe leiden, daher man auch sagte, er ist dem Kayser eine Wette schuldig. Hiere hieß heilig, vielleicht von ἱερὸς, wie es in der Grabschrift Heinrichs des letzten Grafens zu Wernigerode heißt: **Do was de hiere sünte Erasmi viere** d. i. da waren die Feyertage, die dem heiligen Erasmo gewidmet waren.

Nach dem 21. Blat Rastas nennten alle Deutschen eine Meile, die Lateiner mille passus, die Gallier leucas, die Perser Parasangas: Von rasten, resten, Griechisch ϰαϑεῖν, ausruhen.

Vechtelar soll nach dem 23. Blat ein Lager der Schlacht heissen, denn Vechten oder Fechten ist streiten: lar oder ler zusammen gezogen von Lager, leger, daher kommt, **Bredelar**, ein breites Lager, **Frislar**, ein Friedens-Lager, **Goslar**, ein Lager an der Gose.

Her soll nach dem 16. Bl. etwas, so gemein und öffentlich ist, heissen, daher ein her, exercitus, herban eine Herstrasse, gemeiner Weg, Herzog, dux communitatis, hert, communis in domo locus ad ignem und Heralt oder Herolt kommen. Andere wollen Herold von Ehrenhold ableiten.

Die Namen, die von **Irmin** oder **Ermen** zusammengesetzet sind, stehen auf dem 17. Bl. **Witti** soll nach dem 26. Bl. bey den Deutschen soviel bedeuten, als Weisheit, Klugheit; daher die Namen der Deutschen kommen **Vitiges**, **Witta**, Witgislus, Horsens und Hengistens Vater, **Wittig**, Witbert, Witirich, Witrad, Witichind u. d. g. Also bedeutet das Westphälische Gericht Wittium, ein kluges Gericht, ein Gericht, das von klugen Männern

nern gehalten wird. Einige leiten es von Wette, eine Strafe, ein Wette-Gericht, das iſt ein Halsgericht, Bl. 32.

Wegen des Alters und des Fleiſſes des Dichters, der ſechsſüßige Verſe im Deutſchen machen wollen, verdienet die Grabſchrift des Grafen Heinrichs zu Wernigerode, die daſelbſt in der Silveſters und Georgen-Kirche zu finden iſt, gleichfalls eine Stelle allhier, ſie lautet auf dem 30. Bl. alſo:

Na Bort M. ſchreven, ver c. tive X. daby negen, d. i. 1429
Starff Henrich Greve der von Stalberg leve neve,
Van Warnrode ſtarff Henrick leſte Erve Dode:
Do was de hire Sünte Eraſmi vire.
Vp Fridach wende, na Veſper was ydt ſin Ende.
Der Seelen ſine ſi GOtt gnadig ane pine.

Die Schwaben haben die Göttin **Hertham** und die Sachſen die **Heram** verehret; beyde ſollen ſo viel ſeyn als die Erde, die man auch Herde ſchrieb und nannte, davon denn die Namen, Erdmann, Erdmuth, Erdwin kommen.

Auf dem 31. Bl. die Deutſchen ſollen ihre ſeltene Häuſer und Dörfer nach den benachbarten Wäldern, Flüſſen und Brunnen und dem Erbauer benennet haben, nebſt Anhängung einiger Worte, die einen Aufenthalt, Veſtung, Hütte und Wohnort angedeutet, als: Büttel, heim, Horſt, lage (Schlag) Haus, ſtedte, Burg, welle und leben ꝛc. als von dem Fluſſe **Ganda** Gandesheim, von dem Walde **Hilles** Hildesheim, von dem Walde **Hama**, Hamburg, ſiehe das 109. Bl. Von

Hugo dem Hüg, Hügesburg, oder Hüseburg bey Halberstadt u. d. g.

Witut hieß ein Gesetz, Witutdrager, ein Gesetzgeber Bl. 32.

Auf dem 55. und folgendem Blatte. **Börde** heißt ein ebener und fruchtbarer Ort, oder eine Scheune, oder besser, ist so viel als Bawerde, Erde, die zum Bauen bequem ist, oder Bavart, denn ein arthaftiges Land heißt noch jetzo ein Kornland. So ist auch Garde, hortus so viel als **Garerde**, gedüngete Erde, oder Garart. Aus Baverde, oder Bavörder ist durch Zusammendrengung der Sylben geworden Börde, eben wie aus Bauwer geworden ist **Baur**, agricola und aus Naherbawer, oder Nacherbaver (Nahebaver,) ist entstanden Nachbaur oder Nachbar. Von Börde haben die Barodi oder Bardi den Namen **Bröder** bekommen, wegen der fruchtbaren Aecker, gleichwie von den Sümpfen die Bructeri Bröcker (*) von den Viehweiden die Marsi, Marscher, von den Aeckern oder Angern die Angrivarii die Angerer oder Engerer ihre Namen bekommen haben. Von diesen Barden sollen doch unterschieden seyn die gallischen Dichter und Sänger, welche von Werth die Werden benennet worden seyn sollen d. i. die Würdigen, daraus die Lateiner Barden gemacht, denn viele

(*) Brok heißt noch itzo in der Mark ein Bruch, Sumpf, und Marsche eine Weide. Einige meynen, die Bröcker hätten den Namen von dem Bructersberg, und dieser von den Brüchen, so auf ihm sind.

viele Deutſchen ſprechen das e wie a aus, als Farken für Ferken, und die Lateiner verwandelten w. in b. als Degenwert in Degebert, Siegewert, in Siegbert.

Wic hieſſe ein Flecken, Städtlein, davon Wicmann, ein angeſehener Mann, Wicgrave, ein Stadtrichter: und käme mit der Lateiner Vicus überein, denn die Deutſchen haben viele Wörter von den Lat... nern. Alſo hätte man gemacht von Villa oder Vella **Welle** ein Haus oder ein Dorf in **Sotwelle, Cowelle**, ja daraus ſey auch entſtanden **Wedel**, in Soltwedel, Steinwedel, Norchwedel, Langenwedel.

Von den Barden nach dem 79. Bl. kämen her die Benennungen, Bardeleben, Eikenbardeleben, Barbecke u. d. g. Lazius im Buche von den Zügen der Völker meynt, die Namen Gertrude, Himmeltrud, Ehrentrud, Ameltrud, Adeltrud ꝛc. kämen her von den Druiden, welche weiſſagende Weiber bey den Gelliern geweſen wären.

Nach dem 97. Blatte heiſſen die abgöttiſchen Völker Heyden, weil ſie in den Heiden geopfert haben, wie pagani, weil ſie bey den Brunnen nicht nur gewohnet, ſondern auch ihren Gottesdienſt da verrichtet haben. Chamani ſind ſo viel als Käemänner, d. i. böſe Männer, wie einige Sachſen Quaden, das iſt, böſe, genennet wurden

Nach dem 80. Bl. hält Meibom die Ausführung der Hamelſchen Kinder für wahr, weil er davon in dem Vorrathe der alten Schrift viele Nachrichten gefunden, das beſtändige Gerüchte es bekräftiget, und Gemählde in den Kirchen und folgende alte Reime es beſtätigen:

Im Jahr MCCLXXXIV na Christi gebort.
Tho Hameln worden uthgevort
Hundert und XXXIII. Kinder daſülvest geborn,
Durch einen Piper unter den Köppen verlohrn.

d. i. unter der Richtſtädte. Hierauf führet er viele Schriften an, die eben ſolches beſtätigen.

Hila oder Hilla heißt die Eile: von jenem kommt her Elica, ein Frauen Name, der die Bedeutung geringer macht, Eilard, Elimar, Eilbert oder Eiland, Eilmeyer, Eilwart. Von dieſem Hillebrand, Hillebald (Schnellebold) Hillebodo, Hillegard.

Schleſien ſoll den Namen haben von dem hohen und groſſen Berge, der Silenſis geheiſſen, und auch Zabothus oder der Zottenberg genennet wird. auf dem 108. Bl.

In das 13te Jahrhundert gehöret folgendes nach dem 146. Bl. „Do Keyſer Otto to Banne was, „wolde he nicht rouen (rauben) noch ſtriden unde toch „der Harzborg unde ſprak vaken (ofte) leve GOtt „gif enen guden Heren, de din Volk regere unde ſtarf „dar in groter ruve, unde wort begraven to Brun„ſwik.„ Dieſes ſind Worte Joh. Stadtwegs in ſeiner geſchriebenen Chronik, die in Hildesheim verwahret wird.

Nach dem 197. würde Dit GOtt, bald Deet, Diet, Diot, Theot, Thet, Theut, Thiat, Thiot, bald Died in Diedenhofen geſchrieben und geſprochen.

Helmſtadt ſoll nach dem 228. Bl. den Namen von Helm haben, Sceppenſtedt von Schif, Emmerſtet von einem Aſchentopfe, Egenſtedt von einer

Ege,

Ege, Wormſtet von Wurm, Buddenſtedt von einem Bottich, Schlanſtet von einer Slange, Wulferſtet vom Wolf, Honſtet von einem Huhn.

Wilzi oder Vulzi waren ein mächtiges Volck unter den Slaven. Die Griechen nannten ſie Sauromaten, die Lateiner Sarmaten, die Deutſchen Wenden, Winidâ, in eigener Sprache Weletabi, andere Lutici, gleichſam von Leute, Männer. Wilzi ſollen ſie heiſſen von Wilt ein Wolf, wegen des Raubens. Sie bekriegten faſt alle, auch ihre Mitbrüder, darum waren ſie auch ſehr verhaßt. Von ihnen hat Wilsnack den Namen, welches wegen ihres Abgottes vor Zeiten bekannt war. S. das 226. Bl.

Nach dem 314. Bl. iſt **Degen** ſo viel als ein Held, und Riddag ein Heldenmüthiger Ritter. Von Degen oder Dag kommen viele deutſche Namen her. Die Lateiner verwandelten e in a, drum ſey Arminius, Arioviſtus, Carolus, Arnoldus, Aribertus ſoviel als Herman, Ernveſt, Kerl, Ernhold. Ehrenwerth. Auf dem 426. Bl. ſtehet ein langes Edict des Kayſers Rupert von 1403. Jahre; Das deutſche iſt ziemlich rein, wer es braucht, kan es auffſchlagen.

✡ ✡ ✡

III.

Ludewig Friedrich Hudemanns J. U. D. Probe einiger Gedichte und Poetischen Uebersetzungen, denen ein Bericht beygefüget worden, welcher von den Vorzügen der Oper, vor den Tragischen und Comischen Spielen handelt. Hamb. 1732. 16 Bog. in 8.

Die grossen Exempel eines berühmten Amthors, Brockes, Richeys und Richters haben das heutige Niedersachsen zu einem neuen Vaterlande der deutschen Musen gemacht. Freylich hatten sich bald nach den gesegneten Zeiten des unsterblichen Opitz auch in diesen Gegenden schon wackere Leute gefunden, die mit so vielem Eifer als Glück in dieses grossen Dichters Fußtapfen getreten waren. Allein gewisse Sprachverderber, die sich auch in diesen Provinzen sehr häufig eingefunden, hätten auch bald darauf fast alle edle Geister von der Dichtkunst abgeschrecket: Wenn ihnen nicht der beissende Rachelius mit Eifer wiederstanden hätte. Nachmals hat, eben so wie in Oberdeutschland, der verderbte Hofmannswaldauische, nnd Lohensteinische Geschmack, auch hier überhand genommen, wie man aus Postels, Feinds und andrer Schriften zur Gnüge abnehmen kan. Nachdem aber durch Canitzen, Bessern, Philandern und Neukirchen in Brandenburg, Schlesien und Meissen der gute Geschmack wieder hergestellet worden: So haben allerdings auch die Her-

ren

ren Niedersachsen sich nicht säumig erwiesen, und seit zwanzig Jahren her solche Proben von ihrem poetischen Geiste abgeleget, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Man wird es von uns nicht fordern, daß wir ein ausführliches Register aller der neuen Dichter hieher setzen sollen, die obgedachten berühmten Männern gefolget sind. Wer die Poesie der Niedersachsen kennet, der wird unsrer Nachrichten in diesem Stücke nicht nöthig haben.

Zwar was Amthors Verdienste um unsere Poesie anlanget, so wollen wir bey Gelegenheit der neuen Auflage, die von seinen Gedichten neulich herausgekommen ist, ehestens in diesen Beyträgen handeln. Voritzo aber haben wir uns einen neuern Poeten in Hamburg, den Herrn D. Hudemann erwehlet; der gewiß seiner Vaterstadt keine Schande machet. Es ist zwar unserer Gewohnheit nicht gemäß, die neuern Dichter, sobald sie etwas ans Licht stellen, auf eine critische Art zu beleuchten. Unsere Absichten erfordern solches nicht, und wir würden uns eine grosse Last auferleget haben, wenn wir uns dieses Gesetz vorgeschrieben hätten. Allein wir können gleichwohl nicht umhin, neuer Schriften zu erwehnen, die von critischem Innhalte sind, und uns Gelegenheit geben, in einem oder dem andern Stücke die Regeln der wahren Dichtkunst in ein grösseres Licht zu setzen, und den Geschmack unsrer Deutschen dadurch zu läutern. Zu diesem Ende haben wir uns denn auch des Herrn D. Hudemanns Werkchen vorzunehmen nicht länger entbrechen können: Nicht sowohl weil es poetisch, als weil es zum theil critisch ist. Doch wollen

wir

wir uns zu dem Hauptwerke dieſes Artikels, durch eine vorläufige Nachricht von demſelben gleichſam vorbereiten.

Die Vorrede des Herrn Verfaſſers hat uns ſehr wohl gefallen. Er hat darinn gewieſen, daß er nicht nur ein Poet aus bloſſem Naturelle, oder aus fleißiger Uebung, ſondern auch aus gründlicher Einſicht in die Regeln der wahren Dichtkunſt werden wollen. Dieſes Exempel iſt alſo allen den ſeichten Versmachern anzupreiſen, die ſich einbilden, daß die Dichtkunſt mit ihnen gebohren werden, und weil ihnen die Regeln derſelben im Traume nicht einkommen wollen, feſt davor halten, daß ſelbige nur eigenſinnige Grillen der Schulfüchſe wären, denen der wahre libertiniſche Hofgeſchmack nicht bekannt geworden. Wem es, man darf nicht ſagen, an einer geſunden, ſondern an aller philoſophiſchen Erkenntniß fehlt, der iſt nicht einmal fähig, die critiſchen Geſetze der Dichtkunſt recht einzuſehen. Man müſte ſolche poetiſche Freygeiſter erſt zu den Weltweiſen in die Schule ſchicken, um von ihnen die Vernunft- und Sittenlehre zu faſſen, ehe man ſich weiter mit ihnen zu ſchaffen machete. Herr D. Hudemann iſt ein Mann von ganz anderer Art. Er hat Wiſſenſchaft und Witz verbunden; und da es ihm an Beleſenheit in den beſten Schriften der alten und neuern Ausländer nicht fehlt, ſo muß man ſich allerdings was gutes von ſeinen Gedichten verſprechen, wenn man nur die Vorrede ſeines Buches durchgeleſen hat.

Ohne Zweifel wird man ſich wundern, wenn

man

man hören wird, daß selbiger bey dem allen, dennoch ein grosser Liebhaber von Opern ist. Wie geht es an, wird man sagen, die wahren Regeln der Dichtkunst zu verstehen, und gleichwohl die Misgeburt derselben hoch zu schätzen? Wie ist es möglich, die gesunde Vernunft und die Critik zu lieben, und gleichwol etwas gut zu heissen, was ihren heiligsten Grundsätzen schnurstracks zuwieder läuft? Doch es geht sehr wohl an, dieses in gewissen Umständen mit einander zu verbinden. Wir kennen einen sehr gelehrten und in den besten Schriften der Alten sehr belesenen Mann, dessen eigene lateinische und deutsche Schreibart auch von einem sehr feinen Geschmacke zeiget. Gleichwohl ist selbiger ein grosser Anbether **Lohensteins**: So gar daß er alle Fehler desselben zu Schönheiten machet, und sich über alle diejenigen erzürnet, die sich unterstehen, denselben zu tadeln. Allein woher kommt dieses? der wackere Mann ist ein Schlesier. Die Liebe des Vaterlandes scheinet ihm diese Pflicht auferleget zu haben, daß er seine Landesleute bis ins Grab vertheidigen muß. Man übersieht also die Vertheidigung eines schlechten Scribenten an solchen Männern gerne, die mehr durch eine natürliche Nothwendigkeit, als durch eigene Wahl zu Verfechtern desselben geworden sind. Sie würden die ersten gewesen seyn, dasjenige zu verwerfen, was sie itzo loben, wenn sie nicht in einem gewissen Lande, oder in einer gewissen Stadt gebohren und erzogen wären.

Eben so scheinet uns Herr D. H. zu entschuldigen zu seyn. Er ist in Hamburg gebohren und erzogen.

zogen. Wer weis aber nicht, daß diese ansehnliche Stadt seit langer Zeit fast der vornehmste Siß der deutschen Singspiele gewesen ist? Wie viel hundert Opern sind nicht daselbst verfertiget, gedruckt und aufgeführet worden? Nun setze man, daß jemand an einem Orte von der Beschaffenheit, gebohren worden, von Kindheit an dieselben bewundern und loben gehöret; sie in seinen unreifern Jahren selbst vielmals gesehen, dadurch oft in Erstaunen gesetzt, und aufs zärtlichste gerühret worden: So wird man sich leicht vorstellen können, wie schwer es seyn müsse, die Vorurtheile der Vaterstadt, des Ansehens, der Auferziehung, der einmal angenommenen Meynung u. s. w. auf einmal zu bestreiten. Kommt nun noch hinzu, daß man auch ein Liebhaber und Kenner der Musik ist, und wohl gar schon selbst als ein Poet der Opernbühne Dienste gethan hat: So ist es vollends sehr leicht zu begreifen, wie stark dieses alles der gesunden Vernunft und den Regeln der Critik Widerstand thun werde.

Durch alle diese Umstände zusammen genommen, ist denn auch Herr D. H. veranlasset und bewogen worden, die Vertheidigung der Opernbühne über sich zu nehmen; und dasjenige zu beantworten, was in der critischen Dichtkunst, im letzten Capitel des II. Theiles wieder dieselbe ist vorgebracht worden. Dieses thut er in dem Vorberichte zu seinem Singspiele, **Constantin der Grosse**, p. 145. Und auf diese Schutzschrift zu antworten, wird es um desto nöthiger und billiger seyn, da sie die erste ist, die seit der Ausgabe der critischen

ſchen Dichtkunſt, vor die Opern ans Licht getreten. Es iſt auch dieſelbe mit aller einem wohlgearteten Schriftſteller und wahren Gelehrten ſo anſtändigen Beſcheidenheit abgefaſſet; ſo daß man kein Bedenken tragen darf, ſich mit einem ſo wohl geſitteten Gegner einzulaſſen. Die Sache ſelbſt iſt auch einer fernern Unterſuchung ſo unwerth nicht, da die gröſten Dichter itziger Zeiten ſo uneins darüber ſind. Und da der Schauplatz ſich bereits auf die Seite der Critikverſtändigen zu neigen angefangen: So muß man denſelben von Seiten der Kunſt nicht ſtecken laſſen, ſondern ſeinen Geſchmack durch die Regeln der Vernunft rechtfertigen: Damit er nicht wiederum durch die Scheingründe der Opern-Freunde auf den alten Abweg gerathe.

Gleich im Anfange ſeines Vorberichts, giebt der Herr Verfaſſer den Singſpielen diejenigen Lobſprüche, ſo ſich noch am beſten für ſie zu ſchicken ſcheinen. Er nennet ſie eine der gröſten Gemüthsbeluſtigungen. Wir geben dieſes zu, wenn man es von derjenigen Art der Ergetzlichkeiten verſteht, die bloß von den Sinnen herrühren, und bloß durch ſie unterhalten werden. Herr D. H. erkläret ſie in dem folgenden ſelbſt alſo, wenn er ſie bloß von den Augen und Ohren herleitet. Daß er aber den Verſtand überall mit einzuflechten bemüht iſt, das ſehen wir als ein unpartheyiſches Geſtändniß an, daß eine bloß ſinnliche Vergnügung nicht von beſonderem Werthe ſey, wann der Verſtand dabey leer ausgehet. Dieſes Zeugniß nun erkennen wir zwar mit beſonderem Danke; können es aber von der Oper ſogleich nicht einräumen, ſo lange es wahr

bleibt, was der Herr Gravina in ſeinem Buche von der Tragödie, davon ſchreibet; der doch als ein Italiäner ohne Zweifel Gelegenheit gehabt, die allerſchönſten Opern vielfältig zu ſehen und zu hören: Cio, ſchreibt er, che in Cambio d'eſprimere e imitare, ſuol piu-toſto eſtinguere & cancellare ogni ſembianza di verità; e che luſingha & molce la parte animale, *cioé il ſenſo ſolo, ſenza concorſo della ragione*, come ſa il canto di un Cardello o d'un uſignolo.

Nach dieſem Eingange trägt der Herr D. die Meynung desjenigen Leipziger Critici vor, der die Opern ganz und gar verwerfen, und, wie er ſchreibet, **ſie nicht nur geringer, als unſere tragiſche und comiſche Schauſpiele geachtet, ſondern ſelbige ſo gar für das ungereimteſte Werk hält, das iemals der menſchliche Verſtand erſonnen.** Hierbey iſt erſtlich anzumerken, daß der Hr. D. H. die Meynung ſeines Gegners nicht recht aufrichtig, ſondern mit einer merklichen Veränderung vorgetragen. Zwar, was das letztere anbetrifft; ſo ſtehen dieſe Worte allerdings in der Crit. Dichtk. p. 604. Aber das erſte findet man in dem ganzen Capitel von Opern nicht. Es iſt auch dem Verfaſſer deſſelben niemals in den Sinn gekommen zu behaupten: Daß die Opern geringer zu ſchätzen wären als NB. **unſre** tragiſche und comiſche Schauſpiele; zumal ſo, wie ſie damals beſchaffen waren, als er ſeine Dichtkunſt ſchrieb und ans Licht gab. Der Hr. D. H. vertheidiget ja nicht alle, ſondern wie er hier in den folgenden Worten ausdrücklich erinnert, nur **wohlgeſetzte** Opern. Eben ſo iſt dem Leipziger Critico

nichts

nichts weniger in den Sinn gekommen, als die heutige deutsche Schaubühne mit allen ihren Staatsactionen und Possenspielen zu vertheidigen. Die gute Tragödie und Comödie ist noch zur Zeit in Deutschland nicht recht zu Hause. Was für elendes Zeug wird nicht von den gemeinen Comödianten überall aufgeführet? Und wer kan es leugnen, daß oft noch weniger Verstand und Ordnung, Geschmack und gute Sitten darinnen herrschen, als in den heutigen Opern? Und was ist das Wunder? Die unwissenden Comödianten haben fast alle ihre Stücke selbst zusammen gestoppelt, auch wohl gar aus dem Stegreife weggespielet: Die Opern aber sind doch allezeit von Leuten gemacht worden, die einige Zeit dem Studiren gewidmet, und in Wissenschaften und freyen Künsten nicht so gar fremde gewesen. Es würde also eine schlechte Ehre für die Singspiele seyn, wenn sie nur über die gemeinen Haupt- und Staatsactionen, oder Lustbarkeiten des Hans Wursts und Harlekins u. d. gl. den Sieg davon tragen könnten. Dieses soll aber die Absicht des Herrn D. H. seyn, wie er p. 148. gegen das Ende ausdrücklich erinnert hat. Non equidem invideo, miror magis!

Wir würden ihm also recht geben, und kein Wort mehr wieder ihn verlieren, wenn wir nicht von einer ganz andern Art tragischer und comischer Schauspiele redeten; nemlich von derjenigen, die in den beyden vorhergehenden Hauptstücken der critischen-Dichtkunst beschrieben worden. Diese ist noch so gemein in Deutschland nicht, daß man sie NB. unsre deutsche Schaubühne nennen könnte. Sie ist noch gleichsam als ein Gast auf fremden Boden anzusehen; so lange

wir uns mit lauter Ueberſetzungen fremder Stücke behelfen müſſen. Denn der deutſchen Originale giebt es leider! noch ſo wenige, daß man kaum eine Woche lang gute deutſche Stücke würde ſpielen können.

Der erſte Grund, warum Hr. D. H. die Oper den Comödien vorzieht, iſt dieſer, **weil der Character derſelben weit edler iſt, als derjenige, der in der Comödie herrſchet.** Gewiſſer maſſen kan man dieſes zugeben, ohne gleichwohl die gute Sache zu verrathen. In einer Oper kommen viel vornehme Perſonen vor, die den Regeln nach in eine Comödie nicht gehören. Dieſe ſchildert nur das bürgerliche Leben ab, und darf alſo Könige und Fürſten nicht aufführen. Wenn ſolches aber nur nach der gehörigen Art geſchicht, ſo kommt gleichwohl nichts niederträchtiges darinnen vor, deſſen man ſich zu ſchämen hätte. Z. E. Was hat der Miſantrope, der Geizhals, der eingebildete Kranke, und der bürgerliche Edelmann des Moliere niederträchtiges in ſich? Was hat unter neuern Stücken, der verheyrathete Philoſophe, der Wilde, der Spieler, der Falke, der Unſchlüßige, der Höfliche, und der Timon; von Nachſpielen aber der Menſchenfreund, die Sclaveninſel, der Franzoſe zu London, der Klätſcher und der Hulla, unanſtändiges und ſchlechtes? Dieſes ſind Luſtſpiele, ſo wie ſie die Regeln der Critik erfordern, und die von allen wohlerzogenen Leuten auf unſrer Leipziger Schaubühne mit dem gröſten Vergnügen geſehen werden. Wer die Thaten der Könige und Helden ſehen will, der muß ſie freylich nicht in der Comödie ſuchen. Die Tragödie wird ihm dieſelben in aller ihrer Gröſſe zeigen; und da kan er ſolche edle und

erha-

erhabene Vorſtellungen finden, als er ſich wünſchen wird.

Doch eben dieſer Grund ſcheinet dem Herrn Gegner ſeinen Opern auch den Vorzug vor der Tragödie einzuräumen. Denn, ſpricht er p. 149. **Der Tragödie ſcheinet die Oper daher vorzuziehen zu ſeyn, weil ſie der menſchlichen Natur vor jener gemäß iſt.** Was dieſes heiſſen ſolle, zeiget das folgende deutlicher. Der Hr. D. H. meynet, in der Tragödie würden ſolche Helden aufgeführet, aus deren Worten man ſchlieſſen ſollte, daß ſie die Grenzen der Menſchlichkeit überſchritten hätten. Es iſt wahr, daß unſre alte Tragödienſchreiber in Deutſchland, als **Gryphius** und **Lohenſtein**, nach dem böſen Muſter des tragiſchen **Seneca**, ihre Helden faſt übermenſchlich haben reden laſſen. Allein wer hat denn dieſelben zur Richtſchnur der tragiſchen Schreibart geſetzet? Man ſehe, mit wie vieler Einfalt **Sophocles** und **Euripides** ihre Helden redend eingeführet, und wie **Corneille** und **Racine** nebſt einigen andern von ihren Landsleuten in dieſe Fußtapfen getreten ſind. Da wird man ſolch übermenſchliches Zeug nicht finden, das ich nicht in der Opernſchreibart viel ärger zeigen wollte. Man halte nur den Auszug aus der griechiſchen **Iphigenia**, welcher bey der aus dem **Racine** überſetzten angehängt iſt, mit der Poſtelſchen **Iphigenia** gegen einander; ſonderlich mit denjenigen Stellen, die in der Abhandlung von dem **Bathos** in den Opern, vor dem deutſch überſetzten **Antilongin** angemerket werden: So wird man hiervon zur Gnüge überzeuget werden.

Der II. Grund, den Hr. D. H. angiebt, warum die Opern den Comödien vorzuziehen wären, iſt dieſer, **weil der den Comödien gebührende niedrige Ausdruck wohlerzognen Leuten wo nicht einen Ekel, doch wenigſtens ſehr oft eine Kaltſinnigkeit verurſachet.** Dieſes iſt gröſtentheils im vorigen ſchon beantwortet. Die einfältigen Poſſenſpiele und Zotenreiſſer auf den gemeinen Schaubühnen vertheidigen wir nicht. Wer die Burlesken und Farcen vor gute Comödien hält, der mag zuſehen, wie er dem Herrn D. H. antworten will. Es iſt ein Unterſcheid zwiſchen niedrig und niederträchtig reden. Jenes thun auch die ehrbarſten Leute im Bürger und Adelſtande. Selbſt der Hof redet nicht hochtrabend, ſondern bedient ſich einer ungekünſtelten und natürlichen Art des Ausdruckes. Aber der Pöbel redet grob und garſtig, und dieſe Schreibart iſt dem Character der guten Comödie gar nicht gemäß. Man leſe doch den **Terenz**, und zeige mir eine einzige Stelle, die wieder die guten Sitten lieſe! Man leſe alle obige angeführte franzöſiſche Stücke, und ſuche mir dergleichen: So will ich nachgeben. Aber wie viel ſchändliches gemeines Zeug will ich nicht in den Opern finden? Selbſt Poſtels Iphigenia iſt davon nicht frey. Man leſe nur des Anaximenes Reden durch, ſo wird man den Beweis finden. Aber das iſt noch nichts gegen andere Opern. Z. E. Was iſt das nicht vor ein edler erhabner Gedanke und Ausdruck, wenn in dem **höllenſtürmenden Liebeseifer von Orpheus und Euridice**, einem Singeſpiele ſo 1683. in Weiſſenfels aufgeführet worden, **Cyrene**, eine Königin, ſo ſinget:

Je länger ja, je lieber,
Iſt unſer altes Wort.
Wer liegt am Liebes-Fieber,
Der mache nur bald fort,
Es kan das junge Freyen,
Nun und in Ewigkeit
Uns nimmermehr gereuen:
Man altet mit der Zeit.

Und ihr Herr Sohn, der Prinz Ariſtäus, kan dieſe Sprache der Helden noch faſt beſſer; wenn er ſpricht:

Was und warum, wollt ihr euch mit mir zanken?
Mein Herze iſt verreiſt. ꝛc.
Der Liebes-Hunger drückt,
Ich bin verrückt.

Es ſind unzehlige noch weit pöbelhaftere Ausdrückungen in dieſer Oper, dabey ich mich aber nicht aufhalten will. Ich habe eine andere bey der Hand, von Jacobs Hochzeit in Haran, die in Halle 1675 aufgeführet worden. Da ſpricht Kemuel, ein Fürſt, im III. Auftritte:

Du biſt nicht wohl daheime!

Und Laban antwortet eben ſo ſchön

Was ſoll die Narretey!

Jacob aber ſpricht bald darauf

Wenn ſoll ich voll Vergnügen
Mit meiner Braut in einem Bette liegen?

Im vierten ſpricht Huſim, der Jacobs Nebenbuhler vorſtellet:

Ach möchte mir mein Hosen-Reſtel reiſſen,
Und mir, ich weis nicht wo, die Naſe ſchweiſſen.
Ach Huſim haſt du nicht recht wohl genarrt,
Daß du ſo ſehr gekratzet und geſcharrt.

Man kan leicht denken, daß auf dieſen ſeinen Schlag noch mehr ſchöne Ausdrückungen folgen werden, die ſich für das edle Schäferleben ſehr wohl ſchicken. Vom Jahre 1687. habe ich eine Oper, **die gehönte aber endlich gekrönte Gottesfurcht**, oder **Daniel in der Löwengruben**, die in Coburg gedruckt iſt. Daſelbſt kommt in der vierten Scene eine kurzweilige Perſon, die ſingt:

1.

Ich wandle in dem Land herum
Bald ganz gerad, bald wieder krum,
Bald hinke ich an einem Bein
Und bald auf allen vieren rein.

2.

Bald bin ich ein einfältig Thier,
Bald zieh ich mich den Klügſten für,
Heut ſpringe ich gleich einem Pferd;
Und morgen hock ich auf der Erd,

3.

Heut gebe ich ganz ſüſſe Wort,
Und morgen red ich Blut und Mord.
Heut ſeh ich ſchlimm und ſauer aus,
Und morgen ſpitzig wie die Maus.

Summa ich bin ein Fuchsſchwanzirer,
Und wunderlicher Hofverwirrer;

Ich

Ich eile nunmehr auf den Mark,
Verkauf um rothes Geld den allergröbſten Quark.

Noch eine von dem Coburgiſchen Schauplatze heißt, das unmöglichſte Ding von der Welt, vom Jahre 1686. Daſelbſt ſingt Käyſer Baßianus gleich im I. Auftritte, ſeiner Liebſten ſo herzbrechend vor:

Du liebliche Lucille,
Thu doch was iſt mein Wille,
Mein Schatz, mein Eigenthum,
Mein ganzes Käyſerthum.
Ja Herze Geiſt und Blut
Dir ganz zu Dienſten iſt,
Die du mir alles biſt.
Ach ſey doch nur ſo gut,
Du liebliche Lucille,
Thu doch was iſt mein Wille!

Als aber die liebliche Lucille nicht will, ſo wird der Käyſer böſe und fängt an abſcheulich zu fluchen:

Donner, Hagel blitzen muß
Ja zum Henker ſchlagen drein!
Soll ich denn ein Käyſer ſeyn,
Und nicht haben Kuß um Kuß?
NB. Wenn die Venus und ihr Sohn
Mir ſie nicht zur Lieb bewegt;
Sollen ſie vom Götter-Thron
Werden in den Staub gelegt.
Donner, Hagel, ꝛc.

Dieſes hochtrabende Bathos ſetze ich mit gutem Bedacht hieher, um zu zeigen wie menſchlich, nach des Hrn. D. H. Vorgeben, die Helden in der Oper reden. Denn meines Erachtens hat kein **Seneca** oder **Lohenſtein** die tragiſchen Helden jemals unmenſchlicher reden laſſen. Als aber der Käyſer ſeinen Hofbedienten das Räthſel von dem unmöglichſten Dinge in der Welt aufgiebt: So antwortet **Alindo**:

Unmöglich iſts, ſich ſelbſt die Naſen abzubeiſſen,
Oder ſich hinein ins Maul, (mit Laub!) zu ſchmeiſſen.
Was lacht ihr? daß ich red, wie es mir die Natur
Giebt? Ihr thuts alle ja. Doch nicht dahin. Bon jour!

Doch wir wollen mehrere vornehmen. Die verliebte **Jägerinn Diana** iſt auch eine alte Oper, die in Halle im Jahr 1678. aufgeführet worden. Darinnen ſingt Ulex.

Lieben, was iſt das geſagt?
Hat es Hände? hat es Füſſe?
Schmeckt es bitter? oder ſüſſe?
Iſt es Knechtchen oder Magd?

Wärmt man ſich denn auch dabey?
Scheints auch helle? Brennts auch ſehre?
Bräts auch Aepfel in der Röhre?
Kochts auch Mus und Hirſebrey?

Und als ihm Pan geantwortet, er aber ſolches nicht verſteht: ſo heißts.

Ul. Es iſt zu hoch für mich! Pan. Du dummer Schlingel.
Ul. Ha, groſſen Dank!

Genug

Genug auch davon, ob es gleich noch unzähliges weit niedrigers Zeug hier giebt. Ich will auf **den Ursprung der Römischen Monarchie** kommen, der im Jahre 1684. auf der neuen Schaubühne der Christiansburg zu Eisenberg, als ein Singespiel aufgeführet worden. Darinnen kömmt **Juno** auf ihrem Wagen in der Luft über dem Sicilischen Meere gefahren und singet:

Wie sollt ich meinen Grimm abbrechen,
Und meinen Schimpf nicht mit der Schärfe rächen,
Den mir die Danaer vor Troja angethan;
Woselbst mein liebes Volk, die Griechen,
Wie Mäusse müssen sich verkriechen.

Hernach spricht **Aeolus** zu seinen Winden:

Sie bittet mich. Was aber Götter bitten,
Das ist Befehl. Ich mag nicht ihre Gunst verschütten ꝛc.
Gehorsam ist die beste Kunst
Bey dem, der Herren dient.
Dadurch erlangt er Gnad und Gunst;
Wer aber sich erkühnt,
Daß er versäumet das Gebeth
Der stürtzet sich herab in Koth.

Aeneas sieht ein Schiff im Sturm sinken und sagt:
Und jenen dort ist auch das Brodt gebacken.

Neptunus ruft den **Eurus** und **Zephir** mit folgendem Complimente:

Ich weis nicht, was eur Aeolus beginnt,

Und

Und, Schelme, beyde ihr. ꝛc.
Ich wollt euch bald was anders weiſen,
Und lehren ꝛc.
Geht, packet euch, ihr alberſtolzen Flegel!
Ihr Schelm und Galgenvögel!

Durch viel Köche wird der Brey verſalzen,
Und wo zweene in Regierſucht palzen,
Da erhebt ſich Zank und Streit ꝛc.

Ferner ſingt **Aeneas** und **Achates**, die ans Ufer geworfen worden:

Aen. Mich hungert. Achat. Und mich plagt ein matter Durſt.
Hier hab ich noch ein kleines Stückchen Wurſt,
Das mir von Troja her iſt in der Taſche blieben ꝛc.
Ich habe auch noch was von Schweine-Braten ꝛc.
Das liebe Brodt iſt hart und pfützen naß ꝛc.
Hier iſt auch noch ein hartes Stückchen Kuchen.

Die Götter in dieſem Singeſpiele ſprechen eben ſo menſchlich, als die Helden. Z. E. **Venus** ſinget ihrem Vater **Jupiter** vor:

Guten Pferden,
Die auf Erden
Mahl und Futter wohl erwerben;
Denen giebt man ſelten ſatt.
Manche müſſen Hungers ſterben,
Die das Glück verdammet hat.
Unbelohnte Müh bringt Reu,
Es iſt ein verdrüßlich Ding,

Wer für Heu empfänget Spreu
Und für Haser Heckerling

Mich dünkt das kan genug ſeyn, auch von dieſer Oper eine Probe zu geben. Doch wir müſſen auf neuere Zeiten kommen, denn man möchte denken, die Operndichter hätten ſich gebeſſert. Im Jahr 1708. iſt auf der neuen Auguſtsburg in Weiſſenfels Donna Violanta oder der Spiegel keuſcher Damen vorgeſtellet worden. Gleich in dem 1ſten Auftritte ſingt Scapin:

Nach der allerneuſten Mode
Spielt man nur mit Lieb und Treu,
Der Gebrauch lehrt unſern Schönen,
Daß es was bequemes ſey,
Insgeheim den Mann zu krönen,
Denn man iſt bey einerley
Sich nicht mehr wie ſonſt zu tode.

Gleich darauf giebt er ſeinem Hunde zu freſſen.

Da Spitzel, nimm von meiner Hand
Dieß Frühſtück ꝛc.
Da, friß!

Und nicht lange drauf:

Huß! Spitzel faß den Dieb!

Klingt das nicht edel? Hernach kömmt Paraſacco ſo aufgezogen, damit doch Scapin nicht allein Narrenpoſſen mache:

Heyſa luſtig, Bartel luſtig!
Luſtig, luſtig, auf die Jagd!

Sintémal und dieweil ich vernommen,
Daß wir nicht von einander kommen,
Bis es morgen wieder tagt.
Heysa ꝛc.

Wir können aber diese edle Schreibart der Opern noch neuer haben. Im Jahr 1725. ist auf eben der itzt gedachten Schaubühne die erhobene Tugend, oder Bozena in einer Oper aufgeführet worden. Da singt nun Philoctetes so erhaben:

Es geht so bey Hofe her,
Daß bald dieser, daß bald der
Einem an der Seite stehet.
Nimmt man sich nun nicht in acht,
So steht mancher auf der Wacht,
Der die Worte anders drehet.
Es geht ꝛc.

Lesbo, ein Hauptmann, führt seine Soldaten mit folgendem Liede in den Krieg:

Es gehet mir gewaltig nah,
Daß ich soll fort marschiren ꝛc.

Du angenehmer Rebensaft,
Wie werd ich dich vermissen!
Denn wer ist, der mir was verschafft,
Wenn wir campiren müssen?
Fürwahr es schauert mir die Haut;
Du schmeckst wie Wurst und Sauerkraut;

Ihr lieben Mädchen, gute Nacht ꝛc.
Jedoch was man nicht ändern kan,

Darein

Darein muß man ſich geben;
Denn ſonſten bliebe mancher Mann
Bloß hinterm Ofen kleben ꝛc.

Und da hernach einer nieſet, weil er Schnupftobak genommen: So erſchrickt der tapfre Herr Hauptmann und ſinget:

Courage, ach verlaß mich nicht!
Es zittern alle Glieder ꝛc.
Ich kriege gleich das Lumpen-Fieber
Wenn Mars in die Trompete ſtößt ꝛc.
Ich kriege noch zuletzt die Gicht ꝛc.

Genug auch davon: denn man kan aus dieſen Proben leicht auf das übrige ſchlieſſen. Nun werden die Herren Hamburger vielleicht ſagen: Was können wir davor, daß die oberſächſiſchen Opern eine ſo niederträchtige Schreibart haben? Allein wenn ſie dieſes ſagen, ſo geſchieht es gewiß ohne Grund. Die Opernbühne gleichet ſich an allen Orten. Nur noch im Jahre 1732 iſt in Braunſchweig **Scipio Africanus** wieder aufgeführet worden, darinnen die Schreibart nicht ein Haar edler iſt. **Jeſſo** ſingt im VIIIten Auftritte vom Scipio:

Der Feldherr ſcheint bisweilen toll zu ſeyn.

Und bald hernach:

Thut doch ſo ängſtlich nicht,
Seyd luſtig, munter, froh.
Lucejus liebet euch, es liebt euch Scipio.

Ein verliebtes Frauenbild
Machet tolle Tändeleyen;

Lacht

Lacht und weint in einer Stunde,
Jauchzt und seufzt mit einem Munde,
Stellt sich an als toll und wild. Da Capo.

Im fünften Auftritte der andern Handlung fragt er den **Lucejus** wie ihm Sophonisbe gefalle?

Was sagst du Camerad?
Wie steht dir unsere Patronin an?
Luc. So daß ich mich niemals verbessern kan.
Jeffo. Doch wisse dieß, du must dich früh und spat
Zum Laufen und zum Rennen schicken,
Und, wenn sie auch nur huslet, bücken.

Wenn du willst bey Jungfern dienen,
Must du Schminke präpariren,
Saubre schöne Pflaster schmieren,
Mandeln reiben zu dem Waschen ꝛc.
So bekommst du ꝛc.
Und auch oft noch mehr zu naschen.

Ich übergehe aus Uberdruß den dritten Auftritt in der Vten Handlung, wo er sagt, **der Prinz wolle sich zum Schuhwisch machen, und grosse Leute wären auch mit Hasenschrot geschossen.** Ich will auch aus besondrer Hochachtung vor das Hamburgische Opern-Wesen, nicht eine einzige Stelle solcher niedrigen Schreibart aus ihren Singespielen anführen. Ich überlasse es den Kennern und Liebhabern selbst, sich zu besinnen, ob sie es an edlem Wesen unsern obersächsischen Opern wohl zuvorgethan haben? Und ich weis gewiß, daß ich meinen Proceß gegen den Hrn. D. H. nicht verlieren werde.

Von

Von allen dergleichen Blümchen nun iſt die gute comiſche Schaubühne gereiniget: Und ſelbſt in unſerm Leipziger Schauplatze hört man dergleichen gar nicht mehr, ſeit dem die verkehrte Welt nicht mehr geſpielet worden. Dieſes Stück war noch zum Theil eine Frucht der Opernbühne, zum Theil aber aus dem Theatre de la foire entlehnet; und alſo war es kein Wunder, daß es die Kennzeichen ſeines Urſprunges in dieſem Stücke noch an ſich hatte.

Will aber der Herr D. H. ſagen, daß die Opernſchreibart auch der tragiſchen vorzuziehen ſey, weil ſie keine ſo hochtrabende Götterſprache liebet, indem die Muſic keinen ſchwülſtigen Vortrag leidet: So muß man ſich wundern, wie er dieſes ſagen kan. Wo hat man wohl jemals dieſe Regel eines Singſpieles gehört? Widerſprechen denn nicht alle Opern derſelben? Von Poſtels Iphigenia iſt es ſchon erwieſen, daß ſie recht unſinnige Proben der ſchwülſtigen Schreibart in ſich halte, und von den meiſten übrigen könnte es ſehr leicht erwieſen werden. Und was können doch die Herren Componiſten nicht in Noten ſetzen? Die Worte mögen bedeuten was ſie wollen; wenn ſie nur dem Sänger Gelegenheit geben, das Maul aufzuthun: So ſind ſie dem Componiſten ſchon recht, alle ſeine Künſte dabey anzubringen. Wir haben dergleichen Exempel auch hier in Leipzig, und hören oft mit Verwunderung, wie die allerelendeſten Verſe, die keinen Sinn noch Witz in ſich halten, nach den ſchönſten Noten abgeſungen werden, die von allen Kennern der Muſic bewundert werden. So wahr iſt es, was der Spectator im I. Th. Bl. 68. im 18. St. ſchreibet: That nothing is

capable of being well ſet to Muſick that is not Nonſenſe: d. i. daß ſonſt nichts geſchickt iſt, ſchön in die Muſic gebracht zu werden, als ein Galimatias oder ſinnloſes Zeug.

Der dritte Grund des Hrn. D. H. iſt dieſer; **Weil in einer Oper mehr Veränderungen als in Tragödien und Comödien vorfallen.** Wir wollen dieſes nicht leugnen; ſondern nur fragen, ob denn alle Veränderungen eines Dinges von gleichem Werthe ſind? Iſt dieſes, ſo wird man eine Seiltänzer- und Luftſpringerbude, wobey noch etwa ein Pikenwerfer, Balanzirmeiſter, und Taſchenſpieler oder gar ein ſtarker Mann anzutreffen iſt, wie ich denn dergleichen beyſammen geſehen habe; allen Opernbühnen vorziehen. Und es fehlt in der That nicht viel, daß ich ſolches nicht im Ernſte behaupte. Denn iſt es erlaubt, von der Wirkung auf die Urſache zu ſchlieſſen: So habe ich es noch niemals geſehen, daß man aus einer ſolchen Gauklerbude vor der Zeit hinaus gelaufen. Ob man aber nicht aus den Hamburgiſchen Opern zuweilen in der Helfte, oder doch bis wieder eine hübſche Arie gekommen, davon gegangen; oder zum wenigſten über die Helfte der Zeit, ohne einige Aufmerkſamkeit auf dieſelbe zu wenden, verplaudert habe: das will ich meinem Herrn Gegner ins Gewiſſen ſchieben.

Und woher kommt dieſes? Alle Veränderungen der Schaubühne, der Sängerſtimmen, der Inſtrumente, der Flugwerke oder Maſchinen erhalten die Zuſchauer nicht ſo in der Aufmerkſamkeit, als eine wohlverknüpfte comiſche oder tragiſche Fabel thut. Dieſes wirket nun die bloſſe Verwirrung ihrer Bege-

benheiten, und der ungewiſſe Ausgang, den der Zuſchauer mit unbeſchreiblichem Verlangen erwartet. Zum wenigſten bemerken wir in unſern allerernſthafteſten Trauerſpielen, daß die Zuſchauer in einer unglaublichen Stille mit der heftigſten Begierde auf alle Worte acht haben; und ſich erzürnen, wenn ſich das geringſte Geplauder oder Geräuſche erhebt, welches ſie in der Aufmerkſamkeit ſtöret. Nun urtheile man, wobey mehr Vergnügen ſeyn muß: Da, wo man bey allen ſinnlichen Veränderungen, dennoch aus dem Spiele läuft, oder gar nicht einmal hinein kommt; oder da, wo man bey einer einzigen Geſtalt der Schaubühne, bey beſtändigem Reden der ſpielenden Perſonen, doch mit aller Aufmerkſamkeit das Ende erwartet, ja wohl böſe wird, daß das Stücke nicht länger gedauret, wie ich ſolches oft wahrgenommen habe?

Es giebt aber noch eine Veränderung, nemlich der langen und kurzen Verſe in den Opern; die nach des Herrn D. Meynung ihr **vor den einförmigen langen Verſen der Tragödien und Comödien** einen Vorzug geben ſoll. Vors erſte frage ich hier, ob alle Verſe verdrüßlich zu hören ſind, oder nicht? Er antworte mir was er will, ſo müſſen es die Operverſe mehr ſeyn, als die tragiſchen, indem ſie ſich mehr von der Proſa entfernen. Denn ſie haben faſt lauter kurze Zeilen und folglich ſehr viel Reime, die ſtark ins Gehör fallen. Hernach haben ſie bald jambiſche, bald trochäiſche, bald dactyliſche Arien, oder wohl gar allerley Zeilen und Füſſe durch einander gemenget. Auch dieſes fällt nun alles weit ſtärker ins Ohr, als die einträchtigen langen Zeilen der tragiſchen Verſe. Dieſe wird man in kurzem ſo gewohnt, daß

mans kaum mehr merkt, daß es Verse sind: Zumal wenn sie natürlich ausgesprochen worden. Und wie kan doch das lange Sylbenmaaß den Ohren beschwerlich fallen? Der Verstand darf ja nicht allemal bis ans Ende der Zeile gehen. Man kan ja beym Abschnitte, auch wohl nach Erfordern der Sache noch eher einen Sinn schliessen und stille halten; wie dieses von allen tragischen Poeten beobachtet worden.

Wenn aber der Herr D. an der deutschen Comödie noch lobet, daß sie in ungebundener Rede gespielet werde: So weiß ich nicht, ob man eben eine Regel daraus machen muß. Es ist wahr, die Comödie stellt das bürgerliche Leben der Menschen vor; daher schickt sich keine stolze Schreibart für sie. Ob sich aber deswegen gar keine Verse dazu schicken sollten, das sieht man noch nicht sogleich. Das jambische Sylbenmaaß ist von den alten theatralischen Poeten, nach dem Berichte Aristotelis, deswegen gebraucht worden, weil es der gemeinen Sprache im täglichen Umgange am nächsten kam; indem man auch sogar unversehens bisweilen jambische Verse zu reden pflegte. Eben das wiederfährt uns oft im deutschen, wenn man genau darauf acht giebt. Folglich bleibt an unsern jambischen Versen nichts unnatürliches, als die Reime; und es ist schon anderwerts angerathen worden, daß man wohl thun würde, wenn man sie in theatralischen Gedichten weglassen wollte; wie die Italiener des XVIten Jahrhunderts in ihren Tragödien, und die Engeländer allezeit gethan haben. Ich glaube es indessen noch nicht, daß die alten Griechen und Lateiner ihre Comödien der Music zu gefallen in Versen abgefasset: Ob es gleich bekannt ist, daß sie

auch

auch nach abgeſchafften Chören, Muſicanten auf ihren Bühnen gebrauchet haben. Man weis ja, daß ſie ihre Comödien in Actus, oder Handlungen eingetheilet, welches von Ariſtotele bey den Griechen nicht angemerket wird, weil bey ihnen die Geſänge des Chores alles mit einander verknüpften. Wodurch ſollten nun die Handlungen von einander getrennet worden ſeyn, wenn man keine Muſik darzwiſchen gemacht hätte? Zwiſchen dieſen Handlungen alſo ſtellten ſich die Pfeifer in zweyen Chören, tibiis dextris & ſiniſtris, wie es im Terenz heiſſet, auf die Bühne, ſo wie es vormals in den Chören geſchehen war. Denn von einem heutigen Orcheſtre, oder einem von der Bühne unterſchiedenen Platze für die Muſicanten finden wir nichts. Ja wir könnten endlich im Deutſchen auch wohl achtfüßige Verſe in Comödien machen, die den tetrametris des Terenz gleich kämen. Hat nicht ſchon Günther dieſe Gattung in einem andern Gedichte verſucht:

Jüngſt hatte der galante Träumer am briegſchen
Pindus Lerm gemacht. ꝛc.

Und wenn dieſes dem Herrn D. der Proſa ähnlicher zu ſeyn ſcheinet: So würde vollends die Comödie ganz natürlich, und wie die gemeine Art zu reden klingen.

So weit gehen die Gründe des Hrn. D. H. womit er die Vorzüge der Opern vor den Tragödien und Comödien zu behaupten meynet. Ob dieſelben nun ſo bündig geweſen ſind, als er geglaubet hat, das mögen nunmehr unſre Leſer ſelbſt urtheilen. Nun kommt er auf die Beantwortung der Gründe, die ſein Geg-

ner wieder dieſelben vorgebracht hat. Er theilet dieſelben ſehr ordentlich in vier Claſſen, deren die erſte den Inhalt der Opern betrifft.

Was daran ausgeſetzet worden, iſt dieſes, daß er einer Zauberey weit ähnlicher ſieht, als der Wahrheit, und daher ganz unnatürlich ſey. Hier habe ich mich wundern müſſen, daß der Hr. D. H. dieſes ganz unrecht verſtanden hat. Er meynt, es ſey hier von den Zaubereyen die Rede, die zuweilen in den Opern vorkommen. Allein das iſt die Meynung gar nicht. Es geht auf den Mangel der Wahrſcheinlichkeit in der Folge und Verknüpfung der Operfabeln. Nach der Weltweisheit entſteht alle Wahrheit aus dem Satze des zureichenden Grundes. Wo man alſo alles in einander, das iſt, das folgende bey einer jeden Begebenheit in dem vorhergehenden auf eine begreifliche Weiſe gegründet antrifft; da iſt Wahrſcheinlichkeit. So ſind alle gute Fabeln der alten Poeten beſchaffen, wie P. le Boſſu in ſeinem Tractate vom Heldengedichte erwieſen hat. Hergegen fehlt es keiner Art von Fabeln an dieſer Art der Verknüpfung mehr, als den Operfabeln. Da hängt faſt nichts zuſammen. Eine Perſon kömmt auf die Bühne, ohne zu wiſſen warum; ſie geht wieder weg, ohne allen andern Grund, als weil ihre Rolle es ſo haben will. Es kommen Perſonen an Oerter, wo ſie allem Anſehen nach nicht hingehörten, und man zeigt doch nicht, wie ſie hingekommen ſind. Man dichtet endlich Dinge in gewiſſe Zeiten, wo ſie unmöglich haben ſeyn können. Z. E. die Dreßdeniſchen Luſtbarkeiten und Aufzüge, ſo bey dem Einzuge der itzigen regierenden Königin, als damaliger Erzherzoglichen Braut Sr.

Hoheit

Hoheit des Churprinzen gesehen worden, werden in die Zeiten Käys. Heinrich des Voglers gebracht. Man sehe nur wie lächerlich Steele in dem I. Th. Bl. 18. 19. im 5ten Stücke seines Spectators diesen Fehler schon gemacht hat. Wenn nun die Weltweisen alles, was keinen zureichenden Grund hat, nach Schlaraffenland verbannen, wo die gebratenen Tauben am Spiesse herum fliegen, und die Würste auf den Bäumen wachsen: So ist es kein Wunder, daß auch die Oper in ein solches Wunderland gehöret; wo nichts natürlich zugeht, sondern alles einer Zauberey ähnlich sieht. Denn das ist der Begriff, den sich ein Philosoph von der Zauberey machet, daß es nemlich eine Begebenheit sey, die ohne zureichenden natürlichen Grund geschieht. Z. E. Als wenn eine Hexe durch die Luft auf der Ofengabel nach dem Blocksberge reitet; oder eine blosse Beschwerungsformel im Winter einen Garten herzaubert oder einen güldenen Pallast dahin bauet, wo den Augenblick Schiffe durch die Wellen gefahren sind. Solche Dinge geschehen nun nirgends häufiger, als selbst in den Opern. Alle Verwandlungen der Scenen sind nichts anders, als solche Zaubereyen. Nicht als wenn der Meister, der sie machet und anordnet ein Hexenmeister wäre; auch nicht weil sie auf Befehl eines in der Oper aufgeführten Merlins geschehen: Sondern weil sie ohne Zusammenhang und Verknüpfung in der Fabel erfolgen. Denn da ist es unmöglich im Augenblicke und ohne von der Stelle zu gehen, an einen Ort zu kommen, der etliche Meilen weit von uns entlegen ist; oder uns die Begebenheiten, die viele Jahre Zeit brauchen, als in einem Tage, ja in etlichen Stunden vorzustellen. Weil nun der

Hr. D. H. unsre Meynung in diesem Stücke gar nicht verstanden: So ist alles das, was er auf diesen übel verstandenen Grund geantwortet, vergebens gewesen, und unser erster Grund wieder die Opern stehet noch fest.

Den andern Grund wieder die Opern, daß nemlich die Charactere der Personen darinn entweder übel formiret, oder immer einerley sind, beantwortet Herr D. H. auch nach seiner Art. Auf das erste sagt er: Das gienge gute Opern nicht an, und die schlechten vertheidige er nicht. Diese Antwort ist sehr scheinbar, und doch ist nichts leichter als eben dieselbe. Sie wird auch vielen von unsern Lesern desto gegründeter vorkommen, da ich mich oben fast eben derselben bedienet habe, als ich sagte, daß ich nicht Sinnes wäre, die elenden Comödien, die von den gemeinen deutschen Comödianten überall gespielet würden, mit ihrem niederträchtigen Zeuge zu verfechten. Allein es ist hier noch ein Unterscheid. Denn als ich dieses sagte, so nannte ich zugleich eine ganze Menge guter Comödien, damit man um so viel besser den Unterscheid wahrnehmen, und die Wahrheit meines Satzes einsehen könnte. Allein das thut hier der Herr D. nicht. Gute Opern haben keine schlechtformirte Charactere, schreibt er. Ganz recht. Aber wo sind diese guten Opern? In Utopia, oder bey den Sevaramben? Es ist eine wunderliche Sache mit den Herrn Opernfreunden zu disputiren. Sie wollen einen mit lauter allgemeinen Antworten abspeisen; aber auf einzelne Fälle will sich niemand einlassen. Warum sagen Sie uns nicht, welche Opern denn die guten sind? Wo sollen wir sie ohne Irrthum finden?

Ich,

Ich, als ein Gegner derſelben, habe nicht Anſehen genug, eine derſelben für gut zu erklären. Denn wenn ichs thäte, und hernach wieſe, daß ſolche Fehler an ſich hätte: So würden die Herren Verfechter der Singſpiele gleich ſchreyen: Wer es denn geſagt hätte, daß dieſe Oper eben gut wäre? Das wäre gerade eine von den ſchlechteſten! Dergeſtalt würde ich wohl mein lebenlang mit Unterſuchung und Beurtheilung der Opern zu thun haben, und doch niemals die guten treffen. Man nenne mir alſo, ich will nicht ſagen ein Schock, auch nicht einmal ein Dutzend; denn das wäre nur zu viel gefordert; ſondern nur zwey oder drey recht vollkommen gute und wunderſchöne Opern, damit ich meine Kunſt daran beweiſen könne. Man mache mir aber auch hernach keine Ausflucht, als ob auch derjenige, der mir ſolche genennet, nicht eben die beſten getroffen habe: Denn ſonſt würde ich auch auf dieſe Art nicht fertig werden, wenn ein jeder Liebhaber mir diejenige Diana anpreiſen wollte, die er allein vor ſchön befunden. Am allerbeſten wäre es, mir ein Buch vorzuſchlagen, darinn die Regeln, wie man eine recht gute und vollkommene Oper machen ſolle, ausführlich und gründlich vorgetragen worden. Von der Tragödie und Comödie will ich ihnen mit gutem Exempel vorgehen. Ich will ihnen Ariſtotelis Poetic, und Aubignacs Pratique du Theatre nennen, nach deren Fürſchrift alle gute theatraliſche Stücke eingerichtet worden.

Die Antwort auf das andre iſt ſo beſchaffen, daß ſie dem Augenſcheine und der Erfahrung wiederſpricht. Es iſt von den Charactern die Rede, und der Herr Autor verfällt auf die Haupthandlung der

Oper. Ich habe behauptet, die Personen in den Opern wären lauter ungetreue Seelen, seufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber ꝛc. und die phantastische Romanliebe behielte überall den Platz. Was thut das nun zur Sache, daß die Liebe nicht allemal die Haupthandlung der ganzen Oper sey? Ich sage mit Fleiß nicht allemal; denn daß sie es in den allermeisten sey, ist allen Kennern bekannt. Aber gesetzt, es wäre nicht so. Gesetzt man hätte lauter Schlachten, Siegesfeste, Bündnisse, und triumphirende Einzüge zur Hauptabsicht der Opern? Was geht das die Charactere der Opern an? Werden die Personen in derselben deswegen weniger verliebt seyn? Was würde doch eine Oper ohne Liebe seyn? Daß aber eine Tragödie ohne dieselbe gar wohl bestehen könne, zeigen nicht nur die Exempel und Regeln der Alten; sondern auch unter den neuern des Hrn. Maffei Merope, und der auf unsrer Leipziger Schaubühne neulich aufgeführte Tod Cäsars, wo nicht die geringste Spur einer Liebes-Verwirrung vorkommt. Ja selbst in des Corneille Stücken ist oft die Liebe nur als ein kleiner Nebenumstand, der etwa ein paar Personen anbetrifft, die übrigen aber nichts angeht. Auch in dem sterbenden Cato ist die Liebe nur mit eingeflochten, damit aus tugendhafter Uberwindung derselben die Grösse der Portia destomehr ins Auge fallen möchte; indem sie auch den liebenswürdigen Cäsar hasset, als sie erfährt, daß sie Catons Tochter ist. So sparsam wird uns auf der Opernbühne die Liebe nicht vorgestellet. Da liebet, da buhlet, da seufzet alles; der Herr und der

Diener-

Diener; Die Prinzeßin und das Cammermädchen; Der Scapin und wer ſonſt den Schalksnarren vorſtellt. Iſt nun dem alſo, wie es denn niemand leugnen kan, der nur Opern geſehen, oder geleſen hat: So iſt es ja gewiß, daß die verliebten Charactere die häufigſten und vornehmſten an den Opern ſind; Die Haupthandlung mag nun ſeyn, welche ſie wolle.

Nun triumphiret der Herr D. H. mit ſeinen Opern über unſre Tragödien, eben deswegen, weil wir es denenſelben vorgerücket, daß ſie kein Schrecken und Mitleiden erweckten: Er giebt uns ſolches mit Freuden zu, und beklagt nur, daß dieſer letztere Affect bey den Unglücksfällen der Verliebten ſich doch zuweilen einſtelle; wenn man mit den armen Leuten, die ihren Zweck nicht erlangen können, zugleich betrübt würde. Er nennet dieſe Leidenſchaften **ſchreckhaft** und **kümmerlich**; und da in den Trauerſpielen dieſelben gemeiniglich die Oberhand behalten und bis zum Ende dauren: So rühmt er darinn den beſondern Vorzug der Opern, als die doch ein hübſches luſtiges Ende zu nehmen pflegen. Er meynt auch es könne ja die Traurigkeit unmöglich ein Vergnügen bringen, zumal wenn ſie recht rührend iſt. Ja er wundert ſich, daß es noch Leute giebt, die ſich ſchreckhafte und traurige Stunden mit Gelde erkaufen, da ſie doch in ihren eigenen Kammern Gelegenheit genug haben könnten umſonſt zu zittern und zu trauren; wenn ſie nur überhaupt auf das menſchliche Elend ihre Gedanken richten wollten.

Was ſollen wir nun hier antworten? Vors erſte iſt es gewiß, daß die Traurigkeit, die uns aus den Unglücksfällen andrer Leute erwächſt, eine gewiſſe Art

des

des Vergnügens erweckt. Wir wollen uns hier einen Weltweisen, der zugleich ein Poet war, die Urſache davon ſagen laſſen: Lucretius ſchreibt:

Suaue mari magno, turbantibus aequora ventis,
E terra magnum alterius ſpectare laborem;
Non quia vexari quemquam eſt jucunda voluptas,
Sed quibus ipſe malis careas, quia cernere ſuaue eſt.

Es iſt ſehr angenehm auf ſtürmiſch wilder See
Der Schiffenden Gefahr vom Lande zuzuſehn;
Nicht weil es lieblich iſt, daß jemand leiden muß:
Bloß weil mans gerne ſieht, daß man es ſelbſt nicht fühlt.

Was dünket nun dem Hrn. D. H. von einer tragiſchen Leidenſchaft? Muß es nicht angenehm ſeyn die groſſen Unglücksfälle der Könige und Helden, die man ſonſt vor Glückskinder zu halten und deswegen zu beneiden pflegt, mit anzuſehen; und bey ſich in der Stille zu empfinden, daß man mit ihnen nicht tauſchen möchte; indem man von allem dem Elende, ſo ſie erdulden müſſen, befreyt iſt? Dieſes iſt die wahre Quelle des Vergnügens, ſo man bey allem Elende anderer Leute empfindet. Selbſt das Leſen der Romane kan dieſes zur Gnüge beſtätigen, worinn diejenigen faſt immer die meiſten Leſer finden, die unglückliche Begebenheiten vorſtellen. Wer hat unter den neuern nicht die Memoires d'un Homme de Qualité, oder einen Philoſophe Anglois mit beſonderm Vergnügen geleſen? Und was enthalten dieſe Bücher anders in ſich, als kümmerliche und ſchreckhafte Fabeln, die Schrecken, Trauren und Mitleiden verurſachen?

ſachen? Wer beſchwert ſich aber über ihren Urheber deswegen? Eben ſo iſt es mit den tragiſchen Leidenſchaften beſchaffen. Ich muß dieſes dem Hr. D. H. wohl aus einem italiäniſchen Scribenten beweiſen, damit er nicht nur mir Glauben beymeſſen dörfe. Die Worte aber, die ich anführen will, zeigen zugleich die Urſache an, warum man ſich von den Trauerſpielen einen ſo ſchlechten Begriff machet. Sie ſtehen in der Hiſtorie des italieniſchen Theaters, die vor dem Theatro Italiano, ſo 1728. zu Verona in drey Octavbänden ans Licht getreten iſt, p. 38. Trovaſi chi s'atteriſce del nome di Tragedia, che par ricordare non ſo che di funeſto, e chi penſa, non poterſi trovar diletto in ſentire parlar due ore con ſerietà! Ma o queſti non avranno per avventura udito mai recitare una Tragedia in verſi, e nel modo che ſi dee; o non avranno altra idea di piacere, che d'un riſo incompoſto; o ſaranno condannati dalla natura, a non avec ſenſo per quanto c' è di più tenero, di più nobile, e di più ingegnoſo. Convengono le perſone tutte di miglior talento dotate, che maggior diletto non ſi poſſa guſtare fra gli ſpettacoli d'ogni genere, d'una Tragedia ben rappreſentata, che inſieme commuove il cuore, e paſca la mente. Damit der Hr. D. H. dieſes alles aus der Erfahrung als wahr befinden möchte: So wollte ich ihm nur wünſchen, daß er die Horatier eines ſeiner geſchickten Hamburgiſchen Mitbürger, von unſern Comödianten aufführen ſehen ſollte. Denn es giebt auch in Hamburg endlich ſchon Leute, die über die Vorurtheile ſo weit weg ſind, daß ſie ſelbſt an die tragiſche Schaubühne Hand anlegen: Obs gleich auch

andre

andre nicht ungeschickte Männer giebt, die sie in diesem edlen Vorsatze, aus unmäßiger Liebe zu der Opernbühne, zu hindern suchen.

Hierzu kommt aber noch, daß die Wirkungen der Trauerspiele und ihrer heftigsten Gemüthsbewegungen sehr moralisch sind. Sie befördern fürs erste die Zufriedenheit mit dem Stande, darinn man sich befindet. Sie stillen die Ungeduld vieler Leute, in ihrem Unglück, welches sie für sehr unerträglich halten würden, wenn sie nicht sähen, daß es andern Leuten vor ihnen noch viel unglücklicher gegangen. Es befördern endlich selbige die Großmuth und Standhaftigkeit in allen harten Zufällen: Indem man sich erinnert mit wie gesetztem Gemüthe, wohl grössere Uebel von andern ertragen worden. Das heißt nach Aristotelis Lehre, durch die Tragödie, und durch die Erregung der Leidenschaften selbst, die Leidenschaften reinigen und mäßigen. Was thut nun die zärtliche Freude, die in den Opern erwecket wird, dargegen für gute Wirkungen? Es ist wahr, man lacht über eine lustige Person in der Oper, mehr als über die beste Tragödie. Man freut sich auch wohl, wenn ein verliebter Held seine schöne Festung erobert, und den Zweck seiner Seufzer erhält. Allein was zieht nun diese Lust nach sich? Was wirkt sie? Wer ist davon gebessert? Spricht man: Ich habe mich zum wenigsten vor mein Geld satt gelacht; Ich habe ein paar Stunden vergnügt zugebracht. So sage ich, in einer guten Comödie ist noch weit mehr zu lachen, und zwar ein viel nützlicheres Lachen: Denn man lachet da nicht über Possen und Posituren, über Zoten und Unfläterey eines Harlekins oder Scaramuß und Scapins,

sondern

ſondern über menſchliche Thorheiten. Um der Luſt halber dörfte man alſo keine ſo theure Schauſpiele anſtellen, als die Opern ſind: da man ſie viel wohlfeiler, beſſer und nützlicher haben kan.

Es iſt endlich wahr, daß man ſich auch zu Hauſe über das menſchliche Elend betrüben kan: Allein kan man denn nicht ohne die Opernbühne zu Hauſe auch ſingen, tanzen und lachen? Wie viele ſind aber wohl geſchickt, das Elend des menſchlichen Lebens recht einzuſehen? Gehört denn nicht eine beſondere moraliſche Einſicht, eine tiefſinnige Erkenntniß von den Quellen alles Verderbens, und ſehr viel Scharfſinnigkeit in Betrachtung deſſelben dazu? Dieſes alles müſſen die tragiſchen Poeten beſſer in ihrer Gewalt haben, als tauſend Zuſchauer; und darinn ſind ſie auch ſogar den Opernſchreibern überlegen. Dieſe brauchen ſolche ernſthafte Betrachtungen nicht. Ein wenig Romanwiſſenſchaft von verliebten Verwirrungen; etliche alte Namen von Helden und Heldinnen; ein wenig Erfahrung in der Liebe und eine ziemlich zärtliche Seele, ſind im Uberfluſſe zulänglich eine Oper zu machen. Ich ſage nicht, daß alle, die Opern gemacht haben, nichts mehr gewuſt als dieſes. Ich ſage nur, daß ſie nichts mehr hätten wiſſen dörfen: Denn ihre Abſicht erforderte nichts mehr.

Aber nun kommt noch was neues. Der Herr D. H. findet in dem Vergnügen, welches die Zuſchauer tragiſcher Spiele empfinden, die Spuren einer **verborgenen Grauſamkeit**. Es würde dieſe Beſchuldigung wahr ſeyn, wenn man am Blutvergieſſen ein Vergnügen empfände; oder wenn diejenigen, die auf der Schaubühne umkommen, wirklich ums Leben

kämen.

kämen. Allein es hat Gottlob! keine Noth. Die Engländer, die ein blutiges Hanengefecht ansehen, sind grausamer als wir, wenn wir einen Cato sterben, und einem ermordeten Cäsar auf dem Prunkbette liegen sehen. Wir wissen, daß deswegen keiner stirbt, weil er einen Sterbenden vorstellt. Wir wissen auch, daß Cato und Cäsar unsrer Trauerspiele halber nicht gestorben sind. Ja wir freuen uns nicht einmal, daß Cato und Cäsar umgekommen. Die Regeln der Tragödie erforderns, daß wir mit dem Sterbenden ein Mitleiden haben müssen. Und so werden auch in guten Stücken die Personen aufgeführt, daß man sie beklagt, nicht aber über ihren Tod grausamer Weise frolocket: Es wäre denn, daß sie Tyrannen gewesen wären.

Was endlich bey diesem andern Puncte die Wollust anbetrifft, die durch die Opern in jungen Gemüthern erwecket wird; so bemühet sich der Herr D. vergebens, dieses davon abzulehnen. Man lese davon des P. Porée Rede von Schauspielen, auch nur in dem Auszuge, der davon im IX Stücke unsrer Beyträge befindlich ist: So wird man sehen, daß in der Crit. Dichtkunst noch zu wenig gesagt worden. Man schlage auch den Spectator T. I. N. 63. p. 244. nach, so wird man noch mehr davon überzeuget werden. Der Hr. D. will keine reizende Stellungen und Bewegungen in den Opern bemerket haben. Das ist ein rechtes Wunder! die Operntänze sollen symbolisch heissen, wie sie Em. Thesaurus genennet hat. Ich weis wohl, daß es solche symbolische Tänze in der Welt gegeben hat, und habe einen ganzen Tractat davon gelesen. Aber ob die Operntänze so beschaffen sind?

Das

Das iſt eine andere Frage. Ich berufe mich auf Neukirchs Urtheil hiervon, der ſein Tage Opern genug geſehen hat: Er ſchreibt Bl. 392. des I. Th. der Hankiſchen Gedichte:

Ja, da man endlich gar auch die Vernunft verliert,
Und halbe Knaben ſchon in fremde Länder führt,
Eh ſie das A B C der Sitten noch begriffen,
Und da, die ſüſſe Brunſt in Opern vorgepfiffen,
Der Unſchuld letzte Kraft durch Schmeicheley verzehrt.
Das Herz zu Wachſe wird, und in ein Weib verkehrt.
Was Wunder iſt es denn, daß dieſe Luſt-Sirenen
Bey ihrer Wiederkunft mit gleicher Stimme thönen?

Eben ſo fähret er Bl. 398. fort:

Heißt das Verſtand gebraucht? Wenn man aus Uppigkeit
Auf Speiſen Narrenſcherz an ſtatt der Würze ſtreut?
Wenn wir den Tugendweg durch lüſterne Romanen,
Den Weg zur wahren Treu durch falſche Lieder bahnen?
Wenn, was ein Operiſt mit deutſcher Kehle ſingt,
Der raſenden Vernunft doch nach dem Himmel klingt;
Und durch gereimte Kunſt der Jugend nur im Lieben
Zur Sittenregel wird, was Francien geſchrieben?

Und anderwerts, nemlich Bl. 480. heißt es:

So viel als Reimer ſind, ſo viel und mancherley
Wirkt in der Poeſie nun auch die Phantaſey.

Ein halb mit Pickelsher; vermengtes Operettchen,
Ein stinkender Roman vom rasenden Chrysettchen.
Ein geiles Mirtenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron.
Der der Geliebten Schooß bis auf den Grund
entdecket,
Und Büsch und Brunnen draus und Vogelnester
hecket. ꝛc.

Doch genug davon, ich schreite mit dem Hrn. D. H. zum dritten Puncte, nemlich zu **der Poesie und der damit vereinbarten Musik**, welche beyde die Mittel zu Beförderung der Wollust abgeben. Daß ich die musicalischen Töne **zärtlich** genennet, ist nicht in physicalischem, sondern in moralischem Verstande gemeynet. Ein zarter Ton ist freylich schöner als ein rauher; aber wenn die Zusammensetzung der Töne so zärtlich ist, daß alle Zuhörer vermittelst der Melodie, die daraus entstehet, vor wollüstiger Zärtlichkeit fast verschmelzen möchten: Denn ist es vor die Sitten kein grosser Vortheil. Das macht Männer zu Weibern, und erwachsene Leute zu Kindern. Doch unser Herr Doctor ist gewissenhafter, als andre Liebhaber der Opern. Er verdammt geile Poesien, und verwirft selbst die Singspiele, wenn sie die Wollust beförderten: Er meynt nur, daß es nicht zu erweisen stehe, daß eben in einer Oper ordentlicher Weise dergleichen Unflätereyen vorkämen. Gesetzt nun, es wäre solches gar nicht erweislich; davon doch nur aus den oben angezogenen Stellen das Gegentheil erhellet: So wird man doch zugestehen, daß ein subtiles Gift auch ein Gift, ja vielmals

ein

ein noch gefährlicheres Gift ſey, als ein grobes. Und das iſt eben der Fall, der in den Singſpielen vorkommt. Denn dadurch wird die Oper eben ſo gefährlich, daß ſie die Liebe ſo ſehr auf der ſchönen Seite vorſtellet, als die unſchuldigſte, natürlichſte und unentbehrlichſte Leidenſchaft; ob ſie gleich gemeiniglich auf die verbothenſte Art, als z. E. von Männern gegen fremde Weiber, oder umgekehrt, u. ſ. w. ausgeübet wird. Es iſt auch wahr, daß die Muſik die Affecten ſtillen kan: Allein nachdem dieſelbe eingerichtet iſt. Ich hätte es nicht vermuthet, daß ein Kenner der Muſik und Freund der Opern dieſe Kraft derſelben in Erregung der Freude, Traurigkeit, Liebe Unruhe ꝛc. leugnen ſollte. Ja! Wenn ich, als ein vermeynter Feind davon, das geſagt hätte: Wie würde man nicht über meine rohe Unwiſſenheit und Unempfindlichkeit triumphiret haben?

Daß ſich die Schreibart in den Opern gebeſſert haben ſoll, höre ich mit Vergnügen. Es iſt zum wenigſten zu wünſchen, daß man die Sterne und Sonnen, die Magnete und Polſterne, die Felſenbrüſte und diamatnen Seelen, die Herzen die dem Aetna, Veſuv und Hecla gleichen; oder hingegen kälter als die grönländiſchen Eisberge ſind; endlich aus der Poeſie verbannen möge; die ſowohl als das Ambra und Zibeth ſchon vor vierzig Jahren von dem groſſen Canitz in ſeiner Satire von der Poeſie ausgelachet worden. Zum wenigſten hat der Herr D. H. in ſeinem Conſtantin einen guten Anfang dazu gemacht, welches ich nicht anführen würde, wenn es nicht zu ſeinem beſondern Ruhme gereichte. Aber ich zweifle, ob dieſe hochtrabende Opernſprache allen

Liebhabern und Meistern der Singspiele schon so verhaßt ist, als er vorgiebt. Selbst diejenigen, die Hr. D. H. für die Helden und Fürsten auf seiner Schaubühne hält, haben sich derselben noch häufig bedienet.

Nun komme ich Bl. 164. auf etwas, da mich der Hr. D. eben so unrecht verstanden hat, als oben bey den Zaubereyen. Ich habe gesagt: **Es wäre unnatürlich, die Musik mit allen Worten der Redenden zu verbinden; oder ein ganzes Schauspiel singend aufzuführen.** Hier meynt mein gelehrter Gegner, ich hielte das Singen überhaupt für was unnatürliches, und beruft sich also auf die auswendig gelernten Verse der Comödianten, die sie gleichwohl auch nicht aus dem Stegreife wegreden könnten, sondern nach der Vorschrift eines andern sagen müsten. Allein das schickt sich gar nicht zur Sache. Wenn es gleich lauter solche geschickte Sänger in der Welt gebe, daß sie alle ihre Opern ohne Hülfe eines Componisten, aus ihrem eigenen Kopfe wegsingen könnten, wie ich sonst Recitative von geübten Leuten habe singen hören: So würde es nichts destoweniger sehr unnatürlich seyn, ein ganzes Schauspiel, welches das menschliche Leben abbilden oder nachahmen soll, singend vorzustellen. Man lese hiervon das 29ste Blatt im 1sten Th. des Engl. Spectators nach, wo er das lächerliche Wesen eines Generals, der seine Armee singend commandiret, eines Liebhabers, der seiner Schönen Liebesbrief absinget, und sogar die auswendige Uberschrift in Noten gesetzt hat, abgeschildert. Es ist gar nicht die Frage, ob die menschliche Kehle zum singen von Natur ein Geschicke hat. Haben doch auch unsre Füsse zum

Tan-

Tanzen eine Fähigkeit; und gleichwohl würde es ungereimt seyn; wenn man auf der Gasse, in der Kirche, oder auf dem Rathhause tanzen wollte.

Wir haben dreyerley Lebensarten in der Welt. Die eine ist das Hofleben; dieses stellet das Trauerspiel vor. Die andere ist das Stadtleben; das wird in der Comödie nachgeahmet. Die dritte ist das unschuldige Landleben; und solches wird in Schäferspielen abgeschildert. Nun sage man mir, wo die Oper ihr Original hat? Wo singet man denn in der Welt in allem Thun und Lassen? im Ernste, wie im Scherze? im Trauren, wie bey der Lust? im Hasse, wie in der Liebe? im Zorne, wie im Mitleiden? ja wenn man aufsteht und zu Bette geht? In China soll, wie man vorgiebt, die Sprache selbst musicalisch seyn. Vielleicht sollen also die Operbühnen ein Stück aus dem Chinesischen Kayserthume bedeuten; und also könnte man unsre Operisten die **Europäischen Chineser** nennen. Gefällt ihnen aber dieser Name nicht, so werden sie gewiß in dieser Welt das Original ihrer Spiele nicht finden; sondern solches in Schlaraffenland suchen müssen. Und in der That würde das singende Reden der Chineser in musicalischen Ohren sehr schlecht klingen; indem es denselben nicht gleich viel ist, in welchem Tone ein Wort gesungen wird. Denn da ihre Sprache sehr arm an Wörtern ist: So ändert der Ton gleich die Bedeutung eines Wortes. Aus diesem wenigen wird nun vermuthlich der Hr. D. H. abnehmen können, daß er meine Meynung gar nicht recht eingesehen, vielweniger gründlich niederleget habe; und ist mir leid, daß er sich so viel vergebliche Mühe gemacht hat, eine Chimäre zu bestreiten.

Der letzte und vierte Punct betrifft die Maschinen der Opern. Ich habe gesagt, die vielen Veränderungen der Schaubühne hüben die Einigkeit des Orts auf, indem zum wenigsten in jeder Handlung eine neue Gegend vorgestellet würde. Und ich finde, daß ich noch zu wenig gesagt habe. Der Englische Spectateur sagt noch vielmehr Böses davon, gleich in dem 5ten Stücke seines I. Theils, das die Uberschrift führt: Risum teneatis amici, und doch ganz von Opern handelt. Er nennt die Verzierungen derselbne kindisch und abgeschmackt. Und sehe ich des Hrn. D. H. Constantin an: So finde ich in der ersten Handlung zwo, in der andern fünf, und in der dritten wiederum fünf Veränderungen der Schaubühne. Das heisse ich nun gerade ein Dußend Zaubereyen gemacht, da die Zuschauer auf D. Fausts Mantel, ich will nicht sagen, auf einem Besemstiele, durch die Luft wer weis wohin geführt werden. Es ist also kein Wunder, daß der Hr. D. diesen wunderlichen Gebrauch der Opern zu rechtfertigen suchen muß. Aber er vertheidiget solchen wiederum auf eine Art, die ich nimmermehr vermuthet hätte, und kan mirs fast nicht einbilden, daß es möglich gewesen, ohne Vorsatz mich so unrecht zu verstehen. Ich streite ja nicht wieder die ungeschickte Vorstellung der Maschinenmeister, da sie bald einen Garten, bald eine See, bald die Stadt Rom u. s. w. nachzuahmen suchen. Ich räume es ihnen ein, daß sie ihre Sachen recht schön machen; ich bewundre sie gar, daß sie zuweilen so glücklich darinnen sind. Nur die Veränderung aller dieser Vorstellungen in einer einzigen Oper, taugt nichts; und daran haben gleichwohl nicht sie, sondern

die

die Poeten Schuld, die es so haben wollen, und ihre Fabeln so einrichten, daß sie nicht an einem Orte vergehen könne. Jene möchten immerhin alle Vortheile der Natur und Kunst zusammen nehmen, um uns auf einer Schaubühne einen gewissen Ort so prächtig und natürlich, als möglich ist, vorzustellen. Nur müste man denselben nicht alle Augenblick in was anders verwandeln. Die alte griechische Schaubühne hat die prächtigsten Veränderungen gehabt, und an Grösse und Ansehen alle heutige Opernbühnen übertroffen. Aber jedes Schauspiel bezielte seine einzige Verzierung bis zum Ende; und so wuste der Zuschauer doch, wo er war: Da hingegen der Zuschauer einer Oper sich so zu reden auf Reisen befindet; oder was noch besser eintrifft, in einem bezauberten Lande ist, wo die Oerter selbst bey ihm vorüber reisen. Mit der Einigkeit der Zeit ist es in Opern eben so elend beschaffen; indem selbige fast in keiner einzigen beobachtet wird, wie doch die Regeln der Wahrscheinlichkeit unumgänglich erfordern, wenn die Handlung an einander hangen, und nicht durch jede Nacht unterbrochen werden soll. Doch da der Hr. D. nichts zur Rechtfertigung dieses Fehlers vorgebracht, als daß die Vernunft es mit einer gefärbten Nacht und hölzernen Morgenröthe, so genau nicht nehme: So habe ich es nicht nöthig, mich dabey länger aufzuhalten.

Endlich und zum Beschlusse erklärt sich der Hr. D. H. etwas näher, und gesteht mir mehr zu, als ich vielleicht von irgend einem andern Liebhaber der Opern hätte vermuthen können. Vors erste hält er es mit mir für ungereimt, daß man in deutsche Opern italienische Arien mengt, der italienische Text aber

noch so bequem zur Musik seyn. Denn ist die deutsche Sprache ganz ungeschickt, schön gesungen zu werden; Warum schaffet man sie nicht ganz und gar auf der Opernbühne ab? Zweytens giebt er mir zu, daß man in den Opernmusiken mehr auf eine edle Einfalt, als auf die unförmlichen Ausschweifungen der Italiener sehen solle, welche durch ihre gar zu häufigen Künsteleyen den Text so unverständlich machen, daß man eines Buches bedarf, um eine einzige Zeile zu verstehen. Die Ursache, die er auch von diesem letztern angiebt, ist vollkommen richtig, und ich habe nichts hinzuzusetzen, als daß ich hoffe, der Herr D. werde noch mit der Zeit völlig anders Sinnes werden, und alles Singen auf der Schaubühne vor ungereimt erklären.

Was die Zeugnisse der Critikverständigen anlangt, die ich in der Crit. Dichtkunst angeführet habe: So hat er dawieder etwas zu erinnern. Die Hrn. von St. Evremont und Des Callieres hält er für ein paar Leute, die in besondern Meynungen eine Ehre suchen. Allein wer die Stellen, darinnen sie ihre Gedanken von Opern vorgetragen haben, im Zusammenhange liest, wird dabey das Gegentheil glauben. Gleichwohl scheinen auch de la Bruyere, Boileau und Racine ihm deswegen verdächtig, weil sie Franzosen sind, und folglich niemals andre, als französische Opern gesehen haben; die aber dem Hrn. D. H. sehr elend zu seyn dünken. Hierauf habe ich verschiedenes einzuwenden.

Denn vors erste ist die Opernbühne in Frankreich von dem berühmten Lulli, der ein Italiener war, zuerst eingerichtet und recht empor gebracht worden. Wie

kan

kan es alſo ſeyn, daß dieſe Leute, die ſelbſt denen von ihm geſetzten Opern beygewohnet, nicht gute Muſiken gehöret haben ſollten? Man ſehe, was R. Steele dieſem Lulli in dem Falle für ein Lob gegeben, daß er die franzöſiſche Muſik nicht ganz abgeſchaffet, ſondern ſie durch die italieniſche Art ein wenig angenehmer gemacht. Dieſe Stelle ſteht im I. Th. im 29ſten St. Bl. 110. der 8ten engl. Ausgabe. Hernach, geſetzt, daß die franzöſiſche Muſik denen, die der italieniſchen gewohnt ſind, zu ſchlecht und einfältig, oder gar wie ein Geheule vorkäme: So kan doch dieſes nicht der Grund ſeyn, warum ſie gebohrnen Franzoſen, die derſelben von Jugend auf gewohnt ſind, ja eine ſolche muſikaliſche Einfalt allein für ſchön halten, misfallen habe. Zum wenigſten haben ſie dieſen Grund ihres Misfallens nicht angegeben. Ferner habe ich in der Abhandlung von dem Pathos in den Opern auch Zeugniſſe der Engländer und Italiener angeführet, die gewiß die Vorzüge der italieniſchen Muſik nur gar zu wohl einſehen; und gleichwohl davor halten, daß eine Oper eine Misgeburt ſey. Und endlich will ich zum Beſchluſſe noch einige Zeugniſſe hinzufügen, die meinem Herrn Gegner ſolche Urtheile von dem Singen der Italiener ſagen werden, die ich mich, ihm ſelbſt zu ſagen, nicht getrauet hätte.

Der beredte P. de la Sante hat in ſeiner vor etlichen Jahren zu Paris öffentlich gehaltenen Rede, Quod Galli plus ingenio valeant, quam reliqui Europae populi, von den Italienern, folgende Gedanken. Bl. 21. heißt es: Non iam imitantur (*Itali*) Aquilas, a ſuis conſecratas maioribus; non audaci volatu feruntur ſurſum; non transiliunt nubes; non

tonitruum regionem ala transcendunt impauida: Sed leuicularum inſtar hirundinum crispant auras nugaci penna; hac et illac ſine lege, ſine conſilio, ludibundae volitant: loquacitate argutula aures potius vellicant, quam blande recreant. Und wenn dieſes jemanden mehr von den Poeten, als von den Sängern geredet zu ſeyn, dünken ſollte; ſo leſe man nachfolgende Stelle Bl. 32. 33. Mente ſi lubet conuolemus in Italiam; ecquos heroas in Scena ſpectabimus? Amaſios plerumque in languidulas effuſas querimonias; ore imbelli Cupidineas effutientes formulas: accinctos diis e machina prodeuntibus & amatoria fouentibus deliramenta; circumſtipato ſemiuirorum grege, mollibus exilium vocularum numeris, tractim & pueriliter ſuſpirante; nunc ab imis ad ſumma, nunc a ſummis ad ima volubilibus ſubſultante gutturibus; Sybaritica interim harmonia laſciuioribus modulis heroicum eneruante Spectaculum. Noch ein andrer Scribent Mr. de Freneuſe in ſeiner parallele de la Muſique françoiſe & italienne; geht gar ſo weit, daß er ſich dieſer Worte bedient: La Langue coulante, badine & emmillée, ſuffit aux Muſiciens, pour ſe faire admirer avec des talens mediocres.

Doch weil ich wohl vorher ſehe, daß dieſe Zeugniſſe franzöſiſcher Scribenten, meinem Gegner wiederum nicht anſtehen werden: So will ich ihm auch einen Italiener anführen. Es iſt dieſes der Herausgeber des obgedachten Theatro Italiano, welches zu Verona in drey Bänden in 8. im Jahr 1728. herausgekommen iſt. In der vorangeſetzten Hiſtorie des italieniſchen Theaters heißt es Bl. 22. Or che diremo di

quello,

quello, che ſopra tutto importa, cioè de' coſtumi? Platone ne' libri della Republica volea, che il governo ſi prendeſſe ſingolar cura della Muſica e de' modi di eſſa, conſiderando, che l'eſſer molle, laſciva, ed effeminata, quale appunto è l'odierna in eccesſo, può aver qualche forza ſobri i coſtumi. Or che ſara poi da dire del Opere rappreſentative? indubitato eſſendo, che poſſon queſte moltiſſimo, e che gran male è veramente atto, a fare il Teatro. Und hernach ſchreibt er Bl. 37. Videſi qualche volta, con tutta la magia della muſica, per Tragedie ben recitate, reſtar abbandonnati i Teatri, de piu famoſi cantori forniti. Qual paragone per verità d'un tal trattenimento con quello, che togliendo alla mente il piacere, tutto negli orecchi il confina? Egli è certo, che nel canto i coſtumi e modi delle età, delle paſſioni, e la natural rappreſentazione del vero, che ſono gli organi del teatral diletto, affatto ſi ſmarriſcono: E tanto più, dopo introdotta queſtra inſoſſribil proliſſità dell Arie, nelle quali tal volta nè l'oeſia più ſi ravviſa, nè Muſica: Ne muſica dico: gia che Muſica dice concento, ed ora non ſi gode ſpeſſo che un ſuono, e ſino il penſiero del compoſitore negli ſmoderati abbellimenti tutto ſi diſperde e periſce. Non ſi pretenda contrario l'eſſetto per il perpetuo concorſo all iſteſſo Drama muſicale, poiche ognun ſa, che ciò non ſequirebbe, ſe in quel divertimento altro divertimento non ſi troualſe.

Hieran mag es genug ſeyn, und ich will es nunmehro unpartheiſchen Richtern überlaſſen, zu urtheilen, auf weſſen Seite die Vernunft ſtehe? Ich habe

habe indeſſen in dieſer Vertheidigung des letzten Capitels der Critiſchen Dichtkunſt eben ſo wenig ſcherzen wollen, als in dem Capitel ſelbſt. Es iſt mein ganzer Ernſt, was ich ſchreibe, und ich kan zum Beſchluſſe gar wohl mit dem ſchon angeführten P. de la Sante verſichern: Me vero ſi deceat Parnaſſi aedilem agere, proſcribam immiſericorditer, quidquid animos emollit & effeminat; neque quidquam in Theatro patiar, quod, vel ſic ſapiat ingenio, virtuti non ſapiat.

IV.
De pulchritudine carminum.
Diſſ. I. & II.
das iſt:
Herrn M. Johann Georg Bocks,

ordentlichen Lehrers der Poeſie zu Königsberg, zwo academiſche Abhandlungen von der Schönheit in den Gedichten. Königsb. 1733. in 4. 8. Bogen.

Es wird unſern Abſichten nicht zuwieder laufen, wenn wir von dieſen beyden academiſchen Abhandlungen einen Auszug geben. Der Herr Verfaſſer derſelben unterſucht zwar überhaupt, was in einem Gedichte ſchön ſeyn könne, ohne daß er auf die Gedichte eines beſondern Landes oder einer beſondern Sprache acht hat. Doch ſcheinet es uns, er habe vornemlich mit auf uns Deutſche, und unſere Dichtkunſt geſehen. Geſetzt aber wir irreten, und ſeine Unterſuchung wäre ganz allgemein: So wird

man es uns doch nicht verargen können, daß wir ihrer hier erwehnen. Wir wollen unſern Deutſchen gern einen wahren Begriff von der rechten Schönheit der Dichtkunſt beybringen. Dieſe muß ihr weſentlich ſeyn, und folglich iſt ſie an keine Sprache oder an kein Land und den darinn herrſchenden Geſchmack gebunden. Sie muß immer einerley bleiben, ſich von keines andern Gutdünken verändern laſſen, und die Regeln ihrer Vollkommenheit müſſen überall gelten. Man muß ſolche zu allen Zeiten und auf alle Gattungen der Gedichte anwenden können. Was vor Alters wirklich ſchön darinnen geweſen iſt, muß auch itzt noch ſchön ſeyn, wenn man nur recht beſtimmet hat, worinnen es eigentlich beſtehet. Da der Herr Verfaſſer nun auf eine neue Art ſolches beſtimmet, und dem Anſehen nach die wahre Schönheit der Gedichte von einer andern Sache herleitet, als die Alten gethan haben, denen wir bisher gefolget ſind: So haben wir uns berechtigt gehalten, zu unterſuchen, weſſen Meynung wir beypflichten können, nach weſſen Grundſätzen wir unſere Gedichte beurtheilen, und unſern Leſern das rechte Weſen der Dichtkunſt zeigen ſollen. Hr. Profeſſor Bock iſt eins von unſern werthеſten Mitgliedern, und wir haben das Vertrauen zu ihm, daß er es nicht übel deuten werde, wenn wir aus Liebe zur Wahrheit unparteyiſch in unſerm Auszuge verfahren. Vielleicht ſind wir auch in unſern Meynungen nicht weit von einander entfernt, und ſie laſſen ſich noch wohl füglich vereinigen, oder können doch zum wenigſten ſo beyſammen ſtehen, daß eine die andere nicht aufhebt.

Man hat bey der Betrachtung der Schönheit in den

den Gedichten sowohl auf die äusserliche Einrichtung der Sylben, als auf die innere Ausführung der Sachen zu sehen, welches letztere man gleichsam die Seele der Gedichte nennen kan. Das erste, was man bey einer gebundenen Rede wahrnimmt, ist eine gesetzte Anzahl Sylben. Hierzu kommt die Abwechselung langer und kurzer Sylben, welche also eingerichtet wird, daß ein Vers, als auf Füssen, fortgehet, da er immer einen nach dem andern fortsetzet. Beydes aber trägt ein vieles bey, daß man die Verse gut ins Gedächtniß bringen kan. Die verschiedene Stellung der langen und kurzen Sylben bringt die mancherley Arten von Füssen hervor, die zuweilen mit den Sachen selbst in eine Aehnlichkeit kommen, und solche auszudrücken glücklich angewendet worden sind. Die Ursache dieser Wirkung ist wohl vornemlich von der Verbindung der Ideen herzuleiten. Es ist wahrscheinlich, daß die alten Poeten bey Erfindung so vielerley Arten von Füssen darauf gesehen haben, daß sie dadurch die Beschaffenheit der Dinge desto besser vorstellen möchten. Sie gedachten die vorhabenden Sachen der Einbildungskraft desto lebhafter vorzubringen, wenn sie die Sylben ihrer Wörter, und die Füsse ihrer Gedichte so einrichteten, daß sie eine solche Bewegung machten, die der Sache einigermassen gleich käme. Also hat Virgil ein brausendes Meer und laufendes Pferd durch die Stellung seiner Füsse glücklich abgebildet. Daraus erhellet auch, woher sich eine Art von Füssen mehr zur Hervorbringung dieses, als eines andern Affects, schicket.

Ausser diesem hat man auch noch auf eine wohllautende Vermischung des Klanges zu sehen, die auch

zuwei-

zuweilen in Abschilderung einiger Dinge sehr glücklich gebraucht wird. Die Erfahrung zeigt, daß die Sylben, deren wir uns im Reden bedienen, einen gewissen Klang haben, welcher bald schärfer, bald gelinder, bald härter u. s. w. lautet. Wir merken auch, daß die eine Zusammensügung oder Verbindung der Sylben nicht so gut in unsern Ohren klinget, als eine andere. Also klingt es nicht gut, wenn viele gleich lautende Buchstaben zusammen stessen, als welche die Zunge schwerlich aussprechen kan. Imgleichen wenn durch die Härte vieler mitlautenden Buchstaben der Klang knarricht, oder durch Häufung gar zu vieler Selbstlauter die Rede rauh gemacht wird. Vor beydes muß man sich in acht nehmen, und die genaue Beobachtung des Wohlklanges trägt ein vieles zu der Schönheit eines Gedichtes bey. Daß man aber durch eine geschickliche Anwendung des Klanges der Sylben eine Sache lebhafter ausdrücken könne, erhellet daher, daß die meisten Buchstaben einen Klang haben, der verschiedenen Sachen gleich kommt. So stellt z. E. der Buchstabe F das Blasen der Winde, der Buchstabe L das Geräusch des Wassers, und S. ein Gelispel, unserer Einbildungskraft vor. Dieses hat den Dichtern zuweilen Gelegenheit gegeben, neue Wörter zu ersinnen, die eben nicht ungeschickt sind. So hat Ennius das Wort Taratantara gemacht, und Hr. Brockes braucht bey uns das Wort Wreckecket, wenn er das Geschrey der Frösche verstellen will. * Man hat sich aber

* Wir halten von solchen neugebackenen Wörtern nicht viel, womit man den Ton gewisser natürlicher Dinge

aber dabey zu hüten, daß man diese Freyheit nicht misbrauche, wie Jese wohl gethan hat.

Bey einigen Völkern haben die Gedichte am Ende ihrer Verse einen Gleichlaut, den man den Reim nennet. Es scheinet, die Gedichte werden dadurch wohllautender, wenn die letzten Sylben in den Versen einen übereinstimmenden Klang haben, nur muß nicht einerley Klang gar zu häufig hinter einander wiederholet werden. Man kan leicht zeigen, daß ein solcher Zusammenklang der letzten Sylben dem Gedächtnisse sehr zu statten komme. Es sind auch die Ohren einiger Völker schon so stark daran gewöhnet, daß die Unterlassung dieses Reimens ihnen einen Ekel erwecken würde. Herr Prof. Bock hält die Schwierigkeit gereimte Verse zu machen, weswegen sie viele hauptsächlich haben abgeschafft wissen wollen,

nicht

Dinge ausdrücken will. Wir loben es aber an einem Dichter, wenn er bekannte und verständliche Wörter nimmt, und dennoch damit einen natürlichen Schall auf das geschickteste nachzuahmen weis. Es gefällt uns daher dieser Lerchengesang bey dem Opitz:

Die Lerche schreyet: Dir, dir lieber GOtt allein,
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.

weit besser, als diese Nachahmung in einem neugebackenen Worte,

Es dirdilir, dirdilir, dirdiliret die Lerche.

Man sehe davon auch Hrn. Prof. Gottscheds crit. Dichtk. Bl. 195. folgg.

nicht für hinlänglich, daß man ſie verwerfen könne. Uns dünkt aber, man habe auch wichtigere Gründe, weswegen man die reimloſen Verſe bey uns einführen ſolle, als bloß die Leichtigkeit derſelben. Wir haben unſere Gedanken davon in dieſen Beyträgen bereits an verſchiedenen Orten eröffnet, worauf wir uns itzo beziehen.

Da in einigen Arten der Verſe die Anzahl der Sylben ſehr ſteiget: So hat man in ſolchen einen Abſchnitt gemacht, damit die Sylben nicht unordentlich fortgingen. Dieſer Abſchnitt iſt den muſicaliſchen Pauſen zu vergleichen. Er trägt viel zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit mit bey, und iſt auch kräftiger, als die Unterſcheidungszeichen in einer ungebundenen Rede ſind.

Nun kommt der Herr Verfaſſer auf die innere Art und Weiſe, wie ein Poet ſeine Sachen einrichtet und vorträgt. Und da ſaget er, daß ein Dichter vornemlich ſeine Abſicht auf die Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit und den Witz richte, durch deren Hülfe ſeine Materie abhandele, und andern deſto nachdrücklicher beybringe. Hierzu gebraucht man Worte. Ein Wort bezeichnet eine Sache aber immer nachdrücklicher und beſſer als ein anderes. Je mehr man nun die Einbildungskraft und Scharfſinnigkeit eines andern erregen will, deſtomehr muß man für die Wahl der Wörter ſorgen, die nachdrücklichſten ausſuchen, und hauptſächlich ſolche gebrauchen, welche die Sache am geſchickteſten ausdrücken können. Zuweilen wollen die eigentlichen Worte das nicht genug anzeigen, was wir bezeichnen wollen, daher nimmt man verblümte dazu; damit man mit einem einzigen

Zeichen eine mit vielen Begriffen verbundene Sache andeuten könne. Alle Tropen, und vornemlich die Metaphore sind erfunden worden, die Dinge deutlicher vor Augen zu legen. Sie verursachen also eine Vollkommenheit in einer Rede, worinnen man eine Sache deutlicher zu machen, und die Einbildungskraft und den Witz des Lesers zu erregen sucht. Wer nun den Endzweck hat, daß er sich hauptsächlich der Einbildungskraft, des Witzes und der Scharfsinnigkeit befleißigen wolle, der wird auch häufiger und kühner solche Tropen anbringen, als ein anderer, Man darf es ihm auch nicht verargen, wenn er in Anwendung hyperbolischer Worte etwas ausschweift. Denn er ist eifrigst bedacht, die Sache recht lebhaft vorzustellen; und da er nicht so viel sagen kan, als die Sache erfordert, so darf er mehr sagen, indem sie selbst die Natur zu übertreffen scheinet. Ja er darf auch neue Wörter machen, wenn ihm die gewöhnlichen nicht zureichend genug scheinen. Von den Redensarten, deren eine gleichfalls nachdrücklicher ist als die andre, hat man eben das zu merken.

Es finden sich bey einer jeden Sache gemeiniglich viele Dinge, die man unterscheiden kan. Wer also dieselbe mit Worten recht gut vorstellen will, der muß sich bestreben, daß er jedes, was man in der Sache von einander unterscheiden kan, auf das sorgfältigste ausdrücke. Denn hierdurch wird die Vorstellung deutlicher werden. Wir sind von Jugend auf an Bilder gewöhnet, und die Dinge werden uns am liebsten durch Gleichnisse vorgestellet und oftmals deutlicher gemacht. Daher hält es derjenige, welcher eine Sache recht lebhaft ausdrücken will, für

ſeine Pflicht, in Abſchilderung der Dinge dieſe Hülfsmittel zu gebrauchen. Gewiſſermaſſen kan man faſt die ganze Dichtkunſt eine Philoſophie in Bildern nennen. Je mehr einer alſo geſchickt iſt, die Aehnlichkeiten der Dinge zu bemerken, je leichter wird er auch in poetiſchen Beſchreibungen zurechte kommen können. Hieraus erhellet, warum ein Poet für andern ſinnreich ſeyn müſſe. Es iſt aber einem Dichter nicht genug, daß bey ihm in Vorſtellung der Sachen alles zuſammen ſtimmet, was dazu gehöret; Er ſuchet auch, daß er ſeine Leſer bewege, ſich ſeine Abſchilderung recht vorſtellig zu machen. Das menſchliche Gemüthe wird gar leicht von der Betrachtung abgezogen, vornemlich wenn ſie nur durch die Einbildungskraft geſchehen muß. Wenn alſo ein Poet will, daß der Leſer auf ſeine Beſchreibung rechte Aufmerkſamkeit haben und ſolche wohl faſſen ſoll: So räumet er alles aus dem Wege, was die Aufmerkſamkeit ſtöret. Er vermeidet alles harte und rauhe in ſeinen Verſen; ſuchet den Leſern die Aufmerkſamkeit zu vermehren, welche ſie auf diejenigen Sachen haben, die er ihnen abbildet, damit er ihr Gemüth nach und nach auf jedes beſondere Stücke richte. Er nimmt auch das Sylbenmaß, den Reim und Abſchnitt zu Hülfe, damit es ihnen deſto länger im Gedächtniſſe bleibe.

Wer eine Sache vorſtellet, wie ſie an ſich iſt, oder ſeyn kan, von dem ſagt man, er ahme die Natur der Sachen nach; wie z. E. die Bildhauer und Maler thun. Wer alſo eine Sache ſo wie ſie iſt, oder ſeyn kan, durch Worte abzuſchildern ſich vernimmt, der unterfängt ſich, die Natur nachzuahmen. Damit

aber die Vorstellung einer Sache das Gemüthe desjenigen, der sie betrachtet, bey der Sache selbst aufhalte: So bestrebet sich der Künstler, daß er alles auf das deutlichste mache; daß eine Abwechselung darinnen sey; daß er die Einbildungskraft bey einem andern errege und solche Mittel gebrauche, die uns in der Betrachtung mehr aufmuntern. Was demnach nur etwas beyträgt, daß die Sachen klärer werden; daß unser Gemüthe die Ideen lebhafter wieder hervorbringen kan; daß es in Unterscheidung desjenigen, was in der Sache selbst liegt, oder mit ihr verwandt ist, fortgeholfen und ihm solches durch Bilder erleichtert wird; kurz, daß es aufmerksam bleibet: Alles dieses gehöret zu der Art und Weise, wie eine Sache sowohl lebhaft abgeschildert, als dem Gemüthe tiefer eingedrückt werden könne. Wir wissen, daß in uns eine Empfindung immer die andere hervor bringt. Daher wird ein Mensch, der eine Sache durch Worte auszudrücken willens ist, wenn er den Zusammenhang der Empfindungen fortsetzen will, durch Hülfe der Einbildungskraft und des Witzes auf eine Verbindung fremder Dinge mit seiner Hauptsache gebracht. Denn er nimmt in solchen einige Gleichheit mit seiner vorhabenden Sache wahr. Diese Nebenideen verknüpft er füglich mit seinem Hauptwerke; damit solches in ein grösser Licht gesetzet, und die Aufmerksamkeit auf solches vermehret werde. Man kan leicht beweisen, daß solche Nebenideen die Hauptsache klärer machen. Wer z. E. einen Menschen vorstellt und dabey die Hinfälligkeit der Blumen zugleich in die Einbildungskraft des Lesers mit bringt, der mache durch diese Gleichheit die Idee der

Sterb-

Sterblichkeit um ſo viel lebhafter. Wer ohne Nebenideen beyzubringen eine Sache bloß beſchreiben wollte, der würde keinen Witz, ſondern nur bloß Einbildungskraft und Scharfſinnigkeit zeigen. Ein Poet aber muß auf alle drey Stücke ſein Abſehen richten. Der Leſer würde auch bald überdrüßig werden, wenn man nicht ſeinen Ekel durch ſolche ſinnreiche Verbindungen und Abwechſelungen tilgete. Von dieſer lebhaften Einbildungskraft und Verbindung der Nebenideen entſtehen die guten Gedanken, die guten Einfälle und faſt alle Zierrathen eines Gedichtes. Dieſe haben allezeit eine gewiſſe Aehnlichkeit bey ſich; Und da die Entdeckung ſolcher Aehnlichkeiten von dem Witze herrühret: So ſiehet man leicht, daß ſolcher die Quelle aller poetiſchen Zierrathen iſt. Es geben aber ſolche ſinnreiche Einfälle einer Sache ein groſſes Licht. Ein Poet bemühet ſich, die Gattungen derſelben ſtets zu verändern, ja er ſucht ſie vielmehr aus, als daß er ſie häufet, damit nicht der Leſer gar zu ſehr davon eingenommen werde. Je unerwarteter und neuer ſie nun ſind; je ſchöner ſind ſie. Denn alles Unerwartete erregt unſere Aufmerkſamkeit, weil wir in der Neuigkeit etwas vollkommenes ſuchen, oder uns doch ſolches zum wenigſten einbilden.

Die poetiſche Art und Weiſe eine Sache abzuhandeln, ſiehet hauptſächlich auf Erläuterungen. Sie ſchlieſſet zwar die Beweisgründe von ihrem Vortrage nicht aus. Doch werden zu ihrer Abſicht die erſten mehr als die letzten erfordert. Denn ihr Hauptzweck iſt der Einbildungskraft, dem Witze und der Scharfſinnigkeit des Leſers zu ſtatten zu kommen, und die Sachen mit mehrerer Anmuth ins Gemüth einzu-

drücken. Man kan die meisten Arten von Erläuterungen mit zu den sinnreichen Einfällen zehlen, wenn sie nur recht angewandt werden. Sie haben auch eben den Nutzen, daß sie nemlich eine Sache in eine grössere Klarheit bringen, und man hat von ihrem Gebrauche eben das zu merken, was bey jenen erinnert worden.

Weil alles, was des Lesers Einbildungskraft erreget, ein jedes Ding deutlicher abbilden und zugleich die Aufmerksamkeit befördern kan, zur poetischen Art und Weise eine Sache abzuhandeln gehöret: So wird ein Poet häufiger, als ein anderer, Figuren anbringen. Man theilt solche gemeiniglich in zwo Classen. Einige bestehen nur in einzelnen Worten, andre aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen. Beyde braucht ein Poet: Die ersten zwar mäßig, damit es nicht scheine, er sey mehr auf Wortspiele als Ausführung der Sache bedacht; die andern wendet er weit häufiger an, als sonst jemand. Einige davon tragen sehr viel zur Aufmerksamkeit bey. Sie gehen von der gemeinen Art zu reden ab, und stören also gleichsam den Schlaf desjenigen, der die Sache betrachtet. Andere legen der Sache selbst eine Kraft bey, und dienen, uns solche völlig vors Gesicht zu stellen, wie die Hypotyposis oder Schilderung und die Beschreibung. Diese sind den Poeten vornemlich eigen, und man könnte fast ein jedes an einander hängendes Gedicht eine Schilderung nennen. Ja, da die Figuren eine Sprache der Affecten sind, und der Nebenzweck eines Poeten ist, durch die Vorstellung der Dinge solche rege zu machen: So führet er hauptsächlich diese Waffen.

Aus der Zuſammenſetzung der Wörter und Redensarten entſteht die Schreibart, deren Eigenſchaft man aus dem ebengeſagten leicht erkennen wird. Denn da ein Poet der Scharfſinnigkeit, Einbildungskraft und dem Witze nachhänget, und ſeinen Leſer in der Betrachtung der vorgeſtellten Sache zu erhalten ſucht, ja auch an das Sylbenmaaß gebunden iſt, ſo überſchreitet er zuweilen die gebräuchliche Ordnung der Wörter, und bringt ſeiner Rede dadurch eine gröſſre Kraft zuwege. Ferner bedient er ſich verblümter Redensarten, und beobachtet den Wohlklang ſehr ſorgfältig. Die Schreibart richtet er allezeit nach den Sachen, damit er die Natur beſſer nachahme, und gehet ſehr behutſam, daß er nicht Redensarten gebrauche, welche der Natur der Sachen entgegen ſind. Er iſt nicht zufrieden, daß die Worte mit den Begriffen überein ſtimmen, ſondern er ſtrebt nach was vollkommenerm, und macht die Schreibart der Sache ſo ähnlich, daß man die Sache ſelbſt zu ſehen glaubet.

Was die Ordnung der Gedanken anlanget: ſo bleibet ſolche einem Poeten willkührlich: Nur muß ſie nicht der Natur der Sachen zuwieder ſeyn. Ihre Tugend beſteht vornemlich darinn, daß man ſagt, was zu ſagen iſt, und das andere wegläßt. Sonſt meynt der Herr Prof. Bock, es verhindere den freyen Lauf der Gedanken, und erſticke die Lebhaftigkeit des Witzes, wenn man einen Poeten an eine gewiſſe Art binden, und nach den Vorſchriften der Alten einſchränken wollte. Es ſey ungereimt und pedantiſch, ihm vorzuſchreiben, was er ſagen und wo er anfangen ſolle, als nemlich in einem Heldengedichte von der Anru-

sung. Er hält es daher vor einen unzeitigen Eifer, wenn einige an Hr. Hofrath Pietschen getadelt, daß er sein Heldengedichte nicht wie Virgil angefangen habe. Man kan nicht zeigen, sagt er, daß ein Heldengedichte vollkommener ist, in welchem diese Art beobachtet worden, als wo man nicht darauf gesehen hat. Die Exempel der Alten machen nicht allezeit eine Regel, und man darf ihre Vorschriften nicht immer als Gesetze der Vollkommenheiten ansehen.

Wir wollen hier mit Erlaubniß des Hrn. Prof. etwas stille stehen, und unsere Gedanken hievon eröffnen. Wir wissen nicht, ob diejenigen so gar unrecht haben, welche den Anfang von Hrn. Pietschens Heldengedichte verwerfen. Man läßet einem Dichter allerdings seine Freyheit, was er sagen, und wie er anfangen wolle. Es hat aber eine jede Gattung von Gedichten ihre besondere Eigenschaften, und folglich kan ich in der einen meine Gedanken nicht so vortragen, als in der andern. Man darf also gewissermaßen einem Dichter schon vorschreiben, wie er sich in dieser oder jener Gattung aufführen solle. Hr. Pietschens Anfang:

Wo kämpft, wo siegt mein Carl? Ihr Musen, führt
mich hin,
Ein kriegrisches Geschrey erregt mir Geist und Sinn,

wäre für eine Ode vollkommen schön gewesen. Zu einem Heldengedichte aber schickt sich solcher eben so wenig, als der feurige Anfang von Günthers Ode:

Eugen ist fort! Ihr Musen nach!
Er sieht und schlägt und siegt schon wieder.

Uns

Uns dünkt, Horaz habe auch die Urſache ſchon entdeckt, woher ſich kein prächtiger Anfang zu einem Heldengedichte ſchicke, wenn er des Homers beſcheidenen Eingang lobt, wovon es heißt:

Nec ſic incipies, vt ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo & nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte:
„Dic mihi Muſa virum, captae poſt tempora Troiae,
„Qui mores hominum multorum vidit et vrbes.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, vt ſpecioſa dehinc miracula promat.

Doch dieſes iſt ein Alter, dem der Herr Profeſſor alſo nicht glauben wird; und Boileau, der im 3. Geſange ſeiner art poetique eben auf die Art den Virgil lobt, da er den ſtolzen Anfang im Alarich verwirft, war ein groſſer Anhänger derſelben. Wir wollen alſo lieber von einem andern die Urſache hören. Der Hr. de la Motte war gewiß keins von beyden. Es iſt bekannt, daß er in den Streitigkeiten von dem Vorzuge der Alten und Neuern allezeit den letztern das Wort geredet. Er mag uns daher ſagen, warum ein prächtiger Anfang in keinem groſſen Gedichte; wohl aber in einer Ode ſchön ſey. Sein Ausſpruch ſteht in den Gedanken von der Poeſie überhaupt, und iſt nach des geſchickten Hr. M. May ſchönen Ueberſetzung, vor den Oden unſrer Geſellſchaft folgender: „Ich meines „Ortes kan mir hierinnen nur eine Urſache ihres Un„terſchiedes einbilden. Sie beſtehet darinnen. Ein „Heldengedicht iſt ein langes Werk; daher iſt es ge-

„fährlich in einem Tone anzufangen, den man schwer-
„lich aushalten kan. Eine Ode hingegen ist in enge
„Gränzen eingeschlossen, und man läuft keine Gefahr,
„wenn man zugleich den Leser anfangs erhitzet, weil er
„nicht Zeit haben wird, sich in einem schläfrigen Wer-
„ke wieder abzukühlen. Also muß sich ein Mensch,
„der weit zu laufen hat, im Anfange nicht stark an-
„greifen, damit er nicht seine Kräfte allzuzeitig er-
„schöpfen möge; und derjenige hingegen, der nur
„ein nahes Ziel vor sich hat, kan durch den ersten An-
„satz seine natürliche Geschwindigkeit vermehren, und
„dergestalt seinen Lauf viel hurtiger endigen„. Aus diesem Grunde hat man den Anfang des Pietschischen Gedichts getadelt, und nicht, daß es ohne Vortrag und Anrufung angefangen sey, welches allerdings geschehen ist, wiewohl auf eine sehr erhabene Art. Um die Wahrheit davon zu sehen, wollen wir die ersten zehn Verse selbst hersetzen.

Wo kämpft, wo siegt mein Carl? Ihr Musen, führt
mich hin!
Ein kriegrisches Geschrey bewegt mir Geist u. Sinn;
Rückt den verwöhnten Fuß von unsern sanften
Höhen,
Ihr sollt auf Waffen, Blut und kalten Leichen gehen.
Was fesselt mich und euch durch heimliche Gewalt?
Wird mein erloschner Trieb auf blassen Körpern
kalt?
Will der geweyhte Brand nicht meine Brust durch-
dringen,
Und läßt mein Phöbus mir kein feurig Lied gelingen:
So ruf ich dich, o Mars, um deine Flammen an;
Wer weiß, ob nicht ein Held mehr als die Musen kan.

Man

Man findet gar leicht, daß in dieſen Zeilen alles lieget, was man zum Anfange eines Heldengedichtes fordert. Die Anrufung iſt gedoppelt da, erſtlich an die Muſen, und da die nicht recht helfen wollen, gar an den Mars. Der Vortrag ſeines Hauptſatzes, davon er handeln will, iſt gleichfalls verhanden. Er ſagt es den Muſen ja, wovon er handeln wolle.

Ihr ſollt auf Waffen, Blut und kalten Leichen gehen.

Im Grunde iſt alſo alles gut und regelmäßig. Aber wie iſt es ausgedruckt worden? So pathetiſch und erhaben, daß es nicht höher ſeyn konnte. Der Dichter zeigt ſich hier im Affecte; würde er aber auch darinnen haben aushalten können? Wir glauben immer, ein ſcharfſichtiger Criticus würde in dem Fortgange dieſes Werks manche Stelle gefunden haben, die weit ſchläfriger geweſen, als der Anfang ihm wohl verſprochen hätte. Daher kan man leicht zeigen, daß ein Heldengedicht, in welchem die Regel der Alten wegen dieſes Stücks beobachtet worden, vollkommener ſey, als wo man ſie verachtet hat. Ja man kan die Regeln der Alten ſchon vor Geſetze der Vollkommenheiten anſehen, wenn ſie alle ſowohl gegründet ſind, als dieſe iſt. Doch wir wenden uns wieder zu der Abhandlung des Hrn. Prof. Bocks ſelber.

Wer die Abſicht hat, in ſeiner Rede hauptſächlich der Einbildungskraft und des Witzes wahrzunehmen, der ſuchet auch gemeiniglich ſolche Sachen, worinnen er ſie am beſten anwenden kan. Abſtracte Sachen ſchicken ſich alſo für die Poeſie nicht ſo gut, als was in die Sinne fällt, und durch die Einbildungskraft begriffen wird. Wer ferner darauf ſiehet, wie er des

Lesers Aufmerksamkeit gewinne, ihm eine Sache ins Gedächtniß bringe, und die Affecten errege, der wählt auch solche Dinge, die der Betrachtung und des Behaltens werth sind. Daher ist es am besten, daß man solche Sachen nimmt, die einige Hochachtung verdienen. Hieraus erhellet auch, was ein Poet bey seiner lebhaften Abschilderung für einen Endzweck habe, nemlich daß er eine gewisse Sache tiefer in das Gemüth eines andern eindrücke. Da aber nach dem Gesetze der Natur der Endzweck einer jeden Handlung auf einen wahrhaftigen Nutzen gehen soll: So thut ein Poet was nützliches, wenn er die würdigsten Sachen zu seiner lebhaften Vorstellung nimmt. Denn dadurch verursacht er, daß das Andenken der würdigsten Dinge beybehalten wird, die besten Affecten erregt und die schändlichen unterdrückt werden. Auf einen solchen wahrhaftigen Nutzen haben auch die ersten Dichter gesehen, wenn sie die göttlichen Wohlthaten besungen, zur Dankbarkeit und Liebe aufgemuntert, oder auch zur Tapferkeit angefeuret haben.

Nachdem nun der Herr Verfasser also die verschiedenen Stücke eines Gedichts durchgegangen: So untersucht er, worauf denn alle diese Stücke gehen, und da sagt er, solches sey die lebhafte und in die Gemüther der Leser eindringende Abbildung der Sachen. Wer eine Sache durch Worte abbildet, von dem sagt man, er ahme solche nach, und man kan daher eine solche Abbildung füglich mit dem Worte **Nachahmung** benennen. Die Dichtkunst und Mahlerey haben eine grosse Verwandtschaft mit einander. Was diese mit ihren Farben ausrichtet, das thut jene mit

den

den Redensarten und mancherley Gedanken. Doch bleibet der Poesie noch immer ein Vorzug vor der Malerey übrig. Darauf beweiset der Hr. Prof. wie sowohl die äusserlichen als innerlichen Stücke, die wir oben durchgegangen haben, dahin abzielen. Und da diese Übereinstimmung des Mannichfaltigen die Vollkommenheit eines Gedichtes ausmachet: So leitet er auch daher die Schönheit in den Gedichten ab: Sie wird also, sagt er, darinnen bestehen, wenn die äusserlichen und innerlichen Theile so zusammengesetzet sind, daß sie die Sachen lebhaft abbilden und tief in das Gemüth eindrücken. Wenn an der äusserlichen Zusammenfügung der Sylben nichts verabsäumet worden, was den tiefern Eindruck befördert, was den Ohren angenehm ist, und das Gemüth in der Betrachtung erhält; wenn das Sylbenmaaß, der Reim, der Wohlklang und der Abschnitt richtig und gut sind; ferner, wenn man die Natur der Sachen allenthalben genau abgeschildert; wenn man die Scharfsinnigkeit, die Einbildungskraft und den Witz durch eine geschickliche Verbindung der nachdrücklichsten Worte und Redensarten, verschiedenen sinnreichen Einfällen und angewendeten Figuren erreget hat; und wenn auch die Sache selbst der Betrachtung würdig ist. Ein Gedicht heisset demnach schön, wenn man darinnen eine lebhafte Abbildung wahrnimmt. *

Die-

* Wir sind hierinnen mit dem Hr. Verfosser ganz einstimmig, glauben aber, daß dieß noch nicht die vollkommenste Schönheit der Dichtkunst ausmache, sondern nur der geringste Grad derselben sey, wie unten mit mehrerm erhellen wird.

Dieſer Brief von der Schönheit in den Gedichten, iſt der Meynung der Alten davon nicht gantz zuwieder. Sie ruhet auch auf feſten Gründen, und kan alſo nicht nach eines jeden Willkühr verändert werden. Man kan hingegen aber wohl zeigen, wie man die Schönheit in einem Gedichte erhalten könne, welches diejenigen ſich merken mögen, die davor halten, man habe keine gewiſſe Regeln, wornach man urtheilen könne, ob ein Gedicht ſchön ſey. Aus dieſem allen nun iſt leicht zu ſchlieſſen, wieviel Verſtand und Gelehrſamkeit zu einem ſchönen Gedichte erfordert werde. Es iſt nicht genug, daß man einige Fehler vermeide, man muß nach etwas mehrerm ſtreben.

Non ſatis eſt puris verſum conſcribere verbis.

ſpricht Horaz, und anderwerts

Non ſatis eſt pulcra eſſe poemata: dulcia ſunto,
Et quocunque volent animum auditoris agunto.

Einem vortrefflichen Poeten iſt nicht jede Meynung, nicht ein jedes Wort und jede Verbindung gleich viel. Er ſuchet ſeinen Reichthum nicht in der Menge, ſondern in auserleſenen Schätzen, und iſt in ſeinen Worten und Redensarten nur deswegen weitläuftig, damit er durch ſeine geſchickliche Vorſtellung den Leſer in Verwunderung ſetze. Das Wunderſame aber in einem Gedichte beſteht nach des Hrn. **Bocks** Meynung darinn, daß man den Leſer durch die Schönheit des Gedichts erſtaunet mache.* Auſſer der Schönheit

* Uns ſcheinet dieſer Begriff nicht genugſam aus einander geſetzet zu ſeyn. Eine bloſſe Schönheit, wenn ſie

heit erfordert man noch in einem Gedichte Anmuth. Der Hr. Verfaſſer hält dieſen Unterſcheid vor überflüßig, weil dasjenige, was ſchön iſt, auch zugleich anmuthig ſeyn muß.

Da nun weder die Vollkommenheit, noch die Schönheit eines Gedichtes ohne eine lebhafte Abbildung der Sachen beſtehen kan: So hat man auch darinnen das Weſen ſchöner Gedichte zu ſetzen. Der Hr. Profeſſor geht alſo mit Recht von der Meynung dererjenigen ab, welche das Weſen und die Schönheit eines Gedichtes in dem bloſſen Sylbenmaaße und einiger Verſetzung der Wörter geſucht haben. Er pflichtet auch denenjenigen nicht bey, die ſolches von der Entzückung herholen wollen. Und endlich ſaget er, welches wir aus dem vorhergehenden nimmermehr vermuthet hätten, er ſey auch mit denenjenigen nicht einſtimmig, welche die ganze Dichtkunſt auf die Fabel gründen wollen. Der Vornehmſte unter dieſen iſt Ariſtoteles, dem viele Alte und Neuere gefolget ſind. Unſer Hr. Prof. Gottſched hat ſich gleichfalls angelegen ſeyn laſſen, dieſe Meynung zu unterſtützen, wie aus ſeiner **critiſchen Dichtk.** gnugſam erhellet.

Hr.

---

* ſie gemein iſt, und täglich vorkommt, bewundert man nicht. Es muß was neues, was ſeltſames und was fürtreffliches ſeyn, worüber man erſtaunen ſoll. Alles vernünftige Wunderbare iſt zwar ſchön; aber nicht umgekehrt, alles Schöne iſt wunderbar. So iſt z. E. Hrn. Hofr. Pietſchens Ode auf Eugenium im Anfange wunderbar, weil er da den Tod erſcheinen, und des Prinzen Untergang beſtimmen laßt. In den letzten Strophen hingegen bleibt ſie nur noch ſchön.

Hr. Prof. Bock abermeynt, er habe in diesem Stücke mehr einen Vertheidiger des Alterthums abgegeben, als die Sache ernstlich abgehandelt. Er glaubt, Hr. Prof. Gottsched ginge von seiner Meynung ab, wenn er saget: Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, so die Seele der ganzen Dichtkunst ist; da er doch im vorhergehenden behauptet, die ganze Poesie und ihr inneres Wesen bestehe in der Nachahmung, oder wie es dem Hrn. Prof. Bock zu geben beliebet hat, in einer lebhaften Abbildung der Sachen. Wir sehen nicht, daß das eine dem andern entgegen ist. Das innere Wesen der Dichtkunst ist die Nachahmung. Solches bleibet allerdings richtig, und dem ohngeachtet hindert es nicht, daß nicht die Fabel die Seele der Dichtkunst seyn könne. Denn die Fabel ist der höchste Grad der Nachahmung. Wenn wir die Nachahmung eigentlich ansehen: So finden wir, daß sie auf dreyerley Art geschehen kan, wie bereits in der critischen Dichtkunst im IV. Capitel gewiesen worden. Die erste und auch geringste Gattung derselben ist, wenn ich eine natürliche Sache nach allen ihren Umständen, Eigenschaften, Tugenden und Lastern, Schönheiten und Heßlichkeiten, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, klar und deutlich vorstelle, gleichsam mit lebendigen Farben abschildere, und so lebhaft beschreibe, daß sie dem Leser, so zu sagen, vor den Augen zu stehen scheinet. Auf diese Art der Nachahmung scheint der Hr. Prof. Bock allein gesehen zu haben, und das Ziel der Dichtkunst darinnen finden zu wollen. Allein, da es eine Nachahmung giebt, die wichtiger ist als diese, und welche noch mit für die Poesie gehöret: So kan jene unmöglich das Ziel

eines

eines Dichters seyn. Ein Poet muß auch die Person eines andern spielen können, oder einem, der sie vorstellen soll, solche Worte, Geberden und Handlungen an die Hand zu geben wissen, die sich in diesen oder jenen Umständen, in solchen oder solchen Affecten für ihn schicken. Dieses ist die andere Art der Nachahmung, und man wird leicht sehen, daß solche schwerer ist, als die erste. Jedoch auch hiermit ist es noch nicht gethan. Die dritte Art der Nachahmung stellet ganze Handlungen vor, und die beyden ersten müssen ihr gleichsam mit zum Auspuße dienen. Denn in Vorstellung einer ganzen Begebenheit muß ich bald lebhafte Abbildungen machen, bald Personen vorstellen, sie gewisse Affecte ausdrücken lassen, u. w. d. g. mehr ist, das zur ersten und andern Art der Nachahmung gehöret. Die Nachahmung einer ganzen Handlung aber ist die Fabel. Und da sich die beyden ersten Gattungen auf diese leztere beziehen, und zu ihrer Vollkommenheit etwas beytragen: So folget ja nothwendig, daß sie das Hauptwerk der Poesie sey. Die wichtigsten Stücke der Dichtkunst sind wohl vermuthlich Comödien, Tragödien und Heldengedichte. Diese müssen aber alle eine Fabel zum Grunde haben. Ja wenn man auch gleich wahre Geschichte darinnen vorstellen wollte: So werden doch solche bald zu einer Fabel. Denn so bald nur der Dichter seine Personen lebhaft macht; so bald er ihnen Reden in den Mund legt; so bald er einen Umstand in der Geschichte verändert; einen andern entweder wegläßt; oder dazu dichtet und weiter ausführt, um die Handlung lebhafter zu machen: So bald ist die Fabel da. Die Begebenheit ist nicht mehr wirklich so vorgefallen,

als er sie vorstellt. Es ist etwas hinzu gekommen, das unter gewissen Umständen möglich gewesen ist. Man wird zwar solches Stück eigentlich keine Fabel nennen, sondern es wird noch immer eine Historie bleiben, indem nur ein kleiner Theil dazu erdichtet worden, und auch die moralische Absicht darinnen fehlet. Es ist aber dennoch in dem weitläuftigsten Verstande schon eine Fabel. Wir getrauen uns zu behaupten, daß man keine Begebenheit recht lebhaft nachahmen könne, wenn man nicht ein oder den andern Umstand erdichtet, der wahrscheinlicher Weise dabey geschehen ist. Weil man also ohnedem etwas dazu dichtet: So halten wir es vor besser, daß derjenige, der eine ganze Handlung nachahmen will, lieber eine ganze Fabel mache, als nur flicke. Denn sonst ist es weder eine gute Historie, noch ein gutes Gedichte, wie Lucans Pharsal, und des Silius Italicus punischer Krieg. Da es nun in den wichtigsten Stücken der Dichtkunst einzig und allein auf die Fabel ankommt: So erhellet abermal daraus, daß solche das Vornehmste in der Poesie sey. Herr Prof. Bock macht folgende Schlußrede, wodurch er die Fabel von der Dichtkunst auszuschliessen denket: **Ohne welche Sache ein Ding dasjenige seyn kan, was es ist, das gehöret nicht mit zu der Vollkommenheit und Schönheit dieses Dinges. Nun kan aber ein Gedicht ohne eine Fabel vollkommen und schön seyn. Also ꝛc.** Wir haben bey dieser Schlußrede nichts zu erinnern, ausser daß wir den Mittelsatz etwas einschränken, und ihn ohngefähr also haben wollen: **Nun kan aber das wichtigste Stück in der Dichtkunst ohne eine**

Fabel

Fabel vollkommen und schön seyn. Diesen Satz zu behaupten möchte wohl etwas schwer, wo nicht unmöglich fallen. Der Name Gedichte scheinet uns ein bißchen gar zu allgemein zu seyn, als daß man darnach das Wesen der Dichtkunst bestimmen könne. Man nennet eine jede gereimte Uberschrift, und alles was nur ein Sylbenmaaß hat, schon ein Gedichte. Macht aber solches das Hauptwerk in der Poesie aus? Kan man darnach ihre ganze Schönheit bestimmen, und darf man die Vollkommenheit des Kleinern der Vollkommenheit des Grössern zur Richtschnur seßen? Wir geben gerne zu, daß ein gewisses Gedicht ohne die Fabel schön seyn kan. Z. E. des Hrn. Breckes Gedichte sind schön. Denn sie ahmen natürliche Sachen lebhaft nach. Diese Nachahmung aber ist nur die geringste Gattung, und daher ist auch die davon entspringende Schönheit in der Poesie nur die geringste. Man wird nicht leugnen, daß auch in der Schönheit gewisse Grade sind, und daß eine Sache immer schöner ist, als die andere; ohngeachtet beyde in gewisser Maaße und Absicht recht schön seyn können. Wer das Hauptwerk einer Sache bestimmen will, der wird wohl nicht auf das geringste, sondern vermuthlich auf das vornehmste und höchste in der Sache sehen. Warum soll mans in der Dichtkunst nicht auch so machen?

Was der Herr Verfasser darauf ferner sagt, daß die Menschen schon vorher, ehe man Fabeln ersonnen hat, aus Liebe zur Nachahmung, sich der gebundenen Rede bedienet, eine Sache dem Gemüthe lebhaft vorzustellen, und daß die ersten Erfinder der Dichtkunst, die Hirten, auch in den ersten Zeiten keine

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.

3-598-50952-9
FN. 1911&643

Fabeln gebraucht haben, solches kan wohl seyn. Wer wird aber nach der Rohigkeit der ersten Bauart die Schönheit eines fürstlichen Pallasts beurtheilen? So finden wir auch, daß sie doch sehr bald auf die Fabel müssen gerathen seyn, weil alle wirkliche Geschichte der alten Welt darinn eingekleidet sind.

Wir wollen itzo nicht untersuchen, ob der Endzweck der Dichtkunst ohne Einmischung der Fabel, gänzlich könne erhalten werden, wie der Herr Verfasser meynt, indem man aus dem obigen schon einiger massen darauf wird antworten können. So halten wir uns auch nicht berechtiget, dasjenige weitläuftig abzulehnen, was zur Verachtung der Fabel angebracht wird; noch auch uns dasjenige zu nutze zu machen, was von deren Nutzbarkeit gesagt wird. Eins nur noch können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Herr Prof. Bock sagt, in einer Fabel kommen zwey Stücke vor, die man nicht vermengen muß. Das erste, was man darinn bemerket, ist das Erdichtete an sich selbst, welches nur in dem Gehirne des Fabelmachers gewesen ist; das andre aber, was dem Leser vorkommt, ist die unter dieser Zusammensetzung der Sachen verborgene lebhafte Abbildung. Wenn nun irgend jemand fragte, welches von beyden uns ergetzet, das Erdichtete an sich selbst, so weit es nemlich von dem andern abgesondert wird; oder dasjenige, was wie eine Sache lebhaft abgeschildert ist: So wird man ohne Zweifel sagen, daß man durch die lebhafte Abbildung gerühret worden ist. Diese Unterscheidung ist sehr subtil, und man wird auf diese metaphysische Absonderung so wenig acht haben, als sie wirklich geschehen kan. Eine Fabel erfordert beydes, und man

kan

kan darinn keines von dem andern trennen. Wenn ich eine lebhafte Erdichtung mache, und solche alsdenn lebhaft vorstelle: So gefällt eins wegen des andern. Augustinus weinete, so oft er nur beym Virgil den Tod der Dido las. Woher kam solches? Hr. Prof. Bock sagt, von der lebhaften Abbildung. Wie konnte Virgil aber den Tod lebhaft abbilden, wenn er nicht die Umstände darzu erdichtete, die er vor geschickt hielte, daß der Tod recht beweglich wurde? So geht es auch mit einer wahren Geschichte. Man dichtet unvermuthet etwas dazu, wenn sie beweglich werden und lebhaft vorgestellt seyn soll. Man weis ja nicht alle kleine Umstände so gar genau; man vermuthet vieles nur; es ist wahrscheinlich, daß dieß und jenes dabey geschehen sey, daß man so und so geredet, so und so gedacht habe. Der Dichter besinnet sich auf einen Fall, der diesem ähnlich ist. Da sahe es so aus; er meynt, hier sey es wieder nicht anders. Er beschreibt seine Geschichte, er macht sie lebhaft; und wenn man es denn genau untersuchet: So ist es doch eine Begebenheit aus einer andern Welt, ob es gleich in den vornehmsten Stücken mit derjenigen überein kommt, die in dieser Welt geschehen ist. Lucans Pharsal soll eine Beschreibung einer wahren Geschichte seyn. Sie ist lebhaft vorgestellt, aber eben dadurch ist sie nicht geblieben, was sie eigentlich seyn soll. Wer kan uns Bürge davor seyn, daß man eben die Reden gehalten, eben die Anschläge gefaßt habe, und daß es eben an dem Orte, eben zu der Zeit geschehen sey, da es der Dichter vorstellet. Da man nun selbst bey der lebhaften Vorstellung einer wahren Geschichte der Erdichtungen nicht Umgang haben kan: So sehen wir,

daß das Erdichtete mit in der lebhaften Abbildung rühren müsse.

Wenn der Herr Verfasser fortfährt, und davor hält, man werde den Virgil in seinen Büchern vom Landleben, den Ovidius in seinen Klagebriefen, und den Persius und Juvenal für keine Poeten halten können, sofern man nur diejenigen davor ausgebe, die Erdichtungen machten: So sagen wir: In dem engesten Verstande freylich nicht. Horaz hat sich, als einen Satirenschreiber, auch für keinen Poeten ausgegeben.

Primum ego me illorum, dederim quibus esse Poetas,
Excerpam numero: Nec enim concludere versum
Dixeris esse satis. Neque si quis scribat, vti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse Poetam.

Sonst aber wollen wir ihnen den Dichter-Namen nicht entziehen, wie auch überhaupt allen denenjenigen nicht, die Elegien, Oden, Satyren, poetische Briefe, Schäfergedichte und sonst nur etwas poetisches verfertigen. Es herrschen in diesen kleinen Gedichten doch meistentheils die beyden ersten und unvollkommenen Gattungen der Nachahmung, nemlich die Beschreibungen und Ausdrückungen der Gemüthsbeschaffenheiten. In so weit sie nun hierinnen der Natur nachahmen, in so weit sind sie Dichter; aber Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als wenn sie in grossen moralischen Fabeln die Handlungen der Menschen auf eine vollkommene Art vorstelleten, und das Hauptwerk der Dichtkunst erreichet hätten. Fenelon ist daher ein weit grösserer Dichter in seinem

Tele-

Telemach, ohngeachtet er keine Verse gemacht hat, als Neukirch, der solche gemacht hat.

In dem folgenden zeigt der Herr Verfasser, wie ein Poet von dem Redner und Geschichtschreiber durch seine lebhaften Abbildungen unterschieden sey, wobey wir uns nicht aufhalten wollen. Wir müssen aber doch erwehnen, daß nach des Hrn. Prof. Meynung auch in Heldengedichten nicht allezeit eine Fabel nöthig sey. Denn die Thaten der Helden, sagt er, können auch ohne die Fabel auf eine poetische Art, und die von einem Geschichtschreiber unterschieden ist, vorgestellet werden. Also hat Hr. Hofr. Pietsch seinen Eugenium ohne einzige untermischte Fabel so lebhaft abgeschildert, daß ein Leser, der von Vorurtheilen frey ist, durch dieses Gedichte mehr eingenommen wird, als durch alle Fabeln des Alterthums. Hierbey machen wir zwo kleine Anmerkungen. Erstlich soll ein Heldengedicht keine poetisch abgefaßte Historie seyn: Zum andern wünschen wir, daß man ein Heldengedichte von einem heroischen Gedichte wohl unterscheiden möge, dergleichen Claudianus verfertiget hat, und wohin auch des Hrn. Pietsch **Eugenius** gehöret.

Wir kehren nunmehro wiederum zu des Herrn Professors Abhandlung selbst zurück, und wollen dieselbe vollends kürzlich durchgehen. In der Welt ist doch dasjenige das Beste, welches die wenigsten Fehler hat. Eben so muß man auch von den Gedichten urtheilen. Wenn es daher geschähe, daß ein Dichter wieder den Wohlklang sündigte, oder durch einen unglücklichen Ausdruck der Gedanken wieder die äusserliche Zusammenfügung verstiesse, indem er

auf eine lebhafte Abbildung der Sachen bedacht wäre: So würde dieser Fehler geringer seyn, als wenn er die innerliche Art der Vorstellung verabsäumet hätte. Die Schönheit entsteht aus der Vollkommenheit, in so weit man sie empfindet. Wer also die Schönheit eines Gedichts beurtheilen will, der muß die Vollkommenheit desselben erkennen. Je grösser nun die Einsicht in die Vollkommenheit ist, je mehr wird auch die Schönheit erhellen. Die Erkenntniß der Vollkommenheit und Schönheit aber hat ihre Grade, und es kan auch eine verwirrte Erkenntniß oft eine Empfindung der Vollkommenheit hervor bringen. Es können verschiedene Sachen da seyn, die in einem Gedichte die Schönheit zuweilen verdecken. So würden z. E. einige Gedichte der Alten weit schöner seyn, wenn wir alle damaligen Umstände, worauf der Poet gesehen, genauer und deutlicher wüsten. Oftmals geschieht es, daß die Theile eines Gedichts, wenn man sie ausser ihrem Zusammenhange ansiehet, heßlich scheinen. Es ist aber kein Wunder, daß man nicht die schöne Ordnung gewahr wird, wenn man eine Sache nur Stückweise betrachtet.

Man hat noch zu merken, daß es gewisse äusserliche Dinge giebt, die zwar die Vollkommenheit und Schönheit eines Gedichts an sich nicht vermehren, noch vergeringern; die aber doch bey dem Leser die Empfindung derselben entweder erregen und vergrössern, oder zum wenigsten verursachen können, daß er sich in dem Gedichte etwas schöneres einbildet, als ohne dieß wohl darinnen ist. Hierunter ist erstlich die Seltenheit einer gebundenen Rede, in Ansehung der

ordent-

ordentlichen zu rechnen, und weil nicht ein jeder Verſe machen kan. Ferner thut auch die in dem Gedichte vorgeſtellte Sache etwas dazu. Denn man ſieht die Fehler eines Gedichtes nicht ſo genau, wenn die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der Sache uns einnimmt. Der Herr Verfaſſer hält auch davor, daß ein Gedicht eine ſtärkere Kraft bekomme, wenn es hergeſagt, als wenn es nur ſchlecht hin und nicht laut abgeleſen wird. Dieſe laute Ableſung oder Herſagung aber müſſe von dem Dichter ſelbſt, oder doch von einem Poeſieverſtändigen geſchehen. Denn es würde auch dem allervortrefflichſten Gedichte nicht wenig von der äuſſerlichen Anmuth und ſeinem Nachdrucke entzogen, wenn es ein Unverſtändiger ſo kaltſinnig, als eine Zeitung, herläſe. So kan auch durch Hülfe der Muſic ein Gedicht der Einbildung ſchöner vorkommen. Denn da ſowohl der Muſicus, als der Poet, die Natur nachahmen: So macht die Verbindung beyder Werke die Vorſtellung der Sachen deſto lebhafter. Der Zuhörer hat gleichfalls mehr Aufmerkſamkeit auf das Gedichte, indem er unter den Tönen und der Sache eine ſolche Gleichheit bemerket, woraus eine ſtärkere Empfindung entſtehet.

Was von der Schönheit und Vollkommenheit der Gedichte bisher geſaget worden, das kan uns auch zeigen, worinn die Unvollkommenheit und Häßlichkeit derſelben beſtehet, wenn man das Gegentheil davon nimmt. Alles, was der Deutlichkeit der Vorſtellung entgegen iſt, oder die Aufmerkſamkeit des Leſers unterbricht, oder auf ſonſt einige Art verhindert, daß des Leſers Gemüth nicht eingenommen wird, iſt in einem Gedichte häßlich. Hieher gehört die Dunkelheit.

Ein Poet soll sich ja bestreben, die Sachen deutlicher zu machen. Wie geschieht aber solches, wenn ein Gedichte mit dunkeln Redensarten angefüllet ist, und einer weitläuftigen Auslegung und vieler Anmerkungen nöthig hat? Gleichfalls wird ein Gedichte häßlich, wenn Sachen darinnen vorkommen, welche wieder die Natur sind. Denn auf solche Art wird die Natur der Sachen nicht nachgeahmet, welches doch in einem Gedichte nöthig ist. Ferner wird ein Gedicht häßlich seyn, in welchem man mehr auf die Menge der Erläuterungen, als eine gute Wahl gesehen hat. Dahin gehören alle Arten der falschen Gedanken, die man für scharfsinnig ausgiebt, weil sie meistentheils der Natur der Sachen zuwieder sind. Hieraus erhellet zugleich, was von einem solchen Gedichte zu halten sey, das mit einer Menge Sprüche und weit hergeholten Zeugnissen gelehrter Männer voll gestopft ist, womit einige unter dem falschen Namen der Realien so sehr pralen. Solche Leute machen die zusammengestoppelte Last und Flickerey in den Versen, oder vielmehr die Mängel des Verstandes, durch die unter gestreute Sternchen, als durch so viel Fackeln, sichtbar.

Die Häßlichkeit in der Schreibart entsteht, wenn ein Dichter nicht bedacht ist, seine Sache nach dem Leben abzubilden; sondern von einer unzeitigen Neigung zum Erhabenen fortgerissen wird. Nach einiger Meynung ist es gleichfalls eine Häßlichkeit, wenn sich der Poet gar zu sehr bestrebt, den Regeln der Kunst genau nachzugehen. Die Verse müssen ganz ungezwungen seyn, und es bringt einem Gedichte eine grosse Schönheit zuwege, wenn man die Kunst zu-

weilen

weilen verhehlet. Letzlich ist auch ein solches Gedichte für häßlich anzusehen, welches unflätige Dinge abschildert, böse Affecten erregt, oder die Wollust aufbringt. Denn diese Sachen sind nicht würdig, noch anständig, daß sie in die Gemüther tiefer eingedruckt werden.

Nun, meynt der Herr Verfasser, könne deutlich gezeigt werden, wie Poeten zugleich die Leser vergnügten. Er verspricht auch, einen Versuch zu thun, und zu erklären, wie aus Lesung eines Gedichts ein Vergnügen in uns entstehen könne, wobey er die Natur dieses Vergnügens, und die Kennzeichen der wahren und falschen Ergetzung abhandeln will.*

---

* Wir wünschen übrigens, daß der Herr Verfasser fortfahren möge, den guten Geschmack seiner Landesleute, durch die Entdeckung der critischen Regeln desselben, mehr und mehr zu läutern und zu befestigen; sonderlich aber auch von dem schwülstigen Zeuge gewisser hochtrabenden Lohensteinischen Geister, die es daselbst noch giebt, mehr und mehr zu der vernünftigen Einfalt und Schönheit der Natur zurücke zu bringen. Wir zweifeln an der Erfüllung dieses Wunsches gar nicht, wenn er nur die Regeln und guten Exempel der Alten nicht unter den poetischen Unrath werfen; oder dafür halten wird, daß man dieselben nur aus einem Vorurtheile des Alterthums hoch schätze. Es ist viel leichter und bequemer, die Alten, unter dem Vorwande, als ob sie nichts taugten, zu verwerfen, als selbige zu lesen, und sich mit ihren Schönheiten recht bekannt zu machen.

V.

Christian Thomasens kleine deutsche Schriften, mit Fleiß zusammen getragen, und zum andernmale gedruckt. Halle 1707. 8. 2. Alphabet.

Daß wir allhier der gesammleten kleinen deutschen Schriften des Herrn Thomasii Erwehnung thun, geschiehet keinesweges in der Absicht, als wenn wir willens wären, davon, nach unserer Gewohnheit, einen ausführlichen Auszug, oder eine umständliche Nachricht von ihrem Inhalte, mitzutheilen. Die meisten der darinn abgehandelten Materien sind so beschaffen, daß sie zu unserm Zwecke nicht gehören; und ausser dem ist dieses Buch keinesweges so selten, oder unter den deutschen Gelehrten so gar unbekannt, daß man nöthig hätte, desselben Kenntniß allererst auszubreiten, oder aber sein Andenken in einer Schrift, wie unsere gegenwärtige Beyträge sind, auf die Nachkommen zu erhalten.

Unterdessen begreifet diese schöne Sammlung * aller-

* Man muß diese Sammlung von einer andern gleicher Art, welche unter dem Titel: Christ. Thomasens auserlesene und in Deutsch noch nie gedruckte Schriften, in Halle 1705. 8. heraus gekommen ist, und bloß deutsche Uebersetzungen, von fünfen seiner ehedem auf der juristischen Catheder vertheidigten Disputationen begreifet, unterscheiden.

allerdings etwas in ſich, daran wir nicht nur Antheil nehmen können, ſondern auch wirklich nehmen müſſen, um ihrem ſeligen Verfaſſer die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er hat bey ſeinem erſt vor wenig Jahren, nemlich 1728. erfolgten Abſterben, den Ruhm eines von den gröſſeſten Gelehrten ſeiner Zeiten und ſeines Vaterlandes, mit ſich in die Grube genommen. Und ob es ihm ſchon denſelben zu erwerben und zu erhalten, durch verſchiedene Wiederwärtigkeiten ziemlich ſauer gemacht worden: So haben dieſe doch mit ſeinem Ende auch das ihrige gefunden, und es werden nunmehro gar wenige unter unſern Landesleuten übrig ſeyn, welche, da ſie ſonſt gleich mit verſchiedenen von ihm behaupteten Lehrſätzen nicht zufrieden ſind, dem ungeachtet ungerne geſtehen ſollten, daß er ein wahrhaftig groſſer Gelehrter, und ein Mann von wichtigen Verdienſten, zumal um die Rechtsgelahrheit und Weltweisheit, geweſen ſey. Dieſe haben bereits unterſchiedene geſchickte Lobredner gefunden,** und wir ſind nicht geſonnen, denſelben

---

** Darunter gehöret vornemlich das Leichenprogramma, welches Herr Gundling im Namen der hälliſchen Academie verfertiget hat; der ſeiner Perſon zu Ehren, gleichfalls anderweit häufig herausgegebenen kleinern Lobſchriften nicht zu gedenken. Sonſt wünſchen wir, daß Herr Profeſſor Stolle das vordem verſprochene Leben dieſes ſeines ſo hochgeſchätzten Lehrers mit eheſtem an das Licht ſtellen möge; an welcher Arbeit ihn ja des Herrn Doctor Leporins, zu Quedlinburg, ſeine verhoffentlich nicht aufhalten wird.

ben ihre Gedanken allhier abzuborgen. Doch bedünket uns, daß uns von ihnen noch etwas insbesondere zu seiner Ehre zu sagen übrig gelassen worden ist, nemlich **von den Verdiensten Thomasii um die deutsche Sprache**; als welche sie wenig oder gar nicht zu berühren Gelegenheit genommen haben; die aber sonst gar wohl werth sind, daß ihrer an gegenwärtigem Orte mit wenigem eine dankbare Erinnerung geschehe.

Es ist nemlich dieses für ihn keine ganz geringe Ehre, daß man mit Wahrheit sagen kan: Die deutsche Sprache habe durch seinen Dienst zu einem neuen, ihr gar vortheilhaften Schicksale, Anlaß bekommen, indem er einen vernünftigen Gebrauch derselben, auf den hohen Schulen unsers Vaterlandes, durch seine Feder, und durch sein Exempel, zu allererst eingeführet hat. Die deutsche Poesie hatte schon ein halbes Jahrhundert zuvor mit **Martin Opitzen** etwas höher zu steigen angefangen; auch waren die Ubungen in ungebundener Rede, bereits unter unsern Landsleuten etwas gemeiner worden, als sie ehedem gewesen waren. **Christ. Weise** bemühete sich unsere Mutterspracbe auf andern Schulen etwas mehr in den Schwang zu bringen; und allein auf den Academien, oder so genannten hohen Schulen, hatte noch das so lächerliche als schädliche Vorurtheil die Oberhand behalten: Es sey nichts wahrhaftig gelehrt zu nennen, was nicht mit griechischen oder lateinischen Wörtern ausgesprochen und geschrieben würde. Herr **Thomasius** faßte demnach den Muth, dasselbige zu bestreiten, und, wo es möglich wäre, auszurotten.

Er

Er war in seiner Jugend zu gutem Glücke, beyzeiten auf das Lesen französischer Bücher geführet worden; welche damals unter uns noch bey weitem so gemein nicht waren, als sie itzund sind. Dabey wurde er gar bald gewahr, in wie große Aufnahme sowohl die nützlichen als die angenehmen Wissenschaften vor andern europäischen Ländern, alleine in Frankreich gekommen waren; nachdem sich dessen gelehrte Einwohner, unter dem Schutze, auch zuweilen unter ansehnlichen Belohnungen des Hofes, gleichsam in die Wette bemühet hatten, dieselben in fast unzählichen Schriften, und zwar mehrentheils in französischer Sprache, der Welt vor die Augen zu legen. Hiernechst machten sie auch den Kern der alten griechischen und lateinischen, wie nicht weniger verschiedener neuer ausländischer Scribenten, durch geschickte und öfters mit vieljährigem Fleiße ausgearbeitete Uebersetzungen ihren Landsleuten bekannt; als welcher Bemühungen sich selbst die größten Köpfe unter ihnen keinesweges schämeten. Herr **Thomasius** zog dabey diese Leute mit uns Deutschen in eine Vergleichung. Er befand aber sogleich, daß man *** auf eine unbillige Art, unsere Muttersprache bey weiten so hoch nicht hielte, als die Franzosen die ihrige. Denn an statt daß man sich hätte befleißigen sollen, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt

*** Wir haben von hier an, diesen ganzen Absatz hindurch, und zwar mit Fleiß, meistentheils die eigenen Worte des Verfassers beybehalten, wie man sie in den kleinen deutschen Schriften p. 21. sq. finden kan.

schickt zu schreiben, so war man entweder auf die eine Seite ausgefallen, und hatte sich bemühet, die lateinischen oder griechischen Kunstwörter mit dunklen und lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber, man kam auf die andere Ecke, und bildete sich ein, unsere Sprache sey nur zu den Handlungen im gemeinen Leben nützlich, oder, wenn es auf das höchste käme, so schickte sie sich zu nichts mehr, als Histörchen und neue Zeitungen darinn zu schreiben; keinesweges aber die philosophischen, oder der höhern Facultäten Lehren und Grundregeln in selbiger vorzustellen. Er meynte demnach: Die wahre Ursache der weit geringeren Anzahl rechtschaffener Gelehrten in Deutschland, als in Frankreich, komme von der unterlassenen fleißigen Ubung unserer Muttersprache gröstentheils her. Bey dem allen aber schien ihm am meisten das bedauerns werth, daß so gar viele noch in den seltsamen Gedanken stünden, es sey ungereimt, und einem Lehrer unanständig, wenn er anders, als in lateinischer Sprache schreiben wollte. Daher hätten wir, dachte er, auch noch einen so ungemeinen Mangel an guten deutschen Uebersetzungen fremder Scribenten älterer und neuerer Zeiten. Von französischen Autoren könnten wir noch gar wenige recht verdeutschte zählen; ob gleich sonst jedermann die deutschen Dollmetschungen Mosis Amyraldi, vom Unterscheide der Religionen, des Jean d'Elpagne, von allgemeinen Irrthümern, und des Molinaei Buch vom Seelenfrieden, für rechte Meisterstücke in ihrer Art erkennen müste. Hingegen was die lateinischen und griechischen Scribenten beträfe, fände sich nicht ein einziger deutscher Uebersetzer, den wir ohne Pralerey dem Vaugelas

gelas oder Ablancourt entgegen setzen könnten. Sollten auch gleich einige Deutsche zu dieser Arbeit eben nicht ungeschickt seyn, so wäre es doch denselben höchstens vor übel zu halten, wenn sie mit so grossem Fleiße als jene gethan, eine rechte nette Uebersetzung ausarbeiteten; da man es ihnen doch keinen Dank wissen, oder mit Mühe und Noth die Uebersetzung ungetadelt lassen würde. Die meisten deutschen Uebersetzungen der Autorum classicorum wären von Schulleuten verfertiget; welche entweder aus itzt erwehntem Mangel einer guten Belohnung, und daß sie öfters mehr um des Hungers als der Ehre willen Bücher schreiben, und die Feder ergreifen müßten, oder endlich weil sie keine reine hochdeutsche Schreibart verstünden, die sich nicht in Schulen, sondern im Umgange anderer, und durch Lesung guter Bücher erlernen liesse; uns keine taugliche und angenehme Uebersetzung liefern wollten oder könnten. So maßten sich auch öfters andere arme Stümper dergleichen Arbeit an, die ihnen dann auch nicht anders als blutschlecht gelünge, wie davon Exempel genug * im öffentlichen Drucke vor Augen lägen.

Gleichwie der Herr Thomasius von Natur eine besondere Fähigkeit besaß, die in den Wissenschaften nicht weniger, als in dem gemeinen Leben, hier und dar vorkommende Fehler und Gebrechen einzusehen und zu entdecken; also ermangelte es ihm auch nicht an Lust und Eifer, dieselben anzuzeigen, zu bestrafen und auszubessern. Er hat davon mannichfaltige Pro-

* Der Verfasser hat davon einige genug lächerliche Beyspiele p. 24. seq. gegeben.

ben gegeben, die wenigen von unsern Lesern gänzlich unbekannt sind. Dieses aber wissen wir nicht zu sagen, ob es ein jeder angemerket hat, daß sein erster Versuch der von ihm unternommenen Verbesserungen des Geschmacks unter den Gelehrten, dieser gewesen ist, daß er die Deutschen lehren wollen, von ihrer Muttersprache so viel zu halten, wie sie es verdienet; und zugleich zeigen, wie der gemeinere Gebrauch derselben der Aufnahme der Wissenschaften und Künste, unter uns wahrhaftig zuträglich und behülflich, und demnach auch höchstnöthig und löblich sey.

Er hat dieses schon in dem sieben und achtzigsten Jahre des verwichenen Jahrhunderts bewerkstelliget, da er einst eine öffentliche, gedruckte deutsche Einladungsschrift oder **Programma, von Nachahmung der Franzosen**, an das schwarze Brett zu Leipzig anschlagen ließ; welche unter denen **kleinen deutschen Schriften**, die wir hier unter Händen haben, die erste Stelle einnimmt. Er hat darinn mit einem lebhaften und muntern Vortrage gewiesen, welcher gestalt die Deutschen von denen Franzosen, deren Sprache und Sitten sie bis daher so begierig angenommen, auch öfters auf eine fast lächerliche Art in mancherley Kleinigkeiten nachgeahmet hätten, in der That verschiedenes absehen und erlernen könnten, welches sie im gemeinen Leben bey vernünftigen Leuten gefällig machte; denen aber, die sich als Lehrer, oder Lehrende, dem Studiren ergäben, gewissen Vortheil brächte. Darunter war nun dieses nicht eines der geringsten Stücke von seinen gegründeten Erinnerungen, auf welche wir allhier auch alleine unser Absehen richten; daß man sich angelegen

seyn

seyn lassen sollte, nach ihrem Exempel, die deutsche Sprache durchgehends in Hochachtung zu bringen, und vermittelst ihrer, der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg zu bahnen. Er meynte zwar, daß es damit, verschiedener Hindernisse wegen, etwas langsam und schwer hergehen dürfte; da schon eine geraume Zeit her so viele kluge Köpfe, und so viele edle Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft vergebens daran gearbeitet hätten.** Es ist wahr; es sind auch nach Thomasii Tode noch nicht alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege geräumet worden; es dürfte auch wohl so bald noch nicht in der erwünschten Vollkommenheit geschehen. Allein dennoch scheinet uns dieser berühmte Mann in gegenwärtigem Falle noch allzumistrauisch und furchtsam, wegen glücklicher Ausführung seines vernünftigen und wohl gemeynten Anschlages gewesen zu seyn. Denn wo er noch itzo leben sollte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutsche Sprache und die deutschen Schriften fast täglich mehrere Liebhaber und Leser bekommen, und wie das von ihm ehedem so tapfer bestrittene Vorurtheil, bey nahe alle Kraft in unsern Grenzen verlohren habe.

Freylich sahen viele damals sein Unternehmen nicht mit gleichgültigen Augen an; wie er es auch schon selbst zum voraus vermuthete. Sollte das wohl nicht ein Aufsehen erregen, und übel genommen werden können, an einem öffentlichen academischen Orte eine deutsche Schrift zu lesen, dergleichen man sonst weder anderwärts, noch in Leipzig, leicht, ja wohl nie-

** Siehe eben daselbst p. 27. sq.

niemals, wahrgenommen hat? Man hielt es für eine ungebührliche Neuerung und unverantwortliche Kühnheit des Verfassers, welcher nur diejenigen nachahmen würden, die gewohnt wären, eine Sache ohne Uberlegung zu thun.

Er ließ sich unterdessen dadurch keinesweges irre machen; sondern fuhr fort in der deutschen Sprache zu lehren und zu schreiben. Und da ihm nachgehends die Vorsehung die Stelle eines öffentlichen Lehrers, auf der neuaufgerichteten Universität Halle anwies, bekam er desto mehr Freyheit, auch in diesem Stücke seinen Gedanken ungehindert zu folgen. In einer Zeit von beynahe vierzig Jahren, da er dieses Amt mit vielem Ansehen und Ruhme bekleidete, bediente er sich in dem mündlichen Vortrage fast allein der deutschen Sprache, und führte durch sein Exempel verschiedene andere Lehrer, auf der hällischen sowohl, als den benachbarten sächsischen Academien, an, „daß sie, zu grossem Vortheile ihrer in dem Latein nicht allzu sehr geübten Zuhörer, ein gleiches thaten. Durch seine vielfältige, in deutscher Sprache von ihm verfertigte, *** oder aus andern, theils von ihm selbst *, theils

*** Wir halten es der Mühe werth, die Aufschriften der vornehmsten unter denselben hieher zu setzen. Es sind folgende:

1) Freymüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, oder Monatsgespräche über allerhand, fürnemlich aber neue Bücher. Halle 1690. zwey Theile.

2) Einleitung zu der Vernunftlehre. Halle 1691. 1699. 1705. 1711. 8.

3) Aus-

theils unter seiner Aufsicht **, in das Deutsche übersetzte Schriften aber machte er viele nützliche Wahrheiten in allerhand Wissenschaften, unter unsern

3) Ausübung der Vernunftlehre. Halle 1691. 1699. 1705. 1710. 8.

4) Einleitung zur Sittenlehre. Halle 1692. 1706. 1710. 1720. 8.

5) Ausübung der Sittenlehre. Halle 1696. 1704. 1708. 1720. 8.

6) Versuch vom Wesen des Geistes, oder Grundlehren, sowohl zur natürlichen Wissenschaft, als der Sittenlehre. Halle 1699. 1709. 8.

7) Ernsthafte, aber doch muntere und vernünftige Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene juristische Händel. 4 Theile. Halle 1720. 1721. 4.

8) Vernünftige und Christliche, aber nicht scheinheilige Thomasische Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel. Drey Theile. Halle 1723. 1724. 1725. 8. In den beyden letzten Schriften kommt vieles von den Lebensumständen und Schicksalen des Verfassers vor.

* Hieher gehöret: Das Leben und merkwürdige Dinge des Socratis, aus dem Französischen des Herrn Charpentier ins Deutsche übersetzt. Halle 1693. 8.

** Darunter sind:

Johannis Clerici verdeutschte Lebensbeschreibung einiger Kirchenväter und Ketzer. Halle 1724. 8.

Johann Beaumonts verdeutscher Tractat von Geistern, Erscheinungen, Hexereyen und andern Zauberhändeln, Halle 1721. 4. u. s. w.

Landsleuten bekannter; die ihm diese Bemühungen nicht anders als wirkliche Verdienste um sie, ausdeuten und davor danken müssen. ***

Uberhaupt sind diese **deutsche Thomasischen Schriften** auch wegen der Schreibart anzupreisen. Sie ist leicht, deutlich, nachdrücklich, auch meistentheils rein, und von aller geborgten Schminke und unnatürlicher Schwulst, die er schon von Natur herzlich verabscheuete, weit entfernet. Man darf, um davon überzeuget zu werden, zum Exempel nur sein **Trostschreiben an den Herrn Besser, über den Tod seiner Kühleweinin**, und die **Klag- und Trauerrede**, welche er dem Herrn Canzler von **Seckendorf** zu Ehren gehalten, * mit Aufmerksamkeit lesen, so wird man keines grossen Zwanges nöthig haben, um zu gestehen, daß derjenige seiner Muttersprache schon ziemlich mächtig sey, der die Feder also, wie **Thomasius** gethan hat, zu führen geschickt ist.

*** Sonst hat der Herr Thomasius auch in der deutschen Oratorie, und zu Abfassung deutscher Briefe, etlichemal besonders Anweisung gegeben, weil er wahrgenommen, daß die meisten Studirenden wenig oder kein Deutsch gekonnt, das ist, daß sie gar selten geschickt gewesen sind, einen deutlichen und artigen Brief zu schreiben, oder einen kleinen förmlichen Satz vorzubringen. S. diese kleine deutsche Schriften. p. 261. 378. 493.

* Beyde stehen in dieser Sammlung. Das erste n. V. p. 321-340. Die andern n. XIII. p. 547-567.

VI.

VI.

Problema Politicum: Annon consultum sit Linguam vernaculam simul cum imperio extendere seu propagare?

d. i.

Politische Aufgabe: Ob es nicht rathsam sey, die Mutterſprache zugleich mit der Herrſchaft auszubreiten und fortzupflanzen? In einer academiſchen Diſſertation vorgetragen von M. Joh. Heinr. Tiemeroth, Philoſ. Profeſſor, Paſtor zu St. Michael, bey dem Raths-Gymnaſio der Mathematik und Poeſie Profeſſorn, Käyſ. gekrönten Poeten, Erfurt, 1732.

4. Bogen.

WEnn wir dem Leſer eine kurzgefaßte Nachricht von dem Inhalte einer Schrift geben, ſo haben wir dabey die Abſicht, ihm zu der Durchleſung derſelben Luſt zu machen, und dasjenige auszuzeichnen, was darinn ſonderbares zu finden iſt. Allein wir müſſen geſtehen, daß wir bey dem vorhabenden Auszuge einen ganz andern Zweck gehabt haben. Wir wollen jeden, dem der Titel dieſer Diſſertation zu Geſichte kommen ſollte, warnen, ſie ja nicht durchzuleſen, wenn er eine auch nur ſchlechte und unzulängliche Ausführung der angezeigten Materie darinn anzutreffen vermuthet. So begierig uns der ſcheinbare Titel machete, zu wiſſen, was denn von einer ſo nützlichen und artigen Sache

sinnreiches und angenehmes gesaget sey, so heftig erstaumeten wir, da wir, ohne zu viel zu sagen, **nicht ein einziges Wort**, das dahin gehörte, finden konnten. Wir haben also nichts weiter daraus gelernet, als daß es möglich sey, daß ein, seinen Aemtern nach, ansehnlicher Scribente, in einer kurzen Schrift von drey Bogen, darinn noch dazu kaum der dritte Theil sein eigen ist, seinen Satz, davon er handeln wollen, so gar vergessen könne, als ob er niemals in der Welt gewesen wäre; an welcher Wahrheit wir sonst immer nicht wenig gezweifelt haben. Die Liebe unsers Nächsten erfordert es demnach, ihn vor dieser gelehrten Betrügerey, und dem Zeitverluste, den er dabey mit Ekel und Verdruß würde leiden müssen, zu warnen: Zugleich aber auch den Inhalt dieser seltsamen Schrift auf das kürzeste darzustellen, damit der Leser, der vielleicht in der Möglichkeit einer solchen Ausarbeitung nicht weniger Zweifel träget, als wir ehemals getragen haben, versichert werde, unsere wohlgemeynte Warnung sey nicht ohne Grund gewesen.

Der Verfasser scheinet sein Absehen vornemlich auf die deutsche Sprache gerichtet zu haben. Denn in der Vorrede saget er, die Deutschen hätten dieses vor andern Völkern zum besondern Ruhme voraus, daß viele Könige und Beherrscher fremder Länder Deutsche wären. Da diese nun immer ein grosses Gefolge von Deutschen bey sich hätten: So wäre es ihm beygefallen, zu untersuchen, ob es nicht zu Vermehrung des Ruhmes dieser grossen Herren, und der Deutschen überhaupt, **möglich wäre**, daß mit ihrer Herrschaft auch zugleich ihre Sprache auf frem-

de Völker fortgepflanzet würde. Darauf ſchlieſſet er ſeine Vorrede mit einem herzlichen Seufzer vor das Aufnehmen und den Flor der Deutſchen, den er in ſehr ſchlechten lateiniſchen Verſen abgefaſſet hat.

Da ſiehet der Leſer ſchon, wie fruchtbar unſer Verfaſſer an Sätzen ſey, indem er gleich nach dem erſten Titel einen neuen erfindet. Nach jenem wollte er von dem Nutzen, itzo aber will er ſchon von der Möglichkeit der Fortpflanzung der Sprachen handeln. Jener verſprach eine allgemeine Ausführung von allen Sprachen der Regenten: Dieſer hält ſich nur an die Deutſchen. Es wäre denn, daß conſultum eſſe, und fieri poſſe, vernacula, und Germanica lingua bey dem Herrn Prof. einerley Bedeutung hätten. Doch weil nun an den **Nutzen**, zu deſſen Beweiſe er Hoffnung gemacht hatte, ſchlechterdings nicht mehr zu gedenken iſt, ſo wollen wir nur ſehen, wie er die Möglichkeit erweiſet.

Er handelt zu dem Ende in dem 1. Cap. des I. Th. von dem Worte lingua, nemlich nicht von der Zunge, ſondern von der Sprache. Dieſe nun iſt nicht den unvernünftigen Thieren mitgetheilet, wie Philo davor hält. Denn wenn gleich die calecutiſchen Hüner anders ſchreyen, wenn ſie freſſen wollen, anders, wenn ſie einen Wurm, und anders, wenn ſie einen Stoßvogel ſehen: So iſt doch dieſes, nach des Herrn Verfaſſers Urtheile, keine Menſchenſtimme. Die Sprache gehöret alſo nur vor die Menſchen, und wenn der damals lebende Rabe auf dem Petersberge zu Erfurt, **Hanns Wurſt** ſagte, ſo war es doch nur eine Sprache in uneigentlichem Verſtande. Im 2. Cap. wird von der Sache ſelbſt, und zwar erſtlich,

von der Sprachen Ursprunge, und der Nothwendigkeit sie zu lernen, geredet. GOtt hat Adam und Even die Sprache anerschaffen. Die ersten Menschen haben also nicht erst nach und nach reden gelernet, und sich unterschiedene Sprachen gemacht, wie Diodorus Siculus schreibet. Reden können ist gewiß eine grosse Wohlthat. Das siehet man an stummen und stotternden Leuten: Und wer es noch nicht glauben will, den mag Cölius Rhodiginus in seinen lection. antiqu. B. 3. f. 108. bekehren. Ob aber die unterschiedenen Sprachen eine Gabe GOttes sind, oder nicht, das ist eine andere Frage. Sie sind zwar aus der Strafe entstanden, welche die Sünde des babylonischen Thurnbaues nach sich gezogen. Und Augustinus saget, die Ursache, warum ein Mensch einen andern nicht leiden könnte, mit dem er nicht reden könnte, wäre eben dieser Unterscheid der Sprache. Daher sind auch die Völkerzüge in andere Länder gekommen: Und die armen Ephraimiten musten den Unterscheid unter Schiboleth und Siboleth theuer genug bezahlen. Dem ungeachtet aber glaubt doch der Verfasser, daß die unterschiedenen Sprachen nicht Zorn- sondern Gnadenzeichen GOttes sind. Saul war auch ein Geschenke GOttes, wenn er gleich in seinem Zorne König ward. Und der Heyland zehlet es selbst unter die Vorzüge der Apostel, daß sie sollten fremde Sprachen reden können. Denn es ist nicht glaublich, daß sie nur Syrochaldäisch geredet haben, und doch von allen Völkern verstanden sind. Zu unsern Zeiten ist es nützlich und nöthig, viele fremde Sprachen zu wissen, welches Herr Tiemeroth aus des Maresii Briefen, und Dannhauers Catechis-

mus-

musmilch beweiſet, und dabey des Schulrectors in Landau in Ehren gedenket, als welcher der einige in der Stadt geweſen, der im vorigen Kriege mit den Franzoſen habe reden können. Viele Völker haben ſich um ihre Mutterſprache beſondere Mühe gegeben, wie Bekmann in ſeiner geographiſchen Hiſtorie der Welt anmerket. Davon kan die fruchtbringende Geſellſchaft unter den Deutſchen, die franzöſiſche Academie unter den Franzoſen, und unter den Italienern die römiſche Societät der Humoriſten, nebſt unterſchiedenen andern Academien, ein Zeugniß ablegen. Im 3. Cap. will der Verfaſſer den Nutzen und die Annehmlichkeit der Sprachen zeigen. Es iſt gewiß anmuthig, ſeine Gedanken in vielen Sprachen auszudrücken. Ja die Kenntniß fremder Sprachen machet uns anſehnlich und beliebt. Mithridates konnte die Sprachen zwey und zwanzig unterſchiedener Völker reden, die er bezwungen hatte. Carl der fünfte verſtund Spaniſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Niederländiſch, Deutſch und Lateiniſch; und von Leopoldo rühmet der Rector in Görlitz, Sam. Groſſer, er habe ſich der in Europa bekannteſten Sprachen kundig zu machen geſuchet. Ja die fremden Sprachen können auch vom Tode erretten, wie dieſes dem Kayſer Otto II. wiederfahren iſt; und Leuten von häßlichem Ausſehen die Gnade der Könige und Königinnen erwerben, wovon Menudier im Geheimniſſe, die franzöſiſche Sprache beym Lachen zu erlernen, ein Exempel anführet. Daß ein Theologus Hebräiſch und Griechiſch verſtehen müſſe, hat Bruno Amerbachius in der Vorrede zum 7. Tomo des Hieronymus erwieſen. Hieraus machet nun Herr Tiemeroth

den

den Schluß: Haben Regenten die Sprache ihrer Unterthanen gelernet, so können ja auch die Unterthanen wohl die Sprache ihrer Regenten lernen. Der Einwurf gilt nichts, daß es schwer sey. Der Fleiß überwindet alles. Hat doch Herr Tiemeroth auf seiner gelehrten Reise, die er als Student nach Berlin gethan, mit seinen eignen Ohren angehöret, daß die Franzosen daselbst auch deutsch geredet haben.

Das ist nun der ganze Beweis von der Möglichkeit, daran zwar niemand gezweifelt hat, die aber noch zum Uberflusse bündig genug daher bewiesen worden, **weil sie nöthig sey.** Nun setzet der Herr Verfasser noch den II. Theil hinzu, darinn er von der Art redet, wie die Sprachen fortzupflanzen sind. Davon führet er des Brerewoods weitläuftige Worte aus seinem Scrutinio linguarum an: Und zeiget aus den bekanntesten Stellen, daß die Römer ihre Sprache bey allen Völkern, die sie überwunden, eingeführet, und den Griechen immer lateinisch geantwortet haben. Wer wollte auch zweifeln, daß unsre deutsche Sprache nicht in Ungern fortgepflanzet werden könne, da schon viele Ungern dieselbe wirklich verstehen? Die Herrschaft Mongatz, welche der Käyser dem Churf. von Maynz geschenket, wird auch ohne Zweifel mit Deutschen angefüllet werden. Und warum sollten auch nicht die Italiener und Sicilianer deutsch lernen, damit sie mit dem Vicekönige und dem Kayser selbst sprechen können? Zwar ist unsere Sprache so schwer, daß ein gewisser Historicus geurtheilet hat, sie schicke sich wegen der vielen r am besten zum Kriege. Allein die Erfahrung bezeugt doch, daß diese Schwierigkeit zu überwinden sey.

Und

Und so hat denn unser Hr. Prof. die Aufgabe, ob es rathsam, oder, nachdem er sich bedacht, ob es möglich sey, die Sprache mit der Herrschaft auszubreiten, sehr gründlich und gelehrt, nach der gewöhnlichen homiletischen Art, aufgelöset. Wir wünschen, daß eine solche Schreibart ja an keinem Orte, wo bisher noch der gute Geschmack geherrschet hat, einreissen möge.

VII.

Verzeichniß einiger neuen Schriften, zur deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gehörig, so seit 1732. ans Licht getreten.

I.

Sammlung der Schriften der Teutschen Gesellschaft in Jena, in gebundener und ungebundener Schreibart, heraus gegeben von Gottlieb Stollen, der politischen Weisheit ordentl. Professorn, und der Gesellschaft Aufsehern. Jena verl. Joh. Fr. Ritter 1732. Man hat Ursache zu wünschen, daß diese Gesellschaft unter der Aufsicht eines so gelehrten, deutschliebenden und berühmten Mannes, beständig ihre Ubungen fortsetzen, ihren bisher gewiesenen guten Geschmack erhalten, und noch mehr dergleichen Proben ans Licht stellen möge.

II. Joh. Miltons Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht. In ungebundener Rede übersetzet. Zürich, gedruckt bey Marcus Rordorf. Von dieser Uber-

Uberſetzung iſt ſchon in unſern Beyträgen ausführlicher gehandelt worden. Indeſſen iſt zu wünſchen, daß auch der andre Theil derſelben bald zum Vorſchein kommen möge.

III. Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung zur deutſchen Poeſie überhaupt, entworfen von Daniel Heinrich Arnoldt, Prof. Phil. Extr. Königsb. 1732. zu finden bey Hallervords Erben. Der geſchickte Herr Verfaſſer hat ſich einer gründlichen und philoſophiſchen Lehrart bedienet, und dadurch gewieſen, daß die Regeln der Dichtkunſt nicht willkührlich ſind, ſondern auf feſten Gründen ſtehen. Es wäre nur zu wünſchen, daß er nicht lauter Exempel aus den Geſangbüchern, ſonderlich dem hälliſchen, zur Erläuterung ſeiner Regeln genommen hätte.

IV. Verſuch Schweizeriſcher Gedichte. Stulta eſt clementia, cum tot vbique vatibus occurras, perituraе parcere chartae: Juvenal. Bern, bey Nicolaus Emanuel Haller 1732. Der Verfaſſer dieſer Gedichte ſoll Hr. D. Haller ſeyn. Es erhellet aus dieſen Gedichten, ein ſehr aufgeweckter, tiefſinniger und philoſophiſcher Geiſt. Die Verſe ſind vor einen Schweizer überaus flüßig und rein, die Gedanken oft ganz neu und ſcharfſinnig; die hin und wieder eingefloſſenen Satiren aber ſehr voller Salz und Pfeffer. Nur iſt es zu bedauren, daß der Verleger die Wahl der Stücke gehabt, die er herausgegeben. Denn man hat Urſache zu glauben, daß der Verfaſſer die Stärke derſelben beſſer würde zu unterſcheiden gewußt haben, und da wäre z. E. das II. St. auf das Schwederiſche Jubiläum, nebſt ein paar

andern

andern gewiß weggeblieben. Das Sylbenmaaß der Sapphischen Ode ist auch nicht richtig. Indessen wünschen wir dergleichen Schweizerische Gedichte mehr zu sehen.

VI. Des Herrn Racine Trauerspiel, Iphigenia, vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt, nunmehro aber mit einer Vorrede und einem Auszuge aus der griechischen Iphigenia des Euripides, ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden, P. P. E. zu Leipzig, und der Königl. Pr. Soc. der Wissensch. Mitglied. Leipzig, bey Bernh. Chr. Breitkopf 1733. Es ist zu wünschen, daß sich auch andre geschickte Poeten an die tragische Poesie wagen mögen.

VI. Christian Junkers, weyl. des Fürstl. Gymn. zu Altenb. Directors, wohl unterwiesener Briefsteller, zum Gebrauch der Jugend auf Gymnasien und andern Schulen. Nebst einem Anhange von des berühmten Hrn. B. Neukirchs galanten Briefen, und einem kurzgefaßten Titularbuche. Achte Auflage. Leipzig bey Joh. Fr. Brauns Erben. 1734. Diese Auflage übertrifft alle vorigen an Schönheit der Schreibart und an Vollständigkeit, indem die vorhin noch fehlenden Exempel zu poetischen und oratorischen Briefen auch noch eingerücket, und die Schreibart des Verfassers noch mehr als vorhin gesaubert worden: So, daß der Gebrauch dieses Schulbuches, zu Beförderung des guten Geschmackes, nicht wenig beytragen wird.

VII. Gespräche der alten Weltweisen, welche in einer Redübung auf dem hamburgischen Johanneo,

am ersten und andern October 1733. gehalten worden, unter Anführung Joh. Sam. Müllers, Rectors. Erster Theil, Hamburg bey Conrad König. Der Hr. Rector Müller hat in diesen Gesprächen nicht nur seine Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, ein gutes Gespräche zu machen: sondern auch seine Stärke in der deutschen Sprache gewiesen, die er gewiß so rein, fliessend und angenehm schreibet, als man es fordern kan. Er ist fast der erste Schulmann, von dem man dieses rühmen kan, und es ist zu hoffen, daß mehrere seinem Exempel folgen werden. Es wäre zu wünschen, daß uns der Herr Verfasser einige Gespräche Platons, z. E. die Dacier französisch übersetzt hat, deutsch liefern möchte.

Inhalt dieses X. Stücks.

I. Nachricht von deutschen Uebersetzungen alter griechischer Scribenten. p. 195.

II. Auszüge aus Herrn Meibons Sammlung der deutschen Sachen, die Historie der deutschen Sprache betreffend. 246

III. Herrn D. Hudemanns Probe einiger Gedichte und poetischen Uebersetzungen. 268

IV. Herrn Prof. Bocks Abhandlungen von der Schönheit in den Gedichten. 316

V. Herrn Christian Thomasens kleine deutsche Schriften. 348

VI. Herrn M. Tiemeroths Politische Aufgabe: Ob es nicht rathsam sey, die Mutterspracbe zugleich mit der Herrschaft auszubreiten und fortzupflanzen. 359

VII. Verzeichniß einiger neuen Schriften. 365

✲ ✲ ✲

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Bibliotheca
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.
A897 212

Eilftes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1735.

I.

Willerami in Canticum Canticorum Paraphrasis gemina, prior Rhythmis Latinis, altera veteri lingua Francica, &c.

d. i.

Des Abts Willerams gedoppelte Auslegung des Hohen Liedes Salomonis; einmal in lateinischen Reimen, hernach in der alten fränkischen Sprache abgefasset; nebst verschiedener Gelehrten Anmerkungen abermals herausgegeben von D. Johann George Scherzen, öffentlichem Lehrer der Rechte zu Strasburg, Ulm, 1726. fol. 20. Bogen.

Billig kömmt nun unter den alten deutschen Schriftstellern, von denen wir uns ehemals anheischig gemachet haben, nach und nach eine historischcritische Nachricht in diesen Beyträgen zu ertheilen, an den ehrlichen Abt **Willeram** die Reihe. Er folget, der Zeitordnung nach, dem **Notker** am nächsten * und beschliesset den ersten Theil

* Siehe den II. Artickel des achten Stückes dieser Beyträge p. 576. 598.

des ersten Bandes von dem Schilterischen Schatze; den wir hiermit also ganz durchgegangen sind.

Wir werden auch vor dießmal bey unserer Gewohnheit bleiben, und zuerst von seiner Person, sodann auch von seiner in dem Titel erwehnten Schrift und deren Schicksalen, soviel man von beyden hat in Erfahrung bringen können, kürzlich erzählen.

Willeram, oder, wie man seinen Namen in einigen Handschriften findet, **Williram**, **Wilram**, oder **Walram**, war von Geburt ein Franke, und lebte in dem eilften christlichen Jahrhunderte, unter der Regierung der deutschen Kayser, Heinrichs des dritten und des vierten. Er studirte die Philosophie und die angenehmen Wissenschaften auf der hohen Schule zu Paris; und erhielte, nachdem er in sein Vaterland zurück gekommen war, ein Canonicat zu Bamberg. Er brachte daselbst seine Zeit in stiller Ruhe und gutem Vergnügen mit Studiren zu; ward aber endlich der weltlichen Händel und Betrachtungen müde, erwählte den Mönchsstand, und begab sich zu Fulda in das Kloster. So sehr er in diesem Zustande verborgen seyn wollte, so wenig konnte er es verbleiben. Denn der Ruff von seinen besondern Verdiensten, seiner Geschicklichkeit und Andacht kam bis vor die Ohren Kayser Heinrichs des dritten, welcher, um dieselbigen einigermassen zu belohnen, unserm **Willeram** die Abtey in dem Kloster Ebersperg in Bayern verliehe. Er übernahm diese geistliche Würde im Jahr 1048. und stund derselben über 37 Jahre lang vor, nachdem er nemlich im Jahr 1085. daselbst diese Zeitlichkeit mit dem Ruhme eines from-

frommen Mannes und guten Haushalters, verließ. *

* Diese ganze Nachricht, so kurz dieselbige auch immer ist, hat man fast allein dem Fleiße Johann Trittheims zu danken, der sie in dem Catalogo Virorum illustr. Germaniæ zuerst ertheilet, und hernach in seinem andern Werke de Scriptoribus Ecclesiasticis beynahe mit eben denselben Worten wiederholet hat. Nur hat er dabey den einzigen Fehler begangen, daß er vorgegeben, Willeram sey Abt zu St. Peter in Mörsburg geworden; worzu ihn vielleicht die Aehnlichkeit der Aussprache in diesen beyden Wörtern zuerst verführet, und hernach veranlasset hat, daß ihm viele andere Gelehrte neuerer Zeiten diesen offenbaren Fehler getrost nachgeschrieben. Dieses ist auch nachdem noch vielfältigemal geschehen, da Marquard Freher diesen Irrthum schon vor hundert Jahren aufgedeckt, und gründlich wiederlegt hatte. Es war aber dieses Kloster Ebersberg mitten in Bayern gelegen, und kurz vorher unter Kayser Heinrich dem dritten von einem gewissen Grafen, Adalberon, gestiftet, und hernach von dessen Sohne und Nachfolger im Reiche, Heinrich dem vierten, reichlich begabet worden; wozu die Fürbitte Willerams viel beygetragen haben mag. Sonst war es anfangs dem Benedictiner-Orden ergeben; wurde aber nachgehends von Wilhelmen, Herzogen in Bayern, trefflich beschenket, und mit Einwilligung Pabsts Clemens des achten, im Jahre 1505. mit dem Jesuiter-Collegio zu München vereiniget. Man sehe *Wiguleii Hundii* Metropolin Salisburgensem, Tom. II. p. 195. Uebrigens wird hieraus die ganze Nachricht, die wir von Willeramen nach des Hrn. Schöttgens Begriff ehedem in diesen Beyträgen, im II. Stücke p. 197 vorgestellet haben, von einem jedweden leicht verbessert werden können.

Man findet nicht, daß **Willeram** auſſer der gedoppelten **Auslegung des Hohen Liedes Salomonis**, und einigen geiſtlichen Reden und Handſchreiben an etliche ſeiner Kloſterbrüder, welche aber nicht mehr vorhanden ſind, ſonſt noch etwas aufgezeichnet hinterlaſſen habe. Von jenem Werke aber ſind noch verſchiedene **Handſchriften** hier und dar vorhanden. Die erſte und älteſte iſt, allem Anſehen nach, die, welche in gedachten Kloſter Ebersberg aufbehalten worden, und die ehedem **Marcus Velſer** in Händen gehabt hat. Sie ſoll ſehr leſerlich auf Pergament geſchrieben ſeyn, und dieſen Titel führen:

Expoſitio Wilrami, *Abbatis Eber[illegible]genſis, ſuper Canticum Canticorum; item Expoſitiones* S. Ieronymi, Heimonis, Origenis, *ſuper eodem.*

Am Ende lieſet man dieſes:

Wilrammo *requiem dona Deus alme perennem,*
Errantis dextræ mendacia qui tulit ex me.

Woraus ſich mit völliger Wahrheit ſchlieſſen läßt, dieſer Codex ſey noch bey Lebzeiten **Willerams** abgeſchrieben, und von ihm ſelbſt überſehen worden, mithin von einem gar ehrwürdigen Alter und beſonderm Werthe.

Der andere mag der **Heidelbergiſche** ſeyn, den ehedeſſen der berühmte Theologus, **George Caſſander**, dem Churfürſten, Otto Heinrich, von der Pfalz, verehret hat. Er iſt gleichfalls von einem feinen Alter, auf Pergament und gar richtig und deutlich geſchrieben. **Marquard Freher** hat ſich

seiner bey der gedruckten und von ihm besorgten Ausgabe **Willerams** bedienet, von der wir unten mehr sagen wollen. *

Der dritte wird in dem **kayserlichen** Büchersaale zu **Wien** verwahret. **Lambecius**, ** der seiner in der Beschreibung desselben gedenket, hält ihn aus den Zügen der Buchstaben vor gleich alt mit seinem Verfasser, welches wir an seinen Ort gestellet seyn lassen.

Die vierte Handschrift endlich wird unter den Schätzen des Alterthums in der **Rhedingerischen** Bibliothek zu Breßlau aufbehalten, und mag, wie einige glauben, dem erwehnten Wienerischen wenig, oder nichts, nachgeben. *** Wo der, den **G. J. Voßius** ehemals besessen, hingekommen sey, ist uns nicht bekannt.

Nunmehr ist es Zeit, daß wir unsern Lesern auch einen hinlänglichen Begriff von der eigentlichen Gestalt des Werkes selbst machen. Die Absicht,

* In derselben hat Freher die Beschaffenheit beyder Handschriften umständlich erzählet.

** *Lambecius* de Bibliotheca Vindobonensi Tom. II. p. 764-773. Daß man sich sonsten in diesem Stücke eben nicht allemal auf das Urtheil dieses Mannes schlechterdings gründen könne, ist schon oben einmal im zweyten Bande, pag. 587.* erinnert worden.

*** Man sehe Frickens Præfat. generalem ad *Schilterum* fol. XIII. ingleichen Hrn. Scherzens besondere Vorrede zum Willeram; und *Vossium* de Viciis Sermonis, Lib. III. Cap. 5.

die der Verfasser dabey gehabt hat, ist allerdings alles Lobes werth. Er meldet in der Vorrede* der Zustand seiner Zeiten wäre herzlich zu beklagen, da man nicht mehr, wie vordem, seine Lust an Erklärung der Bibel in den Klöstern hätte. Wenn ja noch einige unter einer scharfen Zucht die Grammatik und Dialectik begriffen, und einige alte heidnische Bücher lesen könnten: So meynten sie, ihrer Pflicht schon ein Genüge geleistet zu haben. Andere verstünden sich zwar etwan noch ein wenig auf die Auslegung der H. Schrift; alleine, sie wären viel zu bequem, ihre darinn erlangte Wissenschaft anderen wiederum in Schriften mitzutheilen. Der einige **Lantfrancus** ** sey ihm in diesem ganzen Jahrhunderte bekannt; der zwar auch vordem in der Dialectik einen grossen Ruhm erlanget hätte, nachdem er aber nun den geistlichen Stand ergriffen, mit Auslegung der Briefe Pauli und des Psalters

---

* Welche nicht Freher, nach der bisherigen allgemeinen Meynung, sondern Menrad Molther, ganze hundert Jahre zuvor, zum erstenmale an das Licht gestellet hat, wie weiter unten dargethan werden soll. Sonst ist noch beyläufig anzumerken, daß sich Willeram in der Aufschrift dieser Vorrede *Babinbergensis Scholasticus*, *Fuldensis Monachus*, nenne; woraus erhellet, daß er dieses Buch noch eher geschrieben habe, als er Abt geworden.

** Dieser *Lantfrancus*, oder *Lanfrancus*, war anfangs ein Benedictiner-Mönch zu Beck in der Normandie, darauf Abt zu Caen, und endlich erhub ihn König Wilhelm der Eroberer zum Erzbisthum Canterbury in Engelland, woselbst er im Jahr 1089. starb.

ters nicht wenigern Nutzen schaffte; also, daß viele Schüler von allen Orten her, insbesondere aber aus Frankenlande, häufig herzu kämen, ihn persönlich anzuhören. Durch dieses Beyspiel, fährt **Willeram** fort, habe er auch sich ermuntern lassen, eine gleichmäßige Arbeit, seinen fränkischen Landsleuten zum besten, nach allen Kräften auszuführen, und ins besondere **das Hohe Lied Salomonis** vor andern erwählet; dessen blosse Benennung bereits etwas grosses und wichtiges anzeigete. Dieses heilige Buch habe er nun sowohl in (lateinischen) Versen, als in **deutscher Sprache**, nicht sowohl schlechterdings zu verdollmetschen, als vielmehr durch eine deutliche **Umschreibung** (Paraphrasin) verständlich zu machen, sich beflissen; also zwar, daß der lateinische Haupttext, (nemlich aus der Vulgata,) in die Mitten zu stehen käme, zu beyden Seiten aber von gedachter seiner gedoppelten Erläuterung umgeben, und begleitet würde.* In beyden sey er mehr dem Verstande, als den platten Worten, nachgegangen; und beyde habe er nicht aus seinem eigenen Kopfe ersonnen, sondern von den verschiedenen Auslegungen der Kirchenväter entlehnet.

Ueberhaupt hat **Willeram** dieses **Hohe Lied**, nach der allgemeinen Meynung der alten Kirche,

* Es ist werth, seine eigene Worte herzusetzen: Cantica Canticorum, schreibt er, *quæ sui magnitudinem ipso nomine testantur, statui, si Deus annuevit, & versibus & Teutonica* (Moltber liest statt *Teutonica*, prosa:) *planiora reddere, vt corpus in medio positum his vtrimque cingatur, & ita facilius intellectui occurrat quod inuestigatur &c.*

für eine mystische und prophetische Vorstellung des Zustandes der Kirche Neuen Testamentes angesehen, und, wie er selbst sagt, für ein Gespräch gehalten; auch daher, um mehrerer Deutlichkeit willen, jedesmal zum Unterschiede *Vox Sponsi* oder *Vox Sponsæ* beygesetzet, wo es nemlich der Verstand erheischet hatte, daß die Worte dem HErrn CHristo, als dem Bräutigam, oder der Kirche, als der Braut, in den Mund geleget werden müssen.*

Was die lateinische Paraphrasin anbetrifft, so ist dieselbige, gedachter massen, in Versen abgefasset. Diese Verse sind nun ziemlich fliessend und verständlich, allein nach der zu den damaligen Zeiten fast allein beliebten Art, der sogenannten *Versuum Leoninorum***, eingerichtet, da nemlich mehrentheils eine oder zwo Sylben bey dem Abschnitte (oder der Cäsur) mit einer oder auch zweyen der beyden Endsylben, dem Klange nach übereinkommen, das ist, sich reimen. Dessen ungeachtet ist sie keinesweges zu verachten; noch mehr aber, die andere, nemlich die deutsche Erläuterung, von einem jeden Liebhaber

---

* Diese Aufschriften: *Vox Sponsi*, oder *Sponsæ*, kommen allein in der allerersten Ausgabe Willerams durch Molthern vor. Die Schilterische und die übrigen vorhergehenden Ausgaben, wie auch einige Handschriften, daraus sie genommen sind, lesen an deren statt bald *vox Synagogæ*, *vox Ecclesiæ*, *vox Christi ad Ecclesiam*, *vox Ecclesiæ de Christo*, u. s. f. Wo dieser Unterscheid herrühre, soll weiter unten gezeiget werden.

** Siehe den andern Band dieser Beyträge pag. 137. seq.

haber unſerer Mutterſprache billig hochzuſchätzen. Denn ſie iſt, wie der Augenſchein lehret, in der **fränkiſchen**, oder **alamanniſchen Mundart** geſchrieben; welche zwar unter allen deutſchen Mundarten älterer Zeiten die neueſte, jedoch aber auch zugleich die wahre Mutter unſerer heutigen hochdeutſchen Sprache iſt;* und daher gar wohl verdienet, daß man die von ihr übrig gebliebenen wenigen Reſte in mehr als gemeinem Werthe halte. Uebrigens hat es dem **Willeram** auch gefallen, mitten unter ſeine deutſche Worte auch hin und wieder lateiniſche mit unterzumiſchen; dergleichen andere Schrift-Ausleger der mittlern Zeiten ebenfalls gethan haben; eben ſo, wie auch zu unſern Zeiten in dem ſogenannten **Jüdiſch-deutſchen** eine ähnliche Vermiſchung annoch üblich iſt. Doch, damit ein jeder Leſer eine deſto vollſtändigere Vorſtellung von dieſem allen bekommen möge, wollen wir eine kurze Stelle daraus zur Probe nach der Länge hieher ſetzen: Es ſoll der 8 und 9 Vers des VII. Capitels ſeyn.

Der Text aus der *Vulgata:*

8. *Odor oris tui ſicut malorum!* 9. *Guttur tuum ſicut vinum optimum!*

Willerams lateiniſche *Paraphraſis:*

8. *Oris odor talis tibimet, fragrantia qualis*
Dulcibus ex malis emanat conglomeratis,
Guttur habes lepidum redolens vt præluc vinum.
Malorum nouitas ſuaues exhalat vt auras,

Sic

* Man ſehe des Hrn. Wachters Vorrede zu ſeinem Gloſſario Germanico §. XLIX.

Sic & odoriferi bona diffamatio verbi
Allicit abſentes gratanti adſpergine mentes.

9. *Vocis at ipſe ſonus doctorum gutture promtus*
Fragrat, vt antiqui ſapor & fragrantia vini.

Ebendesſelben fränkiſche Erklärung:

VIII. Der ſtank dines mundes iſt ſamo der ſuozon ephelo! din chela ſmekchet ſamo der tiuriſto uvin. Diu mareda diner *prædicationis*, *quæ per os figuratur*, diu iſt alſo ſuoze ſamo epfelo ſtank! uvante ſie die *abſentes* mit iro *ſuauitate* ze ſich lokchet.

IX. Abo *ipſa vox prædicantium*, *quæ per guttur intelligitur*, diu iſt glich demo bezzelten uvine! uvante ſie die chraft unde den ſmak *ſuperna dulcedinis* an iro ſelbero habet. Der ſuoze ſtank an demo niuuen obeze unte an demo alten uvine! der bezeichenet daz beide *initium & finis evangelicae praedicationis* uolleuviſet *ad ſuauitatem æternæ beatitudinis.*

Es iſt dieſe **fränkiſche Dollmetſchung** ſo leicht und ſo verſtändlich, daß wir was überflüßiges begehen würden, wenn wir ſie itzt noch überſetzen wollten. Sonſt merket man insgemein an dem ganzen Werke, daß deſſen Verfaſſer ein für ſeine Zeiten ziemlich reiner und auch gründlicher Gottesgelehrter, hiernächſt aber auch der lateiniſchen Sprache keinesweges unerfahren, geweſen ſey.

Der Nutzen, der aus deſſen Leſung und Gebrauch geſchöpfet werden kan, fieng erſt in den neuern Zeiten an gemeiner zu werden, nachdem verſchiedene

Gelehr-

Gelehrten die Mühe übernommen hatten, daſſelbige zum Drucke zu befördern; obwohl nicht eines jeden Herausgebers Fleiß und Abſicht des andern ſeiner allemal gleich war. Der allererſte von denſelben iſt **Menrad Moltherr**, von Geburt ein Augſpurger, geweſen, der bald nach dem Anfange des ſechzehenden Jahrhunderts die freyen Künſte zu Heidelberg lehrete. Dieſer gab den **Willeram** unter folgender Aufſchrift an das Licht:

WILRAMMI, Abbatis olim Eberespergenſis, in Cantica Salomonis myſtica explanatio, per *Menradum Moltherum* in lucem reſtituta. Adjecta eſt ex Spanhemenſi (*Tritthemio*) autoris vita, qui ſub Henrico tertio anno M. 70. floruit. Am Ende ſtehet: Excuſum Haganoæ per Guilielmum Seltz, 7. Septembris 1528. und das ganze Buch macht zwölf Bogen in octav aus, iſt auch noch mit ziemlich feiner Schrift, obwohl mit häufigen Verkürzungen (Abbreviaturen) gedruckt, und von Druckfehlern nicht gänzlich frey. Indeſſen iſt die erſte Ausgabe des **Moltherrs** nach der Zeit ſo ſelten geworden, daß ſie, weder den nachfolgenden Herausgebern **Willerams**, noch auch denen anderen erfahrenſten Gelehrten, bekannt geweſen iſt, welche ſich bemühet haben, eine hinlängliche Nachricht von dieſem Abte in öffentlichen Schriften zu ertheilen.* Weswegen unſer werthes Mitglied, Herr Jo-

* Alſo ſchweigen von des Moltherrs Bemühung gänzlich, Hr. Morhof in dem Unterrichte von der deutſchen Sprache ꝛc. Cap. VII. p. 291 ſeq. Hr. **Eckard** in der Hiſtoria Stud. Etymolog. Lingu. Ger-

Johann George Lotter, gar wohl gethan, daß er erst neulich eine besondere Anmerkung von derselben aufgesetzet und bekannt gemachet hat. * Es wird dienlich seyn, zu Ergänzung der gegenwärtigen Erzählung, das vornehmste daraus kürzlich hier zu wiederholen.

Herr Molther hat dieses Buch seinem Landsmanne, Conrad Peutingern, ** einem grossen Kenner und Liebhaber alter Schriften und ihrer Verehrer in einem lesenswürdigen Schreiben, *** zugeeignet. Er ertheilet darinn, sowohl der Person, als dieser Schrift Willerams, das ihnen gebührende Lob; und entschuldiget zugleich die von ihm gebrauchten leoninischen Verse gar vernünftig mit dem Gebrauche der damaligen Zeiten. Er hat

German. Cap. XIV. p. 125. und Herr Frick in der allgemeinen Vorrede zum Schilterischen Schatze fol. XIII.

* Sie stehet in den *Novis Actis Eruditorum* 1733. Mens. Januario p. 28-41. unter der Aufschrift: *J. G. Lotteri* de prima, eademque rarissima, editione *Willerami* Observatio.

** Diesen Lobspruch können die häufigen Zeugnisse genug rechtfertigen, welche davon eben dieser Verfasser in seiner zu Leipzig 1729. 4. herausgegebenen *Historia vitæ & meritorum* Conr. Peutingeri in verschiedenen Stellen hin und wieder beygebracht hat.

*** Man hat also diese Inschrift Molthers an Peutingern zur Ungebühr vor noch nicht gedruckt in dem *Catalogo MStorum Bibliothecæ* Ussenbachianæ, Tom. III. fol. 471. ausgegeben, wie in den *Actis Eruditorum* l. c. p. 32. klärlich dargethan worden ist.

hat aber, die Wahrheit zu bekennen, einer gleichmäßigen Entschuldigung für sich ebenfalls nöthig, um sein Verfahren bey dieser Ausgabe zu beschönigen. Denn es ist zwar ganz gut, daß er die lateinische Ausgabe **Willerams** hat drucken lassen, und zwar also, wie er sie in der vor sich gehabten Handschrift, von deren Beschaffenheit er aber mit keinem Worte etwas gedenket, gefunden hat.* Alleine, er hätte es mit der **fränkischen** nur immer eben so machen mögen; an statt, daß er uns bloß dieselbe nach seiner eigenen lateinischen Umkleidung dargestellet hat. Damit würde er zu unseren Zeiten mehr Ehre eingeleget, und grössern Dank verdienet haben; ob man wohl die von ihm angeführten Ursachen dieser Unterlassung, nach den Umständen seiner Zeiten, endlich auch gelten lassen muß: Daß nemlich der **fränkische** Text, wenn er ihn hätte beyfügen wollen, wenigen Lesern würde nützlich oder angenehm gewesen seyn; daß die **Mundart Willerams** für die meisten allzu unbekannt und unverständlich wäre; daß darinn viele alte Wörter vorkämen, die man kaum lesen, oder verstehen könnte; u. s. w.

Molther hatte also die Ehre der ersten Ausgabe des **fränkischen Textes** freywillig einem andern überlassen. Dieser fand sich erst gegen das Ende desselbigen Jahrhunderts, an dem berühmten Leidenschen Professor, **Paullo Merula**. Denn durch dessen Vorsorge kam

WILLE-

* Die vornehmsten Lesarten dieser Ausgabe, welche von den neuern abgehen, sind in der angeführten Anmerkung p. 38 - 42. ausgezeichnet.

WILLERAMI, Abbatis Merſeburgenſis, Paraphraſis gemina in Canticum Canticorum; quarum prior *rhythmis Latinis*, altera *veteri lingua Francica* concepta eſt; Lugduni Bat. ex officina Plantiniana apud Chriſtophorum Raphelengium, Academiae Typographum, MDIIC. 8. zum Vorſcheine. Er hat eines ungenannten Anmerkungen über den fränkiſchen Text; imgleichen eine holländiſche Vollmerſchung deſſelben mit beydrucken laſſen, welche Janus Houten, ein Secretarius zu Leiden,* oder, wie andere ſagen, ** Pancratius Caſtricomius, ein Syndicus zu Gröningen, verfertiget hat. Sonſt iſt dieſe Auflage heute zu Tage etwas ſelten; es wollen ſie aber die Kenner keinesweges allzuſehr loben. Denn der Text ſelbſt iſt aus keiner vollſtändigen und genug verbeſſerten Handſchrift hergenommen; die holländiſche Ueberſetzung aber gar ſchlecht und elend gerathen: Wie ſolches unter andern der fürtreffliche Sprachkündiger, Franciſcus Junius, in ſeinem Specimine Obſeruationum in *Willerami*, Abbatis *Fran-*

* Wie Hr. Eccard will, in Hiſtor. Stuaii Etymol. Lingu. Germanicæ Cap. XIV. p. 125. der in einem eigenen Capitel von dieſer Ausgabe Willerams gehandelt, auch am Ende einige verſchiedene Lesarten mitgetheilet hat, die er einem Exemplare dieſes Buches, ſo die Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahret, vermuthlich von *Petro Scriverio*, beygezeichnet gefunden.

** Dieſes hat der berühmte Herr Dietrich von Stade in der Vorrede zu ſeiner Erklärung der altdeutſchen bibliſchen Wörter p. 46. ſeq. erwieſen.

Francicani. Paraphraſin Cantici Canticorum, gedruckt zu Amſterdam 1655. 8. dargethan hat.*

Mehr Ehre hat der um ſein Vaterland ſo rühmlich verdiente Deutſche, **Marquard Freher**, eingelegt, der den bloſſen **fränkiſchen Text** aus einer echten Handſchrift der Churpfälziſchen Bibliothek unter dieſem Titel, vor nunmehro hundert Jahren, an das Licht geſtellet hat:

Uralte Verdolmetſchung des Hohenliedes Salomonis, aus Abt Walrams zu Ebersperg in Beyern berühmter deutſchen Auslegung, die er vor 550. Jahren darüber ausgeſtellet, abgedruckt; Worms 1631. 8. Wir haben dieſe **Freheriſche Ausgabe** zur Zeit noch nicht mit eigenen Augen geſehen; finden aber aufgezeichnet, daß ſie mit verſchiedenen Lesarten und einigen nützlichen Anmerkungen verſehen ſey.

Als der ſeelige **Schilter** mit der Sammlung zu ſeinem **Schatze deutſcher Alterthümer und Sprache** umgieng; mußte er nothwendig auch an den **Willeram** gedenken, der mit der Zeit nicht den allerletzten oder geringſten Theil deſſelben ausmachen ſollte. Er ſchrieb demnach den Text aus der **Freheriſchen Ausgabe** mit eigener Hand ab, den er zum Grunde legen wollte, und ſetzte eine kurze Nachricht von dem **Willeram**, und einige wenige zerſtreuete Anmerkungen über denſelben auf. Dieſes war alles mit einander, was man hieher gehöriges unter den Papieren des ſeeligen Mannes nach ſeinem Tode antraf. Herr Doctor **Scherz**, der

* Siehe den erſten Band dieſer Beyträge, Bl. 431.

überhaupt einen so rühmlichen Eifer gefasset hatte, alle Schilterischen Absichten nach bester Möglichkeit auszuführen und zu erfüllen, entzog auch dem Willeram insbesondere seinen Fleiß keinesweges. Und da ihm nicht unbekannt war, daß, wie bereits oben gedacht worden ist, sowohl zu Wien in der kayserlichen, als zu Breslau in der rhedingerischen Bibliothek eine ehrwürdige Handschrift von dem Willeram aufbehalten würde, gab er sich alle nur ersinnliche Mühe, von beyden eine genaue Abschrift zu bekommen. Allein, es gelung ihm vor dießmal nur an dem letzten Orte.* Denn der unlängst verstorbene dasige gelehrte Rector und Professor, Herr Gottlob Kranz, theilte Herrn Scherzen, auf sein Verlangen, eine überaus nettgeschriebene Copey des ganzen fränkischen Textes, und die verschiedenen Lesarten der lateinischen Auslegung mit. Man merkte bald, daß diese Quelle viel reiner und richtiger sey, als die, daraus Merula, sowohl als Freher, ehedem geschöpfet hatten; und daher wurde auch dieser neueste Abdruck nach derselben mit gutem Bedachte veranstaltet. Zu mehrerer Auszierung und Vollständigkeit aber sind an den

* Indessen hat Hr. Frick in der allgemeinen Vorrede fol. XIII. erinnert, es gehe dieser neuen Ausgabe dadurch gar nichts ab, daß man den kayserlichen Codicem dabey nicht habe brauchen können. Denn die von *Lambecio* de Bibl. Vindob. Lib. II. p. 65. seq. aus demselben angeführte Probe habe ihn, nachdem er sie mit der Breslauischen Handschrift zusammen gehalten, gelehret, daß diese letztere der ersten am Werth und Alter keinesweges nachgehe.

den gehörigen Oeten die unterſchiedenen Lesarten beyder Texte aus den vorigen Ausgaben ausgezeichnet, und auch diejenigen mitgenommen worden, die Herr **Eccard** ehedem * gemein gemachet hat. Von den **Anmerkungen** des **Caſtricomii** und **Franciſci Junii** hat man gleichfalls die nützlichſten und auserleſenſten beygefüget; welche Herr **Scherz** mit einigen wenigen **Schilteriſchen** und ſeinen eignen vermehret hat. Mit einem Worte: Man hat auf allen Seiten nichts geſparet, dieſe Ausgabe recht vollſtändig, brauchbar und angenehm zu machen.

* *Eccard* Lib. citat. p. 128-139.

II.

Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſter-Singer holdſeligen Kunſt Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrſätzen, Altorf, 1697. 4.

Die alten Meiſterſänger nehmen in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt eine wichtige Stelle ein, und die Hiſtorie der Gelehrſamkeit unſers Vaterlandes würde einen groſſen Zuwachs bekommen, wenn ſich jemand die Mühe nicht dauren lieſſe, und uns eine vollſtändige Abhandlung von dem Anfange, Fortgange und andern Zufällen dieſer Männer liefern wollte. Sie ſind die einzigen geweſen, welche in den mittlern Zeiten die Dichtkunſt

getrieben, und von den Barden her solche erhalten haben. Ihre Gesellschaft ist durch den Eintritt vieler vornehmen, geschickten und gelehrten Männer berühmt geworden, * wie denn selbst D. Luther ein Mitglied derselben gewesen ist, ** und ihre öffentliche

* Man sehe davon, was Megalissus im undeutschen Catholicken sagt. Sieb. Beytr. 2 Band, Bl. 441. wie auch was Hanmann in dem Auszuge aus Spangenbergs Buche von den Meistersängern anführt. Opitz. Poet. Bl. 105. Goldast führet in seinen *Animaduers. ad Winsbeckii Paraenetica f. 387.* ein langes Register vornehmer Dichter an, die ebenfalls hieher gehören. Harsdörfer in dem Anhange des 1sten Theils der Gesprächspiele Bl. 45. erzählet die Namen der Sänger, welche zu Friedrichs Barbarossä Zeiten Lieder, die von Fürsten und Herren gemacht worden sind, gesunzen und abgelesen. „Es haben, spricht er, damals auch hohe „Standespersonen ihre Gedichte zwar selbst zu Papiere gebracht, im Beywesen des Frauenzimmers „aber andere singen, oder auch lesen lassen, die Urtheil von allem Ansehen ihrer Würde zu befreyen. „Solche Singer und zugleich auch Dichter sind „gewesen, Wilde, Bieterolf, Boppo, Sasser, „Ebinheim, Folcuin ein Abt, Gast Herdegger, „Gamart, Ticlinger, Kero, Marner, Nithart, „Notker, Ottfried, Rabken, Sigeher, Schervo„gel, Stricker, Tanhüser, Walefried, Werner, „Willeram, der tugendsame Schreiber und vie„le andere unbenahmte.“ Daß dieses Meistersänger gewesen sind, kan man noch aus den Tönen und Melodien schliessen, welche einige von ihnen erfunden haben, und noch itzo bey den heutigen Meistersängern im Gebrauche sind.

** Solches hat M. Wolfhart Spangenberg in seiner

che Singeſchulen haben ſie ſehr bekannt gemacht. Es iſt zwar auch ihr Gedächtniß ſchon von unterſchiedenen, als **Althammern**, dem **Aventinus** †, **Goropius Becanus**, **Harsdörfern** * und andern erneuret worden. Allein, ſie haben ihrer nur beyläufig gedacht, und in ſo weit es ihnen zu ihren Abſichten gedienet hat, da ſie theils als Geſchichtſchreiber, theils als Dichter, theils auch als Sprachlehrer, etwas von ihnen angeführet. Der berühmte **Goldaſt** ** hat ausdrücklicher von ihnen gehandelt, doch nicht ſo ausführlich, als man wohl wünſchte. Was Herr **Tenzel**, *** **Morhof** **** und **Chriſtian Gryphius** ***** von ihnen gemeldet, iſt werth, daß man es leſe, jedoch wird man dadurch nicht hinlänglich zufrieden geſtellet, ſondern vielmehr aufgebracht, mehrere Nachricht einzuziehen. Herr Prof.

ner Abhandlung von dem Meiſtergeſange gezeigt, wovon unten mehr vorkommen wird.

† Aventinus in ſeiner deutſchen Hiſtorien 1. Buche Bl. 21. b.

* Harsdörfer im 4. Theile ſeiner Geſprächſpiele hin und wieder, und in der 9. Diſq. Philol. Germ. ſonderlich beſchreibt er im 151. Spiele des 4. Th. §. 8. ihr Weſen etwas ausführlich.

** Goldaſt. in Paræneſi Regis Scotiæ & alibi.

*** In den monatlichen Unterredungen, der November des 1691. Jahres, Bl. 913. u. folg.

**** In dem Unterrichte von der deutſchen Sprache und Poeſie Bl. 276, und weiter unten 306.

***** In dem unterſchiedenen Alter der deutſchen Sprache in der 7. und 8. Scene, doch nur gleichſam im Vorbeygehen.

Heisen hat uns eine Abhandlung von den alten Barden versprochen, darinnen dieser wohlverdienten Männer gleichfalls Meldung geschehen soll * Es ist wohl eine gute Abhandlung von ihnen vorhanden, die ein Mann verfertiget, der die meiste Geschicklichkeit und Gelegenheit gehabt hat, den Gelehrten hierinnen eine Gnüge zu leisten, nemlich **M. Cyriacs Spangenbergs Buch von der edlen und hochberühmten Kunst der Musica und deren Ankunft, Lob, Nutz und Würckung, wie auch von Aufkommen der Meistersänger, zu Ehren der löblichen und ehrsamen Gesellschaft der Meister-Singer in der freyen Reichsstadt Straßburg im Jahr 1598. verfertiget.** Denn sein Aufenthalt zu Straßburg, wohin er nach unterschiedenen Wiederwärtigkeiten, die er wegen seiner bekannten theologischen Streitigkeiten erdulden müssen, von dem Grafen Ernst von Mansfeld beruffen, und daselbst bis an sein Ende erhalten worden, hat ihm viele Nachrichten und Vortheile verschaffet, warum sich ein anderer vergebens bemühen würde; zumal, da die Meistersänger selbst mit ihren Nachrichten und Schriften so geheim sind, daß sie einem Fremden solche nicht leicht zeigen werden. Weil er aber selbst, eben wie sein Vater, **Johann Spangenberg**, ein Mitglied dieses Ordens gewesen ist: So haben ihm auch alle ihre Bücher und

* Nemlich in dem 5. Cap. des 1. Theils, da er von dem Untergange der Barden reden wird. Sieh. Beytr. 2 Band Bl. 647.

und Register zum Gebrauche frey gestanden *. Allein, es ist sehr zu bedauren, daß dieser Spangenberg das Werk nicht zum Drucke befördert hat. Itzo liegt es im Manuscripte zu Straßburg, als ein todter Schatz, und ist auf Pergament geschrieben, und mit güldenen Puckeln beschlagen **, welches die Hochachtung genug anzeiget, so die Meistersänger für dieses Werk getragen haben. In dem Büchervorrathe des D. Dorschäus ist eine Abschrift davon gewesen, welche Enoch Hanman erhalten, und daraus einen Auszug gemacht, den er seinen Anmerkungen über Opitzens Buch von der deutschen Poeterey im Jahre 1658. vom Bl. 94. bis 120. einverleibet hat ***. Dieser Auszug verräth sattsam,

* Herr Tenzel urtheilt zwar im angeführten Orte Bl. 918. von ihm, daß dessen Autorität in denen das Alterthum betreffenden Sachen nicht viel gelte. Allein, wir halten doch davor, daß man ihm hierinnen wohl glauben dürfe, weil doch seine Erzählungen auch mit andern Geschichtschreibern noch so ziemlich übereinstimmen.

** Man kan davon Hanmans Anmerkungen über Opitzens Poet. und Joh. George Leuckfelds Historiam Spangenbergensem nachsehen.

*** Herr Reimmann in dem 3. Theile seiner Einleitung in die Hist. lit. Bl. 427. meynet, es habe Hanmann das ganze Werk mit eingerücket, welcher Meynung auch Herr Leuckfeld in angezogenem Orte Bl. 87. beypflichtet. Allein, Hanmann gestehet ja selbst das Gegentheil, und so werden wir auch bald von einem grössern Auszuge vernehmen.

daß in dem Werke selbst viele schöne Sachen noch vorkommen müssen. Die Verfasser des neuen Büchersaals * geben von einem andern und viel ausführlichern Auszuge ** dieses Buches Nachricht, welchen M. Wolfhart Spangenberg, der 6. Sohn des Cyriacs gemacht hat; und zugleich die Hoffnung, daß das ganze Manuscript des Wolfhartischen Auszuges von einem gewissen gelehrten Manne mit ehestem herausgegeben werden dürfte, welches aber, unsers Wissens, nicht geschehen ist. Das wenige, was sie daraus zur Probe anführen, ist hinlänglich genug

* In der 19. Oeffnung Bl. 513. seqq.

** Es macht selbiger nach dem Berichte der Verfasser 18. volle Bogen aus. Nun will zwar M. Wolfh. Spangenberg eben nicht gestehen, daß sein Werkchen nur ein Auszug aus Cyriacs Buche sey, sondern giebt es vielmehr für einen absonderlichen Tractat aus. Allein, die Verfasser des Büchersaals merken an, daß er in denen Lebensbeschreibungen seines Vaters und Großvaters, die er diesem Werke beygefüget, selbst gestehet, daß ihm seines Vaters Buch in Verfertigung des seinigen sehr gedienet habe. Uberdem, sagen sie, erhelle aus der Gegeneinanderhaltung mit dem Hanmannischen Auszuge noch deutlicher, daß sie beyde mit einem Kalbe gepflüget, indem auch oft die Worte übereinkämen. Doch gestehen sie, daß Wolfhart an den meisten Orten, sonderlich aber um das Ende, vieles von dem seinigen hinzugesetzet habe. Es ist aber auch dieser Auszug nur der dritte Theil von einem Werke, welches dieser Wolfhart von der Dichtkunst und derselben Verehrern bey den Griechen, Lateinern und Deutschen verfertiget hat.

nug, uns auch nach diesem Werke ein Verlangen zu machen.

Die gegenwärtige Abhandlung, welche wir itzt vor uns haben, hat ihr berühmter Verfasser seiner historischen Beschreibung von der Stadt Nürnberg beygefüget, welche zu Altorf im Jahre 1697. in 4. lateinisch herausgekommen ist. Sie nimmt daselbst mit der Vorrede, die von vermuthlicher Herkunft der Zigeuner handelt, 20. Bogen ein, und ist in 7. Capitel abgetheilet. Es hat aber dieser vortreffliche Mann mehr diejenigen Gebräuche und Gewohnheiten uns vor die Augen legen wollen, welche zu seiner Zeit, oder höchstens seit hundert Jahren bey diesen Leuten, ja auch wohl nur bey den Nürnbergischen Meistersängern allein im Schwange gewesen sind; als daß er eine weitläuftige historische Beschreibung aller ihrer vom Anfange her gehabten Veränderungen abzufassen willens gewesen wäre. Jedoch hoffen wir, es werde auch unsern Lesern nicht verdrüßlich fallen, wenn sie den Orden näher kennen lernen, der aus einer so berühmten Gesellschaft, als die ehemaligen Meistersänger ausgemacht, entstanden ist.

Die Gelegenheit dieses Werk aufzusetzen, hat ihm, wie er in der Vorrede meldet, der berühmte **Gisbert Cuper**, der Republik Deventer Burgermeister, an die Hand gegeben: Da er schriftlich von ihm wissen wollen, wie es doch eigentlich mit den Meistersängern in Oberdeutschland beschaffen sey. Da er diesem gelehrten Manne nun nach und nach von dem, was er hat in Erfahrung bringen können, Nachricht gegeben: So hat ihm solcher endlich angelegen, die Sachen in Ordnung

zu bringen und herauszugeben, welcher Arbeit er sich auch nicht hat entziehen wollen.

Harsdörfer, Prasch und Morhof haben, nach Hrn. Wagenseils Meynung, zur vollen Gnüge erwiesen, daß die deutsche Sprache eine grosse Zierde und **Kunstrichtigkeit**, sowohl in gebundener, als ungebundener Rede, erlanget habe; und nachdem sonderlich Opitz in der poetischen Ausübung den schönen Anfang gemacht, bisanhero in einen solchen Stand gesetzet worden sey, daß sie mit allen Europäischen Sprachen um den Vorzug streiten könne. Die itzige deutsche Dichtkunst ist der Schönheit und Vollkommenheit der Sprache gemäß, obwohl etwas schwer. Denn sie begreift alle Schwierigkeiten zusammen, welche bey den Poesien anderer Völker nur einzeln sind. Sie beobachtet den Lang- und Kurzlaut der Sylben, nach Art der Griechen und Lateiner, und schliesset am Ende noch darzu mit einem Reime, wie die Italiener und Franzosen. Alles, was bey andern ein Fehler ist, wird bey ihr gleichfalls verwerflich, ja, sie gestattet auch nicht einmal die Freyheiten, die man bey andern erlaubet, deren Poesie doch nicht so schwer ist. Wie schön und kunstreich aber unsre itzige Dichtkunst auch ist: So muß man doch, sagt der Verfasser, was von alten Reimgedichten noch übrig ist, nicht verwerfen. Die Einfälle unserer Vorfahren sind so übel nicht, obgleich die Worte und Reimgebände mit der heutigen Zierlichkeit nicht übereinstimmen. Es gehören solche Schätze nothwendig zur Erläuterung der deutschen Alterthümer, welche eine so nützliche und dem ganzen Deutschlande so rühmliche Bemü-

hung

hung ist. Ferner hält er davor, daß man diejenigen blosserdings nicht auslachen und verhönen solle, welche sich unter den gemeinen Leuten bey uns auf das Reimen legen, so, daß sie, auf Verlangen, von allen Sachen einen **Spruch** und **Schwank** hervor bringen können. Es zeiget doch solches eine Hurtigkeit des Verstandes, und dienet bey Gesellschaften sehr zu Erweckung der Frölichkeit. In der Stadt Nürnberg, erzählt der Verfasser, ist es von undenklichen Zeiten her üblich, daß auf den schlechtern Hochzeiten, wenn sich Braut und Bräutigam mit ihren Gästen zu Tische gesetzet, und die ersten Speisen verzehret haben, ein solcher **Spruchsprecher**, seinem durch die Obrigkeit bestätigten Amte nach, eintritt. Dieser ist erbar bekleidet, mit einem Mantel angethan, und an der Brust ganz mit silbernen Schilden behangen, welche die Handwerkszünfte zum Gedächtnisse haben machen lassen. In der Hand hat er einen schönen Stab, der gleichfalls mit allerhand Pfennigen gezieret ist, und mit welchem er ein Geräusche macht, wenn er die Anwesenden zur Aufmerksamkeit ermahnen will. Dieser nun grüsset zuförderst die ganze Versammlung mit einem **Spruche**; denn so heissen seine Gedichte. Hernach wünscht er dem neuen Paare viel Glück, und lobt beyder Personen Herkommen, Handwerk, oder was er sonst ruhmwürdiges an ihnen weis, in einer langen gereimten Rede. Wenn er damit fertig ist, so steht es den Gästen frey, sich Sprüche machen zu lassen, und giebt man ihm bald diese, bald jene Materie auf, wovon er einen Spruch machen muß, welches eine grosse Lust verursachet. Es ist dieses sonder Zweifel ein uralter

ter Gebrauch, dessen Anzeigung Herr Wagenseil in der Bibel und dem Homer finden will, und der bey den meisten Völkern statt gefunden hat.

Es sind aber diese Spruchsprecher von den Meystersängern wohl zu unterscheiden, und der Verfasser zeiget, daß Morhof geirret, da er die Begebenheit eines Spruchsprechers einem Meistersänger zugeschrieben habe. Er führet darauf den Unterschied dieser beyderley Art Leuten weitläuftig aus, und bringet unter andern mit bey, daß die Meistersänger in den öffentlichen Reichssatzungen Carls des fünften, Rudolphs des andern, und in der Reichs-Stände Policey-Ordnung zu Frankfurt im Jahr 1577. mit Freyheiten begnadiget worden sind.

Wenn man den Ursprung der Meistersänger finden will: So muß man sehr weit zurücke gehn. Die alten Celten hatten bey ihrem Götzendienste dreyerley Priester. Unter diesen waren die Barden Musicanten, welche auch Lieder dichteten, die zum Lobe und zur Versöhnung der Götter, wie auch zum Ruhme der alten tapfern Helden, abgesungen wurden. Nachdem aber die Deutschen zum christlichen Glauben bekehret wurden: So fielen zwar die beyden ersten Arten der Priester gänzlich mit weg; hingegen die Barden blieben. Nun durften sie zwar nicht die den heidnischen Göttern zu Ehren gemachten Gesänge weiter absingen: Allein, die dem Lobe der alten Helden gewidmeten Lieder wurden doch noch geduldet, weil sie nichs abgöttisches in sich hielten, sondern die Tugend und die Tapferkeit priesen, und die Laster schändeten. Man gewöhnte sie auch nach und nach

an,

an, zuförderst von dem wahren Gott, und dann auch von den Märtyrern und andern heiligen Leuten Lieder zu dichten, wiewohl man im Anfange noch meistens bey den Helden geblieben ist. Damit sie sich aber mehr und mehr von den heidnischen Barden unterscheiden möchten: So wurden sie fast gezwungen, ihren Namen zu verlassen, und einen andern anzunehmen, doch sind sie an jener Stelle getreten, und eben das bey den Christen gewesen, was die Barden bey den Heyden waren. Zum Beweise dieser Meynung dienet, daß noch itzo alle Lieder der Meistersänger **Bar** genennet werden. Herr Morhof hat zwar davor gehalten, **Bar** bedeute nichts mehr, als einen Ton: * Der Verfasser aber zeiget aus vielen Stellen und Schriften der Meistersänger, daß es die Gesänge selbst bedeutet, und noch heutiges Tages in dem Verstande von ihnen gebrauchet wird.

Herr Wagenseil nimmt hierbey Gelegenheit anzumerken, daß die Meistersänger ihre eigenen u. die von andern gemachten Gesänge fleißig zusammen getragen, sowohl sich selbst zur Ehre, als andern zur Nachfol-

* In der andern Auflage des Morhofischen Werkes wird in der Vorrede deutlich gezeiget und bewiesen, daß Herr Morhof keinesweges das Wort Bar für Ton verstanden, sondern es eben in der Bedeutung Gesang genommen habe. Und wir sehen auch gar nicht ein, wie Herr Wagenseil ein anderes von ihm habe vorgeben können, da Morhof das Gegentheil davon mit ausdrücklichen Worten Bl. 342. saget.

folge *. Zugleich meldet er, daß auch die vornehmsten und gefreyten, d. i. öffentlich gemachte Meistersänger, sich selbst nach uraltem Gebrauche keine Meister nennen, noch in Schriften so unterschreiben, sondern allein Liebhaber des deutschen Meistergesangs qualificiren.

Die

---

* Wir können selbst von dieser Anmerkung aus unserm Büchervorrathe ein Zeugniß vorbringen. Denn es befindet sich darinnen ein Stück von solchen zusammengeschriebenen Meistergesängen, die mit allem Fleiße auf das reinlichste eingetragen sind. Auf einer Seite stehet nicht mehr, als nur ein Gesetz, obgleich zuweilen noch Raum genug übrig ist, und zu Ende eines jeden Liedes lieset man den Namen des Verfassers. Die meisten Lieder darinnen sind von einem Hanns Friederich Reindaller verfertiget. Doch haben auch die Spangenbergen verschiedene darinnen, und von unserm bekannten Uebersetzer, Johann Sprengen, ist gleichfalls ein Bar von 7. Gesetzen vorhanden, den man auf Ostern singen kan, und die Geschichte des Abrahams, der seinen Sohn opfern will, enthält. Er geht im neuen Tone Raffuel Dullers, und fängt sich an:

Als Abraham betaget
Mit Sara seinem Weib
Sehr alt vom Leib
Hat einen Sohn geboren
Erkoren,
Da sprach zu ihm
Gott selber nach der Zeit: † u. s. w.

Es findet sich auch ein Lied darinnen, unter welchem diese Worte stehen: Anno 1631. gewann ich Hanns Branner auf die Paßionschull mit

dies-

Die Meistersänger selbst sind, wegen ihres Ursprunges, in einem sehr irrigen Wahne. Denn sie meynen, ihre Kunst sey erst zu Kayſers Otto des ersten Zeiten, durch 12. geschickte Männer in Deutschland aufgekommen. Die göttliche Schickung hätte diese unzweifelbare Erfinder gleichsam hervorgebracht, weil keiner von dem andern etwas gewust. Ihre Namen sind:

1 Heinrich Frauenlob, der H. Schrift Doctor zu Maynz.
2 Heinrich Mögeling, der H. Schrift Doctor zu Prag.
3 Nicolaus Klingsohr, der freyen Künste Magister.
4 Der starke Poppo, sonst der starke Poppser, ein Glasbrenner *
5 Wal-

---

diessem Liedt mein Ersten Kranz. Das Lied selbst aber ist verfertiget von Kaspar Klipisch von Breslau, woraus erhellet, daß man auch mit anderer Meister Liedern den Preis davon tragen kan. Unter Reindallers Liedern findet sich ein Triumphlied, wobey eine fremde Hand diese Worte am Rande geschrieben: 1631. componirt, als die grosse Feldschlacht geschehen vor Leipzig, da GOtt sehr wunderlich seine Allmacht hat lassen sehen, und nach seinem warhaften Wort dem kleinen Häuflein Hülf aus Gnaden geleistet. Soli Deo Gloria!

* Von dem sagt Spangenberg am angeführten Orte Bl. 118. daß er ein Student, darnach Magister, gewesen sey. Auch in dem Liede, das Herr Wagenseil anführt, heißt es:

Nun

5 Walter von der Vogelwaid, ein Landherr.
6 Wolfgang Rohn oder Rahm, ein Ritter.*
7 Hans Ludwig Marner, ein Edelmann.
8 Barthel Regenbogen, ein Schmied.
9 Siegmar der Weise, sonst der Römer von Zwickau.
10 Conrad Geiger oder Jäger, von Würzburg, ein Musicant.
11 N. Canzler, ein Fischer.
12 Stephan Stoll, sonst der alte Stoll, ein Seiler.

Diese sollen anfangs bey dem Pabst Leo, dem achten, als Ketzer, die neue und irrige Lehren aufbrächten, angeklaget worden seyn, weil sie des Pabsts und der Clerisey übles Leben in ihren Liedern bestrafet. Darauf habe sie der Kayser zusammen nach Pavia, hernach auch nach Paris beruffen, an welchen beyden Orten sie in Gegenwart des Kaysers, des Pabstes Legaten, vieler gelehrten und vornehmen Männer, nicht allein von ihrer holdseligen Kunst viele Proben

---

Nun der dritte löblich
Hieß Klingsohr da:
Der vierte ja
Hieß der starke Popp nicht gröblich,
Tween Magistri, die dichteten Bar.

* An dessen statt setzen einige den Henrich von Afterdingen, sieh. Spang. Bl. 104. Man siehet aus diesen Wiedersprechungen sattsam, daß es mit den 12. Meistern so gewiß nicht seyn muß, und Spangenberg sagt auch aufrichtig, daß er noch nicht habe finden können, wer die 12. ersten Meister gewesen sind.

ben abgelegt, sondern auch allen falschen Wahn der Ketzereyen von sich abgelehnet. Daher wäre ihre neuerfundene Kunst, sowohl von dem Kayser, als Pabst, gebilliget und gelobet, auch mit Freyheiten, begabet, und sie wären angemahnet worden, fleißig darinn fortzufahren. Dieser Verlauf wird in einem alten, bey den Meistersängern sehr hoch gehaltenen Liede erzählet, welches der Verfasser ganz beysetzet. Allein, es ist gewiß, daß sich benennte 12. Meistersänger keines Weges auf Kaysers Otto des ersten Zeiten schicken, wie denn von dem **Heinrich Frauenlob** bekannt ist, daß derselbe erst im Jahre 1317. gestorben ist. Der Verfasser will sich mit Beschreibung der alten Meistersänger nicht viel aufhalten, sondern verweiset uns auf **Hanmanns Auszug aus dem Spangenberg und die monatlichen Unterredungen.** Es haben einige die seltsame Geschichte von **Wolframb von Eschenbach** und **Meister Klingsohr** beym Spangenberg vor dessen eigenes Gedicht ausgeben wollen. Doch Herr Wagenseil bringet ein Stück aus der Chronica Pontificum & Archiepiscoporum Magdeburgensium Manuscripta bey, wo solche fast eben so befindlich ist.

In den vorigen Zeiten ist die Meistersängerkunst in Deutschland, sonderlich in grossen Städten, fleißig getrieben worden, und haben sich aller Orten Liebhaber und Beförderer derselben gefunden. Doch war Maynz gleichsam die hohe Schule und der Sammelplatz der Meistersänger, wohin sich diejenigen begaben, welche diese Kunst vor andern zu erlernen begierig waren: Daselbst wurden die Pri-

vilegien und Begnadigungen, welche diese Gesellschaft von Zeit zu Zeit von den römischen Kayſern bekommen hatte, verwahret. Es befand sich auch da die güldene Krone, welche, wie sich die Meistersänger rühmen, ihnen Kayser Otto, der grosse, geschenket, denjenigen öffentlich damit zu zieren, der in dem Singen den Preis erlangen würde, und die itzo noch daselbst befindlich seyn soll. Man hatte gleichfalls daselbst ihren Wappenbrief verwahrlich aufbehalten. Ihr Wappen aber ist ein gevierter Schild, in dessem erstem und viertem Felde ein schwarzer zweyköpfichter ausgebreiteter Adler, mit rothen Zungen, Schnäbeln und Klauen im güldenem Felde; im zweyten und dritten Quartiere ein silberner mit Gold gekrönter und bewaffneter Löwe mit zertheiltem Schwanze im rothen Felde steht. Ueber dem ganzen liegt ein blaues Schildlein, mit einer güldenen geschlossenen königlichen Krone. Auf dem Schilde ist ein offener gekrönter Helm, aus dem ein silberner mit Golde gekrönter Löwe hervor geht, hinter demselben ist ein doppelter übereinander gesetzter schwarzer Flügel, dessen Federn mit güldenen Herzen beladen sind. Dieses Wappen hat ihnen Carl der vierte, wo nicht ertheilet, wenigstens also verbessert.

Nach der Stadt Maynz ist sonderlich zu Nürnberg und Straßburg diese Kunst im Flore gewesen, und soll die Gesellschaft zu Straßburg ein Capital von mehr als 1000. Gülden, zu Unterhaltung der Kunst, vorlängst gehabt haben, welches nach und nach vermehret worden.

Mit der Zeit ist die Meistersängerkunst sehr in Abgang gekommen, wie sie denn aus den Städten,

wo

wo den Layen das Bibellesen verbothen worden, nothwendig weichen müssen, weil ihre Gesetze erforderten, daß meistens aus der H. Schrift genommene Geschichte sollten gesungen werden. Doch, da sowohl die freyen Künste, als auch die Reinigkeit in der Religion wieder hergestellet wurde: So kam auch zugleich die Meistersängerkunst wieder mit empor. Hierzu hat in Nürnberg der bekannte **Hanns Sachs** ohne Zweifel das meiste beygetragen, so daß er billig für den Patriarchen der Meistersänger gehalten wird.

Nach der Zeit haben sie denn gewisse ordentliche Lehrsätze unter sich fest gestellet, wornach sie sich zu richten pflegen, und die sie ihre **Tabulatur** nennen. Diese wird in ihren Zusammenkünften oder **Zechen** fleißig abgelesen, damit ihnen ihre Regeln immer im Gedächtnisse bleiben mögen. Man hat einige gedruckte Tabulaturen, wovon der Verfasser ein paar anführet, die ihm zu Handen gekommen sind, deren eine **Adam Puschmann von Görlitz**, 1572, die andere aber die **gesammte Gesellschaft der Meistersinger in Memmingen** 1660. herausgegeben. Es sind aber die nürnbergischen Meistersänger mit dieser letztern nicht zufrieden, weil man darinn die alte Kunst nach der neuen üblichen Poesie zwingen, und vornemlich die Beobachtung des Lang- und Kurzlauts der Sylben einführen wolle, welches bey ihnen niemals gebräuchlich gewesen ist, noch auch werden solle: Denn es müsse doch stets ein Unterscheid zwischen dem Meistergesange und der gemeinen Poesie seyn und bleiben. Es ist ih-

nen also schon genug, wenn sie nur die Anzahl der Sylben in ihren Versen voll, und die Reime richtig haben. So viel kan man aus ihren Tabulaturen wohl sehen, daß sie ihre Kunst so abgefasset haben, daß sie gewiß sagen können, was bey ihnen gut oder schlimm ist. Sie haben auch ihre eigene Kunstwörter; und wir können nicht umhin, solche sowohl als ihre Regeln und Fehler unsern Lesern kürzlich vorzustellen.

Von der Art und Eigenschaft eines Meistergesangs giebt die Tabulatur folgendes zu erkennen. Eines jeden Meistergesangs **Bar** hat sein ordentliches **Gemäß** in Reimen und Sylben, durch des **Meisters Mund ordinirt und bewährt**, dieß sollen alle **Singer, Dichter und Merker** auf den Fingern auszumessen und zu zählen wissen. Ein **Bar** hat mehrentheils unterschiedliche **Gesetze** oder Stücke, so viel nemlich der Dichter machen will. Ein **Gesetz** besteht meistentheils aus zweenen **Stollen**, die gleiche Melodie haben; ein **Stoll** aus etlichen Versen, und es pflegt dessen Ende, wenn ein Meisterlied geschrieben wird, mit einem Kreuzlein bemerket zu werden *. Darauf folgt der **Abgesang**, welcher auch etliche Verse begreift, die aber eine

* Dieses ist in dem Manuscripte, wovon wir erst gedacht, auch genau beobachtet worden; an statt des Kreuzes aber ist allezeit das den Musikverständigen bekannte Zeichen, welches sie den Hüter oder Custos nennen, gesetzet worden.

eine andere Melodie haben, als die Stollen *. Zuletzt kommt wieder ein Stoll oder Theil eines Geſetzes, der mit vorhergehenden Stollen gleiche Melodie hat.

Die **ſtumpfen Reimen** ſind unſere männliche, und die **klingenden** unſere weibliche Reimen. **Weyſen** ſind ganz bloſſe Zeilen, die ſich mit keiner vorhergehenden reimen, auch in den folgenden Geſetzen nicht gebunden werden; Es mögen ſolche ſtumpf oder klingend ſeyn. Sie werden, nach Belieben des Dichters, gemeiniglich in der Mitten, am gebräuchlichſten aber am Ende eines Geſetzes, gebraucht. **Körner** heiſſen ſolche Zeilen, die ſich zwar in dem Geſetze ſelbſt mit keiner andern reimen, doch wenn man ſie aus allen Geſetzen zuſammen hält, ſich mit einander ſelbſt reimen und binden. **Pauſen** ſind einſylbige Wörter, die beym Anfange oder Ende, auch wohl gar bisweilen in der Mitten eines Geſetzes, geſetzet, allein und mit einander gereimet werden; und eine ſolche Pauſe nimmt oder giebt gemeiniglich dem folgenden Verſe eine Sylbe. Ein **ungültige Pauſe** iſt, ſo aus keinem einſylbigen Worte beſtehet, ſondern damit ſie eine Pauſe werde, ein Wort zertheilet **. **Schlagreimen** beſtehen aus zweyſylbigen Wörtern, die allein ſtehen, und können ſolche ſtumpf oder klingend ſeyn. Zu

* Der Abgeſang iſt in unſerm Manuſcripte beſtändig zu mehrerm Unterſchiede roth geſchrieben.

** Dieſes deutlicher zu machen, können wir nicht umhin, aus obgedachtem geſchriebenen Liederbuche, ſowohl

merken ist noch, daß in einem Reime oder Verse nicht mehr, als 13. Sylben zu machen, weil mans am Athem nicht wohl haben kan, mehr Sylben auf einmal zu singen, sonderlich, wenn eine zierliche Blume im Reimen soll gehöret werden.

Die Fehler, welche bey ihnen können begangen werden, belaufen sich ohngefehr auf 32, und werden nach einer Anzahl Sylben bestraft, auch jedem also angerechnet. Ein Fehler ist also, 1) wenn etwas nicht nach der hochdeutschen Sprache gedichtet und gesungen wird, wie solche in D. Luthers Uebersetzung der Bibel befindlich ist. Sonst lassen sie einem jeden seine Aussprache, auch in den Bundwörtern oder Reimen, doch müssen sie von einerley Lautbuchstaben regieret werden. Zum 2) sind falsche Meynungen ein grober Fehler. Sie nennen aber alle falsche, abergläubische, schwärmerische, unchristliche, und ungeziemende Lehren, Geschichte, Exempel und schändliche unzüchtige Wörter

---

wohl eine ungültige, als gültige Pause, anzuführen. Eine ungültige ist:

Jo || hannes in der Offenbarung
Am ein und zwanzigsten
Fro || locket durch Geistes Erfahrung, u. s. w.

Eine gültige Pause ist in eben diesem Liede:

Fein || hat die Stadt zwölf grosse Pforten,
Von Perlen auserlesen,
Ein || jedes Thor derselben Orten
Ein Perlen ist gewesen, u. s. w.

ter alſo, die der reinen ſeligmachenden Lehre JEſu CHriſti, gutem Leben, Sitten, Wandel und der Ehrbarkeit zuwieder laufen. Wer dergleichen vorbringet, hat nicht allein gänzlich verſungen, ſondern wird auch wohl gar von der Schule geſchaffet. 3) Iſt falſch **Latein** ein Fehler. „Hierdurch ver„ſtehe alle lateiniſche Wörter, heißt es in der Er„klärung, ſo contra Grammaticæ leges incongrue „geſungen werden. Das können nun die, ſo Gram„maticam nicht ſtudirt haben, gar nicht verſtehen, „darum ſollen ſie ihre Lieder, welche Latein in ſich „halten, bey den Gelehrten, ſo Grammaticam ge„lernet haben, emendiren laſſen, ob es ſchon nit „Meiſterſänger ſeyn.“ Sonſt ſollen die lateiniſchen Wörter, ſo unnöthig ſind, ausgelaſſen, und, was man von lateiniſchen Wörtern deutſch geben kan, auch alſo deutſch vorgebracht und geſungen werden. Fernere Fehler ſind 4) eine **blinde Meynung**, wenn man das, was man zu ſagen willens iſt, nicht deutlich und vollkommen genug vorbringt. 5) **Ein blind Wort**, wenn man ein undeutliches und unverſtändliches Wort bringt, daß man nicht verſtehen kan. 6) Ein **Halbwort**, wenn einer ein Wort an Sylben verkürzet, oder am **Bundreimen** ſpaltet, daß es unverſtändlich wird. 7) Ein **Laſter**, wenn man in zween oder mehrern Bundreimen die Doppellauter in einfache Buchſtaben, oder dieſe in jene, wie auch die Lautbuchſtaben ſelbſt miteinander verändert. Dieſes wird auch von einigen **ſchullende Reimen** genennt. 8) Ein **Anhang** wird begangen, wenn man aus einem guten ſtumpfen einſylbigten Bundworte ein böſes klingendes zweyſyl-

bigtes Wort macht, das von Natur nicht klingend ist, noch seyn soll. 9) Eine **Klebsylbe**, wenn man ein Wort der Sylben halber zusammenziehet, und eine oder mehr Sylben abbricht. 10) Ein **Relativum**, oder ein Wort, das zweene Sätze regiert, halten nur etliche für einen Fehler, die scharf merken, und im Gesange grübeln wollen. Es ist aber eigentlich damit so beschaffen. Wenn einer zweene Sätze sänge, und das letzte Wort am ersten Satze käme im Anfange dem andern Satze zu Hülfe, so, daß dasselbige Wort zu beyden Sätzen könnte gezogen werden. Z. E. Was nicht recht gesungen wird gestraft. Hier regiert das Wort **wird** forne und hinten, und sollte heissen: Was nicht recht gesungen wird, wird gestraft. 11) Eine **Differenz**, oder ein **Unterscheid**, geschiehet, wenn ein Buchstabe vor dem andern gesetzt wird, der doch hinter ihm stehen sollte; oder, wenn in einem Reimen einerley Meynung mit einerley Worte wiederholet, und zwey oder dreymal eröffnet wird, welches man doch wohl mit einem Worte erklären und sagen könnte, als: der Herr **der** sprach. 12) **Anrührende Wörter**, wenn der folgende Vers mit des vorhergehenden Verses letzten Worten anfängt, werden aber nur von einigen bestrafet. 13) **Unredbar**, wenn man anders bindet, als man zu reden pfleget. 14) **Aequivoca** oder **zweydeutige Wörter**, wenn zwey oder mehr Wörter in den Bundreimen einerley Buchstaben, und doch mehrerley Bedeutung haben. 15) **Halbe Aequivoca**, wenn zu Ende eines Verses ein klingendes Wort mit der ersten Sylbe einen stumpfen Bundreimen mit einerley Meynung und

Buchſtaben bindet. Z. E. haben, hab, laben, lab. 16) **Uberhoff Aequivoca**, wenn ſich zweene oder mehr Reimen in einem Stollen zuſammen binden, und eben dieſe Reime hernach im andern Stollen oder Abgeſange deſſelben Liedes wieder gebrauchet werden. 17) **Ein Falſchgebänd**, wenn die Verſe anders gebunden werden, als ſie von ihren Meiſtern gereimet oder gebunden worden: oder, wenn ſich Körner in einem Geſetze binden, oder reimen, wohin ſie nicht gehören. 18) **Bloſſe Reimen**, wenn Reimen oder Verſe, ſie mögen nun klingend oder ſtumpf ſeyn, ſich nicht binden, ſondern bloß ſtehen, da ſie doch ſollen gebunden oder gereimet ſeyn, 19) **Ein Stutzen** oder **Zucken**, wenn man entweder aus Unbedacht oder Vergeſſenheit pauſiret, oder ſtille hält, da man nicht ſoll, ſondern nach des Tones Art fortfahren muß. 20) **Mylben**, wenn am Ende des Verſes, der **Reimung** halber abgebrochen wird, da doch daſſelbige Wort von Natur den Buchſtaben erfordert. 21) **Zweene Reime oder Verſe in einem Athem**, wenn man ſolche heraus ſinget, und nicht ſtille hält, wenn ein Vers ſich endiget; oder wenn man nicht Pauſe hält, da man pauſiren ſoll. 22) **Zu kurz und zu lang**, wenn man in einem Reimen oder Verſe mehr oder weniger Sylben ſinget, als ihm ſein Meiſter gemacht hat. 23) **Hinter ſich und für ſich**, geſchicht a) wenn in einem Reime was ausgelaſſen oder vergeſſen worden, ſo man aber wiederholet; Wie auch b) wenn etwas wiederholet wird, das man ſchon geſungen hat, damit man ſich auf die folgenden Worte deſto beſſer beſinnen möge; c) So ein oder

mehr Wörte unbedachtsamer Weise zweymal gesungen werden. 24) **Lind und hart**, wenn man in zweenen Bundreimen oder Versen zwey Wörter zusammen bindet oder reimet, deren das eine einen weichen, das andere einen harten Mitlaut hätte. Diese Reime werden sonsten auch **gezwungen hart und gezwungen lind** genennet. 25) **Zu hoch und zu niedrig**, wenn man nicht so hinaus singet, als das Gesetz angefangen ist: Denn man soll in einem Gesetze nicht hoch und niedrig singen. Der Fehler ist grösser, wenn man einen Gesang so hoch oder niedrig anfängt, daß man es mit der Stimme nicht erreichen kan, sondern ihn höher oder niedriger anfangen muß. Wer aber mit der Stimme kan unter sich oder über sich ziehen, wird nicht gestraft. Das zu hoch oder zu niedrig singen, nennen etliche **Mundiren.** 26) **Singen und Reden**, wenn man allbereit auf dem Singestule angefangen zu singen, und vor dessen Vollendung ungefragt etwas dazwischen redet. 27) **Veränderung der Töne**, wenn man den Ton nicht in gleicher Melodie aussinget; Denn man muß einen Stollen, wie den andern, und ein Gesetz, wie das andere, bis zu Ausgange des ganzen Liedes, singen. Sonst heißt es auch, wenn man in einem Tone mehr oder weniger Verse singet, oder auch die Reimen auswechselt, und hierdurch den Ton verkehret, verfälschet, und anders singet, als ihn sein Meister gesungen hat. 28) **Falsche Melodey**, wenn man einen Ton durch und durch anders singet, als ihn sein Meister gedichtet hat. 29) **Falsche Blumen** oder **Coloratur**, wenn man einen Ton im Reime, Stollen oder Abgesange, mit vielen andern Blumen,

Colo-

Coloraturen oder **Läuflein** singet, als ihn der Meister **geblümet** oder coloriret hat, also, daß die Melodie des Tones angegriffen und unkenntlich gemacht wird. Oder, wenn die Reimen im Singen, in einem Stollen anders, als in dem andern gesungen oder geblümet werden, da sie doch gleich seyn sollten. 30) **Auswechslung der Lieder**, wenn man auf der Singschule im Singen um eine Gabe, aus einem **gefünften** oder **gesiebenten** Liede ein **gedrittes** nimmt, und an dessen statt singet; Oder, so man aus einem **gesiebenten** Liede ein **gefünftes** singet, daß also die Lieder ausgewechselt werden. 31) **Vor- und Nachklang**, wenn einer ein Lied singet, und im Anfange des Reimes mit bedecktem Munde einen Klang oder Schall macht, ehe denn er das Wort anfängt; Desgleichen wenn er den Reim ausgesungen hat, und macht alsdann mit zugeschlossenem Munde einen Nachschall. **Und endlich ist irren** oder **irre werden** ein grober Fehler, und wird begangen, wenn man, es sey im Texte, in der Melodie, in Reimen, Stollen, Abgesängen, oder ganzen Gesetzen irre wird, und eins für das andere singet. **Irre werden hat gar verlohren.** Denn, man muß wissen, daß alle Meisterlieder aus dem Kopfe, und nicht aus dem Buche gesungen werden.

Nun kan man zwar nicht in Abrede seyn, daß die bisher angeführten Lehrsätze von den alten Meistersängern nicht so genau beobachtet worden, als sie wohl von den heutigen in acht genommen werden: Weswegen sie eben nicht sehr zu tadeln sind, wie wir denn auch bey unserm Opitz vieles übersehen, was

bey

bey den itzigen Dichtern doch nicht geduldet wird. Alle diese Fehler aber werden, wie oben gedacht, mit Sylben bestraft, und wird z. E. **Veränderung der Töne** für vier Sylben, ein **Falschgebänd** für drey Sylben, eine **Klebsylbe** für eine halbe Sylbe, und eine **Mylbe** für eine Sylbe angerechnet.

Von den Tönen und Melodien haben sie auch noch ihre besondern Regeln. So soll sich nemlich ein jeder Sänger befleißigen, deutlich, gut deutsch, langsam und bescheidentlich zu singen. Er muß jedem Reime seine gehörige Pause geben, und nicht zweene oder drey Reime in einem Athem heraus schreyen, und dieselben unordentlich übereinander werfen. **Glatt singen** heisset bey ihnen, wenn in dem Singen nichts kan getadelt werden. Wer einen Meisterton machen oder **melodiren** will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodie, die er dichtet, in keinen andern Meisterton eingreife, noch denselben berühre, so weit sich vier Sylben erstrecken; sondern er muß eine ganz neue Melodie und neue Blumen, die andere nicht haben, ersinnen. Wer nun so einen Ton erfunden hat, der muß solchen selbst zum erstenmale auf das niedrigste, als er vermag, vor der ganzen Gesellschaft absingen; Zum andernmale mit vollkommener Stimme, wie man auf der Schule zu singen pfleget; Zum drittenmale auf das höchste, als er ihn mit der Stimme erheben kan. Wenn er aber Alters wegen nicht mehr singen könnte: So soll ein anderer in seinem Namen den Ton vorsingen, er selbst aber ihn mit anhören, als seinen Ton bestätigen, und um das Bedenken darüber

ber gebührend anhalten. Wird nun der Ton bewährt und gut gesprochen, alsdann soll der Dichter seinem Tone, zum Unterschiede anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben, und zweene Gevattern dazu bitten; Hernach drey Gesetze aus der ihm von den **Merkern** vorgegebenen Materie in bemeldtem Tone machen, und in das hierzu verordnete Meistersängerbuch, welches ins Pulpet gehöret, einschreiben, das Jahr und den Monatstag beyfügen, und seinen Namen hinzusetzen. Wenn sich Sänger, die Töne dichten, an solchen Orten aufhalten, wo keine Gesellschaften sind; So möge sie solche in den Städten, wo sich eine Gesellschaft befindet, bestätigen lassen. Bey den alten zwölf Meistern und ihren **Nachdichtern** findet man, daß sie keinen Ton unter sieben Reimen oder Zeilen gemacht haben. Es ist also zu rathen, daß man auch itzo keinen unter sieben Reimen gelten lasse, ausgenommen der gar kurze Ton **Heinrich Mügelings**, der nur fünf Verse hat. Mit den **überlangen** Tönen befindet es sich nicht bey den Alten, daß einer den andern so hoch überstiegen hätte, wie itzo geschiehet. Doch ist übrig lang und zu hoch hinauf gestiegen, wenn ein Ton 100. Reimen oder Verse hat. Es sollen aber die Töne, die über 100. Reimen haben, keinen Vortheil vor denen erlangen, welche hundert begreifen. **Die vier Hauptẗone** haben etliche Sylben bevor, nemlich in jedem Gesetze eine Sylbe, wegen der alten 12. Meister, durch welche die Kunst zuerst an Tag gekommen ist. Zu gewisser Zeit soll, nach Ordnung der Merker, auf den Zechen die Tabulatur abgelesen, und Umfrage gehal-

gehalten werden, ob ein jeder alles verstehe, neben dem Erbiethen, einen gutwillig, wo er anstehen möchte, zu unterrichten. Wer die Tabulatur noch nicht recht versteht, wird ein **Schüler**; der alles in derselben weis, ein **Schulfreund**; der etliche Töne, etwan fünf oder sechs vorsinget, ein **Singer**; der nach andern Tönen Lieder macht, ein **Dichter**; der einen Ton erfindet, ein **Meister**; alle aber, die in der Gesellschaft eingeschrieben sind, werden **Gesellschafter** genennet.

Die **Meistertöne**, welche noch heutiges Tages, sonderlich zu Nürnberg, gesungen werden, sind an der Zahl auf die drittehalb hundert *, welche der Verfasser alle mit ihrem Reimmaasse, ihren Namen und Erfindern, anführet. Wir wollen doch davon unsern Lesern diejenigen benennen, welche ein Gelehrter, **Mag. Ambrosius Metziger**, der auf dem Egidischen Gymnasio die Jugend unterrichtet, erfunden, und die der liebe **Hanns Sachs** ** gedichtet hat. Mit 5. Reimen die **Beerweis**; mit 7. Rei-

---

* Man darf aber nicht denken, daß dieses ihre Töne und Reimgebände alle sind. Es sind ihrer zusammen eine ungemeine grosse Menge, und Harsdörfer sagt schon im 151. Spiele §. 8. im 4. Theile der Gesprächspiele. „Die Gebände ziehen sie nach Belieben, „und haben derselben über 500. unterschiedliche „Arten.

** Es fehlen in diesem Verzeichnisse noch einige Töne, die Hanns Sachs gleichfalls gedichtet; Denn es werden hier nur 10. angeführet, da er doch 16. erfun-

7. Reimen die Schneckenweis, und die Schröderweis; mit 8. Reimen die Brundelweis, die Weberkrätzenweis und die Poleyweis; mit 9. Reimen die ſchwarze Dintenweis und die Strohalmsweis; mit 10. Reimen die Schreibpapierweis; mit 11. Reimen die ſchwarze Aidſteinweis; mit 12. Reimen die verſchloßne Helmweis; mit 13. Reimen der kurze Ton H. Sachſ. und die ſpitzige Pfeilweis, nebſt der gelben Veilweis Metzgers; mit 14. Reimen die Ampferweis, des Cupidinis Handbogenweis, die grüne Wachsweis, und die rothe Nußblüthweis; mit 16. Reimen die Kloſterweis; mit 17. Reimen die Cliusposaunenweis, und die Meliſſenblümleinweis; mit 18. Reimen die Thalia Violweis, und die Treu-Pelicanweis; mit 20. Reimen H. Sachſ. Silberweis, Spruchweis, Roſentonweis, und Metzgers ſtolze Jünglingweis, gelbe Lilienweis, wohlriechende Meyranweis und blaue Ritterſpornweis; mit 21. Reimen die blaue Kornblumweis, hohe Jungferweis, Heißthränenweis, und H. Sachſens klingender Ton; mit 22. Reimen die gelbe Agtſteinweis, Himmliſchwiederweis, und Sachſens güldner Ton; mit 23. Reimen die krumme Zinkenweis, des Orphei ſehnliche Klagweis, die gelbe Löwenhaut-

---

funden hat, wie er ſelbſt an einem Orte ſeiner gedruckten Schriften erwehnet:

In Tönen ſchlecht und gar gemein,
Der Tön ſechzehn mein eigen ſeyn.

hautweis, die scharfe Meisterwurzweis, und die frö-liche Studentenweis; mit 24. Reimen die Pil-grimwallfahrtweis, und **Sachsens bewährter Ton**; mit 25. Reimen die traurige Winterweis, die traurige Klagweis, himmlische Wagweis, und **Sachsens neuer Ton**; mit 26. Reimen die ver-schalkte Fuchsweis; mit 27. Reimen die Zimetrö-renweis, helle Geigenweis, und **Sachsens Mor-genweis**; mit 30. Reimen die Quittenblühweis, fette Dachsweis, hochsteigende Adlerweis; mit 31. Reimen des Apollinis Harfenweis; mit 32. Rei-men die Oelbaumzweigweis; mit 33. Reimen die starke Straussenweis, und mit 34. Reimen **Hanns Sachsens schlechter langer Ton.**

Aus diesen seltsamen Benennungen der Töne, die doch noch von einem Gelehrten herrühren, kan man leicht von dem Namen der andern schlüssen.

Nun müssen wir doch auch noch etwas von ihren Sitten und Gebräuchen in ihren Singeschulen und auf ihren Zechen gedenken. In Nürnberg dürfen sie ihre Singeschulen, wenn es ihnen gefällig ist, die Sonn- und Feyertage, nach der Mittagspredigt, hal-ten, und zwar in der dasigen Catharinenkirche, wo ihr Singestul, der einer kleinen Kanzel gleichet, beständig stehen bleibt. Wenn eine Singeschule soll gehalten werden: So lassen es die **Merker** oder Vorsteher der **Meistersängergenoßschaft** einige Tage zuvor durch den jüngsten Meister ansagen, der umsonst zu jedlichem Gesellschafter gehen muß. Und da ist dann ein jeder, der beruffen wird, verbunden zu er-scheinen, wenn er aber nicht kommen kan, sich zu ent-schuldigen. Indessen wird in der Kirche ein kleines

Ge-

Gerüste gemacht, darauf ein Tisch mit einem grossen schwarzen Pulte, und um den Tisch Bänke gesetzt, das Gerüste aber selbst mit Vorhängen umzogen, daß man nicht sehen kan, was darinnen vorgeht, und dieses heißt das **Gemerk**. Wenn nun der Tag da ist, so stehet ein Meistersänger an der Kirchthüre mit einer Büchse, in welche die, so zugegen seyn wollen, nach Belieben etwas weniges einlegen. Darauf gehet zuerst das **Freysingen** an, in dem sich ein jeder, auch ein Fremder, hören lassen darf. Ausser den Geschichten aus der H. Schrift sind hier auch wahre und erbare weltliche Begebenheiten, samt guten Sprüchen aus der Sittenlehre, zu singen erlaubet. Es wird aber in dem Freysingen nicht **gemerkt**, und also auch nichts gewonnen. Nach geendigtem Freysingen singen erstlich die gesammten Meister ein neu Lied; so, daß einer vorsingt, und die andern darauf mit einstimmen. Hernach geht das **Hauptsingen** an, in welchem nichts geduldet wird, als was aus der H. Schrift genommen ist, und muß der Singer bald anfangs anzeigen, aus welchem Buche und Capitel sein Lied gedichtet ist. Hat sich nun der Singer auf den Singestuhl gesetzet, und eine Weile geruhet; So ruft der vorderste Merker: **Fangt an!** Er macht also den Anfang, und hält bey jedem Gesetze oder Abgesange ein, bis der Merker wiederum schreyet: **Fahret fort!** **Merker** aber heissen diejenigen, welche als die Vördersten und Vorsteher der Zunft in dem Gemerke vor dem grossen Pulte sitzen, und sind gemeiniglich ihrer viere. Der älteste davon hat die H. Schrift nach D. Luthers Uebersetzung vor sich; und giebt fleißig acht, ob das Lied, so wohl mit

dem Inhalte der Schrift, als den reinen Worten Herrn D. Luthers, übereinkommt. Der andere merkt an, ob alles in dem Liede den Tabulaturgesetzen gemäß sey, und wo was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und dessen Strafe, nemlich wie hoch er an Sylben angeschlagen werde, mit Kreide. Der dritte schreibt eines jeden Verses letzte Sylbe auf, und siehet, ob alles richtig gereimet worden. Der vierte beobachtet den Ton, ob man den recht halte und nicht verfälsche; und ob auch in allen Stollen und Abgesängen die Gleichheit gehalten werde./

Unter währendem Singen müssen die andern ganz stille seyn, damit der Sänger nicht irre gemacht werde. Es soll auch keiner das Gemerk überlaufen, noch ohne Erfordern hinein gehen, geschweige den Merkern ins Amt fallen. Wenn alle Singer fertig sind: So überlegen die Merker, wie ein jeder bestanden hat. Trifft es, daß es einige gleich gut gemacht, und keine Sylbe mehr versungen: So müssen sie um den **Preis gleichen**, und sich weiter hören lassen, bis einer um wenigere, oder gar keine Sylben strafbar erfunden wird, und also **glatt singet.** Hierauf werden die Gewinnste ausgetheilt, und wer es am besten gemacht, gewinnet zu Nürnberg die **Zierde des Gesanges**, und heißt der **König Davidgewinner**: Weil an der Schnur, die er umhänget, und die Hanns Sachse noch geschenkt, die mittelste Münze den auf der Harfe spielenden König David vorstellt. Es hat aber ein solcher auch noch den Vortheil, daß er in der nechsten Singeschule mit im Gemerke sitzen, und was die Merker

ker überhören, erinnern darf. Dem nächsten nach ihm wird ein von seidenen Blumen gemachter schöner Kranz aufgesetzet, und in der nechsten Singeschule stehet er an der Thüre, und nimmt das Geld ein.

Ein Lied, das ist ein Text, soll in einem Tone nur einmal in einem Jahre begabet werden; in mehr Tönen aber mag ein Text ostmals im Jahre gesungen und begabet werden. Zwey Lieder in einem Tone sollen auch nicht gleich auf einander gesungen werden. Die Fehler, die ein Singer begangen, können ihm entweder gleich nach seinem Singen, oder nach gehaltener Singeschule, absonderlich angezeigt werden, damit andere ihn nicht verhönen. Befände sichs auch, daß einer im Singen und Dichten besonders gut wäre, und dahero gar keinen Fehler begienge: So soll er darum andere nicht neben sich verachten, noch sich seiner Gaben misbrauchen.

Wer Lust und Liebe zur Meistersingerkunst hat, der muß sich bey einem Meister angeben, zu dem er das meiste Vertrauen hat, und der wenigstens einmal das Kleinod erlanget, und denselben um Unterricht in der Kunst bitten. Solchen giebt nun derjenige, der angesprochen ist, gar gerne, und übernimmt die grosse Mühe, welche er sonderlich in Beybringung der sehr schweren Töne hat, ganz umsonst. Denn aus Liebe, die Kunst auf die Nachkommen zu bringen, bewerben sich die Meistersänger selbst sehr fleißig um Schüler, und brechen deswegen ihrer Ruhe u. ihrem Schlafe ab. Wenn nun ein solcher Lehrling die Lehrsätze und eine ziemliche Anzahl Töne, sonderlich aber die vier gekrönten begriffen, welches die

vier langen Töne **Rügelings Frauenlobs, Marners** und **Regenbogens** sind: So wird er auf der Zeche, oder in dem Wirthshause, wo die gewöhnlichen Zusammenkünfte gehalten werden, von dem Lehrmeister der Gesellschaft vorgestellet. Hierauf erforschen die Merker, ob der Vorgestellte ehrlicher Geburt ist, ob er nicht leichtfertig ist, ob er sich eines stillen und ehrbaren Wandels beflissen, und die Singeschulen stets besucht? Ferner wird untersucht, ob er die Kunst gnugsam erlernet, ob er eine ziemliche Anzahl Töne von dem kurzen **Gemäße** bis zu dem langen, sonderlich aber die **vier gekrönten Töne** wisse, und im Falle der Noth ein Lied **merken** könne? Ferner giebt man ihm im Singen sieben Sylben bevor, **versingt** er darüber, so kan er nicht aufgenommen werden. Findet man ihn aber tüchtig, so wird er aufgenommen, und muß sich verpflichten, 1) daß er beständig bey der Kunst bleiben, und nicht von dem Gesange weichen, sondern fest darob halten wolle; 2) Daß er mit Bescheidenheit widersprechen, und der Kunst nichts zu kurz geschehen lassen wolle, wenn ihr an einem Orte, in seiner Gegenwart, übel und spöttisch sollte nachgeredet werden; 3) Daß er mit den Gesellschaften friedlich und **schiedlich** leben, sie vor Schaden warnen, ihnen in allen Leibesnöthen helfen und beystehen, ihr Gut und Nahrung helfen bessern und behüten, alles Gutes von ihnen reden, und so jemandes ungleich sollte gedacht werden, ihn zu entschuldigen und zu vertheidigen, sich äusserst wolle angelegen seyn lassen; 4) Daß er kein Meisterlied, oder keinen Ton auf öffentlichen Gassen, weder bey Tage noch bey Nacht, auch nicht bey

Ge-

Gelagen, Gastereyen, oder andern üppigen Zusammenkünften, wie auch nicht, so er etwan sollte bezecht seyn, singen, und hierdurch der Gesellschaft einen Schandfleck anhängen wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, die Verlangen tragen, ein Meisterlied zu hören, sich willig zu erzeigen, wenn man nur weis, daß sie kein Gespötte damit treiben werden.

Wenn sich ein Singer eine zeitlang auf den Schulen, zu jedermanns Vergnügen, hat hören lassen, und sonst untadelhaft gelebet: So kan er um die **Freyung** anhalten, das ist, daß er auf offener Singeschule frey gesprochen, und für einen Meister erkläret werde *. Diese ganze Handlung hat der obgedachte M. Metzger abgefaßt, und nach Meistersängerart wohl beschrieben, welches Gedicht auch nunmehro von ihnen gebraucht wird, und von Hrn. Wagenseilen ganz angeführet ist. Es ist aber, vonnöthen, daß der neue Meister noch vor der Krönung ein Meisterstück in völliger Versammlung ablege,

* Sonst und an andern Orten sollen sie denjenigen, welchen sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen gewürdiget, einen sogenannten Meisterkranz aufgesetzet, ihn mit gewissen Ceremonien, und mit Gang, Klang und Gesang zu einem Meistersänger gemacht haben. Dadurch erlangte er denn erst Freyheit, daß er sich öffentlich hören lassen, auch mit dem Degen schmücken durfte, wie davon weitläuftiger handelt Christian von Gehe in seiner Beschreibung des Herolds Memb. 3. de Laurea decantatoria, und aus ihm Morhof im Unter. von der deutschen Sprache, Bl. 308.

und die so hoch gepriesenen vier gekrönten Töne singe, welches der meisterliche Hort genennet wird, und von dem Verfasser mit den dazugehörigen Noten gleichfalls ganz hergesetzet ist.

Des Tages, wenn man Schule gehalten, ist es gebräuchlich, daß die Gesellschaft der Singer eine ehrbare, ehrliche, friedliche Zeche hält. Auf solcher muß ein jeder sein Gewehr von sich legen, alles Spielen, unnütze Gespräch und überflüßiges Trinken, ist verbothen, und es wird ein Zechkranz zum besten gegeben, damit darum singen möge, wem es beliebet. Es sind aber Strafer und Reizer untersaget zu singen, weil daraus nur Uneinigkeit entstehet. Es darf auch keiner dem andern auffordern, um Geld oder Geldes werth zu singen, noch sich ungefordert zu den Merkern hinsetzen.

Endlich, wenn ein Meistersänger stirbt, sind alle Gesellschafter schuldig, ihn zu Grabe zu begleiten. Ist es aber ein Merker, so singen sie noch erst, wenn der Sarg ins Grab gesenket, und noch nicht mit Erden beschüttet ist, ein Gesellschaftlied zu seinen letzten Ehren. Eines dergleichen findet man bey dem Verfasser. Dieses wären also die Gebräuche und Gewohnheiten der Meistersänger, von welchen sie nicht ein Haarbreit abgehen wollen.

Der vielfältige Nutzen, welchen die Meistersänger mit ihrer Kunst dem gemeinen Wesen geben, und den Herr Wagenseil noch zeiget, bestehet darinn, daß durch selbige die Ehre GOttes, und der emsige Fleiß, die H. Schrift zu lesen, sehr vermehret, durch Ver-

Vereinigung der bürgerlichen Gemüther, aus verschiedenen Zünften, Friede und Ruhe gestiftet, und emsige, fleißige und tugendhafte Bürger erzogen werden. Ihre Zunft gereichet auch dem ganzen Deutschlande zu grossem Ruhm und Ehre, sintemal kein Volk in der Welt zu finden seyn wird, welches eine so alte wahre poetische Gesellschaft zeigen kan, die etliche tausend Jahre durch niemals unterbrochen worden, sondern allezeit im Flore gewesen, mit vielen Freyheiten begnadiget, und mit Gesetzen und Ordnungen also begabet ist.

Wir wollen zum Beschlusse dieses Artikels doch ein paar Lieder aus unserm Meistersängerbuche hersetzen, das erste von **M. Wolfhart Spangenbergen**, und das andere von einem andern ehrlichen Dichter und Meister, **Joseph Schmierer**, der selbst die **frölliche Gesellschaftweis** erfunden, die unter den Nürnbergischen nicht steht, sich aber in unserm Buche befindet. Die **Stollen** haben wir mit ihrem Zeichen bezeichnet, den **Abgesang** aber, zu mehrer Deutlichkeit, **Schwabacher** drucken lassen.

In der kurzen Tagweis Michael Vogels.

Das 1. Gesetz.

Hilf GOtt! wie gar kurz ist der Tag
Des menschlichen Lebens auf Erden,
Darinn sich Jammer, Noth und Klag
Erfinden thut mit viel Beschwerden;
Eh wir uns in der Welt umwenden
Thut unser Leben sich oft enden. †
Unser Leben ist ein Wallfahrt,
Darinnen wir unselig streben

Wann die in Müh und Arbeit hart
Vollstrecket wie in diesem Leben
Sich einen kurzen Tag vergleichet,
Der allgemach von dannen schleichet. †
Wie ein Nachtwach ist sie verdrossen
In wenig Stunden gar hinweg geflossen.
Unser Leben auf Erden noch
Auf siebenzig Jahr sich erstrecket,
Und wann es dann thut steigen hoch:
So sind es achzig Jahr beflecket
In Sünden viel und mannichfaltig
Mit Wiederwärtigkeit zwiespaltig. †

Das 2. Gesetz.

David in seinem Psalter klar,
Daß neunzig ist, solchs uns berichtet.
Hiob in seinem Buch fürwahr
Die Tag des Lebens gar vernichtet,
Als kurz und eitel und vergänglich
Mit Noth beladen überschwenglich. †
Wie an der Wand ein Schatten bloß
Sich thut bewegen hin und wieder,
Und scheinet aus dermassen groß,
Als ob er hätte Menschenglieder;
Jedoch wird er nicht lang befunden
Ist augenblicklich bald verschwunden. †
Also das Leben schnell hinlaufet
Mit keinem Gelde man es wiederkaufet;
Es fährt wie ein Postboth davon,
Der eilends mit den Pferden rennet.
Ja wie ein leichter Vogel schon,
Welcher gar bald die Luft zertrennet;

Ja wie ein Schifflein unverzogen,
Oder ein Pfeil von dem Handbogen. †

Das 3. Geſetz.

Dieweil dann wie ein kurzer Tag
Das menſchlich Leben iſt auf Erden,
Was thun wir uns an für ein Plag,
Als die wir leben thun in Gferden
In zeitlichem Wolluſt derächtig
Stolziren in der Welt hoch prächtig. †
Um ein geringes Linſenmus
Zeitlicher Freuden hier vergebens
Verkaufen wir ohn Reu und Buß
Die Erſtgeburt des langen Lebens;
Thun durch ein ſüſſes Gift verſcherzen
Die ewig Seligkeit mit Schmerzen. †
Darum ein jeder woll aufwachen,
In der Bekehrung keinen Aufzug machen,
Sondern bey lichtem Tag das Heyl
Suchen in Zittern und in Sorgen
Daß uns heut wird Genad zu Theil
Nicht ſollen fürſparen auf Morgen;
Dann nach dem Tod iſt es geſchehen
Da hilft kein Reu, Bitt oder Flehen. †

Der andere Bar
In der Rebweis Hanns Vogels.

1.

Sanct Lucas ſchreibet klar
In dem achtzehenden darbey:
JEſus nahm frey
Zu ſich die Zwölfe gar

Und zu ihnen sprach rein:
Sehet wir gehen hinauf richtig †
Gen Jerusalem schon
Und es wird vollendet zur Frist
Alles, das ist
Geschrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menschen Sohn, denn er pflichtig †
Wird überantwortet auch dort
Den Heiden, und er wird auch fort
Verspottet und geschmähet sehr
Und auch verspeyet werden mehr;
Und sie werden mit Plag
Ihn geisseln und tödten, er sprach,
Und denn hernach
Wird er am dritten Tag
Auferstehen gemein
Wiederum von den Todten richtig. †

2.

Sie aber all dabey
Vernahmen der keines so gar
Und die Red war
Ihnen verborgen frey,
Und wusten nicht was doch
Das gesagt war; Es geschah richtig. †
Da er nahet hin zu
Jericho; Ein Blinder saß
Am Weg der maß,
Der bettelt mit Unruh
Und da er aber noch

Höret das Volk, das durchgieng wichtig †
Forſchet er, was das wäre mehr
Da verkündigten ſie ihm ſehr:
JEſus von Nazareth, der gieng
Fürüber: Allda er anfieng
Rief und ſprach: Jeſu fren,
Du Sohn Davids, erbarm dich mein!
Die aber fein
Forne an giengen ſchon,
Bedraueten ihn hoch,
Er ſollt ſchweigen zugleich gar pflichtig.

3.

Er aber ſchrie vielmehr:
Du Sohn David, erbarm dich mein!
JEſus ſtund fein
Stille und hieß ihn ſehr
Zu ſich führen fürwahr,
Und da ſie nahe bey ihm kamen †
Sprach JEſus zu ihm dort,
Was willſt du, daß ich dir ſoll thun?
Er ſprach, HErr nun,
Daß ich möge hinfort
Sehen, und JEſus klar
Sprach zu ihm: Sey ſehend mit Namen, †
Dein Glaub hat dir geholfen frey.
Und er ward ſehend auch darbey
Und folget ihm nach auch ohn Spott
Lobet und preiſet er da GOtt.
Und alles Volk gemuth,
Das ſolches ſahe, alſo gleich

Lobet GOtt reich.
Auch du Davids Sohn gut
Stärk unsern Glauben gar
Hilf uns hie und dort. Nun sprecht Amen.

III.

Nachricht von Herrn Peter Reichard Cramers grossem Wörterbuche für die Deutschen.

Unter den allgemeinen Schicksalen, welchen jemals die fürnehmsten Sprachen der Völker, von dem ganzen Erdboden unterworfen gewesen sind, ist, unserem Ermessen nach, dieses nicht am allerwenigsten merkwürdig: Daß man bey keiner einigen, zu der Zeit, da sie, so zu reden, den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichet hatten, darauf bedacht gewesen, wie man ihren Umfang, ihre Schönheiten und Reichthümer, vermittelst vollständiger **Wörterbücher** darstellen, zugleich auch die Sprachen vorsichtig einschränken und verwahren, und mithin sie selbst vor einem endlich bevorstehenden Untergange behüten möchte. Es scheinet allerdings dieses denen Nachkommen so gar schädliche Vorurtheil bey ihnen insgemein eingerissen zu seyn: Es liesse sich eine jedwede Sprache leichter, besser und vollkommener aus dem gemeinen Umgange und einer täglichen Ubung, als aus stummen Lehrern, oder aus den Schriften, begreifen. Zu geschweigen, daß sie sich der nachgehends mit ihren Sprachen vorgefallenen

nen groſſen Veränderungen nicht befahret haben; Als zu welcher Zeit denn erſt dergleichen **Wörterbücher** ganz unentbehrlich werden, wo anders die Sprachen nicht völlig in die Vergeſſenheit gerathen ſollen. Wir wollen dieſen Satz allhier kürzlich nur mit den unläugbaren Beyſpielen der ſogenannten **drey Hauptſprachen** der ganzen Welt erweiſen; Denn bey denen übrigen allen, welche niemals in ſolchem Anſehen geſtanden, noch von einer ſo langen Dauer bis auf unſere Jahre geweſen ſind, als jene, wird man ohnedem einen ſo wichtigen Vorzug, als dieſer iſt, nicht zu ſuchen verlangen können.

Gleich anfangs bey der **Ebräiſchen Sprache** geben uns die in der Natur und in den Geſchichten derſelben vor andern erfahrenſten und geübteſten Männer das einſtimmige Zeugniß: Es ſey nicht die allergeringſte Spur oder Anzeige vorhanden, aus welcher man auch nur auf die Vermuthung gerathen könnte, als wann die Juden vor der babyloniſchen Gefangenſchaft irgend an die Verfertigung eines **Wörterbuches von ihrer Mutterſprache** gedacht hätten; dergleichen ihnen auch wohl niemals, aus den erſtgemeldeten Urſachen, wirklich in den Sinn gekommen iſt. Vielmehr iſt dieſes eine ausgemachte, und von niemand mit Grund beſtrittene Wahrheit: Daß die Juden, nach ſo vielen durch göttliches Gericht und Strafe ausgeſtandenen faſt unglaublichen Drangſalen und Zerſtreuungen, bey denen die ihren Voreltern angeerbte Sprache nothwendig ein gar vieles leiden, und zuletzt in gänzlichen Verfall gerathen müſſen, erſt gar ſpäte ſich derſelben mit Ernſt angenommen, und dieſelbe ſowohl in

eine

eine richtige **Sprachlehre**, (Grammaticam,) als in ein hinlängliches **Wörterbuch**, (Lexicon) zu verfassen, den Anfang gemachet haben. Ja, es ist auch nicht einmal dieses aus ihrem eigenen Triebe, oder einer an sich untadelhaften Neigung und Hochachtung vor dem ehrwürdigen Alter alles dessen, was ihre Nation auch sonst nur im geringsten angehet, geschehen; sondern, sie haben, und zwar zu einer Zeit, da unter ihrem schläfrigen Volke beynahe aller Geschmack der Wissenschaften und Weisheit durchgehends unterdrücket war, diese Künste erst denen Arabern abgelernet, und sind darinn ihrem Exempel, so viel sichs thun lassen wollte, nachgefolget. Die Araber hatten sich um den Anfang des zehenden christlichen Jahrhunderts von Palästina, Persien und andern benachbarten Ländern, durch das Glück der Waffen zu Meistern gemachet, waren aber, neben der Erhaltung der eroberten Provinzen, auch zugleich darauf mit einem löblichen Eifer bedacht, wie sie die **Arabische Sprache** durch alle nur ersinnliche Mittel auszieren und erweitern möchten. Zu diesem Ende brachten sie dieselbe in **Wörterbücher** und **Sprachlehren**; und der augenscheinlich gute Erfolg dieser Bemühungen munterte die geschicktesten der damals unter ihnen, vornemlich zu Jerusalem und Babylon, lebenden Juden auf, daß sie in gleicher Art ihr Heil an der schon längst aus der Gewohnheit gekommenen **Ebräischen Sprache** zu versuchen, den Entschluß fasseten. Und obschon, wegen des **ersten Urhebers** einer **Ebräischen Sprachlehre**, die Gelehrten noch nicht völlig einig, doch auch dießfalls gar leichte zu

vereinigen ſind; (darum wir uns aber hier eigentlich nicht bekümmern): So iſt doch hinwiederum auch ſo viel ausgemacht, daß die Verfertigung Ebräiſcher Wörterbücher keinesweges älter, als gedachtes zehendes Jahrhundert, ſey, und der ספר שרשים oder Liber Radicum des bey den Juden noch heut zu Tage ſehr berühmten Rabbi, MENAHEM BEN SARVGH, eines von den erſten und älteſten Büchern dieſer Art abgegeben habe. In den nachfolgenden Zeiten iſt man hernach freylich in dieſem Stücke weiter fortgefahren, ſo, daß nunmehro an dergleichen Schriften eben kein ſo groſſer Mangel anzutreffen: deren immer eine beſſer, als die andere iſt, je mehr ſie denen Zeiten nahe kommt, darinn wir itzo leben. Man kan bereits unter den Juden ein halbes, unter den Chriſten aber ein ganzes Hundert berühmter Männer zählen, welche vor andern ihren Fleiß darauf gewendet haben, die Ebräiſche Sprache, vermittelſt eines Wörterbuches, jedermann begreiflich zu machen.

Der Griechiſchen Sprache iſt es bey ihrem Wohlſtande ebenermaſſen nicht beſſer gegangen. So lange die Republiken der Griechen in ihrem beſten Flor ſtunden, machte auch ihre Sprache ein ungemeines Aufſehen, und wurde von den Rednern, Weltweiſen und Poeten, gleichſam um die Wette getrieben und ausgepuzet, ſo, daß ſie einen ſo hohen Gipfel der Kunſt, Vollkommenheit, Anmuth und Zierlichkeit, erreichete, dergleichen ſich, weder zuvor noch darnach, irgend eine andere Sprache der Welt mit Fuge rühmen kan. Ihre nachmalige Ueberwinder ſelbſt, die Römer, waren von ihrer Schönheit und

lieb-

Lieblichkeit ganz eingenommen, und erlerneten sie mit grosser Begierde und Fleiß. Ihr Gebrauch galt damals beynahe auf dem ganzen Erdboden. Zwar fehlete es ihr fast um dieselbigen und in den folgenden Zeiten an Sprachlehrern und Sprachrichtern eben nicht, welche ihre Reinigkeit und Richtigkeit zu prüfen und zu erhalten bemühet waren: Die dunkeln Stellen, Wörter und Redensarten der fürnehmsten Schriftsteller erklärten, u. s. w. dergleichen Leute insgemein Scholiasten genennet werden. So stunden auch andere, obwohl etwas später, auf, die in fast gleicher Absicht unter dem neuerfundenen Namen Λεξικον, (welcher in seiner eigentlichen Bedeutung ein **Wörter- oder Namenbuch** anzeiget,) in alphabetischer Ordnung allerhand in griechischen Büchern vorkommende **Namen** und **Sachen**, und zwar gröſſern Theils die letzteren, auslegten, unter denen Hesychius, Julius Pollux und Suidas die bekanntesten sind. Allein, an ein förmliches, allgemeines und, so viel möglich, vollständiges **Wörterbuch der ganzen alten griechischen Sprache** hat man erst vor zweyhundert Jahren mit besonderem Ernste zu gedenken angefangen, und der treffliche **Heinrich Stephanus** ist einer mit von den ersten gewesen, der in einer eben so nützlichen, als weitläuftigen und beschwerlichen Arbeit, mit gutem Fortgange den Weg zu bahnen, unternommen hat.

Es ist keinesweges schwer, ein gleiches von der **Römischen, oder Lateinischen Sprache**, darzuthun. Sie giebt der griechischen in keinem Stücke irgend eines Vorzuges etwas nach; sie ist ihr aber

aber auch darinnen vollkommen ähnlich geworden, daß sie, weder in den Zeiten ihrer größten Blühte, am wenigsten aber nach denselben, ein **allgemeines Wörterbuch** aufweisen kan, welches allen ihren Reichthum der besten, reinesten und nachdrücklichsten Wörter und Redensarten, wie sie in dem güldenen Alter des Cicero und Augustus üblich gewesen, in einem eigenen Verzeichnisse enthielte, und sowohl den Ausländern als Nachkommen zu ihrer Erlernung dienlich seyn könnte. Denn Varro, Flaccus, Isidorus, und andere dergleichen Schriftsteller mehr, gehören unter eine solche Classe gar nicht; ob sie schon sonsten, als Wortforscher und Sprachrichter, ihren besondern Werth haben, und auch billig behalten. Das Schicksal hat eine Arbeit von solcher Art ebenermassen erst auf spätere Zeiten verschoben, und die Ehre, welche davon zu erwarten ist, vernünftigen und gelehrten Ausländern überlassen. Es ist unnöthig, auch nur einen davon allhier namhaft zu machen; da sie ein jeder schon genug kennet, der irgend von der lateinischen Sprache hat reden gehöret.

Ich werde keine sträfliche Unwahrheit begehen, wenn ich sage; Daß man in diesem Stücke nach der gesegneten Wiederherstellung der Wissenschaften angefangen habe, um ein vieles klüger, vorsichtiger und sorgfältiger zu werden. Denn es liegt am Tage, daß zu allerst die **Italiener**, nach denselben die **Franzosen**, und zuletzt die **Spanier**, innerhalb nechstverflossenen zweyhundert Jahren, durch einen eigenen und löblichen Trieb, sich untereinander er-

muntert haben, an die Untersuchung und Ausbesserung ihrer Muttersprachen, mit dem benöthigten Ernste und Eifer, zu gedenken. Sie haben zu diesem Ende in den Hauptstädten ihrer Länder besondere **Sprachgesellschaften** aufgerichtet, welche aus den witzigsten und geschicktesten Köpfen des ganzen Vaterlandes jederzeit bestanden. Ihre Bemühungen dabey waren mannichfaltig; keine unter allen aber so nützlich, so wohl ausgesonnen und so ruhmwürdig, als diese, daß sie mit vereinten Kräften an einem **Wörterbuche** arbeiteten, und dasselbige zum Gebrauche, sowohl ihrer Landsleute, als der Ausländer, in öffentlichem Drucke darlegten. So viele Schwierigkeiten sich dabey fanden, so langsam diese Arbeit fortgieng, so manchem Tadel der Halbgelehrten und Neider sie sich auch immer aussetzten, so drung ihr Fleiß, ihre Geduld, und ihr redliches Vorhaben dem Vaterlande zu dienen, auf die letzte doch durch; und die Academia della Crusca zu **Florenz**, die **Französische** zu **Paris**, und die **Castilianische** zu **Madrit**, brachten, obwohl zu unterschiedenen Zeiten, die **allgemeinen Wörterbücher ihrer Sprachen** glücklich zum Stande. Daher haben sich diese Nationen einen besondern Ruhm und Vorzug vor den übrigen gesitteten Völkern in Europa erworben. Dadurch haben sie ihre Sprachen unter denselben weit ausgebreitet, und verursachet, daß man sie nunmehr auswärts, mit vieler Lust, mit grosser Bequemlichkeit und mit besonderm Vortheile erlernet, lieset und schreibet.

O daß doch unsere lieben Deutschen sich hätten durch diese ansehnlichen Exempel eher und mehr bewegen

wegen lassen, den Ausländern es mit gleichgesinntem Eifer hierinn nachzuthun! Die Sorgfalt, welche jene auf die Ausmusterung und regelmäßige Einrichtung ihrer Muttersprache verwendet haben, wäre ja noch ungleich besser, und leichter, und vernünftiger bey unserm Deutschen angewendet. Das Italienische, Französische und Spanische ist und bleibet bey allem diesem ein unendlicher Mischmasch zusammengestoppelter, ja öfters gar seltsam verkehrter und verstümmelter Wörter und Redensarten; und wird auch niemals genug gereiniget, oder von den erborgten fremden Schlacken sattsam gesäubert werden können. Die Zeit wird nimmermehr erscheinen, da diese drey aus der Art geschlagenen Töchter der Römischen Sprache die prächtige und zugleich niedliche Gestalt ihrer Mutter annehmen, und ihrer Schönheit vollkommen ähnlich sehen sollten. Dergleichen aber ist bey der deutschen Sprache keinesweges zu besorgen. Sie ist, als eine Grundsprache, an sich regelmäßig und vollkommen, und läßt sich eben daher viel leichter in eine gewisse Ordnung und ins Geschicke bringen, als jene. Es fehlet bloß an unserm Fleiße und Nachsinnen, daß wir ihre Schätze sorgfältig aufsuchen und entdecken, und an die Verfertigung eines **allgemeinen deutschen Wörterbuches** endlich einmal Hand anlegen. Eben itzund ist die rechte bequeme Zeit zu einer so nützlichen und rühmlichen Arbeit vorhanden. Denn ob es gleich allerdings zu viel gethan wäre, wenn man sagen wollte, daß die deutsche Sprache zu gegenwärtigen Zeiten in der allerhöchsten und vollkommensten Blühte stünde, also, daß sie niemals höher getrie-

ben werden könnte: So ist doch so viel ausgemacht, daß sie derselben fast täglich und zusehends näher rücket. Es stehen hin und wieder in verschiedenen Provinzen des weitläuftigen deutschen Reiches gelehrte Männer und Scribenten auf, welche sich Mühe geben, in ihrer Muttersprache rein und wohl zu schreiben. Man wird mit Vergnügen gewahr, wie sich fast alle Messen die Anzahl deutscher Schriften vermehret, welche in der That für Muster einer schönen Schreibart, in gebundener und ungebundener Rede, gelten, und den netten Ausarbeitungen sinnreicher Ausländer an die Seite gestellet werden können. Unsere Landsleute werden immer begieriger, dieselbigen zu lesen, und legen das lächerliche Vorurtheil allmählich ab, als wenn nur allein in den Schriften der Griechen und Römer, der Italiäner und Franzosen, etwas kluges, etwas erbauliches und etwas aufgewecktes anzutreffen wäre. Und durch diese Uebung wird unvermerkt die deutsche Sprache, auch selbst in dem Munde unserer gesitteten Mitbürger, verbessert, und sie lernen allgemach, sich in ihrer Muttersprache von allen vorkommenden Dingen rein, wohl und gut deutsch ausdrücken, welches noch vor kurzem die allerwenigsten gekonnt haben.

Vor vielen andern Gelehrten hat diese guten und bequemen Umstände der gegenwärtigen Zeiten, zu Verfertigung eines **allgemeinen Wörterbuches** Herr **Peter Reichard** * **Cramer**, ein angesehener

* Es ist also zu verbessern, da dieser wackere Mann in dem Verzeichnisse der neuesten Mitglieder der deut-

ner Practicus Juris zu Offenbach, unweit Frankfurt am Mayn, beherziget, und mit einem seltenen Eifer und unermüdetem Fleiße, beynahe dreyßig Jahre hintereinander, die besten Tage und Stunden seines Lebens darauf verwendet. Dieser geschickte Mann ist auch damit allbereits so weit gekommen, daß er wenigstens, nach der von ihm beliebten Eintheilung, die zwo oder drey ersten Theile seines Werkes unter die Presse geben kan, wenn sich nur ein anständiger Verleger finden wird, der sich dessen Beförderung ernstlich annimmt. Er hat der deutschen Gesellschaft die Ehre gethan, und ihr in einem gedoppelten sehr höflichen und vernünftigen Schreiben von seinem Vorhaben Nachricht ertheilet. Das erste war im Jahre 1730. an den damaligen Präsidenten, den seligen Herrn Hofrath **Menken** namentlich gerichtet; * Das andere lief erst in dem verwichenen Jahre an die Gesellschaft selbst ein, und enthielte eine ausführliche Erläuterung des erstern, wobey der Herr Verfasser zugleich die ihm mit gemeinschaftlichen Stimmen angetragene Stelle eines Mitgliedes mit der verbindlichsten Danksagung übernahm. Wir wollen unsern Lesern den vornehmsten Inhalt dieser beyden Schreiben allhier mittheilen; aus welchem

---

deutschen Gesellschaft, welches der Vorrede zu denen nur neulich herausgegebenen Eigenen Schriften und Uebersetzungen derselben am Ende beygefüget ist, unrecht Johann Matthias genannt worden.

* Man sehe die Nachricht von der Verfassung der deutschen Gesellschaft p. 71.

chem sie die besondere Geschicklichkeit des Herrn Crameres, und seinen redlichen Eifer für die Ehre unserer Muttersprache mit mehrerem werden kennen lernen.

Er gestehet nicht nur selbst, sondern es beweiset es auch der untrügliche Augenschein, daß er von Jugend auf ein rechter grosser Liebhaber unserer deutschen Sprache, und einer reinen, deutlichen und fliessenden Schreibart in derselben, gewesen sey. Diese Liebe hat ihn bereits im Jahre 1708. bewogen, an die Ausarbeitung eines **allgemeinen deutschen Wörterbuches** zu gedenken; weil er sahe, daß es uns an dergleichen annoch fehlete, ein solches Buch zu besitzen aber von einem unbeschreiblichen Vortheile und Nutzen seyn würde. Aus eben diesem Grunde hat er auch vor einigen Jahren zu Frankfurt die Verfertigung der kayserl. Reichs-Postzeitung, unter dem Titel des **Frankfurter Mercurii**, übernommen, von welcher gegenwärtig etliche dreyßig Stücke heraus sind, die drey starke Bände ausmachen. Er hat sich dabey die Mühe gegeben, seinen ganzen Vortrag in reinen deutschen Wörten abzufassen, und den in dieser Gattung Schriften sonst gewöhnlichen, ja gar vor anständig, oder wenigstens unvermeidlich gehaltenen Mischmasch von fremden ausländischen Wörtern und Redensarten auf das sorgfältigste zu vermeiden. Es ist ihm auch dabey also geglücket, daß er dießfalls keinen Wiederspruch, wohl aber vielen Beyfall hin und wieder, gefunden hat. *Von dem lezteren kan nur dieses* zum Beweise dienen, daß man aus dem gedachten Mercurio, in den Zeitungen zu Wien, Augspurg, Nürnberg, Hanau,

Cölln,

Cölln, Hamburg, Hildesheim, Erfurt, Leipzig, Coburg, Schafhausen, und in andern mehr, öfters ganze Artickel unverändert entlehnet hat. Und es wäre zu wünschen, daß sich die Verfasser dieser Tageschriften, auch in ihren eigenen Aufsätzen, mehr nach der netten Vorschrift des Herrn Cramers richten möchten, als bisher geschehen ist; der ihnen statt eines unverwerflichen Musters einer reinen, deutschen und ungezwungenen Schreibart dienen kan.

Auf sein Wörterbuch nunmehr selbst zu kommen; so hat Herr Cramer, dasselbige in acht besondere Theile einzurichten, den Entschluß gefasset. Anfangs arbeitete er an allen miteinander zugleich, und trug aus den besten deutschen Schriften unserer und der vorigen Zeiten, wie nicht weniger aus den Actis publicis, welche zu Regenspurg, bey dem kayserl. Reichs-Hofrathe, und bey dem kayserl. Kammergerichte zu Wezlar, überreichet worden, desgleichen aus wohlgemachten Vorstellungen, Ausführungen, Briefen, ꝛc. wie selbige in Lünigs Reichsarchiv, in Fabers Staatscanzley, in den Actis Juris publici, und sonst, vorhanden sind, den benöthigten Stoff mit gehörigem Fleiße zusammen. Weil er aber verspürte, und bey dem Fortgange seiner Arbeit selbst befand, daß diese Bemühung für einen einigen Mann zu weitläuftig und groß wäre, änderte er in etwas seine Ausführung, ließ die übrigen Theile so lange ruhen, und nahm allein die drey ersten, nemlich das Alphabetische Verzeichniß der deutschen Redensarten, (Phrasium) der wesentlichen Nennwörter, (Substantiuorum,) und der Beywörter, (Epithetorum,)

vor die Hand; Weil dieſe drey Theile die nöthigſten und nützlichſten ſind. Von Phraſibus hatte er im Jahr 1720. ſchon zwanzig Tauſend beyſammen; deren Zahl nunmehr bis auf vier und ſechzig Tauſend und ſechshundert angewachſen iſt. Von Subſtantiuis zählet er gegenwärtig fünftehalb Tauſend, und von Aduerbiis dreyhundert und zwanzig. Zur Abwechſelung nimmt er auch jezuweilen den vierten Theil vor, welcher die **Verdeutſchung aller** in unſere Sprache eingeſchlichenen **fremden Wörter**, vornemlich aber der in derſelben vorkommenden und unentbehrlichen **Kunſtwörter**, aus allen Wiſſenſchaften und Handwerken, begreift, und zu Erlernung einer reinen Schreibart eben ſo nothwendig iſt, als die andern.

Ein jeder kan leicht ermeſſen, was für eine erſtaunliche Mühe und Geduld dieſe beynahe dreyßig Jahre lang unternommene Arbeit dem Herrn Verfaſſer gekoſtet haben müſſe; der auch ſelbſt ſeine Geſundheit dabey in Gefahr geſetzet hat. Man kan ſich aber auch wohl vorſtellen, daß es bey der erſten Ausgabe der erwähnten Theile unmöglich ſey, ſogleich eine gänzliche Vollkommenheit an dieſem Werke zu liefern; Alſo, daß von der unzählichen Menge der Nennwörter, Beywörter und Redensarten, ꝛc. nicht hier und dar ein und das andere mangeln ſollte. Es würde unbillig gehandelt ſeyn, den Gebrauch eines ſo nützlichen Buches unſeren Landsleuten ſo lange vorzuenthalten, bis dieſe Vollkommenheit erreichet würde. Dieſes muß man auf die folgenden Ausgaben verſparen; und Herr **Cramer** hat Verdienſte genug, daß er den Weg zu-

erſt

erst gebahnet, und andern Liebhabern der deutschen Sprache seine Schultern dargelehnet hat, auf welche sie sich hinführo stellen, und das weite Feld derselben nunmehr durch seine Vermittelung viel leichter und gemächlicher übersehen können.

Um unsern Lesern einen desto deutlichern Begriff von der eigentlichen Gestalt dieses allgemeinen Wörterbuches zu machen, so wollen wir einige von den Artikeln aus dessen erstem und anderem Theile hieher setzen, wie sie der Herr Verfasser unlängst, statt einer Probe, an die Gesellschaft übersendet, und sich deren Gedanken darüber ausgebethen hat. Von den Phrasibus mögen es die Wörter Amt, Kunst und Sprache seyn.

Amt, Aemter, das, die
das — hat aufgehöret.
— — ist eingegangen.
das — beruhet auf ihm.
— — bestehet auf ihm.
das — ist ledig.
— — ist erlediget.
seines — sich entbrechen.
— — sich entziehen.
des — einen entsetzen.
— — einen erlassen.
seinem — nachkommen.
— — obliegen.
— — vorstehen.
seinem — ein Genügen thun.
— — wohl vorstehen.
einem — sich unterziehen.
es ist meinem — verkleinerlich.

Amt, Aemter, das, die
ein — einem anbiethen.
— — einem antragen.
ein — annehmen.
— — übernehmen.
ein — antreten.
ein — aufrichten.
— — wieder aufrichten.
die — austheilen.
— — vergeben.
ein — bedienen.
— — bekleiden.
— — verrichten.
— — versehen.
— — verwalten.
ein — bekommen.
— — erhalten.
— — erlangen.
— — beym Kopfe kriegen.
sein — beobachten.

Amt, Aemter, das, die
sein = in acht nehmen.
sein = beschmitzen.
— = besudeln.
die = besetzen.
— = ersetzen.
— = bestellen.
ein = einem erleichtern.
ein = in Händen haben.
ein = kaufen.
— = erkaufen.
ein = niederlegen.
ein = in gewisse Schranken fassen.
ein = verlassen.
ein = mit einem versehen.
an ein = Forderung machen.
an dem = Theil haben.
auf das = sich stützen.
— = sich verlassen.
aus dem = einen jagen.
— = einen treiben.
aus dem = einen stossen.
in ein = einschleichen. (sich)
in ein = einen setzen.
— = einen einsetzen.
in ein = treten.
in seinem = sich beruhigen.
— = sich trösten.
in dem = faul seyn.
— = nachläßig seyn.
— = träg seyn.
in dem = faul werden.
— = nachläßig werden.
— = träg werden.
in einem = stehen.

Amt, Aemter, das, die
in seinem = sich verdächtig machen.
mit einem = einen versehen.
— = versehen seyn.
— = versehen werden.
nach einem = gehen.
— = laufen und rennen.
— = streben.
von dem = einen bringen.
von dem = einen setzen.
— = einen stossen.
zu einem = einen annehmen.
— = einen bestellen.
zu einem = einen befördern.
zu einem = sich bestellen lassen.
zu einem = einen besuchen.
zu einem = einen erheben.
— = einen erhöhen.
zu einem = fähig seyn.
— = tüchtig seyn.
zu einem = unfähig seyn.
— = untüchtig seyn.
zu einem = einen gebrauchen.
zu einem = sich gebrauchen lassen.
zu einem = gelangen.
— = kommen.
zu einem = einen unfähig erklären.
— = einen untüchtig erklären.

Amt,

Amt, Aemter, das, die
zu dem == einen (für) unfähig halten.
— == einen (für) untüchtig halten.
Siehe auch Bedienung.
Amt, kayserliches,
des == einen entsetzen.
dem == sich (nicht) entziehen,
dem == eingreifen.
— == eingreifen lassen.
dem == vorgreifen.
— == vorgreifen lassen.
— == zu nahe treten.
dem == ein Genügen thun.
das == ansiehen.
— == anruffen.
— == ansuchen.
das == anwenden.
— == gebrauchen.
das == ausser acht setzen.
das == ordentlich handeln.
das == einem nehmen.
das == üben.
— == ausüben.
sein == verhengen.
das == einem versagen.
das == vollstrecken.
— == vollziehen.
an dem == nichts ermangeln lassen.
— == nichts gebrechen lassen.
vor dem == die gebührende Andacht haben.
Amt, richterliches,
des == einen entsetzen.
Amt, richterliches.
dem == zu nahe treten.
seinem == wohl (übel) vorsteben.
das == ansiehen.
— == anruffen.
das == anwenden.
das == einem entziehen.
— == einem nehmen.
das == kränken.
NB. Hieher gehören auch die meisten unter dem Titel: Amt, Aemter, stehende Redensarten.
Amtsarbeiten,
Amtsgeschäfte,
meine == erlauben es nicht.
— == gestatten es nicht.
— == verstatten es nicht.
— == lassen es nicht zu.
die == erneuern sich.
— == vergrössern sich.
— vermehren sich.
seine == abwarten.
seinen == obliegen.
seine == beobachten.
— == verrichten.
seine == beschleunigen.
seine == vornehmen.
an den == einen verhindern.
— == einem hinderlich fallen.
— == einem verhinderlich seyn.
mit vielen == beladen seyn.
— == überladen.

Amtsarbeiten,
Amtsgeschäfte,
mit vielen = beleget seyn.
— = überhäufet seyn.
mit vielen = beladen werden.
— = überladen werden.
— = beleget werden.
— = überhäufet werden.
Siehe auch Amtsverrichtung.
Amtsgesicht,
ein = machen.
das = verändern
mit einem = einen ansehen.
— = einen empfangen.
über das = erschrecken.
vor dem = sich fürchten.
— = sich scheuen.
Amtssorgen,
der = einen überheben.
die = einem abnehmen.
die = einem aufladen.
Amtssorgen,
die = vermehren (einem)
die = vermindern. (einem)
mit vielen = beladen seyn.
von den = einen befreyen.
von den = sich loß machen.
von den = einen erlösen.
Amtsverrichtung,
seiner = abwarten.
— = wahrnehmen.
in seiner = einen beeinträchtigen.
in seiner = einen hindern.
in seiner = einen verhindern.
in seiner = einen stören.
— = einen verstören.
in seiner = begriffen seyn.
mit = beschäftiget seyn.
— = zu thun haben.
Siehe auch Amtsarbeiten, Amtsgeschäften.

• • •

Kunst, die
die = schaft wenig Nutzen.
die = kommt ihm zu statten.
die = wird verächtlich gehalten.
einer = sich widmen.
die = einem ablernen.
— = einem absehen.
seine = anwenden.
— = gebrauchen.
Kunst, die
die = bewundern.
seine = bezeigen.
= sehen lassen.
die (eine) = entwerfen.
die (eine) = entdecken.
— = erfinden.
die = fassen.
die = auf einen fortpflanzen.
die (eine) = hochhalten.
— = hochschätzen.

Kunſt, die
die = können.
— = verſtehen.
die (eine) = lernen.
— — = erlernen.
die (eine) = nachahmen.
die (eine) = ſchänden.
ſeine = treiben.
die (eine) = üben.
— — = ausüben.
die = verachten.
die = verbeſſern.
die = verderben.
die = verehren.
die = mit der Natur vereinigen.
die = verewigen.
die = verlieren.
die = verſtehen.
die = wiſſen.
die = einem zuſchreiben.
an der = ſich vergnügen.
auf ſeine = ſich etwas einbilden.
auf ſeine = ſtolz ſeyn.
auf eine = ſich legen.
auf ſeine = ſich verlaſſen.
durch die = etwas erſetzen.
durch = etwas zu ſeiner Vollkommenheit bringen.
in einer = erfahren ſeyn.
in einer = ſich üben.
in einer = einen unterrichten.
— = einen unterweiſen.
in einer = ſich weiſen.
— = ſich zeigen.

Kunſt, die
mit ſeiner = einen übertreffen.
nach der = begierig werden.
nach der = ſchmecken.
von der = etwas begreifen.
von der = etwas verſtehen.
zu der = gehören.

Künſte, die
die = laſſen ſich hören.
die = nehmen ab.
— = nehmen zu.
— = vermehren ſich
die = ſind beynahe zu dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit gelanget.
es braucht keiner =.
den = eine Bahn eröfnen.
— = eine Bahn machen.
den = obliegen.
den = ſtehen die Laſter im Wege.
die = ausarbeiten.
— = ausbeſſern.
— = verbeſſern.
die = befördern.
die = einem bekannt machen.
die = beyſeit ſetzen.
— = beyſeit ſtellen.
die = hindern.
— = verhindern.
= lernen.
= erlernen.
die = nicht achten.

Künſte, die
die = verachten.
= ſuchen.
die = vermehren.
die = verſäumen.
bey allen = triſt es ein.
in die = ſich einlaſſen.
in allerhand = erfahren ſeyn.
in allen nützlichen = einen unterrichten.
— = einen unterweiſen.
mit den = ſo und ſo verfahren.
unter die = rechnen.
— = ſetzen.
— = zählen.
zu allen anſtändigen = einen erziehen.

Künſteleyen,
allerhand = gebrauchen.
durch = etwas erlangen.
— = etwas erſchleichen.
hinter eines = kommen.

Kunſtgriff,
Kunſtgriffe,
der = thut gut.
— = hält den Stich.
es iſt ein verlegener (nichtstaugender) =
es ſind allerhand = dabey vorgegangen.
der = ſich bedienen.
die = anwenden.
— = ausüben.
— = gebrauchen.
einen = ausſinnen.
— = erſinnen.
— = erdenken.

Kunſtgriff,
Kunſtgriffe,
die = lernen.
die = verſtehen.
die = wiſſen.
auf einen = bedacht ſeyn.
— = ſich bedenken.
— = ſinnen.
— = ſich beſinnen.
mit = umgehen.
zu dem = Anlaß geben.
— = Gelegenheit geben.
— = Urſach geben.

Künſtler,
ein = ſeyn.
ein = werden.
dem = iſt es möglich.
— = iſt es unmöglich.
viele = zählen.
an = keinen Mangel haben.
mit = angefüllet ſeyn.

Kunſtregel, die
den = nachfolgen.
— = nachgehen.
nach den = ſich richten.

Kunſtſtück, das
das iſt ein rechtes =
ein = bewundern.
ein = erfinden.
ein = hochhalten.
— = hochſchätzen.
ein = machen.
— = nachmachen.
— = verfertigen.
an einem = arbeiten.
von einem = groß Rühmens machen.

Kunststück, das
von einem = groß Werks machen.

Kunstwörter, die
die = sind durch den Gebrauch in die deutsche Sprache aufgenommen.
die = sind üblich.
gewisse = anwenden.
— = gebrauchen.
die = in deutscher Sprache ausdrücken.
die = behalten.
— = beybehalten.

Kunstwörter, die
die = für beschwerlich halten.
die = deutlicher geben.
bessere = erfinden.
= machen.
= vor thöricht halten.
die = untersuchen.
die = verdeutschen.
mit gewissen = = etwas verknüpfen.
von den lateinischen = die Weltweisheit befreyen.

* * *

Sprache, die
die = hat ihr Ansehen verlohren.
die = ist arm. (an Worten.)
— = ist dürftig.
— = ist mangelhaft.
— = ist reich.
die = hat aufgehöret.
die = sind das Band der menschlichen Gesellschaft.
die = gehet zu andern betteln.
die = ist im Gebrauch.
— = ist in Uebung.
die = scheinet mir lächerlich
die = hat noch viele Mängel (und Gebrechen.)

Sprache, die
die = sind das einige Mittel, Verstand und Tugend unter den Menschen auszubreiten.
die = wird uns mit der Muttermilch eingeflößet.
die = ist rauh.
die = Sprache ist zur Reife gediehen.
die = hat grosse Reichthümer an Worten und Redensarten
— = ist mit viel Worten und Redensarten versehen.
die = leidet Schaden.
die = fasset viele (wenige) Schönheiten in sich.

Sprache,

Sprache, die
die = in ihrer natürlichen Schönheit herstellen.
die = ist nicht schuld daran.
die = ist ungeschickt.
die = ist ungeschliffen.
die = ist verhaßt.
die = wird verstümmelt.
die = hat keinen Vorzug vor der unsrigen.
die = liegt in den letzten Zügen.
einer = ihre Annehmlichkeit rauben.
einer = das Ansehen geben.
einer = sich bedienen.
— = sich gebrauchen.
der = etwas beylegen.
— = etwas zuschreiben.
einer = eine bessere Gestalt geben.
einer = Gewalt anthun.
einer = kundig seyn.
— = unkundig seyn.
einer = mächtig seyn.
es ist der = nützlich.
— = schädlich.
einer = obliegen.
einer = Schaden verursachen.
— = Vortheil verursachen.
eine = angenehm machen.
eine = sich angewöhnen.

Sprache, die
die = antasten.
die = anwenden (zu etwas
— = gebrauchen (zu etwas
eine = ausarbeiten.
— = ausüben.
— = bessern.
— = ausbessern.
— = verbessern.
eine = ausputzen.
— = auszieren.
— = saubern.
eine = mit Worten ausstaffiren.
eine = begreifen.
— = fassen.
eine = sich bekannt machen.
eine = bereichern.
eine = beschützen.
— = vertheidigen.
eine = beurtheilen.
eine = einem beybringen.
eine = sich bilden.
eine = einführen.
eine = entschuldigen.
eine = erfinden.
eine = führen.
eine = ins Gedächtniß fassen.
eine = gering (hoch) achten.
— = — — halten.
— = — — schätzen.

Spra-

Sprache, die
die = nach Hofe bringen.
eine = lernen.
— = erlernen.
die = einem in den Mund legen.
eine = radbrechen.
eine = reden.
eine = von der Unart reinigen.
eine = schänden.
— = verunehren.
eine = schreiben.
— = regelmäßig schreiben.
— = rein schreiben.
eine mattgewordene = stärken.
die = treiben.
eine = in die andere übersetzen.
eine = untersuchen.
eine = verabsäumen.
eine = verachten.
eine = verändern.
eine = verbessern.
— = verderben.
eine = vergessen.
eine = mit der andern vergleichen.
eine = mit der andern vermengen.
— = mit der andern vermischen.
eine = verstehen.
eine = verunzieren.
eine = verwirren.
eine = in ihrer Vollkommenheit antreffen.

Sprache, die
eine = zu ihrer Vollkommenheit bringen.
— = vollkommen machen.
an eine = sich gewöhnen.
an = arbeiten.
an einer = sich vergnügen.
— = sein Vergnügen haben.
— = = seine Vergnügung haben.
auf seine = = einen aufmerksam machen.
auf eine = sich legen.
auf eine = sehen.
auf die = zielen.
aus einer = (etwas) übersetzen.
— = = — übertragen können.
durch die = sich von den unvernünftigen Thieren absondern.
— = = sich von den unvernünftigen Thieren unterscheiden.
in eine = (etwas) übersetzen.
— = = — übertragen können.
in eine = sich verlieben.
in der = den Anfang machen.
in deutscher = einen anreden.

Sprache, die
in einer = = etwas ausdrucken.
in einer = = keine ausländische Worte erblicken.
in einer = = es hochbringen.
in einer = = angenehm, deutlich, rein, kräftig und gelehrt schreiben.
in einer = = sich üben.
in einer = = sich umsehen.
in einer = = einen unterrichten.
— = = einen unterweisen.

Sprache, die
in einer = = eine Verbesserung vornehmen.
in einer = = Verwirrung antreffen.
in einer = = zunehmen.
mit einer = = einen (sich) beschäftigen.
nach einer = = sich umsehen.
von einer = = einen guten Geschmack haben.
von der = = so viel nöthig haben.
von einer urtheilen.
zu der = = Lust haben.

Von den wesentlichen Nennwörtern mag **Leib** und **Wahrheit** hier stehen.

Leib.

der Abgott des
die Arbeit des
die Auferweckung des
die Aufopferung des
die Augen des
die Ausdünstung des
die Ausmachung des
die Auszierung des
die Badung des
der Bau des
das Gebäude des
die Beschaffenheit des
die Beschwerung des
die Beugung des
die Bewegung des
die Erhaltung des

Leibes.

Leib.

die Eröfnung des
die Fähigkeiten des
— Gaben des
die Geberden des
die Gebrechen des
die Gegenhülfe des
die Gesundheit des
das Gewicht des
die Glieder des
— Gliedmassen des
der Beherrscher des
— Regierer des
die Helfte des
der Hinterhalt des
der Vordertheil des
die Hüfte des

Leibes.

Leib.

Leib.

die Hülfe des
die Hurtigkeit des
die hinfällige Hütte des
das Joch des
der finſtere Kerker des
die Krankheit des
— Unpäßlichkeit des
die Kürze des
— Länge des
der Mangel des
die Nothdurft des
die Nöthen des
die Peinigung des
die Reinigkeit des
— Sauberkeit des
die Reinigung des
— Säuberung des
die Sättigung des
die Schale des
die Schmerzen des
der Schmuck des
die Zierde des
die Schönheit des
die Schwachheit des
— Stärke des
die Schwächung des
der Sohn des
die Stellung des
die Stelle des

Leibes.

Leib.

der Tod des
die Trennung des
das Uebel des
die Uebung des
die Verderbung des
die Verpflegung des
die Versorgung des
die Verwesung des
— Verfaulung des
die Verweßlichkeit des
die Unempfindlichkeit des
ein Unfall des
— Zufall des
der Unterhalt des
die Unterhaltung des
die Vollkommenheit des
die Vorwerfung des
die Wächter des
die Wärme des
die Waschung des
die Werkzeuge des
die Winkel des
das Wohlseyn des
die Wollüſte des
die Würmer des
die Zerbrechlichkeit des
der Zuſtand des

Leibes.

* * *

Wahrheit.

der Abbruch der
die Schmälerung der
der Anſtoß der
die Anwendung der
die Art der

Wahrheit.

Wahrheit.

die Ausbreitung der
der Begriff der
die Behauptung der
ein Bekenner der
die Bekenntniß der

Wahrheit.

Wahrheit.

die Bekräftigung der
— Befestigung der
— Bestätigung der
die Belege der
die Beredung der
die Beschaffenheit der
der Bestand der
die Bestreitung der
die Betrachtung der
der Beweis der
der Beyfall der
die Beypflichtung der
der Brunn der
die Darthuung der
— Beweisung der
die Entdeckung der
die Erfindung der
die Erforschung der
die Erkenntniß der
ein Feind der
— Freund der
die Festigkeit der
das Gebäu der
der Geist der
die Gewißheit der
der Glanz der
das Gold der
die Gränzen der
— die Schranken der
der Grund der
die Gründe der
— Beweisgründe der
die rechte Heerstraße der
die Herausbringung der
— Herauslockung der
ein Kenner der

Wahrheit.

Wahrheit.

die Körner solider
die Kränkung der
das Land der
eine Larve der
der Lauf der
das Licht der
ein Liebhaber der
die Macht der
der Nachdruck der
ein Meister der
der Mund der
der Nachtheil der
der schöne Name der
die Norm der
die Nothwendigkeit
die Oberfläche der
die Probe der
die Prüfung der
die Quellen der
die Regel der
die Richtschnur der
der Richter der
der Schein der
ein Schiffbruch der
der Schmelzofen der
die Sonne der
ein Spiegel der
die Steuer der
die Ueberführung der
— die Ueberweisung der
— Ueberzeugung der
die Ueberlegung der
die Verdeckung der
die Verschweigung der
die Versicherung der
die Umstossung der

Wahrheit.

Wahrheit.		Wahrheit.
die Unterſuchung der	das Wort der	
der reiche Vorrath der	die Zeugen der	
die Vorſtellung der	ein Zeugniß der	
der Vortrag der	das Ziel der	
die Urſachen der	der Zugang zur	
der Weg der	der Zuſammenhang der	
die Wiſſenſchaft einer	der Zweck der	

Man erſiehet aus dieſem ſo viel: 1) daß Herr **Cramer** die Redensarten nach den Fällen, (caſibus,) und nach den Fürwörtern der Namen in alphabetiſcher Ordnung geſetzet habe. Und 2) daß die gleichgeltenden Redensarten, (Synonyma,) und die entgegen geſetzte, (Contraria,) allemal beyſammen ſtehen, u. ſ. w. welches auſſer Streit ganz wohl gethan iſt. Eines iſt nur noch anzufügen: Der Herr Verfaſſer wird in der Ordnung des A B C von der alten Gewohnheit der üblichen Wörterbücher abgehen, und das U und V nicht unter einander mengen, ſondern, als zwey ganz unterſchiedene Buchſtaben, (welches ſie auch in der That ſind,) von einander ſetzen, alſo, daß das U und die Wörter, welche damit anfangen, voranſtehen, und hernach erſt das V mit den ſeinigen nachfolgen ſolle. Auch hierinn hat er unſern vollkommenen Beyfall: Denn es iſt dieſe Ordnung viel deutlicher, der Natur und Ausſprache dieſer beyden Buchſtaben gemäſſer, und vermeidet eine Verwirrung, in welche wenigſtens die Ausländer durch dieſe Vermiſchung öfters gerathen würden.

Unſere Meynung von dieſem Vorhaben kurz und aufrichtig zu geſtehen, ſo müſſen wir bekennen, daß

uns dasselbige als sehr nützlich und gut vorkomme, und daß der unermüdete Fleiß des Herrn Cramers, der bey einer so langwierigen und langweiligen Arbeit nicht verdrüßlich geworden, alles Lob, und nicht allein den Dank der deutschen Nachkommen, sondern auch eine wirkliche Belohnung allerdings verdiene. Gleichwie wir ihn des ersteren wegen vor vollkommen gesichert halten, also wünschen wir herzlich, daß es ihm auch an der letztern nicht lange mehr fehlen möge. Ja, wir wollen auch daran nicht zweifeln; sondern verhoffen, es werde aus der bisher von uns gegebenen Nachricht vielleicht einer oder der andere von den Herren Buchhändlern Lust kriegen, den Verlag eines so wohlgerathenen Werkes mit ehestem zu übernehmen. Welches unsern Deutschen vielmehr Ehre und Vortheil bringen wird, als eine ganze Schaar jährlich ausgestreuter undeutscher und halbdeutscher Bücher und Schriften; die zu weiter nichts dienen, als daß sie die Gewölber anfüllen, einfältige Leser mit ich weis nicht was vor ungereimten Gedanken einnehmen, und Verständigen einen unaufhörlichen Vorwurf des Ekels abgeben. Die drey ersten Theile sind, wie gedacht, bereits im Stande, unter die Presse gebracht zu werden; und dürften folgende Aufschrift führen:

Erstlinge eines deutschen Wörterbuchs, zum täglichen Gebrauche für die Deutschen und andere Liebhaber der deutschen Sprache; Welche dieses mal den I. II. und III. Theil eines künftig zu erwartenden vollständigen Wörterbuches enthalten. Aus den

besten

besten Schreibern der deutschen Nation zusammen getragen von P. R. Cramern, JCto.

In der Vorrede sollen sodann die Ursachen umständlich gemeldet werden, warum der Verfasser dieses deutsche Wörterbuch theilweise an das Licht treten lasse. Darunter ist auch folgende zu behalten; daß durch eine solche Herausgabe der Verleger die Verlagsunkosten desto füglicher bestreiten, der Käufer aber sich das Buch desto leichter anschaffen könnte. Und da, dem gemachten Ueberschlage nach, jedes halbes Jahr ein Theil dem andern unfehlbar folgen soll, so würde die Geduld der Liebhaber und Käufer überhaupt nicht zu lange auf die Probe gesetzet werden. Wie leicht würde sich hernach ein ordentliches deutsches Wörterbuch, nach Art des Dictionaire l'Academie Françoise, ausarbeiten lassen, wenn dergestalt die meisten Materialien dazu bereits im Drucke vorhanden wären!

IV.

Herrn Johann Gottlieb Krausens Hist. P. P. zu Wittenberg, Abhandlung von der Ableitung der abgekürzten deutschen Namen, insonderheit des Namens BVCCO und BVZICO.

Obgleich schon verschiedene gelehrte Männer die abgekürzten Namen von Mannsperso-

nen aus den Schriften der Alten gesammlet: So ist doch der ehemalige Würzburgische geheimde Rath Hr. **von Eckard**, der erste gewesen, welcher gewiesen, daß der Name BVZICO, den die Vorfahren des Durchlauchtigsten Hauses Sachsen, nach dem Zeugnisse des Merseburgischen Bischofs Ditmars, geführet, nicht von dem Namen eines Ortes, als Bußin, Bossect, Bautzen, ꝛc. sondern von dem Namen Bucco, und dieser von Burchard, herzuleiten sey. Er hat zwar dießfalls Wiederspruch bey dem Herrn geheimden Rathe **Gundling**, und einem Prediger im Anhältischen, Herrn Abeln, gefunden. Allein, seine Meynung ist vom Herrn Prof. Krausen zu Wittenberg in zwey Disputationen de Theoderico Buzicio vertheidiget, und mit mehrerm bestärket worden. Dieses hat Herrn Abeln bewogen, in der Leipziger Ostermesse 1730. Herrn Prof. Krausen eine eigene Schrift entgegen zu setzen; welche aber der letztere nicht so beschaffen gefunden, daß sie die Gelehrten irre machen könnte, und deswegen eine Wiederlegung erfordere. Daher er bloß in einem Collegio von der Sächsischen Historie, welches er eben selbige Ostern angefangen hatte, seinen Zuhörern, als Anfängern in der Historie, seine Gedanken davon eröfnet. Sein Discurs ist von einigen Zuhörern nachgeschrieben worden, wovon hernach die Abschriften in andere Hände gekommen sind, auf welche Art derselbe auch an uns gelanget ist. Da nun die Gelehrten schon längst erkannt haben, daß ein grosses Theil der alten deutschen Sprache in den Namen unserer Vorfahren aufbehalten worden, und dahero wohl nöthig sey, die eigentliche Beschaffenheit derselben genauer zu unter-

suchen,

suchen, wir aber in erwähntem Discurse verschiedene sonst nicht bekannte Anmerkungen hiervon angetroffen: So haben wir uns von dem Herrn Verfasser die Erlaubniß ausgebethen, dasjenige, so zu unserm Zwecke dienlich ist, gegenwärtigen Beyträgen einzuverleiben. Wozu sich derselbe um so viel williger finden lassen, da er wahrgenommen, daß das Urtheil der Gelehrten von den Abelischen Schriften ziemlich einstimmig sey, und solches ihn der Mühe überhebe, weiter die Feder gegen denselben anzusetzen.

Das Capitel des gedachten Discurses, woraus wir die unten folgende Stelle entlehnet, bestehet aus 20. Absätzen, davon die zwölf letztern den historischen Theil dieser Streitigkeit enthalten, und daher von uns allhier mit Fleiß übergangen werden. Von den übrigen aber verknüpft der erstere dieses Capitel mit dem vorhergehenden, welches von der ehemals allgemeinen Meynung, daß das Haus Sachsen von Wittekind dem Grossen abstamme, gehandelt, und zeiget, wie die Gelehrten nach und nach von solcher Meynung abgegangen sind, der Herr von Eckard aber dieselbe umständlich wiederleget hat. Der 2. erzählet des Herrn von Eckard neue Meynung; der 3. aber des Herrn geheimden Rath Gundlings Einwendungen dagegen, welche zugleich umständlich wiederleget werden. Im 4. findet man des Herrn geheimden Rath Gundlings eigene Meynung, nebst deren ausführlichen Wiederlegung. Im 5. kommt der Herr Verfasser auf die Abelschen Einwendungen gegen den Herrn von Eckard, und führt im 6. an, was er in seinen beyden Disputat. de Theoderico Buzi-

cio davon gesaget hat. Dieses führt ihn im 7. §. auf die seiner ersten Disputation, obgedachter massen, entgegen gesetzte Abelische Wiederlegung, von welcher er die etymologische Frage im 7. und 8. §. in den folgenden aber die historische vornimmt. Bey der etymologischen, welche allein zu den Absichten unserer Beyträge gehöret, wird im 7. §. dasjenige, was der Eckardischen Meynung aufs neue entgegen gesetzt, und im 8. dasjenige, so zum Behufe der Abelischen Meynung ferner beygebracht worden, beantwortet. Wir wollen also diese beyden Absätze hier ganz einrücken, und einem jeden kürzlich den Inhalt desselben vorsetzen.

§. VII.

1 Neue Bestürmung der Thüringischen Abstammung des Hauses Sachsen.
2 Etymologische Frage vom Ursprunge des Namens *Buzico*.
3 Eckards Beweis aus der Analogie.
4 Einwendung dagegen.
5 Beantwortung derselben.
6 Einwendung gegen die Exempel.
7 Neues und deutliches Exempel eines Bucconis.
8 Neue Einwendung von dem Beynamen, abgelehnt.
9 Ob Bucco ein Sächsischer Name sey?
10 Daß hier davon die Frage nicht sey.
11 Buggoer in Hessen und Lothringen.
12 Ob die Thüringer sich dieses Namens enthalten?
13 Diese Art, die Namen abzukürzen, hatten auch die Sachsen.
14 Beweis aus alten Urkunden.
15 Auch von den Thüringern, und selbst den Frießländern.
16 Warum man der Exempel zur Noth entbehren könne?
17 Warum wenig Buccones zu finden?
18 Buccones in Sachsen.

19. Ob Ditmarus den Namen Buzici erdichtet?
20 Ob er die unbekannten Namen den bekannten beyzufügen pflege?
21 Glossemata im Texte des Ditmari.
22 Daß Gegner durch diesen Einwurf mehr verliere, als gewinne.
23 Ob man eben Burchardе in der Familie müßte aufweisen können?
24 Warum sich die Vornamen in den Familien verlieren?
25 Worauf in Erwählung der Namen gesehen worden?

1 So wahrscheinlich mir nun alles dieses vorgekommen, so wenig hat doch der Herr Pfarrer sich dadurch bewegen lassen, von seiner Meynung im geringsten abzugehen. Denn da er in der neulichen Ostermesse eine Sammlung etlicher alten Chronicken, als den dritten Band seiner deutschen und Sächsischen Alterthümer herausgegeben, hat er in einem Anhange nicht allein den Thüringischen Ursprung des Hauses Sachsen aufs neue angegriffen, sondern auch seine Meynung vom Schwäbischen Ursprunge desselben, mit mehrern zu bestätigen gesucht.

2 Es wird aus obigem bereits bekannt seyn, daß die ganze Sache auf zwo Fragen ankomme, die eine von der etymologischen Ableitung des Wortes Buzici, die andere von dem Lande, aus welchem die Buzicier hergestammet. Bey der ersten, vom Ursprunge des Namens Buzici, behauptet der Herr von Eckard seinen Satz, daß derselbe aus dem Namen Burchard gemachet worden, erstlich durch die Aehnlichkeit mit andern solchen Veränderungen der Namen, hernach durch zwey Exempel.

3 Denn, wie man aus Bernhard Beuno und Bennico gemacht, aus Brunhard Bruno und Brunico,

aus

aus Eckhard Ecco und Eckiko, aus Gebhard Gebi und Gebicho, u. ſ. w. alſo hat auch aus Burchard Buco und Buzico werden können, da man nur, wie bey dem Namen Bernhard, um der leichtern Ausſprache willen, das R weggelaſſen. Hernach führt er auch Exempel an, daß diejenigen, welche bey einigen Burchard heiſſen, bey andern den Namen Bucco führen.

4 Gegen das erſte, nemlich die Analogie, hat der Herr Pfarrer nichts einzuwenden gewußt, auſſer, daß er zuletzt, als zum Ueberfluß, erinnert, daß ſolche Diminutiua, wie er ſie nennet, worinnen ſich der Buchſtabe Z findet, insgemein von einem Primitiuo herrühren, worinnen ein D geweſen, wie z. E. aus Friedrich Frizico wird, aus Adalrich Azico, aus Dietrich Diez, ꝛc.

5 Allein, was insgemein geſchieht, das geſchieht deswegen nicht allemal, und die Gewohnheit der Redenden, welche in ſolchen Dingen Meiſter iſt, bindet ſich nicht an ſo genaue Regeln. Wo ſteckt das D in Ehrenfried, in Heinrich, in Siegfried; und gleichwohl hat man Ezilo, Hezilo und Sizo daraus gemacht. Warum mußte denn eben Buzico ſich nach einer Regel richten, die ſchon bey andern ſo viel Ausnahme gelitten, und iſt es nicht genug, daß hier das Z die Stelle des in Buco befindlichen Buchſtaben C vertrit?

6 Weit mehr aber glaubt der Herr Pfarrer gegen die angeführten Exempel des Namens Bucco ausgerichtet zu haben. Es iſt vergebens, daß ſich der Herr von Eckard auf die deutlichſten Stellen einiger Scribenten berufft, die dieſen Namen eben denen

nen Personen geben, welche von andern Burchard genennet werden. „Die beyden Exempel, versetzt „der Herr Pfarrer, wollen es traun noch nicht ausma„chen, und es wäre nicht das erstemal, daß zwey „ganz unterschiedene Namen von den Alten, theils „aus Unwissenheit, theils auch aus andern Ursachen „und Absichten, mit einander confundiret worden."

7 Wenn er aber an zwey Zeugen nicht genug hat, so will ich ihm auch den dritten bringen, dessen Aussage einen noch weit stärkern Beweis abgiebt. Es ist solches der gar bekannte Bischoff von Worms dieses Namens, welcher diesem Bischofsthume von Anno 1115. bis 1151. * vorgestanden. Dieser benimmt uns selbst allen Zweifel, wie er eigentlich geheissen, wenn

---

* Herr Schannat hat in seiner an nechstverwichener Michaelsmesse herausgegebenen Historia Episcopatus Wormatiensis, welche der Herr Prof. damahls noch nicht haben können, pag. 354. angemerket, daß sich George Hellwich, nebst den übrigen Wormser Geschichtschreibern, geirret; wenn sie dieses Bischoffs Burchardi Tod in das Jahr 1151. setzen, indem derselbe schon 1149. die VIII. Idus Decembris gestorben. Uebrigens bringt Herr Schannat, ausser dem hier erwehnten Schönauischen Stiftungsbriefe, noch 6 andere Urkunden von diesem Bischoffe Burchardo von den Jahren 1125, 1137, 1139, 1140 und 1141 bey, allwo er überall auf gleiche Art von sich schreibt: Ego *Burchardus*, qui & *Buggo* nominor: Ego *Buggo*, qui & *Burchardus*: Ego *Burchardus*, qui & *Buggo* cognominor: Ego *Buggo*, qui & *Burchardus* nominor; ingleichen eine Bulle Pabst Innocentii II. vom Jahr 1134, darinn es heißt: A venerabili fratre

wenn er ſeine im Jahre 1142. geſchriebene Stiftung des Kloſters Schönau zu Heidelberg gleich mit dieſen Worten anfänget: Ego *Buggo*, qui & *Burcardus*, D. G. Wormatienſis Eccleſiae Epiſcopus, und weiter unten nochmals ſetzt: Unde ego *Buggo*, qui & *Burcardus* &c. welche Erklärung er bey einer ſo wichtigen Gelegenheit beyzufügen, ſcheint vor nöthig gehalten zu haben, da er ſich ſonſt, als in einer Schenkung an eben dieſes Kloſter, desgleichen in der Unterſchrift der vom Maynziſchen Erzbiſchoffe Heinrich im Jahre 1140. ertheilten Beſtätigung der Stiftung des Kloſters Görgenthal in Thüringen, dem Briefe an die Canonicos zu Bamberg, den Gretſer dem Leben des Bambergiſchen Biſchoffs Ottonis, nebſt andern, beygefüget, u. a. m. bloß Buggo geſchrieben. Nun wird der Herr Pfarrer die Regel wohl nicht umſtoſſen, daß alle Wahrheit in zweyer oder dreyer Zeugen Munde beſtehe, vielweniger aber ſagen wollen, dieſer Biſchoff habe ſich ſelbſt, entweder aus Unwiſſenheit, oder aus andern Urſachen mit einem

---

tre noſtro *Burchardo*, qui & *Buggo*; und ein Diploma König Conrads des andern vom Jahre 1139, darinn die Worte befindlich: Perfidelis noſtri *Buggonis*, qui & *Burchardus* nominatur. Ueberdieſes erinnert derſelbe in ſeiner Hiſtorie pag. 331. daß auch der erſte Wormſer Biſchoff dieſes Namens, von dem wir die Collectionem Canonum haben, ſowohl Burchardus, als Buggo, genennet worden, und führt deſſen Grabſchrift, ſo er dabey in Kupfer ſtechen laſſen, an, die alſo heißt: HIC. IACET. BVGGO. QVONDAM. ISTIVS. LOCI. EPISC.

einem andern confundiret, oder er habe selber nicht gewußt, wie er heisse.

8 Ich will auch nicht hoffen, daß er sprechen werde, derselbe habe zwey ganz unterschiedene Namen gehabt, dergleichen Exempel man wohl etwan sonst bey den Alten findet, davon Mabillon de re Dipl. Lib. II. Cap. 7. verschiedene Arten erwehnet. Denn warum hätten denn Leute, die der Zeit und dem Vaterlande nach ganz voneinander unterschieden sind, auch einander sonst nichts angehen, einerley Beynamen bekommen? Warum fände man diesen Beynamen nicht ein einigmal bey einem Otto, Conrad, Ludwig oder andern? Wie wäre es doch immer mehr zugegangen, daß eben alle Buccones, die man bishero auftreiben können, auch Burchard genennet worden, wann nicht die Ursache in dem Namen selber läge? Warum träffen auch andere solche Zusammenfügungen der Namen mit der Analogie überein, wann nicht einer den andern erklären sollte; als in einem Diplomate Caroli M. von 813. beym Mabillon de re diplom. Lib. V. Tab. 25. und Lib. VI. n. 64. und Schatenio Hist. Westphal. Lib. X. *Asig*, qui & *Adalricus*; beym Muratorio Antiqu. Estens. pag. 81. Nos *Albertus* Marchio, qui *Azzo* Marchio dicor; beym Aimoino Lib. III. Cap. 80. *Agilulfus*, qui & *Ago* dictus est. Beym Annalista Saxone Anno 1063. *Wezelo*, qui & *Werinherus*; beym Leone Ostiensi Lib. II. Cap. 53. *Chuonradus*, qui & *Cono* dictus est; beym Mabillon de re diplom. Lib. VI. n. 104. in der Notat. *Tadelbertus*, qui & *Tado*. Hieraus wird nun jederman erkennen, daß es der Herr Pfarrer weder mir, wie er spricht, noch andern

zu Gefallen zu thun, und dieſe Wahrheit unbewieſen annehmen dürfe; ſondern, daß er durch deutliche und unwiederſprechliche Gründe genöthiget werde, dieſelbe unangefochten zu laſſen. Allein, es fehlet ihm nie an Ausflüchten.

9 Wenn auch das wahr wäre, daß Bucco von Burchard herkäme, ſo läugnet er doch, daß der Name Bucco jemals bey den Sachſen im Gebrauch geweſen. Dieſes beweiſet er mit folgenden Gründen: 1) Weil Bucco ein Alemanniſcher und Bayriſcher Name ſey, welches er mit dem Vocione beym Cæſare und dem Alemanniſchen Heerführer Buccelino darzuthun meynet; 2) weil Burchard ein fränkiſcher Name, welcher den alten Sachſen unbekannt geweſen, und erſt viel hundert Jahre nach angenommenem Chriſtenthume, wie ſeine Worte lauten, ins Land geſchleppet worden; 3) weil Bucco den Sachſen ſo unbekannt geweſen, daß ſie auch denſelben für einen Zunamen des Halberſtädtiſchen Biſchoff Burchards gehalten, und **Mukoh**, ingleichen das Scheltwort **Wocke**, daraus gemacht; 4) weil die Sachſen den Namen Burchard niemals Bucco, ſondern Borchert, Bonchardus, Borcardus, ausgeſprochen, eben wie ſie auch andere Namen auf ganz andere Art contrahiret, als die Oberländer. Wer ſiehet aber nicht, daß ich gegen alles dieſes viel einzuwenden hätte; daß ich verſchiedenes aus der Hiſtorie wiederlegen, und bey andern die Unrichtigkeit der Folgerung zeigen könnte. Aber, wenn würde ich fertig werden, wenn ich ſo verfahren wollte?

10 Ich kan deſſen allen überhoben ſeyn, weil es nichts wieder Herrn Eckards Meynung beweiſet.

Dieſer

Dieser redet von den Thüringern, und der Herr Pfarrer von den Sachsen. Er muß aber diesen Fehler endlich selbst gemerket haben; daher er zuletzt hinzusetzt, er sey das, was er von den Sachsen gesaget, von den Thüringern ebenfalls versichert. Wie nun die Sätze aussehen müssen, von deren Wahrheit er versichert zu seyn glaubt, weis ich so genau nicht zu sagen, ob sich gleich davon allerley Muthmassungen aus seinen Schriften machen liessen. Ich halte mich von nichts versichert, als was ich bündig bewiesen sehe, welches ich aber hier noch nicht finde.

11 Er sagt, alle Buccones oder Buggones, die in Schriften vorkommen, wären Schwaben, Bayern oder Franken gewesen; er hätte aber auch die Hessen hinzusetzen können, wenn Graf Burchard von Ziegenhayn, ein Urenkel Friedrichs, des Stammvaters dieser Linie, welchem Pabst Innocentius III. Anno 1247. das Pallium zum Salzburgischen Erzbischoffthum ertheilet, auch Buggo genennet worden, wie Auentinus bezeugen soll; welches ich itzt zu untersuchen weder Zeit noch Gelegenheit habe. Ja, auch die Lothringer, wofern der Bucconis Mons (vielleicht Bouguemont) von einem Buccone, wie fast nicht zu zweifeln ist, seinen Namen bekommen, welcher, besage der einen päbstlichen Bulle Johannis des zwölften, in des Calmet. Hist. de Lorraine T. I. Preuv. pag. 370. beygefügten Nachricht, zur Abtey St. Vannes bey Verdun gehöret.

12 War denn nun Thüringen von Franken, welches ehedem grossentheils mit zu Südthüringen gezählet worden, und Hessen so gar weit entfernet, daß nicht der Name Bucco durch Heyrathen oder auf andere

Weiſe, wie der Herr Pfarrer redet, ins Land geſchleppet werden können, wenn ſie ja vorher von dieſer Art den Namen Burchard zu verkürzen, nichts gewußt hätten? Denn, daß ſie Burcharde gehabt, das wird ſich wohl niemand unterfangen dürfen zu läugnen. Warum hätte man ſich in dergleichen Verkürzungen der Namen in Südthüringen, von welchem hier die Rede iſt, mehr nach der Sachſen, als anderer Nachbarn Gewohnheit richten ſollen; da doch dieſes Land in den ältern Zeiten nicht unter Sächſiſcher, ſondern Fränkiſcher Bothmäßigkeit geſtanden, worvon ſonſt viele Gewohnheiten ihren Urſprung zu haben pflegen.

13 Ja, vielleicht iſt auch den Sachſen dieſe Art, die Namen zu verkürzen, nicht ſo gar fremde geweſen, obgleich der Herr Pfarrer der Sache ſo gewiß zu ſeyn meynet, daß er ſagt, es werde ſolches in Ewigkeit nicht erwieſen werden können. Ich habe mir die Mühe nicht nehmen mögen, alle Sächſiſche Geſchichtſchreiber und Urkunden durchzuſuchen, ob ſich gar kein Bucco in denſelben finde, weil das nichts zu Entſcheidung unſerer Frage beytragen würde; ich glaube aber doch, des Herrn Pfarrers vermeynte Ewigkeit werde von ſchlechter Dauer ſeyn, wenn wir nur, wie er ſelbſt behauptet, voraus ſetzen wollen, daß die Sachſen den Namen Burchard, nach ihrer Art, das iſt, eben ſo, wie andere, dergleichen Namen abgekürzet. Sie pflegten aber von einem Namen nur die erſte Sylbe zu behalten, und hinten die Endungen o, ico, oder izo anzuhängen, wie die ſchon von mir angeführten Exempel ausweiſen, und auch der gelehrte Jeſuit, Henſchenius, gar

wohl

wohl bemerket, wenn er in ſeinen Anmerkungen über Emſers vitam Bernonis Cap. 1. ſagt: Teutonibus paſſim omnibus commune fuit, truncare nomina longiora, non ſolum patria, ſed etiam extera, eaque per *o* terminare. Sic etiam Francis *Benedictus* redditur *Benoit*. Aliquando etiam *Benno* idem eſt, quod *Berno*, & ſic diminutiuum foret a *Bernardo*, *Bermulfo &c.* Und wiederum Cap. 3. allwo von dem Halberſtädtiſchen Biſchoffe Burchardo, den andere Bucconem nennen, die Rede iſt: Vbi confirmatum vide, quod ſupra dixi, nomina longiora truncari a Saxonibus aliisque Teutonibus, aſſumta terminatione in o; quandoque etiam cum alteratione aliqua ejus, quæ retinetur, partis. Ich will mich aber itzt blos auf die beyden Namen Bernhard und Wernher, oder Werinharius, beruffen, aus welchen man Berno, Benno und Bennico, desgleichen Werno und Wernizo gemacht. Wer war aber der Wernizo, wie er von Ditmaro und in dem Anhange der Lauterbergiſchen Chronicke benennet wird, welcher den Dedonem erſchlagen? Ohnſtreitig ein Sachſe und kein anderer, als der, welchen Ditmarus auch Werinharium nennet. Was war Benno, der Biſchoff von Meiſſen, für ein Landsmann? Wer waren die Bennones im Billingiſchen Stamme? Gewiß, Sachſen. Wie kan nun der Herr Pfarrer vorgeben, daß dieſe Art, die Namen abzukürzen, nur bey den Bayern und Schwaben, nicht aber bey den Sachſen und Thüringern, gebräuchlich geweſen; und wenn ſie ſich derſelben bey andern Namen bedienet, warum ſollten ſie das alleine bey dem Namen Bur-

chard unterlaſſen haben? Was kan einander ähnlicher gefunden werden, als die beyden Ableitungen, Bernhard, Benno, Bennico und Burchard, Bucco, Buzico?

14 Ich weiß nicht, ob der Herr Pfarrer auch Kloſterbriefe zu leſen pflege. Ich ſollte aber, ohngeacht der Spötterey, die er über diejenigen, ſo dergleichen Urkunden vom Untergange zu retten ſuchen, in dem Vorbericht zu ſeiner deutſchen Chronicke einflieſſen läßt, faſt nicht daran zweifeln. Denn, wie hätte er ſich ſonſt unterfangen mögen, deutſche und Sächſiſche Alterthümer zu ſchreiben? Er würde ſich ja in vielen Dingen mit ungewiſſen und ungegründeten Muthmaſſungen haben behelfen müſſen, welche doch bloß aus dergleichen Urkunden in eine Gewißheit können geſetzet werden. Gleichwohl aber kan niemand, der ſich nur ein wenig in denſelben umgeſehen, im geringſten zweifeln, daß dieſe Art, die Namen zu verkürzen, bey den Sachſen überaus gemein geweſen, als wovon ihn in den Traditionibus Paderbornenſibus und Werthinenſibus die vielen Bernhardi und Bennones, Eggehardi, Eggones, Eccones und Ekkikones, Meinhardi und Mainzones, Wighardi und Wigones, Wolffharii und Wolffones, und viele andere, überzeugen müſſen. Will nun der Herr Pfarrer etwan auch dieſe alle für Bayern und Schwaben ausgeben, ſo muß ich mir es gefallen laſſen, wenn er damit meynt auszukommen.

15 Den Thüringern werden dießfalls die Traditiones Fuldenſes das Wort reden können, da bekannt iſt, daß die Thüringer in den alten Zeiten, wenn

ſie

sie etwas zu ihrer Seelen Besten stiften wollen, sich nach Fulda gewendet. Da trifft man aber gleichfalls die Namen Bernhart, Benno und Benzo, Brunhart, Bruno, Brunicho und Brunchen, Friduhart, Fricco, Fricum und Frichen, Echihart und Ecko, Gundhart und Gunzo, und andere dergleichen, gar häufig an, und insonderheit werden unter den Thüringern in Ekihardi Summariis Adelo, Brunicho, Dimo, Egino, Gunzo, und andere dergleichen abgekürzte Namen, erwähnt. Der Herr Pfarrer würde sich aber den Zweifel nicht gemacht haben, ob diese Art, die Namen zu verkürzen, allein in Schwaben und Bayern gewöhnlich gewesen, nicht aber bis in Sachsen und Thüringen sich erstrecket hat, wenn er gewußt hätte, daß diese Gewohnheit nirgend gemeiner gewesen, als unten in Frießland, wie aus den Nominibus Frisicis in des Herrn von Leibnitz Miscellaneis Etymologicis zu ersehen, da Tammo, Tato, Sicco, Syzo, Renico, Poppo, Asigo, Bruno, Benno, Doco, Enno, Ecco, Ebbo, nebst einer grossen Menge anderer, und insonderheit Bocco und Buco, vorkommen. Kurz, wer die deutschen und Sächsischen Alterthümer nicht aus etlichen neuen Büchern, sondern den Coæuis und alten Urkunden studiret hat, der kan unmöglich auf den Einfall gerathen, daß diese Art, die Namen zu verkürzen, bloß in Bayern und Schwaben gebräuchlich gewesen.

16 Allein, der Herr Pfarrer will durchaus Exempel von Sächsischen oder Thüringischen Bucconibus haben. „Es soll mich recht verlangen, spricht er, ob „jemand ein einiges Exempel aus alten Schriften und

„Diplomatibus dieſer beyden Völker werde auf„bringen können.“ Aber, wenn ſich auch dergleichen gar nicht finden ſollte, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß niemals einige bey dieſen Völkern geweſen. Man könnte mit beſſerm Fuge, als er, da er in der ganzen Welt, und vom Anbeginne der Welt bis hieher, weder einen Boderich, noch einen Bodiconem, ausfindig machen können, ſich ſeiner eigenen Worte bedienen, und ſagen: „Es ſtecken in den „alten Stammregiſtern und Briefſchaften noch viel „Namen, die weder uns noch andern bisher kund ge„worden; Wir würden uns aber zuviel herausneh„men, wenn wir darum, daß wir ſie noch nicht „gefunden, ſolche Namen verwerfen wollten.“ Nun müßte wohl jemand ſeine Zeit nicht wiſſen auf nöthigere Dinge anzuwenden, wann er dieſes einzigen Umſtandes willen alle Archive, wo ja der Zugang derſelben zu erlangen wäre, durchgehen, oder nur alle gedruckte Urkunden dieſer Länder durchſuchen wollte. Iſt es nicht genug, daß man gewieſen, daß die meiſten Nachbarn der Thüringer den Namen Burchard wirklich auf ſolche Art abgekürzt? Iſt es nicht genug, daß auch die Sachſen und Thüringer, wie oben gezeiget worden, mit Namen, die dieſem ganz ähnlich ſind, auf gleiche Art verfahren?

17 Hätte man wohl Urſache, ſich zu verwundern, wann dieſes der einzige Burchard in Thüringen wäre, der ſich unter dem abgekürzten Namen Bucco oder Buzico bekannt gemacht, da auch von andern ſolchen abgekürzten Namen die Exempel nicht häufig ſind? Denn man muß nicht denken, daß eben

alle

alle Burcharde Bucco genennet worden, eben so wenig, als man alle Bernharde Benno, oder alle Friedriche Fricco hieß. Einige können dergleichen Namen von ihrer Kindheit her behalten haben, weil sie gar zeitig bekannt geworden; andere mag man wohl zum Unterscheide so genennet haben, um sie nicht mit ihren Vätern oder Großvätern gleiches Namens zu vermengen, also, daß Bucco so viel, als Burchard der jüngere, geheissen. Einige haben vielleicht dergleichen Namen bekommen, um sie von einem ihrer Vorfahren im Amte dadurch zu unterscheiden; noch andere, weil sie klein von Statur gewesen, wie man vielleicht von unserm Buzico muthmassen könnte. Doch, wer will alle Ursachen von solchen Gewohnheiten errathen? Hierzu kömmt noch, daß die Geschichtschreiber nur solcher Leute erwähnet, die sich berühmt gemacht. Nun kan es sehr wohl seyn, daß unter gar vielen Burcharden, die man Bucco genennet, gar wenige so berühmt geworden, daß man in der Historie was von ihnen aufgezeichnet hätte. Wenn wir hundert, oder nur funzig, Buccones in der deutschen Historie aufzuweisen hätten, und keiner darunter wäre ein Sachse oder Thürinʒer, so hätte der Herr Pfarrer Ursache zu vermuthen, daß dieser Name bey diesen beyden Völkern nicht müsse gebräuchlich gewesen seyn; aber, da man derselben bisher noch nicht über zweene oder drey gefunden, wie der Herr Pfarrer davor gehalten, so kan man daher gar keinen richtigen Schluß machen, aus welchem Lande diese zweene oder drey Leute nicht bürtig gewesen, da habe auch niemand diesen Namen geführet. Eben wie ein Spieler, wenn er in zweenen oder drey Wür-

sen kein Aß getroffen hätte, ganz unrichtig daraus schlüssen würde, die Würfel könnten niemals darauf fallen; und hergegen mit Recht auf solche Muthmassung gerathen würde, wann in zwanzig oder dreyßig Würfen keines oben gelegen hätte.

18 Allein, ich möchte doch wissen, für was vor einen Landsmann der Herr Pfarrer, wenn er ja durchaus keinen Bucco in Sachsen leiden will, den Bucconem hält, dessen Ditmarus unter den Herren erwähnet, denen Otto der grosse die Köpfe vor die Füsse legen lassen, weil sie ihm zu Quedlinburg nach dem Leben gestanden hatten. Sie sind bisher für Westphälinger gehalten worden, weil Grafen von Werla, Walbeck und Stade darunter gewesen sind, welches denn mit den übrigen Umständen wohl übereinstimmt, da Henricus, Ottonis Bruder, der sie zu dieser That beredet, seinen Anhang in Sachsen und Thüringen hatte, wie aus Wittichindo erhellet. Was will er aus dem Buccone clerico machen, der die Præstariam Helmbaldi im Chartulario Werthinensi no. 50. unterschrieben? Wo will er den Buggonem in den Traditionibus Fuldensibus no. 133. hinthun? Des Burgconis no. 100. der seinen Ursprung von Burchard noch deutlicher verräth, und des Riconis n. 37. den ohnfehlbar nur ein Druckfehler verstellet, nicht zu gedenken. Denn, wo sie nicht selbst Thüringer gewesen sind, so beweisen sie doch, daß die nächsten Nachbarn von Thüringen, und folglich auch die Thüringer selbst, Buccones gehabt.

19 So wenig nun der Herr Pfarrer Ursache gehabt, zu läugnen, daß der Name Bucco in Sachsen gebräuch-

gebräuchlich gewesen, eben so wenig verdienet er auch Glauben, wenn er in dem falschen Wahne steht, Ditmarus müßte den Namen Buzici selbst geschmiedet haben, wenn er den damals schon ziemlich bekannten Burchardum darunter verstanden hätte. Gleich als ob der Thüringische Herzog Burchard, der 100. Jahre vor Ditmaro gelebet, sich erst nach Ditmari Zeiten hätte bekannt gemacht. Er wiederholet solches an zweenen unterschiedenen Orten, und setzt gar hinzu, Ditmarus würde daran eben so thöricht gehandelt haben, als er, der Herr Pfarrer, wenn er den geheimden Rath Eckard Ecconem, Egonem, Eginonem oder Eginhardum nennen, und andere wollte errathen lassen, wen er dadurch eigentlich verstanden. Nun muß ich das freylich dem Herrn Pfarrer zugestehen, daß dieses würde thöricht von ihm verfahren seyn; Aber den Schluß, den er daraus auf den ehrlichen Ditmarum macht, kan ich nicht für richtig erkennen. Ditmarus war darzu eben sowohl befugt, als wenn er und andere einen Conrad Cuno, einen Heinrich Hezilo, einen Libentium Lieuizo, einen Meginhard Meginzo, einen Tancmarum Tammo, einen Wernher Wernizo, einen Wolfgang Wulpo u. s. w. nennen. Denn es sind diese Namen gar nicht von den Geschichtschreibern geschmiedet, wie sich etwan der Herr Pfarrer einbildet, sondern, es waren eben dieselben, wormit diese Herren zu Ditmari Zeiten von jedermann genennet wurden, und Ditmarus würde bekannte Namen durch unbekanntere erkläret haben, wenn er die vollständigen, aus denen die abgekürzten gemacht worden, hinzugesetzet hätte.

20 Der Herr Pfarrer giebt zwar ſchon in ſeinen Sächſiſchen Alterthümern, wo er von den Oſtlichen Marggrafen handelt, vor, es ſey dieſes ſonſt Ditmari Gewohnheit, die vollſtändigen Namen den abgekürzten beyzufügen, welches ihm aber ſchwer fallen würde, zu beweiſen, indem Ditmarus niemals zweene Namen von einer Perſon angeführt, auſſer, wenn dieſelben nichts miteinander gemein haben, als Lib. III. pag. 52. Walterdus, qui & Dodico dicebatur. Ich ſehe auch nicht, wie ſich der Herr Pfarrer dießfalls auf den vom Ditmaro erwähnten Bruder des Bayeriſchen Marggrafen Heinrichs beziehen kan, indem Ditmar denſelben allemal ſchlechthin Buco genennet, und nirgend darzu geſetzt, daß er Burchard geheiſſen. Wenn aber andere Scribenten die Buccones Burchard, die Cunones Conrad, u. ſ. w. genennet; ſo haben ſie mehr darauf geſehen, wie dieſelben eigentlich mit ihrem völligen Namen geheiſſen, als wie ſie insgemein genennet worden. Wollte ſich etwan der Herr Pfarrer, was Ditmari Gewohnheit betrifft, auf Henrici Aucupis Sohn beruffen, von dem in der Leibnitziſchen Edition der Ditmariſchen Chronik ſtehet: Interea Tammo (qui & Tancmarus) natus eſt, ſo iſt zu wiſſen, daß dieſes ein Gloſſema ſey, welches im Dreßdniſchen Codice nicht befindlich, und von einem Abſchreiber, oder auch wohl von Hrn. Leibnitzen ſelbſt, zur Erklärung beygefüget worden.

21 Denn, daß er ſeine eigene Erläuterungen und Muthmaſſungen in den Text zurücken pflegen, ohne ſie von denen Zuſätzen, die er aus dem Antwerpiſchen MSto erhalten, zu unterſcheiden, das erhellet klärlich aus andern Stellen; als im dritten Buche

che pag. 345. da ſtehet bey den Worten: S. Laurentius incedit (An pro incedit, leg. me incendit?) und im fünften Buche pag. 369. bey Francorum, Latinorum (Franci Latini, aliis veteribus Francigenæ, Francois) welches beydes wohl niemand für Ditmari eigene Worte halten wird. Es iſt alſo falſch, daß Ditmarus den abgekürzten Namen die vollſtändigen beyzufügen pflege, und wenn bey Buzici in der Leibnitziſchen Edition ſtünde, qui & Burchardus Dux Thuringorum, wie es der Herr Pfarrer haben will; ſo würde ich es, eben wie die Worte, qui & Tancmarus, für ein Gloſſema halten, weil Ditmarus bey den oben angeführten Namen Cuno, Hezilo, Lieuizo, &c. niemals dergleichen gethan.

22 Zudem ſo ſehe ich auch nicht, was es dem Herrn Pfarrer helfen würde, wenn gleich ſein Vorgeben richtig wäre. Könnte man nicht mit weit beſſerm Rechte gegen ſeine Meynung einwenden: **Wenn Ditmarus durch den Buzicum den König Bodiconem gemeynet hätte, ſo würde er eine Erklärung hinzugethan haben,** z. E. *Buzici, id eſt, Bodiconis ſeu Boderici regis olim Sueuorum*, **wie er und andere es ſonſt zu machen pflegten.** Denn bey unſerm Burchard hatte er das eben ſo nöthig nicht, welcher kaum vor 100. Jahren gelebet hatte, und damals noch jederman unter dem Namen Buzici bekannt war; Aber der vermeynte Boderich, oder Bodico, ſoll faſt 500. Jahre vor Ditmaro gelebet haben, und ſein Andenken war ſo vollkommen verloſchen, daß man ſelbſt von dieſem Namen nichts mehr wußte, und damals kein Menſch lebte, der ſo geheiſſen hätte, dahero Ditmarus

marus weit ſtärkere Urſache würde gehabt haben, zu ſagen, wer er geweſen, und wie er eigentlich geheiſſen.

23 Endlich bringet der Herr Pfarrer auch noch auf den Umſtand, daß in der Buziciſchen Familie niemand Burchard geheiſſen. Ob ich nun gleich hätte antworten können, man finde noch vielweniger jemanden in derſelben, der den Nahmen Bodico geführet: So habe ich ihm doch lieber gleich ohne Umwege den Zweifel benehmen wollen, und gezeiget, daß die Wiederholung von einerley Namen in den vornehmen Familien eben keine beſtändige Regel ſey, als die in der Genealogie hin und wieder viel Ausnahme leide.

24 Aber damit iſt der Herr Pfarrer noch nicht zu frieden. Er meynt, die Namen verlöhren ſich bloß in einer Familie, wenn andere dafür aufkämen, die für berühmter und glücklicher gehalten würden, und das Buziciſche Haus würde zu Ditmari Zeiten noch gar keine Urſache gehabt haben, ſich des berühmten Herzogs von Thüringen, Burchards, zu ſchämen. Nun weiß ich wohl eben nicht, wieviel Zeit darzu erfordert werde, bis eine Familie Urſache hat, ſich ihres Urhebers zu ſchämen, und glaube vielmehr, daß derſelbe bey ſolcher jederzeit in Ehren gehalten werde. Ich finde aber nicht, daß dieſes die einige Urſache ſey, warum neue Namen bey einer Familie eingeführet werden, und die alten darüber aus der Mode kommen; ſondern auch die Vermählungen in andere Geſchlechter, die von Höhern erhaltenen Wohlthaten, die Vielheit der Söhne eines Vaters, welche man durch die Namen voneinander unterſcheiden mußte,

von

von denen zuweilen diejenigen, welche ihrer Vorfahren Namen führten, vor der Zeit wegſturben, und dergleichen mehr, oft das meiſte darzu beygetragen.

25 Uberhaupt ſcheint es wohl, daß man mehr auf die nächſten Vorfahren, als auf die entfernten, geſehen, und dieſer unſer Theodericus, welcher vielleicht ſeines mütterlichen Großvaters, oder eines Bruders von ſeinem Vater oder Großvater, Namen geführet, könnte ja wohl einen Bruder gehabt haben, welcher Burchard geheiſſen hätte, von dem ich den Burchard herführen könnte, welcher nach Eſici Tode die Grafſchaft Merſeburg bekommen, wenn ich Luſt hätte, wie andere, bloſſe Muthmaſſungen vorzubringen, die ich zu beweiſen nicht im Stande bin. Theodericus aber ſelbſt hatte ja wohl Urſache, dem einen Sohne ſeines Vaters Dedo Namen zu geben, der ſich um den Kayſer verdient gemacht, und der Familie Ehre gebracht hatte; obgleich zuletzt, wegen eines Verſehens, allzu ſcharf mit ihm verfahren worden, wie Wittichindus ſelbſt genug zu verſtehen giebt. Den andern Sohn Fridericum nennete er vielleicht nach ſeinem Schwiegervater. Dedo aber vereinigte das Andenken, ſowohl ſeines Vaters, als Schwiegervaters, da er ſeinen Sohn Theodericum hieß; welcher wiederum ſeinen erſten Sohn dem Vetter, von dem er geerbet, zu Ehren Fridericum, und den andern, nach ſeinem Vater, Dedonem benahmte. Den dritten nennte die Mutter nach ihrem Stiefbruder, dem Marggrafen Thimone, und den vierten nach deſſen Sohne, dem Marggrafen Gerone; worauf man erſt in der Familie weiter zurücke gieng, und wieder an den Marggrafen Ricdagum

gum gedachte. Gleichwie aber der frühzeitige Tod dieſes letztern unter andern eine Urſache mit geweſen ſeyn mag, warum man ſich dieſes Namens bey der Familie nicht mehr bedienet; alſo können auch wohl einige von unſers Theoderici Buzicii, ſeines Sohnes oder Enkels Brüdern, Burchard oder Buzico geheiſſen haben, die aber, weil ſie etwan in der erſten Kindheit geſtorben, ſowohl von den Geſchichtſchreibern nicht erwähnet worden, als auch die Familie auf die Gedanken gebracht, daß dieſes nunmehr ein unglücklicher Name ſey, ohne daß man Urſache hat, einige Verachtung des Stammvaters daraus zu erzwingen.

§. VIII.

1 Ableitung des Worts Buzici von *Bodico*.
2 Einwurf dagegen.
3 Deſſen Beantwortung wird wiederlegt.
4 Ob die Alten alle Vocales ohne Unterſcheid miteinander verwechſelt?
5 Buzici ſieht dem **Burchard** ähnlicher, als dem **Boderich**.
6 Daß kein Menſch jemals Boderich oder Bodico geheiſſen.
7 Aus nie gebrauchten Namen können keine andere entſtanden ſeyn.
8 Ob der Einwurf Herr Eckarden abgeborget ſey?
9 Ob Gegner Urſach habe über Eckards Meynung vom Namen Bodico zu ſpotten?
10 Ob Bodico unter andern Namen mit durchwiſchen könne?
11 Daß ihm die Analogie nicht helfe.
12 Dieſelbe iſt vielmehr wieder ihn.
13 Andere Deriuata von Bodo thün nichts zur Sache.
14 Ob von Boderich noch Spuren zu finden?
15 Badericus und Bodericus iſt nicht einerley.
16 Bodico iſt nirgend zu finden.
17 Welches ſchlecht entſchuldiget wird.

18 Der Beweis überzeuget uns vielmehr vom Gegentheile.
19 Ob Buzicus von Botzeck herkomme?
20 Ob es von einem Böhmischen Namen her zu führen?
21 Ob diese Meynung nunmehr wahrscheinlicher sey, als die Eckardische?
22 Gegner scheint durch Henschenii Irrthum zu dieser Meynung verleitet zu seyn.
23 Sein Systema ist aus eitel Fabeln zusammen geflicket.
24 Entdeckung des Irrthums Henschenii, daß Bodo und Bucco einerley sey.

1 Aus dem nun, was ich bishero gesagt, ist es offenbar, daß der Herr Pfarrer mit aller angewendeten Mühe gegen die Ableitung des Worts Buzici vom Namen Burchard nichts, das nur den geringsten Grund hätte, aufzubringen vermocht, und also dieselbe, wo nicht künftig was bessers dargegen angebracht wird, wohl fest und unbeweglich stehen bleiben werde. Nun wollen wir sehen, wie er denn die gegen seine Ableitung dieses Worts von dem Namen Bodico, oder Boderich, gemachten Einwürfe abgelehnet.

2 Ich hatte erinnert, daß Buzico nicht so richtig nach der Analogie der von den Deutschen abgekürzten Namen von Boderich könne hergeleitet werden, als von Burchard. Der Herr Pfarrer aber bleibt dabey, es sey viel wahrscheinlicher, daß dieses Wort aus Boderich entstanden sey, und zwar, weil die abgekürzten Wörter, darinn ein Z ist, insgemein von einem Namen herkommen, darinnen ein D befindlich, als Azico von Adalrich, Frizico von Friedrich.

3 Ich habe die Schwäche dieses Beweises schon oben gezeiget, und den beygebrachten beyden Exempeln drey andere entgegen gesetzet, in denen das Z

nicht

nicht aus einem D entſtanden. Itzt bemerke ich nur, daß man überdieß hierbey auch genöthiget ſey, zu behaupten, der Lautbuchſtabe o ſey in u verwandelt worden.

4 Zwar iſt das dem Herrn Pfarrer etwas ſehr leichtes; als der ſo weit gehet, daß er bey den Alten faſt gar keinen Unterſcheid unter den Lautbuchſtaben erkennen will, indem er uns im Ernſte zu überreden ſucht, Badericus, Bedericus, Bidericus, Bodico, Buzici, und dergleichen, wären alles ein Name. Aber das ſind die Früchte davon, wenn wir uns in etymologiſchen Unterſuchungen nicht genau an das halten, was wir durch deutliche Zeugniſſe des Alterthums erhärten können, ſondern uns bloß auf einige Aehnlichkeit im Klange der Worte verlaſſen, und von einem Exempel gleich allzuſicher auf andere ſchlüſſen. Es iſt bekannt, daß die Alten öfters die Tone ſo verſchiedentlich gedehnet, daß aus einem Buchſtaben ein anderer entſtanden, welcher dem erſten im Klange nahe kommt; aber, wer wollte daraus ſchlüſſen, daß ſie aus allem alles gemacht? Man findet ja wohl unter ihren Namen Ado, Eto, Ida, Odo und Udo, desgleichen Dadi, Dedo, Dido, Dodo, und Dudo; aber niemand hat ſich wohl noch einfallen laſſen, daß in beyden Exempeln alle fünfe aus einem Namen entſtanden.

5 Wenn alſo die Frage iſt: Ob Buzico aus Bucco und Burchard, oder aus Bode oder Boderich, entſtanden, ſo hält man billig das erſte für wahrſcheinlicher, weil die Alten, eben wie ſie einen Adalricum nicht Vzico, ſondern Azico, und einen Fridericum nicht Fruzico, ſondern Frizico, genannt, alſo

so auch aus Boderico nicht würden Buzico gemacht haben.

6 Ich hatte ferner erinnert, man müßte erst erweisen, daß jemals ein Mensch den Namen Boderich oder Bodico geführet, ehe man es für wahrscheinlich ausgeben könne, daß der Name Buzico aus demselben gemachet worden. Daß es zu Zeiten des Theoderici Buzicii und vorher in Deutschland Burcharde genug gegeben, auch daß man Buccones gehabt, und daß beydes einerley Namen sey, dieses alles ist sattsam aus der Historie erwiesen: Dahero war es nicht ungereimt, zu fragen, ob etwan der Name Buzico aus denselben entstanden sey. Allein, wenn jemand ein Wort von solchen Namen herleiten will, von denen man nicht die geringste Spur findet, daß sie vielleicht an irgend einem Orte der Welt im Gebrauche gewesen, da hat man allerdings Ursache sich darüber zu wundern.

7 Wenn ich behaupten wollte, Buzico käme von dem Namen eines Pagi Bussegow her; würde man nicht mit Recht von mir fordern, ich sollte erst beweisen, daß jemals ein Gau oder pagus dieses Namens in der Welt gewesen? Es würde mich wenig helfen, wenn ich darauf versetzte, man finde gleichwohl ein Buzow im Schwerinischen, ein Buzbach in der Wetterau, ein Buzay in Frankreich, ein Bussow in Pohlen, ein Boßetz in Schlesien, ein Boseck bey Bitterfeld, ein Bußonrot in denen Diplomatibus, welche Kayser Conrad der II. und sein Sohn, Ludouico Barbato ertheilt, auch noch itzt die Boßereder oder Bußeröder in Thü-

ringen und was ich dergleichen mehr in groſſer Menge anführen könnte. Man würde dennoch darauf beſtehen, ich hätte noch gar nicht bewieſen, daß jemals dergleichen Gau in der Welt geweſen, und ſey deswegen auch nicht berechtiget, andere Namen davon herzuleiten.

8 Der Herr Pfarrer giebt vor, ich hätte dieſen Einwurf Herr Eckarden abgeborget, der auch geſaget, Bodico wäre aus dem Fluſſe Bode gekünſtelt worden. Ob nun gleich wenig daran gelegen iſt, wo ich denſelben hergenommen, wenn er nur ſonſt richtig iſt: So kan ich doch den Herrn Pfarrer verſichern, daß er es nicht errathen, und ich Herrn Eckards Worte allezeit ſo verſtanden, daß der Fluß Bode Gelegenheit gegeben, einen König zu erdichten, welcher Bodico geheißen; womit er zwar leugnet, daß zu den damaligen Zeiten ein Sächſiſcher Fürſt gelebet, der dieſen Namen geführet, nicht aber, daß der Name ſonſt irgendwo gebräuchlich geweſen, wie er denn auch des Namens Boderich gar nicht erwähnet. Da nun hergegen ich nirgend mein Bekenntniß abgeleget, ob ich glaube, daß der Fluß Bode, oder ſonſten was Gelegenheit gegeben, dieſen König zu erdichten: So weis ich nicht, wie ich hierinnen als ein Nachfolger Herrn Eckards könne angeſehen werden.

9 Inzwiſchen hat doch der Herr Pfarrer ſeinen Vortheil dabey zu finden gemeynt, wenn er uns zuſammen nähme, und die zweene ganz verſchiedenen Schlüſſe mit einander verwirrte und in einen zuſammen ſchmelzte. „Ich will mich über keinen mocqui-
„ren, ſpricht er, ſonſt würde ich mir die Freyheit neh-
„men,

„men, mit gleicher Autorität zu bejahen, Albio, Al-
„bic, Albico wären aus der Elbe, Aſio, Aſic, Aſi-
„co aus der Aſſe, Manico aus der Maine, Reinico
„aus dem Rheine, hervorgebracht, und folglich alle
„dieſe Perſonen, ſo wenig als der Bodico jemals
„in rerum natura geweſen. Es giebt Leute, welche
das Pickeln und Spotten gar nicht kleiden will,
ob ſie ſich gleich ſelber für die gröſßten Satyricos halten.
Der Herr Pfarrer hat alſo wohl gethan, daß er
hier gleich zuerſt den Verdacht einer mocquerie von
ſich abgelehnet; indem die Leſer freylich ſonſt nicht an-
ders hätten denken können, als daß er uns beyden hier-
mit zeigen wollen, wie ungereimt dieſer Einwurf ſey,
und ſich alſo gewaltig über uns mocquiret habe, aber
damit ſehr unrecht angekommen ſey. Denn er
hätte alſo geſchloſſen, Albio, Aſſio, Mani-
co, Reinico ſind niemals Namen von Menſchen ge-
weſen, weil ſie eine Aehnlichkeit mit den Namen der
Flüſſe haben, und aus denſelben können gemachet
ſeyn. Welcher Schluß, wie er ſelbſt geſteht, frey-
lich lächerlich iſt. Aber ſo hat weder Herr Eckard,
noch ich, geſchloſſen. Herr Eckard glaubt, Bodicus
ſey ein erdichteter König, weil man bey den Alten nir-
gends etwas von ihm findet, und weil die Sachſen da-
mals an der Bode gewohnet, habe man ihn Bodico
genennet. Ob aber Bodico ſonſt ein Name von
Menſchen geweſen, davon hat er nirgend etwas ge-
ſagt. Ich hergegen habe daran gezweifelt, ob je-
mals ein Menſch in der Welt Bodico oder Boderich
geheiſſen; aber gar nicht aus der Urſache, weil der
Name Bodico aus dem Bodefluß gekünſtelt ſey, ſon-
dern, weil man in der ganzen Hiſtorie ſchwerlich je-
manden finden wird, der ſo genennet würde. Der

Herr Pfarrer hat alſo darinnen auch klüglich gehandelt, daß er dieſes nicht geſagt, ſondern nur gezeigt, daß er es ſagen könnte. Denn damit würde er, wie er ſelbſt erkennt, ſchrecklich ſeyn ausgelachet worden, und wenn er vermeynet hätte, daß der Spott von ihm auf uns zurücke fiele, würde man ihm gewieſen haben, daß er ſich irre, und das Lächerliche auf ſich alleine müſſe ſitzen laſſen, indem er ſich ohne Grund eingebildet, Bodico, den kein einiger glaubwürdiger Scribent erwähnet, habe eben ſo viel Recht unter den wirklichen Namen zu ſtehen, als diejenigen, welche man in den Geſchichten genennet findet.

10 Es iſt mir dahero leid, daß ich ihm nicht willfahren kan, wenn er mich bittet, ich ſollte doch den guten Bodiconem unter deren Zahl hochgeneigt mit durchwiſchen laſſen. So gern ich ihm hierinnen eine Höflichkeit erweiſen möchte, ſo würde ihm doch ſolche wenig helfen: Seine Meynung würde dadurch nicht wahrſcheinlicher werden, und es würde doch iedermann ſagen, ich hätte den Bodiconem wieder alles Recht und Billigkeit durchwiſchen laſſen. Denn daß es viel Bodones gegeben, kan ihm wenig zuſtatten kommen, zumahl da er ſelbſt geſtehen muß, er wiſſe nicht, ob Bodo ein primitiuum oder diminutiuum, (deriuatum hat er ſagen wollen) ſey. Daß er aber ſo eigentlich nicht weis, ob Bodericus von Bodico, oder dieſes von jenem hergekommen, kan ich ihm gar nicht verübeln, weil ich gleichfalls nicht weis, auch niemals zu erfahren verlange, ob Buſſegow von Boſſewik, oder dieſes von jenem herzuleiten ſey. Hergegen ſehe ich gar nicht, was das zu ſeinem Vorhaben nutzen kan, daß eben ſo, wie aus Alberico Albico,

bico, aus Friderico Friduco, u. s. w. worden, also auch aus Boderico, ohne alle Hexerey (wie er ganz artig darzu setzt) Bodo und Bodico werden können; nemlich, wenn diese beyden Namen jemals unter den Menschen wären bräuchlich gewesen, welche Bedingung nothwendig muß beygefüget werden. Denn an der Möglichkeit hat noch niemand gezweifelt; es ist aber auch noch niemals die Frage davon gewesen, was geschehen können, sondern was in der That geschehen. Wie? wenn nun Bodo ein primitiuum wäre, welches er sich selbst nicht getrauet zu leugnen; sollte dieses primitiuum wieder von einem andern primitiuo herkommen?

12 Es hat sich also der Herr Pfarrer hier gar nicht auf die Analogie zu beruffen. Denn nach derselben müßte freylich Bodico von Bodo und dieses von Boderico herkommen, und es würde hergegen wieder alle Analogie lauffen, wenn man vorgeben wollte, diejenigen, welche eigentlich Bodo geheissen, wären durch eine Veränderung und Verderbung des Namens Boderici genennet worden. Wäre Boderich der rechte völlige Name, daraus Bodo und Bodico entstanden, so würde sich derselbe nicht ganz aus der Welt verlohren haben, sondern viel öfter zu finden seyn, als das aus demselben abgekürzte Bodo; eben wie man weit mehr Fridericos als Friccones, Bernhardos als Bernones, Henricos als Hennones, Burchardos als Buccones u. s. w. antrifft.

13 Weil nun dieses alles nichts helfen will, lenkt er sich endlich etwas näher zum Zwecke, und sucht zu zeigen, daß der Name Bodo (wie seine Worte gar sinnreich lauten) „mit allen seinen compositis bey den al-

„ten Deutſchen viel gänger und gäber als das Geld „geweſen. Die Exempel womit er ſolches zu erweiſen meynet, ſind Batanatius, Bato, Boduognatus, Bodogaſt, Bothild, Botolff, Bodo, Botho, Buthue, Buda, Bozo, Boſo, Boſſo, Buſſo, ja gar der Wodan und die Bataui; ein ganzer Strom von Gelehrſamkeit, damit ich ganz überſchwemmet würde, und mich kaum zu retten wüſte, wenn mir nicht der Herr Pfarrer ſelbſt die Hand böthe. „Ich kan „leicht begreifen, ſpricht er, daß Herr Krauſe einwenden werde, dieſes alles gehe ihn nicht an; er habe nur mit Boderico und Bodico nicht mit ihren „Namens-Genoſſen zu thun; dieſe beyde ſolle ich ihm „vor Augen ſtellen, um ſeine Sache mit ihnen auszumachen.„ Ich finde dieſe Antwort ſo richtig, daß ich nicht nöthig halte, das geringſte darzu zu ſetzen.

14 Aber nun werden wir bald den verlangten Bodericum zu ſehen bekommen. Der Herr Pfarrer meynt denſelben in dem Namen des Cimbriſchen Königs Bojorix zu finden; doch weil er ſich nicht getrauet damit fort zu kommen, will er ſich ſo wenig auf ihn, als auf den Sicambriſchen Baitorix, die Bedericos, Bidericos und Bithricos, beruffen; aber den Badericum, des Thüringiſchen Königs Hermanfrieds Bruder, kan er durchaus nicht fahren laſſen, ob ihn gleich andere Baldericum, Waldrich, Waldrich, und ich weis nicht, was noch mehr nennen. „Der ſoll der Mann ſeyn, ſpricht der Herr Pfarrer, „der die Ehre und Exiſtenz des Namens Boderici „retten kan, wenn man ja ſeine vorhinangeführten „Mitcollegen nicht vor voll anſehen wollte. Denn

Ba-

Badericus sey so wenig von Bodericus unterschieden, als Bado und Bato von Bodo und Botho.

15 Dieses könnte ich vielleicht zugeben, ohne daß der Herr Pfarrer davon Vortheil haben würde, weil er noch nicht erwiesen, daß Bado und Bodo einerley sey. Denn daß er sich auf die öftere Verwechselung der Lautbuchstaben sonderlich **a**, **o**, und **u** berufft, und den Fluß Bode zum Exempel anführet, den einige auch Bade oder Bude genennet, das will gar noch nicht zulänglich seyn, und ich sehe nicht, warum er nicht noch die Lautbuchstaben **e** und **i** darzu genommen, und die Bederici und Biderici nicht eben so würdig geachtet worden, die Ehre des Namens Boderici zu retten, als der Badericus, der mir, nebst andern dieses Namens, gar wohl bekannt war, als ich in meiner Dissertation in Zweifel zog, ob jemals ein Mensch gelebet, der Boderich geheissen.

16 Aber dieses habe ich oben schon berührt, dahero wir nun auf den Bodiconem kommen wollen. Allein mit dem armen Manne sieht es noch viel mißlicher aus. Der Herr Pfarrer gestehet glatt heraus, daß er ihn in seiner eignen Gestalt nicht zum Vorscheine bringen könnte. So mag er denn in einem Domino, oder sonst in einem poßirlichen Fastnachtskleide, als etwan in Gestalt eines Klosters, eines Berges, eines Thals, eines Schlosses, oder wie er sonst will, erscheinen. Der Herr Pfarrer hat sich in der That die Mühe nicht verdrießen lassen, nachzuforschen, ob er etwan in dem Kloster Bodeck und Bödicke, in dem Busecker-Thale und dem Schlosse Busseck, welches, wie er meynet, von seines Stifters Namen so sey genennet worden, versteckt sey;

aber nicht darzu gesetzt, ob sein lieber Bodico die Maske nicht abziehen wollen, oder ob er sich in der Person geirret. Zum wenigsten muß ihm dieses selbst verdächtig vorgekommen seyn, weil er hinzu setzt: „Will „etwan Herr Krause diesen Zeugen verwerfen; was „sagt er denn zu denen sechs Botzeks in der Cunstadi„schen oder Podiebradischen Familie? Was sagt er zu „denen Busconen in der Genealogie der Herren von „Neuhaus und Graffen von Harrach? Ich sage sehr wenig dazu; nemlich, daß ich hier noch weniger einen Bodiconem sehe, als oben einen Bodericum.

17 Auf die Namen aber, die in den alten Stammregistern und Briefschaften stecken und noch keinem Menschen bekannt sind, habe ich eben so wenig nöthig mich einzulassen, als der Herr Pfarrer Ursache, sich etwan auf seine Forderung, daß er Buccones in den Sächsischen und Thüringischen Urkunden sehen wolle, zu beruffen, ehe und bevor er seine Beweise vor die Bodicones und Boderiche bey seinen Schwaben nicht eben so weit, als ich die, vor die Buccones bey den Sachsen, wird getrieben, oder wenigstens gezeiget haben, daß gedachte Namen in der Nachbarschaft der Bode-Schwaben bräuchlich gewesen.

17 Inzwischen hat er doch seine mühsame Nachforschung nicht vergeblich angestellt. Ich hatte nicht gänzlich geleugnet, daß jemals ein Mensch Boderich oder Bodico geheißen, sondern nur gezweifelt, ob der Herr Pfarrer einen finden würde; und wenn er einen gefunden hätte, würde sichs alsdann erst haben fragen lassen, ob ihm auch derselbe zu Bestärkung seiner Meynung etwas dienen könnte. Aber nachdem er, wie es scheinet, alle, sowohl Bücher- als Geschlecht-

schlechtregister, durchsucht, und alle Namen, die nur einige Verwandschaft mit Bodico und Boderich haben, bey den Scordiscern, den Nerviern, den Batavern, den Cimbrern, den Sicambern, in der Wetterau, in Sachsen, ja gar bey den Böhmen, Wenden und Hunnen ausgekundschaftet, auch Flüsse, Thäler, Schlösser und Klöster zu Hülfe genommen, und so zu sagen, Himmel und Erde um ein Zeugniß angeflehet, und dennoch nicht ein einiges Exempel von einem dieser beyden Namen aufbringen können: So halte ich dieses vor eine Art einer historischen Demonstration und glaube nunmehro gewiß, daß so lange die Welt stehet, niemand Bodico oder Boderich geheissen. Und das ist es, was der Herr Pfarrer durch seine Sammlung von Exempeln augenscheinlich erwiesen; wofür ihm denn die Liebhaber der Historie allerdings verbunden zu seyn Ursache haben. Da er nun bey dem allen, was er bishero beygebracht, wenig Trost gefunden, wendet er endlich seine letzten Kräfte an, wenn er die Frage aufwirft, ob der Name Bäzicus oder Butziecus wie es der Annalista Saxo ausspricht, sich leichter von Burchardus als von Botzeck herleiten lassen? Darauf ist erstlich zu wissen, daß dieser Annalista gar oft die Namen sehr verdrehe, und zwar nicht nach deren rechten Aussprache, sondern nach eigenem Gutdünken, und man sich daher an ihn wenig zu kehren habe. Zum andern, daß man sich die Aehnlichkeit in etymologischen Untersuchungen, so groß sie auch immer seyn mag, nicht müsse verführen lassen, als die zu einer unzähligen Menge falscher und wunderlicher Meynungen Gelegenheit gegeben. Wenn es nur um eine mehrere Aehn-

lichkeit im Klange zu thun war, warum ist der Herr Pfarrer nicht lieber auf die Botsäcke, oder Botsaccios gefallen, die doch noch Deutsche waren?

20 Sollte denn der Stammvater des Hauses Sachsen einen Böhmischen Namen gehabt haben? Der Herr Pfarrer gestehet, daß ihn selbst dieses abgehalten, den Namen Buzici von Botzeck herzuführen; daher er es lieber von dem deutschen Namen Boderich ableiten wollen. Aber folgt denn das, weil es nicht von Botzeck herkömmt, so kömmt es von Boderich? Der Herr Pfarrer antwortet: „Es „giebt Böhmische Geschlechter, die sich aus Deutsch„land herschreiben, und dieselben haben Vornamen, „welche den Deutschen sehr ähnlich sind; derowegen „sind auch die Botzecke von Boderich herzuführen. Abermal ein allzu übereilter Schluß. Er müßte erst zeigen, daß die Geschlechter, welche sich des Namens Botzeck bedienet, mehr als 500 Jahr vor Ditmari Merseburgensis Zeiten und zum wenigsten im sechsten Jahrhundert aus Deutschland nach Böhmen gekommen wären und dem deutschen Namen Boderich eine Böhmische Endung gegeben hätten, daß hernach Buzicus daraus entstehen können. Denn nach seiner Meynung hat der Buzicus unmöglich viel jünger seyn können, wie wir unten hören werden. Das wäre aber ein so sonderliches Vorgeben, daß ich die Antwort darauf ohne Gefahr schuldig bleiben kan. Denn daß der Herr Pfarrer meynet, er thue es bloß aus Ehrerbietigkeit für das durchlauchtigste Haus Sachsen (und also aus besonderem Wohlwollen) daß er dasselbe von den Deutschen und nicht von den Wenden herführe: Das verdient eine absonderliche

Aus-

Ausführung, die mir hier zu weitläuftig fallen würde, daher ich ein andermal davon zu reden gedenke.

21 Uebrigens überlasse ich es einem jeden zu beurtheilen, mit was für Recht er seinen Beweis mit diesen Worten schliessen können: „Ich bin wohl versi„chert, daß ein jeder unpartheyischer Leser bey so ge„stalten Sachen, mir das zugestehen werde, daß „meine Deriuationes viel mehr Grund und Wahr„scheinlichkeit haben, als Herrn Eckardi seine.„ Aber vielleicht werden unpartheyische Leser gerade das Gegentheil hiervon aus dieser neuen Bestürmung der Eckardischen Meynung ersehen. Denn aus dem, was ich bisher dargethan, erhellet so viel, daß Herr Eckard seine Ableitung vom Namen Burchard mit zwey tüchtigen Zeugnissen bewiesen, denen ich itzt noch stärkere beygefügt; sein Gegner aber die vom Boderich nicht mit einem einigen Exempel bestärken können. Also stehen sie gegen einander, wie drey gegen nichts. Wenn wir nun noch weiter erwegen, daß der Herr Pfarrer mit so grosser Mühe und so vielen zusammen gesuchten Namen, auch nicht einen einigen Menschen, so lange die Welt steht, zu finden vermocht, der ohnstreitig Boderich oder Bodico geheissen hätte, ob man gleich sonst findet, daß die primitiua der Namen, dergleichen Bodericus hätte seyn müssen, weit öfter gebraucht worden, als ihre Abkürzungen; so hat er auf seiner Seite noch viel weniger als nichts, vor sich. Eben wie ein Kaufmann, der mit zwanzig tausend Thalern verunglückt, davon nur die Helfte sein eigen ist, da schon nichts gehabt haben würde, wenn er nur zehen tausend verlohren hätte, nachdem er aber eben so viel von fremden Guthe

auf-

aufgenommen, und nicht bezahlen kan, nicht allein nichts, sondern auch zehen tausendmal weniger, als nichts im Vermögen hat.

22 Nun wird man sich freylich wundern, wie der Herr Pfarrer auf eine so verkehrte Meynung gerathen können. Ich glaube aber der Jesuit Henschenius habe ihn darzu verleitet, derselbe sagt in seinen Anmerkungen über das 3. Capitel von Emsers Vita Bennonis von Burchard dem halberstädtischen Bischoffe: A Krantzio appellatur *Bucko*, a Brunone *Burchardus*, *cui nomen Bodo*. Der Herr Pfarrer glaubt, Burchard und Bucco wären zwey ganz unterschiedene Namen, die man aus Unwissenheit mit einander vermenget, daher er leicht denken können, die Scribenten hätten hier wieder einen Bucco und Bucico mit einander vermenget, weil sie etwan gelesen, daß Bucco oder Bodzico so viel sey als Bodo; welchen Einfall er bisher mit solchem Eifer vertheidiget. Was muß er nun nicht geglaubet haben für einen Fund zu thun, da er in Herrn Eckards Historia Geneal. gesehen, daß die Sächsischen Genealogisten vorgeben, es habe einer von den Vorfahren des Theodorici Buzicii Bodico geheissen. Da nun dieser Bodico eben zu der Zeit soll gelebt haben, als sich die Sachsen im Lande der Schwaben fest gesetzt, und der Sachsenspiegel sagt, die Marggrafen von Meissen, des Theoderici Buzicii Nachkommen wären Schwaben; so hat vollends alles seine Richtigkeit. Das Haus Sachsen muß Schwäbischen und nicht Thüringischen Ursprungs seyn, und der Name des Stammvaters desselben Buzico, muß nicht aus dem Namen Burchard entstanden, sondern kein anderer,

berer, als der Name von eben diesem Bodicone, dieser aber aus Bodo gemacht seyn. Allein so geht es, wenn man immer eine offenbare Fabel, nach der andern, ohne alle Untersuchung annimmt, und hernach durch Zusammenflickung derselben neue systemata und Meynungen in der Historie zu bauen sucht, wie der Herr Pfarrer in seinen Schriften so oft zu thun pflegt.

24 So falsch, bereits erwiesenermaßen, die Ableitung des Namens Buzico von Bodo ist; eben so wenig hat jemals einer von den Alten (auch nur aus Irrthum) gesagt, ein Bucco sey sonst auch Bodo genennet worden. Henschenius bezieht sich auf den Brunonem de bello Saxonico. Allein wenn wir diesen nachschlagen, so liegt der Irrthum gleich jederman vor Augen, indem seine Worte so lauten: *Burchardus* Præsul Halberstad. quærebatur, quod prædia cuiusdam nobilis viri, *cui nomen Bodo* - - Rex sibi abstuliſſet injuste. Heißt aber denn dieses: Bischoff Burchard, dem andere den Namen Bucco geben, sey auch Bodo genennet worden? So falsch nun Henschenii Vorgeben befunden wird; so falsch ist es auch, daß jemals ein Fürst der Sachsen Bodico geheissen; so falsch ist es, daß derselbe ein Schwabe gewesen, und eben so falsch, daß die Meißnischen Marggrafen Schwäbischen Ursprungs wären, wie ich bald augenscheinlich darthun werde.

V.

Paul Hachenbergs Academische Abhandlung von der alten Deutschen Fleiß in den Wissenschaften; oder von den Studien der alten Deutschen aus dem Latein übersetzt von George Venzky.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Man lieset in den critischen Beyträgen eine Uebersetzung von des Herrn Hachenbergs Dissertation über die Sprache der alten Deutschen. Ich habe daher Gelegenheit genommen, auch die sechste Dissertation von den Studien der alten Deutschen, die man gleichfalls in germania media antrifft, zu übersetzen. Wenn ich alles überlege: So dünkt mich, es sey nicht unrecht, daß man unsern deutschen Landsleuten etwas von dem Fleiße ihrer Vorfahren in den guten Wissenschaften und Künsten, in ihrer Muttersprache und zwar etwas kurzgefaßtes vorlege; damit diejenigen, so entweder das Original nicht besitzen, oder nicht lesen können, auch in den Stand gesetzet werden, sich bey guter Muße, an solchen angenehmen alten Nachrichten zu ergötzen: Welche denn mein Unternehmen auch wieder diejenigen, die es als überflüßig beschreiben wollen, zur Gnüge vertheidigen werden.

Der Inhalt folgender Abandlung ist dieser:

Der 1 Absatz beschreibt den Anfang und Fortgang

gang der Wissenschaften bey den Deutschen: der 2, die gemeinen Künste und zwar erstlich den Fleiß in der Schreib- und Lesekunst; der 3, den Fleiß in der Leibesübung und dessen Ansehen; der 4, den Ursprung, das Wachsthum, und die Ehre der Tonkunst; der 5, den Fleiß in der Malerkunst; der 6, die freyen Künste: was die Sprachkunst gegolten und genützt; der 7, die Beredsamkeit der Alten und ihr grosser Fleiß in der Redekunst; der 8, den Anfang, Nutzen und die Würde der Dichtkunst; der 9, den Fleiß in den Geschichten, derselben Ansehen, die Namen und Verdienste der berühmtesten deutschen Geschichtschreiber; der 10, die Meßkunst, die Rechenkunst, Erdbeschreibung und Sternseherkunst; der 11, den Fleiß in der Küst- und Hebekunst; die Erfindung der Flinten, Uhren und Buchdruckerey; der 12, und 13, den Anfang, Fortgang und die Wiederherstellung der Weltweisheit; der 14, der Fleiß in dem Ackerbau, und der Viehzucht, nebst beyder Ansehen; der 15, die unmäßige Liebe zur Jagd; der 16, die Arzeneykunst; der 17, die Gottesgelahrheit der Alten; der 18, ihre Sitten- und Staatslehre; der 19, die Art ihrer Rechtsgelehrsamkeit; und der 20 beweiset, daß die Deutschen so wohl in den Waffen, als auch am Verstande alle andere Völker übertroffen haben.

§. 1. Der Deutschen Ruhm war bis zu dem Cimbrischen Kriege* sehr dunkel. Denn zu der Zeit überschwemmeten sie zuerst Italien und Gallien. Und als sie große Könige bezwungen und berühmte Völker sich unterworfen hatten: So breiteten sie das Schrecken ihres

* 112 Jahre vor Christi Geburth, davon Florus und Vellejus schreiben; Pontanus und Cellarius haben davon Dissertationes geschrieben.

ihres Namens ungemein weit aus. Aber zu der Zeit übete keiner den Kopf; keiner besserte durch gute Wissenschaften und freye Künste den Verstand; sondern ihr ganzes Leben ward nach Cäsars Bericht mit Jagen und Kriegen zugebracht. Unter andern aber rühmten sich die **Druiden, Barden** und **Vates** einer ausländischen Klugheit, die aber sehr elend, rauh und grob war. Die Römer erweckten zuerst die vortrefflichsten Köpfe, als sie einen grossen Theil Germaniens bezwungen hatten, das wilde Volk durch Handlung und Verschwägerung, in seinen Sitten allmählich bändigten, und den tapfersten Männern die Besserung des Verstandes bey der Leibesstärke anprieſen. Am meisten aber hat **Deutschland** nachgehends, als die **Franken**, welche auch Deutsche waren, das Römische Joch von ihren Hälsen * schüttelten, allen äusserlichen Glanz menschlicher Lebensart mit der Freyheit selbst empfangen. Das Volk legte sich nunmehro nach dem Beyspiele der Griechen und Römer, so viel es die damaligen Zeiten litten, auf die Künste und schönen Wissenschaften. Bald darauf aber, als der Römer Macht abnahm, die Saracenen gegen Morgen und die Scythen gegen Abend die Länder kläglich verwüsteten, verlohren sich die vortrefflichsten Köpfe wieder, es verschwand der Glanz der Wissenschaften und jene verstummeten bey ihrer schmeichelnden Faulheit und dem feindseligen Kriegslerme. Und obgleich **Karl der grosse**, ein Wunder selbiger Zeiten, ** sich der wüthenden Barbarey

* Geschahe im 5 Jahrhunderte.
** Im neunten Jahrhundert.

barey wiedersetzte: So war doch fast alle Gelehrsamkeit nach seinem Tode durch die Einbrüche der Hunnen und Normänner, die ganz Europa erschütterten, sowohl von den Italienern; als auch von dem deutschen Boden verjaget, und mußte bey einer langen Landesverweisung, damit sie grausam bestrafet ward, ganzer vierzig Jahre verborgen seyn. Die Zeiten wurden so finster und unwissend, daß man denjenigen, so der Weltweisheit oblag, nach Bellarmins Zeugniß, für einen Zauberer hielte. Friederich, der Rothbart, war unter den ersten, welcher die vortreffliche Sache unternahm, die verlohrnen Studien, und die durch Krieg unterdrückten Wissenschaften, wieder empor zu heben anfing, * auf dem **Roncalischen** ** Felde einen Landtag hielte, und die kriegerischen Gemüther der Deutschen mit der sanfteren Art der Wissenschaften zu erweichen befahl; zu dem Ende er die so bekannte Authentica herausgab, welche der Sammlung der Justinianischen Gesetze einverleibet ist, und allen hohen Schulen den obersten Schutz und die höchste Würde auftrug. Insonderheit aber genoß der **Kayser Ludewig von Bayern** *** das Glück, daß die Wissenschaften unter seiner Regierung in Italien, vornehmlich durch **Petrarchä** Anführung glücklich wiederum hervorgesucht; und in Deutschland durch **Rupert**

* Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts.

** Soll vielleicht das Roncelische heissen bey Ravenna in Italien, bey welcher Stadt der Fluß Ronco ist. Sonst finde ich davon nichts.

*** Im 14 Jahrhunderte.

den Ersten, Churfürsten von der Pfalz noch glücklicher hergestellet wurden; indem er die vortreffliche Universität, Heidelberg, stiftete, woraus die meisten deutschen Völker alle Schönheit der Wissenschaften, alle Artigkeit der Aufführung und Höflichkeit entlehnet, und in ihre Schulen eingeführet haben. Jedoch, da ich mir vorgesetzet habe von den Studien der alten Deutschen, welche sonderlich in den mittleren Zeiten blüheten, zu handeln: So will ich mein Absehen auf einen kurzen Begriff aller Wissenschaften richten, und erstlich die Wissenschaften der untersten Ordnung, welche die vier gemeinen Künste der Griechen sind, hernach die Wissenschaften der höheren Ordnung, welche den Weg zur Weltweisheit bahnen, als da sind die Philologie, oder die Sprachwissenschaft und Meßkunst, beschauen. Endlich will ich mich an die Weltweisheit selbst wagen, und bey dem ersteren Theile der Naturlehre, die Arzeneykunst und Gottesgelahrtheit, und in dem andern practischen Theile die Staatslehre, die Sittenlehre und Rechtsgelahrtheit betrachten.

§. II.

Unter den gemeinen Künsten der Griechen ist die Kunst zu lesen und zu schreiben die erste. Derselben mannigfaltigen Nutzen erwog Epicurus, und hielte sie allein für nützlich, da er alle andere Wissenschaften als unnütze verwarf, wie Sextus Empiricus von ihm erzählet. Allein ob derselben Nutzen gleich so groß ist, daß man sie kaum genug loben kan: So hat man sich derselben bey den alten Deutschen entweder

weder gar nicht, oder doch selten beflissen, * unter welchen allein die Barden und Druiden sich darauf legten. Von den übrigen sind des Tacitus Worte, wenn er von den Sitten der Deutschen redet, bekannt: **Sowohl Männern als Weibern sind die Geheimnisse der Buchstaben unbekannt.** (Viri pariter ac feminae litterarum secreta ignorant) ** Die Druiden und Barden schrieben aber nicht mit eigenen Buchstaben oder Schreibzügen: Sondern in öffentlichen und eigenen Rechnungen bedieneten sie sich der griechischen Buchstaben, wie **Julius Cäsar** im 6 Buche vom gallischen Kriege berichtet. Die **Gothen** sollen die ersten gewesen seyn, welche unter den Deutschen angefangen haben mit eigenen einheimischen Schreibzügen zu schreiben; wenn nemlich derselben Meynung wahr ist, welche behaupten, der Gothen Buchstaben wären von **Ulphilas**, der um

* Daß die ältesten Vorfahren geschrieben, aber mit runischen Buchstaben, die Wodan erfunden haben soll, und zum Theile den griechischen ähnlich sind, ist gewiß und ausgemacht von Sherigham, de Anglorum gentis origine, und in unseren Beyträgen mehr, besiehe den 2 Band p. 640. Weil sie auch mit Zaubereyen entheiliget waren, erfand Ulphilas seine eigene, Sheringh. 293. die Engeländer folgten ihm, p. 294. Endlich wurden die Lateinischen, woraus unsere Deutsche entstanden sind, eingeführet, und zwar in Schweden 1050, in Spanien 1086: Eben daselbst p. 293.

** Joan. Dav. Jänken beweiset in seinem Vorberichte von dem gelehrten Pommerlande, mit Werlhofen aus dem Zusammenhange, daß Tacitus hier nicht von Buchstaben, sondern Liebesbriefen redt.

das 360 Jahr Christi lebte, erfunden worden. Diese Meynung behauptet nebst dem Socrates im 4 Buche seiner Kirchenhistorie und dem Jornandes in den gothischen Geschichten, das alte Gedichte, das Petrus Crinitus und Lilius Gyraldus anführen:

Gulfila promsit Getarum, quas videmus litteras.

Die einheimischen Buchstaben sind bey den anderen deutschen Völkern später üblich geworden. Denn daß ich die Vandaler und andere Völker, die an der Elbe und dem balthischen Meere wohneten, mit Stillschweigen übergehe, welche nach Aventins Berichte erstlich zu des Kayfers Ludewigs Zeiten ihre Buchstaben empfangen haben: * So bezeugen Trittheim und Agrippa, daß die Franken, die unter Marcomir und Pharamund Gallien bezwungen, sich solcher Buchstaben, die den griechischen nicht sehr unähnlich waren, bedienet hätten, und daß Wastaldus mit denselben in seiner Mutterfprache eine Historie geschrieben. Es scheinet aber insonderheit durch des grossen Karls Fleiß dahin gekommen zu seyn, daß die deutsche Sprache nicht nur häufiger geschrieben, sondern auch, daß das ganze Volk zur Lese- und Schreibekunst angeführet worden. Daher den München und Priestern in seinen Stiftern hin und wieder anbefohlen wurde, daß sie Leute sowohl von edelm, als auch

* Ist ohne Zweifel von denen nun üblichen zu verstehen.

auch knechtiſchem Stande in den erſten Buchſtaben unterrichteten. Eben das erweiſet auch das Geſetz, welches er bey der Reinigung der Kirchen und chriſtlichen Zucht auf dem Reichstage zu Aachen 789 gegeben hat: „Daß ſie nicht nur Kinder von knech„tiſchem Stande, ſondern auch vornehmer Leute Kin„der zu ſich verſammlen und nehmen ſollten; daß ſie „Schreib- und Leſeſchulen für Knaben anlegten, da„mit ſie die Pſalme, Noten, Geſänge, das Rech„nen, die Sprachkunſt in allen Klöſtern, oder Bis„thümern lerneten. Allein, dieſen löblichen Rath haben nachgehends verhindert und den glücklichen Fortgang gehemmet einestheils die ſchweren Züge der deutſchen Buchſtaben, und die mühſamen Zeichen der Schreiber, welche Trittheim in des groſſen Karls Sprachkunſt angetroffen haben will; andertheils die Neigung des Volks ſelbſt, welche nur auf die Kriegeswiſſenſchaften gieng, und von Jugend auf ſich denenſelben widmete, und die Kunſt zu leſen und zu ſchreiben keiner ſonderlichen Hochachtung würdig ſchätzte. Derowegen blieb die Schreib- und Leſekunſt vornemlich in den Klöſtern der Münche verborgen, welche unſere Sprache mit griechiſchen Buchſtaben und in lateiniſcher Sprache erkläreten, bis man zu den Zeiten des Kayſers Rudolphs des erſten, * zu allererſt anfieng mit eigenen Buchſtaben deutſch zu ſchreiben, und es darinn zu leſen, wie Aventin, Cruſe und Willich beweiſen. Von der Zeit an hat die Schreib- und Leſekunſt dergeſtalt

* Gegen das Ende des 13 Jahrhunderts.

zugenommen, daß nicht nur in den Städten alle Verträge, Bündnisse, und Sachen mit den schönsten Schreibzügen unserer eigenen Sprache abgeschrieben: Sondern auch die ersten Buchstaben auf dem Lande und so gar in Bauerhäusern häufig bekannt gemacht wurden.

§. III.

Nach der Schreib- und Lesekunst setzt Aristoteles die **Leibesübung**, da man den Leib zu üben und geschickt zu machen suchte. Dieselbige pflegte bey den Griechen in diesen fünf Stücken zu bestehen: Im Laufen, Springen, oder Tanzen, Heben, Werfen und Ringen. Welcher Fleiß in der Leibesübung, den Deutschen, insonderheit den mitternächtlichen Völkern, gleichfalls gewöhnlich gewesen ist, wie Saxo, der Sprachverständige, in der dänischen Historie, im 5 Buche de Rolleri comitibus, lehret, deren einige sich durch **Werfung** schwerer Sachen übeten. „Andere bewegten durch **Springen und Tanzen**, „einige durch **Laufen**, den Leib. Jene versuch„ten ihre Kräfte durch **mühsames Werfen** der „Steine: Diese **schossen** die Pfeile ab. Also erlangten sie die Stärke des Leibes durch mancherley Arten der Bewegung. Da nun erstlich die alten Deutschen ihr gröstes Vergnügen im **Wettlaufen** hatten: So liebten sie die **Jagd** zu Fuß ungemein sehr, dergestalt, daß sie mit den flüchtigen Thieren in die Wette liefen, die Wälder durchsuchten, die höchsten Gipfel der Berge erstiegen, und auf die fürchterlichsten Felsen kletterten. Nachgehends als man erkannte, daß sich die Jugend sowohl der Stär-

ke,

ke, als auch der Behendigkeit wegen üben müßte: So kam auch bey den Sachsen die Gewohnheit auf, daß edle Knaben mit ihres gleichen im Laufen nach dem Beyspiele der Griechen stritten. Daher **Radewich** im 2 B. 38. Cap. von den Thaten Friederichs des ersten, dieses mit unter den rühmlichen Thaten **Heinrichs des bayrischen und sächsischen** Herzoges gedenket. „Da er erst erwuchs, stark an „Kräften, schön von Angesicht, insonderheit aber „klug am Verstande ward: Ergab er sich nicht der „verderblichen Wollust und Faulheit; sondern üb„te sich nach der Sachsen Gewohnheit, mit seines „gleichen im Reiten, Werfen, Laufen.„ Zu keinem andern Endzwecke ist auch das **Rennen mit den Pferden**, oder **Jagen**, welches sie **turniren** nannten, eingeführet, und von unsern Vorfahren so sehr geliebet worden. Dieses Turnieren setzte **Heinrich der Vogelsteller** * zuerst ein, und nachgehends ward es nach dem Beyspiele der Griechen von den folgenden Fürsten öffentlich angesetzt und gehalten, und blieb lange eine berühmte Uebung des deutschen Adels. Nach dem Laufen folget das **Springen** oder **Tanzen**, welches der alten Deutschen allerliebstes, und fast einziges Lustspiel war. Es war aber solches kein wollüstiges und weibisches Tanzen, welches zu unseren Zeiten in einer lächerlichen Bewegung des Leibes nach der Leyer bestehet; sondern ein starkes und männliches, und welches die Gemüther zum Kriegeswesen zubereitete. **Tacitus** schreibt

* Im Anfange des 10 Jahrhunderts.

im Buche von Deutschland also: „Nackende Jüng„linge, welche, daran ein Vergnügen finden, tanzen „zwischen Schwerdtern und schädlichen Pfriemen. „Die Uebung hat eine Kunst, und die Kunst eine „Wohlanständigkeit zuwege gebracht. Doch ge„schieht solches nicht um des Gewinstes und Lohns „willen: Obgleich auch dieser verwegene Muth„wille seine Belohnung hat, welche ist das Vergnü„gen der Zuschauer.„ Diesem war das Tanzen, das in folgenden Zeiten üblich ward, nicht unähnlich, da sie bewaffnet durch eine behende Beugung und Wendung des Leibes alle Bewegungen machten und vorstelleten, wodurch sie entweder den Stichen der Pfeile, der Lanzen, und derer, die in der Nähe stritten, entwichen, oder den Feind mit dem Degen, Spieße oder Pfeile treffen möchten. Diese Art des Tanzens nannten die Griechen **Pyrrichen** * von welcher **Julius Cäsar Scaliger** erzählt, „daß er oft also am Hofe **Maximilians**, des ersten, welcher sie sehr liebte, getanzet habe. Auf den Tanz folgte bey den Griechen die **Wurfscheibe**, lat. **Discus** genannt, welche entweder von Eisen, oder von Stein, oder von Holze, und mit einem Riemen umgeben war, der nicht nur mit den Kräften der Arme, sondern auch mit einer gewissen Geschicklichkeit in die Höhe geworfen und gehoben ward. Hiermit verknüpfen **Homerus** und **Horatius** das **Werfen des Wurfspießes**, weil beydes gemeiniglich mit der

* Weil sie Pyrrhus oder Pyrrichus aufgebracht haben soll.

der Hand geworfen ward. Daß beydes bey den mitternächtlichen Deutschen, wie auch bey den Sachsen und Franken gewöhnlich gewesen sey, beweisen die angeführten Worte Sachsens und Radewichs und die Jahrbücher der Boser im 4 B. mit dem Exempel Carolomanns, zur Genüge. Die letzte Art der Leibesübung war das Ringen und Kämpfen, welche die Griechen vornehmlich hochhielten, weil Herkules und Theseus davon Urheber seyn sollten. Auch bedieneten sich dieser Art die Deutschen sehr häufig, indem sie durch die Grösse ihrer Leiber, durch die Stärke der Nerven, und durch den Muth sonderlich hierzu angetrieben wurden. Nachgehends ward eine Kunst daraus, und wurden Leute bestellet, die im Ringen und Kämpfen andere unterwiesen, welche die Historien hin und wieder Fechter und Fechtmeister nennen. Saxo Grammaticus gedenket derselben öfters, sowohl wenn er vom Frotho handelt, welcher wieder des Volks willen allein durch den Beystand der Fechtmeister regieret haben soll, als auch, da er von Biarcon, Rolvo und endlich Haldan schreibet, welcher, wie er erzählet, eine Eiche abgehauen und eine Keule daraus machen lassen, und sich also vermöge selbiger mit zwölf Fechtern allein geschlagen habe, im 7 Buche: Eben dieser lehret auch im 2 Buche, was die Alten für eine Art zu kämpfen und zu streiten gehabt hätten. Denn als die berühmtesten Fechter Rolvo und Biarcon beschlossen, miteinander zu kämpfen; haben sie sich lange untereinander gestritten, wer am ersten zuschlagen sollte. „Denn, spricht er, vor Al„ters folgten bey dem Kämpfen nicht viel Schläge

„auf einander; sondern es war auch eine gewisse „Zeit darzwischen, wenn wiederum ein Schlag fol„gen sollte, und man kämpfte mit seltenen, aber grau„sam starken Schlägen, daß die Ehre nicht sowohl „in der Menge, als vielmehr in der Heftigkeit der „Schläge bestund.“ *

§. IV.

Es folget die **Tonkunst** und **Musik**, welche älter, als aller Fleiß in den Wissenschaften ist, wie **Timagenes** bey dem **Fabius** im 1. Buche schreibt. Sie ist die anständigste und lieblichste Kunst. Es scheinet, die Natur habe uns selbige selbst als ein Geschenk gegeben, daß wir die Mühseligkeiten desto leichter ertragen, das schläfrige Gemüth ermuntern, die von Affecten aufgebrachten oder beunruhigten Herzen stillen könnten. Sie ward auch von unseren ältesten Vorfahren in Ehren gehalten: Allein sie war grob, unangenehm, ungepuzt, und einem fürchterlichen Geschreye gleich; wie es von einem solchen Volke zu vermuthen ist, welches mit einem erschrecklichen Geschreye oder grausen Gesange gerne das Treffen anfieng. **Tacitus** berichtet im Buche von den Sitten der Deutschen: „Sie geben vor, daß „auch Herkules bey ihnen gewesen sey, und besingen „ihn als den ersten unter allen tapferen Männern, „wenn sie in ein Treffen gehen. Sie haben auch „dergleichen Gedichte, durch deren Hersagung, die „sie Barditum nennen, sie die Gemüther beherzt ma-

* Man vergleiche Olai Wormii monumenta danica cap. 10.

„machen, und durch den Gesang selbst von dem Aus-
„gange des bevorstehenden Treffens weissagen.“ Ja sie besungen auch ihre Helden in Versen, wie eben dieser Tacitus im 2 Buche seiner Jahrbücher vom Arminius erzählet. Daß solches noch zu des Kayſers **Juliani** Zeit im Gebrauche gewesen, erhellet daraus, daß er diese Heldengesänge bäurische Gedichte, die dem Geschrey rauh singender Vögel ähnlich wären, nennet. Allein diese Rauhigkeit der Deutschen im Singen haben die Franken gehoben, nachdem sie unter Anführung des grossen Gregorii und Ambrosii, die Musik in die Kirchen eingeführet hatten, das Lob des unsterblichen Gottes zu besingen. Diese nannten ihre Musik die **abendländische**, weil sie in den Abendländern im Gebrauche war; Gleichwie die Griechen ihre Musik **Frigdoram**, d. i. Phrygisch-dorische nannten, weil sie aus phrygischen und dorischen Melodeyen oder Singarten bestund, wie **Goldast** bey **Ekkehard** in Notkers Leben anmerket. Insonderheit aber hat die deutsche Tonkunst dem grossen Karl ihren Wachsthum zu danken, welcher acht Arten zu singen eingeführet hat, wenn man Aventins 4 Buche glauben darf; da vorher nur vier, die **phrygische**, **dorische**, **lydische**, und **vermischte lydische** Art üblich gewesen waren. Gewiß, daß dieser Prinz eine besondere Wissenschaft in der Musik besessen habe, das bejahet auch Eginhard in seiner Lebensbeschreibung, wenn er setzet: „Die „Wissenschaft zu lesen und zu singen hat er auf das „sorgfältigste verbessert. Denn er war in beyden „Stücken wohl erfahren. Ob er gleich selbst weder „öffentlich laß, noch anders, als leise und nebst an-

dern

„dern sang.“ Karls Bemühungen, unterstützte **Albinus der Sachse**, und nachgehends beförderte sie **Notger**, Abt zu St. Gallen, welcher unter dem Kayser Lothario von der Musik und der Zusammenstimmung ein eigenes Buch ans Licht stellete. Es hat auch nachgehends nicht an vortrefflichen Köpfen gefehlet, welche in der Tonkunst unter den Deutschen berühmt gewesen sind, deren Namen wir mit Stillschweigen hier übergehen wollen, weil sie von dem älteren Voß im 60 Cap. von den **mathematischen Wissenschaften** angeführet werden. Diese vortrefflichen Männer haben es nicht verhindern können, daß die Art zu singen, die in der alemannischen Kirche gewöhnlich war, verderbet ward. Daher die wahre Musik im Jahre 1300 wieder erneuert und hergestellet werden mußte, davon **Peter Herb**, ein Dominicaner-Münch in der Frankfurtischen Chronicke, dessen Spelmann im Glossario gedenket, dieses Bekenntniß ablegen muß: „Die Musik ist ver„bessert und erweitert worden. Denn es sind neue „Sänger aufgestanden. Die Componisten und „Erfinder der Figuren, Figuristen, haben angefan„gen neue Singarten hinzuzufügen.“ Im übrigen blieb die Musik in den mitlern Zeiten nicht nur innerhalb den Wänden der Kirchen allein; sondern man bediente sich ihrer auch in dem Kriege und in den Schlachtordnungen, damit dadurch die Gemüther sowohl zur Tapferkeit angeflammet, als auch der gewissen Hülfe Gottes empfohlen würden. Unter andern gedenket dieser Art **Günther** im 7 Buche von dem Kriege **Friedrichs Barbaroßä** mit den Ligurern:

Also

Also erbittet sich ein wohlgestelltes Heer,
Das Sieg und Glück bekrönt, des Allerhöchsten Hülfe
Mit kriegrischem Gesang und weit erschallten Liedern.

Ein anderer und öfterer Gebrauch der Musik fand sich an den Höfen der Fürsten, welche, wenn sie Gastmahle hielten, oder einschlafen wollten, mit einer mannigfaltigen musikalischen Zusammenstimmung die Gemüther zu erquicken pflegten, wie man in dem Leben des salischen **Conrads** findet.

§. V.

Die letzte unter den gemeinen Künsten ist die **Malerkunst**, welche zwar sehr alt, aber doch spät zu den Römern, und von diesen auf die Deutschen gekommen ist. Diese war anfänglich bey unseren Vorfahren, als einem kriegerischen Volke, sehr grob und unförmlich, indem sie fast zu keiner andern Sache, als zur Bemalung der Schilde, gebraucht ward, welche sie nur mit den auserlesensten Farben bunt und kenntlich machten, wovon **Tacitus** im Buche von den Sitten der Deutschen ein Zeuge ist. Darauf fiengen sie an die Bildnisse der Thiere, der Ochsen, Pferde, Bähren, Wölfe, Hirsche mit Farben abzuschildern, als ihnen die Lust ankam, diese Bilder mit in den Krieg zu nehmen, und den Feinden zu zeigen. Ja auch ihre kleinen Kriegesröcke sind mit Farben bemalet und gezieret worden, daher Tacitus in den Jahrbüchern öfters der mannigfarbigten Kriegesröcke gedenket. Von da schritte man zur Abschilderung der Menschen und anderer Dinge, und das son-

sonderlich zu der Zeit, als die Franken und andere Deutschen zum Christenthume bekehret wurden, und die Bilder der Heiligen in die Kirchen brachten. Allein als bald darauf die barbarischen Zeiten in Europa einfielen, und verschiedene Völker, die aus ihren Landen giengen, durch Krieg und Unruhe alle schöne Künste vertrieben: So fiel die Malerkunst, die in Deutschland kaum den Anfang genommen hatte, auch dahin, oder lag zum wenigsten verächtlich und ohne Ansehen. Aber nach Verlauf vieler Jahrhunderte, da die Malerkunst in Italien wieder empor gekommen war, schwung sie sich auch in Deutschland zur höchsten und genauesten Vollkommenheit. Das geschah durch den Fleiß **Albrecht Dürers**, **L. Holbeins**, **Lucas Kranachs**, **Lambert Lombards**, **P. Paul Rubens**, **Ant. Dyks**, und anderer, welche den alten Ruhm wegen des Malens, den wir den Griechen allein schuldig waren, durch ihre scharfe Erfindungskraft unserem Volke eigen machten, und uns keinen geringen Ruhm erwarben. Insonderheit aber bleiben Dürers und Holbeins Werke allezeit ruhmwürdig, welcher seines Malens wegen dem berühmten Zeuxes oder Apelles, deren Namen allenthalben bekannt sind, nichts nachgaben. Beyde waren in der Malerkunst zwar unvergleichlich, jedennoch hatte doch ein jeder vor dem andern etwas rühmliches voraus. Denn wie **Lambert Lombardus** vom **Raphael** aus **Urbino** und **Tatiano**, zu sagen pflegte, so mußte man **Dürern** die Zierlichkeit und Schönheit, welche sich Apelles allein zueignete, und dem **Holbein** die Anmuth und Lebhaftigkeit zugestehen, welche die Bilder mit solchem Feuer und

so

so genau ähnlich darstellete, daß sie mit der Natur selbsten zu streiten, und Abbildungen der Gemüther zu seyn schienen. Hieher gehöret was **Felix Faber**, ein Ulmischer Münch, in der **schwäbischen Historia** im 1 Buch im 8 Cap. schreibet: „Die Gelehrsamkeit und Wohlredenheit, und folglich alle „sinnreiche Künste, als die Maler- und Bildhauer„kunst, lebten in Deutschland wieder auf. Denn „diese Künste lieben sich untereinander. Die Ma„lerkunst erfordert eine Erfindungskraft. Die Be„redsamkeit begehret keine gemeine, sondern eine er„habene und vollkommene Erfindungskraft. Es „ist etwas wunderbares: Blühete die Beredsam„keit; so blühete auch die Malerkunst, wie des De„mosthenes und Ciceron Zeiten lehren: Fiel nach„gehends die Beredsamkeit: so fiel und lag auch die „Malerkunst. Wir sehen, daß die Gemählde, „die Bildsäulen und Schriften zweyer hundert Jähre ohne alle Kunst und Zierde sind, und nicht „menschliche Gesichter, sondern ungeheure Wunderdinge vorstellen. Desgleichen sind auch die „Schriften jener Zeiten rauh, albern, ohne alle Artigkeit. u. s. w.“*

§. VI.

Ich komme nun zu den **freyen Künsten**, und erstlich zu denen Wissenschaften, welche den Weg zur **Weltweisheit** bahnen, welche die Alten unter dem

---

* Freylich sind Redner und Dichter Maler, was diese mit dem Pinsel, müssen jene mit der Feder thun. Dahin man die schweizerischen Maler rechnen kan, die sich ausdrücklich des Namens bedienet haben.

dem Namen der **Vielwissenheit** begriffen. Derselben erster Theil ist die **Philologie**, Schulweisheit, die Wissenschaft der Sprachen und Geschichte, welche mit den Künsten, die eine Rede befördern, und allerley Geschichten umgehet, und folglich die **Sprach- Rede- Dichtkunst und Historie** in sich fassen. Die Sprachkunst befördert, daß die Rede rein sey. Man verstehet hier nicht die gemeine **Schreib- und Lesekunst**, die man die **Grammatistik** nennet; sondern die Kunst recht und wohl zu reden, welche durch den Fleiß der größten Männer ausgearbeitet und vollendet ist. In was für einem Ansehen sie gewesen, und was man für einen Fleiß unter den Gothen oder alten **Deutschen** auf sie gewandt habe, lehret uns der König **Athalarik** in der 43 Verordnung, darinnen er den Lehrern der freyen Künste austrägliche Besoldungen vermacht: „Denn, spricht er, die erste Schule der Sprach„künstler ist der Grund der schönsten Wissenschaf„ten, eine ruhmwürdige Mutter der Beredsamkeit: „Welche lehret zum Lobe etwas zu gedenken, und „ohne Fehler zu reden. Sie erkennet also einen ab„geschmackten Fehler in dem Fluße der Rede, gleich„wie gute Sitten ein äusserliches Laster verabscheuen. „Die Sprachkunst ist eine Lehrerin der Worte, eine „Auszierein des menschlichen Geschlechts, welche „durch die Uebung, da man das auserlesenste lieset, „uns mit der Alten Rathschlägen aufhelfen kan.“ Nicht weniger war diese Kunst bey den Franken in Ansehen, deren Kayser, **Karl** der grosse, welcher an grossen Thaten wenige seines gleichen hat, bey den wichtigsten Geschäften, selbst eine deutsche Sprach-

kunst

kunst zu schreiben unternahm, und dem löblichen Beyspiele des **Julius Cäsar**, der hiervon geschrieben hat, darinnen folgete. Es ist auch dieses Karls Verordnung da, in welcher er befiehlet, sowohl geringe, als vornehme Knaben die Sprachkunst zu lehren: Indem er nicht unbillig davor hielte, alle andere Künste, welche nicht auf diesen Grund gebauet wären, müßten dahin fallen. Jedennoch, als die Finsterniß der Zeiten bald allzugroß ward, geschahe es, daß diese grosse Wissenschaft mit andern Künsten ohne Ansehen, und unterdrücket lag: Ausser daß die Mönche, welche in den unerfahrnen Jahrhunderten die verlassenen Wissenschaften in Besitz bekamen, dieselbigen zu treiben anfingen. Und es beweisen diejenigen Worte, die in den folgenden Zeiten das Ansehen eines Götterspruchs hatten: **Je gründlicherer Sprachkünstler, ie schlechterer Gottesgelehrter**; zur Genüge, den unfruchtbaren und lauen Fleiß, den man darauf verwandte. Allein in dem 14 Jahrhunderte ward dieser Fleck unseren Schulen abgewischet. Und nachdem man alle andre Künste wieder auf den deutschen Boden einführete: So ward diese grosse Wissenschaft erstlich durch **Rudolph Agricola**, darnach durch den **Erasmus** und **Melanchthon** befördert, und endlich, wiewohl spät, zu ihrem Ansehen verholfen.

§. VII.

Die Rhetorik oder **Redekunst** giebt aber einer Rede den Schmuck und die Zierde. Sintemal sie in menschlichen Dingen die Herrschaft und ein Regiment zu haben scheinet, wie Medea bey dem Euri-

pides bezeuget. Von dem Fleiße in derſelben bey den älteſten Deutſchen ſchreibt **Diodorus**, daß alle einheimiſche und auswärtige Streitigkeiten bey ihnen durch die Ueberredungen der Barden und Druiden beygeleget worden. **Mela** bekräftiget dieſe Meynung im 3 B. 2 Cap. mit folgenden Worten: **Sie haben doch auch ihre Beredſamkeit, und Lehrer der Weisheit, die Druiden.*** Jedoch ſind ſie auch allmählig zum Fleiße in der Römer Beredſamkeit erwecket worden, als das erſte und andere Deutſchland zu einer Provinz gemacht, die lateiniſche Sprache unter ihnen ſehr bekannt ward, und **Cajus Cäſar Caligula**, zu Lion in Gallien, einen Wettſtreit in der griechiſchen und lateiniſchen Beredſamkeit anſtellete. Und als die nachfolgenden römiſchen Fürſten ſich angelegen ſeyn lieſſen, daß die wilden und unbändigen Gemüther der Deutſchen gezähmet und menſchlicher würden: So legte man hin und wieder Stadtſchulen an, in welchen man die Beredſamkeit lehrete. Dergleichen war in **Cleve**, welcher der Redner **Eumenius** unter dem Kayſer **Conſtantino** vorſtand. Zu dieſer Zeit lebten auch die niederländiſchen berühmten Redner, deren Lobreden auf Conſtantinum und Maximianum noch vorhanden ſind. Doch muß man von ihren Reden das ſagen, was einer von ihnen offenherzig geſtehet:

„Denn

---

* Hiervon hat auch Hr. J. G. Wiedenmann, als Rector in Brandenburg eine Rede gehalten, unter dem Titel de ſcholis priſcos inter germanos non omnino incognitis. 1727.

„Denn es ist mir nicht unbewußt, heißt es, wie viel „unsere Köpfe den Römern nachgeben. Sintemal es ihnen angebohren ist, lateinisch und beredt „zu reden, wir aber haben es durch Fleiß erlernet. „Und wenn wir von ohngefähr etwas geschicktes sagen, so leitet es unsere Bemühung nachzuahmen „aus jenem Brunnen der Beredsamkeit her.“ Ich kan allhier auch den Fleiß des gothischen Königes, **Theodorichs**, in der Redekunst nicht verschweigen: Indem er nicht nur derselbigen Lehrer reichlich besoldet; sondern sich auch selbsten öfters in Haltung gelehrter Reden geübet hat. Demselben ahmete **Karl** der grosse nach, und trieb diese den Rednern eigene und rechtmäßige Werke also zuerst unter den Deutschen, daß er hervor trat, zu reden, und durch Befördern die Gemüther erfreuete und ermunterte. Daher **Eginhard** in seinem Leben schreibt: „Er „war in der Beredsamkeit sehr wortreich, und konnte „alles, was er wollte, auf das deutlichste ausdrücken. Er wandte nicht allein auf seine Mutter„sprache, sondern auch in Erlernung fremder Sprachen allen Fleiß an, unter welchen er die lateinische „also gelernet hatte, daß er in derselben so wohl, „als in der Muttersprache zu reden pflegte.“ Es sind fast allzuprächtige Dinge, welche **Aventin** im 4 Buche von der Beredsamkeit dieses Prinzen erzählet: Wo er auch gedenket, er besäße eine Rhetorik, welche **Albinus** auf des Kaysers Befehl geschrieben habe. Und ob es gleich nachgehends, sowohl durch der barbarischen Völker Einbruch, als auch durch der Mönche Unwissenheit und Misgunst, geschehen ist, daß diese edelste Königin der Wissen-

schaften unter den Deutschen nicht die Pracht der römischen Zierlichkeit erlanget hat, und nicht in solcher Gestalt hervor geleuchtet, in welcher sie nachhero bey Wiederherstellung der Wissenschaften zum Vorscheine gekommen ist: So blieb sie doch in den einheimischen Wörtern erhaben, wegen der weisen Aussprüche ansehnlich, und mit allerley Klugheit angefüllet. Und da die Barbarey der Zeiten die andern Künste von den Höfen und aus den Städten verdrang: So behielte die Nothwendigkeit diese bey, und der Gebrauch verschaffte ihr ein Ansehen. Denn also finden wir, daß auch unter fürstlichen Personen ein Wettstreit in der Beredsamkeit angestellet worden: Wovon uns **Saxo Grammaticus** aus der ältesten Zeit ein Beyspiel im 5 B. hinterlassen hat; wo er erzählet, daß sich **Erich**, der Schweden König, mit **Gother**, dem Könige von Norwegen, in einen Streit in der Beredsamkeit eingelassen, und dem Sieger eine Belohnung aufgesetzet worden sey. Gewiß unter den vortrefflichsten Lobsprüchen, welche **Otho aus Freisingen**, und **Radewich**, dem Kayser Friederich dem ersten geben, achten sie dieses das vornehmste Lob zu seyn, daß er mit der unvergleichlichsten Großmuth und Mäßigkeit, einen besondern Fleiß in der Beredsamkeit vereinigt habe. Gleichwie man aber zu der Zeit eine züchtige, männliche, majestätische und nachdrückliche Rede, wie den erhabenen Deutschen anstund, liebete: Also verachtete man eine schwülstige und besudelte, und welche an windigten und schwatzhaften Pralereyen einen reichen Ueberfluß hatte. Derowegen als griechische Redner an den Hof **Friederichs** des ersten

gesandt

gesandt wurden, welche sich klafterlanger und gekünstelter Worte bedieneten: So wurden sie nicht nur öffentlich verspottet und verlachet; sondern erhielten auch diesen Befehl, wie **Günther** im 6 Buche singt:

Bringt nur dergleichen Zeug und griechsche Kinderpossen
In eurem Vaterland den eignen Reichsgenossen:
Gedenkt, da ihr anitzt von Hause seyd entfernt,
Wie ihr der Wörter Schwulst zugleich vergessen lernt.

§. VIII.

Allein gleichwie die Rhetorik macht, daß die Rede lieblicher zu den Ohren komme: Also macht die **Dichtkunst**, daß sie tiefer zu Herzen dringe. Da viele vortreffliche Männer unter den Griechen und Lateinern diese göttliche Kunst mit allen Kräften ihres Verstandes vollkommen und sich fast zu eigen gemacht haben: So haben unsre Vorfahren dieselbe mit solchem Fleiße getrieben, daß kaum eine andere Wissenschaft mit grösserm Eifer befördert und in grössern Ehren gehalten worden. Daher spricht **Strabo** im 4 Buch von den ältesten Deutschen: „Bey allen werden insgemein drey Arten „Leute in sonderlichen Ehren gehalten, die **Bar„den, Vates, und Druiden.** Die Barden sin„gen Lieder und machen Verse.“ Also nannten sie ihre Poeten Barden, welche das Lob vortrefflicher Männer bey der Leyer absungen. **Diodor** schreibt im 5 B. „es giebt auch bey ihnen Versmacher oder „Dichter, die sie Bardeꝛ nennen, welche zu Instru„menten, die den Leyern nicht ungleich sind, ande-

„rer Lob oder Schande absingen. Es gedenket ih„rer zu seiner Zeit **Ammian Marcellin** im 15 Buche: Und zwar haben die Barden die tapfern „Thaten berühmter Leute, die in heroischen Versen „abgefaßt waren, mit angenehmen Weisen der „Leyer häufig gesungen.“ Und deren ihre Gedichte sind es, welche der grosse Karl abgeschrieben und auswendig gelernet haben soll, wovon **Eginhard** in Beschreibung seines Lebens sagt: „Die barbarischen „und ältesten Gedichte, womit die Handlungen und „Kriege der alten Könige besungen wurden, hat er „abgeschrieben und auswendig gelernet.“ Und das war bey den Alten die einzige Art der Geschicht- und Jahrbücher, wie **Tacitus** bezeuget, daß sie nemlich die Geschichte in Versen als ein Gedicht abfaßeten, und den Nachkommen hinterliessen. Eben das bezeuget **Saxo Grammaticus** von den Dänen in seiner Vorrede, wenn er schreibt: „Ich will nicht „verhelen, daß die älteren Dänen, wenn sonderliche „tapfere Thaten verrichtet waren, gleichfalls begie„rig nach Ruhm strebeten, der Römer Schreibart „nachahmeten, und nicht nur den vornehmsten In„halt der vortrefflichsten Thaten, die sie verrichtet „hatten, auf eine sehr schöne zusammenhangende „Weise, als in einem poetischen Werke aufzeichne„ten; sondern auch die merkwürdigsten Geschichte „in ihrer eigenen Sprache versweise aufschreiben, „und mit Buchstaben ihrer eigenen Sprache in Stei„ne und Felsen schneiden liessen.“ Doch bestund der Nutzen ihrer Gedichte nicht darinn allein, daß der Helden Lebensthaten darinnen verfasset wurden: Sondern auch darinn, daß sie die Gemüther zur Tugend

gend oder Tapferkeit und Ruhmbegierde anflammeten. Dahin gehöret was Tacitus von den Deutschen sagt: „Wenn sie an die Schlacht gehen, singen sie. „Sie haben auch solche Gedichte, durch deren Absingen, welches sie **Barditum** nennen, sie die Gemüther muthig machen.“ Es ist daher kein Wunder, daß sie die Dichtkunst in hohen Ehren hielten, da sie sowohl die Geschichte des Volks enthielt, als auch zu rühmlichen Thaten erweckte. Es ist merkwürdig, was von ihrem Werthe bey den alten Dänen berichtet wird, daß sie nemlich **Hiarnum** deswegen auf den königlichen Thron erhoben haben, weil er den verstorbenen König **Frotho** * mit einer Grabschrift beehret hatte. Ich will des **Saxo Grammat.** eigene Worte aus dem 6 Buch der dänischen Historie hiervon beybringen. „Die Dänen haben auch „den Verfasser eines Gedichts mit der Krone belohnet. Also ist von ihnen eine Grabschrift mit dem „Reiche bezahlet; die Last des Reichs für die Zusammenfügung weniger Buchstaben geschenket worden. Also war auf eine geringe Mühe eine vortreffliche Belohnung gesetzet.“ In nicht geringerem Ansehen waren die Dichter bey den **Gothen** und **Schweden**, welche bey ihnen **Scalden** oder Scaldri genennet wurden. Denn diese stammeten her aus dem vornehmsten Geblüte ihres Reichs, sie waren der Könige vornehmste geheime Räthe; sie pfleg-

* Dieser soll um die Geburt Christi gelebet haben, wie Kranz in der Beschreibung des dänischen Reichs schreibt.

ten auch den Königen in den Krieg zu folgen, damit sie die Thaten, die sie beschreiben sollten, mit eigenen Augen sehen möchten, wie **Loccenius** in den schwedisch-gothischen Alterthümern im 15 Cap. erweiset. Daher ist es nicht zu verwundern, daß Könige und Fürsten selbst zuweilen zur Beruhigung der Gedichte ihre Zuflucht nahmen, und einen Vers nach den Füssen abmaßen: Vornemlich da sie in den Gedanken stunden, daß die Begeisterung der Dichter, oder der Trieb, dadurch sie zu Verfertiguug eines Gedichts hingerissen wurden, von einem Gotte in ihre Herzen gegeben würde. Gewiß in dem Leben des grossen Karls, das **Turpinus** beschreibt, kan man dieses Prinzen Verse lesen, welche er über **Rolands** Tod gemacht haben soll. Und bey **Sachsen** findet man, wie viele mitternächtliche Könige ihre Hände an ein Heldengedichte oder Lied glücklich gelegt haben. Als die Deutschen im übrigen nach Karls des grossen Tode auch in den lateinischen Gedichten einen unglücklichen Versuch thaten; weil sie durch die Unerfahrenheit in der Sprache und die Barbarey der Zeiten verhindert wurden: So fiengen auch viele an in ihrer Muttersprache Verse zu schreiben, welche wegen der gezwungenen Reime lächerlich, und wegen der ungepußten Art zu reden unangenehm waren. Von welchen man das sagen muß, was man von den so genannten saliarischen, * römischen Liedern und

* Wurden also genennet, weil sie von den Saliis, einer Art Götzenpriester, in des Martis Dienst, gesungen wurden, welche Numa verfertiget, oder machen lassen, und die also wegen des Alterthums sehr dunkel und unlieblich waren.

und anderen Versen ihres Schlages zu sagen pflegte:

Wie vormals die Vates und Götter der Wälder gesungen.

Allein, als nach den Zeiten des bayerischen Ludewigs, als des vornehmsten Beförderers der wiederhergestellten Beredsamkeit, Franciscus Petrarcha, bey den Italienern die lateinische Dichtkunst, gleichsam wieder auferweckte: So stunden auch unter den Deutschen vortreffliche Köpfe auf, welche die Römer ihrer Bemühung wegen beneideten, und ein lateinisches Gedicht beherzt und glücklich verfertigten. Unter welchen **Conrad Celtes** zuerst genennet zu werden verdienet, welchen der **Kayser Friederich** der dritte unter allen Deutschen zuerst mit dem poetischen Lorberkranze beschenkete. Das Ansehen dieser Kunst wuchs, da **Maximilian der erste** eine Verordnung von der Ehre und den Freyheiten der Dichter heraus gab, und diese Kunst auf der hohen Schule zu Wien zu lehren befahl. Seit der Zeit ist eine ziemliche Anzahl Dichter in Deutschland gewesen, welche sich so wohl in lateinischen als auch deutschen Versen übete. Man würde vielleicht mehrere und vortrefflichere derselben gehabt haben, wenn die Lorberkränze nicht auch Unerfahrnen zu theil worden wären, und die Geringschätzigkeit und Armuth der Dichter diese göttliche und himmlische Kunst nicht geschändet hätte.

§. IX.

Nun wollen wir auch die Historie als den, nach aller Geständniß, schwersten aber auch nützlichsten

Theil der Philologie betrachten. Unter ihren unzählbaren Lobsprüchen, ist der nicht der geringste, daß sie von allen ein **Spiegel der göttlichen Vorsicht genennet wird.** Ich weis, daß die unsrigen öfters und heftig klagen, es wären bey uns vorzeiten keine solche vortreffliche Köpfe aufgestanden, welche sich auf diese edle Wissenschaft geleget hätten. Daher läge die Historie unseres Volks verächtlich, und wir wüßten von unseren alten Geschichten nichts mehr, als was die Römer bey Gelegenheit ihrer Niederlagen, in ihren Jahrbüchern haben mit einfliessen lassen. Ich pflichte ihrer Meynung gerne bey, obgleich die historischen Gedichte der Druiden hierher gehören, wenn man die alten Zeiten, als die Römer noch im Flore waren, in Erwegung ziehet. Denn daß in den folgenden Jahrhunderten eine grosse Menge Geschichtschreiber aus unserem Volke aufgestanden sind, werden dieselbigen nicht in Abrede seyn können, welche mit mir die Zeiten unserer Historie durchlaufen, und die berühmtesten Namen in Erwegung ziehen wollen. Als der Römer Macht fiel, die Franken und Gothen hin und wieder die Herrschaft erhielten: So hat sich **Jornandes**, ein Gothe, welcher von den getischen Geschichten eine artige Historie geschrieben, die aber Caßiodorus umständlicher aufgezeichnet hat, im sechsten Jahrhunderte nach Christi Geburt in der Historie seines Landes einen grossen Ruhm erworben. Zu eben der Zeit lebte **Gregorius Turonensis**, Bischof zu **Tours**, ein genauer und fleißiger Geschichtschreiber, welcher die Geschichte der Franken in zehen Theilen vorgetragen hat. Im siebenten Jahrhunderte

derte war **Isidorus Hispalensis**, ein Gothe, welcher von dem Ursprunge der Gothen und dem Reiche der Vandaler und Schwaben ausführlich schrieb, in grossem Ansehen. Im achten Jahrhunderte verdienet **Eginard**, oder **Eginhard**, ein Schwiegersohn und Kanzler Karls des grossen, genennet zu werden, welchen der ältere Voß den ältesten aller deutschen Geschichtschreiber nennet, dessen Buch von dem Leben Karls, des grossen, mit einer besonderen reinen und zierlichen Schreibart pranget. Zu der Zeit war auch **Paulus Diaconus** oder **Warnefried** berühmt, welcher von den Thaten der Longobarden schrieb. Im neunten Jahrhunderte gab **Theganus**, ein Franke, von den Thaten des frommen Ludewigs ein Buch heraus. **Nithard**, ein Enkel des grossen Karls, hinterließ vier Bücher von der Uneinigkeit der Kinder Ludewigs des frommen. **Aimonius**, ein Mönch und vortrefflicher Scribent, stellete ein herrliches Werk von den Thaten der Franken ans Licht. Im zehenten Jahrhunderte sind folgende zu erwähnen, **Regino** Abt zu Prumen, welcher in zweyen Jahrbüchern oder Chroniken, vornemlich fränkische Geschichte erzählet: **Luitprand**, der von europäischen Begebenheiten, und von dem Kayser Otto eine Historie verfertigte: **Winduchinus**, oder **Windikin**, ein Mönch in Corvey, der von den Thaten der Sachsen, und Otto des ersten getreulich schrieb: **Lampertus Schafnaburgensis**, der die alten Geschichte so genau und fein aufgezeichnet hat, daß nach Scaligers und J. Lipsii Zeugniß ihm niemand gleich zu schätzen ist. Im eilften Jahrhunderte lebten **Hermann Contractus**, welcher

aus

aus dem berühmten gräflichen veringischen Stamme entsprossen war, und unter andern durch eine Chronik von den sechs Weltaltern sich einen Namen erwarb. Der Mönch **Bruno** beschrieb die Historie des sächsischen Krieges, und das Leben Heinrichs des vierten. M. **Adam von Bremen**, gab eine Kirchenhistorie von den Zeiten Karls, des grossen, bis zu den Zeiten Heinrichs, des vierten, heraus. Der Mönch **Dodechinus** setzte den Marianum fort. **Wippo** beschrieb das Lob Heinrichs, des dritten, und das Leben des salischen Conraths. Im eilften und zwölften Jahrhunderte fieng **Siegbert**, ein Mönch zu Gemblours, seine Chronik von 381 an, und führete sie bis auf 1012. **Otho von Freysingen**, ein aufrichtiger und ernsthafter Scribent, verfertigte eine Chronik aller Thaten vom Anfange der Welt bis auf seine Zeit, endlich auch die Thaten Friederichs des Rothbahrts. **Radewig**, ein freysingischer Canonicus oder Stiftsherr, ein nothwendiger und zuverläßiger Scribent, erzählet die Thaten eben desselben Friederichs. **Conrath von Lichtenau**, urspergischer Abt, erwarb sich mit seiner Chronik, die von Belo anhebt, und sich mit Friederich dem 3 endiget, einen Ruhm. **Saxo Grammaticus**, ein Däne, beschreibet die Geschichte seines Volks herrlich und prächtig. **Helmold** ward durch die Chronik der Slaven berühmt. Im dreyzehenten Jahrhunderte wurden **Albrecht**, Abt zu Stade, **Heinrich Stero**, **Lupold von Babenberg**, **Conrath**, Urheber der maynzischen Chronik, durch ihre historische Werke bekannt. Im 14 Jahrhunderte giebt **Albrecht von Straßburg** seine Chronik,

von

von Rudolph dem ersten an, bis auf Karln, den vierten, heraus. Zu eben der Zeit machten **Johann von Beka**, und der **Rebdorfische** Mönch durch Chroniken ihre Namen bekannt. Das 15 Jahrhundert, insonderheit um die Zeiten Maximilians des ersten, ist an den vortrefflichsten Geschichtschreibern reich, und blüheten dazumahl **Werner Rolevink**, aus Westphalen, der Verfasser des fasciculi temporum, **Albrecht Kranz**, **Joh. Naucler**, **Paul Lange**, **Joh. Trittheim**, **Beatus Rhenanus**, **Jac. Wimpheling**, **Joh. Aventin**, **Joh. Cuspinian**. u. a. m. welche der wohlverdiente Jo. Gerh. **Voß** in seinem herrlichen Werke, von den lateinischen Geschichtschreibern, hin und wieder erzählet. Eines ist noch zu erinnern, daß die Geschichte bey den Deutschen allezeit in solchem Werthe gewesen, daß auch selbst Fürsten sich bemühet haben, Historien zu schreiben. **Gleichwie Bruno**, **Erzbischof zu Cöln**, Heinrichs des Vogelstellers Sohn; **Hildebert**, der Ostfranken Herzog, **Otto von Freysingen**, Markgraf von Oesterreich, **Erich**, der König von Dännemark, **Herman Contractus**, Graf von Veringen, durch historische Schriften sich einen Ruhm erworben haben.

§. X.

Der andre Theil der **Vielwissenheit** ist die **Meß- und Wißkunst**. Wenn man die eigenthümliche Bedeutung und den Nachdruck des Wortes Mathesis erweget: So begreift sie πάντα μαθήματα, alle Wissenschaften, wie **Scaliger** mit Recht gesagt. In derselbigen, man sehe auf das

Rech-

Rechnen, oder das Feldmessen, oder auf die Sternseherkunst, oder auf die Bewegungskunst selbst, geben unsere Vorfahren, weder den Egyptiern, noch den Griechen, nach, welche es in dieser Art der Wissenschaften am höchsten gebracht haben. Und zwar fand die Rechenkunst, welche, nach der Pythagoreer Urtheil, das erste Werk der Weltweisheit ist, bey den Gothen eine grosse Hochachtung, deren König Theodorich in der 76 Verordnung von dem Feldmesser derer zu bestimmenden Grenzen, diese mit den nachdrücklichsten Worten anpreiset: Weil sie es allein sey, die unter den Streitigkeiten der Welt eine richtige und gewisse Entscheidung macht. Karl der grosse hat diese Wissenschaft verbessert, wie Eginard in seinem Leben schreibet: „Er lernete auch die Kunst zu rechnen, und „untersuchte den Lauf der Sternen mit einer „schlauen Neugierigkeit.“ Als sie darauf wieder verabsäumet ward, und mit den andern Wissenschaften gleichsam begraben lag: So hat bey der Wiederherstellung der Studien Heinrich Glareanus, Gemma Frisius, Christoph Clavius, dieselbe wieder hervorgebracht. Ihnen haben noch andere gelehrte Deutschen geholfen, durch deren scharfsichtige und glückliche Erfindungskraft es geschehen ist, daß die Deutschen in dieser Kunst das entdeckten, was noch vortreffliches bey den Arabern verborgen lag. In der Meßkunst, der weitläuftigen und herrlichen Erkenntniß der Figuren, welche die Griechen von den Egyptiern haben, erwurben die Gothen, die sie in ihre Schulen einführeten, unter den Deutschen den ersten Ruhm. Denselben Fleiß

beförderte insonderheit **Aurelius Cassiodorus**, dessen Werk von der Rechen- Meß- und Sternseherkunst den Nachkommen auch zutheil worden ist. Allein, diese edle Wissenschaft ist auch von den Franken begierig angenommen, und durch Karln den grossen befördert worden. Da sie aber nach dessen Zeit verächtlich lag: So hat sie **Hermann Contractus**, Graf von Veringen, im Jahre 1050. mit grossem Fleisse zu retten angefangen, indem er seine Bücher von dem Vierecke eines Zirkels herausgab, welche auch auf die Nachwelt gekommen sind. Niemand aber ist in diese Wissenschaft tiefer eingedrungen, als **Albertus Magnus**, welcher um das Jahr 1160. berühmt war. In dessen Fußtapfen traten lange nachher **Johann Müller** von Königsberg, und **Johann Werner**, deren jener de quadratura circuli, dieser de elementis conicis und sectione sphæræ, gelehrte Schriften herausgab. Seit der Zeit fieng auch die Meßkunst, wie alle andere Wissenschaften, an, unter den Deutschen empor zu kommen. Und es beförderten dieselbe **Albert Dürer**, **Philipp Apian**, **Conrad Dasypodius**, **Wilhelm Xylander**, **Christoph Clavius**, **Jacob Christmann**, welche in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften einen grossen Namen erlangten. Die **Sternseherkunst** aber hat Karl, der grosse, nachdem der Druiden Fleiß verlohren war, welche, wie **Mela** schreibt, die Bewegungen des Himmels und der Sterne wissen wollten, unter den Deutschen vornemlich hervorgesucht; der auch Tagebücher schrieb, und daran auf dem Felde beym Jagen, und zu Hause durch Beobachten, ein grosses

Ver-

Vergnügen fand. Er legte auch dem Jahre, den Monaten und den Winden die Namen bey, welche sie noch unter uns führen, wie **Eginard** in seinem Leben berichtet. Nicht anders schreibt von ihm **Aventin** im 4 B. der bayerischen Jahrbücher: „Auf „die Sternseherkunst hat er viel Fleiß verwandt. „Auf dem Rechentische war er der geübteste. Die „Gänge und Natur des Himmels und der Gestirne „erforschte er sehr begierig." Nachgehends, als diese Wissenschaft in Vergessenheit gerathen war, bemühete sich Friedrich, der andere, unter den Kayserm sie, nach dem Beyspiel der Araber, wieder hervorzusuchen: Daher er auch des **Ptolemäus** grossen Syntax * aus dem Arabischen in das Latein übersetzen ließ, wie **Voß** bezeuget. Nachhero stunden die edelsten Köpfe auf, **Georg Purbach, Joh. Regiomontanus, Joh. Cario, Nicolaus Copernicus, Ge. Joach. Rheticus, Gemma Frisius, Tycho de Brahe**, welche diese edele und berühmte Wissenschaft mit dem allergrößten Fleiße, und mehr als die Chaldäer und Persier, in Aufnahme brachten. Insonderheit aber hat Deutschland allen Ruhm, den es in der Sternseherkunst erlanget, dem **Nicolaus Copernicus**, aus Preussen, zu danken, der des **Hipparchus** und **Ptolemäus** Fleiß übertraf. Er lehrete, das die Ptolemäischen Meynungen den mathematischen Grundsätzen zuwieder liefen, und setzte mit unerhörtem Bemühen und vollkommener Genauigkeit neue Sätze feste, nach wel-

* Oder Almagest.

welchem die Sonne in dem Mittelpunkt der Welt ruhet, die Erd- und Wasserkugel aber sich in einer dreyfachen Bewegung mit der Luft um die Sonne wälzet. Ich gedenke hier nichts von den übrigen Theilen der **Wißkunst**, als von der **Optik**, oder **Sehekunst**, **Erdbeschreibung** und **Feldmeßkunst**, da der gelehrte Gerh. Jo. **Voß** in derselben Abhandlung von den mathematischen Wissenschaften den Fleiß der Deutschen und die vollkommensten Köpfe hin und wieder sehr gelobet und erhoben hat.

§. XI.

Allein, unserer Vorfahren Fleiß, den sie auf die **Hebe- und Rüstkunst**, verwendet haben, können wir niemals genug loben. Indem sie, durch Erfindung der bewundernswürdigsten Maschinen und erstaunenswerthen Werke, den Fleiß, nicht nur der alten Griechen und Lateiner, sondern auch aller Völker, übertroffen haben. Die Griechen dürfen mir nun die hölzerne Taube des Tarentinischen Archytas, welche, vermöge eines verborgenen Windes, neben ihm her flog, nicht mehr so sehr rühmen: Da die Nürnbergischen Künstler es durch ihren Fleiß so weit gebracht haben, daß eine eiserne Fliege sich von der Hand selber erhob, um alle Gäste herumflog, und darnach, gleichsam als ermüdet, zu des Künstlers Hand wieder kehrete. Dergleichen Kunststück war auch der hölzerne Adler, welcher dem Kayser, Karln dem fünften, bis auf fünf Meilen von der Stadt entgegen geschicket ward, und, nachdem er ihn bis an der Stadt Thore begleitet hatte,

sich sachte niederließ. Wie diese und dergleichen Exempel der Bewegungskunst Harsdörfer erzählet. Allein, da Pappus die Küstkunst, welche Kriegsmaschinen zu verfertigen lehret, zum vornehmsten Theile der Bewegungskunst macht: So wollen wir auch hierinnen zuerst den Fleiß der Deutschen erwegen. Hier fällt mir gleich die fürchterliche und bewundernswürdige Erfindung eines deutschen Kopfs, eine neue Kriegsmaschine, ein irdischer Wetterstral, das Bild des donnernden Himmels, in die Augen, welche einige Bombardam, vom Schalle, andere ein Geschütz genannt haben; dessen Kräfte die Deutschen beym älteren Scaliger mit diesen Worten ohne Unwahrheit loben: „Was ist „dem unüberwindlichem Muthe der Deutschen noch „übrig zu thun? Ich sage es mit deiner Erlaubniß, „o Jupiter, wir haben auch Blitze und Wetterstralen „erfunden. Wir haben nicht einen nichtigen thö„richten Klang Salmonei, enes elenden Griechen*, „nicht sowohl einen Schall nachgemacht, wiewohl wir „auch den machen können; sondern den erschreck„lichen Knall, die schnelle Heftigkeit, die Entzündung, „die Zerscheiterung und Verwüstung haben wir nicht „sowohl nachgemacht, als vielmehr ausgedrückt, und „zwar bey klarem Himmel. Wohlan, treibe Wol„ken zusammen, daß du donnern könnest: Wir wol„len auch, wenn du ruhig bist, und alles stille ist, dein „Reich

* Salmoneus soll ein Sohn des Aeolus gewesen seyn, und auf einer ehernen Brücke mit einem rollenden Wagen dem Donner nachgeahmet haben, aber endlich vom Blitze erschlagen worden seyn.

„Reich zornig machen.“ Das Lob der Erfindung iſt den Deutſchen einzig und allein eigen, welches ihnen niemand ſtreitig machen dürfen. Daher man dieſelbigen einer Unvorſichtigkeit und Unwiſſenheit beſchuldigen muß, welche meynen, daß die Flinten und das Geſchütz bey den Chineſern und Syracuſanern vor vielen Jahrhunderten im Gebrauche geweſen wären. Welchen Irrthum, nebſt unſeren Scribenten, **Münſtern, Magino** und **Beſolden**, die Italiener und Franzoſen, **Peter Ramus, Stephan Forcatulus, Polydor Vergilius, Paul Jovius, J. Cäſ. Scaliger, Octavius Ferrarius**, genug wiederlegen, und einmüthig bekennen, daß aller Ruhm der Erfindung einem Deutſchen um das 14 Jahrhundert gebühre. Ferner, da ein vornehmes Stück der Bewegungskunſt die **Sphärenmacherkunſt**, (ſphæropæia, iſt, welche die **Uhrmacherkunſt**, und die **Kunſt Ferngläſer zu machen**, (gnomonica und meteoroſcopica,) in ſich faſſen: So muß man dieſes zum unſterblichen Ruhme unſerer Vorfahren ſagen, daß ſie zuerſt die flüchtige Zeit durch Uhren unterſchieden und abgezählet, und durch eine kleine Maſchine, vermöge (inclulo orbis ſpiritu,) einer darinn gemachten Kreisbewegung und gleichſam lebendigen Umdrehung der Räder, den Untergang der Sterne, ihre gewöhnliche Stellen und ihren Lauf genau angezeiget, und der Welt Kreislauf vorgeſtellet haben: Wovon wir lieber ſelbſt die Worte des beredten Italieners, **Octavius Ferrarius**, aus ſeinem Vortrabe von den Lobſprüchen Deutſchlandes anführen wollen. Alſo iſt die Sphäre des alten Syracuſaners beſiegt, das Spiel der Son-

nen- und Wasseruhren lächerlich gemacht; und man stellet bey trübem Himmel, oder bey finsterer Nacht der Sonnen Lauf durch Viertel und kleine Minuten vor, und lehret, da der Tag nach und nach abnimmt, daß unser Leben sich auch durch gewisse Augenblicke zum Ende neige. Sie, die Uhr, redet als ein Nachtwächter und Hüter bey stiller Nacht, und zählet auch das Werk der Augen den schlafenden Ohren zu. Sie ist öfters ein so zartes Werk, daß wir auch gehöret haben, wie eines Deutschen Hand die ganze Welt und die Bewegung derselben unter einem Steine im Ringe zusammen gesetzt und vorgestellet habe.* Ich will hier nicht die dritte Erfindung eines deutschen Verstandes, ob ich gleich für allen Dingen dazu berechtiget wäre, ein Geschenke, über welches wir nichts grösseres wünschen können, erwähnen. Ich meyne die **Buchdruckerey**, das Leben des Verstandes, den Schutz der Wissenschaften und das Aufhalten einer flüchtigen Zeit, ohne welche, ausser der in Europa herrschenden Barbarey und den verbrannten Bibliotheken, Faulheit und Unachtsamkeit, der Ekel an dem Abschreiben und das Verderben unserer Zeit, welches auch mächtiger ist als aller Fleiß, den Namen der Wissenschaften gänzlich ausgerottet hätten. Und da der Ruhm dieser göttlichen Erfindung von verschiedenen Scribenten unter den **Maynzern, Harlemmern** und **Straßburgern** getheilet

let

* Der höchstsel. König in Preussen soll in einem Ringe unter einem Diamante, auf welchem Zahlen und der Zeiger gewesen sind, eine Uhr gehabt haben.

let wird: So hat Jo. Trittheim, Abt zu Spanheim, in seiner vortrefflichen, des Drucks höchstwürdigen Historie, welche noch in dem Büchervorrathe des Durchl. Fürsten von Zweybrück geschrieben verwahret wird, denselbigen am besten und gerechtesten ausgetheilet. Da dem nun also ist, so rühmen sie sich bey J. C. Scaliger nicht fälschlich noch übermüthig, wenn es heißt: „Wir Deutschen „haben durch das Geschütze den Zorn des Himmels „nachgemacht: Die Zeit selbst durch die Beständig„keit der Bücher überwunden: Durch die Uhren die „Umdrehungen der Räder zu Gefährten der Zeiten „gemacht.“ *

§. XII.

Von der **Vielwissenheit** wende ich mich nun zur **Weltweisheit** selbst, zur Königin der Wissenschaften. In deren ehrwürdigem Schmucke will ich zuerst die Druiden und Vates beschauen, deren jene bey den ältesten Deutschen die Fragen über verborgene und andere Dinge entschieden, und auch über die Sitten Untersuchungen anstelleten: Diese aber beflissen sich der Wissenschaften natürlicher Dinge, und beobachteten die Bewegungen des Himmels und

* Sonsten rühmt Sheringham im Buche von dem Ursprunge der Engelländer p. 462 von den Geten, als den ältesten Vorfahren der Deutschen, daß sie fleißiger gewesen, als die Griechen; sie hätten durch Orpheus die Musik und Poesie, durch Zoraris die Arzneykunst, desgleichen den Zunder, den doppelten Anker, die Töpferscheibe, den Bogen, und die Kunst zu schiessen, erfunden.

der Sterne, welches Diodor im 5. und Strabo im 4 B. von beyden bezeugen. Durch deren Dienst wurde an verschiedenen Orten Germaniens und Galliens der Fleiß in den löblichsten Wissenschaften angefangen und befördert, wie Marcellin im 15 B. von den Zeiten des Kayſers Julianus schreibet. Allein, als Karl der grosse alle Wissenschaften nach der christlichen Religion einrichtete, führete er auch eine heiligere Art der Weltweisheit ein, welche sich auf die Meynungen der Päbste und Kirche gründete. Nach dem Tode des Schwiegersohns dieses grossen Karls, welcher im zehenden Jahrhunderte nach Christi Tode erfolgte, als schon fast alle Gelehrsamkeit aus Deutschland vertrieben war, fiel auch die gesundere und gründlichere Weltweisheit dahin, und kam eine neue Art zu philosophiren auf, welche in schweren und verdrüßlichen Kleinigkeiten und fürchterlichen Grillen bestund. Allein, mitten in der Finsterniß stund um das Jahr 1138 Otho von Freisingen, welcher mit dem Kayser Conrad dem dritten eine Mutter hatte, auf. Gleichwie er nun der erste unter den deutschen Bischöfen, oder zum wenigsten der vornehmste war, welcher die Wissenschaften und die subtile aristotelische Philosophie erlernet hatte: Also hat er auch, diese Art zu philosophiren, fast zuerst in Deutschland eingeführet; wie Radewig, der zu seiner Zeit lebte, im 2 B. von den Thaten Friedrichs des ersten im 11 Cap. berichtet. Nach ihm war zu Rudolphs des ersten Zeiten Albertus Magnus, Bischof zu Regenspurg, in grossem Ansehen, welcher die Rechen- Meß- Ton- Sternseherkunst und die ganze Weltweisheit mit seinen Schriften erläuterte.

Von

Von welchem das Urtheil des älteren **Scaligers**, der in dieser Art der Wissenschaften ein kluger Kenner war, in der Rede an die Deutschen, befindlich ist. „Ich will euch anitzo nicht mit Erzählung vieler „Namen der Weltweisen beschweren. Diejenigen, „welche unter diesen einen und den andern Albrecht „verächtlich halten, die verachten vielmehr das, was „sie wünschen sollten, als daß sie das, woran Faule „Mangel leiden, bewundern. Denn die Natur „hat sich zur Zubereitung des Verstandes des gros„sen Albrechts also angeschicket, daß sie ihre Kräfte „erschöpfete, sich selbst überwand, sich als über„wunden über ihr eigenes Werk entsetzte, und her„nach unfruchtbar ward.“ Als aber die Wissenschaften und Weltweisheit in Italien wieder hervorgesucht wurden: So gab auch bald **Rudolph Agricola** von Gröningen, ein in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache gelehrter Mann, und fürtrefflicher Philosoph, den Deutschen dieselbe wieder. Von welchem unter andern **Hermolaus Barbarus** in der Grabschrift, die man bey den Minoriten in Heidelberg siehet, nach der Wahrheit schreibt:

Ja, Deutschland hat den Ruhm zu seiner Zeit erlanget,
Womit sonst Griechenland und Rom alleine pranget.

Aber, im vorigen Jahrhunderte wandten **Desiderius Erasmus**, **Joh. Reuchlin**, **Ph. Melanchthon**, **Joach. Cämmerer**, unvergleichliche Mühe an, alle Arten der Gelehrsamkeit herzustellen, und brachten insonderheit die Weltweisheit, welche durch den Unflat und die Unwissenheit der Mönche

so besudelt war, unter den Deutschen wieder in ihre vorige Würde und Ansehen.

§. XIII.

Die Weltweisheit bestehet vornemlich aus zween Theilen. Der erste ist die **Naturwissenschaft**, der andere der **practische** Theil. Jener begreift in sich die **Grundlehre**, die **Naturlehre** in engerem Verstande und die **natürliche Gottesgelahrheit**. Auf die **Grundlehre** und die **Erkenntniß der Dinge** wandten unsere Vorfahren vor dem eilften Jahrhunderte seltenen oder wenigen Fleiß, weil die peripatetische Philosophie spät eingeführet ward: Auch nachgehends, da sie von **Lombardo**, dem Urheber der scholastischen Theologie kaum in das Vorgemach der Gottesgelahrtheit gelassen ward, indem er meynete, man müßte die Weltweisheit und menschliche Vernunft in geistlichen Dingen nur gar sparsam gebrauchen. Allein, nach dem zwölften Jahrhunderte, als **Albertus M.** der Schullehrer, die Gottesgelahrtheit verbessert hatte, drang auch die Weltweisheit, und insonderheit die aristotelische Grundlehre, in das Innerste der Gottesgelahrheit ein, und erhielt in der Kunst, die Schrift auszulegen, die vornehmste Stelle: Welche aber bald, durch die Streitigkeiten der **Realisten**, **Albertisten**, **Thomisten** und **Scotisten**, schändlich zerwühlet, und, nach den Zeiten **Durandus Portianus**, durch ungeheuere neue Kunstwörter und Unterscheidungen verstellet ward, und davon starrete. Diese Zeit war sehr reich an Weltweisen, welche in der Finsterniß zuweilen heissen: Illuminatisti-

tissimi, scientifici, profundi, irrefragabiles, vniuersales, acutissimi, & valde resoluti Doctores, Doctores & Magistri, Magistri nostri & nostrandi, Baccalaurei formati & formandi; bis daß die selige Reinigung der Kirchen die Barbarey der Zeiten und die faulen Namen aufhub, welche mit einer reineren Religion auch eine reinere Weltweisheit lieferte. Einen glücklichern Fortgang hatte die **Naturlehre**, welche die Vates in den ältesten Zeiten trieben, wie ich schon aus dem Strabo und Diodor Siculus erzählet habe. Diese untersuchten die verborgensten Dinge, und bemüheten sich die grossen Geheimmnisse der Natur zu eröffnen, wie **Marcellin** im 15 B. redet. Ueberdem fragten sie vieles untereinander von den Vorbedeutungen und Wunderzeichen. Es waren auch bey den mitternächtlichen Deutschen, welche Saxo Grammat. im 1 B. der Dänischen Historie unter den dreyen Arten der **Meßkunstbeflissenen** obenan setzet, die sich zuerst des Weissagens beflissen, die Zauberkunst besassen; welche erstaunenswürdige Werke, die aus den verborgensten Geheimnissen der Natur flossen, hin und wieder bey demselben erzählet werden. Bey Ausbreitung des Christenthums aber, als der Heiden Lehren durch bessere und christliche verdrungen wurden, ward die Naturlehre von den Gottesgelehrten und Arzeneyverständigen insonderheit vorgenommen und ausgeführet. Denn jene belustigten sich an der Betrachtung der Macht, Weisheit und Gütigkeit GOttes, die aus dem Buche der Natur hervorleuchtete. Diese waren bey Heilung der Leiber beflissen, die Ursachen und Verknüpfungen der

natürlichen Dinge zu ergründen. Wiewohl sie nach Karls des grossen Zeiten nicht sowohl zum echten Lobe GOttes geführet, als vielmehr durch ungeheure Meynungen verstellet ward. Denn, da sie die Verbindungen, die alle Ursachen untereinander hatten, und gewisse Zusammengesellungen sahen und erkannten, meyneten sie heiliglich, des unsterblichen GOttes Rathschlüsse und Regierung würden den Sterblichen durch Wunderzeichen und Vorbedeutungen genau angezeiget. Indessen gehören diese Dinge zur **nachfolgenden Naturlehre**, (Physica speculatiua,) dessen Theile auch die **Wahrsagung aus den Händen** und die **Traumdeutung** sind: Itzo aber wollen wir die practische oder thätige Naturlehre, (operatiuam,) die im Ausüben und Wirken bestehet, die auch selbst die Natur betrachtet, aber wie sie durch menschlichen Fleiß also zubereitet worden, daß sie dessen Hülfe bedarf, vor uns nehmen.

§. XIV.

So betrachten wir nun bey der **thätigen Naturlehre** das, was **Nahrung verschaffet und giebt.** Wobey der **Ackerbau** obenan stehet, welchem aber die alten Deutschen nicht fleißig obgelegen haben, wie **Strabo** im 7 B. berichtet. Und **Cäsars** Worte von den Deutschen im 6 Buch lauten also: „Des „Ackerbaues befleißigen sie sich nicht. Ihre meiste „Nahrung bestehet in Käse, Milch und Fleisch.“ Jedoch darf man nicht meynen, daß sich die Deutschen gar nicht darum bekümmert haben, indem **Tacitus**, dem unsere Umstände wohl bekannt waren, das Gegentheil von ihnen berichtet. Daher ist des

Stra-

Strabo und Cäſars Meynung, ihre vornehmſte Sorge wäre nicht auf den Ackerbau gegangen; wie denn Tacitus bezeuget: „Die Sorge „für die Aecker ſey den Weibern, alten Leuten und „den Schwächſten aufgetragen worden.“ Daher theilten ſie die Aecker nicht geizig und genau voneinander, und beſaß niemand unter ihnen etwas eigenes am Acker, wie Cäſar berichtet; ſondern, wie Tacitus ſchreibt: „Die Aecker werden von „allen wechſelsweiſe, nach der Anzahl der Bauer, ein„genommen, welche ſie bald unter ſich, nach der Wür„de, theilen.“ Nachgehends wandten ſie mehr Sorgfalt und Fleiß auf den Ackerbau; als die Alemänner und Franken, und andere nicht mehr vom Wilde und wildgewachſenem Obſte lebten, ſondern ſich vom Korne zu ernähren anfingen: Daher wurden die Felder getheilet in Theile, Morgen, Heiden, Aecker, Hufen, oder Manſos, Hydas, Acras, Huobas, Manerias, wie man die Worte in den mittlern Zeiten öfters findet. Alſo ward das Land, welches vormals groſſe Wälder bedecketen, zu Acker und zum Nutzen zubereitet, und wuchs das Anſehen des Ackerbaues ſehr, weil die Deutſchen meiſtentheils auf dem Lande wohneten, ſich an den unſchuldigen Ergetzlichkeiten der Felder beluſtigten, und die ſtolzen Schlöſſer der Städte verabſcheueten, welche nachmals das ganze Land einnahmen. Und ſo viel vom Ackerbaue, was das Korn anbetrifft. Was den Weinſtock und deſſen Wartung anlanget: So iſt das bekannt genug, daß die näheſten an dem Ufer, zu Cäſars und Tacitus Zeiten, Wein gekauft haben. Die Schwaben aber lieſſen keinen zu ſich kom-

kommen, weil sie meyneten, wie Cäsar sagt, die Menschen würden dadurch zur Arbeit zu zärtlich und weibisch. Daher waren sie mit einer Art des Getränks, welche aus Gersten und Korn gemacht war, und dem Weine gleich kommen sollte, zufrieden, und pflanzten keinen Weinstock, bis der Kayser **Probus** ums Jahr 277 den Spaniern, Galliern und Britanniern, Erlaubniß gab, Wein zu bauen, wie **Aurelius Victor und Eutropius** berichten. Und schreibt **Vopiscus** in seinem Leben von ihm: „Allen Galliern hat er hier erlaubt, Weinstöcke zu „pflanzen und Wein zu bauen. Er selbst ließ den „Berg Alma in Illyrien, ohnweit Sirmium, durch „Soldaten umgraben, und bepflanzte ihn mit den „auserlesensten Fächsern.“ Darnach fieng auch Germanien, jenseit des Rheins, wo ihre Hügel den Rhein beschatten, und ihre Felder an Gallien stossen, an, Wein zu bauen, welcher durch unermüdeten Fleiß der Einwohner, und die gute Nahrung der bequemen Hügel, seinen Ruhm bald über den **Masticanischen und Lesbischen** erhob. Daß aber in Germanien über dem Rhein, um das neunte Jahrhundert, noch kein Wein gewachsen, schliesset **Lehmann** mit Recht daraus, daß, als der Franken Reich unter den Söhnen des frommen Ludewigs getheilet ward, Ludewig ausser dem Deutschlande, so über den Rhein lag, auch einige Städte und Dörfer, jenseit des Rheins, bekommen hat, und zwar wegen des vielen Weins; welche Oetter **Aventin** im 4 Buche **Moguntiacum, Vangiones** und **Nemetes**, nennet. Mehr Fleiß verwendeten die alten Deutschen auf die **Viehzucht**, weil sie gröstentheils

theils von der Milch und dem Viehe lebten, wie Cäsar im 4 Buche bejahet. Daher kam es, daß im Viehe alle ihr Reichthum bestund, und solches allein und für die angenehmsten Schätze gehalten ward, nach des Tacitus Zeugniß: Deshalben sie auch der Verbrechen wegen an einer gewissen Anzahl Pferde oder anderen Viehes gestraft wurden. Und da es schiene, daß ihnen der zornige oder gnädige GOtt das Gold oder Silber versagte: So bedieneten sie sich im Handel der Verwechselung des Viehes, nach der ersten und einfältigsten Weise der Menschen. Allein, nachdem der Griechen und Römer Sitten einschlichen, unsere Vorfahren von der Geldliebe eingenommen, und von den Lastern des schmeichelhaften Wuchers und Geizes angesteckt wurden: So schafften sie die Gewohnheit ab. Jedennoch aber blieb die Viehzucht nachgehends in grossen Ehren, als nemlich die Städte an dem balthischem Meere am Rheine, an der Donau und Elbe mit Pferden, Ochsen, Wolle, Käse und dergleichen, Gewerbe trieben.

§. XV.

Aber den allermeisten und eifrigsten Fleiß wandten die Alten auf die **Jagd**, womit sie fast ihr ganzes Leben zubrachten. Cäsar schreibt im 6 Buche vom gallischen Kriege: „Ihr ganzes Leben bestehet in „Jagen und Kriegesübungen. Und Tacitus sagt „von den Sitten der Deutschen: Wenn sie nicht „kriegen, so bringen sie viel Zeit mit Jagen, und „noch mehr mit müßig seyn, zu.“ Eben eine solche Liebe zur Jagd brennete auch in den folgenden Zeiten, insonderheit bey den Franken, welche, nach **Eginards** Geständniß, hierinnen von keinem Volke über-

überwunden werden. „Also übte sich Karl der gros-
„se stets mit Jagen, welches ihm angebohren war.
„Er ließ seine Söhne, so bald es die Jahre erlaub-
„ten, nach der Franken Weise reiten, sich in den
„Waffen und im Jagen üben," wie eben dieser Egi-
nard schreibet. Daher kamen die prächtigen Worte
des persischen Königs; die man im 4. B. der
Bay. Jahrbücher Aventins findet, mit welchen er
diese Uebung an Karl dem grossen, und an den Deut-
schen erhebet: „Glückselig ist Karl, mein Bruder.
„glückselig seine Landesleute, die Deutschen. Denn
„ich habe es öfters gehöret, und sehe es nun, es ist
„kein falscher Glaube, daß ihr von euerer zartesten
„Kindheit an, mit Jagen beschäftiget seyd, und daß
„ihr, die ihr euch an diese tägliche Uebung gewöh-
„net, Witz und Stärke besitzet, an Gliedmassen,
„an Grösse des Leibs und Gemüths also wachset, daß
„ihr nicht unbillig tüchtig und fähig seyd, über die
„ganze Welt zu herrschen." Diese Uebung erlang-
te ein ungemeines Ansehen, nachdem der Kayser
Heinrich der erste, den man den Vogelsteller nannte,
sein Leben mit Jagen zubrachte; und noch mehr,
nachdem Friedrich der andere, Aenobarbi Enkel,
die Jägerey, und insonderheit die Vogellstellerkunst
in zweyen Büchern deutlich beschrieb, dessen Bal-
thasar Bonifacius in den kurzweiligen Historien
2 B. 41 Cap. gedenket. Nemlich, die tapfersten
Völker hielten die Jagd für die bequemste Reizung
zur kriegerischen Tapferkeit, und für eine Vorübung
zu Kriegswissenschaften, worinnen zukünftige Feld-
herren unterwiesen, und die Jugend, zu Beförde-
rung der Geduld und Härtigkeit des Leibes, geübet

werden

werden müssen. Daher ist es auch gekommen, daß in dem über den Rhein gelegenen Germanien späte Städte gebauet worden: Dieweil die Vornehmsten, welche ihr größtes Vergnügen in die Jagd setzten, die Schlösser der Städte verabscheueten, und mehr Lust hatten, das Wild in offenen Feldern zu verfolgen, die schattichten Berge zu durchsuchen, und also die Uebung der Jagd allen andern Dingen vorzogen, als

Der Deutschen eignes Werk, das Lebensunterhalt,
Ruhm und Geschick erwirbt.

Im übrigen war die erste und gewiß königliche Jagd, wie bey allen Menschen, also auch bey den ersten Deutschen zwiefach. Sie stritten entweder mit dem flüchtigen Wilde durch Laufen; oder mit dem Kühnen durch Stärke. Nachhero gefiel es ihnen auch, mit dem Verschlagenen listig zu streiten, nachdem Schlingen und Netze erfunden und gebraucht worden, wovon der Poete schreibt:

Der Deutsche weis wohl, wo er Hirschen Netze stelle:
Er weis, in welchem Thal er wilde Schweine fälle.

Darauf folgte die Jagd mit Vögeln, mit dem Habichte, Falken und Sperber, welche sie den **Vogelfang** nannten. Das war eine Art zu jagen, die den Alten nicht unbekannt war, wie **Flavius Blondus** in dem erläuterten Italien, und **Budäus** über die Pandecten meynen, da schon Aristoteles und Socrates selbige den Thraciern zuschreiben. Es ist auch der Wahrheit nicht gemäß, was **Lilius Gyraldus** im 6 Gespräche meynet, es wäre diese Jagd von dem **Kayser Friederico** dem ersten, den man **Rothbarth** nannte, erfunden, und in Italien und

Deutsch-

Deutschland aufgebracht worden; da sie schon in den älteren Zeiten bey den Franken im starken Gebrauche und grossen Ehren war, bey welchen schon vom Hinkmar in den 3 Briefe der Falkonirer und Habichtwärter unter den königlichen Jägern gedacht wird. Also wird in den salischen und ripuarischen * Gesetzen öfters des Acceptoris gedacht, wodurch die Franken den Habicht verstunden. Und in dem Abschiede des allgemeinen Reichstages, den Karl der grosse gegeben, finde ich das Gesetz: „Daß die Bi„schöfe, Aebte und Aebtißinnen keine Koppeln Hun„de, keine Falken, keine Habichte, und keine Schü„tzen halten sollten.“ Ein solches Vergnügen fanden aber unsere Vorfahren an der Jagd, und einen solchen Fleiß wandten sie darauf, daß sie auch mit einem Gesetze verbothen, daß niemand sein Schwerdt oder seinen Habicht zur Erkaufung seines Lebens sollte geben dürfen. Da dieser nicht weniger des Lebens Trost ist, als jener zur Beschützung und Vertheidigung der Freyheit dienet, wie der gelehrte Spelmann aus den Gesetzen erweiset. Ja sie beschlossen, daß diejenigen, so eines anderen Hund oder Habicht heimlich wegnahmen, mit allem Spotte und aller Schande beleget werden sollten. Daher die Burgundier in der Zugabe zu ihren Gesetzen I. in 10 Titel diese Verordnung haben: Wenn jemand einen Spür- oder Schweine- oder Windhund rauben sollte: So befehlen wir, daß er, wenn er überführet ist, den Hintern des Hundes vor allem Volke küße. Und her-

* Ripuarische Gesetze, die an den Ufern, insonderheit des Rheins, galten.

hernach im X. Titel: Wenn sich jemand unterstehen sollte, eines anderen Habicht zu rauben: So soll er zur Strafe auch über die Testones * dem Habichte sechs Unzen Fleisch zu fressen geben; oder wenn er das nicht will, gehalten seyn, dem, dem der Habicht gehöret, sechs Schillinge zu zahlen.

§. XVI.

Und diese Theile reichen der thätigen Physik Nahrung dar: Allein die Arzneykunst erhält die Gesundheit. Sie ist eine heilige Kunst und göttliche Lehre, wie Lucian sagte, welche allein, in Erhaltung der Sterblichen, mit GOtt streiten kan. Diese trieben die Vates bey unsern Verfahren, wie ich aus denselben Worten des Plinius 30 B. 1 Cap. schliesse: „Des Kaysers Tiberius Regierung schaffte die „Druiden der Gallier, das Geschlecht der Wahr„sager (Vatum) und Arzeneyverständigen, hin„weg.“ Daß sie aber zu der Zeit, und in einigen folgenden Jahrhunderten schlecht und ungepußt gewesen, erweiset des Volks Naturell zur Gnüge. Sie lebten einfältig auf dem Lande, mit geringem Vorrathe behalfen sie sich, überflüßige Güter und Leckereyen waren ihnen nicht bekannt, und wurden nicht gesucht. Und wie sie nun bey solcher mäßigen Lebensart und Enthaltung, nicht in so viele und schwere Krankheiten verfielen, worein uns unsere heutige Unmäßigkeit stürzet: Also, wenn sie ja krank wurden, suchten sie sich mit einem geringen Hausmittel zu helfen.

* Teston war eine fränkische Münze, die anfänglich 18 Denarien, oder Drachmas, oder 3 Groschenstücken, galt, hernach ward sie verringert, wie du Fresne in Schedialmate de nummis veterum lehret.

Hernach, als die Gothen Italien bezwungen, und sich auf römischen Boden niederliessen: So ward auch die Arzeneykunst durch der Könige Bemühen, nach der Römer und Griechen Gesetzen eingeführt. Man findet vom Könige Theodorich sehr freygebige Lobsprüche von dieser Kunst, unter welchen diese auf die Aerzte selber gehen: „Man soll auch Aerzte „zu aller Gesundheit halten. Und wenn sie aus den „Schulen der Lehrer sind, sollen sie frey seyn, und „sich an alten Büchern ergetzen. Keiner ist mehr „befugt fleißig zu lesen, als welcher der Menschen „Gesundheit besorget.“ Und als die Aerzte sich beständig und schändlich zanketen: So setzte er ihnen einen Arzneygrafen, welcher durch seine Gewalt und sein Gericht die Unruhigen und Uneinigen zähmete, als welche sich untereinander aus Frevel und „Stolz, zum grossen Schaden den Kranken, mit „Streitigkeiten quäleten,“ wie die Worte der Verordnung selbst im 155 Gesetze lauten. Insonderheit aber war der Fleiß in der Arzneykunst bey den Franken im Flore, bey denen sie so nöthig und nützlich geachtet ward, daß die Jugend auch durch die Gewalt und das Ansehen der Gesetze zur Arzeneykunst angetrieben wurde. Also ist dieses in den verordneten Capiteln des grossen Karls auf dem Landreichstage oder Bauerreichstage (comitiis villanis) Theodonis 806. das fünfte Gesetz: „Was die Arzneykunst „betrifft: So sollen die Kinder hingeschickt werden, „daß sie dieselbe lernen.“ Welches Gesetz hernach in den Kirchencapiteln wiederholet ward. Bald, als die unglückliche Barbarey alle Künste niederschlug, fand auch diese edle Wissenschaft ihren Untergang, und die Mönche maßten sich selbige an, welche

che nicht nur die Kunst, wie **Pentheus**, mit ungelehrten Händen zerrissen, sondern sie noch überdem mit unmäßigen Aberglauben, und Zauberliedern, welche bey grossen Krankheiten ungemeine Kraft haben sollten, ganz besudelten. Man fand zu den Zeiten in der Arzneykunst nichts Gelehrtes und Herrliches, ausser was aus Arabien oder Spanien gekommen war, indem die Araber grossen Fleiß auf diese Kunst wandten, und allen andern Völkern darinn vorleuchteten. Als in Deutschland aber die edlen Künste wieder empor kamen: So ward auch die Arzeneykunst von den vortrefflichsten Köpfen erwählet und verbessert. Dieses wäre für arme Kranke ein grösseres Glück gewesen, wenn nicht der Hochmuth die der Arzneykunst Beflissenen in einen neuen Streit schändlicher Eifersüchtigkeit gestürzet hätte. Denen, welche auf neue Versuche fielen, stunk das löbliche Alterthum, und was die alten Lateiner und Griechen gezeiget hatten, an, andere wollten von des Galenus Meynung, welcher nach ihrem Wahne, wie der griechische Poet von des **Tiresias** Schellen sagt, in dieser Kunst allein klug seyn sollte, nicht einen Finger breit abgehen. Einige waren den Regeln der Araber günstig, andere zuwieder, und fiengen an mit verschiedenen Meynungen und Heilungsarten unserer Schwachheit zuzusetzen, und sie zu verderben. Unterdessen zeugte Deutschland **Philippum Theophrastum Paracelsum**, welcher in der **Scheidekunst** wohl erfahren war, und eine neue Arzneykunst aufbrachte, welche er nach dem **Hermes Trismegistus** die hermetische nannte. Viele fielen ihm zu, weil sie ihn für einen schlauen Weltweisen, den Anführer der Scheidekünstler, und ei-

nen unvergleichlichen Arzt hielten, und gehalten wissen wollten. Allein als einige dieses Mannes Sätze als ungeheuer und schädlich ausschrien, andere zwischen ihm und dem Galenus die Mittelstrasse erwähleten: So entstund daher eine neue medicinische Secte, welche zwischen der alten galenischen Lehrart und der hermetischen herum irrete. Darnach als die unzählbaren Liebhaber dieser Kunst selbige beschwereten, und die göttliche Wissenschaft auch von den Taschenspielern und Marktschreyern gemisbrauchet ward: So mußte des Kayfers Karls, des fünften, Verordnung darzwischen kommen, welche in den Gesetzen, so die Lebensstrafen betreffen, im 134 Cap. stehet, darinnen diese heiligen Worte vor andern hervor leuchten. „Man soll denenjenigen wehren, Arz„neyen auszugeben, welche nicht die gehörige Zeit „auf Erlernung derselben angewendet haben, damit „sie nicht unter die Aerzte gerechnet werden. Wenn „aber ein Arzt, der erfahren und klug ist, einem „Menschen mit Fleiß tödtliche Arzney giebt; der soll „einem öffentlichen Strassenräuber gleich geachtet, „und zum Rade verurtheilet werden."

§. XVII.

Bisher habe ich von der Naturlehre in engerm Verstande gehandelt: Nun aber komme ich auf die natürliche Gottesgelahrtheit, auf die Erkenntniß des unmaterialischen Wesens, welche ich als eine fabelhafte und natürliche, mit wenig Worten abhandeln, und hernach zur übernatürlichen und göttlichen schreiten will. Bey den ältesten Deutschen waren diejenigen die Gottesgelehrten, welche Beherrscher und Fürsten des Volks waren, wie Strabo berichtet. Man hieß sie Druiden, entweder von dem

dem ſächſiſchen Worte **Ory**, das einen Weiſen bedeutete; oder von dem alten deutſchen Worte **Druchtin**, welches nach **Cluvers** Zeugniß einen Herrn bedeutet. Dieſe nahm man aus den Edelſten, und ließ ſie zwanzig Jahre in Wiſſenſchaften unterweiſen. Jenes zeigte an, daß ſie dermaleinſt die größte Gewalt in dem Staate haben ſollten, wozu ſie geringer Leute Kinder aufzuziehen nicht für thunlich erachteten. Dieſes aber zeigte an, daß man in Erlernung der Wiſſenſchaft, welche von den Göttern und ihrem Willen handelt, lange zubringen müßte. Was ſie aber gelehret haben, lehret **Phil. Cluver**, deſſen Name bey unſern Alterthümern bekannt genug iſt, im 1 Buch der deutſchen Alterthümer, im 34, 35, und folgenden mit mehrern. Uns genüget die Worte **Cäſars** aus dem 6 Buche anzuführen. „Inſonderheit wollen ſie einen deſſen überreden: Die Seelen „ſtürben nicht; ſondern wanderten nach dem Tode „von einem zu dem andern: Denn ſie meynen, dieſes „ermuntere ſehr zur Tugend, wenn man ſich vor dem „Tode nicht fürchten dürfte. Ueber dem lehren ſie „die Jugend ihre vielen Unterſuchungen und Fragen „von den Sternen und ihrer Bewegung, von der „Gröſſe der Welt und Erden, von der Natur der „Dinge, und von der Macht der unſterblichen Göt„ter.“ Dieſe thörichte und falſche Theologie hat die **chriſtliche Religion** aufgehoben, welche eine neue aus der Heil. Schrift und der Kirchenlehre einführete. Selbige lehreten anfänglich die Biſchöffe beſonders und öffentlich, und erkläreten ſie nach **Auguſtini** Meynung. Es ſtunden vortreffliche Gottesgelehrten auf, als ſelbſt die Armuth und Heiligkeit der alten Kirchen die Menſchen zur Sorge für

geistliche Dienge antrieb. Allein als die unzeitige Nachsicht der fränkischen Könige den Kirchen allmählig unmäßige Schätze beylegte: So fing man nach und nach an unter den Aemtern der Bischöffe und Lehrer einen Unterscheid zu machen: Indem die Bischöffe nur dieses ihr Geschäfte seyn liessen, daß sie ihre Güter befestigten, und sich die Herrschaft und oberste Gewalt anmasseten. Da nun also die Bischöffe bey guten Tagen, wie es zu gehen pflegt, faul und unwissend wurden, und schon einiger ehrgeizigen Leute thörichte Meynungen hegeten: So zogen die Bettelmönche das ledige und verachtete Lehramt an sich, welche bey den unwissenden Zeiten, wo alle edle Künste darnieder lagen, die christliche Gottesgelahrtheit mit abgeschmackten und irrigen Zänkereyen beschwereten, und schändlich besudelten. Diese wurden Schullehrer genennet, weil sie die in den Schulen gewöhnliche Lehrart auf die Kanzel brachten. Und da von denenselbigen nicht wenige Scribenten der mittlern Zeit vieles erzählen: So wird an aller Stelle seyn können die accurate Dissertation, welche der vollkommene zürchische Gottesgelehrte, und mein Freund Jo. Heinr. Heidegger von der Schullehrer Theologie geschrieben hat. Er hat mit dem Daneus und Hospinian drey Alter der scholastischen Gottesgelahrtheit bestimmet, das erstere, mittlere und neue. Da denn einige das älteste Alter von Lanfrank, andere von Lombarden anheben, das mittlere aber hat Albertum Magnum, Bischof zu Regensb. zum Anführer gehabt, der um das 1160 Jahr sehr berühmt war. Es hat gedauret bis auf Durandum Portianum, welcher im 1330 Jahre

lehre-

lehrete. Die Zeit ist wegen der Streitigkeiten seiner Lehrer berühmt, welche die aristotelische Weltweisheit, die man vorher in das Vorgemach der Gottesgelahrtheit eingeführet hatte, auch in die heiligsten Geheimnisse Christi brachte, daß ich mit dem berühmten Heidegger rede. Das letzte Alter hub sich nach Durando Portiano an, hatte viele Verehrer, und ist wegen der Lehrer Unruhe ansehnlich, welche durch unreine Schreibart, barbarische Unterscheidungen, fürchterliche und scheusliche Kunstwörter die ganze Gottesgelahrtheit besudelten, und gar verwegener Weise des Plato und Aristoteles Schriften, oder des Thomas und Scotus Possen, selbst den Gebothen Christi und seiner Apostel vorzogen. Allein diese scythische Freyheit zu lehren, und riesenartige Thorheit ist öfters durch heilige Männer zwar angezapfet worden: Im vorigen Jahrhunderte aber ward sie endlich durch wenige Deutschen gestürzet; indem die Gesetze unserer Gottesgelahrtheit gebessert worden, welche nun ein grosser Theil von Europa angenommen hat.

§. XVIII.

Es folget nun die practische Weltweisheit der Deutschen, deren vornehmste Theile sind die Sittenlehre, Staatsklugheit, Haushaltungskunst, woran wir auch die Rechtsgelahrtheit, oder die Wissenschaft im menschlichen Leben recht zu handeln, hängen. Was die Sittenlehre anbetrifft: So finde ich, daß den alten Druiden auch oblag, daß sie über die Sitten und die Führung des Lebens auch Untersuchungen anstelleten, gleich als wenn diese Wissenschaft von keinem andern besser getrieben werden könnte, als von denen, welche zugleich

für geistliche Dinge, und die Religion Sorge trügen. Und da bemerke ich denn, daß zu diesen und folgenden Zeiten die sittlichen Tugenden der Vorfahren groß und vortrefflich gewesen sind: Da bey ihnen, welches ein seltenes und ungemeines Beyspiel war, niemand über die Laster spottete. Und bey ihnen hiessen die nicht die rechte Welt, oder Menschen ihrer Zeit, die andere schändeten, oder sich schänden liessen, wie **Tacitus** im Buche von Deutschland von ihnen redet. Derowegen bey ihnen, wie er von den alten Römern sagt, zu Krieges- und Friedenszeiten gute Sitten beobachtet wurden. Das Recht und Güte galt bey ihnen nicht sowohl kraft der Gesetze, als vielmehr kraft ihrer Natur. Mit den Feinden lebten sie nicht in Haß, Feindschaft, und Uneinigkeiten: Die Bürger stritten miteinander wegen der Tugend. In ihrem Götzendienste waren sie prächtig, zu Hause sparsam, gegen die Freunde treu. Ich könnte mehr Beyspiele herbey bringen, worinnen sie ihre Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Tapferkeit, Billigkeit in wichtigen Dingen herrlich bewiesen, wenn nicht alle Geschichte und alle Bücher von diesen ihren Tugenden voll wären. Ferner lehreten die Druiden auch die **Staatsklugheit**, oder die Klugheit die Städte zu regieren, welche sie aber nicht wollten aufschreiben lassen, damit nicht die Wissenschaft, da sie mit der Verwaltung des Gottesdienstes verbunden war, zu gemein werden möchte. Indessen hatte die einfältigste, und die für des Volks Naturell geschickteste Regierungsart, die Oberhand. Einige gehorcheten Königen, andere folgeten den Vornehmsten ihrer Städte. Beyde hatten keine unumschränkte und vollkommene Gewalt, da sie mehr die Macht

zu überreden, als zu befehlen, besassen, wie Tacitus berichtet. Es durfte aber diese Wissenschaft das Regiment zu verwalten, nicht durch vielen Fleiß und mühsames Studiren erlernet werden; da sie den Staat wider die Nachbarn durch Kühnheit beschützten, zu Hause aber durch Reichstäge und Fürsten nach den Gesetzen und Sitten der Alten regiereten. Auf welche Zeiten **Friderich Barbaroßa** zielet, wenn es bey dem **Ligurier, Günthern**, im 6 Buche heißt:

Ein doppler Zügel lenkt, sprach er, das Regiment.
Gesetze gelten hier und kluger Väter Weise.
Damit begnüg ich mich, und kan nicht aus dem Gleise
Der alten Väter gehn. Ich mag nicht klüger seyn,
Und bilde mir niemals aus Stolz was bessers ein.

Da aber das **Kriegswesen**, oder die **Kriegeswissenschaft** und Feldherrnkunst, ein vornehmes Stück der Staatsklugheit ist: So haben die alten Deutschen hierbey am meisten Sorgfalt angewendet. Es hat auch niemals an solchen gefehlt, die entweder aus langwieriger Erfahrung das Kriegeswesen glücklich verwalteten, oder durch Klugheit und Verstand diese Kunst klüglich trieben. Der dritte Theil der practischen Weltweisheit ist die **Haushaltungskunst** oder **Wirthschaft**. Und wenn ich die Zeiten der Vorfahren um Cäsars und Tacitus Alter betrachte: So finde ich, daß sie nichts glücklicher und sorgfältiger getrieben, oder heiliger gehalten haben, als diese. Allein, ich würde vergebliche Arbeit thun, wenn ich **Phil. Cluvers** Arbeit von dem unverbrüchlichen festen Bündnisse, der Gesellschaft des Mannes mit dem Weibe, der Eltern mit den Kindern, des Herrn mit dem Knechte, und

von ihrem Hauswesen, ausführlicher handeln wollte. Das ist zu der Historie nachfolgender Zeiten hinzu zu thun, daß nirgends keuschere und bessere Ehen geführet worden, als bey den Deutschen, daß **Scaliger** und **Poggius** von **Florenz** diese Treue, Liebe und Beständigkeit des Eheverbündnisses mit den größten Lobsprüchen erhoben haben. Wie aber die Erziehung und Unterweisung der Kinder beschaffen gewesen sey, das erweiset das einzige und königliche Exempel Karls des grossen zur Genüge, wovon Eginard in dessen Leben schreibt: „Er achtete es für „gut seine Kinder also zu erziehen, daß sowohl die „Söhne als Enkel, erstlich in den schönen Wissen„schaften, deren er sich selber befliß, unterrichtet „würden. Darauf ließ er die Söhne, so bald es „ihr Alter erlaubte, nach Art der Franken, reiten, „in den Waffen und im Jagen üben. Die Töchter aber „mußten spinnen und in Wolle arbeiten, und die „Spindel drehen, damit sie nicht durch den Müßig„gang faul würden; und ließ sie in aller Ehrbar„keit unterweisen.“ Wie ernstlich und mäßig aber die Sorge für ihr Hauswesen gewesen sey, bezeugen die Deutschen bey gedachtem Günther im 3 B. selber:

Kein eingestopftes Geld füllt unsre Beutel an:
Uns krönet Ehr und Preis, uns drücken keine Schätze.
Wer kennt ein deutsches Herz, das sich am Gold ergetze?
Wir suchen Ruhm, und nicht, was uns bereichern kan.

§. XIX.

Es ist noch übrig, daß wir von der Deutschen **Rechtsgelahrheit** handeln, welche nun, da fast alle andere Wissenschaften verächtlich gehalten werden, den mehresten Theil des Volks beschäftigt, und in den

Schu-

Schulen und vor Gerichte ſich ein groſſes Anſehen erwirbt. Vorzeiten galt ſie wenig, und ward wenig getrieben, indem keine geſchriebene Geſetze vorhanden waren; ſondern, alle Streitigkeiten, entweder nach den väterlichen Sitten und nach alter Gewohnheit, oder nach dem, was recht und billig ſchiene, geſchlichtet wurden: Als woſelbſt gute Sitten mehr, als anderswo gute Geſetze galten, wie Tacitus ſagt. Auch ſind nicht einmal nachhero, als die **Alamannen, Friſier, Bayerer, Franken**, und andere deutſche Völker, ihre Geſetze ſchriftlich herausgaben, deren Ausleger in groſſen Ehren geweſen: Indem ſie gemeiniglich aus dem ungelehrten Volke, das kaum leſen und ſchreiben konnte, genommen wurden, und ſie nicht ſowohl groſſe Gelehrſamkeit, als vielmehr eine erfahrne Klugheit, zu dieſem Amte beförderte. Und was für eine Gelehrſamkeit war bey Erklärung der Geſetze nöthig, die entweder ſehr wenig der Anzahl nach, oder in einer deutlichen ſchlechten Art zu reden, welche des Volks Begriff nicht überſtieg, abgefaſſet waren, und durch eine leichte Erklärung eröffnet wurden? Hierzu kam es, daß alle Gerichte, alle Streitigkeiten, durch ein kurzes und deutliches Verfahren geendiget wurden: Indem die böſe Gewohnheit unſerer Zeiten noch nicht bekannt war, da die Streitigkeiten, durch eine ungeheuere Menge römiſcher Geſetze, in die Länge gezogen, und viele, durch die Unkoſten und mit den Klagen der armen Leute, unterhalten werden. Deswegen widmeten ſehr wenige ihren Fleiß dieſer Göttin der Gerechtigkeit, die ſpät vom Himmel gekommen, und nur, vermöge ihrer Aufrichtigkeit, reich war: Weil auch Landleute zu dem Dienſte dieſer Göttin

geſchickt

geschickt waren, und weil sie ihren Verehrern keine Schätze und vergnügende Ehrenstellen schenkte. Und dieses Glück der deutschen Rechtsgelehrsamkeit dauerte bis auf das dreyzehende Jahrhundert, in welchem man nach und nach fremde Rechte einführete, und die Nothwendigkeit und den Dienst der Ausleger zugleich beförderte. Denn, was viele meynen, daß das römische Gesetze schon auf Befehl des sächsischen Lotharii im Jahre 1130 in die Schulen und Gerichtsstuben eingeführet worden, das hat der in unseren Alterthümern sehr erfahrne Hermann Conring in dem gelehrten Tractate, von dem Ursprunge des römischen Rechts, mit Fleiß widerleget, und die einzige Reichssatzung, die man bey Lehmannen findet, welche Rudolph der erste erstlich zu Würzburg 1287 herausgab, und nachmals 1291 zu Speyer erneuerte, kan es auch zur Genüge widerlegen. Denn daraus erhellet, daß zu der Zeit ein jegliches deutsches Volk noch nach väterlichen Sitten gelebt, mit seinen Gewohnheiten zufrieden gewesen sey, und die römischen Gesetze noch nicht gekannt habe. Daher auch dieser Kayser die alten Gesetze der fränkischen Könige und ihre Capitularia * daselbst bekräftiget und erneuert hat. Es hindert auch nichts, daß Irnerius unter Lotharii Regierung das römische Recht, dessen sich Italien vor der Longobarden Ankunft bedienet hatte, herausgegeben, und zu Rom und Bononien gelehret hat. Denn der Fleiß auf diese Gesetze blieb allein in Italien, wo auch des Irnerius Schüler, Joh. Bulgarus, Azo, Placentius, und andere, mit ihrem Fleisse auf diese Gesetze allein blieben und dieneten. Das ist auch ausgemacht, als der Mönch Gratianus im Jahre 1140 die Schlüsse der Päbste und Regeln der geistlichen Versammlungen herausgegeben, und Gregorius der neunte, Bonifacius der achte, Clemens der fünfte, und andere, das sogenannte canonische Recht mit neuen Gesetzen vermehret

* Capitularia wurden die Gesetze einiger alten deutschen Völker genennet, weil sie in gewisse Capita, oder kleine Absätze eingetheilet waren.

mehret hatten, die Päbstler daran heftig gearbeitet haben, daß bey denen Deutschen, zur Unterstützung ihres Ansehens, das canonische Recht gelehret würde. Aber, als das Volk steif und feste bey seinen alten Gewohnheiten blieb, so blieben der Päbste Wünsche lange unkräftig, bis endlich in dem dreyzehenden Jahrhunderte, da die scholastische Gottesgelahrheit in die Schulen und Kirche geschlichen war, auch das canonische Recht allmählich in Deutschland kräftig ward; seitdem nicht nur Processe über geistliche Sachen, sondern auch über weltliche Klagen, aufkamen. Obgleich auch zu der Zeit die alten Gewohnheiten nicht aus der Acht gelassen, noch verächtlich wurden, indem viele ihre Beybehaltung in den Gerichten und Rathsstuben verlangeten. Derewegen brachte man bey den Sachsen und Schwaben die ältesten Gewohnheiten in Schriften, unter welchen die Lübeckischen Gesetze, der Sachsen- und Schwabenspiegel, das Sächsische und Schwäbische Lehnsrecht, das Magdeburgische Recht, das auf ihre Sprache Weichbild hieß, die berühmtesten sind. Aber im vierzehenden Jahrhunderte kam endlich das römische Recht nach und nach zu Kräften, indem die in diesem Recht Erfahrnen an die fürstlichen Höfe gezogen wurden, welchen denn sehr am Herzen lag, diese ihre Kunst auf alle Weise zu befördern. Darauf ward es, nach der Italiener Weise, hin und wieder in die deutschen Schulen und auf die Universitäten gebracht, und man fieng an, es zu lehren. Bald verordnete Maximilian der erste im Jahre 1495, daß man in der Kammer das Urtheil nach dem römischen Rechte sprechen sollte. Endlich wurden diejenigen, welche sich auf diese Art der Wissenschaften gelegt haben, in die Rathsstuben, Schöppenstühle, und an die Höfe, mit grossen Besoldungen gezogen. Nachdem nun die Leute durch solche Belehnungen aufgemuntert wurden: So legten sich viele Deutsche von freyen Stücken darauf, setzten andere Wissenschaften nach, und wandten allen Fleiß auf die Rechtsgelahrheit. Derselben Bemühen würde auch nicht zu schelten seyn, wenn nicht die meisten unreife Untüchtigkeit zu dieser weitläuftigen

Wis-

Wissenschaft brächten, und da sie sich kaum unterstehen, zwey Worte lateinisch zu reden, in die ehrwürdigen Tempel der Göttin der Gerechtigkeit einschlichen, und vom Rechte und von den Gesetzen plauderten.

§. XX.

Ich habe also von den Studien der Deutschen gehandelt, mit welchen sowohl die Kinder der Vornehmsten aus dem Volke, als auch vortreffliche Köpfe, welche die freyen Künste lieben, beschäftiget sind. Von den übrigen gemeinen Wissenschaften will ich mich nur des Zeugnisses und Lobspruchs J. Cäsars Scaligers, welcher in der Lobrede auf diejenigen Deutschen, die bey Wien geblieben sind, enthalten ist, anitzo bedienen. Er sagt also von den Deutschen: „Kein Volk unter allen gebraucht die Nadel „künstlicher, wenn man auch ganz Phrygien herbey ho„lete. Nirgends findet man kostbarere Leinewand. Kein „Egyptier, kein Syrer, legt uns wöllene Tücher, die müh„samer oder von lebhaftern Farben sind, vor. Denn „man hat weder scharlachene noch purpurfarbene Tü„cher, welche man denen, so die Engelländer, Frantzen, „Venetianer, unsere Abkömmlinge, verfertigen, vorziehen „könnte. Im Golde kan kein Theil des Morgenlan„des behender arbeiten. Die Handlung mögen die viel„leicht fleißiger treiben, welchen das Meer offen stehet. „Aber, weder Indien, noch ein anderes Volk, hat dieselbe mit besserem Vortheile noch eifriger getrieben. Wir „verehren nicht den einfältigen Mercur, den Wegweiser „und Schutzgott des Handels; sondern den Erfinder „aller Künste verehren wir, der uns nicht so herrlich er„schaffen hat, als wir ihn bey andern verherrlichen.“ Ein gleiches schreibt Barclajus in der Abbildung der Gemüther im 5 Cap. von den Deutschen: „Es fehlen auch „nicht erhabene Gemüther, bey welchen die Glückseligkeit „eines lebhaften und erweckten geschärften Verstandes „die angeerbte Gr..vität mäßiget, vornemlich, wenn sie „die vermögende Erfindungskraft mit fremden Künsten „und Sitten lange genug üben.“ Das Volk ist in der „Erfahrung, Erz und Eisen zu tractiren, und durch „tausend Kunstgriffe zu ziehen, vortrefflich. Die Er-

„findung

„findung der Druckerey und des Schießpulvers hat die „Welt diesen Erfindungskräften zu danken: Ob es gleich „eine gar ungewisse oder zweifelhafte Wohlthat ist, und „dieses den menschlichen Umständen mehr Schaden, als „Vortheil bringet.“ Eben dieser bekennet auch, daß die Kraft der deutschen Gemüther stark genug sey, zu den unendlichen Arbeiten, so gar, daß es andere etwas bessser, die Deutschen aber mehr wissen könnten. Und da ich dieses erzähle, fallen mir einige thörichte und feindselige Urtheile bey, die da vorgeben, die Deutschen hätten finstere Köpfe, stumpfe Gemüther, langsamen und trägen Verstand. Aber, daß ich ihnen mit dem Italiener, Octavio Ferrario, antworte: „Wer lebt so dumm „in der Welt, daß er nicht wissen sollte, daß Deutschland, „so ungestalt, rauh, ungebauet und unansehnlich es vor„zeiten war, nachgehends mit Flecken und Dörfern be„bauet, und gleichsam mit den größten und berühmtesten „Städten gekrönet worden, und die vollkommene Gestalt „eines menschlichen Wesens empfangen habe; daß es „durch Gelehrte und Gelehrsamkeit gebessert sey, gleich„sam eine neue Gestalt empfangen habe, keiner Provinz, „wenn sie auch schon unter besserem Himmel läge, in al„len Künsten und Wissenschaften nachgebe, und durch „Erfindung der wunderbarsten Maschinen und Werke „der gelehrtesten Männer alle andere Völker überwun„den habe, wie es dieselben mit den Waffen bezwungen „hat?“ Daß Scaliger nicht pralet, noch falsch urtheilet, wenn er meynet, man möchte die Aerzte oder Gottesgelehrten, oder Redner, oder Dichter, oder die Mathematikverständigen, in Erwegung ziehen, so wäre kein Geschlecht unter den Chaldäern, oder keine Zeit jemals gewesen, so mit dem Ruhme unsers Volks zu vergleichen sey. Allein, ich werde nicht wahrer, noch rühmlicher schlüssen können, als mit dem vortrefflichen Zeugniße des Franzosen, Jo. Bodini, der da meynet, es sey in der Welt kein berühmteres Exempel, als der Deutschen, welche vordem beynahe wild waren, in den Sümpfen und Wäldern, wie die wilden Thiere, herumschweiften, allezeit vor den Wissenschaften einen Ekel gehabt; in den letztern Zeiten

aber

aber es dahin gebracht hätten, daß sie an Höflichkeit den asiatischen Völkern, an Kriegserfahrenheit den Römern, am Gottesdienste den Hebräern, in der Weltweisheit den Griechen, in der Feldmeßkunst den Egyptiern, in der Rechenkunst den Phöniciern, in der Sternseherkunst den Chaldäern, und an Mannigfaltigkeit der Handwerker, allen Völkern überlegen zu seyn scheinen.

Inhalt
des XI. Stücks unserer Beyträge.

I Des Abts Willerams gedoppelte Auslegung des Hohen Liedes Salomonis. P. 371

II Joh. Christoph Wagenseils Buch von der Meister-Singer holdseligen Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen. P. 387

III Nachricht von Herrn Peter Reichard Cramers grossem Wörterbuche für die Deutschen. P. 428

IV Herrn Johann Gottlieb Krausens Abhandlung von der Ableitung der abgekürzten deutschen Namen, insonderheit des Namens Bucco und Buzico. P. 455

V Paul Hachenbergs Abhandlung von der alten Deutschen Fleisse in den Wissenschaften. P. 494

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Zwölftes Stück.

Mit nöthigen Registern zum dritten Bande.

Leipzig,

Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1735.

I.

Zweyte Fortsetzung des Verzeichnisses von deutschen Uebersetzungen der meisten alten lateinischen Scribenten.

Wir haben schon bey dem allerersten Entwurfe unsers **Verzeichnisses der verdeutschten alten lateinischen Scribenten** zum Voraus die gar wahrscheinliche Vermuthung geschöpfet, daß, gleich wie bey viel tausend andern Dingen in der Welt, also auch hier, immer ein Tag den andern lehren würde; und sie hat uns auch keines weges fehl geschlagen. Man wird uns dieses verhoffentlich eben so wenig verargen können, als man es sonst in völlig ähnlichen Fällen gewohnt ist, andern Schriftstellern übel zu deuten, die von verschiedenen hier und dar zerstreuten Büchern, welche aber doch sonst auf gewisse Art unter eine Classe gehören, eine historische Nachricht ertheilen, und dieselben in einer gewissen Absicht ihren Leserr auf einmal zu erkennen geben wollen. Ja, man erlaubt es jenen nicht nur gerne; sondern die Liebhaber sind auch vergnügt, wenn sie in ihrem Fleisse dießfalls nicht ermüden, und einen Zusatz auf den anderen häufen, um der gewünsch-

wünschten Vollständigkeit mit der Zeit immer näher und näher zu kommen. Wir bitten, daß man uns eben dieses Recht wiederfahren lasse, und eine gleiche Gefälligkeit erweise. Denn so werden wir ermuntert werden, eben dieses in Zukunft mit den griechischen verdeutschten Scribenten zu thun.

IVLII CAESARIS

de bello Gallico & ciuili Commentarii.

* Caij Julij Cesaris des großmechtigen ersten Römischen Keysers Historien vom Gallier und der Römer Burgerische Krieg: so er selbst beschriben: und durch sondere grosse manheyt seiner ritterlichen tugend gefüret hat. Allen Rittermeßigen, Gewaltigen, Regierern der land und stett, darzu andern gemeynes standts vast nützlich und fruchtbarlich zu lesen. Dem rechten waren Latein nach von newen besichtiget, an viln orten gebeßert, auch so vormals ausgelaßen, wider hinzu gethon. Getrukt zu Mieyntz durch Juonem Schöffer, im iar nach der geburt Christi unsers herren tausend fünf hundert und zwey und dreißigsten im Julio. Fol.

Wir haben von dieser Dollmetschung bereits vor dem in dem ersten Verzeichnisse, allein nach der blossen Anzeige des Herren Fabricii, Erwähnung gethan. Nachdem sich aber unlängst die Gesellschaft die hier angezeigte Ausgabe eigen gemachet, sind wir nunmehr im Stande, von ihr einen hinlänglichen Bericht zu geben. Auf der umgewendeten

Seite

Seite des Titelblates ſtehet ein Holtzſchnitt, welcher das Bildniß des Cäſars zu Pferde, auf deſſen Decke der Reichsadler gemalet iſt, vorſtellen ſoll. Dieſes Bild wird durch beygefügte Reimen, in dem Geſchmacke des Hans Sachſen erkläret; in welchem Cäſar ſeinen Lebenslauf kürzlich erzählet und alſo beſchlieſſet:

Meine Bücher zu latein ſchrib ich;
Phileſius hat geteutſchet mich.

Daraus wird der Name des Verfaſſers der Dollmetſchung bekannt; und in der Aufopferung dieſes Buchs zu Lob und Ehr Römiſcher K. Majeſtät Maximilians I. gegeben zu Straßburg 1507 wiederhohlet, daß er *M. Ringmannus Phileſius* heiſſe. Er war von Geburt ein Elſaſſer, und machte ſich zu ſeinen Zeiten durch allerhand kleine Schriften, und durch ſeinen Fleiß, den er auf die angenehmen Wiſſenſchaften wendete, bekannt, und bey vielen Gelehrten beliebt. Gegenwärtige iſt bereits die dritte Ausgabe geweſen; die hernach der Buchhändler Chriſtoph Feyerabend nur wiederhohlet hat. Voran ſtehet das Leben C. Julii Ceſaris nach beſchreibung des hochberümpten griechiſchen lerers Plutarchi Cheronenſis, wie auch Eyn Zanck Hannibalis, Alexandri und Scipionis, welcher under denen der fürtreffelichſt Hauptman ſei geweſt, auch zu letſt von Julio Ceſare, aus dem Luciano, nebſt zweyen Regiſtern. Das erſte zeiget den Inhalt der Bücher und Capitel an; das andere aber erkläret auf deutſch, die Benennungen der Länder, Berge, Waſ-

ser, Städte und Dörfer, deren in dem Werke selbst hin und wieder gedacht wird. Aus der Zuschrift oder **Aufopfferung** an den Kayser, welche darnach stehet, sind folgende Worte vor andern allhier zu merken: „Dann wem schrieb man solche Bücher, „die under andern vil und manchen schönen geschich„ten, nit wenig ding das **Keiserthumb** und sunst „**Teutsch Nation** berürende inn sich halten, be„quemlicher zu, dan obgemeldter Keiserl. Maje„stat? .. wiewohl ich nit unwissen bin, obschon „diß Werk nit transferiret und geteutscht wer, daß „obgemeldte Römische K. Majestät in lateinischer, „gleich wie in vil anderen Zungen durch göttliche „schikung gnügsam bericht ist; solches zu lesen und „zu verstehen. Auch allen andern Teutschen, man„lichen, hochgebornen, seiner K. Maj. eingelübten „Fürsten und Herrn der strengen Ritterschafft, dar„zu Kriegsregenten, Burgern &c. die darinn iust „und kurtzweil haben, und vilerley ding bericht neh„men mögen, zu gut, nuz und gefallen.„

Sonst ist das ganze Werk durchgehends mit **Holzschnitten**, die öfters mehr als einmal vorkommen, ausgeputzet, welche die vornehmsten, darinn erzehlten Begebenheiten, dem Leser gleichsam vor Augen darstellen sollen. Sie sind aber alle nach dem Geschmacke der damaligen Bilderzeiten eingerichtet, und allein den Einfältigen dienlich. Man erblicket darauf Sturmfahnen, mit dem Reichsadler gezieret, lauter Waffen, wie sie im 16 Jahrhundert unter den Deutschen üblich gewesen, Geschütze dicht an die Wälle gepflanzet, grosse Domkirchen-Thürme in den Städten; u. s. w. bey welchen

chen allen der Künſtler nicht der Wahrheit, ſondern ſeiner Einbildungskraft ſchlechterdings gefolget iſt.

Von der **Uberſetzung** ſelbſt und ihrem **Werthe** etwas zu gedenken, kommen wir vermuthlich am beſten zurechte, wenn wir davon eine kurze Probe hieher ſetzen. Es ſoll die ſich am meiſten hieher ſchickende Nachricht **Cäſars** von den **Druiden** ſeyn; die im **ſechſten Buche von dem Galliſchen Kriege** zu leſen iſt, und deſſelben XIII. und XIV. Capitel der gemeinen Eintheilung nach, ausmachet. Seine Worte ſind dieſe:

Cap. XIII. In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo ſunt numero atque honore, genera ſunt duo. Nam plebs pene ſeruorum habetur loco, quæ per ſe nihil audet, & nulli adhibetur conſilio, plerique, cum aut aere alieno, aut magnitudine tributorum, aut iniuria potentiorum premuntur, ſeſe in ſeruitutem dicant nobilibus. In hos eadem omnia ſunt iura, quæ dominis in ſeruos. Sed de his duobus generibus alterum eſt DRUIDUM, alterum *equitum.* Illi rebus diuinis interſunt, ſacrificia publica ac priuata procurant, religiones interpretantur: ad hos magnus adoleſcentum numerus diſciplinae cauſſa concurrit, magnoque ii ſunt apud eos honore. Nam fere de omnibus controuerſiis, publicis priuatiſque, conſtituunt; &, ſi quod eſt admiſſum facinus, ſi caedes facta, ſi de hereditate, de finibus, controuerſia eſt, iidem decernunt; præmia pœnaſque conſtituunt. ſi quis aut priuatus aut populus eorum

decreto non ſtetit, ſacrificiis interdicunt. hæc pœna apud eos eſt grauiſſima. Quibus ita eſt interdictum, ii numero impiorum ac ſceleratorum habentur; ab iis omnes decedunt, aditum eorum ſermoneinque defugiunt, ne quid ex contagione incommodi accipiant: neque iis petentibus ius redditur, neque honos ullus communicatur. His autem omnibus DRUIDIBUS præeſt unus, qui ſummam inter eos habet auctoritatem. Hoc mortuo ſi quis ex reliquis excellit dignitate, ſuccedit; at, ſi ſunt plures pares, ſuffragio DRUIDUM adlegitur; non numquam etiam de principatu armis contendunt. Ii certo anni tempore in finibus Carnutum, quæ regio totius Galliæ media habetur, conſident in loco conſecrato. huc omnes vndique, qui controuerſias habent, conueniunt; eorumque iudiciis decretiſque parent. Diſciplina in Britannia reperta, atque inde in Galliam translata exiſtimatur, & nunc, qui diligentius eam rem cognoſcere volunt, plerumque illo diſcendi cauſſa proficiſcuntur.

Cap. XIV. DRUIDES a bello abeſſe conſueuerunt, neque tributa vna cum reliquis pendunt, militiae vacationem, omniumque rerum habent immunitatem. tantis excitati præmiis, & ſua ſponte multi in diſciplinam conueniunt, & a propinquis parentibusque mittuntur. magnum ibi numerum verſuum ediſcere dicuntur. Itaque nonnulli annos vicenos in diſciplina permanent, neque fas eſſe exiſtimant, ea litteris mandare, cum in reliquis fere rebus, publicis priuatisque rationibus Græcis litteris vtantur. Id mihi duabus de cauſis

ſis inſtituiſſe videntur; quod neque in vulgus diſciplinam efferri velint, neque eos, qui diſcunt, litteris confiſos, minus memoriæ ſtudere: quod fere plerisque accidit, vt præſidio litterarum, diligentiam in perdiſcendo ac memoriam remittant. In primis hoc volunt perſuadere, non interire animas, ſed ab aliis tranſire poſt mortem ad alios: atque hoc ſe maxime ad virtutem excitari putant, metu mortis neglecto. multa præterea de ſideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura, de deorum immortalium vi ac poteſtate diſputant, & iuuentuti tranſdunt.

Die Ueberſetzung ſiehet, nebſt ihrem vorgeſetzten Inhalte, alſo aus:

Von zweyen Geſchlechten der Leut inn Gallier Landt, deren eins (ſo man Druides nennet) geyſtlich, das ander reyſig iſt.

„Nun iſt bei dem allen zu wiſſen, daß in dem „ganzen Gallier Landt zwey Geſchlecht der Leut „ſeind, die etwa fürgeachtet und geehret werden. „Dañ man hielt das Volck gar nahe für Knecht, „das hat für ſich ſelbſt nichts, und wirt iñ keynen „Radt berüffet. Vnder denen ergeben ſich vil den „Edlen, weñ ſie mit frembden Gelt, mit groſſem „Tribut, oder durch Zwang und Mutwill der Po„teſtaten beſchwert werden, vnnd hat man eben die „Recht und Zwang gegen denen, ſo die Herrn ge„gen den Knechten haben. Deren zweyen Geſchlecht „iſt eyns geyſtlich (genannt Druides) das ander „reyſig, und gehören dem erſten die götlichen Ding

„zu, dañ sie gemeine und auch sonderlich Goßdienst „versehen, vnnd die Geistlicheyt auslegen, zu de„nen kompt Kunst halben eyn grosse Anzal Jüng„ling, vnd seind die in grossen Ehren gehalten.

Von den Geistlichen wie sie vrteylen vñ die Ubelthäter straffen, und wo solcher Bericht zu dem ersten erfunden sei.

„Sie unterwinden sich gar nahe aller Zweyung, „sie seyen gemeyn oder sünderlichen, vnd ist etwas „vnrechts oder Todtschlags geschehen; ist Erbung „oder Landschafft halben ein Zweyung, so vrteylen „sie darüber, und setzen Belonung oder peen auf. „Wo dañ etwa eyner, er sey sonder oder eyn ge„meyner, sich nichts an ir Erkantnuß vnd Vr„teyl keret, so verbieten sie im die Opfferung und „den Gotßdienst, das ist bei inen die allerschwerst „Peen. Vnd welchen iñ der gestalt verbotten ist, „werden iñ Zal der Verdampten vnd Uebelthetter, „gehalten. Denen weichen dañ alle Menschen, „seind auch iren Zugang vnd Red (auf daß sie von „der Erbung oder Befleckung keinen Schaden em„pfahen) fliehen. Auch geschicht denen (weñ sie „es schon begeren) keyn Recht, und wirt inen keyn „Ehr gebotten. Vnd welcher vnder denselben Geyst„lichen, so sie nennen Druides, die größte Autho„ritet hat, der ist ir Fürweser vnd Oberster. So „dan der stirbt, saret jm nach in dem Ampt, wel„cher vnder den andern an Würde übertrefflich ist, „oder aber (weñ etwa vil Partheien weren) krigen „sie umb solche öberkeit. Die wonen eyn Zeit des „Jahrs an eynem geweichtem Ort bei den Carnu-

„ten,

„ten, deren Landtschaft das Mittel des ganzen Gal-
„lier Landts ist. Do hin kommen zu Hauff alle die
„Spen vnd Zwitracht haben, vnd seind iren Vrtey-
„len vnd Erkanntnussen gevölgig. Solcher Bericht
„vñ Gewonheyt (als man meynt) ist in Britania er-
„funden, vnd darnach in das Gallier Landt bracht
„worden, vnd welche jetzund solche Ding gründlichen
„erfaren wöllen, die faren gewohnlichen leer vnd Be-
„richts halben dort hin. Derselbigen Geystlichen
„Gewonheyt ist, daß sie nit in den Krieg ziehen,
„vnnd auch nit wie ander Leut Tribut geben; also
„seind sie für Auslegung in die Reyß vnd alle ander
„Ding gefreiet. Zu solchem Bericht vnnd Zucht
„kommen vil eygen willigklich, als sie die Freyheit
„darzu reyßt, vnd werden auch vil von jren Ver-
„wandten und älten darzu geschickt.

Wie die Geystlichen jre Kunst zweyer Vrsach halben nit schreiben, und doch sunst Griechische Geschrifft brauchen.

„Ist die Sag, daß sie vil **Verß und Reimen**
„außwendig lernen, etliche bleiben zwentzig jar in der
„lere, und ist ihr Meynung, es ziem sich nit, daß
„solche Ding geschrieben werden, wiewol sie doch
„sunst in andern gemeynen und sonderlichen Gesch-
„ten garnahe allwegen Griechische Geschrifft brau-
„chen. Ist zu bedenken, daß solches zweyer Vrsach
„halben geschehe. Sie wöllen villeicht nit, daß jr
„Kunst vnder das gemeyn Volck kom, und daß die
„solches lernen, sich nit auf die Geschrifft verlassen,
„vnd dester minder außwendig behalten, alsdann vil
„Leuten gewonlich geschicht, daß sie durch Stewer

der

„der Geschrifft den Fleiß und Gedechtnuß hin las-
„sen.

Wie sie disputiern von Untödlicheyt der Seelen, von dem Gestirn vnd andern Dingen.

„Vor allen Dingen leryen sie beweren, daß die
„Seelen nit zergencklich seien, sonder nach dem Todt
„von eynem in den andern faren, meynend die Men-
„schen werden durch solchs (als sie die Forcht des
„Todts verlaßen) größlichen zu Tugenden gezogen.
„Auch disputieren sie vnd leren die Jüngling vil von
„dem Gestirn vnd seinem Lauff, von des Himmels
„vnd des Erdreichs Größe, von aller Ding Na-
„tur vnd Eygenschafft, auch von Macht vnd Gewalt
„der vntödtlichen Göter.“ So weit Philesius.

Die unter dem Namen des *A. Hirtii* insgemein dem Cäsar beygefügten Bücher vom **Alexandrinischen, Africanischen** und **Hispanischen Kriege** hat der Uebersetzer **nicht von Wort zu Wort**, wie er sagt, **gedeutschet**. Einmal, weil sie **nit so werklich** geschriben wären, daß des Kayſers Bücher sie nit weit übertreffen sollten; und ferner, weil sie auch etliche Dinge enthielten, die in dem **Leben des Kayſers**, wie es aus **Plutarcho gedeutschet** vorne stehe, bereits gemeldet worden. Aber doch, damit sie nicht gar dahinten blieben, hat er aus einem jeden Buche einen kurzen **Auszug** verfertiget, die zusammen neun Blätter ausmachen. Dann fügt er hinzu, **wofür wer es, daß man der Histori Anfang und kein End wüßt?**

COLV-

COLVMELLAE & PALLADII
de re ruſtica.

Das Ackerwerk Lucii Columelle und Palladii, zweyer hocherfahrner Römer, verdeutſcht durch Michael Herren, Liebhabern der freyen Künſte und Arznei. Gedruckt zu Straßburg bey Wenzel Rihel, a. 1538. In klein Fol.

Wir haben dieſes Buch zur Zeit noch nicht ſelbſt geſehen; man hat uns aber berichtet, daß die Ueberſetzung ſehr mittelmäßig gerathen ſey. Der Verfaſſer entſchuldiget ſich ſelbſt, daß er die eigentliche Wörter und Redensarten der Ackersleute, Gärtner, Winzer und Hirten nicht verſtehe; daher ohne dem aus ſeiner Arbeit nicht viel beſonders hat werden können. Er habe hiernächſt oft viele Stellen, ganze Capitel, ja das ganze zehende Buch ausgelaſſen; weil es, wie er ſchriebe, in Verſen vergriffen, und alſo weder nutzlich noch müglich wäre zu verdeutſchen.

PLINII
Panegyricus Traiano dictus.

* Des Römiſchen Conſuls, Caius Plinius Cäcilius Secundus, Lobrede auf den Kayſer Trajanus; überſetzet, mit nöthigen Anmerkungen und den Lebensbeſchreibungen der Kayſer, Domitianus, Nerva und Trajanus, erläutert von Chriſtian Tobias Damm, Conrector des Gymnaſii zu Cölln an der Spree in Berlin, und der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Mitglied. Leipzig 1735 bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, in Octav.

Dieſe

Diese wohlgerathene Arbeit ist erst vor kurzem aus der Presse gekommen. Der gelehrte Herr Verfasser hat in der an unsere Gesellschaft gerichteten Zuschrift verschiedene feine Gedanken von etlichen Pflichten rechtschaffener Uebersetzer überhaupt, zumal der alten lateinischen Scribenten, vorgetragen, die er sich zugleich selbst zu einer genauen Beobachtung vorgestellet hat. Sie sind alle mit einander so beschaffen, daß sie ein jeder vernünftiger Mann billigen muß: Vornemlich aber hat uns diejenige Erinnerung wohlgefallen, und unsern vollkommenen Beyfall verdienet, da er behauptet: die Namen der Römischen Würden deutsch übersetzen zu wollen, sey meist eine unnütze und schädliche Arbeit. Unsere wenigsten Uebersetzer haben ihr bisher gefolget, und dieselben entweder durch ganz neu erfundene, und eben daher gar selten genug deutliche und verständliche, oder aber durch solche Wörter übersetzet, die zwar in Deutschland üblich sind, keinesweges aber die Begriffe der alten Römischen Ehrenämter erschöpfen, als die einen himmelweiten Unterscheid von den unsrigen haben. Wie abgeschmackt klingt es nicht, wenn einige Interrex durch **Nothkönig**, Tribunus plebis durch **Zunftmeister**, Consularis durch **Schaltbürgermeister**, Censor durch **Zuchtmeister** ꝛc. ꝛc. erklären? welche deutschen Wörter insgesamt gar nicht bedeuten, was sie bedeuten sollten. Zwischen einem römischen **Senator**, und einem deutschen **Rathsherren** ist gar wenig Vergleich; so wenig als zwischen einem Polnischen. Der Türken ihren **Vezier, Aga, Mufti**, und andere Staatspersonen, wird niemand im rechten Ernste deutsch zu übersetzen

seßen sich bemühen; sondern sich ihrer, wie er sie findet, bedienen, dagegen aber die Unwissenden ein vor allemal erinnern, was sie zu bedeuten haben. Warum sollte man es demnach nicht mit den Römischen in einem gleichen Falle eben also halten?

Herr **Damm** hat dieses wohl in Acht genommen, und seinen Römern, gleichwie ihre eigentliche Ehrentitel, also auch ihr nachdrückliches **Du** gelassen. Weil auch überdieß in dieser **Lobrede** nicht wenige Stellen vorkommen, wie es in alten Schriften öfters geschieht, die auf etwas zielen, das zwar vor dem üblich gewesen, aber heute zu Tage bey uns nicht mehr im Brauche ist; oder, das in anderen Schriften theils ausführlicher, theils mit etwas veränderten Umständen, erzählet wird: So hat der Verfasser sich die rühmliche Mühe genommen, dieselben insgesammt durch beygefügte nüßliche **Anmerkungen** in ihr gehöriges Licht zu seßen, und sie einem jeden Leser recht verständlich zu machen. Darunter sind auch einige Critische befindlich, in welchen die von ihm unter verschiedenen Lesarten erwählte, jedesmal gerechtfertiget wird; ob er wohl sonst sich hauptsächlich nach der **lateinischen Ausgabe** des **Justus Lipsius**, und dessen Anmerkungen gerichtet, aber auch zugleich andere Ausgaben nebst der **Französischen Dollmetschung** des Herrn *Sacy* damit verglichen hat.

Die vorangeseßte **Lebensschreibung** der drey **Kayser, Domitianus, Nerva und Trajanus**, ist mit gutem Fleiße verfertiget, und vor der **Lobrede** selbst nicht ohne Nußen zu lesen. Herr **Damm** war anfangs Willens, dieselbe viel ausführlicher und

gründ-

gründlicher aus Münzen, Aufschriften und andern zerstreuten Nachrichten auszuarbeiten, als sie hier erscheinet; er ist aber hernach an Ausführung dieses Vorhabens verhindert worden. Man muß dieses darum merken, weil er einigemal in den **Anmerkungen** den Leser zu weiterer Nachricht auf diese **Lebensbeschreibung** angewiesen hat; da doch jetzo bey der gegenwärtigen Verfassung derselben davon nichts sonderbares zu finden seyn möchte.

Von der Uebersetzung selbst allhier unsere Gedanken zu sagen, oder daraus eine Probe herzusetzen, ist vor dießmal um so viel weniger nöthig, je leichter es den Liebhabern solcher Art von Schriften fällt, sich das Buch selbst anzuschaffen und zu beurtheilen. Inzwischen werden sie so viel wahrnehmen, daß sich Herr **Damm** alle Mühe gegeben habe, den Text des **Plinius** in seiner wahren Gestalt darzustellen, und im Deutschen, so viel möglich war, weder mehr, noch auch weniger zu sagen, als sein Autor haben wollte und selbst gedacht hatte. Er hatte nemlich darfür geserget, daß die prächtigen und geistreichen Gedanken seines Redners nichts von ihrer Stärke verliehren, noch durch viele Umschreibung kindisch und frostig gemacht werden möchten, auch seine natürliche und nachdrückliche Kürze niemals einem aufmerksamen Leser dunkel oder verdrüßlich würde. Mit einem Wort: Er wollte verschaffen, daß diese Schrift nicht nur eine Rede, sondern die **Rede des Plinius** selbst, auch in deutscher Sprache verbleiben sollte.

SENE-

SENECAE
Scripta varia.

Senecae Flores, **des Seneka Weißheit-Lehr- und Tugend-Blumen** ꝛc. ꝛc. zwey Theile, Leipzig 1661. 12.

Es iſt dieſes keine eigentliche und wörtliche Dollmetſchung der allermeiſten Schriften und Briefe des Seneca, (ausgenommen die *Quaeſtiones naturales*, davon nur das andere Buch mitgenommen iſt); ſondern nur ein kurzer Auszug daraus, wie ihn der Verfaſſer, **Samuel von Butſchky und Rutinfeld auf Ilniſch**, auf dem Titel ſelbſt nennet. Er läßt vieles aus, was ihm nicht zu ſeinem Vorhaben dient; manche Stellen zieht er zuſammen, und manche dehnt er hingegen wieder nach ſeinem Gefallen aus. Die hin und wieder vorkommenden Stellen aus Poeten, hat er gleichfalls in Reimen gebracht. Sonſt iſt er in ſeiner Rechtſchreibung ein eifriger Jeſianer. Lächerlich iſt bey dieſem Buche, daß an ſtatt der Rubric durchaus auf einem jeden Blatte die Worte ſtehen: **Zu finden im Perfertiſchen Buchladen.**

De tranquillitate animi.

L. Annäus Seneca von der Gemüthsruhe; überſetzt von J. G. Lottern.

Dieſe Ueberſetzung ſtehet in der zweyten Auflage des erſten Theiles der **Eigenen Schriften und Ueberſetzungen der D. Geſellſchaft**, p. 645-699.

TERENTII
Comoediae Sex.

* **Publii Terentii Aphri, ſechs verteutſchte Comedien, auß eygen angeborner Lateiniſcher Spraach auffs trewlichſt transferiret. Durch**

Valentinum Boltz von Russach. Gedruket zu Tübingen durch Vlrichum Morhart 1544. 8.

Auf der umgewendeten Seite des Titelblates lieset man folgendes:

Das Buch spricht:

Ihr schülerlin nun kommen har.
Dann ich gehör in euwer schar.
Mit euch will ich mein Kurzweil han.
Und euch in meinen wolluſt lan.
Da wöllend wir die plümlin syn.
Mit allem Wolluſt tragen hyn.
An unſern tiſch, an unſer Bett.
Vnd wo wir ſind an aller ſtett.
Wenn ihr meins geſchmaks nun werden vol.
So wurd euwer Zung reden wol.
In ſchul, im hauß, und allenthalb.
Dann ich bin zwar die herze ſalb.
Die euch ein ſolches geſpräch herbringt.
Daß es in aller Welt erklingt.

Könnte wo irgend was tröſtlicheres gefunden werden als dieſe holdſelige Anrede?

In der an den edlen und veſten Fritz Jacob von Anweil, Wirtenbergiſchen Obervogt der Stadt Tübingen, gerichteten Epiſtel, kömmt ungefehr folgendes vor, das uns anzumerken dienlich ſcheinet. Gleich der Anfang dieſer Zuſchrift iſt über die maſſen luſtig, und in der wahrhafften Leib- und Mundſprache des Sancho Pancha, bey dem Don Quixotte, abgefaſſet. „Es iſt, ſchreibt Herr Bolz, ein gemein ſprichwort, „Vbelberitten, will allweg da vornen ſeyn; alſo „möcht vielleicht von mir auch billich bey verſtendi„gen geredt werden, daß ich mich deſſen unterſtande, „das mir doch mit keiner authoritet zuthun befolhen

„iſt.

„ſt. Denen gib ich dieſe freundliche antwort: einen „yeden dunke daß ſein eul ein falk ſeye, ſo ſchwür auch „ein aff tauſend eyd, ſein kind wer auch nit ſo häß„lich. alſo will ich gern deren kauz und aff genennet „ſein, ſo ferr bei der armen verweißten Jugend „diß mein Arbeit etwas nutzes bringen mag; ꝛc. ꝛc. Er fährt fort: „hab ich deſto käker diſen Edlen la„teiniſchen Poeten Terentium därffen angreiffen, „daß er mich Teutſchen genugſam mit im laß erſpra„chen, und nit verübel aufnehme, daß ich im ſeine „boſſen, manier, weiß und geberd abconterfey.„ Darauf liſt er den **dukmauſern** einen Text, die über dem mangel einer fremden arbeit gewohnt ſind zu pfuchzen; von ſich aber ſetzt er hinzu; er hätte „diſes aus keiner ehrgirigkeit und falſchen ruhm ge„than, ſondern den armen ſchülerlin zum beſten ſo „nit allweg mögen interpretes haben, daß ſie ſich „darinn ſelbs treiben und üben mögen, und wort auf „wort, cola auf cola, Comata auf Comata, Perio„dos auf Periodos appliciren und vergleichen mögen. „deshalben er auch ſein Translatz, bey geſundener „eigenſchafft des lateins, ſo vil immer müglich, ha„be laſſen bleiben. Einige groblautende wörtlin, „als Leno, Eunuchus, Meretrix, habe er nit allweg „mit umſtendiger ſchweiffred wöllen verteutſchen, „ſondern gelaſſen, wie ſie ſelbs heißen.„ wenn er ſehe, ſagt er weiter, daß er vor den verachtern bleiben „mag, woll er mit Gottes hilff diſen **Terentium** „auch **in Reymen** ſtellen, daß man daraus teutſche „kurzweilige Comedias mög ſpielen, damit nur die „art und meinung des lieblichen Terentii der Jugend „wol fürgebildet werd.„ Er meint zwar, daß ſich

etliche ungelerte verwehnte Teologi darab streußen „werden, daß er als ein kirchendiener, (denn er ist „damals Diaconus zu Tübingen gewesen) sich sol„cher weldfreydiger, schimpfiger, fleichschli„cher Matery unternehme.„ Allein disen gibt er „zur Antwort: Er hätte aus Virgilio, Terentio, „Plauto und anderen heiden das Evangelium lernen „versten, und doch nit iren glauben und leichtfertig„keit angenommen. Gott habe uns die freyen Künst „durch die gelerten heiden gegeben, und wer die ver„achte, der verachte Gott selbst. ꝛc. ꝛc.„ Endlich verdienen die Worte, mit denen er beschließt, annoch hergesetzt zu werden:

„Aber das ist das alt gifft und pestilentzisch übel, „daß wir Teutsche nie vil acht auf unser Mut„tersprach gehabt haben, wie sie gepflanzt „und aufbracht ward; die ja gleich ire facundiam „und zier so wohl hat als andere sprachen. wer es „erfaren will, der besehe und lese den verteutschten „Josephum, Senecam, Officia Ambrosii, „und vil trefflicher autores, die der hochberedt mann „deutscher Nation, doctor Caspar Hedio zu Straß„burg verteutscht, und in wunderbarlichen wolstand „teutscher Zungen bracht hat. darab werden auch „vil stolzgelerte murren und sagen, es sey nit „löblich, daß man alle Ding also in teutsche „Sprach bring; das latein werd dardurch „verachtet. Ich sag nein darzu. Es ist der latei„nischen sprach ein trefflicher ruhm und hoher preiß, „daß sie so hohe wunderbarliche ding hinter ihr ver„borgen hat gethan, und macht uns teutschen, daß „wir erst anfahen unser eigen Sprach regulieren und „wolstellen.„

Von

Von der Ueberſetzung ſelbſt kürzlich unſere Meynung zu ſagen, ſo würde es allerdings gut geweſen ſeyn, wenn Herr Bolz ebenfalls ſo viel deutſch, als latein, verſtanden hätte. Sein Verſprechen, genau bey dem Texte zu bleiben, hat er mehr als zu ſehr erfüllet; iſt aber eben dadurch ſeinen Schülerlin ſo wohl als andern Leſern nothwendig unverſtändlich worden. Er hat ſich auch keinesweges der ſchwäbiſchen und insbeſondere der wirtenbergiſchen Provinzialwörter und Redensarten, wie es ſich gehörte, enthalten, auch vielleicht ſelbſt unterweilen nach eigenem Gefallen neue Wörter geſchmiedet, die man ſonſt nirgends finden wird. Wir wollen nur einige kurze Stellen aus der erſten Handlung der Andria zur Probe anführen:

Carnifex quae loquitur?

Was redt der Fleyſchverkauffer?

Sed nunc ea me exquirere iniqui patris eſt.

Aber yetzunder ſolches zu erfrägten, ſtat ein unfreundlichen vater zu.

Omnes qui amant, grauiter ſibi dari uxorem ferunt.

Alle die da bulen, leidens ſchwärlich ihnen gegeben werden ein eerweib.

Davus ſum non Oedipus.

Ich bin Davus und nit Oedipus des räters meiſter.

Si ſenſero hodie, quidquam in his te nuptiis fallaciae conari, quo fiant minus, aut velle in ea re oſtendi, quam ſis callidus? verberibus caeſum te in priſtinum, Daue, dedam vsque ad necem, ea le-

ge atque omine, vt, si te inde exemerim, ego pro te molam.

Wurd ichs heut gewahr, dich Davum zu vnderstan etwas betruglichs in disem hochzeit, auf daß es minder geschehe, oder das du wölleſt in disen handel erzeigen wie geschesyd du seyeſt o Dave, so wurd ich dich ergeben in die mûle mit streichen geschlagen, biß auff den todt, mit dem verding und warzeichen so ich dich wider heraus wurd kaufsen, will ich für dich malen.

Pol und Hercle, heissen bey ihm immer, bey Pol, bey Hercle, oder auch bey Götzle. u. ſ. w.

VIRGILII
Poemata.

* Publii Virgilii Maronis, des nie genug gepriesenen lateinischen Poeten Gedichte; als, die zehen Hirten-Lieder: vom Haus- und Feldwesen vier Bücher: wie auch von des Trojanischen Fürsten Aeneae Kriegs- und andern Heldenthaten zwölff Bücher; so in ungebundene hochteutsche Red übersetzt Johan Valentin, des Gymnasii zu Frankfurt am Main weil. Rector. Frankfurt 1697. 8.

Von den Umständen des Verfassers ist uns dermalen mehr nicht bekannt, als daß er bey nahe funfzig Jahr an der Stadtschule zu Frankfurt als Rector gedienet habe. Es ist dieses die zweyte Auflage seiner Dollmetschung des Virgilii; und deswegen veranstaltet worden, weil man sie nach Abgang der ersten, vom Jahr 1660. auf den meisten Gymnasiis

in

in Deutſchland jederzeit ſehr verlanget und begehret haben ſoll. Herr **Valentin** iſt darinn unrecht daran, daß er in der vorgeſetzten Erinnerung an den Leſer meynet, es habe ſich **vor ihm noch niemand** unterſtanden den *Virgilium* **deutſch** zu überſetzen. Denn daß dieſes von verſchiedenen geſchehen ſey, erhellet aus unſeren beyden obigen Verzeichniſſen. Sonſt glaubt er ſelbſt, es dürfte ſeine Dollmetſchung vielen hie und da in etwas gezwungen, und die Eigenſchaft deutſcher Zungen Wohlredenheit, wie er ſich erkläret, zuwieder vorkommen. Allein er entſchuldiget ſich damit: Er hätte bey dieſer Arbeit nicht ſo ſehr auf die Zierde und hochhergeſuchte Redensarten **der von Tag zu Tag zierlich ſich erweiterenden deutſchen Sprach**; als auf die Nutzbarkeit der Studirenden, und vielmehr auf den Wortverſtand, als die **hochdeutſche Zunge** in dieſen Poeten ſuchende Jugend, geſehen; und ſich bemühet ſie alſo einzurichten, daß Junge, in Leſung alter Autoren, und zumal hochgehender Poeten, annoch unerfahrne Menſchen ſich ihrer, ſtatt eines Commentarii, mit Nutzen bedienen könnte. Doch will er neben der **ſprachbegierigen jungen Welt**, auch andere der lateiniſchen Wohlredenheit unkündige, aber zu dieſen und andern poetiſchen Erzehlungen ein abſonderliches Belieben tragende von dieſem Werke, welches er nicht ohne vielfältige Mühe und emſiges Nachſinnen verfertiget, keines weges ausgeſchloſſen haben. Diejenigen aber, welchen der **edlen hochdeutſchen Sprache Zierd** mehr anſtändig iſt, verweiſt er auf andere bequemere Mittel und Schriften, an denen er ihnen, um auch dieſen Zweck zu erreichen, nicht

ermangeln werde. Wir wollen, um unseren Lesern einen Geschmack von der Bemühung des ehrlichen Herrn **Valentins** zu geben, den Anfang des **vierten Buches der Aeneis** nach seiner **Uebersetzung** hier einrücken; den wir auch um desto lieber zu diesem Endzwecke erwählet haben, je schönere Stellen sonst darinnen vorkommen, die ein Meisterstück dieses grossen Dichters mit Recht heissen können.

„Da er nun dieses erzählet hatte, wird die Königin Dido in ihrem Herzen hart verwundet, quälet sich sehr umb denselbigen, und brennet heimlich vor Lieb. Sie betrachtet deß vortrefflichen Helden grosse Tapfferkeit und das hohe Geschlecht: Gedencket stets an seine Schöne und Beredsamkeit: Ihre Glieder können vor Sorg nicht sanft ruhen. Der ander Tag kam herbey, und die Nacht war vergangen; da sie von Lieb gleichsam unsinnig ihr vertraute Schwester also anredete: Meine liebste Schwester Anna, was vor seltzsame Träum erschrecken mich? der ich nicht weiß was ich thu? Was ist doch vor ein neuer Gast in unserm Schloß ankommen? Was vor ein schöne Gestalt hat er? Wie tapffer und gewaffnet ist er? Ich glaube fürwahr, und bin nicht unrecht dran, er sey auß dem Stamm und Geschlecht der Götter; an der Forcht erkennt man niedergeborne Hertzen: Behüt Gott, was hat der Mensch ausgestanden! von was Kriegen, darinnen er gewesen, sagt er? Wann ich mir nicht in meinem Hertzen steif und fest hätte vorgenommen, mich nicht wieder in Ehestand zu begeben, nachdem mich die erste Lieb durch den Tod meines Ehgemahls Sichæi dargesetzt und betrogen: Wann ich nicht des Ehstands wäre überdrüssig gewesen,

weſen, ſo hätte ich vielleicht dieſe einige Thorheit können begehen. Dann ich will dir bekennen, meine liebe Schweſter Anna: Nach dem traurigen Ableben meines Ehgemahls Sichæi, und nach Zerſtörung unſerer Hauß-Götter, durch den Bruder-Mord, ſo Pygmalion an meinem Ehegemahl begangen, hat mir dieſer Fürſt Æneas meinen Sinn allein gelencket, und gemacht, daß ſich mein Gemüt geändert. Ich empfinde wiederum eine Lieb bey mir, wie ich vorzeiten zu meinem Sichæo hatte; aber ich wolte, daß mich eher die Erde verſchlünge, oder der Gott Jupiter mit ſeinem Donner hinunter ſchlüge, hinunter in die feurige Höll deß Erebi, und in die tieffe Finſterniß hinein, ehe ich dich ſolt verletzen, du heilige Ehr! und deine Geſetz brechen! Er der Sichæus, der mich zu erſt hat zur Ehe gehabt, hat mir meine Lieb genommen: Der mag ſie bey ſich haben, und in ſeinem Grab behalten. Unter dem Reden hat ſie geweinet, daß ihr die Thränen in den Schoß gefallen.

Ihr Schweſter Anna aber antwortete ihr hingegen: O liebe Schweſter und Königin Dido, die du mir, deiner Schweſter, lieber biſt als der Tag! wilt du dich verzehren, indem du einſam all dein junge Tag mit Trauren hinbringeſt? Wilt du nicht wiſſen, was es vor ein Freud umb Kinder, und lieblich Ding umb den Ehſtand ſey? Meyneſt du, daß dieſe Ding die Verſtorbene und Begrabene achten? Laß ſeyn, es haben dich Trübſelige vor dieſem keine Mansleut können zur Ehe bewegen; auch nicht Iarbes, der König in Mauritanien, welcher dem Land Lybien und der Stadt Tyro ſehr verhaßt, und andere Fürſten, welche in dem ſtreitbaren Africa wohnen; wiltu dann auch jetzunder

diesem Fürsten, der die gefällt, widerstreben? und gedenckestu nicht dran, in was vor einem Land du wohnest: Auff einer Seite beschliessen dich die Getulische Städte, welche Völker im Krieg unüberwindlich sind, die unbändige Numidæ und unbewohnten Syrtes: Auf der andern Seiten ein hitziges dürres Land, und die weit und breit um sich streiffende Völcker Barcæi. Was soll ich von den Kriegen, welche von der Statt Tyro zu befürchten, und die Drohungen deines Schwagers Pygmalionis sagen? Fürwar ich halt dafür, daß die Trojanische Schiff durch den Wind, auß sonderlicher Schickung Gottes, und Vorsehung der Göttin Junonis hieher getrieben worden. Mein liebe Schwester Dido, was vor ein Stadt wirstu sehen daß Carthago wird werden? wie wird dein Königreich durch diesen Heyrath zunehmen? in was vor grosser Herrlichkeit werden die Sachen zu Carthago stehen, wann die tapffern Trojaner werden darzu stossen? Bitte du nur die Götter umb Gnad, und, wann du sie mit Opffern versöhnet hast, so beherberge diese Leut, und halte sie auff, alldieweil das Ungewitter auf dem Meer sehr wütet, der Regen-bringende Orion noch am Himmel ist, die Schiff zerrissen, und das Wetter gar ungestümm ist.

Mit dieser Rede hat sie derselben das verliebte Hertz mit noch grösserer Lieb entzündet: Ihrem zweifelhafftigen Sinne eine Hoffnung gemacht, und ihr die gelobte Keuschheit außgeschwätzet. Vors erste verfügen sie sich in den Tempel, und erkündigen bey den Altären, durch die Opffer, ob die Götter darzu verstehen wollen, sie schlachten dem Gebrauch nach der Göttin Cereri, welche den Carthaginensern ihr

Gesetz

Geſetz hatte gegeben, und dem Gott Apollini, und dem Gott Baccho, vor allen andern Göttern aber der Göttin Junoni, welche vor den Eheſtand ſorget, außerleſen Opffer-Vieh. Die ſchöne Königin Dido, welche in ihrer rechten Hand einen Becher hielte, geuſſet denſelbigen voll Wein mitten zwiſchen die Hörner einer weiſſen Opffer-Kuh; oder gehet bey den Altären, darauf die Opffer geſchahen, vor den Bildnuſſen der Götter auff und nieder; und bringt den ganzen Tag mit Opffern zu. Indem ſie nun ſehr eiferig iſt, auff die geöffnete Rümpffe der Thier, ſuchet ſie Rath auß den friſchen Eingeweiden. O ihr unverſtändige Prieſter! was helffen doch die unſinnige Königin Dido die Opffer, und die Tempel der Götter? unterdeſſen verzehret in ihr die Liebes Flam̃ Marck und Bein, und die heimliche Wunde in ihrem Herzen erbuſet. Die unglückſeelige Königin Dido iſt vor Lieb entbrandt, ſtreicht in der gantzen Statt umbher, wie ein unſinnig Menſch; Gleichwie ein geſchoſſene Hindin, welche der Jäger im Nachſtellen mit einem Pfeil von fernem, da ſie ſichs nicht verſehen, in einem Wald der Inſul Cretæ getroffen, und den Pfeil in ihr laſſen ſtecken, unwiſſend, daß er ſie getroffen; ſie die Hindin lauffet darvon, durch daß Wildnüß und Gebürg Dicte, der tödtliche Pfeil aber ſteckt ihr in der Seiten. Bald führet ſie den Fürſten Æneam mitten durch die Statt, und zeiget ihm die Schätze, ſo ſie aus dem Land Sidonia hatte mitbracht, und die erbauete Statt Carthago. Fängt an zu reden: und mitten in der Red ſchweigt ſie wieder ſtill: Bald da es Abend wird, ſtellet ſie ein Mahlzeit an, und die Närrin begehrt wiederumb

derumb von den Thaten und Schiffahrten der Trojaner zu hören; und ligt dem Fürsten Æneæ von neuem an, solches zu erzehlen.

Darnach, da sie von der Mahlzeit auffgestanden, und nunmehr der Mond die dunkele Nacht erleuchtet, und das untergehende Gestirn zum Schlaff reitzet, ist sie allein Leidmütig im öden Hauß, und ligt auff den leeren Bettern, sie abwesend thut, als wann sie den abwesenden Fürsten Æneam höre und sehe; oder als wann sie den Ascanium in ihrem Schloß hielte, durch das Bildnüß seines Vaters, dem er sehr gleich sahe, betrogen, ob sie ihr die unaussprechliche Lieb, auß dem Sinn schlagen könte: Die angefangene Thürn werden nicht aufgeführet: Die junge Mannschaft übet sich nicht in Krieges-Sachen: man bauet weder an den Hafen, noch Bollwercken, daß man vor feindlichem Anlauff sicher wäre: Der gantze Bau bleibet stecken, und die angefangene Mauren, deßgleichen die hohe Gebäu, wollen wieder über einen Hauffen fallen.

So bald die Göttin Juno, deß Gottes Jovis liebes Ehegemahl, vermerket, daß die Königin Dido durch solch Unheil gehalten wird, und daß ihr gut Gerüchte der Unsinnigkeit nicht wehren kan, redet sie die Göttin Venerem mit solchen Worten an: Du und dein Sohn Cupido machet euch ein stattlich Lob! und bringet ein grosses Interesse darvon! Es ist ein grosser und denckwürdiger Ruhm, wann ein Weib durch List zweyer Götter überwunden wird! Ich weiß gar wol, daß du dich vor unser Stadt geförchtet, und den Bau der hohen Stadt Carthago vor verdächtig gehalten hast: Aber was wird vor ein End unser

Feind-

Feindſchafft werden? oder wozu iſt ein ſolcher Zanck vonnöthen? Laßt uns vielmehr einen ewigen Frieden, und neue Hochzeit machen: Du haſt ja was du gewünſchet haſt. Die Königin Dido brennet ganz vor Lieb, und hat ſolche Unſinnigkeit, bey ihr ganz laſſen einwurtzeln. Derowegen laßt uns diß Volk, welches nun ein Volk iſt, mit gleicher Macht oder Herrſchaft regieren: Laſt uns dem Fürſten Æneæ auß Phrygia behülfflich ſeyn, daß er ihr Ehemann werde. Ich will deiner Gewalt die Tyrier, daß du ſie ihm zur Brautſteuer gebeſt, gern untergeben.

Die Göttin Venus, (dann ſie hat wohl vermercket, daß ſie aus heuchliſchem Hertzen geredet, damit ſie das Land Italien möchte in Lybien verwenden) hat ihr hergegen alſo geantwortet: Wer wolte ſo thöricht ſeyn, der das abſchlüge, oder lieber mit dir wolte Krieg führen? Wann nur bey dem Werck, welches du mir jetzund erzehleſt, Glück wäre. Aber ich weiß nicht, was die Götter haben beſchloſſen; ob der Gott Jupiter wölle, daß die Tyrier und Trojaner eine Stadt ſollen haben, und ob er einen Gefallen daran habe, daß ſolche Völcker eins werden, oder Verbündnuß mit einander hätten. Du biſt des Gottes Jovis Ehegemahl, dir will gebühren, mit Bitten deſſen Gemüth zu erforſchen, fahr fort, ich will dir nachfolgen.

Da gab ihr die Himmel-Königin Juno dieſe Antwort: Ich will ſolche Mühe auf mich nehmen: Höre mir zu, ich will dich mit wenigen berichten, auff was Weis geſchehen könne, was wir jetzunder vorhaben. Der Fürſt Æneas und zugleich die armſee-

lige

lige Dido, haben für, in den Wald auff die Jagd, so bald Morgen die Sonn wird auffgehen, und den Erdboden beſcheinen, zu reiten; über dieſe will ich von oben herab einen dunckelen Regen, mit Hagel vermiſcht, indem die Reuter eilen, und den Wald mit Garn umbſtellen, außgieſſen, und die gantze Lufft mit Donner bewegen. Da wird ſich das Volck verlauffen, und wegen deß dunckelen Ungewitters wird man es nicht mehr ſehen. Die Königin Dido, und der Fürſt Æneas werden in eine Höl zuſammen kommen; ich will alsbald darbey ſeyn, und wann ich deines Willens verſichert bin, ſie ehelich miteinander verbinden, und ſie ihm zu eigen geben; das ſoll der Hochzeit-Tag ſeyn. Die Göttin Venus thut, wie die Göttin Juno begehrt, legt ſich nicht darwider, ſondern weil ſie eine ſolche Liſt erfunden, lachet ſie.

Unterdeſſen fängt es an Tag zu werden, und die Sonn geht herfür: Die junge Herren und Waidleut machen ſich zur Pforten hinauß; man bringt die Jäger-Garn, die Fedder-Lappen, die breiten Schwein-Spieß daher! Die Libyſchen Reuter bringen mit Hauffen der Pforten hinauß, und ein groſſe Menge Jagdhund. Die Fürſten oder vornehme Herren zu Carthago warten hauffen vorm Schloß auff die Königin, welche ſich etwas verweilete in ihrem Zimmer; ein Klepper ſteht fertig, gezieret mit Purpur und Gold, und käuet vor Muthigkeit am Zaum, daß es ſchäumet. Endlich kommt ſie herauß, begleitet mit einem groſſen Hauffen Diener, umbgeben über ihren Sydoniſchen Jäger-Rock mit einer geſtickten Scherffe: Hatte einen güldenen Köcher auff ihrem Rücken hangen; Ihre Haar waren mit

einem

einem güldenen Band zuſammen gebunden und geflecht; Ihr Purpurfarbes Kleid war mit güldenen Klammern oder Hafften zuſammen gekräpfft. Deßgleichen kommen daher die Trojaner, und der fröhliche Printz Julus Aſcanius: der Fürſt Æneas ſelbſt, welcher unter allen der Schönſte war, reit auch in der Ordnung, und ſtöſſet ſeinen Comitat darzu: Eben als wann der Gott Apollo, wann er die kalte Inſul Lyciam, und den Fluß Xanthum verläſt, und ſeiner Mutter der Göttin Latonæ Inſul Delum beſuchet, und fängt einen Tantz an; und die Cretes, und die Dryopes, und die bundgekleideten Agathyrſi oder Scythen, durch-einander, ſingen ihre Lobgeſänge um die Altär her. Er der Gott Apollo gehet auff den Berg Cynthium in Delo, ſtreichelt ſein Haar, welches ihm umb den Kopff fleugt, drücket daſſelbe mit einem zarten Lorbeerzweig nieder, und flechtet Gold darzwiſchen. Man höret die Waffen auff ihren Schultern klingen; nicht ſchlechter, als der Gott Apollo, ritte der Fürſt Æneas daher; eben ein ſo groſſe Schönheit leuchtet von ſeinem herrlichen Angeſicht.

Als ſie auff das hohe Gebürg, und in das dicke Geſträuch kommen, ſiehe, da lauffen oben vom Gebürge herunter wilde Geiſſen und Gemſen, welche auffgetrieben worden waren; an einem andern Ort, ſtreichen mit ſchnellem Lauffen durch das weite Feld viel Hirſche, ſo in der Flucht einen groſſen Staub machen, und das Gebürg verlaſſen: Aber der junge und luſtige Printz Aſcanius hält mitten in dem Thal auff einem muthigen Pferd, und übergehet bald dieſen, bald jenen Hirſchen im vorüber lauffen; will lieber, daß ihm

unter

unter den forchtsamen Thieren ein schäumend wild Schwein möchte auffstossen, oder ein gelber Löw vom Berg herunter streichen.

Unterdessen fängts an in der Lufft grausam zu donnern: Darauff erfolget ein grosser Platz-Regen mit Hagel vermischet: Da haben auß Forcht hin und wieder im Wald der Königin Dido Leut, die Trojanische Ritterschafft und Ascanius, der Göttin Veneris Enckel, Schirm gesuchet: Das Wasser laufft häuffig von den Bergen herunter: Die Königin Dido, und der Fürst Æneas von Troja, kommen in eine Höl zusammen. Beydes die Erde, und die Hochzeit-Göttin Juno, geben zu erst Zeichen von sich: Es hat gewetterleuchtet, und die ganze Lufft ist hell worden, weil sie von solcher Ehe gewust, und die Nymphæ haben auff dem Gebürg ein Hochzeit-Lied gesungen. Dieses ist der erste Tag, welcher Ursach gewesen an ihrem Tod, und der erste an all ihrem Unglück. Und die Königin Dido läst sich weder durch Schand noch Nachrede bewegen; hält auch nicht mehr ihre Lieb heimlich; sie nennets eine Ehe; mit diesem Nahmen beschönet sie ihr Ubelthat.

Alsbald gehet die Göttin Fama, oder Landplatz durch die grosse Städte des Landes Libyen: Eben die Göttin Fama oder Landplatz, welche ein schädlich Kraut ist, so an Schnellheit ihres gleichen nicht hat: Ist sehr unbeständig, und in dem sie fort gehet, bekommt sie neue Kräffte: Erstlich ist sie klein-Lauts aus Forcht: Bald wird sie sehr groß: Sie gehet daher auff dem Erdreich, und verbirget ihren Kopff in die Wolken. Wie man sagt, so hat die-

dieselbige die Erden gebohren, auß Zorn der Götter, als die letzte Schwester: Den Himmel-Stürmern Cæo und Encelado zu Ehren, mit geraden Füssen und geschwinden Flügeln. Ein abscheulich groß Wunderthier, welches, so viel es an seinem Leib Federn hat, (welches wunderbarlich zu sagen,) so viel wachsame Augen hat es darauff, so viel Zungen, so viel Mäuler reden, so viel Ohren recket es in die Höhe: Deß Nachts fleucht es mitten unter dem Himmel, und rauschet daher in der dunckelen Nacht, begibt seine Augen nicht zum süssen Schlaff; Im Tag sitzet es, und mercket auff, entweder auff vornehmer Leut Häusern, oder in grosser Herrn Schlössern, und erschröcket grosse Städte: Es sagt eben so wol was böß und erdicht, als was wahr ist. Da erfreuete es sich, daß es ein solches erfunden, und mit vielfältigen Reden alle Länder erfüllet hatte, und erzehlete zugleich was geschehen, und nicht geschehen war: Wie der Fürst Æneas auß Trojanischem Geblüth gebohren, kommen wäre, mit welchem Helden jetzt die schöne Dido sich liesse verehlichen. Nun brächten sie den langen Winter, mit allerhand Freuden und Kurtzweil zu, vergässen ihrer Regierung, und wären mit schändlicher Lieb umbfangen. Solches breitete diese garstige Göttin Fama allenthalben unter die Leut auß.

VIRGILII Aeneis.

Von der Uebersetzung der **Aeneis eines Ungenannten**, deren wir in der **ersten Fortsetzung** unsers **Verzeichnisses**, in dem III. Stücke dieser **Beyträge** pag. 493. S. gedacht haben, sind der

Gesellschaft noch zwey neuere Ausgaben unterdessen eigen worden; davon es genug ist die blossen Titel allhier anzuzeigen. Der erste heißt:

* Vergilii Maronis dreyzehen Bücher, von dem tewren Helden Enea, was der zu Wasser und Land bestanden ꝛc. Zu Frankfurt 1562. 8. Der andere ist:

* Virgilii Maronis zwölff Bücher: Item das Buch Maphei von dem thewren Helden Aenea, was der zu Wasser und Land bestanden ꝛc. Gedruckt zu Jehna, durch Johann Weidnern, anno 1606. 8.

Es ist dieses im Grunde die Arbeit Magister Sprengens; die andere nach ihm haben verbessern wollen: Daran aber haben sie nicht recht gehandelt, daß sie seinen Namen ganz unterdrücket.

VITRVVII
de Architectura libri decem.

* Vitruvius. Des allernahmhafftigsten vnnd Hocherfarnesten Römischen Architecti und kunstreichen Werk oder Bawmeysters, Marci Vitruvii Pollionis, zehen Bücher von der Architectur und künstlichen Bawen. Ein Schlüssel und einleytung aller Mathematischen und Mechanischen Künst, scharpffsinniger fleissiger Nachtrachtung oder Speculation künstlicher Werk: auß solchem hohem Verstand, rechten Grundt, satten und gewissen Fundament aller löblichen Künst, dermassen fleißig und ordenlich in Schrifften verfasset,

ſet, daß hierinnen ein jeder kunſtbegieriger Leſer der Architectur und Bauwerks unterwiſen wirt, und der Architectur angehörigen Mathematiſchen und Mechaniſchen Künſten ein rechten Verſtand leichtlichen erlernen und faſſen mag. Alles mit ſchönen künſtlichen Figuren und Antiquiteten, und ſonderlichen Commentarien zu mehreren Bericht und beſſeren Verſtand gezieret und erkleret. Allen künſtlichen Handwerken ꝛc. zu ſonderlichem Nutz und vilfeltigen Vortheil, erſtmals verteutſcht und in Truck verordnet, durch D. Gualtherum H. Riuium, *Medicum & Mathematicum.* Vormals in deutſche Sprach zu transferiren, noch von niemand ſonſt underſtanden, ſonder für vnmüglichen geachtet worden.*) Getruckt zu Baſel durch Sebaſtian Henricpetri 575. fol.

Die von uns beliebte alphabetiſche Ordnung räumet zwar dieſem deutſchen Vitruvio die allerletzte Stelle ein. Allein, wir können mit Grunde der Wahrheit verſicheren, daß er unter allen denen bisher von uns erzehlten verdeutſchten alten lateiniſchen Autoren, aus verſchiedenen Urſachen die erſte und oberſte verdiene. Denn, was die Ueberſetzung ſelbſt anbetrifft, ſo iſt ſie, zumal unter denen, die im XVI. Jahrhunderte verfertiget worden ſind, gewiß am allerbeſten, deutlichſten, und in dem reinſten Deutſch abgefaſſet. Dieſe ſo wohl, als die

*) S. das I. Stück dieſer Beyträge p. 54. und das III. Stück p. 495.

beygefügten, und unter ein jedes Capitel des **Vitruvii** mit eingeschalteten schönen **Auslegungen**, geben von der gründlichen und weitläuftigen Gelehrsamkeit ihres Verfassers, und von seinem redlichen Eifer vor die Ehre und den Nutzen seines deutschen Vaterlandes ein unverwerfliches Zeugniß. Die hin und wieder angebrachten, und mit vieler Kunst ausgearbeiteten, weit mehr als hundert Holzschnitte, machen dieses Werk nicht nur vor andern ansehnlich, sondern sind auch zum Verstande der daselbst vorgetragenen Lehren so nöthig als behülflich. Und endlich, so hat auch der Verleger der hier angezeigten **zweyten Ausgabe** keine Mühe noch Kosten gesparet, dieselbe so vollkommen und unverbesserlich zu veranstalten, als ihme immer möglich war. Nur müssen wir bey allem dem bedauren, daß man in dem gemeinen historischen Nachrichten von gelehrten Leuten, das wohlverdiente Andenken dieses geschickten Mannes bis jetzo noch vergebens suchen müsse.

Herr Doctor Riuius meldet in der zu **Würzburg** 1548. an den **Rath zu Nürnberg**, gestellten Zuschrift, dessen damalige Glieder er als **aller ehrlichen löblichen Künste getreueste, mildeste, und väterlichste Erhalter, Aufbringer und Beschirmer, auch allerhöchste Mecenaten und Patronen**, preiset; es hätten sich bisher viel trefflicher, wolgelehrter, nahmhaftiger Leut mancherley Nation unterstanden, die **Bücher Vitruvii von der Baukunst**, einen theuren und kostbaren Schatz aller **Künstener** (denn so schreibt er dieses Wort beständig) in ihren mütterlichen, aber doch uns Deutschen fremden und unbekannten, Sprachen mitzutheil-

theilen. Wie man sie denn fürnemlich in Italiänischer, hernach in Hispanischer, und nun auch in Französischer Sprache übersetzt fände. Nur wären sie denen Deutschen aus Mangel einer **Verdeutschung** immer noch unbekannt, verborgen und unverständig geblieben. „Dieweil sich aber auch dieser Zeit, in „welcher alle Künste von Tag zu Tag je höher ge„bracht würden, von so viel herrlichen, treflichen Ju„genien, deutscher Nation, die allen andern aus„ländischen Nationen, nicht allein conferiret werden „könnten, sondern auch dieselbigen in hohem Ver„stand weit überträffen, solcher nützlichen Arbeit und Mühe noch keiner, als eines unmüglichen Fürnehmens, habe unternehmen wollen, seye er, aus sonderlicher Wohlmeinung und höchster Begierd gemeinen Nutz zu beförderen, bewegt worden, vielgemeldte Bücher der Architectur, nach höchstem Vermögen seines geringen Verstandes zu transferiren, und in gemeiner, verständlicher deutscher Sprach allen Kunstliebhabern durch den Truck gutwilliglichen mitzutheilen. Nachdem er aber zugleich vermuthete, daß denen **deutschen Lesern**, auch selbst den fleißigsten Erforschern der Mathematischen Künste und Mechanischen Erfindungen, noch hin und wieder in dem **Vitruvio** etwas dunkel und schwer, fremd und unbekannt, vorkommen möchte, weil der **Baukunst in den deutschen Schriften** bis daher wenig gedacht worden seye; wäre er noch weiter verursachet worden zu müßigen Zeiten, bey neben seiner fürhabenden Profeßion, der hochlöblichen Kunst der Medicin, zu sonderlicher Ergetzung und Recreation, nach dem herrlichen Exempel anderer treflichen

Künstner, als Lucae Paccioli, Caesaris Caesariani, Benedicti Jouii, Boni Mauri, Leonis Baptistae, Guilielmi Philandri, Sebastiani Serlii, Petri Nonii, Orontii Finei, Nicolai Tartaleae &c. deren Schriften er sich fürnemlichen in diesem Fürhaben, als getreuer Präceptoren, gebraucht, ebensalls wie dieselbigen in ihren fremden Sprachen gethan, diese Bücher **Vitruvii** durch sonderliche **augenscheinliche Figuren** und **deutsche Commentarien** auszulegen und zu erklären. Und da sich endlich im gegenwärtigen Werke nicht alles nöthige miteinander bequem habe wollen abhandeln lassen, habe er dieses **auf andere sonderliche Bücher** versparet; unter welchen er den schon ehedem von uns angezeigten **Bericht von der Architectur, zu rechtem Verstand der Lehre Vitruvii**, der zu Nürnberg 1558. fol. und sonsten gedruckt worden, andeutet.

Uebrigens können wir nicht umhin, ein sehr rühmliches Zeugniß eines vornehmen Ausländers, von dem Werthe dieser Arbeit des D. Rivii allhier mit anzuführen. Es ist derselbige der Englische Ritter, **Henrich Wotton**, der sich bey seinen Landsleuten durch die vielfältigen verrichteten Gesandschaften, an verschiedene Höfe und durch seine ausnehmende Gelehrsamkeit in ein gar besonderes Ansehen gesetzet hat. Dieser gab im Jahre 1624 zu London in seiner Muttersprache **Anfangsgründe der Baukunst** heraus, welche nachdem auch in das Lateinische übersetzet, und also der schönen Ausgabe des **Vitruvii** zu Amsterdam apud Lud. Elzevirium 1649. fol. vorgesetzet worden sind. Gleich zu Anfang derselben sagt er, Unter allen ihm bekannten **Auslegern des Vitruvii**

vii, müſſe man bey den **Franzoſen** dem *Philander*, und bey den **Deutſchen** dem *Gualtherus Riuius*, die oberſte Stelle einräumen. Dieſer letztere habe auch eine **treflich ausgearbeitete Ueberſetzung** deſſelben, neben ſeinen gelehrten **Anmerkungen** geliefert; und ſeiner **deutſchen Ueberſetzung komme von allen andern ausländiſchen, keine auf der ganzen Welt bey.** Zwar hätte *Riuius* ſich jezuweilen, eben wie auch er thun müßte, über den **Mangel an deutſchen Kunſtwörtern in der Baukunſt** beklaget, welche zum Ausdrucke der lateiniſchen hinlänglich wären. Allein, da ſchon die **ſächſiſche oder deutſche Sprache, als eine Mutter der Engliſchen**, dieſes thun müßte, wäre ja auch **die Tochter** derſelben, darum mit eben ſo wenigem **Rechte zu verdenken.** Inter illius (Vitruuii) Commentatores, ſind ſeine **Worte**, ſecundum meam opinionem, oportet primam laudem tribuere inter Gallos *Philandro*, & inter *Germanos*, *Gualthero Riuio*: qui, praeter notas ſuas, publico dedit *elaboratiſſimam verſionem*, *qualis haud facile exſtet in alio vulgari ſermone totius orbis*; licet aliquoties deploret in eo opere *defectum vocabulorum artis*, vti & ego in meo. Nam ſi *Saxonica*, *matrix noſtrae linguae*, conqueſta fuit; eodem iure, meo iudicio, debet & *filia*. Etenim *linguae* vt plurimum *in vocabulis artium* & doctrinarum ſuam *naturalem patiuntur inopiam*, licet *abundent phraſibus* & ſimilibus fucis.

Damit es auch hier nicht an einer Probe mangeln möge, wollen wir gleich die **Zuſchrift des erſten Buches, die Vitruvius** an den Kayſer **Auguſtum**

ſtum gerichtet hat, hieher ſetzen; doch alſo, daß der lateiniſche Text vorangehe.

Cum diuina mens tua & numen, *Imperator Caeſar*, imperio potiretur orbis terrarum, inuictaque virtute, cunctis hoſtibus ſtratis, triumpho victoriaque tua ciues gloriarentur, & gentes omnes ſubactae tuum ſpectarent nutum, Populusque Romanus, & ſenatus, liberatus timore, amplißimis tuis cogitationibus conſiliiſque gubernaretur; non audebam tantis occupationibus *de Architectura* ſcripta, & magnis cogitationibus explicata edere; metuens ne non apto tempore interpellans ſubirem tui animi offenſionem. Cum vero adtenderem, te non ſolum de vita communi omnium curam, publicaeque rei conſtitutionem habere, ſed etiam de opportunitate publicorum aedificiorum: vt ciuitas per te non ſolum prouinciis eſſet aucta; verum etiam vt maieſtas Imperii publicorum aedificiorum egregias haberet auctoritates: non putaui praetermittendum, quin primo quoque tempore de his rebus ea tibi ederem. Ideo quod primum parenti tuo de eo fueram notus, & eius virtutis ſtudioſus: cum autem concilium caeleſtium in ſedibus immortalitatis eum dedicauiſſet, & Imperium parentis in tuam poteſtatem transtuliſſet: idem ſtudium meum, in eius memoria permanens, in te contulit fauorem. Itaque cum Marco Aurelio & Publio Minidio & Cneo Cornelio, ad apparationem baliſtarum & ſcorpionum, reliquorumque tormentorum refectionem fui praeſto; & cum eis commoda accepi, quae cum primo mihi tribuiſti, recognitionem per ſororis commendationem ſeruaſti.

Cum

Cum ergo eo beneficio eſſem obligatus, vt ad exitum vitae non haberem inopiae timorem, haec tibi ſcribere coepi: quod animaduerti, multa te aedificaſſe, & nunc aedificare: reliquo quoque tempore & publicorum, & priuatorum aedificiorum, pro amplitudine rerum geſtarum, vt poſteris memoriae traderentur, curam habiturum. Conſcripſi perſcriptiones terminatas, vt eas attendens, & ante facta, & futura qualia ſint opera, per te nota poſſes habere. Namque his voluminibus aperui omne disciplinae rationes.

Die deutſche Dollmetſchung iſt alſo gerathen:

An den Großmechtigen Keyſer Auguſtum Vorred Vitruvii in das Erſt Buch der Architectur.

Als ich bey mir ſelbs betrachte, Großmechtigſter Keyſer, deiner Maieſtat gewaltige herrſchung, vnd mechtige regierung, vber alle Reich der gantzen Welt, mit vnüberwindtlicher tugend, ruhmreichen ſiege, vnd glücklichen Victorien, deren ſich aller deiner May. Vnderthanen gröſslichen erfrewen, vnd mit ſonderlichem hohem Lob preiſen vnd verehren, deßgleichen alle Völker vñ Nationen deiner Maieſtat gehorſamlichen vnderworffen, mit groſſer vernunfft, vñ Göttlicher Fürſichtigkeit friedlichen regiert werden, alſo daß alle Zwytracht des Römiſchen Senats vnd Bürgerſchafft auffgehaben, vnd jetzund geſtillet iſt, hab ich biſſher in ſolcher deiner Maieſtat hohen, groſſen vnd wichtigen Geſchefften, dieſes mein

Werck, durch embsigen fleiß, vnd keiner geringen mühe und arbeit, zusammen gebracht, deiner Majestat nicht dediciren oder außgehn lassen wöllen, damit ich deine Maiestat nicht zu vngelegner Zeit, mit solchem meinem vnbequemen fürbringen, dieser meiner Schrifftarbeit, vnhöfflichen bemühet. So ich aber diesen Dingen fleissiger nachtracht, vnd deiner Maiestat hohen verstandt, vnd sonderliche Weißheit, eygentlicher erwyge, befinde ich, das dein Maiestat nicht allein allen fleiß anwendet, auff friedliche regierung, vnd was deiner Maiestat Vnderthanen nutz, fruchtbar und fürtreglichen seyn mag, sonder auch lust vnd gefallen hab, die gemeinen Gebew der Stat Rom zuverordnen vnd bawē lassen, Also das dein Land nicht allein mit vielen Herrschafften vnd Prouintzen täglichen zunimbt vnd vermehret wirt, sonder sich dein Maiestat fürnemlichen befleisset, das die Großmechtigkeit des gewaltigen Reichs, durch mancherley gewaltige herrliche Gebew, jederman kundt gethan werde, Darum ich lenger nicht hab verziehen wollen, sondern zu ehren vnd wolgefallen deiner Majestat, diese mein sonderliche Schrifftarbeit, von der Architectur, vnd allem dem, so dem Bauwerck angehörig, zuschreiben, vnd offentlich außgehn lassen. Dann ich auch dieser Ding halben deiner Maiestat Vater in aller vnderthenigkeit bekannt gewesen, als er aber durch den willen vnd erschaffung Gottes, von dieser Welt abgeschieden, vnd das gantz Reich vñ aller gewalt auff deine Maiestat gelangt, hab ich allen meinen fleiß vñ vnderthenige gehorsame Dienst, doch in stäter gedechtnuß deiner Maiestat Vater, auch auff deine Maiestat verwenden wöllen, dann auch ich,

ſampt M. Aurelio, P. Minidio, vnd Cn. Cornelio, zu der bereitung mancherley Rüſtzeugs der Geſchoß, als Baliſten, Scorpion, und dergleichen Kriegesrüſtzeug, beruffen, und meinem befelch mit Fleiß nachkommen, vnd darfür erſtlichen begabt worden, alſo daß mir die beſtellung deiner Maieſtat Schweſter vollſtreckt worden, dermaſſen, daß ich hinfür zu der noturfft reichlichen mit der narung mein lebenlang verſehen, dadurch ich dann gegen deiner Maieſtat auffs höchſt verpflichtet bin, hab ich mir darumb fürgenommen, dieſes Werck deiner Maieſtat inſonderheit zu ehren vnd wolgefallen zuſchreiben, fürnemlichen dieweil ich vermerckt, das durch dein Maieſtat viel trefflicher gewaltiger Gebew, nicht allein jetzund erbauwen ſeind, ſonder noch teglichen zu erbauwen fürgenommen werden, damit auch dein Großmechtigkeit den nachkommenden kundt gethan wurde. Hab alſo in dieſem Werck, alles das, ſo die Architectur belangt, auffs eygentlichſt fürtragen wöllen, dadurch dein Maieſtat der aufgeführten Gebew, vnd auch deren ſo noch zu bawen fürgenommen werden, ſatten, gründlichen verſtandt habe, dann alles, was das Bauwerck betreffen mag, in dieſen volgenden Büchern gantz eygentlichen vnd gnugſam verſtendlichen angezeigt wirt.

II.

Des Herrn Joh. Fr. von Uffenbach geſammlete Nebenarbeit in gebundenen Reden ꝛc. nebſt einer Vorrede von der Würde der Singegedichte. Mit deſſen Genehmhaltung ans Licht geſtellet. Hamb. 1733 in 8.

Ob wir wohl nicht Willens sind von denen in diesem Buche enthaltenen Gedichten eine Nachricht zu geben, und selbige critisch zu beurtheilen: So können wir doch nicht umhin, über den Anfang der Vorrede unsere Verwunderung blicken zu lassen. „Noch hat das Dichten kein Ende, „schreibt der Herr Verfasser, und wird auch, so „lange es Menschen giebt, die in ihre eigene Gedan„ken verliebt sind, und andere die gegentheils mit „Thorheit und blindem Wahne jenen Gelegenheit „dazu geben nicht aufhören.“ Wir sehen es nicht, warum der Herr von Uffenbach in so bittere Klagen über die Menge der Gedichte ausgebrochen. Ist es dann ein grösserer Fehler, gebundene Schriften zu verfertigen, als in ungebundener Rede zu schreiben? Oder sind etwa nur die Poeten in ihre eigne Gedanken verliebt; nicht aber die allerelendesten prosaischen Scribenten auch? Und ist denn wohl allen denen eine Thorheit und ein blinder Wahn beyzumessen, die den Poeten Gelegenheit zum dichten geben? Von einigen könnte es wohl vielleicht wahr seyn: Aber ist es bey den übrigen Bücherschreibern wohl anders? Kurz um, wir begreifen es nicht, warum man sich über die Menge der poetischen Schriften beschweret, da es doch der elenden prosaischen Bücher noch eine ungleich grössere Menge giebt, als der schlechten Gedichte. Und gesetzt, der Herr Verfasser hätte dieses nicht aus eigener, sondern fremder Meynung geschrieben: So sehen wir doch nicht, warum solche ungereimte Klagen, noch angeführt und wiederlegt zu werden verdienen; nachdem sie schon so viel hundertmal, und zwar gemeiniglich von den schlechtesten Schrift-

ſtellern wiederholet worden. Wer ein gut Gewiſſen hat, daß ſeine Schriften etwas Gutes in ſich halten, der läßt ſich über die Urtheile der Unwiſſenden keine graue Haare wachſen. Dieſes hätte auch niemand weniger vonnöthen gehabt, als der Herr von Uſſenbach. Gedichte von ſolcher Art und von dem Inhalte als die meiſten unter den Seinigen ſind, wird man niemals zu viel haben. Es ſind auſſer dem moraliſchen Sinnbilde des Thebaners Cebes, viel andere Sittenlehren darinn enthalten, die den Leſer ohne Zweifel erbauen werden. Der Geiſt, damit er dieſe ſonſt trockenen Materien ausgeführet hat, iſt ſo reich und ſtark an glücklichen Einfällen, und edlen Ausdrückungen, daß man auch Beluſtigung genug antreffen wird, wenn man ſie leſen will. Was will man aber mehr von einem guten Poeten fordern?

Omne tulit punctum, qui miſcuit vtile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

Zwar von dem aus dem Holländiſchen überſetzten Schauſpiele, lieſſe ſich eines und das andere ſagen, wenn es unſre Hauptabſicht zulieſſe, uns dabey aufzuhalten. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Holländer dazu ein beſonderes Geſchicke haben: Es iſt auch nicht zu tadeln, daß ſie das gemeine bürgerliche Leben darinn ſehr gut vorſtellen. Viel weniger kan man es dem Herrn Verfaſſer verdenken, daß er es zu überſetzen unternommen. Allein wir bedauren, daß er es nicht lieber in der erſten Geſtalt gelaſſen, die er ihm gegeben hatte, nemlich in den langen jambiſchen Verſen, die ſich zu theatraliſchen Vorſtellungen viel beſſer ſchicken, als die kurzen madrigaliſchen Verſe.

Dieſe

Diese haben immer mehr Reime nöthig, und sind also zu gemeinen Gesprächen weit unnatürlicher als die langen, da man kaum halb so viele nöthig hat. Ja man könnte fast behaupten, es würde zu Lustspielen noch bequemer seyn, wenn man diese achtfüßige jambische Art von Versen, die auch Terenz gebrauchet hat, und die im Deutschen von Günthern schon versuchet worden, dabey einführen könnte. Denn da hätte man theils wegen des Abschnittes, den Vortheil, daß er nicht allemal nach der sechsten, sondern nach der achten und neunten Sylbe erst kommen dörfte: Theils würden dadurch auch der Reime noch weniger, weil sie erst in der sechszehnten oder siebzehnten Sylbe kämen. Doch, das mag genug davon seyn: So viel ist gewis, daß der Pöbel eben so wenig madrigalische, als alexandrinische Verse zu reden pflegt.

Wir kommen auf die musicalischen Gedichte, darauf der Herr von Uffenbach, als ein Kenner und Liebhaber der Musik sehr viel Fleiß und Mühe gewendet. Man siehet aus seinen Worten, daß er nicht nach der gemeinen Art diese Namen verdiene, sondern auch als ein vernünftiger Kunstrichter davon zu urtheilen weis. Er hat viel Einsicht in die wahre Natur des Singens erwiesen: Wenn er das **vor kurzem üblich gewordene, und schier allzuviel eingerissene tänzelnde Wesen, dem wahren lieblichen und singenden in der Musik weit nachsetzet**: So viel sich auch gewisse künstliche Componisten auf jenes einbilden. Es erhellet auch daraus, daß unser Herr Verfasser ein Liebhaber des natürlichen Singens sey, wenn er den Vorzug der

Fran-

Franzoſen in dieſem Stücke vor den Italienern einſieht, und es den Deutſchen nachrühmt, daß ſie zwar nicht ſo weit, als jene; doch weiter als dieſe darinn gekommen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſes Lob allgemein wäre: Doch, was ein **Telemann**, und ein **Haſſe** ſetzen, das berechtiget ohne Zweifel des Herrn von Uffenbach Urtheil ſo ſehr, daß man alles übrige nur vor Ausnahmen von der Regel anzuſehen hat. Vielleicht erleben wir noch die Zeit, da das natürliche, welches bisher aus der Muſik ja ſo ſehr, als aus der Poeſie verbannet geweſen, wieder auf den ihm gebührenden Thron erhoben wird. Dieſes könnte man um ſo viel mehr hoffen, wenn es nur nicht wahr wäre, was Herr von Uffenbach ſchreibet, **daß manche Componiſten zuweilen eine Sache auf eine ſolche Art begehren, daß ſie ſelber nicht wiſſen, was ſie wollen; oder andere tadeln, die ſie nach einer kurzen Weile für ſchöne halten.**

Bisher hab ich von allgemeinen Dingen gehandelt, darinn ich Zweifels frey den Beyfall meiner Gehülfen an dieſen Beyträgen haben werde. Nunmehro aber kommt der Herr Verfaſſer auf die Singſpiele, und hier habe ich als Urheber der critiſchen Dichtkunſt allein mit ihm zu thun. Zuförderſt danke ich vor den Beyfall des Herrn von Uffenbachs bey dieſem Werke; und beklage es, daß ihm ſelbiges nicht auch in dem letzten Capitel gefallen können. Solcher Männer Beyfall iſt nicht geringe zu ſchätzen; die, wie Er, Einſicht und Aufrichtigkeit beſitzen. Und eben die Begierde ſeinen Beyfall noch ferner zu erhalten, hat mich aufgemuntert hier die Feder anzuſetzen,

setzen, da ich es sonst gar wohl leiden kan, daß gewisse Leute meiner Meynung wiedersprechen. Eine gewisse Ahndung verspricht mir aber, daß es so unmöglich nicht sey, ihn zu gewinnen, da er schon in so vielen Stücken mit mir eins ist, worüber man mit andern wohl sein Lebenlang zanken könnte, ohne sie jemals zu überzeugen.

Nun glaubt zwar der Herr v. Uffenbach, daß meine seltsame Meynung von den Singspielen bereits von dem Herrn D. H. in Hamburg zur Gnüge widerleget worden sey: Allein ich will hoffen, daß derselbe ganz anders urtheilen werde, wenn er diejenige Beantwortung lesen wird, so ich im II. Bande dieser Beyträge eingerücket habe. Die Wahrheit zu gestehen, so sind mir des Herrn v. U. Gründe noch allemal scheinbarer vorgekommen, als diejenigen, so von meinem andern Gegner herrühreten; indem dieselben mehrentheils aus einem offenbaren Misverstande hergeflossen. Es hat mich auch Herr v. U. nicht böse gemacht, da er mir eine gänzliche Unwissenheit in der Musik schuld gegeben. Es ist wahr, ich kan weder spielen noch componiren; und wenn einen dieser Mangel unfähig macht, von der Musik überhaupt zu urtheilen: So bin ich gewiß der Allerunfähigste. Allein es hat mich allemal gedünkt, daß die Kirchen und Schauplätze allezeit sehr leer seyn würden, wenn man niemanden gefallen wollte, als denen die selbst Musici sind. Ich habe indessen mein Tage sehr viel gute und schlechte Musiken gehöret, viel mit Musikverständigen gesprochen, und allerley Dinge loben und tadeln gehöret. Ich habe mich auch bey Kennern allezeit um die Ursachen ihrer Urtheile erkundiget;

get; und daraus bisweilen nicht wenig Licht bekommen. Ob ich nun mit dieser meiner Erkenntniß, mit der Beyhülfe des natürlichen Verstandes und eines unverderbten Gehöres, etwas vernünftiges urtheilen können, das wird der Verfolg zeigen. Nur das kränket mich ein wenig, daß der Herr Verfasser mir in der einen Anmerkung, nebst einer Unwissenheit auch zugleich eine Bosheit schuld gegeben, wenn ich p. 362. meiner Dichtkunst erzählet, daß ein gewisser Componist in einer Cantata das Wort Luft erschrecklich zermartert hätte. Hier meynt er, dieses wäre ein **übereiltes Vorgeben**, und eine **irrige Erfindung** von mir, weil man sich einen so erbarmungswürdigen Stümper nicht einbilden könnte, der ein langes athemraubendes Laufwerk auf das u. in dem Worte **Luft** setzen, oder anbringen möchte. Allein mit des Herrn v. Uffenbach Erlaubnis, so habe ich dieses nicht ersonnen; sondern in einer wirklichen Cantata, die aber italienisch war, singen gehöret. Dieses hebt die ganze Schwierigkeit. Das Wort Aria ist so ungeschickt nicht, lange gezerret und gedehnet zu werden als das deutsche Luft: und mein Fehler ist in dem angezogenen Orte nur dieser, daß ich nicht die Sprache gemeldet. Sonst kamen noch andere Wörter darinnen vor, die eben so langweilig anzuhören waren; als Augellette, girando, u. d. gl. Doch was braucht es meines Beweises? Man weis es ja ohnedem wohl, daß die Sache an sich selbst wahr ist. Es können ja fast alle Concerte ein Zeugniß ablegen.

Indessen gebe ich mich doch für keinen Feind der Musik aus, höre vielmehr sehr gern gute Stimmen

ſingen und allerley Inſtrumente ſpielen; wie alle meine Freunde wiſſen. Ich verlange auch den Streit nicht zu entſcheiden, ob die Muſik oder die Poeſie den Vorzug im Ergetzen verdiene. Käme es auf die Menge der Stimmen an, ſo würde die Muſik gewiß gewinnen: Weil ſie allen, die nur Ohren haben, zu gefallen pflegt, die Poeſie hergegen ſchon was mehr erfordert, wenn man ſie lieben ſoll. Nur das iſt bey der Vereinigung dieſer beyden Künſte zu bedauren, daß die Schönheit der einen, nemlich der Poeſie, durch das ausſchweifende Weſen der andern gemeiniglich ſo verſtümmelt, ja ganz zu Grunde gerichtet wird: Da doch vielmehr eine der andern behülflich, und ihre Schönheiten zu erheben befliſſen ſeyn ſollte. Dieſes iſt mein Grundſatz, darauf ich alle meine Urtheile von der Compoſition poetiſcher Texte gründe, und den mir verhoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird, der beyde Künſte verſteht und einſieht. Nur diejenigen können mir hier zuwieder ſeyn, die ſich ein ſolch Verhältniß zwiſchen Poeſie und Muſik einbilden, als die alten Schullehrer zwiſchen der Philoſophie und Theologie ausgedacht hatten. Da hieß es Philoſophia eſt ancilla Theologiae; und ſo möchten auch einige Muſicanten gern die Poeſie zur Magd ihrer Tonkunſt machen. Allein wenn man nicht beyde vor Schweſtern anſehen, und ihnen alſo gleiche Rechte wiederfahren laſſen will: So wird man noch alle vernünftige Poeten böſe machen, und ſie bewegen die Muſik als ein bloſſes Sinnenwerk zu verachten; die Poeſie hergegen, als eine Beluſtigung des Verſtandes zu erheben. Man darf eben nicht ſehr ungerecht ſeyn um dieſes zu behaupten,

indem

indem die Sache selbst redet. Man muß ja aber dasjenige weit höher schätzen, was einen Menschen, als einen Menschen, das ist in so weit er Vernunft hat, zu ergetzen fähig ist; als das, was nur die Ohren zu kützeln vermögend ist, die ein Mensch mit den meisten Thieren gemein hat.

Doch mein Gegner ist mir so sehr nicht zuwieder, als ich hätte denken sollen. Er räumt meine harten Urtheile von dem Ungereimten in den Opern, im Absehen auf die meisten bisher üblich gewesenen, und von unreifen Dichtern ausgeheckten Stücke ein. Nur meynt er, ich hätte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten sollen. Er nennt mir hier etliche italienische Meister, als den *Martelli*, *Metastasio* und *Maffei*: davon ich nur die letzten beyden kenne. Soll ich aber von diesen beyden auf den ersten schliessen: So wird er weder mir noch einem einzigen Kenner der theatralischen Regeln ein Gnügen thun. Des Herrn *Maffei* Fida Nimfa ist neulich hier deutsch ans Licht getreten, und es kan also niemanden unbekannt seyn, wie nahe sie den Grundregeln der Schaubühne kommet. Herr Maffei hat sie in seiner ersten Jugend gemacht, ehe sein Geschmack von der gemeinen italienischen Art abgewichen war. Daher hat sie noch alle Fehler, die den Opern gemein sind, und es scheint, dieser gelehrte Mann habe sich nicht umsonst so lange bitten lassen, diese Jugendprobe seiner Muse ans Licht zu stellen, wie Herr Becelli in der Vorrede dazu erwähnet. Er sahe ohne Zweifel, daß man den regelmäßigen und grossen Geist seiner tragischen Merope vergeblich darinn suchen würde. Daß in des Herrn Metasta-

sio Opern nicht hier und da gute Arien, Charactere, Affecten, ja ganze gute Scenen vorkommen sollten, das werde ich niemals leugnen. Aber, daß die ganze Oeconomie der Opernfabeln auf einem guten Fusse stehe, das werde ich nimmermehr zugeben. Mein Gegner getrauet sich selbst nicht solches zu behaupten: Aber er meynt, dieser Mangel werde durch eine gute Absicht, vor Lastern zu warnen und Tugenden beliebt zu machen, weit überwogen. Allein davon ist gar die Frage nicht. Ein Maler könnte wohl in einem biblischen Gemählde eine vollkommen gute Absicht haben, die Gottesfurcht und Andacht zu befördern. Wenn er aber die Regeln oder Malerkunst dabey aus den Augen setzte, keine Wahrscheinlichkeit der Zeiten in Kleidern und Gebärden, und anderm Geräthe beobachtete, und weder Proportion, noch Perspectiv, noch Einheit der Handlung und des Ortes in der Geschicht so er malet, beobachtete: So würde man ihn doch als einen Stümper auslachen; ob er gleich hie und da sehr schöne Farben gebraucht, und zuweilen recht künstliche Pinselstriche und Schattirungen gemacht hätte. Z. E. **Picart** ist als ein grosser Meister im Kupferstechen und Zeichnen bekannt: Allein wenn er in der grossen Ausgabe von Boileau, bey Veranlassung des übersetzten **Longins**, die Schöpfung des Lichts aus dem ersten B. Mosis vorstellen will: So malt er eine Sonne und einen Mond dahin, ja eine Erdkugel mit Bäumen und Pflanzen besetzt dazu; da es doch ungereimt ist, daß alle diese Dinge, am ersten Schöpfungstage, da GOtt gesprochen: **Es werde licht**, schon da gewesen seyn sollten. Imgleichen wenn eben dieser Meister in der

neuen

neuen Auflage der **Fontenelliſchen** Schriften, und zwar bey dem Urtheile Plutons über die Todtengeſpräche, dieſem hölliſchen Richter einen Trabanten an die Seite des Thrones ſtellet: So malet er ihn mit einem Ziegenkopfe mit Hörnern, und einem krummen Schlangenſchwanze, wie die Maler den Teufel zu machen pflegen. Wo iſt aber in dem heidniſchen Todtenreiche dergleichen Ungeheuer erhöret worden? Ja wo kommen alle die kleinen Teufelchen an den Styx und Acheron, die ich in eben dieſem Kupfer über dem Rade Irions, und dem Steine des Syſiphus herum flattern ſehe? Heißt das nicht die Stadt Troja mit Canonen beſchieſſen; oder Jeruſalem bombardiren? Iſt es alſo wahr, wie mir Herr v. U. einräumet, daß die Wahrſcheinlichkeit, oder die Aehnlichkeit und natürliche Vorſtellung einer Geſchicht der beſtändige Augenmerk einer jeden Gattung von Dichtern ſeyn ſoll: So werde ich von dieſer Regel nicht abweichen, um die Schnitzer der Opern gelten zu laſſen. Was ſonſt nirgends recht iſt, das kan auch in Singeſpielen nicht recht werden.

Daß **Terenz** in ſeinem Selbſtpeiniger wieder die Regeln verſtoſſen habe, wird ihm weder **Aubignac** noch *Menage* zugeben, ob ſie gleich wegen der Dauer dieſer Fabel ſehr uneins geweſen ſind, und ganze Bücher wiedereinander geſchrieben haben. Denn dieſes Stück bedarf nur 12 oder höchſtens 16 Stunden zum Verlaufe ſeiner Geſchicht. S. la Pratique du Theatre P. II. III. Des Spectators Anſehen gilt allerdings viel bey mir, und ich würde durch dieſe allgemeine Worte, die Herr v. U. anführet, faſt ſtutzig werden, wann ich nicht weit ausdrücklichere Stellen längſt vor

mich angeführet hätte. Der Geschmack muß den Regeln der Vernunft gemäß seyn, sonst ist er ungereimt. Wäre dieses nicht: So müste auch die Gothische Baukunst eben so viel Schönheit haben, als die alte Griechische und Römische. Ja es müsten die altdeutschen Knittelverse, die nach dem Geschmacke unserer Vorfahren recht schön klungen, eben so schön seyn, als die Virgilianischen, oder unsre heutigen Verse. Ich kan mirs nimmermehr einbilden, daß der Herr v. U. dieß im Ernste behauptet habe: sonst müste er auch einer barbarischen Janitscharen-Musik, eben so viel Lob zugestehen, als dem besten italienischen Concerte. Es nimmt mich auch Wunder, daß er glaubt, daß man sich in der Poesie nach dem Geschmacke der eingeführet ist, richten solle; und darvor hält, daß sich die Welt wohl schwerlich nach etlicher weniger critischer Liebhaber ihrem Sinne richten werde. Haben wir denn nicht Exempel genug, die Möglichkeit dieses letztern zu erweisen? War nicht Opitz ein critischer Liebhaber der Poesie? Aber was that er? Richtete er sich nach dem in Deutschland eingeführten Geschmacke? Fürchtete er sich, nach dem Exempel der Alten, und einiger benachbarten Völker, bessere Verse zu machen? Und ist ihm nicht ganz Deutschland darinn nachgefolget? Ja ist es nicht mit allen Veränderungen des Geschmackes so gegangen, daß die critischen Kenner zuerst den Anfang dazu gemacht haben? Man critisire also alle Arten der Gedichte so scharf als man kan. Wenn es nur nach guten Regeln geschieht: So wird man immer vielen die Augen öffnen, und seiner ganzen Nation dienen. Ohne Zweifel hat die Critik der franzö-

zösischen Academie über den Cid des **Corneille** den Geschmack der ganzen französischen Nation mehr gebessert, als hundert schlechte Stücke vor der Zeit ihn verwöhnet hatten. Geschieht es gleich nicht in einem Jahre, so ist es gar kein Wunder. Eine Krankheit, die langsam entstanden ist, muß auch langsam geheilet werden.

Die Fehler der Alten wieder die Wahrscheinlichkeit, können in gewisser Maasse nicht geleugnet werden; wenn man nemlich unsere Zeiten zu Richtern darüber setzt. Ein Poet richtet sich aber nach dem, was zu seiner Zeit unter seinen Landesleuten und Glaubensgenossen wahrscheinlich ist. Das hat **Homer** und **Virgil**, und **Tasso** beobachtet: Und das sollten auch die Opernschreiber beobachten. Daß eine Gottheit mächtiger sey als ein Mensch, das ist genug, um die Fabeln der Alten zu rechtfertigen, die uns nur darum so unwahrscheinlich vorkommen, weil wir die Gottheiten der Alten nicht mehr glauben. Die Hexen sind auch nicht mehr so Mode, als zu des **Tasso** Zeiten; daher kommen uns manche Dinge bey ihm lächerlich vor, die doch damals sehr glaublich schienen. Man sehe was hiervon **Rapin** in seiner Vegleichung des **Homers** und **Virgils** angemerket: Wo er zeiget, daß dieser letztere Dichter in weit aufgeklärtern Zeiten gelebet, und also ganz andre Regeln der Wahrscheinlichkeit zu beobachten gehabt. Auch die **Fontenellische** Abhandlung vom Ursprunge der Fabeln verdienet hier nachgelesen zu werden, die ich neulich in der neuen Auflage des I. Theils der eigenen Schriften unsrer deutschen Gesellschaft übersetzet habe.

Ob nun wohl unser Herr Verfasser nicht allem elenden Opergeschmiere das Wort reden will: So trägt er doch kein Bedenken, die beyden Hauptregeln der Schaubühne, die Einigkeit der Zeit und des Orts, zu verwerfen. Das hätte ich mir in Wahrheit von dem Herrn v. U. nicht eingebildet! Tantaene animis cœlestibus irae? Wer hätte sich das träumen lassen, daß ein Mann, der solche Proben von einer gründlichen Einsicht in die freyen Künste abgeleget hat, als mein Herr Gegner, gleichwohl eine so sonnenklare Folgerung aus dem Grundsatze von der Wahrscheinlichkeit, leugnen sollte? Ich schliesse so: Entweder müssen wir die theatralischen Vorstellungen der Natur so ähnlich machen, als wir können: Oder wir dürfen diese Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit gar nicht beobachten. Thäten wir dieses, so wäre allen Schwärmereyen der unsinnigsten Comödianten und Grillenfänger auf einmal Thür und Thor geöffnet. Man würde lauter Geschichte aus Schlaraffenland, darinn weder Ordnung noch Zusammenhang ist, aufführen müssen. Da nun dieses unstreitig ungereimt ist: So ist kein anderer Rath, als daß wir das erste erwählen. Es kommt also nicht auf das Ansehen Aristotelis, oder anderer Critikverständigen an; die solche Regeln nach ihrem Eigensinne ausgedacht hätten. Die gesunde Vernunft hat solches die griechischen Tragödienschreiber gelehret, ehe dieser Weltweise die Regeln der Dichtkunst abfassete. Es kommt mir eben so vor, wenn man von diesen Regeln so gern abweichen will; als wenn ein elender Zimmermann, der nichts von der griechischen oder römischen Baukunst weis, den **Vitruvius** vor einen Grillenfänger aus-

ausgeben wollte, der sich nach seiner Phantasie solche strenge Regeln von den Säulenordnungen ausgedacht. Gerade, als ob nicht die grösten Baumeister vor seiner Zeit die schönsten Gebäude darnach aufgeführet hätten. Oder, als wenn ein Maler, dem man von dem Buche des Laireſſe was vorsagte, und seine Fehler daraus beurtheilete, diesen Scribenten vor einen wunderlichen Grübler ansähe, dessen Regeln keinem als Gesetze aufgebürdet werden könnten: Da doch dessen Buch nichts in sich hält, als was lange zuvor von den grösten Künstlern beobachtet worden.

Ist nun diese Regel der Wahrscheinlichkeit einmal in der Vernunft und in der Natur der Poesie, so wohl gegründet: So folget, daß auch die Zeit einer Fabel in der grösten Schärfe, nicht grösser seyn soll, als die Vorstellung des theatralischen Stückes selbst brauchet. Dieses würde die vollkommenste Nachahmung seyn, die zu erdenken ist, und in vielen Stücken der Alten ist sie genau beobachtet. Es konnte auch bey ihnen fast nicht anders seyn, da die Personen, die den Chor ausmachten, nicht von der Stelle kamen, bis das ganze Stücke aus war, und folglich auch an einem Orte stehen blieben. Hieraus mußte also die Einigkeit des Ortes und der Zeit nothwendig folgen. Spricht man, ja das geht in allen Fabeln nicht an, zumal die zum theil aus der Historie genommen sind: So sage ich: Deswegen hat ja ein Poet die Freyheit zu dichten, und alles so ins Geschicke zu bringen, daß es angeht. Und ob in der neuern Comödie der Griechen und Römer der Chor gleich abgeschaffet worden: So ist doch die Einigkeit der Zeit und des Ortes geblieben; wie aus dem Te-

renz erhellet, der seine Fabeln aus dem Menander entlehnet hat. Man hat durch die Abschaffung des Chores schon genug gewonnen, wenn man an die drey Stunden einer solchen Vorstellung so genau nicht gebunden ist, und zur Noth auch wohl eines halben, ja ganzen Tages Geschichte in ein Stücke bringen darf. Aristoteles ist also schon fast zu gelinde gewesen, indem er dieses zugestanden hat: Weit gefehlt, daß er gar zu strenge Regeln vorgeschrieben haben sollte.

Was die Neuigkeit der Opern anlanget, so meynet mein Herr Gegner, es sey ein herrlicher Ruhm vor unsre Zeiten, daß man dergleichen erfunden habe. Es ist wahr, was neues erfinden, ist kein Schimpf, wenn es nur was kluges ist; und eine Probe von dem guten Verstande und Witze seines Erfinders abgiebt. Wenn aber die neuen Erfindungen ungereimt werden: So thäte man ja besser, wenn man bey dem Alten bliebe. Ich komme wieder auf die Baukunst. Wenn sich jemand unterstünde eine Art von Säulen zu erfinden, die oben dicker als unten wären; so wäre dieses wohl was neues: Allein, wer würde nicht einen solchen Baumeister auslachen, indem er nicht bedächte, daß die ersten Säulen rohe Stämme von Bäumen gewesen, die allemal unten dicker als oben sind. Man kan freylich an einem abgehauenen Baume auch das unterste zu oberst kehren. Allein bey den Alten ist niemand so ungereimt gewesen, es zu versuchen, und man hat die Ehre einer solchen Erfindung etwa einem Neuern überlassen.

Doch mein Gegner hält davor, die Opern wären auch alt. Er meynt, Spuren gefunden zu haben, daß

daß man ſchon zu der Römer Zeiten prächtige, und mit vielen Flug- und Maſchinen Werken ausgezierte Schau- und Singſpiele aufgeführt, und das möchten wohl gar Opern geweſen ſeyn. Nero hätte ſich ja ſelbſt als ein Sänger und Muſikant auf der Bühne hören laſſen. Ja man könnte nicht wiſſen, ob nicht vielleicht Ovidius und Virgilius ſchon Opern gemacht hätten, die aber verlohren gegangen.

Dieſer letztere Einfall kommt mir ſo luſtig vor, daß ich mich des Lachens unmöglich enthalten kan. Er braucht auch allem Anſehen nach keiner Wiederlegung, da ich mir nicht einbilden kan, daß der Herr v. U. im Ernſte dieſe Muthmaſſung gehabt habe. Müſſen aber ja die Opern alt ſeyn, gut, warum ſuchen wir ſie nicht zu Davids und Aſſaphs Zeiten? Sollten nicht dieſe Dichter zuerſt hebräiſche Opern geſchrieben haben, die von den Leviten in der Stiftshütten aufgeführet worden? Oder hat nicht etwa das Volk Iſrael bey dem güldnen Kalbe in der Wüſten die allererſte Oper erfunden; die auch ſo gar mit Tänzen ausgezieret geweſen?

Ernſtlich von den vorhergehenden Einwürfen zu reden: So leugne ich es nicht, daß der römiſche Pöbel eben ſo wohl als heut zu Tage die Opernzuſchauer, ſehr gern Aufzüge, Veränderungen und prächtige Vorſtellungen auf den Schaubühnen geſehen. Horaz überzeuget mich davon im II. B. ſ. Epiſteln, in dem Schreiben an den Kayſer Auguſt. Es heißt:

Saepe etiam audacem fugat hoc terretque Poetam,
Quod numero plures, virtute & honore minores,
Indocti, ſtolidique, & depugnare parati
Si diſcordet eques, media inter carmina poſcunt
Aut vrſum, aut pugiles: His nam plebecula gaudet.

So

So wollte denn das dumme unwiſſende Pöbelvolk in Rom, mitten in einer Comödie, lieber ein wildes Thier, oder ein paar Klopffechter ſehen, als die Comödie ſelbſt, und zwar wieder allen Dank der Edlen und Ritter, die geſcheidter waren. Allein auch dieſe waren ſchon ſo eitel geworden, daß ſie lieber ihre Augen, als die Ohren beluſtigen wollten, wie die folgende Worte lehren:

Verum equitis quoque jam migrauit ab aure voluptas
Omnis, ad incertos oculos & gaudia vana.

Vier Stunden lang hatten ſie Geduld allerley Aufzüge von Reutern und Fußknechten, einen triumphirenden Feldherren, gefangene Könige, allerhand ausländiſche Wagen und Schiffe, Bilder von Helfenbein, die Stadt Corinth im Bilde, Pantherthiere, weiſſe Elephanten, u. ſ. w. zu ſehen: So, daß wenn Democritus wieder hätte aufſtehen ſollen, er unfehlbar die Römer ausgelachet, und ſie mit gröſſerer Verwunderung, als das Schauſpiel ſelbſt, angeſehen haben würde:

Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas,
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque catervae.
Mox trahitur manibus regum fortuna retortis.
Eſſeda feſtinant, pilenta, petorrita, naues,
Captiuum portatur ebur, captiua Corinthus.
Si foret in terris, rideret Democritus; ſeu
Diuerſum confuſa genus panthera camelo,
Siue elephas albus vulgi converteret ora;
Spectaret populum ludis attentius ipſis,
Vt ſibi praebentem mimo ſpectaculo plura;
Scriptores autem narrare putaret aſello
Fabellam ſurdo. Nam quae pervincere voces
Evaluere ſonum, referunt quem noſtra theatra?

So

So unartig ſich aber dergeſtalt die alten Römer in dieſem Stücke aufgeführet, ſo wenig glaube ich bey dem allen, daß man aus dergleichen Aufzügen ſchlieſſen könne, die Römer hätten wirklich Opern geſpielet. Daß zuweilen muſikaliſche Wettſtreite auf öffentlichen Bühnen geſchehen, iſt auch nicht zu leugnen; eben ſo wie die Poeten öffentlich ihre Gedichte abgeleſen, und durch den Beyfall der Zuhörer den Preis übereinander davon zu tragen geſucht haben. Allein auch das ſind noch keine Opern. Warum hat der Herr Verfaſſer nicht lieber das Odeum der Athenienſer, das Pericles daſelbſt bauen laſſen, öffentliche Muſiken darinn halten zu laſſen, zum Opernhauſe gemacht? Allein er hätte auch das ganze Alterthum wieder ſich gehabt. Auch hätte er die allegoriſchen Tänze der Alten, davon Ariſtoteles in ſeiner Poetik redet, vor ſich anführen können; denn die kämen noch den Opern am nächſten: Wenn nur zugleich in dieſen Balleten auch ganze Gedichte und Fabeln wären geſpielet worden. Allein auch da hätte er vielleicht ſeine Rechnung nicht gefunden, wenn es nach dem Ausſpruche des Herrn Meneſtriers gehen ſoll, der, wo mir recht iſt, den Tractat: Des Balets Anciens & modernes ſelon les regles du Theatre, der zu Paris 1682 heraus gekommen, geſchrieben hat. Denn dieſer behauptet ausdrücklich, daß auch in den Tänzen ſelbſt viel Regeln der alten Tragödie beobachtet werden müſſen. Er ſchreibt p. 4. Afin qu'on ne penſe pas, que d'autorité privée je vueille m'eriger en Maitre, & faire des Regles de Fantaiſie, pour un Art qui n'en avoit point: je ne dirai rien de mon chef, que ce que la raiſon la plus ſevere

peut

peut avouer de bonne foi. Je tirerai de Platon, de Plutarque, de Lucien, d'Ariſtote, d' Athenée, & des vieux Scholaiſtes grecs, tout ce qu'ils ont écrit ſur ce ſujet, & à l' Exemple du *Bramant* (qui voyant, que les beaux arts étoient comme anneantis depuis l'Empire du grand Conſtantin, par les inondations frequentes des Barbares, & la ſtupidité de dix ou onze ſiecles ignorants, ſe mit à prendre les meſures de toutes les antiques d'Italie, & retablir de leurs debris & de leurs ruines, l'Architecture à demi perdüe, en formant des deſſeins de ces reſtes des batimens grecs & Romains). Je dreſſerai le Plan de mon ouvrage ſur le pratique de cinq ou ſix ſiecles ſçavans, & ſur les ſentimens de tout ce que la Grece a eu de plus ſpirituel en matiere d'inventions.

Ich habe mit Fleiß dieſe Stelle, aus einem überaus gelehrten Buche angeführt, um zu zeigen, daß die Muſter der Alten auch ſo gar in einer ſo ſchlechten Sache, als die Tänze zu ſeyn ſchienen, uns die beſten Regeln geben könnten. Ja ich wünſche nichts mehr, als daß der Herr v. Uffenbach und alle Opernfreunde dieſes kleine Werkchen mit Bedacht leſen möchten: So würden ſie ſehen, wie man auch die willkührlichſten Luſtbarkeiten durch die Vernunft in Ordnung bringen und erheben könne. Doch den Urſprung der Opern etwas beſſer zu finden, ſo will ich meinem Gegner, dem *Ceſti* und *Lulli* nicht gefallen, ein paar andre Meynungen in Vorſchlag bringen. Die eine giebt mir der ungenannte Urheber des engliſchen Tractats, The Taſte of the Town, or a Guide to all Publik diverſions &c. 1731. in 8. Sein erſte Abhand-

handlung betrifft die Musik und die Opern. Erstlich erzählt er **Drydens** Muthmassung, daß die Italiener die Opern von den spanischen Mohren zu erst gelernet haben könnten, welche bey ihren königlichen Festen allerley Lustbarkeiten mit Musik, Singen und Tanzen geübet hätten. Doch Dryden selbst an einem andern Orte, nemlich in einem Anhange der Vorrede zu seinem **Albion** und **Albanius** verwirft diese Meynung wieder, und schreibt: That possibly the Italians vent not so far as Spain, for the invention of their opera's; they might have take the Hint at Home, and formed this drama by gathering up the Shipwrecks of the Grecian and Roman Theatres, wich were adorned with *Musik*, *Scenes*, *Dancing*, and *Machines*, especially the grecian: adding that, though they are a modern Invention, yet that they are built on the Foundation of Ethnick Worship.

Diese Meynung nun ergreift der Verfasser, als die rechte, und behauptet, daß der Chor der alten Tragödie, und sonderlich das **Odeum** der Athenienser; hernach aber auch der Gottesdienst der Göttin **Cybele**, die lauter Verschnittene zu Priestern hatte, den Italienern Gelegenheit gegeben, ihre Opern zu erfinden. Von diesen Muthmassungen kommt er auf die neuern Zeiten, da man die alte Tragödie in Italien hervor zu suchen angefangen, und dabey den Chor derselben nachzuahmen gesucht. Da sey es denn geschehen, daß sie, an statt eines solchen Zierraths der alten Schaubühne, vermittelst des gothischen frechen und wunderseltsamen Geschmackes, eine Art der Belustigungen erfunden, die ganz aus

Musik,

Muſik, Tänzen und Maſchinereyen beſtanden. The Italians, ſchreibt er p. 7. in attempting to reſtore the Grandeur of the ancient Grecian and Roman Theatres, inſtead of the Magnificence of the old Tragedy, with a ſuitable Chorus, they revived that part, wtich they imagined would prove moſt generally entertaining; and being then infected with Gothick Whims, Licences and triffling Ornaments in every thing polite, in place of a muſical Chorus wich was the great Embellishment of the old Stage, they trump'd up an Entertainment, to conſiſt wholly of *Muſick*, *Dancing* and *Machinery*.

Ob nun dieſer Urſprung der Opern aus dem gothiſchen Geſchmacke der Italiener dem Herrn v. U. gefallen werde, das laſſe ich dahin geſtellet ſeyn. Doch ich habe noch was ſicherers davon in dem Theatro Italiano, das 1728. zu Verona herausgekommen, oder vielmehr in der Hiſtorie der Schaubühne, die dem Buche vorgeſetzt iſt, gefunden. Nachdem der Verfaſſer deſſelben den Verfall der tragiſchen Schaubühne in Welſchland hauptſächlich von dem auſſerordentlichen Wohlgefallen, ſo man an den Singſpielen gehabt, hergeleitet: So erzählt er, daß **Sulpicius**, der die Anmerkungen zum Vitruv gemacht, ſich gerühmet, er habe zuerſt gewieſen, wie man eine Tragödie ſingen ſolle: D'avere nel 1480. inſegnato il primo a rappreſentare e cantare una Tragedia in Roma. Er ſetzt aber hinzu: Dove però ben dubita il *Creſcimbeni*, ne' ſuoi Comentari, ſe quel cantare importi veramente Muſica, o debba intenderſi d'una certa natural Cantilena. Wie

nun

nun dieſe Meynung des Herrn Creſcimbeni allerdings ſehr wahrſcheinlich iſt, alſo bleibt keine ältere Oper übrig, als die 1597 in Modena aufgeführet worden. Nel 1597 Orazio Vecchi Modaneſe, con nuovo eſempio nel ſuo Amphi-Parnaſſo fece cantare anche gli Attori, non eccettuando Pantalone, Zane, Dottor Graziano & Capitano Spangnuolo, che tutti in verſo, & in Muſica fanno la parte loro. Nun urtheile man ſelbſt, wie ſeltſam es heute zu Tage noch ausſehen würde, wenn in einer italieniſchen Comedie Pantalon, Harlekin, der Doctor und Capitain noch ſingend auftreten, und ihre Rolle ſpielen ſollten. Allein was konnte dem damaligen italieniſchen Geſchmacke nicht gefallen? Gleichwohl merket der Verfaſſer ſehr vernünftig an, daß das damalige Singen noch nicht ſo ſehr von der natürlichen Art zu reden abgewichen, die Action und Sprache nicht unterbrochen, auch keine Schönheit der Gedanken oder Worte in den Verſen verdunkelt habe; welches aber hernach durch die anwachſende Kunſt in der Muſik, zum Uberfluſſe geſchehen wäre. Furon eſſi da principio adornati di muſica aſſai men lontana dal recitare & che non interrompeva le azioni & i diſcorſi, nè facea perdere ogni bellezza di parole e di ſentimenti; onde aſſai meno offeſa ne rimanea la Poeſia; ma tanto ſi andarono poi trasformando di tempo in tempo, che giungero a guaſtar mirabilmente l'un arte e l'altra.

Doch genug hiervon. Der Herr v. U. hat recht, wenn er glaubt, daß es uns an dem Urſprunge ſo viel nicht gelegen ſey; wofern es wahr iſt, daß das beſtändige Singen aller Worte in einer Oper an ſich

ungereimt ist. Er meynt, dieses könnte man zugeben, wenn man gar keinen Begriff von der Musik hätte, und ihr so feind wäre als **Zwinglius**. Allein es ist hier leicht zu begreifen, daß man kein Zwinglianer seyn darf, um diese Ungereimtheit zu sehen. Mir kömmt es nicht närrischer vor, wenn jener dem Rathe zu Basel eine Supplik vorgesungen haben soll; als wenn ein Opernheld den Brief absinget, den er von seiner Geliebten erhalten; oder seinem Diener einen Verweis vorsinget. Herr **Mattheson**, den man billig vor einen gelehrten Meister in der Musik erkennet; mag dieselbe noch so geschickt vertheidigen: So wird er doch keinen Liebhaber der Vernunft und Natur von der Schönheit eines solchen Singens überführen können. Ich wundere mich auch nicht unbillig, daß der Herr Vertheidiger der Opern sich bey diesem Grunde, der doch der allerwichtigste und wesentlichste ist, so wenig aufgehalten, und ihn ganz auf den Herrn Mattheson geschoben. In Wahrheit, wenn ich keinen andern Beweis vor meine gute Sache hätte, so würde es dieser allein schon ausmachen. Denn sich nur obenhin auf den Geschmack etlicher verwöhnter Liebhaber zu beruffen, das macht die Sache nicht aus; wenn es sich fragt, ob die Sache vernünftig und natürlich ist? Ich habe ja mit ganz andern Waffen den Angriff gethan, als mit dem Geschmacke derer, die keine Musik leiden können. Meinethalben mögen sich die Herrn Opernfreunde auch auf dem Rathhause und auf der Börse, alle ihre Worte in Noten setzen lassen; ja sich musicalische Prediger bestellen, die ihnen eine wohlcomponirte Postille vorsingen können. Ich will mich mit der natürlichen, aber

doch

doch allen Gemüthsbewegungen gemässen Aussprache behelfen. Und ob wohl der Hr. v. U. dieses eine hergeschlapperte Rede nennet; so werde ich doch darüber nicht böse. Denn ich weis, daß Demosthenes und Cicero mit einer so hergeschlapperten Rede, die ohne Noten und Triller hergesagt würde, ganz Athen und Rom in Bewegung gesetzt, ja den Philippus und Catilina, den Aeschines und Antonius fast zur Verzweifelung gebracht haben. Gleichwohl hatten diese Redner ihre Aussprache von keinem Operisten, sondern von guten Comödianten gelernet, wie Rapin in seiner Vergleichung dieser beyden Redner aus den Alten angemerket hat. Ich sollte auch fast denken, mein Herr Gegner müßte niemals eine gute Declamation eines Trauerspiels gehöret haben, daß er dieselbe eine hergeschlapperte Rede nennet. Und doch wollte ich ihn versichern, daß er nur auf der Neuberischen Schaubühne, denn der Ausländer will ich nicht einmal gedenken, eine solche nachdrückliche, bewegende und herzrührende Aussprache hören könnte, daß er in manchem guten Stücke selbst Thränen vergiessen, oder in ein solches Schrecken gerathen würde, daß ihme die Haare zu Berge stehen sollten. Es ist auch vielleicht eine eben so grosse Kunst, eine tragische Rolle in der gehörigen Stärke herzusagen, als eine Partie zu singen. Ich wollte wohl wetten, daß es mehr gute Sänger giebt, als Leute, die eine gute Declamation in ihrer Gewalt haben, die allen Personen und Affecten eines Trauerspiels gemäß ist. Riccoboni, ein sehr geschickter und gelehrter italienischer Comödien-Director in Paris, hat von der guten Vorstellungskunst ein weitläuftiges Gedichte ge-

ſchrieben, daraus ein angehender Comödiant viel lernen kan. Da ſieht man erſt, wie viel zu einer guten Ausſprache gehört. Ich will nur eine Stelle wieder das ſingende Heulen vieler franzöſichen Comödianten herſetzen, die auch von den Opern ſeine Meynung entdecket. Sie ſtehet p. 44.

Io non intendo come in oggi, avere
Si poſſa per il Canto un tal riſpetto,
Pro ſervendoſi regole piu auſtere.
Indi avien, che la lor declamazione,
A chi nuovo la ſente & l'aſſapora,
Fa venir la migrania il ſtranguiglione.
Eh! ſi laſci il cantare, alla mal' ora,
O per lo meno affatto ſi abbandoni,
Al Moſtro, che ne incanta e inamora,
Dell Opera vuò dire, che quei buoni
Italiani noſtri hanno inventata,
Tutta coſtrutta di canti & di ſuoni.
Ma noi naturalmente alla brigata
Parliamo, & ei perdonino gli antichi,
Ne corriam dietro a un ombra diſperata.
Gli heroici fatti, o i familiari intrighi,
Non può negarſi ragionevolmente,
Che cantandoli al vero non disdiche.

Wegen des folgenden will ich mit dem Herrn v. U. nicht zanken. Man muß billig ſeyn, und auch was nachgeben. Ich geſtehe es ihm alſo zu, daß die ſchlechtformirten Charactere der Opern-Helden der Oper nicht weſentlich ſind. Ich weis, daß es auch gute Charactere in Opern geben kan, und wirklich giebt. Noch vor kurzem iſt in Dreßden eine italieniſche

nische gespielet worden, darinn sie fast durchgehends gut waren. Sie heißt Cajus Fabritius, und ist eine von den besten, die jemals gemachet worden. Wäre die Einigkeit des Ortes, und der Zusammenhang der Auftritte besser darinn beobachtet: So wüßte ich fast nichts daran auszusetzen, als daß es eine Oper wäre. Eine so schöne Arbeit hätte nicht gesungen werden dörfen, um zu gefallen. Ja sie würde weit mehr Nachdruck in Bewegung der Gemüther gehabt haben, wenn sie als ein Trauerspiel wäre aufgeführet worden. Mit einem Worte, wir wollen die schlechten Charactere der elenden Opern und Comödien gegen einander aufheben:

„Iliacos intra muros peccatur & extra.

Eben das will ich von den Zoten und Fratzen gesagt haben, die von unflätigen Comödianten ebenfalls nicht genugsam vermieden werden. Es ist auch das üppige Wesen in andern poetischen Schriften häufig genug zu finden, und also will ich den Opern daraus eben keinen besondern Schimpf machen. Nur das wird mir mein Herr Gegner nach seiner bekannten Billigkeit auch zugeben, daß geile Verse durch das Singen, und durch reizende Geberden, noch dreymal kräftiger werden die Ueppigkeit zu befördern. Die angeführte Stelle aus dem reisenden Cyrus streitet mehr für mich, als für die Opern. Solon hat gewiß diese nicht im Sinn haben können, indem selbst die Tragödie zu seiner Zeit noch in der Wiege gelegen.

Die Tugend der Personen, so die Opern und Comödien vorstellen, geht uns beyderseits nichts an:

Denn wie die tugendhaftesten Leute ein schlechtes Stücke nicht gut machen können, so werden auch die Unartigsten kein gutes verderben: Wenn sie sonst nur zum vorstellen ein Geschicke haben, und es nach ihrem Vermögen anwenden wollen.

Ich komme also mit meinem Herrn Gegner auf die Maschinen und andern Verzierungen der Opern. So kostbar und sinnreich diese Stücke an sich selber sind; so schön sie auch in der That eine Schaubühne putzen: So überflüßig werden sie in den Opern angebracht. Ich habe mich aber über diesen Punct schon sonst gegen den Herrn D. Hudemann so ausführlich erkläret, daß ich nichts mehr davon hinzusetzen mag. Wenn die Einrichtung aller dieser prächtigen Dinge der Wahrscheinlichkeit gemäß gebraucht wird: So entsteht allerdings was vortreffliches daraus. Man mache also die Oper nur erst in allem übrigen Vernunft-und Naturmäßig, so werden auch ihre Nebenwerke gut seyn. Wiedrigenfalls werde ich mit dem Herrn von St. Evremont, in seinen Gedanken über die Opern, die im II. Th. der eigenen Schr. unserer deutsch. Ges. übersetzt zu lesen sind, sagen: Daß eine Thorheit, die mit Tänzen, Maschinen und Aufzügen geschmücket ist, zwar eine sehr prächtige Thorheit, aber doch allemal eine Thorheit sey.

Was hierauf folget, klinget zwar ein bischen räthselhaft; ich habe es aber doch verstanden. Ich erkenne es für eine besondere Höflichkeit des Herrn Verfassers, daß er mich nicht deutlicher tadeln wollen. Indessen hätt ich ihm auch solches nicht übel genommen. Wenn man sich zu rechtfertigen weis, so erzürnet

zürnet man ſich nicht. Ein epiſches Gedichte iſt von ganz andrer Art, als ein Dramatiſches: Wie Ariſtoteles einen jeden, der ſeine Poetik leſen will, ſattſam überzeugen wird. Dort herrſcht das wunderbare, hier das natürliche. Dort darf ein Homer, nach Horazens Worten ſpecioſa miracula erzählen: Hier aber heißt es:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Ja auch gewiſſe natürliche Dinge, die ſich ſonſt gar wohl erzählen laſſen, dörfen nicht vor den Augen der Zuſchauer vorgeſtellet werden.

Nec coram populo pueros Medea trucidet.
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
Aut in Avem Progne vertatur, Cadmus in anguem:
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Da iſt der Grund, warum man leichter unglaubliche Dinge erzählen, als vorſtellen kan. Die Ohren leiden viel eher was wunderſames, und die Phantaſie hilft ihnen immer ein wenig aus. Aber die Augen leiden nichts, als das wahrſcheinliche. Die Fabeln Aeſopi können wir alle ohne Anſtoß hören. Wir wiſſen auch, daß es nur Fabeln ſind, und denken mehr an die allegoriſche Bedeutung, als an die Thiere, die darinn vorkommen. Man ſtelle aber einen äſopiſchen Leuen oder Fuchs auf die Schaubühne, und laſſe ſie ihre Rolle vor den Augen der Zuſchauer ſpielen: So wird gewiß alle Welt ſchreyen: Peter Squenz ſey von den Todten auferſtanden, der auch den Leuen, den Brunn, den Mond und die Wand als eine redende Perſon aufgeführet. Dieſes iſt nun die Ur-

sache, warum Erdichtungen, die man erzählet, nur eine hypothetische Wahrscheinlichkeit, in dem poetischen Fabelreiche haben dörfen. Doch selbst auf der Bühne würden gewisse solche Dinge erlaubt werden; wie ich schon in meiner Dichtkunst angemerket. Z. E. Wenn ein Schauspiel von der Andromeda gemacht würde, und man könnte den Perseus auf einem fliegenden Pegasus zu ihr kommen lassen: So würde dieses kein theatralischer Fehler seyn, wenn es nur gut ausgeführet werden könnte. Ich würde mehr hinzu setzen, wenn ich nicht besorgte, man würde denken, ich hätte mich gar zu ängstlich zu vertheidigen gesucht.

Den folgenden Absatz gebe ich dem Herrn Verfasser ganz zu. Er sieht viele Misbräuche der Opernbühne ein; und ich müßte sehr unbillig seyn, wenn ich es nicht gestehen wollte. Nur bey der Frage, was der Verstand des Zuschauers bey der Vereinigung so vieler Kunstwerke in einer Oper zu denken hat, bin ich mit seiner Antwort nicht zufrieden. Er sagt: Eben das, was man bey einer schönen Statue, oder bey andern Meisterstücken der Kunst denket. Ganz gut: Aber das geschieht hier zur Unzeit. Die theatralische Fabel wird in einer ganz andern Absicht gespielt, als daß ich den Maschinenmeister bewundern soll. Sie muß durch ihre eigene Anmuth einnehmen, bezaubern und rühren, nicht aber durch so viel fremde Zierathe die Sinne ihrer Zuschauer zerstreuen. Eine gute Tragödie hat alle diese äusserliche Schminke nicht nöthig. Ein natürlich schön Frauenzimmer ist in ihrer ordentlichen Kleidung angenehmer, als ein heßlich Gesichte mitten unter unzähli-

chen

chen Schattirflecken, Perlen und Edelgesteinen. Je mehr man an ihren Putz denket, desto mehr wird man den Mangel ihrer Schönheit inne. Wären die Operfabeln an sich rührender gewesen, so hätte man so viel fremden Beystand nicht nöthig gehabt, sie angenehm zu machen. Und doch gelingt es ihnen so schlecht, daß oft ihre Zuschauer mitten im Spiel davon laufen, oder doch die Zeit mit Schwatzen zubringen: Welches gewiß in keiner Tragödie oder Comödie, die nur halbigt gut ist, geschicht.

Was der Herr v. U. im folgenden von der Morale der Opern rühmet, das muß ich seiner grossen Liebe zu derselben zuschreiben. Vielleicht würde er selbst solche moralische Opern machen, als man bisher noch nicht gemacht hat. Der Pater Poree hat die Sittenlehre der Opern so schön entworfen, daß ich kein Wort davon sagen darf. Man sehe den Auszug von seiner Rede in diesen Beyträgen nach.

Was das Register aller nichtswürdigen Opern anlanget, welches der Herr Gegner fordert: So kan ich ihm selbiges so wenig als von den närrischen Comödien versprechen. Was ist es aber nöthig alle schlimme zu wissen, da wir beyde eins sind, daß es sehr viele, ja unzählige giebt? Nur darinn sind wir uneins, ob es auch gute giebt? Und gleichwohl fordere ich von den Liebhabern nicht ein Register von allen; sondern nur etliche wenige nahmhaft zu machen. Bin ich nicht weit billiger als meine Gegner? Die blinde Liebe, die man einigen gegen die Tragödien und Comödien schuld giebt, nehme ich mir gar nicht an: Indem ich mir schmeichele, daß ich Proben genug abgeleget habe, daß ich die Schaubühne nicht blind-

lings beurtheilet habe. Wenn nur alle Opernfreunde bey sich so wohl zu Hause wären. Die Partheylichkeit, so man dem Herrn St. **Evremond**, **Racine** und dem **Spectator** schuld giebt, hat einigen Schein; weil sie selbst vor die comische und tragische Schaubühne Stücke verfertiget hätten. Wo bleiben aber **Boileau**, **la Bruyere**, und **Des Calliéres**? haben die auch Tragödien gemacht? Was habe ich nicht neulich dem Herrn D. H. noch vor andere Zeugen hinzu gesetzt? Was könnte ich nicht noch vor neue anführen? Wenn ich den Riviere du Freny bey der Hand hätte, so sollte ihm eine hübsche Stelle zu Diensten stehen. Jetzt habe ich nur den Baron von **Pöllnitz**, der gewiß mit seinen Memoires uns Deutschen keine Schande macht. Sein Zeugniß wird mir auch um desto mehr zu statten kommen, da er die besten Schauspiele von Europa überall selbst gesehen, und miteinander zu vergleichen Geschmack genug gehabt hat. Quoique je sois passionné pour la Musique Italienne, schreibt er T. II. p. 303., je vous avoue pourtant, que je ne laisse pas aussi de m'ennuyer à leurs Operas lorsque je vois ces mutilés faire le Roland, l'Hercule, ou quelque autre Heros de cette especeç & je m'impatiente de ne voir jamais, que six Acteurs &c. Eben derselbe setzt im III. Tomo p. 420. hinzu: Outre l'Opera italien, il y en a encore un anglois (à Londres) ou l'on ne chante que les airs, le resle est recité. Cela me paroit plus raisonnable, que lorsque tout est chanté: du moins un homme ne chante point, en se tuant ou en se battant.

Und

Und wie? Sind denn die Herren Verfechter der Opern solche unpartheyische Leute. Wer hat denn bisher dieselben wieder meine Dichtkunst vertheidiget? Ist es nicht Herr D. H. und Herr v. U. gewesen, die alle beyde selbst Opern gemacht haben? Gewiß auf diese Art richten wir nichts gegen einander aus, und wir müssen uns ganz anders wiederlegen. Ich habe auch die Zeugnisse nur zum Uberflusse angeführet, um einem Einwurfe vorzubeugen, den man mir leicht hätte machen können, daß ich nemlich ganz allein ein solcher Grillenfänger wäre, der nichts schönes schmecken könnte. Gleichwohl sind die Einwendungen, die mir der Herr Verfasser gegen die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse gemacht hat, von schlechter Erheblichkeit. **La Bruyere** verdient keinen Glauben: Warum das? Denn **Marville** hat des **Menage** Lobrede auf denselben wiederlegt. Ist das nicht eine herrliche Folgerung? Weiter: **Bruyere** kan unmöglich recht haben, wenn er die Opern verachtet: Warum nicht? Denn sonst hätte Ludewig XIV umsonst ganze Millionen verwandt. Abermal ein herrlicher Schluß. Man weis, daß der König nur etlichen Damen zu gefallen, die Opern unterhalten: Und was für Kosten werden zu solchen Fällen nicht verschwendet? Alle Schmeichler bey Hofe richten sich freylich nach dem Geschmacke des Königes: Daraus folgt aber nicht, daß alles was grosse Herren lieben, schön und untadelich sey. Ein einziger Criticus, der das Herz hat, einer Menge solcher Schmeichler zu wiedersprechen, hat mehr Glauben bey mir, als jene alle miteinander. Zum andern verdient auch **Boileau**, nach meines Herrn Gegners

Mey-

Meynung keinen Glauben: Und warum denn? Er hat einmal gesagt, oder soll vielmehr nur gesagt haben; denn es ist so ausgemacht nicht, ob es wahr ist: Ein guter Poet sey einem Staate nicht nöthiger als ein guter Kegelspieler. Was hierin vor ein Schluß stecke; begreife ich mit meiner ganzen Logik nicht. Hat **Boileau** das gesagt; so zeuget es von seiner grossen Bescheidenheit. Denn was für einen Stolz würde man ihm nicht beygelegt haben, wenn er gesagt hätte: Ein guter Poet sey dem Staate eben so nöthig, als ein Premierminister? **Boileau** dorfte sich auch mit seiner Poesie so breit nicht machen, weil er auch ohne dieselbe Verdienste und Gelehrsamkeit genug hatte. Wenn er uns nur den einzigen **Longin** übersetzt hätte: So müßte man ihn schon vor einen nützlichen Gelehrten halten: Wie man unzählige andre davor ansieht, die nicht halb so viel in der gelehrten Welt geleistet haben. Aber was für die Opern daraus folge, begreife ich ganz und gar nicht;

Gegen das Ende seiner Vorrede scheint mein Herr Gegner böse zu werden. Dieses macht, daß ich auf die heimlichbeissenden Ausdrückungen, womit er auf die **heimlichbeissende Schreibart**, die seinem Urtheile nach itzo Mode wird, schmählet, nicht antworten mag. Ich möchte sonst auch böse werden, und das habe ich mir nicht vorgenommen. Meinethalben mag man der Opern so viel machen und spielen, daß alle Zeitungen mit neuen Nachrichten davon angefüllet werden können. Meine unschuldige Freude über den zunehmenden guten Geschmack der Deutschen, wird so viel Einfluß in das grosse Deutschland nicht haben, die Opern daraus zu verbannen. Freylich

lich, wenn es keine groſſe Herren gäbe, die jährlich etliche wenige Opern in Deutſchland ſpielen lieſſen: So würde es längſt allen dieſen Bühnen ſo gegangen ſeyn, wie der Leipziger und Hamburgerbühne. Von den Einkünften, ſo die Zuſchauer bezahlen, wird man niemals ein recht Opernhaus unterhalten können; es müßte denn in London oder Paris ſeyn.

Es iſt mir leid, daß der Herr v. U. ſeiner eigenen Oper auf mein geringes Urtheil ein ſo ſchlechtes Prognoſticon ſtellet. Behüte der Himmel! Bin ich denn ein ſolcher Dictator der poetiſchen Republik? Ich verlange es ja niemanden vorzuſchreiben, was man vor Gedichte machen ſoll! Ich bin mir meiner Wenigkeit gar zu wohl bewußt. Durch einen Machtſpruch werde ich wohl niemals was aus der Welt verbannen: Wenn es aber die angeführten Gründe thäten, ſo hätte nicht ich, ſondern die Kraft der Wahrheit und Vernunft ſolches gethan.

Auf die Strafpredigt, die der Herr Verfaſſer, allem Anſehen nach, mir, darüber halten wollte, daß vor Zeiten alle Poeten Sänger geweſen; werde ich auch nicht böſe, ob ich gleich geſtehe, daß ich kein Sänger bin. Allein, ob das Singen der alten Poeten allemal ſo künſtlich geweſen, als einer heutigen Caſtratenkehle; das laſſe ich dahin geſtellet ſeyn. Die guten Leute ſungen wohl anfänglich, wie ſie das bloſſe Naturell lehrte, und wer weis, ob es ſo gut geklungen, als unſre geiſtlichen Kirchenlieder? So aber dächte ich auch ſchon einen Rang unter den muſikaliſchen Poeten zu behaupten. Dergeſtalt würde mich denn die

ge-

gedrohte Strafpredigt wenigſtens nicht ganz und gar in den Bann thun können.

Was die Geſchicklichkeit der italieniſchen Sprache zum Singen betrift, ſo kan ich dem Hrn. v. U. leicht recht geben. Seine Urſachen ſind gut und bündig. Ich ſetze nur hinzu, daß nächſt der italieniſchen wohl die griechiſche Sprache den nächſten Rang der Zärtlichkeit behaupten, alsdann aber allererſt die lateiniſche folgen würde. Ich beſchlieſſe dieſe Beantwortung mit der Verſicherung, daß dieſes das letztemal iſt, daß ich wieder die Opern die Feder angeſetzt habe. Ich habe nunmehro alles geſagt, was ich zu ſagen gehabt, und wer ſich dadurch nach reifer Ueberlegung nicht überzeuget findet, der bleibe bey ſeinem Geſchmacke, und ergetze ſich an dem, was ihm gefällt.

Lodo in tutti la bella intentione;
Ma l'effetto e ſi ſtrano, che, per dio!
E tempo, che ci vinca la ragione.

Vielleicht kan man auch mit der Zeit hinzuſetzen:

Tanto di Verita l'Uom ſi compiace,
Che in onta al conſueto pregiuditio,
Quando la trova, o la commenda, o tace.
Riccob. nell Arte rappr. p. 43.

III.

Joannis Henrici à Seelen Gymn. Lub. Rect. Memoria Stadeniana &c.

d. l.

Jo-

Johann Heinrichs von Seelen, Stadisches Ehrengedächtniß; oder Abhandlung von dem Leben, Schriften und Verdienſten Herrn Dieterichs von Stade; worinnen zugleich verſchiedene Nachrichten, welche die Geſchichte und Philologie, zumal der deutſchen Sprache, erläutern, begriffen ſind.

Hamburg, bey Theodor Chriſtoph Felginer 1725. 8. 1 Alphab. 4 Bogen.

Der durch verſchiedene wohlgerathene Schriften in der gelehrten Welt verlängſt mit Ruhm bekannte Herr von Seelen hat mit dem gegenwärtigen Werke ebenfalls eine ſo löbliche als nützliche Arbeit unternommen. Dieterich von Stade hatte es mehr als auf eine Weiſe verdienet, daß ſein Andenken in einem beſondern Aufſatze nach ſeinem Tode auf die Nachkommen ſo wohl gebracht, und unter den Ausländern ausgebreitet würde, als wehrt ihn vor dem bey ſeinen Lebzeiten ſeine eigene Landsleute gehalten, die ihn mit gutem Grunde als eine wahrhafte Zierde des deutſchen Vaterlandes angeſehen und verehret haben. Zu einer ſolchen Bemühung aber war nicht leichte jemand ſo geſchickt, als unſer Herr Verfaſſer; der ehedeſſen in des ſeligen Mannes Hauſe eine geraume Zeit gewohnet, von ihm verſchiedene Wohlthaten, und die Ehre eines genauen Umganges genoſſen, und alſo viele beſondere Umſtände von ſeinen gelehrten Unternehmungen in Erfahrung gebracht hatte, die einem andern wohl ſein Lebtage unbekannt geblieben ſeyn würden. Er ſtattet

tet

tet ihm also hiermit zugleich den letzten Ehrendienst und seine schuldige Dankbarkeit auf eine lobenswürdige Art ab; ist aber auch hiernächst davor wohlbesorget gewesen, wie er diese Ausarbeitung solcher gestalt einrichten möchte, daß sie nicht allein, wie alle Geschichte überhaupt, anmuthig zu lesen, sondern auch in vielen Stücken zu weiterem Gebrauche dienlich und nutzbar würde. Beyde Absichten hat der Herr **von Seelen** glücklich erreichet; und wir könnten es daher kaum verantworten, wenn wir von diesem artigen Buche in unseren **Beyträgen** gänzlich stille schwiegen.

Die Untersuchung der **alten deutschen Sprache** und **ihrer Mundarten** war es, mit der sich der Herr **von Stade** einen grossen Theil seiner Lebenszeit, und zwar nicht ohne guten Fortgang, beschäfftigte. Unter diesem Namen hatte er sich vornehmlich bey den Gelehrten bekannt, und auch um dieselben in der That wohl verdient gemachet. Daher nimmt demnach unser Herr Autor Anlaß in der vorangesetzten **Vorrede** zu zeigen; wie die Klage einiger gelehrten Männer nicht allzugegründet sey, da man unsre **Deutschen** beschuldigen will, daß sie so saumselig in **Untersuchung** ihrer **alten Muttersprache** insgemein verfahren hätten, und noch verführen; da sie doch auf die **Ausübung** und **Ausbesserung der heutigen** so vielen Fleiß und Stunden verwendeten. Diesen Zweck erreichet er damit vollkommen, indem er kürzlich die Namen und Verdienste einiger berühmten Männer anführet, welche seit der Religionsverbesserung bis hieher auch in diesem Stücke der Gelehrsamkeit sich vor vielen andern hervor gethan haben.

ben. Der erſte unter allen iſt der ſelige Doctor **Luther**, wegen ſeines **Namenbüchleins**; *) der andere, **Matthias Flacius**, wegen ſeiner **Ausgabe des Otfrids**; **) der dritte, **Martin Opiz**, wegen ſeiner **Ausgabe** des *Rhythmi de S. Annone* eines **Ungenannten**; ***) der vierte, **Daniel Georgе**

*) Man ſehe, was davon in dem zweyten Bande dieſer Beyträge p. 446. bereits geſagt worden. Sonſt erinnert der Herr Rector, daß es auſſer den daſelbſt angezeigten Ausgaben auch in Chriſtian Becmanns Manuductione ad Latinam linguam, Viteb. 1611. 8. mit eingedruckt ſey. Die Aufſchrift von der deutſchen Ueberſetzung deſſelben iſt folgende: Herrn D. Martin Luthers ſel. vielfältig verlangtes Namenbüchlein; welches erſtmals ohne ſeinen Namen zu Wittenberg a. 1537. nunmehro ſchon vor 137 Jahren, nachmals mit und unter ſeinem Namen a. 157[illegible]. auch zu Wittenberg in latein ausgangen. Jetzo der edlen deutſchen Hauptſprache aufrichtigen Liebhabern, die der alten deutſchen Namen Deut- und Auslegung zu wiſſen begehren, zu Gefallen, deutſch, neben einer Vorrede, etzlichen Anmerkungen, zuvilfachen Namen- und einem der fürnemſten Sachen, und merkwürdigſten Hiſtorien-Regiſter heraus gegeben, von M. Gottfried Wegener, Sileſio. Leipzig 1674. 8. Siehe auch Tenzels Monatgeſpräche 1698. p. 110. Dieſer Wegener iſt zuletzt als Profeſſor der Theologie in Königsberg geſtorben.

**) Davon haben wir im anderen Stücke dieſer Beyträge, p. 100—194. desgleichen im vierten p. 632—658 hinlänglich gehandelt.

***) Siehe den erſten Band der Beyträge p. 199. f. Von dieſem Rhythmo ſelbſt werden wir eheſtens einen eigenen Artikel aufſetzen.

orge **Morhof**, wegen seines **Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie**; der fünfte, **Just George Schottel**, wegen seines grossen und schönen Werkes **von der deutschen Sprache**; der sechste **Melchior Goldast**, wegen seiner **Ausgabe** und **Anmerkungen** über die *Paraeneticos veteres*, und einige *Scriptores rerum Alemannicarum*; der siebende, **Johann Philipp Palthenius**, wegen seiner Auflage des **altverdeutschten** Tatiani; *) der achte, **Johann Diecmann**, wegen seines *Speciminis Glossarii* Rhabani Mauri, und einer eigenen **Untersuchung des wahren Ursprunges von dem deutschen Wort Kirche**; der neunte, **Godfried Wilhelm Leibniz**, wegen seiner herrlichen hier und dar eingestreuten Philologischen Anmerkungen zu den *Scriptoribus rerum Brunsuicensium*, und seiner Collectaneorum Etymologicorum; **) der zehende, **Valentin Ernst Löscher**, wegen seines *Litteratoris Celtae*; ***) der eilfte, **Henrich Muhlius**, wegen einiger hieher gehö-

*) Siehe eben daselbst, p. 197. seq. Es wird sich nächstens Gelegenheit geben von diesem verdeutschten Tatiano das benöthigte umständlich beyzubringen.

**) Der Inhalt dieser schönen Sammlung ist von uns schon anderweit ausführlich im III. Stücke p. 357 — 411. und im VI. Stücke p. 293 — 308. erzählet worden.

***) Von diesem Werke stehet ein vollständiger Auszug im II. Stück der Beyträge p. 216 — 226. Es war damals, als dieses Herr von Seelen geschrieben, noch nicht dem Druck übergeben.

gehörigen Academiſchen Ausarbeitungen; *) der zwölfte, **Johann George Eckard**, unter deſſen häufigen Schriften, in welchen unzählige nützliche Unterſuchungen dieſer Art vorkommen, ſeine **Sammlung der alten fränkiſchen und ripuariſchen Geſetze** hier alleine, und mit Recht vor den übrigen, gerühmet wird; **) der dreyzehende, **Johann Burchard Menke**, wegen ſeiner Oberaufſicht über die **deutſchübende poetiſche Geſellſchaft zu Leipzig**, die ſich unter andern löblichen Bemühungen auch vorgeſetzt hatte die deutſchen Poeten der alten und mitlern Zeiten zu unterſuchen; ***) der vierzehende

*) Der Verfaſſer macht ſeine Diſſ. de Origine Linguarum variarum ſtirpeque ac *matre* Graecae, Latinae & *Germanicae*, *Hebraea*, Kiel, 1692, 8. imgleichen ſeine Commentationem parergicam de veris genuiniſque natalibus *Teutonicae vocis* Kirche, Kilon, 1719. 4. nahmhaft; wünſcht auch das von ihm ſonſt verſprochene Werk, von den Alterthümern der holſteiniſchen und niederſächſiſchen Mundart (de *Dialecti Holſaticae* ac *Cimbricae*, *Saxoniaeque inferioris antiquitatibus*) dereinſt zu ſehen; welcher Wunſch aber nunmehr faſt umſonſt ſeyn dürfte, nachdem dieſer geſchickte Gottesgelehrte vor nicht gar langer Zeit mit Tode abgegangen.

**) Die Leges Francorum Salicae & Ripuariorum cum additionibus variis &c. ſtudio *J. G. Eccardi* ſind zu Leipzig 1720. fol. heraus gekommen.

***) Man kan hiervon das im Namen dieſer deutſchübenden Geſellſchaft im Jahr 1722 zu Leipzig in 4 herausgegebene Schediaſma de Inſtituto *Societatis Philo-Teutonico-Poeticae &c.* p. 47. ſeq. weiter nachleſen.

zehende, Johann Leonhard Frisch, wegen seines versprochenen grossen etymologischen Werkes von der deutschen Sprache, und der dießfalls bereits in den Druck gegebenen Probe; *) und endlich der funfzehende, Johann Augustin Egenolf, wegen seiner Historie der deutschen Sprache **) und einiger anderen kleineren Schriften; des Johann Schilters ohnedem genug bekannter Verdienste nicht einmal zu gedenken. ***) Unter allen diesen jetzt erzähl-

*) Ihre Aufschrift ist diese: Untersuchung des Grundes, und Ursachen der Buchstabveränderung etlicher deutschen Wörter, welche denen hohen Besitzern der hierzu dienlichen Mittel, absonderlich der benöthigten Bücher, auch andern Liebhabern der Sprachen als eine geringe Angabe und Muster von einem grossen vorhabenden Werk, zur gnädigen Beförderung und gelehrten Prüfung demüthig und geziemend überreichet J. L. F. Berlin 1716. 8. Inzwischen ist dieses grosse Werk zur Zeit noch nicht zu Stande gekommen.

**) Der erste Theil derselben ist 1716. und der andere 1720. in 12. zu Leipzig zum Vorscheine gekommen; der dritte und vierte aber wird nach dem Tode des Verfassers ausser Zweifel vergebens erwartet. Wir wollen in kurzem von diesem Büchlein einen Auszug ertheilen.

***) Zu den gegenwärtigen Zeiten pranget unser Deutschland billig in diesem Stücke mit dem berühmten Herrn Johann George Wachter. Dieser grundgelehrte Mann besitzet mehr als irgend jemand in der grössesten Vollkommenheit alle alten Dialecten unserer deutschen Sprache; und ist auch mit einem edlen Eifer bemühet, seine darinn erlang-

te,

erzählten deutschliebenden Patrioten und fleißigen Erforschern der älteren Gestalt ihrer ehrwürdigen Mutterſprache aber gebühret dem Herrn **Dieterich von Stade** keinesweges die unterſte Stelle; vielmehr hat er in dieſer Art von gelehrten Uebungen, an Kenntniß und Einſicht ſeines gleichen gar wenige, über ſich aber bey nahe nicht einen gehabt; wie aus der folgenden Nachricht deutlich erhellen wird.

Es hat dem Herrn **von Seelen** beliebet dieſe Abhandlung in **ſieben** beſondere **Hauptſtücke** zu vertheilen. Wir werden ihm in dem gegenwärtigen Auszuge auf dem Fuße nachfolgen, und allenthalben nur die ſeltenſten, merkwürdigſten und nützlichſten Anmerkungen ausleſen.

Das erſte **Hauptſtück** iſt der **Lebensbeſchreibung**

---

te, nicht weniger gründliche, als weitläuftige Wiſſenſchaft, zur Ehre des deutſchen Namens, und zum Nutzen der ganzen gelehrten Welt, gemein zu machen. Er hat dieſes bereits einiger maſſen mit dem unter der Aufſchrift: Glotſarium Germanicum, *continens origines & antiquitates linguae Germanicae hodiernae &c. &c.* zu Leipzig 1727. in groß Octav heraus gegebenen Verſuch eines groſſen *Gloſſarii Etymologici* bewerckſtelliget; es iſt auch derſelbe von den fürnehmſten Gelehrten in und auſſer Deutſchland mit allem erſinnlichen Beyfall angenommen worden; alleine der völlige Genuß des groſſen Werkes, iſt uns erſt in Zukunft aufbehalten. Doch auch dieſes wird nun nicht mehr allzulange anſtehen; nachdem wir gewiß verſichert ſind, daß es gänzlich ausgearbeitet ſey, und mit allernächſtem werde unter die Preſſe gegeben werden.

bung *) dieſes wackern Mannes gewidmet. Was der Verfaſſer von andern Leuten gleiches Namens bald anfangs erinnert, darum bekümmern wir uns allhier gar nicht. Unſer **Dieterich von Stade** war zu Stade, einer namhaften Stadt des Herzogthums Bremen, den 13 October 1637 gebohren. Er verlohr ſeinen Vater, **Niclas von Stade**, einen angeſehenen Kaufmann daſelbſt, ſchon im achten Jahre ſeines Alters; und genoß alſo allein der Auferziehung ſeiner Mutter **Catharina**, einer gebohrnen **Schuhmacherin**. Dieſe war Willens, beyzeiten ihren jungen Sohn nach Spanien zu ſchicken, daß er daſelbſt die Handlung erlernen möchte; doch weil er zu den Studien einen weit gröſſeren Trieb an ſich blicken ließ, war ſie ihm darinn gar nicht zuwieder, ſondern wohl zufrieden, daß er ſich denſelben ergäbe. Er zog demnach 1658. nach Helmſtädt, mit dem Vorſatze, die Theologie zu erlernen, zu welchem Ende er auch die beyden Gottesgelehrten, **Gerhard Tietzen**, und **Joachim Hildebranden**, fleiſſig hörte. Einige wichtige Umſtände aber bewogen ihn nachgehends dieſelbe mit der Rechtsgelehrſamkeit zu verwechſeln; welcher er denn auch ernſtlich oblag, und vornemlich einen emſigen Schüler von Hermann

*) Dieſe iſt eine weitläuftigere Ausführung von derjenigen, die der Herr Rector ſchon vor dem in ſeiner *Stada litterata* p. 101. f. ertheilet. Man hat ſie daraus in den Leipziger gel. Zeit. 1720. n. XLII. p. 332 ſeq. wiederholet; aber darinn geirret, daß man den von Stade einen *Syndicum* in Bremen genennet.

mann Conringen abgab. Seine Freunde riethen ihm darauf an, sich nach Schweden zu verfügen; welchen er auch Folge leistete, und im Jahr 1661. auf die Universität Upsal kam. Daselbst fand er die berühmten Männer, **Johann Loccenium**, **Johann Scheffern**, und **Olaum Rudbecken**; die ihn ihrer Liebe und Unterrichts vor andern würdigten. Das Jahr darauf kriegte er eine Hofmeisterstelle in Stockholm, bey des Schwedischen Reichsraths, Svanton Banners, Sohne: mit welchem jungen Herren er fünf Jahre hernach abermals nach Upsal gieng. Eben um diese Zeit ward daselbst das noch heute zu Tag berühmte Collegium Antiquitatum aufgerichtet, und der bekannte *Olaus Verelius* zum ersten Professor an demselben bestellet. Mit diesem in den Alterthümern und Geschichten der nordischen Völker hocherfahrnen Manne, machte unser **von Stade** allhier eine eben so genaue Freundschaft, als er kurz zuvor in Stockholm mit dem nicht minder geschickten **George Stiernhielm**, der damals aus einem Professor zu Dörpt in Liefland königlicher Kriegsrath geworden war, gepflogen hatte. Diesem Umgange hatte er eine vollkommene Erkenntniß der **schwedischen Sprache**, gleich wie auch seine ungemeine Begierde zur **Untersuchung der Alterthümer der deutschen**, und aller mit derselben **verwandten Sprachen**, zu danken, welche er hernach auch nicht eher, als mit seinem Tode abgeleget. Neben der schwedischen sahe er sich zugleich auch in der **dänischen**, **isländischen**, **alten Angelsächsischen** und **niederländischen** Sprache um; weil er wohl verstunde, daß er aus denselben

bey dieſer Bemühung ungemein vielen Vortheil ſchöpfen würde; und verknüpfte damit eine ſorgfältige Erforſchung der Geſchichte ſeines Vaterlandes, dabey er ins beſondere den ſchriftlichen Urkunden mit wachſamer Sorgfalt nachſpührete. Er iſt ſein Lebtage nicht mehr als in zween öffentlichen Bedienungen geſtanden. Die erſte war das Secretariat bey dem königlich-ſchwediſchen Conſiſtorio in den Herzogthümern Bremen und Verden, welches er 1668. erhielte. Er ſtunde dieſem Amte acht Jahre lang vor, als er es bey dem damaligen Einfall der braunſchweig-lüneburgiſchen, und biſchöflich-münſteriſchen Trouppen in denſelbigen Landen aufgeben, und nebſt der Beſoldung verlieren muſte. Doch ward er nach einiger Zeit wiederum in daſſelbige eingeſetzet, und verwaltete es bis in das Jahr 1711. mit allgemeinem Lobe; als in welchem er es mit einer andern wichtigeren und anſehnlicheren Stelle eines Archiuarii über gedachte beyden Fürſtenthümer verwechſelte. Allein auch hiebey konnte er nicht bis an ſein Lebensende, wie er vielleicht wohl gehoffet oder gewünſchet hatte, verharren; ſondern muſte bey abermals unter König Carlen dem XII. entſtandenen Kriegsunruhen, mit einem mal ſein Archiv, ſeine ſchöne und anſehnliche Bibliothek, ja gar ſein liebes Vaterland mit dem Rücken anſehen. Er wendete ſich alſo nach Hamburg, und das folgende Jahr nach der Stadt Bremen; an welchem letztern Orte er von jedermann wegen ſeiner Verdienſte, Tugenden und Gelahrtheit gar lieb, und eines beſſeren Schickſals werth gehalten wurde, auch endlich daſelbſt ſein Leben am 19 May des Jahres 1718. in einem ſeinen

Alter

Alter beſchloſſe. Man giebt ihm vornehmlich das Zeugniß einer aufrichtigen Frömmigkeit, einer unverdroſſenen Arbeitſamkeit, und einer bey ſeiner ziemlichen Wiſſenſchaft wohlanſtändigen Beſcheidenheit.

In dem **zweyten Hauptſtücke** nimmt ſich der Verfaſſer vor, diejenigen **Hülfsmittel** anzuzeigen, deren ſich der ſelige Mann bey ſeiner **Unterſuchung der altdeutſchen Sprache** bedienet hat; und deren ſich auch andere, welche dießfalls ſeinen Fußtapfen nachtreten wollen, nicht ohne Nutzen bedienen können, ja wohl gar müſſen. Unter dieſem Namen verſtehet er diejenigen **gedruckten** oder **ungedruckten Schriften**, welche der Herr **von Stade** in ſeinem Büchervorrathe beſeſſen, und in dieſer Abſicht mit gutem Urtheil und vielem Fleiße zum öftern durchgeleſen oder nachgeſchlagen hat; deren er zuſammen ein volles hundert zählet. Es dürfte zu weitläuftig fallen ihrer aller Titel hieher zu ſetzen; zumal, da man etlicher davon zur Noth noch gar wohl entbehren kan; die gemeineſten und neueſten aber jedermann ohne dieß kennet. Doch wollen wir nur einige der ſeltenſten und der vornehmſten anführen, und zugleich etlicher mit untergeſtreuten ſeinen Anmerkungen kürzlich gedenken, welche dem Herrn **von Seelen** ſeine mannigfaltige Beleſenheit, deren Früchte und Blumen man ſonſt ſchon an ſeinen Schriften gewohnt iſt, an die Hand gegeben hat. Gleich vorne an ſtehet.

1) Das Evangelium *Gothicum*; ſo wohl nach der Ausgabe *Franciſci Junii*, als 2) Georgii

*Stiernhielmii.**) Dieſes Buch hat der von Stade zu allererſt ſich bekannt gemachet, und, wie billig, zum Grunde ſeiner Unterſuchungen geleget. Da es George Hickes zweifelhaft machen, oder gar leugnen wollen, daß VLPHILAS der wahre Urheber der gothiſchen Evangelien ſey, hat der von Stade in einer eigenen Anmerkung, die er ſeinem Stiernhielmiſchen Exemplare ehedem beygeſchrieben, aus der Geſtalt der Buchſtaben, und der Natur der Sprache ſelbſt, ihn gelehrt wiederleget. Man kan ſie in dieſer *Memoria Stadeniana* pag. 345. ſeq. gedruckt leſen.

3) *Willerami* in Canticum Canticorum Paraphraſis gemina &c. edente *Paullo Merula.* Unter den Handſchriften der Univerſitätsbibliothek zu Leiden findet ſich auch ein Codex des *Willerami*, nach dem Zeugniſſe *Theophili Spizelii* in ſeinen Arcanis Bibliothecarum retectis p. 140.**) Von Stade hat in ſein Buch angemerket, daß er darvor halte, bey dieſer Ausgabe des *Merula* erkennten die Noten *Pancratium Caſtricomium*, die holländiſche Dollmetſchung *Petrum Vekemannum*, und die hinten angehängte Expoſitio Alamanica *Janum Houtenum* vor ihre wahrhafte Urheber. Von der moltheriſchen Ausgabe***) hat Herr von Seelen den bloſſen Titel angeführet.

4) *Fr.*

---

*) Von beyden iſt in dem II. Artickel des III. Stückes dieſer Beyträge zur Genüge geſagt worden.

**) Iſt es vielleicht eben der, den *Merula* ehedem gebraucht, oder der, den *G. I. Voſſius* beſeſſen? Siehe den III. Band dieſer Beyträge, p. 371.

***) Siehe eben daſelbſt, p. 387.

8. pag. 127 – 418. Herr von Seelen verſpricht hier, es einmal von neuem drucken zu laſſen. Wir wünſchen, daß er es noch thun möge.

27) Vocabularium *Anglo-Saxonicum*, Lexico *Guilielmi Sommeri* magna parte auctius. Opera, *Thomae Benſon*, Art. Bacc. e Collegio Reginae, Oxon. e theatr. Sheld. 1701. 8. mai.

28) Antiquae Litteraturae ſeptentrionalis libri duo. Quorum primus *Georgii Hickeſii* Linguarum veterum ſeptentrionalium Theſaurum Grammatico-criticum & Archaiologicum; Ejusdem de antiquae Litteraturae Septentrionalis vtilitate diſſertationem, epiſtolarem, & *Andreae Fountaine*, Equitis aurati, Numiſmata Saxonica & Dano-Saxonica complectitur. Alter continet *Humfredi Wanleii* Librorum veterum Septentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis exſtant, Catalogum Hiſtorico-Criticum &c. Oxon. 1705. fol. mai. II Tomi. In dieſem koſtbaren Werke nimmt die grammatiſche Arbeit des *Hickeſii*, obwohl in einer verbeſſerten Geſtalt, und mit vielen herrlichen Zuſätzen bereichert, ſo gleich die erſte Stelle ein, nachdem ſie zuvor unter dem Titel: Inſtitutiones *Grammaticae Anglo-Saxonicae & Moeſo-Gothicae*, auctore *G. Hickeſio* Eccl. Anglic. Presbyter. *Grammatica Islandica Runolfi Jonae.* Catalogus librorum ſeptentrionalium. Accedit *Eduardi Bernardi* Etymologicum Britannicum. Oxon. 1689. 4. im Druck erſchienen war. *Hickeſius* geſtehet, er habe über der Verfertigung dieſes Theſauri ſeine Leibeskräfte und zeitliches Vermögen ſehr geſchwächet. Doch hat der von

Stade

Stade ein und das andere daran auszuſetzen gefunden. *).

29) *Olai Verelii* Index *Linguae* Veteris *Scytho-Scandicae* ſiue *Gothicae*, ex vetuſti aeui monumentis collectus, opera *Olai Rudbeckii* editus. Vpſal. 1691. fol. **) Herr George Wallin, will Epiſtolas *Verelianas* heraus geben; er hat es aber noch nicht gethan.

33) *Olai Rudbeckii* Atlantica, ſine Manheim &c. &c. &c. Suetice & Latine. Tomus I. Vpſal. 1679. Tom. II. 1689. Tom. III. 1698. fol. Der von Stade hat den Verfaſſer und ſeine Wortforſchungen mehr als ſinnreich bewundert, denn in der That hoch geſchätzet.

40) *Bonauentura Vulcanius* de Litteris & Lingua *Gothorum* &c. Lugd. Bat. 1597. 8. Dieſes Werkchen iſt heute zu Tage überaus rar. ***)

41) *Olai Wormii* Litteratura *Danica* antiquiſſima, vulgo *Gothica* dicta. Accedit Diſſ. de Priſca *Danorum* Poeſi. Hafn. 1636. 4.

43) *Eiusdem* Lexicon *Runicum &c.* Hafn. 1650. fol.

45) Le-

---

*) Ein Bericht von dieſem Buche ſtehet in den *Actis Eruditorum* 1706. p. 97. ſeq.

**) Von dieſem *Verelio* kan man in *Joannis Schefferi* Suecia Litterata. p. 197. f. und in *Jo. Molleri* Hypomnematibus zu derſelben p. 408. f. finden.

***) Wir werden davon in dieſem zwölften Stücke einen Auszug ertheilen, bey dem unſere Leſer dieſe Seltenheit in Zukunft gar wohl werden ertragen können.

45) Lexicon *Islandicum*, ſiue *Gothicae* Runae, vel Linguae ſeptentrionalis Dictionarium &c. ſcriptum à *Gudmundo Andreae*, Islando, editum per *Petrum Joannem Reſenium*, Hafn. 1683. 4. mai. Von Stade hielte auf dieſes Buch gar viel.

51) *Joan. Georgii Eccardi* Diſſ. de Vſu & Praeſtantia ſtudii Etymologici in Hiſtoria. Helmſtad. 1701, 4. Dieſe gelehrte Schrift verdiente von neuem aufgelegt zu werden.

58) *Marci Zuerii Boxhornii* Gloſſaria Latino-*Francica*. Sie ſind ſeiner Hiſtoriae Vniuerſali p. 451. ſeq. nach der Leipziger Ausgabe von 1675. 4. einverleibet.

59) *Eiusdem* prima Religionis Chriſtianae Rudimenta, antiqua lingua *Saxonica* & *Alamannica* ſcripta. Lugd. Bat. 1650. 12.

69) *Eiusdem* Originum *Gallicarum* liber in quo veteris & nobiliſſimae *Gallorum* gentis origines, mores, *lingua* & alia eruuntur & illuſtrantur. Cui accedit *antiquae Linguae Britannicae Lexicon* Britannico-Latinum, cum adiectis & inſertis eiusdem auctoris *Adagiis Britannicis*, ſapientiae veterum *Druidum* reliquiis, & aliis Antiquitatis Britannicae Gallicaeque monumentis. Amſtelod. 1654. 4. George Horn hat es ein Jahr nach Boxhorns Tode an das Licht geſtellet, und mit einer Vorrede verſehen, aus welcher Herr Eccard in der *Hiſtor. Stud. Etymolog.* cap. XXV. p. 216 —220. ein gutes Stück angeführet hat, das zu Erläuterung der Gedanken des Verfaſſers, von der alten ſcythiſchen Sprache, als der einigen und wahren Stammmutter der Deutſchen, dienen kan.

64)

64) *Abraham Mylius* de Lingua *Belgica*, ſiue de Linguae illius *communitate*, tum cum pleriſque aliis, tum praeſertim cum *Latina*, *Graeca*, *Perſica*; deque communitatis illius cauſſis; tum de linguae illius origine, diſſuſione & praeſtantia. Lugd. Bat. 1612. 4. Der Autor iſt in dieſer Materie weit vernünftiger und vorſichtiger verfahren, als darinn vor ihm *Goropius Becanus*, und *Adrianus Scrieckius*, die beyden lächerlichſten Etymologiſten von der Welt, gethan haben.

67) *Joannis Iſacii Pontani* Gloſſarium *Priſco-Gallicum*, ſeu de *Lingua Gallorum veteri* diſſertatio. Sie iſt deſſen Itinerario Galliae Narbonenſis, Lugd. Bat. 1606. 8. p. 354. ſeq. beygefüget. Es iſt eine ſchöne und merkwürdige Schrift. Der Verfaſſer hält die alte galliſche Sprache vor eine Tochter der alten Deutſchen. Von ſeinem anderen Werke, Originum Francicarum libri VI. Harderuici 1616. 4. kan man die *Obſeruationes Halenſes* T. VI. p. 63. ſeq. nachleſen.

68) *Paul Pezron* (nicht *Perron*, wie hier ſtehet,) Antiquité de la Nation & de la *Langue des Celtes*, autrement appellées *Gaulois*. Pariſ. 1703. 8.

69) *Robertus Sheringham* de *Anglorum* gentis origine. Cantabrig. 1670. 8. In dieſem Buche kommen verſchiedene Etymologica vor.

74) *Cato tzo Dutſch:* Zo Colln by S. Lupus. In Octav, ohne Meldung des Jahres.*) Der Verfaſſer

*) Einer etwas jüngern Ausgabe von dieſem Buche iſt im I. Band der Beyträge p. 453. erwehnet worden.

faſſer hält vor ausgemacht, daß dieſer **deutſche Cato** im XV. Jahrhunderte aus der Preſſe gekommen ſey; führt auch daraus ein paar Proben an.

75) *Ouidii* Metamorphoſes **deutſch.** Maynz, bey Ivo Schöffer 1551. fol. Es iſt nichts anders, als die von **George Wikram** verbeſſerte Dollmetſchung des alten Meiſters **Albrecht von Halberſtadt.***)

76) *Reynke de Vos.* Lübeck 1498. 4. Dieſes iſt die allererſte, aber auch zugleich ſehr rare, und von Herrn **Morhofen** niemals geſehene **deutſche Ausgabe von dem ſinnreichen Sittenbuche, Reinike der Fuchs**, genannt; welcher man in der zu Helmſtädt im Jahr 1711. 4. beſorgten allerneueſten, billig im Abdrucke gefolget iſt. Da ſchon daſelbſt in der Vorrede gemeldet wird, **Henrich von Alkmar**, Hofmeiſter bey einem Lothringiſchen Prinzen, habe dieſes Gedichte aus der italiäniſchen und **franzöſiſchen in die ſächſiſche Sprache überſetzet**; ſo iſt damit deren Wahn zur Genüge wiederleget, die vor deſſen **erſten Erfinder** einen **Deutſchen** angeben.

79) *Georgii Chriſtophori Peiskeri* Index de Vernacula & rerum Germanicarum ſignificatione, pro *Graecae & Germanicae* linguae *Analogia*. Lipſ. 1685. 12.

84) *Henrici Speimani* Gloſſarium Archaiologicum, continens *Latino-Barbara*, peregrina, obſoleta,

*) Man vergleiche damit den I. und VI. Artikel des erſten Stückes dieſer Beyträge p. 26. f. und 118. ſeq.

ſoleta, & nouatae ſignificationis Vocabula, quae poſt labefactatas a *Gothis Vandalisque* res Europaeas in Eccleſiaſticis profanisque Scriptoribus &c. occurrunt &c. &c. Londin. 1687. fol. Dieſes Sprachbuches hat ſich der von Stade vor andern dieſer Gattung am fleißigſten und öfterſten bedienet.

87) *Joſuae Pictorii* Linguae *Teutonicae*, *Superioris* praeſertim, Theſaurus. Tigur. 1561. 4. Auch dieſes hat ihm in Erklärung der oberdeutſchen Mundart viel genutzet.

88) Etymologicum *Teutonicae Linguae*; ſiue Dictionarium Teutoncio-Latinum &c. ſtudio *Cornelii Kiliani*, Duſſlaei. Opus Germanis, tam ſuperioribus quam inferioribus, Gallis, Anglis, ſiue Angloſaxonibus, Italis, Hiſpanis & aliis lectu perutile. Editio quarta. Opera *D. Ludolphi Potteri*, Groeningenſis. Vltraiect. 1632. 8. Die neueren Auflagen dieſes Buches ſind insgemein mehr verſtümmelt und verderbet, als, wie auf dem Titel ſtehet, verbeſſert.

93) *Jo. Ludouicus Praſchius*, de Origine *Germanica* Linguae *Latinae*. Ratisbon. 1686. 4.

94) *Wolfgangi Hungeri* Vindiciae Linguae *Germanicae* contra *Exoticos*. Argentor. 1686. 8.*)

96) *Jo. Vorſtii* Specimen obſeruationum in Linguam Vernaculam. Colon. Brandenburg. 1669. 12.

Die

*) Von dieſem Buche wollen wir nächſtens ein mehreres reden.

Die vier übrigen ungedruckten Schriften helfen mehr die hunderte Zahl voll machen, als daß sie hier einer besondern Aufmerksamkeit werth wären. Wir nehmen demnach

Das dritte Hauptstück vor die Hand, welches die herausgegebenen Arbeiten des Herrn von Stade erzählet. Dieselben sind überhaupt weder viel, noch groß; doch verdienen sie meistens gemerket zu werden. Es sind aber folgende:

I. *Fragmentum* Antiquae Linguae *Theotiscae*, quo continetur *Colloquium Christi* cum Samaritana ex S. Joannis Evangelio, Cap. IV. &c. Dieses altdeutsche Stück hat *Petrus Lambecius* zu erst in seinem Commentar. de *Bibliotheca Vindobonensi* Lib. II. Cap. V. p. 383. aus einer uralten Handschrift, obwohl etwas unvollkommen, an das Licht gestellt, weil sie sehr schwer zu lesen und zu verstehen war. Herr von Stade hat die darinn vorkommenden Lücken aus seinem Kopfe gar wohl ergänzet, und also dieses *Fragmentum* als einen Anhang dem *Tatiano Theotisco* J. P. Palthenii, nebst einigen beygefügten kleinen Noten zum andernmale, p. 420 — 426. mit beydrucken lassen. Er hat zwar dabey seinen Namen aus Bescheidenheit verschwiegen wissen wollen; er kan aber von denen, die Palthenii Vorrede mit Bedacht lesen, leicht von selbsten errathen werden; zu geschweigen, daß es der Herr von Seelen, der die Noten mit eigener Hand damals abgeschrieben, ausdrücklich bezeuget.*)

II Spe-

*) Zum drittenmal ist dieses *Fragmentum* in dem II. Tomo des Schilteriſchen Schatzes, am Ende des

Ta

II Specimen *Lectionum antiquarum Francicarum* ex *Otfridi*, Monachi Wizanburgenſis, libris Euangeliorum, atque aliis *Eccleſiae Chriſtianae Germanicae veteris monumentis* antiquiſſimis collectum, cum interpretatione Latina; &c. Stadae 1708. 4. mai. Dieſes ſollte eine Probe der vorhabenden verbeſſerten **Ausgabe des Otfrids** ſeyn, nebſt einem Gloſſario über denſelben; die aber beyde nicht zu Stande gekommen ſind. Es ſind in allem zwölf Stücke, und darunter die drey Vorreden des **Otfrids**, das **apoſtoliſche Glaubensbekänntniß**, das **Vater unſer**, die **Worte der Einſetzung**, u. ſ. w. in alter **fränkiſcher** Sprache; deren die meiſten in denen nach der Zeit vom Herrn **Eccard** zu Hannover 1713. 8. herausgegebenen Monumentis Catecheticis *Theotiſcis* ebenfalls vorkommen *) Dieſer geſchickte Keñer hat den vom Hn. **von Stade** beygefügten Anmerkungen ihr verdientes Lob gegeben. Herr **von**

Tatiani, fol. 102. nebſt den kurzen Anmerkungen des von Stade gedruckt zu finden. Die Herausgeber dieſes Schatzes wollten es anfangs gar weg laſſen; weil es ſo klein iſt, und nur 62 kurze Zeilen ausmachet, man es auch ſchon bey dem *Lambecio* und *Palthenio* finden kan; Siehe Frickens Praefat. General. Tom. I. fol. XVII. Allein da einige Leſer damit nicht zufrieden waren (nonnullos *ſtomachari* comperimus) hat man es bey dem zweyten Bande nebſt dem *Tatiano* nachgeholet. Siehe Frickens Vorrede zu demſelben fol. III.

*) Es ſind auch einige unter eben dieſer Aufſchrift in dem andern Theile des erſten Bandes von dem Schilteriſchen Schatze wiederholt gedruckt worden.

von Seelen theilet hier noch einige Zusätze mit, die der Verfasser seinem eigenen Exemplare beygeschrieben.

III Vorrede zum Kirchenhandbuch. Stade 1710. 8. maj. Herr von Stade hat mit derselben keine Unehre eingeleget; nach dem Urtheil der unschuldigen Nachrichten, p. 123-127.

IV Verschiedene Anmerkungen über gegenwärtiger Zeiten falsche astrologische, phantastische und enthusiastische Prognostica, Wahrsagereyen und Prophezeyungen, des Menschen Wesen und Wandel in gemein, insonderheit aber Religions- und Staats-Sachen, vornemlich in diesen nordischen Ländern betreffend; imgleichen die zweyte Zukunft Christi, wie auch das letzte Ende der Welt. Gedruckt in Linköping, im Jahr 1708. 4. anitzo aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzet im 1711. Jahr. Stade, 8 maj. Der Schwedische Verfasser ist ein Doctor und Physicus zu Mörköping in Gothland, Namens Magnus Gabriel Block, gewesen. Dieses Buch ist gar vernünftig geschrieben; weshalben der Uebersetzer vielen Dank verdienet, daß er es auch im Deutschen hat bekannt machen wollen. Man sehe die Unschuld. Nachrichten 1711. p. 741. seq.

V Erläuter- und Erklärung etlicher deutschen Wörter, deren sich der theure Mann Gottes, Martin Luther, seliger Gedächtniß, in Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache gebrauchet; von welchen einige allen und jeden, entweder an sich selbst, oder dem

Ge-

Gebrauche, wie auch dem Urſprunge nach, nicht genug bekannt ſeyn mögen. Den Deutſchen zu Liebe deutſch geſchrieben. Stade, 1711. 8. So klein auch dieſes Büchlein bey gegenwärtiger erſten Ausgabe an ſich ſelbſt geweſen, ſo wohl iſt es doch von den verſtändigen Liebhabern aufgenommen worden; ſo viel ſich es deren nemlich haben anſchaffen können. Denn in der kurz darauf erfolgten Kriegsunruhe gieng die Hollweiniſche Handlung zu Stade, und mit derſelben auch der gröſte Theil der Exemplarien im Feuer auf. Doch ward der Verfaſſer dadurch zu einer weit vermehrtern und über zwey Theile ſtärkern Ausgabe veranlaſſet, die aber erſt nach ſeinem Tode das Licht geſehen hat; und zwar mit dieſem Titel:

VI Erläuter- und Erklärung der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich D. Martin Luther in Ueberſetzung der Bibel in die deutſche Sprache gebrauchet, den Deutſchen zu Liebe deutſch geſchrieben, und in dieſem zweyten Druck vielfältig vermehret. Nebſt einem dreyfachen Anhange. Bremen, 1724. 8. Man hat ſie ſeinem zweyten Sohne, Herrn Johann Friederich von Stade, der ſeit 1712. Paſtor an der Hauptkirche zu Bremen geweſen iſt, zu danken; der auch eine gelehrte Vorrede und einige Anmerkungen beygefüget hat. Der Anhang begreift: 1) Eine Erklärung einiger nicht jedermann bekannten Wörter in den gemeinen deutſchen Kirchengeſängen. 2) Eine gründliche Unterſuchung und Erforſchung des Wörtleins Ur, in welchem der Lautbuchſtab in verwendten Mundarten

wunderlich verändert wird. 3) Erzählung von den Söhnen des Kayſers Ludovici Pii, und der beyden Brüder Ludovici Germanici und Caroli Calvi eydlicher Verbündniß, wieder Kayſer Lotharium. Man findet dieſen Eid bey den Scribenten ſehr häufig angeführt; er ſteht auch ſchon mehr als einmal in dieſen Beyträgen; Herr von Stade aber hat daſelbſt ein und das andere daran verbeſſert.

VII Explicationes *vocum* quarundam *Theotiſcarum* Gloſſarii Manuſcripti Theotiſci Rhabani Mavri. Dieſe ſind zerſtreuet in *D. Joannis Diecmanni* Specimine *Gloſſarii* Mſpti Latino-*Theotiſci*, quod *Rhabano Mauro*, Archiepiſcopo Moguntino inſcribitur, illuſtrati, opere poſthumo, Bremae 1721. 4. zu finden; und zum Unterſchiede der Diecmanniſchen Arbeit allemal mit einem vorangeſetzten *St.* bezeichnet.

VIII Stadiſcher gelehrter Briefwechſel. Dahin rechnet unſer Autor eine Anzahl Briefe, die hauptſächlich von der deutſchen Sprache handeln, und die er hier mit aus den Handſchriften zum erſtenmaſe drucken laſſen.

Das folgende vierte Hauptſtück enthält eine Nachricht von den ungedruckten Schriften des ſeligen Mannes; die aber weit vollſtändiger iſt, als diejenige, welche Herr Theodorus Haſäus in der Bibliotheca Bremenſ. Claſſe II. Faſcic. II. p. 376. davon überhaupt, und Herr Carl Friederich Pezold, in den Miſcellaneis Lipſienſibus Tom. V. p. 56. ſeq. von der Otfridiſchen Arbeit ins beſondere vor dem ſchon gegeben haben. Es hat aber der von Stade folgendes geſchrieben hinterlaſſen.

1) Ad

1) Ad *Otfridum* ſpectantia. α) Eine eigenhändige Abſchrift der Euangeliorum *Otfridi* nach der Ausgabe des *Flacii*; die aber aus dem Kayſerlichen Codice verbeſſert iſt. β) Allerhand Verbeſſerungen und unterſchiedene Lesarten aus dem *Codice Viennenſi*. γ) Eine Introductionem Hiſtorico-Criticam in *Otfridum*, die der neueſten Ausgabe deſſelben auſſer einer *Hiſtoria* vitae & ſcriptorum *Otfridi*, welche Johann Diecmann dazu verfertigen wollen, hätte ſollen vorgeſetzet werden. δ) Eine lateiniſche Dollmetſchung *Otfridi*. ε) Eine *Grammaticam Otfridianam*. Dieſe hätte Herr von Seelen ſelbſt ehedem in Ordnung bringen und heraus geben wollen, wenn ihn ſein Lübeckiſcher Beruf nicht daran gehindert hätte. ζ) *Gloſſarium Otfridianum*. Dieſes rühmet Herr *Halaeus* am angeführten Orte, und bekennet, daß er es ſelbſt in Händen gehabt habe; woraus ihn einige fälſchlich zum Beſitzer der Stadiſchen Handſchriften haben machen wollen.*)

2) Ad *alios auctores* adornata. Darunter ſind: α) Eine Abſchrift des Willerams mit Noten, und einer Nachricht von dieſem Scribenten. β) Ein Verzeichniß der in demſelben vorkommenden Wörter. γ) Eine neudeutſche Ueberſetzung des *Rhythmi* de S. Annone; der Paraeneſeon *Tyrolis* & *Winsbeckiorum*; nebſt einigen *Gloſſariolis*.

3) Va-

*) Dergleichen hat auſſer dem Herrn Eccard auch Herr Schöttgen gethan. Siehe das zweyte Stück dieſer Beyträge p. 194.

3) Varia *Etymologica*; bestehend aus einigen gemischten Anmerkungen über allerhand gedruckte und ungedruckte deutsche Schriftsteller und Wörterbücher, ꝛc. ꝛc. Alle diese **Handschriften** sind durch Vorsorge des damaligen Historiographi und Bibliothecarii zu Hannover, Herrn **Johann George Eccards**, mit dem Anfange des Jahres 1723. in die Königl. und Churfürstl. Bibliothek zu Hannover durch Kauf gekommen. Ausser diesen aber war auch noch eine feine Sammlung von **Nachrichten und Urkunden**, welche die **Bremischen Geschichte** erläutern, vorhanden.

Das **fünfte Hauptstück** theilet der Verfasser in zwey Abschnitte. Der erste Abschnitt stellet ein kurzes **Verzeichniß der gelehrten Männer** vor, mit denen der selige Mann vor andern in einem genauen Briefwechsel gestanden, und die so wohl von seiner Person besondere Freunde, als von seinen **deutschen Bemühungen** wahrhafte Gönner und Beförderer gewesen sind. Um der letzteren Ursache willen, denken wir nichts ungereimtes zu thun, wenn wir auch hier ihre Namen kürzlich aufzeichnen. Es sind folgende:

Johann Anderson, ein vornehmer Liebhaber und Kenner der Wissenschaften überhaupt, und ins besondere der deutschen Sprache. Er war anfangs Syndicus, und ist nun seit 1723 Bürgermeister in der Reichsstadt Hamburg. Es ist zu wünschen, daß die überbliebenen Papiere des grossen Philologi D. **Gerhard Maiers** in Bremen, die er in seiner Bibliothek verwahret, annoch

möch-

möchten zu gemeinem Gebrauch bekannt gemacht werden. *)

Johann Diecmann, ein hochgelehrter Theologus. Er ward 1674. Rector zu Stade, 1683. aber General Superintendent zu Bremen, in welcher ansehnlichen Würde er in der Mitte des Jahres 1720. gestorben ist. Von seinen beyden hieher gehörigen Schriften ist bereits oben gedacht worden. Von seiner Person aber kan man die *Stadam litteratam* des Verfassers p. 24. seq. desgleichen die Bibl. Bremens. Class. IV. Fascic. II. p. 408. seq. weiter nachsehen.

Johann George Eccard. Die Verdienste dieses Mannes um die deutsche Sprache, Geschichte und Alterthümer sind zu bekannt, als daß man nöthig gehabt hätte ihrer allhier weitläuftig zu erwähnen. Bey dem allen aber bedauret Herr **von Seelen** nur seinen eben damals geschehenen Übertritt zur Catholischen Kirche. Allein auf das von ihm versprochene grosse *Lexicon Etymologicum* wartet er nunmehr mit uns vergebens. In dem neuen **Büchersaale**, Part. XXII. p. 706. seq. stehet ein Brief des Herrn **Eccards** an den **von Stade**, darinn er ihm einige Zweifel wieder die in seiner **Erklärung der alt-deutschen Wörter in der Bibel Lutheri** angebrachten Wortforschungen machet; welche aber dieser

*) Man sehe die Collectanea Etymologica des Herrn von Leibniz Tomo II. und daraus unseren Auszug im VI Stücke p. 301. seq. Von dem Herrn Anderson aber, Eccards Vorrede zu den Collect. Etym. p. 53. desgleichen seine Hist. Stud. Etymol. p. 107. und 326.

ser bey der andern Auflage derselben grösten-theils gehoben und beantwortet hat.

Johann Henrich Eggeling. Dieser geschickte Philologus war zu Bremen 1639. gebohren, und starb auch daselbst als oberster Secretarius des Rathes 1713. Er war einer der vertrautesten Freunde des von Stade, der ihm die *Glossas Marianas*, und den *Otfridum Flacianum* überlassen. Von seinen Miscellaneis Germaniae antiquitatibus und deren Werth, ist Eccards Histor. Stud. Etymol. Cap. XXXVI. p. 307. zu lesen.

Johann Albrecht Fabricius. Dieser grosse Polyhistor, dessen blosser Name schon Lobes genug ist, entzog auch dem von Stade seine Freundschaft und Beyfall nicht.

Albrecht zum Felde. Von diesem nahmhaften Kielischen Gottesgelehrten ist ein gleiches zu sagen. Sein Lob und Leben stehet in der Bibliotheca Bremensi Class. V. Fasc. I. p. 110. seq.

Henning Johann Gerdes, ein wohlverdienter Prediger zu Wismar. Er hat ein Schediasma de *Enthusiasmo* zu Greiphswalde 1694. drucken lassen, welches sehr wohl gerathen ist.

Johann Heinrich Heubel, Hochfürstl. Schleßwigholsteinischer Rath und Historiographus, der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften Mitglied, und Professor der Rechte auf der Universität Kiel.

Just Johann Kelpe, der als ältester Canonicus im Stifte Ramelsloven, im Brandenburgischen, 1720. gestorben. Ein in den Geschichten und Alterthümern, besonders von Niedersachen, hocherfahrner

ner Mann. Er hat darinnen verſchiedenes aufgeſetzet, ſo nun in der Königl. Bibliothek zu Hannover aufbehalten wird. Herr **von Seelen** beſchreibt ſein Leben umſtändlich.

Gerhard Meier, der ſchon oben belobte Philologus ward 1676. an dem Gymnaſio ſeiner Vaterſtadt Bremen Profeſſor der Mathematik, 1683. Paſtor an der Stephanskirche daſelbſt, und ſtarb um den Anfang des Jahres 1703. Er hat auf Anrathen des Herrn **von Leibnitz** ein *Gloſſarium Saxonicum Etymologicum* zu ſchreiben angefangen; von dem Herr **Anderſon** die wenigen Reſte beſitzet. Aus ſeinem Tractat *de Lingua Saxonica eiusque originibus* aber iſt gar nichts worden.

Johann Conrad Metzger, war vor dem Prediger zu Stade, und hernach ſeit 1706. Ephorus an dem Collegio Evangelico Annaeano zu Augſpurg; woher er gebürtig war, und auch daſelbſt 1728. ſtarb. Er hat zwar nichts in den Druck gegeben; doch würde ſein Herr Sohn, **Henrich Metzger**, der ihm in dem Amte gefolget, unter ſeinen Papieren vielleicht ſchon noch was finden, welches den Liebhabern der **deutſchen Philologie** angenehm wäre.

Johann Philipp Palthen, war Profeſſor der Sittenlehre und Geſchichte auf der Univerſität Greifswalde; die ihn eben als ihre Zierde recht zu ſchätzen anfieng; als er im Jahre 1710. durch einen frühzeitigen Tod zu leben aufhörte. Es iſt zu bedauren, daß er ſein in der Vorrede zum **Tatiano** verſprochenes *Gloſſarium Vandalicum* nicht hat vollenden können.

Johann Riddarstierna, ein gelehrter Schwede, den seine eigene Landesleute in Absicht auf seine Geschicklichkeit und Liebe zu denen Sachen die sein Vaterland angehen, dem Dänischen Bartholino entgegen setzen; trug zu der zweyten Auflage von Rudbecks *Atlantica* verschiedenes bey; starb aber vor der Zeit zu Hamburg 1695.

Johann Ernst Rist, ein Sohn des bekannten Poeten, Johann Rists, starb als Amtmann zu Bremervörden 1696. Von Stade hat ihn um seiner Gelehrsamkeit willen besonders hoch geschätzet.

Johann Philipp Schmid, ein Straßburger, lebte als Gräflich Leiningen-Westerburgischer Rath in den Angelegenheiten seines Herrn eine geraume Zeit zu Wien, und starb endlich auch daselbst um das Jahr 1720. in ehelosem Stande. Er war ein grosser Liebhaber der alten deutschen Sprache; und diente so wohl dem seligen Schilter, und seinem Landsmanne Hr. Prof. Scherzen, *) als dem von Stade, da sie den Otfrid an das Licht stellen wollten, mit einer eigenhändigen genauen Abschrift des Kayserlichen Codicis von demselben, welche er mit verschiedenen critischen Anmerkungen begleitete, die genug zu erkennen geben, daß er von dieser Art Studien eine gute, und mehr als gemeine, Einsicht besessen haben müsse.

Johann Christian Schröter, ein niedersächsischer Geistlicher und Freund der deutschen Litteratur. Er

*) Man sehe Hrn. D. Scherzens Vorrede zum *Otfrido* im I. Bande des Schilterischen Schatzes.

Er hat eine hübsche Bibliothek besessen, die nach seinem 1719. erfolgten Tode an den Herrn **Theodorum Hasäum** zu Bremen gekommen ist.

In dem **zweyten Abschnitte** des **fünften Hauptstückes** findet man das *Commercium Epistolicum Stadenianum*, das ist, eine **Sammlung** von **Briefen**, die zwischen dem Herrn **von Stade**, und den jetzt erzählten gelehrten Männern ehemals sind gewechselt worden. Sie gehen einig und allein die **altdeutsche Sprache** und **Schriften** an, und sind theils ganz, theils in einzelnen **Stücken**, so ferne nemlich die letztern dazu gehöret, eingerücket worden, an der Zahl zwey und siebenzig. Herr **von Seelen** verdienet allerdings vielen Dank, daß er sie hiermit hat gemein machen wollen; dann sie sind gröstentheils sehr lehrreich, insbesondere aber vor einen **deutschen Wortforscher** von vielem Nutzen. Es ist uns genug dieselbe als solche unseren Lesern nach der Wahrheit anzupreisen; da es nicht wohl angehen will, auch in der That überflüßig wäre, einen Auszug daraus zu machen.

Eben dieses müssen wir von dem **sechsten Hauptstücke** sagen, welches der Herr Verfasser *Miscellanea Stadeniana* zu nennen beliebet hat, und sechs und dreyßig besondere **Anmerkungen** von gleichem Schlage enthält, die aus seinen hinterlassenen Handschriften sind hergenommen worden. Und in der That, diese beyden aufbehaltenen Uberbleibsel der **Stadischen Briefe** und **Anmerkungen** verursachen, daß gegenwärtiges **Stadisches Ehrengedächtniß**, nicht, wie Schriften solcher Art zum öftern pflegen, zum blossen Ergetzen neugieriger Leser und zur Aus-

fül-

füllung einer kleinen Lücke in den Geschichten der Gelehrten dienet, aber eben daher gar bald wiederum ins Vergessen geräth; sondern daß es auch die Liebhaber ernsthafter Betrachtungen über ihre Muttersprache allemal mit Lust in Händen haben, und noch in späten Zeiten behalten werden.

Den Beschluß *) macht endlich das siebende, und mit einem dreyfachen Register, der Autoren, der erklärten vorkommenden deutschen und fremden Wörter und der fürnehmsten Sachen begleitete, Hauptstück; darinnen einige rühmliche Urtheile gelehrter Männer von dem Herrn von Stade und seinen Bemühungen angeführet werden, die hier und dar in öffentlichen Schriften zerstreuet vorkommen. Unsers Erachtens hätte der Herr von Seelen sich diese

*) Eines müssen wir noch, und zwar gleichsam im Vorbeygehen, gedenken. Herr von Seelen erwähnet und lobet in der Vorrede p. 22. die Rostochische Disputation *de Linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu iniusto*, welche wir im II. Stück dieser Beyträge im X. Artickel beurtheilet haben. Er giebt vor ihren eigentlichen Verfasser, den Respondenten, Herrn Bernhard Raupachen, und nicht den Herrn Professor Aepin an; welches wir ihm auch gerne glauben, und also von jenem gesagt seyn lassen wollen, was auf dieses Rechnung damals geschrieben worden ist. Sonst meldet er noch dabey, er habe eine *Defensionem Exercitationis de L. Sax. inf. neglectu &c.* Sund. 1704. heraus gegeben; zeiget aber nicht an, wieder wen diese Vertheidigung gerichtet gewesen, und auf was der Streit angekommen. Man wird uns mit einer nähern Nachricht von dieser Sache verbinden.

dieſe Arbeit gar wohl erſparen können, wenn er anders ſelbſt gewollt hätte. Denn ſie werden wenigen gänzlich unbekannt ſeyn; und zu dem: *Ubi rerum teſtimonia adſunt, non opus eſt verbis*; —

Wo ſchon die Sache ſelber ſpricht,
Braucht man der Wörter Aufputz nicht.

IV.

De Literis & Lingua Getarum, ſiue Gothorum; item de notis Lombardicis &c. Editore, BONAVENTVRA VVLCANIO, Brugenſi.

d. i.

Anmerkungen von den Buchſtaben und der Sprache der Geten oder Gothen; desgleichen von den Schreibezeichen der Lombarden: Nebſt einigen Proben verſchiedener anderer alten Sprachen. Herausgegeben von Bonaventura Vulcanio, von Brügge aus Flandern.

Leiden, in der Plantiniſchen Officin, 1597. 8.

acht Bogen.

Gegenwärtiges kleines Werkchen würden wir ſchon längſt vor die Hand genommen, und in dieſen Beyträgen nach ſeinem Werth und Inhalt mit behörigem Fleiße beſchrieben haben, wenn wir es nicht bis daher, wegen ſeiner Seltenheit, vergebens aufgeſuchet hätten. Nunmehr aber, nachdem

dem es uns wieder Verhoffen die Gütigkeit eines werthen Gönners zu beliebigem Gebrauche mitgetheilet hat, der selbst vor kurzem sich dasselbige aus dem ansehnlichen Büchervorrathe eines vornehmen hiesigen Gelehrten erkaufet; so haben wir es nicht länger anstehen lassen wollen, nach unserer Art eine Nachricht davon abzufassen. Zu dieser Bemühung werden wir, vermöge unsrer Absichten, gedoppelt verbunden. Denn einmal enthält es gröstentheils solche critische und philologische Anmerkungen von alten, mit der deutschen Sprache verwandten Mundarten, aus denen die Historie derselben, unserm Vorsatze gemäß, ziemlich beleuchtet werden kan. Und denn, so ist dieses Büchlein zu unsern Zeiten dermassen rar geworden, daß, auch selbst unter denenjenigen, welche unsrer Muttersprache mit mehr als gemeinem Fleisse nachsinnen, oder auch sonst seine Bibliotheken besitzen, es die wenigsten jemals zu Gesichte bekommen haben. Dieses läßt sich daraus deutlich abnehmen, daß viele ansehnliche und in dem Ruffe einer guten Bücherkenntniß stehende Gelehrten, in öffentlichen Schriften, wieder alle Wahrheit und den klaren Augenschein, den Vulcanium vor den Urheber und Verfasser dieser kleinen Schrift angeben; der doch wirklich keine andere Verdienste bey dieser ganzen Arbeit hat, noch auch selbst jemals hat haben wollen, als daß er sie gesammlet und zum Drucke befördert hat. Zu dem, so sind die Nachrichten, die man von dieser Sammlung hin und wieder antrifft, durchgehends so beschaffen, daß man sie weder vor genau, noch zulänglich, halten kan, ob man schon beydes davon hätte vermuthen sollen.

Wir

wir werden also hiermit eine neue Probe ablegen, wie wenig die besondere Bücherkenntniß auch nur in einer einzelen Art von Schriften, heutiges Tages, als wohl einige glauben, auf das höchste getrieben sey, und wie leicht es einem werde allenthalben Gelegenheit zu einer nützlichen Nachlese zu finden. Die Liebhaber derselben werden es uns demnach vermuthlich Dank wissen, wann wir diesen Auszug also einrichten, daß wir dabey die angezeigten Fehler vermeiden, und hergegen dieses Werkchen in einer so vollkommenen Gestalt darstellen, als nur immer möglich ist; mit einem Worte, wenn wir verschaffen, daß man hinführo den Besitz desselben gar leichte wird entbehren können.

Bonaventura Vulcanius*) hat diese Sammlung zerstreuter **Anmerkungen über verschiedene**

*) Dieser in den angenehmen Wissenschaften, und den alten Geschichten vor vielen anderen Gelehrten seiner Zeiten wohlbewanderte Mann, lebte mehr den dreyßig Jahre mit grossem Ruhm als Professer der griechischen Sprache auf der Universität Leyden; und starb endlich daselbst in einem feinen Alter von 77 Jahren 1614. den 9. October. Er hat sich um die gelehrte Welt durch die Uebersetzung und Ausgabe verschiedener alten, geistlichen und weltlichen, Autoren bestens verdient gemacht. Man will ihn sonst insgemein als einen Mann angeben, der nicht viel von der Religion gehalten, und nichts vom Tode habe hören wollen. Allein dieser Verdacht, oder wohl gar diese Beschuldigung, ist wahrscheinlich in beyden Stücken ohne sattsamen Grund. Denn was die erstere betrift, so scheint sie sich keinesweges mit der schönen Erklärung zu reimen, die er in der Vorrede zu seiner Auflage des Jor-

ne alte Mundarten und Sprachen aus gar guten und löblichen Abſichten unternommen, und damit ſeinem deutſchen Vaterlande einen angenehmen Dienſt erweiſen wollen. Eben dieſe Begierde veranlaſſete ihn anfangs im Jahr 1595. den *Paullum Dia-*

---

nandes ſo aufrichtig und erſtlich gethan hat; da er bezeuget, daß er die alten Gothen hauptſächlich um deswillen hochſchätzte, weil ſie die Unſterblichkeit der Seelen geglaubet hätten. Es iſt werth, daß wir ſeine eigene Worte hieher ſetzen, und, denen es gefällt, zu weiterer Ueberlegung, und künftiger Aenderung ihrer Gedanken anheim ſtellen. Ego vero, ſchreibt er, vt de laudibus gentis Gothicae, praeclaris videlicet ipſorum ſtudiis, moribus atque inſtitutis, eximiaque omnium diſciplinarum ſcientiarumque cognitione, vt etiam de ſumma artis bellicae peritia, armorumque gloria, qua floruerunt, nihil dicam; --- hoc tamen ſilentio praeterire non poſſum, *me vel hoc vno praecipue nomine nobiliſſimae huius gentis admiratorem ſemper fuiſſe, quod opinio, imo certa perſuaſio, de immortalitate animorum, (maximum meo quidem iudicio ad contemnendam mortem reſque fortiter gerendas incitamentum) Gothis ab omni aeno ingenita & quodammodo peculiaris ac propria fuiſſe videatur.* Was aber die andere anlangt, welche einige Scribenten gewis zu hoch getrieben haben, (man ſehe des Herrn Bayle Dictionaire Tom. IV. p. 2861.) ſo läßt ſie ſich gar leichte aus der Trauerrede des Petri Cunäi auf den Vulcanius, die der berühmte P. Burmann nebſt den Epiſtolis Cunaei zu Leiden 1725. 8. zuerſt ans Licht geſtellet hat, wiederlegen. Denn ob gleich ſonſt dieſe Rede, mehr eine troſtreiche Sammlung von allerhand allgemeinen Lehrſprüchen, als eine hinlängliche Nachricht von den beſonderen Schickſalen und Lebensumſtänden des Verſtorbenen enthält, auch Cunäus ſich

damit

Diaconum von den Geſchichten der Langobarden, *) und zwey Jahre hernach, den *Jornandem* von dem Urſprunge und den Thaten der Gothen **) in einer neuen und verbeſſerten Auflage an das

damit einiger Ubelgeſinnten Unwillen und Verſchreyung auf den Hals gezogen hat; ſo betreffen doch die letztere die Perſon des Vulcanii ſelbſt gar auf keine Weiſe, vielmehr werden die Zeugniſſe, die ihm Cunäus darinn öffentlich gegeben, durch das Stillſchweigen ihrer Wiederſacher auf beyden Seiten zur Genüge gerechtfertiget. Man ſehe die erwehnte Burmanniſche Ausgabe, p. 405. ſeq. auch ſonſt hin und wieder.

*) Die Aufſchrift iſt folgende: *Paulli* Vuarnefridi Langobardi filii, *Diaconi* Foroliviensis, de geſtis Langobardorum Libri VI. ad Mſ. & veterum Codicum fidem editi. Lugd. Bat. ex Officina Plantiniana apud Fr. Raphelengium 1595. 8. Vulcanius hat ſich dabey einer alten guten Handſchrift, die dem Abraham Ortelio zugehöret, und der beyden vorhergehenden gedruckten Ausgaben, nemlich der Pariſer des *Jodoci Badii Aſcenſii* 1514. und der Augſpurger, des Conrad Peutingers von 1515. fol. bedienet. Herr Daniel Wilhelm Moller, hat, als er zu Altorf 1686. ſeine Diſputation de *Paullo Diacono* geſchrieben, keine einige von allen dieſen dreyen Ausgaben gekannt, die doch die allererſten geweſen ſind. Man ſehe auch *J. G. Lotteri* Hiſtoriam Conradi Peutingeri Cap. II. §. 8. p. 54. Vulcanius hat in dem Abdruck der Augſpurgiſchen gefolget, weil ſie faſt in allen Stücken mit ſeinem Codice überein kam, die Pariſiſche hingegen in tauſend Stellen ganz anders las. Dieſe Aenderungen hat er am Ende mit beydrucken laſſen, und einige kurze Anmerkungen beygefüget, die eben zwölf Blätter anfüllen.

**) Ihr Titel iſt dieſer: *Jornandes*, Epiſcopus Rauennas de Getarum, ſive Gothorum, Origine & rebus

das Licht zu stellen. Gleich wie aber dieser letztere Geschichtschreiber um desto mehr hoch gehalten zu werden verdienet, je weniger man sonst anderwärts von der **Historie der Gothen** in übergebliebenen ältern Schriften aufgezeichnet findet; in dem, was **Dio, Priscus** und **Dexippus** von ihnen hinterlassen, allzufrühe untergegangen ist; er auch dabey seine Feder also geführet hat, daß man, was um diese Nation kennen zu lernen nöthig ist, aus seinem Werke gar wohl abnehmen kan: Also wollte der Herausgeber zugleich auch *) seinen Landsleuten und andern Lesern

---

gestiss *Isidori* Chronicon Gothorum; *Procopii* Fragmentum de migrationibus Gothorum &c. ex recognitione & cum notis *B. Vulcanii* Lugd. B. 1597. 8. Diese Ausgabe ist ihrer Einrichtung nach dem Paullo Diacono vollkommen ähnlich, und begreift über dem verschiedene kleinere Schriften, welche die Geschichte der Gothen schön erläutern.

*). Daß dieses seine Absicht gewesen sey, giebt **Vulcanius** selbst in der Zuschrift des *Jornandis* zu erkennen; da er schreibet, er hätte die Mühe dieser Ausgabe zu Ruhm und Ehre der Gothischen Nation und Sprache (*operam* Gothicae *gentis* & Linguae *laudi ac gloriae pariter & rei litterariae impensam*) angewendet; wodurch er sich deutlich genug erkläret, daß er die vor Händen habende Sammlung als einen Theil oder Anhang des Jornandes angesehen haben wolle. Eben dieses wiederhohlt er gleich zu Anfange seiner Anmerkungen über diesen Geschichtschreiber, und sagt p. 177: er sey Willens gewesen, eine Probe von der gothischen Sprache heraus zu geben, und derselben den Jornandem beyzufügen. (*Statueram specimen* tantum *linguae Gothicae* edere, eique adjicere Jornandem, &c.) Wir erinnern dieses mit Fleiß und zum Dienste

Lesern einigen Begrif von der Gothischen Sprache mittheilen, die dazumal gar wenige, oder wohl fast niemand unter den Gelehrten verstunde. Diesen Endzweck nun zu erreichen, muste derjenige kurze Aufsatz, so viel als möglich war, dienen, der in der Sammlung, von der wir jetzo ausführlich reden wollen, die erste Stelle einnimmt.

In der vorangesetzten, und an die Staaten von Friesland gerichteten Zuschrift, *) welche zugleich an

statt

Dienste der Leser; da wir uns zumal wohl entsinnen, diese Ausgabe mehr als einmal vor Augen gehabt zu haben, dabey das *Specimen* aber allemal gefehlet hat; welches vermuthlich dadurch geschehen ist, weil es seinen eigenen Titel, neue Zahlen ꝛc. hat, und am Ende des Jornandes durch keinen so genannten Custos mit dem erstern verbunden ist. Sonst müssen wir hier noch anmerken, daß man von dieser Sammlung auch eine andere Ausgabe unterweilen antreffe, die einen etwas veränderten, und zwar folgenden Titel führet: Gothicarum & Longobardicarum rerum scriptores aliquot veteres; ex Bibliotheca *Bon. Vulcanii* & aliorum. Lugduni Batauorum 1618. 8. jedoch mit der erstern so gar bis auf die Druckfehler vollkommen einerley ist.

*) Noch vor derselben, und gleich auf der umgewandten Seite des Titelblats stehet folgendes artiges Sinngedichte des berühmten Joseph Scaligers auf Vulcanium:

Naso Tomitanae didicit vetus incola terrae
Barbara Romanis nectere verba modis.
At tu docturus gentem sua verba Latinam,
Vulcani, gelido promis ab axe Getas.
Contingit nostro, quod nulli contigit, aeuo,
Vertere Hyperboreo dicta Latina sono.
Nec facere hoc poterat, quod Naso fecerat olim,
Quam qui Nasonis corque animumque gerit.

statt der Vorrede ist, kommen hauptsächlich folgende hieher gehörige Gedanken, und Nachrichten des Verfassers von der **Gothischen Sprache** u. a. m. vor. Er sagt: Von der Beschaffenheit der **Gothischen Buchstaben** fände man bey den Autoren gar keine eigentliche Anzeige; ausser daß *Joannes Magnus*, Erzbischof zu Upsal, in seiner Historia Gothorum ac Sueonum dergleichen aus uralten Steinen und Denkmalen, die in Schweden ehedem entdecket worden, habe abzeichnen lassen. Magnus wolle diese Steine vor gleich alt mit der Sündflut, ja gar älter halten; er könnte aber vor seinen Theil dieses nicht mit ihm bejahen, weil davon ein tüchtiger Beweis mangele. Doch glaubte er, daß, da die **Gothen** schon vor Erbauung der Stadt Rom ihre Kriegshelden besungen hätten, sie auch damalen bereits den **Gebrauch der Buchstaben** würden gehabt, und diese Lieder aufgeschrieben haben. Der Kirchenscribente Socrates. *) und einige andere, gäben zwar den Bischof **Ulphilas** vor ihren ersten **Erfinder** an;

---

*) *Socrates* Histor. Eccles. Lib. IV. cap. 27. Man vergleiche damit das III. Stück dieser Beyträge, p. 419. nebst dem I. Stück p. 187. Eben dieses bezeuget auch ein ungenannter alter Poet in etlichen Trochaischen Versen von den ersten Erfindern der **Buchstaben**, die wir hieher setzen wollen:

Moyses Hebraeas primus exarauit litteras,
Mente *Phoenices* sagaci condiderunt *Atticas:*
Quas *Latini* scriptitamus edidit *Nicostrata.*
Abrahamo Syras, & idem repperit *Chaldaicas.*
Isis arte non minore protulit *Aegyptias.*
Gulfilas promsit *Getarum*, quas videmus, vltimas.

an; allein dieſes wäre nicht an dem; ſondern durch den **Ulphilas** wären die **Gothiſchen Buchſtaben** nur erſt den Römern bekannt worden; nachdem er eine **Ueberſetzung der Bibel** in dieſer Sprache verfertiget hatte. Von dieſer Ueberſetzung, fügt **Vulcanius** hinzu, wolle man ſagen, daß irgendwo **in einer Bibliothek in Deutſchland** *) eine uralte Handſchrift verborgen liege. Sonſten kämen die allermeiſten **Gothiſchen Buchſtaben**, ihrer Geſtalt nach, mit den **Griechiſchen** ziemlich überein; wie denn auch in die Sprache ſelbſt viele **griechiſche Wörter** eingemiſcht wären. Dieſes aber ſeye ganz natürlich zugegangen; indem eben an der Seekante von der Landſchaft Möſien, welche die Gothen vor dem inne gehabt, auch zugleich einige griechiſche Pflanzſtädte angebauet geweſen wären. **Ovidius**, der groſſe römiſche Dichter, der viele Jahre her daherum im Elende gelebt, und auch während der Zeit ſo

*) Ego vero, ſind ſeine Worte, pace horum auctorum, *Geticarum litterarum* vſum apud Getas longe *ante Gulfilae tempora* viguiſſe exiſtimauerim; ſed per *Gulfilam Romanis primum innotuiſſe*; quippe qui in linguam Gothicam Biblia ſacra conuerterit; cuius (*conuerſionis*) *exemplar Mſ.* idque vetuſtiſſimum Gothicis litteris maioribus ſcriptum in *aliqua* Germaniae Bibliotheca deliteſcere audio. Wo dieſe Bibliothek in Deutſchland geweſen ſeye, iſt in den Beyträgen im I. Stück p. 757. im II. p. 188. und im III. p. 427. gezeiget worden; ja unſer Verfaſſer hat hernach ſelbſt weiter unten, das Kloſter Werden genennet; obwohl es das Anſehen hat, daß er daraus zweyerley Handſchriften, und auch zwey unterſchiedene Bibliotheken gemacht habe.

so viel **gothisch** gelernet hätte, daß er, nach seinem eigenen Bekäntniß, selbst ein und das andere in gothischer Sprache geschrieben, bezeuge dieses ausdrücklich.*)

Und **von** dieser **gothischen Sprache** nun, erzählet er weiter, seyen ihm von ungefähr, und zu gutem Glücke ein **paar** kurze **Abhandlungen eines ungenannten** gelehrten Mannes zu Handen gekommen, die er nicht anders als vor gescheiterte Bretter in dem allgemeinen Schifbruche der niederländischen Bibliotheken, den diese zur Zeit der nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts in den **Niederlanden** erfolgten **Staatsveränderung** ausstehen müssen, angesehen und aufbewahret hätte. **Die erste** handele von den **gothischen Buchstaben** und deren **Aussprache**; die andere aber von den verkürzten **Schreibezeichen der Lombarden**. Von beyden habe ihr Verfasser angemerket, daß er sie aus einer sehr alten Handschrift, welche er die silberne (*Codicem argenteum*) nenne, hergenommen.**) Dabey erkläret sich **Vulcanius**, er könne gar nicht errathen, wer ihrer beyder **Urheber** eigentlich seyn müsse? Doch machet er zwey gelehrte Männer nahmhaft, auf welche dießfalls einige Vermuthung fallen könnte. Der eine ist *Antonius Morillon*, ein grosser Kenner und Liebhaber der Alterthümer. Dieser hätte

*) *Ouidius* Tristium Lib. V. Eleg. II. v. 68.

Graecaque cum *Getico mista* loquela sono est.

**) Daß dieses unmöglich seyn könne, soll weiter unten dargethan werden, wenn wir von dem Aufsatze de *Notis Lombardicis* selbst reden werden.

te einen Bruder, Namens **Maximilian**, der des Cardinals Granuellani Rath und Bibliothecarius war, und einst dem *Goropio Becano* aus den Papieren des **Antonii** eine Abschrift des **gothischen Vater unsers** mittheilete, welche dieser aus einer alten Handschrift des Klosters **Wehrden** abgezeichnet, **Becanus** aber hernach dem siebenden Buche seiner Originum Antuerpianarum, obwohl nicht mit **gothischen**, sondern blos mit **holländischen Lettern** einverleibet hatte. Doch meynt **Vulcanius**, so wahrscheinlich bey solchen Umständen diese Vermuthung auch immer wäre, so könnte er dennoch vor sich selbst nichts gewisses behaupten, da ihm diese beyden gelehrten Brüder nur dem Namen nach, und sonst weiter nicht, bekannt wären.*) Inzwischen erhellete daraus wenigstens so viel, daß deren Verfasser ein Niederländer, und von Lüttich oder Namur gebürtig gewesen seyn müsse. Der andere ist **Antonius Schonhovius**, der gleichfalls um die Mitte des XVI. Jahrhunderts als ein grosser Geschicht- und Sprachverständiger berühmt gewesen; und unter andern den

*) Der berühmte Herr **Eccard**, da er in der *Historia Studii Etymolog. Germ.* Cap. VI. p. 75. von eben dieser Sache handelt, macht den **Antonium Morillon**, und nicht dessen Bruder, zum Secretair und Bibliothecario des Cardinals Anton Perenot von Granuelles; meldet auch zugleich, daß in *Paulli Colomesii* Bibliotheque choisie p. 165. seq einige Nachricht von ihm stünde; und hiernächst *Jacobus Usserius* irgendwo erwiesen habe, daß dieser Commentarius de lingua Getica ihn allerdings vor seinen rechten Urheber erkenne. Siehe auch das III. Stück dieser Beyträge p. 432. seq.

den **Eutropium** heraus gegeben, auch sonst noch verschiedenes geschrieben hat, worunter auch eine Abhandlung **von dem Ursprunge der Franken** ist, die **Vulcanius** selbst besessen. Jedoch könnte er sich nicht entschliessen, ihn ausdrücklich vor den Urheber dieser kleinen Schrift anzugeben. Dem sey aber wie ihm immer wolle; so scheinet doch derselbe dem Herausgeber vieles Lob und Dank zu verdienen, daß er die eigentliche **Beschaffenheit**, und die wahre **Aussprache** der **gothischen Buchstaben** mit seinen Anmerkungen in ein besseres Licht hätte setzen wollen.

Ausser dem sagt **Vulcanius** weiter; ob gleich am Tage läge, daß zwischen der **gothischen** und der **alten deutschen Sprache** eine sehr nahe **Verwandschaft** sey, so wären sie doch auch hinwiederum in überaus vielen Wörtern von einander unterschieden. Z. E. was die **Gothen** FAN, das ist, einen **Herrn**, nennten, hiessen die **Deutschen** *Truchtin*; auf **gothisch** bedeutete THIUMACU einen **Knaben**, und auf deutsch *Knecht*; u. s. w. doch könnte vielleicht aus manchen von denen, die sonst pur **gothisch** ihrem Ursprunge nach zu seyn schienen, einige **Gemeinschaft mit den Deutschen** heraus gebracht werden, wenn man auf denselben genauere Acht geben wollte. Dergleichen aber durchgehends bey allen zu wagen, und, wie *Goropius* gethan, ein jedes getisches oder **gothisches Wort mit einem deutschen vor eins** halten zu wollen, und demselben völlig zu vergleichen; das wäre eine ganz vergebene Sache. Indessen seye aus der Gegeneinanderhaltung dieser beyden Sprachen so viel klar; daß unser Deutsches,

aus

aus dem Gothiſchen, mit einer unendlichen Zahl der herrlichſten und nachdrücklichſten Wörter verſehen und ausgezieret werden könne. Und man habe nur zu wünſchen, daß gelehrte Männer, und zwar ſolche, die **Liebhaber** von Sprachen, zumal aber der **deutſchen**, als ihrer **Mutterſprache**, ſind, ſich auf eine ſolche **Art der Unterſuchung** mit allen Kräften legen, man aber auch zugleich ihren Fleiß und Bemühung höheren Orts erwecken und unterhalten möge. *)

Was den Urheber der zweyten Abhandlung **von den lombardiſchen Schreibezeichen** anlanget, ſo will ihn **Vulcanius** bey nahe vor eben denſelben mit den erſtern halten. Allein, die Wahrheit zu geſtehen; es kömmt uns dieſes überaus ſeltſam vor; und zwar um ſo mehr, da er ſelbſt zweifelt, ob es ihr Verfaſſer mit der Deutung der von ihm vor **lombardiſch** erklärten **Zeichen** getroffen habe? **) Doch davon ſoll unten an ſeinem Orte das benöthigte umſtändlich erinnert werden. Der Herausgeber nimmt dabey die Gelegenheit in acht, einige nützliche Anmerkungen von den Ταχυγραφοις, oder den **geſchwinden Schreibern** und **Notarien der Alten**

*) Vulcanii eigene Worte klingen gar zu ſchön, als daß wir ſie nicht hieher ſetzen ſollten: In quam curam magnopere optandum fuerit, vt *viri docti*, variarumque linguarum, & praecipue *maternae* ſuae vernaculaeque, *amantes* totis viribus incumbant, eorumque *ſtudium publica libertate exſuſcitetur ac foueatur.*

**) Alterius Commentarioli, *de Notis Lombardorum*, ſchreibt er, *eundem* qui prioris, *auctorem* cenſuerim, qui -- exiſtimat. Fides ſit penes autorem.

ten anzubringen, die sich dergleichen **Schreibezeichen** bedienet haben, wobey wir uns aber hier nicht aufhalten. Zuletzt beschließt er seine Anrede an die Staaten von Frießland, mit einem Wunsche, daß sie diese seine **Sammlung** sich gefallen lassen, und daraus Lust schöpfen möchten, ihre Muttersprache von Grund aus zu untersuchen. Zumal da die **Frisische Mundart**, dem **alten Deutschen**, und vielleicht auch dem **Gothischen**, vor andern **niederländischen Dialecten** nahe käme, und sie daraus dieselbe erst recht kennen lernen, die benachbarten Provinzen aber durch ihre Exempel kräftig ermuntern würden, zu Erweiterung der Ehre und des Namens der deutschen Sprache ein gleiches vorzunehmen.

Nunmehr ist es an der Zeit, daß wir dieses kleine Büchlein selbst genauer ansehen, und von Stücken zu Stücken beschreiben; die wir um der Bequemlichkeit halber vorne an allemal mit einer Zahl bezeichnen, sonst aber bey Gelegenheit hin und wieder unsere Gedanken von einem und dem andern derselben eröfnen, oder einige taugliche Erinnerungen dabey machen wollen: Es stehet also zu erst:

I. *Commentariolus* viri cuiusdam docti *Anonymi in litteras Gothicas*, ex vetustissimo quodam *Codice argenteo* (vt eum vocat) sumptas. d. i. Eines **ungenannten** Gelehrten **Anmerkungen über die gothischen Buchstaben**, die er aus einer uralten **silbernen Handschrift**, (wie er sie nennet,) genommen hat. Man wird bey deren Durchblätterung gewahr, daß sie ihr Verfasser bloß in der Eile, ohne besondere Ordnung, und einem guten Freunde

zu

zu Gefallen, den er ein paarmal anredet, aufgesetzet habe. Indessen zeugen sie von einer feinen philologischen Gelehrsamkeit, und sind gar gut zu gebrauchen. Wir wollen sie ein wenig ins Geschicke bringen, und unsern Lesern kürzlich, und mit Hinweglassung seiner gelehrten Ausschweiffungen, mittheilen.

Vorne an stehet das ganze gothische Alphabet in seiner eigenen Gestalt, und in folgender Ordnung *)

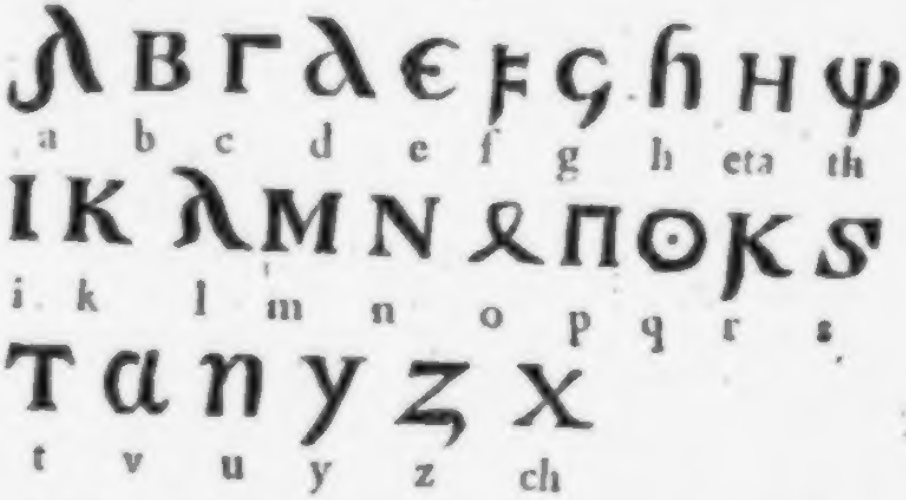

a b c d e f g h eta th

i k l m n o p q r s

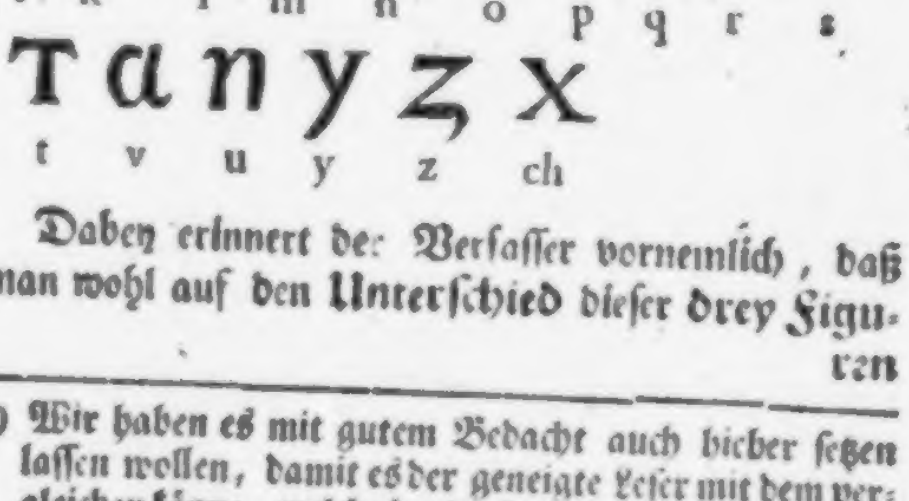

t v u y z ch

Dabey erinnert der Verfasser vornemlich, daß man wohl auf den Unterschied dieser drey Figuren

*) Wir haben es mit gutem Bedacht auch hieher setzen lassen wollen, damit es der geneigte Leser mit dem vergleichen könne, welches wir ehedessen dem III. Stücke dieser Beyträge p. 445. aus dem Herrn Leupel, einverleibet haben. Ausser dem, daß daselbst die Buchstaben in der Reihe vorgestellet sind, wie sie nach der Ordnung im Zählen gelten, und mit den Runischen Buchstaben verglichen worden; wird sich, bis auf einige wenige Zeichen, unter beyden Alphabeten eine vollkommene Gleichheit finden. Diese sind folgende:

1) Der

ren acht geben müſſe, um ſie nicht mit den ihnen faſt ähnlichen zu vermengen.

Die erſte iſt: (A.) und (L.) Bey dem A iſt der Zug auf der linken Seiten frey gezogener und länger als bey dem L.

Die andere iſt: 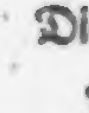 (P) und 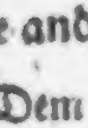 (U). Bey Dem P iſt der Querſtrich gerade, und bey dem U in etwas herunter gebogen.

Die

---

1) Der Buchſtabe (B) den Herr Heupel oben offen läßt, der *Anonymus* aber ſchlieſſet. Eben wie
2) Jener den Buchſtaben (R) ſchlieſſet, den dieſer offen läſſet; auch den Hauptſtrich bis unter die Zeile alſo: herunter ziehet.

3) Fehlt der Buchſtabe 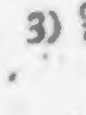 (Q.) oder die Zahl ſechſe bey dem *Anonymo* gänzlich; darvor iſt aber in beyden die Figur da.

4) Das *E. longum* drückt Heupel in etwas verſtümmlet, alſo ; der *Anonymus* aber völlig, wie das griechiſche 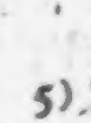 , aus

5) Das gothiſche *Ypſilon* ſieht bey dem *Anonymo* dem Griechiſchen ähnlicher, , als bey dem Heupel dieſe Figur:

Die dritte iſt: K (K) und ꝶ (R); dabey dem letzten der Strich über die Zeile hinunter hängt, der bey dem erſten der Zeile gleich iſt.

Sonſten haben auch die Gothen keine Figur ein X oder Ψ, nach Art der Griechen auszudrucken, ſondern ſie brauchen allezeit an ihre ſtatt KS, oder PS.

Darauf kommen folgende Erinnerungen, von der **wahren** und rechtmäßigen **Ausſprache** einiger Buchſtaben:

1) Das Y muß nicht wie ein *I*, ſondern wie das *U* Gallicum und das deutſche ü, in **küſſen, ſchüzen**, ꝛc. ꝛc. und wenn es am Anfang der Worte, oder **gedoppelt** ſtehet, wie ein *W* oder deutſches **W**, ausgeſprochen werden. Z. E. Yerpen, Yein, Yeihen, lis nicht *ierpen*, *iein*, *ieihen*; ſondern werpen, wein, weihen; und der Name LeYYi in dem Geſchlechtregiſter des Heilandes heißt Lewi, und nicht *Leiii*. Bey dieſer Gelegenheit merkt der Verfaſſer auch kürzlich an, wie die **Gothen** annoch die **wahre**, erſte und alte Geſtalt des ypſilon, (Y) unverändert beybehalten hätten, ſo, wie es ehedem **Pythagoras** erfunden, und davor den Göttern hundert Ochſen geopffert; welches nach der Zeit die neuern Griechen unrecht in dieſe Geſtalt Υ, verkehret haben.

2) Iſt das H gleicher maſſen kein I, ſondern ein langes *E*. Alſo, das Wort grHpen, (& *cepe-runt* eum adoleſcentes) Marci XIV. heißt grépen und nicht gripen, weil es das praeteri-

teritum imperfectum, keines weges aber das praeſens, iſt. Dabey giebt unſer **Ungenannter** denen eine ſcharffe Lection, welche nach der neuen Art im Griechiſchen das *Eta* als *Ita* leſen, und χλημης, φηλιξ, φησος, climis, filix, und fillos ausſprechen. Ja er wird ſo böſe, daß er ſagt: der Pabſt und der Kayſer ſollten in dieſe merklichen und handgreiflichen Irrthümer ein gerechtes Einſehen haben; und dergleichen Unweſen mit Macht ſteuren.*)

3) Muß man die Gewalt dieſer vier Buchſtaben, nemlich: Γ, *C*; Ϛ *G*; K *K*; und Ϙ *Q* wohl auszudrücken, und zu unterſcheiden wiſſen. Das erſte klingt vor e und i, wie im lateiniſchen *cedo*, *occido*, als wenn ein t voran ſtünde, und wird auch nur vor dieſen zwey Selbſtlauten alſo gefunden. Das andere ebenfalls wie das lateiniſche g in *gemo*, *gula*, *gingina*, &c, und haben es nach des Verfaſſers Meynung die Lateiner, Gothen, und Deutſchen beſſer, daß ſie das c und g unterſcheiden können, welches die Ebräer und Griechen vermiſchen. Das dritte iſt wie das griechiſche K, vor a, o und u; von dem das vierte, Q darinn unterſchieden iſt, daß es noch ein u im Ausſprechen mit einſchlieſſet; eben wie der Ebräer ihr ק, Qof, welches man unrecht

kof

*) *Pontificum*, ſind ſeine Worte, atque *imperatorum* eſſet, tam *luculentos errores publicis edictis caſtigare.*

kof ſchreibet, wie ↄ caf. Die Griechen müſſen wohl Κουιντος vor Quintus ſchreiben; weil ſie kein Q haben; aber die Lateiner haben nicht nöthig ein u erſt noch hinten dran zu ſetzen, ſondern thäten beſſer, wenn ſie, wie die Gothen, qis, qia, qoniam, qotidie, ſchrieben.

4) Das Ʒ iſt wie das griechiſche Zeta, als ein ts, oder ds; wie Zorobabel, lies Tſorobabel.

5) Das ᚢ iſt der wahre Selbſtlaut U, und kein N; welches einige nicht verſtanden. Daher hat der Geſchichtſchreiber *Michael Ritius*, den gothiſchen König THEᚢDIS unrecht *Thendis* genennt, der Theudis geheiſſen hatte; eben wie auch einige die Dauos und Danos aus gleicher Unwiſſenheit in vorigen Zeiten mit einander verwechſelt haben.

6) Das ᚠ iſt wie das Digamma Aeolicum der Griechen, und bedeutet ein lateiniſches F.

7) Die Gothen haben keine Figur, die ein o oder ω vorſtellete; davor brauchen ſie aber das ᛟ, welches der Griechen ε ähnlich iſt, und etwas dunkel klinget, faſt wie *au*: Z. E. IᛟSEF, Iauſef, IᛟANNES, Iauannes.

8) Die Figur h iſt der Hauchlaut (adſpiratio); um welchen auszudrücken die Lateiner den Griechen das H abborgen; welches aber die Gothen gar nicht nöthig haben.

Und dieſes iſt der ganze ausgelegte Kram des Commentarioli *de litteris Gothicis*. Dieſem folgt:

II. Alter Commentariolus in *Alphabethum Gothicum* & *notas Lombardicas* in vetuſtiſſimo quodam Codice repertas; d. i. **Anmerkungen über die Lombardiſche Schreibezeichen**, welche man in einer alten Handſchrift gefunden. **Vulcanius** will bey nahe darvor halten, daß der Verfaſſer dieſes **zweyten Aufſatzes**, mit dem Verfaſſer des erſten eine Perſon ſeye; wie wir ſchon oben erinnert haben. Er würde ſich dieſe Gedanken aber gar bald haben vergehen laſſen, wenn er den letztern nur recht angeſehen hätte. Hier werden ſechs volle Blätter von **unbekannten Schreibezügen** nur deswegen vor **gothiſch**, *) oder **lombardiſch**, **) (denn dieſes

*) Videtur autem *littera* eſſe *Gothorum natina*; ſchreibt der *Anonymus* ſo kühn als unbedachtſam; nam eam, qua *argenteus Codex* pictus magis eſt quam ſcriptus, *intra Italiam commenti* ſunt.

**) Praeſens *littera*, fährt er fort, partim *ebraiſſat*, partim *graeciſſat*, interdum *latiniſſat*; quaedam *peculiaria habet*. Et praeſens quidem opuſculum tantum *primas litteras* vel ſyllabas repraeſentat *operis principalis*; cuius vſus fuit, *aulicos legatos*, qui *Gothi* erant, *docere Lombardice*, vt intra Italiam cum principibus Italicis poſſent perorare: quomodo aulae ſemper alunt polyglottos. O des elenden Gewäſches!

ſes iſt dem Verfertiger des Commentarioli gleich viel) ausgegeben, weil ſie ihm unbekannt ſind, und er ſie nicht hat leſen können. Und dennoch fährt er gleich zu, und ſagt: Dieſe Characteren wären in Italien erfunden, und hätten etwas von dem Ebräiſchen, von dem Griechiſchen, und von dem Lateiniſchen an ſich, aber auch etwas ganz eigenes. Dieſe Blätter begriffen nur die erſten Buchſtaben und Sylben eines Hauptwerks in ſich; deſſen Gebrauch dieſer geweſen wäre, daß die **gothiſchen** vornehmen **Herren** und Geſandten daraus **lombardiſch lernen** ſollten, um mit den Fürſten in Italien umgehen zu können. Wie wäre es immer möglich, daß der Verfaſſer des erſten Aufſatzes, der wirklich gothiſch verſtanden hat, nun in dem andern ſo albernes und wiederſprechendes Zeug ſollte vorgebracht haben, daß er einzelne Stücke einer verſtümmelten Abſchrift eines Codicis von den alten **römiſchen Schreibezeichen der Notarien** und **Geſchwindſchreiber**, vor **gothiſche**, oder, noch lächerlicher, **lombardiſche** Züge und Buchſtaben angäbe? denn jenes ſind ſie in der That; dieſes aber gar nicht. Man hat es auch nach ungefähr zwanzig Jahren deutlich genug geſehen, als *Janus Gruterus* binnen der Zeit am Ende ſeiner **Sammlung alter Aufſchriften**, die *Notas* Romanorum veterum, quibus littera verbum facit, *Tullii Tironis*, Ciceronis liberti, & *Annaei Senecae* herausgab; in welchen alle die Zeichen dieſes Commentarioli zerſtreut vorkommen. *) Es ſchei-

*) Siehe auch *Eccardi* Hiſtor. Stud. Etymolog. Germ. Cap. VI. p. 67.

ſcheinet aus einer Stelle in der Vorrede, daß **Vulcanius** dieſes faſt ſelbſt gemerkt; allein er würde alſo beſſer gethan haben, wenn er dieſen ganzen Aufſatz, der zu ſeiner Abſicht gar nicht gehörete, völlig weggelaſſen hätte. Viel eher verdienen allhier einen Platz die

III. Vorkommenden **vier Proben der gothiſchen Sprache**; da nemlich 1) der ſo genannte **Engliſche Gruß**, Lucä I. 23. 24. 2) **Das Vater unſer**, Matth. VI. 9—13. 3) **Das Magnificat** der Jungfrau Maria, Luc. I. 46.—55. Und 4) der **Geſang** des alten **Simeons**, Luc. II. 29.—32. zuerſt lateiniſch, ſo dann **gothiſch**, anfangs mit den **eigenen**, und hernach mit lateiniſchen **Buchſtaben**, vorgeſtellet werden. Da das **gothiſche Evangelienbuch** ſehr ſelten zu haben iſt, und wir doch vermuthen können, daß verſchiedene von unſern Leſern begierig ſeyn dürften, **die gothiſche Schrift** in ihrer eigenen Geſtalt kennen zu lernen, ſind wir ſchlüßig worden, ſtatt einer Probe davon das **Vater unſer** hieher zu ſetzen; dabey wir zugleich unter jedem Wort mit **lateiniſchen Buchſtaben** zeigen wollen, wie es geleſen werden müſſe.

Das Gothiſche Vater unſer
aus Matthäi Cap. VI. v. 9.-11.

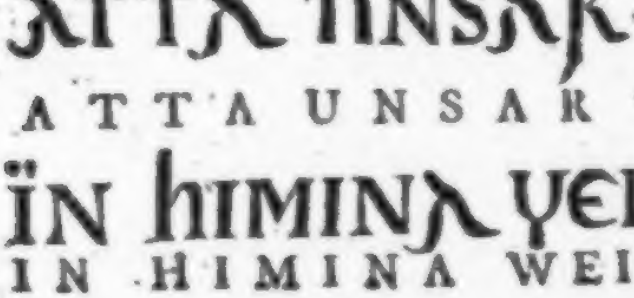

ATTA UNSAR THU

IN HIMINA WEIHNAI

NA-

NAMƐ ΨEIN ЦIMAI
N A M O THEI N. V I M A I

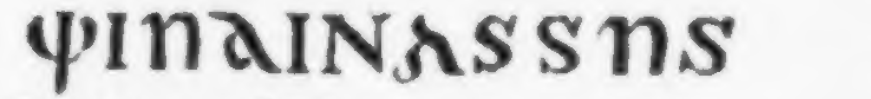
ΨIUDAINASSUS
THI U D'I N A S S U S

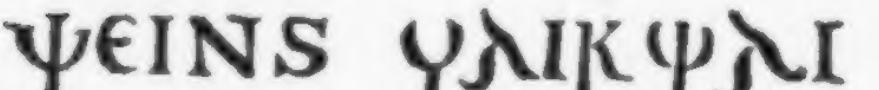
ΨEINS ΨAIKΨAI
TH E I N S; W A I R TH A I

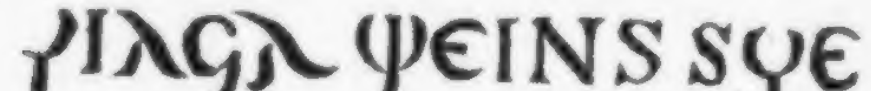
ƔILGA ΨEINSSUE
W I L G A TH E I N S S U E

ÏN HIMINA GAH
I N H I M I N A G A H

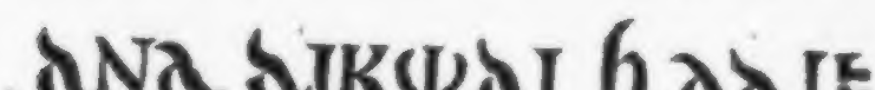
ANA AIRTHAI HLAIF
'A N A A I R TH A I H L A I F

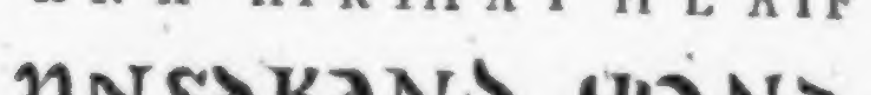
UNSARANA THANA
U N S A R A N A TH A N A

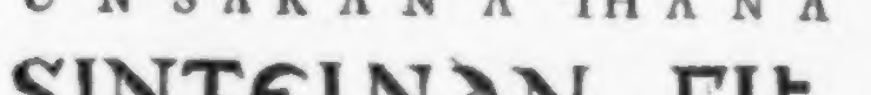
SINTEINAN GIF
S I N T E I N A N G I F

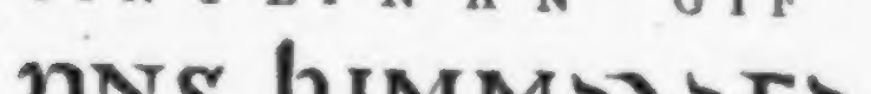
UNS HIMMADAGA
U N S H I M M A D A G A

GAH AFLET UNS
THATEI SKULANS
SIGAIMA SUAS UE
GAH WEIS AFLETAM
THAINSCULAMIUN
SAKAIM GAH NI
BRIGGAIS UNS IN
FRAISTUBNGAI AK
LAUSEI UNS AF

THAM-

ᚦᚨᛗᛗᚨ ᚢᛒᛁᛚᛁᚾ
THA MMA UBILIN
ᚢᚾᛏᛖ ᚦᛖᛁᚾᚨ ᛁᛋᛏ
UNTE THEINA IST
ᚦᛁᚢ ᛞᚨᚾᚷᚨᚱᛞᛁ ᚷᚨᚺ
THIU DANGARDI GAH
ᛗᚨᚺᛋ ᚷᚨᚺ ᚹᚢᛚᚦᚢᛋ
MAHS GAH WULTHUS
ᛁᚾ ᚨᛁᚹᛁᚾᛋ ᚨᛗᛖᚾ
IN AIWINS AMEN.

Dieſem fügt unſer Herausgeber

IV Viererley Alphabethe bey, die er gothiſch nennt. Die drey erſten hat ihm Daniel Rogers, und das vierte Joſeph Scaliger mitgetheilet. Es ſind aber dieſes keine gothiſche, ſondern runiſche Buchſtaben, die mit jenen gar keine Gemeinſchaft haben, wie ſchon ehedem gezeiget worden.*) Eben dieſes gilt auch von den vier mit hingeſetzten runiſchen, nicht aber gothiſchen Aufſchriften. Nach dieſem folget

V Unter dem Titel: de *Gothorum*, qui hodie *Tauricam cherſoneſum incolunt*, *lingua*; oder von der Sprache der gothiſchen Nachkommen, die auf einer Halbinſul in der Precopenſer Tar-

* Siehe das III. Stück dieſer Beyträge, p. 444.

tarey wohnen, ein Stück aus dem vierten Briefe des *Augerii Gislenii Busbequii*, von ſeiner Türkiſchen Geſandſchaft; darinn er eine ganze Reihe von Tartariſchen Wörtern anführt, die ſowohl dem Laut als der Bedeutung nach unſern Deutſchen vollkommen ähnlich ſind, die *Busbequius* aus dem Munde eines Precopenſer Tartarn gehöret, und von denen er glaubt, daß ſie wahrhafte gothiſche Reſte ſeyn. Wir wollen ſie zur Luſt auch hieher ſetzen, und zugleich aus der Hanauiſchen Ausgabe der Sendſchreiben *Busbequii* 1605. in Octav p. 244. anmerken; wo etwa die Rechtſchreibung derſelben, anders als bey dem Vulcanio iſt.

Tartariſche Wörter, die mit den Deutſchen übereinkommen.

Brot, (Broe,) Brod.
Plut, Blut.
Stul, Stul.
Hus, Haus.
Wingaert, Weinrebe.
Regen, (Reghen) Regen.
Bruder, Bruder.
Schuueſter, Schweſter.
Alt, Alt.
Wynth, (Winth) Wind.
Siluer, (Siluir) Silber.
Goltz, Gold.
Korn, (Kor) Korn.
Zalt, (Salt) Salz.
Fiſch, (Fiſct) Fiſch.
Hooft, (Hoef) Haupt.
Thurn, Thor.
Stern, Stern.
Son, (Sune) Sonne.
Maen, (Mine) Mond.
Tag; Tag.
Oogen, (Oeghene) Augen.
Bard, (Bars) Bart.
Handa, Hand.
Boga, Bogen.
Mieſa, Ameiſe.
Rinck, (Ringo) Ring.
Brunna, Brunnen.
Wagen, (Waghen) Wagen.
Appel, Apfel.
Schieten, ſchieſſen. (mit dem Pfeile)
Schlipen, ſchlaffen.
Kommen, kommen.
Singen, ſingen.
Lacken, lachen.
Criten, weinen.
Geen, gehen.
Breen, braten.
Schuualth, Tod.

Die-

Dieſes allerletzte Wort gehöret nicht zu dieſer, ſondern zu der gleich folgenden Claſſe anderer Wörter, die mit den deutſchen gar keine Gemeinſchaft haben; wie **Vulcanius** am Ende gar wohl erinnert hat. Er fährt aber fort, und legt uns

VI Ein Specimen *veteris Linguae Teutonicae*; eine **Probe der alten deutſchen Sprache**, vor; die nach dem gothiſchen Alphabethe das wichtigſte Stück dieſer ganzen Sammlung iſt. **Vulcanius** beſaß eine alte **Handſchrift***) der **verdeutſchten Harmonie der Evangeliſten** des **Tatiani**. Er glaubte, daß man nicht leichte eine ältere deutſche Schrift aufweiſen könnte, und daß daher die Liebhaber der alten deutſchen Sprache ſich ein Vergnügen machen würden, dieſelbige zu leſen, und mit dem **gothiſchen Evangelio** zu vergleichen. Zu dieſem Ende ſetzte er ſich vor den **Tatianum lateiniſch** und **deutſch** dereinſt heraus zu geben; wovon die hier angebrachten vier Stücke; nemlich: der **Engliſche Gruß**, und die **Lobgeſänge** der **Maria**, des **Zacharias** und des **Simeons** unterdeſſen zum Vorſchmacke dienen ſollten. Es iſt aber dieſe **Ausgabe des Tatiani**, ſo viel wir wiſſen, unterblieben, und

*) Dieſer *Codex* des *Tatiani*, iſt nach der Zeit in die Bibliothek des *Franciſci Junii*, und nach deſſen Tode in die Bibliothek der Academie zu Oxford gekommen. Man ſehe Schilters kleine Vorrede zum Tatiano, im II. Tomo ſeines Theſauri; unſere Beyträge im III Stücke p. 434. und vornemlich im II. p. 198.

und so wenig als das gleichmäßige Vorhaben des **Franciſci Junii**, zu Stande gekommen.*)

Nicht weniger verwahrte **Vulcanius** auch eine alte Handschrift von der **deutſchen Erklärung des hohen Liedes** durch den **Abt Willeram**; in welcher die lateiniſche Auslegung in Verſen gänzlich fehlete; die Vorrede aber erſt durch eine neuere Hand beygeſchrieben war.**) Er ſagt, er wäre ſchon lange damit umgegangen, dieſen **deutſchen Willeram** an das Licht zu ſtellen; wo ihm nicht die lateiniſche Ecphraſis bisher gefehlet hätte. Nun vernehme er, daß ein gewiſſer gelehrter Freund, den er aber nicht nennet,***) im Begriffe ſey, beydes mit einander heraus zu geben, und einige, die deutſche Sprache erläu-

*) Wir werden mit ehestem von der gedoppelten Ausgabe des deutſchen Tatiani, Palthenii ſo wohl, als Schilters, in einem beſonderen Artikel gedenken.

**) Dieſe Handſchrift iſt alſo noch den übrigen von dem Willeram beyzufügen, die wir im XI. Stücke der Beyträge p. 375. erzählet haben; und vielleicht gar mit der einerley, die nachgehends den Gerhard Voſſius zum Beſitzer gehabt hat.

***) Merula will ihn in der Vorrede der von ihm beſorgten, und gleich das folgende Jahr gedruckten Ausgabe, (ſiehe dieſe Beyträge im II. Stück p. 197. und im XI. p. 384.) ebenfalls nicht nennen, ſondern lobt ihn nur als einen Mann, cui quae ad ſummam cum in Jure ciuili rebusque politicis, tum in variis linguis eruditionem, ſingularem humanitatem moreſque ſuauiſſimos in mundo ſunt omnia. Inzwiſchen fügt er einen ganzen Brief deſſelben nach der Länge bey, darinn er unter andern geſtehet, er hätte vorher mit Vulcanio darüber Raths gepflogen, magno veterum linguarum anti-

läuternde, Anmerkungen beyzusetzen, die er bey seinem Amtscollegen dem **Paullus Merula**, bereits fertig gesehen hätte; und daher wollte er von seinem Vorsatze abstehen, weil der andere Herausgeber schon vor sich die Liebhaber der Muttersprache überflüßig vergnügen würde. Doch wollte er so lange zum voraus den Anfang davon hersetzen. Eben dergleichen thut er mit dem alten Rhythmo *de vita S. Annonis*, Colonienſis Archiepiſcopi, *) davon er gleichfalls ein Mſpt. beſeſſen. Er meynt zwar, er seye weit jünger als **Willeram**, doch glaubt er, er würde auch nützlich und angenehm zu lesen seyn. Diesen Artickel beschließt **Vulcanius** mit einem Verzeichnisse etlicher aus diesen Mſpten heraus gezogenen **alt deutschen Wörter**, welches er den Deutschliebenden zu Gefallen unternommen; und die er dereinst weiter zu erklären verspricht. **) **Wir wollen ihm ebenfalls hier einen kleinen Platz gönnen.**

Voca-

---

antiſtite; wie er ihn heiſſet. Daraus erhellet auch so viel, daß er von gar vornehmem Stande, dabey aber ein ungemeiner Liebhaber der Sprache ſeines deutſchen Vaterlandes geweſen ſeyn müſſe.

*) Siehe das II. Stück dieſer Beyträge p. 199.

) Es verdient angemerkt zu werden, was **Vulcanius aus einem patriotiſchen Eifer noch hinzu ſetzet. . Neque enim haec ſcribo *exteris* hominibus, qui prae *vernacula* ſua, ſiue potius *Notho-Latina* lingua, reliquas, quas *barbaras* indigitant, ſuperciliose contemnunt, & magnificis ſpecioſiſque titulis *Gloſſaria*, ſiue *theſauros*, *de linguae ſuae diuitiis* conſcribunt, cum *diuitias* ne nominare quidem poſſint, niſi mutuato a *Teutonibus* vocabulo. Die Ausländer, will er ſagen, wollen unſere Sprache verachten, und nur immer von dem Reich-

Vocabula aliquot veteris linguae Teutonicae.

Ambacht, Knecht.
Barn, Sohn.
Burch, Stadt.
Drou, Drohung.
Geheizan, Versprechen.
Geili, Geilheit.
Gomman, der Ehmann.
Graue, ein Vorsteher.
Haluin, die Gipfel der Berge; daher vielleicht die Alpen.
Heilhastono, Priester.
Jemer, immer.
Laeel, Becken.
Lichen, gefallen.
Loccha, locken.
Magin, eine Anverwandte.
Man, Mensch.
Mihlil, groß.
Quena, Eheweib.
Scassanera, schwanger.
Spunnen, die Brüste.
Sachs, ein langer Degen.
Sige, der Sieg.
Thiornun, eine Jungfrau.
Thin, eine Magd.
Unberenti, unfruchtbar.
Wamba, der Bauch.
Zitenmeistaron, Obrigkeit.
Zuibar, ein grosser Trog oder Gefässe.

Wir haben einige davon ausgelassen, weil sie uns nichts weniger als deutsch zu seyn scheinen. Z. E. *Winister*, link; u. s. w.

VII Erscheinen *Excerpta ex Historiarum* Nithardi *libro tertio.* Diese sind nichts anders als die bekannte Stelle, in welcher die Eidesformel der Fränkischen Könige Carls, und seines Bruders Ludewigs, vorkommt; die wir schon anderwärts in diesen Beyträgen angeführet haben *) Vulcanius

Reichthume der ihrigen, aus dem Latein verstümmelten Sprachen, schwatzen; und haben doch nicht einmal ein eigenes Wort, damit sie diesen Reichthum benennen können. Denn des Spaniers *riqueza*, des Italiäners *richezza*, und des Franzosen *richesse* sind alle drey aus dem deutschen Stammworte reich abgeborget und entlehnet.

*) Siehe den ersten Band dieser Beyträge p. 365. und den andern, p. 345. und 449.

nius hat ſie aus *Petri Pithoei* Annalibus Francorum entlehnet.

VIII Lieſet man Specimen *veteris linguae Saxonicae*, qua *Angli* ante annos mille vſi ſuerunt; oder eine Probe der alten Sächſiſchen Sprache, wie ſie vor mehr als tauſend Jahren in Engelland üblich geweſen iſt. Dazu muß ihm dienen des treflichen Königs *Alfred* Schreiben an den Biſchof *Wulfſigeum* (Wolſey) darinn er ihm kund thut, wie er des Pabſtes *Gregorii* M. Schrift *de cura paſtorali* aus dem Lateiniſchen in das Angelſächſiſche überſetzet habe, und davon einem jeden Biſchofe in ſeinem Reiche ein Exemplar zuſenden laſſen. Dieſer Alfred iſt im Jahre 900. geſtorben, nachdem er bey nahe dreyßig volle Jahre auf dem Throne geſeſſen. Vulcanius hat den angelſächſiſchen Text, und gerade eine jede Zeile darunter, deſſen Dollmetſchung in der neuen Engliſchen Mundart hergeſetzet, und zu letzt eine lateiniſche Ueberſetzung beygefüget. Dieſes alles hat er nicht aus einer Handſchrift, ſondern aus einem gedruckten Exemplar, welches einige Jahre zuvor heraus gekommen, und von uns anderswo angeführet worden iſt, *) entlehnet; den angelſächſiſchen Text aber, nicht mit ſeinen eigenen Buchſtaben, die in etwas von den Deutſchen abgehen, ſondern mit lateiniſchen drucken laſſen. Nunmehr kommt

IX Spe-

*) Des Matthäi Parkers, gedruckt zu London 1574. Siehe das VII Stück dieſer Beyträge p. 420. Herr Eckard, der dieſe erſte Ausgabe nicht gekannt hat, gedenkt einer neuern von 1678. die zu Oxford heraus gekommen, in der Hiſtor. Stud. Etymol. cap. X. p. 96.

IX Specimen *Linguae Perſicae*; eine Probe der Perſiſchen Sprache. Man hat vorlängſt angemerket, daß die Perſiſche Sprache einige Verwandtſchaft mit der deutſchen *) haben müſſe, weil in beyden gar viele Wörter überein kommen. Franciſcus Raphelengius, Profeſſor der Ebräiſchen Sprache zu Leiden, hatte aus dem Pentateucho Quadrilingui des Rabbi *Saadiae*, und der darinn ſtehenden Perſiſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis einige von dergleichen Wörtern ausgezeichnet, und ſie Vulcanio mitgetheilet, der ſie denn in folgender Ordnung hier hat mit eindrucken laſſen.

Perſiſche Wörter, die mit den deutſchen überein kommen.

Band, Band.
Berader, Bruder.
Begryſt, er hat geweint.
Caſti, Kaſten.
Choda, Gott.
Dandan, Zahn.
Dochtar, Tochter.
Drog, Trug, Lügen.
Gryſt, greifen.
Lab, Lippe.
Madar, Mutter.
Mus, Maus.
Muſt, Moſt.
Murd, er iſt tod.
Nau, neu.
Nam, Namen.
Phedar, Vater.
Quepha, Nacken.
Ses, ſechs.
Star, Star.
Ta, bis, zu.
Tu, du.

Er

*) Dieſes wollen zwar einige Gelehrte, als Joſeph Scaliger, Samuel Bochart, und andere, nicht zugeben; es haben es aber andere klärlich dargethan. Man ſehe z. E. nur *Andreae Mulleri* Exercit. de conuenientia linguae Perſicae cum Germanica, die in des Thomá Crenii Faſce Exercitat. Philolog. Hiſtor. num. I. ſtehet; woſelbſt man ebenfalls ein Verzeichniß

Per-

Er hat auch auſſer dem noch den Anfang des erſten Capitels Geneleos auf **Perſiſch** beygefüget. An der

X Stelle ſtehet ferner: Parergon, ſive *Specimen Cantabricae*, hoc eſt, veteris Vaſconum, *linguae*; eine **Probe der alten Cantabriſchen oder Gasconiſchen Sprache.** Der Herausgeber hat dieſen Artikel nur eine **Nebenanmerkung** nennen wollen, weil das **Cantabriſche**, mit dem **Gothiſchen** und **Deutſchen**, wenig, oder gar keine, Verbindung hat. Doch wollte er ihr als einer **Zugabe** einen Platz gönnen, und eine Sprache, die bisher die wenigſten gekannt oder gehört hätten, in etwas hervor ziehen, um den Liebhabern Anlaß zu geben, ſie etwas genauer zu unterſuchen. Es iſt aber die **Cantabriſche Sprache** eben die, welche man heute zu Tage die **Gasconiſche** nennet. Sie wird nicht allein in Biſcaia, ſondern auch in den benachbarten Provinzen Alaba, Guipuſcoa, im Königreich Navarra, und in der Landſchaft Bearne geredet. Einige wollen behaupten, daß ſie die wahre alte **Spaniſche Sprache** ſeye, welche die Biſcaier annoch unverderbt aufbehalten hätten, da ſie hingegen in andern Theilen des Spaniſchen Reiches gänzlich untergegangen wäre, indem ſie die hintereinander einfallenden fremden Völker vertrieben, und dagegen ihre Mundarten eingeführet hätten. Die Biſcaier aber, welche die Natur ihres Landes von dergleichen Anfällen mehrentheils

---

Perſiſch deutſcher Wörter findet, welches in der Vorrede des Herrn Wachters zu ſeinem Glollario Germanico §. XVII. faſt ganz wiederholt worden iſt.

theils bedecket hätte, und die nie also wären überwunden worden, daß sie ihren Feinden gänzlich hätten Platz machen, und anders wohin ziehen müssen, noch auch andere Völker unter sich wohnend gehabt hätten, hätten auf diese Weise bis auf den heutigen Tag ihre alte Muttersprache unverändert und unvermischt beybehalten. Zwar gestehet **Vulcanius** gerne zu, daß sie in den neueren Zeiten wegen des mehr als vor dem gewöhnlichen Umganges mit den Franzosen, auch einige fremde und französische Wörter angenommen haben: Doch meynet er auch, sie würden dergleichen gar nicht nöthig haben, von andern Völkern Wörter zu borgen, wenn sie nur selbst ihre Sprache recht treiben wollten. Vor kurzem, fährt er fort, sey man noch in der seltsamen Meynung gestanden, als wenn sich diese **Gasconische Sprache gar nicht schreiben liesse**; gleich als wenn man nicht alles schreiben könnte, was sich sagen und aussprechen läßt! Um nun diesen Wahn zu wiederlegen, wolle er das **Cantabrische Vater unser**, und ein **Register einiger** solchen **Gasconischen Wörter** hieher setzen. Beyde habe er ehedessen aus dem **Cantabrischen Neuen Testamente** hergenommen, welches auf Befehl der Königin von Navarra, Johanna, von dem Herrn *Jeann de Ligarrague de Briscous* übersetzt, und zu Rochelles im Jahr 1571. auf das sauberste sey gedruckt worden. Beydes müssen wir aber nebst den **Namen der Cantabrischen Zahlen**, unsern Lesern der Kürze wegen in dieser Sammlung selbst nachzusehen überlassen. Das ganze Werklein wird sodann noch mit einem gedoppelten **Anhange** beschlossen. Dieser bestehet

XI Aus

XI Aus drey neuen Proben fremder Sprachen. Die 1) iſt das Vater unſer in der Friſiſchen Mundart; und lautet alſo:

Das Vater unſer in Friſiſcher Sprache.

Ws haita dw derſtu biſte yne hymil, Dyn name wird heiligt. Dyn ryck to komme. Dyn wille moet ſchoen opt yrtryck as yne hymil. Ws deilix broejow ws jwed. In verjou ws ws ſchylden. as wy vejue ws ſchyldnirs. In lied ws naet in verſieking. Din fry ws vin it qwald. Die Dyn is it ryck, de macht, in de hzerlichkeyt yn yewicheit. So moettet weſe.

Hieronymus Megiſer hatte im Jahr 1592. zu Frankfurt das Vater unſer in 40. verſchiedenen Sprachen und Dialecten herausgegeben, aber das Friſiſche Vater unſer dabey ausgelaſſen; welches Vulcanius hiermit alſo nachholen wollen. Die 2 und 3 Probe ſind der Anfang des erſten Buchs Moſis, nach der Cambriſchen, nicht Cimbriſchen, (wie hier unrecht ſtehet) oder Walliſiſchen, und denn auch nach der Isländiſchen Sprache. Wer dieſe beyden letzten Sprachen noch näher zu kennen Luſt hat, den verweiſt der Verfaſſer auf die zu London 1558. gedruckte Cambriſche und auf die 1580. zu Hola in Island, herausgekommene Isländiſche Bibel. Desgleichen auf folgendes Werk: Λεχαιονομια, hoc eſt, priſcae Anglorum leges, Londini per Joannem Daium 1568. woſelbſt die Geſetze der ehemaligen Könige, Ina, Alfred, Eduart, Guthrun, Ethelſtan, Edgar, Ethelred und Canud, nicht allein in ihrer eigenen alten angelſächſiſchen

Sprache, sondern auch in ihren eigenen Characteren und Buchstaben zu lesen sind.*) Und endlich machen

XII Die Zigeuner, so zu reden, die Thür zu. Der Verfasser hatte von Joseph Scaligern eines und das andere von denen damals erst recht in Europa bekannt gewordenen Zigeunern und ihrer ganz eigenen Sprache gehöret, welches er denn zum Beschluß, in einer Anmerkung de *Nubianis Eyronibus*, quos Itali *Cingaros* appellant, eorumque *lingua*, den Liebhabern fremder Sprachen zu weiterer Untersuchung allhier hat mittheilen wollen. Seine Gedanken laufen mit wenigen dahinaus.**) Er meynt,

*) Herr Eccard in Hist. Stud. Etymolog. cap. X. p. 91. macht nicht den *Johannem Dairon*, sondern den *Guilielmum Lombardum* zum Herausgeber der Archaeonomiae.

**) Unter anderen neuern deutschen Scribenten von dieser Materie, hat dieselbe der selige Jacob Thomasius 1652. auf hiesiger Academie in einer besonderen Dissertation *de Cingaris* gar fein untersuchet. Vulcanius entschuldiget sich sehr, daß er in einem Werkchen, welches eine Abhandlung von der gothischen Sprache verheissen hätte, auch etwas von den garstigen Zigeunern am Ende mit einmischete. Allein wir hoffen, daß ein billiger Leser mit uns ihm diese Ausschweifung gar gerne verzeihen werde. Wenigstens müßte man sonst ebenfalls, und mit gleichem Rechte, auf den gelehrten Wagenseil böse werden, der seinem Buche von der Meister-Singerkunst, gleicher massen eine Verrede von vermuthlicher Herkunft der Zigeuner vorgesetzet hat. Denn diese Leute haben ja mit den Meistersängern eben so wenig eine Gemeinschaft oder Verbindung, als mit den alten Gothen. Siehe das XI. Stuck dieser Beyträge p. 393.

meynt, die von den Italienern also genannte *Cingari*, auf deutsch **Zigeuner**, wären ursprünglich aus Nubien, einer Landschaft in dem untern Theile von Egypten in Africa, her. Sie wären vor dem unter dem Patriarchen zu Alexandria gestanden, hätten ihren Gottesdienst in der **Coptischen Sprache** verrichtet, und viele Bißthümer besessen. Vor damals ungefehr hundert und sechzig Jahren aber, wären sie von dem Türkischen Sultan in Egypten verjagt worden, und durch Palästina, Syrien und klein Asien unter der Gestalt der Bettler gezogen; wären darauf über die Donau gegangen; und hätten sich in einer unglaublichen Menge, über Böhmen her, in Europa ausgebreitet, daher sie auch von den Franzosen die **Böhmen** genennet worden wären; gleich wie ihnen die Italiener den Namen *Cingari* gegeben; die sie sonst auch gli *Egittii*, die **Egyptier** hiessen. Ihre Hauptstadt wäre vor dem *Condari* gewesen, welchen Namen man noch in den Landkarten von dem Türkischen Gebiethe anträfe; und daselbst wären immer noch Uberbleibsel von ihren ehemaligen Kirchgebäuden zu sehen. Die wenige Anzahl Menschen, welche bey der erwähnten Unruhe in ihrem Vaterlande zurücke geblieben, gäben sich noch immer vor Christen aus; hätten aber gar keine Bischöfe, Kirchen oder öffentlichen Gottesdienst mehr. Sie hätten von dem Abyßinischen Kayser, oder *Negus*, zwar öfters sich dergleichen wieder ausgebethen, es aber niemals erlangen können. Inzwischen lebten sie vom Raube, wie ihre Vorfahren, die alten Einwohner von Nubien, welche *Stephanus* und andere *Νομάδες* nennten. Diese *Nomades*, wären von Alters her we-

gen ihrer diebiſchen Sitten beſchrieen; und die Zigeuner erwieſen durch eben dieſelbe, daß ſie wahre Nachkömmlinge von ihnen ſind. Ja Vulcanius hält mit Scaligern davor, ſie hätten auch noch die alte Nubiſche Sprache unter ſich beybehalten. Demnach giebt er hier einen *Indicem Vocabulorum* linguae Nubianorum *Erronum*, an das Licht, ſowohl die Neubegierde der Leſer zu vergnügen, als auch diejenigen zu widerlegen, welche meynen, die Zigeuner hätten dieſe ihre Sprache ſelbſt erdichtet, und ſie wäre nur unter ihnen üblich, da ſie doch Zweifels ohne in Nubien ſelbſt noch übrig wäre. Wir wollen von dieſen fünfzig Wörtern nur einige wenige auslesen:

Einige Wörter aus der Zigeuner Sprache.

Achan, Aug.
Bal, Haar.
Beink, der Teufel.
Buchos, ein Buch.
Bul, der Hinterſte.
Chèron, das Haus.
Chor, der Bart.
Chouri, das Meſſer. *)
Dade, Vater.
Dajo, Mutter.
Deuel, Gott, und der Himel.
For, eine Feder.
Gad, das Hemd.
Gagi, ein Weib.
Gourvu, der Ochſ.
Hanro, der Degen.
Kan, das Ohr.
Krali, der König.
Lein, der Fluß.
Love, das Silber.
Maaſz, das Fleiſch.
Manoich, ein Mann.
Manton, Brod.
Moi, der Mund.
Mol, der Wein.
Momeli, die Kerze.
Nak, die Naſe.
Nay, der Nagel.
Panin, Brod.
Rai, ein Adelicher.

Sona-

*) Das *Ch* muß in dieſen beyden Worten ausgeſprochen werden, wie im Spaniſchen; nemlich als ein *Tſch*, *Tſchor*; *Tſchouri*.

Sonakai; Gold.	Xai, die Tochter.)	wie Sch.
Thuochan, Kleid.	Xavea, der Sohn.)	
Vast, die Hand.	Yago, das Feuer.	
Vodros, das Bette.	Yanguilei, der Ring.	
Vouda, die Thüre.	Yanre, Eyer.	

Dieſes Verzeichniß giebt unſerm Verfaſſer die Gelegenheit, noch mit wenigem etwas von der bey uns alſo genannten **Rothwälſchen Sprache** zu gedenken, und aus einem davon in **Deutſchland** bereits um die Mitte des XVI. Jahrhunderts heraus gegebenen eigenen Buche, ebenfalls eine kleine Liſte von derſelben **vornehmſten Wörtern** beyzufügen. Die Landſtreicher, die ſie gebrauchen, ſind zwar um kein Haar beſſer als die **Zigeuner**, doch aber ſo wohl in der Herkunft als Sprache von ihnen ganz unterſchieden. **Von** der letzteren meynet **Vulcanius**, daß ſie gröſtentheils erdichtet ſey; doch glaubt er auch, daß unter dem Miſchmaſch hier und dar erborgte Wörter in ihr noch einige **Ueberbleibſel** einer **untergegangenen alten Sprache** anzutreffen wären. Um ihren Unterſchied von der erſteren zu zeigen, wollen wir nur etliche wenige Wörter hier erwehnen. *).

Eini-

*) Man ſiehet leicht, daß die meiſten hier angeführten Wörter ihre deutſchen Endungen haben; weil ſich dieſe Landſtreicher vornehmlich in Deutſchland aufgehalten. Vulcanius vermuthet, daß es dergleichen leichtfertiges Geſindel auch in Spanien und Frankreich geben müſſe, deren wunderbare Mundart die Spanier Jerigonce, und die Franzoſen, *Jargon* zu nennen pflegten.

Einige Wörter aus der Rothwälschen Sprache.

Adon, Gott.
Alchen, geben.
Bult, das Bette.
Botten, essen.
Busen, trinken.
Bucht, Gelt.
Cuysen, schlagen.
Claffot, Kleyd.
Crommer, Richter.
Coxe, Henne.
Distel, Kirche.
Dille, ein Mädgen.
Erlat, Herr.
Flader, das Bad.
Fonck, das Feuer.
Fonckelen, Braten.
Floy, das Wasser.
Flick, der Diener.
Galle, der Priester.
Gripelick, der Finger.
Genssen, stehlen.
Glyde, eine Hure.
Horsselen, zanken.
Houtz, ein Bauer.
Klems, das Gefängniß.
Lyms, ein Hemde.
Laus, das Ey.
Leems, das Bette.
Quien, der Hund.
Rosch, das Bier.
Rystert, das Stroh.
Smixe, die Butter.
Smalkagel, ein Ehebrecher.
Screns, die Stube.
Trewel, der Schuh.
Voppen, Lügen.
Zickuls, ein Blinder.
Zoevele, der Kopf.

Doch genug hievon.

Wir beschliessen endlich einmal diesen Auszug, und versprechen uns von demselben eine eben so geneigte Aufnahme, als vor dem der genossen hatte, den wir von einem völlig ähnlichen Werke, nemlich den Miscellaneis Etymologicis des Herrn von Leibniz in diesen Beyträgen *) gegeben haben.

*) Siehe das dritte Stück derselben, p. 357—411. und das sechste p. 293. — 308.

I. Register
der angeführten Autoren.

Abel, Caſpar, 456*
Ablancourt, Nicolaus, d' 353
Adam, Michael, 225
Adam von Bremen, 253
Adelfonſus, 193
Aelianus, 197
Aepinus, Franc. 670
Aeſopus, 68.* 197. 198. 199. 631
Agapetus, 201. 228
Agathias, 463
Albrecht von Halberſtadt, 656
Albrecht, Martin, 151
Alectorander, Chriſt. 229
Alexiopolitus, 217
Althammer, Andreas, 389
Amerbachius, Bruno, 363
Amthor, 167. 268. 269
Amyraldus, Moſes, 352
Anacreon, 202
Anderſon, Johann, 664. 665. 667.
Andreae, Gudmannus, 654
Antoninus, M. Aurelius, 203
Apollonius, Thyaneus, 203
Archimedes, 203
de *Aremberg*, Carolus, 119
Ariſtoteles, 10. 172. 205. 292. 293. 297. 302. 335. 502. 616. 618. 621. 631
Arnold, Chriſtian, 248. 259
Arnold, Gotfried, 191
Arnoldt, Dan. Heinr. 366
Arrianus, 206
Artemidorus, 206
Artopeus, Joh. Chriſt. 215
von Aubignac, 25, 297. 613
Auguſtinus, 341. 362
Aulanus, 197. 198
Aventinus, Nicolaus, 258. 339. 465. 500. 501. 507

B.

Badius, Iodoc. 675
Barth, Caſpar, 100
Bartholinus, Thomas, 668
Bayle, Pierre, 674
Beaumont, Joh. 357
Becanus, Goropius. 389. 655. 681. 682
Becelli, Jacob, 611
Beckmann, Chriſt. 46. 52. 641
Behrndt, Gotfried, 40*
Bekmann, Chriſtian, 363
Bellarminus, Robert, 497
Benſon, Thomas, 652
Bernardus, Eduardus, 652
Bernegger, Mathias, 119
Beſter, Johann, 268. 358
Bielfeldt, 79

Block, Magnus Gabriel, 650
Bock, Joh. Georg, 316*
Bodo, Friedr. Henr. 260
Bödicker, Johann, 50
Boileau, Nicolaus, 172. 181. 312 329. 634. 635
Boltz, Joh. Gotfried, 147*
Boltz, Valentin, 578*
Boner, Hieronymus, 217. 218. 220. 231. 243
Borromeer, Carl, 10
le *Boſſu*, 249
Bourdelot, 227
Boxhornius, Marc. Zuer. 654
Branner, Hanns, 398
Brant, Sebaſtian, 198. 199
Brerewood, Eduard, 364
Brockes, 124. 268. 319. 339
Brockes, Barthold Henr. 244
Brümois, 6. 7
Brutus, Marcus, 207
de la Bruyere, 312. 634. 635
Bruno, 493
Budſens, Io Franc. 88
Buder, Chriſtian Gottlieb, 133
Burmann, Peter 674
von Butſchky, Samuel, 577

C.

Cäſar, Cajus Julius, 496. 499. 564
des Callieres, 312. 634
Calmet, Auguſtin, 465
Canitz, 268. 307
Carani, Lelius, 215
Caſaubonus, Mericus, 238. 651
Caſtander, Georg, 374
Caſtricomius, Pancratius, 384. 387. 650
Cato, 655
Cebes, 207. 208. 605
Cellarius, Chriſtoph, 495
Charpentier, 244. 357.
Cherpontius, Io. 225
Chladen, Martin, 80
Chyträus, Nathan, 200
Cicero, M. Tullius, 75. 78. 83. 143. 171. 245
Clajus, Johannes, 27*
Claudianus, 343
Clericus, Johannes 357
Collier, Renatus, 203
Colomeſius, Paulus, 681
Columella, 573
Colluthus, 209
Comenius, Johann Amos, 47
Corneille, Peter, 14. 15. 277. 298. 615.
Cornerus, Jacob, 228
Cramer, Peter Reichard, 428*
Creſcimbeni, 624
Crinitus, Petrus, 500
Cuneus, Petrus, 674
Cuper, Gisbert, 393
Curtius, Sebaſt. 213

D. Da-

D.
Dacier, Andreas, 203. 368.
Damm, Chriſtian Tobias, 573*
Dannhauer, Joh. Conrad, 82. 107. 110. 362
Danz von Aſt, Joh. 213
Demoſthenes, 209
Derham, Wilhelm, 114
Derippus, 676
Diaconus, Paulus, 247
Dietmann, Joh. 642. 662. 663. 665
Dietenberger, Johann, 79
Dio, Caſſius, 676
Diodorus Siculus, 210. 372.
Diogenes, Laërtius, 210
Dioſcorides, 210
Ditmarus, 456. 458. 467. 472. 473
Doliganus, 198
Dorſcheus, Johann George, 391
Dou, Joh Peterſon 213
Dryden, Johann, 623
E.
von Eccard, Joh. Georg. 43. 49. 53. 381. 384. 387. 456. 457. 458. 459. 460. 464. 478. 482. 483. 492. 643. 654. 659. 663. 664. 665. 666. 681.
Eck, Johann, 79
Egenolf, Joh. Auguſtin, 644
Egaeling, Joh. Henr. 666
Eginhard, 507
Ekkehard, 507
Elbinger, 79
Eleboth, 228
Emſer, Hieronymus, 233. 467. 492
Engelſthall, Ananias 229*
Ennius 319
Epictetus, 210. 211. 212. 213
von Eppendorf, Heinrich, 233
Eraſmus, Deſiderius, 233
d'*Eſpagne*, Jean, 353
Euclides. 213. 214
Euripides, 14. 277. 367.
Euſebius, 214
Euſtathius, 215
Eutocius von Aſcalon. 205
Eutropius, 682
St. Evremont, 312. 630. 634
von Eyben, Ulrich, 41. 42.
F.
Faber, 439
Fabricius, Joh. Albr. 81. 117. 132. 134. 135. 136. 137. 195. 202. 206. 208. 209. 210. 214. 216. 217. 221. 222. 223. 224. 225. 227. 228. 232. 238. 242. 244. 245. 253. 564. 666
Fabritius, Johann, 205
Facciolatus, Iacobus, 101
von Faramond, Ludwig Ernſt, 212
Feind, Barthold, 167. 268
zum Felde, Albrecht, 666
Felmann. 53
Fenelon, Franciſcus Salignac de la Mothe, 342

Fiſchart, Johann, 234
Flacius, Mathias, 107. 641. 651. 663
Florus, 495
Fontenelle, Bernhard von 615
Fontaine, Andr. 652
Francke, 79
Freher, Marquard, 247. 256. 373. 374. 375. 379. 386
de *Freneuſe*, 314
du *Freny*, 634
Freyer, Hieron. 107
Frick, Johann, 375. 382. 386. 659
Frimonius, Rochus, 136
Friſch, Joh. Leonh. 644
Friſius, 115
Frölich, 242
Fuchsberger, Ortholphus, 131

G.

von Gebe, Chriſtian, 421
Gerdes, Hemming Johann, 656
Geſcaunus, Iodocus Gothofr. 234. 236
Geſnerus, Conradus, 118. 225
Gladov, Friderich, 252
Glaſer, Nicol. 202. 228
Gobler, Juſtin, 134. 149. 156
Goldaſt, Melchior, 388. 389. 507. 642
Gottſched, Johann Chriſtoph. 38. 67. 68. 165. 202. 206. 209. 320. 335. 336. 367
Gravina, Ianus Vincentius, 274
Gretſer, Jacob, 462
Groſſer, Samuel, 363
Gryphius, Chriſtian, 277. 389
Gundling, Nicolaus Hieronymus, 349. 456. 457
Günther, Johann Chriſtian, 51. 293. 328. 606

H.

Hachenberg, Paul 494
Hahnemann, 229
Halæus, 663
Haller, Albrecht, 366
Hanemann, Enoch, 388. 391. 401
von der Hardt, Hermann, 99. 106. 132. 201. 220. 232. 233. 243
Harsdörfer, Georg Philipp, 42. 388. 389. 394. 414
Hartnack, Daniel, 69
Haſäus, Theodor, 662. 669
Haſſus, Veleranus, 236
Hedinger, Johann Reinhard, 79
Hedio, Caſpar, 215. 224. 580
Heinecke, 226
Heiſen, Henrich, 390
Heliodorus, 216
Helwich, Georg, 461
Helwig, 55. 56
Hend-

Hendreich, Christoph, 197. 199. 205. 206
Henne, Joh. Michael, 186*
Henrich von Alckmar, 655
Henschenius, Godofredus, 466. 478. 492. 493
Hermes, 217
Herodianus, 217. 218
Herodotus, 220
Herold, Joh. 210
Herp, Peter, 508
Herr, Michael, 94. 216. 232. 373
Hesychius, 432
Heubel, Joh. Henr. 666
Heupel, George Friderich, 685. 686
Hickes, Georg. 650. 652
Hieronymus, 80
Hipparchus, 212
Hippocrates, 222
Hirtius, Aulus 572
Hoffmannswaldau, 167. 179
Hoffmann, Joh. Adolf, 203
Homerus, 222. 329. 504. 615. 631
Horatius, 14. 170. 171. 174. 329. 334. 342. 504. 619. 631
Horn, Georg, 654
Houten, Janus, 384. 650.
Hudemann, Ludwig Friderich, 189. 202. 268*
Huetius, Peter Daniel, 81. 107
Hundius, Wigulcius, 373
Hunger, Wolffgang, 136. 153. 154. 657.
Hunold, Christian Friderich, 218

J.

Jäncken, Joh. David, 499.
Imhoff, Hanns, 207. 243
Jobin, Jobius, 234
Jöcher, Christian Gottlieb, 189
Jonas, Runolfus, 652
Jonathan, 79
Jornandes, 500. 675. 676
Josephus, Flavius, 224 225
- Gorionides, 225
Isidorus, 249. 433 676
Isocrates, 225. 226
Julianus, 137
Juncker, Christian, 367
Junius, Franciscus, 188 384. 387. 694. 651
Juvenalis, 342. 366

K.

Kelpe, Just. Johann, 666
Kero, 50
Kiber, David, 224
Kilianus, Cornelius, 657
Klipisch, Caspar, 599
Königshofen, 51
Kortholt, Christian, 80
Krantz, Gottlob, 386
Krause, Johann Gottlieb, 445*
Kromayer, Joh. Heinr. 227. 228. 229
Krumbach, Nicol. 201

L.

Lalius, Daniel, 236

Laetus, Georgius, 242
- - Pomponius, 133
Laireſſe, 617
Lambecius, Peter, 375. 386. 658
Lamprecht, Jacob Friederich, 192
Lantfeancus, 376
Lapus, Joh. 231
Lauterbach, Conrad, 224
von Leibnitz, Wilhelm Gottfried, 40. 57. 469. 474. 642. 665. 667.
Leo, Oſtienſis, 463
Leporin, 349
Leuckfeld, Joh. Georg, 391
von der Linde, Philander, 202
Lipſius, Iuſtus, 51. 56
Litzel, George, 209
Löſcher, Valentin Ernſt, 642
von Lohenſtein, Daniel Caſpar, 179. 271. 277. 282
Long, Jacob le 80
Longinus 172. 226
Loſius, Io. Chriſt. 226
Lotter, Joh. George, 382. 577. 675.
Lucanus, 338. 341
Lucianus, 227. 228. 565
Lucretius, 300
von Ludewig, Joh. Peter, 122. 128. 132. 134. 136. 137. 139. 141. 146
Lünig, Johann Chriſtian, 439
Luther, Martin, 29. 48. 50. 54. 63. 79. 198. 199. 200. 258. 388. 406. 417. 541. 660

M.

Mabillon, Johann, 463
Maffei, Scipio, 298. 611
Magnus, Ioannes, 678
Maier, Gerhard 665. 667
von Malmesbury, Wilh. 254
Maphei, 594
Mareſius, Rolandus, 362
Martelli, 611
Marville, 635
Matheſius, 199. 200.
Matheſon, 626
May, Joh Friedr. 3* 329
Megaliſſus, 388
Meibom, Heinrich, 246*
Meißner, Heinrich, 214
Melanchton, Philippus, 200. 206.
Menage, Aegidius, 613. 635.
R. *Menahem*, ben Sarugh, 431
Menander, 618
Menantes, 68. 218
Menke, Joh. Burchard, 643
Meneſtrier, 621
Menudier, 363
Menzer, Balthaſar, 234
Merula, Paulus, 383. 386. 650
Meſſala, 75

Meta-

Metaſtaſio, 611
Mentzer, Joh. Conr. 667
Mentziger, Ambroſius, 414. 421
Miller, 132
Milton, Joh. 365
Minervius, 222
Moliere, 16. 276
Molinæus, 152
Moller, Dan. Wilh. 675
- - Johann, 210. 653
- - Martin, 201
Molther, Menrad, 376. 378. 381. 382
Morhof, Dan. Georg. 167. 381. 389. 394. 396. 397. 642. 656
Morillon, Anton, 680. 681
- - Maximilian, 681
Mosheim, Joh. Lorenz, 190
de la Motte, Houdart, 329
Mügeling, Heinrich, 642
Müblius, Heinrich, 642
Müller, Joh. Sam. 368
Münzer, Zachar. 224
Muratorius, Lud. Ant. 463
Murner, Thomas, 116* 156
Muſæus, 228. 229
Mycyllus, 228
Mylius, Abraham, 655

N.

Nebring, Joh. Chriſtian. 238
Neukirch, Benjamin, 167. 268. 305. 343. 367
Neumeiſter, Erdmann, 226. 229
Nilus, 212
Notker, 43. 51. 371. 508

O.

Onkelos, 79
Opitz, Martin, 241. 268. 350. 388. 394. 411. 614. 641
Origenes, 69
Ortelius, Abraham, 675
Oſiander, Lucas, 79
Otfrid, 55. 187. 641. 651. 659. 663
Ovidius, 342. 656. 679. 680

P.

Palephatus, 229
Palladius, 573
Paltheníus, Joh. Philipp, 50. 642. 651. 658. 667
Paulus, Diaconus, 675
Pegius, Martin, 137
Peiskerus, Georg. Chriſtoph. 656
Perneder, Andreas, 133. 135. 136. 151. 152*
Perſius, 342
Perſona, Gobelinus, 247. 249. 251
Petrarcha, Franciſcus, 497
Peutinger, Conrad, 382 675
Pezold, Carl Friedrich, 662
Pezron, Paulus, 655
Phädrus, 68. 80
Philander, 268. 599

Phi-

Philesius, Ringmannus, 565*
Philo, 361
Pictorius, Iosias, 657
Pietsch, Johann Valentin, 328. 330. 335. 343
Pirckeymer, Wilibald, 207. 225. 226. 233. 243
Piscator, Johann, 79
Plato, 315. 368
Plinius, 73. 74. 95. 107
Plutarchus, 225. 230. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 565.
von Polda, Johann, 261
von Pöllnitz, 634
Poemander, 217
Poggius, Florentinus, 198. 199
Pollux, Iulius, 432
Politianus, Angelus, 211. 217. 218
Polybius, 237
Pontanus, Joh. Isaac, 253. 495. 655
Porte, 3* 304. 681
Possevinus, Anton, 118
Postel, Henrich, 168. 209. 224. 268. 277. 278. 289
Potterus, Ludolphus, 657
Prasch, Joh. Ludwig, 52. 394. 657
Prideaux, Humfred, 78
Priscus, 676
Procopius, 676
- - Melchior Dietrich, 212
Ptolemæus, 253
Puschmann, Adam, 403

Q.

Quintilianus, M. Fabius, 75. 80. 95. 107. 506.

R.

Rabus, Melchior, 216
Rachelius, Johann, 268
Racine, 10. 14. 15. 277. 312. 367. 634
Radewich, 503. 505
Rambach, Joh. Jacob, 68. 82. 87. 97. 101. 110
Rapin, 615. 627
Rathian, 211
Raupach, Bernhard, 670
Rhenius, Johann, 69
Reimmann, Jacob Friderich, 119. 391
Reindaller, Hanns Friederich, 398. 399
Reis, Johann, 79
Resenius, Petr. Ioann. 47. 654
Reyher, Samuel, 214
Rhabanus, Maurus, 662
Rhodiginus, Cölius, 362
Riccoboni, 627. 638
Richelieu, 10
Richey, Michael, 628
Richter, Gottfried, 268
Riddarstierna, Johann, 668
Riederer, Joh. Friedr. 189
Rimicius, 197. 198
Rist, Johann, 668
- - Johann Ernst, 668
Rivius, Gualterus, 595

Rodi-

Rodigaſt, Samuel Chriſtoph, 151
Rollin, 95
Romulus, Philoſophus, 197. 198
Roſt, Alexander, 248
Rudbeckius, Olaus, 653. 668
Rühlen, 208

S.

Sacer, Gotfr. Wilh. 197. 228
Sachs, Hanns, 403. 414
Sacy, 575
Salomo, 371
de la Saute, 313. 316
Scaliger, Joſeph, 234. 677
Scaliger, Iul. Cæſar. 504
Saxo, Grammaticus, 502. 505
Schaidenreiſſer, Simon, 222
Schamelius, 81
Schannat, 461
Schatenius, 463
Schefler, Joh. 253. 653
Schride, Balthaſar, 49
Schelborn, Joh. George, 1. 7. 196. 232.
Scherz, Joh. Georg, 44. 371* 668
Scheybl, Johann, 213
Schilter, Johann, 44. 51. 52. 55. 385. 644. 658. 668
Schmierer, Joſeph, 423
Schmid, Joh. Andr. 100
- - Joh. Philipp, 668
Schörgen, Chriſtian, 373. 663
Schonbovius, Anton, 681
Schottel, Juſt George, 81. 114. 642
Schrenek, Octavian, 136. 153. 155
Schröter, Johann Chriſtian, 668
Schubart, George, 190
von der Schulenburg, Matthias, 41
Schulz, Georg Jacob, 208
Schurtzfleiſch, Conr. Samuel, 651
Schwabe, Johann Joachim, 166*
Schwartzkopf, Georg, 221*
Seriekius, Adrian. 655
von Seckendorf, Veit Ludewig, 358
von Seelen, Joh. Heinrich, 639*
Seneca, L. Annæus, 577
Seneca, Tragicus, 277. 282
Sextus, Empiricus, 498
Sheringham, Robert, 247. 253 499. 655
Sibyllina, Oracula, 238
Silius, Italicus, 338
Simler, Joſias, 118
Socrates, 214. 500. 678
Sommerus, Guilielmus, 652
Sophocles, 239. 241. 277
Sozomenus, 214
Spalatinus, Georg. 233.

Span-

Spangenberg, Cyriac. 390. 398
- - Johann, 390. 398
- - Wolfhart, 214. 388. 392. 398. 399. 400. 401. 423
der Spate, 114
Spectator, ſiehe Steele.
Spelmannus, Henr. 656
Spizel, Theophilus, 650
Spreng, Joh. 223. 224. 398. 594
von Stade, Dieterich, 43. 44. 46. 48. 53. 58. 384. 639*
- - Joh. Friedrich, 661
Stadtweg, Joh. 226
Stanhope, 203
Steele, Richard, 289. 295. 304. 308. 310. 313. 634
Steenbock, 79
Steinbowel, Heinrich, 199
von Steinwehr, Wolfg. Balth. Adolph. 206
Stephanus, Heinrich, 432
Stiernhielm, Georg, 188. 650
Stobæus, 242
Stolle, Gottlieb, 227. 349. 365
Struvius, Burcard Gotthelff, 133. 135. 136. 137. 139
Sturmius, Io. Chriſtoph, 204
der Suchende, 114
Suidas, 432
Sulpicius, 624
Swift, Jonathan, 164*

T.

Tacitus, C. Cornel. 449. 503. 506. 507. 509
Taſſo, 615
Tatianus, 50. 187. 651. 667
Tenzel, Wilh. Ernſt, 389. 391. 641
Terentius, Publius, 278. 293. 577. 606. 613. 618
Theodoretus, 214
Theophraſtus, 242
Theſaurus, Emanuel, 304
Thomas, Chriſtian, 244. 348*
Thucydides, 243
Tiemeroth, Joh. Heinr. 359*
Triller, Daniel Wilhelm, 79
Trithem, Johann, 373. 500. 501
Tuldenus, Diodorus, 55

U.

von Uffenbach, Joh. Friedrich, 190. 208. 603*
Ulphilas, 499. 678
Uſſerius, Iacobus, 681

V.

Valentin, Johann, 582*
Vareo, 80. 433*
Vaugelas, 352
Vekemannus, Petrus, 650
Vellejus, 495
Velſer, Marcus, 374
Venzky, Georg, 59* 494*
Vere-

Verelius, Olaus, 653
Verſtegan, 249
Virgilius, 318. 328. 329. 341. 342. 582. 593. 594. 615
Vitruvius, 594. 616
Vorſtius, Ioh. 657
Voſſius, Gerhard Johann, 375. 508. 650
Vulcanius, Bonaventura, 50. 653. 671*

W.

Wachter, Joh. George, 45. 46. 47. 53. 55. 379. 644
Waddingus, Lucas, 119
Wagenſeil, Joh. Chriſtoph, 387*
Walch, Joh. Georg, 82
Waldis, Burcard, 199
Wallin, Georg, 653
Walronus, Brianus, 188
Wanleius, Humfred, 652
Waſſaldus, 500
Wegener, Gottfried, 641
Weichmann, C. F. 124. 224
Weiſe, Chriſtian, 211. 350
Weng, Chriſtoph Friederich, 137*
Wemel, 167. 182
Werlhof, 499
Wiclef, Johann, 80
Wikram, Georg, 656
Willer, Georg, 216. 218. 223. 232
Willeram, 371* 650. 663
Willich, 501
Witikind, 252. 472. 477
Wolckenſtern, 215
Woolſton, Thomas, 191
Worm, Olaus, 253. 653
Wotton, Heinrich, 598

X.

Xenophon, 244
Xylander, Wilhelm, 238

Z.

Zaſius, Vdalricus, 133
Zeſe, Philipp, 320
von Ziegler, Chriſtiana Mariana, 191
Zſchorn, Johann, 216

II. Regiſter
der vorkommenden und theils erklärten beſondern Wörter aus allerhand Sprachen.

Aus der Alamanniſchen.

Siehe Fränkiſche.

Aus der Angelſächſiſchen.

Ceſt, Keſt, Capſt, 52

Huntian, jagen, venari, perſequi, 47
Neah, Neh, Nigh, nach. nahe, 55
Strang. ſtark, 44
Sunghite, Solſtitium, 54

Aus der Cambriſchen.

Nith, Neptis, 56

Aus der Däniſchen.

Ellsdiur, Ellendthier, 47

Aus der heutigen Deutſchen.

Abentheuer, 45
An, 55
Beicht, beichten, 54
Biſchoff, 39
Brißgau, 261
Contract, 146
Deutſch, 29
Dienſtbarkeiten, 144
Eber, 257
Einbeck, 259
Ellendthier, 46
Endelich, 48. 49
Erbverordnung, 144
Falke, 46
Firmung, 257
Fleiſchverkaufer, 541
Friding, 248
Geſtreng, 44
Genau, 57
Geniſtel, 58
Geyer, 47
Gicht, 53
Gnade, 57
Goßlar, 262
Herannähern, 58
Heute, 56
Helmſtädt, 266
Hindern, 47
Hinderniß, 47
Hirſch, 46
Hund, 47
Jachzorn, 55
Jähe, 55
Jagen, 55
Kaſteyen, 51
Kirchengicht, 54
Krieg, 45
Lauenwedel, 257
Ledige, 128
Leopold, 259
Naat, Naht, 57
Nacharten, 55
Nachbar, 55
Nachdrücken, 55
Nachfahr, 56
Nachhelfen, 55
Nachjagen, 55
Nachkind, 146
Nacht, 56
Nachtigall, 56
Nachtwache, 56
Nadel, 57
Nächſter, 58
Nächtlich, 56
Nägelke, 57
Nägelein, 57
Näben, 57
Näher, 58
Näherkauf, 58
Näheren, 58
Näherrecht, 58
Nagel, 57

Reben, 57
Neffe, Neve, 56
Neßel, 57
Nest, 58
Nestel, 58
Netze, 57
Niethammer, 57
Niethen, 57
Nifftel, Nichte, 56
Nisteln, Nisten, 58
Nüchtern, 56
Pfaffe, 39
Pfleger, 144
Rennthier, 46
Roß, 46
Spätling, 146
Stückrechnungsrecht, 146
Sundgau, 261
Theuerdanck, 45
Thier, 38
Thüre, 38
Übernachten, 45
Unterpfander, 144
Verniethen, 57
Vizthum, 256
Vogt, 256
Wacker, 45
Wernigeroda, 257
Wiederkehrrecht, 146
Wiederlage, 146
Wolfenbüttel, 257

Aus der Ebreischen.

הר Cervus, animal velox, 47
יהוה Gott, 29
נגש appropinquare, accedere, 56

Aus der Englischen.

Bold, frech, kühn, 258
Neast, Nest, 58
Next, Nigheſt, Proximus, Vicinus, 58
Nightness, Verwandtschaft, Nachbarschaft, 57

Aus der Fränkischen.

Acusti, Ahkust, Laster, 53
Ambacht, Knecht, 700
Bald, gewaltig, 45
Bar, Gesang, 397
Barn, Sohn, 700
Buggo, Burchardus, 445
Burch, Stadt, 700
Buzico, Burchard, 455
Chust, Existimatio, 52
Chusti, Tugend, Virtus, 52
Degen, Held, 267
Ding, Gericht, 248
Dit, Gott, 258
Dron, Drohung, 700
Egwart, 257
Elah, Elh, Ellendthier, 47
Elch, Elg, Ellendthier, 47
Eli, anderswo, 47
Elilent, ausländisch, 47
Ellen, eilen, 45
Ellen, Ellin, Tugend, Stärke, 43
Ellenthaft, streitbar, 43
Ellentricher, tapfer, 43
Ellian, Alacritas, 44
Ellianlihho, hurtig, 44
Fahren, gehen, 54
Festi, Fest, 45

Frebehelin, freventlich petulans, 50
Frebehelin ſchelte, Petulans accuſatio, 50
Friegeding, 248
Gaſt, kluger Mann, 258
Geheizan, verſprechen, 700
Geili, Geilheit, 700
Gernlihho, gern, diligenter, 50
Geron, Begehren, 47
Geuchmatt, Cuculi ſocius, ſocius, 118
Godink, Landgericht, 261
Gomman, Ehmann, 700
Gow, Strich Landes, 261
Graue, Vorſteher, 700
Haluin, Gipfel der Berge, 700
Heilhaſtono, Prieſter, 700
Here, Ir[illegible], 253
Hinaht, nac nocte, 56
Holtgeding, 248
Hors, ſchnell, 46. Pferd, 255
Iahen, jehen, gihen, confiteri, 54
Iemer, Jammer, 700
Kaſtiga, Kaſteyung, Züchtigung, 51
Keſtegon, Kaſteyen, 51
Kilchberg, Kirchberg, 42
Kilche, Kirche, 43
Knecht, Knabe, 682
Kuani, kühn, 45
Kusgi, Kuski, Probus, ſobrius, moderatus, 52
Laeel, Becken, 700
Lichen, gefallen, 700
Locchn, locken, 700
Magin, eine Anverwandte, 700
Man, Menſch, 700
Marteler, Martyrer, 42
Mihhil, groß, 700
Naio, beynahe, pene, 56
Offanlihho, öffentlich, 50
Queno, Eheweib, 700
Raſta, Meile, 262
Riddag, heldenmüthiger Ritter, 267
Sachs, ein langer Degen, 700
Saſſen, Einwohner, 252
Scaffanera, ſchwanger, 700
Sige, Sieg, 700
Spunnen, die Brüſte, 700
Streng, ſtarck, fortis, 44
Sueven, herumſchweifft, 250
Theganlih, tüchtig, 45
Thewr, theuer, audax, fortis, 45
Thin, Magd, 700
Thiornun, Jungfrau, 700
Truchtin, Herr, 682
Unberenti, unfruchtbar, 700
Unkuskida, forder, 52
Unkuſto, Laſter, 52
Wamba, Bauch, 700
Welle, Haus, Dorf, 265
Wic, Flecken, Städtlein, 265
Wig, bellum, 45
wighaft, gewaltig, 45
Zitenmeiſtaron, Obrigkeit, 700

Zuibar, ein groſſer Trog oder Gefäße, 700

Aus der Franzöſiſchen.

Neveu, 56
Nieçe, Niftel, 56

Aus der Galliſchen.

Leucas, Meile, 262

Aus der Gothiſchen.

Agon, timere, 53
Anaſank, Anfang, 55
Anaſethan, impugnare, 55
Fan, Herr, 682
Kelik, Herrenhaus, 43
Nethlos, Nadel, 57
Nithiis, Cognatus, 56
Ogan, horrere, 53
Swinth, hurtig, ſtark, 45
Thiumacu, Knabe, 682

Aus der Griechiſchen.

Ἀγγελᾶν, annunciare, 56
Ἄγων, ire, 54
Ἀλκή, Ellendthier, 47
Ἐγγίζων, appropinquare, 56
Ἐγγύς, prope, 56
Ἐλᾶν, verſare, volvere, 45
Θηρίον, Thier, 38
Θύρα, Thüre, 38
Ἴεναι, ire, 54
Κατά, 51
Κετά, 51
Νακέτης, 56
Νέειν, nähen, 57
Ῥαπᾶν, ausruhen, 262

Aus der Holländiſchen.

Naelde, Nadel, 57
Nayen, nähen, 57

Aus der Iſländiſchen.

Elgur, Ellendthier, 47

Aus der Lateiniſchen.

älterer u. mittlerer Zeiten.

Aequicrurum, gleichfüßiges Dreyeck, 204
Alce, alx, Ellendthier, 47
Caſtus, keuſch, rein, fromm, vollkommen, 52
Circulus, Kreisfläche, 204
Commenſurabilia, gleichmäßige Dinge, 204
Cylindrus, Rundſäule, 205
Doma, Habe, Guth, Grund und Boden, 256
Ellipſis, ablange Rundung, 204
- - Ermangelnde Kegellinie, 205
Epiſcopus, Biſchoff, 39
Hyperbola, übertreffende Kegellinie, 205
Illico, eilig, ſchnell, 48
Iſoſceles, gleichfüßiges Dreyeck, 204
Methodus analytica, grundforſchende Lehrart, 205
Mille paſſus, eine Meile, 262
Papa, Pfaffe, 39

Parabola, vergleichende Kegellinie, 205
Paralellogrammum, gleichlaufendſeitiges Viereck, 204
Peripheria Polygoni, Umlauf 205
Circuli, Umkreis, 205
Priſma, Eckſäule, 204
Proportio reciproca, wiederkehrliche Verhältniß, 205
Proportionalia Arithmetice, gleichübertreffende Dinge, 204
- - Continue, unzertrennt gleichverhaltende, 204
- - Disiuncte, zertrennt gleichverhaltende, 205
- - Geometrice, gleichverhaltende Dinge, 204
Sphæriodes, Afterkugel, 204
Statica, Waagkunſt, 205
Trapezium, ungleichlaufendſeitiges Viereck, 204
Vicus, 265

Aus der Perſiſchen.

Band, Band, 702
Berader, Bruder, 702
Begryſt, er hat geweint, 702
Caſti, Kaſten, 702
Choda, Gott, 702
Dandan, Zahn, 702
Dochtar, Tochter, 702
Drog, Trug, Lügen, 702
Gryſt, greifen, 702
Lab, Lippe, 702
Madar, Mutter, 702
Mus, Maus, 702
Muſt, Moſt, 702
Murd, er iſt tod, 702
Nau, neu, 702
Nam, Namen, 702
Paraſanga, Meile, 262
Phedar, Vater, 702
Quepha, Nacken, 702
Ses, ſechs, 702
Star, Star, 702
Ta, bis, zu, 702
Tu, du, 702

Aus der Rothwälſchen.

Adon, Gott, 710
Alchen, gehen, 710
Botten, eſſen, 710
Bucht, Gelt, 710
Bulk, Bette, 710
Buſen, trinken, 710
Claſſot, Kleid, 710
Coxe, Henne, 710
Crommer, Richter, 710
Cuyſen, ſchlagen, 710
Dille, Mädgen, 710
Diſtel, Kirche, 710
Erlat, Herr, 710
Flader, Bad, 710
Flick, Diener, 710
Floy, Waſſer, 710
Fonck, Feuer, 710
Fonckelen, Braten, 710
Galle, Prieſter, 710
Genſſen, ſtehlen, 710
Glyde, Hure, 710
Gripelick, Finger, 710

Horſſelen, janken, 710
Houtz, Bauer, 710
Klems, Gefängniß 710
Laus, Ey, 710
Leems, Bette, 710
Lyms, Hemde, 710
Quien, Hund, 710
Roſch, Bier, 710
Ryſtert, Stroh, 710
Screns, Stube. 710
Smalkagel, Ehebrecher, 710
Smize, Butter, 710
Trewel, Schuh, 710
Voppen, Lügen, 710
Zickuſs, Blinder, 710
Zoevele, Kopf, 710

Aus der Sächſiſchen.

Nete, rete, 57
Nettel, urtica, 57

Aus der Schwediſchen.

Elch, Elg, Ellendthier, 47
Helg, heilig, 47
Näſwer, Rinde, 57
När, prope, 55. 57
Näſta, nahen, 57
Nalkelſe, Herannahung, 57
Naobo, Nachbar, 5
Naoboskap, Verwandſchaft, Nachbarſchaft, 57
Naole, Nadel, 57
Noot, Netze, 57

Aus der Tartariſchen.

Alt, alt, 696
Appel, Apfel, 696
Bart, Bart, 696
Boga, Bogen, 696
Breen, braten, 696
Brot, Brod, 696
Bruder, Bruder, 696
Brunna, Brunn, 696
Criten, weinen, 696
Fiſch, Fiſch, 696
Geen, geben, 696
Goltz, Geld, 696
Handa, Hand, 696
Hooft, Haupt, 696
Hus, Hauß, 696
Kommen, kommen, 696
Korn, Korn, 696
Lacken, lachen, 696
Maen, Mond, 696
Miesa, Ameiſe, 696
Oogen, Augen, 696
Plut, Blut, 696
Regen, Regen, 696
Rinck, Ring, 696
Schieten, ſchieſſen, 696
Schlipen, ſchlaffen, 696
Schualth, Tod, 696
Schueſter, Schweſter, 696
Siluer, Silber, 696
Singen, ſingen, 696
Son, Sonne, 696
Stern, Stern, 696
Stul, Stul, 696
Tag, Tag, 696
Thurn, Thor, 696
Wagen, Wagen, 696
Wingart, Weinrebe, 696
Wynth, Wind, 696
Zalt, Salz, 696

Aus der Zigeuner Sprache.

Achan, Aug, 708
Bal, Haar, 708
Beinck, Teufel, 708
Buchos, Buch, 708
Bul, der Hintere, 708
Cheron, Haupt 708
Chor, Bart, 708
Chouri, Meſſer, 708
Dade, Vater, 708
Dajo, Mutter, 708
Deuel, Gott, und der Himmel, 708
For, Feder, 708
Gad, Hemd, 708
Gagi, Weib, 708
Gourvu, Ochs, 708
Hanro, Degen, 708
Kan, Ohr, 708
Krali, König, 708
Lein, Fluß, 708
Love, Silber, 708
Maaſz, Fleiſch, 708
Manoſch, Mann, 708
Manton, Brod, 708
Moi, Mund, 708
Mol, Wein, 708
Momeli, Kerze, 708
Nak, Naſe, 708
Nay, Nagel, 708
Panin, Brod, 708
Rai, ein Adelicher, 708

III. Regiſter der vornehmſten Sachen.

A.

Abſchnitt in Verſen, was er verurſacht 321
Ackerbau der alten Deutſchen 538
Aeſopus, deutſch 197. ſqq.
Aelianus, deutſch ib.
Agapetus, deutſch 201
Alemanni, woher die Deutſchen ſo genennet worden 247
Alphabet, gothiſches 685
An, Unterſuchung dieſer Partikel 55
Anacreon, deutſch 202
Annon, eine neue deutſche Ueberſetzung von ſeinen Rythmis 665
Antoninus, Philoſophus, deutſch 203
Apollonius Thyanäus, deutſch 203
Archimedes, deutſch ib.

Ariſtoteles, deutſch 205
Arriani Reiſebeſchreibung der Flotte Alexanders des Gr. deutſch 206
Artemidorus, deutſch 206
Arzneykunſt, Fleiß der alten Deutſchen darinn 545

B.

Barden, woher ſie ihren Namen haben 264. Wer ſie geweſen 517
Bathos, was es ſey 173. Es giebt eine Kunſt deſſelben 174. Wie man darinn vortrefflich werden könne ib, 176. Wer darinn fortkommen könne ib. Figuren deſſelben 179. Wie es ins Aufnehmen kommen kan 184
Beredſamkeit der alten Deutſchen 514
Boileaus Urtheil von den Poeten 636
Bolz, Joh. Gott. überſetzt die Inſtitutionen 147. Urtheil davon 148
Brutus, deſſen Briefe, deutſch 207
Bucco und Buzico, zweene Namen werden unterſucht 455. ſqq.
Buchdruckerey, wer ſie erfunden 532
Buchſtaben haben die Gothen vor Erbauung Roms gebraucht 676
gothiſche, hat Ulphilas nicht erfunden 679
deren eigentliche Ausſprache 685. ſqq
Büttel, was es eigentlich heiſſe, 257.

C.

Cäſars, Julii, Schriften, deutſch 564
Cajus Fabritius, iſt eine gute Oper 629
Catonis Diſticha, deutſch 655
Cebes, deutſch 207. In Verſen 208
Clajus, Joh. deſſen Schriften 28
Columella, deutſch 209
Comödianten, was zu einem guten gehöret 24
Comödien, die meiſten deutſchen ſind ſchlecht 275
Haben nichts niederträchtiges in ſich 276: 278. Können auch in Verſen ſeyn 292. Erregen ein nützliches Lachen 302

Aus der Zigeuner Sprache.

Achan, Aug, 708
Bal, Haar, 708
Beinck, Teufel, 708
Buchos, Buch, 708
Bul, der Hintere, 708
Cheron, Haupt 708
Chor, Bart, 708
Chouri, Messer, 708
Dade, Vater, 708
Dajo, Mutter, 708
Deuel, Gott, und der Himmel, 708
For, Feder, 708
Gad, Hemd, 708
Gagi, Weib, 708
Gourvu, Ochs, 708
Hanro, Degen, 708
Kan, Ohr, 708
Krali, König, 708
Lein, Fluß, 708
Love, Silber, 708
Maasz, Fleisch, 708
Manosch, Mann, 708
Manton, Brod, 708
Moi, Mund, 708
Mol, Wein, 708
Momeli, Kerze, 708
Nak, Nase, 708
Nay, Nagel, 708
Panin, Brod, 708
Rai, ein Adelicher, 708

III. Register der vornehmsten Sachen.

A.

Abschnitt in Versen, was er verursache 321
Ackerbau der alten Deutschen 538
Aesopus, deutsch 197. sqq.
Aelianus, deutsch ib.
Agapetus, deutsch 201
Alemanni, woher die Deutschen so genennet worden 247
Alphabet, gothisches 685
An, Untersuchung dieser Partikel 55
Anacreon, deutsch 202
Annon, eine neue deutsche Uebersetzung von seinen Rhythmis 665
Antoninus, Philosophus, deutsch 203
Apollonius Thyanäus, deutsch 203
Archimedes, deutsch ib.

Ariſtoteles, deutſch 205
Arriani Reiſebeſchreibung der Flotte Alexanders des Gr. deutſch 206
Artemidorus, deutſch 206
Arzneykunſt, Fleiß der alten Deutſchen darinn 545

B.

Barden, woher ſie ihren Namen haben 264. Wer ſie geweſen 517
Bathos, was es ſey 173. Es giebt eine Kunſt deſſelben 174. Wie man darinn vortrefflich werden könne ib, 176. Wer darinn fortkommen könne ib. Figuren deſſelben 179. Wie es ins Aufnehmen kommen kan 184
Beredſamkeit der alten Deutſchen 514
Boileaus Urtheil von den Poeten 636
Bolz, Joh. Gott. überſetzt die Inſtitutionen 147. Urtheil davon 148
Brutus, deſſen Briefe, deutſch 207
Bucco und Buzico, zweene Namen werden unterſucht 455. ſqq.
Buchdruckerey, wer ſie erfunden 532
Buchſtaben haben die Gothen vor Erbauung Roms gebraucht 676
gothiſche, hat Ulphilas nicht erfunden 679
deren eigentliche Ausſprache 685. ſqq
Büttel, was es eigentlich heiſſe, 257.

C.

Cäſars, Julii, Schriften, deutſch 564
Cajus Fabritius, iſt eine gute Oper 629
Catonis Diſticha, deutſch 655
Cebes, deutſch 207. In Verſen 208
Clajus, Joh. deſſen Schriften 28
Columella, deutſch 209
Comödianten, was zu einem guten gehöret 24
Comödien, die meiſten deutſchen ſind ſchlecht 275
Haben nichts niederträchtiges in ſich 276. 278. Können auch in Verſen ſeyn 292. Erregen ein nützliches Lachen 302

H.

H. orthographiſche Anmerkungen darüber 34 ſqq. Deſſen eigentliches Amt 35. Wie es zu gebrauchen iſt 36 ſqq.
Heldengedicht, wie der Anfang davon ſeyn muß 328. Ob dazu eine Fabel nöthig iſt 343
Heliodori, Aethiopica, deutſch 216
Here, eine alte deutſche Göttin 253. 263
Hermetis chymiſcher Tractat, deutſch 217
Herodotus, deutſch 220
Heyden, woher der Name kömmt 265
Hippocratis Aphoriſmi, deutſch 222
Hiſtorie, Fleiß der alten Deutſchen darinn 521
Homeri Odyßea deutſch 222
Ilias deutſch 223
Hyperbole, woher ein Dichter darinn ausſchweifen kan 322

J.

Jagd lieben die alten Deutſchen 541
Jornandes, wird vom Vulcanius heraus gegeben 675
Joſephus, deutſch 224
Iſocratis Vermahnungsſchriften an Demonicum und Nicocles, deutſch 225
Junii, Anmerkungen über den Willeram 651
Juſtiniani Inſtitutiones, Nachricht von den deutſchen Ueberſetzungen derſelben 115 ſqq. Urtheil von allen ſolchen Ueberſetzungen 123. Ob es rathſam ſey, ſie zu überſetzen. 142 ſqq.

K.

Kaſteyen, was es eigentlich heiſſe und woher es komme 51
Kriegeswiſſenſchaften, Fleiß der alten Deutſchen darinn 553
Kunſtwerke, ob ſie in einer Oper den Verſtand vergnügen müſſen 632

L.

Lanfrancus, wer er geweſen 376
Lautbuchſtaben, ob die Alten ſie ohne Unterſcheid mit einander verwechſelt 480

Leibesübungen, Fleiß der alten Deutschen darinn 502
Lesekunst, was die Alten Deutschen darinn gethan haben 418
Lobreden, wie man sie machen soll 185
Longinus vom Erhabenen, deutsch 226
Lucians Hermotimus, deutsch 227
Wider die Verleumdung, deutsch 228
Luft, das italienische Wort davon wird in einer Cantata lang gezerret 609
Luther, D. Mart. durch ihn hat der H. Geist gut deutsch geredet 29

M.

Malerkunst, Fleiß der Deutschen darinn 509
Maschinen, was von denen in einer Oper zu halten sey 630
Mechanik, Fleiß der alten Deutschen darinn 529
Meistersänger sind viele vornehme Leute gewesen 388. Wer von ihnen geschrieben 389. Ihr Ursprung 396. Heben ihre Gesänge fleißig auf 398. Ihr Wappen 402. Ihre Tabulatur 403. Von der Art und Eigenschaft ihrer Gesänge 404 sqq. Ihre verschiedenen Töne 414. Ihre Singeschulen 416. Ihr Meisterrecht 419. Ihr Nutzen 422
Meßkunst, Fleiß der alten Deutschen darinn 525
Metaphora ist eine Schönheit in einer Rede 322. Regeln zu der im Pathos 179
Moltherr, Meurad, giebt den Willeram zuerst heraus 381
Murner, D. Thomas, Nachricht von seinem Leben 117. Dessen Uebersetzung der Instituten wird untersucht 127 sqq.
Musäi Liebesgeschichte vom Leander, deutsch 228
Musik, Fleiß der alten Deutschen darinn 506. Verstümmelt gemeiniglich die Poesie durch ihr ausschweifendes Wesen 610. Soll die Poesie mehr erheben. ib. ist nicht so hoch zu schätzen als die Poesie 611

N.

Na, oder neh, Untersuchung dieser Partikel 55

Nachahmung, wie man ſie gebrauchen ſolle 178. Auf wie vielerley Art ſie in der Poeſie geſchehen könne 336
Namen, die Deutſchen haben in den mittlern Zeiten keine fremde gehabt 259
Der Thiere kommen im Deutſchen mit deren Eigenſchaften überein 46
Der römiſchen Würden ſoll man nicht deutſch überſetzen 574
Bucco und Buzico werden unterſucht 455. ſeqq.
Worauf in Erwählung derſelben geſehen worden 477
Naturlehre, Fleiß der alten Deutſchen darinn 537

O.

Oper, eine Beſchreibung derſelben 11. Wenn ſie nützlich und angenehm werden kan 12. Befördert die Wolluſt 17. Es iſt lächerlich die Einrichtung derſelben zu tadeln 168
Caius Fabritius iſt eine gute 629
Iphigenia, wird unterſucht 169
Bathos darinnen 168
Die Oeconomie ihrer Fabel ſteht auf keinem guten Fuße 294. 612. Darinn iſt keine Wahrſcheinlichkeit 294. Kan nicht ohne Liebe ſeyn 298
Ob ſie neu oder alt ſind 687. Wo ſie entſprungen, ſind 622. Wie Critikverſtändige ſie vertheydigen können 271
In wie weit ſie Gemüthsbeluſtigungen ſeyn können 273. Ihre beſten Wirkungen 302. Wodurch ſie für die Sitten gefährlich werden 307. Ob die vielfältige Veränderung der Maſchinen darinnen etwas taugt 310. Ob die Tänze darinnen ſymboliſch ſind 304
Italieniſche Arien darinnen ſind ungereimt 311. Einige niederträchtige Stellen aus den Opern 279 ſqq.
Ob ſie den Comödien und Tragödien vorzuziehen ſind 276 ſqq. Ob ſie keinen ſchwülſtigen Vortrag lie-

lieben 289. Ob die Veränderungen darinnen sie angenehmer machen, als die Schauspiele 290. Ob ihre kurzen und langen Verse ihr vor den einförmigen langen Versen der Tragödie einen Vorzug geben 291
Operisten, europäische Chineser 309
Opernschreiber, was er wissen muß 303
Orakel, sibyllinische, deutsch 238
Otfrid, dessen Evangelia hat der von Stade eigenhändig abgeschrieben 651. Einige Mscpte, die zu ihm gehören 665
Ovidius, dessen Metamorphosis, deutsch 656

P.

Paläphatus, deutsch 229
Palladius, deutsch 573
Partikel, Untersuchung der beyden Nah und An 55
Paulus Diaconus, ihn edirt Vulcanius 675
Perneders, Andreas, Uebersetzung der Institutionen 152
Picart malt die Schöpfung des Lichts sehr ungereimt 612
Plinii Lobrede auf den Kayser Trajanus, deutsch 573
Plutarchus, dessen Lebensbeschreibungen, deutsch 23
Sittenbücher, deutsch 32
Andere kleine Schriften, deutsch 233 qq.
Poesie wird nicht so sehr geliebt als die Musik 610. Wie sie sich gegen die Musik verhalte ib. Ist höher zu schätzen als die Musik 611
Der Neuern, ihre Regeln werden zusammen getragen 172. Wie man sie ansehen könn. 173
Wie deren Schönheit beschaffen seyn muß 317
Kan man eine Philosophie in Bilvern nennen 323
Siehet viel auf Erläuterungen 325. Was sich für sie schickt 331. Kömmt mit der Malerey überein 332. Ob ihr Hauptwerk die Fabel ist 336
Fleiß der alten Deutschen dannnen 517. Itzige deutsche ist schwer 394
Poet, wem der Name eigentlich gehöre 342. Ein dramatischer soll ein Philosoph seyn 14. Darf nicht aus blos-

bloſſem Naturelle ſchreiben 270. Worauf er ſeine Abſicht richtet 321. 325. Warum er ſinnreich ſeyn muß 323. Bedient ſich der Figuren ſehr häufig 326 Ob man ihm eine Ordnung der Gedanken vorſchreiben dürfe 327
Polybius, deutſch 237

R.

Racine, Vergleichung zwiſchen ihm und dem Corneille 15
Rechenkunſt, Fleiß der alten Deutſchen darinn 526
Rechtſchreibung, deren Figuren 33
Rechtsgelahrtheit, Fleiß der alten Deutſchen darinn 555
Redekunſt, was die alten Deutſchen darinn gethan 513
Reim, ſoll die Verſe wohllautender machen 320
Reimzwang, was er für eine Figur ſey 180
Reinike, der Fuchs, iſt nicht zuerſt deutſch geſchrieben 656
Rivius, D. wird wegen ſeines überſetzten Vitruvs gelobet 598
Rode, was das Wort eigentlich heiſſe, 257
Rudbecks Atlantica, was der von Stade davon gehalten 653

S.

Sachſen, wo ſie herſtammen 249 ſqq.
Satyren, auf wen man ſie machen ſolle 185
Scalden, wer ſie geweſen 519
Schaubühne, woher ſie bey den Deutſchen in Verachtung gerathen 4 ſqq. Kan eine Schule guter Sitten ſeyn 8. Iſt an ſich nicht verworfen worden 13. Was ſie zu einer Schule der Laſter gemacht 14 ſqq. Worinn es die Vertheydiger derſelben verſehen 22 ſq. Beſchreibung derſelben 24. Wie ſie nützlich iſt 26
Schauſpiel, was es ſeyn ſoll 17. 19. Die meiſten deutſchen taugen nichts 275. Singend vorſtellen, iſt unnatürlich 308

Schauſpielkunſt iſt von den neuern Gelehrten verlaſſen worden 4
Schreiben, davon ſoll man niemand abhalten 173
Schreibart, unterſchiedene Arten derſelben im Bathos 182 ſqq.
Poetiſche, wie ſie beſchaffen ſeyn muß 327
Woher darinn die Häßlichkeit komme 346
Schreibekunſt, Fleiß der alten Deutſchen darinn 498
Schreibezeichen, von den lombardiſchen 690
Schwaben, von wem ſie herſtammen 250
Seneca, deſſen Schriften, deutſch 577
Von der Gemüthsruhe, deutſch ib.
Sibylliniſche Orakel, deutſch 238
Siebenbürger, wer ſie ſeyn ſollen 254
Singen, in dem natürlichen ſind die Deutſchen weiter gekommen, als die Italiener 607. Ob das beſtändige Singen in einer Oper ungereimt iſt 626
Sittenlehre treiben die Druiden bey den Deutſchen 552
Sophocles, Ajax, deutſch 239
Antigone, deutſch 241
Spangenberg, M. Cyriacs, wo ſein Buch von den Meiſterſängern liegt 390
Sprache,
Altdeutſche, darinn giebt Hr. von Stade ein Fragmentum heraus 658
Alte ſächſiſche in Engelland 707
Cantabriſche, iſt die heutige gaſconiſche 703
Deutſche, wie ſie im 13 Jahrhunderte beſchaffen geweſen 254. Ob ſie könne fortgepflanzt werden 364 Chriſt. Thomaſius Verdienſte um dieſelbe 350. Ob es einem Gelehrten unanſtändig ſey, darinn zu ſchreiben 352. Soll man in Hochachtung zu bringen ſuchen 355
Fränkiſche, iſt die neueſte und eine Mutter der Hochdeutſchen 379

Sprache
Gothiſche kömmt viel mit der griechiſchen überein 679. Iſt in vielen von dem Deutſchen unterſchieden 682. Aus ihr kan die deutſche ausgezieret werden 683
Perſiſche hat mit der deutſchen einige Verwandtſchaft 702
Ob die unterſchiedenen Sprachen eine Gabe Gottes ſind 362
Sprachkunſt, was die alten Deutſchen darinn gethan 512
Spruchſprecher, was das für Leute ſind 395
Staatsklugheit lehren die Druiden 551
Stade, Dietr. von, deſſen Leben 646. Deſſen Schriften 658
Sternſeherkunſt, Fleiß der alten Deutſchen darinn 527
Stobäus, deutſch 242
Sulpicius, Erfinder der Opern 624

T.

Tänze in den allegoriſchen der Alten ſind viele Regeln der Tragödie beobachtet 621
Tage, woher ſie ihre Benennungen bey den Deutſchen haben 248
Terenz, deſſen Comödien deutſch 577. Hat in ſeinem Selbſtpeiniger nicht wieder die Regeln gehandelt 613
Theophraſts Characteres morum, deutſch 242
Thomaſius, Chriſt. deſſen Verdienſte um die deutſche Sprache 350
Thucydides, deutſch 243
Thüringer, wo ſie herſtammen 250
Tiefe, was es ſey 173
Titel, wie ſie in den mittlern Zeiten in Deutſchland beſchaffen geweſen 257
Tragödie, was der franzöſiſchen fehlet 14 ſqq. Ob was übermenſchliches darinn ſeyn muß 277. Kan ohne Liebe ſeyn 298. Ob man ſie wegen des dar-

darinn erregten Schreckens und Mitleidens verwerfen könne 299. Ihre Wirkungen ſind metaliſch 302. Ob in ihrem Vergnügen eine Grauſamkeit verborgen ſey 304
Tropen, wer dieſelben fleißig brauchen darf . 322

U.

Ueberſetzer, was er für natürliche Fähigkeiten haben müſſe 83 fgg. Muß die beyden Sprachen verſtehen 89 fgg. Die Sache ſelbſt wiſſen 93. Sich ſchon geübt haben 94. Den Verfaſſer ſeines Originals kennen lernen 98. Alle Vorurtheile ablegen 99. Wie er ſich im Ueberſetzen ſelbſt zu verhalten habe 103 fgg.
Alte deutſche ſoll man nicht verwerfen 124
Ob wir im Deutſchen recht gute haben 352
Ueberſetzung, eigentlicher Character derſelben 64. Verſchiedenheit derſelben 65. Nutzbarkeit derſelben 70. Kennzeichen einer guten 110. Einer ſchlechten 112
Deutſchartige der vier Evangeliſten will M. Henne heraus geben 186
Gothiſche der 4 Evangeliſten, ihr Urheber 650
Ulphilas erfindet nicht die gothiſchen Buchſtaben 679
Umſchreibung, was ſie iſt 177

V.

Vates der alten Deutſchen trieben die Arzneykunſt 545
Verſe, deutſche, ſechsfüßige aus dem 15 Jahrhunderte 263
Woher man ſie bald behalten kan 318
Achtfüßige jambiſche ſind bequem zu Luſtſpielen 605
Virgils Werke, deutſch 582
deſſen Aeneis deutſch 593
Vitruvius, deutſch 594
Vornamen, warum ſich dieſelben in den Familien verlieren 476
Vorſtellungen, theatraliſche müſſen der Natur ähnlich ſeyn 616

Vorſtellungskunſt, davon hat Riccoboni ein Gedicht geſchrieben 627
Vorwörter, Bedeutung derer, die nicht allein ſtehen 32
Vulcanius, Bonaventura, einige Nachricht von ihm 673

W.

Wacker, woven das Wort herkömmt 45
Wahrſcheinlichkeit, wie die Alten dawieder in ihren Fabeln gefehlet 615
Weltweisheit, Fleiß der alten Deutſchen darinn 511. 533
Weng, Chriſtoph. Friedr. überſetzt die Inſtitutiones deutſch 137. Urtheile von dieſer Arbeit 139
Weſtphalen, wovon es den Namen haben ſoll 260
Wein, ob ihn die alten Deutſchen gebauet 539
Willerams Paraphraſis des Hohenliedes 651. Junii Anmerkungen darüber 652. Wer er geweſen 372 Verhandene Handſchriften von ſeiner Auslegung des Hohenliedes 374. Wer dieſelben herausgegeben 381 ſqq.
Wiſſenſchaften, deren Anfang und Fortgang bey den Deutſchen 495
Wochentage, woher ſie bey uns ihre Benennung haben 248
Wodan, ein alter deutſcher Götze 253
Wörter, wo ſie den Ton haben 29
Fremde, wie man ſie ſchreiben müſſe 39. Einige deutſche ſind aus dem Lateiniſchen gekommen 254
Nenerſonnene der Dichter 319
Ein Dichter muß für die Wahl derſelben ſorgen 321.
Von den unbekannten in der Bibel ſchreibt der Hr. von Stade 660
Wörterbücher ſind ſelten bey dem Flore der Sprache geſchrieben 428
der ebräiſchen Sprache 429
der griechiſchen Sprache 431
der lateiniſchen Sprache 432

Die Italiener haben zuerſt an eins in ihrer Sprache gedacht 433. In unſerer Sprache iſt eins nöthig 435. Abriß von Herrn Cramers ſeinem 437
Wohlklang in Verſen, was man dabey beobachten muß 319
Wunderſame in einem Gedichte, worinn es beſtehe 334

X.

Xenophons Schriften, deutſch 244
merkwürdige Dinge des Socrates, deutſch 244
vom Hauswesen, deutſch ib.

Z.

Zeit einer theatraliſchen Fabel, wie lang ſie ſeyn ſoll 617
Zeitwörter, welche einen Zeugefall zu ſich nehmen 32
Welche einen Gebefall haben 33
Zeitungen, Frankfurter, werden gut deutſch geſchrieben 438
Zierrathen, poetiſche, woher ſie kommen 325
Zuſchriften, wie man ſie machen ſoll 183

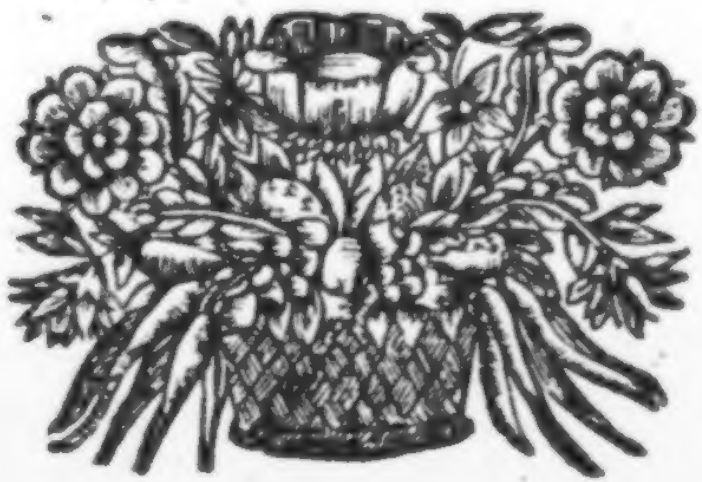

Inhalt des XII Stücks der Beyträge.

I. Von deutſchen Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten 563

II. Joh. Friedr. von Uffenbachs Nebenarbeit in gebundenen Reden ꝛc. 603

III. Ioan. Henr. a Seelen Memoria Stadeniana 633

IV. Bonaventurä Vulcanii Sammlung einiger Aufſätze von den Buchſtaben und der Sprache der Geten 671

Ende des XII Stücks.

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.
1897 / 12.

Dreyzehendes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1735.

Sr. Hochwohlgebohrnen

Excellenz

HERRN

Christian vom Loß,

Sr. Königlichen Majestät in Pohlen und Churfürstlichen Durchl. zu Sachsen, des Ober-Appellationsgerichts, wie auch des Kirchenraths und Ober-Consistorii Hochbestallten Präsidenten ꝛc.

Unserm Hochgebiethenden, Gnädigen Herrn.

Hochwohlgebohrner,

Hochgebiethender Herr Präſident

Gnädiger Herr,

Eurer Excellenz einen Band dieſer Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, unterthänig zuzueignen, das iſt den Verfaſſern derſelben gleich anfangs als eine unvermeidliche Pflicht vorgekommen: Und die Erfüllung eines ſo gerechten Vorhabens iſt nur durch die wichtigſten Urſachen bisher verzögert worden.

Scribenten, die sich mit neuen und unversuchten Kräften an schwere Dinge wagen, und ausser dem gleichsam ein noch ungebautes Feld zu bearbeiten anfangen, können eher durch eine gar zu große Verwegenheit, als durch eine schamhafte Blödigkeit strafbar werden. Die Welt, und sonderlich die gelehrte Welt, urtheilet von den Bemühungen angehender Schriftsteller nicht allemal so, wie diese es wünschen: Und mancher ist in den Augen aller Verständigen zum Gelächter geworden, der sich vorher insgeheim den größten Beyfall versprochen hatte. Mehr als ein Beyspiel dieser Art schwebte uns vor Augen, als wir den ersten Entschluß faßten, der critischen Kenntniß der deutschen Sprache, nach unserm geringen Vermögen, aufzuhelfen. Wir wußten daher selber noch nicht, wie unsre Bemühungen uns gelingen, und was für Dank wir mit aller unserer Mühe bey unsern Landesleuten verdienen würden.

Nun fuhren wir zwar in der angefangenen Arbeit unabläßig fort, und erwarteten die Urtheile der Verständigen von einer Zeit zur andern: Allein so lange

diese

dieſe unſre Ungewißheit daurete, folgte es von ſich ſelbſt, daß wir unſre Beyträge noch für kein Werk anſehen konnten, welches ſo erleuchteten Augen, als die Augen Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz ſind, mit einiger Herzhaftigkeit vorgelegt zu werden verdienete. Wir begnügten uns alſo auch, die erſten Theile dieſes Buches den gelehrteſten Männern unſrer Zeit vorzulegen; um, wo möglich, durch ihren Beyfall, auch von dem ganzen Vaterlande ein gütiges Urtheil zu erlangen.

Da uns nun, ohne Ruhm zu ſagen, dieſer Wunſch bisher je länger je mehr gelungen; wie hätten wir denn wohl länger anſtehen können, die Früchte unſres Fleißes auch demjenigen zum Opfer darzubringen, nach deſſen mächtigem Schutze wir uns längſt geſehnet hatten? Eurer Excell. durchdringende Einſicht iſt bisher gleichſam ein Probierſtein gelehrter Werke geweſen, und Dero Beyfall oder Tadel hat meiſtentheils einen allgemeinen Beyfall oder Tadel nach ſich gezogen. Die weiſe Sorgfalt, womit dieſelben zween der berühmteſten hohen

Schulen vorſtehen, und der blühende Zuſtand, darinn man ſelbige unter einer ſo preiswürdigen Aufſicht, erblicket hat, ſind die unſtreitigſten Beweiſe, wie gründlich und unfehlbar Eure Excellenz die Arbeiten der Gelehrten zu beurtheilen pflegen. Was war alſo natürlicher, als daß auch wir endlich, aus Ehrliebe, nach der Gutheißung eines ſo groſſen Kenners ſtreben mußten, ſo bald unſre Blödigkeit ſich einiger maßen gemindert hatte?

Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz wird alſo hiermit dieſer vierte Band unſrer Beyträge unterthänigſt übergeben und als ein Theil derjenigen Bemühungen dargeleget, womit die hieſige Deutſche Geſellſchaft, bisher zur Ehre ihres Vaterlandes beſchäfftiget geweſen. Die gnädige Aufnahme dieſer Blätter wird nicht allein uns zu fernerm Fleiße aufmuntern; ſondern auch die Welt überzeugen, daß Künſte und Wiſſenſchaften noch Beſchützer und Beförderer in Sachſen antreffen. Ja was noch mehr iſt, auch das Vorurtheil der Unverſtändigen wird dadurch allmählich zu verſchwinden anfan-

fangen, als ob nur die lateinische, oft sehr seichte Critik und Litteratur, worauf doch gewisse Leute so stolz sind, eine Gelehrsamkeit sey; hergegen alles was deutsch ist, aus dem Bezirke der freyen Künste und schönen Wissenschaften ausgeschlossen werden müsse.

Wie hoch wird also nicht gegen Eure Hochwohlgebohrne Excellenz die aufrichtigste Ergebenheit und Erkenntlichkeit unserer Gesellschaft steigen, wenn wir so glücklich sind, dieses Wunsches theilhaftig zu werden! Welch einen herrlichen Zusatz wird nicht das hohe Lob dadurch erhalten, welches sich Eure Excellenz durch so viel andre große Eigenschaften und Verdienste um das Vaterland, um die Kirche, um die Gelehrsamkeit und um unsers allergnädigsten Königes Majestät erworben haben! Ja, noch mehr, und welches bey edlen Gemüthern das größte Gewichte hat: Wie süß wird nicht die innere Zufriedenheit seyn, die Eure Excellenz darüber empfinden werden, daß Dieselben einer Art gelehrter Bemühungen aufgeholfen, der es bisher zwar nicht an Liebhabern, auch nicht an

Ver-

Verfolgern und Feinden; aber wohl an Beschützern unter den Großen dieser Welt gefehlet hat.

Wir haben mit aller Ehrfurcht und Unterthänigkeit die Ehre, lebenslang zu seyn

E. Hochwohlgeb. Excellenz,

unsers Hochgebiethenden Herrn

Präsidenten

und Gnädigen Herrn

Leipzig den 22 May

1737.

gehorsamst ergebenste

Diener

Die Verfasser.

I.

Der Teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutſcher Sprachſchatz, worinnen alle und jede teutſche Wurzeln oder Stammwörter, ſo viel deren annoch bekannt und itzo im Gebrauche ſeyn, nebſt ihrer Ankunft, abgeleiteten, Duppelungen, und vornemſten Redarten, mit guter lateiniſchen Tolmetſchung und Kunſtgegründeten Anmerkungen, befindlich; ſamt einer hochteutſchen Letterkunſt, Nachſchuß und teutſchem Regiſter. So Lehrenden als Lernenden, zu beider Sprachen Kundigkeit, nöthig und nützlich, durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren geſammlet von dem Spaten.

Nürnberg, 1691, in 4.
11 Alph. 4 Bog.

Wir haben unſern Leſern ehemals von George Heniſchens Schatze der deutſchen Sprache und Weisheit Nachricht gegeben *, welches Buch wohl für das erſte deutſche Wörterbuch zu halten wäre, wofern es nur der Verfaſſer zum Ende

* Siehe 1 Band am 571 Blatte

gebracht hätte. Denn, wie Joſua Maalers, eines Predigers zu Algow im zürchiſchen Gebiethe, heraus gegebenes Werk, welches den Titel führt: **Die teutſche Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in hochteutſcher Sprach dem Abc nach ordentlich geſtellt, und mit gutem Lateine ganz fleißig und ordentlich verdollmetſcht, dergleichen bisher noch nie geſehen, und zu Zürich 1561 in 4 herausgekommen**, beſchaffen iſt, und was man daraus machen ſoll, können wir nicht ſagen, dieweil es uns noch nicht zu Geſichte gekommen iſt. Wie aus dem Titel erhellet, ſo muß man es allerdings für ein deutſchlateiniſch Wörterbuch, und vielleicht für das erſte gelten laſſen. Was von **Simon Rothens deutſchem Dictionarius** zu halten iſt, der 1571 zu Augſpurg in 8 herausgegeben worden, wollen wir bey Gelegenheit anzeigen.

Itzo wollen wir nur von vorherſtehendem ziemlich völligem Wörterbuche einige Nachricht beybringen. Wir thun dieſes um ſo viel lieber, weil dieſes Werk das Unglück gehabt hat, daß es in keine ſonderliche Hochachtung gekommen iſt, ja, nunmehro faſt ganz unbekannt zu werden anfängt. Der Verfertiger deſſelben heißt mit ſeinem eigentlichen Namen **Caſpar von Stieler**, und war bey dem Herzoge von Hollſtein Hofrath. Die letzte Zeit ſeines Lebens hielt er ſich in ſeiner Vaterſtadt Erfurt auf, woſelbſt er auch 1707, im 75 Jahre ſeines Alters, verſtarb, nachdem ihm der Kayſer Joſeph zwey Jahr zuvor erlaubt, den von ſeinen Vorfahren ehemals erlangten Adel zu erneuren. Er hatte ſich anfänglich der Arzney-

kunſt

kunſt gewiedmet, legte ſich darauf aufs Predigen, und übte ſich in der Gottesgelahrtheit; ward hernachmals ein Soldat, und verwaltete verſchiedene Officiersſtellen, ging als Hofmeiſter bey dem Grafen von Dohna nach Italien, und erlernte endlich in ſeinem 30 Jahre zu Jena die Rechte. Eine umſtändliche Nachricht von ihm findet man in des Herrn Motſchmanns gelehrtem Erfurt. Wir merken nur noch an, daß er ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft geweſen iſt, und ſeine Schriften meiſtens unter ſeinem Geſellſchaftsnamen, **des Spaten**, herausgegeben hat, den er zuweilen in le Tard oder Serotini verwandelt.

Gegenwärtiger Sprachſchatz iſt dem Churfürſten zu Sachſen, Johann Georg dem dritten, und dem Herzoge zu Braunſchweig, Anton Ulrichen, zugeſchrieben worden. Den erſten nennt Herr Stieler einen großmächtigen Beherrſcher der wahren Sitz- und Stammhäuſer der hochdeutſchen Reichsſprache, und den andern einen höchſtpreislichen Kunſt- und Tugendhelden. Jener heißt vielleicht deswegen ſo, weil er, wie es in der Zuſchrift ſelbſt lautet, „ein Herr„ſcher über ſolche Städte und Feſtungen iſt, worin„nen die hochdeutſche Sprache glücklich geboren, „glücklich erzogen, und aufs glücklichſte ausgezie„ret und geſchmücket worden, auch noch täglich einen „erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet; „Ich meyne das prächtige Dreßden, das heilige „Wittenberg, und das Süſſeſte aller Städte, Leip„zig, welches auch von ihrem Sprachenzucker dem „ſonſt ſalzichten Halle ſolch eine milde Beyſteuer „verehret, daß es ſich ſeiner Lehrlingſchaft zu ſchämen

„nimmermehr Ursach finden wird.“ Dieser, der Anton Ulrich, aber verdienet wohl darum den beygelegten Titel, weil er selbst der **wertheſten hochdeutschen Sprache ein höchſterleuchteter Meiſter, mächtigſter Vermehrer, und allerunterthänigſten Nachfolge preiswürdigſter Vorgeher**, geweſen iſt, wie er ſolches, heißt es ferner, mit eigener hochfürſtlichen Hand, durch unſterbliche Schriften, gleich einem Kayſer Julius, dargethan, und vor aller Welt beyſtimmig behauptet hat.

Die Vorrede fängt der Verfaſſer mit der Klage an, daß deutſch reden und ſchreiben für eine der geringſten Künſte in Deutſchland geſchätzt wird. Der Gelehrte bekümmert ſich allein um ausländiſche Sprachen, und der Ungelehrte vermeynet, es ſey das Deutſche, das er von ſeiner Mutter und durch den täglichen Gebrauch erlernet, ſchon hinlänglich genug für ihn. Allein, wie dieſer die **Unkundigkeit** ſeiner Mutterſprache alsdann gewahr wird, wenn er bey einem anſehnlichen Manne etwas auszurichten hat: So ſieht auch ein Gelehrter nicht eher, was ihm das Deutſche nützet, als bis er ſeine Perſon im gemeinen Weſen vorſtellen ſoll, wo alles deutſch ausgeführet werden muß. Dieſe Nothwendigkeit, ſeine Mutterſprache zu treiben, hat viele vortreffliche Geiſter veranlaſſet, ſich des deutſchen Sprachweſens anzunehmen. Sie haben es auch ſo weit gebracht, daß, nach dem Urtheile des Verfaſſers, unſer hochwerthes Deutſch ſchon itzo dem majeſtätiſchen Lateine, dem unerſchöpflichen Griechiſchen, dem leichtfließenden Franzöſiſchen, und dem tiefſinnigen Welſchen und Spaniſchen, die Spitze biethen kan. Gleichwohl iſt noch

vieles

vieles zurück gelaſſen, und es iſt eine lobwürdige Bemühung für einen jeden Deutſchen, wenn er nach ſeinem Maaße an die Vollkommenheit der deutſchen Sprache Hand anleget. In dieſer Abſicht hat die Liebe zu unſerer Heldenſprache den Herrn Stieler angetrieben, einen kleinen Verſuch einer unendlichen Verrichtung, wie ers nennet, zu thun, und hierdurch andern muntern Deutſchgeſinnten Anlaß zu geben, ſeinen Sprachſchatz vollſtändiger zu machen. Er geſteht aufrichtig, daß noch eine große Anzahl der Schiffahrt- Berg- Salz- Handwerks- Jägerey- Thier- Kräuter- Bau- Kriegs- Befeſtigungs- Meß- Wapen- Zergliederungs- Scheide- und vieler andern Künſte Wörter darinnen fehlen; daß er unzählige Sprüchwörter nicht angebracht, und die vielfältigen Mundarten nicht angeführet habe. Es iſt ihm auch unmöglich geweſen, alle und jede Verdoppelungen, ſo wohl der Nenn- als Zeitwörter, wegen Enge des Raums und ihrer großen Menge, völlig beyzubringen. Doch wird aus den vorhandenen Wörtern die Erklärung und der Verſtand der übergangenen leichtlich können geſchloſſen werden. Theils einſame Wörter, die unfruchtbar ſind, oder deren Zweige durch das Alterthum, Nichtbrauch, und unſerer Vorfahren Unachtſamkeit verdorret, abgefallen, und in das Grab der Vergeſſenheit verſcharret worden, ſind nebſt den fremden und durch den Gebrauch in Deutſchland nunmehr angenommenen und bekannten Wörtern übergangen, und auf eine andere Gelegenheit ausgeſetzet worden. Den kleinen Nachſchuß derſelben, den der Verfaſſer anhängen wollen, finden wir nicht. Sonſt hat er die deutſchen Wörter durch das lateiniſche

niſche erkläret. Was die deutſche Rechtſchreibung betrifft; ſo iſt dieſelbe mehrentheils der bey der fruchtbringenden Geſellſchaft üblichen gemäß, und zuförderſt auf den Klang und auf die Ausrede eines jeden deutſchen Wortes gerichtet, auch die unnöthigen Buchſtaben, ſo nicht gehöret werden, inſonderheit aber das verdrüßliche h bey den langen Selbſtlautern a, o, u, und den Doppellauten, ausgelaſſen worden. Die fremden Wörter aber ſind, wie ſie bey uns lauten, ſonder Abſehen auf ihre lateiniſche oder griechiſche Abkunft, geſchrieben worden, und zwar nach dem Exempel aller andern Sprachen, die ein fremdes Wort jederzeit ſo geſchrieben haben, wie es bey ihnen geredet wird.

Herr Stieler fordert mit Rechte daß es ihm niemand verdenken ſoll, wenn er die lateiniſchen Wörter ſo wenig, als die griechiſchen, zu Wurzeln unſerer uralten guten deutſchen Wörter anzunehmen geneigt iſt. Er kan ſich daher nicht bereden laſſen, daß Tochter von θυγατηρ, ſtark von σεβεος, Wanne von vannus, Naſe von naſus, u. d. gl. entſpringen können. Es iſt niemals ein Deutſcher nach Rom oder Athen gereiſet, dergleichen Wörter von da abzuholen, und dieſelben dem ſehr entlegenen Deutſchlande aufzudringen. Man darf ſich nicht verwundern, daß die lateiniſche und griechiſche Sprache öfters mit der unſern übereinklingen. Denn Javon, von dem die Griechen herſtammen, und der Deutſchen Stammvater Aſcenas, ſind zweener Brüder Kinder geweſen. Rom aber iſt vierzehnhundert Jahr hernach erſt erbauet, und der Anfang zu ſeiner Flickſprache gemacht worden, da die Deutſchen ſchon ihre

Könige,

Könige, Herrschaft und Sprache, vollkommen gehabt haben. Dieserwegen kan kein einziges deutsches Stammwort von dem lateinischen herkommen, sondern, was etwan darinnen mit unserer Sprache gleich klinget, das muß nothwendig von den Griechen zur rechten, oder von den Deutschen zur linken Hand zu ihnen gelanget seyn. Ein anders ist es mit denen lateinischen Wörtern, die bey der Bekehrung der Deutschen eingeführet sind, und keinen Grund in der deutschen Sprache haben, welches auch von den fremden Gewächsen, Kleidungen, Aemtern, Künsten, Thieren, u. s. f. zu verstehen ist. Jedoch muß man erst den deutschen Busch wohl ausklopfen, und die Quellen prüfen, ehe man etwas von Fremden herholet.

Um dieser Ursache willen hat der Verfasser einige verlegene Wörter, als Agh, Ee, Gay, Ild, Kam, ꝛc. hervor suchen müssen, damit er den Grund der zwey- oder mehr sylbichten Wörter anzeigen können. Denn so viel ist gewiß, daß einzig und allein die einsylbichten Wörter die Wurzeln sind. Hierunter aber sind die Wörter nicht gemeynet, die das flüchtige e bey sich haben, als Gnade, Sache, Löwe, Käse, ꝛc. sintemal dieses e von den Hochdeutschen ohne Ursache hinzugethan worden, und daher, seiner Meinung nach, auch gar wohl ausgelassen werden mag.

Es wird vielleicht einem und dem andern Gelehrten, insonderheit aber denenjenigen, die gar zu große Liebhaber der lateinischen und griechischen Sprache sind, Wunder nehmen, daß der Verfasser sich unterfängt, solche Wörter, die allezeit für lateinisch, griechisch und französisch, der Ankunft nach, gehalten

worden, als Biſchof, Exempel, Kirche, Natur, Opfer, Prieſter, Regieren, Schule, Ballet, Gallerie, Maskarade, ꝛc. u. d. g. m. von deutſchen Stämmen herzuleiten, und zu bejahen, daß Franzoſen, Lateiner und Griechen, ſolche Wörter von uns Deutſchen geborget haben. Er iſt ſo kühn, und behauptet, daß dieſelben in berührten Sprachen keine wahre Ankunft haben, wider faſt aller und jeder Wortforſcher Lehre und Meynung. Er rechtfertiget dieſes Unternehmen aber auch durch die Ausſprüche Johann Klausbergs, Harsdörfers, Cluvers und Schottels, und macht dieſen Schluß: Wer demnach die im Deutſchen durchaus bekannten Wörter aus Rom, Athen oder Paris, herholen will, der muß entweder leugnen, daß die deutſche Sprache mit dem Aſcenas, als eine Hauptſprache, aus dem Lande Sinear nach Deutſchland gebracht, und darinnen nach unterſchiedlichen Mundarten von deſſen Nachkommen fortgepflanzt worden; oder er muß beweiſen, daß die Deutſchen von den Griechen, Lateinern, oder Franzoſen, ausgegangen, oder aber zu ihnen gereiſet ſind, die Sprache zu erlernen, oder ſo lange ſtumm geblieben ſind, bis ein Römer, Grieche oder Franzoſe, ſie gelehret hat, was dieß und jenes bedeutet, und wie es zu nennen iſt. Wie viel Vertrauen der Herr von Stieler auf dieſe Meynung immer ſetzen mag: So dünkt uns doch, daß er nicht eingedenk geweſen iſt, was er zwey Blätter vorher geſchrieben hat, daß nemlich bey Bekehrung der Deutſchen viel Wörter eingeführet ſind, die keinen Grund in der deutſchen Sprache haben, ꝛc. Sollten wohl nicht einige von den angeführten Wörtern mit unter deren Zahl gehören?

hören? Wir wollen weiter unten ſehen, auf was für Art er ſolche von deutſchen Wörtern ableiten kann.

Es gehört aber zur Auffuchung des Urſprunges eines jeden Wortes die Erkenntniß und Betrachtung der uralten, ja, ſo gar verlegenen deutſchen Wörter und Wurzeln, wie der Verfaſſer ſchon oben erinnert hat. Nichtweniger muß man auch deren verſchiedene Mundarten, inſonderheit aber die Verwechſelungen, ſo wohl der **Stimmer**, als **Mitſtimmer**, wiſſen. Denn was jene betrifft, ſo verändern ſich etliche **Stammlettern** in ihren abgeleiteten Wörtern durch alle Lautbuchſtaben, ja, auch durch die Doppellauter ſelbſt. Z. E. **Sprich, ſprechen, ſprach, geſprochen, Spruch, Sprüche, Geſpräch.** Und dieſer Wörter giebt es ſehr viel im Deutſchen, die in der **Ankunftforſchung** genau beobachtet werden müſſen. Was die ſtummen Buchſtaben anbelanget, ſo gehet es damit eben ſo veränderlich zu. Denn, da werden nicht allein oft einige ausgelaſſen, als das **n** in **Braten** von **Brand**, ſondern es werden auch oft Buchſtaben hinzugethan, als das **d** in **Freude** von **freuen.** Vornemlich werden die ſtummen Buchſtaben ſehr ſtark in andere ſtumme verwandelt, als **ch** in **ck**, **Brocken** von **brechen**, **r** in **l**, **Mörſel** für **Mörſer.** Zugeſchweigen, was mit dem Vorſetzen und Zuſammenziehen, Zu- und Abnehmen in deutſcher Sprache, vorgehet, welches alles in der **Ableitungskunſt** wohl beobachtet werden muß, und Gelegenheit giebt, öfters zu einer Wurzel oder zu einem Stammworte zu gelangen, da mancher Deutſcher nie hingedacht hat. Wir können ſolches leicht glauben, und verſichern,

daß,

daß, wenn man ſich dieſer Mittel mit ſolcher Freyheit bedienen, und in Entdeckung des Urſprunges der Wörter ſo ſinnreich und ſcharfſinnig ſeyn, und in allem ſo weit gehen will, als unſer **Spate** zuweilen thut: So wird es nicht ſchwer fallen, aus Hamburg Nimwegen zu machen, und Nebucadnezar von Jäger herzuleiten. Zum Beweiſe wollen wir ſo gleich aus dem Werke einige Proben herſetzen. Wer ſollte wohl denken, daß **Tafel** von **Blatt** herkommen kann? Indeſſen iſt doch unſerm **Spaten** nichts gewiſſer, als dieſes. Wir wollen ihn ſelbſt hören, doch ſo, daß wir ſeine lateiniſche Erklärung deutſch geben, damit unſer Auszug deſto einträchtiger bleibe.

Tafel, ein langer Tiſch. Die meiſten deutſchlateiniſchen Critici unterſtehen ſich zu behaupten, daß dieſes Wort von dem lateiniſchen tabula herkömmt. Andere, die unſerer Sprache geneigter ſind, leiten es von **Dehnen** ab, daher **Tehl** oder **Tiel**, **Diele**, kömmt. Allein, **Tabl** iſt nichts anders, als das umgekehrte Wort **Blat**, welche Verſetzung der Buchſtaben in unſerer und allen andern Sprachen ſehr gemein iſt. Von dieſem Worte **Blat**, welches für ſich ſchon eine **Tabula** oder **Tabl** anzeigt, iſt nicht allein das lateiniſche Wort tabula, ſondern auch die beſondere Bedeutung eines langen Tiſches entſtanden, und da **b** in **f**, als Buchſtaben von einerley Art oder Inſtrument, verwandelt worden, endlich **Tafel** hergekommen.

Kern iſt durch eine Metabole von **Beeren** gemacht, und nur **b** in **k** verwandelt, welche Buchſtaben einander nahe verwandt ſind.

Rocken

Rocken kömmt durch eine Metatheſis von **Korn**, und erhellet ſolches daraus, weil Korn und Rocken faſt einerley iſt, obgleich jenes alles Getreyde überhaupt, dieſes aber eine beſondere Art deſſelben bedeutet.

Gegend ſcheint von **geben** und **End** zuſammen geſetzet zu ſeyn, als wenn es gleichſam ein Ende des Gehens ſey. Ich ſtund bey mir an, ob das Wort **Gegend** von **gehen** oder von **Ende** herkäme. Nachdem ich aber betrachtete, daß eine Gegend ſeyn könnte, geſetzt, daß niemand dahin ginge: So hat die letzte Meynung bey mir die Oberhand behalten, ob man auch gleich **Gegne** ſchreibt.

Wallach, als wenn man ſagte **Ballack** durch Verſetzung der Buchſtaben von **Raball**, (welches Wort durch Ausdehnung des Worts **Gaul**, und nicht von caballus herkömmt). Es leiten es zwar einige von der **Wallachey** her, vornemlich, weil es bey den Franzoſen un hongre heißt. Allein, es ſind eher Wallache in Deutſchland geweſen, als Deutſche in der Wallachey.

Zum Uberfluſſe wollen wir noch die Erklärung des Worts Körper beyfügen. **Körper** heißt eigentlich etwas unbeſeeltes, und leeres. Daher fällt mir bey, daß dieß Wort nicht von dem lateiniſchen corpus herkömmt, ſondern von **Riebe**, welches ehemals u. in Sachſen **Ripp** hieß, heute zu Tage **Geripp**, **Rerip**, und durch Zuſammenziehung **Rerp** heißt. **Körper** iſt alſo eben ſo viel, als **Rerper**, etwas das aus Rippen, als aus Knochen, beſtehet.

Dergleichen Ableitungen trifft man ſehr viele bey ihm an. Es iſt auch von dieſen Figuren, die man bey Unterſuchung der Wörter anwenden ſoll, etwas weni-

weniges in der hinten angehängten Sprachkunſt gedacht worden. Dieſe hat Herr **Stieler** darum mit der lateiniſchen Erklärung beygefüget, weil dieſes **Aufſchlagebuch** nicht nur bloß für deutſche Schulen, ſondern auch denen Ausländern zu Gefallen verfertigt worden, welche die deutſche Sprache gründlich erlernen wollen. Der Verfaſſer war deswegen anfänglich entſchloſſen, auch die franzöſiſche Erklärung, ſowohl in dem Wörterbuche, als der Sprachkunſt, beyzufügen. Zu Erſparung des Raumes aber hat ſolches wegbleiben müſſen. In der Sprachkunſt ſelbſt aber iſt vieles aus dem **Schottel** entlehnet worden, wiewohl doch allenthalben ein merkliches hinzugethan iſt. Wir wollen den Inhalt derſelben nach ihren Capiteln durchgehen, wenn wir nur erſt noch etwas von dem Wörterbuche ſelbſt geſagt haben, welches zu beſſerer Kenntniß deſſelben etwas beytragen kann.

Der Verfaſſer bekennet, daß ihm der rühmlichbemühete **Henisch** im Anfange ziemlich vorgeleuchtet hat, da er ſich unterſtanden, nicht ſonder geringen Schweiß, die gefährliche Bahn zu brechen. Er iſt auch nicht in Abrede, daß er demſelben nicht behutſam gefolget haben ſolle. Jedoch vermeynet er, es ſey nicht allzuknechtiſch geſchehen, daß er nicht wenigſtens einen anſehnlichen Beytrag gethan, und unſere Sprache in mehrer Vollkomenheit dargeſtellet habe.

Wir müſſen geſtehen, daß dieſer Mann bey der Verfertigung ſeines Werks eine erſtaunliche Mühe und einen ungemeinen Fleiß hat anwenden müſſen. Er hat alle Wörter unter ihre rechte Wurzeln zu bringen geſucht, und die zuſammengeſetzten Wörter an ihren

ren gehörigen Ort in guter Ordnung geſetzet. In Aufſuchung des eigentlichen Stammes iſt er ſo ſorgfältig, daß ſolches nicht ſelten gar zu hoch getrieben zu ſeyn ſcheinet. Zur Probe kann das Wort **falſch** dienen, welches er von dem alten deutſchen Worte **ball** herleitet, das ſo viel, als **verſtellt, unnütze**, heißt. Daher kömmt es auch, daß man zuweilen ſolche abgeleitete Wörter unter den Stämmen findet, die man nimmermehr daſelbſt ſuchen, ja wohl eher ſelbſt für Wurzeln anſehen ſollte. So findet man z. E. das Wort **Ur** unter **Alt**, **Mutter** unter **Amme**, **Ueben** unter **auf**, **Vater** unter **Föden**, **Wunde** unter **ond**, **Morgen** unter **viel**, **foltern** unter **walk**, u. d. g. Dieſes verurſacht, daß man bey dem erſten Anblicke meynet, es fehlen viele Wörter darinnen, die man in ihren Grundbuchſtaben nicht antrifft, da ſie doch wirklich darinnen ſind. Wir wollen zwar nicht leugnen, daß einige Wörter gar vergeſſen worden, wie denn Herr **Stieler** ſolches ſelbſt zugeſteht; wir verſichern aber, daß deren nicht gar zuviel ſind. Herr **D. Steinbach**, der uns kürzlich ein neues vollſtändiges deutſches Wörterbuch geliefert hat, führet in der Vorrede dazu dieſe Wörter an, die er beym **Spaten** nicht gefunden hat; **Balken**, **Barchen**, **Bohle**, **Sorgfalt**, **finſter**, **Gram**, **Kirſche**, **Kloben**. Ein obenhin geſchehenes Durchblättern des Sprachſchatzes aber hat uns gezeiget, daß **Bohle** unter dem Stammworte **Pfahl**, **Gram** unter dem Worte **Grimm**, und **Kloben** unter **Kleib**, ausführlich und deutlich ſtehen. Wer weis, wo auch die andern noch verſteckt ſind? Der Verfaſſer muß dieſe Unbequemlichkeit, und wenn wirs ſo nennen dürfen,

dieſe

dieſe kleine unrichtige Eintheilung der Wörter, ſelbſt gemerkt haben. Er hat deswegen zu Ende des Sprachſchatzes ein ſehr mühſames und ziemlich vollſtändiges Regiſter aller Haupt- und Doppelwörter und deren abgeleiteten Wörter nach dem Alphabethe beygefüget. Wir müſſen aber geſtehen, daß auch hier etwas menſchliches mit untergelaufen iſt, und viele Wörter der allzugroßen Eile halber, übergangen und ausgelaſſen worden ſind, die doch in dem Werke ſelbſt ſtehen. Man muß aber zuweilen die Wörter an unterſchiedlichen Orten ſuchen, indem ſie oft in d, b, f, k und z, anzutreffen ſind, da man ſie ſonſt unter t, p, ph und c, ſuchet.

Auſſerdem trifft man auch gewiß ſehr viele Wörter bey ihm an, die nur in gemeinen Reden vorkoñen, und die man ſonſt nirgends ſo leicht finden wird. Er hat auch ſehr oft Wörter aus andern Mundarten, auſſer der wahren hochdeutſchen, beygefügt, und ſie für durchgängig gut gehalten. Wir brauchen kein Exempel davon anzuführen, weil ſie einem beym Aufſchlagen des Buchs gleich in die Augen fallen. Daß er aber viele Wörter nach eigenem Belieben hingeſetzt, die man doch, weder in gemeinen Reden, noch in Schriften, braucht, wollten wir gern mit dem Herrn D. Steinbach behaupten, wenn wir uns nur nicht erinnerten, daß wir ungemein viel ſolche Wörter in den Schriften der fruchtbringenden und andern damals blühenden Geſellſchaften gefunden hätten. Man kennt die Liebe dieſer Geſellſchaften zur Vergröſſerung und Erweiterung der deutſchen Sprache, und man weis, wie viele ungewöhnliche Wörter ſie gebacken haben, daß auch ein gebohrner

ner Deutscher kaum ihre deutsche Schriften recht verstehen kan. Aus diesen Büchern haben freylich viel Wörter in den Sprachschatz mit einfließen müssen, die itzt nimmermehr vorkommen; wiewohl nicht zu verneinen ist, daß der Spate selbst ein großer Liebhaber von der Erfindung neuer Wörter gewesen.

Man möchte wohl wünschen, daß er beygesetzt hätte, wo man die einem fremd vorkommenden Wörter anträfe, oder, daß er durch gewisse Zeichen angemerkt, welches Wort nur bloß wegen der Ableitung gesetzt, welches veraltet, welches nicht überall gebräuchlich, welches nur in dem Munde des Pöbels, und welches bloß in den poetischen Schriften zu finden wäre. Das letztere hat er zwar vielmals gethan, von den erstern aber selten oder gar nicht etwas beygefüget.

Sonst erinnern wir noch, daß er den **Imperativum** zum Stammworte annimt, daß er die Wurzel groß drucken lassen, so, daß sie den Lesern bald in die Augen fällt, und daß auch die hauptabgeleiteten Wörter darunter ebenfalls von den andern herstammenden Wörtern durch grössere Schrift unterschieden sind. So viel hätten wir von dem Sprachschatze an sich beyzubringen gehabt. Ehe wir nun die beygefügte Sprachlehre etwas ansehen: So wollen wir erst, unserm Versprechen gemäß, einige griechische, lateinische und französische Wörter betrachten, die er glücklich zu deutschen Wörtern machen kan. Wir behalten seine eigene Worte, nur daß wir sie deutsch geben.

Bischoff. Wir könnten dieses Wort aus celtischen Quellen herleiten, wenn wir nicht den Neid be-

fürchten müßten. Es ſoll aber epiſcopus von dem griechiſchen Worte ἐπισκεπτομαι, beſchauen, herkommen. Alſo, daß Epiſcopus ſo viel heißt, als ein Beſchauer, Inſpector, Superintendens. Dieß ſtimmt mit unſerm alten deutſchen Worte **byſchuwen** genau überein, welches eben ſo viel heißt, beobachten, in Acht nehmen, beyſchauen, und **Biſchof** oder **Byſchuw, Byſchup**, einen Wächter, der Achtung hat, andeutet.

Engel, wenn dieſes Wort von ἀγγελος käme: ſo müßte es **Aengel** geſchrieben werden. Ich muthmaſſe daher, **Engel** werde von **Enke**, einem Diener, Knecht, oder von **Enkel**, alſo genannt, daß alſo **Engel** ſo viel heißt, als ein Sohn, oder Knecht und Diener Gottes.

Kirche. Die Meynung derjenigen, welche dieſes Wort von dem griechiſchen κυριος oder κυριακη genennt wiſſen wollen, iſt ganz und gar falſch. Noch erträglicher iſt die Meynung derjenigen, die es von dem Worte **küren**, erwählen, herleiten, daß es gleichſam **Kürich**, zuſammengezogen **Kirch**, heißt, weil die Kirche eine auserkohrne Braut Gottes iſt. Allein, es kömmt nirgend anders her, als von **Zirk**, ein Kreis. Denn die Tempel der Götter wurden in die Runde gebauet, und hatten ihren gewiſſen **Bezirk**.

Teufel. Iſt von unſern Vorfahren von **Teutfall** alſo genannt worden, weil er von Gott abgefallen iſt, wie **Zweyfel** von **Zwey Fall** herkömmt. Teut aber war bey den alten Deutſchen der oberſte und wahre Gott. Sie nennten daher den Teufel nach ihrer eigenen Sprache einen Feind Gottes,

und

und einen, der vom Teut abgefallen, und ihn verlassen hatte.

Element mag wohl lateinisches Ursprunges, und mit den freyen Künsten zu uns gekommen seyn. Aber die Lateiner haben den Ursprung dieses Worts nicht finden können. Denn, daß es von alere oder eleuare, oder von dem alten olere, d. i. wachsen, herkommen soll, scheinet mir sehr verdächtig zu seyn. Voßius gestehe selbst in seinem **Etymologico**, **daß es noch im Verborgenen liege, welches die wahren Elemente und Anfänge dieses Worts sind.** Wie wäre es, wenn wir sagten, es käme von dem Worte **Ur** und **mengen** her, und wäre so viel, als das **Urgemenge**? Denn, aus den Elementen wird alles zusammengesetzt, und darinn aufgelöset. R wird bey uns sehr häufig in l verwandelt, daß also **Ulmeng** daraus gemacht worden, wie aus **Armosen Almosen.** Der Lautbuchstabe u aber wird leicht in e oder ü verkehrt. Und unsere Bauren sprechen an statt des t im ment ohne Unterschied **ein ülemengscher Kerl.**

Exempel. Man meynt, dieß Wort komme aus dem Lateinischen, und sey mit den freyen Künsten zu uns überbracht worden, deutsch hieß es ein Muster, Vorbild, Beyspiel, Anzeige. Weil aber dieß Wort weder aus dem Lateinischen, noch Griechischen zu entspringen scheinet, weil sich die Herleitung, welche die Critici davon anführen, nicht genugsam dazu schicket: So kan es wohl von einem alten hetruscischen oder celtischen Worte herkommen, welches vielleicht mit vielen andern verlohren gegangen ist. Und zwar haben die Hetruscer das, was wir Acht nennen, **Ek**

ausgesprochen, als **Inumeck**, in eurer Macht. Wenn nun **Neck** Macht ist, so wird **Eck** auch Acht seyn, beobachte, gib Acht. Das überbleibende **Sempel** kan entweder von **Sinnen** herkommen, daß es so viel heißt, als Sinnebild, oder, welches ich für wahr halte, von **Sam**, gleich. Und wäre also **Exempel** so viel, als eine Beobachtung der Gleichheit.

Natur. Was dem Urwesen, d. i. dem ersten Anfange aller Dinge am nähsten kömmt. **Naht Ur**, es naht sich dem Alten, oder, was die Natur nach Anleitung des Weltgebäudes wirkt und thut. **Nah d' Ur**, d. i. nach dem Ur, weil die Natur nichts anders ist, als die Zusammenstimmung, welche mit dem ersten Anfange der Welt diesem Weltgebäude eingepflanzt ist.

Opfer. Man sieht leicht, daß dieses Wort kein Stammwort ist, denn es besteht aus zwo Sylben. Weil aber unsern deutschlateinischen Sprachkundigen der Ursprung dieses Worts verborgen ist: So gehen sie nach Latien, woselbst sich ihnen doch nichts anders darbietet, als das Wort offert. Wenn sie nun wieder zurückkommen, so rufen sie im Geiste, als wenn sie aus einem tiefen Schlafe geweckt worden, das bekannte εὕρηκα laut aus: O die Erfindung ist eines Opfers von hundert Ochsen werth! **Opfern** kömmt bey ihnen also von offerre, als wenn offerre nicht das allgemeine Wort wäre, und eine jede Darbringung und Ubergebung bedeutete. Ja, offerre ist ein ganz und gar deutsches Wort; denn es kömmt von **beeren**, und **ob**, **auf beren**, oder **auftragen**. Gewiß, die Deutschen haben eher geopfert, eher das Wort offerre jung geworden. Daher sagt **Schottel** in seinen

nen Stammwörtern ganz recht unter dem Worte **Opfer**: „Das alte deutſche Wort opperen darf „nicht von dem lateiniſchen offerre genommen wer„den, die alten Deutſchen haben eher geoppert, ehe „die Römer ihr Opfer oblationem genennet haben.„ Ganz recht, weil er aber von dem Urſprunge ſelbſt nichts hinzuſetzt: So muthmaße ich, **Opper** ſey von **Op Her**, oder **Obenher**, zuſammengezogen **Ober**, gemacht worden, und zwar wegen des himmliſchen Feuers, welches Auguſtin im 65 Pſalm göttlich nennet, womit die Brandopfer und andere Opfer angezündet worden. Dieſem pflichtet auch Philo im Leben Moſis bey. Es wäre alſo **Opper** nichts anders, als **Oberfeuer**, womit die Opfer verbrannt, und ſo gleichſam dem Himmel wiedergegeben wurden, die Aſchen aber der Erden zurückblieben. Das Wort Aſchen zeigt auch Opfer an, wie Aventin und andere bezeigen.

Gallerie von **Wallen**, und noch näher von **Gallehre**, (welches aber auch von Wallen kömmt,) wegen der runden und hervorragenden Geſtalt, daher es eine Ausſicht auf die Wege und Straßen iſt. Von **Wallen** aber kömmt es her, weil man da unter freyem Himmel wallet, wandelt oder gehet, weswegen ein ſolcher Gang bey den Lateinern auch ambulacrum heißt.

Maske. Iſt von **Maſche**, das Loch eines Neßes, gemacht, weil man vor Alters die Häupter mit Neßen bedeckte, ehe noch die aus dichtem Zeuge und von Hefen gemachten Larven gebraucht wurden, daher auch das franzöſiſche Wort maſque ſeinen Urſprung hat.

Reteriren. Alle Leute meynen, dieß Wort kömmt von dem franzöſiſchen retirer her, aber eben dieß Wort retirer hat einen deutſchen Urſprung, und iſt eben ſo viel, als wenn ich ſagte **retteren** von **Retter**, weil ich mich rette, wenn ich klüglich zurück weiche.

So glücklich kan er ſehr viele ausländiſche Wörter deutſch machen, und wenn er auch gleich zuweilen geſtehen muß, daß ein Wort aus einer fremden Sprache zu uns gekommen iſt: So bemühet er ſich doch, zu zeigen, daß ſolches im Grunde deutſch iſt. Da kömmt es denn gemeiniglich auf gute Muthmaßungen an. Hierinnen läßt ers ſich ſo angelegen ſeyn, daß, wenn er auch ein wirkliches gutes Stammwort hat, er dennoch unterſucht, woher ſolches entſpringet. Wir wollen es an dem Worte **Aſche** ſehen.

Das Wort **Aſch** und **Aſche**, ſagt er, leiten viele vom Aſcenas, einem Sohne Gomers und Japhets Enkel, her, welcher der Deutſchen gemeiner Stammvater geweſen iſt, daher ſie auch **The Asken**, das iſt, Deutſche, genennet werden. Deswegen halten ſie das Wort **Ask**, welches ein verſtreuetes Feuer bedeutet, für ein heiliges Wort, und für das Opfer ſelbſt. Dieſem werde auch ich ſo leicht nicht widerſprechen.

Man kann leichtlich gedenken, daß es nicht allezeit ohne Lachen abgehet, wenn er alle fremde Wörter für deutſch ausgeben will. Er iſt, ſo zu ſagen, zuweilen recht gezwungen, etwas auslachenswürdiges zu ſagen. Man erwege nur, was er von dem Worte Brigantin ſagt.

Brigantin, ein leichtes Kriegesſchiff, das auf Kundſchaft ausläuft. Dieß Wort ſcheinet zwar

fran-

franzöſiſch zu ſeyn, ich muthmaße aber doch, daß es von **anbringen** kömmt, nemlich, es ſoll das geſehene und ausgekundſchaftete überbringen, und heißt es alſo ſo viel, als **brings an ihn.**

Nicht beſſer iſt es, was er von dem Worte **Lackey** ſagt. Dieß Wort iſt unſer, heißt es, daher die Franzoſen ihren Laquay gemacht haben. Es iſt eben ſo viel, als wenn ich ſagte: **Ein Lecker, der immer im Lecken* und Springen gehen muß.**

Ein gleiches widerfährt auch einigen deutſchen Wörtern, wovon uns folgende beym Aufſchlagen in die Hand gekommen ſind.

Sonder, wird durch eine Craſis von **ſo ohn der** geſaget, wie **ander** von **an der.**

Der **Eber**, ein wild Schwein. Ein gewiſſer Mann bringt eine lächerliche Abſtammung dieſes Wortes vor, als wenn es aus aper und verres gemacht ſey. Beſſer iſt diejenige, die es von **Bär** macht, als wenn er **wie ein Bär** ſey, dem er an Gröſſe gleichet. Allein, es kömmt von **eben**, weil er, der äuſſerlichen Geſtalt nach, eben wie ein ander Schwein iſt.

Geſtern entſpringet nicht von dem griechiſchen Worte Χθες, noch von dem lateiniſchen heſternus, ſondern von **gehen**, als wenn man ſagte **gehеſter**, weil der geſtrige Tag verlaufen, und zu dem vorhergehenden gegangen iſt. Ich ſchlieſſe dieſes daher, weil bey den Schweden **gor** ſo viel iſt, als gehen; daher **Gorſter, Görſter, Geſter.**

* Dieß Wort hat noch Lutherus gebraucht: Dann werden die Lahmen lecken, wie ein Hirſch.

Doch, es mag genug ſeyn. Nur eins haben wir oben ausgelaſſen. Wir müſſen noch anmerken, daß er ſich hier und dar in Erklärung der eigenen Namen der Deutſchen einläßt. Wie er darinnen verfähret, das wird man am beſten aus einem Beyſpiele ſehen können, wozu uns der alte Name **Hengſt** dienen ſoll.

Faſt alle Ausleger und Critici, ſind ſeine Worte, haben dafür gehalten, es komme dieſes Wort von dem Namen **Hengſt**, ein Pferd, her, gleich als wenn unſere Vorfahren ſo wild und ungeſchlachtet geweſen wären, daß ſie ihren liebſten und den durchlauchten Kindern, der Thiere Namen beygelegt hätten. Du wirſt dich alſo hüten, geliebter Leſer, und dir ja nicht einbilden, daß die Namen **Bernhart**, **Leopold**, **Leo**, **Wolf** und hier unſer Wort **Hengſt** von den Thieren hergenommen ſind, aus welcher Urſache gewiß unſere Vorfahren mit keinem geringen Schandflecke beſudelt würden. Aber gleichwie **Bernhart** nicht ſo viel heißt, als **Hart wie ein Bär**, ſondern als **Brennherz**; **Leopold** nichts vom Löwen an ſich hat, ſondern **Leuthold** heißt; **Wolf** nicht das Thier, ſondern **Wolleben**, **Wolef**, bedeutet: Alſo iſt der Name **Hengſt** nicht die Benennung von einem Pferde, ſondern es heißt **Handgiß** oder **Handgaſt**, einer der ſtark in Händen iſt. Denn **Giß** oder **Gaſt** wird durch ſtark, fertig, geſchickt, erklärt, weswegen **Hengſt** auch lateiniſch Handagiſus, nicht aber equus, caballus, geſchrieben wird. Es muß uns derohalben nicht eine Uebereinſtimmung der Buchſtaben bewegen, daß wir darum, ich ſage nicht in eine Wildheit, ſondern gar in eine Tollheit und Gottloſigkeit verfallen.

Wir

Wir hoffen, unſere Leſer werden hieraus eine genugſame Kenntniß von dem Wörterbuche des Spaten erlanget haben. Wir wollen uns alſo ohne Verzug nunmehr zu der angehängten Sprachkunſt wenden. Es iſt ſchon oben etwas von ihr überhaupt gedacht worden; Und weil er faſt alles aus dem Schottel genommen hat, von deſſen Sprachkunſt wir ehemals einen vollſtändigen Auszug gegeben haben:* So werden wir nur die Einrichtung und Abtheilung derſelben bemerken. Zuförderſt aber muß man wiſſen, daß er einen jeden Abſatz lateiniſch wiederholet, und den Hauptinhalt deſſelben darinnen vorträgt, welches Schottel auch gethan hat.

Er nennt ſeine Sprachkunſt eine kurze Lehrſchrift von der hochdeutſchen Sprachkunſt, und theilet ſie in zwey und dreyßig Capitel ab. Das erſte handelt von der hochdeutſchen Sprachkunſt Eigenſchaft und Eintheilung, oder wie der Titel bey ihm heißt, Gemein-Betracht- und Einteilung. Das andere von den deutſchen Buchſtaben insgemein, ſowohl von deren Anzahl, als auch Namen und Abtheilung. Das dritte von der hochdeutſchen Ausſprache und dem Laute der Buchſtaben und Verdoppelung inſonderheit. Das vierte von der Wortzeit (Quantitate) oder rechten Klangmaaße der Wörter und Sylben. Das fünfte von der Rechtſchreibung insgemein. In dieſem Capitel unterſucht er auch die Frage, ob die Wörter aus fremden Sprachen ihre Buchſtaben be-

* Siehe 2 Band am 365 Blatte.

halten, oder nach der deutschen Aussprache bey uns geschrieben werden sollen. Er pflichtet dem letztern bey, und zwar aus dem Grunde, den er schon in der Vorrede angeführt, weil es andere Völker mit den ausländischen Wörtern eben so gemacht haben. Doch soll man es einem jeden frey lassen.

Das achte Capitel handelt von der Rechtschreibung jeder Buchstaben insonderheit, wie auch von den darinnen genommenen **Abtrittsfreyheiten**. Das siebende von der Wortforschung der **Haupt- und Nachtheilung** überhaupt, und von dem Geschlechtworte insonderheit. Das achte Capitel von dem Nennworte und seiner Theilung ingemein, auch dessen Forttritte (motione) insonderheit. Das neunte von Ergrösserung der Nennwörter. Das zehende von dem Geschlechte derselben. Das eilfte von Erkenntniß des Geschlechts aus der Endung der Wörter, worinn er die Buchstaben, einen nach dem andern, mühsam durchgehet, und diejenigen, die von seiner Bestimmung abgehen, sorgfältig anmerkt. Das zwölfte Capitel handelt von der Zahl des Nennworts. Das dreyzehende von der Zahlendung und Abwandelung der Nennwörter. Das vierzehende von der Ableitung derselben. Das funfzehende von Verdoppelung derselben. Das sechzehende von dem Vornennworte. Das siebenzehende von dem Zeitworte ingemein, und dessen gleichfliessender Wandelung insonderheit. Das achtzehende von der Wandelung der ungleichfliessenden Wörter. Darunter stehen einige, die man itzund vielleicht nicht mehr dahin rechnen würde, als **beschenken, jagen, sollen, taugen.**

Das

Das neunzehende Capitel handelt von den übrigen Arten der Zeitwörter. Das zwanzigſte vom Mittelworte. Das ein und zwanzigſte vom Vorworte. Das zwey und zwanzigſte vom Zuworte. Das drey und zwanzigſte vom Füg- und Triebworte, (coniunct. und interiect.) Das vier und zwanzigſte von der Wortfügung ingemein, und der allgemeinen Fügordnung (conſtructio) beſonders. Das fünf und zwanzigſte von rechtmäßiger Fügung des Geſchlechtworts. Das ſechs und zwanzigſte von kunſtmäßiger Fügung des Nennworts. Das ſieben und zwanzigſte von der Fügung des Vornennworts. Das acht und zwanzigſte von der Fügung des Zeitworts. Das neun und zwanzigſte von der Fügung des Mittelworts. Hier geſteht der Verfaſſer, daß wir die Mittelwörter ſo häufig und geſchickt nicht gebrauchen können, als andere Sprachen. Nichts deſtoweniger haben ſie doch auch bey uns einen großen Nutzen, zieren die Rede wohl, und befördern durch ihre wohllautende Kürze den Verſtand der Sachen, zu geſchweigen, daß man oft ohne Hülfe der Mittelwörter im Reden gar nicht fortkommen könnte.

Das dreyßigſte Capitel handelt von der Fügung des Vorworts. Das ein und dreyßigſte von der Fügung des Zuworts, und das letzte von der Fügung des Fügeworts. Unſere Leſer werden nicht ungehalten ſeyn, daß wir ihnen meiſtens nur die bloßen Ueberſchriften der Capitel hergeſetzt haben. Wir haben darinnen nichts gefunden, das ihrer Aufmerkſamkeit ſonderlich würdig zu ſeyn ſchiene, und man bey andern nicht vollſtändiger anträfe.

II.

M. Tullii Ciceronis sechs Reden:

Vor den Archias; die erste wieder den Catilina; an das Volk und den Rath nach seiner Zurückkunft; vor das Manilische Gesetze; vor den Milo. Verteutschet von Christoph August Heumannen.

Eisenach und Naumburg, 1735, in 8.

17 Bogen.

Man hat einem Uebersetzer unter andern Regeln auch diese gegeben, er solle so schreiben, daß man seine Uebersetzung nicht vor eine Uebersetzung, sondern vor ein Original halten müsse. Herr D. Heumann hat dieselbe bey seiner deutschen Uebersetzung der Reden Ciceronis zwar beständig vor Augen gehabt: Allein, er muß sie nothwendig ganz anders verstanden haben. Denn, seine Arbeit ist so beschaffen, daß, wenn man es nicht besser wüßte, man diese Reden fast für eine Frucht seines eigenen Geistes ansehen sollte: So schlechte Aehnlichkeit haben sie mit dem lateinischen, und so wenig kan man den Redner Cicero in seinen eigenen Reden finden. Der Herr D. hat schon vor zwey Jahren einen feinen Versuch gethan, wie weit Cicero im Deutschen unkenntlich zu machen sey. Die von ihm übersetzte Rede für den Milo, giebt davon genugsame Zeugnisse. Ich habe dieses widrige Schicksal derselben in dem siebenden Stücke dieser Beyträge bedauret, und die von dem Herrn Heumann begangenen Fehler, welche auch den schwächsten Kennern der deutschen und lateinischen Sprache in die Augen fallen müssen, angemerket. Es ge-

geschahe mit desto gröſſerm Misvergnügen, je weniger ich sie von einem so vieljährigen Lehrer der deutschen und lateinischen Beredsamkeit, dem es so wenige recht machen, und von einem Manne vermuthen konnte, welcher die Fertigkeit, deren er sich rühmet, das beste Latein mit dem besten Deutsch zu verwechseln, und den Lesern eine unverwerfliche Uebersetzung zu liefern, doch ohne Zweifel schon vor einem Jahre besessen haben mußte. Es ist nicht zu sagen, wie übel der Herr D. dieses aufgenommen, und wie zornig er sich in der Vorrede zu diesen fünf neu-übersetzten Reden, darinn er sich die Mühe machen will, mir zu antworten, deswegen bezeiget habe. Ich muß doch, ehe ich zur Betrachtung der neuen Uebersetzung komme, dem Leser auch den Inhalt dieser sogenannten Antwort mittheilen, und meine Gedanken davon in aller Bescheidenheit kürzlich eröffnen.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß diese Antwort, in Ansehung der Schreibart, recht lustig zu lesen ist. Der Herr D. geberdet sich nicht anders, als ob er noch einen von seinen Schülern vor sich hätte, dem er einen derben Verweis geben müßte. Er ist böse, er schilt, er strafet, er warnet, er ermahnet, er schwatzet von Muthwillen, er leget mir neue Aufgaben vor, er redet mich öfters an: Glaube er ja nicht, mein lieber Herr M. u. s. w. Es klebet ihm noch gar zu stark an, womit er bisher umgegangen ist, und er hat bey sich von demjenigen, was Horaz in den bekannten Versen: *Quo semel est imbuta recens, seruabit odorem Testa diu*, saget, keine Ausnahme machen wollen. Der Eifer des Herrn D. gehet vornemlich über meine Schreibart, welche ihm zu

bitter

bitter vorgekommen iſt. Hätte ich aber eine andere gebrauchet, ſo würde er ja gar nichts in ſeiner Vorrede haben ſagen können, denn ſeine übrigen Antworten bedeuten nichts. Und alſo habe ich eher Dank, als Zorn, verdienet. Indeſſen kan ich ihn verſichern, daß ich ſie nicht aus Ruhmſucht erwählet habe, und daß es mir nie in den Sinn gekommen iſt, an dem Herrn D. **Heumannen** Ehre einzulegen. Er hat mich nie beleidiget, ich kenne ihn auch auf gewiſſe Weiſe wenig, und von Perſon gar nicht: Deſto unpartheyiſcher aber iſt auch meine Beurtheilung geweſen; bey der ich mich freylich nicht darum bekümmert habe, wie alt ſeine Beſtallung ſey. Er thut mir auch das gröſßte Unrecht an, wenn er mir vorwirfet, ich habe ihn geſchändet und geſchmähet. Der Herr D. **Heumann** kan ja ſonſt wohl ein guter und nützlicher Mann ſeyn, wenn er gleich keine Reden überſetzen kan. Hält er aber dieſe Geſchicklichkeit ſeiner Ehre vor unentbehrlich, ſo will ich, wenn ſein Eifer verrauchet ſeyn wird, ihm ſelbſt zu bedenken geben, ob er an dieſer Kränkung nicht ſelbſt ſchuld ſey. Doch, ich hätte mich beynahe durch das Muſter des Herrn Vorredners verführen laſſen, und von den Perſonen zuviel geſaget.

Was die Sache anbetrifft, ſo hat er mit ſeiner Vorrede in der That bewieſen, daß, wie er ſelbſt erinnert, **wider einen ſchreiben**, und **einen widerlegen**, zwey unterſchiedene Dinge ſind. Denn, ich werde bald zeigen, daß er meine ihm angemerkte Fehler nicht abzulehnen vermögend geweſen iſt, und mich alſo gar nicht widerleget hat, ob er gleich recht unmuthsvoll wider mich geſchrieben. So iſt auch dieſes kei-

ne neue Wahrheit, daß eine unbeantwortete Cenſur bloß deswegen gründlich ſey. Allein, wenn man ſie gern beantworten will, aber doch nicht kan, ſo muß ſie wohl gewiß gründlich ſeyn. Nun wollen wir doch ſehen, wie denn die Beantwortung beſchaffen ſey. Der Herr D. gehet die von mir gemachten Claſſen ſeiner Fehler nach der Ordnung durch. Er hält es vor einen polycarpiſmum, oder (wie er es zum guten Glücke ſelbſt deutſch hinzugeſetzet hat,) vor einen Eigenſinn der fruchtbringenden Geſellſchaft, daß ich die ausländiſchen Wörter, autoritæt, inquiſition, proceſſus, &c. verwerfe. Dieſe Wörter hätten, ſpricht er, längſt das deutſche Bürgerrecht erhalten, und wären uns ſo unentbehrlich, als die Wörter Vater und Mutter, die ihrem Urſprunge nach auch nicht deutſch wären. Weil dem Herrn D. doch nicht wohl zu ſeyn ſcheinet, wenn er nicht mit einem Iſmo zu thun hat, ſo muß ich ihm nur mit einem andern und ſehr wohlgegründeten dienen. Es iſt der Pilatiſmus litterarius, der in der ganzen Vorrede herrſchet, und ihren Verfaſſer ganz durchſäuret hat. Was dieſer geſchrieben hat, das hat er geſchrieben, und das iſt unwiderruflich. In der Sache ſelbſt bin ich ganz anderer Meynung. So lange ich in der deutſchen Sprache Wörter finde, mit denen ich die in den ausländiſchen liegenden Begriffe ausdrücken kan, ſo lange fehle ich, wenn ich fremde brauche. Der heumanniſche Polycarpiſmus iſt nicht der rechte. Denn der Fehler dieſer Geſellſchaft beſtund in einem Zwange, neue deutſche Wörter ohne Noth zu gebrauchen, da man doch andere deutſche hatte. Wird nun der Herr D. zeigen können, daß die von mir getadelten deutſch, und

die

die vorgeſchlagenen undeutſch, oder gezwungen ſind, wie es z. E. klingen würde, wenn ich für **Vater** und **Mutter**, **Zeuger** und **Gebährerinn** ſagen wollte, ſo will ich mich vor ſeinem Ilmo demüthigen. Er muß von der Reinigkeit einer Sprache und von dem wahren Reichthume der unſrigen ganz andre Begriffe haben, als andere Sprachverſtändige. Denn, wenn es nach ihm gehet, ſo werden wir bald in die Zeiten zurück kommen, darinnen ein deutſches Buch der Krähe aus der Fabel nicht unähnlich ſahe. Ubrigens ſehe ich nicht, was an den Wörtern, **Stoff**, **Bücherſaal**, **Sachwalter**, **Beyſpiel**, unverſtändliches ſey. Muß ich denn, wenn ich **Materie**, **Bibliothek**, **Advocat**, **Exempel**, zum erſtenmale höre, nicht auch erſt lernen, was damit vor ein Begriff verbunden ſey, und iſt mir dieſe Verbindung bey dieſen wohl leichter einzuſehen, als bey jenen? Ferner erkennet der Herr D. ſelbſt, daß ich die Wörter **urgiren**, **ſich retiriren**, **Intriguen**, grauſam **tractiren**, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit getadelt. Aber die Antwort kömmt wieder auf einen Pilatiſmum an: Sie ſind ihm ſelbſt bedenklich vorgekommen: Er hat ſich aber doch nicht enthalten können, ſie ſtehen zu laſſen, weil er keine deutlichere finden können. Was hat er aber an denen, die ich ihm vorgeleget, auszuſetzen? Warum hat er ſie nicht noch in der neuen Auflage geändert, als weil es ihm ſo beliebte; tel étoit ſon plaiſir. Ich will wegen des bey mir eingeſchlichenen Wortes, **abcopiren**, nicht ſo antworten. Ein ſolcher Hochmuth und Eigenſinn iſt nur lächerlich. Es hätte **abſchreiben** heiſſen können, welches ich auch noch einmal gebrauchet habe. Was er bey dem Worte

exilium

exilium erinnert, iſt alles vergebens, wenn man lieſet, was ich gleich darauf geſchrieben habe: „Der „Ueberſetzer würde durch eine kleine Veränderung „der Redensarten zu vielen andern Worten Anlaß „gefunden haben.“ Der Herr D. kan ſich nicht ſo ſehr darüber wundern, daß ich die Wörter **vernichtigen** und **Entgegenlaufung** verworfen, als ich mich wundere, daß ſie ihm noch itzo recht zu ſeyn dünken. Jenes hat eine Sylbe zu viel, und heißt **vernichten**; dieſes iſt ganz ungewöhnlich. Ein ſolcher Sprachkünſtler, als der Herr **Heumann**, ſollte wiſſen, daß man nach der Aehnlichkeit nicht allemal und durchgehends in einer Sprache, neue Wörter machen dürfe. Von **kaufen** ſaget man **Kaufung**, aber **Saufung** von **ſaufen** ſpricht man nicht. **Erlöſer, Erfinder, Erbauer, Erbarmer, Erhalter**, (conſeruator) ſind gewöhnliche Wörter; **Erſtecher, Erſchieſſer, Ertheiler, Erhenger, Erhalter**, (qui accepit) aber ſind ungewöhnlich, obgleich ihre Hauptwörter gebräuchlich ſind, von denen ſie nach der Aehnlichkeit ſowohl als jene gemachet werden könnten. Eben dieſes gilt auch von dem Worte **Ermorder**, bey dem es noch dazu gar zu wunderbar iſt, daß es der Herr D. damit rechtfertigen will, es habe ſich an demſelbigen Orte kein beſſeres geſchicket. Eben als wenn **Mörder** etwas anders ſagete. Was hat nun der Herr D. gethan? hat er mich widerleget? Nein, er hat nur nicht ſtille geſchwiegen. Vielleicht aber iſt er in der Ablehnung des Einwurfes, von den undeutſchen Wortfügungen, da die Hauptwörter nicht an ihrem rechten Orte ſtehen, glücklicher? Keinesweges. Sie iſt unter allen

saſt die ſchlechteſte. Er führet mir zu Gemüthe, daß die Deutſchen das Zeitwort, um des Nachdruckes willen, öfters voran, und nicht zuletzt ſetzeten. Es iſt dieſes ſo unbeſtimmet geſaget, daß ich es endlich zugeben kan. Allein, wenn ich darzu ſetze, daß ein guter Deutſcher bey dem Nachdrucke niemals den Wohlklang ſeines Satzes aus der Acht laſſe, ſo wird es dem Herrn D. wenig nutzen. Armſeliger Nachdruck, der in dem Undeutſchen beſtehet! Klinget es denn nachdrücklicher: **Wie wenig du frageſt, nach des Pöbels Raſerey**; als: **Wie wenig du nach des Pöbels Raſerey frageſt.** **Daß Milo eine Reiſe vorhatte, nach Lanuvium**, als: **nach Lanuvium vorhatte.** **Ihr habet mit Augen geſehen die Bauren**, als: **die Bauren mit Augen geſehen.** Ich geſtehe es, ich habe dem Herrn **Heumann** zu Gefallen, unterſchiedene Proben angeſtellet: Ich habe aber nicht gefunden, daß es nachdrücklicher klinget, wenn ich ſage: **Der Herr D. hat ſchlecht überſetzet die Reden Ciceronis**, als: **Er hat die Reden Ciceronis ſchlecht überſetzet.** Jedoch, ſo weit gehet es noch hin. Nun aber giebt mir der Herr D. eine Antwort, darauf ich nach ſeinem Worte erſtummen muß, und nichts zu ſagen weis. „Ich habe, ſpricht er, dieſe Wortfügung mit groſſem Bedachte gebrauchet, weil ſie in „meinen Ohren beſſer und nachdrücklicher klinget.“ Das muß ich glauben, weil er es ſelbſt ſaget! Ich gönne ihm und ſeinem Herrn Bertram ihre Ohren gern. Allein, weil ſie von der Gattung nicht ſind, die Cicero teretes nennet; ſo wird er nicht begehren können, daß es in andern nicht elend klingen ſolle, was in ſeinen ſo

nach-

nachdrücklich lautet. Wenn der Herr D. mich endlich fraget, ob die Stelle Ebr. VI. 4. 5. itzo nachdrücklicher klinge, als wenn die Zeitwörter zuletzt ſtünden, ſo antworte ich ſchlechterdings: Nein. Lutherus hat ohne Zweifel dabey an den Nachdruck nicht gedacht, ſondern ſich nur nach der griechiſchen Ordnung der Wörter gerichtet. Endlich muß ich noch bedauren, daß der Herr D. ſelbſt Urſache iſt, daß ſeine Vorrede gar keinen Nachdruck hat: Denn über ein, bis zweymal hat er dieſe ihm ſonſt beliebte Wortfügung nicht gebrauchet, und ſie dafür in den Reden deſto verſchwenderiſcher angebracht. Uber die ohne Noth und zum Ekel gebrauchten Participia fähret der Herr D. leicht hinweg, und, an ſtatt zu zeigen, daß ſie ſeiner Rede einen Zierrath geben, wie es in einer gründlichen Antwort hätte ſeyn ſollen, erinnert er ſich derſelben recht groſsmüthig, und will dem Leſer einbilden, ich haſſete ſeine Uberſetzung. Ich kan ihn aber wohlmeynend verſichern, daß er ſich hierinn irret. Die arme Ueberſetzung iſt an ſich elend genug; man muß ſie wohl beklagen, aber haſſen kan man ſie nicht. Dafür aber bin ich dem Herrn D. verbunden, daß er mich wegen eines undeutlichen Ausdruckes erinnert. Ich hatte geſchrieben: Es ſtünde dahin, ob dies campi, und petitionem gubernare, durch, **der Tag des Marsfeldes**, und, **die Anhaltung regieren**, recht überſetzet ſey? Ich gedachte, jeder Leſer, der lateiniſch kan, würde vor ſich ſehen, daß mir dieſe Ungewißheit nicht ein Ernſt geweſen ſey. Weil aber Herr **Heumann** ſich darunter nicht zählen will, ſo muß ich nur gerade herausſagen: Es iſt ſchlechterdinges undeutlich überſetzet. Die Urſachen habe ich ſchon da-

mals dazugesetzet; und ich glaube, ein jeder kan es sehen.

Was die sogenannte Göttin Bona betrifft, so hat sie an dem Herrn D. einen schlechten Pflegevater gefunden. Er nimmt sich ihrer so nachläßig an, daß man wohl siehet, er werde sie nächstens gar verstossen. Ich hatte gesaget, man solle bona Dea die gütige Göttin übersetzen, und zu dem Ende die Stelle aus dem Macrobio angeführet, darinn gemeldet wird, daß Terra, Fauna, Ops oder Fatua, dieses Beywort bekommen habe; weil sie die Ursache alles Guten wäre, was wir zur Nahrung braucheten. Andere Meynungen von ihr kan man in des Plutarchus Cäsar nachlesen. Der Herr D. bleibet dabey, es müsse die Göttin Bona heissen: Denn Bona wäre ein nomen proprium, sowohl als Barbara und Clara. „Cyprianus gedenke einer Weibsperson, Namens Bona. Die H. Benigna, nebst neun Märtyrern, die Benignus geheissen, sey bekannt. Ich solle nur das Heiligen-Lexicon aufschlagen, da würde es sich zeigen.“ Hier kan ich mich nun nicht enthalten, den Herrn D. nach seiner Art auch einmal anzuschreyen. **Nein**, rufe ich mit meinem ansehnlichen Vorgänger aus: **Nein**, sage ich, **wohin verleitet doch den Herrn D. der blinde** *Pilatismus*, **und die ungemeine Begierde der Unfehlbarkeit nicht?** Nun muß ich erst recht lachen, da mir der Herr D. solche saubere Quellen zeiget! Aus dem Heiligen-Lexico soll ich lernen, ob bona in dea ein nomen proprium sey? Wo ist doch die liebe Schließkunst hingekommen? Bona ist in den spätern Zeiten, da Cyprianus gelebet, als ein nomen proprium gebrauchet worden; also muß bona dea die Göttin Bona heissen! Wie

reichen

reichen Vorrath zu Spöttereyen giebt mir nicht der Herr D., wenn ich ſonſt Luſt dazu hätte! Das kömmt mir faſt eben ſo vor, als wenn er leugnen wollte, gut wäre kein adjectivum und appellativum, weil es Leute giebt, die Gut zum Geſchlechtsnamen haben. Die Erſcheinung des H. Boni und der H. Bonae ſetzet mich alſo nicht in Furcht, und ich lache deswegen noch immer. Es war zu Rom ſo bekannt, welche unter den Göttinnen das Beywort bona führete, daß man den eigentlichen Namen derſelben ohne Gefahr zu ſehlen auslaſſen konnte. Denn, es ward niemanden, als der einzigen Terrae oder Faunae gegeben, und man kannte dieſelbe unter dem Namen der gütigen Göttin ſowohl, als unter ihrem eigentlichen. Zudem belieb e er zu bedenken, mein lieber Herr D., daß dieſelbe niemals bona ſchlechthin genennet wird, ſondern allezeit bona *Dea*, welches bey Jupiter, Juno, Minerva, &c. nicht geſchiehet. Geſetzt aber, ſie hieſſe nur bona, ſo würde doch nicht folgen, daß man dieſes Wort nicht überſetzen dürfe. Will denn der Herr D., wenn er den Vers aus dem Cicer. L. I. de Diuin. *Nampater altitonans &c.* oder den aus dem Seneca: *Nurus tonantis occidit, natus jacet*, ins Deutſche überſetzet, der Vater *altitonans*, und des *tonantis* Schwiegertochter, ſchreiben? Und wenn er dieſe Beywörter überſetzete, würde man wohl einen andern, als den Jupiter, verſtehen? Ebenermaaſſen wird die gütige Göttin nur die Faunam andeuten. Plutarchus ſaget am angeführten Orte, ſie würde bey den Griechen γυναικεια genennet. Alſo wird ſie wohl hinführo die Göttin Gynäkia heiſſen müſſen, Und ὁ ναος αγαθης Θεου, deſſen Pauſanias in Arcad.

p. 673 gedenket, muß nach der Heumanniſchen Critik, der Tempel des Gottes Agathos überſetzet werden. Plutarchus nennet ſie αγαθην; allein, auf die Art irret er, und wenn er von dem Joue hoſpitali redet, ſollte er ihn auf griechiſch nicht Ξενιον nennen. Der Herr D. giebet ſich zwar alle erſinnliche Mühe, mich zu überreden, daß Bona ein nomen proprium ſey; allein, ich weis nicht, wie er mir dabey vorkömmt. Erſtlich führet er den 86 Vers aus des Juuenal. Sat. II. an: Atque *Bonam* tenerae placant abdomine porcae. Soll ich es für eine Nachläßigkeit und Unachtſamkeit, oder für eine kleine Fechterliſt halten, daß er den 87 Vers, Et magno cratere deam, nicht auch hinzuſetzet? Iſt jenes, ſo iſt es ſehr tadelhaft; iſt aber dieſes, ſo muß der Herr D. ſehr verwegen ſeyn können, wenn er glaubet, man werde eine ſo bekannte Stelle nicht wiſſen. Allein, was beweiſet nun der Vers? Nichts, als daß im Juuenali auch etwas von der bona Dea ſtehet, wovon aber gar nicht die Frage war. Was er zum andern von dem groſſen Buchſtaben in dem Worte Bona, beybringet, ſcheue ich mich faſt zu wiederholen. Hat man denn in den Manuſcripten und Inſcriptionen gröſſere Buchſtaben bey den Namen gemachet? Dieſe gehen mir vor allen Druckergewohnheiten. Geſetzt aber, dieſe Anmerkung des Herrn D. wäre von einiger Erheblichkeit, ſo hat er ſelbſt gefehlet, wenn er den Metellum Pium, Orat. pro Archia Cap. III, der auch mit einem groſſen Buchſtaben gedruckt iſt, nicht Pius gelaſſen, ſondern deutſch gegeben hat: Und in eben dieſer Rede ſollte er alſo auch nicht der groſſe Alexander, ſondern Alexander Magnus geſaget haben. Ja

noch

noch mehr, warum hat er denn in der Rede für den Milo Cap. 32 fortunam populi romani die Glücksgöttin, Cap. 30 das Glücke; in den neuen Reden aber pag. 38 und 152 erſt die römiſche Fortuna, überſetzt? Wenn die Beynamen der Götter nicht überſetzet werden dürfen, ſo wird es mit ihren eigentlichen Namen noch wohl weniger angehen: Und Iupiter Stator hätte auch pag. 44 nicht Erhalter, ſondern Stator heiſſen ſollen. Ich gebe dem Herrn **Heumann** die Wahl: Denn einmal hat er gewiß gefehlet, er mag ſich wenden, wie er will. Ich kan, welches ich im Vorbeygehen erinnere, auch nicht finden, daß derjenige geirret habe, welcher in der Rede für den Archias, die Worte: Noſter hic Magnus **unſer großer** *Pompeius* gegeben hat. Cicero vergleichet jenen **groſſen Alexander**, mit dieſem **groſſen** (nemlich *Pompeius*;) Warum ſoll nun jener nicht Alexander Magnus heiſſen, wenn dieſer nicht der große Pompejus genennet werden darf? Cicero hatte nicht nöthig, das Wort **Pompejus** darzuzuſetzen. Denn, wenn er, wie Herr **Heumann** anderswo in einer Note anführet, mit der Hand auf ihn gewieſen, ſo werden ihn die Anweſenden ſchon gekannt haben, wenn ſie gleich auf die Bedeutung ſeines Beywords gedacht. Zudem war niemand im Rathe, als Pompejus, qui cum virtute fortunam adaequavit, und der deshalben **groß** genennet werden konnte. Alſo hat Cicero entweder nichts anders beym Alexander und Pompejus gedacht, als daß ſie groſſe Leute geweſen; und ſo hat der getadelte Ueberſetzer Recht: Oder das Wort Magnus muß nicht verdeutſchet werden; ſo fehlet Herr **Heumann**, da er den Alexander nicht

Magnus nennet. Ich will zum Beſchluſſe dem Herrn D. meinen Canonem vorlegen, der ſich vielleicht dadurch bey ihm gefälliger machen wird, wenn ich ihn criticum nenne. Wenn ein Gott, oder ein Menſch, neben ſeinem Namen noch einen andern Beynamen hat, den er wegen ſeiner Eigenſchaften oder einiger Zufälle zuerſt bekommen, und derſelbe ſich im Deutſchen verſtändlich, kurz und ungezwungen ausdrücken läßt, ſo ſoll man ihn überſetzen. Alſo kan z. E. Jupiter Stator der Erhalter, bona Dea die gütige Göttin, Pompeius Magnus der große Pompejus, Metellus Pius der fromme Metellus, genennet werden: Ja auch die Namen fortuna, libertas, febris, pallor, &c. laſſen ſich deutſch geben. Wenn aber ein Beyname, den ſich jemand erworben, bey ſeinem Geſchlechte bleibet: So kann man ihn unüberſetzet laſſen, denn da wird er zu einem eigentlichen nomine proprio. Fabius Maximus kann alſo nicht überſetzet werden, weil er der dritte von dem war, der dieſes Beywort zuerſt bekommen. So viel dienet dem Herrn D. zur Antwort und Nachricht. Was die übrigen Catilinariſchen Reden betrifft, die er mir zu verdeutſchen aufgegeben hat, ſo mache der Herr D. nur einen verſtändigen und unpartheyiſchen Richter aus; alsdann will ich ihm gern und ohne Mühe damit dienen. Er ſelbſt kan ſich indeſſen an den philippicis üben, oder, wenn er lieber ſeine eigene Gedanken beſſern will, ſein unvergleichliches Programma vom Lüneburgiſchen Wapenpferde umgieſſen, deſſen Geſtalt noch ſehr rauh und kümmerlich iſt.

Meine Leſer werden mir nun leicht zugeſtehen, daß Herr **Heumann** eine ſeine Gabe der Großmuth in

ſeiner

seiner Antwort gezeiget habe. Er hat so geschrieben, weil es ihm so gefallen; und es hat ihm so gefallen, weil es in seinen Ohren gut geklungen. Allein, sie werden ihn auch bedauren, daß er nicht weit damit kommen kan. Denn, wenn diese Antwort gleich auf die Frage, warum seine Uebersetzung so gerathen? hinlänglich ist; so beweiset sie doch gar nicht, daß sie gut, rein, oratorisch und unverwerflich sey. Und bey dem allen lässet sich noch zweifeln, ob es möglich sey, daß ihm alle seine Sätze wohl geklungen haben? Wer des Herrn **Heumanns** guter Freund ist, der wird es nimmermehr zugeben, daß dieser Satz in der Rede für den Milo: „Ja, als Pompejus, indem er den Milonem, „welchen Clodius, als eine Privatperson, bey dem „Volke angeklaget hatte, mit einer Rede vertheidigte, „angefallen wurde, was war dieses nicht für eine gute „Gelegenheit, Clodium umzubringen?„ in seinen Ohren gut klingen könne. Und ich lasse mich nicht einmal bereden, daß so gar Herr **Bertram** diesen folgenden: „Und über dessen Tod ist eine Inquisition an„geordnet, welcher, wenn er durch diese Verordnung „könnte wieder lebendig gemachet werden, dieselbe „nicht würde gemachet worden seyn.“ unter diejenigen zählen könne, welche ihm über die Maasse wohlgefallen, und der Uebersetzung vor allen andern einen glücklichen Vorzug geben. Hätte Herr **Heumann** nur das geringste zu derselben Vertheidigung aufbringen können, er hätte es gewiß nicht unterlassen: Und man muß glauben, er habe bey denselben seinen eigenen Ohren nicht getrauet, oder sie doch wenigstens andern zur Richtschnur ihrer Beurtheilung nicht aufzudringen gewaget. Sie bleiben also wohl, was sie sind,

und ihr Verfaſſer wird ſie, wenn er noch ſo ſehr zürnet, ſo wenig entſchuldigen können, als er die andern beſchönigen, und überhaupt darthun kann, daß in ſeinen überſetzten Reden die oratoriſche Kraft und der oratoriſche Geiſt, den er bey andern vermiſſet, zu finden ſey. „Ein Leſer dieſer überſetzten Reden, welcher „der lateiniſchen Sprache kundig iſt, wird alſo un„möglich den Ciceronem vor einen groſſen und be„wundernswürdigen Redner halten können.“

Was die fünf andern Reden anlanget, ſo hat es mir der Herr D. leichter gemachet, meine Gedanken davon zu ſagen. Denn ich kan dieſelben in eben die Claſſen eintheilen, welche ich ſchon bey der für den Milo gemachet habe. Man findet in denſelben fremde Wörter in ziemlicher Menge: Als pag. 3 profeſſion machen, 10 penſions-genoſſe, 14 honetter Menſch, 29. 165 Rathsdecret, 29 reſolution, 38 banquerout machen, 39 Ausparirung, ib. compliment, 41. 161 reſpect, 48. 77 tituliren, 49. 52 conſpiration, 52 banqueroutirer, 57 conuerſation, 69 curiren, 81 fatal, 95. 96 105. 109 votiren laßen, und votum, 95 portion, 96 commando, 104 chicaniren, 113 exulant, ib. intereſſe, 116. 126. 138. 140. 145. 156. 165 qualiteten, 130 qualificirte Leute, 131 credit, ib. ruiniren, 142 ranzioniren, 165 diſpenſation, ib. proteſtation, 168 appetit bekommen. Wer wollte daran zweifeln, daß es dem Herrn D. ſo gefallen habe, ſie zu gebrauchen? Sie werden bey ihm das Bürgerrecht, oder, wie er ſonſt redet, die **Bürgerſchaft** bekommen haben, und nunmehro unentbehrlich ſeyn. Niemand, als ein Polycarpiſte und mit Vorurtheilen eingenom-

genommener Mensch wird sie geändert wissen wollen. In des Herrn D. Ohren aber werden sie fein klingen, und das ist genug.

Der Herr D. hat wiederum viele Wörter gebrauchet, die zum theil ungewöhnlich, zum theil unrichtig sind. Pag. 10. Er hat Römische Bürger **beerbet**, an statt: er hat von ihnen geerbet. Man könnte aus dem Worte vielmehr schliessen, er habe sie zu Erben eingesetzet. 12 Verjagungsgefahr. Man redet nicht so, ob man gleich **Lebens-** und **Todesgefahr** saget. 19 Beschreiber, Besinger. Ich habe droben schon erinnert, was dabey zu merken ist. 21 Bürgerschaft für Bürgerrecht. 52 **Vernichtigen.** 74 **jugendliche** Tapferkeit. 84 erstummet für verstummet. 95 **zunftoberstlicher** Schlag. Wobey auch dieses zu beobachten ist, daß, wenn nach der Note b pag. 64 consul nicht Bürgermeister heissen kann, auch consularis hier nicht bürgermeisterlich übersetzet seyn sollte. 99 ein Gesetze ausrufen, promulgare, 100 ein Grundleger, 121 die Einkünfte mit Krieg überziehen, u. s. w.

Der Wortfügungen, die dadurch übelklingend und undeutsch gemachet werden, weil das Haupt- und Zeitwort nicht an der rechten Stelle stehet, sind so viele, daß mir die Wahl schwer wird. Und weil ich es ändern kann, will ich sie nicht alle hinsetzen, und dem Leser den Ekel erwecken, der bey mir davon entstanden ist. Demjenigen aber, der mir darinn einen Nachdruck zeigen kann, will ich besonders Dank wissen. Pag. 2. heisset es, da die Sache geführet wird bey dem Oberrichter ꝛc. 3 daß ich frey reden dürfe vom Studiren, 5 weil er Umgang hatte mit Lucullo, 15 daß

er

er nicht hätte ſterben ſollen, wegen ſeiner fürtrefflichen Kunſt und Artigkeit, 17 dem Mario, der etwas ungeneigt zu ſeyn ſchiene, gegen die Poeſie, 20 der du am Homero .. haſt angetroffen! 22 Sie bezeugen, daß ſie wollen gelobet ſeyn, 28 nicht gedenken der alten Geſchichte, 34 du haſt Italien vertheilet unter deine Cameraden, 50 Wiltu dich mehr fürchten vor der Feindſchaft, die du ꝛc. 56 als itzund, da ich ſie habe wieder bekommen, 61 Mich aber hat erbeten Piſonis Anſehen, und meines Bruders Weinen in ſeinen Trauerkleidern, 68 vor die Häuſer lief, mit Brandfackeln, 70 mein Wohlſeyn dermaaſſen verknüpfet ſeyn, mit dem Wohlſeyn der Republik, 74 daß er nicht nur nicht niedergeſchlagen war, wegen des ihm wiederfahrnen groſſen Unglückes, ſondern recht großmüthig, 75 die Oberhand zu behalten, wieder böſe Leute, 82 abgehalten durch ein Geſetze, 90 Ihr ſolltet .. trauren, über das Unglücke, 94 daß wenn du ihm würdeſt gleich ſeyn, deine Stirne dir .. würde dienen können zum ꝛc. 98 daß er ſich nicht nur als meinen Beyſtand bezeigete, in meinem Unglücksfalle, 101 werden gleichkommen können ſeinen Wohlthaten, 103 er möchte zu Rathe ziehen ſeinen Bruder, 105 der nicht vor Sünde hielt, nicht ſeine Stimme mitzugeben zu meiner Zurückberufung, 113 da er ſich .. hat in ſeinem Amte erzeiget. 117 Er hat den Rath faſt vertilget bey ſeiner Wiederkunft, 131 zu beſchützen iſt der Ruhm eures Namens, ꝛc. Pag. 137 iſt ein ganzer Satz ſo annehmlich: „Doch hieraus könnet ihr deutlich die „Rechnung machen, wie ſchwer der Krieg ſeyn wer„de, welchen wider uns führen die mächtigſten Kö„nige,

„nige, welchen mit uns von neuem anfangen die in „den Harniſch gebrachte Völker, welchen ſolche Völ„ker, die bisher keinen Krieg gehabt, und alſo von fri„ſchen Kräften ſind, wider uns erregen, und welchen „zu führen bekommt euer General, nachdem die alte „Armee iſt herausgejaget worden. Pag. 153 daß Maximus — das Commando ſo oft bekommen haben, nicht nur wegen ihrer Tapferkeit, ſondern auch wegen ihres Glückes.

Von dem oratoriſchen Wohlklange will ich gar nichts gedenken. Man wird ihn allenthalben vergebens ſuchen. Der itzt angeführte Satz giebt davon ſchon eine Probe. Man nehme den darzu pag. 52: „Wird er aber aus Rom ſich hinaus begeben, und ſel„ne Anhänger mitnehmen, auch die übrigen Banke„routirer von allen Orten eben dahin zuſammenbrin„gen, ſo wird nicht nur dieſer der Reiſe ſchon ſo nahe „gekommene Untergang der Republik vernichtiget, „ſondern auch zugleich der Stamm und Saame al„les Uebels ausgerottet und vertilget werden.“ Imgleichen im folgenden pag. 81: „Nachdem aber der„jenige Zunftoberſte euch einen Schluß zu machen „nicht vergönnete, der, da er ſelbſt die Republik übel „zuzurichten die Gelegenheit nicht hatte, hinter andere „böſe Leute ſich verſteckete, ꝛc.“ Pag. 98: „Was ſoll „ich ſagen von dem Moſopio? welchem und ſeinem „Vater und ſeinem Bruder, wie hoch ich verpflichtet „ſey, weis ich am beſten, als welche, da ich ſie vorher „in einem gewiſſen Proceſſe mir zu Unfreunden ge„machet hatte, in Betrachtung der von mir der Repu„blik erwieſenen Wohlthat, die wegen einer Privat„ſache in ihrem Herzen entſtandene Ungeneigtheit

„ſah-

– „fahren lieſſen.“ Wie oft das verdrießliche ſagte ich angebracht ſey, iſt nicht zu zählen. Mir, mich, wir, ſie, ꝛc. ſtehet faſt niemals an dem rechten Orte. Kurz, man ſiehet aus dieſen Proben zur Gnüge, daß der Herr D. von der oratoriſchen Schreibart entweder ganz andere Begriffe haben müſſe, als Cicero, und gute deutſche Redner; oder daß ihm ſein Werk unter den Händen mislungen ſey, indem er uns, ſtatt deutſcher Reden, ein lateiniſch deutſches Exercitium, wie er dergleichen Arbeit ſelbſt nennet, geliefert hat.

Uebrigens glaube ich nicht, daß in der Rede für den Archias, gleich bey dem Anfange die Worte: huiuscæ rei (exercitationis dicendi) ratio aliqua ab optimarum artium ſtudiis ac *diſciplina* profecta, *a qua* ego &c. recht überſetzet ſind: wie ich denn die ganze Zeit meines Lebens dieſer Wiſſenſchaft ꝛc. denn Cicero redet nun nicht mehr von der Beredſamkeit, ſondern von der diſciplina artium. Pag. 12 iſt der Nachdruck, in animos doctrina excolere & relaxare, durch fleißig Studiren, und durch das Studiren eine vergnügte Stunde machen, nicht vollkommen erreichet. Eben daſelbſt iſt lin. 23 das zwar überflüßig. Pag. 13 moderatus heiſſet etwas anders, als vernünftig. Ich glaube nicht, daß, ohne Gelehrſamkeit von ſich ſelbſt vernünftig zu werden, ein faſt übermenſchliches Naturell bey einem Menſchen erfordert werde. Pag. 14 klinget es auch nicht gut: Wir haben vom Studiren Ehre, wenn das Glücke uns mit Ehre krönet. Pag. 28 iſt durch peſtis quam Catilina machinabatur, nicht mehr der Tod allein zu verſtehen: Davon war ſchon zuvor genug geſaget worden. Eben daſelbſt iſt der in dem ſuit gar recht gefundene Verſtand nicht nachdrücklich

genug

genug vorgetragen; das doppelte kurze ſuit thut beſſere Wirkung. Wenn es dem Herrn D. beliebet hätte pag. 33 Cap. IV das **Ey!** auszulaſſen, würde es beſſer ſeyn. In einer ſo heftigen Rede klinget es gar zu gemein. Pag. 36 iſt in den Worten: **Weil ich doch nicht wagen mag, zu thun, was doch das vornehmſte iſt, weniger,** als im Lateiniſchen, und das huius imperii ausgelaſſen. Pag. 61 ſind die Worte: Unus huic, qui domi, qui in foro poſſet eſſe mihi pietate filius, ganz falſch gegeben: Dieſer einzige, der ſowohl im Hauſe, als vor Gerichte, ſich als einen rechtſchaffenen Sohn gegen mich **hätte aufführen können.** Das heiſſet ja: Er hat ſich nicht ſo aufgeführet, ob er es gleich hätte thun können. Cicero aber lobet ſeinen Bruder, daß er es wirklich gethan habe. Er habe ihn geliebet, wie ein Bruder, ſich gegen ihn wohlthätig erwieſen, als ein Vater, und ihn vor Gerichte und zu Hauſe ſo verehret, daß er in Anſehung deſſen ſein Sohn hätte ſeyn können. Pag. 63 kan das Wort motus, wie Herr **Heumann** in der Note davor hält, nicht durch **Freudenbezeugung** gegeben werden. Es bedeutet die Bewegung und Bemühung, die verjagten erſt zurücke zu berufen, wie der gleich folgende Gegenſatz: at me in patriam ter ſuis *decretis Italia cuncta* reuocauit, an den Tag leget. Eben dieſes beſtätiget auch die Ordnung der Worte am Ende der Rede an den Rath, wo auf gleiche Weiſe geſaget wird: Nullus Italiae motus, nulla decreta municipiorum extiterunt. Pag. 82 iſt lex lata de me, de ipſis, undeutlich gegeben: Das Geſetze, welches **von** mir, von **ihnen** gegeben war. Das heiſſet: a me, ab ipſis. Hier ſollte de **meiner, ihrentwegen,** überſetzet ſeyn. **Von einer Sache**

giebet

giebet man wohl ein Geſetze, aber nicht von einem Menſchen, ſo, daß es bedeute, einen Menſchen betreffend. In dem neunten Capitel der Rede für das Manilische Geſetze lautet eine Stelle ſo: „Denn, „als er ſich wieder in ſein Reich begeben hatte, ſo hat„te er daran nicht genug, (welches ihm doch wider „ſein Verhoffen begegnet war,) daß er wieder in „ſein Land kam, aus welchem man ihn herausgeja„get hatte, ſondern er fiel eure Armee, die ſo groſ„ſen Ruhm hatte, und ſeine Beſiegerin war, an.“ Die lateiniſchen Worte lauten, wenigſtens in der Verburgiſchen Edition, ſo: Nam cum ſe in regnum recepiſſet ſuum, non fuit eo contentus, quod ei praeter ſpem acciderat, vt illam, poſteaquam pulſus erat, terram vnquam attingeret; ſed in exercitum veſtrum, clarum atque victorem, impetum fecit. Ich weis nicht, was Herr Heumann für einen Text gehabt haben muß, daß er eine Note dazu machet, und ſaget: „Ich bleibe hier nicht genau bey „den lateiniſchen Worten, ſondern drücke mehr „unſers Redners Gedanken als Worte aus. Es „hat nemlich derſelbe ſchreiben wollen: non putabat, „ſore, vt illam terram vnquam attingeret. Er hat „aber hernach der conſtructionis Grammaticae ver„geſſen.“ Nach den von mir angeführten Worten folget der Herr D. dem lateiniſchen ſehr genau. Ich kan auch nicht finden, wo ſich Cicero wegen der conſtruction vergeſſen haben ſollte.

Dieſes iſt es, was ich wider des Herrn D. Vorrede und Ueberſetzung zu erinnern habe. Ob, wenn, was, und wie er darauf antworten wolle, werde ich mit großer Gleichgültigkeit erwarten.

W. B. A. v. S.

III. Gloſſa-

III.

Glossarium Germanicum, continens Origines & Antiquitates linguae Germanicae hodiernae, Specimen ex ampliore farragine decerptum Auctore Io. Georgio Wachtero, Reg. Soc. Scient. Berol. Consorte.

d. i.

Joh. Georg Wachters Deutsches Wörterbuch, welches die Ursprünge und Alterthümer der heutigen Deutschen Sprache in sich hält, als eine Probe eines grössern Vorraths ans Licht gestellet.

Leipzig, 1727, in groß 8.

Wir sind lange willens gewesen, unsern Lesern von diesem sehr gelehrten und trefflichen Buche einen Auszug zu geben; würden es auch schon gleich in den ersten Theilen gethan haben, wenn wir nicht geglaubet hätten, daß es ohnedem in den Händen aller Liebhaber unsrer Muttersprache wäre. Itzo aber, da das grössere Werk unsers gelehrten Herrn **Wachters** wirklich unter der Presse ist, und in kurzem ans Licht treten dörfte: So haben wir nicht länger Anstand nehmen können, eine vorläufige Nachricht von der Probe desselben zu geben, die er der gelehrten Welt nunmehro schon vor acht Jahren vor Augen geleget hat. Die grosse Wissenschaft desselben in den

alten Mundarten unſers Vaterlandes iſt ſchon ſo oft beyläufig in unſern Beyträgen gerühmet worden, auch allen deutſchliebenden Patrioten ſo wohl bekannt, daß wir es für überflüßig halten, hier von neuem ein Zeugniß davon abzulegen. Seine eigene Arbeit wird ſattſam darthun, daß er itzo in dieſem Stücke ſeines gleichen nicht hat. Wir ſchreiten alſo zu dem Werke ſelbſt.

Es enthält ſelbiges 1) eine weitläuftige und ſehr lehrreiche Vorrede an die Deutſchen: Davon wir einen ausführlichen Auszug zu geben für deſto nöthiger achten, je gröſſer der Vortheil iſt, den unſre Leſer, die lieber deutſche als lateiniſche Bücher leſen, daraus ziehen können. Nach einem kurzen Eingange von der Schwierigkeit und Annehmlichkeit der etymologiſchen Wiſſenſchaft behauptet der Herr Verfaſſer, die Sprachen wären nicht von ungefehr, oder aus einem natürlichen Triebe, auch nicht aus dem bloſſen Gutachten des Pöbels entſtanden; ſondern auch durch vielen Verſtand ſo eingerichtet, wie ſolches die Erfahrung ſelbſt bezeuge. Er führet dabey die Zeugniſſe des Plato und des Clemens von Alexandrien an; die dieſe Art der Gelehrſamkeit eben ſo angeſehen haben. Selbſt Ariſtoteles, Zeno, Cleanthes und Chryſippus, ja, alle Stoiker haben ſich der Philologie nicht geſchämet, ſondern neben den Sachen auch über die Wörter philoſophiret.

Daher iſt denn die Frage aufgeworfen worden, ob die Wörter natürliche, oder willkührliche Bedeutungen hätten? Jenes hat Plato, dieſes Ariſtoteles dafür gehalten. Herr Wachter hält es mit keinem von beyden gänzlich, ſondern meynt, daß gewiſſe

wiſſe Wörter der Natur, andre der menſchlichen Willkühr ihren Urſprung zu verdanken hätten. Quintilian würde es vollkommen wohl getroffen haben, da er ſagt, die Sprache käme auf die Vernunft, auf das Alter, Anſehen und die Gewohnheit an: Wenn er nur die Natur nicht ausgeſchloſſen hätte. Hierbey merkt unſer Herr Verfaſſer folgendes an: I) daß einige Wörter nicht nur Abbildungen der Begriffe und Ideen, ſondern Bilder der Sachen ſelbſt wären; II) Daß die erſten Bemühungen der Kinder im Reden ſich mit den Buchſtaben äuſſerten, die vermittelſt der Lippen ausgeſprochen würden: Welches beydes er mit verſchiedenen Exempeln aus allerley Sprachen beſtätiget. Endlich iſt auch das merkwürdig, daß man in allen Sprachen Wörter antrifft, die Nachahmungen der Natur ſind: Wie die meiſten zu ſeyn pflegen, die einen Schall oder Ton anzeigen.

Dem ungeachtet thut die Natur nicht alles: Die Vernunft und die Gewohnheit haben auch viel Theil daran. Von dem erſten zeigen die zuſammengeſetzten und abgeleiteten Wörter, worinn der Herr **Wachter**, nicht ohne Urſache, einen groſſen Verſtand bemerket hat. Er vergleichet hier mit dem alten Hermes der Egyptier, der vielen Dingen eigene Namen gegeben, den Hercules Ogmius der Gallier, der nach Boſcharts Erklärung beym Beyhorn Bl. 13 auch die celtiſche Sprache ſehr bereichert und ausgeputzet haben ſoll. Von dem andern legt die Bedürfniß der Menſchen ein Zeugniß ab, als denen es ſehr unentbehrlich war, die Dinge benennen zu können, damit ſie umgiengen.

Vtilitas expreſſit nomina rerum. Lucr.

Wenn nun viele darüber eins wurden, ſo entſtund eine Gewohnheit, aus dieſer kam allmählich das Alter, aus dieſer endlich das Anſehen der Wörter und Sprachen. Und ſo viel vom natürlichen Urſprunge unſrer Sprache.

Nun kömmt Herr **Wachter** auf den bürgerlichen Urſprung derſelben, oder vielleicht beſſer auf den hiſtoriſchen. Hierbey iſt es unſtreitig, daß die heutige hochdeutſche Sprache zu allernächſt von den **Franken** und **Allemannen** herſtammet: Wo ſie aber ihre erſte Quellen gehabt habe, iſt ſo ausgemacht nicht. Nichts iſt billiger, als daß der gelehrte Herr Verfaſſer diejenigen keiner Wiederlegung, ſondern des Auslachens würdig ſchätzet, die ſie unmittelbar vom babyloniſchen Thurme herholen wollen. Er hält weit vernünftiger dafür, daß die Natur, wie in andern Dingen, alſo auch in Sprachen, keinen Sprung thue. Die Schrift und alle Alterthümer bezeugen, daß anfänglich aus der erſten Sprache der Menſchen in verſchiedenen Familien erſtlich verſchiedene Mundarten entſtanden, die ſich aber nach und nach in Sprachen verwandelt, die aber wiederum allmählich andere Mundarten bekommen, ja, wieder zu neuen Sprachen geworden: Wozu aber die Zeiten, Oerter und Züge der Völker, nicht wenig beygetragen haben. Eben dieſes bemerket man noch itzo, da die neuen Sprachen aus ältern, die abendländiſchen aus den morgenländiſchen, entſtanden ſind. Gehen wir nun dergeſtalt in das Alterthum zurücke, ſo werden wir finden, daß wir von den erſten Einwohnern von Aſien und Europa, den Scythen, Phryglern und

Celten,

Celten, unſer Geſchlecht und unſre Sprache herleiten müſſen. Und hier beweiſet der Herr **Wachter**, daß dieſe alten Völker faſt einerley, und eine mit unſerer Mutterſprache ſehr übereinkommende Sprache gehabt haben müſſen.

Der Name der Scythen ſelbſt zeiget hiervon. Denn, die nordiſchen Völker nannten **ſkioton**, was wir itzo ſchieſſen nennen. Die precopiſchen Tartarn nennen es noch **ſchieren**, die Franzoſen *jetter*, welches mit dem plattdeutſchen **ſcheeten** ſo nahe verwandt iſt. Und Julius Pollux überſetzt gleichwohl den Namen der Scythen durch Schützen, (Sagittarios,) Diodorus Siculus aber bezeuget, daß die Cretenſer einen Bogen Scythicum genennet. Wir übergehen die andern Beweiſe, die Herr **Wachter** davon giebet, und kommen nur auf die Ueberbleibſel, die davon noch in der heutigen perſiſchen Sprache übrig ſind, und gleichwohl mit dem Deutſchen ſehr übereinkommen: z. E. **Bend** ein Band, **Berber** ein Barbier, **Borden** Bären, daher Bürde, Bording kömmt, **Brader** ein Bruder, **Choda** Gott, **Korbos** ein Kürbis, **Dochter** eine Tochter, **Drug** der Trug, **Ender** unter, **Ghiriften** greifen. **Juk** ein Joch, **Khal** kahl, **Lib** die Lippe, **Madeh** ein Mädgen. **Morden** ſterben, **Muſh** die Maus, **Naf** der Nabel, **Nome** der Name, **Neh** nein, **Neu** neu. **Pater** der Vater, **Poſter** ein Polſter, **Rubaden** rauben, **Satzden** ſetzen, **Stareh** Stern, **Tonder** der Donner, u. d. gl.

Wie nun dieſe Uebereinſtimmung die Gelehrten billig in Verwunderung geſetzet; alſo will doch Herr **Wachter**, weder das Deutſche von dem Perſiſchen

ſiſchen, noch dieſes von jenem, herleiten: Denn er hält dafür, daß beyde von ſcythiſchem Urſprunge herkommen. Die Scythen haben vorzeiten in Europa und Aſien gewohnet, ja, ſie ſind gar bis nach Egypten gedrungen, und haben auf ihrer Rückkehr ſich Aſien, funfzehnhundert Jahre lang, zinsbar gemacht, bis Ninus, der aſſyriſche König, den Tribut zu bezahlen, aufgehöret; wie Trogus Pompejus und Juſtinus aus ihm berichten. Was Wunder, daß hier die Sieger den Ueberwundenen etwas von ihrer Sprache beygebracht, wie die Römer in den Abendländern gethan haben. Hat nicht Spanien noch heute zu Tage die Ueberbleibſel der Römer, Gothen und Mauren, in ſeiner Sprache aufzuweiſen, die nach und nach darinn geherrſchet? Salmaſius und andre haben gar das Geſchlecht der Perſer von den Scythen hergeleitet, und die Ausleger des Tacitus haben eine Aehnlichkeit der Sitten bey den Perſern und alten Deutſchen angemerket.

Nun kömmt Herr **Wachter** zu den Phrygern, die noch älter, als die Aegyptier, geweſen ſeyn ſollen, wie Herodotus berichtet. Die Thracier haben ſich des phrygiſchen Urſprunges gerühmet, und ſich für Abkömmlinge der Titanen ausgegeben, wie Orpheus in dem Lobgeſange auf die Titanen bezeuget. Daher iſt ohne Zweifel die Nachricht falſch, die Herodotus von den Macedoniern bekommen, daß die Phryger von den Thraciern ihren Urſprung hätten, und aus Europa nach Aſien gezogen wären. Doch geſtehen dieſe Lügner, daß die Phryger auf Thraciſch **Briges** genennet worden, welches ſo viel, als **freye Leute**, bedeute, wie Heſychius angemerket. Daß

dieſes

dieſes Wort nun vor Alters in Deutſchland eben das bedeutet habe, bezeugen die älteſten Mundarten. Die Gothen ſagen **Frije**, die Angelſachſen **freo frigt**, Kero ſagt **friger**, und wir Hochdeutſchen **frey**. Dieſer Name ſchickte ſich nun für die Abkömmlinge Aſcans, der Japhets Enkel war, ſehr wohl, theils weil ſie allezeit ihre eigene Herren geweſen; theils, weil ſie ſich auf freye Künſte geleget, und zuerſt die wilde Lebensart abgeſchaffet, und beſſere Speiſen erdacht haben. Daß nun ihre Sprache mit der ſcythiſchen übereingekoñen, wird aus den abendländiſchen neuern Sprachen erhellen, die, dem obigen zu folge, ſcythiſcher Abkunft geweſen ſind: Davon wir aber, der Kürze halber, die Exempel übergehen.

Von den Phrygern kömmt der Herr Verfaſſer auf die Celten, die weit jünger, als Phryger und Scythen ſind, und von denen man vor dem trojaniſchen Kriege nichts findet. Er merket an, daß heute zu Tage alle Neuern voll von Celten ſind, obgleich die wenigſten wiſſen, wer dieſelben geweſen. Pezronius hat erwieſen, daß die Phryger vorzeiten ein groſſes Reich gehabt, und ihre Colonien nicht nur in Aſien, ſondern auch in Griechenland, Thracien, und faſt im ganzen Occidente ausgebreitet: Nur darinn irret er, daß er ſeinen Sacis dieſes Reich zueignet, für deren Abkömmlinge er ſeine Franzoſen hält. Er vergißt aber aus ſeinem Strabo anzumerken, daß die Sacier von den perſiſchen Stadthaltern in Cappadocien gänzlich vertilget worden. Der erſte, der über den Occident geherrſchet, iſt **Uranus** geweſen, wie Diodorus und Ennius bezeugen. Dieſer

ist ein Phryger, und kein Ausländer, und ein Vater der Titanen gewesen, welche, nach Herrn Wachters Meynung, kein ganzes Volk, sondern nur die königliche Familie gewesen.

Den Untergang dieser Monarchie haben die Griechen befördert, als sie der phrygischen Herrschaft überdrüßig geworden, und aus Egypten und Phönicien neue Colonien bekommen hatten. Nachdem auch Troja, als die Residenz dieses Reiches, zerstöret worden, sind die meisten aus Furcht vor den Siegern, in das innerste Scythien geflohen, andre über See mit dem Aeneas nach Italien, noch andre mit dem Antenor nach Venedig, noch andre unter Tutiscons Anführung zu Lande nach Deutschland, endlich auch einige unter Dite nach Gallien, welches bis dahin von Einwohnern leer gewesen, wie Marcellinus und Cäsar berichten. Strabo selbst bezeuget, daß die Zerstörung Trojä allen Barbarn ein grosses Schrecken eingejaget, und zu vielen Zügen derselben Gelegenheit gegeben haben. Bey dem Ursprunge der Deutschen merket der Herr Professor sehr gelehrt an, daß es der ältesten Tradition der Franken gemäß sey, daß sie von den Trojanern herstammen, ob sie gleich unrecht die andern Deutschen ausschliessen: Und wiederlegt, was Tacitus von dem Ursprunge der Deutschen sagt.

Von diesen Zügen nun ist der Name der Celten entstanden, weil nemlich die Griechen alle diese Flüchtlinge so geheissen, wie ihre eigene Sprache es mit sich brachte. Denn Cil heißt bis auf diesen Tag bey den Cambriern in England einen Austritt, ein Weichen, eine Flucht; und Ciliad, oder Cylidd,

lidd, einen Flüchtling; welches denn augenſcheinlich der Name der Celten iſt. Daher iſt nun der Unterſcheid unter den Scythen, Celten und Celto-Scythen entſtanden. Denn die Griechen nannten alle nordliche Völker Scythen, alle weſtliche Celten, die aber zwiſchen beyden lagen, Celto-Scythen: Und dieſe ſind vermuthlich die Deutſchen geweſen, als die den Griechen weder recht nordlich, noch recht weſtlich lagen.

Folglich ſind denn die alten Gallier und Britannier wahrhafte Celten, ſo, wie die heutigen Cambrier und Irrländer noch die celtiſche Sprache geerbet haben. Die Ingewones, Iſtewones und Herminwones des alten Deutſchlandes aber ſind wahre Celto-Scythen, und die eigentlichen Ahnen der Gothen, Angelſachſen, Franken und Alemannen, von welchen die heutigen Deutſchen herſtammen. Was auch in dieſer Völker Sprache übereinkömmt, das muß ihrer allgemeinen Mutter zugeeignet werden. Dieſe verſteht alſo der Herr Wachter in ſeinem Gloſſario durch die Celtiſche, wiewohl er ſie auch die Phrygiſche und Scythiſche hätte nennen können.

Nun iſt noch übrig zu zeigen, daß die Celten phrygiſch, oder die Phryger celtiſch, geredet haben. Dieſes hat aber der Herr Verfaſſer im dem Werke ſelbſt, durch die Benennung eines Mannes und Vaters, der Ziege, des Schweines, des Hundes, Waſſers, Feuers, Brodtes, Berges und der Socken, dargethan; verſpricht es auch in einer beſondern Diſſertation ausführlicher zu zeigen. Daß aber die Sprachen der heutigen celtiſchen Nachkömmlinge, in ganz Europa, in vielen Wörtern übereinkommen,

dieſes erhellet gleichfalls aus dem Gloſſario ſelbſt, als worinn dieſes an mehr, als zweyhundert Wörtern, erwieſen worden. Woher wollte das nun anders kommen, als weil ſie alle aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel entſtanden? Von den alten deutſchen Mundarten führt der Herr **Wachter** verſchiedene Proben an, und zeiget, daß ſie mit dem Cambriſchen und Irrländiſchen übereinkommen, die wir aber mit Fleiß übergehen. Endlich beruft er ſich auf den Stammvater, oder Anführer der älteſten Deutſchen, Tutiſcon, deſſen Name im Celtiſchen ſo viel als Terra editus, ein Erdenſohn, heißt; und von dem wir noch itzo die Deutſchen genennet werden.

Doch, wie die Sprachen ſich mit der Zeit ſehr ändern, und je mehr und mehr in den Mundarten von einander abgehen: So iſt es auch kein Wunder, daß die Deutſche von der Galliſchen, als ihrer Schweſter, mit der Zeit ſo ſehr abgewichen, daß Arioviſtus erſt mit groſſer Mühe galliſch gelernet. Dieſes iſt nach Edward Simſons Chronologie, 1126 Jahre nach dem Ausgange der Celten in die Abendländer geſchehen: Welche Zeit denn zu einem ſo groſſen Unterſchiede lang genug iſt.

Dieſes muß niemanden Wunder nehmen. Die Erfahrung hat nemlich gelehrt, daß die deutſche Sprache noch eine gröſſere Veränderung, und zwar in kürtzerer Zeit, erlitten. Man darf ſich nicht auf die gothiſchen, ſächſiſchen und fränkiſchen Mundarten der Alten berufen, die ſo ſehr voneinander unterſchieden ſind, daß man ſie eben ſo mühſam lernen muß, als Ariowiſt die galliſche. Der Herr Verfaſſer giebt uns zu bedenken, welch eine Menge deutſcher Wörter

unter

unter uns verlohren gegangen, die doch vor achthundert Jahren von allen verſtanden wurden. Z. E. **Ammarari** die Demüthigen, **Bimmtono** ein Räuchwerk, **Rumiſci** die Rathsherren, **Droa** die Laſt, **Erine** ein Eſtrich, **Fihhara** die Fremden, **Gozophar** ein Speiſeopfer, **Juchenta Arauweiz** gekochte Erbſen. Bey welchem letztern Worte man doch noch die Spur des Deutſchen merket, wenn man ſich beſinnet, daß man vor nicht gar langer Zeit, an ſtatt Erbs noch Erbeis geſchrieben, welches denn mit **Araweiz** ſehr nahe verwandt iſt. ꝛc. Dieſe Wörter ſind in den altdeutſchen Gloſſen, die P. Petz herausgegeben, zu finden; ja, es iſt ihrer in den alten Ueberbleibſeln unſrer Vorfahren ſolch eine Menge, daß ſie der Anzahl brittiſcher Wörter, die von uns ganz abgehen, faſt gleich kömmt. Und gleichwohl iſt unſre hochdeutſche Sprache eine wahrhafte Tochter der alten fränkiſchen und alemanniſchen. Eben ſo wenig kan man uns die celtiſche Abkunft ſtreitig machen, da nicht allein viele Ueberbleibſel in der Sprache ſelbſt davon zeugen, ſondern auch die alten griechiſchen Scribenten uns augenſcheinlich unter den Celten mit begreifen. Dio ſchreibt, (B. 39) daß in den alten Zeiten, die Völker an beyden Ufern des Rheines Celten genennet worden. Appianus nennet die Cimbrer auch Celten, Libanius nennt die Franken ein celtiſches Volk, und Dio heißt Deutſchland **Celtenland** (Celticam). Zwar Strabo, der älter iſt als die vorigen, unterſcheidet die Deutſchen von den Celten: Aber, er lenket doch wieder zu uns ein, da er wegen der ähnlichen Geſtalt, Sitten und Lebensart, ſie Brüder der Gallier, auch Blutsverwandte derſelben,

ben, nennet. Woher wären sie aber Blutsfreunde, wenn sie nicht aus trojanischer oder scythischer Abkunst wären?

Ob unser Deutschland vor der Ankunft Tuiscons und der Seinigen schon Einwohner gehabt habe, und woher dieselben gekommen seyn möchten, darinn gesteht der Herr Verfasser seine Unwissenheit. Die Zeiten sind zu alt. Hat es aber ja welche gehabt, so sind es Scythen, Phryger oder Thracier gewesen, und diese werden von den Unsrigen übers Meer, nach Britannien, oder nach Scandinavien, getrieben seyn. Diejenigen gehen am sichersten, die den ersten Ursprung der Deutschen von den Ingewonern, Istewonern und Herminwonern herleiten. Es sind aber diese Namen erst in nachfolgenden Zeiten entstanden, als die Deutschen schon zahlreicher geworden, und die Wüsteneyen Deutschlandes einzunehmen begonnen, wozu sie aus der cimbrischen Halbinsel den Anfang gemachet. Einige sagen, wie Tacitus, Mannus habe drey Söhne gehabt, nach denen die drey Theile genennet worden. Da aber gleichwohl in allen dreyen das Wort **wohnen** hervorblicket, welches jederzeit sich aufhalten bedeutet: So ist es viel wahrscheinlicher, daß der Aufenthalt dieser Völker dadurch angedeutet worden. Auch Hugo Grotius ist dieser Meynung gewesen, als der daraus seine **Inwohner**, **Westwohner** und **Herumwohner** gemachet hat.

Die **Ingewoner** nennt Plinius das erste Volk Deutschlandes, Tacitus aber sagt, sie hätten dem Ocean am nächsten, das ist zwischen der Elbe und dem Rheine, bey der Nordsee; an der Ostsee aber bis zur Oder, gewohnet. Hernach sind auch die Einwohner der

Inseln

Inſeln ſo genennet worden, weil ſie von jenen den Urſprung gehabt. Zu jenen haben die Cimbern, die Schwaben, die Chaucer und Friſier; zu dieſen aber die Teutonen, Hillevionen, Svionen und andere nordiſche Völker, gehöret, wie Plinius und Solinus berichten.

Andre davon ſind über die Oder bis an die Weichſel gegangen, und dieſe hält Herr **Wachter** für die **Iſtäwonen**; Denn, er hält dafür, dieſes heiſſe ſo viel als **Aeſtiwonen**, das iſt, **öſtliche Einwohner**, wie die Engländer und Angelſachſen denn durch **caſt** Oſten verſtehen. Dieſes ſchicket ſich nun ſehr gut auf die Vandaler, und ihre Abkömmlinge die Burgunder und Gothen, die, nach Taciti Bericht, zwiſchen der Weichſel und Oder an dem ſchwäbiſchen Meere gewohnet.

Die letzten ſind die Herminwoner, welche in dem Umfange der andern bis an den Rhein gewohnet: Daher ſie Tacitus mittlere, (medios) Plinius mittelländiſche, (mediterraneos) nennet. Von dieſen kommen die Cheruſcer, Catten, Hermandurer, Marcomannen, Ubier, Sigambrer, Uſipeten, Tencterer, Bructerer, Marſer, und andre. Sie ſind aber Herminwonen genennt worden, weil **menn** bey den Celten einen Ort, **hir** aber lang und breit, oder weitläuftig, bedeutet: Wie dieſe Wörter noch itzo in dem Cambriſchen heiſſen.

Von dieſen dreyen iſt ganz Deutſchland, welches anfangs nur eine Sprache hatte, dreyzüngig geworden. Denn von den Ingewonern haben wir die angelſächſiſche Sprache, von den Iſtäwonern die gothiſche, von den Herminwonern aber die fränkiſche und aleman-

lemannische, von welchen dreyen der Herr Verfasser noch insbesondere handeln will.

Die angelsächsische Sprache ist also durch die Ingewoner eine Enkelin der celtischen, die derselben weder ganz ähnlich, noch ganz unähnlich ist. In dieser Mundart ist eine Menge celtischer, cimbrischer und schwäbischer Wörter, aber keine fremde Spur der lateinischen oder griechischen Sprache. Denn, was noch darinn griechisch zu seyn scheinet, daß sind lauter Ueberbleibsel aus dem Celtischen. Durch die Angeln versteht Tacitus einen Theil der Schwaben unter den Ingewonern; durch die Sachsen aber ein an die Cimbrer grenzendes Volk. Diese haben sich durch Kriege zur See längst vor jenen bekannt gemacht. Beyde haben sich im Anfange des fünften Jahrhunderts in ein Bündniß eingelassen, und sich nach der Eroberung Britanniens so vermischet, daß nur ein Volk aus ihnen geworden, und ihre Sprache, die ohnedem eben dieselbe gewesen war, nunmehro die angelsächsische zu heissen angefangen. Die Sachsen selbst aber nannten ihre Sprache anglisch, zum Beweise, daß sie selbst nur ein Theil von den Angeln gewesen. In der sächsischen Uebersetzung heißt der Spruch Matth. 27. v. 46: Heli, Heli, lema zabdani; that is on Englisc: Min God, min God, to hwi forlete thu me. Daher kann man leicht schliessen, daß die angelsächsische Sprache viel älter sey, als diese ihre Benennung. Sie ist auch nachmals eine fruchtbare Mutter vieler andern Sprachen geworden, nemlich der heutigen englischen, holländischen, norwegischen, isländischen, dänischen, schwedischen, welche dergestalt der celtischen Sprache Enkelinnen sind.

Die

Die gothiſche Sprache iſt eine Tochter der vandaliſchen, und eine Schweſter der burgundiſchen, geweſen, und kan alſo nicht eher erkannt werden, als bis man ihre Mutter und Schweſter kennet, und von den Zügen weis, die ſie gethan hat. Daß die Vandaler celtiſch geredet haben, lehret das Alterthum des celtiſchen Namens, welches kein fremdes, ſondern einheimiſches altes Volk in Deutſchland geweſen. Eben das erhellet aus den Ueberbleibſeln der gothiſchen und burgundiſchen Mundarten, die nichts als celtiſche Reſte ſind. Da die Burgunder noch in Deutſchland waren, hatten ſie einen König, der hieß Hendin, d. i. ein Aelteſter, wie Marcellinus bezeuget. Dieſes Wort aber beſteht aus zweyen celtiſchen, wie im Gloſſario erwieſen wird. Die Gothen nennen den Landpfleger in Judäa faſt eben ſo, nemlich Kindius: Denn h und k pflegen leicht verwechſelt zu werden. Die übrigen Proben davon muß man bey dem Herrn Verfaſſer ſelbſt nachſehen.

Hierauf kömmt derſelbe auf die Gothen ſelbſt, und zwar auf diejenigen, ſo über die Weichſel gegangen, und an den wendiſchen Meerbuſen, wo der Bernſtein gefangen wird, gewohnet, hernach bis an den möotiſchen See gezogen, endlich aber wiederum die Donau herauf gekommen, und den Römern bekannt geworden ſind. Denn von dieſen haben wir das gothiſche Evangelium, welches Ulphilas, ihr Biſchof in Dacien, überſetzet hat. Von ihren übrigen Landsleuten, die entweder in Deutſchland, oder in Scandinavien geblieben, haben wir nichts übrig behalten, daraus man von ihrer Sprache urtheilen könnte. Denn, was die römiſchen Aufſchriften und

andre

andre nordiſche Ueberbleibſel anlanget: So ſind dieſelben isländiſch, und nicht gothiſch; obgleich gelehrte Männer ſolches aus Ehrbegierde gewünſchet haben. Es haben nemlich die alten Schweden die Gothen, als Fremdlinge, gehaſſet, und nicht eher nachgelaſſen, bis ſie dieſelben überwunden, und ſich ganz unterwürfig gemacht: Wie Otto Sperling dieſes dargethan, der die Ehre der isländiſchen Sprache gerettet hat.

So oft alſo in dieſem Werke der Gothen Meldung geſchieht, ſo ſind es nicht die in Schonen, ſondern die alten Bernſteinſammler, die man vor Alters **Guttones**, **Gothones**, oder **Gothunos**, in neuern Zeiten aber **Gothen** genennet hat. Dieſer ihre Sprache, je älter ſie iſt, deſtomehr kömmt ſie mit der celtiſchen überein. Dieſes erweiſet der Herr Verfaſſer mit dem Worte *Mentonomon*, welches bey den Gothen einen Meerbuſen bedeutete. Er führt auch hiebey ein Zeugniß aus Herrn D. Löſchers Litter. Celta an, der gleicher Meynung iſt, daß zur Zeit der Geburt Chriſti die Gothen bey dem Sinu Codano, wo itzo Dantzig ſtehet, gewohnet, und von da aus über die See erſt auf die Inſel Gothland, hernach nach Schweden gegangen, daher denn die beyden Provinzien, Oſtrogothia und Weſtrogothia, den Namen bekommen. Tacitus gedenkt ausdrücklich der Gothen unter den deutſchen Völkern, und ſetzet ſie nach Caſſuben, wo ſie ſehr leicht über die Weichſel an die Bernſteininſeln haben kommen können. Es iſt aber kein Wunder, daß er der übrigen nicht gedenket, die längſt dieſe Gegend verlaſſen hatten, und in das innere Sarmatien gezogen

zogen waren. Denn, warum hätte er die ſo weit entfernten Colonien auch noch nennen ſollen? Man kan alſo dem **Pytheas**, den Plinius lib. 37. c. 2. anführt, vollkommen Glauben beymeſſen, der die Guttonen, als ein deutſches Volk, für die Bewohner der Bernſteinufer angiebt: Und kan durch die Inſel **Abalum**, die er nennet, Finnland verſtehen. Denn **Aball** heißt bey den Celten die Armuth, wie es bey den Cambrern noch itzo übrig iſt; und daß Finnland für ein ſo armſeliges Land gehalten worden, zeiget des Taciti: *Fennorum foeda paupertas.*

Da nun aber die Gothen zum Theil durch ſo verſchiedene Länder und Völker herumgezogen, die an der Zahl zwey und zwanzig an dem Pontus Euxinus wohneten: So iſt es kein Wunder, daß ſie viel ſarmatiſche, pontiſche, ſcythiſche, und hernach, da ſie nach Dacien gekommen, auch griechiſche und lateiniſche Wörter unter ihre Sprache gemenget, die man in den andern deutſchen Mundarten nicht findet. Daher hat ſie denn in dem gothiſchen Evangelio, als dem älteſten deutſchen Buche, ſo wir haben, ein ganz andres Anſehen. Doch ſieht ſie ihrem celtiſchen, vandaliſchen und deutſchen Urſprunge ſo unähnlich nicht; wie Herr Prof. **Wachter**, nach **Franciſco Junio** im Abſehen auf das erſte, erwieſen. Procopius bezeuget, daß Gothen, Vandaler und Gepiden, ein Volk geweſen, einerley Geſetze, Religion, (nemlich die arianiſche,) und Sprache gehabt: Dieſer aber iſt ſehr glaubwürdig, weil er des Beliſarius Schreiber auf ſeinen Feldzügen wieder dieſe Völker geweſen. Und Walafried Strabo ſchreibt endlich, daß die Gothen, da ſie noch in Griechenland

wohneten, eine deutſche Sprache gehabt, und das Neue Teſtament in ihre Mutterſprache überſetzt hätten.

Dieſes gothiſche Evangelium haben die fränkiſchen Könige dem Kloſter **Werdin** aufzuheben gegeben, von da es nach Upſal gebracht worden, allwo es noch heutiges Tages iſt. Wie es damit zugegangen, iſt bekannt; allein, die ſchwediſchen Scribenten haben daher Gelegenheit genommen, uns ſowohl das Volk, als das Buch, zu rauben, und Cluvern, der uns zuerſt die Gothen wieder zugeeignet, mit den ärgſten Schimpfworten zu läſtern: **Wie Stiernhielm** unter andern gethan hat, obgleich Pytheas, Plinius und Tacitus, ausdrücklich bezeugen, daß die Gothen ein deutſches einheimiſches Volk geweſen. Wir übergehen, was der gelehrte Herr **Wachter** wieder dieſen ſchwediſchen Irrthum beygebracht, und erinnern nur mit ihm, daß die gothiſche Sprache, auſſer den Ueberbleibſeln, die ſie in der präcopiſchen Tartarey, im italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und dem barbariſchen Lateine übrig gelaſſen, gänzlich erloſchen und erſtorben ſey.

Die alamanniſche und fränkiſche Sprache iſt von allen alten deutſchen Mundarten die neueſte. Sie iſt aus der Vermiſchung aller deutſchen Völker entſtanden, die ſich, zu Beſchützung ihrer Freyheit, wieder die Römer in Bündniſſe eingelaſſen. Sie beſteht alſo aus einer Menge alter celtiſcher, friſiſcher, chauciſcher, saliſcher, bructeriſcher, cheruſciſcher, chattiſcher, ſigambriſcher, hermunduriſcher und ſolcher Wörter, die von den Völkern jenſeit der Elbe geredet worden. Herr **Wachter** misbilligt es aber

ſo

ſo ſehr, daß der Mönch Otfried dieſe alte fränkiſche Sprache barbariſch genennet; daß er ſich vielmehr wundert, daß ein ſo rauhes und kriegeriſches Volk noch eine ſo weiſe Art zu reden zuwege gebracht. Von dieſer Sprache nun iſt unſere heutige hochdeutſche Sprache entſtanden, die zwar nicht mehr ſolche vielſylbigte Wörter hat, aber deſto dunkler wird, je kürzer man ſie machen will. Insbeſondere iſt die ſchweizeriſche und ſchwäbiſche Mundart von der alemanniſchen, die pfälziſche, fränkiſche und ſogenannte oberſächſiſche aber von der alten fränkiſchen, entſprungen. Der Herr Profeſſor will aber die Frage nicht ſelbſt beantworten, ob die alte, oder die neue deutſche Sprache beſſer ſey? Denn, wenn er die Alten für Kinder, uns aber für rechte Sprachmeiſter ausgeben wollte: So würde er jenen unrecht thun. Wenn er aber ſagen wollte, die Alten hätten die Früchte gehabt, uns aber wäre nur die Spreu übrig geblieben: So würde man ihn auslachen. Er überläßt alſo die Entſcheidung dieſer Frage der ganzen deutſchen Nation. Das eine nur ſetzt er noch hinzu, daß die heutige Sprache gar nicht mehr dieſelbe Mundart ſey, der ſich die alten Einwohner Deutſchlandes bedienet haben. Es iſt offenbar, daß bey ſo vielen Veränderungen der Zeiten und Oerter, bey ſo vielen Vermiſchungen der Völker und Wörter, die Sprache deſtomehr von der alten hat abgehen müſſen, je länger es gedauret hat. In Ermangelung anderer Beweiſe würden uns die unzähligen eigenen Namen der Oerter davon überzeugen können, die, ob ſie gleich vormals verſtändliche Benennungen geweſen, itzo ganz unverſtänd-

lich, und ſo gar fremde klingen, als ob ſie colchiſch oder tartariſch wären. So oft wir nun den Namen eines Fluſſes, Berges, Waldes, Volkes, Dorfes, Fleckens oder einer Stadt, hören: So müſſen wir uns erinnern, wie ſehr wir von der alten Sprache unſrer Vorfahren abgewichen ſind: Wie der Herr Verfaſſer mit des Herrn von Leibnitz Worten ſehr wohl erinnert. Ja, daher kömmt es, daß wir die altväteriſchen Wörter zum Spott zu machen pflegen, und uns nur an den neuen ergetzen: Wiewohl auch die Begierde, neue Wörter zu machen, heute zu Tage eine rechte Sucht und Krankheit einiger Scribenten iſt, der man billig Einhalt thun ſolite; zumal wenn ſie ohne Noth neue machen, wo ſie ſich mit alten und gewöhnlichen ſehr wohl ausdrucken könnten; oder wieder die Aehnlichkeit der hochdeutſchen Mundart ſündigen.

Nun kömmt der Herr Verfaſſer auf ſein Gloſſarium, oder Wörterbuch, darinn er die etymologiſchen Regeln, die er ſich vorgeſchrieben, aufs genaueſte beobachtet hat. Er hat nichts ohne Beweis aus den alten Mundarten der Deutſchen angenommen, und zu dem Ende die Ueberbleibſele derſelben fleißig angeführt. Die **gothiſchen** Wörter hat er aus dem gothiſchen Evangelio; das **Angelſächſiſche** aber aus dem angelſächſiſchen Evangelio, welches mit dem vorigen zugleich herausgekommen, imgleichen aus den angelſächſiſchen Geſetzen, die von dem berühmten Dav. Wilkins ans Licht geſtellet worden, ferner aus dem Wörterbuche Alfricks, aus Somners Lexico und Benſons Zuſätzen dazu; das **Alamanniſche** aus einem Fragment des Iſidorus, und dem Wörterbuche des Kero, u. d. g. das **Fränkiſche**

aus

aus des Ottfrieds Tatians und Willerams deutſchen Schriften entlehnet; das **Cambriſche** aus dem Vocabulario Antiquo-Britannico, welches Borhorn aus Daviſii Papieren zuſammengetragen; das **Armoriſche** aus des Abts Pezrons celtiſchen Alterthümern; das **Isländiſche** aus dem Regiſter des Verelius, und der isländiſchen **Edda**; das **Procopiſche** aus Busbeks Briefen; das **Runiſche** aus dem runiſchen Wörterbuche, und des Olaus Wormius deutſchen Ueberbleibſeln, u. d. g.

Fraget man, warum der Herr Prof. vielmehr dieſe als jene Wörter zu dieſer Probe erwählet: So ſagt er, er habe dieſe Wahl mehr aus einem Triebe als aus Ueberlegung getroffen; als wozu er keine Zeit gehabt. Doch hat er von allerley Arten der Wörter, das iſt, aus allen Theilen der Rede, Proben gegeben: Damit der Leſer ſehen könnte, daß er ſich um alle dieſelben bekümmert habe. Doch geſteht er, daß er viele Wörter mit Fleiß genommen, die zu Beſtätigung des celtiſchen Urſprunges unſrer Sprache dienen konnten. Was andre hier und da Gutes geleiſtet, hat er fleißig gelobet, und verſpricht auch in ſeinem gröſſern Werke den Erfindern gewiſſer Dinge ihre Ehre wiederfahren zu laſſen. Und ſo hat dieſe lange aber lehrreiche Vorrede ein Ende.

Wir haben aus dieſer Vorrede mit Fleiß einen ſo ausführlichen Auszug geben wollen: Damit unſre Leſer, die zum Theil lieber deutſche als lateiniſche Bücher leſen, die Urſprünge und Alterthümer ihres Volkes auf eine hinlängliche Art einſehen möchten. Wir werden uns aber auch bey dem folgenden um deſtoweniger aufhalten dörfen, weil es ſich faſt nicht thun laſſen

laſſen will, einen Auszug davon zu geben. Denn es folget nun eine ſehr gelehrte Abhandlung von den Partikeln der Deutſchen, die theils vor, theils hinter den Wörtern angehänget werden. Dieſe Lehre iſt in gründlicher Erkänntniß unſrer Mutterſprache von der äuſſerſten Wichtigkeit: Zumal in Unterſuchung der Etymologie, als welche, ohne eine rechte Kenntniß derſelben, unmöglich auf gutem Grunde ſtehen kan. Der Herr Verfaſſer behauptet mit Recht, daß keine Sylbe vergeblich in unſern Wörtern ſey; ſondern, daß vielmehr eine groſſe Kraft darinn ſtecke, und keine geringe Weisheit aus unſern Partikeln hervorleuchte. Wir wollen nur ein Regiſter aller dieſer kleinen Wörterchen, oder vielmehr Sylben, geben, und dem ſprachliebenden Leſer dadurch Luſt machen, ſich in dem Buche ſelbſt umzuſehen. Es ſind aber dieſelben folgende:

A. Ab, An, And, Ant, At, Auf, Aus.
B. Bar, Be.
D. De, Der.
E. Ei, Ein, El, Em, Ent, Er.
Fach, ſt, Für.
G. Ge.
haft, halb, hand, heit, hin.
Icht, ig, igen, in, ing, iſch.
K. ke, keit.
L. lei, lein, lich, ling.
Mal.
Niß oder nüß.
Oede.
Por.
S. Sal, ſällig, ſam, ſch, ſchaft, ſeelig, ſt.

T. Te,

T. Te, Ter, Tum.
Ver, Um, Un, Und, Ung, Unter, Vor, Ur, Ut.
Wan, wart, wärts, oder werts, weg.
Zer, zig, zu.

Von allen dieſen Wörtern nun zeiget der Herr Profeſſor nicht nur den Gebrauch in den alten und neuen Mundarten der Deutſchen, vor und hinter den Wörtern; ſondern auch ihre rechte Kraft und Bedeutung: So, daß es niemand ohne beſondern Nutzen wird leſen können.

Hierauf folgen nun in einer beſondern Abtheilung die etymologiſchen Regeln, die er ſich, in Verfertigung ſeines Wörterbuches, ſelbſt vorgeſchrieben hat. Wir wollen dieſelben alle miteinander hieher ſetzen, und die Beſtätigung und Erklärung derſelben abermal in dem Buche ſelbſt nachzuſchlagen anrathen.

I. Die neuen Wörter hangen von den alten ab; nicht umgekehrt.

II. Die Urſprünge, ſo man zu Hauſe finden kan, ſoll man nicht von den Ausländern herholen.

III. Die Sprache, darinn man den Grund und die Urſache eines Wortes angeben kan, iſt die wahre Mutter deſſelben, ob ſie gleich das Wort ſelbſt nicht hat.

IV. Die abgeleiteten Wörter müſſen ihren Stammwörtern ähnlich ſeyn, und ſie ausdrücken.

V. Die Wahrheit der Abſtammung muß aus der Aehnlichkeit des Klanges und der Bedeutung beurtheilet werden.

VI. In Beurtheilung des Klanges muß man nicht sowohl auf die Selbstlauter, als auf die Mitlauter sehen.

VII. Etliche Nennwörter kommen von Zeitwörtern, etliche Zeitwörter stammen von Nennwörtern her.

VIII. Ein Zeitwort kömmt nicht von einem andern Zeitworte her.

IX. Die Partikeln pflegen gemeiniglich wahre Wurzeln zu seyn.

X. Ohne die Partikeln kan man nichts ableiten, nichts zusammensetzen.

XI. Die grammatischen Figuren werden in der Etymologie mit Recht gebraucht, so oft es nöthig ist.

XII. Die Rechtschreibung hänget von der Abstammung ab.

Nun kan ein jeder selbst urtheilen, was man sich von einem Werke versprechen könne, darinn diese so gegründete und vernünftige Regeln beobachtet werden. Wir können auch einen ieden versichern, daß in dem ganzen Werke die vernünftige Critik herrschet, die man sich aus diesem Vorschmacke darinn vermuthet. Gleichwohl können wir aus so vielen schönen Anmerkungen fast keine Wahl treffen, um eine Probe davon zu geben. Doch, damit wir nicht gar ohne dieselbe den Auszug eines so nützlichen Buches schliessen mögen: So wollen wir aus dem Buchstaben A nur ein paar Wörter nehmen, in deren einem wir des Herrn Verfassers Meynung vollkommen beypflichten; in dem andern aber einer andern zugethan sind.

Das

Das erſte iſt Africa. Von dieſem Worte iſt es merkwürdig, daß weder die Griechen noch Römer einen einzigen Grund anzugeben wiſſen, warum dieſer Theil der Welt dieſen Namen führet. Dieſes zeiget denn, daß ſie das Wort von einem ältern Volke, und zwar vermuthlich von den weiſen Phrygiern, bekommen haben. Der Herr **Wachter** muthmaſſet mit gutem Grunde, daß die celtiſchen Weltweiſen dieſen Namen zuerſt erdacht, weil **Africa** das Land, oder **Reich der Affen** geweſen. Denn die erſte Sylbe **Af** bedeutet das Thier, die Sylbe **rik** aber bedeutet in den alten Mundarten, und noch itzo im Niederſächſiſchen ein **Reich**. Nun ſchreibt aber Solinus: *Omne autem latiſundium, quod inter Aegyptium, Aethiopiam, Lybiamque diffunditur, quantumque lucis opacum eſt, varium impleuit Simiarum genus.* Das iſt: **Alle die Gegenden, die zwiſchen Aegypten, Aethiopien und Lybien liegen, ſo weit ſie von Wäldern beſchattet ſind, ſind mit allerley Gattungen von Affen erfüllet.** Bey welchen Worten der Ausleger des Solinus an den Rand ſchreibet: *Africa Simiarum patria*, **Africa iſt das Vaterland der Affen.**

Das andre Wort ſteht p. 83. und iſt der **Armbruſt**. Der Hr. Prof. meynet zwar, es ſtamme daſſelbe von *breſta*, **zerbrochen werden**, her, welches in des **Verelius** Regiſter ſteht. Allein, die Figur des Armbruſts iſt einem zerbrochenen Arme ſo ähnlich eben nicht, daß man ihn darum ſo hätte nennen ſollen. Man bedenke aber nur, daß das b in dieſem Worte nur überflüßig ſteht. Denn, wie die Wörter **Lamb, umb, Ambt**, ſambt, u. d. gl. vormals

ein solch müßiges b hatten, so hat auch das Wort **Armb** damals seines gehabt. Nehmen wir nun die folgende Sylbe **rust** ohne das b, so kömmt es augenscheinlich von **rüsten** her. Ein Armbrust heißt also eine **Armrüstung**; welcher Name die Natur des Wortes sattsam ausdrücket. Wir bestätigen diese Herleitung mit der Gewohnheit, da man noch itzo hier bey dem jährlichen Vogelschiessen, von halben und ganzen Rüstungen reden höret; so, daß jene eine kleine, diese aber eine grosse Art von Armbrüsten bedeuten.

Am Ende des ganzen Buches sind ausführliche Register aller fremden und einheimischen Wörter, die in diesem Glossario erkläret worden, angehänget: Auch machet ein vollständiges Register der Sachen den völligen Beschluß. Wir wünschen dem gelehrten Herrn Verfasser viel Gesundheit und Kräfte, sowohl sein grosses Glossarium vollends ans Licht zu stellen, als der gelehrten Welt mit andern nützlichen Arbeiten zu dienen.

* *

IV.

Henrich Christian Lemckers, Con-R. der Michaelis-Schule in Lüneburg, Beweis, daß der selige Lutherus kein Sprach-Verderber im Deutschen sey; wieder die ungegründeten Beschuldigungen eines Bayerischen Mönches.* 1734.

* Dieser Artikel ist uns zu beliebigem Gebrauche übersandt worden. Wegen seines nutzbaren und gründlichen Inhalts haben wir ihm den Platz in diesen Beyträgen nicht versagen wollen.

Des Nutzens, welchen die Gottesgelehrten aus den neuen Nachrichten von unserer deutschen Bibel-Uebersetzung schöpfen, nicht zu gedenken, hat man hiemit in wenigen Zeugnissen nur eine Probe von den Vortheilen geben sollen, welche unsere deutsche Sprache durch den Dienst des sel. Herrn D. Martin Luthers in seiner bekannten Uebersetzung erhalten. Da aus den ersten Ausgaben der sieben Bußpsalmen 1517, des Magnificats 1521, und endlich 1522 des ganzen Neuen Testamentes und dessen wiederhohlten vielfachen Auflagen, bis auf die völlige Herausgabe des Alten sowohl als des Neuen Testamentes, deren zweyhundertjähriges Gedächtniß wir in diesem Jahre begehen, erhellet, in was vor schlechtem Zustande die deutsche Sprache bey dem Anfange der Reformation gewesen, und wie sie fast in jedem Jahre durch dieses grossen Mannes Verdienste gebessert sey. So, daß man sich über den frechen Unverstand eines blindeifernden Mönches im Bayerischen nicht genug wundern kan, welcher in dem zu München neulich herausgegebenen Parnasso Boico mit eben so grossem Unverstande, als Unbesonnenheit, zu schreiben, sich nicht entblödet, ja, zugleich zu behaupten suchet: **Daß niemals ein ärgerer Sprach-Verderber in Deutschland aufgestanden sey, als eben D. Luther.** **

Ich

** Die Herren Verfertiger der Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, haben diese Worte aus des Herrn Schellhorns Nachricht ihren Beyträgen Th. *VII. p.* 445. einverleibet, woraus wir dieselben, weil das Buch selbst

Ich will demnach aus der Auflage des Neuen Teſtamentes von A. 1527 durch Melchior Lottern, in 8. nur einige wenige Zeichen anführen, woraus man ſowohl ſehen wird, was manchesmal ein unvernünftiger Eifer, wieder alle Wahrheit und Beſchaffenheit der Sachen, vorzubringen vermögend ſey; als auch in was für ſchlechtem Zuſtande zu der Zeit die Rechtſchreibung, Herleitung, Beugung und Zuſammenſetzung der Wörter geweſen. Welches alles aber in den nachfolgenden Auflagen durch des ſel. Mannes unermüdete Arbeit und beſtändiges Verbeſſern, wie der Augenſchein ſelber giebet, endlich zu der itzigen Vollkommenheit gelanget. Es iſt billig, als ein ſonderbares Zeichen der göttlichen Vorſorge, anzumerken, daß, zur Beförderung des groſſen Reformations-

Wer-

---

in unſern Gegenden noch nicht zu bekommen iſt, entlehnet. Dem Einwurfe, daß die Sache für ſich ſelbſt klar genug ſey, und wegen der groſſen Verdienſte des groſſen Lutheri, gegen die deutſche Sprache, welche auch Kindern bekannt iſt, keiner Antwort bedürfe; wie auch, daß, wo irgend einer dieſe Sache zu unterſuchen unfähig iſt, gewiß ein Mönch, und am allerwenigſten ein bayeriſcher Mönch, wegen der ſchlechten Mundart, das wenigſte Geſchick dazu beſitze, vermeynt man, mit den Beyſpielen der gröſſeſten Männer, unſrer ſo wohl, als auch anderer Kirchenverſammlungen, welche es ſich für das gröſte Verdienſt geachtet, noch weit geringere Vorwürfe, die dem ſeligen Luthero von ſo blinden Feinden der Wahrheit gemachet, mit noch gröſſerer Mühe aus dem Wege zu räumen, wie auch mit *Gal. II*, 5. genugſam zu begegnen. Vielleicht würde man den Herrn Pater aus ſeiner eignen Schrift am beſten haben wiederlegen können, wenn wir ſo glücklich hätten ſeyn können, ſolche zu überkommen. Doch, nun muß es auf eine andere Art geſchehen.

Werkes, auch die deutſche Sprache in ſo kurzer Zeit, inſonderheit durch den Dienſt des ſeligen Lutheri, von dieſer Auflage bis an ſeinen Tod, welcher ohngefehr zwanzig Jahre hernach erfolgte, dergeſtalt verbeſſert ward, daß man den Beweis davon in der Zuſammenhaltung dieſer Auflagen ſelber ſehen kan. Daß alſo Luthero dieſe Schmach unverdienter Weiſe wiederfähret, welche, nach allen Umſtänden der Wahrheit, *** billig auf die römiſchgeſinnten Gottesgelehrten zurücke fällt.

Die Beſchaffenheit der Rechtſchreibung damaliger Zeit läſſet ſich aus dem einzigen Orte Matth. IX, 2. zur Gnüge erſehen: **Da brachten ſie zu yhm eynen Gichtpruchtigen, der lag auffem Bet.** So ſind auch, was die Zerreiſſungszeichen anlanget, die einſylbigen Wörter am Ende der Zeilen durch dieſelben abgebrochen, als **ni=cht, au=ch, no=ch, rei=ch** ꝛc. Das **y** iſt in vielen Wörtern geſchrieben,

*** Was dieſe in den nächſten Jahrhunderten in ihrer Kirche für Deutſchmeiſter gehabt, zeigen die Ueberſetzungen der Bibel des Emſers, Dietenbergs, Eccens, Ulenbergs, und anderer unter ihnen hochgeachteten Gelehrten deutſche Werke. Die deutſchen Jeſuiten halten ſich ja für Stützen und Säulen der Kirchen und des Anſehens des römiſchen Pabſtes, als daß ſie ihrer Mutterſprache im geringſten zu Hülfe kommen ſollten. Man kan alſo von ihnen ſagen: Sie nutzen nicht nur der deutſchen Sprache nicht, ſondern ſind ihr noch vielmehr ſchädlich, ſo lange ſie, bey ſolcher Unterdrückung derſelben, den gröſten Zulauf in Unterrichtung junger Leute haben. Was ſonſt für Helden in der deutſchen Sprache unter ihnen ſind, hat ohnlängſt der unbekannt ſeyn wollende Megaliſius gar artig gewieſen. Sieh. **Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache** *l. c. p. 438. ſeq.*

ben, welche doch kein langes i haben, und auch in yhm (illi) der Ausſprache nicht gezogen werden, als: ynn (in) yhr (ſuum, illius). Das Wort Grieche (Graecus) wird in den Briefen Pauli allezeit Krieche gefunden, kónde für könnte, Rom. III, 6. Beſchneitung, für Beſchneidung, Rom. II, 25. kompt für kömmt, Rom. III, 20. Das u iſt für o gebrauchet, als Act. VII. wo das Wort Uberſt dreymal für Oberſt geleſen wird. So ſtehet auch in eben dem Capitel, und ſonſt allezeit, odder (vel) für oder, Ruge (quies) für Rube. Das weibliche Geſchlecht von Antwort iſt Rom. XI, 4. verändert, da man das göttliche Antwort lieſet. So ſtehet auch Rom. IV, 4. das Lohn für der Lohn. Das Wort Trübſal iſt im männlichen Geſchlechte gebrauchet, Act. VII, 2. Ein groſſer Trübſahl; v. 32 iſt für durfte, thurſte nicht anſchauen, geſetzet; v. 34 wird das κατεδην durch erabgeſtiegen für herabgeſtiegen angetroffen. Die Redensart: ανεβη επι την καρδιαν αυτυ iſt v. 23 nach den Worten überſetzet: Da er aber vierzig Jahr alt war, ſtieg es in ſein Herz zu beſehen ſeine Brüder. Welches doch der Ueberſetzer hernachmals mit nicht geringer Zierde, ohne dem Verſtande etwas zu vergeben, durch gedachte überſetzet hat.

Im 54 Verſe iſt die Ueberſetzung eben ſo gerathen, wie die gemeine lateiniſche, welche dem Grundtexte: ακουοντες δε ταυτα διεπριοντο ταις καρδιαις αυτων, και εβρυχον τυς οδοντας επ' αυτον, genau gefolget, und es durch: *Audientes autem haec diſſecabantur cordibus ſuis & ſtridebant*

debant dentibus in eum. **** Lutherus behält in unſerer Edition den Buchſtaben gar genau, und ſetzet: **Da ſie ſolches höreten, zurſchneids yhnen yhr Hertz, und kyrreten mit Zähnen über yhn.** Welches er in den folgenden Auflagen alſo geändert: **Ging es ihnen durchs Hertz, und biſſen die Zähne zuſammen über ihn.** Woſelbſt aber das **Kyrren mit den Zähnen** nicht ſo nachdrücklich ſcheinet getroffen zu ſeyn, obgleich durch die erſte Redensart der Mundart und Zierlichkeit unſrer Sprache näher getreten iſt. Die übrigen neuen Ueberſetzungen, als die engliſche, hat: *they gnaſhed* ***** *on him with their teeth.* Die holländiſche giebt es: *ſi knerſden de tanden tegen hem.* Tremellius und Beza haben gleichfalls den Nachdruck des Worts βρυχεσν näher vor Augen gehabt, und darum *ſtridere* behalten. Das λατρευεσν τη στρατια τε ϑεανϑ. v. 42 heiſſet in unſerer Ausgabe: **Dienen des Himmels Ritterſchaften,** woraus doch hernachmals, den Regeln unſerer Sprache weit anſtändiger, **des Himmels Heer** geworden. Im 51 Verſe heiſſen die Juden **halſtarrige und unbehauene** (απεριτμητοι) **an Herzen und Ohren,** welches nachhero nicht ohne Zier-

**** Wir brauchen eine baſelſche Auflage in fol. von 1487. weil die vom Sixto V und ſeinem Nachfolger verbeſſerte hiezu nicht nützen möchte.

***** Gnaſchen iſt noch heutiges Tags das eigentliche Wort der Niederſachſen, womit ſie das Knirſchen mit den Zähnen, nach der älteſten Mundart der deutſchen Sprache, ausdrucken, welches das engliſche Gnaſchen, ſo von demſelben herkömmt, bezeuget.

Zierlichkeit in unbeſchnittene verändert iſt. Im 9 Verſe iſt das ζηλον der Söhne Jacobs gegeben: Sie eyverten wieder Joſeph; aber nachhero beſſer geändert: Neideten Joſeph. Faſt eben auf die Art, wie in den letzten Auflagen v. 26 ſich miteinander haddern, für ſich haddern, nach unſrer Ausgabe, geſetzet iſt. Welches ohne allen Zweifel beſſer deutſch iſt, ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daß, nach der itzigen Beſchaffenheit, auch gegen das ſich ein und anderes könnte eingewendet werden.

Der Brief an die Römer, weil er eines der ſchwereſten Stücke des Neuen Teſtamentes iſt, ſowohl was die Redensarten, als auch den Verſtand ſelbſt betrifft, wird uns, unſern Satz zu beweiſen, nicht leer zurücke laſſen. Denn, ſo iſt Cap. 1, v. 27 ὡμοιως τε και οἱ ἀρρενες gegeben: Deſſelbigen gleichen auch die Man, wofür die Verbeſſerung, wie billig, die Männer geſetzet. In eben demſelben Verſe iſt Schande wirken für Schande treiben; v. 28 findet man εχειν τον Θεον εν επιγνωσει mit dem ſchlechteſten Deutſch durch Gottes ein Wiſſen tragen, in der Verbeſſerung aber weit geſchickter durch Gott erkennen gegeben. Im 30 Verſe heiſſen ἐφευρεται κακων Finanzer, mit der Erklärung am Rande: Die viel neuer Fündlein aufbringen, als unter Kaufleuten, Juriſten, Hofſchranzen geſehen wird, für welches undeutſche Wort aber hernachmals ſchädliche geſetzet iſt. Cap. 2. v. 5 ſcheint das θησαυριζειν σεαυτῳ ὀργην beſſer durch häufen als ſammlen, wie es noch 1527 geheiſſen, ausgedrucket zu ſeyn. Cap. 3. v. 4 findet man vielweger an ſtatt vielmehr geſetzt.

Wer

Wer ſiehet nicht, daß der 16 Vers: συντριμμα και ταλαιπωρια εν ταις ὁδοις αυτων, der zierlich deutſchen Mundart näher überſetzet ſey: **In ihren Wegen iſt eitel Unfall und Herzeleid**; Als wenn es in unſerer alten Auflage heiſſet: **ynn yhren Wegen iſt Zuſtöhrung und Zubrechung.** Cap. 4. v. 19: Ου κατενοησε το ἑαυτȣ σωμα, heiſſet beſſer: **Er ſahe nicht an ſeinen eignen Leib**, als: **nahm nicht gewahr ſeines eignen Leibes.**

Cap. 5. v. 12. iſt die Redensart: εις παντας ανθρωπȣς διηλθεν ὁ θανατος, nach den Worten, wiewohl mit ſchlechtem Deutſche gegeben: **Der Tod iſt über alle Menſchen durchgangen.** Wie ſchön und erſchöpfend klinget es aber nicht nach der Verbeſſerung: **Der Tod iſt zu allen Menſchen durchgedrungen!** Cap. 6. v. 16. ſtehet **Rechtfertigkeit**, wie auch an verſchiedenen andern Orten dieſes Briefes, für **Gerechtigkeit**. So lautet das συζηναζειν Cap. 8. v. 22. beſſer **ſich mit uns ſehnen**, als **ſich ſämmtlich ſehnen.** Im 26 Verſe iſt **aufs beſte vertreten** beſſer, dann **mächtiglich vertreten** Φρονημα τȣ πνευματος iſt beſſer durch **Geiſtes Sinn** als **Muth** überſetzet. Und συμμορφος v. 29 weit eigentlicher durch **gleich ſeyn**, als durch **gleichwärtig ſeyn**, gegeben. Gleichwie Cap. 9. v. 31 weit ſchöner anitzo **überkommen** ſtehet, wo in unſerer vorhabenden Auflage **fürkommen** geleſen wird. Wer iſt der deutſchen Sprache kundig, und ſiehet nicht die elende Wortfügung Cap. 10. v. 4: **Chriſtus iſt des Geſetzes Ende, daran gerechtfertiget wird, der**

da glaubet. Man schlage bey diesem und den vorhergehenden die itzige Lesart und den ganzen Zusammenhang auf, damit wir den Raum allhier ersparen: So wird man gewiß meiner Meynung beypflichten. Im 20 Verse ist die griechische Redensart: Ησαϊας δε τολμα, και λεγει, zweifelsohne besser durch: **Esaias darf wohl sagen**, als durch: **Esaias ist thurstig, und spricht**, übersetzet. Wie schlecht klinget es doch Cap. 11. v. 16: **Achtet nicht, was hoch ist, sondern machet euch eben den Niedrigen**, gegen die verbesserten Worte: **Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen?** Eben wie Cap. 13. v. 14; **Thut nicht nach des Fleisches Klugheit, seine Lust zu büssen**, gegen das itzige Wort: **Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.** Und endlich ist ja die schlechte Wortfügung Cap. 14. v. 23: **Wer aber darüber wanket, so ers essen würde, der ist verdammet**, von dem sel. Luthero in ihre eigentliche Gestalt und Schönheit durch das Verbessern gesetzet, da es anitzo heisset: **Wer aber darüber zweifelt, und isset doch, der ist verdammet.**

Ich könnte mit diesen wenigen Oertern des 7. Capitels der Apost. Gesch. abbrechen, und würde, nach dem Urtheile unpartheyischer Leser, meinen Satz genugsam bekräftiget haben, wenn mir nicht eben itzo der erste Brief an die Corinthier in die Hände fiele, in dessen 1. Cap. verschiedene Oerter das Gesagte, neben andern, beweisen. So ist z. E. der 17 Vers genau nach dem Grundtexte gegeben: **Nicht mit Weisheit ynn Worten, auf daß nicht auf-**

aufgehoben werde das Creutz Chriſti, da es nachhero Lutherus geändert hat: **Nicht mit klugen Worten,** (εν σοφια λογυ) **auf daß nicht das Kreuz Chriſti zunichte werde.** (ινα μη κενωθη). So ſcheinet auch das Wort απολω v. 19 etwas gar zu uneigentlich, bey der Weisheit durch **umbringen** gegeben zu ſeyn, welches nach unſerer Sprachart in den letzteren Auflagen des ſel. Lutheri beſſer durch **zunichte machen** ausgedrucket iſt. Wiewohl nicht zu leugnen, daß auch eine Terniſche Auflage von A. 1701, in 8, eben das Wort **umbringen** beybehalten. Auf faſt gleiche Art, wie das καταργειν v. 28: **daß er hinrichtet, was etwas iſt,** bey der Verbeſſerung viel eigentlicher durch **zunichte machen** gegeben iſt. Im 20 Verſe leſen wir in den itzigen Ausgaben: **Wo ſind die Weltweiſen?** (που συνητης του αιωνος τουτου;) mit weit mehrerer Zierlichkeit, als in der vorhabenden alten Ausgabe ſtehet: **Wo ſind die Erforſcher dieſer Welt?** Welche auch in der Gloſſe am Rande hinzuthut: **Erforſcher der Welt ſind natürliche Meiſter, die mit Vernunft wollen die Natur u. Wahrheit finden.** So eine Verbeſſerung hat das φιλοτιμουμενος Rom. 15. v. 20, welches allhier heiſſet: **Alſo ehrgeizig aber bin ich geweſen, das Evangelium zu predigen,** ꝛc. auch gelitten; da ers nachhero bey dem Ueberſehen gegeben: **Und habe mich ſonderlich befliſſen.** In dem 5 Cap. dieſes Briefes ſtehet das Deutſche: **Ueberhand nehmen** (πλεοναζειν και υπερπερισσευειν) dreymal, doch aber bey weitem ſo zierlich nicht, als

hernachmals das mächtig werden dafür geſetzet worden.

Aus den bisher beygebrachten Beyſpielen und einer Wolke von Zeugniſſen, welche annoch angeführet werden könnten, werden dieſe wenige vermuthlich zureichend beweiſen, daß der ſel. Lutherus zur Aufnahme unſrer deutſchen Sprache ein groſſes beygetragen. Da er, wie klar erwieſen iſt, ſich jederzeit bemühet, ſeine Ueberſetzung zu beſſern, und mit derſelben dem guten Geſchmacke und der Mundart der Sprache immer näher zu kommen. Daß alſo ſeine Ueberſetzung der Bibel mit eben ſolchem Rechte ein Grundbuch kan genennet werden; als es gewiß iſt, daß er mit Hülfe verſchiedener groſſer und gelehrter Männer den größten Fleiß an dieſes Buch, vor allen ſeinen andern Schriften, angewendet.

Wenn demnach der theure Lutherus ein Sprachverderber ſeyn ſoll, die heutigen deutſchen Papiſten aber ſowohl, als ihre Vorfahren, mit der Schreibart, deren er ſich in ſeinen erſtern Schriften bedienet, am nächſten übereinkommen; und er dagegen in ſeinen letztern Schriften ſich ſelbſt und dadurch die Sprache verbeſſert, und zu einer merklichen Vollkommenheit nach den damaligen Zeiten gebracht: So haben diejenigen, welche ſeinen erſtern Schriften am nächſten kommen, und die Sprache weder verbeſſern wollen, noch können, ſich hierdurch ihren eigenen Titel gegeben, welcher Luthero in Ewigkeit nicht kan beygeleget werden.

V.

Von den ungleichfliessenden Zeitwörtern (Anomalis) der Deutschen Sprache.

Zu denen Unbequemlichkeiten, welche die Erlernung einer Sprache schwer machen, rechnet man nicht unbillig solche Wörter, deren Abänderungen man nach keinen gewissen Regeln bestimmen kan. Nun fehlt es zwar keiner einzigen Sprache an dergleichen abweichenden (irregularibus) Wörtern, weil die Erfinder derselben keine Regeln vor sich gehabt, nach denen sie sich im Gebrauche haben richten wollen. Es finden sich aber doch deren in einer Sprache immer mehr, als in der andern, und sonderlich hat man es unserer Sprache vorwerfen wollen, daß sie einen grossen Ueberfluß daran hätte, und daß man von ihnen keine einzige gewisse Regel geben könnte. Man muß gestehen, daß unsere erste Sprachverständige fast durchgängig in diesem Vorurtheile gesteckt haben. Sonderlich haben ihnen die abgehenden Zeitwörter (verba irregularia seu anomala) viel zu schaffen gemacht. Sie haben kein anderes Mittel vor sich gesehen, sich aus diesem Handel herauszuwickeln, als daß sie ein langes Register von ungleichfliessenden Wörtern hinsetzen müssen, deren Anzahl sich über zweyhundert belief: Und doch geschah es wohl, daß man noch nicht alle Abweichungen der ungleichfliessenden Wörter darinnen anmerkte. In wenigen Sprachkünsten wird man finden, wie sich die andere

und dritte Perſon des Präſentis in dieſen Wörtern verändert, und ob ſie regelmäßig oder unregelmäßig gehet? Es iſt weiter nichts angezeigt, als wie das Imperfectum und das Supinum abweichen. Hierbey war nun kein andrer Rath, als daß derjenige, der die deutſche Sprache zu erlernen ein Belieben trug, ſich hinſetzen, und dieſe fürchterliche Menge der Wörter mit ihren Abweichungen auswendig lernen mußte.

Herr D. Steinbach, der im Jahre 1724 eine Anweiſung zur deutſchen Sprache herausgab, gieng darinnen einen neuen Weg, und machte aus den ungleichflieſſenden Zeitwörtern eine eigene Conjugation, die er die erſte nannte, und das aus der Urſache, weil alle dazu gehörige Wörter Stammwörter ſind. Allein, es fiel ihm doch ſchwer, ſie alle nach einer Vorſtellung einzurichten, welches auch faſt ganz unmöglich zu ſeyn ſcheinet. Schon lange vor ihm, nemlich im Jahr 1574, hat ſich Albertus Oelinger in ſeinem Unterrichte von der hochdeutſchen Sprache angelegen ſeyn laſſen, ſie in verſchiedene Conjugationen zu vertheilen. Und ob er es gleich ſo ziemlich getroffen hat: So bleiben ihm dennoch einige Ausnahmen zurücke. Man muß ſich nichts deſtoweniger ſehr wundern, daß in einer Sprache, die von keinen philoſophiſchen Köpfen erfunden, die ſo wenig ausgepußet, die ſo lange dem unbeſtändigen Gebrauche einzig und allein überlaſſen worden, noch ſo viel regelmäßiges zu finden iſt, daß auch ſo gar die von der Hauptregel abweichenden Wörter nach gewiſſen andern Regeln eingerichtet zu ſeyn ſcheinen.

Ich

Ich will itzo versuchen, solche Regeln auseinander zu wickeln, und es hat mir obbelobter Herr D. Steinbach eine gute Anleitung dazu gegeben. Der durchgängige richtige Gebrauch wird zum Grunde derselben liegen, und des sel. D. Luthers Uebersetzung der Bibel soll in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben. Man wird nicht auf eine Mundart allein sehen, noch sich bloß nach dem richten, was etwan der Eigensinn eines Schriftstellers für gegründet und gebräuchlich angenommen hat. Wie allgemein ich aber auch die Regeln nur machen werde: So sehe ich mich doch genöthiget, noch einige Wörter zuweilen auszunehmen. Vielleicht ist ein anderer so glücklich, daß er allgemeinere Regeln setzen kan: Der Infinitivus soll dasjenige Wort seyn, worauf ich die Regeln einrichten will; nicht, als ob ich ihn zum Stammworte annähme, sondern, weil man ihn nach der eingeführten Lehrart in Schulen am ersten erlernet, und die Jugend die Wörter darnach aufzuschlagen pflegt. Sonst wäre es freylich wohl besser, wenn man das Supinum setzte, weil man doch eigentlich daran die ungleichfliessenden Wörter erkennen muß. Zum voraus erinnere ich noch, daß ich nur von den einfachen Zeitwörtern rede, und daß die zusammengesetzten eben so gehen müssen.

Die erste Hauptregel.

Das Kennzeichen eines jeden ungleichfliessenden Zeitworts ist das Supinum, welches sich auf ein en endigen muß; da die gleichfliessenden auf et ausgehen.

Die andere Hauptregel.

Ein jedes ungleichflieſſendes Zeitwort macht aus beyden Sylben des Infinitivi im Imperfecto nur eine Sylbe, als blaſen blies, ſtehen ſtund, befehlen befahl. Man muß es daher als etwas überflüßiges anſehen, wenn das e nach einigen Mundarten an das Imperfectum angehängt wird, und ich hielte an ſtatt hielt, ich litte an ſtatt litt, ich borſte an ſtatt borſt, geſagt wird. Ein anders aber iſt es, wenns der Conjunctivus ſeyn muß; z. E. O daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernſte hielte! Pſalm 119. v. 5. Doch findet man durchgängig die beyden auf ein h ausgehenden Wörter in der Bibel zweyſylbicht, als ich ſahe, flohe; welches aber gar leicht von den verſchiedenen Ausgebern kan verſehen ſeyn.

Nun wollen wir auch nach den Lautbuchſtaben beſondere Regeln geben.

1 Regel A.

Die ungleichflieſſenden Zeitwörter, die in der Sylbe vor der lezten ein a haben, behalten ſolches durchgängig im Supino; im Imperfecto aber verwandeln es einige in ie, als blaſen, blies, geblaſen, braten briet, fallen fiel, fangen fieng, halten hielt, hangen hieng, laſſen ließ, rathen rieth, ſchlafen ſchlief, geſchlafen.

Die andern aber verändern das a in u, als backen hat buch, fahren fuhr, u. ſ. w. Das Wort erſchallen aber, wenn es vom Gerüchte geſagt wird, da es denn ein Neutrum iſt, hat erſcholl, erſchollen.

Ganz

Ganz besonders aber gehen die Wörter, die den Doppellaut au haben. So heißt z. E. saufen, soff, gesoffen, saugen, sog, gesogen, hauen, hieb, gehauen, laufen, lief, gelaufen. Dieß sind sie aber auch alle miteinander.

Zum andern verändern alle diese Wörter in der 2. und dritten Person des Präs in der einzelnen Zahl ihr a in ä, als ich fahre, du fährst, er fährt, ich hange, du hängst, er hängt, ich lasse, du läßest, er läßt.

Von dieser Regel werden ausgenommen, schaffen, saugen, schallen, laden, hauen. Doch finde ich von dem letztern Worte beym Opitz in Sophoclis Antigone

Wer sticht und häuet mich?

Und im andern Theile der weltlichen Ged.

Der ein wenig zu sehr über die Schnur häuet. So steht es auch noch in der zu Straßburg 1630. heraus gekommenen Bibel, die nach der letzten bey Lebzeiten Lutheri noch ausgefertigten Ausgabe fleissig abgedruckt ist. In den neuern Auflagen aber ist hauet dafür hingesetzt worden. So hat man auch er lädt gesagt. Spat. Sprachk. Bl. 160.

Es ist also falsch, und man muß sich nicht dadurch irre machen lassen, wenn unsre Dichter zuweilen des Reimes wegen, sonderlich in den Doppellauten, das a behalten und also reimen:

Und dann ein Jungfernknecht, der Band und Spitzen kauft,
Mit Latten und Confect in Ball und Opern lauft.
Günth.

In diesen Reimen ist kauft recht, denn es geht

regelmäßig; das andere aber ſollte läuft heiſſen, wie man es auch in andern Dichtern findet.

Die ſchöne Pegnitz läuft
Und weis nicht, was für Schmuck ſie in der Eil ergreift. Flem.

2. Regel E.

Die ungleichflieſſenden Zeitwörter, welche in der Vorendſylbe ein e haben, verändern ſolches gröſtentheils im Imperfecto in a, im Supino in o, als befehlen, befahl, befohlen, ſtehlen, ſtahl, geſtohlen, helfen, half, geholfen u. ſ. w.

Einige behalten das e im Supino, als eſſen, aß, gegeſſen, freſſen, fraß, gefreſſen, geben, gab, gegeben, geſchehen, geſchah, geſchehen, leſen, las, geleſen, ſo auch genesen, meſſen, ſehen, treten, vergeſſen.

Folgende haben im Imperf. und Supino ein o **fechten**, focht, gefochten, **berſten**, borſt, geborſten, **wägen**, wog, **flechten, ſcheren, dreſchen, melken, ſchmelzen, gähren, verhehlen, ſchwären**, eitricht werden. Darzu haben einige **ſchweren**, einen Eid thun, und **heben** mitrechnen wollen. Allein wie das erſtere, zum Unterſchiede des vorhergehenden **ſchwären**, ſchwur haben muß, wie man es auch in den alten und neuen Ausgaben der Bibel durchgängig findet; z. E. im 95 Pſ. Da ich ſchwur in meinem Zorne: So findet man ebenfalls überall **hub** und nicht **hob**. In der alten Ueberſetzung der Bücher des Ovidius von der Verwandelung der Dinge heißt es ſchon:

Gott aber zu beſtimpter zeyt
Hub auf den unbequemen Streyt. Und eben ſo:
Es hub ſich an zu freuen
Die Erde weit und breit. Flemming.

Das Wort ſtehen gehört auch hieher. Dieſes wird von vielen heutigen Scribenten ganz ungewiß geſetzt, und im Imperf. bald ſtund, bald ſtand gegeben. Welches iſt recht? Der Gebrauch ſcheint beydes zu beſtätigen. Allein ich ziehe doch ſtund vor, und zwar aus dieſen Urſachen. Die Alten haben beſtändig ſtund gebraucht.

Es iſt mir zwar bewußt, daß andre auch geſtunden.
Opitz.
Das Siebenſternen Joch ſtund wieder umgewandt.
Ebend.
Das feige Wild ſtund als bethört. Flem.
Wo Thamar gieng und ſtund
Da ſchlich ihr Ammon nach. Rach.

In der Bibel findet man auch durchgängig ſtund. Selbſt diejenigen, die ſtand gebrauchen, machen doch den Conjunctivum mehr ſtünde als ſtände. Und endlich ſiehet man, daß die ungleichfliessenden Zeitwörter gröſtentheils andere Buchſtaben im Imperfect. als Sup. haben, und wenn das eine a hat, in dem andern gern u ſtehet. Mich dünkt, die Herren Niederſachſen haben das ſtand zuerſt ins Hochdeutſche gebracht. Denn weil ſie geſehen, daß in den meiſten Wörtern, wo ſie im Imperfecto ein u brauchen, im Hochdeutſchen ein a geſetzet wird, als he ſung, er ſang, et ſchwumm, es ſchwamm, ſe wunn em af, ſie gewann ihm ab,

ick hulp er, ich half ihr, u. ſ. w. So haben ſie auch aus ick ſtunnd ich ſtand gemacht: Wie man denn auch das ſtand in ihren Schriften mehr als in den Oberſächſiſchen antrifft.

Das Wort gehen hat etwas beſonders, und macht ſein Imperf. gieng und das Sup. gegangen, ſolches thut auch hängen.

Zum andern verändern die Wörter dieſer Regel im Präſent. Indic. ihr e in der andern und 3. Perſon der einzelnen Zahl in i, welches auch im Imperat. geſchieht, als ich helfe, du hilfſt, er hilft, hilf, ich dreſche, du driſchſt, er driſcht, driſch. Es haben zwar einige die Wörter, welche im Imperf. ein o haben, hievon ausnehmen und lieber ich dreſche, du dreſcheſt, er dreſchet ſagen wollen, aber ohne Grund. Lutherus ſagt: Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, (nicht dreſcht) nicht das Maul verbinden. 5. B. Moſ. 25. 4.

Wirklich aber werden hievon folgende ausgenommen, die ihr e behalten, gehen, geneſen, heben, pflegen, ſtehen, hängen.

Etwas beſonders iſt es, daß die Wörter, welche nach dem e ein r haben, gern ihr a, das ſie im Imperf. annehmen, in der mehrern Zahl in u, und im Imperf. Conjunct. in ü verwandeln, welches die andern ſonſt nicht thun, als:

Sie ſturben beyderſeits mit hohen ſteifen Sinnen,
Opitz.

Des Vaters Zimmeraxt, der Mutter Räterey
Erwurben ihm mit Noth den halbgemachten Brey
Flem.

Du

Du haſt dich meiner Seelen herzlich angenommen, daß ſie nicht verdürbe Jeſ. 38, 14.

Wenn ſie ſich gleich vor meinen Augen verbürgen im Grunde des Meers. Am. 9, 3.

Hierzu geſellet ſich auch das Wort helfen:

Ach möchte ſichs begeben
Daß doch ein grimmes Thier abhülfe meinem Leben! Opitz.

Voraus, wenn einer mir das Urtheil hülfe ſprechen. Flem.

Doch bleibt meiſtens im Indicat. das a

Auch ſelbſt die Tartarn ſtarben. Flem.

Drittens, die Wörter, welche hinter ihrem e ein i haben, machen im Imperf. und Sup. aus dem ei ein ie oder nur ſchlechtes i, als bleiben, blieb, geblieben, ſcheinen, ſchien, geſchienen, beiſſen, biß, gebiſſen, ſtreichen, ſtrich, geſtrichen, leiden, litt, gelitten, u. ſ. w. ohne Ausnahme.

Zu mehrerer Erläuterung mag man merken, daß ei in ein ſchlechtes i verwandelt wird, wenn ein ch ſ, ſſ darauf folgt, ausgenommen heiſſen behält hieß oder wenn ein d und t kömmt, welches alsdann ein tt wird, nur ſcheiden hat ſchied, meiden, mied.

3. Regel I.

Die Wörter, welche vor ihrer letzten Sylbe ein i haben, verändern ſolches im Supino in u und im Imperfecto in a. Ich würde hier gern geſetzt haben in u, denn alsdann hätte ich einer Anmerkung überhoben ſeyn können, die itzt ganz unumgänglich nöthig wird. Doch der durchgängige eingeriſſene Gebrauch, dem man nicht wieder-

ſtehen

ſtehen darf, zwinget mich, daß ich ein a ſetzen muß. So wohl Ober- als Niederſachſen verwandeln in den ungleichflieſſenden Zeitwörtern, das i im Imperf. mehrentheils in ein a z. E.

Es ſchwand das Mark aus Pein. Opitz.
Und wie der Orpheus auf Hemus Klippen ſang,
Daß überall davon Wald, Feld und Berg erklang.
Ebend.
Das todte Schiff ertrank
Das leichte Gut floß weg, das ſchwere, das verſank,
Flem.
Als Opis ſaß und ſpann. Rach.
Und weil ein wenig Blut ihm aus der Naſe rann.
Ebend.
Der doch zu ſeinem Hohn und uns zum Ruhm gelang.
Amth.
Als, was die Hoffnung hier von Luftgeweben ſpann,
Durch Zephyrs linden Schmelz in einer Nacht zerrann. Ebend.
So bald der Tag begann. Beſſer.
Als dieſer Völker Trifft und deren Hinterhalt
Auf unſre Läger drang. Ebend.
Doch als das Geld und Gut des Adels bald verſchwand,
Und er zum Unterhalt kein leichter Mittel fand. Canitz.
Jedennoch, wo dein Blick mein hart Verhängniß zwänge,
So glaub ich, daß ich noch in kurzem höher ſänge.
Günth.

Auch in der Bibel ſteht überall a, ſo daß es nicht als eine beſondere Mundart anzuſehen iſt, noch als wenn es nicht gar oft vorkäme.

Es

Es ändern aber dieſe Wörter in der mehrern Zahl ihr a, und nehmen dafür u an, welches auch im Conjunctivo durch ein ů verwechſelt wird, ausgenommen diejenigen, die im Supino ein o haben, nehmen auch ein o im Imperf. an, und das ſind die ſo nach dem i ein doppeltes m oder n haben, als ſchwimmen, gewinnen u. ſ. w. z. E.

Als ſie von ihrer Stelle **ſprungen**
Und mit ermuntertem Geſicht
Unordentlich zu ihnen **drungen.** Brock.

Sie kamen und füllten beyde Schiffe voll, alſo daß ſie **ſunken.** Luc. 5. v. 7.

Es wäre denn, daß einige Dichter zuweilen des Reims wegen das a behielten, als

Bis daß ſie, wenn ſie ſich noch ſchlängelten, zer-
ſprangen. Brockes.

welches aber ungewöhnlich iſt, und ſehr ſelten vorkömmt.

Ich halte derowegen dafür, es ſey beſſer, wenn man das u in dieſen Wörtern auch in der einzelnen Zahl mehr gebrauchte, als itzo geſchieht. Man hat ohnedem das Wort **ſchinden**, welches überall **ſchund** und wohl nirgends **ſchand** heißt. Es iſt auch das u eben ſo ungewöhnlich nicht, ſondern man hat es jederzeit mit gebraucht, z. E. Flemming ſchreibt

Sariza **ſung** uns an, und anderswo
Das Manna **ſtunk** euch an.

Weswegen man denn in den Verzeichniſſen von dieſen Wörtern allezeit geſetzt hat ſand oder ſund,

drang

drang oder drung ꝛc. Man würde viele Abweichungen vermeiden, und richtiger reden, wenn man entweder auch allezeit verschwund, oder, wenn man dieß nicht wollte, verschwanden, verschwände, sagte, wie man auch schon mehr sände als sünde spricht, wiewohl dieß letztere nicht so thulich wäre als das erstere, auch zu einigen Zweydeutigkeiten Anlaß geben könnte. Denn wir haben Zeitwörter, die mit dem Imperf. Conjunct. alsdenn überein kämen, als ich tränke, in drenge, ich senke, ich verschwende ꝛc. um derenthalben die Alten lieber ich trünke, drünge ꝛc. gesagt haben.

Die beyden Wörter bitten und sitzen haben im Imper. ein a und im Sup. ein e als ich bath, gebethen, ich saß, gesessen.

Zu diesen Wörtern in i gehören auch diejenigen, die ein e nach dem i haben, deren Richtschnur ist.

Die Wörter, die ein ie oder ů haben, verändern solches im Imperf. und Sup. in ein o als schieben, ich schob, geschoben, giessen, goß, gegossen, biethen, both, gebothen, lügen, log, gelogen ꝛc. und wird nur das einzige liegen hievon ausgenommen, welches zum Unterschiede des vorhergehenden, ich lag, gelegen, hat.

Sie verwechseln auch in der 2. und 3 Person der einzelnen Zahl des Präsens im Indicat. das ie oder ů mit dem eu. Herr Frisch will, in seinen Anmerkungen zu Bödickers Grundsätzen der deutschen Sprache, nicht zugeben, daß diese Veränderung richtig sey. Seine Worte sind am 159. Blatte diese: „Die Veränderung des ie in eu ist nicht allgemein, sondern nur einseitig. Die

Ober-

Oberdeutschen brauchen sie nicht, und die hochdeut-
sche Sprache auch nicht. Man schreibt allen deut-
lich, ich schiesse, du schiessest, er schiesset, mehr, als
wenn man braucht, du scheußt, er scheußt. Also
auch in den verbis, fliegen, fleugst, fleugt, fliehen,
fleuchst, fliessen, gebiethen, geniessen, kriechen, rie-
chen, schiessen, betriegen, biegen, verdriessen, ver-
lieren, ziehen, du zeuchst. Es wäre noch erträgli-
cher, wenn man ie in ei veränderte, ausgenommen
in schiessen und andern. Aber eu ist eine beson-
dere Mundart,,. Ich weis nicht, ob Hr. Frisch
solches beweisen kan. Der durchgängige Gebrauch
in ganz Deutschland ist wieder ihn, den man nicht
in dem Munde des gemeinen Haufens, sondern in
den Schriften der Sprachverständigen suchen muß.
Lutherus hat beständig das eu, wie die Bibel satt-
sam zeigen kan, und ich will es auch mit einigen
Stellen verschiedener Dichter aus allerhand Län-
dern bestätigen, und zwar meistens mit solchen, da sie
nicht von dem Reime gezwungen worden, das eu
zu erwählen, sondern auch ie hätten setzen können.

Ja das Gewissen selbst verleuret seine Ruh. Opitz.
Sey du dir dein Gewissen
Ein Zeuge, der nicht treugt. Ebend.
Hier verscheubt man grosse Sachen. Ebend.
Fleuch zu suchen gar zu weit,
Was sich Morgen zu wird tragen. Ebend.
Der mir verbeut das schöne Kind zu küssen. Flem.
Wo bey Ost die starke Tyber scheußt,
Und sich in Thetis Schooß mit vollen Krügen geußt.
Ebend.

Verkreucht die Sonne ſich: So ꝛc. Rachel.
Wer leichtlich ſchwört, der leugt. Ebend.
Die noch nach Ehr und Ruhm und friſchen Lorbern reucht,
Ein Beyſpiel leitet dich ſo keine Ferne treugt.
Beſſer.
. . . . Der matte Geiſt entfleucht,
Wo dein gerechter Zorn dein Antlitz mir entzeucht.
Anch.
Du bleibſt ein blöder Held, der ingeheim betreugt,
Ob er gleich öffentlich viel güldne Berge leugt.
Canitz.

Es freurt mich. Schott. Sprachk. 868 Bl. Hieraus erhellet wohl ſattſam, daß die Veränderung des ie in eu keine beſondere Mundart, ſondern überall gewöhnlich iſt. Ich kan zwar nicht leugnen, daß nicht das ie vielmals ſollte beybehalten werden. Es geſchieht ſolches in den Schriften der Neuern ſehr häufig. Bey den Alten aber wird mans ſchwerlich finden. Doch zeugt es von einer ungegründeten Gewohnheit, da man gern alle Wörter ſo gleichflieſſend hat machen wollen, als es nur möglich iſt. Es wäre gut, wenn es angienge: So lange man aber noch nicht überall er tragt, du fahrſt, er waſcht, wie man wohl in Niederſachſen ſagen hört, oder auch du helfſt, er befehlt, ſagen wird: So lange wird man auch wohl du leugſt, er fleußt, ſagen müſſen.

O.

Ungleichflieſſende Zeitwörter, die vor ihrer letzten Sylbe ein o haben, ſind nur zwey, nemlich ſtoßen und kommen. Stoßen hat ich ſtieß, geſtoſ-

ſen,

ſen. kommen aber ich kam, gekommen. Beyde haben in der 2 und 3 Perſon in der einzelnen Zahl des Präſ. Indic. ein ö als du ſtöſſeſt, er ſtößt, du kömmſt, er kömmt. Von ſtoßen iſt es gewiß, von kommen aber noch zweifelhaft, wiewol es doch auch leicht feſt zu ſetzen iſt. Man weis, daß die meiſten ungleichflieſſenden Zeitwörter auch in dieſen Perſonen eine Veränderung ihres Lautbuchſtabens leiden. Stoſſen richtet ſich darnach, warum nicht auch kommen? Die alten Dichter haben kömmt und nimmt mit einander gereimet.

Wenn meine Doris kömmt
Mich in die Arme nimmt. Flem.

= = = Was von ſich ſelber kömmt
Und was gezeuget wird, iſt alles euch beſtimmt.
Opitz.

Dieß würden ſie nimmermehr gethan haben, wenn nicht ein ö in der 2 und 3 Perſon geſetzt worden, welches ihnen faſt wie ein ü klang. Denn das o machten ſie einiger maßen mit dem u einſtimmig, wie aus dieſen Zeilen beym Opitz erhellet.

= = = Und ſoviel Schriften ſonſt,
Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunſt
Zu dämpfen hat vermocht.

Doch vielleicht iſt ſolches nur der ſchleſiſchen Mundart eigen. Es thun es aber auch Niederſachſen, wie aus den Schriften Herrn Hofmanns zu erſehen iſt. Und Flemming war doch wohl ein Meisner. So hat es auch Bödicker in ſeiner eigenen Ausgabe von den Grundſätzen; ob man gleich in der Bibel kommt findet.

U.

Dieser Buchstabe hat gleichfalls nur zwey ungleichfliessende Zeitwörter, in deren einem er sich in a verwandelt, thun, that, oder nach der Bibel thät, gethan, in dem andern Worte aber wird ein ie daraus und im Supino bleibt es, als: **rufen, ich rief, gerufen.**

Und dieß wären also die Regeln und Anmerkungen, die ich von den ungleichfliessenden Zeitwörtern aufzusetzen gehabt. Nur muß ich noch erinnern, daß im Imperf. Conjunct. der Lautbuchstabe des Imperf. Indic. in seinen Doppellaut verwandelt wird, als a in ä, o in ö, u in ü. Ich glaube, daß man kein Wort finden wird, welches nicht unter obstehende Regeln gehöret, und darnach beurtheilt werden kan. Man muß nur nicht, wie einige thun, die Wörter, denken, sollen, nennen, u. d. g. mit unter die ungleichfliessenden Wörter rechnen. Ich will von solchen gleich reden, zuvor aber noch etwas von solchen Wörtern beybringen, die an einigen Oertern ganz gleichfliessend, an andern aber ungleichfliessend sind. Das Wort **rufen** giebt mir hierzu Gelegenheit.

Dieß Wort ist in Meissen gleichfliessend. Man hört hier von gemeinen und vornehmen Leuten, daß sie einander **ruften** und **geruft** haben. Auch ihre Dichter haben es sich angewöhnet, denn so singt schon Flemming

Diana führt die Sternen,
Noch höher in die Luft,
Will weiter von mir lernen,
Was ich ihr **vorgeruft.**

Und

Und an einem andern Orte sagt er:

Die Nymphen **ruften** Nacht und Tage.

Indessen ist es doch in allen andern Mundarten ungleichfliessend, und es thut nichts, wenn auch gleich Opitz einmal sagt:

Wir **ruften** Pluto an, der Sünde zu vergessen.

Er setzt doch sonst immer rief und gerufen. Ja auch Flemming macht es zuweilen, und zwar zum öftern ungleichfliessend.

Der Frosch, der Wächter, **rief**.

Lutherus hat in der Uebersetzung der Bibel allezeit rief und gerufen gebraucht, wobey wir auch bleiben können.

So machen auch einige Niedersachsen das Wort **backen** regelmäßig und bringen ihr Plattdeutsches ins Hochdeutsche. In jenem darf Laurenberg wohl sagen:

In Meymaent ene Koh dyt köstlyck Puder klackde,
De Sünn up grönen Graß ydt darna dröge backde.

Aber in dieser ist es nicht wohl erlaubt zu sagen: **Sie backten schöne Kuchen.**

Nicht anders geht es auch vielen Obersachsen mit dem Worte **pflegen**. Dieß vermengen sie mit demjenigen **pflegen**, welches einen warten, ihm etwas zu gute thun heißt. Dieß geht regelmäßig, das andere **pflegen** aber, das **gewohnt seyn zu thun** bedeutet, geht nicht so, sondern hat im Imperf. a, ich **pflag**, und im Supin. **gepflogen**.

Den der Himmel **pflag** zu lieben. **Opitz.**
Also wenig wird sie lassen
Den der sie zu sehn stets **pflag**. **Flemm.**

Und was das falſche Maul vorhin zu denken **pflag.**
Nach.

Womit die Bäetier ihre Bräute zu bekränzen **pflagen.** **Beſſ.**

Doch heißt es beym Opitz im Lobgeſange des Bacchus:

Drum hat man vor der Zeit **gepflegt**, auf den Altaren,
Der Griechen weitberühmt, mit Venus ſich zu paaren.

Und **Neukirch** ſchreibt in einem Trauergedichte.

Ach! daß doch die Gelaſſenheit
Die Freund und Feind zu rühmen **pflegte** ꝛc.

Ja ſelbſt **Hr. Friſch** vermenget in dem Verzeichniſſe, das er von den ungleichflieſſenden Wörtern giebt, dieſe beyden Wörter mit einander, und ſagt, pflegen ſoleo iſt regelmäßig, da er vorher das andere pflegen mulcere, fouere, unregelmäßig geſetzt hat, welches aber allem Gebrauche wiederſpricht.

Da man nun einige Wörter ſo gern regelmäßig haben will: So werden im Gegentheile andere dafür unregelmäßig gemacht, die doch wirklich regelmäßig ſind, oder wenn ſie auch vor alten Zeiten einmal ungleichflieſſend geweſen, doch nunmehro ſchon ordentlich gemacht werden. Dahin rechne ich das wort **bellen**, wovon man in Oberſachſen ſagt, **der Hund ball**, oder **boll mich an.** Ich weis aber nicht, ob ſie auch ſagen werden: **Er hat ihm wiedergebollen** an ſtatt wiedergebellt. Mich dünkt, ich habe das letzte gehört. Man ſagt aber du billſt, er billt, wie in ungleichflieſſenden Wörtern.

tern. Ferner das Wort **freyen**, welches Herr Hallbauer in ſeinem Verzeichniſſe, **ich frieb, gefrieben** ſetzet. Es kan ſeyn, daß an einigen Orten ſo geredet wird; warum wollen wir aber nicht bey der Bibel bleiben, die es regelmäßig ſetzt? Sie aſſen, ſie trunken, ſie **freyeten** (nicht frieben) und lieſſen ſich freyen. Matth. 24, 36. Weiter ſoll auch das Wort **heiſchen, ich hieſch, geheiſchen**, haben, doch mir kömmt heiſchte gewöhnlicher vor. Es iſt ſehr gebräuchlich, daß man von **preiſen, ich pries, geprieſen** ſagt; aber ohne Noth. In der Bibel heißt es: Die Hirten kehrten wieder um, **preiſeten** und lobeten GOtt. Luc. 2, 20. JEſus lehrete in den Schulen und ward von jedermann **gepreiſet**. Luc. 6, 15, Glimmen iſt auch beſſer regelmäßig.

Das Wort **rächen** wird auch vielfältig in Imperf. ich **roch** und in Sup. **gerochen** gegeben. Es wäre aber wohl beſſer, wenn man dieß Wort, zum Unterſchiede des Worts, **riechen**, gleichflieſſend erhielte. In der Bibel wird es auf beyderley Art gebraucht: Bis ſich das Volk an ſeinen Feinden **rächete**. Joſ. 10, 13. Cain ſoll ſiebenmal **gerochen** werden. 1 B. Moſ. 4, 24. Hier wäre es beſſer, **gerächet**.

Schneyen und **ſpeyen** ſind gleichfalls ein paar Wörter, die Herr Hallbauer unter die ungleichflieſſenden ſetzt. Das erſtere finde ich ſonſt in keinem andern Verzeichniſſe der ungleichflieſſenden Zeitwörter mehr, weder beym **Bödicker** noch **Friſch**, noch **Mar**; auſſer beym **Spaten**, der aber auch mehrere Wörter hat, die unmöglich unregelmäßig ſeyn können: Als wenn **ſchenken, ich ſchank**, oder **ſchunk**, haben ſoll. Von dem andern aber

lieſet man in der Bibel: Da ſpeyeten ſie aus in ſein Angeſicht. Matth. 26, 76. Und es iſt wohl ſehr altfränkiſch, und nur noch in dem Munde des gemeinſten Pöbels zu finden, wenn von taugen für taugte, **tocht** und im Sup. **gerocht** geſaget wird.

Scharren iſt vom Bödicker mit in die Reihe der ungleichflieſſenden geſtellt, und **Frank** und **Flemming** dazu geſetzt worden. Ich finde auch beym Opitz in der Antigone:

Dieweil du uns ſo ſcharf mit Drohen angeregt,
Durchſchorren wir den Sand, in den er war gelegt.

Und in den Trojanerinnen ſagt er:

Will mit der Aſchen mich, wie er, **verſchorren** ſeyn.

Doch hat er mehrmals verſcharrt, und eingeſcharrt, welches auch der Richtigkeit der Sprache gemäſſer kömmt, als die obige Abweichung, die nie eingeführt geweſen.

Das Wort **hinken** ſoll auch nach einiger Meynung ich hunk, gehunken haben. So lieſt man beym Opitz, im Lobgeſange auf den Bacchus:

Silenus aller trunken,
Kam auf dem Eſel her ſein langſam nach **gehunken.**

Die Bibel ſagt aber: Sie **hinkten** um den Altar, den ſie gemacht hatten. 1 Buch der Kön. 18, 26. Und auch andere Schriftſteller machen es gleichflieſſend.

Die nach erfolgtem Ernſt an allen Seiten **hinkten.**
Amth.

Eben dieſer **Amthor** verräth, daß viele Wörter in Niederſachſen ungleichflieſſend gemacht werden,

den, die anderwerts regelmäßig gehen, Z. E. das Wort jagen, davon sagen sie, du jägst, er jägt, ich jug ꝛc, wie ers selbst beweist:

Womit der Feinde Flucht, eh sich der Normann regt,
In Flügel schneller Eil nach Schwedens Gränzen jägt.

Und anderswo:

Wodurch du dem Betrug hinfort den Weg verlegst,
Und fremden Unterschleif aus deinem Sunde jägst.

An einem andern Orte singt er:

Boreas jug umsonst der Wolken starre Düste.

So sagt aber kein Hochdeutscher, und selbst die andern Herrn Niedersachsen, die sich itzt durch ihre Schriften hervorgethan haben, hüten sich davor. Die Bibel kann sie auch lehren, daß jagen gleichfliessend seyn muß, wiewohl es doch Schottel in seiner Sprachkunst ungleichfliessend gesetzt hat, dem auch der Spate und Bödicker gefolget sind.

Ein gleiches Schicksal hat das Wort fragen bey ihnen, welches sie im Imperf. frug, machen. Die Schriften Herrn Hofmanns können zum Beweise dienen, Z. E. im Leben des Cicero stehe auf dem 49 Blatte: Er kannte sie alle, und hielt sie für seine Gönner, als der eine ihn frug: ꝛc. Doch hat er auch sehr oft fragte, welches auch aus obigen Gründen allein recht ist. Man findet fragen in keinem Verzeichnisse der ungleichfliessenden Zeitwörter und man muß es also für eine blosse falsche Provinzial-Redensart ansehen, wenn frug oder frägt gesaget wird; indem das Supinum gefraget, nicht gefragen heißt.

Was ſonſt noch für Unrichtigkeit und Veränderung mit denen Zeitwörtern vorgeht, die zwar überein klingen, in der Bedeutung aber bald Neutra, bald Activa, und nach ihrer Bedeutung bald gleichflieſſend, bald nicht ſind, da man erſchreckt, für erſchrickt, verdarb, für verderbete ſetzt, iſt hier zu weitläuftig zu erörtern, und erfordert eine eigene Abhandlung.

Ich muß noch etwas von denen Zeitwörtern ſagen, die nicht das en in Sup. haben, als das Kennzeichen der ungleichflieſſenden Zeitwörter, und doch nicht ordentlich können gemacht werden. Hieher gehören erſtlich die Hülfswörter, als **dürfen, ich darf, durfte, gedurft; haben, ich hatte, gehabt; können, ich kann, konnte, gekonnt; mögen, ich mag, mochte, gemocht; wiſſen, ich weis, wußte, gewußt; wollen, ich will, wollte, gewollt.** Man kan leicht ſehen, daß dieſe Wörter ganz gleichflieſſend gehen, und daß ihre Abweichung allein in Präſenti ſtatt findet, welches ſonſt nicht gewöhnlich iſt. Daher glaube ich, daß das rechte Präſens von dieſen Wörtern verderbet worden. Man findet es noch im Plattdeutſchen einigermaßen; Z. E. **ick kunn, he kunnte, gekunnd, ick wull, he wullde, gewullt, wullen** und ſo weiter. Das Wort **haben**, iſt vor dieſem, wie Bödicker anmerkt, im Imperf. ich habte ꝛc. gemacht worden, woraus mit der Zeit **hatte** entſtanden iſt. Man darf ſie alſo im geringſten nicht mit unter die ungleichflieſſenden Zeitwörter zählen.

Noch vielweniger hat man Recht, ſolches mit den Wörtern **brennen, kennen, nennen, rennen, ſenden**

ſenden, wenden, zu thun, wohin man auch trennen rechnen kan. Dieſe Wörter gehen ganz richtig, und nehmen nur an ſtatt des e im Imperf. und Sup. ein a an; als brennen, brennte, brannte, gebrennt, gebrannt. Und es iſt das a faſt gebräuchlicher geworden, als das e, weil es Lutherus in der Ueberſetzung der Bibel allezeit gebrauchet hat. Nur in dem Worte trennen kömmt es einigen Ohren etwas fremd und hart vor, wenn ſie beym Opitz dieſen Vers finden.

* * * Du haſt nun unſer Land,
Vergebens, o Natur, von dieſem abgetrannt.

Es hat das e auch immer bey den Alten die Veränderung in a leiden müſſen; als ſo heißt es im 105 Pſalm im 21 v. Er ſatzte ihn zum Herrn. Und vermuthlich iſt es daher geſchehen, daß man von denken, ich dachte, gedacht, hat machen können. Doch überlaſſe ich dieſe Muthmaſſung, wie auch dieſe ganze Abhandlung geſchickten Sprachverſtändigen zu weiterer Unterſuchung. In verworrenen und unordentlichen Dingen kan man leicht irren oder etwas überſehen.

VI.

M. Georg. Henr. Zinckii diſſertatio de eloquentia Germanorum

d. i.

Hiſtorie der deutſchen Beredſamkeit.

Halle, 1719. 8. 9. Bogen.

Wofern bey groſſen und weitläuftigen Dingen der bloſſe Wille ſie zu unternehmen, nach dem

dem bekannten Sprüchworte, schon genug ist: So hat sich der Verfasser dieser Schrift von allen unangenehmen Beurtheilungen auf einmal frey gemachet. Denn er hat eine Historie der deutschen Beredsamkeit nicht nur schreiben wollen, sondern auch von derselben wirklich einen Versuch herausgegeben. Die Historie einer Disciplin abzufassen, ist nicht etwas so geringes, als sich vielleicht mancher bey dem Vorsatze dergleichen zu verfertigen, einbildet. Man muß die Disciplin selbst vollkommen verstehen; die dahin gehörigen Schriften lesen und gründlich beurtheilen; und, wo es insbesondere auf den Geschmack ankömmt, denselben wohl geläutert haben: Wenn man das Schöne und Verwerfliche so gleich erkennen, und davon nach seinem Werthe urtheilen will. Diese Eigenschaften sind leichter zu fordern; als bey denen, welche sich an solche Arbeit wagen, anzutreffen: Und wenn diese sich noch dazu mit der Kürze der Zeit, und Enge des Raums selbst entschuldigen, so darf sich der Leser von ihnen gewiß wenig Ausführliches und Zulängliches versprechen. Bey dem allen aber ist doch ihr guter Wille zu loben, und ihre Mängel und Fehltritte sind alsdann desto eher zu entschuldigen, wenn sie keine Vorgänger gehabt haben. Der Herr Zinke ist so bescheiden, daß, wenn man auch glauben sollte, er hätte damals als er seine vor diesem in Jena gehaltene Dissertation in Halle wieder auflegen lassen, noch nicht gewußt, was derselben fehlete, er doch aufrichtig muthmasset, daß sie noch sehr unvollkommen seyn werde. Sie ist aus denen Anmerkungen erwachsen, die er ehemals denen mitgetheilet, welchen er eine

Anleitung

Anleitung zu deutſchen Briefen gegeben, und er hat ſie zum Grunde ſeiner künftigen Lectionen geleget. Man kan ſich aus dieſer Abſicht ſchon einen Begriff von der Ausarbeitung machen. Wir haben ſie aber doch, weil ſie überhaupt unſerm Vorhaben gemäß iſt, nicht übergehen, ſondern ihren Inhalt kürzlich darſtellen wollen.

Der Herr Zinke hat ſeine Abhandlung in 4 Capitel abgetheilet. In dem 1. unterſuchet er, was die Beredſamkeit überhaupt ſey, und zeiget, daß dieſelbe nicht ſtatt haben könne, wofern der Verſtand nicht bereits viele Wahrheiten erkannt, und von der Art dieſelben zu erkennen, und ordentlich zu verbinden, aus der Vernunftlehre einen Unterricht bekommen habe. Erhält dahero von der Schulberedſamkeit, und eingeführten Gewohnheit, die Jugend auf Schulen dazu anzuführen zwar nicht viel: Doch will er nicht rathen, daß man dieſe Anleitung ſo lange ausſetzen ſolle, bis die Logik dem Schüler vollkommen beygebracht ſey; ſondern er fordert von der Klugheit eines Lehrers, beyde Wiſſenſchaften ſolchergeſtalt mit einander zu verbinden, daß der Lehrling denken und reden zugleich lernen möge. Nach dieſem entdecket er kürzlich ſeine Gedanken von der Deutlichkeit, Anmuth und Klugheit eines Redners, aus welcher beſonders die Nothwendigkeit der moraliſchen Wiſſenſchaft erhellet. Zur Beredſamkeit, in ſo fern dieſelbe die Regeln in ſich faſſet, rechnet er die Grammatik, Rhetorik und Poeſie, und will alſo auf dieſe drey ſein Abſehen richten, wenn er die Schickſale der deutſchen Beredſamkeit oder vielmehr Redekunſt in dem folgenden vorſtellen wird. Wer unter dem

Namen

Namen der Deutschen zu verstehen sey, ist bekannt, und der Verfasser hält es für unnöthig von den Grenzen Deutschlandes viele unterschiedene Meynungen anzuführen, oder zu entscheiden. Indessen merket er im Vorbeygehen an, daß das Wort Germani ohne Zweifel so viel heisse, als **Germänner** oder Leute, die an der **Gere** wohnen; wie er denn auch glaubet; daß die **Cheruscer**, welche an der **Gere gehauset** oder gewohnet, und deswegen besser **Gerhuser** genennet würden, dem ganzen Volke den Namen gegeben hätten. In der Eintheilung der Zeit folget der Verfasser denen, welche drey Hauptabschnitte derselben machen; und rechnet den **ersten** von der Niederlage der Cimbrer an, bis auf Carln den Grossen. Die tiefe Barbarey, worinnen damals Deutschland begraben gelegen, ist Ursache, daß keine Schriften von den Deutschen selbst verfasset sind. Was wir von unserm Vaterlande aus denselben Zeiten wissen, ist allein von den Griechen und Römern, und noch dazu entweder aus Unwissenheit oder Parteylichkeit, sehr unvollkommen aufgezeichnet worden. Der **andere** Abschnitt enthält die sogenannten mittlern Zeiten in sich, und erstrecket sich von Carln dem Grossen, bis auf Carln den fünften. Die Nachrichten von demselben haben wir dem Fleisse der Mönche zu danken. Der **dritte** geht von Carln dem V. bis auf unsere itzige Zeiten.

In dem II. Cap. nimmt der Herr Zinke die alte Beredsamkeit der Deutschen vor. Allein er weis von der Grammatik derselben Zeiten nichts zu sagen. Denn wenn gleich **Lachenberg** einer Ver-

Verordnung des Gothiſchen Königes Athalarich Erwähnung thut, darinn die Grammatik beſtermaſſen angeprieſen, und den Lehrern derſelben eine anſehnliche Belohnung verſprochen wird: So iſt doch dieſes vielmehr von der lateiniſchen Grammatik zu verſtehen. Von den Deutſchen aber iſt es nicht zu verwundern, daß ſie ſich um die Grammatik nicht bekümmert haben: Denn 1) haben ſie anfangs gar nichts von Buchſtaben gewußt; 2) ſind alle lebende Sprachen einer gar zu groſſen Veränderung unterworfen; * 3) hat man die Regeln der Mutterſprache faſt bey allen Völkern ſpät aufgezeichnet, und in Ordnung gebracht; 4) iſt dieſe Diſciplin ſo wohl, als andere Theile der Gelehrſamkeit, unſern Vorfahren zu dieſen Zeiten nicht einmal dem Namen nach bekannt geweſen; 5) finden wir vor Carln dem Groſſen keine Spur, von einer Grammatik. Indeſſen haben die alten Deutſchen ihre Beredſamkeit aus der Natur und durch die Uebung gelernet, und der Name der Barbarn iſt ihnen von den Römern nur aus Neid und Ehrſucht beygeleget worden. Was die deutſche Sprache anbetrift, ſo will Herr Zinke dieſelbe weder mit Merico Caſaubono aus der Hebräiſchen, noch mit Piccardo aus der Perſiſchen, noch mit Franc. Junio aus der Griechiſchen, noch mit einigen aus der lateiniſchen herleiten, wiewohl Praſch gleichfalls irret, wenn er die lateiniſche zu der Mutter der Deut-

* Wir können die Gültigkeit dieſer Urſache, welcher ſo viele wirkliche Exempel zu unſern Zeiten, widerſprechen, nicht ſehen.

Deutſchen machet, davor der Verfaſſer die unſrige lieber die Groß- oder Eltermutter genennet wiſſen will. Doch ſcheinen ihm diejenigen es am beſten zu treffen, welche das alte Deutſche aus dem Hunniſchen herführen. Denn daß die Hunnen Scythen geweſen, iſt, um ſo viel glaublicher, weil Strabo im 1 und 7 Buche meldet, daß alle bekannte Völker gegen Norden ehemals mit dem allgemeinen Namen, Scythen genennet, und die Scythen Deutſchen wären. Man kan es auch aus den Völkerzügen, welche alle von Morgen gegen Abend gegangen, aus dem Zeugniſſe des Procopius und Syncellus, welche den Gothen einen Scythiſchen Urſprung zuſchreiben, und aus vielen andern Gründen ſchlieſſen, daß die Voreltern unſerer alten Deutſchen Scythen geweſen, und deren Sprache angenommen haben. Busbeck bezeuget auch in ſeinem vierten Briefe, daß die Einwohner des Cherſoneſi Tauricae an dem boſphoro cimmerio noch itzo deutſch reden, welches ſie mit türkiſchen Worten vermiſchen, wovon er unterſchiedene Exempel anführet. Nun lieſſe ſich dieſes alles am ſtärkeſten beweiſen, wenn wir von der alten Scythiſchen Sprache ſo viel übrig hätten, daß wir die Uebereinſtimmung mit der deutſchen daraus zeigen könten: Allein die Zerſtreuung der Scythiſchen Völker, die Wandlungen und vielen Züge unſerer Vorfahren, und ihre groſſe Liebe zu den Waffen, bey der ſie nichts ſchriftlich angemerket, haben uns aus dem groſſen Umfange dieſer Sprache nichts, als etliche wenige Wörter, übrig gelaſſen. Daß diejenigen, welche tiefer im Lande gewohnet, keine Buchſta-

ben

ben gehabt, ist, wegen der östern Züge, des langen Lebens, schlechten Handels und Wandels, und der Gewohnheit, die wichtigsten Dinge bloß durch mündlichen Unterricht fortzupflanzen, nicht unglaublich. Doch haben sie nach diesem gewisse Zeichen ihrer Gedanken eingeführet, und ohne Zweifel selbst erfunden, welche die Römer, wegen der Aehnlichkeit mit den griechischen Buchstaben, vor griechische gehalten. Diese sind bis zum Ausgange des 4 Jahrhundertes geblieben, da Ulphilas das gothische Alphabeth erfunden, oder vielmehr verbessert hat. Dem sey, wie ihm wolle, so haben wir sonst kein Buch aufzuweisen, das vor Carln dem Grossen geschrieben wäre. Wiewohl wir aus einer Stelle beym **Gregorio Turonensi** B. 5. C. 45. darin gedacht wird, daß Chilperich an alle Städte einen Befehl ausgehen lassen, vt libri antiquitus scripti, planati pumice, rescriberentur, ganz deutlich sehen, daß man damals Bücher gehabt habe.

Von der Rhetorik ist so wenig zu sagen, als von der Grammatik. Denn *Eumenius*, welchen Herr **Reimmann** einen Professor der Rhetorik nennet, und der dieses Amt auf Befehl des Constantius Chlorus verwaltet, auch uns eine vortreffliche Rede von Einrichtung der Schulen hinterlassen, hat nur die lateinische Rhetorik gelehret. Die Einfalt der Sitten, und die Beschaffenheit des weltlichen Standes so wohl als des Gottesdienstes, hat mehr den Gebrauch der Gespräche und Historien, wie ihn die Natur angegeben, als ordentlich abgefasseter Reden eingeführet, und unterhalten. Nachgehends,

hends, als die Aeltesten, Edelsten, und Tapfersten einen besondern Vorzug in Anordnung weltlicher Geschäfte bekommen, und die geistlichen von den Druiden besorget worden, hat sich auch die Beredsamkeit, wenigstens in der Ausübung gehoben. Dazu kam die Poesie; deren Ursprung eigentlich den Priestern zuzuschreiben ist. Diese war bey den Deutschen überhaupt sehr beliebt, und es wurden die Gesetze *), die Thaten und Lobsprüche der Helden, und allerley gute Lehren in derselben vorgetragen, ja so gar die Weissagungen der Barden dadurch ansehnlicher gemachet. Vornehmlich aber ist die alte Beredsamkeit der Deutschen deswegen zu loben, weil sie niemals zum Schaden anderer, und zu Verdeckung boshafter Absichten, sondern zur Bezeigung einer wahren Aufrichtigkeit, und Ermunterung zu lobwürdigen Verrichtungen angewendet wurde. Mit der Zeit aber ist durch die vielfältigen Völkerzüge die Sprache und mit derselben die Beredsamkeit ungemein geändert, und durch die mit dem Christenthume zugleich eingeführte lateinische, fast ganz verdunkelt worden. Ueber dieses befanden es die Deutschen für rathsam, diese mit der römischen Monarchie zugleich ausgebreitete Sprache, wodurch sie ihre Gedanken am besten ausdrücken konnten, mehr und mehr überhand nehmen zu lassen, wozu die abergläubischen und gewinn-

*) Das ist aber zu weit hergeholet, wenn der Verfasser meynet, die Absätze in den deutschen Gedichten hiessen daher: ein Gesetze.

winnsüchtigen Anstalten des Pabstthumes nachmahls nicht wenig beygetragen.

Das III. Capitel handelt von der Beredsamkeit der mittlern Zeiten. Es ist in zween Abschnitte getheilet, davon der erste von Carln dem Grossen bis auf Otten den IV. gehet. Die gute deutsche Sprache ward damals durch die vielen lateinischen Endungen, sehr verderbet, wie dieses aus dem apostolischen Glaubensbekenntniße beym **Goldast.** T. III. Script. rer. Alemann. und dem Vertrage, den Ludovicus mit Carolo Calvo zu Straßburg geschlossen, beym du Chesne T. II. rer. Franc. zu sehen ist, in welchem so wohl als in jenem noch dazu vieles mit dem Slavonischen übereinkömmt. Man darf sich also über das bekannte schlechte Zeugniß, welches Ottfried von Weissenburg der deutschen Sprache wegen ihrer Härte und Rauhigkeit gegeben, und das man beym *Flacio* in catalogo test. verit. lesen kan, nicht wundern. *). Die Buchstaben selbst bekamen die lateinische Figur, ob sie gleich mit vielen gothischen vermischet wurden. **Warnefried** und **Alcuinus**, haben zuerst auf Befehl Carls des Grossen die Unterscheidungszeichen gebrauchet. So verdient sich aber dieser grosse Käyser um die Mutterspracbe gemachet; so begierig er auch gewesen,

* p. 935. Linguae Germanicae barbaries, vt est inculta & indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etiam in multis dictis scriptu est, propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem, difficilis &c.

neue Alphabete auszudenken, und griechiſche Buchſtaben nachzumalen; ſo iſt doch alle ſeine ruhmwürdige Bemühung zum Aufnehmen der Sprache wegen des ermangelnden Nachdruckes bey ſeinen Nachfolgern vergebens geweſen. Es iſt zu bedauren, daß uns von ſeinen grammatiſchen Regeln ſo wenig als von Ottfrieds und anderer Arbeit übrig geblieben iſt. Die Rhetorik lag damals ſowohl als die Grammatik; und man dachte an keine andere, als an die lateiniſche. Wiewohl auch dieſe unter die Hände ſo barbariſcher und ungeſchickter Meiſter verfiel, daß man aus der Nachahmung der verderbten Schreibart, in den epiſtolis obſcurorum virorum, von der Beſchaffenheit der Lehrſätze genugſam urtheilen kan. Selbſt die Ausübung der Sprache war ſo ſeltſam, daß ſie auſſer dem Hofe Carls des Groſſen keine Freunde fand. Bey den Gelehrten ſtund die lateiniſche oben an. Bey den geringern aber war eine Art zu reden, die man aus der lateiniſchen, und andern Sprachen oder Mundarten der älteſten deutſchen Völker zuſammengeſetzet hatte, gewöhnlich, wie du Freſne in der Vorrede zum latein. Gloſſario gar wohl urtheilet. Der Verfaſſer machet hiebey die ſeltſame Anmerkung, daß hier vielleicht der Urſprung des Unterſchiedes zwiſchen der Ober- und Niederſächſiſchen Sprache zu ſuchen: und das Plattdeutſche die Bauren- das Hochdeutſche aber die Hofſprache ſey. Bey feyerlichen Handlungen ward zwar Deutſch geredet, wie man aus der Taufhandlung Wittekinds, und dem Eide Ludwigs erſehen kan. Allein in Urkunden, und andern öffentlichen Schriften iſt es gar nicht gebräuch-

lich

lich gewesen; und man findet unter Otten dem IV. das erste Exempel eines öffentlichen deutschen Briefes. Der Gottesdienst ward lateinisch gehalten, ausser daß man dem Volke nach Vorlesung eines biblischen Textes aus Pauli homiliario, die heiligen Reden der Väter, die sich dazu geschicket, deutsch vorgelesen: Woher die Postillen entstanden sind. Die Poesie hat ein günstigeres Schicksal gehabt, welches aber auch nur bis zum Ende der Regierung Friedrichs II. gedauret. Die Hochachtung, worinn die Barden in den ältern Zeiten gestanden, ist auf die Meistersänger und Spruchsprecher gleichsam erblich gefallen: Und die Poesie hat an Carln dem Grossen, Ludwig dem Frommen, und andern grosse Gönner gehabt. Otto II. und Friedrich I. haben gar den Liebhabern derselben Freyheiten und Gerechtsame ertheilet. Da auch an dem Hofe des itztgedachten Friederichs die Wettstreite der Dichter üblich waren, und die Ueberwinder vom vornehmen Frauenzimmer einen Lorberkranz erhielten, so scheinet dieses zu der Krönung der Poeten Anlaß gegeben zu haben, welche Ehre dem **Conrad Celtes** vom Käyser Friederich dem III. zuerst wiederfahren. Die Poeten haben also damals ohne Zweifel schon nach gewissen Regeln gedichtet, von denen aber nichts auf uns gekommen ist.

Der andere Abschnitt fasset die Zeiten von Otten dem IV. bis auf Carln den V. in sich. Die deutsche Sprache fieng an, sich unter der Regierung des erstern mehr zu heben, weil man sich in den öffentlichen Ausfertigungen derselben schon bediente,

wie **Schurzfleisch** *) und **Lynker** **) bewiesen. Rudolph aber hat derselben ordentlichen Gebrauch in den Gerichten durch einen besondern Befehl bestätiget. Bey dem allen war unsere Muttersprache, in so vielen Kriegen und zur Zeit der Zwischenregierung von Friederich II. an, bis auf Rudolphen I. vielen Veränderungen unterworfen. Damals griff die Trennung der Ober- und Niedersächsischen Mundart mehr und mehr um sich. Mit dem Schreiben sahe es nicht besser aus. Man ersann allerhand sonderbare Abkürzungen, wodurch das Geschriebene schwer zu lesen gemachet ward: Und die Tonzeichen stunden öfters ohne Noth, und wohl gar an dem unrechten Orte. Die Unterscheidungs- und Absonderungszeichen kamen auch ab, und man gewöhnte sich die unleserlichen Züge der Mönche sehr schwer ab. Von grammatischen und rhetorischen Regeln wußte man gar nichts. Doch fiengen die Lehrer der mystischen Theologie an, sich eines reinern Deutsches zu befleißigen, wie davon die Schriften **Taulers**, und die theologia Teutonica zeugen. Was Joh. Huß, und Hieronymus Pragensis, auch hierinn für Gutes gestiftet, lieget am Tage. Die Poesie kam wegen der einreissenden scholastischen Theologie und Philosophie auch in Verfall. Zumal, da durch päbstlichen Befehl die Bibel zu lesen verboten ward, aus welcher die Meistersanger die Materie zu ihren Reimen hernehmen mußten. Doch haben **Heinrich Frauenlob, Hugo von Trimberg, Lenzer, Freydank**, und andere

*) T. I. Epist. p. 29. **) de idiom. Imper. p. 9.

andere zu diesen Zeiten noch ihre Geschicklichkeit sehen lassen. Und da der Pabst alles, was zum Gottesdienste gehöret, lateinisch vorgetragen haben wollte, so kam die Gewohnheit auf, unter die lateinischen Verse deutsche zu mischen, welches man auch in einigen Grabschriften wahrnimmt.

In dem IV. Capitel von der neuern Beredsamkeit machet der Verfasser erstlich etliche allgemeine Anmerkungen. Unsere Muttersprache besserte sich, weil sie nunmehro am Hofe, vor Gerichte, und in der Kirche eingeführet war. Man schrieb mehr in derselben. Die Verehrung des Römischen Stuhles fiel mehr und mehr: Friede und Ruhe wurden hergestellet. Die Buchdruckerey, und die Reformation trugen nicht wenig zu ihrem Aufnehmen bey. Man legte Sprachgesellschaften an. Man suchte den Franzosen in der Verbesserung ihrer Sprache nachzuahmen. Man übersetzte vieles aus fremden Sprachen. Auf gewisse Weise waren die Helden- und Ritterbücher auch dienlich. Doch konnte sie nicht zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Die Religionskriege verderbten vieles, was zuvor gebauet war. Einige von der fruchtbringenden Gesellschaft, und nach diesem die Jesianer brachten der Sprache schlechten Vortheil, und der Misbrauch unterdrückte zugleich den Gebrauch. Das Vorurtheil, als ob in der lateinischen Sprache eine besondere Gelehrsamkeit steckete, und dieselbe den Gelehrten mit Ausschliessung anderer eigenthümlich wäre, nahm überhand. Man schrieb lateinische Grammatiken, und die Jugend lernete so schlecht Latein, als sie in ihrer eigenen Landessprache unwis-

ſend blieb. Nach dieſem riß der Gebrauch des Franzöſiſchen und Italieniſchen an den Höfen ein, und erſtickte faſt das gute Deutſche, welches ſich noch für glücklich ſchätzen mußte, wenn es mit fremden Wörtern überhäufet, und, wie man meynete, ausgezieret ward.

Hierauf folgen des Verfaſſers beſondere Betrachtungen. Anfangs unterſuchet er, ob die Ober- oder Niederſächſiſche Mundart die beſte ſey? Man hält zwar dieſe insgemein für männlicher. Allein auf die Männlichkeit kömmt die Anmuth und Zierlichkeit einer Sprache nicht an, ſondern auf die Uebereinſtimmung der meiſten, in deren Ohren ſie gut klinget; und ſolchergeſtalt wird die erſtere gewiß den Vorzug behalten; da ſie noch dazu viel reicher und vollſtändiger iſt. Sie hat aber ihre Reinigkeit und Anmuth auch nicht auf einmal erlanget. Luther hat zum erſten ihre Stärke, und ihren ungekünſtelten Nachdruck gezeiget. Die Fruchtbringende Geſellſchaft hat ihr faſt eine neue aber ſehr geſchminkte Geſtalt gegeben. Die dritte Veränderung iſt aus Schleſien durch **Lohenſteinen** und **Weiſen** gemachet worden. Wir geben hierinn dem Herrn Zinken Recht; geſtehen auch gerne, daß dieſe beyden Vorgänger noch itzo viele Verehrer und Nachfolger haben; allein, daß die wahre und natürliche Schönheit der Beredſamkeit und der Schreibart überhaupt, in ihren Schriften herrſche, und von ihren Anbetern erkannt und erreichet werde, dieſes würde einem unpartheyiſchen Richter, aus den Proben zu erweiſen, ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn. Von der Rechtſchreibung dieſer Zeiten bemer-

ket

ket Herr Zinke nichts weiter, als daß man die grossen Anfangsbuchstaben, damals noch nicht gedrucket sondern geschrieben; daß man das Lateinische auch mit deutschen Buchstaben gedrucket; daß man eine von der unsrigen ganz unterschiedene Rechtschreibung gehabt; und daß man die commata und cola eingeführet habe. Die Grammatik haben **Schottel, Clajus, Bödicker,** und **Pudor,** besser ausgearbeitet. Hierbey erinnert er, man solle zum Nutzen der Ausländer die Grammatik entweder Lateinisch oder Französisch schreiben. Denn diese Sprache wäre fast allgemein, und jene könnte den Lernenden nicht hinderlich seyn, weil doch diejenigen nur die deutsche Grammatik lernen würden, die von der Gelehrsamkeit dereinst ihr Hauptwerk machen wollten. Sie müßten aber nicht so weitläuftig, schwer und critisch geschrieben seyn, als Bödickers und Schottels. Der Verfasser rühmet hierauf die Verdienste **Weisens, Hübners, Usens, Weidlings, Schröters, Langens, Weissenborns, Hunolds und Neukirches** um die Rhetorik, Red- und Dichtkunst, und endlich um die Briefstellerkunst. Durch solche Anführung und Muster hat sich die weltliche und geistliche Beredsamkeit nach und nach gebessert; und hienächst nicht nur an einigen Fürsten grosse Beschützer, sondern auch an **Lohenstein, Mayer, Müller, Scriver, Wolzogen, Neumann, Riemer,** und **Schuppius** sonderbare Meister gehabt. Die Poesie ist durch die Meistersänger und andere Dichter bis auf Lutherum fortgeführet worden, welcher zwar nicht auf das zierlichste, allein desto geistreicher

gesungen. Alle diese haben sich wenig nach den Regeln der Kunst gerichtet, und sich vielmals in der Wortfügung der lateinischen und griechischen Art bedienet. Die Dichter aus dem Palmen- und Schwanenorden haben zwar viele, aber nicht schöne und zierliche Gedichte versertiget. **Risten, Zesen** und **Harsdörfern** zählet der Verfasser zu den vorigen. Endlich trat der vortreffliche **Opitz** auf, dem nachhero diejenigen gefolget sind, unter denen viele ihrem Vaterlande Ehre machen, und die vornehmsten vom Verfasser genennet werden. **Harsdörfer** und **Schottel** sind wohl die ersten, welche auf Regeln und Anleitungen gedacht haben, denen **Omeis, Neumeister** und **Hunold**, und **Rotthe** an die Seite gesetzet werden. Herr **Reimmann** giebt sich selbst vor den Erfinder der emblematischen, symbolischen und hieroglyphischen Gedichte aus, und **Meister** hat zu Sinngedichten eine Anleitung geschrieben.

Diesen Anmerkungen hänget der Verfasser einige andere an, darinn er zeiget, was bey der Anweisung zur Beredsamkeit zu beobachten und zu vermeiden sey, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen; und beschliesset hierauf das ganze Werkchen. Es ist Schade, daß dasselbe mit so vielen Druckfehlern, die öfters wichtig sind, und den Verstand der Sätze verderben, angefüllet ist. Wir schreiben es diesen zu, daß Herr **Reimmann** durchgehends **Reumann** genennet wird. Der Verfasser der originum Hungaricarum sollte p. 36. auch nicht Ogolsky, sondern Franc. Foris Otrokocsi heissen, dessen Buch unter diesem Titel zu Franeker 1693. 8 herausgekom-

kommen. So ist Busbeck nicht Friderici III. sondern Maximiliani II. Gesandter gewesen. Das gothische Vater unser p. 44. ist gleichfalls nicht ohne Fehler. p. 82. haben wir das angeführte Carmen nicht von dem Bischof Anno, a S. Annone, wie es lautet, erhalten; sondern ein ungenannter hat es auf den Bischof, also vielmehr de St. Annone geschrieben. Das ganze letzte Capitel ist so ausgeführet, daß man wohl siehet, dem Verfasser sey die Mühe zu sauer und die Zeit zu lang geworden. Wieder die Schreibart selbst wäre auch vieles zu erinnern; allein es gehöret nicht hieher, und wir wollen es dem Urtheile geübter Leser überlassen.

VII.

Nachricht von denen noch hinterbliebenen ungedruckten Schriften des seel. Herrn Hofraths Neukirch.

So wenig wir die unnütze Sorgfalt derjenigen billigen, die alles, was aus der Feder berühmter Leute geflossen, nach ihrem Tode ans Licht stellen: So wenig wollen wir es auch durchgehends tadeln, wenn man die nachgelassenen Schriften guter Scribenten mit einer guten Wahl und Unterscheidung von dem Untergange rettet. Das erste hat zu vielem Unwesen Gelegenheit gegeben. Manche Schrift ist von einem Gelehrten in seiner ersten Jugend, bey unreifem Verstande und sehr mäßiger Einsicht abgefasset worden. Dennoch kömmt ein eifriger Anhänger eines solchen Mannes, und giebt

giebt dieſelbe nach ſeinem Tode heraus: Ohne zu bedenken, daß ſie den Ruhm deſſelben eher zu beflecken, als zu vermehren geſchickt iſt. Bisweilen hat ein Gelehrter zwar bey reifer Gelehrſamkeit ein ganzes Werk, oder eine kleine Schrift aufgeſetzt: Allein er hat nicht alle Zeit dazu gehabt, oder allen Fleiß anwenden können, der dazu nöthig geweſen wäre. Daher hat er ſelbſt eine ſolche Schrift des Druckes unwerth geſchätzet, und ſie mit Bedacht nicht ans Licht ſtellen wollen: Gleichwohl wird ſie nach ſeinem Tode als ein Meiſterſtück deſſelben in die Welt geſchicket, und den Käufern als was unverbeſſerliches angeprieſen. Oft haben ungeübte und eilfertige Zuhörer einem academiſchen Lehrer, ſeine Lectionen mit flüchtiger Feder nachgeſchrieben: Sind aber nicht im Stande geweſen, ſeine Meynung in allen Stücken recht zu treffen, wohl auszudrücken, wohl zu verbinden, und ſich vor allen Irrthümern und Fehlern, die bey ſolchem Nachſchreiben faſt unvermeidlich ſind, zu hüten. Und dem ungeachtet ſtellt man ſolche Dinge ans Licht, und giebt ſie für groſſer Leute eigene Werke aus, die doch, wenn ſie dieſelben leſen ſollten, oft nicht ein Blatt für das ihrige erkennen würden.

Auſſer dieſen allgemeinen Urſachen, giebt es bey den Poeten noch einige ganz beſondre. Ein gutes Gedichte zu verfertigen, dazu gehört ein beſonders aufgeräumter Kopf. Alle Stunden ſind einem Poeten nicht gleich. Bisweilen gelinget es ihm in einem halben Tage, worüber er zu anderer Zeit, ganze Wochen vergebens ſitzet. Oft muß man zu einer Zeit Verſe machen, da man am wenigſten dazu geſchickt

schickt ist. Und der Urheber eines solchen Gedichtes ist mit seiner Arbeit selbst nicht zufrieden. Vielmals macht ein Dichter in fremdem Namen etwas, dabey er sich eben keine sonderliche Mühe giebt; weil es die Leute entweder nicht verstehen, oder doch nicht gehörig bezahlen: Und dem ungeachtet sammlet man nach seinem Tode alle Blätter, die aus seiner Feder geflossen; gerade als ob er sie in einer aufgeräumten Stunde, mit dem größten Fleiße, und in seinem eigenen Namen versertiget hätte. Dieses alles könnte mit so neuen Exempeln bestätiget werden, daß niemand daran zweifeln würde: Wenn es unsre Absicht erforderte.

Allein wir sind hierauf nur beyläufig gefallen. Unser Vorhaben ist von des berühmten Neukirchs hinterlassenen Schriften eine zuverläßige Nachricht zu geben. Daß derselbe einer von unsern stärksten Poeten gewesen, das ist einem jeden Liebhaber deutscher Gedichte bekannt. Ausser den allererssten Stücken seiner Jugend, die er noch in Breßlau, nach den Mustern der damaligen beliebtesten Dichter, mit einem schwülstigen Wesen und einem Chaos von Belesenheit füllte; sind fast alle seine Gedichte rein, wohlfliessend, und voll vernünftiger und edler Gedanken. Denn seit dem er in Berlin, nach dem Exempel des grossen Canitz, die Natur zur Führerin genommen, hat er allen alten Künsten gute Nacht gegeben, und die Exempel der besten französischen Poeten so glücklich nachgeahmet, daß er sie in vielen Stücken übertroffen.

Ob nun wohl von seinen so vielfältigen Poesien sehr viele Stücke in den Hofmannswaldauischen

Gedichten

Gedichten enthalten ſind; auch verſchiedene Satyren von ihm in die Hankiſche Gedichte eingerücket worden: So hat doch der ſelige Mann noch eine groſſe Menge andrer poetiſchen und proſaiſchen Schriften nachgelaſſen, darunter wohl ſo manches Stück das Licht verdienen muß. Da wir ſeit dem Tode deſſelben begierig geweſen zu erfahren, ob denn ſein ins Deutſche überſetzter Telemach nicht völlig ausgearbeitet hinterblieben wäre; hat uns ein guter Freund in Anſpach beygefügtes Verzeichniß aller ſeiner noch vorhandenen und ungedruckten Schriften überſandt. Weil nun nicht nur die übrigen Bücher aus dem Telemach, ſondern auch der andre Theil von ſeiner Anleitung zu deutſchen Briefen, der die Exempel in ſich hält, imgleichen das IV. Buch aus der Eneis überſetzt, und viele andre erbauliche und wichtige Stücke darunter befindlich ſind, die wohl allerdings werth wären, daß ſie durch einen wackern Verleger den Motten entriſſen würden: So haben wir es für dienlich erachtet, dieſes ganze Regiſter hiermit öffentlich bekannt zu machen; und die verſtändigſten Buchhändler hiermit aufzumuntern, dieſe verlaſſene Wäyſen, ihrem Vater und dem ganzen Deutſchlande zu Ehren, aus ihrem Gefängniſſe an das Tageslicht zu bringen. Es ſind aber die ſämmtlichen nachgelaſſenen Schriften folgende:

I. Telemach, der II. und III. Theil, vom 8ten bis zum 24 Buche in deutſche Verſe überſetzt.
II. Ausübung der Anleitung zu deutſchen Briefen, als derſelben II. Theil

III.

III. Vorbereitung zur Redekunst, oder Unterricht für junge Leute, wie man eine Rede erweitern und verkürzen kan. I. und II. Theil, davon dieser noch unvollkommen ist. 44. geschriebene Bogen stark.
IV. Ein Collegium Epistolicum, so der Verfasser 1706. in der Kön. Pr. Ritteracademie zu Berlin gelesen. 10. Bogen stark.
V. Einleitung zur Vernunftlehre I. und II. Theil.
VI. Allerhand Sendbriefe.
VII. Geistliche Idyllen.
VIII. Geistliche Elegien.
IX. Geistliche Lieder.
X. Gedanken über einige Geschichte und Sprüche des A. T.
XI. Gedanken über gewisse Begebenheiten und Lehren des N. T.
XII. Psalmen Davids.
XIII. Trost- und Ermahnungsbriefe an rechtschaffene Christen.
XIV. Andächtige Gedanken.
XV. Sonn- und Festagsgedanken, von Trinitatis bis zum 26. Sontag nach Trinitatis.

NB. Diese geistliche Gedichte von N. VI. bis XV. machen zusammen 183 Bogen. Ferner:

XVI. Dido, oder das IV. Buch Virgils übersetzt.
XVII. Amarinthia ein Schäferspiel.
XVIII. Allerhand Schäfergedichte.
XIX. Liebes- und Freundschaftsbriefe.
XX. Einige Oden.
XXI. Mancherley Ueberschriften und Sinngedichte.
XXII. Moralische Gedichte der alten Weltweisen.
XXIII. Satyren.

XXIV.

XXIV. Fabeln und Räthsel.

XXV. Allerhand vermiſchte und Jugendgedichte.

NB. alle dieſe weltliche Gedichte machen zuſammen 206. geſchriebene Bogen aus.

Wie es nun leicht zu denken iſt, daß unter ſo vielen Stücken, eines unſtreitig guten Poeten und Scribenten unfehlbar viel ausbündige Stücke vorhanden ſeyn müſſen: Alſo erſuchen wir nochmals die Herrn Buchhändler, die oft an ſehr ſchlechte Dinge groſſe Koſten wenden, doch hier eine Probe ihres guten Geſchmackes zu zeigen, und ihren Verlag mit den Werken eines ſo groſſen Dichters zu zieren. Wir ſelbſt wollen ein Paar von dieſes groſſen Poeten Gedichten, die er theils in ſeinen erſten, theils in ſeinen letzten Jahren verfertiget, dem künftigen Ausgeber derſelben mittheilen. Es ſind dieſelben, ſo viel uns wiſſend, noch nirgends in einer Sammlung befindlich, verdienen aber vor vielen andern bekannt gemacht zu werden, indem ſie rechte Proben von dem reinen Geſchmacke unſers Dichters abgeben können.

Bey glücklicher Geburt Sr. Chur-Prinzlichen Durchl. zu Sachſen, als dieſelbe nach ſo langen und allgemeinen Wünſchen den 27ten October 1696. erfreulichſt erfolgte, wollte ſeine unterthänigſte Gedanken hierdurch eröffnen Benjamin Neukirch aus Schleſien.

MEin Prinz, diejenigen, die durch Apellens Hand
Dir heute für dein Heil ein Opfer angetraut,
Er-

Sind Leute, welche theils dein treues Land gebohren,
Theils deiner Väter Gunst zu Knechten auserkohren,
Und die, wo nicht der Nutz und deines Hofes Pracht
Doch süsse Hofnung längst zu Sclaven hat gemacht.
Drum dürfen sie nicht erst um Reime sich bekümmern:
Denn jede Muse hilft an ihren Versen zimmern;
Die Worte stellen sich nach ihrem Willen ein;
Was ihre Zunge spricht muß lauter Ambra seyn.
Und weil sie dieses auch für dich zu wenig finden,
So lassen sie dein Lob in Gold und Silber binden.
Ich aber, den Saturn und eine finstre Nacht
In ganz entfernter Luft hat an das Licht gebracht,
Den keine Fürstengunst mit ihrer Milch getränket,
Kein Glücke von der Bahn der Wahrheit abgelenket,
Und keine Hofnung je zum Schmeicheln angeflammt:
Ja der ich ausser dem das Reimen oft verdammt,
Aus meiner Vaterstadt die Noth und Unglück plagen,
Nichts als ein Blat Papier und einen Kiel getragen,
Und also ganz zu dem, wozu der Dichtersinn
Viel andre glücklich treibt zu schwach und dürftig bin:
Erzittre, daß mein Geist bey so gestalten Dingen,
Aus seinem Staube sich zu keinem Purpur schwingen,
Und von dir dichten will. Und da ich ehrer Zeit
Viel Bogen Poesie für Männern ausgestreut,
Verstumm ich heute nun vor einem zarten Kinde.
Und wo ich mich auch gleich zu reden unterwinde,
So sag ich dennoch nicht das, was ich haben will:
Denn meine Feder hält nicht Regel, Maaß und Ziel,
Und setzet manches hin das lieber möchte bleiben,
Hingegen sagt sie nicht was sie doch sollte schreiben.
So daß ich dreymal schon für Schmerz und Ungeduld,
Ihr dünnes Rohr zerstampft, und wieder alle Schuld,

Den Musengott verhöhnt, daß er den Wahn begangen,
Und mich die Dichterkunst zu lehren angefangen.
Zwar ist es darum nicht, ob wär ich gar so neu,
Und wüßte, Grosser Prinz, nicht was dein Churhaus sey.
Ich kenn es allzuwohl, und seiner Helden Gaben
Sind allen Schlesiern noch in das Herz gegraben.
Die Fürsten richten sich nach ihrer Tugendbahn,
Der Adel schauet sie als halbe Götter an,
Und jeder Bürger kennt die vier Johann Georgen,
Die öfters mehr für uns als Väter müssen sorgen.
Wenn sie bald unser Land für Mord und Krieg beschützt,
Bald durch ihr kräftig Wort der Kirchen Heil gestützt;
Und durch Errettung Wiens mehr einen Tag gewonnen,
Als Frankreich so viel Jahr durch alle List ersonnen,
Und noch zu rauben dräut. Ja wär auch dieses nicht
Und hätten sie für uns gleich alle nichts verricht!
So blitzt Dein Vater doch so weit mit seinem Degen,
Daß er mir Grund genung zum Dichten könnte legen.
Und wenn ich einmal nur zurücke wollte sehn,
Was vor in Griechenland, und jetzt durch Ihn geschehn:
Was Helden würd' ich doch nicht in den Büchern finden,
Mit denen sich sein Lob zusammen liesse binden.
Achilles, Hercules, Ulysses, Priamus,
Die alle gäben mir schon einen Reimenschluß;
Und wollt ich ausser dem mit Römern ihn vergleichen,
So müßten ihm fürwahr Octav und Cäsar weichen,
Denn jene sind der Welt durch blossen Geiz bekannt,
Hier aber mehrt August auch eines andern Land.
Drauf könnt ich etwan Dich, Durchlauchtster Prinz, besingen,
Und weil Dich die Natur gleich an die Welt muß bringen,

Da dieſer Kriegesheld noch ſeine Trommel rührt,
Das Rachſchwerdt in der Hand, den Blitz in Augen führt
Conſtantinopel bebt, der ſtolze Sultan zittert,
Und der erfochtne Sieg, der ſeinen Thron erſchüttert,
Ganz Ungarn, Oeſterreich von neuem einverleibt:
So dürft ich, da ein Glück das andre gleichſam treibt,
Und ſich dein Vater kaum für Freuden mehr kan kennen,
Nur den Philippus ihn, dich Alexander, nennen.
Und ſtellt ich endlich gar mir deine Mutter für,
Was wäre nicht für Zeug zu neuen Verſen hier?
Denn iſt dein Vater uns ein andrer Mars im Felde,
So macht hingegen Sie die Frömmigkeit zum Helde.
Wo nun zwo Tugenden, wie dieſe, ſich vermält,
Hat ſelten die Natur in der Geburt verfehlt:
Denn Adler können doch nicht ſchwache Tauben zeugen.
Und alſo dürft ich nun auch hier nicht gänzlich ſchweigen:
Weil dieſes ſchon allein nur einen Reim abgiebt;
Daß uns der Himmel mehr, als wir vermeynt, gelicht,
Und bloß mit Dir ſo ſpät hat wollen erſt beglücken,
Um Deiner Eltern Bild vollkommen auszudrücken.
Von dannen lief ich fort und nähme Länder ein;
Der Ganges müßte mir an ſtatt der Grenzen ſeyn;
Der aufgeblaſne Nil den Staub von deinen Füſſen,
Der Türke deinen Rock, Paris den Zepter küſſen.
Und endlich könnt ich leicht mit mehrer Sicherheit
Dir wünſchen, was ein Thor vom Daupbin prophezeyt,
Daß deiner Väter Land und ihr Gewinſt auf Erden,
Mög einſt der Mittelpunkt von deinem Reiche werden.
Allein je mehr dein Preis in aller Augen grünt,
Je mehr erkenn ich erſt, wie viel ich mich erkühnt,
Indem mich, Hoher Prinz, die Freude ſo getrieben,
Daß ich ſchon würklich mehr, als ich gewollt, geſchrieben.

Mein abgeſchmackter Kiel iſt zwar voll tiefer Pflicht,
Jedoch bey weitem noch für ſolche Fürſten nicht.
Apollo muß mir vor noch manchen Span abhauen,
Eh ſich mein blinder Geiſt darf in die Sonne trauen.
Drum ſchweig ich willig ſtill, und räume meinen Platz
Für ſolche Dichter ein, die wo nicht einen Schatz
Von mehrer Wiſſenſchaft und ausgeübtern Gaben,
Doch mehr Verwegenheit, als ich, im Reimen haben.
Und da die ganze Luft von reicher Luſt erſchallt,
Der Hof für Freuden jauchzt, der Stücke Donner knallt,
Und jeder ſeinen Wunſch dir will zu Füſſen legen,
So ſeufz ich zwar wohl auch für deines Hauſes Segen,
Schließ aber meinen Vers ſo gut ich jetzo kan,
Und gebe mit Geduld das ganze Dichten an.

II.

Schreiben der Minerva an den Durchlauchtigſten Erb Prinzen von Brandenburg-Onolzbach den 12 May Anno 1718. durch Benjamin Neukirch.

Minerva, die vor dem den Telemach geführt,
Minerva ſchreibet dir, o theurer Prinz der Brennen!
Glückſelig iſt der Fürſt, den meine Stimme rührt;
Denn wer ſie flieht und haßt, iſt kaum ein Menſch zu nennen.
Er bleibet arm und klein und wär er noch ſo groß.
Die Laſter führen ihn an tauſend Zauberſtricken.
Reißt er von einem ſich auf wenig Stunden los,
So muß er ſich beſchimpft vor ſieben andern bücken.
Er iſt des Landes Herr, und doch der Diener Knecht,
Ein Eyferer der Vernunft und Sclave wilder Lüſte:

Im Herrschen ohne Witz; ein Richter ohne Recht;
Und endlich kurz gesagt: Ein hohes Schaugerüste,
Auf dem die Uppigkeit in Göttertracht erscheint;
Der Hochmuth mit Gewalt auf Ehrenwagen fähret,
Der Anfang lachend ist; der Ausgang aber weint,
Und alles sich zuletzt in Ach und Weh verkehret.
So starb Sardanapal, und so fiel Belsazar:
So fuhr auch Nero hin nach wohlgepflegtem Leibe.
Ganz Rom erzitterte, so oft er zornig war:
Doch da sich Rom gefaßt, ward er zu einem Weibe.
Ach! fliehe denn, o Prinz! flieh aber in der Zeit,
Der Jugend Eigensinn, und ihre Frühlingssünden!
Was nur den Sinnen buhlt, ist lauter Weichlichkeit;
Ein Weiser muß die Lust in höhern Dingen finden.
Er forschet die Natur, er prüfet den Verstand;
Er suchet wahr und falsch vernünftig zu entscheiden:
Sein Will ist GOttes Knecht; sein Herz ist GOttes Hand;
Er lebet in der Welt; doch weiß er sie zu meiden.
Das Schöne siehet er; es rühret ihn aber nicht:
Phasanen schmeckt er wohl; doch kan er sie auch lassen.
Er höret, wo man gut, nicht wo man böses spricht:
Und fühlt er Ungeduld, so weis er sich zu fassen.
Und dieses ist der Weg, der uns zu Ehren trägt.
Wer nie mit sich gekämpft, und nur mit andern krieget,
Der hat noch wenig Ruhm auf Erden eingelegt:
Der allergrößte Held ist, der sich selbst besieget.
Weißt du, mein theurer Prinz! auf rechtem Wege gehn,
So zähme deinen Mund und laß dich andre lehren.
Die Sprache der Vernunft läßt sich nicht gleich verstehn:

Eh man zur Weisheit klimmt, muß man die Weisheit hören.

Man muß gehorsam, fromm, und auch gedultig seyn;
Denn Wiedersinn und Trotz sind Zeichen frecher Jugend.
Wo Frömmigkeit gebricht, zieht keine Weisheit ein:
Wo die Gedult nicht blüht, da wächst auch keine Tugend.
Ein Prinz ist von Natur, das, was ein jeder ist:
Nur die Geburt hat er von Gott voraus empfangen;
Wo er den Willen nun nach seinem Stande mißt:
So wird er nimmermehr das rechte Ziel erlangen.
Die Hoheit und die Pracht, der Speisen Niedlichkeit,
Das lüsterne Gespräch von wild- und zahmen Thieren,
Und dann die Schmeicheley, gehn leider! jetzt so weit,
Daß Prinzen was sie seyn, oft ohne Schwerdt verlieren.
Geh hochgeliebter Prinz! hier stets die Mittelbahn!
Laß dir der Augenlust nicht den Verstand verblenden!
Und schau in dem Geschöpf auch seinen Schöpfer an!
Denn was du bist und hast, das kömmt aus seinen Händen.
Ohn ihn geschichet nichts; ohn ihn besteht kein Reich!
Ohn ihn kan auch kein Fürst in seiner Würde bleiben.
Wir arme Menschen sind nur einer Nulle gleich:
Soll sie was mehrers seyn, muß GOtt die Ziffer schreiben.
Löscht er die Ziffer aus; so fällt auch alle Kraft:
So sind wir wieder nichts und nur ein Spott der Erden.
Gott schenkt; doch fordert er auch schwere Rechenschaft.
Wer nicht gestraft will seyn, der muß vernünftig werden.
Wohl jedem, der es früh und in der Jugend thut!
Wenn erst das Alter kömmt, so sind wir zu verdrossen.

Und

Und ändert mit der Zeit sich auch das wilde Blut;
So sind die Thore doch zur Weisheit zugeschlossen.
Dann sieht man allzuspät, was man versäumet hat!
Dann zeigt sich der Betrug der süssen Schmeichelgeister!
Was uns verhin ergötzt, wird nun zur Missethat.
Man schilt den Lehrer aus; man flucht dem Hofemeister.
Den, daß er nicht gestraft, Den, daß er nicht geklagt;
Und beyde, daß sie nicht beherzter angetrieben.
Sie werden billig auch mit Schimpfe fortgejagt:
Denn was uns so geliebt, das braucht man nicht zu lieben.
Ach! denke, theurer Prinz! der treuen Lehre nach!
Sey wie Ulyssens Sohn, mein Telemach gewesen!
Was ich mit Telemach durch seinen Mentor sprach,
Das hat dein Mentor dir vielfältig vorgelesen.
Nimm seine Warnung an, und wirf die Kindheit hin,
Der Tag, der heute scheint, erfordert andre Sitten!
Schreckt dich der Tugend Joch? Schreckt dich dein Eigensinn!
Mein Prinz, erschrick nur nicht! Du hast noch nicht gestritten.
Greif deinen Willen an! Vertritt ihm seinen Lauf!
Er ist dein ärgster Feind! Er suchet dich zu binden!
Hast du ein Fürstenherz: So setz es kühnlich auf!
Wer Gott zur Seiten hat, der muß wohl überwinden.
Vertraue nur auf ihn; Er ist der Weisheit Licht.
Halt an um ihren Geist; so kan sie dir nicht fehlen.
Jetzt macht sie dich betrübt, wenn sie den Willen bricht:
Doch künftig wirst du sie zu deiner Braut erwählen.
Was dir jetzt niedrig scheint, das wird dich dann erhöhn.
Du wirst dem Lande Ruh durch dein Exempel geben.

Denn wo die Weisheit ist; kan Ehre nicht entgehn:
Wo wahre Klugheit herrscht, da ist auch Heil und Leben.

VIII.

(Tit.) Herrn Theodor Ludwigs Lau, Schreiben an den Herausgeber dieser Beyträge. (*)

Hochzuehrender Herr Professor, Werther Freund.

Aus dem ersten und zweyten Stück der so genannten Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit habe ersehen, wie die Herrn Mitglieder der hochlöblichen deutschen Gesellschaft in Leipzig mich gewürdiget, den Anfang meiner herausgegebenen poetischen Verdeutschung, des Virgilianischen Aeneas, erwehnten Schriften einzurücken, und darüber ihre Censur gütigst zu ertheilen. Daß solche mit nicht wenigem Vergnügen durchgelesen, muß Euer Hochedelgeb. gestehen: weil endlich einmal den Zweck meiner Wünsche (**) in ihr erfüllet zu sehen bekommen; indem

(*) Der Herr Geh. Rath Lau hat zu Vertheidigung seiner im 1. Bande unsrer Beyträge critisirten Schrift eine ausführliche Vertheidigung eingesandt. Es ist uns leid, daß dieselbe für den Raum, den wir in diesen Bogen haben, zu weitläuftig ist. Doch haben wir auf sein Verlangen gegenwärtiges Schreiben nebst den Beylagen und Anmerkungen des Herrn Verfassers hier einzurücken, nicht umhin gekonnt.

(**) Mein erster Wunsch; stehet in der Vorrede der Prob-

dem von der thörichten Eigenliebe nicht geplagt bin, meine unvollkommene und mangelhafte Werke:

übersetzung des Virgilianischen Lebens- und Lebenslaufs des Aeneas in deutscher Helden Poesie; Lebet wohl, spricht er, zum geneigten Leser! deines in der deutschen Sprache und in ihrer Poesie reiferen mehr erfahrnen und erleuchteter Verstandes Lumieres, Belesenheit und Gedanken, misgönne mir nicht zu meiner Vernunft und Willens, meiner Arbeiten und Schreibarten Verbesserung: indem mich von allen ihren Unvollkommenheiten, so viel in meinen Mächten, gerne debarassiret und entlastet zu sehen wünsche, durch solche der galanten, politen, gelehrten und einen bon gout habender Welt, meiner neidischen Anschielereyn aber und über mich tödlich Eifersüchtigen selbst, kein Stein des Anstossens, oder ein Vorwurf der Aergerniß zu seyn; Entdecke mir auch mit einer edlen und treuen Freymüthigkeit, meine übrige ohngefehr eingeschlichene Irrthümer! daß der fürtreffliche Homerus, oft im Schlafe geschrieben, gestehen selbst seine Anbeter und schärfste Verfolger! pag. 15.

In der Probe meiner Boileauischen Uebersetzung seiner 5ten und 8ten Satyre Königsb. 1728. in 8vo, lautet der Wünsche Inhalt folgender massen. Die Zueignungsschrift an Hofrath Pietsch, schreibet: 1)

Nicht tadle meinen Schluß, ich nochmals dich beschwer!
Vielmehr mir meine Bitt: aus deiner Güt gewähr;
Ihr Endzweck dieser ist: du solt mir zu gefallen,
Die Fehler zeigen an, die mein Verdeutschungskiel
Begangen ohn Bedacht; Erlangt die Bitt das Ziel
Wird dein berühmter Ruhm dadurch noch mehr erschallen.

Die Vorrede 2) schließt dergestalt: Lebet wohl, H. L. und beliebt nunmehro mit poetischen Verstande und Beurtheilungskraft einer poetischen Zunge und Gehör nach einer musicalischen cadence und methode u. s. w. meine Uebersetzung nicht allein reiflich zu überlesen, sondern dabey nach gleichmäßiger klugen Confrontation des Originals mit der

worinn zum öftern, wieder den Beyfall meiner Vernunft, eine tadelswürdige Eilfertigkeit in der Ausarbeitung, die nicht warten will, anzuhören, was die morgenden Gedanken für ein gutes, oder wiedriges Urtheil über Sie abzufaſſen verhabens ſind, die mir ſelbſt hernach misfällige Strauchelungen alſo begehet! als Narbenloſe und Fleckenreine Geſichter anzugeben; doch muß ich dabey geſtehen, daß

Copie, und der zweyen Sprachen eigenthümlichen Sprachcharten, die unformlichere zu beſchämen und mittelſt eines Parallelismi, Sie mir zu deſto gewiſſerer rectificirung meiner übelklingenden und unpoetiſchen Poeſie, in einer andern Auflage zuzuſchreiben und zu dediciren.

Der Anhang 3) giebet dem Herrn Verfaſſer der artigen Critique über der Hochgeehrten Herrn Pietſch und Gottſcheds Poeſien, die ungebundene licentz, nicht allein über meine Gleſſen die ſchärfſten Commentaria zu ſchreiben: ſondern fürnemlich wie über die wenige merculiariſche Verſe, alſo über die zwo Verdollmetſchungen der Boileauſchen Satyren, noch ſchärfere Beurtheilungen, als die über Pietſch, und Gottſched geweſen, abzufaſſen, und auf das genaueſte zu critiſiren; denn weil ich mit der gröſten Ehre ſuche, den Namen eines Tyronis Poëtae, oder eines Lehrlings der Dichtkunſt, wie in der Vorrede bereits mich zu dem Caracter legitimiret, mir zu erwerben: werde mit dem gröſten Dank deſſelben piquanteſte Durchhechlungen, meiner unreifen poetiſchen Misgeburten annehmen, um von Tage zu Tage durch dergleichen vernünftige Hofmeiſterungen und Ausbeſſerungen meiner Stolperreyen, beſſer poetiſiren zu lernen, u. ſ. w. p. 67. 68. Ich hoffe indeß, daß zum höchſten affront erwehnter Wünſche die merkwürdige Regel: inceptus Poeta cognoſcitur ex Poemate, in quo multum eſt loquentiae ſ. verborum, ſapientiae vero ſeu rerum, bonarumque cogitationum parum! die in des galantgelehrten Junkers Lincis primis eruditionis vniuerſae Part. II. p. 153 in 4to. Altenb. 1714 zu finden: werde ſehr ſchwer von mir, obgleich ein Tyro poeta zur Zeit noch bin, verſtanden werden.

daß verſchiedene wörtliche und die Sache angehende Ausdrückungen, nebſt anderen Umſtänden, theils zu meiner Verdeutſchungsvertheidigung: theils zu ihrer Erläuterung: gnugſamen Anlaß dargebothen haben; daß ſolche zu unterlaſſen für eine unverantwortliche Widerſtrebung der Wahrheit gehalten habe, wie denn auch darum nicht ehe geruhet, als bis der Vorſatz geendiget worden. Ich möchte dieſe zwofache Anmerkung auch gar zu gern zum Druck befördern, daß durch ihre Gegenantwort, die Leſer deſto näher zu der gründlichen Erkenntniß kämen, ob die Herrn Mitglieder gedachter Societät und insbeſondere der Herr Verfaſſer der Critique mich ſtärker befochten, oder ich ſchwächerem Wiederſtand geleiſtet? Allein, Allein, Allein .....

Ich habe alſo vor dieſesmal nur dieſes Schreiben an Eure Hochedelgeb. weil ich vernehme, daß ſie Senior von der Geſellſchaft ſeyn! abzuſenden, vor nöthig erachtet: um ſo wohl durch die hiebey angeſchloſſene interimiſtiſche Erörterung zween puncten zu eröffnen, wie mir ihre ruhmwürdige Arbeit auch bekannt geworden ſey, und dabey einen kleinen Entwurf von der übrigen Schriftverfaſſung zu geben: als inſonderheit vor die, mir durch die öffentlich verlautbarte Beurtheilung meiner Tyroniſchen Dichterkunſt, angediehene Güte und Freundſchaftsbezeugungen Ihnen den ſchuldigſten Dank abzuſtatten. Eure Hochedelgeb. erſuche inſtändigſt, der Hochlöblichen Geſellſchaft, mit Verſicherung meiner Ergebenheit, die von mir überkommene Nachricht zur Kundſchaft zu bringen, und überlaſſe es Dero Willensmeynung, ob Sie ſolche zum beſten

der

der neubegierigen Leſer; unter welchen, vielleicht nicht wenig galant-Gelehrte mit ſeyn werden, die mit Schmerzen verlangen, endlich wieder einmal etwas von meiner ſchlechtgeſchnittener Feder zu leſen, um durch Sie, daß noch im Leben ſey, die unbetrügliche Zeitung zu bekommen; Indem ihnen vielleicht nicht unbekannt, wie nunmehro im abgewichenen Monath Junii, durch Gottes unergründliche Gnade, das groſſe Stuffenjahr überſtrebet! den künftigen Beyträgen einzuſchalten, vor gut befinden. Der ich mich übrigens Euer Hochedelgeb. beharrlichen Gewogenheit auf das beſte empfehle, mit beſtändigen Wehrtachtung ſo wohl Ihrer in der Republik der Gelehrſamkeit berühmt gewordener Perſon, als Schriften verbleibe

Euer Hochedelgebohrnen
Meines Hochgeehrten Herrn Profeſſoris

ergebenſter Diener
Theodor Ludwig Lau.

NB. Dieſer Brief, iſt nebſt der reſpective Erläuterungs- und Vertheidigungsſchrift an den Herrn Criticum meiner Maroniſchen Verdeutſchungsprobe: von mir ſelbſt perſönlich in Leipzig am 24ten Aug. 1735. des Herrn Profeſſoris Gottſcheds Hochedelgebohrnen, inſinuiret werden.

Bekanntmachung
Des Theodor Ludwig Lau, I. V. D. Hochfürstl. Curländischen Staats- Raths- und Cabinets-Directoris, an seine hochgeneigte Leser.

Wenn ich denjenigen Herrn Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig, welche die so genannte Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 1) herausgegeben, und insonderheit dem Herrn Verfasser des ersten Articuls im ersten, und des sechsten Articuls im zweyten Stück in denen eine beurtheilende Meldung von meiner angefangenen poetischen Verdeutschung des Virgilianischen Lebens- und Todeslaufs des Helden Aeneas, davon eine Probe von 12 Bogen in 4to zu Elbing im Jahr 1723. an das Licht getreten: vor die besondere, mir und meinen Schriften zutragende Neigung, die sie einer Einrückung und Erwegung gewürdiget: nicht den verbindlichsten Dank abstattete, welcher Pflicht aber hierdurch völlig nachgelebet wird; würde den Vorwurf eines Verbrechens wieder die Regeln der Wohlanständigkeit und artigen Lebens-Aufführung unmöglich vermeiden können.

Nun sollte ich zwar die, über erwehnte Virgilianische Verdeutschung, nicht uneben darinn verfaß-

te

1) Ich habe noch zur Zeit, nur die zwo angeführte Stücke zu sehen bekommen, so in 8vo in Leipzig gedruckt, und bey Bernhard Christoph Breitkopf zu finden.

te Beurtheilung: indem gewiſſe Erinnerungen, theils zu ihrer Wiederlegung, theils einer etwelchen Erläuterung, darüber zu entwerfen für nöthig erachtet; beſcheiden und gründlich zu unterſuchen, meine Obliegenheit ſeyn; um nicht durch eine träge und höchſt ſtrafbare Nachläßigkeit, mein Recht der Beantwortung zu vergeben, und alſo durch ſie, meines critiſchen Herrn Richters Ausſpruch, in allen und jeden ſeinen Sätzen, wie für unverbeſſerlich gut zu heiſſen;

Da aber verſchiedene wichtige Umſtände mir anrathen, und ſie der Druckpreſſe annoch zu vorenthalten: 2) will zum wenigſten vorietzo, um die Verjahrungszeiten zu unterbrechen, bloß die zwo Punkten, wovon einer meine **Religion**, der andere die mir zur Laſt gelegte **Vielſchreiberey** angehet, mit wenigem berühren.

Was meine **Religion** betrifft: habe das Verhängniß erdulden müſſen, wegen meiner weltweisheitlichen Gedanken von Gott, der Welt, und dem Menſchen, die lateiniſch Anno 1717. in 8vo herausgegeben, wie ein thörichter Gottesverläugner von vielen Geiſt- und Weltlichen angeſehen und verfol-

get

---

a) Daß indeſſen meine reſp. Wiederlegungs- und Erläuterungsſchrift bereits eine würkliche Weſenheit ſey: iſt in der That wahr; da aber, der Herr Verfaſſer in der Anmerkung des zweyten Stückes pag. 233. verſprochen von meiner Uberſetzung der VIten und VIIIten Boileauſchen Satyren zur andern Zeit zu reden: will die Erfüllung des Verſprechens zuförderſt abwarten, um ſo dann mit einem Pinſel zwo Wände zu übertarren: Indeſſen ſeyen ihr ſo wohl die ſchon gedruckte als verſprochene und theils in etwas entworfene Schriften beygefügt.

get zu werden; Weil aber durch die Gnade Gottes von der schwarzen Auflage, zur Gnüge gerechtfertiget worden: habe solches denenselben länger zu verschweigen, vor ein unverantwortliches Verbrechen wieder meine Ehre und guten Leumund gehalten: daher meine öffentliche gethane Glaubensbekänntnisse, in der Beylage betitelt: die Herrschaft über die Gewissen, ist ein alleiniger Vorbehalt des Einigen Dreyeinigen Gottes! ihnen hierdurch gebührend eröfnen wollen; damit Sie nicht ferner in Irrthum fortfahren, mich den zu nennen, der ich nach meiner gesunden Vernunft und thätigem Christenthum nimmer seyn kan, noch werde; dann die Thoren sprechen nur in ihren Herzen: es ist kein Gott!

Was zum andern meine **Vielschreiberey** betrifft, will ich darüber allhier keine Worte machen, sondern meinen Sachwalter die Beylage **Verb und Arbeit**, tapfer vor mich reden, und zum Schluß, so wohl die Herrn Mitglieder der deutschen Gesellschaft insgesammt, als den Herrn Verfasser erwehnter zwo Articuln inständigst bitten lassen, mir die Liebe zu erweisen, und einen gütigen Verleger zu schaffen, der nach seinem Wohlgeschmack, von meinen zum Druck in so weit fertig liegenden nöthigen und nützlichen Schriften 3) eines und das andere Werk, zu Beförderung seines eigenen Vortheils aus-

3) Les livres sont des Legs qu'un grand Genie laisse au genre humain & qui passent d'une generation à l'autre jusques à la posterité la plus eloignée. Spectateur Tom. II. disc. XLI. p. 250. à Amsterd. 1716. 8. seconde Edition.

auszuwählen, ihm eine beliebige Freude mache, und gegen mich die fertige Gefälligkeit haben möge; Vor welche treffliche Vorsorge, mich zu allen erdenklichen und mir möglichen Dienstleistungen auf das feyerlichste verschreibe. 4)

Beylage

Die Herrschaft der Gewissen, ist ein alleiniger Vorbehalt des Einigen Dreyeinigen Gottes.

Königsb. in Preussen den 3. October 1727.

Ich Theodor Ludwig Lau
Bekenne 1) daß niemalen ein innerlicher noch äußerlicher thörichter Atheist gewesen, seyn werde, noch seyn kan, auch meine bishero herausgegebene Philosophisch-Politisch-Juristische Schriften, nicht die geringste Atheisterey, sondern gar wohl Irrthümer, Falschheiten und Lügen, denen wir nach Adams Fall, alle und jede unterworfen, in sich halten können und mögen, darinn ich aus Schwachheit, und nicht vorsetzlicher weise vielleicht verfallen bin: daß also die mich einer Atheisterey beschuldiget, bereits aber von mir in

4) Das mein Wille, wenn es ihm gelegen, und er es vor gut hält: auch ganz gut und rein deutsch schreiben könne, wird gegenwärtige Zuschrift zeigen: wie er aber in allen eine vernünftige und Christliche Freyheits-Ausübung liebet, so will er gleichfalls in dem Stück, sich nicht zu einer Galeerensclaverey durch andere verpflichten lassen. Es ist genug! daß er in der Verfassung seinem Vaterland und andern Reichen, in seiner Muttersprache, ohne Zusammensetzung der Wörter, die er aus der Fremde entlehnet, Ehre zu machen.

in etwas gründlich wiederleget und resp. verklaget, vor die unchriſtliche Calumnianten halte, und ſie ſammt und ſonders vor den Richterſtuhl Chriſti vorgeladen habe: welcher rechtmäßig-chriſtlichen Appellation, ohne Abſicht einer Rache auf das neue, auf das feyerlichſte inhaerire; Ich bekenne aber

2) gar gerne, daß ein ſehr groſſer Sünder bin, und die heiligen Geſetze der Liebe, gegen Gott meinen Schöpfer, meinen Selig- und Heiligmacher, gegen mich ſelbſt, meinen Nächſten und alle übrige Creaturen, auf unnennbare Weiſe übertreten und gebrochen. Ich bekenne

3) daß dieſe vierfache Uebertretung der allgemeinen Liebe mir, ohne Heucheley, recht von Herzen leid ſey, und mich zu ihrer Bereuung inniglich anreize. Ich bekenne und glaube

4) daß denen bußfertigen Sündern, ihre Sünde, nach der Verheiſſung der H. Schrift vergeben werden, durch Gott ſelbſt und ſeine Mundbothen. Ich bekenne und glaube

5) daß ihr mein lieber Herr Beichtvater, eben dieſelbe Macht von Gott habet, durch ſeine Macht, den bußfertigen Sündern die Sünde zu vergeben. Ich bekenne

6) daß ich groſſer und bußfertiger Sünder, zu dem Ende zu euch komme, mir laut dieſer meiner offenherzigen Bekenntniß, meine vierfache Uebertretung durch eine vollkommene Abſolution zu vergeben, die ich alſo annehmen werde, als wenn der Einige Dreyeinige Gott, mit dem ohnedem unabtrennlich

bin und ewig bleibe, wie eine in den Weinstock eingepflanzte Rebe! sie mir unmittelbarer Weise von Himmel, seinem ewigen Gotteshaus verkündiget hätte; Ich bekenne

7) daß mir fest vorgenommen, mein Leben an der Vernunft und dem Willen auszubessern, und mich menschmöglich vor die fernere Uebertretung der vierfachen Liebe zu hüten, um nicht dadurch auf das neue, Sünde wieder den heiligen Liebesgeist zu begehen. Ich bekenne.

8) daß weil nunmehro aus einem redlichen Vertrauen Eure Wohlehrwürden zu meinem Beichtvater gewählet, ich die Vorsorge meiner Seelen hiemit so lange noch leben werde, und hier verbleiben möchte, Ihro ganz vor Sie, ihren geistlichen Pflichten gemäß, zu wachen anvertraue, und mit vor ihr geistlich gegenwärtiges Wohl redlich zu sorgen. Ich bekenne endlich und glaube

9) daß, weil kein Atheist, sondern ein rechtgläubiger Christ, nach dem alten und neuen Testament, obwohl ein grosser Sünder, die heilige Dreyfaltigkeit in einer Einheit, die bey uns und diesem heiligen Werk allgegenwärtig! mit ihrer vollen Gnade mir also in diesem Augenblick insonderheit beywohnen werde, daß ihre unmittelbare, mittelbare Vergebung mit solchen Freuden werde anhören, und durch Ihren Mund, wie mit jenem bußfertigen Zöllner anrufen können, ich vor meiner Feinde pharisäische Gerechtigkeit gerechtfertiget, wieder nach Hause gegangen.

Auf dieſe meine redliche und unverfälſchte Bekentniß, welche Euer Wohlehrwürden hiemit originaliter geſchrieben und unterſiegelt, zur Rechtfertigung meines wahren Glaubens vor aller Welt, die in Juden, Heyden, Chriſten und Türken von Anfang der Welt beſtanden, und noch zur Zeit, nach dem allgewaltigen Willen deſſen, der ein Hirt und eine Heerde zu ſeyn und zu machen verſprochen, beſtehet, übergebe: Bitte und pflicht ihres hochehrwürdigen Amtes, nunmehro mich von allen und jeden Sünden, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, frey, loß und ledig zu ſprechen. Solches bittet nochmahls

Theodor Ludwig Lau
magnus Peccator.

(L. S.)

Inwendiges Bekänntniß hat Tit. Herr Hofrath Theodor Ludwig Lau, vor Genieſſung des H. Abendmahls auch mit ſeinem Munde abgeleget, die Abſolution empfangen, und das H. Abendmahl genoſſen. Neu Roßgarten Königsb. den. 3. Octob. 1727.

M. Theodor. Fr. Werdermann.

Dann glaube ich und bekenne noch ferner

10) daß durch die Gnugthuung und das Verdienſt Jeſu Chriſti, als meines zu gewiſſen Erlöſers und Seligmachers, mir jederzeit in der Beicht und bey Genieſſung des H. Abendmahls meine vierfach begangene Uebertretung und Sünden, wieder die heiligen Geſetze der Liebe, zwar gänzlich vergeben, getilget und

vernichtet werden, doch unter den unabtrennlichen Bedingungen, mein Leben der gethanen Zusage zu Folge, auch wirklich zu bessern, mich menschmöglichst für die weitere Uebertretungen und Brechungen der viersachen Liebesobliegenheiten und Pflichtschuldigkeiten zu hüten, und insonderheit durch eine thätliche Nachfolge in der Lebens und Lehrart Christi und Ausübung des mir anbefohlnen Evangelischen Glaubens- Wandels- und viersachen Liebes- und Lichtwerken, gegen Gott meinen Schöpfer, meinen Selig- und Heiligmacher, gegen mich selbst, meinen Nächsten, und alle übrige Creaturen mich der Gnugthuung und des Verdienstes Jesu Christi wirklich und wahrhaftig würdig, wie zur Vergebung aller meiner Sünden, also zur Erlangung der Herrlichkeit des künftigen ewigen Lebens zu machen. In Kraft dieses Punkts bekenne ich

11) kein Sadducäer oder von den Esprits forts 5) zu seyn, welche die Auferstehung der Todten ganz und gar verleugnen: sondern ich weis vor mein Theil gar zu

5) In meiner poetischen Menschwerdungshistorie habe sie Esprits forts sous, d. i. die starken Thorheitsgeister benennet: Fraget man warum? ist die Antwort: um sie durch den Versatz von den Esprits aussi forts, mais raisonables & mathematiques en même tems d. i. den starken klugen und mathematischen Gemüthern abzusondern; die zwar auch von allen Dingen zweifeln, und nicht jede angegebene Münze vor wahrhaftig ächt so fort annehmen; indessen wieder mathematische und sie genugsam überzeugende Gründe der Vernunft und Weisheit, lächerliche Widersprechungen, mit einer belachenswürdigen Halsstarrigkeit, beantwortenden, sich keine Mühe, nach der ersten Gewohnheit geben.

zu gewiß, daß mein Erlöser lebet, der mich hernach aus der Erden wird auferwecken, daß ich mit dieſer meiner Haut umgeben werden, werde in meinem Fleiſche Gott ſehen, denſelben werde ich mir ſehen, meine Augen werden ihn ſchauen, und kein Fremder: Ich glaube und bekenne endlich

12) daß die ſo genannte zwölf Articul, welche in dem bekannten Symbolo Apoſtolico abgefaſſet, nach der augſpurgiſchen Confeßion von mir bekennet und geglaubet worden: daß ich alſo durch dieſe weitere Erklärung meines Glaubensbekänntniſſes und ihrer neuen Erklärung, allen vernünftigen und chriſtlichen Weltgemeinen, werde alle genügliche Satisfaction gegeben, und ſie von ihren eigenwilligen wieder mich gefaßten irrigen Meynungen, ſie mögen beſtehen, worinn ſie wollen; völlig deſabuſiret haben. Königsb. den 12 Aprilis 1728.

Theodor Ludwig Lau
magnus Peccator.

(L. S.)

Zu dem vorigen Bekänntniß hat Tit. Herr Hofrath Dr. Lau dieſes, da er zum andernmal den 16 April. 1728. communiciret, beygefüget; welches hiemit beſcheinige. Neuroßgarten Königsb. den 29. Apr. 1728.

M. Theodor. Fried. Werdermann.
Pf.

Beylage: Beth und Arbeit.

Würklich zum Druck fertig liegende Bücher die theils meine eigene, theils überſetzte Arbeiten ſeyn.

1) Virgilii Aeneis in zwölf Büchern, mit einer doppelten Vorrede, aus dem Lateiniſchen.

2) Guarini Paſtor fido, oder der getreue Schäfer mit einem auertiſſement aus dem Italiäniſchen a).

3) Probe gewiſſer Ueberſetzungen aus gleich erwehntem Guarini mit einer Vorrede, denen der Original-Text mit des Hofmannswaldau und Abſchaß Verdolmetſchungen: zu Unterſcheidung meiner Finſterniß von jener Licht; beygefüget.

4) Horatii Buch de arte Poëtica, oder von der Dichtkunſt mit einer Vorrede, aus dem Lateiniſchen, nebſt des Boileau l'art Poëtique aus dem Franzöſiſchen, wegen des Gleich-Inhalts.

5) Verbeſſerte Probe einer Boileauſchen Ueberſetzung, welche von der 5ten Satyre, vier, und von der 8ten Satyre, zwo verſchiedene Verdeutſchungen mit zwo Vorreden aus dem Franzöſiſchen überliefert b).

6) Noch

---

a) Beede Werke ſind indeſſen annoch ungemein ähnlich einem unförmlichen Chaos; verdienen dahero die Digeſtions und Purifications Feuer der Schöpfungs-Chymie; wovon noch melden muß, daß dem ſeltenen und ſeltſamen Werk, nur ganz kurz gefaßte mythologiſche Anmerkungen beygefüget, und die übrige weggelaſſen.

b) Daß die erſte ſo Anno 1728. zu Königsberg in 8vo gedruckt, ungemein mangelhaft, und mit vielen Wörtern angefüllet, die ſelbſt mein Setzer vor unrichtige Cadenzwörter erkennen muß, geſchehe ohne ſchimpfliche Schamröthe. Warum ohne ſchimpfliche Schamröthe? weil erſtlich dem aus gewiſſen Urſachen angenommenen Caracter von einem Tyrone

6) Noch gewiſſe Verdeutſchungen aus dem Boi-

 leau.

Poëta kein dementi geben wollte: beginge ich à deſſein d. i. recht vorſetzlich die Stolpereyen; wozu denn öfters meine gar zu flüchtige und expedite Feder, die ſich nur entſchloß, den Franzöſiſchen Hechelſchriftenverfaſſer mehr proſaice als poëtice proſodiace und poëtico-poëtice zu verdeutſchen! das allermeiſte beyzutragen ſich gelüſten lieſſe. Daß ſie aber auch nunmehro davor die ſchärfſte Stäupe bekommen, theils ihre reſp. Laßdünkeley recht derbe zu büſſen, theils um künftig artiger und vollkommener ſchreiben zu lernen, ſehe zu meiner nicht geringen Rachkitzelung von Herzen gerne. Weil ich zum andern gedachte: die Hand, welche das Legi, nach vorgängiger genauer Cenſur der poetiſchen Fehler, durch Signaturen der Reprobation zu unterſchreiben verpflichtet; würde nicht ermangeln meiner praecipitanten Schreibbegierde, die wohlverdiente Reproche zu geben, und zu Ausbeſſerung der, wieder die ächt jungfräuliche Dichtkunſt begangener groben Schnitzer und von derer reſp. unvernünftigen Eilfertigkeit abgefaßte Arbeiten, mit einer impericuſen Mine von Verachtung zurückliefern zu laſſen: ſolches aber nicht geſchahe, ſondern mit ihrer Unterſchrift, durch welche ſie das legale pretenſionsrecht zur ungebinderten Abdrückung überkame, mir zurück gegeben wurde; war meine reſp. untrügbare Folgerung, die Verdeutſchung wäre eine recht zeitige Geburt: könnten alſo die Hanſſachſiſchen und dergleichen mich beneidende Poëtaſtri, wieder ſie etwas erhebliches einzuwenden, keine rechtmäßige Urſach haben, da ſie ja von dem, vor eine ganz nützige Frucht wäre erkannt, der die Macht in Händen, ſie vor zunft- oder unzunftmäßig, durch unverwerfliche Pindußiſche Ja, oder Nein! zu erklären. Daß man wegen der höchſt erheblichen Urſachen, nicht eine zu ſcharfe und anugſame Minoiſche Dictatur (daß Minos ein ſcharfer Richter in der Hölle ſey, habe bereits den Leſer in einer beſondern Meinines Aeneasiſchen Lebenslaufs erinnert) mit der Tyropoetiſchen Verdelmetſchung Boileauſcher Satyren vornehme, wird zu tauſendmalen geberden, weil die verbeſſerte Probe die lauten und naeuos Poëticos zu redreſſiren ſuchet, jedoch wieder die meiſten, wiewohl ſans deſſein, zur gründlichen und beſcheidenen Roquelouriſmo der deut-

leau, als der Anrede an den König mit der 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. und 12. Satyre c).

7) Eine Ueberſetzung der zehnten Satyre aus dem Iuvenal ſammt einer Vorrede aus dem Lateiniſchen.

8) Verdeutſchung der Pibrackſchen Quatrains mit einer Vorrede und Beylagen aus dem Franzöſiſchen.

9) Die Paßionshiſtorie, nebſt dem raſenden, verzweifelnden und ſich erhenkenden Judas: und den ſeinen Herrn Jeſum verleugnenden, ſich bekehrenden und bußfertigen Petrus. Noch die Erſcheinung des H. Geiſtes, oder Andacht über das H. Pfingſtfeſt: und das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg aus dem 20. Cap. Matth. mit angeführten Lehr- und Lebensregeln; alle Piecen ſind nach der Poeſiegattung wie gedachte Menſchwerdungshiſtorie des Heylandes der Heyden d), und zwar in gut rein deutſch verfaſſet e).

10) Die

ſchen Geſellſchaft überlaſſen. Wer der Cavallier geweſen, wird der ſo genannte Monſr Francois, den in das Deutſche mit meinen Anmerkungen habe überſetzen wollen, wie ſolches in dem Berliniſchen Bureau d'adreſſe ſchon längſt zur notice gebracht, den curieuſen Liebhabern franzöſiſcher bons mots und piquanter reflexionen eröffnen.

c) Die Ueberreſte möchten mit der Zeit folgen, wenn nur die erſten das güldne Glück haben möchten, artige und dergleichen Verleger zu finden, die Sachen von gutem Wohlgeſchmack, cum emphaſi zu lieben portiret.

d) Iſt zu Königsberg in Preuſſen in 8. 1730. gedruckt, und hat Herr M. Lilienthal, Diaconus bey der Altſtädtiſchen Pfarrkirche, ihr die Ehre angethan, das Rubrum davon, dem erſten Stück ſeiner Actorum Boruſſicorum, Eccleſiaſticorum, Civilium, & Literariorum, wo nicht irre, einzurücken.

e) Sie mag indeſſen nach etlicher Perſonen art entweder

10) Die 150 Pſalmen Davids, eben auf die Art in Reimgebäude: unter dem Titel: des Zions Palmenwald von Davids Pſalmen ſchallt.

11) Religio Laici, d. i. der Glaube eines Layen, oder Weltlichen, aus dem Engliſchen mit einer Vorrede.

12) Religio Clerici, d. i. der Glaube eines Geiſtlichen, aus dem Engliſchen mit einer Vorrede.

13) Vernünftiger Catechiſmus, der Gottesgelehrte und erbauliche Unterweiſung im vernünftigen Chriſtenthum, eines Vaters an ſeinen Sohn, aus dem Engliſchen mit einer Vorrede.

14) Die zweifelnde Muſe, ein kurzes Engliſches Gedicht.

quodlibeticum, oder mit einem andern Namen ſtyliſiret werden: ſo bin ich zwar mit der Nomenclatur zufrieden, und werde darüber keinen ſtrohreichen Wörterkrieg anfangen; Ich nenne ſie aber ein reſp. madrigaliſches genus: welches von dem quodlibetiſchen unterſchieden; denn, wie jenes aus lauter gemiſchten Verſen, die bald iambiſch, bald trochaeiſch, bald dactiliſch zuſammen geſetzet, eine luſtige Materie zum Vorwurf hat: die aus lauter Einfällen, Sprüchwörtern, Fabeln, Hiſtorien, Locis communibus und dergleichen, welche aber nicht beſtehen, connectiren; welche ie unordentlicher ſind, je näher ſie den Regeln eines rechten Quodlibets kommen: So wird hingegen das neue Genus madrigalicum aus zerſtreuten kurzen, und langen iambiſchen Verſen, ohne eine genaue Abſicht auf die Reime zu haben, beyſammen geſetzet; welche Freyheit dann, der man ſich in dieſem genere bedienen kann, den Poeten Gelegenheit giebet, manchen Gedanken wohl auszudrücken, welches ein anderes ſtrengeres nicht vergönnet haben würde. Siehe Hamanns Anweiſung zur reinen und wahren Dichtkunſt, die er ſeinem zu Leipzig, Anno 1725. gedruckten Lexico pag. 68 und 69. §. 19 und 20. vorgeſetzet.

15) Vernünftig-chriſtliche, rechtlich und billige Defenſionspunkten, eines chriſtlichglaubenden und chriſtlichlebenden Politici und Juriſten mit einer Vorrede.

16) Probe einer vernünftigen und chriſtlichen Socratiſchen Critique über den Leipziger Socrates.

17) Probe einer vernünftigen und chriſtlichen altehrlichen Franco-Tedeſco-Franceſco Critique über den Biedermann des hochgelahrten Herrn Ernſt Wahrlieb Biedermanns.

18) Das vernünftige Chriſtenthum des Hochfürſtl. Staatsraths und Cabinet-Directoris Theodor Ludwig Lau I. V. D. wird wieder die atheiſtiſche Auflage des Königl. Preußl. Geheimen Raths und Hälliſchen Profeſſoris, Chriſtian Thomaſens, aus Thomaſianiſchen Rechtsſprüchen von der Vernunft und Wahrheit, dem Mathematiſchen Recht und der chriſtlichen Gotteslehre Sonnenklar erörtert und gehandhabet.

19) Vernünftiges und chriſtliches Antwort- und Erinnerungsſchreiben an des geringen und luſtigen Tractats den gelehrten Narren t. t. unbekannten und unbenannten Herrn Urheber.

20) Probe gewiſſer Erläuterungen über das zu Frankfurth am Mäyn gedruckte Buch in 4to, aufrichtiger Vorſchlag von glücklicher Einrichtung der Intraden und Einkünften der Souverainen und Unterthanen u. ſ. w. f).

21) No-

f) . . Quem nec Iouis ira, nec ignes
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetuſtas.
Ovid. [illegible] lib. XV. p. 571

21) Notification von vier verſprochenen Staats- und Reichswerken, betitelt, das Amſterdamſche Welt-Magazin, Financien Dictionaire, Corpus Iuris architecturae ciuilis und Ius publicum Veteris Status Romani.

22) Schematiſmus Reformationis neceſſariae, vtilis practicatu facilis, ſtudiorum iuridicorum, orbi communicatus literario.

23) Schediaſma Iuris publici de S. R. I. ita dictarum liberarum ciuitatum, ſtatu Hiſtorico-Politico-Iuridico, quoad Ius & exercitium Iuris illorum Iurium territorialium & Iurisdictionalium.

24) Benedicti Spinoſae Lebensbeſchreibung aus des *Bayle Dictionaire Hiſtorique Critique* mit einer Vorrede.

25) Erſtes Probſtück der galant-Gelehrten, erbauenden und ergötzenden Gelehrſamkeit, welche aus erwehntem Dictionaire durch abgekürzte Auszüge und dabey geſchloſſene Remarquen, den galant-Gelehrten darinnen mitzutheilen, und damit G. G. fortzufahren geſonnen bin.

26) Des berühmten Comödianten Johannis Baptiſtä Poqvelins oder Moliere Lebensbeſchreibung, aus erwehntem *Bayle Dictionaire* mit einer Vorrede.

27) Eröffnete Gedanken von der Satyre, in welchen erwogen werden, wie man ſeinen Nächſten beſtrafen ſoll, und wie weit die Satyre zu dem Ende könne gebraucht werden, aus dem Franzöſiſchen mit einer Vorrede.

28) Bey

28) Beyeinander-Sammlung artiger Erzehlungen und ſinnreicher Klugheitsworten, worinn von ihrem Gebrauch, der Hechelkunſt der Alten, auch den ſpitzfindigen Reden ietziger Zeit gehandelt wird. Aus dem Franzöſiſchen mit einer Vorrede.

29) Hiſtoriſche Zeitbeſchreibung, oder Nachricht von dem Königreich der Buhlerey, aus dem Franzöſiſchen mit einer Vorrede.

30) Der mit den Sitten- und Lebensweiſen der heutigen Welt fürtreflich übereinkommende und ihr ganz ähnlich ſeyende weiſſe Teufel, welchen Thomas Adams in einer Engliſchen Predigt abgeſchildert, und die von Wilhelm Chriſtians in das Holländiſche iſt überſetzet, von mir aber aus der letztern verdeutſchet worden g).

31) Antwort des Entwurfs einer wohl regulirten Policey Frankfurth ꝛc. 1717. in 8vo auf des Herrn geheimen Raths und Hälliſchen Profeſſoris Iuris Chriſtian Thomaſens wieder ihn gemachte, und in denen über des Canzlers von Oſſa teſtament edirten Auslegungen eingerückten Noten und bereits Anno 1721. zu Braunsberg ausgearbeitet.

32) Der Saavedraiſche Regent unter dem vermehrten Titel, der vollkommene Landesvater und Regent

g) Nach vollbrachter Verdeutſchung habe des Engelländers Werke in zwo Quartbänden, die zu Frankfurt am Mäyn Anno 1692. ediret, zu ſehen bekommen, und befunden, wie dieſer weiſſe Teufel bereits unter dem Titel: Der verkappte Teufel ſo viel, als ich mich erinnere, mit überſetzet. Ob jene oder meine Ueberſetzung gültiger und des Vertrags würdiger, wird eine künftige Confrontation den Ausſchlag geben!

gent, mit politisch-historischen Noten zur andern Auflage.

33) Probe des Galanterie-Dictionarii: darinne lesenswürdige Beschreibungen des durch Verstand, Schönheit, und andere eclatante auanturen, ihrer remarquablen so lobwürdiger als betadelter Conduite in der Liebe, Ehe, Ehre, Buhlerey, dahin gehöriger Thaten, reputation und Tode glücklich und unglücklich gewordenen Frauenzimmers von höhern, mittlern und geringen Stande, nach ihren merkwürdigen Umständen sollen abgefasset werden.

34) Probe freymüthiger und treugemeynter Reflexionen über das Titelblatt und Vorrede des Dippelischen Anno 1729. in 4to gedruckten und rubricirten Tractätgens: Analysis Cramatis Harmonici Physico-Logico-Mathematica.

35) General-Grundsätze von dem ersten Freyheits- und hernach eingeführten Herrschaftsstand, zur Erläuterung meiner Gedanken von dem so genannten Recht der Natur.

36) Deutscher Commentarius über die zwo ersten Bücher des Telemachs; denn von ihrer Fortsetzung abstrahire nunmehro, warum? ist nicht nöthig zu erörtern.

37) Die politische Gedanken, wie die Regenten mit ihren Reichen und Ländern sollen auf vernünftige und christliche Weise mächtig und reich werden, liegen auch fertig zur andern Auflage, und sind die darinne in fremden Sprachen vorkommende allegata dabey verdeutschet.

Locus & pluribus vmbris! Hor. libr. 1. ep. 5. v. 28.

Nach-

IX.

Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen.

I. D. Albrecht Hallers Verſuch von ſchweizeriſchen Gedichten, zweyte, vermehrte und veränderte Auflage. Bern bey Nic. Em. Hallern 1734. in groß 8. mit vielen in Holz geſchnittenen Leiſten und Stöcken. Die Auflage iſt allerdings weit ſauberer und unanſtößiger zu leſen als die erſte. Der Herr D. hat das kleine Gedichte auf die Schwederiſche Hochzeit weggelaſſen, und dargegen etliche neue Stücke in gebundener und ungebundener Schreibart angehänget, die mit eben dem Geiſte und Salze geſchrieben ſind, als die andern. Es iſt Schade, daß das Gedichte vom Urſprunge des Böſen nicht durchgehends in einerley Verſen geſchrieben, und in einigen Stellen ſo dunkel iſt. In der That aber muß man die Stärke der Gedanken, und die tiefe Einſicht des Herrn Verfaſſers loben, die den Abgang der reinen u. flieſſenden Schreib- und Reimart völlig erſetzet.

II. Geſpräche der alten Weltweiſen, welche in einer Redübung auf dem Hamburgiſchen Johanneo 1734. gehalten worden, unter Anführung Johann Samuel Müllers, Rector. zweyter Theil. Eben das Lob, ſo wir dem Herrn Verfaſſer dieſer Geſpräche ſchon bey dem I. Theil gegeben, hat er auch durch den andern Theil verdienet. Er denkt ſehr wohl, das iſt deutlich, vernünftig, und ordentlich, und drückt ſeine Gedanken auch gut aus. Seine Schreibart iſt rein, angenehm, und flieſſend. Von ſolchen Schulmännern kan die deutſche Sprache ſich viel Aufnahme verſprechen.

III. Die

III. Die Ruhe des Cyrus, oder die Geſchichte und das Leben deſſelben, von ſeinem ſechszehnten Jahre an bis in ſein vierzigſtes, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Georg Friedrich Bärmann aus Leipzig, verlegts Bernh. Chriſtoph Breitkopf, 1735. Wie dieſes Buch eine der ſchönſten Fabeln iſt, die neulich im Franzöſiſchen herausgekommen: So iſt auch dieſe deutſche Ausgabe eine der ſchönſten Ueberſetzungen. Man kann ſich von der erſten Probe des Herrn Magiſters leicht die Rechnung machen, was man ſich künftig von ihm zu verſprechen hat.

IV. Johann Lorenz Mosheims Einſegnungsreden, zwoer hohen Vermählungen. Helmſtädt, bey Chriſtian Friedrich Weygand 1735. Von dieſem und beyden letztern unſer Urtheil zu fällen, würde doch nur einer Partheylichkeit ähnlich ſcheinen, daher wir ſie nur ſchlechterdings melden.

V. Der Mad. Scudery ſcharfſinnige Unterredungen, von Dingen, die zu einer wohlanſtändigen Aufführung gehören, überſetzet, von Chriſtiana Mariana von Ziegler gebohrnen Romanus. Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopf, 1737. in 8.

VI. Johann Chriſtoph Gottſcheds ſterbender Cato ein Trauerſpiel, nebſt des Herrn Fenelons Gedanken von Trauerſpielen, und einem Critiſchen Anhange, darinn die Einrichtung deſſelben vertheidiget wird. Andre Auflage. Leipzig, in Teubners Buchladen. 1735. 10 B. in 8.

Inhalt des XIII Stücks.

I. Spatens deutſcher Sprachſchatz p. 1.

II. M. T. Ciceronis ſechs Reden vor den Archias, verdeutſcht von Chr. Aug. Heumann 28.

III. Ioh. Georg. Wachteri Gloſſarium Germanicum p. 49.

IV. Heinr. Chr. Lemkers Beweis, daß Lutherus kein Sprachverderber im Deutſchen ſey 74.

V. Von den ungleich fließenden Zeitwörtern der deutſchen Sprache 85.

VI. M. Georg. Henr. Zinckii Diſſertatio de eloquentia Germanorum 107.

VII. Nachricht von denen noch hinterbliebenen ungedruckten Schriften des ſel. Herrn Hofraths Neukirchs 123.

VIII. Bekanntmachung des Theodor Ludwigs Lau an ſeine Leſer 241.

IX. Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen 168.

* * *

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

ExBibliothek
Universitäts
Priedr. Guil
Berolin
1897. 242

Vierzehendes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1756.

I.

Sammlung von Johann Chriſtian Günthers, aus Schleſien, bis anhero edirten deutſchen und lateiniſchen Gedichten, auf das neue überſehen, wie auch in einer beſſern Wahl und Ordnung an das Licht geſtellet. Nebſt einer Vorrede von den ſo nöthigen als nützlichen Eigenſchaften der Poeſie.

Breßlau und Leipzig, 1735. in groß 8.

Günthers Gedichte ſind zehn Jahre her in ganz Deutſchland ſo begierig gekauft und geleſen worden, daß man längſt Urſache gehabt, ſich zu wundern, warum doch der Verleger keine beſſere Auflage davon ans Licht geſtellet hat. Es waren in der erſten, oftmals aufgelegten und nach und nach vermehrten Sammlung, ſo mancherley Fehler eingeſchlichen, daß man billig, zur Ehre des Poeten und ſeines Vaterlandes, eine beſſere Wahl und Ordnung der darinn enthaltenen Stücke gewünſchet hat. Nunmehro iſt endlich dieſer Wunſch gewiſſer maßen erfüllet. Der Verleger hat ſich, nach langer Uberlegung (davon uns beſondere Umſtände

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50952-9
GOTTSCHED;J.C. FN. 1911/644

genug bekannt sind) Gewalt angethan, und dem inständigen Anhalten des Herausgebers statt gegeben. Allein es wäre zu wünschen, daß dem Verlangen der Liebhaber in mehrern Stücken ein Gnügen geschehen wäre. Man beklaget sich nicht ohne Grund, daß Günthern noch lange nicht diejenige Ehre wiederfahren, die er verdienet, indem weder das äußerliche Ansehen, noch die innerliche Einrichtung dieser Ausgabe so beschaffen ist, daß man damit zufrieden seyn könnte. Der Eifer, der uns allemal antreibet, unserm Vaterlande zu Ehren, den guten Geschmack, so viel an uns ist, zu befördern, hat uns auch bey dieser Gelegenheit gedrungen, den Beförderern dieser Ausgabe die gehörigen Erinnerungen zu geben. Und wir hoffen, daß unparteyische Leser es uns nicht verargen werden, wenn wir uns auch genöthiget sehen möchten, etwas bittere Wahrheiten mit einfliessen zu lassen.

Was anfänglich das äusserliche anlanget, so ist zwar das Format ziemlich groß und ansehnlich: Allein das Papier ist desto schlechter. Die Schrift ist ebenfalls gut genug: Allein die Einrichtung des Setzers ist, theils durch desselben eigene Unwissenheit, theils durch die Sparsamkeit des Verlegers, sehr übel gemacht. Denn z. E. die Oden, die doch aus sehr kurzen Zeilen bestehen, fangen allezeit mit dem äussersten Punkte der Zeilen an, welches nur bey den längsten Versen nöthig ist, und bey solchen kurzen Arten einen grossen Ubelstand verursachet; indem auf der andern Seite das halbe Papier weiß bleibet. Hernach sind auch die Strophen der Oden so häßlich zerrissen, daß bisweilen die Reime von

der

der einen Seite ihr Paar erst auf der folgenden suchen müssen. Was würde es doch verschlagen haben, wenn man die Strophen der Oden allzeit ganz beysammen gelassen, und nachdem sie lang, oder kurz sind, drey, vier oder mehr ganze unzertrennte davon auf eine Seite gesetzet hätte? Dadurch würden vielleicht zuweilen etliche Zeilen weniger auf eine Seite gekommen seyn: Das ganze Werk aber würde oben und unten einen etwas breitern Rand, und überhaupt desto mehr Ansehen und Zierde bekommen haben.

Die Kupfer auf dem Titelblatte sollen ohne Zweifel auch zur Schönheit dieser Auflage etwas beytragen: Und was die Arbeit des Künstlers betrifft, so ist daran so viel eben nicht auszusetzen. Man findet sie in andern Büchern zwar vielmals besser, aber auch gewiß nicht selten schlechter. Wenn nur die Erfindungen gut sind: So nimmt man zuweilen auch mit der Arbeit eines mittelmäßigen Künstlers vorlieb. Aber daran fehlt es hier hauptsächlich. Das grössere stellet ein paar Satyren vor, die allerley Früchte in einer Schaale tragen. Hätte Günther lauter satirische Gedichte geschrieben: So könnte dieses noch hingehen. Allein wie reimet sich dieses Kupfer zu geistlichen Gedichten, und zu Lobgedichten, deren gewiß in diesem Werke nicht wenige zu finden sind: Indem sie fast die Helfte ausmachen. Noch schlechter ist die Unterschrift dieses Bildes gerathen. Der Erfinder hat es seinen Lesern nicht zugetrauet, daß sie die Absicht seiner Figur errathen würden. Daher ist er so liebreich gewesen, uns in zweyen gereimten Zeilen zu

ſagen, daß es zweene Satyren wären, die in einer Schaale Früchte brächten, und daß die folgenden Gedichte von eben der Gattung wären:

Zwey Satyrn bringen hier, auf einer Schale, Früchte,
Von gleicher Gattung ſind auch folgende Gedichte.

Das war nun ſehr nöthig zu melden, und faſt eben ſo ſinnreich ausgedrückt, als dort das Sinnbild, da einer eine Gans malete, und darüber ſchrieb: Eine Gans. Das kleine Kupfer auf der nächſten Seite iſt von eben dem Geſchmacke. Da liegt ein groſſer Bär, der eines ſeiner Jungen lecket. Die Erfindung iſt eben nicht unbekannt oder neu; und ein Leſer müßte ſehr dumm ſeyn, wenn er ſich vor einem poetiſchen Buche nicht beſinnen ſollte, was man damit haben wollte. Allein auch hier erklärt eine lateiniſche, überaus deutliche Uberſchrift, was eigentlich mit dieſem Bilde gemeynet ſey? Es heißt:

Doctrina ingenium ſic format, vt haec fera foetum.

Das iſt: Gleichwie dieſes Thier ſeine Jungen bildet: So bildet auch der Unterricht den Witz eines Dichters. Wie gut wäre es doch, daß man erſt die Regeln der Sinnbilder lernen möchte, ehe man ſich unterſtünde dergleichen Erfindungen anzugeben!

In der Vorrede hat der Herausgeber recht, wenn er glaubt, daß weitläuftige Vorreden Eckel erwecken; zumal bey Büchern, die nur Sammlungen ſinnreicher Schriften eines andern in ſich halten. Wenn die Zueignungsſchriften, Vorreden, Erinne-

innerungen, Erklärungen des Kupferblattes, Lebensbeſchreibungen und allerley eingeſtreute kleine und groſſe Ehrengedichte ſchon die Helfte eines Buches einnehmen: So ſieht man es gar zu deutlich, daß uns der Verfaſſer nur gern ein groſſes Buch habe liefern wollen. Der ſcharfſinnige Swift hat uns auch dieſen Fehler in ſeinem Mährchen von der Tonne, imgleichen in dem Schreiben an einen vornehmen Mann, wegen der Zuſchriften, ſo bey dem neulich deutſch herausgekommenen Caklogallinien befindlich iſt, ſo lächerlich gemacht; daß man ſich wundern muß, wenn einige neuere Ausgeber noch in eben den Fehler verfallen, den die alten Liebhaber der Critik begangen, wenn ſie neue Auflagen der lateiniſchen Scribenten beſorget haben.

Doch können wir es nicht leugnen, daß wir gern einen ganz kurzgefaßten Lebenslauf unſers Günthers in dieſer Vorrede geleſen hätten. Ich ſage mit Bedacht einen kurzgefaßten: Denn ein ganz Buch von dem Leben eines Poeten zu machen, und ſich in hundert unnütze Weitläuftigkeiten zu verwickeln, das wäre hier, wie allemal, ein verdrüßliches Weſen für den Leſer geworden. Es wäre auch nicht nöthig geweſen, alle Kleinigkeiten beyzubringen, die uns von dem Dichter einen übeln Begriff machen, und ſeine Schande aller Welt vor Augen legen könnten. Die Liebe des Nächſten lehret uns, auch der Aufrichtigkeit unbeſchadet, von den Todten nichts als lauter gutes zu ſagen: Wenn man nicht etwa ſonſt willens iſt, ſein Müthchen an einem Verſtorbenen zu kühlen, der irgend im Leben dem Verfertiger ſeiner Geſchichte zuwieder geweſen. Dergeſtalt wäre es denn gar nicht bedenklich geweſen, auch ſo ehr-

ehrlichen Günthers Lebensbeschreibung ganz kürzlich der Welt mitzutheilen: Zumal, da er in allen seinen Umständen mehr bedauret, als gehasset oder verabscheuet zu werden, würdig gewesen.

Die Hauptwahrheit, die in der Vorrede enthalten ist, hat ihre gute Richtigkeit. Ein Poet soll, sowohl als Quintilian solches von einem Redner erfordert, fast alle Wissenschaften verstehen. Der Herr Verfasser beweiset dieses erstlich von der Grammatik: Und dabey wäre es wohl allerdings zu wünschen, daß alle, die Dichter werden wollen, sich zuvor in der Sprachkunst ihrer eigenen Mutterspracht recht umgesehen hätten; damit sie nicht hernach überall Schnitzer darwieder begiengen, die in fremden Sprachen einem Schüler sehr hoch angerechnet, im deutschen aber, ganz unbillig, als gleichgültige Kleinigkeiten, angesehen werden. Hernach fordert er die Rhetorik, und Prosodie, oder die Verskunst, wie sie der Verfasser nennet. Hierauf fordert er von einem Poeten die Historie, Geographie, Chronologie und Genealogie: Worzu er billig auch die Alterthümer nebst der Mythologie gerechnet hat. Nächst den philologischen und historischen Wissenschaften soll ferner ein Poet auch die Philosophischen verstehen, darunter der Hr. Verfasser billig alle Theile der theoretischen und practischen Weltweisheit begreifet, und keinen davon ausgeschlossen haben will. Auch die mathematischen Wissenschaften, nebst der Musik werden einem guten Dichter vor nöthig erachtet, und bey der theoretischen Philosophie mit angehänget; wiewohl sie auch gar wohl eine eigene

Classe

Classe hätten ausmachen können. Endlich kommen auch die sogenannten drey höhern Facultäten, deren Erkenntniß einem Dichter nöthig seyn soll. Der Hr. Verfasser giebt hier der Arzneykunst den obersten Rang, geht sodann zur Rechtsgelahrheit und kömmt zuletzt zur Gottesgelahrheit. Die Wahrheit aber zu bekennen, so sehen wir zwar nicht, was es einem Dichter schaden könne, wenn er alle diese Wissenschaften verstehet: Allein wir begreifen es auch nicht, warum sie demselben so nöthig sind. Die Weltweisheit hält die Grundwahrheiten aller obern Facultäten in sich: Und wenn ein Dichter darinn kein Fremdling ist; so wird er der besondern Folgerungen daraus so gar nöthig nicht haben. Am allerwenigsten aber werden viele begreifen können, warum jeder Poet auch die übrigen gemeinen Künste und Handwerke verstehen solle? Denn hat gleich z. E. Virgil vom Feldbaue ein Buch in Versen geschrieben: So sieht man doch nicht ab, daß er seine Aeneis, ohne die in jenem erwiesene Wissenschaft vom Ackerbaue nicht würde haben abfassen können. Und eben so ist es mit den übrigen Künsten. Kurz, es schadet einem Poeten nichts, wenn er ein vieles weis: Allein darum ist ihm eben nicht alles nöthig.

Die Schreibart in dieser Vorrede ist zwar in Ansehung des vermiedenen Mischmasches fremder Sprachen rein Deutsch: Allein sonst ist wieder die periodische Richtigkeit unserer Sprache vielfältig verstossen. Man hat aus Liebe zur kurzgefaßten Schreibart viel Punkte gemacht, wo noch keine hätten stehen sollen: Oder man hat doch neue Sä-

ße mit solchen Verbindungswörtern angefangen, wodurch sie nur zu Theilen der vorhergehenden werden. Z. E. gleich auf der ersten Seite steht am Ende: "Zu leugnen ist wohl nicht, daß ich schon "andre hierinnen zu Vorgängern gehabt. Insonderheit den Hn. Rath Weichmann, auf dessen "Ausspruch ich mich gar wohl gründen mag." Hier sieht ein jeder, daß der letzte Satz durchaus keinen Verstand hat, wenn man den ersten wegließe: Daher er denn nicht einmal durch zween Punkte oder ein Colon; geschweige denn durch einen Punkt von dem vorigen hätte getrennet werden sollen. Doch das sind Kleinigkeiten, die aus Mangel vieler Uebung und sattsamer Aufmerksamkeit im Schreiben herrühren.

Wir kommen auf die Abtheilung der Günterischen Gedichte: Und diese ist freylich hier etwas besser als in den vorigen Auflagen gemacht worden. Man hat sie in Oden, Satiren und Briefe, und denn noch in verschiedene Anhänge eingetheilet: Von allen wollen wir nach und nach etwas anmerken, und zu künftiger besserer Einrichtung unsere Vorschläge mittheilen.

Es ist gut, daß man die geistlichen Oden in ein besonders Buch gebracht hat. Man sieht nur nicht, mit was für einem Rechte man die Gedichte, so aus vier langen achtfüßigen Zeilen bestehen, zu kurzen achtzeiligen Strophen vierfüßiger Verse gemacht, darinn sich nur wechselsweise eine Zeile reimet. Z. E. p. 21. steht:

Im Geiste muß der Wandel seyn, des Fleisches Lust zu meiden ꝛc. Hier reimt sich im

sol-

folgenden nichts auf seyn: Folglich ist es für einen langen, nicht aber für einen kurzen Vers zu halten. Eben dergleichen kommen p. 23. 25. 27. u. s. w. bis p. 61. vor: Die also alle entweder nicht für Oden zu halten sind; oder doch, wenn alle Gedichte, die Strophen haben, diesen Namen verdienen, ganz anders hätten geschrieben oder gedruckt werden müssen. Die Lieder: Nun danket alle Gott, und O Gott du frommer Gott! sind doch Lieder, ob sie gleich aus Strophen von vier langen Zeilen bestehen. Ganz ein anders wäre es, wenn wir gar alle Reime wegliessen: Denn da könnte die ungereimte Sylbe sowohl eine Zeile endigen, als eine gereimte in andern Gedichten es zu thun pflegt.

Hernach ist es uns in den weltlichen Oden wunderbar vorgekommen, daß man so sorgfältig gewesen, alle die Acrosticha mit seinen lateinischen Buchstaben anzudeuten, die Günther, in seiner ersten poetischen Einfalt, noch gemachet hat. Es konnte ja dem Herausgeber nicht unbekannt seyn, daß unser Poet das abgeschmackte Wesen dieser Kunst selbst verlachet, und es als eine Thorheit seiner Jugend angesehen, daß er auch vorzeiten die Namen vor die Lieder geflochten, und oft um ein A drey Stunden auf und nieder gegangen. Gleichwohl thut man ihm nach seinem Tode den Schimpf an, alle diese Proben seines übeln Geschmackes recht anzumerken, wie p. 17. 82. 91. 100. 179. und 231. geschehen ist. Am allerlustigsten ist uns das Gedichte p. 179. vorgekommen. Hier heißt die Ueberschrift: Auf den Namen eines gewissen Frauenzim-

enzimmers von Gr ⁎ ⁎. Man scheint also diese Person sehr heimlich halten zu wollen: Aber man hat dem Leser gleichwohl das ganze Geheimniß durch die schönen lateinischen Anfangsbuchstaben verrathen; als die ganz leserlich den Namen: Johanna Elisabeth, gebohrne Auerbachin von Greifenberg, anzeigen. Wie leicht aber wäre das alles zu vermeiden gewesen?

Auf der 289sten Seite haben wir eine Uebersetzung aus dem Horaz angetroffen, die nur durch Veränderung der Namen von dem lateinischen abgeht. Dieses hätte nun wohl angemerkt werden können, weil es für einen Raub angesehen werden könnte; den aber Günther zu begehen wohl niemals willens gewesen ist.

Bey den Cantaten haben wir nichts zu erinnern. Bey den Satiren und zwar dem I. Buche derselben wäre es besser gewesen, die XV. in den achtsüßigen jambischen Versen, als was ausserordentliches, ganz ans Ende des Buches zu setzen. Ingleichen kömmt es uns seltsam vor, daß man hier und dar ohne Noth so gewissenhaft gewesen, unschuldige Wörter auszulassen, die doch ein Kind aus dem Zusammenhange, oder aus den Anfangsbuchstaben errathen kan; offenbare Zoten aber hübsch vollständig hingedrucket hat. Man schlage nur das Gedichte p. 469. auf, und lese bis p. 471. ans Ende; da ist das arme Wort Postillant halb abgebrochen, als ob es nicht ehrlich wäre, oder als ob sich jemand melden würde, daß er gemeynet sey: Hergegen unten stehen die saftigsten Zoten. Auf der folgenden Seite kömmt ein St. vor, das eben so leicht errathen ist, und

wenig-

wenigſtens nichts garſtigers bedeutet, als oben die Petarden. Zulezt kömmt noch ein T. der T = = hält das Licht! allwo es gewiß kein Menſch merken wird, daß der Teufel gemeynet ſey. Ich erinnere mich eines gewiſſen Patienten, der einen ſo groſſen Haß gegen dieſen böſen Feind trug, daß er in allen ſeinen Gebethbüchern die Wörter Teufel, Satan u. d. gl. ausſchnitte; in Zieglers Schauplaß aber, den er gelehnt hatte, ſelbige zum wenigſten mit einem Dintenflecke ausleſchte. Das that nun ein Patient, der ſonſt leicht entſchuldiget wird. Warum aber der Herausgeber dieſer Gedichte ſich gefürchtet, den böſen Geiſt bey ſeinem rechten Namen zu nennen, das wird derjenige am beſten errathen, der da weis, warum die Bauren zu gewiſſer Zeit den Wolf nicht nennen mögen.

Bey dem II. B. der Satiren hätten wir es lieber geſehen, daß der Knittelvers, als der einzige ſeiner Art, ans Ende des Buches geſezt worden wäre.

Nun komme ich auf die beyden Bücher von Briefen, dabey mehr als einerley zu erinnern vorkommen wird. Vors erſte wäre es nicht übel gethan geweſen, wenn man aus dem vorhergehenden II. Buche der Satiren und aus dem Iſten Buche der Briefe diejenigen, ſo ſo als Elegien abgefaßt ſind, zuſammen genommen, und ausdrücklich Elegien genennt hätte. Daß dieſes der Meynung Günthers nicht zuwieder geweſen wäre, zeiget gleich die 1ſte: Als wo es heißt:

Begleitet wen ihr wollt, ihr matten Pierinnen,
Und hinkt, ſo gut ihr könnt, in Elegien mit.

Das

Das Gedichte p. 598. **Komm Liebe** ꝛc. kan unmöglich anders als eine Elegie, durchaus aber kein Brief heißen; da hergegen die Elegien gar wohl Briefe in sich halten können. Auf der 603 Seite ist gar eine Trauerode zum Briefe gemacht. Denn an wen sollte der Brief wohl seyn, als an denjenigen, den der Poet anredet? Nun hebt er aber so an:

Wofern, entschlafner Greis, dein Sarg Empfindung hat.

So wäre es denn ein Brief an einen Todten, welches gewiß eine recht seltsame Erfindung wäre, doch es kommen noch mehrere von der Art. Denn p. 604 ist abermal eine Elegie, die durchaus kein Brief heißen kan; p. 605 steht wieder eine Ode, wie auch die folgenden alle bis p. 614 nichts anders sind. Nun kommen p. 616. 631. und 633. abermal drey Elegien, die unmöglich Briefe heißen können. Auf der 638sten Seite steht wiederum eine Ode, wie denn auch p. 641. 643. 645. 654. 656. 666. 668. 672. 674. 676. 678. 680. 683. und 693 eben dergleichen Gedichte stehen, die aber alle auf eine unerhörte Weise zu Briefen gemacht worden. Ich weis wohl, daß unter Horatii Oden mancher Brief enthalten ist: Aber unter seinen Briefen hab ich mein Lebenlang keine Oden gefunden.

Das mag von dem Isten Buche genug seyn. Nun komme ich auf das andere, und hätte mich ehe meines Todes versehen, als daß gleich das erste Gedichte ein Brief an Gott seyn würde. Wie ist es doch möglich, sich so gar zu vergessen, und ein geistliches Gedichte, so eine Frucht der Andacht ist, unter

die

die Zahl der Briefe zu rechnen? Daß der gemeine Pöbel ein jedes Blatt Papier einen Brief nennet, das weis ich wohl: Daß aber ein Gelehrter ein jedes Gedichte in langen Verſen für einen Brief ausgeben würde, das habe ich mir niemals träumen laſſen. Eben ſo fremde ſcheinet mirs, daß die Bußgedanken, die darauf folgen, unter eben dieſer Claſſe vorkommen. Die Zuverſicht des Geiſtes zu Gott, und das Danklied Moſis in einen Brief verwandelt zu ſehen, das iſt ebenfalls ſo unerhört, als irgend etwas ſeyn kan: Und was würde doch Günther vor Augen machen, wenn er dieß ungereimte Weſen ſelbſt ſehen ſollte? Hätte man denn nicht einen beſondern Anhang von geiſtlichen Gedichten bey den geiſtlichen Oden im I. Buche machen, einen von den letzten Anhängen aber lieber gar weglaſſen können, wie ich hernach zeigen werde? So wäre doch, wie ſichs gehörte, in dieſem andern Buche, das Gedichte an den König Auguſt gleich im Anfange zu ſtehen gekommen: Nur hätte ich wünſchen wollen, daß man den Titel einer Lobſchrift weggelaſſen hätte. Die Franzoſen ſetzen ihr kurzes Au Roi, an den König, über ſolche Gedichte: Das hätte man hier auch thun ſollen, und alsdann hätte es doch das Anſehen eines Schreibens bekommen; ſo, wie das folgende N. VIII. hierinn eine ganz gute Uberſchrift bekommen hat. Man hätte nur immer ſo fortfahren, und die Gelegenheit, wobey dergleichen Schreiben abgefaſſet worden, nicht eben darüber ſetzen dörfen. Z. E. An Hn. D. Gottfr. Langen, B. M. in Leipzig, an. Hn. D. Joh. Burch. Menken, P. P. O. in Leipzig, an

die

die Fr. von Breßler, an Hn. von Löwenstäth, ꝛc. ꝛc.

Nun folgt der Zettritzische Lossagungsbrief, der hier durch eine sonderbar schöne Art in die Quere gedruckt worden: Gerade, als ob dieses der Anmuth des Gedichtes einigen Zuwachs geben würde! Daß ein solches Scherzgedichte gleich Anfangs auf einem offenen Bogen gedruckt werde, das ist niemanden zu verdenken: Aber warum soll es doch in der Sammlung der Gedichte eines Poeten noch eben die Gestalt behalten? Es ist gar kein vernünftiger Grund darzu zu erfinden. Zudem so ist dieses Gedichte eine Ode, und kein Brief. Eben so ist alles was p. 750. 754. 770. 779. 787. 797. 800. 802. 804. 807. 800. 811. 814. 815. 818. 825. 828. steht, durchaus nicht unter die Zahl der Briefe, sondern unter die Classe der Lieder oder Oden zu rechnen.

Die nunmehro folgende Beylage von Trochäischen Versbriefen, wie sie der Hr. Ausgeber nennet, giebt uns zu eben der Verwunderung Anlaß, die wir oben schon bezeuget haben. Gleich das erste Gedichte kan unmöglich den Namen eines Briefes behaupten, indem es des Poeten letzte Gedanken in sich hält. Hat er denn diesen Brief an sich selbst, oder an den Tod, oder an die Würmer im Grabe geschrieben? Eben so seltsam und wunderbar ist das folgende Gespräche, zwischen der Seele und der Weisheit, zum Briefe gemacht. Wie ist es doch möglich, daß einem dergleichen nur in den Sinn kommen kan? Wie wohl hätte der Herausgeber gethan, wenn er das bewegliche

Schrei-

Schreiben unſers Poeten an ſeinen Vater, in dieſer Beylage gleich von ſorne geſetzet, und die künſtliche Uberſchrift, ſowohl als die übrigen weggelaſſen hätte! Aber wiewohl hätte er auch gethan, wenn er es bey der Correctur beſſer durchgeſehen hätte, daß keine ganze Zeilen weggeblieben wären! So aber fehlt p. 857 die ſechſte; und oben in dem Gedichte an den König Auguſt p. 715 die 7de vor dem Ende. Iſt das nun in den beyden beſten Stücken unſers Poeten geſchehen, was mögen nicht in den übrigen Stücken für Fehler der Nachläßigkeit mit eingeſchlichen ſeyn? Es kan ſeyn, daß der Verleger hieran mehr Schuld hat, als der Herausgeber: Aber dem ſey wie ihm wolle, ſo hat ein Leſer groſſe Urſache ſich darüber zu beſchweren, daß man ihm ſo ſchlecht beſorgte Bücher in die Hände giebt.

Nunmehro erſcheinet eine doppelte Zugabe, die Iſte von lateiniſchen, die andre von deutſchen Gedichten, die man für Jugendproben ausgiebt. Von den erſten wäre es unſtreitig beſſer geweſen, daß man ſie entweder ganz weggelaſſen, oder doch ans Ende des ganzen Buches verſparet hätte. Es wird doch aus Günthers lateiniſchen Gedichten kein Menſch die Schönheit der römiſchen Poeſie lernen ſollen oder wollen: Und ſeine Ehre wird unter uns, auch durch die deutſchen allein, feſt genug ſtehen. Was war es denn nöthig, dieſelben der Nachwelt aufzubehalten; zumal, da es ein jeder weis, daß man in Schulen auch zur lateiniſchen Poeſie angeführt zu werden pflegt. Uebrigens ſind dieſe Gedichte ſo übel eben nicht gerathen: Sonderlich hat

uns das Epigramma über Rüdigers Physicam diuinam gefallen:

Nemo hominum obscuri penetrat mysteria libri;
Diuinum quis non dixerit illud opus?

Was die Jugendproben in deutscher Sprache anlanget: So hätte man auch dieser Zugabe leichtlich überhoben seyn können: Nicht, als ob alle darinn enthaltene Stücke schlecht wären; sondern weil sie eben mit so gutem Rechte, als viele andre von geringer Stärke, in die ersten Hauptabtheilungen des Buches hätten gebracht werden können. Zum wenigsten hätte man aus den darüber gesetzten Jahrzahlen leicht sehen können, daß sie der Verfasser in früher Jugend gemacht hätte: Wiewohl man es in der That etlichen davon, als z. E. dem Lobe des Tabacks, gar nicht ansieht, daß es in so früher Jugend gemacht worden. Ueberhaupt klingt es wunderlich, wenn man einem Poeten, der in seinem sechs und zwanzigsten Jahre stirbt, noch Jugendproben zuschreibt, da doch gewiß alle seine Schriften in blühender Jugend gemacht worden. Denn das männliche Alter hat Günther gewiß nicht erreichet: Widrigenfalls, würden wir ganz andre Meisterstücke von ihm gelesen haben. Nimmermehr aber werden es rechtschaffene Patrioten, ich will nicht sagen, Schlesier, dem Herausgeber verzeihen, daß er das elende so genannte Trauerspiel, Theodosius, noch mit in diese Zugabe drucken lassen. Wir wissen, daß dieses ihm in Briefen schon vor etlichen Jahren wiederrathen worden: Und gleichwohl hat es ihm gefallen, dieses guten Rathes ungeachtet, das Gedächtniß des wackern

Gün-

Günthers dergestalt zu beschimpfen. Das ganze Stücke ist so voller ungereimten Zeuges, so voller Unwissenheit in den Regeln der Schaubühne, so voller Alfanzereyen und kindischen Thorheiten, daß ein ehrlicher Mensch Geld darum geben würde, daß es nur nicht unter seinem Namen unter die Leute gebracht würde. Gleichwohl suchet man dieses jämmerliche Stücke nach dem Tode eines sonst unverwerflichen Dichters hervor, und meynet, daß man alles gut gemacht habe, wenn es nur unter die Jugendproben gesetzt wird. Ich glaube fest, daß Günther sich im Grabe schämet, daß solch eine unreife Geburt nochmals ans Licht gezogen worden: Denn wenn es ihm möglich wäre, so würde er es gewiß bey seinem Leben gänzlich vernichtet und ausgerottet haben. Es ist nicht nöthig, die Fehler, so darinn vorkommen, anzuzeigen. Es wimmelt ja in allen Zeilen davon: So, daß man ein ganz Buch damit anfüllen könnte. Wer wird aber solch eine unnütze Arbeit vornehmen, und eines Schulknaben Arbeit einer Critik würdigen? Doch was braucht es der Mühe? Günther hat selbst in dem Gedichte, so p. 1097 stehet, viel absurda Theatralia an andern gestriegelt, die er doch selbst das Jahr darauf begangen: Denn dieses Gedichte ist 1714, und das Trauerspiel 1715 gemacht. Da er unter andern ungereimten Vorstellungen auch diese hat:

Actaeon schießt ein Reh mit einer Flinte todt:

So heißt es gleichwohl p. 963 in dem Trauerspiele Theodosius, gleich in dem ersten Auftritte:

Auf Mauren, Stadt und Wall, um die der Friede schanzet,
Den Oelzweig meiner Faust an statt der Stücke pflanzet.

Und so komme ich unvermerkt von der Censur des Herausgebers auf die Beurtheilung des Verfassers. Hier hätte man nun ein grosses Feld vor sich, wenn man eine nach den Regeln der wahren Dichtkunst abgefaßte Critik über unsern Günther machen wollte. Man könnte ihn als einen Odendichter, als einen Satirenschreiber, als einen Verfertiger von Elegien, und als einen verliebten Poeten darstellen, und allenthalben das Gute und Böse anmerken. Allein wer darf es wagen, diesen Helden, womit sich sein Vaterland so viel weis, in seinen poetischen Ehren anzutasten? Was ist so unleidlich, als Schlesien, wenn man an seinen Poeten was ausetzet? Es ist ihm nicht genug, wenn man seinen Dichtern ein gewisses wohlverdientes Lob giebt: Nein es will, daß man dieselben auch in ihren offenbaren Fehlern loben soll. So hoch hat noch keine andre deutsche Provinz die Selbstliebe getrieben! In Meißen ist niemand böse geworden, daß wir neulich einmal Zieglers Vanise in ihrer Blösse dargestellet haben. Aber Lohensteins Beurtheilung hat das empfindliche Schlesien noch diese Stunde nicht verschmerzen können.

Dem sey aber wie ihm wolle, so müssen wir doch bey dieser Gelegenheit zum wenigsten überhaupt unsre Gedanken von dem Character unsers Poeten entdecken. Seine natürliche Fähigkeit zur Dichtkunst, ist unstreitig eine der allerbesten gewesen, di

jemal

jemals ein Deutscher gehabt hat. Sein Gedächtniß und seine Einbildungskraft, sind so glücklich, so reich, und so fruchtbar gewesen, als man sichs immer wünschen kan. Seine Scharfsinnigkeit, sein Witz, und seine Belesenheit in allerley alten und neuen Sachen, sind ganz ungemein, und seine Gelehrsamkeit in gründlichen Wissenschaften, als der Weltweisheit und Arzneykunst, ist gleichfalls so groß und weitläuftig, als man es von einem Dichter immermehr fordern kan. Allein bey so vielem Lobe, welches man ihm willig zugesteht, ist auch noch manches an ihm auszusetzen. Seine Kenntniß in den wahren Regeln der Dichtkunst war sehr mittelmäßig; seine Beurtheilungskraft sehr seicht und unfähig, das wilde Feuer der Phantasie zu mässigen; seine Sitten endlich, waren viel zu schlecht, als daß er dem Leser allezeit ein edles Bild von sich selbst hätte vor Augen zu stellen gewußt. Die Unordnung seiner Lebensart, und der schlechte Umgang mit den lasterhaftesten Leuten leuchten aus so vielen hundert Stellen seiner Gedichte hervor; die ohne Anstoß der Schamhaftigkeit und Zucht nicht gelesen werden können. Es ist wahr, daß die unglücklichen Umstände seines Lebens ihn zum Theil genöthiget, sich vielmals den Lüsten der ungezogensten Leute aufzuopfern, die ihm einen Unterhalt gaben; und daß sein, im Grunde, der Tugend nicht ungeneigtes Gemüthe, durch kein äusserliches Hülfsmittil in den Stand gesetzet worden, seine gute Neigung zu vollziehen. Allein darum ist es eben Schade, daß seine Freunde nach seinem Tode nicht so viel Liebe für einen Freund, für einen Landsmann,

und für einen Poeten, von dem Schlesien Ehre haben kan, getragen, diese anstößige Ausschweifungen seiner Jugend, mit einer ewigen Vergessenheit zu begraben. Günther hätte ein ehrbarer, ein züchtiger, ein vernünftiger Dichter heißen können, den man der Jugend ohne Anstoß in die Hände hätte geben mögen. So aber hat man einen wollüstigen, einen unflätigen und niederträchtigen Poeten aus ihm gemacht; darinn man keinen Bogen, ohne etlichemal dabey zu erröthen durchlesen kan. Ich überlasse das Urtheil davon allen Wahrheit und Tugendliebenden; nicht aber denen, die selbst von der Verderbniß unserer Zeiten angesteckt sind, und sich niemals mehr kützeln, als, wie unser Günther selbst schreibt:

Wenn etwan eine Schrift
Die, ihrer Weichlichkeit gemäße Zote trifft.

Was die Gedichte selbst anlanget: So haben sie fast durchgehends ein sehr fliessendes Wesen, ein richtiges Sylbenmaaß, und eine richtigere, regelmäßigere Sprache, als man in vielen unsrer Dichter anmerket. Allein was das Innere anlanget: So sind viele, ja die meisten Stücke einem Quodlibet ähnlicher, als einem ordentlichen und vernünftig zusammenhangenden Werke. Oft scheint der Reim, und nicht der Poet den Vers gemacht zu haben: Indem er nicht anders aussieht, als ob er lauter bouts-rimez gemachet, oder die Einfälle im Hübnerischen Reimregister gesuchet hätte. So schrieben doch die Satirenschreiber der Alten nicht. So haben auch die neuern Ausländer und Deutschen, als

z. E.

z. E. Boileau, Canitz und Neukirch nicht geschrieben. Wenn sie eine Satire machten, so war doch ein gewisser Inhalt, und Zusammenhang der Materien darinn: Aber in Günthern wird man dieses vergeblich suchen. Ja auch in seinen Todesgedanken hat er das geistliche mit dem weltlichen, die Bibel mit den Fabeln der Heyden so durcheinander gemenget, daß man nicht wissen kan, ob er als ein Heyde oder als ein Christ habe sterben wollen. Hernach weis er selbst in den erhabensten Oden nicht den Wohlstand und das sogenannte πρεπον zu beobachten: Wie dieses die Ode auf den Prinzen Eugen zeigen kan, wo er mitten unter die prächtigsten Sachen, Nachbars Hans einmenget, und ihn einen Strich mit Biere machen lässet, um auf dem Tische ein sichtbares Bild von der Donau zu entwerfen. Die Abbildung ist lebhaft und natürlich schöne: Nur in einer Helden-Ode ist sie abgeschmackt und gar zu niederträchtig zu lesen.

So viel mag dießmal von unserm Dichter genug gesagt seyn: Welches wir mehr, andern, die ihm blindlings in allem folgen, zur Warnung; als ihm nach seinem Tode zu tadeln, angemerket haben. Will aber jemand von seinen eifersüchtigen Landesleuten, dessen Wort in der gelehrten Welt was gilt, sich deßwegen an uns rächen: So wird man uns dadurch nöthigen, nicht nur die Hoffmannswaldauischen eignen Gedichte, sondern auch Lohensteins Trauerspiele, und gar seinen Arminius, in den neuen Auflagen, die von beyden hier in Leipzig gemachet werden, vor die Hand zu nehmen, um die Stärke der heutigen gesunden Vernunft an ihnen zu versuchen.

ſuchen. Um aber wieder ein Zeichen unſrer Unpartheylichkeit zu geben: So wollen wir eheſtens, auch den Niederſächſiſchen Amthor, in der neuen Auflage nach unſrer Art durchgehen und ſeinen Werth und Unwerth dem Leſer vorzuſtellen ſuchen.

II.

Christoph Ernst Steinbachs, M. D.

vollſtändiges deutſches Wörterbuch, vel Lexicon Germanico-Latinum cum præfationibus & autoris & Johannis Vlrici Koenig, S. R. M. Polon. & Elect. Sax. Conſiliarii aulici. med. 8. 2 Theile.

Breßlau 1734. 1 Th. 3 Alph. 2 Th. 3 Alph. 2 Bogen.

Daß es keine geringe Schwierigkeit ſeyn müſſe, ein gutes deutſches Wörterbuch zu Stande zu bringen, läſſet ſich auch zum Theile daraus mit abnehmen, weil uns viele eins verſprochen, wenige aber dergleichen geliefert haben. Man iſt daher dem Hr. D. Steinbach vielen Dank ſchuldig, daß er eine ſo mühſame und beſchwerliche Arbeit, als die Verfertigung eines ordentlichen Wörterbuches iſt, über ſich genommen, und auch ausgeführet hat. Deutſchland hat ſich lange nach einem Werke geſehnet, worinnen ſeine Sprache nicht als eine Magd, ſondern als eine Königin mit aller ihrer Pracht und Zierde auftreten könnte. Hr. Stieler hat ihr auch ſchon im vorigen Jahrhunderte die Hand geboten,

und

ung ihren Reichthum zu zeigen ſich unterfangen. Wie glücklich er in dieſem Unternehmen geweſen iſt, wird man verhoffentlich aus der Nachricht ſehen können, die wir in dem vorigen Stücke dieſer Beyträge von ſeinem Sprachſchatze gegeben haben. Es iſt kein Zweifel, daß gegenwärtiges Wörterbuch jenem nicht um ein anſehnliches vorzuziehen ſeyn ſollte: Wenn man nur bedenkt, daß die Nachfolgenden leichtlich die Fehltritte der Vorhergehenden vermeyden können, ſofern ſie nicht ſelbſt mit Vorſatze ihren Fehlern nachahmen wollen. Wir erfreuen uns, daß wir an dem Hr. D. Steinbach einen Mann gefunden haben, der die Fehler ſeines Vorgängers ſo klüglich eingeſehen, als glücklich vermieden hat. Dieſes Lob hat keine Parteylichkeit zum Grunde, und man wird die Wahrheit deſſelben hinlänglich erkennen, wenn man beyde Worterbücher mit einander zu vergleichen beliebet. Damit wir aber unſere Leſer einigermaſſen in den Stand ſetzen, von der Güte dieſes Werks richtig zu urtheilen: So wollen wir es itzo etwas genauer betrachten.

Der Hr. Verfaſſer hat ein Buch, welches das Band des ganzen deutſchen Volkes in ſich hält, auch ganz Deutſchlande übergeben wollen, und alſo ſeine Zuſchrift an den Kayſer, an alle Churfürſten, Fürſten und Stände des H. Röm. Reichs gerichtet. Er ſagt darinnen, daß er hiermit eine Probe überliefere, da man auf die Rechtfertigung aller und jeder Wörter in deutſcher Sprache hauptſächlich geſehen, und dieß nach Anführung gewiſſer Regeln hat thun müſſen. Denn ob man ſich wohl viele Mühe gegeben hat, unſere Sprache in Richtigkeit zu brin-

gen und ihre Reinigkeit zu befördern: So hat man doch noch nichts rechtes aufzuweisen, wenigstens kan man keine Schrift vorbringen, welche die Rechtschreibung aller und jeder Wörter in sich fasset. Der Hr. Verfasser wünscht dabey, daß die allerhöchsten Beschützer des deutschen Reiches geruhen wolten, dieses Werk zu unterstützen. Dadurch kan in kurzem ein vollkommenes Werk zu Stande kommen, womit wir es andern Völkern, die ihre Sprache ausgebessert haben, nicht allein nachthun, sondern sie auch wohl gar übertreffen können.

Auf diese Zuschrift folgt eine lateinische Vorrede. Darinn giebt der Hr. Doctor Anweisung, wie man sich bey dem Aufschlagen der Wörter zurechte helfen, und in seiner gemachten Ordnung finden soll. Er erklärt zugleich die Zeichen, die er bey einigen Wörtern gesetzt hat, welche entweder veraltet, oder nicht aller Orten gebräuchlich, oder nur bey dem Pöbel gangbar, oder bloß der Ableitung wegen angemerkt sind. Hiernächst entschuldigt er sich auch, daß er bey Erklärung der Wörter und Redensarten, und bey der Bestimmung ihrer eigentlichen Bedeutung nicht allezeit das bewährteste Latein aus den guten Schulbüchern gebraucht habe. Er hofft dabey, daß diese Verabsäumung den Deutschlernenden mehr nützen wird, als wenn er mit vieler Mühe und Arbeit gute Wörter zusammen getragen hätte.

Uns hat es allezeit gewundert, warum der Hr. Verfasser die lateinische Sprache zur Erklärung in seinem Wörterbuche genommen hat; zumal da sein Endzweck nicht gewesen ist, wie aus seiner lateinischen Vorrede genugsam erhellet, für diejenigen, wel-

welche die lateiniſche Sprache treiben, ein Wörterbuch zu verfertigen. Hat er es nun den Fremden und Ausländern, ja auch ſelbſt unſern Landesleuten zum Beſten aufgeſetzet: So geben wir ihm zu bedenken, ob es wohl lauter Gelehrte ſeyn werden, die ein deutſches Wörterbuch nöthig haben? Werden es nicht auch Kriegesbediente, Edelleute und meiſtentheils Kaufleute, ja auch wohl Frauenzimmer ſeyn, denen mit einer ſolcher Handleitung ſoll gedienet werden? Kan man von denen aber wohl fordern, daß ſie des Lateins kundig ſeyn ſollen? Gewiß, uns dünkt immer, es würde rathſamer geweſen und das Buch brauchbarer geworden ſeyn, wenn man ſich hätte gefallen laſſen, die franzöſiſche Sprache hierbey anzuwenden, oder wenigſtens dem Lateine an die Seite zu ſetzen. Die franzöſiſche Sprache iſt ja ſo zu ſagen itzt faſt allgemein geworden, und es werden wenige unter den anſehnlichſten Leuten von allerhand Völkern ſeyn, welche dieſelbe nicht verſtehen. Das Latein hingegen bleibt nur bey den Gelehrten, und viele Hof- und Kaufleute halten es wohl gar für Schulfüchſerey, die ihrem Stande nachtheilig falle. Doch es hat vielleicht der Hr. Verfaſſer wichtigere Urſachen gehabt, dieſen Vortheil, den er ſeinem Werke dadurch ſchaffen können, hindan zu ſetzen, als zu ergreifen.

Der Vorbericht des Hn. Hof- und Ceremonien-Raths Königs, welcher nach der lateiniſchen Vorerinnerung kömmt, enthält einige Nachricht von Gelehrten, die vieles zur Aufnahme und Erklärung unſerer Sprache beygetragen haben, ehe noch eine Sprachgeſellſchaft in Deutſchland aufgerichtet worden.

den. Er legt den Schweizern, den Schwaben und den Rheinländern den Ruhm bey, daß sie die ersten gewesen sind, die hierinn einen Versuch gewagt haben. Er führet auch in einer Anmekung zum Beweise seines Ausspruches ein halb Dutzend der ältesten und raresten Schriften von dieser Gattung an, die in Zürch, Tübingen, Augspurg und Frankfurth herausgekommen sind. Insbesondere rühmt er den gelehrten Conrad Gesner, der schon damals sehr viel zur Erläuterung unserer Muttersprache geschrieben hat. Denn ausser seinem Mithridates, der von dem Unterscheide der Sprachen handelt, hat er auch noch in verschiedenen einzeln Schriften, eine grosse Anzahl deutscher Wörter untersuchet, und sonderlich die Namen der Fische und Wasserthiere, der Edelsteine und Erzte mit einer deutschen und lateinischen Auslegung deutlich erkläret. Eben das haben auch Paul Eber und Caspar Peucer in Benennung der vierfüßigen Thiere, der Vögel, des Gewürmes, des Kräuterwerks und der Früchte gethan. Nach diesem kömmt der Hr. Hofrath auf die Sprachgesellschaften, und gestehet, daß sie zur Aufnahme und Auszierung unserer Sprache sehr behülflich gewesen sind. Er erzehlet uns ferner, daß sowohl die Preußische Societät der Wissenschaften, als auch die ehemalige deutschübende Gesellschaft in Hamburg auf ein künftiges Wörterbuch bedacht gewesen ist. Bey dieser Gelegenheit giebt er uns von einer deutschen Academie Nachricht, welche der höchstselige König von Polen, Augustus, nach Art der Französischen, bey uns hier in Leipzig anzulegen beschlossen gehabt hat. Der Tod die-

dieſes groſſen Königs und Liebhabers der deutſchen Sprache aber hat die Vollziehung eines ſo löblichen Vorhabens unterbrochen. Hiermit lenkt ſich Hr. König auf gegenwärtiges Wörterbuch und redet von der Einrichtung und Güte deſſelben. Zuletzt wünſcht er, daß ſich der Hr. Bürgermeiſter von Anderſon entſchlieſſen möchte, den vortreflichen etymologiſchen Schatz, den er in ſo langer Zeit zuſammen getragen hat, durch den Druck bekannt zu machen, welches auch unſer eifriger Wunſch iſt.

In der hierauf folgenden deutſchen Vorrede des Hrn. D. Steinbachs wird der Unterſcheid eines Lexicons oder eigentlich ſo genannten Wörterbuchs, und eines Gloſſarii gezeiget. Dieſes hat eigentlich nur den Endzweck, daß einige oder nur alte und vor dieſem übliche Wörter erkläret werden: In jenem aber müſſen alle Wörter einer Sprache erläutert, und deren Bedeutungen beſtimmet werden. Man muß auch von dem Gebrauche dererſelben ausführlich darinnen handeln. Begreift nun ein ſolches Werk alle Wörter einer Sprache völlig in ſich: So iſt es deſto vollkommener. Doch kan man auch ſchon ein ſolches Buch vollkommen nennen, welches nur allein diejenigen Wörter in ſich ſchließt, die in einer lebenden Sprache üblich ſind. Es bedarf nichts, oder doch nur wenig, von dem enthalten, was durch die Länge der Zeit veraltet oder unbrauchbar geworden iſt, oder was noch bey andern benachbarten Völkern im Gebrauche iſt, die urſprünglich einerley Sprache gehabt haben. Man trifft aber hiebey noch einigen Unterſchied an. Denn

man

man kan ein Wörterbuch verfertigen, darinnen zwar alle gewöhnliche Wörter einer lebenden Sprache angemerkt sind, aber nicht darauf gesehen worden, ob es einfache oder zusammengesetzte Wörter sind, und daher nach der Ordnung der Buchstaben alles eingetragen ist. Ein solches Werk aber wird man eher ein Glossarium, als ein Lexicon nennen müssen. Soll hingegen ein Werk ein ordentliches und vollkommenes Wörterbuch seyn, das die Richtigkeit einer Sprache völlig zu erkennen geben soll: So ist es nöthig, daß man richtige Grundwörter setzt, und die daher geleiteten Wörter in gehöriger Ordnung dabey anmerket, damit es dem Leser den Begriff erleichtere und zur Erlernung einer Sprache die Vernunft schärfe. Endlich gehöret auch zur Vollkommenheit eines solchen Werkes, daß bey einem jeden Worte die Gleichheit oder die Abweichung von andern oder derselben Gegentheil angeführet, durch die grammatikalischen Zeichen erkläret und mit genugsamen Redensarten erläutert wird. Wir setzen noch hinzu, daß die Redensarten selbst aus guten und bewährten Schriftstellern genommen seyn müssen. Der Herr Verfasser zeiget hierauf den Nutzen und die Nothwendigkeit eines solchen Wörterbuchs auch bey uns Deutschen. Wenn dieses geschehen ist: So nimmt er eine Untersuchung derjenigen Werke vor sich, die wir von solchem Unternehmen wirklich haben. Er beurtheilt Henischens Sprach und Weisheit, den Sprachschatz des Spaten, das Glossarium, so man bey Hr. Schilters Schatze der deutschen Alterthümer antrifft, und des Hr. Prof. Wachters Arbeit in diesem

Stü-

Stücke. Weil wir aber in dieſen Beyträgen von angeführten Schriften an verſchiedenen Orten gehandelt haben: So halten wir es für unnöthig etwas davon beyzubringen.

Weiter führt er auch einige von denenjenigen Männern an, die uns Wörterbücher zu liefern verſprochen haben. Doch wir wollen uns dabey nicht aufhalten, ſondern wenden uns vielmehr zu dem, was die Hiſtorie dieſes Werkes angeht, und zu deſſen richtiger Beurtheilung nöthig zu ſeyn ſcheinet.

Gegenwärtiges Werk iſt gleichſam nur eine Vermehrung desjenigen Wörterbuches, welches Herr D. Steinbach im Jahre 1725 herausgegeben hat. Dieſe erſte Ausarbeitung war ſehr klein, ſintemal das ganze Werk nur aus einem Alphabete und fünf Bogen beſtund. Das vorgeſetzte Ziel des Herrn Verfaſſers gieng auch damals nicht weiter, als die Wörter der deutſchen Sprache aus dem Regiſter von Lindners Lexicon in eine Ordnung nach ſeinen Grundregeln zu bringen. So klein auch das Regiſter war: So hat es doch dem Hr. Doctor, wie er ſelbſt verſichert, ſehr viele Arbeit gemacht, ehe er alle die Wörter in ihre gehörige Ordnung hat bringen können. Dabey geſteht er, daß ſie damals nicht alle in Richtigkeit gebracht worden ſind, auch noch ein groſſer Mangel ſo wohl an Grundwörtern, als auch beygefügten Erklärungen darinnen zu finden geweſen iſt. Nach der Zeit, als dieſes Werk herausgekommen war, ließ er es nicht liegen, ſondern legte gleich Hand an, ſolches zu vermehren und zu verbeſſern. Das erſte, das er vornahm,

war, daß er den Inhalt der deutschen Wörter aus Fabers Lexicon von Worte zu Worte durchgieng und in sein Werk eintrug. Währender Zeit gerieth er auch über des Herrn von Stadens und Herrn von Eckarts Schriften, trug auch aus selbigen, was wegen der Etymologie hierbey nöthig war, fleißig ein. Als er mit dem Inhalte des Fabers zu Ende war: So gieng er auch das Zeitungs-Lexicon durch und zog das, was zu seinem Zwecke gehörte, heraus, schrieb auch endlich das ganze Werk rein ab, und suchte dasjenige vollkommener zu machen, was in dem vorigen noch sehr unvollkommen war. Das Werk lag also zu einem neuen Drucke völlig da. Weil aber der Verleger noch einen guten Vorrath von der ersten Auflage hatte, und sich befürchten mußte, daß ihm viele Stücke würden liegen bleiben: So konnte das Werk 1728, da es schon verfertigt war, nicht unter die Presse kommen. Als sich nun der Herr Verfasser lange bedachte, was er mit dem Werke machen wollte, ob er es so liegen lassen, und den gänzlichen Abgang der ersten Auflage erwarten, oder aber unter der Zeit mehr eintragen sollte: So bekam er Herr Hedenichs Promptuarium latinitatis zu Gesichte. Er nahm die nützliche Erklärung eines jeden Wortes wahr und entschloß sich, das Werk eben so, wie die Register bey Fabers und Lindners Lexicon, von Worte zu Worte durchzugehen. Diese Arbeit vollendete er im Jahre 1731. Unterdessen las er auch einige Dichter durch, als Opitzen, Lohenstein und Racheln, und merkte sich eine und andere Redensart daraus in seinem Wörterbuche an. Er

ließ

lieſt aber aus Günthers Gedichten und Hofmannswaldaus Heldenbriefen ganze Stücke, und zwar aus dem letztern die Helfte der Briefe von Worte zu Worte auf ſeine Unkoſten eintragen. Hr. M. John, der ſich wegen des Parnaſſi Silefiaci ſchon bekannt gemacht hat, überſetzte die Verſe ins lateiniſche, weswegen ihn der Hr. Verfaſſer auch öffentlich rühmet.

Aus dieſer hiſtoriſchen Nachricht, die wir faſt durchgängig mit des Hrn. Doctors eigenen Worten vorgetragen haben, werden unſere Leſer ſchon ſchlieſſen können, was uns mit dieſer neuen Ausfertigung geliefert worden, nemlich ein Wörterbuch, worinnen die deutſchen Wörter, ſo viel nur möglich geweſen iſt, in eine richtige Ordnung eingetragen, dieſelben mit Beyſpielen in ungebundener Rede aus dem Inhalte des Regiſters hinter Fabers Lexicon und Hn. Hederichs Promptuario, wie auch in gebundener Rede aus den Heldenbriefen Hn von Hofmannswaldaus, aus eben deſſelben und Günthers Gedichten, doch einige Stücke nur, erläutert, aus andern Dichtern aber auch eines und das andere angemerkt anzutreffen ſind.

Es iſt uns gleich bedenklich vorgekommen, daß der Herr Verfaſſer ſein Wörterbuch aus den Regiſtern lateiniſcher Wörterbücher zuſammen getragen hat. Wir haben vermuthet, daß ſich dadurch viel unrichtiges mit einſchleichen könne, und unſere Vermuthung iſt auch nicht ohne allen Grund. Denn wer wird uns Bürge ſeyn, daß alle ihre Wörter und Redensarten aus guten deutſchen Schriftſtellern genommen, oder in den meiſten deutſchen Städten

gång und gebe sind? Sie selber wollen es nicht sagen. Ihre Absicht ist nicht, gut deutsch, sondern nur gut Latein zu lehren. Bewähren sie das letzte nur mit guten Redensarten, so mag das erste werden, wie es will. Von einem Manne aber, der ein deutsches Wörterbuch abfasset, fordert man gerade das Gegentheil Man will sich bey ihm Raths erholen, ob ein Wort, ob eine Redensart gut und gebräuchlich ist. Man wird ihm aber schwerlich trauen dürfen, wenn man weis, daß er seinen Vorrath aus Büchern geschöpfet hat, deren Gültigkeit und Ansehen in diesem Stücke noch nicht ausgemacht ist. Es bleibet noch allezeit der Zweifel übrig: Wer weis, ob es auch irgend in einem guten Buche stehet? wenn man siehet, daß es mit keinem gültigen Zeugnisse bekräftiget worden. Wir zweifeln zum Exempel sehr stark daran daß die Wörter, ich affe, du affest, der Affer, die Fahrung, ein Misbraucher, unfaul, die Essung, der Vogel äßt die Jungen, an statt füttert, es reucht faulinzig, und d. g. m. gute Wörter sind. Es kan seyn, daß Herr Steinbach dieselben, nebst andern, uns undeutsch zu seyn scheinenden Redensarten, dergleichen auch diese ist: Er ist mir zu Haare gewachsen, in den angeführten Registern gefunden hat. Ist aber dieses hinlänglich, sie zu rechtfertigen, und für gut zu erklären? Das wird so leicht niemand zugeben. Hr. D. Steinbach hat es dem Spaten vorgerücket, daß es einem Leser sehr verdrüßlich sey, wenn er Wörter nach eigenem Belieben hingesetzt, die man doch weder in gemeinen Reden noch Schriften brauchet. Sollte man aber nicht auch einiger

maßen

maßen eben das von ihm ſelbſt ſagen können? Wir ſprechen ihn zwar von dem Vorwurfe einer gar zu groſſen Neigung neue Wörter zu backen gänzlich frey, welcher der Spate allerdings zugethan geweſen iſt, und die auch itzt unter uns bey einigen ſonſt guten Schriftſtellern wieder einzureißen anfängt; doch können wir eben daſſelbe nicht in Anſehung der Liebe zu ſeinem Vaterlande thun. Uns dünkt, wir dürfen von dem Hn. Verfaſſer behaupten, was Hr. Bödiker von dem ſel. D. Luther ſagte: Er habe in der Ueberſetzung der Bibel einige Provinzialwörter, den Oberſachſen und ſeinen Eislebern zu Ehren, in Schwang bringen wollen. Denn wäre nicht die Liebe zu ſeinen Schleſiern und deren Redensarten bey ihm ſo ſtark geweſen: So würde er nicht ungemein viele uns unbekannte Wörter ohne Zeichen, als gut und gangbar, hingeſetzet haben. Dahin rechnen wir z. E. die Almer, an ſtatt eines Behältniſſes oder Schrankes; ferner Baffen, der Hund bafft; Dunſen, aufgeſchwollen ſeyn, ich dinſe, ich dans, duns, und die Abgeleiteten der Danſt, ich danſe; der Lug, an ſtatt Lüge; külſtern, heraus huſten; krummern, jucken; die Thrume, an ſtatt die Kiſte; ſitzen für runzeln; ein fratzer Menſch, homo exilis, und noch viele andere mehr. Hieher gehöret auch, wenn er einige Wörter in der mehrern Zahl anders abändert, als es ſonſt wohl gewöhnlich iſt, und von Klotz, Klötzer, von Fels, die Felſe, Dolch, die Dölche macht, dafür man bey uns Klötze, Felſen, Dolche ſagt. Ferner, wenn er unterſchiedenen Wörtern ein anderes Geſchlecht beylegt und für das, der

Garter, für die, das Temme, für der Huf eines Pferdes, die Hufe saget. Auch in der Rechtschreibung richtet er sich nicht selten nach der Schlesischen Aussprache, wenn er z. E. Biß für Bieß, Hurt für Hut schreibet, welches aber unmöglich gerechtfertiget werden kan. Doch wir werden unten ein mehreres von der Rechtschreibung zu sagen bekommen. Wir glauben, man thäte nicht unrecht, wenn man dieses Werk ein vollständiges Schlesisch-deutsches Wörterbuch nennte: So gar viel Schlesisches trifft man darinnen an, das zwar zum Theil angemerkt, vielmals aber auch als gut Deutsch ausgeleget ist. Allein, wir wollen dieses dem Hn. Verfasser eben nicht so sehr zur Last legen. Ein jeder wird zugeben, daß es ungemein schwer, wo nicht fast unmöglich ist, alle eigene Wörter und Ausdrückungen desjenigen Landes zu erkennen und richtig zu entscheiden, in dem man gebohren ist, oder woselbst man lebet. Wer weis, wie viel fremde Wörter ein Schlesier angemerkt haben würde, wenn ein Sachse ein solches Buch ausgefertiget hätte. Ja wir sehen es auch schon, daß der Hr. Verfasser einige Wörter, als nicht überall gebräuchliche Wörter, angezeichnet hat, wovon wir doch geglaubet hätten, daß sie wohl überall im Gange wären. Zum Beyspiele mag das in unsern Schäfergedichten so gewöhnliche Wort Fluren dienen

Der Herr D. Steinbach würde eines und das andere von diesen Erinnerungen haben vermeiden können, wenn er sich die Mühe nicht dauren lassen, einige gute Bücher zur Hand zu nehmen, und wenig-

nigſtens die etwas fremde ſcheinenden Redensarten daraus anzumerken. Bey Wörtern, deren Gebrauch ganz gewöhnlich iſt, und die faſt auf allen Blättern vorkommen, ſcheint es uns überflüßig zu ſeyn, wenn man ſie mit vielen Beyſpielen erläutert. Wenn hingegen Wörter unterſchiedene Bedeutungen haben, nicht gar zu oft vorkommen, und wohl gar ungebräuchlich zu ſeyn ſcheinen: Da halten wir die Beyſpiele aus guten Schriften für höchſt nöthig und unentbehrlich. Wir wollen nicht unterſuchen, ob der Hr. Verfaſſer nicht vielmehr das erſtere, als das letztere gethan hat.

Es iſt gut, daß er die Regiſter durchgegangen iſt. Denn auf die Art hat ihm ſo leicht kein Wort entwiſchen können. Daß aber auch nicht alle gute deutſche Wörter in den Regiſtern geſtanden haben, verſichert er uns ſelbſt, und geſteht, das er auf manches Wort nicht gekommen wäre, wenn ihm nicht Günther oder ein anderer Dichter darzu Anlaß gegeben hätte. Sollten aber wohl nicht noch einige Wörter darinnen fehlen, und vielleicht ſolche, die man am erſten darinnen ſuchen möchte? Wir meynen hierdurch Wörter, die in der Ueberſetzung der Bibel ſtehen, und da es leicht geweſen wäre, ſie aus einer Concordanz abzuſchreiben. Wir wollen doch einige dergleichen herſetzen, die wir in dem Wörterbuche nicht angezeichnet finden.

Ahorn, (ein Baum dieſes Namens) *Acer.*

Ich bin aufgewachſen wie Ahornen, Syr. *XXIV. 19.*

Ciſtern, (ein groſſes mit Steinen ausgeſetztes Behältniß, darinnen man in denen Oertern, wo kei-

ne Brunnen sind, oder woselbst kein süsses Wasser anzutreffen ist, das Regenwasser von den Dachrinnen sammlet.)

Da man nun zwanzig Tage die Brunnen verwahret hatte, hatten die von Bethulia kein Wasser mehr, weder in Cisternen, noch sonst. Judith *VII. 12.*

Föhren, (eine Art von Tannen, die man aber mit den eigentlich so genannten Tannen, und mit den Fichten nicht vermengen muß. Siehe hiervon Bödik. Grundsätze in der Ausg. des Hn. Frisch-Bl. 211.)

Ich will in der Wüsten geben Cedern, Föhren, Myrten und Kiefern, Jes. *XLI. 19.*

Hümpler, (einer der nicht öffentlich arbeiten darf, das Seinige nicht recht gelernet hat, und die Sachen verderbet, daran er arbeitet.)

Wer einen Hümpler dinget, dem wirds verderbet. Spr. *XXVI. 10.*

Wandel, (so viel als ein Fehler oder Tadel.)

Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquickt die Seele. Psalm. *XIX. 8.*

Mandel, (das, eine Zahl von funfzehen)

2) Die, funfzehen Garben Korn, die auf dem abgemähten Acker in einem Haufen zusammen gelegt stehen.

Und da Boas gegessen und getrunken hatte, ward sein Herz guter Dinge, und kam und legte sich hinter eine Mandel, Ruth. *III. 7.*

3) Die, eine gewisse Art von Frucht Amygdalum.

Ob-

Obgleich ein ſolcher Held, der nur ſein theures Blut
Zum Aderlaſſen ſpart, nicht groſſe Wunder thut.
Und wenn ihm nichts gefehlt, als Mandeln und Muſcaten,
Wohl ehr aus Blödigkeit, ſo Land als Stadt verrathen. Can.

Es iſt kein Zweifel, daß man nicht noch mehrere Wörter finden ſollte, die ebenfalls in dieſem Wörterbuche übergangen worden ſind, wie wir denn auch die Wörter Baret und Diſcant nicht angetroffen haben. Weil wir itzo eben davon reden: So wollen wir noch ein kleines Regiſter von Wörtern herſetzen, die uns darum nicht zu Geſichte gekommen ſind. Wir haben ſie bloß bey Durchleſung weniger Dichter angemerkt, deswegen wir ſie auch mit den Worten derſelben beſtärken wollen.

Darge, (ein bey den Fiſchern gewöhnliches Werkzeug, die Fiſche damit zu fangen.)

Daß er, als wie ein Hecht, an deine Darge biß. Can.

Entern, (ein Schiffwort.)

- - - Sie ſegeln hurtig an,
Sie entern unſer Schiff, ſie nehmen uns gefangen. Neuk.

Gellen.

Ich thue ein Ding in Iſrael, daß, wer das hören wird, dem werden ſeine beyden Ohren gellen. 1 Sam. *III. 11.*

Und ſchreyen, bis es weit durch Berg und Thäler gellt. Can.

Graß, (erſchrecklich, wild grauſam.)

Das grasse Feldgeschrey und Lermen der Soldaten. Besser.

(Von diesem Worte graß läßt sich auch wohl füglich das sehr gewöhnliche Wort gräßlich ableiten, zu dessen Stammworte Hr. D. Steinbach ein veraltetes Wort setzen will, und nicht weis, ob es greß für gräus von dem Worte graus, oder von dem Worte Greis heissen soll.)

Hufe,* (ein Stück Landes.)

Was hilft es mir, ein Landeskind zu ehren,
Das keinen Schoß kan von den Hufen kehren?
Can.

Klimmen für Klettern, steht zwar mit in der Reihe, doch wird man auf Klettern verwiesen, wo wir aber von klimmen nichts finden können.

Quentlein.

Denn wenn erst deine Faust in fremden Beutel fahrt,
Ist dir nichts nöthig mehr zu stehn im festen Glücke,
Als nur ein Quentlein Witz, ein Zentner loser Tücke.

Specerey. Can.

Andrer Land der Specereyen
Kan dem Leibe nicht gedeyen. Can.

Nimm zu dir die besten Specereyen, mache ein heiliges Salböhl. *Exod. XXX. 23.*

Ausser diesen sind uns viele gute abgeleitete Wörter vorgekommen, die wir gleichfalls in dem Wörterbuche vermisset haben, und wovon wir auch einige hersetzen wollen. Auf-

* Dieses Wort haben wir nachher Hube geschrieben, und das vorhergehende Wort gellen unter gollen gefunden.

Aufſchäumen.

- - - Das aufgeſchäumte Meer
Stieg brauſend in die Höh - - Neukirch.

Beklammern.

Der Arzt, dem dieſes Wort durch Mark und Beine dringet,
Fällt auf den Kranken zu, beklammert Puls und Hand. Can.

Bejauchzen.

Mehr als ein groſſes Land bejauchzet dein Erhöhen. Can.

Betrügerey.

Bepflügen.

Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibet,
Der nach der Alten Brauch mit ſeinen eignen Zügen
Das väterliche Feld bemüht iſt zu bepflügen.
Canitz.

Durchwirken.

- Ein Purpurrock von Tyrus kluger Hand
Mit Golde durchgewirkt - - Neukirch.

Fortwallen.

Dadurch verirrt er ſich, pflegt furchtſam fortzuwallen,
Und lebet, ja noch mehr, ſtirbt andern zu gefallen.
Canitz.

Geiſtig, (welches von geiſtlich wohl zu unterſcheiden iſt.)

- - Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt - - Opitz.

Künsteley.

Hieraus erwies er klar, daß alle Künsteley
Nichts gegen der Natur und ihrer Einfalt sey.
Neukirch.

Mitbeherrscher.

Der Carus nimmt Carin und auch Numerian
Zu Mitbeherrschern an. Canitz.

Ohnedem.

Der zu der Liebsten schleicht, ihr heimlich zu vertrauen,
Was man ihm ohnedem schon aus den Augen liesst. Can.

Senkung.

Was bey Senkung des ersten Grundsteines die allergrößte Gefahr und Schwierigkeit gekostet.
Besser.

Träumerey.

Und was ein solcher Mensch ja noch gedenken kan
Ist nichts als Phantasey und leere Träumereyen.
Neukirch.

Unbeschränkt.

Durch Demuth bekam unsere hochseligste Prinzeßin eine unbeschränkte Macht über die Herzen.
Can. Trauerrede.

Verwahrlich.

Worinn er, was sein Geist an Schätzen bey sich trägt,
Als in der Mutter Schooß, verwahrlich niederlegt.
Canitz.

Uberdruß.

Ich warf aus Uberdruß die abgezehrten Glieder
Nicht weit von einer Kluft im grünen Grase nieder. Neukirch.

Ver-

Verwebt.

Er zog ſich kläglich nach, wie ein verwebter Schatten. Beſſer.

Wiederprellen.

Die Grotte war ſehr hoch und an dem Rand der Wellen
Des Meeres aufgebaut, das bald mit Wiederprellen
Und ſeufzendem Gethön an ihre Klippen ſchlug.
Neukirch.

Wirklichkeit.

Er unterhielt darauf mit Mentorn lange Zeit
Sich von der höchſten Macht und ihrer Wirklichkeit. Neukirch.

Sollte man hierunter einige gar zu neue Wörter zu finden vermeynen, denen man nicht nachahmen dürfe: So laſſen wir ſolches leicht geſchehen. Wir haben uns aber von dem Verdachte gerettet, als wenn wir ſie ſelbſt gemacht hätten, u. bewieſen, daß ſie von bewährten Männern gebraucht worden ſind. Einige könnte man auch bloß für poetiſche halten, die im gemeinen Reden nicht gebräuchlich wären. Wir geben auch dieſes zu, und würden, wenn wir ein Wörterbuch ausfertigen ſollten, dergleichen Wörter ſorgfältig mit aufzeichnen. Die Poeten haben jederzeit und bey allen Völkern die edle Freyheit gehabt, ſich mit neuen Wörtern hervorzuwagen und faſt eine andere Sprache zu reden, als die übrigen ihrer Landesleute redeten. Unſere Dichter haben ſich dieſe Freyheit auch zu Nutze gemacht. Es wird ſich ſchwerlich jemand unterſtehen, in ungebundener

dener Rede die Wörter anzunehmen, die wir hier von einigen Dichtern anmerken wollen:

Ich sahe hier und da verschwärzte Weiber stehen. Neukirch.

Du hättest mit gelehrter Hand
Das schnelle Ziel gezwungen,
Und sie durch künstlichen Verstand
Vom Grabe weggesungen. Opitz.

Und wenn zween Lehrer sich um eine Meynung zanken,
Ist der, so deinen Trieb entfesselt, angenehm.
Canitz.

Das sonst auch verfreyet war,
Spricht dich, wie es vor gethan,
Wiederum zu dienen an. Flem.

Der flüchtge Casimir der ersten Furcht entstrickt.
Besser.

Was uns einmal hat ergetzt,
Das verlockt uns das Gemüthe,
Immerdar durch seine Güte. Flem.

- - Der wahren Lehre Licht,
Das nunmehr durch den Dunst der Götzendienste bricht,
Beglänzt den Kayserthron - Can.

- Obgleich die, die ihm ihr Herze giebet,
Es noch so sehr betheurt und eidlich zugeflucht.
Canitz.

Dergleichen findet man nun noch weit mehr. Um so viel nöthiger aber ist es auch, daß man sie bedachtsam anmerkt. Hierinn finden wir aber noch einen Mangel in Hr. D. Steinbachs Buche; und ob er gleich mehr Beyspiele aus Dichtern als aus gebun-

bundener Rede beygebracht, ſo hat er doch nicht ein einzigmal ein poetiſches Wort bemerket. Allein, es fällt einem einzigen Manne unmöglich, alles zu thun. Hier brauchet man viele Hände, und es iſt das Schickſal der Wörterbücher, daß ſie erſt nach und nach, durch den Fleiß vieler Arbeiter, zu ihrer gehörigen und erwünſchten Vollkommenheit gelangen. Ein Beyſpiel davon ſehen wir an dem Wörterbuche des Richelet und an Fabers Lexicon. So viel Auflagen davon herausgekommen ſind, ſo viel andere gelehrte Männer haben auch ihre Verbeſſerungen hinzugethan. Wir wünſchen, daß es mit unſerm deutſchen Wörterbuche auch ſo gehen möge. Der Grund iſt gelegt, und zwar gut. Nun müſſen es andere verbeſſern und das Gebäude vollends ausbauen. Doch wollten wir wünſchen, daß es kein Schleſier wieder thäte, damit wir theils alle ſchleſiſche Wörter und Redensarten angemerkt, theils auch diejenigen mit aufgezeichnet fänden, die in andern Ländern mehr gebräuchlich ſind. Endlich müßte denn ein dritter wieder aus einer andern Landſchaft kommen und deſſen Fehler verbeſſern. Beyde aber müſſen unparteyiſch handeln, und dasjenige, was ihre Vorgänger als unbrauchbar und nicht überall üblich angemerkt haben, nicht wieder ausmerzen, es ſey denn, daß ſie die gerechteſten Urſachen dazu hätten.

Auf dieſe Art würden wir in kurzem ein recht vollſtändiges Werk erlangen, und wir würden mit gutem Fug und Rechte davon behaupten können, was der Herr Charpentier in der Bewillkommungsrede gegen den Herr Abt Bignon in der

Fran-

französischen Academie von ihrem Wörterbuche gerühmet hat. "Man hat unsere Sprache, sagt er, "so lange Zeit und so fälschlich beschuldiget, sie sey "unbeständig, ungewiß, und zweifelhaft. Durch "dieses Wörterbuch aber wird sie beständig, fest, "sicher und ausser allen Zweifel gesetzt werden. "Dieß Werk wird ihre Schönheit zu allen Zeiten "erhalten, und verhindern, daß sie nicht verändert "werden noch jemals untergehen kan." Wo man dieses erst mit Grunde von einem Wörterbuche sagen mag: So ist es vollkommen und hat seinen Endzweck erreichet. Man kan den Nutzen gewiß daraus haben, den man von ihm erwartet. In Erwartung eines solchen nützlichen Buches bey uns Deutschen aber, wollen wir mit gegenwärtigem Werke noch zufrieden seyn, und es allen Liebhabern der deutschen Sprache, zur Verbesserung und völligen Ausschmückung, anpreisen. Läßt man sich nur ein wenig Mühe nicht dauren, und trägt man nur bey seinem Lesen ein und ander vorkommendes Wort, und eine und andere Redensart ein: So wird man finden, daß manches Wort nicht so ungebräuchlich ist, als es uns bey dem ersten Anblicke vorkömmt, da es mit keiner Redensart bestärkt worden. Man wird sich auch selbst einen Schatz sammlen, worauf man sicher fußen kan. Wir haben die Probe gemacht. Es kam uns das Wort **Pflüger** ungewöhnlich vor, und indessen steht es doch in der Bibel. Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert. Psal. *CXXIX. 3.* So gieng es uns auch mit dem Worte **Mehrung**; davon fanden wir aber folgendes:

Das

Das Unglück hat gewollt zu Mehrung der Gefahr,
Daß er mir gar entführt und nun dein Sclave worden. Neuk.

Eben ſo verhält ſichs auch mit der Redensart, es fugt mir, an ſtatt, es gereicht zu meinem Nutzen.

Du haſt faſt alles angewendet,
Was deiner Liebe fugt. Neuk.

Wie auch mit dem Worte ich verlebe, verlebt, für abgelebt.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut. Flemm.

Hierdurch macht man auch den Vorwurf ſchwächer, daß viele Wörter beygefüget worden, die nirgends in Schriften gebraucht würden.

Nunmehr halten wir es auch für nöthig, die ganze Einrichtung des Werks unſern Leſern vorſtellig zu machen und unſere Einfälle dabey freymüthig vorzutragen. Der Herr Verfaſſer hat erſtlich faſt keinen Buchſtaben vorbey gelaſſen, dabey er nicht, wenn es nöthig geweſen iſt, einige Anmerkungen gemacht, oder, wenn er bey andern Sprachkundigen dergleichen gefunden hat, und ſie zu ſeiner Abſicht dienlich geweſen ſind, ſolche getreulich angeführet. Bey den Vorwörterchen, ſo wohl bey denen, die man von den Wörtern abſondern und vor ſich brauchen, als auch bey denen, die man nicht abſondern, ſondern nur bloß in der Zuſammenſetzung brauchen kan, hat er eben das gethan. Er hat auch die Hauptendungen der deutſchen Sprache mitgenommen, und beyder eigentliche und rechte Kraft,

wie

wie auch ihre mannigfaltige Bedeutung sorgfältig zu erklären und zu bestimmen gesuchet. Ist von denenselben in einem etymologischen Buche ausführlicher gehandelt worden, so beziehet er sich darauf. Man findet sie auch alle miteinander in der Reihe an ihrem gehörigen Orte stehen. Diese Sorgfalt für die Erklärung solcher Wörterchen ist um so viel lobwürdiger, je näher man dadurch zu dem rechten Verstande der damit zusammengesetzten Wörter kömmt, und je tiefer man dadurch deren Nachdruck einsiehet. Und wenn ein Anfänger einmal diese Wörterchen recht verstehet, so hat er die deutsche Sprache so zu sagen schon fast halb erlernet. Hernachmals hat sich der Hr. Verfasser besonders angelegen seyn lassen, ein jedes Wort unter seine gehörige Wurzel zu bringen. Er nimmt dazu das so genannte Supinum der ungleichfliessenden Zeitwörter, oder der c ten Conjugation wie er sie in seiner Sprachkunst nennt, woselbst er auch Rechenschaft giebt, warum er das Supinum zum Stammworte annimmt. Dieses hat er groß drucken lassen, damit man es gleich gewahr werde. Er hat auch die eigentlichen Stammbuchstaben oben an statt des Columnentitels ganz über drucken lassen, damit es desto bequemer zum Nachschlagen sey. Bey dem Stammworte selbst bestimmt er erstlich dessen verschiedene Bedeutungen, und erläutert dieselben mit nöthigen Redensarten. Er geht auch ihre mannichfaltige Wortfügungen durch, und zeigt mit was für Abfällen, oder ob es ohne dieselben gesetzt werde, wie man es mit einem Bey- und Nebenworte gebrauche, wie es bey einem andern Zeitworte stehe, und was vor

Vor-

Vorwörter bey demſelben geſetzt werden können. Alles dieſes wird mit ſehr vielen Beyſpielen beſtärket. Darauf kömmt das am nächſten von der Wurzel abſtammende Nennwort mit ſeinen zuſammengeſetzten und von ihm abgeleiteten Wörtern nach der grammatiſchen Ordnung, ſo, daß erſtlich das Nennwort, hernach das Beywort, darauf das abgeleitete regelmäßige Zeitwort, endlich die zuſammengeſetzten unregelmäßigen Zeitwörter nebſt ihren abſtammenden Wörtern geſetzet ſind. Hat der Hr. Verfaſſer kein unregelmäßiges Zeitwort zur Wurzel finden können: So hat er das einfache Nennwort oder auch Beywort genommen, niemals aber ein regelmäßiges Zeitwort als einen Stamm hingeſetzet, auſſer wenn er kein einfacher Wort hat auftreiben können.

Hierbey iſt es nun nicht ſelten geſchehen, daß er veraltete Wörter zu Wurzeln annehmen müſſen, deren Bedeutung er aber allezeit aus Hn. Wachters, von Eccards und von Stadens Schriften, aus Henischens Sprachſchatze und a. m. erkläret. Ob nicht zuweilen bey dieſer gar zu genauen Sorgfalt die eigentlichen Wurzeln aller Wörter zu beſtimmen etwas menſchliches mit untergelaufen iſt, das mögen andere beurtheilen. Uns dünkt es wenigſtens es komme etwas gezwungen heraus, wenn man hell von Hall, der Wiſch nebſt ſeinen abgeleiteten von Waſchen, die Hütte von Hut, die Keule von dem uns unbekannten Worte Kaule, welches eine Kugel bedeuten ſoll, herleiten will.

Der Hr. Verfaſſer hat recht gut gethan, daß er das Präſens und Imperfectum eines jeden Zeitworts,

wie auch andere Wörter, die theils anders geschrieben werden, theils schwer zu erkennen sind, unter welches Stammwort sie gehören, in die Reihe mit beysetzen lassen. Es muß einem ungeübten in unserer Sprache allerdings sehr schwer fallen, wenn er allezeit den Stamm errathen soll, da es uns zuweilen schon Mühe gemacht hat, manches Wort zu finden. Wird er wohl gleich Fleiß, unter den Stammlettern Fliß, Bericht unter Rocht, Fuchtel unter Föch, Gebühr und Geberde unter bohr suchen? Da er aber dergleichen Wörter mit in der Reihe findet und er mag aufschlagen, wie er will, auf den rechten Stamm verwiesen wird: So hat man ihn dieser Schwierigkeit überhoben. Doch möchten wir wünschen, daß man zu mehrerer Erleichterung einige etwas schwer abgeleitete Wörter auch mit eingerückt hätte, als das Wort Geberde zum Exempel, dessen Stamm wir erstlich nicht finden können. Wir wissen auch nicht, ob es der Hr. Verfasser mit genugsamen Grunde von gebohren herleiten kan.

Bey den Nennwörtern hat der Hr. Doctor allenthalben ihr gewöhnliches Geschlecht, und die mehrere Zahl beygesetzet. Zuweilen hat er dieses auch auf zweyerley Art beygefüget, und dem Leser gleichsam freygestellet, welches von beyden er wählen wolle. Würde es aber nicht nöthig gewesen seyn anzuzeigen, welches Geschlecht oder welcher Pluralis gültiger und im Hochdeutschen gebräuchlicher wäre? Was die Zeitwörter anbetrifft, so hat der Hr. Verfasser fast allenthalben die nothwendigen Hülfswörter dabey angemercket und gelehret, ob das Perfectum

ctum mit habe oder bin gemacht werde. Er hat es auch für nöthig gehalten, bey den ungleichflieſſenden Zeitwörtern in der andern und dritten Perſon der einzelnen Zahl die ſtummen Buchſtaben von den Abwandelungs Endungen beyzubehalten, welche der allgemeine Gebrauch ſonſt wegwirft. Er ſchreibet alſo, du ſchilſt, er ſchilt, du hältſt, er hält, er gilt. Wie ungewöhnlich dieſe Rechtſchreibung aber iſt, wird ein jeder leichtlich einſehen. Der Hr. Verfaſſer glaubet den Ausländern dadurch zu helfen, da er ihnen doch vielmehr ſchadet. Werden ſie ſich nicht einbilden, es ſey hier das e ausgelaſſen, und nur die Bauren redeten eine ſo harte Sprache bey uns? Denn haben ſie einmal die Regel gefaßt, daß wir alle Buchſtaben leſen: So kann es ihnen unmöglich anders vorkommen, als daß die Wörter hält, gilt recht hart auszuſprechen ſind. Werden ſie aber da wohl nicht meynen, man müſſe in zierlichen Reden das e wieder hinein ſetzen, und wie man für liebt liebet, für färbt färbet, für lacht lachet ſagen kan, ſo könne man auch für hält hältet, für ſchilt ſchiltet, fur tritt trittet ſagen? Würde dieſes aber nicht gerade wieder die Zierlichkeit unſerer Sprache gehandelt ſeyn? Wir ſind verſichert, daß die ungleichflieſſenden Zeitwörter mit mehrerm Rechte in der andern und dritten Perſon einſylbicht ſind, als daß ſie zweyſylbicht ſeyn ſollen: Und es ſcheint uns weit regelmäßiger zu ſeyn, wenn man ſaget, er geht, er ſteht, er läuft, er kömmt, als wenn man ſprechen wollte, er gehet, er läufet, er kömmet. Iſt nun dieſes: So ſehen wir nicht, wie der Hr. Verfaſſer das t hinter hält rechtfertigen kan.

Eine Zusammenziehung hier behaupten wollen, ist wieder den allgemeinen Gebrauch. Denn man sagt niemals für hütet, hütt, für wütet, wütt, für betrachtet, betrachtt; und obgleich einige Dichter für verachtet, veracht zu setzen pflegen: So ist dieses ihnen allezeit von Sprachverständigen als ein Fehler angerechnet worden. Zwischen d und t erlaubet man die Herausstossung des e wohl, aber zwischen t und t wird man es schwerlich gut heissen können. Ueberdem halten wir die Regel gar zu gut gegründet zu seyn: Alle Buchstaben, die nicht zur Aussprache gehören, müssen im Schreiben ausser bleiben. Denn was der Rede keine Hülfe thut, das soll billig vermieden werden. Wozu nützet aber das doppelte t in den Wörtern trit, gilt, hält und s. w.? Sie dürfen doch nicht anders ausgesprochen werden, als man sie itzo ausspricht. Aus dieser Regel kan man auch beurtheilen, ob der Hr. Verfasser wohl thut, wenn er kahmm, nahmm, u. d. g. schreibet?

Etwas wichtigers bey den Zeitwörtern ist wohl, daß Hr. D. Steinbach das so genannte Supinum und Imperfectum bey denen, die in der Mitten ein eck haben, in ack macht, und anstatt geweckt, gewackt, gesteckt, gestackt, ausgestreckt, ausgestrackt, gedeckt, gedackt, ich deckte, dackte, u. s. w. saget. Anfangs kam uns dieses als ein Druckfehler vor, und wir konnten uns nicht einbilden, daß man irgend so redete. Wir entsinnen uns auch nicht, jemals dergleichen in einem Buche gelesen zu haben. Allein wir mußten endlich die erste Muthmassung fahren lassen, weil wir es allenthalben und

allen abgeleiteten Wörtern ſo fanden; und ſahen zu unſerer gröſten Befremdung, daß der Hr. Verfaſſer gar geſetzt hatte, ich dackte *raro* deckte. Wir ſehen aber keine Möglichkeit, wie er dieſes hinlänglich wird beweiſen können, da ſelbſt die beygebrachten Beyſpiele ſeiner ſchleſiſchen Dichter wieder ihn zeugen. Er hat nicht ein einziges Exempel aus einem Buche geſetzt, womit er bewieſen, daß man erwackt, vollſtrackt, u. ſ. w. ſaget. Es iſt dieſes alſo etwas eigenes bey dem Hn. Verfaſſer, und uns wundert nur, daß er nicht auch von recken, rackte und gerackt geſaget hat.

Die in dem Werke angenommene Rechtſchreibung kömmt uns gleichfalls fremde vor; weil aber der Hr. Doctor in ſeiner deutſchen Vorrede etwas davon erinnert hat: So wollen wir auch ein wenig dabey ſtehen bleiben. Er hat ſich, ſagt er, an nichts, als den gemeinen Gebrauch und ungezwungene Regeln einer richtigen Ableitung gebunden. An den allgemeinen Gebrauch deswegen, weil er ein Werk vor ſich hat, das einem Ausländer zur Erlernung unſerer Sprache mit dienen ſoll. Er geſteht gar gerne, daß man das c bey k in ck, als Banck, t bey z in tz als gantz wohl weglaſſen und lieber Bank, ganz ꝛc. ꝛc. ſchreiben könnte, wie wir thun. Weil aber die meiſten das c beym k und t beym z behalten: So glaubt er, er würde einen Ausländer irre machen, wenn er ganz ſchriebe, und jener fände ſonſt faſt allenthalben gantz geſchrieben. Dieſes hat ihn bewogen, hierinnen bey dem gemeinen Gebrauche zu bleiben. Was aber der allgemeine Gebrauch wieder die Regeln einer

ner vernünftigen Herleitung schreibet, das nimmt er nicht an, und schreibt also däncke für denke, fräuen für freyen, Mähl für Mehl, Geschlächte für Geschlechte ꝛc. ꝛc.

Wir geben hier dem Hr. Verfasser zu bedenken, welches einen Fremden wohl mehr irre machen wird, seine oder unsere Schreibart? Man findet doch noch in verschiedenen Büchern das z ohne t und das k ohne c, wenn sie hinter einem stummen Buchstaben stehen: Wo findet man aber verdärbet, ungiltig, Häcke u. s. w.? Wir wollen einmal setzen, es müßten die Wörter nach einer richtigen Ableitung also geschrieben werden, wird man damit wohl wieder den eingerißnen Gebrauch etwas vermögen? Die fruchtbringende Gesellschaft hat eben durch die überflüßige Sorgfalt einiger ihrer Mitglieder, die alles so schreiben wollten, daß man gleich den Stamm darinn erkennen könnte, das Unglück gehabt, und ist verächtlich geworden. Gewiß der Gebrauch hat viel Gewalt in den Sprachen, und er ist auch allezeit als eine von den Hauptregeln anzusehen, wo er nicht gar die vornehmste ist. Allein es ist so ausgemacht noch nicht, daß die Rechtschreibung des Hn. D. Steinbachs nach einer richtigen Herleitung richtig, und also wohl gegründet ist. Es verhält sich mit der deutschen Sprache fast eben so, wie mit der ebräischen. Sie behält die nöthigen stummen Buchstaben ihres Stammworts in allen abgeleiteten Wörtern, die Lautbuchstaben aber verändert sie fast überall. Man sehe nur die unregelmäßigen Zeitwörter an, da kommen in einem Worte fast alle Lautbuchstaben vor, z. E. ich spreche, sprach, gespro-

ſprochen, ſprich du, ich ſpräche, und das abgeleitete Wort, der Spruch, die Sprüche. Aus dieſem Grunde können wir zugeben, daß Mehl von mahlen, denken von gedacht, verderben von dem veralteten Worte darb, Geſchlecht von Schlacht, (wiewohl wir hier noch daran zweifeln) herkömmt, und ſind doch nicht verbunden von dem gemeinen Gebrauche abzugehen. Wir glauben auch der Hr. Verfaſſer müße dieſes ſelbſt erkannt haben; denn ſonſt würde er Decke mit einem ä Däcke, und Fechter mit einem ö Föchter haben ſchreiben müſſen, weil dieſes von focht, jenes aber von Dach hergeleitet wird.

Wir haben noch eine kleine Anmerkung zu machen. Sie betrifft die beyden Vorwörterchen vor und für. Der Hr. Verfaſſer macht unter denſelben keinen Unterſchied, und glaubt, es könne eins für das andere geſetzt werden. Daß wir anderer Meynung ſind, wird man aus unſern Beyträgen vielleicht wahrgenommen haben, wo mehr als einmal von dieſen Wörterchen gehandelt worden. Wir beziehen uns darauf und verweiſen unſere Leſer, welche den Unterſchied der beyden Wörter recht erkennen wollen, zum Uberfluße auf Bödikers Grundſätze, die erſte Ausgabe Bl. 447 und folg. wie auch Bellius deutſcher Vorwörter kunſtmäſſige Fügung am 85. 86. 140 146. und 156 Blatte. Itzt wollen wir nur mit einem Paar Exempel zeigen, ob der Hr. Verfaſſer ſo gewiß bey der Erklärung des Worts vor habe ſagen können, „es haben „einige gar keine Urſache die unterſchiedenen Bedeu„tungen dieſer Wörter (für und vor) ſo ängſtlich

„aufzuſuchen, weil allenthalben eins an ſtatt des „andern gebraucht werden kann.„ Denn ſollte es der Hr. Doctor wohl gelten laſſen, und für gut annehmen, wenn Günther geſagt hätte:

Befür ich alles deutlich machte, verlöhre ſich gewiß der Tag,

Und wenn Gryphius geſchrieben:

Es iſt gethan du mußt von hinnen ſcheiden,
Doch aber für viel Hertzensſtöſſe leiden.

Und wenn ich ſagen wollte: Dieß haben wir lange zufür gedacht? Dieß ſind aber gleich Ausnahmen von ſeinem allgemeinen Ausſpruche. Und mehr wollen wir hier nicht darthun.

Was die Sauberkeit und Reinigkeit des Druckes und die Güte und Schönheit des Paqieres anbetrifft: So hat der Hr. Verleger daran gewiß nichts geſparet. Dieſes müſſen wir ihm und unſrer Breitkopfiſchen Buchdruckerey zum Ruhme nachſagen.

III.

Der geſtäupte Leipziger Diogenes, * oder Critiſche Urtheile, über die erſte Speculation des Leipziger Spectateurs.

Zürich, bey Johannes Lindinner, 1723.

---

* * * Ein Sieb nenn ich ein Sieb,
Ein Kätzgen eine Katz, und Rollet einen Dieb.
Neukirch.

---

* Dieſe Critiſche Schrift iſt uns neulich in die Hände gefallen, und weil ſie unſern Abſichten völlig gemäß iſt, auch an ſich dem Untergange entriſſen zu werden verdienet, ſo haben wir es für gut gehalten, ſelbige unſern

LAESIS MANIBUS
DIOGENIS
CYNICI PHILOSOPHI
MAGNI
HABITATORIS
DOLIORUM.
PIACULUM
SACRUM.

Von dem Caractere des Autors.

EIn Scribent unterſcheidet ſich von andern, theils durch die Materie, welche er abhandelt, theils durch die Ordnung und den Tour, welchen er ſeiner Materie giebt. Es ſind demnach die Caracteren der Autorn von 2. beſondern Gattungen: die erſte Gattung, da ſich ein Autor durch die Materie von andern abſondert, wollen wir generale Caractern heiſſen; die andern aber, da allein die Methode und der Tour den Unterſcheid machet, wollen wir ſpeciale Caractern nennen. Der Grund dieſer Benennung iſt leicht zu errathen. Es ſind ſo viel generale Caractern, als Wiſſenſchaften und Haupt-Theile der Wiſſenſchaften ſind. So unterſcheidet ſich der Theologus durch die Materie ſeiner Schriften von dem Phyſico, der Phyſicus von dem Anatomico, der Anatomicus von dem Juriſten, ꝛc. Alle die über einer gleichen Wiſſenſchaft beſchäfftiget ſind, haben einen gleichen General-

---

unſern Leſern mitzutheilen. Man wird die Zeichen der Schweizeriſchen Mundart darinn an vielen Orten antreffen, die wir aber mit Fleiß nicht haben andern wollen: weil wir uns kein Recht über fremde Schriften anmaßen können.

Caracter. Aber die Ordnung und der Tour, welchen ein Autor folget, machen auch selbst unter denjenigen eine Differenz, die über einer gleichen Wissenschaft arbeiten, und geben einem Autor einen specialen Caracter. Denn gleichwie ein Töpfer aus Thon 10. 20. und mehr Becher formiren kan, deren jeder eine besondere Form hat: Eben so können auch unterschiedliche Scribenten über einer Materie arbeiten, daß keiner dem andern gleich kömmt, weil ein jeder seiner Materie eine besondere Ordnung und sich zugleich einen besondern Caracter giebet. Es sind der specialen Caractere so viele, als unterschieden die Methoden eine Materie einzurichten sind. Wir wollen die Morale zum Exempel setzen. Diejenige Morale, welche aus lauter Schlüssen bestehet, die natürlich mit einander verknüpfet, und aus einem oder auch mehrern Principiis abfliessen, nenne ich eine raisonnirende Morale. Die aus der Historie merckwürdige Beyspiele der Tugenden und Laster unter gewisse Capitel zusammen trägt, und gewisse Regeln davon ableitet, heisset man eine historische Morale. Der seine Regeln in Frag und Antworten vorstellet, ist ein catechetischer Moralist. Der die Reden und Thaten seiner Nebenmenschen, seiner Landesleute, seiner Mitbürger beschreibet, und ein unpartheyisches Urtheil darüber fället, der verdienet den Nahmen eines critischen Moralisten, eines Richters der Sitten der Menschen. Weil nun eines solchen Pflicht ist, daß er auf das Thun und Lassen der Menschen, und aller Arten derselben, genaue Achtung gebe: So kan er in diesem Absehen

auch genennet werden ein Beschauer. Betrachtet man ihn aber, in so fern er die Sachen, die er in Qualität eines Beschauers gesehen oder gehöret hat, natürlich beschreibet, so mag er auch den Namen eines Malers tragen.

Allein ich finde noch eine specialere Art von Caracteren, welche von der Verschiedenheit des Tours entsteht, denn es ist gewiß, daß alle die Gattungen der Morale, welche ich namhaft gemachet habe, durch viele besondere Tours können abgeändert werden. Ich will nur die letzte Gattung berühren, weil es zu meinem Zwecke dienet. Wer sich die ganze Welt vorstellet als eine Comödie oder Tragödie, dem gehört der Caracter eines Zuschauers. Wer die menschliche Gesellschaft anschauet, als die Quelle alles Elends, und auf dieselbe böse und zornig wird, der bekömmt den Caracter eines Misantrope. Wer dieselbe von der bedeuteten Seiten anschauet, und aber ein Mitleiden darüber empfindet und auslässet, der giebt sich selbst den Caracter des Heraclitus. Wer nur das lächerliche, welches in dem Thun und Lassen der Menschen stecket, beschreibt, der wird ein Democritus. Wer in artigen Gesprächen, durch kluge Fragen, andere so weit treibet, daß sie ihre eigne Thorheiten erkennen und richten, dem gehöret der Caracter des Socrates. Der durch die Hülfe der Ironie die Menschen in Erkenntniß ihrer Laster führet, kan sich nennen einen Panegyristen der Thorheiten der Menschen. Der sich über alle Gewohnheiten und Moden der Societet durch Reden und Thaten, die denselben entgegen sind, mo-

quiret,

quiret, der verdienet erst den Namen des Diogenes: Denn es ist aus der abentheurlichen Historie des philosophischen Pickelherings Diogenes bekannt, was massen er die Menschen wegen ihrer unnatürlichen Moden und Verrichtungen nicht allein mit spöttischen Worten, sondern auch mit den Werken selbst verirt und ausgehönt hat. Ich könnte aus den alten Scribenten, dessen unterschiedne Ex. anführen, wenn sie nicht ohne mein Erinnern allbereit bekannt wären.

Damit ich dennoch mit einem einzigen den Ungelehrten meine Meynung erläutere, so hat Diogenes die Unruhe und die Beschwerden der Reichen um ihrer Schätze zu hüten, hingegen die Sicherheit eines Armen, der nichts begehrt, als was ihm unentbehrlich ist, um sein Leben zu erhalten, nicht nur mit der Rede, sondern auch mit einer wirklichen Handlung vorgestellt, in dem er nakend gegangen und seine Wohnung in einem Faße aufgeschlagen, welches er auf dem Markt-Platze zu Athen nach seiner Kommlichkeit von einem Orte zum andern gewelzt, und nicht hat fürchten dörfen, daß es ihm jemand nehme. Juvenalis hat die Morale, die er damit abgesehen, wohl verstanden: Er sagt:

Dispositis prædives hamis vigilare cohortem,
Servorum noctu Licinus jubet, attonitus pro
Electro signisque suis, Phrygiaque columna,
Atque ebore & lata testudine. Dolia nudi
Non ardent Cynici, si fregeris, altera fiet
Cras domus, aut eadem plumbo commissa manebit.

Weil nun unser Autor (Disc. IV.) sich diesen Caracter des Diogenes beygeleget hat, so wird ein

ver-

vernünftiger Leſer mit Recht von ihm erwarten, daß er ſich gleichmäßiger Tours bedienen werde, die unnatürlichen Narrheiten der Menſchen höhniſch durchzunehmen, als jene, die ehedeſſen der alte Cynicus glücklich gebraucht hat. Und ich kan verſichern, daß ein Werk, welches nach dem Caracter des Diogenes geſchrieben wäre, leſenswürdig ſeyn würde.

Allein man betrieget ſich, wenn man dergleichen was von unſerm Autor erwartet. Denn wofern er ſich nicht ſelbſt dieſen Namen beygeleget hätte, würde man den Diogenes in ſeiner Schrift nicht finden, geſetzt auch, daß man ihn mit Laternen ſuchen würde. Wer des Diogenes Caractere wol ausdrücken will, muß einerſeits die Vollkommenheit der Natur, anderſeits aber die Eitelkeit und Thorheit derjenigen Gebräuche, welche die Societet eingeführet hat, erkennen. Darzu aber wird etwas mehr erfordert, als einen Sillogiſmus machen zu können. Allein unſer Autor hat dieſe Sache nicht ſo ſchwer auf ſich genommen, oder ſich dieſen Caracter gegeben, in der Meynung, daß er demſelben folgen wolle. Die Urſache war allein: **Weil er ſich vorgenommen die Leute, wie Diogenes, mit einer papierenen Laterne zu beleuchten, und Menſchen zu machen, wenn er keine finden könnte.** Das iſt, wenn ihr die Allegorie auflöſet: Weil er geſonnen war auf dieſen Blättern, die Menſchen von dem Laſter ab, und zu der Tugend anzumahnen. Sehet da, der Grund, um deſſen willen er ſich dieſen Caracter gegeben hat, iſt ein bloſſes Brillant. Aber noch weit lächerlicher

iſt

ist es, wenn er sich zween Caracter beylegt, sagend Disc. IV. Diogenes lebt nun en Spectateur. Er will sagen, in Qualitet eines Beschauers. Denn wenn er den Caracter eines Beschauers beybehalten will, so ist der andere, des Diogenes, unnützlich, weil er schon in dem ersten begriffen seyn kan. Es läßt nicht weniger lächerlich, als ob ich sagen würde, der Geometra lebet nun en Mathematicien; ich bin ein Philosophus und ein Logicus.

Im übrigen gebe ich in Ansehung der specialen Caractere diese zwo Regeln anzumerken, welche aus dem, was ich bisdahin gesagt habe, nothwendig abfliessen. 1. Daß ein Scribent sich keinen Caracter gebe, bevor er schlüßig ist, wie er seine Materie tourniren will. 2. Daß er den Caracter, den er sich außersehen hat, beybehalte, und niemahls aus der Acht lasse, oder darwieder handele. Wer seinem Caractere nicht folgt, ist gleich jenem Maler, welcher vorgegeben, er wolle ein Pferd conterfeyen, und da das Stück fertig gewesen, war es eine ziemlich natürliche Gans.

- - Amphora cœpit
Institui, currente rota, cur urceus exit?

Von dem Titel seiner Schrift.

Die Herrn Gelehrten bedienen sich unter andern Kunstariffen ihre mühseligen Hirngeburten an den Mann zu bringen, auch desjenigen, daß sie durch prächtige Rubriquen und großsprechende Titel manchen einfältigen Bücherkäufer, der sich durch die Aussenwerke blenden läßt, um seine Mutter-

terpfennige betriegen, und ihm einen anſehnlichen Quark an ſtatt eines vernünftigen Buchs ausliefern. Sie ſind gleich denjenigen Töchtern, welche ſich vermeſſen vermittelſt der Schminke, wormit ſie ihre blaſſe Wangen zu beſchmieren pflegen, einen dummen Schöps in ihr Netz zu jagen. Aber wie dieſe gefirnißte Schönheiten keinen klugen Amanten durch ihre geborgte Farbe betriegen können: So, wenn ein vernünftiger Bücherkäufer ein Buch zur Hand kriegt, deſſen praleriſcher Titel manchen betriegen könnte, ſo fraget er alſobald mit Horatio:

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Und erhält ſo gleich die Antwort:

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus MVS.

Der Titel eines Buchs iſt was das Angeſicht eines Menſchen iſt. Wer ein wenig Acht hat, der kan leicht unterſcheiden, quid diſtent æra lupinis, was natürlich oder gekünſtelt iſt. Gleichwie es Leute giebt, welche aus den bloſſen Lineamenten des Geſichts von der eigentlichen Beſchaffenheit des Gemüthes zu urtheilen wiſſen: So wird ein Kluger insgemein aus dem Titel von der Güte eines Buches urtheilen können. Ich meines Orts verwerfe zwar die Phyſionomie nicht gänzlich, jedoch halte ich mehr auf diejenige Beurtheilung der Menſchen, welche ſich gründet auf den Umgang mit denſelben. Eben ſo vermeſſe ich mich auch nicht, aus dem bloſſen Titel, von der Qualitet der Bücher zu urtheilen, bevor ich derſelben Inhalt auf die Probe geſetzet habe

Der

Der Titel, den unser Autor gut gefunden hat, seinem Papiere vorzusetzen, ist dieser: Der Leipziger Spectateur, welcher die heutige Welt der Gelehrten und Ungelehrten, Klugen und Thorhaften, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, Verehlichten und Unverehlichten, so wohl männliches als weibliches Geschlechts, Leben und Thaten, auch wol Schriften beleuchtet, und ihnen die Warheit saget. Erste Speculation. Frankfurt, Hamburg und Leipzig, 1723.

Dieser lange und prächtige Periodus ist wieder die Construction der deutschen Sprache gesetzet, wie jedermann also fort wahrnehmen wird, wenn ich ihn ein wenig abkürzen werde. Der Leipziger Spectateur beleuchtend die heutige Welt der Gelehrt- und Ungelehrten, Verehlicht- und Unverehlichten beyder Geschlechter, Leben, Thaten und Schriften, welchen er die Warheit saget. Was ist das, Verehlichte beyder Geschlechter, und wie klingt das, den Leben und Thaten, auch wol Schriften die Warheit sagen? Aber warum wird Spectateur nicht Deutsch Beschauer gegeben, welches Wort das Engelländische recht ausdrücket: Da Spectateur nur ein Zuschauer heißt, und von dem Frantzösischen Uebersetzer aus Mangel eines bequemen Wortes gebraucht wird; gleich wie er in der Vorrede des ersten Theils seiner Uebersetzung gestehet? Was bedeutet endlich, daß er sich nur den Leipziger-Spectateur nennet, da doch die Verleger in der 2. Speculation avertiren, daß seine Arbeit auf ganz Deutschland,

land, ja auf die ganze Welt gerichtet sey, und sie folglich der deutsche Spectateur, oder der Welt-Spectateur müßte genennet werden? Weil der Autor prätendiret ein Diogenes zu seyn, so hat er von Rechts wegen den Titel seines Buchs ohne gröſſere Pracht also schreiben sollen: Der Leipziger Diogenes welcher sich über die Gewohnheiten und Moden der Societet durch Reden und Thaten moquiret. Aber er hätte dem Versprechen, das dieser Titel machet, hernach auch mit der folgenden nach Cynischer Art ausgeführten Morale entsprechen müssen. Für die Manier und den Inhalt, welchen gegenwärtige Blätter haben, gehört kein anderer Titul als dieser: Der durch den Tumult der Journale wieder auferweckte Diogenes, welcher mit einer neu-erfundenen papierenen Laterne das Pleiß-Athen durchstreichet, und Menschen suchet, oder, wenn er nicht findet, machet.

Von den Devisen der Discoursen.

Die Devise an dem Haupte eines Discourses muß entweder eine Morale in sich begreifen, welche darinne gemachet wird, oder daraus flieſſet; oder sie versiehet die Stelle eines Einganges, in welchem die Aufmerksamkeit der Leser aufgewecket und seine Gunst gesuchet wird; oder sie muß sich auf den Anlaß schicken, der zu der Materie, die man tractirt, erdichtet wird. Der Engelländische Beschauer hat sich derselben allezeit nach der einen, oder der andern der besagten Weisen bedienet. La Devise, sagt er in dem X. Disc. des drit-

ten Theils der Französischen Uebersetzung, devient quelque fois necceſſaire, pour convaincre les petits Esprits, que je n'avance rien de Paradoxe, & qui ne ſoit appuyé ſur de bonnes Autoritez. Darum nimmt er ſie aus guten alten Autoribus, die ein allgemeines Lob erhalten haben. Die Deviſen müſſen, wie ein heutiger Autor wohl angemercket hat, diejenigen Qualiteten haben, welche man bey den letzten Reden der Sterbenden beobachtet, ſie müſſen kurz, begreiflich, deutlich, voll Nachdruck und Verſtand ſeyn. Eine Deviſe wird ſchön, wenn ſie die Worte eines Autors auſſer ihrer Zuſammenknüpfung nimmt, da ſie eine andere Bedeutung haben, als er ihnen gegeben, welche von meiner eignen Erfindung iſt, und ſich zu meinem Vorhaben ſchicket. Von dieſer Art iſt die Deviſe, welche die Maler vor ihren Diſcours von den Spitzen geſetzet haben:

- - - - - Catenas
Retiaque & laqueos, quæ lumina fallere poſſint
Elimat, non illud opus tenuiſſima vincat
Stamina, non ſummo quæ pendet aranea tigno.
Ovid. Met. Lib. 4.

Ovidius hatte dieſe Verſe von dem Netze geſchrieben, mit welchem Vulcanus ſeine Gemahlin die Venus in den Armen des Martis liegend gefangen hat. Die Maler beſchreiben mit eben denſelben die Spitzen. Eben dieſer Poet hat in ſeiner Kunſt das Angeſicht ſchön zu machen den Vers:

Auxilium multis ſuccus & herba fuit.

In dieſem finden nun die Maler ein Lob des Tobacks.

Die

Die Devisen unsers Autors schicken sich so gar übel nicht auf den Zweck, den er in seinen Discoursen sich vorsetzet, aber weil er doch nöthig gefunden hat, Aufschriften darüber zu machen, so hätte er aus oben bedeuteter Ursache besser gethan, wenn er sie aus berühmten und klugen lateinischen Scribenten des Alterthums genommen hätte. Wenn es mir erlaubet ist, hier eine critische Muthmassung zu entdecken, so scheinet es, als ob er diese weise Sprüche nicht aus ihren Originalen geholet habe, sondern sie aus irgend einem Florilegio oder einer Polyanthea hervor gescharret. Er zeiget bisher nicht sonderlich, daß ihm die berühmten Schriften der Alten bekannt seyn, allein ich besinne mich, daß er sich gleich in dem I. Discours verschworen hat, er wolle sich um gelehrte Sachen nicht bekümmern.

Die erste Devise soll aus Non. 30. c. 11. entlehnet seyn, da es vielleicht der Nonius ist, der aber nicht lateinisch geschrieben hat. Weil es denn eine bloße Uebersetzung ist, so wäre es an der Deutschen, die dabey gefügt ist, schon genung gewesen. Glaubet etwan der Autor, daß er keine Devise mehr gefunden hätte, welche nicht schon von andern seinen Vorfahren gebraucht worden? Aber ich meyne, daß, zum Exempel, die folgende aus dem Horatius nicht übel an der Spitze des ersten Disc. gestanden wäre:

. . . Sunt certa piacula quæ te
Ter pure lecto poterunt recreare libello.
Inuidus, iracundus, iners, vinosus, amator.

Nemo adeo ferus eſt, qui non miteſcere poſſit
Si modo culturæ patientem commodet aurem.
Lib. I. Epiſt. 1.

Die Deviſe des zweyten Diſcourſes iſt aus dem Codice und redet nur Schul-Latein. Die von dem fünften ſtehet nicht bey dem Seneca, wie der ehrliche Mann gemeynet hat, ſondern bey dem Horatius, in der 29. Ode des III. Buchs. Des ſechſten ſeine iſt ein pedantiſcher Mönchs-Reim:

Ex nihilo nil fit, vir prudentiſſimus inſit.

Von dem Stile des Autors.

Man hat gemeiniglich von der Bedeutung des Wortes Stilus oder Schreibart einen falſchen oder doch dunkeln Begriff. Ich weis nicht beſſer zu erklären, was ich dadurch verſtehe, als mit den Worten des Herrn Coſte, die man in ſeiner Vertheidigung des La Bruyere findet. In dem XI. Artickel des zweyten Theils ſtehet folgendes: Je ne ſai, ce que Mr. de Vigneul Marville entend par ſtile, mais il me ſemble que ce n'eſt autre choſe, qu'une certaine enchainure de penſeés exprimées par de paroles, qui en font voir la liaiſon: de ſorte que, ſelon que cette liaiſon eſt nette & raiſonnable, on peut dire, que le ſtile a de la netteté & de la juſteſſe. Je ſupoſe, qu'on entend ſa langue, ſans quoi le Diſcours ne ſauroit avoir cette purete & cette netteté qui conſiſte dans l'uſage des termes propres, dans leur juſte arrangement & dans tout ce, qui rend l'expreſſion exacte & facile à entendre. Du reſte, ce qui fait le bon ſtile, c'eſt le bon

bon raisonnement, & l'ordre naturel des Pensees. Man urtheile nach diesem, ob der Spectateur einen netten Stilum habe, ob er die Sachen mit ihren eignen Worten bezeichne, wohl zusammen binde, wohl unterscheide, die emphatischen Terminos an ihren rechten Ort zu setzen wisse.

In dem IV. Discours stehet: Die Pfeifen gieng vor uns vorbey. Die Pfeifen gehen nicht aber wohl die Pfeifer. Purschickos leben ist nicht deutsch, weis nicht, ob es Leipzigisch ist? Das weis sich, daß kein politer Mann dasselbe braucht. Einige Funken wollten ihr Andenken auf meines Freundes Mantel stiften. Man kan den Funken keinen Vorsatz zuschreiben; natürlich heißt es: Einige Funken beschädigten meines Freundes Mantel. Der VI. Disc. ist voll unordentlicher Redensarten. Zum Exempel, eine Schaubühne mit einem Excrement seines Ingenii eröffnen. Einen Treffs auf sein Capitolium kriegen. Capitolium heißt ein Schloß zu Rom, auf welches Diogenes nicht hat können geschlagen werden. Ein Treffs ist nicht deutsch, sondern man sagt ein Streich. Lateinische Männer; das Loch suchen, das der Zimmermann gelassen hat; er würde schweren, es regnete Brennholz, mit etlichen duzend Hundsf.* convoyiren; einen mit dem Obergewehr zur Fricassee machen; eine papierne Laterne. Sind alles Rätzeln, derer Bedeutung man von den Precieuses oder Pedantischen Jungfern des Comedienschreibers lernen muß.

Das übrige das ich hier an dem Stile unserer

papiernen Laterne aufsetzen könnte, wird sich in den zweyen folgenden Capiteln von des Autors Gedanken und seiner Fantasie finden, nachdem eben die guten Gedanken und die gute Phantasie auch den guten Stilum machen. Dieser Leipziger könnte noch bey manchem Schweizer in die Schule gehen, der ihn lehren würde, wie depossediren, ingenium, speculationibus, corruption, douceurs, bravoure, invitiren, præserviren, incommodiren, Courage, taliter qualiter, justement, tendresse, in der deutschen Sprache gesaget wird.

Von der Fantasie des Autors.

Unser Autor hat in seiner ersten Speculation zwey Probstücke von den Kräften seiner Fantasie gegeben, in einer Erdichtung Disc. IV. und in einem Traume Disc. VI. Eine Erdichtung muß sich gründen auf ein gewisses Factum, oder wenigstens auf eine Meynung, die von einem grossen Haufen der Menschen ehedessen ist geglaubt worden, oder annoch geglaubt wird. 2. Auch selbst die Umstände derselben müssen nicht unglaublich seyn oder einander selbst ruiniren. 3. Soll in einer Fiction nichts Platz haben, welches entweder nichts zu bedeuten hat, oder nicht zur Erläuterung der Umstände dienet. Die Träume folgen dergleichen Regeln, wenn ihr die erste ausnehmet. Ich überlasse einem jedweden den Traum unsers Autors Disc. VI. nach diesen Regeln zu examiniren. Nur dienet zu erinnern, daß der Autor selbst bekennet, er verstehe die Bedeutung dieses Traums nicht. Ich will indessen allein die Fiction Discours VI. nach den gegebenen Regeln auf die Probe setzen. Sie verhält

sich

ſich alſo: Nachdem Diogenes vor viel hundert Jahren geſtorben, iſt er umlängſt durch den Lermen, welche die Journale in ganz Deutſchland erreget haben, wieder von Todten auferweckt worden, hat ſeine Laterne genommen, und ſich unter der Erde durchgegraben, bis daß er vermeint, er wäre auf dem Haupttummelplatz der ſchwermenden Gelehrten, da er denn in die Höhe durchgeboret, und in Meiſſen juſtement auf das Catheder eines Auditorii hervorgekrochen. Er wurde daſelbſt wegen ſeines roſtigen Habits von dem Profeſſor mit einer Syllogiſtiſchen Fackel um den Kopf geſchmiſſen, von den Bänken der Zuhörer kamen viele Methaphyſiquen zugeflogen, worunter er ſchier erſtickt wäre, wenn er ſich nicht mit der Flucht ſalvirt hätte. Aber damit ware ſeine Noth noch nicht beſchloſſen, er kriegte noch manche Tracht Schläge, von den Waſchweibern, welchen er einen Korb mit Wäſche umgeſchmiſſen, von einem Paar Verliebten, zwiſchen welchen er ohne Erlaubniß zu bitten, mitten durchgieng, von den Studenten, welche er beym Schmaus angetroffen, von dem Bettelvoigt, und von der Schildwache beym Thor. Als nun Diogenes nach ſo vielen erlittenen Elend ſeine vermeſſene Curioſitet bereute, kam Mercurius zu ihm, ſprach ihm Muth ein, und tröſtete ihn, daß er in einem der politeſten Länder wäre, da er ohne fehl Menſchen

antreffen würde, wenn er sie mit Ernst suchete. Er gab ihm dabey diese Lection, er müsse sich in einen andern Habit stecken, und die heutigen Manieren an sich nehmen. Diogenes liesse sich diesen Vorschlag gefallen, und Mercurius staffirte ihn nach der neuesten Mode aus, lernte ihn tanzen, fechten, Coffee, Chocolate trinken, und Toback rauchen, schenkte ihm einen Beutel voll Geld und eine silberne Tobacks-Dose. Gab ihm darneben unter vielen andern auch diese Instruction, daß er mit seinem Namen nicht Prahlens mache, vielmehr solte er sich nennen den Leipziger-Spectateur. Der Herr Verleger hat ihm eine papierne Laterne, die man in die Tasche stecken kan, gegeben, ꝛc.

Wenn ich nun diese Fiction nach den vorgeschriebenen Regeln examinire, so finde ich, daß keine derselben ist beobachtet worden, und zwar (1.) gründet sich diese Erdichtung weder auf ein gewisses Factum, noch auf einen angenommenen Glauben. Oder wer hat jemalen geglaubet, daß die Todten durch den Tumult der lebenden Menschen oben auf der Fläche der Erden können auferweckt werden? Ein neuer Ausgang des Todes! (2.) Wird des Diogenes Caracter verderbt, denn als derselbe vormals zu Athen mit der Laterne auf den Markt hingegangen, und auf befragen, was dieser selzame Aufzug bedeute, geantwortet hat, er suche Menschen; war seine Absicht keine andere, als seinen Mitbürgern zu verstehen zu geben, daß diese nicht

alle

alle Menschen seyn, welche aufgericht einhergehen und Menschen gleich sehen, zumalen sonst manche Statue den Namen eines Menschen verdiente. Wer wollte sich denn einbilden können, daß Diogenes, wenn er gleich den Tumult der Lebenden hätte vernehmen können, sich würde unter der Erde durchgegraben haben, damit er in Deutschland Menschen suche? (3.) Sind die meisten Umstände unwahrscheinlich und lächerlich. Zum Exempel, wo hat Diogenes seine Laterne genommen? Sie ist sonder Zweifel mit ihm bestattet worden. Warum wird er nach seinem Tode in einen Bergknapp metamorphosirt, der sich unter der Erde durchgraben, wie ein Maulwurf? Warum ist er nicht aus dem Grabe gleich an das frohe Licht aufwärts hervorgekrochen, und hernach lieber oben auf dem Erdboden, als unter der Erde nach Leipzig gereiset? Seine Kleider müssen von einem besondern Zeuge gewesen seyn, daß sie in Zeit von so viel hundert Jahren nicht vermodert sind. Wie sehen die Syllogistischen Fackeln aus, denn ich kan mir nicht einbilden, wie man einen damit jämmerlich schlagen kan, ꝛc. ꝛc. Zugeschweigen, daß (4.) die meisten Umstände weder zur Erläuterung und Aufheiterung der Bedeutung noch der Historie das geringste dienen. Ja die ganze Fiction will nicht mehr sagen, als unser Autor habe sich vorgenommen, wie ehedessen Diogenes, die Einwohner von Deutschland vermittelst einer papiernen Laterne (durch seine Discourse) zu beleuchten, (zu erbauen.)

Im übrigen sind die geistreichen Scherze, welche unser Autor zuweilen einmischet, sehr frostig, zum

Exempel, Disc. IV. Weil er nun vor grossem Verdruß, daß er in seinem Suchen so unglücklich gewesen, sich halb schlaf-trunken und ganz abgemattet niedergelegt. (Es kan wol seyn, daß ihn sein Faß, welches er so fleißig gewelzet, am meisten mitgenommen.) Diese Parenthesis ist ein Faux brillant, welches nichts anders sagen will, weder, er habe sich vielleicht zu tode gesoffen, ꝛc. Ich könnte noch mehr Exempel von der verderbten Phantasie unsers Autors anführen, wenn mich nicht die Zeit und die Mühe dauren würde.

Von den Gedanken des Autors.

In Ansehung der Gedanken eines Autors muß man nur schauen, ob dieselben wahr und richtig, und ob sie nicht zu gemein seyn? Denn wenn die Gedanken eines Autors falsch und gemein sind, so ist es eine Anzeige eines ungeübten Judicii. Wenn ich nach diesem von den Gedanken unsers Autors urtheilen soll, so muß ich zu vorderst bekennen, daß er in seiner ersten Speculation nicht viel Gedanken anbringet. Inzwischen will ich mir doch die Mühe nehmen, und die Discoursen desselben durchgehen.

In dem ersten Disc. sagt er unter andern: Es kömmt nicht allein darauf an, sich selbst zu reformiren, man muß auch andern neben sich die Gedanken beybringen, daß man nicht ohne Ursache eine Aenderung mit sich vornehme, und wenn man sich von dem eiteln We-

Wesen sucht abzuziehen, wird man seine eigne Wohlfahrt in Gefahr setzen, wofern man nicht andere zu einen gleichen Vorsatz zu bringen bemühet ist. Der Autor will damit sein Unternehmen rechtfertigen. Allein ich möchte gern wissen, was ihn verbindet, die Ursachen in den Druck zu geben, warum er sein Thun und Lassen nach dem Inhalte der göttlichen Gesetze, und nach den Regeln der gesunden Vernunft einrichte, oder welche die Gefahr sey, die er befürchtet, wofern er solches unterlassen würde? Wenn ein jeder Mensch schuldig ist, eine gedruckte Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben, so folget auf diese Weise, daß alle Menschen durch gleiches Recht verbunden seyn, Autores zu werden.

Der ganze zweyte Disc. ist entweder eine kahle Declamation, die nichts anders sagen will: als: **Eine schlimme Auferziehung sey ein grosses Uebel.** Oder wenn ein Raisonement dahinter stecken soll, so verhält es sich also: Was einmal corrumpirt worden, kan so leicht nicht wieder ausgebessert werden: Also auch ein Kind, das durch eine schlimme Auferziehung ist verwahrloset worden, kan so leicht nicht wieder zu recht gebracht werden. Der Vorsatz wird bewiesen durch drey oder vier Gleichnisse. Allein es ist zu bemerken, daß die Gleichnisse nichts beweisen, sondern allein erläutern.

Der dritte Disc. raillirt das Tobackrauchen zu Nacht auf der Gassen; 1. weil es wieder den Wohlstand ist. 2. Weil es gefährlich sey. 3. Weil

es nichts nütze. (1.) Es ist wieder den Wohlstand, weil man den Schiebekärnern dadurch in das Handwerk fället; ferner, weil man nicht bey Tage auf der Strasse mit einer Tobackspfeife erscheinen darf. Es ist nur die Frage, ob der Wohlstand, welcher nichts anders ist, weder eine allgemeine eingeführte Gewohnheit, des Nachts nicht aufhöre; denn der Wohlstand hat allein Platz in dem Umgange mit andern Leuten. (2.) Es ist gefährlich, weil einem Schmauchenden ein Feuerfunken entfahren, und einem Vorbeygehenden seine Kleider verderben kan. Allein dieser Inconvenienz ist leicht zu begegnen. Bey uns hat man gewisse Deckel über die Köpfe der Tobackspfeifen, wodurch dieser Gefahr abgeholfen ist. (3) Es nützt nichts, weil es nicht gesund ist, indem man auch unter dem Rauchen die Luft einschlucket. Wie aber? Wenn dieselbe durch das Feuer und den Rauch gereiniget wird! (4.) Weil viel Leute gesund sind, die keinen Toback rauchen. Allein diese Consequenz hinket.

Discours IV. Zu Anfang stehet: Es gehet bald allen Leuten, die einen lustigen Einfall haben, wie dem Elihu, dem Sohn Barachel von Bus, beym Hiob am 32. denn dieser meynete, er sey der Rede so voll, daß ihn der Odem in seinem Bauch ängstigte, sein Bauch sey wie der Most, der zugestopft wäre, der die neuen Fässer zerrisse, also müßte er reden, daß er Odem hohlete. Ich habe zwar meine Gedanken nicht im Bauche, aber doch

doch gehet es mir wie dem Elihu. Mit diesen letzten Worten will der gute Mensch den Elihu censiren, aber giebet damit nur seine Unwissenheit bloß. Elihu sagt nirgend, daß er die Gedanken in dem Bauche habe, sondern er bedienet sich allein eines allegorischen Gleichnisses (dergleichen bey den Orientalischen Nationen so wohl heut zu Tage, als ehedessen gemein und gewohnet sind) welches sich zu der Sache angemessen schicket, die er ausdrücken will: Nemlich es fielen ihm so viele Sachen und Gedanken ein, welche ihn drückten und besorgt machten, daß er dieselbe dem Hiob entdecken, und sich ihrer entledigen müsse.

Von den Reimen und Sonneten des Autors.

Wer hätte es gedacht? Unser lieber Diogenes von einer neuen Facon will den Engelländischen Beschauer noch übersteigen, indem er nicht nur in prosa, sondern auch in versa, und so gar in Kythmica redet. Der Herr Steele hat seine Devisen gar nicht übersetzet, aber unser Autor übersetzet sie, und zwar in Reimen, auch die ungebundenen Sprüche seiner Weisen; selbst denjenigen, aus dem weisen Coder. Gleichwie er sich damit sehr geschickt erweiset, so möchte ich wünschen, daß er uns eine vollständige Uebersetzung des ganzen Codicis gönnte, welches unsern Chicaneurs ein prächtiges Ansehen machete, wenn sie inskünftige ihre Citationen aus demselben in deutschen Reimen verfaßt bringen würden. Die Redensart in der Devise des ersten Disc. einen also unhöflich striegeln, ist ohne Zweifel eine Geburt des Reimes spiegeln: Denn man striegele sonst nicht

nicht die Unhöflichen, sondern die Roß und Maulthiere. Die Zeile der vierdten Devise:

Aethereas lasciue cupis volitare per auras.

Wird unrecht verdeutschet:

Da dich ein bloßer Wind ans freye Licht getrieben.

Und muß lauten:

Du willst, unkeusches Buch, aus meinen Händen scheiden.

Der Autor steckt voll Reimen, darum will er auch zu Erfüllung (die Schweizer sagen Ausfüllung,) des übrig-bleibenden Raumes wohlgemachte Gedichte communiciren. Er machet wirklich mit einem den Anfang, welches aus lauter weiblichen Versen, die sieben und ein halben Schuh lang sind, bestehen. Diese Verse, welche der Autor beliebet, ein Sonnet zu nennen, haben ihn ohne Zweifel, wie er selbst sagt, wohl gemacht bedünkt. Um ihrer Neuigkeit willen habe ich sie nicht beygesetzet, weil ich sie schon vor etlichen Jahren in unsern Calendern von Wort zu Wort gesehen habe, und sie deswegen nicht würdig achte zu critisiren.

Ich will hiemit schließlich einen jeden gewarnet haben, daß man sich nicht unverschämter Weise der Namen der berühmtesten Männer bediene, um die ungereimtesten Träume an den Mann zu bringen.

IV.

IV.

Andreas Tſchernings unvorgreifliches Bedenken über etliche Misbräuche in der deutſchen Schreib- und Sprachkunſt, inſonderheit der edlen Poeterey. Wie auch kurzer Entwurf einer deutſchen Schatzkammer von ſchönen und zierlichen poetiſchen Redensarten, ꝛc. ꝛc.

DEr Verfaſſer dieſes Buches iſt Profeſſor der Poeſie auf der Univerſität Roſtock geweſen. Das Buch ſelbſt iſt im Jahre 1659. in Lübeck in 12 herausgekommen. Es beſtehet eigentlich aus zween Theilen. Der zweyte Theil, welchen der Verfaſſer einen **Entwurf** oder Abriß einer deutſchen **Schatzkammer** ꝛc. nennet, iſt eine Sammlung verſchiedener poetiſcher Redensarten, Beſchreibungen, Umſchreibungen und Zierrathe, die der Verfaſſer aus Opitzens, Flemmings, Bartas, und ſeinen eigenen Gedichten genommen, und unter gewiſſe Titel gebracht hat, die in alphabetiſcher Ordnung auf einander folgen. Dieſer Theil hält alſo nichts in ſich, was von uns angemerket zu werden verdienete.

Die Zuſchrift iſt an einen Bürgermeiſter und zween Rathsverwandten der Stadt Danzig gerichtet. Sie iſt eine Ode, welche noch ziemlich gut iſt, und aus ziemlich reinen Verſen beſteht. Wir wollen den Anfang derſelben, als eine Probe von des Verfaſſers Poeſie, hieherſetzen:

„Dan-

„Danzig, alles Volk der Erden,
„Ja die Misgunst selbst, gesteht,
„Der Virgil und der Poet
„Solle noch gebohren werden,
„Der dich, Auszug der Natur,
„Dich, der Götter Werk und Schnur,
„Könne nach Verdienst erheben:
„Wornach wollen wir denn streben?

Hierauf folget die Vorrede. Sie ist ganz kurz, und enthält nichts merkwürdiges.

Wir kommen also zu dem ersten Theile dieses Buches, welchen wir durchgehen wollen. Der Verfasser hat sich bemühet, einige Misbräuche in der deutschen Rechtschreibung, Sprachkunst, und Reimkunst anzuzeigen, welche zu seiner Zeit im Schwange gegangen sind. Dabey hat er einige gute Regeln in der deutschen Sprachkunst und Reimkunst zuweilen gegeben. Er bestätiget alle seine Sätze meistens mit den Exempeln Opitzens oder Flemmings, sonderlich aber mit den Zeugnissen und Aussprüchen August Buchners, ehemaligen Professors in Wittenberg, die er entweder in seinen Schriften oder in seinen Briefen an den Verfasser gegeben hat.

Dieses kleine Buch ist in 5 Capitel, und jedes Capitel ist wiederum in verschiedene Anmerkungen eingetheilet. Das erste Capitel handelt von der Rechtschreibung etlicher Wörter. Gleich anfangs in der ersten Anmerkung handelt der Verfasser die Frage ab, ob man deutsch mit dem d oder mit dem t schreiben solle? Er antwortet, man könne, und möge es auf beyderley Art schreiben.

In-

Indeſſen zieht er doch das d dem t vor, und führet eine Stelle aus einem Briefe Auguſt Buchners, an, (denn dieſer Man iſt ihm, wie erſchreibet, in dieſem Büchlein, vnus inſtar omnium geweſen,) welcher ſich auf den Gebrauch der meiſten und unter dieſen ſonderlich unſers ſel. Luthers bezieht

Die zweyte Anmerkung betrifft die Buchſtaben ch und ck. Es werden einige Neulinge getadelt, die das ch verdoppelt und z. E. weichchen an ſtatt weichen geſchrieben haben. So verwirft auch unſer Verfaſſer die Gewohnheit, die zu ſeiner Zeit, ſonderlich in Niederſachſen, eingeriſſen war, daß man kk an ſtatt ck ſchrieb. Man könnte hier den Einwurf machen, daß das c kein deutſcher Buchſtabe wäre: Aber dieſen Einwurf hat auch Buchner in einem Briefe an den Verfaſſer beantwortet. Er ſchreibt: Es könnte wohl ſeyn, daß die ganz alten Deutſchen dieſen Buchſtaben nicht gehabt hätten: Es hätten ſolchen aber doch die Deutſchen hernach angenommen; nachdem die Franzoſen von den Lateinern, und die Deutſchen von den Franzoſen die lateiniſchen Buchſtaben erhalten hätten. Es iſt allerdings wahr, daß die Deutſchen das c in ihr Alphabet genommen haben; und man würde unrecht thun, wenn man ſchreken oder ſchrekken ſchreiben wollte, welches wieder allen Gebrauch und alle Gewohnheit wäre: Aber es iſt auch wahr, daß wir das c nur in der Verbindung mit den Buchſtaben h und k angenommen haben. Sonſt wird man in keinem deuſchen Worte das c allein, oder mit einem andern Buchſtaben verbunden finden. Auch haben die alten Deutſchen, wie

es der Hr. Verfasser in der 3. Anmerkung aus Opitzens Anmerkungen über den Rhythmum de S. Annone anführet, das c vor dem h ausgelassen, und Rehte, Zuht, Vorht, Maht an statt Rechte, Zucht, Furcht, Macht geschrieben. Wir behalten das c in den eigenen Namen oder Nennwörtern, die aus der lateinischen, französischen und andern Sprachen kommen. Eigentlich aber haben die Deutschen ihr k, wie die Griechen ihr κ: Und daher sollte man auch, meines Erachtens, in den griechischen eigenen Namen und Nennwörtern, die wir aus der griechischen Sprache angenommen haben, das k an statt des c setzen, und z. E. nicht Sophocles, Socrates, Character, sondern Sophokles, Sokrates, Charakter, schreiben. Weil aber die lateinische Sprache unter uns viel üblicher ist, als die Griechische: So muß man des Wohlklanges wegen, sonderlich in den griechischen Sylben κε, κη, κι, κυ. das c an statt des k setzen, wenn eben dieselben Wörter, die soiche Sylben haben, öfters bey den Lateinern vorkommen. Man schreibt also lieber Cerber, Euridice, als Kerber, Euridike: Welches letztere uns sehr rauh klingen würde; weil wir der lateinischen Aussprache schon gewohnt sind.

In der 4. Anmerkung giebt Hr. Tscherning die Regel, daß man die Wörter, welche fast von gleichem Laute, aber von unterschiedener Bedeutung sind, auch im Schreiben unterscheiden soll. Z. E. das Meer, das Beywort, mehr, und die Mähre, das ist eine Stute, oder ein Mutterpferd, von welchem Worte Opitz in angezogenem Orte das alte Wort

Mari-

Mariſcalk, herleitet, welches eigentlich einen Stallmeiſter bedeutet hat, und für welches wir itzt Marſchall, ob wohl in ſehr veränderter Bedeutung, brauchen. So ſoll man die Wörter, iſt von ſeyn, und iſſt von eſſen, war von ſeyn, und wahr, (warhaftig) und die Waare im Schreiben von einander unterſcheiden. Er macht bey Gelegenheit des Wortes, Märe, eine kleine Ausſchweifung und ſaget, daß die Schleſier viel alte deutſche Wörter behalten hätten, deren Gebrauch an andern Orten ſehr ſelten wäre, oder ſich gar verlohren hätte; z. E. das Wort, die Sidel, welches bey den Alten Sedele oder Sedale, geheißen, und einen Sitz oder Stuhl angezeiget hat, davon hernach das Wort, ein Sattel, hergekommen ſeyn ſoll. So ſteht in dem alten Lobgeſange der Maria: Jndae giſatta mahtige von ſedale; er ſtöſſet die Gewaltigen vom Stuhle. Jngleichen merket er das Wort ſint an, welches man auch in dem alten Rhythmo de S. Annone lieſt, und ſo viel als hernach, nachdem bedeutet: Jngleichen die Redensart: Er machte ein gewerre, das iſt, er machet einen Aufruhr, eine Unordnung, turbas dat. So ſchreibet Otfried im 20. C. des 5. B. des Evang.

Ioh er thie liuti alle
Spuani ei gewerre.

Wo ſpuanan ei gewerre, nach dē Opitz, ſo viel heißt als praelium incitare, zum Streite anfriſchen.

Die 5 und 6 Anmerkung handelt davon, daß wir den Urſprung vieler deutſchen Wörter nicht mehr wüßten, und daß man unrecht thäte, wenn man ſolchen alsbald im Griechiſchen oder Arabiſchen bey

der geringsten Aehnlichkeit der Wörter suchte. Etliche haben gewollt, daß taumeln von dem Arabischen thámalon, trunken seyn, Dieb von *dhiebon*, der Wolf, Hammel, von hámlon, der Widder, wackeln, von wáchada, wanken, beweget werden, herkäme. Aber Herr Tscherning schreibt: "Dieß wä-"re unsrer so majestätischen, uralten, allerwort-"reichsten und ganz vollkommenen Sprache viel zu "nahe gethan, wann man deren Ankunft von frem-"den allererst auf solche Weise erbetteln wollte, die "doch in ihren Gründen ihr eigen ist. . . . Wir "sagen vielmehr, daß viel Celtische Wörter zu den "Griechen und von ihnen folgends zu den Lateinern "gekommen seyn." Er merket aus dem Opitz, Peter Lindenberg (in Topographia Rostochii &c.) und Jodocus Hond (in der kurzen historischen Beschreibung der berühmten Hanseestadt Rostock) an, daß der Ursprung des Namens der Stadt Rostock in der Wendischen und Slavischen Sprache sey; wo Roztok so viel als eine Zertheilung des Wassers heißet. Denn die Warnow theilet sich bey der Stadt in verschiedene Arme. Und vorzeiten ist ihr Name auch Rozstock geschrieben worden, als in dem gröſsern Universitätsiegel: Sigillum Rectoris Universitatis studii Rozstokensis.

So viel hat der Verfasser von der Rechtschreibung. Wir kommen zu dem andern Capitel. Es handelt von den Fehlern, welche bey dem Gebrauche der Nennwörter und Fürwörter begangen werden. Er merket mit gutem Grunde einige Stellen aus dem Opitz und Schottel an, wo sie in der Declination oder Bewegung einiger selbstständigen und beystän-

ſtändigen Nennwörter geirret haben. So hat er aus dem Opitz angemerket, daß er härte für hart, Hörnerträger für Hörnerträger, unſrer allen für unſer aller, mein ganz Ich, für, mein ganzes Ich, der Verſe und des Reimes wegen geſchrieben habe. Er tadelt hierauf Schotteln mit Rechte, in der zweyten und dritten Anmerkung, welcher Bürgere, für Bürger, Engele, für Engel, der allergerechteſter Kayſer, für, der allergerechteſte Kayſer, geſchrieben wiſſen will.

In der 9. und 10. Anmerkung ſtrafet er diejenigen, welche glauben, daß ſie in allen ſelbſtſtändigen Nennwörtern die Geſchlechter nach Belieben verwechſeln könnten, weil man einige, als z. E. Theil, Zepter, Finſterniß, ꝛc. unter zweyerley Geſchlechtern gebrauchet findet. Es ſcheinet, als ob man ſonderlich von den Predigern ſeiner Zeit dergleichen undeutſch habe hören müſſen. Er gebrauchet ſich folgender Worte, die wir vielleicht nicht ohne Nutzen hieherſetzen werden: "Bey denen, ſo für gelehrte"
"Leute angeſehen ſeyn wollen, die auch geraume"
"Zeit auf hochdeutſchen Schulen vormals zuge-"
"bracht haben, iſt es ein ſchändlicher Uebelſtand."
"Gefällt mir deswegen wohl, was jener gelehrter"
"Mann ſchreibet, da er die Prediger inſonderheit"
"zur reinen Mutterſprache fleißig ermahnet:"
"Quo quis, ſpricht er, ſermonis patrii eſt peti-"
"tior, & in eodem diſertior, eo judicatur ad"
"docendum populum magis idoneus. Ac"
"decet omnino Concionatorem aliquid ſu-"
"pra vulgus praeſtare in ſermonis patrii"
"munditie ac puritate: & non modo verbis"
"quibusdam elegantibus ac exquiſitis, verum"

"etiam copia eorundem locupletatum pro-"
"dire." D. i. Je beſſer man ſeine Mutterſprache verſteht: Deſto geſchickter wird man ſeyn, das Volk zu lehren. Ein Prediger ſoll ſich allerdings in der Reinigkeit ſeiner Mutterſprache vor dem Pöbel hervorthun; und nicht nur mit einigen zierlichen und auserleſenen Worten auftreten, ſondern einen rechten Schatz und Reichthum an ſolchen Worten zeigen können. Er fährt fort: "Es wäre faſt heutiges Ta-"ges wiederum ein Wimphelingus vonnöthen, "qui abuſuum ſui temporis non ineptus aeſti-"mator in concionatores, Latinae juxta ac "Germanicae linguae deprauatores libellum "peculiarem edidit, vt notat Barthol. Scho-"bingerus JC. in Additionibus ad Joach. Va-"diani Conſulis Farraginem Antiquitatum.

Die 11. Anmerkung handelt von dem unrechten Gebrauche der perſönlichen Fürwörter: Ich, du, er, ꝛc. und ihrer Fälle. Er zählet unter die Fehler, die darinnen begangen werden, auch die Redensart: Was bildet er ſich ein, und meynet man müßte ſagen! Was bildet er ihm ein. Jedoch dieſe Erinnerung hat keinen Grund, denn wenn ſich der dritte oder der vierte Fall des Fürwortes, er, ſie, es, auf eben diejenige Perſon oder Sache beziehen, von welcher man in dem erſten Falle geredet hat: So brauchet man ſich; wenn ſie aber auf eine andre Perſon oder Sache gehen: So brauchet man: Ihm oder ihn, ſie, es, oder ihm.

Das dritte Capitel handelt von einigen Misbräuchen in den Conjugationen, oder, wie der Verfaſſer ſchreibet, in der Abwandelung der Zeitwörter. Z. E.

daß

daß einige ſagen, geſchicht, für geſchieht, geſchach für geſchah ꝛc. Der rechte Gebrauch ſolcher Zeitwörter, die der Verfaſſer angemerket hat, iſt ſo bekannt, daß wir uns dabey nicht aufhalten dürfen.

Das vierte Capitel handelt von der Reinigkeit und Zierlichkeit der Worte. Die erſte Anmerkung lehret, daß diejenigen, welche deutſch ſchreiben wollen, ſich der reinen hochdeutſchen Sprache bedienen, und von allen beſondern Mundarten enthalten ſollen. Der Verfaſſer führet einige Stellen aus dem Opitz an, worinnen er wieder dieſe Regel gehandelt, und einige Schleſiſche Wörter gebrauchet hat, welche nicht von jedermann verſtanden werden. Z. E. Er ſchreibt:

Daß das geflügelt' Heer ſich alſo frölich ſtellt,
Daß durch ſein Singen Saat und Heiden heimlich werden.

Heimlich heißt ſo viel, als heiter, hell, frölich. Ferner:

. . . . Wie werden Dorf und Städte
Voll loſer Zauchen ſeyn; wenn nicht dein Lager thäte.

Das Wort Zauche, bedeutet eine leichtfertige Weibesperſon, eine Hure. Der Verfaſſer zählet auch zu ſolchen Schleſiſchen Wörtern, das Wort, ſterzen, welches wandern, oder aus dem Dienſte ziehen bedeutet.

2. Befiehlt er, daß man keine alte und verlegene Wörter brauchen ſoll.

3. Man ſoll diejenigen Wörter meiden, die nur bey dem gemeinen Pöbel üblich ſind.

4. Diejenigen Wörter, schreibt er, welche zwar alt, doch bey den Gerichten noch bräuchlich sind, könnte man mit mehrerer Freyheit brauchen. Er zählet hieher folgende Wörter: Gift und Gaben, woher das Wort Mitgift kömmt, und welches beym Opitz zweymal gelesen wird: Die Fehde, welches in dem Liede: Allein Gott in der Höh sey Ehr ꝛc. gelesen wird, und eigentlich die Ankündigung des Krieges, hernach aber auch den Krieg selbst und die Feindschaft bedeutet: Frank, welches so viel heißt, als frey, wovon die Francken ihren Namen bekommen haben sollen: Gewand und Geläß, oder Fall und Geläß, welches so viel heißt als Kleider und übrige Verlassenschaft. Fron, welches heilig heißt, wie Opitz in den Anmerkungen über den Rhythmum de S. Annone zeiget, woher auch die Wörter, Fronleichnam, Fronaltar, herkommen; Rügen, welches so viel ist, als anklagen, vor Gericht bringen; Rait, Raitung, welches Opitz brauchet, wenn er schreibt:

Wir können sonst in Sachen
Uns keine Raitung machen:
Das Sterben fehlet nicht.

Es heist so viel als Rechnung; und daher kommen die Wörter Raitungsbrief, Raitungsrath ꝛc.

5. Man soll diejenigen Wörter meiden, welche ehrbaren und schamhaften Ohren anstößig vorkommen können. So tadelt er Opitzen, welcher in der Uebersetzung des Buches des Grotius, von der Wahrheit der Christl. Religion, schreibt:

Wie auch die Sonne glänzt, die auf den Mittag steht,
Wodurch der Wolken Dunst und schwarzer Mist zergeht.

Und

Und in dem Gedichte an den König Uladislaus:

Gewehr und Waffen, Herr, die ſind für ein Gemach,
Da ein Tyranne ſitzt, nur oftermals zu ſchwach.

6. Man ſoll keine Wörter aus fremden Sprachen einmiſchen, wo man ſeine eigenen haben kan: Sie müßten denn ſchon angenommen und gewöhnlich ſeyn,

7. Man kan den eigenen Nennwörtern fremder Sprachen deutſche Endungen geben, als Silvan, Heraclit, Euphrat, Jupiters. Man ſoll aber ihre eigene Endungen beybehalten; wenn dadurch eine Zweydeutigkeit vermieden werden kan. So ſchreibt Opitz:

Ein ungeheurer Fiſch, ſo Jonam ganz verſchlinget.

8. Ein Poet kan auch neue Wörter, ſonderlich zuſammengeſetzte, machen. Opitz redet den Apollo alſo an:

Du Künſtegott, du Arzt, du Träumausleger,
Du Sängerfürſt, du Krauſpenhaar,
Du Immerjung, du Meiſter aller Jäger ꝛc.

Man findet auch bey ihm die Wörter, beblumen, entthrönen, pindariſieren, entzeptern ꝛc. Aber man hat hierbey einer groſſen Behutſamkeit und Vorſichtigkeit vonnöthen, damit man theils nicht ohne Noth neue Wörter mache, theils auch das Gehör nicht beleidige.

Die Ueberſchrift des fünften Capitels iſt: Von der Reimung und etlichen Reimarten. Die erſte Anmerkung handelt davon, daß die Deutſchen ſolche Wörter hätten, deren Töne dem natürlichen

Schalle gewiſſer Bewegungen nachahmeten: Und daß ein Poet dieſer Wörter, wie auch der Zuſammenſtoſſung gewiſſer harter und flieſſender Buchſtaben ſich geſchickt zu bedienen wiſſen müßte. Er führet Exempel hiervon aus dem Opitz an. Als, von einem Hengſte ſchreibt er:

Da giſcht er, ſchäumt, und ſchnaubt.

Und ein Ungewitter beſchreibt er in dem 77. Pſalme alſo:

Das Gewölk hat ſich ergoſſen,
Hagel iſt herabgeſchoſſen.
Deiner grimmen Pfeile Macht
Hat gewittert und gekracht.
Donner fiel hoch aus den Lüften,
Blitz durchgieng die tiefen Klüften,
Und der Erde ganzer Plan
Ward erſchüttert um und an.

Aber der Hr. Verfaſſer erinnert auch, daß man ſich in andern Fällen, da man der Natur nicht nachahmen will, von der Zuſammenſtoſſung rauher Buchſtaben, oder der Wiederhelung einerley Silben enthalten ſolle. Es würde übel klingen, wenn man ſagen wollte: Die, die dir dieſe Dinge ſagen; oder wie Flemming ſchreibt:

Erfüllt mit Seelenangſt, mit Furcht durch alle Glieder,
Die dir die See gebahr.

Die dritte Anmerkung lehret: Man ſoll keinen trochäiſchen Fuß für einen jambiſchen, oder einen jambiſchen für einen trochäiſchen ſetzen; wie Opitz zuweilen gethan hat; z. E. in den Verſen:

O menſch-

O menſchliche Göttin . . . .
Noch Romulus Wölfin . . . .

In der 4. Anmerkung redet er von dem Worte: Lebendig. Er ſaget, daß es Opitz auf dreyerley Art gebrauchet habe, in folgenden Verſen:

Da bin todt lebendig: Ich bin lebendig todt.
und. Da ich im lebendigen Grabe
Der Glieder Stückwerk krieget habe.

Doch die letzte Art kömmt mit der erſtern überein. Er will den Opitz dadurch entſchuldigen, weil leben ein Trochäiſcher Fuß, und die Endung dig von Natur auch kurz, und alſo das Wort lebendig ein Daktyliſcher Fuß wäre, daß man folglich das lebendige Grab, ebenſo, wie das königliche Blut, in einem Jambiſchen Verſe brauchen könnte. Aber man ſieht leicht, daß heut zu Tage dieſer Gebrauch die Ohren ungemein beleidigen würde. Denn die zweyte Sylbe in dem Worte, beſtändig iſt lang, und die Regeln von der Gröſſe der Sylben müſſen nicht wieder den Wohlklang und wieder die Ausſprache ſtreiten.

In der 7. Anmerkung ſchreibt er: Die Deutſchen wüßten in ihrer Poeſie gar nichts von den Spondäiſchen Füſſen. Aber ich weis nicht, ob er hierinnen Recht hat. Dieſes iſt gewiß, daß man es öfters bey guten Poeten findet, daß in den Jambiſchen Verſen der erſte und vierte Fuß Spondäiſche ſind; ob ſie gleich aus mehr als einem Worte beſtehen. Z. E. wenn Opitz ſchreibt:

. . . . Dir, lieber Gott, allein
Singt alle Welt.

So ſieht man, daß man ſich bey der Ausſprechung

des

des Wortes dir eben ſo lange aufhalten müſſe, als bey der Ausſprechung der Sylbe lie. Imgleichen ſchreibt er an einem andern Orte:

Wo Pan, der Waldgott, ſelbſt mit ſeinen Faunen
Und um die Stauden tanzt. (ſingt,

Hier iſt nicht zu leugnen, daß der Accent eben ſo wohl auf und als auf um liege. So auch an einem andern Orte, wenn er ſchreibt:

Darf auf der wüſten See nicht immer furchtſam
ſchweben.

Iſt es klar, daß der erſte Fuß ein Spondäiſcher iſt. Doch es ſcheint, als ob Herr Tſchernings die ſpondäiſchen Füſſe nur aus den zweyſylbigen Wörtern verbannen wollte: Wiewohl er ſeinen Sinn nicht deutlich genug ausgedrücket hat. Und wenn dieſes iſt: So wird man ihm faſt Recht geben müſſen. Denn die Wörter, Weltmeer, Schlachtſchaf, ꝛc. machen trochäiſche Füſſe aus. Wo bleiben aber dieſe: Großvater, Schlafmütze, Vorreiter, Zahnpulver, Erzſchenke, Buchdrucker, Schriftſchneider ꝛc. ꝛc.

In den folgenden Anmerkungen bis auf die funfzehende werden einige Arten von unreinen Reimen angeführet, vor welchen man ſich hüten muß. Z. E. lehren und gewähren, raſen und gaſſen, weiſet, und beiſſet, reiten, und ſchneiden, gleicht, und zeugt, reich iſt und gleich iſt ꝛc. imgleichen die Reime, in denen alle Buchſtaben einander gleich ſind: Wenn auch ſchon die Wörter von verſchiedener Bedeutung ſind; wie z. E. Opitz gereimt hat, in dem Veſuvius:

. . . Wenn Feuer ſich erregen:
So trägt man dennoch aus; des Feldes Troſt der
Regen Dringt

Dringt durch die Dächer nicht.

In der 15. Anmerkung ſtehen aus dem Opitz folgende Verſe:

Bin ich mehr als Anacreon,
Als Steſichor und Simonides,
Als Antimachus und Bion,
Als Philet oder Bachylides?

Welche man nicht leicht für Verſe leſen wird: Wenn man nicht weis, daß Opitz darinnen die Wörter nach den griechiſchen Accenten geleſen wiſſen will. So findet man auch ſchon beym Prudentius das Wort idola ſo, daß die andre Sylbe darinnen kurz iſt; und Sidonius hat die dritte Sylbe des Wortes Euripidis lang gebrauchet, in dieſem phaläciſchen Verſe, Carm. IX.

Orcheſtram quatit Euripidis.

Hier haben ſie die griechiſchen Wörter nach ihren Accenten ausgeſprochen.

In der 16. Anmerkung vertheidigt er den Gebrauch einiger daktyliſchen Wörter in Jambiſchen Verſen, nemlich derer, die ſich auf en, er, es endigen. Z. E. beym Opitz:

Ich ſehe, dünkt mich, ſchon die freundlichen Geberden.

Aber er will ſie nicht leiden; wenn ſie ſich auf ein e endigen, als, die gütige Natur.

In der 17. und 18. Anmerkung verbiethet er die Flickwörter, und die Häufung der einſylbigen Wörter in einem Verſe.

In der 19. Anmerkung ſaget er, daß es übel ſtünde, wenn man ein vielſylbiges Wort, ſonderlich zu einem männlichen Reime brauchete. Opitz ſchreibt

zwar

zwar auch in ſeiner Ueberſetzung von des Grotius Buche von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion:

Theilt Gottes Weſen ein in Dreyſelbſtſtändigkeit.

Aber der Verfaſſer ſaget, Opitz wäre hierinnen zu entſchuldigen, aber nicht nachzuahmen: Weil dieſes Werk eine Ueberſetzung wäre. Doch ich ſehe keine Urſache, warum man ſie nicht brauchen ſollte, wenn ſie nur nicht gar einen halben Jambiſchen Vers erfüllen. Er berichtet zugleich beyläufig, daß doch dem Grotius dieſe Ueberſetzung ungemein wohl gefallen hätte, und führte, dieſes zu beſtätigen, einen Brief an, den er an Opitzen nach Breslau geſchrieben hat. Er iſt vorher noch nicht gedruckt geweſen, und er iſt ſo artig, daß er wohl verdienet, unſern Leſern hier mitgetheilet zu werden.

"Viro ſumme erudito.

"*Martino Opitio*

"Nunc demum, clariſſime *Opiti*, me vitae "in carcere actae non poenitet cum video il- "lius aerumnae meae fructus, te tam fideli in- "terprete, quam felici poeta ad populum, po- "pulorum principem, peruenire Minime "mihi blandire ſolitus, illud tamen opus "meum ſemper minime contemſi, ideo, quod "cum in materia verſetur omnium optima, "ad eam tractandam rationes diligi, quas opti- "mas exiſtimaui. Nunc autem etiam, qua par- "te meum eſt, illud opus multo plus quam an- "tea mihi placere incipit, ex quo Germanicae "grauitatis more cultum procedit. Non tan- "tum tibi Germanos tuos debere arbitror, qui "quae à me collecta ſunt, alibi ſaltem ſparſa le-

"gere

gere poterant, quantum ego debeo, qui“ tuo munere Germaniae, antiquae parenti“ noſtrae, innoteſcam. Elegantiam & nitorem“ vbique miror, nec ex alio libro Germanice“ loqui aut facilius diſcam, aut lubentius. Pro“ hoc beneficio quid tibi optem melius, quam“ vt brevi patriam tuam videas, ſi non floren-“ tem, vt olim, ce te ab illis ſaeuis belli fluctu-“ bus liberam, & poſitis. quae praua religio“ gignit, odiis, magis magisque ſe componen-“ tem ad illam veram, cujus fructus ſunt pax &“ dilectio. Ego vero ſi quid vnquam facere“ tibi gratum potero, id te crede & veteribus“ meritis, & hujus noui honoris mihi habiti ju-“ re poſſe impetrare. Salmaſius noſter in Aca-“ demiam Lugdunenſem vocatus haeret ad-“ huc Diuione. Putatur huc breui venturus:“ quod ſi eſt, non patiar illum tui eſſe imme-“ morem. Vale vir eruditiſſime. XXIV. Jul.“ CIↃ IↃC XXXI.“

Tuo nomini“ addictiſſimus“

H. Grotius.“

Die übrigen Anmerkungen dieſes Capitels handeln von den Selbſtlauten, und ſonderlich von dem e, und lehren, daß ſie weder ohne Noth an die Wörter geflicket werden ſollen, an welchen ſie eigentlich nicht ſtehen; noch auch aus den Wörtern herausgeworfen werden ſollen, ſo, daß dadurch die Bedeutung der Wörter verändert, oder wieder den Wohlklang geſündiget werde: z. E. in gerichtt, für gerichtet, ſtreitt, für ſtreitet ꝛc.

Wir kommen endlich zu dem ſechſten Capitel, wel-

welches von einigen Dingen handelt, ſo die Verſe und die Arten der Gedichte genauer angehen. Die 1. Anmerkung handelt davon, daß man im Deutſchen allerhand Arten der Verſe, auch durch die Nachahmung der griechiſchen und lateiniſchen machen könnte.

Die 2. Anmerkung tadelt diejenigen Verſe, darinnen ſich der Abſchnitt mit dem Ende des Verſes reimet; als bey Flemmingen:

Drum halte dich gefaßt auf dieſen groſſen
Gaſt.

Imgleichen:

. . . . Den Helm die Wachſamkeit:
Darauf Gerechtigkeit den bloßen Degen beut.

Aber er billiget ſie auch: Wenn ein beſonderer Nachdruck darunter liegt: Als wenn z. E. Opitz ſchreibt:

Komm, der du Rom in Rom itzt ſuchſt, o neuer
Gaſt,
Und mitten doch in Rom Rom nicht gefunden
haſt.

Imgleichen:

Es ſey Veſuvius vor allen zu erheben,
Mein Zweck Veſuvius.

Hier ſieht man, daß die Wörter mit allem Fleiße wiederholet worden ſind.

Er verbiethet in der 2. Anmerkung, eine Periode mit einem einzigen Worte zu Anfange des letzten Verſes zu ſchließen: Wie in dieſen Verſen:

Mit einer runden Stadt iſt dieſes Haus der Welt
Zu gleichen.

Dennoch meynet er, daß dieſe Verſe bey Opitzen zu entſchuldigen wären:

Das

Das allgemeine Recht und Regimentesſachen
Verändern iſt ein Ding von heftiger Gefahr.

In der 4. Anmerkung ſaget er wieder den Verfaſſer des deutſchen Helikons, daß man gar wohl Gedichte machen könnte, die aus lauter männlichen Verſen, oder aus lauter weiblichen beſtünden. Er führet Opitzens Nachtklage, ſeine vierte Ode, und einige Verſe aus der Hercinie an, wo lauter männliche Reime zu finden ſind. So hat auch Opitz die 12. Ekloge aus dem Theokritus in lauter männliche Verſe überſetzet. Diejenigen Gedichte, die aus lauter männlichen Verſen beſtehen, laſſen ſich noch gut leſen: Aber diejenigen, ſo aus lauter weiblichen beſtehen, ſcheinen doch nicht allzu gut zu klingen, zumal wenn es keine reimloſe Verſe ſind.

In der 5. Anmerkung lehret er, daß man die Artikel und die Vorwörter der Namen, durch den Abſchnitt, von den Wörtern, dazu ſie gehören, nicht reiſſen ſoll; in der 7. Anmerk. daß man ein paar Reime nicht bald wiederholen ſoll; und endlich in der 8, daß man die unzertrennlichen Vorwörter be, ent, zer, ver, er, von ihren Hauptwörtern, nicht trennen ſoll; wovon er Exempel durch alle Zeiten anführet.

Hiermit endet ſich dieſes Buch. Der Leſer wird aus den angeführten Stellen ſehen, daß Herr Tſchernings die Regeln der deutſchen Sprachlehre und Reimkunſt wohl eingeſehen und verſtanden habe; zumal in Anſehung der damaligen Zeit, in welcher er gelebet hat. Er gehöret alſo unter diejenigen, welche ſich bemühet haben die Reinigkeit und Schön-

heit der deutſchen Sprache zu befördern und zu erhalten: Und wir können daher mit Recht ſagen, daß der Name dieſes Mannes bey den Deutſchen ein beſtändiges Andenken verdienet.

V.

Parnaſſus Boicus,

Oder

Neu-eröfneter Muſenberg, worauf verſchiedene Denk- und Leßwürdigkeiten auß der gelehrten Welt, zumalen aber auß denen Landen zu Bayrn abgehandelt werden. Vier und zweyzig Unterredungen. Mit Erlaubnuß der Oberen.

Getruckt zu München bey Joh. Luc. Straub, 1722-1727. 8. 4 Bände.

DJe Bayeriſchen Gelehrten haben ihre Bemühungen in der Gelehrſamkeit, und beſonders in den ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften bisher ſo heimlich gehalten, daß man ſie mit allem Rechte unter die lebendigtodten Bürger der gelehrten Welt hat zählen können. Am allerwenigſten hat man von ihnen vermuthet, daß ſie ſich um die deutſche Sprache, oder um die deutſche Rede- und Dichtkunſt bekümmern ſollen. Dieſer Theil der Gelehrſamkeit, wenn uns unſere ſtrengen Mitbrüder nur erlauben, Gelehrſamkeit und Deutſch mit einander zu verbinden! hat ſo gar in denen Landen, wo die Wiſſen-

senschaften mit aller Freyheit, Munterkeit, und mit gutem Fortgange immer höher getrieben werden, noch wenige Beförderer, und unter den Gelehrten wenige Liebhaber gefunden. Man hätte also an solchen Orten, wo dieselben in einer gewissen Sclaverey stehen, oder doch in sehr enge Grenzen eingeschlossen sind, eher alles andere, als eine kunstmäßige Erkenntniß unserer Muttersprache, so geringe sie auch seyn könnte, gesuchet. Wir hoffen daher, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen von so vielen Seltenheiten auf einmal, nemlich von einer Art eines gelehrten Tagebuches, das in Bayern, in deutscher Sprache geschrieben, und noch darzu einige Untersuchungen in der deutschen Sprach-Rede-und Dichtkunst in sich hält, eine nähere Nachricht geben. Insonderheit, da dieses Werk, welches uns durch unses wehrten Mitgliedes, Herrn Schelhorns, Gütigkeit zu Handen gekommen, in unsern, ja so gar in denen Gegenden, wo es an des Licht getreten, sehr unbekannt, und schwer aufzutreiben ist. Wir wollen also die Absichten der Bayerischen Musen meistens mit ihren eigenen Worten kürzlich darlegen, und was zu unserm Vorhaben dienet, umständlicher anzeigen.

Die Zuschrift ist in Versen, an den hochzeitlichen Iserstrom, gerichtet; welchem dieses Beywort deswegen gegeben worden, weil damals das Beylager des Churprinzen, Carl Albert, mit der Erzherzogin Maria Amalia vollzogen wurde. Wir werden von der Poesie der Musen unten mit mehrerm handeln. Itzo wollen wir nur den Schluß der Zuschrift mel-

den, darinnen dem Strome nach unterſchiedenen Geſchäften auch dieſes aufgetragen wird:

Alsdann, o Iſer-Strom! kanſt deinen Rinnſaal neigen,
Um unſer Ehren-Schuld aufs tiefſt zu bezeigen,
Der Hochverlobten Braut; dann bitten, daß aufs neu
Appollo ihr Geſponß; und ſie die Pallas ſey.

So VVInſCht ſICh Der Vnbenannte MVſenberg.

Ihre Abſichten ſind, 1. den Bayeriſchen Gelehrten alles, was in der gelehrten Welt, ſo wohl auf ihrem Parnaß, als in Oſt- und Weſtindien vorgehet, zu berichten. 2. Alte Handſchriften auszuſtauben, und die Liebhaber von dem, was ſie in der Kirche und dem Staate vortheiliges begreifen, zu vernachrichtigen. „3. Nichts, was die ganze Encyclopædie, was „Stammens und Namens es ſey, in ſich hält, auszu„ſchlieſſen, dergeſtalten, daß, wer nur ein wenig ein „aufmerkſames Ohr in Vorbeypaßirung dieſes „Muſenbergs wird herleyhen, nicht nur allein die „zarte Muſenkinder als die Rhätorique und Poe„ſie mit ihrer Vocal-Muſique, ſondern auch die „ernſthaftern Pierinnen mit Trompeten und Heer„pauken, Poſaunen und Waldhörnern, Hautboien „und Fagotten, verſtehe die theologiſche, juriſtiſche, „mediciniſche und mathematiſche Wiſſenſchaften „wird hören ihr Concert machen. Und weil der „Parnaß zu ſeinem Ziel und Ende hat, vielen dar„niederliegenden ſchönen ingeniis ein luſtreizen„des Keder vorzulegen, und die ſo genannte belles let-

„lettres deſto baß floriren zu machen, wenigiſt „in unſerer Mutterſprach, ſo wird alle Beſcheiden„heit verſprochen, und dem geehrt- und gelehrten „Leſer der alte Mundſpruch anbefohlen:“

Such überall den beſten Sinn,
Machs wie die Binn, nit wie die Spinn.

Man findet daher allhier kurze Nachrichten, aus der weltlichen und Kirchenhiſtorie von Bayern, Lebensbeſchreibungen einiger Gelehrten, als P. Apiani, Jo. Aventini, Staphyli, Eckii, und anderer, Stammregiſter vornehmer Bayeriſcher Geſchlechter, Anmerkungen von Sonnen- und Mondfinſterniſſen, vom Barometer, Calenderweſen, neuen Büchern, Erfindungen, u. ſ. w. In der erſten Unterredung des zweyten Bands, oder ſiebenden vom Anfange, wird in einem Vorberichte, die Vortrefflichkeit dieſes Muſenberges nochmals, auch deswegen angeprieſen, “weil in der deutſchen Sprach die Künſten und Wiſſenſchaften ein quaſi bonum derelictum, oder frey öffentliches Gut ausmachen, einfolglich primo occupantis, das iſt, desjenigen, “der hiervon zum erſten Beſitz nimmt.“ Darauf folget der 47. Bericht von der Kunſt und Wiſſenſchaft der ſo genannten Gramatica oder Sprachlehr und ihren Eigenſchaften. Im 1. §. handelt der Verfaſſer von dem Urſprunge der Sprachen, und ihrem Fortgange. “Die Sprache bedeutet in der “Gramatica nicht ſo wohl die Thunsvermöglichkeit “zu reden, als die Wort; deren Bedeutung, Formirung und Ordnung ohne Anſtritt Gott dem “Menſchen, in Anſehung ſeiner Gemeinſchaft, die “er mit ſeinen Nebenmenſchen, Gott und den Il.

"Engeln sollte und würde pflegen müssen, verliehen "hat." Die erste Weltsprache ist die Hebräische. Diese wurde bey der einzigen Familie, aus welcher Christus sollte gebohren werden, bey dem Babylonischen Thurmbau, unverletzt beybehalten; da bey den andern durch ein doppeltes Wunder zuvor die Species der alten Sprache zernichtet, und alsdann erst die neue eingegossen werden mußte: Aus diesen sind nun alle andere entstanden. Der Verfasser ist hierbey mit dem Probst Müller, der das Vater Unser in 100. Sprachen drucken lassen, seiner Wissenschaft wegen, nicht zufrieden. Er soll sie meistens aus dem Angelo Rocca abgeschrieben; hingegen aber Paul. Gazius von Ragusa, der zu Rom 1662. gestorben, 100. Sprachen verstanden und wirklich geredet haben. Unter allerley Folgerungen, die der Verfasser aus diesen allgemeinen Anmerkungen ziehet, ist auch diese, daß ein Gelehrter die Sprachen der Länder lernen müsse, darinn die Wisschaften im Flore sind; bey welcher Gelegenheit er die deutsche Sprache wieder den Bouhours vertheidiget, als wenn darinn nichts schönes, zierliches, galantes oder sinnreiches tractiret werde, noch werden könne. §. 2. Wird gezeiget, daß keine aus denen Haupt-oder Muttersprachen in ihrer Reinigkeit bis zu uns gekommen, ausgenommen die Hebräische. Wiewohl dieses nur von den Worten, und nicht von der Massoreten Lug-und Betrugswerk, der Unterpunctirung und Accentuation zu verstehen seyn soll. In der Griechischen zeigen die unterschiedenen Dialecte, und in der Lateinischen die vielen so genannten Aetates von ihren Veränderungen.

§. 3.

§. 3. Ja auch unsre deutsche Haupt- und Muttersprache ist in ihrer ersten Reinigkeit nicht bis zu uns gekommen. Zwar ist sie bis zu den Kriegen Cäsars mit Arioviſto, Herzogen in Schwaben, in ihrer Reinigkeit geblieben: Doch hat sie etwas von der lateinischen lingua prouinciali, in welcher die Deutschen mit den Römischen Staats- und Kriegeshäuptern, auch Soldaten, zu reden genöthiget wurden, annehmen müssen. Nachdem aber die Römische Bothmäßigkeit in Deutschland gefallen, fiel auch die Provinzialsprache. Als die Deutschen über den Rhein giengen, und das Französische Königreich anlegeten, war die Deutsche die Hofsprache in Frankreich: Wie denn Chlodoveus die zwey Dörfer, so er dem H. Remigius geschenket, Bischoffsheim genennet. Endlich aber vertrieb die in Frankreich durchgehends übliche prouincialis, oder romana ruſtica unsere Heldensprache von Hofe; wie aus dem Eide Ludwigs und Carls, der Söhne Ludwigs, des Frommen, erhellet. Der Verfasser gedenket hier eines Msti, welches in der Churfürstl. Bibliothek zu München befindlich ist, "darinn das Evan-"gelium in deutsche Verse gefasset. Der Parnaß hal-"tet es vor dasselbe, dessen Jo. Eck in der Vorrede "seiner Bibel-Dolmetschung, als des ältesten Mscpts "in unserer Sprache erwehnet." Dieses schliesset sich also:

Du Himiliſco Trothin,
Ginade vns mit Machtin,
In din ſelbes Riche,
Soſo dir Gelicke,

Trothin Christ in Himele
Mit dines Fater sequine
Ginade vns in ewin
Daz wir nit liden ewe win. *

§. 4. Erörtert der Verfasser die Ursachen und Gelegenheiten, warum und auf was Weise iezterwähnte alte deutsche Sprache in dermalige Form und Aussprache kommen. Es kömmt nemlich daher: 1) "Weil der 500. jährige Umgang der Römer mit "den Deutschen das Rauhe und Harte von der "Sprache, wie die grosse Flüß die rauhe und "schroffächtige Stein durch die vielfältige Umwel"zung und darüber Ablaufung, abschliff." 2) Weil Carl der Grosse eine Grammatik verfertigen ließ: Rudolph auf dem Reichstage zu Nürnberg 1273. die deutsche Sprache zu Abfassung der öffentlichen Schriften anordnete, und Maximilian der I. 1512. auf dem Reichstage zu Cöln dieses bestätigte. 3) Weil von der Zeit an, alles genauer und bindlicher abgefasset und auf die Grundsätze der Sprache gesehen werden mußte, obgleich die Schönheit, welche dazumalen in der Canzleyschreibart zu finden war, in

* Wir wollen hier nicht ausmachen, ob dieses Vorgeben Jo. Eck's Grund habe. Allein dieses können wir nicht unangemerket lassen, daß der Verfasser sich gewaltig versehen habe, da er die zwo letzten Zeilen also übersetzet: Sey uns gnädig, damit wir das Gesatz halten, und in demselben nicht glitschen. Es heisset vielmehr: Sey uns gnädig, in Ewigkeit, daß wir nicht leiden ewige Pein. Denn es ist weder vom Gesetz, noch vom Glitschen, oder Gleiten die Rede.

in der heutigen, wie der Verfasser urtheilet, nicht mehr allenthalben anzutreffen ist. 4) Weil zu Maximilians Zeiten die Künste und Wissenschaften von priuatis im Deutschen abgehandelt, und viele Kunstwörter erfunden wurden. 5) Weil im vorigen Jahrhundert ganze Sprachgesellschaften, und besonders die fruchtbringende entstanden, "wiewol einige "in derselben ihre Worte und Redarten allzusehr "ausgekünstelt und bezwungen haben. 6) Weil zugleich die deutsche Poesie empor kam; davon künftig ein mehrers.

Der 9ten Unterredung 6ster Bericht handelt davon; "wie die deutsche Sprache in gegenwärtig." 18ten Sæculo in ihrer Zierde und Reinigkeit mehr " ab- als zugenommen. Unsere hochgelobte Mutter-" zunge hat nothwendig abnehmen müssen, weil de-" ren, die eine rechtschaffene, körnige, mannhafte, zier-" lich- und zugleich reine, deutsche Schrift zu verfassen" wissen, der Zeit gewißlich bald gezehlet seyn. Da" sich aber fast ein jedet Federfechter mit dem Ge-" gentheil alberet, so will der Verfasser die jetzmalig-" läufige Unformbe namentlich ansetzen. Der er-" ste ist: Die eingeschalte ausländische Flickwörter." Ein solcher allamodischer Linguist der verschydene" Sprachen vntereinander hacket, wie Kraut und" Ruben, vnd bald eine kalt- bald eine warmländi-" sche Sprache, wie der geißfüßige wilde Waldmann" aus dem Maule blaset, zeiget damit seine Un-wis-" senheit, Thorheit und Eytelkeit." Hierauf folget ein Exempel eines solchen gemischten Briefes. Nach welchem der Verfasser ausrufet: "Welcher" Fizle Puzli kundte was hirnrißigers von seinem"

"Gabel-förmigen Haſpel abwinden?" Apollo befiehlt deswegen, ſolche Miſchmaſcherey ad Secretariam abzugeben. Nun trüge zwar unſere Sprache 2170 hebräiſche; 265 griechiſche; 163 lateiniſche Worte in ihrem Buſen; "weil ſie aber doch der "hebräiſchen am Stammwörtern überlegen; der "griechiſchen an Verdopplung und Zuſammenfü"gung der Worten gleichbürtig; der lateiniſchen an "Majeſtät und Ernſthaftigkeit nichts bevor giebt, ſo "befahl er den ſambentlichen Muſen, zu ſorgen, daß "dieſe Miſchmaſcherey aus ihren Redeſtuben aus"gemuſtert werde. Die Gelehrten aber erhielten "die Befreyungsgnade, wegen der Noth, beſſern "Nachdruckes, oder eines in einem fremden Worte "liegenden beſondern Geheimbnußes ſich deſſen zu "bedienen.

Der 2te Unformb beſtehet in der gezwungenen Red- oder Schreibart. Dieſe zeiget ſich a) in Stimmlung der Vocalen, als di, ſi, vor die, ſie; wügn, flügn, vor wiegen, fliegen; Uflauf vor Auflauf ꝛc. "welches denen, die ein gutes Gehör "haben, nicht anders klinget, als wenn der Camin"feger in Beſteigung der Kuchelleiter ſein übel co"lorirtes Schlot! Schlot! anſtimmet." b) In Auslaſſung, Zuſetzung und Veränderung der Conſonanten. Z. E. Smerz, Swerdt, vor Schmerz, Schwerdt; lachchen, vor lachen; Maght vor Macht; ſetſen vor ſetzen; Fatter vor Vatter. c) "In dem Gebrauche neu-erdichte"ter, und von den Subſtantiuis abgeſchnödeter bet"telſichtiger verborum actiuorum. Z. E. von "Klugheit, klüglen, von Aug, äuglen, welches

"her-

herauskommt, als wenn man aus der Schuhe-“ schnallen eine Hutschnur wollte herauswinden.“ d) In zusammengesetzten, aufgeblasenen, hochtra-“ benden, Elen-langen Wortdehnungen. e) In dem öftern Gebrauche und Triumphe mit ein oder an-“ dern “neugebachenem Worte, welches der Ver-“ fasser mit keiner Prob bewähren will, weil es schel-“ che Brüder absetzen dürfte.“ f) In der Verwechs-“ lung griechischer und lateinischer nach unserer Mundart abgeschliffenen Worte, mit andern unge-“ wöhnlichen und übelklingenden. Z. E. Arzeney-“ koch vor Apotheker; Taglatern vor Fenster. Mercurius hat einem solchen Afterteutschen, ihm“ seine Abgeschmachigkeit zu zeigen, die Fenster einge-“ worfen, weil er beym Tage keiner Latern vonnöthen“ habe.“

Der 3te Unformb bestehet darinnen, „daß man“ seine landlaufige Mutterspracb in das Hochteut-“ sche will eintringen. Die Schwaben haben ihr“ Behagen am a; die Ober- und Nieder-Mayn-“ und Rhein-Strömer am y; die Bayern und Ty-“ roler am o; die Schweizer am u. Wer nun sei-“ ne landliche Rede-Art in das hochdeutsche eintrin-“ gen will, wurdet vnsere Mutterzungen zu einem“ Apffel des Zwytrachts machen.“ Hier aber ver-räth der armselige Verfasser seine Partenlichkeit und Hirnrißigkeit, wenn er glaubet, in diesem Un-“ formbe habe es niemand Luthero bevor gethan, und“ dieser habe in seiner teutschen Afterbibl keine an-“ dere Absicht gehabt, als seiner Obersächsischen“ Sprache die Universal-Monarchi einzuräumen;“ wie denn so gar einige Catholischen, wenn sie ein“

„dergleichen Protestantisch Lustwort erschnappten, „sich, weiß nit, wie breit zu machen, sucheten.„ Lutherus war auch in der deutschen Sprachwissenschaft groß, und seine Verdienste um dieselbe liegen so klar am Tage, daß der alberne Einwurf des Bayerischen unförmlichen Tadlers durch seine bloße Anführung schon wiederleget ist.

"In wem bestehet aber eigentlich die hochteutsche "Sprach? Diese Frage wird im 4. §. beantwortet: Man darf nur, spricht der Verfasser, eine deutsche Lob- oder Leichrede ablesen, so wird entweders nur ein pövelsüchtiges Teutsches darinn zu finden seyn; oder wann je der Schreiber auf die Schüssel geschlagen, nichts anders fast herausschauen, als die bisher beschribene Unformbe. "Apollo setzet also das wahre "Hochteutsche in keiner landläufigen Sprach nit; "sondern in der Red- vnd Schreibart der Gelehrten, "welche Kenner, Meister und Besitzer seyn, diß "vnsrer mannhaften, körnig- und zierlich-klingenden "teutschen Mutterzungen. Was aber vor eine "Völkerschaft dem wahren Hochteutschen am nächsten komme, hat Apollo Bedenken getragen zu ver- "abscheiden." *

In dem Eingange zur 10ten Unterredung ermahnet "Apollo die versambleten Musenschwestern alles

* Wir lassen uns diesen Ausspruch zwar einiger maßen gefallen; glauben aber nicht, daß nach demselben der Verfasser sich selbst für einen Kenner und Besitzer des Hochdeutschen halten könne, weil in seinen Schriften ungemein viele abgeschmachigte und schroffächtige Bayerische landläufige Zungarten unterlaufen.

"alles Ernstes, das unteutsche Asterweesen auß ihren
"Mistbetheren außzujetten: Allein diese Ermah-
nung scheinet ganz fruchtlos zu seyn; denn die Mu-
sen bleiben bey ihrer Leyer. Bey dem folgenden
7ten Berichte von der Beschaffenheit und wahren
Zierde der teutschen Sprache und zwar §. 1. von der
Wesenheit derselben" symbolisirt Apollo, und schüket"
bey seinem Lehrgespräche einen Vorreiter voraus."
Nemlich man lieset 2 Esdr. 13. 24. die Halb-"
scheide aus denen Juden-Kindern habe Azotisch"
geredet, weswegen Nehemias ihrer Väter abge-"
messen- abpeitschen und ihre Haare abschneiden laß-"
sen; cecidi & decaluaui eos. Eben so klaget"
Apollo, daß sonderlich bey den Fraßgesellschaften,"
wo nicht die Azotische, wenigist die Zottische"
Sprache in dem Schwung gehe; so, daß die sonst"
mit der Gab der Subtilität schon vorläufig gesüder-"
te Frauenzimmer alle Augenblick das Maul dazu"
müssen spitzen vnd ausschreyen: Das ist *cruel!*"
Hauptsächlich aber, spricht er, ist zu betauren, daß die"
teutsche Namenbenennungen ab- vnd andere un-"
teutsche in allerhand Materien, so gar auch in den"
gotteslästerlich- und unzüchtigen aufkommen. Er"
schlägt darüber auf seiner Handcythar folgendes"
Liedlein ab," welches wir ihm zu Ehren hersetzen
wollen, damit man des Bayrischen Musenprinzen
Feuer und Stärke in Oden daraus erkennen möge:

O ihr Teutschen!
Man soll euch peitschen!
Daß ihr so gar verkehrt,
Eur Sprach zerstöhrt!

Und

Und ihr Galante,
Iſts euch kein Schande,
Daß ihr eur Mäuler krümbt,
Die Sprach verſtimbt?

* * *

Der ſchlechtiſt Schreiberjung
Schämbt ſich der teutſchen Zung,
Wirſt in ſein ſchöns Latein
Mit Geiß- und Böcken drein,
Schreibt Welſch-Franzöſiſch,
Halb Japonöſiſch,
Pfui! pfui! was iſt doch das
Vor ein vermiſchtes Gfraß!
Cecidi & decaluaui eos.

Nicht weniger iſt er über das andächtige weibliche Geſchlecht übel zu ſprechen, weil daſſelbe die gröſte Sprachverderberin wäre, und allerley fremde Worte, wie ihre Allabatriten in der Kuchel untereinander hackete. Was aber die Weſenheit des Deutſchen betrifft, ſo ſetzet er ſie in den Worten und Mundarten, die in den Büchern ſprachverſtändiger Gelehrten, abſonderlich in Reichsreceſſen und Cammergerichtsſchriften des verwichenen Jahrhunderts anzutreffen ſind. Er läſſet aber unter dem w[illegible]ren Hochdeutſchen auch die Wörter und Maniere gelten, die ſich bey uns häuslich niedergelaſſen haben, z. E. catholiſch, Camel, Cliſtir, Caton, ein Zeug, vom Arabiſchen Alcaton, Cammer, Korb, Koch, Camiſol, Capotrock, Cappzaum, Compaß, Contrefät, Carbatſche ꝛc. Dieſe paßiren bey "der Prücken zollfrey.

§. 2. Wird von der Zierde der deutſchen Hauptſprache

ſprache geredet. Der Verfaſſer billiget nicht die Eintheilung in ſechs Mundarten, die Scioppius gemachet, und giebet nur drey Hauptdialecte zu, den Niederdeutſchen, Oberdeutſchen, und Hochdeutſchen. Dieſer letztere aber, ſpricht er, iſt nicht einer Nation, ſondern der Gelehrten Mundart, und von vornehmen Leuten angenommen: Worinn aber dem Verfaſſer die faſt durchgängige Erfahrung zu widerſprechen ſcheinet. Alſo gehören zur Zierlichkeit des Deutſchen drey Grundſteine: 1) Die eigentliche Bedeutung der Wörter. Dieſe iſt bey den Zungen unſerer Gedanken unentbehrlich, wo wir nicht jede Sache mit dem pövelſüchtigen Worte Ding anzeigen wollen. Solche ſoll den Kindern durch die ſo genannte gemahlte Welt beygebracht werden. 2) Die Auserleſenheit der Worten. Alſo iſt erfrechen, zierlicher als dörfen; entpöhren, als mangeln; handveſt machen, als gefangen nehmen; Geſippſchaft, als Blutsfreundſchaft; bittlich anliegen, als bitten; entfehlern, als verbeſſern; geſtaltſamb, anerwogen, als dann, nam; beypflichten, als Beyfall geben.* Doch muß man dergleichen ausgeſuchtes Deutſch nicht allzu ofte vortragen. 3) Der Vorrath an eigenthümblich- vnd außerleßenen Worten vnd Benennungen. Dieſen Grundſtein befeſtiget der Verfaſſer mit ſchönen Gleichniſſen, von den Wechſelkleidern für die Hausgenoſſen, von Ueberzügen der Prachtbethe, von angefüllten Scheuren, u. ſ. w.

Im

* Die wenigſten unter dieſen Wörtern werden wohl für zierlicher gehalten werden, als die verworfenen.

Im 3. §. wird die Mannhaftigkeit unserer Heldensprach erörtert. "Ein Kriegesheld, der seine "Rede nicht bey allen Worten, wie ein aufgenützes "Docken aufkraußen will, muß deutsch und mann- "lich deutsch reden. Unsere Sprache ist helden- "mäßig, weil sie mit wenigem viel saget. Sie "zehlet 2170 einsylbigte Wörter in ihrem Munde. "Sie ist in ihren Benenn- und Bedeutungsworten "gewichtig, in Vorträgen mannhaft, und klingete "im Munde der alten Deutschen wie der Klang "von einer Gloggen. Diese Eigenschaft ist ein "Zeichen der Wahrheit; hingegen das schlangen- "süchtige, verzwickte und halb verschlungene Ge- "wispel eine Anzeige eines hinterhaltenen Herzens. "Der Vortrag muß also aufrecht, verständlich und "wohl geschlossen seyn. Wenn man von den letz- "ten zum ersten, und hinwiederumb zurücke sprin- "get, verscharret man dem Verstande die Fußtap- "fen der Rede, wie der Löwe die seinigen mit seinem "Wedel." *

§. 4. Niemand aber kann sich rühmen einer gründlichen Erkänntniß und Wissenschaft seiner Mutterspracb, der solche nicht nach- und aus der Kunst gelernet. Quomodo hic literas scit; cum non didicerit, wie verstehet dieser di. Sch ist, da er sie doch niemals gelernet hat? So mag man wohl von

* Man wird schwerlich glauben, daß hiedurch der weitläuftige und fast unbestimmte Begriff von der Mannhaftigkeit einer Sprache bestimmet und deutlich gemachet, noch diese Eigenschaft unserer Sprache dadurch, was der Verfasser anführet, erwiesen sey.

von denen fragen, die kein deutsches, als von der Amme gelernet haben, und doch andere lehren wollen. Die Römer und Griechen wollten nicht, daß ihren Kindern die Muttersprache durch den Trachter eingegossen würde; diesen sollten wir billig nacht folgen. Denn sonst wird das alte Bsätzlein wahr: **Wer sich nennt Doctor ohne Kunst, der tragt den Namen wohl umbsunst. Der gleichet einem schönen Faß, wohin kein Wein nie kommen was.**

In der 11. Unterredung wird im 78. Berichte von den Hauptpunkten, die zur vollkommenen Besitzung der deutschen Sprache nötzig sind, gehandelt. Wir wollen das sonderbare daraus anmerken. Von der Rechtschreibung lesen wir unter andern diese Regel: Das End m solle, wenn ein Vocalis komt, verdoppelt, oder mit einem b beschlossen werden, als umarbben, darumb, das Lamb ist ꝛc. welche wenigstens nach den angeführten Exempeln ganz falsch ist: Denn die Einschaltung des b hat gar keinen Grund. Bey der Erforschung der Stammwörter bemerket der Verfasser gar recht, daß kein nomen proprium eines Menschen, oder Ortes ein eigentliches Stammwort sey. ‘Die Poeten sind ‘hierin bey der Mauth auf dem Parnaß frey, wie “einstens die Pferdt, die vier weisse Fuß hatten.“ Die naturalisirte Wörter sollen nach ihrer Manir geschrieben werden, z. E. Corduban, Cörper, Carosse, alle ohne K, wiewohl einige das K schon eigenthümlich haben, als Kerker Käse, Korb, Kiste ꝛc. Was der Verfasser ferner von dem Geschlechtworte, Nennworte, persönlichem Vorworte, Zeitworte,

Vorsetzungswörtl, Beyworte, Schaltwörtl, und Knüpfwörtl beybringet, ist bekannt. Bey der Ableitung der Wörter gedenket er der unterschiedenen Endungen derselben, in bar, e, el, ey, en, er, ern, haft, heit, icht, ig, in, isch, keit, lein, lich, ling, niß, sal, sam, schaft, thum, ung, de, itz, u. s. w. Wenn ferner der Verfasser bey der Zusammensetzung der Wörter dafür hält, man solle die Zusammengesetzten ohne Mittelstrich schreiben, z. E. Mundart, nicht Mund-Art, theils, weil sie in unvertheiltem Odem ausgesprochen werden, theils weil unsere Alten mit ihrem Exempel uns darinn vorgegangen: So sind wir zwar mit demselben einig; wir können aber nicht absehen, warum er diese Regel nicht selbst in Acht genommen hat.

In dem 84. Berichte werden vom Syntax, oder der kunstmäßigen Zusammensetzung der Rede einige Regeln gegeben. Die Musen sind zwar, wie aus dem Eingange zur 12ten Unterredung erhellet, nicht gar wohl damit zufrieden, "daß sie als gra-"dirte Personen, so über die Schulstiegen längst "hinauf wären, ja allbereit zum Lehrfenster hinaus "schaueten, wiederum durch die untere Schulen ge-"führet würden;" allein Apollo befriediget sie bald, weil ja in ihren eigenen Schriften öfters einige Fehler wieder den, (oder vielmehr, die) Syntax unterliefen. Und daher schreitet Mercur zur Verlesung der Regeln. Wir wollen derer, welche ihre Richtigkeit haben, und in den Grammatiken stehen, nicht gedenken, und nur einige verbessern, wo sich der Verfasser geirret hat. Bey der Syntaxi des Artikels giebet die Regel: wenn zwey Substantiva nach

ein

einander gesetzet werden, und das letztere vertritt die Stelle eines Appositi oder Zusatzes, so müsse dieses auch seinen Artikel haben: Als: "Petrus, "der Fürsten Apostel: Christus, der Herr, "und nicht; der Herr Christus, wie die schnöde "Prädicanten redeten; denn so habe der Herr "Christus, und der Herr Prädicant einerley Titel." Die letzte Erinnerung ist abgeschmackt: Und man siehet nicht, warum das letzte nicht manchmal mit eben so gutem Nachdrucke vorgesetzet werden könne. Bey der Fügung der Vorwörter ist die Regel: Daß das Vorwort, Ich, zierlicher ausgelassen als hingesetzet werde, wenn es nicht als subjectum oder praedicatum einer Rede stehet, falsch. Es klinget nicht besser: Ersuche den Herrn, als: Ich ersuche ꝛc. Werde meine Schuldigkeit beobachten, als, ich werde ꝛc. Es gehet alsdann nur an, wenn gleich zuvor das Ich ausgedrucket worden, und dieselbe Person in einem Satze fortgeführet und durch Partikeln die Rede verbunden wird. Z. E. Ich werde meine Schuldigkeit beobachten, und ersuche ꝛc. Eben so falsch ist diese: Daß das Zeitwort allemal auf die letzte folgen, und nicht wie im Französischen den Fällen vorgesetzet werden solle: Z. E. Je pense à vous le matin, des que je m' eveille; solle heissen: So gleich nach meiner Erwachung ich deiner gedenke. Diese Wortfügung wird einem jeden, der die Sprache verstehet, und ein gutes Gehör hat, undeutsch; hingegen aber diese; Ich gedenke deiner sogleich ꝛc. richtig klingen. Wenigstens müßte es in jener heißen: Gedenke ich

deiner. Daß es zierlicher sey, wann die Participia an statt der Verbindung mit dem vorhergehenden tempore durch und, gesetzet werden, z. E. Er brach das Brod dankſagend, vor, und ſagete Dank, wird er aus den Grundregeln der Sprache, und dem Gehöre als dem Meiſter des Wohlklanges, einem Deutſchen ſchwerlich bereden. Die Regel, daß im Praeſenti, imperfecto und Imperatiuo das Beywort Verbo unmittelbar vorgehen müſſe, als er liebet ſehr, er lehret recht ꝛc. iſt nur in ſofern richtig, daß es nicht zuvor ſtehen dürfe; indeſſen iſt es doch erlaubt, zwiſchen beyden etwas dazwiſchen zu ſetzen, wann der Verſtand und Wohlklang nicht dabey leidet, z. E. er liebet diejenigen, welche ſich ſeiner Gewogenheit würdig machen, recht aufrichtig. Was die deutſche Poeterey betrifft, ſo urtheilet der Verfaſſer ganz recht, daß ſie bey den Catholiſchen gänzlich darnieder liege, "zumalen die weiſſe Raben, und "ſchwarze Schwannen ſo ſeltzſamb nit ſeynd in ca- "tholiſchen Landen, als die teutſche Poeten, ſo die- "ſen Namen verdienen:" Welche klägliche Wahrheit er auch mit ſeinem eigenen Exempel beſtätiget. Die Poeſie iſt nach ſeiner Erklärung, in dem 92ten Berichte der 13ten Unterredung: "Eine Kunſt, "eine Sache auf eine beluſtigende und anmuthige "Weiß mit Klang und Geſang lebhaftig vorſtellig "zu machen." Sie beſtehet alſo in fünf Stücken: 1) In einer lebhaften Vorſtellung, eine Sache gleichſam nach dem Leben vorzumalen. Dieſerwegen gefallen uns die Tragödien und Comödien ſo wohl,

wohl, und dahin gehet Horazens Urtheil, daß die Poesie, wie die Malerey seyn solle. 2) "In Ver-
"kleydung der Worten oder einer Sach in fremde
"Gestalt, samt Einschaltung anständig und austru-
"ckender Gleichnussen. Doch muß hiebey die Mark-
"stein der Bescheidenheit, und das ne quid nimis
"nicht überschritten werden, in welchen Fehler Per-
"sius verfallen." 3) In Erweckung gebührender Gemüthsregungen. So unschuldig, ja so gut diese an sich selbst sind, so können sie doch leicht böse werden. "Dahero muß die Poesie zur Vorstell-
"und Anreizung der Leichtfertigkeit und Unzucht
"nicht gemißbrauchet werden. 4.) In der Wis-
"senschaft, ihren Aufsätzen, die behörige Maaß,
"Zahl, Reihen und Endung zu geben." Die Grie-chen und Lateiner sahen nur auf die Zahl, das Zeit-maaß, und den Abschnitt. Den Reim aber hielten sie für einen Fehler. Unsere Poesie stammet also ohne Zweifel von der hebräischen ab, als in welcher Ps. 32. v. 10. 33. v. 5. 6. und im 145 Reime vorkom-men. 5) "In der Wissenschaft den Aufsätzen die
"gebührende Melodey oder Singart zu geben."
Diese Eigenschaft kan, wie der Verfasser dafür hält, niemand befremden, als der nicht weis, daß die Poesie damit umgehe, dem Verstande eine Erkennt-niß gewisser Wahrheiten, und dem Willen eine Lie-be zur Tugend auf eine anmuthige Weise beyzu-bringen. Nun belustiget sich der Mensch von Na-tur am Gesange: Und deswegen haben alle gesitte-te Völker ihre Poesie mit Gesang und Klang her-vorgebracht, welches mit dem Exempel der Ebräer,

Griechen, Römer und alten Deutschen erwiesen wird. *

In dem 100. Berichte der 14ten Unterredung wird von den Eigenschaften eines Poeten gehandelt. Die erste ist, daß er von Natur einen poetischen Geist haben müsse. Dieser bestehet a) in einer allgemeinen und wohl unterschiedenen Fassung und Begreifung aller himmlischen und irrdischen, belebten und leblosen Dinge. b) In einer feurigen und lebhaften Einbildungskraft. c) In einer Fertigkeit seine Gedanken leicht und poetisch auszudrücken. Ohne das erste, spricht der Verfasser, hat die Poeterey keine Klarheit; ohne das zweyte empfindet der Verstand keine Lustreizung; ohne das dritte haben die Worte weder An- noch Anmuth. Die zweyte Eigenschaft ist, daß der Poete die Poetere-kunst wohl inne haben müsse. Die schönsten Edelgesteine müssen geschliffen werden. Selbst das Paradies sollte von den Menschen gebauet, und bearbeitet seyn. Und der Epheu, welchen man dem Poeten beyleget, zeiget die Mühe und Arbeit an, die er bey dem Lorber, als dem Zeichen eines herrlichen Geistes, und wohlgeschickten Griffes anwenden muß. Die dritte ist, daß er im griechischen, lateinischen und deutschen Poeten wohl belesen sey. Denn durch Exempel zu lernen, ist leichter, als durch Regeln: Der poetische Geist wird dadurch

* Hieraus folget weiter nichts, als daß diejenigen Gedichte, die gesungen werden sollen, und gesungen werden, diese Singart erfordern; daß aber alle Gedichte gesungen werden müssen, weil einige gesungen werden, das ist nicht erwiesen.

durch desto mehr erreget, und man kan besser gewahr werden, wie weit man von den Meisterstücken der Alten noch entfernet sey, wenn man sie stets vor Augen hat. Die vierte: Daß er in verschiedenen Wissenschaften, zumal in der deutschen Sprache, gründlich erfahren sey. "Gleichwie der Ma-"lerpembsel mittelst seines Vmbrusses und verschi-"dener Farben alles in dieser sichtbaren Welt dem "Aug vorstellig zu machen unternimbt, und die "Weesenheiten diser Welt in verschidenen Wissen-"schaften, wie die himmlische Liechter in ihre Lufft-"circklen ausgetheilet sind; also muß auch ein Poe-"te diese nothwendig inne haben, weil er so zu re-"den ein Maler vor die Ohren ist. Und wo es ihm "an Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit (proprie-"tate) und Zierlichkeit der Worte mangelt, wird er "schlecht erbauen und belustigen können." Hieraus lässet sich nun die Frage leicht beantworten, warum es so wenig gute, oder ausgemachte, und so viele schlechte deutsche Poeten abgebe? Denn es wird, wie gleich gezeiget worden, vieles dazu erfordert. Zudem gilt nach dem Ausspruche des Meistersingers Horaz, in der Poesie nichts mittelmäßiges. Endlich wird, wie der Verfasser sehr beweglich klaget, "die Jugend dazu nit angeführet, quasi "vero! als wann vnser Original-Ertz-Mutter-vnd "Helden-Sprach nit würdig wär, sie wie andere "in ihren gebührenden Glantz zu setzen. Unser Vatter-"land kan also mit Unwürsche zu uns sagen: Gene-"ratio praua atque peruersa, & non filii, Deut. "30. 5. Das allerunglückseeligiste aber ist, daß die, "so weder Gaab, noch Kunst, noch Belesung, noch

"Wissenschafft noch Sprach besitzen, sich erfrechen,
"vor Poeten sich außzugeben, vnd grosse Fürsten
"vnd Herren mit ihren elenden Schmirbereyen zu
"behelligen, deren doch so vile seynd als der Pfiffer-
"lingen in den Wäldern."

Armenien an Fliegen
Ist nie so hochgeflogen
Als diser Schnacken-Schaar,
Die gleich den Hunlen breunen,
Wanns schwermen an der Sonnen
Mit ihrer kahlen Waar.

"Anderer Poeterey ist nicht älter, als das so genannte
"Tag- und Nacht-Keserl, nemblich als 24 Stund,
"und dannoch wollen sie sich damit in die Lufft wa-
"gen, wie Icarus."

"Der Vicepräsident in der poetischen Facultät,
"Aristoteles, hätte bey nahe den pomum discor-
"diae unter die sonst friedsamen Musen geworfen,
"da er eine Art der Poeterey der andern vorziehen
wollte:" Doch verglichen sie sich, nachdem er die Frage: Wie vielerley Arten derselben wären, in der 15. und folgenden Unterredung schlichtete. Der Verfasser giebt vier Gattungen poetischer Aufsätze nach dem Aristoteles an, nemlich: Epopoeiam, comoediam, tragoediam und dithyrambica. Von dem ersten, wobey er doch nur auf die Versart, und nicht auf die innere Beschaffenheit siehet, hält er davor, daß sich die 15 selbige, oder doch aequivalentes Zeitmaaß habenden hexametri zu unsrer Mutterzungen gar nicht schicketen. Wenn sie auch alle so klängen, als das zur Probe hergesetzte Vater unser, welches wir wegen seiner sonderbaren Einrichtung auch nicht über-

übergehen wollen, so wären wir völlig seiner Meynung. Es lautet also:

O unser Vater, der du dein ewige Wohnung
Erhöchst in Himelen, dein Nam der werde geheiligt
Zukomb uns dein Reich; dein Will der wolle geschehen!
Speis uns und tränck uns! erlaß auch unsere Schulden
Gleich als wie wir thun, so fern wir bleydiget auch seyn
Führ uns in kein Versuchung O gnädiger Herr Gott
Sondern erlöß uns von leidigen Ubelen. Amen!

Wir wissen aber schon, daß es angehe, wenn nur ein geschickter Meister dazu kömmt. Indessen will er zu heroischen Versen nicht über 12 bis 13 Sylben haben: Und daß dieses die wahren altdeutschen Heldenverse sind, erweiset er aus dem uralten Lobliede des Königes der Wenden, Anthyri, welches vor etlichen 80 Jahren von einigen Kayserlichen Soldaten im Closter Dobberan im Mecklenburgischen gefunden worden. Es hat 21 Strophen, jede von 8 Versen. Wir wollen die fünfte und sechste zum Vergnügen anführen:

Sen Sturmgewand war schwarz, ganz lauter seine Brinne.
Der gute Ritters Herr,
Hat gar ein starken Schild, so dann ihm mit Gewinne
Ein tausend Ritters Herr.

Er trug bey sich ein Fingerlein kleine
Das gab ihm funfzig Männer Stärk
Ihm half gar dick dieß Ringlein reine
Das er gewann gar manches Werk.

Sein Roß hieß Bucranos, gar schrecklich und geheure
Und war so hart als Stein
Mit seinen Hinterfüssen auf Steinen schlug es Feure
Wie ein Stier der Kopf sein.

Der Held war fest als ein Felsen,
Man kundt ihm ganz und gar nicht thun;
Weh dem, den er im Kampf kundt helfen
Er schlug ihn als trefflich schon.

Der Verfasser rühmet die so vortreffliche hohe Sinn und geistreiche Manier sich auszudrücken, und wendet sich darauf zur Comödie. Er redet daher von der alten, mittlern und neuen, und entdecket kürzlich ihre Beschaffenheit: Ueberhaupt aber hält er die Comödie, sonderlich wenn sie von der studirenden Jugend aufgeführet wird, für etwas sehr nützliches; gedenket der 5 Acten, davon die zween ersten Protasin, der dritte Epitasin, der vierte Catastasin und der fünfte Catastrophen in sich fasset; erinnert, daß die Schaubühne nicht leer seyn solle, und begehret, daß man den Römern nachfolgen, und nicht ohne gebundene Rede herplaudern solle, was einem ins Maul kömmt. Zuletzt aber hänget er eine recht biedermännische Ermahnung an, welche

wir

wir der redlichen Meynung des guten Mannes zu Ehren in der Anmerkung herſetzen wollen. *)

Melpomene, welche vom Mercur aufgefordert worden, giebet von der Tragödie in dem 114. Berichte der 16ten Unterredung das nöthige zu Protocoll. Sie geſtehet, daß der wahre Urſprung des Namens und der Sache verborgen ſey. Sie giebt von dem Fortgange der Tragödie, vornemlich nach Anleitung Horazens, kurze Nachricht, und gedenket der griechiſchen und lateiniſchen Tragödienſchreiber. "Bey den deutſchen Meiſteren aber ſind entweders "die Läden noch nit offen, oder wenigſtens der Schild noch nit ausgehencket, daß man kundte ſagen:

Hic vir, hic eſt, de quo narrari ſaepius audis.

Der Unterſchied der Tragödie von der Comödie iſt leicht zu erkennen, weil jene nur vornehme Perſonen aufſtellet; ihre Vorſtellungen, welches nicht bloße Erzählungen ſeyn müſſen, mit äußerlichem Pracht vergeſellſchaftet; lauter erhebte, ernſthafte und majeſtä-

* Im übrigen iſt hier noch anmercklich, daß, wie bey unſeren Affter-Zeiten die Theatra durch ihre ſo genannte Charlatans, Harlequins, Hannß Wurſten, und anders dergleichen unglückſeliges Geſind, des öfteren nit nur mit den gröbſten Zotten und Poſſen, ſondern auch mit allerhand unzüchtigen Geberden mit gröſter Ärgernuß der Jugend beſchmitzet worden, ohne daß es von gehörigen Orten auß geantet, oder abgeſtellet würdet, alſo ſollen ſich die Eltern wohl verſehen, daß ſie nit ihre Kinder in Zulaſſung zu ſolchen Affter-Comödien und liederlichen Pritſchmeiſtereyen dem Hirſchen, oder nit gar dem böſen Feind auff die Hörner ſetzen.

jestätische Redensarten erfordert; nur heftige Gemüthsbewegungen zeiget, und einen traurigen Ausgang hat.

Zu den Dithyrambicis gehöret alles, was in der heroischen Versart nicht eingeschlossen ist. Der Verfasser giebt Exempel nach seiner Art von trocheischen Versen, von 2 bis 6 Sylben; von dactylischen, 7. 8. und 9 sylbigen: Und von anapästischen 10, 11, und 12 sylbigen, dabey wir uns aber nicht aufhalten wollen.

Der 128te Bericht der 18ten Unterredung zeiget den Vorfall der teutschen Poeterey. "Alerdings "waren die Poeten bey allen Völckeren sehr hochbe"rümbt und beliebt. Welches der Verfasser im 1. §. "ausführet. Im 2ten wird die History von der teut"schen Poeterey auffgeführet, vnd gewiesen, wie dise "catholischer Seyts in Verfall kommen." Die Barden, welches Wort der Verfasser durch Werthe, dignos, venerandos erkläret, diese Cantores nobilitatis haben ihr besonder Stifft an der Ilmenau gehabt, das von ihnen Bardewich genennet worden. Nachdem sie von Carln dem Grossen zum christlichen Glauben bekehret, haben sie christliche Lieder verfertiget. Ihre Nachfolger aber verbanden sich unter Otten, dem Grossen, in eine besondere Zunft, welche absonderlich von Kayser Carln dem IV. stattlich begnadiget ward. Viele von diesen Meistersingern führten sich sehr unmeisterlich auf, und Klingsehr ward in der Stadt Eisenach der Zauberey überführet. Der Parnaß hat die eigentliche Namen ihrer 12. Obermeister nicht finden können. Er gedenket also nur der berühmtesten

testen Singer, als Walthers von der Voglweyd, Reinhards von Zwerchstein, Henrich Schreibers, Joh. Bitterolfs, aller ritterlichen Ordens, und Henr. von Efferdingen, Bürgers zu Eisenach: Imgleichen Mstr. Albr. von Halberstadt, Freydanks, Nieth. Fuchs, Hugo von Trimberg, Henr. Frauenlobs, welcher 1317. zu Manz von etlichen Matronen zu Grabe getragen, und auf dessen Grab so viel Weins gegossen worden, daß es davon geschwummen: Ecko von Repkhorn, wie der Verfasser ihn unrecht schreibet, Wolfg. Rhone, D. Henr. Moglin, Muscatblüth, Reinh. von Zweyler, Manner Eberh. von Sachsen, ꝛc. Den Verfall der Poesie unter den Catholiken giebt der Verfasser dem seel. Luther schuld: Weil die catholischen Meistersinger ihre Zünfte nicht mehr fortsetzen konnten; weil man die lateinischen Kirchengesänge, sich von Luther abzusondern, beybehielt, und die deutschen fahren ließ; weil derselbe seinen Namen vielen so genannten uralten catholischen Kirchenliedern vorsetzte, z. E. der Tag der ist so freudenreich, O Mensch bewein ꝛc. da Jesus an dem Kreuze stund, u. s. w. worüber die catholischen Schäflein schüchtern worden seyn, und fast ob jedem neuen Lied gescheuchet haben sollen. *) "Indessen schleichen "aus dieser Vernachläßigung der deutschen Poeterey

*) Wer da weis, daß die Leute von des Verfassers Art ihre Unwissenheit, die sie nicht läugnen können, gern auf alle Weise bemänteln wollen, den wird diese seichte Ursache nicht befremden, welche über dieses zur Entschuldigung der Unwissenheit und Nachläßigkeit nichts beyträget.

"ren viele üble Folgereyen in die deutschgelehrte "Welt ein." Erstlich, wird dadurch die Ausarbeitung der deutschen Heldensprache versäumet. Sodann wird unsere Nachwelt dadurch der schönsten Les- und Merkwürdigkeiten im Staate, und in der Kirchen beraubet. "Drittens, muß sich die "gegenwärtig jüngere Welt der allerheylsambsten "Lehrsachen verkürzet sehen, welche unsere Vorfah- "ren in kurze Verse und Reime verfasset hatten." Endlich schliesset der Verfasser mit folgenden Versen:

Wo wer die alte Welt? Wo du Semiramis?
Wo dein Gebäu und Kunst? Wo dein Colos, Rhodis?
Wo der Chaldäer Macht, so alles underjochet?
Und wo der Perser Schätz, auf die sie so gepochet?
Wo wer der Griechen Witz, und ihr gelehrte Wercke?
Wo der geflüglet Sig, und wundervolle Stärcke
Des Macedoniers? Wo solten seyn jetzunder
Die Trutze der Natur, die weltgepriesne Wunder?
Wo wer, o Rom, dein Pracht vnd dein besigte Reiche?
Lägst du nit in der Grufft, gleich einer todten Leiche,
Wan der Poeten Geist, so nimmermehr verrauchet,
Ein ewigs Leben dier nit hätte eingehauchet,
So ist dann der Poet, durch den so fort bestehet,
Was sonsten sterblich ist, vnd mit der Zeit vergehet.

VI.

VI.

Die ſinnreiche Tragi-Comödia, genannt Cid, iſt ein Streit der Ehren und Liebe, verdeutſcht vom Georg Greflinger, Regenſpurgern, Kayſ. Notar.

Hamburg, 1679. 8. 5. Bog.

WIr müſſen in Beurtheilung des Wachsthums der Wiſſenſchaften immer auf diejenigen zurücke gehen, welche uns die Bahn gebrochen. Ein Tag lehrt den andern. Man würde viele Sachen nicht ſo bald entdecket haben, wenn nicht unſre Vorgänger entweder durch Irrthümer uns Gelegenheit gebeben hätten, etwas beſſers zu erfinden, oder durch Entdeckung einiger Vortheile uns geſchickt gemacht hätten, einen gröſſern Grad der Vollkommenheit zu erlangen. Die Schaubühne, welche uns das Auslachenswürdige in der Comödie und das hohe und erſchreckliche in der Tragödie vorſtellet, hat ſich uns in verſchiedenen Umſtänden gezeiget. Die Abſingung gewiſſer Lieder, welche unſern Bänkengeſängen nicht ſehr unähnlich waren, hat Gelegenheit gegeben, die Schauſpiele zu erfinden, welche die Leidenſchaften verbeſſern, die Laſter bekriegen, und die Tugend anſehnlich machen, übrigens aber die Zuſchauer auf eine nützliche Art vergnügen können. Dieſes alles ſind wichtige Vortheile, welche aus einer geringſcheinenden Sache entſprungen ſind.

Die alte Ueberſetzung des Cid hat uns nicht allein

zu diesen Gedanken, sondern auch zu der Ueberlegung, von dem Aufnehmen der Schauspiele unter den Deutschen, Gelegenheit gegeben. Wir würden mit grösserm Vergnügen daran denken, wenn wir nicht wüßten, wie viel noch fehle, ehe wir uns über den Nutzen der Schauspiele werden erfreuen können. Man liebt noch auslachenswürdige Stücke, da man doch nur dieselben hochhalten sollte, welche uns das Auslachenswürdige in den Handlungen der Menschen vorstellen. Wie kan man sich aber einem Strome wiedersetzen, welcher niedrige Gemüther mit der größten Macht dahin reißet, und von solcher Stärke ist, daß ihm auch die vernünftigen nicht wiederstehen können, sondern nur ausweichen müssen.

Wir wollen erwarten, ob die Zeit nicht endlich die Bemühungen der Dichter beglücken wird. Wir beurtheilen eine Uebersetzung, welche, ob sie zwar bey jetzigen Zeiten alt und verächtlich ist, doch noch zeigen kan, daß man vor 80 Jahren auch unter den Deutschen einen Unterscheid unter guten und schlechten Schauspielen habe machen können Der Druck ist zwar von 1679, doch zeiget uns die Zueignungs-Schrift an den Leser, daß sie schon 1650 verfertiget worden sey. Es muß niemand fremde vorkommen, daß wir dieses schön nennen, was wir doch mit so vieler Schärfe beurtheilen. Es werden in dem Cid noch Schönheiten übrig bleiben, wenn wir auch darneben viele Fehler bemerken. Zudem muß man es als das erste Stück ansehen, welches die neue Schaubühne herrlich gemacht hat. Der Cid machte unter den Franzosen viel Aufsehens; Es

war

war eines von den beſten Stücken des Corneille, wenn wir die Einrichtung nicht ſo ſehr als die Ausführung und den Vortrag bedenken. Die Bemühungen eines groſſen Mannes haben auch den Cid unſerer deutſchen Schaubühne gegeben. Wir wollen alſo bey dieſer Gelegenheit die Fehler und Schönheiten dieſes Schauſpieles etwas erwegen und hernach erſt einige Nachrichten von dieſer alten Uberſetzung mittheilen, um aus den Beyſpielen der alten unſre Dichter aufzumuntern, damit ſie mit deſto gröſſerem Vergnügen an der Verbeſſerung der Schaubühne arbeiten mögen.

Hat jemals ein Schauſpiel bey der Menge der Fehler den Beyfall der Zuſchauer gehabt, ſo iſt es gewiß der Cid des Hrn. Corneille geweſen. Auch diejenigen, welche die Regeln der Schaubühne verſtunden, wurden durch den äuſſerlichen Glanz geblendet, daß ſie die innerliche Schönheit nicht beurtheilen konnten. Die Schönheit der Handlung und die ausnehmenden Gedanken vergnügten die Zuſchauer allzuſehr; ja man muß es mehr als einmal leſen, wenn man die Fehler vollkommen entdecken will, weil uns der lebhafte Vortrag nicht erlaubt alles genau zu unterſuchen. Die beurtheilung der Academie françoiſe und die Anmerkungen M. de Scudery haben die Fehler ſattſam entdecket, und durch dieſes Exempel bewieſen, daß nicht alle glänzende Sachen ſchön zu nennen ſind. Weil aber doch ungeachtet der vielen Fehler nicht alles zu verwerfen iſt, ſo wollen wir doch den Ruhm des Herrn Corneille mehr erheben als unterdrücken, indem wir bekennen, daß die Fehler dem Spa-

nischen Muster zuzuschreiben sind, da wir die Schönheiten dem Verfertiger selbst zu danken haben.

Wir schreiten zu der Beurtheilung der Schrift selbst, und richten uns meistentheils nach unsern oben genannten Vorgängern, ob wir gleich hier und da noch Gelegenheit finden, unsere eigenen Anmerkungen beyzufügen. Es wird der Cid eine Tragi-Comödie genennet. Der Titel giebt uns also schon einige Gelegenheit nachzudenken. Wir haben eigentlich nur drey Arten von theatralischen Gedichten. Die Tragödie, welche uns die wunderbaren Zufälle der Fürsten nebst den heftigsten Leidenschaften vorstellet. Die Comödie, welche uns das Auslachenswürdige in dem Leben der gemeinen Leute zeiget; und das Schäferspiel, welches uns das Vergnügen des Landlebens mit vermischten Liebesbegebenheiten und die Unschuld der Schäfer des goldnen Weltalters abbildet. Mit den beyden ersten hat man noch einen Begriff verbunden, nemlich die Tragödie soll einen traurigen und die Comödie einen lustigen Ausgang haben. Es gehet dieser Begriff sehr weit von Aristotelis Regeln ab, doch hat derselbe zu der Benennung dieses Stückes Gelegenheit gegeben. Es stellet uns dasselbe einen Liebhaber vor, welcher, um die Ehre seines Vaters zu verfechten, seine Liebe völlig vergißt, und den Vater seiner Geliebten im Zweykampfe ermordet. Chimene ist die Tochter dieses unglückseligen Vaters, und die Braut des jungen Mörders. Die Zuschauer sind nunmehr begierig zu erfahren, ob sie die Ehre ihres Vaters vertheidigen und ungeachtet

ihrer

ihrer Liebe den Fall ihres Liebhabers ſuchen werde. In dieſem Zweifel ſollte man aufgehalten werden, bis uns die Auflöſung des Knotens den Ausſchlag der Sache zu erkennen gäbe; doch die Benennung des Stückes verſpricht uns ſchon ein angenehmes Ende. Wir wiſſen ſchon, das Chimene den Roderich erwählen werde, weil dieſes der Endzweck des Schauſpieles iſt.

Der Abt von Aubignac hat uns in ſeiner Pratique du Theatre gezeiget, daß eine Tragödie auch einen angenehmen Ausgang haben könne, und daß man den Grund dieſes Namens nicht in der Auflöſung des Knotens ſuchen müſſe. Er hat bewieſen, daß unter den Alten Plautus allein dieſe Benennung gebraucht habe, aber doch in ganz anderm Verſtande, als wir ſie nehmen. Er hat endlich dargethan, daß dieſe Benennung der Anmuth eines Schauſpieles gar vieles benehmen könne. Es zeigt ſich gewiß in dem Cid, daß die Anmerkungen dieſes gelehrten Mannes ihre völlige Richtigkeit haben, und daß man dieſes Schauſpiel ohne Fehler eine Tragödie nennen könne, wenn man den Begriff mit der Sache verbindet, welchen die Alten damit verbunden haben.

Es ſind nicht alle Begebenheiten geſchickt auf der Schaubühne vorgeſtellet zu werden. Wenn der Grund unſerer Fabel eine wahrhafte Geſchichte iſt: So muß man dieſelbe vorher ſo einzurichten wiſſen, daß ſie in der Vorſtellung nichts anſtößiges zeiget. Der Dichter hat hierinnen freye Gewalt. Sein Endzweck iſt nicht die Geſchichte zu lehren und nebſt ihren Beweiſen darzuthun. Die Hiſtorie giebt

ihm nur Gelegenheit, seine vorzutragende Wahrheit oder den Schatz unter lebhaften Bildern vorzustellen. Ja wir müssen behaupten, daß auch eine wahrhafte Geschichte auf dem Schauplatze als eine Fabel anzusehen sey. Wenn also Corneille seiner Pflicht ein Genüge thun wollte: So sollte er entweder die Historie des Roderichs und der Chimene so ändern, daß sie einer Fabel ähnlich gewesen wäre, oder diese Begebenheit gar nicht auf die Schaubühne bringen.

Wir müssen auch dieses bedenken, daß ein theatralisches Stücke lehrreich seyn solle. Was lehret uns also der Cid? Eine Tochter solle ihren Liebhaber doch deswegen nicht aufhören zu lieben, ob er gleich ihren Vater ermordet habe. Es ist dieses ein Satz, welcher uns zwar die Macht der Liebe zeiget, und von einem Verliebten unwiedersprechlich angenommen wird; wo bleibet aber dabey die Vernunft und die Regeln der Tugend. Es wird noch mehr Mühe kosten, diesen Satz philosophisch zu untersuchen, als wenn ich die Frage aufwürfe, ob man in augenscheinlicher Lebensgefahr sich selbst oder seinen Vater erhalten sollte. Denn hier hätte man noch die Ausflucht, man sey sich selber der nächste, dort aber müßte man nur die leere Entschuldigung brauchen, man könnte geschehene Sachen nicht ändern. Aus diesen allen ist leicht zu schliessen, daß sich diese Begebenheit, so, wie sie geschehen ist, nicht auf die Schaubühne schicke.

Man muß aber untersuchen, ob sie durch die Bemühungen des Dichters nicht so hätte verändert werden

den können, daß ſie zugleich angenehm und lehrreich geweſen wäre. Der Streit zwiſchen Ehre und Liebe war eine Sache, welche dem Dichter Gelegenheit gab, die heftigſten Leidenſchaften mit den ſchönſten Farben abzumalen. Er konnte alſo dieſelbe unmöglich vorbey laſſen, da er willens war den Zuſchauern etwas hohes vorzuſtellen. Wir haben kurz zuvor gemeldet, daß die Fabel und nicht die Hiſtorie der Grund eines Schauſpieles ſey. Ariſtoteles beweiſet auch in ſeiner Dichtkunſt, daß man nicht das wahre, ſondern das wahrſcheinliche auf die Schaubühne bringen ſolle. Es hätte alſo Corneille, ohne die Grundregeln der Schauſpiele zu verändern, die Wahrheit ſeiner Geſchichte künſtlich verſtecken, und die gemachten Aenderungen mit wahrſcheinlichen Farben überſtreichen können. Es wäre in der That lobenswürdiger und der Natur der Schauſpiele gemäßer geweſen, als daß er uns ſo was abſcheuliches und der Natur ſelbſt wiedriges vorſtellet. Wir wollen einen einzigen Grund der Veränderung anführen, vielleicht iſt dieſer zureichend. Der Vater der Chimene ward von ihm als hochmüthig gezeiget; die Wiederſpenſtigkeit gegen den König fließt aus dieſem Grunde. Wenn ihn nun Corneille noch wiedriger abſchilderte und ihn grauſam gegen ſeine Tochter abmalte, welcher die Verbindung des Roderichs und der Chimene aus bloßem Eigenſinne verwürfe, welcher den alten Diego wieder alles Vermuthen überfiele, und welcher von dem darzu kommenden Roderich in eben dieſer Hitze umgebracht würde: So könnte man Chimenen deſto eher entſchuldigen, wenn ſie

den Roderich endlich zu ihrem Bräutigam annähme.

Dieses ist nur eine geringe Veränderung in dem Character des Grafen, wenn man da und dort noch etwas ändern wollte, so würde das Ende vielleicht noch wahrscheinlicher gemacht werden. Wir können wohl leicht merken, daß Corneille auch an der Verbesserung der Sache gedacht habe, denn er zeiget uns nach der Ermordung des Grafen die vielen Heldenthaten des Roderichs. Dieses entschuldiget aber nur den Roderich einiger maßen, doch Chimene findet noch nicht genungsame Gründe den Mord ihres Vaters zu vergessen.

Die Einigkeit der Handlung ist noch beybehalten, daß wir nichts erhebliches zu erinnern finden. Der Graf wird aus den vorhergemeldeten Ursachen erstochen. Chimene soll den Roderich nicht mehr lieben, wird aber durch gewisse darzwischen kommende Dinge gezwungen, ihres Herzens Meynung zu entdecken, und der König findet mehr Ursache, den Roderich zu belohnen als zu strafen. Wozu aber rechnen wir die Nebenhandlung, so die Liebe der Prinzeßin vorstellet. Sie meldet, daß sie verliebt sey; ihre Hofmeisterin erinnert sie deswegen, sie entschliesset sich darauf ihr königliches Geblüte nicht zu verleugnen. Endlich kömmt ihr die Liebe noch einmal ein, da Roderich so grosse Heldenthaten verrichtet, doch sie vergißt es wieder. Die andern Personen erfahren gar nichts von ihrer Liebe, und nehmen keinen Theil an ihrer Leidenschaft. Nach unserm Urtheile könte die Prinzeßin und die Hofmeisterin wegbleiben, denn was sie auch mit den andern Personen reden,

reden, trägt faſt gar nichts zur Auflöſung des Knotens bey.

Bey der Einigkeit des Orts können wir ſehr viel erinnern. Der Schauplatz iſt in Sevilien; dieſe Stadt aber kan man nicht ganz auf der Schaubühne vorſtellen. Die öffentliche Straße, der königliche Pallaſt, der Chimene Zimmer laſſen ſich alſo nicht auf einen Ort bringen. Man muß zwar den Dichter einiger maßen entſchuldigen; er konnte die Schönheit nicht alle auf einem Orte zeigen. Hätte er auch den königlichen Pallaſt genommen, ſo wären die Unterredungen des Roderichs und der Chimene, der Streit des Grafen mit dem Diego, nicht wahrſcheinlich geweſen. Man ſiehet hieraus, wie viel man zu verantworten habe, wenn man ſich einmal den Regeln unterwirft. Ohne dieſe aber kan ein Stücke nicht gut ſeyn, weil ſie nicht willkührlich ſondern in der Natur gegründet ſind.

Die Einigkeit der Zeit könnten diejenigen vielleicht entſchuldigen, welche des Ariſtotelis Vorſchrift von 24. Stunden gelten laſſen; doch wir wollten wegen vieler Urſachen lieber glauben, daß dieſer groſſe Philoſophe nur 12 Stunden ungefehr zu ſeinem Tage rechne. Wenn man die Handlung in der Nacht oder bald mit dem Anbruche des Tages anfangen kan: So iſt es auch noch wahrſcheinlich, wenn man gleich über 12 Stunden zubringet, und den Schluß bis auf den ſpäten Abend verziehet, doch da dieſes nicht überhaupt, ſondern nur unter gewiſſen Umſtänden erlaubt wäre, ſo kan man den Cid unmöglich entſchuldigen. Er gehet

am Mittage an, dauret durch die Nacht, und wird am andern Mittage erst geschlossen. Die Zuschauer müssen also gewiß dabey an das Schlafengehen gedenken. Es fällt uns aber hierbey ein, daß, wenn man dem Cid in diesem Stücke gerathen hätte, gewiß einige Fehler weggefallen wären. Wer würde es tadeln, wenn man mit anbrechendem Tage den Schauplatz eröffnet, und mit der vierten Abhandlung die erste angefangen hätte. Man durfte nur den Streit des Grafen mit dem Diego erzählen, es würde lebhaft genug gewesen seyn. Will man aber sagen, es wären viele Schönheiten weggefallen, so suchen wir im Gegentheile zu behaupten, daß man viele Fehler vermieden hätte. Die Ohrfeige, welche Diego von dem Grafen empfängt, ist eben nicht eine Zierde für dieses Stück. Daß Roderich mit dem bloßen Degen in das Zimmer der Chimene kömmt, muß eher getadelt als gelobet werden. Hätte sich aber die erste Abhandlung mit der vierten angefangen, so hätte der Dichter noch Gelegenheit genug gehabt, die Liebe der Chimene tugendhafter vorzustellen, als sie in der That ist. Er hätte sich gewisser Nebendinge bedienen können, um die Sache selbst scheinbarer vorzutragen.

Etwas ist noch bey der Auflösung des Knotens zu bedenken. So scheinbar auch die Gründe von allen Seiten sind, so siehet man doch, daß dieselbe nicht eben in der Verbindung der Handlung, sondern mehr in dem Befehle des Königes bestehe. Dieser will haben, daß Chimene denjenigen erwählen soll, welcher als Ueberwinder aus dem Zweykampfe

kampfe kommen würde. Man kan wohl dieſes zur Entſchuldigung des Dichters vorbringen, daß der König durch die anderen Umſtände zu dieſem Schluſſe ſey bewogen worden. Doch es wird denjenigen nicht genug thun, welche die Auflöſung des Knotens nach den Regeln des Ariſtoteles richten.

Wir könnten noch weitläuftiger ſeyn, wenn wir von dem Zuſammenhange der Handlung, von der Zubereitung zu den Zwiſchenhandlungen, von den Sitten und Characteren der Perſonen etwas beyfügen wollten. Doch dieſes ſind Dinge, welche theils in der beſondern Unterſuchung der Abhandlungen und Auftritte des Cid vorkommen werden, theils aber auch in den oben angeführten Critiquen können nachgeleſen werden. Unſer Endzweck iſt nur geweſen, den Cid nach den Grundregeln zu unterſuchen, welche uns Ariſtoteles von der Schaubühne hinterlaſſen hat.

Um keine Unordnung zu unterſuchen, wollen wir zuvor die Sache ſelber und hernach erſt die deutſche Ueberſetzung betrachten, welche uns hierzu Gelegenheit gegeben hat.

Der erſte Auftritt ſtellt uns Chimenen mit ihrer Vertrauten vor. Elvire, denn ſo heißt dieſelbe, muß ihn erzählen, was ihr Herr Vater von ihrer Liebe halte, und ob er dem Roderich mehr als dem Sancho gewogen ſey. Man hat getadelt, daß Elvire als eine ſchlechte Perſon den Anfang des Stückes macht. Doch ſie iſt keine unnütze Perſon, warum ſoll ſie nicht eben anfangs reden, und den Zuſchauer von einigen Begebenheiten unterrichten. Doch dürfte dieſes nicht wahrſcheinlich ſeyn, daß ſie der Graf zu ſeiner

Vertrauten gemacht hätte. Da es Sachen betrifft, welche die Tochter angehen, so ist diese Erzählung nicht eben zu verwerfen.

Doch wie geht es weiter? Diese beyde gehen ab, und die Prinzessin kömmt mit ihrer Hofmeisterin. Jene wundert sich, warum Chimene noch nicht da sey und läßt sie rufen. Sie reden hernach mit einander von der Liebe zu dem Roderich, wovon ich oben schon erinnert, daß sie nichts zur Sache beytrage. Endlich gehen sie wieder beyde ab, ohne die Chimene zu erwarten, welche doch geruffen wurde. Hier fehlet alle Verbindung so wohl der Sachen als der Auftritte. Man sieht ja gar nicht ein, warum die Personen weggehen und andre wieder kommen.

In dem dritten Auftritte reden der Graf und Diego. Wenn es nicht Spanier wären, wolte ich tadeln, daß sie allzuhefftig reden und die Hofmanier bey Seite setzen. Sie eröffnen einander ihre Gedanken so offenherzig, ohne etwas zu verschweigen, wie es sonst die gemeinen Leute thun. Vielleicht kan der Hochmuth des Grafen und das Alter des Diego die Sache wieder entschuldigen. Doch wenn wir weiter auf die Ohrfeige kommen, so wollte ich bald fragen, ob sie bey Hofe ein Glas Wein zu viel getrunken hätten. Grandes d' Espagne und Staats-Minister spielen nicht mit Ohrfeigen. Es ist aber doch wirklich geschehen. Ich antworte mit dem obigen Satze: Die Wahrscheinlichkeit gilt mehr als die Wahrheit, und wäre es durchaus nicht zu ändern gewesen, so mußte es nicht eben vor den Zuschauern geschehen: Denn diese sind

noch

noch zur Zeit nicht im Affecte und können bey einem leichten Fehler bald zum Lachen beweget werden.

In dem 4. Auftritte redet Diego etwas zu lange allein, ehe Roderich zu ihm kömmt, welchem er mit kurzen doch nachdrücklichen Worten ſeine Rache anbefiehlet und ihm ſeinen Degen anvertraut.

Der letzte Auftritt iſt wieder ſehr fehlerhaft. Hier iſt der Streit zwiſchen Ehre und Liebe in Anſehung des Roderichs. Er redet hier ganz alleine, und es iſt eben ſo, als ob er eine verliebte Ode abſänge und ſich hernach fortmachte. Es iſt nicht zu leugnen, daß wir hierinnen viel edle Gedanken finden, doch iſt zu viel Spielwerk dabey, und das Wort Chimene muß alle Strophen ſchlieſſen. Wer im Affecte redet, giebt auf die Wortſpiele gar nicht Achtung, und fällt auch manchmal etwas vor, ſo geſchiehet es nur von ungefehr.

Gegen die beyden erſten Auftritte der andern Abhandlung finde ich nichts zu erinnern; Es iſt auch gar gut, daß der Zweykampf des Grafen mit dem Roderich nicht auf der Schaubühne geſchiehet, denn es iſt gemeiniglich lächerlich. Man ſtellet nichts als das Geräuſche der Klingen vor.

Hier bleibet der Schauplatz leer, und ich weis nicht, warum in dem dritten Auftritte die Infantin, Chimene und Leonora an dieſen Ort kommen? Sie ſuchen ja niemanden; Und es iſt keine Urſache, warum ſie lieber hier, als anderswo, von den vorgefallenen Begebenheiten reden wollen. Doch ſie erfahren den Streit des Grafen und Roderichs durch

einen

einen Diener, und Chimene gehet ab. Damit nun der 5te Auftritt nicht leer sey, so redet die Infantin wieder etwas von ihrer Liebe und gehet hernach mit ihrer Hofmeisterin fort. In den drey letzten Auftritten finde ich nichts so anstößig, als den Anfang der Klage, da Chimene und Diego mit Worten spielen, als ob sie die abgemessenen Sylben auswendig gelernt hätten.

Die 4. ersten Auftritte in der dritten Abhandlung sind noch gut verbunden. Und ich finde auch nichts erhebliches zu erinnern, weil ich schon oben gesagt habe, daß die Chimene ihre Liebe allzusehr zu erkennen giebt, und Roderich einen Fehler begehet, wenn er mit blutigem Degen in das Zimmer seiner Geliebten kömmt. Es giebt zwar dem Dichter zu den besten Gedanken Anlaß, doch benimmt es der Schönheit der ganzen Handlung allzuviel. In theatralischen Stücken muß man nicht bloß auf die einzelen Schönheiten sehen, sondern immer den ganzen Plan vor Augen haben. Die Schönheit verschiedener Theile macht noch nicht die Schönheit des Ganzen aus.

In dem 5ten Auftritte gehet wieder etwas neues an Diego redet lange Zeit ganz allein, und da endlich sein Sohn zu ihm kömmt, muntert er ihn auf, er solle mit etliche hundert Freunden den Mauritanern entgegen gehen, um sie von den Mauren abzuhalten. Roderich nimmt diese gute Gelegenheit, seine Tapferkeit zu zeigen, willig an. Doch wundert mich, daß in diesem Falle, da es auf das Wohl des ganzen Landes ankömmt, der König nicht besorgter gewesen sey. In dem 6ten Auftritte der andern

dern Abhandlung denket wohl der König daran, daß die Mauritanier kommen würden, doch außer der Verdoppelung der Wachen wird nichts anbefohlen. Hier kömmt nun Diego allein und ſuchet bey der Nacht ſeinen Sohn um ihn mit andern Freunden gegen die Mauritanier zu ſchicken.

Zu Ende der vorigen Abhandlung gieng Roderich gegen die Mauritanier zu fechten. Der erſte Auftritt dieſer 4ten Abhandlung zeiget, daß Elvire ſchon alle Begebenheiten wiſſe:. Sie erzählet der Chimene alle genauen Umſtände, die Infantin kömmt auch in der folgenden Scene ihr Glück zu wünſchen. Dieſes iſt wohl etwas zu geſchwinde. Man anwortet uns: Die Nacht kam darzwiſchen; Ganz gut; wir haben aber nicht geſchlafen, und der Zwiſchenraum zwoer Handlungen kan nicht ſo viel natürlich vorſtellen. Die folgenden drey Auftritte ſind wiederum verbunden, und geben uns zu erkennen, daß Roderig wegen ſeiner Tapferkeit die völlige Gnade des Königs verdienet habe. Chimene bringt ihre Klagen vor; Sie wird durch den vorgegebenen Todt des Roderichs betrogen, und entdecket einiger maßen ihre Meynung. Da ſie nun der König zu dem Schluſſe bringen will, ſie ſolle den Roderich lieben, ſo beruffet ſie ſich auf einen Zweykampf, welchen der König endlich billiget. Wir glauben, der Dichter fange hier zu zeitig an, den Knoten aufzulöſen. Der Zuſchauer will nichts mehr wiſſen, als wer gewinnen werde. Roderich iſt tapfer Sancho iſt ihm nicht ſehr bekannt, er wünſcht nur des Roderichs Leben, Chimene hat ſich ſchon allzuſehr ent-

entdecket. Aus diesem allem folget, es werde Roderich gewinnen und die Chimene erhalten.

Der 1. Auftritt in der 5ten Abhandlung ist dem 4. Auftritte in der 3. Abhandlung sehr gleich. Roderich redet mit Chimenen und zwinget sie durch seine Großmuth, ihm ihre Liebe recht frey zu entdecken. Hier wird so wohl wieder die Regeln der Tugend als wieder den Endzweck des Dichters verstossen. Das erste haben wir schon oben erinnert, das andre aber müssen wir noch deutlicher sagen. Es soll der Streit zwischen Ehre und Liebe den Hauptinhalt des Trauerspieles ausmachen. Diesem zu folge solle Roderich eben so verliebt als ehrbegierig, und Chimene eben so ehrbegierig als verliebt seyn. Doch die Sache ist getheilet. Es würde ohne Zweifel dem Dichter zu schwer geworden seyn, zwey so ähnliche Bilder in ihrer Schönheit darzustellen und sich doch unterschiedner Farben zu bedienen, damit man sie nicht verwechselt. Hieraus entstehet aber der Fehler, welchen dieser Auftritt besonders beweiset. Roderich ist zu ehrbegierig und Chimene zu verliebt. Doch der Fehler ist eben nicht der gröβte, wenn wir ihn genauer überlegen. Corneille malet uns das männliche und weibliche Geschlechte so vor, wie es gemeiniglich ist. Dieses wollten wir noch erinnern, daß die Personen ohne viele Abwechselung reden, welches dem Affecte, in welchem sie stehen, sehr zuwieder ist.

In dem andern Auftritte klagt die Prinzeβin ihr Leiden, und sucht ihre Liebe durch die Heldenthaten des Roderichs zu billigen. Doch in der folgenden Scene redet es ihr die Hofmeisterin wieder aus, und

so

ſo ſchließt ſich dieſe Nebenhandlung, deren Fehler wir ſchon oben gezeiget haben. In dem 4. Auftritte erwartet Chimene den Ausgang, und da ihr in dem folgenden Sancho davon Nachricht geben will, läßt ſie ihn nicht reden, ob er gleich dreymal anfängt. Der Dichter wollte, daß in dem 6ten Auftritte, der König ſelbſt ihre öffentlichr Erklärung hören ſollte, welche deswegen noch deutlicher iſt, weil ſie den Roderich für todt hält. Damit die Prinzeßin noch etwas zu thun habe, muß ſie den Roderich in dem letzten Auftritte der Chimene übergeben.

Zwey Dinge ſollen nun den Schluß billig machen, und die Tugend gelten laſſen. Der König ſpricht:

Le temps aſſez ſouvent a rendu legitime
Ce qui ſemploit d'abord ne ſe pouvoit ſans crime.

Wie es unſer Uberſetzer noch gar gut verdeutſcht:

Die Zeit hat manchesmal ein Ding vor recht geprieſen,
Das ſich von Anfang hat von Unrecht voll erwieſen.

Hernach wird Roderich noch vertröſtet, denn weil es unmöglich war, an die Vollziehung der Vermählung zu gedenken, da der Körper des Grafen noch nicht beerdiget ſeyn konnte, mußte Roderich noch zu Felde ziehen und ſich durch die Ueberwindung der Mauritanier groß machen, ehe er die Chimene erhielt.

Da wir aber ſo viel an dem Cid getadelt haben, ſo fällt der Ruhm des Verfaſſers völlig weg. Man kan nicht leugnen, daß er den erworbenen Beyfall allein durch die Macht der Leidenſchaften erhalten habe, die er in gewiſſen Stellen anbringen konnte,

ob gleich das Ganze dadurch fehlerhaft geworden ist. Die einzelnen Schönheiten betrügen uns öfters, so, daß wir das Ganze nicht betrachten, welches sonderlich in der lebhaften Vorstellung angehet. Beym Lesen ist man eher geschickt die Sache zu überlegen, weil man sich aufhalten kan. Und wenn man es recht erweget, so siehet man leicht, wie wenige die Regeln der Schauspiele merken. Es ist nicht zu leugnen, sie sind natürlich und sollten also einem jedem bald in die Augen fallen. Doch wie viele suchen wohl das wahrhaftig natürliche? Spielwerke und gekünstelte Sachen sind uns weit angenehmer. Wie wir denn dieses noch erinnern müssen, daß Corneille wohl die Leidenschaften sehr wohl ausgedrückt habe, doch auch nicht leicht einen Auftritt vorbey lasse, den er nicht mit bloßen Wortspielen erhebet. Diese aber gefallen uns nur, wenn wir sie das erstemal lesen, und halten in der Untersuchung nicht Stich.

Den Herrn Corneille wollten wir wohl noch von einer Beschuldigung freymachen, welche ihm der französische Anmerker aufbürdet; als ob er aus dem Spanischen die besten Gedanken genommen habe. Wir haben oben schon gemeldet, daß der Spanische Cid der Grund des Französischen sey, und daß die Hauptfehler, die wir getadelt, hier ihren Ursprung hätten, doch die Gedanken sind nicht so schlechterdings ausgeschrieben, wie wir aus der Zusammenhaltung erkannt haben. Aehnlich sind sie wohl, doch da von einerley Sache gehandelt wird, konnte man nichts anders vermuthen. Es ist genug, wenn wir uns anheischig machen darzuthun, daß die Französischen verbesserter sind. Un-

Unſere Leſer werden es nicht übel bemerken, daß wir uns durch eine ſo kleine Uberſetzung zu einer ſo groſſen Ausſchweifung haben verleiten laſſen. Es wird ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie die Regeln der Schauſpiele in kurzem überſehen konnen. Sollten ſie aber ein noch ſchärferes Urtheil verlangen: So werden ſie es in den oben angeführten Schriften finden.

Wir wollen nunmehro unſere kleine Uberſetzung genauer betrachten, und ſehen, wie Herr Greflinger ſeine Pflicht in acht genommen habe. Er meldet in der Vorrede, er habe die Ueberſetzung nur zu ſeiner Uebung unternommen; und wir ſehen, daß er ſich öfters bemühet, die Worte des Verfaſſers genau ausdrücken. Er hat aber nicht allemal die Sache recht getroffen. Er ſpricht z. E.

C'eſt briſer tous mes fers.
Zermalmet meine Kett.

Da ſich doch das Zermalmen nicht vor die Ketten ſchicket, und zerbrechen die gewöhnlichſte Bedeutung von briſer iſt.

Il vous fait Gouverneur du Prince de Caſtille.
Ihr ſeyd nun Steyermann vons Königs Sohn gemacht.

Und weiter:

Et gouvernez le Prince.
Halt nur das Steyer wohl.

Er hat geglaubt, weil Gouvernail das Steuerruder hieße, ſo würde auch Gouverneur mit dem Worte Steuermann ausgedrückt, da man doch im Franzöſiſchen das Wort pilote hat. Wir könnten auch viele Stellen anführen, da er dem Franzöſiſchen all-

zugenau gefolget iſt; doch es würde zu weitläuftig werden.

Er iſt aber auch von ſeinem Original abgegangen. Elvire meldet der Chimene in dem erſten Auftritte, daß ſie mit ihrem Hr. Vater wegen der Heyrath geſprochen habe: damit nun dieſes deſto wahrſcheinlicher ſey, ſo macht Herr Greflinger noch eine Scene und läßt Elviren mit dem Grafen ſprechen. Hiermit aber wird der oben angeführte Fehler gröſſer gemacht, weil es ſich nicht wohl ſchickt, daß Elvire, als eine Dienerin, von ſo wichtigen Dingen ſpricht. In der dritten Scene gehet der Graf ab, nachdem er dem Diego zur Gegenwehr ungeſchickt gemacht hat. Herr Greflinger aber läßt ſie noch etwas weniges mit einander reden. Es könnte auch ſeyn, daß er dieſe Aenderungen entweder in der alten Auflage des Cid, oder in der holländiſchen Uberſetzung gefunden hat, welche wir aber nicht zuſammen halten können.

Dieſes müſſen wir auch noch anmerken, daß die Reime dem Uberſetzer öfters Gelegenheit gegeben haben, die Gedanken zu verändern. Man findet davon hin und her Proben, welche ich aber nicht anführen will, weil es in den ungleichen Verſen der letzten Scene ganz deutlich zu erſehen iſt, da Roderich ganz allein redet, und Ehre und Liebe ſtreiten läßt. Herr Greflinger hat auch ſeyn Sylbenmaaß beybehalten, und der oft wiederholte Reim Chimene macht ihm faſt noch mehr Mühe, als den Franzoſen. Das Wort peine überſetzt er etlichemal mit Thränen, um nur den Reim zu finden, und iſt doch ſo wohl in dem Reime als in den Gedanken unglücklich.

lich. Er hat auch manchmal die Gedanken des Hn. Corneille unvollkommen gegeben, und folglich unverſtändlich gemacht. Z. E.

Cher & cruel eſpoir d' une ame genereuſe,
Mais enſemble amoureuſe,
Digne ennemi de mon plus grand bonheur,
Fer qui cauſe ma peine!
M'es tu donné pour vanger mon honneur?
M'es tu donné pour perdre ma Chimene?
O wehrtes Augenmark von einem tapfern Herzen,
Und doch voll Liebes Schmerzen!
O edler Feind von meinem beſten Heyl!
O Urſach meiner Thranen!
Ich ſoll mein Ehr erretten, ja ich eyl,
Halt ein! warum? es bringt dich um Chimenen!

Die erſte Abhandlung kan eine genugſame Probe von dieſer Uberſetzung geben; es würde zu verdrießlich fallen, wenn wir aus den andern Abhandlungen eben dieſes zeigen wollten. Die deutſche Uberſetzung, welche hernach von einem groſſen und berühmten Manne iſt gemacht worden, verdienet mehreren Ruhm, ſo wohl wegen genauerer Beobachtung der Regeln, ſo ſich ein Uberſetzer vorlegen muß, als auch wegen der Ausdrückungen, welche unſerer jetzigen Art deutſch zu reden und zu ſchreiben näher kommen.

Unterdeſſen wollen wir doch zum Beſchluſſe aus der gegenwärtigen noch eine Probe anführen. Es iſt der ſechſte Auftritt, oder wie es Hr. Greflinger giebt, Auskunft, in der dritten Abhandlung.

Don Diego.

Rodrigo, hab ich dich, mein Sohn, einmal gefunden?

Rodrigo.

Ich ſtieß ihn todt, ach, ach hier aber ſind die Wunden!

Was geb ich dir, mein Sohn, was Ruhm, was grosses Lob,
Du liegest, tapfrer Sohn, des Vaters Tugend ob,
Du hast ihr wohl gefolgt, o Freud' ob solchem Erben!
Du hast mir meinen Ruhm erretet von dem sterben,
Hast deinen Ahnen dich, in deiner jungen Zeit,
Gar artlich gleich gemacht an Muth und Tapferkeit.
Hast durch den ersten Stoß von deinem strengen Degen
Den jenen umgefällt, der tausend kunt' erlegen,
Seul meines Alterthums, und meines Glückes Fuß,
Druck meine Brust an dich, nimm deines Vaters Kuß.
Und küß' auch diesen Kinn, für den du so gestritten,
Deñ dieser hat die Schmach vons Grafens Hand erlitten.

Rodrigo.

Mein Ehr ist nur für euch, Gott weis es, euer Sohn
War schuldig so zu thun; ihr habt nun Rach für Hohn.
Ich freue mich des Glücks, daß ich Vergnügung gebe
Veraus mit erster Prob' an den, von dem ich lebe,
Nun ihr befriediget und darum freudig seyd,
So gönnet nun auch mir, was mich der Qual befreyt.
Erlaubet, daß mein Schmertz in Freyheit aus mag brechen,
Ihr schmeichelt ihm zu lang durch euer lieblich sprechen,
Ich hab ob dieser That kein reuig Herz in mir,
Gebt mir nur wieder her, was ich dadurch verlier.
Ihr habt mit eurer Rach mein Schwerdt zu meinen Schmerzen
Geschärft, sein tapfrer Stoß ging tief nach diesem Herzen,
Und würgte meine Seel'. Es hat ein fremdes Blut
Mein eigen Heil erstickt, entfremdt mein höchstes Gut!
Sprecht mir nicht mehr hievon, was ich mir hab' erkoren,
Da ist kein Hoffnung mehr, das ist um euch verloren.
Drum sprecht nicht mehr hievon, ich weis, es dienet nicht,
Was ich euch schuldig war, das hab' ich euch entricht.

Don Diego.

Es muß dich dieser Sieg, mein Sohn, erst recht erheben.
Du lebst durch mich, mein Ehr hat nun durch dich ihr Leben,

So

So mehr der Ehre Lieb' als Jungfer Liebe ſcheint,
So mehr bin ich in dich für dieſen Dienſt vereint.
Laß dieſe Schwachheit nur, mein Sohn, aus dir verlaufen,
Du haſt nur eine Ehr', ihr Jungfern ſeyd mit Haufen.
Die Lieb iſt eine Luſt, Ehr aber Schuld und Pflicht.

Rodrigo.

Ach was iſt dieß geſagt?

Don Diego.

Das was dich recht bericht.

Rodrigo.

Mein Ehre kömmt beſchimpft ſich an mir ſelbſt zu rächen,
Nun Ihr ihr von dem Bruch der reinen Treu dörft ſprechen.
Ein Kriegsmann ohne Muth, ein Freyer ohne Treu,
Saat nicht ob ſo ein Paar in gleicher Schande ſey?
Ich bitte meine Treu hiemit nicht zu beſchmeiſſen,
Laßt mich voll Muthigkeit, nicht aber Untreu beißen.
Sie halt mich viel zu feſt, ich kan ſo bald nicht frey,
Iſt ſchon kein Hoffnung mehr, ſo bleibt doch meine Treu.
Weil ich Chimenen nicht kan haben, noch vermeiden,
So iſt kein beßrer Rath als aus der Welt zu ſcheiden.

Don Diego.

Es iſt noch keine Zeit, mein Sohn, mit dir von hier,
Dein König und ſein Land begehrt noch Hülf von dir.
Man fürchtet, daß die Flott werd'auf die Rhede kommen,
Man fürchtet daß das Land durch ſie werd eingenommen,
Der Mohr iſt vor der Hand, die Flott kan in der Nacht
In einer Stunde Zeit ſeyn an das Land gebracht.
Der Hof iſt ganz in Ruhr, das Volk iſt auf den Beinen,
Man hör't nichts als Geſchrey, man ſiehet nichts als weinen.
Bey ſolch gemeiner Noth, hat, O Glück! die Nacht
Fünfhundert Edelleut in unſer Haus gebracht.
Die ſamtlich unſre Freund' und meinen Hohn zu rächen,
Bey ihrer Adelſchaft mir Gut und Blut verſprechen.
Du haſt es ſchon gethan, daß gleichwol derer Muth
Sich kühlen möge, geht und ſucht der Mohren Blut.

Rodrigo ſey ihr Haupt, da, da iſt Ruhm zu finden,
Sie wollen unter dir ſich groſſes unterwinden,
Geht, zeiget Schwerdt und Muth und dämpft des Feindes
Flott,
Sohn, ſo du ſterben willſt, ſo ſtirb den Heldentod.
Verſchlagt dieß Mittel nicht, das euch nun wird gegeben,
Vertädigt, ſo ihr könnt, den König, Land und Leben.
Komm wieder an den Hof mit Lorberlaub beſchmückt,
Verſchlagt, was euren Muth und tapfern Arm bedrückt.
Geh für ſie weiter fort, und mache durch dein Siegen
Das Recht zu Gnaden und Chimenen Mund verſchwiegen.
Haſt du ſie lieb, mein Sohn, ſo glaube mir nur frey,
Daß dein erlangter Sieg bey ihr Beſitzer ſey.
Die Zeit fallt mir zu kurz, ein mehrers herzuſagen.
Ich ſäum euch, es iſt Zeit zu ziehen und zu ſchlagen.
Komm, folg, und ſchlag darauf, zeig deinem König vor,
Daß du ihm ſeyſt, was er ans Grafen Arm verlohr.

VII.

Das Neue Teſtament des Herren unſerer Jeſu Chriſti, eigentlich aus dem griechiſchen Grundtext gedollmetſchet und in das Teutſche überſetzet durch weyland Johann Jacob Junckherrott.

Gedruckt im Jahr 1732, zu haben bey Henrich Chriſtian Schäffer in Offenbach. 8. 2. Alph.

Wir wiſſen nicht, wer der weyland Hr. Junckherrott geweſen iſt, noch wo er gelebet hat: So viel aber ſehen wir aus der uns hinterlaſſenen Uberſetzung, daß er ungemein geſchickt geweſen, die deutſche Sprache durch unzähliche neugebackene Wörter zu bereichern, die ordentliche Wortfügung durch

durch eine dem griechiſchen gleichkommende Setzung zu zerläſtern, und mit Wörtern, die deutſch ſeyn ſollen, ſo unverſtändlich zu reden, daß Jacob Böhme mit ſeinen phantaſtiſchen Ausdrückungen noch eher kan verſtanden werden, als ein einiger Satz aus dieſer Dollmetſchung. Unſere Leſer wollen ſich über dieſe Abbildung unſers neuen Uberſetzers nicht wundern. Wir haben ſie nicht ſchöner machen können. Denn da wir ganz eingenommen waren, ihnen auf einmal alles zu ſagen, was wir von dieſem Buche hielten, ſo iſt ein ſolches Urtheil herausgekommen.

Es nimmt uns Wunder, wie ſich noch ein Menſch hat finden können, der ſich nicht geſcheuet hat ein ſolches Werk herauszugeben. Denn ſo viel wir aus der Vorrede, die in einer eben ſo wiederſinniſchen Sprache abgefaſſet iſt, als die Uberſetzung ſelbſt, mit groſſer Mühe errathen können: So hat ein anderer Küſſer der Wahrheit, wie es am Ende der Vorrede heißt, dieſes Licht nicht in der Finſternis wollen ſtecken laſſen. Doch können wir dieſes nicht für ganz gewiß ausgeben. Vielleicht ſind unſere Leſer glücklicher, den rechten Sinn aus den eigenen Worten des Vorredners herauszubringen, als wir; Sie mögen ſie alſo ſelbſt ergründen. Hier haben ſie diejenigen, welche etwa davon handeln: "Auf dieſe Weiſe ein jeder, "auch ich nicht mehr durch dieſes des Uberſetzers ſei- "niger ſprechung glaube da, dann ſelbſt ich habe ge- "höret auch weiß nun ſichtbarlich, daß dieſe Zeugung "iſt Wahrheit in ſofern. Bis dahin nun jenes Ta- "lent, ein unter andern mir anvrrtrautes Gut, dahin "auſpaſſend auf den Wink der Zeigung des Lichts, "auch nicht im Schweißtuch, der Furcht, halten daſ-

"ſelbe unterm Fruchtmaaß verborgen, vielmehr aber "ſolches wollen bringen auf den Wechſel-Tiſch, mit- "hin auf den Leuchter dahin, damit wenn kommt der "Herr deſſelben da, mit Erborenwerdung daſſelbe "da je. ꝛc.

Unſere Leſer werden dieſe Stelle doch verſtanden haben. Sollten ſie aber ja ſo unglücklich ſeyn und ſolche nicht recht einſehen können: So warnen wir ſie, ſich ja nicht an die Uberſetzung ſelbſt zu machen. Dieſe iſt in Anſehung der angeführten Stelle eben das, was eine dicke Finſterniß in Anſehung des Mondſcheins iſt. Der Endzweck, den der Hr. Junckherrott bey dieſer neuen Dollmetſchung gehabt haben ſoll, iſt vielleicht am beſten aus dieſen Worten zu erkennen: "Dann auch in dieſen, die Gaben dieſer "Dollmetſchung (nicht daß man wollte ſuchen den "Sinn der in andern Uberſetzungen etwas buchſtäb- "lich heraus kommt, ſondern welcher nur irgend ei- "nem hierinnen möchte einleuchten *) iſt zu prüfen "nach der Schrift heiliger, aus Zeugniß Geiſtes (un- "ter andern in dem groſſen Geheimniß der Gottes "Wohlverehrung im Weege der Gerechtigkeit beydes "auch im Weege der Werdung heilig, nicht weniger "auch die dieſem entgegen geſetzte zwey zum theil er- "kannte Geheimniſſe Babel, beydes auch das noch meinſt

* Hier verräth der Hr. Verfaſſer wohl ein wenig gar zu deutlich, wes Geiſtes Kind er ſey. Wenn es erſt erlaubt iſt, nach meiner Phantaſie einen Sinn in der H. Schrift zu finden, und einen ſolchen Verſtand herauszubringen, wie er mir irgend zu ſeyn bedünkt: So iſt allen Schwärmern Thor und Thür offen gemacht. Doch das gehört für die Hrn. Gottesgelehrten.

"meinſt unerkannte gar ſubtill-wirkende Geheimniß "der Setzung veſt ſonder veſtgeſetztwerdung) in "mehreren Lichtes ſcheinbarwerdung da aushin zu "drucken."

Gewiß, wenn wir noch niemals unſere Hochachtung für des ſeligen D. Luthers Uberſetzung der Bibel bezeuget hätten; Und wenn wir ſo blind wären, und nichts von der Richtigkeit des Ausdrucks, der Schönheit, Zierlichkeit und Reinigkeit der deutſchen Sprache darinnen erblickten: So würden wir itzo bey der Vergleichung dieſer und ſeiner Uberſetzung gezwungen werden, ihr einen unſchätzbaren Werth beyzulegen. Wir geben es zu, und Lutherus geſteht es ſelbſt, daß er nicht von Wort zu Wort überſetzt, ſondern den Verſtand des Grundtextes mit guten deutſchen Redensarten ausgedruckt habe. Es kan ſeyn, daß er dabey eine oder die andere Nebenidee eines Wortes hindan ſetzen müſſen, und daß ein gewiſſer Nachdruck in ſeiner Uberſetzung hier und da fehlet, den man in dem Grundtexte antreffen möchte. Dieß benimmt aber der Uberſetzung im geringſten nichts. Genug, daß er den Hauptbegriff, den ein jedes Wort an dieſer oder einer andern Stelle hat, auf das ſchönſte im Deutſchen wieder zu erwecken gewußt hat. Man halte die Uberſetzungen des Reitz und Trillers, die ſich befliſſen haben, das Griechiſche recht nach den Worten zu geben, nur einmal gegen die ſeinige; man wird finden, daß jene lange nicht ſo verſtändlich ſind, als dieſe. Und will man noch gegenwärtige mit dazu nehmen: So wird man den handgreiflichen Unterſchied um ſo viel beſſer einſehen können. Ein jeder vernünftiger Menſch, der nur irgend weis, was

eine gute Uberſetzung iſt, wird geſtehen, daß diejenige die vollkommenſte und beſte Uberſetzung ſey, welche den richtigen Ausdruck der Begriffe zur Abſicht hat, und ſich ſo wenig von der Sprache ihres Originals entfernet, als es ihr die Eigenſchaft derjenigen Sprache erlaubet, in die überſetzet wird. Ein geſchickter Uberſetzer wird Ausdrückungen wählen, die ſeiner Sprache eigenthümlich ſind, ob ſie gleich zuweilen von dem Grundterte etwas abzugehen ſcheinen. Er darf ſich kein Gewiſſen machen, ein einiges Wort nach Beſchaffenheit der Sachen an drey oder vier verſchiedenen Stellen, wo es immer einen andern Verſtand hat, auf drey oder viererley Art auszudrücken, wenn er in ſeiner Sprache kein gebräuchliches Wort finden kan, das aller dieſer Begriffe fähig iſt. Hr. Junckherrott aber iſt hier ganz anderer Meynung. Er glaubt, es ſey ganz nothwendig, daß ein Wort immer auf einerley Art an verſchiedenen Oertern ausgedruckt werde. Dieſes hat ihn denn bewogen, daß er viele ungewöhnliche Wörter machen müſſen, worinnen er alle Begriffe zuſammen auszudrücken geſucht hat, die nur irgend in dem Worte zu finden ſeyn mögen. Bey dieſer überflüßigen Sorgfalt iſt es denn nicht ſelten geſchehen, daß er den rechten Hauptbegriff des Worts ſelbſt verlohren hat. das Wort εὐχαριστέω, ῶ ſoll uns zum Exempel dienen. Wer nur etwas griechiſches verſteht, wird wiſſen, daß dieſes Wort da geſetzt wird, wo der Lateiner gratias ago u. der Deutſche ich ſage Dank oder ich danke ſagen würde. Hr. Junckherrotten ſcheinet das Wort ich danke nicht alle diejenigen Begriffe auszudrücken, welche ihm bey den griechiſchen einfallen. Denn da

findet

findet er erſtlich εὖ wohl, hernach χαρις der Dank und ϛεω klingt in der Zuſamenziehung ϛῶ mit dem Worte ϛαω, in der Zuſamenziehung ϛῶ ich ſtelle, ganz gleich; daher überſetzte er denn das Wort εὐχαριϛεω ich ſtelle mich für das Wohl zu Dank und das abgeleitete εὐχαριϛια (Dankſagung,) für das wohl zu Dank Geſtellenwerdung. Ferner das Wort ἔθος kan nach Beſchaffenheit bald die Gewohnheit bald die Sitte überſetzt werden. Er nimmt beydes zuſammen, und überſetzt es die Sittengewohnheit; und weil er glaubt, das ἔθνος (ein Volk, ein Geſchlecht,) davon herkömt: So überſetzt ers das werdende gewöhnt ſittlich da.

Wir überlaſſen unſern Leſern die Entſcheidung, ob es gut gethan iſt, und ob es angehen kan, daß man die abgeleiteten Wörter einer Sprache, in einer Uberſetzung wieder durch Wörter gebe, die von einerley Stamme abgeleitet, ſonſt aber in der Sprache nicht gebräuchlich ſind, oder ob man ſie nicht lieber durch gleichgültige und gewöhnliche Wörter überſetze. Hr. Junckherrott macht ſich ein Gewiſſen, das letztere zu thun, und wenn ἀγγελλω bey ihm heißt ich kündige an, ſo darf ἀγγελος kein Bothe oder Geſandte oder Engel heiſſen, ſondern ein Ankünder, ἀγγελια keine Bothſchaft, ſondern eine Angekünderwerdung u. ſ. w. Mit den zuſam mengeſetzten Wörtern aber macht ers noch ſchlimmer.

Doch wir wollen unſern Leſern ſelbſt einige Gedanken des Uberſetzers mittheilen, welche ſeine Uberſetzung des Neuen Teſtaments betreffen. Sie befinden ſich in dem Werke ſelbſt gleich hinter der Vorrede

rede, und ſind, welches uns wunderſam vorgekommen iſt, in einer zehnmal verſtändlichern Schreibart abgefaßt, als die vorhergehende Vorrede. In dem erſten Abſatze tadelt er D. Luthern und Reizen, daß ſie ein Wort nicht einmal, wie das anderemal, ſondern bald ſo, bald ſo überſetzt haben und ſchlieſſet: "Ob ſolcher Dollmetſchung möchte einem wohl Ent-"ſetzen ankommen; wann einem Dollmetſcher frey "ſtehet, die Worte alſo auch mit einander äußerſt "contrairen zu dolmetſchen, ſo kan einer ſagen und "ſetzen einen Sinn, welcher ihme nur kommlich iſt." Das folget nicht Ein Uberſetzer muß, wie wir ſchon oben erwähnt haben, die Begriffe auszudrücken ſuchen, und da kan er bey dem Ausdrucke der Worte nicht willkührlich verfahren, ſondern er iſt verbunden, bey den Begriffen ſeines Originals zu verbleiben und nichts zu ſetzen, als was in denſelben enthalten iſt; wiewohl er ſolches durch gleichgültige Wörter thun darf. Dieſes hat D. Luther gethan, und nicht was ihm Hr. Junckherrott aufbürden will, daß er nach ſeinem Gutdünken überſetzt habe.

Den andern Satz, daß ein jedes Wort ſeine beſondere Dollmetſchung haben müſſe, geben wir zu, wenn nicht der darunter angezeigte Begriff faſt einerley iſt. Man wird finden, daß die Wörter ἀγαθος und καλος im Griechiſchen gleichgültig ſind, und beyde gebraucht werden, wo wir im deutſchen das Wort gut gebrauchen würden. Was hindert es denn nun, daß ich beyde durch einerley Wort überſetze, wenn es die Beſchaffenheit der Sache alſo mit ſich bringt, geſetzt, daß auch das eine an einem andern

Orte

Orte eine Bedeutung hätte, welche das andere nicht haben kan.

Der dritte Satz, daß ein Compoſitum und Decompoſitum verbum nicht ſchlechthin, wie ein ſimplex, gedollmetſchet werden, ſondern die zugeſetzte Partikel auch ausgedruckt werden muß, hat in ſo weit ſeine Richtigkeit, wenn nicht eben der Begriff, der in dem zuſammengeſetzten Worte liegt, in der andern Sprache durch ein einfaches gegeben wird, welches den Sinn der beygefügten Partikel mit in ſich begreift. Eben das läßt ſich auch bey dem vierten Satze anmerken, da der Hr. Uberſetzer meynet, wenn eine wahrhafte Dollmetſchung herauskommen ſoll, ſo müſſe die Bedeutung des einfachen oder des Stammworts beybehalten, die da hinzugeſetzte Partikel mithin auch ausgedruckt und nicht wenn ἀλλασσω ich ändere, gedollmetſcht wird καταλλασσω ich verſöhne, ſondern vielmehr ich verändere mich da gegenhin der Geändertwerdung nach da gegenhin gedollmetſcht werden, als welches den Grund der Verſöhnung ausdruckt. Der Verfaſſer hat keine Urſache hinzu geſetzet, warum das ſo geſchehen ſoll; und uns dünkt, das eine wunderliche Grille der zureichende Grund davon ſey. Denn auf die Wörter kömmt es doch wohl hauptſächlich nicht an.

Zum fünften, ſagt der Uberſetzer, muß ein Pronomen nicht, wie ein Adjectivum, gedollmetſcht werden, den ſonſt kömmt ein verkehrter Sinn heraus, wie, nach ſeiner Meynung, in dem ſo genannten Gebethe des Herrn, da einige πατηρ ἡμων durch unſer Vater, andere aber durch Vater unſer geben; da

es

es doch heißen sollte: Vater unser der in denen Himmelen. Die Ursachen, die er davon giebt, sind sehr tief mystisch und in seiner verrückten Schreibart eingekleidet, weswegen wir sie dem begierigen Leser bey ihm selbst nachzusehen überlassen.

Im sechsten Satze will er darthun, daß man in der Uebersetzung kein Comma oder andere den Gelehrten in den Buchstaben übliche Unterscheidungszeichen setzen muß. Denn, sagt er, wenn ich wollte setzen: Vater unserer, der in denen Himmelen, so könnte der rechte Sinn schon nicht heraus kommen, wie wann ich ohne Comma es setze und das Wort unserer zu denen Worten - der in denen Himmelen auch nachgehends - auf Namen ziehe.

Durch den siebenten Satz will er zeigen, daß in der Dollmetschung das Adjectivum, wenn es hinter einem Substantivo stehet, nicht vorgesetzet werden muß, weil hier wiederum kein vollkommener auch wahrer Sinn, nach seiner Einsicht, herauskommen kan. Z. E. Matth. 3. 11. steht αὐτος βαπτισει ὑμας ἐν πνευματι ἁγιω και πυρι (der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.) Das übersetzt er so: Derselbe wird tauchen euch in Geiste heiligem auch Feuer. Dann, sagt er, also kan und muß das Wort heiligem auf Geiste - nicht weniger auch auf Feuer gezogen werden, auch dieses in einem zweyfachen Sinn. NB. Wenn hinter das Wort heiligem ein Comma gesetzt würde, könnte auch dieses nicht geschehen, und also ergieng es gar oft. Wir zweifeln, daß die beygebrachten Gründe hinlänglich genug sind, diese beyden Sätze gültig zu machen

Bey dem achten Satz ſind wir mit dem Verfaſſer ganz eins, daß nemlich das Pronomen ἐγω, ὑμεις oder ein anderes auch ausgedruckt werden muß, wenn es vor einem Zeitworte ſteht, weil es nicht von ungefähr dahin iſt geſetzt worden, ſondern oft einen wichtigen Nachdruck hat. Allein da man im Deutſchen ohnedem die Wörter ich, du, er ꝛc. zu den Zeitwörtern ſetzen muß: So iſt es ſchwer anzuzeigen, daß an dieſer oder jener Stelle, ein Nachdruck in dem Worte ich, du ꝛc. iſt. Es gefallen uns dieſerwegen diejenigen Ausgaben von der H. Schrift ſehr wohl, wo man dieſe Wörterchen entweder mit einem Groſſen Anfangsbuchſtaben oder mit anderer Schrift drucken laſſen, wenn ſie einen Nachdruck haben. Denn daß man ſie zweymal ausdrucken, und wenn im Griechiſchen ἐγω ειμι ſteht, im Deutſchen ſagen ſoll: Ich bin ich, das gefällt zwar Hr. Junckherrotten, doch wird es ſonſt wohl keinem Kenner der reinen deutſchen Sprache gefallen; wiewohl mans zuweilen ſo geben könnte: Ich, ich bin.

Der neunte Satz hat wohl wieder mehr eine Grille, als eine gründliche Urſache zum Grunde. Der Verfaſſer meynet, man müſſe das Wörtlein ὁ oder ὃς, wo es vor einem Zeitworte ſtehet, demſelben nicht nachſetzen, ſondern ſo, wie es ſtünde, nach ſeiner allgemeinen Hauptregel, dollmetſchen. Z. E. Joh. 4. 38. ſteht ὁ ὃς ὑμεις κεκοπιακατε ἀλλοι, das muß heiſſen, welches nicht ihr habt gearbeitet ihr da andere. Denn, ſagt er, diß dient zum Argument per reuolutionem animarum, wenn ich aber würde ſetzen, das ihr nicht gearbeitet habt,

würde es den Sinn des Geiſtes allhier verdrehen. Wir ſehen nicht, mit was für einem Grunde er ſolches beſtärken will.

Das Wörtlein ἀλλα und και ſagt er im 10. Satze müſſen öfters, ja meiſtens mit aber und auch, welche Worte das folgende mit dem vorhergehenden zuſammenbinden, und nicht mit ſondern und und gedollmetſcht werden, welche nicht ſo wohl zuſammen binden, ja das Wort ſondern iſt ſcheidend vielmehr auch ausſchlieſſend. Den Beweis von dieſem Satze bleibt uns der Uberſetzer wieder ſchuldig, und auf ſein bloßes Wort werden wir ihn wohl ſo nicht annehmen.

Nach dieſen Gedanken, welche ſeine Uberſetzung überhaupt betreffen, hat er eine Erläuterung einiger undeutſcher und nicht gründlicher gedollmetſchter Wörter, die in dem N. Teſtamente vorkommen, auf 50 Seiten beygefügt. Es ſind an der Zahl 31, und hat er ſie theils ſo behalten, wie ſie im Griechiſchen lauten, theils aber auch deutſch gegeben, wiewohl das deutſche Wort nach ſeiner Meynung, den Sinn des Griechiſchen noch nicht erſchöpfet, und er daher in ſeiner Erläuterung verſucht, wie es wohl recht zu geben ſeyn möge. Das Wort ἐλεημοσυνη, z E. giebt er in der Uberſetzung Allmoſen, welches auch recht iſt. In der Erläuterung aber ſagt er von dieſem Worte, es ſey eigentlich kein deutſches Wort, man möchte es wohl können dollmetſchen: Erzeigung erbarmwerdungs auf die erregtwerdung. Er führet darauf weitläuftig aus, daß durch dieſe Uberſetzung das Wort ſeinen rechten in der Schrift gegründeten Verſtand erhalte.

Ein

Ein Liebhaber mag dieſes alles bey ihm ſelbſt nachſehen. Wir wollen itzt die Anwendung ſeiner Sätze in einem Paar Exempel zeigen, weil man doch den Werth und die Art ſeiner Uberſetzung daraus am beſten wird kennen lernen. Nur erinnern wir einen jeden, ſeinen Verſtand vorher einzuſchläfern, weil er hierbey gar nichts zu thun hat, und nur leicht loſe Händel anfangen möchte. Ein jeder verſehe ſich auch mit einem recht ernſthaften Geſichte, damit er einen Satz ohne Lachen durchleſen könne. Wir wollen herſetzen, was uns am erſten in die Hände fällt: Es iſt der 11 und 12 Vers aus dem 7 Capitel der Epiſtel an die Römer, oder, wie es hier heißt, der Schickung da überhin zum Römern, und lautet alſo: Dann die Sünde da hinaufgerütſchetwerdung da abhin habende genommen dahin durch der da hinaufgehung da einhin hat verführet mich da aushin auch durch derſelben mich hat getödtet da abhin bey dem geführetwerden da aufhin. Alſo beydes die zwar geſetztwerdung geſetzlich feſt heilige auch die da hinaufgehung da einhin heilige auch gute. Wir glauben, ein jeder wird denken, der Verfaſſer habe eine gewiſſe Anzahl Wörter ausgeſchüttet, die er ſo zuſammengefüget hat, wie ſie gefallen ſind. Wer wird ſich wohl einbilden, daß es mit folgenden Worten einerley iſt: Denn die Sünde nahm Urſache am Gebote und betrog mich und tödtete mich durch daſſelbe Gebot: Das Geſetz iſt je heilig und das Gebot iſt heilig, recht und gut. Weil ſich in eben dieſem Capitel der bekannte Spruch findet: Ich

weis, daß in mir, das iſt, in meinem Fleiſche ꝛc. So wollen wir ihn doch auch herſetzen: Dann ich weis ſichtbarlich da daß nicht hauſet in mir da dieſſs iſt in dem Fleiſche meiner da gutes dann das wollen da lieget da beybin mir in ſo fern das aber bewürken das rechtarthige da gegenbin wercklich nicht finde ich da.

Vielleicht möchte man muthmaſſen, es herrſchte dieſe unverſtändliche Schreibart hauptſächlich in den Briefen; in den hiſtoriſchen Schriften aber würde ſie ſchon deutlicher ſeyn. Dieſe Muthmaſſung unſern Leſern zu benehmen, wollen wir doch das Evangelium auf den erſten Oſtertag, weil es nicht gar zu lang iſt, ganz herſetzen. Wir können hierbey auch die in dem Buche ſelbſt oft vorkommende Zeichen erklären So bedeutet z. E. ?¿ wie das Nachfolgende etwaſanders in der Uberſetzung in gewöhnlichern Deutſchen (wiewohl den Grund nicht eigentlich ausdrückend) könne gegeben werden. § Bedeutet wie das Nachfolgende auch wohl anders in der Uberſetzung, auch nach dem Buchſtaben des Texts lauten könne. * Bedeutet wie das Folgende in andern gedruckten oder geſchriebenen Exemplarien anders geleſen wird. Was alſo ( ) eingeſchloſſen und mit anderer Schrift gedruckt iſt, ſteht nicht im Text, ſondern iſt ein Zuſatz zu einer mehrern Deutlichkeit auch irgend eines, ſagt der Uberſetzer.

Das Evangelium ſteht beym Marcus XVI. 1-8. und heißt:

Auch da fürbin werdendens des ſabbats da durchbin Maria die Maadalena und Maria die des Jacobi Mutter und Salome bemärckten balſamiſche gewürze da offen-

effentlich damit ſeyende gekommen dahin ſie mögten anſtreichen denſelben da.

2. Auch ſehr früh morgends des erſten ?¿ ſabbater kommen ſie hin bey die grabſtätte da gehender da hinauf der ſonne da aufhin.

?¿ (tages) der woche.

3. Auch redeten ſie § bey ſich ſelbſten da welcher irgendt wird waltzen uns den ſtein da * aus der thür der grabſtätte da abhin.

§ zu oder gegen. * von.

4. Auch da hin-auf habende geſehen da aufhin ſie beobachteten da daß ware gewaltzet worden der ſtein da abhin dann er ware groß gewaltig da.

5. Auch ſeyende kommen in die grabſtätte da hinein ſie ſaben mit wiſſen einen da jüngling ſitzenden in denen rechten da gegenhin habenden geworffen § eine ?¿ geſchicktwerdung weiſſe da umhin auch fuhren da zuſammenhin ſie da aushin.

§ eine ſchickung ?¿ kleydung beſchickte ins beſonder.

6. Der aber redet denenſelben da nicht da zuſammenhin fähret da aushin Jeſum ſuchet ihr da den Nazareuer den ſeyenden gekreutziget worden da hin-auf gerichtet worden iſt er da nicht er iſt da hier ſiehe mit wiſſen da der platz da wo ſie haben hingelegt denſelben da.

7. Aber fahret ihr da unterhin ſaget denen lernjüngeren deſſelben da auch dem Petro da daß fähret er euch da zuvoraushin in das Galiläam dort da denſelben ihr werdet ſehen in § leiblichem geſichte da gleichwie er hat geſagt euch da.

§ cörperlichen.

8. Auch ſeyende kommen eylfertig da aushin ſie flohen von der grabſtätte da (nun) habbte aber dieſelbe da zitteren auch § geſtelltwerdung aus ſich hin da auch niemanden nichts ſagten ſie da dann ſie fürchteten ſich da. § ſtehung.

Wissen unsere Leser nicht, was das viele da in dieser Uebersetzung bedeutet: So können wir sie versichern, daß es uns eben so geht. Doch wollen wir ihnen mit einigen Muthmassungen dienen, die wir darüber gemacht haben. Erstlich dachten wir, es würden die Unterscheidungszeichen damit soilen ausgedruckt werden; allein bey genauer Betrachtung fällt solches ganz weg, weil da an Stellen stehet, wo unmöglich ein Unterscheidungszeichen statt haben kan. Ferner fiel uns mit grösserer Wahrscheinlichkeit ein, der Verfasser müsse sich da und hin so angewöhnt haben, wie jener Freywerber bey Christ. Weisen das unten und oben, und es deswegen ohne Unterlaß einschieben wollen. Doch dieß hielt nur so lange Stich, als bis wir sahen, daß es in der Erläuterung und in seinen Gedanken von seiner Uebersetzung nicht also angebracht war. Wir suchten also eine neue Bedeutung des da, und fanden auch, als wenn er damit gröstentheils den so genannten Spiritum lenem auszudrücken gesucht hätte, wiewohl sich auch Oerter fanden, wo es nicht ganz richtig eintraf, und wir dieses Geheimniß noch nicht recht errathen hatten. So viel ist gewiß, daß wenn zwischen da und hin eine so genannte Präposition steht, z. E. da überhin, da auf hin, da einhin: So zeigt solches an, daß das so eingeschloßne Vorwort mit dem vorhergehenden Nenn- oder Zeitworte zusammen gehören, und ein Wort ausmachen soll. Hierbey haben wir anzumerken, daß hier der Verfasser wieder seine durchgängig beobachtete Hauptregel handelt, die deutschen Wörter in eben der Ordnung, in eben den Abfällen, Beugungen und in eben den Umständen

zu

zu behalten, worinnen die griechiſchen ſtehen. Denn warum läßt er nicht die Vorwörter vor den Wörtern ſtehen, mit welchen ſie verbunden ſind? Warum überſetzt er Joh. 3. 38. Ἐγω ἀπεστειλα ὑμας θερι-ζειν: Ich hab geſchickt ich euch da abbin zu erndten da einhin: Er hätte es ja vielmehr ſo ſagen ſollen: Ich ich hab abgeſchickt euch zu einernd-ten. Allein darunter liegt vielleicht ein Geheimniß; und die letztere Art hätte etwas verſtändlicher und dem Deutſchen gemäßer geklungen, welches er dem Anſehen nach am meiſten zu vermeiden geſucht hat. Nun wir wollen ihn auch gern ſeinen unverſtändli-chen Miſchmaſch, ſeine wiederſinniſche, unnatürliche und abgeſchmackte Ausdrückungen, Wortfügungen und Wörter laſſen. Uns verdrießt ſchon, daß wir ſo viel von einem Werke geſagt haben, welches nicht das Papier verdienet hat, vielen unverſtändigen, und zur Schwärmerey aufgelegten Leuten aber zum Fallſtri-cke oder zur Verſtärkung in ihrem Schwärmen die-nen kan.

VIII. Nachricht

von neuen hieher gehörigen Schriften.

I. Die Erſtlinge unvollkommener Gedichte, durch welche hohen Perſonen ihre Unterthänigkeit, Freunden und Freundinnen ihre Ergebenheit, vergnügten Seelen ihre Freude und Betrübten ihr Mitleiden gezeiget, ſich ſelbſt aber bey ihren Wirthſchafts-Nebenſtunden eine Gemüths-Er-

gößung gemacht Anna Helena Volckmann, geb. Wolffermann. Leipzig 1736. 8. Der Verleger hätte diese Gedichte wohl etwas sauberer können drucken lassen. Wenn wir einige Sinngedichte ausnehmen: So finden wir an den Gedichten selbst vieles zu loben. Sie sind rein und fliessend genug geschrieben.

II. M. Moritz Carl Christ. Woogs Lob- und Trauerreden. Leipz. 1735. groß 8. Die Vorrede verdient von allen denen gelesen zu werden, die keine Beredsamkeit bey einem Prediger leiden wollen.

III. Tob. Heinr. Schubarts fortgesetzte Ruhe nach geschehener Arbeit in unterschiedlichen Gedichten, der Ehre Gottes und dem Dienst des Nächsten gewiedmet. Hamb. 1735. 8. Was wir von dem ersten Theile dieser Gedichte gesagt haben, das kömmt diesem andern gleichfalls zu.

IV. Dan. Stoppens Parnas im Sättler, oder Scherz- und ernsthafte Gedichte. 1735. Hirschb. 8. Wer sonst ein Liebhaber von des Hrn. Stoppens Gedichten gewesen ist, dem wird auch diese Sammlung nicht misfallen. Es sind unterschiedene lesenswürdige Stücke mit darunter.

V. Casp. Gottl. Pohls neu-verbesserte Teutsche Orthographie 2. Theile, davon der erste die nöthigen Regeln, durch Exempel erläutert, in sich hält. Der andere Theil aber besteht aus

mehr

mehr den drittehalb tauſend ſolchen Wörtern, in deren Orthographie man leicht irren kann. Leipzig 1736. 8. Von dieſem Werke werden wir zu ſeiner Zeit umſtändlicher reden.

VI. Cato ein Trauerſpiel, aus dem Engliſchen des Herrn Addiſons überſetzt von Luiſe Adelg. Vict. Gottſched, geb. Kulmus. Leipzig 1735. 8. Dieſe Uberſetzung erfordert mehr nicht, als daß wir ſie nennen.

VII. M. Jacob Carpov Trauerreden, welche bey verſchiedenen meiſtens vornehmen Perſonen allhier öffentlich gehalten und auf Verlangen nebſt einer Vorrede von der Sittlichkeit der Trauerreden und einigen Anmerkungen, wie auch einer kurzen Antwort auf einige gegen des Verfaſſers Schriften gemachte Erinnerungen zum Druck befördert. Jena 1736. 8. Dieſe Reden ſcheinen uns faſt zu ſinnreich in Anſehung derer jenigen Perſonen zu ſeyn, auf die ſie gemacht worden.

VIII. M. Gottfr. Müllers deutſche Gedichte. Leipz. 1735. gr. 8. Die hierinn vorkommenden Gedichte ſind überhaupt nicht zu verachten, doch haben uns ſonderlich einige Oden darunter gefallen.

IX. M. Joh. Abraham Birnbaums deutſcher Reden erſter Theil. Langenſalze 1735. 8. Es kommen hier allerhand Arten von Reden vor, und man ſiehet leicht, daß ſie nicht nach der gemeinen Art ausgearbeitet worden.

Inhalt des XIV. Stücks.

I. Sammlung von Joh. Christian Günthers Gedichten. pag. 169

II. Christoph Ernst Steinbachs, M. D. vollständiges deutsches Wörterbuch. 190

III. Der gestäupte Leipziger Diogenes. 222

IV. Andreas Tschernings unvorgreifliches Bedenken über etliche Misbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst. 245

V. Parnassus Boicus, oder neu-eröfneter Musenberg. 264

VI. Die sinnreiche Tragi-Comödia, genannt Cid, übersetzt von Georg Greflinger. 293

VII. Das Neue Testament des Herren unserer aus dem Griechischen gedollmetschet von Joh. Jacob Junckherrott. 316

VIII. Nachricht von neuen hieher gehörigen Schriften. 331

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Exbibliothe
Universitatis
Frider. Gui
Berolin
A 8977 212

Funfzehendes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1736.

I.

Des fürtrefflichen Jüdiſchen Geſchicht-ſchreibers Flavii Joſephi ſämmtliche Werke, alles nach dem Grundtexte, mit beſonderm Fleiß überſehen und neu überſetzet; mit einer Einleitung in die Werke Joſephi, imgleichen mit Summarien, bibliſchen Concordanzen, einer Landcharte, Zeitrechnung, alten und raren Münzen, auch andern Kupferſtichen, vornehmlich aber mit vielen Anmerkungen, wie auch accuraten Regiſtern verſehen und ausgefertiget von Joh. Friedrich Cotta, der Theol. und Or. Spr. Prof. auf der Königl. Großbr. Univerſ. Göttingen.

Tübingen, bey Joh. G. Cotta 1735.

Wie gut und nützlich es überhaupt ſey, die alten Scribenten in unſre Mutterſprache zu überſetzen, das iſt theils an ſich ſelbſt ſehr leicht einzuſehen, theils auch von uns an verſchiedenen Orten dieſer Beyträge ſchon erinnert und dargethan worden. Wie nützlich es aber insbeſondere ſey, auch den gegenwär-

tigen jüdiſchen Geſchichtſchreiber ins Deutſche zu bringen, das werden verhoffentlich alle diejenigen begreifen, die den Werth der Schriften Joſephs erkennen, und die Unentberlichkeit derſelben in gewiſſen Theilen der Hiſtorie einſehen. Daher iſt es denn kein Wunder, daß man in alten und neuern Zeiten, ſehr häufige Ueberſetzungen davon gemacht. Schon Ambroſius, Ruſinus oder Epiphanius, ja wie andre wollen, Caſſiodorus, haben in den ältern Jahrhunderten Hand an dieß Werk gelegt, und Joſephs Schriften ins Lateiniſche gebracht. Unter den Neuern aber ſind im ſechszehnten Jahrhunderte, Sigismundus Gelenius, Tilmann und Eraſmus, zu merken, deren jeder etwas von Joſephs Schriften lateiniſch ans Licht geſtellet. Nach dieſen ſind endlich Lloydius, Combefiſius und Hudſon gekommen, und dieſe haben ohne Zweifel ihre Vorfahren weit übertroffen.

Wir übergehen hier die franzöſiſchen Ueberſetzer, deren der gelehrte Herausgeber dieſer Auflage in ſeiner Vorrede nach der Länge gedenket, und darunter Andilly der beſte iſt. Unſre Abſicht iſt nur die deutſchen Ueberſetzungen anzumerken, und da hat uns Caſpar Hedion um die Zeiten der Reformation die erſte geliefert. Es trat ſelbige 1531. zu Straßburg zum erſten, und 1535. zum andernmale ans Licht. Der Ueberſetzer geſtehet ſelbſt, daß er ſich aus Mangel griechiſcher Abſchriften, bloß, an die lateiniſchen Ausgaben hat halten müſſen, die aber ſo verderbt geweſen, daß er oft keinen Sinn herauszubringen vermocht. Seine Gehülfen ſind **Amerbach** und **Muſculus** geweſen, deren Beyſtand er ſelbſt rühmet. Der andre, der ſich dieſer Arbeit unterzogen

hat,

hat, ist Conrad Lautenbach, ein Prediger zu Frankfurt, gewesen; und seine Uebersetzung ist 1574. zu Straßburg zuerst herausgekommen. Auch dieser Dollmetscher Josephs hat sich eines Gehülfen bedient, wie er in der Vorrede meldet; ob er gleich von seinem Namen nichts erwähnet. Die letzte Auflage dieser Uebersetzung ist 1711. zu Frankfurt herausgekommen, darinnen nur die Schreibart in etwas nach der neuern Art eingerichtet, sonst aber nichts verändert worden.

Endlich ist Joseph im vorigen Jahre so glücklich gewesen, an zween Orten zugleich Freunde zu finden, die sich seiner deutschen Uebersetzungen angenommen, und zwar die Lautenbachische zum Grunde geleget, aber auch selbige nach dem Grundtexte hin und wieder verbessert haben. Der erste, der solches gethan, ist Herr Joh. Bapt. Ott, Domherr und Archidiac. des Stifts zu Zür[illegible]. Der Titel seines Buches heißt: Flavii Josephi Alterthümer, wie auch der Krieg der Jüden mit den Römern, desselben Leben, sammt allen noch vorhandenen Werken, dazu kömmt noch Egesippus mit nöthigen Einleitungen, Anmerkungen, Figuren und Münzen. Erster Theil in 8; welcher die vier ersten Bücher Jüdischer Geschichte in sich hält. Wir können von dieser Auflage weder gutes noch böses sagen, weil uns davon nichts mehr, als der Entwurf dazu, auf einem Bogen in Folio von 1734. bey Orell und Compagnie, zu Gesichte gekommen. So viel ersehen wir aus der Vorrede des berühmten Herrn Prof. Cotta, bey der neuen Tüblingischen Auflage, daß eine Mishelligkeit zwischen beyden

Ausgebern obwalte: Die aber, sichern Nachrichten zu Folge, nur aus einem Buchhändlerneide entstanden, und daran billig solche gelehrte Männer keinen Theil nehmen sollten.

Die andere neue Ausgabe Josephs, des vorigen Jahres, ist gegenwärtige, davon wir die ganze Aufschrift eben gemeldet haben; und wovon wir itzo eine ausführliche Nachricht zu geben gesonnen sind. Wir übergehen also billig, sowohl die italienischen, als die englischen und holländischen Uebersetzungen, als die zu der Absicht unsrer Beyträge nichts beytragen. Der gelehrte Herr Prof. Cotta hat sie in seiner ausführlichen Vorrede nach der Länge erzählet, auch sonst Josephs Leben, die rühmlichen und nachtheiligen Urtheile der Gelehrten von demselben, nebst der Untersuchung, was von seinem Zeugnisse von Christo zu halten sey, ausführlich und sehr gelehrt beygebracht.

Was nun die Arbeit des itzigen Herrn Herausgebers anlanget: So meldet derselbe in seiner Vorrede, daß er anfänglich Willens gewesen, nur die alte Uebersetzung Hedions und Lautenbachs, in denjenigen Stellen und Ausdrückungen zu ändern und auszubessern, welche von der heutigen zierlichern Schreibart abgehen. Allein es hätten sich dabey so viele Schwierigkeiten geäussert, und der schlechten Stellen wären so viele gewesen, daß er sich zu einer neuen Uebersetzung entschliessen müssen. Hätte sich nun der gelehrte Herr Prof. Cotta selbst Zeit und Mühe genug nehmen können, diese wichtige Arbeit auszuführen: So würden wir allerdings etwas gutes, ja was vortreffliches in diesem Stücke von ihm erhal-

ten

ten haben. Seine Wissenschaft in der griechischen Sprache und in den Alterthümern, nebst seiner auch im Deutschen ziemlich fliessenden Schreibart, darinn er fast alle seine schwäbische Landsleute übertrifft, würden einem jeden deutschen Leser völlige Gnüge gethan haben. Allein der Augenschein lehrt es sattsam, was derselbe in der Vorrede selbst gesteht, daß er aus Mangel der Zeit nicht alles selbst ausarbeiten können, sondern sich von andern müssen helfen lassen. Hieran hat ohne Zweifel die Eil des Verlegers Schuld gehabt, der aus obgemeldeten Ursachen der Schweizerischen Ausgabe zuvorkommen wollen, die seinige möchte nun gerathen seyn, wie sie wollte.

So löblich der Nacheifer unter Buchhändlern sonst seyn, und so nützlich er der gelehrten Welt und ihnen selbst werden kan: So schädlich ist es, wenn sie, aus neidischem Eigensinne, gelehrten Männern gar zu enge Grenzen setzen, und wichtige Werke in so kurzer Zeit fertig haben wollen, als ob es A b c Bücher oder Catechismi wären. Wer da weis, was zu einer guten Uebersetzung griechischer Autoren, sonderlich unsers Josephs gehöret, zumal heute zu Tage, da man auch an deutschen Büchern eine mehrere Richtigkeit und Schönheit der Schreibart fordert, als vor zehn oder zwanzig Jahren; der wird leicht begreifen, daß nicht weniger, als ein paar Jahre, nöthig gewesen seyn würden, uns einen neuübersetzten und wohlgerathenen deutschen Joseph zu liefern. Nun versichert zwar der Herr Herausgeber, daß er selbst die fremde Arbeit seiner Gehülfen mit dem Originale verglichen, und die deutsche Schreibart hin

und wieder verbeſſert habe. Allein wir ſind verſichert, daß dieſes nicht allenthalben geſchehen ſeyn müſſe, wie wir in dem folgenden mit unleugbaren Proben, darthun wollen. Und wie wollte ihm ſolches in ſo kurzer Zeit, da er zumal mit vielen andern Geſchäfften überhäufet war, möglich geweſen ſeyn: Da es gewiß keine geringere Arbeit iſt, eine fremde Ueberſetzung ſorgfältig zu prüfen, und durchgehends auszubeſſern, als ſelbſt eine eigene zu machen. Es kan wohl ſeyn, daß man den griechiſchen Text nach der Haverkampiſchen Ausgabe, und Hudſons lateiniſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt: Aber es iſt auch ſehr merklich, daß man Hedions und Lautenbachs alte Ueberſetzungen nicht ſehr aus der Hand gelegt habe; indem es an unzähligen Stellen auch hier heiſſen kan:

Manentque & nunc veſtigia ruris.

Alles übrige, was der Herr Herausgeber bey dieſer Auflage gethan hat, verdienet kein geringes Lob. Die Summarien und bibliſchen Concordanzen, die Chronologie, die gelehrten Anmerkungen, Münztafeln und Landkarten, die Abbildungen der Stiftshütte, des Tempels und der Stadt Jeruſalem, nebſt andern ſolchen Zeichnungen, müſſen dem Leſer nothwendig angenehm ſeyn; würden aber ohne Zweifel dem Werke noch mehr Zierde geben, wenn ſie von beſſern Meiſtern geſtochen wären, daran gewiß Deutſchland itzo keinen Mangel hat. Die Regiſter und andre Zuſätze machen das Werk gleichfalls ſehr nützlich, und die Entſchuldigung der irgend eingeſchlichenen Druckfehler, wegen des gar zu ſehr beſchleu-

schleunigten Druckes, hat ohne Zweifel ihren guten Grund. Man sieht dieses augenscheinlich, wenn man die Verschiedenheit der Schrift in Betrachtung zieht, womit der erste und andre Theil dieses Buches gedrucket worden. Ja man darf nur in der Geschicht Egesippi von Zerstörung der Stadt Jerusalem, die 140 Seite nachschlagen, wo die Aenderung des Druckes, und die überhüpften Zahlen 141. 142. 143 und 144 auf den Blättern, es genugsam zeigen, daß in mehr als einer Druckerey daran gearbeitet worden; und daß also eine Misform in dem Drucke unvermeidlich gewesen. Ob aber dieses hernach heisse, man habe sein Wort gehalten, nachdem man das ganze Werk mit einer gewissen grossen Schrift zu liefern versprochen: Das mögen die Leser selbst beurtheilen.

Damit wir nun unserer Pflicht, von dieser Uebersetzung ein Urtheil zu fällen, eine Gnüge thun mögen: So wollen wir den Anfang zur Probe nehmen, um darzuthun, daß allerdings dieselbe nicht durchgehends zu verwerfen sey, sondern sich ziemlich wohl lesen lasse. Wir nehmen dazu den Anfang der Vorrede Josephs, der in dieser Dollmetschung so lautet:

Ich befinde, daß diejenigen, welche sich unter-“
fangen, Geschichte aufzuzeichnen, nicht durch eine,“
sondern viele, und zwar ganz unterschiedene Ursa-“
chen, zu diesem Unternehmen bewogen werden.“
Denn einige unterziehen sich dieser Arbeit, um ihre“
Wohlredenheit zu zeigen, und bey andern Ruhm zu“
erwerben. Andre haben wohl gar über ihr Ver-“
mögen sich diese Mühe aufgebürdet, bloß zu dem“

„Ende, damit sie bey denenjenigen, deren Thaten sie „beschreiben, Dank verdienen möchten. Einige „dringet auch wohl die Nothwendigkeit der Sache „selbsten, diejenige Begebenheiten, bey welchen sie „gegenwärtig gewesen, der Nachwelt in ihren Schrif„ten zu hinterlassen. Es sind auch viele gewesen, „welche um des gemeinen Nutzens willen wichtige „Thaten, welche zuvor verborgen waren, ans Licht „gebracht, und bekannt gemacht haben. Unter die„sen angeführten Ursachen haben mich keine, als die „beyde letztere bewogen. Denn ich habe den Krieg, „welchen wir Jüden wieder die Römer geführet, „was sich in demselben zugetragen, und was derselbe „endlich für einen Ausgang genommen, aus eigener „Erfahrung erzählen müssen, um diejenige, welche „wieder die Wahrheit davon geschrieben haben, zu „wiederlegen.

Hier wird nun ein jeder leicht abnehmen, daß diese Uebersetzung gleich von forne nicht übel klinge, sondern vielmehr sehr fliessend und angenehm geschrieben sey. Die Sätze sind wohlgefasset, geschicklich abgetheilt, und auf eine ungezwungene Art verbunden. Wir würden auch gar nichts daran, zu ihrer critischen Vollkommenheit, zu erinnern finden, wenn nicht nach der allen Oberländern gewöhnlichen Art, in dem Nennfalle und Klagfalle der mehrern Zahl, bey den Fürwörtern und Beywörtern nach dem bestimmten Artickel, der Buchstabe N. überall fehlete. Z. E. Diejenige Begebenheiten, für **diejenigen**, die beyde letztere, für **die beyden letztern**, dijenige zu wiederlegen, für **diejenigen**.

Doch da dieses in der That eine Kleinigkeit ist; so

so würde man kein Wort davon gedacht haben, sondern vielmehr das ganze Werk als ein Meisterstück anpreisen: Wenn es durchgehends mit solchem Fleisse und Wohlklange geschrieben wäre. Allein daraus zeiget sichs ganz augenscheinlich, daß mehr als eine Hand die Feder geführet habe. Denn mitten im Werke klingt die Schreibart bey weitem so gut nicht. Z. E. Im 18 Buche der Jüdischen Geschichte im 4ten Capitel, gleich nach dem Zeugnisse Josephs von Christo, steht folgende Geschichte, von einer entsetzlichen Betrügerey der Pfaffen, bey dem Tempel der Aegyptischen Göttin Isis. Es heißt p. 366.

Es ware zu Rom Paulina, eine Frau, die sowohl" wegen ihrem alten vornehmen Geschlechte, als auch" Tugend-Fleiß berühmt ware. Sonsten ware sie" auch sehr reich und schön von Angesichte, auch zwar" in einem Alter, da zwahr das Frauenzimmer insgemein am muntersten zu seyn pfleget, sich aber dagegen sich eines desto züchtigern Lebens beflisse. Sie" hatte anbey zum Gemahl den Saturninum, einen" Mann, der ihr in allen ihren Vorzügen zu vergleichen ware. In diese verliebte sich Decius Mundus, einer der angesehensten unter den Rittern." Und da sie allzu großmüthig dazu ware, als daß sie" sich hätte durch Geschenke verführen lassen, massen" sie auch eine Menge Verehrungen anzunehmen sich" verächtlich gewaigert hatte, so entbrannte er noch" mehr, also daß er ihr zwey hundert tausend attische" Drachmen für eine einige Nacht zu geben verhiesse." Als aber auch dieses nichts bey ihr vermochte, und" er seine unglückseelige Liebe vor unerträglich, den" Tod aber vor weit besser hielte, denn um der Pau-"

lina

„lina willen leiden zu müssen, so nahme er sich ernst-
„lich vor, Hungers zu sterben, und schobe es auch,
„ins Werk zu richten, ganz nicht auf. Es hatte
„aber Mundus eine Freygelassene vom Vater her,
„Nahmens Ide, die auf alle Boßheit abgerichtet
„ware. Dieser gefiele nun des Jünglings gefaßter
„Schluß zu sterben gar übel, dann dem Ansehen
„nach ware er nicht weit vom Tode entfernet. Dar-
„um kame sie zu ihm, und richtete ihn mit ihrem
„Zuspruch wiederum auf, indeme sie ihn überredte,
„und ihme Hoffnung machte, er würde mit der Pau-
„lina des verlangten Umganges geniessen können.
„Wie er nun dieses von ihr ganz freudig anhörte,
„so fügte sie noch dieses bey, daß sie nur fünffzigtau-
„send Drachmas gebrauchte, um damit die Paulina
„in die Falle zu bringen. Damit richtete sie also
„den Jüngling ganz wieder auf, empfieng auch gleich
„das begehrte Geld, und griffe darauf den Handel
„ganz auf eine andere Art an, als diejenige, die vor-
„her darinne bedient gewesen waren, indeme sie wohl
„sahe, daß dieses Frauenzimmer mit Geld nicht zu
„gewinnen ware. Sie wußte aber, daß sie der
„Verehrung der Isis sehr ergeben ware, daher dachte
„sie diese List aus: Sie unterredete sich nemlich mit
„den Priestern der Isis, versprache ihnen unter gros-
„sen Betheurungen das bemeldte Geld, und über-
„redete sie dadurch, oder hauptsächlich vielmehr
„durch das allerkräftigste, nemlich die wirkliche baare
„Angabe, da sie ihnen sogleich fünff und zwantzig
„tausend Drachmen zustellete, und eben so viel nach
„vollführtem Anschlag auszuzahlen versprache. Da
„sie dann diese von des Jünglings Liebe umständlich

unter-

„unterrichtete, und sie äusserst vermahnte, dem Men-
„schen um des so schönen Geldes willen, das sie em-
„pfangen hätten, best-möglichst behülfflich zu seyn,
„welche auch von so vielem Gelde ganz verblendet
„wurden, und es ihr versprachen; wie dann der äl-
„teste von ihnen sogleich hingienge, die Paulina zu
„sprechen, und da er eingelassen worden, zu verste-
„hen gabe, wie er allein mit ihr zu reden hätte. Als
„ihme dieses zugestanden worden, gab er bey ihr
„vor, der Gott Anubis habe ihn hergeschickt, als der
„in Liebe gegen sie entzündet worden wäre und ihr
„anbefehle, daß sie zu ihm kommen sollte. Dieser
„nun war solche Bottschafft höchst-erfreulich, und
„berühmte sich dessen bey ihren Freundinnen, daß
„sie Anubis so hoch würdigte, ja sie zeigte es auch
„ihrem Gemahl an, wie sie durch solche Bottschafft
„von dem Anubis nicht nur zur Tafel, sondern auch
„ins Bette eingeladen worden seye. Der Mann
„erlaubte es ihr ebenfallß, als der von seiner Frauen
„Zucht und Ehrlichkeit allzusehr überzeuget ware.
„Sie verfügte sich also in den Tempel, und da sie
„nun gespeißt hatte, es auch Schlaffens-Zeit, und die
„Thüren von dem Priester verschlossen auch die Leuch-
„ter inwendig im Tempel beyseite gethan waren, so er-
„mangelte Mundus der vorhero daselbsten verbor-
„gen gewesen, nicht, mit ihr nach Verlangen umzu-
„gehen; wie sie ihme denn die ganze Nacht über zu
„Willen und von der Meynung völlig eingenom-
„men ware, daß er der Gott seye. Hierauf aber,
„als er sich wieder fortgemacht, und zwar bälder, als
„die andere Priester, die von diesem Betrug nichts
„wußten, ihren Frühedienst anzufangen hatten, so

kame

„kame ſie gleichfalls noch frühe zu ihrem Mann und „erzehlte ihm, wie ihr der Anubis erſchienen wäre, „wußte ſich auch deshalben mit vielen Worten bey „ihren Freundinnen groß zu machen. Dieſe wollten es zum Theil nicht glauben, indem ſie die Natur der Sachen an ſich ſelbſt betrachteten, zum Theil „aber wurden ſie darüber in Verwunderung geſetzet, „indeme ſie, wie ſie doch ſollten, es dahero nicht vor „unglaublich achten konnten, da ſie ihren vortrefflichen Adel und Keuſchheit vor Augen hatten. Am „dritten Tage aber nach dieſer verübten Boshеit, „begegnete Mundus der Paulina, und ſagte zu ihr: „Alſo, Paulina, haſt du mir 200000 Drachmen „geſparet, womit du dein eigen Gut hätteſt vermehren können, und haſt mir dannoch mein Verlangen erfüllet. Im übrigen ligt mir nichts daran, ob du den Mundum dem Nahmen nach ſchmählich behandelt haſt, da in der That ſelbſten, ich dannoch die verlangte Luſt, und zwar unter des Anubis „Nahmen genoſſen. Nach dieſen Worten gienge „er ſogleich von ihr. Da ſie aber alſo angehöret, „was ihr vor ein Bubenſtück geſpielet worden, zerriſſe ſie ihr Kleid, und erzehlte alſobald ihrem „Mann alle Umſtände von dieſer ſo kühnen und „gottloſen That, bate ihn auch ja darauf bedacht zu „ſeyn, wie er ihr Hülffe verſchaffen möchte. Dieſer „aber brachte die ganze Sache bey dem Kayſer an; „worauf dann Tiberius, nachdeme er ſich des ganzen Verlauffs der Sache genugſam erkundiget, „mittelſt der ſcharffen Frage, dazu er die Prieſter „angehalten, dieſe ſowohl als die Ide, die Urſächerin ihres Unglücks, und Stifterin von aller Beſchimpf-

„schimpffung, die der Frauen wiederfahren, creutzi-
„gen, und überdas den Tempel zerstören, auch das
„Bild der Isis in die Tyber werffen lassen. Den
„Mundum aber verwiese er ins Elend, weilen er ver-
„meinte, ihne dahero nicht mit einer grössern Straffe
„ansehen zu können, da alles was er gesündiget, von
„der Liebe hergerühret".

Hieraus wird nun ein jeder sehen, wie sehr diese Schreibart von der in obiger Probe befindlichen, abgehe. Wie seltsam klingen nicht die vielen, unnöthigen und altväterischen Verbindungswörter, sonsten, anbey, massen, dann, bestmöglichst, wie dann, dannoch, u. d. gl? Wer braucht wohl **wegen** mit dem Gebefalle, und nicht vielmehr mit dem Zeugefalle? Wer kan wohl in den Wörtern ware, beflieſſe, verhieſſe, kame, indeme, ihme, grieffe, versprache, hingienge, gabe, seye, zerriſſe, bate, nachdeme, verwiese, ihne, das überflüſſige E am Ende leiden, welches zumahl bey der (imperfectis verborum irregularium) nicht völlig vergangenen Zeit der ungleichflieſſenden Zeitwörter, wieder die Sprachkunst läuft. Hingegen fehlet bey den Gebefällen oder Nehmefällen der Wörter, Zuspruch, Anschlag, Betrug, und Mann, am Ende das E, weil diese Wörter im Zeugefalle ein S haben. Ferner sind hier viele seltsame Wörter gebraucht, als **Tugendfleiß**, **Angabe**, für Handgeld, **bälder**, für eher, **Frühdienst** für Morgenandacht, **einen schmählich behandeln**, für schimpflich mit einem umgehen, **Ursächerin**, für Urheberin; und in der Randschrift, **entunehret**, für entehret oder verunehret. Dieses aber ist das wenigste: Wenn man auf die verwor-

renen

renen Wortfügungen vieler Sätze, auf die schlechte Unterscheidungsart und auf andre übelklingende, durch viele Einschiebsel zerrissene, und mit langen Anhängen verlängerte Perioden siehet. Kurz, einem Scribenten, der so schreibet, siehet man es nicht an, daß er in diesem Jahrhunderte lebet, sondern muß glauben, daß er schon vor hundert Jahren geschrieben habe.

Vielleicht denken viele unsrer Leser: Alle diese angemerkten Dinge wären nur critische Grübeleyen, die zu dem wahren Werthe einer Uebersetzung nichts beytrügen; und wenn selbige nur mit dem Grundtexte übereinstimmete und verstanden werden könnte, so müßte man solche Kleinigkeiten billig übersehen. Allein fürs erste kömmt es viel auf die Zeiten an, darinn solche Schriften herauskommen. Denn was vor hundert Jahren zu entschuldigen war, das kan heute zu Tage, da sich unsere Sprache überaus gebessert hat, nicht mehr übersehen werden. Man fordert es mit Recht, daß die Bücherschreiber die Sprache in ihrer Gewalt haben müssen, darinn sie schreiben; zumal wenn es ihre Muttersprache ist. Hernach aber ist es auch noch so ausgemacht nicht, daß die Gehülfen des Herrn Herausgebers so richtig in Ausdrückung des Grundtextes gewesen, daß man ihnen deswegen was nachzusehen Ursache hätte. Wir wollen nur einige Proben anführen, die uns hin und wieder im Durchblättern in die Augen gefallen, und hernach dem Leser selbst das Urtheil überlassen, ob alles übrige so gar glücklich gerathen seyn werde.

Im dritten Buche der jüdischen Alterthümer, und nach der deutschen Auflage im 6ten Capitel §. 4. stehen

stehen die Worte: „Es war aber die Decke mit „allerley Blumenwerk, so aus der Erden wachsen „und mit vielerley Farben zierlich gewebt, **ohne was „für Thiere darein gewirkt waren.**“ Diese letzte Worte müssen nothwendig einen jeden Leser aufmerksam machen. Man weis, wie sorgfältig Moses den Bilderdienst verworfen, und wie sehr er auch unschuldige Abbildungen von Menschen und Thieren den Jüden verhaßt gemacht, bloß weil das Volk so sehr zur Abgötterey geneigt war. Sollte er nun dieselbigen gar in die Vorhänge der Stiftshütte zu wirken befohlen; oder sollte wohl Joseph solches nicht gewußt, und ausdrücklich eine solche historische Unwahrheit geschrieben haben, davon in Mose keine Spur steht? Allein die ganze Sache hat ihre Richtigkeit, wenn man den griechischen Text ansieht. Wir haben die Ausgabe von 1634. bey der Hand, die bey Jacob Crispinus herausgekommen, und nach den griechischen Abschriften der pfälzischen Bibliothek ausgebessert worden. Da stehen nun p. 82. L. III. Cap. 5. die Worte: πλην ζωων μορφης, und der lateinische Uebersetzer hat: exceptis animantium figuris. Heißt das nun: **Ohne was für Thiere darinn gewirket waren?** Muß es nicht vielmehr heissen: **Ausgenommen nur die Gestalten der Thiere nicht?** Zum wenigsten hat es auch Andilly so gegeben: Sur ce voile étoient figurées, toutes sortes de fleurs & d'autres ornemens, qui embellissent la terre, *a l'exception des animaux.* Dieser Fehler ist auch desto offenbarer, da Joseph in eben dem Capitel, nach obgenannter Ausgabe p. 81. in eben der Beschreibung der Decke, μη ζωων εξετυπουτο μορ-

φας, geschrieben, welches auch im Deutschen recht ausgedrücket worden. Da es nun nicht möglich ist, daß sich ein Scribent sogleich hintereinander widersprechen, oder daß ein Uebersetzer, der auch nur die lateinische oder französische Uebersetzung zurathe zieht, diesen Fehler begehen kan: So sollten wir fast wetten, daß man hier etwa die Lautenbachische Uebersetzung auf guten Glauben abgeschrieben; ungeachtet wir dieselbe nicht in Händen haben.

Die andre Stelle, so wir angemerket haben, steht im 10 Cap. des 12 Buches, §. 2. „Hierüber wurde Demetrius ganz unwillig, und schickte Bachchi„dem, einen Freund des Königs Antiochi Epipha„nis, **und frommen Mann** ꝛc. Auch hier muß einem, der auch nur aus den Büchern der Maccabäer den Bachchides kennet, sogleich der Zweifel einfallen, ob auch wohl Joseph denselben einen **frommen Mann** habe nennen können? Sieht man aber in dieser Absicht den Grundtext nach, so steht p. 422. Ed. citatae, ανδρα χρηστον, welches der Lateiner virum strenuum, der Franzose aber, qui étoit un fort brave homme, gegeben hat. Es gebens auch alle Wörterbücher, daß χρηστος so viel als vtilis, brauchbar, nützlich heisset, welches auch hier die Umstände an die Hand geben.

Die dritte Stelle, die uns als anstößig vorgekommen, steht p. 398. im V. Cap. des 13 Buchs §. 8. „Da er nun sahe, heißt es, daß ihm alle seine Un„ternehmungen, durch Gottes Vorsehung, nach „Wunsche von statten giengen, schickte er eine Ge„sandschaft nach Rom, in der Absicht, diejenige „Freundschaft, welche die Juden ehedessen mit die-

sem

„sem Volke unterhalten, zu erneuren. Er befahl „ihnen auch, daß sie im Wiederkehren die Macedo„nier besuchen, und sie der alten Bündniß ꝛc. er„innern sollten.“ Dieser anbefohlne Besuch der Macedonier kam uns nun abermal fremde vor: Da aus den Büchern der Maccabäer bekannt war, daß die Gesandten nach Sparta geschicket werden: Und allerdings bestätigte der Grundtext solches, wo p. 441. Ed. cit. προς τυς σπαρτιατας, gelesen wird. Auch Andilly hat es nicht anders gegeben, als: & leur donna charge de passer à leur retour par Lacedemone. Ist nun dieses nicht irgend abermal ein aus Lautenbachs oder Hedions Uebersetzungen abgeschriebener Fehler: So wissen wir nicht, wie es Leuten, die den Grundtext vor Augen gehabt, möglich gewesen, aus Spartanern Macedonier zu machen.

Die vierte Stelle ist aus dem II. Buche vom jüdischen Kriege wieder die Römer, und zwar nach der Abtheilung der deutschen Uebersetzung aus dem 8 Cap. p. 69. genommen. Daselbst steht von den Sadducäern: „Die Sadducäer, welche die dritte „Secte ausmachen, verwerfen das Factum schlechter„dings, und läugnen daß Gott Schuld habe, wenn „jemand böses thue, oder nicht thue.“ Nach dieser Nachricht sollte man es nicht denken, daß die Sadducäer die Vorsehung Gottes geleugnet hätten; sondern nur, daß sie Gott nicht für die Ursache des Bösen gehalten hätten. Aber nach dem Grundtexte Josephs heißt es ganz anders: Σαδδουκαιοι δε, το δευτερον ταγμα, την μεν ειμαρμενην πανταπασιν αναιρουσι, και τον θεον εξω του δρᾶν τι κακον ἡ εφο-

ϛιαν, τιθενται. Dieſes bedeutet unſtreitig, daß die Sadducäer Gott nicht allein den Einfluß in die böſen Thaten, ſondern auch die Aufſicht über dieſelben abgeſprochen; und alſo darinn den Epicurern gleich geworden: So wie die vorhin gemeldeten Phariſäer den Stoikern nahe kamen, indem ſie alles dem Schickſale und Gott zuſchrieben, als die auch an den guten und böſen Thaten der Menſchen viel Theil hätten. Der lateiniſche Ueberſetzer hat daher auch geſetzt, & Deum extra omnem mali patrationem inſpectionemque conſtituunt. Und der Franzoſe Andilly ſagts noch deutlicher heraus: ils croyent, que, comme Dieu eſt incapable de faire du mal, il ne prend pas garde à celui que les hommes font. Heißt das nun nicht in wichtigen Stücken die Meynung des Originals verlaſſen, oder doch die Erzählungen Joſephs verſtümmeln und verderben?

Die fünfte Stelle iſt aus dem II. Buche wieder den Apion genommen, und ſteht p. 711. 712 im 35 §. „Ferner, heißt es, wird gemeldet, der vornehmſte „unter ihnen, (den heidniſchen Göttern) ihr Fürſt „und Vater ſperre die von ihm verführte und ge„ſchwängerte Weiber in Kerker hinein, oder ſtürze „ſie ins Meer, und bekümmere ſich hernach weiter „nichts um ſie: Diejenigen aber, die von ihm ge„zeuget worden, könne er, als ſelbſt mit Bann ge„ſchlagen, nicht frey machen, ſondern müßte ſie mit „Thränen ſehen ſterben.“ Wie ſchön lautet nun dieß, und eben ſo das, was folget: Z. E. „Daß der „Ehbruch ſogar ohne Schaam von den Göttern an„geſehen werde, daß einige bekenneten, ſie eifern wie„der die, ſo in ſolcher Geilheit verſtrickt ſeyen.“ In dieſer

dieser Stelle sind zum wenigsten drey Redensarten unrecht und unverständlich übersetzt worden. Denn anfänglich scheinet Joseph nach dem Deutschen zu sagen, Jupiter hätte selbst seine Geliebten in den Kerker eingesperret, oder ins Meer gestürzet; da doch nach dem Griechischen nur gesagt wird, er habe sich um dieselben, deren Liebe er genossen, ferner nichts bekümmert; wenn sie gleich von andern ins Gefängniß geleget, und ins Meer gestürzet worden. Ἐδ' ὁ γενναιοτατος και πρωτος αυτος ὁ πατηρ τας απατηθεισας υπ' αυτου και γενομενας εγκυους, καθειργνυμενας η καταποντιζομενας περιορα. Der Lateiner hat es daher ganz deutlich ausgedrücket, wenn er sagt: seductas a semetipso impraegnatasque mulieres, diruptas submersasque spernit: Und der Franzose noch deutlicher: Apres avoir abusé des femmes, il n'eut pas le pouvoir d'empecher, qu'on ne les retint prisonnieres, & qu'on ne les noyat. Hernach drückt die Redensart, **als selbst mit Bann geschlagen**, dasjenige gar nicht aus, was Joseph gemeynet hat. Der Bann giebt uns einen sehr neuen Begriff, davon die Alten nichts gewußt haben: Da hergegen im Griechischen von dem Verhängnisse, oder Schicksale die Rede ist, dem Jupiter selbst bey den Heyden unterworfen war. Die Worte: και τους εξ αυτου γεγονοτας ουτε σωζειν δυναται, κρατουμενους υπο της ειμαρμενης; zeigen ausdrücklich die Ohnmacht des Jupiters an, wieder das Schicksal zu handeln, wie es im Lateinischen auch gegeben ist: & eos qui ex eo sunt nati non liberare potest, fato constrictus. Was hat hier der päbstliche Bann zu thun? Endlich sind die Worte: Sie,

die Götter, eifern wieder die, ſo in ſolcher Geilheit verſtrickt ſind, gar nicht zu verſtehen, wenn man nicht den Grundtext, oder eine andre Ueberſetzung zu Rathe ziehet. Denn der Eifer eines Gottes, wieder jemanden, bedeutet in der täglichen Sprache nichts anders, als den Zorn, und könnte alſo für eine Wirkung der Gerechtigkeit ausgelegt werden. Dieſes wäre alſo den heydniſchen Göttern kein Schimpf. Aber nach Joſephs Abſicht muß es heiſſen, die Götter hätten oft einander in ihren Laſtern beneidet, und wären eiferſüchtig über denjenigen geworden, dem es im Ehebruche nach Wunſche gelungen. Es heißt: μοιχειας μεν εν ουρανω βλεπεσθαι, ὅτως ανανδρυντως υπο των θεων, ὡστε τινας και ζηλον ὁμολογειν τε επ' αυτη δεδεμενῳ. Das iſt. Adulteria in coelo viſa, & ſic impudenter Diis celebrata, vt iam alii inuidere profiterentur, in tali foeditate vinclo: Wie der lateiniſche Dollmetſcher es gegeben hat. Auf Deutſch hätte es heiſſen müſſen: Man hätte ſogar im Himmel Ehebrüche geſehen, und dieſes Laſter wäre daſelbſt ſo unverſchämt getrieben worden, daß einige Götter ſich nicht geſcheuet zu geſtehen; ſie beneideten diejenigen, die darinn betroffen worden. Hier iſt es augenſcheinlich, daß Joſeph auf den Ehebruch des Mars mit der Venus geſehen, den Vulcan mit ſeinem Netze beſtricket, und den andern Göttern gewieſen. Ja er muß insbeſondre auf des Ovidii Beſchreibung von dieſer Fabel in ſeinem vierten Buche der Verwandlungen geſehen haben, wo es ausdrücklich heiſſet: Daß mancher luſtige Gott ſichs gewünſchet habe, auf die Art, wie Mars, zum Spotte

gemacht

gemacht zu werden; wobey die andern Götter gelachet hätten:

- - - Illi iacuere ligati
Turpiter, atque aliquis de Diis non triſtibus, optat
Sic fieri turpis. Superi riſere, diuque
Haec fuit in toto notiſſima fabula coelo.

Oder wie eben dieſer Poet die Sache in dem II. B. der Liebeskunſt nach dem 580ſten Verſe beſchreibt.

Conuocat ille Deos; praebent ſpectacula capti.
Vix lacrimas Venerem continuiſſe putant.
Non vultus texiſſe ſuos; non denique poſſunt
Partibus obſcoenis oppoſuiſſe manus.
Hic aliquis ridens: In me, fortiſſime Mauors,
Si tibi ſunt oneri, vincula transfer, ait.
Vix precibus, Neptune, tuis, captiua reſoluit
Corpora, Mars Threcen occupat, illa Paphon.
Hoc tibi profectum, Vulcane: Quod ante tegebant,
Liberius faciunt, & pudor omnis abeſt.

Dieſes mag nun zu einer Probe genug ſeyn, mit wie vielem Fleiße dieſe neue Ausgabe nach dem Grundtexte verbeſſert worden. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß dieſe Ueberſetzung allenthalben ſo falſch und unverſtändlich ſey: Allein es iſt doch auch nicht wahrſcheinlich, daß die angemerkten Stellen die einzigen ſeyn ſollten, darinnen etwas verſehen worden. Denn wie wäre es möglich, daß wir in einem flüchtigen Durchblättern eben alles ſchlechte ſollten

ten angetroffen haben? Doch können wir nicht umhin, noch anzumerken, daß man einen römiſchen Magiſtrum equitum, einen Stallmeiſter überſetzet, welches allerdings denen, ſo die Wichtigkeit dieſer obrigkeitlichen Stelle in Rom kennen, allerdings lächerlich vorkommen muß. Hernach ſind die alten Gallier allemal Franzoſen genennet, welches abermal ein entſetzlicher Anachroniſmus iſt, der in einem ſolchen Werke nicht geduldet werden kan. Das Gymnaſium, ſo von einem der jüdiſchen Regenten in Jeruſalem geſtiftet worden, iſt durch eine hohe Schule überſetzet worden: Da es doch bekannt iſt, daß in den Gymnaſiis der Alten lauter Leibesübungen getrieben; in Jeruſalem aber gar eine Schule der Ueppigkeit und Gottloſigkeit unter dieſem Namen verſtanden werden müſſe. Wo bleiben nun noch alle die fremden Wörter, davon dieſe Ueberſetzung überall wimmelt. Z. E. conferiren, confundiren, accurater, Termin, Colonnen, Arriergarde, Garniſon, Cavallerie, marchiren, Circumvallations-Linie, poſto faſſen, actionen, Flancen, commandiren, Succurs, retiriren, Generaliſſimus, Corpo, Pardon, Bagage, Paſſionen, Piecen, und a. m. die man zwar unſern halbdeutſchen Zeitungsſchreibern, als deutſchen Franzoſen, aber keinem Ueberſetzer alter Schriften zugute hält. Was für eine Menge ungewöhnlicher Redensarten und neugemachter Wörter und Wortfügungen giebt es nicht noch durchgehends, die vielleicht nicht einmal für gut ſchwäbiſch, vielweniger für gut hochdeutſch anzuſehen ſind? Z. E. Die Käyſer-Familie, für Kayſerliche Familie, der Eindrang, für Nachdruck, ihm

eine

eine jährliche Besoldung schöpfen lassen, für geniessen lassen; zu Gunsten der Jüden, für den Jüden zu gut; das Geld ist ihm ausgegangen, für, es hat ihm an Geld gemangelt; aus dem Mittel räumen, für aus dem Wege räumen; einen vom Brodte richten, für einen hinrichten; gute Freunde aufheben, für aufnehmen; Gott hat die Araber durch eine Lockspeise gebeitzt, für angereizet; der Bühel, für Hügel; zutheuerst diejenige, welche ꝛc. für zuförderst, u. v. a. m. Wir übergehen hier die vielen unnöthig verlängerten Wörter, als nachdeme, obwohlen, dergestalten, ausdrückentlich, benebenst, äußerstens, ihme, ihne, ware, sammt allen solchen imperfectis verborum irregularium, die nemlich den Lautbuchstaben des Praesentis im Imperfecto ändern. Imgleichen die um ein n verkürzten Beywörter im Num. plur. wenn der articulus definitus davor steht, als die merckwürdigste Lebens-Umstände, die beyde Bücher, die nachdrücklichste Vorstellungen, die merkwürdige Geschichten ꝛc. und unzählige andre grammatische Unrichtigkeiten mehr, darauf man itzo genauer, als vormals, siehet. Wir beschliessen vielmehr diese Nachricht nochmals mit der Versicherung, daß der gute Joseph ohne Zweifel ganz anders aussehen würde, wenn dem gelehrten Herrn Herausgeber nur die gehörige Zeit wäre gelassen worden, alles selbst mit eigenem Fleisse und eigener Feder zu übersetzen.

Um aber dem Leser auch einen Begriff von der schweizerischen Uebersetzung zu geben, so wollen wir den Anfang des ersten Buches, ausser welchem wir noch nichts davon zu Gesichte bekommen, hieher setzen, und denselben Text auch aus unsrer tübingischen

Auflage darneben ſtellen, und das Urtheil, welche davon die beſte ſey, dem geneigten Leſer überlaſſen.

Die tübingiſche.

In dem Anfang erſchuff Gott Himmel und Erden, da aber die Erde noch unſichtbar ware, indem ſie in tiefſter Finſterniß verdeckt lage, und der Geiſt darüber ſchwebete, ſo befahl Gott, daß es Licht werden ſollte. Als nun ſolches geſchehen, und Gott die gantze Materie betrachtet hatte, ſonderte er das Licht von der Finſterniß, und nennte dieſes die Nacht, jenes den Tag; den Anfang aber des Lichts und der Ruhe hieß er Morgen und Abend. Und dieſes ware der erſte Tag, welchen Moſes, einen, nennet. Ich könnte zwar hievon die Urſache anjetzo anführen, dieweil ich aber verſprochen, daß ich von den Urſachen aller Dinge in einem beſondern Buch handlen wolle, ſo will ich dieſe Erklärung dahin ausgeſetzt ſeyn laſſen. Hernach an dem andern Tag, ſpannte Gott den Himmel über alles, unterſchiede ihn von dem übrigen, und wollte, daß er für ſich zu oberſt ſollte geſetzt ſeyn; Er umgabe ihn mit Cryſtall und machte, daß er eine dem Erdboden gemäße Feuchtigkeit bekame, damit die Erde durch den Regen fruchtbar gemacht würde; Aber an dem dritten Tag ſetzte er den Erdboden feſt, und umgab ihn mit dem Meer. Es ſind auch an eben dieſem Tag, alſobald Kräuter und Saamen aus der Erden hervor gewachſen. An dem vierdten Tag, hat Gott den Himmel, mit Sonn, Mond und andern Sternen ausgezieret, und ihre Bewegung und Lauff dergeſtalten eingerichtet, damit die Jahre und unterſchiedliche Jahreszeiten eigentlich angezeiget würden. Am fünfften Tag erſchuff er die Fiſche in dem Waſſer, und die Vögel in der Lufft, und paarte ſie zuſammen, damit ſie ihr Geſchlecht fortpflantzen, und ſich mehren möchten. Hernach am ſechſten Tag brachte er die vierfüßige Thiere ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts hervor, und bildete auch an demſelben Menſchen. Und alſo iſt die Welt und alles, was darinnen iſt, nach der Erzählung Moſis, in ſechs Tagen erſchaffen worden. Aber an dem ſiebenden Tag hat Gott geruhet, und von

von den Werken der Erschaffung der Welt gänzlich aufgehöret; Und dieses ist auch die Ursache, warum wir uns an diesem Tage aller Arbeit enthalten, und ihn den Sabbath, das ist, den Ruhe-Tag, nennen.

Die schweizerische.

Gott erschuff im Anfang den Himmel und die Erden: Aber die Erde war unsichtbar, weil sie in tieffer Finsterniß verdecket lag; und der Geist Gottes schwebete darüber. Hernach befahl Gott, daß das Licht werden solte; und alsobald erschien das Licht. Nachdem Gott diese gantze Materie besichtigt, schied er das Licht von der Finsterniß, und nennete die Finsterniß Nacht, und das Licht Tag; den Anfang aber des Tags hieß er Morgen, und das Ende desselben Abend. Das war also der erste Tag, welchen Moses aber einen Tag und nicht den ersten Tag nennet; wovon ich wohl die Ursach anzuzeigen wüßte; allein weil ich gesonnen bin von allen diesen Dingen in einem absonderlichen Werke zu schreiben, so will ich auch dieses dahin spahren. Am andern Tag erschuff Gott den Himmel, sonderte ihn von allem übrigen ab, und setzete ihn zu oberst als das vornehmste; er umgab ihn mit Crystall, und temperirte ihn mit einer Feuchtigkeit, welche bequem war Regen hervor zu bringen, das Erdreich lieblich zu benetzen, damit es fruchtbar würde. Am dritten Tag setzte er die Erden fest, umgab sie mit dem Meer, und machte, daß sie die Pflanzen mit ihrem Saamen hervor brachte. Am vierten Tag erschuff er die Sonne, den Mond und die andern Sternen, setzte sie an den Himmel, als dessen vornehmsten Schmuck, und ordnete ihre Bewegung und ihren Lauff dergestalt an, daß sie die Jahre und Jahrs-Zeiten eigentlich anzeigen. Am fünfften Tag erschuff er die Fische, die im Wasser schwimmen, und die Vögel, die in der Luft fliegen; und wolte haben, daß sie sich mit einander paareten, damit sie ihr Geschlecht fortpflantzten, und sich nach eines jeden besonderen Art mehreten. Am sechsten Tag erschuff er die Thiere des Erdbodens, an Geschlecht unterschieden, Männlein und Weiblein: Am selbigen Tag erschuff er auch den Menschen. Also erschuff Gott nach

Moses

Moſes Erzehlung in ſechs Tagen die Welt, und alles was ſie in ſich faſſet. Am ſiebenden Tag ruhete Gott, und hörete auf an ſeinem groſſen Wercke der Erſchaffung der Welt zu arbeiten. Dieſes iſt auch die Urſach, daß wir an dieſem Tag nicht arbeiten, und daß wir ihn Sabbath-Tag, das iſt in unſerer Sprache Ruhe-Tag, nennen.

II.

De Gallorum Imperio & Philoſophia libri VII. Stephano Forcatulo, Iurisc. authore.

Lugd. (Genev.) apud Iacobum Chouet 1595. 8. 3 Alph. 3 Bogen.

Dieſes rare Buch, deſſen Verfaſſer Forcatulus, oder Forcadel, die Rechtsgelehrſamkeit zu Toulouſe gelehret, ſoll nach der von einer fremden Hand aufgeſetzten Zueignungsſchrift, nicht ſowohl celtiſche und galliſche Jahrbücher enthalten, als vielmehr eine Sammlung der vornehmſten Anmerkungen von dieſer Völker Philoſophie, Lehrſätzen, Regiment, Gottesdienſt und übrigen merkwürdigen Umſtänden ſeyn, welche aus den beſten Nachrichten zuſammen getragen worden. Es iſt in ſieben Bücher ohne Capitel eingetheilt, und jedes Buch hänget in einer Reihe Anmerkungen von verſchiedener Gattung an einander, welches dem Leſer ſehr beſchwerlich fällt: Zumal da man weder Innhalt noch Ueberſchrift bey jedem Buche, am Ende aber nur ein mageres Regiſter antrifft; dahingegen die Schreibart noch ziemlich rein und zierlich iſt. In dem erſten Buche holt er, nach Art der Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, den Urſprung

des

des Regiments der Gallier von den ältesten Zeiten her, und giebt zum ersten Heiden, nicht nur im Felde, sondern auch in der Regierung, den König Saron an, welcher noch vor dem trojanischen Kriege gelebt, und zu des Patriarchen Isaacs Zeiten floriret haben soll. Des Verfassers mit keinem Beweise versehenem Vorgeben nach, soll dieser Saron ein philosophischer Regent der Gallier gewesen seyn, der sie gelehret, daß ein Gott und eine Vorsehung Gottes sey, der ihnen den Lauf der Gestirne, den Nutzen natürlicher Dinge zur Erquickung des menschlichen Lebens gezeiget, sie von der Abgötterey abgehalten, und diese vernünftige Einrichtung des gemeinen Wesens sodann durch Gesetze bekräftiget, und mit dem Schwerdte unterstützet. Dieser Eingang der ganzen Abhandlung eröffnet uns alsbald, was von des Verfassers Urtheile zu halten sey. Dieser Saron, oder Sarron, ist eine müßige Erfindung Annii von Viterbo, welche er dem assyrischen Berosо untergeschoben*; und es zeiget auch der Verfolg, daß es ihm genug gewesen, etwas altes von den Galliern, das rühmlich wäre, aufzutreiben, ohne sich um einen sichern Grund und Beweis, oder auch nur um eine historische Wahrscheinlichkeit zu bekümmern. Dahar macht er sich kein Bedenken, diesen Saron vor Noah Urenkel auszugeben, und des Annii fabelhafte Geschlechtsregister zur Erklärung der alten Fabeln auf eine unwahrscheinliche Art, nicht ohne viele untermischte Abweichungen auf andere Dinge, zum Grunde zu setzen, dergleichen er gleich p. 4. u. f. thut, wo er weitläuftig untersucht, ob Janus den Noah

* p. m. 53. a.

Noah bedeutet habe. Und in dieser Bahn gehet Forcatulus fort, die Alterthümer der Celten zu entwerfen, und unter Anführung des erdichteten und untergeschobenen Berosi von Samothe, und dessen Sohn Mago (von welchem die Städte Rotomagus, Juliomagus, Noemagus u. s. w. den Namen haben, und auch die Persischen Magi die Benennung erlangt haben sollen) zu reden; folglich die Magie ursprünglich den Galliern zuzuschreiben, so sie von Cham erlernet, und dabey ein weitläuftiges und unordentliches Gewäsche von den Magis mit Ausschüttung seines ganzen Schulsackes vorzutragen. Auf gleichem Fuße beruhet, was er von den Philosophen der Gallier, welche er Saronides nennet, vorbringt, welche gallische Gesetzgeber gewesen, und der Druiden Voreltern abgegeben haben sollen; wodurch das gemeine Wesen der Gallier ungemein zugenommen, und da die gallische Gelehrsamkeit sich in des jüngern Sarons Residenz aufgehalten, so sey Toulouse nachmals der Schaller Gelehrsamkeit worden. Und da findet der Verfasser eine Gelegenheit, den Flor der Gelehrsamkeit in dieser Stadt, in welcher er lehrete, mit einer ekelhaften Weitläuftigkeit und Unordnung zu erweisen; und alte Geschichtschreiber, die ihm zuwieder sind, z. E. Josephum, zu wiederlegen. Und man ersiehet aus dieser Stelle, daß es dem Verfasser eigentlich darum zu thun gewesen, zu erweisen: Die älteste Gelehrsamkeit sey bey den Celten, ihr ältester Sitz aber Toulouse gewesen, so im Anfange nur Garumneus geheissen; und solches zur Dankbarkeit gegen die Stadt, die es ihm erlaubet, ihren Ruhm auf ihrem Lehrstuhle zu vermehren, sogar aus

den

den älteſten Zeiten darzuthun: Wie glücklich kan ein jeder leicht erachten. Wer ſich überwinden kan, die Lobſprüche hievon durchzugehen, und was recht überflüßig und ungereimt aus der alten in Fabeln eingehüllten Lehre vorgetragen wird, anzuſehen, der wird hiervon völlig überzeugt werden. Dabey bahauptet er, die griechiſche Sprache ſey bey den Galliern vor Agenors und Cadmi Zeiten ſchon bekannt, und unter ihnen üblich geweſen: Indem ſie das wichtigſte von den Phöniciern und andern Völkern erlernet, von welchen gedachter König Saron gelehrte Leute nach Gallien kommen, und ſie von ihnen in der Beredſamkeit, Wahrſagerey, Mathematik, Rechtsgelehrſamkeit, unterweiſen laſſen; gleichwie er auch von dem Oſiris, als er die Welt durchzogen, den Ackerbau gelernet, und die Gallier darinnen unterwieſen haben ſoll. Deswegen redet er viel ruhmwürdiges von deſſen Tugenden und Reiſen, (welche aus der alten Fabellehre ihren Stoff geliehen bekommen) und Tode, den er um der Wahrheit willen ausgeſtanden; wo abermal eine Menge geſammleter Perſonen, welche die Wahrheit und Verbeſſerung der Sitten befördert, und darüber den Tod leiden müſſen, und unter denſelbigen Chriſtus ſelbſt, das Buch unnöthiger Weiſe groß und weitläuftig machen müſſen. Auf dem, dem Saron aufgerichteten Ehrenmahle ſoll erſt zu ſeiner Zeit ein noch übriges Denkmahl eines auf dem Grabe erzielten Baums (arbor ſepulchralis) verdorben und verdorret ſeyn. Darauf werden die folgenden Könige, nach Beroſi Ordnung, angeführet, Dryius, Bardus, Celtes, und andere, von welchen den Königen der Name der Druiden, Barden

und

und Celten, herkommen soll. Und da findet Forcatulus Gelegenheit, von den beyden erstern zu reden, und sonderlich ihre Meynung von der Seelenwanderung zu untersuchen, von welcher er zwar mit Recht behauptet, daß sie nicht erst von Pythagora eingeführet worden sey; aber zugleich glaubt, diese Lehre komme daher, weil man gehöret, der Geist Gottes belebe die heiligen Gottesmänner, werde von den Gottlosen genommen, und den Frommen gegeben. Denn so glücklich schließt dieser Rechtsgelehrte immerdar. Unter andern Beweisen, daß die Druiden von Pythagora die Seelenwanderung nicht gelernet, stehet auch dieser, weil die Druiden tausend Jahr vor Pythagora schon philosophiret haben. Und so gehet er die Druiden, Barden, Somnotheos Eubagen, und ihre Lehren, aus bekannten Stellen der Alten durch, macht sie zu berühmten öffentlichen Lehrern der Rechtsgelehrsamkeit, so darüber besoldet worden, rühmt darunter zweene, Longhonem und Bardum, den jüngern, und kömmt sodann auf die Tolosanische gelehrte Historie des dreyzehnten Jahrhunderts, wiewohl mit Abhandlung solcher Materien, die er bey Gelegenheit fast eines jeden Wortes vom Zaune abbricht, und bey den Haaren herziehet, welche man darinnen nimmermehr suchen sollte. Darauf verfällt er auf die natürlichen Reichthümer und Fruchtbarkeit des alten Galliens: Weil er sich zu untersuchen vorgenommen, warum die Druiden vorgegeben, sie wären von dem Gotte des Reichthums, wie die Nation selbst, entstanden. Er beschreibt sodann Celtis Regierung, woher er den Namen Celtä leitet, und ihn mit dem Worte, berühmt, erkläret. Das giebt

ihm

ihm Anlaß, den Ruhm der Celten weitläuftig zu betrachten, nur weis er nicht, wie er damit zurecht kommen ſoll, daß der celtiſche Name viel älter iſt, als ſein König, von dem er denſelbigen herleitet. Die Figur, prolepſis genannt, welche er aus der Hiſtorie mit vielen Exempeln ekelhaft erkläret, muß ihm aushelfen. Nach ihm betrachtet er den lybiſchen Hercules, und deſſen Verdienſte um die Gallier, wo ihm die vielen Hercules eine herculiſche Arbeit machen, das, was ſeinen Helden nicht löblich wäre, von ihm abzuwenden. Und ſo weit gehet das erſte Buch, aus welchem man von den übrigen ein gegründetes Urtheil fällen kann, ohne daß man nöthig hat, alle Geduld aufzubiethen, dieſes ſo unordentlich geſchriebene, und meiſt mit fremden, oder doch fabelhaften Dingen angefüllte Buch, ganz durchzugehen, indem die darinnen weitläuftig unterſuchten gelehrten und bürgerlichen Geſchichte der Gallier und Celten, auf unrichtigen, untergeſchobenen, oder doch nichts zur Sache beytragenden Beweiſen, beruhen, die vielen Ausſchweifungen die Aufmerkſamkeit völlig abziehen, und die Unordnung nicht ohne groſſe Mühe erlaubt, ſich einen zuſammenhangenden Begriff von demjenigen zu machen, was der Verfaſſer von dem Hauptwerke ſagen wollen. Es hat alſo le Long mit Recht davon geurtheilet, daß es darinnen von Fabeln wimmele, und ich weis nicht, warum es Schurzfleiſch Picards vorziehet, deſſen Urtheil von letzterm ich auch von Forcatulo zu unterſchreiben kein Bedenken trage, und dieſes Buch als eine Probe anſehe; daß rare Schriften gemeiniglich von ſchlechtem Werthe ſeyn, ob gleich darinnen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, aber übel angebracht iſt,

III.

Gottfried Behrndts Zusatz zu Georg Neumarks deutschem Palmbaume, aus noch ungedruckten Nachrichten.

Zu dem Umfange unserer Bemühungen in diesen Beyträgen gehöret auch vor andern die Sorgfalt, diejenigen Deutschen kennen zu lernen, welche jemals durch ihre Schriften, oder andere Mittel, den Flor und die Aufnahme der deutschen Sprache zu befördern getrachtet. Sie mögen auch einen so guten oder schlechten Fortgang ihrer Absichten erhalten haben, als es ihre Geschicklichkeit oder ihr Unvermögen zugelassen. Dahero haben wir auch nicht ermangelt, verschiedene Mitglieder der ehemals blühenden deutschen Gesellschaften, nach ihrem rechten Namen und hieher gehörigen Umständen, bey Gelegenheit zu entdecken, welche man vorher nur unter ihrem Gesellschaftsnamen gekannt hatte. Unter andern Vortheilen, welche man von solcher Geflissenheit zu erwarten hat, ist auch dieser enthalten, daß man oftmals ihre Schriften, deren Ursachen, Werth, Güte und Mangel, desto gründlicher beurtheilen, und ihre Fehler den rechten Quellen beymessen lernet; wie auch, wenn sie etwas, zu noch fortdaurendem Nutzen und fernerm Wachsthume der deutschen Sprache, Geschichte und Alterthümer vorgetragen, andern zur Aufmunterung, auf die Nachkommen fortgepflanzet: Als welche solchergestalt Unterricht erlangen, welchem

Gelehr-

Gelehrten, oder welcher Landſchaft, man dergleichen Beförderung ſonderlich zu verdanken habe. Bisweilen ſind wir aber, aus Mangel nöthiger Nachrichten, gezwungen geweſen, die eigentliche Entdeckung ſolcher verkleideten Biderleute auf die Folgezeit zu verſchieben.

Alſo haben wir im 5ten Stücke am 26 Blatt unſerer Beyträge, den Verfaſſer der engliſchdeutſchen Sprachlehre, Minerva genannt, nicht nahmhaft zu machen vermocht; ob man wohl deſſen Geſellſchaftsnamen **des Aedlen**, nebſt deſſen Wahlſpruche, arte & marte, vor ſich geſehen. In Neumarks Palmbaume hat man damals vergeblich nachgeſchlagen. Nunmehro haben uns aber einige Spuren mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit belehret, daß der Verfaſſer **Martin Edler** geheiſſen. Er war von Jena in Thüringen gebürtig, und ſtund als ein Mitglied bey der ſogenannten **Deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft**, die aber von einigen Gelehrten, aus Scherz, vielleicht auch, bisweilen nicht unbillig, im Ernſte, die **Geſchoſſenſchaft** genennet worden. Sie hatte den bekannten **Philipp Zeſen** zu ihrem Stifter, und der Hauptort ihrer Verſammlung war zu Hamburg; daſelbſt ſie aber auch, nach vierzigjähriger Dauer, im Jahre 1689. mit dem Tode ihres Stifters in merkliches Stecken gerathen. Ja ſeit 1705. da der wittenbergiſche Schulrector, M. Peiſker, ein kleines Werkchen von den Zunft- Tauf- und Geſellſchaftsnamen ſeiner Mitgenoſſen zu **Wittenberg** in 8vo durch den Druck zu guter letzt bekannt gemacht, und woraus wir Bl. 40. unſern **Edler** kennen gelernet: So hat man weiter nichts von ihr gehö-

ret*. Aus dem Gesellschafts und eignen Namen des gedachten Edlers, welcher in der besondern sogenannten Näglichen Zunft dieser Genossenschaft, der 144te an der Zahl ist, mag allem Vermuthen nach sein Wahlspruch, arte & marte, entstanden seyn; wo er nicht auch zu gleicher Zeit in Kriegesdiensten gestanden, welches uns unbekannt ist. Dieser sein Gesellschaftsname hies nun **der Edle**, welchen solche Genossenschaft, nach sonst angenommener wunderlichen Rechtschreibung, **der Aedle**, ausgedrücket; wie selbiges Wort in der Vorrede des gedachten M. Peiskers, Bl. 11. also vorkömmt. Wenn gleich Bl. 144. **der Edle**, stehet, so ist solches daselbst entweder ein, ihrer Schreibart zu Folge, eingeschlichener Druckfehler: Oder Herr Peisker hat endlich die Thorheit solcher Rechtschreibung, noch vor dem Untergange der Genossenschaft eingesehen. Es mag sich sonsten gedachter Edler bey Abfassung seiner Sprachlehre wohl in Hamburg aufgehalten haben; woselbst noch heutiges Tages, bekannter maassen, eine ansehnliche Handelsgesellschaft der Engelländer blühet, und in eigener Verfassung stehet; da denn durch ihre Beförderung gedachte Sprachlehre zu London 1685. 12. gedruckt worden. Länger wollen wir uns hiebey nicht aufhalten.

Wer aber der sogenannte **Verlassene** Bl. 11. des I. Stücks unserer Beyträge sey, dessen deutsche Uebersetzung

---

* Siehe Schediasma de instituto societatis Philoteuton: welches zu Leipzig 1722. in 4to bey einiger Veränderung unserer gegenwärtigen Gesellschaft herausgekommen Bl. 30 - 33.

ſetzung des Julius Cäſars 1682. zu Leipzig ans Licht getreten, bleibt noch verborgen; ob wir ihn ſchon aus einer ungedruckten Fortſetzung der Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft zu entdecken vermeynet, worunter er aber auch noch nicht befindlich iſt. Folglich muß er eines der letztern Mitglieder ſolcher Geſellſchaft ſeyn, nemlich welche von 1678. bis 1680. aufgenommen worden: Da bekannter maſſen in dem letztgedachten Jahre ſolche Geſellſchaft mit dem Tode des Adminiſtrators zu Halle, Herzog Auguſts zu Sachſen, als ihres Oberhaupts und Vorſtehers, getrennet worden.

Inzwiſchen aber haben wir doch, aus anfangs gemeldeten Gründen, für zuträglich erachtet, erwähnte noch ungedruckte Fortſetzung der Mitglieder ſolcher Geſellſchaft hier einzurücken. Der geneigte Leſer kan verſichert ſeyn, daß ſie um ſo viel zuverläſſiger ſey, als ſolche aus dem hinterlaſſenen und anſehnlichen Bücherſaale eines ehemaligen vornehmen Mitgliedes derſelben, nemlich des weiland hochfürſtlichen Magdeburgiſchen geheimen Raths und Hauptmanns zu Giebichenſtein, Herrn **Gebhards von Alvensleben**, eines damals groſſen Staatsmannes, Gelehrten und Beſchützers der Muſen uns durch gnädige Mittheilung zu Handen gekommen. Dieſer beſaß, nebſt andern, eine weitläuftige Gelehrſamkeit, auch groſſe Wiſſenſchaft in den Geſchlechtsgeſchichten des hohen und niedern Adels: Wie deſſen ſchriftlich hinterlaſſene groſſe und viele Bände bezeugen, und deren ſchon der Profeſſor Meibom in ſeiner lateiniſchen Einleitung zur niederſächſiſchen Hiſtorie mit gebührendem Ruhme gedacht hat. Sein, Gott gebe

noch lange voll Ruhm und Würden lebender glücklicher Enkel, ist der Kön. Großbritt. und Churfürstl. Braunschweigische wirkliche geheime Staatsrath zu Hannover, Herr **Rudolf Anton von Alvensleben** ꝛc. dessen Gelehrsamkeit, Rechtserfahrenheit und Verdienste, weit über unsere ehrerbietigste Feder gestiegen. Hochgedachter sein Herr Großvater war überdem auch ein grosser Vertheidiger der deutschen Sprache, und was dem anhängig ist; daher er im Jahre 1647. unter dem Namen **des Ausjagenden**, in solche Gesellschaft trat, und nichts an ihrer Beförderung ermangeln lies. Es war nur zu bedauern, daß er, zu grossem Leidwesen der deutschen Gelehrten, schon den 1. Weinmonatstag 1681. zu Neugattersleben, im Herzogthume Magdeburg, wiewohl im 62ten Jahralter, dem durchlauchtigsten letzten Vorsteher seiner Gesellschaft, im Tode nachfolgete. Der durchlauchtigste Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig, beklagte solches Ableben, mit einem deutschen und von Ihm selbst verfertigten Sonnet, gar zärtlich und mitleidig. Wäre solcher Todesfall nicht so bald nach der unglücklichen Trennung der Gesellschaft erfolget: So würden wir diesen nachstehenden Zusatz völlig, und bis zur Endschaft zu liefern, jetzo im Stande seyn, woran aber nunmehro die beyden letztern Jahre fehlen, welche fürs künftige noch aufgehoben bleiben müssen. Das letzte der von Eingangs gedachtem **Neumark** bekannt gemachten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, ist also daselbst am 439ten Blatt, der 806te in der Ordnung, nemlich **Martin Rempe**; und also schliesset selbiger in dem Jahre 1668. seine Nachrichten. Was demnach in folgen-

folgender Zeit von zehn Jahren, nemlich von 1668. bis 1678. vor viele Standespersonen und Gelehrte zu selbiger getreten, welche eine Anzahl von siebenzig Personen ausmachen; solches stellet folgendes ungedrucktes Verzeichniß derselbigen, nebst ihren Gesellschaftsnamen, Gemälden und Ueberschriften, vor Augen:

Noch 1668.

807. Georg Ernst **von Hartitzsch.** Dessen Gesellschaftsname, Der Vielgenützte. Gemälde, Papierbaum. Ueberschrift, Ist Ehrenwerth.

808. Moriz Christoph von **Schönberg.** Der Willigste. Bieberklee. Blut zu stillen.

809. Adam Samuel **Freystein.** Der Klärende. Wasserbasilien. Die Augennebel.

810. Johann Helwig **Sinold,** gen. **Schütz.** Der Gezeichnete. Adamsäpfel. Sonder Nachtheil.

811. Hans Adam von **Ende,** Obr. Lieut. Der Geschäftige. Wizscherlewezsch. Bald hier, bald da.

812. Hans von der **Schulenburg.** Der Furchtsame. Eiternesseln. Fürm Brande.

813. Caspar **Stieler,** F. Sächs. Ges. und Lehnsecr. Der Spate. Blumenkohl. Uebertrifft die Frühzeitigen.

1669.

814. Volkmar **Happe,** Gräfl. Schwarzb. Rath. Der Abtrocknende. Grosser Bertram. Beschwerliche Feuchtigkeit.

815. Joh. **Graaß,** Kayserl. Rath. Der Erfüllte. Parnasserkraut. Mit sonderbaren Gaben.

816. **Friedrich**, Herzog zu **Sachs. Gotha.** Der Allerliebste. Englische Wunderrose. Nicht sonder Ursache.

817. Georg **Schöbel.** Der Himmlischgesinnte. Sonnenwende. Verachtet das Irrdische.

1670.

818. Georg **Wende.** Der Pflanzende. Bergbenedicten. Im Herzen viel gutes.

1672.

819. Chr. Franz **Paulini**, Med. D. und Prof. zu **Sora.** Der Wachsame. Apulische Kostwurz. Rettet vom Tode.

820. Joh. **Rolle.** Der Fruchtreiche. Brustbeerlein. Zur Zeit der Noth.

821. Christian Ernst **Kanne.** Der Klügliche. Süsser Wermuth. In seiner Verrichtung.

822. Herr von **Rumor**, Churprinz. Hofmeister zu Dreßden. Der Ungemeine. Sustanischer Schwertel. Verdient sein Lob.

823. Joh. Bapt. **Ritter.** Der Ehrliche. Mannstreu. Läßt nicht im Stiche.

824. Hans Casper von **Loß.** Der Erlegende. Alpische Benedicten. Durch Kraft viel böses.

825. **Carl Wilhelm**, Fürst zu **Anhalt.** Der Schattichte. Wacholder. Vielen zu gute.

826. **Anton Günther**, Fürst zu **Anhalt.** Der Fürtreffliche. Rhapontik. Wegen grosser Tugend.

827. **Joh. Adolph** Fürst zu **Anhalt.** Der Starkriechende. Riechender Andorn. Von gutem Gerüchte.

828. **Joh. Ludw.** Fürst zu **Anhalt.** Der Besprengte.

ſprengte. Weiſſe Mariendiſtel. Mit Himmelsthau.

829. Joach. Fridr. **Brand von Lindau.** Der Mittlende. Bergſtorchſchnabel. Groſſe Gefahr.

830. Rud. von **Bünaw.** Der Geſellige. Igelskletten. Mit jedermann.

831. Hans Jacob von **Craz.** Der Unverſäumte. Gefüllte Herbſtroſe. Kömmt doch noch recht.

832. Ludwig von **Janus.** Der Reinigende. Weiſſe Aſſodillwurz. Von aller Häßlichkeit.

833. Joachim Friedrich von **Halberſtadt.** Der Brauchbare. Salſenkraut. Thut das Seinige.

834. Hans Chriſtoph **Naſo.** Der Schmückende. Syriſch Frauenhaar. Zum Wohlbehagen.

835. Hans Dietrich von **Geismar.** Der Preiſende. Heydeſchmuck. Den Wald allzeit.

836. Ludwig von der **Gröben.** Der Reizende. Rother Mangold. Die Natur.

837. David Elias **Heydenreich.** Der Willige. Gelbe Pfrimenroſen. Gutes zu thun.

838. Caſpar von **Letmath.** Der Unverzagte. Löwendieſtel. Scheut keine Gefahr.

1673.

839. Carl Auguſt, Freyherr von **Prikel.** Der Erfreuliche. Gefüllte Dotterblume. Nach trüben Tagen.

840. Chriſtian Lorenz von **Adlersheim.** Der Immergrüne. Waldcypreſſen. Bey Hitz und Froſt.

841. Joh. Adolph **Marſchall.** Der Ausklärende. Wohlriechendes Leinkraut. Das Angeſichte.

842. Ferd. Albr. Herzog zu Braunschweig-Lüneburg. Der Wunderliche. Alexandrinisch Lorbeerkraut. Im Fruchtbringen.

1674.

843. Friedrich Willhelm, Graf zu Leiningen. Der Gelobte. Englischer Majoran. Bey jedermann.

844. Johann Anton, Graf zu Leiningen. Der Beliebliche. Citronen Quendel. Hat guten Geruch.

845. Christoph Christian, Graf zu Leiningen. Der Zielende. Geel Bergpolium. Auf Nutzbarkeit.

846. Heinrich, Reuß. Graf zu Plauen. Der Spitzige. Bocksdorn. Nicht ohne Frucht.

847. Johann Georg von Bendeleben. Der Gewapnete. Meerstachelkraut. Mit eigner Tugend.

848. Haubold Heinrich von Starschedel. Der Fortgepflanzte. Demuth. Mit Lieb und Lob.

849. Michael Praun, I. V. D. und Syndic. zu Kempten. Der Vorstellende. Blauer Augentrost. Den Tugendadel.

1675.

850. Peter Müller, I. V. D. und Gräfl. Stollberg. Hofrath. Der Treumeynende. Distelrohr. Ist bitter.

851. Michael Frankenberger. Der Erscheinende. Eisenblüh. In allerhand Gestalten.

852. Christ. Friedr. Maurer, Churfächs. Oberamtmann zu Dänstedt. Der Wohlerkannte. Deutscher Diptam. In der Treue.

853. Joh. Christoph Arnschwanger. Der Unschul-

ſchuldige. Weiſſer Quendel. Bleibt immer rein.

854. Hieron. Ambroſ. **Langermantel**, Domherr zu S. Moriz in Augſpurg. Der Wenigſte. Kleiner Sonnenthau. Wirkt viel Erſprieſſen.

1676.

855. **Fridr. Auguſt**, Biſchoff zu **Lübeck**, Herzog zu **Schleswig Hollſtein**. Der Auserwählte. Türkiſche Meliſſe. Für vielen andern.

856. Hans Georg **Marwitz**. Der Getreuliche. Edler Majoran. Im Dienſtleiſten.

857. Friedrich von **Rommel**. Der Leiſtende. Amberkraut. Sein Verſprechen.

858. Caſpar Abraham von **Schönberg**. Der Verträgliche. Indianiſche Salvey. Auf den Nothfall.

859. Johann von der **Aſſeburg**. Der Stammhafte. Baum Eibiſch. Dauert am längſten.

860. Hans Rud. von **Kalizſch**. Der Unbekümmerte. Cretiſcher Wohlgemuth. Verlachet das Wetter.

861. Detloff **Korf** F. Lübeck. Cammerjunker. Der Bleibende. Wirbeldoſt. In ſeinem Beruf.

862. Günther von **Bünaw**. Der Frohe. Jungferkraut. Vertilget das Trauren.

863. Jochim von **Sandrart**. Der Gemeinnützige. Rothe Tanne. Ragt weit hervor.

864. Daniel **Kleſch**. Der Kräftigſte. Karpatiſch Krumholz. Innerlich und äuſſerlich.

865. Ludwig, **Landgraf zu Heſſen**. Der Huldreiche. Rothe Meyenblumen. Ergetzet ſonderlich.

866. Adam

866. Adam Ernst Senft von **Pilsach**. Der Sanftmüthige. Sammtpappeln. Beleidiget niemand.

867. Just Heinrich von **Ende**. Der Genügsame. Ackermünze. Bleibt wer er ist.

868. Ludwig Philip von **Geismar**. Der Artliche. Kleiner Quendel mit weissen Blumen. Ist sehr beliebt.

869. Gottfried von **Bissing**. Der Schmiegende. Kriechend Amberkraut. Kömmt doch zu Ehren.

870. Ernst Dietrich von **Ettmannsdorf**. Der Zärtliche. Klein Bergpolium. Wirkt dennoch stark.

1677.

871. Tob. **Nichels**. Der Treumüthige. Nachtviolen. In Wort und Thaten.

872. Sylvius Friedrich, **Herzog zu Würtenberg**. Der Schützende. Grosser Lorberbaum. Tugend und Tapferkeit.

873. Christ. **Juncke**. Der Funkende. Sternkraut mit der gelben Blume. Auch bey der Nacht.

1678.

874. Heinrich, Graf **Reuß**, Oberster. Der Köstliche. Weisser Lavendel. Wird hochgeschätzt.

875. Christ. von **Lüttichau**. Der Ungewartete. Feldpolium. Gedeihet doch.

876. Hans Caspar von **Lützelburg**. Der Hinderliche. Wilde Salvey. Dem schädlichen Gifte.

877. Carl Heinrich Morawitzky von **Rudnitz**. Der Treuherzige. Nackende Gerste. Blösset seine Güte.

IV. Chri-

IV.

Christian Gueintzen, deutscher Sprachlehre Entwurf.

Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthume Anhalt, im Jahre Christi 1641. 8. 9 Bogen.

Es haben sich unter uns Deutschen noch immer von Zeit zu Zeit einige Leute gefunden, welche bemühet gewesen sind, ihre Muttersprache in gewisse Regeln zu fassen, und sie zu einer festen Grundrichtigkeit zu bringen. Man muß ihre gewagte Versuche loben, gesetzt, daß sie auch nicht alle erforderliche Vollkommenheit an sich hätten. Durch viele dergleichen Entwürfe wird den Nachfolgern der Weg gebähnet, zu einer mehrern Einsicht in die eigentliche Beschaffenheit und Eigenschaft der Sprache zu gelangen. Je mehrere Vorgänger man gehabt hat, desto leichter kan man fortkommen, und wenn nur ein jeder einen Schritt weiter gegangen ist, als sein Vorfahre, so wird man doch endlich wohl einmal an das vorgesteckte Ziel gelangen können. Es ist daher gut, daß ein jeder diejenigen kennet, die vor ihm an einer Sache gearbeitet haben, welche er zu unternehmen willens ist; und daß er weis, wie weit sie in ihren Bemühungen gekommen sind, damit er noch weiter gehen möge. Das Aufnehmen und die Erweiterung der Wissenschaften haben sich durch viele Schriften von einer Art eben keines grossen Vortheils zu versprechen; wenn die eine immer ein Auszug der andern ist und nichts mehr enthält, nichts auf eine andere Art ausführet, nichts deutlicher macht, nichts

umständ-

umständlicher und völliger und richtiger vorträgt, erläutert und beweiset, als es die andre schon gethan hat. Allein das kan ihnen sehr zu statten kommen, wenn unterschiedene Personen eine Sache auf verschiedene Art eingesehen, ausgearbeitet und vorgestellet haben. Aus diesem Grunde sind wir auch bewogen worden, von gegenwärtiger Sprachlehre etwas zu erwähnen. Denn es scheinet uns, als wenn der Verfasser derselben aus eigenem Nachsinnen seinen Entwurf aufgesetzet, wenigstens entdecket er niemanden, dem er nachgefolget ist. In der Ausführung selbst führt er zwar zuweilen **Oelingern, Rietern, Wernern** und **Clajum** an, die ebenfals seiner Meynung sind: Dem ungeachtet aber hat er doch auch vieles, welches bey jenen noch nicht gefunden wird, oder so vollständig ausgeführet und auseinander gesetzt worden ist.

Er theilet seine Schrift überhaupt in zwey ungleiche Bücher ein, wovon das erste das weitläuftigste ist, und von der deutschen Sprachkunst überhaupt, der Rechtschreibung und Wortforschung handelt. Das andere ist sehr kurz und hält die Regeln von der Wortfügung in sich. Ein jedes Buch ist wieder in seine Capitel eingetheilet, die wir nach der Ordnung etwas durchgehen wollen. Der Herr Verfasser hat sich beflissen, alle Kunstwörter gut deutsch zu geben; und sind die Worte, die er deswegen in der Vorrede anführet, recht artig und vernünftig, wiewohl in einer eben nicht gar zu zierlichen und verständlichen Schreibart. „Der Entwurf der Kunstwörter, „schreibt er, wie von andern angefangen, ist ferner, „daß sie deutsch seyn können, versuchet. Ein Ver-

such

„ſuch aber in ſothanen Dingen iſt nicht zu tadeln,
„welcher auch ſonſten in dergleichen niemal. Und
„hat Cicero in ſeiner Sprache die Kunſtwörter ver-
„lateinert (daß ich ſo reden mag, oder in das La-
„teiniſche übergeſetzet) was iſt dann ſtrafwürdiger,
„dergleichen Fleiß in gleicher Sache anwenden?
„Harte lautet es, aber auch was anders, wann man
„es ungewohnet. Ein anderer Ungelehrter weis
„auch nichts von dergleichen, aber ſo er unterwieſen,
„erlernt er es leichtlich. Iſt es recht, günſtiger Leſer,
„in das Arabiſche was zu ſetzen, was in das Grie-
„chiſche zu bringen? Warlich wir Deutſchen wei-
„chen ihnen nicht, auſſer, wann wir müſſen. Iſt
„unſeres nicht gebräuchlich? Jenes war auch nicht.
„Schade derhalben wäre es, das was andere in
„Gebrauch bracht, das, do es müglich, unterlaſſen.
„Sollte keiner können ſeine Gedanken eröffnen, und
„mit Worten, der da ſonſten reden könnte, an Tag
„geben? Das wäre warlich wieder ſeine Gedanken,
„und wieder die Wahrheit: wie es andere gewohnet
„worden, nachdem ſie es gebrauchet, alſo auch wir,
„wenn dergleichen geſchicht, u. ſ. w.“ Dieſe Ueber-
ſetzung der Kunſtwörter iſt ihm nun, wie es gemei-
niglich zu geſchehen pflegt, theils wohl, theils übel
gelungen. Wir werden hier aber keines davon zum
Beyſpiele anführen, weil wir geſinnet ſind, unſern
Leſern mit eheſtem ein Verzeichniß von denen Kunſt-
wörtern, die zur Sprachlehre, Beredſamkeit und
Dichtkunſt gehören, vorzulegen und zu zeigen, auf
wie mancherley Art ſie von unterſchiedenen Män-
nern überſetzt worden.

Wir finden, daß dieſes Buch nach der damals
üblichen

üblichen Philosophie eingerichtet ist, und also in gewissem Verstande eine philosophische Sprachlehre genennt zu werden verdienet. Denn der Verfasser läßt sich angelegen seyn, durch eine vielleicht gar zu sorgfältige Zergliederung einer Sache in viele kleine Untereintheilungen alles deutlich zu machen, und also von einem auf das andere zu kommen, worinnen er, unserer Meynung nach, wohl ein wenig zu weit gegangen ist. Doch sehen wir es, als etwas sehr löbliches an, daß er sich bemühet, von allem, was er setzet, eine deutliche und genaue Erklärung zu geben. Wir werden Gelegenheit haben, einige davon anzuführen, wenn wir jedes Capitel vor uns nehmen.

In dem ersten handelt er von der deutschen Sprachlehre und sagt, sie sey **eine Dienstfertigkeit der zusammensetzlichen deutschen Wörter, recht rein deutsch zu reden.** Hierbey hat man nach seiner Meynung, die **Endbetrachtung** und **Mittelhandelung** in Acht zu nehmen. In der Endbetrachtung sind etliche Sachen wesentlich, etliche zufällig. Die wesentlichen sind innerlich oder äusserlich. Innerlich sind die Beschreibungen des Worts oder des Dinges. Beschreibung des Worts: Die **Deutschheit** (so nennt er, was man sonst lateinisch germanismum zu nennen pflegt) wird genennt vom Tuiscon. Beschreibung des Dinges: Die Deutschheit ist eine kunstmäßige Uebereinstimmung der Rede, nach der Art der bewährten Deutschen. Aeusserlich sind der Ursprung und die Scribenten. Der Ursprung der deutschen Sprache ist mehrentheils ebräisch, sintemal deutsch von Tuiscon, dieses aber von Ascan herkömmt. Dieser Ascan soll

von

von Noah nach der Sündfluth gezeuget worden, und in Europa nach Deutſchland gekommen ſeyn. Sein Sohn Mannus hat, wie etliche meynen, gegen der Stadt Cölln über ſeine Wohnung gehabt, wovon derſelbe Flecken den Namen Deutſch behalten. Es iſt aber aus Aſcan durch Vorſetzung des Vornennworts **du Duaſcan**, oder verſtümmelt, **Tuiſcon**, und von dem **Duatſch, deutſch** gemacht worden, und heißt **Tuiſcon** ſo viel als **Du Aſcan**. Die Art zu ſchreiben iſt bey den Alten mehr mit griechiſchen als lateiniſchen Buchſtaben gebräuchlich geweſen, wie aus den bey den Graubünden gefundenen Grabſchriften erhellet. Die Scribenten, daraus die deutſche Sprache zu erforſchen und zu lernen iſt, ſind entweder Alte oder Neue. Alte Scribenten ſind, die vor Luthero gelebt und meiſt ſächſiſch geſchrieben haben: Neue Scribenten ſind, die zur Zeit Lutheri geweſen und hernach gelebt haben. Von beyden werden unterſchiedene hier angeführet. Die neuen Scribenten haben entweder eine gemeine oder eine zierliche Schreibart gebrauchet; eine gemeine, die Geſchicht- und Weltbeſchreiber; eine zierliche, die Schriftausleger und ganz neuen Geſchichtſchreiber, von denen allen er einige nennet. Die zufälligen Dinge der Endbetrachtung ſind entweder gemeine oder ſonderbare. Gemeine ſind die Nutzbarkeit und Vortrefflichkeit der deutſchen Sprache. Die Nutzbarkeit ſucht er darinn, daß die deutſche Sprache zur Erhaltung deutſcher Hoheit hochnöthig iſt, und die Vortrefflichkeit, weil ſie alle andere Sprachen am Alter übertrifft, und ſich allein, als eine reine Jungfer, von fremden Sprachen enthalten kan. Unter den ſonderba-

derbaren zufälligen Dingen ist die Völligkeit. Diese ist so groß, daß auch fast nichts kann gefunden werden, welches man nicht deutsch ausdrücken könne. Die Mittelhandelung begreift in sich entweder fernere oder nähere Mittel. Fernere als die **Wortschreibung** und **Wortsprechung**.

Hiermit kömmt er auf das andere Capitel von der Wortschreibung. Wir sind in dem ersten dem Verfasser auf dem Fuße nachgefolget, damit man sehen möge, wie alles in kleine Stücke zerschnitten werde. In den folgenden wollen wir nur auf den Inhalt Acht haben, und dasjenige daraus anführen, was uns am merkwürdigsten vorkommen wird. Er zeigt demnach in dem andern Capitel die Beschaffenheit der Buchstaben, wie sie mit einander verwandt sind, und verwechselt werden, auch wie man sie aussprechen und schreiben soll. Von dem letztern giebt er folgende gemeine Regel: Alle eigene Nennwörter, und die einen Nachdruck haben, die Titel, die Tauf- und Zunamen, die Namen der Länder, Städte, Dörfer, Völker, Secten, Beamten, Künste, Tugenden, Laster, Festtage, Thiere, wie auch die, welche auf einen Punkt folgen, werden im Anfange nur mit einem grossen Buchstaben geschrieben. Doch dabey gesteht er, daß man in der alten deutschen Bibel alle Namen und selbständige Nennwörter mit einem grossen Buchstaben gedruckt habe. Er meynt auch, daß man alle Wörter, die von den eigenen Nennwörtern herkommen, mit einem grossen Buchstaben schreiben soll, als von Böhmen, Böhmisch, Herr, Herrlich. Unter den sonderbaren Regeln hat er auch, daß die mitlautenden Buchstaben in kurzen

Wör-

Wörtern am Ende gemeiniglich verdoppelt werden *.

Das dritte Capitel lehret, wie man die Wörter ausſprechen ſoll. Im vierten redet der Verfaſſer von der Wortforſchung, und was ſie in ſich begreifet. Er giebt hier einige artige Erklärungen z. E. von der Zahl, (numero) daß ſie eine Eigenſchaft des wandelbaren Wortes (declinabilis) iſt, dadurch daſſelbe unterſchieden wird, von einem oder vielen; von der Perſon, daß ſie eine Eigenſchaft des wandelbaren Wortes iſt, dadurch eines Dinges gewiſſe Ordnung angezeiget wird. Vorher hat er auch erkläret, daß das ein wandelbares Wort ſey, welches in der Endung für ſich ſelbſt verwandelt wird.

Das fünfte Capiel enthält, was von dem Nennworte zu merken iſt, und betrachtet die verſchiedenen Arten deſſelben. Er giebt darinnen auch von der Zahl (numero) einige Regeln. In dem ſechſten handelt er von dem Geſchlechte der Nennwörter, und ſetzt davon einige allgemeine Regeln. In dem ſiebenden ſucht er das Geſchlecht der ſelbſtändigen Nennwörter aus der Bedeutung; und in dem achten aus der Endung zu beſtimmen; doch hat er bey ſeinen Regeln noch immer viele Ausnahmen.

In dem neunten Capitel kömmt er auf die Endungen (caſus) und erklärt ſie durch eine Aenderung des Worts, nach der Verwandelung (declinatio). In dem zehenden führt er an, was von den Verwandelungen zu merken iſt, und macht viere derſel-

* Dieſes kan zur Beſtärkung desjenigen dienen, was von der Beybehaltung der doppelten Buchſtaben am Ende, im 2 B. der Beytr. Bl. 669. geſagt worden.

ben. Das eilfte handelt von der Aenderung (motio) der Nennwörter, und giebt einige Regeln davon. Das zwölfte Capitel hat die Ueberschrift, von der Theilung. Darinnen wird von den selbständigen und beystandigen (adiectiuum) Nennwörtern geredet, und die verschiedenen Grade der letztern werden angeführet. Der Verfasser macht zweene derselben, und will den sogenannten positiuum für keinen Grad ansehen, weil es der Satz ist, und nicht alle beystandige Wörter, sagt er verglichen werden, und er auch nur schlechthin die Bedeutung für sich hat.

Das dreyzehende Capitel enthält, was von dem Vornennworte zu merken ist. Das vierzehende, von dem Zeitworte ingemein, und was von dessen Arten und Beugungen überhaupt zu sagen ist. In dem funfzehenden redet er von den Veränderungen (conjugationibus) **Sie ist** sagt er, **eine Verwandelung des Zeitwortes durch Weisen nach den Zeiten und Personen.** Er macht derselben viere. Die erste ist, wenn durchgehends einerley Buchstaben bleiben, und nur die Endungen hinzukommen, als ich liebe, liebte, geliebt. Die andere, wenn in der gegenwärtigen und vergangenen Zeit einerley Lautbuchstaben sind, doch daß die vergangene Zeit auf ein en ausgeht und die fast vergangene Zeit einen andern Lautbuchstaben hat, als ich blase, geblasen, ich blies. Die dritte, wenn in fast vergangener Zeit und schon vergangener Zeit einerley Lautbuchstaben sind, als ich schreibe, schrieb, geschrieben. Er sucht hierbey zu zeigen, was die hiehergehörigen Wörter für einen Buchstaben in diesen beyden Zeiten bekommen, weil sie doch nicht alle einerley haben. Die vierte Verände-

änderung iſt, wenn in allen dreyen Zeiten andere Lautbuchſtaben ſind; als ich befehle, befahl, befohlen, wobey er auch zu beſtimmen ſucht, welche Wörter ſich ſo verändern, und was ſie für einen Buchſtaben erhalten.

Die Ueberſchrift des ſechszehenden Capitels heißt: von der Theilung des Zeitworts: Und theilt der Verfaſſer die Zeitwörter in perſönliche und unperſönliche. In dem ſiebenzehenden redet er von dem Mittelworte (participium), welches auch ein Theilwort könnte genennet werden, weil es zum theil mit dem Nennworte, zum theil mit dem Zeitworte übereinkömmt.

Nachdem er alſo mit den wandelbaren Wörtern fertig iſt: So fängt er in dem achtzehenden Capitel mit den unwandelbaren Wörtern an, und zwar erſtlich mit dem Bey- oder Zuworte (aduerbium) welches er in alle ſeine mögliche Claſſen eintheilet. In dem neunzehenden Capitel geht er weiter auf das Vorwort (praepoſitionem). Er erkläret ſolches, daß es ein unwandelbares Hauptwort iſt, welches eines Dinges Umſtände, mit Zuthuung eines andern, nach der Bedeutung verändert. Er theilt es in abſonderliche und unabſonderliche ein. In dem zwanzigſten Capitel kömmt er auf das Fügewort. Dieſes iſt ein unwandelbares Nebenwort, welches die Theile der Rede zuſammen bindet oder ordnet. Er zeigt auch die mancherley Arten derſelben, welches er gleichfalls in dem ein und zwanzigſten Capitel mit den Bewegewörtern (interiectionibus) thut. Dieſe beſchreibt er als unwandelbare Nebenwörter, welche eine Bewegung des Gemüths bedeuten.

Hierauf fängt sich nun das andere Buch an, welches von der Wortfügung handelt, und siebenzehen Capitel hat, die aber meist sehr kurz gerathen sind, wiewohl der Verfasser alles auseinander zu setzen bedacht gewesen. Das erste handelt von der Uebereinstimmung der wandelbaren Wörter. Er giebt erstlich ein paar Erklärungen, was er unter Uebereinstimmung und Annehmung versteht. Jenes ist, dadurch ein Wort mit dem andern in gewissen Eigenschaften übereinkömmt: Dieses aber ist, dadurch ein Wort das andere durch gewisse Verwandlungen zu sich nimmt. Hiernächst folgen nun einige Regeln, erstlich, von der Uebereinstimmung der Nennwörter, 2) der Fürwörter, 3) der Zeitwörter, 4) der Theilwörter. Weil die Regeln in allen andern Sprachlehren vorkommen, und nichts besonders haben: So halten wir uns auch dabey nicht auf. Das andere Capitel giebt einige Regeln von der Uebereinstimmung der unwandelbaren Wörter. Das dritte Capitel handelt von der **einfächtigen Endannehmung ingemein und des Nennwortes**, wie der Verfasser die Ueberschrift gemacht hat. Das vierte Capitel handelt von der einfächtigen Endannehmung des Vornennworts; das fünfte, der Zeitwörter, wo er auch der unpersönlichen Zeitwörter gedenkt, und davon folgende Regeln giebt. Die unpersönlichen Zeitwörter, die nicht eine Begierde oder Gemüthsbewegung bedeuten, nehmen eine Gebendung zu sich. Diejenigen, die ein Leiden anzeigen, haben keine Endung vor sich; aber hinten nehmen sie gemeiniglich die Endung des beystehenden Wortes zu sich. Die eine Wirkung anzeigen, und

eine

eine Begierde oder Gemüthsbewegung bedeuten, nehmen zu ſich eine Klagendung der Perſon, mit der Geſchlechtsendung der Sachen, oder Klagendung der Perſon, und Nehmendung der Sache.

Das ſechſte Capitel hat ein paar Regeln von der Endannehmung der Mittelwörter; das ſiebende von den Beywörtern; das achte von dem Vorworte; das neunte von dem Fügeworte; das zehende von dem Bewegeworte. In allen ſcheint uns nichts ſonderlich merkwürdiges zu ſeyn.

Das eilfte Capitel handelt von der unterſchiedlichen Endannehmung der Nenn- und Fürwörter. Das zwölfte von der unterſchiedenen Endannehmung der Zeit- und Theilwörter. Das dreyzehende von der unterſchiedenen Endannehmung der Bewegewörter. Das vierzehende handelt von der vielfältigen Endannehmung, da ein Wort mehr als eine Endung (caſum) zu ſich nimmt. Das funfzehende Capitel faßt einige Regeln von der Endannehmung, die nicht recht ausgedrückt iſt, oder die nur darunter verſtanden werden muß. Es kömmt hier unter andern eine Regel mit vor, die man nach der Zeit fleiſſig aus den Augen geſetzt hat, und noch ſetzt, ob ſie ſchon ihre gute Richtigkeit hat. Sie heißt: Zwey Nennwörter in der einzelnen Zahl, nehmen ein Zeitwort in der mehrern Zahl zu ſich. Das ſechszehende Capitel hat etwas weniges, wie der Infinitivus ſoll geſetzt werden. Im ſiebenzehenden Capitel handelt er von den Unterſcheidungszeichen. Wir merken daraus an, daß das Semicolon damals noch nicht bey den Deutſchen im Gebrauche geweſen, welches er aber einzuführen anräth. Seine Worte

davon ſind: „Ein Strichlein mit einem Pünktlein „iſt bey den Deutſchen nicht gebrauchet worden. Bey „den Lateiniſchen wirds ſo (;) gemacht: Aber man „kan an deſſen Statt Zwergſtrichlein brauchen, doch „alſo, daß nach demſelben ein groſſer Buchſtabe fol„ge, wenn die Rede noch nicht vollkommen iſt, als: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß alle, die an ihn „gläuben, nicht ſollen verloren werden; Sondern „das ꝛc.“ Der Beſchluß des ganzen Werks wird mit ein paar Lobgedichten, auf den Verfaſſer, gemacht. Wir aber wollen mit dem Lobſpruche ſchlieſſen, den ihm **Buchner** in einem vorangedruckten Ehrengedichte gegeben hat, und den er auch gewiſſermaaſſen verdienet:

Was allbereit geſchrieben,
Das lieſt und wiegt er ab, läßt nachmals ihm belieben,
Was Strich und Feuer hält, das Uebrig auch muß fort,
Und ausgeſetzet ſeyn, doch ſtellt er an den Ort
Was gut und probrecht iſt. Er giebet von dem Seinen
Mit reicher Hand hervor, hört an, was andre meynen,
Lebt nicht nur ſeines Sinns. Es findet ſich bey dir
Kunſt, Ordnung, ſatter Grund, o vieler Bücher Zier!

V.

Abhandlung von denen auf der Schaubühne ſterbenden Perſonen; in ſofern man ſie nemlich vor den Augen der Zuſchauer ſolle ſterben oder ihren Tod erzählen laſſen.

Bey der Beurtheilung der Trauerſpiele fällt öfters die Frage vor: Ob man die Perſonen vor den Augen der Zuſchauer ſolle ſterben, oder ob man ihren

ihren Tod verbergen und nur erzählen lassen solle? Es wird diese Frage auf unterschiedene Art entschieden. Die Franzosen sind gemeiniglich sehr furchtsam, und bringen die Todesfälle selten auf die Schaubühne; die Engländer hingegen sind schon freyer, und suchen darinnen eine Zierde des Schauplatzes.

Ich will diese Frage nach den Gründen der theatralischen Handlungen untersuchen; und zuvor von den Vorstellungen überhaupt etwas gedenken, weil sich dieser besondere Umstand, nach den allgemeinen Regeln am besten beurtheilen läßt.

Die lebhafte Vorstellung und die Wahrscheinlichkeit sind einander nicht selten zuwieder. Der Dichter hat alle Mühe, diesen beyden Endzwecken genug zu thun. Er darf keinen von beyden aus den Augen setzen, und dennoch wird es schwer, die gesuchte Schönheit zu erhalten. Oefters müssen wir zwar dem Dichter die Schuld geben, wenn er seine Vorstellungen nicht so einrichtet, daß sie dem Schauplatze gemäß sind. Wenn uns Belagerungen der Städte, ganze Schlachten, die Herabsteigungen der Götter, und dergleichen Dinge vorgestellet werden; so ist es nicht wahrscheinlich genug: Auch ein weitläuftiges Operntheatrum ist nicht fähig, uns einen lebhaften Begriff beyzubringen. Doch wir können auch den Dichter gar wohl entschuldigen, wenn gewisse lebhafte Vorstellungen wieder die Wahrscheinlichkeit sündigen, weil der Schauplatz schlecht und klein ist. Wir müssen vielmehr fragen, ob dieses, was uns itzo unwahrscheinlich vorkömmt, nicht wahrscheinlicher gewesen wäre, wenn das Theatrum seine völlige Grösse und Schönheit erlanget hätte?

Sollte das Opfer der Jphigenia vorgeſtellet werden: So würde es viele Wahrſcheinlichkeit haben, wenn der Opferſtein mit den Prieſtern, am Ende eines Schauplatzes, als in der Ferne zu ſehen wäre. Es würde noch Platz genug für die ſterbende Jphigenia, den betrübten Agamemnon, den raſenden Achilles, die wiederſprechende Clytemneſtra, und andre Perſonen ſeyn, die ihre wiedrige Gemüthsbewegungen den Zuſchauern in völliger Freyheit zeigen könnten. Auf einem kleinen Schauplatze gehet dieſes wohl nicht an; denn die Perſonen ſtehen ſo dichte beyſammen, daß man kaum einen vor dem andern erkennen kan. Dieſe Verhinderung findet noch in vielen Stellen Platz, und iſt nicht ganz aus den Augen zu ſetzen, ob ſie gleich nur zufällig und nicht weſentlich iſt.

Ein tragiſcher Poete läßt uns nicht nur Worte hören, ſondern er muß auch mit denſelben gewiſſe Handlungen verbinden. Wenn das erſte genug wäre, dürfte man die Tragödien nur von einer Perſon herſagen laſſen, welche wohl zu reden geſchickt iſt: Es würde ſchon nachdrücklich genug ſeyn. Ariſtoteles ſpricht aber in ſeiner Dichtkunſt: Die Tragödie iſt eine Nachahmung, nicht bloß der Menſchen, ſondern ihrer Handlungen, ihres Lebens, ihrer Glücks- und Unglücksfälle, welche in der Handlung beſtehen. Und Horaz ſagt:

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus & quae
Ipſe ſibi tradit ſpectator.

Je mehr der Dichter dem Zuſchauer zu thun macht, deſto lieber iſt es ihm, wenn es nur ſo eingerich-

tet

tet ist, daß er nicht in Unordnung geräth. Wenn die Augen schon alle Gemüthsbewegungen in den Minen und Stellungen der Personen erblicken: So müssen die Worte, welche noch stärker eindringen, dieses Vergnügen vermehren, und so weit wirken, bis die Leidenschaft selbst in dem Zuschauer erreget wird. Wir haben Exempel, daß man bey der Vorstellung unglücklicher Personen weinet; dieses aber würde nicht geschehen, wenn der Zuschauer nur etwas hörete, und nichts sähe.

Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi:

Wenn nun also der Dichter die Zuschauer recht aufmerksam machen will: So muß er ihnen so viel zeigen, als möglich ist. Weil nun aber die Wahrscheinlichkeit vielmal zu wiedersprechen scheinet: So haben sich die Poeten mit langen Erzählungen beholfen, und geglaubet, daß eine erzählte Sache wahrscheinlicher wäre, als wenn man es selber vorstellte. Die Erzählungen haben im Anfange der Handlung ihren guten Nutzen: Denn wir müssen dadurch die Zuschauer von allem dem belehren, was vor der Zeit geschehen ist, ehe man die Schaubühne geöffnet hat. Das folgende hat in dem vorhergehenden seinen Grund, es kan also unmöglich wegbleiben. Doch wenn mitten in der Handlung, an statt der Verstellungen, Erzählungen kommen: So wird es gewiß verdrießlich. Bey der Auswickelung des Knotens aber ist es gänzlich zu verwerfen, wenn man nur erzählet.

Der Abbé d'Aubignac verwirft in seiner Pratique

tique du Theatre die langen Erzählungen bey der Aufwickelung des Knotens, und nennet sie ganz unleidlich. Doch ich wollte sagen, daß die Erzählungen überhaupt falsch wären, und daß die Stücke, in welchen man die Auflösung des Knotens nur erzählen und nicht vorstellen könnte, ganz verwerflich wären. Es fließt schon aus dem obigen; doch ich will mich bemühen, die Sache noch deutlicher zu machen.

Die Auflösung des Knotens ist der Hauptendzweck der ganzen theatralischen Handlung, alle vorhergehende Sachen richten sich dahin. In derselben ist die Lehre verborgen, welche uns die Tragödie giebt. Der Zuschauer soll zu einer Leidenschaft bereitet werden, welche hier in vollem Feuer seyn muß. Er wünschet nur zu sehen, was für ein Ende diese wiedrigen Dinge, diese wunderlichen Veränderungen, gewinnen werden. Kömmt nun einer und erzählt, daß dieses so und so sey beschlossen worden: So wird er nicht heftig unterstützt, sondern sein Eifer sinkt; und er hat nicht so viel Vergnügen und Nutzen, als wenn er es selber sähe.

Zudem muß ich auch dieses noch erinnern, daß vieles in dem Anfange des Stückes, oder auch für sich betrachtet, nicht wahrscheinlich wäre, welches doch hier wahrscheinlich wird. Die Zuschauer werden hier von den heftigsten Leidenschaften bestritten, sie sind in vollem Feuer, und sehen also auf gewisse Nebenumstände, welche die Unwahrscheinlichkeit ausmachen könnten, nicht so leicht, wenn nur das Hauptwerk da ist. Wenn wir die theatralische Wahrscheinlichkeit nicht mit der Heftigkeit der Leidenschaften bedecken könnten: So wäre wohl nichts wahrscheinlich.

Es lehret zwar Ariſtoteles, daß man Schrecken und Mitleiden nicht durch die Vorſtellungen und Verzierungen, ſondern durch die Folgerung der Begebenheiten merken müſſe, damit auch derjenige, welcher es lieſt oder höret, und nicht ſiehet, doch aufgebracht und in ſolchen Stand geſetzt werde, als ob er es wirklich ſähe. Doch ich glaube, daß der Philoſophe hier nur dieſes verwirft, wenn durch prächtige Vorſtellungen allein Schrecken und Mitleiden ſoll erweckt werden, und der Poete allzuſchlecht geſchrieben hat. Denn er ſpricht bald anfangs, es könne Schrecken und Mitleiden auch durch die Vorſtellungen und Verzierungen des Schauplatzes erwecket werden. In dieſem Verſtande wird ſein obiger Satz, von der Nothwendigkeit der Handlung, beſtärkt. Am Ende fügt er auch noch bey, daß das Vergnügen, welches die Tragödie verurſachen könnte, durch den Poeten, vermittelſt der vorgeſtellten Sachen, müßte entdecket werden.

Ich halte es noch für nöthig, einen Unterſchied zu machen, unter der innern Wahrſcheinlichkeit, und unter der Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung. Jene wird gerechtfertiget, wenn ſie uns mögliche Dinge, welche aus der Verbindung der Handlungen, gefloſſen ſind, anzeiget; ſie wird alſo von der Einſicht des Dichters beſtimmt, dieſer aber erfordert ſolche Dinge, welche wirklich auf den Schauplatz können geführet werden, und beruhet alſo auf der Geſchicklichkeit der Perſonen, welche etwas vorſtellen, auf den Verzierungen des Schauplatzes, und auf andern Nebenumſtänden. Ich werde mich in dem folgenden auf dieſen Unterſchied gründen, und zeigen, wo die

Dichter

Dichter die innerliche Wahrscheinlichkeit erhalten haben, sich aber nicht getrauet, die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung zu behaupten, ihren Zuschauern also das beste geraubet haben. Ein Exempel wird vielleicht diesen Unterschied erläutern. Es ist möglich, daß Medea ihre Kinder umgebracht habe, es ist wahrscheinlich, weil sie auf den Jason sehr heftig erzürnet ist, ja die Geschichte bezeugen, es sey auch gewiß geschehen. Die innerliche Wahrscheinlichkeit ist also vollkommen da, es läuft aber wieder die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung; denn es würde gewiß nicht glaubwürdig vorgestellet werden, wenn man auch alle theatralische Blendwerke zu Hülfe nähme.

Sonderbare Todesfälle können die menschlichen Gemüther mehr als etwas rühren, und in Erstaunen setzen. Gemeine Todesfälle kommen nicht auf die Schaubühne, sondern nur sonderbare. Die tragischen Dichter haben auch mit nichts so sehr, als mit Vorstellungen sonderbarer Todesfälle, das Gemüthe ihrer Zuschauer bewegt. Der sterbende Cato hat sich auf der englischen, französischen und deutschen Schaubühne mit vielem Beyfalle gezeiget. Das heldenmüthige Sterben dieses grossen Römers war ein ausnehmender Vortheil für die Dichter.

Es sind wenige Tragödien, in welchen nicht jemand stirbt, oder daß ich noch mehr sage, in welcher nicht die Aufwickelung des Knotens durch einen Todesfall erfolge. Oben habe ich gezeiget, man müsse dasjenige wirklich vorstellen, was zur Aufwickelung des Knotens gehöret: Wenn nun also dieses ein Todesfall ist; so muß er nothwendig vorgestellet werden.

Die

Die Todesfälle erfolgen entweder mit Blutvergieſſen, oder ohne daſſelbe: Und damit ich die Sache in beſondern Zufällen erwegen könne, ſo will ich die auf der Schaubühne gewöhnlichen Todesfälle insbeſondre vornehmen, und durch Exempel aus tragiſchen Poeten erläutern. Z. E. im Zweykampfe, im Ueberfalle, bey Opferungen, mit Gift, beym Selbſtmorde, und ſo ferner.

Diejenigen Todesfälle aber ſchlieſſe ich alle zuerſt aus, welche wieder die innere Wahrſcheinlichkeit ſündigen, oder welche zum wenigſten allzugrauſam oder wiedernatürlich ſind. Dieſe ſind der Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung völlig zuwieder. Denn ob ſie gleich Horaz in der Erzählung gelten läßt: So wollte ich ſie doch, nach unſern Umſtänden, völlig ausſchlieſſen.

Non tamen intus
Digna geri promes in ſcenam: multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praeſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

Unter den Todesfällen, von welchen ich itzo reden will, nehme ich diejenigen, welche im Zweykampfe erfolget, zuerſt vor. Es iſt dieſes etwas wieder die Wahrſcheinlichkeit geſündiget, weil man doch durch das bloſſe Geklapper der Klingen einen Zweykampf nicht lebhaft genug vorſtellen kann. Wenn man aber doch denſelben auf die Schaubühne bringen müßte: So würden folgende Umſtände erfordert. Der Schauplatz müßte groß ſeyn, der Streit geſchwind entſtehen, daß die Umſtehenden denſelben nicht leicht ver-

verhindern könnten, ja wenn ein Todesfall erfolgte, müßte der mittelste Vorhang die Folgerungen alsobald bedecken, welches doch aber nicht ohne einigen Zwang geschehen könnte. Wir wollen die feindseligen Brüder, als das erste Stücke des Racine, etwas betrachten. Jocaste, Antigone und Creon konnten sterben, und ihr Tod nur erzählet werden; denn dieses gehörte nicht eigentlich zur Auflösung des Knotens. Doch die zween streitenden Brüder hätte man billig sehen sollen; dieses war die Haupthandlung. Wie sehr aber müßte dieses Stück verändert werden, wenn man die Haupthandlung behalten wollte. In den Horatiern des Corneille war die Vorstellung des Zweykampfs nicht nöthig, denn es war nur eine Nebenhandlung.

Wenn man einen Menschen unversehens überfällt, und ihn ermordet; So kann es gar leicht auf dem Schauplatze geschehen, wo man nur in unterschiedenen Fällen behutsam ist. Man muß die Zuschauer nicht zuvor unterrichten, daß dieses so und nicht anders erfolgen werde, sie können den Ausgang nur aus unterschiednen Umständen muthmaßen. Es muß bey dem Ende einer Abhandlung, oder, welches noch besser ist, der völligen Handlung geschehen, damit man bald nach vollbrachter Ermordung den Schauplatz schliessen könne. Die Personen müssen geschwind handeln, damit der Zuschauer keine Zeit behalte, die Umstände zu überlegen. Der Dichter muß ihnen daher so etwas zu reden geben, was sie nicht lange aufhält. Wenn dieses Racine wohl überlegt hätte: So hätte Pyrrhus in der Andromache sehr wohl auf der Schaubühne sterben können. Es war ja

nöthig,

nöthig, weil er die Hauptperſon war. Corneille hat uns gezeiget, daß dieſes auch mitten in der Handlung angehe. Horatius ermordet ſeine Schweſter, und da das Blutvergieſſen ſich nicht wohl ſchickte, ſo mußte er ſie bis zwiſchen die Scene verfolgen, und alſo die Ermordung zum wenigſten auf dem Schauplatze anfangen.

Wenn der Tod einer Perſon gewiß beſtimmt iſt: So wird die Sache etwas ſchwerer. Der Policuktes des Corneille hätte einen viel lebhaftern Eindruck gemacht, wenn ſein Tod öffentlich wäre vorgeſtellet worden. Die umſtehenden Heyden hätten mehr Gelegenheit zur Bekehrung nehmen können, wenn ſie ſeine Standhaftigkeit geſehen hätten. Doch hier war es ſchwer, und man muß den Corneille entſchuldigen. Der Zuſchauer giebt auf den Schlag, Stich, und ſo ferner, allzugenau Achtung: Ein geringer Umſtand iſt alſo fähig, ihm die Sache unwahrſcheinlich zu machen, und die Lebhaftigkeit der Vorſtellung zu verderben.

Ich komme bey dieſer Gelegenheit auf die Opferungen. Hier könnte ich dasjenige bloß wiederholen, was ich oben von der Gröſſe des Schauplatzes geſagt habe. Doch ich will die Sachen etwas genauer betrachten. Weil die Opferungen allemal am Ende der ganzen Handlung geſchehen, und den Knoten auflöſen: So muß die Vorſtellung die beſte Wirkung thun. Wollte jemand einwenden, daß die vielen dabey vorfallenden Umſtände die Wahrſcheinlichkeit verminderten: So wollte ich vielmehr das Gegentheil behaupten. Wenn die Zuſchauer allzuviel zu ſehen haben: So können ſie alle beſon-

dere Umstände nicht genau überlegen. Sollte auch also etwas anstößig seyn, oder sollte ein Umstand die Sache unwahrscheinlich machen: So merkt man es nicht bald an.

Da ich dieses, was ich gesagt habe, erläutern will: So kömmt mir noch etwas besonders ein. Iphigenie soll sterben, und des Orakels Ausspruch bringt Eriphylen den Tod. Hier war ein unerwarteter Todesfall. Es geschahe am Ende der Handlung, bey einer Gelegenheit, da der Dichter viel Personen auf den Schauplatz führen konnte. Ich glaube also, es hätte Racine seine Iphigenie durch die letzte Vorstellung recht lebhaft machen können. Dergleichen Vorstellungen sind sehr nachdrücklich, ja der Dichter kan sich nirgends mehr, als da, die öffentliche Vorstellung zu nutze machen.

Man könnte noch fragen: Ob sich die Opferungen auf unsre Schaubühne schickten, da wir Christen wären, und dergleichen Dinge ganz verabscheuten? Diese Frage aber ist leicht zu beantworten, wenn wir den Hauptzweck der Tragödie ansehen, und auf Nebendinge nicht Achtung geben. Wir wollen Schrecken und Mitleiden erwecken; wenn wir also einen gottlosen Menschen auf solche Art sterben liessen: So würde es wenig Eindruck haben. Da aber die Unschuld zum Opfertische geführet, und auch gemeiniglich durch einen unversehenen Zufall erlöset wird: So muß Schrecken und Mitleiden noch heftiger erreget werden, weil wir die Opfer selbst verabscheuen, und also mit der sterbenden Person ein doppeltes Mitleiden haben.

Es sind dieses alles blutige Fälle, darum muß ich

noch

noch einen hinzufügen, nemlich den Selbſtmord, welcher durch eine gemachte Wunde befördert wird. Das Hervorſpringen des Blutes iſt nicht wohl vorzuſtellen. Doch wenn man den Fall ſo ſetzt, daß es die Perſon ohnverſehens, in Beyſeyn vieler andern thut, welche bald zuſpringen, um ſie zu retten, folglich den Körper bedecken, und ihn auf eine geſchickte Art den Zuſchauern entziehen: So wird es ganz und gar nicht anſtößig ſeyn. Wenn nun der Dichter die Folgerung der Handlung ſo einrichtet, daß der Selbſtmord weder vorher kan erkannt werden, noch allzu unverhofft kömmt: So thut er ſeiner Pflicht eine Genüge.

In dem ſterbenden Cato war dieſer Umſtand nicht möglich. Er ſollte ſich ermorden, nachdem er die tiefſten philoſophiſchen Ueberlegungen über ſich und ſeine Umſtände gemacht hatte. Es durfte alſo niemand um ihn ſeyn. Der Giftbecher würde hier ſehr wohl angebracht worden ſeyn; doch dieſes lief wieder die allzuſehr bekannte Geſchichte. Cato wird alſo eben da, wo er zeigen ſoll, wie weit ihn ſein unbewegliches Herz gebracht habe, den Augen der Zuſchauer entriſſen. Bliebe er ganz weg: So wäre es nicht zu entſchuldigen. Der Dichter bemühet ſich aber, den Fehler der Entziehung bald zu verbeſſern, indem er uns den blaſſen und ſchon halbtodten Cato wiederum vors Geſichte bringt; damit wir nun ſelber ſehen, wie er in den Armen ſeiner Kinder erblaſſet. Cato giebt uns alſo ein deutliches Exempel, wie man den Geſetzen des Schauplatzes, in Anſehung der Wahrſcheinlichkeit, klüglich ausweichen, und endlich doch den geſuchten Endzweck erhalten könne.

Der Selbſtmord führet mich auf denjenigen, welcher mit Gift verrichtet wird. Gift nehmen, und am Gifte ſterben, ſind zwey Dinge, welche der Zeit nach merklich unterſchieden ſind; denn Gift tödtet nicht ſo bald. Ich kan dem Zuſchauer alſo zeigen, wie das Gift genommen wird, wie es heftige Wirkungen thut, wie es endlich gar tödtet, oder ich darf ihm nur eins von dieſen vorſtellen.

Es wäre zwar ſehr leicht, und der Wahrſcheinlichkeit keinesweges zuwieder, wenn man jemanden einen Giftbecher trinken lieſſe. Weil man aber den Menſchen nicht ſo lange auf dem Schauplatze halten kan, bis die Wirkungen des Gifts ſich eräugnen: So iſt es wohl beſſer, wenn man den Zuſchauer nur überzeuget, daß dieſe Perſon Gift genommen habe, indem man die Umſtände wahrſcheinlich macht; übrigens aber die Perſon erſt da auf den Schauplatz bringet, wenn das Zucken der Glieder, die Schwachheit des Körpers, und andre Vorbothen des nahen Todes zu erkennen ſind.

Soll man aber eine vergiftete Perſon auf dem Schauplatze ſterben laſſen? Dieſes würde wohl nicht lebhaft genug können vorgeſtellet werden. Sollte es aber lebhaft genug ſeyn: So würden die Spannungen der Glieder, das Verdrehen der Augen, und andere heftige Leibesbewegungen unanſtändig werden. Es iſt alſo beſſer, daß man ihn entferne, doch muß es ſeinen guten Grund haben, und nicht von ohngefehr geſchehen.

Der Tiridates des Campiſtron mag hier das beſte Muſter ſeyn. Als ich ihn auf einer franzöſiſchen Schaubühne geſehen, habe ich in der Vorſtellung

nicht

nicht das geringſte anſtöſſige gefunden: Ich will alſo einigermaſſen unterſuchen, wie ſich der Dichter dabey aufgeführet habe. Tiridates wird durch ſeine Liebe, von der er ſich keinen guten Ausgang verſprechen konnte, faſt zur Verzweifelung gebracht. Er verläßt den Schauplatz, und bey ſeinem Weggehen kan der Zuſchauer leicht denken: Ach wenn er ſich nur nicht durch die Verzweifelung zu einem Selbſtmorde verleiten lieſſe! Sein Freund bringet ihn auf die Schaubühne zurück, man erfähret, daß er Gift genommen habe, man ſieht es ihm auch an. Er zuckt mit den Händen, iſt blaß, redet ſehr ſchwach, kan kaum ſtehen, und zeiget noch viele Merkmaale eines nahen Todes. Jetzo ſuchet der Dichter eine gute Gelegenheit, ihn wieder wegzubringen, ehe er ſtirbt. Vater, Schweſter, Braut, kommen herzu, um das Elend ihres Geliebteſten zu ſehen. Der Anblick rühret auf beyden Theilen, und der Freund des Tiridates bringet ihn weg, um die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen nicht zu vermehren. Von dieſem Tode haben wir weder den Anfang noch das Ende geſehen: Und dennoch rührt er uns, und dennoch iſt unſre Leidenſchaft bis auf den letzten Grad unterſtützet worden.

Giebt es aber nicht Fälle, wo der Tod mit Gifte ruhig, und ohne heftige Bewegungen des Körpers erfolget? Ich will ſie nicht leugnen, denn ich darf nur die Wahrſcheinlichkeit und nicht die Wahrheit betrachten. Man könnte ja durch die Wirkungen des Gifts unempfindlich gemacht werden. Der Mithridates des Racine giebt ein deutliches Exempel, welches zum Muſter dienen kan: Doch in ſeiner Phä-

dra ist es nicht so schön. Sie redet in drey und zwanzig Versen nicht heftig, und erzählet alle vorgefallene Begebenheiten: Als sie nun aufhöret, spricht nur Penope: Sie stirbt. Dieses ist wohl nicht wahrscheinlich. Warum ließ er denn seine Phädra nicht eben so, wie den Mithridates, reden?

Bey dem Tode mit Gift, welches uns von andern beygebracht wird, muß man ein gleiches beobachten. Es wird auch nach eben diesen Gründen beurtheilet. Hierbey aber kan ich von den Wirkungen des Gifts noch etwas gedenken. Es müssen dieselben nicht fabelhaft seyn, sondern so, wie wir sie bey unterschiedenen Sterbenden bemerken, und wie ich sie oben einigermaassen angezeiget habe. In der Medea des Corneille ist wieder diesen Punkt sehr gefehlet worden. Jason und Creuse sterben an einem Gifte, welches in ihren Kleidern brennet, welches sich vermehret, indem es die Umstehenden tilgen wollen, welches ganze Stücke von ihrer Haut verderbet, daß sie mit den Kleidern abgerissen werden: Dieses läßt sich weder vorstellen noch glauben. Der Britannicus des Racine hätte uns hierinnen ein gutes Muster geben können, wenn derselbe nach genommenem Gifte noch einmal den Schauplatz beträte.

Die Erwürgung ist noch ein Todesfall ohne Blut. Man kan sie kaum anders, als bey orientalischen Gedichten anbringen. Wenn nun die Folgerung der Handlung einen solchen Todesfall wahrscheinlich macht: So sehe ich nicht, warum man es hinter der Scene verrichten lassen wollte. Bey der Erwürgung gehet gar nichts vor, welches nicht von darzu bestellten Personen verrichtet werden könnte. Es ist

auch

auch keine Gefahr vor einem Fehler, welcher der ſpielenden Perſon im Ernſte tödtlich ſeyn könnte. Wollte man aber eine Veränderung der Farbe des Geſichts erzwingen: So glaube ich wohl, daß man beſſer thäte, wenn man den Körper, ſo bald als möglich wäre, den Augen der Zuſchauer entzöge, oder zum wenigſten das Geſichte, es ſey auch auf was Art es wolle, bedeckte. Racine hat in ſeinem Bajazeth das ganze Serail als den Schauplatz angenommen. Ich will hier nicht unterſuchen, ob dieſes Gebäude nicht zu weitläuftig ſey, ſondern merke nur an, daß alle Umſtände ſo beſchaffen waren, daß Bajazeth auf dem Schauplatze ſterben konnte.

Ich glaube wohl, daß noch einige Todesfälle übrig ſind, welche man vorſtellen könnte, und die ich hier nicht berühret habe; ſie werden ſich aber aus dem obigen gar leicht beurtheilen laſſen. Ich will nur noch kürzlich zeigen, welche Todesfälle nicht auf die Schaubühne gebracht werden dürfen. Wenn eine Perſon ſtirbt, deren Tod zur Auflöſung des Knotens nichts beyträget: So darf man ſie nicht erſt auf der Schaubühne ſterben laſſen. Es folget dieſes aus dem obigen Hauptgrunde. Taxile darf in dem Alexander des Racine, und Phocas in dem Heraclius des Corneille nicht auf dem Schauplatze ſterben. Die Erzählungen aber dieſer Todesfälle müſſen doch lebhaft und wahrſcheinlich ſeyn. Es hat mir daher der Bericht, welcher von dem Tode des Hippolytus in der Phädra des Racine ſtehet, fehlerhaft geſchienen, weil ſie zwar lebhaft, aber doch nicht wahrſcheinlich iſt.

Alle Todesfälle, welche ſich ſchon in der Erfin-

dung nicht zur Auflöſung des Knotens ſchicken, ſind auch in der Vorſtellung unleidlich. Z. E. Wenn jemand an einer ordentlichen Krankheit ſtürbe, oder vom Schlage gerühret würde: Oder wenn jemanden ein Stein auf den Kopf fiele und ihn erſchlüge, und ſo ferner. Ich habe nicht Urſache, dieſes weitläuftig zu beweiſen, weil es hieher eigentlich nicht gehöret, und zudem ſchon für ſich als fehlerhaft erkannt wird.

VI.

Critiſche Unterſuchung der Wörter

Unnütz und Vergeblich.

Niemand wird leugnen, daß es zur Richtigkeit des Ausdrucks viel beyträgt, wenn man einen gegründeten Unterſchied unter zweyen Wörtern macht, die dem erſten Anſehen nach faſt einerley zu ſagen ſcheinen. **Unnütz** und **vergeblich** ſind in gewiſſen Redensarten ein Paar ſolcher Wörter. Man wird ſich vielleicht kein Gewiſſen machen ſie mit einander zu verwechſeln, ſonderlich wenn ſie als Nebenwörter gebraucht werden; weil man glauben wird, alles, was unnütz iſt, ſey auch vergeblich. Es iſt wahr, wenn eine Bemühung unnütz iſt, ſo iſt ſie auch vergeblich geweſen: Allein ich weis nicht, ob man ſagen kan, daß alles dasjenige unnütz iſt, was vergeblich geweſen. Der Fleiß und die Arbeit eines Alchymiſten, z. E. der den Stein der Weiſen ſucht, ſind, nach dem Urtheile aller Vernünftigen, vergeblich: Wer aber ſagen wollte, daß ſie unnütz wären, der müßte nicht bedenken, wie viel herrliche Arzneyen,

und

und andere nützliche Dinge, als in unſern Landen das Porcellan, dadurch erfunden worden. Hier ſieht man ſchon einigen Unterſchied.

Doch ich will etwas näher treten, und in dieſer Unterſuchung ordentlich verfahren. Ich halte dafür, man müſſe die Ableitung der Wörter nicht vorbeygehen, oder aus den Augen laſſen, wenn man die eigentliche Bedeutung eines Worts aufſuchen und feſt ſetzen will. Dieſes leitet mich dahin, daß ich den Urſprung meiner beyden Wörter in Erwegung ziehen muß.

Unnütz hat zum Stammworte **der Nutz**, welchem das unzertrennliche Vorwörtchen **Un** vorgeſetzt iſt. Die Bedeutung deſſelben iſt dem lateiniſchen in gleich, wenn es vor den Wörtern gefunden wird. Es zeiget eine Beraubung oder Verneinung an, und ſo viel als **ohne** und **nicht**. **Unnütz** heißt alſo dasjenige, was ohne Nutzen iſt, was nichts nützet.

Vergeblich kömmt ohne Zweifel von **vergeben**, weggeben, wegthun, her. Das unzertrennliche Vorwörtchen **ver** bedeutet gemeiniglich eine Wechſelung, einen Verluſt, eine Zernichtigung, oder gänzliche Aenderung, als verkaufen, verbrauchen, verweſen, veralten. Es ſetzet etwas zum Voraus, welches aber durch einen Zufall, oder einen andern Umſtand, ganz anders wird, als es zuvor geweſen iſt. Die Endung **lich** entſpringet von dem angelſächſiſchen Worte lic, oder der Franken lih, lihh, welches ſo viel als **gleich** bedeutet, wie man es noch itzo aus der plattdeutſchen Sprache lernen kan, wo man beſtändig hört, **he is ehm nich lik**, wenn es heiſſen ſoll: **Er**

iſt ihm nicht gleich; wie denn auch die Endung lich in eben der Sprache noch lik lautet, z. E. freundlich, fründlik. Wenn ſie alſo bey einem Worte gefunden wird, ſo zeiget ſie eine Gleichheit an, und läßt ſich ganz wohl durch gleich, wie, als erklären: Freundlich, gleich einem Freunde, göttlich, wie Gott, höflich, als am Hofe, meiſterlich wie ein Meiſter u. ſ. w. Vergeblich wäre demnach ſo viel als, gleich wie weggegeben, wie fort gethan, als wenn es dahin genommen wäre; und wenn man den völligen Begriff, der darinnen ſteckt, gehörig auseinander ſetzen will: So findet man, daß es eigentlich heißt, dasjenige, was mir etwas geben ſollen, ſey gleichſam in einen ganz andern Zuſtand gekommen; ich habe, das, was ich abgezielt, nicht erlangt, es ſey anders ausgefallen, als ich mirs eingebildet.

Hieraus könnte ich nun wohl beſtimmen, wie weit die beyden Wörter etwa von einander abgiengen, oder übereinkämen. Doch ich will auch noch den Gebrauch mit zu Rathe ziehen. Ich merke, daß man alles dasjenige unnütz nennt, was nicht zu gebrauchen ſteht, was zu nichts tauget. So ſagt man z. E. er iſt ein unnützer Menſch, man kan nichts mit ihm anfangen. Er hat unnütze Dinge gekauft, d. i. die man zu nichts gebrauchen kan. Seine Schiffe ſind ihm unnütz, d. i. unbrauchbar. Einem Geizigen iſt das Geld unnütz, d. i. es dient ihm zu nichts. Und in dieſer Bedeutung wird man das Wort vergeblich niemals gebrauchen können. Daß aber dieſes die eigentliche Bedeutung des Worts unnütz iſt, daran wird vielleicht keiner zweifeln. Man darf auch nur unſere Schriftſteller nachſehen: So

wird

wird man es gröſtentheils in dieſem Verſtande gebraucht finden. So heiſt es z. E. in der Bibel: **Die unnüzen Wäſcher plaudern, das nichts zur Sache dienet.** Sir. 21, 27. Hier ſieht man zugleich, aus was für einem Grunde den Wäſchern das Beywort **unnüz** hat beygelegt werden können. **Haller** ſchreibt von einer Nonne:

Daß ein verführtes Kind in dem erwählten Orden
Sich ſelbſt zur Ueberlaſt und andern **unnüz** worden,

welches nichts anders heiſt, als, daß es von niemanden kan gebraucht werden, und keinem Menſchen zu etwas dient.

Von dem Worte **vergeblich** wird man erfahren, daß man es gemeiniglich da braucht, wo man eine Abſicht vermuthen können, die aber zunichte geworden iſt, oder noch wird. Z. E. die Traurigkeit iſt vergeblich, d. i. man erhält nicht dadurch, was man ſucht. Er redet vergeblich, d. i. er wird nicht ſeinen Zweck erreichen. Das iſt nur eine vergebliche Furcht, d. i. es wird nicht geſchehen, was man befürchtet: **So durch das Geſetz die Gerechtigkeit kömmt: So iſt Chriſtus vergeblich geſtorben.** Gal. 2, 21. d. i. ſo fällt die Abſicht hinweg, weswegen Chriſtus geſtorben iſt. **Günther** ſingt:

Man ſucht das Glücke da **vergebens**,
Wo Ehr und Pfacht das Haupt beſchwert,

d. i. die Hoffnung es da anzutreffen, wird zu Waſſer. **Vergebens** hat eben die Bedeutung, wie **vergeblich** hat, und kömmt von dem Beyworte **vergebener**. Ich muß ſolches hier anmerken, weil ich dieſe Wörter mit gebrauche. In obiger Bedeutung nun wird man ſchwerlich **unnüz** antreffen, wie ich

denn

denn auch nicht einmal glaube, daß man an irgend einer Stelle eins für das andere geſetzt findet.

Zwar giebt es einige Redensarten, wo es gleich viel zu ſeyn ſcheinet, ob man **unnütz** oder **vergeblich** ſetzt. Z. E. wenn **Canitz** ſchreibt:

> Ein ſolcher, der ſich ſchaut in ſo erwünſchtem Stand,
> Hat nicht ſein Vatergut **vergeblich** angewandt.

So dünkt einen, es hätte hier eben ſo gut ohne Nutzen **unnützlich** ſtehen können, wenn es der Vers hätte zulaſſen wollen. Ich gebe es zu, daß ſolches in verneinenden Sätzen, wie dieſer einer iſt, angehet. Denn da ſolche anzeigen, daß man ſeine Abſicht oder ſeinen Endzweck erreicht, und hierdurch ein Gut erlangt, welches uns vortheilhaft iſt: So kan man da allerdings ſagen, es ſey nicht unnütz geweſen. Geſetzt aber, daß es auch in bejahenden angienge, und ich ſagen könnte: Seine Mühe iſt unnütz, und ſie iſt vergeblich: So wird daraus doch nichts weiter folgen, als daß man einem Subjecte beyde Prädicate beylegen kan, und nicht, daß beyde Wörter gleichgültig ſind. Ja wenn man auch auf ſich ſelbſt genau Acht hat: So wird man finden, daß man bey Anhörung beyder Wörter einen beſondern Begriff bey einem jeden hat, den man aber nicht recht auseinander zu ſetzen weis.

Wenn es nun eine unumſtößliche Regel iſt, daß ſo bald ein Wort eine Bedeutung hat, welche ein anders, das mit ihm in etwas übereinzukommen ſcheinet, nicht hat, dieſe beyde Wörter nicht gleichgültig ſind: So ſieht man leicht, daß auch unnütz und vergeblich nicht ohne Unterſchied können geſetzt werden.

Ich

Ich halte auch dafür, daß man auch an denen Stellen, wo es gleich viel zu seyn scheinet, welches Wort man gesagt habe, wohl Achtung geben müsse, welcher Begriff am bequemsten und geschicklichsten könne angebracht werden. So war es bey den obigen canitzischen Versen leicht zu gedenken, daß der junge Herr, der sein väterliches Erbe aufwandte, eine Absicht dabey hatte, nemlich er wollte sich dadurch hervor thun. Es gelung ihm, und also war es nicht vergeblich. Ja wäre es ihm auch darinnen mislungen: So würde es, meinem Bedünken nach, ein wenig zu hart und zu nachtheilich von ihm gesprochen gewesen seyn, wenn man sagen wollen, er habe sein Gut unnützer Weise aufgewandt. Denn das würde einen Verschwender in ihm anzeigen, der ohne rechtschaffene Absicht in den Tag hinein gehauset.

Daher schliesse ich, **unnütz** sey weit mehr gesagt, und habe einen grössern, stärkern und heftigern Begriff als **vergeblich**, und eine unnütze Arbeit sey weit schädlicher, als eine vergebliche Arbeit. Denn die letztere kan an sich selber wohl etwas nütze und gut seyn, durch einen gewissen Umstand aber diejenige Wirkung nicht erreichen, die man von ihr vermuthet, und in diesem Falle wird man sagen, sie sey vergeblich gewesen. Die erstere hergegen wird gar nichts taugen, und keinem vernünftigen Endzwecke dienen, und niemals zu der geringsten Sache gut seyn. Ein Prediger z. E. hat zum Endzwecke, er wolle die Menschen bekehren, und sie auf den Weg der Gottseligkeit bringen. Seine Vermahnungen dazu werde ich unnütze und untauglich nennen, wenn er nicht diejenigen Vorstellungen, nicht diejenigen

Ursa-

Urſachen anwendet, die er darzu nothwendig brauchen müßte. Vergeblich aber werde ich ſie heiſſen, wenn ſeine Zuhörer ſo hartnäckigt, ſo verſtockt ſind, daß ſie ihm auch nicht einmal Gehör geben; was für lebhafte Vorſtellungen, was für gute Gründe er auch immer anwenden mag.

Wenn es in dem 12 Pſalm heißt: **Einer redet mit dem andern unnütze Dinge**: So kan ſich wohl einer oder der andere einbilden, es wäre hier eben ſo viel, als wenn man vergebliche Dinge geſagt hätte. Ich glaube aber, es würde alsdann nicht ſo viel ausgedruckt ſeyn, als itzo geſchehen iſt. Der Ausſpruch Chriſti: **Die Menſchen müſſen Rechenſchaft geben am jüngſten Gericht von einem jeglichen unnützen Worte, das ſie geredet haben**, Matth. 12, 36. würde viel zu ſtark ſeyn, wenn es von einem jeglichen vergeblichen Worte hieße.

In der ſchärfſten Bedeutung und in dem eigentlichſten Verſtande müßte man alſo nur dasjenige **unnütz** nennen, wovon man nicht den geringſten Nutzen erwarten, oder auch nur hoffen könnte; ja wo es unmöglich wäre, daß noch einiger Vortheil daraus entſtünde. **Vergeblich** aber, wo es noch nicht ganz unmöglich geweſen, ſondern vielmehr, wahrſcheinlich zu ſeyn geſchienen, daß es etwas nützen können, und wo man wenigſtens eine Frucht habe hoffen dürfen. Aus dieſem Grunde konnte Chriſtus Matth. am 15, 9 von den Phariſäern nicht ſagen: Unnützlich dienen ſie mir; aber **vergeblich dienen ſie mir, dieweil ſie lehren ſolche Lehre, die nichts, denn Menſchen-Gebothe ſind**, konnte

er

er wohl sagen. Denn die Pharisäer hofften wenigstens, daß ihnen dieser Dienst einige Frucht schaffen würde. Wenn Neukirch eine von seinen Satiren also anfängt:

Was hat im Himmel doch nur für ein Stern regiert,
Als er, o Damon! dich auf diesen Weg geführt,
Daß du zwey Thiere willst den Kern der Weisheit lehren,
Und durch vergebne Müh die Zahl der Narren mehren?

So zeigt er seinem Damon, daß der Nutzen, den er von seinem Unterrichte bey seinen Untergebenen hoffte, nicht erfolgen würde, da es doch wohl möglich war, daß seine Mühe einen guten Erfolg haben könnte; und er selbst viele Wahrscheinlichkeit davon vor sich sahe. Also stellt sich auch Canitz in seiner Trauerode gewiß vor, seine Bekümmerniß werde ihm etwas helfen. Er verwundert sich, da er noch keinen Vortheil davon verspüret. Er konnte sichs gar nicht einbilden, daß er fruchtlos seufzen würde, und bricht daher ganz entzückt aus;

Helfte meines matten Lebens!
Doris! Ists denn ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?

Aus dem Worte **vergebens** erhellet, daß ers nicht für unmöglich hielt, sondern daß es ihm ganz glaublich vorkam, daß ihm sein Klagen etwas nützen würde. Er durfte eine gute Wirkung davon hoffen, zumal wenn er an den Orpheus dachte, der durch seine angenehme und bewegliche Klaglieder die Euridice wieder aus Plutons Reiche erlöset hatte. Das Wort **unnütz** würde sich in dem damaligen Zustande sei-

ner

ner Seelen, und bey der groſſen Betrübniß, die er empfand, ganz und gar nicht geſchickt haben. Er meynte, ſein Herzeleid würde alles bewegen, und ſein Jammer alles empfindlich machen. Was war natürlicher, als daß er ein Wort nehmen mußte, womit er ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung am beſten andeuten konnte?

Einem von unſern gelehrteſten Mitgliedern ſchienen dieſe Gedanken, als ich ſie in unſern Zuſammenkünften vorlas, noch nicht völlig und richtig genug zu ſeyn. Es erinnerte, daß ich zwar gezeigt hätte, es wäre ein Unterſchied unter dieſen beyden Wörtern, allein man könnte noch nicht einſehen, wo ein jedes von ihnen eigentlich müßte gebraucht werden. Nach einiger Unterredung fand man, das Wort **vergeblich** werde allein zu ſolchen Wörtern und Redensarten geſetzt, die eine Bewegung, Wirkung, Verrichtung, Handlung u. d. g. es ſey nun der Seele oder des Leibes anzeigen. So ſagt man: Der Gang iſt vergeblich, eine vergebliche Hoffnung machen, er hat vergeblich geſchrieben, eine vergebliche Freude, das Licht brennt vergeblich, vergebliche Wünſche thun u. ſ. w. **Unnütz** hergegen werde allein von Körpern und Sachen gebraucht, als das Buch iſt unnütz, ein unnützes Haus haben, einen unnützen Graben machen, der andre Tiſch ſcheint unnütz da zu ſeyn u. a. Und wenn man auch dieſes Wort ſolchen Redensarten und Wörtern beylegte, wobey ſich ein Thun, oder Bewegung u. ſ. w. äuſſerte, und dazu man eigentlich **vergeblich** ſetzen ſollte: So geſchähe ſolches nur in ſo weit, als man eben dieß als eine weſentliche Sache oder ein Ding anſähe, das wirklich vorhanden

wäre,

ist und für sich besteht, z. E. ein unnütz Geschwätz und ein vergeblich Geschwätz, eine unnütze und vergebliche Sorge.

So richtig als diese Gedanken sind: So wenig sind sie mir auch zuwieder, und scheinen vielmehr als eine natürliche Folge aus meiner Bestimmung der eigentlichen Bedeutung dieser Wörter herzukommen. Denn weil man bey Bewegungen, Handlungen, Verrichtungen u. d. gl. noch eine Absicht vermuthen kann: So wird man bey ihnen allerdings **vergeblich** brauchen müssen, wenn solche Absicht zu Schanden geworden. Da aber solches bey wirklichen Sachen nicht mehr angeht, und die für sich bestehenden Dinge und Körper nur nach ihrer Eigenschaft und ihrem Gebrauche beurtheilet werden, ob sie wozu taugen und gut sind, oder nicht: So kan man auch nur bey ihnen **unnütz** anwenden.

Hierbey meynte nun dieser gelehrte Mann noch, daß ich also wohl nicht füglich sagen könnte, **unnütz** habe einen stärkern Begriff, als **vergeblich**. Allein ich kann mir solches noch nicht aus dem Kopfe bringen, zumal da ich finde, daß man **unnütz** auch zu Redensarten setzt, die man nicht als wesentliche Dinge ansehen kan, und da es doch nothwendig eine andere Bedeutung hat, als wenn ich **vergeblich** gesetzt hätte. Z. E. Er hat sein Geld unnützer Weise ausgegeben, und er hat es vergeblicher Weise ausgegeben. Hier scheint es mir wenigstens, als wenn ich einen doppelten Begriff hätte, da der erste mehr, als der letzte, sagte.

Jedoch ich will dieſes geſchickten und der Sprache erfahrnen Männern zu weiterer Beurtheilung überlaſſen. Sie mögen prüfen, wie weit meine Unterſuchung gegründet iſt, und ob ſie einigen Beyfall verdienet. Ich werde ihre Erinnerungen und Lehren mit Vergnügen annehmen; und ſie werden ſich durch eine gründlichere Abhandlung einen auswärtigen Gönner unſerer Anſtalten verbindlich machen, der auf Befehl ſeines Fürſten eine ſolche Unterſuchung von uns verlanget hat. Man hat dieſe Gedanken ſeinetwegen aufgeſetzt, und ihm lieber mit etwas Unvollkommenen willfahren, als gar nichts liefern wollen.

VII.

Johann Mariae Maxes, öffentlichen Lehrers der Sprachen in der Kayſerl. und Königl. Ritteracademie zu Liegnitz, allerneuſte Vorſchläge zu Verbeſſerung des deutſchen Schulweſens, auf Begehren zum Druck befördert, und mit beyfälligen Anmerkungen verſehen von den ſorgfältigen Vätern.

Hirſchberg, 1736. 8vo. 7 Bogen.

Die Klagen über den ſchlechten Zuſtand des Schulweſens ſind nichts neues mehr. Man hat ſchon ſeit geraumer Zeit über die ſchlechte Anführung der Jugend geſeufzet, und es iſt nur zu beklagen, daß

es

es noch zur Zeit auch nur dabey sein Bewenden gehabt hat. Allerdings scheinet der Unterricht, welchen die Kinder in den ersten Jahren empfangen, so wichtig, und dessen Folgen scheinen in allen Ständen so erheblich zu seyn; daß man billig in Verwunderung geräth, wenn man erweget, daß im gemeinen Leben fast keine Sache mit wenigerm Eifer besorget wird, als eben dieselbe. Zumal in den Schulen scheinet alles mehr darauf angelegt zu seyn, die Studierenden fein lange aufzuhalten, als denenselben die nächsten Wege zum vorgesetzten Endzwecke zu zeigen. Daher kömmt es denn auch, daß Aeltern, welche nur einigermassen das Vermögen dazu haben, ihre Kinder den öffentlichen Schulen lieber gar entziehen, und denenselben einen Privatlehrer annehmen; als daß sie selbige der Gefahr aussetzen sollten, durch einen unverständigen eingeführten Schlendrian in den Schulen ihre Gemüthsart zu martern, und ihnen vor allen Wissenschaften einen Ekel zu erwecken. Der Herr Verfasser des gegenwärtigen Werkes gehöret auch unter diejenigen, bey denen dieser Verfall der Schulen ein patriotisches Mitleiden erwecket; doch so, daß er es bey diesem Mitleiden nicht bewenden läßt: Sondern wirkliche Vorschläge thut, wie diesem Uebel zu steuern sey. In wie weit er hierinnen glücklich ist, oder nicht, das wollen wir aus dem Werkchen selbst ersehen. Vorhero aber hoffen wir dem geneigten Leser nicht zuwieder zu seyn, wenn wir ihn, zu mehrerer Kenntniß des Verfassers, dessen Lebenslauf vor Augen legen. Er ist von den sorgfältigen Vätern, wegen eben dieser Ursache, diesen Vorschlägen hinten angefügt wor-

den, und so kurz gerathen, daß wir gar kein Bedenken tragen dörfen, denselben von Wort zu Wort, so, wie ihn der Herr Professor Max selbst aufgesetzt, herzusetzen. „Edle, hochachtbare Vä„ter. Zufolge ihrem Begehren berichte ich: Daß „ich aus Walliserland, Vallesia, gebürtig bin, ei„ner zwischen der Schweiz, Mayland und Sa„voyen, am Genfersee gelegenen, mit den Schwei„zern Bundesgenossenen freyen Republik. Meine „untere Schulen habe ich theils zu Sien, Sedu„num, der Hauptstadt in Wallis, theils in Augs„thal, Augusta praetoria, vollendet. Die obere „aber zu Lion in Frankreich, allwo ich die Philo„sophie, und verschiedene Theile der Mathematik „gelernet, und zugleich in verschiedenen Privat„häusern das Latein und die Rechenkunst gelehret „habe. Zu Wien, in Oesterreich, habe ich unter „weiland Herrn D. Senutti die Juris institutiones „gehöret. Hier habe ich ohne Lehrmeister und „Grammatik die deutsche Sprache von mir selbst „aus den Büchern gelernet. Maassen mir auch „Gelehrte sagten: Es wäre von der deutschen „Sprache keine Grammatik zu finden, und man „könne von derselben keine Fundamente geben. Was „für grosse Unwissenheit doch in Deutschland re„giert! Hernach habe ich zu Wien bey 18. Jahr„lang von der französischen, italienischen, spanischen „und die letzten Jahre auch von der deutschen Spra„che Profeßion gemacht, und bin auch bey alldasi„ger hochlöbl. Universität als Universitätssprach„meister immatriculiret worden. Im Jahr 1716. „den 12 Dec. begnadigte mich Ihro Kayserl. und

„Kö-

„Königl. catholiſche Maj. mit dem Titel eines lin-
„guarum Profeſſoris in der Königl. Ritteracademie
„zu Liegniß. Bücher habe ich nicht viel ans Licht
„gegeben; weil ich geſehen habe, daß das Publi-
„cum deren Werth ſchlecht zu erkennen weis. Ich
„habe nur 1.) ein Werkchen unter dem Titel:
„Wortforſchung der franzöſiſchen aus der lateini-
„ſchen Sprache zu Wien 1714. herausgegeben.
„2) Compendium, oder kurzer Begriff der Grund-
„ſätze der franzöſiſchen Sprache, zu Wien 1723.
„Und 3) den deutſchen Schlüſſel zu Liegniß 1728. 8.
„Die aber bisher, bis zu reiner Abſchreibung, fer-
„tig wären, und ich ſchon heraus gegeben hätte,
„wenn mein deutſcher Schlüſſel wäre beliebt wor-
„den, ſind:

1) Kurzgefaßte, leichte und richtige Lehrart der erſten lateiniſchen Gründe.
2) Alphabetiſcher Auszug mehrdeutiger deutſcher Wörter, oder particularum ac terminorum aequiuocorum, deutſchlateiniſch, nach der Methode der franzöſiſchen particules de Mrs. de Port-Roial.
3) Tractatus de ſpecie et figura, ac de modo copiam verborum acquirendi; worinnen von der Derivation und Compoſition der Wörter durch Regeln gehandelt wird.
4) Ganz leichter Tractat de ſphaera, oder von der Weltkugel, deutſchfranzöſiſch, oder deutſch-lateiniſch, wie mans lieber hätte; ſo klar, daß es ein Kind von 8 oder 9 Jahren gänzlich begreifen kan, wenn man ihm nur mit dem Finger auf der ſphaera deutet.

5) Compendium, oder kurzer Begriff der Lehrsätze der italienischen Sprache.

6) Die selbsterwiesene Rechenkunst, oder Arithmetica scientifice demonstrata; so handgreiflich, daß sie ein 9 oder 10jähriger Knabe ganz leicht begreifen; ein erwachsener Mensch aber von sich selbst lernen und beweisen kan.

7) Projectus reformationis generalis in linguarum studio pro tota Germania. Diesen hatte ich erst vor 2 Jahren verfasset, in Willens, ihn ausgehen zu lassen. Aber eine vornehme Person, welche ihn durchblätterte, sagte mir: Ich möchte mir viel Feinde dadurch auf den Hals ziehen. Also sahe ich und merkte, daß sich die Wahrheit in Deutschland nicht wohl darf öffentlich sehen lassen. Daher verließ ich das Werk. . . . Alle diese Werke aber sind liegen geblieben, weil mein deutscher Schlüssel keinen Abgang gehabt. So viel dienet zur Nachricht.

Dieses sind nun die merkwürdigsten Umstände von dem Leben des Herrn Professors, so wie sie die sorgfältigen Väter mit seinen eigenen Worten eingerücket haben. Man hat allerdings Ursache, die Begierde des Herrn Verfassers, von seiner Muttersprache unterrichtet zu seyn, sehr zu loben. Sie findet sich bey sehr wenigen Deutschen, als welchen es fast lächerlich vorkömmt, daß ein Deutscher nicht schon von Natur gut Deutsch können sollte. Daher fliessen hernachmals die schönen Urtheile, dergleichen der Herr Max von einigen Gelehrten erhal-

halten, die diesen Namen vielleicht in keiner Wissenschaft so wenig verdient haben, als in der deutschen Sprache; und welches wir unmöglich mit Stillschweigen übergehen können. Es heißt: Die deutsche Sprache hätte weder Grammatiken, noch Fundamente. In Wahrheit eine vortreffliche Nachricht! die uns recht so vorkömmt, als wenn sie von einigen böhmischen oder österreichischen Deutschen gegeben wäre. Bey diesen sind freylich die Regeln unserer Muttersprache weit zu suchen; und ohnfehlbar machen sie den Schluß: „Weil wir in „unsern Schriften und Reden keine Regeln beobach„ten, auch sonst keine wissen; so müssen wohl keine „vorhanden seyn.„ Freylich mag in den angeführten Ländern eine deutsche Grammatik nicht viel häufiger zu finden seyn, als die Proben des guten Geschmacks in ihren Schriften: Aber deswegen fehlet es den übrigen deutschen Provinzen doch nicht daran! So unverantwortlich uns nun diese Unwissenheit zu seyn bedünket; so müssen wir doch gestehen, daß uns der hinzugefügte Seufzer des Herrn Professors: Was für grosse Unwissenheit doch in Deutschland regiert! noch viel unerträglicher vorkömmt. Gewiß das klingt recht kläglich! und Leute, die zu einer übereilten Barmherzigkeit geneigt sind, möchten sich dabey kaum der Thränen enthalten. Allein es ist ein Glück für die Deutschen, daß sie dergleichen Proben der Unwissenheit mit gutem Grunde verlachen können. Ist es denn wohl glaublich, daß einem so grossen Liebhaber der deutschen Sprache, als der Herr Max ist, alle die Schriften, welche von der Einrichtung und den Re-

geln derselben handeln, unbekannt seyn können? Zumahl da einige selbst in Schlesien herausgekommen sind. Es scheinet, daß er die Schriften der deutschen Gesellschaft liebe: Hat er denn in denselben alle die Stellen nicht bemerkt, darinnen von deutschen Grammatiken und andern dergleichen Schriften Erwähnung gethan wird? Oder hat er sie mit Fleiß nicht bemerken wollen, damit er nur unserm Vaterlande einen unverdienten Schandfleck anhängen könnte? Wir können uns ein so niederträchtiges Verfahren von keinem Manne vermuthen, welcher so viel patriotischen Eifer bezeuget, als der Herr Professor. Wir wünschten aber, daß ihm Bödickers Grundsätze der deutschen Sprache, Henschels, Schottels, Tschernings, Steinbachs, Joh. Clajі, Gueinzens Schriften, und viele andere Werke mehr, welche in dem Bücherverzeichnisse der deutschen Gesellschaft 3. ganze Seiten einnehmen, etwas eher zu Augen gekommen wären, weil wir versichert sind, daß er alsdenn unsere Sprache keiner Armuth an Grammatiken und Grundsätzen mehr beschuldigen würde: Wenn gleich die Gelehrten in Böhmen und Oesterreich ihre Schnitzer in der deutschen Schreibart ohne Grammatiken hervor zu bringen wissen; als welches wir ihnen gerne zugestehen.

Die Beschuldigung, daß sich die Wahrheit in Deutschland nicht wohl öffentlich dörfe sehen lassen, zeiget eben noch keinen besonders schlechten Zustand unseres Vaterlandes an. Diese Tugend hat zu allen Zeiten einer grossen Behutsamkeit nöthig gehabt: und wenn gleich die neuern Jahrhunderte, in Absicht auf dieselbe, noch etwas zärtlicher wären, als die vori-

vorigen: So folget daraus noch nicht, daß dieser Umstand unser Deutschland allein trifft. Unfehlbar wird der Herr Professor in Frankreich und in Italien, insonderheit aber unter den Catholiken, eben so viele Gefahr bey Entdeckung der Wahrheit gefunden haben, als bey unsern Deutschen. Wenigstens bezeigen doch die häufigen Critiken, welche in Deutschland so ofte zum Vorschein kommen, daß die Wahrheit aus unsern Grenzen so ganz und gar noch nicht verwiesen ist: Und der Herr Max kan diese Blätter selbst als eine Probe davon ansehen, uns aber auch zugleich, durch eine gute Aufnahme derselben, seine eigene Liebe zu jener, zu erkennen geben.

So viel haben wir von der Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers zu sagen für nöthig befunden. Nunmehro aber wollen wir zu Untersuchung seines Werkchens selbst schreiten.

Dieses nun ist Anfangs in Gestalt einiger Briefe an die sorgfältigen Väter von Zeit zu Zeit abgesendet worden, damit sie es stückweise in ihre Monatschrift möchten drucken lassen. Einige Stücke sind auch wirklich mit hineingerücket worden: Allein da man bedacht hat, daß dadurch einigen andern Sachen der Raum entzogen würde, und es für gut befunden, daß die vorgetragene Sachen des Herrn Professors dem Leser in einem ungestörten Zusammenhange vor Augen gelegt werden möchten: So sind die sorgfältigen Väter mit dem Herrn Verfasser dieser Briefe eins geworden, dieselben alle in eine Schrift, und so, wie sie uns zu handen gekommen, drucken zu lassen. Der erste Brief ist gleich-

sam nur ein Eingang zu den übrigen. Der Herr Verfasser beschweret sich über den schlechten Zustand der deutschen Schulen; am meisten aber darüber, daß man ihn gar nicht einsehen oder erkennen will. Es hätten sich zwar einige wackere Männer, als, Selbold, Rhen, Lange, Sincerus und andere gefunden, welche dawieder geschrieen; allein man hätte sie nicht hören wollen. Sie haben auch diesem Uebel durch gute lateinische Grammatiken zu steuren gesucht; allein sie sind nicht zu der rechten Hauptquelle des Uebels gekommen: Sie haben gleichsam nur die schädlichen Aeste behauen; aber die ansteckende Wurzel haben sie unberühret gelassen. Oder sie haben es auch vielleicht eingesehen, daß sich die Wahrheit bey diesen verderbten bösen Zeiten nicht wohl dörfte sehen lassen. Deswegen auch Sincerus sein Buch unter einem verdeckten Namen herausgegeben. Rhenius sagt in seiner Vorrede: „Die „Verbesserung des Schulwesens sey ein grosses Be„gehren und nicht die Arbeit eines, zweyer, oder „dreyer Männer. Hierauf aber versetzt unser Autor: „Ich getraue mir ein kräftiges Mittel vorzu„schlagen, vermöge dessen ein einziger, wohlerfahr„ner, geschickter, aber doch mit obrigkeitlicher Hand„habung versehener Mann, in kurzen Jahren, mit „geringen Unkosten, eine rechtschaffene Besserung „des ganzen Schulwesens in ein ganzes Land ein„führen könne. Was aber die tauglichen Bücher „anlangt; so könnte selbige ein wohlgegründeter „Mann bald verfassen. Und gesetzt: Es wollte es „niemand auf sich nehmen; so getrauete ich mir, „dieser Sache gewachsen zu seyn. Aber was hilft

„es,

„es, wenn solche Bücher nicht von den Lehrenden „angenommen werden.„ Ferner beklagt sich der Herr Verfasser, daß insgemein denen Männern, die mit dergleichen heilsamen Vorschlägen umgiengen, sehr schlecht gedankt würde; und führet zum Beweise die Worte des bemeldteten Rhens an, welcher in seiner Vorrede p. 3. also schreibet: At vero pro his tantis etiam laboribus, sudoribus et taediis, vix quidquam quam inuidiam, odium, infectationem et contemtum exspectare et tolerare, quidni magni et patientissimi animi esse statuatur! Hier kann sich der Herr Max unmöglich enthalten auszuruffen. „Ja! das thut man in Deutschland „einem, der sich bearbeitet, dem Publico zum Be„sten etwas ausgehen zu lassen! Mit solcher un„nützen Münze werden diejenigen bezahlt, welche „zur Aufnahme des Schulwesens ihre saure Mühe, „Arbeit und Unkosten widmen. Solche verkehrte „Gemüther, welche alles durch die Hechel ziehen, „und, was sie nicht einmal verstehen, beurtheilen, „finden sich genug. Aber die einem Verfasser Ge„rechtigkeit erfolgen lassen, und seine Arbeit nach „ihrem Werthe zu schätzen wissen; deren giebt es „wenig. So weit ist die blinde Unwissenheit ge„kommen!„ Das war nun wieder ein schmerzlicher Herzensseufzer, darüber man Blut weinen möchte! Und wer weis, was wir thäten, wenn uns nicht zu allem Glücke einige Zeilen tiefer, eine Stelle in die Augen fiele, welche dieses ganze Klagelied scheinet verursachet zu haben. Wir wollen sie doch hieher setzen: „Wie vielen andern geschiehet es, wie „dem Rhen? heißt es. Es ist dem Verfasser des

„deut-

„deutschen Schlüssels auch also ergangen. Nebst „denen, die ihn mündlich getadelt, hat ihm ein „Leipziger Criticus in seinen gedruckten Zeitungen, „wegen der Rechtschreibung, der Schreibart, der „Ordnung des Werkes, und wegen einiger deutschen „Worte, grundloser Weise grosse Ausstellungen ge„macht. Von der Hauptsache aber hat er kein „Wort gemeldet, weil er eben so wenig als viele „andere begriffen: wo der Urheber damit hinaus „will; ob es gleich das Titelblatt ganz klar sagte.„ Da sehen wir nun, woher der erschreckliche Verfall, die Undankbarkeit, und die blinde Unwissenheit, welche in Deutschland regiert, ihren Ursprung hat. Es rühret alles von der schlechten Aufnahme des deutschen Schlüssels her. Der Herr Prof. hätte sichs in Ewigkeit nicht träumen lassen, daß man an diesem seinen Werke das Geringste sollte auszusetzen finden: Und man kan es ihm also nicht übel nehmen, daß er dem Leipziger-Critico von Herzen gram ist, und sich über die blinde Unwissenheit derer Leute beschwert, welche die Sachen des Herrn Professors nicht nach dem Werthe zu schätzen wissen, den er in denselben findet. Nur wünschten wir, daß er seinen Zorn nicht wiederum über das ganze Deutschland ausgiessen möchte. Wir sehen es wenigstens nicht, womit dasselbe seine Ungnade verdienet hätte. Er sagt ja selbst, daß nicht nur der Leipziger-Criticus, sondern daß auch viele andere nicht haben begreifen können, wo er mit seinem deutschen Schlüssel hinaus welle; welches seiner Meynung nach doch ganz klar auf dem Titel gestanden. Er kan es ja also nicht übel nehmen,

daß

daß da so gar sein Titel so unverständlich ist, daß man dasjenige, was ihm ganz klar vorkömmt, nicht versteht, man aus dem Buche noch viel weniger klug werden, und es also auch unmöglich nach seinem Werthe schätzen könne. Wie kan man nun aber seine Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens belohnen, wenn er sie auf eine solche Art vorträgt, daß man nicht weis, was er damit haben will? Man wird sich noch allezeit damit entschuldigen, daß man erst wissen müßte, ob seine Verbesserung wirklich eine Verbesserung wäre; oder ob sie nicht vielleicht übel ärger machen würde? Daß man aber solche Privatbeleidigungen einem ganzen Lande zur Last legen will; daß man deswegen ganz Deutschland für unwissend und unerkenntlich ausschilt, weil irgendwo ein deutscher Schlüssel in den Buchläden liegen bleibt; das ist in der That eine übereilte Rache, die keinem mehr Schande machet, als demjenigen, der sie ausübet. Deutschland wird dem Herrn Max noch allezeit eine entsetzliche Menge gelehrter und künstlicher Leute darstellen können, welche alle wegen der Dienste, so sie dem Vaterlande geleistet, belohnet worden sind; und dadurch die Beschuldigung der Unwissenheit und Unerkenntlichkeit bey dem Herrn Professor gänzlich verbannen; die uns ohnedem nur auf den Leipziger Criticum abzuzielen scheinet, welcher diesesmal so unschuldig die Stelle von ganz Deutschland vertreten muß.

Unter denen Schriftstellern, welche die Ursachen des verderbten Schulwesens am besten eingesehen, ist auch Sincerus, welcher sich durch eine gute Erklärung des Cornelii Nepotis bekannt gemacht.

In der Vorrede dieses Buches erweiset er, daß ein Knabe durch des Hartnacks deutsche Uebersetzung seine deutsche Muttersprache verderben lerne, und nennet dieß Buch eine deutsche Barbarey. Es heißt pag. 12. „Ach ihr lieben Leute! werdet doch „um Gottes willen einmal klug. Lasset eure Kin„der recht deutsch lernen! oder verderbet sie nicht „mehr. Es ist ja eine Schande, wenn die Rath„häuser, Predigtstühle und Schulcathedern mit sol„chen Leuten angefüllet sind, die zwar ein wenig „Latein verstehen; aber ihrer deutschen Mutter„sprache nicht mächtig sind. Was ist es Wunder, „daß uns nicht nur andre Nationen, sondern viele „von unsern eigenen Kaufleuten, ja wohl manche „Handwerksleute auslachen? . . . . . Ob nun „schon nur zu einem solchen Schulmanne so viel er„fordert wird, daß man eher 20 Prediger, 30 Ju„risten, 40 Medicos, als einen solchen Mann be„kommen kann; überdieß die Arbeit so schwer, als „in einem Stande ist: So läßt man sie doch, an „statt einer rechten Besoldung, gemeiniglich am „Hungertuche nagen.„ Hier bricht der Herr Professor Max wiederum in die Worte aus: „Dieser „hat das Schwarze getroffen! Dieser hat nahe zum „Centro geschossen! Dieser hat von der verderbli„chen Quelle eine Ader entdecket! u. s. w. Es ist in der That sehr wohl gethan, daß der Herr Professor diese Stelle aus dem Sincero allhier eingerücket, um den Deutschen, wegen der Nachläßigkeit, die sie in Bearbeitung ihrer Muttersprache beweisen, eine rechte Schamröthe abzujagen: Denn die Klagen des Sinceri finden noch heutiges Tages statt.

Man

Man kan fast nichts barbarischers lesen, als die kleinen Uebersetzungen, welche die Jugend in den Schulen zuweilen aus den lateinischen autoribus machen muß. Doch das ist kein Wunder! Die deutschen Aufgaben, welche ihnen von ihren Lehrern gegeben werden, um selbige ins Lateinische zu bringen, sind nichts verständlicher. Ja viele von unsern Gelehrten selbst sind nicht fähig einen deutschen Zettel aufzusetzen, der besser aussähe, als wenn ihn irgendwo ein Schiffer in der so genannten lingua franca, die auf der See herrschet, aufgesetzet hätte. Was schließt man nun aber daraus? Kan man demjenigen wohl eine Gründlichkeit in andern Dingen zutrauen, welcher in seiner eigenen Muttersprache so nachläßig ist? Oder ist es patriotisch gehandelt, sich um auswärtige Sachen zu bekümmern, und den Ruhm des Vaterlandes aus den Augen zu setzen? Und was hat ein so unordentlicher Vortrag der Lehrenden für eine Wirkung bey den Lernenden? Die Antwort liegt durch die tägliche Erfahrung, leider! am Tage.

Wir kommen nunmehro zu dem zweyten Briefe, darinnen der Herr Verfasser seine Absicht deutlich erkläret: „Mein einziger Endzweck, schreibt er, ist, „vorzustellen: Wie weit es versehen ist, daß man „in unserm lieben Deutschlande die deutsche Spra„che so sehr vernachläßige, und mit unzeitiger Be„gierde sich um die fremden Sprachen so sehr be„arbeite. Mein Nebenabsehen ist dabey, die üble „Folgerung darzuthun, welche daraus entstehet.„ Hierauf redet er von der Nachläßigkeit in Schulen, so wohl im Absehen auf die deutsche, als auch auf

die

die lateinische Sprache. Er füget hier, ausser dem, was sein deutscher Schlüssel schon von dem Worte amo gesagt, nach eine Anmerkung von den falsch verdeutschten temporibus des optatiui und coniunctiui bey dem verbo, lego, hinzu. Er sagt: Es wären zwar einige neue Grammatiken vorhanden; allein, das Unglück wäre dabey, daß man sich ihrer nicht bediente. Die Lehrer blieben bey der Methode, wornach sie es gelernet hätten, und diese böse Gewohnheit pflanzte sich immer weiter fort. Das gröſste Uebel bestünde darinnen, daß die Jugend in den Schulen ihre Uebersetzungen von Wort zu Wort nach dem lateinischen machte, es möchte nun klingen, oder nicht. Käme ein zweydeutiges Wort vor; so würde es immer in einerley Verstande genommen, so daß hernach weder Vernunft noch Ordnung in solchen Zetteln zu finden wäre. Folglich verlernte die Jugend ihr Deutsch gänzlich in den Schulen, und daher müßte man das Elend herleiten, daß unsere erwachsene Studenten nicht vermögend wären, einen klugen Brief ohne Fehler zu schreiben.

So weit geht der andere Brief. In dem dritten giebt der Herr Professor eine Probe von der erwähnten hartnackischen Barbarey. Er hat sie aus den Schriften eines Schülers genommen, welche so wohl im Latein, als Deutschen noch viel mehrere Fehler gehabt haben; aber er hat alle diejenigen verbessert, welche er dem Schüler zuschreiben konnte, und hat nur diejenigen stehen lassen, welche ihm augenscheinlich von dem Lehrer herzurühren, geschienen. Wir wollen doch eine von diesen Stellen

len dem G. L. mittheilen: „Aber ſiehe! Leſend den „Quintilianum finde ich die unverhofften Worte: „unter den Tugenden eines Grammatiſten die fürneh„me zu ſeyn, etwas nicht wiſſen: So ſey es; ich „will nicht geſagt haben, die fürnehme Tugend, ſon„dern die fürnehmſte Tugend eines Grammatiſten, „iſt, etwas nicht wiſſen. Alsdenn werde ich euch „nicht alles lehren; weder ihr werdet alles lernen. „Aber ich vernehme eine gerechteſte Klage aus euch, „daß ihr in eurer Meynung ſchändlich betrogen wor„den, verhoffende: daß ihr alles werdet lernen, was „Grammatiſten zu wiſſen nothwendig.„ Das ſieht nun freylich ſo aus, daß einem dafür grauen möchte. Was kan doch ein Knabe bey einer ſolchen Ueberſetzung gedenken? Gewiß, wofern er noch einige Neigung zur Ordnung und Deutlichkeit hat; ſo muß ſie ja völlig in ihm erſtickt werden. Schöne Einrichtung der Schulen! Der Herr Profeſſor ſchreibet weiter, daß es in den Schulen ſchon ſo gar in A B C. und im Buchſtabiren verſehen werde. Man vermiſchte das b und p, das d und t, g und k oder ch, ſ mit ſſ, u. ſ. w. gar zu gerne, und ſchriebe oftmals dt, nd, mb, und h, an Oerter, wohin es gar nicht gehörte: Welches denn davon käme, daß die wenigſten Schulmänner ſich einer rechten regelmäßigen Rechtſchreibung befliſſen, da doch die deutſche Rechtſchreibung ſo ſchwer nicht wäre. Man ſchriebe, wie man ſpräche; und ſpräche, wie man ſchriebe. Hier antworten wir dem Herrn Verfaſſer: Daß eben hier der Grund der unrichtigen Rechtſchreibung zu ſuchen ſey. Wenn alle Provinzen in Deutſchland ſo buchſtabiren ſollen, wie ſie ausſprechen: So wird die An-

zahl der Rechtschreibungen unzählig seyn. Ein Meißner z. E. wird ein P. schreiben, wo der Schlesier ein B setzt. Ein Schwabe wird ein J. setzen, wo der Obersachse ein à setzet. Ein Thüringer wird ein O schreiben, wo der Schlesier ein A schreibet. Doch was braucht es mehr, als daß man im gemeinen Leben nur auf die verschiedenen Mundarten acht gebe? Da wird der Schweizer an statt Bein, Boan, an statt aussen, guse; der Meißner, an statt es regnet, es reint, an statt ein Bürger ein Perger; der Schlesier, an statt mit dem Gelde, mit dem Galle, an statt ein Bube ein Bübla, sagen. Ein Märker wird das eu wie oi, aussprechen, z. E. loßt oich die Müh nicht roien; und das o wie a, z. E. olle oire Sarge werfet uf den Herren; denn er sarget für oich. Und kurz sie werden von einander ungemein unterschieden seyn. Wollten wir noch vollends die Oesterreicher dazu nehmen: Hilf Himmel! was würde das für eine Barbarey werden. Da würde man bey einem geschriebenen Blatte erst fragen müssen: Was es für eine Sprache sey? Doch wir können es mit dem Exempel der sorgfältigen Väter selbst bestätigen. Als Schlesier schreiben sie immer gutt, Blutt, mit einem doppelten t, welches kein Obersachse thun wird, und welches auch nicht recht ist. Gut und Blut, und dergleichen Wörter müssen nothwendig nur ein t haben; theils, weil es allenthalben so ausgesprochen wird; theils, weil es auch im Niedersächsischen und bey den Engelländern mit einem d geschrieben wird, Blood, Good. Uns scheint also die Regel, daß man die Rechtschreibung nach der Aussprache einrichten müsse, sehr gefährlich zu seyn; ehe und bevor

man

man diejenige Provinz in Deutſchland ausfündig gemacht hat, deren Mundart die beſte iſt, und nach welcher ſich alle andere richten müſſen.

Nun folget der vierte Brief; welchen wir aber der Kürze wegen übergehen, und vielmehr zu den übrigen eilen, in welchen die Mittel zu Verbeſſerung des Schulweſens vorkommen. Selbige beſtehen nun darinnen: 1.) Die Jugend ſoll vorhero in ihrer Mutterſprache gründlich unterrichtet werden; weil ihr alsdenn die Erlernung der andern Sprachen um ſo viel leichter vorkommen würde. 2.) Müßte man in einem Lande eine öffentliche Schule aufrichten, darinnen die grundſätze der Mutterſprache gelehret würden; und derſelben einen geſchickten Mann vorſetzen, der ſo viel Stärke als Eifer für die Aufnahme des Schulweſens hätte. Dieſer müſte, auſſer der Jugend, noch alle diejenigen unter ſich haben, welche ſich um einen Schuldienſt bewerben. Er müßte auch mit obrigkeitlicher Freyheit verſehen ſeyn; damit keiner einen Schuldienſt erhielte, den er nicht für tüchtig erkennete. Es müßten alſo alle Schulämter mit denen unter ihnen ſtehenden Candidaten beſetzet werden. Imgleichen müßten die privat Praeceptores in den Häuſern, gänzlich verbothen, und dazu obbenannte Candidaten genommen werden. Damit man aber wackere, und geſchickte Schulmänner bekäme; ſo müßte man ſie in beſſern Ehren halten, als bisher geſchehen, und ſie auch beſſer belohnen; indem dieſes 2 Haupturſachen wären, warum mancher die Schuldienſte ſcheucte.

Dieſes ſind nun die Vorſchläge zur Verbeſſerung des deutſchen Schulweſens. In dem 7 und 8 Briefe

giebt der Herr Professor noch einen Plan an, nach welchem die Jugend künftig unterrichtet werden soll, und beschliesset das ganze Werk mit folgendem Gebethe: „Dir o grosser, o allmächtiger Gott! dir opfere „ich diesen meinen aufrichtigen und bestgesinnten Ei„fer; dir opfere ich Absicht, Mühe, Arbeit, und Un„kosten auf; dir, der du mein Herze kennest; dir, der „du mir dieses eingegeben; dir, der du weist, wie „oft ich den üblen Schulzustand wehmüthigst bedau„ret habe; dir, der du in mein, deßhalben viele Jah„re lang, Tag und Nacht unruhiges, und ersprießli„chen Mitteln stets nachsinnendes Gemüthe hinein„gesehen; dir seyn meine deßwegen gehabte Bemü„hungen, verwendete Unkosten und vergebliche Mit„tel bekannt. Du allein, o gütigster Gott! weist, „wie oft, und in wie vielen Orten ich schon umsonst „angeklopfet habe; dir sey dieses alles gewiedmet „und zugeeignet, dir sey deßhalben tausendfältiger „Dank gesaget; dir sey Lob, Ehre und Preis.„ Hierauf folget auch eine Beschwerung an den Käyser und alle christlichen Potentaten und Obrigkeiten diese Vorschläge gütig anzunehmen; und endlich eine Danksagung an die sorgfältigen Väter, daß sie die Bekanntmachung dieses Werkes über sich genommen haben. Wir überlassen es dem geneigten Leser, die Güte dieser Vorschläge bey sich selbst zu untersuchen. Der Eifer des Herrn Professoris für die deutsche Sprache ist ungemein löblich, und daher sein erster Vorschlag ganz billig: Aber bey dem andern, sind uns allerley Zweifel beygefallen. Wir wissen nicht, warum es nur eben ein einziger Mann seyn soll, der die Aufnahme unserer Sprache befördern, alle

Schul-

Schulmänner im ganzen Lande für tüchtig oder untüchtig erklären, und eine solche Menge junger Leute nach seinem eigenen Gefallen beherrschen soll? Wir können es nicht leugnen, daß eine solche Schule mit ihrem Obern und seinen Untergebenen, in unsern Augen, einem Jesuitercollegio sehr ähnlich sieht; und so lange ein solcher Mann noch ein Mensch seyn muß, scheint uns der Anschlag sehr gefährlich zu seyn. Denn wir Menschen sind allezeit einer gewissen Schwäche unterworfen, die nicht allen Versuchungen gewachsen ist. Entweder der Hochmuth würde ihn einnehmen, und ihn verleiten, eine besondere Tyranney über eine Menge junger Leute zu führen, deren künftige Versorgung auf seinem Ausspruche beruhete. Wer sich also nicht nach seinem Sinne schicken wollte, der möchte zu sehen, wo er einmal Brodt hernähme. Er würde es auch nicht unterlassen, viele Sachen in unserer Sprache, zumal gewisse Dinge, die noch zweifelhaft sind, nach seinem Kopfe zu verändern. Die Gewohnheit, der Wohlklang, das würden Hirngespinste seyn, die vor seiner Hoheit verschwinden müßten. Gesetzt auch, daß er alles so einrichtete, wie ers am besten fände; gesetzt, es dünkte ihn gut zu seyn; so wäre es doch deswegen noch nicht gut; weil er es für gut halten würde. Allein wer wollte es ihm sagen? Wer würde sich wieder ihn auflehnen? Gewiß derjenige, welcher keinen Schuldienst zu erhalten begehrte: Einem andern wollten wir es nicht rathen. Oder wie leichte könnte ihn der Eigennutz verleiten; dasjenige für Geschenke zu thun, was er nach der Billigkeit nicht leichtlich thun möchte. Das Geld vergiebt wohl grössere Aemter, als ein Schul-

dienst ist, und bedecket wohl wichtigere Mängel, als einige grammatikalische Schnitzer. Warum schlägt man nicht lieber eine ganze Gesellschaft vor, darinn lauter gute Deutsche genommen würden. Bey diesen würden die erwähnten Verdrüßlichkeiten und noch viele andere, deren wir nicht gedenken mögen, schon vielweniger Eingang finden, zu geschweigen, daß in einer solchen Gesellschaft auch vielerley Landsleute seyn könnten, welches zur Verbesserung einer Sprache sehr nothwendig ist: Denn alle Provinzen haben, theils, in der Aussprache, theils, in gewissen Redensarten etwas schlechtes, welches nicht taugt, und wovon unsere Sprache nothwendig gesaubert werden muß. Aber nach des Herr Professors Vorschlage würde ganz Deutschland entweder die Schlesische, oder die Oesterreichische, oder die Schwäbische, oder die Meißnische, oder die Preußische, oder die Schweizerische Sprache annehmen müssen, nachdem sein grosser Schulpabst ein Landsmann wäre. Dieses Joch wird sich unser Vaterland wohl nimmermehr auforingen lassen! Viele Köpfe sehen mehr ein, als einer! Und dergleichen Gevollmächtigte sind in allen Ständen sehr gefährlich.

Hernach sehen wir noch eine Schwierigkeit bey dieser neuen Schulordnung. Gesetzt es stürbe irgendswo an einem Orte ein Schulmann in der 5. 4. oder andern Classe, und man schickt einen von den geschicktesten Candidaten hin; so wird dieser nach seiner neuen Methode lehren, da die übrigen Lehrer dieser Schule, noch alle bey ihrer alten Gewohnheit bleiben. Wo nun die Kinder bey einer so verwirrten Lehrart nicht noch ärger dran seyn sollten, als

jetzo

jetzo, so irren wir uns sehr. Doch, vielleicht gehöret es mit zu diesem Entwurfe, daß alle Schulmänner in ganz Deutschland auf einen Tag sterben müssen.

Wir hätten zwar bey der Schreibart dieses Werkchens noch etwas zu erinnern; allein wir fürchten theils, der Herr Prof. möchte auf die Leipziger Criticos gar zu böse werden; theils haben wir auch aus dem Vorberichte der sorgfältigen Väter gesehen, daß sie die Verantwortung der Schreibart über sich nehmen wollen. Deswegen wir also unsere wenigen Anmerkungen über selbige und über einige Stellen in der Rechtschreibung, an dieselben richten werden.

Zuvörderst statten wir ihnen für den gütigen Beyfall, welchen sie diesen Beyträgen, und einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft gegeben haben, schuldigsten Dank ab, mit der Versicherung, daß das Lob solcher geschickten Männer unsern Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, allemal um ein grosses vermehret. Der Verfasser der sorgfältigen Väter ist selbst ein Mann, in dessen Schreibart wir schon eine ziemlich genaue critische Richtigkeit bemerken: Um so viel mehr wird er es uns verzeihen, wenn wir demselben diejenigen Stellen anmerken, für welche wir mit allem Nachsinnen keine hinlängliche Entschuldigung haben ausfündig machen können. Leute, deren Fähigkeit man nur für mittelmäßig hält, die lobt man schon, wenn sie ihre Sachen nur nicht schlecht machen: Aber von wem man sich eine grössere Stärke vermuthet, dem schenket man nichts, bis er vollkommen ist. Wir hoffen also auch durch folgende Zeilen unsern Gönner mehr von unserer Hochachtung, als von einer Tadelsucht zu überzeugen.

Die Redensart in der Vorrede; „Doch sind einige Anmerkungen dazu ausgelassen worden, als welches wir füglich geschehen zu können, uns bereden,„ klinget in unsern Ohren sehr undeutsch. Hätte es nicht heissen können: Weil wir glaubten, daß es füglich geschehen konnte? Gleich darauf heißt es: „Die „zur Nachlese Begierige werden in das angeführte „Stücke verwiesen.„ In das Elend verweiset man die Leute zwar; aber in die Bücher hat man sie noch niemals verwiesen, und es solte also auch hier heissen, auf das angeführte Stücke. Pag. 35. heißts: „Aber „ich habe, alle diejenigen (Fehler) verbessert, welche „ich, des Schülers zu seyn, habe vermuthen können, „und nur diese beybehalten, welche mir augenscheinlich des Lehrers zu seyn schienen.„ Wenn das nicht bald eben so schön klingt, als die hartnäckische Barbarey; so wissen wirs nicht! In der Zueignungsschrift stehet: „Wir bedanken uns anbey, daß sie das „Vertrauen für uns gehabt haben ꝛc.„ Das hält nun in der critischen Untersuchung wieder nicht Stich. Man sagt: ich habe ein Vertrauen zu meinem Freunde; aber für ihn sagt man nicht. Denn nach dem Verstande des Wörtchens, für, würde es heissen, ich hätte es an seiner Statt, oder ihm zu gute. Ferner finden wir die Redensart: „daß wir hier sicher die „lautere Unmöglichkeit fürschützen können. Dieses müßte heissen vorschützen. Die Wörtchen für und vor sind in ihrer Bedeutung sehr unterschieden. Im Deutschen wird das Wörtchen, für, an den Orten gebraucht, wo der Lateiner pro und der Franzose pour setzet; das andere aber, vor, wo jener ante, und dieser devant oder avant saget; wie man hievon

von in diesen Beyträgen ein mehreres lesen kan. Wir wollen unsere Anmerkungen von der Schreibart dieses Werkchens, mit einem Stücke, aus den Noten der sorgfältigen Väter, welche sie diesem Buche beygefüget, und die pag. 60. befindlich ist, beschliessen, und dem geneigten Leser deren Beurtheilung selbst überlassen.

„Wenn wir Deutschen also eine vollkommene deut„sche Sprachlehre besässen; so ist zu wünschen, daß „wir sie in allen unsern Schulen einzuführen belieb„ten, oder befehliget würden; und daß wir darnach „alle angehende Lehrlinge unermüdet, muthig und „deutlich unterwiesen; bevor wir ihnen zu einer an„dern Sprache Lust machten. Weil aber alsdenn „zu einer andern Sprache auch eine andere Gram„matik gehöret; so müßte diese gleichwohl ebenfalls „gutt Deutsch, aber nach eben dem Fürtrage, nach „eben der Ordnung, und nach eben der Einrichtung „abgefasset seyn, wie die Deutsche. Nur daß das „absonderliche einer jeden Sprache, absonderlich und „an behörigen Orten beygefüget würde. Auf diese „Weise könnten unsere Schüler alles sehr leicht und „einstimmig lernen, und würden gewiß eher zu einer „Fertigkeit der einheimischen und fremden Sprachen „gelangen; als mit so manchen undeutschen, unor„dentlichen und kauderwälschen Schulbüchern, mit „welchen man sie noch gemeiniglich bis auf diese Stun„de martert; und dennoch wenig oder nichts damit „gewinnet. Wir meynen auch anbey: es wäre nö„thig, daß von jeder solchen Sprachlehre eine grosse „und vollständige verfertigt würde, und diese zuerst„

Nun haben wir noch einige ausserordentliche und seltsame Wörter anzumerken, und da finden wir erstlich, eine **Bogenschrift**, durch dieses Wort verstehet man die so genannten sorgfältigen Väter; allein wir sehen nicht, warum man nöthig gehabt hat, dieses neue Wort zu backen, da wir noch die Namen, der **moralischen Blätter**, der Monatschriften, und der Wochenblätter, im Vorrathe haben, die dem Leser bekannt sind, und dabey er nicht erst nachdenken darf, was der Autor sagen will? Zumal so drückt auch das Wort **Bogenschrift** nichts anders aus, als eine Schrift, die einen Bogen füllt, oder auf einem Bogen steht, und man hat also damit seinen Zweck nicht erreicht. Wir finden ferner den Namen ein **Gesundheitsgelahrter**, das soll nun ein Medicus seyn, den die Deutschen bisher einen Arzneyverständigen, genannt haben. Und allem Ansehen nach wäre es besser, man hätte diesen Namen beybehalten. Was mag immermehr ein Gesundheitsgelahrter für ein Mann seyn? werden die Leute fragen. Der eine wird antworten: Es muß wohl ein Mensch seyn, der die Kunst versteht, gesund zu seyn. Der andere wird sagen: Nein, er versteht die Kunst gesunde Leute krank zu machen. Und wir fürchten, daß die Erfahrung diesem Ausleger viele Anhänger verschaffen wird. Wenigstens sehen wir nicht, wenn es auf die Verdeutschung des Wortes Medicus ankömmt, warum man nicht einen Medicum mit eben so gutem Grunde, einen Lebens und Todesgelahrten, als einen Gesundheitsgelahrten, nennen sollte. Doch sind wir dabey auch der Meynung, daß es am besten gethan wäre, wenn man bey

den

den einmal eingeführten alten Benennungen, in ſo weit ſie gut ſind, bliebe, und ſich nicht ohne Noth allerley ſeltſame Wörter erdächte.

Wir können unmöglich fortfahren, unſere Gedanken von jedem Worte insbeſondere zu geben, aus Furcht, dem Leſer durch eine allzu große Weitläuftigkeit beſchwerlich zu fallen. Wir wollen alſo nur noch eine Anzahl, die wir im Durchblättern angemerket, hieher ſetzen; der G. L. wird ſchon ſelbſt ſehen, was er davon zu halten habe. „Ein mit obrigkeit„licher Handhabung verſehener Mann. Die hoch„geflügelte Zeit. Die Erſteigung des Gipfels. „Das Einwenden. Die deutſchredende Nachwelt. „Die langweiligen Künſte. Die Klügelſucht. Oh„ne Fehl und (ohne) Ungeſtalt. Groosſe Ausſtel„lungen machen. (anſtatt Vorwürfe.) Wir wol„len in Obacht ziehen. Die Sprachlehren leiden ei„nen Ausſatz.

Wir müſſen abbrechen, damit wir noch von der Rechtſchreibung in dieſem Werkchen, etwas weniges ſagen können. Wir finden nemlich, die Wörter, groosſe, für große, einhällig, für einhellig, mißgünnen, für misgönnen, Ehrerbittung, für Ehrerbiethung, fürſchützen, für vorſchützen, nämlich, für nemlich, u. dergl. mehr. Ferner haben die ſorgfältigen Väter das ff, und ß, an vielen Orten beybehalten, wo es ſich mit gutem Grunde in ein f, und ſ, verwandeln könnte. Der arme Accuſativus iſt eben ſo ofte um ſein n, als der Dativus um ſein m gekommen. Alles dieſes würde zu weitläuftig fallen, wenn wir es hier wiederlegen ſollten. Wir beruffen uns aber auf die gerechtfertigte Rechtſchreibung der deutſchen

Geſell-

Gesellschaft, welche sich in dem Falle alle ersinnliche Mühe giebt und gegeben hat. Es würde nicht unbehutsam seyn, wenn man ihr auch in denen Stücken, davon sie ietzo noch keinen Grund angegeben hat, nur dreust folgen wollte: Denn sie thut gewiß nichts ohne gnugsame Prüfung, und wenn sie auch zuweilen nur die Gewohnheit zum Grunde hat; so geschieht es doch nur in denen Fällen, da sie deutlich einsieht, daß man zwar was neues, aber eben nichts bessers, erfinden könnte.

Wir finden zu Ende dieses Werkgens noch ein Stück, welches die sorgfältigen Väter, zur Probe der österreichischen Schreibart her gesetzt haben; wir wollen dem G. L. die Lust nicht misgönnen, welche er dabey haben muß. Es ist eine von den übersetzten äsopischen Fabeln, und steht in einem Buche dessen Titel heißt, die wienerischen Principien, oder rudimenta grammatices &c. Solch schön Deutsch können die Catholiken in Oesterreich!

Eylffte Fabl.
Eine Nattern, und Feile.

„Es war eine Nattern, weder vom Rauch, noch „glintzenden Feuer-Funcken, noch dem Tumult der „hamerenden, und alle Nerven ausspannenden „Gesellen erschröckt, in eine Werkstatt, weiß nicht „was schmiedenden Schlossers, bey offenstehender „Thür geschlichen.

„Sie fangt allda an eine Feile so gewaltig zu na„gen, daß sie ihr Zung verletzte, und viel Blutt aus „der Wunden ranne.

„Närrin! spricht die Feile: was beissest mich?

„dessen

„deſſen Schärffe und Härte auch das härteſte Metall „zerreibet, und zu Staub ſchabet.

Lehre.

„Wann du einen Biſſigern, als du ſeyeſt, beiſſen „willſt, wirſt du dir ſelbſt die Zähne brechen. Wann „du mit einem ſolchen werdeſt Händel anheben, wer„deſt du dir ſelbſt mehr Schend als ihm verur„ſachen.

Das war nun eine Probe von dem öſterreichiſchen Geſchmacke. Urtheile der G. L. ſelbſt, ob wir nicht Urſache haben, dieß Blatt mit den Worten unſers groſſen Opitz zu beſchlieſſen, welche die ſorgfältigen Väter, in der Zueignungsſchrift an den Hrn. P. Mar, angezogen haben. Sie ſtehen in Opitzens Ariſtarcho oder Tr. de Contemtu linguæ Germanicæ am Ende, und heiſſen: Nemo igitur diutius ignorare poteſt, nihil obſtare, quo minus noſtra etiam lingua (germanica) emergat impoſterum, ac in lucem protrahatur: lingua vetuſta, lingua decens, lingua grauis; ac patria ſua, tot ingentium heroum nutrice digniſſima; lingua, quæ integra et incommiſta tot jam labentibus annis ad nos peruenit. Hanc ſi qui cœlo veſtro, hoc eſt, vobis ipſis, non inuidetis, amate, hanc expolite, hic viros vos præſtate. Hic Rhodus, hic ſaltus. Facite igitur, vt quam loquendi dexteritatem accepiſtis a Parentibus veſtris, poſteritati relinquatis. Facite denique, vt qui reliquas gentes virtute, vincitis ac fide, linguæ quoque præſtantia iisdem non cedatis.

VIII.

Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes. Dazu kömmt eine Untersuchung, wie ferne das Erhabene im Trauerspiele statt haben könne, wie auch von der poetischen Gerechtigkeit.

Zürich bey Conrad Orell und Compagnie. 1736. in 8. 115. Seiten.

Die Schweiz, so in den vorigen Jahrhunderten an Liebhabern und Meistern der freyen Künste, zumal in unserer Mutterspracbe, so arm gewesen, daß sie kaum ihren eigenen Landesleuten einige Muster aufweisen können, hat sich in diesem Jahrhunderte ganz anders zu zeigen angefangen. Man kan nicht umhin, es zu ihrem besondern Ruhme zu gestehen, daß wir derselben schon manches schöne Werk zu danken haben, welches theils von der grossen Gemüthsfähigkeit ihrer Einwohner, theils von ihrer grossen Liebe zu der schönen Gelehrsamkeit deutliche Proben ableget. Sonderlich aber haben sich die Cantons Zürich, Bern und Basel in diesem Stücke hervorgethan. Dieser letztere zwar hat uns in dem scharfsinnigen und grundgelehrten **Werenfels** einen Mann gewiesen, der auch disseit den Alpen bekannt geworden, und nicht nur als ein tiefer Weltweiser, nicht nur als ein bescheidener Gottesgelehrter, sondern auch als ein sinnreicher Poet und Redner, ja was noch mehr ist, als ein vernünftiger Kunstrichter oder Criticus anzusehen ist. Seine Dissertation von den Meteoren einer Rede, oder von der hochtrabenden

Schreib-

Schreibart erweiſet dieſes letztere zur Gnüge. Sie iſt unſtreitig eine von den beſten critiſchen Schriften, ſo in Deutſchland zum Vorſcheine gekommen: Und weil unſre Geſellſchaft nicht ohne Grund dafür gehalten, daß ſie zur Verbeſſerung des Geſchmacks bey uns Deutſchen nicht wenig beytragen könnte, wenn ſie fleißiger geleſen würde; ſo hat ſie ſelbige deutſch überſetzt, und dem I. Th. ihrer Schriften und Uberſetzungen mit einverleibet. Was uns Bern an ſeinem Haller für einen Dichter gewieſen, das haben alle Kenner in ſeinem Verſuche ſchweizeriſcher Gedichte mit einhelliger Verwunderung geſehen. Und wenn es wahr iſt, was man uns berichtet hat, daß derſelbe an einem Heldengedichte von dem Urſprunge des Schweizerbundes, und der erworbenen Freyheit ſeines Vaterlandes, arbeitet: So kan man ſich die Hoffnung machen, daß Deutſchland endlich ein Heldengedichte, ſo ſeinem alten, zur Freyheit geneigten groſſen Geiſte gemäß iſt, bekommen werde. Was uns endlich Zürich, ſeit wenigen Jahren, für Proben einer geſunden Critick geliefert, das muß nothwendig, auch ohne unſer Erinnern, allen rechtſchaffenen Patrioten, aus den Diſcurſen der Maler bekannt ſeyn; als welche nicht nur Richter der Sitten, ſondern auch der freyen Künſte bey uns abgegeben, und gewiß nicht wenig gutes geſtiftet haben. Ja wir würden gar behaupten, daß man den Urſprung der itzigen critiſchen Zeiten von dieſem Buche herleiten müßte: Wenn ihm Herr Werenfels nicht, obgedachter maſſen den Rang abgewonnen hätte.

Gegenwärtige Schrift, die uns zu dieſen Betrachtungen Anlaß gegeben, iſt gleichfalls von critiſchem

Inhalte, und muß daher in unsern Beyträgen nothwendig einen Platz bekommen. Es ist uns dieselbe ohne alle mündliche oder schriftliche Nachrichten in die Hände gebracht worden; und ungeachtet auch in dem Werkchen selbst kein Name des Herausgebers erscheinet: So ist es uns doch sehr wahrscheinlich, daß dieses der Herr Prof. Bodmer seyn müsse. Eben dieser scheint uns unter dem Namen Eurisus verborgen zu seyn, welcher der eine Correspondent in diesem Briefwechsel ist: Wer aber Hypsäus sey, der mit ihm denselben unterhält, ist uns bey Durchlesung aller Briefe auch bekannt geworden. Nemlich es ist der Verfasser des vor einiger Zeit in Zürich ans Licht gestellten Tractats: Paragone della Poesia Tragica d'Italia, con quella di Francia. Ob aber selbiger der italiänische Graf Fini oder sonst jemand sey, das müssen wir im Zweiffel lassen. Gewiß ist es, daß er die Natur der theatralischen Dichtkunst sehr wohl einsieht, und die vernünftigsten Urtheile von dergleichen Stücken gefället hat.

In der Vorrede dieses Briefwechsels wird der Inhalt derselben ganz kurz vorgestellet. Es ist freylich an Entscheidung der Frage nicht wenig gelegen: Ob die Werke der Wohlredenheit nach einer sinnlichen Empfindung, oder nach gewissen Gründen der Vernunft zu beurtheilen seyn? Der Herr Verfasser glaubt mit gutem Rechte, daß die Aufnahme und der Verfall der angenehmen Wissenschaften darauf ankomme. Denn in der That kan der willkührliche Geschmack, der sich an keine Regeln bindet, sondern nach seiner blossen Empfindung von den Werken der Kunst urtheilet, keinen so sichern Ausspruch thun, der nicht

mit

mit eben ſo gutem Grunde verworffen, als angenommen werden könnte. Wenn derjenige, ſo etwas lobet, keine Urſache von der Trefflichkeit des geprieſenen Dinges hat, als daß es ihm gefallen habe: So kan ja denſelben Augenblick ein andrer kommen, der eben das Ding aufs äuſſerſte verachtet; und ebenfalls den Grund ſeines Urtheiles in dem Misfallen findet, ſo er an dem Dinge gehabt. Was alſo heute ſchön iſt, das kan morgen garſtig ſeyn; ja was in Rom bis an den Himmel erhoben würde, das könnte, und zwar mit gleich gutem Rechte, zu Paris aufs ärgſte herunter gemachet werden. Wollte man ſagen, daß dieſes nicht folge, weil der eine von dieſen einander widerſprechenden Richtern einen guten, der andre aber einen verderbten Geſchmack haben müſte; angeſehen es ja ausgemacht wäre, daß zween wiedrige Sätze unmöglich zugleich wahr ſeyn könnten: So werden wir antworten, daß es unmöglich ſeyn werde, die Frage zu entſcheiden, welcher von beyden Richtern den guten Geſchmack beſitze? Ein jeder wird vorgeben, er allein habe denſelben, und er wird es für einen Schimpf halten; wenn man ihm nicht glauben wird. Der eine wird behaupten, ſein Urtheil komme mit der Meynung der meiſten überein, und könne alſo nicht falſch ſeyn: Weil es nicht wahrſcheinlich ſey, daß ſo viele Leute auf einmal irren, oder Narren ſeyn ſollten. Der andre aber wird behaupten, daß die klügſten Kenner ſeiner Meynung wären, und daß der Beyfall des groſſen Haufens niemals ein gutes Zeichen ſey: Maſſen Seneca recht geurtheilet hätte: Non tam bene cum rebus mortalibus agitur, vt meliora pluribus placeant.

Alles dieses nun erweiset unsers Erachtens ganz augenscheinlich die Wahrheit; Daß man in den Grundregeln der schönen Wissenschaften überhaupt, und der Dichtkunst und Beredsamkeit ins besondre, durchaus nicht auf eine blosse Empfindung, oder auf den so genannten metaphorischen Geschmack, bauen könne. Die Vernunft muß uns den rechten Leitfaden in die Hand geben. Sie muß uns die ewigen Quellen der Schönheit in der Natur der Dinge, in dem Verhältnisse, in der Aehnlichkeit, in der Ordnung und dem Wohlstande zusammengesetzter Dinge anweisen. Sie muß uns die unveränderlichen Regeln derselben daraus herleiten, und ihre Anwendung in allen besondern Fällen lehren. Dadurch wird ein Künstler, der zugleich eine critische Einsicht seiner Kunst besitzet, im Stande seyn, von allen seinen Erfindungen Rede und Antwort zu geben. Er wird sein Verfahren entweder rechtfertigen können, oder von einem andern auf eine überzeugende Art eines Fehlers überwiesen werden mögen: So gut als jemand, der ein Exempel gerechnet hat, sich entweder verantworten, oder von einem andern gezwungen werden kan, seinen Fehler zu gestehen.

Dieses ist nun kürzlich die Absicht, und der Inhalt der ganzen Schrift; wiewohl wir uns hierbey nicht der Gedanken und Worte des Herrn Verfassers, sondern unsrer eigenen Art zu denken und zu schreiben bedienet haben. Der Briefwechsel selbst hebt mit einer kurzen Erzählung von dem Anfange desselben, an. Wir wollen dieselbe mit des Herrn Herausgebers eigenen Worten hersetzen, daraus man seine Schreibart zugleich wird abnehmen können. „Eurí-

„sus

„ſus, heißt es, hatte ſich ſeit geraumer Zeit in der „Meynung beſtärket, daß die Regeln der Wohlreden„heit bis auf ihre kleinſten Theile, unter allgemeine in „der Natur des Menſchen und der Dinge gegründete „Haupt- und Grundſätze müßten gebracht werden, „wenn man den Streitigkeiten in der Beurtheilung „desjenigen, was in den Schriften vollkommen ſey, „oder nicht, ein Ende machen wollte. Nach ſeinem „Bedünken müßte man es hierinn ſo weit bringen, daß „ſelbſt ein gewiſſes Maaß und eine Richtſchnur müßte „erfunden werden, die Grade und Schranken einer „Metaphora, oder metaphoriſchen Rede zu beſtim„men. Er hatte unlängſt einen Verſuch gemacht, „diejenigen Theile der Beredſamkeit, welche mit der „Einbildungskraft zu thun haben, einiger maaßen „in mathematiſcher Ordnung abzuhandeln, und war „jetzo beſchäfftiget, mit andern Theilen der Wohlre„denheit, welche ihren Grund in dem Witze und in „der Kraft zu erdichten haben, eben dergleichen vor„zunehmen. Von dieſem Vorhaben gab er in Chriſt„monate 1728 einem gelehrten Freunde jenſeit der Al„pen Nachricht, und verwarf anbey die Meynung „derjenigen, welche einen natürlichen angebohrnen „Geſchmack zum Richter in der Beredſamkeit auf„werfen, und weiter keiner Regeln von nöthen zu ha„ben glauben. Unter andern lauteten ſeine Worte“ Und hiermit hebet das 1ſte Schreiben des Eurilſus, oder des Herrn Prof. Bodmers an.

Wir erachten es nicht für nöthig, noch einen beſondern Inhalt jedes Briefes und der darauf erfolgten Antworten hieher zu ſetzen. Der geneigte Leſer wird beſſer thun, wenn er ſich dieſe unſre Anzeige bewe-

gen läßt selbst ein Werkchen ganz zu lesen, welches in wenigen Bogen die nützlichsten und angenehmsten Sachen in grosser Menge vorträgt. Wir wollen ihn nur überhaupt versichern, daß dieser Streit von den geschicktesten Gegnern von der Welt geführet, und mit so vieler Scharfsinnigkeit als Höflichkeit von beyden Theilen fortgesetzet worden. Ja man hätte fast zweifelhaft werden können, auf wessen Seite der Sieg geblieben, wenn nicht beyde Parteyen sich zuletzt selbst einander so sehr genähert hätten, daß endlich aller Streit zwischen ihnen verschwunden wäre. Dieses erinnert uns abermal einer Anmerkung, so wir sonst gemachet, daß ein paar vernünftige Leute unmöglich uneins seyn können, so bald sie einander recht verstehen. Denn die ganze Correspondenz unsrer beyden critikverständigen Gelehrten hält fast nichts anders in sich, als daß ein jeder von ihnen seine Meynung recht erkläret: Und nachdem dieses von beyden Theilen zulänglich geschehen war, so war auch der Streit aus. Uebrigens wird man in fortwährendem Lesen hier und da kleine Ausschweifungen von angenehmen Materien, Beurtheilungen gewisser Poeten, und allerley nicht gemeine Anmerkungen antreffen, die das Werkchen noch schätzbarer machen. Wer das 3 Capitel in der critischen Dichtkunst gelesen hat, der wird finden, daß dieser Briefwechsel nur eine weitläuftigere Ausführung dessen enthält, was der Urheber von jener, gelehret und behauptet hat.

Wir kommen also auf den Anhang dieses Werkchens, nemlich auf die Untersuchung: In wie ferne das Erhabene im Trauerspiele Statt haben könne, und von der poetischen Gerechtigkeit. Dieses

ist

iſt gleichfalls ein Briefwechſel, der ſich zwiſchen obgenannten zween gelehrten Männern bey Gelegenheit des ſchon erwähnten Tractats, Paragone della Poeſia Tragica, entſponnen hat. Der Verfaſſer deſſelben, der hier Hypſeus genennet wird, hatte es dem Euriſus, oder Herrn Prof. Bodmern erlaubet, ihm ſeine freymüthige Gedanken davon zu entdecken. Und dieſer hatte ihn durch ein paar Haupteinwürfe veranlaſſet, ſich über einige Stücke deutlicher zu erklären. Die Briefe des Euriſus, darinnen dieſe Einwürfe vorgetragen werden, ſind uns in dieſem Anhange nicht mitgetheilet worden: Welche Sparſamkeit ohne Zweifel ein jeder Leſer nebſt uns bedauren wird. Der Herr Herausgeber aber meynt, daß man dieſelben gar leicht aus den Antworten ſeines Freundes errathen werde. Dem ſey, wie ihm wolle: Es würde allemal vortheilhafter geweſen ſeyn, den Vortrag einer ſo ſinnreichen Feder nach der Länge zu leſen; als ſich mit einer bloßen Muthmaßung zu behelfen.

Nach einem höflichen Eingange, den Hypſeus an den Euriſus in dem erſten Briefe machet, wird der erſte Einwurf dieſes letztern vorgetragen. Es iſt dieſer: Das Mitleiden und Schrecken wären nicht, wie Hypſeus vorgegeben, die einzigen Mittel der Tragödienſchreiber, die Begierden zu reinigen: Es gäbe deren noch mehrere. Man könne nemlich auch durch das Erhabene eben den Endzweck erhalten; wenn dadurch groſſe Thaten und groſſe Charactere verſtanden würden.* Leute von ausnehmenden Tugenden trieben nemlich andre an, ſich nach Vermögen ſolchen trefflichen Vorbildern

ähnlich zu machen. Und dieses könne das Exempel von Addisons Cato zur Gnüge darthun.

Diesen Einwurf zu beantworten, betrachtet Hypseus das Trauerspiel in seinem ersten Grunde. Die Tragödie und Comödie, so verschieden sie auch itzo sind, haben doch im Anfange einerley Zweck gehabt; nemlich dem Volke eine Lust zu machen: Bis allmählich die Poeten sich bemühet haben, ihre Zuschauer, selbst mitten in der Belustigung, auf eine angenehme Art zu bessern. Denn obwohl das Lehramt überhaupt allen Arten der Poeten zustehet: So ist doch selbiges den theatralischen Dichtern noch eigener, als den übrigen. Daraus folget, daß auch die tragischen Vorstellungen so eingerichtet werden müssen, daß das Volk, so deren Zuschauer abgiebt, daraus gebessert werde. Nun ist aber der Nutzen, der aus den heroischen Exempeln herfliesset, von der Beschaffenheit nicht, daß ihn die meisten empfinden könnten. Wenige Menschen bestreben sich grossen Tugendmustern nachzuahmen. Der höchste Grad der Tugend schreckt unzählige von der Nachfolge ab, die sich ihrer Schwachheit bewußt sind. Man bewundert ihn, man lobet ihn: Aber das ist es auch alles. Es geht hier eben so, als wenn man Leute von ungemeiner Leibesstärcke sieht. Man erstaunet über ihre Proben: Aber niemand nimmt sichs vor, sie nachzuahmen; weil man die Unmöglichkeit einzusehen glaubet. Die Thaten der Könige und Helden schicken sich auch für die Zuschauer der Tragödien nicht, als die gröstentheils aus dem Mittelstande sind. Ja was Cäsar, Alexander oder Cato thut, würde sich nicht leicht an

einem

einem andern Feldhauptmanne billigen laſſen ꝛc. Daraus folget nun, daß das Erhabene ſelten in die Beſſerung der Zuſchauer einen Einfluß habe; und daß folglich das Schrecken und Mitleiden der erſten Einſetzung tragiſcher Schauſpiele allein gemäß ſey: Als zu welchen Leidenſchaften auch der geringſte unter den Zuſchauern fähig iſt.

Dieſes iſt in der That eine ſehr gründliche Auflöſung des obigen Einwurfs, deſſen fernere Ausführung man in dieſer Schrift ſelbſt mit Nutzen und Vergnügen nachleſen wird. Der Verfaſſer entdecket hiermit unvermerkt den Fehler der meiſten franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mehr auf das Erhabene, und auf die Erweckung der Bewunderung vermittelſt deſſelben; als auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens in ihren Zuhörern geſehen haben: und Euriſus hatte bloß im Namen der Franzoſen den obigen Einwurf gemachet. Wir übergehen hier viel, was der Verfaſſer, mit groſſer Einſicht, von dem innerſten Weſen der Trauerſpiele beygebracht, und wie vernünftig er den Werth der beyden Trauerſpiele, vom Cato, die Addiſon und Deſchamps verfertiget, beurtheilet. Er giebt hier billig dem Engländer darinnen den Vorzug, daß er den Helden in mehrere Umſtände geſetzet, darinn er ſeinen ſtandhaften Muth hat können blicken laſſen. Und eben dieſes ſcheint den Verfaſſer des deutſchen Trauerſpiels, vom ſterbenden Cato, bewogen zu haben, daß er aus beyden etwas behalten: Indem er die erſten Handlungen aus dem Franzoſen, die letztern aber aus dem Engländer ſich zu nutze gemacht.

Der andre Einwurf ist dieser, und betrift die poetische Gerechtigkeit. Eurisus hält dafür, daß die Regel, welche Belohnungen und Strafen nach der Gerechtigkeit einzurichten befiehlt, weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in dem Gebrauche der alten Poeten gegründet sey. Er meynt, so wohl die Frommen als Gottlosen wären dem Glücke und Unglücke unterworfen: Wovon auch die Weltweisen und Gottesgelehrten aller Secten die Ursachen angegeben hätten. Daraus folgert er, der Poet müsse seine Personen nicht anders vorstellen, als sie in der Welt vorkämen; wo nemlich die Tugend zuweilen glückselig, zuweilen aber auch elend aussähe.

Diesem Einwurfe setzet der tiefsinnige Hypseus zweyerley entgegen. Fürs erste, spricht er, würde dergestalt die Poesie mit der Historie vermischet werden: Hernach würden auch die beyden Affecten, die im Trauerspiele herrschen, ihre erbauende Kraft verlieren, wenn diese Meynung des Eurisus Statt fände. Die Historie belehrt uns von der Wahrheit der Begebenheiten: Die Poesie leitet die Menschen zum Guten. Jene stellet die natürliche Wahrheit vor, diese die künstliche; die auch jener so weit vorzuziehen ist, als ein künstlich ausgearbeitetes Metall dem rohen Erzte. Daher darf nun die Poesie die menschlichen Begegnisse nicht so, wie sie täglich geschehen, sondern so, wie sie geschehen können, und oftmals auch geschehen sind, vorstellen. Wären nun gleich Unglücksfälle für keine eigentliche Strafen zu halten, weil sie auch Unschuldige beträfen: So würde doch das Unglück, das auf ein

Laſter folgete, insgemein für eine Strafe deſſelben angeſehen: Und dieſer gemeinen Meynung der Zuſchauer könne ſich ein Poet zu ihrem Nutzen bedienen. Wegen der Exempel der Alten ſetzet Hypſeus hinzu: Daß er in ſeiner Vergleichung der Trauerſpiele ſchon gewieſen, wie dieſelben dieſen Zweck der Erbauung und Beſſerung nicht aus den Augen geſetzet hätten. Wären aber ja die Poeten damit nicht in allen ihren Stücken gleich glücklich geweſen: So müßte man daraus nicht ſchlieſſen, daß die Regel ungegründet ſey.

Es iſt eine Luſt zu ſehen, wenn zween vernünftige Männer uneins ſind, die nichts als Wahrheit ſuchen, und derſelben ohne Eigenſinn und Widerſpenſtigkeit Raum geben. Dieſes ſehen wir an dem Exempel des ſcharfſinnigen Euriſus. Er geſteht es in dem folgenden, daß ſein Gegner ihm vollkommen ein Gnügen gethan, und ſeine Zweifel gründlich aufgelöſet habe. Nur ein Punkt iſt ihm noch übrig geblieben. Er wünſchet, daß ihm Hypſeus den Grund alles deſſen, ſo er geſagt, nemlich die Beſſerung des gemeinen Mannes, etwas ausführlicher erwieſen haben möchte. Und hierinn thut ihm Hypſeus in dem letzten Schreiben ein völliges Gnügen. Wir enthalten uns aber, davon einen weitläuftigen Inhalt hieher zu ſetzen, weil wir nochmals wünſchen, daß unſre Leſer es lieber in der Quelle ſelbſt, daraus wir bisher geſchöpfet, nachleſen mögen.

Zum Beſchluſſe merken wir noch an, daß die Schreibart in allen dieſen Briefen ſo rein und wohlflieſſend iſt, daß man in Ermanglung andrer Um-

ſtände, daraus wohl kaum muthmaſſen ſollte, daß ihr Urheber in den Alpen wohne. Weil aber ſo wohl die Zuſchriften, als die Antworten, vollkommen einerley Schreibart haben: So iſt zu glauben, daß der Briefwechſel anfänglich in welſcher Sprache geſchehen ſey, hernach aber von der geſchickten Feder des Euriſus verdeutſchet worden. Wir haben demſelben deſto mehrern Dank dafür abzuſtatten, je mehr er auch dadurch ſich um die Aufnahme der tragiſchen Dichtkunſt, des guten Geſchmackes und der wahren Critik, verdient gemacht. Wir wünſchen auch, daß ſeine Zeit und Geſchäffte es ihm noch ferner erlauben mögen, uns dergleichen ſinnreiche Früchte des Schweizerlandes mitzutheilen: Wozu ihn die Liebe des Vaterlandes, und die Begierde, den ſchönen Wiſſenſchaften aufzuhelfen, ohne Zweifel weit kräftiger, als unſer Zuſpruch, aufmuntern werden.

IX.

Die deutsche Rechtschreibung auf sonderbares Gutbefinden durch Christian Gueintz, Philosoph. und des Gymnasii zu Hall Rectorn, sonst den Ordnenden, verfasset: Von der fruchtbringenden Gesellschaft übersehen, und zur Nachricht auf Anhalten und Begehren, itzo zum andernmale an den Tag gegeben von des Verfassers Sohne, Joh. Christian Gueintz, I. V. D. des Fürstl. Magdeb. Schöppenstuhls daselbst Assessorn ꝛc.

Hall in Sachsen, im Jahr 1666. 8. 12 Bogen.

Die erste Auflage von diesem Buche kam vier Jahr nach der Sprachlehre heraus, aus welcher wir in den vorhergehenden Blättern einen Auszug gemacht haben. Es erhellet solches aus der Zueignungsschrift, welche an die Gebrüder, Wilhelm und Ernst, Herzoge zu Sachsen, gerichtet und im Jahr 1645. geschrieben ist. Wir gedenken dieser Rechtschreibung theils deswegen, weil man dadurch noch einige Nachricht von unsern Gueintz erhält, den wir oben nur dem blossen Namen nach anführen konnten; indem wir diese Schrift noch nicht zu Gesichte bekommen hatten: Theils erwähnen wir ihrer auch darum, weil man daraus sehen kan, daß die ersten Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft nicht so viel albernes und ungereimtes Zeug in ihren Absichten und Unternehmungen gewiesen, als nachher

von

von einigen ihrer neu hinzugekommenen Mitglieder geschehen ist, die ausser der Liebe zu ihrer Muttersprache, sonst wenig Eigenschaften besassen, welche sie tüchtig machten, an der Verbesserung und Erhaltung einer reinen deutschen Schreibart Theil zu nehmen.

Wer die Schriften dieser letztern gesehen, und die darinnen beobachtete Rechtschreibung bemerket hat, welche für der fruchtbringenden Gesellschaft ihre ausgegeben wird, der sollte kaum glauben, daß dieses Buch, welches wir vor uns haben, von einem Mitgenossen derselben ausgefertiget worden: So wenig gleiches hat es mit jener ihren Aufsätzen. Indessen ist es doch, wie der Verfasser in der Zuschrift versichert, von den Aeltesten und Vornehmsten obgedachter Gesellschaft durchgesehen und gut geheissen worden.

Er hat aber diese Rechtschreibung meistentheils nach denen Mundarten eingerichtet, die in den obersächsischen, meißnischen, magdeburgischen und anhaltischen Ländern gebräuchlich sind, und wie sie an Chur- und fürstlichen Höfen, auch in etlichen vornehmen und wegen ihrer lieblichen Aussprache berühmten Städten geredet werden. Doch weil sich auch bey denselben eine und andere ungewöhnliche Redensart findet: So ist er solchen hier im geringsten nicht nachgegangen; sondern hat vielmehr die reineste Aussprache und Rechtschreibung erwählet. Und davon hat er einige Regeln und Anmerkungen geben wollen.

In dem Eingange hierzu sagt er, die Natur habe uns zwey Mittel zu reden verliehen, aber keine

gewisse

gewiſſe Sprache eingepflanzet. Sie müſſen alle durch Gewohnheit und Uebung erlernet werden. Und dahero wären ſie aller Dinge Grund, nach welchem man ſich ſchlechterdings achten ſollte. Jedoch müſſe die Gewohnheit von denenjenigen, welche derſelben gewiſſe Gründe auf die Vernunft ſetzen, geprüfet werden. Er hält es hierbey eben nicht für rathſam, daß man wegen des Urſprunges der Sprache gar zu ſehr nachgrübele; weil es doch nur gemeiniglich auf ein Muthmaßen hinaus läuft. Zwar ſcheint es ihm gut zu ſeyn, daß man dasjenige annehme, was andre mit Fleiß geſucht und herausgebracht haben. Wie man aber in allen Sprachen nicht ſo ſehr darauf Acht hat, wie man vor tauſend Jahren geredet; ſondern wie man zu der Zeit ſpricht, da die Sprachen am höchſten gekommen zu ſeyn ſcheinen: Alſo hat er ſich auch nach denen Zeiten gerichtet, da die deutſche Sprache eine neue Geſtalt bekommen hat. Dieſe fangen von Luthero an, von welchem man geglaubt, daß er die deutſche Sprache rein geredet und ſehr wohl geſchrieben habe. Er nimmt zu den Schriften deſſelben auch die Reichsabſchiede, und meynt, daß ſie die Hauptbücher in weltlichen Dingen, wie jene in Kirchenſachen ſind, und daß die Sprache darinnen am beſten beobachtet worden. Hieraus macht er ſich folgenden Satz zu einer Richtſchnur für ſeine Rechtſchreibung: **Was von der Zeit an bey den Deutſchen gelobet und vernünftig beliebet worden, das ſoll man behalten.** Wenn man weiter hinauf gehen wollte: So würde man nur etwas vorbringen, welches veraltet, nicht mehr üb-

lich

lich und auch nicht verständlich seyn würde. Nun muß man gestehen, daß die Deutschen von den Griechen und Römern viel gelernet, und folglich auch viele Wörter von ihnen angenommen haben. Denn da sie die Sachen selbst nicht erfunden und gewußt: So haben sie auch deren Benennungen von jenen erborgen müssen. Diese Wörter sind nunmehro durch den Gebrauch bey uns eingeführet, und haben gleichsam das Bürgerrecht unter uns erlanget. Hingegen haben auch jene vieles aus Deutschland erborget, und in ihrer Sprache mit angeführet, und als ihr eigen aufgenommen und gebraucht. Daher kömmt es denn, daß man fast einerley Wörter bey diesen Sprachen antrifft. Doch ist daraus nicht zu schliessen, daß eine Sprache alles von der andern entlehnet, ob sie schon einander die Hand gebothen. Und damit kömmt er auf die Rechtschreibung.

Bey dieser hat man zu sehen auf den **Ursprung** und Stamm des Wortes, woher dasselbe, der Vermuthung nach, entstanden ist; darnach auf die **Aussprechung** desselben; und endlich auf die **Gewohnheit**, wo sie nicht gegen jene beyde verstößt, sondern vernünftig ist. Darauf setzt er zur allgemeinen Regel, daß die Rechtschreibung der Deutschen darinnen bestehe, daß ein jedes Wort mit seinen eigentlichen Buchstaben allein geschrieben werde. Das ist, man soll nicht zu viel setzen, wie die gemeinen Schreiber zu thun pflegen, als **undt** für **und**; auch nichts dazu gehöriges auslassen, als **Gewisen** für **Gewissen**. Darum hat man wohl in Acht zu nehmen, welche Stammbuchstaben we-

gen

gen der Lieblichkeit im Aussprechen einverleibet werden, oder wegen Abwechselung und bessern Verstandes dazu kommen.

Nach dieser Erinnerung geht er zu den besondern Regeln, und da macht er etliche Anmerkungen von ganzen Wörtern, etliche von Zertheilung derselben. Bey den ganzen Wörtern findet er etwas wegen der äussersten, oder wegen der mittelsten Buchstaben in Acht zu nehmen. Wir wollen seine Anmerkungen mit ihren Beweisen kürzlich anführen, und zum Voraus erinnern, daß sie gröstentheils noch ziemlich gegründet sind, wiewohl auch einige auf sehr schwachen Füssen stehen, und selten Stich halten werden. Wir werden uns aber dabey in keine fernere Untersuchung einlassen, sondern die Prüfung davon den Lesern selbst anheim stellen. Wegen der äussersten Buchstaben, als die im Anfange, sind wiederum allgemeine oder sonderbare Anmerkungen bey ihm anzutreffen. Allgemeine davon sind: 1. Alle eigene Nennwörter, und die einen Nachdruck bedeuten, als die Titel, die Tauf- und Zunamen, die Namen der Länder, Städte, Dörfer, Völker, der Beamten, Festtage, und die, welche auf einen Punkt folgen, werden im Anfange mit einem grossen Buchstaben geschrieben. Er hat diese Regel bereits in seiner Sprachlehre, wie wir auch angemerkt haben, beygebracht, und hier meynt er, sie dadurch zu befestigen; weil in den damals herausgegebenen Büchern solches im Gebrauche gewesen ist, und auch in andern Sprachen, da man unterschiedene Buchstaben gebraucht, beobachtet wird.

Die

Die andere allgemeine Regel ist: Alle Buchstaben sollen deutlich geschrieben und vernehmlich ausgesprochen werden. Doch, sagt er, hat man sich nach eines jeden Landes Mundart zu achten. Daß aber keine Buchstaben ruhen oder müßig seyn sollten, ist unmöglich, so wohl in den Doppellauten, da man das ie nur als ein i ausspricht, als auch, wenn man zum Unterschiede, den Verstand des Worts desto besser einzusehn, den Buchstaben des Stammworts darinnen läßt, der sonst nicht ausgesprochen wird, als lastt, daß es nicht Last, reißt, daß es nicht reist heisse. Hierbey aber, glaubt er, sey zu merken, daß man in der Mitte die müßigen Buchstaben nicht schreiben solle, wenn der Verstand des Wortes klar ist, und man keine zwiefache Bedeutung dabey haben kan, und auf keinen Unterscheid zu sehen hat; weil man solche doch nicht aussprechen kan. Also spricht man aus almechtig, götlich, herlich, und nicht allmächtig, göttlich, herrlich. Wie weit diese Anmerkung gegründet ist, haben wir schon ehemals untersucht. Er erinnert ferner, daß man die fremden Wörter so schreiben solle, wie sie in ihrer Originalsprache geschrieben werden, als Philosophie und nicht Filosofie. Insonderheit soll man die griechischen und lateinischen Menschennamen nicht immer in der Nennendung stehen lassen, sondern nach ihrer Grundsprache verwandeln, als der Plato, des Platonis, dem Platoni u. s. w. So man sie aber nach deutscher Art gebrauchen wollte; So sollten sie auch nach deutscher Art verwandelt werden, als des Platons Sohn, man hat dem Alexander die Ehre gethan,

das

das iſt Fürſt Auguſtens Befehl u. ſ. f. Daß man aber geſagt, und bey etlichen noch im Gebrauche iſt der **Venusſtern**, und **um Jeſus Chriſtus willen** kömmt daher, weil der gemeine Mann von keiner Verwandelung etwas gewußt hat. Die Buchſtaben, welche in der Ausſprache lang ſeyn ſollen, dürfen, nach ſeiner Meynung, die eben nicht ſo gar zu verwerfen iſt, nicht mit einem h geſchrieben werden, auſſer wenn es der Unterſcheid oder das Stammwort erfordert. Denn erſtlich finden ſich faſt in allen Sprachen kurze und lange Selbſtlauter, die doch nicht bemerkt ſind. Zum 2. kommen zuviel mitlautende Buchſtaben ohne Noth zuſammen, zum dritten kan der hauchende Buchſtabe alldar nicht ausgeſprochen werden.

Den dritten allgemeinen Saß hat er auch ſchon in ſeiner Sprachlehre berühret, und derſelbe iſt folgender: Alle Wörter, ſo von denen eigenen Nennwörtern herkommen, welche mit einem groſſen Buchſtaben geſchrieben werden, behalten denſelben in allen; damit man das Stammwort erkennen könne, als, **Gott, Göttlich**. Wiewohl es beſſer ſcheinet, wenn mans eigentlich erwegen wollte, ſagt er, daß man die erſte Anmerkung allein behielte, damit nicht zugleich wieder den Gebrauch, und dann auch wieder die Vernunft durch dieſe Regel verſtoſſen würde.

Unter den ſonderbaren Anmerkungen von der Rechtſchreibung der äuſſerſten Buchſtaben ſtehen dieſe. Das s wird im Anfange der Sylben oder des **Buchſtabbegriffes** allezeit lang geſchrieben. 2. Das y wird niemals im Anfange eines deutſchen Wortes geſchrieben, wie auch das tz nicht, weil jenes aus

einer fremden Sprache, dieſes aber zu hart auszuſprechen iſt. 3. **V** vor dem **l** wird in der hochdeutſchen Sprache nicht gebrauchet. Denn es vermag kein Wort anzufangen, wenn ein mitlautender Buchſtabe drauf folget. 4. Das **j** wird im Anfange der Wörter gefunden, wenn ein Selbſtlauter darauf folgt. Er unterſucht hierbey, ob man ie, iemand, iemals oder je, jemand und jemals ſchreiben und ſprechen ſolle, und erklärt ſich für das erſte, weil man es aus den davon herrührenden Wörtern abnehmen kan, da man nie, niemand, niemals ſagt, welche man nicht ausſprechen könnte, wenn es ein Jod wäre. Die Niederſachſen, welche etwas ſtärker und völliger im Ausſprechen ſind, wie er ſagt, mögen es belieben; die Oberſachſen aber, welche zierlicher ſprechen, werden ſich niemals dieſe Ausſprache gefallen laſſen. 5. Das **q** wird, wie im Lateiniſchen, niemals alleine geleſen, ſondern mit dem **u**, weil es ein **u** in ſich hält, welches aus der Ausſprache abzunehmen iſt.

Von den Buchſtaben am Ende hat er gleichfalls gemeine und ſonderbare Anmerkungen. Gemeine ſind 1. Bey dem Schreiben der Endbuchſtaben muß man auf den Urſprung, auf die übereinzige Zahl, wie auch auf die Zeiten in den Zeitwörtern Achtung geben. Denn ein jedes Wort ſoll billig mit dem Buchſtaben geſchrieben werden, den das Wort hat, von welchem es herrühret. 2. Wenn ein fremdes Wort eine deutſche Endung hat, ſo ſoll es ganz mit deutſchen Buchſtaben, der Ankunft gemäß, geſchrieben werden. Denn ſolche Wörter ſind gleichwohl nun durch den Gebrauch eingeführet, und werden von allen verſtanden. 3. Die mitlautenden Buchſtaben pflegen die Deutſchen

in kurzen oder einſylbigten Wörtern am Ende zu verdoppeln, ſo oft es ſich in der übereinzigen Zahl (pluralis) der Nennendung ausweiſet; weil es das Stammwort alſo erfordert. 4. Das Wörtchen **das**, es mag ein Vornennwort oder Fügewort ſeyn, ſoll allezeit mit einem kurzen s geſchrieben werden. Denn der Verſtand in der Rede an ſich ſelbſt, zeigt es ſchon an, was das Wort eigentlich bedeutet, und man kans in der Ausſprache doch nicht hören, was es für ein s ſeyn ſoll.

Sonderbare Anmerkungen vom Schreiben am Ende ſind: Auf ein **i** geht kein deutſches Wort aus, ſondern es wird an deſſen ſtatt ein **y** geſetzt. Derowegen ſoll man nicht di, ſi, ſchreiben. Denn weil der Laut im i gar zu geringe ſeyn würde: So pflegte man ein **e** darzu zu ſetzen. 2. **Au** und **eu** ſind beſſer als **aw** und **ew**; weil das **w** ein Mitlauter und kein Selbſtlauter iſt; dieſes aber ein Doppellaut wird. 3. **C** wird niemals im Deutſchen in der Mitte oder am Ende ohne **h** oder **k** gebraucht, weil es zu ſcharf und wieder der Sprachen Lieblichkeit iſt. 4. **K** wird niemals am Ende ohne c gebraucht, auch niemals verdoppelt; weil es etwas zu ſchwer im Ausſprechen, und doch nichts anders, als ein c im Lateiniſchen iſt, ja wenn das andere **k** an ſtatt des c ſollte gebraucht werden, ſo müßte man das c abſchaffen, welches aber nicht thunlich iſt. 5. Das kleine s wird allezeit am Ende der Sylben geſchrieben; weil es zierlicher iſt. 6. Das z wird faſt niemals ohne ein **t** gebraucht; weil mans ſonſt nicht leichtlich ausſprechen könnte.

Von der Syllabirung oder Zertheilung der Wörter hat er nachfolgend: Anmerkungen. 1. Wenn ein

mitlautender Buchstabe zwischen zweenen selbstlautenden gesetzt wird: So gehört er zu der letzten Sylbe. 2. In den zusammengesetzten Wörtern gehört bey der Syllabierung einem jeglichen sein Theil.

Der mittelsten Buchstaben halber hat er folgende Anmerkungen: 1. Die Stammbuchstaben sollen in der Mitte, wie auch in den zusammengesetzten Wörtern nicht anders, als wo es nöthig ist, und der Verstand oder Unterschied es erfordert, behalten werden. Ob solche aber aus der Gebiethungsweise (Imperativus) zu nehmen sind, daran zweifelt er und hält sie mit folgenden Gründen nicht für das Stammwort, wie andere Sprachlehrer wohl gethan haben. Erstlich sey es sonst in keiner Sprache zu finden, und ob man sich zwar nach keiner richten wolle, so müsse man sich doch auch nicht einbilden, daß man niemand zu folgen Ursache habe. Denn man habe doch die Untersuchung der Sprache den Gelehrten zu danken, und diese haben es andern nachgemacht. Darum solle man sich denn auch in allen, so viel es die deutsche Sprache zuläßt, nach den andern richten. Zum andern sey das der Stamm, daraus die andern alle entspriessen. Wer wollte aber vernünftig vorgeben, daß von der andern Person die erste in allen herkommen sollte? Und wenn drittens das wahr wäre, daß die wenigsten Buchstaben den Ursprung machen sollten, so würde es auch in andern Sprachen so seyn. Viertens giebt er nicht zu, daß dasjenige, was einsylbigt ist, auch das erste ist. Denn sonst müßten die Vorwörter und nicht die Beywörter die Stämme seyn, weil mehr einsylbige darinnen sind, als in den Zeitwörtern. Es scheint ihm also vielmehr der Wahr-

heit

heit ähnlich zu ſeyn, daß die Stammwörter aus den Nenn-und Zeitwörtern herrühren. Endlich, ſpricht er, iſt nicht ſo wohl auf die Sylben, als auf die Bedeutung zu ſehen. Die andre Anmerkung von den mittelſten Buchſtaben heißt: Die Buchſtaben, welche ſich im Anfange zuſammen ſchicken, können auch in der Mitte im Schreiben zuſammen geſetzt werden. Denn ſolches geſchieht auch in andern Sprachen.

Auf dieſes alles folgen einige **Gemerke**, die man auch noch in Acht zu nehmen hat. Dergleichen ſind: Im Rechtſchreiben hat man auch auf den zierlichen Wohllaut Acht zu geben; weil doch alle Sprachen deswegen die Verwandlung der Buchſtaben insgemein annehmen. Deswegen hält der Verfaſſer dafür, doch ohne Maaßgeben, deutſch mit einem **d** ſey beſſer als mit einem **t**. 1. Weil das **t** zu hart iſt. 2. Weil deuten von Deutſchen herrühren ſoll, und doch deuten ein anders iſt, als teuten oder mit dem Horne blaſen. 3. Weil Lutherus und die Reichsabſchiede ſo ſchreiben. 4. Weil die Städte in Niederdeutſchland, als an dem Rheine Duits gegen Cölln über, Duisburg an der Roer und Doesburg an der Iſel, die vom Könige Deutſch ſollen gebauet ſeyn, und den Namen haben, auch alſo geſchrieben und ausgeſprochen werden.

Eine andere ſolche Anmerkung iſt: Wo das **r** in der Nennendung der einzigen Zahl ſteht, wenn man das Geſchlechtwort **der** für das ſelbſtſtändige Nennwort ſetzet, ſo muß nothwendig das **r** in der Nennendung der mehrern Zahl auch bleiben: Als der Mörder, die Mörder, und man wird kein Beyſpiel dagegen finden. Man ſoll aber nicht das **e** zu dem

r in der mehrern Zahl setzen, daß man sagen wollte, die Meistere u. s. f. Bey den beständigen Nennwörtern sagt und schreibt man nicht in der einzigen Zahl der Durchleuchtiger. In der mehrern Zahl heißt es auch nicht die Durchleuchtigere, sondern die Durchleuchtige.

Noch eine solche Anmerkung heißt: Die selbständigen männl. Nennendungen, so auf ein l in der einzigen Zahl ausgehen, bleiben in der mehrern Zahl in der Nenn-Geschlechts- Klag- und Rufendung gleich. Ueber dieses hat der Verfasser erinnern sollen, daß von etlichen will eingeführet, und für gebräuchlich gehalten werden, als wenn man die Sylbe **en** hinten an die Bey- oder Nebenwörter hängen könne, die sich auf ein **lich** endigen, als für **gütlich** verhören, könne man auch sagen, **gütlichen verhören**, welches aber keinen Grund hat. Denn weil es Bey- oder Nebenwörter sind, so bleiben sie billig ohne Anhang und Zusatz. Ja es ist überflüßig, und lautet in ungebundener Rede nicht wohl, darnach die gebundene soll gestellt werden.

Hierauf schließt er mit einem Verzeichnisse solcher Wörter, die in der Aussprache fast gleich sind, und doch zum Unterschiede anders müssen geschrieben werden. Wir wollen aber daraus nichts anführen, weil alles, was darinnen vorkömmt, bekannt genug ist.

X.

X.

H. C. Lemkers Muthmassungen von den Abstammungen der deutschen Wörter:

Schwelgen, Wanwitzig u. Wansinnig.

Wie es den meisten lebendigen Sprachen zu ergehen pfleget, daß man nur bloß mit deren Gebrauche zufrieden ist, und sich um den Ursprung, wie auch um die eigentliche Abstammung und Herleitung der Wörter wenig bekümmert: So ist es auch fast bis dahin unserer deutschen Muttersprache ergangen. Die Einwohner des mächtigen Germaniens haben bisher mehr Zeit und Mühe auf die Untersuchung todter und fremder, als auf ihre eigene und Landessprache gewendet (*). Der Beweis hievon kan, wenn man sich nicht in die Geschichte dieser Sprache einlassen will, am besten aus

(*) Die Rede ist allhie von den Zeiten der vorigen Jahrhunderte, da man bekanntermaaßen mehr Zeit, Kosten und Mühe auf die Untersuchung der lateinischen, griechischen und andern Sprachen, als auf unsere eigene wendete. Bis das Beyspiel unserer Nachbaren uns endlich einen löblichen Eifer eingeblasen, zur Untersuchung und Aufdeckung der Schönheiten unserer, nur von unwissenden Kennern derselben für rauhe gehaltenen Sprache, ganze Gesellschaften aufzurichten; wie auch nicht weniger andere löbliche Anstalten zu verfügen. Bey welchem allen, wir doch nichts weiter, als eine anziehende angenehme Morgenröthe sehen, das helle Licht aber nur von ferne erblicken: So, daß es auch zu unserer Kinder Zeiten heissen wird: Quantum est, quod nescimus.

dem Mangel der in völliges Licht gesetzten deutschen Wörter geführet werden..

Bey solchen Umständen erfordert die schuldige Liebe für das Vaterland sowohl, als die gebührende Hochachtung für die Muttersprache von einem jedweden, daß er das, was zur Aufnahme derselben nur einiger massen gedeihen kan, es mag auch so geringe seyn, als es immer wolle, aufs förderſamſte beytrage. Aus dieſer Abſicht bloß ſind allein folgende Muthmaſſungen geflossen, die nur darum aufgezeichnet ſind, daß ſie den Urſprung der Wörter der Nachwelt zeigen möchten, wenn mit der Zeit die niederſächſiſche Sprache mehr abnehmen ſollte. Denn daß dieſe einen nicht geringen Einfluß in die gemeine Sprache der Deutſchen habe, beweiſen viele heutige und gebräuchliche Wörter derſelben.

Mein Vorhaben befiehlet mir, der Kürze mich zu befleißigen. Ich will daher zur Bekräftigung meines Satzes von der Herleitung des ſo bekannten Wortes **Schwelgen** nur etwas beybringen.

Auf den Urſprung deſſelben wird nicht leicht ein jeder verfallen, welcher nicht der niederſächſiſchen Mundart kundig iſt. Man findet in ſolcher und ſonderlich in dieſen Gegenden ein Nennwort, **die Schwalg**, welches eigentlich den oberſten Theil der Schlundröhre eines Ochſens (Laryngen) welcher bey Ausſchneidung der Zunge deſſelben an ſolcher ſitzen bleibet, anzeiget. Durch dieſe Röhre und zwar durch deren engen Eingang (ſphincterem œſophagi) muß ſo wohl, was die ſämmtlichen Thiere, als inſonderheit, was die Menſchen, nöthiger oder unnöthiger Weiſe, an Speiſe und Trank zu ſich nehmen,

in den Magen hinabgeſchlucket werden. Ob nun gleich die Ochſen und übrigen wilden Thiere die vernünftigen Geſchöpfe, wie in vielem, alſo auch hierinn beſchämen, daß ſie auch mit der gröſten Gewalt nicht können gezwungen werden, von Eſſen und Trinken mehr zu ſich zu nehmen, als ihre Natur erfordert: So finden ſich doch unter den Menſchen ſolche, welche der Vernunft ganz und gar ſcheinen entſaget zu haben, daß, da ſie ihren Schlund den Ochſen in der Weite gleich gemachet, ſie auch von flüßigen Sachen manchesmal noch mehr beherbergen können, als dieſer ſeines groſſen Leibes und weiten Eingeweides wegen unumgänglich gebrauchet. Man nennet demnach einen ſolchen Menſchen allhier einen **Schwalges**, der Tag und Nacht dem Geſöffe ergeben, ſeine Kehle zu ſpühlen, alles zu thun vermögend iſt, und den Bauch für ſeinen Gott hält, welchen er durch den **Schwalg** oder Schlund unaufhörlich Opfer bringen muß; dem, weil er beſtändig **ſchwabbelt** (*), nichts anzuvertrauen iſt; der das Seinige durchbringet, und nicht eher ruhet, als bis er alles durch die Gurgel gejaget.

Ich werde in meiner Meynung beſtärket, da ich daſſelbige Wort in der heutigen engliſchen Sprache antreffe, welche es aus unſern Gegenden über die

(*) **Schwabbeln** iſt gleichfalls ein niederſächſiſches Wort, welches mit unſerm vorhabenden ziemlich nahe ſcheint verwandt zu ſeyn. In der Bedeutung kömmt es wenigſtens mit **Schwelgen** ganz genau überein, als für welches es gemeiniglich bey uns gebrauchet wird, derjenige wird mit dem Namen eines **Schwabbelers** beleget, welcher aus einer beſtändigen Gewohnheit vom Morgen bis in die Nacht das Getränke in ſich gieſſet.

See gebracht, und mit der alten brittiſchen vereiniget hat. Man nennt in derſelbigen noch heutiges Tages den Schlund *Swallow*. So findet ſich auch in eben dieſer Sprache das Wort *Swallow up* und *Swallow down*, verſchlingen und hinunterſchlucken. Endlich heiſſet auch in eben dieſer Mundart *a large Swallow*, eine weite und groſſe Gurgel, eben das, was wir einen Schwelger zu nennen pflegen. Wer ſiehet nicht, daß allhier eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit, wo nicht Gewißheit hervor leuchte?

Eben dieſelbe Sprache giebt mir Gelegenheit, auf die Herleitung eines andern Wortes zu gedenken, welche auf eine andere Art ziemlich weitläuftig, und doch kaum ſo zureichend, dürfte zu ſuchen ſeyn. Doch laſſe ich mich gerne eines andern belehren. Wir nennen in unſerer Sprache denjenigen **wanwitzig**, welcher zwar etwas Witz zu haben ſcheinet, allein ſolchen auf keine rechte Art anzuwenden weis: Vielmehr aber Zeichen giebet, daß eine ziemliche Verrückung des Verſtandes, entweder von der Geburt an, oder durch heftige Krankheiten, oder andere Verletzungen des Gehirns bey ihm vorgegangen.

Das Wort, ſo mit dieſem verwandt, aber doch noch etwas mehrers anzeiget, iſt **wanſinnig**, welches wir, ſo wie das vorige, in der erſten Sylbe lang ſprechen. Wir bezeichnen mit dieſem Worte denjenigen, welcher durch übermäßige Traurigkeit, oder durch verliebte Thorheiten auſſer Stand geſetzet iſt, ſeine Vernunft ferner zu gebrauchen, und nur wenige Stuffen von der Raſerey entfernet iſt.

Und eben dieſer heftigen Bedeutung halber, halte ich die Herleitung eines gelehrten Freundes von

Wahn

Wahn und **Wähnen**, Meynung und Meynen, weil beyde gemeiniglich nicht weiter, als im übeln Verſtande genommen werden, faſt für zu ſchwach, indem nach derſelben die Herleitung unſerer Wörter mit deren Bedeutung nicht völlig übereinſtimmet.

Die niederſächſiſche Sprache zeiget uns ein Wort, welches uns zu den beyden vorhergehenden Wörtern wohl eine Erläuterung, obgleich keine völlige Erklärung geben kann. Die letztere reichet uns die engliſche Sprache, welche mit dem engelſächſiſchen Stammworte *to Want*, vermiſſen, fehlen, entbehren, und dem Nennworte *Want* noch itzo einen Mangel, Gebrechen, Abgang und Dürftigkeit anzeiget. So heiſſet auch noch dieſe Stunde in den hieſigen Gegenden bey den Pferden ein Fehler, welcher den geſchloſſenen Handel aufhebet, ein **Wam**. Ingleichen heißt **dat Pferd wammen** ſo viel, als einen Hauptfehler an denſelbigen ausſetzen. Sollte uns nun die Zuſammenſetzung dieſes Wortes, welches einen **Fehler** und **Mangel** anzeiget, mit **Witz** und **Sinn** ungereimt oder unvernünftig vorkommen? Ich halte dafür, ein jeder werde vielmehr ohne Weitläuftigkeit einen guten und vollkommnen Verſtand darinnen antreffen. Die Holländiſche brauchet aus der alten niederdeutſchen Sprache noch itzo ein Wort, welches unſere Meynung bekräftiget, wenn ſie von Kleidern oder andern in die Augen fallenden Sachen, ſich des Wortes *Wanſchikkelyk* bedienet.

Doch es fehlet noch, daß ich zur Erläuterung das allhier bekannte ſächſiſche Wort **Wanſchapen**, oder wie es im Hollſteiniſchen ausgeſprochen wird, **Wantſchapen**, worauf ſchon vorher gezielet worden, hinzu

hinzu füge. Solches pflegen unsere Landesleute von demjenigen zu gebrauchen, welcher zwar seine völlige Glieder, aber einige derselben zu groß besitzet, und insonderheit den Gebrauch des einen oder andern derselben nicht völlig hat; so, daß man an seinen Gliedern eine besondere Geschicklichkeit suchet, und er zu diesem oder jenem Geschäffte gänzlich untüchtig ist. Alles dieses ist, unserer Meynung nach, mit dem zusammengesetzten Worte **mangelhaft geschaffen**, ausgedrucket.

Doch ich bin nicht so verliebt in meine geringfügige Gedanken, daß ich nicht einem, der es auf andere Art versuchet, wenn er anders zureichenden Grund in der Sache beyzubringen weis, weichen sollte. Ich mache mir vielmehr ein sonderbares Vergnügen daraus, wenn ich geschicktern Männern Gelegenheit gegeben habe, der Sache weiter nachzudenken, und solche auf eine geschicktere Weise auszuwickeln. Da ich dann bey einer bessern Ausführung meine etwanige Gedanken gerne zurück nehmen will.

XI.

Nachricht von der Fortsetzung des Neukirchischen Telemachs.

Ungeachtet unserer vormaligen Versicherungen, daß wirklich der ganze Telemach von Neukirchs Arbeit vorhanden sey, und nur auf einen Verleger warte, der ihn aus den Händen gewisser Leute befrey-

freyen wolle; haben wir itzo aus sichern Nachrichten vernommen, daß sonst nichts von der Neukirchischen Uebersetzung Telemachs vorhanden sey, als was wirklich schon herausgekommen ist. Zugleich hat man uns versichert, daß auf Hochfürstl. Befehl, dennoch dieses angefangene Werk, zum Nutzen junger Prinzen fortgesetzet, und eben so prächtig als der 1. Theil ans Licht gestellet werden solle. Wir erfreuen uns herzlich über eine solche gute Zeitung, die gewiß zeiget, daß es noch Prinzen und Hofleute in Deutschland giebt, die mit den Musen bekannt sind, und den Vortheil einsehen, den das vortreffliche Werk Fenelons in Auferziehung junger Herren haben kan, die künftig Land und Leute regieren sollen. Wir bedauren nur, daß die Fortsetzung dieser Neukirchischen Arbeit in die unrechten Hände gerathen. Man berichtet nemlich, daß selbige einem gewissen L. W.. ler aufgetragen sey, und wir sind von der Wahrheit dieser Nachricht bestärket worden, als wir neulich gelesen, was dieser Schriftsteller wieder die Leibnitzische Philosophie, und von der Quadratur des Zirkels, die er erfunden haben will, ans Licht gestellet. Daselbst versichert er nemlich in der Vorrede, daß er auf hohen Befehl, wiewohl wieder seinen Willen, sich mit einer poetischen Arbeit habe beladen müssen: Welche denn vermuthlich keine andre, als diese Uebersetzung Telemachs seyn wird. Wer ein wenig die Fähigkeit der Scribenten aus ihren Proben zu beurtheilen geschickt ist, der wird aus der gedachten französischen Schrift leicht urtheilen können, was man sich von einem Manne versprechen könne, der so eine ausschweifende Einbildungskraft besitzet, als die

Schreib-

Schreibart der gedachten Schrift durchgehends verräth; ja der noch überdas vermögend ist, vorzugeben: Er habe nicht nur die Quadratur des Zirkels, sondern was noch mehr ist, auch in und aus derselben einen Beweis von der heiligen Dreyeinigkeit erfunden; ja welcher endlich das bekannte Räthsel von der Aelia Lälia Crispis, auf die Leibnitzische Monas erkläret haben will. In Wahrheit solche Köpfe sind weit geschickter Quäker zu werden, und der klugen Welt mit ihren eigenen Misgeburten eine Lust zu machen, als das vernünftige Feuer des großen Fenelons in deutschen Versen auszudrücken. Deutschland ist auch so elend noch nicht daran, daß es nicht unzählige Dichter aufzuweisen hätte, die viel geschickter sind, in die Neukirchischen Fußstapfen zu treten, als der obgedachte Scribent. Und da uns dieser mit einer neuen Philosophie zu beschenken gedrohet hat, und es für eine Last hält, daß man ihn in dieser Arbeit störet: So sollte man ihm billig die Stunden nicht rauben, ein Werk bald zu liefern, das seinen wilden Phantasien ohne Zweifel ein grösseres Feld öffnen, und der gelehrten Welt genug zu lachen schaffen wird.

Indessen wollen wir dem geneigten Leser abermal ein Paar bisher ungedruckte Neukirchische Gedichte mittheilen, die wohl werth sind, daß sie der Nachwelt aufbehalten bleiben.

Auf den durchlauchtigſten Erbprinzen von Brandenburg-Onolzbach, als dieſelben von dero Reiſe nach Pommersfelden und Bareuth glücklich zurück gelangten.

Den 10 November 1724.

Unſer Prinz trat auf die Höhen,
Wo die ſtillen Muſen gehen:
Es erhub ihn Stadt und Land:
Doch was ſich von Minen regte,
Was den hohen Sinn bewegte,
War den meiſten unbekannt.

Jeder rief: Das holde Weſen,
Das die Gratien erleſen,
Wenn ſie Herzen an ſich ziehn,
Läßt allhier ſich lebend nieder;
Scheint in unſerm Prinzen wieder
Doppelt, doppelt aufzublühn.

Pallas ſprach: Ihr ſeyd bethöret,
Habt ihr denn niemals gehöret,
Was der Geiſt der Groſſen kan?
Was ſoll ein ſo blindes Loben?
Stellet euren Prinz auf Proben:
Denn ſo ſeht ihn wieder an.

Es geſchah. Zwey kurze Reiſen
Fingen an es zu erweiſen.
Pommersfelden und Bareuth
Sahen, was wir wollten ſehen;
Und wir hörten, was geſchehen,
Endlich voll Zufriedenheit.

Nunmehr ändern sich die Minen,
Und was vielen groß geschienen,
Ist nun ein vergeßner Schein.
Unser Prinz zieht voller Scherzen,
Aber mit des Vaters Herzen,
Mit der Mutter Sitten ein.

Vormals rührt uns seine Jugend:
Jezund rührt uns seine Tugend,
Vor ward nur der Grund gelegt:
Jezt erscheint vor dreyen Zeugen,
Die viel tausend übersteigen,
Daß der Garten Früchte trägt.

Grosser Churfürst! deine Güte,
Theurer Marggraf! dein Gemüthe,
Schönborn! deines Geistes Kraft,
Hat auf einmal aufgedecket,
Was ja wohl in Büchern stecket,
Doch nicht gleichen Nutzen schafft.

Und das ist der Weg der Fürsten,
Die nach Ruhm und Ehre dürsten,
Grosses kömmt von Grossen her.
Was man an den andern siehet,
Und durch Künste nur geschiehet,
Ist ein Werk von ungefehr.

Prinz, verlaß den Rath der Kleinen!
Laß dir nicht die Sterne scheinen,
Da, wo dich die Sonne führt.
Dort ist viel erborgtes Wesen,
Hier ist alles auserlesen,
Alles, was dich selber rührt.

Drey so herrliche Exempel
Schliessen leicht den Tugendtempel,
Und auch den zur Ehren auf:
Fasse Muth! Wer sich zu zwingen,
Und empor gedenkt zu schwingen,
Aendert niemals seinen Lauf.

Deiner Ahnen hohe Tugend
Muntert dich schon in der Jugend,
Prinz, zu grossen Thaten an.
Wo ist wohl ein Haus in Ehren,
Von dem man mehr Gutes hören,
Mehr Getreues sagen kan?

Doch du hast es ja beschlossen,
Tag und Nacht und unverdrossen
Ihren Tritten nachzugehn.
Fahre fort! Denn wer sich übet,
Daß er GOTT und Kayser liebet,
Der kan hier und dort bestehn.

❁ ❁ ❁

Auf den höchsterfreulichen Geburthstag des durchlauchtigsten Erbprinzen von Brandenburg-Onolzbach, als dieselben in das 14 Jahr ihres Alters traten.

Den 12 May 1725.

Mein Prinz! Es ist die Zeit, da alles grünt und lacht,
Und da sich die Natur, nach so viel harten Tagen,
Auf einmal unverhofft zum Wunderwerke macht,
Indem der trockne Stamm in Blüthen ausgeschlagen.

Es ist nicht die Natur: Es ist des Himmels Trieb;
Und was der Himmel treibt, hat auch der Himmel lieb.
Sie würde nimmermehr mit Früchten uns erfreuen.
Der Saame kömmt von ihr: von ihm kömmt das Gedeihen.

Bedenk es wohl, mein Prinz! Du schreitest in ein Jahr,
Das zweymal sieben soll, das ist, vollkommen, heissen.
Es fället nunmehr weg, was noch erlaubet war:
Man muß von innen nun, und nicht von aussen gleissen.
Klug vor den Menschen seyn, nicht aber auch vor GOtt,
Gebiehret endlich nichts, als Schaden, Schimpf und Spott.

Die Erde schmeichelt uns: der Himmel spricht dawieder:
Und was die erste pflanzt, wirft er auf einmal nieder.
Es zeigte die Natur in diesem Jahre nicht,
Was sie doch zeigen soll. Auf einmal kömmt der Segen
Doch da der Segen kömmt, da man von Früchten spricht,
So kan ein rauher Sturm auch alles wieder legen.
In dir zeigt die Natur mehr, als man wünschen kann.
Es kömmt allein auf dich und deinen Willen an.
Willst du? so kanst du seyn, was tausend nicht gewesen.

Doch willst du selber nicht: was hilft uns alles Lesen?
Was hilft uns die Natur? Was nutzet der Verstand?
Wenn wir die erste nur zu unserm Tode brauchen?
Und wenn der andre flieht, was er einmal erkannt,
Und wie gefälschtes Gold muß in der Luft verrauchen?
GOtt giebet den Verstand; doch fordert er das Herz.
Sein Wort ist liebensvoll, doch ohne Kinderscherz.
So, wie er ernstlich liebt, so, wie er gerne giebet,
So will er, daß man ihn auch ernstlich wieder liebet.

Ach!

Das rechte Ziel ist Gott; und denn ein steter Ruhm.
Laß andre sich in Gold und in Metalle giessen.
Erzwungne Bilder sind kein grosses Eigenthum;
Ein wahres Lob muß auch aus wahren Thaten fliessen.
Das andre stirbt mit uns, und wir mit ihm zugleich.
Wer Gott und Tugend hat, ist auch am Lobe reich:
Er lebet, wenn er stirbt, er lebt, wenn andre sterben;
Und was er einmal war, bleibt er auch in den Erben.

Ach! wollte, wollte Gott! wir könnten alle sehn,
Was deines Vaters Treu, was deiner Mutter Sorgen
Gewirkt und ausgericht! Ach könnt es bald geschehn,
Daß, was man in dich pflanzt, und was annoch verborgen,
Viel tausenden der Weg zur Tugend möchte seyn!
Wie gerne hüllt ich mich in Grabetücher ein!
Wie frölich stürben wir, wenn wir noch könnten sagen;
Mein Gott! hier ist dein Feld! dir hat es Frucht getragen.

Die Hoffnung ist so groß, daß man nicht zweifeln darf.
Die Blüthen stehen da, die Wege sind gebrochen.
Ach Prinz! verlaß uns nicht, und sey uns nicht zu scharf!
Halt! was du längst erkant, und was du Gott versprochen?
Die Arbeit ist nicht schwer; greif nur den Willen an!
Ein jeder Diener seufzt, wie jeder Unterthan.
Laß so viel Seufzer nicht umsonst gen Himmel steigen!
Was Gott bewegen soll, muß dich am ersten beugen.

Es jauchzt das ganze Land, daß sich dein Lebenslicht
Auf diesen Tag vermehrt und wiederum verneuet.
Doch das ist nicht genug; wo, was man Gutes spricht,
Auch nicht in dir sich mehrt, und allen Ruf zerstreuet,
Den noch der Pöbel hegt. Die Zeit ist kurz für mich;
Allein, mein theurer Prinz! viel kürzer noch für dich.
Thu alles, was du kanst, an Tugend und Geberden.
Dann soll uns dieser Tag ein Tag der Freude werden.

Auf

❀ ❀ ❀

Auf den höchsterfreulichen Geburthstag des durchlauchtigsten Erbprinzen von Brandenburg-Onolzbach, als S. Hochfürstl. Durchl. in das 15 Jahr ihres Alters traten.

Im Jahre 1726. den 12 May.

Die Jahre nehmen zu, und nehmen wieder ab.
Ein jeder Abend trägt den Morgen in das Grab;
Der Morgen bringt den Tag und auch den Abend wieder,
Und beyde legen sich zuletzt auf einmal nieder.
Wohl dem! der jeden Tag ihm vor die Augen stellt;
Der alle Stunden zählt, was ihm zu thun gehöret;
Und jeden Augenblick auch für verlohren hält,
Der nur die Phantasey, nicht den Verstand, vermehret.
Wir leben in der Welt, und leben doch auch nicht.
Die Lampe der Vernunft ist ein verhaßtes Licht.
Wir wollen Menschen seyn, und haben mit den Thoren
Schon längst das Augenmaaß der Menschlichkeit verlohren.
Wir wollen Helden seyn, wem aber ist bekannt,
Wie sich ein wahrer Held von Helden unterscheidet?
Wir wollen Christen seyn, weil man uns so genannt;
Nicht aber, wenn uns Gott nach seiner Farbe kleidet.
Heißt das nicht Unvernunft? Doch lachen wir dazu.
Die Jahre fliegen fort: Wir sind in guter Ruh.
Wir suchen nicht mit Ernst, dem Bösen abzusterben;
Wir sinnen nur auf Kunst, das Gute zu verderben.
Denn, wenn das Alter kömmt, gehn uns die Augen auf.
Wir wollten gerne das, was andre, seyn und wissen,
Wir klagen, doch zu spät, den kurzen Lebenslauf:
Die Zeiten sind vorbey, die Jahre weggerissen.

Du kennst, o theurer Prinz! die Kostbarkeit der Zeit,
Aus Büchern, und zugleich aus der Erfahrenheit,
Du lernst das Wahre nun vom Falschen unterscheiden:
Du weist auch schon den Weg, das Böse zu vermeiden.
Drum prüfe den Verstand. An Wissen fehlt es nicht,
Du mußt nun, was du bist, auch in den Werken zeigen.
Ein Kleiner hänget nur an seinem Unterricht;
Aus Fürsten muß der Geist mit vollen Flügeln steigen.
Wer weis nicht, das wir jezt dein Lebensfest begehn?
Ach! laß die Tempel nicht vergebens offen stehn!
Laß so viel Herzen hier nicht ohne Kräfte brennen,
Die in der Hoffnung dich schon ihren Vater nennen.
Es ist ein großes Werk: Und es erfordert viel.
Die Schmeichler pflegen es der Tugend abzuborgen.
Doch wer des Landes Fürst und Vater heissen will,
Der muß für sich voraus, und denn für andre sorgen.
Für sich, daß er es einst mit Ehren möge seyn;
Für andre, daß sie nicht mit vollem Munde schreyn:
Im Titel ist er es; nicht aber in dem Herzen:
Ein wahrer Vater fühlt auch seiner Kinder Schmerzen.
Dazu gehört Vernunft, zu der Vernunft Begriff,
Zu dem Begriffe Fleiß, zum Fleisse Lust und Wille.
Der menschliche Verstand ist wie ein leeres Schiff,
Bald fährt es in die Höh: Bald steht es wieder stille.
Bald sinkt es in den Grund. Wer nicht bey Zeiten lernt,
Wie man sich durch Vernunft von Unvernunft entfernt;
Wie man die Jahre gleich muß bey der Stirne fassen,
Und mit den Thoren sich nicht auf die Zeit verlassen,
Der ist ein schlechter Fürst. Er kennet keinen Gott,
Er kennt den Nächsten nicht: Sich hat er gar vergessen.
Wie kan es anders seyn? Er wird der Nachbarn Spott,
Und endlich eine Last, den Unterthan zu pressen.

An

An Schmeichlern fehlt es nicht. Man rühmt dennoch sein Haus;
Man trinkt, und gieng es auch mit einem Becher aus.
Lebt er, so kan man doch ihn, weil er lebt, geniessen:
Stirbt er, so weis man schon mit andern zu beschliessen,
Wie man zu Brodte kömmt. Das ist der Fürsten Lohn,
Die ihrer Jugend Zeit mit wilder Lust vertreiben.
Sie sterben lebend hier, und fahren todt davon:
Und das ist alles auch, was wir von ihnen schreiben.
Wo bleibt den nun der Ruhm? Wo bleibt die Rechenschaft?
Der erste stirbet aus: Die andre zeigt die Kraft
Erst in der Ewigkeit. O weh den Schmeichelgötzen!
Die Fürstenkinder schon auf Ehrenbogen setzen,
Eh sie den Grund verstehn. Von einem, der sich klug
Bey seiner Thorheit hält, kan man es endlich hören:
Für Fürsten aber ist und heißt es nie genug;
Sie müssen klüger seyn, und tausend andre lehren.
Ach Prinz! bedenk es wohl, und zähle deine Zeit.
Sie geht geflügelt fort, die Tage sind nicht weit,
Da man, als Vater, dich auf deiner Väter Stuffen,
Da man, als Fürsten, dich wird zu der Würde ruffen,
Die Gott dir ausersehn. Es brauchet kurzen Fleiß,
Die Regeln durchzugehn, die Wahrheit zu ergründen.
Man suchet todtes Gold nicht ohne sauren Schweiß,
Wo kanst du besser Gold, als in der Wahrheit, finden?
Sie ist der Weisheit Grund, die Weisheit Gottes Licht.
Wer in der Frühlingszeit nicht Blüthen von ihr bricht,
Erlangt auch nicht die Frucht. Wer nicht die Frucht geschmecket,
Dem bleibt die wahre Ruh in Ewigkeit verdecket.

Er folgt dem Scheine nur, und findet Finsterniß:
Er steiget in die Luft, und bleibt doch auf der Erden.
Ein jeder Wollusttag ist auch ein Lebensriß,
Der zwar einmal gestraft, doch nicht geheilt kan werden.
Drum eile, theurer Prinz! und geh der Weisheit nach.

Ihr Mund ist Honigseim, der auch das Ungemach
Des Alters noch versüßt. Die leichtgesinnte Jugend
Sieht hier den Schatten nur von der so grossen Tugend.
Das Licht kömmt mit der Zeit, wenn man sie recht gebraucht.

Ach brauche denn der Zeit, wenn sie dir Rosen streuet.
Wenn des Verstandes Kraft im Menschen ausgeraucht,
So wird sie nur bedaurt, nicht aber auch verneuet.
Sieh einmal in die Welt. Was ist der meisten Thun?

Als immer thätig seyn, und doch auch immer ruhn;
Als immer müßig gehn, in anbefohlnen Dingen,
Und dennoch immerfort nach Müh und Arbeit ringen,
Die uns zum Tode führt. Ach! sollten wir einmal
Die Stunden der Vernunft und auch der Thorheit zählen:

Wo bliebe mancher doch mit seiner Lebenszahl?
Was würd ihm noch an Zeit zu seinem Alter fehlen?
Gott aber zählet sie. Das ist genug gesagt.
Wer mit der blinden Welt es auf das Glücke wagt,
Der mag auch endlich sehn, wie er zurücke kommet.
Ein Weiser forschet stets, was schadet oder frommet.
Er geht den gleichen Weg: Und wenn die ganze Welt
Auf Rosen und Jasmin in lauter Golde gienge,
So heißt es, wenn er ja sein Urtheil drüber fällt:
Das sind Geschöpfe nur: Mir sind sie zu geringe.

Denkst

Denkst du also, mein Prinz! so ist wohl dieser Tag
Ein Tag, den jedermann mit Freuden feyren mag.
So ist die kurze Zeit, die du wohl angewendet,
Mehr werth als hundert Jahr, die man mit Lust verschwendet.
Gott bau und segne dich! Er mehre deine Zeit,
Und schreibe deinen Ruhm selbst in den Ehrentempel.
Du aber fahre fort in der Geflissenheit,
Sey deiner Mutter Trost und Prinzen ein Exempel.

XII.

Nachricht von allerhand hieher gehörigen neuen Büchern.

I.

Helvetische Bibliothek bestehend in historischen, politischen und critischen Beyträgen zu den Geschichten des Schweizerlandes, I. II. und III. Stücke, Zürich, bey Orell und Comp. 1735. Wir würden dieser an sich selbst sehr nützlichen und wohleingerichteten Monatschrift nicht gedacht haben, wenn sie nicht zur Erläuterung der Alterthümer unsers Vaterlandes auch in so weit was beytrüge, als die Schweiz mit dazu gehöret. Hernach sind auch verschiedene alte Schriften darinn ans Licht gestellet, die uns, als Reste der allemannischen Mundart, obwohl aus ziemlich neuer Zeit, allemal im Werthe seyn und bleiben werden. Die Schreibart der Verfasser ist so beschaffen, daß man es zuweilen auf ganzen Blättern nicht wahrnehmen sollte, daß ihre Urheber Schweizer sind.

II. Sechs auserlesene Gespräche Platons, griechisch und deutsch, mit des Herrn Dacier Vorrede und

Anmerkungen herausgegeben, durch Joh. Samuel Müllern, des Hamb. Johannei Rectorn, Hamb. gedruckt und verlegt durch Conrad König, 1736. Was wir von der geschickten Feder des Herrn Uebersetzers gewünschet haben, das hat sie hiermit geleistet. Man hat unserm Vaterlande Glück zu wünschen, daß man wieder anfängt, die Schriften der alten Griechen und Römer in unsrer Muttersprache den Leuten in die Hände zu bringen. Es ist zu wünschen, daß der Herr Rector Müller uns auch den andern Theil dieser Gespräche bald liefern, und daß alle, die in seine Fußstapfen zu treten Lust haben, auch seine reine, deutliche und wohlgefaßte Schreibart zum Muster nehmen mögen. Druck und Papier sind so schön und sauber, als man es immermehr wünschen kan.

III. Character der deutschen Gedichte. Dieses ist eine kleine Schrift auf 2 Bogen in 8. Man vermuthet, daß Herr Prof. Bodmer in Zürich Urheber davon sey. Sie ist in langen jambischen Versen mit ungetrennten Reimen abgefasset. Der Verfasser ruft gleich im Anfange die Critica, oder Beurtheilungskunst, als eine poetische Gottheit, um ihren Beystand an, um die lange Reihe der deutschen Dichter zu erzählen, und zwar nicht nur die, so Deutschland Ehre machen, sondern auch die, so durch ihren schwachen Geschmack der Schönheit Spur verfehlt und ihr Gesetz gebrochen. Dieses giebt nun den kurzen Inhalt des ganzen Gedichtes ab, davon wir itzo nichts mehr sagen wollen, als daß es eine gesunde Critik über einige alte und neue Dichter in sich hält, die in Deutschland aufgestanden: Obwohl die Schreibart hin und

her

her etwas rauhe und dunkel ist; so, daß man sie gar wohl mit des Persius seiner vergleichen könnte.

IV. Johann Lorenz Mosheims heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi, IV. Theil, Hamb. bey Felginers Wittwe, 1736. Die grosse Beredsamkeit dieses deutschen Demosthenes ist mehr als zu bekannt, und darf von uns nicht erst den Lesern angepriesen werden. Wir versichern nur, daß dieselbe in diesem vierten Theile derjenigen noch vollkommen gleich, ja hin und wieder noch überlegen ist, die wir in den vorigen Theilen so bewundert haben. Der hochwürdige Herr Verfasser machet uns noch zu etlichen dergleichen kleinen Bändchen Hoffnung, die ohne Zweifel von allen Kennern mit Begierde erwartet werden.

V. Das itztlebende gelehrte Europa, oder Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften itztlebender europäischer Gelehrten ꝛc. durch Gabriel Wilhelm Götten, Past. zu St. Michael in Hildesh. der II. Theil. Braunschw. und Hildesh. bey Ludolph Schrödern, 1736. Mit was für Beyfalle der I. Theil dieses Werkes aufgenommen worden, das ist bekannt. Dieser andre ist dem vorigen an guter Schreibart und guter Einrichtung nicht nur gleich, sondern überlegen. Es ist nur zu wünschen, daß der gelehrte Herr Verfasser die Nachrichten, so ihm eingeschickt werden, allemal selbst mit seiner eigenen geschickten Feder einkleiden möge, damit man die Ungleichheit der so vielfältigen Schreibart so sehr nicht merken möge, als in diesem Theile, wo sie nur gar zusehr ins Auge fällt.

VI.

VI. M. Joh. Heinrich Kreuſchners, weil. Dienern des göttl. Worts an der Cathedr. Kirche zu Königsberg, überzeugender Vortrag der vornehmſten Glaubenslehren, Königsberg, druckts und verlegts Johann Heinrich Hartung, 1736. in 8. In dieſen geiſtlichen Reden herrſchet durchgehends eine gründliche und philoſophiſche Einſicht in die vorgetragenen Wahrheiten, eine lebhafte Ausbildung aller Gedanken, ein bündiger Vortrag, der Leſer von allen Arten zu überzeugen vermögend iſt, und eine ſo wohlgefaßte Schreibart, als man noch in wenigen Predigtbüchern gewohnt iſt. Der Verfaſſer weis ſeine philoſophiſche Wiſſenſchaft, ſonderlich zu Beſchämung der Religionsſpötter und Freygeiſter, ſehr wohl zu brauchen, und hat dadurch manche Glaubenslehre in ein neues Licht zu ſetzen gewußt, darinn ſelbige auch der Vernunft ſelbſt viel weniger Anſtoß giebt, als nach der gemeinen Art des Vortrags zu geſchehen pflegt.

VII. Ausführliche Nachricht betreffend die Zürcheriſche Ausgabe der Schriften Flavii Joſephi, wo Lautenbachs, die tübingiſche und zürcheriſche Ueberſetzungen nach ſichern Regeln unterſuchet und gegen einander gehalten werden. Denjenigen zum Beſten, welche die gelehrten Sprachen nicht verſtehen. Zürich bey Orell und Compagnie, 1736. in 8. 7¼ Bogen Dieſes Stücke iſt uns zu Händen gekommen, als unſer Auszug aus dem tübingiſchen Joſeph ſchon gedruckt war, ſonſt würden wir nur aus dieſer einen Auszug gemacht, oder gar geſchwiegen haben. So viel können wir indeſſen unſere Leſer verſichern, daß dieſe Schrift, unſers Auszuges ungeachtet, geleſen zu werden verdienet. Es iſt uns leid, daß an der tübin-

giſchen

gischen Ausgabe Josephs so sehr viel mit ziemlichen Grunde ausgesetzt werden kan; und wir wünschen nochmals, daß dieses Exempel künftig alle Verleger von der Uebereilung abschrecken möge, womit sie oftmals wichtige Werke in die Welt nicht nur schicken, sondern jagen wollen. Wir hoffen auch, daß nicht so leicht ein gelehrter Mann die Arbeit junger unwissender Leute auf seine Rechnung annehmen, und die Welt versichern werde, daß er alles sorgfältig übersehen habe, wenn er keine Muße dazu gehabt.

VIII. Der durch seine freymüthige Aufrichtigkeit glücklich gewordene Bauer, oder, die sonderbaren Begebenheiten des Herrn von N. beschrieben von dem Herrn von Marivaux, aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig, bey Joh. Christ. Trömern, 1736. So wohl und angenehm dieses artige Werkchen geschrieben ist, so rein und wohlfliessend ist es auch übersetzt. Der Inhalt zeigt einen feinen Geschmack des Verfassers und ist hier und da mit einer scharfen Satire gewürzet, die sich auf eine gute Sittenlehre gründet. Wenn mehr dergleichen lustige Schriften in einer eben so ungezwungenen und doch richtigen Schreibart ans Licht gestellet würden: So würden unsre ekle Hofleute, die nichts, als was französisch ist, lesen wollen, auch bald an unsrer Muttersprache einen Geschmack finden, und wohl gewahr werden, daß man auch im Deutschen was angenehmes und scharfsinniges schreiben könne.

IX. Moralische und satirische Nachrichten aus dem Carlsbade, in einem Schreiben an den Herrn

von

von H .. abgelassen. Im Jahre 1736. 4 Bogen in 8. Dieses kleine Werkchen sollte von rechtswegen grösser seyn. Der Leser wird eben dieser Meynung seyn, wenn er anders den geringsten Geschmack von wohlgeschriebenen Büchern hat. Es herrschet in der ganzen Nachricht durchgehends so viel Kenntniß der Welt, Einsicht in die freyen Künste, Wissenschaft in der Sittenlehre, und patriotischer Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, daß man von einer so geschickten Feder gern ein mehrers lesen möchte. Ueberdieß ist auch die Schreibart so beschaffen, daß man sie nicht schöner und sinnreicher verlangen kan: Nur einige niedersächsische Redensarten hätte der Herr Verfasser vermeiden müssen, wenn er nicht hätte verrathen wollen, was er für ein Landsmann ist.

X. Vernünftige Gedanken über die Natur Gottes, so wohl nach ihren sittlichen als natürlichen Vollkommenheiten betrachtet und herausgegeben von Johann Andreas Buttstett, Phil. Mag. et Rect. Schol. Osterrod. 1736. Der Inhalt dieses Buches gehört zwar nicht zu unsern Absichten: Aber wir wollen es auch nicht im Absehen auf die Materien, sondern nur in Absicht auf die Schreibart hier beurtheilen. Der Herr Verfasser hat einen löblichen Eifer auch in den trockensten und tiefsinnigsten Sachen einen angenehmen Ausdruck zu brauchen. Dieses ist überhaupt nicht zu tadeln. Plato, Cicero und Seneca sind vormals deswegen sehr gelobet und viel fleißiger, als andre, gelesen worden. Warum sollte man denn solches an einem heutigen Schriftsteller tadeln? Allein der Herr Verfasser des gegenwärtigen Buches scheinet sich ein wenig gar zu viel Gewalt anzuthun, um

diese

dieſe Schönheit der Schreibart zu erreichen die wir an einem gewiſſen groſſen Gottesgelahrten unſerer Zeiten mit Vergnügen und Beyfall wahrgenommen haben. Dieſen Ausſpruch thun wir nicht aus Tadelſucht, ſondern aus ſehr guter Abſicht, gegen den Herrn Verfaſſer ſowohl, als gegen viel andre neuangehende Schriftſteller, die auf eben dergleichen Nachahmung zu verfallen ſcheinen. Die Nachahmung wird zwar an der Jugend geduldet, wenn ſie ſich in fremden Sprachen eine gute Schreibart angewöhnen will. Allein bey Erwachſenen, bey Männern, die ſelbſt ſchon denken und ſchreiben können, wird es ein lächerlicher Zwang, wenn ſie ihren Witz auf die Folter ſpannen, einem andern ähnlich zu werden, deſſen Naturell ſie doch nicht haben. Man darf nicht ſehr ſcharfſinnig ſeyn, in einem Buche gleich auf der erſten Seite gewahr zu werden, ob der Verfaſſer aus ſeinem Kopfe und nach ſeinem eigenen Geſchmacke ſchreibt, oder ob er künſtelt, und zuſammen geſtoppelte Redensarten eines andern anzubringen ſucht, die ihm gefallen haben. Denn dieſes verurſachet Umſchweiſe; weitgeſuchte Wortfügungen; unvermuthete Verbindungen, und viel künſtlich eingeſchaltete Gedanken, die zur Sache ſelbſt nichts beytragen, ſondern nur die Begierde, einem andern ähnlich zu werden, verrathen. Wir ſind verſichert, daß der Herr Rector viel beſſer zu ſchreiben im Stande wäre, wenn er weniger künſtlich zu ſchreiben Luſt hätte. Alsdann würden auch viele neugebackene Wörter und unerhörte Redensarten wegfallen, womit er ſeine Schreibart mehr verſtellet, als ausputzet. Wir wollen ihn hier nicht allererſt mit Gründen und Urſachen dazu aufmuntern. Er ſieht es von ſich ſelbſt wohl ein, daß ein jeder Vogel am beſten ſinget, wenn er die Art beybehält, wozu ihn die Natur geſchickt gemacht hat; und daß ein Canarienvogel doch ſchön ſinget, wenn er gleich nicht der Nachtigal nachſchlägt. Wir wollen nur alle junge Schriftſteller derjenigen Stelle aus dem Petronius erinnern, darinn er diejenigen Scribenten tadelt, die lauter mellitos verborum globulos, und vocabula ſeſamo atque papauere ſperſa in ihre Reden und Schriften bringen wollten. Dieſes wird ſie vermuthlich von aller gekünſtelten Nachahmung ſattſam zurücke halten können.

Inhalt.

Inhalt.

I. Des jüdiſchen Geſchichtſchreibers Joſephi ſämmtliche Werke Bl. 337

II. Forcatulus de Gallorum imperio et philoſophia 362

III. Behrends Zuſatz zu Neumarks deutſchen Palmbaume 368

IV. Gueintzens deutſcher Sprachlehre Entwurf 379

V. Abhandlung von denen auf der Schaubühne ſterbenden Perſonen 390

VI. Critiſche Unterſuchung der Wörter unnütz und vergeblich 406

VII. Marens Vorſchläge zur Verbeſſerung des deutſchen Schulweſens 416

VIII. Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks 444

IX. Gueintzens deutſche Rechtſchreibung 457

X. Lemkers Muthmaßung von dem Urſprunge etlicher deutſchen Wörter 469

XI. Nachricht von der Fortſetzung des Neukirchiſchen Telemachs 474

XII. Nachricht von einigen neuen Büchern 487

Beyträge
Zur
Kritischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Kgl. Bibliothek Universitäts- Frider. Guil. Berolin.
18937. 112.

Sechzehendes Stück.

Mit nöthigen Registern über diesen vierten Band.

Leipzig,

Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1737.

I.

Linguarum vett. ſeptentrionalium Theſaurus Grammatico-Criticus et Archaeologicus, Auctore Georgio Hickeſio, S. T. P.

Oxon. e Theatro Sheldoniano
A. D. MDCCV.

Dieſes iſt die allgemeine Ueberſchrift eines wichtigen Werkes, deſſen Inhalt wir bisher unſern Leſern noch nicht mitgetheilet haben. Nunmehro aber können wir es nicht länger ausſetzen, weil es unſern critiſchen Beyträgen zu einem Vorwurfe gereichen würde, wenn ganz und gar keine Nachricht davon wäre gegeben worden. Die beſondere Aufſchrift des erſten Bandes aber, davon wir itzo zu handeln geſonnen ſind, iſt folgende: Antiquae Litteraturae Septentrionalis Libri duo, quorum primus Georgii Hickeſii, S. T. P. Linguarum vett. ſeptentrionalium Theſaurum Grammatico-Criticum et Archaeologicum, eiusdem de antiquae Litteraturae Septentrionalis Vtilitate Diſſertationem epiſtolarem, et Andreae Fountaine, Equitis Aurati, Numismata Saxonica et Dano-Saxonica complecti-

tur; Alter continet Humfredi Wanleii Librorum vett. Septentrionalium, qui in Angliae Biblioth. exstant, Catalogum historico-criticum; nec non multorum Vett. Codd. Septentrionalium alibi extantium notitiam, cum totius operis sex Indicibus.

Die Zueignungsschrift dieses trefflichen Werkes ist an den damaligen Prinzen George von Dännemark, Gemahl der Königinn Anna von Engeland gerichtet. Sie hält auf eine in Zueignungsschriften sonst ungewöhnliche Art, so viel nützliches und gelehrtes in sich, daß wir sie nicht ganz übergehen können. Es heißt nemlich, da er, der Verfasser, sich nach einem Schutzherrn seines Buches umgesehen, habe er sich nirgends einen bessern zu finden getrauet, als in dem königlichen dänischen Hause, dessen Könige von dem Skiold, einem Sohne Odins, ihren Stamm und Geschlechtsnamen herführeten. Diesen hätte sein Vater über Jütland gesetzet, als er aus den nordlichen Theilen von klein Asien sich mit seinen Reisegesellen in das nordliche Europa gemacht. Damals hätte nun Odin in alle am baltischen Meere gelegene Länder, als Deutschland, Jütland, Seeland, Schonen oder Norwegen, und Schweden die Sitten, und sonderlich die uralte Sprache seines Volkes gebracht. Dieses wäre nun die Mutter aller der Mundarten gewesen, davon er in seinem Werke handeln wollte. und ob sie gleich noch nicht den Namen der Gothischen geführet, so wäre sie ihr doch sehr ähnlich, einfach, unzertrennt, und der ältesten asiatischen Sprache sehr verwandt gewesen, die Gomer, Japets ältester Sohn, vom babylonischen Thurme gebracht hätte.

Zuerst

Zuerst hätte sich dieser Stifter des gothischen Reiches, Odin, in Sachsen aufgehalten, und das Land unter seine Söhne getheilet. Hernach wäre er nach Jütland gegangen, welches er **Reidgotland**, das ist das Land der guten Reiter genennt hätte, und solches seinem Sohne **Skiold** gegeben. Sodann wäre er nach Schweden gegangen, und hätte die ihm von dessen Einwohnern angetragene Herrschaft angenommen. Dieser **Odin** wäre von den Vorfahren **Voden** genennt worden, hätte auch ferner Norwegen erobert, und es seinem Sohne **Semiag** gegeben. Andere wollten den **Skiold** zu einem Enkel **Dans** machen, dessen Vater **Snorro** König in Scandien oder Schonen gewesen: Von diesem **Dan** wären die Jüten Dänen, und Jütland Dännemark genennet worden; von seinem Bruder **Angul** aber hätte der mittägliche Theil, über den er gesetzt worden, den Namen **Angeln** bekommen, davon Engeland seine Benennung her hat. Gegen Mittag hätten damals bey diesen Angeln die Sachsen gewohnt, die sich in drey Landschaften getheilet hätten, darunter das heutige Hollstein am nächsten angegrenzet. Und diese drey tapfere Völker, die Jüten, Angeln und Sachsen, wären von den Britanniern zuerst eingeladen worden, zu ihnen zu kommen. Hernach aber hätten sie ihren alten Sitz freywillig verlassen, und wären übers Meer geschiffet; hätten sich auch, bis auf ein paar bergigte Provinzen, zu Herren des ganzen Landes gemacht. Kent, die Insul Wight, und einen Theil der ihr gegen über gelegenen Landschaft, hätten die Jüten; Essex, Middlesex und Westsex hätten die Sachsen

eingenommen und nach ihrem Namen genennet. Das übrige Angeln, Mercien und Nordhumberland hätten die Angeln besetzt.

Hier merket der Verfasser an, daß die Sprache der Jüten und Angeln nicht sehr unterschieden gewesen, und von den Scribenten auch oft die dänische, cimbrische, oder gothische Sprache genennet worden. Die alte sächsische Sprache wäre zwar in vielen Stücken anders gewesen, doch hätte man eine davon leicht fassen können, wenn man erst die andere gekonnt. Sie sey eine Schwester der alten fränkischen Sprache gewesen, die man auch Theotisc oder Deutsch genennet hätte: Indem beyde von einer Mutter herkommen, nemlich von der uralten Sprache, deren sich die Gothen vor 1300 Jahren, die Mösien erobert, imgleichen die Teutonen, die in Germanien gewohnet, bedienet hätten.

Im folgenden merket er an, daß die englische Nation und Sprache eine Vermischung aus der dänischen und sächsischen sey. Dieses sey sonderlich zu Canuts des Großen Zeiten geschehen, der ein Sohn des Tiugoskegg, und ein Enkel Haralds gewesen. Dieser hat auch über Engeland geherrschet, und die Beynamen eines tapfern, großen, reichen und frommen in den Geschichten erhalten. Diese Freundschaft und Verbindung der Dänen und Engeländer wäre noch mehr durch die Ankunft der Normänner bestätiget worden, die auch ihrem Ursprunge nach Dänen gewesen. Dieses mag aus der Zueignungsschrift genung seyn.

Darauf folgt eine Vorrede an Adam Ottleyen, welcher Prof. der Gottesgelahrtheit und Canonicus zu

Herford

Herford gewesen. Er erzählet darinnen, wie er sich entschlossen habe, die nordischen Sprachen zu untersuchen. Er rühmt denselben, daß er nicht nur selbst ein Liebhaber und Kenner derselben sey, sondern auch Geld vorgeschossen habe, des Verfassers Institutiones Anglo-Saxonicas, und Moeso-Gothicas, von neuem ans Licht zu stellen. Darauf macht er eine kleine Ausschweifung, ob es sich wohl für einen Gottesgelehrten schicke, eine Sprachkunst zu schreiben; wovon er schon in der Vorrede zu seiner obgedachten Grammatik der Nordischen Sprachen gehandelt. Daselbst hat er nemlich durch die Exempel des Plato, Aristoteles, Theophrasts, Cäsars, Ciceros und Varrons dargethan, daß es einem weisen Manne nicht unanständig sey, sich auf grammatikalische Sachen zu legen. Ja er beruft sich auf Carl den Großen, auf Aelfrick, den Bischof von Canterbury, auf Schotteln, einen Braunschweig-Lüneburgischen Rath, und auf den, wegen seiner mathematischen Wissenschaft, weltberühmten Gottesgelehrten, D. Wallis, die ein gleiches gethan. Diese Zahl zu vergrößern, setzt er noch den berühmten Theod. Beza, und Johann Cheeken, einen Ritter, hinzu, die von der rechten griechischen Aussprache geschrieben haben; ferner Roger Ascham, den Lehrmeister der Königinn Elisabeth, der von Erlernung der lateinischen Sprache im Englischen eine Anweisung gegeben, u. a. m. die von den orientalischen und mittäglichen Sprachen, theils Grammatiken, theils Wörterbücher gemacht haben.

Hierauf fängt er an sich gegen diejenigen zu vertheidigen, die, da sie nur das Latein und das Grie-

chiſche gelernet haben, alle nordiſche Sprachen verachten, und ſich wohl gar über des Verfaſſers Thorheit wundern würden, daß er ſich ſo viel Mühe deswegen gegeben. Sic faſtidioſi illi, et delicatiſſimi homines, ſchreibt er, qui litteras ſeptentrionales, quas neſciunt, vituperant; und bald ſetzt er hinzu: Quid enim illorum, qui litteras libroſque, quos nondum intelligunt, damnant, cenſuram pertimeſcerem? Darauf beruft er ſich auf die berühmteſten Vorgänger, die er in dieſen Bemühungen gehabt, nemlich auf Jelanden, Matth. Parkern, Joh. Selden, beyde Spelmanns, Tho. Marſchallen, Fr. Juniuſſen u. a. m. die ſich theils auf die ſächſiſche, theils auf die gothiſche Sprache damals legten. Daher verachte er alle die Vorwürfe dieſer ekeln Leute eben ſo ſehr, als ſie die nordiſchen Sprachen zu verachten pflegten. Sie möchten alſo die griechiſche und lateiniſche Sprache und Scribenten bewundern und lieben; aber auch vor derjenigen Sprache, darinn ihre Voreltern geredet haben, keinen Abſcheu haben. Hierauf wendet ſich der Verfaſſer an den Herrn Ottley, und erzählt ihm ſeine Gehülfen in Verfertigung dieſes Werkes, die wir hier mit Stillſchweigen übergehen. Beyläufig beſtrafet er die Unwiſſenheit desjenigen Franzoſen, der vor Menagens etymologiſches Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache die Vorrede gemacht hat. Dieſer ſchreibt: Les monumens de la Langue Saxonne, que l'on a pris de l'hiſtoire du venerable Bede et de quelques autres, nous ont donné la clef de cette ancienne langue dont l'Anglois et l'Ecoſſois d'aujourd'hui n'eſt qu'une corruption. Tout ce

qui

qui ſache les Etymologiſtes Anglois, c'eſt que pour rendre raiſon du Syſteme de leur Langue, il faille avoir beſoin de la Françoiſe. Pour peu qu'on examine l'air chagrin dont ils en parlent, il ſemble qu'ils ayent honte de leur origine; et il eſt aiſe de penetrer, qu'ils s'en paſſeroient volontiers, s'ils ne craignoient d'être bientôt dementis par leurs loix et leur barreau, qui ſe ſentent encore de la venüe de Guillaume le Conquerant, Duc de Normandie, lequel y porta avec les armes Normandes, l'art et les termes de la chicane. Wie nun aus dieſen ſtolzen Worten eine grobe Unwiſſenheit der angelſächſiſchen und däniſchen Ueberbleibſel in den engliſchen Bibliotheken, ja auch derer, ſo dazumal ſchon ans Licht geſtellet waren, erhellet; alſo hat der Verfaſſer ein Recht, ſich darüber zu erzürnen, daß ſolche unwiſſende Leute Ausländern, deren Sprache ſie nicht einmal verſtehen, nicht allein falſche, ſondern auch ſolche Vorwürfe machen, die man ihnen mit weit beſſerm Grunde vorrücken kann. Denn da die Engelländer eine ſehr kleine Anzahl normandiſcher Wörter in ihrer Sprache haben, ſo iſt hingegen die ganze franzöſiſche Sprache aus der verdorbenen lateiniſchen Baurenſprache herzuleiten. Das erſte zu erweiſen, führt er das engliſche Vater unſer an, als in welchem kaum ein paar Wörter aus dem Franzöſiſchen anzutreffen ſind, nemlich treſpaſſes, temptation und deliver. Alles übrige iſt ſächſiſches Urſprunges, ungeachtet zu Wilhelm Conqueſtors Zeiten, die franzöſiſche Sprache bey Hofe, in Canzleyen und vor Gerichte völlig eingeführet geweſen. Und obgleich das Engliſche aus dem

Sächsischen und Galliischnormandischen vermenget wäre, so hätte doch die französische Sprache eben so eine starke Mischung von dem Fränkisch-Deutschen in sich, daß sie es gar nicht leugnen könnten.

Wir übergehen das übrige aus dieser gelehrten Vorrede, weil es nur einige Verbesserungen der in dem Werke eingeschlichenen Fehler und verschiedene Zusätze alter Schriften zu dem Buche selbst in sich hält. Nur das eine muß man noch anmerken, daß der Verfasser des berühmten Mabillons critische Regeln, das Alterthum der alten Diplomatum zu erkennen, auf die Probe gesetzet, und verschiedenes dabey angemerket, was nur zu gewissen Absichten und zum Besten der Mönchsorden und der römischcatholischen Kirche, von ihm auf Schrauben gesetzet worden, welches allerdings gelesen zu werden verdienet, für uns aber hier zu weitläuftig fallen würde.

Nach verschiedenen Zeugnissen der Gelehrten von des berühmten D. Hickes angelsachsischer Grammatik, folget der Inhalt des ganzen Werkes, darinnen die itztgenannte Grammatik das erste Stück ist. Darauf folget die fränkischdeutsche Sprachlehre, als der andre Theil des vorigen. Sodann sieht man eine isländische Grammatik, als ein dritter Theil. Das vierte Stück ist eine Abhandlung in Form eines Schreibens, vom Nutzen der nordischen Litteratur, nebst einigen sächsischen Münzen. Und letzlich das andre Buch dieses Tractats, welches ein historisch critisches Verzeichniß alter mitternächtiger Bücher und die Register des ganzen Buches in sich hält.

Die

Die angelsächsische Grammatik hebt sich ebenfalls mit einer Vorrede an, darinn der Verfasser sich angelegen seyn läßt, einen jungen vornehmen Herrn Johann Pakinten, zu Erlernung der alten nordischen Sprachen aufzumuntern. Wir merken aus derselben nur eine besondre Meynung des gelehrten Hickes, von dem gothischen Evangelio des Bischofs Ulphilas, an. Er hält nemlich dafür, daß selbiges Volk, welches die Griechen für Gothen gehalten, entweder ein eigentlich so genanntes deutsches Volk gewesen, oder welches ihm noch wahrscheinlicher vorkömmt, daß ein gewisser Deutscher, entweder zu Zeiten des Ulphilas, oder noch vor demselben, der Urheber des sogenannten Codicis Argentei sey. Diese letzte Muthmassung bestärket er aus dem Zeugnisse des Irenäus, der da ausdrücklich bezeuget, die Deutschen hätten die Lehre Christi schon vor seiner Zeit angenommen. Im 3 Cap. des I. B. schreibt er: Καὶ ὅτε αἱ ἐν γερμανικαῖς ἱδρυμέναις ἐκκλησίαι ἄλλως πεπιστεύκασι. Ueber dem aber, daß diese sogenannte gothische Sprache eine sehr alte deutsche Sprache ist, bestätiget er seine Meynung, daß ein anderer deutscher Uebersetzer der Urheber dieses Evangelii sey, mit folgenden Gründen. I.) Hätte dieser **Codex Argenteus** einem deutschen Kloster zugehöret. II.) Wäre auch nicht die geringste Spur der arianischen Ketzerey darinn anzutreffen, welcher doch Ulphilas, nach dem Berichte alter Geschichtschreiber, zugethan gewesen seyn soll. III.) Wären die Buchstaben dieses Evangelii den alten scandinavischen Runen so wohl an Figur, als in der Ordnung und Anzahl, ja auch am

Gebrau-

Gebrauche der Zahlzeichen ganz ungleich: Und gleichwohl sollten die Gothen, ehe sie nach Mösien gekommen, aus Scandinavien dahin gezogen seyn. IV.) Käme dieser Coder in vielen Stücken mit des Beza griechischem Evangelio, welches zu Cambridge vorhanden ist, sehr überein; dieser aber müsse ein Coder der lateinischen Kirche gewesen seyn, wie theils die lateinische Uebersetzung, theils die Hand, womit er abgeschrieben ist, theils auch sehr viel Lesarten anzeigen, darinn er von allen alten Abschriften der griechischen Kirche abweichet. Endlich V.) wenn man die Buchstaben des Codicis Argentei mit den auf der bodleyischen Bibliothek vorhandenen MSpten vergleichen wollte: So würde man wahrnehmen, daß sie alle, bis auf diese, ⊙ und Ψ aus solchen lateinischen Büchern hergenommen wären. Diese aber wären gleichfalls aus Deutschland nach Engelland gebracht worden.

Wir überlassen gelehrten Liebhabern des Alterthums die Prüfung dieser besondern Meynung: Doch dünket es uns, daß es auch aus andern Gründen sehr wahrscheinlich ist, daß der Uebersetzer dieses Codicis Argentei in der Nachbarschaft der Griechen gelebt haben müsse; wie auch in diesen Beyträgen schon angemerkt worden.

Das I. Hauptstück der angelsächsischen Grammatik handelt von den Buchstaben, und den dazu gehörigen Regeln. Er setzet von der ersten drey verschiedene Alphabethe hin, davon die ersten beyden angelsächsisch sind, das dritte aber ist das sogenannte gothische. In den ersten beyden herrschen die lateinischen Buchstaben; nur das C, E, G, H, M,

Th.

Th, und W ausgenommen, die in dem großen Alphabethe eine eigene Figur haben: In dem kleinen aber ist das d, f, g, r, s, t, th, und w von den gewöhnlichen lateinischen Characteren unterschieden. Der Verfasser macht wegen der Aussprache verschiedener Buchstaben kleine Anmerkungen, und darauf folgen die Regeln. Wir bemerken nur, daß in allen drey Alphabethen kein Q vorhanden ist, und daß in dem gothischen kein C ist, indem an seiner Stelle das Γ der Griechen steht, obgleich sonst diese Buchstaben die Ordnung der lateinischen haben. Dabey steht eine Tafel in Kupfer gestochen, darauf aus verschiedenen Manuscripten die Alphabethe der alten Abschreiber, der angelsächsischen und gothischen Ueberreste befindlich sind. Darauf giebt der Verfasser eine Anzahl von angelsächsischen und gothischen Nennwörtern, Beywörtern, Zeitwörtern unveränderlichen kleinen Wörtern; darunter die allermeisten mehr mit unsrer heutigen deutschen, als seiner englischen Sprache überein kommen.

Das andere Hauptstücke handelt von dem Artikel oder dem anzeigenden Fürworte. Sowohl die angelsächsische, als die gothische Sprache haben, gleich der griechischen, diese Fürwörter, die sich durch die Abfälle ändern lassen. In der ersten Mundart heißt derselbe:

Einzelne Zahl.

Nennfall.	Se, seo that: der, die, das.
Zeugefall.	Thes, thære thas oder thâs.
Gebefall.	Tham, thâre tham.
Klagefall.	Thone thatthat oder thât.
Nehmefall.	Tham, Thâre tham.

Meh-

Mehrere Zahl.

Nennfall.	Tha,	die,	Fränkisch.
Zeugefall.	Thâra,	Thero	derer.
Gebefall.	Tham,	Thiro	denen.
Klagefall.	Tha.	Thera	die.
Nehmefall.	Tham.	Ther	denen.

Den Gebrauch dieses Artikels oder Fürworts erläutert der Verfasser mit Exempeln, und kömmt alsdann auf den gothischen, den wir ebenfalls mit unsern Buchstaben hersetzen wollen.

Die einzelne Zahl.

Nennfall.	Sa der. So die. Thata das.
Zeugefall.	This, thizos, this.
Gebefall.	Thamma, thizai, thamma.
Klagefall.	Thana, tho, thata.
Nehmefall.	Thamma, thizai, thamma.

Mehrere Zahl.

Nennfall.	Thai und tho, thos, tho.
Zeugefall.	Thize, thizo, thize. —
Gebefall.	Thaim.
Klagefall.	Thans und tho, thos, tho.
Nehmefall.	Thaim.

Auch dieses erläutert derselbe mit Exempeln aus dem gothischen Evangelio, und schreitet fort zum dritten Capittel, welches vom Nennworte handelt. Er nimmt abermal nach seiner Gewohnheit die Angelsächsischen zuerst, und zeigt, daß es sechs Arten der Abänderungen gebe, die ihre verschiedene Endungen haben. Die I. ist bey den Wörtern, die im Zeugefalle es haben, als Smid, Smides, der Schmied. Wobey nicht undienlich zu merken ist, daß der Gebefall und Nehmefall ausdrücklich mit einem e Smide gesetzt wird; von welcher gram-

mati-

matiſchen Richtigkeit viel heutige Deutſche unbillig abweichen. Die II. hat im Nennfalle **a** und in allen übrigen **an**. als **Witega**, ein Weiſſager, **Heorta**, das Herz. Die III. iſt wie die Iſte, nur daß der Nennfall in der mehrern Zahl ein **u** hat. Die IV. iſt abermal der Iſten ähnlich, nur das die mehrere Zahl ſich auf **e** oder **a** endet, als **Word** das Wort. Die V. hat im Zeugefalle **e** als **Swuſtor** die Schweſter. Die VI. hat im Nennfalle **u** im Zeugefalle **a** und in den beyden folgenden Fällen **u** auch **a**. Z. E. **Sunu** der Sohn. Auſſer dieſen richtigen Declinationen giebt es auch unrichtige, als **Fäder** der Vater, welches in der einzeln Zahl unveränderlich bleibt. Wir übergehen das übrige, und kommen auf die gothiſchen Nennwörter.

Bey dieſen beſchwert er ſich, daß er aus dem gothiſchen Evangelio von wenigen Wörtern alle ſechs Abfälle habe finden können, und bittet den Leſer, es ihm nicht zuzuſchreiben, wenn hier und da etwas mangeln wird. Hier giebt er uns nun funfzehn verſchiedene Exempel, davon wir nur einige zur Probe hieher ſetzen wollen.

Nennfall.	Himins der Himmel.	Galaubeins der Glaube.
Zf.	Himinis	Galaubeinais
Gf.	Himina	Galaubeinai
Af.	Himin	Galaubein
Nf.	Himins	wie der Nf.
Nf.	Himina ꝛc.	Galaubeinai ꝛc.

Nennfall.	Handus die Hand.	Hairto das Herz.
Zf.	Handaus	Hairtins.
Gf.	Handau	Hairtin ꝛc.
Af.	Handu ꝛc.	

Dem

Dem ungeachtet gesteht der Verfasser, daß man noch Wörter finde, die zu keinem von diesen XV. Mustern gebracht werden können, die er dargestellet hat. Und so kömmt er auf das IV. Hauptstück, von den Beywörterrr. Er theilt dieselben in einfache und zusammengesetzte. Von jenen giebt er die Exempel **eadig**, reich, **âfen**, gleich oder eben; von diesem aber **tireadig**, an Herrschaft groß, **âfenspedelic**, gleiches Wesens. Darauf setzt er ein Beyspiel von der Wandelung der Beywörter, an dem Worte **god** gut. Das männliche und ungewisse Geschlecht hat: **God, godes, godum, godu** und **god, goda, godum**: Das weibliche aber so: **Gode, godre, godre, gode, gode, godre.** In der mehrern Zahl geht es durch alle drey Geschlechter so: **Gode, godra, godum, gode, gode, godum.** Hiernach gehen alle übrige. Der Verfasser setzt allerley nützliche Regeln und Anmerkungen hinzu, dabey wir uns aber nicht aufhalten können; und darauf folgt das gothische, davon wir folgendes Muster der Abwandelung geben:

Sing. Num.

Nennfall. Gauks, gauka, gauk, der, die, das Traurige.
Zf. Gaukis, gaukaiſes, gaukis.
Gf. Gaukamma, gaukai gaukamma.
Kf. Gaukanna, gauka, gauk,
Nf. Gauka, gauka, gauk.
Mf. Gaukamma, gaukai, gaukamma.

Plur. Num.

Gaukai, gaukos, gauka. die Traurigen.
Gaukaiſe, gaukaiſo, gaukaiſe.
Gaukaim durchgehends.
Gaukans, gaukos, gauka.
Gaukai, gaukos, gauka.
Gaukaim, durchgehends.

Auch

Auch hier halten wir uns nicht ferner auf, und kommen auf das Hauptstück von den Fürwörtern. Darunter heißt das erste im Angelsächsischen, Ic, min, me, me, oder mic, und im Nehmf. me. In der mehrern Zahl, We, uwe, us, us, us. Nur ist zu merken, daß hier nach Art der Griechen auch ein Dualis gefunden wird, nemlich N. wit, wir beyde, G. uncer, D. unc, unge und uncrum, *Acc.* wit, *Abl.* unc, unge und uncrum. Dieses ist zu einer Probe genug, daraus man auf die übrigen leicht schließen kann. Im Gothischen heißt eben dieses Fürwort, im N. Ik, G. Meina, D. Mis, Acc. Mik, Abl. Mis. Im *Plur.* N. Weis, G. Unsara, D. Uns und unsis, Acc. Uns und unsis, Abl. Uns und unsis. Die übrigen muß man in dem Verfasser selbst nachsehen: Wir merken nur an, daß, wie das heutige Plattdeutsche, Holländische und Englische mit dem Angelsächsischen übereinkömmt, also das Gothische mehr dem Hochdeutschen ähnlich sey.

Im sechsten Hauptstücke handelt Hickes von den Zahlen, davon wir die ersten zur Probe geben wollen. Angelsächsisch zählt man so, An, twegen, thry, feower, fif, fir, seofon, eahta, nigon, tyn. Gothisch aber so: Ains, Twai, Thrins, Fidwor, Fimf, Saihs, Sibun, Ahtan, Niun, Taihun. Das Isländische und Runische übergehen wir mit Fleiß, ohngeachtet beyde auch mit diesen beyden, und den heutigen deutschen Mundarten mehr oder weniger übereinkommen; und eilen zu dem 7. Hauptstücke.

Der Verfasser hebt hier von den sogenannten Hülfswörtern (verbis substantivis oder auxiliaribus) an. Deren haben die Angelsachsen zwey, nemlich **beon**, ich bin, oder **wesan**, seyn, welches gothisch **wisan** heißt; und **weorthan** oder **geweorthan**; gothisch, **wairthan**, werden. Dieser Wörter Abänderungen verfolget Hickes durch alle Zeiten und Arten (tempora und modos) sowohl im Angelsächsischen als Gothischen, wovon wir aber auch der Kürze halber schweigen müssen.

Das 8. Hauptstücke handelt von dem ordentlichen Zeitworte, und da giebt er uns das angelsächsische wort **lufian**, lieben, zum Muster. In der gegenwärtigen Zeit lautet da die Abänderung folgender maßen:

Sing.	Ic lufige,	Plur.	we lufiath,
	du lufast,		ge lufiath,
	he lufath.		he lufiath.

Wir merken an, daß nur dreyerley Zeiten in dieser Sprache vorkommen, nemlich die gegenwärtige, vergangene und künftige. Die mittlere oder das Praeteritum ist also zugleich ein imperfectum, perfectum und plusquamperfectum, und heißt hier **Ic lufode, thu lufodest, he lufode** ꝛc. Doch werden auch vermittelst der Wörter **Ic häbbe**, ich habe, und **Ic sceal**, ich soll, zusammengesetzte Tempora gemacht; deren Veränderungen der Verfasser auch erkläret. Sonst haben die Angelsachsen, nicht nur den Modum indicativum, imperativum, subjunctivum und infinitivum, sondern auch einen optativum, als: **Eala gif ic nu lufige. Wollte Gott daß ich liebete** ꝛc. und potentialem der theils

einfach, theils mit **mâg**, oder ich mag, zuſammengeſetzt iſt. Hierzu kömmt noch das Wort: **wold**, ich wollte, und **ſceold** ich ſollte, ein paar imperfecta von **willan** und **ſceoldan**, wollen und ſollen, davon der Hr. Hickes auch die Veränderungen und den Gebrauch lehret. Daß er aber das Wort **Ic mot, thu moteſt, he mot**, von **magan**, mögen oder können, herleiten, und durch licet oder darf erklären will, das wird ihm wohl kein Deutſcher oder Niederſachſe zugeſtehen. Denn es iſt augenſcheinlich, daß dieß Wort das heutige ich muß, du mußt, er muß, bedeutet, welches die Plattdeutſchen noch itzo **ik mot**, ausſprechen. Die angeführte Stelle; **Ne nan Preoſt mot beon ât tham brydlâcum**, kein Prieſter muß ſeyn auf dem Brautgelag, oder auf Hochzeiten; beſtätiget unſre Meynung noch mehr als die ſeinige. Und ich wundre mich, warum er ſich nicht auf ſein engliſches muſt been beſonnen hat, welches ihm die wahre Bedeutung würde gewieſen haben. Doch genug von dem angelſächſiſchen Zeitworte.

Wir kommen auf das gothiſche Zeitwort, davon uns der Verfaſſer das Wort, **Sokgan**, was die alten Franken **ſuochan** ſchrieben, wir aber ſuchen ausſprechen, zum Muſter giebt. Das Praeſens Indicatiui heißt:

Sokga, ich ſuche.	Sokgam, wir ſuchen,
Sokgais, du ſucheſt,	Sokaith, ihr ſuchet,
Sokgeith, er ſuchet.	Sokgand, ſie ſuchen.

Hierbey merken wir erſtlich, daß auch die Gothen einen Dualem haben, wie die Griechen, **Sokgos, Sokgats**, ζητετον, ζητετον. Hernach, daß das

D an der dritten Person der mehrern Zahl bey den Oberdeutschen, z. E. in Schwaben, noch bis ins sechzehnde Jahrhundert gewöhnlich geblieben, wie so viele Bücher dieser Zeiten zeigen, die allezeit ein solch D hinten anhängen. Z. E. sie gebend, sie sagend, sie suchend, an statt geben, sagen, suchen; davon es nicht nöthig ist besondere Exempel anzuführen, da dergleichen Schriften noch sehr gemein sind. Dieses bestätiget nun abermal die Muthmaßung, die wir oben angeführet, daß das Gothische mit dem Oberdeutschen die größte Verwandtschaft gehabt. Das Praeteritum heißt: **Sokida, Sokides, Sokida, Sokidedum, Sokideduth, Sokidedun.** Das Futurum heißt: **Sokgan, sokgais, sokgai, sokgaima, sokgaith, sokgaina.** Hierauf folget der Modus imperatiuus, sodann der optatiuus, subiunctiuus und potentialis, die im praesenti mit dem indicatiuo ganz übereinstimmen. Endlich macht der Infinitiuus mit den participiis den Beschluß. Nur bey dem Worte **haben** zeiget der Verfasser die große Uebereinstimmung des Gothischen und Lateinischen, indem er beyde neben einander setzet, wie wir gleichfalls thun wollen.

Sing.	haba, habeo, habais, habes, habaith, habet.	Plur.	habam, habemus, habaith, habetis, haband, habent.

Nun kömmt der Verfasser auf das Passiuum im IX Hauptstücke, dabey wir aber uns nicht aufhalten wollen, weil man sich schon aus den obigen einigen Begriff davon wird machen können. Mit den impersonalibus und anomalis, davon er im zehnten und eilften Capitel handelt, wollen wir uns auch nicht

nicht einlassen, weil uns solches zu weit führen würde.

Im zwölften Cap. erzählt er ein groß Register von angelsächsischen Nebenwörtern, oder Adverbiis, sowohl die eine Zeit, als einen Ort, bedeuten, die zum ermahnen, abmahnen, ausnehmen und verneinen gehören. Dabey merkt er an, daß die angelsächsische Sprache sich nach Art der Griechen, gern doppelter Verneinungswörter, die in ihr desto stärker verneinen, bedienet; da hingegen die gothische mit einem einfachen zufrieden ist. Die gothischen Nebenwörter hat er nur in drey Classen getheilet, nemlich, die von dem Orte, der Zeit, und der Beschaffenheit eines Dinges handeln. Die übrigen wirft er durcheinander in die vierte Classe.

Darauf folgen im dreyzehnten die Bindewörter von allen Arten, in beyden Sprachen, im 14ten die Vorwörter und im 15ten die Zwischenwörter, beyder Mundarten, die aber der geneigte Leser bey ihm selbst nachschlagen muß.

Nun folget die Wortfügung oder der Syntax im 16ten Cap. wovon er viel artige Regeln mit großer Scharfsinnigkeit aufgesucht, vorgetragen und mit Exempeln erläutert hat. Das 17te Capitel enthält einen vielfachen Anhang zu vielen obigen Hauptstücken, die zu ihrer Ergänzung dienen können; imgleichen gewisse allgemeine Anmerkungen über das Gothische. Das 18te handelt von der Aehnlichkeit der angelsächsischen und gothischen Sprachen mit der isländischen und schonischen Sprache. Hier vergleichet der Verfasser den Artikel, die Fürwörter, die Zahlen, die uns hier zur Probe dienen sollen.

Sie heißen also auf Isländisch: Eitt, tue, thriu, fiógur, simm, ser, sió, aatta, nyn, tyu, ellefu, toolf, threttan, siortan ꝛc. hundrad, thusund, u. s. w. Er vergleichet ferner die Verba auxiliária; da denn das Wort ich bin, heißt: Er, ert, er, erum, erud, eru. Das Praeteritum heißt: war, warst, war, worum, woruð, woru, fast wie im Hochdeutschen; woraus denn erhellet, daß unser Verb. substantivum theils aus dem Angelsächsischen beon, und wesan; theils aus dem Schonischen Er, davon das englische are noch stammet, herkomme.

Nun kömmt er im 19ten Cap. auf die verschiedenen Mundarten der angelsächsischen Sprache, die in verschiedenen auf einander folgenden Zeiten in Engelland im Schwange gegangen. Und von diesen ist die erste bis zur Ankunft der Dänen in Engelland 337 Jahre geredet worden; da sich die Sachsen mit Brittanniern und Picten vermischet haben: Allein davon sind keine Ueberbleibsel vorhanden. Die andre Mundart hat von der Ankunft der Dänen bis zur Ankunft der Normänner, und also 274 Jahr lang gewähret, sonderlich aber in den nordlichen Gegenden von Engelland und südlichen Schottischen Provinzen geherrschet, als wo die Dänen lange zuvor die Oberhand gehabt, ehe Canutus ganz Engelland erobert. Von dieser Mundart hat man zwo Uebersetzungen der Evangelien übrig behalten. Die dritte ist unter den Normannen bis auf Heinrichs des II. Zeiten im Schwange gewesen, und diese will der Verfasser die Halbsächsische nennen. Von diesen allen handelt derselbe nach der Länge, in den folgenden Capiteln, sowohl wie sie in ungebundenen, als

in

in poetischen Schriften vorkommen. Hier findet man Stellen aus den schönsten Ueberbleibseln der alten Einwohner Engellands, deren Züge und Schriften auch in saubern Kupfertafeln vorgestellt sind.

Zum Beschlusse hat Herr Hickes ein Menologium poeticum in angels. Sprache beygefüget, darinn alle Festtage der Christen durchs ganze Jahr beschrieben werden, mit einer lateinischen Uebersetzung unter dem Grundtexte; und Anmerkungen dazu. Aus diesen merken wir nur einige Namen der Monathe, die bey den alten Angelsachsen üblich gewesen. Der Februar oder Hornung hat **Solmonath**, der Sonnenmonath geheißen, weil die Sonne alsdann merklich wieder gegen Norden zu rücken anfängt. Der August hat **Weodmonath** oder Weidenmond geheissen, weil, wie Beda schreibt, alsdann das meiste Unkraut auszujäten oder auszuweiden ist, wie man im Plattdeutschen spricht. Der October hat **Winterfylleth** geheißen, weil der Winter darinn angieng. **Blotmonat** war der November, weil darinn die alten Heyden das meiste Blut bey ihren Opfern vergossen. Der April hat der **Eostur-monath** geheißen, weil die Ostern darinn einfallen: Und dieser Name hat, nach dem Zeugnisse des Beda, von einer alten Göttinn **Eostre** den Namen, deren Fest um die Osterzeit vorher war gefeyret worden, und davon die Benennung auch ins Christenthum gebracht worden. ꝛc. Hierbey sind auch die fränkischen Namen anzutreffen, die Karl der große den Monaten gegeben; imgleichen die isländischen, dänischen und schwedischen Namen derselben.

Endlich folget noch ein Unterricht von der halbsächsischen Dichtkunst der verdorbenen Angelsachsen, im 24sten Capitel, mit verschiedenen Exempeln solcher Gedichte. Und also endet sich die Angelsächsische und Mösogothische Grammatik des berühmten Hrn. Hickes, die den gröſsten Theil des I. Bandes von seinem Thesauro einnimmt. Wir müssen es für dieſsmal dabey bewenden lassen, und wollen künftig in den folgenden Stücken auch von dem übrigen Inhalte dieses gelehrten Werkes unsern Lesern eine hinlängliche Nachricht ertheilen.

II.

Des berühmten Poeten Nicolai Despreaux Boileau satyrische Gedichte, welche nicht allein voll herrlicher Sitten- und Tugend-Lehren sind, sondern auch die Laster darinnen gar artig und sinnreich durchgehechelt werden, ihrer ungemeinen Anmuth und Vortrefflichkeit halber, insgesamt aus dem Französischen in Teutsche Verse übersetzet, und mit einem Anhange verschiedener aus dem Horatio, Virgilio, und andern, verteutschten, wie auch noch andern Hoch- und Nieder-Sächsischen Gedichten, vermehret, von Caspar Abeln.

Goslar 1729. 8. 1 Alph. 10 Bogen.

Des

Des berühmten Poeten Nicolai Deſpreaux Boileau ſatyriſcher Gedichte zweyter Theil, ſamt allen Eclogen oder Hirten-Gedichten des Virgilii, und den meiſten Oden oder Geſängen, wie auch vielen Satyren und Epiſteln des Horatii, welche ihrer beſondern Anmuth und Nutzbarkeit halber aus dem Franzöſiſchen und Lateiniſchen, theils in Hoch-theils aber in Nieder-Sächſiſche Verſe überſetzt worden von Caſpar Abeln.

Goslar 1732. 8. 18 Bogen.

Wir haben beyde Titel deswegen in ihrer völligen Weitläuftigkeit hieher geſetzt, weil ſie etwas von einander unterſchieden ſind, und man aus dem erſten nicht errathen kann, daß noch ein Theil dazu gehöre, wenn man die ſämmtlichen Boileauiſchen Gedichte ganz überſetzt leſen will. Der erſte Titel erſparet uns auch die Mühe, etwas von den Verdienſten des Herrn Boileu, und den Eigenſchaften ſeiner Gedichte zu melden. Denn er enthält ſchon alle Lobſprüche, die wir den Werken dieſes Dichters geben können, und zeigt dem Leſer gleich auf den erſten Anblick, daß ſie mit herrlichen Sitten- und Tugendlehren angefüllt ſind, und daß hiernächſt auch die Laſter, welches wohl zu merken iſt, gar artig und ſinreich darinnen durchgehechelt werden. Der einfältige Titel ſatyriſche Gedichte, würde nicht hinlänglich geweſen ſeyn, ſolchen Begriff beyzubringen. Der Herr Ueberſetzer hat es gar zu wohl gewußt, daß es bey

der bösen Weltleider dahin gediehen, daß sie die Satyren für Pasquillen hält. Um den großen Unterschied von beyden nun zu erkennen zu geben, hat er gleich auf dem Titelblatte erklärt, was satyrisch heißt, und die wahre Beschaffenheit einer Satyre angegeben. Wie nützlich es sey, und wie vielen Irrungen und falschen Auslegungen man vorbeuge, wenn man bald anfangs seine Wörter erklärt, wissen die Herren Philosophen. Sollten es aber Leute von unsrer Art, d. i. Redner, Dichter, Sprachkundige, Critici etwa nicht denken: So mag ihnen Cicero beybringen *, daß ein jedes Unternehmen von der Erklärung soll angefangen werden; weil doch diese den Zeugnissen der Alten eine grosse Kraft, etwas auszumachen, zuzugestehen pflegen. Man ist auf dem Titel noch einem andern Irrthume zuvorgekommen, der sich bey einigen boshaften Lesern und heimtückischen Lästerern hätte einfinden können. Es wäre der Verleumdung ja leicht gewesen, irgend auszusprengen, oder wenigstens zu argwohnen, die Gedichte wären nicht alle aus der Originalsprache übersetzt. Diesem möglichen Einfalle abzuhelfen, ist wohlbedächtig gesetzt worden, insgesammt aus dem Französischen. Wir bedauren hierbey, daß der Hr. Abel vergessen, auf dem ersten Titel zu entdecken, aus was für einer Sprache der Anhang aus dem Horaz und Virgil verdeutschet sey. Dadurch würde er einem muthwilligen Gaste die Gelegenheit benommen haben, zu fragen, wie er nunmehr wirklich gethan hat, ob auch

diese

* Omnis enim institutio debet a definitione proficisci: vt intelligatur, quid sit id, de quo disputetur. *Cicer. Offic. Lib. I. c. 2.*

diese Stücke aus dem Französischen übersetzt wären. Doch wir haben uns bey dieser losen Frage des Hrn. Uebersetzers angenommen, und dem Spötter den andern Theil vor die Augen gehalten, wo er buchstabiren mußte: aus dem Französischen und Lateinischen.

Indem wir also den andern Theil vor uns hatten: So fiel uns der Zweifel ein, ob man unter dem Titel satyrische Gedichte auch wohl alle Verse des Hrn. Boileau verstehen würde, und ob man diese Benennung sonderlich denen Stücken beylegen könnte, die in diesem zweyten Theile vorkommen. Es schien uns nicht, daß man seine Dichtkunst und die Ode auf die Eroberung Namur dahin rechnen durfte. So fanden wir auch nicht, daß sie in den französischen Ausgaben oeuvres satyriques wären betitelt worden. Allein dieser Zweifel wurde bey uns bald durch die Muthmaßung verdrungen, man werde gesucht haben, unter diesem Titel das Werk beliebter zu machen. Wie uns nun ein solcher Kunstgriff die Leser anzulocken erlaubt zu seyn schien; So wagten wir uns auch nicht mehr, einige Glossen über den Titul zu machen.

Unsere Leser werden es uns verzeihen, daß wir ihnen nicht auf einmal in einem einzigen Auszuge von denen vier Dichtern, Virgil, Horaz, Boileau, und Hrn. Abeln etwas sagen, und darthun, wie ihre Gedanken in unsern deutschen Reimen klingen. Man muß des Guten nicht zuviel thun; und wir besorgen, wir möchten so wenig die Lust zum Schreiben als zum Lesen unterhalten können, wenn wir in einem einzigen Aufsatze von einem jeden unsere Mey-

nung

nung beybringen wollten. Daher sind wir schlüßig geworden, diesesmal allein bey den boileauischen Stücken zu bleiben, indem sie doch, laut des Titels, das Hauptwerk in beyden Büchern sind. Es ist zwar der Anhang, sonderlich in dem ersten Theile, welches wir auch von dem andern sagen würden, wenn man da nicht die weise Vorsicht gebraucht, und den Titel Anhang ausgelassen hätte, beynahe noch einmal so stark, als dasjenige, wovon das Werk den Titel führet. Allein diesem ungeachtet werden wir davon itzo ganz stille schweigen; wiewohl wir uns vorbehalten, zu einer andern Zeit von den Uebersetzungen aus dem Virgil und Horaz auch ein Wörtchen zu sagen. Ob wir aber von des Hr. Abels eingebohrnen Muse gleichfalls etwas sagen werden, das ist bey uns noch nicht ausgemacht.

Ehe wir nun die Uebersetzung selbst beleuchten, und das Gute und Böse darinnen anmerken: So müssen wir erst die Zuschrift und Vorrede ein wenig ansehen. Die erste ist sonderbar, und verdient als eine Note zu des sel. Hofrath Menken Charlatanerie der Gelehrten aufgezeichnet zu werden; weil dergleichen nicht alle Tage vorkommen. Sie ist an die Jgfr. Wahrheit gerichtet, und lautet folgendermaßen also: „Der durchlaucheigsten, großmächtigs„sten, und unüberwindlichsten, hochwürdigsten, hochs„gebohrnen, und hochedelsten, hoch-ehr und tu„gendbegabtesten, ehrbaren, treuen, und aufrichtigen, „reinen, ungeschminkten, und unbefleckten, schönen, „klugen und unvergleichlichen Fürstinn, Jungfrau „Wahrheit, seiner großen Gönnerinn, und wer„thesten Freundinn, übergiebet diese satyrische Ge„dichte,

„dichte, mit unterthänigster Bitte, sich derselben „und aller ehrlichen Poeten kräftigst anzunehmen, „daß selbige, bey ihrem so viel hundert, ja so viel „tausend Jahre wohl hergebrachten löblichen Priui„legio, denen Lastern mit lachendem Munde ihre „Schande und Blöße zu zeigen, noch ferner ge„schützet, und nicht unter das sclavische Joch der „bey ihren liebkosenden Schmeichelungen zwar süßen, „doch giftigen Falschheit, gebracht werden mögen, „Dero getreuster und ergebenster Diener, der Ver„fasser.“ So weit die mit ein- und ausgerückten, langen und kurzen Zeilen, Inschriften mäßig abgefaßte Zuschrift. Ein jeder, der sie liest, wird über die Scharfsinnigkeit des Verfassers erstaunen.

Nunmehr zur Vorrede. Daraus wollen wir nur dasjenige anführen, was die boileauischen Gedichte betrifft, und das übrige bis auf die Nachricht von den andern Uebersetzungen versparen. Die so oft wiederholten und immer besser ausgezierten Auflagen der satyrischen Gedichte des im Jahre 1711 den 13 Merz zu Paris im fünf und siebenzigsten Jahre seines Alters verstorbenen weltberühmten französischen Poeten, Herrn Boileau; auch deren Uebersetzungen in andre Sprachen zeigen, wie hoch sie sowohl in fremden Landen, als insonderheit in Frankreich selbst gehalten werden. Hr. Abel meynt, es fehle nicht an Leuten, welche vorgeben, Boileau habe durch sein Exempel dargethan, die Neuern wären den Alten vorzuziehen, ob er selbst gleich das Gegentheil behauptet. Einige sollten sich auch wohl gar unterstehen, ihn allen andern Dichtern vorzuziehen, und beynahe einen neuen Phöbum und Musen-

König aus ihm zu machen. Sie scheuten sich auch nicht, zu bekräftigen, daß er mit seinen Satyren mehr ausgerichtet, als alle geistliche mit ihren Strafpredigten. Diese Pralerey, hält der Hr. Verfasser den Franzosen zu gute, die gewohnt sind, allein sich und das Ihrige zu bewundern, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß man an ihrer Poesie viel auszusetzen hat, sowohl was den Accent und die Wortfügung als auch den Reim betrifft, welches Hr. Abel vielleicht für das Wesentliche der Dichtkunst ansehen mag. So wenig der Hr. V. aber seinen Gönnern beypflichten will, so wenig will er auch auf die Seite seiner Neider treten. Sie sollen ebenfalls nicht Worte genug haben finden können, ihn damit zu verkleinern: Boileau aber habe ihre Verleumdungen wenig geachtet, und sie alle, nicht sowohl durch seines Königs beharrliche Gnade, als vielmehr durch seinen untadelhaften Wandel, endlich zu Schanden gemacht. Hierbey macht der Hr. V. die Betrachtung, daß ein Satirenschreiber eben so wie ein Priester erst seine eigene Fehler verbessern müsse, ehe er andere bestraft. Es sey ohnedem nicht viel Brodt oder Gunst, wohl aber destomehr Verdruß und Verfolgung bey den Satiren zu erwerben. Er spricht den Boileau darauf von der Auflage seiner Feinde frey, die ihm Schuld gegeben, er habe in dem Verse:

Midas, der König hat, Midas hat Eselsohren,

auf den König Ludwig den XIV. gestichelt. Doch gesteht er, daß sich hin und wieder in seinen Gedichten einige nachdenkliche Stellen finden, woraus man wohl sehen kan, daß der ehrliche und gewissenhafte

Boileau

Boileau mit seinem Könige nicht überall zufrieden gewesen.

Der Hr. Verfasser wünscht, daß der Hr. Boileau seinen satirischen Geist nicht hauptsächlich wieder einige alberne und elende Dichter ausgelassen, sondern vielmehr wieder die überall im Schwange gehenden Laster recht angewendet hätte. Denn ob er gleich ihrer auch nicht geschonet: So hätte er doch solches billig sein Hauptwerk sollen seyn lassen. Mit der Satire auf das Frauenzimmer, sagt er, wäre es nicht genug. Die Billigkeit erforderte auch, dem männlichen Geschlechte ebenfalls in einer besondern Satire seine Laster und Gebrechen vor Augen zu stellen. Perrault hätte zwar in seiner Apologie des femmes und ein Ungenannter in seiner Satire contre les hommes den Mannspersonen ziemlich derbe die Wahrheit gesagt, wie man aus den angehängten Uebersetzungen beyder Stücke sehen könnte. Allein, wenn Herr Abel in des Hr. Boileau Stelle gewesen wäre: So hätte er selbst, zur Bezeugung seiner Unparteylichkeit, solche Arbeit übernommen. Er hätte überdem den Lastern insgemein und insonderheit mit seiner Feder genug wollen zu schaffen machen, zumalen wenn er sich eines so mächtigen Schirms, als jener getrösten können. So viel Zuversicht setzt der Herr Verfasser auf sich selbst, und betheuret es mit dem Worte sicherlich. Am Haße gegen die Laster und Bosheit der Menschen, fährt er fort, fehle es ihm traun nicht, und das Vermögen würde Gott auch dazu verleihen, wenigstens würde er mit dem Juvenal sprechen:

Si natura negat, facit indignatio verſum,
Qualemcunque poteſt.

Wir beſorgen aber, daß man ihn aus eben dem Juvenal hätte fragen können:

vnde
Ingenium par materiae? vnde illa priorum
Scribendi quodcumque animo flagrante liberet
Simplicitas, cujus non audeo dicere nomen?

und daß er ſchwerlich würde gewußt haben, gehörig darauf zu antworten.

Im übrigen gefällt es dem Herrn Abel nicht, daß Boileau faſt in allen ſeinen Gedichten ſeine Widerſacher angepackt, ja ſie öffters mit Namen genannt. Denn es rühre ſolches mehr aus einer Rachgierde, als wahren Liebe zur Tugend her; und des Lucilius und Horatius Exempel rechtfertige ſolches nicht. Doch, ſagt er, hiebey ſey nicht zu leugnen, daß Boileaus Gedichte ſehr artig und ſinnreich, theils auch gar erbaulich und voll der herrlichſten Sittenlehren ſind, welches er uns ſchon auf dem Titel weitläuftiger entdecket hat. Deswegen hat er ſchon vor vielen Jahren angefangen, dieſelben deutſch zu überſetzen und ihrer zwo im Jahre 1714 unter ſeinen ſatyriſchen Gedichten mit heraus gegeben. Sie würden auch ſchon vorlängſt alle mit einander herausgekommen ſeyn, wenn ihn nicht der damalige Verleger immer mit guten Vertröſtungen aufgehalten, oder Herr Abel ſich viel Mühe machen wollen, einen andern zu finden.

Den Pult und die Dichtkunſt des Boileau zu überſetzen, iſt er zwar willens geweſen, wie er in der Vorrede des erſten Theils meldet; er habe aber bey

ver-

veränderter Lebensart und zunehmenden Jahren, keine Lust mehr dazu, und nun was bessers zu thun bekommen. Jedoch hat sich diese Lust bald wieder gefunden, und die bessere Arbeit muß vielleicht zeitig aufgehöret haben. Denn vier Jahre darnach lieferte er uns auch diese Stücke: Und wenn wir ihm glauben sollen; so hat ihn die gute Aufnahme der Satiren und Briefe des Herrn Boileau dazu bewogen. Ob er hier seine Uebersetzung derselben meynet, können wir nicht sagen; weil er sich nicht deutlich ausgedrückt hat, und wir den Verleger nicht zu Rathe ziehen können, wieviel er ungefähr abgesetzt hat. Von dem Pulte sagt Herr Abel, wisse er nicht, daß sichs jemand unterstanden, solchen in eine andere Sprache zu bringen. Wir müssen ihm also sagen, daß er in dem ersten Theile der eigenen Schriften unserer Gesellschaft, der schon 1730 herausgekommen, das erste Buch desselben von dem Herrn Prof. Gottsched übersetzt finden können. Von der Dichtkunst und der Ode auf Natiur aber sagt er, daß sie schon öfters das Glück gehabt in fremden Sprachen zu erscheinen. Denn seines Wissens soll die Dichtkunst von dem C. d'Ericeyra in die portugiesische und von dem Freyherrn von Düben in die schwedische Sprache gebracht seyn. So ist auch die Ode von mehr als einem gelehrten Franzosen lateinisch gemacht worden. Von derselben hat er zwar folgendes Epigramma gelesen:

Quand Despreaux fût sifflé sur son Ode
Ses Partisans crioient par tout Paris:
Pardon Messieurs, le pauvre s'est mépris,
Plus ne louera, ce n'est pas sa methode.

welches nach Herrn Abels Verdeutschung ungefähr so heissen möchte:

Als man Despreaux verlacht mit seiner Ode,
Sprach ganz Paris, und wer ihm gut gewest,
Ach! rathet ihm, daß er das bleiben läßt,
Das Loben ist kein Werk nach seiner Mode.

Immittelst wird sie von den meisten Franzosen für ein rechtes Meisterstück in der erhabenen Schreibart ausgegeben. Herr Abel läßt solches dahin gestellt seyn, doch sagt er, daß er sich beflissen habe, in der deutschen Uebersetzung so viel, als möglich gewesen, **in ihrer Gleise zu bleiben.** Nur bittet er, man wolle es nicht übel nehmen, daß er in der letzten Strophe gar davon abgewichen sey; weil er wenig Vergnügen dabey gefunden, die unnütze Zänkerey mit dem Herrn Perault wieder aufzuwärmen. Er hofft, ein jeder gescheidter Leser werde ihm recht geben, daß sich sein Zusatz viel besser zum Schlusse dieser Ode schicke, als wenn er des Herrn Boileau eigene Gedanken und Worte ausgedrückt hätte. Wir würden dieses nicht glauben, wenn uns nicht bange wäre, Herr Abel möchte uns alsdenn für keine gescheidte Leser ansehen.

Multa fero, vt placem genus irritabile vatum.

Wir rathen auch allen unsern Lesern, einmüthig mit uns zu bekennen, daß Herr Abel den Boileau verbessert, und dessen Meisterstück durch seinen Zusatz erst vollkommen gemacht habe. Nun haben wir ihm gegeben, was er verlangt, und dürfen uns also des Beyworts gescheidt erfreuen. Wer es aber irgend nicht glauben wollte, daß Herrn Abels Ausbesserung und Anflicken dem Originale vorzuziehen wäre,

wäre, der kann davon überführt werden, wenn er ein gegen das andere hält. So heißt der Schluß im Franzöſiſchen:

Pour moi, que Phebus anime
De ſes tranſports les plus doux;
Rempli de ce Dieu ſublime,
Je vais, plus hardi que vous,
Montrer que ſur le Parnaſſe.
Des bois frequentez d' Horace
Ma Muſe dans ſon declin,
Sait encor les avenuës
Et des ſources inconnuës
A l' Auteur du Saint Paulin.

In der deutſchen Ueberſetzung aber iſt dieſe Strophe dafür geſetzet:

Wird man euch in Holland fragen,
Ob es auch gewiß geſchehn,
Dürft ihr nur die Wahrheit ſagen,
Daß ihr es mit angeſehn.
Bey faſt hundert tauſend Zeugen
Muß kein Zweifel ſich ereugen;
Doch wer es nicht glauben kann,
Unter den, die künftig leben,
Dem wird man zur Antwort geben,
Das hat Ludewig gethan!

Die Wahrheit zu geſtehen: So gefällt uns des Boileau Schluß eben nicht recht; wie ihn denn auch Herr **Lenglet** in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung weggelaſſen hat, ungeachtet ihn Herr **Rollin** und Herr **de Saint Remi** in den ihrigen beybehalten haben. Allein unſerm Bedünken nach ſteht es keinem Ueberſetzer frey, ſein Original zu verſtüm-

mein, oder wenn ihm etwas nicht gefällt, nach seiner Phantasie, etwas anders dafür zu setzen, das ihm etwa besser vorkommen möchte. Denn man will wissen, was der Verfasser gedacht und gesagt hat, nicht aber was der Uebersetzer für gut hält: oder an einem Orte sagen wollen, wenn er das Werk verfertiget hätte. Ein anders ist es, wenn man eine freye Uebersetzung oder Nachahmung von einem Stücke macht. Da ist es erlaubt, seine Gedanken und Einfälle mit anzubringen, und nach seinem eigenen Gutdünken etwas eigenes an die Stelle des Fremden zu setzen. So vergönnt man es auch noch, daß man für die fremden Namen und Exempel eigenthümliche setzt, wenn sie einerley Character und Eigenschaft mit den ausländischen haben, und man ein Buch seinen Landesleuten nützlich zu machen sucht. Jedoch ist hierbey schon viele Behutsamkeit zu gebrauchen, daß man nicht bald einen fremden und unbekannten, bald einen einheimischen und bekannten anführet. Die Leser möchten sonst irre gemacht werden, und nicht wissen, wo sie sich befänden. Daß man aber eine ganze Folge von eigenen Gedanken in eine Uebersetzung einschieben dürfe, das scheint uns nicht vergönnt und sehr verwegen zu seyn. Wir halten auch nur solche Leute dazu fähig, die eine gar zu große Liebe gegen ihre Geburten besitzen. Ob Herr Abel unter diese Zahl gehöre, werden die gescheidten Leser, zu denen er ein so grosses Vertrauen hat, daß sie seine Strophe der boileauischen vorziehen werden, leicht einsehen. Wir bestimmen nichts; führen aber zu mehrerer Bequemlichkeit, ein Urtheil von ihm zu fällen; noch an, was er von seinen

eige-

eigenen Gedichten sagt, die er auf den glücklichen Lauf der deutschen Waffen gemacht, und Heldengedichte zu nennen für gut befunden hat. Er spricht, „es sey ihm nicht zu verdenken gewesen, dem Herrn „Boileau gleichsam die Siegstrompete abzuborgen, „und darauf ein Lied im höhern Tone anzustimmen.

So giebt er auch seinen Lesern selbst an die Hand, wie sie von seiner Schreibart urtheilen sollen. Man höre nur zu, wie gut ers mit sich selber meynet. „Meinen natürlich fliessenden Stylum, schreibt er, „der mir, die Wahrheit zugestehen, nicht viel Mühe „macht, sondern fast von sich selbst meinen Gedanken folget, wird mir wenigstens niemand tadeln; „und da so gar meine eigene satirische Gedichte, „schon vor vielen Jahren, von Gelehrten und Ungelehrten, etliche wenige ausgenommen, æstimiret „worden, so kann ich um so vielmehr hoffen, daß auch „diesen ein gleiches wiederfahren werde.

Da haben wirs! Daß dem Herrn Abel seine poetische Schreibart nicht viel Mühe kosten müßte, hätten wir ihm ungeschworen geglaubt. Unsere Leser werdens auch thun, so bald wir ihnen nur einige Proben davon vorgeleget haben. Ob ihm aber niemand solche tadeln werde, können wir nicht wissen. Wir glauben nur, daß sich mancher Aristarch hier und dar finden werde, von dem es heissen könne:

versus reprehendet inertes:
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transuerso calamo signum.

Es dünkt uns auch, daß ihm andere aus dem ersten Gesange von Boileaus Dichtkunst, nach seiner Uebersetzung zurufen werden:

Arbeitet mit Bedacht, und laßt euch nicht verführen,
Wenn man euch noch so preßt, was eilig wegzuschmieren;
Ein so geschwinder Styl macht einen Kopf bekannt,
Der viel Gedanken hat, doch weniger Verstand.

Wenn uns das geneigte Urtheil bekannt wäre, daß der Herr J. V. S. zu Rostock in seinen Uebersetzungen von des Herrn Abels Arbeit gefället: So möchten wir vielleicht mit ihm übereinstimmen, und also des Herrn Abels Wunsch erfüllen. Allein nunmehr müssen wir uns wohl gefallen lassen, nach unserer eigenen Einsicht und Wissenschaft von Uebersetzungen zu urtheilen. Fällt es nicht so aus, wie das rostockische Urtheil: So kann der Herr Uebersetzer den Unterschied des Geschmacks daraus erkennen, und prüfen, ob er in Leipzig, oder dort, feiner ist. Doch würde es uns leid seyn, wenn er dabey des Boileau Worte von sich sagen sollte.

Que repondrois-je alors? Honteux & rebuté
J'aurois beau me complaire en ma propre beauté,
Et de mes triſtes vers admirateur unique
Plaindre en les reliſant l' ignorance publique.
Epit. I.

Und solches könnte leicht wieder unsere Absicht geschehen. Wir bitten um Verzeihung, daß wir diese Zeilen nicht nach der deutschen Uebersetzung angeführt. Diese schickte sich nicht so gut zu unsern Gedanken, als jenes, und war, wegen ein Paar neuer Zusätze des Herrn Abels, von nach Hause gehn, und aller Welt zum Trotz seine Verse hochschätzen, für unsere Absicht zu stark. Jedoch sollen sie unsern Lesern hier nicht vorenthalten werden.

Das

Was ſag ich denn dazu? Beſchämet und verlacht,
Müßt ich nach Hauſe gehn, ich wäre denn bedacht
An meinen Verſen mich alleine zu ergetzen,
Und aller Welt zum Troz ſie dennoch hochzuſchätzen.

Herr Abel verwundert ſich ſchon ſelbſt, daß ſeine eigene ſatiriſche Gedichte hochgeſchätzet worden. Man wird ſolches in dem Ausdrucke ſo gar oben wahrgenommen haben. Es wird ihn alſo nicht Wunder nehmen können, wenn die fremden Gedichte nicht ſo glücklich ſeyn ſollten, ob er und wir es gleich hoffen.

Unſer Urtheil überhaupt von ſeiner Arbeit zu ſagen: So müſſen wir ihn ſehr loben, daß er ſeine Ueberſetzungen ziemlich ungebunden gemacht hat. Es muß ihm die güldene Regel ſehr wohl bekannt geweſen ſeyn, ein Ueberſetzer ſolle ſich ja nicht ſclaviſch binden: ſondern vielmehr die Gedanken, als die Worte, auszudrücken ſuchen. Denn wir ſehen, daß er ſich durch die Beobachtung derſelben an unterſchiedenen Orten zu einem vollkommenen Originale gemacht hat; und verſichern einen jeden, daß es uns oft ſchwer geworden, zu unterſcheiden, ob das Franzöſiſche oder Deutſche eine Ueberſetzung ſeyn ſollen. So wenig Aehnlichkeit fanden wir zuweilen. Boileaus Worte hat er meiſt fahren laſſen; ſeine Gedanken aber nach ſeinem Sinne gröſten theils eingekleidet, und ſich eigen gemacht.

Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem:
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres.

Die edle Freyheit, welche in einem ſo altdeutſchen

Herzen, als Herr Abel hat, nicht verlöschen kann, hat ihm auch nicht erlaubet, daß er sich so genau an die eigensinnigen Regeln der reinen Dichtkunst und Schreibart gebunden,

Worinn die Deutschen itzt zu schädlich sumreich seyn,

wie Herr Bodmer bedauret. Es bleibt doch wohl ein Zeichen eines kleinen Geistes, wenn man um Wörter und Redensarten gar zu sehr bekümmert ist. Cuiuscumque orationem videris sollicitam, & politam, scito animum quoque non minus esse pusillis occupatum, hieß es schon vor mehr als tausend Jahren*. Und Herr Abel hat es mit dieser kleinen Sorglosigkeit, die er in der heutigen reinen Dichtkunst und Schreibart gezeiget, sattsam bewiesen, daß er, wie er in der Vorrede meldet, wichtigere Dinge zu thun habe. Wir haben zwar auch hier und dar verschiedene Stellen gefunden, wo er das Joch eines Uebersetzers über sich genommen, genau bey den Worten und Gedanken geblieben, und die Vorschriften der Reimkunst nicht hindangesetzet. Man kann nur glauben, daß solches nicht selten geschehen ist; ob aber von ohngefähr, oder mit Fleiß, das können wir nicht sagen, wiewohl uns das erstere wahrscheinlicher vorkömmt.

Dieses alles wollen wir nun mit einigen Proben darthun, und von dem letztern anfangen. Ohne Zweifel möchten sich hin und wieder noch bessere Stellen finden, als diejenigen sind, welche wir anführen; weil wir nur die ersten Bogen in dem I. Theile etwas genauer bemerkt, und was uns sonst von ohngefähr in die Hände gefallen und sonderbar geschienen aufgezeichnet haben.

* Seneca im 115 Briefe.

In

In der erſten Satire z. E. folgen dieſe Zeilen,

Und deſſen trockner Leib und hungrige Geberden
Durch ſeinen groſſen Ruhm gar ſchlecht gebeſſert werden.

dem Franzöſiſchen auf dem Fuße nach:

Et de qui le corps ſec & la mine affamée
N'en ſont pas mieux refaits pour tant de renommée.

Zwo Zeilen darunter findet ſich dieſer Vers:

Sans habits, ſans argent, ne ſçachant plus que faire,

der im Deutſchen Wort für Wort alſo ausgedrückt worden:

Ohn Kleider, ohne Geld, unwiſſend, was zu thun.

Auch ſind folgende mit dem Franzöſiſchen ſehr gleich:

Es lebe Görgel hie, denn Görgel kann hier leben,
Den eine Million, die ſein Betrug gebracht,
Zum Grafen u. Marquis aus einem Schreiber macht.

Que George vive ici, puiſque George y ſçait vivre,
Qu'un million comptant par ſes fourbes acquis
De Clerc jadis Laquais a fait Comte & Marquis.

Nun möchte es wohl viele ſolche eigenſinnige Leute geben, welche dafür hielten, es ſey die Schuldigkeit eines Ueberſetzers, dergleichen Joch über ſich zu nehmen. Wir ſelbſt können auch keine Gründe finden, die wir ihnen entgegen ſetzen dürften, und müſſen alſo glauben, daß dieſes gut und lobenswürdig ſey. Doch wollen wir einen Zweifel darwieder vorbringen, der nicht von geringer Wichtigkeit ſeyn wird. Herr Abel iſt ein ſtarker Ueberſetzer. Er wird alſo auch wiſſen, was ſchön oder häßlich an einer Ueber-

ſetzung iſt. Das Schöne wird er thun und das Häßliche laſſen, oder nur ſelten thun. Da er nun gröſtentheils mit einer ungebundenern Freyheit überſetzet hat, als in den obenangeführten Stellen geſchehen: So folget, daß dieſe in einer Ueberſetzung häßlich ſind. Wiewohl er hat ſich zuweilen von dem Vorurtheile jener Kunſtrichter noch ſtärker einnehmen laſſen, und es vielmals gewagt, der deutſchen Sprache und unſerm Sylbenmaaße zu Troße bey den franzöſiſchen Worten ganz genau zu bleiben. Man ſehe hier davon den Beweis:

Kommt denn ein Autor vor, ein Autor ohn defaut,
Sagt die Vernunft Virgil, ſo ſagt der Reim Quinaut.
14 Bl.

Wer konnte wohl, un Auteur ſans defaut wörtlicher ausdrücken? und folgende Zeilen aus der Dichtkunſt beſſer geben,

Peignés donc, j'y conſens, les Heros amoureux,
Mais ne m'en formés pas des Bergers doucereux,

als ſie hier gegeben ſind:

So malt die Helden ab (das leid ich) amoureux,
Macht aber ſie nur nicht als Schäfer doucereux.
74 Bl. 2 Th.

Iſt das nicht recht ſclaviſch? Und was denkt man von denen beyden Zeilen, die voller verſtümmelten Namen nach franzöſiſcher Art und ſo zuſammen gebunden ſind, daß einem die Ohren davon wehe thun?

Ulyſſe Agamemnon, Oreſte, Idomenée,
Helene, Menelas, Paris, Hector, Enée:

Sie ſtehen eben ſo im Originale, und das macht ſie im Deutſchen ſchön. Herr Abel verkündiget es uns auch gleich in ſeiner Vorrede, daß er ſie mit Fleiß

ſo

so gelassen, damit man daraus sehen möge, wie schlecht die Herren Franzosen den Accent beobachten. Was hat man darwieder zu sagen? Aus eben der Begierde, uns von der großen Freyheit zu unterrichten, die in der französischen Dichtkunst herrschet, rühret es auch her, daß er in der Ode, Decembre und Sambre, an einem andern Orte Action und Fiction und Invention gereimet hat; und dafür sagen wir ihm Dank. Wenn einigen dieser Vers vielleicht nicht zum besten klingen möchte:

Dergleichen Cäsar und Alexander gewesen:

So sollen sie wissen, daß solches nicht allein aus dem Französischen herrühret; sondern auch von der rechten Aussprache dieses Worts Alexander bey den Griechen kömt, als welche den Accent nicht, wie wir, auf die andere, sondern auf die dritte Sylbe vom Ende setzten. Was verlangen wir für eine bessere Rechtfertigung? Keine; aber es ärgert uns, daß er so höflich gewesen, und das Wort an andern Stellen nach der gemeinen Leyer abgesungen.

Wir würden uns nunmehro angelegen seyn lassen, andere Schönheiten von unserm Herrn Uebersetzer anzuzeigen, wenn wir uns nicht eben erinnerten, daß es unsere Schuldigkeit sey, den begierigen Lesern nach diesen Uebersetzungen anzumelden, wo sie die Stellen am häufigsten finden können, welche mit dem Franz. am meisten übereinstimmen. Es ist solches in denen Stücken, die wir schon von andern Dichtern übersetzt gehabt haben. Denn da diese nicht von einem so freyen Geiste besessen worden, als Herr Abel: So hat sich dessen poetischer Trieb auch etwas

was müſſen einſchränken laſſen, damit man ihn nicht für gar zu ausſchweifend ſchelten möchte.

- - - Et eſt quaedam tamen hic quoque virtus.

Daher iſt es denn wohl gekommen, daß er ein und andere Zeile des Boileau mit eben denen Worten ausgedrückt hat, die ſeine Vorgänger ſchon gehabt haben, zuweilen aber auch nur eine geringe Veränderung vorgenommen. Wir wollens beweiſen, und zwar erſtlich mit einer Ueberſetzung des Herrn Neukirchs, und dann mit einer von dem Herrn von Canitz. Von dem erſten nehmen wir die 2 Sat. die an den Moliere iſt.

Boileau ſagt

Je fais mille ſerments de ne jamais écrire

Herr Neukirch überſetzt es ſo:

Und ſchwöre tauſendmal, nicht mehr ein Wort zu ſchreiben;

Herr Abel aber ſo

Verſchwör' ich tauſendmal kein Wörtlein mehr zu ſchreiben.

B. Encor, ſi pour rimer, dans ſa verve indiſcrete
Ma Muſe au moins ſouffroit une froide Epithete.

N. Ach wäre doch mein Geiſt nur nicht ſo unbeſcheiden,
Und könnte wenigſtens ein hartes Beywort leiden.

A. Ja wäre nur mein Geiſt nicht allzu unbeſcheiden,
Und könnte dann und wann ein hartes Beywort leiden.

B. Et toujours mécontent de ce qu'il vient de faire
Il plait à tout le monde & ne ſçauroit ſe plaire.
Et tel, dont en tous lieux chacun vante l' eſprit,
Voudroit pour ſon repos n' avoir jamais écrit.

N. Er iſt ſtets misvergnügt, ob den was ich verrichte
Gefället aller Welt, nur bloß ihm ſelber nicht:

Und

Und da ein jeder Menſch ihn preiſen muß und lieben,
Wünſcht er zu ſeiner Ruh: Er hätte nichts geſchrieben,
A. Und iſt ſtets mißvergnügt, was er auch vorgenommen,
Gefällt zwar aller Welt, ſich aber ſelber nicht,
Und wenn ein jeder ſchon das beſte von ihm ſpricht,
Wenn alle ſeinen Fleiß und rare Sachen lieben,
Wünſcht er zu ſeiner Ruh: Er hätte nichts geſchrieben.

In der 5ten Satire, die der Herr von Canitz überſetzt hat, kömmt dieſe Aehnlichkeit noch beſſer vor, und leuchtet ſchärfer in die Augen. Man halte nur folgende Stellen gegen einander.

B. On diroit, que le ciel eſt ſoumis à ſa loi,
Et que Dieu l'a paitri d'autre limon que moi.
C. Und daß des Schöpfers Hand mit reichem Vorbedacht
Ihn aus viel beſſerm Thon, als mich, hervorgebracht.
A. So dächte man, daß Gott mit gutem Vorbedacht
Ihn aus viel beſſerm Thon, als mich, hervorgebracht.
B. Et dormir en plein champ le harnois ſur le dos?
C. Und bis zum Morgenthau im Harniſch ſtecken bleiben?
A. Und bis zum Morgenthau den ſchweren Harniſch tragen.
B. Alors ſoyés iſſu des plus fameux Monarques.
C. Alsdenn ſey dir vergönnt, die Ahnen zu erleſen
Von denen, welche ſelbſt Monarchen ſind geweſen.
A. Denn ſey dir auch vergönnt, die Ahnen auszuleſen
Von allen Königen, die in der Welt geweſen.
B. Un fou, dont les accès vont jusqu' à la furie,
Et d'un tronc fort illuſtre une branche pourie.
C. Ein Thor, doch ſo ein Thor, der in dem Wahnwitz wütet;
Und wenn man den Entwurf in zweyen Worten faßt,
Von einem edlen Baum ein abgefaulter Aſt.

A. Ein

A. Ein Narr, den man vorlängſt ins Tollhaus eingeſchrieben,
Und daß man alles kurz in wenig Worten faßt,
Von einem ſchönen Baum ein abgefaulter Aſt.

B. Mais enfin, par le tems le merite avili
Vit l' honneur en roture et le vice annobli.

C. Bis daß man mit der Zeit die Tugend ſo verließ,
Daß man ſie bürgerlich, das Laſter edel hieß.

A. Bis daß man mit der Zeit die Tugend ſo verſtieſſe,
Daß man ſie bürgerlich, das Laſter edel hieſſe.

Ein etwas längeres Exempel aus eben dieſer Satire kann auch wohl eben nicht ſchaden.

B. Mais qui m'aſſurera, qu'en ce long cercle d'ans,
A leurs fameux epoux vos ayeules fideles,
Aux douceurs des galans furent toujours rebelles?
Et comment ſavez-vous, ſi quelque audacieux
N' a point interrompu le cours de vos ayeux;
Et ſi leur ſang tout pur avecque leur nobleſſe,
Eſt paſſé iusqu' à vous de Lucrece en Lucrece?

C. Das alles iſt ſehr gut; doch wer ſchwört einen Eid,
Daß binnen ſolcher Friſt der Mütter keuſches Lieben
Den Männern iüer treu, den Buhlern feind, geblieben;
Daß nie ein kühner Freund ſie glücklich angelacht,
Und durch den Adelſtand dir einen Strich gemacht;
Und daß ein reines Blut, aus nicht geringerm Orden,
Stets durch Lucretien dir zugefloſſet worden?

A. Doch wer verſichert mich, daß in ſo langer Zeit
Die Frauen allemal den Männern treu geblieben,
Und nimmer was gefühlt von fremden Liebestrieben,

Daß

Daß auch kein Buhler ſie zum Sündenfall gebracht,
Und einen ſchlimmen Strich durch dein Geſchlecht gemacht.
Ja, daß ein reines Blut, zuſamt den theuren Orden,
Nur durch Lucretien dir zugeführet worden?

In dieſer Satire hat Herr Abel auch die eigenen Namen, ſo, wie der Herr von Caniz gethan, weggelaſſen, die Boileau mit angeführet hat, welches ſonſt wieder ſeine Gewohnheit iſt. Z. E. wenn Boileau ſchreibt:

D'Hozier lui trouvera cent ayeux dans l'hiſtoire:

So ſezt Caniz dafür:

Ein Schmeichler ſteht ihm bald mit hundert Ahnen bey.

Und Herr Abel folget ihm und ſaget:

Sucht ihm ein Schmeichler doch viel hundert Ahnen aus.

Leute, die verwegen in Muthmaßungen ſind, werden aus dieſem allen mehr, als wahrſcheinlich, ſchlieſſen wollen, Herr Abel müſſe jener Ueberſezungen mit vor Augen gehabt und fleißig zu Rathe gezogen haben. Es könnte unmöglich ſeyn, werden ſie meynen, daß er ſonſt mit ihnen ſo gleich geredet hätte; zumal, da ihn das Original auf einige Ausdrückungen, zum E. **bis zum Morgenthau, und daß man alles kurz in wenig Worten faßt, einen Strich durch dein Geſchlecht gemacht**, wohl ſo ganz natürlich nicht bringen können. Allein dieſe unglückliche Muthmaßer müſſen niemals des **Menage** Anmerkungen über den **Malherbe** geleſen haben; ſonſt würden ſie ſich erinnern, daß darinnen von einem Dichter erzählet wird, wie er ein ganzes ſogenanntes Quatrain verfertiget habe, daß man

auch so gar den Worten nach, bey einem andern gefunden, den doch jener, wie er hoch und theuer schwur, niemals gesehen hatte. Ist nun dieses in einem eigenen Aufsatze möglich; wie weit möglicher muß es seyn, daß zweene Uebersetzer einerley Ausdrückungen zuweilen gebrauchen können?

Nun ist es uns endlich erlaubt, weiter zu gehen, und von der edlen Freyheit des Herrn Abels bey seinem Uebersetzen, wodurch er sich zu einem Originale gemacht hat, Proben anzuführen. Wir dürfen solche nicht weit suchen. Selbst diejenige Satire, die wir itzt vor uns gehabt haben, verschafft uns schon einige seine Stücke. Mann kann leicht abnehmen, daß in den übrigen noch bessere vorkommen müssen; wenn selbst da, wo er doch noch aus Ehrerbiethung gegen seine Vorgänger sklavisch übersetzen wollen, solche rühmliche Merkmaale seines freyen Geistes zu spüren sind.

Folgende Stelle, die wir nur, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nach der canitzischen Uebersetzung anführen wollen, welche das Original sehr genau ausgedrückt hat, ist mit dem Stempel des Herrn Abels recht schön bezeichnet worden.

Bald ward ein Wapenrecht mit Regeln ausersennen,
Das, weil es im Gehirn der Schwärmer angesponnen,
Sich eigne Wörter macht, und unvernehmlich spricht;
Das bald die Schilde krönt, bald in vier Theile bricht,
Bald pfählt und gegenpfählt, bald kerbet u. verbindet,
Und was dergleichen mehr die Heroldskunst erfindet.

Aus diesen Gedanken hat uns Herr Abel folgende gemacht:

Da hat ein kluger Kopf die Wapenkunſt erdacht,
Die unſern Vätern iſt ganz unbekannt geweſen.
Manch unvernehmlich Wort kriegt man daſelbſt zu leſen.
Manch ungewöhnlich Thier kriegt man daſelbſt zu ſehn,
Dabey die Farben denn ſo durcheinander gehn,
Daß wer es nicht verſteht, wohin dieſelbe zielen,
Es für was buntes hält, womit die Kinder ſpielen.

Wie wenig von dieſem allen dem Herrn Boileau zugehören müſſe, kann man aus der obigen Ueberſetzung ſchon erkennen. Jedoch wir wollen aus dem Schluſſe dieſer Satire die eignen Worte herſetzen und darauf ſehen, wie Herr Abel ſolches Stück mit ſeinen Einfällen verkleidet hat.

Dangeau, qui dans le rang où notre Roi t'appelle,
Le vois toujours orné d'une gloire nouvelle,
Et plus brillant par ſoi, que part l'éclat des Lis,
Dédaigner tous ces Rois dans la pourpre amollis:
Fuir d'un honteux loiſir la douceur importune
A ſes ſages conſeils aſſervir la fortune;
Et de tout ſon bonheur ne devant rien qu'à ſoi,
Montrer à l'Univers ce que c'eſt qu'être Roi.

Nun leſe man auch den deutſchen Boileau.

Dich hat des Königs Huld, der du auch würdig biſt,
In einen Stand geſetzt, wo dir erlaubet iſt,
Allzeit um ihn zu ſeyn, und ſeine große Thaten,
Den Glanz der Majeſtät, der über alle Staten
Sich gleich der Sonne ſchwingt, u. immer noch verneut,
Am nächſten anzuſehn; du haſt Gelegenheit,
In allen Tugenden dich mehr und mehr zu üben.
Dein König, wie du weiſt, wird nie die Faulheit lieben,

Denkt nicht, daß ihm das Reich darum gegeben sey;
Daß er in Ueppigkeit, von aller Arbeit frey,
Wie mancher König thut, die beste Zeit verderbe;
Nein, unser Wohlstand ist sein ämsiges Gewerbe:
Drauf sinnt er Tag und Nacht, wie dann sein weiser Rath
Das Glücke selbst gebracht, zu seinen Diensten hat'
Wovor er keinem zwar, als Gott und sich, verbunden,
Und man hat traun an ihm ein herrlich Bild gefunden,
Wer recht ein König sey.

Sollte man nicht schwören, dieß wäre keine Uebersetzung, ja kaum eine Nachahmung? Der halben und ganzen eingeschobenen Zeilen, die Herr Boileau niemals gedacht hat, wollen wir nicht erwähnen. Sie zeigen sich auf allen Seiten sehr häufig, und tragen nicht wenig bey, dem französischen Dichter seinen besondern Character gänzlich zu entziehen.

Daß es keine geringe Schönheit in Satiren sey, wenn man nach Beschaffenheit der Sachen zuweilen ein Sprüchwort mit anbringen kann, ist bekannt. Herr Abel hat also dafür gesorgt, an unterschiedenen Stellen, wo es ihm eingefallen, eines und das andere unter des Boileau Gedanken mit einzuflicken. Scharfe critische Augen möchten sie wohl nicht an der rechten Stelle gewahr werden. Doch daran ist ihre gar zu große Scharfsichtigkeit Schuld. Denn sollte das nicht die rechte Stelle für eine Sache seyn, wo sie sich noch am besten hinpaßt, wenn sich auch gleich nicht alles gar zu genau zu einander schickte? Was einmal schön ist, muß doch wohl überall schön seyn. Die Wahrheit davon mag man aus diesen Paar Proben erkennen.

Bey jener erſten Welt, in denen güldnen Zeiten,
Pflag man durch Unſchuld nur ſich Ehre zu bereiten,
Als Adam hackete und Eva fleißig ſpann,
Wo war da, ſage mir, ein alter Edelmann?
Ein jeder war vergnügt und gleich in allen Sachen.

Wie glücklich iſt der alte Rhythmus:

Als Adam hackt und Eva ſpan
Wo was do wohl ein Edelman

hier nicht angebracht worden? Das ſinnreiche Gehirn des Herrn Ueberſetzers hat das Franzöſiſche um ein vieles zierlicher gemacht. Wie einfältig klingt es nicht:

Dans le tems bienheureux du monde en ſon enfance.
Chacun mettoit ſa gloire en ſa ſeule innocence.
Chacun vivoit content et ſous d'egales loix.

Schickt ſich das eingerückte Sprüchwort eben nicht gar zu bequem dahin: So zeigt es doch von der Wiſſenſchaft des Herrn Abels in den deutſchen Alterthümern. Wer wird auch leugnen, daß folgendes recht glücklich und natürlich geſagt ſey:

Ein ſchwülſtiger Pedant, der in ſich ſelbſt verliebt,
Meynt, keiner ſey, wie er, in aller Kunſt geübt,
Und ihm will faſt der Bauch vor großer Weisheit plazen.

Im Texte ſteht ganz ſchlecht weg:

Un Pedant enyvré de ſa vaine ſcience.

Wir wollen nicht dafür ſtehen, daß gewiſſe Leute nicht denken werden, dergleichen Ausdruck ſey in einem poetiſchen Aufſatze zu gemein; weil doch die Poeſie die vermeynte Götterſprache ſeyn ſoll. Unſere Lehrer der Dichtkunſt aber haben ſchon längſt bewieſen,

wiesen, daß in den Satiren keine hohe, sondern eine niedrige Schreibart herrschen müsse. Was kann es also unserm Herrn Uebersetzer zum Tadel gereichen, wenn er ihrer Vorschrift folgen wollen? Und gewiß, es ist ihm vortrefflich gelungen, da er seine Redensarten größtentheils von dem Pöbel geholet, welcher der vollkommenste Meister in dem niedrigen Ausdrucke ist. Denn wo hört man sonst solche Wörter, als wir hier einige vorbringen wollen, die sich Herr Abel zu Nutze gemacht hat?

Sie, wird uns weis gemacht,
Hat uns die rechte Kunst zum Leben hergebracht.
Steht am 33 Bl.

Und nur ein dummer Stolz, den jedermann verlacht,
Den armen Sünder groß in seinen Augen macht.
34 Bl.

Der eine Theil myaut. 40 Bl.
Daß man ihn nicht einmal mit ungebrannter Asche
Vom frischen Birkenholz u. heisser Lauge wasche.
5 Bl.

Hat je ein Tygerthier in seinem größten Rasen
Dem schwächeren das Liche des Lebens ausgeblasen 56 Bl.
Durchstänkre die Rabbinen 60 Bl.
Ein allzu kurzes Mensch ersann die hohen Schuh
184 Bl.

Schon genug. Ein Liebhaber mag sich mehr suchen. Er findet sie, wo er das Buch nur aufschlägt. Zu dieser Niedrigkeit rechnen wir auch, daß der Herr Verfasser einige eckelhafte Wörter gebraucht, dergleichen der Lastergrind ist, den er gleich auf der

4 Seite,

4 Seite, und bald darnach wieder auf der 13 und ſonſt an andern Orten hat.

So klüglich er nun die Sprache des Pöbels gewählet hat: So rühmlich iſt er auch bey der galanten Schreibart geblieben, die alles mit einigen franzöſiſchen Brocken ausſpicket. Es iſt wahr

Ein Wort Franzöſiſch ziert den ganzen Menſchen aus,

und wir möchten auch wohl ſagen die ganze abeliſche Poeſie. Wir ſpotten unſer vielmals ſelbſt, daß wir uns, aus einem wunderlichen Ehrgeize, beſtreben, alles rein Deutſch auszudrücken, wodurch wir vielmals nicht ſo nachdrücklich, oder beſſer, nicht ſo ſignificant reden. Man ſetze einmal an die Stellen, die wir itzt beybringen wollen, deutſche Wörter, wo es möglich iſt und man ſie hat, und höre, wie lahm und fade es lauten wird.

1) Flattiren kann ich nicht, das hab ich nie verhehlt. 5 Seite.

2) Sie rühmten noch ſo ſehr dieß herrliche Feſtin,
Worüber dann mein Wirth, bald ſagt ich, mein Faquin,
Sich innigſt freuete. 21 Seite.

3) Sie fingen auch hierauf zu raiſoniren an 23 S.

4) Und ſeinen Hut gerückt zuſammt der großen Plumen. 24 S.

5) Denn wecken mich gleich nicht die polternden Geſpenſter,
Thun es doch die Filous. (Spitzbuben) 45 S.

6) Was mir vor Augen kömmt, muß durch das Sieb paſſiren; (gehen)
Doch werd ich jederzeit die Tugend eſtimiren. (hochſchätzen) 48 S.

7) Und wird dir nie Pardon (Gnade), was man auch saget, geben. 70 Seite.

8) Ein Geck von Qualité (Stande) 72 S.

9) Ja wenn ein Autor (Verfasser) gleich in der Præfation (Vorrede) 70 S.

10) = = Nur fort, mein Geist, du mußt Courage (ein Herz) fassen 76 S.

11) So gar die, die vorhin darüber sich moquirt (aufgehalten) 81 S.

12) Weist du denn nicht, daß auch so ein modestes (bescheidenes) Kind. 93 S.

13) Denkst du wohl, wenn bey ihr die Jalousie (Eifersucht) erwachet, 94 S.

14) Daß bey ihr der Chagrin (Verdruß) zum guten Werke wird. 104 S.

15) Und daß sie den Affront (diesen Schimpf) geduldig werde leiden. 107 S.

Da hat man ein ganzes Mandel, unter welchem nur die vier letzten, ohne den Vers zu verderben, könnten deutsch gegeben werden. Gesetzt aber, daß es auch mit dem andern anginge; was verlöhren sie nicht dadurch für ein edles Je ne sçai quoi? Eine Zugabe zum Mandel ist gewöhnlich. Wir geben also auch eine.

Dem sey nun wie ihm will: So schließ ich aus der Fabel,
Es sey in Gott allein die Ehre veritabel.

Im übrigen wissen wir nicht, wie Herr Abel das Französische will gelesen haben, so, als wenn es deutsche Wörter wären, oder so, wie es in seinem Vaterlande klinget. Das erste beweiset uns dieser Vers:

So

So schrieb dem Söhnchen einst ein listiger Banquier
Den allerleichtsten Weg nach großen Schätzen für.
60 S.

Das andere wird durch folgenden dargethan:

Wie sie bald ein Cadet, bald auch ein Mousquetair
Zu seinem Willen hat, und wie es ihr nicht schwer,
Noch unanständig fällt u. s. w. 86 S.

In dieser Unwissenheit überlassen wir es eines jeden Lesers Gutdünken und Geschicklichkeit, wie er es lesen will und kann. Es wird auf beyderley Art in einem deutschen Buche recht seyn.

Wir haben uns über die Unerschrockenheit des Herrn V. herzlich gefreuet, daß er alle Regeln, ganz rein zu schreiben, und alle Spöttereyen wieder die Sprachenmengerey so muthig mit Füssen getreten hat; ja, daß er selbst in der Vorschrift, welche der von eben dem Vorurtheile eingenommene Boileau von Beobachtung der Reinigkeit in der Sprache giebt, die Vorschrift gleich aus den Augen gesetzet hat. Man lese sie doch auch, und freue sich zugleich mit uns.

Vornemlich seht euch für, daß eurer Musen Schrift
Nicht wieder den Gebrauch der reinen Sprache trifft;
Laßt sie euch heilig seyn in allen den Excessen,
Die ihr begehen mögt; das sollt ihr nie vergessen.
Umsonst klingt mir ein Wort in meinen Ohren schön,
Das unrecht angebracht und übel zu verstehn;
Mein Geist verschmäht so wohl die fremden Barbarismos,
Als die hochmüthigen und falschen Soloecismos;

Und fehlt der Sprache was, so bleib ich noch dabey,
Daß auch die beſte Schrift nicht leſenswürdig ſey.
Dichtkunſt 1 Buche, 58 Seite.

Wie gut iſts, daß Herr Abel nicht dieſer Meynung geweſen. Er würde uns ſonſt die Urſache zu unſerm Vergnügen, und den Zeug zur weitern Ausführung dieſes Auszuges benommen haben. Es wäre aber ein verzweifelter Streich, wenn er glaubte, ſeine Schreibart ſey der rechte deutſche übliche Stilus. Da hätten wir uns zur Unzeit über ſeine Großmuth erfreuet. Wiewohl es nicht leicht zu beſorgen iſt, daß er ſich dieſes einbilden könne. Ein jeder, der auch nur die allergeringſte Kenntniß von unſerer Sprache hat, wird ſich ſolches nicht vorſtellen können; wie wäre es denn bey einem Dichter möglich? Nein, Herr Abel wird ſelbſt geſtehen, daß ſolches keine eingebohrne Wörter, ſondern ſolche ſind, die das Bürgerrecht, nach den Stimmen einiger wohlgeſitteten Leute, ſollen erlangt haben. Er wird auch viele andere Wörter, die wir für undeutſch anſehen, nicht zu rechtfertigen ſuchen; und ſie entweder unter die *Barbariſmos* oder *Soloeciſmos* rechnen, die Herr Boileau nicht leiden kann, Herr Abel hingegen vermuthlich zu der rechten Sprache der Dichter zählt, als die etwas fremd und ungewöhnlich ſeyn muß.

Obſcurata diu populo bonus eruet, atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum:
Quae priſcis memorata - - -
Nunc ſitus informis premit & deſerta vetuſtas.
Adſciſcet nova. - - -

Man

Man wird z. E. bereits aus den angeführten Stellen gemerkt haben, daß ihm das ehrwürdige Wörtchen traun sehr geläufig ist. So hat er auch das von der fruchtbringenden Gesellschaft erfundene Wort die Röthinn, Aurora, fleißig für das Morgenroth gebrauchet

Der Röthinn Purpur und der Sonnen Gold verderben.
75 Bl.

Reulich an statt reuig, oder besser mit Reue ist auch wohl sehr alt.

Gesetzet unterdeß, daß ihr getreuer Sinn
Noch reulich wiederkehrt. 84 Seite.

An neuen und ungewöhnlichen Wörtern ist unser Dichter auch sehr fruchtbar, die uns recht wunderbar schön vorkommen, weil sie zuweilen ganz unnatürlich sind. Was meynt man, was eine Goldlouise ist? Nicht wahr, geliebte Leser, sie rathen auf ein angenehmes Frauenzimmer, das man, wie das Gold, sehr hoch, lieb und werth hält, und dieser Schätzbarkeit wegen mit solchem Namen belegt, so wie man einen lieben und werthen Sohn einen Goldsohn zu nennen pflegt. Aber weit gefehlt, es ist die güldene Münze, worauf Ludwigs Bild steht, und man sonst Louis d'or nennt, wie aus dem Verse zu schliessen ist.

Sie braucht das ganze Jahr nur tausend Gold-Lovisen. 87 S.

Bisher haben unsere Studierende nur von der Gelahrtheit und Gelehrsamkeit etwas gewußt; die Gelahrtigkeit ist ihnen unbekannt gewesen. Sie werden sich also künftig auch darnach erkundigen,

weil die Sache eben ſo, wie ihre andere Wiſſenſchaften, von den Hofleuten ſoll verachtet werden.

Gelahrtigkeit und Fleiß heißt ihm Calmäuſerey.

28 Seite.

Schmeicheleyen ſind ſonſt gewöhnlich, ob es aber auch die Schmeichelungen ſind, wiſſen wir nicht. Bey Herr Abeln ſteht es.

Verpaaren an ſtatt paaren iſt eine feine poetiſche Figur, und es wäre Schade, daß man ihrentwegen nicht ein zuſammengeſetztes Wort erſinnen ſollen.

Ihr Eifer iſt auch nicht mit Heucheley verpaart.

99 S.

Noch ein Paar Stück ſolcher neuen Wörter mögen unſere Leſer aufmuntern, gegen den Herrn Erfinder derſelben für die Bereicherung unſerer Mutterſprache erkenntlich zu ſeyn.

Und deine Geckerey durch alle Länder trage. 55 S.

Die Kaiſer, Könige und deren Muthsverwandten

112 S.

Die Ungebundenheit wird ihn dazu verführen.

83 S.

Das Wort Keif in dieſem Verſe,

Und hat den ſcharfen Keif des Vaters bald vergeſſen

iſt uns ebenfalls nicht recht deutſch. Wir wiſſen auch nicht, wo wir es hinrechnen ſollen, ob es unter die alten, oder neuen, oder Provinzialwörter gehört, von welchen letztern der Herr Ueberſetzer nicht weniger einen guten Vorrath angebracht hat. Aber es ſey ferne, daß wir ihm ſolches verdenken ſollen.

- - Natale ſolum dulcedine cunctos
Ducit, et immemores non ſinit eſſe ſui.

Man

Man hat ſchon längſt angemerkt, daß unſer ſel. Lutherus aus ſonderbarer Liebe zu ſeinem Vaterlande einige Wörter in ſeine Ueberſetzung der Bibel mit einfließen laßen, welche allein ſeinen Landsleuten bekannt geweſen. Was iſt rühmlicher, als einem ſo großen Manne nachzugehen? Herr Abel hat daher wohl gethan, daß er viele Wörter mit eingerückt, welche in den niederſächſiſchen Gegenden gänge und gebe ſind, die unerbittlichen Wortrichter aber aus der hochdeutſchen Schreibart verbannet wiſſen wollen. Dergleichen möchten unter tauſend andern auch dieſe ſeyn.

Wer an ſtatt iemand

Ich höre, daß ſich **wer**, denſelben anzuſtechen,
In einer Schrift erkühnt 24 Seite.

Wenn du ja reimen mußt
Und es nicht ändern kannſt: So reime **wem** zu Ehren 47 Seite.

Vergeuden für verſchwenden, liederlich durchbringen.

Was er geerbet hat, muthwillig zu **vergeuden** 30 S.

Drillen, an ſtatt höhniſch aufziehen, durchhecheln.

Die ihn auch ohnedem mehr, als ihm lieb iſt, **drillen**, 31 Seite.

Verſpillen, an ſtatt verderben.

Als er, der nur die Zeit mit Predigen **verſpillt**, 33 S.

Flennen, an ſtatt weinen, heulen.

Und reichſt, damit ſie nur aufhöre, ſo zu **flennen**, 88 Seite.

Kumpe, für Mitgeſell, Mitgenoſſe,

Den ſeine **Kumpen** ſelbſt als allzugottlos haſſen, 108 Seite.

Schienen für Schienbeine.

Indeß

Indeß daß Colletet voll Koth bis an die Schienen,
Von Küch zu Küche geht, 10 Seite.

Jägt für jagt und frug für fragte.

Und es, als seinen Feind, gewaltig von sich jägt, 31 S.

Und ob uns dieser Fall gleich schrecklich niederschlug,
Hast du es doch gemacht, daß man darnach nicht frug, 121 Seite.

Es kommen noch unzählige andere vor, so daß es nöthig wäre, ein eigenes Wörterbuch davon zu verfertigen, wozu wir itzt nicht Zeit haben.

Wie unanständig es einem rechten Gelehrten sey, sich in der deutschen Sprachlehre fest zu setzen, weis alle Welt, oder könnte es wenigstens wissen. Was Wunder also, oder was für ein Verbrechen ists, wenn Herr Abel nicht recht declinirn und conjugiren kann? Alle unsere Mägde sagen die Hähne. Unser Poet aber singt:

So bald die muntre Hahnen
Durch ihren ersten Laut die Nachbarschaft ermahnen, 40 Seite.

Seyn hat in der dritten Person der mehrern Zahl des so genannten Praesentis im Indicativo sind und im Conjunct. seynd. Bey Herr Abeln hingegen heißt beydes seyn.

Der Ochsen Brüllen stimmt mit denen Schellen ein,
Mit denen Pferd und Maul rund um behangen seyn,
43 Seite.

Das Wörtchen mehr soll nach den Regeln unserer Wortfügung einen Zeugefall haben. Doch in diesen Gedichten stehet es so

Doch ach! es sind ihr (ihrer) mehr,
Und bey mir glaub ich, ist der Höllen ganzes Heer,
40 Seite. Ge-

Geweſt, für geweſen möchten wir auch gern unter die falſchconjugirten rechnen, wenn man ſich nur nicht aus der deutſchen Bibel rechtfertigen könnte. Die Verwechſelung des **Vor** und **Für**, der unrechte Gebrauch des **derer** und **denen**, die Auslaßung des Worts **iſt**, und ſind, wenn es kein Hülfswort iſt, braucht eben nicht hier angedeutet zu werden; weil ſich ein jeder leicht einbilden kann, daß man es auch darinnen werde hochgebracht haben.

So viel von der Sprachkunſt. Nun mag uns die Poeſie noch etwas an dem Herrn Ueberſetzer zu bewundern geben. Ariſtoteles hat in ſeiner Poetik die Verſetzung der Wörter in Verſen gebilliget, ein neuer Franzoſe hat das Weſen der Dichtkunſt darinnen geſuchet, und Herr Abel die Schönheit derſelben durch ſeine Exempel bewähret. Wie proſaiſch und ſchlecht klingt es nicht, wenn ich ſage: Es ſcheinen die Mäuſe und Ratzen ſich mit den Katzen vortrefflich zu verſtehn, um mich aufzuwecken. Man werfe dieſes ſein unter einander, daß kein Wort mehr an ſeiner natürlichen Stelle bleibt: So wird man erſt das Poetiſche darinnen finden.

Es ſcheinen mit den Katzen
Mich aufzuwecken auch die Mäuſe ſich und Ratzen
Vortrefflich zu verſtehn. 40 Seite.

In gemeinen Reden würde ich ſagen: Ich komme eben von einem Geck hergegangen. In der Poeſie aber heißt es beſſer:

Denn ich komm eben her von einem Geck gegangen,
18 Seite.

Mit eben dieſem poetiſchen Aufputze brüſten ſich auch folgende Zeilen wider die ordentliche Wortfügung.

Es

Es lebe Jäckel hier, der uns durch seine Tücke
Mehr Unheil bringt, und läßt, als Krieg und Pest, zu-
rücke. 8 Seite.

Der unsers Weihrauchs werth und deiner Verse sey,
47 Seite.

Daß es ihm Regen soll und gutes Wetter schenken,
62 Seite.

Bekannt ist eine mir, die Gott und Menschen lieben,
99 Seite.

Jedoch, damit wir uns nicht allzuweit vergehen,
Und, jede Passion genauer zu besehen,
Sie theilen, wie Senaut, in Claß und Titel ein. 56 S.

Die Tmesis war eine angenehme Figur in der griechischen u. lat. Poesie, und folglich muß sie auch im Deutschen noch viel Anmuth behalten, wie es denn diese Verse darthun.

Wo hat der Autor hin, als er diß schrieb, gedacht?
71 Seite.

Ist dieß nicht eine schöne Frage? Und ist folgender Entschluß nicht auch gut?

O laßt uns ewig weg von diesem Orte gehn. 12 S.

Wir thuns, und wenden uns zu Schönheiten, welche

= Heut zu Tage noch dem Engelsmanne schmecken,
Der = = = die Silben pflegt zu recken. Bodm.

Es sind gewiß nicht wenig Wörter von dem Herr Abel auf die Folter gespannt und länger gemacht worden, damit sie eine desto ansehnlichere Gestalt bekommen möchten. Wir wollen ein halb Dutzend zur Probe anführen:

Wie denn kein Adeler, ist gleich das Feld sein eigen,
Den Anderen darum vor das Gerichte zeucht, 57 S.
So stehn Poeten gleich und Redener bereit. 59 S.

Der

Der großen Dank dafür und weiter nichtes gebe,
60 Seite.

Den Mond verdunkelen, 75 S.

Wie wenn ſie ihren Sinn dem Spieleteufel weiht,
88 Seite.

Ein arger Heucheler, 28 S.

So, wie er nun dieſe ausgedehnet, ſo hat er andere dagegen wieder verkürzt und eines durch das andere alſo erſetzt. Man verliert dabey nichts, ſondern gewinnt vielmehr das Vergnügen, etwas ungewöhnliches zu leſen.

Es weicht der Purpurpracht des blühnden Frühlings nicht. 101 Seite.

Hier würde man wohl lieber blühenden geleſen haben, und im folgenden Hurenpack leſen wollen:

So werden ſie ſo gleich, als Hurpack, weggejagt. 104 Seite.

Dieſe Zuſammenziehung werden einige hart zu nennen belieben. Allein zu geſchweigen, daß die Härte etwas männliches iſt, und ein männlicher Vers jederzeit für etwas edles und lobenswürdiges gehalten wird: So kommen ſie noch lange nicht an die Schwere vieler andern Zeilen, woran die Ueberſetzung ſehr reich iſt. Z. E.

Daß du die geizigen Buchhändler reich zu machen.
66 Seite.

Wie vielmal der Abſchnitt wieder die Regeln deſſelben muthig gemacht worden, wollen wir nicht ſagen. Daß es gleichwohl geſchehen iſt, bezeugen wir mit dieſen Verſen:

Ein Schreiberjunge, der nur funfzehn Schilling giebt,
72 Seite.

Und

Und man auf ihn, als auf der Musen König siehet.

73 Seite.

Wir müßten noch eben so viel schreiben, als wir schon geschrieben haben; wenn wir alles hersetzen wollten, was uns noch ausser diesen schön zu seyn geschienen hat. Z. E. falsche Gedanken und Metaphoren, dergleichen eine so fort in den beyden ersten Zeilen steht.

Held jung an Jahren zwar, doch alt an Witz u. Muth,
So nicht erst reifen darf, durch langer Zeiten Brut.

Das Wort Brut mag hier verstanden werden, wie es will: So kann doch nicht gesagt werden, daß dadurch etwas reifet. Ferner Verstümmelung und Verderbung der alten Namen, als

Wer führt uns aber wohl in einer Aeneide
Durch den bezwungnen Rhein den gallischen Alcide?

97 Seite.

Ein Liebhaber der guten Versmacherkunst mag sich selbst um andere solche Auszierungen seiner Reime bey ihm Raths erholen; er wird nicht mit leeren Händen von ihm gehen dürfen.

Wenn wir den Reim etwas mehr achteten, als wir gewohnt sind, und nicht gemeiniglich zuletzt und nur obenhin auf denselben sähen: So würden wir auch dabey etwas finden, was vielleicht die sclavischen Verehrer desselben nicht recht leiden können. Z. E. daß man dreysylbige Wörter, die Dactyli sind, in jambischen Versen zu einem männlichen Reime macht, welches bey ihm sehr gemein ist, als:

Dem großen Könige und seinen Tugenden
In tiefster Demuth Pflicht zu Ehren reinigen 77 S.

und was dergleichen mehr ist, warum wir uns nicht bekümmern. Unsere Feder eilet ganz ermüdet zum

Schlusse.

Schluſſe. Sie will aber erſt, wie die Redner, nochmals alles kürzlich zuſammenfaſſen und wiederholen, was ſie bis hieher ausgeführet hat; und in einem einzigen Exempel zeigen, daß Herr Abel die Gedanken des Boileau in ſeine eigene verwandelt, ſie zierlich umſchrieben, durch Sprüchwörter erhöht, einen gemeinen Ausdruck gebraucht, die galante Schreibart beybehalten, neue Wörter gemacht, alte hervorgeſucht, die Regeln der Wortfügung verſchmäht, und mehr dergleichen Kleinigkeiten nicht beobachtet habe. Der Text von dieſem Exempel iſt kurz, die Ueberſezung lang. Doch hoffen wir von unſern Leſern leicht Verzeihung deswegen zu erlangen, weil ſie doch darinnen alles auf einmal überſehen können. Es iſt aus der 4. Sat.

D'autre part un Galant de qui tout le métier
Eſt de courir le jour de quartier en quartier,
Et d'aller à l'abri d'une perruque blonde,
De ſes froides douceurs fatiguer le beau monde,
Condamne la ſcience, et blamant tout l'écrit,
Croit, qu'en lui l'ignorance eſt un titre d'eſprit:
Que c'eſt des gens de Cour le plus beau privilege,
Et renvoye un Sçavant dans le fond d'un College.

Dagegen wird man auch nicht wenig Narren ſehn,
Die bald den ganzen Tag vor ihrem Spiegel ſtehn,
Bald wie ein Ungeheur in ihren Statsbarucken,
Woraus ſie wie die Maus aus wilder Heide gucken,
Durch alle Gaßen gehn, und wenn ſie was erblickt,
Das einer Dame gleicht, ſo muß der Leib gebückt,
Der Hut herunter ſeyn; ſo laßen ſie nichts fehlen,
Um nur das ſchöne Volk aufs zierlichſte zu quälen,

Das manchesmal nicht weis, wie es geſchoren ſey,
Zum öftern aber auch die ſchnöde Gauckeley
Das leere Maulgeſperr gezwungner Schmeichelungen
Und kürzlich allen Tand der falſchberedten Zungen,
Womit das Herze traun niemals zuſammen ſtimmt,
Mit äuſſerſtem Verdruß ſieht, höret und vernimmt,
Ja ſich wohl glücklich ſchätzt, wenn was dazwiſchen kömmet,
Das die Viſite gleich beym erſten Anfang hemmet.

Der gen. Leſer erhole ſich hier ein wenig. Eine ſolche Periode verdienet es. Nun weiter:

Immittelſt ſiehet doch ein ſolcher Spaß-Galan
Die edle Wiſſenſchaft vor Bagatellen an.
Er ſchilt auf Buch und Schrift, läßt ſich auch wohl vernehmen,
Ein Hofmann müſſe ſich derſelben billig ſchämen,
Sein beſter Ruhm ſey der, wenn er ſonſt nichts gefaßt,
Als wie ein Compliment recht auf das andre paßt,
Wie man ſich ſtellen muß und mit galanten Mjnen
Jtzt einen Cavalier, dann eine Frau bedienen,
Geſtalt die Ignoranz der Großen Vorrecht ſey,
Gelahrtigkeit und Fleiß heißt ihm Calmäuſerey
Und ein verächtlich Werk der Lehrer in den Schulen,
Die möchten immerhin mit ihren Muſen buhlen.

- - - Hoc juuat? Horum
Semper ego optarim pauperrimus eſſe bonorum.

III.

Nachricht von dem augspurgiſchen geſchriebenen deutſchen Rechte, das unter dem Namen des Stadtbuchs, im Jahr 1276. zuſammen getragen und von Rudolph dem erſten bekräftiget worden iſt.

Gleichwie überhaupt die Alterthümer unſers Vaterlandes vor andern fremden Völkern und Ländern Aufmerkſamkeit und Betrachtung verdienen, indem ſie unſern Zeiten vielfältig ein Licht anzünden, das man ohne ſie vergeblich ſuchen wird: Alſo ſind inſonderheit diejenigen deutſchen Denckmaale eines ſorgfältigen Anſchauens und der Erwegung würdig, welche die Verfaſſung des gemeinen Weſens, die Einrichtung der Geſetze, Rechte und Ordnungen, die Freyheiten unſerer Vorfahren, und mit einem Worte diejenigen Mittel vorſtellig machen, durch welche unſere ruhmvolle Voreltern die deutſche Freyheit, und den Flor des Vaterlandes auf unſere Zeiten gebracht haben. Denn es äuſſert ſich dabey ein doppelter Vortheil; man lernet diejenigen Gründe, auf welche das Wachsthum des gemeinen Weſens gebauet worden iſt, und ſiehet die Mittel ein, welche uns klug machen, gleiche gemeine Wohlfahrt befördern zu können; und dann lernet man dasjenige verſtehen, was uns ohne dergleichen Schlüſſel ein verborgenes Rätzel bleibet. Sind aber dergleichen Denkmaale unſers alten Deutſchlandes in unſerer Sprache verfaſſet: So erhält dieſelbe daraus auch keinen geringen Nutzen. Dann je älter dieſelbigen ſind, deſto näher lei-

ten sie uns zu den Ursprüngen unserer Sprache, und werden uns zu Auslegern desjenigen, was uns sonst dunkel und unverständlich ist. Der Fleiß und die Bemühung, den grosse Männer unter den Gelehrten unsers Vaterlandes auf die Untersuchung dergleichen Schriften gewendet, und die vortrefflichen Erläuterungen, welche sie den deutschen Geschichten, Rechten, Gewohnheiten und auch ihrer deutschen Sprache dadurch zuwege gebracht, sind hievon unverwerfliche Zeugen. Ich glaube aber, daß ich nicht irre, wenn ich behaupte, diejenige Schrift, von welcher dem die deutsche Gelehrsamkeit liebenden Leser allhier einige Nachricht gegeben werden soll, sey so beschaffen, daß sie vor andern ein Beyspiel hievon abgebe. Sie enthält die Rechte einer der berühmtesten Städte des H. Römis. Reichs; sie ist voll von Gesetzen, Ordnungen und Verträgen, welche das graue Alterthum hervor gebracht, die Gnaden von römischen Kayserm befestiget, und der Stammvater des allerdurchlauchtigsten österreichischen Kayserstammes, Rudolph von Habspurg, in seine Vollkommenheit gesetzet hat. Viele unsern Zeiten unbekannte und doch sehr merkwürdige Alterthümer sind darinnen begriffen, die Umstände der Rechte des gemeinen Wesens von vielen Jahrhunderten her, stellen sich nachdenkenden Gemüthern darinnen vor Augen; und überhaupt legt sie eine unläugbare Probe von der alten deutschen Treue, Gerechtigkeit und Ehrbarkeit ab. Nutzen genug für diejenigen, welche das Vaterland lieben! Aber es ziehet auch die Untersuchung unserer Sprache nicht wenigen Vortheil daraus. Es ist diese Sammlung der augspurgischen Rechte und

Ge-

Geſetze vierhundert und ſechzig Jahre alt; ſie iſt in deutſcher Sprache verfaſſet; ſie redet von Dingen, welche in öffentlichen Gerichtshandlungen, auf dem Rathhauſe, in Handhabung der Gerechtigkeit, in Verwaltung des gemeinen Weſens vorgekommen; alles iſt darinnen mit zwar einfältigen, aber nach der Gewohnheit der oberländiſchen Mundart nachdrücklichen Worten ausgedrücket. Ein jeder, der da weis, was zur Unterſuchung einer Sprache gehöret, wird hieraus überzeugt ſeyn, daß zur Critik unſerer deutſchen Sprache aus dieſer Sammlung viel nutzbares geholet werden könne. Und da Otfrids, Kerons, und vieler anderer dergleichen aus den alten Zeiten Deutſchlands überbliebene Schriften mehr der Worte und Verfaſſung, als des Innhalts wegen, ſich zur Luſt der Liebhaber der deutſchen Gelehrſamkeit gemacht haben: So wird es dieſe Sammlung deſto mehr werden können, da Worte und Sachen die deutſche Gelehrſamkeit ungemein erläutern können, wenigſtens wird dieſes den Vorſatz billigen, in dieſen Beyträgen zur Critik unſerer Sprache davon einigen Bericht zu geben.

Augſpurg, eine der älteſten und berühmteſten Städte des H. Römiſchen Reichs hat von undenklichen Jahren her die unſtreitige Freyheit gehabt, nach eigenen Geſetzen und Ordnungen zu richten, und das Recht zu ſprechen. Die von ſo vielen Kayſern und Königen dieſer Stadt ertheilten Freyheiten reden für dieſes genugſam, und es iſt an einem andern Orte, (a)

(a) Man beſehe, was ich in dem Vorbericht der Hiſtorie des augſpurgiſchen Regiments f. 9. ſq. und in der diſſ. de Advocatis Auguſtanis, ſo ſich in den Miſcellan. Berolinenſ. T. IV. art. XXIII. p. 159. ſqq. befindet, angeführt.

aus unläugbaren Zeugnissen dargethan worden, daß diese Reichsstadt unter den fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kayfern ihre eigene Rechte, und dieselbigen hervorbringende Herrrlichkeit gehabt habe. Es ist wahr, sie mußte vieles darüber leiden, sie wurde von ihren iedesmaligen Bischöfen, und von den benachbarten Fürsten, ja auch wohl von dem Adel auf dem Lande sehr oft darüber angefochten; es kamen Stunden, wo sie eine Zeitlang dem Ungewitter ausweichen, und sich bey denen, oftmals sehr verwirrten Umständen im röm. Reiche, mit Verträgen, so gut sie konnte, helfen mußte. Allein sie fand insonderheit wiederum Gelegenheit, ihre Reichsfreyheit zu behaupten, und ihre Herrlichkeit aufs neue fest zu stellen. Sonderlich aber fand sich hierzu gar schöne Gelegenheit unter Kayser Friederich dem ersten, als Adelgoz, dritter Graf von Schwabeck, augspurgischer Landvogt war. Der damalige Bischof Conrad, (b) samt der Clerisey, und dem Pöbel, beschwerten sich bey dem Kayser, über den Landvogt, Rath und Bürgerschaft zu Augspurg, daß sie keine gewisse Rechtsform hätten. So heftig die Anklage war, so tapfer war die Verantwortung der Stadt, auf dem Reichstage zu Regenspurg 1155. Sie that ihre wohlerlangte Freyheiten dar, legte ihre Ordnungen, Rechte und Gesetze vor, und gab Mittel und Wege an die Hand, wie die eingerissenen Unordnungen abgestellet, und alles in einen richtigern Stand gese-

(b) Man vergleiche hiemit GASSARI Annales Augsburg ad h. c. so in dem ersten Bande der von dem sel. Herrn Hofrath Menke herausgegebenen deutschen Geschichtschreiber sich befinden, ingl. die Hist. des augsp. Regiments f. 12.

geſetzet werden könnte: Und der dieſer Reichsſtadt ſo geneigte Kayſer war auch dahin beſorgt, daß die alten Rechte derſelbigen zuſammen geſammelt, die Rechte des Reichs- und Stadtvogts beſtimmet, die Gerechtigkeiten und Pflichten aller Beamten beſchrieben und alle bürgerliche Ordnung und Geſetze beſſer angeſtellet würden, welches dann zuſammen verfaſſet und vom Rathe fleißig aufbehalten worden iſt. Und von dieſer Zeit her iſt unſtreitig die erſte, obgleich in ihrer damaligen Form nicht mehr übrige Sammlung der alten augſpurgiſchen Rechte herzuleiten; die aber nicht neue Ordnungen enthalten, ſondern, (wie alſo der Kayſerl. darüber verfertigte Brief ſelbſt redet (c)) das alt Fürhaben geachtet, das iſt, die alten Verfaſſungen vorſtellig gemacht hat. Und von der Zeit an, blühete Augſpurg in Verwaltung der Gerechtigkeit alſo, und kam in ſolchen Flor, daß ſie vor andern Reichsſtädten geachtet, und auch von fremden manchesmal zur Entſcheidung ihrer Steitigkeiten zum Schiedsrichter erwählt wurde. In dem darauf folgenden Jahrhunderte, da mit dem Tode Conrad, des vierten, die ſchwäbiſchen Kayſer zu Ende giengen, legte zwar Augſpurg einen neuen Grund und eine neue Befeſtigung ſeiner Herrlichkeit, indem es dieſes Kayſers unglückſeligem Sohne, Conradino, eine anſehnliche Summa vorſchoß, und dadurch ſich eine unumſchränkte Freyheit in ihren Geſetzen, Ordnungen und Gerichtbarkeiten zuwege brachte (d): Allein das darauf fol-

(c) Er iſt in den neuen Zuſätzen der Hiſt. des augſp. Regiments f. 3. enthalten.

(d) Der darüber ertheilte Freyheitsbrief ſtehet ebenfalls l. c. fol. 4. ſeq. Man vergleiche damit GASSARVM l. c. ad h. a.

gende Interregnum, da der Stärkere das Recht über den Schwächern behauptete, kränkte Augspurg an ihren Gerechtsamen sehr, zumal da der Bischof damals glaubte, es wäre Zeit, im trüben zu fischen. (e) Nun half man sich zwar so gut man konnte, durch verschiedene Verträge, die man mit ihm aufrichtete, es konnte aber die gute Stadt nicht zur Ruhe kommen, bis die göttliche Versehung dem Röm. Reiche eine neue Sonne in Rudolph von Habspurg aufgehen lassen. Gleichwie nun dieser glorwürdige Kayser sich um das ganze römische Reich unsterblich, und auch dadurch verdient gemacht, daß er die Verwaltung der Gerechtigkeit auf bessern Fuß gesetzet, und in allen öffentlichen Handlungen und Acten den Gebrauch der deutschen Sprache eingeführet hat: Also konnte es ihm nicht anders, als angenehm seyn, da auf dem bald nach seiner Erwählung zu Augspurg 1276. gehaltenen Reichstage der augspurgische Rath denselbigen ersuchte, ihre Rechte und Ordnungen, so sie von alten Zeiten her von Kayfern und Königen bekommen, und die sie in eine ordentliche Sammlung zusammen tragen wollten, zu bestätigen. Er willigte also hierein, und der Bischof Hartmann, nebst seinem Capitel wurde auch wegen der gemeinschaftlich miteinander habenden Rechte mit ihnen eins; worauf sie durch vier der verständigsten Rathsglieder diejenige Sammlung der von Alters her üblichen Rechte, Ordnungen, Gewohnheiten und Verträge, von welchen ich allhier Bericht zu geben versprochen habe, zusammen-

(e) Man besehe die Worte Burckhard Imkhens in seinem augsp. Jahrbuche p. m. 55. die ich auch in dem Vorberichte zur augsp. Regimentshistorie f. 16. not. (b) angeführt.

mentragen lieſſen, und ſie dem Kayſer zur Bekräftigung vorlegten. Dieſelbige erfolgte alsbald, und zwar in einer ſolchen Verfaßung, daß der Reichsſtadt Augſpurg noch mehr Gnade und Freyheit engediehe, und dieſer glorwürdige Kayſer dadurch zu verſtehen gab, wie vergnügt er über dieſe ſo nützliche und gründliche Sammlung der augſpurgiſchen Rechte, und die dadurch bezeugte Ehrlichkeit des augſpurgiſchen Raths und der Bürgerſchaft ſey. (f) Darauf verbanden ſie ſich alle mit einem körperlichen Eide, ſowohl auf allen dieſen Geſetzen ſteif und feſt zuhalten, als auch diejenigen Beſcheide, Urtheile u. Verordnungen, die in künftigen Zeiten Rath und Bürgerſchaft erkennen, und als ein Stadtgeſetz in dieſe Sammlung eintragen laſſen würden, eben ſo anzunehmen, als wenn ſie ſchon gegenwärtig darinnen begriffen wären. Und daher kömmt es auch, daß von Zeit zu Zeiten neue Verordnungen darzu gekommen, und es ſich hin und wieder von der erſten Geſtalt verändert, oder vielmehr vermehret hat. Es dauerte auch dieſes augſpurgiſche Recht, deßen Sammlung das Stadtbuch genennet wurde, eine geraume Zeit, bis es endlich durch das nach und nach in Schwang kommende römiſche Recht, wie auch die peinliche Halsgerichtsordnung Carls des fünften in Abgang gekommen, (g) ob gleich mit groſſem Ruhm dieſe Zeit über zu Augſpurg darnach gerichtet und geſprochen worden iſt. (h)

(f) Der darüber verliehene Freyheitsbrief ſtehet in den Zuſätzen zur Hiſt. des augſp. Regiments f. 4. und kömmt in den Worten mit dem Stadtbuche überein.

(g) Doch iſt noch verſchiedenes in Ubung, z. E. vom Vogtsgedinge, des Burggrafen Rechte, die Erbfolge u. d. g.

(h) Merkwürdige Beweiſe hievon ſtehen in den Zuſätzen zu der augſp. Regimentshiſt. f. 6. ſeqq.

Es ist aber dieses augspurgische Stadtbuch bisher noch niemals im Drucke bekannt gemacht worden, ob es gleich solches so gut, als der Schwaben- u. Sachsenspiegel, oder einige Provinzrechte verdienet hätte. Augspurg aber besitzet in den Händen verschiedener gelehrten Männer, zumal aber ansehnlicher und hochverdienter Rathsglieder verschiedene Abschriften, welche, nachdem sie älter oder jünger sind, auch mehr oder weniger Verordnungen in sich halten, imgleichen in der Rechtschreibung sich nach der Gewohnheit der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, richten. Das eigentliche vortrefliche Original aber liegt in dem gemeinen Stadtarchive, und verdienet, als ein kostbares Denkmaal aus dem dreyzehenden Jahrhunderte genau angesehen zu werden. Es ist mit grosser und ansehnlicher Schrift geschrieben, etliche Anfangsbuchstaben sind gemalt, oder gar nicht beygesetzt, die Uberschriften roth gezeichnet, und alles auf Pergamen getragen. Selbst der Band, und die ganze Gestalt des Buchs legt ein unfehlbares Zeichen dar, daß es ein Gemächte des dreyzehenden Jahrhunderts sey. Es sind zwar diesem Exemplar die Verfügungen der nachfolgenden Zeiten beygefügt: Allein Handschrift, Buchstaben, Rechtschreibung u. s. w. beweisen augenscheinlich, daß diese Zusätze nach und nach um oben gedachter im Anfang gemachter Verordnung willen beygesetzt worden; und da sich dergleichen ganz unterschiedene Zusätze von 1290. 1306. u. s. f. darinnen befinden, und sich von der ersten Sammlung deutlich unterscheiden, so ist daher unwidersprechlich zu erweisen, daß das Hauptwerk ein Original von 1276. sey. Was aber dieses Original uns am merkwürdigsten macht, sind

theils

theils die vielen darinnen vorkommenden, nunmehr, zumal in den meiſten Provinzen Deutſchlands in Abgang gekommenen Wörter, theils die beſondere Rechtſchreibung, welche beyde darzu dienlich ſind, uns zu belehren, in was für einer Geſtalt ſich die deutſche Sprache in Oberdeutſchland in dem dreyzehnden Jahrhunderte befunden habe. Es lehret auch die Gegeneinanderhaltung dieſes Geſetzbuchs, mit andern alten deutſchen manchmal unverſtändlichen Schriften, wie vieles in denſelbigen daraus erläutert werden könnte, wo ein eigenes Wörterbuch der beſondern Worte und Redensarten darüber verfertiget würde. Der um die alte deutſche Sprache ſo hochverdiente Schilter hat zwar in ſein **Wörterbuch der altdeutſchen Sprache** einiges eingetragen, aber es iſt nur etwas Weniges, und der geringſte Theil desjenigen, was davon verdiente angemerkt zu werden. Doch ich werde dem geneigten Leſer den beſten Begriff hiervon machen können, wann ich denſelbigen die Einſicht hierzu ſelbſt möglich mache, und eine Probe gebe, was ein Liebhaber ſo wohl der alten deutſchen Rechte, als auch der alten deutſchen Sprache daraus ſich zu verſprechen habe. Zu dieſem Ende folget nun die **Vorrede** des Buchs, und das **Regiſter**, ſo wie beydes in dem vorgedachten Originale förmlich vorkömmt, wobey dann das Schwere und Undeutliche in einer unten beygeſetzten Erklärung deutlich gemacht werden, Redens- und Schreibart aber nach vielgemeldetem Originale beybehalten werden ſoll. (i) In

(i) Gleichwie ſich die Rechtſchreibung in der ſchwäbiſchen und damit in vielen übereinkommenden oder doch verwandten bay-

bayerischen und schweizerischen Mundart im Reden vom Schreiben sehr unterscheidet, indem oft die selbstlautenden, zumal aber doppeltlautenden Buchstaben anders ausgesprochen als geschrieben werden, weil man sich im letztern nach der gemeinen deutschen Schreibart richtet; also haben unsere Verfahren zwar in der Aussprache ihrer Landesart gefolget, im Schreiben aber sich fast eben so ausgedrücket, daher diejenigen, welchen die oberländische, zumal schwäbische, bayerische und schweizerische Mundart nicht bekannt ist, diese und dergleichen alte Schriften gar schwehr verstehen können. Sonderlich äußert sich dieses in dem Originale dieses Stadtbuchs, wo die Rechtschreibung sich nach der Gewohnheit der Zunge des dreyzehnden Jahrhunderts gerichtet hat. Also wird das e durch ä ausgedrückt, z. E. wärbent für werben, au durch v, vs für aus, Bumeister an statt Baumeister, für ô z. E. vzliuset an statt auslöset, oder auch für ie Diubstal an statt Diebstal, a für e, begat an statt begehet, ui oder iu für eu, Stuir an statt Steur, Lute für Leute, i für ei, lihet, an statt leihet, a für o, ane an statt ohne. So werden auch die einander verwandten mitlautenden Buchstaben immer mit einander verwechselt, und z. E. das ſ durch ein ȝ, das ſſ durch ein ȝȝ, das k und g durch ein ch, das f durch ein v oder ph, das ck durch ein ch, das ȝ durch ein ſ, das g durch ein c, das t durch ein d, das u meistens durch ein v ausgedrücket, und so schreibt der Verfasser dieses Buchs waȝ an statt was, daȝȝ an statt daß, Chorn an statt Korn, Chunch an statt König, vur an statt für, Plozȝ an statt Floß, Phand an statt Pfand, Hencher an statt Hencker, ſwar an statt zwar, Totſhlac an statt Todschlag, dun an statt thun, vnd an statt und u. ſ. w. In Ausdrückung des ch wird das c beständig ausgelaßen, rehte an statt rechte, dihte an statt dichte u. d. g. bald wird auch ein Buchstabe ausgelaßen, bald einer oder eine ganze Sylbe hinzugesetzt. Also wird nach dem w der Selbstlaut weggelaßen, und Wnden, Antwrt, Wrfel, an statt Wunden, Antwort, Würfel geschrieben, hingegen am Ende das t beygesetzt, z. E. verterbent an statt verderben, imgl. die Sylben en, ne, oder der Selbstlaut e, z. E. zerrichtenne an statt zerrichten, Christenen an statt Christen, wenne an statt wenn, vnde an statt und; so wird auch die verkleinernde Sylbe lein durch lach ausgedrücket. Z. E. Briſlach, Kugelach, an statt Briefstein, Kügelein u. ſ. w.

In

In Nomine Domini Amen.

Fride, gnade, vnde div (k) Minne des almahtigen Gotes ſi mit allen Gotes (l) getruven, Amen.

Wande (m) elliv dmih vnnde dw geſchäfde, div die lvte (n) wärbent, (o) dicke vergazzen wärdent, vnde euch verterbent, daven ſo iſt not, ſwaz man wirbet, daz man das güter (p) gehvgnvßen empfälle mit der Schrifft, das es ſtäte (q) beliebe.

Darvber ten chvnt die (r) ratgäben, die ze den Ziten ratgäben waren ze Auspurch, do von Gotes gebürte waren tuſend jar, zwai hundert jar ſechs vnde ſibenzic jar, vnde bi (s) Kvnch Rüdolfes zeten, der da gewalticlich Römiſch Kvnch was, das die (t) biderben bvrger die älteſten vnde auch die (u) witzigſten ratgäben von Auspurch zu vnſerm Herren Kvnch Rudolfe chomen, vnde im (x) fvrleiten, vmbe ſo getanen (y) gebräſten, vmbe elliv div räht, div diſiv ſtat zu Auspurch von alten ziten bi Kaiſern, bi Kunigen vnde bi Biſſchofen herbracht hete, es ſi an des vogtes rähte oder ans Burcgrafen oder an der Münze oder an Zollen, vnde eins ieglichen biderben mannes reht, er ſie arm oder riche. Da begnate vns vnſer Herre Kvnch Rudolf mit, vnde (z) bechante vns vnſere räht, vnde gab vns darvber

ſinen

(k) Liebe, ſ. SCHILTER. Gloſſar. Teut. p. 589.
(l) getreuen. (m) alle. (n) beſchäftiget ſind. Daher kommt das Wort: Gewerbe, ſich bewerben. (o) oft; man ſagt noch heutiges Tages dickbemeldeten an ſtatt oftbemeldeten. (p) Gedächtnis SCHILTER p. 472. (q) bleibe. (r) Rathsherren, Räthe. (s) König. SCHILTER p. 176. (t) Ehrliche, Redliche, angeſehene. Man ſagt auch ein Biedermann, SCHILTER p. 107. (u) Weiſeſten. (x) vorlegten. (y) Gebrechen. (z) bekräftigten.

ſinen brif, verſigelten mit ſinem inſigel vnd mit vnſers Herren Biſſchof Hartmannes willen, der do Biſſchof was, vnde mit ſiner Chörherren.

Da diſiv Gnade der ſtat (*) gemeinlichen widerfvr, von vnzerm Herren Kunch Rudolfe, vnde von vnſerm Herren dem Biſſchofe, do chomen ſien iren rat, vnde namen mit guter (**) beſhaidenheit vier biderbe man, vnde (a) ſworen die zen Hailigen, daß ſie vf ir eit elliv div reht, es wäre von vogten oder von burcgrafen, oder von mvnzze, oder von zollen oder eins ieglichen biderben mannes reht, er ſi arm oder rihe, dazz ſi div (b) hiezzen ſhriben, vnde ſwaz ſi ſhrieben, daz ſi daz brähten fvr ganzen rat, vnd daz es da (c) beſtätet vnde bewäret wvrde, als es hernach geſchriben ſtat.

Daz taten ſie, vnde iſt das (d) bewärt, daz es dem armen vnde dem richen (e) ſtäte ſol (f) beliben, ſwes man irre wirt, daz man daz an diſem buche vinden ſol, daz daz danne räht, vnde (g) nimen widerreden ſul.

Hie hebent ſich an die (h) ehhafftin und elliodw reht als ſi diſiv Stat zu Auspurch (i) von ir herſcheſte mit rehte vnde mit guter Gewohnheit herbracht het.

Dicz iſt daz erſte Capitel

Was mir Herſhaft Kunige, Biſſchof vnde Burggrafen (k) behalten ſuln

Vom geleite

Von

(*) gemeinen Stadt. (**) Bedacht. (a) ſchwuren. (b) hießen ſchreiben (c) beſtätiget. (d) gut geheiſſen. (e) feſt, unverbrüchlich, SCHILTER p. 762. (f) bleiben. (g) Niemand. (h) Geſetze, Rechte, Statuten. (i) Kraftshabenden Herrſchaft oder Herrlichkeit, Jurisdiction. (k) berechtigt, befugt ſeyn.

Von dem Rate den diſiv ſtat ze Ausſpurch haben ſol
Von den torn der ſtat, in wes gewalt div ſin ſuln
welh reht ein marggrafe (l) vf ſinem (m) lantteidingen habe zerichten (n) her zer ſtat
welh reht vnde welhen gewalt ein jeglich vogt in der ſtat end druz haben ſol
welh reht ende welhe gewalt div (o) vz vogte (p) hinze der burger (q) hüber vnd hinze in gute hant, zerrichtenne vf dem lande
welh reht vnde welhen gewalt ein burggrafe am Gerichte vnde in der ſtat haben ſol
welh reht ein mvnzmeiſter gen der ſtat haben ſol vnd ſie gen im.
welh reht der burcfride (r) hat.
Welh reht die zolner haben ſuln in der ſtat vnd zen bruggen
welh reht (s) der Hofmeiger gen den burgern hat vnd ſi gen im.
Welh reht daz cloſter von Sant Virtche hat zebehaltenne ainen (t) ſchädelich Man.
Welh reht vnſere (u) Herren von dem chore habent, auch ſchädeliche lute zubehaltenne
welh reht die burger vnde ein leglich (x) Annwerck haben ſol als hernach geſchriben ſtat
was rehts den Kauflüte ſi vnder den Burgärn
was rehtes die (y) Gewantſnider haben ſuln

was

(l) Marggraf zu Burgau. (m) Landgerichten, v. SCHILTER p. 223. (n) über die Stadt. (o) fremde, auswärtige Vögte. (p) über. (q) Beſtändner der Landgüter. (r) beſonders befreyte Orte wider gerichtl. Gewalt. (s) der Stierbaur im Mayhof. (t) Maleficanten, Uebelthäter. (u) Domherren. (x) Handwerk. (y) Krämer die mit gemachten Kleidern handeln, oder Tuch ausſchneiden.

was rehtes die Kramer haben
was rehtes (z) wizmaler haben
was rehtes (a) rintschuster han
was rehtes (b) ledern haben
was rehtes (c) Salzlüte haben
was rehtes lodweber haben
was rehtes die Huter haben
was rehtes Blozlüte haben,
was rehtes Vischer haben
was rehtes die Müler haben
was rehtes die (d) Hunrär haben
was rehtes die (e) Mäzzer haben
was rehtes die Juden, die hie (f) zer stat sizent, gen den burgern haben suln, und die burger gen in
Ob ein Jude hinz einen Cristen klaget
Vmb (g) beschloßiner phant div man Juden (h) seȝet.
Ob ein Jude vnd ein Cristen (i) ze kriege werdent
Ob ein Jude vf Ros lihet
Ob ein Cristen sin gut vindet in eins Juden gewalt, das im verstolen wirt
Vf welhiv phant ein Jude lihen sol, und ef welhiv niht.
Ob ein Jude eim Cristen ein phant (k) vsliuset
Ob ein Jude einen Cristen oder ein Cristen einen Jude zu tode sleht oder (l) wndet.
Ob ein Jude bi einer Cristen in (m) ligt
Ob ein Jude Diupstal legat

Von-

(z) Weißmaler, Verarbeiter der von Weißgerbern bereiteten Felle. (a) Gerber, oder die im Pfundleder arbeiten. (b) Lederbereiter. (c) Salzfertiger. (d) die mit Hünern, Eyern, Schmalz u. d. g handeln. (e) Kornmeßer, (f) wohnen. (g) versiegelt. (h) versetzet. (i) in Proceß gerathen. (k) auslesen. (l) verwundet. (m) Unzucht treibt.

Von dem Flaiſche daz die Juden (n) ſlahent
Ob ein man herkumt vnde burcräht hie empfahet, welh reht der in der ſtat haben ſol gen ſiner herſchafte vnde ſin herſchaft gen im.
Darvmbe ein burger in dem Capitel antworten ſol
Von der ſturmgloggen.
Ein jeglich man der hie ze Auspurch ſihet, vnde kaufet vnde verkavfet der ſol (o) dinen als ein ander burgar (p) hinder ſwäm er ſitzet.
Welh reht die burgär hinge den (p) Waibeln hant
Vmbe (q) Vnderkeufel
Vmbe des Henchers reht
Ob die Juden vn der eman der (r) iht (s) getunt, ane den totſlac vnd ane die Wnden.

Hier folgen einige Titel von Verordnungen, welche erſt nach 1276 hinzugekommen, die wir aber, weil wir nur von dem erſten Originale handeln, vor dieſesmal vorbeylaſſen.

Daz ſind div Capitel von des Vogtes Gerichte.
Vmbe den (t) totſlac
Vmbe daz (u) Mort
Vmbe die (x) notmunpht
Vmbe den (y) vbeln ſtrazraup
Vmbe den gemeinen ſtrazraup
Vmbe den lantraup

Vmbe

(n) ſchlachten, metzgen. (o) leiſten. praeſtare praeſtanda. (p) er mag wohnen, unterthan ſeyn, wem er will. (p) Gerichtsbothen. (q) Käufler, proxenetae. (r) etwas. (s) Verbrechen. (t) gewaltſamen, öffentlichen Mord. (u) heimlichen Mord. (x) Nothzwang, SCHILTER p. 644. (y) Straßenraub ohne Fehde.

Vmbe den (z) brant
Vmbe (a) Diuphait
Vmbe die (b) áhte
Vmbe Ketzer
Vmbe allen (c) Valſch
Wen man houpten, hendzen, radebrächen, vf (d) der Horde brennen, oder lebendik begraben ſol
Wie man vber Zauberer, über Zauberinne vnde vber die die (e) Giſt machent, rihten ſol
Ob chint ſtálent, die (f) zvr tagen niht kemen ſint.
Wie man vber den rihten ſol der nu ſúlber ſtilt vnde es ander lvte (g) zihet.
Wie man vber (h) tragendiv Wip rihten ſol
Wie man (i) divbic oder revbic gut widergáben ſol
Wie man vber (k) toren rihten ſol
Wer den andern (l) beliv enwndet böſer dinge
Ob ein Man einen (m) toten anſprechen wil, wie man hinze dem rihten ſol
Von Kamphe
Ob eine Frewe einen Man (n) anſprichet kamphelihen
Vmbe die notwer
Vmbe die wnden.
Vmbe die (o) haimſuche
Umbe fridebrachen

Vmbe

(z) Mordbrand. (a) Diebſtal. (b) Acht, Landsverweiſung. (c) Betrug. (d) Scheiterhaufen. (e) Giftmiſcher. (f) zu ihren Jahren nicht gekommen, noch minderjährig ſind. (g) zeugen. (h) ſchwangeres Weib. (i) diebiſch und räuberiſch, geſtohlen und geraubt Gut. (k) im Kopfe Verrückte. (l) böſe Dinge nachredet. (m) einen Verſtorbenen gerichtlich belangen. (n) zum Kampfe herausfordern. (o) Bruch des Hausfriedens.

Vmbe mainaide
Vmbe ſchältwert
Vmbe freſel
Vmbe (p) ſekelſnider
Vmbe (q) kegelär
Vmbe (r) riemenſtächer
Vmbe (s) nestäter.
Wie man hinze den Juden rihten ſol
Ob man verſtolniz Gut vindet in eines Juden gewalt
Vf welhiv phant ein Jude lihen ſol vnd vf welhiv niht.
Ob ein Jude phande laugnet div man ihm geſetzet hat.
Ob ein man gut (t) verlivſt, daz im ze behaltenne gäben iſt.
Ob ein Man gut vlipſet daz im (u) vmbe lon gelihen iſt.
Von (x) arcwänigen gezvigen.
Wie ein jeglih frowe vormunt haben ſol vor gerihte
Ob ein man (y) vfgehabt wirt ſvr den andern
Ob ein man mer chinde hat, danne (z) bi einer frowen, welh reht div habent irs Vater gut zu erbenne.
Vmbe allen (a) fürkauf
Vmbe falſh (b) gelöte
Vmbe falſhiv (c) ſchaph vnde valſche mäzen
Wer dem anderm dret an ſin lip oder an ſin gut

(p) Beutelſchneider. (q) Scholterer die beſondre Kegelplätze hielten. (r) falſche Spieler mit Stechen zwiſchen Riemen. (s) Taſchenſpieler mit Würfeln. v. SCHILTER p. 755. ſeqq. (t) verliehret. (u) um Lohn verliehen. (x) verdächtigen Zeugen. (y) gerichtlich aufgehoben, oder gefangen genommen. (z) aus einer Ehe. (a) Vorkauf vor dem Markt. (b) Gewicht. (c) Schaf, Scheffel und Metzen, Gemäß.

Welh vrteil ein Man gen ſines (d) mage ſprächen ſol und welhiv niht.
Daz kein Wirt ſinen Gaſt (d) beſchadigen mak ane daz in ſelbe (e) ane gat
Daz kein Vogt hinze keine chinde rihten ſol daz ze ſinen tagen niht komen iſt.
Daz der ähten (f) ni endert keinen (g) Fride wan als hernach geſchriben ſtat.
Daz der Vogt (h) driv Vogtes dinck in dem jare hat, zerrihtenn vber elliv dinch als hernach geſchriben ſtat
Vmbe elliv (i) eigen
Vmbe allez (k) erbgut
Vmbe allez (l) erbelehen
Vmbe allez (m) zinslehen
Vmbe allez (n) rahtlehen (o) vnze an den Herren.
Vmbe alles (p) lipgedinge
Vmbe alle graben
Vmbe alle wäge
Vmbe alle ſtäge
Vmbe elliv obergezimber
Ob ein man fremden Acker buet
Ob ein bavm hanget vf eines andern mannes gut
Der dem andern einen (q) bärhafften bavm abehawet.
Ob ein man in fremden wazzer viſſhet

Vmbe

(d) Familie, Verwandte, v. SCHILTER p. 559.
(d) gerichtlich belangen. (e) angeht, betrift. (f) nitgend. (g) Sicherheit vor den Recht. (h) drey Vogtsgedinq, Gerichtstäge, vid. Miscell. Berolin. T. IV. p. 171.
(i) Allodialgut. (k) Familiengut, fideicommiſſum.
(l) Emphyteuſis. (m) Cenſiticum. (n) feudum rectum.
(o) bis. (p) Vitalitium. (q) tragbar.

Vmbe alle morgengabe
Vmbe alle (r) hiſtivr div (s) vnſerburget iſt
Vmbe elliv (t) zins velligen gut
Vmbe (u) enpholen gut
Welh reht (x) die Mülnár an ein lâche habent
Welh reht darvber höret, der den andern beſchadiget in ſine (y) chorn tages oder nahtes
Welh reht darvber höret der den andern beſhadiget in ſiné Garten oder in ſinem bavmgarten oder in ſinen ângern tages oder nahtes
Welh reht darüber höret, ob ein vihe das andre tret oder wndet.
Vmbe des (z) ſtockes reht
Vmbe alle (a) ſpâher
Ob einen man ein vihe beſhadiget in ſinem Garten oder in ſinem baumgarten, oder ſwa es im ſchaden (b) tot.
Welh reht darvber (c) höret, der dem andern in ſin hus ſtiget, tages oder nahtes.
Wer (d) gezivek mac ſin.
Vmbe alle ſhläge
Vmbe elliv (e) burcráht
Vmbe alle vngeraten lute
Vmbe (f) Giſelſchafft
Welh reht (g) aigen lute habent.
Welh reht (h) lehenlute haben

(r) Ausſteuer. (s) ohne Bürgſchaft und Sicherheit. (t) Grundzinsbar. (u) depoſitum. (x) Müller. (y) Getreide. (z) Gefängniß. Man ſagt noch: in Stock und Bande legen. (a) Verräther, Kundſchafter, vid. SCHILTER p. 752. (b) thut. (c) gehört, was Rechtens ſey. (d) Zeuge. (e) Bürgerrecht. (f) Geiſeln. (g) homines proprii. (h) Vaſallen.

Welh reht (i) zinser haben
Umbe (k) phinnik fleisch
Wie wit jeglich (l) lâch sole sin
Wie wit die lantstraze sole sin
Welh reht darvber höret, ob ain (m) dinstman
(n) vztragen vil ein wirte daz er zerspilt hat.
Der dem andern (o) sin vihe trett mit sinem wagen,
Wenne man eide sweren sol vnde wenne niht
Vmbe shädlihes tier, der dio (p) zivhet,
Ob ein Herre sinem Man niht (q) lihen wil siny lehen
Wie lange ein man ein gut in stiller (r) gewer (s) an
alle ansprache haben sol
Ob ein Man sinen (t) Gesholn vindet, da er des
richters (u) boten niht gehaben (x) mak
Wie man (y) lerkint slahen sol
Wie ein man oder en frowe (z) durch ir sele willen
gâben mak
Welh reht vnd welh craft die (a) hantfestin habent,
die en Vogt vber sin gericht git, oder der burggrafe
oder div stat.
Ob ein (b) Kriech an scheitlute gelazzen wirt
Ob er dem ändern ein phant (c) frâvelich (d) vztreit
oder mit gewalte
Ob ein man seine chinde niht helfen wil.

Vmbe

(i) Censitici. (k) sinnig, angesteckt. (l) Also werden die aus dem Lechfluß durch Augspurg geleitete Canäle genennet. (m) Knecht, Dienstbothe. (n) wegtragen. (o) mit den Wagen über ein Vieh fähret, quetschet. (p) ziehen, unterhalten. (q) belehnen. (r) Besitz. (s) ohne. (t) flüchtigen Schuldner, Beklagter, SCHILTER p. 358. (u) Diener, Waibel. (x) kan. (y) Lehrjungen. (z) Zu ihrer Seele, zu Seelmessen. (a) Urtheilsbriefe. (b) ein Rechtshandel, Schiedsleuten auszumachen übergeben, Compromissium. (c) betrüglich. (d) fortuitum.

Vmbe die Hubſterinne. (d)

Hie hebent ſich an div Capitel von der Burggrafen gerihte.

Waz rehtes der Burggrave gen den (e) litgäben hat, vnde ſie gen im, vnde div ſtat gen dem Burggrafen und gen in

Waz rehts der Burggrafe gen den Becken hat vnde ſie gen im, vndè div ſtat gen den Burggrafen und gen in

Was rehtes der burggrave gen den (f) flaiſshäckeln hat, vnd ſie gen im, vnde div ſtat gegen dem Burcgrafen und gen im

Was rehtes der Burckgrafe gen den (g) Huckern hat, und ſie gen im, vnde die ſtat gen dem Burggrafen vnd gen im.

Welh reht der Burcgrafe hat ob er vnrechtiv mäzz oder vnrecht gelöte vindet, under den litgäben, vnder den becken, vnder den flaiſchhäckeln oder vnder dem (h) fueterern.

Vmbe alle Keufe

Vmbe alle (i) Gulte

Wie man phant gehalten ſol, div (k) gerihte geantwrt wärdent.

Vmbe allen Zins

Vmbe aller ehalten lon

Vmbe kint div man ze (l) antwärcken (m) lat.

Vmbe ehalten die verſpilent, daz ſie (n) vmbe ir

(d) Huren, gemeine Weiber, vid. SCHILTER p. 420. (e) Gaſtgeben, Wirthe. (f) Fleiſchhauer. (g) propolae. (h) Pferdſtallvermiethen, Pferdevorpfleger. (i) Schuld. (k) Gerichtlich überantwortet. (l) Handwerkern. (m) thut, aufdingt. (n) bey.

Herſhafft nicht (o) verdient hant.
Vmbe alle (p) burkſhafft div vmbe gulte iſt.
Vmbe alle (q) fürfänge von allen Vihe
Vmbe gewant daz den ſnidern empholen wird
Vmbe keufel unde umbe verkauferinne, ſwaz man den emphilet zuverkauffene.
Ob ein Jude zi clagenne hat hinz eine Criſten vmbe gulte
Ob ein Jude Win ſchenket
Vmbe allez Spil ane hol vnd vol worfel vnde ane viertäten
Umbe chint div under irs Vater ruete ſint, oder under der phläger ſwaz div verſpilent.
Swaz ein ehalte verſetzet oder verſpilt ſinen Herren ſines gutes
Ob ein man dem andern win vztreit, der ein (r) gewis man iſt.
Ob ein man win vztreit der nihț gewis iſt.
Vmbe (s) wâhrunge vſe Spil
Ob ein man oder ſin gut eins wirts gewalt (t) verboten wirt von dem Burggrafen vmbe gulte
Ob ein burger win ſchenken will, das (u) des Amtes mit enhat.
Vmbe lecken die in mül dingert oder in (x) bach hyſer
Ein jeglich burger der in ein hus dinget, (y) wirt dazze krige, daz rihtet der Burggrafe.
Vmbe alle geſellſhafft, ir ſind zwen oder mer

Vmbe

(o) erworben. (p) Bürgſchaft. (q) Pfändung. (r) Den man drum finden kann, der zu bezahlen hat. (s) leihen. (t) arreſtirt. (u) das Recht. (x) Backhäuſer, die die Becken-Gerechtigkeit haben. (y) kömmt es ins Recht zum Proceß.

Vmbe empfelhnvße der man nit erlangent.
Vmbe alle hiſtivre die verbürget.
Vmbe alle (z) becherten lüte, diner die (a) lien ſind.
Vmbe lute die (b) gelten ſuln vnde mit zuvergeltenne hant.
Ob ein man ſin vihe vmbe zins hinlihet.
Ob ein man dinckflüchtig (c) wirt

So weit gehet das Verzeichniß der Titel und Materien, ſo ferne es mit gröſſern Buchſtaben geſchrieben iſt, und woraus erkannt werden kann, daß der erſte Begriff dieſer Sammlung ſich nicht weiter erſtreckt habe. Denn was mit kleinerer und jüngerer Schrift noch beygeſetzt iſt, und in den übrigen Abſchriften in einer Reihe fortgehet, iſt erſt nach und nach hinzugekommen, und von jüngern Zeiten, gehet in der Rechtſchreibung von dem Originale ab, und dient alſo nicht, die Geſtalt der deutſchen Sprache um Rudolfs Zeiten zu erkennen. Die Grenzen, welche dieſe Beyträge gegenwärtiger Nachricht ſetzen, erlauben nicht, einige Geſetze und Verordnungen ſelbſt anzuführen; wer aber auch hierinnen vergnüget ſeyn will, findet in **Schilters altdeutſchem Wörterbuche** verſchiedene Exempel ganzer Verordnungen, welche er eingeſchaltet hat. Noch mehrere und vergnügendere Einſicht aber verſpricht uns das Vorhaben eines berühmten augſpurgiſchen Rechtsgelehrten, dieſes koſtbare Denkmaal der alten Deutſchen Rechte und Sprache durch den Druck gemein zu machen, und mit nothwendigen Erläuterungen herauszugeben. Wem es bekannt iſt, wie ſehr

(z) Ordens Leute. (a) Legen. (b) Zahlen. (c) ſich vor Gericht nicht ſtellt.

ſich der gelehrte augſpurgiſche Rathsconſulent und Scholarche Herr L. **Chriſtoph Friedrich Weng**, durch die ſo wohl gerathene deutſche Ueberſetzung, der Inſtitutionen Kayſers Juſtinians (s) wie um die Rechte, alſo auch um die deutſche Sprache verdient gemacht habe, der kann ſich zum Voraus viel vergnügliches verſprechen, daß dieſer grundgelehrte, zumal aber in den augſpurgiſchen Alterthümern, Rechten und Freyheiten ganz ungemein erfahrne Mann ſeine wenige übrige Stunden dahin angewendet hat, dieſes augſpurgiſche Stadtrecht durch Gegeneinanderhaltung vieler geſchriebenen Exemplare gegen das Original, in ſeine richtige Geſtalt zu bringen, das dunkele, ſchwere und unverſtändliche durch beygeſetzte kurze aber nöthige Anmerkungen zu erläutern; ſonderlich aber das ganze Werk durch ein beygefügtes critiſches Wörterregiſter recht nützlich zu machen, und in einer vorangeſetzten Abhandlung ausführlichen Bericht von dieſem Buche und deſſen Umſtänden zu geben, und es alſo den Liebhabern unſerer Sprache recht nützlich und angenehm zu machen. Es kann auch nicht anders, als vergnügt gehöret werden, daß ſeine Arbeit ſchon meiſtens fertig ſey, und bey ſich ereignender Gelegenheit dem Drucke bald übergeben werden könne. Ob nun gleich niemand, wer den daraus entſtehenden Nutzen verſtehet und erweget, ſeyn wird, der nicht durch das bloße Vorhaben bewogen worden ſollte, dieſem gelehrten Mann Muth, Geſundheit, und baldige Gelegenheit zu wünſchen, das gelehrte Deutſchland mit dieſer ſchönen Arbeit zu vergnügen: So haben wir doch mit

(s) Man leſe die Critiſchen Beyträge, IX. St. p. 137. f.

mit deſſen gütiger Erlaubniß eine Probe von dem beyzufügenden Wörterbuch oder Gloſſario auch hier anzufügen, deſto weniger Bedenken getragen, je mehr der Herr Verfaſſer die Gedanken vernünftiger Liebhaber unſerer Sprache von ſolcher Ausgabe vorher einzuſehen wünſchet. Ich zweifele aber nicht, daß ſelbige mit den meinigen übereinkommen, und wünſchen werden, daß ihr Verlangen bald möchte geſtillet, und ein ſo wichtiger Beytrag zu dem Andenken unſers alten Vaterlandes bald geliefert werden können.

Probe eines Gloſſarii Auguſtani,
oder critiſchen altdeutſchen Wörterbuchs über das augſpurgiſche Stadtbuch.

A.

Abegat, abgeht, mangelt, vom Dienſt kömmt, oder ſelbſt geht.

Abelan, hinablaſſen, den Wein in den Keller legen.

Aber, abermalen wiederum, hinc Acht- und Aberacht, wiederholte Acht.

Abeſlahen, abſchlagen, den Preis herunter ſetzen, die Waare ſchlägt ab, wird wohlfeiler.

Ahten, etwas nicht achten, z. E. eine Strafe, womit er angeſehen worden iſt.

Ahte Brief, mit dem ähte Brief einen bezwgen, das iſt, durch den Achtbrief erweiſen, daß er in die Acht gekommen ſey.

Ahtenne, achten, ſiehe **Ahten**.

Ahte Acht, ze ähte tvn, in die Acht thun, vz der ähte ſumen, davon losgeſprochen werden; einen

an

an den ächte Briefe ſchreiben, als einen ächten öffentlich anſchlagen.

Aeme, Eichtung.

Aemen, eichten, ſehen ob ein gleich und rechtes Gemäß gebraucht wirde, und nachahmen, es einem gleichthun.

Aeffen, ſich äffen oder anführen, betrügen laſſen.

Aigen, ſiehe **Eigen**.

Aiger, Eyer.

Alle Wäge, jederzeit, wann er will.

Allez, immerzu, unaufhörlich.

Alpuzzer, diſe ſollen mit den Schuſtern heben und legen; ich halte ſie für Schuhflicker, und daß dieß Wort aus Al, Ahl, Schuſterahl (oder Kneipe) und auspuzzen, bünſen leſern entſtanden, und zuſammen geſetzt ſey, indem man noch heut zu Tage ſpricht: die Lerchengarn bünſen, wieder flicken, zumal da die Alpuzzer mit den Schuſtern heben und legen, das iſt, zu ihnen als Zunftgenoſſen gehören ſollen, und ihrer im Artikel von den Rindſchuſtern gedacht wird.

Als dicke, ſo oft. Man ſpricht noch: dickbemeldt an ſtatt oftbemeldt.

Als er, falls er das thue.

Ame, Eicht, Eichtung, ſiehe **Aeme**.

Amt, das Amt, d. i. das Recht empfangen, Wein zu ſchenken.

Amtmann, Beamter, Verwalter.

An, ohne, an der Chläger Wort, ohne der Kläger Einwilligung.

Anbehebt, gerichtlich angeſprochen als ein Eigenthum abgefodert.

Anders,

Anders, auſſer dem, neben dem.

Anderſtunt, anderswo.

Ane werden, anwerden, heiſſet heutiges Tages verſchwenden, hier aber: anderswohin veräuſſern.

Angat, ſwen daz angat, angehet, wer theil daran hat.

angelegen, auf Zins, oder ſonſt nützlich anhgen.

einem angeſigen, den Sieg davon tragen, einen überwinden.

Angewinnen, einem etwas an- oder abgewinnen.

Angiezzen, ein Geſchirr anfüllen, oder es meſſen, richten.

Anheimiſch, daheim ſeyn.

Ankunt, antrifft.

Anlaufen, das zwei Man einander anlaufent, anfallen und mit einander handgemein werden.

Anlait, Anleit ertailen, erkennen, daß den Anleit, das iſt, die erſte ſymboliſche Ergreifung des Beſitzes von ſeinem Unterpfande, durch gerichtliche Nehmung eines Spans (wenn dieß Unterpfand ein Haus) oder eines Raſens, (wenn es ein Grundſtück iſt) und Liferung deſſelben in das Gericht, ſolle genommen werden.

Anhut mit Recht wieder vorden, zurück begehren, wenn der Schuldner den Darleiher bezahlt, oder ſich mit ihm vergleicht.

Gewalt anleit, Gewalt anlegt oder gebraucht.

Ane lait durch bezzerung an ander gut, das Gelt anlegt, zu eines andern Guts Beſſerung, oder Beſten und Unterhalt.

Annimmt, wenn einer ſich eines fremden Guts annimmt, d. i. vorgiebt, es gehöre ihm.

Ansprach, Anklage, sich deren entschlagen, oder von der Anklage durch seinen Eid oder Zeugniß sich los wirken. it. Klage, vindicatio.

Antwärk, Handwerk.

Antwärk laßt oder dingt ein Chind auf, zu Erlernung eines Handwerks.

Antworten, sich auf eine Klage einlassen.

Antworten mit Gerichte, gerichtlich einsetzen, ausantworten oder behändigen.

Anvahen, ein Vih als sein Eigenthum ansprechen und wegnehmen wollen.

Anvallen, ein Vih als Sein zur Hand nehmen.

Appricher, abbricht, den Floß zertheilt, zertrümmert.

Arbeit, ein mit seiner Arbeit gewonnes Gut, Eigenthum.

Arbeiten, das Brod arbeiten, vermittelst gehöriger Arbeit machen, backen.

Armbrust, Balläster, ein Geschoß, worauf mit Pfeilen geschossen wird. von arm und brachen, lassen, birsten, schiessen, daher Gebürste, ein Forst.

Arwenik, verdächtig.

Aufgehabt, gefangen, einen aufheben, gefangen wegführen.

Augspurger Pfund, siehe **Pfund**.

Anwasel, todes oder getödtetes Vieh, ex privativa particula *ab* & **Weesen** oder Seyn, delinere esse, siehe SCHILTER. Gloss. Teut. h. v.

Axes, eine Axt.

IV.

Schreiben eines Unbekannten an die Verfaſſer dieſer Beyträge. *

Meine hochzuehrende Herren!

Erlauben ſie, daß itzo ein bloßes Papier mit ihnen etwas rede; da ſie den Urheber deſſelben nicht wiſſen. Man pfleget ſich ſonſt bey einem Briefe allemal die Perſon desjenigen vorzuſtellen, welcher ihn geſchrieben: Und ſo kann man ihn immer beſſer verſtehen. Ich geſtehe gerne, daß ſie dieſes Vortheils itzo entbehren müſſen: Aber ſie werden mir dieſes nicht verübeln. Ich weis kein ander Mittel, ihnen meine Gedanken über einige Dinge zu eröffnen, da ich in Perſon davon mit ihnen nicht reden will: Ich hoffe auch nicht, daß ihnen dieſer Brief deswegen unverſtändlich ſeyn wird: Ich bin vielmehr verſichert, daß ſie ihn itzo beſſer beurtheilen werden, und daß ſie ſich nicht ſcheuen werden, das, worinn ich irre einen Irthum zu nennen. Sie würden vielleicht zweifeln, ob ſie dieſes thun dürften; wenn ſie wüßten, wer durch dieſe Blätter mit ihnen ſpräche. Sehen ſie, meine Herren, ſo iſt es ihr eigener Nutzen, daß ſie itzo einmal von einer unbekannten Hand etwas leſen, welches ſie ſonſt wohl nicht

* Ungeachtet der Verfaſſer dieſes Schreibens, ſich eben des Rechts wieder uns bedienet, deſſen wir uns ſonſt gegen alte und neuere Scribenten bedienet haben: So haben wir ihm dennoch, auch ohne ſein Anſuchen, einen Platz in unſern Beyträgen gönnen wollen. Unſere Leſer mögen urtheilen, in wie weit ſeine Beurtheilungen gegründet ſind, oder nicht. Nur an wenigen Stellen wollen wir kleine Anmerkungen unter den Text ſetzen, um uns in einigen Stücken zu rechtfertigen.

nicht eben gewohnt sind. Haben sie gleich der Welt die Freyheit nicht gegeben, an sie so zu schreiben, wie man sonst an eine gewisse Person unter ihnen, als an einige Tadlerinnen oder einen Biedermann zu schreiben pflag, oder wie man die hamburgische Gesellschaft anreden konnte: So nehme ich mir doch diese Freyheit.

Wenn ich ihnen meinen Namen hätte kund thun wollen: So hätten sie ihn schon gleich zu Anfang dieser Papiere gefunden. Denn das erste, wovon ich mit ihnen reden will, betrifft die ordentliche Einrichtung der Briefe. Diese verdienet vielleicht eine Aenderung: So sehr auch die Gewohnheit dabey tyranniſiret. Ich ziele nicht auf die Schreibart derselben, denn es ist ausgemacht genug, daß diese natürlich und angenehm seyn muß. Wie ein Brief das enthalten soll, was man mit der Person geredet haben würde, wenn man sie in Gegenwart gesprochen hätte, so muß man auch so natürlich schreiben, wie man spricht. Was man spricht, das wird nur einmal gehöret, was man aber schreibet, das wird mehr als einmal gelesen. Daher soll man noch mehr überlegen, was man schreibt, als was man spricht: Obgleich es gut wäre, daß man auch allezeit so spräche, als wenn alles aufgeschrieben würde. Der Annehmlichkeit, welcher man sich im Reden befleißigen soll, soll man sich auch im Schreiben befleißigen, aber ebenfalls etwas mehr. Eben diese Regel aber, die uns zeiget, wie man schreiben soll, die zeiget uns auch, wie man die Briefe äusserlich einrichten soll. Wenn man mit jemand sprechen will, so pfleget man nicht erst mit ihm zu sprechen,

und

und hernach ihm zu zeigen, wer es geweſen, der mit ihm geſprochen. Nein, wenn wir mit jemand ſprechen wollen, ſo zeigen wir uns ihm ſo gleich, da wir ihn anreden. Ich weis nicht, was ich für Urſachen angeben ſoll, um welcher willen man ſich hierinn nicht nach den alten Griechen und Römern richtet. In lateiniſchen Briefen folget man ihnen noch zuweilen: Aber man hat ſchon längſt einige geſehen, die dieſes für eine kleine Pedanterey hielten; daher man auch die lateiniſchen Zuſchriften itzo nicht mehr nach der alten Art eingerichtet ſiehet. Ich bin kein eigenſinniger Verehrer des Alterthumes; aber ein eigenſinniger Vertheidiger einer Sache, die vernünftig iſt. Es iſt wahr, es iſt eine Kleinigkeit, wohin man ſeinen Namen im Briefe ſetzet: Aber man hat in Kleinigkeiten kein gröſſer Recht etwas ohne Grund zu thun, als in wichtigen Dingen. Mich deucht, es würde mir angenehmer ſeyn, wenn ich gleich im Anfange eines Schreibens den Namen meines Correſpondenten ſähe; ins beſondere wenn es eine Perſon wäre, deren Hand ich nicht kennete. Der Grund davon iſt dieſer, weil es natürlich iſt. Aber wie wüßte der wohl zu leben, der die Gewohnheit verlieſſe? Es iſt wahr, die Welt iſt in vielen Stücken vernünftig: Aber das iſt dennoch heutiges Tages oft genug, den Namen eines Thörichten zu bekommen, wenn man dieſer Göttin, dieſer Tyrannin, nicht auf allen Altären opfern will, welche man ihr erbauet ſiehet. Einen Brief auf die gewöhnliche Art zu ſchlieſſen, iſt nicht unrecht, weil man auf dieſe Art von demjenigen Abſchied zu nehmen pfleget, mit welchem man geſprochen hat. Aber ſo ſollte man

auch einen Brief auf die Art anfangen, wie man zu reden pfleget, wenn man zu iemand kömmt, um mit ihm zu sprechen. Wenn man den Ort seines Aufenthalts und die Zeit, da man geschrieben, am Anfang der Briefe setzen wollte: So würde die polite Welt sagen: Das ist auf Kaufmannsart: Da es doch ebenfalls natürlicher ist, als wie man es sonst zu machen pfleget. Wenn man in Kleinigkeiten nicht nöthig hätte vernünftig zu seyn, so wollte ich mich schämen, von dergleichen Dingen etwas niederzuschreiben. Und wenn ich dafür hielte, sie glaubten dasselbe, meine hochzuehrende Herren, so wollte ich itzo auf eine Entschuldigung denken, ehe ich darinn fortführe. Ich halte es aber nicht für nöthig. In Ansehung des Raumes auf dem Papiere, auf welchem man nicht zu schreiben pflegt; ist ihnen die gewöhnliche Mode bekannt genug. Ueberhaupt davon zu sagen, so ist dasselbe nicht zu verwerfen, weil es artig aussieht.

Ob aber die gewöhnliche Bestimmung dieses Raumes den Augen angenehmer sey, als diejenige, welche in diesem Briefe beobachtet ist, und welche man sonst in gedruckten und geschriebenen Sachen zu beobachten pflegt; das ist nicht schwer auszumachen. Insgemein aber pflegen die Menschen aus zweyen gleich angenehmen Dingen dasjenige zu erwählen, welches in Ansehung anderer Sachen sich ihnen mehr, als das andere, anpreiset. Die gewöhnlichen Grenzen aber, welche man den Buchstaben in einem Briefe gesetzet hat, geben zu der Unbequemlichkeit Anlaß, daß die Erbrechung des Siegels oft das Papier verletzet, und den Leser hindert, den rechten Verstand zu über-

überkommen. Wem ist das nicht bekannt, und wie manchem hat dieses nicht Verdruß gemachet? Aber wer hat das Herz, davon abzugehen? Siehet nicht diese Art, meine Herren, in der Sie einige Stücke dieser Blätter mit der Dinte verschonet sehen, eben so angenehm, als die andere? Es versuche es ein Buchdrucker, und lasse ein Buch auf die Art drucken, wie man die Briefe zu schreiben pfleget: Werden die Leute sagen, das sieht schöner? Aber ich weis wohl, was mir entgegen stehet, und ich erkenne schon die Schwäche meiner Schlüsse: Das sieht nicht so aus, wird man sagen, als ein Brief aussehen muß.

Ist es nicht auch eine kleine Thorheit, daß man den sogenannten Postscripten ein P. S. vorsetzet? Denn könnte man dieses in deutschen Briefen nicht auch mit einem deutschen Namen benennen? Und was ists überhaupt nöthig, den Namen des Dinges dabey zu setzen, indem ein jeder wohl siehet, daß man es nicht vorher geschrieben hat, da man den Brief noch nicht geschlossen hatte?

Endlich ist es auch eine Thorheit, daß man den Aufnamen * eines Briefes ohne Unterscheid auf französisch verfertiget. Würde man etwa in den Ländern, wo man deutsch spricht, nicht auch deutsche Aufnamen verstehen? Kömmt nicht die rechte Bestellung eines Briefes am meisten auf dumme Postjungen an, die einen Brief oft besser bestellen würden,

* Aufnamen, scheint uns ein sehr unbequemes Wort zu seyn, wenn man die Aufschrift, auf dem Umschlage des Briefes dadurch andeuten will. Warum bedient man sich doch lieber neuer, als gewöhnlicher Wörter, wenn dergleichen vorhanden sind, die das verlangte ausdrücken?

den, wenn sie den Aufnamen desselben verstehen könnten? Ich möchte nur gerne den Ursprung solcher Gewohnheiten wissen. An Handwerks-schlechte Kauf- und andere geringe Leute kann man noch die Addresse auf deutsch machen, ohne sie zu beleidigen; auch wohl an geistliche Personen, wenn man da nur an den Titeln nichts fehlen lässet. Aber man versuche es, und mache an vornehme Leute, ja auch nur an Leute, welche sich in ihren Gedanken etwas über den Pöbel erheben, eine deutsche Aufschrift, oder unterlasse zu schreiben, Herrn Herrn: Wie sehr wird man sie beleidigen? Und wie bald werden sie von uns urtheilen, daß wir nicht zu leben wissen?

Wie kann sich doch die Einbildung und die Gewohnheit vernünftiger Wesen bemeistern? Ich möchte wünschen, meine hochzuehrende Herren, daß sie durch ihr Exempel und durch ihre Vorstellung die Gewalt schwächen möchten, welche dieses Vorurtheil über die Gemüther der Menschen hat. Sie gehen mit vielen jungen Leuten um, und ihre Schriften werden * vielerwärts gelesen. Bey jenen haben sie Gelegenheit genug, davon zu reden: Und in diesen könnten sie auch wohl einmal darauf kommen. Es wäre bloß deswegen der Mühe werth, damit junge Gemüther die Kraft einer Gewohnheit bestreiten lerneten, welche ganz und gar keinen vernünftigen Grund hat. Wenn sich die Menschen erst angewöhneten, die Ursachen solcher Dinge zu untersuchen, an welchen sie so eifrig kleben; so würden sie dieses auch vielleicht in wichtigen Dingen anfangen. Und

* Vielerwärts, ist eben so ein neugemachtes Wort, dessen man wohl entübriget seyn könnte. Warum sagt man nicht: an vielen Orten? das ist bekannt und verständlich.

Und wenn sie sähen, daß man an Dingen hangen kann, die gar keinen Grund haben, so würden sie viele Dinge nicht darum thun, weil sie eingeführet sind. Ich stelle mir zwar nicht vor, daß auch sie dieses sobald abschaffen werden: Denn in wie viel Thorheiten der Menschen muß man sich nicht schicken, um sie nur nicht zu beleidigen? Aber ich will auch auf eine andere Sache kommen.

Man ist mit unterschiedenen Redensarten sehr freygebig, welche mehr auf sich haben, als man damit sagen will. Will man sagen: Dieses ist eine ausgemachte Sache: so saget man z. E. **Gott hat uns von nichts theuerere Versicherungen gegeben** ꝛc. **Es ist nichts, das dieß und das mehr bekräftiget** ꝛc. **Keine Wahrheit ist ausgemachter als diese** ꝛc. **Die ganze Natur zeuget von nichts mehr als** ꝛc. **Man kann dieß mit nichts besser beweisen. Nichts kann das Gemüth der Menschen mehr in Unruhe setzen** ꝛc. **Nichts ist geschickter uns hiezu zu bewegen** ꝛc. **Keine Sache verdienet mehr Aufmerksamkeit.*** Wollen sie dergleichen Ausdruck in ihren Schriften sehen, so sehen sie die Preise an, im Jahre 1730 auf der 37 Seite, welcher wie mich deucht, auch über dem so hätte lauten sollen:

* Wenn man in einer gemeinen und natürlichen Schreibart etwas abfasset: So ist es allerdings besser, sich der gewöhnlichsten Redensarten zu bedienen. Daher fehlen alle die, so in historischen, oder dogmatischen Büchern viel Umschweife machen, und auf unerhörte Ausdrückungen sinnen. Allein Redner und Poeten dörfen, sonderlich in dem sinnreichen Vortrage, nicht allemal bey den gemeinsten Redensarten bleiben; sondern es ist ihre Schuldigkeit, sich auf eine zierlichere Art auszudrücken.

Keines Satzes Beweis ist jemals so leichte gewesen ꝛc. Gewiß derjenige leget sich ein weitläuftiges Erkenntniß von Dingen bey, welcher behaupten will, daß er sich solcher Ausdrücke in ihrer strengsten Schärfe bedienet habe. Dieses läßet sich nicht von allen denen vermuthen, welche solche Redensarten brauchen: Ja es ist oft unmöglich. Daß ich derjenigen Fälle nicht einmal erwähne, in welchen ein solcher Ausdruck offenbar falsch ist. Es ist daher wohl außer Streit, daß Ihre Mühe nicht vergeblich seyn würde, M. H. wenn sie uns einst eine Abhandlung von falschen Gedanken * liefern wollten. Sie sind dazu scharfsinnig genug, dieselben wahrzunehmen. Und wenn Sie diejenigen anzeigeten, deren sich die Scribenten unserer Zeit zu bedienen pflegen, so würden sich junge Leute am besten für dieselbe hüten können. Denn es sind viele falsche Gedanken, welche sehr artig klingen. Deswegen sind sie vielen so angenehm; und es sind nicht alle geschickt, das Falsche, so in denselben steckt wahrzunehmen. Der Antilongin kann zwar in dieser Materie gute Dienste leisten. Aber er erschöpfet sie nicht.

Ich weis nicht, warum die niedersächsischen und obersächsischen Gelehrten sich so gerne Herren nennen,

* Es ist eine solche Abhandlung von falschen Gedanken bereits in den Antrittsreden der Gesellschaft vorhanden, die der Herr Verfasser nur nachschlagen kann. Herr Liebers hat selbige abgefasset. Doch dünkt uns, daß man diesen Fehler, den der Herr Kunstrichter tadelt, nicht eigentlich zu den in oratorischem Verstande falschen Gedanken rechnen künne. Denn nicht alle Sätze, die falsch sind, kann man falsche Gedanken nennen. Es sind vielmehr Unwahrheiten, und unbedachtsame Aussprüche. Falsche Gedanken sind in der Beredsamkeit fast eben das, was in der Malerkunst ein falsches Licht ist.

nen, daß jene insgemein schreiben, die Herren Obersachsen, und diese, die Herren Niedersachsen. Man sagt ja sonst schlechtweg die Franzosen, die Engeländer, die Schweizer, die Italiäner. Ich weis nicht, woher diese Höflichkeit entstanden ist?

Wenn man die Stelle eines Buches anführen will, so setzet man z. E. B. 1. Haupst. 1. Bl. 20. Ich kann nicht wissen, warum man hierinn so genau der lateinischen Art, die Stelle eines Buches anzuführen, folget, da es doch der deutschen Sprache ganz zuwieder lautet. Man muß es doch anders aussprechen, warum kann man es denn nicht auch anders schreiben? Die nothwendigen Vorwörter sollte man dabey auch nicht auslassen. Im Lateinischen kann man es wohl kurz fassen; das geht aber im Deutschen nicht an. Man sollte also billig folgendergestalt die Stelle aus einem Buche anführen: Im 1 B. 2 Hauptst. auf der 20 S. Denn auch dieses ist verkehrt, daß man die Blätter anführet, da es doch Seiten sind. Einer fängt dergleichen Dinge ohne Vorbedacht an, dem folgen hernach andere, und denen alle. Wie leicht aber kann man dergleichen ändern, zumal Sie, meine Herren, da sich doch in solchen Dingen viele nach ihren Schriften richten.

Ich weis nicht, warum man das Ue beständig brauchet, da es doch, wie Ui lautet, und dieses eben so leicht, als jenes, zu drucken und zu schreiben ist*.

* Uns dünkt, die Ursache ist so schwer nicht anzugeben. Ui ist ein Doppellaut, der ganz anders klingt, als das deutsche ü. Man spreche das Französische Lui, Celui aus, und nehme pourvû

Ohne, sagt man, regieret den Accusativum, und dieses nicht ohne Grund: Warum aber schreibt man denn allezeit **ohne dem**? Warum nicht **ohne das** *. Ohnedieß finde ich in ihren Preisen 1729. auf der 21, und 1730. auf der 41 S.

Wenn man Zahlen schreibet, so machet man insgemein einen Punct, wenn die Zahl aus ist: Ich sehe gar nicht, um welcher Ursachen willen dieses eingeführet ist **.

Man pflegt den Artikel **der**, **die** **das** fast ohne Unterscheid auch an statt welcher zu gebrauchen. Ich glaube aber, daß unsere Sprache weit deutlicher werden würde: Wenn man dasselbe nicht thäte. Warum soll man beyderley Art Wörter vermengen, da ein jedes seine bestimmte Bedeutung hat, und der Artikel **der, die, das** auch seinem Klange nach etwas **anzuzeigen** scheinet, **welcher** aber sich **auf etwas zu beziehen** ***.

War-

---

pourvû dazu, so wird man den Unterscheid merken. Nun soll das û dem letzten und nicht dem ersten gleich ausgesprochen werden: Wie wird sich das anders thun lassen, als durch Ue?

* NB. Es geschieht aus eben der Ursache, weswegen der Herr Verfasser dieses Schreibens kurz vor dieser Stelle geschrieben hatte: Sich für **dasjenige hüten**; da es doch **vor demjenigen** heissen muß. Es sind auch unter uns Leute, die sonst einer niedersächsischen Mundart gewohnt gewesen, und sich dieselbe noch nicht in allen Stücken abgewöhnet haben. Der Herr Kunstrichter sollte als ein Niedersachse mit seinen Landsleuten etwas mehr Geduld haben.

** Gleichwohl hat es der Herr Verfasser in seinem Schreiben selbst gethan. Aber über solche Dinge giebt man ja keine Regeln. Wer sie nicht für gut hält, der mache sie nicht mit. Man wird ihn darinn nicht verdammen.

*** Man kann hiervon keine andre Ursache geben, als weil man

Warum behält man die lateinischen Endungen der Namen bey, als Petrus, Paulus, Lutherus, Calvinus? Warum sagt man nicht Peter, Paul, Luther, Calvin, da es der deutschen Sprache gemässer ist? Haben doch auch die Franzosen und andere Völker dergleichen Namen nach der Art ihrer Sprache verändert. Luthers wohlgerathne deutsche Uebersetzung der Bibel hat ohne Zweifel viel zur Aufnahme der deutschen Sprache beygetragen: aber ich glaube auch, daß durch dieselbe viele Ausdrücke in unsere Sprache gekommen sind, welche sehr undeutlich sind. Und dieses kömmt daher, weil er sich oft gar zu genau an die Grundsprachen gehalten, und nicht gemerket hat, daß dasselbe eigene Redensarten dieser Sprachen wären, welche nur nach dem Verstande hätten übersetzet werden müssen. Sonderlich sind, wie ich dafür halte, dergleichen Ausdruckungen in die Gottesgelahrtheit gekommen, welches auch ganz natürlich ist, zumal die Gottesgelehrten sich so gerne biblisch ausdrücken. An statt

man in ganz Deutschland so redet. Der Mann, den ich da gesprochen habe; das Buch, das ich gestern gekauft ꝛc. so spricht ein jeder: Aber der Herr Verfasser irret sich. Der, die, das ist nicht einmal ein Pronomen demonstrativum; sondern nur ein Artikel. Jenes heißt, derjenige, diejenige, dasjenige. Wird nun gleich von vielen der Anhang weggelassen, so bleibt es doch im Genitivo und im Plurali ein großer Unterscheid, ob ich sage des oder dessen, der oder derer, den, oder denen. Das letztere ist das Pronomen demonstrativum, womit man etwas anzeigen will, das erste ist der Artikel. Auch in der Uebersetzung D. Luthers ist der, die, das als ein Relativum gebraucht. Z. E. im Evangelio, von den sieben Brodten steht: Die Jünger aber denen, die gespeiset wurden; nicht welche, und so an unzähligen Orten.

aber, daß dieses die Erkenntniß göttlicher Dinge befördert, so unterdrücket es dieselbe vielmehr, weil der Zehente keinen deutlichen Begriff von solchen dunkeln Wörtern haben kann. * Ich habe schon unterschiedene dergleichen Redensarten gefunden, welche man häufig in Luthers Uebersetzung antrifft, aber welche unverständlich und unserer Sprache gewiß nicht eigen sind. Ich will zu einer andern Zeit ihnen darüber meine Meynung eröffnen, wenn ich dieselben erst etwas mehr erwogen haben werde.

Die Gedanken, welche ich von der Verbannung der ausländischen Wörter aus unserer Sprache und von der Rechtschreibung habe, will ich ihnen ebenfalls ein andermal kund thun, wenn ich ihnen erst weiter nachgedacht habe.

Itzo will ich ihnen nur einige Ausdrücke und Wörter vorlegen, deren sie sich in ihren Schriften bedienen, und welche meines Erachtens nicht zu rechtfertigen sind.

Da sich der Leser nicht sehr viel zu gute thut, ist ein Ausdruck, welcher sich in den Preisen auf das Jahr 1732, auf der 38 Seite befindet, und welcher in einem solchem Gedichte, als dasselbe ist, etwas zu niedrig zu seyn scheinet.

In

* Wir machen uns dieses Urtheiles nicht theilhaftig, und überlassen es ihm selbst, daß er sich mit den Herren Gottesgelehrten darüber vergleiche. Daß es übrigens verschiedene nunmehro veraltete Wortfügungen und Redensarten in der Bibel gebe, das leugnen wir nicht. Z. E. **ich kenne des Menschen nicht; er bedarf ihr; wes ist das Bild** und dergleichen. Allein, ob es deswegen rathsam sey, eine neue Uebersetzung zu machen, das ist eine andre Frage.

In eben denselben Preisen stehet auf der 29 S. **in der Blüthe erstichen.** Eine Blüthe kann wohl zerdrücket aber nicht erstichet werden. Man sagt, in der Geburt erstichen. Mir ist nicht bewußt, daß man von der Blüthe eine solche Redensart hat: Wenn man aber eine davon machen wollte, so müßte es diese seyn: In der Blüthe unterdrücken; so wie man sagt, im ersten Ausbruche unterdrücken *.

Eben daselbst auf der 30 Seite stehet folgendes; **Nicht alles ist wahr, was wahrscheinlich ist, und vieles hingegen ist wahrscheinlich, was doch nicht wahr ist.** Hier soll sich ein Gegensatz befinden, aber ich kann nicht leugnen, ich sehe ihn nicht. Mich deucht, die beyden Sätze sind einerley **. Ich glaube es hat heissen sollen: **Vieles hingegen ist nicht wahrscheinlich, was doch wahr ist.** Dieses ist ein wahrer Satz, und dem andern entgegen gesetzet.

In den Antrittsreden ihrer Gesellschaft finde ich auf der 290 Seite: **Jedermann muß dieses nöthig benennen,** an statt nennen.

Eben daselbst auf der 304 S. stehet: **Den Ursprung dieser Sache zeuget Quintilian,** an statt

---

* Das Wort erstichen, kann ja auch in metaphorischem Verstande gebraucht werden, und die Redensart wird dadurch nur desto schöner; wie alle Lehrer der Redekunst und Poesie behaupten.

** Man giebt diesen Fehler gerne zu, und hat es längst wahrgenommen, daß ein Versehen darinn vorgegangen. Allein, wer kann sich vor allen solchen Uebereilungen sattsam hüten, so lange man noch ein Mensch ist?

ſtatt bezeuget, oder zeiget, oder von dem Urſprunge zeuget Quintilian *.

Eben daſelbſt auf der 114 S. ſtehet **meine wenige Perſon**; Man ſagt wohl, meine wenige Geſchicklichkeit, und meine geringe Perſon, aber jenes ſagt man nicht **.

Am Ende der Vorrede des andern Theils ihrer eigenen Schriften finde ich dieſe Bitte an den Leſer: **Bleibe unſern fernern Bemühungen gewogen.** Man kann wohl alten Bemühungen, welchen man ſchon gewogen iſt, gewogen bleiben, aber denen Bemühungen, welche man noch erſt erwartet, muß man erſt gewogen werden ***.

In eben dem Theile, in der Aufſchrift der 147 S. ſtehet das Wort **Herzgeliebte**, deſſen Zuſammenſetzung wohl nicht regelmäßig iſt. Doch das hat vielleicht der Buchdrucker Schuld, weil vorher Herzlichgeliebte ſtehet.

Ich weis nicht, ob **immermehr** ein gutes Wort iſt; **Was hat euch immermehr das arme Kind gethan** ****? Man

---

* Dieſe beyde Verſehen ſind von eben der Art, als das vorige. Es begehrt ſie niemand zu vertheidigen.

** Auch dieſes kann gar leicht ein Druckfehler ſeyn, der, hernach in der Geſchwindigkeit überſehen worden. Wie leicht iſt wenige für geringe geſetzt, zumal bey einer unleſerlichen Hand.

*** Die Bemühungen können entweder, als eine fortdaurende Handlung, oder als das, ſo durch die Bemühungen hervorgebracht wird, angeſehen werden. Thut man dieſes, ſo hat der Herr Verfaſſer recht: Verſteht man aber jene, ſo kann der Leſer auch unſern ferner anhaltenden und fortdaurenden Bemühungen gewogen bleiben, ſo wie er es bisher den vorigen iſt.

**** Weñ **nimmermehr** gut iſt, ſo muß auch dieſes gel-

ten.

Man brauchet es hier in Obersachsen viel, und ich glaube, es ist aus dem Worte nimmermehr entstanden, dessen Zusammensetzung regelmäßig und vernünftig ist: Die Zusammensetzung des Worts immermehr aber giebt gar keinen Verstand.

Sie nennen sich allezeit, meine Herren, Mittglieder der deutschen Gesellschaft: Da es doch regelmäßiger wäre, daß sie sich nur Glieder nenneten. Ein jeder von ihnen ist der andern Mittglied, dieses ist wahr: Aber mit wem sind sie, alle mit einander zusammen genommen, Glieder? Mit niemand. Wie können sie sich denn Mittglieder nennen? Von allen Arbeitern, die an einem Hause bauen, saget man nicht: Das sind die Mittarbeiter, welche dieß Haus bauen. Sondern man sagt, das sind die Arbeiter. Einer aber ist des andern Mittarbeiter. Es ist eben, als wenn ich eine ganze Gesellschaft reisender Personen Reisegefehrten nennen wollte*.

Ein

---

ten. Denn sowohl die Theile, als die Zusammensetzung sind regelmäßig. Die Bedeutung aber wird durch den Gebrauch gerechtfertiget, ob sie gleich nicht der Bedeutung der Theile gemäß ist. Wir haben mehr solche Wörter: Z. E. vielleicht, entsteht aus viel, und leicht, bedeutet aber ganz was anders.

* Wenn der Herr Kunstrichter wüßte, was für Spöttereyen über dieses Wort, wenn es schlechterdings gesetzt wird, gemacht zu werden pflegen: So würde er sich den Zusatz nicht verdriessen lassen. Aber mit Erlaubniß: Warum schreibet der Herr Verfasser Mittglieder mit einem doppelten tt, da er doch im Worte mit nur ein einfaches setzte? Wir sehen keinen Grund darinn. Wir erinnern dieses nur, um ihm zu zeigen, wie schwer es sey, auf alles Achtung zu geben.

Ein vieles brauchen einige von ihnen sehr oft, und doch wird es im 1 B. der Beyträge auf der 245 S. getadelt *.

Sie bedienen sich des Wortes **Rechtschreibung** ohne Unterscheid: Aber wie artig klingt das nicht, eine falsche Rechtschreibung. Rechtschreibung ist eine Anweisung recht zu schreiben. Lieber sollten sie das Wort Schreibart brauchen; oder weil dieses doch auch etwas anders andeutet, das Wort Schreibung, oder **was** ** sie sonst beliebte.

Auf dem Titel der Sammlung von ihren Antritts-und Abschiedsreden, stehet: **Welche pflegen abgelesen zu werden.** Sie sind ja nur einmal abgelesen. Aber sie haben sich nur undeutlich ausgedruckt.

Im 1 Theil ihrer eigenen Schriften finde ich auf der 36 S. **ich mache mir das Versprechen.** Man sagt wohl, einem andern ein Versprechen thun; aber

---

* Es kann leicht seyn, daß etwas in unsern Beyträgen getadelt, und dennoch von andern Mitgliedern der Gesellschaft noch nicht beobachtet wird. Die Beyträge sind kein Werk der ganzen Gesellschaft, sondern nur einiger weniger Mitglieder derselben, oft auch wohl gar einiger auswärtigen Gelehrten, wie gegenwärtiges Stücke.

** Der Herr Verfasser nehme es uns nicht übel, daß wir ihn hier abermal eines Versehens erinnern. Man sagt nicht das beliebt **mich**, sondern **mir**. Er wird wohl kein Obersachse seyn, wie er uns oben zu verstehen geben wollte. Aber zur Sache. Das Wort Rechtschreibung ist mit Orthographie von einerley Nachdruck, und doch sagt man, daß die Zessianer eine seltsame Orthegraphie gehabt! Nach der Meynung dessen, der da schreibt, ist die allerschlechteste Rechtschreibung dennoch **recht** gewesen. Schreibart heißt der Stilus; darum kann es hier nicht statt finden.

aber dieses sagt man nicht. Es sollte geheissen haben, ich mache mir die Hoffnung.

Eben daselbst auf der 39 S. stehet einmal **häßlich**, und bald darauf **heßlich** *.

Ich weis auch nicht, ob man sagen kann: **Seine Gedanken irgend wovon eröffnen**; ich habe dieses hin und wieder von ihnen gebraucht gefunden. Es ist auch überall eingeführet: Ich habe mich auch dieses Ausdrucks schon selbst bedienet: Aber ich glaube nicht, daß er natürlich ist. Man kann seine Gedanken wohl offenbaren, kund thun, heraussagen: Aber man kann sie nicht **offen machen**, als eine Thüre **.

Einen Wall zerschmettern, finde ich in den Preisen 1734. auf der 9 S. Felsen, Mauern und Bäume können wohl zerschmettert werden: Aber keine Sachen, welcher Theilchen nicht fest mit einander verknüpfet sind ***.

Ein Mitglied des menschlichen Geschlechts könnte ein Mensch genannt werden, wenn das ganze Geschlecht der Menschen eine einzige Gesellschaft ausmachete. So aber wird es wohl nicht können gesagt

---

* Man sieht leicht, daß dieses nur ein Druckfehler ist.

** Die metaphorischen Ausdrückungen scheinen unserm Richter gar nicht zu gefallen. Indessen kann man sie doch nicht verwerfen. Man sagt ja, einen Anschlag eröffnen, ein Vorhaben eröffnen, obgleich diese Dinge auch nicht, wie Thüren, aufgesperret werden können. NB. Offenmachen ist kein deutsch, es muß aufmachen heissen.

*** Es giebt Wälle, die mit Mauren und Gewölbern gefüttert sind. Diese können also auch zerschmettert werden.

gesagt werden, wie ich es finde in den Preisen 1734, auf der 22 S.*

Eben daselbst auf der 28 S. stehet **darzu**, welches wohl an statt dazu gesetzet ist. Denn sie wissen selbst wohl, daß das r nur alsdann eingeschaltet wird, wenn zweene Lautbuchstaben sonst auf einander folgen würden, als daraus, darinn. Man sagt nicht dardurch, darvon, darmit ꝛc.**

Dergleichen stehet auf der 30 Seite, wo es **welches** heissen soll. Denn ein Schauspiel soll nicht einem Gemählde des menschlichen Lebens gleich seyn, sondern es soll ein Gemählde des menschlichen Lebens seyn.

Wie wir darein gerathen sind, finde ich auf der 33 S. vielleicht an statt **dahinein**.

Auf der 36 Seite finde ich eine **gewisse Vermuthung**. Ich weis nicht, ob man das wohl sagen kann, oder ob es nicht einen Wiederspruch enthält. Denn so bald eine Vermuthung untrieglich wird, so höret sie auf, eine Vermuthung zu seyn ***.

Auf

---

* Man stellt sich im Rechte der Natur das menschliche Geschlecht als eine große Gesellschaft vor. Und wie oft hört man nicht auch von der menschlichen Gesellschaft reden?

** Man saat aber, darbiethen, dargeben, darleihen, darreichen, darstellen u. a. m. So schwer ist es, etwas allgemeines in Sprachen zu bestimmen. Doch kann das beurtheilte Wort leicht ein Druckfehler seyn, und wir wollen es nicht vertheidigen.

*** Der Herr Verfasser hat sich ohne Zweifel nicht besonnen, daß man auch von unbekannten Sachen das Wort brauchet. Z. E. Es hat ein gewisser Mensch mit mir gesprochen, den ich nicht nennen kann. Es bleibt also noch ungewiß, wer er sey, ob ich ihn gleich einen gewissen Menschen nenne.

Auf der 40. S. ſtehet folgende Wortfügung: Er nöthiget euch, daß ihr ihm Gelegenheit geben **mögtet**, anſtatt **möget**.

Auf der 46 wird eines Einfluſſes in unſere **weltlichen** Handlungen Erwähnung gethan, welches, wie ſie ſonſt ſchreiben, **weltliche** heiſſen müßte.

Abwechslungen ſtehet in den Preiſen 1733, auf der 18 Seite an ſtatt Abwechſelungen. Auf der 19 S. **verehrungswürdig**, an ſtatt verehrenswürdig. Auf der 21 zum **Wachsthum**, an ſtatt Wachsthume. Auf der 43 **ehe** an ſtatt eher.

In den Preiſen 1732, auf der 21 S. iſt **derer** nicht recht gebrauchet.

In den Pr. 1730, auf der 30 S. finde ich **furchtbar**, welches ganz neu zu ſeyn ſcheinet, aber nicht nach der Zuſammenſetzung der andern Wörter, die ſich auf **bar** endigen, gemacht iſt. Man hat ja das Wort fürchterlich. *

Eben daſelbſt wird auf der 32 S. der Reichstag 1530. ein **ausgeſchriebener Reichstag** genannt. Iſt das nicht eben ſo überflüßig, als wenn ich das Haus, darinn ich wohne, ein erbauetes Haus nennen wollte. **

In

* Die Bedeutung dieſer Wörter iſt ganz unterſchieden. Furchtbar heißt formidable, fürchterlich heißt terrible. Ich kann wohl ſagen: Eugen war den Türken furchtbar, aber nicht fürchterlich. Ein furchtbares Schwerdt iſt was anders, als ein fürchterliches. Zudem iſt die Bedeutung der Zuſammenſetzung gemäß. Denn wie **ſtrafbar**, **brauchbar**, **unleugbar** ſo viel heißt, als was geſtrafet, gebrauchet und nicht geläugnet werden ſoll und kann; ſo heißt auch furchtbar, das, was gefürchtet werden ſoll oder kann.

** Wir ſind anderer Meynung. Heute zu Tage giebt es in Deutſchland einen fortwährenden Reichstag, und der wird

In dem erſten Stücke von ihren Beyträgen haben ſie den Gebrauch der Wörter vor und für beſtimmet: Sie haben aber an unterſchiedenen Orten ihrer Schriften dagegen gehandelt (wenn ſie z. E. Sorgfalt **vor** die Handhabung der Gerechtigkeit ſchreiben in den Pr. 1733. auf der 18 S. **Was für** Vortheil, ſo wohl auf dem Titel der Rede 1733. als auf der 21 S. derſelben, etwas **vor** Wahrheiten annehmen, auf der 24 **vor** untergeſchoben halten, auf der 25, **vor** die Gemeine, auf der 41, **vor** die Augen, auf der 45, und **vor** die Weltweiſen, auf eben derſelben S. von der gedachten ſonſt vortrefflichen Rede. So habe ich auch gefunden, daß ſie gebrauchet haben **vor** ein Gut, **vor** ein Mittel, 1732, 21 **vor** deine Unterthanen, 32 **vor** ſeine Ehre verſchwenden 1728, 27 **vor** ſeine Treflichkeiten, 1730, 3 **vor** die Augen 1730, 42. *

Mehr als zu viel iſt eine Redensart, welche ſo wohl ſie, als andere, oft brauchen, welche aber keinen Verſtand hat. ** Man ſagt auch: Mehr als genug. Und das iſt verſtändlich, jenes aber nicht.

In

---

nicht ausgeſchrieben. Damals aber ward er noch allezeit ausgeſchrieben. Wenn es Häuſer geben wird, die nicht gebauet worden, ſo wird das Gleichniß richtig ſeyn.

* Hierauf dient das zur Antwort, daß die Beyträge nur Arbeiten einzelner Mitglieder ſind, die nicht allemal von der ganzen Geſellſchaft genehm gehalten werden. Doch hat auch unſer Herr Verfaſſer oben ſehr oft dieſe Wörter nicht unterſchieden.

** Das iſt ein wenig zu dictatoriſch! Es kann doch noch wohl einen Verſtand haben, wenn es gleich dem Herrn Verfaſſer nicht ſo gleich einfällt. Man hat ja in Vergröſſerungen und Verkleinerungen unzählige ſolche Redensarten, die zu viel oder zu wenig ſagen. Auch im Donate kömmt ſchon ein Plusquamperfectum vor, und die piſciculi minuti ſind aus dem Terenz bekannt.

In der Rede, welche 1733 den Preis der Beredſamkeit erhalten, finde ich auf der 39 Seite folgendes: **Der Witz verkehrter Menſchen iſt doch zuletzt erſchöpfet worden, und man hat die alten irrigen Lehren wieder hervor ſuchen müſſen, wenn man ſeiner raſenden Begierde die Kirche zu beunruhigen, Genüge leiſten wollen.** Ich glaube nicht, daß eine ſolche Begierde ſich jemals bey einem Ketzer gefunden hat. Sie verdienete den Namen einer raſenden Begierde genug, wenn man ſie anträfe. Es hat wohl Ketzer gegeben, welche durch ihre Neigungen ſind angetrieben worden, allerley Sätze zu behaupten, von welchen ſie nicht eben überzeuget geweſen ſind: Aber ich glaube, daß die Zahl derſelben ſehr geringe iſt. Bey ihren Anhängern haben dieſe Neigungen ſchon aufgehöret; obgleich auch einige derſelben wohl nicht aus Ueberzeugung den Lehren ihrer Vorgänger beygepflichtet haben. Das aber glaube ich niemals, daß unter allen neuern Ketzern ein einziger gefunden werden ſollte, welcher ſich vorgenommen, die Kirche zu beunruhigen, welcher hin und her gedacht, welche Sätze er behaupten wolle, um dieſes ins Werk zu ſtellen; welcher keine neue Meynungen finden können, die von der Lehre der Kirche, darin er ſich befand, abgiengen, und welcher deswegen eine Meynung angefangen hat zu behaupten, welche ſchon in der erſten Kirche als eine irrige Meynung angeſehen worden. Ich geſtehe es gerne, daß ich mir einen ſolchen Menſchen nicht einbilden kann. Die Neigungen der Menſchen ſelbſt verſtatten es ihnen nicht, daß ſie ſo denken. Darum, daß jemand auf eine Meynung fällt, die ſchon in al-

ten Zeiten von andern vertheidiget worden iſt: Kann man nicht gleich ſagen, er habe ſie aus denen Zeiten hervor geſucht. Wer die ſogenannten Ketzer nur etwas kennet, der ſiehet genug, daß ſie von der Gewißheit ihrer Sätze eben ſo ſehr überzeuget zu ſeyn glauben, als wir ſelbſt von unſern. Wer wollte ihnen denn eine raſende Begierde beylegen, die Kirche zu beunruhigen? Es pflegen wohl einige Gottesgelehrten ſo zu reden, wenn ſie die Meynungen verhaßt machen wollen, welche von ihrer Lehre abgehen. Daß aber dieſes Verfahren in der Sache ſelbſt gegründet ſey, werden ſie ſelbſt kaum glauben.

Uebrigens können ſie ſich mich als einen aufrichtigen Gönner * ihrer Bemühungen vorſtellen. Ich werde es mit Vergnügen leſen, wenn ſie mich in ihren Beyträgen verſichern wollen, daß ihnen dieſe Zuſchrift angenehm geweſen. Und ich möchte nur wünſchen, alle Unannehmlichkeiten in derſelben vermieden zu haben. Fahren ſie fort, dem menſchlichen Geſchlechte Nutzen zu ſchaffen, und leben ſie wohl und vergnügt.

---

* Das klingt ein wenig groß! Es fehlt nur noch, daß uns der Herr Verfaſſer auch ſeinen Schutz und ſeine Gnade verſprochen hätte. Gleichwohl ſcheinet aus allen dieſen bisher gemachten Anmerkungen nicht, daß ihr Urheber viel vornehmer ſey, als ſoviele Mitglieder unſerer Geſellſchaft ſind, die theils ihrer Geburt, theils ihren Bedienungen nach nicht wenig Hochachtung verdienen. Denn Perſonen von noch höherm Stande pflegen ſich mit grammatiſchen Kleinigkeiten ſo bekannt nicht zu machen, als unſer Herr Kunſtrichter ſich gemacht hat; es wäre denn, daß er etwa mit einem fremden Kalbe gepflüget hätte, welches wir aber um verſchiedener Urſachen halber dießmal nicht vermuthen können.

V.

Schreiben an die Verfaſſer der critiſchen Beyträge. (*)

Helmſtädt. den 17 Jenner des Jahrs 1737.

Hochzuehrende Herren,

Ich nehme mir die Freyheit, als ein treugeſinnter Deutſcher, dem die Ehre ſeines Vaterlandes allezeit zu Herzen gegangen iſt, meine Zuflucht zu ihnen zu nehmen, als zu ſolchen Männern, die durch einen patriotiſchen Eifer für unſer Deutſchland, und durch eine gründliche Einſicht in deſſen Gelehrſamkeit, wo nicht von allen, dennoch von den meiſten Verſtändigen, in zweifelhaften Fällen für Richter erkannt werden. Verzeihen ſie mir, hochzuehrende Herren, daß ich hier ein öffentliches Urtheil anzeige, dadurch meine eigene Hochachtung, ſo ich für die Verdienſte einer ſo berühmten Geſellſchaft habe, als diejenige iſt, deren Mitglieder ſie ſind, beſtärket wird. Erwarten ſie aber auch allhier keine weitläuftige Lobſchrift. Ich komme nicht, als ein Lobredner ihrer Verdienſte; ſondern als ein Betrübter, ihnen meinen Kummer zu entdecken, und wo möglich bey ihnen Hülfe zu finden.

(*) Dieſes Schreiben iſt uns auf eine ſolche Art eingehändiget worden, daß wir dem Begehren, ſelbiges in unſre Beyträge einzurücken, nicht haben zu wieder ſeyn können. Wir laſſen aber dem Verfaſſer deſſelben die Verantwortung deſſen, was er behauptet hat, und erbieten uns gegen den critiſirten Scribenten, ſeiner Vertheidigung ebenfalls einen Platz in dieſen Bogen zu gönnen.

Die Begierde Bücher zu ſchreiben, hat das Unglück, daß ſie faſt allezeit mit der Unfähigkeit, etwas Gutes hervor zu bringen, verknüpfet iſt. Der Name eines Scribenten kömmt den meiſten Leuten ſehr ſchön vor, wenn ſie ihn gleich um den Preis, ſchlechte Scribenten zu heiſſen, erkaufen müſſen. Es iſt doch gar zu angenehm, ein Schriftſteller zu ſeyn, und der Welt etwas zu leſen zu geben; wenn es gleich auch hier oftmals heiſſen möchte, wie Johann Franke ſagt:

Der mehr zu leſen ſchreibt, als er ſelbſt hat geleſen.

Dieſe unerſättliche Begierde groſſe Werke von kleinem Nutzen zu ſchreiben, iſt ohne Zweifel an ſo vielen Büchern Schuld, worüber ſich Verſtand, Vernunft, Geſchmack, die Sprachen, und am meiſten die Zeit, ſo theils der Verfaſſer, theils die Leſer dabey verſchwenden, zu beſchweren haben. Ich weis nicht, hochzuehrende Herren, ob ſie mir Unrecht geben würden, wenn ich behauptete; daß die entſetzliche Menge moraliſcher Wochenſchriften, welche ſeit 7 oder 8 Jahren in Deutſchland zum Vorſcheine gekommen, ebenfalls aus der Begierde, ein Buch zu ſchreiben, entſprungen iſt. Der Sachſenſpiegel, der dreßdniſche Sokrates, der leipziger Sokrates, der vernünftige Träumer, das moraliſche Fernglas, die ſorgfältigen Mütter und Väter, die aufrichtige Bemerkerinn, das galante und gelehrte Dreßden ꝛc. bezeigen zur Gnüge, daß ein leerer Kopf ſich gar wohl unterſtehen könne, der Welt ein magres Buch mitzutheilen, deſſen Inhalt zwar viel Verwegenheit, aber auch eben ſo viel Unfähigkeit anzeiget.

Ich

Ich gestehe es, meine Herren, ich selbst bin ein großer Verehrer solcher Schriften. Die Discourse der Maler, der Patriot, die Tadlerinnen, der Biedermann, der alte Deutsche, und die Matrone werden nach meiner Neigung, niemals zu ofte von mir gelesen werden. Allein eben die Schönheit und Richtigkeit der Gedanken, die gesunde und vernünftige Sittenlehre, so sie in sich enthalten, und die schöne und angenehme Schreibart, womit die mehresten unter denselben vorgetragen sind, haben mich allezeit überredet, daß diese Gattung von Schriften eine der allerschwersten sey. Dieses habe ich nun ostmals in meinem Herzen bedauert. Wie glücklich wären die Deutschen, wenn sie allezeit Gelegenheit hätten, wöchentlich ein paarmal ein Blatt zu lesen, welches mit lauter vernünftigen Gedanken erfüllt, und in einer guten Schreibart abgefasset wäre; darinnen sie ein Gegengift wider die bösen Sitten, wider allerhand kleine Fehler, welche deswegen noch nicht gut sind, weil sie in einer Republik keiner Strafe unterworfen sind, wider den Aberglauben, wider die Unvernunft u. s. w. haben möchten. Die Gelehrten zwar, zumal die Weltweisen, könnten dieser Schriften noch eher entbehren: allein da die Monatschriften am meisten für unstudierte Leute geschrieben werden, welchen sonst nicht leichtlich ein vernünftig Buch in die Hände geräth; so sind sie auch am meisten zu beklagen, wenn ihnen eine so schöne Gelegenheit zu ihrer Erbauung, und Belustigung entgeht. Von den letzt angezogenen Wochenschriften haben sie unfehlbar einen solchen Nutzen gehabt. Diese sind von Männern verfaßt worden, welche ihrem Vorhaben gewachsen waren; wel-

che ſich die Ausländer, zu Muſtern vorgeſetzt hatten; und welche nicht nur aus Begierde zu ſchreiben; ſondern zum Nutzen ihrer Mitbürger die Feder anſetzten. Dieſe haben auch unſerm Vaterlande bey den Ausländern Ehre gemacht, und gezeigt, daß kein Weg ſo ſchwer ſey, den nicht auch unſere Landesleute mit eben ſo gutem Fortgange wandeln könnten, als jene. Aber es iſt ſehr zu beklagen, daß ihre Nachfolger ſo ſehr aus der Art geſchlagen ſind. So groß ihre Anzahl iſt, ſo nöthig wäre es, aus allen mit einander, wo möglich, einen guten Scribenten zu machen. Sie haben ſich bisher aus allen Kräften bemühet, die Ehre unſerer Nation zu Schanden zu machen; und es iſt ihnen gut von ſtatten gegangen. Ich zweifle auch nicht, daß ſie dieſelbe bey unſern Nachbarn mit der Zeit noch gänzlich zu Grunde richten werden; wofern ihnen nicht auf eine oder die andere Art Einhalt geſchehen kann.

Dörfte ich ihnen, hochzuehrende Herren, doch nur bey dieſer Gelegenheit den Sammler nicht nennen, welcher die Geduld ſeiner Leſer vergangenes Jahr, durch eine ungemein mittelmäßige Wochenſchrift gemisbrauchet hat. Er gehöret mit unter die Anzahl der Gernſchreiber, und würde vielleicht mit einer umſtändlichern Sammlung von Alterthümern, und curieuſen Raritätenkammer, fremder Gebräuchen mehr Ehre eingeleget haben, als mit einer ſolchen Schrift. Der gute, liebe Mann! hat ſich um nichts weniger bekümmert, als was zu einem moraliſchen Blatte gehöret. Er hat vielleicht viel alte und rare Chroniken, auch ſchöne Hiſtorienbücher und andere Sachen mehr geleſen. Zum Unglücke aber ſind ihm nur die-

jeni-

jenigen nicht zu handen gekommen, welche ihm zu ſeinem Vornehmen am nöthigſten geweſen wären. So oft ich ein Blatt von ihm zu leſen bekommen, darinn er ſeine Kenntniß in der engliſchen Sprache verrathen will, hätte ich ihm von Grunde meiner Seelen den engliſchen Spectator zum Durchleſen gewünſcht; und außer dieſem, ihm die Kenntniß aller andern Schriftſteller dieſer Nation gerne geſchenkt: Auf dieſe Art wäre dem Sammler und ſeinen Leſern geholfen geweſen. Denn die Leſung dieſes vortrefflichen Buches hätte ihn entweder von ſeinem Vorhaben abgeſchrecket, und ihm gezeiget, was für ſtarke Flügel zu dieſem Fluge gehören: Oder er hätte ſeine Kräfte angeſtrenget, wo möglich, den Fußtapfen dieſes erlauchten Vorgängers zu folgen, und uns alſo etwas leſenswürdigers in die Hände gegeben.

Allein, dieß iſt ihm zu allem Unglücke nicht eingefallen. Er hat vielleicht einmal etwas von einem franzöſiſchen Glaneur geſehen, oder geleſen, und ſogleich die Entſchlüſſung gefaſſet, ſeinen Deutſchen einen Sammler zu ſchreiben. Ich ſchweige noch zur Zeit von dieſem Namen ſelbſt, ob er deutſch ſey oder nicht, und ob ein Autor, ſo bald er den Vorſatz faßet, eine moraliſche Schrift zu ſchreiben, auch das Recht erhält, ſeinen Landsleuten neue und unerhörte Wörter zu machen. Hierinnen haben unſere heutige Moraliſten was rechtes gethan: und ich wollte wetten, daß man aus unſerm Sammler allein, ein halbes Wörterbuch, aller derer Wörter und Redensarten, die man im Deutſchen nicht verſteht, und nicht brauchen ſoll, zuſammen bringen könnte. Ich behalte es mir vor, weiter unten davon zu handeln; und will

vorjetzo einige Blätter dieses theuren Schriftstellers nach den Regeln der Critik durchgehn.

In dem ersten Blatte nennet der Sammler, die schweizerischen Maler seine Vorgänger, und giebt dadurch zu verstehen, daß man seine Monatschrift für eine Nachahmung ihres schönen Werkes anzusehen habe. Als ich dieses las, freuete ich mich herzlich; allein ich wurde durch den gleich darauf folgenden Scherz, **wer in der einen Hand einen Wind und in der andern einen Wunsch faßet, der hat in beyden Händen ohngefehr gleich viel,** um ein merkliches in meinem Vergnügen gestört. So kalt und abgeschmackt haben die Maler niemals gescherzt! Die Winde müssen doch in Göttingen sehr körperlich seyn, daß die Einwohner sie so mit den Händen ergreifen können; und es ist Schade, daß sie keinen Hafen haben, sonst könnten sie es, wie die Lappländer machen, welche, nach dem glaubwürdigen Zeugnisse der alten Weiber, den vorbeyfahrenden Schiffern in einem Schnupftuche Wind verkaufen sollen. Man hat in der That diesen guten Matronen sehr unrecht gethan, wenn man sie wegen dieser Erzählung bishero ausgelachet hat: Der Sammler bezeugt so gleich in seinem ersten Blatte, daß man bey ihm eben diese Kunst kann. Und ich glaube ganz gewiß, daß ers nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre: Denn daß ers als einen Scherz sollte gebraucht haben, dazu ist er viel zu klug und gesittet. Er weis gar zu wohl, daß ein Schriftsteller, welcher die ganze artige Welt auf eine angenehme Art unterhalten will, nicht mit solchen abgeschmackten und zweydeutigen Possen aufgezogen kommen darf, wo-

fern

ſern die erſte Seite ſeiner Schrift ihn nicht ſo gleich in ein ſehr ſchlechtes Anſehn ſetzen ſoll.

Er fährt ferner fort, und verſichert ſeine Leſer, daß ſein Blatt doch etwas weſentliches, ſichtbares und begreifliches ſey, und alle Vortheile des Papiers, als Papier betrachtet, habe. Das iſt nun wohl des Hrn. Sammlers ſein Scherz! das wird er doch der Welt nimmermehr als wahr aufbürden wollen! Sein Papier iſt Papier! und hat alle Vortheile des Papiers! Noch mehr, ſein Papier iſt weſentlich, ſichtbar und begreiflich! und das will er ſeinen Leſern, welche, wie aus dem dieſem Stücke beygefügten Regiſter der Verleger, erhellet, bey nahe in ganz Europa ſind, weis machen! In Wahrheit, das iſt eine feine Art, wie ein Scribent ſeinen Leſern ſo gleich mit dem erſten Blatte ein Mistrauen gegen ihre eigene Klugheit beybringen kann. Denn wer das nicht weis, was der Autor hier ſagt, der hat wahrhaftig einen Moraliſten höchſt nöthig, der ihn lehre, daß das Papier nicht nur weſentlich, ſichtbar und begreiflich; ſondern, was noch mehr iſt, daß es Papier ſey. Das iſt in der That eine Liſt, die man in dem Sammler nicht ſuchen ſollte! Und alle ſeine Vorgänger können es ſich nicht rühmen, einen ſolchen Anfang ihrer Schriften ausgefunden zu haben.

Jedoch verfährt dieſer liebe Mann ganz billig mit ſeinen Leſern. Er begehrt nicht, daß ſie es ihm auf ſein Wort glauben ſollen, Papier ſey nur Papier; nein, er giebt ſich die beſondere Mühe, es ihnen zu beweiſen. Wie macht er denn das? Er ſpricht: Die ſorgfältigen Hausmütter, die Fett- und

Pfef-

Pfefferkrämer, die Caffewirthe, die Tabacksschmaucher und andere nahrhafte Leute werden es schon in gewissen Nothfällen brauchen, und wer weis, ob nicht alle meine hohe und niedrige Leser, es sich auf eine oder die andere Weise zu Nutze machen. Ich lasse es dahin gestellet seyn, was seine Leser nunmehro machen werden: Ob sie gesonnen sind zu glauben, was er vorhin gesagt hat; oder ob sie diesen Beweis nicht stark genug finden? Ich muß gestehen, daß er mich auf die Gedanken gebracht hat, der Sammler meyne es nicht recht aufrichtig mit denselben. Denn wer seinen Blättern eine solche Prophezeihung thut, die er nimmermehr glaubt, dem traue ich nicht viel guts zu. Wie sollte er sie aber glauben? Wem ist jemals die Lust angekommen, für Caffee-Fett-Gewürz-und Pfefferkrämer ein Buch zu schreiben? Gewiß niemanden, und dem Sammler am allerwenigsten. Schlimm genug, wenn ein Verfasser wieder alles Vermuthen so unglücklich ist, in dergleichen Hände zu gerathen! Aber um dieser Ursache willen, hat wohl niemals jemand die Feder angesetzt; und wir würden gewiß noch diese Stunde von keinem Sammler etwas wissen, wenn er versichert gewesen wäre, daß es ihm so gehen würde.

Was aber nahrhafte Leute für Thiere sind, das weis ich nicht, und ich wünschte, daß unser Moraliste es an den Rand gesetzt hätte. Nahrhaftes Fleisch und Bier, und andere Speisen sind mir bekannt; auch daß die göttingischen Würste nahrhaft sind, das weis ich: Aber von nahrhaften Menschen habe ich noch in meinem Leben nichts gehört. Ja ich glaube,

daß.

daß der Sammler dieſe Frage den Menſchenfreſſern, oder ſeinen Troglodyten, mit denen er, wie es ſcheint, beſſer bekannt iſt, als mit uns, thun müßte: Dieſe würden es ihm ohnfehlbar zu ſagen wiſſen, ob die Göttinger nahrhafter ſind, als andere Leute, und welcher Nation ſie in dieſem Stücke am ähnlichſten kommen?

So demüthig ſich unſer Moraliſte nun gegen ſeine Leſer geſtellt hat; ſo fremde kömmt es mir vor, daß er ihnen bald darauf den Namen der **Blockköpfe** beyleget. Gewiß, eine artige Schmeicheley! und eine neue Erfindung, wie ſich ein Schriftſteller beliebt machen kann! Was werden die guten Mitbürger des Sammlers nicht für eine Zuneigung gegen einen Mann bekommen, der ſie gleich Anfangs für dumme Köpfe ſchilt? Denn ſo habe ich mir dieſes Wort von einer Perſon, die im ſchlechten Deutſchen ſo erfahren iſt, als unſer Autor, erklären laſſen. O ſchade für alle Eingänge der bisherigen Monatſchriften! Bey unſerm Sammler müſſen ſie in die Schule gehen! Der wird ſie lehren, wie man auf eine neue, erhabene, und edle Art die Herzen der Leſer an ſich ziehen müſſe!

Was meynen Sie aber, hochzuehrende Herren, wer derjenige Mann ſey, welchen wir hier vor uns haben? Derjenige, der in einer Stadt, welche, durch den neuerrichteten Siz der Muſen, die Augen der Welt auf ſich ziehet, das Herz hat, mit einer moraliſchen Schrift aufzutreten, und ſich zum allgemeinen Sittenrichter aufzuwerfen? Kurz, was meynen Sie wohl, wer unſer Sammler ſey? Sie werden vermuthlich denken, es ſey ein anſehnlicher, erfahrner,

gelehr-

gelehrter, und berühmter Mann: Deſſen Stand, Kenntniß der Welt, Beleſenheit, Gründlichkeit, ihm in und auſſerhalb ſeiner Vaterſtadt Ruhm und Ehre zuwege gebracht hat: Ein Mann der dasjenige, was er in ſeinem Leben nach langem Fleiſſe, vieler Mühe, und Ueberlegung, durch Nachforſchen und Tiefſinnigkeit, in den Wiſſenſchaften gründliches, in der Staatskunſt nützliches, im gemeinen Weſen löbliches oder unvollkommenes, in den Handlungen der Menſchen thörichtes, oder lächerliches, in ihren Urtheilen ungegründetes, u. ſ. w. bemerket und geſammlet hat, denenſelben in einer wohlabgefaßten Schrift vorſtellen, und ſie dadurch zum Guten anzumahnen, und von dem Gegentheile abzulenken ſuchen will. Allein, hochzuehrende Herren, das iſt vielleicht vor dieſem Mode geweſen; aber jetzo nicht mehr. Nein! nein! unſer Sammler iſt aufs allerhöchſte 24 Jahr, ſage, vier und zwanzig Jahr alt. Erſchrecken Sie nur nicht, hochzuehrende Herren! Setzen ſie deswegen kein Mistrauen in ſeine Kräfte! Er hat alte Bücher geleſen, gute Nachrichten geſammlet, kluge Leute gehört, und, inſonderheit von ſeinem Oheim einen Schatz von nützlichen Anmerkungen geerbet, woraus er ohne groſſe Mühe ſeine Blätter anzufüllen gedenket. Da ſehen wir die Quellen, woher unſer Autor ſeine Moral hernehmen wird! Es geht mit ſeiner Schrift alles ganz natürlich zu! ſo ſehr mir bey ſeinen 24 Jahren bange war, es möchte etwas Hexerey mit unterlaufen. Allein was thut eine gute Erbſchaft von nützlichen Anmerkungen nicht? Nunmehro weis ich, wie es den Leſern gehen wird. Unſer 24jähriger

Mo-

Moraliſte wird es machen, wie jener junge Arzt, der von ſeinem Vater ein Faß voll alter bewährter Recepte ererbte. So bald ein Kranker zu ihm ſchickte, fiel er vor dieſem Faſſe nieder, bethete andächtig und griff darauf hinein. Das erſte Recept, welches ihm in die Hand kam, das gab er hin: Vors übrige ließ er den Himmel und die gute Natur des Patienten ſorgen. So wird es uns mit unſerm jungen Sittenrichter auch ergehen. Drum verdient er wohl, daß ſeine Leſer einen andächtigen Seufzer für ihn thun; damit ſeine Hand ſtets zur nützlichſten Anmerkung gelenkt werde. Der Autor verſichert uns ferner, daß **er nicht nur eine Menge Briefſchaften und Schriften durchſtört; ſondern auch allerley gedruckte Bücher, in was für Sprachen und Ländern ſie auch geſchrieben ſeyn mögen.** Hiermit will er nun zwar zu verſtehen geben, daß er die Kenntniß aller Sprachen beſitze: Allein, es iſt unfehlbar ſein Scherz; und ich hoffe, daß wir die Erlaubniß haben werden daran zu zweifeln. Wir fürchten für ſein junges Leben, wenn er ſchon ſolch eine große Gelehrſamkeit beſitzen ſollte: Denn wir haben von unſern Wärterinnen das wahre Sprichwort gehört: Kluge Kinder werden nicht alt. Und es wäre ewig ſchade, wenn die menſchliche Geſellſchaft ein ſo theures Mitglied vor ſeinem 90ſten Jahre verlieren ſollte!

Nunmehro beliebt es dem Hrn. Sammler uns auch die übrigen Quellen, woraus er ſchöpfet, kund zu thun. Dieſes ſind nun . . . was meynen Sie, hochzuehrende Herren? es ſind . . . erſchrecken ſie nicht! **irgend ein ſpaniſcher Roman, oder**

ein

ein engliſches Pamphlet, oder gar ein arabiſches Manuſcript. Wer hätte denken ſollen, daß die ſpaniſchen Romanen und englichen Pamphlets, welche man ſonſt allezeit für die ſchlechteſten Schriften dieſer Nationen gehalten hat, bey unſerm Moraliſten noch zu den Hauptquellen der Weisheit werden ſollten? Nunmehro glaube ichs bald, daß er alle ſeine Leſer zum Beſten hat, und ſie durch ein unbeſonnenes Bekänntniß von ihrer eigenen Unbeſonnenheit, ſich einem ſo jungen Führer anzuvertrauen, überführen will. Er ſpricht, **die Gelehrten und Beleſenen würden ſich ein beſonderes Vergnügen machen, die Quellen zu erkundigen, woraus er ſchöpfet.** In dieſem Falle möchte ſich unſer Sammler leicht irren. Ich glaube nicht, daß er zweene Leſer aufweiſen kann, welchen die Luſt angekommen ſeyn ſollte, die Quellen zu verkundſchaften, welche ein ſo trübes Waſſer geben: Ich wollte ihm aber wohl 20 dagegen aufbringen, welche ihn von Herzen gern der Mühe überheben würden, ein Buch zu ſchreiben, darinnen nichts klügers vorkommen ſoll, als was in den ſpaniſchen Romanen ſtehet. **Die Unſtudierten,** ſagt er weiter, **werden es ſich lieb ſeyn laſſen, in gutem Deutſch dasjenige zu vernehmen, was ſie in einer fremden Sprache ſonſt nicht verſtehen.** Sachte! ſachte! mein Hr. Sammler! wir wollen weiter unten ein paar Worte von dem guten Deutſch reden, welches dem allerſchlechteſten gewiß ſehr ähnlich ſieht.

Der junge Hr. Moraliſte ſpricht: **Ich, meines Orts, ſchreibe dabey ein Buch ſonder Kopfbrechen.** Das glauben wir ihm! Der Kopf hat

uns

uns gar zu wehe gethan, da wir ſeine Schrift geleſen haben, als daß der ſeinige was ſollte empfunden haben, da er ſie geſchrieben hat. Denn das iſt ſonſt die Regel: Je mehr Kopfwehen die Leſer bey einer Schrift haben, je weniger hat der Verfaſſer dabey gehabt. **Denn**, fährt er fort, **ich finde ſchon alles vorgearbeitet, und darf nur links und rechts zugreifen.** Das gebe ich ihm wieder zu; ja, ich glaube, er habe gar die Augen dabey zugemacht. Allein er muß gewohnt ſeyn, ſehr ſchlechte Bücher um ſich zu legen, wenn er ſo herumzugreifen geſonnen iſt. Er ſpricht: **Ich werde dadurch ſehr vielen berühmten Männern unſerer Zeit ähnlich.** Ey welchen berühmten Männern denn? Mein lieber Herr Moraliſte! Es iſt wahr:

Les grands vices immortaliſent,
Autant que les grandes vertus. *Deshoulieres.*

Aber wer hätte das gedacht, daß der ſtolze Sammler, welcher ſich Anfangs keinen geringern, als die Schweizer Maler, zum Vorbilde annimmt, nunmehro denen Gelehrten nachahmen will, welche, wenn ſie Bücher ſchreiben, ſo blindlings, links und rechts um ſich greifen. Ey! der Sprung iſt zu arg! und faſt ſo tief als möglich iſt.

Nunmehro giebt ſich unſer junger Moraliſte eine Amtsmine, und beſchließt das Blatt mit dieſen Worten: **Denn die Tadelſucht kann mich nicht niederwerfen; weil ſie nur auf fremde Maſten ſtürmet, und die Lobſprüche können mich nicht aufblaſen; weil mein Gewiſſen zeugt, daß ſelbe nicht mir, ſondern denen zukommen, aus deren Vorrathe ich geſammlet habe.** Das

war nun wohl gewiß ein Stückchen aus einem ſpaniſchen Romane, vielleicht zu verſuchen, wie den Leſern dieſe Art zu reden gefällt. Ja, ja, die fremden Maſten, die ſtürmende Tadelſucht, die aufblaſenden Lobſprüche, das iſt ſo ein Verſuch, wie eine Periode ausſieht, welche links und rechts zuſammengegriffen iſt.

Indem ich dieß erſte Stücke weglegen und ein anderes vor die Hand nehmen will, ſo fällt mir noch die Ueberſchrift in die Augen:

Quæcunque ſedens modo legerat, hæc eadem ſtans
Proferet. *Juvenal.*

Können ſie es errathen, hochz. Hrn. warum dieſer Vers da ſteht; ſo ſind ſie glücklicher als ich? Ich kann michs nicht rühmen. Will der Sammler etwa ſeinen Leſern zu verſtehen geben, daß er im Sitzen leſen, und im Stehen reden kann? Wer hat daran jemals gezweifelt? Wir wollen ihm auch gar die Erlaubniß geben, ſich wieder nieder zu ſetzen, wenn er müde iſt. Denn wer wollte einem Moraliſten, der ſchon 24 Jahr alt iſt, nicht alles zu gute halten? Kurz, ich weiß nicht was der Autor mit dieſem Verſe haben will; außer daß mir dabey die Worte des Horaz eingefallen ſind:

- - - - - in hora ſæpe ducentos,
Vt magnum, Verſus dictabat, ſtans pede in vno.

Verzeihen Sie es mir, hochzuehrende Herren, daß ich mich bey dem erſten Stücke ſo lange aufgehalten habe. Ich könnte zwar wieder die übrigen eben ſo viel einwenden; denn ſie ſind einander gleich: Allein ich darf Dero Geduld nicht mißbrauchen, und werde alſo nur von den vornehmſten die mir hier und dar in die Augen fallen, mit wenigem etwas ſagen.

In

In dem 2ten Stücke will der Sammler auf diejenigen Leute ſchmähten, welche die alten Zeiten den jetzigen vorziehen. Er fragt ſie: **Ob ſie denn lieber ohne Betten, Kammern, Küchen und Hausgeräthe ſeyn, lieber mit den Wölfen und Bären ſich herumzauſen, und ſtatt ihrer gegenwärtigen Behauſungen in Hölen und Klüften leben wollten?** Er fragt das Frauenzimmer: **ob ſie ihre Hauben, Locken und Zöpfe abthun, und ihre lange, ungekämmte, ungekräuſelte und ungepuderte Haare über die Schultern wollten fliegen laſſen? Ob ſie anſtatt der Andriennen, eine Thiershaut oder eine rohe Leinwand umnehmen wollten? Und ob ſie ſich wünſchten, auf dieſe Art hinter einem Pfluge herzutraben?** Ich weis nicht an was für Liebhaber des Alterthums unſer Sammler gekommen ſeyn muß; allein ich kann mich in dieſe Leute nicht finden. Wenigſtens kenne ich nicht eine Seele, welche die alten Zeiten deswegen den jetzigen vorziehet, weil man damals keine Häuſer, Kleider, Wäſche, oder andere dergleichen Bequemlichkeiten gehabt hat. Ich wollte dem guten Sammler rathen, er möchte ſeine Leute noch einmal fragen, was ſie durch die Vorzüge des Alterthums verſtehen? Da wird er hören, daß es ganz andere Sachen ſind, als er angeführet hat. Folglich, ſagt dieß Blatt nicht, was es ſagen ſoll, und die Wiederlegung unſeres Moraliſten gilt ſo viel, als gar keine. Wenn mir es einmal in den Sinn käme, die alten Zeiten den jetzigen vorzuziehen; ſo würde es ohnfehlbar wegen der damaligen Tapferkeit, Ehrlichkeit, wegen der Hoch-

achtung gegen die Wissenschaften, wegen der Freyheit, und insonderheit deswegen geschehen, weil diese Zeiten von den jungen Moralisten noch nichts wußten. Wir merken bey diesem Stücke noch an, daß der Ausdruck: **Die alten Zeiten müssen sich vor den neuern verkriechen**, gar zu niederträchtig sey.

In dem 3ten Stücke kann sich der gute Sammler unmöglich länger enthalten, ungelobt zu bleiben. Deswegen bricht er die Gelegenheit dazu recht vom Zaune ab. Er erzählt, wie viele Briefe an ihn gekommen wären: Und weil er der Welt auch gerne mit seinem Lebenslaufe dienen will, und nicht weis, wie er denselben auf eine gute Art anbringen kann: So erdichtet er einen Brief, der (wie leicht zu denken ist) mit seinem Lobe anfängt, und den Sammler um die Erzählung seines Lebens ersuchet, wozu er sich auch ganz willig finden läßt, gleichwie er es sich anfangs vorgenommen hatte. Es kömmt hierinnn nichts merkwürdiges vor, als die Entdeckung, daß unser Sammler ein Anverwandter des Bürgers ist, von dem er seine rare Anmerkungen ererbt hat; und dessen Fußstapfen er in dieser Schrift zu folgen gedenkt. Wem also jener bekannt ist, der wird sich noch leichter von unserm jungen Sittenrichter einen Begriff machen können.

In dem 4ten Stücke bekommen wir eine Probe, wie unser Autor moralisirt. Er will von der Wollust reden; allein er hat es nicht gut befunden, uns zu sagen, was er unter dem Namen der Wollust versteht. Deswegen habe ich mir die Mühe nehmen müssen, es zu errathen; und da habe ich gefunden, daß der Sammler unter dem Namen der Wollust,

nicht den Misbrauch derjenigen Güter, die der Höchſte zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menſchen erſchaffen, verſtehet; wie es ſonſt doch von allen Weltweiſen dafür gehalten wird: Sondern er verſteht unter dieſem Worte den erlaubten Gebrauch derer Sachen, die uns unſer Leben verſüſſen. Wem iſt es aber jemals in den Sinn gekommen, daß dieß die Wolluſt ſey? So wenig hat der Sammler den wahren Sinn des Wortes davon er uns auf einem halben Bogen vorſchwatzet, überlegt. Nun mag er immerhin ſagen: **Jeder ſchmält auf die Wolluſt und jeder ſuchet ſie. Die Weltweiſen ſelbſt ſchwatzen uns viel Böſes davon vor, und dennoch leben ſie nach ihrer Bequemlichkeit. Sie ſchreiben inzwiſchen der Wolluſt alle Laſter der Menſchen zu. Allein der Menſch, und nicht die Wolluſt iſt hierinnen zu ſchelten. Die Wolluſt verderbt die Menſchen nicht; ſondern die Menſchen verderben die Wolluſt.** Das war ein ſchönes Wortſpielchen! und ohnfehlbar aus einem ſpaniſchen Romane genommen! Wie machen denn die Menſchen das? Welches Laſter iſt denn gut? und wie kann es durch den Menſchen verderbt werden? Wodurch verderben die Menſchen die Wolluſt? Vermehren, oder vermindern ſie dieſelbe? Erklären ſie uns das, lieber Herr Moraliſte? Denn ohne einen Ausleger verſteht man das nicht. So geht es den armen Moraliſten, wenn ſie von Dingen reden, davon ſie vorher keinen deutlichen Begriff haben. Hätte unſer Sammler bedacht, daß die Wolluſt ganz was anders iſt, als das, wovon er hier redet; ſo hätten wir dieß ganze

Blatt nicht zu leſen bekommen, darinnen lauter Sätze ſtehen, denen nichts mehr fehlt, als daß ſie nicht wahr ſind.

Das war nun die erſte Probe von der Moral unſers Sammlers. Wir wollen doch noch eine ſuchen. In dem 26ten Stücke lautet der Anfang alſo: **Wenn die chriſtl. Religion keinen andern Beweisthum ihrer Wahrheit und Göttlichkeit vor ſich hätte; ſo wäre dieſer einzige hinreichlich, uns davon zu überführen, daß ſie die Liebe des Nächſten prediget.** Das wäre in der That ein ſehr ſchlechter Beweis, mein lieber Herr Sammler! Und wenn er einer wäre; ſo würde er zugleich beweiſen, daß alle Religionen von der Welt wahr ſind: Denn ſie lehren alle die Liebe des Nächſten. Ich werde nicht nur bey den Chriſten, ich werde auch bey Türken, Juden und Heiden geſtraft, wenn ich meinen Nächſten beleidige, ihn beſtehle, tödte, oder ihm ein Leid zufüge. Die Wahrheit der chriſtl. Religion hat Gottlob! feſtere Stützen, als einige Sittenlehren, die ſie mit der natürlichen Religion gemein hat! Mich wundert nur daß der Herr Moraliſte nicht in einer von ſeinen alten Chroniken, die Stellen bemerket hat, welche ihn überführet hätten, daß auch die unchriſtlichen Völker, das Unrecht ſo ein Mitbürger dem andern thut, beſtraft haben. Doch in 24 Jahren kann man nicht alles leſen und noch weniger behalten. Weiter heißt es: **Die Selbſtliebe macht den Menſchen, im Stande der Natur, zu einem Erbfeinde der Societät und ſeines eigenen Geſchlechts.** Das iſt nun wieder eine Wahrheit, von der Art, wie unſer Moraliſte

raliſte ſie zu machen pflegt. Wer ſollte es ſich träumen laſſen, daß die Eigenliebe, welche uns von dem weiſeſten Schöpfer ſelbſt eingepflanzt iſt, einen Menſchen zum Stehlen anreizen ſollte, damit er gehangen würde? Daß ſie uns befehlen ſollte, jemanden umzubringen, damit wir wiederum das Leben verlieren mögen. Das hat ſich bisher niemand träumen laſſen; aber unſer Moraliſte predigt uns ganz unerhörte Sätze vor. Er wills nicht wiſſen, daß eben die Selbſtliebe der ſtärkſte Bewegungsgrund zur Liebe des Nächſten iſt: Indem ſie uns anreizet, uns glücklich zu machen. Das können wir aber nicht beſſer werden, als wenn alle Menſchen uns gewogen ſind; Und wodurch ziehen wir uns die Liebe der Leute zu? Dadurch, daß wir ſie lieben. Beſäſſen wir keine Eigenliebe; ſo würden wir auch unſer Leben nicht achten. Es würde uns einerley ſeyn, ob wir auf dem Bette, oder auf dem Rade, im 80ſten Jahre oder im 24ſten ſtürben. Was würde aber daraus entſtehen? Dieſes, daß alle Strafen, ſo die Obrigkeit auf offenbare Frevelthaten geſetzet hat, nichts verfangen würden, und man für alle Diebe und Mörder nicht Henker und Galgen gnug haben würde. Die Eigenliebe iſt ohnfehlbar der ſtärkſte Grund der allgemeinen Menſchenliebe, als zu welcher man die Leute, in Ermangelung jener, vergebens antreiben müßte. Doch was halte ich mich ſo lange hierbey auf? vielleicht verſteht der Sammler unter dem Wort Selbſtliebe, wiederum ganz was anders, als wir alle: So wie es mit der Wolluſt gieng. Iſt dieſes, ſo kann ich nicht dafür, daß wir ſeine Gedanken nicht errathen können. Und ich halte ihn vielmehr verbun-

bunden, als einen Mann, der mit ganzen Ländern redet, die Wörter in einem gewöhnlichen Verſtande zu nehmen; als ſeine Blätter der Gefahr der Verachtung auszuſetzen, wenn uns die darinnen vorgetragene Moral ganz verkehrt vorkömmt.

Man hat ſonſt dafür gehalten, daß es eine Hauptpflicht eines guten Moraliſten ſey, daß er die Vorurtheile des Pöbels, inſonderheit den Aberglauben, aufs äuſſerſte zu beſtreiten ſuche. Auch dieſen Satz kennet unſer Sammler nicht! In dem 41 Stücke nimmt er die Geſtalt eines alten Weibes an, welche bey einem Caminfeuer des Abends vor dem heiligen St. Andreastage, ihren Großkindern die erſtaunendeſten Mährchen, von Geſpenſtern, Hexen, und Erſcheinungen, erzählt. Er führt ſeine Leſer mit ſich in die Wüſten, oder vielmehr in eine Einöde, allwo er ganz allein zu ſeyn wünſchte; jedoch, kaum hat er ſich in einem Gebüſche niedergeſetzt, als aus demſelben ein Mann auf unſern Sammler zukömmt, welcher ſich bey ihm auf die Banke niederſetzt. Erſchrecken ſie doch ein wenig, hochzuehrende Herren! Denn dieſer Mann iſt ein Geiſt; der ſich allem Anſehen nach nur bey dem Sammler niederſetzt, um ihm die Ruhe nicht zu benehmen. Ich verſichere, mir ſchaudert die Haut, wenn ich mir dieſe Mordgeſchichte recht vorſtelle. Ich ſehe, wie dieß Geſpenſte mit langen Schritten aus ſeinem Gebüſche heraus kriecht und ſich unſerm ehrlichen Sittenlehrer nähert. Denn ſo oft ich in meiner Kindheit in ſchlechten Comödien einen Geiſt habe erſcheinen ſehen, ſo hat er ganz erſchreckliche lange Schritte gemacht, welches gewiß ſehr greßlich ausſieht. Ich ſehe weiter, wie unſer Sammler

ler ſich halb und halb ein wenig von der Seite umſiehet; allein ſo bald es ihm ahnet, was dieſes für ein ungebethener Gaſt ſeyn möge, ſeinen Hut und Stock zuſammen ſucht, und mit den geſchwindeſten Schritten ſeinen Weg nach Hauſe antritt. Er will dieſes zwar nicht wahr haben; er ſchreibt, er ſey ſitzen geblieben: Allein das glaube ich ihm nicht! Wie kann doch iemand, der von der Gewißheit der Geiſtererſcheinungen ſo feſte eingenommen iſt, als unſer Sammler, wie kann doch der die entſetzliche Furcht, welche von dieſem Glauben abhängt, verleugnen? Ich glaube alſo gewiß, unſer Moraliſte ſey anfangs davon gelaufen; vielleicht aber hat ihn die Neugierigkeit, oder die Höflichkeit des Geſpenſtes, oder irgend ein anderer Umſtand gezwungen, wieder umzukehren.

Man kann leicht denken, daß der Geiſt ſo geſittet geweſen ſeyn wird, unſerm Sammler eine höfliche Anrede zu thun, und man irret ſich hierinnen nicht. Der Geiſt erfreuet ſich herzlich den Sammler daſelbſt anzutreffen. Dieſer wundert ſich, und ſpricht, er habe niemals die Ehre gehabt, jenen zu ſehen. Der Geiſt antwortet: das iſt mein Unglück! indeſſen verſichert er den Sammler, daß er ſeit einigen Jahren allezeit bey ihm geweſen. Der Sammler kann noch nicht begreifen, was der Geiſt damit ſagen wolle, deswegen fährt er ferner fort: **Ihr habt euch von Jugend auf allerley Wiſſenſchaften gelegt, und vieles geleſen: NB. Darum werde ich keine Mühe brauchen, euch zu unterrichten, daß es gewiſſe Luftgeiſter giebt, welche eben mit ſo groſſer Sorgfalt die Menſchen**

führen, als die Ammen ꝛc. Nun wiſſen wirs auch, was unſer Sammler für Wiſſenſchaften getrieben hat, nemlich diejenigen, deren Liebhaber am leichteſten von den erſcheinenden Luftgeiſtern können überführet werden. Dieſe ſind nun die Aſtrologie, die Phyſionomie, Chiromantie, Geomantie, Teratoſcopie, Onomantie, Onitromantie, Antipathie, Sympathie, Necromancie, Hydromancie, Aeromancie, Pyromancie, Sciomancie, Cabbala, Magia alba und nigra und andere ſolche Künſte, die ins ſchwarze fallen. Denn die anderen Wiſſenſchaften hat die liebe Leichtgläubigkeit noch nicht gewinnen können; aber dieſe ſind die Grundfeſten, worauf ſie ruhet. Die Bücher die er geleſen hat, werden gleichfalls von der Gattung ſeyn, als die Contes de Fees, tauſend und eine Nacht, le Prince Titi, die Hiſtorie vom Rübezahl, und andere ſolche Hexenhiſtorien mehr. Der Geiſt fährt weiter fort: **Dieſe luſtige Weſen, oder Geiſter, werden bey euch Schutzengel genannt, und ich muß euch benachrichten, daß ich anjetzo der eurige bin.** Nun wiſſen wir, wen wir vor uns haben! Es iſt der luſtige Hofmeiſter eines groſſen Moraliſten unſerer Zeit. Der Geiſt erzählt ihm darauf, daß er ſelbſt ein Menſch geweſen ſey, und ob er gleich nur 30 Tage gelebt, dennoch zur Gnüge erfahren habe, was für Verdruß, Wiederwärtigkeit, Gefahr und Unglück die Menſchen ausſtehen müſſen. Da ſehen wir wiederum, daß die alten Weiber recht haben, wenn ſie behaupten, die Seelen der kleinen Kinder, welche in den erſten Jahren ſterben, würden lauter kleine Engel, welche hernach die groſſen Menſchen bewahren müßten.

Da ſehen wirs ja deutlich! Hier haben wir eine ſolche Verwandlung! Nun wird man ſich zwar wundern, daß gleichwol dieſer Geiſt ſchon ein großer, und ehrwürdiger Mann iſt, ohngeachtet ſein Körper nur 30 Tage gelebet hat; allein das ſind ärgerliche, naſeweiſe Leute, die ſolche neugierige Fragen thun! Was geht es uns an, wo er ſeine Größe und ſein Alter her hat! Und wer weis es von uns, ob die Schutzgeiſter nicht eben ſo gut wachſen können, als die Menſchen. Wenigſtens traue ich dieſem Geiſte alles zu; ja ich glaube, daß er zuvor, ehe er als ein Menſch gebohren worden, noch klüger geweſen ſeyn muß als jetzo: Denn die Klugheit, die dieſes Kind gehabt, findet man nicht leicht; man hört auch nicht von allen Großmüttern ſo was ſonderbares erzählen.

Sie denken es wohl nicht, hochzuehrende Herren, daß ein Kind von 30 Tagen noch einen ganzen Lebenslauf aufbringen könne. Allein unſer Schutzgeiſt kan das! und nimmt ſich die Mühe, ihn ſeinem Untergebenen zu erzählen. Nun iſt es wohl wahr, daß er alles zuſammen nimmt, auch ſo gar die erſten Minuten ſeines Lebens, von welchen ehrbare und geſittete Leute, ohne Scham nichts hören oder leſen mögen. Ich muß geſtehen, daß unſer Moraliſte hier von der allertiefſten Hebammenkunſt eine ſolche Probe abgeleget hat, die wohl verdiente, daß dieſe gute Frauen ihn mit in ihre Zunft nähmen: Er könnte noch manchen Schutzgeiſt zur Welt bringen helfen; und was für eine Glückſeligkeit wäre das nicht! Ich übergehe alſo dieſe Stelle, welche unſerm Sittenrichter, wegen ihrer ausnehmenden Schmutzigkeit,

keit, gewiß den Verdacht eines Verderbers guter Sitten zuziehen kann. Die übrigen Künste, die bey unserm Schutzgeiste die Leser in Erstaunung setzen müssen, sind, daß er so gleich die Sprache verstanden, welche man im Zimmer geredet hat, daß er sich über die Liebkosungen und die grausame Menge der Pappe, so man ihm unaufhörlich eingestrichen, geärgert, daß ihm seine Wärterinn nicht gefallen, und daß er ihr allerley zum Possen gethan; ohngeachtet seine ganze Rache damals doch nur in einem starken Geschreye bestanden: Kurz, daß dieses Kind so viel Ueberlegung, Kenntniß der Sachen, und Gemüthsbewegungen an sich blicken lassen, daß man gewiß schliessen kann, dieser Stand sey sein erster nicht gewesen, sondern daß er schon zuvor eine vernünftige Creatur müsse vorgestellet haben. Endlich ist dieses wunderkluge Kind; in einer Wanne mit kaltem Wasser ersoffen, darein man es zum Baden gesteckt hatte. Und hiermit hatte sein 30 tägiges Leben ein Ende. Diesen Zufall rechnet der Herr Schutzgeist für sein höchstes Glück, und zwar aus folgenden Ursachen: **Denn, spricht er, ich würde sonst mit der Schulfüchserey geplaget worden seyn bis in mein sechzehntes Jahr; ich würde bis in mein 25tes alle liederliche Oerter durchlaufen, und bis in mein 60tes mit einer bösen Frau mich haben quälen müssen.** Das ist wahr! wenn der gute 30tägige Greis, das vorhergesehen hat; so hat er klug gethan, daß er in Zeiten davon gegangen ist.

Nunmehro hat seine Historie ein Ende. Woraus ich schliesse, daß im Reiche der Luftgeister noch viel weniger

wenlger vorfallen muß, als bey uns, mit Kindern, die nur 30 Tage leben. Ich dachte Wunder, was wir von dieſem klugen Kinde noch für Thaten erfahren würden, die es nach ſeinem Tode gethan hätte, denn wer ſollte ſich hier nicht alles vermuthen? Allein, weit gefehlt! die Art, wie er in die Welt gekommen iſt, der Brey, womit man ihn gefüttert hat, die alte Hexe, (wie er ſie aus einer edlen Dankbarkeit für ihre Mühwaltung nennt) die ihn zuerſt verpflegt hat, das ſind die merkwürdigſten Umſtände, die ſchönſten Stellen ſeines Lebens! Wer ſollte von einem Schutzgeiſte, und was noch mehr iſt, von unſers Sammlers Schutzgeiſte, nicht viel edlere Sachen vermuthen?

Nunmehro komme ich, mit dem größten Vergnügen auf diejenige Stelle, wo dieſe 2 Vertrauten ſich trennen. Der Abſchied geſchieht, von des Sammlers Seite, durch ein Nieſen. Man darf nicht denken, daß dieſes ihm ſo von ſich ſelbſt angekommen. Es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn, daß es durch eine beſondere Liſt von ihm erzwungen worden. Es muß bey den höflichen Geiſtern nicht ſitte ſeyn, daß ſie den Leuten ſo vor den ſehenden Augen verſchwinden; denn das hieße ſie ja recht zum Narren haben. Die groben Geſpenſter machen es zwar ſo; die kriechen durchs Schlüſſelloch; die Hexen fahren auf einem Beſen vom Blocksberge ab; der Drache fähret ganz plump zum Schorſtein hinaus: Aber höfliche Geiſter, zumal wenn ſie mit ihren Untergebenen zu thun haben, die warten, bis man ihnen ein Zeichen giebt, daß ſie ihren Abtrit nehmen können. Und ſo iſt es hier auch gegangen. So bald der

Samm-

Sammler sich wieder herum sahe, (denn aus Höflichkeit hatte er den Kopf umgebückt, um dem Geiste nicht ins Gesichte zu niesen) siehe! So war er weg! Der Sammler aber ging zu seinem Pferde und ritte wieder nach Hause.

Nunmehro kömmt es auf die Frage an: Warum wir dieß ganze Blatt haben zu lesen bekommen? Daß es der Sammler zu mehrerer Bestätigung des Aberglaubens sollte haben schreiben wollen, das will ich doch nimmermehr hoffen. Das gemeine Volk hat Gespenster zu sehen geglaubt, ehe sein Schutzengel gebohren war, und der Verdruß, welcher aus diesem Vorurtheile bey dem Pöbel entsteht, ist so groß, daß man eben kein besonderer Moraliste seyn darf, um leichtlich einzusehen, daß man alle Kräfte anwenden müsse, denselben davon abzuziehen. Ich glaube also, er habe dieses Stück als eine Fabel ersonnen, um den Müttern einen heimlichen Verweis, wegen ihrer wunderbaren Art die Kinder zu pflegen, zu geben. Er hatte ihnen vorwerfen wollen, es sey eine unverantwortliche Nachläßigkeit, und Zärtlichkeit, daß sie ihre Kinder nicht selbst säugen: Hat er aber denn dazu einen Schutzgeist, ein 30tägiges Kind, eine der schmutzigsten Erzählungen, und fast alle Eigenschaften eines abergläubischen Mährchens gebraucht? Wie wenige wird es unter seinen Lesern geben, die dieses Blatt mit vernünftigen Augen lesen werden? Bey den andern aber, giebt ein solches Blatt dem Aberglauben mehr Kräfte wieder, als alle vernünftige Vorgänger des Sammlers demselben durch ihre schöne Stücke benommen haben.

Die-

Dieſes Blatt kann alſo die Probe ſeyn, wie glücklich unſer Moraliſte in eigenen Erfindungen iſt.

Das 44te Stücke, wo der Sammler von der menſchlichen Geſellſchaft redet, übergehe ich ſehr ungerne. Es wäre ſehr viel darwider zu ſagen; indem die allerſeltſamſten Schlüſſe, und eine wunderbare Philoſophie darinnen herrſchet: Allein ich würde dero Geduld misbrauchen; deswegen eile ich zur Unterſuchung einer andern Sache, die ich bisher verſchoben habe.

So ſtark nun auch aus denjenigen Blättern, die ich durchgegangen bin, erhellet, was für ein ſchlechter Philoſoph unſer Moraliſte ſey: So wenig hat er ſich doch enthalten können, auf die heutige Art zu philoſophiren, nach ſeiner Art zu ſchmähleu. Er hätte ſich zwar wohl des bekannten Sprichworts erinnern können: Ars non habet oſorem &c. allein dergleichen Sachen fallen einem nicht allezeit bey! In dem 27 Stücke will er ſich und ſeine Leſer luſtig machen: Aber es geräth ihm, nach ſeiner bekannten Art, ſehr ſchlecht. Er ſchreibt: **Nachdem man ſeit 3000 Jahren nach verſchiedenen Grundſätzen philoſophirt, und des Ariſtoteles Meynungen faſt alles überzogen, ſtehet in einem Winkel des Erdbodens ein Carteſius auf, und verändert die ganze Geſtalt der Weisheit.** Solch einen artigen, ſcharfſinnigen Mann haben wir an unſerm Sammler, welcher fähig iſt, eines der berühmteſten und artigſten Königreiche von Europa, einen Winkel zu nennen. Ich weis nicht, ob unſer Moraliſte unter diejenigen tiefſinnigen Leute gehört, welchen bey ihren klaren Vorſtellungen

des

des ganzen Weltgebäudes unſre Erde nur als ein kleiner Punct vorkömmt: Und geſetzt, es wäre ſo; ſo ſteht dieß zwar einem Weltweiſen an, der in ſeinem Zimmer ſolches für ſich alleine denkt; Aber ein Moraliſte, der ſich mit der Menſchenwelt bekannt machen will, muß nicht auf eine ſo niederträchtige Art von Sachen reden, die eine Hochachtung verdienen; ſonſt hält man ihn für ungeſittet oder unwiſſend. Wenn wir ſagen wollten: Es wäre in einem Winkel von Deutſchland ein Sammler aufgeſtanden, welcher alle Regeln der moraliſchen Schriften verwürfe: Was würde unſer Sammler dazu ſagen?

Er ſchreibt weiter: **Ein Thomaſius entdecket bald hernach verſchiedene Fehler, ſo wohl in dieſer, als in der alten Philoſophie, und giebet uns eine neue Zuſammenfügung der Vernunft- und Sittenlehre, welche, nach langem Wiederſtande, allgemeinen Beyfall findet.** Wenn der Herr Sammler ſo viel Gründlichkeit in der philoſophiſchen Hiſtorie beſäße, als er Luſt zum unzeitigen Sticheln hat; ſo würde er auch dieſes nicht ſagen. Was hat denn Thomaſius für große Wahrheiten in der Weltweisheit erfunden? Daß er einige ſcholaſtiſche Grillen abgeſchaffet, und dieſe Wiſſenſchaft zuerſt deutſch vorgetragen hat, das iſt es alles, was wir ihm zu danken haben. Weiter heißt es: **Muß (nemlich Thomaſius) aber noch erleben, daß ein anderer, die ſcholaſtiſche und ariſtoteliſche Weltweisheit in einer mathematiſchen Ausſchmückung wieder auf den Thron ſtellet, und einen unvermutheten Anhang findet, von Leuten, die nicht ſo wohl in ſeine**

Lehr-

Lehrsätze, als in deren Einkleidung sich verliebt haben. Hier hat nun unser Sammler recht klug gethan, und wofern es keiner von seinen Lesern merkt; so wird es ihn sehr verdriessen. Ist das nicht ein Unglück, daß Thomasius erleben muß, wie auch ein anderer diejenige Wissenschaft vollkommen zu machen sucht, die er selbst in bessern Stand zu setzen gewünscht hat! Schade, daß er nicht noch sagt, dieser Gram wäre an Thomasens Tode Schuld gewesen! Die mathematische Methode verdreußt doch alle diejenigen gar zu sehr, welche damit nicht zurechte kommen können. Und so geht es unserm Moralisten auch. Er hat wenig Proben gegeben, daß er gewohnt sey, gründlich zu denken. **Wer weis**, fährt er fort, **wie lange diese Diana herrschet, und ob nicht noch dereinst eine poetische Philosophie, nach Art der alten Druiden, bey uns eingeführet wird.** Die Diana muß hier wiederum die Stelle eines scharfsinnigen Scherzes vertreten, welche den Sammler gar zu sauer ankommen. Meynet er denn aber, daß man sich darüber zu Tode kränken wird, wenn gleich ein anderer käme, und die Sache noch in ein besseres Licht stellete? Will er denn alle Leute aus der Welt verbannen, welche eine Wissenschaft vollkommener zu machen suchen? Glaubt er denn, daß die Astronomie jetzo eine ganz andere Wissenschaft sey, als sie vor diesem gewesen; weil etwa die Meynungen des Ptolomäi, durch einen Tycho de Brahe, oder Copernicum in ein besseres Licht gestellet worden sind? So geht es; wenn man aus Parteylichkeit von Sachen urtheilt, die man nicht genugsam einsieht! Was

oder die poetische Philosophie betrifft, so kann der Sammler allenfalls um eine Profession darinn anhalten, wenn sie noch zu Stande kömmt: Denn wir sehen aus seinem 23 Stücke, daß er auch ein Poete seyn will. Und daß er dichten kann das hat er durch seine Gespensterhistorie bewiesen. Allein er kann gewiß versichert seyn, daß es ihm alsdann nicht besser gehen: Sondern daß an seinem Systemate vieles auszusetzen seyn wird, so viel wir aus dieser Probe gesehn haben.

Die Satire, welche er ferner in dem 30 Stücke über die mathematische Methode machen will, ist wiederum so grob, daß sie keinem mehr Schande macht, als ihrem Erfinder. Er führet einen Brief darinnen an, mit welchem sich ein junger Studierender gegen seinen unstudierten Vormund, in der mathematischen Methode, vertheidigt, daß er auf der hohen Schule übel lebt. Wenn hat denn iemals, frage ich unsern Moralisten, der Misbrauch den rechten Gebrauch aufgehoben? Wenn wir uns an einen Narren kehren wollen, der sich eines Dinges zur Unzeit bedienet, so würden die besten, die ernsthaftesten, und gar die heiligsten Sachen vor der Verspottung nicht sicher seyn. Ja, so wenig als durch das folgende Schreiben, die Historie geschimpft ist; weil ein junger Mensch alle seine Ausschweifungen durch dieselbe zu entschuldigen sucht: So wenig wird die Philosophie, oder die mathematische Methode, durch den andern Brief beleidigt. Ich übergehe mit Fleiß die Frage, ob diese Briefe nicht alle beyde wiederum nur erdichtet sind? Wer wird es sich denn einbilden lassen, daß ein Mensch so närrisch

seyn

ſeyn könnte, einen ſolchen Brief an einen Ungelehrten zu ſchreiben? Das iſt eine Erfindung, dazu nur unſer Sammler fähig iſt, und die ſeinen übrigen Meiſterſtücken nur gar zu ähnlich ſieht.

In dem 45 Stücke giebt uns unſer Moraliſte eine noch viel deutlichere Probe ſeiner Höflichkeit, als alle vorhergehende. Er läßt darinnen einen Menſchen, der in der Raſerey des hitzigen Fiebers lieget, eine Demonſtration, nach der neuern Art zu philoſophiren, herſagen. Wer ſich hierüber ärgern wollte, würde einer ſo groben Spötterey viel zu viel Ehre anthun. Wer mit guten Gründen eine Sache zu bekämpfen ſucht, der kann ihr noch einigen Abbruch thun, wer aber mit einem ſolchen handgreiflichen Scherze angezogen kömmt, der verdient keine Antwort. Wenn irgend ein Gegner des Sammlers, eines von ſeinen Blättern von einem ſolchen raſenden Menſchen herſagen lieſſe; würde der Sammler alsdenn auch dasjenige denken, was er durch dieſes Blatt hat erlangen wollen? Ich glaube es nicht: Allein, wie wäre es, wenn wir den Beſchluß ſeines 29 Stückes, auf die gegenwärtige Sache richteten, und ſagten: **Eine Wiſſenſchaft, ohne ſie zu verſtehen, für närriſch auszugeben, hat, ich weis nicht, was närriſches an ſich.**

In dem 46 Stücke thut unſer Moraliſte, mit ſeinem obbemeldten Luftgeiſte, eine Reiſe durch die Planeten, deren weitläuftige Unterſuchung mir der Raum nicht verſtattet. Doch vom Mercur ſpricht er: **Seine Einwohner ſind zwar von Natur gelahrt, und der einfältigſte Bauer im Mercur iſt ein weit ſtärkerer Methaphyſicus, als**

Wolf und Leibnitz. Das war nun wieder ein Keil, ungefehr von der Grösse, als unser Autor sie zu schnitzen gewohnt ist. Ich gebe dem vernünftigen Leser zu bedenken, ob die Einwohner des Mercurs, als geschwinde flüchtige Köpfe zur Metaphysik eben so gar geschickt seyn mögen? Nur hätte ich gewünscht, daß er nicht eben den dümmsten Bauer mit Wolfen und Leibnitzen in eine Classe gestellt hätte: Denn sonst behalten wir gar keinen Gegenstand übrig, mit welchem wir den Sammler selbst vergleichen können. Zuletzt gebe ich ihm die Worte des großen Tschernings zu bedenken, den er unter seinen spanischen Romanen noch nicht mag gefunden haben:

Darfst du den Tacitus in deinen Schriften schelten:
O! glaube nur gewiß, er wird bey Weisen gelten,
Ob du ihn auch schon nicht durch deinen Mund erhöhst;
Du bist genug gestraft, daß du ihn nicht verstehst!

Was übrigens die Schreibart dieser Monatschrift anbelanget, so ist dieselbe ziemlich verworren, und an vielen Orten undeutlich. Es scheinet, daß der Sammler ein junger Juriste seyn muß: Denn die Actenschreibart ist ihm gar zu gewöhnlich. Provinzialredensarten und unverständliche Sprichwörter aber, die muß man ihm gar nicht anrechnen: Denn deren kommen auf allen Seiten etliche vor. Indessen weil er doch, wie oben schon gedacht, mit seinem guten Deutsch pralet; so will ich noch zuletzt von einigen Wörtern, die vom guten Deutsch so unterschieden sind, als das Sonnenlicht von der Finsterniß, etwas anmerken.

Zum

Zum erſten, iſt das Wort Sammler ſelbſt ſchon undeutſch. Was iſt denn ein Sammler für ein Menſch? Was meynen ſie, hochzuehrende Herren, würden ſie es gelten laſſen, wenn ich ihnen von einem Eſſer, Trinker, Fahrer, Reiſer, Schlager, Singer, Geher und ſ. w. etwas vorſchwatzte? würden ſie mich nicht auf die Gewohnheit verweiſen, da man im Deutſchen alle dieſe Wörter durch das Participium giebt? Würden ſie mir nicht ſagen, es wäre vernünftiger, daß ein einziger Mann ſich nach einem ganzen Lande richtet, als daß ein ganzes Land ſeine Sprache von einem Menſchen erlernen ſoll? Indeſſen verführt doch ein Exempel noch mehrere. Wer hätte es nicht vorhero rathen können, daß auf einen **Sammler** ein **Zerſtreuer** folgen würde? Gewiß, dieſe Prophezeyung hätte keiner Hexerey bedurft, und wir ſehen auch, daß ſie richtig eingetroffen iſt. Nach der Sprache dieſer beyden Moraliſten müßte D. Luther überſetzt haben: **Wer kein Sammler iſt, der iſt ein Zerſtreuer**, anſtatt, **wer nicht mit mir ſammlet, der zerſtreuet.** Der Name dieſes Buches iſt alſo ſchon undeutſch, und ich bitte mir nur eine kleine Geduld bey folgenden Wörtern aus.

Was heißt, die **Eßluſt**, die **Sonderheiten des Lebens**, die **Vorfallenheiten des Lebens**, **alljährlich**, jemanden von ſeiner **Obliegenheit entſchütten**, das **Geſöffe**, **Blockköpfe**, **Aushärtung des Leibes**, etwas **Menſchenhäßiges**, ein **Block**, **Befugniß**, er iſt **gewillet**, **ſugentliche Ausſchweifungen**, **Namensgrübler**, die **Abwürzung**, das **Ausſehn in die Felder**,

der Abwechſel in der Natur, ſauertöpfiſche Weisheit, der Begier, ein wohllüſternder Menſch, eine leichterlangliche Ergötzlichkeit, die Uebermaaß, Gegenwürfe, Objecta, der Anzwang, die Ungezierde, die Weibſen, die Backfiſche, Schnippeltuch, dienſam, die Sonderlichkeit, formen ein Commerz, die Dienſterweiſung, die Regelmäßigkeit, entquellen, Spintiſiren, Zeitſchätzung, voigtbares Alter, Zeitſparkunſt, der Zeitgeiz, erwecklich, es läßt ſich hieraus Fuß nehmen, der Geldbetrag, ſich mit ſieben Künſten laufen, niaiſiren, ein Lacher und unzählige mehr?

Wenn es erlaubt iſt, dergleichen trogloditiſches Deutſch zu ſchreiben, und wenn jeder Schriftſteller ein Recht hat, nach eigenem Gefallen ſich Wörter zu erſinnen: ſo werden wir in 10 Jahren unſere Mutterſprache nicht mehr kennen. Und die Welt wird nicht nur mit elenden Gedanken; ſondern auch mit einem ſchlechten Vortrage derſelben, doppelt gequält werden. Unſere heutige Moraliſten haben es ſich, wie es ſcheinet, recht vorgeſetzt, alle Regeln unſerer Sprache über einen Haufen zu ſtoſſen: Und dieſes iſt die Bitte, ſo ich an ſie, hochzuehrende Herren habe. Steuren ſie doch, wo möglich, dieſem Ubel, damit die deutſche Ehre künftighin nicht von den Deutſchen ſelbſt am meiſten geſchändet werde.

Ich habe die Ehre mich mit beſonderer Hochachtung zu nennen

P. T.

Dero

N. N.

I. Re-

I. Regiſter
der angeführten Autoren.

A.

Abel, Caſpar *519
Addiſon, Joh. 452. 453
Alcuinus 115
Alfrick 68. 501
Alvensleben, Gebhard von * 371
Ambroſius 338
Ammerbach, Bruno 318
Andilly 338
Annius von Viterbo 363
Appianus 59
Ariſtoteles 301. 395. 555
Aſcham, Roger 501
von Aubignac 297. 393
Aventinus, Joh. 267

B.

Bärmann, M. Georg Friedrich * 169
Bayle, Peter 155
Behrndt, Gottfried *368
Bellin, Joh. 221
Benſon, Thomas 68
Berofus 363. 365
Bertram 34. 41
Beza, Theodor 501
Birnbaum, M. Johann Abraham *333
Bodmer, Joh. *446. *488
Bödiker, Joh. 96. 121. 201. 221. 482
Böhme, Jacob 316
Boileau, Nicol. *518
Bochart, Sam. 51. 69
Bouhours, Dominicus 268
Borborn, Marc. Zuer. 51
la *Broyere* 234
Bodmer, Auguſt 246. 390
Busbeck 69
Buttſtedt, M. Johann Andreas *492

C.

Ceſar, Julius 371
Campiſtron 402
Canitz 538
Carpov, M. Jacob *333
Carteſius 637
Caſaubonus, Mericus 111
Caſſiodorus 338
Charpentier 218
Checken, Johann 501
du *Cheſne*, Andr. 115
Cicero 28
Clajus, Johann 121. 280. 423
Clemens von Alexandrien 50
Cluver, Joh. 66
Combefiſius 338
Conrad Celtes 117
Corneille *295. 398. 404
Cornelius Nepos 427
Coſte 234
Cotta, Joh. Friedr. *337
Cyprianus 35

D.

Dariſius, Joh. 69
Deſchamps 453
Desboulieres 623
Dietenberg, Joh. 77
Diodorus Siculus 53. 55
Dio Caſſius 59
Düben, Freyherr von 527

E.

Eber, Paul 194
Eck, Johann 77. 269
Eccard, Johann Georg von 198. 215

Riſſ, Johann 122
Ritter, Johann 380
Rocca, Angelus 268
Rollin, Carl 529
Rothe, Simon 4
Rothe, Albrecht Chriſtian 122
Rüdiger, Andreas 184
Rufinus 338

S.

de *Saint Remi* 529
Salmaſius 54
Schelhorn, Joh. Georg 75 265
Schilter, Joh. 156. 569
Schobinger, Barthol. 252
Schottel, Juſt Georg 14. 105 121. 422. 501
Schröter, Joh. Chriſtian 121
Schubart, Tobias Heinrich *332
Schuppius, Joh. Balthaſ. 121
Schwarzfleiſch, Conrad Samuel 118. 367
Scioppius, Caſpar 277
Scriver 121
Scuderi, Georg 295
Selden, Joh. 502
Seneca 447
Servini 5
Seybold 424
Sidonius 259
Simſon, Edward 58
Sincerus, Erwan. 424
Sommer, Wilhelm 68
Spatz *3. 196
Spelmann, Heinrich 502
Sperling, Otto 64
Spinoſa, Benedict. 155
Stade, Dieterich von 198 215
Steele, Richard 243
Steinbach, Chriſtoph Ernſt 15. 16. 86. *190. 422
Stieler Caſpar *4. 190
Stiernhielm, Georg 66
Stoppe, Daniel *332
Strabo 55. 56. 65
Swift, Jonathan 173
Syncelius 111

T

Tacitus 61. 64
le *Tacit* 5
Tauler 118
Terentius 608
Theokritus 263
Thomaſius, Chriſtian 638
Tillmann 338
Triller Daniel Wilhelm 319
Tremelius 79

U.

Ulenberg 77.
Ulphilas 63. 113

V.

Vadian, Joachim 252
Verelii 73
Vigneul Marville 234
Virgilius 150
Volkmann, Anna Helena *332

W.

Wachter, Johann Georg *49. 196. 215
Waldis, Burchard 501
Warnfried 115
Weidlag, Chriſtian 121
Weiſſenborn 121
Weiſe, Chriſtian 120. 330
Weisnüller 475
Weng, L. Chriſtoph Friedrich *584
Wereniela *444
Werne 380
Willeam 69
Wilkins, David 68

Wimphelingius 252
Wekrogen 121
Woog. Moritz Carl Chriſtian *332
Wormius, Olaus 69

J.

Jeſen. Philipp von 369
Ziegler. Chriſtiana Mariana von 169
Zinke. Georg Heinrich *107

II. Regiſter
der vorkommenden und theils erklärten beſondern Wörter aus allerhand Sprachen.

Aus der alamanniſchen, ſiehe fränkiſche.

Aus der angelſächſiſchen.

an, eins 511
æfen, gleich, eben 510
æfenſpedelic, gleiches Weſens 510
beon, ich bin 512
blotmonath, November 517
eahta, achte 511
eaſt, Oſtern 67
eadig, reich 510
eoſturmonath, April 517
fæder, Vater 509
fif, fünfe 511
feover, vier 511
freo, frey 55
frig, frey 55
god, gut 510
hæbbe, habe 512
heorta, das Herz 509
lic, gleich 407
lufian, lieben 512
mæg, mag 513
nigon, neun 511
ſceal, ſoll 512
ſe, der 507
ſeo, die 507
ſeofon, ſieben 511
ſix, ſechs 511
ſmid, Schmied 508
ſolmonath, Februar 517
ſunu, Sohn 509
ſwuſter, Schweſter 509
thæt, das 507
thry, drey 511
tireadig, an Herrſchaft groß 510
twegen, zwey 511
tyn, zehn 511
weodmonath, Auguſt 517
weorthan, werden 512
witega, Prophet 509
winterfylleth, October 517
wold, wollte 513
word, Wort 509

Aus der arabiſchen.

dhiebon, Wolf 250
hámlon, Widder 250
thámalon, trunken ſeyn ib.
wáchada, wanken 250

Aus der burgundiſchen.

Hendin, ein Aelteſter 63

Aus der cambriſchen.

Aball, die Armuth 65
Cil, Flucht 56
Ciliad, Flüchtling 56
hir, weitläuftig 61
menn, ein Ort 61

Aus

Edler, Martin * 369
Epicharmus 343
Einſer, Hieronym. 77
Ennius 55
Epiphanius 338
d'Epinay 527
Eumenius 113

F.

Faber, Johann 198
Fenelon, Franciſc. Saligniac de la Mothe 475
Flavius, Mathias 115
Flemming, Paul 99
Forcatulus, Stephan * 362
Franke, Johann 612
du *Freſne* 116
Friſch, Joh. Leonhard 96. 108

G.

Gaſſarus, Achilles Arminius 564
Garius, Paul 268
Gelenius Sigismund 338
Geſner, Conrad 194
Götten, Gabriel Wilh. * 489
Goldaſt, Melchior 115
Gottſched, Joh. Chriſtoph 169. 527
Gottſched, Luiſe Adelgunda Victoria 333
Greflinger, Georg * 293
Gregorius, Turonenſis 113
Grotius, Hugo 60. 260
Guarini 150
Gueinz, Chriſtian * 379. 422 * 457
Günther, Johann Chriſtian * 169. 199

H.

Hachenberg, Paul 110
Hallbauer, Friedr. Andr. 102
Haller, D. Albrecht * 168 * 445
Hamann, Joh. Georg 153
Harsdörfer, Georg Philipp 112
Hederich, Benjamin 158
Hedio, Caſpar * 328
Henisch, Georg 3. 14. 196. 215
Henſchel 422
Heumann, Chriſtoph Auguſt * 28
Hickes, Georg * 497
Hofmann, Johann Adolph 103. 199
Hofmannswaldau 199
Hond, Jodocus 250
Horaz 89. 150
Hudſon 388
Hübner, Johann 121
Hunold, Chriſtian Friedrich 121. 122
Huß, Johann 118

J.

Imkhen, Burchard 566
Joſephus, Flavius * 337
Irenäus 505
Iſidorus 68
Julius, Pollux 53
Junius, Franciſcus 65. 111 502
Junker, Chriſtian 238
Junkherrot, Johann Jacob * 316
Juvenalis 38. 624

K.

Kero 68. 563
Klausberg, Joh. 10
König, Joh. Ulrich 193
Kreuſchner, M. Johann Heinrich * 490

L.

Lange, Joh. Joachim 474
Lange, D. Gottfried 121
Lau, Theodor Ludwig * 236
Laurenberg, Joh. 101

Lauterbach, Conrad 339
Leland 502
Lemker, Heinrich Chriſtian *74. *469
Lenglet 529
Libanius 59
Lilienthal 152
Lindenberg, Peter 250
Lindner, D. Caſpar Gottlieb 197
Lloydius 338
Löſcher, Valentin Ernſt 64
Lohenſtein, Daniel Caſpar von 120. 121. 198
Long, Jacob le 307
Lotter, Melchior 76
Luther, D. Martin *75
Lynker 115

M.

Maaler, Joſua *4
Mabillon, Joh. 504
Macrobius 36
Malherbe 541
Marcellinus 56
Marſchall, Thomas 502
Mar, Joh. Maria 103. *416
Mayer, Friedr. 121
Megaliſſus 77
Meibom, Heinrich 371
Meiſter, Joh. Gottl. 122
Menage, Aegidius 541
Menke, Joh. Burchard 522 564
Moliere 155
Mosheim, Johann Lorenz *169. *489
Müller, M. Gottfr. *333
— Heinrich 121
— Joh. Samuel *168. *488
Muſculus 338

N.

Neukirch, Benjamin 121 *123. 474. 538
Neumann, Caſpar 121
Neumark, Gottfried *368
Neumeiſter, Erdmann 122
Nonius 233

O.

Oelinger, Albertus 86. 380
Omeis, Magnus Daniel 122
Opitz, Martin 122. 198. 443
Orrekoſt, Franc. Foris 122
Ott, Joh. Bapt. 339
Otfried 69. 115. 563
Ovidius 356

P.

Parker, Matthias 502
Pauſanias 37
Peisker, Georg Chriſtoph 369
Perrault 525. 528
Perſius 281
Petz, Bernhard 59
Peucer, Caſpar 194
Pezron, Paul 69
Piccard, Johann 111. 367
Pietſch, Joh. Valentin 238
Plinius maj. 65
Plutarchus 37
Pohl, Caſpar Gottl. *332
Praſch, Joh. Ludw. 111
Procopius 65. 112
Prudentius 259
Pudor 121

Q.

Quintilian 174

R.

Rachel, Joachim 198
Racine 398. 403
Reimmann, Jacob Friedrich 113. 122 *319
Reiz, Joh. 424
Rhenius, Joh. 211
Richelet 121
Riemer
Riſſ.

Aus der celtiſchen.

aball, die Armuth 65
hir, lang und breit 61
menn, Ort 61

Aus der heutigen Deutſchen.

Affe, ich 200
Affer, ein 200
Ahorn 203
Almer 201
Angabe 349
Aſche 23
Armbruſt 72
Arzneykoch 273
Aufſchäumen 207
Backen 101
bälder 349
baffen 201
beerben 43
beglänzt 210
bellen 102
bejauchzen 207
beklammern 207
bepflügen 207
Beſchauer 230
Beyſpiel 32
Biſchof 17
Bogenſchrift 440
Braten 11
Brigantin 22
Brocken 11
Büchersaal 32
Ciſtern 203
Danſk 201
Darge 205
Dunſen 201
durchwirken 207
Eber 23
Element 19
Engel 18
Entern 205
Entfeſſelt 210
Entgegenlaufung 33
Entſtrickt 210
Entunehrt 349
Ermorder 33
Eſſung 200
Exempel 19
Fahrung 200
Falſch 15
faullinzig 200
Fehde 254
Finanzer 80
fitzen 201
Fluren 202
Föhren 204
fortwallen 207
fragen 105
Frank 254
fratth 201
Freude 11
Freuen 102
Fron 254
Frühdienſt 349
Gallerie 21
Gaul 13
Geckerey 552
Gegend 12
Geiſtig 207
Gellen 205
Gelahrtigkeit 551
Geſtern 23
Geſundheitsgelahrter 440
Gift 254
Goldlouiſen 551
Graß 205
Heimlich für heiter
heiſchen 103
hinken 104
Hümpler 204
Huſe 206
Jagen 105
Keif, der 552
Keule 215
Kirche 18
Klimmen 206
Körper 13
Krimmern 201
Külſtern 201

Künſteley 208
Lackey 23
Lug 201
Mandel 204
Marſchall 249
Maske 21
Mehrung 212
Misbraucher 200
Mitbeherrſcher 208
Mörſel 211
Mothsverwandten 558
Naſe 8
Natur 20
Ohnedem 208
Opfer 20
Pflegen (ſoleo) 101
Pflüger 212
Preiſen 103
Quentlein 206
Rächen 103
Raitung für Rechnung 254
Reulich 551
Rocken 13
Röthin 551
Rügen 254
Rufen 100
Sachwalter 33
Scharren 104
Schmeichelungen 552
Schneven 103
Schwelgen 469
Senkung 208
Sonder 23
Specerey 206
Speven 103
Stark 8
Sterzen 253
Stoſſ 32
Tafel 12
Taugen 104
Teufel 18
Thrune 201
Tochter 8
Trämmerey 208
Treffe 235
Ueberdruß 208
Unbeſchränkt 208
Unfaul 200
Urgemenge 19
Urſächerin 349
Verfreyt 210
Verlebt 213
Verlockt 216
Vernichtigen 33
Verſchwägt 210
Verwahrlich 208
Verwebt 209
Wallach 13
Wandel 204
Wanne 8
Wanſinnig 469
Wanwitzig 469
Wegſingen 210
Wiederprellen 209
Wohnen 60
Zauchen 253
Zirk 18
Zuflucken 210
Zuſchauer 230

Aus der engliſchen.

large, weit, groß 472
Swallow, Schlund 472
Wand, Mangel, Fehler ib.

Aus der fränkiſchen.

ammarari, die Demüthigen 59
araweiz, Erbſen 59
ball, verſtellt, unnütz 15
bimtono, Räuchwerk 59
byſchuwen, beobachten 18
droa, die Laſt 59
erini, Eſtrich ib.
fihhara, Fremde ib.
friger, freye 55
gozophar, Speiſeopfer 59
juchenta, gekocht ib.
kumiſci, Rathsherren ib.

lih, lihh, gleich 407
opperen, opfern 21
ſuochan, ſuchen 513
thero, derer 508

Aus der franzöſiſchen.
hongre, Wallach 13
jetter, werfen 53
laquay, Diener 23
retirer, zurückziehen 21
ſpectateur, Zuſchauer 230

Aus dem gothiſchen.
ahtan, acht 511
ains, eins 511
fidwor, vier ib.
fimf, fünf ib.
frye, frey 55
galaubeins, Glaube 509
gauks, traurig 510
hairto, Herz 509
handus, Hand ib.
himins, Himmel ib.
mentonomon, Meerbuſen 64
niun, neun 511
ſa, der 508
ſaihs, ſechs 511
ſibun, ſieben ib.
ſokjan, ſuchen 513
ſo, die 508
taihun, zehn 511
thata, da 508
thrins, drey 511
twai, zwey ib.
veſan, ſeyn 512
wairthan, werden ib.

Aus dem griechiſchen.
αγαθος, gut 322
αγγελλω, ich kündige an 321
αλλα, aber 326
αλλασσω, ich ändere 323
αναλω, zunichte machen 81
εθος, Sitte, Gewohnh. 321
εθνος, Volk, Geſchlecht ib.
ελεημοσυνη, Allmoſen 326
επισκεπτομαι, beſchaue 181
ευ, gut 321
ευχαριστεω, Danksagen 320
θυγατηρ, Tochter 8
και, auch 326
καλος, gut 322
καταλλασσω, ich verſöhne 323
καταργεω, zernichten 83
κραταιος, ſtark 8
τιθημι, ich ſtelle 321
χαρις, Dank 321
χθες, geſtern 23
χρηστος, brauchbar, nützlich 358

Aus dem hetruſciſchen.
eck, acht 20
inumeck, in eurer Macht 20
ſam, gleich ib.

Aus dem holländiſchen.
wanſchikkelyk 473

Aus dem isländiſchen.
atta, acht 516
eitt, eins ib.
ellefu, eilf ib.
fimm, fünf ib.
fioegur, vier ib.
fiortan, vierzehn ib.
hundrad, hundert ib.
nyn, neun 516
ſex, ſechs ib.
ſioc, ſieben ib.
threttan, dreyzehn ib.
thriu, drey ib.
toolf, zwölfe ib.
tuc, zwey ib.
tyn, zehn 516

Aus der lateiniſchen.
caballus 13

censiticum, zinslehn 578
compromissum 580
corpus 13
de 47
depositum 479
episcopus 18
emhpyteusis, Erblehn 578
fidei commissum 578
motus 47
nasus 8
offerre 20
propola 581
proseneta 575
vannus 8
vitalitium, Leibgedinge 578

Aus der persischen.

bend, Band 53
berber, Barbierer ib.
borden, Bären ib.
bording, Bürde ib.
brade, Bruder ib.
Chodo, Gott ib.
Dochter, Tochter ib.
drug, Trug ib.
ender, unter ib.
ghiristen, greifen ib.
juk, Joch ib.
khal, kahl ib.
korbos, Kürbis ib.
lib, Lippe ib.
madeh, Mädchen ib.
morden, sterben ib.
mush, Maus ib.
naf, Nabel ib.
noma, Name ib.
nein, Nein ib.
neu, neu ib.
pater, Vater ib.
Polter, Polster ib.
rubaden, rauben ib.
sazden, setzen ib.
starch, Stern ib.
tonder, Donner ib.

Aus der plattdeutschen.

drillen, aufziehen, zum Narren haben 552
flennen, weinen ib.
gnaschen, knirschen mit den Zähnen 79
Kumpe, Mitgesell 553
lik, gleich 407
Rik, Reich 73
schieten, schiessen 53
Schienen, Schienbeine 553
Schwabbeler, Schwelger 471
Schwalg, Schlund 470
Schwalges, Schwelger 471
Teble, Tiel 18
vergenden, verschwenden 553
verspillen, verderben 553
Wam, ein Hauptfehler an einem Pferde 473
Wanschapen, mangelhaft erschaffen 473

Aus der percopischen.

schieten, schiessen

Aus der schonischen.

er, ich bin 516

Aus der schwäbischen.

Annwerk, Handwerk 573
biderbe, ehrlich 571
bärhaft, tragbar 578
bedersten Lute, Ordensleute 583
beschadigen, gerichtlich belangen 578
beschloßiner, versiegelter 574
dicke, oft 571
Dinstmann, Knecht 580
Divbic, diebisch 576
Diuphait, Diebstahl ib.

ehhaftin, Gesetze, Rechte 572
ellio, alle 571
frävelich, betrüglich 580
Fürfänge, Pfändung 583
Gebräſten, Gebrechen 571
Gehrognoßen, Gedächtniß 571
Geléte, Gewichte 577
Gescholn, flüchtiger Schuldener 580
getruven, getrauen 571
Gewer, Besitz 570
Geziuek, Zeuge 579
Gulte, Schuld 581
Haimſuche, Bruch des Hausfriedens 576
hiczzen, heißen 572
hinze, fremde 573
Hiſtivr, Aussteuer 579
Horde, Scheiterhaufen 576
Hunrâr, der mit Hünern handelt 574
ibt, etwas 575
Aunch, König 571
Landteidingen, Gerichte, 573
Lederer, Gerber 574
Litgâbe, Wirth 581
Mage, Verwandte 578
Mâzzer, Kornmesser 574
Minne, Liebe 571
Mûlnâr, Müller 579
nimen, niemand 572
Notnumpht, Nothzwang 575
Rathgâben, Rathsherr 571
ſlahen, schlachten 575
Späher, Kundschafter 579
ſtâte, fest 572
tragendiv, schwanger 576
Unterkeufel, Aufkeufer 575
Waibel, Gerichtsbothe ib.
wârbene, geschäftig seyn 571
Wizmaler, Weißmaler 574
Zihen, Zeugen 576

Aus der schwedischen.

Gor, gehen 83

III. Register der vornehmſten Sachen.

A.

Abels Ueberſetzung der boileauiſchen Gedichte wird beurtheilt 519. ſeqq. wie man von einer Schreibart urtheilen ſoll 531 überſetzt ungebunden 533

Abſchnitt in Verſen ſoll ſich nicht mit dem Ende reimen 262

Academie, deutſche will der König in Polen, Auguſt II. anlegen 194

Africa, Erklärung dieſes Worts 73

Alterthümer, deutſche verdienen unſere Aufmerkſamkeit 361

Anfangsbuchſtaben ſind vordem nicht gedruckt, ſondern geſchrieben worden 121

Angeln, woher ſie ihren Namen haben 499

Ariſtoteles, wie viel Zeit er zu einem Schauſpiele eigentlich erfordert 308

Armbruſt, Erklärung dieſes Worts 78

Artikel, oder anſtatt welcher kann gebraucht werden 598

Aſche, Urſprung dieſes Worts 22

Augſpurg, Nachricht von ihrem alten Stadtbuche 561 ſqq. hat ſtets ſeine eigene Rechte gehabt 564. behauptet ſeine Freyheit ibid. wird wegen Verwaltung der Gerechtigkeit hochgehalten 565

B.

Barden, ihr Aufenthalt 290. woher ſie ihren Namen haben 365. ſind öffentliche Lehrer geweſen 366

Bebrudes, Gottfried, Zuſätze zu Neumarks deutſchem Palmbaume 368

Bellen, ob das Wort regelmäßig gehe 102

Beredſamkeit, wo ſie ſtatt haben könne 109. woher die alten Deutſchen die ihrige erlernet 111 warum der alten Deutſchen ihre vornemlich zu leben iſt 114

Beynamen, ob und wenn ſie dürfen überſetzt werden 40

Bibel, Luthers Ueberſetzung derſelben iſt gut 14. 319

Biſchof, wo das Wort herkömmt 17
Bodmer, Verfaſſer des Briefwechſels von der Natur des poetiſchen Geſchmacks 446
Boileaus Gedichte, überſetzt 519. ob man ſie alle ſatiriſch nennen könne 521. werden der Wahrheit zugeſchrieben 522
deſſen Ode, Epiaramma darüber 527. die letzte Strophe darinnen iſt nicht gut 528
Er verachtet die Verleumdung 524. ſollte die Laſter mehr beſtraft haben 525. ſollte nicht immer auf ſeine Widerſacher ſchelten 526
Seine Dichtkunſt iſt ins Portugieſiſche und Schwediſche überſetzt 527
Brief, der erſte öffentliche Deutſche 117
Deren Einrichtung verdienet eine Aenderung 590 darinnen ſoll man den Namen vorne an ſetzen 591. wo man darinnen das Papier weiß laſſen ſoll 592. wie man die Aufſchriften derſelben machen ſollte 593
Brigantin ſoll von einem deutſchen Worte herkommen 22
Bücher, was die Begierde ſolche zu ſchreiben wirket 612
Buchſtaben, deutſche, bekommen lateiniſche Figuren 115
die man nicht ausſpricht, müſſen nicht geſchrieben werden 218
ob das c ein deutſcher Buchſtabe ſey 247
Die griechiſchen ſind bey den alten Deutſchen gebräuchlich geweſen 383
Was für Wörter mit einem großen Buchſtaben ſollen geſchrieben werden 384. 461

C.

C, ob es ein deutſcher Buchſtabe ſey 247
Campiſtrons Tiridates wird beurtheilt 402 ſeq.
Caractere der Schriften, wie vielerley 224
Celten, wer ſie geweſen 55 ſeq. woher ihr Name entſtanden 56. 365. 366
Cheruſcer, woher ſie ihren Namen haben 110
Codex Argenteus, deſſelben Urheber ſoll ein Deutſcher ſeyn 505. kömmt mit des Beza griechiſchem Evangelio viel überein 506
Comödie, was ſie vorſtellt 296
Comödie wird für nützlich gehalten 288

Conjugationen, deutſche, deren mach: Chriſt. Gueinz vier 386
Corneille, die Ueberſetzung von ſeinem Cid wird beurtheilt 293. wie auch das Original davon 294 ſeq.
Er wird von einer Anklage gerettet 310
Deſſen Medea wird beurtheilt 404

D.

Dänen woher ſie ihren Namen haben 499
Deutſch, Urſprung dieſes Worts 383 wie man es ſchreiben ſoll 246. warum man es nicht mit einem t ſchreiben ſoll 467
Deutſche ſind Celten 59. warum ſie ſich nicht um die Grammatik bekümmert 111. werden wegen ihrer Nachläßigkeit in ihrer Sprache getadelt 428
Deutſchheit, (germaniſmus) was ſie iſt 382
Deutſchland, wer deſſen allererſte Einwohner geweſen 60
Deviſen, was ſie in ſich halten ſollen 231. was ſie für Eigenſchaften haben ſollen 232
Dichter, ſiehe Poeten.
Diogenes, wer deſſen Character ausdrücken kann 227
Diogenes, der leipziger, wird beurtheilt 222
Druiden haben ihren Namen von einem galliſchen Könige 365. lernen die Seelenwanderung nicht vom Pythagoras 366
Dualis iſt im Angelſächſiſchen 511. und im Gothiſchen 513

E.

Eber, wo das Wort herkömmt 23
Element, wo das Wort herkömmt 19
Endungen deutſcher Wörter, deren Erklärung iſt gut 214
Engel, das Wort kömmt nicht aus dem Griechiſchen 18
Erdichtung, worauf ſie ſich gründen muß 236
Erwürgung, ob man ſie auf der Schaubühne vorſtellen ſolle 404
Erzählungen, wo ſie in theatraliſchen Stücken erlaubt ſind 393
Etymologie, Regeln, die darinnen zu beobachten ſind 71 ſeq.
Eubagen ſollen öffentliche Lehrer der Gallier geweſen ſeyn 366
Evangelium, in alten deutſchen Verſen 269

das gothiſche, wo es aufgehoben worden 66. iſt nicht vom Ulphilas verfertiget 505
Exempel, Herkunft dieſes Worts 19

F.

Fragen, ob das Wort regelmäßig geht 105
Franzoſen ſtammen von den Trojanern 56
Franzoſen beobachten den Accent nicht in Verſen 537
Für, ob es nicht von vor zu unterſcheiden 221
Fürwörter, unrichtiger Gebrauch einiger perſönlichen 258

G.

Gallerie, Abſtammung dieſes Worts 21
Gallier, ihr erſter Regent 363. ſind Erfinder der Magie 364. ſollen die griechiſche Sprache gehabt haben 365
Gebrauch in Sprachen, wo man ihn ſuchen muß 97. hat viel Gewalt 220
Gedanken eines Autors, worauf man dabey zu ſehen hat 240
Gedichte ſollen geſungen werden 283. aus lauter männlichen oder weibl. Reimen, ob man die machen kann 263
Boileaus werden der Wahrheit zugeſchrieben 522
theatraliſche, wie viel wir Arten derſelben haben 296
Gegend, wo das Wort herkömmt 13
Geiſt, poetiſcher, worinnen er beſteht 284
Gelehrte, deren Schriften ſoll man nicht ohne Unterſchied nach ihrem Tode herausgeben 123 ſeq. ob ihnen die deutſche Sprache etwas nütze 6
Bayeriſche, bekümmern ſich um die deutſche Sprache Rede- und Dichtkunſt 264
Genoſſenſchaft, deutſchgeſinnte, wie ſie von einigen Gelehrten genennt worden 369
Germani, woher dieſer Name gekommen 110
Geſellſchaft, fruchtbringende, macht viele neue Wörter 16. einige Namen ihrer letztern Mitglieder 373. Die erſten Glieder derſelben werden gerühmt 457
Geſchmack, von der Natur des poetiſchen 444. in ſinnreichen Werken kömmt nicht auf die bloße Empfindung an 447
Geſtern, wo das Wort herkömmt 23

Gewohnheit thut in Sprachen viel 51
Geſner, Conrad, ſchreibt vieles zur Erläuterung der deutſchen Sprache 194
Gloſſarium, wie es von einem Wörterbuche unterſchieden 195. Probe von einem über das augſpurgiſche Stadtbuch 583
Gothen, wer ſie geweſen 64
Gottesgelehrter, ob er eine Sprachkunſt ſchreiben dürfe 501
Grammatik, wird von dem gothiſchen Könige Athalarich angeprieſen 111. warum ſich die Deutſchen um dieſelbe nicht bekümmert haben ib. Carls des Großen Bemühung darinnen 115 ſeq. darinnen ſollen die Dichter erfahren ſeyn 174. ob wir keine Deutſche haben 421. deutſche ſoll man lateiniſch oder franzöſiſch ſchreiben 121
Grotius dankt Opitzen für die Ueberſetzung ſeines Buches von der Wahrheit der chriſtlichen Religion 260
Günther, deſſen lobenswürdige Eigenſchaften 186. Was an ihm auszuſetzen iſt 187. Was an der neuen Ausgabe von ſeinen Gedichten zu tadeln 170 ſeqq.

H.

Hengſt, woher dieſer Name gekommen 24
Herkules Ogmius ſoll die celtiſche Sprache bereichert haben 51
Herminwoner, wer ſo genennt worden 61
Hickes prüft Mabillon 504
Hochdeutſch, worinn das wahre beſtehen ſoll 274. iſt die Mundart der Gelehrten 277
Hülfswörter haben die Angelſachſen zwey 512

J.

Jambus ſoll im Deutſchen für keinen Trochäus geſetzt werden 256
Ich, das Vorwort, ob man es auslaſſen kann 281
Jeſuiten helfen der deutſchen Sprache nicht 77
Imperativus, warum er nicht das Stammwort ſeyn kann 466
Ingewoner, wo ſie gewohnet haben 60
Joſephus, deutſch 337
Iſtäwonen, wer dieſelben geweſen 61

Jüten, ihre Sprache ist von der anglischen nicht sehr unterschieden 500
Jütland, wie es Odin genennt hat 499
Junkherrott übersetzt das neue Testament in kauderwelsch deutsch 316

K.

K soll an statt des c in den aus dem griechischen herkommenden Wörtern geschrieben werden 248
Kern, wo das Wort herkömmt 12
Kirche, wovon das Wort herzuleiten ist 18
Knoten in einem theatralischen Stücke, wie die Auflösung desselben geschehen müsse 394. wodurch sie in Tragödien geschieht 396
Körper, wo das Wort herkömmt 13
Kunstwörter sollen deutsch gegeben werden 380 seq.

L.

Lackey, das Wort soll deutscher Herkunft seyn 23
Latein wird mit deutschen Buchstaben geschrieben 121
Lebensbeschreibungen, darinnen darf man nicht alle Kleinigkeiten erwähnen 173
Loblied, uraltes, auf den wendischen König Anthyous 287
Luther will oberſächsische Provinzialwörter in Schwang bringen 201. 553. soll an dem Verfalle der deutschen Poesie Schuld seyn 291. setzt seinen Namen vor viele uralte catholische Lieder ib. soll die deutsche Sprache verderbt haben 273. hat die Bibel gut übersetzt 319

M.

Mabillons Regeln, das Alterthum der Diplomatum zu erklären, sind den München zum besten 504
Maler, Discurse, sind der Ursprung der itzigen critischen Zeiten in Deutschland 445
Mannscript, das älteste deutsche 269
Marschall, wo das Wort herkömmt 249
Maske, wo das Wort herstammt 21
Mar. Idh. Mär. dessen Leben 418. nimmt sich der Verbeſſerung der Schulen an 416

Mehr wird mit dem Zeugefalle gesetzt 554
Mittelwörter (participia) deren Gebrauch im Deutschen 27
Monathe, deren angelsächsische Namen 517
Moral, verschiedene Arten, dieselbe einzukleiden 224.
Mord, ob man ihn auf der Schaubühne vorstellen dürfe 398
Müller, Probst, soll das in 100 Sprachen herausgegebene Vater unser abgeschrieben haben 285
Mundart, ob die Ober- oder Niedersächsische die beste sey 120
wie viel Mundarten im Deutschen sind 277
Muttersprache, die Deutschen werden wegen ihrer Nachläßigkeit darinnen getadelt 428

N.

Namen der alten Deutschen sind nicht von den Thieren hergenommen 24. Erklärung einiger derselben ibid.
den eigenen aus fremden Sprachen kann man deutsche Endungen geben 855
Natur, wo das Wort herkömmt 20
Nennwort, wie viele Abänderungen die angelsächsischen haben 508
Neumarks deutscher Palmbaum, Zusatz dazu 368

O.

Ode des Boileau, Epigramma darüber 527
Odin, Stifter des gothischen Reichs 498. wo er sich aufgehalten 598
Ohnedem soll falsch seyn 499
Opfer, Ableitung dieses Worts 20
Opferungen, ob man sie auf der Schaubühne vorstellen soll 399
Opitz, dessen Uebersetzung von Grotii Buche von der Wahrheit der christlichen Religion gefällt Grotio 260

P.

Participia, ob deren Gebrauch zierlich sey 282
Partikeln, deren Erkenntniß ist nützlich 70
Perser, wo sie herstammen 54

Philologie ihrer schämen sich auch die Weltweisen nicht 50
Phryger, wo sie herstammen 54
Poesie ist bey den alten Deutschen sehr beliebt 114. 117
wodurch der alten ihre in Verfall gerathen 118
An der französischen ist viel auszusetzen 524
Darum bekümmern sich bayerische Gelehrten 264
Was sie ist 282. liegt bey den Catholischen darnieder ib.
soll die Zufälle so vorstellen, wie sie geschehen können 454
Poet, wer der erste gekrönte gewesen 117. was zu ihrer Krönung Anlaß gegeben hat 117. soll fast alle Wissenschaften verstehen 174. darf neue Wörter machen 209. 255. worinn dessen Geist besteht 284. was er für Eigenschaften haben müsse ib. seq. seine Sprache muß etwas fremd seyn 550
Ein französischer macht ein Gedicht, das bey einem andern von Wort zu Wort stehet 541
Positivus soll kein Gradus seyn 386
Postillen, woher sie entstanden 117
Prediger sollen sich der Mutterspracbe befleißigen 251
Provinzialwörter zu vermeiden ist schwer 205
dieselben braucht Opitz 253

R.

R wird bey uns oft in l verwandelt 19
Racine dessen Phädra wird beurtheilt 403
Rächen, ob das Wort regelmäßig ist 103
Recht, Nachricht von dem augspurgischen 564 seqq.
Rechtschreibung war zu Lutheri Zeiten schlecht 77
aller und jeder Wörter faßt noch keine Schrift in sich 192
worauf Herr D. Steinbach dabey gesehen 219
soll man nicht nach der Aussprache einrichten 431 seq.
darinnen soll man der Gewohnheit folgen 459
worauf mau dabey zu sehen hat 460
Regeln dazu 461 seqq.
Die schwäbische unterscheidet sich sehr viel von den andern 569
Redekunst, deutsche, darum bekümmern sich bayerische Gelehrte 264
Reden der Kinder, mit was für Buchstaben es sich am ersten äussert 51
Redensarten, darinnen soll mgn nicht gar zu sorgfältig seyn 534

Reichthum, wie Diogenes die Beſchwerlichkeiten deſſelben vorgeſtellet 225
Reime einige Arten von unreinen 258
zu männlichen ſchicken ſich keine vielſylbige Wörter 259
Reteriren ſoll gut deutſch ſeyn 22
Rhetorik, Beſchaffenheit derſelben bey den alten Deutſchen 113
Rocken, wo dieß Wort herkömmt 13
Roſtock, Urſprung dieſes Namens 250
Ruſen, ob es ein regelmäßiges Wort iſt 100

S.

Sammler, eine moraliſche Schrift wird beurtheilet 614 ſeqq.
Saron, der erſte galliſche Regent 363
ſoll ein Philoſoph geweſen ſeyn 363
läßt Gelehrte aus Phönicien kommen 365
Saronides, Philoſophen der Gallier 364
Satiren ſollen einen gewiſſen Inhalt haben 188
darinnen ſoll keine hohe Schreibart herrſchen 546
Schäferſpiel, was es vorſtellt 296
Schaubühne, wie wahre Geſchichte darauf ſollen vorgeſtellet werden 297 ſeqq.
ob man Perſonen darauf ſoll ſterben laſſen 390 ſeqq.
Schauſpiele ſollen lehrreich ſeyn 298
wie viel Zeit zu einem gehöre 301
Schleſier laſſen ihre Dichter nicht gerne beurtheilen 186
haben viele alte deutſche Wörter behalten 249
Schottel wird getadelt 251
Schreibart, was darunter zu verſtehen ſey 234
Schreiben der alten Deutſchen geſchah mit griechiſchen Buchſtaben 383
Schriften, moraliſche deren Nutzen 613
Schule, Klage über den ſchlechten Zuſtand derſelben iſt alt 416
deren Verbeſſerung nimmt ſich Herr Max an 424 ſeqq.
Mittel zu ihrer Verbeſſerung 433
Schweden, die alten haſſeten die Gothen 64
Schweiz hat in dieſem Jahrhunderte viel Gelehrte hervorgebracht 444
Schwelgen, Unterſuchung dieſes Worts 469
Scribenten, wie ſich einer von dem andern unterſcheidet 223
wie vielerley derſelben Charactere ſind 224
Scythen, Erklärung ihres Namens 53
Seelenwanderung, haben die Druiden nicht vom Pythagora erlernet, 266

Selbſtlaut ſoll nicht ausgeſtoßen, noch angeflickt werden 261
Selbſtmord, ob man ihn auf der Schaubühne vorſtellen ſoll 401
Semicolon iſt vordem im Deutſchen nicht gebräuchlich geweſen 389
Skiold, Stammvater der däniſchen Könige 498
weſſen Enkel er geweſen 499
Somnothei ſollen öffentliche Lehrer der Gallier geweſen ſeyn 366
Spondäus, ob die Deutſchen nichts davon wiſſen 257
Sprachen ſind nicht von ungefähr entſtanden 50
Sprache, Urſprung des Unterſchieds der platt- und hochdeutſchen 116
woher die lateiniſche und griechiſche mit der unſern übereinkommen 8
angelſächſiſche ihre Herkunft 62
kömmt mit der plattdeutſchen, holländiſchen und engliſchen überein 511
bedient ſich doppelter Verneinungswörter 515
ihre verſchiedene Mundarten 516
alamanniſche, ihr Urſprung 66
deutſche, wird in Deutſchland verachtet 6
ob die alte oder neue beſſer ſey 67
wird durch Luthern verbeſſert 75
ſoll aus dem hunniſchen kommen 112
wird durch die lateiniſche Endungen verderbt 115
wenn ſie in Anſehen gekommen 117 ſeq.
ihr Verfall 118
was zu ihrer Wiederaufnahme gedienet 119
verhält ſich faſt, wie die ebräiſche 220
was die Zierlichkeit derſelben ausmachen ſoll 277
bayeriſche Gelehrte bekümmern ſich darum 264
ihr Urſprung iſt meiſt ebräiſch 382
alte deutſche, wie ſie in die heutige Art gekommen 270
wodurch ſie verderbt wird 271 ſqq.
wie lange ſie in ihrer Reinigkeit geblieben 269
ebräiſche aus ihr ſind alle andere entſtanden 268
haben wir noch rein 268
engliſche, woraus ſie beſteht 500. 503
fränkiſche, ihre Abſtammung 500
franzöſiſche, woraus ſie entſtanden 503
gothiſche, ihre Abſtammung 62
hat nur einfache Verneinungswörter 515
kömmt dem hochdeutſchen gleich 511
hochdeutſche, woſie herſtammt 52

Sprache lateiniſche, wodurch ſie in Deutſchland überhand genommen 114
Sprachkunſt, was ſie iſt 382
Gueinzens iſt philoſophiſch eingerichtet 382. ſiehe Gramatik.
Sprachlehrer, wer der Verfaſſer der ſo genannten Minerva ſey 369
Sprichwörter in Satiren ſind ſchön 544
Stehen, wie das Imperfectum von dieſem Worte eigentlich heißt. 91
Stelle eines Buchs, wie man ſie anführen ſoll 597

T.

Tafel, wo das Wort herkömmt 12
Telemach, Neukirchs Ueberſetzung davon ſoll fortgeſetzt werden 414
Teſtament, neues in wunderlich deutſch überſetzt 516
Teufel, wo das Wort herkömmt 18
Titel der Bücher betrügen oft die Käufer 228
daraus kann man zuweilen von der Güte des Buchs urtheilen 229
Tmeſis eine verdrießliche Figur im Deutſchen 556
Todesfälle, was für welche man auf der Schaubühne vorſtellen dürfe 397
Toulouſe daſelbſt ſoll der älteſte Sitz der Gelehrſamkeit ſeyn 364
Tragödie, wie ſie von der Comödie unterſchieden 289
was ſie vorſtellt 296
kann einen angenehmen Ausgang haben 297
was ſie iſt 392
wodurch Schrecken und Mitleiden darinnen ſoll erweckt werden 395
in wiefern das Erhabene darinnen ſtatt hat 450 ſeqq.
Mitleiden und Schrecken ſind nicht der einzige Endzweck derſelben 451
hat mit der Comödie vordem einerley Zweck gehabt 452
Trochäus, ſoll im Deutſchen für keinen Jambus geſetzt werden 256
Tſchirnings zeigt einige Misbräuche in der deutſchen Sprache 546

U.

Ueberſetzer kann die Begriffe ſeines Originals durch gleichgültige Wörter ausdrücken 328
darf ſein Oriainal nicht verſtümmeln 529
auch nicht verbeſſern 530
desgleichen nichts einſchieben 530
ſoll ſo viel möglich iſt, bey den Worten bleiben 535
Ueberſetzung, welches die beſte ſey 320
muß zierlich ſeyn 350
Des Opitz von Grotii Wahrheit der chriſtlichen Religion gefällt Grotio 260
Die neue tübingiſche vom Joſepho wird beurtheilt 341
Ulphilas ſoll nicht der Urheber des Codicis argentei ſeyn 505
Unnütz, critiſche Unterſuchung dieſes Worts 406 ſeqq.
Unterſcheidungszeichen, wer ſie zuerſt im deutſchen gebraucht 115
wenn ſie wieder abgekommen 118

V.

Vandalen, was für eine Sprache ſie geredet 63
Vergeblich, critiſche Unterſuchung dieſes Worts 406 ſeqq.
Verneinungswörter bedient ſich die angelſächſiſche Sprache gedoppelt 515
Vernunft hat Antheil an den Sprachen 51
Verſe, woher man unter die lateiniſchen deutſche gemiſcht 119
darinnen kann man durch Zuſammenſetzung gewiſſer Sylben und Töne der Natur nachahmen 256
darinnen ſoll ſich der Abſchnitt nicht mit dem Ende reimen 262
darinnen ſollen die Wörter verſetzt werden 555
Vor, ob es mit für einerley iſt 221
Vorſtellung trägt viel zur Vollkommenheit eines Schauſpiels bey 392
Vorwort, Erklärung deſſelben 387

W.

Wahrheit, ihr werden Boileaus Gedichte zugeſchrieben 528
Wahrſcheinlichkeit auf der Schaubühne muß wohl beobachtet werden 395
Wallach, wo das Wort herkömmt 13
Wanſinnig, Unterſuchung dieſes Worts 469
Wanwitzig, wo das Wort herkömmt 469

Weltweiſe philoſophiren auch über die Wörter 50
Weng, Chriſtoph Friedr. will das augſpurgiſche Stadtbuch herausgeben 584
Wiſſenſchaften, was man wiſſen muß, wenn man derſelben Hiſtorie ſchreiben will 106
wie deren Aufnahme befördert wird 379
Wohlredenheit, wornach man die Werke derſelben beurtheilen ſoll 446
Wörter, ob die deutſchen aus den lateiniſchen und griechiſchen herkommen 8
worauf bey Unterſuchung ihres Urſprungs zu ſehen 11
ob man in Entdeckung deſſelben ſeiner Einbildungskraft zu viel nachhängen ſoll 12
aus fremden Sprachen, ob ſie im Deutſchen ihre Buchſtaben behalten ſollen 25
wie lange man ſich der fremden enthalten ſoll 31
ob ſie natürliche oder willkührliche Bedeutung haben 50
was für welche man mit Exempeln beſtärken ſoll 203
ſoll man gleich anfangs erklären 520
von unterſchiedener Bedeutung ſollen auch im Schreiben unterſchieden werden 248
alte, ſoll man nicht brauchen 253
auch des Pöbels ſeine nicht ibid.
deutſche, ihr Urſprung iſt nicht im Griechiſchen und Arabiſchen zu ſuchen 250
fremde ſoll man nicht ins deutſche miſchen 255
wie ſie zu ſchreiben ſind 462
neue macht man itzt zu viel 68
ob man ſolche nach der Aehnlichkeit allemal machen dürfe 33
zuſammengeſetzte ſollen ohnen Mittelſtrich geſchrieben werden 280
Wörterbuch zu machen, iſt ſchwer 190
welches wohl das erſte bey den Deutſchen 3
in einem deutſchen ſollte man die franzöſiſche Sprache zur Erklärung brauchen 192
wenn man eins vollkommen nennen kann 195
wie ein vollſtändiges im Deutſchen zu erhalten 211
Herrn Steinbachs, woraus es entſtanden 197 ſeq.
iſt ein ſchleſiſch-deutſches 202
Wortſpiele macht man im Affecte nicht 305

Z.

Zahl, was ſie iſt 385
Zeiten, was für welche die Angelſachſen in ihren Zeitwörtern haben 512
warum die alten den neuern vorzuziehen ſind 625
Zeitwörter ob man ſolche um des Nachdrucks willen voran ſetzen könne 34
von den ungleichflieſſenden im Deutſchen 85
woran ſie zu erkennen ſind 87
dieſe ſind in der andern und dritten Perſon einſylbicht 217
Was ſie für Abfälle zu ſich nehmen 388
Zuſammenziehung der Sylbe ret iſt nicht gebräuchlich 218
Zweykampf, ob und wie man ihn auf die Schaubühne bringen dürfe 397

Inhalt
des XVI. Stückes.

I. Georg. Hickesii Linguarum vett. ſeptentrionalium Theſaurus Grammatico - Criticus et Archaeologicus pag. 497

II. Caſpar Abels Ueberſetzungen der ſatiriſchen Gedichte Nicolai Deſpreaux Boileau II. Theile 518

III. Nachricht von dem augſpurgiſchen geſchriebenen deutſchen Rechte 561

IV. Eines Unbekannten Schreiben an die Verfaſſer dieſer Beyträge. 589

V. Ein ander Schreiben an die Verfaſſer der Beyträge 611

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin

Siebenzehendes Stück.

Leipzig,

Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1737.

Der

Hocherleuchteten

Königl. Preuß. Societät der Wiſſenſchaften

Hochanſehnl. Herrn Protectorn,

Sr. Excellenz

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

Hrn. von Fiereck,

Sr. Königl. Majeſt. von Preußen hochbetrauten geheimden Staats- und Kriegs-Rathe, Vice-Präſidenten des Ober-Directorii der Kriegs- und Domainen-Kammer, Domherrn und Probſten des hohen Stifts zu Halberſtadt, des Johanniter-Ordens Rittern, und Erbherrn auf Weizendorf, Buch, Caro und Kirckholz, ꝛc. ꝛc.

Wie auch

Dem Hochwürdigen, in Gott andächtigen und hochgelahrten Herrn,

HERRN

Daniel Ernſt Jablonski

Sr. Königl. Majeſt. in Preußen Conſiſtorial- und Kirchenrathe, Oberhofpredigern und der H. Schrift Doctorn.

Obgedachter

Königl. Societät anſehnlichem Präſidenten,

nicht weniger allen übrigen

Hochberühmten Gliedern

derſelben,

Meinen allerſeits gnädigen, hoch- und werthgeſchätzten Herrn,

Hochgeneigten Gönnern und Freunden.

Gnädiger,

Hochwürdiger,

Hoch- und werthgeſchätzte Herrn,

Hochgeneigte Gönner und Freunde,

Sobald die Hocherleuchtete Königl. Preußiſche Societät der Wiſſenſchaften mir die Ehre gethan, und mich in die Zahl ihrer Glieder aufgenommen hatte, ward ich durch einen ſo kräftigen Sporn, als der Beyfall und die Zuneigung einer ſo berühmten Societät mir nothwendig werden mußte, aufs heftigſte angetrieben, mich derjenigen Ehre nun allererſt recht würdig zu machen, die man mir ſo freygebig ertheilet hatte.

Nun hatte der allerdurchlauchtigſte Stifter hochgedachter preiswürdigen Geſellſchaft, ohne Zweifel auf Vorſchlag und Anrathen ihres nachmaligen erſten Präſidenten, des weltberühmten Barons von Leibnitz, höchſt weislich verordnet und anbefohlen, daß in derſelben auch der deutſchen Mutterſprache, und der Unterſuchung ihrer Alterthümer ein beſondrer Fleiß gewidmet werden ſollte. Dieſer höchſtlöblichen Verordnung zufolge hatten ſich denn nicht wenige Glieder dieſer vortrefflichen Geſellſchaft aufs eifrigſte befliſſen, die deutſche Sprache in ihren Urſprüngen und Qvellen zu unterſuchen, ihren Reichthum und ihre Schönheiten zu zeigen, und ſie dadurch täglich in gröſsern Glanz zu bringen. Die glücklichen Proben davon lagen der Welt bereits vor Augen, und dieſe munterten auch mich auf, der längſt bey mir geſpürten Neigung gegen meine Mutterſprache nach allem Vermögen zu folgen.

Sol-

Solches nun desto glücklicher ins Werk zu richten, schien mir, und einem bereits verstorbenen Freunde, der gleichfalls ein Mitglied obgerühmter Gesellschaft zu seyn die Ehre hatte, kein bequemer Mittel zu seyn, als eine critische Monatschrift, die sich durch eine angenehme Abwechselung bey den Lesern beliebt machen, und die Liebe zu allem, was deutsch ist, bey patriotisch gesinnten Lesern erwecken könnte. Wir faßten also den Entschluß, nach unsern geringen Kräften, zur Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit etwas beyzutragen, und dadurch wenigstens andere geschicktere Federn zu gleichen, doch glücklichern Unternehmungen zu erwecken.

Mit was für Erfolge und Beyfall nun diese unsre wohlgemeynte Absicht und Arbeit von unserm werthen Vaterlande aufgenommen worden, solches kann E. Hochwohlgebohrnen, Hochwürden, und Hochedelgebohrnen, ja der ganzen

hochgepriesenen Societät nicht unbekannt seyn. Dieser Band ist der fünfte, den ich mit Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, die auch zum Theil Mitglieder der Königl. Preußischen Societät sind, ans Licht gestellet habe. Ich habe dabey von Jahr zu Jahr das Vergnügen gehabt, zu sehen, wie sich die Liebe zu deutschen Sachen mehr und mehr ausgebreitet, und wie auch an vielen Orten unsers Vaterlandes der patriotische Eifer für die Ehre unsrer Nation entweder rege gemacht, oder doch merklich verstärket worden. Und ob ich wohl diese erwünschte Wirkung mehr den geschickten Aufsätzen meiner obgedachten gelehrten Gehülfen, als meinem eigenen Fleiße, zu danken gehabt: So habe ich mirs doch allezeit für eine besondere Ehre geschätzet, daß ich den ersten Entwurf zu dieser Arbeit gemacht, und die Ausgabe dieser Beyträge, auch bey manchen Verdrüßlichkeiten, bisher mit unermüdeter Sorgfalt veranstaltet habe.

Wie ich nun bisher nichts eifriger gewünschet habe, als den Beyfall einer so hocherleuchteten Societät, als die Königl. Preußische ist, durch meine geringe Bemühungen zu verdienen: So habe ich es auch voritzo meiner Schuldigkeit gemäß zu seyn geachtet, der reifen Beurtheilung derselben gegenwärtigen V. Band dieser Beyträge zu unterwerfen, und demselben eine gnädige und hochgeneigte Aufnahme auszubitten.

Der Vater aller Wahrheit und Weisheit, der vormals in dem weisen Friedrich der Preußen, unserm Deutschlande einen mächtigen Beschützer und Beförderer der freyen Künste und Wissenschaften verliehen, erwecke noch ferner solche Heldengeister, die sich ihrer Macht zum Besten der Gelehrsamkeit bedienen, und den Ueberrest der Barbarey und Unwissenheit zu vertilgen suchen. Er erhalte auch Eure Excellenz, Hochwürden und Hochedelgebohrnen zu beständigem Flor und Wachsthum der nützlichsten Erkenntniß

auf

auf späte Jahre. Er gebe Ihnen auch künftig solche Nachfolger, die in Dero preiswürdige Fußtapfen treten, und die Absichten so grosser Stifter und Vorgänger bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen mögen.

Dieses sind die aufrichtigsten Wünsche, womit sich zu gnädigem und hochgeneigtem Andenken empfiehlet

E. Hochwohlgebohrnen Excell.

Hochwürdigen Magnificenz und Hochedelgebohrnen,

Meiner insonders gnädigen, höchst zu ehrenden Herrn und Gönner.

Leipzig, den 14. Oct. 1738.

ergebenster und verbundenster Diener.

Joh. Christoph Gottsched.

Geneigter Leſer

Da wir den fünften Band dieſer Beyträge hiermit anfangen, ſo können wir nicht umhin dir für den bisherigen Beyfall, den du unſern Bemühungen gegeben, den gebührenden Dank abzuſtatten. Dieſer iſt es, der uns, nächſt der Begierde unſerm Vaterlande zu dienen, und unſre Landesleute zur Liebe gegen ihre Mutterſprache aufzumuntern, noch angefeuret hat, in dieſer Arbeit fortzufahren: Und man kann verſichert ſeyn, daß wir in unſerm Eifer nicht eher ermüden werden, als dieſe Art der Belohnung für unſre Arbeit aufhören wird. Was kann uns angenehmer ſeyn, als wenn wir ſehen, daß redlich geſinnte deutſche Patrioten unſern

wohlgemeynten Fleiß ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und die Nachrichten so vir ihm von alten und neuen deutschen Sachen mittheilen, mit geneigten Augen ansehen!

Wir erinnern uns aber auch eines Versprechens, so wir unsern Lesern glech anfangs, in der Vorrede des I. Bandes gehan haben. Wir haben ihnen daselbst die Hoffnung gemacht, daß wir ihnen mit der Zeit alle diejenigen Mitglieder unsrer Gesellschaft bekannt machen wollten, die an diesen Byträgen arbeiten würden. Nun ist es zwar bey solchen Monatschriften eben kein wesentliches Stück, daß die Leser ihre Verfasser nothwendig wissen müssen: Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß die Urheber der meisten gelehrten Tagebücher unbekannt sind, oder daß wenigstens die Gehülfen derselben niemals genennet zu werden pflegen. Allein wir haben Ursache solches zu thun, da von so vielen, wider unsere ausdrückliche Warnung, diee Beyträge, auf die Rechnung der ganzen trutschen Gesellschaft geschrieben worden; obgleich nur wenige Mitglieder derselben Thril daran haben. Diesem fernern Irrthume nun vorzubeugen, und diejenigen, so keinen Theil daran haben, aus dem Verdacht zu bringen,

sind

ſind wir entſchloſſen, diejenigen namhaft zu machen, die nach und nach zu dieſen critiſchen Schriften etwas beygetragen haben. Wir werden darinn keine andere Ordnung beobachten, als wie die Artickel, ſo ſie zu dieſem Werke eingeſandt, nach einander eingerücket worden; nur daß wir diejenigen, ſo ſchon einmal vorgekommen, bey den folgenden Stücken von ihrer Arbeit, nicht mehr wiederholen. Es ſind alſo die Urheber dieſer Beyträge, nach der Zeitordnung, folgende geweſen:

Herr Johann George Lotter, nachmaliger Profeſſor zu Petersburg.

Herr M. Johann Heinrich Winkler, IV. Collega an der hieſigen Schule zu St. Thomas.

Herr Joh. Chriſtoph Friedrich Erneſti, Pfarrer und Inſpector zu Gehren in Thüringen.

Herr Ernſt Steinbach, Doctor der Arzneykunſt in Breßlau.

Herr Wolf Balthaſar Adolph von Steinwehr, A. M.

Herr Johann Simon Buchka, Conrector zu Hof.

Herr Johann Gottlieb Krauſe, Prof. der Hiſtor. zu Wittenberg.

Herr Johann George Schellhorn, Pred. zu Burach u. Hardt bey Memmingen.

Herr George Benzky, Subconrector in Halberſtadt.

Herr Auguſt Wilhelm von Schwicheldt, Königl. Großbr. Appellationsrath in Zelle.

Herr Jacob Friedrich Lamprecht, Pract. Jur. in Hamburg.

Herr M. Johann Joachim Schwabe, aus Magdeburg.

Herr Chriſtian Gottlieb Ludewig, Med. D. allhier, aus Brieg.

Herr Gottfried Behrndt, Hochadl. Alvenſl. Amtmann.

Herr Heinrich Chriſtian Lemker, Conr. der Michaels-Schule in Lüneburg.

Herr Johann Jacob Bodmer, Prof. der Hiſt. zu Zürich.

Herr George Friedrich Bärmann, A. M. aus Leipzig.

Herr Jacob Brucker, Conſiſtorialis, Scholarcha und Paſtor zu Kaufbeyern.

Die-

Dieſes ſind nun die Namen derjenigen Verfaſſer, die nebſt mir an dieſen Beyträgen gearbeitet haben. Doch muß niemand denken als ob alle gleichviel Theil daran gehabt hätten. Nein, einige davon haben, nach Beſchaffenheit ihrer Aemter, Geſchäffte und Veranlaßungen, nur ſelten, ja wohl gar nur ein oder das andremal die Feder angeſetzet: Wofür man ihnen gleichwohl den verbindlichſten Dank ſchuldig iſt. Allein auch auſſer dieſen haben einige gelehrte Männer, die auſſer der Geſellſchaft ſind, uns zuweilen ihre zu unſerm Zwecke dienende Anmerkungen zugeſchicket, und mit einzurücken erlaubet; welches wir gleichfalls mit ergebenſtem Danke erkennen. Dieſe nun kennen wir gröſten Theils ſelbſt weder von Perſon noch dem Namen nach: Ja wenn wir ſie gleich kenneten, ſo würden wir ſie doch allezeit verſchwiegen zu halten verbunden ſeyn, ſo lange ſie ſich nicht bekannt gemacht wiſſen wollten. Wir werden auch künftig nicht ermangeln, ſolche Schriften in unſre Beyträge mit einzurücken, die uns in dieſer Abſicht zugeſandt werden möchten, wenn ſie unſerm Vorhaben gemäß abgefaßt ſeyn werden.

Uebrigens erbiethen ſich die Verfaſſer dieſer Beyträge nochmals, daß ein jeder für den von ihm abgefaßten Artickel ſtehen wird, wenn er irgend jemanden zu misfallen das Unglück haben ſollte. Ich bin ſo gar bereit, ſolche Wiederlegungen oder Beantwortungen auf die hier eingerückten Stücke, in dieſen Beyträgen ans Licht zu ſtellen; wenn ſie nur nicht bloße Zänkereyen, ſondern auch Dinge in ſich halten, die zur beſſern Erkenntniß der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit etwas beytragen können. Das aber bittet man ſich nochmals aus, daß man das Verſehen einzelner Mitarbeiter nicht allen ihren Gehülfen, am allerwenigſten der ganzen Geſellſchaft, unbilliger weiſe aufbürden wolle.

I.

Herrn Johann Jacob Bruckers

Abhandlung von einigen alten deutſchen Ueberſetzungen der heil. Schrift.

Wie groß der Nutzen ſey, der aus wohl gerathnen Ueberſetzungen gründlicher und nützlicher Schriften fließe, iſt einem jeden bekannt, der der Sache nachdenken mag, und den Vortheil einſehen kann, der aus ſolchen Schriften entſpringet, welche Verſtand und Willen verbeſſern; und zur Glückſeligkeit der Menſchen das ihrige beytragen. Wir wiederholen nicht, was bey dem Anfange dieſer Beyträge hievon ſchon erinnert worden iſt: Um nicht das Anſehen zu haben, als hielten wir dafür, daß eine ſo ausgemachte Wahrheit noch erſt eines Beweiſes bedürftig ſey; oder auch, als trauten wir unſern Leſern nicht ſo viele Einſicht zu. Eines aber dieſem allen beyzufügen, das wird wohl nicht unrecht gethan ſeyn, nemlich: Daß, je wichtiger ein Buch iſt, und je mehr es zur Glückſeligkeit der Menſchen beyträgt, deſto wichtiger und ſchätzbarer auch eine richtige Ueberſetzung davon ſey. Denn damit werden die heilſamen Wahrheiten, welche in ſolchen

Schriften enthalten ſind, denenjenigen, welche ſie einer fremden Sprache willen nicht nutzen können, brauchbar, und der Nutzen derſelbigen wird jedermann gemein gemacht.

Wie nun dieſes ein unläugbarer Satz iſt, alſo flieſſet daraus noch ein anderer, daß die Ueberſetzungen der h. Schrift, die wichtigſten und merkwürdigſten ſind, ja wohl gar eine gewiſſe Nothwendigkeit bey ſich haben. Es iſt uns dieſes himmliſche Buch zur Anweiſung zu unſerer wahren Glückſeligkeit gegeben, und wir ſind überzeugt, daß wir ohne deſſen Unterricht dieſelbige unmöglich finden können. Da es nun dem göttlichen Verfaſſer deſſelbigen gefallen hat, es in ſolchen Sprachen abfaſſen zu laſſen, die zum Theil in einem engen Bezirke bekannt geweſen, längſtens aber aufgehöret, eine lebendige Sprache zu ſeyn; zum Theil aber den wenigſten gründlich bekannt ſind: So iſt daraus erweislich, daß die Ueberſetzungen der h. Schrift in fremde Sprachen eine ſo nöthige als nützliche Arbeit ſind. Was aber überhaupt von den Ueberſetzungen geſagt worden, das gilt auch von den deutſchen Ueberſetzungen der h. Schrift. Vielleicht irren wir auch nicht, wann wir behaupten, unſere deutſche Sprache ſey deſto geſchickter zur Ueberſetzung der in hebräiſcher und griechiſcher Sprache verfaßten göttlichen Schriften, je nähere Verwandſchaft ſie mit beyden hat, und um ſo viel mehr ſie geſchickt iſt, an die Majeſtät der erſten, und den groſſen Ueberfluß der andern zu reichen, und zu einem ganz beſondern Vorzuge beydes mit einander zu verbinden.

Ohne

Ohne Zweifel iſt dieſes wenige hinlänglich genug, unſer Vorhaben zu rechtfertigen, da wir uns vorgenommen, auch von einigen deutſchen Ueberſetzungen der Bücher heil. Schrift Nachricht zu geben. Denn alles, was wir ſeines Orts von den Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten gedacht, das trifft in einem viel gröſſern Grade an denſelbigen ein. Wir können aber dieſem allen noch einen beſondern Umſtand beyfügen, dadurch uns in näherer Abſicht unſers auf die deutſche Sprache gehenden Vorhabens, dieſe Sache noch merkwürdiger wird. Es iſt eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit, daß durch gute und nach ſchönen und wohlausgearbeiteten Verſchriften gemachte Ueberſetzungen, auch zur Erweiterung, Bereicherung und Verbeſſerung der Sprache, in welcher ſie entworfen werden, ein groſſes beygetragen werde. Ein geſchickter und vernünftiger Ueberſetzer thut ſeiner Sprache, in welche er überſetzen will, zwar keine Gewalt an; aber er weis doch die Schönheiten ſeines Originals, die Zierlichkeit der Ausdrückungen, die geſchickte Abwechslung und Ordnung der Gedanken, und was er ſonſt ſchönes antrifft, in ſeiner Sprache alſo auszudrücken, daß er dem Originale, wo nicht gänzlich gleich, doch gar ähnlich wird. Damit lehret er ſeine Sprache fremde Gedanken reden, unbekannte Schönheiten ausdrücken, und durch eine glückſelige Verwegenheit, fremde Seltenheiten ſeinen Landesleuten bekannt und geläufig machen. So entfernet auch eine Sprache von der andern iſt, ſo leicht findet er doch Mittel, ſie alſo zu vereinigen, daß ſeine Ueberſetzung einem Originale ähnlich ſiehet. Redet nun der Inhalt

halt noch darzu von fremden Dingen, und weis der Uebersetzer dieselbigen, ohne Nothzwang seiner Sprache, deutlich zu machen, und wohl vorzutragen, ohne der Stärke, dem Nachdrucke und der Lieblichkeit des Originals Abbruch zu thun: So muß nothwendig dadurch eine Sprache sehr bereichert werden.

Unsere deutsche Sprache hat dieses Schicksal am meisten durch die Uebersetzungen der heil. Schrift erfahren. Diese göttliche Bücher reden von hohen und großen Dingen, sie eröffnen göttliche Geheimnisse, sie drucken sich mit vieler Kraft aus, und haben ihre eigene Schönheit. Die göttliche Vorsehung hat uns an der deutschen Uebersetzung Lutheri eine solche Arbeit gegeben, die des Originals Kraft und Schönheit in unserer Sprache so ausgedrücket hat, daß durch dieselbige die deutsche Sprache um ein großes verbessert worden ist. Es verdiente auch eine eigene Vorstellung, wie viele Vortheile auf dieselbige durch solche deutsche Uebersetzung geflossen, wann es dieses Orts wäre, uns hierbey aufzuhalten. Genug, daß wir erwiesen zu haben glauben, daß die deutschen Uebersetzungen der h. Schrift nicht nur zur Verbesserung des Herzens und Beförderung der wahren Glückseligkeit der Menschen nöthig, sondern auch zur Bereicherung der deutschen Sprache sehr nützlich gewesen seyn. Es verdienen demnach dieselbigen vor andern Uebersetzungen einige Aufmerksamkeit, und Betrachtung. Und das ist auch der Endzweck, um welches willen wir von einigen deutschen Uebersetzungen der h. Schrift, welche sich vor andern merkwürdig gemachet haben, Nachricht zu geben entschlossen sind.

Wir

Wir müßen aber vorher zweyerley erinnern: Nemlich, wir haben uns nicht vorgeſetzt von allen deutſchen Ueberſetzungen zu reden, ſondern nur von einigen, und zwar von ſolchen, welche entweder ihrer Seltenheit wegen wenigen zu Geſichte kommen; oder ihrer beſondern Art wegen in der Hiſtorie der deutſchen Sprache einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig ſind. So iſt es auch unſere Abſicht nicht, eine weitläuftige gelehrte Hiſtorie ſolcher Ueberſetzungen vorzutragen, und deren beſondre Umſtände genau zu unterſuchen; oder aber ihre Gründlichkeit und Richtigkeit nach den Regeln der orientaliſchen Sprachgelehrſamkeit zu beurtheilen: Denn dieſes iſt zu weitläuftig für unſer Vorhaben, und wird beßer den Gottesgelehrten überlaſſen. Doch wollen wir das nöthige davon zum Unterrichte des Leſers anzufügen nicht vorbey laſſen; dabey aber unſer Hauptabſehen dahin richten, daß man einſehen könne, wie es zu denen Zeiten, da dieſe Ueberſetzungen verfertiget worden, um die deutſche Sprache geſtanden habe.

1) Die gantze Heylige Geſchrifft, genandt die Bibel, ohne Benennung des Jahrs. Augſpurg *.

Dieſes iſt eines der allerſeltenſten Exemplarem der in die deutſche Sprache überſetzten H. Schrifft. Es hat alle Kennzeichen der erſten Kindheit der Buch-

* Es pranget mit dieſer berufenen und ungemeinen Seltenheit, der wegen dergleichen ſeltnen Büchervorraths, weltberühmte Büchersaal, der freyen Reichsſtatt Augſpurg.

Buchdruckerkunst, die Lettern und deren starke, dabey aber noch rauhe Gestalt, die ausgelaßenen, und mit rother Farbe hinzugeschriebenen Anfangsbuchstaben der Capitel*; der Mangel eines Titelblatts, die Zeichen der Unterscheidung, die allein durch einen Punct angezeiget werden, die Art, die Worte am Ende der Zeile mitten in einer Sylbe abzusetzen, die in der Uebersetzung selbst gebrauchten altdeutschen Worte u. d. g. beweisen gar deutlich, daß es bald nach der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst zum Vorschein gekommen seyn muß. Wenn wir angesehenen Männern nachgehen dörften, so würden wir auch das eigentliche Jahr, da dieses so seltene Buch gedruckt worden, bestimmen können. Denn es ist auf dem ersten Blatte ein doppeltes Wapenschild gemalet, und demselbigen die Zahl 1449 beygesetzet: Es hat auch eines von diesen Wapenschilden eine große Aehnlichkeit mit dem Schöfferischen Wapen, welches der erste Erbe dieser, von Johann Faust, erfundenen Kunst, Petrus Schöffer geführet hat; und welches verschiedene Gelehrte auf die Gedanken gebracht hat, es sey diese Bibel in diesem Jahr gedruckt worden. Wir finden aber an dieser Meynung um so

* Doch sind die Anfangs-Buchstaben der Bücher in verzogenen Figuren angedruckt, und in diesem Exemplare gemalt. Da nun Maittaire bemerket, daß diese Buchstaben, *florentes* genannt, der Augspurgische Buchdrucker, Erhardt Karhold, von 1470 seqq. zuerst gebraucht und erfunden. Es ist dieser Umstand allerdings zu merken, um von dem wahren Alter dieser Bibel-Auflage gründlich urtheilen zu können.

ſo viel weniger Wahrſcheinlichkeit, je richtiger es iſt, daß die edle Erfindung der Buchdruckerkunſt vor 1449 nicht zu ſtande gekommen, und ſo gleich nicht an andern Orten bekannt gemacht, ſondern von ihrem Erfinder ſehr heimlich gehalten worden*; welcher einziger Beweis hinlänglich iſt, dieſe Jahrzahl für das Jahr der Auflage nicht anzuſehen, ob wir gleich nicht eigentlich ſagen oder muthmaßen können, was dieſe zwey Wapenſchilde ſagen wollen, weswegen wir es der Scharfſinnigkeit des Leſers ſelbſt überlaßen, ihm aber die Geſtalt derſelbigen hier

---

* Hievon müſſen diejenigen nachgeſehen werden, welche von Erfindung der Buchdruckerey geſchrieben haben, welche von dem Herrn Hofrath STRVVIO *Introduct. in Hiſtor. litter. c. XI. §. 1. p. 516.* und dem ſel. Herrn FABRICIO *Bibliograph. antiqu. c. XXI. p. 630. ſeqq.* genennet werden. Es verdienet aber vor allen der Sponheimiſche Abt TRITHEMIVS *in Annal. Hirſaugienſibus T. II. p. 421.* angehöret zu werden, der ſeine Nachricht aus dem Munde des Fauſtiſchen Tochtermanns, Petri Schöffers, oder Opilionis hat. Weil Trithemii, als eines zu damaligen Zeiten ſehr nahen Zeugen, Worte, welche noch darzu ſich auf die Erzählung eines der ſelbſt mit Antheil gehabt, und alles am beſten gewuſt hat, gründen, ſehr merkwürdig, die *Annales Hirſaugienſes* aber nicht in jedermanns Händen ſind, und dieſe Stelle deutlich beweiſt, daß dieſe Bibel nicht 1449 hat gedruckt werden können, ſo wollen wir ſie ganz hieher ſetzen. Er ſchreibet aber alſo:

His temporibus in civitate Maguntina Germaniae prope Rhenum, & non in Italia, ut quidam falſo ſcripſerunt, inventa & excogitata eſt ars illa mirabilis

hier vorſtellig machen, und zur Erläuterung das Schöfferiſche Wapen beyſetzen wollen.

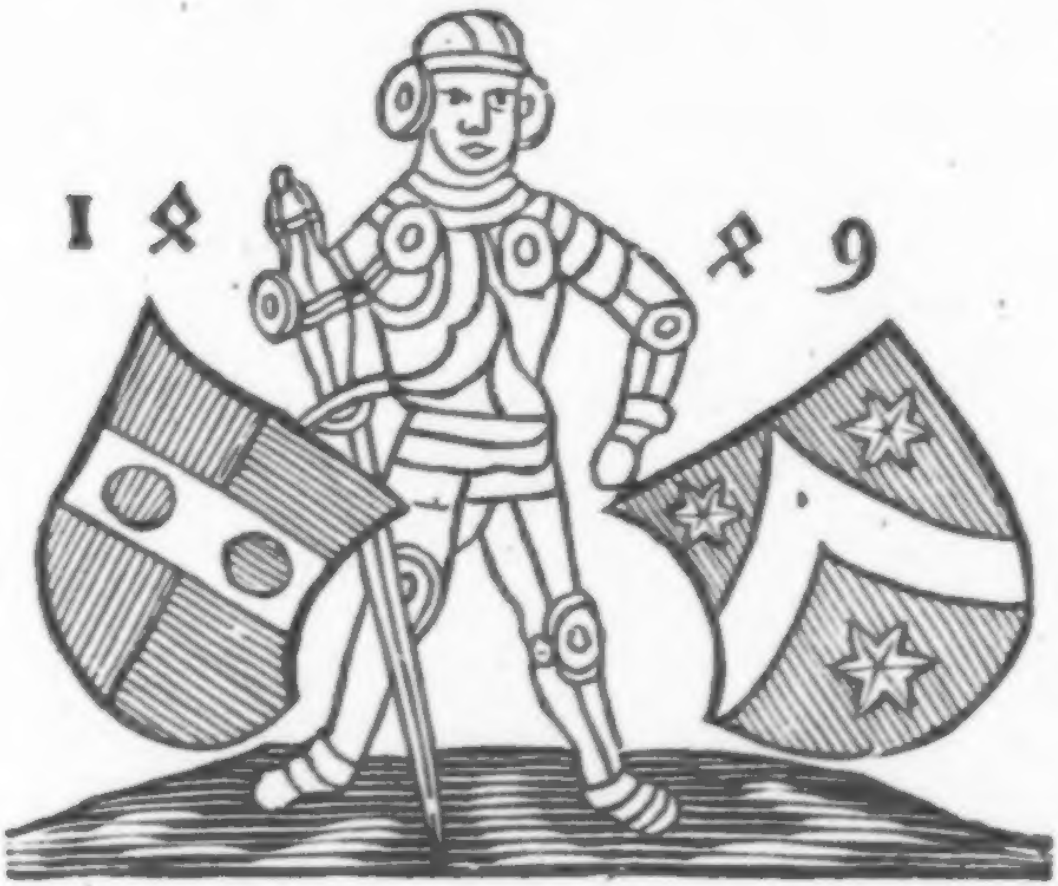

Wapen Petri Johannis und Ivonis der Schöffer, Buchdrucker in Maynz.

Würden wir aus dem Schluße dieſer Bibel-Auflage nicht wiſſen, daß dieſelbige in Augſpurg das Licht erblicket, ſo könnte man leicht auf die Gedanken kommen, daß ſie eine Geburt der Fauſtiſchen, von

---

bilis & prius inaudita imprimendi & characterizandi libros per Ioannem Guttenberger ciuem Moguntinum, qui cum omnem pene ſubſtantiam ſuam pro inuentione huius artis expoſuiſſet, & nimia difficultate laboraus, iam in iſto, iam in alio deficeret, iamque prope eſſet, vt deſperatus negotium intermitteret, conſilio tandem & penſis Ioannis Fuſt, aeque ciuis Moguntini, rem perfecit incoeptam. In primis igitur, characteribus literarum in tabulis ligneis per ordinem ſcriptis formisque compoſitis, Vocabularium, Catholicum nuncupatum, impreſſerunt, ſed cum iisdem formis nihil potuerunt imprimere, eo quod characteres non fuerunt mobiles de tabulis, ſed inſculpti, ſicut diximus. Poſthaec inuentis ſucceſſerunt ſubtiliora, inuenerunt que modum fundendi formas omnium Latini Alphabeti literarum, quas ipſi matrices nominabant, ex quibus rurſus aeneos ſiue ſtanneos characteres fundebant, ad omnem preſſuram ſufficientes, quos prius manibus ſculpebant. Et reuera, ſicut ante 30. ferme annos ex ore Petri Opilionis de Gernsheim, ciuis Moguntini, qui gener erat primi artis inuentoris, audiui, magnam, a primo inuentionis ſuae, haec ars impreſſoria habuit difficultatem. Impreſſuri namque Bibliam, priuſquam tertium compleſſent in opere quaternionem, plusquam 4000 florenorum expoſuerunt. Petrus autem memoratus Opilio, tunc famulus, poſtea gener, ſicut diximus, inuentoris primi, Ioannis Fuſt, homo ingenioſus & prudens, faciliorem modum fundendi characteres excogitauit, & artem vt nunc eſt complenit. Et hi tres imprimendi modum aliquamdiu tenuerunt occultum, quousque per famu-

von Johann Guttenberg angelegten, von Fauſten zur Vollkommenheit gebrachten, und von Peter Schefern oder Schöfern fortgeſetzten Druckerey ſey, wiewohl auch dieſes obige Jahrzahl, da dieſe Kunſt noch nicht vollkommen war, nicht zuläßt. So ſtehet uns aber die Unterſchrift des Werks entgegen, welche alſo lautet:

Diß

---

los, ſine quorum miniſterio artem ipſam exercere non poterant, diuulgatus fuit, in Argentinenſes primo, & paulatim in omnes nationes. Aus dieſer merkwürdigen Stelle erhellet gar deutlich, daß die Buchdruckerkunſt in dem Jahr 1443. zu Augſpurg nicht hat können bekannt ſeyn, da ſie erſt um dieſe Zeit bis auf das Jahr 1460. zur Vollkommenheit gebracht worden. Was für Fabeln auch durch die Geheimhaltung dieſer Kunſt entſtanden, kann die beſchrieene Zauberfabel von D. Fauſten genugſam belehren. Es geben auch Fauſtens Schickſale zu Paris, als er mit ſeinen Büchern dahin kam, genugſam zu erkennen, daß zwiſchen 1450. und 1460. niemand außer Fauſtens Officin etwas um dieſe Kunſt gewußt habe; womit deutlich erwieſen wird, daß die Jahrzahl 1449. in dieſem Titel nicht von dem Jahre des Drucks könne verſtanden werden. Am gründlichſten aber wird dieſes bekräftiget, durch das Zeugniß Johannis Schöffers, Fauſts Enkel und Petri Sohn, der am Ende von TRITHEMII *compendio de origine regum & gentis Francorum*, wann er die Hiſtorie der Erfindung der Buchdruckerkunſt kurz berühret, unter andern ſchreibt: *Retinuerunt autem hi duo iam praenominati Ioannes Fuſt & Petrus Schoffer artem in ſecreto, (omnibus miniſtris ac familiaribus eorum, ne illam quoquo modo manifeſtarent, iureiurando adſtrictis) quae tandem de anno Dni, MCCCCLXII. per eos-*

dem

Diß durchleuchtigoſt Werck der ganczen heyligen geſchrifft. genandt die Bibel für all ander vorgedrucket teutſch Biblen lauterer. klärer. und warer. nach rechter gemeinen teutſch dann vorgedrucket. hat hie ein ende. In der hochwirdigen keyſerlichen ſtat Augſpurg. der edlen teutſchen Nation nit die mynßt Sunder mit den meyſten eben geleich genennet zu ganczem ende. Vmb wölich volbringung. ſeye lob. glori vnd Ere der hochen heyligen drivältigkeit, vnd einigem weſen. Dem Vater vnd dem Sun vnd dem heyligen Geyſt. der da lebet vnd regyret Got ewiglichen Amen.

So deutlich in dieſer Unterſchrift der Ort angezeiget iſt, wo dieſe Bibel gedruckt worden, und ſo richtig man daraus ſchließen kann, daß ſie vor 1462. nicht gedruckt worden ſey: So ungewiß iſt hingegen, wer ſie gedruckt habe, und wann dieſes geſchehen? So viel iſt richtig, daß man um 1470. in Aug-

dem familiares in diuerſas terrarum prouincias diuulgata haut parum ſumſit incrementum. Denn hieraus iſt klar, daß vor 1462 außer Maynz kein Buch gedruckt worden, und erſt um dieſe Zeit die Gehülfen der Fauſtiſchen Druckerey ſich hier und dar ausgebreitet, z. E. Mantel in Straßburg, Ulrich Hahn in Rom, Hanſen Hamman, genannt Herzog, und Octavian Scotus zu Venedig, Sixt Ruſiger zu Neapolis, Nicolaus Jenſen in Frankreich, conf. MELCH. ADAMI *vitae Philoſ. p. m. 2. 3.* Welches genug iſt zu erweiſen, daß dieſe Jahrzahl, die Zeit des Drucks nicht anzeigen könne.

spurg schon gedruckt habe,* und von der Zeit an die

* Wenn in Augspurg zu drucken angefangen worden, das läßt sich ebenfalls so eigentlich nicht bestimmen. Aus BERN. HERTFELDERI *descriptione Basilicae S. Vdalrici & Afrae p. 181.* ist zu ersehen, daß der XL. Abt zu St. Ulrich, Melchior von Stambein eine Buchdruckerey in seinem Kloster aufgerichtet; und GASSARVS *in Annal. ad an. 1466.* gibt vor, Johann Bämler habe in diesem Jahre eine lateinische Bibel zu Augspurg gedruckt, dem es CRVSIVS *in Annal Sueu. Dodec. III. f. 413.* und ADAMI *in vit. Philos. p. 2.* und diesen viele andere, und unter solchen auch LELONG und MAITTAIRE nachgesprochen, wie wir schon ehedem in den *Amœnit. liter. T. VI. p. 457.* erinnert haben. Es hat der sel. Herr Professor KRAVSE in den Gelehrten Zeitungen 1727. *n. 44. p. 442.* daran gezweifelt, ob auch jemals diese Ausgabe der Bibel in der Welt gewesen, weil niemand sich rühmen könne, daß er diese Edition gesehen habe, und müße in der Jahrzahl nur ein Irrthum vorgegangen seyn. Doch scheine es gewiß zu seyn, daß Bämler schon vor 1470. eine lateinische Bibel zu Augspurg gedruckt habe, weil in dem Exemplare, das auf der Hochfürstl. Gothaischen Bibliothek befindlich ist, der Besitzer seinen Namen An. 1470. mit der Feder darein geschrieben. Wir laßen diesen Zweifel dahin gestellet seyn, nachdem wir freylich diese Ausgabe nicht gesehen: So viel aber können wir zur Erläuterung beyfügen, daß in dem eigenhändigen Gaßerischen Original, das sich dermalen in dem Kloster der Benedictiner zu St. Ulrich in Augspurg befindet, die Jahrzahl 1466 allerdings auch also ausgedrücket, und also nicht zu zweifeln sey, daß Gaßer es also geschrieben; ingleichen, daß 1471. Günther Zainer von Reutlingen

die h. Schrift etlichemal daſelbſt ſowohl lateiniſch als deutſch herausgekommen; * das eigentliche Jahr aber zu beſtimmen iſt unmöglich. Soviel iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Ausgabe der Bibel zwi-

lingen zu Augſpurg *Ouidium de arte amandi & remediis amoris* gedruckt, welches Exemplar in der Bibliothek der Reichsſtatt Memmingen ſtehet, vid. Cl. SCHELHORN. *Miſc. Lipſ. T. XII. p. 66. ſeqq.* wo auch ein *Liber horarum cum omnibus nouis hiſtoriis ſecundum chorum Eccleſiae Auguſtanae* angeführt wird, der zu Augſpurg 1481. von Johann Bämlern gedruckt worden. Wie denn zwiſchen 1470. und 1490. zu Augſpurg gedachter Günther Zainer, Auguſtin Johann Bämler, Antonius Sorg, Erhard Ratholt, Hanß Schönſperger, Peter Berger, gedruckt haben, von welchen allen uns Exemplare unter die Hand gekommen. Auch ſoll obgedachter Zainer auch ſchon 1469. zu Augſpurg *Io. de Ianua Lexicon* gedruckt haben, wovon ein Exemplar in der Bibliothek zu Altdorf ſich befinden ſoll, das wir aber nicht geſehen haben.

* Von Augſpurgiſchen Bibel-Auflagen ſind uns auſſer der gegenwärtigen folgende bekannt:

1470. durch Jo. Bämler, vid. gel. Zeit. *l. c.* in der Gothaiſchen Biblioth.

1477. durch Anton Sorg, iſt in der Augſpurgiſchen Stadt-Biblioth.

1477. noch einmal, ohne Anzeige des Buchdruckers: eben daſelbſt.

1480. durch Anton Sorg, iſt in Augſpurg in Privathänden.

1487. wird angeführt von KORTHOLT. *de variis Scr. S. edit. p. 156.*

1490. durch Jo. Schönſperger, vid. G. FR. MAGNVS in anzuführender *diſſertation.*

ſchen 1470 und 1477. von Jo. Bämlern oder Antonio Sorg, beſorgt worden ſey *. Denn es hat dieſer

* Es hat der ehemalige gelehrte Rector des Augſpurgiſchen Gymnaſii G. FRID. MAGNVS 1690. 1698 zwey gelehrte Abhandlungen unter dem Titul: *Diſquiſitio de antiquis S. Scripturae Verſionibus Germanicis, Auguſtae excuſis*, als academiſche Diſſertationes, herausgegeben, denen noch mehrere folgen ſollen, welche aber nicht ans Licht gekommen. Weil ſolche flüchtige Blätter außer ihrer Vaterſtatt ſelten zu ſehen ſind, außer daß ihrer Tenzel. Mon. Geſp. *1692. p. 603.* gedacht, ſelbige aber doch vieles enthalten, ſo die unter Händen habende Materie erläutert, ſo hoffen wir dem Leſer einen Gefallen zu thun, wenn wir demſelbigen das hieher gehörige kürzlich verſtellig machen. Er erinnert nemlich, daß unſere Gottesgelehrten ſich geirret, wenn ſie geglaubet, vor Lutheri Ueberſetzung wären nur drey andere deutſche herausgekommen, Nürnberg 1477. 1483. und Augſpurg 1518. indem in Augſpurg in dem einigen Jahr 1477. zweymal eine ſolche deutſche Bibel erſchienen; da die Nürnbergiſche von dem Verleger, Koburger, genannte Bibel erſt 1483. ans Licht getreten, und nicht wie Serarius und Hottingerus ſich verſtoßen 1433. So habe man auch die Augſpurgiſche Bämleriſche Ausgabe von 1466. nach Cruſii Zeugniß, und wiße er von Augſpurgiſchen Bibeleditionen, zwo von 1477. eine von 1483. von 1490. von 1518. Von derjenigen aber, welcher Serarius gedenke, von 1480. durch Antonius Sorg, wiße er nichts. (Wir haben ſie aber ſelbſt geſehen). Sonderlich ſey diejenige berühmt, von welcher Zeilerus, Schmidius, Mallinkrot, Hottinger, geglaubt, weil 1449. den beygemalten Wapenſchildern beygeſetzt worden, es ſey dieſes das Jahr der Ausgabe. Es ſey aber

zu

dieſer Antonius Sorg Anno 1477. eine deutſche Bibel gedruckt, welche unſerer gegenwärtigen an Papier, Lettern, Columnen, Rubricken, und allem vollkommen ähnlich ſiehet, und welche eben dieſe Unterſchrift hat, nur daß in einigen Exemplaren der Name des Buchdruckers, in andern die Jahrzahl beygeſetzt iſt, folgender Geſtalt.

zu merken, 1. daß dieſe Jahrzahl ſonſt nirgend ſtehe, auch nicht gedruckt, ſondern darzu geſchrieben ſey; 2. daß niemand wiſſe, was fur eines Geſchlechts Wapen es ſeyn. 3. Daß man nicht erraten könne, warum dieſelbigen auf den untern Rand des erſten Blatts gemalet worden. 4. Daß es an einem den Buchdruckern ungewöhnlichen Orte ſtehe. 5. Daß vor 1450. die Buchdruckerey nicht erfunden worden: Und die erſten Bücher ſeyn, das *rationale officiorum Durandi* ſo 1459. das *Catholicon Io. de Ianua*, ſo 1460. und die lateiniſche Bibel, welche 1462. von Fauſten und Schöffern zu Maynz gedruckt worden, denen einige einen Pſalter 1457. von Fauſten gedruckt, beyſetzen, woran er aber zweifle, ob die Zahl richtig ſey. 6. Daß aus der Unterſchrift von Trithemii *Annalibus Francorum* erhelle, daß vor 1462. die Buchdruckerkunſt außer Maynz nicht bekannt worden ſey. 7. Daß zwar über dem Orte der Erfindung der Buchdruckerkunſt viel Streit ſey, niemand aber dieſelbige der Stadt Augſpurg zuſchreibe, außer daß POLYD. VIRGILIVS *Addit. p. m.* vorgebe, GILB. COGNATVS *Narrat. Sylu. l. III. p. 278.* halte Augſpurg dafür, welches aber wieder Cognati Meynung ſey, welcher nur Peter Schöffern für einen Augſpurger ausgegeben, der doch ſich ſelbſt von Gernsheim geſchrieben, ſondern man entweder für Straßburg und Jacob Mentelin, oder für Maynz

und

Diß durchleuchtigſt Werk der ganzen heyligen geſchrifft genandt die Bibel. für all ander vor gedruckt teutſch Bibeln. lauterer. klärer. vnd warer. nach rechtem gemeinem Teutſch. dann vor gedruckt. hat hie ein ende. In der hochwürdigen Käyſerlichen Statt Augſpurg. der edlen teutſchen Nacion nit die minſt ſunder mit den meyſten eben geleich genennet. zu ganzem ende gedrucket. Vmb wölich volbringung ſei lob glori vnd ere. der hochen heyligen trivaltigkeit. vnd eynigen weſen. dem Vatter vnd dem Sun und den heyli-

und Johann Guttenbergen und Johann Fauſten, oder für Hariem und Laurenz und Johannem Coſterum ſtreite: Wo er nach Erwegung aller Umſtände, zumal des Zeugniſſes des Schwäbiſchen Geſchichtſchreibers FELICIS FABRI *Hiſt. Suev. 1. p. 68.* für Maynz ſpricht, und oben angeführte Stelle Trithemii als die wichtigſte und richtigſte lobet, und ſich im übrigen auf die vielfältigen Unterſchriften der erſten Maynziſchen Drucke berufet, imgleichen, daß man kein anders altes Buch von dieſer Zeit außer den Maynziſchen aufweiſen könne. Denn diejenigen, welche man für älter ausgebe, z. E. *Reformatorium vitae morumque & honeſtatis Clericorum. Baſ. 1444. Sermones de S. S. Leonardi de Vtino 1446. Innocentius de miſeria & virtute conditionis humanae 1445.* ſeyen entweder in der Zahl nicht richtig, oder zeigen das Jahr an, da das Buch verfertiget oder auch abgeſchrieben worden. Endlich beruft er ſich auch auf das Privilegium Kayſer Maximilians des erſten (Johann Schöffern gegeben) worinnen ſein Grosvater, Johann Fauſt, für den Erfinder der Buchdruckerkunſt ausgegeben wird.

heyligen Geyſt. Der da lebt vnd regiret Got ewigklichen Amen 1477.

Es ſtehet zwar in gegenwärtigem Exemplare der Name nicht, aber wohl in einem andern, und dieſes mag daher kommen, weil bekannter maßen die alten Buchdrucker gar kleine Auflagen gemacht, und daher in ſehr kurzer Zeit die Auflage wiederholet haben. Weil nun dieſe Sorgiſche Edition unſerer unter Händen habenden deutſchen Bibel ganz gleich ſiehet: So iſt faſt nicht zu zweifeln, daß ſie in der Sorgiſchen Buchdruckerey (welche ſich um die h. Schrift ſehr verdient gemacht hat) gedruckt worden ſey. Wiewohl es auch ſeyn kann, daß Johann Bämler der Buchdrucker davon geweſen, als welcher um dieſe Zeit zu Augſpurg auch Bibeln gedruckt hat.

Es hält aber dieſe deutſche Bibel völlig die Ordnung und Verfaſſung der alten lateiniſchen Ueberſetzung, Vulgata genannt, daher auch die Bücher der h. Schrift, ſowohl was für göttlich und richtig angenommen, als auch was für menſchlich und dem göttlichen Urſprunge nach unbewieſen gehalten wird, das iſt canoniſch und apocryphiſch, in eben der Ordnung unter einander ſtehen, wie ſie der Verfaſſer der lateiniſchen Ueberſetzung geordnet hat. Ein Titelblatt hat ſie, nach Art der älteſten Bücher, nicht, ſondern hebt ſich an mit einem Regiſter der Bibeln des alten Teſtaments, wie die Ueberſchrift lautet. Es hat aber der Ueberſetzer auch die Namen der Bücher deutſch auszudrücken ſich bemühet. Er nennet alſo das erſte Buch Moſis, das Buch der Geſchöpf, das zweyte, das Buch des Ausgangs, das dritte, das Buch der Leviten, das vierte, das

Buch der Zal, das fünfte, das Buch der andern Ee, (Gesetzes) die Bücher der Chronik nennet er die Bücher der Esrung, Nachlese) das hohe Lied, das Buch des Lobgesanges, das Buch Jesus Sirach, das Buch der geistlichen Zucht, die Bücher der Maccabeer, Bücher der Streiter, die Apostelgeschicht, (welche erst nach den Paullnischen Sendbriefen kömmt) das Buch der Wirkung der heyligen zwelff Botten, u. s. w. Darauf folgen die Vorreden Hieronymi, wie sie sich vor der Vulgata finden, und endlich die Uebersetzung selbst. In dieser Uebersetzung nun hat sich der Verfasser ganz genau an den lateinischen Text gehalten, daher man auch keine besondere und andere Uebersetzung aus den Grundsprachen darinnen suchen darf, als nur diejenigen, welche in der lateinischen Bibel zu finden sind.

Was die Ursache hievon sey, das wird ein jeglicher leicht errathen, der sich erinnert, in was für Ansehen diese lateinische Uebersetzung in der römischen Kirche jederzeit gestanden, und aus der Zeit dieser Uebersetzung weis, daß sich der Uebersetzer zu dieser Kirche bekannt habe. Er ist auch so sclavisch bey den Worten der Vulgata geblieben, daß er sich bemühet, sie auf das genaueste auszudrücken, ohne auf den Verstand zu sehen, daher er auch an gar vielen Orten ganz unverständlich geworden ist. Eine Probe hievon mögen folgende Stellen seyn, die wir aus unzählig vielen beym ersten Anblicke bemerket haben.

Gen. III. 8. heißt es in der Vulgata:

Et cum audissent vocem Domini DEI deambulantis in paradiso ad auram post meridiem, abscondit

ſcondit ſe Adam & uxor eius, a facie Domini DEI in medio ligni paradiſi.

Welches in unſerer deutſchen Ueberſetzung alſo gegeben wird:

Vnd do ſy hetten gehört die ſtimm des Herren Gottes gen in dem paradiſe czu dem wetter oder der ſtund nach mitten tag. Adam verbarg ſich vnnd ſeyn Hausfraw in mit des paradeys vor dem antlitz des Herren Gotz.

ib. v. 14. wird die bekannte Stelle:

Inimicitiam ponam inter te & mulierem, & ſemen tuum & ſemen illius, ipſa conteret caput tuum, & tu inſidiaberis calcaneo eius.

alſo überſetzet:

Ich wird ſetzen veindſchafft zwiſchen dir vnnd dem weyb, vnnd deynem ſaumen vnnd irem ſaumen, ſy wird zerkniſchen deyn haubt, vnnd du wirſt heymlich tragen neyde irem ſußtritt.

c. IV. v. 7.

Nonne ſi bene egeris, recipies, ſin autem male, ſtatim in foribus peccatum tuum aderit? Sed ſub te erit appetitus eius, & tu dominaberis illius.

Das heißt in unſerer Ueberſetzung:

Ob du wol tuſt, empfechſtu es denn nicht, ob du aber übel tuſt zu hand wirt die ſünd gegenwärtig an den türen. Wann ir begerung wirt under dir, vnnd du wirſt über ſy herſchen.

c. VI. v. 12.

Cumque vidiſſet Deus, terram eſſe corruptam (omnis quippe caro corruperat viam ſuam ſuper terram)

Vnnd do Got het geſehen die erd, das ſy zerſtört was, wann alles fleyſch zerbrach ſeinen weg auf der erd.

ib. v. 18.

Ponam foedus meum tecum.

Ich will ſetzen mein gelübd mit dir.

Gen. XXXIV. 2. 3.

Sichem rapuit, & dormiuit cum illa, vi opprimens virginem, & conglutinata eſt anima eius cum ea, triſtemque deliniuit blanditiis.

Sichem not ſy, vnnd ſchlieff mit ir, vnnd notzerte die meyde mit gewalt. Vnd ſeyn ſele was zugehafft mit ir, vnnd er troſt die traurigen mit liebkoſen.

c. XLIX. v. 8.

Manus tuae in ceruicibus inimicorum tuorum.

Deyne hand ſeynd in den halsadern deyner veind.

ib. v. 10.

Ipſe erit exſpectatio gentium.

Er ſelbſt wird eine baitung der völker.

ib. v. 15.

Factus eſt tributis ſeruiens.

Er iſt worden dienend den räntten.

ib. v. 20.

ib. v. 20.

Aſer pinguis panis regibus, & praebebit delicias regibus.

Aſer ſeye feyſtes brot, vnnd wird geben die wolluſt den Kunigen.

ib. v. 25.

Omnipotens benedicet tibi benedictionibus cœli deſuper, benedictionibus abyſſi iacentis deorſum, benedictionibus huberum & vulvae.

Der Allmächtig wirt dir geſegen mit den ſegen des Himels von oben, mit den ſegen des abgrunts ligent unden, mit den ſegen der brüſte und frewlichen ſcham.

Aus dieſen wenigen Exempeln wird ſich die knechtiſche Art zu überſetzen, welche in dieſer Ueberſetzung gebraucht worden, genugſam erkennen, und zugleich wahrnehmen laſſen, wie übel darinnen mit der Sprache ſelbſt umgegangen worden. Denn obgleich in der damaligen Zeit die Sprache an ſich rauh war, ſo kann man doch aus andern, um eben dieſe Zeit zu Augſpurg gedruckten und von uns dargegen gehaltenen deutſchen Büchern ſehen, daß man ſo gar verworren und undeutlich nicht geſchrieben habe. Es mag ſich aber der Ueberſetzer ein Gewiſſen gemacht haben, von der für ein Original in ſeiner Kirchgemeinde gehaltenen Vulgata, des Verſtandes der Worte wegen, abzuweichen, und da ſelbige ſchon an ſich, wegen der vielen dem Hebräiſchen nachgemachten deutſchen Redensarten unverſtändlich iſt, ſo mußte dieſe deutſche Ueberſetzung nothwendig noch dunkler und verworrener werden. Sonſt iſt die

Recht-

Rechtſchreibung, Abweichung, Zuſammenſetzung und Wortfügung durchaus, wie man ſie auch in andern Denkmalen dieſer Zeiten findet, und hat ſich der Ueberſetzer darinnen, nach der Gewohnheit der ältern Zeiten, nach der Mundart ſeines Orts, welche auch zum Theil noch, wiewohl nur unter dem Pöbel üblich iſt, gerichtet. Z. E. er ſetzet

ei, für i, veinſternus, für finſterniß.
y, für i, hymel, für himmel.
au, für a, ſaumen, für ſaame.
u, für o, ſullen, für ſollen.

Er wiederholt das Vorwort der, z. E. der Herr, der ſprach, er läßt gerne das l aus, ſamungen, für ſammlungen, gefügel, für geflügel.

Die unbenannte Zeit des Zeitworts (Infinitivus,) wird mit der Endung ent, oder mit Zuſatz des Buchſtabens (t) gebildet, z. E. theilent, für theilen, bringent, für bringen.

So hat ihn auch ſeine Begierde, ſeiner Vorſchrift ähnlich zu werden, veranlaſſet, allerley neue Wörter zu machen, die er aus dem Lateiniſchen entlehnet hat. Alſo braucht er vorſeyn, für vorſtehen, praeeſſe; gemanigfaltiget werden, für vermehret werden, multiplicari; fürfüren, für hervorbringen, producere; unterlegen, für unterwerfen, ſubiicere; eingayſten, für einblaſen, inſpirare; Wiſſenhayt, für Wiſſenſchaft, Scientia; werchen, für arbeiten, operari; ſelig ding, für lebendige oder beſeelte Dinge, animantia; Hölzer, für Bäume, ligna; Jammerkeit, für Mühſeligkeit, aerumna; hören, für gehorchen, audire; geberen, für hervorbringen, germinare; vnz, für bis, donec; ſeyne Hand

laßen,

laßen, für die Hand ausſtrecken, manum mittere; **feurin**, für feurig, ignitus; **ein bewegrich ſchwerd** für ein ſchimmernd Schwerdt, gladius verſatilis; **veiſte**, für fett, adeps; **es ward gethan**, für es geſchah, factum eſt; **Vas**, für Werkzeug, vaſa. Und dergleichen würden wir ein großes Regiſter machen können, wo es nöthig wäre, und man nicht aus dieſen wenigen genugſam von dieſer deutſchen Ueberſetzung, und dem Zuſtande der deutſchen Ueberſetzungen überhaupt in dem funfzehnten Jahrhunderte urtheilen könnte.

Ehe wir dieſe Ueberſetzung verlaſſen, ſo bemerken wir noch, daß bey einem jeden Pſalme eine ſo genannte Gloſſe oder Anmerkung iſt, die die Abſicht und Hiſtorie des Pſalms erkläret. Wie dieſelbigen gerathen ſind, mag die Anmerkung über den 27. Pſalm eine Probe ſeyn:

David iſt dreymal geweicht, vnnd gecriſempſt zum Künig, vnnd David macht dieſen Pſalmen vor ſeiner Weichung, vnnd ſprach den, dieweil in die Propheten criſmeten.

2) Die H. Geſchrifft altes und neues Teſtaments, Zürich 1545. fol.

Dieſes iſt die berühmte alte Schweizeriſche Ueberſetzung, welche ſo wohl ihrer Dollmetſchung wegen, als auch wegen der darinnen gebrauchten Schweizeriſchen Provinzial-Mundart merkwürdig iſt, wovon aber das letztere nur eigentlich zu unſerm Zwecke gehöret. Ihr Urſprung, Verfaſſer, ihre Ausgaben und Beſchaffenheit iſt von verſchiedenen Gottesge-

tesgelehrten * hier und dar genugsam angezeigt worden, so daß wir uns dabey weitläuftig aufzuhalten nicht nöthig haben, sondern unserer Absicht eine Genüge thun, wenn wir zur Nachricht des Lesers nur das wichtigste und vornehmste davon berühren. Es hat nemlich diese Uebersetzung die Schweizerischen Gottesgelehrten, zumahl die ersten Reformatores der Schweiz zu ihren Urhebern. **Ulrich Zwinglin** arbeitete selbst daran,** mit **Felix Manzius**, welcher hernach zu den Wiedertäufern übergegangen ist. Doch that der bekannte Schweizerische Gottesgelehrte **Leo Judä** das meiste dabey, der auch einen Jüden, und sonst noch einige Prediger zu Zürch dabey zu Rathe zog. Anlaß hierzu gab diesen Gottesgelehrten der Fleiß des sel. **Luthers**, welcher seine Uebersetzung des N. T. 1522. schon herausgegeben hatte,† welche auch zu Basel 1524. 8. mit Veränderung einiger nach der Ober-Rhei-

---

* Man besehe des sel. D. Jenzs Vorrede zu der von ihm besorgten Auflage der Bibel, OTTIVM *in diss. de Bibliis Helvetico idiomate expressis*, dessen Nachrichten wir der Sorgfalt des Herrn D. BOERNERI zu danken haben, der das wichtigste des LELONG *Bibl. S. P. II. c. 3. p. 349. seqq.* einverleibet hat. Add. Ven. ZELTNER *de vocis bibl. versionibus post Luth. non temere tribuendis p. 7.* IO. MELCH. KRAFFT *emend. & contr. in Hist. Vers. Germ. Luth. a* MAYERO *edita §. 8.* Add. EIVSD. *praec. Hist. Vers. Bibl. Luth. p. 27.*

** Vid. ipse ZWINGLIVS *apud* OTTIVM *l. c.* in LELONG *B. S. l. c. p. 210.*

† Vid. KRAFFT. *Entwurf der ganzen deutschen Bibel-Historie p. 7.*

Rheiniſchen Mundart eingerichteten Redensarten wieder aufgelegt worden iſt. * Dieſem nun nichts nachzugeben, machten ſie ſich ebenfalls an die Ueberſetzung der h. Schrift, und legten dabey Luthers Ueberſetzung, ſo viel man damals davon haben konnte, (indem dieſelbige Stückweiſe herausgekommen, und erſt 1534. völlig fertig worden iſt **) zum Grunde; veränderten ſie aber, wo ſie entweder meynten, dem Grundtexte näher zu kommen, oder wo ſie es ihren Landsleuten nach ihrer Provinzialſprache deutlicher machen und ausdrücken zu können glaubten. † Und daher kömmt es, daß ſowohl das neue Teſtament, als auch die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtaments mit der Wittenbergiſchen Ueberſetzung in vielen übereinkommen; dahingegen die Propheten, der Hiob, die Pſalmen, Sprüche und der Prediger Salomons, und die Lobgeſänge eine ganz eigene Ueberſetzung ſind, welche von Lutheri ſeiner ſehr abgehet. Und ſo kam das neue Teſtament 1524. der erſte Theil des alten Teſtaments 1525. die Propheten aber 1529. heraus ††, worauf ſie zuſammen gedruckt,

---

* Wir wollen dieſe Auflage ehestens in diesen Beyträgen vorstellig machen.

** Vid. KRAFFT. l. c. p. 8. LELONG. l. c. p. 203.

† Das gestehen sie selbst in der Erinnerung, die der Ausgabe 1571. vorgesetzet ist, woraus es in LELONGII Bibl. S. l. c. p. 211. wiederholt worden.

†† Vid. eund. Die erste Ausgabe der Propheten 1529. 8. findet sich unter dem Bücherverrathe der Gesellschaft.

gedruckt, und mehrmals in der berühmten Froſchoveriſchen Buchdruckerey aufgelegt worden. * In dieſen auf einander folgenden Ausgaben aber unterließen die Schweizeriſchen Gottesgelehrten nicht, hier und dar einiges zu ändern, nachdem ſie es nunmehr beſſer zu treffen, oder dem hebräiſchen Grundtexte näher zu kommen meynten, weswegen auch die mancherley Ausgaben dieſer Ueberſetzung hier und dar von einander abgehen. Die beſten und vollſtändigſten, zugleich aber auch ſchönſten Ausgaben ſind dieſe gegenwärtige von 1545 und die darauf folgende ihr ganz gleiche von 1552. ** welche beyde Froſchover beſorget, und daran weder Fleiß noch Unkoſten geſparet hat, in der Hoffnung beſondern Dank damit zu verdienen. In dieſer Abſicht ſchickte er auch ein Exemplar an D. Luthern, der ihm aber ziemlich hitzig darauf geantwortet hat, weil er mit den Schweizeriſchen Gottes-gelehrten nichts

---

* Froſchovers eigne Worte hieven lauten in der vorgeſetzten Erinnerung vor der Ausgabe 1539. 1540. 1542. 1545. alſo: Das bittend wir den Chriſtlichen Läſer, daß er ſich nicht irren laſſe, auch uns nit verachte, ſo er in dieſem Druck, jetz im 39. und 40. vrgangen, auch in künftigen ein ander erklärung, vorred oder eynleitung in die h. Bibel auch im Text an vielen orten gantze ſententzen verbeſſeret finden wird. Dann ſölches nit träfenlich, ſonder mit guter vorbetrachtung und fleiſſigem erwägen beyder ſprachen geſchehen iſt. u. ſ. w.

** Vid. SELTNER. l. c. GESNER. Fund. de Theog. II. p. 14. der dieſe Ausgabe von 1545 beſchreibt.

nichts zu ſchaffen haben wollte. * Doch mangelte es dieſen Ausgaben nicht an ihren Liebhabern, und iſt ſonderlich merkwürdig, daß ſie die Wiedertäufer ſtark aufgekaufet und theuer bezahlet haben, vermuthlich weil Manzius mit daran gearbeitet hat. **

Wir überlaſſen den Gottesgelehrten und den hebräiſchen Sprachlehrern die Beurtheilung dieſer Ueberſetzung, welche aus dem Lobe, das Leonis Judä lateiniſche Ueberſetzung auch in der römiſchen Kirche davon getragen, † ein ſtarkes Vorurtheil zu ihrem Vortheile vor ſich hat, und betrachten ſie nur unſerm Abſehen gemäß, ſowohl ihrer Geſtalt als Sprache und Mundart nach. †† Es enthält aber gegenwärtige Ausgabe anfangs eine gelehrte Vorrede, deren Verfaſſer zwar nicht genennet wird, aber

---

* Vid. *T. VIII.* Altenburg *f. 1005.* wiewohl dieſes der Herr KRAFFT *l. c. p. 47* auf Anzeige Hoſpiniani von der lateiniſchen Ueberſetzung verſtanden haben will. Da aber 1542. Froſchover die deutſche auch herausgegeben, ſo iſt es wahrſcheinlicher, es ſey dieſe geweſen, weil die lateiniſche D. Luthern nicht ſo aufgebracht hätte.

** OTTIUS *ap.* LELONG. *l. c. p. 814.*

† Man beſehe HUETIUM *de claris Interpret. P. II. p. 111. 119.* RICH. SIMON. *Hiſt. Crit. V. T. l. III. c. 21. p. 218. ſeqq.* Conf. LELONG. *B. S. P. l. c. II. p. 600. ſeqq.*

†† Das einzige iſt noch dabey zu erinnern, daß ſie heutiges Tages in der Schweiz ſelbſt nicht mehr gebraucht wird, nachdem die Zürcher Prediger 1684. auf Befehl der Obrigkeit eine neue Ueberſetzung verfertiget haben, welche überall eingeführet worden iſt.

doch bekannt iſt, * daß es Heinrich Bullinger geweſen. In dieſer recht leſenswürdigen Vorrede zeigt dieſer Schweizeriſche Prediger den Vorzug der göttlichen Schriften, vor allen menſchlichen, auch den philoſophiſchen; weswegen er erſtlich alle Bücher der h. Schrift nach ihrem Inhalte durchgehet, und ſie gegen die philoſophiſchen hält, um ihren Vorzug zu zeigen, wobey er recht gründliche und ſchöne Anmerkungen aus der philoſophiſchen Hiſtorie anbringt, zumal was Ariſtotelem betrifft, welches zur ſelbigen Zeit etwas ſeltenes war. Auf dieſe Vorrede folgt des Buchdruckers Erinnerung, daß er dieſe Ausgabe (das auch, wie ſchon gedacht worden, von der Ausgabe des Jahrs 1539. 1542. zu verſtehen iſt) aufs neue überſehen, den deutſchen Text gegen das Hebräiſche durch geſchickte Männer von Wort zu Wort halten, und, ſo viel möglich, vergleichen laſſen; auch die nöthigen Concordanzen, oder gleich lautenden Stellen überall anmerken laſſen. Auf dieſe Erinnerung kömmt ein kurzer Zeiger der vornehmſten Hiſtorien und Artickeln, nach alphabetiſcher Ordnung, und endlich ein Regiſter der Bücher und Capitel h. Schrift, und eine chronologiſche Tabelle von Anfang der Welt. bis auf das Jahr 1545. Die ganze Bibel ſelbſt iſt in zween Theile eingetheilt, davon der erſte Theil die Bücher Moſis nebſt den hiſtoriſchen Büchern, und denen ſo nicht bibliſch ſind, das iſt, den apocryphiſchen, begreift; der andere Theil aber, den Hiob, die Pſalmen, die Sprüche, den Prediger und das Hohelied Salomonis, die Propheten und

Bücher

* Vid. GESNER. l. c.

Bücher des N. T. enthält. Jedem Capitel iſt der Inhalt vorgeſetzt, bey den wichtigſten Geſchichten aber ſind wohl gezeichnete, wiewohl nicht allezeit wohlerfundene * Holzſchnitte beygefügt. Jedes Capitel iſt in gewiſſe mit Buchſtaben bezeichnete Abſätze eingetheilt, bisweilen auch, wiewohl ſelten, eine kurze die Leſart erläuternde Anmerkung an den Rand geſetzet. Das Papier iſt ſchön, ſtark und groß, und der Druck nach Art der Froſchoveriſchen Lettern gar ſchön, groß und deutlich, ſo daß an der äußerlichen Geſtalt dieſer Ueberſetzung, nach dem Geſchmacke ihrer Zeiten, nichts auszuſetzen iſt.

Was aber die in dieſer Ueberſetzung gebrauchte Sprache und Mundart anlangt, ſo haben ſich die Ueberſetzer ganz nach ihrer Provinz und der darinnen zu ihrer Zeit gewöhnlichen Ausſprache und Wortfügung gerichtet, daher ſie auch Ohren, welche der Schweizeriſchen oder wenigſtens der Oberrheiniſchen Mundart ungewohnt und unkundig ſind, hart, ungereimt und widrig vorkommen muß. Es iſt auch ſelbſt von Schweizern angemerket worden, daß ſie ſich oft ſolcher Wörter bedienet, welche nunmehr auch in der Schweiz ganz abgekommen und unbekannt ſind. Und daher findet ſich auch eine Menge fremder Wörter und Ausdrückungen,

* Ein Exempel hievon kann ſeyn, daß am Ende des fünften Buches Moſis das Begräbniß Moſis alſo vorgeſtellet wird, daß Gott ſelbſt Moſis Leib ins Grab legt, die Engel aber Schaufeln in der Hand haben, und die Erde ins Grab werfen, ihn zu verſcharren. FORTSETZ. L. c.

gen, die diese Uebersetzung in hochdeutschen Ohren unverständlich machen. Wir wollen zur Probe einige hersetzen: unterschlacht, rodin, strâbin, hocken, wundmasen, rûwen, allrun, palster, trummen, gesumpt, an der frômbde syn, das gleich siner diechs, gon, ein lucken ausbrechen, gerten, gond, das herz schwancket, entâdern, solen, landmarchen, schlâck, vmkreiß der bûchlen der welt, hartpândig, kilchen, verwûrfling, abetzen, som, schmaluych, birtzen, âgerden, die weyngarten abwûmmen, sich schmucken an die velsen, âltrotten, widerbâßtzen, bârmûter, ârcken, auswuntschen, brosten losen, die red tropfet auf sy, mit dem mund geyssen, das licht abwerfen mener, hungerstôdig, Reckholter, schrosen der toblen, das angesicht mit speichel vermaßgen, sânn schûtzling, verhergen, ein weyter bruch, zuher traygen, bey eines thûr laussen, â. etwas spans gegen jemen haben, modlen, reychtag, neißwas, furhen, schrygen, eisschâmel, die spheren umteiben, die Sôn auf Erden wayen machen, etwas verrucken, verjâhung, tosende wâtter, dondern, hûly, furben, eeren, gyselfrâßer, der Wyg, wichlen, bôwstoffel, klôpfen, von verrem, handstock, weydling, sheûrstramen, ein glânen, gerûn mit emandern haben, ein biderber mann.

Aus diesen wenigen Wörtern, dergleichen es ungemein viele in dieser Uebersetzung giebt, läßt sich von der ganzen Verfassung derselben leicht ein Urtheil fällen; zumal wenn man dabey bemerket, daß auch

das

das Uebrige groſſen Theils durch die ſchweizeriſche Mundart verändert iſt, z. E. an ſtat freuen, ſchreiben die Ueberſetzer **fröuwind**, **verzüchen**, für verziehen, **träbren**, für thränen, **hettiſt**, für hätteſt, **nienen**, für nirgend, **ausgerüret**, für ausgereutet, **ſtande**, für ſtehe, **wöllend**, für wollen, **auflugen**, für aufſehen, u. d. g. Bisweilen kommen auch die Ausdrückungen ungewohnten Ohren ſeltſam vor, wann es z. E. Pſ. X. heiſſet: **Es rägnet ſtrick über die übelthäter, Fheuer, Shwäbel, Wetterſtoß, vnd ungewitter ſind das tranck, damit er ſy trenckt**, und Pſ. XCI. **Wer in den heimlichen gemachen des Allerhöchſten wonet. Pſ. XXXII. Es ſchwachetend alle meine bein in meinem täglichen prülen.** Pſalm XXXVIII. **Ich bin ſo träffentlich zerrüttet und zerſtoſſen, daß ich aus brummen meines herzens anfach zu prülen.** Und dergleichen Stellen findet man in dieſer Ueberſetzung mehrere.

Ob nun gleich dieſe wenige Proben uns eben keinen gar zu vortheilhaften Begriff von dieſer Ueberſetzung geben, ſo ferne wir ſie als eine deutſche Ueberſetzung anſehen, ſo verdienet ſie doch, nicht nur wegen der Abſicht, dem an ſeine Landſprache gewöhnten gemeinen Manne damit zu dienen, eine hinlängliche Entſchuldigung, ſondern man kann auch davon gleichſam nicht mehr fordern, nachdem die damaligen Zeiten keine beſſere Zierlichkeit und Reinigkeit der Sprache in den Oberländern hatten, und es überall rauh und hart lautete. Wir wollen, zur Ergetzung des Leſers, eine Probe aus den Pſalmen von dieſer Ueberſetzung beyfügen, und zugleich dieſelbige mit

zwey andern deutſchen Ueberſetzungen des Pſalters ſelbiger Zeit erläutern.

Der CII. Pſalm.

Ich heb meine Augen auf gegen den bergen, wohär mir hilf komme.

Mein hilff kumpt von dem Herre, der himmel und erden gemacht hat.

Der laßt deinen fuß nienen ſchliffn, und der dein hütet, der ſchlaafft nit.

Er entnuckt nit, er ſchlaafft nit, er Iſrael behütet.

Dann dein behüter iſt der Herr, dr Herr iſt dein ſchatten, und der dich bey der hand fürt.

Daß dich weder tags die ſonn breme, noch nachts der mon.

Der Herr behütet dich vor allem übl, er behütet dein ſiel.

Der Herr behütet dein Ausgang und eyngang von jetz bis in ewigkeit.

Caſpar Amman in ſeiner Uebeſetzung des Pſalters, gedruckt Augſpurg 1527* überſetzt es alſo:

Ich will auffhöben meine Augen u den bergen, dannen würt kumen mein hülf.

Mein hülff iſt von Got, der gemächt hat hymel und erd.

Er

* Man ſiehe von dieſer raren Ueberſetzung des Pſalters des berühmten Herrn von SELDEN *Scholia Ez. cap. XXII. p. 732. ſeqq.*

Er wöll nit geben zu ſchlüpfern dein fuß, nit würt entnaſſtzen, auch nicht würdt ſchlaffen der behütter Iſrael.

Gott iſt dein behüter, Got iſt dein ſchat auf dein gerechte.

Des tags würt dich die ſunn nit ſchlagen, oder der men in der nacht.

Got ſoll dich behüten vor allem übel, er ſoll behütten dein ſeel.

Got ſoll behütten dein außgang vnd dein eingang von yetz vntz zu ewigkait.

Ottmar Nachtigall aber in ſeiner **Ueberſetzung der Pſalmen** * Augſp. 1524. gibt es alſo:

Ich hab meyne augen aufgehebt gegen den bergen, dannenher mir würt hylff kommen.

Meyn hylff iſt von dem Herren, der himel vnd erdtreich hat beſchaffen.

Er wirt deynen fuß nit verruckt laßen werden, auch nit hert ſchlaffen, der dich behütet.

Nimm war, er würdt nit ſchläfferig ſeyn, oder gar ſchlaffen, der den Iſrael verhütet.

Der Herr well dich bewaren, der Herr well dich beſchyrmen ſo vil deyner gerechten dienſtlich iſt.

Bey tag ſoll dich die ſunn nit verbrennen, auch der mon nit bey der nacht.

Der Herr ſoll dich behüten vor allem übel, der Herr ſoll dein ſeel bewaren.

* Wir haben von dieſer ſehr raren Ueberſetzung ausführlichen Bericht ertheilet in den *Amœnitatibus literariis T. VI.*

Der Herr wel deinen eingang vnd außgang verhüten nun, vnd hinfür an eviglich.

Wenn wir diese Uebersetzungen mit unsers sel. Lutheri Uebersetzung vergleichen, so müssen wir uns freylich verwundern, wie dieses Werkzeug Gottes die Reinigkeit der deutschen Sprache mit dem Nachdrucke der Hebräischen zu verbinden gewußt habe, welches jenen fehlte. Indessen dienen uns doch diese und dergleichen oberländische Uebersetzungen auch darinnen, daß sie uns noch gar viele Ueberbleibsel der alten deutschen Sprache aufbehalten, welche daraus manchmal gar glücklich erläutert werden kann.

3) Alle Prophetenn. Nach Hebreischer Sprach verdeutscht. Augspurg 1528. in klein 8.

Auch dieses ist eine seltene Ausgabe einer seltenen deutschen Uebersetzung. Es ist zwar derselbigen weder der Name des Verfassers, noch sonst einige Vorrede vorgesetzet, aus der Ausgabe aber, welche 1527. fol. sowohl zu **Worms**, als zu **Augspurg** heraus gekommen, und welchen eine Vorrede vorgesetzet ist, kann man ersehen, daß der Uebersetzer **Ludwig Hetzer** geheißen, welchem **Johannes Denck** g. holfen.* Zu beyder in der Kirchenhistorie nicht unbekannter Männer Historie, sowohl des Lebens, als der Arbeit an dieser Uebersetzung, haben uns zweene berühmte Gel-

* Conf. Cl. SCHELHORNIVS *Amoenit. liter. T. III. p. 32.*

Gottesgelehrte Hoffnung gemacht, * die aber, ſo viel uns wiſſend iſt, noch nicht erfüllet worden, daher wir auch den Leſer dahin nicht verweiſen können, und zu deſſen Nachricht nur einiges von dieſen zweenen Männern unten beyfügen. ** Die Ueberſetzung ſelbſt muß

---

* Der Herr IO. MELCHIOR KRAFFT in *Prodromo Hiſt. Verſ. Bibl. p. 6.* und der Herr D. GF. GVST. ZELTNER in des Hrn. J. FR. BEYSCHLAGII *Beilage II. p. 433.*

** Die Nachrichten von dieſen zweenen berühmten Wiedertäufern ſind wenig. Hetzer war ein Bayer, der aber zeitlich von der römiſchen Kirche ausgegangen, u. ſich zu denen in Schwaben um 1524. ſich ſtark hervorthuenden Wiedertäufern geſellet hat. Man giebt ihm Schuld, daß er die Gottheit Chriſti geleugnet, und beſtritten, hingegen für die Vielweiberey ſehr eingenommen, und ſelbſt ein Ehemann von zwölf Weibern geweſen ſey. Ob man ihm damit recht oder unrecht gethan habe, das laſſen wir dahin geſtellet ſeyn, da wir ſeine Schriften in Schwaben nicht zu ſehen bekommen können: Uns aber aus der ſchwäbiſchen Kirchenhiſtorie bewußt iſt, daß man mit den Wiedertäufern ſelbiger Zeit, als ſie ſich gegen die Obrigkeit und Prediger hartnäckigt bezeuget, mit großer Schärfe verfahren, und manches auf das gräßlichſte abgemalet hat, das bey genauerer Einſicht keine ſo ſcharfe Ahndung verdienet hätte, vid. GASSARI *Annal. ad A. 1526. ſeqq. T. I. Script. Rer. Germ.* MENCKENII. So viel iſt richtig, daß Hetzer, als ein verdammter ſectiriſcher Irrgeiſt, der Gottheit Jeſu Chriſti, Ehebrecher und Schänder des Eheſtandes, den 4. Febr. 1529. zu Conſtanz, und nicht zu Zürich, wie an dem Allgem. Gott. *Lexico T. II. p. 712. ed. Vat.* vorgegeben wird, mit dem Schwerdte hingerichtet worden. Conf. V. L. SECKENDORF. *Hiſt.*

muß mit der Wormſer Bibel, ſo auch um dieſe Zeit heraus-

Luther. L. II. Sect. XVII. §. 50. p. 145. welcher berichtet, er ſey verbrannt worden. Er war ein gelehrter Mann, der in der hebräiſchen Sprache gründlich erfahren war, hatte aber freylich ſeine beſondere Gedanken, und wunderbare Einfälle, die ihm endlich theuer genug zu ſtehen gekommen, conf. SANDII *Bibl. Anti-Trinit. p. 16.* Cel. CYPRIAN. *de Mort. Socinianorum p. 88.* Rev. ZELTNERVS *de noxis Bibl. Verſionibus poſt Lutherum non temere vulg. cap. III. §. 3. p. 51.* HORNBECKIVS in *Summ. Controverſ. l. V. p. m. 359.* gibt vor, Zwinglius habe Hetzers Buch, das er wider die Gottheit Chriſti geſchrieben, unterdrücket, und Hetzer habe noch vor ſeinem Ende Reue und Leid über ſein voriges Leben bezeuget, welches wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. So viel iſt gewiß, daß Hetzer zu Augſpurg, Worms, St. Gallen und Coſtanz die wiedertäuferiſchen und andere Irrthümer auszubreiten ſich alle erſinnliche Mühe gegeben habe, wovon in der Hiſtorie der Wiedertäufer das mehrere geredet werden muß, conf. E. M. P. *Specimen Hiſtoriae Anabaptiſticae c. VI. §. 17. p. 21. §. 5. p. 24.* wo man aber verſtößt, wann geſagt wird, er habe 1532. mit Bernſchen Predigern diſputiret, und ſey bald darauf zu Coſtanz verbrannt worden, indem es richtig iſt, daß der gewaltſame Tod Hetzers 1529. ſich zugetragen habe. conf. *c. VI. §. 11. p. 42.* Jo. Denck war auch ein Bayer, hielte ſich aber eine Zeitlang zu Nürnberg auf, und unterrichtete die Jugend, aus welcher Stadt er aber Unruhe wegen verwieſen worden, worauf er ſich nach Augſpurg begeben, und mit Hetzern die wiedertäuferiſche Lehre daſelbſt auszubreiten ſich eifrig bemühet, auch ſich einen ſtarken Anhang gemachet hat, wovon außer Stuhlern, auch ein Theil eines

herausgekommen, nicht verwechſelt werden,* dahingegen ſie in eine Straßburger-Bibel des Jahrs 1530. gekommen iſt. Beyde Männer arbeiteten nicht nur zu der Zeit, da ſie die Lehre der Widertäufer mit Hülfe eines wormſiſchen Predigers, Jacob Cautzen, zu Worms auszubreiten ſuchten, miteinander an dieſer Ueberſetzung, ſondern zogen auch dabey Juden zu Rathe.** Man kann auch nicht leugnen,

---

Augſpurgers, Petri Gynoriani oder Gynoraei an Zwinglium, bey HOTTINGER. *Hiſt. Eccl. Sec. XVI. P. III. c. 3. p. 433. ſeqq.* verſchiedene Nachrichten an die Hand giebt. conf. *Hiſt. Anabaptiſt. l. c. §. 10. p. 42. ſeqq.* Als die Wiedertäufer aus Augſpurg durch die Obrigkeit ausgetrieben werden, ging er mit Hetzern obgedachter maßen nach Worms, und von dar nach Baſel, wo er von Oecolampadio endlich zurecht gebracht worden, und 1528. daſelbſt geſtorben ſeyn ſoll, wie HORNBECKIVS in *Summa Controv. l. V. p. 360.* berichtet. Von ſeinen Lehrſätzen aber zu reden, iſt dieſes Orts nicht. Man beſehe aber einen Auszug aus ſeinen Schriften in ARNOLD. Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie *P. IV. Sect. II. n. 30. p. 505. ſeqq.* coll. *P. II. l. XVI. §. 15. p. 269.*

* Das geſchiehet in den Unſchuld. Nachrichten *1706. P. VI. p. 319.* Es erhellet aber aus kürzlich berührten Lebens- und Todes-Umſtänden Hetzers und Denkens, daß es nicht ſeyn können, weil dieſe Wormſer Bibel 1529. herausgekommen, da beyde ſchon todt waren. conf. ZELTNER. *l. c.* ITTIG. *prael. Bibliogr.*

** Man beſehe hiervon einen Brief Kilian Leibs, Priors in Rebdorf, an den augſpurgiſchen Canonicum Conrad Peutingern von Peutingersfelden, in des [illegible] *T. II. p. 414. ſeqq.*

leugnen, daß ſie den Sinn der Propheten an manchen Orten gut und dem Originale gemäß ausgedrucket, daher auch Lutherus * und andere geſchickte Männer **, ſie nicht verachtet, aber vornehmlich deswegen Anſtand genommen haben, ſie den Leuten anzurathen, weil ſie von den Wiedertäufern hergekommen; und ſoll dieſe Ueberſetzung der Propheten Luthero Anlaß gegeben haben, ſich ſelbſt an die Propheten zu machen. †

Wir überlaſſen abermal die Unterſuchung der Richtigkeit dieſer Ueberſetzung den Gottes- und Sprachgelehrten, und begnügen uns, da wir die ſo ſeltene Aughurger-Ausgabe von 1528 in 8. welche die meiſten mit der von 1527, die nicht ſo gar ſelten iſt, verwechſelt haben, ebenfalls ſelbſt beſitzen, und vor Augen haben, ihre Mund- und Schreibart allhier in Erwegung zu ziehen. Es verräth aber dieſelbige das Vaterland ihrer Verfaſſer gar deutlich, indem ſie diejenige Schreibart, in der Rechtſchreibung, Abweichung der Namen und Hauptwörter, Wortfügung, u. ſ. w. beobachtet, welche damals in Schwaben, Bayern, und andern ſo genannten oberrheiniſchen Landſchaften üblich war. Doch iſt ſie nicht ſo rauh, als wir an Caſpar Ammans Pſalter beobachtet haben, dennoch aber unſern Ohren hart genug. Inſonderheit bedienen ſie ſich des (o) an ſtatt

* Vid. T. V. Exeget. Germ. fol. 142.

** Vid. OTTIUS ap. LELONG. B. S. P. II. p. 269.

† Vid. Ven. ZELTNER. Leben des Buchdruckers Hans Luffts p. 19.

ſtatt des (i) vielfältig, auch ohne Noth, z. E. ſye, für ſie, hymel, für himmel, ſyndlich für ſündlich, eyn, für ein, u. ſ. f. Die Buchſtaben n und t verdoppeln ſie gerne, z. E. geſichtt, für geſichte, vnntugend, für untugend, fremdenn, für fremden. So lauten auch manche Ausdrückungen ſeltſam in unſern Ohren, z. E. wenn es gleich im erſten Cap. Eſaiä heißt: Höre o hymel, vnnd o erde merk auff dann der Herr hat geredt, ich hab ſün erzogen vnnd aufbrachtt ſie aber ſind zu ſchelmen an mir worden. Und c. LVIII. 1. Schrey daß dir der hals kracht, verſchon nichts, ſonder erheb deine ſtimm wie eine Poſaunen. Die Provinzialwörter finden ſich auch in Menge, u. machen die Ueberſetzung andern Landsleuten ſehr dunkel. Alſo ſiehet man unter vielen andern folgende Worte: anfahren, laubrechy, abfretzen, zerknütſchen, trülin, wettertücher, gluſen, ſummerküttelen, bruch, hocken, wrepſen, achzgen, wiergen, täding, verjehen, freuvel, mon, mär, eingeſeßelte, auffmutzen, ein trocter im torgkel, trocten, umlugen, von ye welten her, zerſezt, hafner, brandſtat, ſchafpferde, vordrig, ſomme, manſchlechtiger, geſchell, ſchlecken, ein flözend bach, beſcheitung, noch einfart, verflackern, zürmelben, u. ſ. w.

Zur Probe wollen wir den Anfang des ſechſten Capitels des Propheten Daniels herſetzen, damit man von der Ueberſetzer Art zu ſchreiben ſelbſt urtheilen könne:

Es gfahe den Darios für gut an, daß er über ſein künigreych zwayntzig vnd hundert herzogen

gen ſetzte, die in allem ſeynem künigreyche daroſſter wären, vber diſe ſetzt er drey herrn, deren Daniel einer was, denen ſollten die hertzog rechnung thun, hiemit der künig on ſorg were.

Daniel aber vbertraff diſe herrn vnd hertzogen alle, dann er vberflüßigen gayſt het, allſo das im der künig fürname, ju vber das gantz reych zu ſetzen, daher legerten die herren vnd hertzogen etwas verſach an Daniel zu finden, die wyder das künigreych were, vnd mochten doch nyergent kaine Vrſach noch vnglimpff wyder yn auffbringen, vrſach, er hielt ſich gantz trewlich, daß man kainen feel noch vnglimpff an ym findenn möcht.

II.

Vom Tonmaaße der einſylbigen Wörter in der deutſchen Dichtkunſt, bey geneigter Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft zu Leipzig, 1734. überſchickt von Gottfried Behrndt. *

P. P.

---

* Dieſes Stücke iſt zwar als eine Antrittsrede des Herrn Verfaſſers in der deutſchen Geſellſchaft abgefaſſet, und zu dem Ende eingeſandt worden: Doch weil es von ganz critiſchem Inhalte iſt: So hat man geglaubt, es würde ſich in dieſe Beyträge viel beſſer ſchicken.

P. P.

Hochgeehrteſte Herren,
Hochgeſchätzte Mitglieder.

Es hat Ihnen gütigſt gefallen, mich durch Dero einmüthige Wahl zu einem Mitgliede der mit Ruhm blühenden deutſchen Geſellſchaft zu ernennen. Ihr Vertrauen zu meiner Wenigkeit ſcheinet bey mir von ſo unvermutheter Wirkung zu ſeyn, daß es auch in mir ein faſt größeres Vertrauen gegen mich ſelbſt erwecket, als wozu ich mich jemals fähig zu ſeyn geglaubet. Die Eigenliebe ſollte mir faſt mit einiger Stärke und daher rührenden Vorzügen ſchmeicheln: Allein die Aufrichtigkeit führet mich zur Weisheit in die Schule, woſelbſt man mir überall Gebrechen und Unvermögen, die ich ſonſt kaum an mir eingeſehen hätte, vorſtellet. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo laſſe ich mir doch mein Wünſchen und Beſtreben nicht ſtreitig machen, durch meiner hochgeehrteſten Herren Aufmunterung, die von mir gehegte Hoffnung mit der Zeit beſſer zu erfüllen. Die deutſche Sprache nebſt ihren Alterthümern ſoll wenigſtens von mir keine Unehre zu befürchten haben. Bin ich ſchon nicht vermögend, in ihren glänzenden Haarſchmuck Juwelen und Lorberzweige einzuflechten: So werde ich doch nicht unterlaßen, ihren Füßen, mit Ehrerbiethung, niedrigen, doch immergrünen Epheu unterzuſtreuen. Unter ſolcher Verſicherung erkenne ich mich demnach für Ihre Gewogenheit und Wahl ganz beſonders verpflichtet. Es wird mir jederzeit das zärtlichſte Vergnügen erwecken, wenn Sie durch

mein Betragen und meine wenige Bemühungen, die ich neben meinen ordentlichen Amtsgeschäfften anwenden kann, veranlasset werden sollten, zu gestehen, daß Sie meine Aufnähme in Ihre ansehnliche Gesellschaft noch nie gereuet habe. Und mein Endzweck ist erhalten, wenn Sie mir mit Wahrheit Zeugniß geben können, daß meine künftige Unternehmungen mit ihren Absichten, den Ruhm der deutschen Sprache, Geschichte und Alterthümer zu befördern, vollkommen einstimmig befunden worden.

Wiewohl mit bloßen Dienstversicherungen viel Worte zu verlieren, das ist mir von Natur zuwider: Wirklichkeiten sind jederzeit von größerm Eindrucke. Ihnen, meine hochgeehrteste Herren, sogleich einen Beweis darzulegen, daß ich für Begierde brenne, mit Ihnen mich auf eine nützliche und vergnügende Art dießfalls zu beschäfftigen, so ziehet unsere deutsche Dichtkunst mein Auge auf ihre äusserliche Pracht, Zierrathe und Beschaffenheit. Sie erlauben mir, einen kleinen Versuch zu thun, ob sich zu ihrem bessern Aufputze etwas von mir anbringen lasse: Ich will so viel sagen, ob man nicht an dem Wohlklange ihrer Aussprache nach vernünftigen Regeln etwas verbessern könne? Mir fallen die einsylbigen Wörter und Partikeln der deutschen Sprache ein, und bey diesen fraget sichs, wie sie in gebundener Rede und Schreibart geschicklich zu gebrauchen seyn möchten, damit das Gehör durch keinen Uebelklang beleidiget werde? So geringschätzig jemanden auch dergleichen Untersuchung einzelner Partikeln in der Dichtkunst bey dem ersten Anblicke scheinen möchte: So wichtig ist solche gleichwohl nach

ganz

etwas reiferer Prüfung. Man hat ſie bisher auch eben nicht ſo gar aus den Augen geſetzet. Ich finde zum wenigſten, was die Eintheilung dieſer Unterſuchung betrifft, einige Vergleichung derſelben mit den wichtigſten Angelegenheiten auf unſern deutſchen Reichsverſammlungen; da man gemeiniglich zu fragen pflegt, erſtlich ob eine Sache thulich ſey? Und wenn dieſes dargethan worden, ſo iſt die Frage übrig: Wie man ſolche ins Werk richten ſolle? Es iſt bekannt, daß, was die erſte Frage anbelanget, einige den einſylbigen Wörtern, wenn deren verſchiedene auf einander folgen, ſo gar Stimme und Gebrauch in unſerer Dichtkunſt zweifelhaft zu machen geſucht. Allein der Gebrauch der beſten Poeten unſers Vaterlandes widerleget dieſen Irrthum aufs gründlichſte: Daher ich um die erſte Frage: Ob man viele einſylbige Wörter hinter einander in gebundener Rede brauchen könne, ganz unbekümmert ſeyn kann.

Wer möchte aber nicht unter uns Deutſchen mit mir wünſchen, den andern Theil: Wie ſolche einſylbige Wörter und Partikeln in der Dichtkunſt mit Beſtande zugebrauchen ſind? auf eine gründliche und beleſene Art ausgeführet zu ſehen? Daß das Tonmaaß oder die Dauer der Ausſprache eines Worts, nach der Eigenſchaft der Sprache und nach Beſchaffenheit der Gemüthsbewegung zu ſetzen, aber bloß von dem Gehöre zu beurtheilen ſey, das wird niemand in Abrede ſeyn: Es müßte dann ein [illegible] Franzoſe oder ein ſchwerhöriger Welſcher auftreten, welche eben deßwegen, weil ſie den Sinn des Gehörs dißfalls gleichſam verſchwören

haben, noch bis dieſe Stunde nicht begreifen können, daß ihre Sprachen kurze und lange Sylben haben ſollten; wie ſolches in dem erſten Bande unſerer Beyträge aus des Herrn Profeſſor Kochs zu Helmſtedt, Critiſchen Abhandlung von einigen Vorzügen der deutſchen Poeſie ꝛc. wie auch von andern mehrern dargethan worden. Allein auch in dieſem Stücke der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß viele von unſern Deutſchen, zum wenigſten in Betrachtung der einſylbigen Wörter, noch franzöſiſche und welſche Ohren haben, welche zur Zeit kein eigentliches Tonmaaß in einſylbigen Wörtern erkennen und zugeſtehen wollen. Ich habe nicht einmal Urſache, in die Zeiten des vorigen Jahrhunderts zurücke zuſehen, da der bekannte Schuppius in ſeiner Vorrede zu geiſtlichen Liedern ſich noch, was das Gehör betrifft, ziemlich ſinnlos alſo vernehmen läſſet: „Ob das „Wörtlein und, die, das, der, ihr und dergleichen, „kurz oder lang ſeyn, daran iſt mir und allen Mus„ketirern in Stade und Bremen wenig gelegen. „Welcher römiſche Kayſer, ja welcher Apoſtel hat „ein Geſetz gegeben, daß man einer Sylben halben, „dem Dritz zugefallen, ſoll einen guten Gedanke, ei„nen guten Einfall fahren laſſen?“ Man gönnet dem guten Manne und denen, die ſeiner Meynung ſind, gerne dieſes ſein Musketiermäßiges Urtheil. Denn, daß es noch auch zu unſern Zeiten Reimſchmiede von dieſer Art gebe, iſt nicht in Zweifel zu ziehen. Man behilft ſich gemeiniglich mit einer falſchen und aus einem Vorurtheile angenommenen Regel: Alle einſylbige Wörter ſind gleichgül-

tig

tig oder frey. Nun finden zwar die neuſten und beſten Lehrer in den Grundſätzen und Anweiſungen zur deutſchen Dichtkunſt gar wohl die Spuren, und zeigen auch an, daß die einſylbigen Wörter nicht ohne Unterſcheid für gleichgültig zu halten ſind: In welcher Betrachtung denn unſer vortrefflicher Herr Profeſſor Gottſched am 308 Bl. ſeines Verſuchs einer Critiſchen Dichtkunſt der 1. Auflage ausdrücklich Anleitung giebt, daß die Artikel vor den Hauptwörtern lauter ſteigende Zeilen an die Hand gäben ꝛc. Ja der vortreffliche Kenner unſerer deutſchen Sprache und Conſiſtorial-Präſident zu Regensburg, Joh. Ludewig Praſche hat ſchon im vorigem Jahrhunderte, in ſeiner Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbeſſerung der deutſchen Poeſie, wovon der Auszug im 5ten Stücke dieſer unſrer Beyträge am 130ten und folgenden Blättern nachzuſehen iſt, die Nothwendigkeit des Tonmaaßes in den einſylbigen Wörtern vernünftig eingeſehen. Gewiß, eine ungewöhnlich reife Einſicht für ſelbige Zeiten! Er behauptet daher am angeführten Orte mit höchſtem Grunde; daß etliche einſylbige Wörter ihrer Natur nach lang, etliche kurz, etliche frey wären; daß ferner wiederum etliche nur zufälliger weiſe lang oder kurz wären und ſo ferner. Dem ungeachtet aber fällt es doch auch noch zu unſern Zeiten andern, und zwar den meiſten, in der Ausübung noch ſehr ſchwer, oder mindſtens unterläßt man aus Ungewohnheit, ſolchen einſylbigen Wörtern, nach ihrem eigentlichen Tonmaaße, ihre rechte Stelle zu beſtimmen.

Ich nehme mir die Freyheit, Hochgeehrteſte Herren, mit dero gütigen Erlaubniß aus den bekannteſten Dichtern heutiger Zeiten, wie auch aus meinen eigenen geringen Verſen, etliche Zeilen zur Probe anzuführen, worinnen das Tonmaaß einiger einſylbigen Wörter ſeinen gehörigen Platz nicht inne zu haben ſcheinet.

1. Groß- und beglückter Held! des Reiches Schutz und Ruhm.
2. Ein Wille war in beyder Bruſt.
3. Kaum daß die Dorfſchallmey bey Bauerkirmſen duldet.
4. Wort und Geſicht vergeht.
5. Er ſetzet wahre Frömmigkeit
   Nicht in ſcheinheilige Geberden.
6. Er ſtellte deſſen Wuth nichts als ſich ſelbſt entgegen.
7. Wie! war ſein Gegenwort ꝛc.
8. So ließ ſie mich dennoch nicht dieſe Güte zwingen
9. Ich hab es ſelbſt verſucht, nie hatt ich es gemeynt?
10. Haſſt die Philoſophie ꝛc.
11. Auf, ſpricht ſie, auf! Es iſt ja Zeit ꝛc.
12. Schaut doch ein dir treues Herze
    Die Verändrung ohne Schmerze.
13. Sein geſetzter Witz gewinnt,
    Es mag Glück und Unglück ſpielen,
    Er bleibt ſonder Trieb und Fühlen,
    Stets in Unſchuld gleich geſinnt.
14. Voraus wenn man ſie (die Zunge) erſt in etwas Wein getauchet.

15. Die-

15. Dieweil ich allzu viel jetzt auf einmal verliere.

16. Ich will groß, aber doch nur bloß durch Großmuth ſeyn.

Und wer würde alle Beyſpiele von dieſer Gattung anzumerken Raum und Zeit haben?

Jedoch weil dergleichen Uebelklang nicht einem jeden ſofort ins Ohr und Auge fallen möchte: So ſollte es nun meine Bemühung ſeyn, ſolche kenntlich zu machen. Aber, meiner Hochgeehrteſten Herrn Geduld nicht zu misbrauchen, wird die möglichſte Kürze zu erwählen ſeyn. Ob man das Tonmaaß der Ausſprache am füglichſten durch den Gehalt der Noten in der Tonkunſt, oder durch den Hammerſchlag der Schmiede, oder das Dreſchen auf der Tenne vorſtellen könne, das wird jetzo billig übergangen: Genug, daß eine jede Sprache kurze, lange und gleichgültige Sylben aufweiſen kann, welches ſchwerlich jemand in Zweifel ziehen wird. Gilt ſolches nun von jeder Sprache überhaupt; wie ſollte denn bey den einſylbigen Wörtern der deutſchen Sprache eine beſondere Ausnahme ſtatt finden; und wie ſollten ſie doch alle ohne Unterſcheid gleichgültig ſeyn können? Wie auſſer eben bemeldeten Herrn Prof. Koch auch der Herr Verfaſſer der Abhandlung von der natürlichen Sprachkunſt im 2ten Bande unſerer Beyträge das Gegentheil deutlich erwieſen hat. Wenn demnach vorausgeſetzet worden, einmal, daß das Tonmaaß der einſylbigen Wörter, ſo wie aller zuſammengeſetzten, in der deutſchen Dichtkunſt nicht im geringſten von der Ausſprache abweichen dürfe, welche es von Natur auch in ungeb-

gebundener Rede beſitzet; hiernächſt, daß in der Dichtkunſt das Urtheil und die Entſcheidung dem Ohre, nicht aber der Zunge, über die Tonſetzung gebühre: So theilen ſich die einſylbigen von ſelbſt in kurze, lange und gleichgültige Wörter und Partikeln. Allein ſolche alle in ein vollſtändiges Verzeichniß bringen zu wollen, das würde noch mühſeliger und unnützer ſeyn, als die bekannten poetiſchen Reimregiſter ſind.

Inzwiſchen aber wird verhoffentlich niemand einigen Hauptregeln ihren Nutzen abſprechen. Jedoch ſcheinet dabey noch dieſes zu bemerken nöthig zu ſeyn: Daß man zu Prüfung und Beſtimmung der Kürze oder Länge eines einſylbigen Worts, ſolches nicht allein, und ohne andre beygefügte Wörter und Redensarten laut aushauchen; ſondern einige hinter einander in natürlicher Verbindung und Bedeutung hervorbringen müſſe. Denn da wird das Gehör allererſt einem jeden ſein gebührendes Tonmaaß zutheilen können.

1. Kurz ſind alſo, nach der natürlichen Eigenſchaft unſerer Sprache, die Artikel der Namen oder Nennwörter ein, der, die, das, nebſt ihren einſylbigen Zahlendungen: Imgleichen die perſönlichen Zeitfürwörter (pronomina perſonalia) Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie, Mein, Dein, Sein, Ihr u. ſ. f. Wie auch die Partikeln der unperſönlichen Zeitwörter Man und es, als welche letztere beyde ſo unbedinglich kurz ſind, daß ſie mit Beyfall des Gehörs in unſerer Dichtkunſt niemals anders als kurz gebraucht werden können.

II. Lang

II. **Lang** ſind alle diejenige einſylbige Wörter und Partikeln, auf welchen ein beſonderer Nachdruck lieget, und die bey erregter Gemüthsbewegung ausgeſprochen werden; als: **Nichts, trotz! nie, ſchwer, groß, lang, ach! O!** und dergleichen mehr. Ferner **Ein**, wenn es ein Zahlfürwort (pronomen numerale) bedeutet. Folglich iſt in **Einmal** aliquando oder dermaleinſten, die erſte Sylbe kurz; aber in **Einmal** ſemel bleibet die erſte Sylbe ohne Ausnahme allzeit lang. Hiernächſt ſind auch die Namensfürwörter, welche eine ganz beſondere Anzeige und einen Beſitz in Abſicht eines Gegenſatzes (pronomina demonſtratiua und poſſeſſiua) bedeuten, nebſt ihren einſylbigen Zahlendungen, wie auch die perſönlichen Namensfürwörter in ſolchem beſondern Gebrauche (perſonalia & reciproca verborum) alle lang, als: **Selbſt, der, die das, es**, wenn ſie für **Derſelbe, dieſelbe, daſſelbe**, ſolches oder für **Dieſer, dieſe, dieſes** gebrauchet werden; weiter **Mein, Dein, Sein, Sich, Ich, Du, Er** ꝛc. **Uns, Euch, Sie** ꝛc. in Abſicht auf einen gegenſtehenden Unterſchied. Wollte man auch dieſe letzt angeführte zu der gleichfolgenden dritten Abtheilung rechnen; weil ſie in verſchiedner Bedeutung kurz oder lang werden: So bleiben doch andre genug übrig, welche unſere Haupteintheilung beſtätigen.

III. **Gleichgültig** oder **frey** sind alle übrige einsylbige Wörter und Partikeln, deren Menge aber unaussprechlich groß ist; welche alle dergestalt beschaffen sind, daß lang- oder kurzscheinende oftmals kürzer oder länger werden können, nachdem ein längers oder kürzers Wort darauf zu folgen pfleget, welches des vorhergehenden einsylbigen Worts Dauer allererst bestimmet. Solches alles aber muß bloß ein unparteyisches Gehör entscheiden. **Groß, Ab, Sorg** werden in den zusammengesetzten Wörtern unstreitig lang, als: **Großmacht, Abscheu, Sorgfalt**: Jedoch scheinen sie auch wieder als kurze mit durchzuwischen, wenn sie sich in einigen zufälligen Namen befinden, als: **Großmächtigster** Monarch! **Abscheulichs** Bubenstück! **Sorgfältiges** Bemühn. Mit was für Grunde aber dieses letztere geschehe, das ist noch zu untersuchen; und die Richtigkeit desselben vielleicht gar nicht zu erweisen möglich *.

Dieses, meine **hochgeehrteste Herren**, wären zwar meines wenigen Erachtens die Hauptsätze des Tonmaasses in einsylbigen Wörtern nach einer grundrichtigen Lehrart: Allein ich bescheide mich von selbsten

* Dieses ist gleichwohl bey vielen heutigen Poeten, die sich gern mit neugebackenen Wörtern breit machen, sehr gewöhnlich; indem man kaum eine Zeile bey ihnen findet, die nicht auf eine so gezwungene Art, kurze Sylben lang, und lange kurz brauchen sollte; davon einem unbequem die Ohren weh zu thun pflegen.

selbsten ganz billig, daß solche zur Zeit in der Dichtkunst noch unmöglich alle durch beständigen Gebrauch und Uebung so genau beobachtet werden können. Unsere Sprache ist reich an steigenden oder jambischen Nennwörtern und Zeitwörtern, daher das vorstehende Geschlechtswort mehrentheils als lang gebrauchet werden muß, ob es schon kurz ist, als: Der Gewinn, ich erblicke ꝛc. Gleichergestalt fügt es sich auch nicht selten, daß eine lange Partikel vor ein fallendes oder trochäisches Wort zu stehen kömmt, wo sie wider ihre Natur kurz werden muß: Und dergleichen Unbequemlichkeit ist in der Dichtkunst nicht allemal zu ändern, als: **Ach! welche Zentner Last** ꝛc. Deßwegen aber folget es doch noch nicht, daß man Ursache haben werde, mich einer unnöthigen Wortklauberey zu beschuldigen. Einen Vortrag, welcher auf die eigentliche Beschaffenheit und Natur einer Sprache gegründet ist, kann man mit Recht nicht als eine Kleinigkeit verwerfen. Dafern die deutsche Dichtkunst das Tonmaaß, und die natürliche Aussprache der Sylben und Wörter nicht genau beobachten wollte: So würde ihr gar nichts als die blossen Reime zum Vorzuge übrig bleiben. Aber elender Vorzug: Denn wer weis nicht, daß solche kein wesentliches noch nothwendiges Stücke der deutschen Dichtkunst ausmachen?

Mir deucht indessen, daß man mir vielleicht verschiedene Vorwürfe und Einwendungen machen wird. Man wird z. E. sprechen: Ein bald verschwundner Tonlaut wäre ja eben kein Donnerschlag, daß man deßwegen eine edle Erfindung oder einen sinnreichen Gedanken verstümmeln, oder gar

fahren

fahren lassen solle: Die innerliche Schönheit sey ja billig einem äusserlichen Zierrathe, welcher noch darzu öfters nur in einer starken Einbildung bestünde, vorzuziehen. Durch dergleichen spitzfündige Regeln und Grillen würde die deutsche Dichtkunst eine rechte Marter werden: Und vielleicht würden durch dergleichen Unternehmungen andern solche Lasten aufgebürdet, die ich selbst mit keinem Finger anrührete. Sie, **hochgeschätzte Mitglieder**, werden die Stärke und Schwäche solcher Gründe besser zu prüfen wissen, als ich mir zu thun getraue. Inzwischen aber wird sich durch einige Ablehnung derselben meine eigentliche Meynung und Absicht desto deutlicher offenbaren. Ich setze in unserer Dichtkunst die Aussprache nach dem Tonlaute mit zu einem wesentlichen Stücke derselben. Wer also seine schöne Gedanken nicht nach dem Zahl- und Tonmaasse der Wörter auszudrücken vermag, der wird besser thun, daß er solche in ungebundener Rede an den Mann zu bringen suchet. Widrigenfalls muß er gewärtig seyn, daß man hinter seinen Schönheiten, in so unförmlichem Aufzuge, mit den Fingern herweise.

Sonsten aber muß ich gestehen, daß ich es herzlich wünsche, daß manchem Stümper die deutsche Dichtkunst zur allergrößten Marter werden möchte; damit ihm alle Lust gänzlich vergienge, ihren reinen Glanz durch allerhand Unrath zu besudeln und zu entweihen. Wer dagegen einige Fähigkeit zur Poesie und Erfahrenheit in der Muttersprache, nebst dem Kunststücke besitzet, seine Gedanken in mehr als einerley Redensarten einzukleiden, unterweilen auch

die

die Schwierigkeit durch eine geschickte Umschreibung zu heben, dem werden die oben angeführten Sätze, ohne Unterscheid so gar unmöglich nicht vorkommen. Mein Ansinnen ist auch an niemanden, daß er solchen Regeln auf einmal und nach der allerstrengsten Erfüllung ein Genügen leisten könne und müsse: Sondern mein Endzweck gehet dahin, einige unbekannte oder bisher geringgehaltene Vortheile darzustellen, vermittelst deren Beobachtung man in der Dichtkunst zu einer wohlfliessenden Lieblichkeit gelangen kann. Je fleissiger die Uebung angestellet wird, desto natürlicher wird das Tonmaaß in der Dichtkunst werden; und je höher man diese schätzet, desto mehr wird man sich bemühen, ihr auch bis in den Grund nachzuforschen; ob solches andere schon für Kleinigkeiten ausrufen. Dem allen aber ungeachtet muß man auch nicht an dem Aeusserlichen allein kleben bleiben. Die Fertigkeit deutlich, erhaben und artig zu denken, und solche Gedanken mit ungezwungener Ausrede gleichsam als ein Bildniß darzustellen, behält allerdings ihren Vorzug und Wehrt, als eine innerliche und hauptwesentliche Vortrefflichkeit. Beyderley ist auch jederzeit meine Bemühung gewesen, und ist es bey Uebungs Stunden noch, wie sie es ferner bleiben wird: Wobey ich mich aber doch noch keiner solchen Geschicklichkeit zu rühmen vermag, daß unterweilen nicht wider meine obige Regeln etwas mit eingeschlichen wäre. Unterdessen bringet mir doch derselben Wissenschaft diesen vergnüglichen Vortheil zuwege, daß ich zu anderer Zeit, bey Wiederdurchlesung der Verse, durch einige Veränderung oder bisweilen keine Versetzung, hier und dar der

Natur

Natur und dem Tonmaaße näher gekommen bin. Wer sich angewöhnet, aufmerksam zu werden, der wird dießfalls zu seiner Zeit den Nutzen spüren. Durch dergleichen kleine Veränderung wollen mir auch oben angeführte Proben, so wie ich solche hier wiederholen will, nach meinem geringen Ermessen, etwas fliessender vorkommen: Welches aber hiermit nebst der ganzen Abhandlung hochgeneigt zu beurtheilen meinen Hochgeehrtesten Herren anheim gebe, und schließlich zu dero reiflichern Erwegung und Verbesserung, nebst mir selber, mich dienstergebenst überlasse.

1. Beglückt und grosser Held, des Reiches Schutz und Ruhm.
2. Nur ein Begehr trieb beyder Brust.
3. Wenn kaum die Dorfschallmey ꝛc.
4. Gesicht und Wort vergeht
5. Er setzet nicht die Frömmigkeit
   Ins Scheinwerk heiliger Geberden.
6. Er stellte dessen Wuth sich selbst, sonst nichts, entgegen.
7. Und wie? sprach solcher drauf ꝛc.
8. So ließ sie dennoch nicht mich diese Güte zwingen.
9. Ich hab es selbst versucht; ich hätt es nie gemeynt.
10. Ja, hasst die Weltweisheit
11. Sie spricht; Auf, auf! es ist ja Zeit ꝛc.
12. Schaut ein dir getreues Herze
    Doch die Aendrung ohne Schmerze.
13. Sein gesetzter Witz gewinnt;
    Lässet Glück und Unglück spielen;

Bleibt

Bleibet ſonder Trieb und Fühlen,
Stets in Unſchuld gleich geſinnt.

14. Bevoraus wenn man ſie vorher in Wein getaucht.

15. Dieweil ich allzuviel auf einmal ietzt verliere.

16. Ich will zwar groß, doch nur durch edle Großmuth ſeyn.

Dieſes habe demnach, **meine hochgeſchätzte Mitglieder**, zu Bezeugung meiner ſchuldigen Erkenntlichkeit für ihre gegen mich tragende Zuneigung darlegen ſollen. Gleichwie ich nun herzlich wünſche, daß unter dieſen meinen Gedanken ſich etwas finden möge, was ſie einigen Beyfalls würdig ſchätzen können: Alſo werde auch dadurch zu deſto gröſſerer Emſigkeit, ihre ſo nützliche Abſichten mit unterſtützen zu helfen, jederzeit von neuem angeſpornet werden.

III.

Verſuch einer Critik über die Güntheriſche Ode: Eugen iſt fort! Ihr Muſen, nach ꝛc. *

Eines von den ſchönſten Gedichten des berühmten Günthers iſt, nach der meiſten Meynung, die bekannte Ode auf den im Jahr 1718. zwiſchen dem Kayſer und der ottomanniſchen Pforte geſchloßenen Frieden. Der Poet ſcheint auch ſein natürliches Feuer in ſelbiger gleichſam vereiniget zu haben. Er zeigt die völlige Munterkeit ſeines aufgeweckten Verſtandes in den lebhafteſten Bildern.

Wie

* Wir haben dieſen Verſuch von einem auswärtigen Freunde unſerer Bemühungen zugeſchickt bekommen, und für gut befunden, ihn unverändert hier einzurücken.

Wie es aber bisweilen zu geſchehen pflegt, daß bey dem Ueberfluße des Witzes die Beurtheilungskraft in dem Entwurfe eines ſinnreichen Einfalls nicht mit zu Rathe gezogen wird: Alſo iſt auch unſer junger Dichter an verſchiedenen Orten ſeines Gedichts mehr für die Augen und Ohren ſeiner Leſer und Zuhörer, als ihre geſunde Beurtheilungskraft beſorgt geweſen. Er hat daher bey den Schönheiten ſeines poetiſchen Ausdrucks auf einige unrichtige Gedanken Achtung zu geben vergeßen, welche ich dann kürzlich hiermit anzuzeigen bedacht ſeyn will.

Zwar bin ich nicht willens, hier einen altfränkiſchen Schulfuchs vorzuſtellen, und etwan darüber eine catoniſche Stirne zu machen, daß Günther ſeine Verſe nicht nach der Ordnung einer aphthonianiſchen Chrie geſetzet; daß er nicht auf der Straße des: Quis? quid? vbi? gewandelt; daß er Ausſchweifungen und Allotria begangen, und was dergleichen Miſſethaten mehr ſind. Meine Abſicht gehet gar nicht dahin, ihm, wie das verkappte holländiſche Frauenzimmer Mad. Hooghard dem Boileau, vorzuwerfen, daß ſein poetiſches Gebäude den verfallenen Ueberbleibſeln eines alten prächtigen Pallaſts gleiche, wo man zwar ſchöne einzelne Theile, aber keine Ordnung und geſchickte Verbindung derſelben unter einander wahrnehme. Ich weis, unſer Poet iſt deßwegen nicht zu tadeln. Er hat es nicht nöthig gehabt, in einem Gedichte von ſolcher Gattung ſyſtematiſch zu verfahren. Er ahmet dem Pindarus nach, dem Pindarus ſage ich, von dem mich Horaz vorlängſt belehrt:

Monte

Monte decurrens, velut amnis, imbres,
Quem ſuper notas aluere ripas,
Feruet, immenſusque ruit profundo
Pindarus ore.

Ich ſehe es alſo im geringſten nicht für einen Fehler an, daß er die Regeln der Rhetorik in ſeiner feurigen Ausarbeitung etwas bey Seite geſetzt, ſondern halte vielmehr gänzlich mit Hrn. Despreaux dafür, daß in der Ode zum öftern eine ſchöne Unordnung eine Wirkung der Kunſt ſey:

Son ſtyle impetueux ſouvent marche au hazard,
Chez elle un beau desordre eſt un effet de l'art.

Wie denn auch dieſer franzöſiſche Flaccus ſein beau desordre ſelbſt, in der bekannten Ode auf die Eroberung Namur, vortrefflich anzubringen gewußt hat. Nur glaube ich nicht, daß ich unrecht thun werde, mich über einzelne Gedanken unſers Autors zu machen, ſelbige zu beleuchten, und unparteyiſch zu zeigen, wo ſie dem Bathos mehr, als den geſunden Regeln einer gründlichen Poeſie anzugehören ſcheinen möchten.

Die erſte Strophe, in welcher der Poet mit ſeinen Muſen dem heldenmüthigen Eugen ins Feld nachfolget, gefällt mir ſehr wohl; außer daß ich gleich im andern Verſe: Er ſteht, beſchleußt, und ſieht ſchon wieder, das: beſchleußt ſehr undeutlich, in dem dritten aber: Und wo er jährlich Palmen brach, das: jährlich ganz unrichtig gebraucht finde; weil man das erſte auf vielerley Art erklären, mit dem andern aber die Redensart: im vorigen Jahre oder

vor Jahresfrist, nicht ausdrücken kann, welche doch der Poet nothwendig im Sinne gehabt haben muß. Hingegen sind die letzten sechs Verse der andern Strophe gar nicht nach meinem Geschmacke, unerachtet sie ungemein prächtig in die Ohren fallen. Es heißet:

Und dennoch will das deutsche Blut
Den alten Kirchhof feiger Wuth
An jungen Lorbern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entschluß
Aus Mörsern und Carthaunen krachen.

Die erste Art zu reden klingt sehr zweydeutig, zumal da einem jeden bekannt ist, daß Ungarn insgemein der Deutschen Kirchhof genennet zu werden pflegt; ein Poet aber alles sorgfältig zu vermeiden hat, was demjenigen Gegenstande, den er lobet, eben so leicht zum Nachtheile als zum Vortheile ausgelegt werden kann. Zudem stehet es noch dahin, ob sich eine feige Wuth ohne Widerspruch denken laße, ob ich wohl nicht läugne, daß öfters die verzagtesten Leute äußerlich den größten Lermen zu machen gewohnt sind. Des Sieges feuriger Entschluß aber, welchen der dicke Fluß aus Mörsern und Carthaunen krachen hören soll, scheinet mir sehr unnatürlich, und bloß des Reims wegen, gesetzt zu seyn.

In der dritten Strophe sehe ich wieder keine andere Ursache, als den Reim, daß sich das Glück eben in den Troß mengen muß, um vom Eugen Bestand zu lernen. Was macht das Glück bey dem Troße, bey der Bagage, bey denen Crethi und

Plethi,

Plethi, die nichts mit dem Streite zu thun haben? Hier wird das gute Glück wenig Gelegenheit haben, von der Standhaftigkeit des commandirenden Generals zu gewinnen. Diesen Zweck zu erreichen hätte ihm der Dichter unter den wirklich fechtenden Soldaten, oder wohl gar an Eugens Seite, nicht aber unter dem elenden Troßgesindel, unter Marquetendern, Jüden und Jüdengenossen eine Stelle anweisen sollen. Aber wie würde es sodann um den schönen Reim auf Roß ausgesehen haben? Nicht weniger kömmt mir der Einfall von dem fliegenden Herze in dem letzten Verse dieser Strophe sehr possirlich vor. Entweder zielet der Poet auf die Figur der Marschordnung, da ein Corps de Bataille und zweene Flügel sind; oder auf die in der ganzen Strophe schon abgemalte Herzhaftigkeit der deutschen Völker, welche gleichsam lauter Herz wären, oder auch wohl auf beydes zugleich. Alles sind Kleinigkeiten, die das Bathos nicht bergen können, und am allerwenigsten in einem erhabenen Gedichte statt finden.

Wäre ich gesonnen, alles und jedes in der vorhabenden Ode nach der Schärfe zu untersuchen: So könnte ich mich voritzo auch bey dem vierten Verse der vierten Strophe aufhalten, und darwieder einwenden, daß der Ahnherr der Deutschen, Arminius, oder Herrmann, schon an einer Gruft genug habe, und eben nicht in Grüften, wie der Poet reimet, gekrönet zu werden brauche: Allein ich will solches übergehen, weil mich das Gesicht, welches unserm jungen Dichter in der fünften und sechsten Strophe erscheinet, zu einer andern Betrachtung führet. Ich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J.C.
3-598-50952-9
FN. 1912870/45

entsinne mich in der Vorrede Olai Borrichii zu seinen Dissert. de Poëtis gelesen zu haben, daß dieser nordische Kunstrichter den Virgil deßwegen tadelt, weil er bey dem Zweykampfe des Aeneas und Turnus die Vortheile unter diese Helden gar zu ungleich austheilet, und den ersten vom Himmel herab stärken und zum Streite ermuntern, den letzten aber eben daher erschrecken und verzagt machen läßt, so daß auch Turnus selbst in diese Worte herausfähret:

- - - - Non me tua feruida terrent
Dicta, ferox. Dii me terrent, & Iuppiter hostis.

Und setzet Borrichius hinzu: Talem scilicet vincere an Principi gloriosum? Eben so tadelnswerth kömmt mir die Erfindung vor, einen Haufen Seelen oder Astral-Geister von alten römischen Helden herzustellen, die die Feinde hinterwärts mit kaltem Schauer plagen, und hierdurch der andern Partey den Sieg erleichtern sollen. Solche poetische Hülfsvölker von Gespenstern können den tapfern Deutschen, die die Türken wohl ohnedem übersehen müssen, wohl zu keiner Ehre gereichen. Einen erschrockenen Feind, dem der kalte Angstschweiß ausbricht, zu überwinden, ist keine Kunst; und einen Löwen, der nichts als furchtsame Rehe und schüchterne Hasen erleget, wird gewiß niemand für so tapfer halten, als einen solchen, der einen beherzten Bär nach einem hartnäckigten Kampfe überwältiget.

Ueberhaupt ist es unserm Poeten sehr zu verdenken, daß er fast in der ganzen Ode hindurch die türkische Nation so verächtlich tractiret, und selbiger die niederträchtigste Zaghaftigkeit und Feigheit von

der

der Welt beymißt. Diejenigen, so die Türken aus der Historie etwas genauer kennen, müßen über eine so ausschweifende Poesie, die sich am allerwenigsten in eine epische Ode schickt, nothwendig lachen. Die Christenheit hat oft genug mit großem Schaden erfahren, daß diesen Barbaren auch etwas lebendiges in ihrem Busen schlage, und daß sie nicht weniger, als die Christen, Länder und Städte mit gewaffneter Hand zu erobern vermögend sind. Zudem so ist es ja nicht nöthig, einer Armee, die man gerne loben will, einen Haufen blaße Feinde entgegen zu führen, die nur kommen, um wieder davon zu laufen, oder den Frieden zu erbetteln. Man muß sich die Tapferkeit weit edler bey Soldaten vorstellen können, welche vor einem gewaltigen Heere, das ihnen sowohl an Menge, als Kräften, überlegen zu seyn scheinet, eben so wenig sich entsetzen, als ehemals die kleinen Römer vor den großen blauäugigten und baumstarken alten Deutschen, wie sie Cäsar in seinen Nachrichten beschrieben. Da die Alten einen wahrhaften Helden in ihrem Herkules abschildern wollten: So mußte eine vielköpfigte lernäische Schlange, ein entsetzlicher Antäus, ein mächtiger Achelous, ein erymanthischer Eber, ja endlich gar ein höllisches Ungeheuer von ihm bezwungen werden.

Und eben darum können mir die nachfolgenden Strophen bis auf die 15te unmöglich wohlgefallen; weil selbige zu nichts dienen, als die Furcht der Türken, so sie veranlaßt, um Frieden zu bitten, und die Großmuth des Käysers, der ihnen solchen ertheilet, mit etwas gar zu spanischen Farben ab-

zumalen. Die Allegorie von der fruchtlosen Bemühung der Baalspfaffen zu Elias Zeiten zielet auf die Ceremonie, welche die Türken Anno 1716. vor angehendem Feldzuge zu Mecca bey dem Grabe ihres Propheten gehalten haben, und die mit den christlichen Buß- und Bettagen einen gleichen Endzweck gehabt haben. Sonst ist diese Vergleichung des türkischen und baalitischen Aberglaubens ganz wohl angebracht, und nur dieses noch zu gedenken, daß der vierte Vers der neunten Strophe: Wir reißen aus, verfolgt die Stuffen! theils den pöbelhaften Ausdruck des Ausreißens, theils aber auch eine Ampullam in sich halte, die sich hier zu nichts weiter schickt, als einen Reim auf das Ruffen herzugeben.

Die Redensarten: Dein **Hurennest** Str. 11. v. 9. Wer lehrt **dich, dumme Tyranney**, dergleichen kluge Waffen finden? Str. 12. v. 9. 10. und; Die Zuflucht **an die Ferſen binden.** Str. 14. v. 4. klingen mir in einem erhabenen Gedichte sehr niedrig. Ein Dichter, der dem Pindarus nachahmen will, muß keinen Juvenal in seiner Schreibart blicken lassen. Dieses ist aber Günthers größter und gewöhnlichster Fehler, daß er auch in der prächtigsten Rede seinem Satyr bisweilen zu meckern erlaubet: Eben so, wie ein gewißer bekannter Comödiant, bey der ernsthaftesten Rolle, seinen Pantalonston nicht gänzlich zu unterdrücken fähig ist.

Die vierzehente Strophe giebt mir wieder Gelegenheit an die Hand, ein paar übelangebrachte Gedanken anzumerken. Die eine besteht in dem Gebrauche des Worts: Ablaß, welches meines Erachtens

achtens nur in so weit für Vergebung gesetzt werden kann, wenn man von römischcatholischen Personen redet; nicht aber, wenn man andre Glaubensgenossen, geschweige denn gar Türken vorstellet. Das heißt den Delphin in den Wald, den Eber in die Wellen setzen, wenn man Türken dichtet, die sich um Ablaß bey dem römischen Kayser bemühen. Fast gleiche Bewandniß hat es mit den Hörnern des Altars, welche der Autor nebst der Allegorie auf den Joab in seine Reime gezwungen. Er räth den Mahomethanern, die Hörner des Altars nicht mehr zu faßen, weil auch Joab nicht sicher flüchten könne. Was hatten aber die Türken bisher für Hörner des Altars gefaßt, oder wodurch waren sie auf die Gedanken gebracht worden, sich einer solchen alten jüdischen Freystadt zu bedienen? Sollen ihre schon oben erwähnte Processionen bey dem Grabe Mahomets diese Zuflucht bedeuten: So kann nimmermehr erwiesen werden, daß ihre Absicht dabey gewesen, den Kayser zum Mitleiden und Erbarmen zu bewegen; wohl aber diese, sich Gott und ihren Propheten dadurch günstig zu machen. Mit einem Worte: Der ganze Einfall ist Flittergold, das hieher nicht gehört.

Ich weis nicht, was ich der Kühnheit unsers Dichters für einen Namen beylegen soll, da ich bey dem Ende der vierzehenten Strophe wahrnehme, daß er das Herz des römischen Kayserns an eine ganz ungewöhnliche Stelle, nemlich in die Knie setzet. Er schreibt: Kommt, faßt des sanften Kayserns Knie! Hier liegt sein Herz, und giebt sich Müh, die Thorheit mit Geduld zu richten. Wenn

ich rathen darf, so hat er ungefähr so viel sagen wollen: Wer zum Zeichen seiner demüthigen Reue des gnädigen Kayſers Knie umfaßt, der greift ihm damit an das Herz, daß er faſt nicht anders kann, als den begangenen Fehler mit Geduld zu überſehen. An dieſem Gedanken iſt nichts auszuſetzen, aber das Gedankenſpiel, ſo in der Verhältniß der beyden Redensarten: Jemands Knie umfaßen, und: Einem ans Herz greifen, befindlich iſt, hat unſern Dichter vielleicht zu dem unerhörten Bildniße, das er von der kayſerlichen Perſon entworfen, verleitet. Ob eine ſolche Figur in der Dichtkunſt nicht gar zu ausſchweifend, und zum wenigſten ziemlich nach den Regeln des Bathos eingerichtet ſey, das überlaße ich dem Geſchmacke eines geübten Leſers ſelbſt zu beurtheilen.

Die Wahrheit haßt die Malerey, heißt es in dem fünften Verſe der funfzehenten Strophe. Dieſes iſt ein, wo nicht gar falſcher, doch zum wenigſten ſehr dunkler und übelausgedruckter Satz. Man muß nothwendig zu der Malerey in Gedanken ein Beywort ſetzen, und ſich eine unvollkommene, eine mangelhafte Malerey vorſtellen; wenn es richtig eintreffen ſoll, daß die Wahrheit der Malerey gehäßig ſey. Außerdem getraue ich mir mit beſſerm Rechte zu behaupten, daß die Wahrheit die Malerey vielmehr liebe, weil ſie gewohnt iſt, alle Verrichtungen des Menſchen, ſo wohl die guten als die ſchlimmen, mit den lebendigſten Farben abzumalen. Der Poet hat alſo eine gar zu freye Ellipſin hier angebracht, und iſt in dem Ausdrucke ſeines Einfalls, an dieſem Orte, nicht viel

glückli-

glücklicher gewesen, als bald darauf in eben derselben Strophe, da er zu seiner Feder sagt: **O trag ein ehrerbiethig Schweigen!** weil die Redensart **Ein Schweigen tragen**, das Bürgerrecht in der reinen deutschen Sprache wohl schwerlich behaupten möchte.

Nunmehro folgt in dem Raume von der sechzehenten bis mit der sechs und zwanzigsten Strophe der allerschönste und lebhafteste Theil unsrer Güntherischen Ode, derjenige nemlich, der eine besondere Beschreibung der frölichen Wirkungen des neu bekannt gemachten Friedens in sich hält. Ich nenne diese eilf Strophen mit desto größerm Bedachte den schönsten Theil des Gedichts, je weniger ich darinnen von dem bisher critisirten Galimatias wahrnehme. Es ist zwar andem, daß mir zum Exempel **das Zauberzelt**, welches Irene in der sechzehenten Strophe dem Reime zu Gefallen **flechten muß**, imgleichen der niedrige Ausdruck von **Rind und Regel**, in der drey und zwanzigsten Strophe, hiernächst das herrliche Einschiebsel in der fünf und zwanzigsten, da die **Freude**, um den Reim auf **Lust** herbey zu schaffen, **der ehrlichen Donau das Blut zur Brust ziehet**, wie nicht weniger auch endlich das Phöbus, damit sich die sechs und zwanzigste Strophe endiget, und darüber sich der Dichter selbst seines Lesers Vergünstigung auszubitten gemüssiget siehet, daß, sage ich, mir alles dieses nicht unverbesserlich vorkömmt: Allein weil die häufigen Schönheiten der allhier angebrachten poetischen Bilder jetzterwähnte kleine Unrich-

richtigkeiten um ein groſses überwiegen: So will ich davon weiter nichts mehr gedenken, als was ich bereits erinnert habe.

Jedoch kann ich hierbey die so berühmte ein und zwanzigste Strophe nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Diese ist vielen Kennern der deutschen Poesie ein Stein des Anstoſsens gewesen. Die meisten Urtheile sind dahin ausgefallen, daſs sie ein gar zu niederträchtiges Bild in sich halte, und also der Hoheit einer pindarischen Heldenode gänzlich zuwiederlaufe. Ich muſs gestehen, daſs diejenigen, die also urtheilen, viel Schein für sich haben. Allein ob ich gleich sonst ein abgesagter Feind von allen kriechenden Gedanken und pöbelhaften Bildern, vornehmlich in der Ode bin: So kann ich mich doch nicht entbrechen, diese Strophe nach den Umständen, weſswegen sie der Poet an diesen Ort gesetzet, eher zu entschuldigen, als zu verwerfen. Günther ist jetzo beschäfftiget, als ein Poet, auf das genaueste zu entwerfen, wie es nach dem geschlossenen Frieden unter denen Leuten, die daran Theil zu nehmen Ursache haben, zugehe. Er stellet daher allerhand Personen mit dem glücklichsten Ausdrucke von der Welt auf den Schauplatz. Er eignet ihnen allen die natürlichsten Charactere zu. Er läſset sie reden und thun, wie es das Wesen ihrer Umstände mit sich bringet. Erfordert nun nicht also seine Schuldigkeit, den Bauer so gut bäurisch, als den Krieger kriegerisch, und den Bürger bürgerlich abzuschildern? Muſs er denn die Natur, in Beschreibung einer Schenke voll trunkner Leute, weniger, als in andern

Din-

Dingen, herschen laßen? Jetzt hat unser Poet, so zu sagen, lauter Erscheinungen. Itzt ist er ganz außer sich selbst. Jetzt thut er nichts, als daß er dem Leser dasjenige, was er im Geiste erblicket, auf das feurigste offenbaret. Meines Erachtens muß hier der Natur der Sachen mehr, als der pindarische Klang prächtiger Worte in Acht genommen werden. Man tadelt ja keinen Maler, welcher auch in die prächtigsten Landschaften, kleine Hirtenhäuser, Bauerscheunen und Fischerhütten, und unter die auf den Heerstraßen fahrenden Kutschen auch schlechte Frachtwagen und Karren setzet, sondern siehet solches vielmehr für eine rühmliche Sorgfalt an, die eigentliche Beschaffenheit seines Originals recht genau darzustellen. Warum will man es aber einem Dichter verdenken, der mit der Kunst eines Malers sehr vieles gemein hat, wenn er in einem genauen Entwurfe menschlicher Handlungen die Natur geringer Personen, eben so gut nachzuahmen und der Welt vor Augen zu legen trachtet, als der Höhern: Da zumal die Thaten der erstern sich vielmehr durch die Sinne äußerlich bloß geben, und also auch durch ihre lebhafte Vorstellung die Sinne andrer Menschen ungleich mehr zu rühren pflegen, als der letztern ihre? darum bin ich der Meynung, man könne dieses bäurische Bild, und die damit verknüpften gemeinen Redensarten an dem Orte, wo sie der Poet angebracht, nach genauer Prüfung der Umstände, gar wohl dulden; wenn man sich nur sonst nicht an andern ganz anders beschaffenen Orten dieser Ode, wie bereits erwähnet worden, über die unnütze Gegenwart

pöbel-

pöbelhafter Ausdrückungen zu beschweren Ursache hätte.*

In

* Diese Vertheidigung läßt sich zwar von dieser Seite sehr wohl hören: Allein vielleicht kann man verschiedene noch gründlichere Erinnerungen darwieder machen. Es ist wahr, ein Poet muß malen, wenn er Beschreibungen macht; und er malt gut, wenn er der Natur folgt, indem er jedes Ding so abschildert, wie es ist. Allein wie ein Maler bey seinem Schildern noch allezeit die Wahl hat, was für ein Ding er malen will; und wie ihn seine Kunst lehrt, sich allemal die edelsten Gegenstände zu seiner Nachahmung zu nehmen: So muß der Poet solches gleichfalls thun. Wie wäre es, wenn ein Maler bey Abschilderung eines großen Pallastes, eben die Seite davon vor Augen stellte, wo das heimliche Gemach seinen Ausgang hat? Ist dieses gleich auch an dem Pallaste zu finden, und ist es gleich auch eine Kunst, diesen garstigen Theil eines Hauses natürlich zu schildern: So stehet es doch in des Malers Belieben, welche Seite des Gebäudes er vorstellen will; und niemand wird es ihm verargen, wenn er sich an die schönste hält, das häßliche aber, so viel als möglich ist, verbirgt. Mit dem Poeten ist es gleichfalls so. Er suchet mehrentheils die schönste Seite dessen, was er beschreibt, zumal in Lobgedichten, und Oden. Denn so wie die Satire die abscheulichste oder doch die lustigste Seite menschlicher Handlungen liebt: So muß ein Heldenlied die prächtigste Seite derselben suchen, um seinem Leser lauter Verwunderung und Hochachtung zu erwecken. Wäre dieses nicht: Was hätte der gute Günther nicht noch für Bilder, als Wirkungen des Friedensschlusses abzuschildern gehabt? Da hätte er die Marketenderweiber abmalen müßen, die nunmehro ihr Küchengeräthe, ja

Speck

In der 27ſten Strophe fängt unſer Günther wieder an, mit den Türken böſe zu thun. Er ſchilt ſie auf das heftigſte aus, und ſeine poetiſche Galle läuft ihm dergeſtalt über, daß er auch die Hoheit einer pindariſchen Ode faſt ganz darüber vergißt, und mit niedrigen Ausdrücken dem Bathos abermal ſehr nahe tritt. Dahin rechne ich ſonderlich die Redensarten: **Haare laſſen**, imgleichen das **Hurenneſt** und das Sprichwort: So gehts, wer fremde Schläge ſucht, kriegt meiſtens Spott und **Strick** zu faſſen. Könnte wohl eine zankende Heringsfrau pöbelhafter reden? Und dieſer Eifer währet bis in die 30ſte Strophe hinein, binnen welcher Zeit unſer Autor bald wie ein Fieberhafter plaudert, bald aber beynahe wie ein Schotenhüter ſchimpfet. Eine genauere Betrachtung ſeiner Einfälle wird es klar machen. Zwar will ich mich in der 27ſten Strophe mit dem: **auswärtsziehen**, ſo für: ausziehen,

---

Speck und Schmalz einpacken; ein lahmes Pferd, welches der Dragoner unterwegens halbtodt plaget und hernach liegen läßt, bis es verrecket; das Heulen einer Mutter, oder einer Braut, die den Verluſt ihres Sohnes und Bräutigams nach der Rückkunft der Cameraden vernehmen; die von den Soldaten ausgeſogenen Bauren, die ſich im Kopfe kratzen, wenn ſie ihre Güter in ſo verwüſtetem Zuſtande antreffen ꝛc. Aber das alles übergeht Günther, und zwar mit gutem Grunde: Nur die Dorfſchenke kann er nicht vergeſſen! Warum denn das? Er hätte ſie ſelbſt gar zu gern beſuchet. Da möchte man ja wohl mit dem Boileau wünſchen:

Heureux, ſi ſes diſcours, craints du chaſte Lecteur,
Ne ſe ſentoient des lieux, ou frequentoit l'Auteur?

ziehen gesetzt worden, nicht aufhalten; jedoch glaube ich, daß noch dieses eine Anmerkung verdiene, wenn gesagt wird: Das böse Ismaelsgeschlechte der Türken komme, so oft es anziehe, **dem Donner** allemal zurechte. Ich sehe nicht, wie sich eben der Donner hieher schickt, unerachtet mir wohl bekannt ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände, für Schaden, Verderben, Untergang und dergleichen, von einem Poeten wohl der Donner gebraucht werden könne. Auf solchen Fall aber muß die Allegorie allemal so beschaffen seyn, daß der Leser den Grund davon nicht vergebens suchen dürfe. Hätte Günther zum Exempel so angestimmet: 'Was unterstehet ihr euch, ihr barbarischen Titanen, den festen Himmel unsers deutschen Jupiters zu stürmen, da ihr doch mehr als einmal den Nachdruck seines gewaltigen Donners empfunden habt? Oder mit christlichen Gedanken; Nahe dich nicht, du unreiner Haufen, zu dem geheiligten Sinai der Christenheit, damit dich nicht der rauschende Donner des Allmächtigen zerschmettere: So würde ich nicht das geringste an seinem Donner auszusetzen gewußt haben. Allein da ich zwischen einem bösen Ismaelsgeschlechte, und dem Donner, dem es allemal zurechte kommen soll, keine andre Verhältniß finde, als die bloße Möglichkeit, vom Donner gerührt zu werden, welches aber einem jedweden Menschen begegnen kann: So scheint mir diese Figur unsers Poeten noch sehr mangelhaft zu seyn.

Bey dem Anfange der 28sten Strophe kömmt es mir vor, als wenn der Herausgeber den Günthe-

rischen

rischen Text verderbet hätte. In meiner Edition von 1733. heißet es:

Du sündigst auf Vergebung los,
Und außer Carls Verdienst und Glücke;
Er sieht die Sonne nicht so groß,
Als deines Hochmuths Schwäch und Tücke.

Wenn diese Verse so, wie sie hier stehen, aus Günthers Feder geflossen wären, würde ich sie für ungemein schlecht halten. Denn was sollte das heißen: Du sündigst außer Carls Verdienst und Glücke? Und was würde das für ein herrlicher Einfall seyn, daß der Kayser die Sonne nicht so groß, als die Schwäche und Tücke des türkischen Hochmuths sähe, da bekannt ist, was für einen kleinen Körper die Sonne an sich selber unsern Augen vorstellet? Ich glaube also, das erste Semicolon müsse ausgelöscht, das: Er sieht zu Anfang des 3ten Verses zusammengezogen, und in eben derselben Zeile aus: nicht, nichts gemacht werden, damit die Worte also zu stehen kommen:

Du sündigst auf Vergebung los,
Und außer Carls Verdienst und Glücke
Ersieht die Sonne nichts so groß,
Als deines Hochmuths Schwäch und Tücke.

Hingegen bey den folgenden Versen in dieser Strophe kann ich den Poeten nicht so leicht mit dem Herausgeber oder Drucker entschuldigen. Der feurige Günther schwatzet von einem Kampfe, den der türkische Frevel mit seiner eignen Qvaal um Vorzug, Länge, Stärke und Zahl halten soll, bis er endlich, sich selber zum Gehöne siegt. Ich muß gestehen, daß mir dieses zu hoch gegeben ist, und wenn ich die

Sum-

Summa aller dieſer verwirrten Gedanken zuſammen rechne, ſo kann ich kein ander Facit als ein Galimathias herausbringen. Nicht viel beſſer ſieht es mit denen drey folgenden Verſen aus, welche die Strophe beſchließen. Daß der Türke ſeinen verwirkten Hals, ja gar den Aufſchub ſeines Falls von Oeſterreichs Geduld zu Lehne tragen ſoll, ſcheinet mir ein poßierliches Ius feudale zu ſeyn. Allein Hals und Falls reimte ſich gar zu hübſch, und Gehöne hatte auch einen artigen und gelehrten Reim vonnöthen.

Tantaene animis coeleſtibus irae? möchte man bey Durchleſung der beyden folgenden Strophen ſagen. Unſer erzürnter Dichter geräth in ſeinem Eifer wider die Türken ſo außer ſich ſelbſt, daß er ihnen ſogar durch den Titel eines verſchnittenen Schwarms ihre Mannheit abſpricht. Er hat in der Hitze den Unterſcheid zwiſchen dem: **beſchneiden** und **verſchneiden** aus der Acht gelaſſen, und begeht daher eine poetiſche Freyheit, die ihm ein muntrer Muſelmann ſchwerlich vergeben dürfte. Wollte man einwenden, daß es doch unter den Türken viel Verſchnittene gäbe, ſogar, daß auch der Obriſte der Verſchnittenen unter ihnen eine anſehnliche Charge bekleidete: So würden die bekannten Regeln: A potiori fit denominatio, und: A particulari ad vniuerſale non valet conſequentia, leicht zur Widerlegung dienen können. Allein ich wende mich zu einer hiſtoriſchen Anmerkung, die mir der dritte und vierte Vers der 29ſten Strophe an die Hand geben. Ich weis nemlich nicht, wie ich die zehn Jahre zur Heilungsfriſt des zerſchellten Arms des

ſaraceniſchen Meineids verſtehen ſoll, da es aus der Hiſtorie bekannt iſt, daß der Friede, oder eigentlicher zu reden, der Stillſtand mit den Türken zu Paſſarowitz im Jahre 1718. nicht auf zehn, ſondern auf 24. Jahre geſchloſſen worden. Eben ſo wenig verſtehe ich den Ausdruck: Der Friede, **den die Noth nur faßt**, wenn ich nicht den folgenden Vers: Und den du halb erbettelt haſt, mit zu Hülfe nehme, in welchem mir aber das: **halb erbetteln** wieder ſehr kriechend vorkömmt. Endlich habe ich noch etwas wider die letzten Verſe in dieſer Strophe einzuwenden. Sie lauten alſo:

Nein, nein, verſtockter Pharao,
Die Langmuth lacht, und thut nur ſo,
Damit ſie deine Bosheit ſichte.

Zum erſten glaube ich, daß ſich der verſtockte Pharao hieher beſſer reime, als ſchicke. Dieſes ägyptiſchen Königs Verſtockung iſt wol unſtreitig ganz anders, als die türkiſche, die der Poet im Sinne gehabt, beſchaffen geweſen. Wenn aber die Gleichheit eines Worts, das zu zween ganz verſchiedenen Gedanken geſetzt wird, zu einer Allegorie genug ſeyn ſollte: So getraute ich mir den verſchnittenen Schwarm mit eben ſo gutem Rechte einen boshaftigen Heroſtratus oder grauſamen Nero zu nennen, weil doch alle drey etwas angezündet; obgleich dieſe Kleinigkeit dabey iſt, daß die Türken nur die ungariſchen Dörfer, Heroſtratus aber den Dianentempel und Nero die Stadt Rom in Brand geſteckt. Zum andern ſcheint mir das alte bibliſche Wort des **ſichtens** nicht weniger als der verſtockte Pharao nur eine Geburt des Reims zu ſeyn. Mir

ist zwar von dem Gebrauche dieses Worts der Spruch Luc. 22. bekannt: Siehe der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Weizen ꝛc. ich weis auch, daß dieser figürliche Ausdruck in jetzterwehnter Stelle des Evangelisten in der jüdischen Gewohnheit den Weizen vermittelst eines Siebes zu reinigen, und das Gute von dem Unbrauchbaren abzusondern, seinen guten Grund habe, und von den Auslegern auf die tückischen Bemühungen des Satans, die Jünger Christi zum Abfalle zu bewegen, gedeutet werde. Wie sich aber dieses σινιάσαι ὡς τὸν σῖτον, dieses ausstieben, wie den Weizen, diese teuflische Versuchung zum Bösen, mit dem sichten, das die Langmuth mit der türkischen Bosheit vernehmen soll, zusammenreime, das weis ich nicht, zweifle auch sehr, ob außer gedachter Bedeutung dieses altväterische: sichten, von einem guten deutschen Poeten für prüfen oder probiren überhaupt könne gebraucht werden.

Der dritte und 4te Vers der 30sten Strophe entdecken mir ein Galimathias, welches Feuer genug in Worten, aber destoweniger Gründlichkeit in Gedanken hat. Günther schreibt: Dein letzter Fall rückt endlich an, und steigt mit unsern Siegesbogen. Hier muß sich der Leser einen steigenden Fall vorstellen, und zwar einen solchen Fall, der so steigt, daß er zugleich mit anrückt, wie etwan die Sonne bey den alten Poeten aus dem Meere hervorzusteigen, und sich dem Gesichtskreise der Menschen je mehr und mehr zu nähern pflegete. Ausser dem kömmt mir noch der letzte Vers dieser Strophe der gestohlnen Reiche wegen tadelhaft vor. Stehlen, heißt

eine

eine fremde Sache heimlich, und ohne daß es der Besitzer gewahr wird, wegnehmen. Dieses läßt sich auf ganze Reiche unmöglich appliciren. Länder werden geraubt, das ist, mit Gewalt weggenommen, nicht aber gestohlen, oder mit heimlichen Diebsgriffen dem andern entwendet; man müßte denn ein figürliches Stehlen, wenn ein Stück Landes durch listige Staatsstreiche dem andern entzogen wird, erzwingen wollen; welches aber am allerwenigsten von den türkischen Conqueten gesagt werden kann.

Nunmehro folgen drey Strophen, welche unserm Günther besser anstehen, als das bisherige weibische Zanken und Schelten. Er schwingt sich mit einem edlern Feuer empor, und erblicket in seinem prophetischen Geiste den tapfern österreichischen Prinzen, der noch gebohren werden, und dem türkischen Reiche ein Ende machen soll. Gewiß, es halten diese 30. Verse solche Schönheiten in sich, daß ich darüber das Wortspiel, das in dem andern Verse der 31sten Strophe steht, gerne mit Stillschweigen übergehe; zumal da selbiges nicht gänzlich von einem wirklichen Gedanken entblößt ist. Nur wollte ich wünschen, daß die 3. letzten Verse der 32sten Strophe etwas deutlicher wären, und daß sonderlich die Därme des Hundes, der gewürgt wird, nicht bloß des Reims wegen hingesetzt zu seyn schienen. Der letzte Vers der 33sten Strophe klingt sehr heroisch, wenn man aber genau Achtung giebt, so findet man, daß die Worte: Stand und Verwitz nicht gar zu richtig an ihrer Stelle stehen. Denn warum sollte einem Zuschauer eines Schauspiels durch den unverhofft zufallenden Vorhang eben sein Stand und

ſein Vorwitz, oder das Verlangen, den fernern Verlauf der Sache zu wiſſen, geraubt werden?

In den folgenden 4. Strophen ſtellet ſich der Poet die Unruhe der über den geſchloſſenen Frieden misvergnügten Soldaten vor, und bemühet ſich, ſolche auf allerhand Art und Weiſe zufrieden zu ſprechen. Allein ſeine Einbildungskraft gehet in Betrachtung der übelzufriedenen Kriegsleute zu weit. Er mälet ſie mit grauſam kläglichen Geberden ab, und läßt ſie gleich darauf ſo verwegen ſeyn, ſich ungebethen vor den Kriegsrath zu bringen, zu murren, zu zürnen, auf den Frieden zu ſchelten, und ſich hiernächſt beynahe in Sinn kommen zu laſſen, den Krieg auch ohne Ordre ihrer Vorgeſetzten von friſchem wieder anzufangen. Wer nur etwas weniges von der bekannten ſtrengen Kriegszucht weis, der muß über eine ſo ausſchweifende poetiſche Erfindung nothwendig lachen. Günther hätte von dem innerlichen Verdruße der kriegeriſchen Deutſchen über den Frieden ſchon genug dichten; oder wenn er ja im Geiſte grauſam klägliche Geberden an ihnen wahrgenommen, auch von dieſen Gelegenheit hernehmen können, ſeine Troſtſprüche in der 36ſten und 37ſten Strophe anzubringen, ohne ſie ſo rebelliſch und als Uebertreter ihres ſchuldigen Gehorſams gegen den Kayſer und die hohe Generalität abzuſchildern. Ich kann auch keine Urſache finden, warum der Autor den Frieden, den doch nach ſeinem eigenen Vorgeben die Türken aus Noth geſucht, und halb erbettelt haben, jetzo einen Bund nennet; es müßte denn dieſes ſeyn, weil ſich auf den abgewieſenen Hund nicht Friede, ſondern Bund gereimet. Die 35ſte Stro-

phe

phe hat in Theſi ihre Richtigkeit, und iſt von dem Poeten ſehr ſchön ausgedruckt; klinget aber in Hypotheſi ſehr pralerhaft, und es nimmt mich Wunder, wie der ehrliche Günther, ohne roth zu werden, ſolchen Wind hat machen können. An dem troſtreichen Zuſpruche in den beyden folgenden Strophen habe ich weiter nichts auszuſetzen, auſſer daß mir der Beſchluß davon ſehr luſtig vorkömmt. Der Poet ſinnet einen ganz neuen und noch nie erhörten Hafen für eine feindliche Flotte aus. An ſtatt daß ſonſt das Schiff in den Hafen gehört, ſo kehrt er es um, und machet nunmehro aus Charons Kahne einen Port, in welchen ſein patriotiſcher Eifer die ſpaniſche Flotte wünſchet. Ein ſolches abentheurliches Phöbus hatte noch gefehlt.

Nunmehro ſiehet ſich unſer Dichter wieder nach ſeinem Helden um. Der Reim macht ihn gleich ſo glücklich, daß er gleich im Geſichte erblickt, wie ſich ſein Zelt, damit es nicht entheiligt werde, in die Höhe hebt. Zu gleicher Zeit wird er die Ewigkeit gewahr, welche mit gar vielen Verrichtungen auf einmal beſchäfftigt iſt, ſolche aber dennoch in ſehr kurzer Friſt zu Ende bringet. Sie webt nemlich das Ehrenkleid ſeines Helden; ſie ſtickt ſolches; ſie führt eben daſſelbe zum Vergöttern auf, und umgiebt ſein Bildniß mit den Sternen. Alles dieſes geſchiehet in einem Augenblicke. Das heißt gedichtet. In der folgenden Strophe werden, nach zween ſehr poetiſchen Lobeserhebungen, Aeneas und Achilles degradirt. Sie ſind nicht allein kleinere Helden, als Eugen, ſondern hören auch ganz und gar auf, groß zu ſeyn, oder ſind, wie es der Poet ausdrückt, am

längſten groß geweſen. Warum ſoll aber ein groſſer Held nicht mehr groß ſeyn, wenn ein andrer aufſtehet, der noch größer wird? Meines Erachtens iſt es eine ſehr ſchlechte Art, einen zu loben, wenn man andre ſeines gleichen gegen ihn herunter macht. Hingegen wird einer dadurch um deſto berühmter, je größer der Ruhm derer jenigen iſt, die er noch übertrifft. Auf dieſe Weiſe finden wir in der Schrift die Helden Davids gelobt, wenn es zum Exempel heißt: Benaja war größer denn 30, und berühmt unter dreyen, aber an die drey (die erſt erwähnt worden) kam er nicht. Unſer Poet ſcheint auch ſeine Schärfe wieder zu bereuen, wenn er in den folgenden Verſen mit gelindern Worten ſich vernehmen läßt: Sie wichen doch mit Ehren aus ꝛc.

Die 40ſte und 41ſte Strophe haben viel ſchönes an ſich, auſſer, daß in jener das **Lügen** V. 10. etwas hart lautet, in dieſer aber der 5te Vers: Auch Großmuth macht dem Alter Raum, den Fehler der Dunkelheit nicht entſchuldigen kann. Ich glaube, der Poet mag das: Otium facere der Lateiner bey ſeinem deutſchen Ausdrucke im Sinne gehabt haben. Das heißt aber nicht Raum machen, ſondern Ruhe verſchaffen, oder wie man insgemein zu reden pflegt, Feyerabend geben. Allein die Liebe zu dem Mandelbaume, der auf Eugens lorberreichen Haaren blühen ſollte, war ſo groß, daß man des Reims wegen eine neue und unverſtändliche Redensart eben nicht ſo genau nehmen mochte. Die 42ſte Strophe würde unverbeſſerlich ſeyn, wenn nur das Wörtchen: **allein**, im erſten Verſe die Schmeicheley nicht gar zu hoch triebe. Denn mit was für Rechte kann

doch

doch ein Panegyriſt, mit Ausſchlieſſung aller andrer groſſen Herren, ſeinem Prinzen allein die Geſchicklichkeit und Würdigkeit, getreue Dienſte zu belohnen, beylegen? Die Beſcheidenheit muß niemals hierinnen aus den Augen geſetzt, oder die Lobeserhebung zum Nachtheile andrer hoher Perſonen unverſchämt werden.

Was macht es, daß ihr ſitzen bleibt? ſagt unſer Günther in dem 3ten Verſe der 43ſten Strophe, da er ſeine Herren Collegen, die Poeten, apoſtrophiret. Dieſe Art zu reden ſchickt ſich beſſer in eine Satyre, als in eine Ode, wo der Dichter nicht, wie der gemeine Mann, ſondern wie der immenſus Pindarus ore profundo reden muß. Daß in dem erſten Verſe der folgenden Strophe: **Ihr hört und ſieht**, ſteht, will ich nicht Günthern, als der die deutſche Sprache wohl beſſer inne gehabt, ſondern vielmehr dem Buchdrucker als einen Fehler anrechnen, welcher ohne Zweifel an ſtatt: **Ihr** hört und ſieht, **Man** hört und ſieht, ſetzen ſollen. Allein ſo ſchön auch ſonſt dieſe, und die beyden folgenden Strophen klingen, ſo kann ich doch eine Zweydeutigkeit, die im erſten Verſe der 46ſten Strophe ſteckt, nicht unangemerkt vorbeylaſſen. Der Autor ſagt: Unſer jetziger Käyſer Carl der VI. wäre der ſechſte an der Zahl, und der **erſte** an Ruhme. Nun glaube ich wohl, daß hier der **erſte** ſo viel heiſſen ſoll als der vornehmſte, oder als einer, der die andern Berühmten noch an Ruhme übertrifft. Allein es ſieht ein jeder, daß man es auch ſo auslegen könne, als ob unter den fünf Kayſern, die vor dem jetzigen den Namen **Carl** geführet, kein einziger berühmt gewe-

ſen, und alſo der jetztregierende an Ruhme unter ihnen der erſte ſey. Ein ſcharfſinniger Poet aber muß ſolche verhaßte Amphibolien, die ſich zu einer ſchlimmen Auslegung ſowohl, als zu einer guten ſchicken, ſorgfältigſt vermeiden.

Bey den 4. letzten Strophen habe ich auch noch eins und das andere zu erinnern. Ich weis nicht, ob unſer Poet mit Recht entſchuldiget werden könne, daß er ſonderlich in der 47ſten Strophe dem Käyſer ſo viel von ſeiner Noth, Kreuz, Jammer und Elende vorleyert. Mußte denn eben in einer pindariſchen Ode der unglückliche Jeremias ſeine Klagelieder noch abſingen? Die Würde der erhabenen Dinge, die in dieſen edlen Theil der Poeſie gehören, verſtattet den kläglichen Seufzern eines nothleidenden Dichters wohl keinen Platz in ihren Schranken. Hiernächſt ſcheint mir in der 49ſten Strophe der Reim daran Schuld zu ſeyn, daß aus dem Gönner, welchen der Poet aufs Papier ſetzen wollen, nicht ein Mäcenat, ſondern ein Mäcenatenſohn geworden. Endlich ſehe ich nicht, wie Günther zu guter letzt noch auf den Einfall geräth, daß ihn der Kayſer an den kalten Bär verſtoßen ſoll, es müßte denn ſeyn, daß ihm das ewige Eis, in welches er das Lob des Käyſers zu ſchreiben willens iſt, ſo wohl erſonnen vorgekommen, daß er aus Liebe zu ſeiner neuen Erfindung kein Schrecken vor dieſer poetiſchen Reiſe ins Elend empfunden. Jedoch ich will mich hierbey nicht länger aufhalten.

Und ſo viel verbeſſerliches habe ich in dieſer berühmten Ode, welche gemeiniglich für ein Meiſterſtück des ſeligen Günthers gehalten zu werden pflegt,

ſo

ſo viel die darinnen enthaltenen Gedanken und Ausdrücke anbelanget, bey genauerer Betrachtung gefunden. Was die kleinern Fehler betrifft, die etwan hin und wieder die Regeln der deutſchen Proſodie verletzen, ſo will ich ſolche nur kürzlich annoch, und zwar zu Erſparung vieler unnöhtiger Zahlen, ohne Anführung des Verſes und der Strophe namhaft machen. Ich finde demnach: **von fernen**, für **von ferne**, **tapfren Sieger**, für **tapfre Sieger**, **ſieht ihm**, für **ſieht ihn an**, was ſuchſt du? **Friede**! für **Frieden**! nunmehr ⏑– für nunmehr –⏑, **muſt** und **ſollt**, für **ſollſt**, **Erhör**, für **Erhörung**, unter Thau und **Sonnenſchein**, für **Sonnenſcheine**, **vor Leopolds Geſchlechte**, für **für Leopolds Geſchlecht**, der **Erden gröſt'** und dritter Theil, für der **Erde gröſter** und dritter Theil, gleichwohl ⏑– für gleichwohl –⏑, der Erſt' an **Ruhm**, für an **Ruhme**, ingleichen **Amurath** mit **That**, **ſingt** mit **trinkt**, **mag** mit **Geſchmack**, **feſt** mit **Jurenneſt**, und endlich **Bär** mit **Meer** gereimt, wiewohl man ihm, als einem Schleſier, die letztern Reime noch zu gute halten könnte.

IV.

Probe einer Ueberſetzung der Aeneis des P. Virgilius Maro in deutſche Verſe.

Es iſt uns von unbekannter Hand, eine Probe von einer virgilianiſchen Ueberſetzung zugeſandt worden; mit dem Begehren, dieſelbe in dieſen Beyträgen bekannt zu machen und zu beurthei-

urtheilen. Wir können einem ſo billigen Verlangen nicht zuwider ſeyn, und vergnügen uns, wenn wir daraus ſchließen, daß es hin und wieder in unſerm Vaterlande geſchickte Leute giebt, die darauf denken, wie ſie uns die alten Dichter in untadelhaften Ueberſetzungen deutſch liefern wollen. Wir ſchätzen uns auch glücklich, daß man uns ſo viel Unparteylichkeit zugetrauet, daß wir von dieſem Verſuche ein freyes Urtheil fällen werden: Und wir wollen es uns recht angelegen ſeyn laſſen, uns dieſes Vertrauens je länger je würdiger zu machen. So lautet indeſſen unſere Probe:

P. Virgil Marons Aeneas.

I. Buch.

Ich, der ſonſt manche Hirtenlieder auf heiſerm Haberrohr geſpielt,
Und, da ich nun den Wald verlaſſen, das nah gelegne Land bezwang,
So daß dem geizgen Ackermanne die Felder ganz gehorſam ſind,
(Ein Werk, das ihm ſehr lieb geweſen) ich will nun Mavors Schrecklichkeit,
Die Waffen und den Mann beſingen, der von Ilions Strand zuerſt,
Nach Welſchland aus lateiniſche Ufer durch das Geſchicke flüchtig kam.
Die Macht der Götter warf den Helden, um den noch unvergeßnen Groll
Der ſehr ergrimmten Juno, öfters zu Land und Waſſer hin und her,
Ja er erlitt auch viel im Kriege; als er den Grund der Stadt gelegt,
Und ſeine Götter in die Grenzen der Latier geführet hat.

Daher

Daher dann die albanſchen Väter und das lateiniſche Geſchlecht
Und Roms erhabne Maur entſtanden. Erzähl, o Muſe nun die Schuld!
Was für ein Gott verletzt geweſen, und was der Götter Fürſtinn ſchmerzt,
Daß ſie den ſo berühmten Helden von ganz beſondrer Frömmigkeit
So manches Unglück abzuwälzen, an ſo viel Noth zu gehen, treibt.
Brennt denn in himmliſchen Gemüthern auch ſo ein ſchrecklich großer Zorn?
Carthago ward die Stadt genennet, die Tyrus Volk vordem beſaß,
Die gleich den Thoren von der Tyber und Welſchland gegen über lag,
Sie war ſehr alt, und reich an Gütern, und in der Kriegeskunſt geübt.
Die Juno hat ſie, wie man ſaget, mehr als kein ander Reich bewohnt,
Und ihr ſelbſt Samos nachgeſetzet. Hier hing ihr ganzes Waffenzeug,
Hier war ihr Wagen. Ja die Göttinn ſucht es und wünſchte damals ſchon,
Daß, wo das Schickſal nur vergönnte, dieß Reich der Völker Fürſtinn ſey.
Allein ſie hatte ſchon gehöret: Es ſollte einſt ſolch ein Geſchlecht
Aus dem trojaniſchen Bluth entſprießen, das Tyrus Burg zerſtören wird;
Ein Volk, das weit und breit regiere, und groß und ſtolz im Kriege ſey,
Aus Lybiens Verfall entſtehen. Dieß ſey der Parcen ſtrenger Schluß.
Saturnie befurchte dieſes, und dacht' an jenen alten Krieg,
Den ſie vor die geliebten Griechen bey Ilion zuerſt geführt,

Es

Es waren ihr die wilden Schmerzen, benebſt der Urſach ihres Grimms,
Noch nicht aus dem Gemüth entfallen. Es lag ihr ihrer Schönheit Schmach,
Und Paris Spruch, der ſie verworfen, und das gehäßige Geſchlecht,
Und Ganymedens Amt und Ehre, den Zevs geraubt, noch tief im Sinn.
Dadurch ward ſie entbrannt, und jagte den Reſt, der noch der Griechen Schwerdt
Und des Achilles Wuth entronnen, die Trojer, weit von Latien,
Die das Geſchick im ganzen Meere verſchlagen und verfolget hat,
Und die nun ſchon um alle Seen ſeit langer Zeit herum geirrt.
So war der Römer Volk zu ſtiften ein Werk von ſolcher Wichtigkeit!
Kaum richteten ſie ihre Segel Sicilien aus dem Geſicht
Erfreut hin auf die Höh, und theilten den Salzſchaum durch der Spitzen Erz,
Als Juno, die die ewge Wunde noch unter ihrer Bruſt ſtets hegt,
So bey ſich ſprach: Soll ich nunmehro beſiegt von meinem Vorſatz ſtehn,
Und hab ich nicht der Trojer König von Welſchland abzutreiben Macht,
Dieweil mir es das Schickſal wehret. Wie? konnte denn die Pallas nicht
Bloß um des Ajax Brunſt und Raſen, bloß wegen dieſes einen Schuld,
Der Griechen Flotte gar verbrennen? Hat ſie ſie nicht im Meer verſenkt?
Sie ſchleuderte ſelbſt aus den Wolken des Jupiters ſein reiſſend Feur,
Zerſtreuete die Schiff und wühlte die Fluth durch Sturm und Winde auf.

Ihn selbst ergriff sie durch den Wirbel, und spießt ihn
an den spitzen Fels,
An welchem er so Dampf als Flammen aus der durch-
bohrten Brust gehaucht.
Ich, die als Königinn der Götter, Zevs Schwester und
Gemahl erscheint,
Ich aber führe so viel Jahre schon mit dem einen Volke
Krieg:
Wird jemand von der Juno Gottheit wohl ferner ein
Verehrer seyn,
Und mir noch mit gebognen Knien auf meinem Altar
Opfer weihn?
Die Göttinn wälzte die Gedanken in dem entflammten
Herzen noch,
Als sie ins Vaterland der Güsse, der tollen Winde fau-
len Sitz,
Hin nach Aeolien gekommen. Allwo der König Aeo-
lus
Die Winde, die hier tobend kämpfen, der Stürme
Schwarm der gräulich braust,
In einer ungeheuren Höle durch seine Herrschaft unter-
drückt,
Durch Bande und Gefängniß zäumet: sie heulen um des
Berges Schloß
Ganz unmuthsvoll mit grausem Murren. Dort sitzt
und hält der Aeolus
Auf der erhabnen Burg den Zepter, und stillt und mäßigt
Zorn und Wuth,
Sonst würden sie so Meer als Erde, ja auch den hohen
Himmel selbst,
In Wirbeln reissend mit sich schleppen, und wütend durch
die Lüfte drehn.
Allein der allmachtsvolle Vater schloß sie in schwarze
Klüfte ein,
Und setzte ihnen einen König, der sie bald nach Befehl
und Bund
Zu unterdrücken, und die Zügel auch ihnen bald zu lassen
weis.

Und

Und gegen den bediente Juno ſich bittlich dieſer Wort,
und ſprach:
Mein Aeol, dem der Götter Vater und König aller
Sterblichen
Die Fluth zu ſtillen und die Stürme auch zu erheben
Macht ertheilt,
Dort ſchifft in den tyrrhenſchen Wellen ein mir verhaß-
tes feindlichs Volk,
Und träget die beſiegten Götter und Troja nach Italien;
Gieb deinen Winden Macht, bedecke doch die verſenkten
Schiff im Meer.
Und ſchlage ſie weit von einander, zerſtreu die Körper in
der Fluth.
Ich habe zweymal ſieben Nymphen von recht vortreffli-
cher Geſtalt,
Davon ich dir Deiopäen, die allerſchönſte von Geſicht,
Durchs feſte Band der Eh verknüpfen und ganz zu ei-
gen geben will,
Damit ſie alle deine Jahre vor dieſen Dienſt mit dir
verbringt,
Und dich durch manche ſchöne Kinder zu einem frohen
Vater macht
Worauf der Aeolus verſetzte: Du brauchſt ja nur, o
Königinn!
Mir deinen Willen zu erklären, und mir gezieмt dar-
nach zu thun;
Du ſchaffſt mir dieſes Reich und Zepter und ſelbſt die
Huld des Jupiters,
Erlaubſt mir, daß ich mit den Göttern an ihrer Tafel
ſpeiſen kann,
Und macheſt über Sturm und Güſſe und Wetter mich
zu einem Herrn.
Nachdem dieß Aeolus geſprochen, ſchlug er mit umge-
kehrtem Stab
Dem holen Berg an ſeine Seiten. Die Winde fallen,
wie ein Heer,
Heraus, wo ſie nur Oeffnung kriegten, und brauſen wir-
belnd durch die Welt,

Der

Der Eurus raſet mit dem Auſter und ſtürmeriſchen Africus
Stets auf der See, und rührt die Wellen aus ihrem tiefſten Abgrund auf,
Und wälzt ganz ungeheure Wogen an die beſchäumten Ufer hin.
Drauf folgt ein Schreyen von dem Volke, und von den Stricken ein Geräuſch,
Die Wolken riſſen den Trojanern den Himmel und des Tages Licht,
Schnell aus den Augen, und die Wellen bedeckte eine ſchwarze Nacht,
Der Himmel donnerte und blitzte mit ſtetem Feuer immer fort,
Und alles dräuete dem Volke all Augenblicke Gruft und Tod.
Alsbald macht hier ein kalter Schauder Aeneens Glieder ſchlaff und los;
Er ſeufzete und hob die Hände zu dem Geſtirn empor, und ſprach:
O wohl euch, drey vier mal Beglückte, die ihr den Vätern im Geſicht
Vor Ilions erhabnen Mauren zu fallen einſt das Glück gehabt.
O tapferſter von allen Griechen! Tydides! habe ich denn nicht
In Trojens Feld erliegen können? und dort durch deine tapfre Fauſt
Die Seele mit dem Blut vergieſſen? da wo der große Sarpedon
Und unerſchrokne Hektor ſelbſten durch des Achillens Pfeile liegt
Und wo der Simois am Grunde von tapfern Helden in der Fluth
Viel fortgeſchwemmte Schild und Helme und tapfre Leiber wälzt und rollt.
Hier ſchlug, indem er dieſes ſaate, ein Sturm mit brauſend ſtarker Wuth

Aus Norden wider ſeine Seegel, und hob die Fluth bis ans Geſtirn,
Die Ruder brachen, und der Schnabel dreht ſich herum, und gab der Fluth
Die Seiten hin, und drauf erfolgte ein Schwall und ſteiler Waſſerberg,
Sie ſchwebten auf der Wellen Spitze, die Fluth ſo unter ihnen riß,
Entdeckte in dem Meer die Erde, und in dem Sande wühlt der Sturm,
Drey abgerißne Schiffe quetſchte der Nord an blinde Klippen an,
Die Welſchland ſonſt Altäre nennt, und mitten aus der tiefſten Fluth
Als ſchreckliche Gebürge ſteigen; drey trieb der Eurus von der Höh
An Meeres-Engen und an Syrten, und ſtößet ſie an eine Furth,
Und (was erbärmlich anzuſehn) ſchließt ſie in einen Wall von Sand.
Das eine, welches den Oronten mit ſeinen Lyciern geführt,
Schlug eine ungeheure Woge von oben auf das Hintertheil,
Vor ſeinem Angeſicht, und prällte und ſtürzt den Steuermann aufs Haupt,
Ja hier riß auch mit ſtarkem Zuge die Fluth drey mal das Schiff herum,
Und drauf verſchlung es ſchnell ein Wirbel mit Reiſſen in das Meer hinein.
Die Schwimmenden erſchienen einzeln, bald hier bald da, in wüſter See,
Und in den Wellen ſchwommen Waffen und Balken und Ilions Schatz.
Nunmehr beſiegte Sturm und Wetter Ilioneens ſtarkes Schiff,
Bald drauf des muthigen Achatens, bald das, worauf der Abbas fuhr,

Und

Und das den Greis Alethen führte. Der Seiten Klammern wurden los,
Drauf drung das feindliche Gewässer durch die geborstnen Ritzen ein.
Neptunus merkte unterdessen der ausgelaßnen Stürme Wuth,
Und wie mit ungeheurem Brausen des Pontus Fluth vermischet wird,
Und aus den allertiefsten Gründen die Wasser selbst gedrenget sind.
Hierüber ward er sehr beweget, sah von der Höh umher, und hob
Sein gütig Haupt aus tiefen Wassern. Er schaute in der weiten See
Aeneens Flotte ganz zerstreuet, von Sturm und Wellen unterdrückt,
Und von des Himmels Zorn zerstöret. Ja selbst der Juno List und Grimm
War ihm, als Bruder, nicht verborgen. Drauf rufte er den Zephirus
Und Eurus, fuhr sie an und schrie: Wie trotzt ihr so auf eur Geschlecht?
Was? dürft, ihr Winde, Erd und Himmel nun ohne meiner Gottheit Wink
Zu mengen und so große Lasten euch zu erheben unterstehn?
Euch soll: Jedoch ich muß vorhero die stürmsche Fluth besänftigen:
Ein andermal soll eure Strafe gewiß nicht so gelinde seyn,
Beschleunigt eure Flucht ganz stille, und saget eurem König dieß:
Nicht ihm, nein; sondern mir ertheilte das Looß die Herrschaft von der See,
Und diesen fürchterlichen Zepter. Er, Eurus! er besitzet ja
Die wilden Felsen, eure Häuser. In diesem Hofe hause er,

Und herrſche über Sturm und Winde in des verſchloſ-
nen Kerkers Kluft.
Drauf ſtillet er im Augenblicke die aufgeſchwollne Mee-
res-Fluth,
Verſammlet und verjagt die Wolken, und bringt die Son-
ne wieder vor.
Cymothoe und Triton ſtoßen mit angeſtemmter Kraft
zugleich
Die Schiffe von den ſpitzen Klippen. Er ſelbſt half
mit dem Dreyzankſtab,
Eröffnete die wüſten Syrten, und mäßigte der Wellen
Grimm,
Und rollte mit den leichten Rädern ſchnell auf der Flu-
then Höhen hin,
Wie wenn in einem großen Volke ein Aufruhr öfters ſich
erhebt,
Der Pöbel von unedlem Geiſte ſchon tobt und Stein und
Fackeln ſchmeißt,
Und Raſerey die Waffen reichet, und er ſchnell einen from-
men Mann
Von Anſehn und Verdienſt erblicket, gleich alles ehrer-
bietig ſchweigt,
Und mit geſpitzten Ohren ſtehet. Er aber ihr Gemüthe
lenkt,
Und durch ſein Wort die Herzen ſtillet. So fiel der
Wellen ganzer Sturm,
Als er die Wellen überſchaute, bey aufgeklärtem Him-
mel fuhr,
Und ſeine Waſſerpferde lenkte, die Zügel ihnen ſchieſſen
ließ,
Und auf dem ſchnellen Wagen floge. ꝛc.

So lautet dieſe neue Probe des deutſchen Virgils. Sollen wir nun unſre Gedanken darüber eröffnen: So wollen wir ſie, mit aller Beſcheidenheit, in wenige Anmerkungen ſchließen.

Erſtlich

Erstlich wundert es uns, daß der Herr Uebersetzer das Gedichte Virgils, Aeneas genennet, da es doch lateinisch Aeneis heißt. Vielleicht hat er seine gute Ursachen dazu gehabt, die wir aber nicht errathen können. Doch dünkt uns, daß ein Uebersetzer eben kein Recht habe, sein Original umzutaufen.

Zweytens, sehen wir, daß der Herr Uebersetzer sich des langen jambischen Sylbenmaaßes bedienet hat. Wenn er geglaubet hat, dadurch desto leichter den Verstand der virgilianischen Verse von Zeile zu Zeile ausdrücken zu können: So können wir ihm dieses nicht in Zweifel ziehen. Allein das ist eben nicht die größte Tugend einer guten Uebersetzung, daß sie mit ihrem Originale gleichviel Zeilen hat. Sie kann noch in vielen andern Stücken fehlerhaft seyn, die von viel größerer Wichtigkeit sind, wie man durch Exempel darthun könnte, wenn es nöthig wäre. Allein, gesetzt es wäre nöthig, so wollen wir durch eine andere Probe zeigen, daß es gar wohl angehe, den Virgil auch in sechsfüßigen jambischen Versen von Zeile zu Zeile vollkommen auszudrücken. Es hat dieselbe ein geschickter Mensch, der sonst der Rechtsgelehrsamkeit mit Fleiß obliget, und die Poesie nur als ein Nebenwerk treibet, mit Namen, Schwarz, verfertiget, welcher auch Willens ist, die ganze Aeneis zu übersetzen. Er ist schon mit vielen Büchern derselben fertig, und hat auf unser Ersuchen uns folgenden Anfang seiner Arbeit mitgetheilet, die wir unsern Lesern hier vorlegen wollen, damit sie desto besser zu urtheilen im Stande seyn mögen, welcher von diesen Uebersetzern am geschicktesten seyn

werde, dem virgilianiſchen Heldengedichte in unſrer Mutterſprache ſeine Stärke zu laſſen.

Ich, deſſen rauher Ton vor dieſem von den Wäldern,
Noch ſchlechte Lieder ſang; hernachmals von den Feldern
Ein angenehmes Werk dem Ackermanne ſchrieb;
So daß zur Erndtezeit ſein Geiz zufrieden blieb,
Sing itzt von Krieg und Streit und eines Helden Glücke,
Den nach Italien aus Troja das Geſchicke
Die Flucht ergreifen hieß; auf den der Götter Zwang
Und Junons alter Groll zu Land und Waſſer drang;
Der viel im Krieg ertrug, bis er die Stadt erbaute,
Und ſeiner Götter Schaar den Latiern vertraute,
Draus Rom entſtanden iſt, und der Lateiner Stamm.
O Muſe! ſage mir, woher die Feindſchaft kam,
Daß einer Gottheit Grimm und Junons Schmerz erwachte,
Und einen frommen Mann in ſo viel Unglück brachte?
Wie? trägt der Götter Bruſt denn ſolchen großen Haß?
Carthago wars, das ſonſt der Tyrier beſaß.
Hier lag Italien, ſo wie der Strand der Tyber,
Der kriegeriſchen Stadt von ferne gegen über.
Ein reicher Ort; dorthin hat Juno ſich verfügt,
Und ſelbſt an Samus nicht, noch irgends ſo vergnügt.
Dorthin ließ ſie den Schild und ihren Wagen bringen,
(Wenns möglich) durch dieß Reich die Völker zu bezwingen.
Allein ſie hatte längſt von Trojens Blut gehört,
Es würde durch dieß Volk ihr Tyrien zerſtört,
Der Lybier gedämpft, und in den Krieg auf Erden,
Durch aller Parcen Schluß dieß Volk ſehr mächtig werden,
Drum fiel ihr jetzt beſorgt der Krieg vor Troja bey.
Wie ſie der Griechen Schutz aldort geweſen ſey.
Wobey ſie an den Zorn und an die Schmerzen dachte,
Da Paris Ausſpruch nicht für ſie das Urtheil brachte,
Daß ſie die ſchönſte ſey. Dieß Volk war ihr ein Gram,
Zumal weil Ganimed den Becher überkam.

Hierüber

Hierüber zürnte sie, daß diesen, die den Griechen
Und des Achilles Schwerdt aus Troja noch entwichen,
Das Ufer Latiens so lang verborgen blieb,
Weil sie des Schicksals Schluß um alle Meere trieb.
So vieles kostet es der Römer Volk zu stiften!
Kaum war Sicilien, indem sie weiter schifften
Aus ihren Augen weg, als Juno voller Gram
Schon in der beissen Brust auf die Gedanken kam:
Soll ich den Vorsatz nun bezwungen ändern müssen?
Kann ich Aeneen nicht Italien verschliessen?
Bringt Pallas nur allein der Griechen Schiff in Brand,
Und stürzt sie auf der See an Syrtens Fels und Sand,
Nur weil ein Bösewicht, ein Ajax strafbar beisset?
Indem sie selbst den Blitz aus Zevs Gewölke schmeisset,
Die Flotte niederschlägt und in das Wasser stürzt,
Und mit dem Keil ihm selbst das Lebenslicht verkürzt;
Drauf ihn der Wind ergreift und an den Felsen spiesset.
Mich, die der Götter Fürst als Frau und Schwester küsset,
Verlacht ein einigs Volk, das lange mit mir kriegt?
Wer ists, der sich nunmehr vor meiner Gottheit schmiegt?
O Juno! dir wird wohl kein Opfer mehr geschenket!
Dieß schmerzt die Göttinn sehr, indem sie dieß bedenket.
Drauf suchet sie den Ort, wo Sturm und Regen wohnt,
Und Aeol selbst als Fürst in einer Höhle thront.
Der Winde Raserey und ungeheures Brüllen,
In ihres Kerkers Gruft zu fesseln und zu stillen.
Wo um den ganzen Berg ein großes Zischen geht,
Das ihr Verdruß erregt. Doch Aeol sitzt erhöht,
Regiert des Zepters Gold und heilt der Winde Brausen,
Denn sonsten führten sie, mit ihrem starken Sausen,
Luft, Erd und Meer zugleich mit ihnen durch die Luft.
Drum hat sie Jupiter in eine dunkle Gruft
Und hohe Berge noch aus Furcht auf sie geleget,
Allwo ihr König sie so zu regieren pfleget,
Bald ihnen Einhalt thut, bald freyen Zügel läßt.
Vor dem hat Junons Schmerz ihr dieses ausgepreßt.
O Aeol! du erregst der Winde tolle Heere,
Und stillst auf Zevs Geheiß das Stürmen auf dem Meere,

Auf der Tyrrhener See ſchifft mein verhaßter Feind,
Der nach Italien ſein Volk zu führen meynt.
Laß deine Winde los, verſenke Schiff und Leute,
Und gib ſie ganz zerſtreut der See zu einer Beute.
Schau meine Nymphen an, ich habe vier und zehn,
Deiope ſoll dir davon zu Dienſte ſtehn;
Weil ſie am ſchönſten iſt; nimm ſie zu deiner Frauen,
Für die Gefälligkeit ſoll ſie dein Stammhaus bauen.
Zeug manchen ſchönen Sohn dein Lebenlang mit ihr.
Hierauf ſprach Aeolus: O Königinn, was mir
Von dir befohlen iſt, wird willig ausgeführet,
Weil meine Herrſchaft nur von deiner Gnade rühret.
Du macheſt, daß mich Zevs an ſeiner Tafel liebt,
Und mir das Regiment des Winds und Regens gibt.
So ſpricht er, und ſein Stab verdrehet den Berg geſchwinde:
Aus allen Löchern dringt ein ganzes Heer der Winde,
Das einen Wirbel macht, wenn es das Land durchweht,
Worauf das ganze Meer aus ſeinem Boden geht,
Durch die aus Oſt und Weſt und Süd entſtandnen Winde.
Der Wellen Schlag bewegt des feſten Ufers Gründe.
Die Männer ſchreyen ſehr, weil Strick und Ruder krach
Und aller Wolken Dunſt den Himmel finſter macht.
Den Teukrern raubt die See das Licht des hellen Tages,
Der ſtete Blitz und Knall des öftern Donnerſchlages
Dräut allen Schiffenden faſt überall den Tod,
Wobey Aeneen ſelbſt der Froſt das Sterben droht:
Der zu den Sternen ſeufzt bey ſeiner Hände Falten:
Wie glücklich ſeyd ihr nicht, ihr Teukrer, dort zu halten,
Die ihr im Vaterland, in Trojens Mauern noch
Beherzt geſtorben ſeyd; ach warum ſtarb ich doch
Zu Troja nicht von dir, o tapfrer Held der Griechen!
Tydides, wär ich dort von deiner Hand erblichen?

An dieſer andern Probe, wird man bey genauer Vergleichung mit dem Grundtexte finden, daß keine Zeile, mehr oder weniger geſetzet, und gleichwohl der Sinn Virgils mit aller möglichen Vollkommenheit

heit ausgedrücket ist. Es haben aber diese letztern Verse, auch in Ansehung der critischen Reinigkeit, einen großen Vorzug vor der ersten. Hier sind alle Kleinigkeiten der Sprachrichtigkeit beobachtet; dort aber fehlt es hier und da an mancherley Dingen, die man heutiges Tages von reinen Versen fordert: Und das giebt die dritte Erinnerung darüber an die Hand. Wir wollen einige Stellen anmerken.

Gleich in der ersten Zeile heißt es; **auf heisern Haberrohr**, dieses sollte nach einer richtigen Sprachkunst heißen: Auf **einem** heisern Haberrohre. In der dritten Zeile heißt es, **geizgen**: Aber hier ist ein **i** ausgelassen, welches ein guter Poet niemals thut. In der vierten steht das Wort, **Schrecklichkeit**, welches ein ohne Noth gemachtes neues Wort ist. Man hätte ja dafür Grausamkeit setzen können. In der fünften Zeile ist, **Ilions** unrecht scandirt: Denn das mittlere **i** ist lang gebraucht, da es doch kurz ist. In der sechsten ist das Wort **lateinsche** abermal durch das ausgelassene **i** auf unerlaubte Art verkürzt. In eben der Zeile heißt es, **durch das Geschicke flüchtig kam**, welches gar zu genau nach dem lateinischen fato profugus gegeben ist; aber einen unrechten Verstand giebt, weil das fato, nicht zum profugus, sondern zum venit gehört. In der achten Zeile, heißt es, **um den noch unvergeßnen Groll der sehr ergrimmten Juno**: Hier ist aber die Wortfügung undeutsch. Denn so redt man nicht: Es muß heißen **um des unvergeßnen Grolles wegen. Die Albanschen Väter**, und die **Natur**, in der 11. und 12. Zeile, sind auch zu hart verkürzet. Die

ganze 15te Zeile iſt unſers Erachtens nicht gut deutſch. Wer ſpricht ſo: Die Fürſtinn der Götter, treibt den Helden **ſo manches Unglück abzuwälzen, an ſo viel Noth zu gehen?** Und das lateiniſche, tot adire labores iſt viel zu ſclaviſch ausgedrückt. Noth zu erdulden, auszuſtehen, oder zu ertragen ſagt man wohl im Deutſchen, aber nicht die Noth angehen, vielweniger an die Noth gehen. Und dieſes mag zu einer Probe, von der Reinigkeit dieſer Verſe genug ſeyn. Es würde Schade ſeyn, wenn der reineſte unter den lateiniſchen Dichtern nicht wiederum in untadliche deutſche Verſe überſetzt werden ſollte.

Was das vierte anlanget, ſo könnten wir wohl wegen der Reime etwas erinnern, die der Herr Ueberſetzer weggelaſſen hat, um ſich dadurch die Arbeit zu erleichtern. Allein wir würden gewiß nichts davon erinnert haben, wenn nur alles andere ſeine gute Richtigkeit hätte. Wir ſind der Meynung nicht, daß das Weſen guter Verſe in guten Reimen beſtehe: Aber wir halten dafür, daß deutſche Verſe, die keine Reime haben, ſonſt in ihrer Reinigkeit, im Nachdrucke und Wohlklange alles das erſetzen müſſen, was ihnen an den Reimen abgeht. Hierzu gehört nun eine große Sprachrichtigkeit, ein feiner Geſchmack, und ein zartes Ohr. Unſers Erachtens aber hat es der Herr Ueberſetzer in allen dieſen Stücken dem Urheber der andern Probe nicht gleich gethan, da doch dieſer ſich auch an die Reime noch gebunden hat.

Daß es aber auch ohne die Reime angehe, einen angenehmen Wohlklang herauszubringen, das wollen

len wir mit einer andern Probe darthun. Es ist der Anfang von der Ilias des Homerus, und zwar in lange trochäische Verse übersetzt. Diese Art dünkt uns deßwegen zu einem Heldengedichte bequemer zu seyn; weil sie noch viel prächtiger klinget, als die jambischen Verse. Diese nemlich kommen der ungebundenen Rede gar zu nahe, weswegen sie auch von den Alten in Schauspielen gebrauchet worden, wo alles der gemeinen Sprache ähnlich klingen soll. Und dieses giebt uns zuletzt die fünfte Erinnerung an die Hand: daß nemlich seine Verse, zumal in der achtfüssigen Art von Zeilen, die lauter weibliche Abschnitte haben, gar zu matt für ein Heldengedichte klingen. Doch wir wollen dieses der Beurtheilung unsrer Leser anheim stellen; indem wir auch die trochäische Probe hier mittheilen, die man gegen die obige jambische halten, und alsdann den Ausspruch thun kann, welche einen majestätischern Wohlklang habe.

Die Ilias des Homerus

Erstes Buch.

Singe, Göttinn, von dem Zorne des Achilles, Peleus Sohn,
Dessen Wüten den Achivern tausendfachen Schmerz erweckt,
Der so vieler Helden Geist in des Pluto Reich geschicket,
Und sie selbst der Hundebrut und den Vögeln vorgeworfen.
So geschah, was Zevs beschlossen, seit zuerst des Heeres Haupt,

Agamemnon und Achilles, unter ſich in Grimm entbrannt.
Welcher Gott hat immermehr ſie zum Hadern angetrieben?
Jovis und Latonens Sohn übte ſolche ſtrenge Rache,
Dieſer hatte jenen König mit der Seuche heimgeſucht,
Davon ganze Schaaren fielen: Weil Atrides voller Stolz
Seinen Prieſter Chryſes ſelbſt auf das äußerſte beſchimpfet.
Denn derſelbe kam hinaus zu der Grajer ſchnellen Schiffen;
Zu Befreyung ſeiner Tochter bracht er Koſtbarkeiten mit,
Die von vielem Werthe waren. In der Hand trug er den Kranz
Und den güldnen Zepterſtab des Apollo, deſſen Bogen
In die größte Weite ſchießt. Dieſer bath nun die Achiver
Sonderlich die beyden Fürſten, Atreus Söhne, dergeſtalt:

Ihr Atriden und Achiver, ſtark an Waffen, greß an Muth,
Gebe doch der Götter Zahl, die im hohen Himmel wohnet,
Daß ihr Priams Stadt bezwingt, und beglückt nach Hauſe kommet.
Gebt mir nur die Tochter wieder, nehmt dieß Löſegeld dafür;
So verehrt ihr den Apollo, deſſen Pfeil von ferne trifft.

Dieſes war der Alten Wort, aber die Achiver ſchwiegen,
Theils aus Hoffnung des Gewinns, theils aus Ehrfurcht für den Prieſter,
Nur dem Agamemnon ſelber war der Antrag ſehr verhaßt,
Welcher ihm die Gegenantwort mit ſo harten Worten gab.

Er ieß,

Greis, erkühne dich nur nicht, hier bey unsern hohlen Schiffen,
Weder itzo zu verziehn, noch dich künftig sehn zu lassen.
Deines Gottes Kranz und Zepter wird dir wahrlich unnütz seyn.
Aber sie soll mich bedienen, bis sie dort, wo Argos liegt,
Weit von ihrer Vaterstadt, in der Sorgfalt für mein Bette,
Und in zarter Weberkunst, alt und lebenssatt geworden.
Darum packe dich von hinnen; reize meinen Eifer nicht,
Daß du glücklich und im Frieden zu den Deinen kehren kannst.

Also sprach er, und der Greis furchte sich, und war gehorsam,
Gieng ganz stille längst der See, wo die regen Wellen rauschten.
Endlich sah er sich alleine und der Schmerz bezwang den Mund,
Das er zu Latonens Sohne diese Seufzer steigen ließ:
Höre mich, du Bogenfreund, Schutz von Chrysa und von Cylla,
Der du Tenedos regierst, und den Namen Smintheus trägest,
Hab ich jemals deinen Tempel nach beliebter Art gekrönt,
Hab ich Hüften feister Rinder und der Ziegen angebrannt,
Daß dein Altar stets geraucht: So erhöre mein Verlangen,
Und vergilt den Danaern meinen Schmerz durch deine Pfeile.

Dieses war des Priesters Bitte, und Apollo gab Gehör.
Stieg vom allerhöchsten Himmel ganz erzürnt ans Meer herab,

Um

Um die Schultern hiengen ihm Pfeil und Köcher, nebſt dem Bogen;
Dieſe Waffen hörte man um die ſtrengen Achſeln klingen,
Wenn er ſich nur etwas regte. Und ſo gieng er, gleich der Nacht,
Satzte ſich nah bey den Schiffen und verſchoß ſo manchen Pfeil;
Da entſtand ein grauſer Klang von dem Silber ſeines Bogens.
Erſtlich traf ſein ſcharfer Schuß nur die Eſel ſammt den Hunden,
Endlich gieng auch auf die Menſchen ſein verderblich ſchneller Pfeil;
Und es wurden ſtets viel Haufen der Geſtorbenen verbrannt.
Als ſich nun neun Tage lang dieſes Gottes Zorn gewieſen,
Ward am zehnten alles Volk von Achilles aufgeruffen.
Juno mit den weiſſen Armen, gab ihm ſolches ſelber ein:
Denn ſie ſorgte für die Griechen, die ſie ſo verderben ſah.
Und da ſich ihr ganzes Heer bey einander eingefunden;
Hat der ſchnelle Held Achill ſich alſo vernehmen laſſen ꝛc.

V.

Dionyſius Longin vom Erhabenen, Griechiſch und Deutſch, nebſt deſſen Leben, einer Nachricht von ſeinen Schriften, und einer Unterſuchung, was Longin durch das Erhabene verſtehe, von Carl Heinrich Heineken.

Dieſes Buch verdienet vor vielen andern eine Stelle in unſern Beyträgen. Man hat dieſe berühmte Schrift dieſes gelehrten Griechen bisher faſt in allen Sprachen, außer nur

in

in unſerer Mutterſprache nicht, leſen können. Jetzo aber können wir dieſelbe auch in der deutſchen Sprache leſen, und man hat dem rühmlichen Fleiße des Ueberſetzers allen Nutzen zu danken, der daraus entſtehen kann, wenn es unter den Deutſchen bekannter geworden ſeyn wird. Ueber dieſes gehören die darinnen abgehandelten Sachen insgeſammt zur Beredſamkeit, ja ſie können zur Verbeſſerung eines geſunden Geſchmackes in der Wohlredenheit dienen. Was könnte alſo den Abſichten unſerer Beyträge gemäßer ſeyn, als eine Nachricht von dieſer Ueberſetzung, und eine Beurtheilung derſelben?

Es beſteht aber gegenwärtiges Werk aus vier Haupttheilen; der Vorrede des Ueberſetzers, einer Nachricht von dem Leben und den Schriften Longins, der griechiſchen Schrift περι ὑψους und ihrer Ueberſetzung, und endlich aus einer Abhandlung von dem Verſtande des Wortes ὑψος beym Longin. Ich bin geſonnen, dieſe Theile des gegenwärtigen Werkes nach einander durchzugehen.

In der Vorrede zeiget der Ueberſetzer erſtlich die Urſache an, warum er das Leben Longins und die Nachricht von deſſen Schriften ſeiner Ueberſetzung beygefüget hat; deswegen nemlich, damit ſein Werk den Auflagen andrer Ueberſetzer in keinem Stücke etwas nachgeben möchte. Obgleich dieſe Bemühung des Ueberſetzers die Größe ſeines Werkes um vier Bogen vermehret hat; So ſcheint ſie doch keinen Tadel zu verdienen. Das Leben des Verfaſſers iſt öfters zum beſſern Verſtande ſeiner Schriften dienlich; und im übrigen hat unſer Ueberſetzer alle heutige Criticos zu Vorgängern. Wenn man neue

Auf-

Auflagen von den Schriften der alten Griechen und Römer beſorget: So ſammlet man alles, was nur den Namen ihrer Verfaſſer führet, und ſetzet unter die Ueberbleibſel ihrer verlohrnen Schriften lieber halbe Sätze ohne Verſtand, als daß man andern die Gelegenheit gäbe, zu ſagen. es wäre uns etwas davon unbekannt geblieben. Dergleichen Gewohnheiten, wenn ſie ſchon allgemein geworden ſind, ſcheinen uns das Recht zu benehmen, ſie ferner zu tadeln.

Weiter giebt der Ueberſetzer ſeinen Leſern Rechenſchaft von ſeiner Ueberſetzung. Er ſaget, er habe Longins Schrift vom Erhabenen in reines Deutſch eingekleidet, er ſey dem Grundtexte, ſo viel ihm möglich geweſen, gefolget, und wo es nicht angegangen, habe er ſich der Freyheit bedienet, die man jedem Ueberſetzer zugeſtehen muß. Wie weit dieſes wahr iſt, werden wir im Fortgange ſehen. So viel kann ich zum voraus ſagen, daß bey dieſer Ueberſetzung ſowohl die Reinigkeit der deutſchen Sprache, als die genaue Ausdrückung der Gedanken des Verfaſſers ſo beobachtet worden iſt, daß man damit zufrieden ſeyn kann; wenn man im Urtheilen nicht ſehr ſcharf verfahren will. Eines muß ich aber hier erinnern, was die Ueberſetzung der griechiſchen Verſe betrifft. Der Herr Ueberſetzer bekennet, daß ihm nichts ſo ſauer werde, als Verſe zu machen, und hat für gut befunden, die lateiniſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen gebundenen Ueberſetzungen der griechiſchen Verſe in den Anmerkungen nach einander hinzuſetzen, damit der Leſer ſehen möge, welcher Ueberſetzer es am beſten getroffen habe. Ich halte das letztere

für

für etwas sehr angenehmes, aber für etwas sehr unnöthiges, in Ansehung der Absicht eines Uebersetzers. Denn, zu geschweigen, daß man das Werk um ein gutes Theil dadurch vergrössert hat: So hat man nichts zum bessern Verstande des Grundtextes damit beygetragen. Sind die deutschen Uebersetzungen gleich so eingerichtet worden, daß sie den Sinn der griechischen Verse vollkommen ausdrücken; wie sie es denn seyn sollen: So wird man wissen, was diese sagen wollen, ohne daß man die italienischen, oder französischen oder lateinischen Verse dabey zu Rathe ziehen darf. Was aber das erste betrifft: So hätte, meines Erachtens, der Herr Uebersetzer sich der Mühe gar überheben können, die ihm so sauer angekommen ist. Denn erstlich ist es gewiß, und ich nehme es als eine Wahrheit an, davon ich überzeuget bin, daß sich Verse weit besser in ungebundener Rede, als in gebundener übersetzen lassen. Die gelehrte Dacier hat dieses zur Gnüge erkannt, und weitläuftig erwiesen, * und es stimmen ihr so viele deutsche und französische Uebersetzer bey, die sich der ungebundenen Rede zur Uebersetzung der Verse haben bedienen wollen. Fürs andre findt man in gegenwärtiger Uebersetzung von den meisten Versen erstlich die gebundenen Uebersetzungen im Texte, und hernach auch die prosaischen in den Anmerkungen. Man halte nur zwo solche verschiedene Uebersetzungen, die zusammen gehören, gegen einander. Woferne mich mein poetisches Gehör nicht

* In der Vorrede zu ihrer Uebersetzung des Homer. S. XXXVIII. u. f.

nicht ungemein betriegt: So wird man zugeſtehen müſſen, daß die Ueberſetzung in ungebundener Rede hier immer beſſer klingt, und es auch wirklich iſt, als die in gebundener. Ich will zwo Proben anführen. Auf der 71. S. ſtehen folgende Verſe:

Ja Pluto ſelbſt, ein Herr des dunkeln Schattenreichs,
Sprang auf von ſeinem Thron, fing ängſtlich an zu zittern,
Und ſchrie, hiervon erſchreckt, mit allen Kräften aus:
Es möchte doch Neptun durch ſo gewaltigs Schüttern,
Nicht ſpalten Erd und Welt; es würde ſonſt ſein Haus,
Sein ganz abſcheulichs Haus, das ſelbſt die Götter ſchrecket.
So den Unſterblichen als Sterblichen entdecket.

In den Anmerkungen ſ. 70. ſtehen die griechiſchen Verſe in ungebundene Rede alſo überſetzet: **Der Beherrſcher des dunkeln Schattenreichs, Pluto, fürchtete ſich ſelbſt, er ſprang erſchrocken von ſeinem Throne auf, und ſchrie: Neptun möchte durch ſein erſchreckliches Schüttern die Erde doch nicht von einander ſpalten; denn ſonſt würde ſein greßliches und abſcheuliches Haus, das auch die Götter ſelber ſcheueten, ſowohl den Sterblichen als Unſterblichen offenbar werden.** Ich trage kein Bedenken zu ſagen, daß dieſe proſaiſche Ueberſetzung weit beſſer, als jene poetiſche klingt. Auf der 147. S. fand ich folgende Verſe:

Da die ſieben tapfre Helden, Häupter jener Kriegesmacht,
Auf dem ſchwarz- und blanken Schilde einen jungen Stier geſchlacht,

Und

Und die Hand ins Blut getaucht, ſchwuren ſie bey der Bellonen,

Bey der blutbegiergen Furcht, und dem Mars, nichts zu verſchonen.

Und in der Anmerkung folgende proſaiſche Ueberſetzung: **Sieben ſtreitbare Helden, und Anführer des ganzen Zuges ſchlachteten einen Stier über einem ſchwarzſchimmernden Schilde, tunkten ihre Hände in das Blut des Viehes, und ſchwuren beym Kriegesgott, bey der Bellona und bey der blutbegierigen Furcht: Sie wollten entweder die Stadt des Cadmus von Grund aus zerſtören** ꝛc. Erſtlich machet in der poetiſchen Ueberſetzung das Verbindungswort **da** die ganze Erzählung etwas matter, als ſie in der Proſa iſt, wo ſie ungemein lebhaft klingt. Hernach bringen die Wörter **tapfre Helden**, ſchwarz- und blanken, **Schilde einen, blutbegiergen, Mars nichts**, durch ihre Verbindung und Beſchaffenheit einen gewiſſen Uebelklang in dieſe Verſe, der aber von der ungebundenen Ueberſetzung ganz entfernet iſt. Ferner meldet der Ueberſetzer, daß er in der Herausgabe des griechiſchen Textes Pearcen gefolget, und in Abtheilung des Werkes einige Aenderung gemachet habe. Hernach redet er kürzlich von ſeiner angehenkten Abhandlung, die er ſeinen Landsleuten zu Gefallen geſchrieben hat, und worinnen er Stellen aus deutſchen Verfaſſern anführet, um die Unerfahrnen zu belehren, daß ſie ſich vor ihren Fehlern hüten, und nur dem Guten nachahmen mögen. End-

lich führet er noch einige Ausleger dieſer Schrift Longins an.

Auf die Vorrede folget die Nachricht von Longins Leben und Schriften, nebſt einigen Ueberbleibſeln derſelben. Ich will meine Leſer, die hiervon etwas wiſſen wollen, auf das Werk ſelbſt verweiſen. Denn eine ausführliche Erzählung dieſer Sachen dienet nicht zu unſern Abſichten.

Der dritte und größte Theil dieſes Buches beſteht aus Longins griechiſcher Schrift περι ὑψους, der deutſchen Ueberſetzung, die allezeit auf den gegenüber ſtehenden Seiten befindlich iſt, und den Anmerkungen des Ueberſetzers, die unter dem Texte auf jeder Seite ſtehen. Mich deucht, ich kann der Mühe überhoben ſeyn, den Inhalt dieſer Schrift zu erzählen. Dieſes Buch iſt ſchon den meiſten, und zum wenigſten den Gelehrten zur Genüge bekannt. Diejenigen aber, die es noch nicht kennen, und doch Luſt haben, ihren Geſchmack in der Wohlredenheit zu verbeſſern, werden ſehr wohl thun, wenn ſie es leſen werden. Es begreift ſchöne Anmerkungen in ſich, welche zu einer geſunden Critik über die Verfaſſer gehören. Indem es uns die Schönheiten im Homer, Plato, Xenophon, Demoſthenes, Sophokles ꝛc. vor Augen ſtellet, und zugleich auch einige von ihren Fehlern aufdecket: So iſt es geſchickt, uns einigen Begriff von dem Guten und Schlimmen zu geben, das wir in unſerer Schreibart beobachten oder vermeiden müſſen. Ob ich gleich bekennen muß, daß ich nicht in allen Stücken mit dem Longin zufrieden bin: So muß ich doch auch ſagen, daß indeſſen ſeine Schrift alle Hochachtung bey

mir

mir erwecket hat, und daß ich sie, als ein schönes Denkmal des guten Geschmackes des Alterthums, verehre.

Was die Uebersetzung dieser Schrift betrifft: So habe ich schon gesaget, daß dieselbe alles Lob verdienet. Aber ich halte es nicht für so nöthig, ihr dieses weitläuftig zu geben, als ich es für nöthig halte, diejenigen Stücke mit Bescheidenheit zu erinnern, die einer Verbesserung würdig zu seyn scheinen. Ich will in dieser Absicht die Uebersetzung und die Anmerkungen zusammen nehmen, von welchen letztern ich überhaupt sagen kann, daß sie mir öfters ohne Noth sehr weitläuftig zu seyn scheinen. Allein der Ueberfluß ist immer besser, als die Armuth. Im übrigen muß ich vorher sagen, daß dasjenige, was ich an der Uebersetzung und den Anmerkungen auszusetzen finde, auf zwey Hauptstücken beruhet: 1) daß die Uebersetzung zuweilen den Sinn des Grundtextes nicht recht oder doch nicht geschickt auszudrücken scheint, 2) daß der Herr Uebersetzer zuweilen wieder die Reinigkeit der deutschen Sprache verstößt. Da ich dieses zeigen will; so nehme ich mir eben die Freyheit, deren sich der Herr Uebersetzer gegen den Boileau und andre Uebersetzer Longins bedienet. Wenn man eine Schrift der Welt in die Hände giebt: So muß man sich auch verstellen, daß sie den Urtheilen eines jeden Lesers ausgesetzet ist.

1) Was nun das erste Hauptstück betrifft: So habe ich in Durchlesung dieses Buches folgende Stellen gefunden, die mich aufgehalten haben. In der zweyten Abtheilung untersuchet Longin, ob eine Kunst oder Wissenschaft möglich sey, die vom

Erhabenen handelte. Er bringt erſtlich die Gründe vor, die man dawieder anführen könnte: Er wiederlegt ſie aber, und behauptet mit verſchiedenen Gründen, daß man allerdings die Lehre vom Erhabenen kunſtmäßig abhandeln könne. Zuletzt ſpricht er auch nach den Worten des Ueberſetzers: **Endlich muß man wiſſen, daß ſolche Stellen in der Rede, welche von der Natur ihre Schönheit zu haben ſcheinen, bloßerdings durch die Kunſt erlernet werden.** Aus dieſer Ueberſetzung muß man Longins Sinn gewiß nur errathen. Ja ſie ſagen ganz etwas anders, als was Longin ohne Zweifel ſagen will. Es heißt im Griechiſchen: Το δε κυριωτατον τε, και το, ειναι τινα των εν λογοις επι μονη τη Φυσει, ουκ αλλοθεν ημας, η παρα της τεχνης, εκμαθειν δει. Es muß alſo ſo überſetzet werden: **Ja, was das vornehmſte iſt, eben dieſes, daß man einige Stücke in der Rede blos der Natur zu danken hat, kann man nicht eher wiſſen, als bis man die Kunſt verſtehet.** Er giebt nemlich zu, daß in der erhabenen Schreibart, wie in der Rede überhaupt, der Redner vieles der Natur zu danken habe. Allein weil man nicht ſagen könne, was denn eigentlich auf der Natur beruhe, und worinnen hingegen die Kunſt wirken müſſe: So müſſe man ja die Geſetze der Rede kunſtmäßig abgehandelt haben. Auf der 37. S. führet Longin eine Stelle aus dem Timäus an, darinnen er die Urſache ihrer erlittenen Niederlage von dem Verbrechen gegen den Mercur herführet, deſſen Bildſäulen in Athen, bis auf eine, umgeriſſen worden waren: **Denn ihre Niederlage käme ſonderlich**

von

von einem Feldherrn her, deſſen ganzes Geſchlechte mit der beleidigten Gottheit einerley Namen führete, neml. von dem Hermokrates, einem Sohne Hermons: nach dem Griechiſchen: δι ἑνα ανδρα, ὁς απο του παραυομηθεντος διὰ πατερων ην, Ἑρμοκρατην του Ἑρμωνος. In der Anmerkung wird Daciers Ueberſetzung angezogen, und mich deucht, jedermann muß dieſelbige billigen. Es muß nach dem Griechiſchen heißen: Ihre Niederlage käme von einem Feldherrn her, der von dem beleidigten Gotte Hermes, in gerader Linie abſtammete. Dieſes hat nun der Ueberſetzer wohl gewußt: Aber er hat ſeine Ueberſetzung nicht ändern wollen; weil ſie das Froſtige, das Longin an dieſer Rede tadelt, weit ſtärker ausdrückte. Eben als ob man dem Longin zu gefallen eine Rede noch froſtiger oder ſchlimmer machen müßte, als ſie in der That iſt! S. 49. In der 7. Abtheilung ſtehet gleich zu Anfange eine Stelle, deren rechten Verſtand der Herr Ueberſetzer gar nicht recht eingeſehen zu haben ſcheint. Es würde zu weitläuftig fallen, die ganze 49. Seite auszuſchreiben: Deswegen will ich nur etwas aus der Anmerkung darüber anführen. Ich bin überzeugt, ſchreibt er, daß dieß (hier) Longins wahrhafte Meynung ſey: Er will zeigen, wie ſehr oft groſſe prächtige Wörter, wenn ſie gleich nur einen leeren Schall ausmachen, dennoch von vielen Unerfahrnen für etwas Erhabenes gehalten werden. Zu dem Ende machet er ein Gleichniß und ſpricht: Wie man die Reichthümer und Ehrenſtellen im gemeinen Leben,

als groſſe Dinge vielmals anſieht, obgleich derſelben Verachtung ebenfalls etwas beſonders iſt; indem nicht alle Menſchen dergleichen Scheingüter von ſich ſtoſſen: Eben ſo geht es mit denen prächtig-ſinnloſen Wörtern in der Beredſamkeit. Verſtändige ſehen ihre Nichtigkeit leichtlich ein, der gemeine Pöbel aber ergetzt ſich gar zu gern an dergleichen Flittergolde ꝛc. Jedermann muß inzwiſchen geſtehen, daß hier ſo wohl der griechiſche Text, als alle Ueberſetzungen dunkel ſind. Allein ich kann ihm weder das erſte noch das letzte zugeſtehen. Longin will in dieſer Abtheilung die Kennzeichen geben, woraus man das Erhabene erkennen kann. Deswegen ſaget er erſtlich remotiue, wie man in Schulen redet, es wäre kein falſcher Schein der Hoheit, und kein aufgeblaſenes, oder leeres, Weſen, ſondern, (poſitiue) etwas, das auch bey der ſchärfſten Unterſuchung die Probe hielte, die Seele entzückte, ihr allezeit gefiele ꝛc. Ich nehme in den Worten des Textes gar keine Dunkelheit wahr: Man muß nur aus einer Periode nicht zwo machen, wie hier der Ueberſetzer thut: Sondern bey ὑπερφωνταs muß ein bloßes Colon ſeyn; weil ſich da die erſte Helfte der Periode endigt und der Nachſatz ſich anfängt. Ich will ſie von Wort zu Wort überſetzen. Daher mußt du nun wiſſen, mein Freund, gleichwie, auch im gemeinen Leben, nichts hohes iſt, deſſen Verachtung etwas hohes iſt, z. E. Reichthum, Anſehen, Ehrenſtellen, ja auch königliche Würde, und was ſonſt noch für Sachen ſind, daran mir die

die äusserliche Herrlichkeit so sehr gepriesen wird; die aber einem weisen Manne keine so fürtreffliche Güter zu seyn scheinen, dem dieses vielmehr ein besonderes Gut ist, daß er sie verachten kann; weswegen man auch diejenigen noch lange nicht so sehr bewundert, welche dieselben besitzen, als die, welche sie besitzen könnten, und aus einer edlen Höhen der Seele verschmähen: So muß man auch bey den erhabnen Stellen in Gedichten und Reden zusehen, daß sie nicht etwa nur einen solchen Schein der Hoheit haben, der ihnen durch verwegene Erdichtungen angestrichen werden kann, und wann sie genauer aus einander gewickelt worden, als ein aufgeblasenes schwülstiges Wesen befunden werden, dessen Verachtung etwas weit edleres, als seine Bewunderung ist. Auf diese Art fließt alles ungezwungen, und ich sehe keine Schwierigkeit, die in diesem Texte übrig bliebe. Weil aber dieses ein rechtes Ungeheuer von einer Periode in unsrer Sprache seyn würde: So hätte man diese Gedanken ungefehr auf folgende Art einkleiden können. Daher mußt du wissen, mein Freund, daß man das Erhabene in Gedichten und Reden eben so beurtheilen muß, als das, was man im menschlichen Leben für groß hält. Hier ist nichts in der That groß, dessen Verachtung noch etwas größeres ist. Reichthum, zum Exempel, Ansehen, Ehrenstellen, ja auch königliche Würde, und andre dergleichen Dinge, die nur der äusserlichen Herrlichkeit we-

gen ſo ſehr geprieſen werden, hält kein weiſer Mann für vortreffliche Güter, welchem dieſes vielmehr ein beſonderes Gut iſt, daß er ſie verachten kann. Daher bewundert man ja auch diejenigen lange nicht ſo ſehr, welche dieſelben beſitzen, als die, ſo ſie beſitzen könnten, und ſie doch aus einer edlen Hoheit der Seele verſchmähen. Eben ſo müſſen wir auch bey dem Erhabenen unterſuchen, ob es nicht vielleicht nur einen Schein der Hoheit hat, der ihm durch verwegene Erdichtungen angeſtrichen worden, und vielleicht, wenn man es genauer auswickelt, nur ein ſchwülſtiges und leeres Weſen iſt, deſſen Verachtung etwas weit edleres iſt, als ſeine Bewunderung. Wenn man nun dieſes gegen die Erklärung hält, die ich aus der Anmerkung des Ueberſetzers nur erſt angeführet habe: So wird man ſehen, wie weit ſich dieſelbe von den wahrhaftigen Gedanken Longins entfernet. Auf der 81. S. ſteht: **Damit ſein großmüthiger Geiſt wenigſtens ein würdiges Ende nehme.** Was für eine Redensart iſt das? der Geiſt nimmt ein Ende, anſtatt, der Menſch ſtirbt. Der griechiſche Longin redet geſchickter: ὡς παντως της αρετης ευρησων ενταφιον αξιον. **Damit wenigſtens ſeine Tapferkeit ein würdiges Grabmal erhalten möchte.** Auf der 169. S. wird man nicht leicht errathen, was dieſe Redensart ſagen will: **Sein Herz bleibt von den Worten des Redners weit entfernet, wenn er ſich gleich nichts merken läßt.** Der Text ſcheint alſo hier nicht geſchickt ausgedrückt zu ſeyn. Longin tadelt die unmäßige

mäßige Begierde, immer schöne Zierrathen und Figuren in einer Rede anzubringen. Er saget, dieses schicke sich am wenigsten für einen Redner, der vor einem klugen Richter, oder vor einem großen Könige redete. Er würde denken, der Redner wollte ihn, wie ein klein Kind, durch Spielwerke berücken. Ja, setzet er hinzu: εις καταφρονησιν ἑαυτου λαμβανων τον παραλογισμον, ενιοτε μεν αποθηριουται το συνολον, καν επικρατηση δε του θυμου, προς την πειθω των λογων παντως αντιδιατιθεται. Diese Worte wollen so viel sagen: **Ja er nimmt wohl gar dergleichen betrügliche Gründe für ein Zeichen einer Verachtung an, und kann sich zuweilen darüber so sehr entrüsten, daß er, wenn er auch gleich seinen Zorn bezwinget, nicht mehr im Stande ist, überredet zu werden.** S. 183. finde ich abermal eine Stelle, die zwar dem Sinne des Grundtextes ganz gemäß, aber doch so übersetzet ist, daß sie nicht mehr so lebhaft klingt, als wenn man sie in dem Griechischen liest. Es heißen die Worte des Demosthenes: ταυτα νυνι, ταυτα εξιστησιν ανθρωπους ανηθεις οντας του προπηλακιζεσθαι. Die Uebersetzung: **dergleichen Dinge sind empfindlich; dieses kann einen, der keine Beschimpfungen zu ertragen gewohnt ist, rasend machen.** So viel Feuer die griechischen Worte bey sich führen, so viel verlieren sie in dieser Uebersetzung, durch die Vermehrung der Wörter, und durch das Einschiebsel: **die keine Beschimpfungen** ꝛc. Es geht aber gar wohl an, daß man ihr Feuer auch im Deutschen erhalten kann. **Das ist empfindlich,**

das muß einen raſend machen, wer nicht gewohnt iſt, Beſchimpfungen zu ertragen. Es iſt nur eine Kleinigkeit, was ich hier ausſetze. Sie benimmt dem wahren Verſtande des Grundtextes nichts. Indeſſen hat doch ein Ueberſetzer, zumal an dieſem Orte, nöthig, auch auf ſolche Kleinigkeiten zu ſehen. Auf der 229. S. werden die Worte ἕνεκα πλεονεξίας überſetzet, aus Ehrgeiz. Mich deucht, ſo wohl das griechiſche Wort, als der Zuſammenhang des Textes erfodert, daß man es überſetze: ſeines Vortheils wegen. Auf der 251. S. ſtehet: Sein Lachen iſt dem Hofe gemäß. Dieß wird man ſo leicht nicht verſtehen. Im Griechiſchen heißt es: μυκτηρ πολιτικωτατος. Erſtlich heißt μυκτηρ nicht ein Lachen, ſondern eine Verſpottung, moquerie. Fürs andere heißt πολιτικον eigentlich dasjenige, was der Lebensart in großen Städten, oder auch, nach unſern Zeiten, bey Hofe gemäß iſt. Wir haben kein deutſches Wort, welches das griechiſche ſo eigentlich allemal ausdrückete, als das lateiniſche urbanum, denn, mich deucht, das Wort höflich, will ſich hieher nicht recht ſchicken. Doch vielleicht erhält es mehr Kraft, wenn man mit demſelben das Wort artig, verbindet. Man könnte alſo die griechiſchen Worte ſo überſetzen: Er weis ungemein höflich und artig zu ſpotten. Dieſes ſind die Stellen, welche ich für das erſte anzumerken nöthig erachtet habe.

2) Ich komme zu dem zweyten Hauptſtücke, das ich an dieſer Ueberſetzung ausſetzen muß, nemlich, daß ſie zuweilen wider die Reinigkeit der deutſchen Sprache zu verſtoßen ſcheint. S. XLIX. finde ich, daß

daß der Herr Ueberſetzer ſich der Wörter **Genus** und **Species** bedienet hat. Dieſes ſind ein paar philoſophiſche Kunſtwörter, die wir auch im Deutſchen haben, und die ſchon von den meiſten angenommen worden ſind. Es kann ihm nicht unbekannt ſeyn, daß wir jenes durch **Gattungen**, dieſes durch, **Arten**, ausdrücken. Deswegen wundere ich mich, daß man ſich dieſer Wörter nicht hat bedienen wollen. Auf der 22. S. **welche jedoch**, an ſtatt, welche aber, oder welche doch. Es iſt eben ſo wie das lateiniſche, quae attamen. Auf der 37. S. **weil er ſo wenig Hochachtung für den Dios, oder Jupiter, bezeuget.** Wenn man in unſerer Sprache fremde eigene Namen brauchet, ſo verändert man ſie entweder gar nicht, ſondern behält ſie in dem erſten Falle, oder man ſetzet ſie in demjenigen Falle, welchen das vorhergehende Wort zu ſich nimmt, und alsdann behält man das Wort ſo, wie es in der fremden Sprache in eben dieſem Falle ausgedrucket wird. Nun heißt im Griechiſchen der vierte Fall von Zevs, den das Wort **für** zu ſich nimmt, **Dia**, und nicht Dios: Alſo hätte man, **für den Dia**, ſchreiben ſollen. Auf der 96. S. **weil alle Auflagen davon vergriffen waren.** Das Wort **vergriffen** in dieſer Bedeutung iſt entweder nur ein Provinzialwort, oder ein neues, das noch nicht üblich iſt. Denn man ſpricht ſonſt dafür: **Alle Auflagen ſind abgegangen**, oder **es ſind keine mehr zu haben.** Man verſtößt aber auch wider die Reinigkeit einer Sprache, wenn man ſich ohne dringende Noth unüblicher oder neuer Wörter bedienet. Auf der 173. S. **welche mit einander zanken und ſich ſchimpfen,**

pfen. Es ſollte heiſſen, **welche ſich mit einander zanken, und einander ſchimpfen.** So redet man im Deutſchen. S. 201. **Es wohnen weder Peloper, noch Cadmer, noch Aegyptier, noch Danaer, bey uns.** Dieſe Ausdrückung iſt den Regeln der Grammatik zuwider, und verwirret deswegen zugleich den Sinn des Grundtextes. Man ſollte meynen, es würden hier Völker verſtanden, wie die Aegyptier. Allein es iſt nichts weniger, als dieſes. Sondern es werden Männer verſtanden, die dem Pelops, dem Cadmus, dem Aegyptus, dem Danaus in gewiſſen Stücken ähnlich ſind. Es ſind hier eigene Namen in der mehreren Zahl. Allein ſo pfleget man, nach den Regeln der Grammatik unſrer Sprache, die mehreren Zahlen von ſolchen Namen nicht zu machen; ſondern nur die Namen der Völker haben dieſe Endung. Man behält die mehrere Zahl von fremden Namen der Männer, wie ſie im lateiniſchen oder Griechiſchen heiſſen. Der Herr Ueberſetzer hätte alſo ſchreiben ſollen: **Es wohnen weder Pelopes, noch Cadmi, noch Aegypti noch Danai bey uns.** Auf der 249. S. **Er ſchreibt viel ründer;** nach dem Griechiſchen, εστι πολυφωνοτερος. Erſtlich iſt dieſes gewiß, daß der comparatiuus gradus von **rund** ſehr ungewöhnlich und ſelten iſt. Fürs andere weis ich auch nicht, ob er gar gemachet werden kann. Mir zum wenigſten kömmt es eben ſo wunderlich vor, von zwoen runden Figuren zu ſagen, eine ſey ründer, als die andere, als von zweenen viereckichten Tiſchen, einer ſey viereckigter, als der andere. Drittens meynet der Ueberſetzer das griechiſche

ſche Wort πολυφωνος ſollte ſo viel heißen als im Lateiniſchen einer, deſſen Rede einen numerum rotundum hat. Nun bedeutet das griechiſche Wort eigentlich einen, der mit vielen Worten redet, oder der wortreich iſt, und daher bekömmt es auch zuweilen noch die Bedeutung eines Schwätzers. Wortreich ſeyn aber, iſt nur eine Eigenſchaft des numeri, und es gehöret noch mehr dazu. Alſo weis ich nicht, ob man auf dieſe Art das Griechiſche recht ausgedrücket hat, und ob man nicht beſſer gethan hätte, wenn man es nicht überſetzet hätte: **Er iſt viel wortreicher.** Auf der 373. S. finde ich ein Wort, das ich noch niemals weder gehöret, noch geleſen habe, ich meyne das Wort: **wörtlich**, welches ſo viel heiſſen ſoll, als **von Wort zu Wort.** Da man dieſe Redensart in unſerer Sprache hat; warum will man ein Wort an ihre Stelle machen, welches neu iſt, oder doch den meiſten neu vorkommen wird? Auf dieſe Art verſtößt man auch wider die Reinigkeit der Sprache, wie ich ſchon geſagt habe. Dieſe Proben mögen genug ſeyn, zu zeigen, daß dieſe Ueberſetzung hin und wieder einiger Verbeſſerung würdig zu ſeyn ſcheint, ohne ihr das Lob zu nehmen, welches ſie bey allem dem, doch mit dem größten Rechte verdienet.

Ich komme nun zu dem letzten Theile dieſes Werkes, nemlich zu des Ueberſetzers Abhandlung von Longins wahrhaftigem Begriffe vom Erhabenen. Dieſe verdient eine etwas weitläuftigere Erzählung und Beurtheilung. Sie verſpricht ihrem Leſer gleich anfangs etwas wichtiges und ſehr angenehmes. Ich muß geſtehen, daß ich mich darüber ſehr erfreuete,

in

in der Hoffnung, einen deutlichen Begriff von einem Worte zu bekommen, das ich noch nicht recht verstund, nachdem ich schon den ganzen Longin aufmerksam durchgelesen hatte. Wir wollen sehen, auf was für Art den Verfasser diese Hoffnung betrogen hat.

Durch das Erhabene überhaupt, spricht er, wird die höchste Vollkommenheit verstanden, die man bey einigen Sachen antrifft: Und das Erhabene, wovon hier die Rede ist, geht so wohl die Dichtkunst, als die Redekunst gemeinschaftlich an. Was sind aber das für Sachen, in derer höchsten Vollkommenheit nur das Erhabene besteht? Alle Dinge sind in ihrer Art vollkommen. Ich weis also noch nicht, was das Erhabene überhaupt ist; so lange mir die Dinge noch nicht genennt worden sind, in derer Vollkommenheit ich das Erhabene suchen muß. Das Erhabene, wovon hier die Rede ist, soll auch nur in den Gedanken bestehen, und man soll es von einer hohen Schreibart wohl unterscheiden.

Dieses verleitet den Verfasser zu einer Ausschweifung, darinnen er von der Eintheilung der Schreibart handelt. Er sagt, die Alten hätten am besten von der Schreibart gehandelt; die Neuern aber, sonderlich die Franzosen, hätten die Spur der Alten verlassen, und die Deutschen, welche die Franzosen, und oft nicht einmal die rechten, ausschrieben, hätten auf die Art nichts anders als Verwirrungen hierinnen machen können. Unter diese zählt er auch den berühmten Verfasser der critischen Dichtkunst, und nimmt dabey Gelegenheit, ihn zu tadeln. Er spricht, er hätte lauter Mischmasch gemacht, indem

er

er die gute Schreibart, in die natürliche oder niedrige, in die sinnreiche oder hohe, und in die pathetische eingetheilet hätte. * Wer diese Critik ohne Vorurtheile vernünftig überleget, dem kann sie gewiß nicht anders, als sehr übereilt und unbillig, vorkommen. Wenn man eine fremde Schrift beurtheilen will: So muß man mit den Ausdrückungen ihres Verfassers keine andere Begriffe verknüpfen, als die der Verfasser selbst damit verknüpfet hat. Wer diese Regel noch nicht weis, oder sich durch Uebereilung und durch Leidenschaften verführen läßt, sie aus den Augen zu setzen, der sollte sich nicht zu einem Critico aufwerfen. Wenn der Verfasser der critischen Dichtkunst die erste Gattung der guten Schreibart die natürliche nennet: So sieht man leicht aus dem Zusammenhange des Textes, daß er dieses Wort nicht in der Bedeutung nimmt, in welcher es dem Worte, unnatürlich, entgegen gesetzet ist, sondern in derjenigen, die der Bedeutung des Wortes, gekünstelt, entgegen steht. Die Schreibart heißt also bey ihm natürlich, deren sich jedermann in Schriften bedienet, wenn er gar nicht darauf sinnet, wie er seine Gedanken künstlich einkleiden, und mit gewissen Zierrathen vortragen will. Wenn man nun diese Wörter so erkläret: Wie ist es möglich, daraus zu schließen, daß nach dem Sinne des Verfassers die beyden andern Gattungen der guten Schreibart unnatürlich seyn könnten? Der Gang eines Tänzers

* Siehe hiervon die neue Auflage der critischen Dichtkunst, auf der 320. 328. und den folgenden Seiten: imgleichen die ausführliche Redekunst, in dem Hauptstücke von der guten Schreibart.

zers auf dem Tanzboden iſt nicht natürlich, ſondern gezwungen und gekünſtelt. . Der Gang andrer Menſchen, die nicht tanzen wollen, wird natürlich genennet. Alſo iſt der Gang eines Tänzers etwas unnatürliches: er läßt ſich nicht mit dem Bau ſeines Leibes zuſammenreimen, ja er wiederſpricht ihm gar. So wenig man glauben wird, daß ich im Ernſte ſo geſchloſſen habe: So leicht wird man auch einſehen, daß dieſe Critik wenig ſagen will, indem ſie nur die Wörter auffänget, und den Verſtand nicht beobachtet. Nicht viel beſſer iſt die andere, wenn er tadelt, daß man eine Schreibart ſinnreich genennet, welches doch nur von den Gedanken geſagt werden könnte. *

Hier

* Der Gebrauch der Wörter iſt zwar willkührlich, ſo lange noch keine deutliche Begriffe davon, und zwar durch Leute die Einſicht genug haben, gegeben worden. Allein wenn dieſes geſchehen iſt; ſo höret die Willkühr in dieſem Stücke billig auf. Herr Wolf aber hat die Scharfſinnigkeit als eine Kraft der Seele beſchrieben, viel an einem Dinge wahrzunehmen; welche Bedeutung auch mit der Ableitung des Wortes übereinkömmt. Das Wort ſcharfſinnig kann alſo wohl von einem Menſchen, Geiſte oder Kopfe geſagt werden, der ſcharfe Sinne hat, und viel an einer Sache wahrnehmen kann, aber nicht von einer Schreibart. Hergegen kann das Wort ſinnreich ſehr wohl von einer Schrift, oder von einem mit Worten ausgedrückten Gedanken geſagt werden, wenn er reich an Sinn, oder Verſtand, iſt; das iſt, wenn in wenigen Worten viel Gedanken verſteckt liegen, darauf man aber durch dieſelben gebracht wird. Auf dieſe Art ſind dieſe Wörter, in der ausführlichen Redekunſt, und der critiſchen Dichtkunſt gebraucht worden.

Hier ist unser Criticus ebenfalls so unbillig gewesen, daß er fremde Sätze nach seinen Begriffen hat verstehen wollen. Herr Gottsched hat doch sehr deutlich so wohl in der Redekunst als in der Dichtkunst selbst seinen Begriff vorgetragen, den er von der Schreibart hat. Nach diesem hätte man ihn richten sollen. Nun versteht er unter der Schreibart nichts anders, als die Gedanken selbst, in so weit sie in diejenigen Worte eingekleidet sind, unter welchen man sie einen andern vortragen will. Was ist es also Wunder, daß er eine Schreibart sinnreich nennet; da jedermann zugestehet, daß man sinnreich denken kann? Es ist itzo nicht die Rede davon, ob dieser Begriff richtig, ob er der Gewohnheit der Lehrer der Redekunst gemäß ist? Es ist genug, daß es der Begriff desjenigen ist, der eine Gattung der guten Schreibart die sinnreiche nennet. Hat nun unser Criticus nicht eben diesen Begriff bey diesem Worte: So hätte er sagen sollen, nach seinem Begriffe schickete es sich nicht, eine Schreibart sinnreich zu nennen. Allein das wäre keine Critik über diesen Verfasser mehr gewesen.

Nachdem er also diese Eintheilung der Schreibart gänzlich verworfen, und sie überhaupt in die gute und schlechte eingetheilet hat, davon jene allezeit natürlich und deutlich seyn muß: So will er nun eine bessere Eintheilung der guten Schreibart geben. Es ist solche diejenige, welche die Alten, und sonderlich der Verfasser des Buches ad Herennium, gegeben haben, den er auch in den Anmerkungen anführet; sie wird nemlich von ihnen eingetheilt in die niedrige, hohe und mittlere, (attenuatam, gra-

uem, mediocrem). Ich will hier nicht unterſuchen, ob dieſe Eintheilung beſſer und nützlicher ſey, als jene; ſondern nur erinnern, daß es mir ſcheint, als ob unſer Verfaſſer ſich nicht den rechten Begriff von dieſen drey Schreibarten gemacht hätte, wie er nach dem Sinne der Alten ſeyn muß. Denn erſtlich hat der Grund der Eintheilung bey ihm gar keine Richtigkeit. Er leitet die drey Gattungen (S. 322.) aus dieſen drey verſchiedenen Beſchaffenheiten der Wörter her: Die Wörter ſind entweder uneigentliche; oder eigentliche, die ſo fort jedermann verſteht, und die wirklich von den Sachen geſagt werden; oder Wörter, die gemeine Leute und andre in gemeinem Leben brauchen. Hier möchte man mit mehrerem Rechte fragen: Wer vermag den Grund ſolcher Eintheilung zu finden? Die Wörter ſind entweder eigentliche oder uneigentliche. Bis hieher iſt die Eintheilung gut. Wie kömmt aber das dritte dazu; oder es ſind ſolche, die wir im Umgange brauchen? Dieß iſt ja keinem von den vorhergehenden Stücken entgegengeſetzt, wie es ſeyn muß, wenn es einen Grund der Eintheilung abgeben ſoll. Alſo kann es nicht mit zur Eintheilung gezogen werden, zum wenigſten, wie es unſer Verfaſſer hier ausdrücket. Es iſt eben ſo, als wenn ein Weltweiſer ſchriebe: Alle Dinge in der Welt ſind entweder zuſammengeſetzte oder einfache, oder endlich ſolche, welche eine Kraft haben, deutlich zu denken. Würde man dieſen nicht mit ſeiner Eintheilung verlachen? Es iſt wohl wahr, die Eintheilung der guten Schreibart in die drey gemeldeten Gattungen, hat ihren guten Grund, und der Verfaſſer des

Buche

Buches ad Herennium hat ihn wohl und deutlich ausgedrückt. Allein unſer Verfaſſer hat ihn nicht recht an den Tag geleget, welches mich auf den Argwohn bringt, daß er ſich keinen deutlichen Begriff davon gemacht haben muß. Für das zweyte muß ich erinnern, daß er bey dem Grunde dieſer Eintheilung die Zuſammenſetzung der Wörter ſelbſt überſehen hat, die doch dabey nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden muß. Wenn die Schreibart durch eine Zuſammenſetzung der Wörter erkläret wird: So muß mir, deucht mich, jedermann zugeſtehen, daß die Verſchiedenheit der Schreibarten, von der Verſchiedenheit der Wörter nicht allein, ſondern zugleich auch von der Verſchiedenheit ihrer Zuſamenſetzung herrühre. Man muß alſo auf beydes zugleich ſehen: Wenn man die verſchiedenen möglichen Gattungen der Schreibart aus ihrem Begriffe herleiten will. Deswegen ſagt auch der angeführte Römer mit gutem Bedachte: * grauis eſt, quae conſtat ex verborum grauium *laeni & ornata conſtructione*; und die Beyſpiele, die er hernach von allen dreyen Gattungen der Schreibart anführet, zeigen zur Genüge einen Unterſchied in der Zuſammenſetzung bey einer jeden Schreibart. Für das dritte ſcheint mir der Verfaſſer unrecht zu handeln, wenn er in ſeinen Erklärungen der hohen und der mittlern Schreibart, aus jener alle Wörter, die nicht von andern Dingen geborget, und nur der Aehnlichkeit wegen von der beſchriebenen Sache gebraucht werden können, das iſt, alle eigentliche Wör-

* ad Herennium. L. IV. c. 8.

ter; aus dieſer aber alle Wörter die der Sache nicht wirklich zukommen, und ihr nicht natürlich ſind, das iſt, alle uneigentliche Wörter und Metaphoren ausſchließt. Was für ein Ungeheuer von einer Schreibart wird diejenige ſeyn, die von lauter Metaphoren ſtrotzet, und kaum die Sache, von der ſie redet, einmal mit ihrem rechten Namen nennet? Man leſe das Beyſpiel, das der Autor ad Herennium † von der hohen Schreibart giebt: Es wird ein ganz anderes Anſehen haben. Und, in der That; kann dieſes eine gute Schreibart ſeyn, die auf ſolche Art gewiß undeutlich werden wird? Oder darf man im andern Falle nicht einmal eine Metaphore gebrauchen, die gar nicht weit geſuchet iſt? Wenn Günther ſchreibt:

Die meiſten, gibt man acht, ſind auch in unſrer Stadt,
(Doch keine hier genannt,) verderbte Modeſchweſtern,
Bey denen Scham und Zucht kein offnes Ohr mehr hat,
Und die gleichwohl dabey die allerfrömmſten läſtern:

So frage ich einen jeden, ob er nicht die mittlere Schreibart in dieſer Periode erkennen muß? Aber wer ſieht nicht auch, daß dieſe Redensart: Scham und Zucht hat kein offnes Ohr mehr bey ihr, eine metaphoriſche iſt? Dem ungeachtet bleibt hier die Schreibart immer noch die mittlere. Alſo ſind die Erklärungen des Verfaſſers von der hohen und mittleren Schreibart ſo wenig deutlich, ſo wenig richtig, ſo wenig dem Sinne der Alten gemäß, wornach er ſie

† l. c. cap. 9.

ſie doch eingerichtet haben will, daß ſie vielmehr eine Verwirrung beyder Schreibarten, als einen Unterſchied unter ihnen zu machen geſchickt ſind.

Nachdem nun unſer Verfaſſer die drey guten Schreibarten abgehandelt hat: So redet er noch von den drey verwerflichen Gattungen der Schreibart, der hochtrabenden, der holprichten, und der niederträchtigen, wie er ſie nennet. Er entſchuldiget ſich vorher, daß er der hohen Schreibart die hochtrabende, und nicht die ſchwülſtige, entgegen ſetzet, damit, daß er behauptet, die Schwulſt läge bloß in Gedanken, nicht aber in den Wörtern, und könnte alſo auch die Schreibart nichts angehen. Ich weis nicht, ob einer, der mit des Verfaſſers Begriffe von der Schreibart nicht zufrieden iſt, nicht Anlaß nehmen könnte, dieſes auch auf ſeine Erklärung der hochtrabenden Schreibart zuziehen. Er beſchreibt ſie durch eine Zuſammenſetzung pralhaft klingender Wörter und zu weit geſuchten Redensarten, welche der Natur unſerer Vorſtellungen zuwider läuft. Könnte man, ſage ich, von dieſer Schreibart nicht eben ſo reden, als er von der ſchwülſtigen auf der 326. S. geredet hat. „Da nun offenbar erhellet, daß ein „Wort niemals an und für ſich ſelbſt pralhaft klingt: „Wie iſt es denn möglich, eine Zuſammenſetzung „pralhaft klingender Wörter hervorzubringen?“ Es kömmt nur alles auf den richtigen Begriff von der Schreibart an: Allein ich will es meinen Leſern ſelbſt überlaſſen, hierüber weiter nachzudenken, und habe keine Luſt, mich länger bey der Schreibart aufzuhalten.

Wir kommen zu den Gedanken, zu welchen ſich nun-

nunmehr auch unser Verfasser wendet, um bald zu der Erklärung des Erhabenen zu kommen. Er erinnert erstlich, daß die Gedanken keine wesentliche Verbindung mit der Schreibart hätten, daß man einen hohen Gedanken in der mittlern oder niedrigen Schreibart ausdrücken können, u. s. f. Hernach giebt er eine Erklärung von den Gedanken, wie dieses Wort in der Dichtkunst und Redekunst genommen werden soll. Gedanken, sagt er, sind Vorstellungen derer Dinge, welche von dem Menschen in oder ausser ihm selbst empfunden worden, und welche man andern wieder beybringen will. Hierauf theilt er sie ein in gute und schlechte. Jene stimmen mit der Sache, welche dem Gemüthe vorgestellet wird, überein, und drücken sie deutlich aus; diese sind unverständlich (oder besser undeutlich) und unnatürlich. Die guten Gedanken theilt er wieder in vier Classen ein, in die gemeinen, die sinnreichen, die scharfsinnigen und die erhabenen. Die ersten sollen bloß aus dem Gedächtnisse, die andern aus der Dichtungskraft, die dritten aus der Scharfsinnigkeit, und die vierten aus allen diesen drey Kräften zusammengenommen entstehen. Die Erklärung, so er von den sinnreichen Gedanken giebt, ist diese, es wären **Gedanken, welche von der Dichtungskraft oder Einbildungskraft herrühreten, da der Verstand gewisse durch die Empfindung erlangte Begriffe zusammensetzete, und solche der Wahrscheinlichkeit gemäß mit einander verbände.** Diese Erklärung wird etwas undeutlich, und zwar nur deswegen, weil der Verfasser sich nicht bemühet hat, sich deutlich

lich und genau auszudrücken. Der Verstand setzt hier keine Begriffe zusammen, wenn man eigentlich reden will; sondern die Dichtungskraft thut es allein. Die Vernunft aber (nicht **der Verstand**) hat gleichsam die Aufsicht über dieses Werk der Einbildungskraft, und machet, daß die zusammengesetzten Begriffe einander nicht widersprechen, sondern so verbunden werden, daß sie der Wahrscheinlichkeit und gewissen Regeln, die er der Dichtungskraft vorschreibt, gemäß beysammen stehen.

Die scharfsinnigen Gedanken erkläret der Herr Verfasser also: **Sobald aber, spricht er, ein Verfasser seinen Gedanken nachsinnet, alle Theile derselben durchgehet, und dabey zusiehet, ob ein jedes mit der Wahrheit übereintrifft; so wird dergleichen Vortrag scharfsinnig genennet.** Entweder verstehe ich nicht, was der Verfasser mit diesen Worten sagen will: Oder ich muß sagen, daß dieses nichts weniger als eine Erklärung, ja nicht einmal ein Merkmaal ist, daraus man die scharfsinnigen Gedanken kennen, und unterscheiden könnte.

Woferne ein Verfasser die gesunde Vernunft und den guten Geschmack niemals aus den Augen setzen will: So ist es unumgänglich nöthig, daß er seine Gedanken prüfe, (sie mögen Namen haben, wie sie wollen) ihre Theile durchgehe, und zusehe, ob keines davon die Wahrheit beleidige. Sonderlich ist dieses bey den scharfsinnigen Gedanken höchstnöthig. Denn die Erfindung artiger Bilder kann einen am leichtesten verführen, wider die Vernunft zu verstossen; wie man solches mit vielen Exempeln zeigen könnte:

könnte: wenn man es für gut befände, die Gedanken mancher Dichter zu prüfen. Da nun die Abweſenheit der Vernunft bey den Wirkungen der Einbildungskraft der Redner und Dichter die Quelle des Kindiſchen oder des Froſtigen iſt: So müſſen alle ſinnreiche Gedanken (nach des Verfaſſers Erklärung) auch ſcharfſinnig ſeyn. Aber auch alle gemeine Gedanken müſſen auf dieſe Art ſcharfſinnig ſeyn: Sonſt werden ſie unter die Zahl der ſchlechten gehören. Deswegen glaube ich, daß dieſe Erklärung von dem Gebrauche dieſes Worts weit abweichet, und dasjenige gar nicht ausdrückt, was andre Lehrer der Redekunſt darunter verſtehen. Zudem, da nun alle gute Gedanken dieſe Eigenſchaften des ſcharfſinnigen haben müſſen: So können ja die ſcharfſinnigen Gedanken unmöglich eine beſondere Claſſe ausmachen, die unter dem Geſchlechte der guten Gedanken ſtünde.

Wollte man ſagen, der Unterſcheid der ſcharfſinnigen Gedanken von den übrigen würde dadurch angezeiget, daß ein jedes Theil des Gedanken mit der Wahrheit übereintreffen ſoll; dahingegen bey den ſinnreichen mehr auf die Wahrſcheinlichkeit zu ſehen wäre: So werde ich hingegen fragen, ob ſinnreiche Gedanken nicht auch Wahrheit haben können; und ob ein gemeiner Gedanke nicht auch mit der Wahrheit übereintreffen muß, da er die Sachen ſo vorſtellen ſoll, wie ſie wirklich ſind? Ich kann alſo in dieſer Verwirrung nicht das geringſte einſehen.

Wir wollen deswegen nur forteilen, daß wir zum Erhabenen kommen. Der Verfaſſer giebt erſtlich davon eine Erklärung, die ſeinen Urſprung zugleich zeiget.

zeiget. **Es soll aus dem Witze, oder deutlicher zu reden, aus der Verbindung des Sinnreichen und des Scharfsinnigen entstehen, davon beydes die höchste Vollkommenheit hat.** Hernach erinnert er nochmals, daß Longin allein von diesen erhabenen Gedanken geredet habe, nicht aber von der hohen Schreibart, und tadelt den Thomasius und den Herrn Heineccius, welche das Gegentheil geglaubt haben. Ich muß hierbey zweyerley erinnern; erstlich, daß mir diese Beschreibung des Erhabenen noch keine Deutlichkeit gewähret. Denn ich weis noch nicht, was das Scharfsinnige ist, als welches der Verfasser ganz unzulänglich erkläret hat, und eben so wenig bin ich auch belehret, worinnen die höchste Vollkommenheit des Sinnreichen und des Scharfsinnigen bestehet. Ja ich muß noch zweifeln, ob in allen erhabenen Gedanken, die Longin anführet, auch das Sinnreiche zu finden sey, z. E. in der Stelle aus dem Homer, worinnen Ajax spricht: O Vater Jupiter! Errette doch die Griechen von der Finsterniß, und laß es helle werden, damit wir nur sehen können, und alsdann magst du uns am Tage umbringen. Wo ist hier nach der oben angeführten Beschreibung etwas sinnreiches? Also werde ich aus dieser Beschreibung des Erhabenen nicht gelehrter, als aus dem ganzen Werke des Longin. Fürs zweyte, wollte ich erinnern, daß der Herr Verfasser wohl gethan haben würde, wenn er aus Longins Schrift selbst einige Stellen angeführet hätte, aus welchen man beweisen könnte, daß er nicht von der Schreibart zugleich handelte, sondern nur von den Gedanken redete. Das 16. Ca-

pitel handelt von den Figuren, davon viele mit zu der Schreibart gehören, das 18. von Fragen und Antworten, das 19. von der Weglaſſung der Verbindungswörter, das 24. von Verwechſelung der Zahlen der Namen, das 25. 26. 27. von Verwechſelung der Zeiten und Perſonen. Gehöret denn dieſes zu den Gedanken an und für ſich ſelbſt, oder vielmehr zu der Schreibart? Man kann alſo in der That noch zweifeln, ob Longin nur von dem Erhabenen in Gedanken redet. Nachdem nun der Verfaſſer dieſe Erklärung vom Erhabenen gegeben hat: So bemüht er ſich ihre Uebereinſtimmung mit Longins Beſchreibung zu zeigen. Longin ſpricht an einer gewiſſen Stelle: **Dasjenige iſt in der That erhaben, was viel Nachdenken verurſachet, welches wir ſchwerlich, oder vielmehr unmöglich beſſer geben können, ja welches feſt im Gedächtniße bleibet, und mit Mühe vergeſſen wird.** Weil das Erhabene nachdenklich ſeyn ſoll: So ſchließt der Verfaſſer, daß es ſinnreiche und ſcharfſinnige Gedanken ſeyn müſſen; und weil es unmöglich beſſer gegeben werden kann, daß es höchſt vollkommene Gedanken ſeyn müſſen. Es iſt wohl wahr, daß ein ſinnreicher und ſcharfſinniger Gedanke dem Leſer oder Zuhörer vieles nachzudenken überlaſſen kann: Wiewohl dieſes auch keine nothwendige Eigenſchaft von allem ſeyn darf, was ſinnreich und ſcharfſinnig iſt. Hingegen ſehe ich nicht wie dieſer Satz auch umgekehrt noch wahr bleibt, daß alles, was vieles Nachdenken verurſachet, ſinnreich und ſcharfſinnig ſeyn muß. Indeſſen glaube ich, daß man aus den Worten Longins noch leich-

ter

ter den wahren Begriff vom Erhabenen herauswickeln könnte, als aus der Erklärung, die unser Verfasser hier gegeben hat.

Es folgen nun in diesem Werke die Erklärungen der viererley schlechten Gedanken, die der Verfasser den guten entgegen setzet, nemlich, die niederträchtigen, die kindischen, die frostigen, und die schwülstigen, von welchen er viele Beyspiele aus verschiedenen deutschen Dichtern, und Rednern, anführet. Zuletzt aber redet er noch kürzlich von den fünf Mitteln, welche nach Longins Vorschlage zum Erhabenen führen können. Das erste ist, eine angebohrne Hoheit im Denken, welche der Verfasser darinnen suchet, daß man etliche Einfälle glücklich waget, und welche doch, meines Erachtens, Longin in etwas ganz anderem gesucht haben muß, nemlich in den edlen Neigungen, in den tugendhaften Empfindungen, und mit einem Worte in den wahren Vollkommenheiten eines Geistes, den man groß und erhaben nennet; wie sich solches aus dem 9. Capitel seines Werkes nicht undeutlich schließen läßt. Das zweyte Mittel ist eine heftige Leidenschaft, oder eine Begeisterung; das dritte, die Geschicklichkeit, seine Gedanken in gewisse Figuren einzukleiden; das vierte, die geschickte Wahl der Wörter; das fünfte, die geschickte Zusammensetzung der Wörter und aller Theile der ganzen Rede. Der Verfasser thut hier weiter nichts, als daß er dasjenige kurz zusammenfasset, was Longin davon weitläuftig geschrieben, und daß er es überall mit deutschen Exempeln erläutert. Ich habe also nicht nöthig, mich dabey länger aufzuhalten, und es ist genug, daß ich es angezeiget habe.

Endlich

Endlich muß ich dieſen Auszug beſchließen, welcher wider Vermuthen etwas weitläuftig gerathen iſt, und nur dieſes nochmals erinnern, was ich ſchon oben geſagt habe. Man iſt den Bemühungen unſers Verfaſſers den größten Dank ſchuldig. Seine Ueberſetzung verdienet nicht nur das Lob einer geſchickten Ueberſetzung, welches ihr auch diejenigen kleinen Fehler nicht nehmen können, die wir oben daran bemerket haben: Sondern ſie verſpricht auch einen großen Nutzen; weil ſie nicht wenig zur Verbeſſerung und Ausbreitung des guten Geſchmacks in der Redekunſt und Dichtkunſt beytragen kann. Seine angehängte Abhandlung iſt zwar mehr ein Zeugniß ſeines guten Willens und ſeines Eifers für die Verbeſſerung des Geſchmackes, als ein Zeugniß von der Einſicht und Geſchicklichkeit, welche bey Unterſuchung und Einrichtung etwas ſchwerer Begriffe nöthig iſt: Allein dieſes verhindert uns doch nicht, dem Verfaſſer vielen Dank zu wiſſen. Man muß bedenken, daß es nichts leichtes iſt, aus dem Werke Longins einen deutlichen, genauen und richtigen Begriff vom Erhabenen herauszuwickeln. Vielleicht wird uns die Geſchicklichkeit des Herrn Bodmers dasjenige erſetzen, was dieſer Abhandlung mangelt: Wenn er ſeine Beurtheilung des Longins der gelehrten Welt nur nicht länger misgönnen will, die auf eine erwünſchte Erfüllung ſeines Verſprechens ſchon längſt gehoffet hat.

VI.

VI.

Franz Hedelin, Abtes von Aubignac, gründlicher Unterricht von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, aus dem Französischen übersetzt durch Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr. Hamburg, bey Conrad König, 1737. in 8.

So schwer es in allen Zeiten gehalten hat, ehe die Dichtkunst in Deutschland empor kommen können: So schwer ist es besonders der theatralischen geworden, ehe sie bey uns Liebhaber gefunden hat. Denn ob es gleich niemals an geschickten Leuten gefehlet hat, welche sich es haben angelegen seyn laßen, die alten Dichter in unsrer Sprache nachzuahmen: So sind doch ihre Arbeiten des Beyfalls nicht gewürdiget worden, den sie verdienet hatten. Dieses schreckte die meisten ab, ihnen nachzufolgen. Hierbey wurden nun die gröfsern und besonders die theatralischen Gedichte gar vergessen; Und es ist daher nicht zu verwundern, daß wir von den letztern so gar wenig deutsche Muster haben, welche des Ansehens würdig wären. Denn da in ganz Deutschland nur eine vernünftige Schaubühne anzutreffen ist, welche noch dazu durch viele Verfolgungen an ihrem Fortgange gehindert wird: So haben es die meisten für etwas vergebliches angesehen, ihre Kräfte hierinnen zu versuchen.

Diesem Uebel hinfort abzuhelfen, und unsern Deutschen einen vollkommenen Begriff von der vernünf-

künftigen Einrichtung des Theaters beyzubringen, hat sich der Herr von Steinwehr entschlossen, gegenwärtigen Unterricht in unsre Sprache zu übersetzen. Wieviel ihm unsre Landesleute verbunden seyn müssen, das ist daraus abzunehmen, weil er das vollkommenste Buch dazu erwählet hat. Kein Land und keine Sprache können ein Werk aufweisen, welches von dieser Art der Dichtkunst so lebhaft, so ordentlich und so gründlich geschrieben wäre. Der Abt von Aubignac trägt die besten Regeln, welche die Weltweisen gegeben, und die Alten so sorgfältig beobachtet haben, nicht allein in ihrer Ordnung vor; sondern erweist auch ihre Nothwendigkeit, aus der Natur der Schaubühne und aus der Vernunft. Doch läßt er hierbey den Neuern auch ihr Recht wiederfahren. Wo der berühmte Corneille und andre Franzosen sich als Meister erwiesen haben, da hat er ihnen das gebührende Lob nicht versagt. Wo sie aber wieder die Natur verstoßen, da hat ihnen seine geschickte Feder ihre Fehler so artig zu verweisen gewußt, daß sie sich glücklich schätzen müssen, von diesem großen Manne beurtheilet worden zu seyn.

Alle diese Schönheiten, welche der Abt in seinem Buche durch und durch angebracht, hat der Herr Uebersetzer so geschickt mit deutschen Worten auszusprechen gewußt, daß ihnen nicht das geringste von ihrer Deutlichkeit und Anmuth abgegangen ist. Wer unsre Sprache etwas genauer kennt, der wird dieses bald anmerken, und mit uns eine gemeinschaftliche Freude empfinden, daß dieses Buch in die Hände eines so geschickten Mannes gerathen ist.

Es

Es mußte auch so seyn, wenn es Nutzen schaffen sollte. Denn, weil von den meisten Deutschen nichts leicht so sehr gehasset wird, als eine vernünftige Schaubühne: So mußte ihnen das Gegentheil in solchen Worten erkläret werden, welche die Ohren kützeln und durch ihren annehmlichen Klang nach und nach so viel Geduld in ihnen erwecken, daß die Vernunft in den Stand kömmt, den Sachen weiter nachzudenken.

Wir finden in dieser Uebersetzung noch mehr, als in den französischen Ausgaben. Denn das sechste Capitel des vierten Buches, von geistlichen Stücken, welches der Herr Abt noch in seinem Alter ausgearbeitet hat, ist von dem Herrn Uebersetzer daselbst eingerückt worden. Um nun unsre Leser destomehr anzureizen, dieses vortreffliche Werk selbst genauer anzusehen, so glauben wir, es werde nicht undienlich seyn, wenn wir einen kurzen Begriff desselben hier beyfügen.

Das ganze Werk ist in vier Bücher abgetheilet. In dem ersten erweist der Herr Verfasser die Nothwendigkeit der Schauspiele in der Republik auf das gründlichste, und zeiget das Ansehen, welches sie bey den Alten und Neuern erhalten hat. Hierauf eröffnet er seine Absicht, und sagt, daß er diejenigen Anmerkungen, welche er vernünftig und gegründet befunden, seinen Lesern mittheilen wolle. Dann erklärt er seine Meynung von der Anwendung und Ausübung der theatralischen Regeln, und beantwortet fünf Einwürfe, welche man den Lehrsätzen der Alten entgegen stellt. Nach diesem giebt er jungen Leuten, welche sich an die Schauspielkunst wagen wollen,

wollen, den Rath, ihr Heil ja nicht eher zu versuchen, als bis sie die vornehmsten Lehrer und alle noch übrige Gedichte von dieser Art der Griechen und Römer nebst ihren Scholiasten fleißig und mit Nachdenken gelesen haben. Ferner handelt er von den Zuschauern, von der Vermischung der Vorstellung mit der theatralischen Handlung, von den Auszierungen der Schaubühne und andern zur Aufführung nöthigen Stücken.

In dem andern Buche sagt der Abt erstlich von der Materie der Schauspiele, daß der Poet nur diejenige erwählen müsse, wo er sonderbare Zwischenbegebenheiten, heftige Affecten, oder beydes zusammen, den Regeln gemäß und so anbringen kann, daß es den Sitten der Zuschauer nicht zuwider laufe. Da nun kein Stück in der Historie oder Fabel anzutreffen ist, welches sich diesen Regeln unterwerfen läßt: So müssen die Sachen nur so vorgestellet werden, wie sie haben geschehen können, und die Wahrscheinlichkeit muß allein dasjenige seyn, worauf der Dichter zu sehen hat. Diese erfordert daß das Stück nur eine Haupthandlung habe, dahin alles, was geredet und gethan wird, hinausläuft. Ferner muß das Stück so zusammenhängen, daß von Anfang bis zu Ende, die Personen, so an der Verwirrung Theil haben, allemal beschäfftiget seyn, und keine Veränderungen ohne dringende Ursachen geschehen. Er erinnert hierbey, daß das Episodium, oder die zweyte Geschichte, der Hauptmaterie allemal unterworfen und mit ihr aufs genaueste verbunden seyn müsse; daß das Theater in dem ganzen Stücke nur einen Ort vorstellen und dieses nicht länger dauren

ſolle als es die vernünftige Geduld der Zuſchauer zuläßt. Ferner muß auch die Zeit, welche erfordert wird, das zu thun, was der Poet vorſtellt, nicht länger ſeyn, als es wahrſcheinlich iſt, daß Perſonen immer in Bewegung ſeyn können. Weil alles zuſammenhängen ſoll: So müſſen auch die Zwiſchenbegebenheiten geſchickt vorbereitet werden. Nicht, daß ſie der Zuſchauer vorher ſehe, weil alles unerwartet ſeyn muß; ſondern daß er ihre Urſache in dem Vorhergehenden finde. Dieſes iſt beſonders bey der Auflöſung des Knotens zu merken, weil hier alle Begebenheiten zuſammenlaufen müſſen, wenn das Stück einen vernünftigen Schluß erlangen ſoll. Dieſem folgt eine Abhandlung von der Tragicomödie.

In dem dritten Buche handelt der Abt erſtlich von den Theilen, welche Ariſtoteles einem Stücke zuſchreibet, wovon uns noch das Epiſodium oder Zwiſchenſpiel übrig iſt, und unſere Tragödie ausmachet. Dieſes beurtheilet er nach den Regeln dieſes Weltweiſen, und betrachtet alsdann die ſpielenden Perſonen der Alten; die Chöre; die Aufzüge, derer in einem Stücke fünfe ſeyn ſollen; die Zwiſchenzeit der Aufzüge, darinnen alles geſchehen muß, was auf der Schaubühne nicht kann und darf vorgeſtellet werden; die Scenen, welche hier dasjenige Stück eines Aufzugs bedeuten, das, durch die Veränderung der ſpielenden Perſonen, eine Veränderung auf der Schaubühne ſelbſt macht; die Monologen, oder Reden einer einzeln Perſon; die Aparte, oder Reden die man gleichſam mit ſich ſelbſt, doch in Gegenwart eines andern hält, der ſie nicht hören ſoll. Endlich auch die Stanzen, oder Verſe von einem andern Sylbenmaaße.

In dem vierten Buche erinnert der Abt was ein Dichter, bey der Einrichtung der spielenden Personen und dem Ausdrucke seiner Gedanken durch Worte, zu merken habe. Dieses letztere führet ihn auf sechs andere Betrachtungen, worinnen er die Erzählungen, Berathschlagungen, lehrreiche, geistliche, pathetische Reden und die Figuren gründlich untersuchet; und ihren rechten Gebrauch und Misbrauch anzeiget. Hierzu kömmt noch eine Abhandlung von den sichtbaren Vorstellungen der Schaubühne. Dem ganzen Werke macht endlich eine Zergliederung der ersten Tragödie des Sophokles, Ajax, nach denen Hauptregeln, so in diesem Buche gegeben worden sind, den Schluß.

Wir sind dem Herrn von Steinwehr besondern Dank schuldig, daß er sich die Mühe genommen, dieses herrliche Buch so mühsam und so angenehm zu übersetzen. Er hat unsern Landsleuten alle Vorwürfe benommen, welche sie wider ein vernünftig eingerichtetes Schauspiel machen können. Er hat sie in den Stand gesetzet, mit eigenen Augen diese Wahrheiten einzusehen und das Vorurtheil abzulegen, durch dessen Verführung sie ein wahrhaftig gutes Stück nur für ein Werk eigensinniger Köpfe ansehen, welche dem Volke kein Vergnügen gönnen wollen. Wir wünschen hierbey, daß dieses Buch den verdienten Eindruck bey allen Lesern finden möge. Denn so werden sie endlich erkennen lernen, daß es eine Schande sey, von einer leichtsinnigen Nation an Großmuth und Ernsthaftigkeit übertroffen zu werden.

VII.

VII.

Underricht der Hoch Teutſchen Spraach:

Grammatica ſeu Inſtitutio verae germanicae linguae, in qua Etymologia, Syntaxis & reliquae partes omnes ſuo ordine breuiter tractantur. In vſum iuuentutis maxime gallicae, ante annos aliquot conſcripta, nunc autem quorundam inſtinctu in lucem edita, plerisque vicinis nationibus, non minus vtilis, quam neceſſaria. Cum D. Ioan. Sturmii ſententia de cognitione & exercitatione linguarum noſtri ſaeculi. *Alberto Oelingero*, Argent. Notario publico, Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot. 1574.

8. 14 Bogen.

Dieſes Buch iſt wohl eine von unſern allerälteſten Sprachlehren, wo es nicht vielleicht gar die erſte iſt, die man in den Druck gegeben hat. Diejenigen, welche **Ickelſamer** und **Oſtrofrank** verfertiget haben, deren **Schottel** in ſeiner Sprachkunſt gedenket, mögen wohl älter ſeyn; ob ſie aber auch die hochdeutſche Sprache zum Endzwecke haben, das können wir nicht ſagen, weil ſie uns noch nicht zu Geſichte gekommen ſind. Wenn wir dem Verfaſſer glauben wollen: So iſt ſeine Sprach-

kunſt allerdings die erſte, welche man in Deutſchland geſehen hat. Dieß hat uns denn auch bewogen, derſelbigen in unſern Beyträgen Erwähnung zu thun. Wir wollten wünſchen, daß wir von ihrem Verfertiger etwas Nachricht geben könnten, und unſere Leſer ihn nicht nur dem bloßen Namen nach kennen lernten. Allein wir ſind dazu nicht im Stande.

In der Zuſchrift, die er an den damals regierenden Herzog von Lothringen gerichtet hat, ſaget er, daß er vor fünf Jahren einige franzöſiſche Edelleute in der deutſchen Sprache zu unterrichten bekommen hätte. Weil er nun ſeinen Schülern die Erlernung derſelben gern leichter machen wollen: So habe er ſich in den Buchläden umgeſehen, ob er nicht irgend eine deutſche Grammatik antreffen könne. Allein er habe wider Vermuthen keine gefunden. Ja viele Leute haben ihn verſichert, ſie zweifelten, daß die deutſche Sprache, wegen ihrer großen Schwierigkeit, in gewiſſe grammatiſche Regeln könne gebracht werden. Wenn alſo eine Sprachkunſt in unſerer Sprache ans Licht getreten: So ſey ſie doch von der wahren deutſchen Mundart ſo weit entfernet, als das Doriſche von dem Joniſchen. Hieraus habe er nun leicht abnehmen können, wie beſchwerlich das Amt eines Lehrers in unſerer Sprache ſeyn werde, da man nicht einmal Bücher habe, aus welchen man die erſten Gründe von Erlernung derſelben nehmen könne. Nun wiſſe man aber, daß man eine fremde Sprache nicht beſſer lerne, als wenn man gleich anfangs die Regeln derſelben ſich bekannt mache. Durch die tägliche Uebung oder das fleißige Leſen werde gewiß niemand ſo viel faſ-

ſen,

ſen, daß er alles, was er höret und lieſt, beurtheilen und das Richtige von dem Unrichtigen entſcheiden könne, wenn ihm nicht die Sprachkunſt ſchon vorher ein Licht darinnen gegeben. Alſo werde auch in der deutſchen Sprache niemand ſo ſicher fortkommen, als wohl geſchehen würde, wenn er die Grammatik zu ſeiner Führerinn hätte, und ihr auf dem Fuße nachfolgte. Da er nun dieſer Sache ein wenig nachgedacht: So hat er dafür gehalten, er werde nicht allein ſeine Schüler mit gröſſerm Nutzen unterrichten, ſondern auch Ruhm verdienen, wenn er aus ſeinem eigenen Kopfe etwas aufſetzte, welches die Erlernung der deutſchen Sprache leichter und angenehmer machte. Er hat ſich alſo ſeinen ernſthaften Verrichtungen etwas entzogen, und dieſe Zeit auf die Bemühung gewendet, das Deutſche in gewiſſe Regeln zu verfaſſen, und ſeiner Mutterſprache nach Vermögen aufzuhelfen.

Ungeachtet er nun wohl vorhergeſehen, daß einige dieſe Arbeit für eine Kleinigkeit halten, und ſeinen Fleiß verachten würden: So hat er ſich dadurch doch nicht abſchrecken laſſen; weil er überzeugt geweſen, daß ſein Unternehmen nicht unnütz ſeyn könne. Denn es wird wohl niemand zweifeln, daß die angrenzenden Völker, als Polen, Böhmen, Ungarn, Italiener, Franzoſen, Engelländer, Dänen, u. a. theils wegen des Handels und Wandels mit uns, theils wegen vieler wichtigen Sachen, die in Deutſchland vorgefallen und in unſerer Sprache beſchrieben ſind, nicht die Erkänntniß des Deutſchen ſollten nöthig haben. Sie ſchicken ja ihre Bedienten und Kinder zu uns, oder geben dieſen deutſche Dollmetſcher,

metſcher, von welchen ſie hernachmals das Deutſche erlernen.

Es iſt nichts ungewöhnliches, daß uns die Ausländer eine Verachtung und Nachläßigkeit bey unſerer Mutterſprache vorwerfen; und da wir uns um die Regeln und Grundſätze faſt aller auswärtigen Sprachen bekümmert, unſere eigene aber dabey hindangeſetzt haben: So ſchreiben ſie es dem rauhen und ungeſchlachten Weſen derſelben zu, daß man ſie in keine Ordnung bringen wolle. Allein der Verfaſſer will dieſes nicht zugeben, und ſagt, es rühre dieſer Vorwurf aus einem ſchmähſüchtigen Gemüthe her. Die deutſche Sprache ſey ſo wohl, als die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche, aus ſich ſelbſt entſproſſen, und könne für ſich ſelbſt beſtehen; daher ſie denn eben ſo leicht, als irgend eine andere, in eine gewiſſe Verfaſſung zu bringen ſey. Er hoffet auch, daß ſolches ein jeder aus dieſem Unterrichte leichtlich ſehen werde. Sollte er es aller Orten nicht ſo getroffen haben, als es wohl zu wünſchen wäre: So wird ihm das zu ſtatten kommen, daß ſeine Arbeit damals neu und ungewöhnlich geweſen. Denn eine erſt erfundene Sache iſt nicht auch gleich vollkommen, ſondern wird nach und nach verbeſſert, und immer mehr ausgeputzt. Er hat ſeinen kurzen Begriff von unſerer Sprache deswegen herausgegeben, damit alle diejenigen, welche ſich der Reinigkeit des Deutſchen befleißigen, eine Anleitung hätten, wornach ſie ſich im gemeinen Reden deſto leichter richten könnten.

Sturms Vorrede vor dieſem Buche iſt ein kurzer Brief an den Secretär der Krone Polen, Con-

rad

rad Preslausky, und gehört weiter nicht zu unsern Absichten, als daß er darinnen meldet, gegenwärtige Grammatik sey seines Wissens die erste, die von der deutschen Sprache bey uns herausgekommen.

Die Sprachkunst an sich selbst ist nach damaliger Art durchgängig lateinisch geschrieben, ausser was die Exempel betrifft. Sie ist auch weder in Bücher noch Capitel abgetheilet, sondern wo eine neue Materie angeht, da ist solches schlechtweg drüber gesetzt worden. Im Anfange wird erstlich von den Buchstaben gehandelt, und dabey angemerkt, daß wir acht Selbstlauter hätten, nämlich **a e i o u ů w y** von welchen aber **i u** und **w** zuweilen auch Mitlauter würden. Zwiefach lautende in unserer Sprache sind bey ihm eigentliche und uneigentliche. Die eigentlichen sind **å ô ue** oder **uo**, **eů** oder **ů**, **ai** oder **ay**, **ei** oder **ey**, **au** oder **aw**, **eu** oder **ew**. Uneigentliche sind **aa, ee, oo, ie, ye, oi, oy, ou** oder **ow, ůw**. Von dreyfach lautenden hat er zwey eigentliche **åu** oder **åw**, **ôu** oder **ôw** und fünf uneigentliche **auw, euw, uew, ůew, åi.** Die vierfach lautenden sind alle uneigentlich und nur zwey als **åuw, ôuw.** Darauf redet er von der Aussprache eines jeden Buchstabens, und zeiget solche gemeiniglich in der Gleichheit mit französischen Wörtern. Es hat uns dasjenige darunter merkwürdig geschienen, was er bey dem **d** anführet, daß nemlich die alten Deutschen an gewissen Oertern **dh** und **deh** an statt **t** geschrieben; daher man noch oft in alten Büchern und Schriften **dhein, dehein, dheinerley** für **kein, keinerley** finde, welches auch noch damals von einigen be-

liebt worden. Nach diesem setzet er einige Anmerkungen von den Selbstlautern, zwiefachlautenden und mitlautenden Buchstaben, welchen einige Verkürzungszeichen folgen, die damals in den Buchdruckereyen noch gewöhnlich gewesen sind.

Nachdem er also von den Buchstaben genug gesagt zu haben meynt: So kömmt er auf die Theile der Rede, deren er achte macht, wie bey den Griechen, doch so, daß er die Zwischenwörter mit unter die Nebenwörter rechnet. Diese acht Theile sondert er in wandelbare und unwandelbare ab. Bey den wandelbaren muß man auf die Veränderung der Fälle und der Zahlen (numerorum) sehen. Jene sind fünfe; denn statt des Nehmefalls saget er, brauchen wir allezeit den Gebefall, in welcher Meynung ihm viele andere von unsern Sprachlehrern nachgefolget sind. Er nimmt darauf den ersten Theil der Rede, nemlich den Artikel, vor sich, und zwar ganz kurz, indem er gleich auf das Nennwort kömmt und zuerst von dem beystädigen (adiectiuo) handelt. Dieses ist bey ihm dreyerley 1) das den Artikel hat (articulatum) 2) das den Artikel nicht hat (inarticulatum) 3) das frey für sich steht (absolutum). Von denen, die den Artikel haben, saget er, daß sie sich in dem untersten Grade auf ein **e**, in dem mittlern auf ein **re**, das zu dem untersten hinzugesetzt worden, und in dem obersten auf ein **ste** durch alle Geschlechter endigen, als der gelehrte Mann, die gelehrte Frau, das gelehrte Mensch, der gelehrtere, die gelehrtere, das gelehrtere, der gelehrteste u. s. w. Doch hat er hier eine Ausnahme, vermöge welcher die zweysylbigten **Adjectiva**, die einen veränderlichen

chen Selbstlauter oder zwiefachlautenden Buchstaben, als **a**, **o**, **u** haben, auch, ausser obgedachter Endung, noch ihren Buchstaben ändern, als der lange, der längere, der längste. Diejenigen, die keinen Artikel haben, welchen entweder ein, mein, kein, sein, unser, euer, vorgesetzt, oder bey welchen es darunter zu verstehen ist, machen ihren untersten, mittlern, und obersten Grad von denen, die den Artikel haben, wenn sie zu dem männlichen Geschlechte **r** zu dem unbenamten **s** setzen, das weibliche aber bleibt, wie es ist. Z. E. frommer Mann, fromme Frau, frommes Thier, frömmerer Mann u. s. w. Diejenigen aber, welche sich in dem untersten Grade auf ein **rer**, **re** und **res** endigen, machen den mittlern Grad nicht vorgeschriebener Maßen, sondern umschreiben ihn durch das vorgesetzte Wort **noch** oder **mehr**, z. E. ein finsterer Himmel, ein noch finsterer Himmel u. d. gl. es wäre denn, daß sie einen veränderlichen Selbstlauter hätten. In dem Falle veränderten sie solchen nur, und machten also ihren mittlern und obersten Grad, z. E. ein sauberer, ein säuberer, der säuberste u. s. w. Die Adjectiva, die frey für sich stehen, * und weder einen Artikel, noch sonst einen Zusatz, sondern bloß ein Zeitwort vor sich haben, formiren ihre Grade von denen, die einen Artikel haben, wenn sie das hinterste **e** wegwerfen, und zu dem obersten Grade entweder die Wörter fast, gar, sehr ꝛc. oder hinten

* Man pflegt sonst diese Art unter die Adverbia zu rechnen, wie im Lateinischen, gut, bene, hübsch pulchre &c.

noch ein n mit vorhergehenden zum setzen, als er ist hübsch, hübscher, sehr hübsch oder zum hübschesten. Man sieht, daß unser Verfasser in dieser Vorstellung sehr sorgfältig gewesen ist, und keinen Fleiß gesparet hat, alles deutlich aus einander zu setzen. Darauf handelt er von den unregelmäßigen Beywörtern. Weil er aber hierbey nichts besonders saget, das nicht hernach in den andern Sprachkünsten gleichfalls vorkömmt: So wollen wir uns dabey nicht aufhalten.

Von den selbständigen Nennwörtern hat er auch nicht viel merkwürdiges. In Bestimmung ihrer Geschlechter aber ist er sehr sorgfältig, sie alle unter gewisse Regeln zu bringen. Männliches Geschlechts sollen also seyn, die Namen der Männer, der männlichen Aemter, der Berge, der Oerter, der Monate, der Tage, der Jahrszeiten, der Steine, der Winde, der Münzen, der himmlischen Dinge, der vierfüßigen Thiere, der Vögel, der Fische, der Getränke. Doch ist diese Regel so genau nicht, daß nicht die ausgenommenen Wörter bey vielen mehr seyn sollten, als die, so die Regel bestätigen. Es kommen unter den beygefügten Exempeln einige Wörter vor, die wir den Liebhabern des alten Deutschen nicht vorenthalten wollen. Als, er nennt den Dienstag, den **Zinstag** oder **Aftermontag** und bey den Bayern soll er der Erichstag heissen. Der Donnerstag soll auch der **Donderstag** oder **Donstag** geschrieben, und von den Bayern der **Pfingsttag** genennt werden. So heißt auch der Christmonat der **Wolfmonat**, und der Frühling der **Glenz** oder **Lenz**. Die andere Regel von dem

männ-

männlichen Geschlechte ist ausser allem Zweifel, denn sie betrifft die erste Endung von den Adjectivis. Die dritte heißt: Die Wörter in **od, ing, ain, em, eim, aum, om, aun, aln, ls, aſt, eg, otz, utz** und einige andere, wenige davon ausgenommen, sind männliches Geschlechts.

Von dem weiblichen Geschlechte hat er folgende Regeln. Die Namen der Weiber, weiblichen Aemter, der Bäume, der Früchte, der Tugenden der Flüße sind gemeiniglich weibliches Geschlechts. 2. Die andere Endung von den Beywörtern. 3. Die Wörter, die sich auf ein lang e endigen und bey den Lateinern auf ein tas oder tudo ausgehen, wie auch die in **ud, ung, und, ind, ag ey eit, aut, eut, acht, ucht, ion, aſt, uſt, unſt, rt, ult,** und **i** oder **y** mit vorhergehendem Mitlauter.

Von dem unbenamten Geschlechte giebt er diese Regeln, 1) die Namen der Landschaften, Städte, Dörfer, Flecken, Metallen, Sachen, die eine Vielheit bedeuten, und die Verkleinerungswörter sind unbenamtes Geschlechts. 2) Die Namen der Buchstaben, Sylben und was τεχνικῶς d. i. materialiter genommen wird. 3) Die dritte Endung von den Adiectivis. 4) Die Namen, so sich auf **et, ee, echt, end, ment, och, bt, pt, umb**, endigen und welche die mehrere Zahl von der einzeln durch Hinzusetzung der Sylbe **er** machen.

Ein zweifelhaftes Geschlecht haben fast alle Wörter in **niß**, als die und das Gedächtniß, Geheimniß u. a. Er führet dabey auch noch viele andere von zweifelhaftem Geschlechte an. Von den zusammengesetzten Wörtern sagt er, sie nehmen das Geschlecht

des

des hinterſten und nicht des vorhergehenden Worts an; welche aber das unzertrennliche Vorwort, **ge** haben, ſind gemeiniglich unbenamtes Geſchlechts, als das Gemach, das Geding u. ſ. f.

Wörter, die aus dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen herkommen, behalten gemeiniglich ihr Geſchlecht. Wie unvollkommen und ungewiß alle dieſe Regeln noch ſind, wollen wir unſern Leſern eben nicht weitläuftig anzeigen. Sie werden ſolches ſelbſt ſchon geſehen haben. Uns fällt gleich ein, daß der Verfaſſer unter andern die Endungen **auch** und **all** ausgelaßen, die er unter die, ſo männliches Geſchlechts ſind, rechnen können, wie die Exempel beweiſen, der Bauch, Schlauch, Rauch, Gebrauch, der Ball, Fall, Hall, Knall, Schall, Stall, Wall u. ſ. f.

Abwandelungen (Declinationes) der Nennwörter macht er drey. Die erſte iſt, welche die Abfälle in der mehrern Zahl von dem Nennfalle der einzelnen Zahl durch hinzu geſetztes **n** oder **en** macht, als der Herr, die Herren. Die Wörter in dieſer Abwandlung ſind entweder beyſtändige oder ſelbſtſtändige. Die ſelbſtändigen männliches Geſchlechts haben die Abfälle in der einzelnen und mehrern Zahl gleich, und zwar auf ein **n**, die Nenn- und Rufendung ausgenommen. Wenn aber die Zeugendung bloß für ſich ſteht, ſo ſoll ſie auſſer dem **n** auch noch ein **s** haben, als des Knabens. * Die Wörter von weibli-

* Man höret dieſes noch itzo im gemeinen Reden ſehr häufig, wiewohl man es in guten Schriften nicht gern mehr brauchet.

weiblichem Geschlechte gehen eben so, ausser daß die Klagendung der Nennendung gleich ist; wovon doch aber viele ausgenommen werden. Die von unbenamten Geschlechte werden in der einzelnen Zahl nicht decliniret, ausser daß die Zeugendung ein s bekömmt. Die beyständigen gehen eben so, nur daß die, so keinen Artikel haben, in der Abänderung die Endungen des Artikels annehmen. Nach dieser Abwandelung sollen alle die beyständigen und die meisten Nennwörter sowohl die Namen der Männer, als Weiber und der Tugenden gehen, wie auch die meisten von weiblichem Geschlechte, so sich auf ein b, g, f, ch, i, y, k, l, m, nn, heit, keit, p, r, z, on, ft, cht, endigen.

Die andere Abwandelung ist, welche die Nennendung der mehrern Zahl von der Nennendung der einzelnen durch das hinzugesetzte r oder re macht, das Kind, die Kinder. Die Wörter in dieser Abwandelung sind entweder männliches, oder unbenamtes Geschlechts, aber niemals weibliches. Die Abfälle in der einzelnen Zahl sind, ausser dem Zeugefalle, der sich in es oder s endiget, gleich. So verhält sichs auch in der mehrern Zahl, ausser daß der Gebefall noch ein n bekömmt, als Schwerdter, den Schwerdtern.

Die dritte Abwandelung ist, welche den Nennfall in der mehrern Zahl mit dem in der einzelnen gleich hat, als der Esel, die Esel. * Diese Abwan-

* Der Verfasser hat auch diejenigen Wörter mit hieher gerechnet, die in der mehrern Zahl heutiges Tages ein e bekommen, als der Brief, die Briefe; weil man

wandelung ist in allen Abfällen gleich, nur daß, wie in der andern, der Zeugefall in der einzelnen Zahl s und der Gebefall in der mehrern Zahl n hat. Aber die Wörter in en und in nach dieser Abwandelung sind durchgängig gleich; ausgenommen, daß der Zeugefall in der einzelnen Zahl von denen, die männliches oder weibliches Geschlechts sind, durch das hinzugesetzte s gemacht wird. Die Wörter weibliches Geschlechts auf ein in, die durchgehends gleich sind, nehmen in der mehrern Zahl gemeiniglich die Partikel alle oder sonst eine dergleichen zum Unterschiede zu sich, als die Erbin, in der mehrern Zahl die Erbin alle: Doch, sagt er, werden diese Wörter in vielen deutschen Ländern nach der ersten Abwandelung gemacht, als die Fürstin, die Fürstinnen, welches auch vielen gefällt. Uns dünket, diese Eintheilung der Abwandelungen ist eben so ungeschickt nicht, doch glauben wir, daß auch noch vieles daran auszusetzen sey, und wir vieles bey seinen Regeln dazu erinnern könnten, wenn wir Lust hätten, scharf mit ihm zu verfahren. Doch bey denen, die in einer Sache die Bahn brechen, muß man nicht alles so genau beurtheilen.

Was er von den ungleichfließenden und mangelhaften Nennwörtern sagt, ist nicht nöthig anzuführen, wie auch das nicht, was er, nach Art der lateinischen Sprachlehren, von den Arten der Nennwörter sagt, da sie theils Denominatiua, theils gentilia, theils patronymica sind. Wenn er darauf von

vor dem dieß e weder schrieb noch aussprach, sondern bloß die Brief sagte.

von den Zahlwörtern redet: So finden wir, daß auch er **zween**, **zwo**, **zwey** hat, welches einige zu unsern Zeiten für eine Grille ausgeben wollen. Wir übergehen die Eintheilung, die er von den Zahlwörtern macht; weil sie in allen lateinischen Sprachlehren eben so vorkommen.

Bey dem Vornennworte haben wir eben nichts gesehen, was angemerkt zu werden verdiente. Er setzt die Vorstellungen von ihren Abänderungen hin, und zeigt darnach, wie sie eingetheilt werden. Die Anmerkungen, die er hier macht, sind zwar ganz gut, aber auch sehr gemein und bekannt. Er zeiget den Unterschied zwischen einigen Wörtern, als zwischen dem Artikel und dem Vornennworte, der, die, das. Jener wird ganz kurz ausgesprochen, und kann mit dem Fürworte zusammen gezogen werden: Dieses aber ist lang und kann nicht zusammengezogen werden. Unter **wer**, **was** und **welcher**, **welche**, **welches** findet er diesen Unterschied, daß **wer** und **was** allezeit fragweise, **welcher** und **welches** aber beziehungs und fragweise gebraucht werde.

Von dem in der Ordnung folgenden Zeitworte saget er, daß es sich mit seiner Eintheilung, Weise, Zahl und Person eben so verhalte, als mit dem lateinischen. Das Geschlecht der deutschen Zeitwörter aber sey dreyerley, nemlich Activum, Neutrum, Commune. Das Activum würde vornehmlich an dem Hülfsworte **haben** erkannt, ohne welches kein wirkendes Zeitwort könne conjugiret werden. Das Neutrum habe das Hülfswort **seyn** zum Kennzeichen. Das Commune sey das, welches bald mit **seyn**, bald mit **haben** gemacht wird. Leidende Zeitwörter haben

ben die Deutſchen nicht, ſondern müſſen ſolche umſchreiben. Zeiten (tempora) macht er ſechs, und thut zu den fünf gewöhnlichen, noch der Griechen Paulo poſt futurum hinzu, welches ich würde heißt. Zeitwandelungen macht er viere, die man, wie die lateiniſchen, an der Vorendſylbe erkennen ſoll. Zu der erſten gehören demnach die im Infinitivo in der Sylbe vor dem Ende ein ei oder ey haben: Zu der andern, die daſelbſt ein in haben; zu der dritten, die daſelbſt ein ie oder au oder å oder e haben; zu der vierten alle übrigen, die ungleichfließenden ausgenommen. Es iſt nicht zu ſagen, was er bey dieſer Eintheilung für Schwierigkeiten gefunden, wie viele Ausnahmen er machen müſſen, und wie wenig gewiſſes und feſtes er dennoch beſtimmen können; weil bald gleichfließende, bald ungleichfließende Zeitwörter in einer Zeitwandelung, ſo wie er ſie beſtimmt hat, vorkommen. Und ob er gleich von einer jeden eine Vorſtellung gemacht: So können doch die wenigſten Wörter darnach conjugiret werden. Ja ſelbſt ſeine Ausnahmen ſind ſo beſchaffen, daß ſie wieder andere Ausnahmen leiden können. So viel Verwirrung herrſcht hier.

Unter den 24. allgemeinen Regeln von den Zeitwörtern kömmt viel brauchbares vor. Wir merken daraus an, daß er in Beſtimmung der Ableitungen vielmals geirret habe, weil er, ſo viel wir ſchließen können, den Infinitivum für das Stammwort gehalten, als wenn er ſagt, das Perfectum welches dem Participio gleich iſt, werde vom Infinitivo gemacht, wenn man entweder nur die Sylbe ge vorſetze, oder in der letzten Sylbe, oder in der vor-

her-

hergehenden etwas verändere, und das Hülfswort **habe** oder **bin** beyfüge. Was man aber, und worinn man, und wie man etwas verändern müſſe, das hat er nicht anzeigen können. Von den Participiis des Praeteriti in den lateiniſchen oder andern fremden Wörtern, wie auch in denen die von einem **g** oder **k** anfangen, ſaget er, daß die Sylbe **ge** bey ihnen bald vorgeſetzt, bald weggelaſſen werde, als **veriren**, er iſt geveriert, er iſt veriert, er iſt gekommen, er iſt kommen. Die Perfecta in denen Zeitwörtern, die mit einem unzertrennlichem Fürworte zuſammen gefüget ſind, haben den Zuſatz der Sylbe **ge** nicht. Die mit einem zertrennlichen Verworte zuſammengeſetzten Zeitwörter aber behalten dieß **ge**, doch ſo, daß es zwiſchen inne nach der Partikel zu ſtehen kömmt, wovon doch einige ausgenommen werden.

Unperſönliche Zeitwörter bey den Deutſchen ſind zweyerley, wirkende und leidende. Die erſtern kennt man gemeiniglich am **es**; als, es geſchieht: Und die andern haben **man**; als, man ſagt. Doch giebt es auch deren einige, die das **es** führen, als, es wird geredt, für, man redt. Es ſind aber zuweilen im Deutſchen die Wörter unperſönlich, die im lateiniſchen perſönlich ſind, und ſo umgekehrt. Wir haben auch einige, die zugleich perſönlich und unperſönlich ſind, als miror, ich verwundere mich, es verwundert mich, gaudeo ich freue mich, es freuet mich u. a. wie denn auch faſt alle perſönliche Zeitwörter unperſönlich ſind, als es liebt ihn jedermann, man liebt jenen.*

* Uns dünkt, daß wir dieſes daher kein unperſönliches Zeitwort nennen könnten, ob es gleich in einer ſol-

Auſſer dieſen hat er auch noch einige wenige ungleichflieſſende Wörter hergeſetzt, die er aber wohl unter ſeine Zeitwandlungen hätte ſchieben können. Unter dey Arten der Zeitwörter hat er Deuerbalia oder Latinalia, das iſt ſolche, die von lateiniſchen Zeitwörtern herkommen und gemeiniglich auf ein iren ausgehen, als diſputiren. Inchoatiua, die bey den Lateinern ein ico, bey den Deutſchen ein le haben, als nigreſco ich ſchwärzle; doch werden ſie vielmals umſchrieben, als ich fange an ſchwarz zu werden: Meditatiua oder Deſideratiua, die ſich im lateiniſchen auf ein rio im Deutſchen auf ein ren endigen, und unperſönlich ſind, als eſurio, es hungert mich: Diminutiua, die bey den Lateinern auf ein lo, bey den Deutſchen auf ein le, ausgehen, als ſorbillo ich ſüpfle, von ſupfen: Denominatiua, die von einem Nennworte hergeleitet werden, als wärmen von warm. Einige davon werden imitatiua genennt; d. i. die eine Nachahmung bedeuten, und im Latein auf ein iſſo bey uns aber in ſieren ausgehen, ciceroniſieren, es dem Cicero nachmachen; zuweilen endigen ſie ſich auf ein len, als bůblen, und auf ein ren, als wäſſeren. Pronominalia, die von einem Vornennworte gemacht werden, als dutzen. Praepoſitionalia, die von einem Vorworte kommen, als nähern. Finitiua, welche eine Endung eines Worts anzeigen, und unperſönlich ſind, als dieſe Flecken auen ſich und die Städte burgen ſich, d. i. die Flecken

chen Wortfügung ſteht, und die Kennzeichen der unperſönlichen Zeitwörter hat. Denn ſonſt müßten es auch alle dritte Perſonen im Lateiniſchen ſeyn.

Flecken gehen auf ein **au**, und die Städte auf **burg** aus.

Die Anmerkungen zu den Zeitwörtern sind nur für die damaligen Zeiten, als z. E. wenn er sagt, des Wohlklanges wegen wird dem Infinitivus zuweilen ein **ge** vorgesetzt, als, wenn es **geseyn** komt, wenn ers **gehaben** möcht. Die Schweizer und einige andere bedienen sich meistentheils des Infinitivi oder **Participii präteriti** an statt der dritten Person der mehrern Zahl des Präsens, als **ihr haben das gesagt**, für habet, ihr **wöllend** das thun an statt **wollt**. Doch ist folgendes darunter nicht zu verwerfen. Wenn die Deutschen etwas ungewisses bezeichnen wollen: So nehmen sie dazu den Conjunctivum mit dem ausgelaßnen Fügworte, als: **Sie sagen, er laufe**, nicht er **läuft**, **ich glaube, er habe schon geschrieben**, nicht er **hat**. Eben so machen sie es auch, wo die Lateiner im Infinitivo Perfecti temporis reden, als Dicunt, eum occidisse Petrum, man sagt, er habe den Peter umgebracht.

Bey dem Mittelworte (participio) führt er an, daß wir nur zwey derselben hätten, als schreibend, geschrieben, und die Lateinischen in rus und dus umschreiben müßten. Die heraufkommenden Nebenwörter theilet er in ihre Classen ein, wie ers auch mit den Vorwörtern macht. Einen Zeugefall haben also diese **hieherwerts, ausserwerts, innerwerts, auswendig, inwendig, unwissend, laut, kraft, vermöge.** Einen Gebefall regieren **gegen, bey, aus, ob, ab, von, ober, mit, hiemit, sammt, näher.** Einen Klagefall bekommen,

um, wider, durch, gen, bis oder biz, unz, sonder. Einen Zeuge- und Gebefall nehmen diese zu sich: Dissеit, hie dissеit, jenseit, inner, innerhalb, oberhalb, hinderhalb, dieserhalb, seither, sint. Einen Gebe- und Klagefall haben neben, vor, für, in, auf, an, unter, zwischen, hinter. Doch bestimmt er nicht, wenn und wo sie einen von diesen Fällen besonders haben, welches er aber weiter unten, in der Wortfügung dieser Wörter, ziemlich ungewiß thut. Die Fügewörter seßet er gleichfalls in ihre Abtheilungen; und nachdem er gesagt, daß wir keine Zwischenwörter haben, sondern solche mit unter die Nebenwörter gehören: So kömt er auf die Wortfügung der deutschen Sprache.

Diese folget, wie er saget, fast in allen der lateinischen, etwas weniges nur ausgenommen. Er zeiget darauf erstlich, wie das Nennwort, hernach das Zeitwort, denn das Mittelwort, ferner das Vornennwort u. s. w. gefügt werde, woraus wir eins und das andere beybringen wollen. Er sagt z. E. wenn wir einen Theil einer Sache begehren oder anzeigen; so reden wir allezeit ohne Artikel, als er kauft Wein, sie reden von Tugenden. Wenn die beyständigen Nennwörter als selbstständige geseßt werden: So bekommen sie gemeiniglich den Zeugefall mit dem ausgelassenen Artikel, als wenig Gelds, mehr Geschäffts. Die Nennwörter, die ein gewisses Maaß der größe anzeigen, erfordern den Zeugefall des Maaßes oder des Raums, als das Buch ist dreyer Finger dick. Die Zeitwörter, so eine Sorge oder Unruhe bedeuten, erfordern einen Zeugefall, als ich sorge meiner Gesundheit; er betrübt sich seines

nes Uebelgehns. Zuweilen bedienen wir uns des Infinitivi an ſtatt des lateiniſchen Gerundii ohne Vorwort, als itzt iſt Zeit weinen, für zu weinen.

Man ſieht leicht, daß man heutiges Tages dieſe Regeln ſchwerlich werde brauchen dürfen. Die übrigen aber ſind ganz gut, doch eben nicht ſonderbar; wie es denn mit der ganzen Wortfügung noch ziemlich mager ausſieht.

Nichts aber iſt dürftiger und elender, als was er von der Proſodie beybringet. Dieſe heißt es, lehrt die Länge und Kürze der Sylben, die Abmeſſungen und die Arten der Verſe. Doch an ſtatt der Verſe pflegen wir in unſerer Sprache verſchiedene Reime, nicht nach Abmeſſung der Füße, ſondern nach der Anzahl der Sylben, zu machen. Von der Länge und Kürze der Sylben aber können wir nichts gewiſſes vorſchreiben, weil in den Reimen oft eine Sylbe kurz iſt, die in ungebundner Rede lang ausgeſprochen wird und umgekehrt. Es iſt auch die Freyheit in unſern Reimen, Buchſtaben zuzuſetzen und auszuſtoßen, ſehr groß. An ſtatt der Scanſion erheben oder ſingen wir die Sylben, da denn drey Sylben, die zugleich hervorgebracht werden, kurz; ſonſt aber lang ſind. Alle dieſe feinen Regeln erläutert er mit ſeinen Exempeln, und ſetzet Beyſpiele von zweyſylbichten, vierſylbichten, fünfſylbichten, achtſylbichten, neunſylbichten und einigen vermiſchten Reimen her. Wer nun hiernach von unſerer Dichtkunſt urtheilen wollte, der würde gewiß nichts vortheilhaftes von ihr ſagen können. Damit aber unſere Leſer ſich einen deutlichern Begriff von dieſen ſchönen Verſen machen mögen: So wollen wir

zum Beſchluße den Beſchluß des ganzen Buchs ſelbſt herſetzen. Er ſteht nach einem Paar lateiniſcher Ehrengedichte auf den Verfaſſer, und iſt ſo beſchaffen.

Beſchluß an den Leſer.

Nun wil ich mein ſchreiben bſchlieſſen,
Das laß dich mein freund nit verdrieſſen,
Und was die kommet auf die ban,
Etwas ſo du nit kundſt verſtan,
Weil nit all Ding ſo klar vnd fein,
Zum anfang auszuſtreichen ſein,
So will ich dier gern ſein bereit,
Dauon zů geben weitern bſcheid,
Vnd dich den weg recht berichten,
Damit dich in Teutſcher ſpraach zſchlichten,
Wie ſolchen anfang mödte mehrn,
Nechſt Gott dem Vatterland zů ehrn,
Will ich, wie wol von nöten iſt,
Den ſachen nachtrachten zů aller friſt.
Darzů geb Gott ſein gnad vnd zeit
Vnd endlich vns allen ſeligkeit.

Auf der letzten Seite ſteht noch das Oelingeriſche Wapen in Holz geſchnitten, welches ein Greif auf einem Berge iſt. Unter dem Wapen findet ſich davon dieſe Erklärung:

Griphius excelſis inſiſtit montibus, hoc eſt
Ingenio regitur nobilitatis onus.

VIII.

Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung von Samuel Buttlers Hudibras, einem Satiriſchen Gedichte, wider die Schwärmer und Independenten zur Zeit Carls des I. Frf. und Leipz. 1737. 8. 6. Bog.

Wir können nicht umhin, von dieſem kleinen Stücke eines gröſsern Werkes, unſern Leſern eine ausführliche Nachricht zu geben. Sowohl die Schönheit des Originals, welches in ſeiner Art ein Meiſterſtück iſt, als die Stärke der Ueberſetzung, bewegen uns dazu; die man gewiſs aus einer Sprache, die wenigen in ſolcher Vollkommenheit beywohnet, daſs ſie den Hudibras überall verſtehen könnten, nicht leicht von jemand andern, als von dem gelehrten Herrn Prof. Bodmer hätte erwarten können. Nachdem uns nemlich derſelbe einen erhabenen **Milton** in deutſcher Sprache geliefert hat, ſo hat er uns auch einen luſtigen **Buttler** gleichſam zur Zugabe ſchenken wollen. Wir wollen, theils aus der Vorrede dieſes Kunſtverſtändigen Ueberſetzers eins und das andre anführen, theils aus dem Werke ſelbſt unſern Leſern einen Vorſchmack geben, und ſie dadurch begierig machen, daſſelbe ganz zu leſen.

Samuel Buttler iſt in der Grafſchaft Worceſter 1612 gebohren, und von einem ehrlichen Landmanne entſproſſen. Als er die gemeine Schule zu Worceſter verlieſs, ſollte er zu Cambridge die höhern Künſte und Wiſſenſchaften ſtudiren. Allein aus Armuth konnte

er ſich nicht einmal immatriculiren laſſen, und mußte alſo zeitig wieder nach Hauſe kehren. Er wurde bey einem gewiſſen vornehmen Herrn Schreiber, und da behielt er ſo viel Zeit übrig, daß er ſich auf die Geſchichte, Poeſie, Muſik und Malerkunſt legen konnte.

Nach dieſem kam er zu einer Gräfin von Kent in Dienſte, und erhielt dadurch nicht nur Gelegenheit die gelehrteſten Bücher zu leſen, ſondern auch mit dem gelehrten Selden bekannt zu werden. Darauf hat er ſich eine Zeitlang bey dem Herrn Samuel Luck, der unter Cromwellen eine vornehme Kriegsbedienung gehabt, aufgehalten: Und zu dieſer Zeit hat er gegenwärtigen Hudibras abgefaßt; weil er eben damals die lebendigen Muſter der Gleißnerey, des Aberwitzes und Meyneides vor Augen gehabt, die er in dieſem Werke ſo lebhaft abgeſchildert hat.

Nachdem Carl, der andre, wieder auf den Thron geſetzet worden, iſt er bey dem Grafen von Curbury, Gouverneur des Herzogthums Wallis, Secretär worden; der ihn auch zum Amtmanne von Ludlow Caſtel gemachet hat. Auch bey dem Herzoge von Buckingham, einem groſſen Gönner der Gelehrten, iſt er wohl angeſchrieben geweſen; doch hat er an dem Lord Buckhorſt, der ſelbſt ein guter Poet war, und alſo Buttlers Verdienſte am beſten zu beurtheilen wußte, die meiſte Gnade genoſſen. So hat er denn ſein Leben, bis in ein ziemliches Alter geführet, indem er erſt im Jahr 1680 dieſe Welt verlaſſen.

Die Abſicht Buttlers in ſeinem Hudibras, wie Herr Bodmer ſchreibet, iſt keine andre, als die Feuerbläſer in der Kirche und dem Staate durchzuhecheln, welche unter dem Vorwande

der

der Religion den König Carl ermordet, und Gleißnerey, Heucheley und Schwärmerey auf den Thron gesetzet haben. Buttler hat das Lächerliche, so in diesen blutigen englischen Unruhen steckte, sehr scharfsinnig zu bemerken gewußt, und seinen großen Witz zu Beschämung dieser fanatischen Gräuel mit großer Geschicklichkeit angewandt.

Dieser Hudibras gehört also unter die Gattung der scherzhaften oder spöttischen Gedichte, deren von den Kunstrichtern zwo Arten bemerket worden. Die eine stellt schlechte Personen unter der Gestalt großer Helden vor, die andre beschreibt große Leute, welche wie der tiefste Pöbel reden und handeln. Lucian in seinen Gesprächen der Götter, Scarron in seinem umgekleideten Virgil und a. m. haben das letzte gethan. Cervantes aber in seinem Don Quixote, und Tassoni in seinem geraubten Siegel haben das erste gethan. Zu diesen letztern gesellet sich nun auch Buttler, indem er einen gemeinen Landdeputirten vorstellet, der alle die eingebildete Größe von Absichten und Heldenthaten im Kopfe hat, womit sich die Independenten und Schwärmer seiner Zeit groß dünketen.

Dieses Gedichte hat er nun in kurzen achtsylbigten Knittelversen abgefasset, um dadurch den Inhalt desselben noch possirlicher zu machen. Addisen hat die Frage aufgeworfen, ob die lustige Poesie besser in heroischen Versen, oder in Knittelreimen fließe? Und er steht in den Gedanken, daß das erste statt finde, wenn niedrige Personen als groß vorgestellet werden; das andre aber, wenn von großen Leuten auf gemeine Art geschrieben wird. Dergestalt hätten nun die obgedachten Tassoni, und Scarron, ingleichen Boileau in sei-

nem Chorpulte das rechte Sylbenmaaß erwählet: Unser Poet hergegen wäre auf das unbequemere gefallen, zumal da er seine kurze Zeilen noch dazu mit der possirlichsten Reimart, zerrissener und zusammengeflickter Wörter ausgeputzet. Herr Bodmer erklärt die Beschaffenheit derselben weitläuftiger, dabey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Wir merken nur an, daß auch bey uns Deutschen der bekannte Froschmäuseler in kurzen Knittelversen beschrieben worden, an welchem also Junker Hudibras einen würdigen Gesellen in dieser Art finden kann.

Wir wollen uns auch bey den Uebersetzungen und Nachahmungen, womit Buttlers Werk beehret worden, nicht aufhalten. Der Herr Prof. Bodmer erzählt sie nach der Länge. Nur in unsrer Sprache hat dieses bisher noch niemand unternommen, ohne Zweifel wegen der großen Schwierigkeit, die possirlichen englischen Ausdrückungen recht zu verstehen und deutsch zu geben. Und wir sind also Herrn Bodmern den größten Dank schuldig, daß er nach seiner Erfahrung in diesem Stücke, Hand ans Werk legen wollen. Wir wünschen aber auch, daß er es bey diesem Versuche nicht wolle bewenden lassen; angesehen sich schwerlich jemand finden wird, der sich mit gleicher, geschweige denn mit einer größern Geschicklichkeit versehen, daran machen könnte.

Die Ursachen, die derselbe angiebt, warum sich bisher niemand an die Uebersetzung des Hudibras gemacht habe, lassen sich sehr wohl hören. Ungeachtet wir aber der Meynung sind, daß das wahre lustige und possirliche mehr in den Sachen als in der Reimart bestehe; so können wir es doch nicht leugnen, daß

nicht

nicht die alten Hansſachſiſchen oder Froſchmäuſleriſchen Knittelverſe, auch ich weis nicht was luſtiges an ſich haben ſollten. Es würde alſo auch eine deutſche poetiſche Ueberſetzung dieſes Gedichtes in ſolchen Knittelreimen doppelt poſſirlich geklungen haben, wenn ſichs der Herr Profeſſor hätte belieben laſſen, ſo viel Mühe darauf zu wenden. Wir wollen indeſſen gern zufrieden ſeyn, wenn er nur mit dieſer proſaiſchen Dollmetſchung fortfahren will. Vielleicht findet ſich hernach einmal jemand, der ſeine Proſe in Verſe umſchmelzet, und zwar in ſolche, die hübſch altfränkiſch klingen. Es kömmt uns die Luſt an, einen ſolchen Verſuch zu wagen. Wir wollen gleich den Anfang des erſten Buchs dazu wählen, wo die Worte der ungebundenen Ueberſetzung alſo lauten.

„Die Hitze war ietzt bey Bürgern und Bauren „aufs höchſte geſtiegen. Die Leute zogen zu Felde, „und wußten doch nicht warum. Bittre Worte, Neid „und Furcht banden Städten und Gemeinen die „Haare zuſammen und brachten ſie in den Harniſch, „daß ſie wie wahnwitzige und trunkene für die Re„ligion fochten und bereit waren, die jungfräuliche „Reinigkeit derſelben mit ihrem Blute zu verſiegeln. „Evangelientrompeter bliesen zum Treffen, von lang„öhrigten Haufen umgeben: Und der Kanzelpult, die „Trummel der Pfaffen, ward an ſtatt der Stecken „mit Fäuſten gerührt; als der Herr Ritter ſeine Weh„mung verließ, und auf einen Strauß ausritt.

Unſre Ueberſetzung aber, darinn wir ſo viel möglich bey den Worten der ungebundenen Rede geblieben ſind, klingt folgendermaßen:

Ietzt

Jtzt war die Hitz in Städ'n und Baur'n
So hoch gestiegen, als bey'n Baur'n,
Jung, alt, Mann, Weib, gerad und krumb,
Zog aus zu Feld, wußt nicht warumb,
Furcht, Haß und Neid mit bittern Worten
Band schon dem Volk an allen Orten
Die Haar zusamm, macht alles frisch,
Bracht jedermann in den Harnisch,
Hieß Trunknen gleich aus blindem Wahn,
Sie fechten für die Religion,
Mit ihrem Blut war'n sie bereit,
Zu versiegeln in Kampf und Streit,
Ihr Jungfräuliche Reinigkeit.
Indessen daß auch unter diesen
Evangelien-Trompeter bliesen
Zum Treffen, kamen große Haufen
Mit langen Ohren herzu gelaufen,
Der Pfaffen Trommel, den Kanzelpult
Schlug man mit Fäusten ohn sein Schuld
Als unser Rittersmann sein Haus
Verließ und ausritt auf ein'n Strauß.

Und hiermit kommen wir auf das Werk selbst. Es ist selbiges nach Art eines Heldengedichts, oder vielmehr eines Ritterbuches der mittlern Zeiten abgefaßt. Die gegenwärtige Probe hält nur zwey Bücher, und also nur ein kleines Stücke des ganzen Werks in sich. Der erste Gesang hält in sich die Geschicklichkeit des Hudibras, die Art und Weise, wie er zu Felde gezogen, die Beschreibung seiner Waffen und seines ganzen Aufzuges, die Tugenden seines Pferdes und Stallmeisters, und den Anfang von dem Abentheuer mit dem Bären und der Fiedel.

Den Hudibras selbst beschreibt er uns als einen bucklichten, dickbäuchigten, übelgekleideten und übelberittenen Dorfjunker, der lauter theologische Con-

trover-

troverſen im Kopfe hat, lauter Irrthümer, gefährliche Meynungen, antichriſtiſche Gräuel und Misbräuche zu ſehen glaubet; Latein, Griechiſch und Hebräiſch in ſo weit gelernt hat, daß er Wörter aus allen dieſen Sprachen durch einander mengen und ein verworrenes Galimatias daraus machen kann; der von der ſcholaſtiſchen Logik ſoviel gelernet hat, daß er ſubtil diſtinguiren, Schlußreden machen, und ſeinem Widerſacher beherzt an den Hals werfen kann. Ferner war er auch ein ſpitzfündiger Philoſoph, der die verworrenſten Scribenten per fidem implicitam verſtund, der auf ein jedes warum? ein **Darum** hatte, und mehr wußte, als ihrer vierzig, in ſo fern Kunſtwörter und auswendig gelernete Redensarten zulangen wollten. Er wußte, was Entitas und Quidditas wären, und konnte per abſtractiones alles in actus reduciren. In der Schultheologie war er ein Doctor irrefragabilis, der in allen methodis nominalibus und realibus ſo geübt war, daß er von Sand eine Schnur ſo zart flechten konnte, als der gelehrteſte Sorbonniſt. Er konnte feine Sinneweben machen, die ihr Quartier gern in einem Kopfe nehmen, der mit Geräthe übel verſehen iſt; und ſpitzige Einwürfe auf die Bahn bringen, die er hernach im Huy auflöſete: Wie die Quackſalber ſich ſelbſt zu verwunden pflegen, um andern zu zeigen, wie leicht ſie ſich wieder heilen können ꝛc.

Sein Waffenträger, oder Stallmeiſter, war faſt eben ſo ein gelehrter Held: Doch war er auf eine andre Art zu ſeiner Wiſſenſchaft gekommen. Er hieß Heinz, und war ein Schneider, der ſeine Einſicht durch eine **innerliche Stimme**, oder wie es andre nennen, durch

durch ein **neues Licht** bekommen hatte. Dieſes war eine freye Kunſt, die keine Mühe mit leſen, ſtudiren und Kopfbrechen koſtet. Er hatte ſeinen Witz geſchenkt bekommen, darum gab er ſich keine Mühe, ihn zu beſichtigen und zu unterſuchen, weil er einem geſchenkten Gaule nicht gern ins Maul ſehen wollte. Vermittelſt dieſes Witzes nun, konnte er tiefe Geheimniſſe ſo leicht auflöſen, als eine Nadel einfädeln. Und wie Landſtreicher ihres Weges nicht verfehlen, alſo konnte Heinz, kraft dieſes inwendigen Lichtes, allezeit ſicher ſeyn, daß ers getroffen hätte, er mochte nun geſprochen haben, was er wollte. Dieſes Licht nun iſt eine dunkle Laterne des Geiſtes, bey welcher niemand ſieht, als der ſie trägt; ein Ignis fatuus oder Irrlicht, das bezaubert, und die Leute in Sumpf und Moräſte führet, damit ſie in dem wüſten Schlamme dem Chriſtenthume nachſpüren, und ſich, gleich den Enten, nach der Seligkeit untertauchen, und die Wiedergeburt erfiſchen mögen. Dieſes Licht giebt durch die Naſe eines Heiligen einen holen Ton, gleich einer Sackpfeife: Es redet durch eine leere Seele, wie durch ein Sprachrohr, eine ſolche Sprache, die nur geiſtlichen Lauſchern verſtändlich iſt. Ferner war Heinz in der myſtiſchen Gelehrſamkeit geübt, verſtund den magiſchen Talismann und die Cabbala; konnte Intelligentien, Ideen, Aiomos und Influentien ſehen, und viel von dem Mundo intelligibili reden. Er war ein Philoſophus occultus, wie Agrippa, Fludd und Jacob Böhme. In der Lehre der Roſenkreuzer war er ein Adeptus, und verſtund die Sprache der Vögel ſo gewiß, als ſie mit einander reden ꝛc.

Dieſes

Dieſes mag genug ſeyn, die Charactere unſerer Helden kennen zu lernen. Dieſe nun ritten auf Abendtheuer aus, und ehe der Poet die ritterlichen Thaten, ſo ſie vollbracht haben, erzählet, ſo hält ers für nöthig, nach Art andrer Dichter, eine Muſe anzuruffen. Wir wollen dieſe Anruffung hieher ſetzen, weil ſie zugleich eine Probe von der Schreibart unſers Verfaſſers abgeben kann. So lautet ſie:

Du, die du vormalen den Wythers, Pryn und Vicars mit ſaurem Bier, oder noch geringerm Naß entzündeteſt, und ſie der Natur und ihren Geburtsſternen zu Trutze zum Verſeſchreiben zwangeſt; die du, in den läppiſchen Schriften, und creuzhirnigen Werken der neuern Witzlinge nicht ohne Ruhmräthigkeit, Wahn, und Eigendünkel, das Wunder der Ungelehrten und die Ehrendame des Verfaſſers betitelt wirſt, von ihm ſelbſt oder von einem ſchmeichelnden Freunde; du, die du nichts anders, als die Sucht biſt, ſein Bildniß mit Lorbeerblättern und ſchlimmen Reimen darunter, vor dem Buche geheftet zu ſehen; die du alleine die Vorrechte beſitzeſt, die uns von dem zweyzackigten Berge noch übrig geblieben ſind, die Leute damit anzulocken, daß ſie das Papier ohne Kunſt beklecken: du, die du einen Poeten ohne den Beyfall der Schickung machen kannſt, die du jedermann zu Ueberſetzungen geſchickt macheſt, wäre es gleich aus einer Sprache in der er keine Zeile verſtehet: Steh mir auf meine Bitte nur dieſes einzigemal bey, ſo will ich dich hinfüro nimmermehr bemühen.

Nun ſollten wir zwar von dem allen einen Vorſchmack zu geben, ſo wohl die Kunſt des Verfaſſers

in Beſchreibungen, in Erzählungen, in Einführung redender Perſonen, und in Gleichniſſen anmerken; und bey dem allen das ſatyriſche Weſen deſſelben zeigen. Allein die Enge des Raumes verhindert uns ſo weitläuftig zu ſeyn.

Inhalt.

I. Herr Joh. Jacob Bruckers Abhandlung von einigen alten deutſchen Ueberſetzungen der h. Schrift. 9 Seit.
II. Vom Tonmaaße der einſylbigen Wörter in der deutſchen Dichtkunſt. 48
III. Verſuch einer Critik über die Güntheriſche Ode: Eugen iſt fort ꝛc. 63
IV. Probe einer Ueberſetzung der Aeneis des P. Virgilius Maro, in deutſche Verſe. 89
V. Longin vom Erhabenen überſetzt von Carl Heinrich Heineken. 108
VI. Aubignacs Unterricht von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt. 141
VII. Oelingers Unterricht der hochdeutſchen Sprache. 147
VIII. Samuel Buttlers Hudibras. 167

Beyträge
Zur
Kritischen Histori
Der
Deutschen Sprache, Poesi
und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deu
schen Gesellschaft in Leipzig.

ExBiblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.
1897 32

Achtzehentes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1738.

I.

LIVII Historiarum libri.

Der ganze, ohne Figur, freyſtehende Titel dieſer Ausgabe iſt dieſer:

Titi Livii deß aller redtſprechſten vnnd hochberümptſten Geſchichtſchreibers; Römiſche hiſtorien mit etlichen newen translation auß dem Latein, ſo kurz verſchinen jaren zu Meyntz inn hohen Thumbſtifft, ſanmbt nun dem vierdten theyl der Römiſchen hiſtorien aus fünf lateiniſchen Büchern Livii, jetzt newlich im Cloſter (Loeß genannt) erfunden, gemeynen Nuz zu gut hiezu gethon, im MDxxxiij jar verteutſcht, zwey durch Nicolaum Carbachium, die ander drey durch Jacobum Micyllum. Vnd dem rechten Latein nach jetzundt mit gantzem Fleiß (wo und ſovil es von nöten geweſt) beſichtiget, gebeßert vnd gemert worden. Welche allen Rittermeßigen, gewaltigen, regiern der Landt vnd Stett,

so sich inn tugent mannheyt, oder ritterlichen thatten vnderstehn zu üben, nit allein zu lesen lustig, sonder jnen, auch eynem jeden menschen gemeynes standts vast nützlich vnd zu wißen noth seindt. Gedruckt zu Maynz durch Jvonem Schöffer mit Keyserlicher Freyheit. Im Jar MDXXXiij.*

Von diesem berühmten Geschichtschreiber der Römer sind in diesen Beyträgen zweyerley Uebersetzungen ** angezeigt, vornehmlich aber von der Maynzischen nach der Ausgabe des Jahrs 1518. eine weitläuftige Nachricht *** gegeben worden. Da uns nun von eben derselbigen eine andere Ausgabe von 1533. in fol. ebenfalls zu Maynz gedruckt, vor die Augen gekommen, † welche vollkommener ist, als jene: So wollen wir zur Ergänzung desjenigen, was von dieser Uebersetzung an gedachtem Orte schon angeführt worden ist, hier einige Nachricht beyfügen.

Aus

---

* Man kan diese Ausgabe in des sel. Herrn D. FABRICII *Bibl. Lat. T. I. p. 191. T. II. p. 216.* beysetzen.

** I. Stück II. Art. p. 13. seqq.

*** III. Stück III. Art. p. 460. seqq.

† Sie ist unter dem Büchervorrathe der evangelischen Pfarrkirche zur H. Dreyeinigkeit in der Reichsstadt Kaufbeyren. Daß sie auch in der Uffenbachischen Bibliothek befindlich ist, kann aus dem *Cat. Vffenb. T. II. app. II. p. 110. seqq.* ersehen werden.

Aus der Aufschrift dieser Ausgabe ersiehet man schon, daß dieselbige von der vorhergehenden des Jahrs 1523. unterschieden sey. Der kayserliche Freyheitsbrief ist dieser Ausgabe nicht vorgesetzet; sondern sie fängt alsbald mit der Zuschrift an, welche auch vor der ältern Ausgabe stehet, und also lautet: **Wie löblich und vorsichtig allerdurchleuchtigster großmechtigster König**, u. s. w. ohne daß der Titel und Name des Kayſers vorgesetzt ist, also daß man nicht wissen kann, ob diese Ausgabe Maximilian, dem ersten, oder Carl, dem fünften, zugeschrieben seyn soll. * Nach der Zuschrift folget ein starkes Register der Capitel, oder vielmehr der Abtheilungen, von zwey und zwanzig Seiten, und auf diese des ersten Uebersetzers **D. Bernhard Schöfferlins** Vorrede, und dann die Uebersetzung selbst. Dieselbige aber ist von der Ausgabe des 1518. Jahrs hier und dar unterschieden, und mag dieser Unterschied theils von der Verbesserung Mycilli, welcher diese Auflage besorget hat, theils auch daher rühren, daß man indessen bessere und richtiger geschriebene Exemplare von diesem Geschichtschreiber bekommen hat. Zum Beweise wollen wir ebenfalls den Anfang hieher setzen, damit man ihn

* Der Zeit nach, sollte sie an Carl den fünften gehen, der damals regierte. Weil aber die Zuschrift mit den alten Auflagen einerley ist, selbige aber das Maximilianische Privilegium haben: So ist zu vermuthen, daß man die alte Zuschrift unverandert gelassen habe, ohne sie nach dem regierenden Kayser zu ändern.

mit dem Anfange der Ausgabe des Jahrs 1518. wie er l. c. abgedruckt ist, vergleichen könne.

Alle die je von der Römer Historien geschrieben haben, seynd deß eynmündig, daß jr Ursprung von den Trojanern herkommen, die nach der Zerstörung Troje mit Eneas flüchtig in Italien kommen sein zu den Zeiten, als Latinus ein König in Italien gewesen ist des Volcks, genannt Aborigenes. Derselbig König Latinus hett eyne schone Dochter, genannt Lavinia, die was Turno Dauni des künigs son von Thuscia, da jetzund Florentz, Senis vnd ander stett gelegen seind, vermehelt. Aber do Eneas an das landt kam, ward sie durch jren Vatter Ence dem Trojaner auch vermehelt, davon ein schwerer Krieg zwischen den genannten Turno vnd Eneas entstund, dann jeglicher wolt Laviniam des Königs Dochter haben. In demselbigen Krieg Eneas zuletzt Turnum in einem Kampf zu todt schlug, behielt Laviniam vnd bawet nach jrem Namen eyne statt, Lavinium genant, do er sein Königlich Wesen hett mit den Trojanern die mit jm in das Landt kommen waren, damit er seinem Sweher Latino keyn überlast thett, vnd die frembden vnd heymischen desto baß in eynigkeit bleiben möchten. Also blieb der König Latinus in der statt Laurentum, do er vormals sein gewonliche statt und wesen gehalten hett. Nachdem lebt Eneas nit me dann drei Jar, vnd verließ nach jm eynen Sun

von

von Lavinia geboren, der ward genannt Sylvius. Nun hett er eynen Sun mit jm in Italien gebracht, Aſcanius genant, von der erſten Frawen Creuſa, die in Troia gebären, u. ſ. w.

Man erſiehet aus dieſer kleinen Probe, daß der neue Herausgeber nicht nur einiges in dem Innhalte ſelbſt geändert, ſondern auch auf die Verbeſſerung der Rechtſchreibung und Wortfügung beſonders ſein Abſehen gehabt habe, welches ſich auch durch das ganze Buch äuſſert. Und man muß ſich wundern, wie in einer kurzen Zeit, z. E. von 1518. bis 1533. die Nettigkeit und Richtigkeit der deutſchen Sprache ſo gar merklich zugenommen habe.

Der darauf folgende dritte Theil, welcher von dem XXXI. Buche Livii anfängt, und von Jvo Wittig überſetzt worden, geht ebenfalls der erſten Ausgabe gleich durch, nur daß der Anfang dieſer iſt:

Mich erfreuet, daß ich zu Ende des Kriegs von Carthago kommen bin, als wer ich ſelbs zum theyl inn arbeyt und ferlichkeit deßelben geweſen.

Und es iſt wahrſcheinlich, daß, da es in der Ausgabe des Jahrs 1518. heißt: Zu Ende des Künigs, dieſes letztern, das keinen Verſtand hat, ein Druckfehler ſey.

An dem Ende dieſes dritten Theils findet ſich abermals ein merklicher Unterſchied. Dann da die Ausgabe von 1518. mit dem 54. Capitel des 40. Buchs ſich endet, auch die Ueberſetzung von dem Texte ſtark abweichet, ſo gehet hingegen in unſerer

Ausgabe alles bis ans Ende des Buchs, und dessen 59 Capitel fort, und ist meistens von Wort zu Wort aus dem lateinischen Texte übersetzet worden. Man vergleiche z. E. den Anfang des 59. Cap. * Alter Consulum, Q. Fuluius ex Liguribus triumphauit, quem triumphum magis gratiae, quam rerum gestarum magnitudini datum constabat, mit dieser Uebersetzung;

„Eyner vnder den zweyen Burgermey„stern, Quintus Fulvius hat triumphiert „über die Ligurer, welchen triumph, als „wissentlich jedermännigklich was, man jm„mer von gunst wegen vergünnet hat, wann „der Dingen, so er hat außgericht. Er hat „aber tragen lassen eyn groſse menig der ge„wer der feind, nit vastvil Gelts, jedoch hat „er getheylet vnder die Krieger, eynem jegli„chen dreyſſig Aerzene Pfenning, zwyr sovil „den Weybeln, dreimal so vil eynem reutter. „In diſem triumph ist nichts ſunderlichs „geweſen, dann das on geferde geſchehen ist, „daß er gleich auf den Tag triumphiert, auf „den er im nächstvergangen jar auch hat tri„umphiert nach seinem Pretur Amt. u. ſ. w.

Das wichtigste aber, was dieſer Ausgabe vor der ältern einen Vorzug giebt, ist der vierte Theil, welcher die übrigen noch vorhandenen fünf Bücher der Historie des Livii enthält. Um die Zeit,** da mehrgedachte ältere Ausgabe des verdeutschten Livii

* *T. III. p. 650.* Edit. Elzev. cur. Gronovio.

** conf. FABRICIVS *Bibl. Lat. T. II. p. 152.*

vii zu Maynz heraus kam, fand man das drey und dreyßigſte Buch, und den letztern Theil des vierzigſten, den mehrgedachter Nicol. Carbachius und Wolfang Auguſtus * ſo gleich in Maynz, nebſt den übrigen Büchern, bey Jo. Schöfern drucken lieſſen: Welches den Gelehrten einen Muth machte, weiter nachzuſehen, ob man nichts mehr von Livii Schriften finden könnte. Man war auch endlich um 1530. ſo glücklich, daß man in dem Wormſer Cloſter loeß einen gar alten mit großen Buchſtaben und in einer Reihe aneinander hangenden Worten geſchriebenen Codicem fand, ** aus welchem man die fünf folgenden Bücher erſehen konnte, wiewohl der Anfang des ein und vierzigſten fehlet. Es gab derowegen **Simon Grynäus** den alſo vermehrten Livium zu **Baſel** 1531. fol. mit einer Vorrede **Eraſmi** heraus. *** Um nun die deutſche Ueberſetzung vollſtändiger zu machen, ſo überſetzte **Carbachius** die erſten zwey, **Jacob Mycillus** aber, ſonſt **Molzer** genannt, † die

* Von dieſen zween Männern ſagt HVTTENVS in der Vorrede, ſie machten ſich um die Ausgabe guter Bücher zu Maynz ſo verdient, als Aldus und Egnatius zu Venedig, die Amerbache zu Baſel, und Garbel zu Straßburg.

** Er iſt dermalen in der Kayſerlichen Bibliothek zu Wien zu ſehen, woraus ihn LAMBECIVS *de Biblioth. Vindobon. L. II. p. 943. ſeqq.* beſchreibt.

*** Conf. FABRICIVS *l. c. p. 183.* und GRONOVIVS in der ſchönen Vorrede, zu ſeiner Ausgabe des Livii.

† Er war ein Straßburger, und hat den Namen Mycillus von einer in einer Comödie wohl vorge-

letzten drey Bücher. Zur Probe wollen wir den Anfang des drey und vierzigsten Buchs, wo sich Mycilli Uebersetzung anfängt, hersetzen.

„Denselbigen Sommer, als der Römisch „reysig Zeugk die schlacht in Thessalia ge„wonnen, hat der Legat, so von dem Bur„germaysster in die Windische Mark, Illy„ricum genannt, geschickt war, zwo reiche „stett mit gewalt eingenommen, vnd wiewohl „dieselbige mit dem schwert erobert, hat er „doch den Burgern jre Habe vnd Güter frei „nachgelassen, vnd geschenkt, auf daß er „solcher gütigkeyt nach, ein guten russ vnd „gunst schöpfft, bei denen so die gewaltige „stett vnd veste statt Carnuntem inne hatten, „vnd sie also an sich brachte. Welches nach„dem es jm nicht gerathen, vnd er dieselbi„gen weder mit gutem darzu bringen, daß „sie sich aufgeben wölten, noch durch Be„legerung erobern möcht, auf daß sein „Kriegsvolk die zwee stürmm, so sie gethan „hatten, nit vergebens gearbeyt hett, hat er „sie die eyn statt aus zweyen, so er vc- hin „sicher

---

stellten Person bekommen. Er stund zu Frankfurt, als Rector, und hernach als Prof. Gr. L. zu Heidelberg, und hatte den Ruhm eines grossen Sprachgelehrten, zumal in der Lat. und Gr. Sprache, er starb zu Heidelberg 1558. Er war ein vertrauter Freund Joach. Camerarii, conf. TEISSIER *Eloges des Hommes savans T. I. p. 302. seqq.* ADAMI *vit. Philos. p. m. 179 seqq.*

„ſicher vnd frey gelaſſen hatt, blündern laſ-
„ſen. u. ſ. w.

Man erkennet hieraus, daß ſich Mycillus nicht nur genauer an ſeinen Mann gehalten, ſondern, wie er in der lateiniſchen Sprache gründlich erfahren war, im Ueberſetzen, ſo viel die Umſtände ſeiner Zeit zugelaſſen, nicht unglücklich geweſen ſey. Wer deſſen deutſch überſetzten **Tacitum** hat, * der wird davon ein mehreres urtheilen können.

Den Schluß macht des Buchdruckers **Jvonis Schöfers** angebohrnes Wapen, das man in den meiſten von Peter, Johann und Jvo in Zeit von 50. Jahren zu Maynz gedruckten Büchern am Ende findet, mit der Ueberſchrift:

Gedruckt in der löblichen vnd Churfürſtlichen ſtatt Meynz durch Jvonem Schöffer, vollender am XXVIII. Tag, des Monats Martii, als man zält nach der Geburt unſers lieben Herrn Jeſu Chriſti MDXXXiij. Jar.

II.

Gottfried Behrndts critiſche Gedanken vom Urſprunge der Wörter Widder, wider, wieder und andern damit verwandten Redetheilchen, nebſt deren Rechtſchreibung.

Man

---

* Vid. ADAMI *l. c.* FABRICIVS *Bibl. Lat. T. II. p. 760. Crit.* Beytrag. *P. I. p. 40.* Es iſt zu bewundern, daß nirgend dieſer Livianiſchen Ueberſetzung gedacht wird.

Man hat schon seit verschiednen Jahren, sonderlich wegen der Rechtschreibung vorstehender Wörter, in den deutschen Büchern eine große Ungleichheit und Ungewißheit wahrgenommen. In dem einige ganz neuerlich sowohl das Beywort, als das Vorwort, **wieder** mit eingeschobenem e ohne Unterschied, so wohl allein, als in Zusammensetzung, zu schreiben für gut und nöthig geachtet. Ich habe gehoffet, es würde sich jemand bey der zu itzigen Zeiten genauern Untersuchung unserer Sprache gefunden haben, welcher aus angezognen Ursachen selbige einer sorgfältigen Prüfung werth achten und einigen Fleiß darauf wenden würde; gleichwie mit den deutschen Vorwörtern **vor** und **für** in unsern Beyträgen gar löblich und nützlich unternommen worden. Allein zur Zeit hat sich dieser Untersuchung niemand widmen wollen. Jener festgestellte Unterschied zwischen **vor** und **für** ist nicht fruchtlos und überflüßig zu achten: jedoch getraue ich mir zu behaupten, daß die rechte Bestimmung der vorhabenden Wörter noch nöthiger und nützlicher sey; so schulfüchsisch und unerheblich mancher auch solche, dem ersten Anblicke nach, halten möchte. Den Beweis mag nachstehende Abhandlug führen.

Die Ursachen, welche mich hierzu bewogen, sind nicht ein müßiger Zeitvertreib, da ich sonsten wohl nach meiner Lebensart was zuthun finde; sondern hauptsächlich diese, weil etwan ein paar orthographische ohnlängst herausgekommene Bücher Anlaß darzu gegeben zu haben scheinen. Man hat ganz neuerlich und **ohne Grund**, von diesem, so verschiedene Jahrhunderte her, theils eingeführtem Gebrauche,

brauche, theils endlich bekommenen Unterschiede abzugehen, und solche, ohne einige Erörterung, auf einerley Art zu schreiben angefangen: Wobey aber die Begriffe der Dinge nicht also fort ins Gemüthe fallen; sondern der Leser, bevoraus ein Einfältiger, welcher seine Sprache doch auch ohne Anstoß zu verstehen wünschet, oftmals sich verweilen und nachdenken muß. **Widerrufen** revocare und **wieder rufen** iterum vocare. **Widersprechen** contradicere und **wieder sprechen** rursus loqui; nebst vielen andern Wörtern und Redensarten, z. E. **wider die Wiedertäufer**, contra anabaptistas sind der Bedeutung nach bekannter Maassen unterschieden. In der heil. Schrift kommen viele Stellen vor, da beyderley Wörter so bald hinter einander stehen, daß der Begriff eines einfältigen Lesers unverständlich bleibet, wenn sie nicht durch die Rechtschreibung unterschieden werden; als Jerem. III, 12. 13. Kehre **wieder** du abtrünnige Israel .... allein erkenne, daß du **wider** den Herren deinen Gott gesündiget hast, und hin und **wieder** gelaufen zu den fremden Göttern. Röm. XI, 23. 24. Gott kan sie wohl **wieder** einpfropfen. Denn wo du aus dem Oelbaume, der von Natur wilde war, bist ausgehauen, und **wider** die Natur, in den guten Oelbaum gepfropfet ꝛc. Tob. IV, 6. und thust **wider** Gottes Gebot. Solche Stellen kommen auch 1 Buche der Kön. XIII, 2. Hiob XXXIX, 23. Jerem. XXXVII, 18. 20. vor. Ich habe in einer allererst 1736 herausgekommenen **Beantwortung gewisser Einwürfe** bey dem ersten Anblicke des 98 Bl. folgende Worte: Der

Herr

Herr Autor aber findet hier wieder ohne Noth viel Schwierigkeiten, nicht verstehen können, ob hieselbst contra hoc oder iterum gemeynet sey. Immaassen ich vorher wußte, daß in selbiger Schrift die unterschiedene Rechtschreibung nicht beobachtet worden sey. Von gleicher Art war eine gerichtliche Registratur, die in solcher neuerlichen Schreibart also lautete: Mevius läßt sich auf die Klage ein, und hoffet wieder rechtliche Hülfe in der Wiederklage wieder Casum. Inzwischen aber scheinen nicht nur die meisten unserer und der zu Jena blühenden deutschen Gesellschaft, sondern auch alle, die sich zu der neuern Weltweisheit bekennen, den Unterschied in besagten Wörtern zu verwerfen und ohne Ausnahme wieder mit eingeschaltetem e zu schreiben. Was der berühmte Herr Regierungsrath in seinen deutschen Schriften für Ursache hiezu gehabt, weis ich nicht. Mich deucht aber fast, weil er ehedem zu Halle gelehret, daß er selbst, oder der Drucker seiner deutschen Schriften, die durch die Freyerische Anweisung zur Rechtschreibung dort guten Theils angenommene Gewohnheit auch dießfalls, aber ohne zureichenden Grund, meinem wenigen Urtheile nach, beliebet. Und daher rührt es eben, daß bey nahe aller Unterschied mehrerwähnter Wörter in der Rechtschreibung nunmehro aufgehoben und der Begriff vieler Stellen dunkel wird.

Die Haupturſache aber, welche mich zu dieser Abhandlung bewogen, ist vornemlich diese, daß ich nicht ohne rechtmäßige Befremdung in der Canſteiniſchen Bibel, die zu Halle heraus kömmt, seit

einigen

einigen Jahren bemerket, wie man wider den klaren Buchstaben der ältesten und besten Ausgaben unserer heutschen Uebersetzung, von des sel. D. Luthers Zeiten an, durch Einschaltung eines allgemeinen e abzuweichen und allen Unterscheid unter **wider** und **wieder** zu verwerfen angefangen hat. Ich kann nicht leugnen, daß ich begierig gewesen, nach der Ursache dieser unternommenen ganz unnöthigen Veränderung zu forschen, bis ich endlich in dem Vorberichte, zur 37ten Auflage, in Duodez, bey der Cansteinischen Bibel, welcher zu Halle im Waysenhause den 1 Sept. 1732 gegeben worden, folgende Stelle gelesen: „In der Orthographie hat „man sich sowohl bey dieser kleinern als der grössern „Bibel in g. und dem N. Testament nebst dem „Psalter, um darinn etwas gewisses zum Funda„ment zu haben, der vor einigen Jahren hieselbst „herausgekommenen **Freyerischen Anweisung** „bedienet: Wobey man es denn auch künftig las„sen wird: Es wäre dann, daß eine noch gründli„chere und richtigere Anleitung zum Vorscheine „kommen möchte.“ Ob solche vorgenommene Veränderung der biblischen Rechtschreibung aus der Ursache, weil Herr Inspector Freyer es also angenommen habe, zu rechtfertigen sey, dieses mag dem Urtheile anderer erfahrnen und vernünftigen Kunstrichter in dieser Sache heimgegeben seyn.

Die zwey oberwähnten Bücher, welche von der alten und nachmals mit Unterschied angenommenen Rechtschreibung in diesem Falle abgehen, sind also: Justin **Töllners**, ehedem Inspectors bey dem Waysenhause zu Glauche an Halle, **deutlicher Unter-**

richt von der Orthographie der Deutschen Halle 1718. und Herrn Hieron. Freyers, Inspectors des Königlichen Pädagogii daselbst, Anweisung zur deutschen Orthographie, beyderseits in 8. und zwar des letztern andere Ausgabe 1728. Es sind in diesen beyden, sonderlich Herrn Freyers, Anweisungen sehr viele nützliche Sachen, die hieher gehören, mit gutem Grunde behauptet worden. Dahero mir kein billiger Leser aufbürden wird, daß ich solche der Jugend sehr vortheilhafte Schriften zu verwerfen oder überhaupt zu bestreiten suchte. Sondern meine Absicht gehet nur einzig und allein auf Töllners Anmerkungen des 81. Bl. und Herrn Freyers Vorgeben des 319 Bl. daß der Unterschied obiger Wörter in der deutschen Schreibart keinen Grund habe. Sonderlich ist Töllners Beweis aus dem Morgenliede: Wach auf mein Herz und singe, daß Widder aries, wegen des Reims Lieder müsse Wieder geschrieben werden, sehr lustig zu lesen. Ob nun diese beyde Gelehrten die ersten sind, welche den bisher gebrauchten Unterschied umzustossen und das e einzuschieben gedenken, welches seit dem 6ten Jahrhundert an bis nach Luthers Zeiten in gar keinem bewährten Schriftsteller zu befinden ist, daran will ich fast nicht mehr zweifeln. Zum wenigsten ist mir von den berühmtesten deutschen Sprachlehrern keiner vorgekommen, welcher nicht das Gegentheil behauptete. Was der vor ihnen ebenfalls zu Halle gestandene Rector, Christian Gueinz, in seiner deutschen Rechtschreibung, für Grundsätze angenommen, ist mir unbekannt, da ich solches Buch

nicht

nicht bey der Hand habe. Der ehemals berühmte **Christian Thomas** zu Halle hat freylich in seinen deutschen Schriften den besagten Unterschied nicht in acht genommen, ob solches aber mit Vorsatz oder aus Fahrläßigkeit des Druckers geschehen, das kann ich nicht bestimmen. Inzwischen scheint mir doch Halle der Ort zu seyn, wo solcher Unterschied zu erst durch allgemeine Regeln aufgehoben worden.

Es folget demnach nunmehr von selbsten, daß es mir obliege, **den Grund dieses Unterschiedes**, welchen mehr gedachte beyde gelehrte Männer, in der deutschen Schreibart, verneinet, darzustellen und zu beweisen. In orthographischen und etymologischen Untersuchungen scheinet mir Quintilians Regel, die er im 1 Buche gegeben hat * sehr vernünftig und ordentlich zu seyn, welche auch unser berühmter Herr Professor **Gottsched** in seiner so gelehrten als gründlichen Erörterung: ob man **deutsch** oder **teutsch** schreiben solle? so glücklich angebracht. ** Es führt mich also auch die Natur der Sache bey mehr erwähnten Wörtern 1) **auf die Abstammung**, 2) **auf die Aussprache**, und 3) **auf die Gewohnheit** meine Augen zu richten. Sollten einige Leser die kleine Ausschweifung bey der ersten Abtheilung von der Abstammung als überflüßig

* Sermo constat ratione, vetustate, autoritate et consuetudine: Rationem praestat praecipue *Analogia*, nonnunquam et *etymologia*.

** Siehe die Nachricht von der Verfassung der deutschen Gesellschaft Bl. 86 seqq.

flüßig und zuweit hergeholet ansehen: So gebe ich ihnen die Freyheit, solche zu überschlagen und vorbey zu gehen. Ich halte solchen Satz weiter für nichts, als für wahrscheinliche Muthmaßungen. Allein da so wohl der Herr von Leibnitz als Hr. Wachter und andere die Lehre von den deutschen Partikeln, zu einer Grundregel in Untersuchung unserer Sprache, mit Recht und Beyfall angenommen haben: Ich auch meines wenigen Orts darinnen bisher manche Auflösung verdeckter Wahrheiten gefunden: So kann man mir, und einigen andern Liebhabern derselben, so wenig ihrer auch seyn möchten, solche von andern geringgeachtete und unwerthe Quellen, ohne Abbruch seiner Meynung, wohl gönnen. Bey orthographischen Erörterungen füget es sich sonst oftmals, daß die Gewohnheit, etwas aus den entferntesten Alterthümern herzuführen, schwer fällt; weil die alten Schriftsteller in Schreibung der Wörter sehr veränderlich gewesen, und von deren Stammwörtern oft abgewichen sind. Ob also die Alten schon geschrieben Iona, Foder, Hegse, Fahren ꝛc. So werden doch heutigs Tages die abgeleiteten Wörter von, Vater, Hexe, fertig, Pferd u. s. f. nicht aber fährtig, Fahrd geschrieben. Allein bey dem Worte wider bemerkt man zu gutem Glücke, daß es in den ältesten deutschen Büchern, ohne das neuerliche e jederzeit geschrieben und behalten worden, wie an seinem Orte gezeiget werden soll.

Die vielleicht aus celtischer Abstammung kommenden Partikeln ed, et, id, ith, it ja auch at, avt, eft, oft, od und ot scheinen mit dem alten griechischen Zeitworte ἔω und den davon abstammenden

εἶμι

εἶμι und ἴημι eo, ich gehe, vado, in gothiſcher Mundart iddjan ire, gehen, in gar naher Verwandtſchaft zu ſtehen. Alle dieſe Redetheilchen zeigen entweder eine **fortgehende** oder **abſondernde Bewegung**, entweder **vorwerts** gegen einen Ort, oder **rückwerts** nach der erſten Stelle, und dieſes zwar zuweilen durch verſchiedne **Wiederholungen** der Bewegung an: Welches alles in Abſicht auf Zeit und Ort ſtatt findet. Hieraus flieſſt dann, daß figürlicher Weiſe aus dieſer verſchiednen Bewegung, die Begriffe eines **Gegenſtandes**, einer **Verbindung**, **Trennung**, **Abſonderung** und **Wiederholung** entſtehen. Einige alte Mundarten, als die angelſächſiſche, gothiſche, fränkiſche und allemanniſche haben ein **n** in die Partikel eingeſchoben. Und daraus ſind and, ent, int, und, entſproſſen, welche nach Verſchiedenheit der alten Völker entweder einen **Gegenſtand**, oder eine **Trennung** oder aber eine **Verbindung** anzeigen. Selbſt bey den Griechen heiſſet ἀντὶ, contra wider; und bey den Isländern ſind *adlit* und *vidurlit* gleichgültige Namen, die **Antlitz** bedeuten. Denn es iſt den Sprachforſchern nicht unbekannt, daß der Buchſtab **n** in verſchiedne Wörter bald eingeſchoben, bald aber herausgeworfen worden. Daher heiſſen heutiges Tages diejenigen Wörter **Hengſt**, **Land**, **Gewand**, **Sud** ꝛc. welche man in alten Zeiten **Heſt**, **Lad**, **Watt**, **Sund** ꝛc. geſchrieben findet. * Noch iſt hier auch

* Siehe Herrn *Wachters* Prolegom. Gloſſ. Sect. III. unter dem Buchſtab N. Ingleichen Schilters

eine nothwendige Regel der Wortforscher zu merken und voran zu schicken, welche in vorstehenden und folgenden Partikeln ein gutes Licht zur Ableitung geben wird; nemlich: **Diejenigen Wörter und Redetheilchen, welche von einem Selbst- oder Doppellaut anfangen, werden in dem Munde unserer alten Vorfahren sehr leicht und oft vom Anfange entweder mit einem Hauchlaute, oder dem Buchstaben** S oder W **vermehret.** Herr Wachter lehret solches alles in den oben angeführten Prolegomenis seines vortrefflichen Glossarii so gründlich, als ausführlich. Daher ich beliebter Kürze wegen allhier nur einige Beyspiele von dem Buchstaben W beybringe, als welches hauptsächlich zu unserm dießmaligen Zwecke dienlam zu seyn scheinet. Der Griechen οἶνος heisset bey dem Deutschen **Wein**; die scandischen oder mitternächtlichen Mundarten haben die Wörter *olf*, *orm*, *ord*, *öter* und viele andere, welche die Deutschen mit vorgesetztem W noch heutiges Tages brauchen, und **Wolf** lupus, **Worm** vermis, **Wort** verbum, **wedder**, oder dieses Niedersächsische hochdeutsch **wieder**, iterum aussprechen.

Aus diesen angezeigten Quellen und Grundsätzen soll hier eine ganze Verwandtschaft solcher Wörter und Redetheilchen folgen, welche in verschwisterten und abstammenden Sprachen obige Bedeutungen haben. Es heisset demnach im Griechischen ἔτι weiter, ferner, überdem; daran das lateinische Ver-

---

Glossarium und Bödikers Grundsätze mit Herrn Frischens Anmerkungen des 476. Bl.

Verbindungswort *et*, und, *etiam*, auch, *ita*, alſo, *item*, imgleichen, nebſt andern, herzukommen ſcheinen; gleichwie durch den vorgeſetzten Buchſtaben S, als ein Zeichen der Einſchrenkung, *ſed*, aber, entſtehen kann. * Mit ἔτι kömmt der Franken und Allemannen *enti*, *endi*, *inti*, welches unſer ietziges und iſt, gar wohl überein. Daß hingegen ed, et und it bey den Alten auf eine **Wiederholung** oder ein **Zurückegehen** und ſoviel als der Lateiner *re* in der Zuſammenſetzung bedeute, bezeugt nicht nur *Iunius* ad Willeram auf dem 167. Bl. ſondern auch die mit ſolcher Partikel zuſammen geſetzten und noch übrig gebliebenen Wörter *etnuit*, *itewiz* ein oftwiederhohlter Verweis einer ungeziemenden Sache, *itmalentag*, ein oft wiederkommender Feſttag, *itloon*, retributio, **Wiedervergeltung**, *itporan wirdit*, renaſcitur, **wiedergebohren**; ** Sonſt hat dieſe uralte Partikel *id* und it auch die Bedeutung einer **Trennung** in dem Hetruſkiſchen Worte *iduare*, welches auch zugleich das Lateiniſche *dividere*, und die deutſchen Namen **Wittwer**, **Wittwe**, zu erkennen gibt, und mit dem griechiſchen Beyworte ἰδίᾳ priuatim, ſeorſim, auch ἰδιάζω ſeparor, ich bin abgeſondert, übereinſtimmet. *** Der Griechen ἤ, *vel*, oder, der Angelſachſen *with* contra,

 gegen,

* S. Becmanni Tr. de originibus lat. linguae p. m. 545. 359.

** S. Joh. *Schilteri* Gloſſarium im 3ten Bande ſeines Theſauri auf dem 497. 498. Bl. und *Paltheni* Obſeruationes ad Tatianum an ſeinem Orte.

*** S. Herrn Wachters Gloſſarium Germ. unter dem Namen **Wäyſe**.

gegen, der Deutschen **weil** longe, **weder** neque, der Lateiner *iterum* **wieder**, und der Gothen *ith*, autem, aber ꝛc. sind auch hieher zu rechnen. Eine andre Stammreihe verwandter und in obigen Bedeutungen übriger Partikeln entstehet von einer andern Mundart *od* und *at*. Es zeigen solche mehrentheils eine **Trennung** oder **Wiederhohlung** an. Von *ed* und *od* nehmen die Franken ihr edo, eddo und odo, das ist unser itziges **oder**, aut, welches man auch um die Mitte des 16ten Jahrhunderts noch **odder** geschrieben, wie die Gothen ihr *aiththau*, welches eben als eddo ausgesprochen werden muß, und *aththan*, davon jenes durch aut, dieses aber durch autem übersetzet wird. Alles in Bedeutung einer Absonderung oder Trennung. Das andere Redetheilchen, *at* hingegen hat noch mehr Verwandte und Nachkömmlinge. Die Griechen haben ἄυθ' und ἄυτε, welches von vielen als ἄφθ· ausgesprochen wird und rursus, **wieder** oder abermal heisset. Ferner ἀυτὰρ, ἀτὰρ, **aber**, sondern; die Lateiner haben *at*, *autem*, *aut*, *haut*, aber, oder, nein. * Wie dagegen bey ihnen ad eine Bewegung, **vorwerts** nach einem Orte und in gewisser Maasse auch einen **Gegenstand** in sich fasset. Die Angelsachsen wissen ihr *eft*, *efter*, *ofto*, die Gothen ihr *aftra*, die nordischen Mundarten ihr *aptur*, *aoter*, die Franken und Allemannen ihr *afur*, *auur* und die Deutschen ihr **aber** und **oft**, öfters ꝛc. allesammt in der Bedeutung einer Absonderung oder **Wiederholung** zu gebrauchen.

Von

* Beemann. l. c. p. 358. *haut*.

Von der Gothen und Franken Partikeln *and*, *und*, *ent*, *int*, contra, die einen Gegenstand bedeuten, sind zu unsern Zeiten noch Spuren genug vorhanden. Voraus bemerket man sie noch in **unter**, **unten**, **hinter**, **hinten**, der **andere**, **ändern**, alles im Gegenstande des obern, vordern, ersten; ingleichen in **sondern**, **entweder**, wie auch in den zusammengesetzten Zeitwörtern, sich **unterstehen**, **unterfangen**, **entdecken** ꝛc. ja auch vielleicht in der Fränkischen Partikel *unz*, *ünz*, usque, **bis**, an. Denn wenn aus derselben der Buchstab **n** herausgenommen und ein so genannter Lefzenbuchstabe für den andern, nemlich **b** für **w** vorgesetzet wird, wie in solchen Fällen nicht ungebräuchlich ist, so wird sich die neuere Gestalt des Worts **bis** schon näher zeigen. Jedoch genug hievon! damit ich einigen Lesern nicht ein allzugrosses Lachen oder einen Ekel zubereite.

Aus dem vorhergehenden kann man nun leicht sehen, woher meines Erachtens alle drey Wörter, **Widder**, aries, **wider** contra, und **wieder** rursus, iterum abstammten, nemlich von der uralten Partikel *ed*, *it* oder *ith*. Sowohl nach dem Laute als nach der Bedeutung scheinen alle drey diese einzige Quelle zu haben. Welches auch der gelehrte Herr **Wachter** in seinem grossen Glossario also verstehen mag, daher er alle drey Wörter nicht anders, als **wider** schreibet. Und wäre demnach in der Ableitung folgendermaßen zu verfahren, daß das deutsche W, wie schon oben durch verschiedne Beyspiele gewiesen worden, vorgesetzet, die Endung er aber hinten angefüget werde. Daraus dann we-

der, wither, **Widder** und wider erscheinet. Wobey **Bödickers** Grundsätze von 1701. auf dem 512. 513. Bl. nachzusehen sind. Die Gleichförmigkeit wegen der Endung in **er**, ist zum Theil schon in andern Wörtern ehemals von mir gezeiget; * zum Theil aber, und noch gründlicher noch neulich von Herrn Wachtern in seinem vortrefflichen deutschen Glossario ** dargethan worden. **Weber** und **Zunder** entstehen von **weben** und **zünden**; **Ecker, Thaler, Luder, hinter, unter** ꝛc. von **Eke**, quercus, **Thal** vallis, **Laden** invitare, *ind*, adversus, **und** contra &c. welche beyde letztern Redetheilchen schon vorher angeführet worden. Das erste **Widder** betreffend, Griechisch ἔϑνις vervex, Angelsächsisch *wether*, so leitet solches Franz Junius allerdings von dessen bekanntesten Eigenschaft, der Gewohnheit zu stossen, oder Gegenstand zu beweisen, her; welches auch ganz natürlich ist. Bey solchen Namen ist die Endung **er** nicht ein bloßes Zeichen der Ableitung, sondern **wair, wer** und **er** zeiget sowohl bey den Celten, als Britten und Gothen insbesondere, wie bey den Lateinern vir, das männliche Geschlecht, oder ein Männlein, mas an. Daher mich deucht, daß es eher ein zusammengesetzter Name, als ein Stammwort seyn könne, welches letztere der Herr von **Staden** †) behauptet, da er zeiget *wieder* sey nichts anders, als *wair*, mas, insgemein, woselbst ein d eingeschoben worden, um hier-

* Siehe das VI. Stück unserer Beyträge, das 320. Bl.
** In desselben Prolegomenis Sect. VI. Endung *er*.
† In Erklärung deutscher Wörter auf dem 724. Bl.

hierdurch die besondere Bedeutung eines **Schafbocks** anzuzeigen. Allein wenn man die Gleichförmigkeit zum Grunde setzet, so finden sich nach derselben die meisten Beyspiele einer Zusammensetzung, als in **Läufer, Becker, Stösser, Fechter**, ꝛc. Dieses kann von der Abstammung genug seyn.

Hiernächst kömmt nun † die **Aussprache** solcher drey verschiedenen Wörter in Betrachtung. Die alten haben sich mit besonderm Fleiße bestrebet, durch Buchstaben auszudrücken, daß selbige kurz und scharf in der ersten Sylbe auszusprechen wären. Daher kömmt es meines Erachtens, daß man im Griechischen das theta oder ϑ und in den andern ältesten Mundarten gemeiniglich das th gebrauchet findet; als welcher Buchstabe weder d noch t sondern gleichsam einen Mittellaut zwischen selbigen anzeiget, und folglich nicht unrecht mit dd ausgedrückt zu werden pfleget. Unsere Sprache hat mit der Hebräischen, wie viele andere Stücke also auch dieses gemein, daß sie kurze und lange Selbstlauter hat, davon **Harsdörf** in specim. Philol. VII. Disq. 127. 136. Blatte nachzusehen. Folglich findet sich ein kurzes i, in **Bilder, rinnen, Gewitter** ꝛc. ein lang i aber, in **mir, Lied, dir, ihr** ꝛc. welcher Unterschied auch hier nicht aus den Augen zu setzen, sondern so wohl auf das kleine, als grosse *Chirek* zu sehen ist. Schon vor tausend Jahren, heisset es in **Isidorii** Fragmento * *widhar zuomi*, contra

† Hinter des Herrn Palthenii Tatiano auf dem 243 Bl.
* Herr von Leibnitz in scriptorib. rer. Brunsvic. Tom. I. p. 47. und an mehrern Orten.

decorem, wider das Geziemen. Lipſius in ſeinem Gloſſario, *witherſacco*, aduerſarius; Im Angelſächſiſchen findet man: Hengeſt ant Horſa fuhtôn *with* wyrtgeorne, fochten wider Vortigornem. Die Franken und Allemannen haben ſich zwar oft nur eines einfachen d bedienet als *widarwigo* ein Aufrührer, rebellis, *widarſtritit* renititur, widerſtrebet; widar fluahhan, remaledicere, widerſchelten; aber dem ungeachtet hat das i ſeinen natürlichen Laut als ein Chireck parvum behalten. Daher auch noch im 16ten Jahrhunderte, ſolche Wörter in der erſten Sylbe kurz und ſcharf ausgeſprochen und daher wiederum durch dd geſchrieben worden ſind. In des ſel. D. Luthers Handſchreiben und erſten Ausgaben der bibliſchen Bücher, welche ich nachgeſehen habe, findet ſich ſolches augenſcheinlich. Die Ueberſetzung des Pſalterbuchs, ſo 1524. gedruckt, gibts alſo: bekennen widder mich; an einem andern Orte meyne Uebertretung bekennen widder mich. Allein in folgenden Jahren beliebte er nur ein einfaches d. Als, da er wider Herzog Heinrichen zu Braunſchweig-Wolfenbüttel ſchrieb, war dieſes der ganze Inhalt des Titelblatts: **Wider Hans Worſt. D. Mart. Luther. Wittenberg M. D.** *XLI.* Auch in den Reichs Canzleyen brauchte man um ſelbige Zeit das dd in öffentlichen Schriften. Ich habe eine in Quarto gedruckte Schrift zur Hand, auf deren Titel folgende Worte ſtehen: Citation des Keyſerlichen Camergerichts zu Speyer widder Herzog Heinrichen von Braunſchweig ꝛc. 1539. gedruckt. In eben ſolchem Jahre ließen der Churfürſt

fürſt Johann Friedrich zu Sachſen und Landgraf Philipp zu Heſſen eine Schutzſchrift zu Wittenberg drucken, genannt: **Widderſchreiben auf das unerfindlich, Herzog Heinrichs zu Braunſchweig Schreiben, ſo derſelbe ꝛc. und hochgemeldete beyde Churfürſt und Fürſten widderumb gethan haben.** In A. Mauritii **Breunle Proceß der GerichtsOrdnung aus Bepſtlichen und Keyſſerlichen rechten ꝛc. gemert und gebeſſert**, 1529. gedruckt in Octav findet man eben dieſe Schreibart mit **widder, wider**, contra und **wider, widderum** rurſus, durchgehends gebrauchet. **Johann Agricola** ſchlieſſet ſeine Sprüchwörter alſo: **Hie will ich ſtille halten und warten bis ich auch widder luſtig werde zu jagen.** In den darauf folgenden Jahren findet man, ſowohl **wider** contra als **wieder** iterum, beyde mit einem d, davor aber kein e zu erblicken iſt, in geiſtlichen und weltlichen Schriften ausgedrücket; welches alles mit Beyſpielen beleget werden könnte, wenn es nöthig wäre.

Iſt nun, wie aus beygebrachten Stellen zu erkennen, die erſte Sylbe beſagter Wörter nach ihrer Natur kurz ausgeſprochen: ſo muß es nothwendig wider ihre natürliche Eigenſchaft laufen, wenn man dieſelben ohne Unterſchied, mit dem neuerlichen ie gebrauchen will. Denn iſt dd und th der Beweis einer kurzen und ſcharfen, ſo iſt ie im gegentheil die Anzeige einer langen und ſtumpfen Ausſprache einer Sylbe oder eines Worts. Gleichwie auch Herr Freyer dem Langlaute des ie durch drey Gründe, in ſeiner Rechtſchreibung am 44. Blatte

zu behaupten ſich angelegen ſeyn laſſen. Folglich haben die guten alten und unſchuldigen Wörter durch eine neuerliche Zunöthigung ihre ganze Natur verleugnen und ausziehen ſollen. Doch haben einige noch dem Widder ſeine alte hergebrachte Freyheit und Rechtſchreibung gelaſſen. Es ſtehet aber zu hoffen, daß auch die andern beyden Redetheilchen bey ihrem wohlhergebrachten Rechte gelaſſen werden dürften, wenn ihre Sache vollends mit aller Gefliſſenheit ausgeführet worden.

Es iſt noch 3 die **Gewohnheit**, wie ſolche Wörter geſchrieben worden, zu zeigen übrig. Solche giebt nun, als eine ſtrenge und unumſchränkte Beherrſcherinn aller Wörter, unſern vorigen Gründen hoffentlich das ſtärkſte Gewichte. Um beſſerer Ordnung willen, ſollen zu erſt die Zufälle und Begebenheiten angeführet werden, welche einem jeden derſelben inſonderheit zugeſtoſſen; nachmals aber von der Gewohnheit alle drey mit Unterſchiede insgemein zuſchreiben, das Nöthige dargeſtellet werden. **Widder**, aries, vervex iſt nach ſeiner Abſtammung und Ausſprache auch nach der Angelſachſen Schreibgewohnheit mit th oder dd richtig: Allein die Franken und Allemannen haben ſolches bis gegen das 16te Jahrhundert auch mit einem einfachen d geſchrieben; alſo kömmt es im Schilter † vor: widar, vervex, der Bock; widaro, der Böcke. Notker ſagt diu Chint dero widaro, filios

† Siehe deſſen Gloſſarium oder den IIIten Theil ſeines Theſauri Antiqq. p. 866.

filios arietum. * Allein da vor und nach des sel. Luthers Zeiten die Wissenschaften wieder zu blühen anfingen: So suchte man auch damals schon den Wörtern eine angemessenere Bestimmung, als bis dahin geschehen war, beyzulegen, und deßwegen die Wörter auch durch die Rechtschreibung zu unterscheiden. Seit solcher Zeit ist in den deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift und sonsten, das Wort **Widder** jederzeit mit dd geschrieben und in solcher Gestalt auch nach der vorgenommenen Veränderung, bis jetzo, in der Canstteinischen Bibel gelassen worden.

Was zur Schreibgewohnheit des Vorwortes **wider** contra, rc, gehöret, ist bereits guten Theils oben gemeldet worden, nemlich daß von tausend Jahren her der Gebrauch mit einem doppelten und einfachen d zwar verändert gewesen; jedoch aber seit solcher Zeit bey bewährten deutschen Schriftstellern, und andern, die sich um die Rechtschreibung eigentlich bekümmert, **niemals** mit dem neuerlichen eingeschobenen e in der ersten Sylbe beschweret worden. Also findet man withar, widar, wider, bey dem Tatiano, Otfrido, Notkero und andern in großer Menge.

Noch ist übrig, etwas von der andern Partikel **wieder** vicissim, retro, rursus, iterum zu gedenken, welches ein deutsches Beywort oder Nebenwort ist. Ich habe aber von diesem angemerket, daß es niemals, bis etwan nach der Zeit des sel. D.

* *Schilter* im II. Theile des gedachten Thesauri auf dem 60. Bl. der andern Abtheilung.

D. Luthers mit dem eingeſchobenen e vorkomme. Ferner, daß man in den ältern Zeiten an ſtatt *uuidar*, rurſus, iterum, oftmal *auuer* gebrauchet. uuidar und uuider ſtehet in der Zuſammenſetzung und wenn es ſo viel als *re* bey den Lateinern, oder eine Wiederholung, ein Zurückgehen bedeutet, an vielen Stellen der Alten. *Witirigeven*, wiedergeben kömmt in der bekannten Eydesformel der Deutſchen, Königes Ludwigs und ſeines Bruders, Luthers, vor * Fuorum *widar* zi Jeruſalem, kehrten wieder gen Jeruſalem. Inti uuidarſanta nan und ſannte ihn wieder, & remiſit eum; ih ſanta juuuihe *uuidar*, ich ſannte euch wieder ** widrunpiotun, reſcribere, wieder entbiethen † und ſo findet es ſich an unzähligen Stellen. In der Bedeutung eines Beyworts **entgegen**, ob, obviam, brauchten ſolches auch ſchon die Gothen im 4ten Jahrhunderte: uſidja *withra* Jaiſu, ſie gieng aus Jeſu entgegen, exiit obviam Jeſu: und *withragamotjan* imma, ihm zu begegnen, procedere obviam ei. †† Hieraus erhellet, daß withra, withar, widder und wider ſchon bey den älteſten Mundarten, bald als ein Vorwort, bald als ein Beywort gebräuchlich geweſen, und daß nach ſolchen unſer noch itzo übliches Zeitwort **widerfahren** obvenire, es mag ſelbiges zu angenehmen oder unange-

* Siehe Herrn von Leibnitz Collectan. Etymol. im II. Theile auf dem 408. Bl.

** Siehe Prof. Palthenius im Tatiano des 29. 191. 192. Bl. und an vielen andern Stellen.

† Pezii Gloſſen in Schilters Gloſſario p. 866.

†† S. Codex Argent. Matth. VIII, 34. und Joſ. XII, 19.

angenehmen Begebenheiten angewendet werden, grundrichtiger ohne, als mit eingeschobenem e zu schreiben sey; weil es einen Gegenstand andeutet. Ob übrigens das Beywort **wieder** iterum, rursus von dem lateinischen iterum abgekürzet und in unserer Sprache eingeführet sey, daran finde ich, aus den oben beygebrachten Gründen, Ursache zu zweifeln. Man müßte denn, wenn man vieles zugeben wollte, sagen: **wieder, wiederum**, sey nach dem Rechte der Wiederkehr (jure poſtliminii) ein uraltes deutsches Wort, wie etwa das Wort **Revier**.

Wegen des Zusammenhangs dieser Abhandlung muß auch noch von dem alten Beywort *auur* oder *abir*, rursus, iterum, etwas angefüget werden. Im vorhergehenden ist gemeldet worden, daß solches Beywort oft an statt **wieder** bey den Alten gebraucht und geschrieben werde. Solches geschieht sowohl allein, als in der Zusammensetzung. Was diese betrifft, so bedienet sich dessen der S. Gallische Mönch **Keso** gar oft, als *auurkakanwarti*, repraesentati, wider dargestellet; *auurkifangan*, repetuntur, wiederholet werden; *Auurzikilesanne* recolligenda, wiederzusammen zu lesen. * Imgleichen **Notker**, da er die Taufe, den Brunnen abirburte, fontem regenerationis nennet ** Allein und ohne mit einem Zeitworte ver-

* Siehe dessen Uebersetzung der Benedictischen Regel, cap. 7. 18. 32. und sonsten, im I. Theile von Schilters Thesauro.

** Eben daselbst, Psalm 72. das 168. Bl.

verknüpfet, findet man solches beym *Otfrid* II. 6. 60. iz auur thara kleipti, solchen (Apfel) wiederum anheftete, id iterum affixerit; Und in Tatiani Uebersetzung lieset man Cap. 196. *abur* ging uz, iterum exiit: Er (Pilatus) gieng wieder heraus ꝛc. Man findet beyde Beywörter abur und wider, ohngefehr bis zur Wiederherstellung der Gelehrsamkeit in 15ten Jahrhunderte gleich gäng und gebe. Also sungen die Meistersänger zu Ende des 12ten Jahrhunderts z. E.

Graf Krafft von Toggenburg:

Heide vnd Anger vnd dů tal
Dů hat der Winter **aber** val
Gemachet vnd dů Owe

d. i. der Winter hat **wiederum** Thal und Aue falb oder gelblich gemacht. Und Herr **Gottfrid von Nifen** läßt sich also hören:

Nu sihet man aber die Heide val
Nu sihet man valwen grunen Walt.

Hingegen war auch um selbige Zeit **wider** iterum eben so gebräuchlich, die **Winsbekin** spricht zu ihrer Tochter *

Si (die Venus) mache susse Herzen wunt
Vnd nach ir Willen **wider** gesunt
Düselben **aber wider** siech, das ist ir Wechsel alle Stunt.

In Probst Dietrichs zum Neuen Werk bey Halle Urkun-

* Im IIten Theile dieses Thesauri des 43. und 49. Bl. hinten befindlich.

Urkunde, die er dem Hospitale zu S. Cyriax am Walpurgs Abende 1343. gegeben, lauten die Worte also: So mögen sie aver einem andern (Priester) in dat Spital setten. * Nach solcher Zeit aber fing dieses Wort in angeführter Bedeutung an zu veralten und blieb die Partikel **wider** allein im Gebrauche. Inzwischen aber kam doch von **abir, aber, avir,** eine neue Zusammensetzung hervor, welche **abermal** heisset und eben soviel als rursus und iterum bis auf diesen Tag bedeutet; wiewohl **abermal** und **wiederum** doch nicht gänzlich gleichgültige Wörter sind. *Abur, aur* hat zwar noch eine andere Bedeutung über tausend Jahre geführet und noch, da es ein wiederlautendes Verbindungswort (coniunctionem disiunctiuam) abgiebt und itzo **aber**, at, autem, vel ausgesprochen wird. Schon in **Isidors** Fragmento 241. Blatte heißt es: Ibu auur Christus Got ni wari, wenn aber Christus nicht Gott ist ꝛc. Doch genug hievon.

Daß nun oft besagte drey Wörter, die doch, wie wir oben gesehen, aus einer Quelle herzukommen scheinen, endlich mit Unterschied der Buchstaben, zu schreiben angefangen und über hundert Jahre her dieser Unterscheid zur allgemeinen Gewohnheit geworden, dieses ist nunmehro noch zu erörtern. Ich getraue mir solches wohl eine allgemeine Gewohnheit zu nennen, die sich vermuthlich durch die neuerliche Schreibart, so fort noch nicht aus dem Besitze vertreiben lassen wird, bis ihr Gegentheil die Anfoderung mit bessern Gründen befestiget hat.

* Hallische Intellig. Bl. vom Jahr 1730. num. 47.

Zur Urſache dieſes Unterſchieds, warum nemlich aries **Widder**; contra, aduerſus **wider**, und iterum, rurſus **wieder**, **wiederum** geſchrieben wird, kann ich alſo ſonſt nichts angeben, als theils die gewaltthätige Tyranney **der Gewohnheit** über die Wörter, theils die Wiederherſtellung der Gelehrſamkeit und des geläuterten Gottesdienſtes. Denn hierdurch ſind auch die Deutſchen bewogen worden, wie ich bereits oben geſagt habe, die Begriffe der Sachen und Bedeutungen der Wörter genauer und ſorgfältiger zu beſtimmen, als vorher geſchehen war. Vielleicht kann auch die Unruhe und der Name **der Wiedertäufer** zu genauerer Unterſuchung zwiſchen ἀντὶ und ἀνὰ Anlaß gegeben haben. Die Zeit, wenn eigentlich die Gewohnheit dieſes Unterſchiedes aufgekommen und allgemein geworden, wird wohl nicht eben bis aufs eigentliche Jahre bemerket werden können. Denn alle Gewohnheiten ſetzen ſich unvermerkt nur nach und nach feſte.

Ich will aber doch verſuchen, die Zeit des aufgekommenen Unterſchieds ſo nahe zu bezeichnen, als es möglich iſt. Der **ſel. Luther** ſowohl, als andere Verfaſſer einiger Schriften um ſelbige Zeiten, beydes vor und nach ihm, * haben das Vorwort und das Beywort **wider** mit einem ſogenannten kleinen

* Auch in unſern Beyträgen im VI. Theile am 337. Bl. findet man einen Schriftſteller vom Jahr 1484. angeführet, welcher von keinem eingeſchobnen e weis ſondern **Widerwärtikeit**, **Widerſpennikeit**, **Widerlegung**, **Widerſpruch**, ſchreibet.

kleinen Chirek, d. i. ohne e in der ersten Sylbe, ausgesprochen und geschrieben. Ja solches kurze oder kleine i recht auszudrücken, haben sie, wie oben erwiesen, bis etwa ums Jahr 1560. das d oftmals verdoppelt. Nach dieser Zeit aber ist es bey einem einfachen d in beyderley **wider**, jedoch auch zu gleicher Zeit ohne die geringste Spuren des nachmals eingeschalteten e, bis in den Anfang des 6ten Jahrhunderts, unverrückt und unverändert geblieben. Solches wird dem Leser in den deutschen Jenischen Theilen der Schriften des sel. D. Luthers, so im Jahre 1560. und in den Wittenbergischen Theilen die 1581. durch den Druck gemein geworden, gleich bey dem ersten Anblicke in die Augen fallen. In Straßburg ließ der berühmte und gelehrte Schulmann Joh. **Sturm** sein grosses Werk, Lexicon trilingue, genannt, in fol. 1586. drucken, da er am Ende der Vorrede ausdrücklich bezeuget, daß er die deutsche Sprache in demselben nach der reinen, gebräuchlichen und von allem fremden Wesen befreyten Mundart, mit grossem Fleiß, sowohl nach den Redensarten als auch nach der Rechtschreibung (dicendi scribendique genere) beobachtet. Dennoch aber findet sich in seinem deutschen Wortregister: **Widder**, aries, **wider** contra und **wider** rursus; also die beyden letztern noch ohne das e. Sebast. **Frank**, Joh. **Agricola**, Hieronym. **Weller**, Martin **Chemnitz**, Nic. **Selneccer**, David **Chyträus**, auch Michel **Sachse** in seiner Kayser-Chronike, die 1607. gedruckt worden, wissen in beyderley **wider** noch nichts von demselbigen.

Allein um diese Zeit fing man an, ein e in das Beywort **wieder** rursus, iterum einzuschieben; welches aber andere der Sachen unkundige, vermuthlich aber Setzer und Drucker, ohne andere Ursache, als weil es eine neue Mode und neue Schreibart war, zuerst misbräuchlich auch in das Vorwort **wider** contra hineinbrachten. In solchen neugedruckten Schriften lasen es andere und zwar vielleicht wohl gelehrte, aber doch um ihre Muttersprache unbekümmerte; daher sie es im schreiben bald annahmen, bald wieder weg liessen. Gleichwie es itzo zu unsern Zeiten noch zugehet und das Vorwort **wider** ein gleiches Schicksal erfahren soll, ob es gleich über tausend Jahre durch allgemeinen Gebrauch und festgestellte Regeln verschonet geblieben. Man mag demnach von den Zeiten 1610. 1620. 1630. und noch ferner, Bücher von allerley Gattung vornehmen, so wird man dießfalls Ungewißheit und Verwirrung antreffen. Wer heutigs Tages noch die Anklage eines unbeständigen Gebrauchs von selbigen Zeiten nehmen will, auch zu diesem Behufe die Beyspiele der damals gedruckten Bücher anführet, der wird zwar Gelegenheit genug finden: aber er hat doch von den Geschichten der deutschen Sprache, die nachhero vorgegangen, nicht hinlängliche Erfahrung.

Ich halte solchergestalt, meines Erachtens, die Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft oder des sogenannten deutschen Palmenordens, welcher 1617. seinen Anfang genommen hat, für diejenigen Urheber, welche bey damaliger großen Ungewißheit, aus Noth diesen Unterschied angenommen und fest gestellet

ſtellet haben. Es iſt Schade, daß man keine vollſtändigere Acta und Tagebücher ihrer Verſammlung hat, als was Georg Neumark heraus gegeben; ſonſt würde man vielleicht etwas gewiſſers davon beybringen können. Hiebey kann ich nicht umhin, desjenigen Buches zu erwähnen, in welchem ich bey ſorgfältigem Nachſchlagen ſehr vieler andern, zuerſt den rechtmäßigen Unterſchied aller drey Wörter ſo genau beobachtet gefunden, daß faſt kein einzigesmal, das nunmehr aufgenommene e an dem unrechten Orte ſtehet: welches von derſelben Zeit gewiß etwas ſonderbares iſt. Der berühmte deutſche Gottesgelehrte und Dichter, Wilhelm **Alardus**, ein Hollſteiner, und Superintendent zu Münſterdorf, der den 8 May 1645. verſtorben, gab verſchiedne Bücher heraus, die er nennet: **güldnes A B C der fürnehmſten Lehr- und Troſtreichſten Namen Jeſu Chriſti unſers Heylandes:** hievon begreift das dritte Buch 20 Predigten, die er 1621. geſchrieben, und die im Jahre 1625. zu Leipzig, in Verlegung Hennig Groſſens Erben, bey Joh. Albr. Minzeln in Quart gedruckt worden. In dieſen habe ich die Richtigkeit des gebrauchten Unterſchieds am erſten wahrgenommen. Man wird ſchwerlich ſolches von einer ſowohl vormals, als auch wohl zwanzig Jahre nachher an das Licht getretenen andern Schrift mit Wahrheit und ohne Ausnahme rühmen können. Allein nach dieſer Zeit ward gemeldeter Unterſchied in kurzer Zeit allgemein; wenige Gelehrten ausgenommen: die ſich mehr um die Sachen, wie es hieß, als um die Worte bekümmerten. Solchergeſtalt

bemerkten einige, aus Unachtsamkeit unserer deutschen Sprache, diese so löbliche und nöthige Bestimmung der Begriffe nicht, wie auch noch zu allen Zeiten geschiehet. Unerfahrne Setzer in den Druckereyen hingegen unterhielten diese Verwirrung aus Unwissenheit. Ja, in verschiednen Büchern nimmt man gar deutlich wahr, daß die bisweilen unrecht vorkommenden beyderley **wider** unstreitig als Druckfehler anzusehen sind, die der Scharfsichtigkeit und Sorgfalt des Verbesserers in der Druckerey entwischet sind. Also habe ich in **Bödikers neuvermehrten Grundsätzen der deutschen Sprache** verschiednemal diese Redetheilchen unrecht gesetzet gefunden, obgleich der Verfasser selbst, in solchem Buche Regeln von dem nothwendigen Unterschiede zwischen **wider** und **wieder** gegeben. Gleichergestalt habe ich dieses in **Georg Neumarks deutschem Palmbaume** bemerket; da doch dieser die Rechtschreibung, die der fleissige **Schottel** in seinem ausführlichen **Sprachwerke** festgesetzet hat, in welchem er den Unterschied beyderley Partikeln mit Fleiß gewiesen, anpreiset. Dahero sich dann diejenigen, die dergleichen fehlerhaft gedruckte Bücher für sich zum Beweise anführen, daß unter gemeldeten Wörtern noch keine gründliche Gewißheit in der Rechtschreibung sey, vergebliche Mühe machen. Und was kann auch bey dem Bessern in der Druckerey wohl eher übersehen werden, oder unüberlegt durchwischen, als dieser Buchstabe e in der Partikel **wider**?

Inzwischen ist das angeführte Sprachwerk des unermüdeten Schottels allerdings **als eine Sprachlehre der fruchtbringenden Gesellschaft**

schaft anzusehen. Dieses kann man gar deutlich aus vorhin erwähntem Neumark * abnehmen; denn da er vorhin von ungereimten Lehrsätzen und der wunderpoßirlichen Orthographisterey (wie seine Worte lauten) Meldung gethan: „So fähret er „also fort: Bleibet demnach wohl dabey, daß keinem anders, als die hochdeutsche Mundesart, „nach ihrer Eigenschaft, Ausrede, und wie sie von „dem Herrn Suchenden (d. i. Schotteln) in seinem „überausherrlichen und ausführlichen grossen „Sprachwerke, welches jüngsthin im 1663ten „Jahre zu Braunschweig herauskommen, und von „dem Spielenden, wie auch andern Bidermanni„schen deutschen Sprachlehrern hochvernünftig un„tersuchet, erwogen und grundfest gesetzet worden, „auszuüben zugelassen sey." Nun hat mehr gerühmter Just Georg Schottel schon 1651. seine deutsche Sprachkunst, daraus nachher das vorhin erwähnte grosse Sprachwerk in Quart erwachsen, zum andernmale herausgegeben, in welcher er dieses zur Regel setzet; ** **Es ist zu merken, daß wieder mit dem e bedeute** rursum, iterum; **wider aber ohne e ist** contra, aduersum; wobey er vielfältige Beyspiele anführet. Und da er etwa um das Jahr 1640. die erste Ausgabe seiner Sprachkunst ans Licht gestellet, mir aber sonst zur Zeit keine ältere Sprachlehre bekannt ist, worinnen der Unterschied von beyderley wider zur Regel geworden:

* S. dessen deutschen Palmbaum, auf dem 99. Bl.
** Auf dem 826. Bl. der andern Ausgabe 8. Braunschweig 1651.

So kann man nunmehro leicht sehen, was es für eine Bewandniß damit habe, und was mich zu der Muthmassung im vorhergehenden bewogen habe.

Solcher Regel sind nachmals nicht nur die neuern Sprachlehrer **Bödicker** und andere gefolget *; sondern auch die allermeisten geschicktesten und ihrer Muttersprache kündigsten Gelehrten so wohl in der Gottesgelahrtheit als auch Rechtsgelahrtheit Redner, Dichter, und Geschichtschreiber. Aus eignem Nachschlagen kann ich anführen, Joh. Mich. **Dillherrn** zu Nürnberg, M. Balz. **Kindermann**, den bekannten Joh. Balz. **Schuppius** in Hamburg, Joachim **Lütkemann**, D. Heinr. **Müllern** zu Rostock, Joh. **Lassenius** zu Coppenhagen, Dr. Martin **Geyern** zu Dreßden, den vornehmen Gottesgelehrten im Herzogthume Braunschweig A. H. **Buchholz**, den Inspector Gottfr. **Arnold**, den gelehrten Canzler zu Tübingen, Hr. Christoph Matth. **Pfaff**, den Prof. August Hermann **Franken** zu Halle, den berühmten geistl. Dichter, Herrn Benjam. **Schmolken** zu Schweidnitz in Schlesien, den noch lebenden Oberhofprediger zu Dreßden, Herrn D. Bernh. Walth. **Marpergern**; dessen vortreffliches Buch, der wahre **Lehr-Elenchus** genannt, ich vor mir habe und sonderlich auf den andern Theil desselben mich beziehe, weil den ersten ein unverständiger Setzer unter Händen gehabt zu haben scheinet. Diesen Schreibunterschied beobachten ferner alle gute Ueberseßun-

* S. Bödikers Grundsätze in der Herausgabe von 1701. auf dem 506. 571. Bl.

verſetzungen der deutſchen Bibel, die etwa nach 1630. herausgekommen ſind. Denn in der groſsen Wittenbergiſchen, die 1621. nach dem letzten vom ſel. Luther überſehenen und verbeſſerten Exemplar von Zacharias Schürern abgedruckt iſt, ſiehet man noch beyderley **wider** ohne das neuerliche e. Sonderlich wird gedachter Unterſchied in dem Bibeldrucke und andern Schriften, welche in der berühmten Druckerey **der Sternen** zu Lüneburg, ja ſelbſt in den Ausgaben der Bibel, welche bis 1732. zu Halle im Waiſenhauſe ans Licht getreten, genau angemerket. In der nützlichen und vortrefflichen **Lankiſchen Concordanz** zu Leipzig, iſt dieſer Unterſchied ſo ſorgfältig in Acht genommen, daſs ſie das Wort **wider** und **wieder** in unterſchiedlichen Abtheilungen aufgeführet hat. Wer nun ſolche nach den neuern Canſteiniſchen Bibeln einrichten will, der darf die Ordnung nur in Unordnung, und die Deutlichkeit in Verwirrung bringen, ſo iſt ſein Lankiſch verbeſſert. Von deutſchen Rechtsbüchern und ihren Verfaſſern, auch allerhand Arten der übrigen deutſchen Gelehrten, bis etwa die erſte Ausgabe der **Freyerſchen** Rechtſchreibung im Jahre 1721. das Waſſer wiederum trübe zu machen angefangen, kann man ein gleiches ſagen. Die öffentlichen deutſchen Reichsſatzungen und der Reichsabſchied vom Jahre 1654. wie ihn der erfahrne Rechtsgelehrte Pfanner * abdrucken laſsen, und des berühmten Cammeraliſten oder Reichsrechtsgelehrten, Ja-

* Teb. Pfanners hiſtoria Comitiorum Imp. 8vo am Ende des Buchs.

cob **Blumens** Kayserlichen Kammergerichtsordnung, die zu Speyer fol. 1663. ans Licht getreten; Ingleichen des Churfürst Augusts zu Sachsen sogenannte Constitutiones oder Rechtssatzungen, nebst den Auszügen aus den öffentlichen Gerichtshandlungen, die der unsterbliche Rechtsgelehrte, Benedict **Carpzov**, in seine Erklärungen (definitiones) gemeldeter Rechtssatzungen mit eingerücket; Ja alle deutsche Schriften dieses und anderer berühmten Juristen dürfen nur mit flüchtigen Augen angesehen werden, so wird man bald finden, wie genau und sorgfältig sie den Unterschied mehr gedachter Wörter in Acht genommen haben. Unter andern Gattungen deutscher und vornehmer Gelehrten stimmen diesem Unterschiede ferner bey, Mart. **Opitz**, Joh. Mich. **Moscherosch** oder Philander von **Sittewald** in seinen satyrischen Gesichten, Georg Phil. **Harsdörfer**, welcher in spec. Philol. VII. disq. 146. Blatte mit ausdrücklichen Worten, den Unterscheid erkläret, Professor Imman. **Weber** zu Giessen, Herr von **Leibnitz**, Herr von **Hoffmannswaldau**, Dan. Casp. von **Lohenstein**, Joh. Christian **Günther**, Philander von **der Linde**, die Hamburgischen Gelehrten, Herrn **Brockes**, **Richey** ꝛc. Herr Hofrath **Weichmann** zu Wolfenbüttel fängt seine Anmerkungen über Herrn Mattheſons Antwort also an: Eine Schrift zu **widerlegen** ist nicht besser, als daß man sie selbst bey der Untersuchung von Wort zu Wort wieder einführe ꝛc. Herr Hofrath Johann Ulrich **König** zu Dreßden, welcher in dem Vorberichte der Canitzischen Gedichte ausdrücklich be-

bezeugt, daß er mit selbigen viele Irrungen sowohl im Verstande als in der Rechtschreibung und den Unterscheidungszeichen der Wörter wieder zu rechte gebracht. Und wer wollte mehr Geduld und Zeit hiebey verlieren. Ganze Gesellschaften haben solchen Unterschied angenommen und eingeführt, als die fruchtbringende, davon wir oben gehöret, die ehedem zu Hamburg Deutschübende, die berlinische Gesellschaft der Wissenschaften: Nur bis auf diejenigen, deren oben Erwähnung geschehen; Ja alle wohl eingerichtete Druckereyen und die darinnen befindlichen Setzer in Lüneburg, Braunschweig, Magdeburg, Hamburg, Berlin und anderer Orten haben dieselben vorlängst als eine allgemeine Regel angenommen, wie die täglich heraus kommenden Schriften und Zeitungen an den Tag legen.

Man könnte mir zwar einwenden, daß vielleicht einige von obigen angeführten Gelehrten in ihren Handschriften eine andere Rechtschreibung haben könnten, die Setzer aber in den Druckereyen solche nach ihrer angenommenen Gewohnheit gesetzet und abdrucken lassen. Ich hätte bald Lust diesen Einwurf als eingestanden zuzugeben, da es doch noch lange nicht erweislich gemacht ist. Denn sollte die an so vielen Orten, da obige Gelehrten gelebet oder etwas drucken lassen, gleichförmig eingeführte Art zu setzen und zu drucken, nicht schon vor sich selbst hinlänglich seyn, eine allgemeine Gewohnheit auszumachen? Es wird aber bey diesem allen nunmehro einem nachdenkenden Leser anheim gestellet, zu beurtheilen: wie weit der oft angeführte Unterschied

schied dieser beyden Partikeln Grund habe oder nicht: imgleichen ob solches wohl der Sprache zuträglich sey, von solchem bisherigen Unterschiede abzugehen und durch Vermengung so verschiedener Begriffe unter einerley Schreibart eine Sache oft zu verdunkeln, auch des Lesers Gemüthe durch solche Dunkelheit zu hemmen und aufzuhalten? Mir scheinet dergleichen Unternehmen sehr unzeitig und schädlich zu seyn. Es ist gezeiget worden, daß **Widder** und **wider** ohne e schon von tausend Jahren nach der Abstammung, Aussprache und Schreibgewohnheit richtig sey, und das Beywort **wieder** iterum nur um deßwillen über hundert Jahre, von den vorigen beyden, durch ein eingeschobenes e, kennbar und unterschieden vorgestellet, auch durch die allgemeine Schreibgewohnheit bestätiget worden; damit nicht so vielerley Begriffe unter ein einiges Wort zusammen kämen. Das unnatürliche e in dem Beyworte, als ein geringerer Ubelstand, scheint eher zu dulden zu seyn, weil ihn die bereits angenommene Gewohnheit bestätiget hat; als wenn man nun wiederum solches ohne Noth und zu mehrer Dunkelheit überall einführen wollte. Hiedurch wird die bisher mehrentheils aufgehobene Verwirrung noch schlimmer gemacht, als sie jemals gewesen ist. Die Herren Aufseher über das Cansteinische Bibelwerk wünschen etwas gewisses zum Fundament in der Rechtschreibung zu haben, laut ihrer oben angeführten Nachricht: Es stehet aber zu besorgen, daß die ihnen beliebte Aufhebung des Unterschiedes zwischen **wider** und **wieder**, nur Dunkelheit und noch grössere Ungewißheit

wißhelt zuwege bringen werde. Die gröſte Zierde und das ſicherſte Kennzeichen einer ausgepußten Sprache iſt wohl ohnſtreitig die Deutlichkeit. Dieſe aber wird durch nichts anders erhalten, als wenn man jedem Worte, ſo viel möglich, angemeſſene und eingeſchränkte Bedeutungen beyleget und beſtimmet; nicht aber dieſelben in allgemeine Begriffe zuſammen ſchmelzet, folglich ein einziges Wort vielerley Bedeutungen annehmen muß, wie das natürliche allgemeine **wieder** davon eine Probe abgiebet. Dieſes zu verhüten, iſt auch die ſchöne Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern ehedem unſern Beyträgen * einverleibet worden.

Uebrigens kann ich nicht abſehen, wie der mehrgedachte Unterſchied die Orthographie ſchwer machen kann; als wobey es noch lange nicht ſo viel Nachdenken giebt, als bey den Partikeln **vor** und **für**, deren Unterſchied doch, in Abſicht auf gröſſere Deutlichkeit, billig angenommen und davon in dieſen Beyträgen einige Regeln feſte geſtellet worden. Es finden ſich in unſerer Sprache noch vielmehr Wörter, welche nur deßwegen unterſchiedlich geſchrieben werden, damit die Begriffe derſelben mit andern nicht verwechſelt werden ſollen. Z. E. Malen pingere, deſignare und mahlen molere; Meynen putare und meinen meis; Seyn und ſein; Veſt und feſt; daß und das; los ſolutus und Loos, ſors, Mann und man und viele andere. Warum ſollte **wider** und **wieder** nicht eben ſo nöthig ſeyn? **

Im

* Siehe das Vte Stück am 1 Bl.

** Man kann auch wider contra, aduerſus gar leicht

Im Zweifel aber, welcher sonst von keinem als dem einigen Zeitworte **wiederfahren** aufgebracht werden können, würde ich lieber und grundrichtiger ein kleines Chireck als ein grosses brauchen, oder lieber das e, welches das große Chireck verursachet, gar weglassen. Daher in diesem Falle eher **widerfahren** gelten könnte, wie oben gezeiget worden, als wenn das unnatürliche e eingeschaltet wird. Denn dieses befindet sich als ein unnützer Buchstabe, der weder zur Abstammung nöthig ist, noch in der Aussprache gehöret wird, schon in so vielen Wörtern, daß kaum das einzige Nennwort **Bibel** noch davon befreyet ist. Es wird aber vielleicht auch bald damit gezieret werden. In Druckereyen könnten viele Pfund Metall, auch viel Zeit und Raum ersparet werden, wenn der Misbrauch des Buchstabens e nicht so sehr eingerissen wäre. Wollte man aber lieber **wiederfahren** schreiben, so würde man ebenfalls einige Gleichförmigkeit, es zu entschuldigen, finden. Allein die lateinische Partickel re und ob, in obvenire sind doch nicht von einerley Bedeutung. Könnte man also nicht ein Mittel treffen, daß man in angenehmen Sachen, als bey Glücke, Hülfe, Heil ꝛc. wiederfahren bey unangenehmen Begebenheiten aber als in Unglück, Herzeleid, Kummer ꝛc. **widerfahren** gebrauchte? Woferne bey so gestalten Sachen der Unterschied zwischen **wider** und **wieder** nicht völligen Grund in

---

von dem andern unterscheiden, wenn man nur überlegt, ob man bey dem Begriffe, zuwider, das ist, entgegen, beschwerlich, verdrüßlich ꝛc. sagen kann.

in der deutschen Schreibart haben sollte, welches ich doch hoffen will: So hat gewiß das vermeynte wieder mit dem überall eingeschobnen e noch vielweniger, ja gar keinen Grund. Daher ich noch zur Zeit bey dem Unterschiede zu bleiben gedenke.

III.

Bienenkorb des Heil. Röm. Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster; Brämengeschwürm vnd Wespengetöß: sampt Läuterung der H. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweyhung und Beräuchung oder Fegfewrung der Immenstöck: vnnd Erlesung der Bullenblumen, der Decretenkräuter, deß heydnischen Klosterhysops, der Suiter Säwdisteln, der Saurbonischen Säwbonen, des Magisnostrischen Liripipefenchels, und des Immenplats der Platimmen, auch des Meßthawes vnd H. Saffts von Wunderbäwmen ꝛc. alles nach dem rechten Himmelsthaw oder Manna justirt vnnd mit Mentzerkletten durchziert: Durch Jesuwald Pickhart, des Canonischen Rechtens Canonisirten oder Gewürdigten. ꝛc.

So viel Aufsehens dieses Buch zu seiner Zeit gemachet, und soviel besondere Wirkung es in seiner Art gehabt, so unbekannt und selten

ten ist es unserer Zeit geworden, und so sehr verdienet es, bekannter gemacht zu werden. Alles ist darinnen sonderbar: Der Innhalt, die Abhandlung, die Abwechslung der Materien und die Schreibart. Man kann auch den Verfasser selbst unter die sonderbaren und merkwürdigen Umstände desselbigen zählen. Nun gehören zwar eigentlich dessen Merkwürdigkeiten in die Geschichte der Streitschriften, welche in der Gottesgelahrheit gewechselt worden sind. Weil aber die Schreibart ganz besonders, und von einer solchen Claße ist, welche in der Historie der Sprachen mit einiger Aufmerksamkeit pfleget betrachtet zu werden: So hoffen wir, dem geneigten Leser einen von unserm Zwecke nicht zuweit abgehenden Gefallen zu thun, wann wir demselbigen von dessen Verfasser, Innhalte, Lehr- und Schreibart einige Nachrichten mittheilen, die man an andern Orten vergeblich suchen würde.

Es verspricht die Aufschrift dieses selten gewordenen Buchs gleich was besonders. Dem Titel ist ein satyrischer Holzschnitt beygefügt, der einen Bienenkönig mit der Päpstischen dreyfachen Crone, auf einem, wie diese dreyfache Krone gestallten Bienenstocke vorstellet, um welchen allerley Bienen mit Infuln, Fahnen, Kreutzen, Bischofsmützen, Fackeln, Weyhwedeln, Rauchfäßern, Cardinalshüten u. d. g. herumfliegen, allerley Processionen, Kreuzgänge, Besängnisse, u. s. w. halten. An dem Ende stehet: Getruckt zu Christlingen bey Vrsino Gottgwinn. 8. Ohne Anzeige des Jahrs, das aber vermuthlich das 1601. ist. *

Der

* Den Beweis werden wir zuletzt bequehmer anzei-

Der Verfaſſer hat ſich ſelbſt nicht genennet, und der verkappte Jeſuwald Pickhart iſt auch derſelbige nicht, ſondern nur der Ueberſetzer, der es aus dem Niederdeutſchen oder Flammändiſchen in das Hochdeutſche überſetzet, und an verſchiedenen Orten vermehret hat. Man erſiehet aber aus derſelbigen Vorrede, daß ſich der Verfaſſer **Iſaac Rorbotenu von Löwen**, Canoniſirten oder Gewürdigten der päpſtlichen Rechten genennet habe. Wer dieſer verſtellte Verfaſſer ſey, iſt beyzeiten bekannt worden, und es iſt erweislich, daß der berühmte niderländiſche Ritter, **Philipp von Marnix Herr zu Mont von Sanct Aldegonde** der Vater dieſer merkwürdigen Schrift ſey, * welche ein Rechtsgelehrter **Jo. Fiſchart**, genannt **Menzer**, aus dem Niederdeutſchen ** in das Hochdeutſche überſetzet, und an vielen Orten, welche mit kleinen

---

gen können. In dem *Cat. Crit. Reimmanniane Bibl. p. 525.* wird einer Ausgabe von 1570. gedacht.

* Vid. ADAMI *vitae JCt. p. m. 333.* WEIDNER. in *Apophthegm. P. IV. p. 67.* BERNEGGER *de idolo Lauret. c. II. p. 22.* BAYLE *Dict. T. IV. art. S. Aldegonde p. 123. not. G.* PASCHIVS *de variis modis tradendi moralia c. III. §. 37. p. 333. seqq.* Man muß ſich daher wundern, daß weder PLACCIVS, noch ein anderer Scribente von den verkappten Gelehrten, dieſen Verfaſſer entdecket, und daher der in der Gelehrten Hiſtorie ſo ſehr erfahrne Herr REIMMANN in *Cat. Theol. crit. l. c.* ihn für unentdeckt gehalten habe.

** Der Niederdeutſche Titel ſtehet in LIPENII *Biblioth. Theolog. P. I. p. 567.* ob ſein *Tableau des differens de la religion* einerley Buch damit ſey oder

kleinen Lettern ausgedruckt sind, * vermehrt hat. Marnix hat auch auf dem Schauplatze seiner Zeiten eine so merkwürdige Person gespielet, daß er verdienet, daß wir sein Gedächtniß auch in dieser Nachricht von seinem Buche erneuren.

Philipp von Marnix ** wurde von adelichen Aeltern zu Brüssel 1538. gebohren, und zu allen einem Edelmanne anständigen Wissenschaften angehalten. Sein vortreffliches Urtheil, feuriger Verstand, getreues Gedächtniß und unermüdeter Fleiß brachten ihm beyzeiten eine große Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit zu wege. Er war in der Gottesgelahrheit wie in den Rechten sehr bewandert, wußte die Geschichte vollkommen, kannte den Zustand und die Absichten der Höfe; insonderheit legte er sich auf

---

nicht, können wir nicht sagen, da wir dieses nicht gesehen, das letztere ist aus BAYLE Worten *l. c. not.* G. zu schliessen.

* BERNEGGER *l. c.* welcher erinnert, daß diese Zusätze guten Theils aus HENR. STEPHANI *traité preparatif à l'apologie pour Herodote* entlehnt worden seyn, und auf dieses Uebersetzers wahren Namen zielen die in der Aufschrift genannten Mentzerkletten.

** Die Lebensumstände Marnixii hat aus THVANO, VERHEYDEN, STRADA und seinen eignen Schriften MELCHIOR ADAMI in *vitis JCtor. p. m. 333. seqq.* zusammengetragen, woraus es FREHERVS, WITTE, und andere widerholet, BAYLE aber *l. c.* mit vielen Anmerkungen erläutert, die er meistens aus seinen Schriften genommen: wiewohl man dennoch aus denselbigen erkennen kann, daß ihm der Bienenkorb nicht zu Gesichte gekommen sey.

auf die Erkenntniß der Kirchengeschichte. Da er nun auch der ebräischen, griechischen und lateinischen, wie auch verschiedener lebenden Sprachen mächtig war, und eine grosse Erfahrung in Staats- und Kirchensachen darzu kam: so darf man sich nicht wundern, daß er eine so merkwürdige Person zur Zeit der grossen Veränderung in den Niederlanden gespielet hat. Als die Spanier unter dem Herzoge von Alba die Niederländer in der Religions- und bürgerlichen Freyheit jämmerlich zu drücken begonnten, nahm sich Marnix derselbigen mit Mund und Feder an: welches ihm aber so übel ausschlug, daß er um alle sein Vermögen kam, und endlich von dem Herzoge gefangen genommen wurde; da er ein ganzes Jahr in dem Kerker aushalten, und mehr als einmal in der Angst stehen mußte, hingerichtet zu werden. Endlich entkam er, wurde aber des Landes verwiesen, worauf er sich nach Deutschland gewendet, und an dem churpfälzischen Hofe wohl aufgenommen und zum Kirchenrathe gemacht wurde. Als aber 1566. das berühmte Bündniß vieler Grossen in den Niederlanden gemacht wurde, um das spanische Joch abzuschütteln: so war Marnix nicht nur abwesend eines der vornehmsten Glieder, sondern er gieng auch 1572. selbst wieder nach den Niederlanden, da ihn der Prinz von Oranien, von dem Churfürsten begehrt hatte; und diesem seinem Herrn that er auch die wichtigsten Dienste durch guten Rath, kluge Anschläge, und durch tiefsinnige Schriften. Man brauchte ihn auch, als einen vortrefflichen Redner in Gesandtschaften: wie er dann 1575. in Engelland, 1578. auf dem Reichstage zu

Worms 1580. in Frankreich bey dem Herzoge von Alencon seiner Partey ungemeine Dienste gethan hat. Dieselbige bereiteten ihm den Weg zum Bürgermeisteramte in Antwerpen, wo er in der Belagerung 1584. viel Treue und Verstand merklich sehen ließ. Er that auch hernach noch eine Reise nach Frankreich, zum Dienste des Prinzen, und starb bald nach seiner Wiederkunft 15. Dec. 1598. zu Leiden. Daß er sich grossen Ruhm bey seiner Partey, aber auch grosse Nachrede bey seinen Feinden erworben, das kann aus seinen vielen Streitschriften, die er in theologischen und politischen Materien verfertiget, * und in welchen Stachel und Honig zu finden ist; imgleichen aus der Stelle, die er in den damaligen niederländischen weltbekannten Veränderungen bekleidet hat, leicht beurtheilt werden. ** Wir werden aber nicht irren, wenn wir behaupten, daß seine Spottstreitschriften, unter welchen der Bienenkorb die merkwürdigste ist, seinen Widersachern am meisten wehe gethan, und ihm dahero die meiste Nachrede erreget haben. ***

Denn

---

* Man findet dieselbige genennet in MEURSII *Athenis Batauis*, *p. 180.* bey BAYLE *l. c. not. F.* ADAMI *l. c. p. 335.* LIPENIO *l. c.* hin und wieder.

** STRADA *de B. Belg.* ziehet hin und wider gewaltig auf ihn los. Er nennt ihn *Dec. I. l. IX. p. 527.* ingeniosissime nequam. Mehrere Proben hat BAYLE *l. c. not. K.* gesammlet.

*** *Il a mis la religion en rabelaiserie ce qu'il est tresmal fait.* So urtheilte selbst THVANVS, *Thuana p. 39.*

Denn seine ganze Absicht war, die römische Kirche und die spanische Regierung verhaßt und zum Gelächter zu machen, und in einer scherzenden und beissenden, damals durch den französischen Erzspötter Rabelais der Welt angenehm gemachten, Schreibart die Einwürfe der römischen Gottesgelehrten abzuweisen, und ihnen die nachdrücklichsten Gegensätze zu machen.

Und das ist auch die Hauptabsicht des Bienenkorbs, welcher wider den berühmten römischcatholischen Gottesgelehrten, **Gentian Hervetum**, geschrieben worden: als welcher die von der römischen Kirchen ausgegangnen Protestanten, in einem Sendbriefe, in französischer und niederdeutscher Sprache hart angegriffen hatte. Denn über diesen Sendbrief sollte dieser Bienenkorb eine Auslegung seyn, darinnen er, (wie des Uebersetzers Worte in der Vorrede lauten) „ aufs kürtzst und „ anmütiglich alle Fundament und besten Grund des „ H. Römischen Glaubens erhelet, alle neue Ketzereyen niderlegt, die Macht, Autoritet und Würdigkeit der Kirchen erklärt und mit der Schrift „ befestiget, alle zwispaltige Articulen schlichtet und „ klärlich, wo die rechte Kirch seye, ausweiset, und „ zuletzt daran gehenkt und beschrieben die Gelegenheit, Art, Weise, Gestallt und Natur dieser Bienen und ihres Honigs und Honigwaben u. s. w.

Die Zuschrift entdecket schon die feine Spötterey, womit Marnix die pärstischen Ketzermeister, welche die Inquisition in den Niederlanden auf das heftigste trieben, zum Gelächter machte. Sie ist „ gerichtet an den Ehrwürdigen, Heyligen und Hoch-

„gelehrten Herrn Magistrum nostrum Franciscum „Sonnium zur Sonnen Vollwürdigen Bischof zu „Herzogenbusch und angenommenen Bürgern zu „Rom, worinnen er ihm danket, daß er als eine starke Säule der römischen Kirchen die Niederlande mit Inquisitorn versehen, um sich dem neuen Evangelio zuwidersetzen, in dem er sich weniger als um ein Kännlein Rheinischen Weins umgesehen, „weil wann solches nicht geschehen wäre, niemand „mehr ein Meßlein würde haben singen wollen, „und die Ketzermeister mit ihren Inquisitormucken „und Trabanten des geistlichen Hofs sich nicht mehr „würden haben können stattlich ausbeugen, oder die „hochberühmten Doctoren von Löwen keinen Theologanten Wein, noch Vinum Cos hätten trinken „mögen, sondern hätten sich mit dünnen Kovent„bür oder Knoll müßen betragen, davon sie dann „villeicht das Grimmen oder der Kolim paß, oder „der kalt seych hätte angestossen u. s. w. Und so beschreibt er durchaus gar lächerlich die Abnahme des römischen Gottesdienstes mit Rabelaisischen Ausdrückungen: z. E. Die Frau Fastnacht, und der Grafe von Halbfasten und Fronfasten hätten bey nahe den Hals gebrochen, u. d. g. schont auch selbst des Königs in Spanien nicht, und schreibt unter andern: „Unser lieben Frau habe Dank, sie „hat die Inquisition ins Land gebracht, die hat un„serm gnädigsten König so fein überredt, daß seine „Maj. viellieber die Verwüstung seiner Unterthanen, und das Verderben seiner Erblande, ja die „Gefängniß und Hinrichtung seiner Maj. eignen „und einigen Sohns hat sehen mögen, dann daß er

„die

„die H. Cathol. Kirche in solche Schand hat wol-
„len kommen lassen, daß an statt der päpstlichen
„Decret und Decretalen, an statt des Meßbuchs
„oder der Rosencränze oder Mariallen, das Heil.
„Evangelium und die Heil. Schrifft allein sollten
„aufkommen seyn u. s. w. Dergleichen beißender
Spötterey, die auf das sinnreichste eingerichtet ist,
ist diese ganze Zuschrift voll.

Der Inhalt des Buches selbst richtet sich nach
Heweti Sendbrief, und theilt sich in einen sieben-
„eckichten Honigswaben, die mögen, schreibt er,
„die Hecheln seyn, dadurch man die Ketzer redlich
„wird durchlassen. Da mögen die Buben um Holz
„singen, und auf St. Johannes Tag die Katzen im
„Korb und Faß verbrennen, und süß Mett darauß
„trinken. Den besondern Inhalt aller Theile
hier zu erzählen ist zu unserer Absicht viel zu weit-
läuftig. Weil aber das Buch selten ist, so wollen
wir dem Leser die kurzen Aufschriften der Capitel
mittheilen, weil man daraus von der ganzen Ab-
handlung leicht urtheilen kann.

P. I. c. 1. Primatzanck um den König im Bienen
korb, und Succeßion der Evangelischen Ke-
tzer.

c. 2. Die Römische Kirche ist über die Schrifft;
von Beschwehrn des Röm. Honigraths; Ur-
sprung der Jesuiterbienen, und ihre Wunder-
würkung. Die Röm. Kirch nicht an die H.
Schrift gebunden; Von der Lutherischen H.
Schrift: Die Kirch läst sich Gotteswort nicht
nothstallen; Röm. Kirch meistert die Väter,
meistert die alte Bienen.

c. 3. Beweisung daß die Römische Kirche an keine Concilia gebunden seye; Ja sie sey gänzlich der Hummelkönig des Prälatenschwarms in den Concilien.

c. 4. Concilia auf den Lutherischen Schlag. Röm. Bienen.

c. 5. König hofirt in sein eigen Honig.

c. 6. Daß der Römische Gutdunken und Eigennutz die Regel und Richtschnur ihrer Concilien und Decreten sey.

c. 7. Römische Kirche macht Honig aus Ketzertreck.

c. 8. Judenblumen geben auch Röm. Honig.

c. 9. Röm. Honig aus Heydnischen Blumen.

c. 10. Röm. Honigrhat aus allerley Wust.

c. 11. Losung der Römischen Bienen.

c. 12. Der Römischen Bienen Disputierangel.

P. II. c. 1. Die Kirch mag allein die H. Schrifft auslegen; Dreyfaltigkeit ist den Romanisten ungewiß.

c. 2. Grund des Meßhonigs aus der Schrifft.

c. 3. Von der H. Meß ungewissen Namen.

c. 4. Von der Transsubstantiation des Meßhonigs, und der Meßbienen Honigbezauberung.

c. 5. Streit der Meßbienen ob den Meßworten.

c. 6. Meßbienen trinken nur zum Meßhonig.

c. 7. Der Evangelischen Genugthuung und Verdienst der Röm. Bienenwerk, Verdienstblumen, St. Michelswag Sünd zu wiegen.

c. 9. Von Fegfeurung der Röm. Bienenseelen,

und

und Labsal darinnen. Arßsegen löst die Seelen aus dem Fegfeuer.

c. 9. Von Römischen Bullenblumen.

c. 10. Von Gewalt des Röm. Bienenkönigs, und dessen Himmels und Hummelsmacht, Bienkorb zu weyhen, seine Tyranney über die Könige, Simoney, Verschenkung der Welt, hetzen zum Kriegsschwarm; Schwarm durch Erd und Himmel.

c. 11. Von geistl. Bienen Reichs-Freyheit.

c. 12. Röm. Bienen sollen in Rosen sitzen.

c. 13. Röm. Bienlein ehren gerne geschnitzte Blümlein.

c. 14. Röm. Bienen kurzweilen mit Bildlein.

c. 15. Verbottne Speisen, den ungesunden Bienlein.

c. 16. Von Röm. Bienen Fast, und Festtagen.

c. 17. Von der Röm. Hurnaus Hurnhauß.

c. 18. Von den sieben Weyhen der Römischen Bienen.

c. 19. Den Meßbienen H. Meßgeberden und Durandi Immenkorb.

P. III. c. 1. Von den Röm. Lauren oder Ohrenbeicht.

c. 2. Vom Röm. Sacrament des Ehestandes.

P. IV. c. 1. Römische Bilder wollen keine Götzen heissen.

c. 2. Der Meßhonig im Bienenkorb anzubeten.

c. 3. Der Römischen Bienlein Liebe zum gebildeten Creutz, und Wunder mit Creutz.

c. 4. Von der Römischen Bienen Liebe zu den

Heiligen, und Austheilung der Aemter im R. Bienenkorb.

c. 5. Dreyerley Griechiſche Anrufen der Heiligen, Latria, Dulia, Hyperdulia.

c. 6. Beweiſung der H. Anrufung; der Röm. Hummeln Advocaten im Himmel.

P. V. c. 1. Ums Beſten willen wohl Röm. Lügen und Lügenhonig zu predigen.

c. 2. Von der Evang. Ketzer, Beten und Faſten, und der Röm. Bienen Abſterben der Welt.

c. 3. Wie Röm. Bienen genugthun.

P. VI. c. 1. Auswerfung des Meßhonigs aus den Magen, nachdem Hewet die Meß gebrummelt und St. Utzen gerufen hat.

c. 2. Heimlichkeit der Kloſterhummeln.

c. 3. Stammen und Ahnen der R. Geiſtlichkeit oder Fleiſchligkeit, erſte acht Ahnen von Epicurern, andere acht Ahnen von Eheſchändern, dritte acht Ahnen von Gut und Blutſäugern, vierte acht Ahnen von Teufelsbräuten.

c. 4. Der Römiſchen Bienen Wachshandel, und Concubinen Pfaffen.

c. 5. Spitzfündigkeit der R. Bienen.

c. 6. Vom beſten Bienenſchwarm zu Rom.

c. 7. Vermahnung zur Röm. Hummelsbeſtändigkeit.

P. VII. Auslegung des Röm. Bienenkorbs, vom Urſprung, Art, Natur, Regiment, Wallfahrten, Honigarbeit, Blumen und Kräutern, und Arzneyen, Wachs und Honig.

Man

Man ersiehet aus diesem Verzeichnisse der Hauptstücke dieses Buches, daß Marnix alle in Streit gekommene Lehrsätze durchgegangen und das zwar mit solchem Nachdrucke, solcher Belesenheit in den Schriften der Alten, zumal der Kirchenscribenten, Einsicht in den Hauptgrund der Irrthümer, Nachdruck im Beweis, u. s. w. daß man sich über seine theologische Gelahrheit wundern muß.* Das merkwürdigste aber ist das beissende Salz das er Heweto und den Spanischen Ketzermeistern auf ihre Wunden gestreuet hat: indem er die Blösse aller anstößigen Aergerniße der Römischen Kirchen auf eine lächerliche Art entdecket, die heftigen Lehrer derselbigen empfindlich geschraubet, und mit einem Worte, die Spötterey auf das sinnreichste angebracht hat. Ob diese Art theologische Streitigkeiten abzuhandeln, und dem Rabelais den Hechelgeist darzu abzuborgen, zu loben sey oder nicht, verlangen wir weder zu untersuchen noch zu behaupten.** Wir gedenken aber nur, daß diese Satyre vielen dennoch die

---

* Dahin gehet auch das gründliche Urtheil des Herrn REIMMANNI von diesem Buche.

** Ob gleich Rabelais Stachelschriften viele sinnreiche Wahrheiten vorgetragen, so hat doch derselbigen Art und Weise nicht iedermann gefallen wollen. Was VAVASSOR davon gehalten, ist aus seinem gelehrten Buche, de ludicra dictione Sect. V. Opp. p. 81. seqq. zu ersehen. Selbst der zu Spötterey so geneigte BAYLE hielte nicht viel davon vid. Dict. T. IV. 659. anderer, welche an einem andern Orte genennet werden müssen, zugeschweigen. conf. POPE-BLOUNT. *Cens. cel. Auct. p. 631. seq.* Und eben deswegen, hat auch

die Augen aufgethan, und dem Irrthume größern Abbruch gethan habe, als vielleicht viele Streitschriften, so damals heraus gekommen sind. *

Was nun die hochdeutsche Uebersetzung betrifft, so ist sie vornemlich dem fränkischen Münche Fr. Nasen, der sich um diese Zeit mit großer Hestigkeit in Streitschriften den Protestierenden entgegen setzte, zu Gefallen unternommen, und von oben gedachtem Rechtsgelehrten, der zu der Rabelaischen Schreibart gar aufgelegt war, ausgearbeitet worden, wie er in dem Vorstosse zum römischen Immenkorbe selbst meldet. Und eben diese Rabelaische Schreibart des Uebersetzers ist auch die Ursache, warum wir dieser Schrift in diesen Beyträgen gedacht haben. Dann gleichwie die Weise durch lächerliche, niedrige, von dem Pöbel entlehnte, oder auch neugemachte, manchmal auch schmutzige Wörter und Redensarten und Sprüchwörter, und damit verknüpfte natürliche Abschilderung eine Sache, welche man durchziehen und deren falsches oder schwaches in die Augen fallend machen will, lächerlich und

---

an Marnix diese rabelaiserie, wie er es nennet, Thuano übel gefallen. l. c. Mit welchem Urtheile auch der H. REIMMANN *Catal. Crit. l. c.* übereinstimmet. Man darf sich also nicht verwundern, daß die römischen Lehrer diese Art der Streitschriften doppelt heftig empfinden, wie aus des bekannten Jesuiten GARASSE *Rabelais reformé.* und des beschrienen WEISLINGERI *Huttenodelarvato* zu ersehen, ob sie beyde gleich nicht um ein Haar besser sind.

* ADAMI und BAYLE locis cc.

und verächtlich zu machen, welche Rabelais auf die höchste Vollkommenheit gebracht hat, einen groſſen Einfluß in die Sprache hat, die ſie gemeiniglich verderbet, bisweilen aber doch zufälliger Weiſe zu bereichern Anlaß giebt: alſo findet man auch in dieſem Buche eine ſolche ſpöttiſche Schreibart, die alle dieſe Eigenſchaften hat, und daher auch an dem Guten und Böſen derſelbigen völlig Theil nimmt. Und da hat es der Ueberſetzer in ſeinen Zuſätzen noch bunter gemacht, als Marnix ſelbſt. Indem lächerliche Hiſtörchen, einfältige von den Römiſch geſinnten begangene Streiche, lächerlich veränderte Worte, poßierliche Abſchilderungen der Römiſchen Ordensleute ꝛc. faſt alle Blätter einnehmen. Damit wir wegen der Seltenheit des Buches nicht ohne Exempel weggehen, wollen wir zur Probe nur ein Paar Stellen anführen.

„In dem Vorſtoſſe ſagt er: Er habe dieſen „Bienenkorb dem Ehrwürdigen Katterrolligen Kar„tenſchwürmer und Kartenhäußleinſtürmer, Pater, „Frater Naſen zugefallen, ins Deutſch gebracht, und „hin und wider gemehrt und erklärt, und mit Men„herkletten beworfen: dieweil man doch wol eine „alte Geige mit neuen Saiten mag beziehen, und „einen ſchimmligen Götzen mit friſchen Farben an„ſtreichen und erfriſchen, erfreuen und erneuen. „Was ſchads, im Schimpf einem die Wahrheit ſa„gen! Welchen nun dieſe Waldenſiſche und Pick„hartiſche Bienen hart werden picken und ſtechen, „der mag ſchreyen und ſich rächen, ſo werden ſie „ihn nochmehr ſtechen, und ſollts dem Naſiſchen „Eſelskalb mit ſeinen mönchiſchen Bettelkälbern

„und

„und Crabonen oder Carbonen, wie ers im Kar-
„tenbuch nennet, das Naßbein brechen.

Den zweyten Theil endigt er also:

„Hiemit wollen wir das zweyte Stück geendet,
„und diesen Spinnrock oder Kunkel abgesponnen
„haben, und mit M. Gentian zu den andern Stü-
„cken fortschreiten: darzu woll uns St. Lienard
„ein gut Postpferd beschehren, und St. Aloes
„wohlbeschlagen: so kommen wir bald auf den
„Berg Sinai, da man mit einem silbern Stiel
„St. Catharina Gebein reibet, daß sie Oel geben.
„Alsdann dörfen wir nicht aufs Jubel-Jahr nach
„Rom, da der Papst St. Peterskirch mit einem
„güldenen Hammer aufschlägt, daß Haufenweiß
„Thaler und Ducaten hineinfallen, als regnets
„Dreck auf St. Medards Tag.

Und dergleichen Stellen ist das ganze Buch voll. Als ein Anhang dieses Bienenkorbs ist anzuse-
„hen: Der heilig Brodkorb der H. Römischen
„Religion oder würdigen Heiligthums Brocken;
„d. ist, Johannis Calvini nothwendige Vermah-
„nung von der Papisten Heiligthum. Daraus zu
„ersehen, was damit für Abgötterey und Betrug
„getrieben worden, dem Christlichen Leser zu gute
„verteutscht, samt beygethanen Wunderswundern
„in der Statt Rom. Getruckt zu Christlingen
„bey Vrsino Gutwino 1601. 8. Es ist dieses das bekannte Buch Calvini von den Reliquien, das NICOLAVS GALLANVS ins Lateinische über-
setzet hat. * Aus diesem ist es hier in die deutsche Sprache

* Conf. Catal. Bibl. Theol. Reimmann. p. 525.

Sprache überſetzet worden, und nennet ſich der Ueberſetzer an dem Ende der Vorrede **Jacob Eyſenberg**. Es iſt aber von Jeſuwalt Pickhart ein Beſchlag zum Heiligthumskäſtlein oder Brodkorb der merklichen Heiligthums Partikel in Reimen vorgeſetzet, ſo nach eben dieſer Schreibart gemacht iſt, und woraus zu ſchlieſſen, daß Pickhart nicht weit von den Ausgaben müſſe entfernt geweſen ſeyn; wie dann der Titul: **Brodkorb**, über welchen ſich ein gewiſſer groſſer Kenner * gelehrter Schriften und Umſtände wundert, ohne Zweifel dieſem Buche deswegen gegeben worden, weil es ein Anhang zum Bienenkorbe ſeyn ſollte. Daß auch Pickhart entweder mit Eyſenberg gar eine Perſon geweſen, und beydes verſtellte Namen des obgedachten Rechtsgelehrten ſind, oder jener doch dieſen zur Ausgabe vermocht, das iſt aus der Stelle des Bienenkorbs *P. III. c. 1. p. 76.* unläugbar, wo Pickhart ſchreibt: „Man hat ein ganz Buch von dieſer Bruder Cor„neliſchen neu erfundener Büſſung mit Ruten ſi„tzen und ſeinem wütigen Naſenſchandhuriſchen „Predigen beſchrieben: welches in Kürze **Jeſu„wald Pickhart** ſeinem Ordensbruder, dem Hen„nengreifenden Frater Naſen **ſamt dem heiligen „Brodkorb denkwürdigen Römiſchen Hei„ligthums Brocken** wird wiſſen zu verehren.

Doch iſt dieſe Schrift nicht mit Rabelaiſiſcher Schreibart angefüllt, ob gleich die Abhandlung ſelbſt das Lächerliche und Unglaubliche aus den Erzählungen von den Reliquien heraus ſuchet. Der Titul

* Der Herr REIMMANN l. c

Titul der angehengten und sonst bekannten Mirabilium vrbis Romae befestiget obige Muthmassung ebenfalls, denn unten läßt sich die Pickhartische Schreibart gleich also hören: „Nun aber zu sonderer Ergötzlichkeit der Plätel-bienen und Cleric„würmlein auch Klosterhummeln dem Römischen „Brodkorb, weil noch viel Heilthums ränfflein „darinn zu finden, anzusetzen beygefügt, angehänkt, „obs schon die Pfafen kränkt.

Da nun dieser Brodkorb 1601. als ein Anhang zum Bienenkorbe aufgelegt worden, und wie andere Nachrichten * melden, 1582. zwey Jahre nach der ersten Ausgabe des Bienenkorbs erschienen: So ist auch hieraus zu schliessen, daß beyde wiederholte Auflagen zugleich, oder doch bald nacheinander zum Vorscheine gekommen. Und ist auch der gute und starke Abgang beyder Bücher aus dieser wiederholten Auflage zu schliessen: weil sonst Bücher von theologischen Streitigkeiten gar selten zur zweyten Auflage kommen.

IV.

Gottfr. Behrndts Versuch einer Erklärung der alten deutschen Wörter zeliuwa und winstra, recht und link, auch einiger andern von gleicher Art.

Bey dem Auszuge, welchen wir ehedem ** von den Buchstaben und der Sprache

* Cat. Reimm. l. c.

** Im XII. St. unserer Beyträge am 671. Bl. und f.

che der Geten oder Gothen aus des Vulcanius Werkchen gegeben, haben einige unserer Leser gewünschet, daß man an statt des Verzeichnisses einiger Wörter aus der Zigeuner oder rothwälschen Sprache, dasjenige von den altdeutschen Wörtern, welches man am 700. Blatte gedachten Beytrags ausgezogen findet, ganz mitgetheilet haben möchte. Die Ursache solches Wunsches soll einestheils seyn, weil in den ersten beyden Verzeichnissen wohl wenig von einer alten und untergegangenen Sprache anzutreffen seyn möchte; angesehen dergleichen Wörter zufälliger Weise, von unnützem Gesindel, aus den morgen- und abendländischen Sprachen, nach den Ländern ihrer eigentlichen Herkunft eingeführet zu seyn scheinen, um ihre Bosheit besser verbergen zu können. Also sind z. E. folgende Judendeutsche Wörter aus der hebräischen Sprache entlehnet: alchen, gehen, von halách, ivit, ambulavit; genffen, stehlen von ganábh, furatus est; Dille, Mädgen von Betuláh, virgo; adon, Gott sey von adon, dominus. Fonk, Feuer scheinet zwar als ein vermindernder Name aus dem Gothischen fon, ignis genommen: es ist aber schwerlich zu glauben, daß die unartigen Stifter obiger Sprachen, bey deren Annehmung an den Ursprung solcher Wörter gedacht haben. Und also ist es vermuthlich auch mit den übrigen beschaffen. Anderntheils aber hätten obgedachte Leser deswegen das völlige Verzeichniß der alten deutschen Wörter an angeführter Stelle des Beytrages gerne sehen mögen, damit sie selbst im Stande wären, zu urtheilen; ob dieses oder jenes Wort wohl deutscher Ankunft seyn möchte; wie

es dann noch nicht ausgemacht zu seyn schiene, ob das angegebene Wort winister, nicht deutsches Ursprungs sey.

Diesen und andern zu Gefallen hat man die damals, wegen Mangel des Raums und der Zeit, ausgelassenen Wörter hier nicht nur nachholen, sondern ihnen auch zu Ersetzung des daher vermutheten Schadens, selbst mit einigen Muthmassungen an die Hand gehen wollen; welche man bey etwas genauerer Ansicht der Wörter hier und dar, zu einiger Erläuterung beyzufügen, dienlich gefunden. Und da man bey den erstern sich nicht allzulange aufhalten wollen: So sind hiernächst ein paar solcher Wörter ausgesuchet worden, mit denen man zur Probe eine etwas genauere Untersuchung angestellet; massen sie deren gar wohl bedurft und vielleicht auch noch weiter bedürfen, wofern man ihr für diesesmal noch nicht genung gewachsen gewesen wäre.

Die ausgelassenen Wörter, welche sich unter den in unsern Beyträgen an seinem Orte angeführten, beym Vulcanius vom 65. bis 67. Blatte befinden, sind folgende:

Cuuit, Heerde, grex; sollte eigentlich huet oder hunot, custodia, die Hut heissen; denn die Hut, oder was ein Hirte zu bewahren hat, ist die Heerde. Es kömmt von dem fränkischen Worte huotan, huetan, hüten her; da auch schon die Möso-Gothen vitan, observare gesagt. In des Ulphilas Evangelien stehet Ioh. IX. 16. vitaida, er hütete, custodiuit und beym Otfried I. 6. stehet huotar, ein Hüter oder Hirte. Auch ist heutiges Tages aus dieser Quelle das zusammengesetzte Wort Obhut,

hut, custodia, tutela noch gebräuchlich. Der Anfangsbuchstabe C wird niemand irre machen, welcher bedenket, daß bey den Alten der Hauchlaut h gemeiniglich wie ch ausgesprochen und bald durch c bald durch h allein, bald durch ch zugleich geschrieben worden.

Drub, geliebter, dilectus; oder trauter d. i. getreuer. Wer einem Treue beweiset, wird von dem andern geliebet. In solcher Bedeutung setzt auch der sel. Luther Jerem. XXXI. 20. Ist nicht Ephraim mein trautes Kind? Dieß Wort entspringet von trauwen, Treu versprechen spondere. Daher der Alemannier und Franken truiwa und der Angelsachsen druwa, truwa, Treue abzuleiten. Willeram spricht VI. 2. minimo trute leist ih truiuua, meinem Geliebtesten leiste ich Treue.

Gilumfida, Glimpf, gehörige Art, opportunitas; die obgemelderen alten Deutschen hatten viele Wörter, die sich in *da* endigen und im Angelsächsischen oft durch Versetzung der Endbuchstaben in *had*, in unserer heutigen Sprache aber in heit ausgehen. Also würde dieses Wort eigentlich Glimpfheit heissen, wie z. E. Rheinida, unchusehida, Reinheit, Unkeuschheit lauten. Sommer in dict. AS. zeiget das Stammwort an, nemlich limpian, zugehören, an belangen, pertinere. Von welchen aber Herr Wachter in seinem vortrefflichen glossario beym Worte Glimpfen mit gutem Grunde erinnert, daß es sprachrichtiger geschrieben und ausgesprochen werde hlympian oder clympian. Bey den Alten ist dieses Wort sehr bekannt. Bop-

horn und Kero haben kilimflih, glimpflich, kalimflihhan, anständigen congruam.

Holdin, **Bundsgenossen, Gehülfen**, adiütores: Holdin scheint eigentlich beym Vulcanius der Gebe- oder Nehmfall der mehrern Zahl zu seyn; Es heisset der Nennfall in selbiger Zahl *holde*; denn Notker spricht Psalm LIX. 2. unoholde liute untreue Leute, und Otfrid V. 23. 540. im Klagefalle leite thie holdun scalka thine, leite deine treue Knechte. Daher, meiner Meynung nach, Vulcanius das lateinische Erklärungswort adiutoribus, nicht adiutores, hätte setzen sollen. Huldi, unhuldi, **Treu, Untreu**, fidelitas, infidelitas kommen auch beym Otfrid in dieser Bedeutung vor. Weil nun die Treu unter Bundesgenossen und Gehülfen die vornehmste Eigenschaft ist: So habe selbige von ihr den Namen **der getreuen** angenommen. Heutiges Tages ist in diesem Verstande noch übrig; **Huld** und **huldigen** d. i. die Treu versprechen. Beyläufig ist zu erinnern: daß ein Wortforscher auf **vielerley** Eigenschaften bey **einerley** Sache zu sehen hat, weil die Völker bey Benennung derselben nicht einerley Absichten geführet. Und eben dieses verursachet in Erklärung alter und zum Theil jetzo ungebräuchlicher Wörter die gröste Beschwerde.

Itmalentage, **jährlichen Festtage.** Vulcanius setzt zwar zur Erklärung nur die festo: allein die erste Partikel *it* zeiget eine Wiederkehr an, wie ich von diesen Redetheilchen bereits in **der Abhandlung von den Wörtern wider, wieder** und **widder** das nöthige angeführet habe; daß es also eigentlicher

gentlicher heissen sollte die anniuersario. Der andere Theil des Worts *mal* ist von einem sehr weiten Umfange, und bedeutet soviel es immer bedeuten kann. Malen heisset **bestimmen, bezeichnen, ansetzen, malen**, schreiben, **beschreiben**, ja auch in den nordischen Mundarten, **reden**. Daher noch bey uns **melden** d. i. ansagen, im Gebrauche geblieben. Das hieher gehörige Nennwort oder der Name *mal* bedeutet demnach, ein **Zeichen, eine Gränze, eine Versammlung**, auch **den Ort der Versammlung** malstat; ferner ein Rathhaus, Gerichte, iudicium, daher bey uns noch **Möllenvogtey, Möllenamt**, praefectura, locus iudicii; welche Wörter durch den hochdeutschen Ausdruck **Mühlenvogtey, Mühlenamt** immer unkenntlicher werden. *Mal* heisset auch ein Gastgebot, Mittags- und Abendessen u. s. f. Von welchem allen der mehr gepriesene **Herr Wachter**, in seinem vollständigen Glossario sehr ordentlich handelt. In der Tatianischen Harmonia stehet am 28. Blatte im XII. Cap. 2. v. in itmalemo tage ostrono, an dem alljährlichen Osterfeste. Siehe hierzu des ehmaligen Professors **Joh. Philipp Paltheni**us Anmerkung am 322. Blatte seiner Ausgabe der lateinischen Dolmetschung, daß ich also dafür halte, es sey auch beym Vulcanius zu lesen, itmalemotage für itmalentage, weil jenes den Nehmefall richtiger anzeiget. Dagegen stehet eben daselbst im CLIII. Cap. v. 4. der Artikel des Nehmefalls ausdrücklich, und ist nicht dem Namen angehangen: in themo itmalentage.

Labal, ein Becken, pelvis; vielleicht labbal. Dieſes Wort ſtehet zwar ſchon in unſerm obengedachten Auszuge unter den angeführten; allein durch einen eingeſchlichenen Druckfehler (Laeel) ſo vorſtellet, daß es nicht leicht zuerrathen ſtehen würde. Herr von Strade und noch neulich der gelehrte Herr Wachter führen es von *Law* welches in celtiſcher Sprache die flache Hand bedeutet, unter dem Worte Löffel her: Denn mir ſcheinen Labal und Löffel, nur als groß und klein unterſchieden zu ſeyn. Und da aus *law* durch gewöhnliche Verſetzung der Buchſtaben gar leicht das Wort vlach, vlack, platt, ſelbſt entſtehet, welches mit bal zuſammen geſetzet *labbal*, *lappal* und Löffel machet: So wäre weiter keine Schwierigkeit übrig. Auch das lateiniſche Wort pelvis ſcheinet nach weggelaſſener Endung die nöthigen Wurzelbuchſtaben des Worts *bal law* darzuſtellen. Ueberhaupt aber darf man nicht meynen, als wenn die deutſche Endung bal, pel, fel in vielen gleichförmigen Wörtern nur ein bloſſes und nichtsbedeutendes Zeichen ſeiner Endung ſey. Denn nachdem uns die neuern Sprachkündiger, ſonderlich Herr Wachter und der Engelländer Wilh. Baxter den Gebrauch und die Bedeutung der Partikeln ſorgfältig gewieſen: So lernet man nunmehro die Wörter und Redensarten gründlicher prüfen. Bey dieſer guten Gelegenheit habe ich nicht Anſtand nehmen wollen, einen ſolchen Grundſatz aus Baxters Gloſſario, welches ohnedem hier zu Lande ſich ſelten findet, anzuführen. Es heißt am 35. Blatte *bel* und in verminderter Form *belin* war bey allen Celten ſol, die Sonne

oder

oder **Apollo**; bey den alten Galliern Abellio, vom griechischen ἀφηλιὸς: allein der Ursprung dieses Namens ist tiefer herzuholen. „**Was nur rund** „**war, sonderlich der Kopf, das Haupt,** „**hieß bey den Alten entweder** *bal* **oder** *beil* **oder** „**auch** *bol* **und** *bül*. Figürliche Weise, nannten „auch die Phrygier und die griechischen Thu„rier, **den König** βάλλην. Daher bedeutet in „den syrischen Mundarten βααὰλ, βῆλ und „βωὰλ **einen Herrn**, und daher auch **Gott** und die „**Sonne**. Am 56. Blatte fähret er fort: „Es „wird demnach einerley seyn, wenn man nach den „alten Mundarten schreibet bal, bel, bil, bol, bül, „oder mal, mel, mil, mol, mül, oder val &c. „oder fal &c. oder aber gal, gel, gil, gol, gül. „Von **Gol**, die **Hirnschale** sagen die brigantischen „Schotten *Col*; die Engelländer *skul*, die Hebräer „*golgoleth*, die Syrier γολγολθᾶ, ja die Lateiner „*galea* und *Galerus*, **der Helm** und das **Bareth** u. s. f. Herr **Wachter** meldet in seiner preiswürdigen Vorrede an die Deutschen zu Ende des 43. §. „Daß in den burgundischen Gesetzen das „Schiff caupulus genennet werde, welches ganz „offenbar ein celtisches Wort und heutiges Tages „noch bey den Cambriern im Herzogthume Walles „in Engelland üblich sey; bey welchen **ein Kahn**, „noch wirklich ceubal und ceubol, scapha, gleich„sam ein **holer Bauch** hiesse, von cau hohl, cavus „und **bol** der Leib venter.

Wer bey solchen Lehrsätzen sich ein wenig zum Nachdenken gewöhnet hat, der wird mit mir ohne Mühe auf die Spuren kommen, daß auch folgende

zu dem Urſprunge gehören, woraus caupulus entſtanden, nemlich **Schaufel** und **Scheffel**, vermittelſt des vorgeſetzten Ziſchlauts, als welcher ein Zeichen der Einſchränkung iſt, zu bal, bel, bol u. ſ. w. gehören unter unzählig vielen Wörtern, **baley**, dominium; **Bolze**, **Bilz** genus fungi; **Seule**, **Keule**, vermittelſt ihrer alten Schreibart **Sawl**, **Kawl**; **Spolen** oder **Spulen** ſowohl bey den Leinwebern, als wenn ſie Floßfedern bedeuten: bey den Franzoſen boûton ein Knopf, welches die Alten boulton geſchrieben boulet, eine Stückkugel; Baillif ein **Beamter** denn die Endigung *lif* iſt eben das, was in den deutſchen Zahlen eilif, zwölif, nemlich relictum, reſiduum; daß alſo Baillif relictus oder miſſus à Domino, **einen von ſeinen Fürſten oder Herrn hinterlaſſnen oder geſetzten Bedienten** andeutet; bey den Lateinern bulla, eine Waſſerblaſe, pila, ein Ball u. ſ. f. Was die Endung der deutſchen Namen in **pel**, **bel**, **fel** und dergleichen betrifft, ſo werden ſolchergeſtalt Eichel, Apfel, Igel, Zwibel oder eine Bolle, auch ſelbſt der lateiniſche Name bulbus verſtändlicher werden. Und ſoviel zu unſerm uralten deutſchen Worte **labbel**, welches man alſo nicht Urſache hat mit dem Paltheni us am 385 Blatte ſeines Tatianus von dem lateiniſchen labrum herzuleiten.

Bey dem allen aber iſt wohl zu merken, daß es nicht mit bleſſem **Buchſtäbeln** ausgerichtet ſey: Sonſten kann man gar leicht bey der heutigen ſcharfſinnigen Welt mit ſeinen goropiſchen Kinder- und Wortſpielen lächerlich und verächtlich werden. Dahero

hero eine reiſe Beurtheilungskraft, eine weitläuſige Einſicht und Kentnis der Alterthümer, Völkerzüge, Sprachen, ſchönen Wiſſenſchaften, und vernünftigen Regeln der Wortforſchung, nebſt einer geläuterten Erfindungskraft dazu gehören. In welchem allen es wohl zur Zeit noch niemand dem hochzuhaltenden Herrn Profeſſor **Wachtern** gleichgethan zu haben ſich rühmen kann.

Labban, ein Mantel, pallium: Dieſes iſt wohl abermal ein offenbarer Druckfehler bey dem Vulcanius. Es ſoll allem Vermuthen nach *lahhan* heiſſen, welches Wort noch heutiges Tages unter dem Namen **Lacken**, ein Gewand oder Tuch bedeutet, und figürlicher Weiſe für ein Mantelkleid genommen wird. In ſolchem Verſtande haben es **Kero**, **Notker** und andere gebrauchet. In des Tatianus harmonia XXXI. 4. ſagt unſer Heiland: furlaz imo thas lahhan, laß ihm auch den Mantel. Das Schilteriſche Gloſſarium hat zwar den Druckfehler labban anmerken wollen, aber zugleich einen neuen begangen, und *labbam* pallium geſetzet; da Vulcanius doch labban angegeben.

Lidin **ſtark Getränke**, ſicera; ſollte vielmehr mit ſiceram überſetzet ſeyn, weil lidin den Klageſall anzeiget. Der Nennfall heißt lid oder eigentlicher hlid, **ein Trunk**, hauſtus, wie auch poculum, **ein Trinkgeſchirr** ſelbſt. Die Angelſachſen, Möſogothen und Franken haben ſich dieſer Wörter ehedem bedienet; es kömmt von dem Angelſächſiſchen Zeitworte hladen haurire; Joh. II, 8. von der Hochzeit zu Cana ſtehet hladet nu, ſchöpfet nun. Siehe Herrn **Wachters** Gloſſ. unterm

Worte lid. Und beym Ulphila Luc. I, 15. Leithu (welches geleſen wird Liddu) ni drigkid, ſtark Getränke wird er nicht trinken. In welcher Stelle bey dem Tatianiſchen Dollmetſcher cidiri geſetzet wird. Des Palthenius Anmerkung am 286. Bl. daſelbſt, beſchreibet dieſes Getränke.

Miſilſucht, der Ausſatz, lepra: Daß auch ſolches Wort bey den Alten gebraucht worden, bezeuget Notker im 50. Pſalm 9. Vers, da er die Ausſätzigen, leproſos miſelen nennet. Pez in ſeinen Monſeeiſchen Gloſſen am 384. Blatte ſchreibet das Wort dem Alter deſſelben gemäßer, miſalſuthi und im Schilteriſchen Gloſſario wird ſie am 591. Bl. aus einer alten ſchwäbiſchen Eidesformel der Juden, **Maſelſucht** genennet, und wird für die Krankheit der heutigen Maſern gehalten. **Martinius** in ſeinem Lexico philolog. unter dem Worte Macula, leitet es von minas, welches allerley Unreinigkeit bedeutet.

Moina, **mit nichten**, nequaquam; iſt abermal ein Druckfehler. Das Wort kann nicht mit einem *m* anfangen; ſondern der Anfangsbuchſtabe muß ein *n* ſeyn, und entweder Nioni, ninin oder nohni oder dergleichen heiſſen. Nioni, **nie nicht**, brauchet Otfrid IV. 26. 72. und kann vielleicht das hiehergehörige ſeyn.

Reve, **der Leib**, vterus; eigentlich heiſſet dieſes alte celtiſche Wort rev, ref, rip, hrif, nach verſchiedenen Mundarten, **krumm** oder alles, was gebogen iſt und in einen Zirkel läuft, **ein Reif**; daher ſowohl der Böttcher **Reifen**, als der Seiler **Reife** funes hieher gehören. Figürlicher Weiſe

aber

aber auſſer obiger Bedeutung auch den **Unterleib** und die **Eingeweide** bedeutet. Das heutige Nennwort **Ribbe** hat von ſelbigem ſeine Abſtammung. Uebrigens aber iſt oben angezeigtes Wort nicht der Nennfall, wie das lateiniſche Erklärungswort lautet. **Otfried** ja auch ſchon vor ihm des Tatianus harmonia brauchen ſolches. Der erſtere ſpricht I. 4. 71. ſon reva thera muoter, von Mutterleibe an.

Saban, **Leinwand**, linteum: Dieſes Wort ſcheinet fremder und uralter Ankunft zu ſeyn; deſſen ſich nach Anzeige des **Martinius** ſchon die Rabbinen, Araber, Chaldäer, jüngern Griechen und Lateiner bedienet. Von den Griechen ſcheinet es auf die alten Franken gekommen zu ſeyn. Es bedeutet eigentlich grobe Leinwand zum Abreiben in den Badſtuben der alten Völker; ferner auch ein Handtuch, Küchentuch, überhaupt einen Schurz, ein Vortuch und allerley Linnen, das man um etwas ſchlägt, oder darein man etwas wickelt. Schon in der Dolmetſchung der Tatianiſchen Harmonie, des Otfrids ietzo nicht zu gedenken, ſtehet am 185. Cap. 12. v. giwatit mit Sábane ubar naccot, mit Leinwand auf der bloſſen Haut bekleidet. **Martinius** führt unter andern das Chaldäiſche Zeitwort ſap an, welches **umgeben**, circumdare, ſepire heiſſet. Vielleicht iſt dieſes die Wurzel von Saban und von verſchiedenen lateiniſchen Wörtern als ſepire, ſepes, praeſepe.

San, **alſobald**, cito; iſt verdrucket und muß ſar heiſſen. In den allerälteſten Ueberbleibſeln der fränkiſchen Sprache beym Iſidorus heiſſet es ſaar.

Sonſten aber hat es in den alten Schriftſtellern verſchiedene Endungen, als ſara, ſaro, ſareo, ſario; alles in obiger Bedeutung. Bisweilen aber wird es auch für das heutige **ſehr** valde geſetzet, wie Schilter im Gloſſario am 702 Bl. bemerket.

Samir, **als wenn**, gleich als wenn, **gleichſam**, tanquam; ſam, ſama, ſuſama kömmt häufig bey den Alten in gemeldeter Bedeutung vor; aber ſamir iſt durch einen Druckfehler verdorben, weil zwey Wörter zuſammen gezogen worden, und es ſam *ir*, gleich als wenn **er**, heiſſen muß. Vulcanius hatte ſein Wort vermuthlich aus dem Rhythmo de S. Annone abgeſchrieben, woſelbſt im 595 Verſe dieſer Fehler gleichfalls befindlich, und von dem gelehrten Herrn D. **Scherz** in dem I. Tomo des Schilteriſchen Theſauri an ſeinem Orte angemerket worden.

Ungireh, **Unordnung, Aufſtand**, tumultus; ſolches, wie auch ungirih ſtehet in der Tatianiſchen Dollmetſchung im 153 Cap. 4 Vers, min ungireh werde, daß nicht ein Aufruhr werde. Aus der Angelſachſen Mundart iſt das Zeitwort recan, regieren, herrſchen, regnare bekannt; von ſolchem iſt reh, rih, rihhe heutiges Tages **das Reich**, regnum herzuleiten, welches nicht nur den Umkreis des Reichs, ſondern auch **die Art zu regieren** bedeutet. Was iſt aber regieren anders, als Ordnung halten? Da demnach in dieſem Verſtande reh, rih die Regierung oder Ordnung heiſſet: So iſt leicht zu ſchlieſſen, daß Ungireh Unordnung und üble Regierung heiſſen werde. Denn die eingeſchaltete Partikel gi, iſt nur zur vermeyntlichen Zierrath und

aus

aus Gewohnheit vorhanden, die allhier nichts bedeutet, als daß man einigermaßen daraus abnehmen kann, daß das Wort in Fränkischer Mundart stehe, welche das überflüßige *ge* und *gi* sonderlich liebt.

Vrebehelin Schelte, muthwillige Anklage; ob die Erklärungswörter petulans accusatio in der rechten Zahlendung (casu) stehen, daran zweifle ich fast. In dem ersten beständigen Namen ist eine Versetzung der Sylben zu finden, für vrebelehin d. i. **frevelichen** oder freventlichen. Bey den Alemanniern und Franken bedeutete der Name **Schelte**, die Beschuldigung eines Lasters, daher in dem Boxhornischen Glossario, Skelta, infamatio vorkömmt. Man hat zweyerley Ableitungen des Worts: Herr **Wachter** führt es aus dem Angelsächsischen scelde, scylde, culpa, reatus, ein Vergehen, Verbrechen her, dessen Ursprung in dem Zeitworte scolan, **sollen**, debere lieget; andere aber von gellen, oder **hallen** mit vorgesetztem Zischlaute, **schallen**, weil man sowohl vor diesem, als noch ietzo dergleichen Beschuldigungen, wie mit zornigem Gemüthe, also auch mit lautschallenden Worten heraus gestossen haben wird. Diese letztere Ableitung scheinet nicht uneben zu seyn.

Vzaz, **sondern, ausgenommen**, sed. Dieses einschränkende Beywort, welches gleichfalls durch einen Druckfehler unkenntlich geworden, soll vielmehr uzan, uzzan bey den Franken und Alemanniern heissen, bey denen es häufig zu finden ist. Man übersetzt es noch heutiges Tages fast nach dem

Buch-

Buchstaben, ausser, excepto; es ist von dem Vorworte uz, us, ut, aus entstanden.

Nun sind in mehrgedachtem Verzeichnisse des Vulcanius noch die zwey Wörter in Zeso, zur Rechten und winisler, link übrig; als welche uns Gelegenheit zur Aufschrift dieser Abhandlung gegeben. Es hat sich unsers Wissens noch niemand an die Erklärung solcher beyden schweren Wörter machen wollen. Daher man dieses auch nicht anders, als einen Versuch anzusehen hat, bey welchem man keine Vorgänger gefunden. Das erstere betreffend, so wird selbiges auf verschiedene Weise und nach verschiedenen Mundarten geschrieben, nemlich nach Möso-Gothischer und Angelsächsischer Taihswo, uf taihswon, a dextris, teseuua teseuun, tesewon, thesewun; nach Fränkischer und Alemanischer Aussprache aber Zesuwa, Zesuuua, Zesewun, Zesewa, Zesauui, Zesue, Zesuenhant; zu des Altares Zesauui, ad dextram altaris Otfrid; cesuum, zu der Zesuin (vermuthlich Zesiun) sines water, *Eccard* am 92. Bl. seiner Cateches. Theodisc; imgleichen in seiner Erklärung des Te Deum laudam. heißt es za zeswun Cotis sitzis, du sitzest zur Rechten Gottes. Im Griechischen heisset die rechte Hand δεξία, δεξιὰ, dextra gleichsam degsia von δείξαι, ostendere zeigen; daher auch ἡ δεῖξις, ostensio, monstratio, indicium, visio eine Anzeigung, ein Gesicht ist. Bey Erblickung dieser verschiedenen Wörter findet sich nun abermal die Schwierigkeit, davon ich ehemals in der Untersuchung des Namens Bidermann * weit-

* S. das VI. St. im II Bande dieser Beytr. am 315 Bl.

weitläuftiger Erwähnung gethan; nemlich, daß man in vielen alten oder heutiges Tages ungebräuchlichen Wörtern, den Tonlaut nicht auf die rechte Sylbe zusetzen weis; welches etwas geringes scheinet, aber doch grosse Dunkelheit verursachen kann. Es wäre dannenhero zu wünschen, daß bey künftigen Ausgaben solcher altdeutschen Schriften, der Lang- oder Kurzlaut mit einem darüber gesetzten Zeichen, zum wenigsten in den vielsylbigen oder zweydeutigen und fremdscheinenden Wörtern, wie der Herr von **Stade in Erklärung der deutschen Wörter** am 887. Blatte, meiner in Händen habenden Ausgabe, angefangen, fernerhin bemerket würde. In gegenwärtigem Worte kömmt also der Zweifel vor: Ob man táihſwo, zéſuun, zéſewa, zéſo oder aber taihſw'o, zeſuùn, zeſew'a, zeſò aussprechen müſſe? Ich halte meines Orts zur Zeit noch dafür, daß man die letztere Art zu erwählen habe. Weil aber die meisten solches für eine Kleinigkeit gehalten, und daher den Langlaut auf die erste die beste Sylbe, wie die Sorben und Wenden in ihrer Sprache, gesetzet: So hat sich auch deren Ursprung und Bedeutung desto mehr verborgen. In **Willerams** Hohemliede Salomons im 2 Cap. 6. Vers am 13. Bl. der **Schilterischen** Ausgabe stehet: So ist ſin *winſtra* unter minemo hoibete, unte ſin zeſevua umbegriphet mih, seine **Linke** liegt unter meinem Haupte und seine Rechte herzet (amplexabitur stehet in der Erklärung) mich. Und der **Tatianische** Dollmetscher saget am 28. Cap. 2. 8. oba thin zeſúwa auga, thin zeſúwa hant, wenn dein **rechtes Auge**, deine **rechte** Hand u. ſ. w. Herr Valtheinus

thenius ist der einzige, welcher bey der Ausgabe seines Tatianus den Tonlaut über dem Worte zesúwa angemerket hat; sonsten aber wird an keiner einzigen Stelle, so oft auch dieses Wort vorkömmt, eine Spur des Accents zu finden seyn.

Da man also dieses zum Grunde voraus setzet und feste stellet, daß nemlich der Tonlaut nicht auf der ersten Sylbe des Wortes stehen müsse: So wird der ostgedachte Name nun zu zergliedern seyn. Er ist also ein zusammengesetztes Wort von dem alten Vorworte ze, welches Angelsächsisch te heisset und ad oder **zu, nach, gegen** bedeutet. Die Mundarten desselben sind verschieden: man findet te, ten heutiges Tags im Holländischen teghen, ad, contra, adversus; dagegen haben die Franken und Alemannier, za, ze, zen, zemo, zi, ietziger Zeit, zu, nach, gegen. Man lässet hiebey zu fernerer Untersuchung ausgestellet, ob in dem gothischen Worte taih-sw'o der erste Theil desselben, mit einem solchen alten Vorworte, als etwa das Angelsächsische oder heutige Holländische teghen ist, verwandt oder einerley sey. Denn es wird zum wenigsten *tegh* gelesen und ausgesprochen. Wollte man auch taih vor den Namen taik d. i. Zeichen, signum halten, so würde solches Wort so viel als signum solis, das Gestirn der Sonne bedeuten; wiewohl ich wegen der Gleichförmigkeit aus andern Mundarten mehr der erstern Meynung zugethan verbleibe. Nun aber kömmt es auf das andere oder Hauptheil dieses zusammengesetzten Namens an: solcher heisset séwa, sawa, súwa oder auch in einer andern Mundart, súo, séwon, suè, siun.

vor-

vermuthlich zuſammengezogen ſun; welches letztere unſerm deutſchen Sunne, **Sonne** immer näher kömmt. Daß ſund, ſunt bey den Franken und Alemannieru, wie heutiger Zeit bey uns nach ausgeſtoſſnen *n* ſud, **der Mittag** geheißen, iſt nicht nur aus dem Schilterſchen Gloſſario, ſondern auch aus dem noch itzo bekannten Ländern Sundgau und Nordgau bekannt, da jenes die mittägige, dieſes aber die mitternächtliche Gegend deſſelben ausdrücket.

Ich finde zwar dieſes einfache Wort ſewa u. ſ. f. ohne Zuſammenſetzung, in keiner Mundart bey den Alten aufgezeichnet: Allein ich zweifle doch nicht, daß es ſeine Bedeutung von dem Begriffe des **ſehens** oder **ſchauens** habe. Die alten Poeten fragen darum: wer kann die Sonne ohne Sonne ſehen?

\- - - Solem quis ſine ſole videt?

Die Angelſachſen ſagten nicht nur ſeon, videre **ſehen**; ſondern auch die heutigen Engelländer haben noch dieſe Stunde to ſee ſehen, i ſaw, ich ſahe, ſeen, welches geleſen wird ſyn, geſehen viſum. Die Alten ſagten ſe, ſenu, ſeh, ecce, **ſiehe!** von der Fränkiſchen Mundart ſehan ſehen, iſt noch ietzo unſer deutſches *ſich* ecce. Es iſt bekannt, wenn man jemanden etwas unvermuthetes zeigen will, oder ſich dergleichen etwas in der Luft ereignet, daß man ruſet: **ſieh, ſieh! ſchau, ſchau!** daraus aller Vermuthung nach ſih, ſiht, geſiht, kiſiht, geſihte, viſio, indicium, phaenomenon, **ein Luftzeichen, Lufterſcheinung, Geſicht,** entſtanden. Das altfränkiſche Zeitwort ſiun wird erkläret videri, lucere, ſcheinen. S. *Schilters* Gloſſar. auf

dem 358. und 742. Bl. und an mehrern Stellen. Aus diesem allen wird demnach die Ableitung des Namens **Sonne** von *sehen* sehr wahrscheinlich, als von welchen es auch der scharfsinnige **Clauberg** in seinem Werkchen **von der Ableitungskunst der Deutschen** auf dem 239. Bl. herführet, welches in des Herrn von **Leibnitz** Collectanea mit eingerücket worden. Was eben dieser gelehrte Professor bey Abstammung des Worts **suchen**, das auch aus dieser Quelle entstehet, auf dem 226. und 227. Bl. daselbst saget, gehöret gleichfalls hieher, und ist würdig erwogen zu werden. Man darf nicht einwenden, weil **sonderbar und sonderlich** so viel als das lateinische vnum & *solum* sey und daher *sol* die Sonne bey den Römern geheissen, so wäre wahrscheinlich, daß der Name der Sonne von der **Einheit** seine Benennung habe, und die Deutschen solche von dem lateinischen sol hergenommen oder von eben dieser Eigenschaft der **Einheit** also benennet hätten, wie **Cluverius** sonderlich, ingleichen **Martinius, Helwig** und welches zu verwundern, auch die neusten Wortforscher dafür halten. Ich sollte aber fast glauben, die alten Deutschen, als bekannte geolatrae, oder solche Leute, welche die **sichtbaren Dinge** als Götter verehret, hätten bey Benennung und Betrachtung der Sonne mehr auf ihre **Gegenwart, Sichtbarkeit** und **ihren Glanz**, als auf die Einheit gesehen. Denn ob **Cluver** im 26. Cap. des ersten Buchs seiner Germaniae antiq. nicht nur solche **Einheit**, sondern auch die **drey Personen** in der einen Gottheit, durch angeführte Gründe zur Gnüge bewiesen? und wenn ers auch bewie-

bewieſen, ob die heidniſchen Deutſchen wirklich ſolche chriſtliche Lehrſätze geheget? Das mögen andere unterſuchen. Inzwiſchen geben ihm die neuern Wortforſcher zum Theil Beyfall, obgleich Tacitus und Caeſar bey aller Gelegenheit von den deutſchen Göttern in der mehrern Zahl geredet. Der einzige Ort aus dem Julius Cæſar vom Kriege mit den Galliern im 6. Buche und 21. Cap. deſſelben mag hier genug ſeyn, wo er von den Deutſchen alſo ſchreibet: „Sie halten nur diejenigen für **Götter**, „welche ſie **ſehen** (quos cernunt) und durch deren „Kräfte ihnen offenbar Hülfe wiederfähret, als die „Sonne, den Vulcanus und den Mond.“ Ich halte mich hier nur wegen **der Sichtbarkeit** der alten deutſchen Götter an Cäſars Worte: **Welche ſie ſehen.** Daher es mir ſehr wahrſcheinlich vorkömmt, daß ſie dieſes ſtralende Geſtirn und Luftgeſicht, eher von ſeinem Glanze und ſeiner Erſcheinung benennet; als von der Einheit, und zwar noch ehe die Lateiner in der Welt bekannt geworden und die Sonne ſol benennet haben. Was man in der Luft oder ſonſt wo am erſten ſiehet, und was uns ſogleich in die Augen fällt; oder aber was die Augen vor andern zu ihrem Vorwurfe erwählen, weil es zum erſten erſcheinet, das heiſſet meines Erachtens eben **ſonderbar**: und jenes wird die Sonne ſelber ſeyn, d. i. das allgemeine Luftzeichen oder die größte Luſterſcheinung, nach ihrer Vortrefflichkeit genommen; viſio, lux, phaenomenon alles von ſeon, ſium, lucere, glänzen, erſcheinen.

Uebrigens aber bin ich mit dem gelehrten Herrn **Wachter** allerdings einig, daß **ſehen** und **ſchau-**

en von ouh, auga, oculus, **Auge** durch vorgesetzten Zischlaut herzuleiten sey, welches in der Angelsächsischen Mundart eage und der heutigen Engelländischen eye heisset. Allein die ältesten celtischen Partikeln, wovon ouga, **Auge** und eine Menge anderer noch itzo gangbarer Wörter ihren Ursprung nehmen, heissen in des obgerühmten **Baxters** Glossario auf dem 143. Bl. der londonschen Ausgabe von 1733. aü, eü, iü, oü und üi, welche bey den alten Britten überhaupt so viel als **Glanz, Licht, Schein,** nitor, lumen bedeutet; deren Allgemeinheit Baxter daselbst mit grosser Gelehrsamkeit zeiget. Deswegen halte ich dafür, nicht weit gefehlet zu haben, wenn ich der Meynung bin, **daß mit vorgesetztem Zischlaute die vor Augen habenden Wörter** sewa, sawa, suwa **u. s. f. allesammt aus dieser Quelle abzuleiten seyn.** Selbst die ältesten Cambrobrittischen beyden Wörter dehou oder deau und assü oder chuith davon jenes die **rechte,** dieses **die linke** Seite bedeutet, wie **Baxter** auf dem 120. Bl. seines Glossarii zeiget, scheinen im Grunde aus diesen celtischen Partikeln ihre Abstammung zu haben. Denn deh adversus, **gegen,** und aü, oü lux, nitor, **Licht** machen durch ausgelassenen Zischlaut die Bedeutung solem versus, die **Sonnengegend;** eben wie assü oder nachmahls bey geschwinder Aussprache suith die mitternächtliche Gegend aus: welches Wort von der Partikel *a*, die bekanntermassen einen Mangel oder eine Entfernung anzeiget, und von üi mit eingeschobnem Zischlaute zu entstehen scheinet und den Mangel oder die Entfernung von dem

dem Lichte (nehmlich der Sonne) zu verſtehen giebt. Daher auch Herr **Wachter** unter dem Worte *wiſt* von dieſen beyden Wörtern die heutiges Tages unter unſern Fuhrleuten noch üblichen Lenkungswörter des Zugviehes und der Pferde, **Hotte** und **Schwude**, d. i. **rechtshin** und **linkshin** ableitet. Dieſes mag beyläufig zur Erläuterung deſſen dienen, was unten vorkommen wird.

Daß übrigens die alten Deutſchen andre Namen mehr gehabt, welche ſich in **w** und **wa** geendiget, und zum Theil noch übrig ſind, bezeuget oftgerühmter Herr **Wachter** im 6. Abſchnitte ſeiner Prolegom. zum gloſſario, da er unter andern anführet wewa, dolor, **weh** *kliwa*, furfur, **Kleyen**; milwa eine **Milbe**, Motte oder Schabe, von mahlen conterere; frauw, **die Frau** domina von frau d. i. dominus, Herr; alſo auch vermuthlich ſewa, ſawa u. ſ. f. phaenomenon, **Lufterſcheinung**, Geſicht, Geſtirn. Wenn es demnach auch mit der Gleichförmigkeit richtig iſt, ſo wird meines Erachtens zeſéwa, zeſáwa, zeſúwa, zeſún u. ſ. w. die **Sonnengegend**, regio ſolis, adverſus ſolem und noch eigentlicher die **Mittagsgegend** bedeuten. Beyläufig will ich den Gelehrten zu fernerer Unterſuchung anheim geben, ob nicht der Name der Landſchaft **Caſſuben**, Caſſubia in Hinterpommern, eher ein altes ſächſiſches oder ſchwediſch-gothiſches Wort, als ein ſlavoniſches ſey? Zum wenigſten iſt aus den Geſchichten und Alterthümern bekannt, daß die älteſten Einwohner des Herzogthums Pommern von den Wandelern und Gothen abſtammen ſollen; imgleichen; daß nicht allein das itzige Caſſuben,

ſondern auch das Herzogthum Wenden und ganz Pomerellien den Namen **Caſſuben** ehedem gehöret. Wenn man nun von Schweden und Gothland aus, woher die alten Einwohner vermuthlich Pommern bevölkert haben, die Lage von Pomerellien rechnet: So lieget ſolches jenen ganz richtig und genau gegen Mittag.

Das letzte Wort, welches dem vorigen entgegen ſtehend iſt, und einiger Erläuterung bedarf, heiſſet winiſtra, winſtira, winſtra, winſtre: wie ſolches nicht nur bey allen oben angezeigten alten Mundarten, ſondern auch noch heute zu Tage in der isländiſchen, däniſchen und ſchwediſchen Sprache gebräuchlich iſt, **vinſtra, venſter, venſtere, wenſtra, link** die linke Hand ſiniſtra bedeutet. Herr von **Stade** und D. Joh. **Diecmann** in ſeiner Probe von dem Gloſſario Rab. **Mauri** am 76. Blatte bringen etwas davon bey, aber der Urſprung iſt ihnen unbekannt. Herr **Paltzenius** in den Anmerkungen zur tatianiſchen Dollmetſchung rechnet es unter die gänzlich verlohrnen Wörter, und Herr **Eccard**, in ſeinen Anmerkungen zu ſeiner Catecheſi Theod. am 179. Blatte, weis von ſeinem Urſprunge nichts anzugeben, als daß er nach Erzählung verſchiedener Stellen, wo ſolches befindlich iſt, hinzufüget, „der Lateiner Wort ſiniſter „link ſcheine vermittelſt vorgeſetzten Ziſchlauts da„her gemacht, ſonſt aber komme es mit unſerm **finſter**, „tenebroſus überein. Herr **Wachter** aber iſt unter dem Worte **finſter** in ſeinem Gloſſario, nach Anleitung des ehemaligen Prof. **Stielers** aus ſeinen Wörterbuche, etwas ſcharfſichtiger. Erwehnter

ter Stieler, sonst der Spate nach seinem Gesellschafts Namen genannt, vermuthet am ersten, daß der erste Theil dieses zusammengesetzten Namens eine Verneinung oder Mangel in sich fasse, und setzt daher die bey den Alten sehr bekannte Partikel eines weitläuftigen Umfangs **wan** zum Grunde; welche fast durch alle Selbstlaute, wie den Wortforschern bekannt ist, nach Verschiedenheit der Mundarten und Bedeutungen verändert wird, als wan, wen, win, **an, ohn, un, von**, die allesammt einen Mangel, Abnahme, Gebrechen, Verneinen und dergleichen anzeigen. Alles von *wanen*, *wenen*, deficere, deesse, **fehlen, abnehmen.** Herr von **Eccard** in zuvor angezogenen Anmerkungen am 105. Blatte ist davon weiter nachzusehen. Als ich in des Theoph. *Sinceri* Sammlung alter Bücher im II. Bande am 15. Blatte aus einer alten deutschen ums Jahr 1477. gedruckten Bibel folgende Worte las: **Aber die Erd was lâre vnd vnnütz vnd die Vinsternuß waren vf dem Antlitz des Abgrunts**, so fielen mir die jetzigen Gedanken vom Ursprung des Worts **Finsterniß** bey, ehe mir noch Stielers und Eccards Meynungen bekannt waren; durch welche ich aber nachmals sehr bestärket wurde.

Es scheinet mir demnach sehr glaublich, daß winstra, winstira, venster u. s. w. von obgedachter Partikel van oder vin, **von ohne** und ster, welches nach der alemerischen Mundart einen **Stern** bedeutet, zusammen geflossen sey. Andre alte Mundarten haben stairn, sterre, griechisch ἀστὴρ, welche alle stella, sydus heissen; wie davon *Stiernhielm* im Ulphilo-Gothischen, und Herr **Wachter** im

deutſchen Gloſſario, an ſeinem Orte, mit mehrern zeugen. Daß auch die Mundart der Partikel *win* oder *vin* ſchon in andern Zuſammenſetzungen gebräuchlich iſt, giebt das noch gangbare Wort **winzig** parvus, klein, zu erkennen. Und noch heutiges Tages hat man nicht wenig Wörter in den nordiſchen Sprachen, welche alle auf gleiche Art zuſammen geſetzet ſind, als in der däniſchen Sprache **vanäre** ignominia; **vanartig** malignus; **vanhellig** profanus unheilig; **vanmäctig** impotens; **wanwittig**, ignarus. S. Erici Ericii däniſche Grammatica am 357. und folgenden Blatte, woraus dann nicht undeutlich abzunehmen, daß winſter, winſtra, venſter ſoviel heiſſe, als **ohne Stern** ſine ſtella, ſine aſtro; oder welches mich noch wahrſcheinlicher deucht: **vom Geſtirn** (nemlich der Sonne, welches darunter zu verſtehen iſt) **entfernet, weitweg**; welches die mitternächtliche Gegend anzeiget. Denn es iſt bekannt, daß in ſolcher einige Monat hingehen, da es wegen allzuweiter Entfernung der Sonne, mehrentheils Nacht und finſter iſt. Man mag von beyden eine Bedeutung annehmen, welche man will, ſo kömmt allzeit der Gegenſatz des Lichts oder Sonnenſcheins heraus d. i. **Finſterniß**, obſcuritas. Denn wie zeſéba eine Bewegung nach der Sonne hinwärts oder **gegen Mittag** andeutet; alſo winſter eine Entfernung, von derſelben weg, oder rückwärts d. i. **gegen Mitternacht**. Wer ſonſten weis, daß ein guter Theil der Deutſchen den alten Fehler an ſich hat, daß er das v als ein f ausſpricht, darf ſich über die heutige Wortſchreibung nicht verwundern; alſo ſchreibt

man

man von, Vater und spricht solche Wörter doch aus son, Fater; man sollte schreiben und sprechen Visch pilcis, und in beyden wird heute zu Tage das f gebrauchet. Denn woher könnte solcher Name wahrscheinlicher geführet werden, als von dem alten celtischen und brittischen Worte isc, aqua, Wasser, das Baxter im Glossario am 3. Blatte und vielen andern Stellen beybringet; und wogegen mir des *Vossius* und des Martinius Herleitungen sehr gezwungen scheinen.

Wenn man aber aus demjenigen, was bisher angeführet worden, zugiebet, daß solche beyde Wörter den Begriff gegen Mittag und gegen Mitternacht ausmachen: So wird man endlich auch begehren, daß man darthun solle: Den alten Deutschen sey die Mittagseite zur Rechten und die Mitternachtseite zur linken Hand gewesen; als welches eigentlich allhier die Frage ist. Ich setze aus den Geschichten und Alterthümern voraus, daß die alten Deutschen von den Morgenländern und ihren Nachkömmen den Scythen und Celten abstammen, wovon unter andern Herr Wachter in seiner Vorrede an die Deutschen, welche vor seinem schönen Wörterbuche stehet, nachgesehen werden kann. Nun haben solche morgenländische Völker bey ihrem Gottesdienste sich jederzeit mit dem Gesichte gegen den Aufgang der Sonne gewendet. Dieses hat erst ohnlängst der Herr Professor Christ. Benedict. Michaelis, in seiner zu Halle 1735. öffentlich gehaltenen Abhandlung: vom Unterscheide der Gegenden, in soweit solche die

Vordere, hintere, rechte, linke heiſſen * im 8ten und folgenden Abſätzen dargethan. Auch Baxter meldet ** bey Gelegenheit der alten Britten, eines celtiſchen Volks, und welchem die Mittagsgegend ebenfalls zur Rechten, die mitternächtliche aber zur linken geweſen, daß man hieraus abnehmen könne, wie die älteſten Völker die Gewohnheit gehabt, die aufgehende Sonne anzubethen oder zu verehren; daher er auch des Virgils Zeugniß anführet:

Daphni, quid antiquos *aſtrorum ſuſpicis ortus?*
Ecce Dionaei proceſſit Caeſaris aſtrum.

Wie nun ſolche uralte Gewohnheit bis auf unſere Zeiten, auch nach gereinigtem Gottesdienſte beybehalten worden, da man ſich bey dem Gebethen in öffentlichen Verſammlungen, mit dem Geſichte gegen Morgen wendet: So braucht es keines weitern Beweiſes. Hieraus aber folget von ſelbſten, daß bey dieſer Stellung des Leibes die rechte Hand gegen den Mittag, oder gegen die Sonne, in ihrem vollkommenſten Glanze, wenn ſie den Mittag machet; die linke Hand aber gegen Mitternacht gekehret wird. Dieſes möchte zur Erläuterung der alten Wörter zeſéwa und winſtra und warum ſolche die rechte und linke Hand bedeutet, genug ſeyn.

Wer von der Verehrung der Sonne und Geſtirne, als den ſichtbaren Gottheiten der alten Deutſchen

---

* Der lateiniſche Titel der Diſſertation heiſſt: de locorum differentia ratione anticae, poſticae, dextrae, ſiniſtrae.

** In ſeinem Gloſſario auf dem 120. Bl.

schen und der mitternächtlichen Völker ein mehrers zur Nachricht verlanget, der lese nur nebst oben angeführter Stelle aus dem Cäsar, diejenigen, welche Tacitus in seinen Jahrbüchern im 13. Buche im 55. Cap. vorträgt und aus **Cluvers** I Buche vom 26. bis 30. Cap. seines alten Deutschlandes, imgleichen des gelehrten Herrn *Keyslers* mitternächtliche Alterthümer, und andre hieher gehörige Schriftsteller. Wenn dieses geschehen und mit gegenwärtiger Abhandlung erwogen worden: So wird man sich nicht mehr wundern, warum von den ältesten Zeiten an, bis ietzo, der **rechten** und **linken** Hand so verschiedene figürliche Bedeutungen beygelegt worden. Warum man zur rechten Hand den Vorzug und die Ehre gesucht und gegeben; warum man sich zur Rechten mehr Glücke, Recht, Licht, Wahrheit, Wohlfahrt, Freude, Hoheit, Klugheit; hingegen zur Linken mehr Verächtlichkeit, Unglück, Finsterniß, Schädlichkeit, Betrübniß, Tiefe, Thorheit und dergleichen vorgestellet, und mit solchen beyden Wörtern zu verstehen gegeben. Die deutsche Redensart **weder Glück noch Stern haben**, ingleichen die Benennung des Unglücks bey den Deutschen, durch den Namen **Unstern**, werden uns viel deutlicher werden. Herr D. **Weisbach** erkläret in seinem Wörterbuche dieses Wort sidus pestilens, ein schädliches, giftiges Gestirn; woher kann eine vernünftigere Ursache angezeiget werden, als von *winster* einer Entfernung vom Sonnenlichte oder einen Mangel desselben? Alles aus diesem schon festgestellten Grundsatze der Alten: „Je nä„her der Sonne oder Gotte zu, je mehr Gutes und

„je

„je weiter davon weg, je mehr Böses sey daselbst. **Becmann** vom Ursprunge der lateinischen Sprache am 774. Blatte meldet daher, daß die Alten, die linke Gegend τὴν μωρὴν die **närrische**; die rechte aber τὴν συνετὴν **die kluge** genannt. Vermuthlich wird auch aus eben diesem Grunde bey den Isländern, Schweden und Dänen noch jetzo die rechte durch **Högerhanden, Höghre Hand,** manus altior, eminentior ausgedrücket.

Ubrigens aber wäre den Kunstrichtern der lateinischen Sprache, welche wie **Voßius, Daun, Prasch, Martinius, Becmann** und noch neulich der gelehrte Professor zu Marburg, Herr Johann Nicol. **Funke** * den Ursprung und die Bedeutung der Wörter in derselben untersuchen, als eine Aufgabe zu überlassen, von was für Ankunft dexter und siniſter dem Grunde nach seyn möchten? **Isidor** giebt allen beyden in seinen Originib. am 1095. Blatte der Gothofredischen Ausgabe solche läppische Ableitungen, daß nichts drüber ist. **Vossius** in Etymologico und andre führen dexter von δέχεσθε, **fassen, greifen,** capere her, weil die rechte Hand hurtiger wäre, als die linke. Ich habe bereits eben angemerket, daß der Herr von **Eccard** den beyständigen Namen siniſter von winſter mit vorgesetztem Zischlaute hergeholet zu seyn vermuthet. Dieses scheinet eben nicht ungereimt, wenn man überleget, was für eine Menge sogenannter barbarischer Wörter in solcher Sprache

* In seinem Buche de origine & pueritia linguae latinae.

che befindlich sind. Und solche Wahrscheinlichkeit vermehret sich, seit dem ich auf die Gedanken gekommen bin, daß nach Anleitung meiner obigen Muthmassungen δεξιὰ oder δέξιος eben so wohl mit tesúwa verwandt seyn könne, als degsler oder dexter; etwa von einer alten Mundart teghensler oder dergleichen, welches Wort gleichergestalt adversus sidus nemlich solis **gegen das Gestirn der Sonne**, zu erklären seyn dürfte: gleichwie Herr **Eccard** aus dem Gegensatze vinsler, procul a sidere oder sine sidere, **von der Sonne entfernet** oder **ohne Sonnenschein**, geurtheilet. Daher solche Wörter, dem Ursprunge nach, etwan als celtische oder tuscische in die lateinische Sprache mit der Zeit aufgenommen worden: Wiewohl ich solche Gedanken niemand aufzubürden verlange. Zum wenigsten ist es doch bedenklich, daß bey den Lateinern die rechte und linke Hand eben solche verblümte Eigenschaften hat, als bey den alten Deutschen; obgleich die erstern bey ihren Wahrsagungen das Gesicht vom Morgen gegen Mitternacht herum gekehret, daß ihnen also der Morgen oder der Sonnenaufgang zur rechten, derselben Untergang aber zur linken gewesen. Daß dexter oder dextra, **die rechte** bey den Lateinern **geneigt, gnädig** bedeutet, ist aus des Servius Auslegung über das 8. Buch der virgilischen Aeneis zu folgendem Verse bekannt:

. Et nos & tua *dexter* adi pede sacra secundo.

Imgleichen aus des Persius 6ten Satyre, woselbst Jove *dextro* zu lesen ist. Ich verlange aber alle diese Muthmassungen, weder für unwidersprechlich auszu-

auszugeben, noch jemanden aufzudringen; sondern ich überlasse solche ohnedas nur denjenigen Sprachverständigen zu ihrer Beurtheilung, welche darzu eine hinlängliche Fähigkeit besitzen.

IAC. BALDE.

Omnibus semper placuisse, res est
Plena fortunae; placuisse paucis,
Plena virtutis; placuisse nullis,
Plena doloris.

V.

Anmerkung über die Erklärung altdeutscher Schriften, aus noch übrigen Provinzialwörtern, und besonderer Mundart, zumal des Oberschwabens.

Wie viele Vortheile aus einer genauern Untersuchung und dadurch erlangten Erkentniß der alten deutschen Sprache fliessen, das ist daher leicht zu beurtheilen, weil uns die Geschichte einer Sprache, und die darinnen enthaltenen Schicksale und Zufälle derselbigen, viele Mittel an die Hand geben, die Ursprünge, Ursachen, Aenderungen, Verbesserungen, und was sonsten zum Wachsthume einer Sprache gehöret, einzusehen, zubeurtheilen, und dieses zur Verbesserung der Sprache anzuwenden. Wäre es unsers Orts, so würden wir, ohne uns eine Ruhmredigkeit vorwerfen lassen zu dörfen, mit gutem Grunde zeigen können, daß hierinnen die deutsche Sprache vor andern etwas besonders habe. Je älter eine

Spra-

Sprache iſt, deſto mehr Fußſtapfen der alten Urſprünge faſſet ſie in ſich; deſto mehr Uberbleibſel des Alterthums laſſen ſich darinnen antreffen, deſto näher lernet man die grauen Zeiten der Vorfahren kennen, deſto mehr findet man Proben, daß das menſchliche Geſchlecht in den älteſten Zeiten nicht eben das kindiſche Alter gehabt, deſto genauer lernet man einſehen, was zu verbeſſern oder herzuſtellen iſt. Da aber unſere deutſche Sprache in ihrem Alter über andere, ſo gar über die griechiſche und lateiniſche Sprache hinauf ſteigt: So erhellet es aus dieſem deutlich, daß man, in Betrachtung der alten Zeiten unſerer Sprache, die Zeit nicht unfruchtbar anwende, und der darauf gewendete Fleiß ſeinen heilſamen Nutzen habe. Das haben diejenigen gelehrten und verdienten Männer wohl erkannt, welche die Uberbleibſel der alten deutſchen Sprache aus der Finſterniß hervorgezogen, oder auch den Urſprüngen, erſten Bedeutungen und Abſtammungen der Wörter ſolcher Sprache nachgedacht, und in ihren altdeutſchen Sprachquellen, (Gloſſariis Etymologicis) zu erklären ſich bemühet haben. So heilſam nun dieſes iſt, ſo iſt es doch zu bedauren, daß ſich hierbey zweyerley Arten von Schwierigkeiten finden, welche die Sache nicht wenig aufhalten, und dem Fleiſſe der Liebhaber in der Unterſuchung unſerer Sprache im Wege ſtehen. Einmal ſo ſind die Denkmaale der älteſten und eisgrauen Zeiten der deutſchen Sprache ſehr wenige, und diejenigen, welche die verzehrende Zeit noch übrig gelaſſen hat, ſind ſo beſchaffen, daß man ihre unſtreitige Richtigkeit leicht in Zweifel ziehen kann. Hernach ſo iſt auch

ihre Beschaffenheit, Verfassung und ihr Inhalt so dunkel, räzelhaft und verwirrt, daß man bey nahe einen Weissagergeist nöthig hat, wenn man etwas davon errathen will. Kommen nun die mancherley willkührlich angenommenen Meynungen der Gelehrten noch darzu, so wird ein fleißiger Forscher solcher Alterthümer unserer Sprache in solche Verwirrung gesetzet, daß er nicht weis, was er erwählen soll. Doch das gehet die allerälteſten Zeiten an, und so schwer es auch die Sache machet, so reizet es doch aufgeweckte Männer, sich daran zu wagen, wie hievon die Beyspiele zur Ehre unsers Vaterlandes am Tage liegen. Weniger Schwierigkeit aber hat derjenige Theil der Schicksale der deutschen Sprache, der von Carl dem grossen anfängt. Denn von dessen Zeiten an ist an der Verbesserung dieser Heldensprache tapfer gearbeitet worden. Und ob gleich in denen diesem Kayser nähern Zeiten die deutsche Sprache noch rauh genug aussiehet, und noch wenig geputzt erscheinet: so erkennet man doch aus denen von diesen Zeiten her noch übrigen Denkmaalen und Schriften, daß man zu ihrer Verbesserung Hand angeleget habe. Bey dem allen bleibet doch noch manche Dunkelheit übrig, welche nicht füglich gehoben werden kann, wenn man die Beschaffenheit und Umstände der Zeit, Oerter, Mundarten, Völker und deren Wohnungen, u. s. w. da dergleichen Schriften verfertiget worden sind, nicht weis, und zum Schlüssel der Erklärung brauchen kann. Was für Hülfsmittel hierzu dienen, das ist allhier auszuführen unsers Orts nicht; eine Erinnerung aber können wir nicht wohl übergehen, welche

die

die Sache zu erläutern nöthig scheinet. Es haben sich nemlich die alten deutschen Scribenten, zumal diejenigen, welche sich der fränkischen, das ist, nach unserer Art zu reden, der Ober- oder Hochdeutschen Mundart bedienet, nicht nach gewissen allgemeinen Regeln der Aussprache, Wortänderung und Wortfügung gerichtet; sondern sie sind derjenigen Mundart nachgegangen, welche in dem Striche Landes üblich war, wo sie lebten und schrieben. Wenn es nöthig wäre, so würden wir diesen Satz mit vielen Exempeln beweisen können: So aber darf man nur die schilterische Sammlung solcher Schriftsteller aufschlagen, und derselbigen Vaterland aufsuchen, so wird man davon bald deutlich überzeuget werden. Hieraus fließet nun eine bey Erläuterung und Erklärung solcher Schriften nothwendige Regel, daß man vornehmlich diejenige Mundart zu Rathe ziehe, welche in der Provinz üblich ist, wo ein Scribent seine Schriften verfertiget hat. Denn obgleich mit den Jahren und in einer langen Zeitfolge auch dieselbige sich merklich ändert, so bleibet doch noch manches übrig, das die alte Gestalt behält, und zum Ausleger dienen kann. Und daher kömmt es, daß so manches altfränkische, das ist, altdeutsche Wort einem, der die Provinzialwörter und die Mundart nicht weis, unverständlich ist, welches einem andern, der von Geburt, Uebung, Umgang, u. d. g. dieselbige kennet, ganz deutlich und bekannt ist. Sonderlich gilt dieses von denjenigen Wörtern, die bey aufgeräumtern Leuten zwar als rauh und übellautend abgekommen, aber unter den gemeinen Leuten und oft un-

ter dem geringsten Pöbel, noch üblich sind. Es ist dahero nicht übel gethan, wenn man ein Auge auf die Sprache des Pöbels und auch wohl der Provinzial-Mundart richtet, wie verächtlich sie auch ist; indem man noch viele Ueberbleibsel der alten deutschen Wörter darinnen findet, und daraus der alten fränkischen oder deutschen Sprache ein Licht anzünden kann.

Diese selten bedachte Anmerkung ins gehörige Licht zu stellen, können uns Ottfried, der Weißenburger Mönch, und Notker, ein Benedictiner von St. Gallen, ein merkwürdiges Beyspiel geben. Beyde stehen unter den altdeutschen Schriftstellern oben an, und sind in besonderm Ansehen, wie hievon an einem andern Orte dieser Beyträge hinlängliche Nachricht gegeben worden ist. Daß beyder Schriften schwer zu verstehen sind, davon kann ein jeglicher leicht selbst die Probe machen, der sich die Mühe geben will, in den schilterischen Sammlungen sie selbst einzusehen. Die vielen Anmerkungen und Erläuterungen, auch wohl Mishälligkeiten grosser gelehrter Männer unserer Zeiten, welche sich bemühet haben, ihnen ein Licht anzuzünden, sind hievon unverwerfliche Zeugen. Nun giebt es freylich vielerley Ursachen ihrer Dunkelheit: Wir sind aber völlig überzeugt, daß ein guter Theil derselbigen von der Provinzial-Mundart herkomme, deren sie sich bedienet haben. Ottfried lebte zu Weissenburg, einem damals angesehenen Kloster im Elsaß, Notker aber in dem noch heutiges Tages berühmten Benedictinerkloster zu St. Gallen. Wem die oberschwäbische, schweizerische, und

und elſaßiſche Mundart, Ausſprache, Wortendung, Wortfügung u. d. g. bekannt ſind, zumal wie ſie in dieſen Ländern ſelbſt unter dem Pöbel üblich ſind, der wird viele Worte, Endungen und Wortfügungen dieſer Schriftſteller noch üblich und im Gebrauche finden, und dahero leicht verſtehen, welche ein anderer, dem dieſelbigen unbekannt ſind, ſo leicht nicht errathen wird. Da auch die alte fränkiſche Sprache, in welcher noch die meiſten Schriften übrig ſind, mehrentheils in dieſen oberdeutſchen Landſchaften geblühet: So werden wir nicht irren, wenn wir dieſes nicht nur auf obige zween, ſondern auch auf die meiſten Scribenten in der fränkiſchen Sprache ziehen. Hievon werden wir nun nicht nur aus angeführten Gründen überzeugt, ſondern es kann uns auch die Erfahrung davon genugſam belehren. Wir haben zu dieſem Ende, da wir aus einer andern Abſicht das ſchilteriſche Gloſſarium durchgehen mußten, ein Augenmerk auf dieſen Umſtand gehabt, und, da wir die altdeutſchen Wörter, Endungen, Ausſprache der ſelbſtlautenden Buchſtaben u. ſ. w. mit der oberſchwäbiſchen Mundart, wie ſolche im Alegow bis an die Schweiz und den Elſaß noch unter dem Pöbel üblich iſt, verglichen, ſo viel noch heutiges Tages übliches in dieſem Wörterbuche gefunden, als wir anfangs kaum glauben konnten. Denn da haben wir viele Wörter angetroffen, welche noch heutigestages nach dieſer Mundart alſo ausgeſprochen und gebildet werden, wie ſie dieſe altdeutſche Scribenten ſchreiben. Z. E. die Endung der meiſten Hauptwörter (Verborum) gehet darinnen aus

auf **an**, an ſtatt **en**, und wird noch darzu durch die Kehle und Naſe durchgezogen, daß der Buchſtabe **n** wenig gehöret wird: Und ſo endigen auch gedachte Schriftſteller und laſſen auch wohl bisweilen das letzte **n** aus. Alſo auch der Selbſtlaut **e** wird oft wie ein **a**, der Doppellaut **eu**, wie ein **ui**, der **au** wie ein langes **o**, das **a** aber wie ein **au** ausgeſprochen, und auch ſo geſchrieben. An den Endungen der unbeſtimmten Arten der Hauptwörter (Infinitiuis Verborum) wird vielfältig ein **t** hinzu geſetzet, das **u** aber, wie ein aus **ua** beſtehender Doppellaut ausgezogen, u. ſ. f. Alles dieſes finden wir vielfältig bey den alten deutſchen Scribenten ausgedrucket, ſo daß kein Zweifel übrig ſeyn kann, ob dergleichen Schreibart, deren ſie ſich gebrauchen, von der unter ihrem Volke üblichen Mundart und Ausſprache hergekommen ſey. Zu mehrerer Erläuterung aber wollen wir dem die altdeutſche Sprache liebenden Leſer eine kleine Sammlung ſolcher Wörter hier mittheilen, die entweder auſſer Schwaben gar nicht mehr bekannt ſind, oder doch ganz anders gebildet und ausgeſprochen, oder auch verſtanden werden, aber bey den alten deutſchen Schriftſtellern öfters vorkommen. Wir werden aber keines erwähnen, das man nicht in gedachtem ſchilteriſchen Gloſſario findet, und das nicht noch heutigestages in Schwaben üblich wäre, und die Stellen, der Alten, wo ſie dieſelbigen gebrauchet, anzeigen.

A.

Abant, Abend.
Abaschnidan, abschneiden.
Abenthür, wunderliche und gefährliche Schicksale.
Aber, wiederum.
Ablaß, Verzeihung der Sünden.
Ach, acha, ein Fluß, ist in vielen Namen der Flüsse in Schwaben und Bayern noch übrig, z. E. die Wertach.
Akar, ein Acker.
Achtont, sie achten, meynen.
Adhal, Adel.
Aftermontag, Dienstag.
Afterburdi, Nachgeburt.
Afterdarm.
Aher, Aehre.
Aicheloh, Alhelhölzgen.
Aelle, alle.
Albus, ein halber Batzen.
Allmännig, allgemein.
Allgow, das Land an den Alpen.
Alti, das Alterthum.
Amman, Amtmann, Richter, Dienstmann.
Anegon, vor sich gehen, fortgehen. Man sagt noch, gang ani, das ist, gehe vor dich fort.
Andere, die übrigen.
Anders, sonst.
Anders, mehr, drüber.
Aenta, Ende.
Anton, ahnden, eine Sache rügen, untersuchen.
Aera, ehren.
Arbeitselig, mühsam.
Arm, elend; man sagt ein armer Schelm; das ist, ein erbarmungswürdiger Mensch.
Jeck, ist noch ein Schimpfwort, ein armer Jeck, närrischer Jeck, von den Armenischen Soldaten des Dauphins 1439. vid. Schilter. p. 159.
Arnen, erwerben.
Arg, bös, schädlich, listig.

Arzat, Arzt.
Arzen, Arzney nehmen.
Athar, Ader.
Atta, Datta, Vater.

B.

Bube, Knabe, Jüngling.
Beckin, Becker.
Beckar, Becher.
Bach, eine Rinne, Nebenwasser, Bey-Ach.
Batzen, Beeren Geld, dergleichen St. Gallen noch schlägt, von Batz, ein Beer.
Bantofel, Pantoffeln, von Bain, ein Fuß, und Tofel, Tafel.
gibunta werda, gebunden werden.
Bankhart, Hurkind.
Beran, gebähren.
Burti, Nachgeburt.
Bürtig, gebohren.
Baret, Hauptdecke, der Jungfrauen bey Hochzeiten, Biretum.
Banize, Todenbahre.
Begeyn, Beguina, ist als ein Schimpfwort des weiblichen Geschlechts noch üblich.
Beiten, warten.
Bergan, verbergen.
Besigelad, besiegelt.
Besserung, Düngung der Aecker.
Bett, Würzbette im Garten.
Bett, an den Mühlen, das Wasserbett, die Bachrinne.
Bettstatt, Bettlade.
Befolahan, befohlen, commendatus.
Beginnan, anfangen.
Begiasi, begießen.
Bejahin, bejahen, bekennen.
Bickel, eine Hacke.
Biquam, bequem
Bürsten, schiessen, Bürstbüchse, einen herunter bürsten.
Buiten, biethen.
Bot, Befehl, Vorladung, Schlag des Preises.
Bithenkan, bedenken.
Buicht, Beicht, Bekänntniß.
Blah, Tuch zum Einpacken.
Blechen, auszahlen.
Bleichen, weiß machen,

chen, und weiß werden.

Blaug, furchtsam, scheu.

Bliat, Blüthe.

Boden, fundus, Grund und Boden.

Bogan, Bogen, Schwibbogen.

Bolstar, Küssen, worauf man sitzt, Polster.

Borg, geliehen.

Bot, Gesandter.

Büttel, Bedell, Rathsdiener.

Brach, ungebaut, Brachacker, ruhender Acker.

Brack, ist in Geschlechtsnamen, und in dem Sprichworte noch übrig, es ist ein dicker Brack.

Brav, recht, wohl, rechtschaffen.

Bredigar, Prediger.

Brenten, Gefäß das Bier darinnen zu sieden, oder das Tropfbier auf zu fassen.

Briaf, Brief, Patent, Schrift.

Briegan, murrisch, unruhig seyn, Tumult machen von Briga ein Tumult.

Brinnet, brennt.

Hildebrand, ist noch ein Geschlechtsname.

Bruader, Bruder.

Bruch, aufgebrochner Acker, nouale.

Brut, Braut.

Buach, Buch.

Buaz, Buße.

Bauding, gebothen Ding, Rechtstag.

Bür, Bürger, ist noch übrig in dem Wort **Kaufbürn**, Kaufbeyren, i. e. erkaufte Bürger.

Boll, ein Ochs, Kuh, ist auch ein Schimpfwort des weiblichen schlechts.

Bürd, Last.

C. K. Ch. G. Z.

NB. Diese Buchstaben werden wie vor diesen nach den verschiedenen Strichen Schwabens verwechselt.

Campel, Kamin.

Capitlen, ausschelten.
Kappral, Corporal.
Kerli, junger Mann.
Kauckeler, Taschenspieler.
Chaffen, schauen, nicht: wachen, wie es Schilter. p. 160. in der Stelle Notkers Ps. 83. 1. erklärt: Die Ougen chaffen gagen ihmo; die Augen schauen gegen oder auf ihn.
Cham, camus,
Chempfan, kämpfen.
Chaufan, kaufen.
Chauz, a Chaucis, ein wunderlicher Mensch.
Chemich, Kamin.
Chloba, Klobe, die Vögel zu fangen.
Chluffta, Feurzange.
Chern, Kern.
Chosen, reden.
Chrâ, eine Krähe.
Chrippen, stehlen.
Chûli, Kühlung
Climmen, steigen.
Club, Spalt, Ritze.
Clauße, enger Paß des Gebürges.
Cruzen, wird dermalen von dem Knarren und Schreyen der Wagen auf hartgefrohrnen Schnee gebraucht.

D. T.

Samstag, Sonnabend.
Dere, Dörre, Ort wo das Malz gedörrt wird.
Dechan, Decanus.
Drutt, Hexe.
Druttenfuß, Pentalpha.
Dingen, pactiren.
Diafi, Tiefe.
Diufal, Teufel.
Diur, theur.
Dolhait, Raserey.
Dum, Cathedralkirche.
Drait, Getraid.
Drinkan, trinken.
erdränken, im Wasser ersäufen.
Drettan, treten.
Droll, ist ein Schimpfwort noch übrig, Drollus.
Druho, Sark, Kiste.
Duen, thun.
Dûra, Thür.
Dult, Jahrmarkt, also heißt der Jacobi Markt in München.

Eard,

E.

Eard, Erde.
Eban, eben.
Einzen, einmal, dermaleinſt.
Engi, Engen, anguſtiae.
Eni, Anherr, Gen: Enis, avi.
Erdrich, Erde.
Erlauban erlauben.
Etter, Grenzen der Stadt oder des Dorfes.
Eſſan, Eſſen, die Mahlzeit.

F. Ph. V.

Falla, Mausfalle.
Fäſig, felten, geſucht, von faſen, ſuchen.
Federen, Schreibfedern.
Fiara, vier.
Fürſprach, Advocat.
Fuir, Feuer.
Flannen, im Weinen das Maul verziehen.
Föhl, ein junges Weibsbild.
Folgan, folgen.
Frow, Frau.
Frid, Sicherheit.
Fridſaul, Grenze des Bannes und Burg-Friedens. vid. Schilt. p. 329.

G. Man beſehe auch C.

Galga, Galgen.
Gail, fett.
Gan, gaun, gehen.
Gang, Umgang, Proceßion.
Gäw, Landſchaft, Strichlandes.
Geit, Goat, gibt, geht.
Gellen, Bellen, Widerſprechen, laut ſchreyen.
Geneſan, heil werden, aufkommen.
Geſind, Familie, Teufels Geſind, heißt noch liederliche Purſche wie bey Otfried IV. 12. 84.
Geſtalt, dergeſtalt, alſo.
Gemeinder, der mit einem andern in Geſellſchaft ſteht.
Gemüat, Gemüthe.
Güati, Güte.
Ginen, den Mund aufreißen, oſcitare.
Gneigen, ſich neigen, bücken.

Girig, geizig, heftig, verlangend.

Geſtillen, befriedigen, ein Kind geſtillen; machen, daß es aufhöret zu weinen.

Glaſt, Glanz.

Gluat, Glut.

Gluſt, Verlangen nach etwas.

Goller, Bruſtdecke der Weibsbilder.

Grußgramen, verdrießlich ſich über etwas beſchwehren, fremere.

Grůblen, nachſinnen, forſchen.

Guat, gut.

Gunnen, vergönnen.

H.

Hacken, Heft, uncinus.

Haft, Verbindung, einer Sache einen Haft geben, ein wenig zuſammen heften.

Hag, Hecke, Gehäg, Hayn.

Halb, Theil: in dem Wort: meinethalb, meinetwegen.

Hall, Kaufhaus.

Haller, Helfte eines Pfennigs, zu erſt in Schwäbiſchhall geſchlagen.

Halten bewahren.

Halſen, um den Hals faſſen.

Handzwel, Handtuch.

Hart, Geſträuch, kleiner Wald, Gebüſch.

Herti, die Härtigkeit.

Havan, Topf.

verhejen, verderben; wird auch von Perſonen gebraucht. Z. E. er hat ſich mit der Speiſe verhejet, das iſt verderbet.

Helge, Heilige, Bildgen der Heiligen.

Heimen, einzäunen.

Hemigarte, Zuſammenkunft etlicher einander beſuchender Perſonen.

Heer, **Heir**, Herr.

Huit, heute.

Hegen, **keyen**, plagen.

Hirn, Gehirne.

Hlid, Decke, **Kretzen ohne Lid**, ein Korb ohne Decke.

Hloſen, horchen.

Hofſtatt, ungebauten

Grund

Grund eines Hauſes.
Höhi, die Höhe.
Höli, eine Höle, it. cavitas.
Huba, Hufe Landes. Daher ein Huber. K. Ch. Siehe C. G.
Kamar, Kammer.
Kante, Rand, das äuſſerſte, iſt noch ein Kunſtwort bey gewiſſen Handwerkern.
Kapa, Mütze.
Keller, Rentmeiſter.
Kengel, Unflath aus der Naſe.
Kizze, Zicklein, Böcklein.
Klaffen, plaudern.
Kumpe, Gumper, Waſſertümpfel.
Kumppe, eine Menge flieſſender Dinge, von Kumppe, eine See.
Künfti, inskünftige.

L.

Laban, erleben.
Laſtar, Laſter, Unrecht.
Laz, Bruſttuch.
Leiben, übrig laſſen.
Leidig, bös, unartig, betraurens würdig.
Liſan, leſen.
Liab, lieb.
Luimunt, Name, Ruf, Ehre.
Loos, ein tragend Schwein, wird auch als ein weiblich Schimpfwort gebraucht.
Loſen, auflöſen, zuhorchen, aufmerkſam zuhören.

M.

Mahl, Hochzeitmahl.
Mal, Flecke im Kleid.
Maut, Zoll.
Majer, Hofmeiſter, Baumeiſter.
Müad, müde.
Mutter, Leibſchmerzen der Weiber.

N.

Neſtel, Band.
Niazan, genieſſen.
Nikan, knicken, biegen.

O.

Omet, Grommt, das letzte Heu.
Oeſterich, Pflaſter, pauimentum.

Pfalz,

P.

Pfalz, Gerichtsort.

Q.

Quutten, Kuttentoll, furor uterinus.

R.

Ranken, das Haupt und den Leib hin und her bewegen und reiben.

Räden, durchsieben, räutern.

Regan, der Regen.

Reisen, zeichnen,

Riasan, rufen.

Riechen, rauchen. Der Ofen riecht, raucht.

Ried, Binse, Rohr.

Ring, leicht.

Rotz, Unflath aus der Nase.

Ruasan, rufen.

Ruam, Ruhm.

Rüaren, anrühren, bewegen.

Rufig, räudig, krätzig.

Rümpel, Gerümpel, altes verlegenes Zeug.

Raunen, ins Ohr sagen.

S.

unselig, unglücklich, schädlich, trübselig.

Sal, abgeschossen an der Farbe.

Samstag, Sonnabend.

Schuft, ist nur noch als ein Schimpfwort übrig.

Schmirben, schmieren, bestreichen, Schmirbi, Schmier.

Schinderling, unzeitiges Kalb.

Schürfen, ritzen, herabstreifen.

Schuichen, scheuchen, fortjagen.

Schua, Schuh.

Shuala, Schule.

Schuira, Scheuren.

Schotteln, rütteln, bewegen, schwingen.

Sedel, seßhaft, ist nur noch in dem Geschlechtsnamen Sedelmayr übrig, olim, **Sedelhof**, i. e. Dinghof, sedelhaft, seßhaft.

Ser, schmerzlich, wund, ingleichen verdrießlich, grätig.

Schecher, Mörder.

Schlenkern, schleudern.

Schlie-

Schliefan, schluafen, schliefen, einschliefen, sich ankleiden. Imper. schluif.

Smalich, smalmezgt, das geringe Vieh, junge Stiere, Kühe, u. d. g.

Schmack, Gestank.

Socken, crepidae.

Spreiten, aus einander breiten.

Spur, Gespöre, Fußstapfe, vestigium.

Stadel, Stall, Scheune.

Sterbat, die Pest.

Streng, tapfer, ist ein Ehrenwort.

Stupfen, stechen, it. versprechen, eintupfen, mit einem Handschlage versprechen.

Süasti, Süßigkeit.

Sufen, saufen, wird in Schwaben, wie vor diesem auch von leblosen Dingen gebraucht.

Suchr, suchten, eine verzehrende Krankheit haben.

Schiemen, schwinden.

Summar, Sommer.

Summerich, sommerlich.

Sund, Mittag, ist noch übrig in den Namen der Allgöwischen gegen Mittag liegend d. i. Sundhofen.

Sorgen, sich befürchten.

Schwal, ein zusammen fliessender Bach; ist in Augspurg noch der Name eines Canals des Lechflusses, ehe er sich in Arme abtheilt.

T.

Tief, hoch, tiefe Gedanken, hohe Gedanken.

Tuir, theur, wehrt.

Tobel, Schwindel, hinc töbisch, schwindlich.

Toda, Mutter, ist nur noch übrig in dem Verstande eines Pathen.

Tolder, Gipfel des Baums.

Triackes, Theriack.

V.

Velzen, zurichten, wird gebraucht in der Redensart

densart bretter velzen, das ist, zurichten, daß sie genau auf einander passen.

Vesen, Kern in der Spreu, Spelt.

Vnbild, etwas abscheuliches, seltenes.

Vngeld, Zoll vom Getränk.

Vnzucht, Muthwillen, Büberey.

Voschindling, ausgeschnittene Frucht, nicht Schnittling, wie Schilter will.

W.

Waibel, Aufwärter bey Gericht.

Wallen, aufsieden, Blasen werfen.

Wamba, der Bauch, sonderlich die Mutter, Daher, die **Wamba voll haben**, schwanger seyn, wie bey Ottfried ad Matth. I, 18.

Wammes, Brustkleid.

Wan, Meynung.

Warte, zu warten, auf etwas passen.

Were, Damm, das Wasser abzuleiten.

Westerhemd, Taufhemde, stola iustitiae.

Withem, dos, ist noch üblich in dem Wort **Wydemhof**, **Widembaur**, **Widemgut**, bona Ecclesiae dotalia.

Werken, arbeiten.

Würz, Gewürz

Z.

Zeler, erzählen.

Zanga, Zange.

Zinne, Brustwehre der Mauer.

Zwagen, das Haupt waschen.

Diese Sammlung hätte leicht noch um ein grosses vermehret werden können, wenn man alle diejenigen von den alten Schriftstellen gebrauchten Worte hätte anmerken wollen, welche nur durch die Veränderung der Selbstlaute und Doppellaute von der gemeinen Ausdrückung abgehen: Z. E. da der Doppel-

Doppellaut eu von diesen Scribenten durch iu beständig ausgedrücket wird, aber nach der Oberschwäbischen Mundart, wie ui ausgesprochen werden muß, wie wir aus vielfältiger Zusammenhaltung alter in dieser Landschaft vor vielen Jahrhunderten geschriebenen Urkunden, und Schriften beobachtet. Man kann aber dergleichen Worte, deren wir nur die üblichsten bezeichnet, leicht errathen, und selbst anmerken. Uebrigens läßt sich auch aus diesem Verzeichnisse der Nutzen erkennen, den man in Untersuchung der deutschen Sprache haben würde, wann jeglicher Provinz Gelehrte ihre eigene und besondere Wörter, die sie hat, aufzeichneten; indem man daraus nicht nur dieselbige sorgfältig vermeiden lernen, sondern auch dem Verstand der alten Schriftsteller ein mehreres Licht daraus anzünden würde.

VI.

Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie, in zehn Bücher verfasset von D. Johann Jacob Mascou. Leipzig 1726.

Da der Herr Hofrath in verwichner Michaelismesse die Ausführung der alten Geschichte von Deutschland bis auf den Abgang des carolingischen Stammes glücklich zu Stande gebracht: So haben wir nicht länger anstehen können, unsern Lesern von diesem schönen Werke etwas

was vorzutragen. Wir werden uns aber für diesesmal nur bey dem ersten Theile desselben aufhalten, und dereinst vielleicht den andern nachholen. Denn ungeachtet es einigen scheinen möchte, als wenn solches nicht eigentlich zu unsern Absichten gehörte: So finden wir doch so viele Ursachen, desselben in unsern Beyträgen zu gedenken, daß es uns zu einem Vorwurfe gereichen würde, wenn wir davon geschwiegen hätten.

Alles, was zur Aufnahme und weitern Ausbreitung der Reinigkeit unserer deutschen Sprache etwas beyträgt, hat ein Recht, eine Stelle auf diesen Blättern einzunehmen. Daher würden wir uns gar kein Gewissen machen, auch von einem medicinischen Buche allhier Nachricht zu geben, wenn es in einer reinen und zierlichen deutschen Schreibart abgefaßt wäre. Des Herrn Hofraths Geschichte haben diesen Vortheil, und man hat sich von ihnen auch in Ansehung der Aufnahme eines unvermischten richtigen, und natürlichen Ausdrucks im Deutschen, viel Gutes zu versprechen. Unsere andern deutschen Geschichtschreiber haben ihre Schreibart noch nicht so gereinigt, geschweige denn so zierlich gemacht, daß man sie den Franzosen und Engelländern entgegen stellen könnte. Sie bedienen sich gemeiniglich eben der Sprache, die in den Zeitungen herrschet, und halten solche für die rechte historische Schreibart. Andere haben diesen Mischmasch zwar vermieden: Sie sind aber in einen eben so grossen Fehler, verfallen. Sie haben ihre Schreibart unnatürlich gemacht, da sie solche zierlich zu machen gesucht. Es ist kein Roman so

hoch-

hochtrabend und schwülstig, als ihre Geschichte sind. Der natürliche Ausdruck ist ihnen viel zu schlecht, es müssen lauter weitgesuchte, verblümte und oratorische Redensarten die Sachen umhüllen. Wer davon überzeugt seyn will, der sehe nur Zieglers Schauplatz, und Labyrinth, nebst dem, was Erasmus Franciſci zusammen geschmieret, an; und wer von dem erstern einen Beweis fordert, der kann solchen in allen Buchläden finden.

Beyde Fehler hat unser gelehrter Herr Verfasser so geschickt als füglich zu vermeiden gewußt. Er hat weder der Zierlichkeit noch der Natur etwas vergeben. Er hat den völligen Reichthum der Sprache, worinnen er geschrieben, in seiner Gewalt gehabt, und nicht erst bedurft, einige ausländische Wörter zu erbetteln, um das auszudrücken, was er hat sagen wollen. Doch hat er kein Bedenken getragen, diejenigen Wörter beyzubehalten, die bey uns das Bürgerrecht erlangt haben, dergleichen Armee, commandiren, marschiren, Nation u. a. sind. Die Verdeutschung solcher Wörter macht einen Geschichtschreiber vielmals undeutlich, und ob sie gleich, wie der Herr Hofrath selbst an unterschiedenen Stellen gewiesen, nicht unmöglich, oder gänzlich zu verwerfen ist: So könnte sie doch zuweilen verächtlich und lächerlich werden. Sein Vortrag ist ausserdem kurz gefaßt, und deutlich. Man wird bey ihm nicht die verwirrten Wortfügungen und in einander gewickelten Sätze antreffen, die man sonst unsern deutschen Schriftstellern vorzuwerfen pflegt, und die in unsern Geschichtbüchern nicht ungewöhnlich sind. Er schreibt lebhaft und aufgeweckt, und es

fehlt ihm an keinen Schönheiten, welcher die historische Schreibart fähig ist. Kurz, man muß dem Herrn Verfasser das rechtmäßige Lob beylegen, daß er seine Geschichte nach den Mustern der alten Griechen und Römer geschrieben habe, wie es die besten Geschichtschreiber der Ausländer thun; und daß er uns nun auch in diesem Stücke in den Stand gesetzt, ihnen nichts nachzugeben. Wir wissen unter uns Deutschen noch keinen, wenn wir einen großen Statsmann ausnehmen, dem wir, was die Zierlichkeit, Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache betrifft, dem Herrn Hofrathe gleich schätzen könnten.

Damit uns aber unsere Leser nicht bloß auf unser Wort trauen mögen: So wollen wir ihnen selbst eine Stelle aus dem 7. Buche und zwar dessen vierzigstem Absatze vorlegen. Sie handelt vom Ulphilas und der gothischen Uebersetzung der Evangelien, deren schon hin und wieder in unsern Beyträgen gedacht worden.

„Ulphilas, schreibt der Herr Verfasser, ist einer „von denen guten Köpfen gewesen, die sich bis„weilen durch eine glückliche Erfindung ein ganzes „Volk zu verbinden wissen. Die Gothen haben „ihm zweyerley Dinge zu danken gehabt: Im„massen von ihm gerühmt wird, daß er die h. „Schrift in die gothische Sprache zu übersetzen un„ternommen, und bey solcher Gelegenheit selbige „Sprache in Buchstaben gebracht: dergleichen die „Gothen bis dahin nicht mochten gehabt haben. „Philostorgius schreibet, er habe die ganze h. „Schrift übersetzt, bis auf die Bücher der Könige,

„deren

„deren Leſung ſeinen kriegeriſchen Gothen nicht zu„träglich zu ſeyn geſchienen. Es iſt aber die Be„gierde der Gothen bald weiter gegangen, da ſie „ihre Ueberſetzung nicht allein gegen die lateiniſche „gehalten, ſondern auch nach dem griechiſchen und „hebräiſchen Grundtexte geprüfet. Wir haben noch „des h. Hieronymi Antwort an zween gothiſche „Geiſtliche, **Sunniam** und **Fretelam**, die ihn „wegen verſchiedener Stellen aus den Pſalmen, „welche anders in der griechiſchen, anders in der „lateiniſchen Ueberſetzung klungen, zu Rathe gezo„gen, und den eigentlichen Sinn aus dem hebräi„ſchen Grundtexte zu zeigen gebethen hatten. In „ſelbiger rühmet er, daß Deutſchland in der Schrift „forſche, da die Griechen im Schlaf oder Zank lä„gen, und daß die Gothen ihre Hände, die ſonſt „nur Schwerdt und Pfeile geführet, auch zur Fe„der gewöhnet, und die Wahrheit der Ebräer in „ihrer Sprache zu leſen begierig worden. Nach„dem nun die Gothen die h. Schrift leſen konnten, „ſo gaben ſie auch ferner den Griechen und Römern „darinnen nichts nach, daß ſie den Gottesdienſt ſo „wohl, als jene in ihrer Mutterſprache verrichteten. „Wie denn **Walafried Strabo**, ein deutſcher „Scribent, der zu Ludovici Pii Zeiten von Kirchen„ſachen geſchrieben, erzählet, wie er gehöret, daß an „einigen Orten des alten Scythiens, inſonderheit „zu Tomis noch eben dieſelbe Sprache beym Got„tesdienſte beybehalten würde. Was ſonſt die go„thiſche Ueberſetzung anbetrifft, ſo gedenket **Wa„lafridus Strabo**, daß die übrigen Deutſchen „ſich derſelben mit bedienet, und daher viel Wör-

„ter, ſo urſprünglich griechiſch waren, in die deutſche „Sprache gekommen. Es iſt aber von ſolcher „Ueberſetzung nichts, als die vier Evangelien, und „zwar auch dieſe etwas verſtümmelt, erhalten, oder „wenigſtens bisher entdeckt worden. Und es ſtehet „dahin, wie **Joſeph Scaliger** berichtet geweſen, „als er geſchrieben, die Reſte der Gothen, ſo un„ter den precopenſer Tartarn wären, hätten noch ih„re ganze Bibel. Man erkennet in gedachter go„thiſchen Ueberſetzung der Evangelien eine beſonde„re Mundart der deutſchen Sprache, die viele „Worte von den Griechen, und von den ſarmati„ſchen Völckern, mit welchen die Gothen gegrenzet, „entlehnet, und die zwar von der alten alemanni„ſchen und fränkiſchen Sprache in etwas, von der „ſchwediſchen aber noch weiter abgehet, ſo wie auch „die Buchſtaben von denen in Norden bekannten „Runen ganz unterſchieden ſind.

Fließt hier nicht alles ganz natürlich? Iſt aber der Ausdruck nicht zugleich edel, rein, richtig und der Sache gemäß? Wenn wir eine Kleinigkeit dabey erinnern dürfen: So wollten wir wünſchen, daß es dem Herrn Verfaſſer beliebt hätte, die eigenthümlichen Namen durchgängig deutſch drucken zu laſſen. Wir ſehen nicht ein, warum ſie eben in lateiniſcher Geſtalt erſcheinen müſſen. Hat Joſeph **Scaliger** deutſch ſtehen können; warum konnte es nicht **Walafried Strabo** eben ſo gut, der noch darzu ein deutſcher Scribent genannt wird? Geben die lateiniſchen Buchſtaben den Namen etwa einen beſondern Glanz? warum haben die griechiſchen Geſchichtſchreiber ſolchen nicht geſehen, wenn

ſie

ſie die lateiniſchen Namen angeführet? Der Herr Hofrath wird ohne unſere Erinnerung wiſſen, daß in allen ausländiſchen Geſchichten, die darinnen vorkommenden Perſonen aus fremden Landen kein beſonderes Vorrecht haben, ſondern ſich die Kleidung des Landes, worinnen der Geſchichtſchreiber lebet, oder die Zeichen, womit er die andern Wörter ausdrückt, müſſen gefallen laſſen. Bedient man ſich irgend darum der lateiniſchen Buchſtaben, damit die Namen vor der übrigen Schrift gleich ins Auge fallen mögen: So fragen wir erſtlich, ob ſolches höchſtnothwendig ſey? und wenn es ja nothwendig wäre, ob ſolches nicht durch eine andere deutſche Schrift eben ſo gut könne ausgerichtet werden? Doch wir wollen uns dabey nicht länger aufhalten. Es iſt dieſes eine Sache, die wenig zu bedeuten hat, und mehr zu dem äuſſerlichen guten Anſehen, als zum innerlichen Werthe etwas beyträgt; wiewohl es auch in dem äuſſerlichen guten Anſehn auf eines jeden Geſchmack ankömmt.

Wir haben nunmehr die Erwähnung dieſer Geſchichte der Deutſchen in unſern Beyträgen mit der guten Schreibart, die darinnen anzutreffen iſt, gerechtfertigt. Wir können ſolches auch noch wegen verſchiedener Sachen thun, die darinnen vorkommen und zu unſern Abſichten gehören. Wir wollen daher die zehn Bücher durchſehen, und dasjenige kürzlich anmerken, was für uns dienet.

Aus dem erſten Buche führen wir alſo an, daß der Name *Germani* entſtanden ſey, als die Condruſier, Eburonen, Cäräſier, und Pämanen denen übrigen deutſchen Völkern, die ſich vor ihnen in Gallien

feſtgeſetzt, folgen wollen, und über den Rhein gegangen. Dieſer Name hat ſich hernach ſowohl an dem galliſchen Ufer des Rheins, als dieſſeits des Fluſſes über andere deutſche Völker, die mit ihnen einerley Urſprung, Sprache und Lebensart hatten, ausgebreitet, bis er zur allgemeinen Benennung aller Deutſchen geworden, wie es mit andern beſondern Namen mehr gegangen, die man ebenfalls zur Benennung ganzer Völker gebraucht hat. Man hat die Bedeutung dieſes Namens in der celtiſchen Sprache ſuchen wollen, und gemuthmaſſet, daß er von dem celtiſchen Worte Gerre, Krieg und von dem Worte Man zuſammengeſetzt worden, folglich ſo viel als Kriegesleute hieße.

Zu Ende des andern Buches redet der berühmte Herr Verfaſſer von der Beſchaffenheit des alten Germaniens, ſeiner Einwohner und ihren Gemüthseigenſchaften, ihrer Policey, Religion, Verehrung der Helden, und Wahrſagerey, von ihren geheiligten Wäldern, Opfern und Prieſtern. Wir wollen hierbey etwas ſtehen bleiben, und eines und das andere davon vorbringen. Die Deutſchen verehrten nebſt der Gottheit das Andenken ihrer Helden und Heldinnen, derer berühmte Thaten ſie abſingen ließen, welches Gelegenheit gegeben, daß man ſie mit der Zeit gar für Götter gehalten. Die poetiſchen Erzählungen, die man von einigen, als vom Odino und der Göttinn Fria noch in etlichen Traditionen bey den nordiſchen Völkern antrifft, klingen ganz anders, als die griechiſche und römiſche Mythologie. Die Deutſchen preiſen an ihren Helden vornemlich die Stärke und Großmuth: da

die

die Griechen und Römer ihren Göttern ihre eigene Schwachheiten andichten. Die römiſchen Geſchichtſchreiber haben dieſen deutſchen Helden, wenn ſie einige Gleichheit mit ihren Göttern gehabt, derſelben Namen beygelegt. Dadurch iſt dieſer Theil des deutſchen Alterthums ſehr verwirrt geworden. Cäſar ſchreibt zwar von den Deutſchen, ſie hätten keine Druiden, wie die Celten gehabt. Hingegen gedenkt Tacitus vielmal ihrer Prieſter, die vielleicht nicht eben den Namen, noch alle Gebräuche und Lehren der Druiden mögen gehabt haben, aber in nicht geringerm Anſehn als dieſelben geweſen ſind. Vornehmlich haben ſich die Weiber der Wahrſagerey befliſſen. Unter den Gothen ſind ſolche unter dem Namen der **Alrunen** inſonderheit berühmt. Nach dieſem redet der Herr Hofrath von dem Kriegesweſen, den Geſetzen und Gerichten, und den Künſten und Wiſſenſchaften der Deutſchen. Von den letztern heißt es: Nach Wiſſenſchaften darf man nicht fragen, weil es noch zweifelhaft iſt, ob ſie einmal Buchſtaben gehabt. Ihre Arzneykunſt mag in Hausmitteln beſtanden haben, welche die Erfahrung bewähret, und ihre Sternkunſt war die Beobachtung der Abwechſelung des Mondes, auſſer, was Jornandes von den Gothen rühmet. Unter allen Künſten hat ihnen Reim und Geſang am meiſten gefallen. Sie hatten eine eigene Art Leute, welche die Thaten ihrer berühmten Helden abſungen. Die Muſik mag, auſſer der, ſo ſie im Kriege gehabt, ſo einfältig geweſen ſeyn, als ihre Spiele und Luſtbarkeiten.

In dem dritten Buche treffen wir nichts an, das zu unſerm Endzwecke diente. Im vierten aber wird einer bructeriſchen Wahrſagerinn gedacht, die **Velleda** geheiſſen, und von welcher wir etwas ſagen müſſen. Dieſe **Velleda** war ein unverheyrathetes Frauenzimmer, das nicht allein unter ihren Landesleuten, ſondern auch bey den benachbarten Völkern weit und breit, wegen ihres Wahrſagens in ſolchem Anſehn ſtund, daß ihre Worte ſo viel vermochten, als bey den Römern die Verſe der Sybillen. Die Geſchichtſchreiber haben es von den Deutſchen, als etwas eigenes angemerkt, daß die Weiber die Wahrſagerey am meiſten getrieben, und die Männer ſo treuherzig geweſen, daß ſie bisweilen dergleichen weiſe Frauen, als Göttinnen verehret. Velleda wohnete im Lande der Bructerer, etwa in der Gegend um die Lippe, und hielt ſich für ihre Perſon von allem ſichtbaren Umgange mit andern Menſchen abgeſondert; und man konnte ſie nicht anders, als durch jemand von ihren Anverwandten zu Rathe ziehen.

Aus dem fünften Buche haben wir unſern Leſern nichts vorzuſtellen: Aus dem ſechſten hingegen können wir die Abſtammung der Sachſen nicht übergehen. Es hat vormals an ſeltſamen Muthmaßungen davon nicht gefehlet, indem ſie einige von den Sacis aus Aſien hergeholet, und ſelbſt **Vitichind**, ihr älteſter Geſchichtſchreiber, gedenket, er habe gehört, daß die Sachſen griechiſcher Abkunft wären, und von dem Heere Alexanders des Groſſen abſtammeten. Es wird aber itzo wohl keines weitläuftigen Beweiſes mehr bedürfen, daß ſie urſprünglich

ſprünglich Deutſche geweſen, die ihre Benennung von den Meſſern, oder Schwerdtern bekommen, deren ſie ſich bedienet, und die in ihrer Sprache Sachs geheiſſen. Der Herr Verfaſſer führet hiebey in einer Note aus Nennii hiſtor. Brittonum an, daß Hengiſt, ein ſächſiſcher Fürſt, ſeinen Leuten, dieſen Befehl gegeben: **Nimed eure Saches!** und **Nicol. Schatenius** bezeuget in ſeiner weſtphäliſchen Hiſtorie, daß noch zu ſeiner Zeit an einigen Orten in Weſtphalen, das Wort **Sachs** von einem Meſſer gebraucht worden. Ferner kömmt darinnen in einer Note dieſe Anmerkung vor, daß der bey den Alemannen und Franken gewöhnliche Titel **Kuning** oder **Chuning** mehr die Ehre des Geſchlechts, daraus die Fürſten abſtammeten, als ihre Macht, oder eine unumſchränckte landesherrliche Gewalt angezeiget. Wir müſſen auch daraus die Ableitung der **Salier**, einer fränkiſchen Nation, mit nehmen. Einige Gelehrte haben ihren Namen von dem deutſchen Worte Saal, welches ſo viel als curiam oder palatium bedeutet hätte, ableiten wollen, und meynen, die geſammten Franken wären auch **Salii** genennt worden. Es erhellet aber aus dem Zuſammenhange der Geſchichte, daß es ein Name geweſen, der weder den Franken insgeſammt, noch einem gewiſſen Stande unter ihnen gegeben worden, ſondern der einer fränkiſchen Nation eigen geweſen. Ob er nun von der Sala oder heutigen Yſſel entſprungen, oder von den wäſſerichten Gegenden, als welche in der alten niederdeutſchen Sprache **Saal** heiſſen, und daher **Salland** an der Yſſel, welches einen Haupttheil von der itzigen

Provinz Overyſſel ausmacht, den Namen bekommen, das iſt ungewiß. Dieſer letzten Ableitung gedenkt Altingius. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß ein Theil der Franken in den Gegenden um die Yſſel gewohnt hat.

Aus dem ſiebenten Buche haben wir bereits die Nachricht vom Ulphilas angeführet, und in dem achten und neunten finden wir nichts für unſere Abſichten. Aus dem zehnten aber wollen wir den Urſprung und die Erklärung des altdeutſchen Sprichworts **an Haut und Haare kommen**, anführen. Unter denen Strafen, welche bey den Vandalen im Gebrauche geweſen, finden wir, daß in gewiſſen Fällen ſo wohl den Männern, als den Weibsperſonen die Haare durch einen hackigten Kolben ausgewunden worden. Weil nun dieſe Art der Strafe auch in den burgundiſchen und fränkiſchen Rechten bekannt iſt: So hat ſie zu der angeführten Redensart Anlaß gegeben.

Der Herr Verfaſſer beweiſet alles, was er vorbringt, mit den bewährteſten Stellen der beſten Geſchichtſchreiber, denen man am meiſten trauen kann. Jedoch dieſes iſt ſchon bekannt genug, und wir dürfen davon nichts weiter ſagen. Eine ausführliche Erzählung von allem, was in jedem Buche vorkömmt, allhier zu geben, iſt unſer Werk nicht. Wir überlaſſen es auch andern, des Herrn Hofraths gründliche Einſicht in die alten Geſchichte, große doch nicht unnöthig angebrachte Beleſenheit, geübte Beurtheilungskraft in Erwählung derjenigen Umſtände, die von verſchiedenen Geſchichtſchreibern auf unterſchiedene Art erzählt werden, ſorgfäl-

ſorgfältige Entſcheidung der Wahrheit von den Fabeln, behutſame Annehmung anderer Leute Meynung, und die wohlgerathene Ausführung der vor ſich genommenen Geſchichte, mit ihren verdienten Lobſprüchen zu belegen. Wir unterſuchen hier von ſolchen Büchern nichts weiter, als die Schreibart; und da wir ſolche bewährt gefunden: So haben wir ſie als ein Muſter unſern Leſern angeprieſen. Damit denken wir unſerer Pflicht ein Genügen gethan zu haben.

VII.

Carl Rollins Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von M. Joh. Joachim Schwaben.

Leipzig 1738. 8. 4 Theile.

Wenn wir ſonſt unſern Leſern von guten Büchern Nachricht mittheilen: So pflegen wir kürzlich ihren Inhalt zu erzählen, damit wir ihnen Luſt machen mögen, ſolche ſelbſt durchzuleſen. Bey gegenwärtigem Werke aber glaube ich nichts weniger, als dieſes, nöthig zu haben. Der Ruhm, welchen dieſes unvergleichliche Werk des Herrn Rollins ſchon längſt erlanget hat, iſt auch bey uns ſchon ſo groß, daß ich nicht zweifle, es werde niemand unter den Deutſchen ſeyn, welcher nur einige Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften bey ſich ſpüret, der nicht dieſes Buch mit größter Begierde entweder ſchon geleſen hat, oder noch zu

leſen

lesen wünschet. Mann kann ohne Schmeicheley sagen, daß dieses Buch bey dem Vergnügen, welches die darinnen beobachtete Deutlichkeit, die wohl angebrachten Schönheiten des Witzes, das überall hervorleuchtende Edele und Hohe den Lesern gewähren können, zugleich allen Nutzen verspricht, den ein Buch von dieser Art geben kann, und der gewiß sehr hoch zu schätzen ist. So unentbehrlich dieses Werk einem jeden Schulmanne ist, welcher seinem Amte vernünftig, rühmlich, und mit Nutzen vorstehen will; so nöthig es allen denen ist, welchen man die Unterweisung junger Kinder aufzutragen pflegt: So nützlich ist es auch denen, welche sich beklagen müssen, daß sie durch ungeschickte Anweisung in den schönen Wissenschaften versäumet worden sind; so dienlich ist es den Eltern, welche ihre Kinder von beydem Geschlechte wohl erziehen lassen wollen, sonderlich aber denen, die ihre Kinder der Gelehrsamkeit wiedmen; ja so sehr ist es auch allen andern Liebhabern der schönen Wissenschaften anzupreisen, selbst denen, welche nur ihren Geschmack verbessern wollen, ohne sich zu der Zahl der Gelehrten zu schreiben.

Man ist also dem Herrn Uebersetzer vielen Dank schuldig, daß er dieses schöne Werck in die deutsche Sprache übersetzet, und es auch denenjenigen nützlich gemachet hat, welche die Sprache, in der es erst geschrieben war, von dem daraus zu schöpfenden Nutzen bisher ausgeschlossen hat. Wem die Proben bekannt sind, welche der Herr Uebersetzer von seiner Geschicklichkeit im Uebersetzen, und von seinem Reichthume in der deutschen Sprache

schon

schon gegeben hat, der wird sich auch von gegenwärtiger Uebersetzung schon zum voraus viel gutes haben versprechen müssen. Aber es werden auch alle, welche diese Uebersetzung gegen den Grundtext gehalten haben, und sonst keine Feinde unsrer Muttersprache sind, mit mir zugleich bezeugen können, daß kein Leser etwas dabey einbüssen wird, wenn er sich dieser deutschen Uebersetzung an statt des französischen Textes bedienet. Der Uebersetzer hat nicht nur die Gedanken des Verfassers wohl getroffen, und genau wieder ausgedrücket; sondern auch diejenigen Schönheiten unversehrt wieder darzustellen sich bemühet, wodurch der gelehrte Verfasser sein Werk so angenehm zu machen gewußt hat.

Allein so viel Lob beydes der Verfasser und der Uebersetzer dieses Werkes verdienet: So wenig erlaubet mir mein Vorhaben darinnen weitläuftig zu seyn. Denn ich habe noch einige Anmerkungen zu machen, welche dieses Buch genauer angehen.

Der Herr Uebersetzer hat für gut befunden, die Einrichtung dieses Werkes in etwas zu verändern, und die Bücher, daraus es besteht, in eine bequemere Ordnung zu bringen. Denn in der französischen Auflage ist die Abhandlung von der römischen Historie unterbrochen, und ein gewiß Stück derselben in den vierten Band gebracht worden. Es hat auch dem Herrn Uebersetzer geschienen, daß das letzte Buch von der innerlichen Regierung der Classen und der Schule nicht an dem rechten Orte stünde, und in dem ersten Theile einen bessern Platz finden würde; imgleichen daß das Hauptstück, von Erlernung der lateinischen Sprache, dem von Erlernung

lernung der Griechischen vorgesetzt werden müßte; weil man in unsern Schulen jene Sprache immer vor dieser zu lernen pflegte. Dieses hat ihn bewogen eine andere Abtheilung dieses Werkes zu machen, welche folgende ist. Der erste Theil enthält nebst der Vorrede des Uebersetzers und Herrn Rollins vorläufiger Abhandlung, drey Bücher. Das erste handelt von der innerlichen Regierung der Classen und der Schule, und von den Pflichten der Lehrer, Eltern, und Schüler. Das zweyte handelt von dem Unterrichte ganz junger Kinder und der Töchter. Das dritte handelt von Erlernung der deutschen, lateinischen, und griechischen Sprache. Dieses ist der Inhalt des ersten Theils. Der zweyte Theil enthält die Dichtkunst, eine Anweisung, wie man den Homer lesen soll, die Historie, und zwar unter diesen Titeln, von der wohlgegründeten Ehre und der wahren Hoheit, von der geistlichen Geschichte, von der Fabel, von den Alterthümern. Der dritte Theil begreift die weltliche Geschichte und das Buch von der Philosophie in sich. Der vierte Theil endlich handelt bloß die Lehren der Redekunst ab.

So leicht ein billiger Leser mit dieser neuen Ordnung zu frieden seyn wird; So angenehm wird ihm auch die andere Veränderung fallen, welche der Herr Uebersetzer mit einem gewissen Hauptstücke in dem ersten Theile vorgenommen hat. Nemlich es hatte Herr Rollin den beyden Hauptstücken von Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache ein Hauptstück von Erlernung der französischen Sprache vorgesetzet. Er hatte also für die Erler-

nung

nung seiner Mutterſprache Sorge getragen. Iſt es also nicht billig, daß ein deutſcher Ueberſetzer auch für die Erlernung seiner Mutterſprache beſorgt iſt? Dieſes hat auch unſer Herr Ueberſetzer gethan, und zwar auf eine ſolche Art, daß er von den Pflichten eines Ueberſetzers nicht weiter abgewichen iſt, als es seine Begierde, seinen Landsleuten zu dienen, erfodert hat. Er iſt in diesem ganzen Hauptſtücke den Fußtapfen seines Verfaſſers ſo genau nachgegangen, als es möglich geweſen iſt. Er hat die Regeln, welche Herr Rollin zur Erlernung der Franzöſiſchen Sprache giebt, in ſo weit es angegangen iſt, behalten, und nur ihre Anwendung auf die deutſche Sprache gemacht.

Weil in dieſem Hauptſtücke vieles dem Herrn Ueberſetzer eigen iſt, und ſolche Materien abgehandelt werden, die mit der Abſicht unſrer Arbeiten übereinſtimmen: So wird es nicht undienlich ſeyn, wenn ich einen kurzen Auszug daraus mache. Nachdem erſtlich aus dem Exempel der Römer gezeigt worden iſt, daß die Deutſchen mehr Sorgfalt anwenden ſollen, ſich in ihrer Mutterſprache vollkommen zu machen: So wird das ganze Hauptſtück in vier Abſchnitte eingetheilet. Der erſte handelt **von der Kenntniß der Regeln.** Man ſoll den Anfang der Unterweiſung der Kinder mit den Regeln der deutſchen Sprachkunſt machen; weil die Erlernung anderer Sprachen ihnen auf dieſe Art erleichtert werden kann. Man ſoll ſie zuerſt richtig decliniren und conjugiren lehren, und ſie darinnen bey dem Leſen deutſcher Bücher üben; wobey man ſie zugleich gewöhnen muß, daß ſie die Punkte und

andere

andere Abtheilungszeichen im Lesen beobachten, und die Wörter nicht nach der Mundart ihrer Vaterstadt, sondern wie sie geschrieben werden, aussprechen. Nach und nach muß man ihnen immer wichtigere Anmerkungen über die Sprache unvermerkt beybringen, und sie sonderlich die Rechtschreibung sorgfältig lehren. Zu dem Ende werden hier die Hauptregeln der deutschen Rechtschreibung vorgetragen. Man soll die Wörter, die verschiedentlich ausgesprochen werden, auch im Schreiben von einander unterscheiden; man soll die Wörter so schreiben, daß sie der reinen hochdeutschen Aussprache so nahe kommen, als es nur möglich ist; weswegen man auch den doppelten Buchstaben ff, ck, tz, den ersten Buchstaben nehmen soll, wenn sie auf einen Mitlaut folgen; man soll die Namen der Dinge mit großen Anfangsbuchstaben schreiben, theils weil sie der Gebrauch ihnen schon beygeleget hat, theils weil sie verschiedene Vortheile mit sich führen; man soll die Mittelstriche in den zusammengesetzten Wörtern weglassen, weil sie der Gebrauch schon längst in den Meisten, z. E. Deutschland, Handschuh, Ehrfurcht ꝛc. verbannet hat; die Wörter, welche aus fremden Sprachen in unsre genommen worden sind, sollen den Deutschen gemässe Endungen haben, und mit denen Buchstaben geschrieben werden, die man darinnen aussprechen höret. Ferner wird erinnert, daß man die Kinder bey zeiten gewöhnen soll, daß ß, ſ, s, an ihrem gehörigen Orte zu brauchen, und das b, d, f, g, von dem p, t, v, j und ch im Aussprechen und Schreiben zu unterscheiden; imgleichen daß die Lehrer in

einer

einer Schule ſich mit einander in einer Rechtſchreibung vereinigen ſollen.

Der andre Abſchnitt handelt **von Leſung deutſcher Bücher.** Erſtlich werden einem Lehrmeiſter verſchiedene Bücher angeprieſen, darinnen er die Regeln der deutſchen Sprache finden kann. Hernach wird von einem Lehrer erfordert, daß er ſeinen Schülern, welche ſchon etwas im Lateiniſchen und Griechiſchen gethan haben, die Eigenſchaften, den Character, die Schönheiten der deutſchen Sprache, und ihre Abweichungen von den andern anmerke. Der Herr Ueberſetzer giebt zwar der deutſchen Sprache ein groſſes Lob: Allein er eignet auch den beyden andern Sprachen viele Vorzüge vor der deutſchen zu. Er ſpricht: Es fehlete ihr die Kraft kurz und nachdrücklich zu reden; ſie wüßte gemeinen Wörtern keine erhabene Bedeutung zu geben; ſie hätte für die gebundene und ungebundene Rede nur einerley Wörter; ſie wäre gar zu ſehr gebunden, und lieſſe ſelten die Freyheit zu, die Wörter zu verſetzen; in ihren Declinationen wäre ſie nicht mannigfaltig genug, und alle ſechs Fälle wären oft einerley*; ſie müßte ſich in ihren Zeitwörtern ſo vieler

* Woferne mich nicht die Liebe zur deutſchen Sprache blendet: So verdienet ſie in dieſen beyden Stücken keinesweges getadelt zu werden. Es iſt wahr, die Wortfügung hat ihre gewiſſe Regeln in dieſer Sprache: Allein ſie iſt doch keinem ſclaviſchen Zwange unterworfen. Sie iſt noch viel freyer, als die Franzöſiſche. Wenn man es genau unterſuchen wollte: So zweifle ich nicht, daß man würde zeigen können, daß die Ordnung in der Setzung

vieler Hülfswörter bedienen; sie müßte die Schönheiten entbehren, welche die Participia und Gerundia in eine Sprache bringen können; und deswegen wäre sie vieler Vortheile beraubt, welche die Hauptschönheit der griechischen und lateinischen Sprache ausmacheten. Ein Lehrer soll nun beym Lesen deut-

---

der Wörter, in so weit sie unveränderlich ist, selbst eine Schönheit unsrer Sprache sey. So wenig aber unsre Sprache sich dem Zwange unterwirft; so wenig liebt sie auch die Frechheit. Ist das aber nicht eine Frechheit, wenn man zwey Wörter, die dem Verstande nach zusammen gehören, durch vier bis sechs andere darzwischen geschobene Wörter trennet, welches sonderlich die lateinischen Poeten häufig thun? Dieses verwirret den Leser, und hält ihn öfters vergebens im Lesen auf. Mich deucht also, daß unsre Sprache deswegen vielmehr gelobet werden sollte, daß sie diese Frechheit nicht duldet. Ja ich weis den Grund der Vollkommenheit, welche ihr der Herr Uebersetzer besser unten beylegt, daß sie nemlich eine Feindinn aller Verwirrung und Schwierigkeit sey, in nichts anders zu suchen, als in der nach guten Regeln eingeschränkten Freyheit, die Wörter zu versetzen.

Was das andere betrifft, daß nemlich die deutsche Sprache wegen ihrer gar zu grossen Armuth in Veränderungen beym decliniren getadelt wird; so scheint mir zum wenigsten eben dieses, was man an ihr tadelt, ein grosses Theil von ihrer Schönheit auszumachen. Denn da in wenigen Declinationen die verschiedenen Fälle besondere Endungen bekommen: So findet in dieser Sprache eben deswegen eine grössere Mannigfaltigkeit und eine angenehmere Abwechselung der Töne statt, welche der lateinischen Sprache sonderlich abgehet. Wenn in

dieser

deutscher Bücher fleißig anmerken, was diese Sprache für Fehler oder Vortheile vor den andern hat. Ferner soll er auch Sorge tragen, die Eigenschaft, die Richtigkeit, die Stärke, und die Zärtlichkeit der Ausdrückungen und Redensarten anzumerken; die Gründlichkeit, Wahrheit und Ordnung der Gedanken zu untersuchen, und immer dasjenige für seine Schüler heraus zu ziehen, was ihr Herz bessern kann. Er soll jungen Leuten gleich anfangs die Bücher in die Hände geben, die am besten geschrieben sind; und es werden ihm hier verschiedene deutsche Bücher vorgeschlagen. Hierauf folgt ein Versuch, wie man deutsche Schriften erklären könne. Es ist die Probe an einem Stücke aus Herrn Hofrath **Mascous** Geschichten der Deutschen gemacht worden, und verdienet wohl gelesen zu werden.

Der dritte Abschnitt handelt **von der Uebersetzung**, wenn die Knaben schon etwas Latein verstehn:

dieser verschiedene adjectiua mit einem substantiuo, oder verschiedene substantiua aus einer Declination und von einerley Falle mit einander verbunden werden: So macht die Uebereinstimmung ihrer Endsylben gewiß keinen Wohlklang. Es kann nicht wohl klingen, wenn man immer die Sylben, rum, um, em, as &c. bald auf einander höret, wie es öfters im Lateinischen geschehen muß, und es würde uns weit übler klingen, wenn wir nicht schon dazu gewöhnt worden wären. Diese Unbequemlichkeit hat die deutsche Sprache nicht, und sie ist deswegen frey davon, weil sie nicht allen Fällen besondere Endungen beylegt, und die adiectiua nicht, wie die substantiua, decliniret.

stehn: So soll man sie auserlesene Stellen ins deutsche übersetzen lassen. Man soll hierbey folgendes beobachten: Die ersten Uebersetzungen sollen ganz einfältig, deutlich, richtig, und genau seyn; hernach soll man sich bemühen, die Schüler auf den Zierrath und auf die Schönheit im Uebersetzen aufmerksam zu machen, daß sie die Zärtlichkeit der lateinischen Redensarten im Deutschen durch andere ausdrücken mögen, die jenen gleichkommen können. Endlich soll man sie zu derjenigen Art zu übersetzen geschickt machen, welche nicht so wohl die Anzahl als den Nachdruck der Wörter wieder giebt. Man soll mit den Uebersetzungen der Schüler die Uebersetzungen geschickter Meister von eben den Stellen zusammen halten, wenn welche vorhanden sind, und ihnen zeigen, wie es diese besser getroffen haben, als sie, auch wohl zu weilen zwo Uebersetzungen von einer Stelle nicht mit den Uebersetzungen der Schüler, sondern mit einander selbst vergleichen, und die nöthigen Anmerkungen beyfügen. Von diesem allen hat der Herr Uebersetzer verschiedene auserlesene Exempel gegeben.

Der vierte Abschnitt führt den Titel: **von der eigenen Ausarbeitung.** Wenn junge Leute schon aus ihrem eigenen Kopfe etwas aufsetzen können: So soll man sie zum Schreiben anhalten. Man soll sie erstlich Fabeln, historische Erzählungen, und andere leichte Sachen machen lassen. Hernach soll man sie zum Briefschreiben anführen. Hierauf sollen sie allerhand Beschreibungen, kleine Abhandlungen, kurze Reden, und dergleichen aufsetzen. Endlich wird noch diese Uebung im Schreiben angepri-

gepriesen, daß man jungen Leuten auserlesene Stellen aus griechischen oder lateinischen Schriften vorlegt, und sie solche nicht so wohl übersetzen, als vielmehr nach ihrer Art in die deutsche Sprache einkleiden läßt, wobey sie die Freyheit haben, auszulassen und zuzusetzen, wie sie es für dienlich erachten.

Hiermit habe ich also meinem Leser einen kurzen Auszug aus diesem Hauptstücke gegeben. Ich weis nicht, ob man mir erlauben wird, ehe ich beschliesse, noch eine kurze Anmerkung über das ganze Werk zu machen: Doch glaube ich, daß sie nicht undienlich seyn wird. Nemlich, ich sehe dieses Werk als eine neue und besondere Probe von dem Reichthume und der Schönheit der deutschen Sprache an. Dieses Werk besteht aus vier Theilen, davon ein jeder ziemlich stark ist. Es handelt so vielerley und so verschiedene Materien ab. Man findet in dem ganzen Werke einen grossen Reichthum an Gedanken: Hierbey sollte man, wenn man unsre Sprache nicht genugsam kennet, leicht auf die Gedanken fallen, daß sie nicht hinlänglich gewesen wäre, alles auszudrücken, ohne aus fremden Sprachen vieles zu borgen. Allein der Herr Uebersetzer, der dieser Sprache mächtig ist, hat hier gezeiget, wie dankbar unsre Sprache gegen diejenigen ist, welche sich die Mühe gegeben haben, sich darinnen vollkommen zu machen. Man wird zugestehen müssen, daß alle Gedanken des Verfassers von dem Uebersetzer in reines und schönes deutsch eingekleidet worden sind, so daß man weder fremde Sprachen beraubet, noch den Nachdruck der Gedanken

des Verfaſſers geſchwächet hat. Es wäre zu wünſchen, daß geſchickte Leute ſich bemühen möchten, auch von andern Gattungen von Büchern dergleichen Ueberſetzungen zu geben. Denn es iſt nicht zu zweifeln, daß nicht gute Ueberſetzungen unter allen die geſchickteſten Mittel ſeyn ſollten, eine Sprache immer vollkommener zu machen.

VIII.

Arzneybuch. getruckt vnnd vollendet durch Anthonius Sorg zu Augſpurg, An Mittwochen nach Oſtre Anno rx in dem 79. Jare. f.

Wir haben dem geneigten Leſer, der die ältere Geſtalt unſerer deutſchen Sprache kennen zu lernen begierig iſt, in dieſen Beyträgen ein wichtiges Denkmaal des alten Deutſchlandes an dem Augſpurgiſchen Stadtrechte, und etlichen Exempeln der Geſtalt der deutſchen Sprache gegen das Ende des funfzehnten und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts an etlichen deutſchen Ueberſetzungen der H. Schrift gegeben. Nun ſtellen wir auch aus der Arzneywiſſenſchaft ein Buch vor, das um eben dieſe Zeit gedruckt worden iſt, und eben ſowohl die rauhe Geſtalt der deutſchen Sprache in dieſer Zeit, aber in einem andern Inhalte vorſtellig macht. Um zu vernehmen, wie das Deutſche in dem Munde der Arzneyverſtändigen ehdiger Zeit gelautet habe, wollen wir dieſes alte

Arzney-

Arzneybuch ein wenig anſehen, zuvor aber von demſelbigen überhaupt einigen Bericht erſtatten.

Wer der Verfaſſer dieſes Arzneybuchs ſey, wird weder im Anfange noch am Ende gemeldet. Denn es hat kein Titelblatt, ſondern fängt alsbald, nach der Art der Schriften, welche um dieſe Zeit herausgekommen, mit einem Regiſter an. Es hat ſich aber der Verfaſſer in einer Stelle ſeines Buchs genennet, welche wir, weil ſie uns zu einer Anmerkung in der gelehrten Hiſtorie Anlaß giebt, und auch eine Probe von der deutſchen Schreibart des Verfaſſers iſt, hier ganz herſetzen wollen. Er ſchreibt bald im Anfange, VII. Blatt. „Iſaac Küng Sa„lomonis ſun * in Arabia der machet ein Buch von „dem Harun das Gott nye beſſers geſchuft. Das „vernam ein meyſter, der hieß Conſtantinus ein „Münch von dem Berge Caßin genannt, vnnd „bracht es von kriechiſcher in lateiniſche Zungen. „Nun will ich meyſter Ortolff in dem Namen des „himmliſchen Vaters das Buch in teutſch Zungen „machen vnd bringen durch meiner ſel willen.

* Hier verräth der Verfaſſer ſeine Unwiſſenheit in der gelehrten Hiſtorie, und macht einen Fehler, indem er den R. Iſaac Benſchelomoh für eines Arabiſchen Königs Salomonis Sohn hält: der doch ein Jude von Geburt geweſen, und ſonſt Iſaac Beimiram genennet wird. Was den Verfaſſer hierzu verführet, iſt, weil man vorgiebt, daß dieſer R. Iſaac von einem Arabiſchen Fürſten, Salomo ſey an Kindesſtatt aufgenommen worden. Von dieſes berühmten Arztes Schriften iſt MERCKLINVS in *Lindenio renouato f. 714.* HERBELOT. *Bibl. Orient.*

Aus dieſer Stelle erhellet, daß der Verfaſſer Ortolf geheiſſen, und Meyſter, das iſt, Doctor der Arzneykunſt geweſen *, und aus einer andern Nachricht iſt bekannt, daß er von Geburt ein Bayer geweſen, und zu Würzburg geſtanden habe. ** Aus der

---

Orient. p. 964. am ausführlichſten aber des Herrn Paſt. WOLFII *Bibl. Hebr. Vol. I. p. 666. Vol. III. p. 581. Vol. IV. p. 812* und der Herr FABRICIVS *Bibl. Graec. Vol. XIII. p. 313.* nachzuſehen. Da nun Conſtantinus Africanus ein berühmter Arzt und Benedictiner Mönch in monte Caſino, dieſes Buch aus dem Arabiſchen (und nicht aus dem Griechiſchen, wie der Verfaſſer vorgiebt) überſetzet, vid. PETR. DIACONVS *de viris illuſtribus Caſinenſibus c. 23. p. 151.* Bibl. Eccleſ. Fabr. ſo iſt daraus die Urſache zu erſehen, warum Conſtantino dieſes Buch vom Harn bisweilen zugeſchrieben werde, wie der Herr WOLF *l. c. Vol. I.* angemerket hat. Da aber aus dem geſchriebenen Exemplar der Schriften dieſes R. Iſaaci, ſo in den Händen des Herrn Wolfen iſt, vid. *Vol. III. B. H. l. c.* unſtreitig erwieſen werden kann, daß die Schrift von ihm ſey, ob ſie gleich ſein Sohn Joſeph mag erſt in Ordnung gebracht haben, ſo iſt nicht zu errathen, warum es der berühmte Herr HENR. ASEELEN in *Select. lit. p. 598.* für ein untergeſchobenes Buch ausgegeben habe.

* Gleich in der Vorrede nennet er ſich auch alſo.

** In eben dieſer Stelle nennet er ſich Ortolf von Beyrland Doctor der erzney, hingegen in G. WELSCHII *Exoticis curationibus & Obſ. Medic.* wo dieſes Buch auch zu finden iſt, und aus dieſen in MERCKLINI *Lindenio renouato p. 859.* wird er Ortolphus Wirzburgenſis genennet, welches man auf dieſe Art am beſten vereinigen kann, daß er von Geburt

der Abhandlung ſelbſt erkennet man, daß er eine ſeine Beleſenheit in den Schriften der alten Aerzte gehabt habe. * Doch ſind das meiſtens nur, nach der damaligen Zeiten Gewohnheit, Araber, und es läßt ſich aus etlichen Stellen dieſes Buches ſchlieſſen, daß er Griechiſch nicht verſtanden, weil er ſich der lateiniſchen Ueberſetzungen bedienet hat. ** Er hat auch in der Abhandlung keine richtige Ordnung beobachtet, *** dahero die Erkenntniß der Natur, der

---

Geburt ein Bayer geweſen, aber zu Würzburg geſtanden ſey. Denn ſeine ganze Mundart iſt nicht Bayriſch, ſondern kömmt der Schwäbiſchen und Fränkiſchen bey. Doch könnte auch ſeyn, daß Bayrlant der Zuname wäre: f. 97. nennt er ſich einen Megtenberger.

* Er gedenket Hippocratis, Galeni, Almanſoris, Auicennae, Auerrois, Iſaaci, Meſuae, Raſis, Aegidii, Conſtantini, und anderer Aerzte der mittlern Zeiten. S. f. 55.

** Er ſagt in der Vorrede, daß er ſein Arzneybuch aus allen Arztbüchern, die er in Caleni je vernommen, gemachet, daß er kein Griechiſch verſtanden, davon macht er f. 97. eine gar ſchöne Probe. Er ſchreibt: die Kriechen heiſſen die Wurz Radicem, die wir Raphanum heiſſen, und bald darauf: Die Kriechen ſprechen, daß zweyerley Kraut ſey, der eins heiß Raphanus, und das ander Radix. Ja man ſollte faſt glauben, er habe nicht viel Lateiniſch verſtanden, ſo übel werden die lateiniſche Namen der Krankheiten, Arzneyen und Kräuter verſtümmelt.

*** Er hat zwar l. c. dieſe Ordnung beſtimmet, daß er des erſten handeln well von den vier elementen. Darnach wie man eines yeglichen Menſchen natur ſol erkennen. Vnnd wie man den geſunten lere

der Krankheiten und der Arzneymittel, nebſt den Kennzeichen der Krankheiten ſehr untereinander gemenget ſind. Doch um dieſes wollen wir diejenigen ſich bekümmern laſſen, welche die Schickſale der Arzneykunſt entwerfen, denen dieſes Buch eine Anleitung geben kann, wie ſie in den Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts ausgeſehen habe. Das Buch ſelbſt beſtehet aus funfzig Bogen, welche alle Kennzeichen der Kindheit der Buchdruckerkunſt an ſich haben. Das ſtarke Papier, die rauhen Lettern, die Unterſcheidungszeichen, welche nur mit einem Punkt angedeutet werden, die Verkürzungen der Worte durch Zeichen, die rauhen und in unſerm Exemplar * gemalten Buchſtaben ſind unverwerfliche Zeugen, daß dieſes Buch in der Kindheit der Buchdruckerkunſt ans Tageslicht gekommen; wenn uns auch die Unterſchrift am Ende des Buches nicht belehrte, daß Antonius Sorg, einer der erſten und älteſten Buchdrucker in Augſpurg † deſſen Ausgabe beſorget habe. Daher es eine ſtarke Uebereilung iſt, daß ein Mann, der alte Bücher ſonſt wohl kennet, dieſe Ausgabe, welcher nach der Gewohnheit dieſer Zeiten die gröſſere Zahl des Jahrhunderts nicht beygeſetzet worden, zu 1579. gezählet

das er nit ſiech werd vnnd wie man jm helffen ſol ob er ſiech würde. Doch hat er ſich an dieſe Ordnung nicht ſonderlich gebunden.

* Es gehöret daſſelbige unter die Seltenheiten der berühmten Augſpurgiſchen Stadt-Bibliothek.

† S. das XVII St. der Crit. Beyträge. p. 22. ſqq.

gezählet hat. †† Es muß auch dieſes Buch zu ſeiner Zeit in groſſem Anſehen geſtanden haben, weil es bald darauf 1484 in die Niederſächſiſche Sprache überſetzet worden. *

Was nun die Schreibart und deutſchen Ausdrückungen des Verfaſſers betrifft: So verräth zwar dieſe Schrift die Rauhigkeit ihrer Zeit. Die Wortfügungen werden aus ihrer natürlichen Lage manchesmal verworfen, etliche Beywörter ſtehen ohne Noth und Bedeutung, den Selbſtlaut e hängt der Verfaſſer an vielen Wörtern unrichtig an, bricht aber hingegen an etlichen Sylben ein und den andern Buchſtaben ab, und alſo ſchreibt er, mage für mag, mere für mehr, menſche für Menſch, Goldvar, an ſtatt Goldfarb, zemaße, für über die maſſen, mag für magen u. ſ. w. Dem unbeſtimmten Zeitworte ſetzet er die Sylbe ge, vor: gehelffen für helfen, gehaben für haben, und dergleichen mehr, das denjenigen, welche die Schreibart und die Wortfügungen der Scribenten dieſer Zeit kennen, nicht fremde vorkömmt, weil es andere mit ihm gemein haben. Indeſſen iſt doch ſeine Wortfügung noch viel ordentlicher, als ſie ſonſt in vielen Schriften dieſes Alters, von welchen uns viele zu Geſichte gekommen ſind, gefunden wird. Was aber bey dieſem Buche zu Erläuterung der Geſtalt der deutſchen Sprache bey den Aerzten des funfzehnten Jahrhunderts am meiſten zu merken iſt, das ſind die

†† ELIAS EHINGERVS in Catal. Bibl. Auguſt. p. 190.

* Man findet davon Nachricht in des Herrn ASELEN Select. liter. p. 598.

die vielen Wörter und Redensarten, welche zu unserer Zeit nicht mehr gebraucht werden, von welchen wir nur einige Exempel hier anführen wollen, wie sie uns in dem Buche selbst vor Augen gekommen sind. **Geleichen**, gleich seyn, **würser**, übler, **siech**, krank, **milt**, gütig, **veyßt**, fett, **drat**, geschwinde, **siechthuuit**, Krankheit, **walnuße**, Fäulung, **fürstynnen**, fürnehmste, **gehaben**, halten, **überlid**, Deckel, **icht**, nicht, **praden**, Dampf, **nit verr von der gepurt seyn**, noch nicht lange vorher gebohren haben, **rür**, Durchlauf, **verliesen**, wider herausbrechen, **schimpflich seyn**, lustig sich anstellen, **rürung**, durchbrechen der Arzney, der **Ritten**, das Fieber, **verschwendung**, abnehmen des Leibs, **vndeuen**, fasten, **grißgrammen**, knirschen mit den Zähnen, **bekerung**, crisis, **der gächtod**, Schlagfluß, **der mynste Zehen**, die kleinste Zähe, **arbeisen**, Erbsen, **Rauden**, Krätze, **Lebsen**, Lippen, **das Plat**, das Zäpflein im Mund, **geatem**, Athem holen, **ausreichsen**, auswerfen, **Herzzitterung**, Herzklopfen, **Geitz**, Freßsucht, **hesche**, schluchzen, **Feigblatrere**, güldne Ader, **Sucht der permutter**, Mutter Krankheit, **die recht**, monatliche Zeit, **irrigkeit der Mutter**, suffocatio matricis, **wegung der Mutter**, praecipitatio matricis, **fürbung des Leibs**, Bewegung des Leibes, **die mynne**, der Beyschlaf, **vnderstunden**, bisweilen, **vnselden**, Schaden, Unfug, **prünlen**, das Wasser lassen, **Driacker**, Theriak, **Zwahen**, waschen, **Strauchen**, Schnuppen, **Anekraut**, anetum, **epf**, apium, **Fobwurz**, aristolochia,

Peypos

Peypos, artemiſia, **malten**, atriplex, **patenig**, betonica, **pießen**, blitum, **Zwival**, cepe, **vaſeln**, phaſeolus, **Sunnenwirbel**, ſolſequium, **erdgalle**, centaurium, **ſchirpf**, ſchärfe, **melbe**, Mehl, **ſchlattenkraut**, gladiolus, **Marobel**, marubium, **gew leut**, das Landvolk, **Mahen**, papaver, **pfarren**, porrum, **Sinngrün**, ſemper viva, **Linſat**, linum, **Sterzelkraut**, tapſia. Dergleichen würden wir eine groſſe Menge zuſammen bringen können, wenn wir alle in Abgang gekommene und veraltete Wörter und Redensarten zuſammen ſuchen wollten: Wir hoffen, aber dieſe werden genug ſeyn, die beſondern Arzneywörter des funfzehnten Jahrhunderts vorſtellig zu machen. Damit man aber die ganze Geſtalt dieſes mediciniſchen Deutſchen einſehen möge: So wollen wir den geneigten Leſer bitten, die Geduld zu haben, und ein Stück dieſes Buchs ſelbſt zu leſen. Es iſt das Capitel von den Ammen f. 5. und lautet alſo:

Die Amm ſoll nit verr von der geyurt ſein. alſo das ir milch weder Zealt noch Zejung ſey. man ſol warten das ſy geſundt ſey an der heüvt wann das Kind ſeuget den ſiechtumb von der Ammen vnd wirt davon vngeſund. ſy ſol auch ſauber Koſt eſſen vnd lauter Trank trinken. ſy ſol auch nit pitter Koſt eſſen. wann das thut dem Kind wee. ſy ſol auch keuſch ſein. wann von vnkeuſch verwandelt ſich die milch. ſy ſol auch nit zu veyßt noch zemager ſeyn.

IX.

Vertheidigung des Verfassers der Uebersetzung aus der Aeneis des Virgil, die neulich im XVII. St. dieser Beyträge beurtheilet worden. *

Ich habe die Beurtheilung meiner Uebersetzung gelesen. Ich habe sie oft und mit allem Bedachte wieder überlesen. Nichts ist von mir unterlassen worden, was ich zur Unterdrückung meiner Eigenliebe zu thun vermögend gewesen; damit ich die Vorzüge der mir entgegengesetzten Verdeutschung einsehen und meine Fehler erkennen möchte. Dieses Schreiben wird ihnen zeigen, wie weit es mir gelungen ist. Ich habe mit Fleiß so lange gewartet, damit ich beydes ohne Hitze und mit unverblendeten Augen anzusehen im Stande seyn möchte. Und ich erkenne nunmehr, daß es wirklich Fehler sind, was ich für poetische Freyheiten gehalten. Meine Eigenliebe sagt zwar: Ich folgte unsren größten Dichtern in einigen Stücken. Dieses aber kann mich nicht entschuldigen. Nicht grosse Leute sondern die Natur muß die Regel geben. Mein Herr Censor hat recht, wenn er die Zusammenziehung des Worts lateinisch verwirft; ob ich mich gleich auf Günthern und Mosheimen berufen könnte, deren.

* Dieser Artikel ist uns so eingesandt worden, wie wir ihn dem geneigten Leser mittheilen. Er kann zur Probe dienen, wie billig wir gegen einen jeden handeln, der sich gegen eine Critik verantworten will.

deren jener in einer Ueberſchrift und dieſer in der Sittenlehre griechſch ſo zuſammen gezogen! * Auch Gryphs Vertheidigung der Ausſtoſſung des e wird mich nicht ſchützen. Ich bekenne, ich habe mich durch die Redensart auf freyem Felde liegen ꝛc. zu den Fehlern in der erſten Zeile verführen laſſen. Neukirch in ſeinem Telemach hat eben den Ton auf die unrechte Sylbe gelegt. Von der Redensart, **um den noch unvergeßnen** Groll habe ich ein Beyſpiel in dem Hirtengedichte gefunden, welches in den Gedanken über das Carlsbad ſtehet, und der Ausdruck **an ſo viel Noth gehen** iſt nach dieſen: An die Arbeit gehen gemachet. Ich leugne aber doch nicht, daß ich geirret. Ich würde auch die Critik zu meiner Vorſchrift mit aller Verbindlichkeit angenommen haben; wenn ich nicht gemuthmaſſet, daß mein Herr Richter im übrigen vielleicht gefälliger als gerecht geweſen: Nicht weil er mich verurtheilet, ſondern weil er jenen ein ſolches Lob gegeben. Ich glaube nicht, daß ich durch dieß Bekenntniß wider die Höflichkeit handle, die ich deſſen Beſcheidenheit ſchuldig bin. Ich trage alle Hochachtung für die Herren Verfaſſer der critiſchen Beyträge: Ich kann mich aber nicht genug wundern, wenn ich den groſſen Unterſchied zwiſchen dieſer und denen andern Critiken erblicke, in denen ſich

* Es iſt bekannt, daß in einem Worte etwas oft angeht, was doch im andern ſich nicht thun läßt; und daß in ungebundener Rede leicht etwas zu entſchuldigen iſt, das doch dem Wohlklange der gebundenen Schreibart zuwider läuft. Könnte es aber beym Herrn Abt nicht ein Druckfehler ſeyn?

sich der beste Geschmack zeigt, und das richtigste Urtheil von allen Schönheiten und Fehlern findet. Dieß hat mich auf die Gedanken gebracht, daß sie nicht mit aller Uebereinstimmung abgefasset sey. Hätte wohl ein Gottsched, ein Bodmer, ein Steinwehr und viele andre so vieles, das wider bekannte Regeln läuft, nicht sehen, oder billigen können? Was die Erinnerung wegen des Reims anlangt; so habe ich nicht nöthig mich zu vertheidigen. Könte ich wohl nach Gottscheden, Rubeen, Seckendorfen und dem Verfasser der Historie der Severamben etwas mehr sagen? Mein Sylbenmaaß hat schon Günther zu Erzählungen, die trochäischen aber zu Klagliedern gebraucht. Oder klingt denn Günthers Vers: Eugen ist fort; Ihr Musen nach! nicht prächtiger als; Soll ich meine Doris missen? Oder verliehrt sich der majestätische Klang in der Zusammensetzung? Des weiblichen Abschnitts wegen berufe mich auf den Hrn. Prof. Gottsched. Daß man sich wider Critiken rechtfertigen dürfe, wenn man nicht überführt ist, überzeigt mich dessen Exempel. Zum Beweise dessen, was ich von dem grossen Lobe der gereimten Verdeutschung gesagt, will ich mit dero Erlaubniß, die andere Uebersetzung prüfen. Niemand wird mir deswegen einen niederträchtigen Neid aufbürden, noch glauben, daß ich durch dessen Verachtung groß zu werden suche. Kein Kluger handelt wider seine Erkenntniß. Wer kann es mir verdenken, wenn ich die Waffen nicht eher hinwerfe, als bis ich überwunden bin. Vielleicht würde ich mich nicht um den Preis bemühen; wenn er nicht von dero Händen ausgetheilt würde. Ich habe

keine

keine Urſach den Ueberſetzer zu haſſen. Er iſt mir ſonſt nicht im geringſten bekannt. Er wird ſich aber den Angriff gefallen laſſen, da er ſich in den Streit begeben hat. Ich werde es mit aller Beſcheidenheit thun: Aber die Beſcheidenheit verbiethet die Wahrheit nicht. Kluge können ſtreiten: Thoren zanken. Ein philoſophiſches Gemüth ſiehet eine richtige Entdeckung ſeiner Fehler ſo gern als ein wohlverdientes Lob. Der Herr Richter ſchreibt ihm zu, daß 1) keine Zeile mehr oder weniger in der Ueberſetzung ſey. Allein ich gebe zu, daß dieß eben nicht die gröſte Tugend einer Verdeutſchung ſey, ob es gleich nicht zu verachten iſt, wenn er den Sinn Virgils mit aller möglichen Vollkommenheit ausdrucke. Wer dieß thun will, der muß alle ſeine Begriffe dem Leſer durch ſolche Worte vorſtellen, die weder eine gröſſere noch kleinere Idee erwecken, als des Verfaſſers in ſeiner Sprache. Ich beſcheide mich, daß eine Ueberſetzung kein Original ſey; doch muß ſie, ſo viel es die Sprache leidet, derſelben am nächſten kommen. Es iſt alſo nicht erlaubt, halbe oder ganze Zeilen, Haupt- oder Nebenbegriffe auszulaſſen: (Ich habe im Abſchreiben zwiſchen dem 65. und 66. dieſen Vers ausgelaſſen:

und ſetzete die gröſten Laſten und hohe Berge oben drauf:)

Es iſt daher nöthig, daß ein Ueberſetzer ſich alles eben ſo lebhaft und deutlich vorbilde, als ſein Dichter, und in der Abbildung keinen Strich von deſſen Bildern weglaſſe. Und ich glaube, hierinnen beſteht auch die Stärke einer Ueberſetzung, daß man eben ſo nachdrückliche Worte brauche. Wir werden ſehen, ob dieß überall geſchehn und ob die

geringsten Kleinigkeiten der Sprachrichtigkeit beobachtet worden? Unter dem feinen Geschmacke, kann ich nichts anders, als entweder einen guten oder recht gereinigten Geschmack verstehen, der auch die geringsten Schönheiten empfindet und die kleinsten Fehler verabscheuet. Diesen kann man nicht besser, als an dem Virgil versuchen, der auch in seinen geringsten Ausdrücken sich als einen grossen Dichter zeigt. Ein zartes Ohr aber wird durch jeden harten Klang beleidigt, und kann keinen falschen Reim ertragen, wenn es dieselben hören muß. Was ich hier geschrieben, ist ohne Zweifel richtig, und ich hätte auch nur auf dero Schriften weisen dürfen. Nach diesen nun will ich die Probe untersuchen, und sie genau mit dem Virgil vergleichen. Ich weis, daß sie alles besser einsehen; aber ich überreiche es ihnen, damit sie desto füglicher zwischen uns ein Richter seyn können.

Contraria iuxta se posita magis elucescunt.

Gleich in den ersten vier Zeilen schildert sich der Dichter als einen Schäfer ab, der auf seinem dünnen Haberrohre spielet, hernach aus den Wäldern auf die nahen Aecker gehet, und sie **bezwinget**, daß sie dem geizigen Landmanne **gehorchen**. Ihr seht, ihr hört überall den Poeten. Aber der Herr Uebersetzer zeigt uns nur einen bloßen Geschichtschreiber, der erzählt, wie sein rauher Ton von den Wäldern ein schlechtes Lied gesungen, hernachmals von den Feldern ein angenehmes Werk dem Ackermanne geschrieben, so daß zur Erndtezeit sein Geiz zufrieden blieb. Ich bitte euch, meine Leser! wo ist Virgil? Wie viel besser thut doch ein Uebersetzer

wenn

wenn er von Wort zu Worte folgt? Ich habe hierinn ohne Zweifel den Horaz für mich.

Nec verbum verbo curabis reddere fidus
interpres;

wenn man ihn in dem Zuſammenhange anſiehet. Allein kann ich denn auch ſagen, der Ton ſingt? Viele Töne machen ja erſt einen Geſang aus. Vor hernachmahls iſt ich ausgelaſſen, ſonſt verſteht man; daß der Ton ſchreibe. Das erſte ich geht auf ſing itzt ꝛc. So viel ſchöne Bilder hat der Herr Ueberſetzer uns in den vier erſten Zeilen geraubt, die man doch nicht einmal dem Virgil zu ſchreibt. Iſt mir ein freyer Ausdruck erlaubt: So urtheile ich, daß er hier dem Schäfer ſeine Flöte genommen, dem Aeneas aber die prächtigen Waffen ausgezogen, und wie Flaccus ſagt:

Purpureus late qui ſplendeat vnus et alter
Adluitur pannus.

Es wird ſich dieſes zeigen. Ich kann aber ohne groſſe Weitläuftigkeit nicht alles ſo genau erforſchen und durchgehen.

v. 5. Sing itzt von Krieg und Streit und von des Helden Glücke,

dieſe Zeile iſt nicht von Virgils Stärke noch nach Horazens Geſchmacke, der ausdrücklich ſchon zu Marons Zeiten dieſen Vers alſo verworfen.

Nec ſic incipies, vt ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Es verdreußt mich, daß viele von unſern Dichtern dem guten Geſchmacke und vernünftigſten Criticis zu Trotze eben das geſchrieben, was ſie ausgelacht. Longin tadelt den Gorgias, daß er den Xerxes den Perſi-

schen Jupiter nennt, und dennoch schreibt der belesne Franke, der dieß ohne Zweifel gewußt:

Bezähme dich mein Herz von übergrossem Zittern,
Indem mein Jupiter mit strengem Donner knallt.

Leute von gutem Geschmacke würden sich solches nicht zweymal sagen lassen. Ich übergehe den Zwang der da dringet.

v. 11. 12. Der Reim Stamm und kam, und noch viele andre beleidigen ein zartes Ohr gewiß sehr.

v. 30. Da Paris Ausspruch nicht für sie das Urtheil brachte
Daß sie die Schönste sey. Dieß ist kein deutsch.

v. 31. . . . . Dieß Volk war ihm ein Gram.

Herr S . . verzeihe mir, dieß hätte ich eh in dem Teuerdank als im Virgil gesucht.

v. 33. 34. 35. 36. Dieß ist sehr undeutlich und ganz das Gegentheil daraus zu schliessen. Zürnet denn Juno, daß ihren Feinden was übels begegnet?

v. 43 - 48. Hört doch, wie hoch und prächtig. Maro spricht: Hat denn Pallas nicht die Flotte der Griechen in Flammen setzen, und sie selbst in dem Meere versenken können, und zwar bloß wegen der Schuld und Raserey des einzigen Ajax? Darauf reißt euch der Poet mit sich fort. „Ihr seht die „Pallas, wie den Jupiter, die reissenden Flammen „in der Hand halten, auf den Wolken sitzen, die „Blitze herab schleudern; die Schiffe in dem weiten „Meere von einander geworfen, und sie untersin„ken. Ihr seht, wie der Donnerkeil das Herz des „Ajax durchbohret. Ihr seht ihn an den Felsen „hangen und Dampf und Flammen aus der durch-

„bohr-

„behrten Bruſt hauchen.“ Doch leſet unſere Ueberſetzung.

Bringt Pallas nur allein ꝛc. ꝛc.

Kein Deutſcher ſagt: Ein Ding an etwas ſtürzen. War denn die Flotte nicht im Waſſer, daß er ſie erſt ins Waſſer ſtürzen mußte: Sagt man: ein Licht verkürzen? und wo iſt das vortreffliche Bild des Ajax, der die Flammen von ſich haucht? Dieß könnte man endlich noch überſehen. Aber der Herr Verfaſſer vergebe mir. Virgil und der gute Geſchmack ſind mir zu lieb, als daß ich das Bathos zu ihrem Schaden verſchweigen ſollte. Von dem Virgil gilt das Urtheil des Horaz:

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat.

Aber das Gegentheil von dem Herrn Verfaſſer. Wer hat jemals gehört, daß die Pallas eine Lichtputzerin geweſen, und ſagt es nicht Herr S . .?

Und mit dem Keil ihm ſelbſt das Lebenslicht verkürzt.

Naſo hat ſie zwar zu einem alten Weibe; doch dazu nicht gemacht. Der Herr Verfaſſer will es zwar recht ſchrecklich machen; da er den Donnerkeil zur Lichtputze erwählt, und auch ein Lebenslicht nimmt: Aber dieß iſt das rechte Zeichen des Bathos: (Longin in dem dritten Capitel bezeugt dieß) wenn ſchreckliche Worte mit niedrigen verknüpft werden. Iſt es nicht eben als wenn auf dem Schauplatze ein groſſer Held von einer Veſtung mit Stücken ein Licht im Felde ausſchieſſen ſollte? Maro wird allemal in der wahren Hoheit als ein Muſter angeprieſen werden: würde aber eine ſolche Ueberſetzung nicht die Empfehlung ſo

vieler grossen Meister zu schanden machen? So oft ich den unvergleichlichen Dichter gelesen, habe ich allemal gedacht, daß seine hohen Gedanken schwerlich anders oder besser gegeben werden könnten, wie dieß Exempel beweiset:

v. 50. Mich die der Götter Fürst als Frau und Schwester küst.

Diese Zeile wird beweisen, daß es nicht gleichviel sey, wie man sich ausdrücke. Bey dem Lateiner redet Juno, die hochmüthige Juno: Ich aber, die ich als Königinn der Götter erscheine. Ich, die Schwester und Gemahlinn des Jupiters, muß so lange mit diesem einzigen Volke Krieg führen! Das Wort **küsser** und das ausgelassene **Königinn** der Götter benimmt allen Nachdruck. Ich schweige jetzo von dem besondern Nachdrucke des incedo. Virgil wußte besser die Worte auszulesen. Sein scharfsinniger Geist dringt bis in das Innerste der Seelen. Er entdeckt die Quellen der Gedanken:

Effert animi motus interprete lingua.

Er redet allein was Juno denkt, nicht was ihm einfällt. Sie gedachte jetzo nur an Macht und Ehre; nicht an die Küsse, die ihr der verliebte Jupiter auf dem Quellenreichen Ida gegeben. Sie befürchtete jetzo nicht, daß sie Zevs nicht mehr lieben werde, sondern daß niemand sie mehr als eine Königinn der Götter anbethen und ihr mit gebognen Knieen auf den Altar ein Opfer legen möchte. Der Herr Uebersetzer bringt also das Küssen hier ganz zur Unzeit an, und hat wohl nicht an die Warnung des Horaz gedacht:

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani &c.

v. 62. 63. Hier hat ſich Maro einmal verſtiegen, und iſt gefallen, aber doch als Maro. Er zeigt ſeinen groſſen Geiſt, auch wenn er fehlt. Er ſtellt ſich die ungeheure Weite des ganzen Weltraums vor, und bildet ſich ein, als wenn die reiſſenden Winde die Erde und das Meer, Sonne, Mond und Sterne in Wirbeln mit ſich führten, und durch die Luft drehten. Nach le Clercs Urtheil iſt es eben ſo viel, als das Haus zum Fenſter hinaus werfen; aber der Herr Ueberſetzer wirft das Haus zum Hauſe hinaus:

Denn ſonſten führten ſie mit ihrem ſtarken Brauſen,
Luft, Erd und Meer zugleich mit ihnen durch die Luft.

Ein getreuer Ueberſetzer ſollte zwar des Dichters Fehler nicht verbeſſern, aber auch nicht verſchlimmern.

v. 69. 70. In dieſen Zeilen iſt des Virgilius Meynung wieder ſehr undeutlich ausgedruckt, ſo daß man leicht verſtehen kann, als wenn ihm nur Zevs den Befehl, aber nicht die Macht gegeben; und warum iſt denn die prächtige Beſchreibung des Jupiters, der Vater der Götter und König der Sterblichen, ausgelaſſen? Der Herr Ueberſetzer des Homers (deſſen beſondere Geſchicklichkeit ich hochſchätzen muß) hat es nicht für gleichgültig gehalten, und dieß iſt wohl ein beſondrer Character der heidniſchen Dichter, daß ſie ſowohl in ihren Gebethen als ſonſt überall ihren Göttern groſſe Titel beylegen. Man wird dieß deutlich erkennen, wenn man nur

die kleine Probe der schönen Uebersetzung des Homers ansieht. Ich lasse die Beschreibung des Sturms, des Kunststücks unsers Dichters, mit den Reden der Juno und des Aeols vorbey. Man braucht nichts mehr, als das lateinische damit zu vergleichen, wenn man den grossen Unterschied erkennen will. In den Versen des Poeten glaubt man den Sturm selbst zu hören. Hier ist nur eine matte Erzählung. Ich eile zum Ende, und der ängstlichen Klage des Aeneas. Virgil zeigt ihn uns, wie er die Hände voller Angst zu den Sternen erhebt; sie ausbreitet und kläglich seufzet. Der Herr Uebersetzer läßt ihn um des Reims willen nur die Hände falten. Wenn wir des Virgil Gebeth lesen, so stellen wir uns auf einmal alles vor, was Homer geschrieben. Wir glauben vor den hohen Mauren der Stadt Troja zu seyn, auf welchen die unglücklichen Väter stehen, und ihre Söhne vor ihrem Angesichte fallen sehen. Er redet hier wieder gleichsam aus dem Herzen des Aeneas. Dieser stellt sich das Feld vor Ilion, den Schauplatz des Krieges, lebhaft vor, er gedenkt an die Gefechte, worinn viele so rühmlich ihr Blut vergossen, woraus er aber durch die Venus und den Apollo so oft gerissen worden, und beklagt, daß er dem Ehrenvollen Tode entgangen sey, da er nun so schnöde sterben solle. Aber Herr S . . erzählt nur, daß es im Vaterlande, und zwar (welches unrecht ist) in Trojens Mauren geschehen sey. Hier hört die Uebersetzung, und zwar bey einem der schönsten Verse auf. Die grosse Reinigkeit der Verse finde ich auch nicht. Zum wenigsten sind sie nicht untadel-

tadelhaft. Wie verworfen ſind die Wörter in dieſer Zeile?

Den nach Italien aus Troja das Geſchicke
Die Flucht ergreifen hieß. . . .

Es ſollte ja heiſſen, den das Geſchicke aus Troja nach Italien die Flucht ꝛc. ꝛc. und das Wort, **draus**, in der 11. Z. und **Winds**, in der 84. Z. macht die Verſe ſo hart, als meine Maur. Wie verworfen ſind der 72. 88. 89. Vers? So iſt die Ueberſetzung von mir befunden worden. Ich überlaſſe meinen Herrn, und allen klugen Leſern, die mehr als den Reim zu beurtheilen wiſſen, den Ausſpruch. Wir haben ſchon von Schirmern eine freye Ueberſetzung, der nur die Reinigkeit fehlt; aber damit iſt uns wenig gedient. Ich ſpreche Herrn S . . ſeine Geſchicklichkeit nicht ab, nur in dieſer Probe habe ich ſie nicht gefunden. Vielleicht dienet ihm dieſes, wie allen philoſophiſchen Gemüthern, zur Aufmunterung, auch darinn alle mögliche Vollkommenheit zu erreichen. Ich hätte mit Vergnügen meine Feder niedergelegt, und wäre der erſte geweſen, der ſeine Ueberſetzung gelobt und ſehnlich erwartet hätte, wenn ſie der homeriſchen gliche, in der ich den Homer, nicht den Reim ſingen höre. Ich wünſche unſerm Vaterlande Glück zu dieſer vortrefflichen Verdeutſchung, zu der ein Hamburger ſoll Hoffnung gemacht haben, und erwarte ſie mit Ungeduld: nur wollte ich wünſchen, daß er ſich der Worte enthielte, denen eine üble Bedeutung anhängt; als z. E. Hader und Eſel, die ſich vielleicht durch Streit

und Mäuler, hätten geben lassen. Es ist dieß eine bekannte Regel der Heldengedichte. Ich weis auch nicht, warum er in dem Verse:

Als sich nun neun Tage lang dieses Gottes Zorn gewiesen,

nicht des Homerus Worte, die ohnstreitig poetischer sind, behalten hat:

Phöbus Pfeile flogen schon in den neunten Tag durchs Lager.

Der Herr Uebersetzer wird mir die kleine Verwegenheit, verzeihen. Wollen nun dieselben mir Dero Gedanken in den Beyträgen eröffnen; so werden sie mich sehr verbinden ꝛc. ꝛc.

Nachricht
Von
Neuen zur deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit gehörigen Sachen.

I.

Der Deutschen Gesellschaft Oden und Cantaten, nebst einer Vorrede, darinn die Frage beantwortet wird: Ob man auch in ungebundner Rede Oden machen könne? Leipzig bey B. C. Breitkopf, 1738. in gr. 8. 37. Bog. Nachdem der 1. Band der Oden, den die Gesellschaft vor zehn Jahren herausgegeben, Liebhaber gefunden, so hat man die in währender

render Zeit gesammleten Stücke in diesem andern Bande auch liefern wollen. Derselbe ist eben sowohl als der erste in 4. Bücher eingetheilet, nur daß am Ende jedes Buches auch einige zu derselben Abtheilung gehörige Cantaten angehänget sind: Woher denn auch dieser Band um acht Bogen stärcker geworden als der erste gewesen. Druck und Papier sind sauber.

II. Herrn Dan. Wilh. Trillers, Phil. et Med. D. Fürstl. Nassau Saarbrückischen Leibmed. Poetischer Betrachtungen über verschiedene aus der Natur und Sittenlehre hergenommene Materien, zweyter Theil. Nebst einem poetischen Anhange. Mit Genehmhaltung des Verfassers, sammt einer Vorrede herausgegeben von J. C. B. Hamburg bey Chr. Herold. 1737. Wem die moralischen Gedichte, die der Herr Leibmedicus in seinem ersten Theile herausgegeben, erbaulich gewesen, der wird gewiß an diesem andern Bande nicht weniger Vergnügen finden. Es sind recht lehrreiche Gedanken darinnen anzutreffen, und der Herr Verfasser hat durch sein Exempel von neuem gewiesen, daß ein Poet eben nicht aus leerem Gehirne schreiben müsse, sondern auch seine Belesenheit und Gelehrsamkeit bey Gelegenheit anbringen könne: Um welchen Vortheil uns viele seichte Versmacher beynahe hätten bringen können.

III. Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen, darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondre Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeiget wird, daß das

In-

innere Wesen der Poesie, in einer Nachahmung der Natur bestehe. An statt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verse übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Christ. Gottscheden, der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrer in Leipzig. Zweyte und verbesserte Auflage mit allergn. Freyheit. Leipzig 1737. Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. Dieses Buch ist aus der ersten Auflage schon bekannt. In dieser neuen aber ist es an vielen Orten verbessert und vermehret, auch mit neuen Exempeln hier und da verstärket worden, so daß es um acht Bogen stärker geworden.

IV. Sonntagsarbeit, oder geistliche Gedichte, auf alle Sonn- und Festtage durch das ganze Jahr, aufgesetzt von Daniel Stoppen, aus Hirschberg in Schlesien, Mitgliede der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Hirschb. druckts und verlegts Dietrich Krahn 1737. Nachdem der Herr Verfasser mit seinen weltlichen Gedichten Beyfall gefunden, so ist zu vermuthen, daß er sich auch mit seinen geistl. Cantaten Liebhaber zuwege bringen werde. Sonderlich werden die Herren Componisten, zu Beförderung der öffentlichen Andacht, dieselben wohl brauchen können. Nur wäre es zu wünschen, daß der Ueheber dieser Gedichte bey seiner sonst ganz reinen und flüßigen Poesie, sich der gar zu niedrigen Ausdrückungen enthalten möchte, die einen oft, auch mitten in der Andacht, zum Lachen bewegen können.

V. Lobrede auf den Durchl. Prinzen Eugenius Franciscus, Herzog von Savoyen und Piement ꝛc. Ihro Römisch Kayf. Maj. und des H. R. R. Gene-

ral-

nerallieutenants ꝛc. in der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan in Wien gehalten, von P. Franciſcus Peickhart, a. d. Geſ. J. gedachter Metrop. Kirche Domprediger, in einer etwas veränderten Schreibart neu aufgelegt. Oldenburg, gedruckt bey J. C. Götjen Königl. Dän. priv. Buchdr. Wenn jemals ein römiſchcatholiſcher, und ſonderlich ein geiſtl. Ordensmann deutſch gekonnt hat, ſo kann es gewiß der P. Peickhart. Seine Rede hat ſehr viel Ordnung, Vernunft, Hoheit und Schönheit der Ausdrückungen. Zwar blicken hier und da einige von andern erborgte, gar zu hochtrabende ſpaniſche, und gar zu künſtliche italieniſche Gedanken hervor, die da verrathen, daß der Verfaſſer, den Gracian, Loredano, und Lohenſtein gar zu fleißig geleſen, und nachgeahmet. Daher wäre es zu wünſchen, daß er lieber ganz aus ſeinem eigenen Kopfe geſchrieben hätte. Doch daß er ein Oeſterreicher ſey, das verrathen ſeine vielen Provinzialwörter und andre Wortfügungen, die in der reinen hochdeutſchen Sprache nicht zu dulden ſind. Auch in dieſer verbeſſerten Auflage ſind deren noch eine gute Anzahl übrig, weswegen es zu wünſchen wäre, daß der geſchickte Herausgeber ſie entweder alle, oder gar keine ausgemuſtert hätte.

VI. Des Herrn von Voltaire Trauerſpiel, Alzire, oder die Americaner, genannt. In deutſche Verſe überſetzt, und in einer Vorrede beurtheilt von Joh. Friedr. Koppen. Dreßden bey Hilſchern 1738. Dieſes Trauerſpiel iſt unſtreitig das beſte, ſo Voltaire jemals verfertiget hat. Es iſt alſo gut, daß es den Deutſchen zu einem Muſter vorgeleget werden.

Nur

Nur ist es Schade, daß es der Herr Uebersetzer in achtfüßige und nicht in sechsfüßige Verse übersetzt, die von den alten Griechen und Römern, ja auch von allen unsern deutschen Poeten für die geschicktesten gehalten worden, auf die Schaubühne gebracht zu werden: Der Italiener, Engländer und Holländer voritzo nicht zu gedenken. Sonst klinget diese Uebersetzung ziemlich ungezwungen, die Verse sind rein und lebhaft; und der Grundtext ist fast überall wohl ausgedrückt. Indessen ist es zu wünschen, daß sich mehrere Freunde der Dichtkunst dadurch mögen anfrischen lassen, die tragischen Stücke der Franzosen ins Deutsche zu übersetzen, und unsre Schaubühne dadurch zu bereichern.

VII. Des Herrn von Fontenelle, unter dem Namen des Chevalier d' Her, herausgegebne Briefe, übersetzet von Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr. Leipzig verlegts Michael Türpe, Buchhändl. 1738. Diese Briefe sind iederzeit für die sinnreichesten gehalten worden, so die Franzosen aufzuweisen gehabt. Der Herr Uebersetzer behauptet in der Vorrede sehr ausführlich, daß Herr von Fontenelle wirklich der Urheber davon sey, und vertheidiget den Gebrauch der sinnreichen Schreibart in Briefen sehr gründlich. Seine Uebersetzung ist sehr wohl gerathen, und ganz geschickt, ihrem Verfasser denjenigen Ruhm zu erhalten, den er sich durch andre deutsche Schriften, und noch neulich durch des Abts von Aubignac theatralische Dichtkunst, erworben hat.

VIII. Herrn Bernh. von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt, zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten. Nach der neuesten fran-

franzöſiſchen Auflage überſetzt, auch mit Figuren und Anmerkungen erläutert von Joh. Chr. Gottſcheden, Prof. und Collegiaten zu Leipz. und der Königl. Preuß. Soc. der Wiſſenſch. Mitgliede. Dritte Auflage mit einer neuen Zugabe vermehret. Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopf. 1738. Daß dieß Werkchen in Deutſchland Liebhaber gefunden, kann dieſe wiederholte Auflage ſattſam zeigen. Sein nützlicher und angenehmer Inhalt hat dieſen Beyfall auch allerdings verdient. Dieſe Ausgabe iſt durch und durch verbeſſert und von vielen kleinen Fehlern der Schreibart befreyet worden. Der Ueberſetzer verſpricht eheſtens eine nach Fontenelliſcher Art in Geſprächen abgefaßte Abhandlung von den Cometen ans Licht zu ſtellen.

IX. Spiegel menſchlicher Sitten, aus dem Griechiſchen des Theophraſt. Dreßden und Leipzig 1737. 4. 8 Bog. Unter dieſem Titel hat uns Herr M. Gottfried Ephraim Müller, die ſo bekannten Characterе des Theophraſt deutſch geliefert. Seine Ueberſetzung iſt richtig, deutlich und getreu, und die zierliche Kürze des griechiſchen Textes, die an einigen Orten oft etwas dunkel wird, hat unter ſeiner Feder nichts verlohren, ſondern iſt vielmehr verſtändlicher geworden. Die Reinigkeit der deutſchen Sprache iſt darinnen ſehr genau beobachtet, und das Buch läßt ſich mit Luſt leſen, zumal da der Herr Ueberſetzer an ſtatt der critiſchen Noten, welche nicht für eines jeden Geſchmack ſind, ſolche Anmerkungen beygefüget, die zur Erläuterung der Alterthümer und der uns unbekannten Gebräuche bey den Griechen dienen.

Inhalt

Inhalt dieſes XVIII. Stücks.

I. Liuii Hiſtoriarum Libri. ſ. 181
II. Gottfried Behrndts critiſche Gedanken vom Urſprunge der Wörter **Widder, wider, wieder** und andern damit verwandten Redetheilchen, nebſt deren Rechtſchreibung. 187
III. Bienenkorb des Heil. Röm. Reichs Immenſchwarms. 223
IV. Gottfr. Behrndts Verſuch einer Erklärung der alten deutſchen Wörter **Jeſuwa**, und **Winſtra**, recht und link, auch einiger andern von gleicher Art. 240
V. Anmerkung über die Erklärung altdeutſcher Schriften, aus noch übrigen Provinzialwörtern, und beſonderer Mundart, zumal des Oberſchwabens. 270
VI. D. Joh. Jacob Maſcous Geſchichte der Deutſchen. 287
VII. Carl Rollins Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll? Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von M. Joh. Joachim Schwaben. 309
VIII. Arzneybuch von A. 1579. 320
IX. Vertheidigung des Verfaſſers der Ueberſetzung aus der Aeneis des Virgil, im XVII. Stück dieſer Beyträge beurtheilet. 328
X. Nachricht von neuen zur deutſchen Dichtkunſt und Beredſamkeit gehörigen Sachen. 340

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

ExBibliothe
Universita
Frider. Gu
Berolin.
1897 A 12

Neunzehntes Stück.

Leipzig,
Ben Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1738.

I.

Joannis Stobei ſcharpffſinniger Sprüche, auß den Schrifften der allervernünftigſten, eltiſten, hochgelerten Griechen, inn der Zale, ob zwaihundert vnnd funffzig zuſammen getragen. Ain übertreffenlich, alle menſchliche tugendt vnnd vernunfft innhaltend, buch. Durch Georgen Froelich, genant Laetus, von der Lömniz, erſtmals aus Latiniſcher, in Teutſche ſprache gebracht, im jare der geburt Chriſti MDL. Mit ainer Vorrede, den wege zum verſtandt vnnd nuzbarkait dieſes herrlichen Buchs, klärlich zaigende.

In teutſcher ſprach nie kam an tag,
Was diſes buchs innhalt vermag.

Dieſes iſt der vollkommene Titel und die ganze Aufſchrift der deutſchen Ueberſetzung * des Anthologii Jo. Stobäi, deſſen in dieſen

* Es befindet ſich dieſelbige in dem weltberühmten Bücherſaale der R. Stadt Augſpurg, der es der Verfaſ-

critischen Beyträgen * bereits, aber nur aus des sel. Herrn Fabricii Griechischer Bibliothek ** mit zweyen Worten Meldung geschehen. Weil sich nun diese Uebersetzung selten gemacht, selbige aber ein Buch betrifft, das man nach dem Diogenes Laertius und Photius für eine Schatzkammer alter verlohrner Schriften und Gedanken billig hält; wir auch Gelegenheit haben, damit eine Probe zu geben, wie man sich vor zweyhundert Jahren in Oberdeutschland um unsere deutsche Sprache, auch in philosophischen Materien, bemühet habe: So soll dem geneigten Leser von dieser Uebersetzung eine hinlängliche Nachricht gegeben werden.

Es ist dieselbige zu Basel durch den gelehrten und auch sonst um Stobäum verdienten *** Buchdrucker Johann Herbst, genannt Oporinus, 1551. (wiewohl auf dem Titulblatte 1550. stehet) in Folio gedruckt, und bestehet aus sechs Alphobethen und sechs Bogen, und 566. Seiten. Der Verfasser hat sich auf dem Titulblatte selbst genennet, und auch einige seiner Umstände in der Vorrede berühret, er ist aber sehr in die Vergessenheit gerathen, ob er gleich zu seiner Zeit eine merkwürdige Person abgegeben

---

Verfasser, durch eine besondere von ihm selbst in netter Canzleyschrift verfertigte und geschriebene Zueignungsschrift gewidmet.

* *P. III. p. 242.*

** *Vol. VIII. p. 689.*

*** Man besehe Conrad Gesners Vorrede zu der ersten Ausgabe von Stobäi Spruchbuche.

gegeben hat. Dahero wir von ſeinen Lebensumſtänden, auch an denjenigen Orten, wo er in Dienſten geſtanden, wenige Nachrichten auftreiben können, und alſo nur ſoviel, als wir erfahren können,* mittheilen müſſen. Er war, wie er ſich ſelbſt nennet, von der Lömnitz und muß um den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts gebohren werden ſeyn.** Bald nach Verlaſſung der Schule begab er ſich in churpfälziſche Kanzleydienſte; darauf diente er der Reichsſtadt Nürnberg zehn Jahre an der Kanzley; von dar kam er nach Augſpurg, wo er das wichtige Amt eines Stadtſchreibers und Kanzley Directors zwölf Jahre getragen. Nachdem aber Kaiſer Carl der fünfte die vorher im ſchmalkaldiſchen Bunde geſtandene Stadt Augſpurg eingenommen und 1548. das Regiment geändert, und nach ſeiner Einſicht mit adelichen Geſchlechten beſetzet, auch die in gemeiner Stadt Dienſten ſtehenden guten theils, wiewohl in Ehren und mit Gnaden entlaſſen,*** be-

* Das meiſte erzählet er in der Vorrede ſelbſt.

** Mit der Zeit ſeiner Lebensumſtände verhält es ſich alſo: 1548. wird er in Augſpurg entlaſſen, wo er zwölf Jahre gedienet, er muß alſo 1536. dahin gekommen ſeyn, zehn Jahre dienete er in Nürnberg, wohin er folglich 1526. gekommen ſeyn muß. Wann er nun nur ſechs Jahre in pfalziſchen Dienſten geſtanden, ſo in 1520. einſchlägt, und ſelbigesmal von Schulen gekommen, da er doch zwanzig Jahre alt ſeyn müſſen, ſo fällt ſein Geburtsjahr in 1500.

*** Man beſehe davon ein mehrers in der Hiſt. des Augſp. Regiments l. II. c. IV. p. 86. ſeqq.

kam Froelich auch seinen Abschied *. Darauf wendete er sich nach Kaufbeyern, wo er ohne Amt lebete, ** und auch diese Uebersetzung heraus gab. Indessen diente er sowohl der Reichsstadt Kaufbeyern, als auch der Reichsstadt Augspurg mit gutem Rathe von Hause aus. *** Und weil man in Augspurg ein gutes Vertrauen zu ihm hatte, er auch in den denen schmalkaldischen Bund betreffenden geheimen Geschäften, viel gebraucht worden war; so wurde er von dem Magistrate zu Augspurg im Merz 1554. auf vier Jahre lang, gegen eine Besoldung von 100. fl. aufs neue in Bestallung genommen, † um gemeiner Stadt getreuer fleißiger Diener von Hause aus zu seyn, wie die Worte des Rathsdecrets lauten. Wo er nach der Zeit hingekommen, und endlich gestorben, das haben wir weder in Augspurg noch in Kaufbeyern erfahren können.

Denen in öffentlichen Stadt Archiven befindlichen Nachrichten nach, hielt man ihn für einen um das gemeine Wesen sehr verdienten Mann. Son-

---

* Ohne Zweifel weil er sich in dem schmalkaldischen Bundwesen, das dem Kaiser großen Unwillen erregt hatte, hat gebrauchen lassen, weswegen er auch beym Kaiser nicht wohl angeschrieben war.

** Das gedenkt er in der Vorrede.

*** Das bezeugen die Rathsbücher und Protocolla beyder Reichsstädte, von welchen Kaufbeyern auch gegen ihn erkenntlich gewesen ist.

† Laut des Raths-Protocollis.

Sonderlich war er in Augſpurg in großem Anſehen, und galt ſehr viel. Ein beſonderes Zeugniß davon iſt, daß ihm 1543. durch einen beſondern Rathsſchluß der augſpurgiſche Rath „in Anſehung ſeiner „getreuen nützlichen Dienſte, die er wohlgedachtem „ainem Erſamen Rat vnnd gemeiner Stat etlich „Jar her, nit on ſonderen Vleiß, muhe vnnd Ar„bait vor anderen iren Dienern getan, * ihme ſeine „Beſoldung auf acht Jare hinaus gegeben, und vorgeſtrecket, worüber er eine beſondere Verſchreibung demſelbigen zugeſtellet hat. Er führte auch in dem ſchmalkaldiſchen Bundsgeſchäffte die Feder mit großem Eifer und Fleiß, und kann man aus den von ihm noch verhandenen Briefen ** erſehen, daß ihm der Herr von **Seckendorf** *** billig das Lob **eines aufrichtigen alten Deutſchen und eifrigen Chriſten** beygelegt habe. Wie hoch ihn auch Augſpurg gehalten, das läßt ſich daraus urtheilen, daß er ſelbſt in einem Vorſchlage einer neuen Raths- und Kanzeleyordnung an den augſpurgiſchen „Rath rühmet, daß ein E. Rath ihn als Blut „frembd, ſammt Weib vnd Kind vnvermindert „ſeiner gebührlichen beſoldung bißhero zimlich vn-

* Sind die eigene Worte des Raths Decrets.

** Hievon hat Herr von Seckendorf einige bey handen gehabt, vid. *Hiſt. Lutheran. l. III. §. 113. n. 8. p. 476.* Ein Paar findet man in Herrn FR. IAC. BEYSCHLAGII *Sylloge Var. opuſc. P. III. p. 580. ſeqq.* wovon ſonderlich der *p. 563.* befindliche Brief angeführtes erläutert.

*** *l. c.*

„terhalten habe, man auch ihm, als es in Augspurg mißlich aussah, nicht einmal erlaubet, auf etliche Tage aus der Stadt zu gehen, weil man ihn nicht entrathen können. * Und hat auch der Rath zu Kaufbeyern erkannt und gerühmt, was für ein nützlicher Mann er sey, da man ihn wegen seines nützlichen Raths in Belegung seiner Güter mit der Steuer sehr gelinde gehalten.**

Außer diesem in öffentlichen Aemtern gezeigten Fleiße hat er auch nicht ermangelt seine Nebenstunden wohl anzulegen: Wie er dann kurz vorher, ehe er nach Augspurg gekommen, den Psalter, nach der lateinischen Uebersetzung Joannis Campensis ins Deutsche gebracht, und zu Augspurg heraus gegeben hat. *** 1540. ließ er zu Augspurg eine kleine Schrift,

---

* Augspurgisches Raths-Protocoll.

** Laut Raths-Protocolls.

*** Die Aufschrift dieser sehr selten gewordenen Uebersetzung ist diese: Verteutschung aller Psalmen, wie die Joannes Campensis, nach hebräischer wahrheit in das latein gebracht hat. Zu Gunst teutscher Nation On gloß vnnd auslegung, verstendtlich vnd lauter gemacht, Getruckt zu Augspurg durch Syllvanum Ottmar 1536. 12. Die Vorrede ist von ihm geschrieben Nürnberg 20. May 1534. Weil wir in dem 17. Stücke dieser critischen Beyträge den 121. Psalmen nach dreyerley alten deutschen Uebersetzungen dem G. L. anzusehen gegeben haben: So wollen wir denselbigen auch aus dieser seltenen Uebersetzung hieher setzen. Er lautet also:

Schrift, „Vom preis, lob vnnd nutzbarkait „der lieblichen Kunſt Muſica ausgehen; * er berichtet auch ſelbſt, daß er an einem lateiniſchen Werke gearbeitet habe, welches er aber liegen laſſen, nachdem er durch ſeine Entlaſſung mehr Zeit bekommen, an Stobäi Ueberſetzung zu arbeiten. Und dieſe Ueberſetzung iſt es, von welcher wir nun eine mehrere Nachricht geben wollen.

Von dem Buche ſelbſt wird nicht nöthig ſeyn, allhier ein mehreres zu erzählen, nachdem man in

1. Ich ließ meine Augen vmmgeen, gleichſam ſtünd ich auf aim Berg, damit ich ſehn möcht, ob mir yendert woher hilf käme. 2. Ich hab aber vermerckt, das mir gar kainer hilf zugewarten war, dann allein vom Herren der ain ſchöpfer iſt himmels vnd erden. 3. Derſelb wirt nit laßen ſtrauchlen Deinen fuß es wirt diſer dein Hirt zu kainer Zeit ſchlaffen. 4. Fürwar er wird auch zu kainer Zeit ſchlaffen, auch nit ain wenig entſchlummen, der Iſrael verſorgt. 5. Gehab dich wol, der Herr ſorgt für dich vnd dein gut. Er wird als ein ſchattendeck dir ſtäts zu deiner gerechten hand ſteen. 6. Durch diß ſchattendeck wird verhüttet, das dich die hiz am tag, vnd der Mon mit ſeiner Kellte deß nachts nit verleze. 7. Der herr wird fürſehung thun, das dich kein übel angee, dan er hat ſorg auf dein ſeel. 8. So der herr fürſehung thut, wird alles dein uberland raiſen glückſeelig ſein, deßgleichen dein widerkunfft inns vatterland von der erſten ſtund an, biß zu ennd des lebens.

* Sie ſtehet in des Herrn Beyſchlags *Sylloge III. m. V. p. 569. ſeqq.*

der griechischen Bibliothek des Herrn Fabricii * davon genugsame Nachrichten findet: Von der Frölichischen Uebersetzung aber müssen wir zuförderst den Verfasser derselbigen selbst anhören, welcher in einer weitläuftigen Vorrede davon selbst verschiedenes erinnert. Denn er gedenket gleich anfangs, nachdem er die Vortrefflichkeit dieser stobäischen Sammlung alter Sprüche herausgestrichen, daß dieses Buch im Griechischen an vielen Orten, nach seines wahren lieben Freundes, Conrad Gesners, Klage, sehr dunkel sey, doch solle seine Verdeutschung dem Leser lautern Verstands (wie er schreibt) genug geben. Es seyen auch dergleichen Uebersetzungen nicht, ausser von etlichen Schriften Ciceronis und zwar nicht allzuglücklich vorgenommen worden, und erfordere es, weil sich sonderlich die deutsche Sprache mit der griechischen nicht ohne Umschreibung vergleichen, und diese durch jene ausdrücken lasse, eine besondere Erfahrung. Er habe aber sich nicht aus Vermessenheit daran gemacht, sondern sey in seinen dreyßigjährigen Kanzleydiensten so viel mit der lateinischen und deutschen Sprache umgegangen, daß er diese Arbeit, auf Bitte zweener lieben Freunde in Augspurg, wohl übernehmen können. Und habe er sich beflissen, in „diesem ganzen Buch durchaus und aus kein einig „Wort, so nicht hiebevor den Deutschen ganz ge„mein gewesen, darzu auch keiner tiefgesuchten und „gleissenden Fabel-Wort, sondern einer weitgewöhnli-

* *Vol. VIII. p. 684. seqq.*

„wöhnlichen gemeinen deutſchen Sprache, nicht „zuviel ausländiſch noch einheimiſch, zu männig„lichs beſſerm Verſtand zu gebrauchen, und da„durch verhoffentlich unſere angebohrne Sprache „nicht verunehret, oder geſchmäleret, ſondern ge„zieret, und vermehret. Er habe auch in dieſer „Dollmetſchung die deutſche Zunge nach den la„teiniſchen Worten nicht genöthiget oder gezwun„gen, ſondern auf den wahren Sinn und Verſtand „geſehen, und allen innhalt, ſo klar ihm immer „möglich geweſen, ausgedrückt.

Wo wir dieſem Berichte und dieſer Verſicherung des ehrlichen Frölichs trauen dürften: So würden wir eine merkwürdige und nützliche Ueberſetzung eines der nützlichſten Bücher des Alterthums haben. Aber es iſt zu bedauren, daß dieſer gute und ſonſt um das gemeine Weſen verdiente und darzu geſchickte Mann zwar wohl einen guten Stadtſchreiber, aber einen übeln Ueberſetzer abgegeben hat. Ein Ueberſetzer muß ſowohl der Sprache, aus welcher er überſetzet, als auch derjenigen, in welche er überſetzen will, vollkommen mächtig ſeyn; zugleich aber auch den Innhalt der Abhandlung, welche er in einer andern Sprache zu leſen geben will, gründlich verſtehen, und alſo im Stande ſeyn, ſein Original in dieſer Sprache dem Leſer alſo darzuſtellen, daß demſelbigen der Innhalt, Nachdruck und die Schönheit deſſelbigen vollkommen zu kennen gegeben werde, und man die Ueberſetzung ſelbſt für ein Original zu halten Urſache habe. Je näher eine Ueberſetzung hiemit eintrifft, deſto vollkommener iſt ſie: je weiter ſie davon abgehet, deſto ſchlechter iſt ſie gerathen. Unſere

unter

unter Händen habende Ueberſetzung verräth, daß ihr Verfaſſer keine von dieſen Eigenſchaften gehabt habe. Griechiſch hat er allem Anſehen nach nicht verſtanden; denn ſonſt würde er nicht ſelbſt zugeſtanden haben, daß er dieſe Ueberſetzung aus Gesners Lateiniſchem allein verfertiget habe. Es verrathen es auch alle Blätter, indem er den manchmal dunkeln lateiniſchen Text ſo ungereimt überſetzet, daß, wenn man das Griechiſche dargegen hält, man kaum errathen kann, wie er auf ſo ſeltſame Dinge gerathen ſey. In der philoſophiſchen Hiſtorie und der Erkenntniß der Lehrſätze der alten Griechen wußte er wenig oder gar nichts; und daher hat er auch die Ausſprüche der Weltweiſen, ſo verkehrt vorgetragen, daß man keinen Verſtand heraus bringen kann. Z. E. gleich in der erſten Rede wird Demokriti Lehrſatz von dem ſittlichen Vergnügen im Griechiſchen alſo vorgetragen: Der gute Muth, oder das Vergnügen entſteht bey den Menſchen, wenn man in der Freude Maaß hält, und ſie nach ſeines Lebens Umſtänden geſchickt einzurichten weis, hingegen, wo man der Sache zuviel oder zu wenig thut, pflegt es übel auszufallen, und erregt in dem Gemüthe große Bewegungen und Unruhe. Gemüther aber, welche mit großen Sprüngen von einem auf das andere fallen, ſind weder geſetzt noch wohlgemuth. Man muß ſich alſo nur das, was möglich iſt, gelüſten laſſen, und nur damit zufrieden ſeyn, wie man es gegenwärtig haben kann. u. ſ. w.

In der gesnerischen lateinischen Uebersetzung ist es schon nicht nach dem Sinne Demokriti getroffen, wie derjenige, dem dieses Philosophen Meynung bekannt ist, aus der Zusammenhaltung alsbald erkennen wird. Unser deutscher Uebersetzer aber hat nicht einmal das Lateinische wohl ausgedruckt. Denn bey ihm lautet es also:

„Die menschen entpfahen auß meßiger liebli„chait, auß des Lebens gleichnuß, und wohlge„schickter maß ain frölichait. Welchen aber etwas „ablaufft oder übrig ist, die pflegen in das erger „abzufallen, vnd verendert zu werden, und vil vn„gemachs in der seel zu erwecken. Die seelen aber, „so durch großen vnterscheyd in jrem Siz beweget „werden, seind nit bestendig noch frölich. Dar„um gebürt sich, die Gedancken auf möglich ding „zu legen, und am gegenwärtigen begnügig zu „seyn. u. s. w.

Wir überlassen dem vernünftig nachdenkenden Leser selbst, ob er aus dieser Uebersetzung klug werden, und errathen könne, was Demokritus haben wolle, und wie ein wohlgemutheter und gelassener Mensch in seiner Zufriedenheit (εὐθυμίᾳ) beschaffen seyn müsse.

Es fehlet ferner unserm Uebersetzer an der deutschen Sprache, deren Kraft, Eigenschaft und Nachdruck er nicht inne gehabt. Die zu seiner Zeit in den öffentlichen Urkunden manchmal übliche unordentliche Wortfügung, die den Verstand der Rede verwirrt und dunkel macht, regieret in dieser Uebersetzung durchaus, und macht sie ganz unverständlich: und würde diesen, übrigens guten und

in

in seiner Art geschickten Mann zwar entschuldigen, wenn wir einen von ihm abgefaßten Rathsschluß zu beurtheilen, oder ein Schreiben, das er im Namen seiner Herren verfertiget, zu erwegen hätten. Da er sich aber ein griechisch Buch ins Deutsche zu einer Zeit zu übersetzen unterstanden, da durch die herrliche Uebersetzung, der H. Schrift schon ein anderer und besserer Geschmack unsern Deutschen beygebracht worden war: So kann man ihm dieses allerdings übel nehmen. Er muß auch an besondern Orten Deutschlands diese Sprache gelernet haben, wenn es wahr seyn soll, was er in der Vorrede vorgiebt, daß er kein Wort gebraucht habe, das nicht in deutscher Sprache ganz gemein gewesen. Denn wir könnten, wenn wir des Lesers Geduld misbrauchen wollten, ein ganzes Register undeutscher und unverständlicher, auch mehrentheils nie üblich gewesener Worte vorlegen. Zur Probe beurtheile man nur die in der Uebersetzung von der bekannten Schrift Aristotelis von der Tugend gebrauchten Worte und Redensarten: die forcht des todes fallt nicht leichtlich ein; eine tugend des geberenden; die miltgäbigkait, zornigkait, die unenthaltlichait, entgegenwurf, die begierdlichait, die menschlichait, die euderischait oder grobsittlichait, die vnmiltikait, die weibischait, die vngezforcht, die geizikait, die vngabreichait, die verworfenhait. u. s. f. Und von dergleichen unverständlichen Worten wimmelt es in dieser Uebersetzung.

Eben so unverständlich sind ganze Redensarten und Sprüche. Unser geneigter Leser rathe, was es heissen solle: Die Vergessenheit der Künsten ist geheßig

heßig vnd hat des ellenden läbens einen kurzen halß. Sie ſind alle durchkratzter Stirn; es iſt eine böſe ſchame, wann die unſchambarkait fürdruckt; der gemaine nuz iſt eine beywohnung der menſchen. des luſts oder verdruß wolgeſchafften zyl, die ebenbildliche Tugenden ſind edler dann die Seelhebigen, in welchen die verſtendlichhait iſt; die ſittliche tugend beruhet bey den Herztrieben; das wolhellen wird verſtanden, und das mißheller vertrieben, u. d. g. Damit aber der Leſer eine völlige Probe habe, wie unglücklich der Ueberſetzer in Ausdrückung der Lehrſätze der alten Weltweiſen geweſen ſeye: So wollen wir eine Stelle aus PORPHYRII *Sententiis* * herſetzen, weil dieſes Buch in mehrern Händen iſt, als Stobäus, damit derſelbige aus Gegeneinanderhaltung des griechiſchen Originals und der frölichiſchen Ueberſetzung ſelbſt urtheilen könne, wie er es getroffen habe. Es betrifft die Lehre der alexandriniſchen Platonicorum von der Tugend, ** Sie lautet in unſerer Ueberſetzung alſo:

Etliche Tugenden ſind des bürgerlichen, etliche des nachdenkenden Menſchens, und darum nachdenkig genannt, etliche aber des, der des nachdenkens vollkummen iſt, und ſchon dem nachdencken

---

* *περὶ ἀφορμῆς τῶν νοητῶν*, P. II. Sent. 34. p. 80. ed. Roman.

** Denſelbigen zu verſtehen, kann man des Herrn FABRICII *Prolegomena ad Procli hitam a Marino ſcriptam*, oder die Fragen aus der philoſ. Hiſt. *T. III. p. 577.* nachſehen.

cken obligt; andere Tugenden gehören dem Gemüt zu, das der seelen halb rain ist. Die Tugenden des Burgerlichen Mans, so auf der mitelmaß der Triebe des unvernünfftigen tails der seelen rüwen, werden im nachvolgen des wolstands achtung zu verrichtung der geschefftе, und darum, das sye auf des nechsten wolfart sehen, in gemaine, vnnd in ainer summa, heußlich oder bürgerlich genennt. die fürsichtigkeit wonet ja bey dem, daß sich der Vernunfft gebraucht, aber die Vernunfft bey dem, daß sich bewegt und getrieben wirt, das ist der Zorn. Die mäßigkeit aber, deren yedes aigne würkung ist, stehet im regieren vnd dem gehorsam, die Tugenden aber des, der im nachdencken aufnimpt, bestehen im abtritt von dem, das allhier bürgerlich geschicht. Darum werden auch diese tugenden die rainigenden genent, die man syehet in der enthaltung des leibes würcklichhait, der zufällen, vnd der natürlichen mitstimmung gegen demselben leib, vnnd dieselben gehören der seelen zu, welche zu dem tritt, was im Grund warhafftig also ist. Aber die burgerlichen tugenden zieren und nützen ainen sitlichen man auf, ja sye lausen den rainigenden tugenden vor, dann das vngereimbt muß bey jnen aufhören von des leibes fürnemlichen würckung. darum macht die Ainhelligkait mit dem leibe in der reinigung nit weißhait, welche allein durch rainen verstand vollbracht wirt, sonder wann die seele allain jr würkung übet. Aber nit zugleich getrieben werden, bringt die Meßigkait. Aber mit fürchten deß, der sich vom leibe schaidet, vnndt an ein Ort faret, das verendert ist, das macht die sterckе. Da aber die Vernunfft und der

ver-

verſtand vorgeend, vnnd niendert widerſpennig ſeyen, wirt die gerechtigkait daraus. Darum wirt die begierde, vnnd geſchicklichait nach den burgerlichen Tugenden, in meßigung der herztrieben geſähen, wann ſie einen fürſaz hat zuieben, wie ain menſch ainer gleichhelligen Natur. Die begierde aber nach den betrachtlichen tugenden, ſtehet in Aufhörung der trieben: deren ende ſie iſt, namlich Gott gleich werden.

Die Stelle iſt freylich ſchwer, theils weil Porphyrius in dieſen zur platoniſchen Metaphyſik gehörigen Sprüchen ſehr kurz ſchreibt, und mit einem einigen Worte oft ausdruckt, was in andern Sprachen ohne Dunkelheit ſo kurz nicht gegeben werden kann; theils weil der Inhalt ſelbſt eine überſteigende Materie betrifft, welche denjenigen fremde vorkommen muß, die in den Schriften dieſer Schwärmer (wie wir dieſe alexandriniſche Philoſophen wohl nennen können) nicht geübt ſind; und daher darf man ſich nicht verwundern, daß Frölich dieſelbigen ſo gar unglücklich und unverſtändlich überſetzet hat. Wir wollen aber doch verſuchen, ob wir Porphyrii Meynung beſſer treffen, und deutlicher vertragen können. Wir würden alſo dieſe Stelle auf folgende Art überſetzen. „Die Tugenden betreffen „entweder den Menſchen im bürgerlichen Stan„de *, oder wenn er ſich zu der Beſchaulichkeit „aufſchwingt, ** weswegen er auch ein Beſchauli-

cher,

* Virtus politica.
** Virtus theoretica.

„cher, * genennet wird, oder wenn er schon in der „Beschaulichkeit vollkommen geworden, und schon „zum wesentlichen Anschauen ** gekommen ist. „Es gehen also einige auf den Verstand, in sofer„ne er an und vor sich selbst ist, und von der See„len *** gereiniget ist. Die Tugenden des bürger„lichen Menschen beruhen auf der Mäßigung und „Mittelstraße der Begierden, † und bestehen dar„innen, daß man demjenigen folgt, und das ausübet, „worzu die Vernunft die Pflichten anweiset, in dem „was man zu verrichten hat. Weil sie nun auf die „Gesellschaft der Menschen ihr Absehen haben, „daß man in dem gemeinschaftlichen Umgange dem „Nächsten zu keinem Anstoße werden möge, so wer„den sie von der bürgerlichen Gesellschaft oder Ge„meinschaft bürgerliche Tugenden genennet. Und „zwar gehet die Klugheit auf den urtheilenden „Theil der Seele, die Tapferkeit aber auf den zum „Zorn beweglichen Theil; die Mäßigkeit besteht „in einer Uebereinstimmung des begierigen Theils †† „mit der Vernunft; und die Gerechtigkeit, daß von „einem jeden, er sey Regent oder Unterthan, das ge„schiehet, was ihm hierinnen gebühret und eigent„lich

---

* Theoreticus.

** Sie nennten es auch daher Epoptiam, und einen solchen Menschen epoptam.

*** Denn diese zwo sind bey den platonischen Weltweisen unterschieden.

† μεθρισπαθείας

†† Von dieser Abtheilung der Seelenkräfte besiehe philos. Hist. *T. I. p.* 758.

„ lich zukömmt. Hingegen die Tugenden eines
„ Menschen, der sich auf die Beschaulichkeit legt,
„ bestehen in einer Losreißung von allen Dingen,
„ die hier unten auf Erden sind; deßwegen wer-
„ den sie auch Reinigungen * genennet, weil sie in
„ der Enthaltung von allem demjenigen, was durch
„ den Dienst des Leibes geschieht, und mit demsel-
„ bigen eine Gemeinschaft hat, angetroffen werden.
„ Denn diese Tugenden sind in einer solchen Seele
„ anzutreffen, welche sich zu dem, was beständig
„ und unveränderlich wesentlich ist, ** hinauf
„ schwingt: Da hingegen die bürgerlichen Tugen-
„ den den sterblichen Menschen zieren, und als
„ Vorläufer vor den Reinigungen vorher gehen:
„ Jene aber von dem, der damit gezieret ist, erfor-
„ dern, daß er sich alles dessen enthalte, was mit
„ dem Leibe geschieht, und von ihm vornehmlich
„ herkömmt. Daher besteht bey den reinigenden
„ Tugenden die Klugheit darinnen, daß man nicht
„ meyne und urtheile, wie es dem Leibe anständig
„ ist; sondern den Verstand selbst wirken lasse, wel-
„ cher seine Vollkommenheit erlangt, wenn man
„ lauter und unkörperlich denken kann. Die Mä-
„ ßigkeit bestehet darinnen, daß man nicht mit dem
„ Leibe den Begierden unterworfen sey. Die
„ Tapferkeit ist darinnen zu suchen, daß man sich
„ vor der Absonderung vom Leibe nicht als vor et-

* Virtutes purgatoriae.

** ὄντως ὄν das ist Gott, und die wesentlichen Urbilder oder Ideen, vid. *Hist. de ideis platt.* 1. § 6.

„ was vergebliches und nicht zufindendes fürchte.
„ Und die Gerechtigkeit ist, wann Verstand und
„ Vernunft das Regiment hat, und sich nichts dar-
„ wider setzt. Es ist also die Beschaffenheit und
„ Natur der bürgerlichen Tugenden in der Mä-
„ ßigung der Begierden, und deren Mittelstraße
„ zu suchen; und hat zum Endzwecke, daß man le-
„ be, wie ein Mensch nach seiner Natur leben soll,
„ die Eigenschaft der beschaulichen Tugenden aber
„ ist, sich von allen Begierden los zumachen, und
„ hat zum Endzwecke, Gott ähnlich zu werden.

Schließlich fügen wir noch einen doppelten Wunsch bey. Einer ist, daß, nachdem so viele griechische Schriften von viel geringerm Werthe verbessert aufgelegt worden, ein der griechischen Sprache und der Lehrsätze der Alten aus dem Grunde kundiger gelehrter Mann uns eine neue vermehrte und verbesserte Auflage der Stobäischen Sammlung mit seinen Erklärungen lieferte. * Der andere beruhet in seiner Maaße auf dem ersten, daß nemlich diese Sammlung durch jemand, der beyder Sprachen so wohl als auch des Inhalts mächtig ist, in unsere Sprache übersetzt werden möchte; weil wir der festen Meynung sind, daß dadurch nicht nur die Wissenschaften sondern auch unsere Sprache herrlich bereichert werden könnten.

---

* Vielleicht haben wir sie von dem um die griechische und hebräische Gelehrsamkeit hochverdienten Herrn Past. Joh Christ. Wolfen zu erwarten, wenn es dessen Gesundheit zuläßt.

II.

Schreiben aus Hannover, den angeblich in deutscher Sprache abgefaſſeten Mayniſchen Reichsabſchied vom Jahre 1235. betreffend.

Hochzuehrende Herren!

Die Frage, obſchon im Jahre 1235. ein Reichsabſchied in deutſcher Sprache abgefaſſet worden ſey, hat, auf Veranlaſſung eines gelehrten und fleißigen Mannes, bisher ſo viele Federn beſchäfftiget, daß es ein Ueberfluß zu ſeyn ſcheinen möchte, die Zahl der Meynenden zu vermehren; wenn nicht ſelbſt die Sammlung ſo vieler oft gegen einander laufenden Meynungen einiger maßen zeigete, daß wir in der Hiſtorie unſerer Mutterſprache von der Vollkommenheit noch weit entfernet ſind.

Die Herren haben Ihre beliebten Beyträge dieſem Theile der Gelehrſamkeit rühmlichſt gewidmet. Alſo gehören alle das Schickſal der deutſchen Sprache betreffende Unterſuchungen vor Ihren Richterſtuhl. Demſelben werden demnach folgende geringe Gedanken zur Prüfung und Ausbeſſerung unterworfen. Sollten Sie wahrnehmen, daß es ihnen an Zierlichkeit und Gründlichkeit fehle: So werden ſie ſich vielleicht, durch ihre Kürze, gefällig machen. Denn ob ich gleich nicht vermeiden kann, mich auf Urkunden, aus welchen die Frage entſchieden werden muß, zu beziehen: So werde ich mich

doch sehr hüten, todte oder lebendige Schriftsteller anzuführen, die davon nicht mehr wissen können, als ich, und deren Ja oder Nein vom gleichem Gewichte mit dem Meinigen ist.

Man sollte denken, die Sache wäre schon ausgemacht. Gottfried von Cölln, ein glaubwürdiger Geschichtschreiber, gegen dessen Zeugniß nichts einzuwenden steht, weil er zu der Zeit gelebet hat *, und vielleicht selbst zu Maynz gewesen ist, bezeuget mit deutlichen dürren Worten, daß der maynzische Reichsabschied vom Jahre 1235. in deutscher Sprache auf Pergamen geschrieben und publiciret worden sey.** Man hat auch um so viel weniger Ursache dieses Zeugniß zu verwerfen, als nicht nur um diese Zeit die deutsche Sprache bereits in öffentlichen Schriften gebraucht worden, wovon unter andern der Sachsenspiegel ein unstreitiges Denkmaal ist; sondern auch Goldast an zween verschiedenen Orten † den Reichsabschied selbst in deutscher Spra-

* Das schließt man daraus, daß seine Jahrbücher mit 1237. sich endigen. Ein anderer Beweis davon möchte schwerlich aufzubringen stehen.

** Godefriedus Colon. ad annum 1235. Curia celeberrima apud Maguntiam indicitur, vbi, fere omnibus Principibus regni Teutonici conuenientibus, pax iuratur, vetera iura stabiliuntur, noua statuuntur, et Teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur.

† Und zwar zu erst in seinen 1607. gedruckten Statutis und Rescriptis Imperial p. 80. hernach in dem andern Theile seiner Reichssatzungen p. 17.

Sprache zum Vorscheine und in den Druck gebracht hat. Und obgleich Goldasten und seinen Urkunden durchgehends nicht zu trauen ist, weil er öfters zu deren Verfertigung von einer bey einem Geschichtschreiber angetroffenen Stelle, die er mit einem zur Sache sich schickenden Eingange und Schlusse versehen, Anlaß genommen; manche aber gar erdichtet haben mag: So ist er doch bey dieser Urkunde so ehrlich, daß er uns saget, * er habe sie aus einer, auf Befehl Kaiser Friedrichs des dritten im Jahre 1476. zu Venedig bey Johann Jenson gedruckten Sammlung ** genommen, welche im Jahre 1577. Sebastian Henric. Petri zu Basel nachdrucken lassen; daß also dieser deutsche Reichs-Abschied schon lange vor Goldasts Zeiten in jedermans Händen gewesen ist.

Dieses alles beredet mich dennoch nicht, zu glauben, daß der maynzische Reichsabschied von 1235. in deutscher Sprache abgefasset worden, und daß die von Goldasten aufbehaltene Schrift wirklich derselbe Reichsabschied sey.

Wegen des letztern, meine Herren, beruffe ich mich kühnlich auf Ihren eigenen Geschmack und Urtheil, ob Sie in der Goldastischen Urkunde vie-

* In seinem Rationali Constitutionum Imperial. p. 79.

** Daß hierunter nichts erdichtet sey, erhellet daher, daß diese Sammlung auch bey einigen folgenden Reichssatzungen von Goldasten, als seine Quelle, angeführet wird; ob er gleich dem Buchdrucker einen unrechten Taufnamen giebt.

les, der in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts üblich gewesenen deutschen Sprache ähnliches, finden. Die in dem sechzehnten Stücke der Beyträge befindlichen Proben aus dem augsburgischen Stadtbuche, das doch weit jünger ist, sind viel rauher und unverständlicher. Und wer weis, wer Kaiser Friedrichen dem dritten diese einigen seiner Vorfahren schon angedichtete Misgeburt * für einen Reichsabschied von einem so alten Dato zugeschoben haben mag? Große Herren sind dergleichen Betrügereyen um so viel mehr ausgesetzet, je seltener sie Leute um sich zu haben pflegen, die von solchen Dingen zu urtheilen wissen. Und sollte es wohl vor Goldasten an Goldasten gefehlet haben?

Das erste betreffend, so findet man zwar vorher und um diese Zeit deutsche Stellen genug in den durchgehends gewöhnlichen lateinischen Urkunden. ** Daß aber öffentliche Reichs- und Gerichtshandlungen ganz in deutscher Sprache niedergeschrieben worden seyn sollten, findet sich nicht. Der Sachsen-

---

* Denn sie ist auch K. Rudolfen und König Albrechten zugeschrieben worden; wie zu sehen beym Schilter im Anhange zum zweyten Bande seines deutschen Sprachschatzes, und hinter dem sächsischen Lehenrechte der budißinischen Ausgabe vom Jahre 1557. fol. CXIX. b. obgleich keiner von beyden einen ungehorsamen Sohn gehabt hat, auf welchen sich der Eingang dieser Satzung schickete.

** Als in der Stadt Cölln Gerichtsordnung vom Jahre 1169. in Lünigs Reichsarchive Vol. XVI. 334.

ſenſpiegel iſt für eine ſolche öffentliche Schrift oder für ein Reichsgeſetz nicht zu halten. Der Verfaſſer bekennet ſelbſt, daß er ihn zum beſondern Behufe Graf Heiers von Valkenſtein, der, wie andere weltliche Herren, mit dem Latein nicht zu rechte kommen können, deutſch gemacht habe. Und wo ſonſt dergleichen Stücke vorkommen möchten, da würden ſie nur für Ueberſetzungen anzuſehen ſeyn.

Wie kömmt aber Gottfried von Cölln dazu, daß er uns ausdrücklich berichtet, mehr erwähnter Reichsabſchied ſey in deutſcher Sprache abgefaſſet und öffentlich verleſen worden? Ich will gegen ihn, wie ich wohl zu thun befugt wäre, nicht treiben, daß, da unzählige viele andere Geſchichtſchreiber des Reichstags zu Maynz, der eine mit mehrern, der andere mit wenigern Worten, gedacht haben, * keiner von ihnen etwas von der, bey Abfaſſung des Abſchieds gebrauchten, deutſchen Sprache melde, mithin unſer Gottfried ein einzelner ** Zeuge ſey. Ich

* Eine alte ungedruckte Chronik, welche ich für das Werk des Henrici ab Hervordia halte, hat davon dieſe Worte: Ipſo etiam ibidem ſedente pro tribunali, tandem inuentum eſt, quod, quando filius friuole et palam certaret contra patrem, perderet omnia iura ſua in hereditate patris: et quam plura iura ibidem *pronuntiata* ſunt; thut aber von der Sprache nichts hinzu.

** Ich weiß nicht, ob nicht auch darinn bey unſerm Gottfried eine Sonderlichkeit zu ſuchen ſey, daß er unter dem Jahre 1208 ſchreibt, K. Otto habe die Satzungen Kaiſer Carln des groſſen den Reichsſtanden wie-

will vielmehr die Rechtsregel, daß man in alten Dingen auch einem einzelnen Zeugen Glauben beymessen müsse, ob sie sich gleich hieher nicht schicket, wider mich gelten lassen. Ich will so gar den Fall setzen, daß er selbst etwa in dem Gefolge des Erzbischofs zu Cölln, oder eines andern Prälaten zu Maynz gegenwärtig gewesen sey, und den Reichsabschied habe verlesen hören. Meine Herren werden lachen, und denken, ich räumete meinem Münche zu viel ein, meine allzu große Freygebigkeit würde zu meinem Nachtheile ausschlagen, ich gäbe mich damit schon so gut als gefangen. Allein es wird, ihm gehörig zubegegnen, nicht mehr Kunst oder Mühe erfordern, als nöthig wäre, eines sonst glaubwürdigen Mannes Ehre zu retten, der mich versichern wollte, er hätte am letzten Martinstage im Dom zu Maynz eine deutsche Messe gehöret. Wenn ich zeigen kann, daß entweder seine Worte so nicht, als man sie insgemein versteht, zu verstehen sind; oder daß er unrecht gehöret haben müsse: So habe ich der Sache hoffentlich ein Gnügen gethan. Dieses zu bewerkstelligen, muß ich mit wenigem anzeigen, was um diese Zeit der Reichs- und Gerichtsbrauch in Deutschland gewesen sey. Ich will nicht leugnen, daß bey den öffentlichen Handlungen deutsch gesprochen worden. Denn die Fürsten und Herren, welche dabey waren, verstunden nicht alle Latein,

---

wiederum zu halten vorgeschrieben; obgleich die historia de Landgraviis Thuringiae unter dem Jahre 1209. damit übereinstimmet.

Latein, so wenig als die Edelleute und die Beamten, welche doch, wo nicht als Beysitzer, doch öfters als Parteyen oder Zeugen, dabey erscheinen und sprechen mußten. Zum Schreiben aber wurden die Geistlichen und das Latein gebrauchet; und das, was auf Latein niedergeschrieben war, denen Layen beym Ablesen verdeutschet.* Ein Paar Exempel werden hinlänglich seyn, solches zu beweisen. In Beckmanns anhaltischer Historie kömmt eine gerichtliche Handlung vom Jahre 1228. vor, aus welcher erhellet, daß so gar die Zeugenaussagen auf Lateinisch niedergeschrieben, jedoch, um der herumstehenden Layen willen, in der Muttersprache öffentlich verlesen worden sind.** Im Jahre 1274. haben Friedrich Burggraf zu Nürnberg und Heinrich Graf zu Sayn, als K. Rudolfs Gevollmächtigte,

---

* Daß die päbstlichen Abgesandten, Kreuz- und Ablaßprediger, wenn sie ehedessen in Deutschland lateinisch geprediget, allezeit einen Geistlichen zur Hand gehabt, der ihre Predigt dem Volke verdeutschet habe, ist eine ganz bekannte Sache. Ein gleiches mußte nothwendig auch bey andern öffentlichen Handlungen und auf den Reichstägen geschehen, so lange die lateinische Sprache in denselben herrschete, wenn die Layen anderst, was geschehen, verstehen, und an das, was abgeredet oder abgehandelt war, gebunden seyn sollten.

** Im dritten Theile p. 185. Unde dicta testium publicata sunt, et, propter Tudericum et laicos adstantes, lingua materna per dilectum in Christo filium, Archidiaconum Orientalem, publice recitata.

tigte, mit dem Papste einen Vergleich errichtet. Am Ende der darüber ausgefertigten lateinischen Urkunde bekennen diese beyden Herren, daß ihnen, weil sie kein Latein verstünden, alles vorgelesen und getreulich wäre verdolmetschet worden.* Nun werden die Herren sehen, wo ich hinaus will. Da der Münch Gottfried uns etwas erzählet, das, wenn es in dem gemeinem Verstande genommen wird, etwas ungereimtes mit sich führet, indem es offenbar wider den Gebrauch seiner Zeiten läuft, daß ein in der damals noch mit lauter geistlichen besetzten Reichskanzelley abgefasseter Reichsabschied deutsch auf gesetzt seyn sollte; eines jeden Schriftstellers Worte aber billig so erkläret und verstanden werden müssen, daß das ungereimte gehoben werde: So dünket mich, man könne, ohne seinen Worten Gewalt anzuthun, dieselben so auslegen, daß sie den Verstand haben, es sey der auf Pergamen gewöhnlicher massen ingroßirte Reichsabschied, um der vielen Fürsten willen, die kein Latein verstanden haben, öffentlich auf deutsch abgelesen worden **.

Kömmt

---

* Raynald. Annal. eccles. ad an. 1274. n. 7. Haec priuilegia lecta, et propter nos, supradictum Burcrauium et comitem, qui nec litteras, nec linguam latinam nouimus, fideliter fuerunt exposita.

** Diesen Verstand heraus zu bringen, ist mehr nicht nöthig, als daß man hinter den Worten Teutonico sermone ein comma mache, damit sie sich nicht auf das scripta, sondern auf das publicantur beziehen, solcher Gestalt: Iura noua statuuntur, et Teutonico sermone, in membrana scripta, omnibus publi-

Kömmt Ihnen, meine Herren, diese Auslegung allzugezwungen vor; so wird unter solchem Urtheile des Gottfrieds von Cölln Scharfsinnigkeit Noth leiden. Denn ich müßte alsdann nothwendig sagen, es sey eine Einfalt von ihm, wenn er sich eingebildet habe, der Reichsabschied, den er vom Pergamen öffentlich deutsch verlesen hören, müsse deswegen auch in deutscher Sprache niedergeschrieben gewesen seyn; der doch, dessen ungeachtet, nach der damaligen Gewohnheit, lateinische Aufsätze um der Layen willen deutsch abzulesen, lateinisch geschrieben seyn konnte.

Wenn ich inzwischen betrachte, daß Gottfried sonst ziemlich richtig und mit gutem Verstande schreibet: So ziehe ich die erste Erklärung der letztern vor. Ein Voß oder ein Gronov würde zu deren Bestärkung in dem gedruckten Texte eine kleine Versetzung der Worte bemerken, und uns versichern, daß sie in denen von ihm eingesehenen geschriebenen Jahrbüchern unsers Gottfrieds also fliessen: Iura noua statuuntur, & in membrana scripta, teutonico sermone omnibus publicantur. So weit aber kann ich nicht gehen. Denn ob ich wohl ein ziemliches Stück von diesen Jahrbüchern, so auf etlichen in Octav zusammen gelegten Pergamenblättern, zwar mit vielen Abkürzungen, doch mit einer überaus zierlichen Hand aus dem dreyzehnten

---

blicantur h. e. publice recitantur, wie es in der anhaltischen Urkunde, seu pronunciantur, wie es in der ungedruckten Chronik heisset.

ten Jahrhundert geschrieben ist, gesehen und mit des Frehers Abdruck zusammen gehalten habe: So geht dasselbe doch nicht bis an dieses 1235ste Jahr, und setzet mich also ausser Stand, von dieser Wörterversetzung eine gewisse Versicherung geben zu können. Ich habe aber auch diese Ausflucht zu meinem Behelfe nicht einmal nöthig, wenn mir nur an der angezeigten Stelle ein Comma zu machen erlaubet wird, welches diejenigen gerne thun werden, die da wissen, daß die Alten entweder gar keine Unterscheidungszeichen gebrauchet, oder dieselben mehrerntheils an den unrechten Ort gesetzet haben. Alles dieses hindert demnoch nicht, daß ich nicht demjenigen, der mir das Rätzel auf eine leichtere Art auflösen kann, mich auf das höchste verbunden erkennen sollte. Nur wünsche ich mit großen Namen verschonet zu bleiben. In Dingen, die vor Alters geschehen, oder mit denen es so und so gehalten worden seyn soll, gilt weder Conring noch Schilter, weder Lynker noch Eckard, bey mir etwas, wo nicht tüchtige Zeugnisse oder unverwerfliche Urkunden neben ihren Namen liegen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Hannover den 10 Augusti
1737.

J. D. Gruber.

III.

Nachricht von einer alten Pſalter-Ueberſetzung vor Luthers Zeiten.

Ich habe nicht nöthig, weitläuftig auszuführen, wie nützlich eine Abhandlung von dieſer Art ſey. Ich habe das Beyſpiel ſo vieler geſchickten Männer vor mir, die hieraus den Anbruch des evangeliſchen Lichtes erweiſen; oder unſerer Mutterſprache einige Vortheile zu wege bringen wollen. Herr **Brucker** hat die **letztere** zum Augenmerke gehabt, * und ich würde mir das beſonders rühmlich ſchätzen, wenn dieſer Verſuch mit jener gründlichen Arbeit etwas ähnliches hätte. Ich gedenke aber ietzo, **eine alte Ueberſetzung der Pſalmen Davids** etwas bekannter zu machen: da ich mich nicht entſinne, davon irgendwo hinlängliche Nachricht gefunden zu haben; ſonderlich da **dieß ein eigenes Vorrecht gegenwärtigen Buches iſt, daß das Lateiniſche und Deutſche gegen einander geſetzt worden.**

I. Di **Aufſchrift** iſt folgende:

„Pſalterium cum apparatu vulgari firmiter appreſſo.

„Lateiniſch Pſalter mit dem teutſchen nutzbarlichen dabey getruckt.

II. Die

---

* So wohl anderswo, als vornehmlich in dem 17 Stücke der critiſchen Beyträge in der erſten Abhandlung

II. **Die Vorrede** ſuchet man vergebens. An deren ſtatt finden ſich auf den beyden erſten Bogen, die nicht mit Zahlen bezeichnet ſind, theils der **Heiligencalender**, theils ein **Regiſter** über die Pſalmen nach ihren Anfangswerten. Die Ueberſchrift dieſer Anzeige müſſen wir nach beyden Sprachen anführen; weil ſie theils von der Schreibart des Verfaſſers, theils von der Einrichtung des Werkes zeuget.

„ Regiſtrum ſoliorum totius Pſalterii quod li-
„ ber hymnorum ſeu ſoliloquiorum dicitur et
„ quottus vnusquisque Pſalmorum ordinarie loce-
„ tur cum vero ſuo editore eiusdem: et cauſam
„ compoſitionis loco Tituli vulgariter exprimens
„ cum familiari alemanica expoſitione in margi-
„ nibus verbotenus litteraliter facta ſequitur in-
„ fra.

„ **Regiſter** der Bletter des gantzen Pſalters der
„ lobgeſang oder einigen Red mit Gott vnd welcher
„ in der Zal ordelich geſetzt wirt im dem Diechter
„ desſelben Pſalm vnd urſach für eyn Titel war-
„ umb er gemacht ſey mit teutſchbarlichen teutſch
„ neben dem latin von Wort zu Wort nach dem
„ Büchſtaben, außgeleget velget hie nach.

III. **Die Gröſſe** des Werkes begreift CXXX. Blätter in Quart. Die Pſalmen Davids füllen die erſten CXIV. Auf dem CXV. und folgenden iſt nachſtehendes enthalten:

a) Das Lobgeſang Eſaie (12 Cap.) den Pſalm ſprich der Mütter Gots umb Gnad zů erbitten.

b) Das Lobgeſang Ezechie (Iſa. 38 Ca) den Pſalm ſprich allen ſeien.

c) Can-

c) Canticum Anne. (1 Reg. II) f. CXVI.
d) Canticum Moyſi (Exodi XV) den Pſalm ſprich den ertrunckenen ſelen.
e) Das Lobgeſang Abacuc (3 Ca) den Pſalm ſprich den betrübten ſelen. f. CXVII. b.
f) Das Lobgeſang Moyſi. (Deuteron 32 Ca) den Pſalm ſprich das du nit verurtaylt werdeſt. f. CXVIII. b.
g) Das Lobgeſang der Dreyer kinder (Dan 3 Ca). den Pſalm ſprich wen du den neuwen mon ſihеſt f. CXXI.
h) Canticum Zacharie (Luc. 1 Ca.) f. cxxi. b.
i) Das Magnificat ſprich zu Leb unſer lieben frawen f. CXXII.
k) Canticum Symeonis (Luc 1. und 2 Ca) f. CXXIV. b.
l) Symbolum Apoſtolorum.
m) Letania, allein lateiniſch, folgt f. CXXV. b, bis CXXVIII. b.
n) f. CXXIX. CXXX. ſind ein paar lateiniſche Collecten

und

IV. folgender Schluß, welcher uns zugleich
V. die Zeit des Druckes lehret:

„ Pſalterium cum apparatu vulgari pro more „ barbarico translatum Baſilee impreſſum per Mi„ chaelem Furter A. D. MCCCCCIII.

„ Hie endet der Pſalter mit dem teutſchen: nutz„ barkait der pſalm ſunderlichen. Gedruckt zu „ Baſel durch Michel Furter in dem Jar als man „ zalt MCCCCC und III jar.

Es ist noch übrig

VI. Von der innerlichen Beschaffenheit und Schreibart dieses Psalters mit wenigem zu handeln.

Den innern Raum der Blätter nimmt die damals in der römischen Kirche eingeführte lateinische Uebersetzung ein. Auf dem Rande, der etwa 2 Finger breit ist, steht der deutsche wörtliche Ausdruck des lateinischen.

Ausser dem hat ein jeder Psalm seine besondre Aufschrift, deren ziemlich abergläubische Anwendung mit angehängt ist.

Ich will zur Probe die merkwürdigsten anführen. Der 44. * Psalm hat folgende Aufschrift:

Die kinder Chore wurden zweiflen an dem gelübd Gottes daß er auß Davids samen wolt einen künig erwecken, vmb das macht David disem Psalm weissagend von christo wie er in hat gesehen im Geist vnd an der gerechten Hand steend ein küngin in güldiner wat. den Psalm sprich zu ere unser frawen.

Der 56 hat folgende:

„ Als David in die wüsten Engaddi geflohen
„ was, do kam künig Saul durch Verretterey mit
„ drey tausend Mannen, und sücht in. Do flohe
„ David in ein Hole vnd als Saul dafur zohe,
„ gieng

* Es hat der Herausgeber unsers Psalters den 9 und 10 Psalm in eins gerücket, daher er von hier an immer einen Psalm weniger zählet, als wir in unsern Bibeln.

„ gieng er hin ein ſeinen Bauch zu reinigen, do
„ ſchneyt im David ein ſtück auß den Mantel, und
„ welt in nit tötten, und macht dieſen pſalm. Dis
„ iſt der vierde Pſalm den David ſprach biß in Ge
„ an ſeinem ſun rach.

Um eine Vergleichung mit denen andern Ueberſetzungen, die Herr **Brucker** angeführt, anſtellen zu können, habe ich hier den CXXI. * Pſalm gleichfalls ganz anführen wollen.

Ich hab auffygehaben meine Augen in die Berg, von dannen wirt mir kommen die hilff.

Mein Hilff iſt von den Herrn, der do hat gemachet den Hymel vnd die Erde.

Er wirt nit geben die füß in die Bewegung noch wirt entſchlaffen der dich behüt.

Nym war er wirt nit entſchlaffen, noch wirt ſchlaffen, der do behütt Iſrahel.

Der Herr behütt dich der Herr iſt dyn beſchirmung über dyn gerechte Hand.

Die ſunn wirt dich nit brennen durch den tag, noch der mon durch die nacht.

Der Herr behüt dich vor allem übel, der Herr behüt dyn ſele.

Der Herr behüt dynen ingang vnd dyn außgang auß dem nun vntz ewigklich.

Einige Stellen ſind werth, beſonders ausgezeichnet zu werden:

* An angezogenem Orte ſtehet durch einen Druckfehler CII. daß es in meiner Ausgabe der CXX. ſey, habe ich eben erinnert.

Im zweyten Pſalme v. 1.

Quare fremuerunt gentes et populi meditati ſunt inania.

Warum haben grisgramet die heiden vnd die völckern betracht üppigkeit.

v. 12.

Apprehendite diſciplinam: begryffent die zucht. u. ſ. w.

Im CXI. (60) Pſalm.

v. 1.

Exaudi DEVS deprecationem meam: Got erhöre myn Vittung.

In der Aufſchrift des LIII. (ſonſt 64) Pſalms ſtehet, David habe zu Zipheer ſich ins Lager Sauls gewagt, da ſie alle geſchlafen, deſſelben Trinkkopf genommen, und nachher dem Saul zugerufen; „ Sihe Saul ich hett dich wol getöt vnd wolt nit, „ aber du achtſt mich als ein premen. „ u. ſ. w.

Ich erwarte ſchlieſſlich, daß jemand, der hiervon mehrere Nachricht, als ich, hat, uns auch

VIII. Von dem Urheber dieſes Buchs Nachricht ertheile. Zwar fehlet mir in meinem Exemplar das CXIVte Blatt, woſelbſt die Pſalmen ſich endigen: ich glaube aber, daß man daſelbſt nichts untrüglich gewiſſes finden werde. Andere Schriften aber deswegen durchzugehen, habe ich itzo weder Zeit noch Gelegenheit.

IV.

Herrn L. Henr. von Seelen Anmerkung über IANI CAECILII FREY Philoſophiam Druidarum.

Dieſer Abhandlung iſt in des aus der Schweiz gebürtigen, vormals berühmten Medici und Philoſophi zu Paris, IANI CAECILII FREY, unter folgendem Titel: *Opuſcula varia nusquam edita, Philoſophis, Medicis et Curioſis omnibus vtiliſſima*, Paril. 1646. 8. herausgegebenem Buche, der erſte Platz eingeräumet, und wie ſelbige nur bis pag. 28. gehet, ſo iſt leicht abzunehmen, daß alles ganz kurz berühret werden.

Den Anfang machet eine kurze Erwähnung der dreyen philoſophiſchen Secten, Barbaricae, Italicae, Graecanicae. Die erſte leitet der Verfaſſer von Seth her, und glaubet, was Joſephus von den beyden Seulen, worauf er die ſchon damals erfundenen philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſoll geſchrieben haben, aufgezeichnet. Von da ſey die Philoſophie auf die Chaldäer, Aegyptier, und hauptſächlich Gallier gekommen, deren Namen er aus dem Hebräiſchen und ihr Alter von der Sündfluth herhohlet. * Nachdem er hierauf die italiäniſche und

* Pag. 3. ſq. Dicti *Galli* ab Hebraeo *gala*. id eſt, *pluvia*, *vnda*, quaſi tu dicas inundatos, & ab ipſo diluvio ſtatim natos. Nun bedeuten zwar die hebräiſchen Wörter, גל und גלה auch *ſcaturiginem*, *fluctum maris*, und kommen, was die Buchſtaben, anlanget,

griechiſche Secten mit ganz wenigen berühret, ſucht er Diogenem Laertium, welcher leugnet, daß die Philoſophie der Gallier eher geweſen, als der Griechen, zu widerlegen, und auf ſeine Beweisthümer, daß der Name, *Philoſophia*, Griechiſch ſey, und alſo nicht von Barbaris erfunden; die älteſte Philoſophie durch AEnigmata und Symbola vorgetragen werden; die Griechen ein uraltes Volk ſeyn, zu antworten. Dem erſten ſetzet er entgegen, daß das Wort *Philoſophia*, nichts anders ſey, als *Druida*, oder *Druis* **. Dem andern, daß die Gallier auch ihre Symbola gehabt, zu welchem Ende das von den Druiden gebrauchte Pentalpha angeführet wird. Dem dritten, daß er erſt beweiſen müſſe, die Griechen ſeyn älter, als die Gallier.

Hierauf

---

anlanget, mit dem Worte *Gallus*, etwas überein. Daß aber deßwegen die Gallier ſollten gleich nach der Sündfluht entſtanden ſeyn, iſt leichter zu ſchreiben, als zu glauben.

** Pag. 5. *Philoſophia* nihil aliud eſt, nec ſignificat, quam *Druida*, ſiue *Druis*. Si enim verbum verbo reddas, *Druis* antiquiſſima Celtarum lingua nihil aliud, quam *fidelis*, *ſapiens*, ſiue *Dei ſapientia*. Quod vt probem, notandum eſt, apud Gallos veteres ante Romanorum iugum triplicem fuiſſe linguam, Celticam, Aquitanicam, Belgicam. Iam lingua Belgica, veterique Germana *Dru* ſignificat *fidelem* et *ſapientem*. Ergo *Druis fidelis*, *ſapiens*, vt ante me docuit Goropius Becanus in Gallicis, et Georgius Merula in Gallia. Vel idem eſt *Druis* ac *Dei ſapientia*, quandoquidem conſtet, *Dru* Belgica

Hierauf berichtet er, daß verſchiedene Lehrer bey den Galliern geweſen, unter welchen *Bardi* die Poeſie, Muſik und Redekunſt; *Vates* die Phyſik, Aſtrologie und Medicin; und *Druidae* die Theologie, Ethik und Politik vorgetragen. Von dieſen letztern merket er zugleich an, daß ſie den Opfern vorgeſtanden.

Ferner beſchreibet er die Lehrart der Druiden, wie ſie nemlich nichts ſchriftlich verfaſſet; in Hohlen, abgelegenen Oertern, Wäldern und Löchern unter der Erden, gelehret: Wobey er kürzlich mit anzeiget, daß auch einige, wiewohl wenige, Weiber das Lehramt verwaltet; nur diejenigen unterwieſen, welche aus den vornehmſten Geſchlechtern entſproſſen, und die ganze Philoſophie in einigen tauſend Verſen ihren Untergebenen beygebracht.

Daß der Druiden Medicin im Gebrauch des von Eichbäumen (die ſie ſehr hoch gehalten, und deßwegen einen Eichbaum dilectam Deo arborem genannt) geſammleten Leims, viſci quernei, deſſen ſie auch zu ihren Opfern ſich bedienet; imgleichen der von Plinio alſo genannten Kräuter, Selaginis und Samoli, beſtanden, erwähnet unſer **Frey**, geſtehet aber, ob er gleich ein Medicus geweſen, daß ihm dieſe Kräuter unbekannt ſeyn.

gica vetere ſignificare *Deum*. Ergo Philoſophia eſt amor ſapientiae, & poriſſimum primae ſapientiae, quae Deus eſt. Ergo tantum abeſt, vt Philoſophia non ſit Gallicum nomen, vt etiam ſit explicatio Gallici nominis.

Die übrigen Lehren der Gallier und Druiden betreffend, wird erzählet, daß sie die Unsterblichkeit der Seelen, die Seelenwanderung und Auferstehung vorgetragen; ein göttliches Wesen erkannt und unter verschiedenen Namen geehret, sonderlich durch Opfer; in der Astrologie erfahren gewesen, und allerhand mathematische Figuren zu machen gewußt; ihre Politik in Erwählung eines Obersten aus den Priestern, ohne dessen Rath auch selbst die ältesten gallischen Könige nichts thun dürfen, bestanden; in ihrer Moral auf die Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Bescheidenheit gedrungen, und die Kinder nicht eher zum Vorscheine kommen lassen, als bis sie entweder schon etwas gelernet, oder zum Kriege tüchtig befunden worden; in der Physik bald den Untergang der Welt in Zweifel gezogen, bald geglaubet, sie werde entweder durch Wasser, oder durch Feuer untergehen, auch bey Sammlung der Kräuter allerhand Aberglauben, Wahrsagungen, u. d. m. gehabt; als Mechanici sehr hohe Seulen von Reisern aufgeführet, nicht, daß sie selbige anbethеten, sondern, wenn sie die gefangenen Feinde hinein gestecket, anzündeten, damit diese durch den Rauch umkämen.

Endlich hängt er noch Miscellanea an, worinnen er berichtet, daß die Druiden das Jahr vom 6ten Tage des Mondes angefangen; keine Tempel gehabt, sondern der dunklen Wälder sich bedienet; keiner Abgötterey zugethan gewesen, sondern den wahren GOtt unter mehr als einem Namen verehret; Pythageras und Numa Pompilius von den

Drui-

Druiden gelernet, und alſo die pythagoriſche Philoſophie von dieſen herzuleiten ſey.

Das iſt faſt der ganze Inhalt der Freyiſchen Schrift, welche zwar ihrer Seltenheit wegen zu merken iſt, ſonſt aber nicht viel auf ſich hat. Denn ſo wird in ſelbiger das meiſte nur bloß geſagt, das wenigſte mit bewährten Zeugniſſen glaubwürdiger Scribenten bewieſen. Doch werden einige, denen allen aber nicht zu trauen, hin und wieder angeführt, wie wohl zuweilen ſo, daß ihre Namen etwas falſch ausgedruckt, z. E. pag. 5. *Borobius Becanus*. pag. 9. *Seginardus* in vita Caroli M. Vielleicht ſind dieſes Druckfehler, die hingehen möchten; wenn nur die Hauptſache beſſer und zulänglicher wäre abgehandelt worden.

V.

Chriſtian Andreas Teubers, Paſt. zu Dedeleben im Halberſtädtſchen und der Kön. Großbr. und Preuß. Geſ. Mitglied critiſche Abhandlung von der vollkommenen Poeſie der Deutſchen.

Einleitung.

§. 1.

Die vollkommene Poeſie iſt eine Wiſſenſchaft, ein Gedichte zu machen, an welchem kein gelehrter Poet etwas erhebliches auszuſetzen finden kann.

§. 2.

Wer ein ſolches Gedichte verfertigen will, der muß eine gründliche Erkenntniß der Sachen beſitzen;

die Vernunftlehre, die Redekunst, Dichtkunst und die deutsche Sprache wohl verstehen.

§. 3.

Man findet zwar in verschiedenen Gedichten deutscher Poeten, hin und wieder, wahre Vollkommenheiten; aber man müßte sich befleißigen, ein ganzes Gedicht dergestalt auszuarbeiten, damit eine Vollkommenheit nicht mit sieben Unvollkommenheiten vergesellschaftet wäre.

§. 4.

Es sollen eben nicht alle Gedichte über diesen Leisten so gar genau geschlagen werden: Sondern man will nur einen Versuch thun, ob man nicht die Poesie noch höher treiben könne; und zeigen, nach welcher Vorschrift ein poetisches Meisterstücke, wozu Fähigkeit, Lust und Zeit erfordert wird, an das Licht zu stellen sey.

§. 5.

Vielleicht bestrebte man sich durchgehends mit mehrerer Aufmerksamkeit und Mühe zu schreiben. Schiene es aber jemand schwer oder unmöglich, sich nach einer so peinlichen Vorschrift zu richten, der müßte bedencken, wenn man vor hundert oder funfzig Jahren die Leute hätte lehren wollen, also zu dichten, wie geschikte Poeten dieser Zeit wirklich thun, daß jene damals eben das würden eingewandt haben, daß es nemlich schwer, oder gar unmöglich sey, es ins Werk zu richten.

§. 6.

Und da es offenbar ist, daß die itzigen großen Dichter die ältern längst abgestochen haben; warum sollte man bey itzigem Wachsthume der Wis-

sen-

Weil die Regeln ohne Anwendung so deutlich nicht scheinen, so habe ich ein Gedichte, welches in den hamburgischen Staats- und Gelehrten Zeitungen, im Jahre 1732. n. 101. mitgetheilet ist, darzu erwählet. Dasselbe hat, so viel ich weis, überall Beyfall gefunden. Ich gestehe auch, daß es ausbündige Vollkommenheiten, sonderlich was die poetischen Redensarten anlanget, in sich fasse. Inzwischen wird der Herr Urheber mir es nicht übel nehmen, daß ich es aus guter Wohlmeynung untersuche, und gegen die unten folgenden Grundsätze halte. Ich habe mich deßwegen §. 7. sattsam erkläret und er wird mir selbst zugestehen müssen, daß ich genöthiget worden, mir zu meinem Vorhaben kein schlechtes, sondern ein ausnehmend schönes Gedichte auszusuchen.

1 Nach finstrer Niedrigkeit, durch Banden, Qual und Hohn,
2 Schwingt mein Erlöser sich zum offnen Siegesthron.
3 Der Liebe starker Trieb, der Ihn herab geleitet,
4 Macht, daß Er auch für uns zur Freuden-Städte schreitet.
5 Er hat sein Israel, durch seines Blutes-Macht,
6 Wie durch ein rothes Meer, zum Leben überbracht;
7 Und heute schaut es Ihn, in den durchstiegnen Höhen,
8 Auf seiner Siegesbahn als Wolkensäule stehen.

9 Als Ihn die Erd empfing, war sein undecktes Kleid
10 Nur bloß die Mitternacht / mit ihrer Dunkelheit.
11 Es solten seinen Glanz des Stalles finstre Decken
12 Und was noch übrig blieb, die Thränen selbst verstecken.

13 Doch

Doch da ſein Auge ſchon die bange Welt benetzt,
Und alſo von der Fluth des tiefen Zorns entſetzt:
So will ſein klarer Leib, bey frohem Aufwärtsſteigen,
In der durchbrochnen Luft den Gnadenbogen zeigen.

Man hört, gekrönter Held, nun nicht den Friedensklang
Der bey der Krippen dort der Lüfte Kreis durchdrang;
Die Engel ſind zu ſchwach, den Frieden auszudrücken,
Und müſſen nur auf Dich mit deinen Jüngern blicken.
Warum? Du trägeſt ſelbſt bey deinem Himmellauf,
In deiner Wunden Mahl, den Friedensſchluß hinauf;
Aus dieſem Brunnen kam das Heil auf uns gefloſſen.
Die Gluth iſt ſchon gedämpft, nun ſind ſie zugeſchloſſen.

Dein ſteigender Triumph erſchreckt der Höllen Gruft;
Die alte Schlange fühlt in ihrer ſchwarzen Kluft
Die Banden, ſo Du trugſt, nunmehr um ſich geſchlungen.
Da Dich auf Golgatha ihr Ferſenſtich durchdrungen:
So wird ſie jetzt gewahr, daß ſelbſt dein letzter Schritt,
Da er vom Berge ſtößt, auch ihr den Kopf zertritt/
Und daß der Oelberg ſelbſt, von dem Dein Fuß ſich ſchwinget,
Dir Oel zum Opfer reicht, ihr Oel zum Feuer bringet.

Das Volck, ſo Mund und Arm zum Schlangenſtich gelehnt,
Wird, da es dich verſchmäht, vom Satan ausgehöhnt,
Und muß, da um Dein Haupt die Himmelkronen ſpielen,
Die Stiche ſelber nun von Deinen Dornen fühlen.

37 Doch zeiget ſich dein Glanz den wilden Schaaren nicht/
38 Zuvor verhüllten ſie Dein blutig Angeſicht,
39 Nun will die Wolke ſelbſt um Dich die Decke werfen,
40 Und Bliz und Keile nur auf deine Mörder ſchärfen.

41 Bey Deiner Niedrigkeit war Dir der Erden Schooß
42 Zur Kreuzes-Stäte nur und Deinem Grabe groß,
43 Sonſt aber wußteſt Du Dein Haupt nicht hinzulegen/
44 Der Erden kleinſter Raum war deiner Ruh entgegen.
45 Jzt biſt Du ihr zu groß, hinaufgefahrner Held!
46 Der Himmel ſelber ſchätzt zu Deinem Siegsgezele
47 Den Umfang viel zu klein, drum ſoll ſein blauer Wagen
48 Zum größern Sitze Dich, zum Schooß des Vaters tragen.

49 Doch da Dein leichter Fuß durch Luft und Wolken rückt,
50 Da er; mit gleicher Kraft, die Feinde niederdrückt:
51 So hat der ſchnelle Zug, der Dich zum Throne führet,
52 Die Jünger tief gebeugt, und mich zugleich gerühret.
53 Jch ſeh Dir traurig nach, wie kann ich ohne Pein,
54 Du Urſprung meiner Luſt, von dir geſchieden ſeyn?
55 Dein Sieg erfreuet mich/ Dein Abſchied bringt mir Schrecken.
56 Dein Flügel hebt Dich hoch/ wer wird mich Aermſten decken?

57 O Wagen Jſraels! mein Fleiſch iſt viel zu ſchwach,
58 Sonſt zög ich heute Dir, durch Stern und Höhen, nach;

59 Wie-

Wiewohl ein ſüſſer Zug von deinen Liebesſeilen
Kann meinem Geiſte ſchon die Adlerkraft ertheilen.
Drum gehe nur voran, ich weis, es bleibt mein Freund
Bey dieſer Trennung doch im Glauben mir vereint.
Er läßt ja noch zuletzt, mit umgewandtem Blicke,
Mir ſeinen Unſchuldsrock und ſeinen Geiſt zurücke.

Der Wolken helles Kleid verhüllt ſein Angeſicht/
Jedoch ſein treues Herz und ſein Erbarmen nicht.
Sein Aufſchwung hemmet nicht die heiſſen Vatertriebe;
So hoch der Himmel iſt, ſo hoch iſt ſeine Liebe.
Er will uns zwar verdeckt, doch nicht entraubet ſeyn,
Drum hat der Wolcken Dampf durch ihren Silberſchein
Ihn nicht ſo wohl entfernt, als wie nur überkleidet,
Er gehet von der Welt, und bleibt doch, da er ſcheidet.

Ach ſo entflamme Du/ mein Hoherprieſter, mich,
So wird durch dieſe Kraft mein wallend Herze ſich
Bis in dein Heiligthum mit Andachtsopfern heben,
So kann ich täglich ſchon in Dir auf Erden leben.
Mein König feßle nur die Welt- und Sündenluſt,
Als Gegner Deines Throns, in der gereizten Bruſt.
Wirſt Du mich, durch dein Wort, als mein Prophete führen:
So werd ich nimmermehr das Himmliſche verlieren.

Damit mein Herz und Trieb zu Dir erhaben ſeyn,
So drücke fort und fort mir Deinen Hingang ein,
Laß meinem Geiſte, nur bey dieſem Wuſt der Erden,
Durch kein Gewölke nicht Dein Bild entrücket werden.

Und

85 Und wenn Du dermaleinst, erhöhter Siegesfürst,
86 Vor Deinem Richterstiz die Erde stellen wirst,
87 So soll mir Dein Verdienst die sichren Stuffen zeigen,
88 Dir in Dein Paradies verkläret nachzusteigen.

Erster Abschnitt.

Von der Uebereinstimmung der poetischen Erfindungen mit den Sachen.

§. 1.

Die Erfindungen des Dichters müssen mit den Sachen, in so fern sie daher genommen sind, eine genaue Uebereinstimmung haben, und nicht in ungegründeten Vorstellungen, oder glänzenden Wortspielen bestehen.

§. 2.

In den Gleichnissen muß also die Hauptvergleichung ihre Richtigkeit haben, wenn sie nach genauer Untersuchung nicht hinken soll.

Zum Exempel: In dem angeführten Gedichte heißt es:

R. 5 „ Er hat sein Israel, durch seines Blutes Macht,
6 „ Wie durch ein rothes Meer, zum Leben überbracht;
7 „ Und heute schaut es ihn in den durchstiegnen Höhen,
8 „ Auf seiner Siegesbahn, als Wolckensäule, stehen.

Die Erfindung ist genommen aus 2 B. Mos. 14. Die Hauptvergleichung bey dem Blute des Herrn, und dem rothen Meere soll die rothe Farbe seyn: Aber womit kann man beweisen, daß das rothe

rothe Meer roth ausgesehen habe? Die Hauptvergleichung hinket also hier.

Zwischen dem Herrn und der Wolkensäule soll die Hauptvergleichung seyn: Gleichwie jene bey dem Durchzuge durch das Meer vor den Kindern Israel hergegangen; also ist Christus nach seinem Leiden vor den Augen seiner Jünger, vor ihnen her, auf einer Wolke, gen Himmel gefahren. Aber die Wolkensäule ist damals nicht, wie sonst, vorher gegangen; sondern hat sich hinter das Heer der Israeliten machen müssen 2 B. Mose 14, 19. und ist folglich vor ihrem Angesichte nicht gewesen. Die Hauptvergleichung hat also wieder ihre Richtigkeit nicht; weil die Wolkensäule dazumal vor dem Volke Gottes nicht hergegangen ist, und es durch das Meer nicht durchgebracht hat.

§. 3.

Bey Berührung wirklicher Begebenheiten muß ich mich auf nichts unwahres gründen. Z. E.

N. 20„ Und müssen nur auf Dich mit Deinen Jüngern blicken.

Daß die Jünger dem Herrn bey seiner Himmelfahrt nachgesehen, ist gewiß: Daß es aber auch die heil. Engel sollten gethan haben, ist deßwegen nicht glaublich, weil sie eben darum erschienen, um den Jüngern das Nachsehen zu verbiethen. Sie sprachen: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da, und sehet gen Himmel? Apostel Gesch. 1, 11.

§. 4.

Bey Annehmung einer Meynung muß ich eben das thun. Z. E.

N. 9 „ Als ihn die Erd empfing war ſein umdecktes Kleid

10 „ Nur bloß die Mitternacht mit ihrer Dunkelheit.

Es iſt nicht zu erweiſen, daß Chriſtus zu Mitternacht gebohren ſey. Die Worte **Luc. 2. und hüteten des Nachts** ꝛc. geben im Texte keinen Grund dazu.

§. 5.

Wenn ich auf eine Wiſſenſchaft oder Lehre gerathe: So muß ich derſelben gemäß ſchreiben. Dieß Gedicht läuft in die Theologie, in die Lehre von der Erlöſung. Z. E.

N. 13 „ Doch da ſein Auge ſchon die bange Welt benetzt,

14 „ Und alſo von der Fluth des tiefen Zorns entſetzt.

Daß der Heiland als ein Kind geweinet habe, das kann mit großer Wahrſcheinlichkeit behauptet werden: Es ſind auch alsdann ſeine Thränen verdienſtlich geweſen. Daß aber **ſein Auge die Welt alſo von der Fluth des göttlichen Zorns entſetzet habe**, iſt falſch, indem er uns mit ſeinen bloßen Thränen nicht erlöſet hat. Das Gleichniß von dem Gnadenbogen iſt ſehr ſchön, aber der Auctor hätte es beſſer einkleiden müſſen.

N. 3 „ Der Liebe ſtarker Trieb, der ihn herab geleitet,

4 „ Macht daß er auch für uns zur Freudenſtäte ſchreitet.

Daß

Daß der Herr aus Liebe zu uns herab gekommen sey, und gelitten habe, ist richtig, und das ist eben sein **starker Liebestrieb**: Daß er aber auch aus Liebe zu uns gen Himmel gefahren sey, und daß solches aus einem **gleichmäßigen starken Liebestriebe** geschehen sey, das kann theils in einem heroischen Gedichte eben nicht als was ausnehmendes von ihm gerühmet, theils gar nicht gesaget werden. Seine Himmelfahrt war die Herrlichkeit, die ihm in der Ordnung des Leidens bestimmet war; der Triumph, den er darauf gehalten. Nun kann ich von einem Könige wohl rühmen, ein starcker Liebestrieb für seine Unterthanen habe ihn bewogen, in den Krieg zu ziehen, und das Leben zu wagen; allein, ich sage nichts sonderliches, wenn ich hinzu thue, er habe auch aus Liebe zu ihnen seinen prächtigen Triumph bey seiner Wiederkunft gehalten: Denn das hätte er mehr seinetwegen gethan. Spricht nun der Herr Auctor so gar: **Der Liebe starker Trieb, der ihn herabgeleitet, macht daß er auch für uns zur Freudenstäte schreitet**: Damit scheinet er die Stuffen der Liebe in dem Erlöser nicht zu unterscheiden; denn die Liebe, die ihn herabgeleitet, war allerdings stärcker gegen uns, als die ihn wieder hinauf gezogen. Jene war eine mitleidige Liebe zu verdammten Feinden: Diese eine wohlthätige Liebe zu seinen erlöseten Brüdern.

So ist auch in diesem Zusammenhange das Wort **für uns** nicht zum besten gesetzet: Denn es heisset: **auch für uns**. Nun ist aber in dem vorhergehenden von der Genugthuung des Herrn die Rede, dazu er herabgekommen ist, und den Stand

der Erniedrigung angenommen hat. Davon gebrauchen wir in der Lehre das **für uns**, und ſagen recht: **Für uns**, das iſt, **an unſerer Statt**, hat er gethan, und gelitten, was wir hätten thun und leiden ſollen, ſo daß wir es nun alſo nicht thun und leiden dürfen: Allein ſo gebrauchen wir das **für uns** von dem Stande ſeiner Erhöhung, folglich auch von ſeiner Himmelfahrt, nicht. Denn er iſt nicht **für uns**, das iſt, **an unſerer Statt**, aufgefahren, ſo daß wir es nicht thun dürfen. Zwar heiſſet **für uns** auch **uns zu gute**, und kann alſo gar wohl von der uns zu gute geſchehenen Himmelfahrt geſaget werden: Aber der Herr Auctor redet zuvor von der Genugthuung, darauf ſpricht er: **auch für uns.**

§. 6.

Wenn ich Stellen aus andern Scribenten, vornehmlich aus der heiligen Schrift, anziehe: So muß ich dieſelben zu meinem Vorhaben nicht zwingen, ſondern wohl zuſehen, was ſie eigentlich in ihrem Zuſammenhange im Munde führen, und ſie alſo anführen.

N. 30 „ **Da er vom Berge ſtößt, auch ihr den Kopf zertritt.**

Die Redensart: **den Kopf zertritt**, iſt genommen aus 1 **Buch M.** 3. 25. Sie handelt aber daſelbſt nur von der Genugthuung, als wodurch der Schlange der Kopf zertreten, das iſt, dem Tode die Gewalt genommen iſt. Die Himmelfahrt aber gehöret zum Stande der Erhöhung: Da ward der Schlange der Kopf nicht erſt zertreten, ſondern er war ſchon zertreten.

Ferner

Ferner heißt es:

N. 43 „ Sonst aber wußtest Du Dein Haupt nicht hin zu legen,

44 „ Der Erden kleinster Raum war Deiner Ruh entgegen.

Die Gedanken: Zuvor ist dem Erlöser die Erde groß gewesen; nun aber ist ihm auch der Umfang des Himmels zu klein, sind recht schön: Die folgenden Worte aber: **Sonst aber wußtest du** 2c. **Der Erden kleinster Raum** 2c. sind davon keine Erläuterung. Denn der Herr will mit den Worten: **Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege,** nicht sagen, daß ihm die Erde groß sey, sondern daß er auf Erden nichts habe. Nach diesem Verstande, hätte der Herr Auctor sprechen können: Zuvor hatte er auf der großen Erde nicht, wo er sein Haupt hinlegte: Nun **ist ihm alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.** Matth. 28. Oder: Zuvor hatte er auf Erden nicht, da er sein Haupt hinlegte, nun **ist die Erde selbst ein Schemel seiner Füsse geworden.**

§. 7.

Bey sinnreichen Aussprüchen muß man sich durch ihren Wohlklang, oder äusserlichen Glanz nicht blenden lassen, sondern sie wohl prüfen, ob der darinn liegende Schluß gegründet sey oder nicht. Z. E.

N. 19 „ Die Engel sind zu schwach, den Frieden auszudrücken,

20 „ Und müssen nur auf Dich mit Deinen Jüngern blicken:

N. 21 „ Warum? Du trägeſt ſelbſt, bey Deinem Himmellauf,

22 „ In Deiner Wunden Mahl den Friedensſchluß hinauf.

Dieſe Gedanken ſcheinen anfangs ganz artig. Allein, ich könte fragen, warum die Engel bey der Himmelfarth wären **zu ſchwach** geweſen, da ſie es doch bey der Geburt nicht geweſen? Der Herr Auctor fraget ſelbſt, und antwortet: Warum? **Du trägeſt ſelbſt** ꝛc. ſo urtheile ich, daß in der Antwort kein gründlicher Schluß ſtecke. Chriſtus trägt in ſeinen Wunden den Friedensſchluß gen Himmel: Darum ſind die Engel **zu ſchwach**, den Frieden auf Erden zu verkündigen? Es iſt nicht anders, als wenn ich ſagen wolte: Der Abgeſandte trägt den Friedensſchluß zum Kaiſer hinauf; darum kann er in dem Reiche von den Herolden nicht ausgeruffen werden? Umgekehrt! Weil der Friedensſchluß von dem Abgeſandten zum Kaiſer hinauf getragen iſt, ſo kann er erſt mit Recht von den Herolden im Reiche bekannt gemacht werden.

Bey dieſen und andern Anmerkungen möchte jemand gar leicht einwenden, daß ſie nicht die Poeſie, ſondern die Sachen, oder die Materie derſelben, betreffen. Ich antworte, daß dem zwar alſo ſey; aber daß man eben damit zeigen wolle, wie man in der Poeſie ſo vollkommen und genau ſchreiben müſſe, als es immermehr möglich iſt. Viele ſtehen in der vorgefaßten Meynung, in der Poeſie müſſe man es ſo genau nicht nehmen, als in der Proſe. Ein Poet habe groſſe Freyheit ꝛc. Allein die guten Herren verwechſeln auf ſolche Weiſe die weſentliche Beſchaf-

schaffenheit der Poesie; nach welcher sie allerdings anders, jedoch aber so natürlich und gründlich, von Sachen redet, als die Prose; ohne mit einer ungebundenen Freyheit bloß seiner Einbildung zu folgen, ohne den Vorstellungen einer schärferen Beurtheilungskraft Gehör zu geben. Sind nun jene vermeynte Unvollkommenheiten so beschaffen, daß ein accurater Scribent sie in der Prose nicht gebrauchen würde: So müssen sie zehnmal weniger in der Poesie geduldet werden. Zu dem kann ein tiefsinniger Poet dergleichen überhin hüpfende Redensarten leicht meiden; indem es mit einander nicht streitet, von Sachen trefflich zu dichten, und zugleich gründlich zu reden. Ich frage, woher hat der Herr Aucter andere vollkommene Uebereinstimmungen seiner schönen poetischen Erfindungen mit ihren Sachen genommen? Wie unvergleichlich klingt nicht folgendes?

„ Das Volk, so Mund und Arm zum Schlangenstich gelehnt,
„ Wird, da es dich verschmäht, vom Satan ausgehöhnt.
„ Und muß, da um Dein Haupt die Himmelskronen spielen,
„ Die Stiche selber nun von Deinen Dornen fühlen.
„ Doch zeiget sich Dein Glanz den wilden Schaaren nicht:
„ Zuvor verhüllten sie Dein blutig Angesicht:
„ Nun will die Wolke selbst um Dich die Decke werfen,
„ Und Blitz und Keile nur auf Deine Mörder schärfen.

Was kann schöner und gründlicher in dieser Materie erdacht werden? Hat er bey dieser Erfindung

und ihrer Ausarbeitung mehr Glück, oder mehr Lust, oder mehr Zeit zum Nachdenken gehabt? Er mag sich selbst prüfen. Ich glaube aber von diesem geschickten Manne, daß wenn er gewollt hätte, es ihm ein leichtes würde gewesen seyn, das ganze Gedichte so vollkommen auszuarbeiten, als jene Strophen. Also muß man auch loben, was zu loben ist.

Ich schreibe aus einem aufrichtigen Triebe, das Meinige zur Verbesserung der deutschen Poesie und Sprache beyzutragen, und empfinde bey mir nicht die allergeringste Neigung, den Ruhm eines einigen Poeten zu vergeringern, vielweniger den Herrn Verfasser zu verunglimpfen: Ja ich thue noch hinzu, daß sein Gedichte bey weitem nicht das einzige sey, welches ich meiner Anmerkungen werth geachtet habe; sondern daß ich aus den Schriften der größten Poeten dergleichen Stellen mit falschen Gedanken, wie sie Bouhours in seiner maniére de bien penser nennet, anzuführen im Stande sey.

Zweyter Abschnitt.

Von der Uebereinstimmung der poetischen Redensarten, mit der Kunst sich natürlich, ordentlich, nachdrücklich, deutlich und annehmlich zu erklären.

§. 1.

Was ich nach der Redekunst in der Prose vermeide, das muß ich noch vielmehr in der Poesie vermeiden.

§. 2.

Wider die Natürlichkeit wird gehandelt, wenn man Redensarten und Beywörter gebraucht, die entweder

entweder zu viel oder zu wenig sagen. Die Poesie erlaubet uns wohl, zu viel zu sagen, es muß aber auch mit guter Beurtheilung geschehen; aber nie zu wenig zu sagen. Der Herr Verfasser hat sich wider dieses eben nicht versehen. Das einzige Beywort:

N. 1. „ Nach finstrer Niedrigkeit

will mir nicht allerdings natürlich scheinen. Zwar schickt sich **finster** sonst schön zur **Niedrigkeit**: Die Niedrigkeit des Herrn aber war nicht **finster**, das ist **unbekannt**; denn er war selbst seinen Feinden berühmt und bekannt genug, und die Gläubigen sehen den Glanz seiner Herrlichkeit.

§. 3.

Wider die **Ordnung** ist, wenn ich die Wörter, die vorne stehen sollten, nachsetze, oder den ganzen Vers, des Sylbenmasses halben, so herum werfe, daß er dem ordentlichen Vortrage entgegen ist. Kömmt nun das herumgeschobene Wort auf den Abschnitt zu stehen: So fället die Unordnung noch mehr in die Augen, indem ich alsdann auf dem Abschnitte nicht ruhen kann, sondern stark zum folgenden gezogen werde.

N. 2 „ Schwingt mein Erlöser sich ꝛc.

36 „ Die Stiche selber nun ꝛc.

58 „ Sonst zög ich heute Dir durch Stern und Höhen nach.

76 „ So kann ich täglich schon ꝛc.

83 „ Laß meinem Geiste nur ꝛc.

Ich sage ordentlich: Schwingt sich mein Erlöser: Nun selber die Stiche: So kann ich schon täglich: Laß nur meinem Geiste:

Sonst zög ich Dir heute nach durch Stern und Hölen. Das Sylbenmaaß hat also den Dichter zu dieser Herumwerfung bewogen. Eine Ausnahme ist noch dabey: Nemlich, wenn auf das herumgeworfene Wort ein besondrer Nachdruck zu stehen kömmt, als:

N. 42 „ Zur Creutzes Städte nur ꝛc.

73 „ Ach so entflamme Du ꝛc.

Wider die Ordnung ist es auch wenn Wörter, die zu einander gehören, gar zu weit von einander gerissen werden.

N. 26 „ Die alte Schlange fühlt, in ihrer schwarzen Kluft,

27 „ Die Banden, so Du trugst, nunmehr um sich geschlungen.

Fühlt ist zu weit von **um sich geschlungen** abgesondert; zumal da schon in den Worten ein Verstand ist, eher das **um sich geschlungen** kommt.

§. 4.

Wider den **Nachdruck** handelt man, wenn man keine kräfftige Wörter erwählet, gleichgültige zu einander setzet, und folglich mehr auf das Sylbenmaaß, als auf die Materie, oder auf deren Zusammenhang mit dem vorhergehenden und nachfolgenden sieht. Hierwider wird fast am meisten bey den besten Poeten gehandelt. Man kann es gar zu deutlich merken, wie sehr es ihnen um das Maaß und um den Reim zu thun gewesen sey. Darnach zwinget man denn die Materien. Hiervon finde ich auch in dem Gedichte des Herrn Verfassers nichts zu bemerken. Die Redensarten sind alle schön

und

und nachdrücklich. Gleichwohl wäre es nachdrücklicher gewesen, für

N. 2. „ offnen Siegesthron, zu setzen:

hellen Siegesthron, weil vorhergeht: finstrer Niedrigkeit, darauf bezieht sich besser hell, als offen.

Ferner N. 3. 4. ist in

herab geleitet, und

Freudenstäte schreitet, kein nachdrücklicher Gegensatz. Besser: der ihn zur Marter leitet, denn darauf schickte sich kräftiger Freudenstäte. Oder sollte das herab bleiben, so hatte es im folgenden heissen können: Macht daß er auch hinauf zur Freudenstäte schreitet.

Ferner, wenn er setzt:

N. 56 „ Dein Flügel hebt Dich hoch, wer wird mich Aermsten decken?

so ist auch kein Gegensatz in hoch, und Aermsten. Zuvor hieß es nachdrücklicher: Dein Sieg erfreute mich, Dein Abschied bringt mir Schrecken: So hätte er auch hier sagen müssen: Wer deckt mich hier unten, oder mich niedrigen?

§. 5.

Wider die Deutlichkeit laufen alle zweydeutige Redensarten und Wortfügungen. Und weil bey uns der Nominativ und Accusativ mit mein, dein, sein, in den Wörtern, die das zu sich nehmen, construirt, einerley ist: So verursachet die Verbindung dieser Endungen in einem Verse eine Zweydeutigkeit, als:

N. 13

N. 13 „ Doch da ſein Auge ſchon die bange Welt benetzt.

65 „ Der Wolken helles Kleid verhüllt ſein Angeſicht.

Die Zweydeutigkeit rühret daher, weil ich nicht ſofort ſehe, ob ſein der Nominativ, oder der Accuſativ ſeyn ſolle; dadurch doch der Verſtand ganz verkehret würde, wenn ichs im erſtern für den Accuſativ, und im andern für den Nominativ anſehen wolte.

Ferner iſt ihr entgegen, wenn in einigen zuſammengeſetzten Wörtern, das pronomen relatiuum mit dem nächſt vorhergehenden nicht conſtruiret wird:

N. 70 „ Drum hat der Wolken Dampf durch ihren Silberſchein.

Müßte heiſſen: Durch ſeinen Silberſchein.

Endlich wird auch eine Zweydeutigkeit in der Ausrede veranlaſſet, wenn ich mit eben dem mitlautenden Buchſtaben, damit ich ein Wort endige, das folgende wieder anfange: Z. E.

N. 21 „ Bey Deinem Himmellauf
32 „ Dir Oel zum Opfer reicht
66 „ Und Dein Erbarmen nicht.

In der Ausſprache wird es ſchwer beyde mitlautenten Buchſtaben auszuſprechen; und mag leicht ein Zuhörer verſtehen: Himmel auf, Opfer eicht, Erbarme nicht.

§. 6.

Weil die Verſe nicht bloß um nur geleſen, ſondern auch um gehöret zu werden erfunden ſind: So muß

muß man auch dabey des Ohres schonen so viel möglich ist, und sich der **Annehmlichkeit** befleißigen. Der aber handelt man zuwider, wenn man, zum Nachtheile der Aussprache, Sylben verschlucket oder anhängt. Weil nun das e in verschiedenen Zeitwörtern und Endungen der Nennwörter nicht mit ausgesprochen wird, auch nicht einmal von einigen geschrieben wird, aus der Ursache, weil es die Aussprache verzögern und unangenehm machen würde. Alſo schreiben sie nicht: **Zeiget, entraubet, verklåret, Blutes** ꝛc. sondern **zeigt, entraubt, verklärt, Bluts** ꝛc. weil ich so spreche, und mich bey dem e nicht aufhalte. Folglich klingt es nicht angenehm

N. 37. „ **Doch zeiget sich dein Glanz** ꝛc.
69 „ **Doch** nicht entraubet seyn ꝛc.
88 „ **Verklåret** nachzusteigen.
5 „ **Durch seines Blutes Macht.**

Der Herr Auctor hat dieses e selbst an andern Orten ausgelassen, und sich nach der Aussprache gerichtet: als

N. 26 „ **Die alte Schlange fühlt** ꝛc.
32 „ **Dir Oel zum Opfer reicht** ꝛc.
14 „ **'Des tiefen Zorns entsetzt.**
78 „ **Als Gegner Deines Throns.**

Wollte man einwenden, die Poeten hätten darinnen ihre Freyheit: So sage ich: Unordnung muß keine Freyheit seyn. Man muß das e entweder durchgehends behalten, oder wegwerfen. Es mag aber wohl eher die Gemächlichkeit, als die Freyheit allhier Platz haben. Man wirft aber das e weg,

und

und holet es wieder, nachdem man des Maaßes wegen es übrig oder nöthig hat. Eine solche Dürftigkeit aber muß man nicht von sich spüren lassen. Zum wenigsten ist es nicht erlaubt, solches in demselben Gedichte und in demselbigen Worte bald weg zu thun, bald anzunehmen:

N. 8 „ Auf seiner Siegesbahn ꝛc.
46 „ Zu Deinem Siegsgezelt.
2 „ Zum offnen Siegesthron.
51 „ Der Dich zum Throne führet.

Weiter ist es nicht annehmlich in der Aussprache, wenn man solche Wörter gebraucht, die wegen ihres Tons sich nicht füglich zu dem Sylbenmaaße schicken wollen. Als z. E. in alexandrinischen Gedichten, schicken sich dreysylbige und viersylbige Wörter nicht gut, die den Ton auf der ersten Sylbe haben. Sonderlich wenn jene auf den Abschnitt, und diese auf den Ausgang zu stehen kommen. z. E.

N. 1 „ Nach finstrer Niedrigkeit
24 „ Nun sind sie zugeschlossen.

Denn ich spreche Niedrigkeit, zugeschlossen.

Ist aber in dreysylbigen der Ton auf der dritten und in viersylbigen auch auf der dritten, so schicken sie sich sehr gut zum Abschnitte, und auch zum Reime, als:

N. 88 „ Die in Dein Paradies.
71 „ Als wie nur überkleidet.

Dreysylbige, die den Ton auf der ersten haben, gehören eigentlich zu dactylischen Versen.

Was

Was in den gewöhnlichen Anleitungen wider diese Anmerkung möchte gefunden werden, das ist mir wohl bewußt. Man ziehe aber nur das Gehör zu rathe.

Und da die Buchstaben Sylben, die Sylben Wörter, und die Wörter die Annehmlichkeit ausmachen: So muß ich mein Auge auch auf die Buchstaben mit richten. Wenn ich zu viel Selbstlautende verschiedenes oder eines Lauts zusammen bringe: So hat der Vers keine Nerven, und klingt zu weichlich. Setze ich zuviel Mitlautende zusammen: So hat der Vers zu viel Knochen, und klingt hart. Ich kann diesen zwiefachen Fehler zugleich begehen, als:

N. 14 „ Des tiefen Zorns entsetzt.

Da sind zu viel Selbstlautende, und zwar e e bey einander, so noch unangenehmer ist, als wenn noch andere Selbstlautende dabey wären; und zu viel Mitlauterde, die auch fast eines Lauts sind, als z t s. Summa, man muß labiales, dentales, palatinas ꝛc. unterscheiden, und nicht lauter Buchstaben aus einer Classe zusammen setzen; sondern sie mit einander und mit verschiedenen Selbstlautenden wohl versetzen. Endigt sich ein Wort mit einem Vocal, so fange ich das folgende mit einem Consonanten an ꝛc. So klingt der Vers weit besser. Zu viel Diphthongi schicken sich auch nicht zusammen, als:

N. 4 „ Zur Freudenstäte schreitet.

Zumal da das sch, st, t, ein unangenehmes Gezische verursachen muß.

So

So gehöret denn auch der Reim mit zur Annehmlichkeit: Davon ich nur das bemerke, daß die vollkommene Poesie lauter reine Reime fodere. In diesem Gedichte sind viel unreine, die ich nicht nöthig habe zu bezeichnen. Was anlangt stehen, und Höhen, so saget man, solche Reime gehen wohl an, indem die obersächsische auch schlesische Mundart jene Wörter auf einen Ton ausspricht. Allein ich antworte: Was hat die verschiedene Mundart mit der deutschen Poesie zu thun? Die deutsche Poesie richtet sich nach der deutschen Sprache, die keine Mundart ist. Also muß ich bloß bey den Buchstaben bleiben, und bey dem Reime auf deren Uebereinstimmung sehen; es mags denn ein jeder nach seiner Mundart sprechen. Folglich müssen die Reime rein seyn.

Endlich ist auch die oftmalige Wiederhelung gewisser Flickwörter gar nicht angenehm zu lesen und zu hören. Der Herr Auctor brauchet das Wörtlein Nur zu oft.

R. 10 „ Nur bloß die Mitternacht,
20 „ Und müssen nur auf Dich,
40 „ Und Bliz und Keile nur.
42 „ Zur Kreuzesstäte nur.
71 „ Als wie nur überkleidet.
77 „ Mein König feßle nur.
83 „ Laß meinem Geiste nur.

So gebrauchet er auch das selbst zu oft:

R. 12 „ Die Thränen selbst verstecken.
21 „ Warum? Du trägest selbst.

M. 29 „ Daß ſelbſt Dein letzter Schritt,
31 „ Und daß der Oehlberg ſelbſt,
36 „ Die Stiche ſelber nun,
39 „ Nun will die Welke ſelbſt.

An den meiſten Oertern erläutern dieſe Wörtlein die Sache nicht, ſondern ſind nur, um den Vers auszufüllen, zu Hülfe gerufen.

Dritter Abſchnitt.

Von der Uebereinſtimmung der Worte mit der deutſchen Grammatik.

§. 1.

Was der Wortfügung und Rechtſchreibung der deutſchen Grammatik zuwiederläuft, das iſt auch der deutſchen Poeſie zuwieder; als welche ſonderlich die Verbeſſerung der Sprache mit zum Endzwecke hat.

§. 2.

Man wird aber befunden haben, wie übel einige der beſten Dichter mit der Sprache hauſen, um ihren Vers oder Reim heraus zu bringen: Nicht anders, als wenn ſich die Sprache nach der Poeſie richten müßte; da ſich doch die Poeſie nach der Sprache richten ſollte. Mit ſolchen Fehlern könnte ich ganze Blätter anfüllen, wenn es verlanget würde. Der Herr Verfaſſer hat darwider nicht ſonderlich angeſtoſſen. Inzwiſchen gefällt mirs nicht, daß er durch ein zugeſetztes e einigen Wör-

tern eine Sylbe anhänget, die ſie doch in der deutſchen Sprache eigentlich nicht * haben. z. E.

N. 64 „ Und ſeinen Geiſt zurücke,
74 „ Mein wallend Herze ſich,
79 „ Als mein Prophete führen.

Denn dieſe Wörter heißen zurück, Herz, Prophet. die müßten ſo bleiben. Um eine Sylbe, des Verſes wegen, mehr zu kriegen, ſteht es mir nicht frey die Wörter zu verlängern. Daß es aber der Herr Aucter darum gethan, iſt daraus klar, weil er hernach das Wort Herz als ein Einſylbiges recht gebraucht hat:

N. 81 „ Damit mein Herz und Trieb. **

Das e bey dem Imperative N. 61. Drum gehe nur voran, iſt auch nicht nach der Grammatik hinzu geſetzt, denn ich ſage geh, ſteh ꝛc.

Ich bin auch nicht gewiß, ob es recht ſey, die Endung des Adjectivi, welche das Genus bezeichnet, abzukürzen, und für blutiges, wallendes, blutig, wallend zu ſchreiben, als

N. 38 „ Dein blutig Angeſicht,
74 „ Mein wallend Herze ſich. †

Endlich

---

* Hier wird ein Oberſachſe andrer Meynung ſeyn, als der Herr Criticus, und ſich auf die tägliche Ausſprache beruffen, darinnen man alle dieſe e höret.

** Hier hat es ſeine Urſache, weil nemlich wegen des folgenden Selbſtlauters ein Uebelklang (Hiatus) entſtanden wäre.

† Dieſes iſt, was die Neutra anlangt, auch in den beſten Provinzen Deutſchlandes, und in den Reden derer

Endlich finde ich noch zu erinnern, daß das Vorwort **vor** mit dem unrechten Casu construiret sey, wenn es N. 86. heißt:

Vor Deinem Richterstiz die Erde stellen wirst.

Das müßte der Accusativ seyn, nach der Grammatik: **vor Deinen** Richterstiz. Auf die Frage wohin? Ich kann zwar den Dativ auch gebrauchen, und sagen, z. E. Der Hauptmann stellet die Compagnie **vor seiner Thüre**: Wenn man gefragt hätte: Wo er sie stellete? Allein ich glaube fast nicht, daß der Herr Aucter das Wort **stellen** in diesem Verstande genommen habe.

§. 3.

Nach der Wortfügung muß ein accurater Dichter auch auf die **Rechtschreibung** sehen: Und ob dieselbe gleich noch sehr ungewiß ist, so muß man doch in ausgemachten Dingen sich nach den meisten richten.

Schreibt also der Herr Aucter das tz, ck, ff, nach den Consonantibus, als **Glantz, Wolcke, Dampff**, so kann ihm solches nicht getadelt werden; Denn man hat davon auf beyden Seiten seine Gründe, daher es noch viele darinnen mit dem Herrn Aucter halten. So ist es auch mit dem y das er in **Kreyß, Heyl** ꝛc. behalten. Das aber kann eher getadelt werden, das er bey solchen

derer, die am besten sprechen, etwas gewöhnliches, und daher auch einem Poeten nicht zu verdiehen. Man sagt: ein gut Buch; ein neu Kleid; ein artig Kind.

Wörtern dabey doch die Etymologie die ſchönſten Gründe an die Hand giebt, die gewöhnlichſte Schreibart nicht in Acht genommen. Er ſchreibt Kreyß, Paradieß, mit einem ß, da ich doch ſage Kreyſes, Paradieſes: Zertritt mit einem tt da ich doch ſage: ich zertrete, mit einem t * Biß, donec, mit einem ß, da doch Biß, morſus, nur ſo geſchrieben wird, und donec, oder usque bis, mit einem s. Am wenigſten aber mag entſchuldiget werden können, daß er in einem Worte zweyerley Schreibart führet. N. 4. ſtehet Städte, mit einem dt, ſo doch eigentlich *urbes* heiſſet: N. 42. aber recht Stäte.

Beſchluß.

So viel von meinen Anmerkungen bey dieſem Gedichte! Die vollkommene Poeſie begreift mehr Regeln in ſich, als in dieſen §§. verfaſſet ſind. Denn ich habe nur einen Auszug gemacht von denen, wider welche der Herr Verfaſſer dieſes Gedichtes gehandelt haben ſoll. Hätte ich mir ein zehnmal ſchlechteres Gedichte vorgeſtellet, ſo hätte ich auch zehenmal mehr §. gemacht: Denn es findet ſich mehr zu erinnern. Würde dieſe Probe gut aufgenommen, ſo könnte ein mehres erfolgen. Die Ein-

* Auch hier wäre das tt zu vertheidigen. Denn da ſich der lange Vocal E in ein kurzes I verwandelt, ſo iſt es billig, daß der Mitlauter verdoppelt werde. So wird auch umgekehrt von ich bitte, ich bat, weil ſich das kurze i in ein lang a verwandelt.

Einwendung, von der Unmöglichkeit eines solchen Gedichts, wird wegfallen, wenn man erweget: wie leicht die angefochtenen Stellen anders hätten gegeben werden können, welches ich aber mit Fleiß nicht habe hinzuthun mögen.

Ich hoffe, es sollen keine Anmerkungen gemacht seyn, die man als ganz ungegründet verwerfen könnte, und deren Behauptung mir schwer fallen sollte: Wie ich denn deutlich zeigen kann, daß ich nur dasjenige, was andere schon, so zu reden, im Positive und Comparativo getadelt, im Superlativo, das ist noch strenger, beurtheilet habe. * Sind es also wirkliche Unvollkommenheiten, warum wollte man sich nicht befleißigen, dieselbigen so viel möglich zu vermeiden? Inzwischen muß ich doch auch zu meiner Vertheidigung zum Voraus melden, daß ich nicht der Meynung bin, daß ein Gedicht deßwegen für vollkommen zu achten sey, wenn es von oberwähnten Unvollkommenheiten frey wäre. Es wird zu einem vollkommenen Gedichte noch weit mehr erfordert. Ich zeige nichts mehr, als wie ein schon geschickter Poet sich hüten müsse, daß die Vollkommenheiten seines Gedichts, durch einige gründliche Unvollkommenheiten, nicht beschimpft werden. Kostete es nun gleich ein wenig mehr Mühe, alles so genau zu bemerken: So müßte

* Nach dieser Art werden wirklich in den Versammlungen der deutschen Gesellschaft die vorgelesenen Gedichte der anwesenden Mitglieder beurtheilt, doch so, daß den Urhebern selbst die Verbesserung überlassen wird.

man ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen; wenn auch gleich des Jahrs zehn Gedichte weniger heraus kämen. Was geben ſich nicht Anagrammatiſten und Jahrzahliſten für ſaure Mühe, ein nichts auf ſich habendes Buchſtabenſpiel auszukünſteln? Zum wenigſten werde ich doch das erhalten, daß man immer mehr mit Aufmerkſamkeit ſchreibe und alſo der gewünſchten Vollkommenheit näher komme. Das iſt auch alles, was ein einzelner nach ſeinem Vermögen in ſolchen Sachen ausrichten kann.

P. S.

Nach dieſen Anmerkungen kann man leicht alle vorfallende Gedichte prüfen. Ein kleines Exempel davon zu geben, ſehe ich eben des Herrn Profeſſor Gottſcheds ausnehmlich ſchönes Gedichte auf des jetzt regierenden Königs von Polen Majeſtät vor mir liegen, hinter welchem eine Stelle aus dem Opitz an Herzog Ulrichen zu Hollſtein angezogen ſtehet, die alſo lautet:

1 Doch du biſt Götterart, bey denen es gelingt
2 Mehr dem, der guten Sinn, als der viel Opfer bringt.
3 Die groſſe Freundlichkeit, die Demuth, Herr, wird machen,
4 Daß dich die ganze Welt für allen andern Sachen,
5 Wird lieben, weil du lebſt: Denn das, was kein Geldat,
6 Wenn er auch eiſern iſt, kann richten in der That.
7 Was keine Macht vermag, das kann die Liebe bringen.

Der

Der erste Abschnitt.

Dawider fället nichts bedenkliches vor.

Der zweyte Abschnitt.

§. 2.

Von der Natürlichkeit.

N. 4 **Daß dich die ganze Welt** ꝛc.

Ganze Welt ist hier zu viel gesaget; **Welt**, wäre natürlicher, auch schon genug gewesen.

§. 3.

Von der Ordnung.

N. 1 . . . **bey denen es gelingt**

2 **Mehr dem, der guten Sinn** ꝛc.

Es sollte ordentlich heissen: **bey denen es mehr dem gelinget, der guten Sinn** ꝛc. denn man sagt nicht: **bey denen es gelingt mehr.** Man spricht sonst wohl: es gelinget **mehr**, oder **besser**; allein das vorhergehende **denen** will es hier nicht gestatten.

N. 6 **Kann richten in der That.**

Sollte heissen: **In der That ausrichten kann.**

§. 4.

Von der Nachdrücklichkeit.

N. 4 **Für allen andern Sachen.**

Darinn ist ein schlechter Nachdruck. Wenn es noch hiesse: **Vor allen andern Prinzen.** Es ist also bloß, wie **Peter Squenz** saget, **umb Reimens willen geschehen**, um machen etwas zu finden.

N. 7 **Das kann die Liebe bringen.**

Bringen iſt hier auch ein ſchwaches Wort, wenn es noch hieſſe **zwingen**, das ſchickte ſich beſſer auf das vorhergehende vom Soldaten.

§. 5.

Von der Deutlichkeit.

N. 1 Bey denen es gelingt.

Zuvor ſtehet **Götterart**, ein zuſammen geſetztes Wort, alſo müßte das Pronomen Relativum ſich auf Art beziehen: bey der es gelingt.

N. 2 Mehr dem der guten Sinn als der viel Opfer bringt.

Der Verſtand ſoll ſeyn: Es gelingt mehr dem, der guten Sinn und wenig Opfer, als dem, der viel Opfer, und keinen guten Sinn bringt. Denn wenn jemand guten Sinn und viel Opfer den Göttern zugleich bringet, dem gelingt es zum wenigſten eben ſo gut, als dem der guten Sinn und wenig Opfer brächte.

Die Worte ſind alſo, ſo wie ſie da ſtehen, undeutlich, und können ſchlechterdings ſo nicht geſprochen werden.

Ferner verurſachet auch die Auslaſſung des **dem** in dem andern Hemiſtichio eine Undeutlichkeit. Denn es müßte heiſſen: als **dem** der viele Opfer bringt.

§. 6.

Von der Annehmlichkeit.

N. 3 Die groſſe Freundlichkeit.

Ich ſage Freundlichkeit, der Ton iſt auf der erſten.

N. 5

N. 5 **Wird lieben, weil du lebst.**

Das Punctum auf dem Abschnitte, ist nicht angenehm; auch nicht die Verbindung dieser Worte mit dem vorigen Verse, so die Franzosen ein enjambement nennen.

N. 7 **Was keine Macht vermag.**

Dieses gleich nieder kommende a mit einerley Consonantibus: **macht, mag,** klinget unangenehm.

Dritter Abschnitt.

§. 2.

Von der Wortfügung.

Das **mehr** gehöret nach der reinen Wortfügung nicht zu **gelingen.** Ich sage: **gut gelingen,** also muß ich auch sagen: **besser gelingen,** im Comparative. Wenn ich sprache **viel gelingen,** so könnte auch sprechen: **mehr gelingen,** aber so redet man im Deutschen nicht.

N. 4 **Für allen andern Sachen.**

Für ist eine Präposition die nach der Grammatik den Accusativ, zu sich nimmt. Es hätte also heissen müssen: **Vor allen andern Sachen.**

N. 6 **Kann richten in der That.**

Wenn es soviel bedeuten soll als: **ins Werk richten,** wie ich vermuthe, so ist die Präposition **in** auch mit dem Dativ nicht recht construiret, denn es müßte der Accusativ seyn, **kann richten in die That.**

Wider die **Rechtschreibung** ist nichts versehen.

VI.

Neue ausgeputzte Sprach-Posaune

an die unartigen teutschen Sprach-Verderber, wie auch alle redliche aufrichtige Teutscher Reimen und edlen Sprach lieb- und ehrende Herren, für Verunreinigung der lieben Mutter-Sprach treumeintlich warnend: ausgeputzet durch einen der redlichen, alten, Teutschen Sprache beygethanen Freund. Gedruckt im Jahr 1648. 8. 6. Bogen.

Nachdem der ungenannte Verfasser dieser Schrift die redlichen Bemühungen derer-jenigen gerühmet, die sich auf irgend eine Weise um ihr Vaterland verdient machen: So eifert er über die Nachläßigkeit seiner Landsleute, in Ausbesserung der Sprache ihres Vaterlandes.

Und zwar ist er anfänglich auf diejenigen übel zu sprechen, welche dieser Hauptsprache, welche doch von Worten so schön, weitläuftig, rein, prächtig und vollkommen ist, mit allerhand ausländischen und fremden Kipper-Wörtern schändlicher Weise verunreinigen.

So lauten davon seine Worte: „Jetzo will ein „ jeder, der sich 5. Thaler kan berühmen, Italien, „ Spanien, Franckreich und andere Länder durch-„ streichen, und andere Sprachen erhaschen, da-„ mit er für allen Dingen gleichsam den sammeten

„Rock

„Rock ſeiner Sprache mit andern lauſigten ungleichen Lappen möge verbunten und ſchänden.

Er rühmet den großen Käiſer Carolum M. der die deutſche Sprache rein auszuſprechen befohlen, und ärgert ſich hingegen über ſeine Landsleute, die nichts beſtätigen können, wenn ſie nicht ſagen: ma foi, par Dieu, die jeden Bärenhäuter Monſieur nennen, und mit votre Serviteur, mon Frere viel Weſens machen. Er iſt mit den Kaufleuten nicht zufrieden, daß ſie in ihren Briefen das Laus Deo allezeit oben an ſetzen: ja, ſagt er, es iſt ſo weit gekommen, daß das Lumpengeſindel, die Schneider das adieu, addreſſiren, datum, paſſato, gebrauchen. Endlich beſchweret er ſich auch über die Bauren, die nun von marchiren, contribution und mouſqueten zu reden wiſſen, ohnerachtet ihnen dieſe Wörter theuer genug zu ſtehen kommen.

Die Complimenten beſchreibt der Verfaſſer als ein grauſames Wunderthier, ſo in Franckreich von allerhand giftigem Geſchmeiſſe zuſammen gewachſen, und in die See gefallen, vom Winde aber erhoben worden in Deutſchland mit dem Thaue gefallen, und nun ganz gemein geworden. Und auf dieſen Schlag hält er einen Complimenteur für einen Großſprecher, Aufſchneider und Lügner; und kann ein redlich deutſches Herz mit ſolchem leichtfertigen Fuchspelze nicht zuſammen reimen. Die Liebhaber ſolcher Complimenten heißt er verfluchte Höllen-Hefen und Plutus-Geſindlein, und nachdem er ein paar artige Hiſtörchen beygebracht, ſo urtheilet er alſo: Jemehr compliment, je minder condiment, je mehr Worte, je minder Werke; je mehr Geſchrey,

schrey, je minder Wolle; je mehr Geschwätz, je minder Herz.

Von Mannspersonen, die unsere Muttersprache verderben, kömmt er auf das weibliche Geschlechte, und findet auch hier gerechte Klagen. Er sagt, wenn heutiges Tages eine Jungfer nicht mit fremden Wörtern ihrem galan begegnen könnte, so befürchte sie sich, die Venus würde sie unbelehnt, und ehe-los zur ungekleppelten Glocken-Rette verweisen. Ein eingerückter Brief eines Mädchens an einen Junggesellen zeuget von der Wahrheit. Zuletzt giebt er diese Erinnerung:

Hinweg das Lumpen-Klapperwerck
Hinweg die stoltzen Worte!
Verwahr dein Thun und dieses merck,
Daß dir an allem Orte
Das hohe Reden nicht gebührt,
Weil Huren damit seyn geziert.

Nach diesem eifert er über die Schüler und Halbgelehrten, welche mit lateinischen Brocken um sich werfen, wenn sie kaum lateinisch lesen können. Er verweist den Leser auf ihre Briefe, Abdankungen, Reden und Verse. Nachdem er zum Beweise abermal einen Brief, der mit lateinischen Worten angefüllet ist, angeführet, so sagt er, daß solche Leute schienen unter das Affengeschlecht gerathen zu seyn.

Die geistlichen Redner und Prediger bekommen hier auch ihren Leviten, welche oft ihre Reden unnöthiger Weise mit fremden Wörtern verunehren, und damit wohl gar Gelegenheit zu spotten geben. So gieng es jenem Dorfpfarrer; welcher auf dem

dem Predigtstuhle sagte: amneſtia sey ein edel Wesen, und wo diese nicht sey, da könne kein Friede nach dem Kriege folgen. Ein Bauer, der dieses hörte, verstund: **Am Miste stehen**, sey ein edel Wesen ꝛc. und glaubte, es sollte dannenhero der Schultheiß und Amtmann, so wohl als andere Bauren, stets im Miste stehen, wenn Friede werden sollte.

In Kanzeleyen und Schreibestuben, findet unser Verfasser nicht wenig zu reformiren. Denn da kann kein Geleitszettel mehr gegeben werden, sondern es muß ein Passeport seyn: Das schmeckt nemlich dem Narren besser, wenn man es mit einem welschen Breye anrichtet. Und wo wird in einer Kanzeley ein Brief ausgefertiget, wo nicht viel fremde Wörter sich befinden? Hier streuet der Autor eine artige Historie ein: Ein Schultheiß bekam aus der Gräfl. Kanzeley einen Befehl, von dem er nichts verstunde. Weil aber der Schreiber viele Züge um die Schrift herum gemacht hatte, so meynte der Schultheiß, es sey ihm vorgemalt, was er thun sollte, und brachte deßwegen einen Wagen mit Wällen nach Hofe. Endlich giebt er die Lection:

Hastu mit Franckreich ie zu schaffen,
So laß dann ihre Sprach nicht schlaffen:
So du den Teutschen Briefe schickest,
So merck, daß du die Sprach nicht rückest:
Denn wer die rechte Zeit nicht achtet,
Und nach Person die Sprach betrachtet,
Der ist im grossem Witz verwirret,
Und von der Weisheit abgeirret.

Mit

Mit den Rechtsgelehrten, Advocaten und Anwälten stimmt unsere Sprachposaune auch nicht ein. Denn obgleich die einmahl eingeführten lateinischen Wörter heutiges Tages gar wohl verstanden werden, so leidet doch die deutsche Sprache darunter. Und warum nennt man nicht dasjenige eine Bittschrift, was diese Leute ein Supplicat nennen? warum sagt man nicht: sich auf ein höher Gericht berufen, an statt appelliren?

Unsern deutschen Poeten aber misbilliget er die Einmischung fremder Wörter desto mehr, je weniger man in einem lateinischen, griechischen, französischen oder italiänischen Gedichte dergleichen antrifft. Man sollte, sagt der Autor, meynen, unsere Dichter würden ihre Mutterſprache in Richtigkeit erhalten, und unverhurt und unverketzert empor stellen und reiner ausbreiten: Aber da findet man leider! solche erbärmliche Schnitzer, daß einem das Gedärme in Leibe davon wässern sollte.

Die Aerzte verdienen eine gleichmäßige Bezüchtigung. Die Thorheit des Vielwissens, sagt er, und darob hoch gesehen zu seyn, sticht auch in ihr: Kappen, daß sie meynen, sie würden nichts geachtet, wenn sie nicht die Mutterſprache verderbten. Damit wurde jene Frau betrogen, welcher der Arzt für ihren kranken Mann 7. pillulen verordnete, welche aber pullulen verstund, und ihren Patienten 7. junge Hüner brauchte, womit er sich den Magen von neuem überschüttete, da er ihn hätte reinigen sollen.

Die Calenderschreiber können ihre Lust, die Sprache zu verderben, am wenigsten bergen, da lieſet man

man von Planeten, Aſpecten, Sextil, Oppoſition, Practic, Prognoſticon, &c. womit ſie doch mehr nicht gewinnen, als daß ſie den gemeinen Mann irre, und ſich ſelbſt oft zum Spotte machen.

Mit dieſen gehen die Zeitungsſchreiber in gleichem Paare, von deren Schreibart der gemeine Mann kaum den halben Theil verſtehet. Es wäre von nöthen, heißt es, daß der, welcher die Zeitungen leſen will, 2. Männer bey ſich hätte, auf der rechten Seiten einen Franzoſen, auf der linken aber einen Lateiner, welche die fremden Wörter auslegeten.

Bey dergleichen allenthalben eingeriſſenen Verfälſchungen der deutſchen Sprache giebt der Autor den Rath und thut den Vorſchlag, daß bey allen Gaſtereyen und Zuſammenkünften die Leute eine gewiſſe Strafe von jedem fremden Worte erlegen und alſo in die Büchſe blaſen ſollten. Er hält dieſen Vorſchlag für deſto billiger, je einmüthiger die alten Deutſchen in Reden, im Gottesdienſte, und an Redlichkeit geweſen. Den Schluß machet folgendes Gedichte:

Sollt Arion fremde Sachen,
Und der Orpheus andre Kunſt,
Auch die Muſen Stimmen machen,
Die nicht her aus eigner Brunſt?
Ja die leichte Nachtigalle
Ob ſie wohl verblümter Weiß
Lieblich ſchleußelt viel mit Schalle,
Iſt es doch aus eignem Fleiß,

Auch

Auch was sonsten um uns schwebet,
Hält sich festlich an die Stimm,
Die ihm Gott hat eigen geben,
Drum du Deutscher, sieh dich um,
Ehre doch dein eigne Sprache,
Laß von andern Zungen ab
Die du sonsten Dir zur Rache
Auferziehest: schaff sie ab.
Laß dir nun bey Zeiten sagen
Weil dir noch zu helffen ist:
Sonsten werden hoch beklagen,
Kindes Kinder deine List.

So weit gehen des Verfaßers Gedanken, welche durchgängig einen patriotischen Eifer für unsere Muttersprache zeigen: Wiewohl der gute Mann selbst, in gegenwärtiger Schrift, hin und wieder der Reinigkeit derselben Gewalt anthut. Ich will ietzo nichts von der Schreibart gedenken, welche man der damaligen Zeit zu gute halten muß. Allein, er hat oft auch etwas gezwungenes und ungewöhnliches in seinen Worten. Z. E. p. 1. wird niemand den Periodum billigen, womit er sein Buch anfängt: „Es gemahnet mich zu ietziger dieser Teutschen verderblichen Fastnacht-Zeit, wie es jener „heidnischer Geschichtschreiber unter andern sehr artig saget, daß es eben mit gleicher Tugend könne „gezeichnet werden, des lieben Vaterlandes Aufkommen zu mehren, und dessen Untergang viel „lieber auf sich als eben dem gemeinen Wesen abstossen und zerreissen lassen, und wäre so ein Land„Kind den Göttern wohlgefällig, daß sich in dessen

„emb.

„ emsiger Bearbeitung nicht allein zu Zeiten sin-
„ den liesse; sondern auch dahin allezeit trachtete,
„ wie es sein liebes Vaterland für andern rühmli-
„ chen Landschafften in allen dem Himmel könte
gleich machen.“ Eben auf diesem Blatte schilt er
auf die **faulen Eitelkeit-rauchenden und Eiterstinckenden fleischlichen Augen des Gemüths.** p. 4 wird die Sprachverfälschung eine **tief-beklagliche** genennet. p. 5. heißt es: die Teutschen **klicken und klacken** ohne Unterlaß an ihrer Sprache. p. 6. heißt es: unsere Sprache mit **fremden Lappen verbunden**, d. i. bunt machen. p. 7. uns ist unsere Mutter-Sprache, **erleydet**, d. i. verhaßt. p. 8. **zierleuchtende** d. i. galante Leute. Eben daselbst: fremde Wörter **bey Säckeu völk** von sich werfen, d. i. häufig einmischen. p. 11. sind läppische **Babbeleyen** so viel, als unnütze Worte. p. 12. **verhütliche**, d. i. beschwerliche Zeiten. p. 15. niemand weis, ob es **gir oder gär**. p. 28. ein Französisches **Lieb-Schertzen**, d. i. ein Roman. p. 23. **Schnitze** der Reden, d. i. gekünstelte. p. 37. ein **mistiges**, d. i. unhöfliches Schreiben. p. 42. **linckwürmische**, d. i. krumme Züge der Schrift. p. 43. verwirrte **Greden**, d. i. Züge der Schrift. p. 52 **auspfeiffliche**, d. ist lächerliche Schnitzer. p. 57. ein **Wanckender**, d. i. ein Irrstern. p. 60. die Zeitungen sind aus dem Kraut-Garten allerley Sprachen **verblümet und durchsetzet**, d. i. mit vielen ausländischen Worten angefüllet. p. 62. ein **Rauchbusch** mit fremden Schriften. p. 67. Italian. Frantz. Span. Teutsche Sitten. p. 68. **süßes saures Krausen**,

d. i. wunderliche Stellung des Leibes. eben d. Rib-Knochen, d. i. wunderliche Leute. p. 69. herzlosen, d. i. leichtsinnig. p. 71. Rechtschmiedung, d. i. Juristerey. p. 73. einem den Scheidstein ins Angesicht werfen, d. i. sich wehren. ibid. wohlgeputzt und geschnutzt, d. i. geziert. p. 74. die Jungfer hat einen neuen Rock um den Venus-Sack gethan, d. i. angezogen. p. 76. wir hangen am Affenschwantz, d. i. thun alles gerne nach.

VII.

Anmerkung eines Ungenannten über die Unvollkommenheit der deutschen Sprache.

Nachdem die Herren Verfasser der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache ꝛc. im ersten Stücke pag. 55. seqq. die Schönheit unserer Sprache, und ihre Vortheile zu erweisen gesuchet: So hat ein Ausländer verschiedene Einwürfe darwider gemacht, zugleich aber auch zu verstehen gegeben; daß man die Unvollkommenheit unserer Sprache nicht unbillig aus dem Character der Nation herleiten müsse; mithin ist sowohl die Sprache, als die Nation selbst angegriffen.

Was die Deutschen überhaupt betrifft, so erinnert der Gegentheil anfangs ein für allemal, daß man nur von dem grossen Haufen rede, gleichwie alle National-Character, wenn sie nach der Menge gezeichnet sind, eintreffen; hingegen auch ihre Ausnahmen leiden können, wenn man ein Glied nach dem andern betrachtet.

Viel

Viel verſtändige Männer ſagt er, ſind nach fleiſſiger Vergleichung der deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, und italieniſchen Sprache auf die Gedanken gefallen: die Gemüthsart, und die Sitten eines Volkes geben der Sprache auch eine gewiſſe eigene Art und Manier. Zum Exempel, ein Franzoſe weis nichts gröſſers und prächtigers, als ſeinen König, und den Hof, den Sitz, und die Quelle der Mode, welcher er eben ſo ſclaviſch, als dem Könige unterworfen iſt. Seine Sprache richtet ſich vollkommen nach dieſem Character. Bey nahe gehet darinnen alle zehen Jahre eine merkliche Aenderung vor; und wenn dieſer Kreislauf geendiget iſt, ſo bringt man, eben wie in Kleidertrachten, Dinge wieder auf, die man vor dieſem längſt gewußt hat. Ueber dieſes iſt die franzöſiſche Sprache voller Unrichtigkeiten, wenn man ſie nach den allgemeinen Regeln, und Grundſatzen der Sprache und nach der vernünftigen Analogie unterſuchet: Aber dieſe Unrichtigkeiten ſind durch den Gebrauch des Hofes und durch die Gewalt der Mode gleichſam eingeweihet, und geheiliget worden.

Die Engelländer ſind in Glaubensſachen, in der Weltweisheit, in ihren Sitten, in der Policey, in ihrer ganzen Lebensart, und in ihrem Umgang nicht nur frey, ſondern bis zur Frechheit verwegen. Alſo iſt auch ihre Sprache ganz ungebunden, und verträgt leicht Redensarten, die ſich nur für andere, inſonderheit für die lateiniſche, griechiſche, deutſche und franzöſiſche Sprachen ſchicken. Eine neue verwegene, jedoch mit Verſtand angebrachte Redensart erwecket bey ihnen kein Aergerniß; ſondern vielmehr Beyfall

und Hochachtung. Gleichwie sie ferner sich viel darauf einbilden, das sie tiefsinnig sind, und eine sonst schwere Sache gleich einsehen: Also verzeihen sie eine Dunkelheit leicht, die sich wegen Kürze des Ausdrucks, oder der Kraft des Gedankens einschleicht. Darum ist ihre Sprache an Worten die kürzeste, an Verstand die völleste und reicheste, und in Ansehung anderer die dunkelste. Die Schönheit der Gedanken, und der Erfindung gilt bey ihnen unendlich mehr, als der Putz der Rede und der Klang der Sylben. Daher kömmt es, daß sie so wohl in dem Maaße ihrer Verse, als in ihrer Grammatik nichts von der Zärtlichkeit wissen, die bey den Deutschen, auch in den geringsten Kleinigkeiten, hervor blicket; und darüber sie die Materie selbst, und die Betrachtung des Gedankens verabsäumen. Ein Engelländer läßt die Zierlichkeit um den Gedanken fahren, und fragt nicht darnach, ob er hart rede, wenn er nur nachdrücklich redet.

Der Deutsche opfert Materie und Gedanken der Zierlichkeit auf. Er gleichet einem einfältigen Liebhaber, den die äusserliche Schönheit und der Putz seiner Geliebten dermassen blendet, daß er nicht so wohl auf ihren Geist, Stand, Vermögen, und andere Umstände, sondern nur auf ihren Körper siehet. Ohne Zweifel ist die Ursache dieses Unterschieds, in den Sitten der Nation zu suchen. Die Deutschen haben sich allezeit daraus einen Ruhm gemacht, daß sie von Leibe und Gestalt groß und ansehnlich sind. Sie geben sich anjetzo am meisten Mühe, die Gliedmassen zu fertigen Uebungen

gen

gen zu gewöhnen. Besuchet einen deutschen Edelmann, auf seinem Landgute: Hat er seinen Verstand durch Wissenschaften geübet, so halten ihn seine Landesleute wo nicht für einen Schulfuchs, dennoch für eigensinnig und des deutschen Adels beynahe für unwürdig. Hingegen ein Stall voll Pferde, ein prächtiges Jagdzeug, eine Koppel Hunde, einen Schrank voll schöne und kostbare Kleider; sein sauber Gewehr, Büchsen, Flinten, und Pistolen, die alle auf ein Haar schiessen; eine Menge Weingläser, von verschiedenem Range; und kurz

Zelt, Lager, Ordnung, Pracht, Gewehr, Kleid,
Mannschaft, Pferd,
Und die Bewegungen, sind ihres Beyfalls werth.

Ja was noch mehr ist, die meisten Gelehrten, unter den Deutschen, glauben, daß sie für ihren Verstand und Witz Sorge genug getragen, wenn sie durchlaufen haben, was man auf Universitäten hören kann. Diejenigen, welche weiter gehen, und z. E. die Beredsamkeit und Poesie studiren, folgen auch darinnen ihrem Landescharacter, indem sie sich mehr mit demjenigen, was diese Wissenschaften, so zu sagen, körperliches haben, als mit dem Wesen derselben zu schaffen machen. Die Reimarten, das Sylbenmaaß, die Rechtschreibung, der Klang, die Lage der Wörter, der Abschnitt, die Flüßigkeit oder Härte einer Redensart, so den Ohren ungewöhnlicher ist, als dem Verstande, eine Dunkelheit nach der Grammatik u. s. f. sind Sachen, auf welche sie mehr Fleiß und Mühe wenden, als auf alle das übrige: Gewisse Proben, daß sie sich nicht,

so wohl um den Kern, als um die Schale bekümmern! Alles, was der Verfasser der Beyträge von der Schönheit der deutschen Sprache vorbringet, beweiset nicht, was es beweisen soll, und kann daher keinen Ausländer überzeugen. Denn auf diese Art, hat die deutsche Sprache nichts mehr als was andere Sprachen ebenfalls, und noch darzu in einem höhern Grade haben, denen also die deutsche noch immer nachstehen muß.

Man hätte zeigen sollen, daß

1. Die deutsche Sprache an Worten, welche die Grade der Leidenschaften, der unterschiedlichen Gattungen derer Gemüther, und Gemüthsarten, die Absätze der Kräfte des Verstandes, die Mannichfaltigkeit in den Sitten, und Lebensarten, die Ritualia &c. bestimmen, und bezeichnen, keinen Mangel leide.

2. Daß sie gelenkig und geschmeidig sey, so daß sie gegen die zierlichen Redensarten der am meisten ausgearbeiteten Sprachen keine Antipathie habe, sondern dieselbe gerne annehme, und sich eigen mache; jedoch ohne daß sie dadurch an ihrem ursprünglichen Wesen und an ihrer allbereit eingerichteten Verfassung und Oeconomie etwas verliere, oder in ihrer Natur gestöret werde.

3. Daß der Mangel, den sie an Participiis leidet, ihrer Schönheit nichts benehme, sie nicht blöde, seicht und waschhaft mache.

4. Daß sie einen nachdrücklichen, viel auf sich habenden Gedanken, eben so kurz vorstellen könne, als die englische, französische, oder italienische.

5. Daß

5. Daß sie Vortheile habe, welche in allen andern Sprachen fehlen, oder doch in wenigen gefunden werden.

6. Daß sie sich für den alexandrinischen Vers schicke, und zu dem Abschnitte, der darinnen erfordert wird, ungeachtet der vielsylbigen Wörter, Beywörter und Nennwörter fähig, und bequem sey.

Alle diese Stücke müssen nicht allein, mit bloßen, und auf guten Glauben gethanen Betheurungen, sondern mit Zeugnissen, und beweisenden Exempeln dargethan werden, wenn anders ein Ausländer, einen bessern Begriff von der deutschen, als von der türkischen oder malabarischen Sprache bekommen soll.

Der Schluß dieses ungeneigten Urtheils ist werth, daß man ihn mit des Autoris eignen Worten vortrage:

La langue allemande n' est pas un plat propre à servir des mets delicieux. Tout y est d' abord froid, et l' on est continuellement occupé à crier au rechauf. Cette langue ne souffre pas, le masque, elle ne se laisse pas plier, elle est roide. Elle ne sauroit monter pour le sublime, ni descendre, pour le naturel, ni s' insinuer pour le plaisant, sans une affectation continuelle et OBTORTO COLLO.

Point de proportion! semblable à un garçon qui marche sur des échasses, qui est obligé à suivre ses machines, au lieu de s' accommoder à ceux, a qui il en donne le spectacle.

Weil dieser Criticus ein gelehrter Mann, und unter seinen Landsleuten in grossem Ansehen ist;

und es also geschehen könnte, daß diese Vorwürfe von vielen für gegründet angenommen würden: So scheinet diese Censur einer Widerlegung allerdings würdig zu seyn. Er wünschet selbst nichts mehr, als daß man ihm seinen Irrthum benehmen, aber die Widerlegung so genau, deutlich, nach gewissen Abschnitten, und aus unterschiedlichen Sprachen einrichten mögen, daß unser Beweis reell sey, und nicht nur für eine eitle Einbildung gelten müsse.

Und da es mehrmalen gute Dienste gethan, wenn eine Nation über das Capitel vom so genannten bel esprit angegriffen worden: So dürfte es uns auch zur Ehre gereichen, wenn wir, durch wirkliche Schriften, den verächtlichen Begriff, den andere Nationen von uns haben, ausrotten könnten. Als Bouhours in seiner manière de bien penser nachtheilig von den Italienern geurtheilet: So haben diese in mehr als 100. Schriften ihre Ehre gerettet, und die Vorzüge ihrer Poesie in allen ihren Theilen gewiesen. Was können wir rühmlichers für Deutschland thun, als wenn wir dieses Exempel uns zur Nachfolge dienen liessen?

VIII.

Beantwortung des vorhergehenden Artikels, die Unvollkommenheit der deutschen Sprache betreffend.

§. I.

Daß unsre Beyträge auch die Ausländer einigermassen aufmerksam zu machen vermögt, das gereichet uns zu besonderm Vergnügen.

gen. Daß aber dieselben wider die in dem ersten Stücke behaurtete Vollkommenheit der deutschen Sprache Einwürfe gemacht, nimmt uns gar nicht Wunder. Es ist unsern Nachbarn gegen Mittag und Abend etwas gewöhnliches, daß sie sich und alles ihrige allein für klug, schön, und vollkommen halten; alles aber, was diesseits den Alpen, oder diesseits des Rheines liegt mit Verachtung ansehen. Ob nicht unsre Landsleute durch ihre unmäßige Hochschätzung alles dessen, was ausländisch ist, an solcher Verachtung selbst Schuld haben, das will ich itzo nicht untersuchen. So viel aber ist gewiß, daß der Verfasser des Artikels von der Vollkommenheit der deutschen Sprache mehr Künste gewußt haben müßte, als man von einem Menschen fordern kann, wenn seine Abhandlung alle Ausländer von der Vortrefflichkeit unserer Muttersprache ganz unwidersprechlich hätte überführen sollen.

§. II.

Daß ferner die Einwürfe unsres gelehrten Gegners aus dem Charactere der Nation hergeleitet sind, das könnte einen nicht ohne Ursache Wunder nehmen. Wir kennen weder denselben, noch seine Umstände; und daher können wir nicht urtheilen, ob er den Character der deutschen Nation recht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Ist dieser Ausländer unsrer Sprache nicht kundig; ist er nicht etliche Jahre in Deutschland gewesen, und in den vornehmsten Städten recht bekannt geworden: So sprechen wir ihm die Fähigkeit von dem Character unsrer Nation zu urtheilen ganz und gar ab. Ausser

unsern Grenzen, durch die Bekanntschaft mit einigen Reisenden, die aus verschiedenen Landschaften gebürtig sind, und also ganz verschiedene Sitten an sich haben, kann man dieses Urtheil unmöglich abfassen. Wie würde es einem Welschen oder Franzosen gefallen, wenn man aus dem Character einiger ihrer Landesleute, die als Vaganten bey uns herumschwärmen, oder sich zu Sprachmeistern brauchen lassen, von dem Character ihrer Nationen ein Urtheil fällen wollte? Es ist also in diesem Stücke wohl zu zusehen nöthig, daß man einem solchen Richter nicht das bekannte: Coecus de Coloribus, zuruffen könne.

§. III.

Ob drittens ein solches Urtheil eines Ausländers die Deutschen und ihre Sprache beschimpfen könne? Das ist abermal eine Frage, die auf der Fähigkeit und Einsicht desselben beruhet. So wie der Beyfall eines Unwissenden und mit Vorurtheilen behafteten Menschen niemanden eine wahre Ehre bringet, so kann auch der Tadel eines solchen niemanden beschimpfen. Ganze Völker zumal scheinen ziemlich über die Urtheile einzelner Personen erhaben zu seyn, und man hat eben nicht gleich Ursache, ins Gewehr zu laufen, wenn ein Ausländer die Deutschen für Trunkenbolde schilt, oder sie mit den Russen und Lappen in eine Classe wirft. Haben gleich viele von unsern Landesleuten des berühmten Bouhours unbedachtsames Urtheil, von dem Geiste unserer Nation, zu widerlegen für nöthig geachtet: So war es auch das Urtheil eines Mannes, der sich in seinem Volke den Ruhm eines grossen Kunstrichters,

ters erworben, und von seiner Einsicht und Geschicklichkeit im urtheilen Proben genug abgelegt hatte. Wenn hergegen Leute ohne Namen und Verdiensten von ganzen Völkern Aussprüche thun: So hat man wohl eben sowenig Ursache, einen Krieg mit ihnen anzufangen, als die Grossen sich zu entrüsten pflegen, wenn sie hören, daß auf den Caffeehäusern übel von ihnen gesprochen worden.

§. IV.

Man meynet sich indessen, bey Formirung des Characters der Deutschen behutsam genug erwiesen zu haben, wenn man voraus erinnert, daß man nur von einer grossen Anzahl redet. Auch dabey ist etwas zu erinnern. Es fragt sich nemlich, aus welcher Landschaft man diesen grossen Haufen der Deutschen genommen? Würde es denn ein rechter Character der französischen Nation werden, wenn ich einen Haufen Gascogner, oder eine Menge von Piccardern zu meinem Vorbilde und Muster nehmen wollte? Oder würden die Welschen zufrieden seyn, wenn ich mir ihren National-Character nach einer guten Anzahl von Savoyarden abbilden wollte? So ist es uns aber oft gegangen. Der Franzose hat die Deutschen sehr oft nach den Schweizern geschildert, die er in seines Königs Diensten sieht. Oder wenn es hoch gekommen, so hat er uns nach den Elsassern, Schwaben, Pfälzern, und andern benachbarten Landschaften unsers Reichs beurtheilet. Der Welsche, der etwa ein wenig über die Alpen gegucket, hat sich die Tyroler, Cärnther, und Salzburger als ächte Proben deutscher Völker vorgestellet. Und wir überlassen es

einem

einem jeden zu entscheiden, wie schön diese Abbildungen gerathen seyn werden.

§. V.

Was den Character der Franzosen anlanget: So lassen wir denselben an seinen Ort gestellet seyn. Es mag auch seyn, daß die französische Sprache voller Unrichtigkeiten ist, wenn man sie nach den allgemeinen Regeln und Grundsätzen der Sprachkunst beurtheilen will. Allein welche Sprache in der Welt ist denn wohl von solchen Unrichtigkeiten ganz frey? Haben nicht die griechische und lateinische Sprache selbst eine unzählbare Menge von Anomalien, Abweichungen und Ausnahmen? Und gleichwohl haben sich die gelehrtesten Männer um dieselben am fleißigsten bemühet. So lange sich die Philosophen keine eigene Sprache machen werden, so lange wird man vergebens eine recht regelmäßige Sprache suchen, die nirgends einige Unrichtigkeit hat. Hernach ist es auch so ausgemacht nicht, daß die französische Sprache alle zehen Jahre eine merkwürdige Veränderung auszustehen habe. Seit den Zeiten des Cardinals Richelieu, das ist seit vollen hundert Jahren hat diese Sprache dieselbe Gestalt behalten. Wir lesen des Corneille erste Schriften, imgleichen Balzacs und des Voiture Sachen noch itzo ohne Anstoß. Ja selbst in Malherbens, Ronsards und Despertens Schriften findet man so gar viel nicht, welches man nicht verstehen sollte. Aendert sich gleich in so vielen Jahren die Art zu denken bey einem Volke in etwas, und werden gleich nach und nach neue Redensarten eingeführet, die vorhin noch nicht im Schwange gegan-

gegangen: So ändert doch dieſes die Sprache nicht. Auch im Griechiſchen und Lateiniſchen ſind dergleichen Aenderungen vorgegangen: Und doch hat man den Homer nach 2000. Jahren noch mit Luſt geleſen, und Ennius iſt auch zu Trajans Zeiten nicht ganz verworfen worden. Wer will denn den Franzoſen einen Fehler daraus machen, daß ſie nicht mehr reden und ſchreiben, wie Marot oder Montaigne geſprochen und geſchrieben haben?

§. VI.

Was die Engländer anlangt, ſo mag ihr Character auch ohne Unterſuchung hingehen. Es mag auch ſeyn, daß ihre Sprache einige Spuren von der Liebe zur Freyheit, die dieſem Volke eigen iſt, an ſich zeiget. Es iſt aber das Miſchmaſch aller Sprachen, ſo in ihren Reden und Schriften herrſchet, bekannter maaſſen kein Werk ihrer freyen Wahl, ſondern der Nothwendigkeit ſelbſt geweſen. Man müßte in der Hiſtorie dieſes Königreichs gar ein Fremdling ſeyn, wenn man nicht wüßte, wie die alten Britten von Römern, Sachſen, Normännern, Dänen und Franzoſen nach und nach überwunden worden, und alſo auch die Sprachen aller ihrer Ueberwinder in ihrer Sprache übrig behalten. Aber eben deßwegen wird auch dieſelbe, ſelbſt von ihren eigenen Landeskindern, für eine rauhe und barbariſche Mundart gehalten. Man ſehe nach, was der Graf Schaftesbury, dieſer tiefſinnige Kunſtrichter, in ſeinen Characteriſticks, und der ſcharfſinnige Richard Steele hin und wieder davon geurtheilet haben. Mit dieſer Sprache alſo um den Vorzug zu ſtreiten, das wird unſrer deutſchen

schen Sprache gewiß ein leichtes seyn. Ihre Verwegenheit und Frechheit in Ausdrückungen, ihre Dunkelheit und erzwungene Kürze, geben ihr gewiß keine Schönheit und Vollkommenheit, in so weit sie eine Sprache ist. Die guten Gedanken würden auch von ihrer Schönheit gewiß nichts verlohren haben, wenn sie richtiger und ohne grammatische Schnitzer wären ausgedrücket worden. Die Rauhigkeit in den kurz abgebißnen einsylbigten Wörtern, daraus sie größtentheils besteht, muß doch auch wohl in englischen Ohren so angenehm nicht klingen, da man sieht, daß sich dieselben nach lauter italienischen Opern sehnen: Zum deutlichen Zeugnisse, daß ihre Sprache sich zum singen gar nicht schicket. Daß die Schönheit der Gedanken bey den Engländern mehr gilt, als der Putz, der Rede, und der Klang der Sylben, das ist schon gut: Aber das macht ihre Sprache nicht vollkommen. Vor zweyhundert Jahren war es in Deutschland auch so: Doch wird niemand sagen, daß D. Luthers und Hans Sachsens Sprache besser gewesen, als die heutige.

§. VII.

Nun kommen wir auf die Deutschen. Auf diese ist unser Gegner recht erzürnet. Es heißt: Er opfere Materie und Gedanken der Zierlichkeit auf; und gleiche einem einfältigen Liebhaber, den die äusserliche Schönheit und der Putz seiner Geliebten dermassen blendet, daß er auf nichts, als auf ihren Körper sieht. Es wäre fürs erste zu wünschen, daß unsre Deutschen auf die Zierlichkeit in der Sprache durchgehends schon so erpicht wären; aber nur

nur auf eine wahre Zierlichkeit, und nicht auf ein falsches Flittergold, welches unsre Vorfahren eine Zeitlang geblendet. Aber gesetzt, man wäre heute zu Tage auf alle äusserliche Richtigkeit in Worten und Redensarten, nach den Regeln der Sprachlehre, und der ihr eigenen Analogie, in den Ausdrückungen, etwas sorgfältiger geworden, als man im vorigen Jahrhunderte gewesen: Ist denn dieses zu einem Fehler zu machen? Haben nicht die Griechen, und Römer vorzeiten ein gleiches gethan? Man lese nur die Schriften ihrer Sprachrichter und Lehrer der Redekunst, so wird man davon sattsam überführet werden. Selbst die Franzosen sind uns darinnen mit gutem Exempel vorgegangen. Wie genau hat nicht der große Corneille, der sich gewiß auf gute und erhabne Gedanken auch verstund, um die französische Rechtschreibung bekümmert? Wie manche Redensart ist an ihm selbst, von dem berühmten Scudery, ja so gar von der französischen Academie verworfen oder verbessert worden? Was haben Vaugelas, Bouhours und Bellegarde nicht der zierlichen Munvart, für Dienste, gethan? Boileau selbst, der schlechten Gedanken gewiß nicht gewogen war, hat es darum nicht unterlassen, die richtige, reine und zierliche Art des Ausdruckes allen Scribenten anzupreisen. Er schreibt:

Sur tout, qu' en vos Ecrits la langue reverée
Dans vos plus grands exces vous soit toujours sacrée.
En vain vous me frappez d' un son melodieux
Si le terme est impropre, ou le tour vicieux.
Mon Esprit n' admet point un pompeux Barbarisme,
Ni d' un vers empoulé l'orgueilleux Solecisme;

Sans

Sant la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin;
Eſt toujours, quoiqu' il faſſe, un mechant Ecrivain.

Man hat es alſo gar nicht Urſache, die Eiferer für die ſorgfältigſte Richtigkeit der Ausdrückungen, verächtlich zu machen. Schöne Gedanken werden allemal ſchön bleiben, ja noch ſchöner ins Ohr fallen, wenn auch an ihrem Vortrage nichts auszuſetzen iſt. Das ſind ſchlechte Federn, denen man, um eines guten Einfalles halber, zehn Schnitzer wider die Sprachkunſt zu gute halten muß!

§. VIII.

Was übrigens von der nachläſſigen Art zu ſtudiren bey den Deutſchen geſagt wird; das iſt zwar an ſich ſelbſt der Wahrheit gemäß: Aber es gereichet dem Character der Deutſchen alsdann erſt zur Schande, wenn man erweiſen wird: Daß es bey den Ausländern eine gemeinere Sache ſey, gründlich zu ſtudiren, als bey uns. Wie groß iſt denn bey allen unſern Nachbarn die Menge gründlicher Gelehrten? Giebt es nicht in allen Ländern der ſeichten Köpfe, die ſich mit einem gewiſſen Firniſſe der Wiſſenſchaften behelfen, mehrere, als derer, die alle Geheimniſſe der Gelehrſamkeit ergründen wollen? Geſetzt der deutſche Adel fragte nicht viel nach den freyen Künſten und Wiſſenſchaften; welches doch überhaupt nicht zu erweiſen ſteht: Lernt denn der Franzöſiſche, Engliſche und Welſche insgemein etwas mehr, als ſeinen Namen ſchreiben? Wenn wir einen Rochefoucault, St. Evremond, Buſſy Rabutin, Rocheſter, Schaftesbury, Temple, und Maffei nennen: So haben wir die großen Geiſter unter den Standesperſonen unſrer Nachbarn alle

mit-

miteinander genennet. Ich rede von den Neuern: Denn sonst sind mir aus den vorigen Jahrhunderten freylich noch verschiedene bekannt. So viele aber könnte Deutschland auch wohl zur Noth aufweisen: Wenn wir unsre Seckendorfe, Tschirnhausen, Canitze, Fuchsen, Ziegler, und Bünaue nennen wollten; derer Opitze, Leibnitze, Besser, Pussendorfe u. a. m. zu geschweigen, die sich durch ihre Verdienste in der Gelehrsamkeit den Adel erworben haben.

§. XI.

Was diejenigen betrifft, die sich auf die Dichtkunst legen; so ist es freylich eine lange Zeit her in Deutschland dabey geblieben, daß man sich bey den Reimarten, dem Sylbenmaaße, dem Wohlklange, der Wortfügung, und kurz, um die äusserliche Gestalt der Verse Mühe gegeben. Es ist auch wahr, daß viele, die von ihren Lehrern niemals etwas anders, als dieses, an einem Gedichte loben und tadeln gehöret, auf den Wahn gefallen, die bloße Verskunst sey die wahre Poesie; und wer einen sogenannten reinen und flüßigen Vers schriebe, der wäre ein vortrefflicher Dichter, eine Ehre und Zierde seines Vaterlandes, dem man alles übrige, so in seinen Gedichten wider die Vernunft, Natur und wahre Dichtkunst liefe, verzeihen müßte. Allein, man hat doch nicht eben Ursache zu klagen, daß, wenigstens in neuern Zeiten, auf den innern Werth, und auf die ächten Regeln der Poesie gar nicht wäre gesehen worden. Das Gegentheil davon können, Rothens Poesie, des Herrn Prof. Bodmers Schriften, die critische Dichtkunst und a. d.

m. erweisen. Doch gesetzt, dieses alles wäre noch nicht geschehen, so folget daraus noch kein nachtheiliges Urtheil von der deutschen Sprache an sich selbst, in soweit sie eine Sprache ist. Denn man müßte zeigen können, daß sie ganz und gar ungeschickt sey, ein nach den rechten Regeln der Dichtkunst abgefaßtes Gedichte auszuführen. Was noch nicht geschehen ist, das ist darum nicht unmöglich; und was einem französischen oder deutschen Chapellain noch nicht gelungen ist, das kann wohl vielleicht ehestens von einem geschicktern Dichter ins Werk gerichtet werden.

§. X.

Nun kömmt das Hauptwerk dieser ganzen Anmerkungen. Der Gegner unsrer Muttersprache zeiget an, was man hätte erweisen müssen, wenn man hätte darthun wollen, daß die deutsche Sprache schön oder vollkommen sey. Das erste ist, daß sie einen großen Ueberfluß an Wörtern habe, die Leidenschaften ihren unterschiedenen Graden nach, die Gemüthsarten, die Absätze der Kräfte des Verstandes, die Mannigfaltigkeit der Sitten, u. s. w. auszudrücken. Obwohl der Urheber des Beweises von der Schönheit und Vollkommenheit der D. S. seine Absicht mehr auf einen metaphysischen, als grammatischen Beweis gerichtet zu haben scheinet; als welcher ihm gründlicher und stärker zu seyn gedünket: So leugnet man deßwegen nicht, daß auch dieser letztere nicht ohne Nutzen seyn würde. Allein vielleicht hat unter uns noch niemand an dergleichen Forderung, als unser Gegner thut, denken können; da wir die deutsche Sprache in allen

len diesen Stücken noch niemals arm oder mangelhaft befunden haben. Es mußte ein Ausländer seyn, der hieran einigen Zweifel hegen sollte. Die Grade der Leidenschaften lassen sich bey uns auch so genau bestimmen, als ich es kaum einer andern heutigen Sprache zutraue. Z. E. was die Liebe betrifft, so haben wir folgende Ausdrückungen: Einen gern sehen, einen wohl leiden können, einem wohl wollen, einem zugethan seyn, einem recht gewogen seyn, einem sehr gut seyn, einem überaus geneigt seyn, ihn lieben, ja zärtlich, herzlich, aufrichtig, vor allen andern lieben, ohne den andern nicht leben können, sich in ihn verliebt haben, sterblich in ihn verliebt seyn, alles Seine für ihn zum Pfande setzen, ja sein Leben für ihn zu lassen bereit seyn. Diesen Ueberfluß trifft man nun auch bey der Beschreibung des Hasses an. Doch was braucht es diese Weitläuftigkeit allhier? Herr Cramer in Offenbach bey Frankfurt am Mäyn hat bereits eine grosse Samlung deutscher Redensarten gemacht, die er aus den besten Schriften neuerer Zeiten zusammen getragen. Wir haben derselben auch in unsern Beyträgen gedacht, und eine Probe davon gegeben; wünschen auch nochmals, daß er dieselbe bald ans Licht stellen möge. Diese Arbeit wird allen Zweiflern den erstaunenswürdigen Reichthum unserer Muttersprache zur Gnüge zeigen.

§. XI.

Ich schreite vielmehr zum II. Stücke welches unser Gegner von demjenigen fordert, der die Vollkommenheit der deutschen Sprache erweisen will, nemlich das sie geschmeidig sey, und sich schicke, die zärtlichen

Redensarten der am meisten ausgearbeiteten Sprachen anzunehmen und sich eigen zu machen. Wenn man durch diese Forderung nicht begehret, daß man alle sogenannten Idiotismos fremder Sprachen, auf gleiche Weise und von Wort zu Worte deutsch müsse geben können; als welches eine nicht nur im Deutschen, sondern in allen andern Sprachen, ganz unmögliche Sache ist: So läßt sich solchem Verlangen leicht ein Gnügen thun. Man darf nur die Uebersetzungen ansehen die aus dem Französischen in neuern Zeiten gemacht worden. Und ich will hier zur Probe nur etliche Stücke aus dem Seneca und Beileau, hernach den Fontenelle, Rollin, und die Ruhe des Cyrus anführen; die gewiß unter die sinnreichesten und zärtlichsten Scribenten zu zählen sind. Man sehe von dem ersten die Uebersetzungen des Herrn M. Mäy von der Vorsehung und Standhaftigkeit. Von dem Boileau, will ich nur die Satire vom Adel nennen, die Herr von Canitz übersetzet hat; und von welcher mir ein gebohrner Franzose Mr. Pigache, der vor einigen Jahren mit dem jungen Marquis de la Faye sich hier aufhielt, und die deutsche Sprache so wohl begriffen hatte, daß er diesen Poeten überall verstund, nach vielmaliger Durchlesung gestanden: daß sie dem Originale an Schönheit und Stärke, wo nicht vorgehe, doch gewiß vollkommen gleich komme. Von den Fontenellischen Uebersetzungen will ich nur der galanten Briefe desselben, die neulich Herr von Steinwehr deutsch geliefert hat, namhaft machen, die gewiß ein Muster der sinnreichen Schreibart abgeben können: Von den übrigen Fontenellis

tenellischen kleinen Schriften aber, die Uebersetzungen, so wir von einer andern Feder haben, dem Urtheile meines Gegners, wenn er sie anders lesen und mit dem Originale vergleichen will, selbst überlassen. Daß endlich Rollins Manier die freyen Künste zu lehren, von Herrn M. Schwaben, und die Reise des Cyrus von Herrn M. Bärmannen glücklich verdollmetschet worden, daß wird einen jeden der Augenschein selbst lehren. Wo bleiben noch alle die Uebersetzungen, die wir von Swifts, Gullivers, Hudibras, Clarks, Tillotsens, Aubignacs, und Saurins Schriften aufzuweisen haben, die gewiß sattsam zeigen, wie geschickt unsre Sprache sey, sich in die Redensarten der fremden zu schmiegen, ohne ihrer eigenen Verfassung etwas zu vergeben, oder ihre Natur zu verlieren.

§. XII.

Daß III. der Mangel, den sie an Mittelwörtern leidet, ihrer Schönheit nichts benehme, das kann daraus erhellen, daß sie dessen ungeachtet alles auszudrücken fähig ist, was in andern Sprachen vermittelst derselben gesagt werden kann. Und gesetzt dieser Ausdruck geriethe nicht allemal so kurz, als der ausländische: So fehlt es uns doch nicht an einer Menge von kurzen Redensarten, die von Ausländern mit großer Weitläuftigkeit gegeben werden müssen. Z. E. Wir sagen mit einem Worte, **reiten, fahren**; und ein Franzose kann dieses nicht anders sagen, als: aller à cheval, aller en carosse. Hernach haben wir eine Menge Wörter, verschiedene Dinge auszudrücken, die ein Franzose in einem einzigen Worte vermischet. Wir sa-

gen einen Hut aufsetzen, die Krause umbinden, das Kleid anziehen, den Mantel umnehmen, den Degen anstecken, das Gehenke umgürten. Alles dieses muß dem Franzosen das einzige Wort *mettre* anzeigen, welches eine entsetzliche Armuth anzeiget.

Endlich so haben auch unsre Poeten vielmals den Gebrauch der Mittelwerter (participiorum) bereits so glücklich gewagt, daß es kein Zweifel ist, unsre Sprache werde sich endlich auch dazu bequemen; und also genug zeigen, daß sie weder so blöde noch so leicht, noch so waschhaft sey, als der Gegner sie zu schelten beliebt.

§. XIII.

Doch dieses letztere hat Herr Prof. Bodmer allein schon erwiesen, da er das verlustigte Paradies Miltons deutsch übersetzet, und zugleich den IV. Punct dargethan, daß man nachdrückliche viel auf sich habende Gedanken eben so kurtz vorstellen könne, als es im Englischen immermehr möglich ist. Gewiß alle Kenner Miltons sind erstaunet, als sie diese Dollmetschung desselben gelesen haben. Denn wer hätte sichs eingebildet, daß dieses mit Gedanken so beschwerte Gedichte, dessen Ausdruck so körnigt, sinnreich, und tief ist, sich so nachdrücklich und vollständig Deutsch würde geben lassen! Und doch hat es der Herr Bodmer gethan. In Wahrheit, wer nunmehr unsre Sprache noch matt, seicht, und plauderhaft nennen will, der verdient, daß man ihn damit auslachet. Ich setze ihm hier auch Addisens Cato an die Seite, der zwar im Originale (ich will einmal auf gut miltonisch reden) nicht

nicht an das gedanken-trachtige, sinnschwangere und gräßlicherhabene Wesen Miltons langet; aber doch gewiß ein Meisterstück der engländischen Nation ist, und von seiner geschickten Uebersetzerinn so nachdrücklich, fliessend und angenehm verdeutschet worden, daß auch diese Arbeit einen Beweis abgeben kann, wie stark in diesem Falle unsre Muttersprache sey.

§. XIV.

Ferner haben wir in Ermangelung der Mittelwörter, den Vortheil, dessen sich weder das Latein, noch das Welsche noch das Französische rühmen kann, daß wir nemlich durch die Zusammensetzung einfacher oder kurzer Wörter, unzählige neue Gedanken, auf eine sehr nachdrückliche Art geben können. Wie starck unsre Sprache dadurch wird, das liesse sich durch unzählige Exempel beweisen, wenn es nicht so leicht zu begreifen wäre, daß wir es einem jeden unsrer Leser, ja selbst unserm Gegner zutrauen könnten.

§. XV.

Daß sich endlich zum VI. die deutsche Sprache auch zum alexandrinischen Verse schicken solle, das dürfte zwar ausser unserm Gegner so leicht kein heutiger Ausländer fordern. Denn welcher unter denselben kann denn wohl in seiner Muttersprache dergleichen aufweisen? und wer kann also behaupten daß die unsrige derselben nachzusetzen sey? Allein zum Ueberflusse fehlt es unsrer deutschen Sprache auch an dieser Fähigkeit nicht. Es hat nicht nur Heraus einen solchen Versuch gemacht, sondern auch in der critischen Dichtkunst, und in die-

ſen Beyträgen ſind noch unlängſt Proben von alexandriniſchen Verſen abgeleget worden. Haben dieſelben noch nicht alle mögliche Vollkommenheit erreichet, ſo können ſie doch zeigen, daß die Sache nicht unmöglich ſey. Wenn ſich nur mehrere Liebhaber dieſer Versart finden wollten, die der lateiniſchen Dichtkunſt recht kundig und in der Deutſchen ſtark genug wären: ſo wäre es leicht zu hoffen, daß dergleichen Neuerung endlich auch unſern Landesleuten bekannt und gewöhnlich werden, unſre Sprache aber auch dadurch einen Vorzug vor allen ausländiſchen erhalten würde.

§. XVI.

Was nun den franzöſiſchen Schluß dieſer ungeneigten Beurtheilung anlangt, ſo iſt er bald gar zu dictatoriſch und unhöflich abgefaſſet, als daß er einer Antwort würdig wäre. Wie wenn man einem ſolchen Ausländer, der allem Anſehen nach das Deutſche ſehr ſchlecht verſteht, zurieſe: Les Etrangers ſont des gens fort préoccüpez contre tout ce, qui n' eſt pas de leur crû. Rien ne leur paroit bon, ni même paſſable, que ce qui leur doit ſon origine. Loin d' entendre notre Langue, et ſans en avoir lu les meilleurs Auteurs, ou les Translations des meilleures plumes, ils ne laiſſent pas de ſe donner des grands Airs d' habiles Connoiſſeurs. Semblables à des Aveugles nés, qui oſeroent juger des Couleurs, ils ſont les entendus dans des choſes qui ne ſont pas de leur reſſort: Gens incorrigibles et même ridicules, à qui l' on pourroit appliquer le paſſage du Poete

- - **Miſerum eſt, aliorum incumbere famæ!**

Ich

Ich ſchließe mit des Terenz Worten:
Hic reſpondere volui, non laceſſere;
Benedictis ſi certaſſet, audiſſet bene.
Quod ab illo allatum eſt, ſibi id eſſe relatum putet.

IX.

Aliquot Nomina propria Germanorum ad priſcam Etymologiam reſtituta,

à

MARTINO LUTHERO THEOLOGO. *

CAP. I.

Nomina propria habentia Olf ſeu Ulf, ſunt verè Germanica, ut:

ROdolphus à Latinis corruptum eſt, ſed Germanicè dicitur Rathulf, id eſt, conſilium & auxilium. Salus enim ſeu Auxilium dicitur Hülf: Rath conſilium.

Lodolphus corruptè, Germanicè dicitur Luidhülf ſeu Leudhülf. Lude ú Hollandico vel Leud Svevica diphthongo, ſignificat homines in plurali. Eſt igitur Leudhülf, Græcè Alexander. Landolphus, pro Landhülf, id eſt, terrarum ſalus ſeu regionis auxiliator.

Gangolphus, pro Ganghülf, proſperum auxilium, quod procedat feliciter. Et verſo vocabulo, idem dicitur Hülfgang; quod perperam di-

* Weil dieſe Schrift ſich ziemlich ſelten gemacht, ſo haben wir dieſelbe hiermit bekannter machen, und vor dem Untergange bewahren wollen.

citur Wolfgang, quasi lupum procedere dixeris. Venit hoc vitium ex lingva Belgica, quæ adhuc hodiè vocales ita torqvet, Huolfgangus cùm Hülfgang vult dicere, quod aures imperitæ accipiunt, quasi Wolfgang. Wolf enim lupus est.

Arnulfus, pro Ehrenhülf, honoris auxilium, qui juvet & promoveat honesta & virtutem. Perpetuò enim Latini, A, scribunt & pronunciant, ubi Germani, E, seu diphthongum æ habent, & adspirationes omittunt.

Gandolfus, videtur esse idem, quod Gangolfus, vitiato G per D.

Ulfarus, id est, Hülfer seu Helfer, Salvator, Auxiliator, Alexius, Josua, Jesus, Esdras &c.

Minulfus, absqve dubio; Meum auxilium, seu salus mea. Myn enim Saxonice, meum significat. Inde Myn Hülf.

Aistulphus, est Hast-Hülf, festinum auxilium, Hast Saxonicè festinum, acrem, ardentem significat.

Agilulphus, qvi est vel Eilhülff, id est, citum, velox auxilium: idem ferè quod Hastihülf. Eil enim significat festinationem, celeritatem. Vel qvod hodiè exstat in usu, Eitelhülf, vitiosè Eitelwolf; qvasi diceres, plenum & merum auxilium.

Wolfrath, corruptissimum, pro Hülfrath. Est enim conversum nomen, Rathhülf, qvem Rodolphum vocant, ut suprà.

Adolphus valdè depravatum, Hathülf dici debet. Sic latini regem Longobardorum Athulphum vocant. Est autem Hatto seu Hatto idem, qvod Pater. Unde adhuc hodie in Hassia, puer. appellant Patres suos Hatto, A, Italico seu E crasso &

ſo & diphtongato: Ita Hatthúlff eſt Pater auxilians ſeu ſalvans: Et credo, Chattos, quos nunc Heſſos vocamus, priſco vocabulo Hattos, id eſt, Patres, & Hattiam, Patriam appellatam eſſe. Sic Epiſcopus ille Babenbergenſis Hatto: Et alius Otto, quod idem eſt: Nam Otto ſine dubio per Latinos omiſſa aſpiratione (ſicut alias ferè ſemper faciunt) pro Hetto ſeu Hatto, depravatum eſt: Ergo Imperatores illi tres Ottones debent Hatti appellari. Hatto, poſt Hatto, regnavit tertius Hatto. Nec mirum eſt lingvam ab imperitis depravari: Nam nos viciſſim, regnante barbarie, latinam lingvam egregiè corrupimus. Eadem ignorantia credo corruptum eſſe, ipſum capitale nomen nationis noſtræ, ſcilicet Germania. Veriſimile eſt enim latinos Hiſtoricos falſos eſſe in litera H. & eam pro G. inſpexiſſe & legiſſe, vel etiam auditu non ſatis diſcreviſſe, cùm fortis adſpiratio H. propinqvè ſonet literæ G. Igitur Hermanniam puto noſtram nationem olim dictam, ſicut & ille præſtantiſſimus Dux, qvi Auguſti legiones cecidit, perperam Arminius ab Italis dicitur, cùm ſit revera Herman, adhuc hodiè vulgatiſſimum nomen. Eſt autem Herman, vir exercitus, ſeu Dux belli: Heer enim exercitus, ſeu bellum eſt, unde dicitur Heerfahrt, id eſt, expeditio bellica. Inde Hermanni, Hermannia, id eſt, bellicoſi, bellicoſa. Idem vitium accidit nomini Segeſto, qvi ſocer fuit Hermanni, ſcilicet pro Hengſt, corrupta litera G. in S. Nam adhuc durat nomen cujusdam Ducis Angrinorum, apud Germanos, Herzog Hengſt zu Engern. Hengſt

autem

autem ſignificat caballum, vel eqvum bellicum, ut Hengſt idem ferè ſit, qvod eqves, vel Philippus, puta virum eqveſtrem. Et Epiſcopus Colonienſis adhuc hodie ſe nominat Ducem Angrinorum, Herzog zu Engern, male Agrivariorum ſcribunt Latini: Et Anglia quaſi Angria, dicitur ab iſtis Angris ſeu Engern, unde Anglia adhuc magna ex parte Saxonicam lingvam habet. Et aliis cogitandum relinqvo, num & illud vocabulum Alemanni, Alemannia ſit corruptum, pro Adelman, Adelmannia, ſicut ego ſuſpicor.

CAP. II.

Omnia nomina habentia Brenn vel Bryn ſunt Germanica. Ut:

BRenno vel Bryno Dux Gallorum contra Romam. Et hodiè frequentiſſimi uſus Brenno ſeu verjus Bryn, y Pythagorico, vel U Hollandico. Inde Brunſwig ſeu Brynſwig, id eſt, arx Brenni, ut loqvuntur. Idem: Brennburg, quod hodie per omnes aulas profertur corruptè, Brandenburg. Nam ipſi cives ejus urbis in Marchia adhuc hodiè appellant eam civitatem Brennburg, id eſt, caſtellum Brenni, non Branden Burg. Eſt autem Brynn ſeu Brenn (ut antiqua carmina Heroum indicant) Galea, præſertim criſtata ſeu cornuta. Ergo Brenno eſt Galeatus. Et Brennburg vel Ducis Brenni caſtellum, vel Brennorum præſidium ſeu Galeatorum & armatorum ad tutandam regionem. Et ſcarabeus iſte majusculus, galeatus, rubris cornibus, & alis teſtaceis armatus, Husbrenner dicitur in noſtra regione.

Hilte-

Hiltebrand pro Heltbrand) id eſt, Gigas & Heros Brennorum; ſeu caput & Dux eorum. Hodie Häuptmann über den Reiſigen Zeug, Held enim Heröem, velut Achillem vel Hectorem ſignificat.

Luitprand rex Longobardiæ, pro Lutbrenn, id eſt hominum Galea, qui homines armis tutatur. Diximus enim Luit, Lyt, ſeu ſvevicè Leute, ſignificare homines, numero plurali.

Aisbrand, rex Longobardorum, pro Hußbrenn, id eſt, domus tutor, ſeu qui armis domum & familiam tuetur. Huiſ ſeu Huſ, accentu circumflexo, Saxonicè domum ſignificat.

Fuchsbrand, id eſt, Fusbrenn, pedeſter miles, tamen Galeatus. Et videtur dici relativè ad Heltbrenn, quaſi hic eqves Galeatus, hodiè Häuptmann über das Fuß-Volck, vel Weibel: ille pedes Galeatus ſit. Fuß enim circumflexè pedem ſignificat. Vides ergò Brenn, bellicam & militarem vocem eſſe.

CAP. III.

Omnia nomina in Rich ſunt Germanica.

Friedrich, Pacificus, Salomon, Irenæus, Cæſar, Viridorix, Epidorix, quod per Longobardos jam Italicum factum eſt: Siqvidem & Itali Ric vocant divitem. Eſt autem Rich ſen Rich ſvevicè Reich, dives. Sic dicitur flumen piſcoſum, Fiſchrich: Terra fertilis; Kornrich: Pecunioſus, Geldrich.

Arrigis rex Longobardorum, Ehrrich, hodiè ſatis frequens nomen, id eſt, dives honoris, qui in magnis honoribus eſt.

Alari-

Alaricus rex Longobardorum, qvem nunc Oltrich ſeu Vtrich dicimus, ſed verius Allrich, id eſt, omnibus abundans, Pantoplúſios, παντοπλούσιος. Hulbrich eſt aliud nomen, vel fictum potius de novo.

Attalaricus, Rex &c. pro Hattalrich, id eſt, Pater per omnia dives.

Emerich, id eſt, Immerrich, ſemper dives, nunquam deficiens. Hinrich, hunc Julius Cæſar vocat, Vercingetorix. Sed ſcriptorum vitio confuſis, transpoſitis & corruptis literis. Voluit enim Saxonicum illud, Hertoge Hinrik ſcribere, id eſt, Dux Henricus. Et poſtea ſcriptores mutarunt H. in V. & transpoſuerunt *toge*, poſt Hin & geto fecerunt. Sed vox hodiè celeberrima convincit codicum mendas. Saxonicè enim dicitur Hertoge Hinric. Svevice, Herzog Heinrich. Hertog ſeu Herzog, eſt idem quod dux, ab Heer, id eſt, exercitu & zeg, ſeu ziehen, id eſt, ducere ſeu proficiſci in bellum. Significat autem Hinric id, quod intus ſeu domi dives, ſeu familiarum dives, multorum pater & gubernator, velut, ſi Abraham Hebraica æmulatione velis dicere, Patrem multarum, ſcilicet familiarum.

Dietrich Græcè Theodoricus dicitur, à Deud ſeu Dûd, y Pytagorico, vel U Hollandico: quo nomine dicuntur Germani Deum nominaſſe. Et Hiſtorici per T. ſcribunt Teut. Verum ipſa pronunciatio adhuc durans, teſtatur, Deut, ſeu Dûd, eſſe dicendum, licet & ipſe Cæſar ſemper T. ſcribat, ubi D pronunciatum audivit ex ore Germanorum, ut infra dicetur. Ab hoc Deud, dici-

mur

mur nós Germani Deudiſch, id eſt, Deudici. Sed Saxonica dialecto Dûdiſch, y. Pythagorico, ſeu U Belgico. Nam in talibus omnibus vocabulis ſpectanda eſt dialectus Saxonica, qua olim tota Germania eſt uſa. Ita Germani a Deo ſuo nomen ſumſerunt, quem Deud ſeu Dûd appellavere, quemadmodum poſteri eorum ſe Gottos dixerunt à Got, id eſt, Deo, qvem Gut vocant etiam hodiè illi ipſi. Goti, nempe Dani, Svedi &c. Sed tota Germania Got. Nam Goti fuerunt Germani. Sed qvia tam Got, quàm Gut, accentu circumflexo pronunciatur, factum eſt, ut eosdem & Gætas per diphthongum Hiſtorici appellent. Gut vero ſignificat, Bonus, Bonum. Et apparet hoc nomen Dûd manaſſe ex Hebræo, Dôd, דוד qvod ſignificat avunculum, amicum, amorem. Ita antiqvi & primi Patres Germanorum, Deum voluerunt nominare Dôd, amicum, amorem, avunculum, quemadmodum Iſraelitæ cum Baal, id eſt, Herum, Sponſum, ſeu Maritum vocabant. Sed ne ipſum Græcum θεός, Theos longum diſſonat à voce Deud ſeu Dûetſch, ſi pronuncies, Teu s ſeu Teudſch. Neque dubium eſt Deus latinum, à Theos Græco venire, ſive voluerint, th per d Rapheſſare ſive Daggeſſare. Nam alii T. Rapheſſant per th, alii per d. Ita eſt magnus ſymbolismus inter iſtas literas tenues, aſpiratas & medias. Inde nomen deminutivum Dodle, quem Itali Totila vocant. Sed Germanis uſitatiſſimum Dietzel, Ditzel, Dotzel, quia tz mutant Itali in tt, ut Haſſia, Hattia, Hatti, Heſſi, ſeu Chatti. Non eſt dubium qvin rex Detzel, vulgata lingva, dictus

ſtus ſit ille, Tottila: Nam Itali non ſcribunt Dɛ-ʒel, ſed Dottel ſeu Tottila. Et ſicut ille, facetè qvidem, ſed verè: Itali & Galli aliter ſcribunt, quam loqvuntur, & aliter loqvuntur, qvàm ſcriunt: Ita hic ore pronunciant Dɔ̈tʒel, & tamen ſcribunt Tottila: pronunciant Etʒel, & ſcribunt Attila: pronunciant Atzio, & ſcribunt actio. Pronunciant leſere, aſere, diſere, & ſcribunt legere, agere, dicere. Sed & Franci noſtri adhuc hodiè vocant Dɔ̈d patrimum ſeu patrem ſpiritualem, qvi puerum è Baptiſmo ſuſceperit. Hinc eſt ille Didrich ſeu Dûdrich, dives in Deo, Divus Divinus. Et Theios Græcè ſeu Euſebius, Pius.

CAP. IV.

Nomina in Wick & ich ſunt Germanica, ut:

Vitigis, Rex Longobardorum. Sed rectè Wittig. Hunc Cæſar, Divitiacum vocat. Witte autem Saxonicè eſt prudentia ſeu peritia, inde Wittich prudens, peritus, cordatus.

Héddewigis regina, rectius Hettowig, patris refugium. Wick enim Saxonibus refugium ſignificat. Inde Brynſwig ſeu Brunſwig, ut ſupra. Ita Oſtwig, Loßwig, Herdwig: Lodovicus, ſed male, Ludewick Saxonicè, ſeu Leutewig Svevicè, id eſt, pópuli ſeu hominum refugium & ſolatium. Hunc Cæſar, Lytavicum appellat, volens Saxonicum imitari, & A Italicum pro E craſſo, & y pro U Hollandico, uſurpavit. Hunc Galli craſſiſſimè nominant, Clodovæum, inflata per guttur litera L, & Wick in væus mutato.

CAP.

CAP. V.

Omnia nomina in Walt ſunt Germanica, ut:

Oswalt, rectius Huswalt, gubernator domus præfectus, œconomus, qui nunc in aula vocatur Hofmeiſter. Walt enim ſignificat poteſtatem, magiſtratum, vel gubernandi facultatem. Inde vox auſpicantium, das walt Gott, Deus gubernet hoc.

Ehewalt, Syncopatum Ebald. Sed dicendum Hegewalt, qvi poteſtatem vel officium cuſtodiendi & ſervandi habet. Hegen enim ſignificat cuſtodire. Inde nomen Heger, qvem nunc Jeyer vitioſè dicunt, id eſt, ſervator, cuſtos. Servatius latinè: in aula Kämmerer, Kammerer. Sic agrum, pratum, lignetum ſepibus circumſcriptum vocamus, Gehege, ſcilicet qvod ab uſu publico ſeparatum et cuſtodiatum eſt. Et conſiſtorium, tribunal ſeu ſacer circulus (ut Homerus loqvitur) vocatur Gehegtebanck, Gehegt Gericht, &c.

Sebald, Sebaldus, hoc eſt, Seewalt, accentu circumflexo, in prima, eſt relativè contrarium Hewalt. Ut Sewalt ſit ille œconomus, qvi foras exportat, ſeminat, plantat, arat, colit terram, rus, hortum & alia. Hewalt, qvi collecta, demeſſa, decerpta recipiat, domum vehat, condat ac cuſtodiat. Illum Agricolam (Græcè Gergoium) hunc promum dixeris.

Wilibald, Bilibald, rectius Vielewalt, id eſt, multis præfectus, multa gubernans, qvaſi ſupremus vel major gubernator ſuper cæteros. Wel

enim accentu circumflexo, Saxonicè -multum ſignificat. Aut à bonitate, Wolwalt, benè gubernans, velut ominis boni gratia (ut plurimum ſolent Germani) ſic vocatus.

Tipelt, Theobaldus. Sed Ditwalt (per H. Græcum) Dit (ut ſupra) dominium, poſſeſſionem ſignificat; Dictwalt, præfectus dominii, vel Deudwalt, Diúdwalt, Dei poteſtas, ut ſupra in Dietrich.

Grymoaldus Rex Longobardorum, Grimwalt, iræ poteſtas. Videtur fuiſſe antiqvis nomen judiciariæ poteſtatis, qvæ exerceat iram in facinoroſos, ſicut nunc eſt judex, qui tradit tortori puniendum. Nam quod hodiè Richten, Richter dicitur, novum eſſe apparet, cùm Richten propriè in bonum, non in pœnam ſonet, velut impedita & perplexa expedire & explicare. Eſtque operatio propria intellectus, inde recht, richtig, ſicut lineam rectam, viam rectam; contra curvam, perplexam dicimus. Richten igitur rectificare eſt. Inde Berichten dicimus, hominem docere, informare, inſtruere, ex errore ducere. Lieber berichte mich deß, &c. Eſt igitur Grimwalt, iræ poteſtas. Et Itali w. in o. mutant, ſono verborum capti.

Adoaldus Rex Longobardorum ab Otto ſeu Hatto, Hettwalt, patris poteſtas, vice patris, tutor, patronus. Et hodiè cauſidicis in uſu reliqvum eſt, Anwalt, patronus, qvod an corrupte n. pro tt. ſcriptum & lectum ſint, vt Anwalt pro Hattwalt nunc dicant, non ſatis ſcio.

Rodoaldus, Rex Longobardorum. Hoc vel à Rat (ſicut ſupra Rodolphus) Ratwalt, Conſilii por-

poteſtas, conſulendi poteſtas, Conſul vel à Retten, id eſt, ſalvare, liberare. Kerwalt, redemtor, liberator, ereptor, ſicut alius Rex Longobardorum, Rotharis dicitur, qui absque dubio eſt Retter, id eſt, liberator, ſalvator. Garibaldus, Gerwalt, Garwalt, hodiè Vollmacht.

CAP. VI.

Omnia nomina in Win ſunt Germanica.

Volckwin, Velgewin, Victor populorum, Nicolaus, Nicodemus.

Baldwin, Balduwinus, cito vincens, Eſaiæ 8. cito prædare.

Albuinus, Alguinus, Alcuwinus, Alboinus, Allewin, Allgewin, omnia vincens, rex Longobardorum.

Andoinus, ſi Italico more n. pro l. ſcriptum eſt, idem quod Alboinus eſt. Illi enim ſcribunt Bononia, cum dicunt Bologna. Alioqvi erit Handwin, id eſt victrix manus, & invicta bello dextera.

Goſwin, videtur eſſe Huſwin, victor domorum, vitiata litera H. per G. ut freqventiſſimè fit. Sed melius Jotquin, qvod nomen inſignis Muſicus in Belgio celebre fecit. Eſt autem Jotquin deminutivum, à Joſt ſeu Juſto. Sic enim illi loqvuntur blandiendo pueris, Juſtin, id eſt, juſtulus, juſtinulus. Nam qvod Jobſt quidam dicunt, eſt craſſities ſuperioris Germaniae, qvi etiam Jer. Jes vocant idolum & figmentum illud Anglicanum.

CAP. VII.

Omnia nomina in Old ſunt Germanica.

Arnoldus Germanicè Ernhold, honeſtus, amans honeſtatis & virtutis. Sic hodiè Cæſaris caduceator vocatur Herhold, id eſt Ehrnhold, qvi virtutem & honeſtatem qværat & ſervet.

Leupold, hoc propriè dici debet, Liebhold, nomine compoſito, ſicut Rathhülſſ, &c. Quaſi dicas, Lieb und Held, amabilis & dilectus, Erasmus, Amandus. Lieb enim eſt Amatus vel amabilis. Huld eſt gratia, qua diligo. Inde dicitur helder Bule, id eſt, chara ſponſa vel amica. Er iſt mir nicht hold, id eſt, non diligit me.

Diepold. Hunc alii faciunt Theobaldum, alii Hippolytum. Sed Theobaldus nihil valet, in ulla lingva. Eſtque certò figmentum. Si Hippolytus eſt, poteſt H. in D. mutatum eſſe, & tum non eſt Germanicum, ſed Græcum, qvalia valde multa ſunt in Germania. Ego puto idem eſſe, quod Liebold, & Labdaciſmo aliqvo vitiatum nomen: qvia omnes, qui laborant Labdaciſmo, pronunciant in ſyllabæ initio d. & pene n. qvoque, cum tamen l. in fine ſyllabæ rectè pronuncient, ſicut accidit & in litera R. ut ſyllabam ab r. incipere non poſſint, & tamen bene poſſunt finale r. dicere.

CAP. VIII.

Omnia nomina in Man, Mund, ſunt Germanica.

Herman de quo ſupra, qvem Itali Arminium corrupte dicunt, ſcilicet, dux exercitus, vel bellator.

Hartman, vir fortis, Andreas. Hart enim durum, fortem, invictum ſignificat paſſivè, qvi non cedit, ſed perdurat. Eſt autem Man componibile nomen, tam frequens in Germanica lingva, quàm eſt ullum in Græca & Latina. Sic dicunt: Haßman, Ehman, Derfman, Schwerdman. Et ferè qvoties verbale nomen deeſt, componitur Man cum verbo, ut:

Segeman (qvem Sigismundum dicunt longe corruptiſſimè) qvaſi dicas victor, ſeu vir vincens, Victorinus. Sieg enim victoria eſt. Siegen vincere ſignificat.

Bohemundus. Wegeman, id eſt, audax, Audentius, qvi rem fortiter audet aggredi. Nam vitium ſcriptorum in Bohe certum eſt, cum wege, audierint.

Raymundus eisdem vitiis dicitur, pro Ruge-man ſeu Rugeman, id eſt, qvietus, tranqvillus, vir qvietis. Hebraicè Noah, ſicut Numa Pompilius, Salomon, ſine bellis, &c.

CAP. IX.

Omnia nomina in werd ſunt Germanica.

Albrecht certum eſt, Adelwerd, compoſitione appoſitiva, quaſi Edel und werd, precioſum &

charum ſicut Gemmas vocamus Edelſtein, id eſt, precioſos lapides. Wert eſt charum & precioſum. Et videtur iſta geminata ejusdem ſignificationis compoſitio, emphaſin habere. Albrecht, Alprecht vitia ſunt.

Hildebertus, Heldwert, id eſt, Herus charus & precioſus ſeu rarus, vel held und werd, Heldwerdus, heldſelig hodie.

Digobertus, Tiuwerd. Tiuen eſt in precio eſſe, valere aliqvid, utilem eſſe, inde Tu end, virtus, valor, factum honeſtum. Sic dicitur: Er thet mir alle Tugend und Ehre, id eſt, exhibuit mihi omnem virtutem & officium.

Fulbertus, hic eſt welwert. Volwerdus, eadem emphatica compoſitione, digne dignus, chare charus.

Aripertus, rex Longobardorum, id eſt, Ehrewerd, honoratus, & charus, honore dignus, Honorius.

Liebenwerd, id eſt, lieb und werd, ſicut Liebhold, Rathulf, Gotthulf. compoſitione Germanica. Werd, id eſt, charum. Inde civitatum nomina Duinawerd & Werda. Et in fœminino Wendewerd; Walpurg, Walpurg vitioſiſſime, Eveharia, gratioſa, venus, venuſta.

Gunibertus, nomen depravatum, ſed optimi ominis. Eſt enim Kunwert id eſt, audax ſeu fortis & ſimul charus, qvi foris ſit fortis, & domi charus; & qui bello & pace floreat. Et componitur Kun circumflexe, & u Belgico, & Werd, fortis & charus.

Hum-

Humbertus, id eſt, Unwerd, non charus. Exſtat familia nobilis hoc nomine, & videtur humilitatis virtute hoc nomen eſſe qvæſitum, quaſi diceret: Noli curare ſublimia, præſtat humili loco contentum eſſe, quam Tragica gloria charum fieri velle. Et forte idem eſt Kunibertus mutatis invicem K. G. H. Belgico more.

Sigisbertus, hoc eſt, Siegwerd, id eſt, victor eſto & charus ſimul: Nam victoria inſolentes facit, ſed clementia facit Sigwerdum.

Symprecht, Symphorianus. Ah! quam prolixis & liberis depravationibus: cùm idem ſit, qvod Siegebert, m. pro g. poſito.

Lampertus, id eſt, Lange und werd, quod eſt, diu charus, quia beneficia cito oblivioni traduntur, & rarus, vel nullus potius invenitur Langewerdus, ſeu diu gratus.

Robertus, Ruprecht utrumque vitioſè, ſed Ratwerd dici debet, ut qvi Rat und werd ſit, qvi conſilio valeat, & charus ſit. Sicut Engelwerd facto valet & charus eſt, qvia rarò chari manent boni conſiliarii, id eſt, verè Ratwerdi.

CAP. X.

Omnia nomina in Rat ſunt Germanica.

Rat per t eſt æqvivocum. Primo ſingularis tantùm numeri ſignificat conſilium: non enim pluraliter dicitur die Rate, conſilia. Inde Rathus, Rathaus, Curia, Senatores, Senaculum. Secundò ſignificat ipſos conſiliarios, inde pluraliter die Räte, à Italico ſeu æ diphthongaro. Tertio, ſucceſſum, fortunam addita ſyllaba ge. Hinc

Geraten, Ungeraten, Wolgeraten. Sed claret, hoc esse derivatum à Rat. Est & nomen Rat per d. plurale Raden, id est, rota, rotæ, sed hoc nihil ad propositum. Sic igitur dicitur:

Gebhard, rectius Gebrat, e puro, qvi potens est dare consilium, dator Consilii.

Welrat, Wolrat, bene consulens, bona consilia habens, Evbulus. Qui autem volet, potest dicere, Welrat. id est, Wolgerat, fortunatus, felix, prosper, sed non placet.

Conrat, Kúnrat, accentu acuto in priore syllaba & u Belgico. Valens consilio, sciens consilium, prudens, prudentius. Hic per syncopen dicitur: Kurt, Kunz, Künßlin, Kunßel, in qvibus indicat litera u esse dicendum Kúnrat, per u non per o. Kunnen est scire, seu scientia valere.

Burckardus, Burgrat. consul arcis, civitatis; civitates enim Burg dictæ sunt. Et cives, Burgenses, & adhuc hodie Bürger.

Eberhard, rectius Ober-Rat, supremus consul, proconsul.

Ricardus, Ricardis, Reichrat, Ricrat, vel à divitiis, qvasi dives consilii: vel verius Rekrat, consul inter Gigantes, nobiles, Heroeas. Recke enim significat proceros, magnos, Heroicos, fortes viros, Gigantes. Hunc hodie videntur appellare Krieger.

Oldradus, hoc per se patet, esse Altrat, seu Saxonicè Oltrat, Senior, Senator vel Senatus: Et dicitur fortè, contra juveniles Senatores, qui imperitia & stultitia sua evertunt Respublicas.

Alioqvin

Alioqvin hodie dicuntur Altrat, Neurat, qvi per annuas vices ſuccedunt in magiſtratu.

Eckhardus, Eckrat, ſed mea imaginatione Hegrat, ab Heger, ut ſupra, ſervans, cuſtodiens prudenter & conſultè. Et ille Odoacer, ab Italis dictus, eſt Hettheger. Quia Ott ſeu Od ut diximus, eſt Hatto, Hetto. Sic Hettheger eſt, pater cuſtodiens, ſervans, tuens. Hinc Eck, Welfs Eck, rectius Hege, Hegio: Hülfsheger, cuſtodia ſalutis, ſalus cuſtodiæ. Vel ſi à fortuna Rat dici voles, erit Hegerat, ſervans parta, qvia Rat & Unrat Germanicè dicitur, qvando res bene & male curantur, quaſi per hoc bene vel male rei familiari conſulatur. Sed prior Etymologia melior eſt.

Marqvardus, craſſe nimis, pro Margrat ſeu Marckrat, conſul provinciæ. Marck ſignificat limites: ergo certæ regioni limitibus ſuis deputatæ hic Margratus præeſt.

CAP. XI.

Nomina in Hart ſunt Germanica.

Hart ſignificat Robur, Feſt, Starck. Volckhart, robur, columen, ſuſtentator populi, Demoſthenes.

Leonhart robur Leoninum, viriliter agens & impavide. Sic dictus eſt LEO Dux Henricus Brunſwicenſis, &c. Bernhard robur urſi.

Ehrhart, robur honoris, ſeu honeſtum robur, qvi viriliter honeſta tuetur,

Degenhart, robur virtutis, ſcilicet, qvi conſtans & firmus eſt in virtute, nec flectitur, nec corrumpitur. Degen enim eſt à Dügen, valere,

validum esse, ut Saxonice dicitur: He dede my alle Ehre unde Dugent, id est, omni genere virtutis & officiorum me affecit. Inde enim Dugent y Græco (Tugend alias) virtutes. Et est illud καθῆκον, quod Cicero officium vocat Latine.

Reinhart, fortè Rugenhart, pacis robur, vel Regenhart.

Gotthart, robur Dei, Gabriel. Nisi hoc velis ab Art, ducere, qvod est ingenium seu natura. Ut Gotthard sit Gutart, bono ingenio, Guter Natur, Fromm, Agathus, Agatha. Sicut & Reinart, possit dici, puro & pudico ingenio, Catherus, Catharina. Hort substantive dicitur ab Hart adjectivo, firmitas. Sic Deum appellamus, unser Hort, ubi Hebræi petram eum vocant. Inde Hortig, bonæ & firmæ valetudinis, sanus, vegetus.

CAP. XII.

Reliqva Qvædam.

Tottila supra dictum est, esse Dötzel sive Detzel à voce Dód, per diphthongum, œ. Sic enim Franci dicunt, Mein Död. Ded autem vel Deud est nomen Dei, vt supra. Ergo Tottila est Dodla, Dötzel, qvasi parvus Deus, vel Deunculus, Göttlin, mutata tt in duplex ſs vel z: seu Hebraicum Tav. Debent enim esse Göttlin, seu minores Dii sub Deo vero. Historici hunc vocant Taxillo vel Thassillo, satis crasso gutture. Idem factum est nomini Attila, qvod Hettila seu Hettle potius dici debet, & per Thav sit Hötzle, Hötzel. Est enim diminutivum ab Hatto vel Hetto & Hota, qvi

qvi amiſſa adſpiratione Otto. Et hinc Oettle dicuntur, ſatis in uſu adhuc hodiè: Unde & Urbs regia in Hungaria, Buda ſeu Ofen, germanice dicitur Oetzelsburg, ars Attilæ ſeu Hettilæ, qvia Hettila, rex Hunnorum ibi regnavit. Eſt autem Hattela, paterculus; parvus pater, germanicè Vaterlin.

Carolus ſeu Karolus. haud dubiè eſt illud Saxonicum Kerle, per æ diphthongum, qvam illi ſemper faciunt A Italicum. Eſt autem Kärl, vir proceræ ſtaturæ, & grandis corporis, qvalem fuiſſe Carolum primum ſcribunt.

Alphonſus, Alfonſus, valde prope eſt, ſi non ipſum eſt, Helf uns, adjutorium noſtrum. Quia Itali (ut dixi) adſpirationes omittunt, & A ex E faciunt.

Arioniſtus (ſic Cæſar) alii pejus Arioviſtus per V, eſt Ehrnveſt, & eſt per ſyncopen, Ehrnſt. Ehrnveſt autem hodie eſt titulus Nobilitatis, præſertim eqvitum auratorum, qvod ſint honeſtatis tenaces, & eſſe debeant. Id enim ſonat ea vox.

Marobodus, ſic Latini: ſed Germani Mehrervod, per Syncopen Mehrvod, circumflexo accentu, licet craſſilingves Germaniæ ſuperioris depravent, in Vogt. Eſt autem Mehr major, unde adhuc ſanctum Jacobum Majorem appellant S. Jacob den Mehrern. Et Moraviam nos Mähren dicimus hodiè, ſortitam ſcilicet hoc nomen ab ipſo Marobodo, id eſt, Mehrer Vod. Vod verò venit à Vöden, qvod eſt fovere, alere, enutrire; ſicut parentes alunt liberos, & animalia ſuos fœtus. Igitur Marobodus eſt, der Mehrer Vod, id

eſt

eſt alumnus major, ſuperior, eminentior, reliqvis Vodis inferioribus præeſt. Sic enim principes debent Vodi, Heddi, Dodi, Hettlin, Dotzlin, alumni, patres, paſtores, dii populorum eſſe. Hinc & alia regio dicitur Vodland, nunc corrupte Veitland ſeu Vogtland. Quia ea fuerit forte provincia per unum Vodum adminiſtranda. Extat & nomen proprium, Bodo, qvod eſt ipſum Vo-, fotor, paſtor, alumnus. Vote non recte dicitur, qvia hoc ſignificat nuncium.

Marſchalcus, nullum nomen fœdius eſt corruptum per Italos, vel Scriptorculos. Eſt enim etiam id, qvod Mehrer, ſeu major, & Stallherr, qui eſt magiſter equitum, ab eqvitatibus gubernandis. Et dicendum ac ſcribendum fuit, Mehr ſtallherr, id eſt, major, ſuperior, ſummus magiſter equitum, qvi eſt hodie titulus Ducis Electoris Saxoniæ. Ac ſi non fuiſſet vox ea corrupta, non eſſet opus nunc addere Archi, Erz Marſchalck: Sed Mehr ſtallherr dediſſet id, quod Erz vel Archi, cùm ſignificet ſummum magiſtrum equitum.

Lotharius, Cæſar hunc Luderum ſeu Lutherum vocat. Eſt Luther freqvens adhuc hodie nomen in Germania, præſertim in Saxonia. Significat autem herum, ſeu dominatorem hominum. Lûde enim (ut dixi) Saxonice homines ſignificat: Herr herum ſeu hominem, ſed Cæſar, ut ſupra dixi, D. in T. ſolet mutare, forte propter frequentes adſpirationes, vel alias cauſas. Quare & hic eſt U Hollandicum ſeu y Pythagoricum, Deinde th eſt d, tenue & molle. Denique Saxones usque in hanc diem vocant Lotharium,

opti-

optimum illum Imperatorem Keyſer Ludher, ſeu Ludher. Quod ſi Svevus audiret pronunciari, faceret Lidher, ex ipſo. Nam ipſi ex y græco libenter faciunt i. Latinum. Cæſar autem volens per adſpiratam reddere proprie Ludherum, occaſio fuit, ut poſtea Lotharium facerent craſſilingves. Et hodie faciunt Lutter, Lotter, & ſimilia. Hinc Lotharingia Lutheringen, id eſt, Lutheri manſio, à nepote Caroli Magni, ab Hiſtoricis Lothario dicto. Nunc dicunt Lottringen craſſiſſime.

Amalasvitta, Himelswitte: Sapientia cœleſtis, à Witt ſeu Witte; & Cœlo, quaſi divinitus erudita, Urania, Diana, Theodidacta. Vel ſi ab albedine cœli ducas, erit Serena. Nam Witte eſt etiam Albedo, candor.

Roſemunda, Roſemund, os roſeum; hoc non habet dubium.

Thevdelina, Dudelina, a Deud, Dud, Dôd, ſcilicet parvula Dea, ſicut Tottila ſeu Dôole, parvus Deus, ut ſupra in Dietrich dictum eſt. Igitur diminutivum Theudelina, Dûdlin, ſeu Dydelina, Detzelina, Ditzeline eſt Euſebiola, piuſcula, divula, divinula.

Faſtrada: Uxor Caroli Magni. Eſt Bâſt rat, optimum conſilium, Ariſtobula Græce.

Francus, Franciſcus; Liber Liberius, Elevtheros, per ſyncopen ſeu ſynalœphen, à Frey & Anck, quaſi Freyanck: Frey, Saxonice, Frey, diphthongo Svevica, eſt Liber adjective, Anck eſt adoleſcens, juvenis, nomen hodie gentile multis familiis, & Enckel, Enkle, diminutive dicitur adhuc juvenis arator, ſeu aratrum gubernans,

nans, ut apparcat Francos fuiſſe pubem ſeu juventutem, quæ ſe forte ſervili bello per ſeditionem in libertatem aſſeruerit. Die freien Knaben, freien Geſellen, die freien Bauren. Franciſcus græca imitatione diminutivum eſt, Frenckel, Frencklin, Frenckle, Frentzle, germanice das Freibüblin, Freiknäblin: & Galli adhuc Francum arbitrium, freien Willen, liberum arbitrium dicunt.

LECTORIBVS S.

Exemplum dedi vobis, ut plura & meliora faciatis. VALETE. M. L.

Decas corollariorum. *

§. I.

Adel.

M. Andreas Helvigius in Onomaſtico qvadrilingvi, Adel, Adelich & Adelman deducit ab ἄεθλος vel ἆθλος, quod ſignificat certamen & quodvis laborioſum negotium. Alii ut Schæreus in der geiſtlich und weltlichen Sprachen-Schule, ab Attalo Rege Pergami: à cujus magnificentia, olim omne, quod fuit præcipuum & pretioſum dictum fuit Attalicum, ceu teſtis eſt Plinius lib. 8. cap. 48. fol. m. 49. b. Sed quid Germaniæ cum Latio, Pelasgia, aut Aſia? Hinc alii, hoc ipſum,

* Wer der Verfaſſer dieſes Anhanges ſey, der bey manchen Auflagen der vorherſtehenden Schrift nicht befindlich iſt, kann ich nicht ſagen, weil er ſich am Ende nicht nennet, der Haupttitel dieſer Ausgabe in 4. aber abgeriſſen iſt und verlohren worden.

ipſum, purum putum Germanicum arbitrantur. Reinhardus Illuſtriſſimus Comes à Solms, pag. 10. Nobilitatem in lingva Teutonica, nomen ſuum ſortitam credit à gemmarum pretioſitate; fuit autem Veteribus noſtris Adel idem als der Stein im Ringe. vid. Limneum, de Jure public. lib. 6. c. 1. §. 11. 12. Loccenius lib 2. cap. 3. pag. 116. Antiqvitat. Sveo. Gothicar. docet, vocem Adel, in triplici qvondam ſignificatione uſurparam fuiſſe. Primò enim Adhell, Odel, Odul, idem erat, qvod poſſeſſio propria vel hæreditaria: Unde Allodium, ein Eigenthumb, res propria. Allodialia, Erbgüter, Secundò notabat præcipuum: unde Adhalport, principalis porta, & Adelmurer præcipui muri. Tertiò ſignabat legitimum, vel ex ingenuis parentibus natum, ab attel (vid. ſupr. Otto) & hoc ab att genere: Unde áttbern ingenuus: Item áthelinq, Adelingus apud Paulum Warnefridum de geſtis Longobard. lib. 1. cap. 21. vel Aedeling: item Adulfena uxor legitima. Nobilem igitur ſi Sveonum lingva dixeris, idem eſt ac ſi hominem bene natum aut honore & bonis ornatum dicas. In-Huebaldus Abbas Elonenſis in vita Lebuini, diſtingvit inter Edlingum, Frilingum & Laſſum. Erat, inquit, gens Saxonum ſicut nunc uſque conſiſtit ordine tripartito diviſa. Sunt enim ibi, qui illorum lingva Edlingi; ſunt qvi Frilingi; ſunt qui Laſſi vocantur, qvod Latina ſonat lingva: Nobiles, Ingenui, atque Serviles. Reiner Reineco de Oris Saxon. pag. 13. 14. Lehman. lib. 2. c. 29. Cluver. lib. 1. German. c. 15. D. J. J. Schott. deutſche Sprachkunſt. lib. 2. cap. 11. §. 16. pag. 546. §. 2.

§ 2.

Rulandus.

Certum eſt, Rulandi nomen non eſſe proprium aliquod, inquit Goldaſtus, cujus opinionem recenſet Conring. de Urb. Germ. ſed appellativum, qvaſi dicas Rugeland: compoſitum nimirum ex vocabulo Rügen, quod eſt veteri idiomate Germanicó cauſam ſuam proponere, & diligenter ponderatis cujusqve partis litigantium argumentis ſententiam pronunciare in territorio ſeu diſtrictu; Ut ita ſtatua Rulandina ſignificet Signum, per quod notatur ibi eſſe forum publicum cauſarum, Jurisdictionem, locum juſtitiæ, territorium, ſeu ut ſuo idiomate Germani vocarunt Mallum publicum, eine Mallſtatt; da man frey käyſerlich Gericht hält. A Rügen eſt etiam Rüggraf oder Rüge-Gräf, das iſt Gerichts Graf. Cum Rügen nihil ſit aliud, quàm agere, accuſare, damnare, aut unico verbo judicare, hinc bene intelligitur Lutherus, qui Matth. 1. v. 19. παραδειγματίσαι vertit Rügen, Schottel l. c. pag. 261. D. Joh. Volkmar Bechman in Diſput. de controv. qvibusd. Jurid. §. VII.

§. 3.

Werigeldum.

Werigeldum eſt vocabulum Saxonicum. Juri civili prorſus incognitum, dicitur etiam Werigeldus Germanice Wehr Geld, & derivatur à vocabulo Wehren, quoniam reus ſolutione iſtius adverſus actionem, quæ occiſi agnatis Jure competit ſeſe tueri, & defendere poteſt. Es heißt darumb

umb ein Wehrgeld, weil man ſich darmit aller Klagen erwehren mag. Quibusdam dicitur Mangeld, qvia agnatis occiſi conceditur, quibus etiam jus vindicandi incumbit. Aliis denique appellatur Sühnegeld, eò qvód debeatur quaſi ex tranſactione facta, de homicidio commiſſo initaque cum agnatis occiſi gratia. Rudolph. Wilh. Krauſt, in Diſput. de Wergeldo, Conf. Schott. l. c. pag. 665.

§. 4.

Vaſallus.

Vaſallus eſt purum putum Germanicum, vel à Faſel, quod nonnullis idem eſt ac Zucht, Geſchlecht, propago, progenies, genus; Vel à Faſeln, qvod idem eſt ac radices agere, einwurzeln, patet ex Proverbio: Unrecht Gut faſelt nicht; Vel à Feſſeln, qvod ligare, vel compedibus eſt conſtringere. Limneus de Jur. publ. lib. 6. cap. 4. §. 6.

§. 5.

Trugſeß.

Trugſeß dicitur, voce, ſine dubio literis paululum, vt in aliis quoque, immutatis & præciſis, Germanica tamen, quaſi Trug aut potius Trag das Eſſen. Limneus l. c. lib. 3. cap. 9. §. 20.

§. 6.

Herzog.

Nobis Germanis Heer ſignificat exercitum, Zog verò qvaſi Ziehr, Dux: qvippe ziehen vel ziegen eſt ducere, & Zeg, ſive Zug notat expeditionem. Variantibus autem Dialectis Tog & Tug; Unde

ipſe Dux hodieque ſuperioribus Germanis dicitur Herzog. inferioribus Hertog, Septentrionalibus i. e. Suedis, Danis atqve Norvegis Hertug. Cluv. lib. 1. Antiq. Germ. c. 46. p. 367. Sed & alia vocis Her nobis ſignificatio eſt, qva communitatem notamus, (hinc Beſoldus 1. polit. 12. n. 4. deducit Heer-Berg viam communem, & Heerberg diverſorium ſeu receptum communem, darinnen jed ein Jederman verbergen kan) & exinde Herzog Dux communitatis, Gorop. lib. 7. Hermathen. pag. 169. Limneus de Jur. publ. lib. 4. cap. 3. §. 3.

§. 7.

Fürſte.

Nos Germani Principis vocem latinam exprimimus per Fürſte oder Förſte, origine cum Latinis æqvali. Förſte enim per contractionem factus der Föderſte, id eſt, primus. Et adhuc hodie apud Danos, Svedos atque Norvegios Förſte primum numero ſignificat. Huc qvadantenus reſpexit Compilator des Schwaben-Spiegels lib. 1. cap. 141. §. 6. Der Fürſt heißt davon ein Fürſt, daß ihm der König das Fürſten-Ampt leyhet mit ſeiner Hand, und leyhet es der fürbaß einem andern der mag nicht Fürſt davon heiſſen, das iſt davon, daß er der Föderſte am Reich nicht iſt. Errant igitur linguæ dignitatumque in Germania antiqvarum imperiti, illud derivantes à verbo Führen, id eſt, ducere, qvaſi Füriſte dictus ein Führer, Dux ſeu Ductor exercitus, qvi tamen Germanis vocabatur à re ipſa ein Herzog. Cluver. lib. 1. Antiq. Germ.

Germ. c. 38. p. 319. Limneus d. l. lib. 4. cap. 2. §. 10. 11.

§. 8.

Baro. Bar. Baren.

Sunt qvi vocem Baro deducunt ἀπὸ τῆς βαρύτητος h. e. à Gravitate, qvod eorum munus fuerit in ipsis Ducatibus non solum militare, sed prudenter atque graviter Ducibus ipsis consilium capientibus adesse: Seu nomen habere traduntur ἀπὸ τῆ βαρεῖν, qvod gravitate dignitateque cæteros domini beneficiarios anteire debeant. Alii Barones à forma ædificii clientelaris deducunt, quòd domus undiqve occlusæ & substructæ turribus, Barreis, à Palestinis dicantur. Cœl. Rhodig. antiq. Lect. lib. 8. c. 30. Alii à βάτω, hoc est, mole vel vastitate corporis, qva cæteros ut plurimum superent, deducunt, Forcat. de Fev. c. 3. n. 7. Quidam à voce בַּר quæ filium significat. Quidam à Germanico Baren, qvod vetustioribus prognatum seu liberum notat. Sine dubio von Baren, qvod nobis nunc Ö bären h. e. progenerare, in lucem edere; Hinc in qvadam precatione ad Christum: Jch bitte Dich, du wirst Magde Baren i. e Virginis illibatæ Filium. Alii ab Hebræo בָּרַר liber fuit; aut transitive, liberauit. Ex hoc etiam Pharaones Reges Ægypti κατ' ἐξοχὴν ita nominabantur, qvasi præ subditis liberi & legum vinculis soluti. Alii ab Hebræo בָּרָא creavit, vel à בָּרַח elegit, ut dicatur Baro, quasi nova creatura, vel electus. Tholos. lib. 6. Syntag. cap. 10. n. 8. Nonnulli à Latino Pares, qvòd

pares ſint Comitibus. Vultei 1. F. 4 n. 14. Alii ab Hiſpanico Varon, quod egregium Virum denotat. Nordermann de Jure Principat. Concluſ. 86. lit. b. Quidam à veteri Teutonico Baron, quod virum ſeu marem ſignificat. Alii ab antiqva Germanica voce Bar, quæ in veruſtiſſimis Rhythmis pro libero, Franco, Frey, ledig und loß, uſurpatur. Quidam deducunt à Germanico Frey, ut Barones dicantur qvaſi Freiones, h. e. liberi & exempti. Exercitii gratia Limneus de Jur. publ. lib. 4. c. 5. §. 11. 12. &c.) deducit à Baren, h. e. Urſo, quod Baro ſit Vir fortis & egregius.

§. 9.

Anſes. Anshelmus. Ansbrechtus. Bracht. Brecht.

Gothi proceres ſuos ob victoriam Anſes qvaſi ſemideos vocarunt; hinc nomen Anshelmi, Ansbrechti, & Answaldi quem politiores Anſoaldum appellant. Beat. Rhenan. de Reb. Germ. f. 190. Anshelmus itaque ſecundum Rhenanum erit divinus in galea, Ein vortrefflicher und faſt göttlicher Streiter. Sic etiam Ansbrechtus erit divinus miles, nam Bracht & Brecht veteres militem appellarunt. Altham. in Tacit. Germ. pag. 10. Et ſi mavis Bracht vel Brecht ſignificare glorioſum: Ansbrechtus erit divinus & glorioſus. Answaldus autem ſive Anſoaldus eſt idem ac Villicus Dei ſeu divinus, Gottes Haushalter.

§. 10.

§. 10.

Zigeuner. Heyden.

Cum Zygeni, vagum & inutile hominum genus hoc & ſuperiore ſeculo omnes fere provincias Europæ peragrarant, diverſa etiam apud diverſas nationes meruere nomina. Noſtrates Germani eos appellitant Zigeuner, quaſi dicas, zig oder zieh einer, h. e. vagantes & vagabundos: Cum liberis ſiquidem & uxoribus huc illuc divagari ſolent. Alibi Tartari, Tatern, vulgo dicuntur, quod ex Scythia vel Tartaria primum veniſſe credantur. Latinis barbaris modò Zigari, Zigeni, Zigeuni, Zigeneri; modo Saraceni & Agareni; modò aliter appellantur. Galli Bohemos, qvod ex Bohemia catervatim in Galliam primitus venientes innotuerint, appellitant. Recentes Græci Attinganos; Itali Cingaros, Cingalos, Cianos; Hiſpani Gittanos, hoc eſt Ægyptios; Belgæ Heyden, h. e. gentiles, paganos nominant. Ahasv. Fritſchius in Diatrib. Hiſt. Polit. de Zygenorum Origine, Vita & Morib.

Illos, qui ſunt ἔξω τῆς θεοῦ πολιτείας τῆ τοῦ Ἰσραὴλ, καὶ τῆς ἐπουρανίου ἱερουσολύμης, i. e. gentiles, extra Eccleſiæ pomeria palantes, appellamus Paganos. Dicebantur illi olim Hebræis, cum Iſraelitis opponerentur, גוים Gojim: unde etiamnum Judæi qvemvis Chriſtianum vocant גוי Goi. In N. T. nuncupantur Ethnici. (ἔθνη vel ἔθνος) Nobis hodie die Heyden; dieweil ſie auf dem Felde, in den Wäldern, und auf den Heyden ſich aufgehalten, und allda ihren Götzen-Dienſt verrichtet. Dilh. Elect. lib. 2. c. 6.

X.

Entwurf * eines deutschen Wörterbuchs von dem Herrn Rath Jablonsky zu Berlin aufgesetzet

Nachdeme Se. Königl. Maj. in Preußen Dero in dieser Residenz gestiffteten Societät der Wißenschafften, als einer deutschgesinneten Gesellschafft, unter andern auch die Obsorge desjenigen, was zu Unterhaltung unserer deutschen Hauptsprache in ihrem natürlichen Selbstand, eigenthümlicher Zier, und anständiger Reinlichkeit gereichet (wie die Worte der Generalinstruction lauten) allergnädigst aufgegeben:

So ist zu solchem Zweck, neben und wohl vor andern, dienlich erachtet worden, und in Vorschlag gebracht, die Ausarbeitung eines dreyfachen Lexici oder deutschen Wörterbuchs, nemlich etymologici,

---

* Diese Schrift ist von dem sel. Herrn Secretar Jablonsky in Berlin an den Hn. Geh. Kriegsrath von Besser, von selbigem aber 1721. in die Hände eines Mitgliedes unsrer Gesellschaft gekommen. Man hat dieselbe bis auf die Rechtschreibung unverändert lassen wollen; weil die damalige Schreibart des Herrn Secretärs schon aus seinen andern Schriften bekannt ist, und man uns sonst beschuldiget haben könnte: wir hätten entweder demselben eine fremde Arbeit untergeschoben, oder uns doch eine ganz unerlaubte Freyheit in einer Schrift genommen, darüber wir kein Recht gehabt hätten.

gici, technici und usualis, als wedurch die Sprache aus ihrem Grund herfür gesucht, derselben Reichthum entdecket, die Grundrichtigkeit erforschet, verbessert, befestiget und ein beständiger Sprachschatz zusammen getragen werden könnte.

Und weilen das Erste, ausser daß es eine nicht obenhinnige Kundtschafft und Erfahrung, sowohl der ältesten deutschen Denkschriften, als deren unterschiedlichen so Haupt- als Neben-Zweige, in welchen sich die Sprache ausgebreitet, und noch heute in Teutsch Holl und Engelland, Schweden, Dennemark und Jßland bestehet, zuerfordern, und als nothwendig veraus zusetzen scheinet, allein denen Gelehrten oder eines senderbahren Fleisses fähigen; so wie das zweyte meistens blos denen Kunstverständigen dienlich zu seyn, also beede in Ansehen der übrigen nur dem wenigsten Theil zu nutzen, ermessen worden: So ist man auf die Meinung gefallen, daß um des allgemeinesten und nothwendigsten Gebrauchs willen, der Anfang von demselben nachfolgender Entwurf unvorgreiflich vorgestellet worden.

Es soll gedachtes Wörterbuch enthalten, alle gute, reine, übliche und bekandte deutsche **Stamm- und Wurzelwörter**, die solches in der That sind, oder an des abgegangenen wahren Stammworts Stelle treten.

Ingleichen alle bekänndtlich aus frembden Sprachen übernommene, der deutschen aber dergestalt, daß sie als angenommene Kinder vor gleiche Rechtsgenossen angesehen werden mögen, **eingepflanzte Wörter**, iedoch daß zum Unterschied, deren Ursprung angezeiget werde.

Unter einem jeden solchen, es sey eigentlichen, oder dazu angenommenen Stammwort, sollen die davon **abstammende**- oder darvon **abgeleitete** (welche durch den Zusatz einer oder mehr Endungen mit Beybehaltung der Bedeutung das Maß oder den Umstand derselben ändern und beschränken, nach der Ordnung eingeführet;

Diesen aber die **gefügte** oder **gedoppelte** (welche durch Versetzung einer Sylbe oder ganzen Worts, die Deutung mehren oder erklähren) nachgeordnet;

Und weil beydes die Füg- und Ableitung nicht allzeit bey der einfachen Weise stehen bleibet, sondern oft bis zur zweyten und dritten fortgehet, und die abgeleitete durch Doppelung, die gedoppelten aber durch neue Ableitung immer weiter fortgepflanzet, und mannichfaltig ausgebreitet zu befinden, alle solche **Affter-geleitete** und **gefügte** mit Fleiß zusammen getragen werden.

Denen alten und vom heutigen Gebrauche abgekommenen: Imgleichen denen zu besondern Mundarten gehörigen Wörtern soll zwar ihr Raum auch darin gegönnet werden, jedoch mit der Maße, und allein so fern die einen Ursprung ihrer noch gebräuchlichen abstammenden anzuzeigen dienen, die andern aber in der Bedeutung oder Nachdruck einen Anmerkenswürdigen Gebrauch haben, daraus der Sprache ein besonderes nöthiges Licht entstehen kann.

Denen **Kunstwörtern** ist zwar ein eigenes Werk gewiedmet, wie eben schon erwehnet, jedoch will solches nur von denen gemeinet seyn, welche

ihrer

ihrer Kunſt oder Handwerk ſo heimiſch ſind, daß ſie auſſer denen Kunſt- und Handwercksverſtändigen ſchwerlich bekanndt oder verſtanden werden: die aber denſelben ſo genau nicht verbehalten, daß ſie nicht auſſer ihrem Bezirk auch ſonſt gemein, und gewiſſem Gebrauch üblich ſeyn ſolten, werden billig hier mit eingeführet.

Andere ihrem Gebrauch nach ebenfals nicht allgemeine, ſondern allein etwa poetiſche, oder auch zu ſchertzhafften, gemeinen und wiedrigen Red- und Schreibarten gehörige Wörter ſollen gleicherweiſe nicht verbeygegangen, zu beſſerm Unterricht aber, ſo auch wie die vorher angeregte, durch gewiſſe Zeichen oder wörtliche Anzeigung von denen übrigen unterſchieden werden.

Die Ausleg- und Erklärung der Wörter ſoll nicht durch eine frembde, etwa die lateiniſche oder franzöſiſche Sprache, ſondern wie das Dictionaire de l' Academie francoiſe mit der ſeinen gethan, mit andern deutſchen gleichdeutigen Wörtern oder verſtändlichen Redarten und Umſchreibungen geſchehen, damit der Gebrauch des Buchs allgemeiner, und auch denen, ſo keiner andern Sprache kundig, dienſam gemachet werde. Es wäre denn, daß man dem Exempel des italieniſchen Dictionarii della Cruſca folgen, und der eigenen auch die lateiniſche Auslegung beyſetzen wolte.

Bey einem jeden Wort wird nicht nur deſſen eigentliche, ſondern auch die entwandte, verblümte Sprichwörtliche, Kunſtübliche, u. d. g. Bedeutungen, ſo viel deren in bekänndtlichem Gebrauch ſind,

besonders nach einander angeführet, und mit Fleiß erläutert werden.

Alle und jede Ausleg- und Erklärungen sollen mit deutlichen Exempeln aus bewärten und solchen Schriften die insgemein zum Muster und Urbild unserer Sprache angenommen sind, beleget und bestätiget werden.

Obwohl nun, was die Wörter selbst und vielleicht einige Redarten betrift, solche auch aus denen ältesten Schriften aufzusuchen, nuz und zum Theil nöthig erachtet wird, und solche um des willen, wie wenig sie auch beyzutragen haben möchten, nicht ganz hinten angesezet werden wollen, so scheinet doch, was die rechte Schreib- auch Füg- und Ordnungen der Rede belanget, daß man über den Anfang des Sechzehenden Jahrhunderts nicht wohl gehen dürfte, sondern beydes die rechte Reim- und Beständigkeit von selbiger Zeit (da nemlich die Sprache angefangen von ihrer rohen und schlechten Art gesaubert und ausgearbeitet zu werden: hingegen mit dem ungeschickten Zusaz ausländischen Gemengs noch nicht verstellet worden) so wie aus der nachfolgenden ihr Reichthum und Zierde hergeholet werden müsse. Unterdessen mögen sie doch auch nicht alle als Meister in gleichem Werth angesehen werden, dazumahl nicht alle mit dem Vorsaz geschrieben, der Sprache zugleich aufzuhelffen und derselben Vollkommenheit zu befördern, dahero sie dann ihren Fleiß mehr auf die Sachen als auf die Wörter gerichtet zuhaben bemerket werden.

Unter

Unter denen aus dem folgenden Jahrhundert will die Wahl und der Unterſcheidt noch vorſichtiger anzuſtellen ſeyn, da zwar eine gröſſere Menge guter Schreiber aufgeſtanden, aber auch durch die insgemein angemaßte Freyheit ſowohl des Schreibens, als der Schreibe-Art, ja ſo gar eines aberklugen Meiſterns, ſo viel Unkraut erwachſen, darunter der gute Saame beynahe erſticket wäre. Und nachdem verſchiedene, ſo der Sprache auffzuhelffen gemeinet, dieſelbe ſtatt der geſuchten Verbeſſerung verunſtaltet, wo nicht gar verderbet, andere aber, ſo zwar nicht übel geſchrieben, auf die Sprache nicht vornehmlich geſehen, ſo fehlet den einen und den andern was ſie einer völligen Nachfolge würdig machen könte, und dürfften in der groſſen Menge nur wenige den Beyfall, als ohnwiederſprechliche Meiſter zugewarten haben.

Wenn man aber dieſen Vorzug vor allen denen Reichs-Satzungen, Handlungen, **Abſchieden**, und andern Actis publicis, billig beyleget, ſo iſt ferner unter denen einzeln Bücher-Verfaſſern Luthero die erſte Stelle vorlängſt zuerkandt worden, die er auch mit allem Recht behauptet.

Welche aber diejenige ſeyn ſollen, ſo Ihm bey und nahe geſetzet zu werden verdienen, darüber will man gerne dem Urtheil derjenigen, ſo durch genauere Käntniß und mehrer Erfahrung hierzu geſchickter ſind, nicht vorgreiffen.

Gleichwohl nur weniger zugedenken, möchten ohne Beyſorge eines merklichen Irrthums hieher gehöhlet werden, unter denen Gottes Gelehrten Matthesius, **Arnd**, **Geyer**, **Müller**, **Riemer** &c.

unter

unter denen Geſchicht-Schreibern, Francke, Münſter, Sachße, Aventinus, Stumpff, Spangenberger, Lehmann, Gottfried, Merian, Hortleder, das Theatrum Europæum, Valckenier, Francisci, Ludolff, Sagittarius &c. vielleicht auch einige Uebertetzungen, als des Meterani, Neuhoffs, Montani, auch einige der alten lateiniſchen, als des Livii, Juſtini &c.

Unter denen ſo in Sitten-Lehr, Wiß-Rechen- und Baukunſt geſchrieben Zinckgräff und einige der verangeführten Gottes-Gelehrten, ferner Dürer, Jugger, Schwenter, Harßdörffer ꝛc.

Unter denen Dichtern, Opitz, Sachs, Gryphius, Flemming, Tſcherning, Riſt, Schirmer, Weiße, Lohenſtein, Hoffmannswaldau ꝛc. denen zugeſellet werden möchten die Helden-Gedichte die Aramena, der Æyquan, der Arminius, Ingleichen die Ueberſetzungen der Ariane, Eromene, Arcadia &c.

Zu den Reden würde gehören der von Seckendorff und einige geringere, ſo neben der Unterweiſung auch Exempel bürgerlicher Reden herausgegeben.

In Rechts-Sachen auſſer den Reichs-Abſchieden der Sachßen Spiegel, das Chur-Sächßl. Land-Recht, Göbler, Airer, der Spate ꝛc.

Vielleicht wären auch die neuern gelehrte Schreiber, Tentzel, Thomas, ingl. die ohngenannte Sammler gewißer Brieffe und dergl. nicht gar vorbey zugehen, ob Sie gleich nicht als ohnwiederſprechlich angenommen würden.

So wenig als auch diejenigen, ſo Schertz- und lächerliche Schrifften herausgegeben, zurück zuſetzen, weil

weil auch Sie etwas nützliches, ſo anderswo nicht anzutreffen, bey ſich führen, abſonderl. viel gemeine und ſchlechte Redarten, ſo in ernſthafften Schrifften keinen Raum finden, und gleichwohl zu dem Schatz der Sprache mitgehören.

Weil in der Uberſetzung derer zu der Sprache gehörigen Kunſtwörter **Schottel** das Eiß gebrochen, iſt man der Meynung, daß ſolche in dieſem Werck beybehalten, und dadurch mehrers in Ubung und Kundtſchafft gebracht werden, weil doch die, ſo in der gelehrten Sprache üblich, in unſere nicht ſo leicht, wie in denen, ſo jene zu ihrer Zeug-Mutter haben, umgeformet werden können.

Das der Imperativus in den Zeitwörtern die Wurtzel ſey, iſt unter denen Sprach-Lehrern eine ausgemachte Sache. Ob nun wohl derſelbe nicht allzeit, ſo wie der Infinitivus bekandt, noch mit demſelben einläutig, und daher in Auffſuchen einige Schwürigkeit zu beſorgen ſcheinet, ſo will doch die vorgenommene Grundordnung nicht leiden, daß er von dem Ihm gehörigen Ort verrucket werde.

Hirgegen ſoll zu leichterer Anweiſung des Infinitivi ſo wohl, als aller andern abgeleiteten Wörter ein beſonder Regiſter derſelben, nach ihrer eigenen Buchſtabs-Ordnung, gefertiget und hierdurch das Auffſuchen erleichtert werden.

Wann auch an einer beſtändigen, grundrichtigen und durchgehenden Rechtſchreibung noch zur Zeit ein und anders ermangelt, wie die in den beſten Schriften unſrer Zeit zubemerckende Ungleichheit, auch wohl unterlauffende Fehler genugſam zu tage legen:

So

So wird vor allen Dingen dahin getrachtet werden, daß dieſelbe nach dem Urtheil und Gutbefinden der Spracherfahrnen Meiſter auf einen gewißen Grund feſt geſetzet und demſelben genau gefolget werde, damit das Werck auch in dieſem nöthigen Stück als eine zuverläßige Richt-Schnur gelten und angenommen werden möge.

Salvo meliori.

Fernerer Entwurff
Eines Teutſchen Wörter-Buchs.

Wenn unter andern bey der Societät vorgenommenen Wercken auch die Verfertigung eines teutſchen Lexici, oder Wörter-Buchs enthalten, und man dahero auf einen Grund-Riß bedacht iſt, nach welchem ſolch Werk angeleget werden und ausgeführen ſeyn möchte, ſo wird derſelbe hiermit, jedoch unmaßgeblich, folgender maſſen vorgeſtellet und zu reiffer Uberlegung übergeben.

Es ſoll angeregtes Wörter-Buch enthalten alle gute, reine, übliche und bekandte teutſche **Stamm- und Wurtzel-Wörter**, oder die davor gehalten werden mögen, in der Ordnung, wie ſolche nach dem a. b. c. auf einander folgen.

Unter ſolche Stamm-Wörter werden mitgezehlet alle diejenigen Worte, welche zwar **aus frembden Sprachen angenommen**, der teutſchen aber dergeſtalt eingepflanzet werden, daß ſie durch beſtändigen Gebrauch das Recht der Eigenſchafft erlanget zuhaben erachtet werden mögen, wie wohl deren Urſprung allenthalben angezeiget werden möchte.

Die

Die alte und vom Gebrauch abgekommene, ingl. **die beſondern Landſchafften und Mundarten** eigene, als Oeſterreich-Schweitzer-Franck- und nieder-Sächſiſche Wörter, würden hierbey nicht weiter, als ſo ferne ſie den Urſprung ihrer noch üblichen abgeſtammten anzeigen, oder ſonſt in der Sprache ein beſonder Licht geben könten, in Anſehen kommen.

Unter einem jeden ſolchen Stamm-Worte folgen deſſen **abſtammende und abgeleitete**, welche durch eine veränderte Endung die Bedeutung mit einem gewiſſen Maß oder Umbſtande verändern.

Auff dieſe kommen die **zuſammengefügte** Worte, welche durch einen dem Stamm-Wort gegebenen Beyſatz es ſey eines ganzen Worts, oder nur gewißer hierzu dienender Vorſylben, die Bedeutung deßelben beſchrencken.

Und weil ſolche Zuſammenſetzung nicht bey der **einfachen** weiſe bleibet, ſondern zuweilen zur **gezweyten und gedritten** Fügung fort gehet, werden dieſelbe alle in ihrer Ordnung zu beobachten ſeyn.

Wann auch ſowohl die **abgeleitete** Worte durch **Zuſammen-Fügung**, als die Zuſammengefügte durch neue **Ableitung** vielfältig verändert werden müßen, ſollen ſolche alle iedes Orts mit Fleiß hergeſetzet werden.

Und dieſes nicht nur in ihrer **eigentlichen**, ſondern auch in der **verblümten, Sprichwörtlichen, Kunſtüblichen** und andern Bedeutungen, ſoviel deren bekandt und bräuchlich ſind, welche alle beſonders nacheinander angeführt, und mit deutlichen Redarten erkläret werden ſollen.

Und

Und wie in der Ableit- und Zusammenfügung der Worte der Reichthum unserer Sprache und ein besonderer Vorzug bestehe, indeme damit unendlich weit gegangen, und ohne Ziel immer neue Worte erzeuget werden mögen, so würde nöthig seyn, hierunter ein gewisses Maaß zuhalten, und es allein bey denen bewenden zulassen, welche durch den Beyfall eines bewährten Schreibers gleichsam geächtet, und in bekändtlichen Gebrauch eingeführet worden.

Ob zwar die Kunstwörter ein besonder Werck zu erfordern scheinen, so könte es doch mit gutem Nutzen zugehen, daß aus denselben die allgemeinsten, und die ihres weitläufftigen Gebrauchs halber weiter als allein in ihrer Kunst bekandt sind, mit eingerücket würden.

Alle solche Worte sollen nicht mit einer andern frembden Sprache, sondern mit andern teutschen gleichdeutigen Wörtern, oder gleichgültigen Redarten und Umschreibungen erkläret werden, wie solches auch von andern Völckern in ihren Sprachen also gehalten werden.

Sothane Ausleg- und Erklärung werden mit deutlichen und gültigen Exempeln aus bewährten Schreibarten bestätiget.

Und nachdem hierunter vornehml. solche auszusuchen nöthig seyn will, welche genuasames Ansehen haben, als tüchtige Urheber und Authores Classici von jedermann angenommen zu werden, so würde nechst denen offentlichen und allgemeinen Reichs-Handelungen, Satzungen, Abschieden, wie auch denen Provincial-Rechten, Gesetzen, Landes-Ordnungen, ferner denen aus der Keyserlichen und andern

dern hohen Reichs- und Fürſtlichen Canzleyen und Gerichten ergehenden Schrifften die Bibliſche Uberſetzung und andere Schrifften Lutheri voran, und dieſen die beſondere Schreiber, als unter denen Hiſtoricis, Lehmann, Francke, Hertzberg, und unter denen neuern, das Theatrum Europæum, Müller, Ludolff, Ziegler, Dalckenier, Puffendorff ꝛc. unter denen Oratorn, Harsdörffer, beede Gryphii, Lohnſtein, Franciſci, der Autor der Aramena, Morhoff, Seckendorff, Weiſe ꝛc. unter den Poeten, Opiz, Hoffmannswaldau, Zeſen, (ausbeſchieden die von Ihm auffgebrachte aber nicht angenommene Neuerungen) Riſt, Flemming, Tſchernings, Mühlpfort ꝛc. nachzuſetzen ſeyn. Ob von den Oeſterreichiſchen Uberſetzern verſchiedener Italieniſchen Romanen einige in dieſe Zahl mit auffzunehmen, würde auff eine nähere Entſchließung ankommen.

Ja der Kriegs- und Bürgerlichen Bau- Meß- und andern Mathematiſchen, auch Wund- und Artzney-Kunſt, nicht weniger in der Haußhaltung, Gärtnereyen, Jägerey, Fiſcherey, Köcherey, Apothekern, diſtillir- und Schmeltz-Kunſt, Bergwerck-Sachen ꝛc. ſind verſchiedene ſowohl uhrſprünglich teutſche, als überſetzte Bücher vorhanden, darunter man zu ſolchem Gebrauch die Wahl anſtellen kan.

Ob man die zur Benennung der Eigenſchafft der Worte nöthige Sprach-Kunſt-Nahmen, aus dem Latein behalten, oder dieſelben auf teutſch nachmachen und hiermit einzuführen anfangen wolle, ſtünde zu entſcheiden. Das leztere wäre wohl zur Voll-

ſtändigkeit unſerer Sprach-Kunſt das dien- und nützlichſte, und weil ſoviel geſchickte und umb die Sprach wohl verdiente Männer hierin- ſchon vorgearbeitet; ſo hätte man nur die ſchicklichſten und bequemſten Benennungen aus ihnen auffzuſuchen. Jedoch würde auf ſolchen Fall nöthig ſeyn, einen kurtzen Unterricht dem Wörter Buch vorzuſezen.

Der Imperativus der Zeit-Worte iſt von denen Sprach-Kunſtlern durchgehends als die **Wurtzel** angenommen. Weil aber derſelbe von denen **abgeleiteten** manchmahl in etwas unterſchieden, und andere Letterordnung fält, als der Infinitivus, welcher hingegen bekanter und gemeiner zu ſeyn pfleget, ſo würde zwar zu Erleichterung des Nachſuchens einigen theils dienen, wenn derſelbe, wie von **Cramern** in ſeinem Italiæniſchen Wörter-Buch geſchehen, ſtatt des Stamm-Worts angenommen würde. Wann aber ſolchergeſtalt die Grundordnung des vorhabenden Wörter-Buchs, und die darin zubeobachten vorgenommene Lehr-Richtigkeit verrücket würde, ſo würde vielleicht der Sachen zu beyden Theilen am beſten gerathen, wenn der Imperativus zwar behalten, doch zuförderſt in ſeiner uhrſprünglichen ſo gleich aber darbey in der abweichenden üblichen Form und der Infinitivus bald hierauf hingeſetzet werde.

Wolte man der Meynung einiger Sprachkünſtler folgen, und die Worte, welche aus frembden Sprachen entlehnet, der unſern aber nunmehr völlig einverleibet, in die teutſche Schreibart bringen, gleichwie ſchon viele derſelben alſo in Brauch genommen, ſo würde hierdurch die Schreibrichtigkeit

keit mehrers befördert, und zur Vollkommenheit gebracht werden.

Damit diejenigen, ſo ſich mit Erforſchung der Stamm-Wörter nicht zu behelffen wißen, die abgeleitete, deren ſie bedürffen, leicht finden mögen, ſind zweyerley Wege: einmahl wenn ſolche iedes Orts unter ihre eigene Letter-Ordnung eingeführet, und an ihre Wurtzel ausdrücklich verwieſen würden; Zweytens wenn ſie in ein beſonder Regiſter gebracht, und die Anweiſung durch bloße Zahlen der Blätter verrichtet würde. Die erſte Anweiſung iſt in denen Wörter-Büchern bißhero üblich geweſen, wiewohl nicht ohne eine unangenehme Erfüllung des Raumes, Unterſchreibung der Ordnung der Hauptwörter und vielfältige Wiederhohlung. Dahero die lezte wohl erwählet, und hierdurch nicht nur oberzehlten Beſchwerlichkeiten abgeholffen, ſondern auch an der Arbeit und Größe des Buchs etwas abgebrochen werden möchte ꝛc.

XI.

Johann Adolf Hoffmanns zwey Bücher von der Zufriedenheit, nach den Gründen der Vernunft und des Glaubens. Siebende, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Hamb. bey Felginers Wittwe 1738. 8. 1. Alph. 19. Bogen.

Wir würden von dieſem Buche in unſern Beyträgen ſchwerlich etwas geſagt haben, weil es zu unſern Abſichten eigentlich

nicht gehöret, wenn wir nicht dazu gleichsam wären aufgefordert worden. Der Herr Herausgeber dieser neuen Auflage schreibt in seiner Vorrede, nachdem er erstlich erzählet hat, worinnen die Verbesserungen des Ausdrucks und der Redensarten bestehen, die in diesem Werke gemacht worden, also: „Demnach schicket es sich besser, daß man das Urtheil hiervon solchen überläßt, welche sich etwa die „Mühe nehmen, die vorige Auflage mit der itzigen „zusammen zu halten, und von der Verbesserung „in der deutschen Sprache die rechte und unparteyische Meynung zu sagen geschickt sind. Ein jedes „Blatt kann ihnen dazu Gelegenheit an die Hand „geben. Es ist auch wohl zu hoffen, daß ein Mitglied der berühmten deutschen Gesellschaft solche „Mühwaltung übernehmen, und sein Gutdünken „denen zum Wachsthume unserer Sprache höchstnützlichen und nicht genug zu lobenden Beyträgen „zur critischen Historie beyfügen wird.„

Das Vertrauen, welches der uns unbekannte Herr Herausgeber auf uns gesetzet, hat uns angereizet, ihn nicht lange auf unsere Meynung von seiner angewandten Mühe hoffen zu lassen. Wir werden bey Entdeckung derselben unsere gewöhnliche Freymüthigkeit beobachten; weil wir mit einem vernünftigen Manne zu thun haben, der in die Schreibart seiner Landesleute, und in ihre Provinzialredensarten so verliebt nicht ist, daß er solche für unverbesserlich halten, und sie, als rechte Muster, andern vorstellen sollte. Er gesteht es uns zu, daß wir in dem fünften Stücke dieser Beyträge sehr gründlich und wahrhaft von des Hn. Hoffmanns

Schreib-

Schreibart geurtheilet haben, da wir von ihm gesagt, daß er voller niedersächsischen Provinzialwörter, seltsamen Redensarten, und ganz unrichtigen Wortfügungen sey, die der wahren hochdeutschen Sprache ganz fremde, und reingewöhnten Ohren unerträglich sind. Ein solcher Beyfall macht uns muthig, und versichert uns, daß man es nicht übel nehmen würde, wenn wir etwa noch einige Erinnerungen zu machen hätten.

So billig gehen einige oberländische Provinzen nicht mit uns um, daß sie unsern unpartheyischen und auf die Regeln einer gesunden Vernunft gegründeten Urtheilen Recht geben sollten. Sie werden ungehalten, wenn wir an ihren berühmten Männern etwas auszusetzen finden; wenn wir ihnen das Lob sehr gelehrter Männer zugestehen, aber dabey kund machen, daß sie unnatürliche Dichter, oder sehr hochtrabende Redner gewesen seyn. Sie wollen, daß wir Lobredner ihrer Fehler werden möchten; ja sie fordern wohl gar, daß wir ihrer Mundart, die doch so voller unrichtiger, ungewöhnlicher, und ungebräuchlicher Wörter ist, als nur eine in Deutschland, den Vorzug vor allen andern gönnen, und sie zur einzigen Richtschnur der wahren hochdeutschen Sprache annehmen sollen. Allein sie bedenken nicht, daß es, auch ausser uns, Kenner des guten Geschmacks und im Deutschen erfahrne Sprachverständige giebt, bey denen wir die gute Meynung, welche sie von unserer Einsicht in die Sprachlehre, Dichtkunst und Beredsamkeit haben, und das wenige Ansehen, welches uns etwa zu Theile geworden, auf einmal verlieren würden,

wenn wir nicht das Wahre von dem Falschen, das Richtige von dem Unrichtigen, und das ächte Gold von dem Flittergolde gehörig unterschieden; sondern offenbare Fehler als Schönheiten anpriesen. Wie würden wir auch dem Titel, **critische Beyträge**, ein Gnüge thun, wenn wir nicht unser Gutdünken eröffnen wollten? Verlangen wir doch nicht, daß man unsere Urtheile als dictatorische Machtsprüche ansehen solle; sondern wir begehren, daß man sie nach der Natur und ihren festgegründeten Regeln prüfe. Wider die gesunde Vernunft wollen und können wir mit Wissen und Willen weder schreiben noch urtheilen. Es liegt dahero die Schuld nicht an uns, wenn wir nicht immer vortheilhafte Urtheile fällen, sondern bisweilen eine bittere Wahrheit mit einfließen lassen. Bald, bald sollte uns zwar der angedrohete Zorn dieser Landschaften davon abschrecken: Doch da wir unter den Niedersachsen Gönner finden, denen unsere Beurtheilungen ihrer berühmten Mitbürger nicht zuwider sind, ob sie gleich eben so scharf gerathen, als es sich jene von den Ihrigen einbilden: So wollen wir uns ein wenig zu ihnen wenden. Diese wünschen unsere Gedanken zu vernehmen, da es uns hingegen mit jenen fast wie dem Aretin geht, dem man Geschenke gab, damit er nur schweigen möchte. Wir wollen beyden willfahren, damit man unser aufrichtiges, dienstfertiges und gar nicht boshaftiges oder heimtückisches Gemüth sehe.

Herrn Hoffmanns Bücher von der Zufriedenheit haben ihres Inhalts, und wenn wir so sagen dürfen, ihrer Seele wegen, so viel Liebhaber gefunden,

daß

daß sie es allerdings verdienet haben, daß man auch auf ihren äusserlichen Putz ein wenig bedacht gewesen. Eine schöne Kleidung kann eine an sich nicht gar zu wohlgestalte Person angenehm machen; wie viel muß sie nun nicht zu der Erhebung der Schönheit eines natürlich wohlgebildeten Leibes beytragen? Güldene Aepfel verdienen es schon, daß man sie auch in silbernen Schalen aufsetzet, und wir wissen es wohl, daß ein regelmäßiger und zierlicher Ausdruck gründlichen Gedanken kein geringes Gewichte giebt. Sie dringen weit eher in unsere Seele ein, und erlangen viel leichter unsern Beyfall, wenn sie in einen angenehmen Vortrag eingekleidet sind, als wenn sie mit einer solchen Rauhigkeit der Sprache vorgebracht worden, wovor wir von Natur einen Abscheu haben.

Wir sind also überhaupt dem Herrn Herausgeber verbunden, daß er sich die Mühe genommen hat, das Verlangen so vieler Liebhaber zu stillen, und den Ausdruck des Herrn Hoffmanns deutschen Ohren angenehmer zu machen. Seine Schreibart ist im Grunde sehr nachdrücklich, edel und körnicht, welches er von dem fleißigen Lesen der Alten an sich genommen. Allein an dem äusserlichen Zierrathe, und an der grammatischen Richtigkeit ließ es ihr der selige Mann hier und da fehlen. Die guten Freunde desselben erinnerten ihn bey seinem Leben vielmals, daß er sich doch mehr nach der itzigen deutschen Schreibart richten, die besondern Wörter hier und da ändern, und einer richtigern Wortfügung bedienen möchte. Es war aber die Gewohnheit bey ihm schon zu stark eingewurzelt,

und es würde ihm allzuschwer gefallen seyn, sich eine neue Art anzugewöhnen. So hatte er auch diesen Fehler mit allen andern Gelehrten gemein, daß er der festen Meynung war, seine Art der Wortfügung und des Ausdrucks sey, nach dem griechischen und römischen Fuße, die beste und nachdrücklichste, wenn sie schon der Eigenschaft und Natur der deutschen Sprache etwas zuwider wäre. Doch müssen wir ihm das nachsagen, daß seine letztere deutschen Schriften schon nicht mehr so viel Sprachfehler haben, als die erstern, und daß in der Uebersetzung des Cicero von den Pflichten nicht so viel undeutsche Wortfügungen und Redensarten vorkommen, als in den Büchern von der Zufriedenheit stunden.

Hier wäre es nun Zeit, daß wir die Verbesserungen anzeigten, welche der geschickte Herr Herausgeber bey dieser Auflage gemacht hat. Es sind derselben unzählige, und alle sind so beschaffen, daß sie weder dem Nachdrucke noch dem Verstande der Worte des Verfassers etwas benehmen; dafür aber ein vieles zu grösserer Deutlichkeit und mehrerer Anmuth beytragen. Doch weil diese Auflage mit dem Leben des Verfassers vermehret ist, und einigen unserer Leser mit der Nachricht gedient seyn möchte, die man uns von einem Manne gegeben, der sich, durch seine wohl gerathenen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, um die deutsche Sprache verdient gemacht hat: So wollen wir erstlich daraus einen kurzen Auszug geben. Wir hoffen, daß solches unsern Lesern desto angenehmer seyn werde, weil man bisher wenig von den

Um-

Umſtänden des Herrn Hoffmanns gewußt hat. Er ſelbſt pflegte nichts davon zu erzählen, und hielt dafür, daß es gleichviel wäre, ob er in Weſten oder Oſten gebohren worden, wenn er nur durch ſein Leben und ſeine Schriften der Welt nützte. Man hätte denken ſollen, er ſchämte ſich ſeiner Geburt, der Thaten ſeiner Jugend und ſeiner übrigen Verrichtungen: Allein er war von einer ſolchen Thorheit weit entfernt. Sein Stillſchweigen hatte eine große Beſcheidenheit zum Grunde. Er pflegte öfters zu ſagen, es ſey ſchwer, daß man nicht bey der Erzählung ſeiner Geſchichte, etwas aus Ruhmredigkeit und Selbſtliebe mit einmiſchen ſollte. Man verwunderte ſich daher vielmals, woher er als ein Kaufmann, der mit Juwelen handelte, die groſſe Gelehrſamkeit bekommen hätte. Denn man wußte nichts mehr von ihm, als daß er einige Grafen aus Dennemark durch fremde Länder, als Hofmeiſter, begleitet hatte. Nach ſeinem Tode aber kam ein Bruder von ihm zum Vorſcheine, von welchem man einige zuverläßige Nachrichten erhalten hat.

Der Vater des Herrn Hoffmanns war ein Prediger zu Zarpen, einem Dorfe im Herzogthume Holſtein Plön, zwo Meilen von Lübeck, Namens Zacharias Heffmann, und unſer ſel. Joh. Adolf war der erſte Eheſegen, den ihm Gott den 26. Aug. 1676. beſcheeret hatte. Er wurde zuerſt von ſeinem Vater ſelbſt unterrichtet und darnach durch andere gute Privatlehrer ſo weit gebracht, daß er in ſeinem achtzehenten Jahre in die oberſten Claſſen des lübeckiſchen Gymnaſii geſetzt werden konnte.

Hier blieb er vier Jahr, übte sich in Sprachen, und ließ schon damals, nebst fleißiger Lesung der Bibel in ihren Grundsprachen, die Untersuchung der alten griechischen und römischen Scribenten sein Hauptwerk seyn. Er hatte sich der Gottesgelahrtheit gewidmet, und zog im Jahre 16[illegible]8. nach Wittenberg, um die dazu gehörigen Wissenschaften vollends zu erlernen. Hier hielt er sich, wie auf der Schule, nur zu wenigen, aber gründlichen und treuen Lehrern, und trieb, nebst der Theologie, auch die Philosophie und Philologie fleißig. Absonderlich bezeugte er eine grosse Neigung zur Erkenntniß der Alterthümer, worinnen er sich auch eine große Stärke zuwege brachte. Nach vollendeten drey Jahren kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, und vermeynte sich allda durch Predigen zu einem Lehramte geschickt zu machen. Alleine eine einzige abgelegte Probe brachte ihn, alles Zuredens ungeachtet, auf andere Gedanken. Er sah wohl ein, daß er mit seiner Erkenntniß in Sprachen, in der Philosophie und den Alterthümern auf der Kanzel wenig Nutzen stiften würde, und daß er um so viel weniger zu einem Prediger gebohren sey, weil ihm die Natur eine beredte Zunge versagt hätte. Er merkte hierbey daß seine Art zu Studiren eine Reise in fremde Länder erfordere. Weil ihm nun die hierzu gehörigen Mittel fehleten: So gieng er auf die Universität zu Coppenhagen, nachdem er sich etwa ein Jahr bey seinen Aeltern aufgehalten hatte. Hier blieb er etliche Jahre, hielt sich absonderlich zu dem dasigen berühmten Professor der griechischen Sprache Joh. Gramm, und machte

sich

ſich zu einem Hofmeiſter geſchickt. Es erwählte ihn auch die Gräfinn von Frieſen, die damals in Coppenhagen war, zum Hofmeiſter über ihre Söhne, die er erſt eine Zeitlang unterrichtete, und alsdann durch Holland, Engelland, Frankreich, Italien und Deutſchland führete. Wenn dieſes aber geſchehen, und wie lange dieſe Reiſe gedauert habe, davon hat man keine Nachricht. Nachhero iſt er auch als Hofmeiſter mit den beyden Grafen von Samſoe, Chriſtian und Friedrich Dannenſkiöld und einem Grafen von Larwig durch fremde Länder gegangen. Mittlerweile hielt er ſich eine gute Zeit zu Cambridge, London und Oxfort auf, gerieth mit den gelehrteſten Leuten allda in Bekanntſchaft, und bediente ſich der daſigen Bibliotheken zur Vermehrung ſeiner Wiſſenſchaften mit großem Nutzen. Im Jahre 1716. machte er ſich von Oxfort aus, der gelehrten Welt am erſten bekannt. Dieſes geſchah durch einen Probebogen von den ſämtlichen Werken des Juſtini Martyris, welche er nach Henrich Stephans Ausgabe, nebſt einem Zuſatze von allerhand Fragmentis in groß Folio auf Unterzeichnung drucken laſſen wollte. Es ſollten in dieſer Ausgabe die Bücher in der Ordnung, wie ſie geſchrieben worden, auf einander folgen, in Abſchnitte getheilet, und mit Summarien verſehen ſeyn. Die Anmerkungen ſollten unter dem Texte ſtehen, und alles in ſich faſſen, was die Gelehrten bisher davon errinnert hatten, welchen er die ſeinigen beyfügen wollte. Die Ueberſetzung hatte er an mehr als 400 Orten verbeſſert; des Verfaſſers Leben von Jahre zu Jahre bis auf ſeinen

Mär-

Märtyrer-Tod umständlich beschrieben; auch von seinen Schriften, zu welcher Zeit und bey was für Gelegenheit sie verfertiget worden, was derselben Inhalt sey, was man für Auflagen und Mspta davon habe, genugsame Nachricht ertheilet; und endlich eine Abhandlung von der griechischen Uebersetzung des alten Testaments, deren sich Justinus bedienet, nebst einer unparteyischen Vertheidigung desselben wider die unbilligen Auflagen, dazu verfertiget. Er hatte diese Arbeit auf Anrathen des berühmten Doct. Johann Ernst Grabes unternommen und bereits etliche Jahre darüber zugebracht. Es wurde aber der Abdruck desselben gehindert; und war sonderlich Styan Thyrlbi, oder wie er sich auch sonst nennt, H. Hutchin dagegen, weil er ebenfalls diese Arbeit vorhatte. Des Herrn Hoffmanns Arbeit liegt bey dem Herrn D. Ebers, itzigem Prof. der Logik und Moralphilosophie an dem hamburgischen Gymnasio in zween Folianten.

Dieser Zufall gab dem Herrn Hoffmann Anlaß gegenwärtiges Buch von der Zufriedenheit zu verfertigen, und den Handel mit Juwelen, geschnittenen alten Steinen und seltenen Münzen zu erwählen. Denn als er wieder nach London kam: So wandte er sich zu einem alten ehrlichen portugiesischen Juden, mit dem er schon vorhero öfters gehandelt hatte, und von dessen Bruder, einem gelehrten Rabbinen, er sich das alte Testament erklären lassen. Diesem wollte er einige von den in Italien und Frankreich für sich gesammleten Münzen und Steinen wiederum verkaufen. Als aber dieser Jude seine eigentliche Absicht erfuhr, daß

er

er nehmlich gern ohne Bedienung in der Welt leben und sein Studiren in einer tugendsamen Freyheit fortsetzen möchte: So rieth er ihm, mit seinen Alterthümern selbst einen Handel anzufangen, und sich zugleich auf den Juwelenhandel zu legen. Er lehrte ihn solchen auch treulich, und versprach, ihm zu dessen Fortsetzung dermassen beyzuspringen, daß er reichlich davon leben könnte.

Nachdem er sich in diesem Handel fest gesetzt, und mit einer guten Menge Diamanten, Perlen, orientalischen in Ringe gefaßten Steinen, alten Münzen, auch amulirten und andern kostbaren geschnittenen kleinen Köpfen und Figuren, versehen hatte: So gieng er damit zurück nach Amsterdam. Hier genoß er von den Verwandten des obgedachten Juden allen Vorschub in seinem Handel. Er gedenkt dieser Juden zuweilen in dem vor uns habenden Buche, und führet darinnen zwey Gespräche von ihnen an, das eine vom Verlust der Ehefrauen und der darüber empfundenen Ungeduld, das andere von Erwartung des göttlichen Segens in Gelassenheit.

Bey dieser neuen Lebensart setzte er dennoch sein Studiren zu Amsterdam fleißig fort, und brachte auf des Herr Joh. Jac. Vitriarius, Prof. zu Utrecht Ermahnen, die in Engelland angefangenen libros decem obseruationum Politicarum siue de Republica zum Ende, welche denn 1719. ans Licht traten. Als dieses Buch völlig zum Stande war, begab er sich, zu desto bequemerer Fortsetzung seines Handels, noch vor dem Ablaufe des 1719. Jahres nach Hamburg, und richtete seine Sachen so ein,

daß

daß er sich wechsels weise etwa ein oder zwey Jahr daselbst aufhielt, und dann ein halbes Jahr aufs längste wieder nach Amsterdam reisete, um frische Waaren bey dem ostindischen Hause aus der ersten Hand zu kaufen. In Hamburg war er am liebsten, weil er allda am besten nach seiner Weise leben konnte. Er gab auch hierselbst 1722. die erste Probe seiner deutschen Schriften, nemlich die Abhandlung von der Zufriedenheit, heraus. Dieses erbauliche Buch fand so viel Liebhaber, daß man gleich im folgenden Jahre die andere Auflage veranstalten und innerhalb 15. Jahren sieben Auflagen hat machen müssen.

Weil ihm die erste Probe so gut gelungen war: So lag man ihm an, daß er doch die Betrachtungen des Antoninus ebenfalls ans Licht stellen möchte, zumal er mit dieser Arbeit schon vor 12. Jahren fertig war. Er übersah solche demnach in der Eile nochmals, und gab sie 1723. das erstemal heraus. Darauf that er zur Fortsetzung seines Handels eine kurze Reise nach Amsterdam, nach deren Zurücklegung er von der patriotischen Gesellschaft in Hamburg zu einem Mitgliede erwählt wurde, und mit manchem wohlausgearbeiteten Stücke seinen Beytrag zu dem Patrioten gethan hat. Vor seiner Abreise nach Holland ersuchte ihn der Verleger seiner Schriften, daß er die Obseruationes politicas de rep. übersetzen und drucken lassen möchte. Als er aber abschlägige Antwort erhielt: So trug er es dem Herrn Verfasser dieser Lebensbeschreibung auf. Dieser übersetzte auch die ersten 5. Bücher. Nachdem sie aber dem Herrn

Hoff-

Hoffmann überschickt wurden: So entschloß sich derselbe, di se Arbeit selbst zu übernehmen, zumal er allenthalben viel neue Vermehrungen hinzu zu thun hatte. Seine Arbeit trat auch 1725 unter dem Titel, politische Anmerkungen über die wahre und falsche Staatskunst, hervor.

Hierauf nahm er die Uebersetzung der Officiorum Ciceronis vor die Hand, und war darinnen so eifrig, daß sie 1727. mit umständlichen Anmerkungen, und dem ausführlichen Leben dieses großen Redners zum Vorscheine kam. So bald der Cicero die Presse verlassen hatte, zog er wiederum seinem Handel nach, und reiste nach Amsterdam, wo er sich anderthalb Jahr aufhielt, und indessen seine gesammleten Anmerkungen über den Hiob in Ordnung zu bringen suchte. Ob er nun wohl nach schon erreichten 50. Jahren nicht mehr Willens war, in der Welt als Hofmeister weiter herumzureisen: So ließ er sich dennoch durch vieles schriftliches Anhalten, absonderlich des Herrn D. Fabricius bewegen, daß er sich entschloß, zween holsteinische von Adel, nemlich die Herren von Ahlefeld, und von Sestermue, durch Holland, Deutschland, Frankreich und Italien zu führen. Bey seiner Zurückkunft brachte er verschiedene orientalische Steine, geschnittene antique Figuren und andere Juwelen mit sich, die er unterwegs in Neapolis, Rom und Meyland gesammlet hatte. Er war gesonnen den Winter über in Hamburg zu bleiben, und seine Arbeit über das Buch Hiob, die er ziemlich weit gebracht, auch schon bis auf das 10 Capitel rein abgeschrieben hatte, zu vollenden.

Allein

Allein dieser Vorsatz wurde bald unterbrochen, weil er in eben dem 1731 Jahre den 17. November seinen Geist aufgab; nachdem er seine Geschäffte bis an den Tag seines Endes abgewartet hatte.

Wir sollten auch wohl etwas von der Abbildung seiner Person, wie sie im Leben und Wandel beschaffen gewesen, anführen. Er hat viel eigenes gehabt und sein moralischer Character ist in unterschiedenen Stücken ganz besonders. Es ist viel merkwürdiges darinnen, und verdient durchgehends gelesen zu werden. Allein wir müssen ihn, die Weitläuftigkeit zu vermeiden, bey dem Herrn Verfasser selbst nachlesen lassen. Er ist so wohl abgefaßt, daß wir befürchten, wir würden ihm eine grosse Schönheit benehmen, und ihn nur verstümmeln, wenn wir ihn ins Kurze ziehen wollten. Doch das müssen wir daraus überhaupt anmerken, daß Herr Hoffmann selbst ein Beyspiel zu seinen Büchern von der Zufriedenheit abgegeben.

Als was sonderbares ist anzumerken, daß sein ganzer Büchervorrath nach seinem Tode nebst seinen Mspten nur aus drey gedruckten Büchern bestanden, als einer hebräischen Bibel in 8. einem griechischen neuen Testamente in 12 und einem oxfortischen kleinen Exemplare der griechischen Lebensregeln des Antonini ebenfalls in 12. Kaufte er ja einige Bücher: So schenkte er sie allemal bey seiner Abreise nach Helland guten Freunden. Indessen geben doch seine Schriften von seiner Belesenheit und gründlichen Gelehrsamkeit ein sattsames Zeugniß. Die hebräische Sprache verstund er so fertig, daß er auch die schwersten Rabbinen ohne

Aus

Anſtoß, und ohne ein Wörterbuch zu gebrauchen, erklärte. Er konnte auch mit dem Syriſchen und Arabiſchen gut fortkommen. Die griechiſchen Philoſophen und Kirchenväter hatte er alle in der Ordnung durchgeleſen, und ſeine Anmerkungen daraus gezogen. Die lateiniſchen ſo genannten Autores claſſici waren ihm ſehr geläufig, weil er ihre Durchleſung beſtändig wiederholete. Seine lateiniſche Schreibart war zierlich. Er redete und ſchrieb gut engliſch, holländiſch, franzöſiſch und italieniſch. Nebſt ſeiner groſſen Kenntniß in Juwelen, beſaß er auch dergleichen in alten und neuen Münzen, in Malereyen und Naturalien. Die Philoſophie der Alten hielt er für weit gründlicher und tiefer, als der Neuern, und war in den hieroglyphiſchen und ſymboliſchen Bildern der morgenländiſchen Völker wohl erfahren. Er meynte, die Neuern hätten in der Philoſophie, was die Sache anlanget, nichts neues, ſondern ſie hätten nur andere und ſchlechtere Methoden erfunden, und über die Dinge eine andere Brühe gegoſſen. Unter andern zur Philoſophie gehörigen Schriften rühmte er ſonderlich und zum öftern, Auguſtinum Steuchum, Eugubinum, de perenni Philoſophia.

Nachdem wir alſo einen Auszug aus der Nachricht von dem Leben des Herrn Hoffmanns gemacht haben: So wollen wir auch ſehen, worinnen die gemachten Sprachverbeſſerungen bey dieſer Ausgabe eigentlich beſtehen. Es gefällt uns an dem gelehrten Herrn Herausgeber, daß er ſo viel, als möglich geweſen iſt, durchgehends die eignen Worte des Verfaſſers beybehalten, und nichts ohne Noth darinnen geändert hat. Man findet hier noch die nach-

drückliche Schreibart des Herrn Hoffmanns, wiewohl in einer größern Zierde und mehrern Deutlichkeit, die sie aber noch nicht unkenntlich macht. Es ist sonst gemeiniglich ein fast unvermeidliches Schicksal derer Bücher, die in andere Hände zur Verbesserung kommen, daß sie ihr erstes Gepräge, so zu sagen, fast verlieren, und dafür den Stempel desjenigen annehmen, der sie durchsieht. Wie wir eine solche Veränderung oder vermeyntliche Verbesserung aber keines weges gut heissen können; weil sie uns das eigentliche Merkmaal von ihrem ersten Urheber benimmt: So können wir es doch nicht anders, als billigen, wenn einige Kleinigkeiten zu mehrerer Richtigkeit, und einige falsche Wortfügungen in ihre gehörige Ordnung gebracht werden. Denn dadurch geschieht dem innern Wesen der Schreibart kein Nachtheil, und sie bleibt noch immer, wie sie gewesen ist. Denn sollte wohl dieser Spruch: **Welche werden Rechenschaft geben dem, der bereit ist, zu richten die Lebendigen und die Todten,** nicht noch Lutheri Uebersetzung bleiben, wenn man ihn gleich, an statt der fremden Wortfügung, in unsere gewöhnliche also einkleidete: **Welche, dem der bereit ist, die Lebendigen und Todten zu richten, Rechenschaft geben werden:** Oder noch deutlicher: **Welche demjenigen Rechenschaft geben werden, der bereit ist, die Lebendigen und Todten zu richten:** Wer sich also bey seinen Verbesserungen in diesen Schranken hält, der hat sich nicht des Vorwurfs zu befürchten, daß er die eigenthümliche Schreibart eines Verfassers verderbt, und seine Gedanken auf eine fremde und ihm ungewöhnliche Art eingekleidet habe. Wer aber ganz andere Wörter,

ganz

ganz veränderte Ausdrückungen, und Redensarten ganz neue Verbindungen der Gedanken und Sätze u. d. g. anbringen wollte, der würde erst der Schreibart ihr besonderes Kennzeichen benehmen, und seine Art sich auszudrücken einem andern unterschieben. Dieses ist aber niemals erlaubt, weil man nicht wissen will, wie sich jemand ausdrücken können oder sollen, sondern wie er sich wirklich ausgedrückt hat. Wir haben dieses zur Rechtfertigung des Herrn Herausgebers anführen wollen, damit ihn nicht jemand unbilliger weise tadele, als wenn er den Herrn Hoffmann so habe reden laßen, wie er zu reden gewohnt sey, und nicht wie Herr Hoffmann selbst redet. Zum Beweise daß noch immer der alte Schreiber vorhanden ist, ob er gleich richtiger und zierlicher geworden, wollen wir nur gleich den Anfang hersetzen.

„Ich sahe jüngst einen Wandersmann im Unge„witter und Regen. Der Wind wehete, und erkäl„tete seinen Leib; das Wasser schlug ihm durch die „Kleider; die Haare flogen um die Zähne; seine Füße „klebeten im Schlamm; seine Tritte glitten, und „alle seine Glieder stritten mit der Ungemächlichkeit „der Reise. Umsonst bemühete er sich, auf einer „Seite gegen die Kälte, und auf der andern gegen „die Näße sich zu decken, indem er nicht ohne em„pfindliche Beschwerde den ermüdeten Leib durch „die tiefen Wege schleppete. Da gedachte ich bey „mir selbst: wie gut sitzet sichs in einer trockinen „Kammer, oder wie nothwendig ist ein Reise-Rock „demjenigen, der Wind und Wetter begegnen muß.

So klinget das Alte; nun höre man auch das Neue, und sage, ob es nicht noch eben das ist.

„Ich sahe einstens einen Wandersmann im Un„gewitter und Regen. Der Wind wehete und er„kältete seinen Leib. Das Wasser schlug ihm durch „die Kleider. Die Haare flogen ihm um die Zähne. „Seine Füsse klebten im Schlamme. Seine Tritte „gleiteten und alle seine Glieder stritten mit der Un„machlichkeit der Reise. Umsonst bemühte er „sich auf einer Seite sich gegen die Kälte und auf „der andern gegen die Nässe zu decken, indem er „nicht ohne empfindliche Beschwerden den ermü„deten Leib durch die tiefen Wege schleppete. Da „gedachte ich bey mir selbst: Wie gut sitzet man „in einer trockenen Kammer, und wie nothwendig „ist demjenigen ein Reiserock, der Wind und Wet„ter entgegen gehen muß.„

Der ganze Unterschied dieser und der alten Schreibart besteht also, wie wir hier sehen, nur in etwas geringem, welches aber den Ausdruck weit wohllautender, angenehmer und verständlicher machet. An die Stelle der niedersächsischen Provinzialwörter sind reine und gebräuchliche hochdeutsche Wörter gekommen. Die besondern und seltsamen Redensarten, welche theils nach der griechischen, theils nach der lateinischen Wortfügung gesetzt waren, hat man meistentheils nach der deutschen Art eingerichtet. Als wenn z. E. Herr Hoffmann zwischen den Vorwörtern und ihren Abfällen so gern den Zeugefall zu setzen pfleget, welches in einigen Redensarten zwar angeht, in andern aber sehr widerlich klinget, wie hier: Aerzte, die zuvor nach der Krankheit Ursach fragen: So hat man in dieser Auflage weit besser geschrieben, die zuvor nach den Ursachen der Krankheit fragen. So ist es auch bey dem Verfasser

nichts

nichts ungewöhnliches, daß er durch die Mittelwörter (participia) kürzer zu schreiben, und zween Sätze in eins zu ziehen suchet. Wie aber dieses im Deutschen noch nicht recht klingen will, ob sich gleich unterschiedene, sonderlich in Versen, bemüht haben, solches einzuführen: So hat auch der Herausgeber dieses geändert. An statt daß es also in den alten Ausgaben auf der 20 Seite heißt: Die Fantasey, durch die Sinne gereizt, und durch die heftigen Begierden betrogen, half kräftig zu dieser Unordnung: Steht in der neuen: Die Fantasey wurde durch die Sinne gereizet und durch die heftigen Begierden betrogen, beyde aber halfen kräftig zu dieser Unordnung; welches denn auch weit verständlicher klinget. So steht auf dem 23. Blatte: „Die Sinnlichkeit hingegen gebiert die Einbildung. „Diese, durch den Schein der körperlichen Dinge „geäffet, will die in dem Leibe wallende Seele ꝛc.; wofür in der neuen Auflage weit deutlicher so gesagt worden. Die Sinnlichkeit hingegen gebieret die Einbildung. Diese, weil sie durch den Schein der körperlichen Dinge geäffet wird, will die in dem ꝛc.

Den undeutlichen und dunkeln Ausdrückungen ist also, theils durch einen nöthigen Zusatz, theils durch eine kleine Veränderung geholfen worden, daß sie deutlicher lauten, und das Nachdenken des Lesers nicht aufhalten. So ist es z. E. sehr unverständlich, wenn man auf dem 19. Bl. im 5. §. gelesen: „Der Leib „hat seine fünf Sinnen und alle fünf Sinnen mannigfaltige Angelegenheiten und Reizungen. Dadurch „werden Leidenschaften und Begierden in ihm gewirkt, „die wie Wind und Wetter zur **Befruchtung** und „**Verheerung** der Erde, also natürlicher Weise

„beydes zur Erhaltung und **Verderbung** eines „Lebens dienen. **Nur war es zu bedauren, „daß diese Amoriter im gelobten Lande die „Oberhand bekamen, und das Israel seiner „Seele endlich als einen wiedersinnigen „Feind drungen.**„ Die Vergleichung der Leidenschaften mit den Amoritern und der Seele mit Israel, und der dabey gebrauchte Ausdruck das Israel seiner Seele, nebst der Verbindung: **Nur war es** machen hier das Dunkle; zumal noch **drungen** an statt **drängten** gesetzt worden. Es ist also in der neuen Auflage dafür dieses gekommen. Der „Leib hat seine fünf Sinne, und alle fünf Sinne „haben mannigfaltige Gelegenheiten und Reizungen. Dadurch werden die Leidenschaften und Begierden in ihm gewirket, die wie Wind und Wetter zur Fruchtbarkeit und Verwüstung der Erde, „natürlicher Weise beydes zur Erhaltung und zum „Verderben des Lebens dienen. Es war zu bedauren, daß diese Amoriter im gelobten Lande die „Oberhand bekamen, und Israel als einen Feind „drängten. Hier ist die Vergleichung geblieben: Aber sie kömmt uns doch nicht mehr so dunkel vor, als zuvor.

Die niedersächsischen falschen Artikel vor den wesentlichen Namen der Wörter sind geändert, und an deren Stelle die bey uns gebräuchlichen gesetzt worden. Derer und denen ist in den alten Auflagen vielfältig gebraucht worden, wenn es nur der Artikel seyn sollen. Man hat es also in der gegenwärtigen durchgängig abgeschafft und es nur da behalten, wo es das Fürwort (pronomen) ist.

Den

Den Zeitwörtern, die überall nach der lateiniſchen Art verſetzt waren, hat man ihre richtige Stellen angewieſen, wie wir es gleich in dem erſten Satze bereits geſehen haben, und hier mit einem neuen Beyſpiele von einer andern Art beſtätigen wollen. Auf dem 21. Blatte ſtund: Sie will ihn in Eilfertigkeit überzeugen mit dem, was entweder ſein Leib fühlet; wofür es itzt heißt: Sie will ihn in Eilfertigkeit mit dem überzeugen, was ꝛc. ꝛc.

Eben dieſes iſt auch mit den Fürwörtern der Namen geſchehen, und da man vorhero nur ein einziges bey zweenen Namen von verſchiedenem Geſchlechte gebraucht hatte: So hat nunmehro ein jedes ſein eigenes, nach ſeinem Geſchlechte, bekommen. Auf dem 13 Bl. kam ſonſt dieſes vor: Ich finde den Sokrates unter allen dieſen Trübſalen, unter den Thränen ſeiner Freunde, Weibes und Kinder ganz ruhig und ſtille; wo ſeiner auch auf Weibes gehen mußte. Dieſes iſt aber nunmehr ausgebeſſert und ſeiner Freunde, ſeines Weibes und ſeiner Kinder geſagt worden.

Hinter die Vorwörter hat man die gewöhnlichen Abfälle geſetzt, die ſie ordentlicherweiſe haben, und worinnen Herr Hoffmann, wie faſt alle ſeine Landesleute, nicht ſelten gefehlet. Abſonderlich aber ſind die undeutſchen Verknüpfungswörter geändert worden, wie wir gleich in dem erſten Satze ein ſolch Exempel gehabt haben, da oder anſtatt und geſetzt war. Auf der andern Seite kam gleich wiederum eine andere undeutliche Verbindung vor. Die Worte waren: Iſt das nicht das Ebenbild eines jämmerlichen Lebens, wo tauſend Verdrießlichkeiten eine einzige Ergetzung überſchatten,

ſchatten, wie viele dicke Wolken die Sonne? Jene ſind das Ungeſtüm ſo uns durchkältet. Darur heißt es itzo: Eben dieſe ſind das Ungeſtüm; weil auf das obige jene, kein dieſe folgete, wie ſichs doch gehöret, wenn man ſolches ſo brauchen will, als es hier gebraucht zu ſeyn ſchien.

Wo es die Noth erfordert hat, da iſt auch eine Verſetzung der Unterſcheidungszeichen vorgenommen; und die Rechtſchreibung nach der unſrigen größtentheils eingerichtet worden. Herr Hoffmann hatte noch hier und dar einige lateiniſche Wörter beybehalten, welches er in ſeinen folgenden Schriften aber mehr vermieden. Der Herr Herausgeber hat nunmehro auch dieſe ausgemerzt, und für die auf der 14 Seite z. E. vorkommenden Wörter moderat und lamentirt füglicher, mäßig und klaget geſetzt. So iſt auch Herr Hoffmann nicht ſorgfältig genug darauf geweſen, daß er bey den Zeitwörtern immer in einem Tempore geblieben; ſondern er iſt bald aus dem ſo genannten Präſens in das Imperfectum, und aus dieſem wieder in jenes gefallen. z. E. auf der 14 Seite der alten Auflage ſteht; „Er weis ſich kaum zu tröſten, als er ins „Elend verjagt ward, und als er ſeine liebe Tochter „Tullia verlieret. Nachdem er aber gute Bücher „las, und ſich durch vernünftige Betrachtungen er„muntert, wird er ganz anders Sinnes; und er „bekümmert ſich nicht mehr über alles, was ihn zu„vor gekränckt hatte, als er die Nichtigkeit aller „Dinge ſah. Der Herr Herausgeber iſt daher darauf bedacht geweſen, daß die Schreibart fein in ihrer Gleichheit bleibe, und hat die angeführte Stelle ſo geändert: „Er weis ſich kaum zu tröſten, da

er

„er ins Elend verjagt ward, und als er ſeine liebe „Tochter Tullia verlohr. Nachdem er aber gute „Bücher las und ſich durch vernünftige Betrach„tungen ermunterte, wurde er ganz anders Sinnes „und bekümmerte ſich nicht mehr über alles, was „ihn zuvor gekränkt hatte, als er ꝛc. Hier bey dieſer Stelle hätten wir es lieber geſehen, daß das Präſens wäre beybehalten worden, als das Imperfectum, weil ſich die Erzählung mit dem erſtern anfängt, und dieſes ſolche auch lebhafter und gleichſam gegenwärtig macht.

Viele hundert Stellen ſind auf obenangeführte Arten verbeſſert worden, und viele tauſend Fehler dadurch aus dem Buche herausgekommen. Es ſcheinen dieſe Verbeſſerungen zwar nur Kleinigkeiten zu ſeyn: Allein dieſe Kleinigkeiten machen die Schreibart doch angenehmer, lieblicher und flieſſender, und wir müſſen geſtehen, daß ſich das Buch itzo noch einmahl ſo gut und ſo leicht leſen läßt, als vorhero. Es wird dahero niemanden gereuen, wenn er ſich auch bey ſeiner alten Auflage noch dieſe anſchaffet, die ihn gewiß auch durch den verbeſſerten Ausdruck ergetzen wird.

Indeſſen können wir doch nicht umhin, hier zu entdecken, daß aller angewandten Mühe ungeachtet, dennoch hin und wieder noch einige Stellen ſtehen geblieben, die uns auch wohl einiger Verbeſſerung werth zu ſeyn ſcheinen. Gleich auf der andern Seite ſteht: An Reiſegefährten hat es mir auch nicht gefehlet, deren die meiſten Leute waren, wie ſie die Welt giebt. Dieſes kömmt uns lateiniſch vor, und wir glauben, daß es deutſcher ſey, wenn man geſagt hätte, worunter oder wovon die mei-

sten solche Leute waren, als sie die Welt giebt. Ferner heißt es auf der 5. Seite: daß Hülfe gegen diesen Schaden vorhanden sey. Wir würden dafür lieber setzen daß Hülfe für oder wider diesen Schaden vorhanden sey. So ist auch das Wort **gegen** an vielen andern Stellen mehr an statt **für** und **wider** gebraucht worden. Auf eben der Seite steht: Diese sind nicht zulänglich für ein krankes Gemüth: Sollte das wohl nicht heissen: Diese sind für ein krankes Gemüth nicht zulänglich? Weiter liest man auf eben der Seite: Je mehr du solches durch irdische Tröstungen zu erleichtern suchest, je mehr wirst du es beschweren. Hier kömmt uns das Wort Tröstungen nicht rein deutsch vor. Trost ist ein gutes Wort und bedeutet eben das, Tröstung aber ist wohl veraltet und etwas ungewöhnlich. Hernach halten wir auch dafür, daß auf je **mehr** allezeit **desto mehr** folgen müsse. Auf der 161. Seite kömmt vor: Es ist zubedauren, daß ihm die Jugend nicht so lieb die Weisheit ablernet. Dieß ist undeutsch. Wir würden sagen, **nicht so gern**. Der Elendeste duldet sich, in Hoffnung einer Veränderung, steht auf der 256. Seite, **Ich dulde mich** klingt unsern Ohren fremde. Man saget wohl, **ich gedulde mich**, aber das einfache Wort pflegt man wohl nicht überall so zu gebrauchen, als wenn es auch ein Reciprocum wäre. Herr Hoffmann bediente sich der hebräischen Redensarten fleißig, einen winseln machen, freuen machen, u. s. w. Dieses ist nun zwar an einigen Stellen so geändert worden, daß es heißt, machen daß einer klaget u. s. w. Doch kommen noch viele Oerter vor, wo diese undeutsche Redensart stehen geblieben ist. Ja selbst in dem Lebens-

benslaufe haben wir einen unrichtigen Ausdruck angetroffen, der bey den Niedersachsen sehr gewöhnlich, aber höchst falsch ist. Er befindet sich auf der 613 Seite und heißt, den er ihm treulich lernen wollte, welches nothwendig heissen soll, **den er ihn treulich lehren wollte.**

Doch der Herr Herausgeber erkennet selbst, daß noch wohl viele Stellen übrig geblieben seyn mögen, die einer Verbesserung bedürfen. Man ist nicht allezeit gleich aufmerksam, und wie leicht läuft etwas mit unter, wovon man wohl weis, daß es unrecht ist, aber doch nicht gleich bemerkt, weil man es alle Tage zu hören pflegt. Wir wünschen nur, daß man uns die übrigen Schriften des Herrn Hoffmanns auch so verbessert liefern möge.

XII.

Zuverläßige Nachricht von des seligen Herrn Hoffraths Neukirch hinterlassenen Schriften.*

Es haben die gelehrten Herren Verfaßer der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu verschiedenen malen von der Neukirchischen Uebersetzung des Telemachs Erwähnung gethan; auch noch jüngsthin in dem funfzehenten Stücke der gedachten Bey-

* Diese Nachricht ist uns aus Anspach zu beliebiger Einrückung in unsre Beyträge übersandt; aber etwas später bey uns abgegeben worden, daher wir sie izo allererst dem geneigten Leser mittheilen können.

Beyträge, pag. 475. gemeldet, wie Sie aus sichern Nachrichten vernommen hätten, daß sonst nichts von der neukirchischen Uebersetzung Telemachs vorhanden sey, als was wirklich schon heraus gekommen ist, und daß dieses angefangene Werk von einer andern Feder fortgesetzt werden sollte.

Nun weis man zwar hiesigen Ortes nicht, wer derjenige sey, der sothane Nachrichten hat ertheilen wollen: So viel aber kann man mit Bestande und Wahrheit allen Liebhabern der neukirchischen Poesie versichern, daß solches Vorgeben nicht den geringsten Grund habe.

Der sel. Herr Hoffrath Neukirch ist mit seiner Uebersetzung Telemachs noch vor seinem Tode fertig geworden. Dieselbe kann von dem achten Buche an bis zum Ende, nicht nur in verschiedenen Abschriften, sondern auch noch von dessen eigner Hand aufgesetzet, allhier jedermann vor die Augen geleget werden. Man würde auch das Werk schon verlängst unter die Presse gegeben haben, wofern sich ein Verleger gemeldet hätte, welcher in eben dem Formate und nach der Art, wie der erste Theil ist, es drucken zu lassen, über sich genommen hätte. Inzwischen aber wird dazu, durch Vorsorge und Beförderung eines großen Ministers, verläufig alle Anstalt gemachet.

Ferner ist auch die Nachricht unrichtig, als ob die Fortsetzung dieser neukirchischen Arbeit einem andern Poeten aufgetragen sey. Denn wozu dieses, da das Werk von dem ersten Verfasser völlig da ist?

Man hatte zwar die neukirchische Arbeit verschiedenen in der Poesie geübten Männern in die Hände

gegeben

gegeben, daß ſie ſolche durchgehen, und einige etwa aus Verſehen und Uebereilung eingeſchlichene offenbare Fehler ausmerzen möchten: Keines weges aber in der Abſicht, daß jemand in dem neukirchiſchen Aufſatze nach ſeinem Belieben ändern, wegſtreichen, viele Zeilen von ſeiner Art dafür hinſetzen, oder gar eine neue Ueberſetzung liefern ſollte. Der ſel. Herr Neukirch hat auf dem deutſchen Parnaß ſchon vorlängſt einen ſolchen Rang erhalten, daß man alles, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, nicht ohne Beyfall und Ergetzung zu leſen pfleget. Es wird alſo vermutlich auch der Reſt ſeiner Ueberſetzung Telemachs wohl aufgenommen werden, wenn man ihn auch gleich ſo, wie er iſt, unverändert an das Licht ſtellet. Obwohl das Werck auſſer Zweifel eine weit ſchönere Geſtalt würde gewonnen haben, wenn der Meiſter ſelbſt noch einmal die Hand hätte anlegen können.

Emendaturus, ſi licuiſſet, erat.

Ich werden fähige Kenner darinnen noch hin und wieder ſo viele Funken des neukirchiſchen edlen Feuers antreffen, daß ſie in Betrachtung derſelben, an verſchiedenen Orten einige nicht mit gleicher Lebhaftigkeit ausgedrückte Gedanken dem Verfaſſer leichtlich zu gut halten können.

- - Vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura.

Auſſer der vorher gedachten Ueberſetzung Telemachs, iſt noch eine anſehnliche Menge neukirchiſcher gröſſentheils noch ungedruckten Gedichte übrig, welche

welche mit der Zeit auch können an das Licht geſtellet werden. Der ſelige Verfaſſer hat ſelbſt eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus geben wollen unter folgendem Titel:

Benjamin Neukirchs bisher ungedruckte, theils auch wieder Wiſſen und Willen gedruckte, aber an vielen Orten verbeſſerte und von allen Anſtößigkeiten geſäuberte weltliche Gedichte: auch geiſtliche Gedichte.

Allein der Tod hat ſeinen Vorſatz unterbrochen.

Was aber von dieſes berühmten Dichters Stücken in gebundener und ungebundener Rede noch geſchrieben vorhanden iſt, das iſt aus nachfolgenden von dem Fürſtlichen Brandenburg-Onolzbachiſchen Kriegs-Secretario, Herrn Johann Caſpar Kern, als neukirchiſchen Curatore bonorum, mitgetheilten Verzeichniſſe zu ſehen.

I. Ein Schäfergedicht.

II. Ein Schäferſpiel betitelt **Amarintha**, oder die getreue Schäferin.

III. Liebes- und Freundſchaftsbriefe.

IV. Einige Oden.

V. **Dido**, oder das vierdte Buch von des Virgilii Aeneide, ins Deutſche überſetzet.

VI. Epigrammata und Sinngedichte.

VII. Satyren.

VIII. Moraliſche Briefe der alten Philoſophen.

IX. Allerhand Gedichte.

X. Jugend-Gedichte.

XI. Fa-

XI. Fabeln und Räthſel.

XII. Vorbereitung zur Redekunſt, oder Unterricht für junge Leute, wie man eine Rede erweitern und verkürzen kann. I. und II. Theil.

XIII. Einleitung zur Vernunftlehre, I. und II. Theil, in neun Capiteln beſtehend.

XIV. Allerhand Sendbriefe.

XV. Collegium epiſtolicum in der Königlichen Academie angefangen, den 15 Jenner 1706.

XVI. Benjamin Neukirchs Ausübung der gegebenen Briefregeln, oder ſeiner Anweiſung zu deutſchen Briefen IIter Theil.

XVII. Bibliſche und geiſtliche Idyllien.

XVIII. Geiſtliche Elegien.

XIX. Geiſtliche Lieder.

XX. Beyfällige Gedancken über einige Begebenheiten und Sprüche im alten Teſtamente.

XXI. Beyfällige Gedanken über gewiſſe Begebenheiten und Lehren im neuen Teſtamente.

XXII. Ueberſetzte Pſalmen Davids.

XXIII. Troſt- und Ermahnungsbriefe rechtſchaffener Chriſten.

XXIV. Allerhand andächtige Gedanken.

XXV. Sonntags- und Feſtgedanken, vom Pfingſtfeſte an, bis auf den ſechs und zwanzigſten Sonntag nach Trinitatis.

Onolzbach den 12. April
1737.

Inhalt dieſes XIX. Stücks.

I. Johannis Stobäi ſcharfſinnige Sprüche, aus den Schriften der Griechen pag. 349

II. Schreiben aus Hannover, den in deutſcher Sprache abgefaßten Maynziſchen Reichsabſchied vom Jahre 1235. betreffend 367

III. Nachricht von einer alten Pſalterüberſetzung vor Luthers Zeiten 377

IV. Herrn L. Henr. von Seelen Anmerkung über *Iani Caecilii Frey* Philoſophiam Druidarum 383

V. Chriſtian Andreas Teubers Critiſche Abhandlung von der vollkommenen Poeſie der Deutſchen 387

VI. Neu-ausgeputzte Sprachpoſaune an die unartigen deutſchen Sprachverderber 420

VII. Anmerkung eines Ungenannten über die Unvollkommenheit der deutſchen Sprache 428

VIII. Beantwortung des vorhergehenden Artickels 434

IX. Aliquot Nomina propria Germanorum, ad priſcam Etymologiam reſtituta, a *Martino Luthero Theologo* 451

X. Entwurf eines deutſchen Wörterbuchs von dem Herrn Rath Jablonsky aufgeſetzt 480

XI. Joh. Adolph Hoffmanns zwey Bücher von der Zufriedenheit. Siebende Auflage 493

XII. Zuverläßige Nachricht von des ſeligen Herrn Hofrath Neukirchs hinterlaſſenen Schriften 517

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von

Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Bibliothek der Universität Friedrich Wilhelm Berlin.
A8/Y 212

Zwanzigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1738.

I.

Anmerkungen, über D. Joh. Küffners verdeutſchten Celſus.

Zu denen Alten, welche ſich an Ueberſetzungen gewagt haben, gehöret auch D. Johann Küffner. Er lebte im ſechzehenten Jahrhunderte, und wär von Rotenburg am Inn, im Oeſterreichiſchen, gebürtig. Er hatte ſich der Arzneygelahrtheit gewidmet, und ſich deswegen auf die hohe Schule nach Mainz begeben, auch daſelbſt ſchon die Doctorwürde, erhalten. Im Jahr 1531, machte er ſich an den Celſus, und verdeutſchte ihn. Das ganze Werk wurde 1539. fertig. Der Titel davon heißt alſo:

Die acht Bücher des Hochberümpten A. Cornelii Celſi von beyderley Medicine: das iſt: von der Leib und Wund artznei: zu errettung menſchlichs lebens: in allen kranckheyten ſeer dienſtlich und behutſam, Jetzund new verdeutſcht durch D. Johan Küffner von Ratenburg am Yn. Sampt eynem gnugſam anzeyglichen Regiſter, alles innhalts hierinn begriffen. Zu Wormbs truckts Sebaſtianus Wagner.

Es ist mit einer Zueignungsschrift an Christoph Philipsen von Liechtensteyn, Hauptmann zu Rotenburg, versehen. In dieser meldet er, daß D. Michael Herus seine Arbeit durchgesehen und verbessert habe. Er giebt zugleich eine Erklärung des Worts Denarius, was solches, in Ansehung des Gewichtes, bedeute. Diese ist aber so dunkel, daß sie nicht leicht jemand verstehen, viel weniger daraus lernen wird, was ein Denarius wiegt. Er theilet ihn in sechs Unzen, deren eine zwey Loth austräget, und, nach seiner Meynung, sechse auf ein Pfund gehen. Also wäre hier ein Denarius eben das, was ein Pfund ist. Indessen fähret er mit seiner verwirrten Rechnung fort, und machet eben diesen Denarius zum halben Scrupel; indem er saget, daß deren sechse auf ein Quentchen gehen. Ob nun gleich dieses letztere der Wahrheit und Natur gemäß ist: So siehet man doch aus dem Zusammenhange deutlich genug, er habe selbst nicht verstanden, was ein Denarius sey. Er verspricht zugleich, auch den Scribonius Largus zu übersetzen; welches aber nicht geschehen seyn muß; indem diese Verdeutschung nicht bekannt gemacht worden ist.

So viel kann man aus seiner Zueignungsschrift sehen, daß es einem Menschen, welcher seiner Muttersprache nicht mächtig ist, oft viel schwerer falle, selbst etwas gutes in solcher zu schreiben, als aus einer andern Sprache in dieselbe zu übersetzen. Küffner richtet sich in seiner Verdeutschung nach den Perioden des Celsus; und daher kann man ihn noch ziemlich verstehen. Seine Zueignungsschrift aber ist so verwirrt, und, durch eine Menge überall übel

ange-

angebrachter Einschiebsel, so unverständlich gerathen, daß man manche Periode drey mal durchlesen muß, ehe man derselben Verstand einsieht. Wir wollen, die Sache desto deutlicher zu machen, von jeder Art ein Exempel hieher seßen. Nachdem er dem Herrn von Lichtenstein seine unterthänigen Dienste angetragen hat, so fängt er also an:

„Wie wol ich mir fürgenommen hett, diſes mein „transferirtes Arßnei Buch von dem Mediciſchen „Ciceron, (das keyner widerred bedarff) nemlich „dem Aurelio Cornelio Celſo, beſchriben, gemeyner „ſtatt Ratenburg Innwonern, als meinen vertrau„ten, lieben landßleuten, zu zueygnen, angeſehen, „daß ſie diſer zeit (darinn noch vil vnnd mancherley „ſchwerer ſücht vnd kranckheyten, auß verhengknuß „Gottes des Allmechtigen, zur ſtraff der üppigen, „ſündhafften welt, jetzund ſchier allenthalben inn „ſchwanck gehend) mit keynem rechten geſchickten „Stattarßet, wie denn wol von nöten were, verſe„hen ſeind, damit ſie es, an ſtatt eynes Phyſici inn „jren gemeinen anligen, vnder eynander freundtlich „umbtheylten: Jedoch, die weil E. G. deren end „nit alleyn Oberherr, ſonder auch, (wo man es, „der trew nach, recht erwegen wil) Pater Patrie, „das iſt, eyn Vatter des vatterlands, von menig„lich erkant werden mag, hat mich deshalb nit on „vrſach für gut angeſehen, verhoff auch, daß mir „ſolchs meine landtßleut (nachdem der Oberkeyt die „ehr vñ gehorſame von jren vnterthanen, innhalt „Göttlicher vnnd menſchlicher geſatz, billich zuſtehet) „keyns wegs verargen, ſondern mit vrbittigem ge-

„ mût darinn consentiren werden, daß ich E. G. in „ dem fall, den vorgang gib. ꝛc.

Aus dieser einzigen Periode hätten füglich sechs andere gemacht werden können, ohne daß der Verdeutscher hätte befürchten dürfen, sie würden zu kurz gerathen. Sie ist darzu mit vier langen Einschiebseln verlängert worden, und der Leser wird Mühe haben, sich zu besinnen, was im Anfange gesagt worden ist, wenn er an das Ende kömmt. Hingegen läßt sich der Anfang seiner Uebersetzung viel eher verstehen. Er heisset also:

„ Gleicher weiß, wie gesundte menschen jr narung „ aus dem acker oder erdtreich, also mögen die kran„ cken jre gesundtheyt inn der artzuei haben. Artzuei „ ist allenthalben gemeyn; seidtmal auch grob vnnd „ vngeschickt volck kreuter vnnd ander Ding, so zu „ wunden vnd kranckheyten bequem vnnd dienstlich „ seind, erkennet. ꝛc.

Wer siehet hieraus nicht so gleich ein, daß die gute Schreibart des Celsus das meiste zu der Deutlichkeit der Verdeutschung beygetragen habe?

Unterdessen ist auch diese nicht von Fehlern frey, von welchen er doch viele hätte vermeiden können. Denn er lebte schon zu der Zeit, da man nicht allein die Gelehrsamkeit, und besonders die Kenntniß der Sprachen, in Deutschland zu lieben anfieng: Sondern da man sich auch bemühete, die deutsche Sprache in bessers Licht zu setzen. Luthers deutsche Schriften geben hiervon genugsamen Beweis, und haben ein weit besser Ansehen, als diese Verdeutschung. Diese zeiget fast auf allen Blättern, daß Küffner weder in der lateinischen, noch griechischen, noch

deut-

deutſchen Sprache, eine zureichende Stärke beſeſſen habe. Einige Exempel von unterſchiedenen Arten der Fehler werden ſolches klar machen.

Er bindet ſich oft allzuſehr an die lateiniſchen Worte, ſo daß ſeine Verdeutſchung der Arbeit eines jungen Schulknaben ganz ähnlich wird. Z. E.

In der Vorrede des Celſius:

Verique ſimile eſt.
Darzu ſichts jm gleich.
Ars rationalis.
Die urſächliche kunſt.

I. B. 1. C.

Nullis obligare ſe legibus debet.
Sol ſich vnder keyn regiment begeben.

III. B. 20. C.

Si autem quotidie grauis acceſſio (febris) eſt.
Alſo wenn täglich eyn ſchwere ankunft iſt.
Vinum cum tempeſtiuo cibo datum.
Der wein zur recht zeitlichen ſpeiß gegeben.

V. B. 28. C.

Quae praecipue fatigare medicos ſoler.
Das ſonderlich die ärtzt gern müd macht.

VI. B. 7. C.

Et vsque ad laſſitudinem ambulandum.
Und biß zum verdruß darauff umbgehen.

VII. B. 8. C.

Locuples tamen huius rei auctor Hippocrates eſt.
Jedoch iſt Hypocrates diſes Dings eyn überflüſſiger künſter.

VII. B. 22. C.

Parum confirmati nerui.
Schwach geſterckte flachſen.

VII. B. 23. C.

Materiam pleniorem recipiat.
Voll materi in ſich nemm.

Aber noch größer iſt dieſer Fehler, daß ſeine Verdeutſchung oft einen ganz andern Verſtand bekömmt, als des Celſus Worte anzeigen. Ja, ſie iſt bisweilen der Meynung deſſelben gar zuwider. Z. E. In der Vorrede:

Ideoque multiplex iſta medicina neque olim, neque apud alias gentes neceſſaria, vix aliquot ex nobis ad ſenectutis principia perducit.

Darumb iſt die artzney vielfeltig, nit ſo gar annemlich, weder bei den alten, noch andern völckern, ſo ſie nur etliche auß den mäßigen dahin bringt, daß ſie eynen anfang des alters erreychen.

Ergo etiam poſt eos, de quibus retuli, nulli clari viri medicinam exercuerunt.

Deßhalben auch nach diſen (ſo ich vor erzelt) etliche fürneme männer die artzney geübt vnd gebraucht haben.

II. B. 1. C.

Tempeſtatum genera.
Ungewitter (ſoll Witterung heiſſen.)
Obeſum corpus hebes eſt.
Eyn grober leib iſt eyns groben verſtandts.

II. B. 1. C.

Profuſio ſanguinis.
Vberflüſſigkeit des gblüts.

II. B. 12. C.

Si multum ante morbum aliquis potauit.
So eyner vor der ſeucht ſeer getragen.

IV. B. 1. C.

Vermenget er Puls- und Blutadern mit einander.

V. B. 1. C.

Ueberſetzt er das Wort: Os, das Bein, durch Mund, unter dem Titel: Welche wunden ſchwer zu artzneien ſind.

VI. B. 4. C.

Sanguis mali odoris.
Uebelgeſchmackts blut.

VI. B. 13. C.

De vuae morbo.
Von gebreſſten des athemblatts oder gürglin der keelen.

VII. B. 7. C.

Haec incidi debent, ſi ſub cute ſunt, ab exteriore parte; ſi ſub cartilagine, ab interiore.
Dieſe würtzlin muß man ſchneiden, ſo ſie außwendig vnder der haut, oder ſo ſie vnder der krüſpel inwendig ſeind.

Id quod curtatum eſt.
Das, ſo curiert iſt.

VIII. B. 1. C.

Raro autem caluaria ſolida, ſine futuris eſt.
Die hirnſchal iſt aber ſelten gantz, ſie hab dann behafftung.

VIII. B. 4. C.

Si vero etiam torpor acceſſerit.
Dann ſo auch eyn vnverdroſſenheyt herbei kompt.

VIII. B. 10. C.

Si dexter humerus curatur.

So er anders die dritt ſchulter nemmen ſol.

Ja er hat an verſchiedenen Orten gezeigt, daß er bald die Sprache nicht verſtandeu, bald den Sinn des Verfaſſers nicht eingeſehen. Bisweilen aber hat er auch eine Sache zwey mal ausgedruckt. Durch alle drey Arten der Fehler iſt ſeine Verdeutſchung oft lächerlich gerathen. Es wird genug ſeyn, wenn wir von jeder Art ein Exempel anführen.

V. B. 19. C.

Emplaſtrum διὰ δαφνίδων.

Diadaphnidon eyn zugpflaſter. (Sollte ein Lorberpflaſter heiſſen.)

V. B. 23. C.

Compoſitiones.

Compoſitzen.

V. B. 20. C. verdeutſcht er das Wort: Auctor, zwey mal durch Meiſter. Z. E.

Auctore Polyarcho.

Von Meiſter Polyarcho.

Noch lächerlicher aber klingt dieſes, an eben dem Orte:

Auctor Iudaeus.

Meiſter Judäus.

Dieſes ſoll ſo viel heiſſen, als: Es hat es ein Jude erfunden. Hierher gehöret auch die oben angeführte Ueberſetzung: Hypocrates ein überflüßiger künſter. Und endlich heiſſet: VI. B. 7. C.

Emplaſtrum ceratum.

Eyn gewächßt Ceratpflaſter.

Denn

Denn ein Wachspflaster war ihm nicht deutlich genug. Diese Exempel werden hoffentlich genug seyn, das, was wir von ihm gesaget haben, zu beweisen.

Ueber dieses setzet er oft unnöthige Sachen hinzu, an welche Celsus nicht gedacht hat. Z. E.

V. B. 26. C. setzet er zu den unheilbaren Wunden das abgehauene Zäpflein.

VI. B. 7. Cap.

Solet interdum in aurem aliquid incidere, vt calculus, aliquoque animal.

Oftmals begiebt sich, daß eynem etwas inn die oren kompt, oder einfelt, als steinlin, keffern, leuß, flöh, oder dergleichen thierlein.

VIII. B. 22. C.

Calceamenta humiliora.

Ringfertig vnd nieder schuh.

An andern Orten lässet er nöthige Wörter weg. Z. E.

V. B. 26. C.

Der mag nit erhalten werden, so eym sunst eyn ader (soll heißen: Eine groſse Ader) oder pulß abgehawen ist.

Zu dem bringt er öfters die mittlern Wörter ganz falsch an, und giebt den Hauptwörtern in ihrer Ableitung falsche Endungen. Z. E.

VI. B. 7. C.

Aber der groß Schmertz, sampt dem fieber, vnd wachte oder nächtliche vnruw, erheyschend, daß man auch zu Ader laß.

II. B. 8. C.

So durch, oder mit dem speychel der schmertz aufgehebet wird.

VIII.

VIII. B. 10. C. So außgespannen seind.

Viele Wörter machet er länger, andere kürzer. Z. E.

Medicisch (medicinisch) erhitziget (erhitzet) feucht (Feuchtigkeit) hitziget (erhitzet) keltet (erkältet) rechtgeschaffen (rechtschaffen.)

Und endlich bedienet er sich einer Menge unverständlicher Wörter, welche aber vielleicht, nebst einigen oben angeführten Fehlern, zum Theil seiner Landsart zu zuschreiben sind. Z. E.

Urberdiger kalter graußen (jählinger Frost) topffen (Schlocken, oder geronnene Milch) heschitz (Schlucken, Singultus) Syrigkeyt (Geschwür) ersetzen (unterdrücken) räß (herbe) Bulehartz (Terpentinhartz) masenhaut (eine Narbe) zerrüttligkeyt (Schade am Leibe) bützle, oder schimle (Schleim) greckigkeyt (Augenrinnen) frawen spünn (Frauenmilch) schüpplin, oder wützlin (Büschelchen) angel (Winkel) die feist (der Unterleib) drump (Ueberbleibsel, Stück) aufenthaltung, (Nahrung) urbering (jähling.)

Zuletzt ist noch dieses zu merken, daß in dieser Verdeutschung verschiedene Wörter gefunden werden, deren sich noch jetzo in Sachsen der gemeine Mann bedienet. Z. E.

Doher, dorüm, sunst, dester öffter, entschlahn, u. s. f.

Es ist nicht nöthig, daß ich noch etwas von der Rechtschreibung des Verdeutschers anmerke; indem man dieselbe aus den angeführten Exempeln zur Gnüge erkennen kann.

Ob ihm aber gleich alle diese Fehler, mit Recht, haben angemerket werden müssen: So ist ihm doch auch nicht alles Lob abzusprechen. So schlecht ihm manche

manche Stelle in seiner Verdeutschung gerathen ist: So viel gutes findet man in derselben; und man kann auf allen Blättern deutlich genug sehen, daß er sich viel Mühe gegeben, und behutsam übersetzet habe. Ja er beschämet öfters unsere heutigen Deutschen, welche eine genaue Beobachtung der Sprachregeln für Grillenfängerey halten, und vorgeben, daß man davon nichts bey den Alten finde.

Man muß sich oft wundern, wenn sich unsere Deutschen die Regeln der Wortfügung, den Unterschied zwischen einigen Wörtern, und die Beobachtung anderer Dinge, welche zu der Ordnung und Schönheit der deutschen Sprache gehören, theils als sehr schwere und verdrießliche, theils als unnöthige Sachen, und Kleinigkeiten, vorstellen. Unser Uebersetzer kann ihnen in diesem Falle zum Exempel dienen. Er hat zwar in vielen Stücken gefehlet: Aber zu anderer Zeit hat er die Sprachregeln genau beobachtet.

Er verwechselt niemals die Wörter für, und vor, mit einander, und nimmt ihren Unterschied, in Ansehn der Bedeutung, allezeit genau in Acht, so daß wenig zweifelhafte Stellen vorkommen, wo er hierinnen geirret hat. Z. E. er saget:

Was für zeychen in eyner jeden franckheyt guts oder böß bedeuten.

So eyner vor der seucht ꝛc.

Eyn pflaster für grosse Blatern.

Er beobachtet beständig den Unterschied der Wörter: Mann, und man, im Ansehen auf ihre Bedeutung. Z. E.

Wie man am männlichen ꝛc.

Den

Den muß man aufthun.
Daß man den harn mit der hand gewinnen muß.
Des Mannes ꝛc.

Die Wörter: dem, den, denen, bringet er allezeit auf der rechten Stelle an. Z. E.

Von dem blutlassen aus den adern ꝛc.
Gleich dem vorigen. ꝛc.
Zu den köpfen.
Welche Cur denen, so den stein haben, zu gebrauchen sei.

In der Rechtschreibung unterscheidet er auch die Wörter Maal, Mahl, und mal, nach ihrem Verstande. Z E.

Ein maal oder flecken.
Mahlzeit.
Eyn anders mal.

In den Fürwörtern nimmt er, in der Abbeugung, den Unterschied zwischen dem Geber und Kläger genau in Acht. Z. E.

Arzenei zu eynem weichen bauch.
Wie sich die, so eynen bösen magen haben, halten sollen.

Auch die Regeln der Wortfügung sind ihm nicht gänzlich unbekannt gewesen. Zum wenigsten hat ihn solche die Natur gelehret. Er hat sehr oft ganze Perioden, in welchen nicht ein Wort am falschen Orte stehet, und welche sich gar wohl lesen lassen, wenn man nur in denselben die Schreibart und die alten Wörter ändert. Wir wollen zu einem Exempel gleich den schon oben angeführten Anfang der

Ver-

Verdeutſchung, in dieſer Veränderung hieher ſetzen. Er heiſſet alſo:

Gleichwie geſunde Menſchen ihre Nahrung aus dem Acker, oder Erdreiche, alſo mögen die Kranken ihre Geſundheit in der Arzney haben. Arzney iſt allenthalben gemein; ſintemal auch grobe und ungeſchickte Völker Kräuter, und andere Dinge, ſo zu Wunden und Krankheiten bequem und dienlich ſind, erkannt. Jedoch iſt ſie bey den Griechen mehr, als bey andern Völkern, ja auch bey ihnen nicht am allererſten, ſondern einige Zeit vor uns, aufgebracht, und hervor gezogen worden.

So viel mag genug von dieſer Verdeutſchung geſagt ſeyn. Es wäre zu wünſchen, daß ſich jetzo jemand an eine Ueberſetzung des Celſus machte; indem derſelbe, beſonders wegen der Lehren von der Wundarzney, wohl verdienet, deutſch geleſen zu werden: Zumal, da unſere meiſten Wundärzte ſich noch an der deutſchen Sprache begnügen laſſen. Vielleicht bekömmt ein gewiſſer gelehrter Arzt, von deſſen Geſchicklichkeit ſchon unterſchiedene ſchöne Proben am Tage liegen, bald Zeit und Gelegenheit, ſeine angefangene Ueberſetzung dieſes Buchs noch zu Stande zu bringen, welcher dann gewiß dergleichen Anmerkungen nicht nöthig haben wird, als Küſſner.

II.

M. Io. Mich. HENNII apud Torgauienſes verbi diuini Praeconis Specimen Philologicum ſeu vberior vocis germanicae obſoletae: *Beiten*, ex etymi ratione excuſſio, ſententiarumque in *Collectionibus Antiquo nouis* anni 1730 *Collectione* I. et 1731 *Collect.* I. propoſitarum, quod ad ſcriptionem et ſignificationem, attinet, conciliatio. *

Omnium optima interpretandi ratio mihi videtur illa, qua ex etymo vocum de certa earundem ſignificatione iuſte exiſtimatur, veraque à falſis diiudicantur, cum ſuis plerumque nominibus reſpondeant, et illae absque his penitius intelligi nequeant. Cuius rei haud vulgare documentum praebet, quod in cantilena: *da Ieſus an dem Creutze ſtund*, et in dialectis celticis aliis occurrit verbum: *Beiten*, quod, quia vſu antiquatum eſt, autoribus diuerſis minus aeque intellectum, diuerſimode, nunc per *manere*, nunc per *inhabitare*, nunc etiam per operari, redditur. Quaenam autem eius ſignificatio vera ſit, certius conſtabit, ſi, quid vocabulum hoc, ratione originis

* Dieſer Artickel iſt uns in lateiniſcher Sprache zugeſandt worden, und da ſein Inhalt unſern Abſichten gemäß iſt: So haben wir kein Bedenken getragen, in Anſehung deſſen von unſerer Regel eine Ausnahme zu machen; doch ohne daß ſolches zur Nachfolge gereichen ſoll.

nis in receſſu habeat, accuratius excutiamus, et, ex fontibus curtaque ſuppellectili, quae huc ſpectare videbuntur, in vnum collatis, cauſam totam luce orientis aeque ac occidentis colluſtremus. Debet autem verbum *Beiten* natales ſuos cuidam Hebraeorum deperdito et apud reliquos orientis gentes ſuperſtiti theimati, quod Chaldaeis eſt *Bejath*, pernoctauit; Syris, *Baiti*, domeſticatus eſt; Samaritanis in Coniug. Aphel. *Abbeth*, diuertit; Aethiopibus, *Bäiëtä* defectiue: *Betä*; Arabibus: *Bâta*, habitauit, et Poenis: *Both*, idem. Inde ampliſſima reliquarum Celticarum Scythicarumque ſeges, in primis Alamannica: *Beiton, Peitan, Pitan;* Anglo-Saxonica: *Bidan*, Onbidan; Cimbricum: *ad byda;* Islandicum: *Bidia;* Angl. *Bide;* Belgicum: *Beyden, Beyen, Verbeyen;* Danic. *Bie;* Germanica: *Beiten, Buden, Anſbuden*, habitare, morari, diuertere, habitaculum extruere, itemque Gothicum *Beidan, Vsbeidan*, exſpectare. Euang. Goth. Matth. XI. 3. *Thu is, ſa quimanda, thau andaritu baidaima*, tu es, qui venturus eſt, an alium expectabimus? Similiter Borealibus haec vox ſignificatione duplici vſurpatur, cum Sueci dicant, *Biida, Förbiida*, expectare, et *Booden, Boeden*, diuertere, habitare. Quam loquendi rationem verſiones Bibliorum comprobant verbis, Matth. IV. 13. *Ieſus verlies die Stadt Nazareth, kam und wohnete zu Capernaum*, verſis Sueco: *Ieſus Boode;* Dano: *Ieſus Boede*, et Islando: *Byyde*, translatis. Ab ne noua in Germania vox *Beiten*, habitandi notione, videri queat, ipſos etiam Alemannos, ſiue

Celtas priſcos audiamus.* In his Ottfridum, cui *Bito* eſt tardo, maneo; *Bet* expectare. Euangeliorum IV. 5. verſu 160: *Thaz Chriſtus ni buit in thir*, das Chriſtus nicht wohnt in dir. Unde ABRAH. MYLIVS *Archaeologi Teutonici* p. m. 27. vere ſcribit: *Buc, biuo veter. Teuton. habito: boo, bood Danis Sueciſque adhuc idem.* Ad quae LEIBNITIVS addit: *Beiten, manere, Bude, Budel*, manſio. Neque a Scythis verbum Beiten, hac notione, exulat, cum eorum ſoboles Poloni, Bohemi et Heneti eodem vtantur, et *Buduie*, polonice *Bidlui*, Henetice, et *Bydleti*, Bohemice ſit aedifico, ſtruo, item diuerſor, pernocto. Quae omnia quaſi in compendio ſiſtit S. R. Dn. LOESCHERVS *literatoris Celtae* p. 90. ita locutus: *Bei* vel *Beit, Francis Saxonibusque notauit expectare; hinc Beitan, in Gloſſ. Iun. et Beit, exſpecta, in Gloſſ. Iſidori Beitonion. in Tat. Palth. p. 291. Belgae adhuc dicunt Beiten*, exſpectare, Angli, Abidu; *Gothi quoque dicebant Beitan*, exſpectare, *Scandi, Bida* vel *Butha.* Aliquando *Bed*, Francis notauit facere, vt quis expectet.** Vides igitur vnam eandemque *Beiath*, ſiue

* Boxhornius in Gloſſarii Britannici ſpecimine p. 136. in medium producit celticum, *Peulio; Beiten*, manere Germanis.

** Horſum quoque referre poſſis, quae WACKIVS *Toledoth Aſcenaſith* p. 113. hac de re habet: *Beiten, Harr ein weil, beith ein weil. Iſt vom Chaldaiſchen Bejath, eigentlich übernachten. Daher Bajith ein Haus oder Nacht-Herberg. Einen beiten vor borgen, heiſt eigentlich warten, Gedult haben, zu Hauſe*

ſiue ſignificationem in linguis plerisque obtinere, eademque emphaſin ſingularem inculcari, quae nos admoneat:

Hic vbi nulla mora eſt et manſio nulla perennis.

aeternas nos non incolere aedes, ſed ſicuti peregrinum in terra, ita in domo ſua hominem eſſe reuera viatorem, qui tendit ad pernoctandum tantum Ier. XIV. 8. Confer CASTELLI *lexicon Polyglott.* in voce בּיִת IVNII *Lexic. Goth. pag. 85.* STIERNHELMI *Gloſſarium Vlphila-Gothicum p. 24.* NICOLAI VOLCKMARI *Lexicon latino-germanico-polonico-graecum*, in voce *Buduic*, Francelii Origin. Sorab. lib. II. Cap. p. 432.

II.

Haec de themate et verbo: *Beiten* dixiſſe ſufficiant, ad derivata et cognata properamus, vtpote quae hic apprime ad rem faciunt veramque illius ſignificationem, iam iam datam, firmant roborantque. Ex eorum numero ſunt Hebraeum: *Bajith*, contracte *Beth* Chaldaice: *Baitha*, *Betha*; Syr. *Baito*, item: *Beth*, Arab. *Baiton*, Samar. *Beth*: Aethiop. *Bet*, Hebraeo-Perſic. *Bithan*; Kaitakicum: *Pathut*, Polon. *Bauda*; Sorab. *Buda*; Bohem. *Bude*; *Germ. Baude*, *Bude*, *Bodel*, *Bythel*, *Both*: Ruſſic. *Podworie*, palatium, aedes, ſedes, domus, manſio, habitaculum, locusque

Hauſe bleiben, und nicht vor dem Richter zu klagen lauffen. In illa Guelpherbytis appellatione Germ. *Wolffenbüttel* rectius, *Wolffenbytel* Guelforum domus, ſedes.

quiuis, quo aliquid continetur. Hebraei enim omne id, quod hominem tutum praeſtat, eique tegumentum praebet, etiamſi ſub dio ſit, domum ſiue receptaculum vocant, ſiue ex materie fabrili, ligno, lmoue, aut lana, ſiue etiam ex pilis caprinis ſit confectum, vti eſt tentorium, locus, in quo aliquandiu commoramur. Vnde olfactoriola Eſ. III. 20. *Batte hamïpheſch*, domus animae ſiue receptacula eorum audiunt, quae animum bonis fragrantibus odoribus recreant. Similiter *Beitha Hieem*, rectius *Batte chujjim*, domus ſiue manſiones habitaculaue viuentium Iudaei, in Africa degentes, ſepulchra ſua appellant, eoque nomine reſurrectionem inculcant mortuorum. Ad modum eundem loca, in quibus Aegyptii demortuos deponebant, Heſychio: *Buti* nuncupabantur, i. e. manſiones ſeu habitacula, vrbs autem, quae ſepulchra iſta continebat, *Butus;* coptice *Butos:* quod nihil eſt aliud, quam Ebraeorum *Beth*, domus, hoſpitium. * Ad iſtud accedunt Malabaricum: *Bathanum*, vrbs, et *wudu*, domus; Mongal. *Boy*, vel *Poy*, ein *Bau*, et *Bude*, i. e. locus,

* Hebraeum: *Beth* et inde ortum Germanicum: *Bude* notat gendratim 1. manſionem, ſedem, locum, hoſpitium; 2 ſpeciatim, *tabernam*, tugurium mercatorum: 3. ſpecialiſſime tabernam meritoriam, diuerſorium, hoſpitium, popinam. Athalaricus apud Caſſiodorum, mercatorum pergulas, quas in nundinis e tabulis extruunt, *Budas*, *Budeu* appellat, quam vocem REINESIVS *variar. lection.* libr. I. cap. 8. p. 23. ex italico: *Bottega*, et hoc a graeco; ἀποθήκη corruptum, exiſtimat.

eus, Perſice *Abad*, domus; Caribicum *Boa*, habitaculum; Virginicum *wetu*; Pocomanicum: *Pat*, aedes Slauis exinde reſtant Polonica: *Budwonie* aedificium, *Budownie*, bene extructa domus, Budownik, aedilis: Sorabica: *Budka*, tugurio-lum, *Budar* tarbernarius; Vngaricum: *Buda*; Tartarica: *Battana*, *Bietha*, (quaſi *Beth alah*, domus alta,) caſtrum in monte ſitum, *campition*, (quaſi *Beth* ſiue domus Chami ſiue Regis) manſionum vrbium et arcium nomina. Horſum et retuleris celticum *Bod*, manſio, Barbara: *Butha Botha* officina, Gallice *Boutique*, Italice *Botege*, *Bottega*; Buticum, pars Eccleſiae interior; *Beteola*, taberna; *Podus* vel *Podum* domus ruſtica; *Abaſſa* domus infirma, a, praepoſito et, t, in ſ. mutato; itemque *vaſſo*, cuiusdam nominis gallici quondam domus hodie, *le Vas S. Ardem* ſanum S. Ardemii. Neſcio an huc etiam referenda ſint: *Vaſſus*, *Baſſus*, *Vaſalles*, Domeſticus, et quod τῶ bait, proxime accedit: Feudum, beneficium domeſticum, locus et ſedes, ager et manſio, quae domeſticis principium, pro exhibitis officiis, ad dies vitae, concedebatur. Eiusdem generis ſunt: *Both*, *Bäten*, *Batus*, *Batellus*, cymba; celtice *Bat*, ſcapha, receptaculum, ſiue domuncula, qua quis in aquae fluctu ſaluus ſartusque praeſtatur; *Bette*, lectus, Anglo-S. *Bed*, Alam. *Bedole*, *Pett*; belgice *Bedde*, ita appellatus, quod in eo, veluti domuncula, noctem perpetem ad diſcutiendam totius diei laſſitudinem, maneamus, ac pernoctemus, vti loquitur TR. IVNIVS in *Gloſſ. Goth.* p. 78. de πεδῦς et Budis, ſiue lectis, multa

notatu digna monens, ex M. MARTINIO, et SALMASII *Exercit. Plinian.* p. 1207. Confer. HADRIANI RELANDI *dissert. de lingua coptica* p. mihi 110. et *dissert. de linguis American.* §. XXII. et XXV. EZREEL IONAE *dissertat. de lingua Chilhensi* p. 152. M. GEORG. KEHRII *Dissertat. de Nummo Mogolico* p. 50. DV FRESN. *Gloss. lat. Barb.* P. I. p. 505. 595. 576. 508. WASERI *Comment. ad Mithridat. Gesneri* p. 78. STRAHLEMBERG. *in Labb. Polyglott. de lingua καιταν*; HORNIVS *de origin. Americ. Libr. II. Cap. X. p. 206.*

III.

Ex quo abunde, reor, patet, verbum *Beitem*, haud alia, quam pernoctandi, inhabitandi, diuertendi manendique notione venire, ac proinde *Autorem Psalterii Euangelii decem chordarum* verba dictae Cantilenae dextre explicasse, addendo: Und mag nicht länger beiten, d. i. *im Leibe ihr Thun und Wesen haben, oder wohnen, wie annoch Behältnisse der Bienen, Beiten heissen*, prouti haec referuntur in *Collectionibus Antiquo-Nouis* Anni 1727. *Collectione* II. No. IX. p. 135. Optimus igitur saluator passionem ac mortem, quam sibi verbo septimo ad animum reuocare volebat, quasi extra se raptus, domicilium coeleste superinducere cupiens, malebat a corpore abesse, et apud Patrem suum adesse. Quod etiam quotidianum omnino omnium piorum pium votum ac desiderium esse debet, quippe quorum anima tam pretiose redemta, verboque diuino illuminata, se hospitem tantum ad tem-

tempus in corporis habitaculo diuertentem, nouit, meritoque renuit diutius hoſpitari, & peccatis onerata gemit cupitque, ruptis virtute crucis dominicae vinculis, carnisque, quae ſe morantur, illecebris diſſolui, et ad patriam aeternam transferri, praeeunte Apoſtolo Philipp. I. 23. Quandoquidem vero, ab Autoribus harum Collectionum l. c. in recenſione datae interpretationis verbi *Beiten* ab apibus petitae, deſideratum eſt, quam neceſſe fuerit locum, quo alucaria in Germania Bienen-Beiten, ſiue apum habitacula, appellentur, determinare: hinc factum, vt Dn. M. BIEHLERVS Eccleſiae huc dum Batauienſis, iam vero Schweinitzenſis Paſtor, hanc, in ſe ſuſceperit, operam, et ſchediaſmate quodam in dictis Collectionibus ad Ann. 1730. Collectione I. p. 43. occurrente, docuerit, hanc locutionem in Saxoniae circulo Electorali, praeſertim in pagis circum Annaburgum ſitis, etiammum obtinere. Ceterum de formula, qua apum receptacula: *Bienen-Beiten* et illi, qui apes alunt, *Bienen-Beitner*, i. e. apum habitacula in ſyluis, arbores excauando, ſtruentes, nuncupantur, illud moneo, appellationem iſtam etiam olim apud Celtas & Germanos veteris in vſu fuiſſe. Qua ratione BOXHORNIO *in Specimine Gloſſarii Celtici* apud LEIBNITIVM Collect. Etymol. Part. I. p. 100. aluearium dicitur: *Byda*, apis autem Anglice: *Bee*, Germanice: *Biene*. Ac ſicuti apes Latinis, quaſi *aues*, ſiue volantes appellantur, ab Hebraeo: *Oph.* volare, vnde celticum: *Aſaes*, auis; Barbara *Afra* idem *Apro* auium ſpecies, BOXHORNIO

l. c. DV FRESNE *Gloſſ. Latin. Barbar.* I. p. 103. et 273 ita Germanorum: *Biene* nomen magis habere videtur a mirifica domuncularum, ſiue cellularum ſtructura, quam ab inhabitatione aluearіorum. Gothis enim: *Bauan* non ſolum eſt habitare, ſed etiam conſtruere ſedem, vbi habites; Anglo-Saxonibus: *Bya* Alamannis *Bouuuen, Buen, Puan*, Danis *Boe, Byyge;* Islandis *Bua;* Belgis *Buwen;* Suecis *Bov, Bua, Beo;* Germanis *Bauen* idem. Qua in re facem itidem praefert S. R. Dn. LOESCHERVS l. c. *Bi vel By vſu perquam vetuſto, notavit locum manſionis, vnde Bio Scandis notavit habitare.* Vid. *Verel. ad Hiſtor. Gothici. Hinc loca Danica et Suedica maximo numero componuntur cum vocabulo: By v. g. Norby: Normanni eandem vocem in Gallias intulerunt: hinc eſt: Bonbu et alia.* Vid. HVETIVS in Originibus Cadomenſibus p. 441. Quae omnia Graeco *Βύειν* cognato referri poſſe videnter ad Hebraeorum: *Banah*, aedificauit, ſedem ad habitandum exſtruxit, vnde Germanorum: *Bühne* moles, ſiue theatrum in altum extructum, quanquam et apes germanice, *Bienen*, quaſi intelligentes prudentesque appellatas putare queas, ab Hebraeo: *Bûn, Bîn*, intelligere, ſagacem et prudentem eſſe, vnde Germanica, *Wähnen*, ſagaciter augurari, *Wahn* opinio; Celtic. *Wen* notitia; Aduen, cognoſcere. Namque prae aliis animantibus apes ſingulari quaſi notitia, intelligentia, ſagacitate et prudentia quadam a creatore inſtructae videntur, quam, cellulas mirifice exſtruendo, Regis, qui Gothis, *Wiſir*, hodie *Weiſer* appellatur, vocem

vocem et cantum audiendo, eumdemque sequendo, inopiae prouidendae causa longe euolando et reuertendo suas rite agnoscendo, denique acriter contra hostes pugnando, aliisque modis multis produnt. Quo factum est, vt apibus a nonnullis regnum quoddam, siue regimen, germanice: *Das Bienen-Regiment*, tributum vindicatumque fuerit. Sed et aliud de apibus restat, quod eorum concordiam confectamque cohabitationem, astutiam item et prudentiam in exstruendis separatim in occulto cellulis, undique tectis, loquatur nomen germanicum: *Immen*, i. e. absconditae, seorsim in cellulis, vndique tectis habitantes latitantesque. Cuius appellationis ratio significatioque restare videtur ab Hebraeo *Amam* texit, abscondidit, latitauit, tectim habitauit, et, quod huic affine est Arabico: *Chama*, consedit aliquo, se aliquo recepit, tectum siue habitaculum ingressus est, oculis hominum se subduxit. Originem inde ducunt multa deriuata celtica: *Hämma*, tegere; *Hemd*, velamen, *Heimer*, sepire; *Himmir*, hodie *Himmel* i. e. operimentum; *Hama*, cutis, tegumentum corporis; *Heimnis*, *Geheimnis*, res obtecta, siue mysterium; *Heimath*; domicilium, Danis: *Hiemme*, Cimbris *Heim* Anglis: *Home*, Frisiis: *Heym*, Anglo-Saxonibus *Hum*, Domus, habitaculum, papus. Vnde Phrygicum *Berybam*, i. e. habitaculum in monte exstructum; *Windsheim*, Venetorum domicilium; *Heimdrot* Islandis familia domestica, *Haimhaldure* (*heimhohlen*) rem amissam sibi vindicare; Haimsuthian, in Glossis Anglo-Sax. repatriare et *Hamel-*

la, villa, domus, manſio, apud DV PRESNIVM l. c. II. 696. HINCKELMANNI *Praefat. ad Coranum*, T. IVNIVS l. c. STIERNHELM l. c. in voce *Haimo.*

IV.

Sed quo longius hic progreſſi videri poſſumus, hoc maior nomini: *Bienen-Beiten* lux inde affunditur, maxime, quod diuerſa quidem, quod ad ſonum vocabula: *Bienen* et *Immen*, vnam tamen beſtiolam eiusque actionem vnam eandemque denotent, et illud quidem exquiſitum, et plane admirandum rationis analogiae et ſagacitatis documentum, quod apes extra aluearia imprimis edunt, hoc autem mirificam et prudenter ſuſceptam domuncularum ſtructuram, qua intra aluearia vna quidem et ſimul, ſeparatim tamen et in ſuis quaelibet cellulis habitant, et in occulto abditisque ſecretorum degunt, inculcat. Quae cum ita ſint, minime qui dictis *Collectionibus* ad Annum 1731. *Collectione* IV. p. 52. ſuam de verbo *Beyten* annotationem adiecit, MICKELIVS Rector Darmſtadienſis exiſtimandus eſt BIEHLERO contrarius, prouti, eodem mihi referente, aduerſarius eius quidam nuper, publico ſcripto fruſtra exiſtimauit. Etiamſi enim verbum; *Beyten*, alteri idem ſit, ac inhabitare, diuertere, alteri autem: *Beyten* per y ſcriptum, manere; etymon tamen perinde ac vſum ſignificatione vtraque gaudere, ex antea dictis ſatis ſuperque, vt exiſtimo, probatum eſt. Nam vbicunque locorum diuertas aut habites, modo etiam ibidem pernocles, vtique neceſſe

neceſſe eſt, aliquandiu ibidem commorari ac manere. Inter manſionem igitur breuem, diurnam et temporariam, et manſionem perpetuam ſi diſtinguas, tota res confecta erit. Diuerſitas item ſcripturae, qua vox haec nunc per i nunc per y *Beiten* et *Beyten* ſcribitur, litem cuiquam mouere nequit, cum vtraque ſcribendi ratio argumentis ſuis nitatur, adeoque crimen non incurrant, qui ratione originis ab Hebraeo deperdito *Bith* vel *Both* ſiue *Beiten* ſiue etiam *Beyten* dicunt. Sed *Beiten* per Arbeiten, operari, interpretari velle, vti in *Hymnario ſcneſtano* factum, id nimis longe petitum videtur; eo maxime, quod *Beiten* ſimplex, *Arbeiten* compoſitum ſit, illudque actionem ſolam, hoc autem actionem cum paſſione ac moleſtia coniunctam inferat. Germanorum enim *Arbeiten*, operari, idem eſt, ac rus ſiue terram colere, *Erdarbeiten*, quandoquidem primorum hominum labor potiſſimum in cultu, foſſione, repaſtinatione terrae agrorumque conſiſtebat. Vocabulum autem *Arbeiten* relictum videtur ab Hebraeo: *Abadh*, vnde *Abydda*, agricultura; Celtica: *Affaith*, factum iniuſtum, *Adwaith*, opus imperfectum, *Opidal*, ſiue d in ſ mutato, *opiſal*, opus, labor; item: *Abſare*, operari, *Frohnen*. Quod ſi vero *Arbeiten* compoſitum eſſet, *ex Ara*, graue, et difficile, et *Beiten*, *morari* prouti S. R. Dn. LOESCHERVS l. c. p. 73. vocem *Arbeit* difficilem et moleſtam exſpectationem interpretatur, omnino cantilenae illius verbum: *Beiten* pro laborioſe operari lucrum aliquam exinde acciperet.

Tan-

Tantum de nominibus assonantibus : *Büttel Pedel & Butte*, quae MICKELIO cum *Beiten* cognata videntur, illud moneo, ea mihi vnius eiusdemque originis, et significationis, non esse. Equidem autori, appellatio : *Büttel*, qui etiam Frohnhold Specul. Saxon. III. appellatur, deducitur a *Bethen* citare vnde et Germanicum : *Bedell*, minister publicus. Quibus et *Bothe*, nuncius et *Pathe*, susceptor, assonant quidem, sed ratione significationis, quam maxime differunt. *Bothe* enim proprie denotat fideiussorem ab Hebraeo : *batach* vel Batahh, late fidere, germ. wetten; barbare, fidare, vadiare, quorsum & spectant : *Fides* Angl. *Faith, fiducia, Vadius, Vabiam, Vadium, Guadius, Guadia, Vadimonium*, pignus item *Vadien* et Wadien, idem, Wadius, fideiussor, sponsor, Vas, vadis etc. Non autem : *Bothe*, nuncius, denotat legatum, qui voluntatem, ac verba Domini profert atque annunciat, deriuatione petita ab Hebraeo *bata* siue, *Batha*, loqui, dicere, quod, pro diuersitate sermonis, diuersam quoque significationem parit. Exinde quippe sunt Germanica *Biethen*, *Gebiethen*, potenter loqui i. e. mandare. Vnde quoque lucem accipiunt prisca nomina : *Landbothin*, i. e. *Lands-Gebietherin*, quod Reginae cuiusdam Amazonum fuit; *Maroboduus*, Germ. *Meerboth*, Dominus imperans. Ex eodem fonte est, si locutionem, quae sit cum desiderio, specles : *Peto*, Germ. *Bitten, Bethen, Betteln*, Gothice *Bitgan*, orare; et ad locutionem sutilem respectu habito, Graeca : βατταριζειν, βατταλογεῖν, latinum *Battus.*

tus. Pari modo dicere poſſis *Büttel* et *Pedell* miniſtrum publicum a *Batha* appellari, quaſi potenter loquentem et ad iudicium fontes citantem, ſiue vocantem, cum eius officii non vltima pars ſit accuſatos fontesque ac reos in ius vocare. Sed propius ad ſcopum accedere videbimur, ſi, quod primum horum miniſtrorum publicorum officii ratio fuit, magiſtratum cum baculo nunc anteire, nunc ſubſequi conſiderantes, hic reſpiciamus ad Hebraeum, *Badhah*, ſolitarius fuit. Exinde enim *Badh* baculus; latinum, *Pedum*, baculus paſtoralis; Barbara, *Pedium*, baculus ſiue fulcrum, cui, innitimur, *Suida*, clava; *Beduini* ſive *Bedwoni*, eremitae i. e. *Bed* ſiue *Alleinwohner*; *Patalium*, virga Pontificis, *Pitto* baculus apud DU FRESNIUM III. 289. et *Büttel*, ſeruus cum baculo, Germanis ideo: *Steckenknecht* dictus et *Pedell*, miniſter publicus, baculum tenens, commode deriuantur. Ad germanicum autem: *Butte*, quod attinet, eo dolium denotatur qua ratione Germanis etiamnum in vſu eſt. Deriuatorum igitur a *Beth* cum pleraque receptaculum ſignificent illud, quempiam in eam inducere poſſet opinionem, Germanicum: *Butte* dolium, vas cum verbo: *Beiten* quicquam commercii habere eo maxime quod Samaritanum *bthutha*, receptaculum et diuerſorium denotet. Cui ſententiae et ego aſſentirer, niſi obſtaret affine quidem, diuerſum tamen Ebraeorum *Bath*, Graece *βάτος*, Germanice, Ein *Bath*, ſiue vas quodam, quo aridorum quaedam menſura continetur. Poſtea vox traducta eſt ad omnia cuiuis generis vaſa, quae quic-

quicquam in ſe recipiunt, ſiue aridum ſiue reliquidum. Hinc *Patena*, vas latum; *Patella*, vaſculum ſalis, *Corinbatha*, Iſidoro nauis; *Scip Taed*, poculum, ad ſimilitudinem cymbae formatum; *Abbatis*, qui praeeſt menſuris; *Alſectum*, res calefactorium; *Bada*, aerarium, ſiue receptaculum cenſus; *Batiola* vas; *Baſgaudae*, vaſa lauatoria, quaſi *Fad*, *Fada*, vas; *Vaſſ*, ſepulchrum ſubterraneum; Gallicum *Vaiſſeaux*, nauis; Germanica *Faſſen* capere aliquid, et in ſe continere; *Faſſ* latine: vas dolium, item: *But*, *Butte*, *Buden*, vaſa ad vindemiam apta; *Bottich*, et *Böttcher*, vietor. De quibus omnibus, admodum elegan-ter S. S. Dn. LOESCHERVS *Literat. Celta Theſ.* XXXV. p. 98. ita commentatur: *But veteribus dolium et quodlibet vas ligneum portando aptum deſignauit. Anglo-Saxones dicebant: Byyte, Francii: Bude, Vid. Lipſ. Gloſſ. Hinc ſuedicum, Bytta, Bytten*, dolium, et noſtrum *Butte, Buttner*. Conf. DU FRESNE *Gloſſ. Latin. Barb.* P. I. p. 1219. 137. 507. 685. 985. 979. 658. 508. 662. et Part. II. 1251. *Regiſtrum Prumienſe* apud LEIBNITIVM *Collect.* Etymol. p. 446.

III.

Valerius Maximus, die Geſchicht der Römer.

Es iſt dieſes eine der erſten, wo nicht gar die erſte deutſche Ueberſetzung der alten römiſchen Geſchichtſchreiber, welche ſich wegen ihres Alterthums überaus ſelten gemacht hat. Wie

man

man denn ihrer an ſolchen Orten nicht gedacht findet, wo man ſonſt fleiſſige Nachrichten von dergleichen Dingen antrifft. * In dieſen critiſchen Beyträgen iſt zwar derſelbigen mit zweyen Worten Erwähnung gethan worden, ** aber nicht aus eigener Einſicht, ſondern nur aus Bericht eines andern Ueberſetzers des Valerii Maximi, Peter Selbets, welcher in ſeiner Vorrede gedencket, daß noch eine alte Translation Johannis Müglings vorhanden ſey, welcher aber den Valerium mit einer böſen Sprache verworren habe. Um nun eine Probe zu geben, was unſer Deutſchland in den mittlern Zeiten in dergleichen Arbeit gethan habe: So wollen wir hier eine kurze Nachricht von dieſer uns zu handen gekommenen Ueberſetzung geben. ***

Die Aufſchrift enthält nach der Gewohnheit des funfzehnten Jahrhunderts mehr nicht, als was dieſer Nachricht vorgeſetzt worden. Aus dem Schluſſe des Buchs aber iſt zu erſehen, daß es zu Augſpurg von Antonio Sorg am Montag nach Valentini, 1489. gedruckt und vollendet worden ſey. Es beſtehet aus drey und funfzig Bogen in Folio, welchen ein Regiſter beygefügt iſt, in welchem der Inhalt der Capitel, nach der Ordnung der Zahl angeführ-

* Z. E. in des Herrn FABRITII *Bibliotheca Latina.*

** III. Stück. 1. Band. p. 491.

*** Sie findet ſich unter den gelehrten Seltenheiten des Augſpurgiſchen Geheimdenrathes, Herrn Wolfgang Jacob Sulzers, deſſen Gütigkeit wir die Mittheilung derſelben zu dancken haben.

geführet wird, und hat Papier und Druck alle Eigenschaften der Kindheit der Buchdruckerkunst. Die Uebersetzung aber ist viel älter, und hat uns der Verfasser selbst in seiner eigenen kurtzen Vorrede einen hinlänglichen Bericht gegeben, den wir, weil er sowohl die Historie dieser sehr alten deutschen Uebersetzung begreift, als auch eine Probe der deutschen Schreibart im vierzehnten Jahrhundert ist, ganz hieher setzen wollen. Er lautet aber also:

Als Valerius Maximus mit kurzen beschnitnen worten vnnd schwären, zu latein beschriben hate die sprich vnnd cronica dye wirdiger gedechtnus seind der Römer, Persen, Meden, Kriechen, Affren vnnd andre land zu ern vnnd zu lobe Tyberius dem Keyser also hab ich Heinrich vonn Muglein gesessen bey der Elbe in des land Meyssen dieselben sprüche und Cronicken betücht in teutscher Zungen bey Keyser Karels Zeiten des wirdigen nach Christi gepurt tausent jar, dreu hundertt jar vnnd in dem neun und sechzigesten jar. Die durch jr groß schwäre maisterscheft mer geteutschte hat, und hab den text gekläret, und geprait vnnd geläutert durch größer verstäntnuß So ich best mocht zu eren vnnd wirden dem edlin getreuen weysen Herrn Herrn Hertneyden von Petau im Steyrenlandt gesetzen bey der Tra, geporn aus hohen wüte des eingeporn gut mych hat dargewegen gerufft vnnd gereicht, das icht vergetzen werde der tuchte der hochgepreitzten vnd ärgerung der vngeteurten. Damit er lert die straßen der tugent vnd die weg der waren stat vnd werden: der man durch ir adel gepinßlat hat vnd entworfen hie steet mit goldes lobe. Und mag ersterben nym-

mer-

mermer vnd hat der argen ſteig vermeiden auch ſchwechen der namen durch jr ärgernuß. Hie ſteet gewaltte in reu ſchwach nitt der ſchanden rues, vnd erſtirbt all ſtund. Dye vorred diß Buß ſich zymt in diſen worten nach heidniſchem ſitten, wann des buchß maiſter eyn heyden vnd ein ritter was vor got.

Man erſiehet aus dem Alter dieſer Ueberſetzung, daß man ſich nichts nettes zu verſehen habe. Es blicket auch die Rauhigkeit der Sprache auf allen Seiten hervor, dennoch aber muß man dem Verfaſſer das Zeugniß geben, daß er, wenn man andere um dieſe Zeit verfertigte, zumal aus andern Sprachen überſetzte Schriften, dargegen hält, in welchen die den fremden Sprachen eigenthümlichen Redensarten (idiotiſmi) von Wort zu Wort ausgedrücket, und damit unverſtändlich und ungereimt gemacht worden ſind, es noch um ein gutes in einem ſo ſchweren lateiniſchen Scribenten, den der Inhalt ſeines Buchs die beliebte Kürze, und die Schreibart ſeiner Zeit an ſich ſchon an vielen Orten dunkel gemacht haben, beſſer getroffen habe. Denn er erinnert gleich im Anfange, „daß der außleger diß buchs „nicht nachgehet eynem yeglichen wortſunderlichen „Sunder dem gemeyn ſeyen.„ Daher auch, wann man dieſe Ueberſetzung mit dem lateiniſchen Texte zuſammen hält, man nicht jederzeit alles findet, was in jenem ſtehet. So hat er auch entweder ein unvollkommenes Exemplar von Valerio Maximo gehabt, oder aber mit Vorſatz vieles nicht berühret, und allein die ihm anſtändigen Geſchichte daraus gezogen: Denn es ſtehet vieles in dem lateiniſchen Texte, (deſſen Anfang er jederzeit mit den eigenen

Worten Valerii bezeichnet, welches man in dieſer Ueberſetzung nicht findet. Damit er auch ſeinem Leſer verſtändlich werden möchte, ſo hat er, wenn er eine Hiſtorie angeführt, und in derſelbigen etwas dunkel zu ſeyn und einer Erklärung nöthig zu haben, geglaubt, ſelbiges aus der Hiſtorie und den Alterthümern kurz erkläret. Alſo erkläret er gleich im erſten Capitel, was religio, augur, Cybele, Romandiola, u. ſ. w. ſagen. Er führet auch bisweilen die Stellen anderer Geſchichtſchreiber an, wo dergleichen Geſchichte berühret werden; faſſet auch bisweilen die Abſicht des Verfaſſers und die moraliſche Anwendung kurz zuſammen: So daß man wohl ſehen kann, daß der Ueberſetzer nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeiten ein gelehrter Mann geweſen, wie er dann viele die römiſchen Alterthümer berührende ſchwere Stellen noch ziemlich wohl nach ſeiner Art und Zeit überſetzt, und damit wenigſtens gezeiget hat, daß er den Sinn und Verſtand ſeines Originals inne gehabt, und der lateiniſchen Sprache mächtig geweſen ſey.

Bey dem allen aber iſt doch dieſe Ueberſetzung ſehr undeutlich, verworren und bisweilen auch ungereimt, wie man es ſich von des Verfaſſers Zeiten leicht einbilden kann. Viele Worte und Redensarten kommen vor, welche ſchon längſtens abgekommen, und uns daher heutiges Tages unbekannt oder doch dunkel ſind. Die Wortfügungen ſind manchesmal unnatürlich und gar oft verkehrt, die Sätze (propoſitiones) ſehr oft unter einander geworfen, und die lateiniſchen Redensarten laſſen ſich auch hier und dar wider die Natur und Eigenſchaft der deutſchen

ſchen Sprache in deutſchem Habite blicken; werden auch bisweilen falſch gedollmetſchet. Damit aber der Leſer von dieſer Ueberſetzung ſelbſt urtheilen könne, ſo wollen wir von derſelbigen eine Probe herſetzen. Sie iſt genommen, aus des erſten Buches erſtem Capitel, dem neunten Exempel der Römer. Valerii Worte lauten alſo: L. Furius Bibaculus praetor, a patre ſuo, collegii ſaliorum magiſtro, juſſus, ſex lictoribus praecedentibus arma ancilia tulit: quamuis vacationem huius officii honoris beneficio haberet. Dieſe werden alſo überſetzet: „Lucius „furius ein verhörer der irren ſache. vnd ein verwe„ſer der rechte vnder dem Römiſchen volck wart ge„heyſen von ſeym Vater. der eyn meyſter was der „pfaffheit im Tempel Mars Gotes. des Got ſein pfaf„ſen dienten mit ſpringen vor deß altar daß er die „waffen ſolt nachtragen den ſechs dienern, dye vor „den römiſchen fürſten die ſchwert und die parten „trügen, vnd waren ſam die ſchergen, des gepotes „ſeines vaters was er vndertan. vnd undernam ſich „nit ſeines amptes noch ſeiner würd der gehorſam vnd „die demütim ſachet, vnd kaufft das ampt der höchſi„ſten würde.

Zu einer Probe von alten abgekommenen und nicht mehr bekannten, oder doch nicht mehr üblichen Worten, ſo in dieſer Ueberſetzung vorkommen, mögen folgende dienen:

geſträt, diffuſa ausgeſtreuet.
erleuchte meiſter illuſtres auctores.
betichten, comprehendere.
heymiſch, domeſticus.
ticht, ſtylus.

regiſter, regimen.
unkunſt, paruitas.
bekumlich, apte.
zupindung, religio.
pet, votum.
loßbücher, ſortes.
keiſer, conſul.
gewaid, viſcera.
erſcheinheit, modeſtia.
meiſterſchafft der geritten, magiſterium equitum.
ratman, ſenator.
vom wagen ſietzen, plauſtro deſcendere.
ſiglos, captiuus.
latten, tegula.
gilnitz, carcer.
untötlich, immortalis.
verzweifelte an Gott, impii.
jahen, dicere.
ſitikeit, bonitas.
trackheit, tarditas.
ſchwärheite, grauitas.
die baner, vexillum.
marner, gubernator nauis.
ſchmacheit, ſcelus.
verhengen, concedere, relinquere.
ſcheiben, gyrare, circumdare.
kuren, eligere.
geren, optare.
ein ſcheyblots kind, infans ſemeſtris.
ungelückfällig, inauſpicato.
lüger, lager eines thiers, latebrae.
rauſchungen von den wappen, ſtrepitus armorum.
hünigen, mel inferere.
geſprächheit, eloquentia.
ſiech, aegrotus.
enachten, attendere.

IV.

IV.

Der Anfang einer gebundenen Ueberſetzung von des Theognis * Lehrſprüchen, von Joh. Dan. Denſo, P. P. auf dem Gymn. zu Stargard.

Regierer der Vernunft, der gütgen Gottheit Sohn,
Von dir erhebet ſich der Flöten heiſrer Ton:
Von dir und deinem Ruhm ſoll unſer Lied ſich enden,
Gerube nur, auf mich ſo Huld als Kraft zu wenden.
Apollo höre mich, **Latonens** Liebespfand,
Davon der Himmel ſie beym runden Teich entband,
Wo ſchlanker Palmen Laub das holde Ufer decket.
Worauf ein Götterduft durch **Delos** ſich erſtrecket.
Der fürchterliche Mund der Erde hat gelacht,
Des Meeres tiefer Schlund iſt froh dadurch gemacht.
Diana, Jovis Kind, die **Agamemnon** ehret;
Dein Bild ſchmückt deſſen Schiff, wenn er nach Troja fähret;
Hör mich und treibe doch des Unglücks Fall zurück:
Dieß iſt ja leicht für dich, für mich ein großes Glück.
Auf **Muſen, Gratien!** die ihr ſo ſchön gedichtet,
Wie **Cadmus** ehemals die Hochzeit ausgerichtet.

* Wir haben kein Bedenken getragen, dieſe wohl gerathene Probe einer Ueberſetzung dem geneigten Leſer mitzutheilen ſo wie ſie uns von dem Herrn Verfaſſer überſandt worden. Wir wünſchen, daß er damit fortfahren und das ganze Werk vollenden möge.

Was ſchön iſt, liebet man; was nicht ſchön, liebt
man nicht:
So lautet euer Lied und himmliſches Gedicht.
Mein **Cyrnus**, meinen Spruch ſollſt du ſtatt Sie-
gels decken,
So wird des Räubers Hand denſelben nicht beflecken,
So wird er nicht verſehrt; wenn du ſein Fürſprach biſt.
Dieß iſt **Theognis** Buch; ſpricht jeder, der es lieſt,
Der von **Megara** kam, den alle Leute kennen,
Doch kann er alle nicht rechtſchaffne Freunde nennen.
Doch ſieh o **Cyrnus** dieß nicht wundernswürdig an,
Weil **Jupiter** es ſelbſt nicht allen treffen kann.
Du aber ſollſt von mir die ſchönſten Lehren haben,
Die mir die Weiſeſten in meiner Jugend gaben.
Sey weiſe: ſuche nicht durch Schand und Uebelthat,
Ruhm, Macht, und was der Geiz zum Ziel der Wün-
ſche hat.
Dieß wiße: Hüte dich mit Böſen umzugehen,
Laß dich im Gegentheil bey Tugendhaften ſehen:
Mit dieſen iß und trink, und wohne ihnen bey;
Such, daß, wer mächtig iſt, dir wohlgewogen ſey.
Von Frommen lernſt du was; wenn dich die Böſen
führen,
Wirſt du der Jugend Luſt, und Unſchuld bald verliehren.
Lernſt du dieß und haſt dich mit Redlichen vereint:
So wirſt du noch geſtehn: Mein Rath ſey wohlgemeynt.
Mein **Cyrnus** unſre Stadt iſt nahe zum gebähren,
Ich fürcht, es kömmt ein Mann dem Uebermuth zu wehren.
Die Bürger ſind zwar gut, jedoch die Obrigkeit
Iſt von der Bosheit Fall und Uebel nicht mehr weit.
Kein tugendhaftes Volk wird um die Herrſchaft kommen.
Doch wird den Böſen nicht der Bosheit Luſt benommen,

Wenn

Wenn ſie das Volk verderbt, verkehrte Richter ſetzt,
Nach ſchnödem Eigennutz und Macht die Thaten ſchätzt;
So glaube: Solche Stadt wird kurze Zeit beſtehen,
Kann ſie ſich jetzo gleich in ſtolzer Ruhe ſehen.
So bald des Schickſals Wuth den Böſen zugedacht,
Wird minder Eigennutz zu aller Fall gemacht.
Hier kömmt Empörung her, und vieler Bürger Leichen;
Solch Volk wird um ein Haupt ſich nimmermehr vergleichen.
Die Stadt bleibt zwar die Stadt: Das Volk iſt umgekehrt,
Das keine Rechte weis, und kein Geſetze hört.
Von innen ſieht man ſie, ſich weich und zärtlich kleiden,
Von auſſen hart genug. Von ſolchen muß man leiden.
U. ſ. w.

V.

Anmerkungen über einige Puncte der deutſchen Orthographie zu geneigter Beurtheilung und näherer Unterſuchung der Wahrheit mitgetheilet von Johann Chriſtian Steinbart, Paſt. im Waiſenhauſe zu Züllichau.

Von der deutſchen Orthographie ausführlich zu handeln, iſt mein Vorhaben nicht. Ich will nur von einigen beſondern Umſtänden reden, die dabey vorkommen, und zu weiterer Ueberlegung und Unterſuchung Anlaß geben. Denn es iſt kein Zweifel, daß hierinn noch manches zu verbeſſern übrig, und in eine richtigere und regelmäßige Gleichheit zu bringen iſt.

Zu vörderſt ſind 4 Hauptregeln von der deutſchen Orthographie zu merken, und ſolche ſind folgende:

Erſte Regel.

Bey der deutſchen Orthographie iſt vor allen Dingen auf die **Ausſprache**, * als die eigentliche Regel und Richtſchnur zu ſehen.

Daher muß man im Schreiben keinen Buchſtaben auslaſſen, den man im reden höret; keinen brauchen, den man im reden nicht höret; auch keinen andern brauchen, als den man höret.

Andere Regel.

Soll die Ausſprache eine gewiſſe Regel ſeyn: So muß dabey mit auf die Abſtammung geſehen werden.

Dritte Regel.

Soll die Ausſprache eine **beſtändige** Regel ſeyn: So muß auch auf die **Analogie** geſehen werden.

Dieſe Regel hat ihren mannigfaltigen Nutzen, und dienet in vielen zweifelhaften Fällen dazu, daß man etwas gewiſſes beſtimmen kann. Z. E. wie ich ſage: Ich fliege, ich flog, der Flug; ich fließe, ich floß, der Fluß; ꝛc. alſo auch: ich liege (mentior) ich

* Dieſe Regel bedarf einer großen Einſchränkung. Denn die Ausſprache iſt ja in allen deutſchen Provinzen ſehr unterſchieden. Welche ſoll nun gelten? die meißniſche oder die niederſächſiſche? die fränkiſche, oder die ſchwäbiſche? die öſterreichiſche oder die ſchleſiſche? die lauſitziſche oder die brandenburgiſche? Oder ſoll vielleicht nur diejenige gelten, die überall auf einerley Art im Schwange geht?

ich leg, der Lug; ich betriege, ich betrog, der Betrug. Folglich nicht: ich lüge, betrüge.

Vierte Regel.

Soll die Ausſprache eine ſichere Regel ſeyn: So muß dabey auch auf die Gewohnheit im Schreiben geſehen werden.

Aber hier kömmt es meines Erachtens nicht auf der **meiſten**, ſondern auf der **geſchickteſten** Leute Schreibart an, und die ſonderlich die deutſche Sprache nach ihrem Grunde wohl unterſuchet haben. Die wenigſten Gelehrten haben ſich um die Orthographie ſonderlich bekümmert, wie denn auch die wenigſten dießfalls aus Schulen was grundrichtiges bringen. Nachdem man unſere Mutterſprache beſſer unterſuchet und ausgeübet hat, iſt in dem vorigen Gebrauche ſchon ein vieles geändert, und die Orthographie zu mehrerer Richtigkeit gebracht worden. Vermuthlich aber wird auch noch manches mit der Zeit am itzigen Gebrauche verändert werden.

Man kann von dieſen Grundregeln ein mehreres in Freyers Orthographie finden. Wir wollen anitzt nach dieſem Grunde einiges aus der bisher gebräuchlichen Schreibart vornehmen und unterſuchen, und zur Beurtheilung anderer etwas erinnern. Wir bitten aber dabey, entweder ſolche unſere Gedanken mit **mehrern Gründen zu beſtätigen**, oder aber uns mit tüchtigen Urſachen **eines andern zu belehren**. Worinn wir mit der gewöhnlichen Schreibart einſtimmig ſind, ſolches übergehen wir mit Stillſchweigen.

I. Von den Buchstaben.

I. Nach des Herrn Freyers vierter Regel im 2 Capitel haben die Selbstläuter im Deutschen, wie im Lateinischen, **unter einerley Figur einen zwiefachen Ton**, nemlich einen **langen** und einen **kurzen**, und bedürfen also im schreiben zu ihrer Verlängerung keines andern Buchstabens.

Lang klingen die Selbstlauter in Graf, Schaf, schwer, bequem, Magnet; mir, dir, wir, Paris; hoch, Tod, schon; Krug, Blut.

Kurz klingen sie in Macht, fallen; Geld; essen, dich, mich, finden; doch, sorgen, schlucken.

II. Gleichwohl hat der Gebrauch es eingeführet, daß man die Vocalen, wenn sie sollen lang klingen, gemeiniglich durch Beysetzung noch eines andern Buchstabens verlängert, indem man sie entweder verdoppelt, oder das h dazu setzet, oder dem langen i das e beyfüget.

III. Die 3 Vocales a, e, o, **verdoppelt** der Gebrauch in manchen einsylbigen Wörtern, als z. E. in Aal, Saal, baar, Haar, Schaar, Saat; Klee, Schlee, See, Heer, Seele, Meer; Moos, Schooß ꝛc.

Einige gehen darinn gar zu weit, und schreiben auch wohl Saame, seelig, Kloos, Waare, Schaaf, grooß ꝛc. ohne Noth und Ursache.

Man giebt aber zu bedenken, da dieß **letztere** ein offenbarer Misbrauch ist, ob nicht auch das **erstere** unnöthig sey. Sollte nicht wenigstens **ein einfaches a und o** genug seyn, in Qual, Sal, Stat, Sod,

Sod, Los, (Sors) u. a. m. Denn wenn ich ſage die Säle, ſo brauche ich ohne dieß nur Ein a, alſo auch quälen. Und warum ſolte man nicht Sele ſchreiben können? wie einige bereits thun; ob man gleich das ee in See, Klee, Schlee ꝛc. beybehielte.*

IIII. Zu dem langen Selbſtlaute wird nach dem Gebrauche in vielen Wörtern das h geſetzet.

1. Bey den Alten hat ſolches ihre hauchende Ausrede verurſachet. Die Hochdeutſchen ſind anitzt im Ausſprechen viel reiner, und daher könnte man das h in vielen Wörtern entbehren.

2. Die einſylbigen Nenn- und Zeitwörter in a e, i, ie, o, ö, u, ů haben ein h bey ſich: nah, Reh, ſieh, Vieh, froh, die Höh, Kuh, Brüh, früh.** Das geht an. Wenn aber nun von dergleichen Wörtern ein anders abgeleitet wird, darinn das h nicht gehöret, und ohn daſſelbe der Ausſprache nichts abgebrochen wird, ſo könnte man das h füglich weglaſſen. Herr Freyer

* Und warum dieß? Denn wenn dort in Quaal darum nur ein a ſtehen ſoll, weil ich nur ein å im quälen ſetzen kann: So kann ich ja auch hier nur ein e ſetzen; weil ich die Seen in der mehrern Zahl nur mit zweyen und nicht mit dreyen e ſchreiben kann. Aber es folgt beydes nicht.

** Dieſe Wörter ſind nicht überall einſylbigt. Hier in Meißen ſpricht man nahe, ſiehe, die Höhe, die Brühe, frühe. Und vielleicht hat man nicht unrecht, die meiſten Bibeln haben es auch ſchon ſo. Der Herr Verfaſſer will ja auch die Ausſprache als eine Richterinn gelten laſſen.

Freyer billiget solches in frölich, frolocken * (von froh); daraus schließe ich analogice auch auf Früling, Blüte (von früh, Blüh.)

Wohl und wol, dürfte, nach Herrn Freyers Anmerkung, wohl nicht erst unterschieden werden. Sollte es nicht wol ohne h durchgängig thun können? **

3. Vor l, m, n, r wird man gern (nicht in allen Wörtern) das h nach dem Vocal finden, als Stahl, Befehl, Kohl; zahm, nehmen, ihm, Ruhm, Zahn, sehnen, ihn, Lohn; Gefahr, Jahr, Lehr, ihr, Ohr, Uhr.

a) Wenn gedachte Mitlauter, l, m, n, r zu derselben Sylbe noch gehören, deren Vocal lang ausgesprochen wird, so hat das h noch endlich seinen Nutzen, als Stahl, Ruhm, Lohn, Jahr, Befehl. Doch dürfte es nach dem u nicht in allen Wörtern stehen. Es ist genug: Stul, Pful, Spur.

b) Wenn aber bey Verlängerung des Wortes, oder in den Abgeleiteten, zumal wenn aus a, o, u, ein å, ö, ü worden, diese Mitlauter zur folgende Sylbe gehören, sollte man alsdenn nicht das h weglassen kön-

* Dieses widerspricht aber einer anderen Regel, die da fordert: Daß man alle Buchstaben die in den Wurzeln oder einfachen Wörtern vorkommen, beybehalten solle, um den Ursprung anzuzeigen.

** Nach der obersächsischen Aussprache nicht so leicht, als es sich viele einbilden. Es reimet sich mit Kohl.

können, indem man den Vocal auch ohne das h nicht kürzer, als mit demſelben ausſprechen kann, folglich das h alsdann keinen Nutzen giebt? Zum Exempel können folgende Worte dienen, da das h vor l, m, n, r ohn Abbruch der Ausſprache wegbleiben könnte.

Vor l.

malen, kale, zalen } gleichwie ich ſchreibe Schalen, pralen.
vermälen
ſtälern, von Stahl. *
felen, befelen, ſtelen, zelen } wie verhelen.
befolen
küle, Müle, fülen } wie ich ſchreibe ſpülen, ausſpülen.

Vor m.

ſie namen
die zamen

[ſchreib

* Wenn in Stahl ein h iſt, ſo muß es in ſtählen auch bleiben. Und ſo iſt es auch vermählen; weil es im Gemahl iſt. Imgleichen in befehlen, weil es im Befehl ſteht; ſo auch zählen von Zahl, ſtehlen, wie Diebſtahl, zähmen von Zahm, nehmen, wie Aufnahme ꝛc.

[ſchreib ich doch die Namen ſie kamen]
zämen [wie ſchämen]
nemen [wie bequemen] (dünkt auch Herrn Freyern genug zu ſeyn)
rümen *

Vor n.

die Käne (cymbae)
wänen
aus denen (extendere)
ſenen
gewönen
lonen
wonen [wie ſchonen]
Söne
verſönen
ſünen **

Vor r.

Jare
faren [wie paren, ſparen]
ware (vera)
begeren [wie geberen, iuxta Freyerum, und entberen]
Röre
ich fur [wie Spur]

füren

* Wenn die Gewohnheit in vielen Stücken auch ein Gewichte hat: So wird ſie auch wohl in dieſen Fällen das h noch ſchützen.

** Wer da ſchreibet Kahn, Lohn, Sohn, Sühnopfer, der muß auch in der Abgeleiteten das h behalten.

füren
gebüren } wie ſpüren.
rüren
wären (durare) *

Der bisherige Gebrauch iſt Schuld, daß einem ſolches ſeltſam vorkömmt. Da man aber in vielen Wörtern das h nicht braucht, warum ſollte mans nicht in allen auslaßen können, die mit jenen gleiche Ausſprache haben? ** als ſchonen, wonen. Wollte man einwenden: Es ſchicke ſich nicht, daß man von Zahl wollte zalen, von Stahl, ſtälern, von Befehl, befelen, Gefühl, fülen, von zahm die zamen, Ruhm, rümen, Rahn, Käne, Lohn, lonen, Sohn, Söne, Jahr, Jare, Rohr, Röre, Gebühr, gebüren ꝛc. mit Weglaſſung des h ſchreiben: So berufe ich mich auf das, was Herr Freyer von den einſilbigen Wörtern ſaget, die nach dem Gebrauche ein doppelt a, e, o haben, daß nemlich in den Abgeleiteten der eine Vocal wegfalle, und man

* Wir ſind in allen dieſen Wörtern für die Gewohnheit, und für die obige Regel der Ableitung. Und was ſollte einen wohl bewegen, bey jeder Verlängerung und Zuſammenſetzung der Wörter, andre Buchſtaben zu brauchen? Wie ſchwer würde dieſes die Erlernung der Sprache Anfängern und Ausländern machen?

** Eben der Gebrauch, den man oben zur Regel angenommen hat, will dieſes ſo haben. Herrn Freyers Wort iſt kein Orakel.

man von Haar, Paar, leer, loos ꝛc. nur schreiben solle, **haricht, paren, ausleren, losen.** * Mit gleichem Rechte kann ich aufs h schließen, als welches in gegenwärtigen Umständen, **eben um der Ursache willen dem Vocal beygefüget wird, um welcher willen derselbe in andern Worten verdoppelt wird.** Daher kann es bey Verlängerung des Wortes, oder in den Abgeleiteten, wenn **der Vocal die Sylbe schliesset,** ganz ohne Schaden wegbleiben. Solchermaßen hätte man eine gewisse und durchgängig geltende Regel, die auch hernach bey dem **ch** und **ht** wieder gebrauchet werden kann. **

c) Daß einige das h auch oft an solche **Sylben** hängen, die **keiner Verlängerung mehr bedürfen,** ist ein offenbarer Misbrauch. Z. E. gebohren, verlohren, offenbahren, erkläbren, hohlen, Nahmen, Sohle, Kohle, **ziehlen, verliehren,** NB. ie ist schon ein lang i durchs beygefügte e, Wozu soll da die doppelte Dehnung? ***

4. Nach

* Diese Regel ist mit nichts erwiesen, drum kann sie so leicht verworfen, als gegeben werden; zumal, da sie wider die oft erwähnte Regel der Ableitung streitet.

** Wenn die Gründe nicht fest sind, so gilt auch die darauf beruhende Regel nicht.

*** Sole kömmt von Solea, erklären von clarus, Nämen von nomen, und also lassen wir die Auslassung,

4. Nach dem gemeinen Gebrauche haben viele Wörter nach dem t das **h vor dem Vocal.**

a) Da könnte man nun noch zugeben, daß das h dem **unmittelbar folgenden Vocal** einen längern Ton gebe, als: Thal, That, thun.*

b) Wenn aber nach dem t entweder ein **Mitlauter**, oder ein **harter Diphthongus** oder

ſung des h hier gelten. In gebären, verlieren und zielen kann es, wegen des Doppellauts auch wegbleiben, als der ohnedem lang iſt. In holen kann es darum wegbleiben, damit es von hohl canus unterſchieden werde, davon hernach die Höhle, und aushöhlen kömmt. In offenbaren bleibt es weg, weil die Sylbe bar kurz iſt, als ehrbar, achtbar. Allein die Kohle kann aus keinem Grunde ihr h verlieren.

* Es iſt in dieſen Beyträgen, auch ſonſt bey andern Gelegenheiten ſchon oft erwieſen und erinnert worden, daß dieſes h bey dem t ganz und gar nicht zur Verlängerung des Lautbuchſtabens, ſondern zur Milderung des t da ſtehe. Gleichwohl kömmt man mit dieſem Vorurtheile noch immer aufgezogen. Die plattdeutſche Mundart zeiget dieſes zur Gnüge, wenn ſie überall, wo wir das th ſchreiben ein d braucht; als z. E. Daal, Dhal, Daat, That, Don, Dhun, Deer, Dhier, Dehr, die Dhüre, dûr, theuer, deelen, theilen, Dau, Dhau ꝛc. Die alten Franken haben daher auch die Fürwörter der, die, das, ja Ding, Dank, durch, Dieb, u. d. g. mit einem th geſchrieben, wie auch die Engländer zum Theile noch thun. Dieſes th hat alſo bey uns noch ſeinen guten Grund, ob es gleich ein andrer iſt, als die Verlängerung der Sylbe.

oder die Ausſprache keine Verlängerung erfordert, imgleichen in der Endſylbe **tum** könnte man das h, ſo ſonſt das t bey ſich hat, ganz bequem weg laſſen. Z. E. Tränen, Tron (wie Ton); Tau, teuer, teilen, Tier (ie iſt ohn dieß ein **lang** i, was ſoll das h noch da zu mehrerer Dehnung?) Turm, Turn, Chriſtentum, Irtum.*

5. In vielen hat der eingeriſſene Gebrauch hinten **am Ende** das h ans t angeflickt, wenn man ſchreibet, Rath, Muth, Noth, Koth, werth ꝛc. Ja da einmal das h hinten und vorn ſeyn will, ſo haben manche des **th ſchreibens** kein Ende machen können, indem man findet Monath, Gebeth, bethen, Wirth, Geburth, Orth, Bothen, Guth, Fluth und dergleichen.**

* Die Sylbe thum gehört mit zu der obigen Zahl, die aus dem d entſtanden ſind. Der Plattdeutſche und Engländer ſagt Dom, an ſtatt thum, z. E. Kingdom, Förſtendom. Es kann alſo auch in dieſer Endſylbe, zur Milderung des harten t noch bleiben, wie bey den Griechen das Θ das Mittel zwiſchen Δ und Τ hält. Aus Θεος machen die Lateiner Deus; wir aber aus Θυρα, Θηριον, Θρονος Thüre, Thier, Thron.

** Dieſes geſchieht noch aus eben der oben angeführten Urſache. Manath und Mond iſt ein Ding; der Engländer ſchreibt auch noch Month. Gebet, und Gebeth iſt auch zweyerley; und dieſes letzte kömmt von bethen, welches im plattdeutſchen bäden heißt. Wirth iſt aus eben der Urſache recht. Man ſpricht: beweerden, bewirthen. Der Bothe

a) Nun meynen zwar einige, das h ſtehe wo es wolle, ſo gebe es dem Vocal eine längere Ausſprache. Das kann man wohl zugeben, wenn das h unmittelbar vor, oder gleich nach dem Vocal ſtehet, als Thal, Rahr. Wenn aber das h hinten am Ende der Sylben nach dem t ſtehet, ſo kann es meines Erachtens dem Vocal zur langen Ausſprache nicht behülflich ſeyn, als Noth, Roth, Muth, werth ꝛc. * Ueber diß wenn das Wort verlängert wird, fällt ja das t mit dem h zur folgenden Sylbe, die doch gemeiniglich muß kurz ſeyn, und da hilft das h dem Vocal der vorherigen Sylbe, um welches willen doch das h da iſt, gar nichts; bey der folgenden Sylbe aber iſt es ganz unnöthig. ** Denn da ſchreibet man insgemein: Nö-then, ko-thig, nö-thig, ra-then. NB. Soll bey dem letzten Worte, rathen, das h bey der letzten Sylbe ſein Amt verwalten, ſo müßte man den Ton auf die letzte Sylbe ſetzen,

the und die Fluthen, heißen auch dort: Bade, de Floden. Mit Ort iſt es ein anders; es wäre denn daß man auch die Art mit einem th ſchriebe. Aber Geburth kann ſich auf keine Art rechtfertigen.

* Dieſes iſt aus dem obigen ganz richtig. Daher muß man auch Rath, nicht Rahr ſchreiben.

** Es iſt zur Linderung des harten t allerdings nöthig.

und da würde es klingen wie **Athen** (Athenae). *

b) Wäre es demnach nicht mit diesem th am besten also gethan, daß man 1) wie schon einige thun, in den Wörtern, **wo das th die Sylbe schließet, das h gleich nach dem Vocal und vor das t setzet:** Denn da kann das h, so doch eigentlich **den Vocal lang auszusprechen dienen soll,** sein Amt verrichten. Z. E. Raht, Muht, Wehrt, Noht, Koht. ** 2) Wenn sich aber ein solch Wort verlängert, und das t zur folgenden Sylbe gezogen wird, desgleichen in denen davon abgeleiteten, könnte man nicht (nach Spatens Erinnerung) das h füglich auslassen, sonderlich wenn aus dem einfachen Vocal ein Diphthongus worden? Denn wenn das t zur folgenden Sylbe kömmt, und der Vocalis oder Diphthongus die vorhergehende Sylbe schließet, so lehret die Aussprache, daß kein Buchstab mehr zur Verlängerung nöthig sey. Und ohne Noth muß man gleichwohl (vermöge der ersten Grundregel) keinen Buchstaben

setzen,

* Dieses folgt nur aus dem falschen angenommenen Grunde, daß das h die Sylbe verlängern solle; aber nicht aus unsrer Meynung.

** Dieses fällt nach unsern Grundsätzen ganz weg. Der Vocal ist ohne dieß schon lang, was braucht er denn das h?

ſetzen, * zumal da die deutſche Sprache, wie der Spate ſaget, keine quieſcentes leidet. Teutonica lingua a quieſcentibus litteris abhorret. Folglich ſchriebe man ohne h raten, (wie braten) ** vorrätig, hochmütig, kotig, nötig, Gemüter. Wollte ich hier gleich das h dem Vocal oder Doppellaute nachſetzen: So könnte man ihn drum nicht länger ausſprechen, gleichwie ohne das h nicht kürzer.

3. In den Wörtern aber, wo weder die Ausſprache, noch die Analogie, ein h zur Verlängerung erfordert, bleibet billig das h ſchlechterdings weg. Z. E. Rute braucht kein h: Denn das u ſtehet nicht in Gefahr, kürzer ausgeſprochen zu werden, ohne das h. † Ja man läßet es um ſo viel billiger, wenn der Vocal die Sylbe ſchließet, weg, je unnöthiger es nach der gemeinen Schreibart in der letzten Sylbe ſtehet, (Ruthe) die doch ganz kurz ausgeſprochen wird. So in andern mehr. Alſo auch Wirt hat ein kurz i, daher weis ich

* Aber auch nicht auslaſſen; zumal da es die Milderung des harten t bey der Verlängerung am merklichſten bewerkſtelligen kann.

** Nach unſrer Regel muß auch brathen ein h haben; weil die Aehnlichkeit des Plattdeutſchen es erfordert.

† Auch hier muß das th bleiben, weil es im Plattdeutſchen ein d hat, und alſo gelinder klingen ſoll.

nicht, was das h soll, wenn man Wirth schreibet: * Da man gleichwohl nur Hirt schreibet, welches jenem in der Aussprache ganz gleich klinget. Es ist gewiß nur eine offenbar überflüßige Gewohnheit.

V. Zu dem langen i wird in vielen Wörtern das e gesetzet.

Das hat seinen guten Nutzen, nur muß es nicht ohne Noth gebrauchet werden, wo es sonst nicht gebräuchlich gewesen. Sonderlich ists in denen aus der lateinischen Sprache üblichen Wörtern, unnöthig, als wenn man schreiben wollte: informieren, regieren, docieren ꝛc. Doch stünde auch zu untersuchen, ob nicht das e in den deutschen Wörtern oft könne ausgelassen werden, wenn der Aussprache nur gnug geschehen. Z. E. libe, Fride, siben, ligen, verliren, zihen, grichisch. In den einsylbigen am Ende müßte es bleiben: die, sie, wie ꝛc. **

VI. Das y ist, nach aller critischen Sprachkündiger Urtheil, kein deutscher Buchstab. Sollte man denselben nicht endlich einmal aus der deutschen Sprache

* Dieses ist schon vorhin gezeiget worden. Und von rechtswegen sollte der Hirthe auch so geschrieben werden, wie aus Hürden, Heerden, Horden zu ersehen ist, die davon abstammen.

** Wo bliebe aber hier die schöne Regel von der Gewohnheit? Man siehet in der Wahrheit nicht, was der gute Doppellaut in allen diesen Wörtern gesündiget hat. Ganz Deutschland schreibt und spricht ihn aus. Mit was Grunde will man ihn denn vertreiben? Wir haben auch kein einzig deutsches Wort, darinn ein bloßes i lang gehöret würde.

Sprache ausmerzen können? Da iſt ſonderlich die Zeit iſt, daß man die bisherigen Vorurtheile ablege, und alles aus ſeinem rechten Grunde herleitet.

1. Man braucht das y insgemein.

1) Am Anfange in Yſop, einige (ich weis nicht warum?) auch in Ygel. *

2) Am Ende der Wörter, die ſich auf ai, ei, oi und ui endigen: May, bey, ſey, Papagoy, pfuy. **

3) In der Mitte der Wörter, deren Primitiva ſich auf y endigen: Layen, beydes, ſpeyen, zweyen, ſeyn. ***

4) Auch wird es in den Wörtern Kayſer, Bayern, Maynz, Mayn, Wayſe, Steyermark ꝛc. meiſtens gebraucht. †

* Im erſten bringt es das fremde Wort aus ſeiner Sprache mit; im andern taugt es nichts.

** In allen dieſen Wörtern iſt es nicht mehr als ein fremder Buchſtabe, ſondern als ein deutſcher Endbuchſtabe anzuſehen, weil wir kein einzig Wort haben, ſo mit i ſchließt.

*** Und das hat ſeinen Grund; Weil es die Augen einmal gewohnt ſind, und die Regel von den Abgeleiteten es ſo erfordert.

† In Kaiſer iſt es ungegründet, denn weder von Caeſar noch von Καισαρ kann man ein y herholen. Aber was die eigenen Namen betrifft, ſollte man dieſen nicht den Buchſtaben laſſen, den ſie einmal dem alten Herkommen nach beſitzen? Der Weyſe, kann ihn zum Unterſchiede des Weiſen fordern. Denn was hat das a hier für Grund?

5) Einige haben des y-schreibens kein Ende machen können, und haben das y fast in allen Sylben, die ei haben, anstatt des i eingeschoben. Man findet wirklich noch itzt, die da schreiben: Eyd, Eyfer, Eys, Heyde, Heyl, Heyland, heylen, heylig, Eysen, leyder, leyhen, leyden, feyren, freyen, reysen, eylen, Kreys, Kleynod, weyland, vertheydigen, Weyde, Meynung, meynen, Weyse, Weyde, Speychel, Zweyfel, Magazyn ꝛc. *

2. Dieses letztere ist nun freylich offenbar unnöthig. Sollte aber nicht auch in den ersten 4 Fällen bloß das i genug seyn, ja eigentlich nur gebraucht werden? wie bereits viele thun: wodurch auch den Anfängern das Schreiben ungemein erleichtert wird. Denn gleich wie die andern Sprachen die Buchstaben, die sie ursprünglich nicht haben, auch nicht einführen: So könnte man es der deutschen Sprache nicht verdenken, wenn sie sich der Buchstaben enthielte, die ihr eigentlich nicht zugehören, zumal in solchen Wörtern, die doch nur deut-

* In den allermeisten hat der Herr Verfasser freylich ganz recht. Doch in Heyde, feyren, freyen, Meynung, Weyde, Weyse fragt sichs, ob man nicht zum Unterscheide der Wörter Heide, ein unfruchtbar Land, feuren, heizen, freuen, gaudere, meinen, meum, Weise, die Art, und Weidwerk, das Wild, davon auch ausweiden, imgleichen das Weidemesser kömmt, lieber das y beybehalten solle?

deutſchen Urſprungs ſind. Man könnte alſo wohl ſchreiben Iſop, Mai, bei, pfui; ſ[illegible]n, beides, ſpeien, ſein (eſſe). Kaiſer, (iſt ohne dieß billiger als Kayſer) Baiern, Main, Waiſe, (welches letztere ohne dieß ſchon viele mit i ſchreiben.) *

Wollte man ja dem y noch eine Stelle gönnen: So möchte es etwa in fremden nominibus propriis geſchehen, die ein y in ihrer Sprache haben, als **Cyrus, Hieronymus.** Wer wollte es aber einem Deutſchen verdenken, wenn er auch **Cirus, Hieronimus** ꝛc. ſchriebe? **

VII. Auſſer den einfachen Vocalen (Selbſtlautern) werden zum ſchreiben auch Doppellauter (Diphthongi) gebrauchet. Wenn man das y nicht

* Wie ſeltſam die meiſten von dieſen Wörtern ohne das y ausſehen, das wird ein jeder gewahr werden. Hernach ſo iſt auch die Regel ſelbſt ohne Grund. Im franzöſiſchen hat man das y gleichfalls beybehalten, ob es gleich ein griechiſcher Buchſtabe iſt; und wir Deutſchen können doch das c nicht entbehren, ob es gleich lateiniſchen Urſprunges iſt, wenigſtens, wenn es vor dem h ſteht.

** Antwort. Ein jeder, der jedem Worte ſein altes Herkommen nicht ſtreitig machen will. Wenn man es aber bloß um der Erleichterung der Anfänger halber abſchaffen will, ſo wird man auch das b oder p, das d oder t, das g oder ch, das s oder ß abſchaffen müſſen; als welches alles der Jugend zumal in Oberdeutſchland ſehr ſchwer fällt zu unterſcheiden.

annimmt, ſind derer 9, nemlich 3. weiche, (wie ſie einige nennen,) oder uneigentliche å, ô, û, und 6 harte oder propriae ai, ei, oi, au, eu, ui.

1. Die das y noch behalten, zehlen 13. Siehe Freyern. Das ou, ſo aus der wendiſchen Sprache in manchen eigenen Namen noch befindlich iſt, auch meiſt ow geſchrieben wird, kann man entbehren: Denn indem es meiſt wie au klinget, ſo brauchen auch die meiſten au dafür, als Rochau, Breßlau, Züllichau, Graſiau.

2. Aus au entſtehet ein neuer Doppellauter, oder quaſi triphthongus, âu, als Braut, Bräute. Der Spate (in ſ. Grammat. p. 7.) will zwar ſolchen nicht zugeben, ſondern eu ſchreiben: Allein der Gebrauch und die Ableitung beſtätigen dieſe Schreibart.

3. Herr Freyer ſetzt auch âi und ây unter die Triphthongos. Gleichwie aber der letztere mit dem y wegfällt, * ſo iſt der erſte auch nicht nöthig. Denn Waiſe kann eben ſo ausgeſprochen werden, wie Wälſe. Man höret in der Ausſprache keinen Unterſcheid.

VIII. Die Conſonanten ſind im ſchreiben nicht zu verdoppeln, wenn ſolches weder die Ausſprache noch die Ableitung, noch die Aehnlichkeit erfordert.

1. Dieſe Regel hat Grund, und wird von Herrn Freyern mit Exempeln beſtätiget. Aber der Gebrauch handelt oft dawider.

2. In-

* Wofern es anders wegfällt, denn wie ſollte man das Ey, den Brey ꝛc. ſchreiben, zugeſchweigen daß der Mäy wohl ſein Recht behaupten wird.

2. Inſonderheit aber iſt hier des ck und ß zu gedenken. Es gelten dieſe zuſammen geſetzte Conſonanten ſo viel als kk und ßß, einige ſchreiben auch lieber kk und ßß, wiewohl der Spate ſolches nicht zugeben will. Indeſſen kann man ſichs merken, und den Lehrlingen beybringen, daß wenn ſie das k und und ß hören doppelt klingen, alsdann ck und ß gebrauchet werde, und das c bey dem k die Stelle eines k, und das t bey dem ß die Stelle eines ß vertrete, und ſie nicht anders ſich einbilden, als, das ck und ß ſey ein doppelt k und ß. Dieſe Anmerkung hat im folgenden ihren Nutzen. *

3. Nun wird nach der meiſten Gewohnheit das ck und ß faſt allerwegen in der Mitten und am Ende gebraucht, auch an ſolchen Orten, wo es ganz unnöthig iſt, und wo ein k und ß genug wäre. Denn die meiſten ſchreiben; Volck, Danck, Trincken; glänßen, ſtürßen, ſeufſßen, und dergleichen. Will man hierinn nicht irren, ſo muß man hauptſächlich auf die Ausſprache merken, da man denn befinden wird, daß man

ck und ß nur alsdann brauchen müſſe, wenn nach einem Vocal oder weichen Doppellaute (das iſt nach å, ö, ů,) das k und ß doppelt gehöret wird, als wenn man zwey k oder ß hörete, Als: Backen, decken, blicken, Pocken, drucken, Höcker, drü-

* Dieſes iſt völlig gegründet, und hat ſich ſchon bey vielen Sprachkennern Beyfall erworben.

drücken; kraßen, weßen, blißen, troßen, pußen, ſchäßen, ergeßen, ſchüßen. *

Hingegen wird allezeit

k und z gebrauchet, wenn die Ausſprache mehr nicht, als ein einfaches k und z erfordert. Nemlich:

1) Nach einem Mitlauter, und harten Doppellaute (das iſt, Nach au, ei, eu ꝛc.

a) Nach einem Mitlauter: Volk, Dank, Werk, Pelz, Glanz, kurz, Maynz.

b) Nach einem harten Doppellaute: pauken, Kauz, Weizen, reizen, Kreuz.

2) Nach einem Selbſtlauter, wenn das k oder z einfach klinget, als Bakel, Hake, Sekel, Ekel, ſpüken, Prezel, Käzel.

NB. So findet man es auch itzo in den Schriften der deutſchen Geſellſchafft, und anderer, die in der Orthographie Accurateſſe beweiſen. Nach einiger Gelehrten Schreibart, könnte man noch den dritten Fall hinzu thun, und ein k und z gebrauchen.

3) Am Ende der Sylbe oder eines Worts, obgleich bey Verlängerung des Wortes ein ck oder ß nöthig iſt. Denn der Ausſprache (welche die Hauptregel bey der Orthographie iſt) geſchieht eine völlige Genüge, wenn ich ſchreibe:

Sak,

* Auch dieſe Anmerkung iſt völlig nach unſerm Sinne und ſeit geraumer Zeit von uns und andern beobachtet werden.

Sak, Zwek, Blik, Bok, Druk, Glük;
Er ſakt, ſchrekt, blikt, drükt, glüklich, beglükt, Sakträger ꝛc.
Schaz, Geſez, Siz, Kloz, Schuz;
er ſchäzt, ſezt, ſizt, trozt, nuzt, ſchüzt;
nüzlich, plözlich.

Ueber dieß leztere (n. 3.) bittet man ein geneigtes Urtheil aus. *

VIIII. Könnte man nicht nach dieſem neuen Gebrauche, der die Ausſprache auf ſeiner Seiten hat, und der Einfalt am nächſten kömmt, weiter gehen, und nach der Aehnlichkeit dieſe allgemeine Regel machen?

Ein und eben derſelbe Mitlauter darf in eben derſelben Sylbe unmittelbar auf einander nicht doppelt ſtehen, weder in der Mitte noch am Ende.

Z. E. Fal, Sin, Mas, Spot ꝛc.
kömt, ſült, mänlich ꝛc.

1. Es

* Der Herr Verfaſſer hat uns oben eingeräumet, daß die deutſchen Vocalen an ſich ſelbſt lang ſind. Iſt nun dieſes, ſo kann ich alle dieſe Wörter mit einem Conſonanten geſchrieben nicht anders als mit einem langen Tone ausſprechen; als wenn es hieße Saack, Zweeck, Bliick, Boock. Soll das aber nicht geſchehen, ſo muß ich den Conſonanten am Ende verdoppeln, damit der an ſich lange Vocal kurz werde. Es erfordert ſolches hernach die Verlängerung dieſer Wörter. Denn zum E. die Zeugendung (Genitivus) bekömmt ein es. Setze ich nun dieſes zu der Nennendung Sak, ſo heißt es Sakes,

1. Es scheinet zwar die Herstammung und der Gebrauch hiewider zu streiten, weil man saget und schreibet, Fall, Sinn, Maß, Spott; des Falles, Sinnes, Maßes, Spottes. Kömmt, fällt, männlich, von kommen, fällen, Mann, des Mannes. *

Allein es hat

1) Dieser Satz die Aussprache auf seiner Seite; diese aber fordert, man soll keinen Buchstaben schreiben, den man nicht höret, sintemal die deutsche Sprache keine litteras quiescentes leidet, (wie Spate saget) daher auch Herr Freyer selbst (p. 20.) bekennet, es sey nicht eben unumgänglich nöthig, Fall, Stamm, Mann, Fluß, ꝛc. zu schreiben, indem Fal, Stam, Man, Flus ꝛc. mit einem einfachen Mitlauter

Sakeo, und das Wort klingt ganz anders als es klingen sollte. Folglich muß denn der doppelte Consonante schon im Anfange da seyn, und durchgehends bleiben, bis etwa der kurze Vocal in einen langen verändert wird.

* Dieser Einwurf kömmt uns so stark vor, daß wir ihn für den stärksten Beweis halten, daß obiges durchaus nicht geschehen müsse. Denn die Aussprache würde dabey soviel verlieren, daß es nicht mehr dieselben Wörter bleiben würden. Es ist auch falsch, daß man die doppelten Consonanten nicht hören sollte. Man hört sie nemlich in der Verkürzung des Vocals, den man sonst lang aussprechen würde: Z. E. Sin würde klingen, wie ziehn, fliehn, Spot wie Tod ꝛc.

lauter eben ſo als mit einem döppelten klinget. †

2) Die Aehnlichkeit in vielen bereits üblichen Schreibarten ſtreitet dafür. Denn da

a) am Ende des Wortes die Sylbe in, in Königin, Fürſtin, Meiſterin ꝛc. obgleich dieſe Wörter im Plurali zwey n haben müſſen, nur ein einfach n haben darf; imgleichen die Endſylbe is in Gleichnis, Finſternis, Geheimnis, ꝛc. mit einem einfachen s ſich begnügen kann, welches Herr Freyer nicht für unrecht hält: * So kann mans in andern, ſonſt auf einen doppelten Conſonam ausgehenden Wörtern, ebenfalls gelten laſſen: Fal, Stam, Man, Flus.

b) Da in der Mitte bey Herauswerfung eines e der eine Mitlauter gemeiniglich wegfällt, daß man ſchreibet, du weiſt, muſt, ſolt, trifſt, er hoft ꝛc. wie man denn auch ohne Bedenken ſchreibet, bekant, verbrant, ſamt ꝛc. imgleichen alda, alhier, alwo, aldieweil; da dieſe Wörter doch von alles herkommen: So kann analogice dergleichen auch in andern Wörtern geſchehen: er fält, ſtimt, ſint ꝛc. **

3) Wider

† Dieſes iſt in der That ein ſehr merklicher Unterſcheid.

* Wir aber halten es beydes für unrecht: weil der doppelte Conſonante nemlich in der Verlängerung da iſt, ſo muß er gleich Anfangs zum Worte gehöret haben: Daher ſchreibt man auch Königinn, Finſterniß ꝛc.

** Alle dieſe Arten zu ſchreiben ſind aus obigen Grün-

den

3) Wider den Gebrauch ist es auch nicht ganz und gar. Denn gleichwie in den angeführten abstammenden Exempeln sich schon ein solcher Gebrauch in gleichen Fällen zeiget: Also sind auch schon manche gelehrte Leute, die in den übrigen Wörtern ein gleiches thun, und Fal, Man, Sin ꝛc. schreiben. *

4) Es würde dieß auch das schreiben den Anfängern sehr erleichtern, sie dürften nicht erst untersuchen, ob das Wort im Genitivo einen doppelten Mitlauter hat, Sinn, Sinnes; sondern sie dürften nur der Aussprache genug thun. **

2. Sollte

den falsch und verwerflich, ausgenommen, du weist, weil hier die erste Person, ich weis heißet, zum Unterschiede von weiß albus davon ich weiße, du weißest ꝛc. herkömmt. Es muß also in allen andern der Ableitung nach unverstümmelt heißen; du sollst, mußt, triffest, hoffest, bekömmt, sämmt, allda, allhier, allwo. alldieweil. Folglich fällt auch der Beschluß ganz weg.

* Sie haben aber noch wenigen oder gar keinen Beyfall mit dieser Neuerung gefunden, weil dabey die Ohren allemal den Augen widersprechen, und sonst nicht die geringste gültige Ursache davon anzugeben steht.

** Sollen sie dieses in der Zeugendung thun, warum nicht auch in der Nennendung? Man sieht gar nicht was hier für ein Unterscheid ist. Noch eher würde es folgen: Wenn sie im Nominativ Sin schrieben, und Sinn sprächen, so könnten sie auch im Genitiv, Sines schreiben und doch Sinnes sprechen. Aber beydes ist unrecht.

2. Sollte dieſe Regel ſich ſelbſt durchgängig gleichſtimmig ſeyn: So würde man ſolches bey folgenden Mitlautern zu merken haben, und gebrauchen müſſen, nicht ein doppelt, ſondern einfaches *

f Begrif, Schif; Begrifs, Schifs;
hofft, hoft, trift, Hofnung, öfnen.

k (Davon kurz vorher num. 3) (denn ck iſt als ein doppelt k anzuſehen.
Dek, Geſchik, Rok, Schmuk,
Bliks, blikt, ſchmükt.

l Fal, Bal, Quel, ſtil, vol.
er fält, quilt, ſtilt, fült.
(Desfals, disfals, gleichfals ſchreibt man ohne dieß ſchon) albereit, alda, almälich, aldieweil, almächtig.
Falſtrik, Feleiſen.

m Kam (peckten,) kam, klem, Grim, from, krum.
des Kams, er klemt, komt, krimt,
glimt, verdamt, Verdammis, verdamlich, himliſch.

n Man, (vir) Sin, Gewin.
des Manes, Sins, Gewins.

er

* Die Irrthümer ſind ſo fruchtbar, als die Wahrheiten. Aus einem ungereimten Satze folgen immer mehrere Ungereimtheiten. Man leugnet den Grund, folglich fallen alle dieſe Schlüſſe weg. Und wir halten

er übermant, ihr sint, gewint, (begint schreibet man schon ohne dieß) mänlich sinreich.

p knap, Philip; er schnapt.

r Nar, Geschir; er nart, schirt (die Pferde an) herschen.

ſ oder s Has, wes (für weßen schreibet Herr Freyer ohne dieß schon) Bis (morſus) gros, Flus, mus: Gleichnis, Fleis.
du beist, ihr wist, müst, last, er läst.
(du list (legis) stat liſeſt schreibt man ohne dieß schon, siehe Freyern p. 356.) er heist.
mis, die Silbe in Misvergnügen, Misgunst.

c mat, das Bet, der Schrit, Spot.
(Blat schreiben ohne dieß schon viele, ob man gleich saget die Blätter)
des Blats, Schrits, Spots; Mitler,
(götlich, brauchet der Verfasser der hamburgischen gelehrten Berichte.)

z (Davon num. 3. schon gedacht (denn tz ist als ein zz anzusehen.)
Plaz, Nez, Wiz, Troz, Nuz.
Er schwazt, wezt, blizt, izt, lezt, lezte entsezlich, kizlich, Schuzgeld ꝛc.

An

es für recht und gegründet, in allen diesen Wörtern der Aussprache und Ableitung gemäß doppelte Consonanten zu schreiben.

Anmerkungen.

1. Sollte man meynen, daß hierdurch manchmal der Verſtand dunkel, und ein Wort zweydeutig werden würde: So kann ſolches der Zuſammenhang leicht unterſcheiden. *
2. Es machet bloß die bisherige Gewohnheit, daß einem dergleichen bedenklich vorkömmt. **
3. Sollte aber zuweilen eine wirkliche Zweydeutigkeit etwa in verbis zu befürchten ſeyn, welches in kurzen Wörtern ſonderlich geſchehen kann: So verkürze man das Wort nicht, ſondern ſchreibe es völlig. Z. E. Er iſt heute zu Hauſe, kann ſo viel heißen: Eſſt oder auch comedit. Sollte das letzte ſeyn, ſo ſchreibe man: er iſſet. Doch muß abermal der Zuſammenhang oder die vorhergehende Frage es entſcheiden können, zumal wenn man im Reden ſpricht: Er iſt, iſt; da beydes einerley Laut hat. Und wie, wenn man im lateiniſchen eſt brauchet an ſtatt comedit? Der Zuſammenhang müßte es weiſen, ob eſt ſoll heißen er iſt oder iſſet.
4. Wollte man ja von der Regel was ausnehmen *** ſo könnte man

* Was hat man es aber nöthig, Anfängern und Ausländern, durch dergleichen Dinge Schwierigkeiten zu machen, die doch weder der Ausſprache, noch ſonſt der Ableitung zu ſtatten kommen!

** Es iſt beſſer, eine gegründete Gewohnheit beyzubehalten, als ſich zu einer ungegründeten zu gewöhnen.

*** Dieſer Mühe kann man überhoben ſeyn, wenn man die Regel ſelbſt verwirft.

a) Die beyden Wörter Herr, Gott, zuvörderst ausnehmen: weil Her, Got, zu kahl lassen, auch das Wort Herr in Briefschreiben ꝛc. und täglichen Begebenheiten gebrauchet wird, da es einem für einen Unverstand oder Mangel des Respects ausgeleget werden könnte, wenn man Her schriebe.

b) Wollte man hiernächst auch, um des Unterscheidens willen, den und denn; wen und wenn, das und daß beybehalten, so sind dieß die Ausnamen alle. Wiewohl es auch mit den, wen und das ausgerichtet, und aus dem Zusammenhange doch deutlich genug seyn würde, welches Wort gemeynet sey: wie denn Herr Freyer von das und daß, den und denn (dahin auch wen und wenn gehöret) erinnert, daß es nicht von der höchsten Nothwendigkeit sey, diese Wörter unterschiedlich zu schreiben.* Davon drunten noch was gedacht werden soll.

X. Gleichwie die Buchstaben b und p, d und t, im Schreiben wohl zu unterscheiden sind: Also sind sie auch nicht überflüßig zu gebrauchen.

Insonderheit ist z. E. Brot, Schwert, ernten, Ernte, ohne d geschrieben, völlig genug. Die Stadt

* Man siehet nicht wie das Urtheil eines einigen Mannes, wenn es ohne Beweis ist, wider die Gewohnheit eines ganzen Volkes, und vieler Jahrhunderte etwas gelten könne.

Stadt (urbs) behält nach dem Gebrauche zwar das d, zum Unterſcheide des Worts Statt (locus); aber es iſt auch nicht von der höchſten Noth: Denn wenn ich im Reden aus dem Zuſammenhange verſtehen kann, ſo kann ichs auch im Schreiben vernehmen, wenn gleich beydes, Stat, geſchrieben würde.*

XI. Die verwandten Buchſtaben c, k, q, z ſind von einander wohl zu unterſcheiden.

1. Von c ſagt der Spate: Das c iſt kein deutſcher Buchſtab, ſondern mit den un- und halbgelehrten Mönchen in unſer Vaterland eingeſchlichen. Die Alten haben dafür k oder g, und vor e und i das z gebrauchet: wie ſich denn auch kein deutſch Wort mit c anfänget.

Die Gewohnheit brauchet das C

1) in Wörtern, die aus einigen fremden Sprachen genommen ſind, und ſchreibet: Catechiſmus, Comet, Concordanz, Cymbel, Cur, Credit, Catholiſch ꝛc. Cicero, Cy-

* Dieſe Folge ſcheint nicht die richtigſte zu ſeyn. Denn wenn man alle Sylben, die man in der Ausſprache in gewiſſen Landſchaften nicht unterſcheidet, und doch verſtehen kann, auch ohne Unterſcheid ſchreiben wollte: Was würde nicht für eine Verwirrung entſtehen? Z. E. Das b und p das d und t würde völlig verwechſelt werden. Denn Land und bekannt, Grab und Aeſculap, ja auch Sarg und ſtark, lang und Bank reimen ſich in einigen Provinzen ſehr wohl, und ſind alſo in der Ausſprache nicht unterſchieden.

pern, Corinth, Cappadocia, Carthago, Jacob, Iſaac.

a) Unterſuchet man aber die Schreibart ſolcher Wörter genau: So geſchieht ſolche nicht nach den Grundregeln der deutſchen Sprache, und nach der Ableitung anderer Sprachen. Die Griechen haben, wie bekannt, kein C und Q. An deren Statt brauchen ſie das k. Die Lateiner hingegen haben kein k, daher brauchen ſie das c. Wenn ſie ein Wort, inſonderheit einen eigenen Namen aus der griechiſchen Sprache, in ihre Sprache nehmen, das ein K hat: So machen ſie ein c draus, als Καισαρ, Κορίνθος, Caeſar, Corinthus: Κατηχισμως, Catechiſmus &c. Wenn wir nun dergleichen Wörter in unſerer deutſchen Sprache ſchreiben wollen: So ſollen wir ja billig, nach dem Muſter der andern Sprachen, ſie mit ſolchen Buchſtaben ſchreiben, die unſerer Sprache eigen ſind, und zwar um ſo vielmehr in ſolchen Fällen, da wir eben denſelben Buchſtaben haben, mit welchem das Wort in ſeiner eigenen Sprache, daraus es herſtammet, geſchrieben iſt. Die Ebräer ſchreiben Kain, Iſaak, Jakob ꝛc. daher müſſen wir billig auch ein k brauchen. Die Griechen ſchreiben z. E. Katechismus, Kalender, Korinthus, Komet, Katholiſch, Karthago, Kappadocia ꝛc. mit einem k. Die Lateiner, weil ſie kein k haben brauchen ein c. Wir Deutſchen

ſchen aber haben eigentlich kein c, ſondern ein k. So ſollten wir ja um ſo viel billiger dieſe Wörter mit k ſchreiben, da wirs nicht nöthig haben ein c zu ſchreiben, wodurch wir uns zu Sclaven der Römer machen, die doch nicht den Griechen zu Gefallen das K gebrauchet oder angenommen haben.

b) Wollte man übrigens in denen Wörtern, die aus der lateiniſchen Sprache genommen ſind, ja das c behalten: So wäre es doch noch höflich genug gehandelt. Z. E. Curtius, Credit ꝛc. wir thäten doch den Lateinern mehr zu Gefallen, als dieſe den Griechen gethan haben, und der Gebrauch anderer Sprachen mit ſich bringet.

c) Will in dieſem Falle die Sache nicht bald zum wirklichen Gebrauche kommen: So muß es wenigſtens oft erinnert werden, bis es endlich auch wirklich aufkomme. * Indeſſen ſcribimus cum vulgo, ſentimus cum eruditis.

d) Aber noch unbilliger iſts, wenn man Wörter, die doch nicht (wie manche fälſchlich angeben, die lieber alle deutſche Wörter aus der römiſchen Sprache herleiten)

* Die deutſche Geſellſchaft hat in ihren neueſten Schriften dieſer Anmerkung ſchon Platz gegeben, und wünſcht, daß ſie Beyfall und Nachfolger finden möge.

aus dem Latein herstammen, mit einem c schreibet, als Cammer, Canzel, Closter, Cranz, Creis, Creuz, Cörper. (Dieß lezte heist ohne dieß mit C geschrieben, wenns recht ausgesprochen wird, so viel als Zörper, wie caelum oder coelum, coccus.) *

2) Das c wird dem k vorgesetzt, wenn dieß verdoppelt werden soll, wie oben bereits angemerket worden.

3) In Churfürst, Churkreis, Churwürde stehet das c mit Annehmung des h nach dem allgemeinen Gebrauche. Weil aber diese Wörter von kören oder küren (erwählen) herstammen: So thun die nicht unrecht, die es mit k schreiben. **

2. Das k brauchet man

1) in ganz deutschen Wörtern, davon nicht nöthig ist weitläuftig zu reden, als Knabe, Kanne ꝛc. ***

2) Hiernächst muß es auch in denen Wörtern gebrauchet werden, die zwar mit dem lateinischen fast gleich lauten, aber deswegen doch deutsche Wörter sind: Man schreibet billig, Kammer, Kreuz, Körper, Kreis, Kiste, Kloster, Krone. Item: Kanzel, Kanzler, auch

* Auch dieses ist von vielen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft schon längst geschehen. Wir schreiben ja Kaiser, ob es gleich von Caesar herkommt.

** Wir thun es auch in Willkühr bereits.

*** Kömmt dieß Wort nicht von dem lateinischen Cantharus?

auch ſchreiben einige Kaße, Klaße, welches ein critiſcher Sprachkündiger nicht ſchelten kann.*

3) Daß auch einige anfangen Kurfürſt ꝛc. zu ſchreiben, iſt vorhin erinnert, und nicht unrecht, ja dieß iſt eigentlich nur recht. Es ſollte auch in folgenden Wörtern gebrauchet werden, wenn es nur nicht gar zu ſehr dem Gebrauche entgegen wäre: Kopenik, Kopenhagen, Köblin, Köln,** Küſtrin, (Köthen ſchreiben die meiſten; wiewohl andere Cöthen, ſo aber nach der rechten Ausſprache Zöthen heiſſet.) Einige ſchreiben ſchon Kopenhagen.

4) In den Wörtern, die aus einer fremden Sprache kommen, und ſich auf ek oder ik endigen, brauchet man itzt, ſtatt des c ein k: Apothek, Bibliothek, Catholik, Logik, Fabrik, Muſik, Grammatik, Metaphyſik ꝛc.

5) In Wörtern die im lateiniſchen auf culus, culae und culum ſich endigen, und im Deutſchen auf ikel oder akel ausgehen: Artikel, Partikel, Bakel, Spektakel.

* Es wäre denn, daß man der obigen Regel zu folge die lateiniſchen Wörter bey ihrem C laſſen wollte.

** Hiervon könnte man ſagen, es käme von Colonia her, und müſſe alſo ſein C behalten. Doch weil wir es nach der gewöhnlichen Ausſprache Zölln ausſprechen müßten: So ſieht man nicht, warum es nicht den übrigen folgen ſoll, die ſchon ein ganz deutſches Anſehen bekommen haben.

6) In Wörtern, die im lateinischen (daher auch von vielen im deutschen) mit ct geschrieben werden, als Punkt, Affekt, Takt, Spektakel, Respekt. *

3. Q sollen, wie der Spate saget, die alten Deutschen nicht gehabt, sondern bald g, bald k gebraucht haben, wo wir q schreiben: Es soll aber mit den Mönchen nach Deutschland gekommen seyn; und muß allezeit ein u oder v bey sich haben. Welches ist aber von diesen beyden das grundrichtigste? solls ein u oder v haben? **

4. Z gilt so viel als ds und ts, und wird gebrauchet
1) in allen deutschen, wie auch aus fremden Sprachen genommenen Wörtern: zart, Zeichen, Zucht, Zettel, Zimmet, Zinse.
2) Der Spate will auch, man soll es statt der Römer C und Sc gebrauchen, und schreiben: Zizero, Zene; aber die gemeine Gewohnheit ist so tief eingewurzelt, daß man einen damit auslachen würde. Sollte man aber nicht Zepter schreiben können, statt Scepter? ingleichen Zentner, statt Centner? ***

II. Von

* Weil diese Wörter lateinisch sind, so wäre es besser beym c zu bleiben.

** Das u ist wohl der Aussprache am gemässesten: denn das v wird bey uns wie ein f ausgesprochen, welches man aber in Quaal nicht höret. Denn wer spricht wohl Qfaal?

*** Dieses ist schon so vielfältig geschehen, daß man es für

II. Von den Sylben.

I. Von Abtheilung der Sylben iſt die Regel bekannt: Wie man die Sylben ausſpricht, ſo ſoll man ſie auch im Schreiben theilen.

1. Der Gebrauch trifft meiſtens mit der Ausſprache überein. Doch will er hiernächſt noch, daß man mit auf die Zuſammenſetzung ſehe, und theile, dar-um, her-aus, hier-inn, dermal-eins, Schreib-art. Dieſes hat endlich ſeine gute Richtigkeit, und iſt nicht ſchwer zu faſſen.*
2. Hiernächſt pflegen auch die Buchſtaben ch, ph, th, ſch, beyſammen zu bleiben, und nicht getrennet zu werden: ma-chen, Pro-phet, rathen, (nach der gemeinen Schreibart) Menſchen. Das hat gleichfalls ſeinen Grund, denn die Ausſprache wills auch ſo haben.
3. Daß man aber auch fordert, man ſolle pf, ſp, ſt, ck, tz, im Abtheilen nicht trennen, ſondern beyſammen laſſen, weil ſich Wörter finden, die mit dergleichen Mitlautern anfangen, läuft meiſtens wider die Ausſprache, und machet da-

für gewöhnlich halten kann. Dahin gehört auch der Zirkel, indem man ſchon Bezirk zu ſchreiben pflegt. Aber mit dem Spaten mögen wirs hier nicht halten, weil die eigenen Namen ſchon zu bekannt ſind.

* Doch wollte man wohl nicht rathen, ſo zu theilen: Menſch-en, Tod-es, ſchlag-en ꝛc. Denn man hört hier gar zu ſehr, daß der Conſonant zur folgenden Sylbe gezogen wird.

daher das Buchstabiren schwer, und verwiret die Kinder. Es haben solches schon verschiedene, insonderheit aber vom ck und tz Herr Töllner längst erinnert, daß es im Abtheilen sollte von einander gerissen werden. Demnach müßte man nicht abtheilen sto-pfen, Schö-pfer, Ve-sper, be-ster, ba-cken, Ratze; sondern also: stop-fen, Schöp-fer, Ves-per, bes-ter, bac-ken, Rat-ze. *

a) Jedoch, wenn ich nach meiner geringen Einsicht die Sache beurtheile, so möchte es mit pf, sp, und tz wohl angehen, sie im theilen von einander zu sondern, wie auch einige schon thun: Aber das st wird um mancherley Umstände willen, die vorfallen können, beysammen gelassen werden müssen. **

b) Das ck aber betreffend, wird folgendes zu bedenken gegeben. Weil es so viel gilt als kk, indem das c die Stelle des ersten k vertritt, so könnte man vielleicht bey Abkürzung der Wörter, die ein ck haben, am Ende der Zeile wenn man nicht das ganze Wort hinbrin-

gen

* Dieß hat seinen guten Grund, und erleichtert das Buchstabiren und Aussprechen.

** Man könnte zwar einwenden, wenn man buchstabirte Chri-sten heit: So würde das i in der ersten Sylbe lang ausgesprochen: In der Verbindung aber würde es kurz gehöret, und das würde die Kinder irre machen. Allein in baschen, leschen, mischen, Greschen, Büschen, muß man eben dieses dulden.

gen kann, also abkürzen: bedek-ken, bak-ken, schik-ken, druk-ken. Und solches so wohl darum, weil keine deutsche Sylbe oder Wort sich mit c endet, als auch, weil man dek, bak, schik, druk ꝛc. schreibet. Ueber dieß wenn, wie oben gedacht worden, mit einem k die Wörter dek, bak ꝛc. geschrieben würden, so möchte es einem Anfänger ungewohnt vorkommen, daß er bey Verlängerung des Worts das c soll hinten setzen, decken, bac-ken ꝛc. da er doch dek, bak schreibet. * Dagegen am Ende dek ken, bakken abzukürzen, käme hiermit besser überein. Aber in einem weg dergleichen Wörter zu schreiben, könnte man das ck wohl behalten, wenn es, sage ich, nicht am Ende der Zeile darf abgekürzet werden: backen, blicken ꝛc. doch mit der beständigen Erinnerung, daß ck nicht anders gelte, als kk. Wollte aber einer kk überall schreiben, so hätte es desto weniger Schwierigkeiten, und ist auch nicht wider die Art der deutschen Sprache; obwohl der Spate saget, das k sey solcher Art, daß man es nicht verdoppeln könne. Ich meyne, man könne es so wohl wie die Ebräer ihr

* Dieses giebt einen neuen Grund, die obige Regel nicht gelten zu lassen, und diese letztere auch nicht anzunehmen. Denn kann das c in der Mitte der Wörter ein k gelten, warum nicht auch am Ende, wo es doch selten vorkommen wird. Und die vielen Veränderungen machen junge Leute nur irre.

ihr ף verdoppeln, und wie sie von פֻּ, פֻּפֻּ, also wir auch Säkke schreiben.*

*) Mit dem ß hat es fast gleiche Bewandniß. Im Abtheilen des Wortes am Ende schriebe man entweder, bliz-zen, schüz-zen, kraz-zen; oder man behielte das t, und theilte blit-zen, schüt-zen, krat-zen. Dieß letztere findet man schon bey vielen. Wäre es aber wohl unrecht, wenn man immer schriebe: blizzen, schüzzen, krazzen, schwazzen, nuzzen? denn Spate will zwar beym z keine Verdoppelung zugeben; ich halte aber es sey eben so wohl möglich, als wenn die Ebräer von קַל im Plurali קַלִּים sagen, und also das ל verdoppeln durch das dageſch forte.**

4. Nach der gemeinen Regel soll auch bl, br, dr, gl, gn, qr, wenn sie zum Stammworte gehören, beysammen bleiben, als ü-bler, ü-brig, nie-drig, hü-glicht, Wa-gner, bege-gnen, se-gnen, re-gnen, hun-grig, dun-kler.

Allein auch hierinn sollte man lieber der Aussprache folgen, nach welcher man in den meisten dieser Wörter diese Buchstaben getrennet höret, als hüg-licht, Wag-ner, be-

geg-

* Wenn gleich der Spate oder Stiegler nicht unrecht hat, so wäre es doch den Augen, die an das ck einmal gewöhnet sind, viel erträglicher das kk zu entbehren.

** Auch hier halten wir es mit dem ß, dessen man einmal gewohnt ist. Die vermaligen Zesianer sind groſsentheils durch diese Seltsamkeiten lächerlich und verächtlich geworden.

geg-nen, ſeg-nen, reg-nen, hung-rig, dunkler (In übler, übrig, niedrig, könnten ſie beyſammen bleiben; denn da fordert die Ausſprache keine Trennung.)

5. Man will auch, daß man die fremden griechiſchen und hebräiſchen Wörter, nach ihrer Zuſammenſetzung theile, z. E. Ev-angelium, Ab-raham, Catechi-smus. Allein, gleich wie dieß wider die Ausſprache läuft, auch denen, die den Urſprung ſolcher Wörter aus fremden Sprachen nicht verſtehen, unnöthige Schwierigkeiten dadurch gemacht werden: So tractiret man dergleichen Wörter lieber als deutſche, und theilet ſie ab, wie es die Ausſprache erfordert: Ev-angelium, Ab-raham, Catechis-mus, oder vielmehr Katechis-mus.

NB. Wenn man das Wort Katechiſmus nach Art der Griechen theilen will, warum ſchreibet man es nicht auch mit einem k wie die Griechen thun? Darauf ja noch mehr ankömmt, als auf die Art der Abtheilung.

III. Von ganzen Wörtern.

1. Manche Wörter, die einerley Laut, und doch unterſchiedene Bedeutungen haben, werden auf einerley Art geſchrieben.

Z. E. der Weiſe ſapiens, die Weiſe modus, die Weide ſalix, die Weide paſcuum, das Gerichte judicium, das Gerichte ferculum. Zeugen teſtari, zeugen generare und dergleichen:

Da

Da muß man denn aus dem Zusammenhange urtheilen, welches Wort gemeynet sey.

II. Dagegen manche Wörter, die einerley Laut und dabey unterschiedene Bedeutungen haben, werden auch auf unterschiedene Art geschrieben.

1. Dergleichen Wörter sind z. E. Aal und Ahl, das Heer, her und hehr. Die Stadt vrbs, und die Statt locus. Er war, erat, und es ist wahr; das, (artic.) und daß (coniunctio) den und denn; wen und wenn. *

2. Man muß aber des Unterscheidens nicht gar zu viel machen, ** denn es machet das Schreiben schwer, und bringet schlechten Nutzen.

3. Es ist ohne dieß 1) nicht von der höchsten Nothwendigkeit gewesen, Wörter, die einerley Laut haben, wegen ihrer unterschiedenen Bedeutung, auch allemal unterschiedlich zu schreiben, wie Herr Freyer (p. 60.) von das und daß; den und denn; (dahin auch wen und wenn gehöret,) erinnert. Zwar brauchet man dabey diese Ursache, es geschehe diese unterschiedene Schreibart, damit man wissen könne, ob der Artikel das oder die coniunctio

* Diese klingen eben so wenig gleich als Heer, Herr, und her. Denn Heer muß klingen wie See, Seele; so auch Meer.

** Wenn der Wörter so viel sind, so sollte es auch soviel unterschiedene Arten sie zu schreiben geben. Denn das hilft den Verwirrungen der Ausländer ab, die unsre Sprache lernen sollen.

junctio daß ꝛc. gemeynet ſey: ob ſein das Pronomen, oder ſeyn das Verbum ſubſtantivum ſey ꝛc. a) Allein, gleichwie nur kurz vorher erinnert worden, daß manche Wörter von unterſchiedener Bedeutung, aber gleichem Laute, auf gleiche Weiſe geſchrieben werden, und man aus dem Zuſammenhange urtheilen müſſe, welches Wort in der Rede gemeynet ſey: Alſo wäre ſolches auch in dieſen und dergleichen Wörtern möglich geweſen, ob ſie gleich auf einerley Weiſe geſchrieben würden. * b) Ja, noch leichter wäre der Artikel das, und die Conjunction daß, imgleichen den und denn, wen und wenn, ob ſie gleich alle auf einerley Art, das, den, wen geſchrieben würden, zu unterſcheiden geweſen, als Weiſe ſapiens und modus, zeugen teſtari und generare &c. weil dieſe letztere, partes orationis von eben derſelben Gattung, jene aber von unterſchiedener Gattung ſind, da keine Verwirrung zu beſorgen ſtehet. Dahero iſt die unterſchiedene Schreibart der Wörter, die von unterſchiedener Gattung ſind, nicht nöthig. ** Wer wird aus dem Zuſammenhange nicht verſtehen können, wenn los vorkömmt, ob das ſub-

* Iſt es aber nicht gut, wenn der zweydeutigen Wörter ſo wenige ſind, als möglich? Gewiß, in einer philoſophiſchen Sprache würde man gar keines geduldet haben.

** Dieſer Regel machen wir uns nicht theilhaftig. Qui bene diſtinguit, bene docet, et bene ſcribit.

ſubſtantivum ſors oder das adiectivum ſolutus gemeynet ſey? Wenn gleich der Unterſcheid nicht mit unterſchiedener Schreibart, Looß, und los angezeiget wird. c) Und wem zu gut geſchiehet ſolches Unterſcheiden im Schreiben? den Gelehrten? Die bedürffen es nicht. Andern Verſtändigen? die brauchen es auch nicht. Denn wer ſchon ſo viel verſtehet, was zwiſchen das und daß, den und denn, wen und wenn, der Sache nach für ein Unterſcheid ſey, der wird ja auch ſo klug ſeyn, daß er den Sinn der Rede verſtehe, wenn auch kein Unterſcheid im Schreiben gemacht, ſondern durchgehends das, den, wen ꝛc. geſchrieben würde. Wer aber, damit er den Unterſcheid merke, erſt bedarf, daß man durch verſchiedene Schreibart ſolches anzeige: Den ſtellet man ſich (meines Erachtens) gar zu alber, und von ſo ſchlechtem Begriffe vor, daß er gewiß auch aus der unterſchiedenen Art zu ſchreiben nicht klug werden kann, ja daß er gar nicht zu urtheilen weis, wie dieſe Wörter der Sache nach zu unterſcheiden ſind. * Ueber dieß muß es ja können

* Es iſt hier vornehmlich auf die Ausländer zu ſehen, die aus der Grammatik allererſt dieſen Unterſcheid zu lernen haben, und die verſchiedne Bedeutung ſolcher ähnlichen Wörter noch nicht wiſſen. Die Franzoſen haben gleichfalls unzählige Sylben, die in der Ausſprache ähnlich ſind, aber in der Schrift ſorfältig unterſchieden werden. Z. E. je dis und

il

nen verstanden werden, wenn es geredet wird, da das Auge nicht siehet, was für ein das, den oder wen gemeynet sey. Denn wenn z. E. der Spruch hergesaget wird; Also hat Gott . . . daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle . . . sondern das ewige Leben haben: So wird ja ein jeder verständiger Mensch wissen können, was es gesaget sey, und nimmermehr auf die Gedanken gerathen, ob die ersten beydenmal daß, der Artikel und das letztemal das, die Conjunction sey. Und wer es geschrieben lieset, der wird auch den Sinn verstehen, wenn gleich allemal nur das geschrieben wäre. Eben das gilt auch von sein suus und esse, und andern mehr. c) Muß doch der Zusammenhang auch alsdann den Ausschlag geben, wenn Wörter von unterschiedener Bedeutung und Laut auf einerley Art geschrieben werden, als Castor, Castor ꝛc. davon hernach zu gedenken seyn wird. 2) Es ist auch nicht zu leugnen, daß eben diese Bemühung, die Wörter zu unterscheiden, eine unnöthige Verdoppelung der Vocalen, oder Dehnung derselben durchs h verursachet hat. Z. E. so unterscheidet man insgemein die

il dit, je dirois und je dirai, imgleichen vous direz; oder disoit und disoient; Aber wer wollte es von ihnen verlangen, daß sie den Ungelehrten zu gefallen, die diesen Unterscheid nicht beobachten können, und in der Aussprache sich gleichwohl behelfen, die grammatische Schreibrichtigkeit fahren lassen sollten?

Wörter Thau ros und Tau rudens; Thon argilla und Ton sonus; Heerde grex, und Herde (auf dem Herde in foco) welches doch nicht nöthig gewesen wäre. * Denn wer den wesentlichen Unterscheid dieser Sachen verstehet, der wird sie auch zu unterscheiden wissen, wenn gleich beydes ros und rudens durch Tau, grex und focus durch Herd, argilla und sonus durch Ton angezeiget würde. 3) Und wenn man der Sache weiter nachdenket, so scheinet die Unterscheidung der auf unterschiedene Art klingenden Wörter nicht allemal glücklich und richtig genug geschehen zu seyn. Man unterscheidet z. E. Meer mare, von mehr plus; leer vacuus, von Lehre doctrina: Heer exercitus, von her (kom her) und hehr sanctus, venerabilis. Wenn man aber auf den Ton Achtung giebet, den Meer und leer, mehr und Lehr in der Aussprache haben, (der in jenem fast wie á, in diesen aber wie ein eigentliches reines e klinget: * So sollte man mey-

* Es ist oben schon erwiesen, warum das th in solchen Wörtern, die im Plattdeutschen ein d haben stehen müsse. Und kurz, je mehr die Wörter unterschieden sind, die zweyerley bedeuten, desto vollkommener ist eine Sprache.

** Dieses ist nur eine provincial Aussprache. Hier in Meissen spricht man Heer, Meer, leer wie ein rechtes doppeltes e in See, Klee aus. Daß aber hernach das h in Lehre, sehr, eben diesen Klang zu wege bringet, das ist freylich wohl eine Unrichtigkeit. Man sollte es wie im wehren, zehren, kehren, aussprechen.

meynen, daß mare, vacuus und exercitus beſſer durch Mehr, Lehr und Hehr; plus aber und doctrina eigentlicher durch meer, und leere ausgedruckt werden ſollten, wenn man ja die Vocalen verdoppeln wollte. Denn ee klinget viel zärter, als man in Meer, leer, und Heer, nach der gemeinen Ausſprache höret, wie See und Seele bezeugen, und würde alſo eigentlicher für plus, und doctrina gebrauchet; dagegen mare und vacuus durch mehr und lehr ausgedruckt. Zwar ſprechen einige auch das Meer und leer ꝛc. mit einem ſolchen zarten Tone aus, als man in mehr und leer höret; allein wenn auch dieß allgemein wäre, ſo wäre doch wiederum die unterſchiedene Schreibart um der unterſchiedenen Bedeutung willen nicht nöthig geweſen, weil dieſe Wörter, Theile der Rede von unterſchiedener Gattung, und alſo im Zuſammenhange der Rede gar leicht zu unterſcheiden ſind. Man will zwar hiermit den bisherigen Gebrauch nicht ſchlechterdings abſchaffen: Aber doch zu überlegen geben, daß es nicht allemal nöthig geweſen ſey, den Unterſcheid der Wörter durch eine unterſchiedene Schreibart anzudeuten, und dadurch die Rechtſchreibung ohne Noth in manchen Stücken ſchwer zu machen. *

* Wie ſchwer fällt doch im franzöſiſchen, engliſchen und polniſchen den Anfängern die Ortbographie? Ja wie ſchwer fällt nicht das Griechiſche nach der reuchliniſchen Ausſprache, allen denen, die es lernen ſollen?

III. Die Wörter, welche von unterschiedener Bedeutung sind, müssen auch auf unterschiedene Art geschrieben werden, ob sie gleich fast gleichen Laut haben.

1. Dieß hat seine Richtigkeit. Aussprache, Ableitung und Gewohnheit erfordert es. Z. E. bedacht, betagt; besäen, besehen; die Dienste, die Dünste; fahl, der Pfal.

2. Doch giebt es auch Wörter von unterschiedener Bedeutung und Laut, die doch auf einerley Weise geschrieben werden, als: Die Flucht, er flucht; * sie erbeten haereditabant, erbeten exoratus; gebet date, das Gebet; ** Ca'ſtor (ein nomen proprium eines lacedämoniſchen Prinzen,) Caſto'r (etwas von Biberharen.) der Eber verres, Eber (ein Patriarch 1 Moſ. 11.) Der Dachs, des Dachs; *** das Küchlein pullus, das

ſollen? Wie viele ähnlich klingende Sylben giebt es nicht, die man doch anders ſchreiben muß? Allein haben wir und unſre Vorfahren es lernen müſſen: So mögen es unſre Nachkommen auch lernen. Genug, wenn wir ſie nichts ohne Grund ſchreiben laſſen.

* Dieß ſpricht man in Meißen verſchieden aus. Das erſte hat einen ſcharfen, das andere einen gezogenen Ton. Jenes u iſt kurz, dieß lang.

** Das letzte muß ein h bekommen, aus der oben angeführten Urſache.

*** In dieſem ſollte wohl das e noch ſtehen, des Daches; und wenn es gleich nicht da ſteht, ſo wird doch das ch viel gelinder geſprochen, als im vorigen, wo es faſt mit dem s wie ein x klingt, Lax, Wachs und Dachs reimen ſich.

das Küchlein (von Küche, eine kleine Küche.) lehnen mutuo accipere, lehnen † (ſich auf etwas) Zehen decem, die Zehen an Füſſen; †† die Wüſte, ich wüſte.

a) In dergleichen Wörtern kömmt der Unterſcheid auf die unterſchiedene Ausſprache an, indem entweder ein Wort den Ton auf einer andern Sylbe hat, als das andere, wie Cá-ſtor (nomen proprium) auf der erſten, Caſtó'r (ein Hut) auf der letzten Sylbe. Alſo gebet (date) auf der erſten, Gebeth auf der letzten;* Sie é'rbeten, auf der erſten, erbé'then (exoratus) auf der Mittlern; oder indem in einem Worte eben dieſelbe Sylbe etwas länger ausgeſprochen wird, als in dem andern, da ſie übrigens den Ton auf eben derſelben Sylbe haben.** Alſo klinget z. E. er flucht, das Küchlein (pullus), lehnen (mutuo accipere) die Zehen, Eber (der Patriarch) die Wüſte, etwas länger, und werden mehr gezogen, als die Flucht, das Küchlein (eine kleine Küche) lehnen (incumbere) zehen *** decem, Eber verres, ich wüſte.

* Jenes hat einen ſcharfen, dieſes einen langen Ton, wie ein ä in Zähne.

** Hier iſt es umgekehrt; das erſte klingt wie ä, dieß aber wie ee; und im folgenden ſpricht man in Meißen die Wüſte mit einem circumflex, das andre aber mit einem acuto aus, ich wüßte; woraus denn auch erhellet, daß dieß ein doppeltes ß haben muß.

*** Solle denn dieß Wort auch wohl zweyſylbigt ſeyn?

b) Finden sich dergleichen Wörter im Lesen; so machet der Zusammenhang der Rede schon die Sache deutlich, und kann auch ein Einfältiger, wenn Castor vorkömmt, urtheilen, ob er sich einen Hut vorstellen, oder an eine Person, die so geheissen, gedenken soll. So ists auch mit Eber ꝛc. beschaffen. Kommen aber in einer Rede, die man höret, dergleichen Wörter vor: So giebt der Redende durch den Accent schon zu verstehen, was er meyne; Denn Castor und Eber muß er anders aussprechen, wenn er Personen, anders aber, wenn er durch jenes einen Hut, und durch dieses ein Schwein will verstanden haben.

c) Am wenigsten ist eine Verwirrung der Begriffe zu besorgen, wenn die Wörter, so auf einerley Weise geschrieben werden, nicht von einerley Gattung, sondern unterschiedene partes orationes sind: Als die Wüste, ich wüßte; zehen, die Zehen; sie erbeten, erbethen; gebet, Gebeth; oder, so sie einerley Gattung sind, doch nicht in einerley Casu oder Tempore ꝛc. stehen, als der Dachs (nominativus) des Dachs (genitivus.)

d) dieses alles giebt abermal einen gnugsamen Beweis dessen, was im vorhergehenden schon mehrmals erinnert worden, daß es nemlich nicht

seyn? Mich dünkt, man spricht zehn, auch wohl gar zehne, aber nicht zehen: zumal in der Zusammensetzung, dreyzehn, vierzehn ꝛc.

nicht nöthig geweſen wäre, die Wörter von gleichem Laute, aber unterſchiedener Bedeutung auch allezeit durch unterſchiedene Schreibart zu unterſcheiden, weil ja manche Wörter, die nicht gleichen Laut haben, doch auf einerley Art geſchrieben werden, und dem ungeachtet verſtanden werden müſſen.

IV. Wörter von unterſchiedener Bedeutung, müſſen im Schreiben für ein ander nicht geſetzet werden.

1. Dergleichen Wörter ſind z. E. der und derer, den und denen; der und den iſt der articulus, derer und denen iſt das pronomen demonſtrativum oder relativum. Den Unterſcheid zeigen folgende Redensarten: Gott nimmt ſich der Gläubigen an, derer Gebeth zu ihm in Himmel ſteiget. Jeſus gab die Brodte den Jüngern, die Jünger aber denen, die ſich gelagert hatten. Joh. 6. Will man nun genau handeln, ſo muß man dieſe Wörter nicht verwechſeln, wie viele thun, die ohne Unterſcheid derer und denen für der und den brauchen. Siehe die critiſchen Beyträge zur deutſchen Sprache, das zweyte Stück.

2. Hieher gehöret auch der nöthige Unterſcheid der praepoſitionum vor und für, welche von vielen promiſcue gebrauchet werden. Man merket ſich den Unterſcheid am beſten folgender maſſen.

Für wird allemal gebraucht, wenn man im lateiniſchen das pro gebrauchet. Es heißt

a) an statt: Christus ist für uns gestorben. Er hat für mich gut gesaget, bezahlet.

b) zu gut: Der Herr sorget für mich. Christus bittet für uns bey seinem Vater.

Es ist

c) ein Wort des Werths: für 200 Pfennige Brodt. Dafür man auch um sagen kann. Dieß Buch hab ich für 2 Rthlr. gekauft.

d) ein Wort, damit eine Vergeltung angezeiget wird: Ich danke dir für die Wolthat; Gott straft die Bösen für ihre Missethaten.

e) ein Beschreibungswort, wie eine Sache angesehen, oder wofür sie gehalten werde. ich nehme es für lieb, ich halte ihn für meinen besten Freund, was ist das für ein Mann, daß ihm Wind ꝛc.

f) ein Zahlwort: fürs erste, fürs andere, für dießmal (wie ich sage pro primo, pro secundo, pro tertio.)

Vor, gilt so viel als coram, ante, prae, und wird allemal gesetzt, wenn man diese Wörter im Lateinischen brauchet oder brauchen kann. * Es zeiget aber an

a) eine Gegenwart an einem Orte, oder vor jemands Augen oder Ohren. Z. E. Habe Gott vor Augen; Wandele vor mir; bringet ihn vor die Obrigkeit; es ist vor meine Ohren kommen; er stehet vor der Thüre.

b) einen

* Kurz, wenn es eine Zeit oder einen Ort bedeutet.

b) einen **Vorgang** oder auch **Vorzug** in irgend einer Sache. Z. E. er gehet vor mir her; er iſt vor mir abgereiſet; er iſt vor mir auf die Univerſität gezogen; er liebet mich vor andern; er hat vor ihm vieles voraus.

c) eine vergangene Zeit: vorm Jahre; vor 8 Tagen ſtarb er; vor 100. Jahren hat er gelebet.

d) eine wirkende oder auch veranlaſſende Urſache, daher etwas entſtehet: Als vor gutem Muthe jauchzen, vor Weinen nicht reden können, vor dem Gedränge nicht hinzu können, vor vielen Geſchäfften ſich nicht beſinnen können, vor dem Getümmel, vor Sorgen nicht ſchlafen können.

Nur muß es nicht mit lit. d) bey dem Wörtchen für confundiret werden.

e) eine **Verwahrung** vor etwas: ſich vor Sünden hüten; Gott ſchützt ſeine Kinder vor Gefahr, bewahret ſie vor ihren Feinden, verbirget ſie vor jedermanns Trutze.

3. Dieſen Unterſcheid zwiſchen für und vor, muß man auch in den Compoſitis merken, und ſchreiben:

Für

a) Dafür, daß ich ſie liebe, ſind ſie mir gram.

b) Die Fürbitte unſers Fürſprechers iſt unſer Troſt.

c) Dafür halte uns jedermann, nemlich für Chriſti Diener ꝛc. 1 Cor. 4, 1.

Vor

a) eine Vorſchrift, ein Vorbild hat uns Chriſtus

ſtus gelaſſen. Den **Vorſatz** faſſen. Ein **Vornehmen** ausführen.

b) Einen dem andern **vorziehen**, einem **vorgehen**. **Vortrefflich**, **vornehme** Leute.

c) Eine **Vormauer** wider den Feind.

In einigen Zuſammengeſetzten kann beydes **für** und **vor** gebrauchet werden, ich kann z. E. ſagen * **Fürſorge** und **Vorſorge**; **Fürſehung** und **Vorſehung**: jedoch hat jedes ſeine eigene Bedeutung und unterſchiedenes Abſehen, denn

1) **Fürſorge** tragen heißt, an eines ſtatt, und einem zu gute ſorgen.

Vorſorgen heißt, voraus ſorgen aufs künftige. Z. E. ein Hausvater hegt **Fürſorge** ſeiner Kinder wegen, indem er auf die künftige Zeit **Vorſorge** trägt.

2) **Fürſehung** druckt eigentlich ſo viel aus, als prouidentia bedeutet. Die göttliche **Fürſehung** ſorget für die Gläubigen.

Vorſehung aber heißt praeuidentia, die **Vorausſehung**. Die göttliche **Vorſehung** hat alles in Zeit, Maaß, Gewicht abgetheilet ꝛc.

In ſolchen Fällen hat man demnach mit gutem Urtheile, nachzudenken, was für ein Wort man brauchen müſſe, wenn man ſchreiben will.

Noch

* Dieß iſt wohl noch nicht gewöhnlich. Das vorige aber iſt bisher in den neueſten Schriften der deutſchen Geſellſchaft, und von etlichen ihrer Mitglieder ſchon beobachtet worden.

Noch iſt zu gedenken, daß das Zeichen-Hyphen in zuſammengeſetzten Wörtern billig wegbleibet, als: Wundergeſchicht, Heiligungsgnade, Friedensbothe. Wie macht mans aber, wenn man ſchreiben will geiſt- und leiblich? *

VI.

Vertheidigung eines poetiſchen Werkes, ſo den Titel führt: Kriegs- und Staats-Geſchichte des Durchlauchtigſten Prinzen Eugenii Franciſci, Herzogs von Savoyen ** gegen einige Einwürfe, ſo darwider gemacht worden.

Daß die Kriegs- und Staatsgeſchichte des durchlauchtigſten Prinzen Eugenii Franciſci, Herzogs von Savoyens ꝛc. der Römiſchen Kayſerl. Majeſtät General Lieutenants ꝛc. eine vortreffliche Materie abgeben, ſich in der Verskunſt zu üben, das wird wohl hoffentlich niemand in Zweifel ziehen. Ob aber ſolche Vor-

* Man ſchreibe die Sylbe lich an beyden Wörtern, ſo hat es keine Schwierigkeit.

** Dieſes Werk iſt von dem ſel. Herrn Baron von Lichnovski in Schleſien, geſchrieben hinterlaſſen worden, und hat längſt ans Licht treten ſollen. Da es nun noch nicht geſchehen iſt, ſo hat man mit dieſer Vertheidigung deſſelben, die uns aus Schleſien eingeſandt worden, die Liebhaber der Poeſie darnach begierig machen wollen.

Vorstellung zu machen, es in der Form eines Heldengedichts, welches nach den Regeln des Aristotelis und nach dem Modell der alten griechischen und lateinischen Poeten, oder in so genannten Epopeen geschehen müßte, das ist einer höhern Untersuchung unterworfen.

Die Schwierigkeit, die sich eräugnet, nemlich solche in die Forme einer Epopee einzukleiden, hat dem Urheber des besagten Werks, von großer Wichtigkeit geschienen, und zwar aus folgender Ursache, weil dergleichen Geschichte allzu neu, und bey jedermänniglich dergestalt in frischem Gedächtnisse sind, daß sich unmöglich andere Umstände, und zwar dergleichen, die eine Epopee erfordert, nach den jetzigen Weltläuften und zärtlichem Geschmacke dazu dichten lassen: Zu geschweigen daß sie bereits so viel vortreffliches und wunderbares in sich enthalten, daß man nicht eben nöthig hat, viele Fabeln erst hinzu zu setzen; und schon genug thut, wenn man sie, durch lebhafte und sinnreiche Ausdrückungen nur vorstellen kann. Hierzu kömmt, daß auch dergleichen noch in frischem Andenken schwebende Thaten bey einer Epopee nicht statt finden. Wovon mit mehrerm nach zu lesen ist, Iacobi Masenii Palaestra Eloquentiae ligatae, welcher im Tractate de Heroica Poesi Cap. 2. ausdrücklich sagt: *Cauendum itaque, ne quid fama Vulgi, aut Historicorum Fides, aduersarium tuae quam statuis heroicae in certa persona actioni tribuant, quae causa est, cur Heros ille vel nostrae aetatis esse nequeat, cuius Fortissima quaeque facinora latere non possunt* &c. Homerus und Virgilius haben ihre

Epo-

Epopeen von Helden formiret, die viel hundert Jahre vor Ihnen gelebt hatten.

Wenn man ja auch die Kriegs- und Staatsgeſchichte Eugens in einem ſolchen Heldengedichte hätte aufführen wollen, als deſſen Regeln, nur eine einzige Handlung, die eine gewiſſe Währung hat und eine moraliſche Fabel zum Grunde haben muß, erheiſchen: Was hätte man nicht für Epopeen von ihm zu ſchreiben gehabt? Denn die einzige Schlacht bey Hochſtädt, der Entſatz von Turin, und die letzte Eroberung von Bellgrad, wären jedes ins beſondere zulänglich genug geweſen, eine Epopee abzugeben, wenn dieſe Thaten ſo wohl vor 5. oder 6 hundert Jahren geſchehen wären, als ſie in dieſem Jahrhunderte geſchehen ſind.

Weil es dann auch in eines jedweden Willkühr ſtehet, ob er eine Epopee, oder ſonſt ein ander Gedichte ſchreiben will, und der Urheber ſich vorgeſetzt, beſagte Heldengeſchichte des Durchlauchtigſten Prinzen Eugens, zuſammen auf eine poetiſche Art vorzutragen: So hat ſich dazu keine andere als die Forme eines hiſtoriſchen Lobgedichtes am bequemſten, und dem heutigen Geſchmacke am gemäſſeſten, ſchicken wollen. Hierbey aber ſtehet zu unterſuchen, ob dergleichen hiſtoriſche Schriften in gebundener Schreibart, zur Poeterey gerechnet werden können? Man beſcheidet ſich ganz gerne, daß wenn man das Wort Poet, Poeſie in dem engeſten Verſtande nimmt, auf dieſe Frage mit Nein zu antworten ſey: Weil die Fabeln und Erdichtungen die Seele von der Poeſie genennet werden. Da aber 1. es eben ſo wenig wider die Vernunft

ſtreitet,

ſtreitet, eine ganze Hiſtorie, als ganze dogmatiſche Schriften in Verſen zu verfaſſen, davon, des Virgilii Georgica, Opitzens Vielgut, und unzählig viele andere dergleichen Schriften ein Exempel geben; 2. Auch in vielen vollſtändigen Anweiſungen zur Poeſie, die Carmina Panegyrico-Hiſtorica ausdrücklich mitgenommen, und abgehandelt werden; Z. E. *in Poetica Maiore Gieſſenſium* p. 316. woſelbſt es heiſſet: *Carmen Hiſtoricum eſt, quod Genealogias, aliasve Hiſtorias recenſet, ut Heſiodi Theogonia, Ouidii Faſti &c.* Ferner in *Grammatica Latina Marchica* ſo zu Berlin 1718. heraus gekommen p. 800 die Carmina in Anſehung Ihrer Materie, in *Dramatica, Hiſtorica, didaſcalica* eingetheilet worden; Damit zu ſeinem Exempel von hiſtoriſchen Schriften, als des Lucani Pharſalia, Statii Thebais & *Achilleis*, des *Silii Italici Bellum Punicum Secundum* und dergleichen mehr vorhanden ſind, von welchen zu merken iſt, daß, da ſie von vielen Criticis deswegen cenſirt werden, daß ſie ganze Kriege und Lebensbeſchreibungen ohne darzu erdichtete Fabeln beſchrieben, daher auch nicht für Poeten ſondern nur für bloſſe Hiſtorienſchreiber geachtet werden, vielleicht dieſe Cenſur nicht würden verdient haben, wenn ſie ihre Schriften, nicht für Epopeen, ſondern nur für Carmina Hiſtorica ausgegeben hätten, ſintemal es ja nirgends verboten war, ganze wahre Hiſtorien in Verſen zu ſchreiben; Zu geſchweigen daß einige dießfalls, den Lucanum betreffend, anderer Meynung ſind. Z. E. in Rhetorica Marchica heißt es pag. 92. *Poetis licet Fabulas omittere, quod perperam aliqui in Lucano*

cano reprehendunt, It. ad Poeticum Stylum per ſe fictiones non pertinere docet egregie Plinius Lib. IX. Epiſtol. 33. ubi materiam veram vult a Poëta deſcribi. Legatur initium Epiſtolae et extremum.

Da man endlich zum 4ten gleichwohl die Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetiſchen Schreibart, darinn ſie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnet, obgleich ſelten eine Fabel darinn vorkömmt, wie oben erinnert worden: Wenn man ſage ich alle dieſe vier Gründe zuſammen faßt: So iſt nicht abzuſehen, warum man hiſtoriſche panegyriſche Werke, oder Staats- und Kriegsgeſchichte in gebundener Schreibart beſchrieben, aus der Poeterey verbannen und ſie für poetiſche Misgeburthen anſehen wollte. Wenn ſie anders den gehörigen Ausputz, die Zierrathe und den geiſtreichen und angenehmen Vortrag haben, welches ja eben ſo wohl, als die Oden, Elegien und Briefe, zu Gedichten machen kann, oder daß ſie Poeſien werden, wie in den VIII. Capitel des II. Theils der critiſchen Dichtkunſt zu leſen iſt.

Denn ob ſchon eine Epopee vor ſolchen Werken an Vortrag, Erfindung und Scharfſinnigkeit viel voraus hat: So haben dieſe doch auch mit jener vieles gemein. In beyden Arten werden heroiſche Thaten beſchrieben; nur daß in jenem in den meiſten Stücken der Erzählung erdichtete, in dieſem aber wahrhafte Begebenheiten erzählet werden. Beyde Arten haben das Lob ihres Helden zu ihrem Augenmerke und Endzwecke; beyde erfordern eine erhabene und feurige Schreibart, beyde werden an-

dern zum Exempel und zur Nachahmung vorgestellt, und aufgeführt; beyde lieſt man, ſich zu vergnügen, auch, wenn man aus jeder Handlung eine Sittenlehre ziehen will, ſich zu beſſern: Zugeſchweigen, daß auch im gegenwärtigen poetiſch-hiſtoriſchen Werke, es ſo genau nicht abgehet, daß nicht hin und wieder Erdichtungen mit unterlieſen, die in ungebundener Schreibart gar nicht ſtatt finden würden. Bey ſo geſtalten Sachen ſollte man meynen, daß ſie in der Poeterey, mit Rechte die Stelle nach den Epopeen und Tragödien zu fordern befugt wären.

Was aber die Einrichtung und Abtheilung dieſer beſagten Kriegs und Staatsgeſchichte anlangt, ſo hat man hauptſächlich mehr auf den Zuſammenhang der Materie, als auf die Anzahl der Verſe in jedem Buche geſehen: Dahero es unmöglich anders ſeyn können, als daß ein Buch hat länger gerathen müſſen, als das andere; Zumal da man nicht ermeſſen kann, was es zur Sache thue, ob ein Buch um die Hälfte oder auch noch einmal ſo lang ſey, als das andere; wenn nur ſonſt die Einrichtung der Kriegsgeſchichte nicht unformlich iſt, und wider die Vernunft und Sache ſelbſt ſtreitet. Beſonders hat man mit allem Fleiſſe, ſo oft die Schaubühne des Kriegs verändert worden, auch ein neues Buch zu machen für gut befunden. Nachdem nun auf ſelbigem viele Thaten vorgegangen, nachdem hat auch ein Buch lang oder kurz eingerichtet werden müſſen. Ueberhaupt hat man beym Anfange und Beſchluſſe eines jeden Buchs eine beſondere merkwürdige Begebenheit angebracht, die ſich mitten in ein Buch

nicht

nicht würde geſchickt, oder wenigſtens dem Werke nicht einen ſolchen Glanz gegeben haben. Alſo hat man das erſte Buch bloß den Kriegsgeſchichten gewiedmet, die ſich begeben haben, ehe denn Eugenius ſeinen erſten Feldzug angetreten, um den Leſer deſto bequemer vor zu bereiten, und ihm von dem damaligen Zuſtande von Deutſchland einen Vorſchmack zu geben, ehe er ſelbſt die Geſchichte Eugens zu leſen kriegte. Weil man nun hierinnen alle Weitläuftigkeit vermieden: So iſt es unter allen andern Büchern das kürzeſte geworden. Daher, wenn ja ſo gar viel an der Länge und Gleichheit der Bücher in Anſehung der andern gelegen wäre: So könnte diſſes mit dem zweyten gar leicht in eines gebracht werden. Dieſes aber gehet mit den folgenden Büchern nicht an, weil jedes inſonderheit ein beſonderes Kriegstheater vorſtellet. Denn wie würde ſich das ſchicken, da das IIIte Buch von den Feldzügen Eugens, die er in Italien, und das IVte von denjenigen, die er in Ungarn gethan, handelt? Wenn man, um die Bücher an Anzahl der Verſe auszugleichen, den Beſchluß des italiäniſchen Krieges, in der Mitte des IVten Buches, und den Anfang der ungariſchen Feldzüge alsdann hierauf auch in der Mitten dieſes Buchs gemacht hätte, und die carlowitziſche Friedenshandlung alsdann in der Mitten des Vten Buchs und ſo fort zu ſtehen käme; das würde, dünkt mich, den Zuſammenhang der Materie ſehr zerſtümmeln: Zu geſchweigen daß man ſich zu Anfang mancher Bücher einer Erdichtung bedienet, die wenn ſie in die Mitten träfe, eine ſchreckliche Lücke in der Erzählung machen

würde. Z. E. das Vte Buch fängt sich mit dem Streite des alten Jahrhunderts mit dem neuen an, welches unter ihnen das meiste zu dem Aufnehmen des Hauses Oesterreich beygetragen. Dieses hat gar wohl Eingangsweise geschehen können, ehe man noch die Erzählungen der Staats- und Kriegsbegebenheiten angehoben. So bald aber die einmal angefangen wären, so hätte sich dergleichen Erdichtung nicht mehr anbringen lassen. Im IXten Buche wird die Zwietracht in Gestalt einer Königinn aufgeführt, die mit ihren Staatsräthen, der Argliſt, und der Geldliebe, zu rathe gehet, wie die große Allianz wohl zu zertrennen wäre? daher sie selbige in das Parlement zu London aussendet, um daselbst ihr Heil zu versuchen, welches sich nirgends besser hinschicket als den Anfang eines Buchs zu machen, ehe man die Erzählung anhebt. Ein jedes Buch fast hat auch eine besondere Begebenheit zum Beschlusse, welches in der Mitte sich nicht thun läßt. Als z. E. das IVte Buch schliesset mit den carlowitischen Frieden, das VII. mit dem Entsatze Turins, das IXte mit der kaiserlichen Krönung, das Xte mit dem badenschen, und das XIIte mit dem passarowitzischen Frieden. Endlich hat man sich um so viel weniger an die Gleichheit gekehrt, und gehalten, weil deswegen nirgends Regeln vorgeschrieben worden, und solches dahero willkührlich bleiben muß.

Daß man Oden hin und wieder mit eingeschaltet, ist darum geschehen, weil man dem Leser eine Abwechselung zu machen gesucht. Sie sind aber dergestalt eingerichtet, daß sie mit der Erzählung

nichts

nichts zu thun haben, und entweder zu Anfange eines Buchs, ehe man noch Eugens Thaten erzählt, z. E. im Iten Buche über die Geburth Eugens, und im Vten da die Jahrhunderte zuſammen vereiniget das Wachsthum Oeſterreichs beſingen, oder zum Beſchluſſe eines Buchs, nachdem die Erzählung aufgehört, eingeſchaltet werden, z. E. zu Ende des IVten Buchs, über den carlowitziſchen Frieden, des VIIten über den Entſatz Turins, des IXten über die kaiſerliche Krönung zu Frankfurt am Mayn, des XIten über den badenſchen Frieden; eine einzige iſt nur in der Mitte des VIten Buches, allwo Deutſchland nach der Schlacht bey Hochſtädt in einer Erdichtung vorgeſtellet wird, und ſeine Freude über ſeine Befreyung von dem franzöſiſchen Joche in einem dactyliſchen Triumphliede ausläßt. Auch hier findet ſich nichts, was wider die Vernunft und den Zuſammenhang der Materie ſtreitet; denn ſie ſind, wie geſagt, ſo eingerichtet, daß ſie der Erzählung keinen Abbruch thun, und ſie daher der Leſer leicht überſpringen kann. Es wäre allerdings ein Fehler, wenn man in währender Erzählung die Art und das Sylbenmaaß der Verſe verändern, und ſolche in der Ode fortſetzen wollte. Da aber die Oden, wie gedacht, angebracht werden; entweder ehe ſich die Erzählung anhebt, oder wenn ſie ſchon vollendet iſt, ſo ändern ſie keinesweges die Schreibart: und daher hat man ſich um ſo viel weniger darüber ein Bedenken machen mögen. Daß davon keine Exempel bey den Alten zu ſehen ſind, das kann zur Sache auch nichts thun. Denn es werden ja viele Schriften gemacht, und Dinge dar-

innen verfasset, davon man bey den Alten eben kein Exempel findet, und dennoch verwirfst man sie nicht; wenn sie anders nur nicht wider die gesunde Vernunft und die Materie streiten.

Die Rauhigkeit und Härte in der Poesie, ist man wirklich im Begriff und beflissen, so viel als man derselben nur gewahr wird, zu verbessern und allezeit darzu erböthig, so ferne solche mit Grunde der Wahrheit wird können angezeiget werden.

Tantum, saluo tamen cuiuscunque iudicio.

VII.

Character der deutschen Gedichte.*

... An erit, qui velle recuset
Os populi meruisse, & cedro digna locutus
Linquere nec scombros metuentia carmina nec Thus!

Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen,
Und nach des Südens Kunst geschickt und feurig singen.
Erzähle, Critica, der Dichter lange Reih,
Die Deutschland aufgestellt: Doch laß nicht Schmeicheley
Und falsche Höflichkeit die blöde Feder führen.
Erzähle nicht nur die, so Deutschland herrlich zieren.

Erzähl

* Man weis, daß dieses critische Gedichte den gelehrten Herrn Prof. Pedmer zum Ueheber hat. Er hat uns selbiges hin und her verbessert, und mit Zusätzen vermehrt zugesandt, und die Erlaubniß gegeben, selbiges der Welt vor Augen zu legen. Wir zweifeln nicht, daß es zur Beförderung einer gesunden Critik und des guten Geschmackes eben so viel, ja noch mehr beytragen werde, als die übrigen Schriften dieses scharfsinnigen Kunstrichters bereits gethan haben.

Erzähl auch jenen Stamm, der, am Geſchmacke ſchwach,
Der Schönheit Spur verfehlt' und ihr Geſetze brach.

Der beſſere Geſchmack war lang herum geirret,
Vom ſchlimmeren Geſchmack verdrungen und verwirret:
Sein Fuß ſtund nirgend feſt, ſein Licht war ungewiß,
Brachs gleich noch hie und da durch Nacht und Finſterniß.

Die Barden ſangen erſt in ehrfurchtsvollen Gründen
Die Götter wohnten da verſchloſſen in den Linden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erſchreckt;
Das Wild gieng unbeſorgt, ſo weit der Wald geſtreckt
Der Erden hohlen Schooß in krauſe Schatten hüllte,
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Triſt am offnen Himmel ſteht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie ſangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt geſtritten;
Der Höflichkeit und Pracht mit Abſcheu von ſich ſtieß;
Der Kunſt und Wiſſenſchaft den Weg zur Knechtſchaft hieß.
Sie ſangen das Revier, die Inſeln voller Wonne,
Wo der verblichne Geiſt in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, ſo daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben ſey, ein Ausgang aus der Noth:
Mit dieſem ſchmeichlenden, politſchen Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn, wenn auch nach dem Tod das Leben in uns wohnt,
Wer iſt ſo weibiſch-feig, der dieſes Leben ſcheut?
Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?
Wer darf dem Schickſal nicht frey unter Augen ſtehen?
Sie haben Rom zuerſt vor Schrecken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutſchen aufgebracht

Der Waffen strengen Sturm herunter fallen liessen,
Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergiessen.
Der Inhalt ihres Lieds kann nicht erhabner seyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maaß der Sylben rein;
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Gesang in dunkle Nacht begraben.

Die Mönche kamen drauf, der Barden schlimmes Blut;
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wut
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Dasselbe Schicksal sollt auch den Geschmack verändern,
Gelehrsamkeit und Witz und Künste untergehn,
Und bey der Tyranney der Aberglaube stehn.
Sie schlossen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden.
Man glaubte desto mehr, je minder man verstanden.
Nach ihrer Meynung war die Dumnheit Frömmigkeit.
Sie herrschten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Nach langem sah man sich ein schwaches Licht entzunden,
Die Sprache fieng sich an mit Regeln zu verbinden.
Man schloß den neuen Vers in mehre Sylben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes seyn,
Falls sie nur den Accent recht auf den Abschnitt setzten,
Ob alle Worte sonst die Quantität verletzten.
Sie plagten sich nicht selbst mit selbstgesuchter Pein,
Worinn die Deutschen itzt so schädlich sinnreich seyn.
Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf Füßen gehen,
Und wußten auch kein Wort von Jamben und Trochen,
So wenig sie Florenz zum Wohlklang nöthig acht,
Ist gleich das Ohr ihm nicht mit Wachse zugemacht.

Von Hohenstaufens Haus, das Kreu und Apfel führte,
Und auch Sicilien mit starker Faust regierte,

Ent-

Entſprang aus finſtrer Nacht der ungewohnte Stral
Und ſchimmerte von dar durch Deutſchlands weiten Saal.
Wir hören noch mit Luſt die edle Mutter ſingen,
Die für der Tochter Wohl ein Danklied Gott zu bringen
Die ſanfte Laute ſtimmt, ſie preiſt den werthen Tag,
An welchem ſie mit ihr in Kindeswehen lag.
Wir ſehen ihr das Kind ſelbſt in dem Herzen liegen.
Des Frühlings helle Pracht bringt ihr nicht mehr Vergnügen,
Als deſſen Mund zu ſehn: In Augen thuts ihr wohl.
Sie lobt und liebt es auch, wie eine Mutter ſoll.
Sie führt es an der Hand bis in der Tugend Schranken,
Und lehrt es von der Seuch des Laſters nicht erkranken.
Vertrau dich nicht, mein Kind, dem ſüßberedten Mann,
Sie kleiden meiſtens ſich in Nebelkappen an,
Verſtecken ſchlau den Schalk, bedacht auf unſern Schaden;
Bethört dich einſt ihr Lob, mußt du die Wangen baden
Aus deiner Augen Quell. Es iſt ein altes Recht,
Selbſt die Natur befahls dem menſchlichen Geſchlecht:
Die Männer ſollten uns wie auf den Händen tragen,
Und freundlich nöthigen; wir züchtiglich verſagen.
Ergeben wir uns dann, nach lieblichem Geſperr,
Und wohlanſtändgem Stolz: So muß der junge Herr
Für die Ergebung uns den ſchönſten Dank bezeugen,
Und ſeinen höhern Geiſt zu uns hernieder neigen.
Die zarte Liebe führt mit Macht die Meiſterſchaft.
Geſetzt, daß hunderter und mehrer Herzen Kraft
In einer engen Bruſt beyſammen möchte liegen:
So weis ihr kürzlich doch die Liebe obzuſiegen.
Sie ſchweift und ſchwärmt herum, unſichtbar, als ein Geiſt.
Falls ihrer Allmacht doch dein Herze ſich entreiſt:

Ob einer andern dann das Kränzchen ſchöner ſteht,
Wenn man ein Ritterſpiel zu ſchaun nach Hofe geht:
So ſeh ichs ohne Neid. Sie kann ſich ſchöner tragen;
An Tugend kann ſie dir den Vorzug nicht verſagen.
Doch Liebe, leider! macht die zärtſten Herzen wund,
Und, wenn es ihr beliebt, auch wiederum geſund.
Alſo hat Weinsbecks Frau die Laute angeſtimmet,
Mit zärtlichem Affect, worinn der Geiſt noch glimmet.

Mit Conradinens Blut zerrann die kurze Pracht,
Und Deutſchland fiel zurück in die barbarſche Nacht.
Kein Dantes kam hernach, wie im Auſonſchen Lande,
Der den verſengten Grund an Stygis ſchwarzem Strande
Mit frechem Fuß betrat, ſich durch die Hölle drang,
Und wiederum heraus mit mächtgen Flügeln ſchwang,
Durch abentheurliche fantaſtiſchwilde Welten,
Bis ſie die müden Füß' im Sternenſtriche ſtellten,
Da er den heiſern Ton, der erſt ſo hart erklang,
Verkehrt in lieblichen ſußſchallenden Geſang.

Die Sonne lief indeß den Thierkreis auf und nieder,
Und bracht in langer Reih die Jahr und Zeiten wieder,
Als Brand Gewährmann ward, daß auch ein deutſches
Haupt
Zum Denken tüchtig ſey, des Geiſtes nicht beraubt.
Der Narr war ſein Geſang, Materie zu verſchwenden!
Den er mit Fleiß und Müh geſucht in allen Ständen,
Und wie ſie ſich verkappt, als Weiſe auszuſehn,
Und wie ſie ſich bemüht, die Namen zu verdrehn,
Und ihm ihr thöricht Thun für Weisheit aufzubinden:
So hat er doch gewußt den Geck im Neſt zu finden.
Sein Geiſt war aufgeweckt und heiter ſeine Bruſt;
Wenn er die Narren zählt, erweckten ſie ihm Luſt.

Wie er denn glücklich war mit kurzweilvollen Bildern,
Woven die Aehnlichkeit ins Auge fallt, zu ſchildern.
Allein ſoll auch der Vers die Red und Schreibensart
Ein ſachſiſch Ohr erfreun: So muß es nicht zu zart
Nicht ſchwach und leckern ſeyn. Ich muß fürwahr die Alten
Für glücklicher als uns, wo nicht für weiſer, halten,
Daß ſie dieß kleine Glied gewöhnt zur Strengigkeit.
Ihr wohlgehärtet Ohr blieb Stich und Schlag befreyt,
Wenn gleich der rauhe Vers gleich einem Waldſtrom brüllte,
Und heiſrer Wörter Zorn die Luft mit knarren füllte.
Ein Misten in dem Reim, ein Wort das nicht mehr ganz,
Von ſeinem Vördertheil geſtümmelt bis zum Schwanz,
Kann heut zu Tage noch dem Engelsmanne ſchmecken,
Der ſo, wie Brand gethan, die Sylben pflegt zu recken,
Und ſich bey dem Geſchmack doch wohlgeſittet glaubt.
Gewiß, der Zärtliche lebt vieler Luſt beraubt!

Nach Branden kam ein Kopf von Rabelais Verwandten,
Des Name Fiſchart war, der Liebling der Bachanten!
Ein Geiſt, recht aufgelegt zur Poſſenreiſſerey,
Als ob er mit dem Leib von einer Erden ſey.
Wiewohl, daß wir ihn nicht an ſeinem Lobe kränken,
Er konnte, wollt er nur, natürlichſcherzhaft denken.
So hat ſein glücklich Schiff zwar einen luſtgen Grund,
Und giebt doch die Natur in ſtarken Proben kund.
Durchſichten, Waſſerfäll, als ſo verſchiedne Bühnen,
Character, Neigungen, auch Reden und Maſchinen;
Dieß alles fehlt hier nicht. Der Rhein und Lindmag ſchauten
Beſtürzt und voller Luſt die neuen Argonauten.
Allein ſein altes Deutſch ſteht ihm zu ſehr im Licht.
Ein ſachſiſch Auge ſieht den ſchönen Inhalt nicht.

Eraſmus

Erasmus hatte längst die Mönchenbrut der Hunnen
Vom Schauplatz weggeschreckt, die Kunst war schon ersonnen,
Dadurch man Wort und Red in Erzt und Meßing gießt,
Dadurch die Wissenschaft der Vorwelt sich entschließt.
So weit kam deutsche List! Drauf sah man die Cämonen
Sich auch die kalte Luft in Norden angewöhnen.
Die Künste fanden sich von selber wieder ein;
Der Seelen ihr Geschmack, die Urtheilskraft, ward rein,
Geschwind und ohne Müh; nachdem man von den Alten
Desselben wahre Schnur und rechtes Maaß erhalten.
Gemach legt auch die Sprach ihr wüstes Wesen ab,
Und wuchs itzt schöner auf, nach Richtschnur, Maaß u. Stab;
Doch langsam, und mit Müh, immassen der Gelehrte
Das ewige Latein mit mehrer Frucht verehrte:
Als wenn das Deutsche nur für Handgeschäffte wär,
Und weiblichen Verstand, an Kraft und Anmuth leer.
Bis Opitz zeigete, daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß sie gelenkig ist, Verstellung leiden kann,
Nicht starr an Hals und Stirn, daß sie bald himmelan
In prächtiger Gestalt ansehnlich-edel steiget;
Bald ohne Nidrigkeit sich wieder Erdwärts neiget,
Und Ziel und Maaß behält, und einer Schüssel gleich,
Die auch an niedlichen und warmen Speisen reich.
Versteh alsdann allein, wenn Opitz in ihr denket.
Gib Acht, wie sein Gedicht sich so verschieden lenket,
Nachdems die Regung heißt, die er entzünden will;
Wie er beflissen folgt dem vorgesetzten Ziel.

Wann im Vesuvius die Bilder scheußlich blöcken,
Und starke Geister selbst vermögend sind zu schrecken,

Ein

Ein ſchrecklicher Begriff ſtets an den andern ſtreift,
Und ſich das Gräßliche mit jeder Zeile häuft:
Iſt Zlatna gegentheils erfüllt mit ſanften Zügen,
Das menſchliche Gemüth in neue Luſt zu wiegen;
Woven der Bürgersmann, in einer großen Stadt
Bey Jahren eingeſperrt, ein ſchwach Empfindniß hat.
Weil mancher dicke Bau und ſtinkend-wüſte Graben
Die Lüfte da gehemmt, mit Gift erfüllet haben.
Falls er denn eines Tags ſich auf das Land verfügt:
So wird er jeden Schritt mit neuer Luſt vergnügt.
Die wechſelnde Geſtalt der friſchgekleidten Erden
In Dörfer ausgeſetzt, in Wälder, Gärten, Heerden,
Der liebliche Geruch von Blumen, Graß und Kraut,
Ein Mägdchen, welches melkt, ein jeder Schall und Laut,
Ein jedes Landgeſicht, erquicket ſein Gemüthe,
Und gießt ihm friſche Kraft und Kühlung ins Geblüte.
Damit wir auch hierzu recht aufgeleget würden,
Beſtrebt er ſich, den Geiſt des Zeuges zu entbürden,
Der den Genuß des Lands verſtürzend ſtören kann.
Er reiſſet aus der Bruſt den blindgebohrnen Wahn,
Der Furcht vor dem erweckt, was beſſer wird verehret;
Der im Gehirn erdicht, was wirklich doch verſehret;
Der auch die Luſt verſagt, wovon kein Unglück kömmt;
Mit einem Strohmann ficht; die Neigung anders ſtimmt;
Den erſten Jammer mehrt mit friſchgeholten Sorgen.
Dem Opitz war die Quell der Weisheit nicht verborgen,
Die Sokrates entdeckt, und ſtets ein Weiſer trinkt,
Dem in des Lebens Rauſch das Haupt und Herze ſinkt.
Sein Vielgut wird davon in manchen Strom getheilet,
Das Antlitz aufgeklärt, die Traurigkeit geheilet,
Dadurch bezwang er auch das Ungemach der Zeit
Worinn er lebete: wiewohl das herbe Leid

Viel wehmuth-reiche Vers ihm in die Sinnen legte,
Zuerſt doch in die Bruſt; nachdems ihn bald erregte,
Wenn ſein Geſchlecht und Volk gedrückt des Unglücks Hand,
Gleich zärtlich an Gefühl, an Geiſt und an Verſtand:
Zwar zärtlich am Gefühl, doch tapfer an dem Herzen.
Er durfte ſelbſt mit Mars, dem Landbezwinger, ſcherzen,
Und ſang ein falſches Lob, gewürzt mit Salz und Spott.
Er war ein beſſrer Freund vom holden Liebesgott.
Hinwieder liebten ihn Cupido nebſt der Liebe,
Und ſenkten in ſein Herz nur ihre ſanften Triebe;
Erwärmend ohne Brand, ſtark doch nicht über Macht,
Lieb't er die lichte Haut, der Glieder reine Pracht.
Er liebte gleich ſo ſehr den Geiſt und das Gemüthe,
Das Herz voll Freundlichkeit und gleichgeſinnter Güte.
Als Mars zu ſeiner Zeit erwacht' auf Raub und Brand,
Und Amors Reich verheert, ihn ſelbſt hernach verbrannt;
Floh dieſer, und mit ihm die Venus zum Poeten,
In Flaviens Geſtalt, mit reizendem Errethen,
Der liebreich ſie empfieng und bald ihr Prieſter ward,
Sie lehrten ihn ihr Recht: Er ſchrieb der Venus Art
Mit Amors Feder auf, daß jeder ſie erkennet,
Der jemals ſelbſt geliebt, und noch im Leſen brennet.
Denn Amor räumte ſich ihm willig ſelber ein,
Und ſaß ihm in der Bruſt, nicht in dem Haupt allein.
In was für einer Art ſich Opitz je beſtrebt,
Wenn er itzt niederſteigt, wenn er ſich denn erhebt,
Der Stadt Gedränge flieht, und auf ein Feld entweichet,
Die Heerden dann verläßt und wieder heimwärts ſchleichet,
Die Schönen itzt beſucht, am Fenſter Wache hält,
Von dar ſich vor den Ihren durchlauchter Herren ſtellt;

Wenn er uns Schrecken, Furcht, Betrübniß, heitre Sinnen,
Lieb, Ehrfurcht, Gütigkeit, bedacht iſt einzuſpinnen:
So bleibt er Opitz ſtets: die Muſen gehn ihm nach
Und er begleitet ſie an Hippokrenens Bach.
Er lehrt im Ladisla den wahren König kennen,
Der ſonder Ueberdruß ſich höret Menſchen nennen,
Der mit der Majeſtät die Menſchlichkeit vergleicht,
Die Gnade mit der Macht. Sein feines Lob erreicht,
Daß ſelbſt ein träger Fürſt, den er zur Lehre rühmet,
Derſelbe wünſcht zu ſeyn, für den er wird beniemet.
Sonſt weiſt hier Opitz auch, wie Nordens Tapferkeit
Von Südens Kriegsart ſich an Rauheit unterſcheidt.
Wie hoch ſich Opitzs Geiſt vom niedern Schwarm erhoben,
Bewundre, biſt du weiſ', in zwo durchlauchten Proben:
Einmal, wo er den Menſch, Natur und Schöpfung ſingt,
Und durch des Machers Plan mit feſten Schritten dringt;
Hernach wo er voll Geiſts ein höher Wunder preiſet,
Das Liebe ſonder Ziel und End und Maaß beweiſet,
Wie der des Himmels Spring und erſtes Rad bewegt,
Die Gottheit beygeſetzt, die Menſchheit angelegt.
Man ſah ihn dorten gehn, wo Jordans Brunquell flieſſet,
Und wo Siloah Bach die reine Fluth ergieſſet.
Der Zeug war göttlich hoch, verwunderſam und tief,
Die Arbeit ebenfalls.
Wie wenn der Phönix itzt nach dem ägyptſchen Theben
Den Flug gerichtet hat, zu legen Geiſt und Leben,
Das ganze Vogelheer ihn voll Verwundern ſieht,
So ſeltſam an Geſtalt, an Farbe, Kraft, Gemüth:
So ſah man damals auch den eingen Opitz fliegen,
Und auf der Flügel Kraft ſich wohlbedächtig wiegen.

Gryph.

Gryph, Tſchernings, Flemmings, Riſt, von Abſchatz, Mühlpfort, Dach,
Und zehen andre mehr ſahn ihm begierig nach,
Ermunterten ſich oft und ſpannten ihr Gefieder;
Umſonſt, der Körper zog den Geiſt zur Erden nieder.
Sie ſtellten hier und dar an eines Verſes Berd
Ein wohlgeſchildert Bild, ein glücklichkühnes Wort;
Man ſieht ſie manchem Ding Geiſt, Thun und Weſen geben,
Das ſonſt unweſentlich, unthätig, leer an Leben;
Dadurch ſticht ihr Gedicht mit ſchimmerreichem Glanze,
Da mans nicht hofft, hervor: allein wo bleibt das Ganze?
Sind die Gedanken wahr, ſo ſind ſie auch gemein,
Die Neigung iſt nicht hoch. Der Vers vielleicht iſt rein,
Nach Zahlen, Maaß, Gewicht, kunſtmäßig abgemeſſen,
Wär in dem Inhalt nicht Zahl, Maaß, Gewicht, vergeſſen.
Kopf, Fuß und Glieder ſind einander ſelten gleich;
An Wörtern ſind ſie mehr, als an Gedanken reich.
Fern iſts, daß ſelbige ſich in einander ſenken,
Sie geben euch nichts heim zu fühlen noch zu denken:
Dieweil es ihnen fehlt am philoſophiſchen Geiſt,
Der den Poeten erſt in ſeinen Vortheil weiſt,
Bis auf den innern Grund der Dinge durchzudringen.
Daran war Opitz reich, und zog aus allen Dingen
Der Wahrheit ſchönſte Zierd und beſte Kraft herbey;
Dadurch ward ſein Gedicht inwendig ſchön und neu.
Die andern fliegen auf, damit ſie plötzlich fallen,
An eignem Leben leer, gleich aufgeſchlagnen Ballen.

Gryph wußte noch nicht wohl, was recht zu wiſſen iſt,
Eh man die Satzungen des Trauerſpieles liſt,
Wie durch Beſchreibungen die Sachen auszudehnen;
Wie künſtlich aufzuziehn, wie artig zu beſchönen;

Wodurch

Wodurch das ſüſſe Leid und Schrecken ſich erweckt;
Durch was für Schlüſſel man des Herzens Spring entdeckt.
Geſchweige, daß er ſich bemühte einzuſehen,
Auf was für einem Grund die Trauerſpiele ſtehen,
Was ihre Kunſt befiehlt, was ſie für Regeln liebt,
Was ſie für Art und Maaß dem Ding und Umſtand giebt.
Er wußte nicht, daß ſie von viel verſchiednen Stücken,
Die künſtlich eingelegt, ſich fein zuſammen ſchicken,
Nur ein Gewebe webt, nur einen Körper ſchleußt,
An welchem jedes Glied nett in das andre fleußt;
Der ungeheuer wird, wie Miſsgeburten laſſen,
Wenn alle Theile nicht genau zuſammen paſſen.

Ein zorniges Geſtirn hat Waidau hergebracht,
Den Schleſiſchen Marin, der frech und unbedacht
Von Opitz ſichrem Gleis begunte auszugleiten.
Er wandte ſich von ihm, jedoch zur linken Seiten,
Begab ſich unverwarnt auf einen dunklen Weg,
Lief in der Irr herum, durch Dornbuſch und Gehäg,
Nach einem falſchen Schein. Er ward zuerſt verleitet,
Hernach verführt er ſelbſt. Sein Irrthum ward verbreitet,
Und ſteckte Deutſchland an; daß bis auf dieſen Tag
Der Schüler ſich davon nicht leicht befreyen mag.
Ihm fehlt' es an Verſtand, den Geiſt geſchickt zu lenken,
Und in die Fabel ſelbſt der Wahrheit Schein zu ſenken,
Das ſchönſte, zierlichſte, von Bildern einzuſehn,
Was ſchlecht iſt und gemein, mit Fleiß vorbeyzugehn.
Bey ihm bekam der Geiſt den Rang vor dem Verſtande;
Daß er an Wahrheit ſtatt ein Sinnenſpiel erfande,
Und auf wahrſcheinliches, das noch erträglich war,
Umſtände baute, die falſch ſind offenbar.

Er pflanzt Metaphoren aus metaphorſchen Wolken.
Hier wird er ungereimt, und unerträglich derken.
Hat er einſt für ein Ding ein ähnlich Bild erdacht,
Und ſtatt des rechten Worts ein fremdes angebracht,
Was denn für Sachen ſich im Bilde nur eräugnen,
Die hält er ſich befugt dem Urbild zuzueignen;
Geſetzt, daß ſie ſich nur in einem ähnlich ſeyn,
Geſetzt, ſie haben ſonſt zuſammen nichts gemein;
Iſt ſtets an Tropen reich, wenn er ſie ſtets vergeudet,
Und ohne Ziel und Maaß das Ding und Wort verkleidet.
Er hüllet die Begriff' in Gleichniß und Figur,
Als einen Kerker ein, verbirgt uns die Natur,
Und meidt die Deutlichkeit, die uns nichts fremdes bringet,
Die uns mit Bantams Wahr nicht in Verwundrung
singet.
Mit ſolchem falſchen Witz düngt Hoffmann ſein Gedicht,
Und weiſ't, wie Janus Kopf, ein doppeltes Geſicht.
Indeſſen prangt' er hoch mit dem gemiſchten Witze,
Und ſetzte ſich voll Wahns auf des Parnaſſus Spitze.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein.
Den Lohenſtein zuerſt, der von dem Neid beſeſſen
Den Kranz ihm von dem Haupt zu reißen ſich vermeſſen,
Und in dem Eiferſtreit, zu ſeiner eignen Schand,
(Verluſt war rühmlicher) unglücklich überwand.
Er braucht ein Gleichniß nicht zu einem Leitungsfaden,
Nein, ſondern nur den Kopf der Bürde zu entladen,
Womit die Wiſſenſchaft die drinnen ungeſchickt
Auf einem Haufen liegt, die ſchwache Hirnſchal drückt.
Und was noch fremder iſt, er braucht's im überführen,
Den zweifelnden Verſtand dadurch mit Macht zu rühren:

Obs gleich nicht auf dem Grund einförmger Sachen ruht,
Wie ein unſtreitiges bekanntes Beyſpiel thut.
Es iſt ein leichtes Ding, dergleichen umzukehren,
Sich damit wider den, der ſie erfand, zu wehren.
Ein ſolches Gleichniß iſt vielmehr ein Ungleichniß,
Und fället einen Mann mit ſeinem eignen Spieß.
Nach ſolchem nur allein iſt Lohnſteins Sinn gerichtet,
Es ſey, daß er ein Spiel von Traurenden erdichtet,
Das in dem Innerſten das Herz erſchüttern ſoll:
So iſts, an Seufzer ſtatt; von Gleichnißwörtern voll.
Es ſey, daß Marc Anton, daß Sophoniſbe ſprechen,
Pflegt unterm Umhang ſtets er ſelbſt hervorzuſtechen.
Sie zeigen Lohenſteins geehrte Schulfigur
In ſeiner eigenen unläugbaren Natur.
Als ſeine dunkle Sprach in Kieslingharten Tönen
Auf dem Parnaß erklang, erſchracken die Camönen:
So ſehr, als vor der Zeit, da Meiſter Klingsohr kam,
Und einen Ueberfall des Berges unternahm.
Sie flohen Schreckenvoll auf deſſen beyde Spitzen,
Und lieſſen Lohenſtein in ſeinen Sümpfen ſitzen.

Mit Lohnſteins Wiſſenſchaft, doch ſittſamer an Geiſt,
Kam Poſtel an den Fluß, der vom Parnaſſus fleuſt.
Homer, Euripides, nebſt dem Virgil und Taſſen,
Und andre Dichter mehr, die an dem Huſquell ſaſſen,
Entzündten ſein Gemüth, und führten ihm die Hand;
Umſonſt, dieweil ihm Bley gefeſſelt den Verſtand.
Er hat den Gratien kein Opfer abgeſchlachtet,
Und ihre holde Macht aus Kaltſinn nur verachtet.
Der Dinge gleiche Reih und wohlgeſtimmte Welt,
Die Taſſo nach Homer ſchön in einander hält,
Hat Poſtel aufgelöſt, das Theil vom Theil getrennet,
Daß jedes wiederum im erſten Chaos rennet.

Was dorten Wagerecht nach Spur und Bleymaaß ſteht,
Sich nach Geſetzen fügt und ſondert, kömmt und geht,
Verliert hier Spur und Ziel. Man geb ihm Ottoberten,
Von Hochbergs alterm Sohn, zum kleineren Gefehrten.

Auch du, o Amthor, biſt von Lohnſteins Stamm und Haus
Ein nicht geringes Haupt: doch ſiehſt du mager aus,
Wenn ſich dein kleiner Kopf mit Marons Helme decket;
Wie wenn ein Liebesgeck das welke Haupt verſtecket
In einen Wald von Haar. Die Stimm iſt leis und matt;
Wir greifen lauter Schwulſt und Wind an Fleiſches ſtatt:

„Eneas drang anitzt bis in des Waldes Mitten,
„Als ſeine Mutter ihm entgegen kam geſchritten.
„Es war ein Jungfernbild von Kleid und Angeſicht,
„Ihr leichter Waffenzeug auf ſpartiſch zugericht:
„So wie Harpalyce geſchmückt zu Pferde ſitzet,
„Wenn ſie den Thracergaul mit ſcharfen Sporen ritzet,
„Und ſelbſt des Hebers Strom im Lauf beſchämen kann:
„Nach gleicher Art war hier die Venus angethan.
„Sie gieng als Jägerinn, den Bogen auf dem Rücken:
„Ein lang und flatternd Haar ſah man die Scheitel ſchmücken:
„Die Kniee waren bloß: Ein Gürtel hielt den Reſt
„Des aufgeſchürzten Rocks durch ſeine Knoten feſt.
„Sie nahm das erſte Wort: Kam euch auf dieſen Wegen,
„Ihr Männer, keine nicht von meiner Schaar entgegen;
„Die Köcher, Pfeil und Spieß mit ſich herummer trug,
„Und einen bunten Luchs um ihre Schultern ſchlug;
„Und die ein ſchäumend Schwein, an dem ſie ſich gewaget,
„Mit munterem Gelaut allhier verbey gejaget?
„Hier ſchwiege Venus ſtill. Ihr Sohn verſetzte drauf:
„Es hält ſich keine hier von deinen Schweſtern auf.

Du

„Du aber, ſchönes Bild, wie ſoll ich dich benennen?
„Ich kann nichts irrdiſches in deinem Weſen kennen.
„Der Kehle ſüſſer Ton, den ſelbſt der Himmel ſtimmt,
„Zeugt, daß was göttliches auf deinen Lippen ſchwimmt.

* * *

Es tönte nicht ſo kahl, als Maron ſelber redte,
Gedank und Rede war erhaben, ſittſam, nette.
Wenn unter Marons Geiſt die deutſche Sprache fällt:
So hat ihn Amthors Schuld doch mehr als ſie verſtellt.
Die prächtge Sittſamkeit, die man am Römer ehret,
Ward hier in mattes Zeug, weitſchweifig, umgekehret.
Verſuche du, Elpin, der edlen Sprache Kraft,
Entdecke ihren Schatz in deiner Wiſſenſchaft:
In deinem Vers bekömmt vielleicht die deutſche Rede
Mehr Nachdruck und mehr Glanz und ſchallet nicht ſo blöde.

„Eneas nahm zu ſich Achates nur allein
„Und gieng mit ſtarkem Schritt tief in das Land hinein.
„Er wandelte getroſt auf ungebahnten Wegen,
„Da trat ihm Venus ſelbſt in fremdem Schmuck entgegen,
„Wie ſich das Frauenvolk zu Lacedämon kleidt,
„Und wie Harpalyce, gerüſtet zu dem Streit,
„Die Pferde müde jagt, und ſelbſt des Hebers Wogen
„Mit rennen überholt. Es hieng ein feiner Bogen
„Auf ihrem Schulterblatt, wie Jägers Sitten ſind,
„Die Locken waren los, und flogen in den Wind.
„Die Kniee ſtunden nackt, der Schweif von ihrem Kleide
„Mit Spangen aufgeſchürzt. Sahe ihr auf dieſer Heyde,
„Nahm ſie das erſte Wort, nicht irgend eins Magd,
„Mit Köcher und mit Pfeil, umgürtet zu der Jagd,
„Mit einem bunten Fell von einem Luchs behangen,
„Die vielleicht irre gieng, vielleicht mit beiſſen Wangen

„Und ſchallendem Gehetz ein ſchäumend Schwein gejagt?
„Gebt mir davon Bericht. Die Göttinn Venus fragt;
„Der Venus edler Sohn ertheilt ihr zum Beſcheide
„Mit zweifelndem Gemüth: Auf dieſer weiten Heyde
„Ward keine ſolche Magd anheut von uns verſpürt,
„Das Ohr von keinem Schall der Jagenden gerührt;
„O ſchönes Weib, wenn ich nur nicht im Namen fehle,
„Denn die Geſtalt läßt nicht, die angenehme Kehle
„Schallt nicht, wie eines Weibs, das ſterblich iſt, wie wir;
„Du biſt von Götterart; das Herz verſicherts mir.

* * *

Dieß ſind die Häupter nun, die weit und breit regierten,
Und eine lange Reih auf ihren Irrthum führten,
Geputztes, prächtigs Volk in güldenem Gewand,
Das mehr durch äußern Schein, als durch Verdienſt, bekannt.
Doch die verſaurte Stirn ſchien von verlohrnen Sorgen
Und Schulgelehrſamkeit manch tiefen Falt zu borgen.
Inzwiſchen aber blieb der Muſen reine Schaar
Von Freunden nicht entblößt, ihr Tempel und Altar
Nicht unbeſucht und leer, ihr Quell und Berg nicht öde.
Es fehlte nicht an Kunſt, Geſchmack, und ſchöner Rede.
Man wog noch hier und dort mit kunſterfahrner Hand
Die Süßigkeit des Klangs und trifftigen Verſtand.
Doch, Muſa, laß uns auch der Dichter Namen wiſſen;
Sie waren nur um Lob in deinem Dienſt befliſſen.

Zum erſten nennet ſie, o freyer Canitz, dich,
Der von des Hofs Gedräng in ſich hinein entwich,
Und mit gelindem Hohn der Narren ſittſam lachte.
Ein artiger Satir, der philoſophiſch dachte

Und

Und höflich lebete; ſein Vers iſt ſanft und leicht,
Wiewohl der Inhalt ſchwer; ſein Grund nicht trüb und
ſeicht;

Zween andre führt der Ruhm mit ihm auf einem Wagen,
Den hat uns Schleſien und den die Schweiz getragen,
Sieh Acht, wie der Affect in Günthers Rede blizt,
Wiewohl ihn die Vernunft mit eiſern Waffen ſchüzt.
Wenn er ſein Elend klagt, muß jeder ſich ergeben;
Nur um des Vaters Herz muß' Erz und Eiſen ſchweben.
Sieh dann, wie Haller dort mit ſtarkgeſetztem Muth
Verrätheriſche Blick ins Menſchen Buſen thut;
Und ſelbſt auch der Vernunft, die uns zu Menſchen machet,
So wie der Tugenden und ihrer Ohnmacht lachet.

Ihr Stylus ſticht hervor, nach ſehr beſondrer Art,
Des Schleſiers iſt ſtark, nachdrücklich, doch was hart:
Dieweil er ſtets ein Ding, das vor ſich nicht beſtehet,
Kein eignes Weſen hat, und nur mit andern gehet,
Als was ſelbſtſtändigs malt, mit Geiſt und Thun beſeelt;
Gut, wenns mit Maaß geſchieht. Wahr iſt es, er erwählt.
Ein metaphoriſch Bild durch glücklichen Verſtand
Von Landesübungen, und weiſt des Künſtlers Hand,
Indem er Sprüchen ſelbſt der Neuheit Anmuth borget,
Und alles fällt ihm ein, und kömmt ihm unbeſorget.
Des Schweizers Schreibart iſt von Gegenſätzen voll,
Die nicht, zum eiteln Putz, von Witzbegierde toll,
Ein ſeichter Geiſt erfand; die in der Sache lagen,
Und die die Wahrheit ihm zu ſchreiben aufgetragen;
Weil menſchlich Urtheil gern ſich ſelber widerſpricht,
Und wenn es nicht ſich ſelbſt, die That es leichtlich bricht.
Wenn dieſes edle Paar die ſanfte Laute rühret,
Wird Klang und Harmonie durch Bruſt u. Blut geführet;

Dann zeigt sich holde Lust, und ein vergnügtes Thun,
Die Sorgen schlafen ein, die schlimmen Wünsche ruhn.

Um ihren Wagen her seh ich drey andre hüpfen,
Und mit der Wahrheit Scherz, und Ernst mit Spott verknüpfen.
Den Dithmars, der vom Pers' und reichen Juvenal
Mit künstlichem Betrug viel schöner Federn stahl;
Den Holsten Wernike, der Wahr und Falsch nicht mengte,
Und seinen reinen Witz mit Unwitz nicht besprengte,
Der das geschminkte Nichts in Waldaus Lied erkannt,
Und ders auch ohne Furcht ein buntes Nichts genannt;
Der dritte kam hervor von den berühmten Linden.
Die Mutter seiner Zucht sich lehrreich zu verbinden.
Sang dieser ungefehr der Liebe keusche Glut,
„So trieb der Griechen Kunst die Flammen in das Blut.

Fünf andern scheint die Welt in prächtig-schönem Lichte,
Der Mensch ein würdger Stoff zu einem Lobgedichte.
Von Besser preist und singt, was ein entschloßner Held
Aus rechter Rache thut; bedeckt ein weites Feld
Mit Waffen und mit Streit, durchläuft der Ordnung Glieder,
Dehnt Reih und Flügel aus, und schliesset sie dann wieder;
Rückt anwärts, oder hält, fällt plötzlich in die Quer,
Selbst in dem wildsten Qualm wird ihm der Kopf nicht schwer.
Der Vers ist leicht und sanft, die Schreibart so bescheiden,
Daß sie recht furchtsam scheint, die Farben zu vermeiden;
Und was die Poesie mehr an Figuren liebt,
Was ihr den schönsten Glanz und Thun und Leben giebt.
Er schreibt, wie einer soll, der Weltgeschichte schreibet,
Und Zeugen stellen muß, bevor ihn jemand gläubet.

Ein

Ein Held iſt nicht allein im Sturm und Treffen groß,
Wenn ſein erhitztes Blut in allen Verſen floß,
Ein Held bleibt ſtets ein Held, auch im gemeinen Leben,
Und weis ſich ſelbſt im Spiel und Kurzweil zu erheben.
Solch einen Helden ſtellt uns König vor Geſicht,
Der in des Friedens Schooß ſich einen Krieg erdicht,
Den Kinder, Mütter, Bräut', und Frauen nicht beklagen.
Die ſo verſchiedne Art zu ſtürmen und zu ſchlagen,
Die tauſend Königen unſterblich Lob gebracht,
Hat er mit einem Heer und ſpielend nachgemacht;
Er ſie, du König, ihn. Wem iſt, wie dir, vergönnet,
Daß er der Pferde Köpf und Sitten alle kennet,
Du Pferdebändiger! Wenn denn die fromme Schlacht
Vergnügt vollendet iſt: So folgt in ſtolzer Pracht
Ein feyrlich Gaſtgebot in ſinnreich ſchönen Reihen,
Und unverwirrter Zahl. Was Aug und Kehl erfreuen,
Das Ohr vergnügen kann, hat hier der Seneſchall
Und Trugſäß wohl beſorgt. Pomp herrſchet überall.
Hier ſcheinen Pracht und Kunſt, den kühnſten Streich zu wagen,
Der höheren Natur zum Wettſtreit abzuſagen.
Der Vers iſt männlich zwar, jedoch geziert und zart,
Iſt ſittſam, doch beherzt, voll, doch nicht ſchwer und hart.
Nur könnt er hier und dar mehr von der Proſa weichen,
Und öfters ſeine Hand der ächten Dichtung reichen.

An einem andern Hof, nach einem andern Plan,
Setzt auch Heraus ſtark die Lobtrompeten an.
Er weis ein groſſes Lob durch ſeines Geiſts Vermögen
In einem höhern Licht im Ausdruck auszulegen.
Sein angefüllter Vers giebt den Gedanken nach,
Und iſt an Worten mehr, als an Begriffen ſchwach.

Ihm folget Preuſſens Pietſch und könnt ihn überſteigen:
Doch ſchädliche Begier, des Witzes Kunſt zu zeigen,
Tritt dem Verſtand zu nah, und fängt der Neigung Gang
Mit bleyern Armen auf. Nun ſtockt ſich ſein Geſang.

Mit ihnen im Begleit ſeh ich auch Gottſched gehen,
Der mir nicht kleiner deucht, und nicht darf ſchamroth ſehen,
Wenn er bey ihnen ſitzt, wiewohl er ſie verehrt;
Sein wahrer Held Auguſt iſt Opitzs Schreibart werth,
Iſt alles deſſen werth, was Gottſched ſonſt beſungen:
So weit iſts ihm durch Fleiß und Biegſamkeit gelungen.

Zu dieſen muß ich hier auch Neukirchs Namen fügen,
Nicht, daß er am Parnaß weit aufwärts ſey geſtiegen,
Nur, weil er ohne Furcht die kühne That gewagt,
Des Lohnſteins falſcher Lehr großmüthig abgeſagt,
Das, was er jung verehrt, im Alter ausgepfiffen,
Und mehr verworfen hat, als Hanke noch ergriffen.
Sonſt iſt ſein Telemach fürwahr derſelbe nicht,
Von welchem Fenelon nach dem Homerus ſpricht.
Der wahre Telemach war an Geſtalt und Weſen
Und Sitten königlich, ſein Ausdruck auserleſen,
Dem Mann und Ding gemäß, geſetzt und wohl bedacht:
Des Neukirchs ſeiner ſcheint entblößt von edler Pracht,
Von ſehr gezwungnem Gang, verſtört an Stirn und Mienen.
Die Rede muß dem Ton und nicht der Sache dienen,
Iſt unſtet und verſtellt. Doch Muſa, laß uns ſehn,
Und Neukirchs Telemach ſelbſt auf der Bühne ſtehn.

„Calypſo weinte noch. Ulyſſens hartes Scheiden
„Gieng ihr an Seel und Herz. Was bey ſo bittrem Leiden

Unüber-

„Unüberwindlich ſchien, ſtets neuen Schmerz gebahr,
„War leider! daß ſie nicht, wie Menſchen, ſterblich war.
„Ihr kühles Grottenwerk ſprang ohne Klang und Lieder:
„Die Nymphen ſchlugen nur die blöden Augen nieder;
„Sie ſelber ſchwieg und ſah' der Floren reiche Bahn,
„Die hier beſtändig blüht, oft aber traurig an.
„Denn alle Luſt war hin. Klee, Majoran, Narciſſen,
„Und was ſie nur betrat, das ſprach auch von Ulyſſen,
„Dem ſie vor kurzem noch hier gegen über ſaß;
„Der hier ſo oft mit ihr an einer Tafel aß.
„Sie ſtund offt unbewegt hart an des Meeres Füßen.
„So viel es Wellen warf, ließ ſie auch Thränen fließen;
„Und Auge, Sinn und Herz war ſtets dahin gewandt,
„Wo jüngſt Ulyſſens Schiff und er zugleich verſchwand.
„Indem ſie weint und ſeufzt, kömmt auf den Waſſerwogen
„Hier eine Ruderbank, und dort ein Maſt geflogen:
„Der angeſchwemmte Sand, der ſie vorhin erſchreckt,
„Wird plötzlich um und um mit Segeln überdeckt,
„Sie ſiehet Balken, Thau, und halbgebrochne Stangen,
„Die alle Zeugen ſind, was Aeolus begangen.
„Sie ſiehet weiter hin zwo Menſchen an der See.
„Des einen graues Haupt ſchien weiſſer, als der Schnee;
„Der andre ja wohl jung, doch lang und auserleſen,
„Und herzhaft, wie der Fürſt von Ithaka geweſen.
„Sein königlicher Gang entdeckt ihr nach und nach,
„Es ſey Ulyſſens Sohn, der muntre Telemach.
„Allein ob Götter mehr, als Menſchen gleich ergründen;
„Kann doch Calypſo nicht mit allem Witze finden,
„Wer der von Majeſtät und Anmuth doch dabey
„So ſehr gezierte Greis an ſeiner Seite ſey.
„Denn was der Oberrath der Götter nicht gewillet,
„Den Niedern kund zu thun, bleibt dieſen auch verhüllet:

„Und

„Und also war noch nicht Calypsen offenbar,
„Daß Mentor, den sie sah, Minerva selber war.
„Gleichwohl lacht ihr das Herz, daß sie nach soviel Wunden
„Im Telemach das Bild Ulyssens wieder funden:
„Und daß auf gleicher See, die ihr den Vater nahm,
„Der Sohn durch Wind und Sturm an ihre Greuzen kam.
„Sie gehet auf ihn zu, mit dräuenden Geberden.
„Was will, was, spricht sie, soll aus dieser Kühnheit werden?
„Weist du Verwegner nicht, wie fremde du auch bist,
„Daß, wer mein Land betritt, des blassen Todes ist?
„Sie suchte durch dieß Wort, voll Grimm und voller Schrecken,
„Der Freude süssen Trieb arglistig zu verstecken:
„Die dennoch mit Gewalt ihr aus den Augen brach:
„Als Telemach darauf, wer du auch Schönste, sprach,
„Mensch oder Göttin bist, (ob gleich aus deinem Blicke,
„Die Gottheit leicht erhellt,) kann wohl mein Ungelücke,
„Das mir den Vater nahm, und mich zu mehrer Pein
„An diese Klippen wirft, dir unempfindlich seyn?
„Was für ein Vater? fuhr Calypso fort zu fragen.
„Ulysses, sprach der Prinz: Mehr brauch ich nicht zu sagen.
„Du hast, o Göttin, ja von Helden wohl gehört,
„Die zehen Jahr gekriegt und Ilium zerstört.
„Er war von ihrer Zahl. Sein Nam ist aller Enden
„Von Griechen hochgeacht: Die Kraft von seinen Händen
„Hat Asien gefühlt; und war es rathens Zeit,
„So überwog sein Witz noch seine Tapferkeit.
„Jetzt schwimmet er verirrt auf wilden Meeres-Wellen:
„Streicht alle Tiefen durch bis an die Kluft der Höllen,

Und

„Und ſucht ſein Vaterland, das dennoch, wie es ſcheint,
„Vor meinem Vater flieht.
Dieß iſt nicht Telemach, den Fenelon gepfleget,
Und ihm Gedank und Wort in Haupt und Mund geleget,
Da eines allezeit fürs andre ſcheint gemacht,
Gleich wie ein enges Wamms, der alten Deutſchen Tracht,
Sich an die Glieder ſchleußt, und die Geſtalt entdecket,
Die unſre Kleidungsart mit Wallfiſchbein umſtecket.
Du, neue Muſa, ſprich, wie redte Fenelon?
Wie bindet er in eins Gedanken, Wort und Ton?

* * *

„Calypſo grämte ſich mit Sehnſucht und Verlangen,
„Seitdem der muntre Held Ulyſſes fortgegangen.
„Sie wünſchte bey ſich ſelbſt ein ſterblich Weib zu ſeyn,
„Denn die Unſterblichkeit verewigte die Pein.
„Man hörte ſie nicht mehr, wie ehmals, lieblich ſingen,
„Noch von der ſüſſen Laut' ihr Grottenhaus erklingen.
„Sie nährte ihren Gram und nahm es übel auf,
„Stört' etwan eine Nymph des werthen Schmertzens Lauf.
„Sie gieng die meiſte Zeit nachſinnend, unbegleitet,
„Auf der beblühmten Fluhr, die rund-um ausgebreitet,
„Wo mit dem weiten Meer ihr ſchönes Eyland grenzt,
„Und jede Jahrszeit durch der Frühling ewig glänzt:
„Doch dieſer ſchöne Platz, an ſtatt ſie zu erfreuen,
„War nur allein bequem, ihr Leiden zu erneuen,
„Er bracht ihr in den Sinn, wie oft hier Hand in Hand,
„Ulyſſes ſie geführt. Oft ſtund ſie an dem Strand
„Als unbeweglich, ſtill, die Augen voller Zähren,
„Indem dieſelben ſtets ſich nach der Spitze kehren,
„Wo ſie Ulyſſes Kahn auf dem entfernten Meer

„Aus

„Aus dem Geſicht verlohr. Dort ſieht ſie ungefähr
„Den überbliebnen Reſt von einem Schiffeskiele,
„Den die Gewalt des Sturms mit ungeſtühmem Spiele
„Zerbrochen und zerſtreut, zerriſſen Maſt und Rhee.
„Hernach erblicket ſie zween Männer in der See.
„Den einen ſchmückten ſchon der Weisheit graue Haare,
„Im andern blühten noch der Jugend Frühlingsjahre.
„Sein Thun und Weſen war erhaben, edel, reich,
„Voll Anmuth, Freudigkeit, Ulyſſes ſeinem gleich.
„Der Göttin wars auch leicht den Prinzen zu erkennen,
„Er war Ulyſſes Sohn.
„Nur ſeinen Mitgeſell erkannt' ihr Auge nicht,
„Wiewohl es göttlich war. Ein Gott von höherm Licht
„Kann den geringern leicht, was ihm beliebt, verhalten.
„Und Pallas, welche hier in der Geſtalt des Alten
„Den Prinz begleitete, wollt' unerkennbar ſeyn.
„Inzwiſchen holten ſie das Ufer ſchwimmend ein.
„Die Göttinn ſchaut erfreut den anderen Ulyſſen,
„Und dankte Sturm und Wind, die ihn hierher verſchmiſſen,
„In ihr Gebieth und Reich. Sie gieng zu ihm hinan,
„Verbarg, daß ſie ihn kannt, und redt' ihn zornig an.
„Was macht dich ſo beherzt an meinem Strand zu landen,
„Vermeßner junger Menſch? Niemand entrinnt den Banden
„Wer mein Gebieth betritt. Alſo bedroht ſie ihn.
„Umſonſt, denn ihr Geſicht verrieth des Herzens Sinn
„Mit ſeiner Heiterkeit, und ſtralte nur von Güte.
„Ulyſſens Sohn verſetzt mit zweifelndem Gemüthe;
„Weib oder göttlichs Bild! Jedoch die Majeſtät,
„Der göttlich-hohe Glanz, und was dich ſonſt verräth,
„Läßt keinem Zweifel Raum, o wahre Göttinn, ſchone!
„Bezeige deine Gnad' an einem treuen Sohne,

„Den

„Den Blut und Frömmigkeit den Vater suchen hieß,
„Und nur des Unglücks Hand an diese Klippen stieß.
„Wer ist dein Vater denn, begehrte sie zu wissen,
„Den du so fleißig suchst? Er nennet sich Ulyssen,
„Erwiedert Telemach, Laertens kluger Sohn,
„Der mit der Heldenschaar das starke Ilion
„Zehn Jahre lang bekriegt. Von seinem höhern Ruhme
„Erschallt ganz Grácien nebst Priams Fürstenthume;
„Erhebt, was er im Kampf verrichtet mit der Hand,
„Doch mehr, was er im Rath vollzogen durch Verstand.
„Jetzt irrt er auf der See; so weit ihr Arm nur reichet
„Besucht er jede Bay; vor ihm, so scheint es, weichet
„Und flieht sein Vaterland.„

† † †

Also redt Fenelon,
Und bindet so in eins Gedanke, Wort und Ton:
Ein jedes sitzet fest in seinen eignen Schranken,
Der Ton zeigt nicht das Wort, das Wort nicht den Gedanken.

* * *

Sprich Musa! Wer ist der, der so alleine kömmt?
Brocks, der kein schlechter Lob auf seine Flügel nimmt,
Als nur des Schöpfers selbst. Merkt wie im Theil und Ganzen.
In Sternen, Feuer, Luft, in Früchten, Blumen, Pflanzen,
Sich Farbe, Schmuck, Gestalt, und Art so vielfach weist,
Als vielfach Gottes Kunst und unerschöpft sein Geist.
Dennoch hat der Poet in Theilen und im Ganzen
In Sternen, Feuer, Luft, in Früchten, Blumen, Pflanzen,
Die Farbe, Schmuck, Gestalt, der bildenden Natur
Durch manch geschicktes Wort und fruchtbare Figur

So vielfach vorgeſtellt, daß ſich vor ſeinen Bildern
Die Dinge noch ſo tief im Aug und Hirne ſchildern.
Begreif dich, dieſes Lob verliert der Wahrheit Spur;
Ein ſolches Lob gereicht zum Vorwurf der Natur.
Das beſte Meiſterſtück iſt nur von ihr ein Schatten,
Wie gerne Schmeichler auch Natur- und Kunſtwerk gatten.
Sie iſt die älteſte, entſprang aus Gottes Haupt,
Das, was die Kunſt vermag, hat ſie von ihr geraubt.
Wie ſie die Kargheit haßt, ſo flieht ſie das verſchwenden,
Iſt reich an mancher Art und prächtig aller Enden:
Doch in gewiſſer Maaß, und ihrer Abſicht nach,
Nicht an dem Ausputz nur, am Weſen tauſendfach.
Und wer die Kunſt mit ihr vermeynet zu vergleichen,
Der kann durch ſeinen Fleiß und Müh nicht mehr erreichen,
Als daß er jener Schwäch' und Plumpheit uns entdeckt:
Was aber prächtiges und hoh's in dieſer ſteckt,
Um keinen Grad erhöht.
Hat Brockes alles dieß in ſeiner Bruſt erwogen,
Und nie mit falſchem Putz Natur und Licht betrogen,
Und die Verwunderung, ſo ſie in uns gebiert,
Sammt der geheimen Luſt, womit ſie Herzen rührt,
Mit Proſa-gleicher Red' und Sprüchen nie gehindert;
Mit Vortrag ohne Brand und Anmuth nie vermindert,
So ſag ich: Brockes iſt von göttlichem Geſchlecht,
Die Menſchheit mißt an ihm ihr allgemeines Recht.
Undankbarn! ſteht ihr an, ein Denkmaal ihm zu bauen,
Sein Bild in Marmorſtein und in Porphyr zu hauen?

Brocks iſt der letzte nicht, ich ſehe vor der Thür,
Die aus der düſteren letheiſchen Revier,

Wo das Vergeſſen herrſcht, ans offne Tagslicht führet,
Ein Heer von Dichtern ſtehn. Wann die Natur ſich rühret,
Und ihre Frühlingsluſt in Thier' und Menſchen ſenkt,
Wie dann das Bienenvolk ſich um die Fluren drengt:
So wimmelts um das Thor von künftigen Poeten,
Die itzt noch unberühmt an Lethens Ufer treten.
Ich kann ſchon einige, die nächſt am Thore ſtehn,
Mit einem ſtarken Schritt heranwärts gehen ſehn.
Theils ſpornen ſchon den Grund und breiten ihre Flügel,
Die Kraft verſuchend aus, verlachen Thür und Riegel.
Ihr Geiſter guter Art, du muntre junge Schaar,
Weint nicht, daß aller Ruhm euch vorgelaufen war.
Euch bleibt zu neuem Ruhm noch manche Schreibart offen:
Viel Dichtungsarten hat kein Deutſcher noch getroffen.
Ein jeder prüfe ſich, und meſſe ſeine Kraft;
Die Neigung ſeines Sinns, und Geiſtes Eigenſchaft,
Und dann erwähl' er erſt, was er beſingen wolle,
Und lerne, welchen Styl er an ſich nehmen ſolle,

Molierens Lorbeer bleibt noch immer unberührt,
Der manchen ſtolzen Geck im Schauplatz aufgeführt;
Und deren Red' und Thun ſo lebhaft nachgemachet,
Daß ſie darüber oft unwiſſend ſelbſt gelachet.
Das iſt ein Werk für dich, der du den Menſch geſehn,
Nicht ſeine Rinde nur; weiſt wie ſie ſich begehn,
In jedem Amt und Stand; wie vielfach Herz und Sinnen,
Was da für Lebensgründ' und Regeln ſich entſpinnen;
Wie jeder nach dem Wunſch des Herzens denkt und glaubt,
Und eine Sittenlehr zum eignen Brauche ſchreibt.

Nur laß dich die Begier nach Beyfall nicht verleiten,
Auf Pöſſen ohne Witz und Tugend auszugleiten.
Verachte, biſt du groß, des Pöbels eiteln Ruhm,
Und laß ihm Weiſ' und Gryph zu ihrem Eigenthum.

Im Fall dein Geiſt ſich mehr für Klagetöne ſchicket,
Und kenneſt du die Macht, womit das Schickſal drücket,
Des Himmels Rache ſchlägt; wie auf den Pfaden oft
Das Schickſal einen findt, wo mans zu fliehen hofft,
Weiſt du, was einem Held, auf den das Unglück ſtreichet,
Der Leute Gunſt erwirbt, was ihr Gemüth erweichet,
Durch was für Umſtand ſich ein Unfall höher ſchwellt,
Daß er mit mehrer Laſt den Hörer überfällt;
Daß nicht ein Nebenwerk die Hauptbegegniß hindert,
Noch fremde Leidenſchaft die nöthige vermindert.
Weißt du, mit was für Kunſt des Dramatis Geſchicht
Geſchwind und ohne Zwang im Schauplatz wird verricht,
Geſpielt und nicht erzählt, wie die Begebenheiten
Aus einem feſten Grund, verknüpft, herauszuleiten:
So lege den Cothurn, den griech'ſchen Stiefel, an,
Und ſchmeichle deinem Sinnn mit nichts geringerm dann,
Als ein geſammtes Volk durch ſchmerzliches Ergetzen
In der Affecten Hitz ſchier aus ſich ſelbſt zu ſetzen.
Dann ſtärke deinen Muth zum Fall der Opera,
Dann ſchlag die Augen auf, dieweil ihr Ende nah.
Ob noch ſo mächtige Maſchinen ſie beſchützen,
Ob hier die Götter gleich auf trocknen Wolken ſitzen,
Ob gleich Amphion hier mit einem Orpheus ſingt,
Und Wild, und Wald, und Berg, der Zauberton bezwingt.
Bisher that man zu viel für die geringern Sinnen,
Nunmehr ſey man bedacht die höhern zu gewinnen.

Fühle

Fühlt jemand in der Brust den dublerischen Geist,
Der ihn der Schönheit Macht und Sitten singen heißt,
Der kann dieß Thema selbst, das jede Feder führet,
In einem Licht besehn, das niemand noch berühret;
Wann er beyseite setzt der Liebe ird'schen Brand,
Ihr äußerliches Thun und wandelbaren Stand,
Wann er die Liebe malt, die im Verstand entspringet,
Die nur ein Weiser fühlt, der sich zum Himmel schwinget,
Wo du, der Schönheit Quell und ew'ger Brunnen bist,
Von dem die weibliche ein blosser Ausfluß ist.
Von dieser Schönheit ward Petrarcha angesteckt,
Und sah ihr himmlisch Bild in Laura dünn verdeckt,
Die Aufwart, die er macht', ist aus der maßen rein,
Wie seiner Sehnsucht Art und die Gedanken sein;
Als die nicht an der Haut und Farb' alleine kleben,
Besonder tiefer gehn und um das Innre schweben.
Petrarcha war erfüllt mit ihrem Ruhm und Preis;
Als Gott, mit diesem Schmuck der Himmelsballen Kreis
Mehr zu verherrlichen, sie bald zurück genommen:
Zumal sie auch zuerst aus seiner Hand gekommen.

Hat irgend die Natur in jemands Seel gesenkt
Die Hoheit von Verstand, womit sie selbst gedenkt;
Hat sie sich ihm entkleidt, die Regeln aufzudecken,
Wie Zeil' und Reihenweis die Ding in Dingen stecken,
Ein Rad im andern Rad: demselben ist vergönnt,
Daß er das Meisterstück der Poesie beginnt.
Erscheine, grosser Geist, und singe Ding' und Thaten,
So theils die Zeit begrub, theils ihr noch nicht gerathen.
Ergänz, was sie verbarg, bring vor der Zeit herbey,
Was einmal kommen soll, in einer neuen Reih.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19121/046

Was jemals die Natur vom Wunderbarn und Großen
In Engeln, Geistern, Mensch, und Körpern eingeschlossen,
Was in den Neigungen und Thaten hohes steckt,
Liegt offenbar vor dir, entwickelt, unbedeckt.

Doch eh du noch den Geist in diese Höhe wagest
Und der Natur Gewicht auf zarten Flügeln tragest,
So steure deinen Flug mehr nach dem niedern Land,
Und fürchte das Geschick, das Phaeton verbrannt.
Setz ihm ein kurzes Ziel, sing die getreue Kerze,
Die Zeuginn keuscher Glut und buhlerischer Scherze;
Erheb des Schwimmers Lob, den bey geheimer Nacht
Ein ungebahnter Weg zu seiner Braut gebracht.
Besing das Hochzeitbett, das in den frühsten Stunden
Aurorens lichter Stral des Morgens nicht gefunden;
Sing blühender Poet von Abydos und Sest,
Wo Eros ingeheim begieng ihr Hochzeitfest.
Laß itzt Leanders Arm zum schwimmen sich bereiten,
Und schwing der Fackel Brand, ihn durch die See zu leiten,
Die Liebesheroldin, die von der Venus kömmt,
Zu melden daß er schon im sichern Anfuhrt schwimmt.
Ein Wunder, daß der Fürst, der auf Olympus thronet,
Sie nicht mit einem Sitz im Sternenfeld belohnet,
Und dem verliebten Volk zur Trösterinn geweiht,
Weil sie mit solcher Treu ihr irdisch Amt bekleidt:
Eh daß ein strenger Wind sich wider sie empöret,
Und in dem stillen Dienst der Liebe sie gestöret.
O Dichter! sing dann auch des Schicksals bittre Macht,
Das ihre Glut verlöscht' und ihn ums Leben bracht.

Dort wo hier Abydos am Ufer prächtig stehet,
Wo gegenüber Sest sich gleich so stolz erhöhet,

Setzt

Setzt Amor vor der Zeit den Bogen an die Bruſt,
Und ſchläget einen Pfeil, getaucht in ſüſſe Luſt,
Nach beyden Städten an. Zwey zärtlich-edle Herzen
Empfanden alſobald noch nie gefühlte Schmerzen.
Ein wohlgemachter Herr, und ein holdſeligs Kind;
Er war von Abydos, und die, ſo ihn entzündt,
Von dem gezierten Seſt; der artige Leander
Und Ero, von Natur gewidmet für einander.
Freund, trägt dich ohngefehr der Weg an jenen Strand:
So frage nach dem Thurm, wo Ero vormals ſtand,
Die Fackel in der Fauſt, die vor Leandern brennet;
Beſuch den engen Sund, der beyde Städte trennet,
Und heut Leanders Tod und Liebe noch beweint.
Allein, was für ein Glück hat dieſe zwey vereint,
Wie kamen in ſein Herz der Ero ſüſſe Triebe,
Und wie vermocht er ſie zu ſeiner Gegenliebe?
Die holde Ero war ſehr edel von Geſchlecht,
Der Venus Prieſterinn: des Ehſtands altes Recht
War ihr noch unbewußt, ſie wohnt' in einem Schloße,
Das unten an dem Fluß des Meeres Fluth begoße;
Der Venus Ebenbild. Aus eingepflanzter Zucht
Vermied ſie den Beſuch und ward auch nicht beſucht.
Sie äußerte ſich ſtets von Luſt- und Tanzballeten.
Aus Furcht ſie möchte da dem Neid zu nahe treten,
Der da vor andern gern die ſchönen Leute plagt;
Dafür befliß ſich nur die wohlgezogne Magd
Ein Rauchwerk von Gewürz der Venus anzuzünden,
Und ſich mit Fleiß und Dienſt die Göttinn zu verbinden,
So wohl als ihren Sohn. Sie ſcheut die Mutter ſehr,
Doch fürchtete ſie noch des Knaben Köcher mehr,
Worinn entflammte Pfeil' in vielen Reihen ſitzen;
Allein nichts konnte ſie vor ſeinem Willen ſchützen.

Das Feſt war itzo da, das das andächt'ge Seſt
Der Venus und Adon zu Ehren feyern läßt.
Dahin eilt mancher Trupp von allen Nationen,
Die längſt dem Meere hin, und auf der Inſel wohnen.
Ein ſchöner Hauſe kam von Venus Cypern her,
Ihr werthes Paphos blieb von holden Töchtern leer.
Die auf des Libanons gewürzte Kräuter treten
Und wer in Phrygiens hoch-aufgethürmten Städten,
Wer zu Abydos wohnt, der Nachbarin von Seſt,
Die kommen insgeſammt zu ihrer Göttinn Feſt. = = =

Jedoch genug ſo weit, der Vers wird immer blöder,
Und droht mit nahem Fall der unberedten Feder:
Die Folge des Gedichts erfordert einen Mann,
Der nach Muſäus Art ein Kind bedienen kann.
Muſäus ſang zuerſt von Ero Liebesmähre,
Es ſchien als ob ſein Vers von Anmuth fruchtbar wäre,
Die von der Muſen Mund, wie Honig, überfloß,
Und griechſche Höflichkeit auf alle Blätter goß.

Doch ſcheint dir dieſer Stof zu einfach und zu enge,
Vielleicht für deinen Ernſt zu buhleriſch und zart,
Denn deine Mühe liebt Vielfältigkeit und Menge,
Und fühlet einen Geiſt von männlich- zarter Art:
Wohlan, erwähl ein Werk im weiterm Inbegriffe,
Von höherm Schall und Pomp.
Laß uns des Yſtroms Lob in Schilderrahmen ſehn,
Die auf dem Vördergrund in lichten Flammen ſtehn,
Und in die Ferne dann mit abgeſetzten Stralen
Die Ausſicht und Verſchieß in der Vertiefung malen.
Erhöh den reichen Fluß nach Schilderer Gebrauch;
Und bringe Licht und Glanz aus Dunkelheit und Rauch

Gleich-

Gleichwie der Morgenstern, wenn andre Sterne sinken,
Und itzt mit welkem Haupt am blauen Himmel blinken,
Als aller Oberhaupt, mit größerm Schimmer glänzt,
Und alle übertrifft, und all ihr Heer umkränzt:
Also verbinde du in deinem Stromgedichte
Ein künstlich Bilderwerk der Fabel und Geschichte,
Worauf der Ystrom stets im hellsten Feuer glüht,
Und einen langen Pomp von Strömen nach sich zieht.
Laß tausend Schiffe sich darauf in Ordnung stellen,
Die einen Schattenwald auf beyde Ufer fällen:
Wie man in freyer Luft ein Heer von Schwanen sieht,
Das sich in Glieder fügt, und nach der Tactkunst zieht.

Wenn du mit diesem Werk den Geist zuerst gewetzet,
Und seine Kunst und Stärk' auf die Capell gesetzet,
So wage deinen Fuß auf des Homerus Bahn,
Und greif das grosse Werk geübt und tapfer an.
Alsdann sey dir erlaubt, den Schiffer abzureißen,
Der uns mit leerer Hand noch eine Welt verheißen.
Wiewohl die große Gab, die er so kühn verhieß,
Europa lange Zeit mistrauisch von sich stieß:
So melde, wie er doch zuletzt in See gegangen,
Was auf dem neuen Meer für Wunder ihn empfangen;
Als seine Flotte nun im alten Ocean
Den nie betretnen Pfad versucht', und um und an
Nur Luft und Wasser stund, war auf des Meeres Rücken
Manch wunderbar Gesicht von Seevolk zu erblicken;
Wie Triton, Proteus, und Glaucus anzusehn;
Und manche Nereis und singende Syren
Von seltsamer Gestalt. Sie sahen voll Vergnügen,
Mit Fittichen von Tuch das neue Wunder fliegen.
Der Tag und folgende vergönnte Sterblichen

In körperlicher Tracht Unſterbliche zu ſehn,
Die aus der See hervor bis an die Hüften ragten,
Und um Colombi Schiff einander ſpielend jagten:
Bis er das vor der Zeit nur fabelhafte Land,
Das ſelbſt der Vögel Heer vor dieſem niemals fand,
Das die Natur verdeckt, der Ocean umfloſſen,
Durch Arbeit und Gefahr großmüthig aufgeſchloſſen.
Er warff itzt voll Begier den Anker in den Sand,
Und drückt den großen Tritt auf das erfundne Land;
Indem er wunderns-voll den Himmel dorten ſiehet,
Der ungewöhnlich hell mit fremden Sternen glühet.
So bald die neue Flott durch jenen engen Sund
In Panama gelandt, und jetzt am Ufer ſtund,
Lief ſtracks ein Hofgerücht: Aus einem andern Feſten
Käm' ein gebärtet Volk auf ſchwimmenden Palläſten,
Nicht ſchwärzlich, ſondern weiß. Ein kalter Schauer fuhr
Durch Atabaliba: Zugleich ließ die Natur
Zwey Unglückszeichen ſehn. Des Königs Thron erbebte
Dreymal, und zitterte, und um das Schloßdach ſchwebte
Dreymal ein todtes Feur. Und hätte dazumal
Den König nicht gehemmt des Schickſals höhre Wahl,
So hätt' er nicht verſäumt, die Flott' in Brand zu ſetzen,
Und alles Volk am Strand zu opfern ſeinen Götzen.
Dann würde itzo noch das Schloß von Cuſco ſtehn,
Wir würden itzo noch ſein Magokappe ſehn.

Damit auch dein Gedicht nicht menſchlich und gemeine,
Damit es dir bey Nacht geoffenbaret ſcheine,
So führe Geiſter ein, verſchieden an Geſtalt,
An Farbe, Wiſſenſchaft, an Tugend und Gewalt,

Die

Die Körper angelegt, die Werke ihrer Sinnen,
Die Liebe oder Haß erzeuget, zu beginnen.
Der Handlung, die du ſingſt, erhabenes Gewicht,
Woran America mit ſeiner Freyheit ligt,
Iſts werth, daß Engel ſelbſt mit ſorgensvollen Blicken
Nach ihrem Ausgang ſehn, und die Geſchicht beſchicken.
Von dir erwartet man, daß du der Wiſſensluſt,
Die unerſättlich reizt, ein ſüßes Gnügen thuſt.
Bericht denn, wie und was in einer höhern Sphäre
Gedacht wird und gethan; Erweitre und vermehre
Des Wiſſens ſchmalen Schrank. Dir iſt nicht unbekannt,
Was jene Schaar beginnt, mit der dein Geiſt verwandt,
Die durch dieß Ganze fliegt, zwar ſtill und ungeſehen;
Denn auf dem Leiterwerk, worauf die Weſen ſtehen,
Fängt, wo du dich befindſt, der Geiſt und Engel an,
Hört Menſch und Körper auf. Du findſt in dir den Plan,
Was ſie ins Himmelsſaal, im tiefen Thal der Höllen,
Und in der Sternenwelt bemüht ſind zu beſtellen,
Geſetzt, daß dein Gedicht, vom Grund der Wahrheit weicht,
So hänget es gleichwohl, ſo fern das Wiſſen reicht,
An einer Ketten feſt, woran kein Ring verfehlet:
Und Wolf, dem die Natur die Weisheit vorgezählet,
Kann nichts darinne ſehn, das ſelbſt ſich widerſpricht;
Und ſeine Meynung gilt nicht mehr als dein Gedicht.

VIII.

Von der Art im Deutſchen die Nomina Adiectiua zu decliniren.

Etliche unſerer neueſten Sprachlehrer ſetzen davon dieſes Schema. *Sing.* N. e durch alle genera. G. en durch alle genera. D. auch

ſo. Acc: **en**, e, e. *Plur.* durch alle genera und caſus **en**. Sie gehen darinn den vorigen und älteren Grammaticis nach, und reden zugleich ſamt denſelbigen von dieſer Declinirart alſo, daß man daraus nicht anders ſchließen kann, als daß ſie insgeſammt, ſo viel mir bekannt ſind, dieſe Art für die den Adiectiuis eigentlich zukommende Declinirung halten. *Schottelius* in ſeiner kurzen Manuduction zur Etymologie, nennet p. 95. ausdrücklich die Endung des Genitiui und anderer caſuum auf en, ihre **natürliche** Endung. D. **Steinbach** in der Anweiſung zur deutſchen Sprache, nennet pag. 34. die in dem ſchemate vorgeſtellte Art, declinationem *ordinariam* Adiectiui.

Ich nehme dagegen auf mich zu beweiſen, daß vielmehr die andere Declinirart, wenn ſie nemlich durch und durch die Endungen der Artickel und der pronominum adiectiuorum haben, ihre ordentliche, natürliche und eigentliche Declinirung ſey: Und daß, wann **Bödiker** in ſeinen Grundſätzen (pag. 63. der erſten Ausgabe) das Adiectiuum mit den Endungen des Artickels nennet *natiuum* (und pag. 195. primum) aber mit der Endung **en** *ſeruum;* dieſe Benennungen ſehr geſchickt den wahren Unterſcheid der zwo üblichen Declinirarten anzeigen: wiewohl nach pag. 55. und 56. zu urtheilen, wider ſeinen Sinn.

Fürs erſte hat man Urſache zu fragen, welche dann die eigentlichen **Endungen** im *Vocatiuo* ſeyn ſollen, welcher in dem ſchemate ausgelaſſen iſt? Auf ſolche Frage wird man nothwendig die Endungen **er**, **e**, **es**, kennen müſſen, weil im Vocal keine andere gebräuchlich ſind: maßen kein Pronomen, welches von demſelben ſtatt hat, jemals daſelbſt (ich meyne, im Voc. ſing.

an den Nominibus adiect. eine Aenderung machet oder veranlasset; dagegen jenes selbst wohl eine Aenderung leidet, und seine ganze Endung fahren läßt,(wovon hinten.) Also sagen wir: **Mein lieber Sohn. Mein liebes Kind.**

Nun fraget sichs weiter, woher der Vocatiuus solche Endungen habe. Ich wüßte nicht, was man hierauf anders antworten könnte, als: von seinem Nominatiuo. Mit demselben muß er ja nach einer allgemeinen Regel, einerley Endungen haben. Aus welchem Grunde ohne Zweifel **Schottel** in seinem Werke pag. 235. §. 2. die drey **Endungen des** *Nominatiui* **auf er, e, es,** erkennet. Sind das nun die eigentlichen Endungen im Nominatiuo, so müssen davon oder darnach alle die andern casus ihre eigentliche Abfälle bekommen: Und also diese ganze Declinirung, wie ferner erwiesen werden soll, nicht anders beschaffen, als der Artickel und Pronominum adiectiuorum.

Hierauf schreite ich zu meinem **zweyten Beweise,** welcher ebenfalls in etlichen Stücken bestehet. Es ist unleugbar 1) daß die Pronomina adiect. im declíniren allesammt, wiewohl nicht allezeit, jedoch ofte sich also endigen, wie die Artickel. 2) Daß sie zum Theil, als: **Dieser, welcher;** niemals sich anders endigen, und daß die Termination **en** ihnen sonst nirgends iemals zukömmt, als in den dreyen casibus, worinn der erste Artickel (hier und hinführo muß ich nur diesen nennen und verstehen, weil der andere keinen Pluralem hat) sich darauf endiget. 3) Auch außer denselbigen nicht zukommen könne, und zwar deßhalben, weil niemals vor ihnen der Artickel, oder ein ander Pronomen zu stehen kömmt, weßwegen sie müßten oder könnten die Endung

ändern.

ändern. Hieraus schließe ich, daß die Endigung des Artickels, ihre (der Pronominum adiectivorum) eigentliche Endungen im decliniren seyn, weil sie nemlich zum Theil eine andere haben.

Daraus folgere ich weiter, was mein Zweck ist, daß, da der Gebrauch den Nominibus adiect. im declíniren den Endungen zween unterschiedene Arten giebt; diejenigen müsse ihre ordentliche natürliche und eigentliche Declinirart seyn, welche sie mit jenen (den Pronominibus adiectiuis) gemein haben, und womit sie beyderseits dem Artickel nachgeben.

Die **Declinirung selbst** nun aufs einfältigste zu zeigen: So bestehet der erste Artickel durch und durch aus dreyen Buchstaben. Davon setzen die Nomina adiectiua den andern und dritten an sich, nur nicht das i mit dem e, sondern e allein: auch nicht a mit s, sondern e für a: Damit sie aller Orten in den Endungen einen und einerley Vocal haben mögen. Und dieß ist bey ihnen nichts besonders, sondern eben das, was man bey dem andern Artickel und den Pronominibus adiectiuis antrifft: wie folgendes schema vor Augen leget. *Sing.* N. er, e, es. G. es, er, es. D. em, er, em. Acc. en, e, es. V. wie N. Ab. wie Dat. *Plur.* N. e. G. er. D. en. Ac. und V. wie N. Ab. wie D.

So machen dann die Nomina adiect. ordentlicher und natürlicher Weise ihre Declinirendungen mit den letzten Buchstaben des Artickels, d. i. die den seinen gleich sind, und nach seinem Exempel von ihnen angenommen werden. Es sind aber diese des Artickels also gebrauchte Buchstaben mit nichten der Artickel selbst, wie sonsten, wann die Endconsonanten davon, von den Nominibus her, an Präpositionen hangen. Als:

Zum

Jum Schaden, zur Freude, übers Volk. Auch dienen ſolche Endbuchſtaben nicht an ſtatt des ausgelaſſenen Artickels, dergeſtalt, daß man ſie durch denſelben erklären könnte wie Schottel, und andere Lehrer, auch neuere gethan; und ſie deßwegen Articulum poſtpoſitiuum nennen, wie von neuern geſchehen. Denn es iſt wider die Natur des Artickels, auf ſolche Weiſe hinten an ein Wort gehenket zu werden, vor welchem er ſeine Stelle hat. Wofern nun, in einer richtigen Rede, vor Nomina kein Artickel geſetzet iſt; ſo mag man ſicherlich denken, daß bey ihnen keiner ſtehen ſoll: Wie dann etliche Nomina allezeit, andere oft ohne Artickel ſtehen müſſen, welches in der Lehre vom rechtem Gebrauche des Artickels ausführlich zu zeigen iſt. Man kann auch leichtlich erkennen, daß ſichs nicht wol ſchicke, dieſe Erklärungen zu machen: **Gutes Muths** ſey ſo viel, als, des guten Muths. **Guter Dinge**, ſo viel, als, der guten Dinge. Zwar in einigen Exempeln laſſen ſich ſolcherley Erklärungen nicht übel hören, vornemlich mit dem indefinito Ein. Als: **Von guter Hand**, von einer guten Hand. Allein es giebt doch, genau zu urtheilen, einen andern Verſtand. **Von guter Hand** iſt insgemein geredet. So auch, gutes Muths, und guter Dinge. **Von der guten Hand** zielet auf eine gewiſſe und bewußte Perſon. **Von einer guten Hand** zielet zwar auch auf eine gewiſſe Perſon, die man aber ſelbſt nicht weis, oder nicht will wiſſen laſſen. Was iſt aber davon zu ſagen, wann **in meinem Hauſe** und dergleichen, ſo viel ſeyn ſoll, als, in dem meinen Hauſe? Dieß lautet ja ſehr undeutſch, aus dieſer Urſache, weil die Pronomina poſſeſſiua niemals, ſo oft ſie ſein Subſtantiuum bey ſich haben, den Artickel

ckel leiden. Wie will man erklären, von dieſer Welt, in jener Welt, zu welchem Engel? da dieſe Pronomina immer einen Artickel leiden. Und wie will man endlich damit beſtehen, was aus der Meynung vom poſtponirten Artickel nothwendig folget? nemlich daß auf ſolche Weiſe oft bald beyde Artickel zuſammen kämen, bald der Eine zweymal vorkäme. Als, in dieſen Worten: Ein guter Rath, ein gutes Geld. Der allein gewaltiger: wie alte Bibeln nicht unrecht leſen 1 Tim. 6, 15. Wozu dienet dann ein doppelter Artickel bey einem Adiectiuo? Und wie ſollen hiervon die Erklärungen lauten, daß man den angehengten Artickel beſonders höre? Ein der gute Rath, iſt wiederum ganz undeutſch. Giebt man aber den Verſtand auf dieſe Weiſe: Ein Rath, der gut iſt; ſo redet man deutſch, und widerleget zugleich jene Meynung von einem articulo poſtpoſitiuo: weil alsdann der ein Pronomen iſt: Je weniger nun ein ſolcher Artickel ſich behaupten läßt, deſto gewiſſern Grund hat meine Meynung von der eigentlichen Declinirung der Nominum adiectiuorum. Ja eben daraus erhält ſie einen neuen Grund: welcher der dritte iſt.

Bisher habe ich von der erſten und natürlichen Declinirart gehandelt. Nunmehro muß ich auch den Grund, die Umſtände und Urſachen der andern Art zeigen, welche jener oft, doch nicht in allen caſibus, ſubſtituiret wird. In der erſten ſind überall fünferley Zuſätze, e, er, es, em, en, wofern ſich die Adiectiua nicht ſchon vorhin auf e endigen. Als: Herbe, gerade, enge, weiſe. Denn bey dergleichen Wörtern beſtehen die Zuſätze nur in den vier Conſonanten, r, s, m, n: Und dieſe Endungen müſſen die Nomina adiectiua im

decliniren, eine jede in gewissen casibus, haben: So oft weder ein Artickel, noch eines von denen Pronominibus, die eine Aenderung verursachen können, vor ihnen stehet, welche in einer besondern Abhandlung nach ihrer Ordnung und Unterscheide bekannt zu machen sind. Wann sie aber bey derselbigen ihre Zusätze verändern, und z. E. im Gen. und Dat. das s, r, m mit n verwechseln: so thun sie es aus keiner ander Ursache, als, der gemeinen Gewohnheit nach, leichterer Aussprache und besseres Lautes halben; wie dann solcher Buchstab unter allen Consonis am leichtesten auszusprechen ist: und damit nicht, wenn sie sich dem vor ihnen stehenden Artickel oder Pronomini gleich, und auf eben dieselbe Consona endigten, daraus ein Ubellaut entstehen möchte.

Daher kömmts, daß (die ganze Sache mit der Veränderung der eigentlichen Endbuchstaben zusammen zu fassen) das schnarrende r, und zischende s, in etlichen casibus von ihnen wegfällt, in andern mit e verwechselt wird: It. das die Lippen aneinander stoßende und den Mund gar zuschließende m in e verwandelt wird. Ein anders ist, wenn das Adiectiuum schon unter seinen wesentlichen Buchstaben hinten ein m hat, und man deßwegen die Aussprache zu erleichtern, im Zusatze e für m gebrauchet. Als Tit. 2, 8. mit heilsamen und untadelichem Worte. Die Fügung des n zu dem e im plur. (Denn im sing. ist diese Fügung nicht üblich) geschiehet zwar auch Wohllauts halben; hilft aber insgemein wenig dazu: und ist also nicht so nöthig, als die zuvor gedachte Abwerfung und Verwechselung. Solchergestalt ist der Buchstabe e entweder ein Vicarius und Stellvertreter anderer nach der

Analo-

Analogie in gewiſſe caſus gehörender Conſonanten; oder ein Ausfüller der im plur. von einem Conſonante lediger Stellen: und machet folglich nur außerordentliche, zufällige, und gleichſam fremde Endungen. Und dieß iſt die Declinatio ſerua oder ſeruiens, das iſt, wie ichs verſtehe, welche ſich nach dem vorgeſetzten Artickel oder Pronomine richtet, und um deren Willen einige Zuſätze der Adiectiuorum ändert, damit dieſe mit jenen ſich nicht gleich endigen mögen.

In dieſer Declinirung wird (zu ſagen, was in einem jeden caſu geſchiehet) das r vom Nom. maſcul. und das s von Nom. und Acc. neutro abgeworfen; ferner, das s im Gen. maſc. und neut. It. das r im Gen. Dat. Abl. foem. und Gen. plur. wie auch das m im Dat. und Abl. maſc. und neutr. mit n verwechſelt; und endlich zu dem e im Nom. Acc. Voc. plur. e geſetzet. Der Nom. und Acc. foem. (auf e) it. alle drey Vocatiui (auf er, e, es) auch noch der Acc. ſing. maſc. und Dat. Abl. plur. (auf en.) Dieſe acht caſus bleiben allezeit unverändert, und behalten ihre natürlichen Endungen: welches eben ſo wohl ſeine Urſachen hat. Nun folgen beyderley Arten der Zuſätze Endungen gegeneinander.

Singulariter.

N.	er	e	es	e	e	e
G.	es	er	es	en	en	en
D.	em	er	em	en	en	en
Acc.	en	e	es	en	e	e
V.	er	e	es	er	er	es
Abl.	em	er	em	en	en	en

Plura-

Pluraliter.

N.	e		en
G.	er		en
D.	en		en
Acc.	e		en
V.	e		en
Abl.	en		en

Wiewohl auch die besagten und vorgestelleten Aenderungen nicht allemal geschehen, da sie geschehen können (welches zum vierten **Grunde** meiner Meynung dienet) und zwar aus andern guten Ursachen, und wegen gewisser Umstände: Wenn nemlich die Materie und der Zweck der Rede, item der Affect des Redenden also beschaffen ist, daß man dabey auf Zierde und lieblichen Klang nicht siehet, oder zu sehen hat.

Solches beweisen mit dem r folgende Schriftstellen, wie sie in Bibelausgaben lauten. (im Nom. masc. 2 Sam. 16, 9. **dieser todter** Hund. Ezech. 7. 6. **dieser böser** Haman. (im Dat. foem.) 2 B. Mos. 34, 12. Zu aller **dieser mächtiger** Hand. 1 Petr. 2, 13. Seyd unterthan **aller menschlicher** Ordnung. Neue Bibeln haben das unschuldige r weggethan, und in den zween letzt angeführten Stellen dafür n gesetzet; dagegen aber (am Gen. plur.) Apost. Gesch. 18, 2. das r überhingesehen: Ein Behältniß **aller unreiner** Geister, und ein Behältniß **aller unreiner** und **feindseliger** Vögel. Eine neue Auflage setzet hieselbst zwar das erste mal **unreinen**; hat aber hernach beyde mal das r unberührt gelassen. Mit dem Artickel findet sich anderwärts dieß Exempel Lutheri: **Der knörrender rauher** Pöbel.

Die Behaltung des r Nominatiui, wann **Ein, Kein**, oder eines von den ſechs Poſſeſſiuis, **Mein, Dein** ꝛc. vorhergehet, iſt von der vorigen unterſchieden, und abſonderlich zu merken. Sie geſchiehet deßwegen, weil **Einer** und die erwähnten Pronomina in ſolcher Zuſammenſetzung ihre ganze Endung (er) und zwar allezeit, fahren laſſen. Als: **Mein guter Freund, Unſer lieber** Vater. Sonſt iſt die ganze Form, Meiner, Unſerer; welches ein gemeiner Gebrauch iſt, den Wohllaut befördert. Gleichwie auch, nach eben den Wörtern, das s im Nomin. und Acc. neutro behalten wird, und jene dagegen ihr **es** abwerfen. Welches ich hier gelegentlich mit erinnere.

Daß auch das **m** bey den Umſtänden, da mans zu verwechſeln pflegt, wohl bleiben könne, lehren etliche unverwerfliche Exempel, wie ſie in alten Bibeln anzutreffen, in neuen aber ohne genugſame Urſache geändert ſind. 2 Macc. 1, 13. mit **ſeinem unüberwindlichem** Heer. Phil. 2, 15. mitten unter **dem unſchlachtigem** und **verkehrtem** Geſchlechte. 1 Petr. 1, 4. **Zu einem unvergänglichem** und **unbeflecktem** und **unverwelklichem** Erbe. Will man die Behaltung des **m** in dieſen Stellen nicht der Materie zuſchreiben, ſo läßt ſie ſich ſolchermaſſen rechtfertigen: Es ſind vielſylbige Adiectiua, und werden alſo, wegen Entfernung des oder der folgenden **m** von dem erſten, weder Lippen noch Ohren merklich beſchweret.

Vom behaltenen **s** fehlet es faſt an Exempeln, vermuthlich aus der Urſache, weil dieſer Buchſtab mit ſeinem ofmaligen Sibilo, zarten Ohren, am leichteſten verdrüßlich fällt. Es würde ſich aber vielleicht nicht übel ſchicken, ob es ſchon übel lautete, wenn man zur

Zeit

Zeit einer Unruhe das oben angeführte Masculinum Lutheri dergestalt imitirte: **das knörrendes raubes** Pöbelvolk. In alten Bibeln finden wir folgende Stellen. 3 B. Mos. 27, 16. über **alles lebendiges** Fleisch. Es. 2, 12. über **alles hoffärtiges** und **hohes**, und über **alles erhabenes**. Röm. 1, 18. über **alles gottloses** Wesen. Neue haben das **s** an den Nominibus adiect. nicht dulden wollen. Ich halte diese Abwerfung zwar nicht für unrichtig; meyne aber, sie sey hier unnöthig gewesen, nicht nur, weil es lauter Polysyllaba sind, welche gleich auf **alles** folgen, sondern auch des Inhalts wegen, it. weil die Nomina adiect. nicht so ofte und nicht so viele Veränderungen leiden, nach **All** und etlichen andern Pronominibus, als sonsten. Welches, und was über dem von **All**, **Viel** ꝛc. merkwürdig ist, anderwärts abzuhandeln ist. Und was ist bekannter und gewöhnlicher, als daß man spricht und schreibet, **alles liebes** und **gutes**? Daß übrigens die neutra, aus einer andern Ursache, ihr **s** im Nominat. und Acc. nach **Ein**, **Kein** ꝛc. behalten, gleichwie sie es dagegen nach **Das** und denen Pronominibus, welche selbst in der Zusammensetzung nichts fahren lassen, abwerfen) ist schon gesagt.

Zu dem **e** im Nomin. Acc. Voc. pl. wird ofte, wenn gleich der Artickel oder ein Pronomen vorhergehet, kein **n** gefüget: und es könnten davon aus der Bibel sehr viele Exempel angeführet werden, welche zum Theil in neuen Ausgaben ungeändert geblieben. Woher vielleicht **der Spate** auf die Meynung verfallen: es sey überall unrecht, die Plurales adiectiuorum casus in **e**, mit **n** zu vermehren: Welche Meynung noch itzo scheinet Anhänger zu haben. Am meisten mögen ihn

darauf gebracht haben etliche Adiectiua, die man zu den Pronominibus zählet, (weil ſie, denſelben gleich, im Concurſe mit Nominibus adiectiuis vor dieſen die Stelle haben) nach welchen die Nomina adiectiua niemals in den benannten Caſibus n anſetzen, ob gleich nach ihnen ſonſt einige Aenderungen an denſelben vorgehen. Ich nenne hier nur dieſe: **All, Ander, Kein, Viel.** Weil ſie aber keine Pronomina der vornehmſten Art ſind, ſo kann man ihrenthalben die Sache den andern, und dem Artickel ſelbſt nicht abſprechen. Sonſten zweifele ich nicht, daß dieſe Anſetzung bisweilen aus eben der Urſache, warum ſie geſchiehet, (dem Wohllaute zu helfen) auch unterlaſſen werde, inſonderheit wann andere nicht auf e ausgehende Wörter darzwiſchen treten. Im 1 B. Moſ. 41. vom ſiebenten Verſe an, giebts viele Exempel, in welchen das numerale **ſieben** dazu kömmt.

Durch die verſchiedenen bisher vorgelegten Gründe iſt verhoffentlich mein Satz gnugſam befeſtiget. Es möchte aber jemand einwerfen: Geſetzt, es wäre alſo, daß man die Sache mit Declinirung der Nominum adiectiv. in der Sprachlehre verkehret hätte. Daran würde wenig gelegen ſeyn. Gnug, daß wir Deutſchen dennoch in Reden und Schriften es allemal recht treffen können. Nun fehlets zwar deßhalben bey einigen Scribenten nicht an der Richtigkeit in dieſem Stücke (wiewohl, wenn ſie es immer recht treffen, ſie nothwendig für ſich davon eine richtige Meynung haben müſſen.) Zugeſchweigen aber, daß daran gelegen iſt, daß die Lehre richtig ſey, wenn auch gleich, bey dem irrigen Grunde, in der That alles erſt getroffen würde, welches doch nicht möglich iſt: ſo findet man gnugſam in

Schrif-

Schriften und Büchern das Widerſpiel, und vornemlich einen Misbrauch mit dem n an den Adiectiuis, am meiſten im Genit. wo s ſtehen ſollte.

Ich ſage: das n wird ſehr oft in dem Gen. fürs s unrecht gebraucht. Z. E. Der Titel etlicher neuen Bibeln lautet alſo: Die ganze Heil. Schrift alten und neuen Teſtaments. Hier ſollte es ja, weil der Artickel nicht davor ſtehet, heiſſen: altes und neues Teſtaments (wie andere neue Bibeln haben) und hilfts nicht vorzuwenden, es klinge beſſer mit n: maſſen der Wohlklang allein nichts gut machet. Man kann auch nicht den Artickel dabey verſtehen, daß es ſo viel wäre, als: des alten ꝛc. Denn, wo man, um des Artickels willen, den Adiectiuis Endungen geben will, ſo muß er zugegen ſeyn. Ob es übrigens gleich ſey, ohne Artickel zu ſagen: altes und neues Teſtaments, oder mit dem Artickel, des alten und neuen Teſtaments, ſolches gehöret in die ausführliche Lehre vom rechten Gebrauche des Artickels. Aus der Bibel ſelbſt führe ich nur etwas an, und zwar einige Stellen, wie man ſie in etlichen Ausgaben (ohne Zweifel wegen der irrigen Meynung) übel geändert hat. Im 4 B. Moſ. 25, 39. aus einem Centner feinen Goldes (da man hernach 4 B. Moſ. 37, 24. feines überhingeſehen) Apoſt. Geſch. 13, 52. voll Freuden und heiligen Geiſtes. Neuere haben beydes wiederum recht gemacht; dagegen aber anderswo mit geirret, in dem ſie 1 Sam. 9, 20. alſo leſen: wirds nicht dein und deines Vaters ganzen Hauſes ſeyn? für ganzes: wie die Alten haben. Jenes wird ohne Zweifel manchem beſſer gefallen, als wenn auf einmal vier s am Ende daher rauſchen. Freylich gefällts den Ohren beſſer; aber die gründliche Sprachlehre wills nicht billigen.

ligen. Das hat Lutherus wohl gewußt. Wollte man aber zugleich den Ohren gefällig ſeyn, ſo könnte mans alſo ändern: dein und deines ganzen väterlichen Hauſes; oder, dein und des ganzen Hauſes deines Vaters. Noch iſt geirret, wann in den Worten 2 Chron. 6, 32. um deines groſſen Namens und mächtiger Hand und **ausgereckten** Arms willen; dem letzten Adiectiuo für **s**, **n** angehenket worden, da man doch dem Foemininо vorher ſein natürlich **r** gelaſſen hat. Sonſt pflegen aus 1 Petr. 5, 2. die Worte oft alſo angeführet zu werden: nicht um **ſchändlichen** Gewinns willen: wo die Bibel ſelbſt in allen Ausgaben, meines wiſſens, kein **n** gebrauchet.

Man findet auch, jedoch ſelten, **n** für **r**. Als, im Gen. pl. Pſ. 12, 9. **voll gottloſen**, welches aber bey den Alten zu entſchuldigen iſt: Denn ſie haben das Wort ſubſtantiue gebraucht, wie andere Adiectiua mehr, (auch ſolches mit einem groſſen Anfangsbuchſtaben angezeiget) und ihm deswegen keine andere Endung geben können. Siehe hernach. Allein itzo ſollte es heißen: voll gottloſer. Wäre **voller** ſo viel, als **voll der**: ſo könnte es heiſſen: voller gottloſen. Anderwärts haben neue Herausgeber gemeynet, Urſache zu haben, das **r** mit **n** zu verwechſeln. Daher heißt es nun Judith 10, 20. um **ſolcher ſchönen** Weiber willen (da es ſonſt geheiſſen **ſolcher ſchöner**) welche Veränderung ſehr gut zu ſeyn ſcheinet. Denn es gehet ein Pronomen vorher, und der Wohlklang kömmt auch dazu. Allein ich meyne, ſie ſey nicht zu billigen: weil das Pronomen **Solch**, nebſt einigen andern, im Plurali nicht von dem Anſehen iſt, daß ihrentwegen an den folgenden Nominibus adiect. etwas geändert werden

könne,

könne, (deſſen Grund bey den Pronominibus zu erörtern iſt.) Mit den Caſibus e iſt es ausgemacht, und gar nicht üblich, nach ſolche das n daran zu ſetzen. Woraus ſchon wahrſcheinlich wird, daß nach demſelben auch der Genit. ſeine Endung jederzeit behalten müſſe. Zu Beſtätigung deſſen hilft das Pronomen Etliche: nach welchem wir gleichermaſſen im Nom. und Acc. kein n anfügen. Woraus ſich ebenfalls abnehmen läßt, daß auch im Gen. nach ihm das n keine ſtatt habe, und alſo in den Worten 2 Macc. 4, 23. etlicher nöthiger Sachen halben; nicht nur unnöthiger, ſondern auch unrechtmäßiger Weiſe nöthiger in nöthigen verkehret ſey.

Ferner wird mit dem n alsdann ein Misbrauch begangen, wenn es an ſtatt m an die Adiectiua geſetzet wird, wo ein ander auf em ausgehendes Nomen adiect. vorherſtehet. Auch in alten Bibeln findet ſich dergleichen; wo es aber ein Druckfehler ſeyn mag. 4 B. Moſ. 25, 31. von feinem dichten Golde. Apoſt. Geſch. 15, 6. mit reinem hellen Leinwand. Neue behalten dieß, und ändern jenes. In andern Oertern lautet es daſelbſt richtig: worunter dieſe ſind: 4 B. Moſ. 37. v. 17. von feinem dichtem Golde. v. 22. aus dichtem feinem Golde. 39, 28. von gezwirntem weiſſem Leinwand. Neue verſchonen des erſten und andern, aber im dritten ſetzen ſie weiſſen; da ſie doch in eben dem Capitel am Foemininо, von gezwirnter weiſſer Seide, nichts ändern. Eine neue hat 4 B. Moſ. 25. v. 31. und 37, 17. für dichtem, wie ſie in den erſten Auflagen gehabt, nunmehr dichten; behält aber 37. 22. dichtem feinem: welches der Editor nicht wird betrachtet haben. Noch ſind ein paar merkwürdige Stellen, 2. Sam. 7, 19. und 1 Chron. 18, 17. in welchen di-

Ausgaben, ſo wohl alte, als neue, unterſchiedlich leſen. Soll es grundrichtig ſeyn, ſo muß es heiſſen: **von fernem zukünftigem.** Einige leſen auch alſo; aber ſehr wenige. Andere haben **fernen zukünftigem:** welches am unrichtigſten iſt. Andere, **fernen zukünftigen,** welche bey ihrem Zweifel das ſicherſte erwählet und den Pluralem gebrauchet. Verſchiedene kommen mit ſich ſelbſt nicht überein, und ſetzen 1 Chron. anders, als ſie 2 Sam. gethan. Nach der gemeinen Meynung der Sprachlehrer von der eigentlichen Declinirart der Nominum adiect. würde recht ſeyn **fernem zukünftigem.** Denn alſo hätte das erſte den Artickel an ſich, und das andere ſeinen gehörigen Endconſonanten. Da aber ſolche Meynung nicht beſtehen kann, ſo fragt ſichs, ob nicht die Form des letzten Adiectiui ſich alſo rechtfertigen laſſe, daß man ſagte, an demſelben ſey **m** mit **n** verwechſelt, damit ſichs dem erſten nicht gleich endige: wie deßhalben unſtreitig Recht wäre: **von jenem,** oder **von allem zukünftigen.** Allein der Zweck iſt gut; Die Wörter aber ſind dort und hier nicht einerley Art. Dort ſinds beyde Nomina adiectiua, hier iſt das erſte ein Pronomen adiect. Nun aber verändern die Nomina adiect. des Wohllauts wegen ihre Endungen nur nach den Artickeln und nach Pronominibus, nicht aber nach Wörtern ihres gleichen, das iſt, nach andern Adiectiuis Nominibus: welches aus dem bewährten Gebrauche leichtlich dargethan werden kann. Darum müſſen ſie, ſo viel ihrer in einerley Caſu zuſammen hangen, auch auf einerley Weiſe ſich endigen, ſie mögen durch eine Conjunction verbunden ſeyn, oder nicht: anders, als **Töllner** und andere lehren.

Viertens wird zuweilen dem fremden n auch an den Pluralibus in e, zu viel eingeräumet, als woselbst es keinen Platz hat, wofern nicht der Artickel oder ein Pronomen vorhergehet. In der Epistel Jacobi, und anderswo, heißt es ofte in alten und neuen Bibelausgaben: **lieben Brüder**: welches man, gleichwie anders dergleichen (lieben Herrn, lieben Leute) bloß deßwegen für recht hält, weil mans gewohnt ist; da es doch vielmehr heissen sollte (ohn n) **liebe** Brüder: wie 2 Thess. 2, 13. **Geliebte** Brüder. Ein anders ist, wenn das Pronomen **Mein** davor tritt: welches in eben der Epistel etliche mal geschiehet: **Meine lieben** Brüder. Im übrigen scheinets eben der Misbrauch zu seyn, wann alte Bibeln nicht wenige Adiectiua im Nom. und Acc. plur. ohne gleichmäßige Ursache auf n setzen: welches neue in verschiedenen Oertern geändert: worunter auch dieser ist Joh. 5, 3. viel **kranken, blinden, lamen, dürren.** Es hat aber hiermit eine andere Beschaffenheit. Bey Uebersetzung der Bibel sind viele Masculina Nominum adiectiuorum substantiue gebraucht worden, in welchem Falle sie, durch und durch **en** haben, (nur nicht im Voc. sing.) und das r Nominatiui sing. in diesem Casu möchte fahren lassen, auch nicht bey dem Artickel ꝛc. Darum lesen wir in den alten Bibeln 2 B. Mos. 20. **der verlobter.** 2 und 3 Joh. 1. **der älteſter.** Psalm 34, 7. **dieſer elender.** Apost. Gesch. 3, 11. **dieſer lamer.** Esr. 7, 21. und Marc. 12, 32. **der Schriftgelehrter.** 1 B. Mos. 48, 18. und sonst mehrmalen, **der erstgebohrner** (man findets auch ohne r adiectiue: da alsdann **Sohn** dabey verstanden wird, dort aber drinnen begriffen ist.) Hiermit aber, daß sie das r des Nominatiui hernach ab-

legen, und nirgends, als im Voc. ſing. behalten, zeigen ſie an, was ſie von Natur ſind, nemlich Adiectiua. Ihre Anfangsbuchſtaben hat man pflegen groß zu ſchreiben, damit anzudeuten, daß ſie ſubſtantiue geſetzt würden. Dieſer Gebrauch iſt mit den meiſten nicht fortgeſetzet worden, und alſo abgekommen. Dieß war eine gute Urſache, ihnen in den neuern Ausgaben bald das r, bald das n abzunehmen. Allein warum hat mans nicht an allen Orten gethan, da es hätte geſchehen ſollen? Warum leſen wir noch Matth. 26, 11. und Marc. 14, 7. Ihr habt allezeit **Armen** bey euch? Wie übel kömmt diß überein mit Joh. 12, 8. **Arme** habt ihr allezeit bey euch? Warum finden wir noch Apoſt. Geſch. 26, 10. viel **Heiligen**? Da Joh. 5, 3. viel **Kranken**, ꝛc. und 1 Cor. 1, 26. viel **Weiſen**, nicht mehr anzutreffen ſind. Warum hat man Matth. 20, 30. zween **Blinden** ſtehen gelaſſen, und vorher Matth. 9, 27. bald **Blinde** daraus gemacht, bald das n wieder hinzu geſetzet? Warum iſt geändert Pred. Sal. 8, 14. Es ſind **gerechten**; nicht aber Luc. 13, 30. Es ſind **letzten** und ſind **erſten**?

Ich war willens, nun auch aus andern, und zwar neulichen Schriften berühmter und der Richtigkeit im Deutſchen befliſſener Männer allerley hieher gehörende Exempel anzuführen; muß aber ſolchen Vorſatz ändern, damit dieſe Abhandlung nicht zu lang werde. Sie können auch ganz wohl zurück bleiben.

Gleichwie die Adiectiua nach **Ein** und den Poſſeſſiuis, wie ſchon gedacht, das **er** im Nomin. maſc. und **es** im Nominat. und Acc. neutro jederzeit behalten; alſo dieſelben nach eben den Wörtern, (auch wohl, wenn gleich keines vorhergehet) in den zween letztbenann-

benannten Casibus oft, und in dem ersten bisweilen, sich selbst, gleichsam jenen zur Folge, abkürzen lassen. Es muß aber ein Substantiuum folgen. Alsdann, (daß ich vom *neutro* zu erst rede) fällt 1) die ganze Endung es ab, wenn das Adiectiuum in seiner absoluten, das ist, von allem Zusatze entblößten Form, am Ende kein e hat: Als, täglich. Will man nun sein Neutrum in diesen Worten: unser tägliches Brodt; abkürzen: so muß e mit s weg, und nicht e allein: Unser täglich Brodt. Anders, als nach das oder dieses ꝛc. Da es heißt: das tägliche Brodt. 2) Nur s fällt ab von denen, welche in der ersten Form allezeit auf e sich endigen. Als gerade, weise. Darum heißt es Ps. 45, 7. ein gerade Scepter; und Sprüchw. 16, 23. ein weise Herz. 3) Eben so wohl e mit s (doch zuweilen nicht so leicht) als s allein, können diejenigen abwerfen, welche in der ersten Form gewöhnlich auf beyderley Weise ausgesprochen werden, bald ohne, bald mit e. Als: dürr und dürre, bös und böse. Alte Bibelausgaben mögen von dergleichen Wörtern im gedachten Fall gerne s allein abwerfen. Ps. 143, 6. ein dürre Land. Sprüchw. 25, 10. dein böse Gerücht. Pred. Sal. 9, 3. ein böse Ding. Sir. 25, 30. ein böse Weib. Ps. 140, 12. und Sir. 28, 16. 18. 21. ein böse Maul. Neue Bibeln wollen weder in diesen, noch den num. (2) angeführten Stellen etwas abnehmen, sondern seßen jedesmal das s hinzu: welches sie vermuthlich noch an mehr Oertern thun. Nur an dreyen, die ich weis, haben sie das e allein gelassen. Es kann seyn, daß die Herausgeber diese nicht beobachtet haben, und meynen, das s könne in solchem Falle von dem e nicht getrennet werden, und müsse entweder dabey stehen bleiben,

oder

oder ſammt demſelben abgeriſſen werden. Das wäre aber irrig. Der Grund iſt angezeiget. Mit beſſerm Rechte hätte man der apocope 1 Petr 4, 15. abgeholfen: in ein **fremd Amt**: welches ſchwer auszuſprechen iſt. Gleichwie daran mehrentheils wohl gethan iſt, daß von den abgekürzten *Maſculinis* (weil r leidlicher iſt, als s) verſchiedene ergänzet worden. Nachdem nun ſolches hin und wieder geſchehen iſt, ſo ſind wenige abgekürzte übrig geblieben. Doch hätte z. E. Ein **ehern** Knauf Jer. 52, 22. auch wohl bleiben können, wie dann die auf **ener** und **erner** ihre Endungen am leichteſten miſſen) und zwar noch eher, als der Accuſatiuus einen **ſteinern** Altar 4 B. Moſ. 20, 25. 5 B. Moſ. 27. v. 5. und der Ablatiuus plur. **in ſteinern, in fleiſchern** Tafeln. 2 Cor. 3, 3. Anderwärts hat man dergleichen ergänzet.

Hiermit ſchließe ich, und verſichere nur noch den geneigten Leſer, daß ich meine itzt eröffnete Gedanken nur ſo lange für richtig halte, bis mir dagegen etwas mit beſſern Gründen zu Handen komme.

P. Martini.

Wir ſind in der Hauptſache mit dem Herrn Verfaſſer dieſer Abhandlung vollkommen eins. Nur wegen der alten und neuen Bibelausgaben dünkt es uns, daß dieſelben keine unumſtößliche Beweiſe, wieder die Analogie und Sprachregeln abgeben können; weil die Herausgeber derſelben ſehr ſelten oder gar nicht, Sprachverſtändige geweſen, und alſo kein Anſehen haben können.

IX. Neue Bücher.

Neue Fabeln, oder moraliſche Gedichte, der deutſchen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreibe, aufgeſetzt von Daniel Stoppen, aus Schleſien, Breßlau verlegts Joh. Jac. Korn, 1738. 8.

Des A. Perſius Flaccus Satiren, aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Dieſen ſind vorgeſetzt 1) Plutarchs Abhandlung, wie man die Poeten leſen ſoll, aus dem Griechiſchen überſetzt. 2) Eine Abhandlung der ſatiriſchen Poeſie der Griechen und der Satire der Römer, von Joh. Dan. Heyde, Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1738. 8.

Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen, verlegt durch Conrad König in Hamburg 1738. gr. 8.

Proben der Beredſamkeit, welche in einer Geſellſchaft guter Freunde, unter der Aufſicht Sr. Hochedl. Herrn Prof. Gottſcheds, ſind abgeleget worden. Leipzig bey Bernh. Chriſtoph Breitkopf, 1738. 8.

Antons, Grafen von Schaftesbury Unterredung mit ſich ſelbſt, oder Unterricht für Schriftſteller, aus dem Engliſchen überſetzt. Magdeburg verlegts Chriſt. Seidels Wittwe und Scheidhauer 1738. 8.

Von allen dieſen Sachen ſoll in den folgenden Stücken dieſer Beyträge ausführlich gehandelt werden.

I. Regi-

I. Register
der angeführten Autoren.

Abſchatz 634
Adami, 19. 186. ſeq. 225. 229. 236
Adelmann, von Adelmannsfeld, 45
Addiſon, 169. 448
Agricola, Joh. 211
Agrippa, 174
Airer, 486
Alardus, 213
Altingius, 308
Ammann, Caſpar, 40. 46
Amthor 638
St. Annon, 252
Ariſtoteles, 360. 616
Arnd, 485
Arnold, 45
von Aubignac, 141. * 447
Auguſtus, Wolfg. 185
Aventinus, 486

B.

Bärmann, M. 447
Balde, 270
Balzac, 438
Baxter, 246. 265. 260
Bayle, 226. 228. 235
Becanus, Goropius 384
Behrndt, Gottfr. 48. * 187. * 240. * 246
Bellegarde, 441
Beſſer, 642
Beyſchlagius, Friedr. Jac. 353
Joh. Friedr. 43. 45
Biblerus, 545. 548
Blume, Jacob, 218
Bodmer, 140. 167. * 330. 443. 624
Bödiker. 196. 200. 214
Böhme, Jacob, 174
Börner, 33
Boileau. 64. 177. 441. 448
Borrichius, Olaus, 68
Bouhours, 402. 441
Boxhorn, 244. 545
Brand, 629
Brocks, 218. 649. 650
Brucker, Jac. 9. *
Buchholz, 216
Bullinger, Heinrich, 36
Bünau, 443
Buſſi, 441
Buttler, Samuel, 167. *

C.

Caſtellus, 541
Ceſar, Iul. 259. 267
Calvinus, Joh. 238
Camerarius, 186
Campenſis, Ioannes, 354
Canitz, 443. 446. 640
Carbachius, Nicol. 185
Carpzov. Bened. 218
Caſſiodorus, 542
Celſius, 525
Chapelain, 444
Chemnitz, Martin, 211
Chyträus, David, 211
Cicero, 498
Clark, 447
Clauberg, 258
Clerc, 337
Cluverius, 258
von Cölln, Gottfr. 368

Cogna-

I. Regiſter der angeführten Autoren.

Cognatus, Gilbert. 23
Conring, 376
Corneille, 441
Cramer, 445
Cruſius, 30

D.

Dach, Simeh, 631
Dacier, Mad. 111
Dalkenier, 491
Dantes, 628
Daun, 268
Democritus, 358
Demoſthenes, 114
Denk, Joh. 42. 44
Denſo, 559
Desportes, 438
Diaconus, Petr. 322
Diecmann, D. Joh. 262
Dilher, Joh. Michael, 216
Dürer, 486
Durandus, 23

E.

Ebers, D. 503
Eccard, 262. 268.
Ebingerus, Elias, 225
Eraſmus, 185. 630
Eugubinus, 525
Everemont, St. 442
Eyſenberg, 239

F.

Faber, Felix 24
Fabricius, 5. 180. 185. 187. 322. 349. 356. 553
Fenelon, 644. 648. 649
Fiſchart, Joh. 225. 629
Flemming, 486. 634
Fludd, 174
Fontenelle, 447. 344. *
Frank, Aug. Herm. 216
Seb. 211
Franciſci, 486
Freberus, 226
du *Freſne*, 544. 546. 548. 551. 552
Freyer, 564. 566. 568. 569. 580. 584. 585. 586. 588. 590
Friſch, 196
Frölich, 352
Fuchs, 443
Fugger, 486
Funke, Joh. Nicol. 268

G.

Gallanus, Nicol. 238
Garaſſe, 236
Gaſſarus, 20
Geſner, 34. 36
Conrad. 353. 356
Geyer, D. Martin, 216. 458 485
Göbler, 486
Goldaſt, 369. 368
Gottfried, 486
Gottſched, Joh. Chriſtoph. 53. 129. 193. 341. ſeq. * 344. * 644
Grabea, Joh. Ernſt, 502
Gramm. 500
Gronovius. 185. 375
Grynäus, Simon, 185
Gryphius, 486. 634
Günther, Joh. Chriſt. 63. * 218. 641

H.

Haller, 641
Hanke, 644
Harsdorfer, 201. 218. 486
Heineken, Carl Heinrich, 108. *
Heineccius, 137
Helwig, 258
Henne, 538
Heräus, 449. 643
Herbelot, 322
Hertfelder, Bernard, 50

Her-

Herveldia, Henricus, ab. 371
Hieronymus, 26
Hinckelmann, 548
Hochberg, 638
Hofmann, Joh. Adolph. 493 *
Hofmannswaldau, 218. 486. 635. 642
Hoogbard, Madem. 64
Homer, 105. 114. 616. 637
Horaz, 333
Hornbeckius, 44
Hornius, 544
Hortleder, 486. 491
Hottinger, 22. 48
Huetius, 546
Hypocrates, 322

J.

Jablonski, 480. *
Janua, Ioh. de 23
Ickelſamer, 147
Innocentius, 24
Jornandus, 305
Iſidorius, 201. 209
Ittig, 32. 45
Jonas, Ieſr. 544
Jude, Leo, 32. 35
Junius, Fr. 543. 548
Juſtinus, 486

K.

Kehr, M. Georg, 544
Kero, 244. 249
Keysler, 267
Kindermann, 216
Koch, 52. 55
König, Joh. Ulrich, 218. 643
Kopp, Joh. Friedr. 344. *
Kraft, Joh. Melchior, 32. 33. 43.
Krauſe, 20
Küſſner, 525

L.

Laertius, Diog. 253. 384
Largus, Scribonius, 526
Laſſenius, Joh. 216
Lehmann, 486. 491
von Leibnitz, 218. 258. 443. 540. 545. 552
Leibs, Kilian, 45
Lichnovski, 615
Livius, 179. 486.
Lipenius, 225. 229
Löſcher, V. E. 540. 546. 549. 553
Lohenſtein, 218. 486. 636. 644
Le *Long*, 20. 32. ſeq. 35
Longin, Dionyſius, 108. *
Lucanus, 618
Ludolf. 491
Lütkemann, 216
Luther, 32. 328. 302. 210
Lynker, 376

M.

Magnus, Joh. Friedr. 22
Maittaire, 14. 30
Malherbe, 442
Mallinkrot, 22
Manzinus, Felix, 32. 35
Marnix, Philip von 225
Marperger, D. Bernhard Walther 226
Martinius, 250. 265
Maſcov, D. Joh. Jac. 287. * 317
Maſenius, Jac. 616
Matheſius, 485
May, M. 447
Mayer, 32
Menke, 43
Merian, 486
Mercklinus, 322
Merula, Georg. 314
Meteranus, 486
Meurſius, 218
Michaelis, Chriſt. Bened. 265

Mickelius, 548. 550
Milton, 167
Montanus, 491
Moſcherosch, Joh. Mich. 218
Müglin, Joh. 553. 554
Mühlpfort, 491. 634
Müller, M. Gottfr. Ephraim, *345
Münſter, 48
Mylius, Abrah. 540
Myrillus, 185

M.

Nachtigall, Ottmar, 41
Naſe, Friedr. 236
Nennius, 307
Neukirch, 520. 644
Neumark, Georg, 213. ſeqq.
Notker, 207. 244. 249. 274

O.

Oecolampadius, 55
Oelinger, Albert. 147
Opitz, Mart. 218. 443. 486. 618. 630. 631. 644
Ortolf, 322
Oſtrofrank, 147
Ottfried, 244
Ottig, 32. 35

P.

Paltzenius, Joh. Philipp, 245
Paſchius, 225
Pearce, 113
Pez, 206. 250
Peickhard, V. Franciſcus, *343
Pfaff, Chriſt. Matth. 216
Pfanner, 217
Philoſtorgius, 300
Photius, 253
Pietſch, 644
Pickhard, Jeſuwald 223. *
Pindarus, 64
Placcius, 225
Plato, 114
Praſch, 53. 268
Porphyrius, 261. 363
Poſſel, 637
Puffendorf, 443

Q.

Quintilian, 193

R.

Rabelais, 235. 237. 629
Rabutin, 442
Rachelius, 642
Relandus, Hadr. 544
Reimmann, 225. 235. 239
Reineſius, 542
Reynal, 357
Richey, 218
Riemer, 485
Rilt, 634
Rochester, 442
Rochefoucault, 442
Rollin, 309. *446
Ronſard, 438
Rothe, 443
Rubens, 330

S.

Sachſe, Mich. 29
Sagittarius, 486
Salmaſius, 544
Sandius, 44
Scaliger, Joſeph, 301
Schaftesbury, 439
Schatenius, 308
Schelhorn, 21
Scherz, D. 251
Schilter, 195. 197. 204. 257. 376
Schirmer, 486
Schmidius, 22
Schmolk, Benjamin, 216
Schöffer, Petr. 14

I. Regiſter der angeführten Autoren.

Schöfferlin, D. Bernhard, 181
Schottel, 491
Schuppius, Joh. Balth. 52
Schwabe, M. *447
Schwenter, 486
Scudery, 441
Seelen. von 40. 332. 383
Seckendorf, Veit. Ludw. von 43. 330. 353. 443
Selbet, P. 553
Selden, 186
Selneccerus, Nic. 211
Seneca, 186
Serrarius, 22
Silius. Italicus, 618
Simon, Richard, 35
Sincerus, Theophr. 263
Sommer, 243
Sophokles, 114. 146
Spangenberger, 486
von Stada, 200. 246. 255. 262
Statius, 618
Steele, Richard, 439
Steinbart, Joh. Chr. 561
von Steinwehr, 141. *146. 330. 446. 344. *
Stephani, 226
Steuchus, Auguſtin. 525
Stieler oder Spate, 262 574. 575. 597. 599. 600
Stiernhielm, 263. 541. 548
Strobäus, 349
Strabo, Walafried, 301
Strada, 226. 228
Strahlenberg, 544
Struv, 15
Stoppe. Daniel, 342. *
Sturm, D. Joh. 147. 156. 211
Sulzer, W. J. 553

T.

Tacitus, 187. 259. 267
Taſſo, 637
Teiſſier, 186
Temple, 442
Tenzel, 22. 486
Theognis, 559
Theophraſt, 345. *
Thomaſius, Chriſt. 137. 193. 486
Thuanus, 216. 228
Töllner, Juſtin. 191. 598
Triller, D. Dan. Wilhelm. 341. *
Trithemius, 15
Tſcherning, 486. 634
Tſchirnhauſen, 443

U.

Ulfilas, 242
Vrino, Leonardus de 23
Valerius Max. 552
Valkenier, 486
Vaugelas, 441
Vaſaſſor, 235
Verheyden, 226
Virgil. 89. 616. 618
Virgil. Polyd. 23
Vitichind, 306
Vitriarius, 503
Voiture, 438
Volkmar, 541
Voſſius, 265. 268
Vulcanius, 248. 244. 249. 252. 254. 486

W.

Wackius, 540
Wachter, 194. ſeqq. 200. 245. 259. 268
Waſerus, 544
Weber, Immanuel, 218
Weißlinger, 236
Weißbach, 267
Welſch, 322

Wer-

Wernecke, 642
Winsbekin, 628
Wittig. Jvo. 183
Wolf. 190
Joh. Chriſtoph, 322. 366

Z.

Zeiſerus, 22
Zeltner, 32. 34. 43. 44. 45
Zeſen, 471
Zieglèr, 443
Zinkgräf. 486
Zwinglius, Ulrich, 32

II. Regiſter

der vorkommenden und theils erklärten beſondern Wörter aus allerhand Sprachen.

Aus der Alamanniſchen.

Beiton, Peitan, Pitan 539
Siehe Fränkiſche.

Aus der Angelſächſiſchen.

Druwa, Treu, 243
Eage, Auge, 260
eft, efter, oft, 198
Hladen, haurire, 249
Hlid, Trunk, Trinkgeſchirr, ibid.
Recan, regieren, 252
Reh, das Reich, ib.
Rih, die Ordnung, ib.
Rihhe, id. ibid.
Scelde, Vergehen, Verbrechen, 253
Scolan, ſollen, 253
Scylde, Verbrechen, ib.
Seon, ſehen, 257
Te, zu, gegen, 256
Tejema } zur Rechten, 254
Tejenun }
Tejewon }
Thejowu }
Wether, Widder, 200
With, contra, 197

Aus der Aremoriſchen.

Ster, Stern, 263

Aus der alten Britiſchen.

Aü, Glanz, 260
Eü, Licht, ib.
Iü, Schein, ib.
Iſe, Waſſer, ib.
Oü, Glanz, ib.
Ui, Schein, ib.

Aus der Cambrobritiſchen.

Aſſü, die linke Hand, 260
Chuith, ib.
Deau, die rechte Hand, ib.
Dehou, id. ib.

Aus der Burgundiſchen.

Caupulus, Schiff, 247

Aus der Celtiſchen.

Bel, Belin, Sonne, Apollo, 247
Caupulus, Schiff, 247
Druis, fidelis, ſapiens, ſapientia Dei, 384
Iſc, Waſſer 265
Iaw, flache Hand, 246
Wair, mas, 200

Aus der Chaldäiſchen.

Sap, umgeben, 251
Bejath, pernoctauit, 539
Baitha, 541

Aus der Däniſchen.

Vandre, ignominia, 264
Vanartig, malignus, ib.
Vanhellig, unheilig, ib.
Vanmäctig, impotens, ib.
Wanwittig, ignarus, ib.

Aus der Altdeutſchen.

Adder, oder, 198
Auuer, wieder 206
Baley, Dominium, 248
Bilz, Bolze, genus fungi, ib.
Clympian, zugehören, 243
Cuuit, Heerde, 242
Dhein, kein, 151
Druh, geliebter, 243
Eilif, reliduum, relictum. 248
Etuuit, ein oft wiederholter Verweis einer ungeziemenden Sache 197
Frau, Herr, 261
Frauw, Frau, ib.
Geſiht, Geſihte, Geſichte, Phoenomenon, 257
Gilumſida, Glimpf. 243
Glenz, Lenz, Frühling 154
Gol, die Hirnſchaale, 247
Hlid, Trunk, 249
Hlympian, zugehören, 243
Holdin, Bundsgenoſſen, Gehülffe, 244
Huldi, Treu, ib.
Huet, Huot, Hut, 247
Itloon, retributio, Wiedervergeltung 197
Itmalentag, ein oft wiederkommender Feſttag. ib.
Itmalentage, jährliche Feſttage 244
Itporan wirdit, wiedergebohren 197
Kalimſlihh, Kilimſlih, glimpflich 249
Kawl, Keule, 245
Kiſith, Luftzeichen 257
Kliwa, Kleyen, 261
Labal, Labbal, Becken, 246
Labban, Mantel, 249
Lahhan, id. ib.
Lid, Trunk, ib.
Lidin, ſtark Getränke, ib.
Limpian, zugehören, 243
Mal, hat vielerley Bedeutungen, 245
Malen, ib.
Malſtat, Ort der Verſammlung, ib.
Milwa, Milbe, Motte, 261
Miſiljucht, Auſſatz, 250
Moina, mit nichten, ib.
Ninia, nioni, nohni, mit nichten, 250
Nioni, nie nicht, ib.
Rere, der Leib, 250
Rheinida, Reinheit, 243
Saban, Leinwand, 251
Samir, als wenn, gleichſam, 252

San, alſobald, ib.
Sawl, Säule, 248
Se, Senu, Seh, ecce, ſiehe 257
Sewa, Sawa, Luſterſcheinung, 261
Taik, Zeichen, 256
in Teſo, zur rechten, 254
Trauwen, Spondere, 343
Unchuſchida, Unkeuſchheit, 243
Ungiret, Unordnung, Aufſtand, 252
Unhuldi, Untreu, 244
Urebelehin, freventlich, 253
Urebelehin, Schelte, muthwillige Anklage 253
Uzaz, ausgenommen, ſondern, 253
Vlach, Vlak, platt, 243
Wanen, fehlen, 263
Wewa, Weh, 261
Widrumpiotan, reſcribere, wiederentbiethen, 206
Winiſter, link, 254
Witirigeven, wiedergeben, 206
Ze, zu, gegen, nach 256
Zeſawa, Zeſewa, Zeſun, Zeſuwen, die Sonnengegend, Mittagsgegend, 261
Zwolif, relictum, reſid. 241

Aus der heutigen deutſchen Sprache.

Aytel, 248
Beſchaulichkeit 364
Bolle, 248
Buchſtäbeln,
Ecker, 200
Eichel, 248
Glimpf, 243
Hotte, 261
Huld, 244
Huldigen, ib.
Hut, 242
Igel, 248
Kipperwörter 420
Lacken, 249
Löffel, 246
Luder, 200
Milbe, 261
Obhut, 242
Reich, 252
Reif, der Böttcher, 250
Reiffe, ſines, 250
Ribbe, 251
Scharfſinnig, 128
Schaufel 248
Schauen, 257
Scheffel, ib.
Schwulſt, 261
Sehen, 257
Sinnreich, 128
Sonderbar, ſonderlich 258
Trauter, 243
Unter, 200
Urbild, idea, 365
Weber, 200
Winzig, 264
Wittwe, 197
Wittwer, ib.
Zunder, 200
Zwiebel, 248

Aus der Ebräiſchen.

Adon, Dominus, 241
Betulah, Virgo, ib.
Ganabli, iuratus eſt, ib.
Halach, ivit, ib.

Aus der Engliſchen.

Ege, Auge, 260
Jual, die Hirnſchale, 247
To See, ſehen, 257

Aus der Fränkiſchen.

Afur, aur, aber, offt, 198

And, contra, 199
Edo, eddo, oder, 198
Endi, und, 197
Ent, contra, 199
Enti, und, 197
Hlid, Trunk, 249
Huetan, huotan, hüten, 242
Int, contra, 199
Inti, und. 197
Lid, Trunk, 299
Saar, alſobald, 251
Schelte, die Beſchuldigung eines Laſters, 253
Sehan, ſehen. 257
Sund, ſunt, der Mittag, ib.
Truiwa. Treue, 243
Unz, ünz, biß, 199
Uzan, uzaan, außer, ausgenommen, 253
Widar, der Bock, 204
Widarſtritit, wiederſtrebet, 202
Widarwigo, Aufrührer, ib.

Aus der Altfränkiſchen.

Sium, ſchauen, 257

Aus der Franzöſiſchen.

Baillif, ein Beamter, 248
Boulet, Stückkugel, ib.
Bouton, Knopf, ib.

Der alten Gallier.

Abellio, Apollo, 241

Aus der Gothiſchen.

Aftra, oft. aber, 198
Aithau. aut, 298
And, contra, 199
Athhan, autem, 198
Ent, contra, 199
Fon, Feuer, 241
Idſan, ire, 195
Int, contra, 199
Und, contra, ib.
Vitan, obſervare, 242

Aus der Griechiſchen.

Ανεμος, 263
Αφηλιος
Βαλλειν, 247
Δυξαι, 254
Δ ξ α, 269
Δεξιος, 269
Δεχεσθαι, 268
Εθελω,
Ειμι, 195
Ευθυμια, 359
Εντι, 196
Ιδια, privatim, 197
Ιδιαζω, 197
Μετριοπαθεια, 364
Οινος, Wein, 196
Θεος, Θ. Gott, 365
Πολυφωνος, wortreich, 125

Aus der Holländiſchen.

Teghen, ad, contra, 256

Aus der alten Holländiſchen.

Dru, Gott, 385

Aus der Isländiſchen.

Adlit, 295
Vidumlit, Antlitz, 295

Aus dem Hetruſciſchen.

Idmare, diridere, 197

Aus der Lateiniſchen.

Bulbus, 248

Dextra, 269
Epoptia, 364
Et, etiam, 197
Galea, 247
Galerus, ib.
Geolatra, 258
Pallium, 249
Pelvis, 246
Theoreticus, 364
Virtus politica, 363
Virtutes purgatoriae, 365
Virtus theoretica, 363

Aus der Niederſächſiſchen.

Wedder, wieder, 196

Aus der Nordiſchen.

Aoter, aber, oft, 198
Aptur, 198

Aus der Rothwälſchen.

Adon, Gott, 241
Alchen, gehen, ib.
Dille, Mägdchen, ib.
Fonck, Feuer, ib.
Genſſen, ſtehlen, ib.

Aus der Sächſiſchen.

Sachs, Meſſer, Schwerd, 307

Aus der Scandiſchen.

Olf, Wolf, ib.
Orm, Wurm, ib.
Oter, Widder, ib.

Aus der Schwäbiſchen.

Aſtermontag, i. e. Dienſtag, 154
Donderſtag, oder Donſtag, i. e. Donnerstag, 154
Maſelſucht, 250
Pfingſttag, i. e. Donnerstag, 154
Wolfmonath, i. e. Chriſtmonath, 154

Ein langes Regiſter ſolcher Wörter ſiehe auf der 277ſten und folgenden Seiten beyſammen, imgleichen 534. 558

Aus dem Syriſchen.

Baiti, domeſticatus eſt, 539

III. Regiſter der vornehmſten Sachen.

A.

Adel, der gelehrte, iſt bey den Deutſchen verachtet 442
Aerzte, deutſche, brauchen fremde Wörter 424
Amthor, Urtheil von ſeiner Poeſie 638
Aparte, was ſie ſind 145
Arzneybuch, ein altdeutſches 320

Augſpurg, daſelbſt findet man eine ſeltne deutſche Bibel 13
ihre Bibelauflagen 21
Ausarbeitung, wie man junge Leute dazu anführen ſoll 318

B.

Barden, ihre Poeſie 625
Begebenheiten, wirkliche, wenn ſie in der Poeſie angeführt werden, müſſen nichts unwahres haben 395
Behrndt, Gottfried vom Tonmaaße der einſylbigten Wörter in der deutſchen Dichtkunſt 48
Beſſers Poeſie beurtheilet 642
Bibelüberſetzung, wenn Luther damit fertig worden 33
Die allerälteſte in Augſpurg 13
noch eine alte ſeltne 42
eine alte ſchweizeriſche 51
wie die Namen ihrer Bücher deutſch überſetzt werden 25
Brockes, Urtheil von ſeiner Poeſie 649
Buchdrucker, alte, machen kleine Auflagen 25
Buchdruckerkunſt, wenn ſie zu Stande gekommen 15
Buchſtaben, deutſche, wie ſie eingetheilt werden 151
Florentes, wie ſie ausſehen, und wer ſie zuerſt gebraucht 14
Bücher, deutſche, wie man ſie leſen ſoll 217. Kennzeichen ſolcher, die zu Anfange der Buchdruckerey gedruckt worden 224

C.

Calenderſchreiber ſind Sprachverderber 424
Canitz Urtheil von ihm 640
Caracter, wer einen guten von einer Nation machen könne 435. wie ein ſolcher beſchaffen ſeyn muß 437
Caſuben, wo das Wort herſtammt 268
Chunnig, was es bey den alten Franken angezeigt 307
Character der deutſchen Gedichte 624
Comma brauchen die Alten gar nicht, oder unrecht 376
Complimente, Beſchreibung davon 421. ihre Liebhaber, was ſie ſind ib.

D.

Denarius, was er iſt? 526
Deutſche, wenn ſie den Namen Germani bekommen 303. ſq.
ihr Character 430
ſtudiren unordentlich 442. 431
Alte, ſind einmüthig in Reden und Gottesdienſt 425. verehren viele Götter 259. ihre Weiber ſind Wahrſagerinnen 305. 306. werden als Göttinnen verehret 306

was für Künſte ſie am meiſten geliebt 305
heutige ſprechen das v fehlerhaft als ein f aus 264.
werden der Sprache nach von den alten beſchämt 535
Deutſchland, gewiſſe Provinzen darinn laſſen ſich ungern beurtheilen 495. verachtet die theatraliſche Dichtkunſt 141.
Deutſche Gedichte, ihr Character 624
Dichter, ſiehe Poeten.
Druiden, was das Wort heißt 255. ihre Lehren und Lehrart 256. wenn ſie das Jahr angefangen 385. worinnen ihre Medicin beſtanden 385. lehren in Wäldern 186. verehren den wahren Gott unter mehr als einem Namen 306

E.

E ſoll man in Verſen nicht wegwerfen 409. auch nicht hinzuſetzen 412
Edelmann, des deutſchen, Caracter 431
Engelländer ihr Character 429. ſq. wie ihre Sprache beſchaffen 430. 439. ſeq.
Epopee, ihr Vorzug vor hiſtoriſchen Gedichten 619
Erhabenen vom des Longins, überſetzt von Heinecken 108
Eugenii Staats und Heldengeſchichte 615. ſeq.

F.

Flickwörter, ſind in der Poeſie unangenehm 410
Franzoſen, ihr Character 429. ſagen, ihre Sprache haben weder lange noch kurze Sylben 52
Frauenzimmer, deutſches verderbt die Sprache 422
Für, was es regiert 419

G.

Gallier, wie ihre Lehrer geheißen 385. wo ihr Name herkömmt 383. wie vielerley ihre Sprache geweſen, ehe ſie von den Römern bezwungen worden 384
Gedanken, wie ſie eingetheilt werden 134. froſtige und kindiſche, wie ſie entſtehen 136. ſcharfſinnige muß man genau prüfen 135
Gedichte, ſcherzhafte und ſpöttiſche, wie ſie eingetheilt werden 169. in was für Verſen ſie am beſten klingen ibid.
Germani, wenn die Deutſchen dieſen Namen bekommen 303
Geſellſchaft der deutſchen, Oden und Cantaten beurtheilt 340 fruchtbringende, wenn ſie ſich angefangen 212. beſtimmt zuerſt die Particul, wieder und wider ib. der Verluſt ihrer Tagebücher wird bedauret 213
Geſchichtſchreiber, deutſche, ſchreiben nicht zierlich und rein genug

genug 288. bedienen sich der Sprache die in Zeitungen herrscht ibid. manche schreiben unnatürlich 288. haben verwirrte Wortfügungen 299
Geschmack, seiner, was er sey 332
Gleichnisse, wer sie gemisbrauchet 636
Glimpf, Ableitung des Worts 243
Goldast, warum seinen Urkunden nicht zu trauen sey 369
Gottesdienst, besonderer, der Morgenländer 265. 266. wird von den Gothen in der Muttersprache verrichtet 301
Gottsched, Urtheil von seiner Poesie 644
Grammatick, die älteste der hochdeutschen Sprache 147. 151
Günther seine Ode auf den Prinz Eugen wird beurtheilt 63. sein gröster und gewöhnlichster Fehler 70. sein Character 641

H.

H, wie es die Alten ausgesprochen und geschrieben 243
Haller, seiner Poesie Caracter 641
Hand, die rechte und linke hat viel figürliche Bedeutungen 267
Heineken, Carl Heinrich von, seine Uebersetzung des Longins vom Erhabenen wird beurtheilt 108
Heräus seine Dichtkunst beurtheilt 643
Hoffmannswaldau, hat Opitzens gute Bahn verlassen 635
Homer, eine deutsche Probe seiner Uebersetzung 105. 114
Huld und Huldigen was es heißt 244

J.

Jambische Verse brauchten die Alten in Schauspielen 105 lange jambische Verse schicken sich zu poetischen Uebersetzungen 99

K.

Was die alten Deutschen an statt dieses Buchstabens schrieben 151
Kanzeleyen haben eine verderbte Sprache 423
Königs, Joh. Ul. Poesie beurtheilt 643
Kunnig, was es bey den alten Franken anzeigte 307

L.

Latein wurde ehedessen in Gerichten gebraucht 373
Lebensbeschreibung, der Verfasser dient zum Verstande ihrer Schriften 109
Leidenschaften, ihre Grade lassen sich in der deutschen Sprache genau bestimmen 445
Luther, wenn er mit seiner Bibelübersetzung fertig worden 33

Lohenſtein eifert dem Hofmannswaldau nach 636. ſchreibt hart und pedantiſch 637

M.

Melden, anſagen, wo das Wort herkömmt 245
Mönche, ihrer Poeſie Werth 626. wer ſie vertrieben 630
Mythologie der nordiſchen Völker, klingt anders als der Griechen und Römer 304

N.

N. wurde bey den Alten in verſchiedenen Wörtern bald eingeſchoben, bald weggeworfen 195
Namen der Völker und Männer haben unterſchiedene Endung 124
eigenthümliche (propria) aus fremden Sprachen ſollen deutſch gedruckt werden 308
Erklärung vieler deutſchen Namen von D. Luthern 451
Nachdruck, wenn man in der Schreibart wider ihn handelt 404. ſeq.
Narren poetiſch beſchrieben 628
Natürlichkeit, was ihr in der Schreibart zuwider iſt 402
Nennwörter, ihre Geſchlechter werden beſtimmt 154
Neukirch hat den Telemach völlig überſetzt 518. war willens ſeine Gedichte herauszugeben 520. Urtheil von ihm 644

O.

Ode, Güntbers, auf den Prinzen Eugen wird beurtheilt 63
Oden der deutſchen Geſellſchafft werden beurtheilt 340
Opitz iſt in allen Orten der Gedichte vortreflich 632. 633
Ordnung, wenn man wider dieſelbe in der Schreibart verſtößt 403. 404

P.

Participia klingen im Deutſchen noch nicht gut 511. an denſelben fehlt es den Deutſchen 447. was für Vortheil ſie davon haben 449
Partikel der Deutſchen, wie ſie in gebundener Rede geſchicklich anzubringen ſind daß ſie gut klingen 50. welche kurz 56. welche lang 57. welche gleichgültig ſind 58. lange, wenn ſie kurz werden müſſen 59
einiger uralten Bedeutung 195. ſqq. ihr Gebrauch von wem er gezeigt wird ihre Unterſuchung wird von Leibnitzen und Wachtern in Verbeſſerung der deutſchen Sprache zur Grundregel angenommen 194
Philoſophie, darinnen haben die Neuern nichts neues, was die Sachen anlangt 507
Pietſch, Urtheil von ihm 644

Poeſie hat die Verbeßerung der Sprache mit zum Zwecke 410. iſt nicht eine Verskunſt 443
Deutſche muß ihr Tonmaaß haben 59. 60. theatraliſche iſt in Deutſchland verachtet 141
vollkommene wird beſchrieben 387. fordert reine Reime 410. eine richtige Wortfügung und Rechtſchreibung 411. 413
Poeſie, darinnen muß man ſo vollkommen ſchreiben, als möglich iſt 400. redet von Sachen, ſo natürlich und gründlich, als die Proſa 401. erlaubt zu viel zu ſagen, aber nicht zu wenig 403. hat mit der Malerey vieles gemein 75. 76
Poet, ein ſchon geſchickter, wofür er ſich noch zu hüten hat 415
hat nicht große Freyheit 400. ſeine Freyheit iſt nicht Unordnung 409. muß nicht Flickwörter brauchen 410. ein Vollkommener, was er beſitzen muß 388
Poeten, der beſten, gemeinſte Fehler 404. hauſen ſehr übel mit der Sprache 410
Pommern, wo ihre älteſten Inwohner herſtammen 261
Poſtel ahmet die Alten unglücklich nach 637
Prediger, predigten vordem lateiniſch 373. hatten einen Geiſtlichen bey ſich, der es verdeutſchte ib.
Provinzial Mundart, die Kenntniß davon iſt nützlich 274
Pſalter, ein altdeutſcher, noch vor Luthero 377

R.

Rachelius hat die Alten beſtohlen 642
Rechtſchreibung, darinnen muß man ſich nach den meiſten richten 412. und dabey auf die Etymologie ſehen 410. ausführliche Abhandlung davon 561. u. ſ. w.
Rechtsgelehrten ſollen nicht lateiniſche Wörter brauchen 424
Redensarten, neue, ändern die Sprache nicht 438
poetiſche müſſen natürlich 402. ordentlich 403. nachdrücklich 404. deutlich 405. annehmlich 409. ſeyn.
Reim gehöret mit zur Annehmlichkeit in der Dichtkunſt 410. lauter reine fordert die vollkommene Poeſie 410
Reich, wo das Wort herkömmt 252
Reichs und Gerichtsbrauch im 13 Seculo 372. ſqq.
Ribbe Ableitung des Wortes 251

S.

Sachſen, wo ſie herſtammen 306. Urſprung ihrer Benennung 307

Scharfſinnig wird nur von Perſonen geſagt 128
Schaubühne, vernünftige, wird von den Deutſchen verachtet 143
Schauſpielkunſt, wenn man ſich an ſie wagen dürfe 144
Schauſpiele ſind nöthig 143. was für Materie ſie haben müſſen 144. wie lange eines dauren müſſe 145
Schreibart Erklärung davon 131. die Eintheilung derſelben vom Herrn Prof. Gottſched wird angegriffen 126. gerettet 127
ihre Verſchiedenheit, wo ſie herrühret 131. natürliche, was ſie ſey 127. kann ſinnreich ſeyn 128
zierliche ſollen Schriften haben 441. 497
Schreibart der deutſchen Geſchichtſchreiber iſt nicht rein und zierlich genug 288
Schriften, alte, wie ſie ſich leicht erklären laſſen 273
Scribenten, alte Deutſche, wie ſie ſich in der Sprache verhalten 273
Sinnreich, was es heiße 128. braucht man von Schriften ib.
Sonne, die Ableitung des Wortes 258
die aufgehende verehren die älteſten Völker 266
Sprache, alte fränkiſche, wo ſie geblühet 275
Deutſche, um welche Zeit ſie in öffentlichen Schriften gebraucht worden 368
iſt älter, als die griechiſche und lateiniſche 271
nicht ſo ſchön als dieſe letztern 215
was ſie ſchön macht 216
iſt geſchmeidig und macht ſich die zärtlichen Redensarten anderer Sprachen eigen 445
hat kurze Redensarten 447
ſchickt ſich zu alexandrianiſchen Verſen 449
ihre Verbeſſerung fängt ſich von Carls des Groſſen Zeiten an 272
iſt zur Ueberſetzung der H. Schrifft geſchickter als andere 10
iſt aus ſich entſproſſen 150. ihre Kenntniß haben die Ausländer nöthig 149. was ſie mit der Hebräiſchen gemein hat 201
ſoll von Kindern zuerſt erlernt werden 313
ſoll nichts Lateiniſches einrücken 424
ihre Verfälſchung, wie ſie zu beſtrafen iſt 425
ihre Unvollkommenheit will man aus dem Caracter der Deutſchen herleiten 428. ſeq. kann die Grade der Leidenſchaften genau beſtimmen 445. iſt ſchön oder vollkommen 444. wenn man angefangen, ſie auszuarbeiten 484

alte Deutſche
deren Unterſuchung iſt ſchwer 278
ihre Kenntniß iſt vortheilhaft 270. ſeq.
engliſche iſt ungebunden
franzöſiſche wird oft geändert 429. iſt ſehr unrichtig 429
Stanzen, was ſie ſiud 145
Sylbenmaaß muß die Ordnung im Schreiben nicht hindern 403. darnach muß man die Materien nicht zwingen ibid.

T.

Telemach iſt völlig von Neukirchen überſetzt 518. Urtheil davon 644
Tonlaut ſoll bey allen deutſchen Wörtern geſetzt werden 255. die Ausſprache nach demſelben iſt ein weſentliches Stück der deutſchen Dichtkunſt 60
Tonmaaß der einſylbigten Wörter, was es ſey 48. 51. deſſelben Regeln 56
Trauerſpiel, deſſen Regeln hat Gryph nicht verſtanden 634. Lohenſtein auch nicht 637

U.

Ueberſetzer, ein guter, wie er ſich verhält 11. muß die Sachen verſtehen, die er überſetzen will 317. thut ſeiner Sprache nicht Gewalt an 11. hat kein Recht, ſein Original umzutaufen 99
Ueberſetzung, welches die wichtigſte und ſchätzbarſte 9. die nothwendigſte ſey 10
gute, wie ſie beſchaffen ſeyn muß ib. erweitert, bereichert und verbeſſert die Sprache 10. macht eine Sprache vollkommen 320. worinnen ihre Stärke beſtehet 321
welche den Sinn des Originals ausdrückt 331
Ueberſetzung der H. Schrift iſt nöthig und nützlich 10
Ulphilas, ſein Caracter 300. ihm haben die Gothen zweyerley zu danken ib. ſeine Ueberſetzung der vier Evangelien, in was für einer Mundart ſie geſchrieben worden 302
Urkunden, Goldaſtens ſeinen iſt nicht zu trauen 369

V.

Vandalen haben eine beſondere Strafe 308
Velleda, wer ſie bey den alten Deutſchen geweſen 306
Verſe, wie ſie zweydeutig 405. annehmlich 409. natürlich 402. deutlich 405. nachdrücklich 404. werden: wenn ſie weichlich oder hart klingen 409
dürfen ohne Reime ſeyn 104. was ſie alsdann haben müſſen 104
Verskunſt iſt von der Dichtkunſt unterſchieden 443

reine, flüßige machen keinen Poeten 443
trochäiſche ſchicken ſich zu Heldengedichten 105
Verskunſt iſt nicht die wahre Poeſie 443
Vesuv poetiſch beſchrieben 630
Virgils Aeneis überſetzt in deutſche Verſe 89. 100
Virgil iſt der reinſte unter den lateiniſchen Dichtern 104
ſollte in untadeliche deutſche Verſe überſetzt werden ib.

W.

Weisheit des Sokrates verſtund Opitz 631
Welſche ſagen, ihre Sprache habe weder kurze noch lange Sylben 52
Wieder, wider, widder, was für ein Unterſchied darinnen ſey 187
wenn man wiederfahren und widerfahren ſetzen ſolle 222
Wiſſenſchaft, derſelben muß man gemäß ſchreiben 396
Wortforſcher, worauf ſie zu ſehen haben 244
Wortfügungen, zweydeutige hindern die Deutlichkeit 405
Wortreich ſeyn, was es heißt und wie es die Lateiner und Griechen geben 125
Wörter,
einſylbige, wie ſie in gebundener Rede geſchicklich zu gebrauchen ſind 50
ſind in Anſehung des Tonmaſſes nicht gleichgültig 53
dreyſylbige und vierſylbige, in welche Gedichte ſie ſich nicht gut ſchicken 208
dreyſylbige, wenn ſie ſich zum Reime oder Abſchnitte ſchicken 208
kräftige und nachdrückliche muß man in der Poeſie wählen 404
die man verſchiedentlich ausſpricht, ſoll man im Schreiben unterſcheiden 314
aus fremden Sprachen ſollen deutſche Endung haben 314
fremder ſoll man ſich im Deutſchen enthalten 424
neue an ſtatt der eingeführten machen, läuft wider die Reinigkeit der Sprache 128
in zuſammengeſetzten ſoll man die Mittelſtriche weglaſſen 314
Wörterbuch, Entwurf eines Deutſchen von Jablonsky 480

Z.

Zeitungsſchreiber verderben die Sprache 425
Zeuge, einem einzigen muß man in alten Dingen glauben 372
Zeugenausſagen wurden vor Alters Lateiniſch niedergeſchrieben 373
Zierlichkeit in der Sprache ſoll man ſuchen 441

Inhalt des XX. Stücks.

I. Anmerkungen über D. Johann Küffners verdeutschten Celsus p. 525
II. M. Io. Michael Hennii Specimen Philologicum. p. 538
III. Valerius Maximus, die Geschicht der Römer p. 551
IV. Der Anfang einer gebundenen Uebersetzung von des Theognis Lehrsprüchen, von Joh. Dan. Denso p. 559
V. Joh. Christian Steinbarts Anmerkungen über einige Puncte der deutschen Orthographie p. 561
VI. Vertheidigung eines poetischen Werkes p. 615
VII. Character der deutschen Gedichte p. 624
VIII. Von der Art, im Deutschen die Nomina adiectiua zu declinirеn. p. 659
IX. Neue, hieher gehörige Schriften. p. 679

St. XVI. Zu verbessern ist im XVI. Stück.

p. 564. l. 14. an statt, insonderheit l. jederzeit.
p. 566. l. penult. Imkhens l. Zinekhens.
p. 570. l. 16. nach für, setze iü, l. 19. lüte l. luite.
p. 571. l. 8. empfähle.
l. ult. bekräfftigte
p. 572. l. 6. sie an
l. 26. in ir
p. 573. l. 7. end l. vnd
l. 9. in l. ir.
l. 23. em l. ein
l. 32. Mayhoft. l. Mayerhof.
p. 574. l. 2. l. Ledern, l. hderer
l. 27. l. Christen in, l. Christenin
p. 575. l. 14. l. undereinander.
l. 23. l. nothnumpht
p. 576. l. 7. l. Belivmundet
l. 16. l. fridebrächen
p. 577. l. 14. l. vlivset
p. 578. l. 8. l. niendert.
p. 579. l. 21. l. gezivek
p. 582. l. 23. nit l. mit
l. 24. lecken l. becken
p. 591. l. 2. l. hubslerinne.
p. 583. l. 4. l. lüte diner,
l. penult. Leyen
p. 585. l. 8. l. anlegen
l. ult. sumen l. kumen

St. XVII.

p. 1. im Titul: del. Johann.
p. 14. l. 31. für Karhold, l. Rathold
l. 32. es l. so
p. 20. l. 19. l. Es hat aber
p. 21. l. 16. del. Augustin
p. 24. l. 16. nach Laurenz del. und
p. 26. l. 15. l. Uebersetzungen
p. 29. l. 29. für Deutschen l. Lateinischen
p. 39. l. 15. l. schmachtend
p. 40. l. 4. l. der CXXII. Psalm
p. 44. l. ult. l. Gaßern
p. 45. l. 13. für P. III. l. P. II.
p. 48. l. 3. l. Daraffter
l. 10. begerten

Ende des zwanzigsten Stückes.

Beyträge
Zur
Kritischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie
und Beredsamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur.

Ex Biblioth.
Universitati
Frider. Guil.
Berolin.

Ein und zwanzigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1739.

Dem Magnifico

Hochwürdigen, in Gott andächtigen, und Hochgelahrten Herrn,

HERRN

Johann Jacob Quandten,

Der heiligen Schrift hochberühmten Doctorn,

Sr. Königl. Majest. in Preußen Hochbetrautem Consistorialrathe, und Oberhofpredigern an der Residenzkirche zu Königsberg, aller Kirchen und Schulen des ganzen Königreichs hochansehnlichen Generalsuperintendenten, der Gottesgelahrtheit obersten Professorn, und der theologischen Facultät ehrwürdigen Seniorn,

Meinem insonders hochgeschätzten Herrn und Gönner,

Magnifice,

Hochwürdiger und Hochgelahrter,

insonders Hochzuehrender Herr Consistorialrath und Oberhofprediger,

sehr hoch- und werthgeschätzter Gönner,

Ew. Hochwürdigen Magnificenz ein Buch zuzuschreiben, welches mit den hochwichtigen Aemtern, darinn Dieselben Gott und der Kirche dienen, so wenig Gemeinschaft hat, als gegenwärtiger Band der critischen Beyträge, das scheinet dem ersten Ansehen nach eine sehr unbequeme Gelegenheit zu seyn, Denenselben seine Ehrfurcht und

Hochachtung öffentlich zu bezeugen. Gewiß, wer nur die tiefe Einsicht **Eurer Hochwürden** in die Geheimnisse der heiligen Gottesgelahrtheit, die große Erkenntniß der morgenländischen Sprachen, die weitläuftige Gelehrsamkeit in den jüdischen Alterthümern, die ungemeine Wissenschaft der Kirchengeschichte, nebst der unvergleichlichen Belesenheit, sowohl in den alten als neuern Kirchenlehrern, allein betrachten will; der könnte gar leicht auf die Gedanken gerathen, daß sich nichts weniger für Dieselben geschickt hätte, als ein Werk, darinn von allen diesen erwähnten Stücken auch nicht das geringste anzutreffen ist.

Eure Hochwürden aber sind durch Dero Eigenschaften und Vorzüge so sehr über andre große Männer ihrer Art erhaben, daß sie nicht nur in demjenigen, was zu Dero Aemtern hauptsächlich erfordert wird, andern zum Muster dienen können; sondern auch in vielen andern Wissenschaften und Theilen der Gelehrsamkeit vortrefflich sind. Denn daß ich die gründliche Erkenntniß philosophischer Wahrheiten übergehe, davon Dieselben in allen Ihren Schriften, Lectionen und heiligen Reden die deutlichsten Proben zu geben pflegen; daß ich auch der vortrefflichen Fertigkeit in der lateinischen, englischen, holländischen und andern neuern Sprachen nicht erwähne,

ne, die Sie sich auf Dero vieljährigen Reisen in diese Länder vormals zuwege gebracht: So darf ich nur der so rührenden und einnehmenden deutschen Beredsamkeit gedenken, womit Dieselbigen, als ein anderer Chrysostomus und Ambrosius, Könige und Fürsten, Hohe und Niedrige, Gelehrte und Einfältige zu bezaubern pflegen, und auch mich von meinen akademischen Jahren an, zu Dero beständigem Bewunderer gemacht; um Dieselben den größten Kirchenlehrern unserer Zeiten an die Seite zu stellen, und gleichsam zwischen einem beredten Mosheim und gründlichen Reinbeck in die Mitte zu setzen.

Habe ich nun nicht Ursache genug, **Eurer Hochwürdigen Magnificenz** ein Buch zuzuschreiben, welches die critische Erkenntniß der deutschen Sprache und Beredsamkeit vornehmlich zum Zwecke hat, darinnen Dieselben ein so großer Meister sind? Sind die ersten Regeln der Redekunst nach den Mustern der größesten Redner, und die Regeln der Sprachkunst und schönen Schreibart, nach den Schriften der besten Meister in jeder Sprache aufgesetzet worden: So hätte man gewiß im Absehen auf beydes, die critischen Anmerkungen, so in diesem Buche enthalten sind, nur durch den Gebrauch **Eurer Hochwürden** in der Beredsamkeit und Schreibart

bestätigen dörfen; wenn Dieselben nicht bisher, aus überflüßiger Bescheidenheit, Dero Meisterstücke der geistlichen Beredsamkeit der Welt entzogen hätten.

Dieses ist meine Rechtfertigung wegen dieser Zueignungsschrift, **Hochwürdiger und Hochgelahrter Herr Consistorialrath und Oberhofprediger:** und auf ein mehrers kann ich mich in den engen Schranken einer solchen Zuschrift nicht ausbreiten. Wie wäre es auch möglich, **Eurer Hochwürdigen Magnificenz** hier alle das Lob beyzulegen, welches Dieselben sich durch so vieljährige Verdienste gegen die königsbergische hohe Schule, und ganze preußische Kirche erworben haben? Wie könnte ich in vielen Bogen alle die Sorgen, Bemühungen, Verdrüßlichkeiten und unzählichen Beschwerden abschildern, welche Dieselben seit mehr als zwanzig Jahren, da sie die wichtigsten Ämter bekleiden, für das gemeine Beste unsers Vaterlandes, mit Großmuth und Standhaftigkeit übernommen haben? Und was wäre dieses hier nöthig? Alle rechtschaffene Preußen wissen dieses ohne dieß. Der **weise Monarch**, der neulich zu unaussprechlicher Freude seiner Unterthanen, den Thron bestiegen hat, erkennet es gleichfalls; und das, über den Sieg der guten Sache, höchst vergnügte Vaterland sieht der erwünschten Zeit

mit

mit Freuden entgegen, darinn die alte Kirchenzucht und gute Ordnung wieder gebracht, die Herrschsucht der Scheinheiligkeit beschämet und entkräftet, der Flor der Wissenschaften und freyen Künste aber wieder hergestellet werden soll. Ich selbst kann mich, auch in der Ferne, nicht enthalten, meine Regungen über dieses bevorstehende Glück meines Vaterlandes blicken zu lassen, und nehme mir hiermit die Freyheit, **Eurer Hochwürdigen Magnificenz** als einem der vornehmsten Werkzeuge desselben, hiermit öffentlich mein Vergnügen zu bezeugen.

Es sind nunmehro vier und zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich, als ein treuer Zuhörer, zu Dero Füssen gesessen, und einen Lehrer an Ihnen bewundert und verehret habe, Dessen Deutlichkeit, Gründlichkeit und Anmuth im Vortrage ich nach der Zeit noch nirgends wiedergefunden. Seit dieser ganzen Zeit habe ich diejenige Universität glücklich geschätzet, die sich eines so großen Mannes zu rühmen hat, und Gelegenheit gesuchet, Demselben den schuldigen Dank für seinen treuen Unterricht abzustatten. Ich thue solches hier, da ich anders nicht kann, durch einen brünstigen Wunsch. Gott erhalte **Eure Hochwürden** zum Besten seiner Kirche, und der königsbergischen hohen Schule noch viele Jahre in beständigen Wohlseyn. Er segne alle Dero patriotische Anschläge und

Un-

Unternehmungen, zum Heile unſers Vaterlandes. Er erhalte endlich Denenſelben die Gnade des **preußiſchen Antonius**, der ſich durch ſeine Weisheit und Großmuth bereits zum Wunder von ganz Europa gemacht hat: So werden Eu. Magnificenz Preußen, im geiſtlichen und weltlichen Stande, bald wieder in voller Blüthe ſehen, und über Dero Feinde, welche nothwendig auch Feinde des ganzen Landes ſeyn müſſen, einen Triumph nach dem andern erlangen.

Ich habe die Ehre, mit aller erſinnlichen Ehrfurcht und Hochachtung zu ſeyn

Ew. Hochw. Magnificenz,

Meines Hochgeſchätzten Gönners,

Leipzig, den 15 Auguſt
1740.

gehorſamſter und ergebenſter
Diener

Gottſched.

Vorrede.

Hiermit liefere ich dir, geneigter Leſer, das erſte Stücke zu dem ſechſten Bande der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit; wie dir in der, bey dem letzten Stücke des vorigen Bandes mitgetheilten Zueignungsſchrift die Hoffnung dazu gemacht worden. Ich habe keine Urſache gefunden, von der Fortſetzung dieſer Arbeit abzugehen, oder jemanden anders das Recht darauf abzutreten; welches von Anbeginn niemanden anders als mir, und dem ſel. Herrn Lotter, der als Profeſſor in Petersburg vor einiger Zeit verſtorben, zugehöret hat. Wir beyde wurden im 1731ſten Jahre ſchlüſſig, eine Monatſchrift dieſer Art anzufangen, und ſetzten, ohne ſonſt jemanden dazu zu rathe zu ziehen, feſt, wie wir dieſelbe einrichten, und ausführen wollten. Wir beyde machten mit dem Verleger den Vergleich darüber, und verbanden uns, für die Fortſetzung des Werkes zu ſtehen. Wir unterwarfen auch die von uns aufgeſetzten Artikel keines Menſchen Beurtheilung oder Muſte-

rung, und machten uns in der Vorrede anheischig, daß ein jeder selbst für die von ihm ausgefertigten Stücke stehen und sie verantworten wollte, dafern sie von jemanden angetastet werden sollten. Da wir aber beyderseits Mitglieder der deutschen Gesellschaft waren, deren allgemeine Absichten wir auch durch durch diese Beyträge, als eifrige Patrioten zu befördern suchten: So bedienten wir uns auch des Rechtes, welches allen Mitgliedern zustund, und setzten auf den Titel dieser Monatschrift, daß sie **von einigen Mitgliedern** der deutschen Gesellschaft in Leipzig ans Licht gestellet würde.

Wie nun diese Unterschrift in der That der Wahrheit gemäß war; also suchten wir dadurch auch den Lesern allen Argwohn zu benehmen, daß etwa die ganze Gesellschaft, oder der größeste Theil derselben an diesen Beyträgen theil hätte. Dieses geschah in der wohlgemeynten Absicht, daß man nicht etwa unsre besondre Meynungen der ganzen Gesellschaft aufbürden, oder allen ihren Gliedern; ja wohl gar dem ansehnlichen Oberhaupte derselben dasjenige zur Last legen möchte, was etwa diesem oder jenem darinnen misfallen könnte. So vielmal wir aber auch diese Warnungen in den Vorreden und Zueignungsschriften jedes Bandes wiederholet, und den Lesern einzuschärfen gesucht: So sehr hat es uns nach der Zeit befremdet,

det, so oft wir wahrnehmen müssen, daß man sich, ich weis nicht, ob aus Unachtsamkeit, oder aus bösen Absichten gegen die deutsche Gesellschaft dennoch nicht daran gekehret; sondern allemal den Inhalt dieser Beyträge der ganzen Gesellschaft zugeschrieben hat. So wenig als nun diese jemals darum gewußt hat, wie diese Monatschrift eingerichtet werden, oder was für Ausarbeitungen in derselben Platz finden würden; so wenig sie sich jemals öffentlich erkläret, alles dasjenige für genehm zu halten, was in diesen Beyträgen stehen würde: So ungerecht ist man mit derselben verfahren, wenn man ihr eine fremde Last hat auflegen wollen. Und ungeachtet zuweilen, auch außer meinem ersten Gehülfen, Herrn Prof. Lottern, nach und nach einige andre Glieder der Gesellschaft mir in Ausfertigung dieses Werkes hülfliche Hand geleistet: So ist doch dieses nur auf mein freundschaftliches Ersuchen; nicht aber aus einiger Obliegenheit oder Pflicht, dazu sie als Mitglieder der Gesellschaft verbunden wären, geschehen. Ja es sind auch wenigstens eben so viele, wo nicht mehrere Artikel von auswärtigen Gelehrten und andern guten Freunden allhier, die niemals Glieder der Gesellschaft gewesen, oder doch, ehe sie es gewesen, in die Beyträge eingeflossen: Für welche alle ja die Gesellschaft niemals hat stehen können oder wollen, zumal da sie keines

davon eher, als bis es gedruckt gewesen, hat zu sehen bekommen.

Dieses habe ich bey der Fortsetzung dieser Beyträge nochmals etwas ausführlicher zu erinnern für nöthig erachtet, da man sich auch in gewissen auswärtigen Monatschriften des obigen Irrthumes gewisser maßen theilhaftig gemachet. Meine Leser werden hier leicht sehen, daß ich auf den göttingischen Abriß von dem neuesten Zustande der Gelehrsamkeit damit ziele, in dessen III. Stücke, dieser Beyträge, auf eine etwas unfreundliche Art gedacht worden. Man hat es daselbst übel genommen, daß eine gewisse moralische Schrift darinnen beurtheilet worden, die den Herrn Urhebern des gedachten Abrisses besser, als andern Lesern gefallen haben mag. Man gönnet in diesen Fällen einem jeden seinen Geschmack und seine Einsicht; sieht aber hingegen auch nicht, woher man sich ein Recht anmaßen könne, seine Meynung auch andern aufzudringen, oder es andern Journalisten vorzuschreiben, was für Bücher sie in ihren Monatschriften der Welt bekannt machen, oder wie sie davon urtheilen sollen. Wir trauen den gelehrten Herren Verfassern des göttingischen Abrisses so viel zu, daß sie selbst am besten wissen werden, wie weit sich die Grenzen ihres Vorhabens erstrecken. Warum thun sie denn nicht, nach der unter Gelehrten herrschenden Höflichkeit, gegen uns

desgleichen? Warum legen sie es uns zur Last, daß wir der Untersuchung einer deutschen Sittenschrift in unsern Beyträgen einen Raum verstattet; da doch ein jeder Leser dieses Artikels sehen kann, daß es um der deutschen Schreibart willen, die darinn herrschet, geschehen ist? Doch was braucht es viel, sich gegen einen Richter zu verantworten, dem die Beurtheilung dieser Sache nicht zusteht? Es hat uns gefallen, die obige Untersuchung, so wie sie war, einzurücken. Was hat man darwider zu sagen? Steht jemanden das darinn gefällte Urtheil nicht an: So steht es ihm frey, ein andres davon zu fällen, und alles dasjenige zu loben, was hier getadelt worden. Aber daß man sich zu einem Hofmeister andrer Journalisten aufwerfe, und die von ihnen entweder verfertigten, oder eingerückten Auszüge, auf eine grobe und plumpe Art herunter machen will; das ist in der gelehrten Welt noch niemals Sitte, vielweniger Rechtens gewesen. Es würde nicht zum besten klingen, wenn wir uns auch gegen sie die Freyheit nehmen wollten, die man sich in dem göttingischen Abrisse gegen uns genommen. Es wird also gut seyn, daß man sich der heilsamen Regel künftig erinnere: Was ihr wollt, daß euch die Leute ꝛc.

Was den obgedachten Artikel selbst anlanget, so braucht derselbe gegen den unwilligen Richter, der ihn verworfen hat, unsrer Vertheidigung nicht.

Hätte dieselbe Feder, die denselben aufgesetzt hat, es für nöthig befunden, sich gegen ihren Gegner zu vertheidigen: So würde ich kein Bedenken getragen haben, ihre Verantwortung in diesen Beyträgen bekannt zu machen. Unsern Lesern würde dadurch gewiß eine neue Lust zu gewachsen seyn, wenn sie gesehen hätten, wie sich ein scharfsinniger Kopf, der die scherzhafte Art zu denken und zu schreiben in seiner Gewalt hat, mit einem unhöflichen Widersacher, der ihn mit schlechten Waffen angreifet, und anstatt der Gründe, mit Vorurtheilen und dictatorischen Aussprüchen ficht; herum gesprungen seyn würde. Doch es hat sich diese Feder solche Lust noch nicht machen wollen: ich weis auch nicht für gewiß zu sagen, ob, und wie bald sie sich dieselbe machen wird. Vielleicht hat die ungeschliffene Art, womit man ihr begegnet ist, sie stolz gemacht, so daß sie sich in keinen so niedrigen Kampf einlassen mag; wobey aber in der That unsre Leser ein Vergnügen verlohren haben.

Nun sollte ich zwar auch einem andern breslauischen Goliath, der unter dem Namen Sibrands, aufgestanden, bey dieser Gelegenheit antworten; da er ja auf eine so ungezogene als ehrenrührige Weise der deutschen Gesellschaft, deren Mitglied er ist, diesen Beyträgen, und ihren Verfassern, ja der ganzen Critik und gesunden Vernunft, öffentlich Hohn gesprochen hat. Allein

außer

außer dem, was er ſich aus dem obigen ſchon zur Lehre hat nehmen können, iſt er keiner fernern Antwort werth. Meine Unſchuld, und die gute Sache der Wahrheit iſt auch bereits vor mehr als einem halben Jahre, in einem eigenen Schreiben eines Ungenannten an Herrn D. Steinbach, gerettet worden; wofür ich dieſem ſo vernünftigen als beſcheidenen Verfechter allerdings verbunden bin. Nun iſt zwar auch neulich eine andre Schrift, faſt in gleicher Abſicht ans Licht getreten, die dem verkappten Sibrand noch ungleich ſchweter gefallen. Allein da dieſelbe in dieſen critiſchen Streit, der mich betraf, ſo viel andre verhaßte Dinge, von Perſonen, die ich allezeit nach Verdienſt in Ehren gehalten habe, eingemenget hat: So ſehe ich mich genöthiget, hiermit öffentlich mein Misvergnügen darüber zu bezeigen, auch mich freywillig zu erklären, daß ich gar keinen Theil daran haben mag; wie ich denn allezeit an einer ſo anzüglichen Schreibart ein Misfallen gehabt habe.

Nichts iſt übrig, als daß ich noch auf eine Nachricht komme, die ich in den gelehrten Zeitungen des vorigen Jahres, von der hieſigen deutſchen Geſellſchaft, nicht ohne Verwunderung geleſen habe. Es wurde darinnen bekannt gemacht, daß diejenigen Mitglieder, die bisher an dieſen Beyträgen gearbeitet hätten, ihr Recht auf dieſelben, nebſt der

Auf-

Aufſicht darüber an die ganze Geſellſchaft übergeben hätten, welche auch gemeinſchaftlich entſchloſſen wäre, daſſelbe fortzuſetzen. Nichts mußte mich, bey der oben erklärten Beſchaffenheit dieſer Monatſchrift, mehr befremden, als eine ſolche Nachricht; wie ſich ein jeder leicht einbilden kann. Wer ſind doch, dachte ich bey mir ſelbſt, diejenigen Mitglieder, die der Geſellſchaft ein Recht haben übergeben können, was ſie niemals gehabt haben? Oder, wie hat doch eine ſo billige Geſellſchaft, als die deutſche iſt, dieſes Recht von ſolchen Perſonen annehmen können, die es noch viel weniger gehabt haben können, als ſie ſelbſt es jemals gehabt hat? Und da ſie es ſelbſt geſteht, daß ſie es niemals gehabt, indem ſie ſichs erſt von etlichen ihrer Mitglieder abtreten läßt; wie hat ſie denn glauben können, daß es dieſe Mitglieder hätten, deren jedes kaum etliche wenige Auszüge zu den Beyträgen verfertiget, aber niemals an dem Anfange, der Einrichtung und Fortſetzung derſelben einigen Antheil gehabt hat?

Allein ich muß es itzo ſelbſt geſtehen, daß ich mit dieſen meinen Gedanken, der anſehnlichen Geſellſchaft zu viel gethan. Ich habe nämlich ſeit der Zeit wahrgenommen, daß dieſer Aufſatz in den gelehrten Zeitungen unmöglich von derſelben hergekommen ſeyn kann; und daß es ihre Abſicht niemals

mals gewesen sey, sich durch die Fortsetzung der critischen Beyträge eines fremden Werkes zu bemächtigen. Wie hätte man auch dieses von so gelehrten und billigen Männern anders vermuthen können; die es gewiß nicht nöthig haben, sich ändrer Leute Arbeiten anzumaßen, da sie mit ihren eigenen Werken sich Ehre genug zu erwerben im Stande sind? Es ist wohl wahr, daß die deutsche Gesellschaft uns auch eine neue Monatschrift zu liefern gesonnen ist; dazu sie auch wirklich schon den Anfang gemacht hat. Allein ihre Absichten so wohl, als die Mittel, wodurch sie dieselben zu erreichen suchet, sind von den meinigen ganz unterschieden; wie ein jeder wahrnehmen wird, der so wohl den Titel als die Vorrede ihres ersten Stückes lieset. So ist denn unter uns ferner gar kein Streit, und wie es kein Zweifel ist, daß nicht so viele geschickte Federn zur Aufnahme der deutschen Sprache viel schönes beytragen könnten; also wünsche ich auch nebst allen Liebhabern unsrer Muttersprache, daß sie dieselbe Arbeit fein oft und lange fortsetzen mögen.

Sonst habe ich dir, geneigter Leser, von der fernern Einrichtung dieser Beyträge nichts mehr zu sagen, als daß alles darinnen bey dem vorigen bleiben wird. Meine Absichten so wohl, als meine Mittel zu denselben bleiben unverändert, wie sie

im Anfange geweſen ſind, wie du aus dieſem XXI. Stücke zur Gnüge ſehen wirſt. Hat ſich gleich die Unterſchrift auf dem Titel geändert, ſeitdem ich mich aus gewiſſen Urſachen des vorigen Titels, daß ich ein Mitglied der Geſellſchaft ſey, freywillig begeben habe: So wird doch dieſe geringe Veränderung in das Werk ſelbſt keinen Einfluß haben. Haben dir alſo bisher die Beyträge gefallen; ſo werden ſie dir auch künftig angenehm ſeyn können. Ich habe hier und auswärts verſchiedene gelehrte Freunde, die mir wie bisher, alſo auch künftig ihre Anmerkungen und Nachrichten mittheilen werden: Wie denn in dieſem Stücke ſchon von Herrn Hofrath Drollingern, von Herrn Paſt. und Conſiſtorialaſſeſſor Bruckern, und Herrn Rector Weichmannen in Braunſchweig, Artikel zu finden ſind. Nächſtens hoffe ich dir auch von dem berühmten Herrn L. von Seelen und andern gelehrten Männern, etwas vorzulegen, das dich vergnügen ſoll. Lebe wohl. Geſchrieben zu Leipzig an der Oſtermeſſe 1739.

I.

Nachricht von der Beſchaffenheit der deutſchen Sprache und deren Schreibart bey den Rechtsgelehrten vor dem ſechzehnten Jahrhunderte.

Es iſt den Liebhabern der deutſchen Alterthümer in dem zwölften Stücke dieſer critiſchen Beyträge an dem augſpurgiſchen Stadtbuche, oder der Sammlung der Stadtrechte in dieſer berühmten Reichsſtadt eine merkwürdige Probe gegeben worden, wie man um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Geſetzen, Ordnungen und Rechten deutſch zu ſchreiben gepflegt hat. Wir haben dabey erinnert, daß die Beobachtung dieſes bürgerlichen Stadtrechts bis gegen das Ende des funfzehnden Jahrhunderts gewähret, da es von dem immer weiter und ſtärker eingeführten römiſchen und päbſtlichen Rechte iſt verdrungen worden. Ob man ſich nun gleich meiſtens vor dem ſechzehnten Jahrhunderte an das beſondere Provinzrecht gehalten, ſo zwang doch die

Verfassung der sogenannten geistlichen Rechte, welche überall angenommen worden, dieselbige mit den bürgerlichen Rechten zu vereinigen, und also aus dem päbstl. kaiserl. und Provinzrechten, eine Sammlung gemeiner und üblicher Rechte zusammen zu tragen. Und da sowohl Richter als Advocaten, in den damaligen rauhen und von der Barbarey in den Wissenschaften besessenen Zeiten, manchmal wenig Latein verstunden, und daher Noth hatten, daß man ihnen die Rechte und deren Verfassung, Ordnung und Abhandlung, oder auch wohl gerichtliche Ausführung in deutscher Sprache vorstellig machte: So gaben sich einige die Mühe, dieser Leute Armuth unter die Arme zu greifen, und berühmte, die Rechte und Gerichtsordnung nach päbstl. und kaiserl. Rechtsverfassung erläuternde lateinische Schriften in das Deutsche zu bringen; bis endlich das römische oder kaiserliche Recht gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts mehr eingeführet, und zu dessen Behuf auch in deutschen Schriften erkläret worden ist. Da wir nun von beyderley gar merkwürdige Proben von sehr seltenen hieher gehörigen Schriften in Händen haben, so hoffen wir dem geneigten Leser nicht gänzlich zu misfallen, wann wir ihm von etlichen alten deutschen ur Rechtsgelahrheit gehörigen Schriften Nachricht geben, um auch die juristische Schreibart der ältern Zeiten zu erläutern, wie wir mit Schriften von theologischem, medicinischem, und philosophischem auch historischem Innhalte gethan haben. Die erste Schrift ist:

Die

Die Ordnung der Gericht magiſtri Tancredi.

Es iſt dieſes eine geſchriebene * Ueberſetzung eines ehedeſſen unter den Rechtsgelehrten berühmten Buchs. Der Verfaſſer der Schrift ſelbſt Tancredus a Corneto, ein Archidiaconus zu Bologna, welcher um 1220. gelebt, ** iſt unter den Lehrern der päbſtlichen Rechte ſeiner Zeit angeſehen, und wegen der Verfertigung der collectionis quintæ decretalium ſehr berühmt geweſen. *** Gegenwärtige Schrift de judiciis ſive ordine judiciario, iſt ſowohl in Straßburg 1545. 8. im Druck erſchienen, als auch dem dritten Bande der großen Sammlung juriſtiſcher Abhandlungen, ſo den Titul: tractatus tractatuum führt, einverleibet worden. Weil dieſe Sammlung in großen Büchersälen gemeiniglich pflegt angetroffen zu werden, unſere Abſicht auch nicht iſt, von Schriften, zur Rechtsgelehrſamkeit gehörig, zu handeln, ſo wollen wir von dem Innhalte des Buchs ſelbſt keine Nachricht geben, und es denen, die denſelbigen zu wiſſen verlangen, überlaſſen, in gedachter Sammlung nachzuſehen. Unſere Abſicht gehet nur dahin, einigen Bericht von der deutſchen Ueberſetzung, und zugleich eine Probe zu geben, wie man in juriſtiſchen

* Wenigſtens iſt es uns unbekannt, ob dieſelbige iemals im Druck erſchienen iſt.

** Man ſehe PANCIROLLVM de claris LL. interpret. l. III. c. 4.

*** Man vergleiche hiemit GER. A MASTRICHT Hiſt. Iur. Eccleſ. §. 353. p. 384. der thomaſianiſchen Ausgabe.

Abhandlungen, um selbige Zeit, sich in der deutschen Sprache ausgedrücket habe.

Wer diese Uebersetzung verfertiget habe, das ist so wenig darinnen gemeldet, als die Zeit, wenn sie gemacht worden. Aus der Art der Rechtschreibung, den Endungen der Zeitwörter, der verwirrten Wortfügung, und andern Merkmaalen aber ist richtig zu schliessen, daß sie um das Ende des vierzehnten, oder um den Anfang des funfzehnden Jahrhunderts gemachet worden sey. Wie dann auch die Schrift dieses geschriebenen Buchs diejenige Gestalt hat, welche in dem vierzehnten Jahrhunderte in Oberdeutschland üblich gewesen, wie wir aus der Zusammenhaltung unstreitig um diese Zeit geschriebener Schriften und dieses Buchs überzeugt worden sind. Die Rauhigkeit der Sprache selbst, und zumal der die Rechte berührenden Ausdrückungen, giebt genugsam zu verstehen, daß es nicht wohl später übersetzt worden sey. Auf dem Rande sind hin und wieder Anmerkungen, oder, wie man sie damals nennete, Glossen, beygefügt worden, welche den Text erläutern sollen.

Die Beschaffenheit dieser Uebersetzung aber selbst betreffend, so muß man bekennen, daß sie, was die Ausdrücke, Ordnung und Fügung der Worte betrift, bey weitem nicht an das augspurgische Stadtbuch reichet: indem darinnen eine sehr große Unordnung, und daraus fließende Dunkelheit regieret,* ob man gleich

* Es hat deswegen der Besitzer dieses geschriebenen Buchs, der im Anfang des sechzehnden Jahrhunderts gelebt haben muß, wie aus den Zügen seiner Handschrift zu urtheilen ist, schon darüber geschrieben. Ain unverstendig Vertewschung Tancreti.

gleich aus vielen Spuren erkennen kan, daß dem Schriftſteller das geiſtliche und weltliche Recht nicht unbekannt geweſen ſey. Doch man hat ihm dieſes endlich zu gute zu halten, indem man zu derſelbigen Zeit noch gar weniges von dergleichen Innhalte in deutſcher Sprache überſetzet hat. Und vielleicht irren wir nicht, wann wir glauben, es ſey dieſe, wo nicht die erſte, doch eine der erſten Ueberſetzungen von juriſtiſchen Abhandlungen. Das allerundeutlichſte und verwirrteſte Stück davon iſt der Eingang oder die Vorrede, welche denjenigen Fehler hat, den wir an den meiſten im XVI. St. gemachten Ueberſetzungen beobachtet haben, daß ſie die lateiniſche Wortfügung und Ordnung auf das genaueſte ausdrücken. Weil dieſe Vorrede nicht lang iſt, ſo wollen wir ſie zur Probe ſelbſt herſetzen. Sie lautet alſo:

„Mit emſinger begerung mich mein allerlieb ge„ſellen ich verlang zevolfiern euch gefliſſen habt, daß „ich das puchlin des ordenlichen rechtes, indem de„anklager zewielen, der ſchuldig zebeſchirmen, vnd „der rechten zehörn bewern vnd zevollenden die ſache „mugen vnderweißt werden, eur lieb zuſamen ſetzte. „Aber ewrer begir ich begern pin genug zethun mir „ein groß Ding aber euch vnd den andern ein frucht„pers ich zugen vnd fur mich nim. Das am erſten „Richardus ein engellender zu ainem exempel ettlichs „zamengeleſer lere das weltlich geſatz und gaiſtlich „ordnung mit gewißer peygeſchrifft einzetragen vt off „paid tail in beſundern artiklen zeſagen gehandlet vnd „geſchriben hat. Darnach Pillius von Modana „ein rechtſetzer und außſchärlicher weyſer Doctor „nach weltlicher ordnung, doch wenig gaiſtlich rege

„einzetragen zeſchreiben ainer ſume volbracht hat, den
„ich von ſeiner weiſhait vnd lere in vil mich ſchik
„nachzevolgen. Nemlich in den ſachen, die man vol-
„fiern ſoll nach weltlichem rechten, in gaiſtlichem ge-
„richt vnd da die geſatz den heiligen regeln nit wider-
„ſtrebent. Aber in den andern weltlichen geſatzen
„zevorgen die heilgen regeln, das ich den begernden
„nach geſetz gaiſtlicher regel mich ſorgveltige zerfül-
„len. Darum ſo ich angeruffet hab den namen des
„hern Ieſu criſti vnd ſein hilff gebeten hab zu dem vor-
„genanten tractat ich zunahe.

Wir zweifeln nicht, der geneigte Leſer werde denken, es rede einer von den alten deutſchen Druiden von dem deutſchen Rechte mit ihm, ſo unverſtändlich hat ſich der Ueberſetzer ausgedrücket, weil er ſich ſo genau an die lateiniſchen Worte gebunden hat. In der Abhandlung ſelbſt hat er es nicht viel beſſer gemacht, wie er dann die Anzeigen der Stellen in dem canoniſchen Rechte auf gleiche Weiſe von Wort zu Wort deutſch ausgedrücket hat. Z. E. Vßechalb im newem Decretal u. ſ. w.

Anſtatt ein und des andern Exempels, wie unſer Ueberſetzer von rechtsförmigen Dingen geſchrieben habe, wollen wir das Regiſter des ganzen Buchs, weil es nicht gar zu lang iſt, herſetzen, indem man ſich daraus am beſten einen Begriff davon machen kann.

Anheben ſich die titel vber die ordnung des gerichts magiſtri Tancreti.

Das erſt tail von den perſonen die im gerichte ſteen ſullent.

Von der ordnung der gericht

Von der vßtailung des gantzen buchs
Von dem geordneten gericht
Welcher ein richter ſein mûg
Vom ampt ains yeglichen richters
Von dem geſanten richter oder vndergeſanten
Von den ſchidrichtern
Von welchen die ſach vß der hant geben wird den ſchidrichtern
In welchem vnderſchid ſey zwiſchen dem gericht vnd ſchidgericht
Von den zuſaßen vnd von iren ämptern
Von den Verhören vnd iren ämptern
Von den fürſprechen vnd iren ämptern
Welche perſon vnd wievil in rechten oder gerichten nottürfftig ſind vnd
am erſten von den procuratorn
Vom ampt der procuratorn
Von der macht der procuraßey
Von dem ſyndik vnd actorn die die ſach ainer mengin oder ſamlung fürlegen vnd klagen.
Von dem ampt des ſyndici vnd beſchirmers vnd des procurators oder actors

Das ander tail.

Welches gericht der anklager zugen ſoll
Von der maß des zugangs zu gericht
Von der ladung vnd manung zu gericht oder rechten.
Vom widerſpenſtigen ſchuldner
Von vßzûgen vnd eintråg die man nent haſpelrecht
Von den eintrågen des anklågers
Von widerufung
Von macht der widerufung und recht verwerffung

Von miſſetaten vnd wie man klagen ſoll wider die miſßtätlichen
Welcher den miſßetätlichen verklagen mag
Von der formirung des klagbuchs, das dem ſchuldner geraicht ſoll werden.
Vom buch der verklagung
Vom buch ains gedingks
Vom buch der widerpringenden beſitzung
Vom buch der vberkomenden oder erkriegten beſitzung
Vom buch der beſchirmet worden beſitzung
Vom buch der vnderziehung der guter in haͤvender klag
Vom buch nach habender klag
Vom genugthun der klag oder des anklagers.
Vom genugthun des ſchuldners
Vom genugthun des procurators des anklagers
Vom genugthun des procurators des ſchuldners oder ſchuldigen.
Von der macht des genugthuns
Von den friſttagen und verlengerung der zeit wie die gegeben ſind.
Von den appellierenden friſttagen.
Von den vßrechtenden oder ervolgenden oder gerichtlichen friſttagen.
Von den fevren oder vffgeſchobnen tagen
Von widervodrung oder widerrechten oder widerred
Wie widerred geſchehen ſoll.
Von zuvallenden klagen
Von fragen die da geſchehent vor bezeugtem Krieg

Das dritt tail

Von bezeugung des Kriegs
Von dem aid des frevels
Von fragen nach dem aid des frevels
Von den verjehenden in rechten
Was recht sey so der schuldig laugnet
Von den Zeugen im gericht
Wievil Zeugen in einer yeglich Sach genug sind.
Wann vnd wie die Zeugen fürzewenden sind.
Welchen aid die Zeugen thun sulln.
Von der offenbarung der Zeugen.
Vom verwerffen der Zeugen.
Welchen Zeugen der glaub zegeben sey vnd wievil.
Von den instrumenten und gelauben der instrument vnd brieff und insigel.
Von fürnemunge, oder fürsatz
Von erzelung

Das viert tail und lezst.

Von dem volendter vnd verschribnen vrtail
Welches vrtail nach recht vernichten sey
Wie das krefftig vrtail erhebt werd vnd abgeschniten
Von der uſrichtung vnd erfolgung des vrtails
Von appellierung
Vom ampt des appellierers
Von widereinsetzung ganzer hab
Welcher vodern mug wider einsetzung ganzer hab
Wie widereinsetzung ganzer hab zuvodren sey.
Wann die guthait gepürlich sey.
In welcher zeit sye zuvodern oder geschehen soll
Welcher ze gantzer hab einsetzen mug.
Was die macht sey der einsetzung ganzer hab.

Damit man aber deſto deutlicher ſehen könne, wie der Ueberſetzer die vornehmſten Rechtsformeln deutſch gegeben, ſo wollen wir auch einige nebſt den lateiniſchen Worten herſetzen.

forum competens zymliche rechtſtat
mutuæ petitiones das widerum vodern zu recht
litis contestatio bezeugung des Kriegs
definitiva sententia das vollendt vrtail.
juramentum calumniæ der aid des frevels
dilationes friſttage, oder verlengte tage
feriæ vfgeſchobne tage
cognitiones erkantnußen
causa poſſeſſionis & proprietatis die ſach der beſitzung vnd aigenſchafft
reſtitutio das widereinſezen
dolus & contumacia vntreu vnd widerſpenſtigkait
Is qui mittitur in poſſeſſionem cauſa rei ſervandæ der geſezt wird oder geſent in beſitzung vnd hab von behaltung wegen der güter
lis pendens ſo der Krieg vfgeſchoben iſt.
ſequeſtratio poſſeſſionum hinleihen der beſitzung
confeſſi verjehende
teſtes cogendi zwangknuß der Zeugen
præſumtiones argkwenige fürnemung
exceptiones vfzuge
præſcriptio erſetzen Zeit.

So viel von einer Probe aus dem vierzehnden Jahrhundert. Exempel aus dem funfzehnden Jahrhundert ſollen in folgendem Stücke gegeben werden.

Clag, antwurt vnnd außgeſprochne vrteyl gezogen auß geiſtlichen vnd weltlichen rechten:

ten: Dadurch ſich ein yeder, er ſey Klager, antwurter oder richter vor unrechter thate, handlung vnd fürnemen hieten mag. Säligklich getruckt in der Keyſerlichen Stat Augſpurg, von Hannſen Schönſperger als man zalte nach Criſtus geburt fünffzehen hundert jar. ſo'.

Nachdem wir in dem vorhergehenden Stücke eine Probe gegeben haben, wie die Rechtsgelehrten in dem vierzehnten Jahrhunderte deutſch geſchrieben und geredet, ſo ſtellen wir nun auch dem Leſer ein Exempel aus dem funfzehenten Jahrhunderte vor, in einer gleichfalls ſeltenen Einleitung zum Rechtsproceße. Der Verfaſſer hat ſich nirgend genennet, und gedenket nur in der kurzen Vorrede, daß er dieſes Buch „aus gemeinen beſchriebenen rechten der Kayſerlichen „geſetze in latein Pandecten und Inſtitut, Gott zulob, „einem hochgebornen Fürſten des heiligen Reichs um „fleißiger Fürbitte willen zu ehren, und den Unter„thanen deſſelben Reichs zum Gebrauch, ſo viel zur „täglichen Uebung noth ſind, beſchrieben habe.

Er geht aber die vornehmſten und in den Gerichten vorkommenden Aufſchriften der gemeinen Rechte, zumal der allgemeinen Sammlung, welche Pandecten genennet wird, durch; erkläret erſtlich, was das Geſetz ſagen wolle, deutlich, zeiget ſodann, was darzu erfordert werde, wann nach ſolchem Geſetz eine Klage geführet werden ſolle, und füget ſodann iedem Titel eine Formel bey, wie die Klage einzurichten und vorzubringen ſey. Woraus ſowohl, als auch aus der unvollkommenen Beſchreibung der zu ſolchen Klagen gehörenden und in dem Proceße dienlichen

Rech-

Rechte, zu vermuthen ist, daß er diese Einleitung eigentlich nur vor Procuratores und Vertreter der Rechtshändel geschrieben habe.

Ob er aber nun gleich nicht vollständig ist, so ersiehet man doch, daß er den Verstand und die Meynung der manchmal dunkeln römischen Gesetze wohl eingesehen, auch dieselbigen in unserer Sprache deutlich vorzutragen gewust habe. Seine Schreibart ist zwar noch etwas rauhe, wie es dieselbige Zeit mit sich brachte, und die Wortfügungen schmecken nach der bis fast ins siebenzehnde Jahrhundert in Gerichten beobachteten Art die Gedanken und Worte zu verbinden, welche heutiges Tages den Ohren beschwerlich fällt. Indessen drückt er sich doch viel deutlicher aus, als Rechtsgelehrte seiner Zeit pflegten, so daß ihn auch einer, der der Rechte nicht kundig ist, verstehen kann. Die Formeln der Klagen sind ohne zierliche Eingänge verfasset, und enthalten nur die eigentlichen Ausdrücke, was und auf was geklaget werden solle. Wir wollen abermals eine Probe geben, wie der Verfasser die lateinischen Ausdrückungen und Ueberschriften der Gesetze deutsch gegeben, und sodann ein Exempel einer Vorschrift einer gerichtlichen Klage beysetzen.

Actio de his, qui in fraudem creditorum.

Wann der schuldner in vntreue seines creditors verstoßt oder entfremdet sein hab.

De in rem verso.

Daß auß dem handel vnd contract mit deinem sune oder eygen menschen geschehen, etwas in dein nuzen gewannt oder kommen ist.

Actio

Actio quod juſſu perpetuo
So der Vater oder Herr heyſt gewerb treiben mit ſeynen ſun oder eygen menſchen.
De conſtituta pecunia
So ich mich conſtituier vnd verpflicht eym für ein andern zubezalen.
De utili actione ex qua juratur
Von der Klage, ſo du etwas mit dem eyde behalten haſt.
De actione depoſiti cauſa timoris incendii
So du von forcht wegen des brynnens, auflauffs oder niderfallens eines haußes zubehalten gegeben hat.
De actione rejectæ
So der weg in einem Acker gekert iſt.
Quod vi aut metus cauſa
So etwas von forcht wegen geſchicht, oder auß zwingender Gewalt.
Actio de dolo
Vom argenliſt und betrügen.
De actione furti manifeſti
Von offenlichem Diebſtal.
Ex edicto nautæ, caupones ſtabularii ut accepta eſt
Vom Diebſtal wider die ſchiffman taverner vnd ſtalmayſter.
Servi corrupti
So dir dein dienſtbot verfürt wirt.
Vi bonorum raptorum
Von dem raub farender habe.
De actione injuriarum
So einer dem andern ſchmachheit getan hat oder laſter laſten mit worten vnd ſunſt.

Ne quid in loco ſancto
Das nit vnſaubers auf einer geweichten ſtat gebaut wird.
Ut liceat reſicere viam publicam
So du einen gemeinen Weg raumen mügeſt.
Ut liceat agere per viam
Daß du den gemeinen Weg gebrauchen mügeſt.
Ne vis fiat ei qui in poſſeſſionem miſſus eſt
Daß dem kein gwalt geſchehe, der in beſiz geſetzt iſt.
De liberis exhibendis
Daß man vns vnſer Kind ſehen laß, vnd ſy in vnſern gewalt gebe.
Quod vi aut clam
Wider den, der mit gewalt oder heymlich baut.
Uti poſſidetis
So du allein in dem beſiz betrübet wirſt, vnd nit außgetriben.
De ſuperficiebus
Das du nit betrübt werdeſt in dem beſitz der hab, die dir ze zymern gelihen iſt zu eim Erb.
De itinere actuque privato
Das dir nit verboten werd der fußpfat oder weg vnd der gebrauch vber einen frembden Grund.
De cloacis purgandis
Von ſprachheuſer zu fegen.
Interdictum de precario
So du einen von der wegen etwas erlaubet haſt zugebrauchen und der brauch im günnen nit eygentlichen geſtymet iſt.
Si quis in jus vocatus non ierit
So der geladen in gericht nit kompt.

Si omiſſa cauſa teſtamenti
So der erbe ſich des erbs nit auß vrſach des teſtaments angenommen hat.
De actione re hibitoria
So du ein ſiechs tier wilt widergeben dem der dirs zekauffen hat geben.
Deſutili rei vindicatione quæ datur ſuperficiario
So du einen grund beſtanden vnd gezymmert haſt, vnd ein ander hat das zymer beſetzen.
De rei vendicatione quæ datur emphiteotæ
So der hinterſeß ſein rib vorderet.
De uſu fructu
Von dem nutzen der habe.
Finium regundorum
Von markſtein zuſezen vnd vndergeend.
Communi dividundo
Von teylung gemeiner hab.
De actione ex ſtipulatu
So einer dem andern ettwas verheyſt mit der hand.
De actione locati
Vom hinleyhen.
De contraria actione mandati
So der procurator klagen will wider den, der im gewalt geben hat.

Auf eben dieſe Weiſe verfährt er auch in der Abhandlung ſelbſt, wo er nicht leicht eine lateiniſche Formul vorbey läßt, die er nicht deutſch überſetzt, und, wo ſie mit einem Wort nicht deutlich gemacht werden können, ſelbige nicht deutlich umſchreibt. Aus vielen mögen dieſe wenige zum Exempel dienen.

expenſæ, die Koſtung: tutor teſtamentarius, der vormund, den der vater in ſeynem teſtament den waiſen

ſen geſetzt hat, legitimus, daß er von gebot der rechten geſetzt ſey. Zu ſeinen tag kommen, majorennis, hypotheca wann ich noch nit hab den beſiz der verpfänten hab, pignus wo du den beſiz der verpfennten hab übergibſt. Servitus eine dienſtberkeit, creditor der glauber. pignus tacite contrahere, eine hab ſchweygent verpfandten, ad ſecunda vota tranſire zur andern erſleuchen, fidei commiſſum, auf guten glauben entpfohlen dem andern zugeben u. ſ. w.

Dabey iſt der Verfaſſer ſo ſorgfältig, daß, wo er gemeint, daß er es im Deutſchen nicht recht ausdrücken könne, er es erinnert. Alſo ſchreibt er Bl. 109.

Ob das teutſch ſo gar eben nit ſtat, ſo ſoll ein yeder nach Gelegenheyt der Sache ſelbs nach dem beſten ſetzen vnd füren.

Ingleichen bl. 116. 6. Von Verpfändungen.

Es ſind noch mer caſus, die ſeind aber nit gewonlich vnd auch zu ſchwär in teutſch auszulegen.

Nun auch eine Probe eines Aufſatzes zu einer Klage über das Geſetz: Si quadrupes pauperem fecerit,

Herr Richter ich klag euch über N vnd vorder an jm das er mir ſchaden ablege den mir ſein pferdt gethan hat wider ſein natur wann es hat mir ein beyn auffgeſchlagen, oder ein auge auß oder ſunſt mich verwundt darum hab ich dem arzt geben x. pfund, vnd han ſunſt v. pfund verzert iiij ℔. verſaumpt, bitt Ew. erkennen das er mir die xx. ℔. geben ſoll.

Das Buch der Lehenrecht.

Gedruckt durch maiſter Erharten Radtold zu Augſpurg Anno m. cccc. xciii. f. *

Es iſt dieſes Buch eine ſchöne Probe von der berühmten Druckerey Erhart Radtolden, eines der merkwürdigſten Buchdrucker, dem dieſe Kunſt ſowohl in Venedig als Augſpurg vieles zu danken hat: Wie dann auch die gegoſſenen Buchſtaben in dieſer Schrift, und der davon gemachte Abdruck eine ganz andere Geſtalt haben, als um dieſe Zeit üblich geweſen, auch viel feiner und ordentlicher ausſehen. Von dem Verfaſſer des Buchs iſt mehr nicht bekannt, als was er in der Vorrede gedenket, daß er Jodocus Pflanzmann geheißen, und ein Procurator und Fürſprecher des Hofs zu Augſpurg, unter andern ſeiner Genoſſen am Amte der ältere geweſen ſeye, und dieß Buch 1448. verfertigt und in oberländiſch deutſch gebracht habe. Seine Abſicht war, das longobardiſche Lehnrecht, wie es in dem Corp. Iur. Iuſtinian. poſt Col. IX. Nouell. befindlich iſt, in deutſcher Sprache zu erläutern: Er iſt aber nicht weiter damit gekommen, als bis auf den acht und funfzigſten Titel des zweyten Buchs, ſo weit nemlich GERARDI NIGRI und OBERTI DE ORTO Sammlung gemeiniglich gerechnet wird, welches nach CVIACII Eintheilung gehet bis lib. IV. t. 58.

Der

* Wir haben die Mittheilung ſowohl des Buchs als auch eines theils der Anmerkungen der beſondern Gütigkeit des auch in dieſem Stücke ruhmwürdigen augſpurgiſchen geheimden Raths, Herrn Wolf Jacob Selzers, zu danken.

Der Titel an den zwey letzten Blättern iſt die Verordnung Kayſer Friederichs des Andern, welche in dem Corp. Iur. Iuſtin. unmittelbar nach dem l. V. Feud. folget, und ſich anfängt: Ad decus & honorem imperii.

Merkwürdig iſt, daß, da der Verfaſſer in der Vorrede, zumal mit dem dritten Buche allbereit die Eintheilung gemachet, welche faſt hundert Jahr hernach CVIACIVS und viele andere beliebet, er iedoch in dem Buche ſelbſt die gemeine Eintheilung von zwey Büchern behalten habe.

Die Vorrede enthält eine allgemeine Betrachtung des Lehnrechts und deſſen Abtheilung; „was vrſach „ſey geweſen zemachen das buch der lehnrecht. Was „die materlich, was die formlich, was die entlich. „was des buchs nutzberkeit, vnd zejungſt welcher teil „der Kunſt der Weißheit es vnderworfen ſey.

Seine Schreibart iſt viel räuher, unordentlicher und undeutlicher als in dem vorher beſchriebenen Buche. Wie dann Rechtſchreibung, Wortfügung, Ableitung der Worte u. d. g. überall ganz fremde und ungereimt lauten, und hat ſich dieſer Schriftſteller ebenfalls dadurch verleiten laſſen, daß er gemeynt, er müſſe den lateiniſchen Text von Wort zu Wort buchſtäblich ausdrücken: wiewohl auch die Vorrede ſehr viel undeutſches hat, ob ſie gleich ſein eigen Original iſt. Z. E. In dieſer Vorrede befinden ſich folgende Ausdrückungen: unzerteilberliche Trivältigkeit. Marie alweg warliche junckfrau. Chriſtus der behalter, Andreas mein erwelter Zwelfpott (er iſt mein auserſehener Apoſtel). unmaßen viel, einen unwißenheit der recht entſchuldigen omittele und nahente

hente Urſach (cauſa proxima & immediata), die verrer vrſach (cauſa remota), zuſammen ſuchen das buch zemachen die materi aus den vorbenanten erkantnuß vnd gewonheiten die förmlich vrſach des buchs ſey geweſen: teylen das Werck in drey haubt oder anfängliche bücher; hart gewiſen werden; zerſträet haltung, zu wißenheit kommen, zum letſchten, genhalb und herhalb der gebürg, latt beleiben, u. ſ. w.

Von ſeiner Art zu überſetzen, gedenket er folgendes: „Nedoth möcht einer fragen vrſach warumb ich „dem oder nenem Wort ein ſolich oder ſolich teutſch „het geben. das laß dich nit bekümmern: denn wol „teutſchen nit auß aigenſchafft der wörtter ſunder auß „gutem ſynn vnd verſtendnuß der gantzen rede briefet vnd gelobt ſoll werden, auch ſoll keiner liederlich „diß teutſchen ſtraffen: dann das nit mit kleiner Arbeit alſo geteutſcht iſt ſunder vß beſunderm fleiß vnd „erforſchung der lerer uber das buch ſchreibent: ſunderlich angeſehen ſo darinn he latein geſezt ſind vocabula und wörter die do nit haben mithellung vnd „form mit dem gemeinen rechten.

Damit wir dieſe Erinnerung des Verfaſſers nicht aus Augen ſetzen, wollen wir einige Exempel herſetzen, wie glücklich er hierinnen geweſen:

B. I. t. 1. de feudo guardiæ & Gaſtaldiæ von dem Pfleger oder Vizthumlehen.

t. 4. incrementum ein gewechs vnd beſſerung. dari duplicem ingratitudinem. Die Undankbarkeit der Schuld oder Sünd, und des Handels.

B. I. t. 4. libellario nomine: Die Helffte des Lehens einem zu Erb und Baurecht verlaſſen.
t. 9. Feudum ſub conditione vel tempore datum, das genannt Lehen.
t. 10. pares, mitgenoßen.
t. 11. pares curiæ, hoffgenoßen.
t. 18. capitanei, die Fürſten
t. 24. redemerit, erwonnen.
t. 27. pignori feudum obligare in vicem legis commiſſoriæ. Einen Lehen ſezen mit dem Geding des geſezes Zicktag oder auf einen Verzicktag.

B. II. t. 2. licere verzymen.
deficiunt teſtes, es, geſchicht bruch an Zeugen.
t. 7. contumelia, fluch
fortuito caſu, von geſchicht.
t. 9. libellario nomine perpetuo utendum dare das Lehen hinleyhen zu beßerung oder Erbrecht.
t. 10. valvaſor. Ein lehemann der auch lehen geben mag.
t. 11. Gradus, Sipp oder Staffel
t. 24. opinio ein laymdt.
t. 26. adoptivus zugewünſcht
minor der Jünglin der noch nicht bart geſchoren hat
retinet behabt
t. 27. incadiare judici dem richter verwetten.
publici latrones offne ſchächer
t. 29. ad morganaticam, iſt ein lompardiſch wort, heiſt ein verheißung.

B. II. t. 30. ut converſi als bärtling
t. 33. præſumtio, verwanung
t. 34. qualitas, die wielicheit.
t. 40. præſcriptio, gewehr, de modio von moden
t. 52. infamis, verunlaympt
t. 53. ſacrum ærarium der H. ſparhaffen.
pubes, ein Jüngling der zu ſeinen tagen nit kommen iſt.
t. 54. 58. audax, durſtig, torſch
t. 55. ſcriba der offenſchreiber.
t. 56. regaliæ Armandiæ Viehzoll, oder, Viehumgeld
t. 58. æs alienum fremdes Geld oder ere
cogere per judicem einen benöthen
Conſt. Frid. II.
pia loca gütige Städten
piæ cauſæ gütige Sachen
inteſtabilis geſchafft loß.
compeſcatur ſoll geſchwaigt werden.
infamiam ipſo jure incurrat ſoll vermaligung des unlaims von recht einfallen.

Das merkwürdigſte und darbey lächerlichſte iſt, daß der Ueberſetzer, wann er ein lateiniſches Wort nicht recht ausdrücken können, es als ein deutſches behalten: e. g. aere alieno fremdes ere, de modio von Moden.

II.

Geschichte der Deutschen bis zu Abgang der merovingischen Könige, in sechs Büchern fortgesetzet von D. Joh. Jacob Mascou.

Wir haben bereits in einem unserer Beyträge von dem ersten Theile dieses schönen Werkes Meldung gethan. Wir versprachen damals auch den andern Theil desselben dereinst nachzuholen: und wir finden so viel Ursachen, unser Versprechen zu erfüllen, daß wir nicht länger anstehen können, unsern Lesern so viel Nachricht davon mitzutheilen, als man unsern Absichten nach von uns fordern kann. Der Herr Hofrath hatte in dem ersten Bande die Geschichte der Deutschen, bis auf den Anfang der fränkischen Monarchie gesammlet, und in diesem letztern setzt er dieselben in sechs Büchern bis auf den Abgang der merovingischen Könige, fort. Wir überlaßen das Hauptwerk und den eigentlichen Innhalt dieser Bücher der Beurtheilung Anderer. Wir bewundern nur, wie bey dem vorigen Theile also auch bey diesem, den darinn befindlichen unvermischten, richtigen und natürlichen Ausdruck des Herrn Hofraths. Wir erfreuen uns zugleich über die Anzahl verschiedener Sachen, die mit zu Beförderung unserer Absichten gehören, und die große Gewißheit, womit die Erzählung derselben, bestärkt wird, ist uns um desto lieber, je entfernter die Geschichte der alten Deutschen sind, und je schwerer man sichere Nachrichten davon aufzubringen im Stande ist. Die Betrachtung al-

ler dieser Umstände giebt uns also ein völliges Recht, auch dieses letztern Theiles in unseren Blättern zu gedenken. Es wäre doch Schade, wenn unsere Landesleute das Muster einer so zierlichen und dabey männlichen Schreibart nicht völlig kennen lernten. Wir müßen den Vorwurf einer Nachläßigkeit von ganz Deutschland befürchten, wenn wir durch ein unbilliges Stillschweigen die Bekanntmachung desselben, nicht im geringsten befördern wollten. Da wir uns bemühen unsern Mitbürgern die besten deutschen Scribenten in allerhand Arten der freyen Künste und Wissenschaften anzupreisen, um sie dadurch zu einer glücklichen Nachahmung anzufeuern; was würde man sagen, wenn wir einen Geschichtschreiber vergessen hätten, der das Regelmäßige in der Sprache mit dem angenehmen und deutlichen so geschickt zu verbinden gewußt, daß er die reizende Schönheit der historischen Schreibart völlig hat erreichen müssen.

Unsere Leser werden begierig seyn eine Probe davon zu lesen. Wir wollen ihnen dieselbe um desto lieber geben, je weniger wir es zu verlangen pflegen, daß man uns auf unser Wort trauen soll. Der Herr Hofrath redet zu Ende des sechzehnten Buches von den Gesetzen und Gerichten der Franken und übrigen Deutschen. Er schreibt also:

„Doch hielten die Franken und übrigen Deutschen, „bey allem ihrem kriegerischen Wesen, viel auf Recht „und Gericht, welches ein sicheres Kennzeichen wohl„gearteter Völker ist. In den Gesetzen der deut„schen Völker ist eben nicht viel Politic zu suchen. „Sie enthalten meistentheils nur die ersten Grund-

„ſätze der allgemeinen Sicherheit, welche ſie die „Erfahrung gelehret, und ſind, da ſie nach dem Gut„achten des Volks ſelbſt eingerichtet, in vielen Stü„cken ziemlich gelinde. Man könnte ſagen: die Noth„wendigkeit habe ſie dictirt, und die Freyheit zu Pa„pier gebracht. Bey der damaligen Armuth und „rauhen Lebensart konnten ſich die Deutſchen damit „behelfen. Mit der Zeit haben andere Sitten auch „andere Geſetze erfordert. Unter Carolo M. und „ſeinen Nachkommen ſind deren viele gemacht wor„den. Aber je unvollkommener die weltlichen Rechte „blieben, deſtomehr Fälle zogen die Biſchöfe zur geiſt„lichen Gerichtbarkeit. Doch behalten auch dieſe „älteſten Merkmaale der deutſchen Rechte, ſelbſt des „Alterthums halber, ihren Werth. Man bemerket „darinnen gleichſam die erſten Schritte, ſo die Vor„fahren gethan, um ſich der bürgerlichen Geſellſchaft „zu nähern. Die Gerichte wurden unter freyem „Himmel, bey gemeiner Verſammlung, gehalten, „und ein jeder freyer Mann konnte ſich darbey ge„röſten, daß er Perſonen ſeines gleichen mit zu Rich„tern hätte. Sie hielten bey den rechtlichen Hand„lungen auf ihre gewiſſe Formeln ſo viel als die „Römer, und hatten auch bey nahe eben ſo viel äu„ßerliche Zeichen, die eigentliche Bedeutung deſſen, „was vorgieng, anzuzeigen. Selbſt die Waffen wur„den mit dazu gebraucht. Bey der Adoption über„reichte der Einwünſchende dem andern etwas vom „Gewehr, weil der Vater insgemein ſeinem Sohne „die erſten Waffen anzulegen pflegte. Alſo legten ſie „die Hand an den Degen, wenn ſie ſchwuren, ver„muthlich, weil ſie nichts ſo ſehr wünſchten, als mit

„dem-

„demselben glücklich zu seyn. Bey den Longobarden „war in den ältesten Zeiten ein Pfeil das Zeichen der „Freylaßung, vielleicht als eine Bedeutung, daß man „den Knecht wehrhaft und geschickt zum Kriege ma„che, der eigentlich nur für freye Leute gehörete. Bey „streitigen und ungewissen Fällen hatte der Aberglau„be die Feuer- und Wasserprobe eingeführet, und die „Verwegenheit den Zweykampf. Dieser wird so „gar in den Gesetzen der Burgunder, und einiger an„dern deutschen Völker, vorgeschrieben: und die Fran„ken selbst haben diese Gewohnheit aufs höchste ge„trieben. Nur Theodericus, weis sich selber Dank, „daß er ihn bey seiner Nation abgestellet. Was „anfangs eine gerichtliche Rechtfertigung war, hat „nachmals Frevel und Rachgier so gemein gemacht, „daß ein jeder für sich zum Degen greift, wenn er „glaubet, der andere habe ihn an seiner Ehre belei„diget, ohne zu bedenken, daß er ihm nunmehro auch „seine Person Preis gebe. Die neuern Gesetze „haben also nicht weniger Mühe gehabt, dem Duell „zu steuern, als die Alten ihn förmlich einzurichten.„

Wir überlaßen es hier unsern Lesern zu urtheilen, ob wir Ursache haben, das Urtheil zu widerrufen, welches wir oben von der Schreibart des Herrn Hofraths, gefällt haben. Wir gehen weiter und wollen auch durch Anführung verschiedener Sachen, so wir in diesem Werke unsern Absichten gemäß befinden, an den Tag legen, daß wir Recht gehabt, derselben in unsern Blättern zu gedenken.

In dem eilften Buche führt der berühmte Herr Verfaßer, einen der ältesten Gebräuche der Deutschen an, da sie nämlich gewohnt gewesen, den neuerwähl-

ten König auf einen Schild zu ſetzen, und denſelben öffentlich dem frolockenden Volke zu zeigen. Er zeigt in einem Exempel, daß dieſe Gewohnheit auch bey den Franken bekannt geweſen. Er gedenkt ferner der Heruler und führt aus dem Procopio, eine Stelle an, darinnen zwo ſeltſame Gewohnheiten dieſes Volkes, erzählt werden. Alte unvermögende Leute muſten ihre Anverwandten bitten, ihnen vollends vom Leben zu helfen. Man legte ſie alsdann auf einen Scheiterhaufen. Es entleibte ſie jemand, der eben nicht von ihren Anverwandten ſeyn durfte, und das Holz wurde ſofort angezündet. Der Herr Hofrath merkt ſolches auch von andern nordlichen Völkern an. Die alten Heldengedichte der Dänen melden dieſes inſonderheit von einigen ihrer Könige. Die Thüringer ließen ebenfals in ihrem Heydenthume, nachdem ſie bereits von den Franken überwunden worden, ihren Kranken, wenn ſie keine Hoffnung zur Beßerung zeigten, die Köpfe abſchlagen, und verbrannten alsdann den entſeelten Körper. Die andere Gewohnheit bey den Herulern war dieſe: die Weiber muſten bey dem Scheiterhaufen ihrer Männer den Strick erwählen. Man prüfte dadurch ihre eheliche Treue, und diejenigen, ſo es nicht thun wollten, mußten ewigen Schimpf und den Haß der Anverwandten ertragen. Bey den alten Deutſchen überhaupt ſind die Begräbniße ſo grauſam nicht geweſen. Höchſtens wurde etwan ein Pferd mit verbrannt.

Von den Angelſachſen, Longobarden und andern Völkern Germaniens bemerkt der Herr Hofrath, daß ſie das Andenken des Odini verehret. Es ſoll derſelbe

ſelbe aus Aſien nach Scandinavien gekommen ſeyn, und die Inſeln und Länder zu beyden Seiten der Oſtſee, haben ihn anfänglich als einen Held und endlich als einen Gott verehret.

Die Dänen, Norweger und Schweden haben noch viele alte Denkmaale ihrer Hiſtorie, inſonderheit viele Aufſchriften, die noch in den alten Buchſtaben oder Runen abgefaßt ſind. Darinnen werden die Geſänge ihrer Scalder oder alten Meiſterſänger gerühmt, ingleichen einige Erzählungen, ſo in ihrer Sprache Edda oder Sage genannt werden. Dieſe enthalten die Geſchichte ihrer Vorfahren und ſind bey ihnen eben das, was die Mythologie bey den Griechen und Römern war; doch mit dem Unterſchiede, daß ſie meiſtens von der Gaſtfreyheit und Tapferkeit ihrer Helden handeln, da hingegen die Griechen ihren Göttern und Göttinnen alle ihre eigene Schwachheiten, dazu ſie die Liebe verleitet, andichten.

In dem zwölften und dreyzehnten haben wir nichts gefunden. In dem vierzehnten gedenkt der Herr Hofrath der Grauſamkeit gewiſſer Völker, da die Ueberwinder der Ueberwundenen Hirnſchedel zu Trinkgeſchirren gebraucht. Er führt in einer Anmerkung, eine Stelle aus dem Silius Italicus an, darinnen ſolches auch den Celten Schuld gegeben wird. Sie heißt alſo:

At Celtae vacui capitis circumdare gaudent
Oſſa (nefas) auro, et menſis ea pocula ſervant.

Von den Dänen und andern Völkern führt Bartholinus de cauſis contemtæ a Danis mortis L. II. c. XII. p. 557.

p. 557. viele dergleichen Exempel an. Unter den Ergetzlichkeiten die ſie nach dieſem Leben bey dem Odino zu genießen hoften, war dieſes eine mit, daß ſie aus Hirnſchedeln einander wacker zutrinken würden. In einem alten Liede wird der berühmte König Regnerus Lodbrocle angeführt, wie er ſich nach Bartholini Ueberſetzung mit nachfolgendem tröſtet:

Bibemus cereuiſiam breui,
Ex concauis craniorum poculis,
In praeſtantis Odini domicilio.

Der Herr Hofrath behauptet ferner von den Franken, daß ſie ihre Buchſtaben oder Runen eben ſowohl gehabt, als andere deutſche Völker. Er ſchreibt von dem Könige Chilperik, daß derſelbe vier neue Buchſtaben angegeben und in das alte Alphabeth mit einrücken laſſen. Er muthmaßet hier, daß ſolches ohne Zweifel von dem fränkiſchen Alphabethe zu verſtehen ſey, bemerkt aber zugleich, man habe nach der Zeit von dieſen Buchſtaben nichts weiter gehöret.

Wir dürfen hier den Urſprung des Wortes Oſtern nicht vergeßen. Es iſt derſelbe in der angelſächſiſchen Sprache zu ſuchen. Die Angelſachſen verehrten die Göttinn Eoſtre. Ihr zu Ehren wurden im Aprilmonathe allerhand Feſte feyerlich begangen und dieſer wurde daher von ihnen Eoſturmonath genennet. Der Herr Hofrath beſtärkt dieſes mit dem Zeugniße des Beda. Dieſer ſchreibt, de temporum ratione, folgender maſſen: Aprilis Eoſturmonath, qui nunc paſchalis menſis iuterpretatur, quondam a Dea illorum, quae Eoſtre vocabatur, et cui in illo feſta celebrabant, nomen habuit.

So

So verdient auch dieſes unſere Aufmerkſamkeit, was der Herr Hofrath von der Abſchaffung der Schreibart bey den Angelſachſen anführt. Mit dem chriſtlichen Glauben, heißt es, haben die Angelſachſen auch eine neue Schreibart angenommen und die alten Buchſtaben oder Runen, ſo ſie bis dahin ſowohl als andere Völker gehabt, allmählig fahren laßen. Seitdem haben ſie auch angefangen ihre Geſetze ſchriftlich abzufaßen.

In dem funfzehnten Buche theilt der Herr Hofrath fernere Nachricht von dem **Odinus** mit. Er ſchreibt von den Schwaben in der Gegend von Bregenz am Bodenſee, daß ſie das Feſt des **Wodan** oder **Odini** gefeyert. Dieſer Odinus iſt in der Abgötterey aller nordlichen Völker ſehr berühmt, und die Schwaben haben ſeinen Dienſt aus ihrer vormaligen Wohnung an der Oſtſee bis in das innerſte Germanien mitgebracht. Die Einwohner der Gegend von Würzburg verehrten inſonderheit die Göttin Diana. Man merkt ſolches von mehrern deutſchen Völkern an, und man darf ſich darüber nicht wundern. Sie wiedmeten durchgehends den Wäldern und Häynen ihre Andacht und funden auch ihre angenehmſten Bemühungen in der Jagt. Sie lernten das nicht von den Griechen und Römern. Die Diana Scythica und Taurica iſt ſelbſt in der Mythologie der Griechen bekannt. Dieſelbe haben die Gothen verehrt, daher auf der Säule, die dem Kaiſer Theodoſio wegen der überwundenen Gothen zu Ehren aufgeſetzt worden, auch eine Prieſterin der Diana unter den Gefangenen zu ſehen iſt.

Wir

Wir finden annoch in diesem Buche die Gelegenheit, bey welcher die Gothischen Buchstaben in Spanien abgeschaft worden. Der Herr Hofrath sagt: es sey bey Abschaffung des officii gothici geschehen, welches ein gewisses rituale war, das auf dem concilio toledano IV. beliebt worden. Er bemerkt zugleich, man hätte geglaubt, es wären solches die alten Runen oder Buchstaben der Gothen, die Ulphilas erfunden, gewesen. Er führt diejenigen an, so dieses behaupten. Der erste ist Rodericus Toletanus, und der andere Mariana, beydes spanische Geschichtschreiber. Er zeigt aber ganz deutlich, daß die Buchstaben, so die Westgothen in Spanien gebraucht, von Ulphilä seinen, darinnen er das Evangelium gothicum geschrieben, sehr unterschieden gewesen. Die Gothen, heißt es, mögen anfangs ihre besondere Buchstaben eine zeitlang beybehalten haben. In Spanien aber sind die lateinischen auch von ihnen beliebt worden, wenigstens, nachdem sie den catholischen Glauben angenommen. Man nennt sie gothicas in eben dem Verstande, wie man den caracterem Longobardicum nimmt. Sie waren ursprünglich römisch, aber von dem alten Zuge sehr abgewichen, so wie wir sie aus den Münzen der Könige finden und wurden nur literae gothicae genennet, weil sie im westgothischem Reiche durchgehends in Schwange gewesen.

In dem sechzehnten Buche bemerkt der Herr Hofrath von den alten Deutschen, daß die geheiligten Bäume und sonderlich die Eichen in großer Verehrung bey ihnen gewesen. Unter deren Schatten hielten sie nicht allein ihre Opfer, sondern auch ihre Verfamm-

sammlungen und Gerichte. Agathyas sagt von den Alemannen: arbores quasdam colunt et fluminum lapsus et saltus atque his tanquam iusta facientes, equos aliaque quam plurima reiectis capitibus immolant. Von solcher Gattung war die berufene Eiche bey Geißmar in Niederhessen, die dem Gott des Donners gewiedmet gewesen, aber von Bonifacio zu nicht geringem Erstaunen des Volks umgehauen worden.

Der Herr Hofrath zeigt auch hier den Ursprung des Nahmens Altsachsen. Die Sachsen nennten sich deswegen also, damit sie von denen, die in Britannien wohnten, unterschieden werden könnten. Sie hatten sich unter viele einzelne Herren vertheilt, die einander gleich waren und jeglicher frey vor sich lebte. Wenn aber ein Krieg einfiel, erwählten sie einen Herzog durchs Looß, dem die übrigen zu Gebothe stunden. Sie hielten strenge über den Ehestand und liebten die Freyheit. Als ein besonderes Merkmaal der Freundschaft und des Vertrauens bemerkt der Herr Hofrath bey den Longobarden und Franken an, wenn jemand unter ihnen sich von einem andern das erste Haar abnehmen ließ. Daher schickte Carolus seinen ersten Sohn Pipinum zum longobardischen Könige Luitprandus, daß dieser jenem das erste Haar abnehmen sollte. Bey den Franken war es in einem besondern Gesetze vorgeschrieben, wenn dieses Haarabnehmen geschehen sollte. Der Nahme König war bey diesem Volke schon gewöhnlich. Man schrieb denselben nach den verschiedenen Mundarten verschiedentlich: König, Kuning, King, Koning. So gedenkt auch der Herr Hofrath der Kost bey

den

den Deutschen, welche darinnen bestanden, daß sie rohen Speck und das Fleisch von Pferden gegeßen.

Zu Ende dieses Buches beschreibt der berühmte Herr Verfasser, die Verfaßung des fränkischen Reichs, die Verwaltung desselben, die Verfaßung in den Provinzen, die verschiedenen Stände unter den Deutschen. Ursprünglich, heißt es von diesen, mag bey den Deutschen kein anderer Unterscheid gewesen seyn, als den die Freyheit machte, die ihre Vorzüge von der Natur selber hat. Das Wort **Athalich** wurde denen absonderlich beygelegt, die aus vornehmem Geschlecht entsprossen waren. Er handelt ferner von ihrem Kriegswesen. Die Feldzüge bey den Franken, wurden durch ein allgemeines Aufgeboth, so sie **ban** nannten, verkündigt. Er redet von ihren Gesetzen, Gerichten, davon wir oben eine Stelle angeführt; von ihrem Privatleben; vom Ehestande; von der Sprache der Franken, dabey er zeigt, wie allmählig die neue französische Sprache daraus entstanden; von ihrer Kleidung; von ihren Lustbarkeiten, die hauptsächlich in der Jagd und in den Uebungen so im Kriege Nutzen haben, bestanden. Den Deutschen wird die Art mit Falken zu jagen als etwas eignes zugeschrieben. Ihre Dichtkunst, schreibt der Herr Hofrath, erfordert den Reim. Sie liebten Poesie und Music. Man findet ein gewißes Sylbenmaaß in den allerältesten Liedern. Die deutsche Poesie hat sich niemals an dem Klange der letzten Sylben begnüget. Die Gesänge der Burgunder, derer Sidonius Apollinaris gedenkt, und die Lieder, welche die Angelsachsen zu ihrer Cyther zu singen

pfleg-

pflegten, mögen ſo rauh geklungen haben, als die ſcythiſchen Reyhen, wie ſie nur gemeldter Autor nennet, den Römern fremde vorgekommen. Die Deutſchen hatten dabey eine beſondere Art vom Saytenſpiele, deſſen Erfindung alte Autores theils den Scythen, theils den Celten zuſchreiben. Sidonius Apollinaris findet dergleichen bey den Burgundern, und Venantius Fortunatus ſetzt die deutſche Harfe der römiſchen Leyer entgegen.

Mit dieſem ſechzehnten Buche beſchließt der Herr Hofrath für dieſesmal ſeine Erzählung der Geſchichte der Deutſchen. Zu Ende dieſes Bandes hat er einige Anmerkungen mit beygefügt, die gewiß von einer ſehr großen Beleſenheit des berühmten Herrn Verfaßers zeugen. Er führt Sachen darinnen an, die theils zur Erläuterung, theils zu mehrerer Bekräftigung desjenigen dienen, was ſich in dem Verlaufe der Erzählung ſo umſtändlich nicht wollte anbringen laſſen. Und auch hier haben wir etwas gefunden, daß wir Liebhabern der deutſchen Alterthümer und Sprache nicht wohl vorenthalten können.

Wir führen aus der erſten Anmerkung den Urſprung des Namens der Burgunder, eines deutſchen Volkes, an. Der Herr Hofrath ſchreibt: Sie hießen deswegen ſo, weil Druſus und Tiberius ihnen die Burgfeſten an der Grenze des römiſchen Gebiethes in Germanien anvertrauet hätten.

In der dritten Anmerkung finden wir, daß die alten Deutſchen, wenn ſie eine Frau haben nehmen wollen, ihren Anverwandten ein gewiſſes Stück Geld erlegen müſſen. Dieſes Geld wurde Wittemon

genennet, woraus mit der Zeit das Wort Witthumb (dotalitium) entſtanden.

In der neunten Anmerkung unterſucht der Herr Hofrath unter andern, welchem Dialecte die gothiſche Sprache am näheſten kömmt. Er führt aus Mabillonii Analect. T. II. p. 358. (ed. Paril. de A. 1722. f.) einen Auszug aus Smaragdi, Abbatis S. Michaelis, in Dioeceſi Virdunenſi, der zu Caroli M. Zeiten gelebt, Commentario in Donatum an, darinnen eine Stelle, die gothiſche Sprache betreffend, befindlich iſt. Wir wollen nur einige gothiſche Namen, die zum Theile deutſch ſind, unſern Leſern daraus mittheilen. Es ſind folgende: *Altmir*, retulus mihi; *Glitmir*, debitus mihi; *Rigmir*, potens mihi; *Rainmir*, nitidus mihi; *Watmir*, veſtimentum mihi; *Wigmunt*, volens bucca; *Rigmunt*, potens bucca; *Ratmunt*, conſilium oris. Dieſer Smaragdus berührt in eben dieſer Stelle einige fränkiſche Namen, die aus der deutſchen Sprache mit her ſtammen. Z. E. *Helperich*, adiutorium potens; *Altrich*, ſenex potens; *Artrich*, durus potens; *Ainarth*, vnus durus; *Richart*, potens conſilium; *Steinhart*, lapis durus; *Reinhart*, nitidum conſilium; *Archarat*, durum conſilium; *Fulrath*, plenum conſilium; *Tanchrath*, grande conſilium; *Faſtrath*, firmum conſilium; *Gotrat*, bonum conſilium; *Raghman*, conſiliarius homo; *Gothman*, bonus homo; *Arthman*, durus homo; *Richman*, potens homo; *Witman*, candidus homo; *Svarzman*, niger homo; *Linhman*, amatus homo.

Die

Die ſieben und zwanzigſte Anmerkung handelt von den celtiſchen Buchſtaben. Er unterſucht, ob die alten Celten beſondere Buchſtaben gehabt, die auch in Gallien und Germanien in Uebung geweſen. Von den celtiſchen Einwohnern in Spanien bekräftigt ſolches der Herr Hofrath mit dem Zeugniße des Strabo und des Herrn Mahudel.

Die folgende Anmerkung handelt von den Buchſtaben der Angelſachſen, und enthält ein Zeugniß des Herrn Humphredi Wanley von der Schreibart der Angelſachſen, welches aber viel zu lang iſt, als daß wir es hieher ſetzen könnten.

Und ſo viel haben wir von dieſer Fortſetzung der Geſchichte der Deutſchen, unſrer Pflicht gemäß, ſagen müſſen. Unſre Leſer werden aus dieſem kleinem Auszuge ganz leicht auf die Vortrefflichkeit des ganzen Werkes ſchließen können. Wir haben zwar den völligen Werth deſſelben, in ſeiner wahren Größe, nicht zeigen können. Wir tröſten uns aber damit, daß wir ſo viel gethan, als unſere Abſichten zugelaſſen haben. Wir ſind ohnedem verſichert, daß die Verdienſte des Herrn Hofraths bereits ſo bekannt ſind, daß ſie ohne unſre Erinnerung, bey wahren Kennern der Gelehrſamkeit, Hochachtung und Verwunderung erwecken.

III.

M. Joh. Bellins hochdeutſche Rechtſchreibung, darinnen die insgemein gebräuchliche Schreibart, und derſelben, in vielen Stücken, gründrichtige Verbäſſerung unvorgreiflich gezeiget wird. Lübeck, 1657, in 12.

Wofern man den Verfaßer, welcher Schulrector in Wismar geweſen, nach dem Titel ſeiner Schrift beurtheilen ſoll: So wird man gleich bey dem Anblicke derſelben eine nicht allzuvortheilhafte Meynung von ihm faßen. Denn man wird wenigſtens ſogleich Urſache finden, ihn für ziemlich eigenſinnig zu halten. Ja ſelbſt die Vorrede, oder mit dem Verfaßer zureden, der **nothwendige Vorbericht**, iſt ſo beſchaffen, daß das bereits unangenehme Bild des Urhebers dadurch noch verdrießlicher werden muß. Indeß wollen wir gerecht mit ihm verfahren, und ſehen, ob nicht auch etwas bey ihm anzutreffen iſt, welches den widrigen Begriff von ihm wieder einigermaaſſen verringern kann. Wir wollen ihm alſo von Stück zu Stück nachgehen, und mit gleicher Unparteylichkeit unterſuchen, wo er recht oder falſch geſchrieben, wo er gründlich oder eigenſinnig geweſen, wo er lobenswürdig oder tadelhaft geworden. Doch wird man nicht von uns fordern, daß wir uns auf alle Kleinigkeiten einlaßen ſollen: weil wir ihn nur überhaupt zu beurtheilen geſonnen ſind; und über dieſes eine vollſtändige Widerlegung nunmehr in vielen Stücken unnöthig ſeyn würde.

Wir

Wir müſſen geſtehen, daß der Verfaſſer entweder eine ziemliche Eigenliebe; oder gar im Gegentheile ein Mistrauen gegen ſich ſelbſt beſeſſen haben müſſe. Denn eins von dieſen widrigen Urſachen muß der Grund geweſen ſeyn, warum er bald von lauter grundrichtigen Urſachen redet, und wenn es zur Sache kömmt, doch oft ſeinen bloßen Willen dafür hinſetzt; bald aber das mit Schimpfen zu erſetzen ſucht, was etwa den Gründen an ihrer Stärke abgehen möchte. Das erſte wird ſich im folgenden zeigen. Das letzte aber thut er gleichſam zur Vorbereitung in der Zuſchrift und Vorrede. Denn von denen, die er für vernünftig halten ſoll, fordert er, daß ſie wenigſtens an ſeiner Meynung nichts ausſetzen ſollen, wo er ſie nicht zum Beyfalle bewegen könne. Wer ſich aber unterſteht, etwas frey von ihm zu urtheilen, der muß ſich gefallen laßen, mit einigen beſondern Gegnern des Verfaßers, ein Gekel, Rekel und Eſelskopf zu heiſſen, und ſeine Meynung der ungeſchickten Urtheile eines groben Eſels zu ſehen. Kömmt er noch leidlich davon: So iſt er doch in den Augen des Hn. M. Bellins ein **Klügelmann, ein hoffärtiger Klügling**, und **hat einen klügelwilligen Argwohn**. Die Bücher aber, in welchen eine andere, als des Verfaſſers Rechtſchreibung, beliebt worden iſt, müſſen mit dem **Eulenſpiegel, Reineckefuchs** und **Hanns Klauerten** in gleichem Paare gehen. Dieſes iſt der Inhalt der ganzen Vorrede, wo man das ausnimmt, was hier und da die Widerlegung einiger Uebelgeſinnten insbeſondere ausmacht. Und man wird es alſo dieſer Urſache wegen weder dem Neide, noch einer andern verdrießlichen Leidenſchaft zu-

zuſchreiben können, wenn wir, um den Verfaßer zu entſchuldigen, glauben, daß dieſe Schrift von ihm in den Jahren ſeines Alters aufgeſetzt worden ſey, in welchen ſonſt einige Schulleute, wegen des mit ihren Untergebenen gehabten Verdruſſes, ſich gegen jedermann als mürriſche Pedanten aufführen.

Auf dem notwändigen Vorbericht ſetzt der Verfaſſer ein Verzeichniß der Kunſtwörter, welche er durch deutſche Wörter überſetzt hat. Er iſt hier allerdings zu loben. Und ob gleich verſchiedenes darinnen hart und gezwungen, manchmal auch nicht zum beſten getroffen iſt: So verdient er doch, in dieſem Stücke vielen Gelehrten unſerer Zeit zum Beyſpiele vorgeſtellt zu werden, welchen die Bemühung, fremde Kunſtwörter deutſch auszudrücken, zum öftern viel zu verdrießlich zu ſeyn ſcheint.

Wir waren willens, nunmehr gleich zur Beurtheilung ſeiner Abhandlung zu ſchreiten, als uns die eigenſinnige Schreibart des Wortes Deudſch aufs neue in die Augen fiel. Wir waren zwar anfangs geſonnen, auch da noch nichts davon zugedenken. Denn wir verſicherten uns, daß er hierinnen nicht viel Nachfolger bekommen würde. Allein, weil er ſeine Meynung auf dem 81 Bl. im Ernſte zu behaupten geſucht: So halten wir uns für verbunden, etwas davon zu erinnern; damit ſich niemand dadurch irre machen laſſe. Wir wollen hier keine Unterſuchung von der Rechtſchreibung des ganzen Wortes Deutſch anſtellen; denn dieſes iſt bereits in der Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft, welche 1731. in Leipzig heraus gekommen, auf dem 85 und den folgenden Blättern geſchehen. Sondern wir wollen nur zeigen, daß

die

die dem Verfaſſer grundrichtig geſchienenen Urſachen nicht ſo unumſtößlich ſind, als er geglaubt hat.

Er giebt zum Beweiſe ſeiner Meynung aus dem Bekmann die Stelle D. Luthers an, welche am angeführten Orte der Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft überſetzt worden iſt. Denn hier ſagt D. Luther, daß Deutſch von Düdiſch, dieſes aber von Deud oder Düd herkomme. Aber eben dieſes Wort heißt in den älteſten deutſchen Schriften auch Thiut und Theut, das iſt, Deut. Dieſes mag nun D. Luther wohl gewußt, und deswegen auch, Deutſch, geſchrieben haben; ob er gleich dieſe Schreibart des Wortes Deut nicht eben ſo eigentlich angemerket hat. Allein dem H. M. Bellin iſt dieſes unbekannt geweſen, und darum hat er hier den Grund ſeiner Rechtſchreibung zu finden geglaubt. Eben ſo wenig, als Thiut, iſt ihm das Wort Theodisc eingefallen. Denn ſonſt würde er es ohne Zweifel auch zu ſeiner Vertheidigung angeführet haben. Allein er würde nichts damit ausrichten. Denn wir würden ihm antworten, wie er ſelbſt zu antworten gewohnt iſt. Wir würden uns auf die engliſche Sprache, als eine Blutsfreundinn der alten Deutſchen berufen, von welcher er ſelbſt nirgends hin appellirt wiſſen will. Denn es kann ehemals Theodisc geſchrieben worden ſeyn, und doch heut zu Tage, nach der Aehnlichkeit der Sprache, mit eben ſo vielem Rechte Deutſch geſchrieben werden, als noch itzt im Engliſchen wide, Shepherd, I would, Death, ſeldom, Tide, deaf, Deal, drive, loved, held, und dem ohngeachtet im Deutſchen: Weit, Schafhirte, ich wollte, Tod, ſelten, Zeit, taub, Theil, treiben, geliebt, gehalten, u. ſ. f. geſchrie-

ben wird. Denn bis auf die Veränderung dieser Wörter hat der Verfasser selbst unten seine Verbesserung der deutschen Rechtschreibung nach dem Englischen nicht getrieben.

Doch die englische Sprache spricht uns nicht nur von der belliniſchen Forderung los; sondern sie ist ihr auch nebst der holländischen gar zuwider. Denn alle Engländer schreiben einmüthig Dutch, wenn sie einen Niederländer nennen wollen. Und ein jeder Holländer glaubt einen Schnitzer wieder die Rechtschreibung zu begehen, wenn er anders, als Duytsch und Hoogh-duytsch schreiben soll.

Endlich sieht man auch keine Ursache, in dem einzigen Worte Deutsch eine solche Verbindung mitlautender Buchstaben zu dulden, welche anderswo von allen Sprachverständigen verworfen wird, und in deutschen Augen ganz fremd aussieht. Denn so viel ich mich besinnen kann, wird dsch in der deutschen Sprache nirgends beysammen angetroffen, außer in dem Worte Wundsch und denen davon abstammenden Wörtern. Und auch hier haben es reine Deutsche längst ausgemerzt: Weil man es doch in der Aussprache so wenig höret, als das unnütze i, welches man sonst in Vogt eingeschoben hatte.

Aus dem, was wir angeführt haben, fließt die mehr als wahrscheinliche Folgerung, daß Herr Bellin ohne Grund gesucht, die Deutschen zu bereden, daß sie ihren Namen mit ihrer Lebensart inskünftige möchten weich werden lassen. Und man wird in seiner Vermuthung bestärkt, in der Rechtschreibung des Verfassers das Wahre unter dem Falschen, das Bewiesene unter dem Angenommenen, und das Gewisse unter

ter

ter dem Zweifelhaften aufzusuchen. Die erste Seite in der ersten Abtheilung kann uns auch zum Beweise davon dienen.

Hr. Bellin will in derselben zeigen, **was und wie viel Letztern seyn.** Im andern Satze beschreibt er, was seiner Meynung nach ein Buchstabe sey. Und in der Anmerkung untersucht er, wovon das Wort Letter herkomme. Allein bey beyden läßt sich etwas erinnern. Denn wo ich nicht irre, so ist es nicht scharf genug geredet, wenn man die Buchstaben Gliederchen nennt, aus welchen Sylben, Wörter, und endlich ganze Sprachen zusammen gefügt werden. Und es scheint der Sache gemäßer zu seyn, wenn man sagt, daß sie einzelne Theile sind, aus welchen die Glieder der Wörter, das ist, die Sylben zusammen gefügt werden. Denn die Buchstaben verhalten sich zu den Sylben, wie einzelne Theile zu den zusammengesetzten; und die Sylben zu den Wörtern, wie die zusammengesetzte Theile zu ihrem Ganzen. Beyläufig merken wir an, daß man sich vielleicht mit der Zeit gewöhnen wird, ohne den Ohren Gewalt anzuthun, anstatt des Wortes Sylbe, ein **Wortglied,** zu sagen.

Was den Ursprung des Worts **Letter** betrifft, dem der Verfasser gern das deutsche Bürgerrecht geben will, so muß man sich wundern, daß er hier die französische Sprache, welche er doch sonst verstanden zu haben scheint, so sehr vergessen hat, daß er darüber seine Muttersprache zu foltern und zu dehnen angefangen. Denn es ist kaum möglich, daß man die Aehnlichkeit des Wortes Letter aus Frankreich mit der von deutscher Abkunft seyn sollender Letter nicht

anmerken ſollte; da dieſes jenem ſo gleich klingt, als ein Ey dem andern ſieht. Und dennoch will uns der Verfaſſer bereden, daß Letter von let oder lit, im Hochdeutſchen Gelid oder Glid, (anſtatt Glied) herkomme. Wir können den Ungrund ſeiner Meynung itzt nicht weitläuftig darthun. Man wird ſich aber ſelbſt davon überzeugen können, wenn man überlegen will, was für Gewalt man ſich anthun müſſe, um ſich zu überreden, daß die mehrere Zahl des Worts Let, wie der Verfaſſer will, nunmehr, ohne die geringſte weitere Veränderung auszuſtehen, zu einem beſondern Worte in der einfachen Zahl geworden ſey, und dieſes zwar um der bloßen Vergleichung willen, welche zwiſchen einem Buchſtaben und Gliede gemacht werden kann. Und ſo natürlich es iſt, daß das Wort lettre mit der Buchdruckerkunſt ſelbſt, von den franzöſiſchen Grenzen in das Innere von Deutſchland gebracht worden: So ſchwer iſt es übrigens zu begreifen, daß littera, nach des Verfaſſers Meynung von eben dieſem Letter ſeinen Urſprung habe, und daß alſo die Deutſchen den Lateinern die Benennung ihrer Buchſtaben geliehen haben ſollen, ehe ſie etwas mit ihnen zuthun gehabt, oder vielleicht ſelbſt von Buchſtaben und vom Schreiben gewußt haben.

In eben dieſer Abtheilung, St. III. §. 2. Bl. 2. kömmt es zu eigenſinnig heraus, daß der Verfaſſer das c, q, x und y ganz aus der deutſchen Sprache verbannen will. Denn es folgt nicht: weil die Spanier an ſtatt des c oft ein q; die Engeländer an ſtatt des ch ein gh, an ſtatt ſch nur ſh; und die Holländer für ck, kk ſchreiben: So müſſen es die Deutſchen auch thun. Denn wenn die Schreibart

ande-

anderer Sprachen das Grundgeſetz der Deutſchen werden ſollte: So müßten wir nicht allein is, anſtatt iſt, ſchwären, Wätter, Jbel, anſtatt übel, Dag oder Thag, maken u. ſ. f. ſchreiben, weil die Spanier es, die Engeländer to Swear, Weather, Ill, Day, und die Niederländer maecken, Dag, ſagen; So müßten wir nicht allein gerade wider des Verfaſſers Meynung can und cald, für kann und kalt, ſchreiben; weil man in engliſchen Schriften can und cold antrifft: Sondern wir würden auch nicht wiſſen, ob wir, nach dem Engliſchen King, hinfort King, oder nach dem Holländiſchen Koning, Kôning, anſtatt Kônig, ſchreiben ſollten. Kurz, wir würden zwar in kurzer Zeit ſehen, daß wir keine Deutſchen wären; aber dabey ungewiß werden, ob wir Engeländer oder Holländer geworden wären. Und was das dem Verfaßer ſo beliebte kk betrifft, ſo iſt es nicht einmal allgemein, daß ſich die Niederländer deſſen, anſtatt des ck, bedienen. Ich will es nur mit ein paar Exempeln aus der 1671. zu Amſterdam bey Chriſtoffel Cunradus gedruckten holländiſchen Bibel erläutern, wie mir ſolche beym Aufſchlagen in die Hände gefallen ſind. In der Vorrede D. Luthers heißt es auf der dritten Seite: haer ſchicken ſoude, ingleichen: een weynig gelockt had. Eben daſelbſt, §. 7. de verſlockte blindtheyt. Und auf dem 204 Bl. im 2 Pſalm, ſagt der Ueberſetzer: ſal Hy ſe verſchricken. Man wird uns verzeihen, daß wir zur Vertheidigung des deutſchen c eine Stelle aus dem Briefe Auguſt Buchners wiederholen, den er im Jenner 1645 an Tſcherningen geſchrieben hat. Sie lautet alſo: Veteres vix geminabant litteras: Itaque craſſiore ſono dice-

dicebant: Got, Gluk, quod in agreſtium lingua adhuc hodieque durat. Poſtea, qui elegantioribus auribus vtebantur, mutarunt, dixeruntque: Gott, Glück. Quod qui mutari voluit, inuentis frugibus ad glandes nos reducere ſtudent. Errant, qui c Germanicam negant litteram. Nam licet primis vltimisque temporibus, et rudioribus illis ſeculis forte non fuerit, poſtea fuit tamen, cum a Latinis Galli, et ab his noſtri Latinorum litteras accepiſſent. De quo Aegidius Tſchudus aliique monuerunt. Qui τὸ K geminant, exempla producant. Ego in vetuſtis noſtrae gentis ſcriptoribus nihil hactenus obſeruaui huiusmodi. Τὸ C lenius eſt, quam τὸ K. Ex leniore autem intendimus ſonum atque acuimus. Itaque recte C et K in talibus conuingentur. Et iſta ſcriptio, cum iam diu recepta vſu ſit, prurigo mera eſt, mutatum ire, u. ſ. f.

Eben ſo ſchlecht, als die vorigen Gründe, ſind die, aus welchen er das q verwirft. Denn es folgt abermals nicht: Weil bey den Lateinern eine Zeit geweſen iſt, da man kein q gehabt hat; weil es möglich iſt, es mit andern Buchſtaben auszudrücken; weil es Ronſard (doch ohne viele Nachfolger) im Franzöſiſchen hat abſchaffen wollen; und weil es die Griechen aus Armuth durch ihr κ umſchreiben: So muß man es aus der deutſchen Sprache weglaſſen. Sonſt müßten uns die meiſten von dieſen Urſachen auch bewegen, uallen anſtatt wallen zu ſchreiben. Zudem kann es auch nicht erwieſen werden, daß das q bey uns ein fremder Buchſtabe ſey. Denn ſelbſt die Wörter, welche der Verfaſſer mit einem kw geſchrieben

ben haben will, z. E. quellen, Qual, sind gebohrne Deutsche.

Was vom x gesagt wird, das ist von keiner Erheblichkeit. Das y kann dem ungeachtet ein deutscher Buchstabe seyn, und in deutschen Schriften angewandt zu werden verdienen, ob man es gleich nebst seinem Namen von den Griechen entlehnt hat. Sonst sind die Franzosen, Engeländer und Holländer auch verbunden, ihn zu verstossen. Und wenn man einen Buchstaben deswegen nicht brauchen darf, weil eben derselbe auch in einer andern Sprache befindlich ist: So sind wir nicht mehr im Stande, ein einzig Wort deutsch zuschreiben. Denn wir biethen dem Trotz, der uns ein Wort aufweisen kann, in welchem nicht wenigstens ein Buchstabe vorkömmt, den die Griechen auch haben. Gründlicher, als das vorhergehende, ist das, wodurch der Verfasser beweist, daß das w ein deutscher Buchstabe sey; obgleich übrigens wohl wenige hieran gezweifelt haben.

In der zweiten Abth. welche von dem Unterscheide der Buchstaben nach dem Laute handelt, wendet der Verfasser vielen Fleiß an, seine Meynung zu Markte zu bringen, welche er von der Bemerkung der Länge und Kürze der deutschen Selbstlaute in der Aussprache hat. Wir werden in der folgenden Abhandlung einige Regeln anführen, welche den Ausländern hierinnen eine Erleichterung verschaffen können. Hier wollen wir nur unsre Gedanken von dem Vorschlage des Verfassers entdecken.

Er setzt zum Grunde, daß alle deutsche Selbstlaute an sich kurz seyn sollen, und um seiner Forderung

einen

einen Schein zu geben, beruft er sich darauf, daß man in verschiedenen Wörtern ein h oder e zum Selbstlaute gesetzt, oder ihn verdoppelt habe, damit er lang ausgesprochen werden möchte. Er setzt hinzu, daß diese Hülfsmittel theils untüchtig, theils unrecht wären. Denn 1) spreche ein Ausländer einen verdoppelten Selbstlaut leicht, wie zwo Sylben aus; 2) habe es mit dem e nach i und u gleiche Beschaffenheit; und 3) könne das h als ein Mitlauter den Selbstlaut nicht lang machen. Allein auf das erste antworten wir, daß ein Ausländer, dessen Muttersprache zu Gefallen, wir vielleicht eine Menge Regeln von der Aussprache lernen müssen, sich die wenigen Wörter schon nach und nach bekannt machen könne, in welchen ein verdoppelter Selbstlaut in einer Sylbe ausgesprochen wird. Denn ob wir gleich zugeben, daß die Verdoppelung kein hinlängliches Mittel zur allgemeinen Verlängerung des Selbstlauts sey: So ist man deswegen doch noch nicht berechtiget, sie auch da zu misbilligen, wo sie bisher mit allgemeinem Beyfalle angenommen worden ist. Was das ie betrifft, so handelt der Verfasser nicht allein am Ende der einsylbigen Wörter allezeit wider seine Regel; denn er schreibt ordentlich: wie, die, u. s. f. sondern es ist auch überhaupt umsonst, sich um den Untergang des ie in der deutschen Sprache zu bemühen. Denn das e ist nicht mehr als ein bloßer Anhang des langzumachenden i anzusehen: Sondern das ie ist schon seit langer Zeit als ein Doppellaut anstatt des langen i angenommen worden. Und es ist nunmehr kein Recht vorhanden, diesen aus seinem so lange ruhig genossenen Besitze zu vertreiben. Daß man aber nicht

Pfuel, Stuel, u. ſ. w. ſchreiben dürfe, geben wir gerne zu. Endlich vom h unſere Meynung zu ſagen, ſo iſt es längſt ausgemacht, daß es den Selbſt aut nicht lang machen kann, inſofern es mit andern mitlautenden Buchſtaben gleiche Eigenſchaften hat. Indeß aber beſteht es doch aus einem Hauche. Wenn dieſer in dem Worte ausgedrückt werden ſoll: So verweilet man ſich ein wenig. Und dieſes Verweilen giebt dem Selbſtlaute allerdings einige mehrere Länge. Wenn man alſo dem h alle Verlängerung abſprechen will: So muß man erſt ſeine Natur umkehren. Und geſetzt, dieſes wäre nicht ſo: So zeigt doch die Erfahrung, daß man die Sylben einmüthig lang ausſpreche, in welchen ein h nach dem Selbſtlaute gefunden wird. Eine andere Frage iſts, ob das h durch die ganze deutſche Sprache hinlänglich ſey, den Selbſtlaut lang zu machen; welches wir ſelbſt mit dem Verfaſſer verneinen. Weil aber die angegebenen Mittel nicht hinreichend ſind, ein allgemeines Kennzeichen von der Länge der ſelbſtlautenden Buchſtaben abzugeben: So folgt deswegen noch nicht, daß alle deutſche Selbſtlaute an ſich kurz ſind. Wir berufen uns vielmehr auf alle nur mittelmäßig deutſche Ohren, ob nicht tauſend Fälle vorkommen, in welchen ſie an ſich ſelbſt lang ſind? Und wenn ſie ihrer Natur nach alle kurz wären, wie könnte denn H. M. Bellin einige davon durch ſeine Vorſchläge lang machen? Spricht man zu ſeiner Entſchuldigung: Er habe nur ſo viel ſagen wollen, daß man keinen äußerlichen Unterſcheid ſehe, durch welchen ſich die Länge und Kürze der ſelbſtlautenden Buchſtaben entdecke: So neh-

men wir es an. Wir müssen aber dabey sagen, daß er sich höchstundeutlich ausgedrückt habe.

Allein wie will er diesem Mangel abhelfen? Wir wollen ihn selbst reden laßen, damit wir durch die Kürze nicht dunkel werden. Es heißt auf dem 12 Bl. also: „Man könnte in dem a ein kleines, etwas ge„krümmetes Strichlein nach der linken Hand von o„ben herunter ziehen, so würde es fast aussähen, als „ein gedoppeltes oder in einander geschobenes a. „Das e scheint fast doppelt, wenn man auch nach der „lincken Seiten ein Strichlein herunter zeucht. Das „lange i könte man bilden nach der Niederländer y, „welches aus zweien ii zusammen gewachsen ist, und „dem griechischen η, ita, das gleichfalls aus zweien ii, „iota, (wie etliche unter den Gelahrten dafür halten,) „bestehet, nicht unänlich siehet. Desgleichen die „Schweden auch gebrauchen, und schreiben: altydsch, „gryper, lyf, myn, tyn, u. a. m. Das lange o würde gar artig kommen, und eine ziemliche Verwant„nis mit dem griechischen ω omega (das aus zweien „oo bestehet) haben, wann man in demselben ein „Strichlein von oben herunter, ein wenig mehr nach „der linken, als nach der rechten Hand, zöge. Das „lange u könnte man also formen, daß man die Linie „nach der linken Hand ein wenig spaltete, so würde es „fast einem doppelten in einander geflossenem u gleich „sähen. Endlich die langen, als Zweilauter å, ô, û „wären den langen a, o, u, ganz gleich: nur daß sie „das gewönliche kleine e, oder zwey Pünctlein über „sich hätten. Man könnte auch wohl die gegossenen „Buchstaben sonsten spalten, wo es die Züge derselben wollen leiden: doch also, daß ein subtiles Strich„lein

„lein auf ein subtiles, und ein etwas dickeres auf „ein eben solches sähe: so würden sie gar artig „kommen.

Kurz, die langen Selbstlaute sollen so gebildet werden, wie man sonst einige Anfangsbuchstaben hat, die in der Mitte des Strichs weis sind, nur daß der dicke Strich auf der linken Seite stehen soll. Allein ein jeder sieht, wie vielen Unbequemlichkeiten dieser Vorschlag unterworfen, und daß, in Ansehung desselben Zesens Meynung viel eher anzunehmen sey, welcher die langen Selbstlaute mit einem gespitzten Hacken (ˆ) angedeutet haben will. Denn erstlich werden solche gekünstelte Buchstaben leicht schmutzig, und laufen zusammen, besonders in kleinen Alphabethen: Wie es zum Theil auch in denen Buchstaben selbst geschehen, welche der Verfasser zur Probe hersetzen lassen. Hernach muß er die Unvollkommenheit seines Vorschlags selbst gestehen. Denn er giebt zu, daß seine neuen Buchstaben im Schreiben unter der Feder leicht zusammen fliessen, und sehr schwer nachzumalen sind; und will deswegen erlauben, daß man sich im Schreiben entweder der zesischen Erfindung bediene, oder zwey gleiche Kwerstrichlein darüber mache, (ā) und die Säzzer sich darnach richten laße. Endlich ist man auch wegen der Aussprache unterschiedener Wörter in gewissen Strichen Deutschlands uneinig, und ein Ausländer (welchem zum Besten solche Hülfsmittel doch hauptsächlich erdacht werden sollen) würde ohne Noth im Aussprechen solcher Wörter zweifelhaft werden, wenn er Schriften läse, welche an unterschiedenen Orten zum

Vorsch, eine gekommen wären, und ihm in einem Worte bald einen kurzen, bald einen langen Selbstlaut zeigten. Dieses sind unsre Gedanken hiervon. Und wir müssen es uns gefallen laßen, wenn uns H. Bellin wegen derselben unter die freventlichen Richter dessen, was gut gemeynt ist, zählet. Die übrigen Sätze der zweyten Abth. erklären die Meynung des Verfassers von den **Zweilautern**, **Dreilautern**, **Als zweilautern**, **Nirlautern**, u. s. f. und haben in der Hauptsache ihre Richtigkeit, wenn man etwas weniges ausnimmt, besonders vom ie, welches wir bereits vertheidigt haben.

Die dritte Abtheilung handelt **von dem Unterscheide der Lettern nach der äusserlichen Formgröße.** Der Verfasser will hier nichts mit großen, oder sogenannten Versalbuchstaben geschrieben haben, als die eigenen **nämwörter**, z. E. Adam; **die beiständigen nämwörter**, so von den eigenen **nämwörtern herkommen**, z. E. Paulisch: **die selbständigen nämwörter**, wan sie anstatt der eigenen nämwörter gesäzzet würden, z. E. Mänsch, für Adam; die eren- amt- fest- und kunstnamen, z. E. Prediger; unterweilen etliche Wörter, die einen sonderlichen nachdruk in sich haben, als in gedichten das fornämwort einer person, die angeredet würd, z. E. Got gäbe Dir vil glük und sägen; ein ieglichen Vorr, so eine ganze rede anfanget, im gleichen den ersten buchstab nach einem puncte, frag- und rufzeichen, bisweilen auch, nicht allezeit nach einem doppelpuncte; einen iglichen Vers einer gebundenen rede; und **unterweilen** etliche

selb-

ſelbſtändige nämwörter, als: Vater, Mutter, u. ſ. f. Er will aber das letzte zu keinem allgemeinem Lehrſatze gemacht wiſſen, und beruft ſich deswegen vornehmlich darauf, daß es gelarte und der Deutſchen Sprache wolkündige läute nicht allezeit täten; daß man es nicht allezeit in alten ſchriften gedrukkt fünde; und das es keine der andern haubtſprachen tue. Allein außerdem, daß er die erlaubten Fälle durch das unterweilen allzuſchlecht beſtimmt hat, ſo würde er es uns nicht nur erlaubt, ſondern auch befohlen haben, alle ſelbſtändige Nennwörter mit einem großen Buchſtaben zu ſchreiben, wenn er geſehen haben ſollte, daß die Engeländer ſolches in ihren neueſten Schriften auch thun.

Die vierte Abtheilung handelt von dem Gebrauche und Misbrauche der Selbſtlaute, und verwirft gleich anfangs das doppelte a ſchlechterdings, aber aus allzuſchlechten Gründen. Denn wie will man der Gewohnheit alles Recht auf eine Sprache abſprechen, da doch in allen Sprachen auf ſolche das meiſte ankömmt? Und giebt der Verſtand der Rede den Unterſcheid der Wörter ſchon genugſam an, z. E. in mal, Mahl, und Maal: warum läßt man ſich nicht auch an einem d und b begnügen? Es wird ferner St. I. §. 2. Bl. 22. erinnert, daß in der Ableitung aus dem a öfters ein å entſtehe, und an deſſen ſtatt kein e geſchrieben werden dürfe, z. E. von Stab, Stäbe. Nur wird es nach des Verfaßers Gewohnheit zu weit ausgedehnet, und z. E. bäſſer von bas wieder den langen und allgemeinen Gebrauch auch hieher gezogen. Und ſo richtig es iſt, was von dem überflüßigen e in Stuel, u. ſ. f. geſagt wird: So

schwach sind die Gründe, um derentwillen das doppelte e gänzlich verworfen wird. Der Unterscheid des i und j ist richtig angegeben. Doch hat die Meynung von der Andeutung des langen Selbstlauts auch noch etwas hinzugesetzt. Von den Anmerkungen über das doppelte o ist fast eben das zu halten, was wir vom doppelten a erinnert haben. Mit dem u und v verhält es sich, wie mit dem i, j, und å. Und vom y haben wir unsre Gedanken auch schon eröffnet. Denn er sagt hier weiter nichts, als daß man das i anstatt desselben brauchen solle. Der Grund davon ist, weil y kein deutscher Buchstabe sey. Dieser fällt aber hinweg; folglich auch die daher gemachte Forderung.

In der fünften Abtheilung redet der Verfasser vom Gebrauch und Misbrauche der Zwei- und Dreilauter, und verwirft hier mit Rechte die altväterische Schreibart, welche aw und ew anstatt au und eu setzt. Hierauf kömmt die Reihe an das ei, welches er durchgängig, auch anstatt des ey eingeführt wissen will. Die Ursachen davon sind diese, daß y kein deutscher Buchstabe sey, daß man in einigen alten Schriften das erstere anstatt des letztern finde; und daß man auch mit dem erstern zur Noth allein auskommen könne. Die erste aber ist falsch. Bey der andern ist er verbunden, die Folge zu erweisen; welches aber unter die Unmöglichkeiten gehöret. Und bey der dritten wünschten wir, daß der Verfasser, als er sie geschrieben, acht Tage mit Wasser und Brodt gespeiset worden seyn möchte: So würde er sonder Zweifel die Unzulänglichkeit derselben auch eingesehen haben. Daher behält die von ihm angeführte,

führte, obgleich verworfene Bestimmung des Ortes, an welchem ein ey geschrieben werden soll, ihre Richtigkeit, wenn nämlich 1) das ei an das Ende des Worts zustehen kommen würde, und 2) wenn in der Mitte des Worts ein Selbstlaut darauf folgt, oder das Wort dadurch von einem andern unterschieden wird. Z. E. Freyheit, freyen, Meynung, Heyde, u. s. f. Doch geben wir zu, daß das letzte nicht zu weit ausgedehnet werden dürfe, z. E. auf Heil (Sanus, vom Leibe,) und Heyl, (Salus, von der Seele.)

Der fünfte Satz dieser Abtheilung wird wieder dazu angewandt, daß man sich des ie enthalten solle. Und der Verfasser will es nirgends, als am Ende der einsylbigen Wörter, z. E. in wie, die u. s. f. noch so lange dulden, bis sein neuer Langlauter y eingeführet wird. Wir sind auch mit diesem Vorschlage zufrieden, und machen uns anheischig, es auch nicht mehr zu brauchen, so bald diese Bedingung erfüllet seyn wird. Er wird uns aber erlauben, es so lange auch da zu brauchen, wo es in die Mitte zu stehen kömmt, und nicht mit ihm, wiwol, diweil zu schreiben.

Zu Ende dieser Abtheilung giebt H. Bellin Regeln von dem Gebrauche des å, ô, und û. Er sagt, daß diese Buchstaben nirgends angetroffen würden, als in den abgeleiteten Wörtern, in deren Stammworte ein a, o, oder u anzutreffen sey; und daß man sie auch an allen Orten anwenden müsse, wo man das letzte wahrnehme. Doch wo ich nicht gänzlich irre, so ist beydes falsch. Denn ich weis nicht, ob er das erste auch von öde, blöde, können, gönnen, u. a. m. unumstößlich wird beweisen können. Das andere

aber muß ſo lange falſch ſeyn, ſo lange der Saß wahr iſt, daß ein Grund, aus welchem allzuviel folge, auch ſelbſt falſch ſey. Denn wenn man mit dem Verfaſſer: Gåld, ich gålte, von ich galt; Gold, von gegolten; nåmen von nahm; ſtåhen von dem Niederſächſiſchen ſtahn; erhôben, wârden, fûnden, und ſo gar Gewûſſen von gewuſſt, ſchreiben ſoll: So folgt, daß in Anſehung der Selbſtlaute faſt gar keine unordentlichen Zeitwörter (verba irregularia) im Deutſchen übrig bleiben; welches doch wider das allgemeine Geſtändniß aller vernünftigen Sprachlehrer, wider das Beyſpiel der mit der Deutſchen verwandten Sprachen, und wider die Natur, den Urſprung, und die anfangs willkührliche und vom Pöbel herſtammende Einrichtung aller Sprachen iſt. Ich will nicht gedenken, daß tauſend Fälle ſind, wo man zweifelhaft werden würde, ob man ein å oder ô machen ſollte, weil in dem Zeitworte ſowohl a, als o, anzutreffen iſt. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem o, welches der Verfaſſer wegen der Verwandſchaft mit dem u in û verwandelt, und dafür das bisher gebräuchliche i abgeſchafft wiſſen will, z. E. er brûcht von gebrochen, und welches noch weiter hergeholt iſt, Plûz, für Bliz, von plözlich. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, noch etwas zu ſagen, welches auch hieher gehöret.

Was endlich vom âu geſagt wird, das iſt ſo beſchaffen, daß das Wahre, Ungewiſſe und Falſche durchgängig darinnen vermiſchet iſt, und eine vollſtändige Unterſuchung und Auseinanderſetzung deſſelben die Grenzen unſeres Vorhabens gänzlich überſchreiten würde. Ueberhaupt wollen wir hier nur dieſes noch

als

als einen Grundsatz in der Sprachkunst anführen, der bey vielen Stücken zur Widerlegung des Verfassers allein hinlänglich ist: daß es nämlich oft besser sey, in Untersuchung und Bestimmung der Schreibart eines Worts bey dem gewissen und allgemeinen Gebrauche zu bleiben, als, aus Eigensinne, zu dem vielleicht längst vergessenen, zuweilen auch wohl ungewissen und allzusehr gezwungenen Ursprunge desselben zurück zu gehen, und dadurch bey andern lächerlich und dunkel zu werden. Denn sonst überzeuge man mich doch aus unumstößlichen Gründen, daß ich, wie gewöhnlich, Hoffart, von hoffen und Art, und nicht vielmehr Hof-art, von Hof, aula, oder Hofahrt und Hof-fahrt anstatt Hochfahrt, von hochherfahren, schreiben soll.

Im I. S. der sechsten Abth. welche vom Gebrauche und Misbrauche der mitlautenden Buchstaben handelt, zeigt der Verfasser ganz wohl, daß es ohne Grund geschehe, wenn man das b in Wörter flicke, in welche es nicht gehöre, und z. E. Lamb, Reichthumb, nimbt, frembd, u. s. f. schreibe. Denn der Ursprung, die Ableitung und der Gebrauch dieser Wörter bey den besten Deutschen lehre das Gegentheil. Im andern Satze, und den dazu gehörigen §§. will er zeigen, wie man in allen Fällen das c zu umschreiben habe, wieder welches er schon oben seinen Haß blicken lassen. I. Ein k soll man dafür brauchen, 1) wenn sich eine Sylbe oder ein Wort damit anfängt, das zwar im lateinischen ein c hat, aber nunmehr, da es deutsch ist, in der Aussprache ein k hören läßt; 2) in den eigenen lateinischen, griechischen und hebräischen Nennwörtern, (nom. propr.) die

ein c, k, ↄ und ꝑ haben; 3) am Ende der griechischen Kunstwörter. II. Ein z soll man in den fremden eigenen Nennwörtern brauchen, darinnen es wie ein z ausgesprochen wird. III. Anstatt des sch soll man ßh schreiben. IV. Anstatt des ch im Anfange der Wörter, wo es wie k ausgesprochen wird, soll man ein k setzen. Und so soll man auch Churfürst schreiben, sowohl als man es in Kind u. a. m. anstatt Chint, thue. V. Kömmt das ch in die Mitte des Worts zu stehen, so soll man, wie die Engeländer, gh dafür brauchen. VI. Kömmt es zwischen sl, sn, sn, sw zu stehen, so soll man es gar weglassen, sowohl als in Spott, stillen, u. s. f. Allein was die Ziffern, III, V und VI betrifft, wird man so lange bey der Gewohnheit bleiben, bis die Meynung des Verfassers mit tüchtigen Gründen versehen seyn wird. Und dieses wird man mit eben so vielem Rechte thun, als die Mannspersonen der Gewohnheit nach öffentlich in Schuhen ausgehen; obgleich ein Theil des Frauenzimmers zuweilen Pantoffeln trägt. In den übrigen Stücken wird es keine Todsünde seyn, dem Verfasser zu folgen. Und bey I. 1. 2. und 3. fallen wir ihm völlig bey, da es bey dem letztern die Aussprache in der Abneigung, z. E. die Critiken, selbst erfordert. Im 3. S. wo der Gebrauch des d bestimmt wird, ist wieder Gutes und Böses vermengt. Denn man soll nicht allein schreiben: ich litt, ich schnitt, Bad, Hund, Schmid, Rad, bekannt, u. s. w. sondern auch: ich wante, ich sante, tot, Brot, Stat (für Stadt), er sneit, er leit, (für schneidet, leidet.) Hätten wir einen zureichenden Grund hiervon bey dem

dem Verfasser angetroffen: So hätten wir ihn aufrichtig mittheilen wollen.

Was vom ſ und ſſ gesagt wird, das hat seine Richtigkeit; ausser, daß der Verfasser nicht wahrgenommen hat, daß Schiff und andre seines gleichen, wegen des kurzen Selbstlauts ein ff haben müssen. Und wir können nicht umhin, die von ihm angeführte Stelle aus Hornschuchs ορθοτυπογραφία zu wiederholen, weil sie nebst der Erklärung seiner Meynung zugleich eine Lehre giebt, welche man bisher noch niemals oft genug hat geben können. Sie heißt also: Inter scribas vulgares elegantissima, vt aiunt, manu scribit, qui singulas dictiones in n desinentes eadem littera geminata auget; qui vocem **und** **nn** duplici cum adiecto ad **d** litteram **t** quoque passim exarat, et quam potest creberrime **ſ** aspiratam dictionibus inserit; **ff** item et **ſſ** tanto diducit hiatu, vt transeunti camelo satis fore patula videatur. Et haec ad argenti aucupium, u. s. w.

Wegen des Gebrauchs des g und ch in Freundlichkeit, Billigkeit, und ähnlichen Wörtern, ist der Verfasser zweifelhaft. Doch trauen wir ihm zu, daß er die Regeln, die man nunmehr davon hat, angenommen haben würde, wenn er sie gewußt hätte.

Das h will er gänzlich weggelassen wissen, wo es neben einem andern Mitlaute stehet. Sonderlich ist er mit Schotteln auf das th sehr böse. Man soll z. E. schreiben: leren, nemen, mer, Son, Mut, u. s. f. Und nur da will er es dulden, wo es, seiner Meynung nach, allein ein Stammbuchstabe ist, das ist, wo es sich zwischen zween Selbstlauten befindet, z. E. in wehen, schmähen. Das Wörtchen ja aber will

er mit einem h geschrieben haben. Bey dem ersten ist sein Grund dieses, weil das h den Selbstlaut nicht lang machen könne. Das th soll deswegen nichts taugen, weil er glaubt, daß man es dem griechischen θ zu Gefallen in die deutsche Sprache eingeführet habe. Er würde es aber nicht geglaubt haben, wenn er überlegt hätte, daß es meistens an solchen Orten stehe, wo man im alten Deutschen und im Englischen ein d findet. Vielweniger können wir es für billig ansehen, mit ihm Mattes, Tomas, Temistokles, zu schreiben. Ob man aber deswegen jah schreiben müsse, weil es scheine, daß dieses Wort von יה dem Namen Gottes herkomme, der die Wahrheit selber ist, lassen wir den Leser selbst urtheilen.

Die Anmerkungen, welche er vom j gemacht hat, sind ganz richtig, z. E. daß man es nicht mit dem g verwechseln, oder an Oerter schreiben solle, wo das i stehen muß. Was er von k und ck beybringet, ist so fern billig, daß man: Berg, Sarg, u. s. f. nicht aber: Bergk, Sargk, setzen müsse. Und eben so billig ist es, daß man Dank, Werk, u. s. f. nicht aber Danck und Werck schreibe; wie eigenmützige Abschreiber thun. Denn man höret hier doch nichts mehr, als ein schlechtes k: und man sagt auch nicht: des Bergkes, sondern des Berges. Nur wollten wir wünschen, daß er eben diese Billigkeit in Beurtheilung desjenigen ck angewandt hätte, welches zwischen zween Selbstlauten steht, davon der erste kurz ist. Denn er sagt, daß viele mit Recht dafür ein kk brauchten; und daß auch dieses in vielen Wörtern nicht nöthig seyn würde, wenn man in der Sillabirung

rung die Stammlettern zusammen sätzte, und flik-en, bak-en, sluk-en, schriebe. Doch der Leser ist bereits im Stande, hiervon ein Urtheil zu fällen. Von dieser sonderbaren Abtheilung der Buchstaben aber werden wir vielleicht noch etwas erinnern.

Von dem doppelten l, m, n, r, t, z. E. in Schall, stumm, Sinn, Narr, Schritt, ist der Verfasser im 9. S. der Meynung, daß man es am Ende nur einfach, in den Abneigungen aber nur zur höchsten Noth doppelt, weit besser aber auch einfach, schreiben müsse. Der Grund, den er davon anführet, ist, daß es unmöglich sey, einen doppelten Buchstaben am Ende der Sylbe zugleich auszusprechen. Wir glauben aber, daß es unmöglich sey, daß deutsche Ohren den doppelten Buchstaben in diesen und andern solchen Wörtern nicht hören sollten. Im 3. H. dieses Satzes bemerkt der Verfasser, daß das n und r zu gewissen Wörtern, z. E. etwan, darauf, des Wohlklangs wegen gesetzt werde.

Vom p erinnert er, daß es in den Wörtern nimpt, kömpt, Ampt, sampt, u. a. m. ein gleiches Schicksal mit dem b verdiene. Und wir hätten nichts darwider zusagen, wenn er nicht durchgängig, ohne Unterscheid, nur ein einfaches m forderte. Er will ferner, daß man Haubt anstatt Haupt, wegen des Worts Haube schreiben soll. Das pf will er allenthalben gelten lassen, wo es im Besitze ist, außer in Pfingsten; weil ihm hier nicht Pentecolle, sondern funfzig eingefallen ist; und in Schöpfer und Schöpfung; weil beydes seinen Ursprung von schuf habe. Anstatt des ph in den fremden Wörtern,

tern, z. E. Daphne, Phrat, Philipp, will er das f einführen. Wir müssen aber, ehe wir ihm nachfolgen können, noch auf mehrern Beyfall und Gebrauch anderer warten.

Was vom Unterscheide des ß, ſſ, und s, gesagt wird, vermöge dessen man nicht: Füchſe, laſſen, laſen, müſſen, sondern: Füchse, laßen, lasen, müsen, schreiben soll, ist von so verschiedenem Werthe, und zum Theil so ungewiß und ungegründet, daß es theils zu weitläuftig, theils unnöthig zu seyn scheinet, ausführlich davon zu reden. Genug, daß man aus den angeführten Beyspielen doch etwas von der Meynung des Verfassers wird sehen können. Vom t wird angemerkt, daß es mit dem d verwandt sey, und zuweilen verwechselt werde, z. E. Gold von gegolten; Nottuft von Noth und dürfen. Allein wer hat jemals jene Ableitung und diese Schreibart gebilliget? Sodann wird erinnert, daß das t des Wohlklangs wegen in gewisse Wörter, z. E. öffentlich, gesetzt; in Tichten und Tach aber besser in ein D verwandelt werde. Ferner werden die gewöhnlichen Schreibarten des Wörtchens iezt, besonders ietzt, ietz und ictzt verworfen. Und ob wir gleich das für solche angepriesene iz nicht schlechterdings billigen können: So wäre doch zu wünschen, daß man in diesem Stücke eine größere Einigkeit zu erhalten suchte. Endlich wird gesagt, daß das t in sechzig überflüßig sey; und beyläufig hinzugesetzt, daß das verschiednen Wörtern vorgesetzte Erz von erst durch eine Versetzung entspringe. Vielleicht könnte man aber auch Gründe finden, zu glauben, daß es mit dem

engli-

engliſchen Arch verwandt ſey, welches z. E. in Arch-Duke befindlich iſt.

Im 15. Satze ſoll man ſich überreden laſſen, anſtatt **Volk**, **voll** und **vor**, vielleicht auch **Vater**, **Folk**, **foll**, **for** und **Fater** zu ſchreiben: Weil Volk mit folgen, voll mit füllen, vor mit für verwandt ſey, und die Schweden **Fadher**, die Dänen und Norwegen **Fader**, die Engeländer aber Father, ſchreiben.

Das x in Wörter zu flicken, wo es der Gebrauch nicht ſchon eingeführet hat, iſt unbillig, wie der Verfaſſer mit Recht dafür hält, welcher darüber ſo böſe worden iſt, daß er das x im Deutſchen gar nicht mehr gelten laſſen will.

Von z und tz ſind dieſes ſeine Gedanken: Das z iſt ſo viel, als ts; darum klingt es hart, wenn einige ſäzzen ſchreiben, und einen ohnedem ſchon doppelten Buchſtaben noch einmal verdoppeln. Es iſt alſo in dieſen Fällen das tz noch eher zu dulden; ob man gleich auch an ſtatt deſſen das bloße z ſchreiben könnte. Das tz aber iſt alsdenn ſchlechterdings falſch, wenn es unmittelbar neben einem Mitlauter zuſtehen kömmt. Wir ſchränken dieſes Gutachten vom tz ſo ein, daß es heiſſe: Das tz wird zur Unzeit gebraucht, wenn es unter allen Umſtänden und Veränderungen des Worts neben einem oder mehrern Mitlauter zuſtehen kömmt. Recht wird es gebraucht, wenn man es zwiſchen zween Selbſtlauter ſetzt, davon der erſte kurz ausgeſprochen werden ſoll. In Wörtern, in denen es halb zu dieſer, halb zu jener Sylbe gehört, z. E. in entziehen, iſt es niemals angefochten worden. Im 4. §. will der Verfaſſer, daß man das Verbindungswort daß, quod, nur mit einem kleinen s ſchreiben

ben soll; weil man das ſ nicht durch ein z hart machen dürfe. Und gleichwohl hatte er kurz zuvor das ß fur ſs ausgegeben, und sich nur darauf berufen, daß man den Unterscheid von daß und das in der Bedeutung, im Lesen doch eben sowohl finden werde, als im Hören. Zum Beschlusse der sechsten Abth. merkt er an, daß einige nunmehr Zepter anstatt Scepter schrieben, und daß das z in etzliche überflüßig sey.

Die siebente Abtheilung handelt von der Zusammensetzung der Buchstaben, und der Theilung der Wörter im Schreiben. Zuerst werden die gemeinen Regeln hiervon angeführt. Daß nämlich ein Mitlaut, der zwischen zween Selbstlauten steht, zur folgenden Sylbe gehöre, z. E. de-mü-thig; daß die Mitlauter, welche im Anfange des Worts beysammen stehen können, auch in der Mitte bey einander stehen sollen, z. E. Tö-pfer, Men-schen; und daß, wenn ein Mitlaut doppelt stehe, der erste zur vorhergehenden, der andere zur folgenden Sylbe gehöre, z. E. kom-men. Allein der Verfasser geht davon ab: Weil er in Schottels Sprachkunst den Satz gefunden hat: Dieselben Wörter und Sylben, welche wesentlich zusammen gehören, sollen auch unzertheilt also zusammen gelassen, und unzertrennt geschrieben werden, z. E. Ge-recht-ig-keit-en. Die Meynung dieser Regel soll disse seyn: Wenn in einem Worte Stammbuchstaben, wesentliche und zufällige Buchstaben vorkommen: So sollen die Stammbuchstaben zusammen, die wesentlichen zusammen, und die zufälligen auch zusammen geschrieben werden. Stammbuchstaben aber, sagt der Verfasser, sind die,

aus

aus denen das Stammwort beſtehet; weſentliche, welche einem vom Stammworte abgeleiteten Worte gleichſam das Weſen geben, und ſeine eigne beſondere Bedeutung beſtimmen, z. E. in dem Worte Gerechtigkeiten, die Sylben: ge. ig. keit; zufällige ſind endlich die bekannten Arten von Endungen, z. E. der Zeit, der Zahl, der Größe, wie in dem angeführten Worte die Endung en. Er will alſo die obigen Regeln ſo einſchränken: **En mitlaut zwiſchen zween ſelblautern gehört zur folgenden ſilben, wofern er nicht eine ſtam- wäſentliche oder zufällige Letter der forhergähenden ſilben iſt. Die mitlauter, ſo zu anfange eines wortes können geſäzzet wärden, müſſen in der mitte nicht getrennet wärden, wofern ſie nicht ſind ſtam- wäſentliche oder zufällige Lettern der forhergähenden ſilben, z. E. be- ſcheiden, Männſch- en.** Die dritte Regel ſoll ihre Richtigkeit haben; wenn man ſich in Acht nehmen will, den Mitlaut nicht auch da doppelt zu ſetzen, wo ihn der Verfaſſer dem Stammworte nur einfach gegeben hat. Man ſoll alſo zwar ſchreiben: **Heller,** (obolus,) **Hammer, Waſſer, Otter**; nicht aber auch: ſlim- mer, hel- ler (clarus) Has- ſer, Spöt- ter, ſondern nach ſlim ſlim- er, u. ſ. f. Wir glauben aber, der Verfaſſer hätte entweder beſſere, oder gar keine Einſchränkungen machen ſollen. Denn wir wollen uns nicht auf den Gebrauch aller europäiſchen Sprachen berufen; als welche ſowohl, als die griechiſche und lateiniſche, ſo viel uns bekannt iſt, alle wider den Verfaſſer ſtreiten, die einzige engliſche ausgenommen, welche aber doch ſelbſt noch Tel-ling, cros-sed, beg-

in-

in-ning, chid-den, mo-ved, li-ked, got-ten, u. s. f. schreibt. Nur dieses wollen wir gedenken, daß des Verfassers Regeln in vielen Stücken gar nicht, oder doch sehr schwer zur Anwendung zu bringen sind. Denn von vielen deutschen Wörtern ist uns der wahre Ursprung unbekannt, von vielen zweyfelhaft und streitig; wovon das Wort Elend ein Zeugniß abgeben kann. Und wenn wir ihm folgen wollten: So müßten wir uns alle Tage gefaßt halten, in gewissen Wörtern die gewöhnliche Abtheilung zu ändern; so oft nämlich ein Wortforscher eine neue wahrscheinliche Entdeckung von ihrem Ursprunge machen wird. Endlich will der Verfasser, daß die, welche das ck und tz beybehalten wollen, sie nach der dritten Regel schreiben sollen, z. E. stec-ken, sitzen. Allein weil sie schon darinnen von andern doppelten Buchstaben abgehen, daß sie das erste k und z in c und t verwandeln: So kann man ihnen auch dieses, als eine Ausnahme von der Regel sicher gönnen, daß sie sich ganz zur folgenden Sylbe stellen. Indeß leugnen wir nicht, daß wir an den von ihm verworfnen Regeln, selbst verschiedenes auszusetzen finden: weil sie unzulänglich sind, und das Grundgesetz in der Theilung der Wörter, nämlich die Natur und Erleichterung der Aussprache in gewissen Stücken vergessen. Doch es ist hier der Ort nicht, unsere Gedanken hierüber dem Leser ausführlich mitzutheilen.

Die achte Abtheilung hält einige allgemeine Lehrsätze der deutschen Rechtschreibung in sich, welche an sich meistens richtig sind, in den Exempeln aber von dem Verfasser zu weit ausgedehnet werden. 1) Es

soll

soll kein überflüßiger Buchstab im Schreiben zum Worte gesetzt werden. 2) Es soll kein nothwendiger Buchstab ausgelassen werden. 3) Es soll kein Buchstab anstatt des andern gesetzt werden. 4) Abgeleitete Wörter sollen sich, so viel immer möglich ist, und der Gebrauch leiden will, im Schreiben nach ihrem Stamme richten. Allein wo ich nicht gänzlich irre, so hat der Verfasser dieses Gesetz selber gewaltig übertreten. Denn bald treibt er die erste Einschränkung desselben allzu hoch: Bald vergißt er die andre gar. Das letzte zu beweisen, würde es zu weitläuftig werden, wenn man alles anführen wollte, womit er dawider verstoßen hat. Was aber das erste betrifft, so soll es sich nicht allein ohne Ausnahme auch auf alle unordentliche Zeitwörter, und ihre Abkömmlinge, sondern so gar bis auf andre Sprachen erstrecken. Ueber dieses spricht er auch die Würde eines Stammwortes allein der unvollkommen und vollkommen vergangenen Zeit in den Zeitwörtern zu, welches doch niemals behauptet werden kann. Seine Sätze sind diese: Ich muß den Stamm eines Worts zuerst in der unvollkommenen Zeit des Zeitworts suchen, und also z. E. nach: ich bat, bäteln schreiben. Finde ich ihn hier nicht, so muß ich zur vollkommen vergangenen Zeit gehen, und höben nach gehoben schreiben. Finde ich hier auch nichts, so suche ich ein eingliedrig Nennwort, und schreibe Männsch nach Mann. Oder fehlt auch dieses, so suche ich ein zweygliedriges. Z. E. von Luder schreibe ich lüderlich. Hilft dieses alles nichts, so nehme ich meine Zuflucht zu den Niedersachsen, oder wohl gar zu den Holländern, Engeländern, Dänen,

Norwegern, Schweden, und Ysländern, und ſchreibe demnach Lücht nach Lucht, Aerde nach Aerde, lätſter nach laet, Zöllnár nach tollenaer; Hárd (focus) nach Hearth, Härz oder Härts nach Heart, rágnen nach to rayne, u. ſ. f. 5) Fremde Wörter ſollen, weder halb noch ganz lateiniſch, ſondern deutſch geſchrieben werden, wenn ſie entweder das deutſche Bürgerrecht erlangt haben, oder ſonſt gebräuchlich ſind. 6) In fremden Wörtern ſoll man, ſo viel möglich, anſtatt undeutſcher Buchſtaben deutſche ſchreiben, z. E. kriſtlich, Filipp, Nimfe, Kartago, Temas. Dieſer Satz iſt ſo fern wahr, in ſo fern es die Gründe ſind, auf welche ihn der Verfaſſer gebauet hat.

Die neunte Abtheilung handelt von den Unterſcheidungszeichen, oder, wie der Verfaſſer redet, von der Schriftſcheidung. Der gröſte Theil der Sätze, aus denen ſie beſteht, iſt wahr, wenn man einige beſondere Meynungen des Verfaſſers und ſeiner Zeit ausnimmt, z. E. daß es einen Punkt gebe, auf den ein kleiner Buchſtabe folge; daß man ſchreiben könne: ehr- und herrlich; daß man ſich des Oberbeyſtrichleins, wie er ſagt (apoſtrophi) auch im Deutſchen, in gebundener und ungebundener Rede, bedienen könne, und daß ſolches den Poeten auch vor dem h und am Ende der Rede aus der Noth helfe.

Die zehnte Abtheilung handelt von den Figuren der Rechtſchreibung. Er zählt deren zehen, den Forabſatz, aphaereſin, den Forzuſatz, proſtheſin, den Hineinſatz, epentheſin, den Herausſatz, ſyncopen, den Hinterzuſatz, paragogen, den Hinterabſatz, apocopen, den Zuſammenzug, craſin, den Umſatz, metatheſin, den Wechſelſatz, antiſtoechon;

und

und die Wortheilung, tmesin. Er beschreibt dieselben und giebt Exempel davon. Allenthalben aber vermischt er die guten Anmerkungen mit der Erlaubniß eines allzustarken und fast unumschränkten Gebrauches. Die Grenzen unseres Vorhabens verstatten uns nicht, uns in dieses weite Feld zu wagen, aus welchem wir allzuspät würden zurückkehren können. Und nur etwas davon zusagen, das scheint deswegen nicht rathsam, weil wir den Verfasser sodann nicht in seiner wahren Gestalt, und entweder zu schön, oder zu häßlich vorstellen würden.

Die eilfte Abtheilung vom Unterscheide etlicher einander gewissermaßen gleichlautenden Wörter will der Verfasser nur als eine Zugabe angesehen wissen, welche er denen zu Gefallen angehängt habe, welche zu der insgemein gebräuchlichen Schreibart noch Beliebung haben möchten. Sie setzt die ähnlichen Wörter in alphabethischer Ordnung neben einander, und erkläret sie durch lateinische. Sie verdient übrigens mit dem vorigen gleiches Urtheil, nur mit dem Unterscheide, daß man hier dem Verfasser nicht alles als seine eigne Meynung aufbürde.

Sonst hat sich Herr M. Bellin noch außerdem verschiedener Freyheiten bedient, von denen er in dieser Schrift keinen Grund angegeben, und welche man für Fehler in der Sprache zu halten hat. Denn er schreibt nicht allein: ich seume für säume, kunt für kund, u. s. f. sondern man trifft auch ganz falsche, ganz alte und ganz neue Wörter und Wortbindungen bey ihm an, z. E. Klügelmann, welches wir bereits erinnert haben, die Einzelherschung, die Schreibrichtig-

richtigkeit, für Richtigkeit im Schreiben; Nachrichtung für Nachricht, stolziglich, lernliebend, die Hönischheit, man könnte es geübrigt seyn, für entübrigt, welches doch auch noch niedrig genug ist; sind sie mehr Knechte, als ꝛc. an magis serui sint, quam etc. er muß gar ein dummer Esel seyn gewesen, für: ein gar - - gewesen seyn; wie mein meistes Thun und Dichten sich von Eselsköpfen muß lassen richten: für, richten lassen; sichan den Stolze kehren, für: an den Stolz, u. a. d. gl. m.

Doch dieses alles macht noch nicht, daß er ganz zu verwerfen seyn sollte. Wir glauben vielmehr, daß er von Leuten, die sich nur vorher um das Vernünftige in der deutschen Sprache ein wenig bekümmert haben, mit Nutzen gelesen werden könne. Man wird uns zwar Schuld geben, daß wir weitläuftiger im Tadeln, als im Loben, gewesen wären. Wiewohl es aber noch dahin stünde, ob es ohne Grund geschehen seyn würde, wenn es geschehen wäre! So ist dieses schon zu unserer Entschuldigung genug, daß zur Darstellung der falschen Gründe gehören, da sich im Gegentheil die Wahrheit selbst lobet. Daß wir aber auf diesen Blättern etwas mehr, als eine bloße Erzählung seiner Meynungen, liefern, dazu hat uns der starke Einfluß derselben in die Reinigkeit der deutschen Sprache zu verbinden geschienen.

IV. Ver-

IV.

Vertheidigung des Versuches einer Uebersetzung Virgils, gegen einen Ungenannten.

Es sind mir vieler Ursachen wegen schon in langer Zeit die Leipziger Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache; ꝛc. nicht zu Gesichte gekommen. Wer dieses nicht glaubet, bey dem wird meine Herzhaftigkeit in ziemlich schlechtem Ansehen stehen, weil ich auf die Herausforderung eines mir unbekannten Uebersetzers der virgilianischen Aeneis so lange nicht erschienen bin. Allein die künftige Zeit wird lehren, daß es mir so wenig an Verantwortung, als an gerechter Sache mangele. Ich will aber bey solchem Streite die Wahrheit zu meinem Beystande erwählen, um dadurch meines Gegners Angriffen desto glücklicher zu widerstehen. Ich kann nicht wider die Billigkeit handeln, wenn ich spitzige Waffen wider einen Feind ergreife, welcher nicht nur spitzige, sondern auch so gar vergiftete, wider mich gebrauchet. Komme ich ihm also seiner Meynung nach zu scharf auf den Hals: so mag er wissen, daß denjenigen, welcher unschuldig und ohne alle gegebene Ursache angegriffen wird, die abgedrungene Nothwehre eher schützet, als seinen Widerpart; wenn der allzuhitzige Streit vor einen unpartheyischen Richter kömmt. Vor allen Dingen aber muß ich diejenigen, welche einen gesunden Geschmack an einer deutschen Schreibart haben, um Verzeihung bitten, wenn ich diesesmal, meinem Gegner zugefallen, einen Fehler begehen und hier und

dort lateiniſche Zeilen einmiſchen werde. Denn weil dieſen immer Horaz, wiewohl nur auf zween Seiten ſeines Buchs de arte poëtica, bald dieſes bald jenes lehret; da man doch nicht nöthig hat, die Regeln zu unſrer deutſchen Dichtkunſt erſt aus dem Horaz anzuführen: ſo will ich nur zeigen, was mich ſowohl Flaccus als andere gelehret haben. Jedoch dieſes iſt ein bekannter und gewöhnlicher Fehler, daß deutſchgeſchriebene Tagebücher und andre Schriften mit ausländiſchen Wörtern und Zeilen angefüllet, oder nach vieler ungegründeter Einbildung, ausgezieret werden. Iſt denn unſere Sprache nicht ſchon an und für ſich ſelbſt ſo ſchön, daß man ihr erſt durch fremde Wörter eine Annehmlichkeit oder Zierde geben müſſe? Fürwahr! es rührt ſolcher Irrthum nicht von unſerer deutſchen Sprache ſelbſt, ſondern nur von denen her, welche ſie nicht vollkommen innen haben. Was die Einſchiebung ganzer Zeilen anlanget, ſo pflegt man ja nur die Ausländer ihrer ſchönen Gedanken und nicht ihrer Sprache halber, anzuführen. Dieſes aber läuft wider den Ruhm der Deutſchen, welche eben ſo ſchön, ordentlich und ſinnreich denken und ſchreiben als andere Völker; wovon ein einiger Gi den vollkommenſten Beweis ablegen kann. Indeſſen mag ich ſonſt den oben berührten Fehler nicht nachmachen, wenn ihn gleich ein geheimer Staatsſchreiber von dem allergröſten Fürſten in Gewohnheit hätte. Bey dieſer Gelegenheit ließe ſich gar vieles von der Vortrefflichkeit unſerer deutſchen Sprache ſagen, wenn ich nicht für dieſesmal von einer andern Sache mit meinem Herrn Gegner reden wollte. Es wird ſich dieſer gefallen laſſen, daß, weil ich

ſeinen Namen und Stand nicht weis, ich ihn wegen ſeiner Probe, die aus reimloſen Verſen beſtehet, nur den reimloſen Herrn Ueberſetzer nenne. Der Titel ſchickt ſich beſſer für ihn, als wenn ich ihn, wie den Pythagoras, den Urheber der güldnen Gedichte hieße. Inzwiſchen habe ich mich um ſeinen Namen nicht viel zu bekümmern, denn Tugend und Geſchicklichkeit, und nicht Geſchlecht und Ehrenſtellen haben von mir wahre Hochachtung und ungezwungene Ehrerbiethigkeit zu gewarten. Ich würde auch um deswillen ſeine Fehler nicht gut heißen, wenn er gleich ſeine Ahnen ſo weit herholen wollte, als derjenige, von deſſen Stammvater Juvenal auf die letzte ſpricht:

Aut paſtor fuit, aut illud, quod dicere nolo.

Hoffentlich wird es kein Schulmann ſeyn, der ſolche Fehler wider die griechiſche Proſodie begehen kann. Denn wer hat ihm die Erlaubniß gegeben, eine neue Regel und das η kurz zu machen, da es doch ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch lang geweſen iſt, und auch in Ewigkeit alſo bleiben wird? Warum ſpricht er denn die mittlere Sylbe von dem Worte Σαρπηδών kurz aus? v. 104. Iſt gleich meine Probe ſchlecht, welches ich niemals in einen Zweifel gezogen habe, ſo iſt doch ſeine Ueberſetzung von eben ſolcher Wichtigkeit nicht, daß man ſolche, wie er glaubet, nicht entbehren könnte. Und gewiß! ſo viel ſich ein einfältiger Dorfſchulmeiſter Verdienſte zuſchreibet, und ſo großen Nutzen er in der gelehrten Welt zu verſchaffen meynet, wenn er ſeine gehaltene Leichenabdankungen oder Hochzeitreden zum Drucke befördert: So wenig hingegen hätte meines Herrn Gegners und

meine Ehre einen Abgang erlitten, noch kleiner aber würde der Schade für die Gelehrten gewesen seyn, wenn wir alle beyde mit unserer Uebersetzung zu Hause geblieben wären. Jedennoch, da uns nicht einerley Ursache bewogen, unsere Proben bekannt zu machen; indem ihn, die in seiner Vertheidigung verrathene Ehrbegierde, mich aber das Ersuchen oder vielmehr ein von verbundner Ergebenheit herrührendes Befehlen darzu verleitet hat, so konnte ich meine geringe Arbeit mit denen aus dem Virgil entlehnten Worten:

accipe iussis
carmina coepta Tuis.

ohne Bedenken überreichen; da hingegen derjenige, welchem des reimlosen Poeten Uebersetzung ist zugeschicket worden, mit allem Rechte mit dem Juvenal ausrufen durfte:

Laqueo tenet ambitiosi
Consuetudo muli, tenet insanabile multos
Scribendi cacoëthes.

Niemals bin ich meines Ortes gesonnen gewesen, den Gelehrten meine Uebersetzung jemals vor die Augen zu legen, sondern der Zweck dieser von mir auf Anreizung eines vornehmen Gönners unternommenen Arbeit gieng einzig und allein dahin, wie ich jungen Leuten, dergleichen ich unterschiedliche in den Schulwissenschaften zu unterrichten hatte, einige Anweisung zur Reinigkeit der deutschen Dichtkunst und Verbesserung unserer Muttersprache geben möchte.

Denn

Denn ich ſuche, ſo viel mir möglich iſt, des Cardin. Barberin. Erinnerung nachzukommen:

Te nunquam pigeat bene de quocunque mereri.

Daß ich aber bin erſuchet worden, einige Zeilen davon in die critiſchen Beyträge ſetzen zu laſſen: habe ich mich deswegen in einen Streit begeben? Ich ſage: ich bin erſucht worden, und ſolches hat ja auch ſelbſten der Herr Richter unſerer Proben geſtanden. Dieſes führe ich darum an, damit die unparteyiſche Welt erkennen möge, daß mir mein Gegner durch einen ungerechten Argwohn aufbürdet: ich hätte das für mich ſo gut ausgefallene Urtheil gleichſam erbettelt. Dann was wollen die Worte: „Wenn ich „nicht gemuthmaßet, daß mein Herr Richter im übrigen vielleicht gefälliger als gerecht geweſen ꝛc.„ anders ſagen? Nichts gehet einem philoſophiſchen Gemüthe näher, als wenn man ihm ohne Schuld ſolche Fehler vorwirft, welche nur niederträchtige Seelen zu begehen pflegen. Sind denn nicht ſeine Verſe vorhero ſchon ſchlecht geweſen, ehe noch meine Probe dagegen gehalten wurde? Wäre ihm wohl dadurch ein Lob zugewachſen, wenn meine Ueberſetzung nicht den geringſten Beyfall gefunden hätte? Hans Sachſens Schreibart iſt ſchlecht, man mag ſie entweder alleine betrachten oder gegen den Theuerdank halten. Kein Gelehrter wird durch eine Critik beleidiget werden, welche ihm zeiget, wie er auch die geringſten Fehler, die er doch niemals gerne wird begehen wollen, ins künftige vermeiden und ſich alſo immer vollkommener machen kann und ſoll. Und fürwahr, ich hätte meines Gegners Erinnerungen

mit allem Danke angenommen, wenn er nicht, wie ſchon gedacht worden, ſo unbillige Muthmaßungen von mir geheget, mich eines ſo niederträchtigen Gemüthes beſchuldiget, und durch ſolche Ungerechtigkeit mehr ſeinen Neid gegen mich, als eine wohlmeynende Verbeſſerung meiner Unvollkommenheit, gewieſen hätte. Wäre eben zu der Zeit, als er die Critik über ſeine ungereimten Verſe zum erſtenmale geleſen hat, ein Momus bey ihm geſtanden, ſo würde dieſer nicht nöthig gehabt haben, jenes Gedanken erſt durch ein Fenſter an der Bruſt zu verſtehen, ich bin verſichert, es habe der in ſeiner Hoffnung betrogne Poet den Verdruß und die gekränkte Leidenſchaft ſeiner Ehrbegierde ſchon genugſam an der Stirne zu erkennen gegeben. Er muß recht ſehr in Bewegung geſetzet worden ſeyn, weil er an mir Unſchuldigen ſeinen Zorn auszulaſſen ſuchet. Es will ihm gar nicht in den Kopf, daß er ſchlechtere Verſe machen ſoll als ein anderer. Ich meines Ortes mag und kann nicht mit dem Virgil ſagen:

Pan etiam Arcadia mecum ſi iudice certet,
Pan etiam Arcadia dicat ſe iudice victum.

ob ich gleich mit ihm dieſe Worte gebrauchen dörfte:

Et me Phoebus amat.

Mein Herr Gegner aber glaubet, daß er der gröſte Poet, und daß ſeine Ueberſetzung die beſte ſey. Deswegen ſchreyet er über lauter Ungerechtigkeit, und beſchuldiget den Richter einer gewiſſenloſen Parteylichkeit. Aber wie ſehr verräth er doch ſeine Misgunſt und Eigenliebe, wenn er ſpricht: „Ich kann „mich nicht genug wundern, wenn ich den großen

„Unter-

„Unterſcheid zwiſchen dieſer und denen andern Cri-
„tiken erblicke, in denen ſich der beſte Geſchmack
„zeigt ꝛc. Dergleichen Leute, die ſich gerne loben hören, und hingegen an allen Schriften keinen Geſchmack finden, worinnen ſie nicht ihren Ruhm beſchrieben ſehen, hat Menzinus ſchon mit folgenden Worten durchgezogen: Exſiliunt itaque gaudio et pene deſipiunt; atque eos tantummodo libros non oderunt, qui eiusmodi adulationis ſtigmate notantur; alios omnes, qui de illis ne verbum quidem fecerunt, vtpote *inſulſos* et illepidos damnandos prorſus et abiiciendos pronunciant. Mein Herr Gegner ſchreibet zwar: Es wäre nichts von ihm unterlaſſen worden, was er zur Unterdrückung ſeiner Eigenliebe zuthun vermögend geweſen, und er hätte mit Fleiß ſo lange gewartet, damit er ohne Hitze hätte urtheilen können. Und alſo hat er ohne Zweifel an des ehrlichen Hans Sachſens gute Erinnerung gedacht:

Weiſt nit, man ſagt vor alten Zeiten,
Ein jeder Mann ſolt Eſel reitten.

Siehe im 4ten Buche, des erſten Theiles, fol. XXIIII. b.

Allein er hat in Unterdrückung der Eigenliebe nicht viel Vermögen gezeigt, und er hätte noch ein wenig warten ſollen, vielleicht wäre ihm die Hitze ganz und gar vergangen, einen Menſchen herauszufordern, von dem er nicht im geringſten iſt beleidiget worden. Mir kann man keine Uebereilung zuſchreiben, denn ich bin zu dieſer Verantwortung ſowohl durch meines Gegners ungerechten Angriff, als auch durch etlicher guter Freunde unausgeſetztes Zureden, gleichſam gezwungen worden. Ich hielt es für unnö-

thig,

thig, demjenigen zu antworten, der mir den Ruhm in einer Sache ſtreitig machet, darinnen ich ohnedem keinen ſuche, und ich glaubte nach des Tibullus Ausſpruche:

Gloria cuique ſua eſt.

Mein Stillſchweigen zu den höhniſchen Verachtungen meiner Arbeit, würde mir, als einem der allergeringſten Kenner poetiſcher Schönheiten deſtoweniger eine Schande zugezogen haben, je öfters der allergrößte Dichter Virgil des Filiſtus Scherz und Schmähreden vertrug, ſo daß er endlich nach langer Geduld gezwungen wurde, dem Schwätzer in Gegenwart des Kaiſers Auguſtus dieſe nachdrückliche Verweiſung zu geben: Tace fabula! tu enim loquacitate tua, non tantum hominum aures, ſed muros rumpis. Allein weil mir meine gute Freunde beſtändig aus dem Claudian zuriefen:

Nunc patet ingeniis campus, certusque merenti
Stat fauor.

So mag man hiemit ſehen, wie weit ich mich von den vorgeworfenen Fehlern loszählen, und wie viel ich hingegen meinem Widerſacher, aber nur gleichſam im Vorbeygehen Schnitzer zeigen kann und werde. Denn ich bin nicht geſonnen, ſeine Arbeit ſo genau und eigentlich zu unterſuchen, als er meine: die Urſache werde ich am Ende melden. Es ſoll mich aber der Ehrgeiz zu keinen Ausflüchten verleiten, wodurch man begangene Fehler zu vertheidigen ſuchet. Ich will alſo niemand überreden zu glauben, daß in meiner Probe die erſten zwey Zeilen von mir anders geſetzet

ſetzet waren, als ſie in meiner Abweſenheit abgeſchrieben wurden. Denn ſie lauteten alſo:

Ich, deſſen dünnes Rohr vor dieſem in den Wäldern
Noch ſchlechte Lieder ſang; ich, der hernach von Feldern ꝛc.

Und deswegen hat mein Herr Gegner ganz recht, wenn er erwähnet, daß das Wort: Ich, ausgelaſſen ſey und daß kein Ton ſinge, (wiewohl dieſes letztere eine poetiſche Freyheit iſt) denn er beurtheilet die Verſe wie ſie in den Beyträgen, und nicht, wie ſie bey mir zu Hauſe auf meinem Papiere ſtehen. Daß aber ſeine übrige Critik in den meiſten Stücken ſo kalt, als ſeine Ueberſetzung ſelber ſey, wird ſich im folgenden erweiſen laſſen. Gleich im Anfange will er eine Erklärung über die vier erſten Zeilen machen, und ſpricht:

„Virgil habe ſich als einen Schäfer abgeſchildert, der „auf ſeinem dünnen Haberrohre ſpielet, hernach aus den „Wäldern auf die nahen Aecker gehet und ſie bezwinget, daß ſie dem geizigen Landmanne gehorchen. Dieſes deucht mich eben ſo, als wenn ein Dorfprieſter das neue Jahrsevangelium alſo erklären wollte: Hier hört ihr, meine Lieben, wie acht Tage um waren, hier hört ihr, wie das Kind beſchnitten wurde ꝛc. Könnte ich denn nicht auch ſagen: Virgil ſtellt erſtlich vor, wie er vor dieſem von den Wäldern ſchlechte Lieder geſungen, hernachmals von den Feldern ein angenehmes Werk dem Akermanne geſchrieben hat, ſo daß zur Erndezeit ſein Geiz zufrieden blieb? Ihr ſeht, ihr hört überall den Poeten, wie er mit den erſten Worten auf ſeine Bucolica, mit den andern auf die Geor-

gica

gica zielet; aber der empfindliche Herr Ueberſetzer ſagt nur, wie er ſonſt manche Hirtenlieder, auf heiſerm Haberrohr geſpielt:

Und da er nun den Wald verlaſſen, das nahgelegne Land bezwang,
So daß dem geizgen Ackermanne die Felder ganz gehorſam ſind.
(Ein Werk, das ihm ſehr lieb geweſen.)

Ich bitte euch, meine Leſer! wo iſt in dieſem Deutſchen eine Deutlichkeit, und in den Worten: Ein Werk, das ihm ſehr lieb geweſen, der Zuſammenhang? O wie viel beſſer thut doch ein Ueberſetzer, wenn er den rechten Sinn der Worte erkläret, als wenn er mit ſeiner von Wort zu Wort verfaßten Verdollmetſchung eine ſolche Dunkelheit und Verwirrung machet, daß man nicht weis, was der Urheber haben will. Gewiß! wenn Virgil aufſtehen und die deutſche Sprache ſo gut verſtehen ſollte, als er die Ausdrückungen der lateiniſchen Redensarten verſtanden hat, ſo würde er unſerm neuen Herrn Ueberſetzer nicht ſehr verbunden ſeyn, ob dieſer gleich über ſeiner Walze, womit er die Gedanken und das Unglück immer herum wälzet, noch weit mehr ſchwitzte als Siſyphus über ſeinem Mühlſteine. Ich will ſo viel ſagen: Ein Ueberſetzer thut ſeinem Urheber keinen Gefallen, wenn er bey allen Worten bleibet und in der Sprache der Verdollmetſchung nicht eben ſolche prächtige und deutliche Redensarten ausſinnet, als in der Sprache des Originals anzutreffen ſind. Redensarten, welche in dem lateiniſchen prächtig klingen, lauten deswegen im Deutſchen nicht eben

alſo, wenn man ſie nur nach dem Wortverſtande überſetzet, wie das erſt angeführte Exempel von der Walze der Gedanken erweiſet, und wer wird wohl zugeben, daß die Worte: O terque quaterque beati, beſſer ſo verdeutſchet werden: O ihr drey viermal beglückte, als wenn man ſaget: O wie glückſelig ſeyd ihr nicht zu preiſen. Hat denn nicht eine jede Sprache ihre beſondern Ausdrückungen? Alſo ſagt man im Deutſchen: Er iſt mir ein Dorn in den Augen. Ja, er iſt allen Leuten Gift und Galle; doch er macht es darnach, denn er zieht jedermann durch die Hechel. Da liegt der Hund begraben, daß es ſo windig mit ihm ausſieht ꝛc. Und im Lateiniſchen ſpricht man: Non mactatur honore. Inuita enim Minerua. In bicipiti ſomniauit Parnaſſo. Et malè audit, dum omnes naſo ſuſpendit etc. Welcher Sprachverſtändiger wird wohl dergleichen Redensarten von Wort zu Wort überſetzen. Würde man auch wohl einen Verſtand daraus nehmen können? Reden heißt ja, ſeine Gedanken durch die Worte zu erkennen geben, und nicht nur gewiſſe unverſtändliche Tone hervorbringen. Muß man denn alſo in einer Ueberſetzung nicht auf den Sinn aller zuſammen geſetzten Worte mehr, als auf einen eingeſchränkten Begriff eines jeden einzeln Wortes alleine Acht geben? Würde wohl Horaz, wenn er deutſch geſchrieben hätte, ſeine in dieſen lateiniſchen Zeilen:

Si figit adamantinos
Summis verticibus dira neceſſitas
Clavos,

enthaltene Gedanken folgendermaßen zu erkennen gegeben haben: Wenn die grauſame Nothwendigkeit

diaman-

diamantene Keile an die höchsten Gipfel heftet. O wie schön und deutlich wäre doch diese Ausdrückung der Gedanken.

Was in der fünften Zeile meiner Uebersetzung meines Helden Glücke anlanget, so bin ich der Meynung, daß solches alldorten viel eher statt finde, als bey demselbigen die Anführung des Verses: Nec sic incipies etc. Denn Horaz redet nur von solchen Stümpern, welche in ihren eigenen Erfindungen mit großer Pralerey anfangen, und hernachmals nichts besonders vorbringen, wie solches die zwey gleich darauf folgenden Verse lehren, welcher letzterer: Parturiunt montes nascetur ridiculus mus, sich sehr wohl auf unsern ungereimten Herrn Uebersetzer schicket, wenn man seine Vertheidigung eher, als seine Verse, selber lieset. Indessen will ich einen jeden Vernünftigen urtheilen lassen, ob ich wegen des in der nächsten Zeile stehenden Wortes; fato, und auch überhaupt wegen Aeneens wunderbaren Glückes so sehr gefehlet und mit Amthorn auf eine abgeschmackte Art gesetzet habe; des Helden Glücke.

Wenn sich aber Leute von gutem Geschmacke die Vermeidung eines Fehlers nicht zweymal sagen lassen, wie mein Herr Gegner spricht, so wird sich dieser wohl schwerlich zu denselbigen zählen können, denn er hat sich mehr als zehnmal schon sagen lassen: man müßte in einer reinen poetischen Schreibart bey den Zeitwörtern die Gleichheit der Zeiten wohl in Acht nehmen, und niemals in der Erzählung die gegenwärtige Zeit setzen, wenn man mit der vergangenen zu erzählen angefangen hat, von welchem Hauptstücke

ich

ich bey anderer Gelegenheit weitläuftig zeigen werde: wie viel den Ausländern in Erlernung unſrer Sprache daran gelegen ſey, daß man ſowohl hierinnen als auch bey Abwandelungen ſelbſtſtändiger Wörter in den Endungen der Fälle eine richtige Gleichheit beobachte, wider welche Betrachtung auch mein Herr Gegner faſt meiſtentheils in dem Geb- und Nehmefalle das e am Ende vergißt, da er hingegen den zu Ende ſtehenden Selbſtlauter e ſtehen läßt, welcher doch von einem jedweden Selbſtlauter als dem Anfangsbuchſtaben des nächſthernachfolgenden Wortes verſchlungen werden muß: Wie er denn auch die Hülfswörter haben und ſeyn gar ſelten gebrauchet, dergleichen bekannte Fehler faſt durchgehends in einer jeden Zeile angetroffen werden; wer den Beweis verlangt, beliebe nur ſeine Probe zu leſen.

Die Redensart: Auf den der Götter Zwang zu Land und Waſſer drang, übergehe ich auch, denn es iſt nichts daran auszuſetzen.

Daß ich Stamm und kam gereimt, wird mir ſchwerlich jemand vorrücken, der begreifen kann, daß in einſylbigten Wörtern dieſes gar wohl angehe, weil ſich der Mund mit einem m eben ſo gut ſchließt als mit zweyen: Eine andere Bewandniß hat es in zweyſylbigten, als: Stammen und kamen, wo man allerdings einen ganz unterſchieden Ton im Ausſprechen empfindet. Ueberdieſes werden die Reime: man und kann, an und kann ꝛc. überall gelitten, ob gleich das letztere mit zwey n geſchrieben wird.

Die vielen andern Reime, welche meines Herrn Gegners zartes Ohr beleidigen, wollte ich ihm zugefallen

fallen herzlich gerne wegthun, wenn ich nur wüßte wo sie anzutreffen wären. Zu diesem Verse:

Da Paris Ausspruch nicht für sie das Urtheil brachte,
Daß sie die Schönste sey.

Spricht mein Herr Gegner: Dieß ist kein deutsch. Es ist aber auch nicht Kalekutisch. Wie klingt denn seine Uebersetzung, aus welcher man nicht klug werden kann, ob Paris Spruch die Juno selbst oder ihre Schönheit, oder die Schmach verworfen habe, denn das Wort: sie, kann auf jedes gezogen werden. Man halte unsere beyden Ausdrückungen zusammen, so wird man finden, welche deutlicher sey.

Ob ich gleich anstatt der Worte: Dieß Volk war ihr ein Gram, geschrieben hatte: Sie war dem Volke gram; so hat doch das Wort: Gram, nicht nur die Bedeutung einer Kümmerniß, sondern auch eines Abscheues.

Die Undeutlichkeit des 33. 34. 35. 36. Verses bestehet bloß allein in dem unrechten Begriffe des Wortes: Daß, denn hier heißt es nicht quod oder weil, sondern vt, so, daß ꝛc. Indessen lasse ich mir die Erinnerung sehr wohl gefallen, und ich hatte auch gesetzet: Ihr Zorn bracht es so weit, daß diesen ꝛc.

Ob meine Uebersetzung vom 43. bis 48. Verse gut oder schlecht sey, mag der Leser beurtheilen.

Daß aber kein Deutscher sage: Ein Ding an etwas stürzen, ist mir schwer zu glauben. Denn wer den Ovidius gelesen hat, wird die Möglichkeit zugeben, daß ein Schiff, welches die durch den Sturm von dem Meere abgerissenen Wellen, oder wie Virgil sagt: Praeruptus aquae mons, daß ein Schiff,

ſage ich, welches die Wellen bis in die Wolken erheben, von ſolcher Höhe an einen in der Tiefe verborgenen Fels, und alſo auch wieder in das Waſſer kann geſtürzet werden.

Nunmehro bringt mein Herr Gegner etwas vor, worüber er ſich billig zu ſchämen Urſache hätte. Er will mich recht lächerlich durch die Hechel ziehen, und ſpricht: Ich hätte die Pallas zu einer Lichtputzerinn gemacht. Wann ich mich nicht ſchämte, leere und abgeſchmackte Poſſen vorzubringen, ſo könnte ich auch ſagen: Er habe ſie zu einer wilden Sau gemacht, denn ſie wühlet das Meer auf, und von den wilden Schweinen ſagt man auch, ſie wühlen. Allein wer würde mich mit ſolchen Einfällen nicht auslachen. Ich will aber mit ernſthaften Gründen erweiſen, daß mein Herr Gegner die Redensart: Des Lebens Licht verkürzen, nicht recht eingeſehen, und alſo mit Unrecht getadelt habe. Wer wird wohl auf die einfältigen Gedanken kommen, daß hier von einer Unſchlitt- oder Wachskerze die Rede ſey? und wer begreifet nicht, daß hier das Licht in einem uneigentlichen verblümten Verſtande genommen werde, ſo wie man auch ſaget: das natürliche Licht der geſunden Vernunft, das Glaubenslicht ꝛc. Alſo bleibt hier nur die Frage übrig: Ob man ſprechen könne: das Licht verkürzen. Nun wäre es hier zu weitläuftig, die ganze Lehre von dem Lichte und den deswegen annoch unausgemachten bekannten Streit der Weltweiſen abzuhandeln, hievon kann Voſs. Stübn. Sturm. Rüdig. Cartef. Bernoull. Hugen. Wolf. Newton. etc. geleſen werden. Allein ſo viel will ich nur melden, daß man von dem Lichte niemals im eigentlichen Verſtande reden könne.

Denn es mag nun dessen Wirkung von dem leuchtenden, das ist, bewegenden, oder zu erleuchtenden, das ist, zubewegenden Körper; von einer geschwinden Bewegung und Drückung runder Kügelchen der Himmelsluft, oder von unmittelbarer Ausgießung der Sonnenstralen angegeben, oder auch noch viele andere Ursachen des Lichtes ersonnen werden, so wird doch alles, was man davon weis, nur eine bloße Wirkung, und mithin das Licht selbst ein in seinem Wesen annoch unerforschtes und unsere Begriffe übersteigendes Ding seyn und bleiben. Wie sich denn auch schon viele wegen dieser Schwierigkeit allerhand dunkle Begriffe gemacht haben. Siehe Vofs. de nat. Luc. Da man nun also allezeit uneigentlich und figürlich davon reden muß, so sehe ich nicht, warum ich nicht sagen könnte: das Licht verkürzen. Spricht man denn nicht auch: des Tages Licht? was wird aber dadurch anders, als ein gewisser Raum der Zeit verstanden? Wer wird aber folgende Redensarten vor lächerlich halten: die Zeit abkürzen: der kurze Raum der Zeit: des Tages Licht ist verkürzt? Hierdurch hoffe ich, mein verkürztes Lebenslicht werde auch einem sonst etwas düstern Kopfe und kurzem Verstande einleuchten und begreiflich seyn.

Die Critik über meinen Vers: Mich die der Götter Fürst als Frau und Schwester küßt, ist auch sehr unglücklich gerathen. Es tadelt mein Herr Gegner, daß ich erstlich der Juno den rechten Titel nicht gegeben, und sie nicht eine Königin der Götter genennet, hernachmals von Küssen geredet hätte, da sie doch hier an keine Liebe, sondern an lauter Hochmuth

muth gedacht hätte. Allein, habe ich denn mit dem Worte: Küſſen, nur eine bloße Handlung der Liebe anzeigen wollen? Heißt hier: Jupiter küßt ſie als Gemahlinn, wohl etwas anders, als: Er erklärt durch dieſes Zeichen, daß er ſie wirklich für ſeine Gemahlinn erkenne. So daß die hochmüthige Juno gleichſam ſagen will: Was würde mich das helfen, daß mich Jupiter öffentlich und vor allem Volke küſſet, und mich dadurch für ſeine Gemahlinn erkläret, wenn ich nur den Namen aber nicht auch die wirkliche Macht einer Königinn haben ſolte, welche Ausdrückung gar ſchön mit dem Worte: Incedo, übereinkommt. Und wie? Iſt denn des Kaiſers Gemahlinn nicht die Kaiſerinn? und alſo die Gemahlinn des Fürſten aller Götter nicht auch die Fürſtinn aller Götter? Wer ſieht nicht, daß dieſes wenig Grund habe, was mir mein Herr Gegner vorwirft. Ich bin verſichert, wenn Horaz eine ſo ſchlechte Critik abgeleſen hätte, es würden ihn die römiſchen Reiter und Fusgänger ſo ſehr ausgelachet haben, als wenig ſich ſeine Verſe; Si dicentis erunt fortunis etc. hieher ſchicken, welchen ich aber beſſer unten bey meinem Verſe: Luft, Erd und Meer zugleich ꝛc. ſelbſten gar gerne einen Platz vergönne, ob ich gleich geſchrieben hatte: Auch Himmel, Erd und Meer mit ihnen durch die Luft.

Eben ſo lächerlich iſt auch die Erinnerung wegen der Worte Befehl und Macht bey dem 70. Verſe.

Bey der prächtigen Beſchreibung des Jupiters, halte ich dafür, daß Virgil herzlich gerne das Wort Jupiter geſetzet hätte, wenn es nur alſobald in dem Verſe angegangen wäre. Denn wer wird wohl dafür halten: Virgil habe alle Worte mit Fleiß und

großem Bedachte hingeſchrieben, und in einem jeden eine beſondere Schönheit geſuchet? Hat er denn nicht das ganze Werk verbrennen wollen, weil er ſolches wegen Uebereilung des Todes nicht hat verbeſſern können. Es iſt überhaupt eine Einfalt, wenn manche Schulfüchſe bey Erklärung römiſcher oder griechiſcher Bücher oftermals in ſolchen Worten eine Zierlichkeit antreffen, da ſich doch der Urheber derſelben ſchämen würde, wenn er ſie noch einmal unterſuchen ſollte. Die wahre und geſunde Critik beſtehet nicht darinnen, daß man mit den Schriften der Alten verfahre, wie manche Gelehrte, welche ſich auf die Erklärung der Alterthümer legen, mit allen Eck- und Leichenſteinen umgehen, wenn ſie einige zerſtümmelte Buchſtaben darauf erblicken, da ſie oftmalen an den Fehlern, welche von des Steinmetzen Unverſtand herrühren, eine unbetrügliche Nachricht der rechten alten Schreibart gefunden zu haben vermeynen. Scherzer hat von ſolchen pedantiſchen Grüblern ſehr artig geſchrieben:

Quid? profanis ac ne titiuillitio quidem emptitandis nugis ingeniuin, ſumtus, otium, totamque vitam qui prodigunt, veteres domi ſuae latrinas digerunt, *antiquatam ex recenti pipere iniuſcerdam* eruunt, fragmenta lapidum, quos Melitaeus olim catellus perminxerat, expoliunt, maleque cohaerentes, quibus inus puerperis infantes operuit ſuos, feſcennini cuiusdam ex denſa gentilitate ſcurrae verius, quam ſcriptoris lacinias coordinant, ſtatua inaurata digni proclamantur. Ich ſelbſten bin ein eifriger Verehrer unſers Marons, aber ich bethe ihn deswegen nicht als einen Gott an, der nicht fehlen könnte. Das

Beywart Pius hat ſich gar zu gut zu ſeinem Aeneas in den Vers geſchicket, darum hat er ſolches auch bisweilen an ſolchen Orten gebraucht, wo es mehr einen Fehler als eine Schönheit ausmachet. Zum Exempel, da Aeneas zur Dido kommt, ſo redet er ſie alſo an: Ich bin der fromme Aeneas! Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ein beſcheidner Held ſich gleich ſelbſten einen ſolchen Lobſpruch beyleget? Es iſt eben, als wenn ich den Herrn Ueberſetzer, (welcher zwar wohl ſchwerlich ein Held ſeyn wird, zum wenigſten iſt er keiner in der Dichtkunſt), ſeinen Namen zu entdecken erſuchte, und er mir, wenn er Sempronius hieße, antwortete: Ich bin der Herr Sempronius, der gute Poet, der eine ſo ſchöne Ueberſetzung des Virgils verfertigt hat. Und wie? Hat denn nicht auch Homer ſelbſt das zu dem Ausgange des Verſes ſo geſchickte πόδας ὠκὺς auch an ſolchen Orten zu dem Achilles geſetzet, wo dieſer nichts wenigers, als ſchnellfüßig war. Bey dieſer Gelegenheit will ich dem Herrn Ueberſetzer des Homers, für den ich wegen ſeiner bezeigten Geſchicklichkeit die größte Hochachtung hege, nur aus guter Meynung dieſe treuherzige Warnung geben: Er möchte ja in ſeiner Verdollmetſchung die ſchönen blauen Ochſenaugen niemals vergeſſen, ſo oft er auf die Worte: βοῶπις πότνια Ἥρη, kömmt, denn ſonſten dürfte ganz gewiß ſeine Ueberſetzung nicht nach dem Geſchmacke des reimloſen Herrn Ueberſetzers der Aeneis ſeyn, wenn er ihm auch nur ein einzigesmal das ſchöne Bild der Ochſenaugen rauben würde.

Ob ich den Sturm und die Klage Aeneens ſo matt und elend ausgedrücket habe, und ob meine Ueberſe-

ſung ſo frey ſey als Schirmers iſt, mag der Leſer beurtheilen, weil ſich mein Gegner ſelbſten überhaupt auf die Gegeneinanderhaltung des Lateiniſchen und meines Deutſchen berufet; Allein, dieſer hätte doch die Unreinigkeit meiner Verſe insbeſondere anzeigen ſollen, da er keine Reinigkeit darinn antraf.

Noch eins: Iſt denn mein Vers:

Dem nach Italien aus Troja das Geſchicke
Die Flucht ergreifen hieß.

verwörfner als dieſer.

Durft ihr ſo große Laſten euch zu erheben unterſtehn?

Ich habe ſchon oben gedacht, daß ich nicht geſonnen ſey, meines Herrn Gegners Ueberſetzung für dieſesmal genau und eigentlich zu unterſuchen, weil ich einen Raum von etlichen Bogen darzu haben müßte, darum will ich nur überhaupt ſo viel davon melden: Daß, wenn ich ſeine Verſe nach den Regeln der reinen Dichtkunſt, ſeine Ausdrückung der Gedanken nach dem guten Geſchmacke, und ſeine Schreibart nach der Deutlichkeit richten ſollte, wohl ſchwerlich eine einzige Zeile ungeſtraft durchwiſchen könnte. Der Herr Ueberſetzer mag übrigens Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit in andern Stücken genug beſitzen, nur ſollte er an des Flaccus Vermahnung gedacht haben:

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, et verſate diu quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

V.

An die von dem großmächtigen Germanien verordneten Sprachrichterinnen wohlgegründete Klage des Buchstabes i Klägers, wider den Buchstaben e Beklagten, über die dem Kläger von Beklagten zugefügte Beeinträchtigung, in seinem wohlhergebrachten Besitze im deutschen ü. *

Gerechteste Richterinnen.

Wenn jemals ein Kläger Ursache gehabt, bey denselben Schutz und Hülfe zu suchen, so finde ich armer Vertriebener mich hauptsächlich dazu genöthigt.

Schon vor vielen Jahrhunderten und weit über Menschen Gedenken habe ich die Ehre gehabt, in Gesellschaft meines Mitbuchstabes des u die Stelle des französischen u im Deutschen zu vertreten. Wir sind immer in der vertraulichsten Gemeinschaft mit einander gestanden, und haben einander in Vergnügen und Betrübniß, im Glücke und Unglücke niemals verlassen.

* Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß in der Nachricht von der deutschen Gesellschaft, ein orthographischer Versuch, wegen der doppelten Buchstaben, in Form eines gerichtlichen Verfahrens, nach lucianischer Art, gemachet worden. Der gelehrte Herr Verfasser dieses Stückes, Herr Hofrath Drollinger, hat sichs gefallen lassen, auf eben diese Art seinen orthographischen Zweifel vorzutragen, welches den Lesern nicht anders als angenehm seyn kann.

Wie sehr muß es mich demnach schmerzen, daß ich mich nun in meinem hohen Alter durch das räuberische e von meinem Platze vertrieben sehen soll.

Zweifelt jemand an meinem wohlhergebrachten Besitze, der lese nur die Schriften der ältesten Zeiten; da werden die mächtigsten Zeugen ihn dessen belehren. So viel Fürsten und Fürstinnen zeugen für mich.

Wie glücklich war ich nicht in diesen güldenen Zeiten, da mein Gefährte sich meiner Gesellschaft so wenig geschämet, daß er mir die Oberstelle willig eingeräumt, und sich begnügt, seinen Platz unmittelbar unter mir zu nehmen.

Wenigstens erscheinen wir in dieser Ordnung in den ältesten Briefen der vornehmsten deutschen Kanzleyen, da man zu allen Zeiten die Rang- und Vorgangsrechte am besten verstanden hat.

Man konnte mich eben so deutlich in meiner eigenen leibhaften Gestalt über dem u erblicken, (v oder u) als meinen Gegner über dem o, (ȯ) da er sich noch bis auf diese Stunde zu erhalten gewußt hat.

Eine Menge von uralten Urkunden aus dem dreyzehenten und vierzehenten Jahrhunderte können es mit tausend Exempeln bestätigen.

Wollte mein Gegner mich darum nicht an gedachter Stelle erkennen, weil ich insgemein mit ohnbedecktem Haupte daselbst erscheine, so soll er wißen, daß solches für diesem meine gewöhnliche Weise gewesen, und ich selten einen Hut getragen, als wo es gewisse Umstände zu Vermeidung eines Irrthums also erfordert; als zum Exempel, wenn ich mich in der Nachbarschaft des m oder n befunden. Da war diese

Vor-

Vorsicht nöthig, weil man sonst viele Wörter als me und ine, dem und dein leicht hätte verwechseln können.

Und so viel von meiner gewöhnlichen Stelle.

Es ist wahr, daß ich mich zuweilen gedemüthiget, und meinen Gesellen das u, auch wohl in Canzleyschriften nur an der Seite begleitet habe, als in den Wörtern Thiube oder Diube Diebstahl, Liute Leute, elliu alle, und in anderen.

Aber was kann dieses meinem Gegner für ein Recht geben? Es beweiset vielmehr meinen rechtmäßigen Besitz nur desto deutlicher, und es können mich diejenigen, die mich oben auf dem u aus Unachtsamkeit nicht merken, an dessen Seite destoweniger verkennen.

Im übrigen verrichten wir in beyden Fällen ein gleiches Amt, und bringen einen gleichen Laut hervor, daher man mich auch in eben diesen Wörtern gar oft oben auf dem u erblicket. Dübe, Lute, ellü.

Jedoch es ist nicht nur um den bloßen Besitz zu thun.

Wenn ich mich nur darauf steuren wollte, wie manchen Platz hätte ich nicht von meinem Gegner zurücke zu fordern, woraus er mich eben sowohl, als aus dem u verdrungen hat? Doch ich verlange es nicht. Ich kann es leiden, daß man schreibe, sie mögen, sie geben, sie sprechen. Er behalte seine Stelle in diesen Wörtern, ohnerachtet er solche mir auch entzogen; immaßen mir dieselbe bey Völkern, die die Sitten und Gebräuche des Alterthums am genauesten beobachten, noch heute zu Tage eingestanden wird. Sie schreiben noch gar ofte mögind, gebind, sprechind.

Wo meine Befugniß zweifelhaft ist, da bin ich bereit zu weichen. Aber in gegenwärtigem Falle habe ich nicht nur den Besitz, sondern auch ein ohnwidersprechliches Recht auf meiner Seiten.

Ich kann zwar nicht leugnen, daß das u und ich, wenn sich ein jedes von uns besonders hören läßt, nicht eben den völligen Laut ausmachen, den das französische u gebiehret. Wir klingen auf diese Weise, wie in der Franzosen lui und in der Deutschen hui und pfui, oder huy und pfuy, denn ich mit dem y mich dermalen in keinen Streit einzulassen gedenke.

Aber wenn wir beyde zugleich schallen, wenn wir unsere Töne im Grunde mit einander vermengen, so entstehet daraus der Ton ú so natürlich, als aus der Vermischung des Gelben und Blauen die grüne Farbe.

Denn wenn auch dieses nicht wäre, was könnte wohl meinem Gegner für ein Vortheil daraus zuwachsen? Bringt doch derselbe in Gesellschaft mit dem u einen Ton heraus, der dem französischen u noch vielweniger gleichet. Sie klingen zusammen ohngefähr, wie die Franzosen oue in dem Worte louer, und völlig, wie man sie in vielen deutschen Wörtern, die vor diesem mit einem ue geschrieben worden, an verschiedenen Orten unsers Vaterlands noch heut zu Tage ausspricht, als in Muth Mueth, Gut Guet, Blut Bluet, und unzähligen andern.

Ich verlange dadurch diese Aussprache in den ersterzählten Wörtern an sich selbst nicht zu billigen.

Nachdem es meinen hochgeneigtesten Richterinnen einmal gefallen, das herrschsüchtige e, welches sich überall eindringen will, durch Urtheil und Recht

daraus zu verweiſen, ſo ſollte man es itzo billig nimmer in ſolchen hören.

Genug für mich, wenn ich hiedurch erweiſe, daß, wo es wirklich hinter dem u ſteht, aus beyden kein anderer Klang als der oberzählte entſpringen könne.

So wenig nun mein Gegner zu der Ausſprache des franzöſiſchen u beytragen kann, ſo vielen Antheil habe ich meines Orts dabey, ſo, daß ich wohl behaupten darf, es gebühre mir hierinnen ein merklicher Vorzug vor meinem Gefährten dem u ſelbſten.

Wie mancher Deutſche, der das franzöſiſche u zum erſtenmale ausſprechen ſoll, ſpricht nicht i dafür, als ob ich allein darinn gegenwärtig wäre. So groß iſt mein Vorzug, daß man meinen Geſellen, ohne viele Bemühung, nicht einmal neben mir merken kann.

Und eben daher iſt es gekommen, daß ich in dieſem Falle die Oberſtelle über dem u erhalten, da ich hingegen im hui und pfui demſelben nur an der Seiten ſtehe, weil in dem letzten Tone unſere Verrichtungen gleich ſind.

So weislich haben es unſere ruhmwürdige Vorfahren geordnet, deren tiefe Einſicht und genaue Beobachtung der Billigkeit nicht genug bewundert werden können.

Noch mehr. Sprechen nicht viele von unſern eigenen Landsleuten in unſerer eigenen Sprache uns beyde nicht anders aus, als ob ich allein wäre, und niemals kein u zum Gefährten gehabt hätte.

Ich weis eben nicht, ob meine hochgebiethende Richterinnen dieſe Ausſprache billigen. Doch ſorge ich, es dürften gefährliche Folgen daraus entſtehen, wenn ſolche völlig unterſagt werden wollte. Wie

ſehr

ſehr wären alsdann unſere guten Dichter zu beklagen, welche ſchon ohne das unter dem Joche ſo vieler unerträglichen Regeln nur allzuviel ſeufzen.

Meine gnädige Richterinnen bedenken doch ſelbſten, wie viel ſchönes wir in unſerer Sprache würden entbehren müſſen, wenn es nicht mehr erlaubt wäre, betrüben auf lieben zu reimen?

Doch ich komme wieder zur Hauptſache. Ich könnte unzählbare Verwirrungen anführen, die im Deutſchen entſtehen müßten, wenn es meinem Gegentheile glücken ſollte, meinen wohlhergebrachten Platz zu behaupten. Was für Irrthümer würden ſich nur in die alten Urkunden ſchleichen, wenn ſie auf dieſe Weiſe im Drucke erſchienen. Da würden aus Bulen (Beulen) Bülen (oder Liebhaber) entſpringen, und für ein Fürwerck (Feuerwerk), würde man ein Fuerwerck (Fuhrwerk) zu Geſichte bekommen.

Dürfte ich hier eine Muthmaßung entdecken, welche mich gar wahrſcheinlich bedünket?

Ich ſage immer, das liſtige e habe die Schreiber oder Druker auf ſeine Seite gebracht, daß ſie ihm zuweilen einen Platz über dem u eingeräumt, da er doch niemand, als mir gehöret.

Dergleichen Griffe ſind ihm nicht zu viel. Iſt es ihm doch auch wider andere Buchſtaben nicht ſelten mit dieſen Künſten gelungen.

Aus den älteſten deutſchen Urkunden erſcheinet, daß mein Gefährte das u in vielen Wörtern ein unwiderſprechliches Recht gehabt, über dem o zu ſtehen, als in hobet, houbet, Haupt; roben, rouben, rauben und einer Menge von andern.

Wer

Wer aber solche Urkunden in gedruckten Büchern liest, der siehet gar ofte das unverschämte e dafür an seiner Stelle prangen, höbet, röben.

Was heisset Höchel in der zweiten Strophe des berühmten Winsbeckischen Gedichtes, wie es in der Schilterischen Sammlung stehet: Nu sich der Werlte Hoechel an. Soll es nicht unzweifentlich Houchel heißen, der Welt Gaukelspiel, wie der Verstand und alle Umstände es erfordern.

Wenn mein Ansehen so groß wäre, als manches gelehrten Kunstrichters, so wollte ich ohne Scheu sagen: Restituatur ita, meo periculo. Man kann es auf meine Gefahr kecklich also verbeßern.

Wiewohl ich werde allgemach zu weitläuftig.

Ich eile demnach zum Schlusse, und bitte meine geneigteste Richterinnen um einen rechtlichen Ausspruch.

Er falle aus, wie er will, so werde ich mich ihm mit Ehrerbiethung unterwerfen.

Ich erkenne dero Gerichtbarkeit vollkommen, und bin von dero Billigkeit nicht weniger überzeuget.

Allenfalls habe ich auch ohne das Großmuth genug, mein eigenes Recht dem gemeinen Ruhestande aufzuopfern.

Wie kläglich würde es in unserer Buchstabenrepublik aussehen, wenn die Streitigkeiten darinnen ewig währten!

Es ist einem State allezeit besser, einen unberechtigten, als gar keinen gewissen Regenten zu haben.

So werde ich mich demnach auch trösten, wenn der Spruch für meinen Gegner ausfällt, und denken, das Schicksal habe ihm die Herrschaft beschieden.

This World was made for Caesar.

NB. Die Entscheidung dieser Streitsache wird ins nächste Stücke versparet.

VI.

Antons, Grafens von Schaftsbury Unterredung mit sich selbst, oder Unterricht für Schriftsteller, aus dem Englischen übersetzt. Nec et quaesiueris extra. Und suche dich nicht außerhalb. Persius in der ersten Stachelschrift. Magdeb. und Leipzig, verlegts Christoph Seidels sel. Wittib und Georg Ernst Scheidhauer, 1738. 8.

Man hat bisher des Grafen von Schaftsbury Werke beynahe nur aus dem Lobe gekannt, das ihnen einige Gelehrte beygelegt. Die Sprache in der sie aufgesetzt sind, und die Seltenheit englischer Bücher bey uns, verhindern die meisten, sich mit diesem Schriftsteller näher bekannt zu machen. Wohlgerathene Uebersetzungen räumen beydes aus dem Wege; Und Herr Venzky ist also zu loben, daß er uns ein Stück von diesen Werken deutsch geliefert hat, und uns hoffen läßt, noch mehr von seiner Feder zu lesen. Es verdiente auch gegenwärtige Schrift destomehr zuerst übersetzt zu werden, je nützlicher es vielen Leuten unter uns seyn kann, dieselbe zu lesen.

leſen. Der Graf weiſet darinnen: daß ein Schriftſteller vor allen Dingen ſich ſelbſt, ſeine Kräfte und Neigungen erkennen ſolle, ehe er ſich der Welt zeigt; wie er zu dieſer Erkenntniß gelangen könne; was die Urtheile großer Herren, der Kunſtrichter, des Volks, für einen Einfluß in ihn haben ſollen; wie man die ſinnlichen Begierden bemeiſtern und der Vernunft unterwerfen müſſe, und wie man Bücher mit Nutzen leſen ſolle. Ob wohl viele von dieſen Lehren ſo allgemein ſind, daß ſie auch Leuten dienen können, die ſich eben nicht durch Bücherſchreiben hervorthun wollen: ſo wäre es doch insbeſondere zu wünſchen, daß viele Schriftſteller unter uns ſich nach dieſem weiſen Unterrichte geprüfet und darnach gehandelt hätten. Des Herrn Ueberſetzers Unternehmen wird uns alſo viel Vortheil bringen, wenn er ſolches geſchickt ausgeführt hat. Eine kleine Probe von ſeiner Arbeit, und einige Anmerkungen über die Art, wie er ſein Vorhaben ins Werk gerichtet, werden uns fähig machen, davon zu urtheilen. Der erſte Abſchnitt des andern Theils lautet gegen das Ende alſo:

„Einige von denen, welche große Männer genen„net werden, bilden ſich ein, wie ich wohl weis, ſie „könnten das Anſehen haben, daß ſie in Anſehung „ihres hohen Standes, denen Wiſſenſchaften einen „reichlichen Zoll abtrügen, und ihrer Pflicht, was ſie „inſonderheit anbetrifft, ein Genüge thäten, wenn ſie „einige Perſonen ohne gehörige Wahl zum Gegen„ſtande ihrer Gnade erwählten, und ſich gefallen lie„ßen, ihrer Gunſt entweder einen Pfuſcher, oder ohne „Unterſcheid eine ſolche Zunft der Scribenten zu wür„digen, deren vornehmſte Geſchicklichkeit darinn be-

„ſtanden, daß ſie ihre Aufwartung und Schmeiche-
„ley wohl angebracht, und das Glück gehabt haben,
„zu ihrer Bekanntſchaft einen Zutritt zu erlangen.

„Dieſes erachten ſie genug zu ſeyn, den Ehrenti-
„tel als Gönner der Weisheit und Herren der gelehr-
„ten Welt, davon zu tragen. Allein dieſe Weiſe
„wird ihnen unter allen am wenigſten zu ihrer Ange-
„legenheit und Abſicht verhelfen. Die übele Anle-
„gung der Belohnungen iſt ein doppeltes Unrecht,
„das dem Verdienſt wiederfähret, und in allen und
„jeden Fällen und Angelegenheiten iſt ſie ſchädlicher
„als eine bloße Gleichgültigkeit und Kaltſinnigkeit.
„Man kann aber ſeine übelgetroffene Wahl gar nicht
„entſchuldigen. Verdienſte können in jeder Art
„leichtlich entdecket werden, wenn man ſie ſuchet.
„Die Welt ſelbſt ermangelt nicht, ſie hinlänglich an-
„zuzeigen, und merket ſolche Köpfe an, welche nichts
„mehr als Anſehen und Aufmunterung bedürfen, be-
„rühmt zu werden. Ein ſcharfſinniger Mann ſtirbt
„nie als ein ganz verborgener, und große Männer
„müßten ganz nicht ſehen, wenn es möglich wäre, daß
„ſie ſollten ſolche vortheilhafte Gelegenheiten, ihre
„Freygebigkeit zu zeigen, und die allgemeine Hoch-
„achtung, Dankſagung und guten Wünſche des
„ſcharfſinnigen und gelehrten Geſchlechtes, unter den
„Menſchen, zu erlangen, aus den Händen gehen laſſen.

Wir überlaſſen unſern Leſern ſelbſt die deutſche Schreibart des Herrn Ueberſetzers zu beurtheilen. Das Engliſche iſt hier ſonſt ziemlich getreu ausgedrückt, außer, daß die Worte: eine ſolche Zunft der Scribenten; heißen ſollten: Solche, von der Zunft

der

der Scribenten. Denn der Verfasser sagt nicht Such a tribe, sondern Such, of the tribe of Writers.

Der Herr Uebersetzer giebt in seiner Vorrede die Erlaubniß, woferne er etwa in einigen Stellen des Verfassers Sinn nicht recht getroffen habe, solches bescheiden anzuzeigen. Er wird es also nicht übel auslegen, wenn dieses gegenwärtig mit einigen Orten seiner Uebersetzung geschieht. Wir werden uns bemühen, zum wenigsten etliche dieser Anmerkungen so einzurichten daß ein Leser, ohne die Uebersetzung selbst bey der Hand zu haben, sehen könne, wie Herr Benzky von dem Originale abgewichen; bey andern aber werden wir nothwendig auf den Zusammenhang verweisen müssen. Keine von diesen Stellen ist in den Druckfehlern angemerkt. Indessen wollen wir nicht leugnen, daß einige Druck- oder Schreibfehler seyn können, weil das Werk damit ziemlich angefüllet ist. Alles aber, was angeführt werden wird, kann man wohl nicht dafür halten.

p. 7. Er fängt an sich selbst zu bestrafen, ohne seiner selbst endlich zu schonen. Wer sich zu bestrafen anfängt, schont sich gewiß schon beym Anfange nicht. Vielleicht hat der Herr Uebersetzer aus einer Uebereilung in the least für at last angesehen, und endlich geschrieben da er hätte setzen sollen, im geringsten.

p. 10. Die Gewalt dieser Seuche dadurch zu brechen, daß er ihrer sportete: by eluding it, heißt hier, daß er ihr auswiche oder Platz machte, wie man leicht sehen wird, wenn man das vorhergehende durchliest.

p. 12. Solche Art der Zusammensetzer, welche mit aneinanderhangenden Werken und lustigen

Betrachtungen beschäfftigt sind. Man würde wohl nimmermehr auf die Gedanken kommen, daß dieses die tiefsinnigen Philosophen seyn sollen. Indeß ist es nicht anders. Man braucht nur das folgende, und insbesondere den Ort gegen das Ende der 13 Seite, wo die Weltweisen und Dichter zusammen gesetzt werden, zu lesen, so wird man bald davon überzeugt seyn. Wie kommen aber die lustigen Betrachtungen zu den Weltweisen? Dieß zu verstehen, muß man das Englische dagegen halten. Das heißt: Composers, who deal in Systems and airy Speculations. Es wäre also vielleicht die Uebersetzung dem Sinne des Verfassers gemäßer so gerathen: Leute, die mit neuen Lehrgebäuden und tiefsinnigen Betrachtungen beschäfftigt sind.

p. 14. Geschichtbücher oder Ehrengedächtnisse. Der Herr Uebersetzer hat für nöthig befunden in parenthesi dazu zu setzen, daß solches mémoirs sind. Er würde aber beßer gethan haben, wenn er es wie p. 68. durch Gedenkbücher oder Nachrichten gegeben hätte.

p. 16. Außer vielen unzeitigen Geburten nichts vollkommenes zur Welt bringen. Das klingt, als wenn die unzeitigen Geburten etwas vollkommenes wären, after many Miscarriages, heißt wohl, nach vielen unzeitigen Geburten.

p. 25. Nicht darum, weil sein Gewissen sicher wäre und unterliesse ihn zu verunruhigen; dieß soll gerade das Gegentheil seyn. Ein böser Bube heißt es, kann nicht an sich selbst gedenken. Not that his conscience was hire to give him disturbance, nicht

nicht etwa darum, weil ſein Gewiſſen ihn beſtändig beunruhigen würde, ſondern ꝛc.

p. 30. Daß wir weiter von einander entfernt bleiben. To put us upon Terms of greater diſtance and formality with our ſelves. Daß wir weiter von uns ſelbſt entfernt bleiben.

p. 48. Sich über den älteſten Bruder zu erheben. Lay about his elder Brother, heißt hier, alle ſeine Kräfte wider den älteſten Bruder zu richten. Denn darum wird der älteſte Bruder gewiß nicht nachgeben: Wie in dem folgenden ſteht, weil ſich der andere über ihn erhebt.

Eben daſelbſt wird der älteſte Bruder bey dieſem Verfahren wie ein Gaſſenbube gleich artig. Das läßt ſich vollends gar nicht begreifen, wie ein Gaſſenjunge dadurch artig werden ſoll, weil ſich ſein Bruder über ihn erhebt. Das Engliſche heißt: the elder, like an arrant Coward, upon this treat went, preſently grows civil. Der älteſte, wird wie ein verzagter Praler bey dieſem Tractamente gleich höflich.

p. 58. Aus Platons Art zu ſchreiben, blickt ſowohl das Heroiſche als das Einfältige hervor, the heroick and the ſimple, heißt hier wohl, die hohe und die niedrige oder natürliche Schreibart. Der Herr Ueberſetzer hat aber ſimple immer durch einfältig gegeben.

p. 71. Bey ſeinem völligen Namen, by his plain name, ſchlechtweg bey ſeinem Namen. Es wird eben ein alter Philoſoph aufgeführt, der einen großen Herrn unſerer Zeiten ſchlechtweg bey ſeinem Namen anredt, ohne ihm den völligen gebräuchlichen Titel zu geben.

p. 77. Die eigentlichen Töne und Maasse der Leidenschaften kennen, und p. 180. den rechten Ton und die Maasse der menschlichen Paßion geben. Wer die Leidenschaften klingen hören, und finden kann, der muß wohl auch das Gras wachsen hören. Tones heissen hier, was in der Arzneykunst Tonus oder Tensio heißt. In diesem Verstande aber wird das Wort im Deutschen niemals gebraucht.

p. 86. Er unterwarf die Waffen dem Schlafrock, Submitted the arms to the Gown. Wenn Gown allezeit ein Schlafrock heißt, so werden Gownmen Schlafrockleute seyn, und Cicero hat mit den Worten: Cedant arma togae vielleicht auch sagen wollen: Die Waffen müssen dem Schlafrocke weichen. Man kann nicht allezeit die Metaphoren von Wort zu Wort übersetzen, und es wäre genug, wenn der Herr Uebersetzer geschrieben hätte: Er zog den Frieden dem Kriege vor.

p. 92. Die wahren Reime. Die alten engl. Dichter werden hier gelobt, daß sie den fürchterlichen Uebelklang der barbarischen Reime abgeschafft, und ihren Nachkommen den Weg gebahnt, who may find out the true Rythmus. Das kann also hier nicht Reime heißen. Es würde zu ungerecht mit dem Herrn Uebersetzer verfahren werden, wenn man ihm Schuld geben wollte, er wisse nicht, was Rythmus beym Quintilian bedeute: Es ist vermuthlich, daß er sich nicht darauf besonnen hat.

p. 102. Hand ans Werk legen, take the design in hand.

p. 106. Keiner von denen, die eben diese Absichten hegen, sehen die Vortheile ein. Dieß ist im Englischen

gliſchen der Optatius. Möchte doch keiner dieſe Vortheile einſehen! Der Verfaſſer zeigt überhaupt im Engliſchen hier einen ſtarken Affect wider den Cäſar, weil ſelbiger ſich über ſein Vaterland zum Herrſcher aufgeworfen, und dieß hat der Herr Ueberſetzer gar nicht ausgedruckt.

p. 110. Wird von den Scribenten, die in ihrer Vorrede auf die Richter und Tadler ſchmählen geſagt: Sie treten ihr Werk mit vielen hitzigen **Widerſtänden** an. Das engliſche Wort Defiance heißt ein Cartell. Widerſtand aber wird in dieſer Bedeutung ſo wenig als im plurali gebraucht.

p. 137. Wenn die Athenienſer gleich gezwungen wurden, ſolche Geſetze zu machen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ſelbe gleich widerrufften. Of they had been forced to exact Such Laws, 'tis certain they would have ſoon repeald 'em heißt: Wenn ſie auch wären gezwungen worden dergleichen Geſetze zu machen, würden ſie ſolche doch baid widerrufen haben. Denn des Verfaſſers Abſicht iſt eben zu zeigen, daß die Athenienſer zu denen Geſetzen, davon er redet, durch keine äußerliche Gewalt, ſondern durch Ueberlegung ihres eigenen Beſtens, angetrieben worden.

p. 138. **An ſtatt eines ſchlechten Entwurfs und Schattenriſſes war ſie in der That eine Vermehrung der Freyheit.** Der Herr Ueberſetzer hat Abridgement durch einen Entwurf gegeben, und weil ihm dieß noch nicht deutlich genug vorgekommen, einen Schattenriß dazu geſetzt. Man braucht aber von dieſer Stelle nicht mehr als die hieher geſetzten Worte zu leſen, ſo ſieht man ſchon,

daß es eine Einschränkung oder Verringerung heißen müsse.

p. 139. **Was von dieser natürlichen, nach und nach geschehenen Läuterung der Schreibart . . von noch unläugbarer Gewißheit ist ic.** But what is yet a more undeniable Evidence of this etc. sollte übersetzt seyn: Was . . mehrere Gewißheit giebt. Denn der Verfasser fängt darnach an seine Meynung mit noch stärkern Gründen zu behaupten.

p. 145. **Der große Herr der Dichter.** Der Verfasser redet vom Homer, der schon p. 127. der Uebers. der Vater der Dichter genannt worden. Er nimt sich in der gegenwärtigen Stelle vor, den Stammbaum der Philosophen und der Dichter mit einander zu vergleichen, und wenn der Herr Uebersetzer auch daran nicht gedacht hätte, so würde es ihm ein Wörterbuch haben sagen können, daß Grand Sire ein Großvater heiße.

p. 147. **In der Note wird die Dichtkunst des Altmeisters angeführt.** Wenn der Herr Uebersetzer grand Master durch Großmeister übersetzt hätte: so würde Aristoteles doch noch mehr seyn geehret worden, als so, da er ihn zu einem Handwerker gemacht hat.

p. 177. **Keine tolle Einfälle bey den Göttern.** No ranting at the Gods. Keine Raserey wider die Götter.

p. 182. **Daß ihre verrichtete Handlungen ihnen ähnlich wären.** Man kann wohl nicht sagen, daß die Handlungen der Person die sie vollbringt, ähnlich seyn. That they have acted like themselves

würde vielleicht beſſer ſo gegeben werden: Daß ſie in ihren Handlungen ſich ähnlich geweſen ſind.

p. 184. **Gleichwie die himmliſchen Luftzeichen in der heil. Schrift nach der gemeinen Einbildung beſchrieben werden.** Luftzeichen heißen meteora. Die Erſcheinungen der himmliſchen Körper, würde wohl celeſtial Phaenomen, beſſer ausgedrückt haben.

p. 185. **Ein anderes Land oder eine leibliche Stadt,** another Earth heißt eine andere Erde. Der Verfaſſer zielt auf die Stellen der Schrift, wo von einem neuem Himmel, einer neuen Erde, einem neuen Jeruſalem ꝛc. geredt wird.

p. 182. Wird von einem Nachfolger des Paracelſus geredt, der einer von denen war, **welche wir gewöhnlichermaßen Weltweiſen nennen.** Die Chymiſten nennen ſich wohl Philoſophen und Weiſen, aber nicht Weltweiſen. Man ſagt nicht der Stein der Weltweiſen, ſondern der Stein der Weiſen.

p. 216. **Ich kann mich gewiß bey meiner Bekanntſchaft gewiſſer Leute erinnern, welche bey dem Briefwechſel mit ihres Buchhändlers Factor in einen merkwürdigen Handel mit der Welt gerathen ſind.** I can call to mind certain Merchant Adventurers in the Letter Trade, who in correſpondence with their Factor Bookſeller dare enter, into a notable commerce with the World. Ich erinnere mich gewiſſer Leute, welche in Geſellſchaft mit dem Buchhändler, als ihrem Factor, in einen Handel mit der Welt gerathen ſind. Es iſt hier nicht die Rede von des Buchhändlers Factor, ſondern der Buchhändler ſelbſt wird dieſer Scribenten Factor genannt.

p. 221. Hier ſind fremde und verwirrte Gedanken. Here are ſtrange Embroils. Hier ſind außerordentliche Verwirrungen.

p. 227. Sie iſt auch nicht im geringſten liebenswürdig und reizend. Weit davon. Ihre Kunſt iſt, ſich ſo gebiethend anzuſtellen als möglich. As forbidding as poſſible, heißt hier, ſo widerwärtig, ſo abſcheulich ſich vorzuſtellen als möglich. Gebiethend und reizend ſeyn, ſteht ja einander nicht entgegen.

p. 235. Von deiner ſchweſterlichen Liebe. Siſterhood, heißen wohl hier nur die Schweſtern.

p. 236. Es iſt gut wider die Furcht zu ſterben geſichert zu ſeyn. the fear of ſtarving, heißt die Furcht zu verhungern. Es iſt die Rede von dem Geize, der ſich bloß wider dieſen Tod zu verwahren ſucht, und in dem folgenden wird ja geſagt, daß noch andere Arten des Todes ſind.

p. 241. Gebe ich ihnen Herberge, ſo wollen ſie nicht. Es wird im vorhergehenden geſagt, daß man ſtets mit der Wirkung der Einbildungskraft kämpfen müſſe. Die Worte alſo: If i give Quarter, they won't, bedeuten ſo viel: Wenn ich ihnen Quartier gebe, oder ihnen verzeihe, ſo wollen ſie es nicht thun. Denn die Vorſtellungen der Seele, können ihr ſelbſt ja wohl keine Herberge geben.

p. 245. Was ihr verlieren könnt, iſt leichte zu begreifen. Auf was Weiſe ihr aber ein Sieger ſeyn könnt, kann euch eure eigne Phantaſie nicht einmal vorſtellen. which way you will be a Gainer, bedeutet wohl nach dem Zuſammenhange: Was ihr gewinnen könnt.

p. 268. Wir ſind deſto unglückſlichere Gelehrten. we are the unhappier in this reſpect for being ſcholars. Wir ſind deſto unglücklicher, weil wir ſtudiren.

p. 287. Gewiſſe Critici mögen in Abfaſſung eines Heldengedichtes von dieſer Art ſo weit gekommen ſeyn als ſie wollen. Whatever certain Criticks may have advanc'd concerning the ſtructure of a heroick Poem of this Kind. Was auch gewiſſe Kunſtrichter von der Einrichtung eines ſolchen Heldengedichtes mögen feſte geſetzt haben.

p. 294. Der Weg der aufgeklärten Vernunft kann ſo nützlich ſeyn, als der Weg der Offenbarung. Da die Vernunft hier der Offenbarung entgegen geſetzt wird, ſo heißt the way of the plain reaſon wohl: der Weg der bloßen Vernunft, oder der niedrigen Vernunft.

Die deutſche Schreibart des Herrn Ueberſetzers würde regelmäßiger ſeyn, wenn er nicht ſo viel neue Wörter gemacht, die alten in ihrer eingeführten Bedeutung gebraucht, und die Wortfügung und Redensarten der deutſchen Sprache etwas beſſer beobachtet hätte.

So heißt es z. E. p. 4. etwas ſpieliſches und ichtes. p. 7. Diejenigen, ſo etwas angegeben, belachenswürdig zu machen. Belachen wird nur von Sachen gebraucht, über die man lacht, von Perſonen ſagt man, auslachen.

p. 6. Das Lachen möchte vielleicht . . wider ihn ſelbſt gereichen. So redet man im Deutſchen nicht. Er würde ſich ſelbſt auslachen müſſen, wäre wohl beſſer.

p. 7. Er ist deswegen betreten. Soll heißen: Er ist darüber bekümmert, oder verwirrt.

Eben daselbst und an andern Orten heißt Soliloquium ein Gespräche bey sich selbst. Für bey, sollte wohl mit stehen. Eine Beschäfftigung aufrecht erhalten, ist wohl auch kein deutsch.

p. 10. Sich eine Gewohnheit angewöhnen. Klingt nicht allzuwohl. Eine Fertigkeit erwerben, würde beßer seyn.

p. 11. Eine unforschliche Stummheit, profund taciturnity, eine tiefsinnige Stummheit. p. 12. Das sie zu diesen Oertern winkt, who invites him, das sie einladet.

Er ist rasendtoll. Etwas zusammenfügen. Composing heißt hier, ein Buch verfertigen. p. 27. Unterwärts der Zungen murmeln. p. 76. Nicht einen Titel mehr wohlgestallt werden. Im Englischen steht a jot. Der Herr Uebersetzer hat das deutsche Wort Titel hier vermuthlich aus der Bibel genommen. Sonst ist es nicht gebräuchlich, der Lateiner und Griechen jota auszudrücken. p. 92. Unsere natürliche poetische Ader übertrifft unsere Nachbarn, und p. 58. bey ihm blickte sowohl die Ader zu Trauer- als Lustspielen hervor. p. 16. Erbauensüchtig. p. 21. Ein guter Dencker, Selbstprüfer, Unterreder. p 43. Vollenziehen, statt vollziehen. p. 46. So grausam wie auch scheinet, statt als auch. p. 47. Scherzhaftigkeit. p. 58. Verborgenheit. p. 73. Eine zu beyden Seiten trifftige Schlußrede, Dilemma. p. 92. Ein Strafdichter, statt Satirenschreiber. Man sagt wohl nicht, ein Heldendichter oder Schäferdichter.

p. 147. Das Athenäus Mahlzeitsweisen.

p. 149. Sein Pfund gieng mehr auf die Künste, als auf die Weltweisheit. p. 152. Unter dem Anschein. p. 158. Rechtschaffenheit, p. 160. den Weg einschlagen. p. 163. mit mehrern Richtigkeit, Fleiß und Witz p. 165. den Ruhm stillen. p. 167. Spiele verrichten. Sonst sagt man, Spiele halten. p. 171. Die Sittigkeit, eben daselbst, Gerichter. p. 172. Das Frauenzimmer gab Zuschauer ab. Darauf folgen noch mehr Prädicate, die alle im Malcuhino stehen. Ohngeachtet sich dieß im Englischen auch so befindet, scheinet es doch im Deutschen nicht recht zu klingen. p. 184. Eine Selbstheit und Eigenheit. Hierzu fehlt nur noch Jacob Böhmens Ichheit. p. 185. Das Licht schloß sich auf. p. 189. Weiberlieb werden. p. 190. Vorwurf soll hier Object bedeuten, p. 163. aber und anderswo wird es für Subject gebraucht. p. 194. Schreibezug soll Character und Buchstabe bedeuten. p. 195. Selbständigkeiten, statt Substanzen oder selbständige Wesen. p. 196. Bethörend, statt thöricht machend, infatuating. p. 217. Der Grund beruhet auf die Büchermacherey, p. 227. nach sie. Es ist noch an mehr Orten der Klagefall mit dem Gebefalle verwechselt, die wohl nicht alle Druckfehler seyn können. p. 241. Frägt, statt fragt, kömmt noch öfter vor. p. 243. Außer meiner Fassung, out of my own possession. p. 246. Lectiones geben. p. 249. Voreilig, so allezeit anticipate andeuten soll. p. 258. Die Bücher verleiden. p. 264. Seinen Endzweck spielgehend erlangen. p. 273. Ein ohngefähriger Wagehals.

Ueberhaupt hat sich der Herr Uebersetzer bisweilen zu sehr an die englische Wortfügung gebunden, auch

da, wo ſie mit der Deutſchen nicht überein ſtimmt. Ebenfalls ſind die Perioden allezeit ſo lang, als im Engliſchen. Es iſt wahr, daß Schaftsbury nicht ſo viel lange Perioden hat, als andere engliſche Schriftſteller. Indeſſen kömmt dergleichen doch bisweilen vor, wie die erſte und letzte Periode der angeführten Probe zeigen können. Herr Venzky ſelbſt aber hat in ſeinem Bilde eines geſchickten Ueberſetzers die Regel gegeben, man müſſe bey Ueberſetzungen aus dem Engliſchen die langen Perioden theilen.

Nach der Meynung Herrn Venzkys in ſeinem Vorberichte, hat er nur für Gelehrte geſchrieben. Dieß führt er als den Grund an, warum er die lateiniſchen proſaiſchen Stellen nicht verdeutſcht. Er hat aber die angeführten Stellen aus Poeten überſetzt, und dieſe Arbeit iſt alſo vermuthlich von ihm unternommen, ſeine Geſchicklichkeit in der deutſchen Dichtkunſt zu zeigen. Bald hat er reimloſe, bald gereimte Verſe gemacht, wie es ſeine Bequemlichkeit zugelaſſen. Von der letztern mag die Ueberſetzung aus Hor. Ep. 1. Lib. II. v. 150 - 154. dienen. Sie ſteht p. 140. der Ueberſetzung:

Die, ſo man hechelte, empfunden ihre Schmerzen,
Die, ſo man ruhig ließ, die konnten auch nicht ſcherzen.
Sie ſchwebten in Gefahr, und ſorgten Tag und Nacht
Zur allgemeinen Ruh das Läſtermaul zu ſtopfen:
Man war auf ein Gebot und ſcharfe Straf bedacht,
Und zeigte, wie man wollt die freche Fauſt zerklopfen,
Die einen braven Mann im Schmähgedicht beſchrieb.

Eine Probe der reimloſen Verſe mag ebenfalls eine Ueberſetzung aus dem Hor. Lib. I. Sat. 4. v. 133. 134. 135. 136. 137. 138. abgeben. Wenn

Wenn ich im Bette bin, auch schon spazieren geh,
Vergeß ich meiner nicht. So sprech ich bey mir selber:
Das wird noch besser seyn, ich werde beßer leben
Wenn ich dasselbe thu. So kann ich Freunden auch
Mit angenehmer Hülf beliebt entgegen gehn.
Dieß handle ich bey mir bey stillgeschloßnen Lippen.

Bisweilen hat er auch die langen funfzehnsylbigten Trocheen gebraucht. Z. E. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes, heißt p. 11.

Der Scribenten ganzes Chor liebt die Wälder, fleucht die Städte.

p. 13. Ist eben dieser Versart eine Sylbe geraubt. Denn da wird Murmura cum secum et rabiosa silentia rodunt gegeben:

Wenn sie bey sich murmeln und beym tollen Schweigen nagen.

Endlich muß noch etwas von des Herrn Uebersetzers eigner Arbeit, nämlich von seinen Noten, erwähnt werden.

Es ist vermuthlich, daß er auch hierinn wie im übrigen, seine Absicht auf die Gelehrten gerichtet. Daher findet er p. 64. für nöthig zu sagen, daß die Alten gerne Gespräche geschrieben, z. E. Aesopus, Plato, Xenophon, Tullius ꝛc. Was uns hiebey bedenklich vorgekommen, ist, daß er den Homer und die beyden lateinischen Comödienschreiber unter die Zahl der Scribenten gesetzt hat, welche Gespräche abgefaßt. Wenn Homer wegen der Unterredung seiner Helden hieher gehört, so müssen alle römische und griechische Historienschreiber unter diese Zahl gerechnet werden, und

So-

Sophokles und Euripides haben ſo viel Recht einen Rang unter den Geſprächſchreibern zu forden, als die römiſchen Comödienſchreiber. Wir befürchten, daß ſich ein Gelehrter durch den Herrn Venzky verführen läßt, in den Buchläden nach Plauti oder Terentii colloquiis zu fragen. p. 145. ſteht ebenfalls eine ſehr nöthige Anmerkung für Gelehrte, nämlich, daß Homer ein großer Dichter und Sokrates der größte Weltweiſe Griechenlandes geweſen. p. 26. erinnert eine Note, ſo aus Verſehen in den Text gehoben iſt, daß die Gottesgelehrten ſehr oft von der Erkänntniß und Prüfung ſein ſelbſt reden, davon D. Rambachs Sittenlehre insbeſondere nachzuleſen ſey. Und wenn p. 185. geſagt wird, daß die Schrift die himmliſchen Erſcheinungen nach der gemeinen Einbildung beſchreibe, hat der Herr Ueberſetzer D. Rambachs Diſſ. de accomodat. S. S. ad erroneos vulgi conceptus angeführt, um zu leſen, was wider dieſen Satz eingewandt werden kann. Doch um eine Probe von des Herrn Ueberſetzers Schreibart in den Noten zu geben, wollen wir ein Stück der beweglichen Satyre p. 67. herſetzen: Hat einer das Glück gehabt nur 6. bis 7. Bogen zuſammen zu ſtoppeln, ſo muß der prächtige Titel und pedantiſche Zuſchrift den erſten, die Lobſchrift oder Vorrede eines berühmten Mannes den andern, die Vorrede des Verfaſſers nebſt einigen Lobſprüchen den dritten, und das ausführliche oder dreyfache Regiſter nebſt den Nachgeburten und Druckfehlern die letzten Bogen ausmachen, daß auf ſolche Weiſe ein halbes Alphabeth oder der Cerberus mit ſeinen drey Kopfen und Schwanze förmlich heraus kommen. O wenn will man doch klug werden! Man lerne und

schreibe was gründliches und läutere seinen Geschmack; So wird man erfahren quod vino vendibili non opus sit suspensa hedera.

Wir wünschen mehr dergleichen Satyren von dem Herrn Verfasser zu lesen. Besonders ist die lateinische Schlußformel desto besser angebracht, je seltener sie ist. Denn sie muß D. Swisten selbst unbekannt seyn, weil er sie in seinem Versuche über die Kräfte der Seelen der im andern Th. des Mährchens von der Tonne steht, nicht mit angeführt hat. Eine Erläuterung gehört noch hieher, die p. 88 steht. Es ist zuvor der Vers aus dem Horaz angeführt worden: Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae. Schaftsbury fährt nach dem fort zu zeigen, was Horaz für Werke damit meyne, und weil er ihre Verfasser nicht ausdrücklich genannt, schreibt der Hr. Uebersetzer nach den Worten: Der philosophische Held dieser Gedichte: den Namen Horatius, als wenn Hora; seine eigene Werke durch die Socraticas chartas gemeynt hätte. Daß aber Schaftsbury dieses von Platons Werken auslege, zeigt sowohl der Zusammenhang, als die Note q p. 140. auf welche p. 56. verwiesen wird.

Endlich müssen wir noch anmerken, daß der Vers der aus dem Persius verdeutscht auf dem Titelblate steht, die ganze Uebersetzung im kleinen abschildert. Er ist so verdeutscht, wie ihn einer verdeutschen würde, der die Bedeutung der einzelnen Worte: nec, te, quaesiueris, extra, zusammen setzt, ohne zu bedenken, was sie in ihrem Zusammenhange bedeuten, und wie die Zeile nicht den Worten, sondern dem Verstande nach deutsch zu geben sey. Auf diese Art wurde

nothwendig die Ueberſetzung ſo heraus kommen: Und ſuche dich nicht außerhalb. Eben ſo hat es der Herr Ueberſetzer durch das ganze Werk gemacht. Er hat die Bedeutungen der einzelnen Wörter hinzugeſetzt, ohne ſich darum zu bekümmern, wie ſie in dem Zuſammenhange beſtimmt werden, wie die eigenen Redensarten der engliſchen Sprache gut deutſch zu geben ſind, und wie der bisweilen dunkle Sinn des Verfaſſers durch eine Umſchreibung oder Note zu erläutern ſey. Wir haben zu viel Hochachtung gegen ihn, als zu glauben, daß er dieſes nicht beobachten könne, und daß er es wiſſe, ein Ueberſetzer ſey verbunden, dieß zu beobachten, zeigt ſich aus ſeinem Bilde eines geſchickten Ueberſetzers. Wir ſehn uns alſo genöthigt, dieſe kleinen Fehler einer Uebereilung zuzuſchreiben, und wollten ihm noch eher glauben, daß Horatius durch die Socraticas chartas ſeine eigenen Gedichte meyne, als das, was er uns in ſeinem Vorberichte verſichert: Die Ueberſetzung habe ihm nicht wenig Zeit und Mühe gekoſtet. Wir wünſchen daher ſehnlichſt, bald eine neue Auflage zu ſehen, in welcher dergleichen Kleinigkeiten verbeßert ſind, und erſuchen unſere Leſer, ſich nur aus dieſem Grunde das Werk itzo anzuſchaffen, damit die gegenwärtige deſto eher abgehe. Herr Venzky aber wird wohl thun, wenn er bey fernern Ueberſetzungen, beſonders aus dem Schaftsbury, das fleißig vor Augen hat, was er ſelbſt in ſeinem Bilde eines geſchickten Ueberſetzers im andern Abſchnitte §. 3. 4. geſchrieben hat.

VII.

P. Martini Anhang zu seiner Abhandlung N. VIII. des 20sten Stücks. *

Daß die Herren Verfasser der critischen Beyträge mir in der Hauptsache meiner im nächst vorhergehenden Stücke von pag. 659. bis 678. befindlichen Abhandlung völligen Beyfall geben: dadurch bin ich stark ermuntert worden, denenselben noch mehr von meinen grammatischen Aufsätzen zur Prüfung und Beurtheilung zuzufertigen. Ich muß mich aber auch über demjenigen erklären, was dieselben sonst noch bey der obigen Abhandlung zu erinnern für nöthig erachtet haben. Ich bin ebenfalls gänzlich der Meynung, daß keine Bibelausgaben unumstösliche Beweise wider die Analogie und Sprachregeln (wofern sie richtig sind) abgeben können: habe mich auch beflissen, in der That also zu verfahren, daß ich nicht scheinen möchte, auf eine bloße Autorität mich zu gründen. Hiebey ist mein Zweck, nach Vermögen dazu etwas beyzutragen, daß man unsere deutsche Bibel mit Recht für einen autorem classicum halten könne: welche Benennung ihr im zweiten Stücke der Beyträge p. 351. gegeben worden. Bey solcher Absicht nun, hoffe ich, wird mir nicht zu verargen seyn, wann ich gelegentlich melde, was alte und neue Ausgaben

* Wir haben dem gelehrten Verfasser dieses Anhanges zu willfahren, kein Bedenken getragen, und ihm wider unsre Gewohnheit auch seine erwählte Rechtschreibung gelassen, ohngeachtet wir nicht in allen Stücken seiner Meynung sind.

recht, oder unrecht; was dagegen alte recht, neue unrecht; und endlich, was jene unrecht, diese aber recht haben. Indessen möchte gerne wissen, womit den wohlgedachten Herren ich Ursache, oder auch nur Anlaß gegeben, ihrem Beyfalle eine solche Erinnerung beyzufügen, die auf ein unrichtiges Verfahren zielet. Vielleicht ist es mit ein und anderer Anmerkung geschehen, welche bey Gelegenheit einiger angeführter Schriftstellen von mir gemacht worden. Sollte mir davon eine nähere Eröffnung zukommen, so werde mich nicht unartig finden lassen. Ehe ich nun den Anhang des vorigen mittheile, will ich hersetzen, wie dort das in der Druckerey versehene lauten müsse.

pag. 660. lin. antep. im Vocat. pen. vor demselben. p. 661. l. 16. Und ist diese. p. 662. l. 4. nie andere. l. 7. zwo unterschiedene Arten der Endungen. l. 8. diejenige müsse. l. pen. und vlt. vor den Nominibus her. p. 663. l. 13. 14. welches in der - bis, zu zeigen ist. in parenth. p. 665. l. 6. bey denselbigen. l. 13. 14. auf eben dieselben consonas. l. 19. mit n verwechselt. l. 21. m in n verwandelt. l. 25. n für m. l. pen. der Buchstab n. p. 666. l. 1. an gewisse casus. l. 22. der Zusatzendungen. l. 29. Voc. er, e, es (im letzten schemate.) p. 667. l. 17. in alten Bibelausgaben. l. 18. Esth. 7. 6. (für Ezech.) l. 19. 5 B. Mos. l. 23. zweien. l. 24. Offenb. (für Ap. Gesch.). l. 26. 27. feindseliger. p. 668. l. 8. 9. Sonst ist die - bis, unsere. Diese Wörter sollten in parentheli stehen. p. 669. l. 4. 4 B. Mos. l. 7. an allen den. p. 670. l. pen. alles recht getr. p. 671. l. 4. an dem Genit. l. 19. nun etwas. l. 22. 2 B. Mos. l. 23.

l. 23. 2 B. Moſ. p. 673. l. 18. 2 B. Moſ. l. 18. 19. Offenb. l. 21. 2 B. Moſ. l. 27. 2 B. Moſ. l. pen. beachtet. p. 674. l. 11. 12. zukünftigen. l. 18. recht. p. 675. l. 23. nicht fahren laſſen. l. 25. 4 B. Moſ. 6. 20. p. 676. l. 28. Hier fehlet voran dieſe Formel: Füge noch hinzu, daß= p. 677. l. 22. Gerüchte. l. 30. beachtet. p. 678. l. 10. 11. 12. wie denn = = bis, miſſen, ſollte in parenth. ſtehen. l. 13. 2 B. Moſ.

Es finden ſich noch einige Wörter, welche ſo gedruckt ſind, wie ſie von etlichen andern geſchrieben werden. Ich aber ſchreibe ſie anders, und zwar aus guten Urſachen. Ich ſchreibe **Artikel**, und ſetze nach dem i nur einen Conſonanten, wie der Urſprung erfordert. Auch wird es alſo von uns ausgeſprochen. Ich ſchreibe ferner **dis** oder **dies**, per apoc. für dieſes: von welcher Art des Abwerfens viele Exempel ſind. Und nicht dieß, per ſyncopen des e zwiſchen den zweien s, welche gar nicht gebräuchlich iſt. Uebrigens ſchreibe ich lieber dis als dies, weil es von uns Niederſachſen alſo ausgeſprochen wird, (wiewol es einige dennoch mit e ſchreiben) und nach dem alten Gebrauche, wovon alte Bibeln zeugen: welchen man vordem das ganze Pronomen in der erſten Sylbe nur mit i geſchrieben hat: wovon jene ebenfalls zeugen. Ich würde es auch alſo machen; richte mich aber nach der itzigen faſt allgemeinen Meynung, daß das bloße i keine Sylbe (neml. Hauptſylbe, und in deutſchen Wörtern) ſchließen könne, als etwa nur Unterſcheidungs wegen. Ich ſchreibe **wol**, ohne h, nach der alten Gewohnheit, und nach unſerer Ausſprache, beydes im Hoch- und Plattdeutſchen. Des Plattd. würde ich nicht erwähnen, wenn ich nicht geſehen

sehen hätte, daß die critischen Beyträge im zwanzigsten St. p. 575. sich darauf beziehen. Den Herren Obersachsen verdenken wir nicht, daß sie schreiben wohl: denn sie thun es nach ihrer Aussprache. Ich könnte noch mehr Wörter nennen, welche anders gedruckt, als von mir, nicht ohne Grund, geschrieben sind. Will es aber itzo dabey lassen. Folget also nun

Der Anhang selbst.

Vermöge des von mir in der Abhandlung gelegten, und nun von einer ansehnlichen Gesellschaft richtig befundenen Grundes, bedürfen noch einige biblische Stellen, die mir kürzlich vorgekommen sind, einer Aenderung. Im B. der Richter 3, 9. lesen sowol alte, als neue Ausgaben also: Der Herr erweckte ihnen .. Athniel, den Sohn Kenas, Calebs jüngsten Bruders. Dis mag zwar genealogice recht seyn; aber grammatice ist es unrichtig. Soll es denn heissen jüngstes Bruders? Antw. Hier schickt sich weder jüngsten, noch jüngstes. Jenes nicht: weil es keinen Artikel, noch ein Pronomen vor sich hat, (weshalben es sich also endigen müßte) auch in solcher verkehrten Stellung der Wörter nicht haben kann. Dieses nicht: weil es mit seinem Substantivo den Artikel erfordert, der aber nach dem regierten Genitivo Calebs nicht stehen kann. Kömmt derselbe nun da vor, so kann, ja so muß es auf en ausgehen, und Caleb kann, als ein fremdes Nomen proprium, das s Genitivi wol missen: muß auch in seiner natürlichen Ordnung stehen, nemlich hinter dem Genitivo, wovon es regieret wird. Ich sage: Es muß also stehen: maßen dergleichen Genitivi sich im

guten

guten Deutſchen nicht herumſetzen laſſen: wovon anderswo mit mehrem. Daher lautet es richtig Joſ. 15, 17. Da gewan ſie Athniel, der Sohn Kenas, des Bruders Caleb. Und hienach muß es am erſtangeführten Orte heiſſen: des jüngſten Bruders Caleb, d. i. der Calebs jüngſter Bruder war. Sonſt iſt zuverwundern, daß Richt. 1, 13. alte Bibeln alſo haben: Da gewan ſie Athniel, der Sohn Kenas, des Calebs jüngſter Bruder: welches jenem ganz zuwider lautet. Nun haben neue Herausgeber zwar wol gethan, daß ſie den Nominatiuum in Genit. verwandelt haben; aber daran nicht wol, daß ſie es im übrigen dem Parallelorte Richt. 3, 9. gleich gemacht.

Im 1 Buch der Kön. 6, 36. leſen alte: von einer Riegen gehöfelter Cedern: welches ganz richtig iſt. Gleich vorher heißt es: von dreyen Riegen gehauen Steinen, für gehauener Steine. Denn man hat vormals pflegen von den Adiectiuis auf en, die Zuſatzendungen abzuwerfen, und denen Subſtantiuis, welche wie Stein decliniret werden, in den caſibus plur. auf e, ein n anzuhängen: welches viele Exempel, auch nur in der Bibel, beweiſen. In neuen Ausgaben lautet es dort alſo: von dreyen Riegen gehauenen Steinen, und von einer Riegen gehöfelten Cedern. Sollen dis auch Genitiui ſeyn, ſo iſt die Unrichtigkeit offenbar. Soll man ſie aber für Ablatiuos halten, die an den vorhergehenden Wörtern per appoſitionem hangen (wie die erſten davon, c. 7. v. 12. im Accuſatiuo dergeſtalt beyſammen ſtehen: drey Riegen gehauene Steine) ſo wäre im Syntax auszumachen, ob ſich Wörter, die eigentlich nicht einerley Ding bedeuten,

deuten, also construiren lassen. Zugeschweigen des Uebellauts von den vielen n am Ende der Wörter.

Im B. der Weish. 13, 3. lesen beyderley Ausgaben gleich, wie folget: So sie an derselbigen schönen Gestalt Gefallen hatten. Wäre das Pronomen auch Ablativi casus, und hinge an Gestalt: so hätte man nichts darauf zu sagen. Allein es soll der Genitivus plural. seyn, und sich auf die Lichter am Himmel v. 2, beziehen. Darum darf, um dieses Pronominis willen, der Abl. schöner, welcher mit jenem weiter nichts zu thun hat, als daß er dabey stehet, sein r nicht vertauschen.

Jac. 3, 8. haben alte und neue: Das unruhige Uebel voll tödtlicher Gift. In etlichen andern Schriften hat mans bey Anführung dieser Stelle, verbessern wollen, und gesetzt: voll tödtlichen Gifts; ist aber dadurch verschlimmert worden. Das erste mag zu andern Zeiten nicht anstößig gewesen seyn; itzo sollte es freylich anders lauten: maßen Gift nicht mehr als ein Foemininum gebraucht wird, wie es auch Hos. 13, 4. also gestanden: ich will dir eine Gift seyn; und in neuen Bibeln geändert worden. Jenes aber bleibt, da es heissen sollte: voll tödtliches Gifts oder Giftes.

Es hat einen Schein der Unrichtigkeit, wann Ez. 20, 44. in beyderley Bibeln stehet: nach eurem bösen Wesen und schädlichem Thun. Denn warum sind die zwey Adiectiua nicht gleich geendiget, in Ansehung daß und zwischen her stehet, überdem auch das Pronomen eurem zu allen folgenden Nominibus gehöret? Allein die Conjunction kann in dem Falle keine Gleichheit machen, wann sie, wie hier, eigentlich

lich nicht die Adiectiua mit einander verbindet, sondern die Substantiua. Sonst würde es freylich heißen müssen: nach eurem bösen und schädlichen Thun. Wegen des Pronominis aber könnte dort ganz wol schädlichen gesetzt werden. Doch kann es auch sein m behalten, weil es von dem Pron. etwas entfernet ist. Aus dieser Ursache haben vielleicht neue Herausgeber auch Offenb. 1, 5. nach dem Artikel ein Adiectiuum ungeändert gelaßen: Der treue Zeuge, und erstgebohrner von den Todten. Da sie sonst, wenn auf der sogleich erstgebohrner gefolget, hievon das r abgeworfen. Als 1 Buch Mos. 48, 18. und Coloss. 1, 15. 18. Alte aber gebrauchen es hieselbst substantiue, und zeigen solches mit dem Anfangsbuchstaben an.

Phil. 4, 1. lesen beyderley Ausgaben: meine lieben und gewünschte Brüder. Dis wird ohne allen Zweifel unrichtig seyn: denn, weil die zwey Adiectiua durch und verbunden werden, so müssen sie ja sich auch gleich endigen, entweder beyde auf en (wie ich hier in der plattdeutschen Bibel finde) oder beyde auf e. Warum neue Herausgeber hier keine Aenderung gemacht, wie sie sonst gethan, wo sie in solchem Falle ungleich ausgehende Adiectiua gefunden; das lasse ich dahin gestellet seyn. Von Luthero aber vermuthe ich ganz gewiß, er habe das erste Adiectiuum substantiue gesetzet, wie an etlichen andern Orten. Als Psalm 38, 12. meine Lieben und Freunde. Wo auch in alten B. der Anfangsbuchstab groß ist.

Unrichtige Exempel aus andern guten Schriften.

In den Titeln und Ueberſchriften zweyer in dieſem Sec. etlichemal gedruckter Schulbücher lieſet man alſo: Erſter Theil, Erſten Theils I. Cap. etc. Anderer Theil, Andern Theils I. Cap. und ſo weiter. Wobey verſchiedenes zu erinnern vorkömmt. Fürs erſte, ſieht man leichtlich, daß auf die Weiſe übel declíniret ſey: maßen der Nomin. Erſter, und Genit. Erſten, nicht zuſammen gehören. Erſter heißt im Gen. Erſtes, und der Gen. Erſten hat zum Nom. Erſte. Fürs andere, geſtehe ich, daß Erſter Theil, Anderer Theil ꝛc. recht ſey, anſtatt der erſte Theil ꝛc. ſo daß der Artikel ſchlechterdings ausgelaſſen werde, (welches in den Titeln der Bücher und ihrer Stücke aus einer guten Urſache üblich iſt: als worin die Sache aufs kürzeſte angezeiget werden muß) nicht aber dem Adiectivo hinten angehänget ſey. Drittens bin ich der Meynung, daß ſichs nicht eben ſo mit dem Genit. ſchicke, und Erſtes für des erſten ꝛc. geſetzet werden könne. Vielmehr wird vor demſelben, als einem caſu obliquo, der Artikel erfordert. Der Nominatiuus hat in dieſem Stücke billig etwas voraus: und kann es mit Recht nicht getadelt werden, wann es ohne den erſten oder andern Artikel, ohne oder mit Adiectivis heißt: Anweiſung zur ⸗⸗, Unterricht von ⸗⸗, Zuſchrift, Vorrede, Inhalt, Vorbereitung, Erklärung, Anmerkung, Anhang, Beſchluß, und, wann alles vorbey iſt, Ende. Dagegen heißt es mit dem Genitivo: Der Anweiſung zur ⸗⸗ erſter Theil. Endlich iſt aus dem, was bisher geſagt worden, zu erſehen,

hen, daß jenes heiſſen müſſe (mit dem Artik.) **Des erſten Theils** ꝛc. wiewol man auch die Rection aufheben, und beydes im Nominatiuo ſetzen kann. **Erſter Theil Erſtes Capitel** ꝛc.

Zwar möchte ſcheinen, daß in den Titeln und Ueberſchriften **Erſten Theils Andern Theils** ꝛc. recht wäre: gleichwie man ſonſt und außer den Titeln, im Contexte ſagt: **guten Theils** ꝛc. Allein dieſe zwey Wörter ſind anzuſehen, als Ein Wort, und als ein Aduerbium: wie deshalben auch **mehrentheils** und **meiſtentheils**, als Ein Wort geſchrieben werden. Es mögen aber ſolcherley Formen, allem Anſehen nach, alſo entſtanden ſeyn, daß man ehedem geſaget hat mit dem Artikel: **des mehren Theils, eines guten Theils**; und nachher in geſchwinder Rede den Artikel davon gelaſſen, ohne Aenderung des Adiectiui. Eben wie mit **des nächſten Tages** geſchehen: da man nun insgemein ſpricht und ſchreibt **nächſten Tages**: wiewol auch von einigen, und zwar richtiger, geſagt wird **nächſtes Tages**, oder, mit Behaltung des Artik. und Weglaſſung des Subſt. **des nächſten.** Jenes wird dadurch beſtärket, daß, wann eines von den Pronom. poſſeſſiuis, welche alle keinen Artik. leiden, bey **Theil** zu ſtehen kömmt, es nicht anders heißt, als: **meines, deines** ꝛc. **Theils**: daß alſo das n an den Adiectiuis Nominibus in **guten Theils, großen Theils, größten Theils**, den weggelaſſenen und davor gehörenden Artikel anzeiget. Im übrigen ſind ſolche an ſich unrichtige Arten, vielleicht nicht nur zu entſchuldigen, ſondern auch ſicher zu gebrauchen; ſo fern die Adiectiua mit ihren Subſtantiuis, als in eins gezogene Wörter, aduerbialiter genommen werden.

Ich

Ich habe mich in eine Materie eingelaſſen, die ſehr weitläuftig iſt, wegen der vielen vorkommenden Exempel. Damit ich aber, was noch übrig iſt, kurz und zugleich ordentlich abfaſſen möge: ſo will ich die verſchiedenen Arten beſtimmen, in welche die ganze Menge füglich vertheilet werden kann, und einer jeden Art etliche Exempel aus den Schriften berühmter und gelehrter, auch ſpracherfahrner Männer beyfügen. Werde aber keinen von ihnen nennen, damit es nicht das Anſehen habe, als wollte ich wegen ſolche: Dinge jemand tadeln: indem es bey der ſtarken und faſt allgemeinen Gewohnheit gar zu leicht geſchiehet, daß man einen unrechten Buchſtaben ſetzet, oder den nöthigen Artikel weglässet. Zuweilen mögen es auch Druckfehler ſeyn. Will jemand ſagen: Es ſind grammatiſche Kleinigkeiten, mit denen mans ſo genau nicht nehmen darf, ſondern nur der Gewohnheit folgen kann; So mag man ſie immerhin dafür halten: und, wer ſie nicht achten oder beachten will, der thue nach ſeinem Gefallen. Indeſſen gehöret es doch zu der Sprachlehre, ſich um ſolche Dinge zu bekümmern. Wie genau iſt in den Grammatiken zu andern Sprachen, z. E. der lateiniſchen, alles beſtimmet worden? Auch geſtehen vornehme und gelehrte Männer dieſer Zeiten, daß es nöthig ſey, gewiſſe Nachricht zu haben, was in dieſen Kleinigkeiten richtig ſey: indem ſie oft nicht wüßten, was für einen Endbuchſtaben ſie an die Adiectiua ſetzen ſollten. Nun bin ich zwar derjenige nicht, der ſich das Vermögen zuſchreibt, dieſe ganze Sache in Richtigkeit zu bringen; dennoch aber hoffe, es werde etwas von meinen Gedanken dazu dienen. Und wenn ich ja

hier

hier und da fehlen und irren möchte: so werde damit andern Anlaß geben, durch Verbeſſerung meiner Fehler ſolche Richtigkeit zu befördern. Erinnere noch, daß ich im folgenden mit dem Worte Zuſatz die Artikel ſamt denen Pronominibus meyne, die eine Aenderung verurſachen; und, wann ich *Adiectiua* nenne, Nomina adiect. verſtehe, und Participia miteinſchlieſſe.

Die Unrichtigkeiten, wovon ich handele, finden ſich in ſolchen Exempeln,

1) Da kein Vorſatz ſtehet, auch keiner ſtatt hat, und man doch den Adiectiuis ſolche Endungen giebt, als wenn einer wirklich geſetzt wäre. Als ſeligen Andenkens, für ſeliges; hieſigen Ortes; währenden Richteramtes. Die eine Perſon männlichen, die andere weiblichen Geſchlechts. Nach Bedä guten Anleitung, für guter. Zu dero fernern Hulde. Mit dero gütigen Erlaubniß. Dero iſt zwar, dem Verſtande nach, hier ſo viel, als der Datiu. und Abl. ihrer; deswegen aber kann es an dem folgenden Adiectiuo nichts verändern. Denn an ſich iſt es ein Genitiuus: und ſtelle ich dahin, ob es alſo ſubſtantiue ſtehe, oder ob dabey ein Subſtantiuum verſtanden werden müſſe. NB. Die Foeminina pflegt man ſonſt recht zu ſetzen. Als: ſeliger Gedächtniß, währender Zeit.

2) Da ein Vorſatz ſtehen ſollte, aber nicht ſtehet, und mans doch alſo macht, als wenn er zugegen wäre. Folgenden Tages. Den 21. Sept. nächſt verwichenen Jahres. Den 19. Auguſt neuen Kalenders. Seligen Herrn N. nachgelaſſene Fr. W. Da es ſollte heiſſen: Des folgenden Tages ꝛc.

Man

Man ſagt zwar auch folgendes Tages; alsdann aber wird kein gewiſſer Tag gemeynet.

3) Da ohne Vorſatz auf ein Adiectivum ein ander Adiectivum folget, und dieſes alſo geendiget wird, als wenn das erſte, einem Artikel oder Pronomini gleich, ſolches erforderte. Als: Aus Miltons in engliſcher Spr. abgefaßtem unvergleichlichen Gedichte. Aus Abt Walrams berühmter deutſchen Auslegung. Feiner bemittelten Leute Kinder. Ueberſetzungen alter griechiſchen Scribenten. Sich unzähliger ſchönen Nachrichten berauben. Zu dieſer Art gehöret auch, wann zwiſchen den Adiectivis eine Conjunction ſtehet. Als: mit gutem und reinen Gewiſſen. Item, wann ein Artikel ſtehen ſollte. Folgendes neue Buch, für, das folgende ꝛc. Selbiges ganze Land, für daſſelbige ꝛc wie es Matth. 9, 26. lautet. (Doch dis Exempel gehöret zu der Lehre von den Pronominibus) Nach ausgeſtandener langen Krankheit, für, nach einer ausgeſtandenen ꝛc.

In dieſe drey Arten können auch die bibliſchen Exempel vertheilet werden.

Ich muß aber noch einer Art abſonderlich gedenken: wann in der Titulatur die auf das Nomen proprium folgenden Adiectiva dergeſtalt geendiget werden, als wenn der anfangs ſtehende Artikel ſie angienge; da doch jene mit ihren Subſtantivis in der Conſtruction nur an dem Nomini proprio (per appoſitionem) hangen, und, weil um dieſes willen der Artikel eigentlich nicht gebraucht wird, ſondern wegen der gleich auf ihn folgenden Ehrenwörter (maßen wenn dergleichen nicht folgen, kein Artikel nöthig iſt) von ihm keine Aenderung leiden können. Auf den

Nominat. der ſetzet man allemal hinten die Adiectiua mit ihrer natürlichen Endung; wie auch öfters auf den *Gen. Dat.* und *Abl.* der. Dagegen aber müſſen dieſelbigen auf den *Dat.* und *Abl.* Dem insgemein, und auf den *Gen.* des faſt immerdar leiden, d. i. ſich ohne Verſatz verändern laſſen. Warum tractiret man ſie doch mit ſo großem Unterſcheide? Die Urſache des letzten mag wol ſeyn, weil das s an den beſagten Adiectiuis die Rede übel- und ganz ungewöhnlichlautend machen würde. Nach der Gewohnheit heißt es z. E. des hochedlen Herrn, N. N. vornehmen Rathsverwandten ꝛc. Wie würde hier vornehmes lauten? Ich geſtehe es. Aber iſt denn kein Mittel, die Rede regelmäßig zumachen? Ich meyne, der gehörige Artikel (oder, in andern Fällen, ein Pronomen poſſeſs.) müßte davor ſtehen, wie ſichs denn ſehr wol ſchicket, alſo zu ſagen: eines vornehmen ꝛc. Mit dem foeminino führe ich dis Exempel an: überſetze: von Chr. Mar. von Ziegler, gebohrnen Romanus. (Hier ſtehet nicht einmal vorher der Artikel) Anderwärts finde ichs alſo beſſer: mit Frauen C. E. einer gebohrnen Schambergerinn. Nun gläube ich ganz gewiß, einige werden dafür halten, jenes ſey auch recht, weil man den Artikel weglaſſen dürfe, und dennoch das Adiectiuum alſo endigen könne, als ob er zugegen wäre. Allein, wiewol das erſte, nemlich die Weglaſſung des Artikels, in der Titulatur ſich an einem und andern Orte wol thun läßt: ſo wird doch das letzte ſchwerlich können behauptet werden. Mit mehrem Rechte kann es anſtatt einer gebohrnen heißen gebohrner; und anſtatt dem oder einem ver-

verordneten, verordnetem: wie man auch beyderley bisweilen alſo findet. Daß aber mit dem s ein gleiches gar nicht üblich iſt, kömmt ohne Zweifel (wie ſchon vorhin einiger maßen angedeutet worden) daher, weil dieſer Buchſtab am Ende der Wörter, dem Gehör unleidlicher oder unlieblicher iſt, als m und r. Alſo ſind wirs in den itzund vorkommenden Titeln gewohnt, daß man die beſagten Adiectiua ohne Vorſatz auf en ausgehen läßt: und wegen dieſer Gewohnheit halten wirs für recht. Allein wenn man ſpräche wie folget: Im Namen des Herrn Jeſu Chriſti, eigenen und eingebohrnen Sohns Gottes; oder, einzigen Heilandes ꝛc. ſo würde vielleicht merklich gnug ſeyn, daß der Artik. des, oder das Pron. unſers fehlete, und nicht wegbleiben könnte. Ein gleiches Exempel wäre dieſes: Die Briefe des Apoſtels Pauli, gefangenen und gebundenen Knechts Chriſti Jeſu. Hier fehlet des, oder eines, oder als eines. (Denn ich verſtehe die in den Banden zu Rom geſchriebene Briefe.) Gleich wie es im Nominat. heißt Eph. 3, 1. Ich Paulus, der gefangene C. J. Ich merke noch dieſes an: Wo das Adiectiuum mit ſeinem Subſtantiuo der genannten Perſon allein zukömmt, ſo hat davor ſtatt der Artikel der, auch wol ein Pronom. poſſeſs. ſonſt aber der Artik. Ein.

Zuletzt muß ich nicht vergeſſen, daß von der zweiten Vorſtellung pag. 666. und 667. geurtheilet werden könne, ſie ſey nicht recht eingerichtet, weil acht Endungen hinein geſetzet wären, welche nicht hinein gehöreten, ſondern nur in die erſte Vorſtellung.

Die

Dis iſt auch eben dasjenige, was ich ſelbſt anitzo urtheile, und deshalben für beßer halte, ſolche Endungen daſelbſt wegzuthun, und die Stellen leer zu laßen, zu einem Zeichen, daß die zweyte Declinirart an ſolchen Oertern nichts zu ändern habe, ſondern es bey den eigentlichen Endungen verbleiben laſſe.

VIII.

Geſammte Briefe des alten römiſchen Fürſten Cicero an unterſchiedene Staats- und vertraute Perſonen, überſetzet, und mit Anmerkungen erläutert, von Chriſtian Tobias Damm, Conrect. am cöllniſchen Gymn. in Berlin. Erſter Theil. Berlin, 1737. 8. 16. Bogen.

Die Briefe des Cicero ſind zu allen Zeiten und an allen Orten, wo nur noch ein Funke menſchliches Witzes geglimmet hat, und wo nicht die äußerſte Barbarey alle Spuren des Verſtandes mit ſich hinweggeriſſen, m:. Grund der Wahrheit, gleichſam der Probierſtein der römiſchen Sprache geweſen, und eine Vorrathskammer, daraus man mit dem größten Ueberfluſſe alles nehmen können, was ſowohl die Zierlichkeit einer Rede anbelanget, als auch, was den Nachdruck, die Kraft und Stärke derſelben ausmachen, und ſie gleichſam beleben kann. Sie ſind der Lehrmeiſter geweſen, welcher die Menſchen zu einer Erkenntniß vieler und vortrefflicher Sachen geführet, die an ſich ſelbſt nicht nur angenehm ſind, ſondern

auch in dem gemeinen Leben den größten Nutzen haben. Unſere gegenwärtige Abhandlung führet uns insbeſondere zu deſſelben Briefen, ſo an verſchiedene Staatsleute und vertraute Perſonen von ihm abgefertiget worden. Es ſind dieſelben ein Muſter der vortrefflichſten Gedanken, der ausgeſuchteſten Redensarten, und der auserleſenſten Ausdrückungen. Sie ſind ein Spiegel einer beſondern Höflichkeit, einer natürlichen und ungezwungenen Leutſeligkeit, und eines weitſehenden und durchdringenden Verſtandes. Und wer wollte nicht einem ſolchen reichen und nutzbaren Schatze gewogen ſeyn, und denſelben auf die erſinnlichſte Weiſe verehren; da ein jeder gewiß verſichert iſt, daß er durch deſſelben heilſamen Gebrauch ſein irdiſches Vergnügen, und ſeine zeitliche Glückſeligkeit auf das vortheilhafteſte befördern kann? Wir finden deswegen auch unter den Gelehrten, welche dieſen großen Namen behaupten wollen, faſt keinen, welcher nicht die Briefe des Cicero ſich ſo geläufig zu machen ſuchte, daß er die Regeln der vortrefflichſten Lehrſätze, die er aus denſelben erlernet, ſowohl in Staatsgeſchäfften, als auch in anderem Umgange anwenden, und derſelben ſich mit Nutzen bedienen möge. Nun iſt es längſt eine ausgemachte Sache, und wir können uns auf eines jeden eigene Erfahrung gar füglich berufen, daß zu dem wahrhaften Verſtande gegenwärtiger Briefe nicht eine geringe Erkenntniß der lateiniſchen Sprache, nicht eine obenhin gefaßte Wiſſenſchaft der römiſchen Gebräuche und Alterthümer, der Geſetze, Cerimonien, Geſchichte, des Staats, und der ſämtlichen Sitten erfordert werde, und daß demjenigen das Lob eines gründlichen und nicht gemeinen

Ge-

Gelehrten mit allem Recht gehöre, welcher mit Wahrheit von sich bekennen kann, daß er diese Briefe verstehe, und solche Begriffe mit denselben verbinde, die mit den Umständen der Sachen, der Personen und andern Geschichten überein kommen.

Etwas dergleichen rühmet sich mit gegenwärtiger Uebersetzung des ersten Theils der Briefe des alten römischen Fürsten Cicero, Herr Damm, Conr. am cöllnischen Gymnas in Berlin, dessen Fleiß schon zu verschiedenen malen wegen Uebersetzung der Rede des Cicero für den beklagten Roscius auch der Lobrede des Plinius auf den Trajanus, ist bekannt gemacht worden. Er gestehet in seinem zweyten Vorberichte ganz gerne, daß er diese Arbeit (wie es ihm zu reden beliebt) nicht aus dem Aermel geschüttelt, sondern sie zweymal umgearbeitet, alles sorgfältig überleget, und wohl vorgesehen, daß er keinen Ausdruck erdacht habe, von dem er nicht Grund angeben könne; zu dem Ende er sich bey zwölf und mehr Jahren schon (wie aus dem ersten Vorberichte zu ersehen ist) immer nach deutschen Ausdrückungen umgesehen habe, um dadurch sowohl die Kraft eines jeden Wortes oder jeder Redensart auszudrucken, als auch alle Worte nach ihrer wahren Bedeutung zu übersetzen. Wie weit ihm dieses gelungen sey, wollen wir anitzo in etwas untersuchen.

Anfangs, was den Titel anbelanget, billigen wir ganz gerne die Ueberschrift: Briefe des . . Cicero an Unterschiedene, deren Grund der Herr Uebersetzer im Anfang seines Vorberichts uns hinlänglich beredet hat, da überhaupt die lateinische Aufschrift, ad familiares, nur von einigen Unverständigen hingesetzt

und beybehalten worden, welche die wahre Bedeutung dieſes Worts nicht haben einſehen, vielweniger die Briefe ſelbſt leſen und verſtehen können. Anſtatt deſſen haben andere erfahrne, und der Sprache ſowohl als der Sachen, ſo in dieſen Briefen enthalten ſind, kundige Männer allezeit lieber ad diuersos geleſen: ſintemal nicht bloß vertraute Perſonen des Cicero darinne vorkommen, ſondern viele große und in der Republik angeſehene Männer dargeſtellet werden; welche oft dem Cicero nicht gar günſtig geweſen, ſondern viel Fleiß angewendet haben, wie ſie ſeinen Abſichten zuwider ſeyn, und dieſelben vernichten möchten. Daß aber der Herr Ueberſetzer den Cicero einen alten römiſchen Fürſten betitelt, das kömmt uns wunderbar und ſeltſam vor. Denn ob wir gleich eben ſo wenig diejenige Ueberſetzung billigen können, welche den Cicero einen römiſchen Bürgermeiſter nennet, ſo wenig können wir hinwiederum dieſen römiſchen Fürſten dulden. Ob uns wohl nicht unbewußt iſt, daß ein römiſcher Conſul in Anſehung der damaligen Größe der Republik, welche ganz Italien, Gallien, Spanien, Griechenland, einen großen Theil von Aſien und Africa, und noch mehr, unter ſich begriff, wenigſtens ſein Jahr hindurch, ſo lange er an der Regierung geweſen, eine nicht geringere Figur, als itzt etwan ein römiſcher Kaiſer in der Welt gemacht habe, daß alſo bey einer ſolchen Verhältniß ſo gar der Titel eines Fürſten noch viel zu wenig ausdrückete: So ſehen wir doch gleichwohl nicht, warum man nicht den römiſchen Namen einer römiſchen Ehrenſtelle beybehalten, und nur durch dergleichen unrichtige und ganz unzulängliche Begriffe Gelegenheit zu Verwirrungen

rungen geben wolle; zumal da auch nach niedergelegtem Consulat der Titel eines Consuls ihnen beständig beybehalten wurde, sintemal sie unter die so genannten viros consulares gezählet wurden. Warum nennet Herr Damm den Publius Lentulus nicht einen Vicefürsten, und giebt ihm einen andern willkührlichen Namen, sondern behält das Wort Proconsul? Warum behält er p. 114. bey eben diesem Lentulus den Ehrentitel imperator bey, und übersetzt ihn nicht durch commandirenden General? Vielleicht, weil er sich nicht getrauet zu allen Nebenbegriffen ein allgemeines Wort zu finden, bey dem man so gleich eben das gedenken könnte, was gleichsam in dem Wesen des Worts imperator verborgen liegt, und dasselbige ausmachet. Der Worte tribunus plebis, Augurat, Prätor, Quästor, Lictor bedienet er sich gar zum öftern, welches wir ganz wohl gethan heißen, ja er läßt andern Sachen ihren lateinischen Namen, die noch eher hätten in unserer Sprache ausgedruckt werden können. Z. E. er sagt p. 133. fasces, oft finden wir Senat, die Senatores, triumphalis, p. 160. pontifex maximus, u. s. w. Er würde also besser gethan haben, wenn er sich des Titels eines Fürsten nicht bedienet, und sich dabey vorgesehen hätte, um bey solchen nicht lächerlich zu werden, die von einem so abentheuerlichen Worte, so sich auf dem Titel eines Buchs befindet, so gleich auf den schlechten Werth desselben, wiewohl oft nicht ohne Ursache und Wahrheit, zu schließen pflegen.

Wir gehen nunmehr zur Ueberseßung selbst, bey welcher wir untersuchen wollen, ob Herr Damm denjenigen großen Ruhm, welchen er sich in seinen

Vorberichten auf allen Seiten mit auserlesenen, ja von ihm selbst erfundenen Worten beyleget, auch in der That erlanget habe. Wir werden aber unsere Betrachtung also einrichten, daß wir erstlich ansehen, wie weit der Uebersetzer bey einigen Briefen den Sinn des Cicero, oder die Beschaffenheit der Umstände, den Nachdruck der Worte getroffen habe, oder nicht? Zum andern, wollen wir uns mit wenigem zu den Anmerkungen machen, und derselben Vollkommenheiten, die uns so sehr angerühmet werden, überlegen. Endlich aber wird auch verschiedenes von der Schreibart und der grammatischen Uebersetzung zu erinnern seyn.

Damit jedermann mit Grunde versichert seyn möge, daß es dem Herrn Uebersetzer nicht gehe wie dem Grävius, da ihm der berühmte Gronov den ersten Brief des Cicero zu erklären vorlegte, durch den er seine Unwissenheit erst einsehen lernte, hat er einen Innhalt von zehen ganzen Seiten diesem ersten Briefe sowohl, als auch den übrigen, und vornämlich, wenn sich ein neu Buch anfängt, vorgesetzet. Es enthält aber der Innhalt dieses Briefes nichts mehr, als folgendes: Nachdem Ptolomäus, König in Aegypten, von seinen Unterthanen aus dem Lande war gejagt worden, suchte er es in Rom durch Beschenkung dahin zu bringen, daß er von dem römischen Rathe wieder eingesetzet würde. Die Aussprüche der Sibylle waren ihm daran zuwider, vermöge welcher keinem Aegyptier mit Kriegesmacht sollte beygestanden werden. Nun schreibt Cicero an den Lentulus, den damaligen Proconsul in Cilicien, daß einige von der Rathsversammlung die Einsetzung

tung desſelben ihm, andere aber dem Pompejus aufgetragen wiſſen wollten, jedoch, daß es ohne Kriegesmacht geſchehen möchte. Wir zweifeln nicht, daß ein jeder gnugſame Wiſſenſchaft habe, wenn er dieſen Brief verſtehen will, und, daß es nicht eben nöthig ſey, ſo viele Nebenumſtände, die nur die Beleſenheit des Ueberſetzers anzeigen ſollen, hierher aber nicht gehören, mit anzuführen.

Der erſte Brief des Cicero fänget ſich alſo an: Ego omni officio, ac potius pietate erga te ceteris ſatisfacio omnibus, mihi ipſi numquam ſatisfacio: Herr Damm überſetzet dieſe Worte p. 12. folgender maßen: Jedermann iſt zwar zu frieden mit den Freundſchafsdienſten, oder vielmehr mit der verpflichteſten Liebe, die ich gegen dich auf alle mögliche Art erweiſe; nur ich bin darinn mit mir gar nicht zu frieden. Es verdienet hier dreyerley in Acht genommen zu werden, nämlich, was das Wort officium, pietas, und ſatisfacere anbelanget. Officium iſt überhaupt eine ſolche Handlung, die das Geſetz der Natur von mir erfordert, daß ich des andern Gutes befördere und das Böſe verhindere, ich mag mit demſelben in beſonderer Freundſchaft ſtehen oder nicht: es iſt hier genug, daß ich ihn für einen Menſchen halte. Der Grund von allen Pflichten iſt die Liebe, die ich allen Menſchen ſchuldig bin, und alſo liegt überhaupt der Begriff von der Liebe, den Herr Damm ſchon zu dem Worte pietas rechnet, in der That mit bey dem Worte officium, weil alle officia aus der Liebe entſtehen. Es will auch Cicero hier nichts anders ausdrücken, weil er ſich in folgenden Worten verändert, da er ſagt ac potius; es

zeigt alſo hier nichts anders an, als die Pflicht, die ich allen Menſchen erzeigen muß. Er will aber hiermit ſein menſchliches Gemüth an den Tag legen, welches auch ohne Wohlthaten von dem andern empfangen zu haben dennoch bereit iſt, ihm zu dienen. Wir würden das Wort neceſſitudo durch Freundſchaftsdienſte überſetzen. Pietas giebt der Ueberſetzer verpflichteſte Liebe, es drückt aber dieſe Ueberſetzung die Stärke des Wortes pietas nicht völlig aus. In der Anmerkung hat Herr Damm, wie auch eben dieß im Faber zu finden iſt, dieſes Wort etwas weitläuftiger umſchrieben. Die Sache kömmt darauf an, wenn ich von dem andern eine Wohlthat empfangen habe, die er mir zu erweiſen nicht ſchuldig geweſen wäre, ſondern da er bloß auf die Beförderung meiner Glückſeligkeit geſehen, und ich mich gegen denſelben dankbar zu erzeigen ſuche: ſo bin ich gegen ihn pius. Und ſo bin ich pius gegen Gott, gegen meine Aeltern; doch inſofern ſie mir ſolche Wohlthaten erzeigen, die ſie mir zu geben nicht ſchuldig wären, und gegen meine andern Wohlthäter. Cicero will durch dieſes Wort gleichſam ſeine kindliche Ehrerbiethung gegen den Lentulus an den Tag geben, um ihm zu zeigen, wie ſehr er ihm verbunden ſey. Satisfacere wird durch zufriedenſeyn überſetzt, welches uns etwas dunkel vorkömmt. Denn warum hätten es die andern nicht ſollen zu frieden ſeyn, indem er durch die ceteros vornehmlich diejenigen Rathsperſonen verſtehet, die auf ſeiner Seite waren, und welche dazumal die meiſten ausmachten; indem die Meynung, daß Lentulus den König einführen ſollte den größten Beyfall erhalten hatte. Endlich haben wir die Worte:

die

die ich gegen dich auf alle mögliche Art erweise nicht im Texte finden können, wo sie sich anders nicht auf das Wort pietas beziehen sollen, welches aber gleichwohl dasselbe noch nicht ausdrucket. Es hätte also dieser Satz übersetzt werden können: Wer nur meine Pflicht, oder vielmehr meine kindliche Ehrerbietung gegen dich einsiehet, derselbe urtheilet, daß ich alles nach meinem größten Vermögen thue, so, daß ich nichts mehr thun könnte: gleichwohl aber denke ich immer, ich thue noch zu wenig. Der Sinn möchte fast einerley mit dem Uebersetzer seyn, nur der Nachdruck der lateinischen Wörter möchte vielleicht mehr unsere Uebersetzung erforden. Es kommen diese beyden Worte wieder im zweyten Buche im sechsten Br. p. 33. vor, und müssen auf eben diese Art erkläret werden.

p. 13. Hammonius arbeitet ganz offenbarlich mit Gelde wider uns, Ammonius ... aperte pecunia nos oppugnat, ist so zu übersetzen: Ammonius suchet ganz offenbar die andere Parthie mit Geld gleichsam zu belagern, damit sie nämlich verhindere, daß du den König nicht einführeteſt: Es thut dieser Zusatz sehr viel die Deutlichkeit zu erhalten. Oppugnare heißt nicht, wider einen arbeiten; es zeigte dieses eine viel zu geringe Bemühung an. Sondern das Gleichniß ist von den Kriegsmaschinen genommen, und von der Belagerung eines ganzen Kriegesheers: und diese wird dem Gelde, als dem Beherrscher der ganzen Welt, zugeschrieben.

p. 15. Dem Pompejus unterlassen wir nicht ... freyer zuzureden. Es hat den Uebersetzer

der comparatiuus *liberius* betrogen, da er doch, wie bey vielen andern Redensarten, alſo auch hier weniger bedeutet, als der poſitiuus, liberius loquor iſt weniger, als libere loquor: ſaepius ſcribo iſt nicht ſo viel, als ſaepe ſcribo. Es kommen bey den beſten Scribenten ſolche Redensarten vor, welche nach den daſigen Umſtänden zu erklären ſind. Denn Cicero hat wohl nicht oft frey vor dem Pompejus geredet, daß er itzo ſagen könnte, er thäte es noch mehr. Ferner haben wir noch nicht gefunden, daß acculare zureden hieße, wohl aber beſchuldigen. Nämlich der Sinn iſt dieſer: Wir ſtellen dem Pompejus vor ſo wie es in der That iſt, daß wir ihm nichts verſchweigen, wie ſehr ihn jedermann beſchuldigen werde, und was für eine üble Nachrede er ſich bey allen verſchaffen würde.

p. 16. Ueberſetzet Herr Damm die Worte: Sed plane nec precibus noſtris nec admonitionibus reliquit locum, alſo: **Aber er macht es ſo, daß weder mein Bitten noch Erinnern recht angebracht heißen kann.** Wir geſtehen es ganz gerne, daß die lateiniſchen Worte zweydeutig ſind: jedoch, wenn man das folgende zu Hülfe nimmt, ſcheinen ſie ſich vielmehr auf die gute Seite zu neigen, und können vielmehr dieſes heißen: **Wenn wir ihn aber bitten oder abmahnen wollen, ſo läßt er uns nicht ausreden**, nämlich aus Beſcheidenheit und Klugheit.

p. 18. Heißt es: **Des Hortenſius, und meine, und des Lucullus Stimme weichen dem Orakel in dem Punkte der Armee.** Die lateiniſchen Worte ſind alſo abgefaſſet: Hortenſii, et mea, et Luculli

Luculli ſententia cedit religioni de exercitu. Es iſt die Ueberſetzung gar zu ſehr an die lateiniſchen Worte gebunden: wie dieſes an unzählichen Orten geſchehen iſt, welche kein Deutſcher verſtehen kann; wovon wir unten Exempel anführen wollen. Vermuthlich aber wird dieß jedermann verſtehen: des Hortenſius, unſere, und des Lucullus Meynung gehen dahin, man müſſe den ſibylliniſchen Büchern hierinne gehorchen, daß der König ohne Kriegsheer eingeführet werde.

p. 20. Hat der Ueberſetzer den Sinn des Cicero nicht getroffen, denn er giebt die Worte: Cenſet enim etiam ex iis, qui cum imperio ſunt: Bibulus tres legatos ex iis, qui priuati ſunt, folgender maßen: **Denn er will, daß es auch ſolche ſeyn ſollen, die in wirklichen Regierungswürden ſtehen. Bibulus aber ſtimmet auf drey ſolche Abgeſandten, die keine Regierungswürden beſitzen.** Cum imperio, ſoll alſo ſo viel heißen, **der eine wirkliche Regierungswürde hat,** welches aber wider alle römiſche Gebräuche iſt. Es muß gegeben werden: **die in den Provinzen mit Kriegsheeren ſtehen,** denn es bekam nicht ein jeder Proconſul oder Proprätor ein Kriegsheer mit ſich in die Provinz, denn wenn die Römer in den Gegenden derſelben Länder, dahin der Proconſul oder Proprätor ging, keinen Feind, oder andere innerliche Unruhe vermutheten: ſo mußte derſelbe aus Rom ſine imperio, habitu pacato ausreiſen; er hatte kein Feldherrnkleid an, (paludamentum) ſondern die gewöhnliche togam. Er bekam alſo weiter nichts, als die Macht, Streitigkeiten zu entſcheiden, oder die ſo genannte iurisdictionem.

ctionem. Hingegen diejenigen, die nebſt der gewöhnlichen Gewalt auch eine Armee bekamen, mußten dieſelbe erſt vermöge einer legis curiatae in den gewöhnlichen comitiis curiatis von dem ganzen Volke erhalten. Es gehöret derohalben das imperium niemals dem Proconſul oder Proprätor ſo eigen zu, daß er ohne daſſelbe nicht geweſen ſey. Daß aber Lentulus, welcher auch hier verſtanden wird, eine Armee mit ſich gehabt habe, zeigt der neunte Brief an p. 117. wo er nach erhaltenem Siege von ſeinen Soldaten war imperator genennet worden. Imperium hat in der damaligen römiſchen Republik niemals eine wirkliche Regierungswürde geheißen, welches Wort wir auch gar nicht verſtehen. Es wird hier auch cum imperio entgegen geſetzt den priuatis, wie es der Ueberſetzer ſelbſt angenommen zu haben ſcheinet; kann aber nicht überſetzet werden: die keine Regierungswürden beſitzen. Zu Rom wurden alle diejenigen unter die priuatos gerechnet, die ſelbiges Jahr nicht etwan conſules oder praetores oder andere regierende Obrigkeiten waren. Hier ſind alſo die priuati ſolche proconſules und propraetores, die kein Kriegsheer, und keine Macht Krieg in den Provinzen zu führen, haben: und dieſe waren allerdings in Anſehung Roms priuati, ob ſie gleich in ihren Provinzen für magiſtratus gehalten wurden. Der Sinn des Cicero iſt alſo dieſer: Des Craßus Meynung iſt, man ſolle drey Abgeſandte ſchicken, darunter der Pompejus ſeyn müßte: die andern aber könnten aus denen genommen werden, die in den Provinzen mit Kriegsheeren ſtünden. Bibulus will haben, man ſolle aus den Provin-

zen,

zen, wo keine römiſche Armeen ſtehen, drey Abgeſandten ſchicken. Es kann dieſe Erklärung aus den beſten und glaubwürdigſten Scribenten bewieſen werden, daß imperia die Macht Krieg zu führen bedeute. Wir wollen nur zwey Exempel anführen. Cornel. Nepos ſagt im Ariſtides cap. 2. neque aliud eſt vllum in re militari illuſtre factum, quam huius *imperii* memoria. Cicero in der Rede für den M. Marcellus cap. 9. obſtupeſcunt certe poſteri *imperia*, prouincias u. ſ. w. Wenn wir nicht alle Geſchichte und Gebräuche in Zweifel ziehen wollen, ſo müſſen wir dieſes nothwendig einräumen.

p. 23. liſt Herr Damm cui qui volunt, weil in der andern Leſung keine Scharfſinnigkeit ſtecket, cui qui nolunt, die wir aber in jener gar nicht finden können. Jedoch, weil er ſich in dem Vorberichte auf des Herrn Bengels Ausgabe beruffen hat, der er in allen gefolget iſt: ſo wollen wir hievon nichts gedenken, ſintemal es nur auf Kleinigkeiten hinauslaufen würde; von welchen wir aber mit Fleiß in gegenwärtiger Schrift abſtehen wollen.

p. 23. und 24. ſind die lateiniſchen Worte: Gratiam autem noſtram exſtinguit hominum ſuſpicio, quod Pompeio gratificari putant, von Hn Dammen nicht eigentlich überſetzt. Es heißt: Und was ich durch meine Gunſt bey andern ausrichten könnte, das wird dadurch vernichtet, weil mancher ſich vorſtellet, er erweiſe dem Pompejus etwas angenehmes. Es drucken dieſe Worte nicht alles zur Gnüge aus; wir geben dieſelben folgender maßen: Weil die Leute muthmaßen, ſie

thäten

thäten dem Pompejus einen Gefallen, ſo ſetzen ſie gänzlich hinten an, ſich bey mir beliebt zu machen, ob ſie mir gleich ſonſt ſehr gewogen ſind. Dergleichen Nebenbegriffe liegen in den Worten verborgen, auf welche der Ueberſetzer hätte genau Acht haben ſollen, damit er mit Recht in ſeinem Vorbericht hätte ſagen können, man fände an ſeiner Ueberſetzung gleichſam ein Original vor ſich.

p. 24. findet man dieſe Worte: **Welche Sache unter der Hand ſchlimm gemacht worden.** Dieſe ſollen clam exulceratis bündig ausdrucken, welches wir aber nicht zugeſtehen können. Es würde beſſer geweſen ſeyn, wenn man mehr auf die Bedeutung des Worts geſehen, und es alſo überſetzet hätte: Welche Sache heimlich iſt rege gemacht worden, wie man ein Geſchwür aufſticht; denn dergleichen Worte müſſen wohl umſchrieben werden, damit die Schönheit nicht wegfalle. Es ſey aber dieſes wenige von dem erſten Briefe genug geſagt, ob es wohl nicht zu leugnen iſt, daß noch vielmehr Worte hätten erwähnet werden können, zumal von dergleichen, die eine Aehnlichkeit mit andern Dingen haben, und die von lebloſen auf lebendige Sachen geführet werden: welche Art zu reden eine der größten Schönheiten in der lateiniſchen Sprache ausmacht; da man ſich denn, ſo viel nur möglich iſt, befleißigen muß, daß man ſie auch mit ausdrücken möge, welches aber von dem Ueberſetzer nicht beobachtet worden.

p. 29. ſteht: **Was aber die drey Abgeſandten betraf, giengen die meiſten gänzlich davon ab.** Die lateiniſchen Worte ſind dieſe: de tribus legatis frequentes ierunt in alia omnia. Es zeigen

dieſe

dieſe Worte den Gebrauch an, der bey den römiſchen Rathsherren in Gewohnheit geweſen, wenn ſie von einer Sache ihre Meynung ſagen ſollten. Es geſchah dieſes nicht durch Reden, daß ſie ſo gleich mit Worten eingeſtimmet hätten, ob ſie in eine vorgelegte Sache einwilligten, oder von derſelben abgiengen: ſondern, ſo bald der Conſul die verſchiedenen Meynungen des Raths erſehen hatte, überzählte er dieſelben, nannte dabey den Namen deſſen, der dieſelbe zu erſt vorgebracht, und ſagte, man möchte nunmehro ſeine Meynung darüber entdecken, er gebrauchte ſich dabey dieſer Formel: qui hoc cenſetis, illuc tranſite: qui *alia omnia*, in hanc partem. Alsdann ſtund jedermann im Rathe von ſeinem Sitze auf: und wer Urheber von einer gewiſſen Meynung war, gieng in der Verſammlung an einen gewiſſen Ort, welchem alle diejenigen nachfolgeten, die eben derſelben zugethan waren; ſo viel nun unterſchiedene Meynungen waren, ſo viel ſahe man auch im Rathe Zuſammenkünfte: und bey welcher Partie die meiſten ſtanden, von derſelben wurde von dem Conſul ausgeſprochen, daß dieſe die Oberhand behalten hätte. Auf dieſe Gewohnheit zielet Cicero hiemit. Der Ueberſetzer hätte dieſes wiſſen, und ſich im Deutſchen darnach richten ſollen. Es iſt an dem, die Hauptſache beſtehet darinne, die meiſten giengen gänzlich ab, das heißt aber nicht bey der Ueberſetzung (wie er ſich doch in ſeinem Vorberichte von dieſen Briefen rühmet) die alten Arten in Ausdrückungen beybehalten. Des Cicero Worte müſſen alſo überſetzet werden: Was aber das anbelanget, man ſolle drey Abgeſandte ſchicken, davon ſind die Rathsherren, als ſie ihre

Mey-

Meynung zu erkennen geben mußten, haufig dahin gegangen wo diejenigen ſtunden, die ganz anderes Sinnes waren.

p. 31. **Es fügte ſich, daß ich eben den Abend mit dem Pompejus ſpeiſete.** Hier ſind die Worte **den Abend**, vergebens, ob gleich im lateiniſchen coenaui ſteht. Das Wort coena kömmt her von ἀπὸ τῆ κοινῆ, und heißt diejenige Mahlzeit, wenn der Hausvater mit ſeiner Familie beyſammen war, und ſpeiſete. Denn die Römer aßen zu Mittage nicht, wie wir etwan um zwölf Uhr: ob ſie gleich ein wenig zu ſich nahmen, ſondern nach ihrer Zeit um neun Uhr Nachmittage, aßen ſie erſt. Weil nun die Worte den Abend einige Verhältniß auf unſern Zuſtand haben möchten, ſo könen ſie füglich ausgelaſſen werden; zumal da es heißt *eo die* coenaui. Bey uns kann die Mittagsmahlzeit coena heißen.

p. 32. **Wenn ich dieſen Herrn ſelbſt reden höre, ſpreche ich ihn gänzlich los von dem Verdachte, daß er gerne wolle.** Libero eum ſuſpicione cupiditatis. Der Ueberſetzer iſt hier ſehr artig und zweydeutig wider den Sinn des Cicero. Die Worte ſind auf dieſe Art deutlich: ich ſpreche ihn los von dem Verdachte, daß er den König gerne einſetzen möchte.

p. 35. **Dieſerwegen iſt auch .... ein ſehr ernſtlich Senatsgutachten vorgeſchlagen worden, und ob zwar Cato und Cannius demſelben widerſprochen, ſo iſt es dennoch niedergeſchrieben worden.** Er ſcheinet uns allhier die lateiniſchen Worte nicht recht überlegt zu haben, welche alſo lauten: De his rebus ſenatus auctoritas grauiſ-

ſima

ſima interceſſit, cui cum Cato et Caninius interceſſiſſent, tamen perſcripta eſt. Senatus auctoritas und ſenatus conſultum ſind zwo gewöhnliche Benennungen, womit man entweder zu verſtehen gab, die Sache wäre im Rathe wirklich zu Stande kommen, oder ſie ſey nicht zu Stande gekommen. Dieſes heißt ſenatus auctoritas, jenes aber S.C. Es waren aber an den auctoritatibus ſenatus gemeiniglich die tribuni plebis ſchuld, denn wenn dieſe glaubten, der Rath beſchlöße etwas wider den Vortheil des Volks, ſo proteſtirten ſie darwider, (das heißt *intercedere*, und geſchahe durch ein einziges Wort *veto*.) und es konnten alſo des Raths Ueberlegungen und Berathſchlagungen ihre Kraft nicht erhalten. Was das Wort *perſcribere* anlanget, ſo zeigt daſſelbe eigentlich bey einem ſenatus conſulto an, daß alle diejenigen, auf deren Einrathen der Rath daſſelbige beſchloſſen hatte, ihre Namen unter daſſelbige ſchrieben, das heißen die Lateiner perſcribere auctoritates. Hier wird dieſes Wort von der auctoritate ſenatus gebraucht, welches ſonſt nicht geſchah; deswegen Cicero auch dazu ſetzt *tamen* perſcripta eſt, und ſie auch im vorhergehenden gratiſſimam nennt, das iſt: da der Rath alle Mühe angewendet hatte, es möchte die Sache zu Stande kommen, und ohngeachtet die tribuni proteſtirt hatten, dennoch alle Namen dererjenigen, wie bey einem ordentlichen ſenatus conſulto hatte aufſchreiben laſſen, auf deren Gutbefinden die Sache alſo beſchloſſen war. Ordentlicher Weiſe wurden alſo bey den ſenatus auctoritatibus niemals die Namen aufgeſchrieben, ſondern nur bey den ſenatus conſultis. Der Begriff des Ueberſetzers ſcheinet ganz ungewiß in dieſen beyden Sachen zu ſeyn.

p. 42. Werden die Worte des Cicero im vierten Briefe, B. 1. Caninius et Cato negarunt ſe *legem* vllam ante comitia eſſe *laturos*, alſo überſetzet . . . . ſie würden kein Geſetze veranlaſſen. Es iſt ganz falſch und ungereimt, wenn man das Wort lex nach römiſcher Bedeutung allezeit ein Geſetz geben wollte, da es doch nicht eher dieſe Kraft erlangen konnte, als wenn das Volk öffentlich in ihren allgemeinen Verſammlungen (comitiis) etwas nun gewiß beſchloſſen hatte. Lex oder ein Geſetz iſt allezeit der Wille eines höhern; aber in der römiſchen Republik iſt das Volk der Höhere, und kann alſo niemand Geſetze geben, als das Volk. Das lateiniſche Wort lex kömmt von dem griechiſchen λέγω her, welches ſo viel heißt, als etwas vorſchlagen, welches das Volk erſt billigen ſoll, und hat eine gleiche Bedeutung mit dem Worte ψήφισμα. Es konnte alſo weder ein Conſul, noch ein tribunus plebis, noch eine andere Magiſtratsperſon Geſetze geben, ſondern dieſe Macht gehöret allein dem Volke. Der Conſul, tribunus, u. ſ. w. hatte nur Freyheit *ferendi* legem, das heißt einen Vorſchlag an das Volk zu machen, es möchte befehlen, daß nach Gutbefinden, dieſe oder jene Sache inskünftige geſchähe oder hinterbliebe. Das Volk *perferebat* legem, wenn es ihm beliebte, und alsdann bekömmt es erſt die Kraft und den Namen eines Geſetzes. Es iſt alſo der Sinn gegenwärtiger Worte folgender: Caninius und Cato ſagten, ſie würden vor den gewöhnlichen allgemeinen Verſammlungen dem Volke nichts vorſchlagen, daß es etwas befehlen ſollte. Es iſt dieſe Anmerkung von großer Wichtigkeit, weil ohne dieſelbe unzählige Stellen des Cicero nicht verſtanden werden können.

p. 51. 52. ſteht: **Wir hier wollen alles mit allem Ernſte und guter Vorſicht angreiffen** Dieſes ſoll die Kraft der Worte ausdrücken a nobis agentur omnia diligenter. Diligenter heißt oft ſorgfältig, fleißig, diligens pater familias iſt ein ſolcher Hausherr, der das Seinige wohl in Acht nimmt, der für Kinder, für Geſinde und Vieh wohl ſorget, damit nichts Schaden nehmen möge: a nobis agentur omnia diligenter, heißt alſo: **Wir wollen uns ſo viel Mühe geben, als es uns möglich iſt.** Und alſo muß es auch hier überſetzet werden.

p. 62. **Es tröſtet mich die Vorſtellung meiner ehemaligen Zeiten.** Meorum temporum. Cicero heißt tempus ſuum allezeit ſein Unglück, da er im Elende leben mußte, und aus Rom verjagt war. Es müſſen dieſe Worte alſo folgender maßen überſetzet werden: Ich tröſte mich noch, wenn ich an mein voriges Unglück gedenke.

p. 71. **Mir iſt deine Belebtheit ꝛc angenehm vorkommen.** Mit einem ſolchen neuen Worte wird hier humanitas überſetzt, ob gleich in der beygeſetzten Anmerkung das Wort ein wenig beſſer erkläret wird. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes Wort unter diejenigen gehöre, wovon die wenigſten einen deutlichen Begriff haben. Es begreift aber nach ſeiner erſten Bedeutung unter ſich die ganze Natur und das ganze Weſen des Menſchen, und heißt die Menſchheit. Hernach zeigt es diejenigen Eigenſchaften eines Menſchen an, die unmittelbar aus ſeinem Weſen entſpringen, es bedeutet alles, was die Menſchen thun, denken, urtheilen und leiden. Endlich faßt es in ſich alles dasjenige, was nur einem Menſchen anſtehet, und

ihn von den unvernünftigen Thieren unterſcheidet. Von dieſem allen finden wir in Fabers Wörterbuche nichts, ſondern es wird daſelbſt, wie auch in der beygeſetzten Anmerkung überſetzt: **Leutſeligkeit, Höflichkeit**, welche Ueberſetzung in gewiſſen Fällen ganz gut, doch nicht zulänglich iſt, ſich einen Hauptbegriff von dem Worte zu machen. Wie ſchicket ſich aber des Lentulus Leutſeligkeit gegen den Pompejus hieher? Dieſe Tugend hat ein Erbarmen gegen den andern zum Grunde. Worinne ſoll nun dieſes Erbarmen beſtehen? Der Ueberſetzer trifft noch mit dem letzten Worte das beſte, da er es durch **Politeſſe** überſetzt. Warum gebraucht er nicht das Wort **Staatsklugheit**, welches ſich hier am beſten würde geſchickt haben? Ueberhaupt zeiget dieſes Wort eine Verhältniß an zu den Perſonen, von denen die Rede iſt.

p. 94. finden wir folgende Worte: **Du kannſt leicht ermeſſen, wie viel deutlicher und ausnehmender alles dieſes werden würde, wenn aus der Provinz, und aus deiner iztthabenden Befehlshaberſchaft etwas rühmliches hinzu kommen wird.** Weil dieſe Worte ohne allen Zweifel niemand verſtehen kann, wollen wir des Cicero ſeine anführen: Haec, profecto vides, quanto expreſſiora, quantoque illuſtriora futura ſint, cum aliquantum ex prouincia atque ex imperio laudis acceſſerit. Hier wird imperium durch eine iztthabende Befehlshaberſchaft überſetzt, oben hieß es eine wirkliche Regierungswürde, und p. 16. im dritten Buche heißt es ein Oberbefehlshaber. Es iſt aber alles ganz falſch und ungegründet, ja dunkel, und ganz barbariſch deutſch; imperium heißt, wie oben weitläuftig iſt ausgemacht

wor-

worden, die Obergewalt über eine Armee. Der Ueberſetzer muß ganz gewiß zu derſelben Zeit eine recht elende versionem germanicam eines Schulknabens durchgeleſen haben, daß ihm dergleichen ſchlechte Sachen noch geläufig geweſen ſind, darüber er ſie unverſehens mit in ſeine Ueberſetzung gebracht, und ſie hernach bey Ueberleſung derſelben deswegen mit Fleiß ſtehen laſſen, um zu zeigen, daß auch große Leute fehlen können, und daß auch ihm, (wie er den guten Manutius ſo oft, wiewohl ohne Grund, anklaget,) etwas menſchliches habe begegnen können.

In den Scherzſchreiben an den Trebatius ſteht: Praeſertim cum his temporibus audacia pro ſapientia liceat vti. Herr Damm überſetzt dieſe Worte p. 207. alſo: **Zumal da man ſich bey den itzigen Zeiten der Dreiſtigkeit anſtatt einer Weisheit gar wohl bedienen darf.** Audacia heißt Frechheit, da man ſich beſonders erhebet und groß macht, ob man es gleich gar nicht vonnöthen hätte. Denn was hier Dreiſtigkeit ſey, wird wohl nicht jedermann verſtehen. Aber ſapientia heißt hier nicht die Weisheit, wie es überſetzt worden iſt. Denn es iſt von dieſem Worte zu merken, daß ſapiens ein jeder kann genennet werden, der ſeine Kunſt oder Handwerk wohl gelernet hat, und dieſelbe verſtehet, denn coquus ſapiens heißt ein guter Koch: Allein es wird ſapientia zum öftern für iurisprudentia gebraucht, und es wird uns jedermann Beyfall geben, daß dieſe Bedeutung allhier ſtatt finde, und daß die Worte alſo zu überſetzen ſind: zumal da heute zu Tage derjenige oft für einen Juriſten kann gehalten werden, wer ſich nur ſehr unverſchämt aufführen kann.

In eben dieſem Briefe kömmt vor: Quod nihil reſpondeas, und quod male reſpondeas; der Ueberſetzer giebt es, wie gewöhnlich, nach den Worten: Du antworteſt gar nichts, und du antworteſt übel. Reſponſa ICtorum werden alſo wohl bey ihm Antworten der Juriſten ſeyn. Allein, wir zweifeln ſehr, ob dieſe Ueberſetzung ſich zur Sache ſchicken werde.

Wir wollen noch etliche wenige Stellen aus dem zweyten Buche anführen, und unterſuchen, wie es unſerm Ueberſetzer allhier geglückt iſt. Der ſechſte Brief iſt in einigen Stellen unſtreitig ſehr ſchwer deutſch zu machen. Jedoch Herrn Damms zwölfjähriger Fleiß wird alle gordiſche Knoten auflöſen. Faſt um die Mitte dieſes Briefes ſtehet folgender ſchöne §. Neque enim ſum veritus, ne *ſuſtinere* tua in me vel innumerabilia beneficia non poſſem, cum praeſertim confiderem, nullam eſſe *gratiam* tantam, quam non vel *capere* animus meus in accipiendo, vel in remunerando cumulandoque *illuſtrare* poſſit. Die deutſche Ueberſetzung iſt p. 31. 32. dieſe: Denn dafür darf ich nicht ſorgen als ob mir deine, auch wohl unzählliche Gutheiten zu viel werden möchten. Zumal da ich das Vertrauen zu mir habe, daß keine Gunſtbezeigung mir erwieſen werden könne, die mein Herz nicht ſollte entweder bey Genießung derſelben recht erkennen und verſtehen oder durch Gegenvergeltung in reichem Maaße als recht ausnehmend und leuchtend vorſtellen: Des Ueberſetzers Beſcheidenheit wird nicht zu laſſen, daß er ſich anmaßen wollte, er habe alle Schönheiten ausgedruckt,

druckt, die in dieſen Worten liegen: ja er wird ſeine Ueberſetzung für ganz verwirrt und undeutſch halten, wenn er dieſelben mit des Cicero ſeinen vergleichen will. Wir werden daher die lateiniſchen Worte nach der Reihe durchgehen, eines jeden Kraft erwegen, und uns, ſo viel möglich iſt, bemühen, daß ſie deutſch können überſetzet werden. Es ſind in dieſen Worten vornehmlich drey Redensarten enthalten, die vor andern ſchwer ſind, welche alſo verdienen aus einander gewickelt zu werden, damit man ſich einen rechten Begriff machen könne. Sie heißen alſo: Sustinere beneficia, gratiam beneficii capere, und gratiam illustrare in remunerando cumulandoque. Das Wort sustinere hat eine Verhältniß gegen eine Laſt, die der andere ertragen ſoll. Man nennt aber alles dieſes eine Laſt, was von beſonderer Schwierigkeit iſt. So nennt man, eine Republik wohl beherrſchen, eine Laſt, weil es ſehr ſchwer iſt, derſelben ſo vorzuſtehen, damit ſie keinen Schaden leide. Wer nun bey einer Sache den gehörigen Fleiß und alle Mühe anwendet, ſo daß er viel ausrichtet, von dem ſagt man hic rem sustinet. Z. E. wer von einem andern gelobet wird, trägt eine Laſt auf ſeinen Schultern, weil beſonderer Fleiß und Mühe erfordert wird, wenn er dafür angeſehen werden will, daß er dieſes Lob verdiene. Und wer ſich alſo aufführet, daß jedermann ſiehet, er ſey wirklich dieſes Lobes werth, hic sustinet laudem. Sustinere beneficia heißt alſo, ſich dankbar für die Wohlthaten erzeigen. Die Wohlthaten ſind das Joch, das wir auf uns geladen haben, dieſelben erfordern Dank von uns, wer ſich nun dankbar in der That erzeiget, hic sustinet. Cicero ſetzt zuvor *non vereor*

ne ſuſtinere . . non poſſem: denn weil es allerdings eine ſchwere Sache iſt, bey den Leuten für dankbar angeſehen zu werden, weil immer die Gröſſe der Wohlthaten unſern Dank zu überwiegen ſcheinet, und wer alſo machen kann, daß die Leute glauben, er ſey wahrhaftig dankbar für die erwieſenen Wohlthaten, hic ſuſtinet beneficia. Alſo will Cicero mit dieſen Worten getroſt und frey heraus reden, weil er ſich alles Guten in dieſer Sache bewußt war. Gratia wird in des Cellarius Wörterbuche erkläret der Dank, und alſo heißt gratiam capere, Dank annehmen. Aber alſo wird es von den Knaben überſetzt. Unſer Herr Damm giebt es noch beſſer durch Gunſtbezeugung. Doch kurz, es heißt gratiam beneficii capere, ſo viel, als die Gröſſe der Wohlthat erkennen, und ſich darüber ſo erfreuen, als es die Gröſſe der Wohlthat erfordert. *Capere* wird eigentlich von dem menſchlichen Verſtande gebraucht, und kann vornehmlich auf dasjenige Vermögen der Seele gehen, welches Leibnitz appercepționem nennt, wenn ich mir bewußt bin, daß ich eine Sache begriffen habe. Es muß dieſes Wort zugleich eine Gröſſe anzeigen, die es erfüllen kann, da die Sache, die das menſchliche Gemüth faſſen ſoll, von Wichtigkeit iſt. Endlich iſt noch übrig, gratiam illuſtrare in remunerando cumulandoque. Wenn wir von dieſem Satze die Figur des Worts illuſtrare trennen, ſo wird derſelbe ſo viel bedeuten, als: häufigen Dank abſtatten, und dadurch machen, daß die Leute erfahren, man wäre dankbar, und hielte die Wohlthat hoch. Illuſtrare aber zeigt überdieß noch an, daß man eben durch ſeinen Dank dem Wohlthäter noch Ehre machen könne. Wenn wir

nun dieſe Begriffe zuſammen ſetzen, ſo wird folgender H. heraus kommen: Denn ich ſage nicht, daß ich mich nicht für ſo unzählliche Wohlthaten dankbar erzeigen möchte, da ich vornehmlich mir zugetraue, daß ich ein ſolches Gemüth habe, das die Gröſſe der Wohlthaten empfindet, und dieſelben noch mehr zu vergelten, und dem Wohlthäter Ehre zu machen bemühet iſt. Herr Damm klebt zu ſehr an der lateiniſchen Bindung der Sätze, daher es gekommen iſt, daß ſeine Ueberſetzung an viel Orten nicht verſtanden werden kann, weil kein Deutſcher ſich ſolcher Wortfügungen bedienet.

p. 35. Aller jungen Herren. Der Ueberſetzer giebt das Wort iuuentus alſo, und ſetzt dazu eine ziemlich verwirrte Anmerkung von jungen Leuten, daraus man genug verſtehen kann, er ſehe dieſes Wort nicht ein. Iuuentus iſt die römiſche Ritterſchaft, (equites) welche die nächſte Ehrenſtelle nach dem Rathe hatten, und welche etwas in den comitiis centuriatis, in welchen die conſules erwählet wurden, vermochten. Denn der gemeine Pöbel hatte hier wenig Stimmen, weil die meiſten Centurien bey den Angeſehenen und Reichen waren, derjenige aber kein Ritter ſeyn konnte, wer nicht viermalhundert tauſend ſeſtertios, (quadragies ſeſtertium) hatte. Nun iſt wohl an dem, daß es junge Herren waren, denn wer von freyen Aeltern gebohren war, und das Vermögen hatte, ob er gleich nur achtzehen Jahr alt war, der konnte ein Ritter werden: Aber es muß hier, um mehrerer Deutlichkeit willen, durch Ritterſchaft überſetzet werden, zumal, da wir dieſes mit herzuſetzen für gut befunden haben, weil

es uns vorkömmt, als hätte der Ueberſetzer dieſes Worts Bedeutung hier nicht wiſſen wollen. Wie er denn unſere kleine Verwegenheit nicht übel nehmen wird, als zu welcher uns dieſe Schrift verbunden hat. Es wird aber dieſe unſere Auslegung auch dadurch erkläret, wenn wir noch des principis iuuentutis gedenken. Nämlich, zu Rom war die Gewohnheit, daß alle Jahre die Ritterſchaft einen prächtigen Aufzug aus dem Tempel der Ehre in das Capitolium hielten, (transuectio) bey welcher Gelegenheit ſie von dem Cenſor abgeleſen wurden, deſſen Name nun oben anſtund, derſelbige war das ganze Jahr hindurch, vielleicht auch die andern, der erſte und vornehmſte unter den Rittern, das heißt, er war princeps iuuentutis.

p. 74. iſt munus überſetzt worden; mein Amt, und es heißt dieſes auch ſehr oft; ob man ſich aber dieſes deutſchen Wortes von einem Proconſul und imperator bedienen kann, ſtelle ich dem Herrn Ueberſetzer zur Unterſuchung anheim.

p. 106. Dein Stator hat deine Briefe mir eingehändiget, literas ſtator tuus reddidit. Der Herr Conrector macht ſich ein Gewiſſen, dieſes Wort durch Bedienten zu überſetzen. In der Anmerkung ſagt er, es ſey eine Art von öffentlichen Bedienten bey großen obrigkeitlichen Perſonen, aber wir glauben, es werde dieſes Wort eigentlich hier von den Bedienten der ProCoss. gebraucht: wiewohl auch dieſer Name von andern Bedienten, die nicht eben bey obrigkeitlichen Perſonen geweſen, als von Aufwärtern und Hausknechten gebrauchet wird. Weil nun Salluſtius, an den dieſer Brief geſchrieben iſt, Proconſul war, ſo verſtehet es ſich von ſelbſten, daß ſein Bedienter

dienter ſlator heiße, ob er gleich im Deutſchen vielmehr durch einen allgemeinen Namen ausgedruckt werde, weil der Name ſlator gar ſehr ungewöhnlich iſt.

p. 106. vt videris velle, wird überſetzt: So wie du gern ſehen zu wollen ſcheineſt. Wir merken hierbey an, daß Herr Damm das videri allezeit durch ſcheinen ausdrückt, da es doch an den meiſten Orten gar nicht kann überſetzet werden, ſondern vielmehr eine Gewißheit von einer Sache anzeiget. Es gehöret dieſes Wort mit unter diejenigen, ſo einen latiniſmum ausmachen, und iſt dem griechiſchen Worte δοκεῖ gleich, welches an ſehr vielen Orten, z. E. bey dem Demoſthenes, anzeigt, daß eine Sache gewiß geſchehen iſt, da es denn für ſich im Deutſchen nicht beſtehen kann. Es war ja ſo gar dieſer Gebrauch bey den Römern allezeit gewöhnlich, daß, wenn einer in den Gerichten ſeines Verbrechens gänzlich überführet war, ſo ſagte der Richter videris feciſſe. Es wird dieſes ſo gar durch die Fabel vom Affen beym Phädrus erkläret und bekräftiget, welches dem Ueberſetzer nicht unbekannt ſeyn wird, und heißt dieſe Redensart ſo viel, als feciſti. Cicero liebt überhaupt dergleichen Sätze und Redensarten, die das videtur in ſich faſſen: wie aus allen ſeinen Schriften, und vornehmlich aus der Rede, darinne er dem Cäſar wegen Wiederherſtellung des M. Marcellus danket, zur Genüge zu erſehen iſt. Hier heißt vt videris velle ſo viel, als vt ſcio te velle, denn ohne Zweifel hat Salluſtius den Cicero erſucht, er möchte ausführlich von Stück zu Stück auf alles antworten. Wir haben hier dieſes bey einer Kleinigkeit angemerket. Es ſind Stellen im Cicero, da der Sinn deſſelben ganz verändert

und dunkel gemacht würde, wenn man das videri mit ausdrücken wollte. Ja Herr Dammen ſelbſt wird ſeine eigene Ueberſetzung der Worte vt videris velle, nicht gefallen.

p. 11. im dritten Buch hat der Herr Conrector non inuita Minerua gegeben; nicht mit einer gezwungenen Minerva. Es wird dieſe ſowohl, als viele andere Stellen den Ueberſetzer überzeugen, wie ſchwer, ja wie unmöglich es ſey, die Briefe des Cicero ſo zu überſetzen, daß man allen Orten nur verſtändlich ſey; ich will nicht ſagen, daß man die Schönheiten ausdrücken könne. Und vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum er oft mit Fleiß dunkel geſchrieben hat. Zum wenigſten iſt dieſes gewiß, daß kein Deutſcher ihm dieſe Worte verſtehen wird: etwas mit einer nicht gezwungenen Minerva thun. Ich getraue mir dieſes Sprüchwort nicht zu überſetzen, ſondern erkenne dabey, wie geſagt, die Ohnmöglichkeit einer Ueberſetzung von dieſen Briefen. Herr Damm beliebe nochmals die nächſten vier Zeilen p. 12. zu überleſen, er wird bey ſich überzeuget ſeyn, daß es Worte ohne Saft und Kraft ſind, und ohne Vermögen ſich einen Begriff davon zu machen. Und die angenehme Verwirrung in der Anmerkung wird meinen Satz noch mehr bekräftigen.

p. 101. heißen bey Herr Dammen literae interiores, Wiſſenſchaften, die nicht ein jeder beſitzet: und in der Anmerkung verſtehet er vornehmlich Geſchichte und Alterthümer. Cicero aber redet hier von ſolchen Dingen, wo viel Verſtand und Einſamkeit denſelben nachzudenken, erfordert wird, nämlich von der Philoſophie und Mathematik.

p. 172. ſind die lateiniſchen Worte: In vnius mulierculae animula ſi iactura facta eſt, tantopere commoueris? folgender maßen deutſch gegeben worden: Du läßt dirs nahe gehen, da der Verluſt des Lebens einer einzigen Frauensperſon dazu gekommen iſt. Es will Servius in dieſem Briefe den Cicero, wegen des Abſterbens ſeiner geliebten Tullia tröſten. Er iſt bey ihm völlig überzeuget, wie treu es Cicero allezeit mit dem gemeinen Beſten und der Republik gemeynet habe. Nun iſt eines jedweden redlichen Bürgers Pflicht, daß er vielmehr das Beſte der Republik bedenke, wenn auch gleich darüber ſeine Aeltern und Kinder verderben müßten. Deswegen ſtellt Servius dem Cicero die große Gefahr der Republik, die elende Zerſtörung ſo vieler Länder, den Untergang ſo vieler vortrefflichen, und um das gemeine Weſen verdienten Männer, vor, und ſtellt eine Vergleichung an, mit dem Tode der Tullia. Wie denn nun dieſes Abſterben in Anſehung vorerwähnter Dinge dem Cicero ſelbſt nothwendig als etwas geringes vorkommen mußte: als bedienet er ſich auch in den Ausdrückungen ſolcher Worte, welche zwar keine Verachtung, jedoch eine Geringſchätzung des Todes der Tullia anzeigen ſollten, und auf welche man alſo auch im Deutſchen Acht haben muß. Es könnten die Worte alſo geſetzt ſeyn: Und du betrübeſt dich darüber ſo heftig, wenn dir ein einziges armes Weibgen iſt entzogen worden.

p. 186. iſt conſilio, auctoritate, cauſſa pugnare überſetzt worden: Die Oberhand behaupten mit Berathſchlagung, Schlüßen und guter Sache. Es wäre der Sinn beſſer ausgedruckt worden: mit Rath

Rath und Vorſchlägen wider den andern ſich bemühen, und ſich auf ſeine gute Sache verlaſſen, denn auctoritas kann in dergleichen Abſicht wohl ſchwerlich ein Schluß heißen.

Wir wollen nichts mehr gedenken, wie viel der Sinn des Cicero noch in andern Dingen hätte können mehr in Acht genommen werden: wir glauben gewiß, es würden wenig Briefe hingehen, wo der Herr Conrector uns nicht anzeigen würde, wie ſchwer es ſey, ſich vor Fehlern zu hüten. Vielmehr wollen wir einige Anmerkungen vor uns nehmen, und zeigen, wie dieſelben beſchaffen ſind. Es iſt überhaupt bey dieſen Anmerkungen zu erinnern, daß ſie bey dieſer Ueberſetzung von großem Nutzen ſind, indem ſie ohne dieſelbigen an den wenigſten Orten konnte verſtanden werden. Denn wann etwan der deutſche Priſcianus unverdienter Weiſe iſt von dem Ueberſetzer gar ſchlecht bewillkommet worden, ſo ſtehet dennoch zu deſſen Troſte eine weitläuftige Entſchuldigung auf der Seite. Es zeigen dieſelben eine Sache mit unterſchiedenen Redensarten vielfältig an, ſo, daß oft ein Satz vier- und noch mehr mal nur mit andern Worten gegeben iſt. In dem zweyten Vorberichte giebt er drey Tugenden insbeſondere an, die ſeine Anmerkungen beſitzen ſollen. Die erſte iſt, daß er allerley aus dem Vortrage des Cicero fließende Betrachtungen anzeige: Die andere ſoll Materien zu Uebungen der Beredſamkeit an die Hand geben; und die dritte ſoll die Worte und Sachen erklären, jedoch alſo, daß man ſie nicht nach den ſchärfſten Regeln der Vernunftlehre unterſuchen möchte, indem es mehrentheils nur Beſchreibungen wären. Was die Betrachtungen anbelanget, die uns der Ueberſetzer mittheilet, ſo werden dieſelben entweder darinne

beſte-

beſtehen, daß er zeiget, wie ein Wort im lateiniſchen von dem andern unterſchieden ſey, und wie immer das folgende Wort mehr anzeige, als das vorhergehende; in welchen Worten eine Zweydeutigkeit verborgen liege, wo Cicero einen Scherz angebracht habe, und dergleichen mehr, welches oft ein jeder erkennen kann. Oder ſie werden darinne enthalten ſeyn, daß ſie uns den Sinn und die vermuthlichen Gedanken einer gewiſſen Perſon beſchreiben, wie ſie gegen einen andern geſinnet geweſen ſey, wozu dieſe oder jene Redensart diene, wen Cicero hiemit vielleicht gemeynet haben möchte; ſie wird Urſachen anzeigen, warum Cicero ſo und nicht anders geſchrieben habe, u. ſ. w. Dieſes muthmaßen wir, werden wohl die Betrachtungen ſeyn. Wann der Herr Ueberſetzer dieſe Anmerkungen für ſolche Leute gemacht hat, die den Cicero zum erſtenmal leſen, ſo werden ſie vielleicht nimmermehr viel Troſt aus ſeinen Betrachtungen ſchöpfen, indem viele davon ſchon eine genauere Erkenntniß des römiſchen Staats erfordern, deſſen dergleichen Leute noch nicht fähig ſind, und welche die verſchiedenen politiſchen und philoſophiſchen Anmerkungen mit erſtaunenden Augen anſehen werden. Hat er ſie aber für Gelehrte geſchrieben, ſo wird er ſich wenig Dank bey denſelben erwerben, weil einige wohl ſchwerlich zu beweiſen wären; einige aber denenſelben ſchon aus andern Anmerkungen, des Manutius, Grävius und anderer zur Gnüge bekannt ſind: Zugeſchweigen, daß Gelehrte einer ſolchen Ueberſetzung gar nicht vonnöthen haben, als welche ſie ſelber ſo gut machen können; zumal wie ſie in dem erſten Buche p. 64. 67. 69. 175. und an andern Orten mehr vorkommen.

Die Materien zu Uebung der Beredſamkeit werden

den darinne beſtehen, daß bisweilen bey dem Ende eines Briefs eine Zergliederung deſſelben angetroffen wird, wie denn der Herr Conrector bey dem erſten Briefe überhaupt anzeigt, auf wie viel Hauptſtücke der Inhalt eines Briefs könne gebracht werden, nämlich auf zwey, auf die Sache, und auf die Complimente, wobey er zugleich vielerley Arten der Complimente anführet, und hernach zeiget, daß auch in dem Briefe des Cicero ein Compliment enthalten ſey. Jedoch wir haben ſehr wenig Materien zu Uebung der Beredſamkeit in den Anmerkungen gefunden, weil wir nicht genau ſagen können, worinne ſie eigentlich nach Herrn Damms Sinne beſtehen ſollen, weil er uns weder einen Begriff noch eine Erklärung davon gegeben hat.

Endlich ſind die Erklärungen der Worte und Sachen noch übrig, welche auch faſt alles ausmachen; es ſind dieſelben ſehr weitläuftig abgefaſſet worden, doch zum öftern alſo, daß man derſelben erſte Bedeutung nicht erkennen kann. Es ſcheinen dieſelben mehrentheils aus den Wörterbüchern genommen zu ſeyn, oder aus andern Scribenten, die über gewiſſe Wörter beſondere Anmerkungen gemacht haben, dem Feſtus, Auſonius Popma, und andern. Es wird auch aus dem ſo beliebten Schatze des Fabers viel hergeholet worden ſeyn, ſintemal auch an den Orten Fehler zu finden ſind, wo vorgedachte Männer gefehlet haben. Wir wollen nur eins bemerken, welches ſich p. 13. im andern Buche befindet, ob wir gleich im Stande ſind, noch mehrere aufzuweiſen, wenn es die Noth erfordert. Es ſtehet daſelbſt, der eigentlichſte Titel der römiſchen Ritter ſey honeſtiſſimus, da doch dieſer dem Volke vielmehr zukömmt, und die Ritter ſplendiſſimi genennet

net werden, nämlich in Ansehung auf ihren Stand und auf ihr Vermögen. Es würde Herr Dammen sehr schwer werden, einen neuen Titel für das Volk zu erdenken.

Die meisten Anmerkungen bestehen wohl ohne allen Zweifel in Erklärungen der römischen Geschichte und Gebräuche; denn wenn nur in den Briefen von den Consuln, tribunis plebis, proconsulibus, auguribus, öffentlichen Zusammenkünften des Volks (comitiis) und andern Dingen die Rede ist, so wird eine weitläuftige Beschreibung dieser Personen und Sachen anzutreffen seyn, dergleichen aber derjenige, der den Nieupoort, Cellarius, Hildebrand, oder gar Rosinus hat, leicht entbehren kann, weil sie nichts mehr, oder nicht einmal so viel, in sich fassen. Gleichwohl sehen wir des Herrn Uebersetzers Fleiß und Mühe ganz wohl ein, wir erkennen seine gute Absicht, der gelehrten Welt zu dienen, und bekennen offenbar, daß derjenige gewiß keine schlechte Wissenschaft in der Sprache und in den Geschichten besitzen müsse, der dem Hn. Conrector seine Fehler mit Grunde zeigen will.

p. 55. hat er uns einen ganzen Brief des Cicero an seinen Bruder Quintus mitgetheilet. p. 77. stehet auch ein großes Stück an eben denselben. p. 127. ist ein Brief an den Atticus eingerückt worden, und im 4ten B. p. 172. stehet der Tullia, der Tochter des Cicero, völliger Lebenlauf. Im 1sten B. im 9. Brief sind so gar einige Zeilen aus des Terentius Comödie in deutsche Verse übersetzt. Sollte dieses alles, und noch vielmehr, nicht den Fleiß und die große Belesenheit des Herrn Uebersetzers anzeigen?

Zuletzt müssen wir auch noch etwas von der deutschen

Sprache erwähnen. Und hier iſt wohl nicht zu leugnen, daß derſelben an unzähligen Orten iſt Gewalt angethan worden. Sie iſt dunkel, nach dem lateiniſchen zu ſehr eingerichtet, und wenn in den Anmerkungen das ſchlechte Wort nicht noch wäre umſchrieben worden, ſo würde man oft gar nichts bey demſelben denken, ſondern es würde ein leerer Schall ſeyn. Oft kommen unanſtändige und niederträchtige Worte vor, die niemand als der Pöbel braucht; oft aber auch ſolche, die niemand als Herr Damm, gebraucht. Wir wollen einige Exempel anführen. Und zwar erſtlich ſolcher Stellen, da es klinget, als wäre alles von Wort zu Wort nach dem Lexico überſetzet worden. p. 14. Si qui ſunt qui wird alſo gegeben: Die daher etwa ſind, die. p. 27. videbatur enim reconciliata nobis voluntas ſenatus eſſe, denn die Neigung des Senats ſchiene uns wieder hergeſtellet zu ſeyn. p. 50. res Alexandrina, das alexandriniſche Weſen, tuisque praeſentibus, den hierſeyenden Deinigen p. 72. illa epiſtola hunc virum retinuiſti, du haſt dieſen Mann durch dieſen Brief dir beybehalten. p. 49. und gewiß, was den Caro betrifft, die Sache mag nun ſeyn, wie ſie will, ſo ſind wir demſelben noch gewachſen. p. 73. landi alterius faueire, eines Ruhm wohlwollen. p. 101. in imitatione tui fac erudias, laß ihn in der Nachahmung deiner unterweiſen. p. 108. dignitas conſularis, die conſulariſche Anſtändigkeit. p. 33. oneris tibi imponere nec audeo quidquam nec debeo, eine Beſchwerniß dir aufzulegen, bin ich weder zu dreiſte, noch auch befugt. p. 66. daß du gerne wiſſen willſt, wie treu ... dir ein jeder ſey, ſo

iſt

iſt es etwas ſchwer, von jedem inſonderheit es zu ſagen. p. 26. de rep. bene ſentire, wegen der Sachen des Staats wohl geſinnet ſeyn. p. 228. pro meis immortalibus beneficiis, in Betrachtung meiner unſterblichen Wohlthaten. Dieſes, und dergleichen mehr kann man nicht nennen, ſeine Abſicht auf die deutſche Sprache richten; wie ſich Herr Damm will vorgeſetzet haben, da er es in dem Vorberichte ausdrücklich bekennet.

Ferner bedienet ſich der Ueberſetzer niederträchtiger und pöbelhafter Redensarten, z. E. p. 51. Si res coget, wenn Noth an Mann geht. p. 59. Cicero ſuchte es dahin zu karten. p. 63. a teneris vnguiculis, von der erſten Wiege an. p. 78. mit einer Naſe wieder abziehen. p. 167. er iſt kleinlaut ꝛc. p. 124. beneuolentior tibi nihilo ſum factus, wohlwollender gegen dich bin ich nicht um ein Haar worden. p. 29. praeparare, es ſo einfädeln. p. 209. ich machte mich ſtehendes Fuſſes auf den Weg zu ihm. Es werden dergleichen Worte von hohen Perſonen geſagt; welche in einer Schrift kaum dem gemeinen Volke beyzulegen ſind.

Auch treffen wir Worte an, die dem Ueberſetzer ganz allein eigen ſind, weil ſie von ihm ſelbſt erfunden worden, und kein Deutſcher ſie wiederum gebrauchen wird, z. E. p. 22. des Pompejus Gernſehn und Abſicht, p. 24. öffentlich gerüget worden. p. 58. als ob er heftig darüber betreten ſey. p. 59. Wenn Pompejus ſich wird merken laſſen, daß es ihm mit ſey ſibi placere. p. 60. iratus, ein Unfreund. p. 62. violatur tua dignitas, deine Würde wird beeinträchtiget. p. 64. iniuria, die Beein-

trächtigungen: p. 71. humanitas, die Belebtheit. p. 84. leuitas, die Leichtigkeit, artifex, ein Werkmeiſter, malevolentiſſimis obtrectationibus, höchſtübelgeſinnte Zerrungen und Widerſprüche. p. 134. eine Tadelung. p. 116. in Gebung unſerer Senatorſtimmen. p. 171. der allerübelwollenſte, beneuolentia, Wohlgeſinntheit. p. 56. Fahrläßigkeit. p. 115. es zeiget von einem kleinen Geiſte, und der von purlauterm Uebelwollen ganz ſchwach und leer iſt. Im dritten Buche p. 28. mandatis, mit aufhabenden mündlichen Gewerben. p. 182. ein guter Republikaner, ein Erzfeind von allen geſetzloſen Obermachern, dergleichen Brocken auf allen Seiten vorkommen. p. 51. ſteht: Wir hier wollen alles angreifen. p. 59. Lentulus konnte dieß de facto thun. p. 156. iſt ein einziger §. von 15. ganzen Zeilen nach der lateiniſchen Fügung der Rede überſetzt worden. Wer dieſen verſteht, erit mihi magnus Apollo. p. 106. ſo wie du gerne ſehen zu wollen ſcheineſt, und unzählich andere.

In wie weit alſo der Herr Ueberſetzer ſeinem Verſprechen und ſeinen Abſichten Genüge geleiſtet, wollen wir ihn ſelbſt, vermöge des wenigen, ſo wir angemerket haben, zu überlegen geben. Wir fürchten nicht, ſeinem guten Rathe zuwider gehandelt zu haben, da er in dem zweyten Vorberichte abmahnet, daß niemand etwas leichte ausſtreichen und ändern möge, weil in dem Zuſammenhange allezeit dieſes Wort, deſſen er ſich bedienet, ſtehen müſſe; überdieß er auch im Stande ſey, daſſelbige zu erweiſen. Wir haben alles genau geprüfet, und aus den Alterthümern, und dem Nachdrucke der lateiniſchen Worte klar erwieſen.

ſen. Ob unſere Erinnerungen bey den andern Theilen dieſer Briefe werden ſtatt gefunden haben, wird die Zeit lehren, wo nicht Herr Damm vielmehr abſtehen möchte, mit der Ueberſetzung fortzufahren.

IX.

Pro Memoria.

Die gelehrten Nachrichten, welche die Herren Verfaſſer der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie mittheilen, haben mir bisher ſo großes Vergnügen verurſachet, daß ich von einer Zeit zur andern faſt mit Ungeduld die Fortſetzung erwarte. Unter andern hat mich ein Artikel, ſo in dem 18. St. enthalten, und von einem im XV. Seculo zu Augſpurg edirten Arzneybuche handelt, ſonderlich ergetzet; weil es mir Gelegenheit gegeben, unter meinen wenigen Büchern nachzuſehen, indem ich dafür gehalten, daß mir ſolches Buch ſchon etwas bekannt wäre: bin auch ſo glücklich geweſen, ſolches zu finden, und daraus zu erſehen, daß ich eine andere Edition, als diejenige iſt, ſo an gemeldtem Ort recenſiret worden, beſitze, welche durch Anton Koburger in Nürnberg, 1477. zum Drucke befördert und am Montag nach Mitter vaſten fertig worden: alſo, daß es völlig zwey Jahre eher, als jenes, heraus gekommen. Es hat alle Eigenſchaften, welche der Herr Verfaſſer jenes Artikels an der augſpurgiſchen Edition rühmet, und iſt ſehr wohl conſerviret, alſo, daß es faſt noch für ganz neu paſſiren kann. Das lächerlichſte daran iſt, daß das Buch auch zwar mit dem indice capitum anfängt, und bis auf das 82. Blatt fortgehet; da doch weder die Blättter noch die Capitel numeriret ſind: alſo, daß man ſolchen nicht darzu gebrauchen kann, wozu er beſtimmet zu ſeyn ſcheinet;

net; angeſehen es zu Ende deſſelbigen ausdrücklich heiſſet: Was diß puch gutes Jnnhelt dauon iſt gemeldet in dieſem Regiſter: an welchem plat man igliches ſuchen ſol. Weil aber meine Edition von jener, in Anſehen der Orthographie ſehr unterſchieden iſt, ſo habe zur Probe eben die Stelle von den Aměn excerpiren wollen, damit der Unterſchied auf ſolche Weiſe deſto deutlicher in die Augen falle. Jedoch will mit gütiger Erlaubniß zu erſt mit der Vorrede den Anfang machen, weil in ſolcher des Urhebers Name vorkömmt, welcher vielleicht in der andern Edition nicht ſtehet, weil ſich der Herr Verfertiger dieſes Artikels nirgends darauf bezogen hat. Es lautet aber dieſelbige alſo:

Die vorrede diß puchs

Der höchſt hat geſchaffen die ertzney von dem ertreich vnd der weiß man wirt ſie nicht verſchmehen ꝛc. ſter geſchrieben Eccleſiaſtici an dem XXXVIII. Capitel. Daz ertzney edler ſey dann andere kunſt. Das ſicht man wol wirt ein meiſter ſiech. Das in ſein kunſt nicht gehelffen mag. Darumb gert er ertzney daz er ſeinen geſunt behabe darumb will ich Ortolff von Bayrlandt Doctor der ertzney ein artztpuch machen zedeutſch aus allen artztpůchern die ich in latein ye vernam ꝛc.

Und das Capitel von der Amme heißt:

Die amme ſol nicht ferre von der gepurt ſein. Alſo das ir milch weder zealt noch zeiung ſey. Man ſoll wartten das ſie geſunt ſey an der heute Wann das kindt ſeuget den ſiechthumb von der ammen und wirt dauon ungeſunt. Sie ſol auch nicht ſawber koſt eſſen vnd lauter tranck trincken

Sie

Sie sol auch nicht pitter kost essen wann das thut den kinde wee. Sie sol auch keusch sein. Wann von vnkeusch verwandelt sich die milch Sie sol auch nicht zuuaist noch zumager sein.

Nun wollte ich auch noch gerne die dritte Probe von der in dieser Edition gebrauchten Orthographie und denen heut zu Tage nicht mehr gebräuchlichen Wörtern und Redensarten hieher setzen, wozu ich mir die in diesem Beytrage angeführte Beschreibung von dem Rettich erwählet habe. Ich muß aber vorher, mit des Herrn Verfassers gütigen Erlaubniß gedenken, daß es mir vorkömmt, als wann er mit dem autore dieses Buchs etwas zu ungütig verfahren, wann er ihn aus eben dieser Stelle beschuldiget, als ob er seine Ignoranz im Griechischen gar sehr verrathen, wenn er daselbst schreibt: Raphanus haisi rettich. aber die kriechen haissent die wurtz radicem die wir raphanum haissen. Der Fehler müßte ohne Zweifel darinnen bestehen, daß er das Wort radix für ein griechisches Wort gehalten, da es doch ein pur lateinisches sey. Allein, wo ich mich nicht betrüge, so hat Ortholf eben damit genugsam bezeiget, daß ihm die griechische Sprache so unbekannt nicht müsse gewesen seyn, wann er das Wort radix aus dem Griechischen hergeleitet, weil es sowohl vor, als nach ihm, große Gelehrte gegeben, welche gleicher Meynung mit ihm gewesen. Den Varronem hat er hierinnen zum Vorgänger gehabt, welcher L. IV. de L. L. also schreibt: Quae in hortis nascuntur, alia peregrinis vocabulis, vt Graecis ocymum, menta, ruta, quam nunc ὄψανον appellant. Item caulis, lapathium, *radix*. Sic enim antiqui Graeci, quam nunc raphanum. Und ob schon Scaliger anstatt ῥάδιξ, ῥάφανος lieset, so hält er doch Exercit. CXLIV. 3. das Wort radix selbst für ein griechisches Wort, auf dessen Ursprung hier doch alles ankömmt. Voßius schreibet zwar in seinem Etymologico: Ῥάδιξ pro raphano non inuenitur; setzt aber gleichwohl darzu: Verisimilius est, Latinos radicem pro raphano dixisse per synecdochen eam, quam generis appellant. Unser Autor aber ist dieser Meynung nicht, sondern weiß einen gar guten Unterschied zwischen ῥάδιξ und ῥάφανος zu machen;

weswegen er sich hierüber also erkläret: Die kriechen sprechen das zwayerley Kraut sein die ein Art habent der haiß eins *raphanus* von den wir nu sagen vnd das ander *radix* das spricht wurtze vnd haißt darümb wurtz das sein wurtzel gros ist vnd lanck oben prait vnd niden spitzig. Ich megtenberger wene das die wurtz merrettich etswo haist vnd anderswo kren radix hais. aber die kriechen wechseln die zwen namen sam vor gesprochen ist vnd haissent den rettich radicem vnd den kren raphanum.

Wie dēme nun sey, so hat Ortolff mit diesem hier so deutlich gemachten Unterschiede inter Radicem et Raphanum nicht verdienet, daß man ihn unter die Ignoranten in der griechischen Sprache setze, nachdem er der gelehrtesten Leute Beyfall dießfalls für sich hat, daß radix aus dem Griechischen müsse hergeleitet werden: sondern man muß vielmehr rühmen, daß er eine gar gute Wissenschaft und Belesenheit hierinnen blicken lassen Auf solche Weise ist auch mit einerley Mühe eine doppelte Arbeit verrichtet; denn da ich gesonnen war, noch ein Specimen der in diesen zweyen Editionen von einander unterschiedenen Orthographie an der Beschreibung des Rettichs vorzulegen, so können nun die zur Defension des autoris angebrachten Excerpta solches auf das Beste verrichten, weil das meiste von diesem Capitel darinnen enthalten ist. Verbleibe mit aller Hochachtung

der resp. Herren Verfasser

aufrichtigster Diener,

Inconnu.

Nachricht
von
neuen hieher gehörigen Schriften.

I. Ungedruckte.

I. Aus Zürich haben wir Nachricht, daß Herr Professor Bodmer daselbst ein eigenes critisches Werk von Gleichnissen unter der Presse hat, welches fast auf eben die Art, wie der vor einigen Jahren herausgekommene Tractat von Beschreibungen eingerichtet seyn wird. Weil uns der kurze Inhalt davon zu Gesichte gekommen ist: So wollen wir unsern Lesern die Ueberschriften der Hauptstücke mittheilen, die darinn vorkommen werden, um denselben nach der Ausführung selbst begierig zu machen. Es handelt also der I. Abschnitt von den erleuchtenden Gleichnissen, der II. von den auszierenden Gleichnissen, der III. von den nachdrücklichen Gleichnissen, der IV. von den lehrreichen Gleichnissen, der V. von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichnisse, der VI. von dem rechten Orte und Sitze der Gleichnisse, der VII. von dem Gebrauche der Gleichnisse in Trauerspielen, der VIII. von dem Maaße und der Zahl der Gleichnisse, der IX. von der Neuigkeit der Gleichnißbilder, der X. von der Abänderung der Gleichnißbilder, der XI. von der Vergleichung großer Dinge, mit kleinen, und kleiner mit großen: der XII. von dem Wohlstande der Gleichnißbilder, der XIII. enthält eine Rettung eines von Longin getadelten Gleichnisses, der XIV. von den Gleichnissen in Brockes irrdischem Vergnügen in Gott; der XV. von den lohensteinischen Gleichnissen, der XVI. von den ausführlichen historischen Gleichnissen. In diesen Abschnitten nun werden nicht nur die schönsten Gleichnisse der alten griechischen und römischen Poeten, sondern auch der meisten und berühmtesten deutschen Dichter, beurtheilet, zum theil gelobet, zum theil getadelt werden.

II. Eben dieser gelehrte Verfasser hat auch seine Vertheidigung des miltonischen Heldengedichtes bereits unter die Presse gegeben, darinnen die Schönheiten und Kunststücke

dieſes poetiſchen Werkes nach der Länge erkläret und gegen die Einwürfe gewiſſer Kunſtrichter gerettet werden.

III. An dieſem Orte geht auch ein gelehrter Mann mit einer neuen Ausgabe der opitziſchen Gedichte um. Er wird dieſelben in gewiſſe Claſſen abtheilen, in jeder Claſſe das ſtärkeſte voran ſetzen; vor jedem Gedichte eine Zergliederung deſſelben anſtellen, darinn die Kunſt des Poeten gewieſen, und der Grund angezeiget wird, warum daſſelbe dem Leſer ſo gefällt ꝛc. In den Anmerkungen ſollen die poetiſchen Zierathen angemerket, und wider einige Verächter und Tadler der opitziſchen Gedichte gerechtfertiget, auch die Stellen der Alten angezeiget werden, auf welche Opitz häufig gezielet hat. In der Vorrede wird man Opitzens Leben beſchreiben und die Urſachen unterſuchen; warum dieſer große Dichter nach dem großen Beyfalle, den er vor hundert Jahren ſich in ganz Deutſchland erworben, viele Jahre lang ganz unter die Bank gerathen; weil er von andern weit ſchlechtern Poeten verdrungen worden, bis er zu unſern Zeiten wiederum hervor geſuchet worden ꝛc. Wir wünſchen, daß dieſe Ausgabe bald ans Licht treten möge, da es dieſes 1739ſte Jahr im Monat Auguſt eben 109. Jahre ſind, daß dieſer Vater der deutſchen Dichtkunſt in Danzig geſtorben iſt.

IV. In Baſel hat Herr Hofrath Drollinger, des berühmten engliſchen Poeten Alexander Popens Eſſay of Criticiſm ins Deutſche überſetzt. Wer die Stärke beyder Poeten in Gedanken und ſchönen Ausdrückungen kennet, der wird wünſchen, daß der Herr Verfaſſer ſeine Arbeit bald unter die Preſſe geben möge.

V. In Dreßden hat Herr M. Müller eben dieſes Engländers Betrachtungen über den Menſchen ins Deutſche überſetzt, welche Arbeit aber gleichfalls noch nicht ans Licht getreten iſt; aber allerdings viel Aufmerkſamkeit verdienen wird, zumal wenn ſie, wie die vorige, nach dem engliſchen Grundtexte und nicht nach der franzöſiſchen Ueberſetzung verfertiget ſeyn wird.

II. Gedruckte Sachen.

1. Herrn B. H. Brockes Lt. Com. Pal. Caes. Rathsherrn der Stadt Hamburg und Amtmannes zu Ritzebüttel, irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physicalischen und moralischen Gedichten. Sechster Theil. Nebst einer Vorrede zum Druck befördert von C. M. Brockes. Hamburg bey Herold 1739.

2. Herrn Dan. Wilhelm Trillers Phil. et Med. D. Fürstl. Nassau-Saarbr. Leibmedici poetischer Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien 1. Th. nebst einigen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, mit Genehmhaltung des Hn. Verfassers, sammt einer Vorrede heraus gegeben von J. C. B. zweyte übersehene, vermehrte und verbesserte Auflage. Hamb. bey Herold 1739.

3. Christianen Marianen von Ziegler vermischte Schriften, in gebundner und ungebundner Rede verfasset. Göttingen in Verlag der privilegirten Universitäts Buchhandlung 1739.

4. Der Freymäurer im Jahre 1738. heraus gegeben. Leipzig verlegts Bernh. Chr. Breitkopf.

5. Der critische Musicus, heraus gegeben von Joh. Adolph Scheibe. Hamb. bey Wierings Erben 1739. Dieser beyden Schriften gedenken wir bloß ihrer guten und angenehmen deutschen Schreibart allhier wiewohl sie auch überhaupt, eine gute Einsicht in die freyen Künste zu befördern, an vielen Stellen ihrer Blätter, geschickt sind.

6. Des Sokrates Schutzrede, welche er kurz vor, und nach dem empfangenen Todesurtheile an seine Richter gehalten, von Plato aufgezeichnet, und ins Deutsche übersetzet von Johann Samuel Müller, des hamburgischen Johannei Rectorn. Hamb. bey Königen 1739.

7. Der merkwürdige Haarlockenraub des Herrn Pope, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, 1739. Hievon soll in dem nächsten Stücke mehr Nachricht gegeben werden.

8. Der Stundenruffer zu Ternate, mit Anmerkungen versehen. Hamb. bey Königen 1739.

9. Samuel Seidels AA. M. der Schule zu Lauban in der Ober

Oberlauſitz Corr. und der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Mitgliedes, Ode auf das zweyhundertjährige Jubelgedächtniß der erſten evangeliſchen Predigt in Leipzig, den 25. May im Jahr 1729. bey Langenheimen.

10. Joh. Chr. Gottſcheds ausführliche Redekunſt, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neuern Ausländer, in zween Theilen verfaſſet und mit Exempeln erläutert. Statt einer Einleitung iſt das alte Geſpräche von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit vorgeſetzet. Die zweyte Auflage. Mit Kön. Pohln. und Churfl. Sächſiſcher allergn. Freyheit. Leipzig, bey B. Chr. Breitkopf 1739.

Inhalt dieſes XXI. Stücks.

I. Nachricht von der Beſchaffenheit der deutſchen Sprache und deren Schreibart bey den Rechtsgelehrten vor dem ſechzehnten Jahrhunderte. p. 1

II. D. Joh. Jacob Maſcovs Geſchichte der Deutſchen bis zu Abgang der merovingiſchen Könige, in ſechs Büchern fortgeſetzet. p. 22

III. Joh. Bellins hochdeutſche Rechtſchreibung. p. 36

IV. Vertheidigung des Verſuches einer Ueberſetzung Virgils, gegen einen Ungenannten. p. 69

V. Des Buchſtabens i wohlgegründete Klage wider den Buchſtab e. p. 89

VI. Antons, Grafens von Schaftsbury Unterredung mit ſich ſelbſt. p. 96

VII. P. Martini Anhang zu ſeiner Abhandlung im 20ſten Stück N. VIII. dieſer Beyträge. p. 115

VIII. Geſammte Briefe des alten römiſchen Fürſten Cicero, überſetzt von Chriſtian Tobias Damm. p. 129

IX. Anhang. p. 165

X. Nachricht von neuen hieher gehörigen Schriften p. 169

Beyträge
Zur
Kritischen Histor
Der
Deutschen Sprache, Poesi
und Beredsamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der
deutschen Litteratur.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1739.

(2)

(i)

(ii)

(3)

I.

Johann Jacob Bruckers

Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung von Johannis Stobäi Sammlung auserleſner zur Natutlehre gehörigen Lehrſtücke.

Es iſt dem geneigten Leſer in dem zwanzigſten Theile dieſer critiſchen Beyträge eine Nachricht, von einer in dem ſechzehnten Jahrhunderte verfertigten deutſchen Ueberſetzung, von Stobäi Sammlung alter Sittenlehren, oder ſogenannten Florilegio, vorgelegt worden. Sowohl dieſe übelgerathene Arbeit, als auch der Nutzen der beyden die Natur- und Sittenlehre angehenden Sammlungen Stobäi haben damals Anlaß gegeben, einen doppelten Wunſch anzufügen, nämlich, daß ſich ein ſowohl der griechiſchen Sprache, als der Hiſtorie der Philoſophie gründlich erfahrner Mann, die Mühe geben möchte, eine neue vollſtändige Ausgabe dieſer

ſer auf ſo mancherley Art nützlichen und nöthigen, dermalen aber ſelten zuhabenden Schriften, zubeſorgen, und ſie mit den nöthigſten Anmerkungen zu erläutern; und ſodann, daß auch dieſe Schriften in die deutſche Sprache richtig und deutlich möchten überſetzet werden. Wem der Innhalt und die Beſchaffenheit dieſer zwo Sammlungen bekannt iſt, der wird an der Billigkeit dieſes doppelten Wunſches nicht zweifeln. Dann ſie enthalten ſo viele, großentheils verlohrne Stücke von den Schriften der alten griechiſchen Weltweiſen in ſich, daß man ſie billig für einen koſtbaren Schatz des Alterthums zu halten, und unſere Zeiten glücklich zu preiſen hat, daß ihnen dieſelbigen erhalten worden; da wir ohne ſie manche Lücken in der Hiſtorie der griechiſchen Philoſophie laßen müßten. Sie tragen aber auch ſo viele, manchesmal gar beſondere Materien, in eigenen und ſonſt ungewohnten Ausdrückungen vor, daß man billig zu glauben hat: es würde unſere deutſche Sprache durch eine wohlgerathene Ueberſetzung nicht wenig bereichert werden; wann die zur griechiſchen Philoſophie, zumal zur Gottesgelahrheit und Metaphyſik gehörigen Sätze und Lehren, auf eine verſtändliche Art, in deutſchen Habit eingekleidet würden. So billig aber dieſer doppelte Wunſch iſt, ſo ſchwer iſt die Ausführung. Die Ausgaben dieſer Sammlungen ſind ſelten, und es iſt, zumal von den eclogis phyſicis, nicht mehr als eine einzige Ausgabe vorhanden. Selbige iſt nicht nur, was den Text betrifft, ſehr unvollkommen, und übel zuſammen hangend; ſondern es fehlen viel Stücke, und die Leſarten ſind oft ſo verderbt, daß

man

man keinen gesunden Verstand heraus bringen kann: auch in Ansehung der lateinischen Uebersetzung ist sie nicht allezeit zum besten und nach den Grundsätzen der alten griechischen Philosophen gerathen. Der Innhalt selbst stellt die schwersten Lehren, welche ihre Urheber manchesmal mit Vorsatz dunkel vorgetragen, vor; und sie sind so kurz und nach so abstracten Gedanken abgefaßt, daß es fast unmöglich scheinet, in unserer Sprache sie also auszudrücken, daß Ordnung und Deutlichkeit bey dem wahren Verstande stehen mögen. Die meisten sind auch aus den Lehrgebäuden der griechischen Weltweisen hier und dar abgerissen, und können nicht verstanden werden, wo man sie nicht mit dem ganzen Zusammenhange vergleichet; welches eine weitläuftige und gründliche Einsicht in die Historie der griechischen Philosophie erfordert. Diese Schwierigkeiten scheinen allerdings solchen Wunsch vergeblich zu machen, da die nöthige Verbesserung des Textes, und die Uebersetzung desselbigen einen eigenen, in dergleichen Theilen der Literatur sehr geübten Mann erfordert. Wir wollen aber dennoch unsern Zeiten, da die Gelahrtheit und der Fleiß vieler rechtschaffenen Männer mancher Dunkelheit der Alten ein Licht angezündet, dieses Glück nicht absprechen; und ermuntern deswegen diejenigen billig, welche die zu dergleichen Arbeit nöthigen Mittel bey der Hand haben, sich an dieselbige zu machen. Würden wir etwas von unserm Armuth dazu beytragen können, so würden wir es uns zu einem großen Vergnügen rechnen. So viel können wir doch hier versprechen, daß wir ein vortreffliches geschriebenes

Exemplar von den eclogis phyſicis, ſo in dem Bücherſale der Stadt Augſpurg ſich befindet, und woraus die canteriſche Ausgabe, ſowohl an den Lesarten an unzähligen Orten verbeßert, als auch um ein gutes ergänzet, und große darinnen mangelnde Stücke erſetzet werden können, unter gehöriger Sicherheit, von denen der Aufſicht dieſes weltberühmten Bücherſaals Vorgeſetzten, verſchaffen könnten. Vielleicht hilft auch die unter den Händen habende ausführliche critiſche Hiſtorie der Philoſophie, wovon der bis auf die Zeiten der römiſchen Monarchie gehende hieher gehörige Theil zum Druck ſchon fertig liegt, etwas weniges hierzu, die Arbeit zu befördern; wenigſtens wird ſie die Quellen darzu alle getreulich anzeigen. Da auch gute, der Sache verſtändige Freunde uns zugemuthet, einen Verſuch zu machen, auf was Art etwa ein ſolches Vorhaben ausgeführt werden könnte, ſo haben wir ihnen zugefallen, einige Nebenſtunden gerne angewendet: Und da ſie für nützlich erachtet, ſolchen Verſuch bekannt zu machen, ihnen hierinnen nicht entgegen ſeyn wollen: nicht in der Meynung, als wann wir die nöthigen Eigenſchaften zu einer ſolchen Arbeit beſäßen, und uns herausnähmen, ein vollkommenes Muſter der gelehrten Welt vorlegen zu können; ſondern bloß dadurch Männer, die eine beſſere Erfahrung in beyden Sprachen und in der alten Hiſtorie als wir haben, zu ermuntern, etwas vollſtändigers als dieſen Verſuch, zu dem ich kaum etliche Nebenſtunden übrig gehabt, uns zuliefern, und zu dieſem Werke ſelbſt Luſt zu machen; zugleich aber auch eine Probe zu geben,

wie

wie aus gedachtem augſpurgiſchen Mſc. dieſe vortreffliche Sammlung verbeſſert werden könnte: Welches, wo auch andere dergleichen alte geſchriebene Exemplare zu Rath gezogen würden, uns dieſelbige ungezweifelt viel vollkommener vorſtellen würde. Wir haben das erſte Capitel der canteriſchen Ausgabe erwählet, wovon wir ſo wohl den griechiſchen Text ſamt deſſen Ausbeſſerungen, als auch eine deutſche Uberſetzung mit kurzen nöthigen Anmerkungen mittheilen wollen.

Κεφ. ά.

Περὶ θεῶν καὶ θείων.

Ζεὺς οὖν ὁ πᾶς κόσμος, ζῶον ἐκ ζώων, καὶ θεὸς ἐκ θεῶν. ζεὺς δὲ καὶ καθὸ νοῦς, ἀφ' ὃ προφέρει πάντα, ὅτι δημιουργεῖ τοῖς νοήμασιν.

Ζεὺς μὲν ἓν φαίνεται ὠνομάσθαι ἀπὸ τῦ πᾶσιν δεδοκέναι τὸ 1) ζῆν, διὰ δὲ αὐτὸν λέγουσιν, ὅτι πάντων ἐςὶν αἴτιος, καὶ δι' αὐτὸν τὰ 2) πάντα. εἷ μὲν γὰρ, ζῆνα, οἱ δὲ, δία καλῦσιν. συντιθέμενα δὲ εἰς ἕν, δηλοῖ τὴν φύσιν τῦ Θεῦ. ὃ δὴ πρεσήκειν φαμὲν ὄνομα τῷ εἶναι τε 3) εἶναι ἀπεργάζεσθαι. οὐ γὰρ ἐςιν ἡμῖν καὶ τοῖς ἄλλοις πᾶσιν, ὅστις ἐςὶν αἴτιος μᾶλλον τῦ ζῆν, ἢ ὁ ἄρχοντε καὶ βασιλεύων τῶν πάντων.

Φημί

1) In dem msc. handelt das erſte Hauptſtück von der philoſophiſchen Rechenkunſt und den Zahlen, wovon in der canteriſchen Ausgabe das zweyte Hauptſtück, nur ein kleiner Theil iſt.

2) τὰ fehlt im msc.

3) εἶναι.

a) Nach der Anzeige des msc. iſt dieſes aus Porphyrii verlohrnem Buche von den Bildern der Götter genommen. Der Innhalt verräth auch einen alexandriniſchen Platonicum. Dann dieſe wußten von der Götterwelt vieles zu reden, worauf Plato nicht gedacht hat.

Das erste Hauptstück
Von Gott und göttlichen Dingen.

Zevs, Jupiter a) heißet die ganze Welt, welche ein aus lebendigen Wesen und Göttern bestehendes lebendiges und göttliches Wesen ist. Zevs aber heißet auch derjenige Verstand, aus welchem sie alles hervorbringt, weil er nach den Gedanken und ihren Bildern b) wirket und machet.

Der Name Zevs c) scheinet daher zu kommen, weil er allen Dingen das Leben gegeben hat, Dia aber nennet man ihn, weil er die Ursache aller Dinge ist, und durch ihn alle Dinge sind. Denn einige nennen ihn Zena, andere Dia. Wann man beydes zusammen setzet, so wird damit die Natur Gottes angezeiget, welchen Namen wir demjenigen billig beylegen, der allein das Wesen und Seyn wirket. Denn er ist uns und allen andern Dingen eben sowohl die Ursache des Lebens, als er Herr und Regente aller Dinge ist. d)

b) Sind die Denkbilder oder Ideen, wornach in der sinnlichen Welt alles gebildet ist.

c) Nach der Beyschrift des mſc. ist diese Stelle von Chrysippo, einem der berühmtesten stoischen Lehrer: daher es nicht, wie das vorhergehende nach platonischem, sondern nach stoischem Verstande, wo Gott das förmliche Wesen aller Dinge ist, erkläret werden muß.

d) Die Stoiker pflegten vieles auf den Ursprung der Wörter zu halten, und aus demselbigen Schlüsse zu machen, wie hier Chrysippus thut. Doch machte es Plato weder besser noch scharfsinniger, der eben so von dem Ursprunge des Worts Zevs im Cratylo urtheilt. Daher ist im mſc. dieses Gespräche Platons an dem Rande angezeigt.

Φημὶ κατὰ ἀμφοτέρων λέγεσθαι τῶν Θεῶν τὸ ἐνεμα τῦτο 4) δημιυργῦ, καὶ τῦ κόσμυ διός. καίμοι δικῶ πρῶτα κατὰ τόμους τῦς ἐμαυτῦ Πλάτωνι χρῆσθαι 5) μάρτυρι τῆς τοιάυτης δόξης. Πλάτων γὰρ τοι καὶ ἀυτὸς διὰ μὲν καλεῖ τὸν δημιυργὸν τῶν ἁπάντων· διὰ δὲ καὶ τόντε τὸν κόσμον. τὸν δὲ 6) δημιυργὸν τρόπῳ τῷδε· 7) ἐπειδιὰν 8) ἐφαίδρω 9) περὶ τῆς τῦ παντὸς Φορᾶς διαλέγεται, τάδε φησι περὶ τῦ μεγάλυ διός· ὁ δὲ μέγας ἡγεμὸν ἐν ὐρανῷ ξευὺς ἐλάυνων πτανὸν 10) ἅρμα, πρῶτος πορέυεται διακοσμῶν πάντα καὶ ἐπιμελυμενος ὅιμαι σαφὴς ἐν τύτοις ὑπάρχει, μνημονέυσας τῦ ποιητῦ τῦ 11) τῶν ἁπάντων· καὶ γὰρ ἀνέθηκεν ἀυτῷ τὴν ἀκολυθίαν τῶν πρὸ τῦ κόσμυ Θεῶν. ἔφη γῦν, ἕπεσθαι τῇ ἐκείνυ προνοίᾳ τὺς κρατιώτας Θεύς. κρατιώτας δὲ ἐκάλεσε τῦς τῇ δε Θεὺς ὁιτῦ δε τῦ πολέμυ τῆς γενέσεος κρατηγῦσιν.

Ὁμοίως

4) τῦτο 5) χρησεσθαι. 6) μὲν. 7) τοιῶδε. (8 ἐπειδὰν. 9) ἐνφαίδρῳ. 10) πτηνὸν. 11) τῦ fehlt im mſc.

c) Aus dieſer Redensart iſt zu ſchließen, daß dieſes Stück von einem jüngern Platonico, z. E. Porphyrio, Proklo u. d. g. herkomme.

f) Außer den griechiſchen Gotteslehrern und Poeten nahmen auch Pythagoras, Heraklitus, und die ganze eleatiſche Schule den Satz an, daß die Materie in beſtändigem Fluſſe und Bewegung ſey, welches Plato von ihnen übernommen hat.

g) Man findet noch andere dergleichen Stellen in Platons Geſprächen, zumal im Timäus, wo er die Erde den älteſten Gott nennet. Man vergleiche LAERT. *L. III. ſ.* 75. Andere Secten redeten auch ſo, aber

in

Ich sage aber, daß dieser Name von beyderley Göttern gebrauchet, und sowohl dem Schöpfer, als der Welt beygelegt werde: und ich glaube, solches am besten nach unserer Gewohnheit e[illegible] mit Platons Zeugnisse beweisen zu können. Denn Plato selbst nennet den Schöpfer aller Dinge, Dia; und eben so nennet er auch die Welt. Den Schöpfer auf diese Weise, wenn er in dem Gespräche, Phädrus betitelt, von dem Flusse des allgemeinen Wesens f) handelt, und von dem großen Jupiter also redet: Zeus, der große Fürst im Himmel, fährt auf seinem geflügelten Wagen voran, und ziehet, ordnet und besorget alles. g) Hierinnen dünkt mich, handelt er vernünftig, daß er des Urhebers aller Dinge gedenket. Denn er leget ihm auch die Folge der Götter bey, welche vor der Welt sind. Denn er saget ferner: es folgen auf seine Vorsehung seine Kriegshelden, die Götter; er nennete aber die Götter Kriegshelden, weil sie, in dem Streite der Erzeugung entstanden, ihre Kriegs-Verrichtungen haben. h) Eben

in verschiedenem Verstande, und gehören alle hieher, welche Gott τὸ πᾶν, Alles nennen. conf. CVDWORTH *syst. int. c. IV. §. 32. p. 60. sqq.*

h) Weil Plato zum voraus setzte, in der beständig sich durch eine innwohnende vernünftige Kraft unordentlich liegenden und herumwälzenden Materie sey ein dauernder Streit und eine Unordnung der Theile derselbigen, so setzte er ihr die aus Gott geflossne Weltseele bey, so sie in Ordnung bringen sollte: und die aus dem göttlichen Verstande erzeugten Denkbilder oder Ideen, die er zu Göttern machte, sollten die Materie bilden und formen, nach dem allererſten Original in dem göttlichen Verstande: woraus dann die Schöpfung der Welt entstanden, welches Plato unter diesem dunkeln Gleichnisse sagen will.

Ὁμοίως οὖν 12) ὁ Πυθαγόρειος ἐπεμνήσθη τῦτε δημιυργῦ καὶ τῶν ἑπομένων τέτω Θεῶν, λέγων ὅτως τόι δ' ἄλλοι Θεοὶ ποτὶ τὸν πρῶτον Θεὸν 13) καὶ νόα τὸν ὅτως ἔχοντι, ὥσπερ χορέυτὰ 14) ποτι χορυφὴν 15) καὶ ςρατιῶτα 16) ποτὶ ςρατηγόν. καὶ τᾶυτα, ὡδὲ Πλάτων ἀμφοτέρων ἐπεμνήσθη, ἐν τῇ πρὸς Ἑρμείαν καὶ Κόρυσκον ἐπιςολῇ. τὸν γὰρ δημιυργὸν ἡγέμονα πάντων τῶν Θεῶν εἶπε τῶντε ὄντων, καὶ τῶν μελλόντων μέλλοντας δι' ἴσμε Θεὺς 17) τὲς ἀειγενεῖς, τετέχνι συναπτομένυς ποτὲ σώματι. ἐν δὲ τῶ Τιμαίω χωρίσας τυ πλήθυς τὲς Θεῦς ἐνικῶς διὰ τῦ οἰκητέρα 18) τῦ κόσμῦ τὲς πάντας ὠνόμασεν. ὅτως γάρ ἔφη ὄντων 19) ἀεὶ λόγισμὸς θεῦ περὶ τὸν ποτε ἐσόμενον Θεὸν, δῆλος γὰρ ὁ μὲν λογιζόμενος θεὸς ὁ δημιυργὸς ὤν, ὁ δὲ ἐσόμενος καὶ γιγνόμενος 20) ἀεὶ ὁ κόσμος 21), ὥσαύτος καὶ Ὅμηρος:

Ζεὺς

12) Daß der Name des Pythagoreers fehle, ſiehet man aus der Folge der Worte, Canter hat Onatus geleſen, es lautet aber im mſc. eben ſo, wie in dem gedruckten, nur, daß nach ὁμοίως ſtehet αὐτὰς. daß dieſe Stelle von Onato herkomme läßt ſich auch der Herr FABRICIVS Bibl. gr. Vol. I. p. gefallen.
13) θεῶν λέγων ὅτως 14) χορέυτας 15) κορυφαῖον 16) ςρατιώτας 17) θεὰς 18) οἰκητόρα 19) ὄντως 20) γινόμενος 21) Es ſtehet dabey λεγόμενος

1) Dieſe pythagoriſche Lehre, welche auch die Stoici angenommen, und ihren Grundſätzen ähnlich gemacht haben, erklärt am ausführlichſten SALVSTIVS *de diis & mundo* c. 5. 6. *Opuſc. mythol.* GALEI p. 253. *ſeqq.*

Eben so hat auch ihrer ein Pythagoräer gedacht, wenn er von dem Schöpfer, und den ihm folgenden Göttern also spricht: Die andern Götter verhalten sich gegen den höchsten Gott, oder den (göttlichen) Verstand, wie die Tänzer zu dem Vortänzer, und die Soldaten zu dem Heerführer. i) Beydes gedenket auch Plato in dem Briefe an den Hermias und Coriscus. k) Denn er nennet den Schöpfer den Fürsten der sowohl gegenwärtigen, als zukünftigen Götter. Durch die zukünftigen aber versteht er diejenigen, welche beständig mit der Zeugung zu thun haben, l) das ist diejenigen, die einmal mit dem Leibe vereiniget werden. In dem Gespräche aber, Timäus genannt, hat er die Vielheit der Götter bey Seite gesetzet, und durch die bewohnte Welt sie alle zusammen ausgedrücket. Denn so sagt er: Da der beständig vernünftig gedenkende Gott an den zukünftigen Gott gedachte: Denn da ist deutlich, daß der denkende Gott, der Schöpfer, der zukünftige aber die Welt sey. Eben so schreibt auch Homerus. m)

lich

k) Ist die sechste Epistel Platons.

l) ἀπογονοι sind diejenigen Theile der Weltseele, welche in die Bildung der Materie, zumal der Menschen ihren Einfluß haben: dergleichen die Seelen der Menschen selbst sind. Dann dieselbigen haben nach seiner Meynung ihren Ursprung aus der Weltseele, aber auch etwas materielles an sich; das ist, wie er redet, sie bestehen ex eodem & diverso: daher sie bey der Erzeugung und Bildung des Körper mit wirken können, indem sie mit ihm vereinigt werden. conf. CHALCID. in *Tim.* §. *LI. p.* 298.

m) In dem ersten Buche der Ilias.

Ζεὺς γὰρ ἐς ὠκεανόν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας
χθίζος ἔβη μετὰ δαῖτα, θεοὶ δ' ἅμα πάντες 22)
ἕποντο,
δωδεκάτῃ δέ τοι αὖθις ἐλεύσεται Ὄλυμπόνδε.

περὶ τῦ, κατὰ τὸν κόσμον διὸς, ταυτὶ 23) λέλεκται. ὅτε γὰρ θεοὶ ἅμα πάντες ἕποντο 24) τὸ δὲ πλῆθος τῶν θεῶν ἔργον ἐστὶ τῦ δημιουργῦ ἅμα τῷ κόσμῳ γενόμενον· ὁ πόταν δὲ εἰς τὸν ὄλυμπον ἀφίκωνται, δηλῦσι κατὰ τὴν διαφορὰν ἑτέρῳ λεγομένῳ διὸς τῦ κεχωρισμένου τῶν θεῶν, ἡ γῆν θέτις εἰς μὲν τὸν ὄλυμπον ἦκε 25) ἐχρῆν 26) γὰρ τὴν ποίησιν ἐκτελεῖν τὸ μύθευμα.

Εὖρε δὲ εὐρυόπα κρονίδην ἄστερ ἥμενον ἄλλων,
Ἀκροτάτη κορυφῇ πολυδειράδος Ὀλύμποιο.

Τὴν μέντοι δωδεκάτην ἀκυρίον 27) τῆς ἐπόνοδυ τῶν θεῶν, ὁπόταν ὑπερβάντες τὰ δωδεκα ῥώδια ἐπὶ τῷ νότῳ γένονται τυ ἐρανῦ. ςάντας δὲ αὐτὺς ἐκεῖτε περιάγει ἡ περιφορὰ. λόγος γὰρ ὁ αὐτὸς ψυχῶν καὶ θεῶν.

Θα-

22) αἰθιοπῆας 23) ἅπαντες 24) ταυτὰ 25) ἧκεν 26) ἔδει 27) χρῦ

n) Weil man bey den Griechen die Meynung hatte, im Homero ſey alle Weisheit zu finden, ſo befleißen ſich alle Secten, ihre Lehrſätze durch Hülfe der flauſirlichen Erklärungen aufzuſuchen, wovon eines jüngern HERACLIDIS *allegoriæ Homericæ* in GALLEI *opuſc. mythol.* ein Exempel abgeben können,

cont.

Der gestern erschienene Jupiter kam zu den berühmten Mohren, ins Meer zum Gastmahle, alle andere Götter folgten ihm; am zwölften Tage aber wollte er wieder gen Himmel fahren. Das ist von dem Jupiter, der die Welt bedeutet, geredet, n) weil alle Götter mit dabey waren: der ganze Hause der Götter aber ist ein Werk des Schöpfers, so zugleich mit der Welt gemacht worden. Daß sie aber in den Himmel wieder kommen, damit deuten diese Verse den Unterscheid des Jupiters an der von den übrigen Göttern unterschieden ist. Denn Thetis kam in den Himmel, (daß, wie sichs gebührt, das Gedichte, ausgeführt werde) und fand den Sohn des Saturni, der weit und breit gehöret wird, von andern abgesondert, auf der höchsten Spitze des Olympus sitzen.

Die Widerkehr der Götter am zwölften Tage aber ist also zuverstehen, wann sie die zwölf Zeichen überstiegen, und in die mittägliche Seite des Himmels kommen, dann wann sie da zustehen kommen, werden sie von dem Umlauf mit herum geführet. Dann es verhält sich mit den Göttern wie mit den Seelen. o)

Als

conf. GISB. CVPER. *de apotheosi Homeri* p. 66. 119. 126.

o) Es kömmt auch allem Ansehen nach diese Stelle von einem alexandrinischen Platonico her, die mit Homero so umzuspringen pflegten, wie dann PORPHYRIVS *quæstiones Homericas*, und PROCLVS ein Buch *de diis apud Homerum*, imgleichen einen *Comm. in Homerum* verfertiget hat.

Θαλῆς ἐρωτηθεὶς, τὶ πρεσβύτατον τῶν ὄντων; ἀπεκρίνατο, Θεὸς, ἀγένητον γάρ. Σωκράτης ἐρωτηθεὶς, τί ὁ Θεὸς; ἔιπε, τὸ ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον. Ἑρμῆς ἐρωτηθεὶς τί ὁ Θεός; ἔιπεν, ὁ τῶν ὅλων δημιουργός, σοφώτατος νοῦς καὶ ἀίδιος. Θαλῆς νοῦν τῷ κοσμῳ τὸν Θεὸν, τὸ δὲ πᾶν ἔμψυχον ἅμα καὶ Θεῶν πλῆρες διήκειν δὲ καὶ διὰ τῆ ςοιχειώδες ὑγρᾶ δύναμιν θείαν κινητικὴν αὐτῆ. Ἀναξίμανδρος ἀπεφήνατο τὲς ἀπείρυς ὐρανὲς Θεὲς. Ἀναξιμένης τὸν ἀέρα. δεῖ 28) δ' ὑπακέειν ἐπὶ τῶν ὕτως λεγομένων, τὰς ἐνδιηκύσας τοῖς ςοιχείοις ἢ τοῖς σώμασι δυνάμεις. Ἀρχέλαος ἀέρα καὶ νοῦν Θεὸν ὰ μέντοι κοσμοποιοῦντὸν νοῦν. Ἀναξαγόρας νοῦν κόσμοποιον 29) τὸν Θεόν.

Δηνο-

28) Im mſc. ſtehet noch: τῶν Θεῶν 29) χρῆ

p) Vid. LAERT. *L. I. ſ.* 36.

q) XENOPHON *memorab. L. IV. p.* 800. *ſeqq.*

r) Das iſt aus einem von einem electiſchen Philoſopho dem Mercurio unterſchobenen Buche, dergleichen den *Pœmander* und *Aſclepius* ſind, genommen.

s) ARISTOT. *de anima L. I. c.* 5. PLVT. *de plac. phil. l. I. c.* 7. EVSEP. *præp. evang. l. XIV. c.* 6. LAERT. *l. I. ſ.* 27.

t) ARISTOT. *l. c.* LAERT. *l. c.* CICERO *de legib. l. II. c.* 11.

u) CICERO *de N. D.* 18. *l. I. c.* 10.

x) Dieſe Stelle iſt zum Theil aus PLVTARCHO *de plac. philoſ. L. I. c.* genommen.

Als Thales gefragt wurde: (p) was unter allen Dingen das älteſte ſey? gab er zur Antwort: Gott, weil er unerſchaffen iſt. Als Sokrates gefragt worden: was Gott ſey? antwortete er, das unſterbliche und ewige Weſen q). Als Mercurius gefragt worden, was Gott ſey? ſprach er: Der Schöpfer aller Dinge, der weiſeſte und ewige Verſtand. r) Thales nannte Gott die Seele der Welt, s) denn das allgemeine Weſen ſey beſeelt, und voller Geiſter: t) Dieſe göttliche und bewegende Kraft aber durchziehe das Element des Waſſers u). Anaximander machte die unendlichen Himmel zu Göttern. x) Anaximenes die Luft y), welches man von denen, in den Elementen waltenden und ſie durchdringenden Kräften zuverſtehen hat. Archelaus nennete die beſeelte Luft Gott z): Doch nicht alſo, als wann dieſer göttliche Verſtand die Welt gemacht hätte. aa) Beym Anaxagoras iſt Gott der Verſtand, der die Welt gemacht hat. bb) Nach

y) CICERO *de nat. Deor. l. I. c.* 10. PLVT. *l. c.*

z) PLVTARCHVS *l. c.* welchen Stobäus ausgeſchrieben, ſetzet das Unendliche der Luft an die Seite. STOBAEVS ſelbſt *c. 23. p.* 26. nennet es die unendliche Luft, die bald verdünnet, bald verdickt wird.

aa) Das Gegentheil giebt der PSEVDO-ORIGENES *philoſophumen. c. IX p.* 79. vor. SIMPLICIVS *in Phyſ. l. I.* behauptet, er habe dem Anaxagoras beygeſtimmt. Stobäi Bericht iſt glaubwürdiger.

bb) ARIST. *Metaph. l. I. c.* 2. CIC de *N. D. l. I. c.* 11. und die Alten faſt überall. Denn er hatte den Ruhm, daß er der erſte geweſen, der offenbar des göttlichen Weſens in der Bildung der Welt gedacht.

Δημόκριτος, νῆν τὸν Θεὸν ἐν πυρὶ σφαιροειδῆ. Διογένης καὶ Κλεάνθης, καὶ Ὀινοπίδης, τὴν τοῦ κόσμου ψυχήν. Πυθαγόρας τῶν ἀρχῶν τὴν μὲν μονάδα Θεὸν, καὶ τ' 30) ἀγαθὸν, ἥτις ἐστὶν ἡ τοῦ νοὸς Φύσις, ὁ 31) αὐτὸς ὁ νοῦς. καὶ τὴν ἀόριστον 32) δυάδα, καὶ τὸ κακὸν περὶ ἣν ἐστι τὸ ὑλικὸς πλῆθος. Ποσειδώνιος πνεῦμα νοερὸν καὶ πυρώδες, ὃν ἔχον μὲν μορφὴν, μεταβάλλον δὲ εἰς ὁ βούλεται, καὶ συνεξομοιούμενος 33) πᾶσιν. Σπεύσιππος τὸν νοῦν ὅτε τὸ ἑνὶ ὅτε τῷ ἀγαθῷ τὸν αὐτὸν, ἰδιοφυῆ δέ. Κριτόλαος καὶ Διόδωρος ὁ τύριος νοῦν ἀπ' αἰθέρος ἀπαθῆ. Ἡράκλειτος τὸ περιοδικὸν πῦρ ἀίδιον· εἱμαρμένην δὲ λόγον

30) κοσμοκειῶν. 31) τ' mangelt im mſc. 32) auch dieſes ὁ mangelt. 33) ἀόριτον, ſo ſtehet es auch beym Plutarcho.

cc) PLVT. *l. c.* damit will ſich aber ſeine Lehre von den Göttern, wie ſie CIC. *de N. D. l. I. c. 12.* und SEXT. EMPIR. *adv. mathem. l. IX. ſ. 19.* vorſtellen, nicht recht reimen.

dd) Die erſten beyden waren ſtoiſche, Oenopides ein pythagoriſcher Philoſophus, weil aber die ſtoiſche Schule ihre Theologie guten Theils von den Pythagoreern entlehnet, ſo ſetzt ſie Stobäus nicht unrecht zuſammen. Dann Pythagoras machte Gott auch zur Welt-

Nach Democrito ist Gott ein vernünftiges Wesen, das in einem runden Feuer begriffen ist. cc) Diogenes, Cleanthes und Oenopides nennen Gott die Seele der Welt. dd) Pythagoras setzte unter den ersten Anfangsgründen der Welt die Einheit zu Gott, welche er das wesentliche Gute, als die Natur des Verstandes, und den wesentlichen Verstand nannte; und die unbestimmte Zweyheit, als den Ursprung des Bösen, von welchem alles, was materiell und viel ist, herkommt; ee) Posidonius beschrieb Gott als einen vernünftigen und feurigen Geist, der zwar keine Gestalt hat, aber sich, in was er will, verwandeln kann, und alle Gestalten annimmt. ff) Speusippus sagte: der göttliche Verstand sey weder die Einheit, noch das Gute, sondern habe seine eigene Natur. gg) Critolaus und Diodorus von Tyrus nennten Gott ein verständiges und unleidbares Luftwesen hh). Heraclitus beschrieb Gott als das ewige zirkelförmig sich bewegende Feuer, welches er das vernünftige Schicksal nannte, das aus zwey einander entgegen

Weltseele CIC. *l. c.* LACT. *inst. div. l. I. c. 5.*

cc) PLVT. *l. c. de gener. animæ ser. Tim. de Isid.* und sonst. conf. MEVRS. *de Den. Pyth. c. III. p. 18.* und welche er nennet, *Amœnit. T. VII. p. 209. sqq.*

ff) Diese Beschreibung ist Stoisch, in welcher Schule Posidonius lehrte.

gg) Damit gieng Speusippus von Pythagora und Plato, denen er sonst folgte, ab; dann er sahe die Einheit und das Gute nur vor Bilder und Begriffe im Verstande, oder Eigenschaften der Wesen an.

hh) Dieses ist der erste Beweger Aristotelis, aus deßen Schule diese Weltweisen waren.

λόγον, ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων. Ζήνων ὁ Στοϊκὸς 34) νοῦν κόσμου πύρινον. Μνήσαρχος τὸν κόσμον τὴν πρώτην οὐσίαν ἔχοντα ἐπὶ πνεύματος. Βόηθος τὸν ἀιθέρα τὸν 35) Θεὸν ἀπεφήνατο. Παρμενίδης τὸ ἀκίνητον καὶ πεπερασμένον σφαιροειδές. Μέλισσος καὶ Ζήνων, τὸ ἓν καὶ πᾶν, καὶ μόνον ἀίδιον, καὶ ἄπειρον τὸ ἕν, καὶ τὸ μὲν ἓν (*) τὴν ἀνάγκην ὕλην δὲ αὐτῆς, τὰ δὲ στοιχεῖα· εἴδη δὲ τὸ νεῖκος καὶ τὴν φιλίαν νεικεί. 36) λεγει

34) συνεχομένου 35) Στοικὸς 36) fehlt im mſc.

(*) Nach LAERTII Berichte *l. II. ſ. 1.* ſetzte Anaximander zum erſten Anfangsgrunde aller Dinge das Unendliche, ohne zubeſtimmen, was dadurch zuverſtehen ſey, und das bezeugt auch CICERO *Ac. Q q. l. II. c.* 37. Es iſt alſo dieſe Beſtimmung nur von ſeinen Auslegern hinzugeſetzt.

ii) CLEM. ALEX. *Protr. p.* 42. TERTVLL. *contra Marc. l. I. c.* 12. LAERT. *l. IX. ſ.* 7. MENAG. *ad h. l.* B. OLEARIVS diſſ. de *principiis rerum naturalium ſecundum mentem Heraclitι.*

kk) LAERT. *l. VII. ſ.* 138. PLVT. *l. c.* conf. LIPS. *Phyſiol. Stoic. l. I. diſſ. VI. p.* 26.

ll) Es ſcheinet aus dieſer Beſchreibung Gottes, daß hier der ſtoiſche Mneſarchus zuverſtehen ſey, der zu Ciceronis Zeiten die ſtoiſche Philoſophie zu Athen öffentlich gelehret hat, vid. CIC. *Ac. Q q. l. IV.* JONS. *de S. H. P. l. II. c.* 13. *p.* 130. Pythagoras hatte auch einen Sohn dieſes Namens,

laufenden Dingen alles machet und wirket. ii) Zeno der Stoicus, nannte Gott eine feurige Weltseele. kk) Anaxarchus sagte, er sey die Welt, deren vornehmstes Wesen im Geiste bestehe. ll) Boethus bestimmte die Welt für Gott. mm) Bey Parmenide ist Gott das unbewegliche und in einer sphärischen Figur eingeschlossene Wesen. nn) Melissus und Zeno (von Elea) oo) hießen Gott das Einige, das alles und allein ewig ist, welches Einige auch das unvermeidliche Schicksal oder die Nothwendigkeit ist, deßen Materie die Elementen, die Formen aber die Uneinigkeit und Einigkeit oder Freundschaft sind.

menes, der ihm in der Schule nachfolgete, aber der Satz lautet eher, stoisch als pythagorisch.

mm) Es sind unter den Griechischen Weltweisen viele Boethi bekannt, und darunter auch ein platonischer, ein peripatetischer, ein stoischer, und ein epicurischer Philosophus. Dem Satze nach ist er von dem dritten.

nn) ARIST. *Phys. l. I. c. 2.* ORIG. *philosophumen. c. XI. p. 16.* Also auch Xenophanes vid. LAERT. *l. IX. f. 19.* SEXT. EMPIR. *Pyrrh. hyp. l. I. c. 33.* EVSEB. *præp. l. I. c. 8.*

oo) Dieses ist das eleatische Lehrgebäude in der Metaphysik, welches alles als ein einiges unendliches, ewiges und unveränderliches Wesen ansahe; welches aber, wann es in der Physik betrachtet wird, aus den Elementen bestehet, welche durch die Einigkeit der ähnlichen; und die Uneinigkeit und Absonderung der unähnlichen Theile, in der beständig im Fluß stehenden Materie die Formen empfangen, ohne an dem Wesen selbst etwas zu ändern.

λεγει δὲ καὶ στοιχεῖα ἀθεῶς 37) καὶ τὸ μίγμα τέτων τὸν κόσμον, καὶ πρὸς ταυλυθήσεται 38) τὸ μονοειδὲς, καὶ θείας μὲν οὔεται τὰς ψυχὰς θείας 39) καὶ τὰς μετέχοντας αὐτῶν καθαρὰς καθαρῶς. Πολέμων τὸν κοσμὸν Θεὸν ἀπεφήνατο. Ξενοκράτης Ἀγαθήνορος Καλχηδόνιος 40) τὴν μονάδα καὶ τὴν δυάδα Θεὸς, τὴν μὲν ὡς ἄῤῥενα πατρὸς ἔχουσαν τάξιν ἐν ὐρανῷ βασιλεύουσαν ἣν τινα προσαγορέυει καὶ ζῆνα, καὶ περιττὸν, καὶ νῶν, ὅστις ἐστιν αὐτῷ πρῶτος Θεός. τὴν δ' ὡς θηλείαν μητρὸς θεῶν δίκην τῆς ὑπὸ τὸν ὐρανὸν λήξεως ἡγεμένην, ἥτις ἐστιν αὐτῷ ψυχὴ τὸ παντός. θεῖον 41) δὲ εἶναι καὶ τὸν ὐρανὸν, καὶ τὰς ἀστέρας πυρώδεις ἐλυμπίους θεὸς καὶ ἀστέρας ὑποσελήνους δαίμονας ὐρατὸς, 42) ἀῤῥέ-

37) φιλανθρωπίαν 38) θεῖς τὸν ἀλυθήσονται 39) θεὸς. Hier iſt im gedruckten der Text abgerißen, deßen Folge p. 5. ſtehet, im mſc. folgt alles auf einander. Canter hat dieſes ſchon gemuthmaßet.

40) ἀλχαδόνιος

41) θεὸν 42) ἀηρέτας

pp) Dieſe Stelle iſt ſehr dunkel. Weil Canter eine falſche Lesart gehabt, hat er keinen Verſtand herausbringen können, und deswegen dieſe Worte unüberſetzt gelaſſen. Es iſt auch die in dem Mſc. ausgedrückte nicht ganz richtig, und es ſcheinet, es müße heißen: πρὸς τὸ ἀλιθήσεσθαι τὸ μονοειδὲς wann dieſes angenommen, und das Wort ἀλέω das eigentlich Wellenweiſe ſich bewegen heißt; vid. SVIDAS in ἀλύω T. I. p. 127. auf das Chaos gezogen wird, ſo wird damit die unordentliche Bewegung der Materie

Er nennet auch die Elementen Götter, und derselbigen Vermischung die Welt, welche um der unruhigen Bewegung willen die einförmige Gestalt empfangen hat. pp) Er hält auch die Seelen für Götter, weil sie an derselbigen auf eine reine Art Theil nehmen. Polemo lehrte, die Welt sey Gott. qq) Xenocrates Agathenors Sohn von Chalcedon, machte die Einheit und Zweyheit zu Göttern, wovon die Einheit Mannes Stelle vertritt, und im Himmel herrschet, welche er auch den Jupiter, das Ungerade, und den Verstand, das ist, den höchsten und ersten Gott nennet; diese, die Zweyheit, aber gleichsam das Weib ist, und die Mutter der Götter, welche dem Theile vorgesetzet ist, der unter dem Himmel ist, und die Seele der Welt begreift. rr) Er lehrt auch, der Himmel sey Gott, und die feurigen Gestirne seyn himmlische Götter, ss) es gebe auch unter dem Monde unsichtbare Geister.

terie, da die gleichartigen Theilchen sich zusammen gefüget, und die ungleichartigen sich abgesondert, wohl ausgedrücket, welches die Einigkeit und Unreinigkeit ist. Sollte aber die Welt zu Stande kommen, so müsse sie endlich in einerley gewisse und festere Gestalt sich zusammen geben, welches das μονοειδὲς und das πᾶν πρὸς ἓν ἀναλογον der eleatischen Naturlehre ist.

qq) Das ist in Platons Verstande zu nehmen, dessen getreuer Nachfolger Polemo war.

rr) Xenocrates war mit dem Plato in Sicilien gewesen, und hatte die Pythagorcer gehört, daher philosophirte er nach pythagorischer Art. Den Satz selbst erklärt der Anonymus *vitæ Pythag.* bey PHOTIO *Cod. cc. LIX.*

ss) CICERO de *N. D. L. I.*

ἀρέσκεται δὲ καὶ αὐτὸς 43) καὶ ἐνδιήκειν 44) τοῖς ὑλικοῖς στοιχείοις τῶτων δὲ τὴν μὲν 45) ἀειδῆ προσαγορέυει, τὴν δὲ δίκε τῆς γῆς φυτόσπορον δήμητρᾶν τᾶυτα δὲ χορηγήτας τοῖς Στοϊκοῖς, τὰ πρότερα παρὰ τῦ Πλάτωνος μεταπέφρακεν. Πλάτων τὸ ἓν τὸ μονοφυὲς, τὸ μοναδικὸν, τὰ ὄντως ὄντ' ἀγαθὸν, πάντα τε τοιᾶυτα τῶν ὀνομάτων, εἰς τὸν νᾶν σπεύδει. νᾶς ἓν ὁ Θεὸς, χωριστὸν εἶδος, τὸ δὲ χωριστὸν ἀκουέσθω τὸ ἀμιγὲς πάσης ὕλης, καὶ μηδενὶ τῶν σωματικῶν, συμπεπιγμένον μηδὲ τὸ πάθος τὸ τῆς φύσεως συμπαθές· τᾶτα δὲ πατρὶς καὶ ποιητῦ τ' ἄλλα θεῖα ἔγγονα, νοητὸν μὲν, ὅτι νοητὸς λεγόμενος κόσμος παράδειγμα τὸ 46) δ' ἐστὶ τῦ ἑαυτῦ κόσμυ. πρὸς δὲ τᾶτοις ἐναιθέριοι τινὲς δυνάμεις. λόγοι δ' ἐισὶν ἀσώματοι καὶ ἐναέριοι, καὶ ἔνυδροι ἀσθητὸς ὁ τῦ πρώτυ θεῦ ἔγγο-

43) Der im Mſc. gelaſſene Raum zeigt an, daß hier an der Rede etwas mangele, ſo auch aus derſelbigen Innhalte zu erkennen iſt. 44) ἐνδιοικεῖν 45) auch hier fehlt ein Wort, ſo das Mſc. durch einen leeren Raum angedeutet hat. 46) παραδείγματα δ' ἐστὶ.

tt) Citati, conf. BAYLE *Dict. T. IV. art. Xenocrate not. I.*

uu) Vid. PHVRNVTVS *de nat. Deorum* in GALEI *opuſc. mythol. p. 137.*

xx) Vid. PLVTARCHVS *de Iſide & Oſiride.*

yy) Hievon ſind die Geſpräche Platonis aller Orten voll. Demnach irren ſich diejenigen, welche mit den jüngern Platonikern dafür halten, die Materie ſey aus dem Schooße Gottes gefloſſen.

Er behauptet auch, daß ſie in dem materiellen Elemente wohnen, und nennet die Gottheit, die in der Luft iſt, die unſichtbare Juno, die ſo im Waſſer iſt, den Neptunum, die ſo auf Erden alle Saamen wachſend macht, die Ceres. tt) Hierinnen iſt er den Stoikern vorgegangen, uu) hat es aber zuerſt vom Plato entlehnet. xx) Plato aber legt die Namen des Einigen, des Einfachen, des Einzeln, des wahrhaftig Weſentlichen, des Guten, alle dem göttlichen Verſtande bey. Es iſt alſo Gott der weſentliche Verſtand, die abgeſonderten Formen, weil er nämlich von aller Materie entfernt, und mit nichts körperlichem verknüpft iſt, auch keine Art und Eigenſchaft der körperlichen Natur hat. yy) Von dieſem Vater und Schöpfer ſind alle andere göttliche Weſen erzeuget, welche allein mit dem Verſtande begreiflich ſind, weil ihre Welt eine geiſtliche Welt iſt. zz) Dieſelbiger ſind die weſentlichen Vorbilder der ſichtbaren Welt. aaa) Zu dieſen gehören auch die Kräfte, welche in der Luft wohnen, denn es giebt auch unkörperliche in der Luft und im Waſſer ſich aufhaltende vernünftige Weſen. bbb) Der den Sinnen

zz) Das Wort νοητὸς κόσμος, deſſen ſich ſonderlich die jüngern Platoniker bedienten, kann in unſerer Sprache durch nichts beſſers ausgedruckt werden, als durch geiſtlich; denn es wird dem ſinnlichen entgegen geſetzet, und die νοητὰ ſind die geiſtlichen Subſtanzen.

aaa) Er nannte ſie Ideen, welche in ſeiner Metaphyſik das Hauptwerk ausmachten. vid. *Hiſtoria de ideis ſect.* 1.

bbb) Das fließt aus der behaupteten Weltſeele. vid. in *Politic. & conviv. T. III. p.* 201.

ἔγγεια, (*) ἥλιος, σελήνη, ἀστέρες, γῆ, καὶ ὁ περιέχων πάντα κόσμος. Ἀριστοτέλης τὸν μὲν ἀνωτάτω Θεὸν εἶδος, 47) ὁμοίως Πλάτωνι ἐπιβεβηκότα τῇ σφαίρᾳ τοῦ παντὸς, ἥτις ἐστὶν ἀιθέριον σῶμα, τὸ πέμπτον ὑπ' αὐτοῦ κινεῖσθαι. Οἱ Στωικοὶ 48) νοερὸν Θεὸν ἀποφαίνονται, πῦρ τεχνικὸν ὁδῷ βαδίζον ἐπὶ γενέσει κόσμου ἐμπεριειληφὸς 49) πάντας τοὺς σπερματικοὺς λόγους, καθ' οὓς ἅπαντα καθ' εἱμαρμένην γίνεται. καὶ πνεῦμα μὲν οὖν διῆκον 50) διόλου τοῦ κόσμου· τὰς δὲ προσηγορίας μεταλαμβάνον διόλης 51) τῆς ὕλης, δι' ἧς κεχώρηκε παραλλάξαν. Θεοὺς δὲ καὶ τὸν κόσμον, καὶ τοὺς ἀστέρας, καὶ τὴν γῆν· ἀνωτάτω δὲ πάντων νοῦν εἱμαρμένιον, εἶναι Θεόν. 52) Ἐπίκουρος ἀνθρωποειδεῖς μὲν τοὺς Θεοὺς, λόγῳ δὲ πάντας διαρήτους, διὰ τὴν λεπτομερίαν τῆς τῶν εἰδώλων φύσεως· ἃ δὲ

47) Im Mſc. iſt auch hier ein leerer Raum zu einem ausgelaßenen Worte. Στωικοὶ

48) ἐμπεριειληφὸς 49) διῆκον 50) δι' ὅλης 51) Θεοὺς 52) κίνημα.

(*) Das muß ohne Zweifel ἔγγεια heißen, und Θεὸς darunter verſtanden werden.

ccc) *Metaphyſ. l. IX. c. 7. T. II. p. 742.*

ddd) Nicht mit Kunſt zubereitet, ſondern auf eine vernünftige und künſtliche Art wirkend. LAERT. *l. VII. ſ.* 128. PLUT. *de plac. phil. l. I. c. 7.* GATAKER *ad Anton. l. IV. ſ.* 23. LIPS *l. ſupra c.* SENECA *ep.* 89. ORIG. *philoſophum. c. XXI. p. 143.*

nen begreifliche Gott, so ein Enkel des höchsten Gottes ist, begreift Sonne, Mond, Sterne, Erde, und die alles in sich fassende Welt. Aristoteles macht, wie Plato, den höchsten Gott zu einer Forme, welcher auf dem obersten Zirkul des allgemeinen Weltwesens schwebet. eee) Diese Sphäre ist ein subtiler Luftkörper, welcher von ihm die fünfte Natur genennet wird. Die stoischen Weltweisen, nennen den mit dem Verstande begreiflichen Gott ein Kunstfeuer ddd) welches sich auf den Weg begeben, eee) die Welt zu machen, und alle Saamen und Formen der Dinge in sich hat, fff) als nach welchen alles, dem Schicksal gemäß, gemacht wird. Es ist derselbige ein Geist, so die ganze Welt durchdringt, und aber von aller Materie, welche er durchwandert, allerley Namen annimmt. Daher sind die Welt, die Gestirne, und die Erde Götter; zu alleroberst aber ist Gott in der reinesten Luft. Epikurus giebt vor, die Götter hätten zwar Menschen Gestalt, ggg) könnten aber nur mit dem Verstande begriffen und beschrieben werden, weil die (von ihnen ausfliessenden) Bilder und Gestalten sehr subtil sind. hhh) Er

eee) Vornemlich aus dem Mittelpunete des Chaos gegen den Umkreis und die Fläche.

fff) PLVTARCH. *l. c.*

ggg) LAERT. *l. X. f.* 139. PLVT. *l. c.* CICERO de *N. D. l. I. c.* 18. 27. SEXT. EMPIR. *adv. mathem. l. IX. f.* 25.

hhh) PLVT. *l. c. c.* 6. conf. GASSEND. ad LAERT. *l. X. p.* 1278. Epicurus wollte nicht zugeben, daß die Götter zusammen gesetzte Wesen waren.

ἔϛι δὲ αὐτὸς ἄλλας τέσσαρας φύσεις κατὰ γένος ἀΦθάρτους τὰς δὲ, τὰ ἄτομα, τὸ κενὸν, τὸ ἄπειρον, τὰς ὁμοιότητας. ταύτας δὲ λέγονται ὁμοιομερίας καὶ ϛοιχεῖα.

iii) Hier verſtößt ſich Stobäus oder vielmehr derjenige, aus welchem er dieſe Stelle genommen. Dann Epikurus ſetzte nur zwey wirklich exiſtirende Weſen, die Atomos oder untheilbaren Anfangsſtäubchen der Materie, und den Raum. Jene machte er an der Zahl, dieſen an der Größe unendlich. Die gleichartigen Theilchen aber, welche Anaxagoras angenommen,

Er ſetzt auch ſonſt vier Naturen, welche nach ihrer Art unſterblich ſind, die untheilbaren Theilchen, den leeren Raum, das Unendliche, und die Aehnlichkeiten, welche ſonſt auch gleichartige Theilchen und Elementen genennt werden. iii)

men, können mit Epikurs Naturlehre nicht beſtehen. Man kann aber dieſe Stelle aus PLVTARCHO *de plac. phil. l. I. c.* 7. genommen, alſo verbeſſern, daß anſtatt der gleichartigen Theilchen die göttlichen Naturen geſetzt werden: Denn die waren, beym Epikur ein Körper, der doch keinem Körper gleichet.

II.

Vorschlag einiger Regeln zur Aussprache der deutschen Selbstlaute in Ansehung ihrer Länge und Kürze.

Es ist seit langer Zeit eine Klage verschiedener Deutschen und Ausländer gewesen, daß Leute, welche nicht gebohrne Deutsche wären, keine Anleitung und Hülfsmittel hätten, den deutschen Wörtern ihr gehöriges Gewicht in der Aussprache zu geben. Die Ursache davon wäre diese, daß man die Länge und Kürze der Selbstlaute, und hiernächst den Sitz des Accents in den Wörtern nicht bestimmt habe. Es haben sich also einige bemühet, Mittel ausfündig zu machen, durch welche besonders dem ersten Mangel abgeholfen werden könnte. Philipp von Zesen hat zum Exempel den Vorschlag gethan, daß man die langen Selbstlaute oben mit einem zugespitzten Haken bezeichnen sollte. Denn so folge alsdann von sich selbst, daß die Selbstlaute, welchen dieses Zeichen fehle, kurz ausgesprochen werden müßten. M. Bellin, welcher uns oben Gelegenheit gegeben, dieser Sache nachzusinnen, will den gedachten Mangel dadurch heben, daß er die Länge eines Selbstlautes durch die Verdoppelung oder Spaltung des Strichs in gedruckten Schriften zu bemerken anräth. Im Schreiben aber soll man über den langen Selbstlaut entweder den Haken des von Zesen, oder zween Querstriche machen. Allein wo man von der Güte beyder Vorschläge aus dem Beyfalle urtheilen will, den sie

bey

bey andern gefunden haben: So dürfte man sich wohl schwerlich für sie erklären. Und die Forderung, welche man an Deutschland macht, ist auch in der That so groß, daß wir uns gewiß eine abschlägige Antwort zu versprechen hätten, wenn wir dergleichen an eine auswärtige Sprache machten. Welcher Ausländer will nun eine Pflicht von uns fordern, deren Leistung er uns von seiner Seite mit Recht versagen kann? Oder wer will alle Deutschen verbinden, etwas in ihrer Sprache und Schreibart einzuführen, wofür sie niemals auf einen Gegendienst hoffen können; zumal wenn man deßen von beyden Seiten noch wohl überhoben seyn kann? Denn wenn man einige allgemeine Regeln von der Länge und Kürze unserer Selbstlaute in der Aussprache ausfinden könnte: So scheint es billig zu seyn, daß sie sich damit begnügen lassen, ohne eine weitere Aenderung in der Schreibart von uns zu fordern.

Wir haben einen Versuch gemacht, ob wir vielleicht in Erfindung solcher allgemeinen Sätze glücklich seyn möchten. Wir glauben auch etwas von dieser Art gefunden zu haben; und wollen es hiermit den Sprachverständigen zur Beurtheilung überlassen, ob wir wirklich glücklich gewesen sind. Zwar schmeicheln wir uns eben nicht, alles bereits erschöpft, und so eingerichtet zu haben, daß gar keine Verbesserung mehr daran statt finde. Indessen haben wir unsere Regeln doch der Natur unserer Sprache gemäß einzurichten gesucht, und bisher auch noch keinen Umstand gefunden, welcher uns genöthigt hatte, von ihnen abzugehen. Und da sie, wenn sie Beyfall finden sollten, fast die einzigen Gesetze seyn würden, welche

sich

sich ein Ausländer in Erlernung der deutschen Aussprache bekannt zu machen hätte: So können wir auch hoffen, daß er sich über die Menge derselben mit Grunde nicht werde beschweren können. Denn wir haben keine lebendige europäische Sprache angetroffen, zu deren Aussprache man sich an einer geringern Anzahl von Regeln begnügen lassen könnte.

Wir haben zugleich versucht, den Sitz des Accents in den deutschen Wörtern einigermaßen zu bestimmen: theils, weil man auch in diesem Stücke bisher über Mangel der Anleitung geklagt hat; theils, und vornemlich deswegen, weil es einen unmittelbaren Einfluß in die Bestimmung der Länge und Kürze der Selbstlaute hat. Unsere Regeln hiervon sind noch ziemlich allgemein. Wenn man sie aber auch gleich vielleicht noch einer Unvollkommenheit beschuldigen kann: So sind wir doch deswegen zu entschuldigen, weil wir uns erklärt haben, daß wir uns nur in so fern in die Festsetzung derselben einlassen wollen, in sofern sie zur richtigen Aussprache der Selbstlaute das ihrige beytragen.

Man kann uns zwar bey unserer Arbeit den Einwurf machen, daß noch einige Unbequemlichkeit mit unsern Regeln verknüpft sey. Denn sie forderten in etlichen Stücken von den Ausländern schon einige Kenntniß von gewißen deutschen Wörtern. Und wir gestehen dieses. Wir geben auch zu, daß es für die Fremden beßer wäre, wenn man derselben überhoben seyn könnte. Allein wir fordern doch nichts von ihnen, als was sie von uns fordern. Denn sie begehren selbst, daß wir zum Aussprechen gewißer Wörter in ihren Sprachen etwas mehr, als den bloßen

Klang

Klang der Buchstaben, das ist, daß wir ihre eigentliche Bedeutung wissen sollen. Denn ich weis doch nicht, ob ich z. E. droit wie ô oder oâ aussprechen soll, bis ich weis, was es auf dieser Stelle heißt. Und wenn jemand das Wort Shepherd findet: So kann er nicht urtheilen, ob er das ph wie sonst in andern Englischen Wörtern, oder ob er das p besonders, und das h besonders aussprechen soll, als bis ihm bekannt ist, daß Shepherd einen Schafhirten bedeute, und also das p und h in zwo besondern Sylben stehen. Wir könnten eben diese Nothwendigkeit, die Bedeutung und Abkunft eines Wortes bey der Aussprache zu wissen, an forget, Geese, Geld, Finger, Druggist, und tausend andern Wörtern weisen. Allein es ist nicht nöthig, weil wir unsere Forderung bey den deutschen Wörtern vielleicht nicht einmal so hoch getrieben haben. Mehr zu erinnern haben wir nicht Ursache, und wir wollen also mit der Bestimmung der Länge und Kürze in den Selbstlauten sofort den Anfang machen.

I. **Abgeleitete Wörter richten sich nach ihrem Stammworte, oder nach dem einfachsten Nennworte oder Zeitworte, von dem sie herkommen.** Z. E. Fluß, nach geflossen; der Tödte, nach Tod; ein Ritterfaße, nach ich faß; mäßig, nach Maaß.

Anmerkungen.

1) Ausgenommen werden einige Wörter, so von unordentlichen Zeitwörtern herkommen. Z. E. die meisten sprechen kurz: der Zug, ob man gleich sagt: gezogen, des Zuges, die Zuge. Man kann es aber auch aus diesen Ursachen keinem Ausländer

übel nehmen, wenn er mit einigen spricht: Der Züg. Hieher gehört auch genüegen, u. s. f. von genüg, und bey den Meißnern, Städte, von Städt, Stäette von Stätt.

2) Ueberhaupt ist die Regel von Wörtern zu verstehen, welche ihrem Stammworte genugsam ähnlich bleiben. Weil aber z. E. Flücht (fuga) dem Zeitworte fliehen und geflohen sehr unähnlich worden ist; so wird es der Regel ungeachtet kurz ausgesprochen.

II. Lang wird der Selbstlaut ausgesprochen (es mag nun ein einfacher, oder das å, ô und û seyn,)

1) In einer einfachen Sylbe die den Accent hat. Z. E. ich hā-be, die Rē-de, die Kī-ser, der ō-sen, der Bū sen, ich māe-he, ēe-de, und der Hû-gel.

Anmerkungen.

1) Einfach ist im Deutschen die Sylbe, wenn sie mit einem selbstlautenden Buchstaben; doppelt oder zusammengesetzt, wenn sie mit einem mitlautenden schließt. Z. E. in lebet ist le eine einfache, ber eine zusammengesetzte Sylbe.

2) An statt des langen i ist in den meisten deutschen Wörtern der Doppellaut ie eingeführt, außer in denen, die aus fremden Sprachen herstammen, z. E. die Bibel, regiren, Critiken, u. s. f.

3) Die Doppellaute werden allezeit lang ausgesprochen. Denn die beyden in einer Sylbe ausgesprochenen Selbstlaute machen einen langen Laut aus. Doch dieß von dieses, und jetzt sind kurz; wo man das letzte nicht gar ohne e schreibt.

Ausgenommen werden von der obigen Regel.

a) Die

a) Die Wörter, welche nach dem Selbſtlaute mit ck und tz geſchrieben werden, z. E. Schlacken, Becken, flicken, Pocken, ſchlucken, jäcken, löcken, Stücke; Katze, ſetzen, ſitzen, trotzen, putzen, Götze, ſtutzen, ſtützen. Denn dieſe werden zwar noch in der Abtheilung wie einfache Sylben geſchrieben, z. E. ich ſi-tze; allein das ck und tz wird anſtatt kk und zz geſchrieben, und es ſind alſo wirklich zuſammengeſetzte Sylben.

b) Die Wörter, welche nach dem Selbſtlaute ein ch oder ſch haben, z. E. lächen, brechen, entwichen, pöchen, ſchwächen, röcheln Küchlein (pullus) naſchen, wiſchen, pfuſchen, tuſchen (welches bey den Malern gebräuchlich iſt.) Denn obgleich dieſe Wörter im Buchſtabiren auch wie einfache Sylben angeſehen und getheilet werden: So ſind ſie es doch nicht. Denn ch iſt ſo viel, als hh, und die alten Deutſchen ſchrieben an deſſen ſtatt gar nur ein einfaches h. z. E. rehte, rihtere, fehthum, girihtis, zuht, uahtis, maht, vorht.

Anmerkungen.

lang bleiben

1) die Wörter, die das ch in der Abneigung, oder in verwandten Wörtern in ein einfaches h auflöſen, z. E. hōch, der hohe, die Höhe; (doch der hōchſte, bleibt bey einigen kurz.) Schmach, ſchmähen, ſchmählich; nāch, nahen, nahe. Doch ſprechen einige Schleſier nāch Die Verwandſchaft von nach und nahe aber iſt nicht allein wegen der nur angeführten alten Schreibart, ſondern auch darum wahrſcheinlich, weil die Holländer beydes durch das Wort na ausdrücken.

2) Insbesondere: Brächfeld, brächen liegen, zur Bräche ackern, brächen; vielleicht von brächen; weil das Brächfeld beym brachen das erstemal umgebrochen wird, wie es der Landmann ruhren nennt, wenn es zum andernmale geackert, oder aufgerührt wird. Von: ich brach, aber u. a. m. siehe III. 1. Ausn. c.

3) Nach der meißnischen Aussprache die meisten Wörter, die vor dem ch ein u. haben, z. E. Küchen, flüchen, Büche, u. s. f. Es wäre denn, daß es von unordentlichen Zeitwörtern mit noch größerer Abweichung herkommende selbstständige Nennwörter (nom. substant.) wären, z. E. die Flucht, die Wucht, die Zucht, sind kurz, ob sie gleich von geflēhen, gewēgen, gezēgen herkommen. Aber Brüch, Sprüch, Gerüch, von gerochen, gesprochen, gebrochen sind durchgängig kurz.

c) Einige fremde Wörter, welche des einfachen Mitlauts ungeachtet die Sylbe mit dem Accente kurz behalten. z E. Artikel, Titel; man müßte denn das erste mit ck und das letzte mit tt schreiben.

II) In einer zusammengesetzten Sylbe, welche den Accent hat, und in der Abneigung einfach wird. Z E. ich gäb, wir ga-ben; der Wēg, die We-ge; das Lōb, des Lo-bes; Gūt, der gu-te, das Ōel, des Oe-les.

Ausgenommen werden

a) Gröb und Gröbheit, welche kurz ausgesprochen werden, ob man gleich davon sagt: ein grö-ber, ein Gro-bian.

b) Die

b) Die Wörter, so nach dem Selbstlaute ein sp, st, sk, haben, ob gleich einige dieselben wie einfache Sylben theilen. Z. E. Lust, lustig; Gast, Gäste; Mist, ausmisten, Rost, rosten; fest, feste; Saft, Säfte; Kraft, Kräfte: So auch: Räspel, Wespe, u. s. f. Aber: Trēst und Wüst, wüeste, bey den Meißnern, bleiben nebst denen, die davon herkommen, lang.

III. Kurz wird der Selbstlaut ausgesprochen.

1) In einer zusammengesetzten Sylbe, die niemals einfach wird. Z. E. Nacht, Nächte, Fels, Felsen, Faß, fassen Hand, Biß, bis, Kind, mit, Spott, stolz, stumm, Sturm, ich hatte, ich wurde, geworden, die Würde, die Hölle.

Ausgenommen werden

a) Die Wörter, welche vor dem mitlautenden Buchstaben einen doppelten Selbstlaut haben, z. E. Maaß, Schooß.

b) Die Wörter, die mit einem h nach dem Selbstlaute geschrieben werden; obgleich das h ein mitlautender Buchstabe ist. Z. E. Bahn, Fahrt, ihn, fehlen, Kohl, Muhme, zählen, wühlen.

Anmerkung.

Glaubt man in einigen Wörtern Grund zu haben, sie ohne h zu schreiben: so können wir es geschehen lassen. In der Aussprache werden sie doch wegen der vorhergehenden Regeln lang bleiben. Ob wir auch gleich in der Beurtheilung von M. Bellins Rechtschreibung unsere Gedanken darüber eröffnet haben, wie ferne es möglich sey, daß das h den Selbst-

laut lang machen könne: So wollen wir uns itzt doch nicht darauf berufen. Genug, daß die Einführung der Exempel lehrt, daß die Sylben lang sind, in welchen auf den Selbstlaut ein h folgt, es mag nun die Ursache davon seyn, was da will.

c) Die unvollkommen vergangene Zeit in einigen unordentlichen Zeitwörtern (imperfecta irregularium verborum,) ob gleich ihre gegenwärtige und vollkommen vergangene Zeit (præsens & perfectum) einen kurzen Selbstlaut hat. Die vornehmsten sind: ich säß, ich äß, ich fräß, ich vergäß, ich brach, ich stach, ich sprach.

Anmerkungen.

1) Ich ward, und ich wusch, werden bald lang, bald kurz ausgesprochen.

2) Hieher gehören auch die Wörter, die von der unvollkommen vergangenen Zeit dieser unordentlichen Zeitwörter herkommen. Doch ist hierbey durchgängig zu wiederholen, was in der I. Anmerkung 2. erinnert worden ist.

d) Einige besondere Wörter, davon die vornehmsten diese sind: mir, dir, vor, für, wir, Bart, Art, Ort, bloß, Stoß, und die davon herkommen, Arzt, Buße, süße, Erde, Pferd, werth, Herd, Herde, dar, und die damit zusammen gesetzt werden, (vielleicht, weil es aus daher zusammen gezogen seyn möchte,) schon, nur, gar, Straße, Flöße, flößen (wo man anders die beyden letzten mit einem ſ schreiben will,) und vielleicht wenig andere, welche man mit leichter Mühe noch anmerken kann.

Anmerkungen.

1) Bey den Meißnern ist Spaß, und was davon herkömmt, auch lang; ingleichen bey einigen Schlesiern Rüß, Schlüß und müß, ob sie gleich selbst kurz aussprechen: küssen, geschlossen, müssen. Wir wollen nicht eben sagen, daß eine solche Aussprache gänzlich zu verwerfen sey: Denn wenn sie allgemein ist, so hat sie durch den Gebrauch ein gewisses Recht erlangt. Doch ist so viel gewiß, daß sie verwerflicher werde, wenn man weder mit andern, noch mit sich selbst einig ist, und ein Wort in der Abneigung und Ableitung etliche mal anders ausspricht.

2) Groß ist ganz unordentlich. Denn groß, der große, die Größe sind lang; grösser und der gröste, kurz; vergrößern, Vergrößerung, Vergrößerungs-Glas, bald lang, bald kurz. Bey den letzten kann es also ein Ausländer in der Aussprache sicher halten, wie er will; weil er auf beyden Seiten Exempel vor sich hat.

3) lang und kurz spricht man aus: an, werde, werden, ward, der, den, er. Doch sind die drey letzten mehrentheils lang, wenn sie an statt eines Vornennworts (pronominis) gebraucht worden; kurz aber, wenn sie nur als ein Artikel angesehen worden.

2) In einer einfachen Sylbe, die keinen Accent hat. Z. E. geschrieben, beweise, die heilsame Salbe.

Anmerkung.

Alle zufällige Hauptendungen der deutschen Spra-

Sprache haben eigentlich keinen Accent, z. E. lich, rich, liche, riche, ig, ige, e, ete, en, eten, el, er, ere, ern, in, ſam, bar; ſondern einige davon bekommen nur zuweilen einen aus Noth, damit die Ausſprache erleichtert, und der übel auszuſprechenden Menge hinter einander ſtehender kurzer Sylben abgeholfen werde, wenn ſolche zumal viele Mitlaute haben. Z. E. in ehrbarliche hat bar gar keinen Accent; weil eine Sylbe drauf folgt, welche ſchon Gewicht genug hat; und alſo lange und kurze Sylben abwechſeln. Und da iſt es ganz kurz. In brauchbares, langſame, u. ſ. f. iſt die letzte Sylbe ganz kurz; und es ſcheint alſo auf ba und ſa ein kleiner Accent zu fallen. Wenigſtens ſpricht man ſie zweifelhaft aus, und die Poeten nehmen ſich wohl gar zuweilen die Freyheit, ſolche Sylben lang zu brauchen. Hingegen unmittelbares, nachbarliches, iſt ſehr ſchwer auszuſprechen, und klingt auch ſehr übel. Darum bekömmt in dem erſten ba, in dem andern li einen Accent; und beyde werden nunmehr wie Sylben beurtheilet, die einen Accent haben; ba nach II. 1. li nach II. 1. Ausnahme b.

IV. Den Accent hat ordentlich.

1) Die Sylbe, die das Stammwort ausmacht, oder, wenn man dieſes nicht eigentlich finden kann, in dem Worte, ſo dem Stammworte am nächſten kömmt, die Sylbe, welche vor der zufälligen Endung hergehet, z. E. ergänzen von ganz, Gégend von gégen, verblümt von Blúme, erkénntlich von erkénnen, kénnen, Gerechtigkeit von Recht.

Anmer-

Anmerkung.

Hat das Stammwort zwo Sylben, ſo hat die erſte den Accent, wenn gleich die letzte keine bloß zufällige Endung iſt, z. E. Himmel, Waſſer, Tugend.

2) Die Sylbe, die einen Doppellaut hat. Z. E. Widerwärtigkeiten. Es wäre dann, daß die Sylbe mit dem Doppellaute gleichſam nur zur Ausfüllung in das Wort geſetzt wäre, z. E. ehrgeben läßt die erſte Sylbe faſt völlig kurz hören, und im hören giebt man ſo zu reden, auf ſie am wenigſten Achtung.

3) Die nächſte Sylbe nach den unzertrennlichen Vorwörtern, (præpoſit. inſeparab.) er, be, ge, ent, ver, zer. Z. E. erzwungen, beſchryen, gelacht, entlaufen, verhielt, zerriß. Denn dieſe angeführten Vorwörter haben niemals einen Accent.

4) In Wörtern, die wir von Ausländern haben, diejenige Sylbe, die ihn in der Sprache hat, von welcher ſie vermöge der Beſchaffenheit ihrer Schreibart am erſten haben zu uns kommen können. Z. E. die Phyſik, nach dem lateiniſchen Phyſica. Ebenfalls die Logik, ſpricht man nicht aus, wie Logique, ſondern wie im Lateiniſchen, auf der erſten Sylbe. Eben ſo hat Grammátik den Accent auf ma, wie im Lateiniſchen.

Anmerkung.

Hieher gehört das Wort Prinzeſſinn, welches nach Princeſſe den Accent auf der letzten Sylbe ohne eine hat. Man könnte zwar meynen, daß es ihn, nach Prinz,

auf der ersten haben müßte, nach I. Allein es kömmt nicht davon her. Sonst müßte es nicht Prinzeßinn, sondern Prinzinn, heissen.

5) Zusammengesetzte Wörter haben meistens mehr, als einen Accent, z. E. úmgang, únausgeúebt, únbetrúeglich. Allein dieses thut hier nichts zur Sache. Indessen kann man merken, daß in dem Falle diejenige Sylbe den stärksten habe, in welcher gleichsam der Begriff und Nachdruck des Worts, und die Beziehung auf den übrigen Zusammenhang der Rede am meisten liegt.

Anmerkung.

In gewissen Gegensätzen bekommen einige Sylben, des Nachdrucks wegen, einen Accent, den sie sonst niemals haben. Z. E. er hat ihn nicht allein gé-schlagen, sondern gar érschlagen. Doch kömmt dieses selten vor, und hat auch sonst keinen Einfluß in die Länge und Kürze der Selbstlaute. Allenfalls hat man es auch gar nicht nöthig, hierauf in der Aussprache zu sehen, ausser daß man nur die Deutlichkeit im Klange beobachte.

Nimmt ein Franzose diese Regeln vom Accente in acht: So wird er zwar mit Rechte, nach IV. 1, 3. sprechen: Wéspennest, und hérgéleſen, aber nicht auch, wie wohl eher geschehen ist, Géspenstern und énterbéter. Denn Gespenst kömmt von spinnen her, wie Gewinst von Gewinnen; und heißt seinem Ursprunge nach ein Gewebe: Wie denn noch ietzt der gemeine Mann für Spinnewebe, ein Kankergespinste oder Gespenste sagt. In einer Geistererschei-

nung

nung aber ist so viel wirkliches von einem Körper, als dichtes und dauerhaftes in einer Spinnewebe. Doch wir wollen den Fall setzen, daß unser Franzose diesen Ursprung nicht so eigentlich wüßte: So muß es ihm doch gewissermaßen wahrscheinlich seyn, daß ge ein unzertrennlich Vorwort, und spenst wegen des vom Zusammenlaufe so vieler Mitlaute entstehenden Gewichtes, die Sylbe aus dem Stammworte sey, welches er nicht weis. Denn weil er von Gespenstern redet, so muß er doch einen Begriff mit diesen Buchstaben verbinden, und wissen, daß das Wort in der einfachen Zahl Gespenst heiße, und also die Buchstaben nst in einer Sylbe habe. Denn daß sich das Wort Gegend nicht so beurtheilen läßt; hebt zwar die unfehlbare Gewißheit, nicht aber die Wahrscheinlichkeit dieses Schlusses auf. Also hat ge keinen Accent, nach IV. 3. da ihn hingegen spenst, nach eben dieser Regel, und nach IV. 1. haben muß. Enterbeter aber (welches freylich vielleicht nicht so wunderlich ausgesprochen worden wäre, wenn man es zusammengezogen, wie man es auch meistens ausspricht, enterbter geschrieben hätte) kömmt von enterbet her; dieses von enterben, und dieses ist aus dem unzertrennlichen Vorworte ent und dem einfachen Zeitworte erben, von Erbe, zusammengesetzt. Darum kann ent, nach IV. 3. be und ter, nach IV. 1. und III. 2. Anmerkung keinen Accent, wenigstens das letzte keinen starken Accent haben. Aber eben nach IV. 1. muß ihn er, als die Sylbe vor der zufälligen Endung im Stammworte haben.

Findet sich jemand, der dasjenige in ein besseres Licht setzen will, wovon wir in diesen Blättern einen Ver-

Verſuch gemacht: ſo wollen wir es mit Vergnügen annehmen. Uns ſoll genügen, wenn wir ſehen werden, daß wir hierdurch geſchicktern Leuten zu reiferem Nachdenken Gelegenheit gegeben haben.

III.

OFFICIA M. T. C. Ein Buch,

So Marcus Tullius Cicero der Römer, zu ſeynem Sune Marco, von den tugendſamen emptern, vnd zugehörungen eines wol und rechtlebenden Menſchen, in Latein geſchriben, Welchs auff begere, Herren Johannſen von Schwartzenberg ꝛc verteutſchet, Vnd volgens, durch jne, in zyerlicher hochteutſch gebracht, Mit vil Figuren, vnnd Teutſchen Reymen, gemeynen nutz zu gut, in Druck gegeben worden. M. D. XXXII. klein fol. mit viel Holzſchnitten.

Der ſelige Fabricius führt in ſeiner lateiniſchen Bibliothek, Vol. I. p. 125. (ed. 1721.) zwo Auflagen dieſer Ueberſetzung an; davon die erſte zu Augſpurg A. 1532. in folio gedruckt ſey, die andere aber zu Frankfurt A. 1550. herausgekommen. Es hat dieſem großen Manne hierinne unſer berühmter und gelehrter Herr Prof. Chriſt widerſprochen, indem er in ſeiner wohlgeſchriebenen Commentatione de Johanne Schwarzenbergico, welche zu Halle A. 1726. 4to in 3. Bogen herausgekommen, p. 18. alſo

ſchrei-

ſchreibet: male Fabricius in bibliotheca latina libro tribuit annum 1532. Weil uns aber die eigene Einſicht des Werks gelehret hat, daß des Herrn Fabricius Worte wohl gegründet ſind, und gleichwohl nicht zuvermuthen iſt, daß die Beſcheidenheit des Herrn Prof. Chriſts einen ſolchen Mann einer Nachläßigkeit, ohne gnugſame Ueberlegung beſchuldigen ſollte, welcher die allermeiſten Bücher, von denen er uns Nachricht giebt, ſelbſt in Augenſchein genommen; ſo haben wir auf ein Mittel gedacht, wie wir dieſe beyden Männer ſo mit einander vergleichen könnten, daraus man erſehen möchte, es habe keiner von beyden unrecht. Die ganze Sache verhält ſich alſo: Johann von Schwarzenberg, ein in dem XVI. Jahrhunderte berühmter Ritter, deſſen Andenken nur gelobter Herr Chriſt in dieſer Schrift erneuret hat, ließ nebſt vieler Tapferkeit im Kriege, auch eine nicht geringe Liebe gegen die freyen Künſte, und Ausübung der Tugend blicken, daher er auch nicht nur ein Büchlein wider das Zutrinken, imgleichen ein Lied wider das Mordlaſter des Raubens verfertigte, ferner eine Arbeit in deutſchen Reimen hinterließ, die er Memorial der Tugend nennet; ja, da ihm ſeine Gemahlin Kunigunda; gebohrne Gräfin von Rieneck ſtarb, auch ein Leichengedichte, 5. Bogen ſtark. unter dem Titel, der Kummer-Troſt ſchrieb, wie auch noch andere Sachen mehr, zu Papier brachte, daraus ſein frommes und tugendhaftes Gemüthe ſattſam hervorleuchtete. Unter andern kam ihm einſt eine deutſche Ueberſetzung von den officiis Ciceronis zu handen, deſſen Innhalt ihm zwar beſonders wohl gefiel, die Ueberſetzung hingegen ſelbſt

ihm sehr unverständlich und undeutsch zu seyn schien. Weil er nun die lateinische Sprache nicht verstand, (welches ihm Herr Christ für etwas sehr gutes auslegt,) bath er seinen Caplan, Johann Neuber, er möchte dieses Buch vornehmen, und in Verdeutschung desselben ihm, so viel möglich angelegen seyn lassen, daß der Sinn des Cicero wohl ausgedruckt würde. Diese Uebersetzung verbesserte er hernach, mit Zuziehung anderer Gelehrten, eigenhändig, brachte sie nach seiner Meynung in zierlicher hochdeutsch, und gab also dieses Buch, nebst den unter den Holzschnitten beygefügten deutschen Reimen, und einer Beschreibung wie die Figuren sollten eingerichtet werden, A. 1520. zum Drucke. Jedoch die Verweilung und Nachläßigkeit des Buchdruckers war die Ursache, daß in zehen Jahren nichts vorgenommen wurde, so gar, daß der Tod von allen beyden die ganze Sache zerriß. (*) Den ersten Tag aber des August-Monaths

(*) Zu Ende des oben angeführten Leichengedichtes des von Schwarzenberg, Kummer-Trost genannt, kann man die Grabschrift sehen, die sein mittlerer Sohn Paullus von Schwarzenberg, Probst zu Hage, im Namen seiner andern Brüder, ihrem Vater zum Andenken, verfertiget hat, woraus denn das Alter unsers Freyherrns völlig zu ersehen ist. Weil Herr Prof. Christ das Alter dieses Mannes, ohne Bestimmung der Monathe und Tage, nur von der Unterschrift genommen hat, die sich unter dem Bildnisse desselben, welches von Albrecht Dürern in Holz geschnitten worden, befindet, in dem ihm vorgemeldete Schriften niemals zu Gesichte gekommen sind, wir hingegen der Gütigkeit unsers berühmten Rectors an der Thomas Schule, Herrn Ernesti

naths A. 1530. wurde dieſes Buch von einem Liebhaber der deutſchen Sprache, und Einwohner der Herrſchaft Schwarzenberg dem Buchdrucker zu Augſpurg, Heinrich Steiner, zum Druck überantwortet, welcher es auch, wie der Titel ſelbſt anzeiget, A. 1532. mag zu drucken angefangen haben, und daſſelbe zu Ende gebracht 1533. wie der Beſchluß meldet: Gedruckt in der Kayſerlichen Stadt Augſpurg, durch Heinrichen Steyner. Vollendet am 1. Tag Octo-

neſti zu danken haben, daß wir ſowohl angeführte, als auch noch andere Bücher unſers Barons ſelbſt in Augenſchein nehmen können; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wenn wir dieſe Grabſchrift als einen Zuſatz der chriſtiſchen Abhandlung allhier mittheilen, da uns außer dem nur erwähnter Herr Prof. anſtatt eines epitaphii p. 23. des ältern Joachim Camerarius Verſe auf unſern Ritter angeführet hat. Es ſtellet uns aber dieſes epitaphium einen verdorreten Baum vor, auf deſſen Aeſten zur linken Seite ein Todtenkopf, und der Spinnerocken der Parcen hängt, welcher mit den Worten bezeichnet iſt: Parcarum Colus. An dem oberſten Aſte zur Rechten iſt ein Lorberkranz gebunden, in welchem folgende Worte geſchrieben ſind: Chriſto Victori Sacrum. Auf dem unterſten ſich weit ausbreitenden Aſte ſteht ein Sarg mit dieſem Denkſpruche:

Hæc ſolum ſtabunt denicta ex morte Trophæa
Cætera quæque ſua ſtantque cadunteque die.

Und eben leſen wir folgendes:

Illuſtri Viro Joanni a Schwartzenberg, *patri Chariſſimo*, filii *hæredes* pro pietate poſuerunt. *Vix. An. LVIIII. M.* IX. Dies XXVI. Obiit An. a Chriſto nato. M. D. XXVIII. XII. Kal. Novemb. Unter dem Baume iſt noch eine lateiniſche Elegie geſetzt, deren Zeilen recht wohl fließen ꝛc.

Octobris. Im M. D. XXXIII. Jahr. Wir zweifeln derowegen nicht, Herr Professor Christ meyne vornehmlich die Vollendung des Werks, welche in der That A. 1533. geschehen; der unvergleichliche Fabricius aber habe uns die Jahrzahl treulich angezeiget, welche wirklich auf dem Titel zu befinden ist, und nach der man am allererſten zu ſehen pflegt. Jedoch fallen auf dieſe Art gleichwohl die Worte hinweg: male Fabricius in bibl. Lit. libro tribuit A. 1532. (*)

Wir gehen alſo ohne weitere Erinnerung von dem Leben des Barons von Schwarzenberg ſogleich zu ſeiner ſo genannten geänderten und verbeſſerten Ueberſetzung, über welche wir anjetzo einige Anmerkungen mittheilen wollen. Ehe aber das Werk ſelbſt ſeinen Anfang nimmt, finden wir noch zwo kurze Vorreden, welche vermuthlich von dem obigen Verehrer des ſchwarzenbergiſchen Namens, einem Einwohner

(*) Der berühmte Herrmann von der Hardt führet in ſeinen autographis Lutheri aliorumq. celebr. virorum T. I. p. 274. gleichfalls zwo Auflagen von dieſem durch Johann Neubern überſetzten Werke des Cicero an, deren die erſte zu Augſpurg A. 1531. fol. gedruckt ſeyn ſoll, die ſich auch in der Bibliothek des hochſeel. Herzogs von Braunſchweig. Rudolph Auguſts, befunden habe: die andere ſoll eben daſelbſt A. 1545. fol. herausgekommen ſeyn, wie derſelbe in T. II. p. 262. berichtet. Die Jahrzahl der erſten iſt ohne Zweifel falſch und ungegründet, weil die Vorrede unſerer Ausgabe deutlich widerſpricht: die andere laſſen wir an ihren Ort geſtellet ſeyn, und trauen dem mühſamen Verzeichniſſe des Herrn von der Hardt nichts böſes zu. Siehe das I. und III. Stück dieſer Beyträge p. 13. und 454.

ner der Herrschaft Schwarzenberg sind verfertiget worden. Die erste stellt uns das ruhmwürdige Leben dieses vortrefflichen Mannes dar, und erzählt uns die Geschichte, wie es mit der Verdeutschung dieses Buchs zugegangen sey: Die andere rühmet den Innhalt desselben, und empfiehlt uns dessen Erkenntniß bestermaßen, sie erinnert, daß um desto deutlichern Verstandes willen, kurze Glossen in den Text eingemischet seyn; desgleichen führet sie ein Verzeichniß aus dem Pomponius Lätus an, von etlichen römischen Würden, welche in den drey Büchern des Cicero von den menschlichen Pflichten vorkommen. Endlich wird noch in einem besondern Register angezeiget, wovon in dem ganzen Buche des Cicero gehandelt werde, und dieses zwar von Blatt zu Blatt, deren an der Zahl XCI. sind, welches hernach in der Abhandlung selbst am Rande mit kleinerer Schrift wiederholet wird.

Weil in Beurtheilung einer Uebersetzung zwey Dinge besonders in Acht zu nehmen sind, erstlich, ob der Uebersetzer beyder Sprachen völlig erfahren gewesen, und dann, ob er auch die Sache selbst mag verstanden haben, die er in eine andere Sprache eingekleidet hat, indem gewiß keines von beyden, ohne Verlust der Vollkommenheit, ermangeln kann: So wird unser gegenwärtiges Vorhaben erfordern, mit allem Fleiße darnach zu trachten, wie wir eine solche Nachricht der gelehrten Welt mittheilen mögen, die den Absichten unsers Uebersetzers sowohl, als der Wahrheit selbst gemäß erfunden werde. Es ist die Uebersetzung, die wir unter Händen haben, schon über zweyhundert Jahre alt. Die eine Vorrede zeigt uns zur Gnüge an,

was wir in Ansehung der deutschen Sprache von ihr zu gewarten haben, sie spricht, es sey dieselbige Fränkisch Hofdeutsch. Wer wird hier nicht, so bald er nur einen so altfränkischen Namen höret, gleich aufrichtig gestehen müssen, daß dieselbe unsern heutigen Ohren ganz unverständlich klingen werde? und wer wird gleichfalls nicht auch muthmaßen, daß die Pflichten eines Uebersetzers nicht auf das genaueste möchten beobachtet seyn? Jedoch, wer wird auch so unbillig handeln, und diese Verdeutschung, in Betrachtung ihres Alters, obgleich keiner Verwunderung und Hochachtung, wie heute zu Tage gar sehr gewöhnlich, dennoch nicht einiger Entschuldigung würdig achten? Wir halten gewiß dafür, daß dergleichen Arbeit unserer Voraltern noch gar wohl eine Beybehaltung auf die Nachkommen verdiene: Und dieselbige würde zureichend genug seyn, wenn sie auch nichts anders als ein besonderes Vergnügen in uns erweckte, welches in Betrachtung und Vergleichung unseres heutigen Auspußes der Sprache, entstehen würde. Wir verehren inzwischen gegenwärtige Ausgabe mit gutem Vorbedachte. Wir vergnügen uns nicht nur an der äußerlichen Schönheit derselben, welche gewiß nach Art derselbigen Zeiten, und in Erwegung, daß die Buchdruckerkunst noch nicht hundert Jahr erfunden gewesen, gar ausnehmend ist; sondern wir erfreuen uns auch über den innerlichen Werth dieses in vielen Stücken gar wohl übersetzten Buchs, und zwar um so viel mehr, jemehr wir heute zu Tage, bey einem solchen Vorrathe und Ueberflusse der weitläuftigsten Anmerkungen über die sogenannten auctores classicos, dennoch mit der größesten Verwunderung

rung wahrnehmen müssen, wie gleichwohl die Uebersetzer so blind, und in allen Dingen so unerfahren sind, daß dergleichen Proben des Unverstandes unsern Zeiten nicht nur keine Ehre bringen können, sondern vielmehr unserm Vaterlande und unsrer Muttersprache bey Auswärtigen zu Schimpf und Schande gereichen. Erstlich ist es gewiß, daß bey so jungen Jahren der Buchdruckerkunst dennoch so viel Artigkeit im Setzen, so viel Schärfe in Bildung der Buchstaben, so viel Ordnung und Gleichheit der Seiten bey dieser Ausgabe anzutreffen ist, daß die wenigen besondern Umstände in Ansehung des Drucks, die wir hier bemerken, kaum zureichend sind, ihr etwas von ihrer Schönheit überhaupt zu entziehen. Weil diese Anmerkung vornehmlich dienen kann, das Wachsthum einer der grösten Beförderinnen der Gelehrsamkeit, der vortreflichen Buchdruckerkunst in etwas zu zeigen, so wird es verhoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn wir bey dieser alten Ausgabe diejenigen Dinge anführen, welche sich nunmehr bey ihrer heutigen völligen Blüthe gänzlich verlohren haben. Anfangs sind die Bogen dem Alphabethe nach, und zwar fast am Ende der letzten Zeile mit deutschen Buchstaben, wie auch noch jetzo geschieht, allhier bezeichnet; jedoch nur bis auf 4. welches uns die verkürzten römischen Buchstaben inj vorstellen. Ferner sind nur die Blätter, oder die Seiten zur rechten Hand, oben mit römischen Zahlen bemerket, welches wir nun durch die gewöhnlichen indisch-arabischen Zeichen auf allen Seiten zu thun pflegen. Wiewohl auch diese sind damals gebraucht worden, wie denn unter dem Bildnisse des Freyherrn von Schwarzenberg steht: starb Anno 28. seines Al-

ters bey 64. Jahren; ob wir ſie gleich ſonſt in dem ganzen Buche nicht wieder ſehen, denn die übrigen Zahlen ſind gemeiniglich mit völligen Worten ausgedruckt: Tauſent fünfhundert und dreyßig. Sonſt ſiehet man hier wenig Abkürzungszeichen, welche auch nur vielleicht aus Mangel der andern Buchſtaben ſind gebraucht worden, weil man ſie an andern Orten völlig ausgedruckt findet. Die vornehmſten ſind folgende: d' heiſt der; and's heißt anders; dañ iſt ſo viel als dann; vn heißt und; iñ ſtehet vor indem; dz heiſt das; wz war; desgleichen, wenn ein Wort ſich mit (m) oder (n) endiget, ſo ſteht gemeiniglich ein Strich über dem letzten Buchſtaben, als: vō heiſt von; nū heiſt nun; ſeinē iſt ſo viel als ſeinem; menſchē. dingē, heißt menſchen, Dingen. Das v wird in der Mitte der Worte nach lateiniſcher Art allezeit durch u ausgedruckt, auf dieſe Weiſe: pluruergyeßē heiſt blutvergießen; zuuor, freuenlich heißt zuvor, frevenlich; daruon, nachuolgen, zuuermiſchen anſtatt darvon, nachfolgen, zuvermiſchen; u. ſ. w. Von Eintheilungszeichen kommen nur drey Arten, wiewohl ganz häufig vor, nämlich der Strich, der Punct, und das Fragezeichen. Griechiſche und lateiniſche Wörter ſind überhaupt alle mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, z. E. am Anfange kömmt gleich das Wort κατόρθωμα vor, dieſes ſieht man folgender maſſen gedruckt, catorthoma; εὐταξίαν Eutaxian; σοφίαν Sophian; φρόνησιν Phronyſin; πάθη Pathi; ὀρμὴ und καθῆκον ſind nicht griechiſch angeführet, ſondern ſogleich verdeutſcht anzutreffen, ὀρμὴ heiſt die Begyrlichkeit, dauon die

Men-

Menschē hin vnd wieder bewegt werden, und καθῆκον ist durch ein mittelmäßig gepürlich Werck übersetzet worden. Und von lateinischen Wörtern finden wir unter andern, wie sie Carthaginem und Numantiam zerstören; im buchlein Catho maior genannt; die Philosophi; jedoch kommen auch die Philosophen vor; der Philosophorum Bücher; damit sie Gloria überkommen; das gmayne corpus menschlichs geschlechts. ꝛc. ꝛc. Es mögen diese wenige Anmerkungen in Ansehung des Drucks gnung seyn.

Was die Richtigkeit im Schreiben anbelangt, so hat man sich zuweilen nicht gar zu genau an dieselbige gekehret, deswegen wir für nöthig halten, einige Umstände bey dieser Rechtschreibung anzumerken. Etliche selbständige Nennwörter sind allhier mit großen Anfangs-Buchstaben gedruckt worden, andere hingegen nicht desgleichen, denn wir finden z. E. Erbarkeit; Jüngling; wir treffen aber auch tugend; volk, und so weiter, an, die mit kleinen Anfangs-Buchstaben bezeichnet sind. Ferner, sind die Wörter nicht ein wie das andere mal geschrieben, ja zuweilen sind sie auch ganz und gar verändert worden. Bald steht gepürlich, bald gebürlich da; wir finden gepüre und gebühre; erber, unerber, und auch erbar, unerbar; un, und; p. V. stehet auf einer Seite aygen, eygen, eigner; und p. VII. verhayßung, verheißung, verhaißung; ehere und eer soll heißen die Ehre; gerechtigkayt und Ungerechtigkeit Geitzikeit und Geitz; ruwe, Ruhe, Ruwigkayt; wer, wär, heißt wäre; thayl und tail

heißt Theil; u. ſ. f. Zuweilen ſind am Ende der Zeilen die Wörter nicht nach Sylben getheilet, ſondern nur ſo viel Buchſtaben hingeſetzt worden, als in die Zeile haben gehen können, p. XIII. ſtehet (ſre / wet) heiſt ſo viel als freuet; p. XVIII. (ſch / nell) p. XIX. (ſch) p. XX. geſchi) (cht (verſch / weigen) (ſch / teut) / wanckelten)

Oft hat man harte für weiche Buchſtaben genommen, als plutuergyeſſen; ſcheinpar; offenpar; fruchtpar. Pawung heißt Bauung, der Bau; leiplich; gepot; pündnüß. Wirt iſt geſetzt anſtatt wird; ſchyffprechung vnnd verprennung der gepew; und an vielen andern Orten mehr. Oft ſtehet (v) anſtatt des (f) viſch, viſchen anſtatt fiſch, fiſchen; volgen anſtatt folgen. (Ø) iſt geſetzt für (a) gethon heiſt gethan; (e) für (a) ſenft heißt ſanft; (a) für (e) am baſten ſoll heißen am beſten; lewen ſtehet anſtatt Löwen; (y) ſtehet für (i) ſehr oft, ja faſt auf allen Seiten: reychtum; nyemand; lyeb; vyelen; ay, ai ſtehet für ei, tailet, tail ſtehet für theilet, Theil; Anlaytung; Meynayd heißt Meyneid; aygen; brayten iſt ſo viel als eigen, breiten; die ayn heißt die eine, u. ſ. w. Es ſind auch Buchſtaben zugeſetzt, und eingerückt, da doch keine nöthig ſind, who heißt wo; ehr, er; umb, um; darumb ſtehet für darum. Wir treffen an wellicher, ſegklicher, vernünfftigklich; vättern; berümpten; ſcharpffe heißt ſcharf; vonn; inn; verlorenn; reichtumben; woellenn heißt wollen; ſollichs, ſolches; eintwedder, entweder;

weder; u ist gesetzt anstatt o, die zwu stett heist die zwo städte; müge, Künig heißen möge, König. Desgleichen sind Buchstaben außengelassen worden, z. E. vil heißet viel; in stehet für ihm; drumb heißet darum, angnämer, angenehmer. Göt, Gött, Götte stehet anstatt Götter; Götten anstatt Göttern; nit heisset nicht; sun ist gesetzt für Sohn. Marce tili ist zu Anfang des andern Buchs übersetzet worden Sune Marce. Auch sind ganze Wörter versetzt anzutreffen, dann nit allein zu betrachten ist, sollte heißen: denn es ist nicht allein zu betrachten; wann so wir vns selbst nit zu fast lieb haben, denn, so wir uns selbst nicht gar zu lieb haben; diſes bei unſern eltern gelintert ward, dieses wurde von unsern Vorfahren gelindert; drumb is zufürsehen, darum hat man sich vor zu sehen; vnnd nit sulchs farens kunnt, und des Fahrens nicht kundig war; o wol ein thorer mann ist Regulus gewest, wie thörlich hat nicht Regulus gehandelt; ob er auch gewest zornig wer, ob er auch zornig gewesen wäre; und noch viele andere.

Einen großen Beytrag zur Dunkelheit thun auch die häufig angebrachten alten und nunmehr abgeschafften Wörter, desgleichen die ungewöhnlichen Redensarten, die entweder vom Uebersetzer, aus Mangel anderer, selbst erdacht worden, oder, die doch zu derselben Zeit gar sehr im Gebrauche gewesen seyn mögen. Wir wollen deren nur einige anführen, wiewohl dergleichen fast auf allen Seiten unzählige vorkommen, z. E. verderblichhayt heißt das Verderben; mörderey, Mord; schankung heißt Geschenk;

underweyſer; hüpſcheyt; auſchlahung; übertrefflicher; unzweyſtenlich; frumkayt; innhabung; dieſes Wort heiſt ſo viel als Beſiß; ſeytemal ſoll heißen ſintemahl; danneſt heißt alsdann; ein geſchickter heißt ein Geſandter; globſt; geyzigkeit; was iſt geſetzt an ſtatt war; qui calamitate premitur iſt überſetzt worden: dem die hartſeld truckt; zwayen heißt zanken; ſchwancklen; vergenckнüß ſoll heißen Vergänglichkeit; vergweltigung heißt Ueberwältigung; das einzige Wort familiaritates iſt p. XIII. gegeben worden: nähere geſellſchaft, freuntſchaft, ſipſchaft, verwantnuß; und affinitates heißen neue geſipte freunde; largitio munerum eſt quaſi aſſentatorum populi, multitudinis levitatem voluptate quaſi titillantium, dieſe Worte ſind auf folgende Weiſe ſowohl falſch als undeutſch ausgedruckt worden: die unnützen koſtlich Spil geben anzaygung einer leichtfertigkayt, gleißnerey, vnnd zutitlerey gegen dem gmainen volk; deſter heißt deſto; einem dick verletzen iſt ſo viel als oft verletzen; ſchnelligkeit heiſt Geſchwindigkeit. Nunquam ſeminus otioſum eſſe, quam cum otioſus, in der müſſigkeit am unmüſſigſten ſeyn. Bewegen heißt hier erwegen, überlegen. Acuere aliquem, zu ſcherpff der Sinne dienen; verkünden iſt ſo viel als verkündigen; res publica ein gemeines Ding; homo verſutus ein dockmeußeter menſch; contra mores, leges, inſtituta facere, wider gute ſitten, geſchrichne recht, vnnd löbliche Gwohnheit hanteln; ſi digitis concrepuerit, durch ſein finger ſchnalzen; propinqui, familiares heißen

hier

hier die geſyppten freund vnnd gmaine Beywohner; fürter heißt ferner; die lern heißen die lehren; in dando conuenit eſſe munificum, in exigendo non acerbum, es ziemt ſich in rechten gaben milt, aber inn ayſchung nit heftig zu ſeyn; damit deſter baß geacht werde, ſoll heißen, damit man deſto leichter erkennen möge; alſo dir wiſſend, wie du weiſt; es ſoll niemand mit ſolcher ſtrung zu achten verführet werden; daß wir dieſelbe beuor haben, heißt daß wir ſie ehren; mag in jr nits edles haben, heißt kann nichts edles in ſich haben; nach den Reichthum ſchnurren; es iſt nichts kleinmüthigers weder die lyebhabung der reychtumber; daß mich von dem mayſter Pannecio underwegen gelaſſen verwundert; humani nihil a ſe alienum putat, der nichts menſchliches ihm fremd achte; daß ſie ſich umb geperung vnd überkommung willen ires gleichen mit einander zuuermiſchen begeren; Plato hat hiervon adelich und weißlich geſchrieben; So viel von den erſten prunnen der gepurlichen werck geſat; als weit gebracht hat, heißt ſo weit gebracht hat; geſtus ſind überſetzet worden durch ſchickerliche geberden; das vil lent, ſo ſy weßten, daß es verborgen blybe, ſyndeten; dii immortales die unſödliche Götte. Wir bemerken auch allhier einige Redensarten, die man noch heute zu Tage bey vielen, und inſonderheit bey dem gemeinen Volke gewahr wird: nit meh, heißt nicht mehr; ſin, ſein heißt ſind; uf ſtehet anſtatt auf; ooch anſtatt auch; un anſtatt und; nu anſtatt nun; ſan heißt ſagen; hie wird geſagt für

hier; aber heißt oder; willt ist so viel als willst; kummen ist gesetzt anstatt kommen; wars anstatt war es ꝛc.

Dieses mag zu einer Probe genug seyn, daraus man von der damaligen Unvollkommenheit der deutschen Sprache sattsam überführet werden kann. Wir wenden uns vielmehr zur Uebersetzung selbst, und betrachten nunmehr, ob dieselbe auch mit dem Sinne des Cicero übereinkomme, oder nicht. Wobey wir aber dennoch zugleich viel Exempel werden anführen können, die uns zur Gnüge den elenden Zustand der deutschen Sprache zu denselbigen Zeiten vorstellen. Wenn wir unsere Gedanken von dieser Uebersetzung frey heraus sagen sollten, so würden wir uns vermuthlich nicht betrügen, so ferne wir glaubeten, daß der Titel hiervon, da derselbe so abentheuerlich und seltsam klinget, sey eher gemacht worden, als man noch einiger maßen gewußt habe, was etwan die Abhandlung selbst in sich fasse. Es ist dieses etwas sehr gewöhnliches, auch so gar bey einigen heutigen Schriftstellern, welche den Titel und die Ueberschrift zu ihren gelehrten Werken und Disputationen allezeit eher fertig machen, als sie noch wissen, was die Sache selbst sey, wovon sie handeln wollen. Der Uebersetzer mochte so viel wissen, officium hieße ein Amt, weil ihm der Unterschied zwischen munus und diesem Worte vielleicht unbekannt war. Hiezu kam ferner, daß bey Durchblätterung seines Originals zuweilen die Wörter, dictator, magister equitum, consul, prætor, censor, ædilis, quæstor, tribunus plebis, und noch andere mehr sich blicken ließen. Er hielt also gänzlich dafür, es würde

de von diesen Ehrenstellen in der That gehandelt, deswegen er auch für nöthig erachtete, ein kurzes Verzeichniß hinzuzufügen, daraus man gleichsam im voraus eine Kenntniß von diesen Nçmen erlangen könnte. Wir finden also gleich nach der andern Vorrede auf drey Seiten eine **Nachricht etlicher römischer Empter, und derselben Aygenschaft**, woselbst die jetzt angeführten Namen, und noch verschiedene andere, aus dem lateinischen des **Pomponius Lätus** erkläret worden sind. Er trat nunmehr die Uebersetzung selbst an, und schien gewiß einen unglücklichen Anfang zu machen, indem die ersten übersetzten Worte gar keinen Verstand in sich fassen, noch auch vermögend sind, uns irgend einen Begriff zu machen. Er ersah hier aus der Vorrede ganz wohl, daß diese Abhandlung zur Weltweisheit gehörete, und erfuhr gleich aus dem ersten Hauptstücke, daß die Rede von menschlichen Pflichten und einem tugendsamen Leben seyn werde. Nunmehr mußte er ja bedacht seyn, wie der Titel des zuübersetzenden Buchs möge mit der Abhandlung selbst übereinkommen: Hier mochte er nun, wie es scheinet, gar sehr ungewiß seyn, einmal mochte er glauben, es würde auch von römischen Ehrenstellen mit gehandelt werden, hernach mochte ihm vielleicht auch dauren, das so beliebte Wort **von Emptern** wieder auszustreichen, er rückte deswegen folgendes ein: **von den tugendsamen Emptern und Zugehörungen eines wohl und rechtlebenden Menschen**; jedoch gefiel ihm auch diese geänderte Ueberschrift bey Durchlesung und Verfertigung des Buchs gar nicht, er giebt also dieses Wort wieder

auf

auf verſchiedene Weiſe, bald heißt es: von den Aemptern der gebürlichen tugentlichen Werck, zu latein officia genannt, bald ſtehet da: die Amte der gebürlichen Werck, in der Mitte ſind die Amte und Aemptter gar verſchwunden, und das Wort officium iſt allezeit überſetzt worden gepürliche und tugentſame Wercke ehrlichs lebens, oder gebührliche Werck, oder tugentſame Werck, oder tugendſame gepürliche Werck, und dergleichen, p. XIII. aber, ſind die Worte: in officiis tribuendis alſo gegeben worden: in den geſagten guthęyten, die wir andern beweyſen. Es iſt dieſes eine vermuthliche Beſchreibung, daraus man unſers Erachtens erſehen kann, wie es doch möglich geweſen, daß der Ueberſetzer einen ganz fremden Titel, der mit dem Originale ſelbſt in gar keinem Zuſammenhange ſtehet, ſeinem Werke vorgeſetzet habe. Nachdem wir des Anfangs dieſer Ueberſetzung Erwähnung gethan haben, ſo wollen wir auch nunmehr zeigen, wie denn derſelbe beſchaffen ſey. Nun iſt gewiß an dem, daß uns dieſer vom Werke ſelbſt nicht gar viel gutes zu verſprechen ſcheinet, und wir glauben feſt, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, die Beſchaffenheit des Buchs mit allem Fleiße zu unterſuchen, es würden uns die erſten fünf Zeilen einen ſolchen Ekel verurſachet haben, daß wir das ganze Buch zuſammt dem Guten, ſo es an ſich hat, hinweg geworfen, und daſſelbe ohne Zittern und Schrecken nicht wieder angeſehen hätten. Denn, wer wird ſich nicht über dieſe Ueberſetzung entſetzen: Liber Sum Marce, ſo du yetzund diſes Jare, den hochgelerten Maiſter Cratippum zu Athen

höreſt,

höreſt, iſt not, das du inn lernunge un ſatzungen der Philoſophen vberflußig ſeyeſt, darzu dich die hochſt Achtbarkeit des lerers vnn der Stadt dringet? Was iſt wohl ſo beſchaffen, welches folgende Worte weniger ausdrücken könnte: Quamquam te, Marce fili, annum iam audientem Cratippum, idque Athenis, abundare oportet præceptis, inſtitutisque philoſophiæ, propter ſummam & doctoris auctoritatem & urbis? Wer wollte nicht die Unerfahrenheit, oder doch die Nachläßigkeit eines Ueberſetzers anklagen, wenn er ſein Werk auf eine ſolche Weiſe anfängt, daß es ſein Original gar nicht ausdrucket? und wer iſt wohl nicht alſo geſinnet, daß er dergleichen Ueberſetzung, ſo bald er die erſten Zeilen ſo ſchlecht befunden, lieber den Würmern zur Nahrung, als ſeinem Gemüthe zur Erquickung überlaſſen wollte? Und es iſt nicht zu läugnen, daß nicht noch mehrere Stellen vorkommen ſollten, die uns von des Ueberſetzers Fleiß und Geſchicklichkeit nicht zum beſten urtheilen laſſen. Auf eben dieſer erſten Seite, ſind des Cicero Worte: vis enim dicendi maior eſt in illis, ſed hoc quoque colendum eſt æquabile & temperatum orationis genus, alſo überſetzet worden: Wann, wiewol die Kraft der wolredung in obgemelden büchern begriffen, gröſſer, ſo wird doch billig diß buch, daß durch mittelmäßige Rede gemacht iſt, auch geert. Was kann wohl unterſchiedener ſeyn als dieſe beyden Dinge, die doch eigentlich eins ausmachen ſollten? Ja es kommen noch mehr Exempel in dieſem erſten Cap. vor, die uns wenig Gutes verſprechen: Demetrius Phalereus, diſputator ſubtilis, orator parum vehemens;

mens; dulcis tamen, ut Theophrasti discipulum possis agnoscere, der Valerius Demetrius, der ein subtiler süsser disputirer und doch nit fast durchdringender rede gewest ist, daraus du jne als einen jungen des Theophrasti erkennest; discipulus heißt hier ein Junge: konnte nicht unser Demetrius dem Uebersetzer einen Injurien-Proceß an den Hals werfen, daß er ihn einen Jungen heißt? Ein Philosophe dünkte sich warlich kein Junge zu seyn; die meisten waren gar hochmüthige Leute. Finis bonorum wird allhier übersetzt: der Stand der vollkommnen weysen menschen: es wird auch diese Redensart von den wenigsten recht gegeben, denn es muß heißen: das höchste Gut.

Pag. IIII. stehet: O sun Marce, du sichst yetzund die gestalt und form der erbarkayt, als ein erbar angesicht, Vnd ob die mit leyplichen augen möcht beschawet werden, so wurde zu wunderbarlicher lieb, der weiß, als Plato spricht, erwecket. Wer sollte sich wohl träumen lassen, daß dieses folgende Worte ausdrücken sollte, die zu Ende des 3. Cap. vorkommen; formam quidem ipsam, Marce fili, & tanquam faciem honesti vides: quæ si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiæ? Man hat hier nicht einmal die Worte, ich schweige den Zusammenhang derselben verstanden. Cicero redt im 6. Cap. von der Gerechtigkeit, er sagt, es erfordere dieselbe von uns erstlich, daß wir niemand Schaden thun soliten wo wir nicht durch des andern Beleidigung wären aufgebracht worden, deinde, ut communibus pro communibus utamur, privatis

pro

pro suis. Wer wird wohl mit Grunde der Wahrheit sagen können, daß hier im Deutschen eben die Gedanken ausgedruckt wären, welche Cicero vorgebracht? Worte sind wohl da, denn es heißt: das ander gerechtlich ampt stehet inn dem, das man sich der gmainen güter, inn der gemain vnnd eigner, als auch der eygen gebrauche: was sollen sie aber bedeuten? man kann sie nicht verstehen, wenn man die lateinischen Zeilen daneben siehet; es wäre denn, daß man viel rathen, und viel wahrscheinlich vermuthen wolle: vielweniger kann man wissen, was der Uebersetzer anzeige, wenn man den Cicero nicht nachliefet. Auf diese Art sind auch nachgesetzte Stellen beschaffen, die wir der Kürze wegen nur mit wenigem anführen wollen. P. VII. stehet dick und vil fallen nach der zeit geschäfft im sachen zu, die bedinckt werden, als ob sie vonn einem gerechten menschn billich geschehen solten, vnnd doch von einen man, den wir gut nennen, verwandelet und widerwertig gebraucht werden mögen. Wer hätte sich wohl eingebildet, daß hiermit wären folgende Worte angezeiget worden: sed incidunt sæpe tempora, cum ea, quæ maxime videntur digna esse iusto homine, eoque, quem virum bonum dicimus, commutantur, fiuntque contraria. P. IX. ist cauponari bellum gar weitläuftig umschrieben worden, es heißt nämlich: den krig nit mit Kauff schlagen, als die Weinschenken iren weyn verkauffen, caupona heißt also bey dem Uebersetzer ein Weinkeller. p. X. b sed habet multas liberalitas cautiones ist nicht eigentlich gegeben worden: sie die miltigkait vnnd gutheyt

heyt hat vil aufmerckung, es ſollte heiſſen: Bey der Freygebigkeit muß man auf viel Nebenumſtände Achtung geben. P. XI. id autem tantum abeſt ab officio, ut nihil magis officio poſſit eſſe contrarium, das doch ſo weit vonn den gepurlichen Werck iſt, das im nit was widerer ſein müge. P. XII. ratio & oratio, quæ docendo, diſcendo, communicando, diſceptando, diiudicando, conciliat inter ſe homines, coniungitque naturali quadam ſocietate &c. Die vernunſt und rede, die die menſchen durch lere lernen, diſputiren, wandlen, und verſünen, under einander mit natürlicher geſelſchaft, zuhauff füget. P. XII. b. gradus autem plures ſunt ſocietatis hominum: ut enim ab illa diſcedatur infinitate, propior eſt eiusdem gentis, nationis, linguæ, qua maxime homines coniunguntur, es ſint vil ſtapfeln menſchlicher geſellſchafft, un damit wir etlich andere, die unzalbare menſchen einſchlieſſen, umbgeen, ſo iſt das ein gſellſchaft, die die leut allermayſt zu hauff fuget, wo die menſchen einer landsart, eynes volcks, vnnd einer ſprache ſind. P. XIII. ſanguinis autem coniunctio & beniuolentia deuincit caritate homines, vnn die zuſammenfügung un gutwilligkeit, ſo aus den plut entſpringt, verbindet die menſchen zuſamm mit Lyebe. Auf eben dieſer Seite ſtehet auch: in quibus enim eadem ſtudia ſunt, eaedemque voluntates, in his ſit, ut æque quisque altero delectetur, ac ſe ipſo. Fürware inn welliche gleichmeßige Vbung un Willen ſynd, under denſelben frewet ſich ein jegklicher inn dem andern, und in jm ſelbſt.

P. XV. b.

P. XV. b. sed illud odiosum est, quod in hac elatione & magnitudine animi facillime pertinacia & nimia cupiditas principatus innascitur, **es ist aber haßig, das in der Auferhebung vnn der Grosse des gemüts, so leichtlich zu vil fürnemlicheyt vnd Begierd der herrschung erwechßt.** Und so würden wir fast das ganze Buch ausschreiben müssen, wenn wir die Fehler und Gebrechen bey dieser Uebersetzung anmerken wollten. Zwar es würde uns der Augenschein vieler Exempel desto mehr versichern, wie oft man das Original bey Seite gesetzt habe, wie zuweilen ganz verschiedene Dinge zu beyden Seiten vorkommen, und wie wenig man sich nach den Worten des Cicero gerichtet hat. Jedoch wir hoffen, es werde schon aus diesen angeführten einem jeden unserer Leser die Menge dieser Uebereilungen zur Gnüge bekannt seyn. Und ob wir zwar gar gerne die Entschuldigung des Verfassers der ersten Vorrede würden angenommen haben, darinne er uns zeiget, daß diese **Uebersetzung nit Wort zu Wort, sondern Sinn auf Sinn ausdrücke,** wo nicht von den letztern das Gegentheil mehr als zu deutlich vor Augen läge: so scheinet es doch, als wenn unter dieser Bedingung einigermaßen schon verborgen läge, daß man der Uebersetzung selbst nicht zuviel zutraue, sondern hiemit habe vorbauen wollen, daß man nicht nach der Schärfe die Uebersetzung beurtheilen möge. Dennoch aber wollen wir noch ein paar Stellen anführen, aus welchen vor andern deutlich erhellen wird, wie man des Cicero Worte nicht völlig verstanden habe.

Im 2. B. 15. Cap. redet Cicero von der Freygebigkeit, dieſelbe erzeiget ſich nach ſeiner Meynung theils dadurch, wenn ich andern Geld mittheile, theils auch, wenn ich ihm ſonſt auf eine andere Art und Weiſe diene und beförderlich bin. Er ziehet dieſe Freygebigkeit jener erſtern vor, weil dieſelbe von der Tugend herrühret, und beſtändig bliebe; da hingegen die andere aus dem Kaſten genommen würde, und aufhören könnte, je mehr ich mich gegen die Leute freygebig bezeigete. Bey dieſer Gelegenheit lobt er den macedoniſchen König Philippus, daß er an ſeinem Prinzen, dem Alexander, nicht gebilliget hätte, da ſich dieſer die Gunſt ſeiner Soldaten durch ſpendiren und Geld austheilen hatte zu wege bringen wollen. Er führet des Philippus Worte ſelbſt an, welche im Deutſchen p. l. III. b. wiewohl etwas verändert, alſo lauten: Was boſer Urſach hat dich (quæ te, malum, ratio &c.) inn die falſchen Hoffnung, daß du dir die gekaufften mit geld, getrew achteſt, gefürt? oder thuſt du das darumb, (an tu id agis, ut &c.) das dich die Macedonier nicht ein Künig, ſonder für ihren Diener unn reicher des gelts, halten? Nun hat Cicero ſeine Gedanken über dieſen Brief, und ſetzt ſeine Gloſſen darneben. Er ſpricht: bene miniſtrum, & præbitorem; quia lordidum regi: melius etiam, quod largitionem corruptelam eſſe dixit. Aber unſer Ueberſetzer hat dieſe Worte und die Schönheit derſelben nicht einſehen können, er hat nicht verſtanden, was das heißen ſolle: bene miniſtrum & præbitorem, er läſſet ſie alſo gar aus, und ſetzt unmittelbar folgende undeutſche Worte hinzu: So doch

einen

einen künig nichts ſchnödders iſt, und billicher ein zprſtörung, dann ein milte ausgab gehaiſſen wirt. Dieſes iſt ein neues Zeichen, daß der Sinn des Cicero nicht ausgedruckt worden.

P. LIIII. kommt noch eine ſehr ſchöne Stelle vor, welche gewiß verdienet vor andern bemerket zu werden. Cicero ſagt im 16. Cap. des andern B. omnino duo ſunt genera largorum, quorum alteri prodigi, alteri liberales. Prodigi, qui epulis & viſcerationibus & gladiatorum muneribus, ludorum, venationumque apparatu pecunias profundunt, in eas res, quarum memoriam aut breuem aut nullam ſint relicturi omnino. Die vortreffliche Ueberſetzung hiervon iſt folgende: Es ſind zweyerlay geſchlecht der freyen ausgeber, das ein, Geudung, un das ander Miltigkeit genant wirt. Vnd welche für luſtbarliche koſtlichge neſchig ſpeiß auch zu den ſpilen oder Nummereyen, dem Weidwerdck, vn andern dingn, die ein kurtze oder gantz kein gedechtnus hinder in verlaſſen, Jr gelt un gut vbermaßig ausgieſſen, vnd verſchwenden, dieſelben heiſſen Geüder. Weil man hier die eigentlichſte Bedeutung der Wörter, und folglich auch recht gut überſetzen lernen kann, ſo wollen wir deswegen die Wörter beſonderſt hierher ſetzen, daß wir ſie deſto beſſer im Gedächtniße behalten. Prodigus heißt ein Geüder, epulæ & viſcerationes luſtbarliche koſtlich geneſchig ſpeiß, gladiatoria munera & ludi Spile oder Nummereyen, (vielleicht zielet der Ueberſetzer allhier auf die löblichen Faſtnachts-Luſtbarkeiten und Redouten mit Maskeraden oder verlarvten Tänzen: denn er kann wohl

verſichert geweſen ſeyn, daß ſie auch bey den Römern in Gebrauch geweſen;) venatio Weidwerck, pecuniam profundere, Geld ausgieſſen.

Pag. LXI. b. ſind des Cicero Worte: haſtam in foro ponere, & bona ciuium voci ſubiicere præconis, alſo überſetzt worden: Wann dyeſelben der frommen vnverwürcklichen Romer guter, under jren Panern, gleich den leuten, die man ob den feinden gewindt, auff offen marckt, vmbſchlahen vnn ausrüffen laſſen.

Es kommen auch hin und wieder Redensarten vor, die des Ueberſetzers ſchlechte Belæſenheit anzeigen, und die keine große Einſicht in den Zuſammenhang der römiſchen Alterthümer, der Gebräuche, Anordnungen und Verfaſſungen von ſich ſpüren laſſen. P. LXXXV. b. kommen ſecterria vor, welches ſeſtertia heißen ſoll. p. IX. ſtehet feriales anſtatt feciales; Perdulis heiſſet perduellis; wenn im lateiniſchen Pœni ſtehet, ſo heißet es im deutſchen allezeit die Peni. Phæton iſt geſetzet anſtatt Phaeton. Etliche Poeten, Tragici genannt. Porticus heißen die vorſchöpff oder vorgebew an den heuſern. P. Scipio, qui primus Africanus appellatus eſt. P. Scipio, der der erſte Africanus genennet worden. Imperatores ſind p. XIII. überſetzt worden die Hauptleut. Dux Xantippus Herzog Xantippus. Princeps Callicratidas der Fürſt Callicratidas. P. LXI. kömmt ein unbekannter Tyrann Methodeus vor, im lateiniſchen ſtehet im 2. B. 13. Cap. tyrannus Nicocles, und wir würden kein Ende finden, wenn wir alſo fortfahren wollten, die Fehler und das ungereimte dieſer Art anzumerken.

ken. Nur noch ein paar Proben, wie einige Stellen von Wort zu Wort, obgleich wider des Ueberſetzers Willen, wie wir oben geſehen, ſind in die undeutſche Sprache eingekleidet worden, z. E. L. Philippus, magno vir ingenio, inprimisque clarus **ein Mann groſſer Vernunft, und vor andern ſcheynbar.** P. LV. kömmt vor: honores, quos cunctis ſuffragiis adepti ſumus, noſtro quidem anno, **die Ehrn, die ich mit gemainer ſtimm erlangt und im erſten jar mer**; Omnes immemorem beneficii oderunt, **alle haßen die, die unbeweyßte gutheit undankpar erſcheinen.** P. XC. b. quibus obloletis (nämlich daß die Tugend deswegen zu loben ſey, weil ſie voluptatem, das heißt, wie es dazumal erkläret wurde, **Wolluſt erweckte,**) floret Epicurus, eiusdem fere adiutor auctorque ſententiæ, **und da diſer Philoſophorum haltung verworfen ward, hat der Philoſophus Epicurus, ein helfer umm mehrer obgemelter maynung gegrünet.** Tempus conſumere, **die Zeit verzehren.**

Nachdem wir nun an dieſer Ueberſetzung dasjenige zur Gnüge entdecket haben, was man unmöglich billigen kann; ſo müßen wir nunmehr auch davon ſagen, was an derſelben Lob und Beyfall mit Recht verdienet. Erſtlich mangelt es nicht an Redensarten, welche wohl klingen, und welche von einem jeden Sprachverſtändigen gebilliget werden. Damit jedermann dieſes deutlicher gewahr werde, wollen wir einige Stellen mittheilen, aus denen man völlig wird erſehen können, daß ihnen nichts an Schönheit, Zuſammenhang und Verſtändlichkeit mangele. Pag. III. b. ſtehet folgender §. **Allen lebendigen crea-**

turen iſt von natur gegeben, das ſy ſich ſelbſt, jr leib vnn leben beſchirmen, vnd von allen den dingen weichen, die ſie ſchedlich bedunken, vn ſuchen zu vberkommen, Narung, Wohnung, vnd alles andere, was ſie zu jren leben bedurffen. Solte man hier etliche Wörter verändern, die man aber denſelbigen Zeiten billig zu güte halten muß, ſo würde gewiß dieſer Saß unſerer heutigen fließenden Schreibart im geringſten nicht nachgeben. P. XVII. b. kommen folgende Zeilen vor: Vnd es iſt war, viel leut, un am meiſten die großmůthigen, habn aus begyrde zu uppicher gloria, krig und ſtreit geſuchr, und ie faſt geſchickter ſye zu ritterlicher vbung, ſo viel deſter begieriger ſein ſie darzu geweſt. P. XVIII. b. darum (iſt) vernůnftige Erkentnus vil mehr als die mannheit im ſtreit zu begeren. Jedoch ſollen wir den krieg nit ſowohl aus verzagheyt als von wegen des ſchadens fliehen. P. XXII. wir ſolln in glückſamen Sachen, die vns nach unſern willen zufliyeßen, mit großen fleiß die hoffarth dem Stolz vnd die verachtung fliehen. P. XXXVIII. aber welche ſagen, daß ſolche menſchliche gemeinſchaft allein daraus komme, weil ein menſch ohne dem andern ſeine natůrliche notturfft nit haben moge, (könne) die reden unrecht, wann, ſo uns Gott vonn hymel ſpeyß, klayder, vnd alle andere notturft gantz ohn unſer arbeit gebe, maynſtu, das darumb die, die (von) hochs gemůts und groß verſtands ſeind, alle eußerlichen geſellſchaft verlaßen, vnd ſich allayn der betrachtung unnd erforſchung verborg-

borgner ding ergeben wurden? das glaub mir nichten, sondern sie wurden nichts dester weniger ein eynsam leben flyehen. Es ist gewiß dieser H. so schön und ordentlich geschrieben, daß er den Wohlklang und die Zierlichkeit der deutschen Sprache in keinem Stücke bey Seite setzet. Und auf diese Weise findet man noch hin und wieder Stellen, in welchen mit der größten Sorgfalt alles beobachtet worden, was durch gute Abwechselung der Töne, und durch die Aehnlichkeit, die in den verknüpften Wörtern, und in der Art ihrer Verbindung lieget, sowohl die Ordnung, als auch folglich den Wohlklang der Sprache zuwege bringen kann.

Zum andern treffen wir an viel Orten an, daß der Sinn des Cicero ganz wohl ausgedruckt ist, welches aber auch gewiß bey einer Uebersetzung das allermeiste ausmachen muß. Es giebt uns hiervon die nur jetzt angeführte Stelle den größten Beweis: sie ist aus dem 1. B. und deßen 44. Cap. genommen, und hat in der That vor sehr vielen dieses zum voraus. Erstlich hat man im Deutschen nicht eben die Ordnung beybehalten, welche ganz besondere und eigene Gründe der lateinischen Sprache zueignen. Hernach ist man nicht zu sorgfältig und genau an den Worten kleben geblieben, und hat es für keine Todtsünde gehalten virgula divina suppeditari, nicht zu übersetzen, durch die göttliche Ruthe etwas empfangen, wie sehr viele Uebersetzer in Gebrauch haben: welche in der deutschen Schreibart niemals von den lateinischen Wörtern abgehen, und solche Redensarten in die deutsche Sprache nach den Worten zu übersetzen sich bemühen, die zwar im lateinischen wohl klingen, und

denen in ihrer Sprache nichts an Schönheit mangelt; welche aber hingegen den deutschen Ohren eitel Verdruß und Ekel verursachen müßen, weil dergleichen Ausdrückungen in der andern Sprache sehr seltsam und ungewöhnlich klingen. Auf gleiche Weise werden p. XXVII. l. 8. die Worte des Cicero im 1. B. im 31. Cap. quia nihil decet inuita, ut aiunt, Minerua, id est adversante & repugnante natura, wohl übersetzt: Denn es gebürt sich nichts (als die Weysen sprechen,) wider die natur zu tun. Wir müssen hier allerdings loben, daß die Worte inuita Minerua nicht sind deutsch gegeben worden; denn was heißt wohl das, wie wir nur vor kurzem bey einer neuen Uebersetzung der Briefe des Cicero angemerkt haben: etwas mit einer nicht gezwungenen Minerva thun? Unser Baron hat die Worte schon zu der Zeit nicht verstehen können, da man doch einen schlechten Geschmack von dem Wohlklange der deutschen Sprache hatte. Wie übel sollte es nicht unsern heutigen Ohren, bey unserer jetzigen Vollkommenheit klingen?

Im 2. B. 2. Cap. ist der Sinn des Cicero folgendermaßen sehr wohl ausgedruckt worden: daß aber ein tail Philosophi sagen, wie etliche ding on allen zweifel gewiß, un etlich ungewiß sind, von denselben bin ich dermaßen geschyden, daß ich etliche ding bewärlich (wahrscheinlich) und etliche für vnbewärlich halte. P. LVII. b. mangelt dieser Stelle nichts an Schönheit und an gutem Ausdrucke: Es ist Themistocles für einen guten zeugen zu gebrauchen, wann, als er gfragt ward, ob er seiner tochter einen guten armen, oder einen unfrummen reichen

man

ſtiner guter dem Gott Herculi zu eern ausgeb, der wurde mit ſeinen gutern faſt zunehmen.) Die lateiniſchen Worte ante hanc confuſionem temporum ſind überſetzet worden: vor dieſer läſterlichen Zeit, und iſt eine Anmerkung dazu gemacht (ehe Keyſer Julius dem gmeinen nutz zerſtöret.) P. LXI. da Cicero über den öffentlichen Verkauf der Güter klaget, leſen wir (dergleichen kurtzlich eine Sylla vnn die andre der Keyſer Julius bey uns geuber) Zuweilen iſt auch angezeiget worden, von wem hier die Rede ſey, auf wen ſie ſich hier beziehe, was Cicero hiermit meyne, u. d. g.

Die andere Art dieſer ſchönen Anmerkungen halten vortreffliche Sittenlehren und chriſtliche Gebetlein in ſich. P. X. ſagt Cicero, es wären diejenigen Leute für die aller ungerechteſten und ſchändlichſten Buben zu halten, die von außen gegen jedermann fromm und gütig ſchienen, da ſie doch auf alle Art und Weiſe ſich bemüheten, andern Schaden zuzufügen. Die Anmerkung hält folgenden Denkſpruch in ſich: Ich halt fürwar, daß Cicero allhie recht beſchloßen hat, und das Regenten unn Richter, die unter guter Geſtalt feiſchlich und betruglich handeln, vil ſchedlicher, ſchäntlicher, böſer vnnd haßiger, dann rauber vnd andre gewalthäter ſein) Und gleich am Anfange p. II. ſtehet: (O wie faſt werden die hayden, die allain nach dem Geſetz der Natur in ſolchen hohen tugenden gelebt, uns chriſten vor dem hochſten richter beſchämen, ſo wir unſern troſt und ſaligkeit auf ainicherlay, das mit der tugent und erbarkeit nit beſtehen mag, ſetzen, oder der tu-

gent

gent umm erbarkayt umb anders nutz, dann umb jr selbst willen, entlich begeren, vnd durch glück oder widerwertigkeit (dauor vns Gott gnadigklich behüte) die tugent verlaßen. Hier ist noch dazu gesetzt: nu spricht der Text weyter.)

Endlich hat dem Herrn Baron beliebt Geschichte von seinen Zeiten mit einzurücken. Denn da Cicero p. LIII. b. sagt, daß auf Verschwendung gemeiniglich Diebstahl und Raub erfolgete, so setzt der Uebersetzer hinzu („als wir dann yetzo inn etlichen hochteutschen landen, vbermaßiger, newlicher, eingebrochner kostlicheyt halb, grausame raubliche vnd „andere darvor unerhorte boßhaften Werk befinden,„) dergleichen noch hin und wieder vorkommen, und es stehet gemeiniglich nur dabey: **als neulich geschehen, wie wir exempel in unserer zeit haben, u. s. f.** Wie denn auch seine eigene Betrachtungen vorkommen, die er über verschiedene Dinge angestellet: denn da Cicero meynet, daß man von denjenigen Dingen, die gleichsam von der Natur verborgen wären, nicht deutlich reden sollte, weil man dadurch nur bey den meisten Geilheit erweckete; und dabey des Unwillens der Cyniker und Stoiker Erwähnung thut, den sie gegen diejenigen getragen hätten, die solche Dinge, welche doch an sich selbst nicht schändlich waren, mit ihren rechten Namen nenneten, setzet unser Herr Baron ganz recht hinzu: **als kinder machen, das eerlich ist.**

Wir thäten höchst unrecht, wo wir nicht noch zum Beschlusse der Figuren erwähnten, die sich in diesem Werk sehr häufig und fast auf allen Seiten befinden. Es sind dieselbigen ganz sauber in Holz geschnitten,

und

und ihre Zeichnung ist gewiß vortrefflich, so daß sie von einem jeden kunstverständigen hierinne bewundert werden müssen. Sie sind von dreyerley Größe, deren einige eine halbe, einige aber nur den dritten Theil einer Seite einnehmen. Wieder andere hingegen sind längligt und schmahl, und breiten sich fast auf der ganzen Seite aus: wozu noch das Bildniß des Herrn Barons von Schwarzenberg kömmt, welches gleich auf der andern Seite des Buchs befindlich, und nach dem Original Albrecht Dürers, von Bartholomäus Titian (*) in Holz geschnitten worden. Man darf aber nicht glauben, daß man einen Abriß der Zeiten des Cicero in diesen Figuren antreffe, sondern es erscheinen alle Römer und alle andere Völker männlichen und weiblichen Geschlechts in den Kleidungen, die man zur Zeit des Drucks in Augspurg mag getragen haben. Julius Cäsar sitzt ganz geharnischt auf einem Thron, und ist so gewaffnet, wie die Soldaten zu denselben Zeiten mochten gewesen seyn. Cicero ist wie ein Churfürst in Hermelin eingekleidet, und sitzt in völligem Staate an dem Tische, hat Dinte und Feder bey sich, und schreibt; welches vermuthlich die Verfertigung dieser Bücher von Aemtern vorstellen soll. Der jung Cicero sitzet neben seinem Vater, hält die Mütze sehr ehrerbiethig in der Hand, und höret sehr aufmerksam zu. Die Schiffe, Häuser, Fenster, Wagen,

(*) Dieses sollen die Anfangs Buchstaben, die sich unter dem Bildniß befinden, B. vorstellen. Siehe Prof. Sigm. Jac. Apins Anleitung die Bildnisse gelehrter Männer zu sammlen (Nürnb. 1728.) p. 179. in dem Verzeichniße der bekanntesten Zeichen, deren sich die Mahler und Kupferstecher bedienet haben.

Wagen, und andere Dinge ſind auch alle nach der damaligen Mode gebauet. Bey denen vorgebildeten Belagerungen hat man Canonen und Stücken zwiſchen den Schanzkörben gepflanzet, und die Soldaten haben alle Stangen und große Schwerdter in Händen. P. LXV. iſt gar die Hölle und der Himmel abgebildet, woraus die Teufel mit großen Stangen und Piquen die Verdammten durch den Leib ſtechen, und ſie in die Hölle ſtürzen; auf der andern Seite gehen die frommen Seelen ganz andächtig einen hohen Berg hinan, haben alle Paternoſter in Händen, und Gott der Vater bewillkommet ſie. P. LXXX. bey Gelegenheit des Sprüchworts, dignus eſt vir, qui cum in tenebris mices, ſind drey Perſonen vorgeſtellt, die in der Karte ſpielen, u. d. g.

Ueber einer jeden Figur ſtehet auch noch ein deutſcher Reim. Cicero ſagt gleich am Anfang, weil er mit dem gemeinen Weſen jetzt nichts zu thun haben wollte, ſo habe er ſich auf die Betrachtung der Weltweisheit geleget. Wir ſehen ihn deswegen in einer beſondern Figur abgebildet, wie er ſeine Bücher verfertiget. Worüber folgende Zeilen ſich befinden:

Setzt ich meyn ſorg für ander leut,
Vil neyd vnd haß wurd mir zu peut,
Drumb ſitz ich hie allain vnn ſchreib,
Nach meynn geluſten hendel treib.

Zu Anfang des andern Buchs ſtehet eben dieſe Figur, dergleichen ſich auch ſonſt noch öfters finden laſſen, ganz verſchiedene Dinge vorzuſtellen. Oben ſtehen dieſe Verſe:

So

So Julius dorch ſeinen trutz
Hat vndertruckt gemaynen nutz.
Vnd ich inn gutter vbung ſey,
Bleyb ſtät vor manchem laſter frey,
Schreib ich yetz inn Philoſophey.

P. LXII. ſiehet man eine groſſe Waage vorgeſtellet, allwo in der einen Schale geſchrieben iſt: innerliche güter, und in der andern eußerliche guter; Darüber leſen wir

Bey uns wir zwyfach güter finden,
Etlich auſſer vnd etlich jnnen.
Darumb mich wegens nit beſchwert,
Zu mercken recht, jr yedes wert. u. ſ. w.

IV.

P. Martini Entwurf, wie die deutſchen Nomina ſubſtantiva ſamt den fremden, welche wir nach der deutſchen Art decliniren, in vier gewiſſe und gnugſam von einander unterſchiedene declinationes vertheilet werden können. (*)

Hier fraget ſichs Anfangs, wo der Grund zu einer geſchickten Abtheilung der Declinationen zu ſuchen ſey; ferner, wie viel oder wenig ihrer an der Zahl

(*) Weil der Herr Verfaſſer dieſes Artikels ein Feind aller deutſchen grammatiſchen Kunſtwörter iſt, und uns ſeine Arbeit nur mit dem Bedinge überlaſſen hat, daß wir ihm ſeine Art zu ſchreiben laſſen wollen: So

Zahl ſeyn, oder ſeyn können; und dann, in welcher Ordnung ſie ſtehen ſollen: wobey kurze Beſchreibungen nöthig ſind.

Ich meyne, die Nomina ſelbſt müſſen (per inductionem) den rechten Grund an die Hand geben; daraus folge alsdann die eigentliche Anzahl; und die gehörige Ordnung finde ſich daher, nach dem eine declination vor der andern leichter oder ſchwerer fällt.

Die meiſten Grammatici haben nach dem Artikel, der, die, das, drey declinationes geſetzt: Eine der maſculinorum, eine der fœmininorum, und eine der neutrorum; aber dabey nicht beobachtet, daß der Artikel weder zur Abtheilung der declinationen diene, noch zum decliniren ſelbſt, worauf jene ſich gründen muß, etwas helfe, ohne nur in dreyen caſibus, nämlich im Genitivo ſing. der maſculinorum und neutrorum mit ſeinem s, des; item im Dat. und Abl. plur. aller Nominum mit ſeinem n, den. Eben ſo wenig haben ſie bedacht, daß im decliniren nicht alle maſculina (wie die fœmininа) beyſammen bleiben können, noch ſich von allen neutris kennen laſſen; weil darinn dieſe mit jenen gar häufig, und zwar durch und durch (in beyden numeris, und in allen caſibus) übereinkommen. Als: der Himmel und das Waſſer, der Baum und das Thier, der Leib und das Weib.

Ein

So hat man ihm darinn zwar willfahren wollen; aber ſich auch hiermit erklären müſſen, daß man dieſe Art die deutſche Sprachlehre mit ausländiſchen Wörtern zu ſchreiben, gar nicht billige, ſondern lieber dem Exempel der Lateiner folgen wolle, die ſich keiner griechiſchen Kunſtwörter bedienet haben.

Ein neuer Grammaticus machet fünf declinationes nach dem fünffachen Unterſcheide des Nominat. plur. Auf ſolche Weiſe aber kommen in etlichen declinationen Wörter zuſammen, welche ſich mit den caſibus im ſingulari gar nicht zu einander ſchicken. Als: Tiſch und Luſt; item Menſch, Schrift und Herz; it. Bote, Feder und Auge. Warum wollte man auch den pluralem zum Grunde legen, da etliche hundert Subſtantiva keinen pluralem haben?

Ich bleibe beym ſingulari, als dem erſten und zugleich vornehmſten numero, und halte mich wie mans im griechiſchen und lateiniſchen gemacht hat, an den Genitivum deſſelben, welcher im Deutſchen ebenfalls vor allen andern caſibus zur Sache geſchickt iſt.

So nehme ich denn dieſen Satz zum Grunde: durch den Genit. ſing. werden die Nomina ſubſtantiva in ihre gehörige declinationes vertheilet, und alſo auch die declinationes ſelbſt von einander unterſchieden.

Daraus folget, daß, ſo vielerley Arten ſind, den Gen. ſing. zu formiren, auch ſo viele declinationes ſeyn müſſen, oder doch ſeyn können.

Nun giebts, dem erſten Anſehen nach, ſiebenerley Arten und Endungen des Genitivi. Denn man ſetzet an den Nominativum entweder nichts, oder s, oder es, oder n, oder ns, oder en, oder ens. Mehr Arten werden ſich nicht finden.

Es dürfen aber wegen dieſer ſiebenerley Arten keine ſieben declinationes geſetzt werden. Denn fürs erſte, was die Wörter anlanget, die im Genitivo ns an ſich nehmen; ſo machen dieſe keine beſondere Claſſe, weil ihre ganze Endung daſelbſt iſt ens (des Glaubens, Friedens) maßen vom Nominat. ein e in den Genit. kömmt.

Fer-

Ferner, welche im Gen. mit en vermehret werden, die haben entweder daſelbſt das ihnen (nach der gemeinen Analogie aller maſc. und neutrorum) zukommende s abgeworfen, und brauchens theils niemals, theils nur zuweilen, und machen alſo auch nichts neues. Als: des Menſchen, Fürſten, Prinzen, Grafen. Oder, wenn es fœminina ſind, ſo kömmt ihnen die Endung en eigentlich nicht zu, weil ſie nach der Analogie im Gen. und folglich im ganzen ſingulari nichts an ſich nehmen müſſen. Als: die Frau, der Frau, vulgo der Frauen.

Endlich was diejenigen betrifft, die im Gen. nur n annehmen, ſo ſinds entweder ſolche maſculina, die im Nominat. ſich endigen auf e, und dieſes e im Gen. dem n vorſetzen, (der Hirte, Ochſe; des Hirten ꝛc.) da alsdann wiederum s abgeworfen iſt, und alſo en für ens ſtehet. Oder es ſind fœminina; dieſen aber gebühret das n im ſing. gar nicht. Die Erde, der Erde, vulgo der Erden. Oder es ſind maſculina auf r, und allzuwenig dazu, daß man ihrentwegen eine beſondere declination mache. Als: Herr, Junker, Vetter, Gevatter; des Herrn ꝛc. (*)

Bleiben alſo nur vier nöthige, und zugleich gnugſam von einander unterſchiedene declinationes: Eine, worinn der Gen. gar nichts annimmt; eine andere, worinn er nur s; noch eine andere, worinn er es; noch endlich eine andere, worin er n annimmt, es ſey mit oder ohne e und s.

Es möchte ſcheinen, daß die zweyte und dritte Art von den ſieben, gleich wie die vier letzten Arten, in eins könnten gezogen werden; weil in alten Zeiten die Wörter, welche jetzo im Gen. nur s haben, daſelbſt auch

(*) Man ſagt hier Vetters, Junkers, Gevatters ꝛc.

es gehabt: Als, Himel (also hat mans ausgesprochen) des Himeles: woher man weiter gesagt, dem Himele. Im plur. die Himele. Allein, nachdem dieses ganz abgekommen, und im hochdeutschen nicht mehr üblich ist; so darf solche Vereinigung nicht geschehen.

Die vier benannten declinationes nun in der Kürze vorzustellen; so macht der Genitivus mit drey Buchstaben von den vieren, e, n, r, s, welche in diesem ganzen declinations-Werke zu den Zusätzen gebraucht werden, dergestalt den Anfang, daß er entweder s allein annimmt (Himmels) oder es (Gottes) oder n, es sey mit, oder ohne e und s (Schmerzens, Menschen, Herrn (*); daß es gleichfalls Genitivos ohne einigen Zusatz gebe, ist bereits erwähnet; wie auch, daß nach diesen viererley Arten des Genitivi, füglich vier declinationes gesetzet werden.

Von denselben ist nun die leichteste, und also billig die erste, wann die Wörter im Genit. den einzigen Buchstaben s an sich nehmen, weil alsdann hernach nirgends etwas dran kömmt, als nur (welches in allen declinationen geschieht) im Dat. und Abl. plur. der Buchstab n, wofern das Wort sich nicht vorhin auf denselben endiget. Die Nomina, welche also gehen, sind theils masculina, theils neutra. Ihre Endungen im ersten casu sind fünferley, el, em, en, er, und lein. Die auf m haben im plur. was eigenes.

Die-

(*) Man weis wohl, daß der gemeine Mann in Obersachsen auch bey diesen Wörtern und einigen andern im Zeugefalle das s anhänget, z. E. des Herrns, Grafens, Fürstens, Menschens ꝛc. Allein dieser Misbrauch des Pöbels, macht für die Sprachkündigen keine Regel.

Dieſer Art kömmt diejenige am nächſten, und iſt daher die zweyte declination, wann die zween Buchſtaben e s den Zuſatz im Genitivo machen. Das daſelbſt, nach der gemeinen Analogie, an allen Wörtern ſtatt habende e hat, nach derſelben, auch im Dat. und Abl. wie auch im ganzen plurali ſeine Stelle. Was aber die gedachten drey caſus im ſing. anlanget, ſo machet die ſtarke Gewohnheit des jetzigen Hochdeutſchen darinn mit dem e folgenden Unterſcheid. An etlichen Wörtern, vornehmlich fremdes Urſprunges, wird es niemals, oder gar ſelten gebraucht: wodurch die declinirung derſelbigen im ſing. der erſten declination ganz gleich wird. Als: Satan, Patron, Altar, Purpur, Abend. Dagegen gebraucht mans an andern Nominibus gern allezeit. Dergleichen ſind Grab, Bad, Haus. An vielen gebrauchen wirs bald, bald auch nicht. Darunter ſind Stul, Ruhm, Sohn, Jahr. An etlichen brauchen wirs nur im Genit. allezeit; im Dat. und Abl. aber entweder nach Belieben: als an Fleiſch, Fleiß, Geiſt, Geiz; oder niemals: wie an Vieh, Stroh. Dieſer unterſchiedliche Gebrauch rühret her, was den Genit. betrifft, von den Conſonanten, nach welchen das e ſeine Stelle hat, nach dem dieſelben ſich mit dem s (ohne das e zwiſchen her) leichtlich ausſprechen laſſen, oder nicht leichtlich, oder gar nicht. Die zu dieſer declination gehörenden Wörter ſind wiederum theils maſculina, theils neutra. Ihre Endbuchſtaben im Nomina. ſind vielerley. Es iſt was beſonders, daß einige davon im plurali zu dem e noch r; etliche noch n annehmen. (Geiſt, Geiſter; Ohr, Ohren; Dorn, Dornen) allein das erſte (mit r)

thun nicht viele Nomina, und das andere (mit n) thun sehr wenige. Noch ist zu erinnern, daß einige Wörter dieser declination, weil sie im Nom. sing. auf e ausgehen, solches e hernach, wo ein Zusatz nöthig ist, anstatt deßen gebrauchen. Als: das Bette, Gebäude plur. die Bette ꝛc. Hieher gehöret auch Knie.

Nun sollte man wohl meynen, den masculinis und neutris wäre ein Gnügen geschehen, und ihnen so viele declinationes angewiesen, als sie nöthig hätten. Diese zwo wollen aber nicht zureichen. Denn, da man der neutrorum wegen, keine dritte declination bedarf (maßen von deutschen Wörtern solches Geschlechts, nur das einzige Herz seinen rechten Ort noch nicht hat; dem aber mit einer Anmerkung zu helfen wäre) so melden sich dagegen viele und ansehnliche masculina (deren einige schon oben genannt sind) denen ohne eine besondere declination kein Gnügen geschehen. Fürst, Prinz, Graf, Held, Herr, Regent, Monarch, Potentat, und andere gesellen sich sonst ganz gut mit Käiser, oder mit König zusammen; aber in dieser grammatischen Handlung (dem decliniren) erfordern sie eine andere Stelle, und können weder mit Käiser in die erste, noch mit König in die zweyte declination gestellet werden. Nicht weniger melden sich so viele Völkernamen auf e, wie auch mancherley Mannsnamen, und zwar allesammt mit gutem Rechte, weil ihr Zeugefall eben so wohl, als jener ihrer, zu seinem Zusatze einen ganz andern Hauptbuchstaben gebraucht (des Sachsen, Polen, Schulzen, Porten) und von demselben in gleicher Form, so daß nur sein s zurück bleibe (welches

ches er aber ſelten hat) alle die folgenden caſus, ohne den Voc. ſing. gezeuget worden. So geſchiehet ihnen denn billig ihr Recht mit einer abſonderlichen declination, womit zugleich andern maſculinis, die entweder unvernünftige Thiere, oder lebloſe Dinge bedeuten, zu rechte geholfen wird; nachdem ſie bisher ſamt jenen, gleichſam in der Irre geſchwebet, und ſich bald hie, bald dort, haben müſſen unter- oder beyſtecken laſſen.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Gedanken darüber zu eröffnen, was für Unweſen in der Sprache daraus erwachſen, daß ſolchen Wörtern bis daher in dem Grammatiſchen Gebäude kein eigen Zimmer eingeräumet worden. Einmal hat allein ſolches Gemenge ſchon ſo viel verurſachet, daß man unmöglich in dem declinirungs-Werke zur Richtigkeit hat gelangen können. Zudem haben die verſäumten Nomina wegen des ihnen verſagten Rechtes, und dadurch angethanen Schimpfes (man vergönne mir, daß ich die Sache vermittelſt einer ſolchen Figur vortrage) ſich gar weidlich zu rächen gewußt, indem ſie ihrem Hauptzuſatzbuchſtaben (dem n) ſeinen unartigen Willen gelaſſen, und gedacht: will man uns denn ferner alſo untermengen; ſo mag des Gemenges und Verwirrens noch mehr werden. Darauf hat ſich das n an allerley andere Nomina ſubſtantiva (von den Adjectivis hier nicht zugedenken) frewentlich gehänget, daran es entweder gar nicht, oder doch nicht in dieſem oder jenem caſu oder numero gehöret; hat auch wohl zugleich das s Genitivi maſculinorum verdränget: wobey daſſelbe es eben alſo gemacht, wie vorwitzige Menſchen zu thun pflegen, welche, jemehr ſie an frem-

den Oertern, und mit fremden Dingen umgehen, deſto mehr von ihren eigenen Geſchäfften verſäumen, und ſich daſelbſt entziehen, wo ſie das ihrige zu verrichten hätten. Wiewohl man dem n dergleichen Vorwitz zum Theil benommen hat. Auf ſolche Weiſe iſt das declinir-Weſen über alle maße verderbet und verwirret worden, und bleibt bey vielen Deutſchen noch jetzo in übelm Zuſtande. Bey der erſten, zweyten und vierten declination meiner Eintheilung, kommen gnug Wörter vor, welche ſolchen Unfug erleiden müſſen, und zwar in allen caſibus obliquis ſing. und im plurali ſowohl in den rectis, als denen obliquis, die nach der Grundrichtigkeit nicht ſchon auf n ausgehen. Ja ſelbſt der Nominativus ſing. iſt nicht verſchont geblieben: wovon bey der vierten declinat. ſich Exempel finden. Und was das allergröbſte iſt, ſo hat das verwegene n nicht einmal bey denen Nominibus, von welchen es die Freyheit bekommen, alſo auszuſchweifen (nämlich der dritten declination) ſich gänzlich in den Schranken halten können, ſondern hat an verſchiedenen Wörtern daſelbſt Platz genommen, wo es Platz gefunden, und bey Nominativis ſingularibus ankleben wollen. Als: der Frieden, Gedanken, Namen, Samen, Schmerzen. In dem letzten iſt das e vom n verführet worden.

So brauchen wir denn nothwendig für die übrigen maſculina (wozu das neutrum Herz kömmt) eine abſonderliche; und der Ordnung und Zahl nach, die dritte declination, worinn der Genit. n annimmt, und von ihm alle andere caſus, (nur nicht der Vocativus ſing. welcher auch hier dem Nominativo gleich iſt) daſſelbe n empfangen. Und dieß iſt der eigentliche Character die-

dieſer declination. Daß über dem, in den declinir-Endungen der meiſten Wörter, ſich noch ein e finde, nämlich vor dem n her, iſt ſchon aus obigem zu erſehen; wie auch, daß ſolches e gar oft aus dem Nominativo in die andern caſus komme: maßen die meiſten Nomina dieſer declin. daſelbſt auf e ausgehen, oder doch ausgehen können. Alſo ſagt man gewöhnlicher Weiſe; der Regente und Regent, der Buchſtabe und Buchſtab. Was es endlich mit dem s des Genitivi für Veränderungen gebe, kann ebenfalls aus obigem einigermaßen abgenommen werden. Die Sache beſtehet hierinne. Das s des Genitivi wird etlichen Wörtern allezeit angeſetzt; etlichen nur ſelten; etlichen niemals; etlichen wird es bald angeſetzt, bald nicht. Gleichwie das Anſetzen nach dem Rechte geſchieht, welches die Wörter alleſamt zu dem s haben: alſo geſchieht das Weglaſſen nach dem gemeinen Gebrauche, öfters auch zu Erleichterung der Ausſprache wegen eines oder des andern dem s nahe ſtehenden harten Buchſtabens. Es kann auch das vorher am Ende eines Artikels oder Pronominis ſtehende s daran Urſache ſeyn.

Die vierte und letzte declination machen diejenigen Wörter, welche im Genitivo, und folglich im ganzen ſingulari gar keinen Zuſatz haben, oder zum wenigſten keinen nothwendig bedürfen. Dieſe declination begreift nur allein fœmmina, und zwar ſie alle mit einander. Sie würde die allerleichteſte, oder doch eine von den leichteſten ſeyn, wenn auch der pluralis auf einerley Weiſe ginge. Derſelbe aber ändert ſich nach allen in den vorigen declinationen vorgekommenen Arten, nur nicht auf er. Als Frucht, Früch-

te; Flut, Fluten; Diſtel, Diſtelu. Auch macht der ſingularis was zu ſchaffen, wenn man wiſſen will, welchen Wörtern von denen auf e, man in etlichen caſibus daſelbſt, nach der längſt eingeriſſenen, und vielleicht nicht abzubringenden Gewohnheit, ein n anſetzen könne. Als: Erde, Gen. der Erde, und Erden. Dat. auch ſo. Schlange, Gen. der Schlange, und Schlangen.

Alles übrige gehöret in die ausführliche Lehre: wiewohl auch hier ſchon hin und wieder ein mehrers geſagt iſt, als im Entwurfe nöthig war.

V.

B. C. D.

Singularia aus dem teutſchen Valerio Maximo. (*)

Das Format iſt klein Folio, und Duernenweiſe gedruckt.

Gedruckt iſt es wie zu Ende ſtehet:

„Getruckt

(*) Wir haben zwar von dieſem Buche bereits in dem 1. Bande dieſer Beyträge p. 47 und 491. einige Nachricht gegeben. Doch wird es verhoffentlich den Liebhabern alter Ueberſetzungen nicht unangenehm ſeyn, dieſen ausführlichern Auszug davon zu leſen, den wir einem gelehrten, und in critiſchen Sachen ſehr geübten Manne zu danken haben, der uns ſelbigen in dieſe Beyträge zu rücken gütigſt erlaubet hat. Er hat dadurch eine Probe geben wollen, mit wie vieler Aufmerkſamkeit und Genauigkeit man dergleichen alte Scribenten zu erzählen und zu beſchreiben habe.

„Getruckt in der löblichen Stat Augſpurg von An„thonio Sorg am Montag nach Valentini do man „zalt nach Criſti gepurt M. CCCC und im „LXXXVIIII Jar.

Die Ausarbeitung aber iſt weit älter; denn alſo ſtehet gleich auf der erſten Seite

„Alſo hab ich Heinrich vonn Muglein geſeſſen „bey der Elbe in dez Land Meyſſen dieſelben Sprüche „und Cronken betücht in teutſcher Zungen bey Kei„ſer Karels Zeiten, des wirdigen nach Criſti gepurt „tauſend Jar drey hundert Jar und in dem neun „und ſechzigſten Jar.

Dediciret iſt das Werk beſage des Anfangs

Zu eeren und wirden dem edlen getreuen weyſen Herrn Herrn Hertneyden von Petaw in Steyren landtt geſeſſen, bei der Tra geporn aus hohen Büte.

Und des Endes vor dem Regiſter

Alſo ſey es auch beſchloſſen mit dem getreuen weiſen und hochgeporn Herrn Herren Hertneyden von Pettaw mit es der ausleger hat angefangen Heinrich von Muglein und zu ern geteutſcht Amen.

Es iſt keine Verſio adſtricta ſondern mehr eine Paraphraſis oder ſummariſcher Auszug und Vortrag welches der Verfaſſer in zwo Stellen ſelbſt erinnert.

Du ſolt merken das der Ausleger dis Buchs nit nachgeet eynen yecklichen Wort ſunderlichen Sunderm dem gemein ſynn
Und anderweitig.

Und hab den text gekläret und geprait und geleutertt durch gröſſer verſtäutnüß. So ich beſt mocht.

Zu Ende iſt ein Regiſter der Capitel daran, an welchem Blatte jedes zu finden ſey.

Senſt ſcheinets, als ob dieſer Paraphraſte kein ſonderlicher Held in der Gelehrſamkeit geweſen ſey, wovon folgendes wenige zur Probe dienen kann.

Augor pro Augur.
Cibile pro Cibele
Zeres pro Ceres
Caſtidium pro Caſtidium
Conſeruante pro conſeruandæ
Belnis Pamphilus pro Bæbius Tamphilus
Titus limus ſoll vielleicht Livius heiſſen
Krichen pro Griechen
Rame nach Mönchsart pro Romæ
Tuſtia pro Tuſcia

Aus *a Velia* (p. 4. lat. ed.) macht er ein Wort, in der ſtat. Avelia

Aus Codliphenna der Prieſterinn hat er eine Mannsperſon gemacht. Nach den Prieſter *Caliphenna*, daß er das Ampt begieng.

Gracchano tumultu moniti Sibyllinis libris. giebt er ganz falſch: da riet in der Prieſter Grachanus genannt, der gelert war in Sibillen Büchern

So macht er auch aus Flaminio ein Land vid. die 4. Seite in fine, allwo eine curiöſe Obſervation anzutreffen iſt.

Superiorum Stylo, giebt er gar wunderlich: Von dem höchſten Dicht.

Maris ac terræ regimen, heißt bey ihm Regiſter der Erd und des Mörs, woraus man doch merkt, daß Regiſter von regiren herkomme.

Pont.

Pont. max. vertiret er, Biſchoff, welches ſich endlich noch entſchuldigen ließe, wenn es nicht bey Römern wäre.

Vaſica pro Naſica

Des Senſus hat er auch oft gewaltig verfehlet.

Eine Probe von ſeinen notis criticis mag ſeyn: Religio, Zupindung (Zubindung, beſſer Verbindung) heißt ein tugent der ſitten (virtus moralis) mit dem, ſich der Menſche zu Got pindet. Wobey Auguſtinus allegiret wird.

Zu den ſingularibus typographicis ſind zu zählen.

1) Daß kein Cuſtos unten zu Ende der Seiten beygedruckt iſt.

2) Daß die Bogen, dem Alphab. nach, unten zur Rechten, an der Ecke, und nicht, wie jetzo in medio, auch nur bis 4. und nicht wie jetzo bis 5. ſigniret ſind.

3) Daß es eben mit vollen Worten foliiret iſt e. g.

Das andre Plat.

4) Daß es in geſpaltnen Columnen gedruckt iſt.

5) Daß damals die Schriftkaſten noch nicht vielerley Buchſtaben gehabt haben müſſen, denn es ſind außer den gar großen Initialen nur zweyerley Arten der Buchſtaben, nämlich größere und kleinere zu ſehen.

6) Daß damals noch kein numerus barbarus gebraucht werden, ſondern man die Zahlen, nach lateiniſcher Art, nur mit deutſchen Buchſtaben exprimiret E. g. xv pro 15.

7) Daß

7) Daß man nach der damaligen Mönchsart, ſich unterſchiedlicher Abbreviaturen, bedienet. z. E. n und m werden gemeiniglich durch einen Strich oben darüber ausgedrückt als ē en, ī in, vō von, ei ein nā nam, waⁿ wann,
d˙ heißt der
dz • • das, wz was für war erat, dez den, kaz kam,
vñ • • und
v˙ • • ver

8) Daß alles, auch das ganz lateiniſche mit deutſchen Buchſtaben geſetzt iſt.

Singularia Orthographica ſind folgende

1) Man findet keine andere Unterſcheidungszeichen, als comma und punctum, und das comma noch darzu gar ſelten.

2) Daß die Wörter am Ende der Zeilen nicht nach den Buchſtaben getheilet ſind, ſondern auf hebräiſche Art ſo viel als Buchſtaben hingegangen angeſetzet worden, z. E.
k • • urzen, beſch • • nitnen, ſchw • • ære, au • • ch, fr • • euden, beſch • • irmen, mi • • ch, kir • • ezlich, ſp • • richt, ſch • • wert.

3) Daß die Subſtantiva, wenn ſie nur appellativa ſind, mit kleinen Initialen gedruckt ſind.

4) Daß er nicht beſtändig bey einerley Schreibart bleibt, ſondern wanket und zwar oft unmittelbar hintereinander. z. E.
Mäyſter, plat, als, palaſt, geleich, von,
maiſter, blat, alls, palaßt, geleych, vonn
meiſter,
meyßter, Kint,
meyſter, Kind.

5) Daß

5) Daß er die Buchſtaben oft verwechſelt, als ſparte für weiche, und umgekehrt. z. E.

plat für blat, under für unter, gepaut für gebaut, undertan für unterthan, pürger für bürger, paten für bathen, gepurt für geburth, geprait für gebreitet, pillich für billig, erpoten für erbothen, pracht für gebracht, gelopt für geloben (von Gelübde).

Geminatas ſtatt einfacher und umgekehrt gebraucht.

landtt für land, Siten für Sitten, teuttſcher, tempell, dieſellb, aletten, vund für und, Capitell, entzündett, iſtt, für iſt, grundtveſt.

Die einige Aehnlichkeit im Klange haben, für einander geſetzt.

V. für f. Vorcht für Furcht, Veinden für Feinden, Vand für Fand (inueniebat), Vyel für fiel (von fallen), Vocht für focht (pugnabat), Sorgvaltigkeit für Sorgfältigkeit, bevohlen für befohlen, gevangen für gefangen.

y für i welches ſehr oft kömmt, dye für die, Syñ für Sinn, weyſe für weiſe (ſapiens), nymmermehr für nimmermehr; y für ie z. E. ſy für ſie; i für ie z. E. beſchriben.

i für ú z. E. die ſprich für Sprüche, wirdigen für würdigen, wirden für würden.

ai für ei z. E. Maiſter für Meiſter, Zaichen für Zeichen, laiſten für leiſten (exhibere).

eu für ey z. E. dreu für drey (tria), c für k z. E. Coſtbarkeit, für Koſtbarkeit.

ö für e z. E. Oeltern für Aeltern parentes, außerwölt für außerwählt oder vielmehr erwählt.

cz. für z. oder tz. z. E. czu für zu, kürczſt für kürzeſt, creucze für Kreuze, entſeczt für entſezet.
ck für g. z. E. Junckfrauen für Jungfrauen, trockheit für Trägheit. u. ſ. w.
ch für g. z. E. ſärch, für Särge.
ai für a z. E. ohn alles Mail für Maal (macula).
Ganz andere Vocales gebraucht, als
o für e. z. E. Wädlot, für wandlet (mutabat,) gewapnot für gewapnet, geſamlot für geſammlet, gehandlot für gehandlet, gezeichnot für gezeichnet.
o für a. do, für da (tunc) oder ibi.
e für. o Vergan für Vorgehn (antecedere).
ů für o. Můgen für Mögen. Kůng für König, můrdeten für mordeten.
u für o. Antwurtt für Antwort, gewunnen für gewonnen.
ů für u. Bůch für Buch.
i für e. güldiner für guldener, ſteinin für ſteinern.
a für e. vergan für vorgehen, ſtat für ſtehet.
e für u. ze laſſen für zu laſſen, zethun für zu thun.
e für i. mit großer pet für bitte.
oe - o ſolichen für ſolchen eiusmodi.
oe - e frömbde für fremde.
6) Daß er die Buchſtaben verſetzet.
z. E. leiplich, für lieblich (benigniſſime) edleſten, für Edelſtein.
7) Daß überflüſſige Buchſtaben und Sylben vorkommen, als
e. geleich für gleich, ſo urſprünglich zwar recht, aber nicht mehr gebr. iſt, den Göteren für den Göttern gelaubet für glaubet, das More für Meer, Arczet für Arzt. Weibe für Weib, ſprichet für ſpricht,

am Ende ein Heyden für Heyde, en. ſünderlichen für ſonderlich, y, oder b. Zympt für Ziemt und dieſes für geziemet (decet), frömbde für fremde.

e. verſchmächten für verſchmäheten.

ge. als in Geſchrifft für Schrift, geſterben für ſterben.

t nahet für nahe. i ſölichen für ſolchen, welich für welch.

8) Daß Buchſtaben in Sylben außen gelaſſen und ſonſt ſtarke Verkürzungen gemacht worden; als, eym für einem, büß für Büchs und dieſes für Buchs libri, nachgeet für nachgehet, der er genandten land für eher d. i. ſchon oder vorher. Küng für König, beſtät für beſtätiget confirmat, daſelbs für daſelbſt, eingeweid für eingeweyde, nit für nicht, das bet für gebeth, gen für gegen, und dieſes für wider; vierley für viererley, ſolltu für ſollſt du, ward pracht, für gebracht, wegen für bewegen, heymlichheit für Heimlichkeit, funden für gefunden, herrſten für herrſchten (imperabat), da ſie hin gerten für begehrten, gegnet für begegnet, denn das einfache iſt nicht mehr gebräuchlich, ſam für ſamt.

Unter die Singularia Etymologica mag man zählen

1. Vocabula antiquata, als Maiſterſchafft, für peritia in arte. Heut zu Tage heißt Meiſterſchaft eine Zunft der Handwerksmeiſter. Gewald, Simplex für Eingeweide, und iſt nur das Compoſitum noch gewöhnlich. Icht für etwan. Grymlichen, für grimmig, Wate, pro habitu Kleidung, davon kommt das noch bekannte Compoſitum Leinwat. Ungüt ſubſtant. politum, das adiectivum ungütig iſt gebräuchl. Verheſſen für die Hoffnung fahren laſſen. (L. VI. c. 9.) wird heut zu Tage gleich im Contrario

ge-

gebraucht. Heymiſch ſimplex, für einheimiſch. Bas poſitiuus von beſſer kömmt auch in der Schrift vor.. Meine Unkunſt für Unerfahrenheit in Künſten, iſt nach der Analogie gemacht als Untugend, Ungunſt, Unkraut, Unzeit. Geiſtlichkeit für religione. Geiſtlichkeit heiſt jetzo Clerus. Unvorcht für Unfurcht ſtat Furchtloſigkeit. Gekoren electus, dafür brauchen wir erkohren. Geitikeit, ſoll ſo viel als res diuinæ heißen. Erſcheinheit ſoll animi præſentiam ausdrücken, der Mayde für der Magd. Bedeutnüß für Bedeutung iſt auch nach der Aehnlichkeit erdacht. z. E. Erkenntniß. Stätikeit für Conſtantia, allein für continuitate iſt es noch zu gebrauchen. Mär relatio, davon haben wir noch das diminutiuum: Mär wird jetzo aber nicht anders als in ſenſu malo gebraucht pro anili fabula. Untötlichen Götter i. e. die nicht getödtet werden können, hat auch die Analogie für ſich, und gehöret unter die verlornen Wörter, ſo allerdings gut ſind. Doch hieße es beſſer untödtbar, denn tödtlich heiſt jetzo, quod mortem cauſatur. Zunge für Spraache iſt ein latinismus. Fürbas für ferner iſt auch ein bibliſch Wort. Die Pfaffheit für pontificatu. Gezwyfalt, für zweyfältig in duplo. Sitige für tugendhaft oder gelaſſen adverbialiter. Gepeuriſche Wagen, für der Bauerwagen. Keyner hand, für keinerley, allerhand und zur Noth vielerhand ſind noch gebräuchl. Mürdeten für ermordeten ſcilicet. Morden iſt wohl noch in uſu, man kann aber nicht ſagen ein morden. Und auſſers Volk für auswärtig exterarumque gentium. Zimlich für geziemend oder anſtändig: ziemlich heiſt heut zu

Tage

Tage ſo viel als ſatis; z. E. ziemlich wohl ſic ſatis bene. Zu hant i. e. zu hand, pro in continenti, ſteht auch noch in einem Liede: das Evangelium kömmt zu Hand.

2) Declinat. oder Conjugationes obſoletae als:

Declin. tät in plurali für Thaten; dem gemein Synn, für dem gemeinen Sinne; in dem achtenden Buch, für in dem achten.

Coniug. Das da pran, für brannte; wer mage, für möchte, und dieſes für könnte; ſölten deberent iſt ein Conjunctivus deperditus, der allerdings recht wäre, wir ſagen aber jetzo ſollten, wie im indicativo; hebte, für hub ſein Buch an. Sy pflegen für ſie pflegten, colebant oder obſeruabant. Wollend für wollten volebant; gebauen für gebauet. Seind iſt originaliter recht, an ſtatt deſſen ſagen wir ſind. Da wolt er den Götern einen Tempel haben bauen, für gebauet haben.

Zu den Singularibus ſyntacticis kann man ziehen.

1. Die ungewöhnlichen Phraſes als: Sich hoff, für ſich getrauen; anſtatt, ich hoffe mich, ſagen wir jetzo, ich unterfange mich. An etwas ſich laſſen, für ſich einer Sache überlaſſen. Zu einen iemand gleichen, für ihn mit iemand vergleichen. Lieber ſterben des Leibes, als der Treu; für lieber dem Leibe, als der Treue nach ſterben. In vierley Weiß, für auf viererley Weiſe. In keinen Stunden, für niemals, oder keine Stunde, oder zu keiner Stunde. Von der Treu der Knecht zu den Herrn, für gegen, iſt bibliſch. Meine Treue zu dir iſt groß. Sam die Schergen, für zuſammt den Schergen.

2. Der altväteriſche Gebrauch der particularum, als:

Als da die Poeten ſchreiben, für wie; als viel, für ſo viel. Wann, für indem, dieweil, denn, zuweilen; auch für als; z. E. nicht- wann, i. e. nichts als. Ob für woferne oder wenn (ſi); durch für wegen, ob, oder aus; z. E. durch Furcht, für aus Furcht. Des für daher oder weswegen; als, alſo für wie. Alls für ſo; als er hier ſtat geſchrieben; für wie er hier geſchrieben ſtehet. Gab man nicht den i. e. keinen andern als; wie er ein Keiſer wär, für obgleich oder ungeachtet.

3. Die Metatheſes und irrigen Conſtructiones als, und andern etlichen Dingen, für und etlichen andern Dingen. Wares Reich des Heyls, für wahres Heyl des Reichs; certiſſima patriæ ſalus. Da die Römer namen die Götin Zeres, für da die Römer die Göttin Ceres nahmen. Das er die Zer wöll nämen ob ſei langer Frag arbeytt. Iſt ſehr dunkel: Vt documenta ſumere volentibus, longe inquiſitionis labor abſit: Daß diejenigen ſo Beweis ſuchen, ſich nicht viele Mühe geben dürfen. Heißt alſo, ob ſei, hier ſo viel als abſey, i. e. davon entfernet ſeyn.

So viel iſt es, was ich beyläufig angemerkt. Dergleichen Collationes alter Verſionen können dienen.

1) Verlohrne Wörter zu ſammlen.
2) Die Bedeutung alter Wörter zu erklären.
3) Den Urſprung der Wörter aus den ungewöhnlichen einfachen zu finden.
4) Den allmählichen Wachsthum der Sprache einzuſehen.

Der Nutzen würde ſich in Erklärung alter Urkunden zeigen.

VI. Nach-

VI.

Nachrichten von Tolands Historie der Druiden.

Den meisten unserer Leser wird Toland nicht sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, als wegen seiner gefährlichen Meynungen bekannt seyn. Indessen muß man gestehen, daß er eine gute Einsicht in die Historie und andere schöne Wissenschaften besessen. Hiebey wäre nur zweyerley zu wünschen; 1) daß er diese Einsicht nicht öfters so verkehrt und unglücklich angewandt, und 2) etwas weniger versprochen, aber mehr ausgeführt hätte. Man kann von diesem überzeugt werden, wenn man die Sammlung von seinen Werken nachschlagen will, die zu London 1726. in zweyen Octavbänden unter dem Titul: Collection of Several Pieces of M. Toland herausgekommen ist.

Dem ersten Bande ist eine Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften vorgesetzt; deren Verfasser anmerkt, daß Toland selten ein Buch herausgegeben, ohne eins oder zwey neue darinnen zu versprechen, und daß dieses einem gelehrten Deutschen dienen könne, Almelovens bibliothecam promissam & latentem zu vermehren. Die wichtigste seiner Unternehmungen und welche er im Ernste auszuführen gedacht, sey seine Historie der Druiden gewesen, die er, dem ohngeachtet, nicht einmal angefangen gehabt. Indessen haben wir von diesem Unternehmen eine kurze Probe, welche eben in dem ersten Bande erwähnter Sammlung enthalten ist. Sie bestehet aus drey Briefen an den Lord Wicsount Molesworth, von

den Druiden, Vaiden und Barden der alten Gallier Britten und Irrländer. Dieſen ſind Cates Fragen über die Druiden und andere Brittiſche Alterthümer nebſt Jones Antwort, beygefügt; welches Toland aus einem Manuſcripte des Cottoniſchen Büchervorraths abgeſchrieben hat. Den Beſchluß machen einige Proben von der armoriſchen Sprache. Von dieſem allen ſoll jetzo ſo viel gemeldet werden, als zu unſerm Zwecke nöthig iſt. Weil dieſer hauptſächlich auf die Alterthümer der Sprache und Dichtkunſt ankömmt, ſo wird von den beyden letzten Briefen nichts geſagt werden, in welchen zwar Nachrichten von den Druiden und den brittiſchen Inſeln überhaupt, aber keine, die zu gegenwärtigen Abſichten gehört, enthalten ſind.

Der 1. Brief.

Toland glaubt für ſeine Perſon beſondere Vortheile vor allen übrigen zu haben, die ſich mit Unterſuchung der Druiden und anderer galliſchen Alterthümer beſchäfftiget. Er rechnet unter dieſe Vortheile die Kenntniß der celtiſchen Mundarten, ohne welche man die Nachrichten der Griechen und Römer, ſo uns noch von dieſen Alterthümern übrig ſind, nicht verſtehen könne. Er zählt ſechs dieſer Mundarten. Die walliſche, oder die Sprache der alten Britten; die corniſche; die armoriſche; die irrländiſche; die Sprache der Einwohner von Man, und endlich die Mundart welche in den irrländiſchen Gebirgen und weſtlichen Inſuln von Schottland gebräuchlich iſt. Dieſe alle kommen von der alten celtiſchen oder galliſchen Sprache her; wie die deutſchen Mundarten, das Niederdeutſche, das Schwediſche Däniſche und Norwegiſche, von der alten gothiſchen Sprache. Hiebey merkt er an, daß die celtiſche und

gothi-

gothische Sprache, welche man öfters für eine genommen, so unterschieden seyn, als das Lateinische und Arabische, und verspricht dieses alles in einer besondern Abhandlung von der Celten Sprache und Colonien auszuführen.

Den Nutzen so diese Erkenntniß der Sprachen hat, zeigt eine Anmerkung bey dem 7. Absatze des 1. Briefs. Die lateinischen Sprachlehrer sind uneins, ob man im Nominatiuo singulari, Druis oder Druida schreiben soll. Dieses läßt sich aus der irrländischen Benennung am besten ausmachen. Das irrländische Wort heißt Drui oder verderbt Droi und Draoi, welches alles dreyes in der Aussprache einerley Klang hat. (*) Davon kömmt der Nennfall in der mehrern Zahl Druidhe. Die Lateiner und Griechen haben hieraus ohne Zweifel ihr Druides gemacht, so wie sie im Singulari an Drui ein s gehangen haben, damit nach ihrer Art die Wörter zu endigen, Druis daraus geworden ist. Die irrländischen Namen sind beyden Geschlechtern gemein. Die Lateiner aber haben eine Druidinn Druida genannt. Hieraus fließt, daß man Druides und Druidæ nicht für einerley gebrauchen, sondern nach den Geschlechtern unterscheiden müsse.

(*) In der dieser Schrift beygefügten Vergleichung einiger armorischen und hibernischen Wörter, heißt eine Eiche im Armorischen Derven, im Hibernischen Dair. Toland merkt dabey selbst an, daß daher vielleicht ein Wald doire und die Druiden droi genannt werden. Für doire hat man hernach in der Aussprache Derry gesagt, daher kömmt Londonderry, wo auch eine alte Schule der Druiden gewesen seyn soll. Die Halbinsel Inis Eogein, auf der Londonderry steht, ist Tolands Vaterland gewesen.

Wofern man in alten Schriftstellern Druidæ im männlichen Geschlechte findet, ist solches ohne Zweifel durch Unachtsamkeit derjenigen geschehen, welche die alten Bücher abgeschrieben haben.

P. 20. wird angemerkt, daß noch heute zu Tage in Irrland die Zauberey Druidheacht, ein Zauberer Drui, und die Zauberruthe, welche ein Kennzeichen der Druiden war, Slatuan Druidheacht, die Ruthe der Zauberey genannt werde.

Der 9te Absatz des ersten Briefs enthält eine Nachricht von den Barden. Weil sie zur Historie der alten Dichtkunst gehört, so wollen wir das wichtigste daraus mittheilen. Bard ist das irrländische und schottische Wort diese Art von Leuten zu benennen, so wie Bardh das armorische und brittische ist. Die Aussprache ist einerley. Hiebey wird die Anmerkung gemacht, daß im Irrländischen und Wallischen, so wie in andern Sprachen t und d mit einander verwechselt werden, und daß eben dieß im Irrländischen mit dem *dh* und *gh* geschieht, welche in der Aussprache einerley Klang haben. Dieß aber müsse ein Schriftsteller, der regelmäßig schreiben will, anmerken, und daher bey jedem Worte auf seinen Ursprung und die Analogie sehen. So müsse man zum Ex. *Druidhe* und nicht *Druighe* noch vielweniger *Draoithe* schreiben, ob man wohl dergleichen Fehler öfters in Büchern finde.

Die Barden wurden in drey Classen eingetheilt, welche man Privardh, Poswardh, und Aŕúyvardh nennte, oder in Absicht auf die Sachen so sie abhandelten: Prududh oder Tevlúur oder Elerúr. Dieß sind die Namen in der brittischen Sprache. Die

irr-

irrländischen Benennungen, die Erklärung dieser Wörter und die Beweise hat Toland in die ausführliche Historie verspart. Die erste Classe enthielt Historienschreiber, die andere Herolde, die dritte comische und satirische Dichter in sich. Die letzte Classe hielt sich bey dem gemeinen Volke, wie die ersten beyden bey den großen Herrin auf. Toland erzählt eine Probe von der Art, wie die gallischen barden ihre Helden zu loben pflegten, aus dem Athenäus. Der gallische Fürst Luernius hatte einen Tag zu einer Gasterey angesetzt. Ein barbarischer Poet kam hiezu zu späte, und begegnete dem Fürsten noch auf dem Wege. Hier fieng er an den Fürsten in Gesängen zu rühmen, und sich selbst zu beklagen, daß er so spät gekommen sey. Der Fürst vergnügte sich hierüber, forderte einen Beutel mit Gelde, und warf ihm solchen zu, da er nebenher lief. Der Poet hub den Beutel auf und fieng von neuem an zu singen, auch die Gleissen, in welchen des Fürsten Wagen führe, trügen für die Menschen Gold und Wohlthaten.

Toland versichert hierauf, daß zwar einige von den gallischen Barden in der That witzige Köpfe gewesen, hingegen habe anderer ganze Scharfsinnigkeit in Wortspielen bestanden; und unter dem Schwulste der irrländischen und brittischen Barden treffe man viele wahrhaftig hohe Gedanken an. Ihre Sinngedichte wären vortrefflich und die heutigen Italiener kämen ihnen an spitzfündigen Einfällen nicht bey. In Erregung der Leidenschaften überträfen ihre Elegien die griechischen, weil sie die Natur natürlicher ausdrückten. Diese Barden sind nach seiner Erzählung noch nicht ganz und gar vergangen. Es finden sich noch jetzo

einige in Wallis, in den ſchottiſchen und irrländiſchen Gebirgen. Nirgends in der Welt ſind ſo viele von dieſen Leuten geweſen, als in Irrland. Die allzugroße Freyheit die ſie ſich in ihren Lobgedichten und Satiren genommen, trägt nicht wenig zu den Verwirrungen in den irrländiſchen Geſchichten bey. Es ſind öfters zu einer Zeit tauſend Ollaws oder graduirte Poeten geweſen, nebſt einer proportionirten Anzahl ſchlechterer Reimer. Alle dieſe lebten auf andrer Leute Unkoſten. Denn aus Furcht vor ihrer Verſpottung, und aus Liebe zu ihren Schmeicheleyen, ſchlug ihnen niemand etwas ab, und dieß ward eine allgemeine Gewohnheit. Die großen Herren beförderten aus Selbſtliebe keine andere Art der Gelehrſamkeit; beſonders nachdem ſie ſich zur chriſtlichen Religion gewandt hatten. So lange das Heidenthum dauerte, machten die Barden Lieder in den Tempeln zu ſingen, und beſorgten auch die Muſik daſelbſt. Indeſſen gehörten ſie nicht zu den Druiden, wie Pezronius und andere geglaubt; denn die Druiden, verrichteten den Gottesdienſt und die Opfer alleine.

Als die Druiden durch das Chriſtenthum waren vertrieben worden, hörte auch die ordentliche Einrichtung, ſo man unter den Barden gemacht hatte, auf. Sie wurden dem ganzen Lande ſo beſchwerlich, daß man unterſchiedliche Verſuche that, das Volk von ihnen zu befreyen. Meiſtentheils ergieng der Befehl, ſie in die ſchottiſchen Gebirge zu verbannen; da man ſie insgemein unterdeſſen in Ulſter aufnahm; bis nach verſprochener Beſſerung ihrer Sitten, ihnen die Erlaubniß gegeben ward, wieder in die übrigen Provinzen zu kommen.

Zuletzt

Zuletzt ward eine allgemeine Zusammenkunft der ganzen Nation zu Drumcat gehalten, welcher Ort in der Gegend liegt, so jetzo die Grafschaft Londondery heißt. Dieß geschahe im Jahr 597. unter AIDVS ANMIREVS dem eilften christlichen Könige. Es waren auch AIDVS, König von Schottland, und der grosse Columba gegenwärtig. Hierinn beschloß man: die Geschichte, die Geschlechtregiester, und die Reinigkeit der Sprache beyzubehalten, sollte der oberste Monarch, nebst denen ihm unterworfenen Königen und jedem Herrn über 100. Flecken (Lord of a Cantred) einen Poeten für sich erhalten. Mehr als einer war durch ein altes Gesetz in der Insel nicht erlaubt. Für jedweden von diesen Poeten und ihre Nachkommen sollte ein Stück Landes, frey von allen Abgaben, ausgesetzt werden. Damit man Leute aureizen möchte, sich auf diese Art der Gelehrsamkeit zu legen, sollten öffentliche Schulen unter Aufsicht der Nation gestiftet werden. Des Monarchen eigener Barde sollte der vornehmste Poete (*) seyn, und über die übrigen die Aufsicht haben. (**)

In dem 10ten Absatze behauptet Toland der Griechen OVATEIS und der Römer VATES seyn weder lateinische noch römische Namen, sondern das

(*) Ardh-Ollamh. Ollamh bedeutet einen Professer oder Doctor in einer Wissenschaft.

(**) Wie mag es wohl zugegangen seyn, wenn der Poeten Kinder auch haben müssen Poeten seyn, woferne sie ihre Felder erben wollen? Vielleicht aber haben die Ländereyen der Barden die Eigenschaft gehabt, welche jetzo einige Theile Deutschlandes besitzen, daß alle ihre Söhne gebohrne Poeten gewesen sind.

Celtiſche Faidh. Dieß Wort wird noch jetzo in allen irrländiſchen Büchern und in der gemeinen Sprache für einen Prophzeten gebraucht. Eben dieſe Bedeutung hat es in der irrländiſchen Bibel, wo man auch die Zauberer Druiden genannt, wenn z. E. von den ägyptiſchen Zauberern die Rede iſt. So heißt es Matth. 2, v. 1. von den Weiſen aus Morgenlande: Feuch Tangadar Draoithe o naird shoir go Hierusalem. Die celtiſchen Vaids waren Naturkündiger und Wahrſager. Cicero hat ſchon angemerkt, daß ihre Prophezeyungen ſich meiſtentheils auf Wahrſcheinlichkeit gegründet, de Diuinat. L. I. cap. 41.

Der XI. Abſchnitt handelt von der irrländiſchen Sprache. Das Irrländiſche iſt, wenn man etliche wenige däniſche Wörter ausnimmt, nicht allein eine Mundart der alten celtiſchen oder galliſchen Sprache, ſondern ſeiner Mutter auch viel ähnlicher, als die andere Tochter, die brittiſche oder welſche Sprache. Da nun noch überdieß in der irrländiſchen Sprache vielmehr und ältere Handſchriften da ſind, als in der Welſchen: ſo erhellet hieraus, wie nothwendig die irrländiſche Sprache ſey, wenn man die Religion und Gelehrſamkeit der Celten unterſuchen will. Camden, Boxhorn, und Edward Lhuyd haben die Aehnlichkeit der irrländiſchen und galliſchen Sprache vorlängſt eingeſehen, und der letztere hat nur angemerkt, daß noch kein gedrucktes Wörterbuch von der erſten vorhanden wäre, da man finden würde, daß beyde Sprachen einander näher verwandt wären, als die brittiſche und galliſche. Dieſe Verwandſchaft wird durch ein Exempel erläutert. Lucians Erzählung, wie die Gallier den Herkules vorgeſtellt (in Hercule

cule Gallico) ist bekannt. Eben daselbst erwähnt er, daß sie ihn in ihrer Sprache OGMIVS nennen. Die Wortforscher aller Völker haben sich viel Mühe gegeben, den Ursprung dieses Namens überall zu suchen, ausgenommen da, wo er zu finden war. Bochart behauptet, die Phönizier hätten ihn ins Land gebracht, da doch Lucian ausdrücklich sagt, daß sie ihn mit einem einheimischen Worte, Φωνῇ τῇ ἐπιχωρίῳ Ogmius genannt hätten. Dickinson hält den Herkules für den Josua, den man Ogmius genannt, weil er Og den König zu Bäsan überwunden, wobey Toland aus dem Juvenal ausruft:

O! sanctas gentes! quibus hæc nascuntur in hortis
Numina.

Andere haben es aus dem Griechischen, aus dem Schwedischen und Deutschen hergeholt. Doch Lucian hat Recht, wenn er Ogmius für ein wahrhaftes celtisches Wort erklärt. Es bedeutet die Buchstaben, und folglich die Gelehrsamkeit, so sich darauf gründet, und von der die Stärke der Beredsamkeit herkömmt. Hercules Ogmius heißt also so viel, als der gelehrte Herkules, oder Herkules ein Beschützer der Gelehrsamkeit. Ogum welches man auch Ogam und Ogma geschrieben, hat das irrländische Alphabet bedeutet, wie man aus allen alten irrländischen Büchern beweisen kann. Diese ursprüngliche Bedeutung ist nachdem einigermassen verändert worden, da Patricius das Volk bekehrte, und zu besserer Ausbreitung der christlichen Bücher, die römischen Buchstaben einführte. Daher vergaß man nach und nach die irrländische Schrift, und es konnte sie auf die letzt nie-

niemand mehr lesen, als diejenigen, welche sich mit Untersuchung der Alterthümer beschäfftigten, und diesen dienete sie so gut als andere unbekannte Zeichen. Daher hat man nachdem, die Kunst verborgen zu schreiben, Ogum genannt. Dieß wird mit vielen Stellen aus irrländischen Büchern bewiesen. Hieraus ist klar, daß der Name Ogmius ein celtisches Wort mit einer griechischen Endung sey. Ueberdieß ist Ogma ein bekannter und alter Name in Irrland. Ogma Grianann Königs Dalboetius Vater, kömmt lange vor Lucians Zeiten vor. Grian heißt die Sonne und Grianann der Sonne ähnlich oder zugehörig.

Man hat sich aber nicht zu verwundern, wie die Gallier den Herkules zum Sinnbilde der Beredsamkeit und derselben Stärke gemacht. Man findet dergleichen Begriffe von dem Herkules schon bey den Griechen, dazu Phrunutus, (dessen wahrer Name nach Tolands Meynung Cornutus ist) und der Scholiast des Apollonius angeführt werden. Der Gebrauch der Buchstaben ist in Irrland sehr alt. Zuerst wurden sie in Baumrinden geschnitten. Ihr Alphabet hieß Beth - luis - nion, von den drey ersten Buchstaben B. L. N. der Name jedes Buchstabens war von einem Baume oder andern Gewächse. So bedeuten Beth eine Birke und Nion eine Esche. Sie hatten Zeichen so ganze Wörter vorstelleten. Als Patricius die lateinischen Buchstaben einführte, hießen sie ihr Alphabet Aibghittir von Abecarium. Hieraus haben die Münche hernach wieder ein lateinisch Wort Abgetorium gemacht. So sagt Nenn. *Hist. Brit. cap. 59.* von dem Patricius: Scripsit Abgetoria 355. & eo amplius numero.

Die

Die Gesetze der alten heidnischen Irrländer waren in Versen, wie bey vielen andern Völkern, und hießen in ihrer Sprache, himmlische Urtheile.

Von den Poeten, so unter ihnen geschrieben haben, sind noch sehr viele theils ganz, theils stückweise, übrig.

König Tuathalius befahl alle historische Bücher durchzugehen, und was darinnen richtig befunden würde, in ein Buch für den König zusammen zu schreiben. Hiernach sollten alle übrige historische Schriften beurtheilt werden. Doch man hat diese gute Einrichtung nicht lange beobachtet, und die Barden waren über ihre poetische Freyheit noch sehr gewinnsichtig und parteyisch.

Man darf sich nicht einbilden, als ob die Gewohnheit der Druiden, von ihren Lehren und Gebräuchen nichts aufzuschreiben, uns aller Nachrichten von ihnen beraubt hätte. Denn außer demjenigen, was wir bey den römischen und griechischen Schriftstellern finden, haben die Barden viel merkwürdiges von ihnen aufgezeichnet. Dieses gieng desto leichter an, weil der König beständig einen Druiden bey sich hatte, der bethete, opferte, und nach Gelegenheit in Streitsachen einen Ausspruch that. Ueberdieß mußte auch ein Barde nebst einem Arzneygelehrten, einem Musikverständigen, einem Richter und etlichen andern Personen beständig um den König seyn; welche Gewohnheit auch hernach die Vornehmen im Lande annahmen und dergleichen Leute beständig um sich hatten. Es war also leicht, die Gewohnheit der Druiden bey ihren Opfern u. s. w. zu bemerken, und ihre wichtigsten Handlungen aufzuschreiben.

Von Bacrach, dem vornehmſten Druiden des Königs, von Ulſter Conchobhar Neſſan erzählen die Münche, er habe das Leiden Chriſti kurz zuvor, oder gleich zu der Zeit, da es geſchehen, ſo lebhaft und beweglich vorgeſtellt, daß der König voll Raſerey angefangen habe, die Bäume in dem Walde umzuhauen, darinn er ſich befand; indem er ſolche für Juden hielt, und auch in dieſer Hitze geſtorben ſey. Doch dieſe Fabel widerlegt ſich daraus, daß man aus einer Sonnenfinſterniß, die der Grund der ganzen Begebenheit ſeyn ſoll, ſo viel beſondere Umſtände nicht ſchließen kann, und daß es ſich nicht wahrſcheinlich behaupten läßt; Gott habe einem irrländiſchen Druiden dieß klärer offenbart; als den jüdiſchen Propheten. Ueberdieß iſt gezeigt worden, daß Conobchar ruhig in ſeinem Bette 15. Jahr vor Chriſti Kreuzigung geſtorben iſt.

Aus Tates Fragen und Jones Antworten, verdient folgendes hier angemerkt zu werden. Die erſte Frage iſt, wie die Britten diejenigen genannt, die bey den Lateinern Druides und Druidæ heißen? Hierauf wird geantwortet: Druides oder Druidæ kommen von dem brittiſchen Worte Drudion her, welches die mehrere Zahl des Worts Drud iſt. Die Britten pflegen den Pluralem zu machen, indem ſie an den Singularem die Endung ion hängen. Das Wort Drud bedeutet bald einen Rächer, bald einen Grauſamen und Unbarmherzigen, bald einen Tapfern oder Kühnen, bald koſtbar oder theuer. Dieſe Drudion waren bey den Britten Richter über alle Sachen, ſie mochten zur Religion gehören oder nicht. Sie opferten den Göttern und kein Opfer konnte ohne ſie verrichtet werden. Sie lehrten alle Wiſſenſchaften, und zwar

ohne

ohne Schriften, aus dem Gedächtniße. Das Eyland Mone soll einer ihrer vornehmsten Plätze in Brittannien gewesen seyn, weil es einsam, waldicht und von niemand anders bewohnt war. Als die Holzungen daselbst ausgerottet worden, hat die Insel so viel Korn getragen, daß ganz Walles damit versorgt worden. Daher kömmt das Sprichwort: Mon Mam Gymbro, das ist, Mon die Mutter von Wales.

Die Antwort auf die dritte Frage erzählt einige Arten von Ehrenstellen, die den Gelehrten gegeben worden. Es waren 4. Gradus, welche von drey Jahren zu drey Jahren den Gelehrten, sowohl den Poeten als Musikverständigen ertheilt wurden. Dieß geschah durch den König, oder in seiner Gegenwart, nach einer Disputation, die der König entweder selbst oder seine Abgeordnete anhörten. Es waren auch drey Arten von Poeten. Die erste hielt sich bey den Vornehmen auf und besung deren Lob, die andere und dritte bey Leuten von niedrigerm Stande, sie verfertigten Gedichte über schlechtere Begebenheiten, und Satiren.

Zu Beantwortung der 4ten Frage wird von den Barden gehandelt. Es waren drey Arten der Beirdd (plural von Bardd). Die erste hieß Privardd. Bardd überhaupt bedeutet einen Gelehrten. Die Priveirdd beschäfftigten sich mit Erfindung neuer Sachen, die noch niemand gewußt hatte, und ihr Name zeigt einen Vornehmsten unter den Gelehrten an. Die andere Classe breitete diese Erfindungen aus, und die dritte untersuchte die Geschlechtregister und Wapen. Es ist falsch, daß die Barden ihren Namen von einem Bardus haben sollten, den einige für den 4ten König von Brittannien halten. Man kann nicht zei-

gen,

gen, daß das Wort Bard von Bardus herkomme, indem es ein Stammwort ist. So wird auch Bardonieth für die Prophezeyung, für die Erklärung derselben und für alle Arten der Gelehrsamkeit gebraucht. In der 10. Frage wird nach der Bedeutung des Wortes *Assah* gefragt. Es soll in einem Gesetze von K. Henrich dem sechsten so viel bedeuten, als einen Eid, den 30. Mann leisten. Jones antwortet hierauf, ihm sey dieses Wort gar nicht bekannt, er finde aber das Wort Rhaith für einen Eid gebraucht, den 100, 200, 300, oder eine dergleichen Anzahl von Personen leisten müsse, wenn man einen wegen eines sehr grossen Verbrechens entschuldigen wollen.

Nun sollten noch die Proben der armerischen Sprache mit den gleichgültigen deutschen Wörtern verglichen werden, um die Uebereinstimmung und den Unterscheid beyder Sprachen einigermaßen zu zeigen: Doch die Zeit erlaubt uns jetzo nicht, dieses zu thun, und unsere Leser sind vielleicht mit denenjenigen fremden Tönen schon ziemlich gesättigt, die sie in gegenwärtiger Nachricht gefunden haben. Wir versparen also dieß auf eine andere Gelegenheit. Den Liebhabern der deutschen Alterthümer würde durch mehrere Bekanntmachung des ganzen Werks gewiß ein Gefallen geschehen. So viel uns wissend ist, sind in dieser Absicht zwo Uebersetzungen unternommen worden. Der sel. Herr Pr. Lotter hatte eine deutsche angefangen, gewisse Umstände aber verhinderten ihn an derselben Ausführung. Wir wünschen, daß der gelehrte Herr Hofr. Menke, der schon einige Bogen von einer lateinischen Uebersetzung drucken und die Arbeit hernach liegen lassen, selbige vollenden möchte.

VII.

VII.

Betrachtungen über die Beredſamkeit und über den Redner. (*)

1.

Wenn man nicht einen guten Verſtand, viel Nachdenken, eine lebhafte Einbildungskraft, ein unbetrüglich und zuverläßiges Gedächtniß, eine angenehme Lebhaftigkeit, eine anmuthige Stimme, eine reine Ausſprache, eine vortreffliche Bewegung des Leibes, eine anſtändige und beſcheidene Dreiſtigkeit, und eine ziemliche Fertigkeit zu reden; wenn man, ſage ich, dieſe wichtige Gaben nicht alle hat, welche die Meiſter in der Beredſamkeit von denen fordern, die ſich darauf legen: ſo ſoll man ſich nimmermehr vorſetzen, ein Redner zu werden, es mag uns auch eine Noth dazu antreiben, ſo groß ſie auch wäre. Wenn man die Gaben hat, ſo darf man die Noth nicht achten. Der vielfältige Nutzen, den man ſchaffen kann, giebt uns das Recht, uns hören zu laſſen. Vielen Leuten wird es nicht gefallen, daß ſo viel Stücke zur Beredſamkeit erfordert werden. Denn wie viele wollen ſich nicht dadurch ſehen laſſen! Faſt alle junge Prieſter ſuchen Kirchenlehrer (Prediger) zu werden. Faſt alle junge Rechtsgelehrten bemühen ſich die beſten Sachen vor Gerichte zu führen. Und die meiſten thun ſich hierbey ſo große Gewalt an, daß ſie darüber ihre Kräfte verliehren und unterwegens liegen bleiben.

2. Wir hören ordentlich allzuviel künſtliche Reden.

(*) Dieſer Artikel iſt aus dem franzöſiſchen Buche eines Ungenannten: La Langue genannt, überſetzet.

Dieſe machen ein groſſes Lermen mit Worten, welche nur leeren Wind in ſich haben. Die wohlklingenden Werkzeuge geben einen groſſen Schall von ſich, aber dabey ſind ſie von ſchlechter Dauer. So gehts auch jenen. Wenn ſie ausgeredet haben, ſo wiſſen die, welche ſie angehöret haben, ſo wenig, als zuvor. Nichts haben endlich die Zuhörer davon, als das Andenken, daß ihre Ohren eine Stunde, oder noch länger durch ein auserleſenes Wortſpiel gekützelt worden: Und davon haben ſie weiter keinen Nutzen, als daß es ihren Ohren wohl gedäucht habe. Alſo ſpielt man mit ſeinen Zuhörern; anſtatt daß man ſie mit etwas beſſerm in ſo ernſthaften Sachen aufhalten ſollte, wie gemeiniglich diejenigen ſind, davon man öffentlich redet. Es iſt nicht unrecht, wenn die Worte gut in die Ohren fallen: aber man muß ſich nicht allein dabey aufhalten. Man muß ſich dieſes Vergnügens bedienen, damit man ſich dadurch den Weg bahne, deſto eher zu den Herzen zu gelangen. Denn das Herz iſt doch der Punct, da man überhaupt hinzielet, oder doch hinzielen ſollte.

3. Gebrauchet alſo dieſe Lehre, wenn ihr eurer Rede einen Nachdruck geben, wenn ihr ſie auf tüchtige Grundſätze bauen, wenn ihr ſie gründlich machen wollet. Wohl euch alsdann! Denn die Beredſamkeit will es ſo von euch haben. Sie will aber auch zugleich, daß ihr eben dieſe Lehre bey euren Zuhörern anwendet, weil ihr bey ihnen alles in dieſer Abſicht vorbringen ſollet. Wenn ſie euch nicht verſtehen, wie wollet ihr ſie überreden? Und wenn ihr ſie nicht überredet, wie könnet ihr denn hoffen, daß ſie das thun werden, was ihr von ihnen wollet gethan haben? weil ſie nicht wiſſen, was ihr ſaget, ſo können ſie es auch

nicht

nicht thun. Wenn ihr wollet für gelehrt angesehen seyn, so geht in die Sorbonne, und redet daselbst vor den Lehrern. Kommt aber nicht hieher, und verderbt so vielen Leuten die Zeit, welche sie besser anwenden können. Eure Zuhörer können sich nicht so hoch versteigen, daß sie euch erreichen: Erniedriget euch demnach, bis ihr ihnen gleich werdet. Ihr redet für sie, und nicht für euch. Es kömmt nicht auf die hohen Worte an. Es kömmt auf den Unterricht an. Das ist eben der Misbrauch der Beredsamkeit, wenn man sie ganz anders brauchet, als es der Endzweck und die Absicht der Regeln und Grundsätze derselben erfordert.

4. Bey der Anwendung der Gedanken muß man denen am wenigsten trauen, welche am schönsten scheinen. In diesen findet man oft Fehler, wenn man sie in der Nähe betrachtet, wenn man sie zergliedert, wenn man sie mit genauem Fleiße untersuchet. Daher verführt eine Rede, welche damit angefüllet ist, eher, als daß sie überredet. Dieses wird stets ein allgemeiner Fehler bleiben. Denn das Vergnügen, so die Erfinder solcher hellglänzenden Gedanken empfinden, so auch die Zuhörer eines solchen Ausdruckes rühret, befriediget die Empfindung auf beyden Seiten so sehr, daß man Ursache findet, demselben nachzuhängen.

5. Sehen wir auf den Gebrauch der Beweisgründe, so ist eine Rede so nachdrücklich, als gründlich dieselben sind. Man muß andere überreden. Jene sind der überzeugende Grund. Sind sie schlecht, so ist auch die Ueberredung schlecht. Wie sehr schwachen Grund leget ein solcher Redner, wenn er nicht diese feste Stütze dazu nimmt!

6. Diejenige Art zu reden, was den Gebrauch derſelben betrifft, wird deſto eher Beyfall erhalten, je natürlicher ſie iſt. Was man zwinget, das wird gemeiniglich nicht wohl aufgenommen: Denn es macht große Mühe, es ängſtiget, es zwinget, es verwirrt uns. Man ergreift hingegen das, was natürlich iſt, weil es eine Gleichheit mit denjenigen Neigungen hat, die in uns bey guter Aufnahme einer Rede zu ſeyn pflegen.

7. Ein Redner, der ſeine Zuhörer nicht achtet, iſt werth, daß dieſe ihn wieder verachten. Zuhörer, welche wiſſen, daß ein Redner die Reden, welche er hält, ohne einigen Fleiß verfertiget, haben Urſache zu glauben, daß es, ob es auch gleich nur von einer Nachläßigkeit kommt, doch aus einer Verachtung geſchieht, die er gegen ſie hegt, und die ihren Urſprung aus derſelben Trägheit genommen. Sie können glauben, daß er ſich keine Mühe macht beſſere Reden zu verfertigen, weil er ſie nicht für tüchtig hält, weder das, was vortrefflich in denſelben ſeyn würde, zu erreichen, noch die Fehler zu entdecken. Man darf wahrhaftig nicht mehr ſo reden, daß man ſeinen Zuhörern nur höchſt misfalle, zumal bey unſern ſo gelehrten Zeiten. Jetzt da man ſo viel Reden, in denen eine wahre Beredſamkeit zu finden iſt, bald hört, bald lieſet, ſo werden die Menſchen allzuſcharfſinnig, und ein Redner hat gnug zu thun, wenn er ihr Verlangen ſtillen will. Ich wundre mich oft, wie Leute ſo verwegen ſeyn können, daß ſie ſich öffentlich vor das Volk wagen, da ſie doch gewiß wiſſen, daß ſie weder bey andern Menſchen einen Nutzen ſchaffen, noch ſich ſelbſt glücklicher machen werden. Was ſage ich ſich glücklicher machen?

chen? Vielmehr muß man beſorgen, daß man ſich durch die Verachtung, welche man ſich zuziehen wird, ſchaden werde. Wenn es anders möglich wäre, wozu nutzten auch ſo viel Regeln der Beredſamkeit, wenn man ohne dieſe ſeinen vorgeſetzten Endzweck erhalten könnte? Warum bemühte man ſich ſo ſehr, denſelben nachzukommen?

8. Ein Prediger muß, wie man ſagt, und wie es ſcheinet, in ſeiner Rede einen einzigen wahren, aber einen Hauptſatz, der nachdrücklich und lehrreich iſt, erwählen, und dieſen gründlich ausführen, und nichts übrig laſſen, und dabey alle zu weit hergeholte, verdrehte, allzuabgedroſchne und ungleiche Eintheilungen vermeiden. Er muß keinen falſchen Satz zum Grunde legen, noch, da zumal die meiſten und beſten Leute die Lehrſätze und Pflichten der Religion wiſſen, etwan bey ſo ſcharfſinnigen und wohlabgerichteten Köpfen ſich nicht über die erſten und leichten Grundſätze der chriſtlichen Lehre verſteigen wollen. Er muß die ſo lange Zeit, welche er zur Verfertigung eines ſo großen Werkes hat, alſo anwenden, daß er der Sache, von der er handelt, ſo gewachſen werde, damit ein artiger Vortrag und die Ausdrückungen unter währenden Reden entſpringen, und ungezwungen aus der Quelle fortfließen. Er muß ſich nach einer gehörigen Vorbereitung, ſeinem Verſtande, und denjenigen Regungen der Seelen, die eine wichtige Materie in ihm hervorbringen kann, gänzlich überlaſſen. Er kann endlich erſtaunenswürdige Kräfte des Gedächtniſſes zeigen, dabey man eher eine Wette verliehren, als ſie in ſo ernſthaften Dingen erwarten ſollte; die die Geberden gänzlich ändern, und das Geſichte weit anders

ſtellen werden. Vielmehr kann er durch eine herrliche Entzückung der Gemüther, den Verſtand überführen, die Herzen anfeuern, und ſeinen Zuhörern eine ganz andere Furcht einjagen, als daß dieſe beſorgen ſollten, er hätte zu wenig geſagt.

Man mag dieſe Gedanken betrachten, wie man will, ſo wird man doch niemals mit gnugſamem Nachdrucke den Nutzen zeigen können, welchen die Ausübung dieſer Lehren mit ſich bringet. Denn dieſes iſt eine ganz andere Art zu verfahren, als wie wir heutiges Tages ſehen. Redet man nach ſeinem Gefallen, ſo will man auf gewiſſe Weiſe dem Volke öffentlich, wegen des über einige von unſern berühmteſten Predigern bezeugten Wohlgefallens, einen Verweis geben. Unterdeſſen wird man niemanden zu nahe treten, wenn man behauptet, es wäre zu wünſchen, daß einer dieſen Unterricht ausübte, um zu erfahren: ob in der That ein ſo groſſer Nutzen zu erhalten ſey, als derjenige iſt, zu welchem uns ſelbige Lehren Hoffnung machen.

9. Man muß ſich allezeit in ſeinen Reden äuſerſt dahin bemühen daß man andere unterrichte, und ihnen gefalle Wenn man unterrichtet, ſo nimmt man den Verſtand ein; wenn man ihnen gefällt, ſo gewinnt man das Herz. Man unterrichtet aber den Verſtand der Menſchen nicht beſſer, als wenn man ſeine Worte recht beweiſt. Man gewinnt ein Herze nicht beſſer, als wenn man in daſſelbe eben die Gemüthsbewegungen drucket, welche man in ſich erreget hat. Wenn ein Prediger, wenn ein Rechtsgelehrter es ſo weit gebracht hätten, jener bey den Zuhörern, dieſer bey ſeinen Richtern, daß ſie alles das für wahr hielten, was man

ihnen vorſaget, und daß dieſe Wahrheiten ihnen ganz wohlgefielen, ſo könnten die Redner beyderſeits, ohne daß ſie ſich zu viel einbilden würden, die Erfüllung ihres Verlangens erwarten: der Rechtsgelehrte den Gewinn ſeiner Sache; der Prediger die Ausübung ſeines Unterrichts.

10. Ich höre bisweilen ſagen: Zu was müßen die Zierlichkeiten in Reden? es muß alles gründlich ſeyn. „Aller Putz, mit dem man die Wahrheit ſchmücken „will, iſt nichts anders, als ausgeſchnitzte Bilderchen, „die ſie vielmehr verſtellen. Die Wahrheit iſt ohne „dem vor ſich ſchöne gnug, wenn man ſie ganz deut„lich ſehen will.„ Bey genauer Ueberlegung, habe ich aber wahrgenommen, daß entweder die Unwiſſenden oder die Faulen alſo reden: jene, weil ſie dieſe Zierathen nicht einſehen können; dieſe, weil ſie ſich nicht die Mühe geben wollen, ſelbige zu ſuchen. Das geſchieht insgemein von einer gewiſſen Art der Leute, daß ſie wegen der Nothwendigkeit einiger Sachen nicht einig ſind, ob ſie gleich mit ihrer Geſchicklichkeit oder an Neigungen ſehr wohl übereinkommen.

11. Eine aufgeblaſene Rede iſt wie ein Ballon, voll vom Leeren, ſo zu reden. Der Schlag in die Luft, welchen ihm der Redner giebt, führet ihn ganz aus den Augen ſeiner Zuhörer. Erreichet man ihn aber endlich nur, und durchlöchert ihn mit critiſcher Schärfe: ſo wird man endlich nichts als Worte finden, die mit einander verbunden ſind, und ein großes weitläuftiges Buch ausmachen, in ſich ſelbſt aber nichts als Wind faſſen. Da nun die Beredſamkeit ſolcher Redner den Wind allzuſehr verſchwendet, um die Worte damit zu erfüllen, ſo kann man ſie mit Recht ei-

ne aufgeschwollene Beredsamkeit nennen. Dieser Name ist lächerlich, aber es ist auch lächerlich aufgeblasene und hochtrabende Reden zu halten.

12. Man müste sehr verwegen seyn, wenn man behaupten wollte, daß Cicero in seiner weitläuftigen Schreibart es nach Art der italienischen Köche gemacht habe, die mit dem Bruststücke von einem Thiere 25. (tellon) Schüsseln anfüllen, und eine ganze Tafel mit 4. Hünern besetzen. Betrachten wir die weitläuftige Schreibart des Cicero genauer, so wollen wir diesem Redner nicht zu nahe treten, dessen Beredsamkeit überhaupt solchen Beyfall erhalten hat, daß man sie zukünftigen Rednern als ein Muster vorlegt. Bey dem allen muß man doch gewahr werden, daß seine Reden sehr verdrießlich sind, indem, wenn man in selbigen was vergnügtes finden will, man allzuviel Zeit anwenden muß. Die allergröste Stärke derselben wird durch die zu große Weitläuftigkeit, darein man sie kleidet, schwach; die besten Sachen werden durch die unnöthigen Ausschweifungen unnütze; die schönste Annehmlichkeit erwecket Misvergnügen, weil die Weitläuftigkeit ihr alle Kraft benimmt. Die Aufmerksamkeit muß im Verstande immer durch etwas neues angefrischt werden. In weitläuftigen Reden wird sie aber immer mehr eingeschläfert, weil man sie allzulange bey einer Sache herum führet.

13. Wenn uns ein Prediger in der Kirchen schöne Beschreibungen vorsagt, so geht man allezeit fast mit eben solchen Gedanken heraus, als wenn man in dem Zimmer eines berühmten Malers gewesen wäre. An beyden Orten verwundert man sich über die genaue Gleichheit der Abbildungen; über das Vergnü-

gen,

gen, welches man in der Abſchilderung findet; über die Gleichheit der Theile, welche man auf das beſte beobachtet. Es wird aber niemand ſagen: ich will allen meinen Fleiß anwenden, daß ich nicht ſo greulich, wie jenes Bild, daß ich ſo liebreich, wie dieſes, ausſehe, an welchem alle Züge in der ſchönſten Ordnung gemacht ſind. Man lobt, man verwundert ſich überhaupt; man hält ſich darüber auf: aber weiter thut man nichts. Man thut, was der Maler verlangt, denn er verlangt nichts, als Lob und Verwunderung. Und wenn man auf die Reden mancher Prediger achtung giebt, ſo wird man finden, daß ſie vielleicht auch nichts mehr ſuchen. Die herrlichen Vorſtellungen, welche ſie uns machen, ſind gleichſam luſtige Schauſpiele im Verſtande. Sie nehmen ihn ein, ſie ſetzen ihn in Verwunderung, ſie bezaubern ihn, aber was nutzet dieſes dem Herzen? Dieſes bleibt immer, wie zuvor, es geht keine Veränderung in demſelben vor, denn an daſſelbe hat man nicht gedacht. Die ſchönen Abſchilderungen ſind nicht zulänglich, einen Haß wider die Laſter, eine Liebe zur Tugend zu erwecken. Es gehört noch was mehreres dazu. Es werden ſtarke Gründe erfordert, die den Ekel vor dem einen, und die Luſt zum andern erregen. Dieſe Abſchilderungen ſind ganz gemein, daher iſt es auch was ganz gemeines, daß ſolche Predigten nichts nutzen.

14. In der That muß man bey dem Vortrage der hohen Wahrheiten, die Kunſt andern zu gefallen, nicht auf die Seite ſetzen. Aber in der That muß auch die Kunſt andern zu gefallen nicht anders angebracht werden, als in ſo fern ſie dieſelben überreden hilft. Einige artige äußerliche Stellungen,

ſo ſich gewiſſe Prediger mit Fleiß angewöhnet, ſchicken ſich nicht, die Zuhörer dahin zu bringen, daß ſie der Eitelkeit abſagen, ihre Begierden zähmen, ihre Feinde lieben, die zeitlichen Güter verachten, ihr Fleiſch kreuzigen, und überhaupt alles dasjenige meiden, was ſie verführen, ſie in Unordnung bringen, und ſie verderben kann. Wird man wohl durch ein Bischen abgeſchmacktes Weſen, durch einen ſtarren Blick, durch bloße Geberden, (die man keine Galanterie nennen will, ob ſie gleich nichts anders ſind) wird man wohl dadurch die Ausübung der wichtigen Wahrheiten erhalten? Ach daß doch dergleichen Prediger lieber in enge Winkel träten, und daſelbſt ihre erzwungene freundliche Blicke zeigten; als daß ſie in unſern Gemeinden alſo reden, und das Anſehen haben wollen, den Laſtern vielmehr eine liebliche Farbe zu geben, als einen Abſcheu davor bey den Leuten zu erwecken.

15. Wird ein Prediger, den man gewiß für gewinnſichtig halten muß, viele Herzen von den Gütern der Welt abziehen, ob er gleich eine ſchöne Predigt davon hält? Weis man von einem, daß er nicht mit ſolchem Eifer von der Demuth, als von der Erhöhung ſein ſelbſt redet; wird dieſer wohl ſeine Zuhörer begierig machen, den Hochmuth zu fliehen? Endlich wird nichts anders daraus, als daß ſie denken, wie ihre Prediger; und leben wie dieſe, und ſind wollüſtig, ehr- und geld-geizig. Damit man nun endlich wie dieſe Prediger leben möge, ſo werden die Obern in den Geſellſchaften, die Väter in ihren Häuſern, die Lehrer in ihren Schulen, die allervortrefflichſten Grundſätze lehren; aber niemand wird etwas davon in ſeiner Aufführung zeigen. Dieſes werden auch

die

die Untergebenen, die Schüler, die Kinder thun, alſo, daß ein jeder, durch eine beſtändige Fortpflanzung auf das andere, gnug gethan zu haben denken wird, wenn er von der Vollkommenheit redet, ſich aber nicht bemühet ſo zu leben. Daher iſt es vergeblich, wenn man ſaget: Thut nach ihren Worten, nicht aber nach ihren Werken. Dieſe Weiſe ſchicket ſich gar zu wohl zu den Neigungen der Menſchen, und läßt ſie immer an den Worten kleben.

16. O eine den Zuhörern höchſt verdrießliche Art zu predigen, wenn man viel lateiniſche Stücke vorbringt, die nichts mehr bedeuten, als was man in der Mutterſprache ſagt! o noch verdrießlichere Art, wenn ſelbige Stücke ganz bekannt ſind, oder ganz bekannte Sachen beſchreiben! Dieſer Kram der Gelehrſamkeit bringt weder dem Redner einige Ehre, noch bey den Zuhörern einige Erbauung. Der größte Ruhm, den der Redner hierbey haben kann, wird dieſer ſeyn: er habe viele Bücher geleſen, und ein ſehr gut Gedächtniß, den Inhalt derſelben zu behalten.

17. Manche Prediger, man mag ihnen auch ſagen, was man will, können nicht begreifen, daß man verdrießlich werde, ſie zu hören: und zwar, weil ihr allzugroßer Eifer ſie über die Schranken treibet, welche ihnen die Vernunft vorſchreibt; oder weil ſie ihren Reden eine ausnehmende Vortrefflichkeit zuſchreiben; oder weil ſie ein beſonders Vergnügen empfinden, daß die meiſten Leute ihnen ſo lange zuhören. Aber wie geht es insgemein mit ſolchen beſchwerlichen langen Reden? der Eifer iſt ohne Nutzen, weil er nicht zu rechter Zeit angewendet wird. Ihr vortrefflich ſchöner Vortrag klinget nicht beſſer in den Ohren, als übel-

angebrachte Worte. Und weil sie sehr viel Vergnügen darinnen finden, daß man ihnen zuhört, so empfinden andere vielen Verdruß, daß sie sie gehöret haben. Will man diesen Fehler meiden, so bedenke man, daß andern Leuten nicht allzeit das gefalle, was uns gefällt; ja, daß andere vielmehr oft darüber ein Misvergnügen haben, woran wir uns ergötzen. Unterdessen will ich wohl glauben, daß ein solcher Prediger bey seinen langen Predigten nicht auf sich selbst achtung gebe, und alle seine Absicht nur auf den Nutzen der Zuhörer gerichtet habe. Das ist aber noch nicht genug, daß man lobwürdige Absichten habe. Es gehört noch mehr dazu. Man muß auch auf die Mittel zur Ausübung sehen: und geschieht dieses wohl, wenn man, anstatt daß man zu seinem vorgesetzten Zwecke gelanget, sich vielmehr davon entfernet, und verirret?

18. Aengstiget sich ein Prediger wegen seines Gedächtnisses, so ist in seiner ganzen Predigt nichts als Verwirrung. Er denket mehr auf das, was er sagen will, als wie er das, was er saget, vortragen wolle. Er und seine Zuhörer schämen sich wegen der Verwirrung, darein er gerathen ist. Denn es ist durch die Gewohnheit dahin gekommen, daß er sich schämen muß, wenn er zu kurz geprediget hat. Daher muß er sich feste setzen, wenn er nicht in diese Verwirrung gerathen will. Und wenn es auch nicht um die Schande zu thun ist, warum will man dem Volke öffentlich eine Last seyn, und ihm was vorschwatzen, ohne daß man weis was? Wenn man wegen Mangel eines guten Gedächtnisses, oder weil man sich nicht gnug hat vorsehen wollen, zum öftern stecket: so soll man vielmehr billig

denen

denen die Stelle überlassen, die es besser machen wollen und können.

19. Wenn man in langer Zeit einen kurzen Weg zurücklegt, so wird man verdrießlich. Wenn man in kurzer Zeit einen langen Weg zurück legt, so wird man müde. Und eben daher kömmts, daß man verdrießlich wird, wenn der Redner allzulangsam redet. Eben darüber wird man müde, wenn der Redner sich zu sehr übereilet. Denn gewiß, sollte die Aufmerksamkeit nicht in ein schläfriges Wesen verfallen, da die langsame Aussprache sie zu lange aufhält? Sollte sie sich nicht ermüden, da die Uebereilung der Sprache sie mit allzugroßem Ungestüme forttreibt? Beyderseitige Aussprache verursachen, daß die Zuhörer wegbleiben: jene, weil sie glauben, daß sie gnug müßige Zeit, eben zu der Zeit, da er redet, hätten, an andere Sachen zu gedenken; diese, weil die Gedanken nicht so geschwind nachkommen können, lassen ihn fahren, und hängen sich an einen andern.

20. Was für Lermen! was für Geschrey! was für ein Toben hört man nicht auf der Kanzel des ****! er hält nicht inne, sondern kömmt ganz aus dem Athem; er redet nicht, sondern er schreyt; er bewegt die Hände nicht, sondern er ficht damit. Der Schaum stehet auf dem Munde; die Augen sind voll Feuer! das ganze Gesicht sieht fürchterlich. Drohungen sind seine Beweise; Ausrufungen sind seine Bewegungsgründe; in seiner ganzen Stellung ist nichts als ein ungestümes Wesen. Er handelt von der Sanftmuth, mit Grimm; von der Stille des Herzens, mit der größesten Hitze; von der Seelenruhe, mit Unruhe. Unterrichtet er? Nein, er erschreckt nur die Leute. Gefällt er jemanden? nein, er macht

alle

alle Leute furchtsam. Ueberredet er? nein, er beunruhiget nur die Gemüther. Ueberhaupt die ganze Stärke seiner Rede bestehet in der Kraft seiner Lungen, in der Ausschweifung seiner Bewegung, in dem Feuer seines Leibes. Die Zuhörer gehen auch nach gehaltener Predigt mit eben solchem Muthe aus der Kirche, als wenn sie lange Zeit ein entsetzlich Sturmwetter gehabt, und überstanden hätten. Der Prediger aber geht auch ganz vergnügt aus derselben, weil er sich sattsam ereifert (erhitzt) hat.

21. Es ist besser, daß man den Verlust eines geschickten Predigers wage, als daß man ihm überflüssige Mittel gebe, in Ruhe und Zärtlichkeit zu leben. Das Predigen erfordert so viel Fleiß, etwas geschickes zu machen, so viel Mühe es recht vorzutragen, so viel Gaben wohl und fertig zu reden, und also eine so mühsame Arbeit: daß es höchst schwer fallen wird, sich derselben nicht zu entziehen; da man siehet, daß man ein weit angenehmeres, ein weit bequemeres, ein weit geruhigers Leben führen kann. Die Ehre, so man sich erwirbt, kann einen zwar in gehörigem Fleisse erhalten; aber so bald man sich in erwünschtem Zustande siehet, so erlanget man nicht mehr damit man die erlangte Bequemlichkeit geruhiger genießen könne. Man muß einen recht feurigen Eifer haben, und ganz ohne Eigennutzen seyn, wenn man beständig dem Zuge einer so ilebreizenden Versuchung widerstehen will.

22. Prediger, die alles aus den Büchern schreiben, gedenken bey sich: was frage ich darnach? ich lehre, was andere geschrieben haben: ist doch alles ganz gut! Ja, es geht auch allerdings an. Denn entweder ihr

er-

erlanget alſo in der Faulheit und Müßiggange eine Fertigkeit, oder ihr ſuchet ein fremdes Lob zu erjagen, welches bey einem Diener Gottes, der die Menſchen demüthiget, ein unerträglicher Hochmuth iſt. Ueberlaſſet eure Stellen denen, die arbeitſamer und demüthiger, als ihr ſeyd. Die Uebung, welche ihr unrechtmäßiger Weiſe an euch gebracht, wird dieſe zu einer ſolchen Vollkommenheit bringen, die ihnen und dem gemeinen Weſen gleichen Nutzen ſchafft; zu einer Vollkommenheit, zu welcher ihr durch eure Aufführung nicht gelangen könnt, indem ihr euch vielmehr davon entfernet, als dazu nahet. Um der Wahrheit willen muß man euer Bezeugen verwerfen. Denn je mehr ihr dieſer nahe kommt, deſto weniger iſt dieſes recht und zu loben.

23. Es giebt eine Beredſamkeit in der Ausführung, eine Beredſamkeit in Worten, und eine Beredſamkeit in der Stellung des Leibes. Dieſe letztere kömmt auf die Geberden an. Die Worte müſſen die Gedanken ausdrucken, die Geberden müſſen die Worte unterſtützen. Ueberhaupt müſſen die Geberden, wenn ſie ſich zu dem, was man ſagt, ſchicken ſollen, natürlich ſeyn, oder wenigſtens natürlich ſcheinen; worinnen man durch die Kunſt, welche einem die rechte Stellung lehret, zu einer guten Fertigkeit gelangen kann. Eine Rede, ſo man öffentlich hält, ſcheinet ganz abentheuerlich, wenn man die Gleichheit der Theile nicht auf das genaueſte beobachtet. Dieſe Vollkommenheit iſt ſehr ſchwer zu erhalten, daher giebt es auch ſehr wenig vollkommene Prediger. Das wird das Heil der Zuhörer recht befördern, wenn dieſe durch einiges Nachſehen den Mangel derer erſetzen,

ſetzen, die mit einem liebreichen Eifer, und in aufrichtiger Abſicht allen ihren möglichſten Fleiß anwenden, ſie wohl zu unterrichten. Das iſt die Schuldigkeit eines Predigers, daß er alle ſeine Kräfte anwendet, um einigen Nutzen zu ſchaffen. Das iſt die Pflicht der Zuhörer, daß ſie allen ihren Fleiß anwenden, etwas zu lernen.

24. Man kann gewiß eine unvergleichliche Schrift, darinnen man einige Prediger ſtraft, verfertigen. Aber ehe wir noch dieſes thun, ſo wollen wir erſt uns anſehen, forſchen und überlegen, ob wir ihre gegebenen guten Lehren ins Werk gerichtet. Denn eben darum predigen ſie. Wenn die Worte der Prediger wahr ſind, wenn ihr gegebener Unterricht nützlich ſeyn kann, ſo laßt uns mit ſtachlichten Reden zu Hauſe bleiben, und ihnen danken. Oefters gehet man übel mit einem Prediger um, weil man an ſeinen Predigten keinen Gefallen hat. Laßt uns feſt an der Wahrheit kleben, ſo werden wir auch denen, ſo ſie uns zeigen, verbindlich ſeyn müſſen. Laßt uns mit Ernſt an unſrer Bekehrung arbeiten, ſo werden wir auch wider die, ſo uns daran arbeiten helfen, nicht gern ein unrechtes Wort reden.

25. Wie viel giebt es nicht Leute, die in eine Predigt vielmehr mit dem Vorſatze kommen, daß ſie dieſelbe tadeln, als daß ſie ſich gehorſamlich der Lehre unterwerfen; vielmehr mit Hochmuth, daß ſie die Mängel ſtrafen, als mit Demuth ſich ſtrafen zu laſſen; vielmehr mit Splitterrichten, den Prediger durchzuhecheln, als mit dem Vorſatze ſich ſelbſt zu beſſern! Was für eine Bekehrung kann man wohl bey denen vermuthen, die, anſtatt daß ſie mit gehorſamem Herzen

die

die gegebenen Lehren auffassen sollten, nur den Vorsatz haben, sie durchzuziehen? Giebt es denn recht vollkommene Reden, die die Probe eines eigensinnigen Tadels ausstehen? Ungerechter Eigensinn, bey dem die allerschönste Predigt wegen des geringsten Fehlers ihre Vortrefflichkeit verliehren muß. Zum Exempel, ein Prediger versieht es bey gewissem Frauenzimmer, die weniger auf das Acht haben, was sie sich anmaßen, als auf das, was sie sehen; er versieht es, sage ich, bey ihnen, und muß schlecht gepredigt haben, weil er sich seinen Bart nicht hat abnehmen lassen, weil er seinen Kragen nicht recht angethan, weil er seine Hände nicht reinlich gnug gewaschen hat, oder weil sein Chorhembde nicht weiß genug gewesen ist. Das ist ein großer Fehler bey anderm Frauenzimmer, wie nicht weniger bey andern, die so wenig Verstand als sie haben, wenn der Prediger allzulange gerade gestanden, wenn er zu lange gesessen, wenn er allzusehr auf die Kanzel geschlagen hat; oder wenn er, weil sein Fußschemel nicht allzufeste gewesen ist, bald gefallen wäre. Diese, nachdem sie durch die ganze Predigt geschlafen haben, wollen ihren Schlaf rechtfertigen, und sagen, der Prediger habe sie zu verdrießlich gemacht. Diese können an ihm kein Belieben tragen, weil er für eine ganz andere Partey ist, als zu der sie gerathen sind. Einige, weil sie sich zu einem Prediger gewöhnt haben, den sie für so geschickt halten, daß sie glauben, es käme ihm keiner bey; andere, weil sie gerne so vergnügte Predigten hören, wie sie sich dieselben bey ihrer Zärtlichkeit wünschen, finden daselbst nichts, als Unruhe. Die meisten endlich, weil sie in die Kirche nicht anders, als auf einen

Schauplatz gehen, das heißt, weil sie nur daselbst sehen oder gesehen seyn wollen, verwerfen den Prediger mit Fleiß, damit sie einen Vorwand haben, den Mangel ihrer Aufmerksamkeit zu entschuldigen. Und es tadeln wohl alle den Prediger so unbarmherziglich und mit solcher Schärfe und Betheurung, daß, wenn sie ihn ohne Zerstreuung der Gedanken angehört, und Fehler zu entdecken gelernet haben, sie auch wirklich einige und rechte Fehler wollen gefunden haben.

26. Will man zu einem Prediger sagen, er solle nicht predigen, weil er nicht einer von den besten ist: so könnte dieser Rath wohl verdrießliche Folgerungen nach sich ziehen. Denn dieser Geistliche kann mit der Zeit eine Beforderung, ein stattlich Kirchenamt, eine Stelle erlangen, da er oft predigen, Catechismus Stunde halten, sonntägliche Vermahnungen thun, und das Volk ermuntern müßte, und da wird er sich nicht zu rathen wissen, wenn er sich zuvor in dergleichen Stücken nicht geübet hat.

27. Von der Beredsamkeit der Redner zu urtheilen, und zu erkennen, ob man wirklich durch die starken Beweisgründe überführet sey, so muß man, wenn es möglich ist, die Rede ohne den Zierrath der Worte, ohne den äußerlichen prächtigen Schein, ohne an die Sprache, und äußerlichen Geberden, so einen verführen können, zu gedenken, ansehen, und bloß die Gründe und Urtheile betrachten. Also wird man endlich einen rechten Schluß von der Wirkung machen können, die in unserm Verstande und Willen übrig blieben ist.

VIII.

Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen. Hamburg, verlegts Conrad König. 1738. 8vo 15. Bogen. Imgleichen: Neue Fabeln, oder moraliſche Gedichte, der deutſchen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreibe aufgeſetzt, von Daniel Stoppen aus Hirſchberg in Schleſien, Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Breßlau, verlegts Johann Jacob Korn 1738. 8vo 20. Bogen.

Was Frankreich an ſeinem la Motte und la Fontaine erſt in vielen Jahren erlebt; das hat Deutſchland in einer Meſſe bekommen. Die Verfaſſer dieſer beyden Werke haben jenen groſſen Männern ſo glücklich nachgeahmt, daß es uns nicht ſchwer werden wird, bey fernerer Unterſuchung ihrer Arbeit, unſern obigen Satz zu beſtätigen. Lob und Tadel ſind an beyden bereits in ſo überflüßigem Maaße verſchwendet worden, daß uns nichts als die Sprache der unparteyiſchen Wahrheit übrig bleibt, wofern wir von dieſen zwo Schriften etwas neues ſagen wollen. Dieſe Sprache, die bisher auf allen Blättern dieſer Beyträge geherrſchet, verbiethet uns auch dieſen Artikel durch einen Machtſpruch zu beſtärcken, und denenjenigen, denen er nicht gefallen möchte, etwa auf eine höflich trotzige Art unter die Augen zu ſagen: daß er für ſie nicht geſchrieben ſey. Wir wiſſen, daß ſolche Ausdrücke ſich nur für diejenigen ſchicken, die das

Schickſal dem menſchlichen Geſchlechte zu Hofmeiſtern geſetzt hat: weil es doch viel zu einfältig iſt, als daß es ohne dieſelben wiſſen könnte, was für Schriften es als gut oder ſchlecht anſehen ſoll. Wir ſchätzen die Arbeiten der Gelehrten, nicht nach den Aemtern, welche ihre Verfaßer beſitzen. Schlechte Sachen, kommen uns in der Feder eines vornehmen Mannes, eben ſo unerträglich vor, als in den Schriften eines geringern: und da alle Critik nicht mit der Perſon, ſondern mit den Arbeiten der Scribenten zu thun hat; ſo muß auch der Innhalt und die Ausführung derſelben ihr einziges Augenmerk ſeyn.

Der ungenannte Verfaſſer der poetiſchen Fabeln und Erzählungen, hat ſich, wie man ſieht, den Fontaine darinn zum Muſter vorgeſtellet, daß er, ſo wie jener dem Aeſopus, Phädrus, Ovidius, Arioſte, Boccaccio, und Maret nachgeahmt, und deren Erfindungen auf eine neue Art eingekleidet, ohne ſelbſt viel neue Fabeln zu machen; ſich gleichfals aus dem Ruiſſeau, Aeſopus, la Fontaine, Leſtranges, Phaedrus, den miſcellany Poem's einer engliſchen Dame, Oldham, la Motte, und vielen andern, den Innhalt ſeiner Fabeln erwählt, wie aus dem am Ende beygefügten Innhalte zu erſehen iſt. Herr Stoppe hingegen, hat, gleich dem la Motte, lauter neue Erfindungen zu ſeinen Fabeln gemacht; darinnen er auch mehrentheils ſo glücklich geweſen, daß Deutſchland in dieſem Stücke, ihn mit allem Rechte, jenem Franzoſen an die Seite ſetzen kann. Der ungenannte Verfaßer iſt auch darinnen dem Fontaine und la Motte gefolget, daß er zu ſeinen Stücken oftmals Eingänge gemacht hat: Herr Stoppe hingegen fängt ſo gleich mit

Erzäh-

Erzählung ſeiner Fabeln an; und wir können uns nicht enthalten, ihm dieſes als etwas gutes anzurechnen. Ein unparteyiſcher Leſer obgemeldeter zween franzöſiſchen Fabeldichter wird leicht ſehen, wie ſehr ſich dieſelben dieſer Vorreden oftmals gemisbraucht. In beyden findet man faſt nichts als Feindſeligkeiten gegen gewiſſe Perſonen, denen ſie etwas anhängen wollen; oder doch weitläuftige Vertheidigungen ihrer Arbeiten, welches aber den Leſer, in der Begierde die Erzählung ſelbſt zu wiſſen, ſehr erkalten läßt; wofern es ihm nicht zuweilen gar, einen ſchlechten Begriff von der Unparteylichkeit des Dichters beybringt. Wir loben alſo den Herren Stoppe billig, daß er ſeinen begierigen Leſer nicht unnützer Weiſe aufhält, und ſich durch allerley vorläufige Stachelreden nicht in den Argwohn ſetzet, es ſey ihm nicht ſo wohl um die Ausbreitung der Wahrheit, als um ſeine Selbſtrache zu thun. Solche Vorreden aber gar in Zueignungsſchriften zu verwandeln, wie la Fontaine öfters gethan, kömmt uns nicht viel beſſer vor, als ein gewißer alter Schriftſteller, der kürzlich auf eine koſtbare Art zum Vorſchein gekommen; wo man ſo viele Zueignungsſchriften findet, daß ſie faſt ein beſonderes Bändchen ausmachen, und mit einer abermaligen Zueignungsſchrift verſehen werden könnten.

Sollen wir nun von der innern Beſchaffenheit dieſer zween Schriftſteller unſre Meynung ſagen; ſo wird es nöthig ſeyn, erſt die Abſicht zu errathen, darinnen beyde ihre Werke verfertigt haben. So nöthig dieſe Vorſichtigkeit bey allen Unterſuchungen fremder Schriften iſt, ſo ſehr bemerken wir, daß ſie von einigen, deren Beurtheilung der Storriſchen Fabeln uns zu

Geſichte gekommen, wenig in Acht genommen worden. Herr Stoppe hat ſein Werk, wie es gleich der Titel zeiget, für die deutſche Jugend geſchrieben. Man würde alſo unbillig thun, wenn man von ihm eine erhabene, ſchwere, ſehr gelehrte, oder ſinnreiche Schreibart fordern wollte: wozu mehr Einſicht, Kenntniß der Welt und Wiſſenſchaft gehören würde, als er ſich von ſeinen jungen, und oftmals wohl von vielen alten Leſern, vermuthen kann. Wir loben alſo an ihm, daß er ſich vollkommen nach der Fähigkeit ſolcher Leſer gerichtet. Seine Schreibart iſt natürlich, und ſo wie ſie im gemeinen Leben üblich iſt. Sein Vortrag iſt kurz, deutlich, und durch keine unnütze Umſtände, weitläuftig oder dunkel gemacht. Die Sittenlehre iſt auch allemal ſo kurz gefaßt, daß man ſie zur Noth auswendig lernen kann; es ſey denn, daß ſie ſchon ganz klar in dem Beſchluſſe der Fabel ſtecket, in welchem Falle, er ſie gar weggelaſſen: welches auch ſo viel angenehmer iſt, da er allezeit dem Leſer angenehm fällt, wenn er ſieht, daß ein Schriftſteller nicht gar zu viel Mistrauen in ſeine Urtheilskraft ſetzet, ſondern ihn auch zuweilen ſelbſt etwas leichtes errathen läßt. Endlich, ſo iſt auch der Innhalt aller ſeiner Fabeln ſo beſchaffen, daß gar nichts anſtößiges wider die Tugend und guten Sitten darinnen vorkömmt, weswegen man Bedenken tragen dörfte, dieſes Buch jungen Leuten in die Hände zu geben. Für dieſe Eigenſchaft der Fabeln des Herrn Stoppens ſind wir ihm billig einen beſondern Dank ſchuldig. Wie viel angenehme Sachen deutſcher Dichter kann man doch jungen oder unſtudierten Leuten in die Hände geben; da man nicht fürchten muß, daß ihnen in ſelbigen zugleich ein

Gift

Gift beygebracht werde, welches um ſo viel ſchädlicher iſt, da es ein Unkraut nähret, welches auch ungepflanzt zu wachſen, und nur gar zu tiefe Wurzeln zu ſchlagen pflegt. Wir wünſchen, daß Herr Stoppe auch ſelbſt in ſeinem Vaterlande viele Nachfolger finden möge, die ſich dieſe Reinigkeit gegenwärtiger Fabeln zum Muſter nehmen, und dadurch einen alten Vorwurf, den man den Dichtern ſeines Landes gemacht, auf eine ſo rühmliche als nützliche Art von ſich ablehnen mögen. Wir bemerken auch noch, daß Herr Stoppe ſich eines Vortheils bedienet hat, der ſeine Schrift ſehr deutlich, luſtig, und ſeine Schreibart natürlich macht. Dieſer beſtehet in dem oftmaligen Gebrauche gewiſſer allgemeinen deutſchen Redensarten, die täglich unter den Leuten vorkommen, und dieſen Nutzen haben, daß die Kinder dasjenige deſto beſſer faſſen müſſen, was ihnen mit eben den Redensarten geſagt wird, die ſie täglich im gemeinen Leben hören. Was ſollen wir aber von etlichen niedrigen Wörtern ſagen, die in dieſen Fabeln häufig vorkommen? Dergleichen ſind, die Schimpfwörter, Flüche, Betheurungen, Schwüre, u. ſ. w. Wollen wir dieſelben auch vertheidigen? Nein. Wir wollen ſie aber auch nicht ganz und gar verwerfen. Denn einestheils iſt es gewiß, daß man die Kinder vermauren müßte, wenn ſie dergleichen Wörter gar nicht lernen ſollten; indem ſie ja täglich unter dem Pöbel gebräuchlich ſind. Hernach kömmt es darauf an, daß ſie einer Sache beygelegt werden, die ohnedem durch die Fabel verächtlich werden ſoll: Denn da wird der Abſcheu, den ein Kind ſchon ohnedem, durch eine vernünftige Erziehung, vor dergleichen Wörtern hat, ihnen das Laſter noch verhaßter machen.

Wir wissen nicht, ob es etwa diese und dergleichen Wörter sind, die Herrn Stoppen einige Critiken zugezogen, die ihn fast gar zu einem Verderber guter Sitten machen wollen. Allein gesetzt, solche Ausdrücke liefen wider den Wohlstand; so laufen sie noch darum nicht wider die guten Sitten. Bloße Wörter verderben die Unschuld und guten Sitten nicht; sondern der Sinn den sie ausdrücken, der im Gemüthe kleben bleibt, und dessen Eindruck unser Herz selbst empfindet. Wer auch mit den unschuldigsten Worten das Laster als unschuldig und liebenswürdig vorstellt, der ist vielmehr ein Verderber guter Sitten zu nennen. Herr Stoppe ist also ein Schriftsteller, der sich vorgesetzt hat, der Jugend, oder unstudirten Leuten die Wahrheit durch angenehme, neue, und aufgeweckte Fabeln vorzutragen. Hierzu hat er die besten Mittel erwählt: Eine muntre und ungekünstelte Schreibart, eine deutliche und lebhafte Vorstellung, eine kurze und nachdrückliche Sittenlehre. Haben Phädrus und Aesopus was anders gethan?

Der ungenannte Verfasser poetischer Fabeln und Erzählungen scheint uns seine Fabeln nicht in der Absicht gemacht zu haben, daß sie jungen Leuten in die Hände kommen sollen. Dieß schließen wir aus der Schreibart und aus dem Innhalte. Jene ist erhaben, voller poetischen Feuers und reich an Gedanken, welche oftmals so ins kurze gebracht sind, daß man eine Stelle mehr als einmal lesen muß, um selbiger eigentlichen Sinn zu errathen. Der Innhalt seiner Stücke aber betrifft mehrentheils eine Neigung, welche bey ganz jungen Leuten nicht zu erwecken rathsam ist, und bey Erwachsenen keiner Vermehrung bedarf. Auch dieses

ses kömmt unfehlbar aus dem starken Beyfalle, den die zween oftgedachten Franzosen bey dem Herren Verfasser erhalten. Nur wünschten wir, daß, so wie Fontaine seine Contes von den Fabeln abgesondert, auch hier einige Erzählungen lieber in ein ander Werk wären versparet worden, darinn man nicht ein Recht hätte, nach Anzeige des Titels, lauter unanstößige Sachen zu begehren. Wir wollen nur 4. Stücke anführen, nämlich pag. 165. **Ariochus und Alcibiades**, dessen Innhalt eines der schändlichsten Verbrechen ist: Und pag. 169. **das Bekenntniß**, pag. 185. **Paulus Purganti und Agnese**, und pag. 142. **der Blumenkranz**.

Was übrigens die Fabeln des ungenannten Dichters betrifft, so gereicht es den Liebhabern unserer Muttersprache zu keinem geringen Vergnügen, daß dieselbe von allem Mischmasche fremder Sprachen rein geblieben ist. Wir können auch nicht läugnen, daß was die übrige kunstmäßige Richtigkeit der Sprache betrifft, dieselbe in dem Werke des ungenannten Dichters ungleich besser beobachtet worden, als in den stoppischen Fabeln. Wir finden fast gar keinen Fehler darinnen: und sollten wir gleich ein paar anmerken können: so würden selbige in einem übrigens sonst überall richtigen Werke, mehr von einer Tadelsucht, als nöthigen Beurtheilung zeigen. Herrn Stoppen aber würde es ein leichtes gewesen seyn, den übrigen Vorzügen seines Werkes, auch noch die Vermeidung einiger Provinzialredensarten und Sprachunrichtigkeiten, hinzuzusetzen, davon wir nur einige wenige, so wie sie uns im Durchblättern vorkommen, bemerken wollen: Das Frauvolk; für oftmals

anſtatt vor, und vor ſtatt für; ich überlege mir (eine Sache), ſich etwas betheilt machen (eintheilen), er iſt nicht mit zufrieden, (anſtatt damit); manch finden wir ſehr häufig, anſtatt mancher, manches; welch Herkul anſtatt welcher Herkules, u. ſ. w. Sonſt hat Herr Stoppe, ungeachtet er ſich der ungleich langen Verſe bedienet, in denſelben den Wohlklang und die richtigen Abſchnitte ſo ſorgfältig in Acht genommen, als wir es an dergleichen Verſen in Deutſchland noch gar nicht geſehen haben.

Von dem äußerlichen dieſer beyden Werke noch etwas zu ſagen; ſo müßen wir geſtehen, daß das hamburgiſche, ſo ſchön, und prächtig gedruckt iſt, daß es ein Meiſterſtück heißen, und allem was auswärtige Völker aufzuweiſen haben, troßen kann. Die Stöckchen unter den Fabeln ſind faſt alle neu geſchnitten, und alsdann haben ſie eine Aehnlichkeit mit dem Innhalte der Erzählung. Das Papier aber iſt groß und von einer Güte, die dem holländiſchen wenig nachgiebt. Herrn Stoppens Fabeln ſind auch ſo glücklich geweſen, in die Hände eines Verlegers zu gerathen, der ſie mit einer Richtigkeit und Zierlichkeit hat drucken laßen; darinnen noch kein Dichter ſeines Landes erſchienen iſt: Wie wir noch neulich an der Ausgabe eines ihrer größten Poeten wahrgenommen, deßen dritte Auflage troß denen davon gemachten Anzeigen, alle Fehler der erſtern, doch noch mit neuen Zuſäßen vermehrt, in ſich enthält.

Wir hoffen, daß ein jeder Leſer, und hoffentlich auch die Herren Verfaſſer mit dieſer unpartheyiſchen Beurtheilung zufrieden ſeyn werden. Wir bezeigen nochmals unſer Vergnügen, daß Deutſchland wiederum

rum in einer neuen Art der Dichtkunſt, den Ausländern, theils mit eigenen Erfindungen, theils mit ſinnreichen Nachahmungen unter die Augen treten kann. Wenn dieſer Eifer unſre Deutſchen noch in mehrern Stücken treibt: So werden wir in kurzem die Muſter unſres Witzes nicht mehr von fremden Völkern borgen dörfen. Endlich aber bewegen uns die erhabne Schreibart, die richtige und reine Sprache, und die edlen Gedanken, des ungenannten Verfaſſers des hamburgiſchen Werkes, zu wünſchen, daß derſelbe ſich, ſeinem Vaterlande zur Ehre, an etwas größers und ſchwerers, als an die Fabel machen wolle: Und die muntere, ſcherzhafte, ungekünſtelte und leichte Schreibart des Herrn Stoppen, nebſt ſeinen lebhaften Einfällen, treibt uns an zu wünſchen, daß er niemals etwas anders ſchreiben möchte. Zum Beſchluſſe wollen wir aus beyden noch ein paar Stücke herſetzen:

Der Ungenannte.

Die Kenner. pag. 78.

Es ließ ſich in der Vögel Chören
Unlängſt ein junger Vogel hören,
Und ſuchte nichts ſo ſehr, als wahrer Kenner Gunſt.
Gemeiner Sänger Liſt wirbt manchen feilen Gönner;
Allein das Lobgeſchrey, der Beyfall halber Kenner,
Entehrt, und zieret keine Kunſt.

Es lobten ihn, die Heidellerche,
Ein reiſend Paar verirrter Störche,
Der Staar, der Zitſcherling, der Wendehals, der Specht.
Der Hänfling kam hervor, und bath ihn, mehr zu ſingen,
Der heiſre Kiebitz ſchrie: Nichts kann nur beſſer klingen;
Der Reiger ſagte: Du haſt recht.

Die

Die Aelſter ſchwatzte ganze Stunden,
Und rühmte, was ſie ſchön befunden,
Des freyen Schalles Höh, und ſanfter Töne Fall.
Der ekle Vogel ſprach: Soll nichts dem Wunſche fehlen,
Und darf ſich mein Verſuch ſelbſt einen Richter wählen;
So wähl ich mir die Nachtigall.

Mich dünkt ſein Wunſch iſt nicht zu tadeln:
Soll uns ein rechter Vorzug adeln;
So muß der Einſicht Kraft den Stimmen Werth verleihn.
Man kennt, man überlebt des Nachruhms Ewigkeiten,
Die der gelehrten Schaum, die Schmeichler unſrer Zeiten
Einander, ohn Erröthen, weihn.

Aus Herrn Stoppen.

Der Hänfling. Die 3. Fabel des 2ten Buchs.

Ein Hänfling legte ſich einſt auf die Poeſie,
Und zwar mit ziemlich gutem Glücke;
Die Reime floſſen ihm, er wußte ſelbſt nicht wie:
Er machte keine Meiſterſtücke;
Doch ſang er gut genug. Durch ſeine Schäferlieder
Erwarb er ſich viel Beyfall hin und wieder.
Nach dieſem kams ihm in den Sinn,
Auch was moraliſches zu dichten.
Damit ich, ſprach er, doch der Welt was nütze bin:
So mag mein Reim die Narren unterrichten.
Er ſuchte, wie dort Aretin,
Die Fehler andrer durchzuziehn,
Und ſie dadurch zur Beſſerung zu leiten;
Er nahm kein Blatt vors Maul, er ſtriegelte drauf los,
Und ſtürzte ſich dadurch in viel Verdrießlichkeiten.
Die Eigenliebe, war auch bey den Vögeln, groß.
Wer ſich getroffen fand, den macht er ſich zum Feinde;
Er hatte ohnedem gar wenig gute Freunde.

Statt

Statt ſeinen Vorſatz gut zu heißen,
Schwur ihm die Nation, ſie wollten ihn zerreißen.
Der Dichter, nahm bey der Gelegenheit,
(Er hatt' auch wirklich hohe Zeit!)
Von den Satiren gute Nacht,
Die ihm ſo viel Verdruß gebracht.
Was mach ich? fieng er an, ſich ſelbſt um Rath zu fragen,
Wer Laſter, Laſter nennt, der wird aufs Maul geſchlagen,
Und iſt der ganzen Welt zur Laſt.
Die Wahrheit, wenn ſie ſtraft, ſcheint jedermann verhaßt.
Er ſann der Sache nach. Gut! hörte man ihn ſagen,
Es fällt mir gleich was beſſers ein:
Die Wahrheit, wenn ſie lobt, wird angenehmer ſeyn;
Wer Witz und Tugend hat, den werd ich künftig preiſen.
Exempel beßern auch. Was man an andern ſieht,
Das thut man gerne nach. Ich werde, durch mein Lied,
Gefallen, und zugleich die Welt zur Tugend weiſen.
Sein erſtes Muſter, war, das Lob der Nachtigallen.
Ihr Sänger, hob er an, wen reizt nicht euer Ton?
Wer läßt ſein Morgenlied ſo früh, ſo laut, erſchallen?
Wir ſchlafen noch, ſo ſingt ihr ſchon.
Eh ſich die andern Vögel regen:
So ſeyd ihr lange ſchon erwacht;
So ſeyd ihr ſchon bemüht, bey ſtill- und finſtrer Nacht,
Des Schöpfers Ruhm an Tag zu legen.
Die Kunſt macht euch berühmt, die Munterkeit noch mehr;
Kömmt euch wohl jemand gleich? Ich wüßte wohl nicht wer?
Dieß Lob war billig gnug in unſers Dichters Augen:
Dem Neide kam es anders für,
Denn Spinnen, wiſſen auch aus Roſen Gift zu ſaugen.
Was? hub ein Zeiſig an, ſeht doch! der Schmeichler hier
Wird endlich gar aus uns nichts machen!
Der läppſche Kerl! man muß nur ſeiner lachen.
Die Nachtigall, ſein Gott, wird ſchwerlich noch auf Erden
Durchgängig angebethet werden.

Kurz

Kurz um, der Hänfling war nun faſt noch ſchlimmer dran,
Weil er die Nachtigall nach Billigkeit erhob.
Der Neid fand ſich beſchimpft durch andrer Leute Lob:
Man feindete den Dichter an.
Allein er gab nichts drauf; er pflegte nur zu lachen.
Was, ſprach er, iſt denn draus zu machen?
Die Nachtigall ſingt ſchöner, als wie ihr:
Der Henker hol den Neid! was kann denn ich dafür?

So gehts! die Eigenliebe ſchreyt,
Wenn ihr ein ſtachlicht Blatt die eignen Fehler weiſet:
Hingegen ſchilt und flucht der Neid,
Wenn man die Tugenden an andern Leuten preiſet.

IX.

Des A. Perſius Flaccus Satiren, aus dem Lat. überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert; dieſen ſind vorgeſetzt, 1) Plutarchs Abhandl. wie man die Poeten leſen ſoll, 2) Eine Abhandl. von der ſatiriſchen Poeſie der Griechen, und der Satire der Römer, von Johann Daniel Heyde S.S. Miniſt. Cand. Zittov. Miſn. in 8. p. 264. ohne die Vorrede.

Das Unternehmen des Herrn Heyden in dieſer Ueberſetzung und in den Zuſätzen derſelben, iſt deſto lobenswürdiger, je mehrern Schwierigkeiten eine ſolche Arbeit unterworfen iſt. Da es überhaupt ſehr ſchwer, ja bey nahe unmöglich iſt, eben dasjenige zu denken, was der Verfertiger eines Buchs gedacht hat: So kann man leicht urtheilen,

len, was ein Uebersetzer zu thun hat, und wie sauer es ihm werden muß, solche Worte zu finden, die den Sinn seines Schriftstellers recht ausdrucken. Insbesondere aber muß man dieses von denenjenigen Verfassern bekennen, welche sich Herr Heyde erwählet hat. Man muthmaßet nicht ohne Grund, daß die Worte des Plutarchs an vielen Orten verstümmelt sind. Ist es denn so leichte den Verstand zerstümmelter Worte zu errathen? Und wer weis nicht, was der heil. Hieronymus vom Persius gesagt hat? Bayle nennt ihn den lateinischen Lykophron, und man hat nicht Ursache, an diesem Urtheile zu zweifeln, so bald man nur dieses Buch selbst lieset. So viele Swierigkeiten Herr Heyde als ein Uebersetzer zu überwinden gehabt hat, eben so schwer ist es ihm vielleicht geworden, recht von demjenigen zu urtheilen, darinn die gelehrtesten Männer so verschiedene Meynungen hegen. Isaac Casaubonus, Andreas Dacier, Daniel Heinsius, Ezechiel Spanheim und Nic. Rigaltius, haben alle ihre Nahmen bey den Gelehrten unvergeßlich gemacht. Wie viele Untersuchungen kostet es nicht, und wie schwer ist es nicht zu sagen: Hier irret Casaubonus, hier fehlet Heinsius? Wie viele Mühe muß man nicht anwenden, solche Gründe zu finden, welche uns in einer so dunkeln Sache die Wahrheit entdecken können? In Wahrheit! Der Herr Verfasser hat vielen Dank verdienet, daß er eine solche Arbeit hat über sich nehmen wollen, besonders da er uns solche Schriften geliefert hat, welche vieles, zur Verbesserung des guten Geschmacks unter den Deutschen, beytragen können; und da er sich über dieses noch

Mühe

Mühe gegeben hat, in den Ueberſetzungen die Gedanken ſeiner Schriftſteller in einer reinen und guten Schreibart auszudrücken; welches er auch in der Abhandlung von der ſatiriſchen Poeſie beobachtet hat.

Dieſes iſt es, was ich überhaupt bey dieſen Schriften angemerkt habe. Es iſt allen in dem Reiche der Gelehrſamkeit erlaubet, ihre Meynung frey und öffentlich zu ſagen. Hier hat ein iedweder Unterthan ſeine Stimme. Die Wahrheit billiget oder verwirft dasjenige, was von denen vorgebracht wird, welche in dieſem Reiche ſagen, was ſie denken. Und dannenhero habe ich eben nicht Urſache, mich zu entſchuldigen, warum ich dasjenige entdecke, was mir an dieſem Buche, wo ich mich nicht betriege, annoch bedenklich vorkömmt. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß dieſes der Herr Verfaßer ſelbſt von einigen ſeiner Leſer zu verlangen ſcheinet, weil er auch dadurch das Beſte der übrigen zu befördern gedenkt. Er iſt ſo großmüthig geweſen, und hat ſeine Leſer ſelbſt gebethen, daß ſie dieſen Kunſtrichtern Dank abſtatten möchten, welche ihnen zu gefallen, ſein Buch beurtheilen würden. Vielleicht rechnet er mich auch unter dieſelben, wiewohl ich mich eben nicht darunter zählen kann, weil ich nur meine Meynung im Reiche der Gelehrſamkeit frey ſage, niemals aber einen richterlichen Ausſpruch zu thun mich unterfangen werde. Die Wahrheit wird meine Beweiſe billigen oder verwerfen. Denn ich werde mich allezeit bemühen, die Urſachen anzuführen, welche mich bewogen haben, von des Herrn Verfaſſers Sinn in einigen Stücken abzugehen, ohne mich weiter zu bekümmern, ob mich der Herr

Verfaſſer bis zu den groſſen Kunſtrichtern erheben wird oder nicht? von welchen er ſpricht, daß ſie ſich alle Mühe geben würden, keinen einzigen Fehler, auch den geringſten nicht, unangemerkt vorbey zu laſſen; und die ſich auch ſo gar die Mühe geben würden, dasjenige anzuzeigen, was mit eben dem Rechte gut heiſſen kann, mit welchem ſie es falſch und unrecht nennen.

Ich mache vielmehr den Anfang von Plutarchs Abhandlung, wie man die Poeten leſen ſoll?

P. 5. l. 3. Dasjenige Kraut, welches einige wenn ſie zum Schmauſe gehen wollen, an ſich hängen oder auch wohl vorher eſſen. Es iſt wahr: die Alten haben einigen Krämern die Kraft zugeſchrieben, daß ſie verhüten könnten, daß derjenige nicht trunken würde, der etwas von demſelben zu ſich nähme, ehe er tränke. Voſſius de Phyſiol. Chriſt. Libr. V. c. 19. hat etl. derſelben angeführet. Allein da dem Steine, welchen Plutarch nennet, ſelbſt von den Alten die Kraft zugeſchrieben wird, ſo ſehe ich nicht warum man davon abgehen ſollte? Ich will nur eine Stelle aus dem Plinius anführen. Hiſt. Natur. L. 37. c. 9. ſagt er von den Amethyſten: Magorum vanitas reſiſtere ebrietati eas promittit, & inde appellatas. Ariſtoteles ſchreibt ihnen dieſe Wirkung auch zu. Das προλαμβάνειν kann man eben ſo wohl durch Verwahren überſetzen, als das προκαταλαμβάνειν, welches gleich darauf folget, und von dem Herrn Ueberſetzer alſo iſt gegeben worden. Eben ſo kömmt etlichemal προκαταλαμβάνειν τῷ λογισμῷ in dieſem Buche vor. Der Herr Ueberſetzer ſcheinet dem lateiniſchen hier-

innen nachzufolgen, welcher προλαμβάνουσι, alſo: aut iis intra corpus ante ſumtis, ausgedrückt hat.

P. 9. l. 1. So erwählte er die äſopiſchen Fabeln zum Innhalte ſeiner Gedichte. Der lateiniſ. Ueberſetzer braucht dieſe Worte: Æſopi fabellas argumentum ſibi delegit. Græce, τὰς, δὲ Αἰσώπῳ τοῖς ἔπεσι μύθους ἐνόμιζεν. Νομίζω, wird nicht leicht die Bedeutung haben, welche ihm hier beygelegt wird. Allein auch dieſe, welche dieß Wort hier zu haben ſcheinet, kömmt ſehr ſelten vor. Er brachte die Fabeln des Aeſopi in Verſe, von der Bedeutung τῷ νόμῳ, welches vielmals eine gebundene Rede heißet. Das beygeſetzte τοῖς ἔπεσι beſtärket meine Meynung.

Pag. ead. l. 25. O du Betrügerinn biſt mehr als Lynceus bunt.

Αἰολος heißt der, welcher auch die Verſchlagenſten und die Klügſten durch ſeine liſtigen Ränke betriegen kann. Dieſe Worte würden kaum einen geſunden Verſtand haben, wenn man ſie alſo überſetzen wolte. Es mag entweder λύγκες, oder wie andere wollen, σφίγγες das rechte Wort Plutarchs ſeyn, ſo muß doch αἰολώτερον, durch liſtiger, oder verſchlagener überſetzt werden, der lateiniſche Ueberſetzer giebt es verſipellior.

P. 10. l. 15. Dieſes hat Homerus in den Worten auf ſeiner Νεκυα ſehr artig ausgedruckt, wenn er geſagt hat: daß dieſes wegen der Fabeln von den Weibern angehört zu werden verdiene.

Die Worte heißen griechiſch alſo: καὶ γὰρ τοῦτο χαριέντως Ὅμηρος εἰς τὴν νεκυίαν εἶπεν, ὡς γυναικὸς ἀκροᾶσιν ἐοῦσαν διὰ τοὺς μύθους - - Hier-

zu

zu will ich noch des Eylanders Uebersetzung beyfügen, welche vielleicht unsern Herrn Uebersetzer verführt haben mag. Venuste enim hoc in suam Necyam dixit Homerus, quod ea auditio propter fabulas est mulieribus congruens. Perizonius ad Ælian. V. H. IV. 18. & VII. 8. zeiget daß ἐς und ἐν bey den Griechen oft verwechselt wird. Und diese Bedeutung hat εἰς auch hier. Necya ist keine Person sondern der Beynahme Odyss. λ. welches von den Manibus der Verstorbenen und von der Erforschung des Zukünftigen bey denenselben handelt. Ulysses hält eine Unterredung mit den Todten, deswegen hat dieses Buch der Odyss den Zunamen. Periz. ad Ælian. V. H. l. XIII. c. 14. Ἀκρόασις heißt hier nicht auditio, sondern sermo. Folglich mußte es etwann auf diese Art übersetzt werden. Dieses hat Homerus, in seinem XI. Buche der Odyss. sehr artig gesagt, wo er dichtet, daß Ulysses mit seiner Mutter Antyklea redet.

P. 16. l. 6. Ich will mich nicht zu sehr um mein Talent bemühen, ein süß und sanfter Schlaf soll meine Ruhe seyn. Diese Stelle scheinet verstümmelt zu seyn, wenigstens wird man kaum einen guten Verstand aus diesen Worten erzwingen können. In der Potterischen Ausgabe dieses Buches lieset man τάλαντον ἡ προῖξ, μὴ λάβω; καὶ τὴν δ' ἐξ ἐμοῦ τάλαντον ὑπερίδω τι. Ein alter Geizhals überlegt bey sich, ob er eine Frau nehmen soll, die in schlechtem Rufe stehet, die aber reich ist. Da sagt er: Ihr Heirathsgut ist ein Talent. Soll ich das nicht nehmen? Kann ich noch leben, ohne es zu haben? τέυξομαι δ' ὕπνῳ πεσέμενος? Werde ich auch schlafen können, wenn ich es fahren lasse?

Die folgenden Worte ὁ δώσω &c. &c. handeln von einem ungerechten Wucherer: man muthmaßet, daß ſie aus einer verlohrnen Tragoedie genommen ſind. Sie haben dieſen Verſtand:

Ich will den, oder einen andern immer um ein Talent betriegen? Und warum ſollte ichs nicht thun? Wenn ich todt bin, werde ich wegen eines Talents nicht geſtraft werden?

P. 20. l. 3. Derowegen macht er auch, daß Ulyſſes dem Leyermanne befihlet ꝛc. Διὸ καὶ τὸν ὀδυσσέα τῷ κιθαρῳδῷ προστάττοντα πεποίηκεν.

Ich weis nicht, ob man κιθαρῳδῷ durch den Leyermann überſetzen kann: zum wenigſten wird dadurch dieſes Wort nicht ausgedrucket; weil es zugleich einen Sänger und Inſtrumentaliſten bedeutet. Der Leyermann iſt bey uns gar nicht in dem Anſehen, in welchem κιθαρῳδὸς bey den Griechen war. Vielleicht wird es gar nicht möglich ſeyn, dieß Wort mit einem einzigen andern in unſerer Sprache zu überſetzen.

P. 20. l. 5. Hiemit giebt er gnugſam zu verſtehen, daß nur verſtändige und beherzte Leute fähig ſind, die Muſik und Poeſie anzuhören, und ſich derſelben zu bedienen. Der Herr Ueberſetzer hat νῦν ἐχόντων durch beherzte Leute überſetzt, ſonſt heißet es allezeit weiſe, kluge Leute, und die eine tiefe Einſicht haben. Ich will die griechiſchen Worte und eine andere Ueberſetzung darzu ſetzen, vielleicht billiget dieſelbe der Herr Verfaſſer.

Καλῶς ὑφηγέμενος τὸ, παρὰ τῶν φρονίμων καὶ νῦν ἐχόντων χρῆσαι, λαμβάνειν τὰς μούσικὰς,

καὶ

καὶ πειστικὰς τὰς ὑποθέσεις. Hiermit will er zu verſtehen geben, daß man ſich die Sätze, welche man in der Muſik oder Poeſie ausführen will, müße von verſtändigen Leuten und wahren Kennern geben laſſen.

P. 21. l. 18. **Und wie ſoll dich denn nicht dein vieles Geld erfreun?**

O Unglück! wer zwar reich doch unerfahren iſt. χρυσῷ δὲ πλήθει τὸς δὲ δὲ (Edit. Potteri τοῖσδε δὲ) ἐ χαίρειν χρεών. Der folgende Vers σκαιὸν γε πλουτεῖν κἄλλο μηδὲν εἰδέναι, muß dem vorhergehenden widerſprechen, und das Gegentheil von demjenigen behaupten, was jener feſt ſetzt. Aus dem letzten ſiehet man, daß von Wiſſenſchaften in dem vorhergehenden die Rede iſt. Es iſt wahrhaftig ein Elend, reich zu ſeyn und dabey nichts zu wiſſen, (antwortet einer, indem ihm geſagt wird,) wenn man reich iſt, braucht man weiter nichts zu wißen.

Pag. ead. l. 22. **Was iſts? und hilft es was ſich um den Tod bemühn?**

In dieſen zween Verſen muß der letzte gleichfalls dem erſten widerſprechen. In dieſer Ueberſetzung und in der lateiniſchen merkt man dieſes nicht. Quid ergo? mortem te num nam oppettere expedit?

Ita. Nam pie colere Deos non eſt labor.

Græc. τί ὄντα δῆτα σπεύδομεν; κατθανεῖν ἄμεινον.

Warum giebſt du dir doch ſo viele Mühe? Es iſt ja beſſer zu ſterben (ſc. als ſich ſo zu bemühen.)

Hierauf antwortet der andere, wie es unſer Herr Ueberſetzer recht gegeben hat.

Pag. 39. l. 19. **Er wollte, daß ich bey des Vaters Kebsweib ſchlief; Aus Haß zum alten Mann: ich that, was er mir rieth.** Vermuthlich hat der Herr Verfaſſer dieſe Stelle bey dem Homerus nicht nachgeſchlagen, man könnte auf die Gedanken kommen, der Vater hätte ſeinem Sohne ſelbſt den guten Rath gegeben, daß er bey ſeinem Kebsweibe ſchlafen ſollte; wenn nicht darbey ſtünde: aus Haß zum alten Manne. Allein die Mutter des Phönix giebt ihrem Sohne den Rath, weil ihr Mann Amyntor die Beyſchläferinn lieber hatte: und dadurch glaubte ſie, ihrem Manne wiederum Verdruß anzuthun. Dannenhero darf nur für er allezeit in der Ueberſetzung ſie geſetzt werden, als: Sie wollte daß ich bey des Vaters Kebsweib ſchlief, aus Haß zum alten Mann: Ich that was ſie mir rieth.

Pag. 45. l. 19. **Es kömmt kein kluges Wort von böſen Thaten her.** Græc. οὐκ ἐξ αἰσχρῶν ἔργων μὴ καλῶν ἔπη καλά. Der lat. Ueberſetzer: Non verba factis a malis veniunt bona. Man ſieht aus den folgenden Worten Plutarchs, daß dieſer Vers dieſen Verſtand nicht haben kann: Wiewohl ich ganz gerne geſtehe, daß ich ſelbſt nicht recht weis, was dieſe Worte in den Ueberſetzungen heißen ſollen. Plutarchus will vermuthlich dieſes ſagen. Böſen Thaten kann man keinen guten Namen geben. Man kann böſe Thaten nicht mit ſchönen Worten entſchuldigen und vertheidigen.

Pag. ead. l. 23. **Und in eben dieſem Auftritte:** περὶ ὁ σύακρες αὐτῷ &c. ſc. Σοφοκλέους. σύακρος Sophocles

phoclis eſt Euripides, der auf eben dem Schauplaße ſeine Tragödien aufgeführet hat, auf welchem des Sophokles ſeine waren geſpielet worden. Die Verſe welche noch angeführt werden, beweiſen dieſes deutlich, denn ſie ſind aus dem Euripides genommen.

Pag. 66. l. 11. Du iſſeſt Leckerbißchen ὀρτυγοκοπεῖς. Was ὀρτυγοκοπεῖν heißet und ὀρτυγοκοπία lehret Suidas; ὀρτυγοκόπος ſagt er παιδιά τις, ἔν ᾗ ὄρτυγας ἰσχᾶσιν ἐν γύρῳ, ὃς τύπτουσιν εἰς τὴν κεφαλήν. καὶ ὁ μὲν ἐν τῷ γύρῳ καταλαβὼν τὸν ὄρτυγα λαμβάνει ἕξῆς ὃς ἂν δύνηται, οὗ ἀποτυχὼν παρέχει θατέρῳ τὸς ὄρτυγας τύπτειν καὶ τοῦτο ἀεὶ μέχρις πόσου. Plato im Alcibiades redet auch davon edit. Mull. p. 68. ingleichen im Phädo, imgleichen Pollux l. IX. 107. ὀρτυγοκοπία, war eine gewiſſe Art von einem Spiele, und zwar von der Gattung, die eben nicht in gar gutem Anſehn ſtunde, wie man aus den angeführten Stellen ſchließen kann. Hieraus kann man deutlich erkennen, daß ὀρτυγοκοπεῖς nicht, du iſſeſt Leckerbißchen, überſetzt werden kann, und Xylander wird vermuthlich durch die Worte coturnices cædis, nichts anders als dieſes Spiel verſtehen, und verſtanden wiſſen wollen. Doch ich gehe nunmehro, wie mich die Ordnung des Buchs führt, weiter zu der 2ten Abhandlung. Herr Heyde hat des Plutarchus Sinn doch in den allermeiſten Stücken getroffen, und es ſcheinet, daß er denſelben in vielen Stücken noch beſſer würde erreichet haben, wenn er dem lateiniſchen Ueberſetzer nicht ſo genau hätte folgen wollen.

Die andere Abhandelung von der ſatyriſchen Poeſie der Griechen und von der Satire der Römer,

hat Herr Heyde ganz neu verfertiget. Da wir unter den Deutschen niemanden haben, der sich besonders Mühe gegeben hätte, von dieser Art der Poesie ausführlich zu handeln: So hat dieses den Herrn Verfasser bewogen, diese Abhandlung zu schreiben. Er hat das vornehmste, wie er selbst spricht, zusammen gefasset, was man in den lateinischen und französischen Schriften in dieser Art findet. Ich will einen kurzen Auszug aus diesem Buche machen, ohne meine Meynung weiter dabey zu sagen.

Das ganze Buch ist in zwene Abschnitte getheilet, der 1ste handelt von der satyrischen Poesie der Griechen, und der 2te von der Satire der Römer. In dem Abschnitte von der satyrischen Poesie der Griechen zeiget der Herr Verfasser, woher die satyrische Dichtkunst den Namen hat, und führet also unterschiedenes von der Abstammung der Benennung Satyre an. Im 2ten §. wird der Ursprung dieser Art von Poesie von Bauersleuten hergeführt, die sich bey dem Feste, welches dem Bachus zu Ehren gefeyert wurde, mit dieser Art von Gedichten ergetzten. Im 3ten redet der Herr Verfasser vom Wachsthume derselben Poesie, und kömmt im 4ten auf die Natur und Eigenschaft derselben. Er rechnet sie mit zur dramatischen und zeigt, worinnen sie mit der Tragödie übereinstimmt, und was sie mit der Comödie gemein hat. Im 5ten §. wird entdeckt, was dem satyrischen Schauspiele eigen ist, in Ansehung des Chores, der Personen, der Fabel, der Schreibart, der Verse, und der Zeit, wenn sie aufgeführt worden sind. In dem 6ten §. giebt er die Beschreibung der Satyrike, welche Casaubonus davon gegeben hat. Der 7.

han-

handelt von der äußerlichen Beschaffenheit derselben. Er sieht dabey auf die 3. Stücke, auf die Kleidung der Personen, auf die Zubereitung der Bühnen, und endlich auf die Art der Vorstellung. Nunmehro kömmt der Herr Verfasser auf die Verfertiger der Satyren. Pratinas, nicht Thespis soll der erste Satyrenschreiber gewesen seyn. Im 10. §. giebt er uns Nachricht vom Phrynichus, Aeschylo und Chörilus, ingleichen vom Sophokles, Achäus von Eretrien, und Achäus von Syracusen, Euripides, und zween andern, die den Namen Xenokles geführet haben. Ueber diese führt er noch den Philokles, Astydamas den Vater und Sohn, den Jephon und Plato im 11. §. an. Er beschließet damit den 1sten Abschnitt und machet noch die Anmerkung, §. 12. daß auch einige komische Dichter ihre verfertigten Fabeln Satyren genennet hätten. Allein diese Art von Schauspielen, wäre sehr unterschieden von denen, welche der Herr Verfasser bisher angeführt hätte.

Der andere Abschnitt handelt von der Satire der Römer.

Im 1sten und 2ten §. macht er einige Anmerkungen über den Streit der unter Scaligern, Heinsius und unter Causaubonus, Rigaltius und Daciern, entstanden ist. Und redet von der Benennung der römischen Satire, worinnen er dem Causaubonus folgt. Ihr Alter, ihr Ursprung und Urheber werden im 3ten 4ten und 5. §. erzählet. Was der Herr Verfasser von der römischen Satire gesagt hat, das will er von der alten verstanden wissen. Im 6ten §. redet er von zwo neuen Arten der Satire, welche von jener entsprossen sind. Ennius ist der 1ste, der ein Ge-

dichte verfertiget hat, darinnen er die Laſter und laſterhaften Perſonen durchzieht, ohne daß dieſe Poeſie auf den Schauplatz kommen ſollte. Im 7. §. geſchieht des Pacuvius Meldung.

Im 8. §. redet der Herr Verfaſſer von der varronianiſchen oder menippiſchen Satyre: er ſaget, es herrſche in derſelben eine große Vermiſchung, von allerley Sachen, Verſen und Proſe, griechiſch und lateiniſch, und es hätten ſich ſo wohl unter den Griechen als Lateinern Scribenten gefunden, von welchen jene den Charakter der menippiſchen, dieſe aber der varronianiſchen Schreibart nachgeahmet hätten. Zu jenen rechnet er Lucians Geſpräche, welches er Νεκυομαντια betitelt hat, und Julians Kaiſer. Zu dieſen aber die Apocolocyntolis des Seneca, das Satiricum des Petronius, Martiani Capellä ſatira, Boethius de Conſolatione Philoſophica. Er erzählet uns im 9. §. die Beſchaffenheit der luciliſchen Satire. Vom Horaz, Juvenal und Perſius redet er §. 10. 11. 12. Unter dieſen 3 letzten ſtellet er eine Vergleichung §. 13. an, und ſagt, man hat nicht Urſache, einen mit des andern Schaden zu loben. Ein jeder hat ſeine Verdienſte. Ein jeder hat ſeine Schönheiten. Ob es gleich einer nicht in eben demjenigen Stücke, in welchem ſich der andere hervorgethan, ſo weit gebracht hat, als er: So iſt es doch in einem andern geſchehen, in welchem ihm wiederum jener nicht gleich gekommen iſt.

Die völlige Beſchreibung der Satire erhalten wir im 14. §. Und im 15. und 16. führet der Herr Verfaſſer noch etliche Gründe an, welche beweiſen, daß der Urſprung der römiſchen Satire nicht von der griechiſchen herzu-

herzuleiten ſey, und hiermit beſchließet er auch die Abhandlung von der römiſchen Satire.

Ich komme nunmehro zu dem 3ten Stücke welches wir von Herrn Heyden erhalten haben. Die beyden vorhergehenden, ſollten nur ſtatt einer Einleitung in das folgende dienen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich dieſe Abhandlungen ſehr wohl zuſammen ſchicken. Was konnte beſſers ausgeſucht werden, als dieſe Vorſchrift, wie man die Poeten leſen ſoll? und iſt es nicht ſehr gut, daß er zuvor ſeinen Leſern einen guten Begriff von der ſo verhaßten Satire beyzubringen geſucht hat, ehe er ihnen ſelbſt ein ſolches Exempel lieferte? Des Herrn Verfaſſers Abſicht iſt geweſen, eine Ueberſetzung vom Perſius zu liefern, welche beſſer als die adamiſche und mehr nach der heutigen Poeſie eingerichtet wäre; und man darf gar nicht zweifeln, daß er nicht ſeinen Wunſch ſollte erreichet haben. Man könnte noch mehrers zu des Herrn Ueberſetzers Lobe ſagen, allein ich verſchweige es billig von demjenigen, der mir vielleicht mit ſeinem Schriftſteller zurufen würde.

Sed recti finemque extremumque eſſe recuſo
Euge tumm & belle.

Herr Heyde hat mit ſeiner Schrift Nutzen ſchaffen wollen, und ich wollte nicht gerne von ſeiner Vorſchrift weichen. Ich ſchreite gleich zum Werke ſelbſt, und will nur noch erinnern, daß man auch das Leben des Perſius und den Innhalt der Satiren vor der Ueberſetzung ſiehet.

Pag. 143. l. 6. Doch geh ich halber Dorfling hin, Lat. ipſe ſemipagamus, man ſiehet zwar aus der Anmer-

Anmerkung, welche der Herr Ueberſetzer zu dem Worte Dorfling machet, daß er den Verſtand des Perſius eingeſehen hat. Er ſagt, ich Anfänger in der Poeſie, der ich mit den Dichtern unſrer Stadt nicht zu vergleichen bin ꝛc. Allein ich weis nicht, ob es uns erlaubt iſt, neue Worte zu machen, welche doch dasjenige nicht ausdrücken, welches ausgedrückt werden muß, wenn man das denken ſoll, was ein Schriftſteller will gedacht haben. Wenn ſich Perſius Semipaganum nennt, ſo betrachtet er ſich vermuthlich wie Juſtinianus die Gelehrten an vielen Orten in ſeinen Büchern benennet hat. Man findet militiam togatam, litteratam, milites litteratos &c. und weit ausgeführte Vergleichungen, wozu dieſe militia Gelegenheit giebt. Paganus und Miles werden einander entgegen geſetzt, v. Heinecc. Antiqu. L. II. Tit. X. §. XVII. allwo auch die Urſache angeführet und zugleich eine Beſchreibung von dieſem Worte gegeben wird (welcher aber l. ult. ff. ad leg. Falcidiam zu widerſprechen ſcheinet). Perſius nennt ſich nicht Paganum, welches ſonſt ſo viel heißen würde, ich bin gar kein Poet, ſondern ſemipaganum, und giebt dadurch zu verſtehen, daß er zwar ein Poet ſey, aber er ſey nicht einer der geübteſten, er könne ſich nicht unter die großen Dichter rechnen. Wer würde aber dieſes wohl bey dieſen Worten denken, doch geh ich halber Dorfling hin? Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, Perſius wäre vom Dorfe, zumal da er den Dichtern der Stadt entgegen geſetzt wird. Daß ſich aber Perſius dennoch unter die Poeten gerechnet hat, ſiehet man ſowohl aus der Vorrede ſelbſt, als auch aus der 1ſten Satire: Aſpice & hæc ſi forte

ali-

aliquid decoctius audis? und Non hic eſt Ilias Atti ebria veratro; wiewohl er allezeit ſehr beſcheiden von ſich redet; ingleichen aus der 5ten

Pag. 147. l. 6. Seh ich ein graues Haupt das ganz verdrießlich lebt; Tunc cum ad caniciem & noſtrum illud vivere triſte aſpexi Die Stoiker hielten den Weiſen alleine für glücklich. Alle übrigen aber waren unglücklich, die nicht weiſe waren. Ich weis nicht, ob Perſius nicht dieſen Satz hier hat ausdrucken wollen, wenn ich diejenigen anſehe, die ihre Laſter unglücklich und elend machen. Cic. pro Muren. c. 30. da er von dem ſteiſchen Cato redet, zeiget wie der ſtoiſche Weiſe beſchaffen iſt, und was ſie von denenjenigen hielten, die nicht weiſe waren. Satir. III. Virtutem videant, intabeſcantque relicta.

Pag. 148. 3. Anmerkung. Wiegenfeſt empfieng. Der Herr Verfaßer merkt an, daß die Römer an ihren Geburtstagen, einander Geſchenke überſchickt hätten, und deswegen hatten manche ihren Geburtstag 7. bis 8. mahl begangen, damit ſie ſein oft Geſchenke bekommen möchten. Dieſes zu beweiſen führt er das Zeugniß des Herrn Heineccius an, Antiqu. Rom. Jurispr. illuſtr. L. II. T. VII. §. 6. daſelbſt lieſet man folgende Worte: lepide exagitat Clytum (Martialis) qui ut nova ſemper munera natalitia auferret, ſepties octiesve in anno natalem celebrabat.

So unverſchämt mochte wohl Clytus nicht ſeyn, daß er ſeine guten Freunde oder Clienten hätte bereden wollen, daß er in der Zeit um 8 Jahr älter würde, in welcher alle andere Menſchen, nur ein Jahr zu ihren übrigen zähleten. Wer würde ihm wohl

Glau-

Glauben beygemeſſen haben? Bloß deswegen würde er keine Geſchenke erhalten haben, wenn er geſagt hätte: Ich feyre heute mein Wiegenfeſt, und nach einem Monate hätte er eben dieſes Wiegenfeſt bekannt gemacht; ja eben dieſes Wiegenfeſt feyert er den 3ten 4ten und 5 Monat und ſo ferner. Es iſt wahr, Martialis beſchuldigt den Clytus, daß er octies in anno gebohren wird. Allein er ſagt auch, natum te Clyte, nec ſemel putabo. Die eigentliche und iſte Bedeutung des Worts natalis giebt ihm zu dieſen Gedanken Gelegenheit. Allein es gienge dannoch ſehr wohl an, daß ein Römer 7 bis 8 mal, natalem feyern konnte, da er doch das Wiegenfeſt nicht mehr als ein einzig mal feyerte. Cicero ſagt in Orat. poſt redit in ſenat. Quid denique illo die quem P. Lentulus mihi, fratrique meo liberisque noſtris natalem conſtituit &c. und dadurch verſteht er den Tag ſeiner Zurückkunft aus dem Elende, quo die, ſagt er ausdrückl. me arceſſivit in patriam und in der 3 Rede in L. Catilinam. - Non minus nobis jucundi ſunt ii dies, quibus conſervamur, quam illi, quibus naſcimur, quod ſalutis certa lætitia eſt, naſcendi incerta conditio &c. und eben dieſen Tag, in welchem er die Catilinar. Verſchwörung entdeckt und Rom vom Verderben befreyet hat, nennt er natalem urbis. Von ſeinem Conſulate ſagt er ad Quirites poſt reditum: a parentibus id quod neceſſe erat parvus ſum procreatus, a vobis natus ſum conſularis, hier würde alſo natalis nichts anders ſeyn, als der Tag, an welchem er das Conſulat erhalten hatte. An den Atticus ſchreibt er, Diem natalem reditus mei cura &c. und Lib. IV. ad Att. Ep. 1. Ibi mihi Tulliola

liola mea fuit præſto natali ſuo, ipſo die, qui caſu idem natalis erat & Brundiſinæ coloniæ & tuæ vicinæ ſalutis. So findet man auch Natales Martyrum, den Sterbetag, Dies Herodis. Satyr. V. appellat natalem diem Herodis non quidem veræ γενέσεως ſed ſuſcepti regni apud Judæos, wie Caſaubonus anmerkt. Hierzu ſetzt er noch, Natalem terræmotus Alexandrini. Aus dieſen Stellen kann man deutlich erkennen, daß die Römer alle Tage, an welchen ihnen ein beſonders Glück widerfahren war, oder welche ihr Gottesdienſt, wenn ich ſo reden darf, heiligte, natales nannten. Sie feyerten dieſelben wie ihre Geburtstage, wenn Clytus alſo viel natales feyerte, ſo konnte er allezeit eine andere Urſache angeben, warum er dieſes Feſt begienge. Vielleicht erdichtete aber Clytus ſolche erfreuliche Tage, und deswegen konnte ihn Martialis billig tadeln, und ihm ſeinen auslachenswürdigen Geiz auf dieſe Art vorrücken.

P. 155. l. 6. Kein Trauerliedchen wird von mir hervorgebracht, wie mancher groſſer Mann beym Schmaus und Trunke macht, Lat. Non ſi qua eligidia crudi dictarunt proceres. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Römer (crudi) Trauerliedchen beym Schmauſen zu ihrer Ergetzung ſollen erwählet haben. Zum wenigſten iſt Horaz kein Liebhaber davon geweſen Lib. 1. Od. 27. Vultis ſeveri me quoque ſumere, Partem Falerni? Dicat Opuntiæ Frater Megillæ, quo beatus Vulnere, qua pereat ſagitta. Cellat voluntas? non alia bibam mercede.

Und

Und Ovidius will gewiß ſeine Leſer mit den 3 Büchern Elegien, durch welche er die Corinna verewiget hat, nicht zum Weinen bewegen. Tarteron überſetzt dieſe Worte, Je ne ſais point de ces petites élégies galantes &c. vermuthlich tadelt Perſius hier die Dichter eben ſo wohl als in der Stelle oben Phyllidas Hypſipylas vatum & plorabile ſiquid - Eliquat. Welche Worte der Herr Ueberſetzer gegeben hat, ein recht bewegl. und rührend Trauerlied; Tarteron aber pieces tendres & galantes &c. Ihm war vielleicht dieſe Art von Trauerliedern noch nicht ernſthaft genung.

P. 155. l. 16. Bey deinen alten Tagen kannſt du kaum deinen Bauch, den dicken Bauch ertragen. Lat. - - - Cum tibi Calve

Pinguis aqualiculus propenſo ſesqui pede extet.

Caſaubonus hat ſchon angemerkt, was Calvus für ein Ehrentittel bey den Römern geweſen iſt. Er ſagt, Calvus, in ſtultos, & improbos, notiſſimum & uſitatiſſimum convicium eſt, und eben dieſes erhellet auch aus den Verſen, welche die Soldaten bey Cäſars Triumph ausgerufen haben, die Suetonius anführt. D. Jul. Cæſar. c. 5. 2. Urbani, ſervate uxores! mœchum calvum adducimus. Aurum in Gallia eſſudiſti, hic ſumpſiſti mutuum. Wobey er zugleich einige Heldenthaten des Cäſars im Lieben erzählet. V. Ariſtot. l. V. de gener. Animal. cap. 3. & ſect. 14. problem. 19.

In was für Anſehen aber die dicken Wänſte bey den Poeten und andern ſtehen, kann man ſehr deutlich ſehen beym Horat. Sat. l. 1. v. 58.

Mül-

Multum eſt demiſſus homo: illi
Tardo cognomen pingui damus.

Wir würden aber bey dieſer Ueberſetzung daran denken, daß Perſius hier ſo ſchimpfte, wenn er ſpricht: cum tibi calve &c? Der Herr Ueberſetzer läßt den Perſius dem Poeten vorwerfen, daß er alt wäre und einen dicken Bauch hätte. Wer wird ſich ſchämen, alt zu ſeyn? Und was iſt es auch ſchimpfliches? Und zu unſern Zeiten wird wohl niemand deswegen für dumm und einfältig gehalten werden, weil er einen dicken Bauch hat? Die dicken Bäuche haben ſich bey uns ein allzugroßes Anſehen verſchafft, und es iſt nicht zu vermuthen, daß man ihre Ehre ſo verringern wird, wie bey den Römern geſchah. Dannenhero kann man dieſe Worte auch wohl nicht alſo überſetzen, wie es von dem Herrn Ueberſetzer geſchehen, weil Perſius nicht will, daß dieſes ſeine Leſer denken ſollen, ſondern man müßte ſich in Ueberſetzung derſelben nur bemühen, den Verſtand recht auszudrücken.

P. 159. l. 1. **Den nun ſein Eheweib vor Freuden ganz bewegt.** Lat. trepida. Caſaubonus erkläret dieſes Wort durch feſtina, vel metu perculſa, und ich glaube kaum, daß eine andere Erklärung hier ſtatt finden kann. Die Umſtände in welchen ſich die Römer damals befanden, konnten wohl der Racilia nicht ſo viel Freude verurſachen, ſie müßte denn eine rechte Tanaquill geweſen ſeyn. Hier mag alſo wohl trepidatio keine Wirkung der Freude ſeyn. Wenn Perſius oben ſagt: Heic neque more probo videas, neque voce ſerena Ingentes trepidare Titos; ſo redet er von einem Fehler in

der Stimme: gleich darauf ſagt er & tremulo ubi ſcalpuntur intima verſu, und Satir. III. tremulos cachinnos &c. Alle übrige Stellen haben ein ſolches Beywort, daß es ein Herzklopfen oder ſonſt eine dergleichen Bewegung anzeigt, und wenn es eine Wirkung der Freude iſt, ſo iſt ſie allezeit unanſtändig; und wird vom Perſius getadelt. Livius kann dieſe Stelle erklären, ob gleich nicht eben von der Racilia daſelbſt die Rede iſt. Itaque tantus pavor, tanta trepidatio fuit. &c. Unſer Herr Ueberſetzer hat Tarterons Worte ausgedruckt agréablement ſurprile.

Pag. 161. l. 5. **Suchſt du ein graues Haupt vom Tode zu befreyen.** Nilne pudet capiti non poſſe pericula cano, pellere? Perſius erklärt ſich in folgenden Worten deutlich, was hier pericula capiti pellere heißt. Fur es ait Pedio. Man hatte alſo actionem furti, oder condictionem furtivam wider ihn angeſtellet: demnach ſagt Perſius vermuthlich nichts mehr als dieſes: ſchämeſt du dich nicht? kannſt du denn keinen Proceß führen, daß du nicht ꝛc. ꝛc. Erſt ſetzt er die Gattung, denn führt er eine beſondere Art an. Und vielleicht ſind die Subſellia, davon der Herr Ueberſetzer in der Anmerkung (ſo oft ers hört) nichts anders als Subſellia in judiciis, oder wenn von den Subſelliis auf der Bühne die Rede iſt, ſo zielt er auf das Verleſen, von welchem er oben ſagt: Scilicet hæc populo - - ſede leges celſa, und wovon Suetonius redet in Nerone, c. 10. Declamavit & ſæpius publice -- recitavit, & carmina non modo domi, ſed in theatro &c. Von den letzten iſt es wahrſcheinlich, daß es hier müſſe verſtanden werden, nicht aber von den Schauſpielen, wie es der Herr Autor zu verſtehen ſcheinet, denn davon iſt hier gar nicht die Rede.

Pag.

Pag. 165. l. 18. Ich will ihn nicht verſehren. Lat. diſcedo. Der Herr Ueberſetzer iſt der franzöſiſchen Ueberſetzung nachgegangen. O que je n'ai garde; je n'en approcherai non plus que &c. Allein wenn man diſcedo alſo erklärt; ſo haben die folgenden Worte ſecuit Lucilius &c. keinen guten Zuſammenhang mit den vorhergehenden. Perſius ſagt:

Per me equidem ſint omnia protinus alba
Nil moror. Euge omnes, omnes bene miræ eritis res!

Hoc juvat. Dieſe Worte laſſen ſich ſehr wohl von dem Freunde verſtehen, der ihm oben ſagt, er würde ſich, durchs Satirenſchreiben, Haß und Feindſchaft zuziehen. Tartaron überſetzt ſie: bon cela: Perſius: hic inquis, veto quisquam faxit oletum: pinge duos angues; Pueri, facer eſt locus, extra mejite: Diſcedo. Secuit Lucilius urbem. Te Lupe &c. Du hältſt dafür, die vornehmen Römer müſſe man eben ſo wenig beſchimpfen und entehren, als die geheiligten Oerter. Diſcedo, ich bin anderer Meynung. Secuit Lucil. Lucilius hat Satiren geſchrieben. Horatius gleichfalls. Ich ſoll nicht Satiren ſchreiben? Mene mutire neſas? Hic, inquis, veto quisqu. fax. olet. erklärt Caſaubonus auch vom Nerone und den vornehmen Römern. Nempe hoc ais, pro ſacroſanctis haberi velle Neronem, & illi ſimiles &c. Und dieſe Worte laſſen ſich auch davon beſſer verſtehen als von der Schrift des Perſius. Denn was hatte denn Perſius noch geſchrieben? gar nichts, und er hatte ſich auch noch nicht vorgeſetzt, etwas zum Lobe der Römer zu verfertigen. Ire in alia omnia, & diſcedere & tranſire, pro diſſentire veteres dicebant.

Manutius ad Lib. I. Epiſt. ad Diverſ. Epiſt. II. Man findet diſcedere allein geſetzt in dieſem Verſtande, für diſſentire, imgleichen Diſceſſio.

P. 169. l. 3. Geh Schmutziger der du der Griechen Tracht verlachſt. Qui in crepidas Grajorum ludere geſſit. Dieſe Worte können vermuthlich gar nicht von der griechiſchen Tracht verſtanden werden, ſonſt müßte Perſius etwas getadelt haben, das in der That nach den römiſchen Sitten unanſtändig und ſchimpflich war. Cicero pro Rabirio Poſthum. f. 25. ſeqq. entſchuldiget den Rabirius weitläuftig, da ihm vorgeworfen worden, daß er ſich griechiſcher Kleidung bedienet hätte. Und dem Verres, und Antonius rechnet er dieſe Tracht als ein großes Laſter an. Sueton. nius ſagt vom Claudius c. 3. palliolatus novo more præſedit. Und Salmaſius machet dieſe Anmerkung dabey, Palliola mulierum & præcipue meretricum eſt. Epigramm. XXXIII. Martial. L. IX. Hanc volo quæ facilis quæ palliolata vagatur &c. Nur weibiſche und wollüſtige trugen dieſe Tracht, und Kranken hielte man es noch zu gute, wenn ſie ſich derſelben bedienten. Ob hanc eandem valetudinem (Claudius) - - - palliolatus novo more præſedit l. c. Salmaſius führt noch mehrere Stellen aus dem Quintilian, Ovidius und andern an. Vermuthlich verſtehet er die griechiſchen Scribenten, zumal da er kurz vorher den Cratinus, Eupolis und Ariſtophanes anführt, und gleich darauf qui numeros & metas in pulvere ſcit riſiſſe, gaudere paratus, ſi Cynico barbam &c. &c. ſordidus, abjectus, demiſſus v. Faber.

Pag. 175. l. 4. So iſts erlaubt, daß du den Jovs beym Barte kriegſt. Dieſes würde einer

von

vonunſern Landsleuten, der es nicht aus dem Lateiniſchen weis, eben ſo wenig verſtehen, als wenn ich omnem lapidem movere überſetzen wollte, allen Stein bewegen. Der Herr Ueberſetzer hätte uns dieſes in einer Anmerkung entweder erklären oder vielleicht gar ſich lieber einer ſolchen Redensart bedienen ſollen, welche uns des Perſius Sinn erklärt und deutlich gemacht, und den Verſtand treu und richtig hergeſtellt, welches eigentlich das Amt eines Ueberſetzers iſt, wie Herr Heyde eben in der Vorrede ſehr wohl erinnert hat. Tarteron. Tut' imagines, que Jupiter te permet de l'inſulter & de te moquer de lui?

Pag. 175. l. 10. **Ihr Mittelfinger wehrt dadurch den rothen Augen.** Urentes oculos inhibere perita. Plinius Hiſt. nat. L. VII. 2. In eadem Africa familias effaſcinantium, - - quorum laudatione - - emoriantur infantes. Eſſe ejusdem generis in Triballis & Illyriis - - qui viſu quoque effaſcinent, interimantque quos diutius intueantur, iratis præcipue oculis, &c. Perſius redet wohl von nichts anders, als von demjenigen, was Plinius hier erzählt. Herr Joh. Matth. Gesner merckt bey dieſer Stelle an, daß die Alten geglaubt hätten, es giengen Stralen aus dem Auge des neidiſchen Hexenmeiſters, in das Auge des Beneideten. Gell. IX. 4. Oculis quoque exitialem faſcinationem fieri - - traditurque eſſe homines in Illyriis, qui interimant videndo, quos diutius irati viderint; eosque ipſos mares feminasque, qui viſu tam nocenti ſunt, pupillas in ſingulis oculis binas habere. Horatius zielet auch darauf. Epiſt. L. I. 14. Non iſtic obliquo oculo mea commoda quisquam Limat, non odio obſcuro morſuque venenat.

X.

Deutſche Orthographie, aus der Heil. Bibel, den Knaben zur Nachricht aufgeſetzt von Joh. Girberto, Mülhauſen, 1650. in 4.

Der Verfaſſer dieſer Schrift ſagt in der Vorrede, daß in den verhergehenden Zeiten ein Mangel an demjenigen geſpüret worden, woran ſich etwa ein Deutſcher bey Unterſuchung der Rechtſchreibung hätte halten können. In den bis dahin herausgekommenen deutſchen Schriften ſey eine ſo große Ungleichheit darinnen, daß ein Anfänger gar nicht wiſſe, wornach er ſich richten ſolle. Und im Amadis finde man zwar eine ziemliche Richtigkeit in dieſem Stücke: Allein er ſey deswegen niemand anzupreiſen, weil das ſittliche Böſe, ſo man unvermerkt daraus lernen könne, das grammatikaliſche Gute weit übertreffe.

Er, der Verfaſſer, hat alſo ſuchen wollen, dieſem Mangel abzuhelfen, und jungen Leuten eine Anweiſung in die Hände zu geben, wornach ſie ſich bis zur Erlangung beſſeres Unterrichts, im Schreiben richten könnten. Er hat ſich D. Luthers Bibelüberſetzung zur Führerinn erwählt. Er hat aber nicht gemeldet, welcher Ausgaben von derſelben er ſich bedienet habe: ob ſie bey Luthers Lebzeiten bald oder ſpät; unter ſeiner Aufſicht, oder nicht; oder gar nach ſeinem Tode herausgekommen; und ob verſchiedene Ausgaben in der Rechtſchreibung übereingeſtimmt, oder von einander abgegangen. Wir müſſen

müſſen wenigſtens geſtehen, daß wir kein Exemplar von dieſer Ueberſetzung bey der Hand gehabt, welches in allen Stücken mit des Verfaſſers Angeben übereingekommen wäre. Und unſeres Erachtens hat er aus mehrern Ausgaben bey jedem Worte diejenige Leſeart erwählt, welche etwa mit ſeiner Meynung am meiſten übereingekommen ſeyn mag.

Man ſieht alſo ſchon hieraus, was für ein Urtheil von dieſer Girbertiſchen Rechtſchreibung zu fällen ſey, und daß man ihn mehr nach der guten Abſicht, als nach der innerlichen Güte und dem Nutzen ſeines Werks zu unſern Zeiten, zu richten habe. Er hat ſich bloß an Exempel gehalten, und folglich gleiches Schickſal mit allen denen gehabt, welche da etwas ohne genugſame Grundſätze und Regeln unternehmen, wo es gleichwohl noch zweifelhaft iſt, ob die zum Muſter vorgenommenen Beyſpiele auch wirklich allezeit nach den Regeln eingerichtet ſind. Denn man geſteht es zwar gerne zu, daß D. Luther zu ſeiner Zeit ein guter Deutſcher geweſen, und daß er bey der Erlernung der Deutſchen Rechtſchreibung gleichſam mit unter die Schulbücher gehöre. Doch wird niemand fordern, daß man die Rechtſchreibung ſeiner Ueberſetzung ſchlechterdings mit eben ſo vieler Ehrerbietung annehmen ſolle, als das Buch, welches er überſetzt hat. Kurz hieraus zu ſchließen: es iſt verſchiedenes, das richtig iſt, aber auch viel falſches in dieſer Schrift des Herrn Girberts enthalten.

Was ihre äußerliche Einrichtung betrifft, ſo beſteht ſie eigentlich aus XXXVIII. tabulis, (d. i. aus ſo viel Quartſeiten) auf welchen in alphabetiſcher

Ordnung zu erst das deutsche Wort, darneben die lateinische Bedeutung, sodann eine mit vorhergehender Anführung des Orts versehene Zeile aus der Bibel, oder zuweilen eine andere deutsche Redensart neben einander stehen. z. E.

Gabe, donum, Eccl. V. 18. fröhlich seyn ist eine Gabe Gottes.

Ganß, anser. Eine gebratene Ganß auf Märtinsabend.

Die 39ste und 40ste Seite begreifen unter dem Titel: heterographia, ein Register von Wörtern in sich, in welchen die Herausgeber der 1647 in Wolfenbüttel gedruckten Kirchenharmonie und des 1637 zu Hamburg herausgekommenen Formulars deutscher Missive, eine von unserm Verfasser abgehende Rechtschreibung beliebt haben. Wir können einen ganz vollständigen Begriff davon geben, wenn wir sagen, daß sie sich meistens nach den zesischen und bellinischen Grundsätzen gerichtet, und also mit diesen beyden Leuten das Gute und das Abgeschmackte gemein haben. Denn so richtig als es ist, daß sie Kraft und oft, anstatt Krafft und offt, schreiben: So wenig würden wir vielleicht errathen können, was Kükelein und Vähster heißen sollte; wenn nicht Herr Girbert pulli und strenuus dazu gesetzt hätte. Wir wollen doch dem Leser das von Girberten ganz angeführte Exempel dieser Art zu schreiben mittheilen. Es heißt also: „Als sie nuhn, nämlich der Herr JEsus, seine „Jünger, und viele Volkes, welches ihm aus Be„thanien, und aus den nächtsgelegenen Flekken „nach folgete, und ihn begleitete, sich der Stadt

„Je-

„Jeruſalem näherten, und etwa auf ein paar tau-
„ſend Skritte, nicht weit von Bethphage an-
„kamen, welches nahe an gedachtem Bethanien,
„in einem Thale, vor dem Berge, gelegen iſt,
„auf welchem viele der Oliven-Bäume ſtunden,
„da fertigte, uñ ſchikkete JEſus ihrer zweene
„aus dem Haufen ſeiner Jünger vor ihm hinweg,
„befahl, und ſprach zu ihnen: Gehet hin nach
„jenen Markt-Flekken, welcher dorten, gera-
„de vor euerem Geſichte ligt, ſo werdet ihr,
„wann ihr hinein kommen werdet, daſelbſten als-
„bald finden, und antreffen, eine angebundene
„Eſelin, und einen noch ungerittenen Füllen,
„welcher bey ihr ſtehet, machet ſie alsdann beede
„los, und führet ſie anhero zu Mir. Und
„wann euch einer, dieſer ohn Urlaub geſchehe-
„nen Ablöſung halber, etwas ſagen, und fragen
„wird, was ihr allda machet, und euch unterneh-
„met, ſo antwortet ihm alſo, und ſprechet: der
„HErr JEſus hat ihrer zu einer gewiſſen Ver-
„richtung, izzo von nöthen, iedoch will er ſie bald
„wieder anhero zurükke ſenden: darauf wird der-
„ſelbige ſie euch willig alsbald überlaſſen. Als
„nuhn die Jünger die Meynung, und den Befehl
„ihres HErren wohl eingenommen hatten, da nah-
„men ſie dieſe Verrichtung willig auf ſich, und
„giengen alsbald hin, nach dem ihnen gezeigten
„Flekken, befunden es alſo, und verrichteten
„ungehindert, allda alles, wie ihnen JEſus vor-
„her geſagt, und befohlen hatte: und führeten
„die Eſelin, und den jungen, ihr folgenden Fül-
„len hin, zu ihrem HErren, und legeten ihre

„lange Oberkleider darauf, auf daß er desto be-
„qwämer und sänfter sizzen könte, und huben, und
„sezzeten ihn oben auf das Eselin. Ihrer viele
„aber unter dem mitgehenden Volke, welche ihn
„für ihren König, und für den Messiah erkenneten,
„spreiteten ihre Oberkleider aus einander, über
„den Weg, und andere hieben Meyen-Zweige
„von den Bäumen, welche an der Strassen stun-
„den, und streueten ihm, als er gegen sie daher
„ritte, dieselben auch auf, und in den Weg.
„Das Volk aber, welches ihm vorgieng, und
„nachfolgete, skrie und rief ihn mit folgenden
„Glükwünschenden Worten an: Hosianna, gib
„du lieber Gott Glük, und alle Gedeyligkeit, dem
„Sohne unsers Vorfahren, des Davids: hilf
„und erhalte ihn: Es lebe, es lebe, und sey ge-
„lobet, und hoch erhaben der jehnige, welcher wie
„ein König, in dem Namen, und von wegen
„des HErrn geschikket wird, und izzo zu uns kom-
„met: Hosianna, wir wünschen es nochmahl daß
„Du, der du in den höhesten Himmel sizzest,
„diesen unsern König, einen glüklichen Einzug thun
„lassest, und ihm alles das gebest, was dieser Wunsch-
„Psalm in sich begreifet, und endlich auch uns,
„durch ihn helfest.

Wir bitten hier den Leser nicht um Verzeihung, daß wir in die Abbildung von Girberts Rechtschreibung diese lange Stelle eingeschaltet haben. Wir fordern vielmehr eben so viel Dank für unsere Mühe, als durch die Erhaltung der Ueberbleibsel des Hekatäus von Abdera, und andere dergleichen Sammlungen verdient worden ist.

Dieſes haben wir noch von den Außenwerken der Girbertiſchen Rechtſchreibung anzumerken, daß oben über der erſten Seite derſelben dieſe Worte ſtehen: Pleiados I. Stellula 17. und am Ende des ganzen Werks: Finis Pleiados I. Wir überlaſſen aber andern die Auslegung davon; weil wir geſtehen müſſen, daß uns nicht mehr, als dieſer ſechſte Stern der erſten Pleiade zu Geſichte gekommen iſt.

Hieraus wird man ſich nun ſchon eine ziemliche Vorſtellung von dieſem Werkchen machen können. Indeß wird ſie vollſtändiger werden, und Gelegenheit zu weiterm Nachdenken geben; wenn wir noch einige Exempel daraus anführen, und unſere Gedanken kurz darüber eröffnen. Wir übergehen hierbey, daß der Verfaſſer ſeinem Regiſter verſchiedene altväteriſche Wörter einverleibt, und andere in einer altväteriſchen Geſtalt dargeſtellet hat, welche doch ſchon damals auf eine andere Art geſchrieben worden. Z. E. Aere, Fewr, Lamb, rumb, (herum), umb-ringen, umb-bringen, feſten (befeſtigen), wilt (willſt), wol, rötlich, Obs, ſelbs, Ern, atrium, Enk, Bräter, eſig, Reynen, knack, meilig, Zayn, u. ſ. f. Unſer Vorſatz iſt nur, einige Stellen anzumerken, wo er erſtlich überhaupt wider allgemeine Regeln der Rechtſchreibung verſtoßen, und hernach ins beſondere gewiſſe Wörter falſch geſchrieben, in etlichen zu wenig, und in andern zu viel Buchſtaben geſetzt hat; es mag nun der Fehler von D. Luthern, oder von ſeinen Druckern, oder von unſerm Verfaſſer herkommen.

Zur erſtern Claſſe wird es gehören, wenn mir ein ff, ſſ, tz, und ck an ſolchen Oertern antreffen werden, wo dieſe Buchſtaben unmittelbar auf einen andern Mitlaut folgen, von dem ſie niemals durch einen Selbſtlaut getrennet werden. Denn wozu ſoll doch in Banck, Cantzley, Cantzel, credentzen, Tranck, Faltz, Hirß, Balcke, offt, Punckt, Zinß, u. ſ. f. das eine überflüſſige f, und ſ, das t und c, und in Bundt das d dienen? Der Ungrund dieſer Art zu ſchreiben iſt ſo leicht darzuthun, und nunmehr ſo oft dargethan worden, daß es faſt ganz unnöthig zu ſeyn ſcheint, zu ſagen, es ſey ein ſolcher Buchſtabe nur eine ſtumme Perſon bey dem Worte, welche wegbleiben kann, ohne zu beſorgen, daß man alsdann etwas weniger hören werde. Allein ſind wir wohl nicht verbunden, dieſes zu wiederholen, da es noch jetzo Leute giebt, welche durch eine ſo wenig regelmäßige Schreibart unſere Sprache dem Vorwurfe der Ausländer Preis geben, daß ſie hart ſey? Eben hieher wird es auch zu ziehen ſeyn, daß der Verfaſſer: Taddel, Tappet, Helder, euſern, wehnen, Wundſch, ſampt, Liecht, fieng, brandte, kundte, forn, Gemüß, u. ſ. w. ſchreibt; woferne dieſe Sätze als Regeln der Rechtſchreibung anzuſehen ſind, daß man ohne dringende Noth nicht von dem Urſprunge des Worts abgehen, und der Ausſprache der Geſitteſten nicht zu wider handeln ſoll.

Zur andern Claſſe iſt folgendes zu rechnen: Der Verfaſſer ſchreibt Bäſem, nicht allein wider den jetzigen, ſondern auch zu ſeiner Zeit angenommenen Gebrauch.

brauch; Büllt, gült wider D. Luthers und die jetzige Gewohnheit, welche doch in unordentlichen Zeitwörtern gelten muß. Er schreibt ferner

Blecken, balare und blöcken, mugire; da doch die Anmerkungen und Unterschiede in der Rechtschreibung ohne dringende Ursachen niemals zu vervielfältigen sind. Denn wo wollten wir genug Buchstaben und Abwechselungen herbekommen, wenn wir die Wörter so oft verändern wollten, so viel Dinge sind, von denen sie gebraucht werden? Es ist genug, daß man die Veränderungen annimmt, wo es ein ganz allgemeiner Gebrauch einmal eingeführt hat. Und hierüber vergißt er gleichwohl blecken, ringi.

Brochen (brachen, zur Brache ackern) wodurch die Aussprache des Pöbels zur Richtschnur der Rechtschreibung gemacht wird.

Würde, dignitas,

Wirde, pretium,

Wirdig, dignus. Hiervon wissen wir keinen andern Grund anzugeben, als die Gleichgültigkeit, in der sich, nach der Art seiner Zeiten D. Luthers Setzer befunden, bloß nach einem blinden Zufalle das i oder ü zu ergreifen.

Dägen, wo das ä, der Aussprache ungeachtet, doch keinen Grund hat. Denn wir sagen auch läsen, Wäsen, und schreiben doch lesen, Wesen.

Döhnen, über welche Ungerechtigkeit der Ton nothwendig schreyen muß.

Ehr, (welches bey ehe, prius, stehen sollte) anstatt Aehre, spica, welches mit to ear und eared im Englischen verwandt ist. Fahrt,

Fahrt, Wohlfart, wovon die bey blecken gemachte Anmerkung auch gilt.

Fellt, cædit, von fällen. S. was wir von blecken geſagt haben.

Feyge, timidus, Geleyt, geyl, Reyn, tumulus; da doch hier der Doppellaut in der Ableitung niemals an das Ende des Worts zu ſtehen kömmt; und der Verfaſſer ſo gar beide, anſtatt beyde, herſetzt.

Helder, vivarium, welches doch augenſcheinlich von halten herkömmt; und Hälter heißen ſoll.

Helt, ſervat welches ſich doch billig nach der Aehnlichkeit des Worts rathen und anderer richten muß. Von dieſem aber ſagt man, er räth.

Jagt, venatio, da er doch Jagd ſchreibt.

Kehren, vertere, keeren, verrere, (er findets gekeeret und geſchmückt.) S. blecken Kreiß, reitzen, Eiß, Reiß; da doch der Doppellaut lang ſeyn muß, und man noch dazu ſagt: im Eiſe, die Reiſer.

Ich liede, patiebar, von leiden, da doch ſolches wegen des Supini nach der Aehnlichkeit mit ſcheiden, reiſſen, u. ſ. f. und nicht nach ſchreiben beurtheilt werden, und heißen muß ich litt.

Mall, Signum; welches ohne Noth von Maal, nævus, Mahl, conuiuium und mal, dem Zahlworte unterſchieden wird.

Meſten, und doch Maſt.

Neher, von nahe.

Nehren, wovon doch Nahrung herkömmt.

Neen, davon kömmt Nahr.

Que-

Quelen, von Qual. Man merke hiebey, daß mäſten, nähen, nähren, und quälen ordentliche Zeitwörter ſind, und alſo keinen Grund zur Veränderung des Selbſtlauts in ſich haben.

Raht, conſilium, conſiliarius, rath, zu rathe halten. S. blecken.

Rechen, und doch Rache. S. quälen.

Scumen; da man doch ſaumſelig ſagt. Gleiche Bewandtniß hat es mit ſteupen und Staupenſchlag, ſteuben und Staub, theten und ich that, ſchelen und Schale, ſchmehen und Schmach, wegen und Wage, liegen, mentiri, und Lügen, u. a. m.

Seule, an deſſen ſtatt der gemeine Mann Saule ſpricht.

Seen, ſeminare, wovon Saat herkömmt.

Sihe, ecce, ſiehe vide, S. blecken.

Seltzam. Es iſt ohnſtreitig, daß dieſes Wort ſeinen Urſprung von ſelten und der Endung ſam hat.

Sant, z. E. Sant Paulus.

Teutſch. Hieraus ſieht man, daß der Verfaſſer die übrigen Schriften D. Luthers nicht zu Rathe gezogen hat. S. die Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig.

Tohr, porta, the Door; Thor, ſtultus. S. blecken.

War, verus, Wahr, merx, wider D. Luthers öftern Gebrauch.

Wirbel, z. E. an der Laute, Würbel, auf dem Kopfe. S. blecken.

Zier,

Zien, ſtannum, davon man doch verzinnet ſagt.

Die dritte Claſſe der Wörter, an welchen etwas zu erinnern iſt, machen diejenigen aus, in welchen etwas fehlt. Es fehlet aber 1) ein a, in bar, argent comtant, par, paire, couple, Schar, Maß. Wir ſetzen voraus, daß wir die Regeln, über welche man ſich hierinnen verglichen hat, nicht aufs neue beweiſen dürfen. 2) Ein e in Blůt (man müßte denn gar mit den Gärtnern ſagen: die Blut.) Claß, Tar, Ehr, Kam, cantharus, Nam, ligen, iacere, u. ſ. f. 3) Ein i in Pfu (Pfui.) 4) ein o in Los, ſors, und Schos, ſinus. 5) Ein h in Kot, kůne, wol, u. a. m. 6) Ein Buchſtabe, der doch im Stammworte oder in einem abgeleiteten Worte nicht angefochten, oder gar von der Ausſprache erfordert wird, z. E. kan, (können) ſamlen, (zuſammen) ſolt, (ſollen) gemiſt, (miſſen) gemůſt, (müſſen) Zizen, Spiz, bey welchem letztern Worte doch der Ort aus D. Luthers Ueberſetzung ein tz hat. 7) Ein ganzes Wortglied, z. E. Ruch, bracht; als welches ehemals in ſolchen Fällen für etwas ganz gleichgültiges gehalten ward. Dieſen letztern Fehler würden wir alſo dem Verfaſſer völlig vergeben; wenn er ihn nicht auch in ſolchen Fällen begangen hätte, wo er einen ganz andern Verſtand hervorbringt. Zum Beweiſe deſſen ſchreibt er letzen, anſtatt verletzen; da jenes doch ehemals ein ganz gewöhnliches Wort war, welches man von den Freundſchaftsbezeigungen beym Abſchiede brauchte.

Die pierte Claſſe, von den Wörtern, in welchen etwas zuviel iſt, würde eben ſo weitläuftig werden, als

als die andern; wenn wir nichts weglaſſen wollten, was hieher gezogen werden könnte. Weil wir aber, durch allzuviele Wiederholung von einerley Sache in verſchiedenen Fällen, den Leſer nur ermüden würden; ſo können zu unſerm Zwecke ein paar Exempel genug ſeyn. Der Verfaſſer unterſcheidet ſorgfältig das Wort alß, cum, von als, ſicut. Hier ſind wir genöthigt, die Widerlegung zu wiederholen, welche wir bey dem Unterſcheide der Wörter bleken und blöken gebraucht haben; daß nämlich der bloße Unterſcheid im Gebrauche noch kein hinlänglicher Grund zum Unterſcheide im Schreiben ſey. Sollte dieſes jemanden ungegründet ſcheinen; ſo fragen wir, wie er da cum, und da, ibi, unterſcheiden wolle? Antwortet er: durch den Zuſammenhang der Rede; ſo muß er geſtatten, daß wir uns dieſer Antwort auch bedienen: Oder wir werden ihn gar bitten, daß er uns die unterſchiedene Rechtſchreibung des ſpaniſchen Reiters lehren ſoll, wenn es eine Art von Befeſtigung, und wenn es einen Spanier zu Pferde bedeutet. Nach allem Streiten wird es doch endlich dahinaus kommen müſſen, daß in alß ein ſ zuviel ſey. Mit Beihel für Beil haben wir nicht Urſache, uns aufzuhalten. Beſcheeren, tondere, befiehlt die Ausſprache mit beſcheren, donare, zu verwechſeln; wo man nicht gar in beyden Wörtern nur ein e annehmen will. Man wird ſich auch wundern, wo in Fraaß, helluo, zwey a herkommen, da doch der Verfaſſer in Schaar Paar, u. ſ. f. ſo haushältig geweſen, daß er ihnen nur eines erlaubt hat: wo in Küchen, culina, das n ſeinen Grund hat, da er doch Balck, trabes, ſchreibt; und uns ſolchergeſtalt noch vielleicht gar bereden will,

der Balk, des Balks, dem Balke, u. ſ. f. für Balkens u. ſ. w. zu ſagen: und warum er regieren ſchreibt, da er doch nicht einmal dem Worte ligen, jacere, den Doppellaut hat gönnen wollen.

Doch, bey dem allen verdient er noch ſein Lob. Die Sprachverſtändigen haben angenommen, daß man die Endung bar, z. E. dankbar, ohne h ſchreiben ſoll. Denn einmal iſt es gewiß, daß das h in ſolchen Fällen ein Zeichen eines langen Wortglieds iſt, oder doch dafür gehalten wird; und daß ein ganz langes Wortglied nicht leicht ganz kurz gemacht wird; welches doch mit dieſem bar z. E. in Dankbarkeit, geſchehen müßte. Dieſe Endung nun ſchreibt der Verfaſſer auch ohne h. Bis, usque, hat mit Biß morſus, gar keine Verwandtſchaft, und wird alſo billig nur mit einem ſ geſchrieben, indem es auch ſo noch kurz bleibt. Hier ſchreibt der Verfaſſer auch bis. In dem Worte Partey verwerfen wir das h; weil es kein Recht auf ſolches aufzuweiſen hat. Dieſes thut der Verfaſſer auch. Und eben ſo gründlich unterſcheidet er Tod und todt, Thon und Ton, u. ſ. f. Wir würden dieſes übergangen haben, wenn wir nicht der deutſchen Rechtſchreibung dieſen Dienſt ſchuldig zu ſeyn geglaubt hätten, daß wir hiermit zeigten, ſie habe in vielen Stücken auch ſchon den Beyfall der alten Zeiten. Denn es finden ſich Leute, die zwar lange darüber ſtreiten können, ob man hier und da tum oder tunc, cum oder quum leſen müſſe; aber doch, wenn von der deutſchen Rechtſchreibung die Rede iſt, alle auf ſolche gewandten Fleiß für Thorheit, und alle hieher gehörende Anmerkungen für nichtswürdige Grillen halten; und dieſes zuweilen bloß darum, weil ſie es für lauter

neuge-

neugebackene Arbeit ansehen. In Ansehung derer ist es also gut, daß man sich auf das Alterthum berufen, und nach Gelegenheit ihnen dabey aus dem Ende der girbertischen Vorrede die Worte vorlesen kann: Zum Beschlusse merke dieß: Rein, zierlich, und schön schreiben, ist zwar etwas; aber nicht gnug: Es muß auch orthographice und recht geschrieben werden, und gehab dich wohl!

XI.

Neue Sachen so zur deutschen Sprache, Poesie, und Beredsamkeit gehören.

I.

Des Freyherrn von Canitz satirische und sämmtliche übrige Gedichte, nach Herrn Königs Lesarten, auch mit desselben abgekürzten historischen Erklärungen, sammt einer Vorrede von der Dichtart des Verfassers, und den Quellen des Vergnügens, das aus seinen Gedichten fließet, Zürich, in Verl. Hans Ulrich Dänzlers 1737. Diese neue Auflage der canitzischen Gedichte ist uns itzo allererst zu Gesichte gekommen. Sie ist ohne Zweifel in der Schweiz darum gemachet worden, weil die andere berlinische oder hiesige Auflage ihnen zu theuer geschienen. Daher hat man die canitzischen Gedichte wiederum ins kleine gebracht, und sie ohne alle überflüssige Zusätze, sauber und auf schönem Papiere abdrucken lassen; so daß sie ohne die Vorrede nicht mehr als 136 Seiten betragen. Man hat aber auch die innere Abtheilung geändert, und

den satirischen Gedichten des Herrn von Canitz, als den meisten und besten, den ersten Platz, den geistlichen aber fast den letzten eingeräumet: welches auch in der That nicht übel gethan wäre; wenn nur nicht die so genannten ungleichen und possirlichen Gedichte noch hinten nachkämen. Sonst sind auch von p. 52 bis 63 viele zu den satirischen Gedichten gerechnet worden, die sich besser zu den sogenannten ungleichen geschicket hätten. Die Vorrede verspricht viel, wann sie nur in solcher Kürze, auch alles hätte halten können. Wir merken nur daraus die Verbesserung an, die ein schweizerischer Bentley zu Vertheidigung des guten Geschmackes, an dem Herrn von Canitz, mit dem Verse aus der Satire von der Poesie

Wo sieht man Hofmanns Brunn, und Lohnsteins Ströme fließen

vorgenommen, indem er denselben so gelesen haben will:

Wo sieht man Rachels Brunn, und Flemmings Ströme fließen?

Dieser Aenderung, giebt der ungenannte Herausgeber selbst Beyfall; und beschließt die Vorrede mit einer Satire auf die prächtigen Ausgaben der Poeten. Es wäre zu wünschen, daß diese bequeme Ausgabe auch in Deutschland häufiger zu haben wäre: Weil so dann Canitz, des wohlfeilen Preises wegen, noch in mehrere Hände kommen und fleißiger gelesen werden könnte; worüber sich aber die beyden Verleger mit einander verstehen müßten.

II. Joh. Jac. Breitingers critische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse, mit Beyspielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Scribenten erläutert. Durch Joh. Jac. Bodmer besorget und zum Drucke befördert. Zürich, verlegts Conrad Orell und Comp. 1740. 8. 506 Seiten, ohne Vorr. und Reg. Hiervon soll in dem nächsten Stücke mehr Nachricht gegeben werden.

III. Triumph der Weltweisheit nach Art des französischen Sieges der Beredsamkeit, der Frau von Gomez, nebst einem Anhange dreyer Reden von L. A. V. Gottschedinn, geb. Kulmus. Leipz. bey B. Chr. Breitkopf. 1739. in 8. 239 Seiten stark, ohne die Vorr. Auch hiervon soll nächstens ausführl. gehandelt werden.

IV. Alzire oder die Americaner aus dem Französischen des Hrn. von Voltaire übersetzt. Hamb. bey Felg. Wittwe und Sohn 1739. 8. Dieß ist nun schon die andere Uebersetzung dieses Trauerspiels. Wir vermuthen noch eine dritte; und alsdann würde es nicht ohne Nutzen seyn, diese verschiedenen Arbeiten mit einander zu vergleichen. Indessen ist es nicht rathsam, diejenigen Dichter, so sich auf diese Art der Dichtkunst legen, mit gar zu scharfen Censuren abzuschrecken, ehe wir deren einen Ueberfluß in Deutschland haben. Wir enthalten uns also billig bey dieser Alzire diejenigen Erinnerungen zu machen, die sich sonst gar leicht machen ließen, wenn man nach der Schärfe damit verfahren wollte. Wir wünschen vielmehr, daß der Hr. Uebersetzer uns auch die übrigen Stücke, die er schon übersetzt hat, mit einander ans Licht stellen möge.

V. Die Begebenheiten des Telemachs auf der Insel der Göttinn Calypso, in einer Tragödie vorgestellet. Leipz. und Liegnitz verlegts Dav. Siegert 1740. 8. Dieses ist ein theatralisches Ungeheuer, welches weder eine Comödie, noch ein Trauerspiel, noch eine Oper heißen kann; aber von allem etwas an sich hat. Man sieht daraus, worauf die Poeten ohne Kenntniß der theatralischen Regeln verfallen können; welcher Fehler itzo gar keine Entschuldigung mehr verdient, nachdem wir des Abts von Aubignac Werk davon in deutscher Sprache lesen können. Vielleicht reden wir künftig weitläuftiger davon.

VI. Lob und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld, nachdem selbiger vor hundert Jahren in Danzig Todes verblichen, zur Erneuerung seines Andenkens im Jahre 1739 den 20 Aug. auf der philosophischen Catheder zu Leipzig gehalten, von Joh. Christoph Gottscheden P. P. O. Leipz. bey B. Chr. Breitkopfen 1739 in groß 8. nebst Opitzens Kupferbilde.

VII. Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundner und ungebundner Schreibart, der dritte Theil. Leipz. verlegts B. Chr. Breitkopf 1739. 2 Alphab. in 8.

VIII. Der Zuschauer. Aus dem Englischen übersetzt in groß Octav. Davon wird wöchentlich in Leipzig bey Bernh. Chr. Breitkopf ein ganzer Bogen ausgegeben, welcher auch an vielen andern Orten, sonderlich aber in Berlin, Breßlau, Dreßden, Görlitz, Danzig, Königsberg, Jena, Halle, Hamburg, Lübeck, Magdeburg, auch in der Schweiz zu Bern und Zürch in de-

nen

nen Buchläden, theils wöchentlich, theils monatlich auf gleiche Weiſe zu bekommen iſt. Alle halbe Jahre wird ein Theil geſchloſſen, und jederzeit ein Regiſter der vornehmſten Sachen beygefüget. Bis Weihnachten ſind alſo zwey Theile complet, und wird bis zu Ende dieſes Werks, continuirt werden.

IX. Sammlung verſchiedener und auserleſener Oden, zu welchen von den berühmteſten Meiſtern in der Muſik, eigene Melodeyen verfertiget worden, beſorgt und herausgegeben, von einem Liebhaber der Muſik und Poeſie. II Theile. Dieſe ſchöne Sammlung artiger Lieder iſt nunmehro in hieſigem Gleditſchiſchen Verlage, und wird ferner fortgeſetzet werden.

Unter der Preſſe ſind.

I. Hrn. D. Trillers Fabeln.

II. Hrn. Lic. Brockes Ueberſetzung von Popens moraliſch-ſatiriſcher Betrachtung des Menſchen.

Innhalt dieſes 22ſten Stücks.

I. Johann Jacob Bruckers Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung von Johannis Stobäi Sammlung auserleſner zur Naturlehre gehöriger Lehrſtücke . . p. 171.

II. Vorſchlag einiger Regeln zur Ausſprache der deutſchen Selbſtlaute in Anſehung ihrer Länge und Kürze. . . . 198.

III. Officia M. Tullii Ciceronis auf Begehren Herrn Johannſen von Schwarzenberg verdeutſchet und 1532 in Druck gegeben. . . 212.

IV. P. Martini Entwurf, wie die deutſchen Nomina Subſtantiva ſammt den fremden, welche wir nach der deutſchen Art decliniren, in vier gewiſſe, und gnugſam von einander unterſchiedene Declinationes vertheilet werden können. 246.

V. Singularia aus dem deutſchen Valerio Maxim. 256.

VI. Nachrichten von Tolands Hiſtorie der Druiden. . . . 267.

VII. Betrachtungen über die Beredſamkeit und über den Redner. . . 281.

VIII. Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen. Imgleichen Neue Fabeln, oder moraliſche Gedichte. . . 299

IX. Des A. Perſius Flaccus Satiren aus dem Lat. überſetzt. . . 310.

X. Deutſche Orthographie aus der H. Bibel 334.

XI. Nachricht von neuen hieher gehörigen Schriften. . . 347.

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

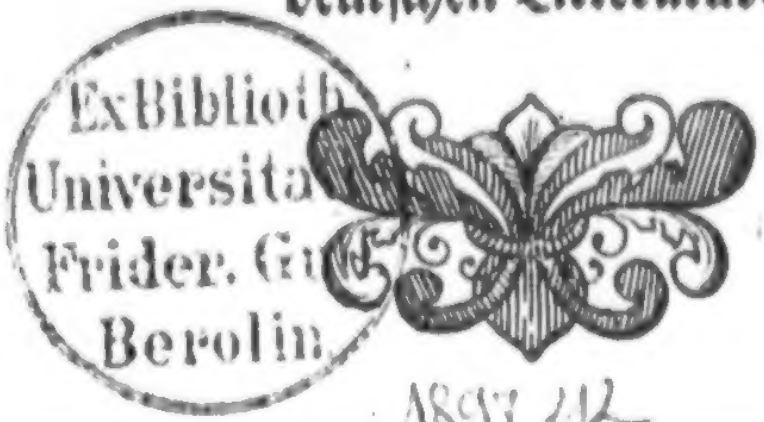

18977 212

Drey und zwanzigſtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1740.

I.

Anonymus

De Orthographia Germanica, ac potius Sueviça 1556.

Dieſer ungenannte Schriftſteller iſt der berühmte Hieronymus Wolf, welcher damals, als dieſe kurze Schrift herauskam, zu Augſpurg die Stelle eines Profeſſors beyder gelehrten Sprachen, und eines Bibliothecarii verwaltete. *) Als er in dieſer weltbekannten Reichsſtadt zu dieſem Amte angenommen worden, hatte man die Abſicht, durch dieſen großen Sprachkünſtler das daſelbſt blühende Gymnaſium in gröſſere Vollkommenheit zuſetzen. **) Wolf ſelbſt, wie er eine große Einſicht in

*) Man kann hievon in der voriges Jahr herausgekommenen Synopſi hiſtoriæ vitæ Hieronymi Wolfii ab ipſo ſcriptæ Aug. Vind. 1739. 4. ausführlichen Bericht finden.

**) Ein mehreres hievon iſt aus des gelehrten Augſpurgiſchen Rectoris und Bibliothecarii, Herrn Philipp Jacob Cropſii hiſtoriſchen Nachricht von dem Gymnaſio zu Augſpurg zu erſehen.

die Sprachwiſſenſchaft beſaß, ſetzte ſich große Dinge vor, veränderte die ganze Lehrart, welche vor ihm Xyſtus Birk, oder Betulejus, eingeführt, und nicht ohne Nutzen gebraucht hatte: und damit er ſeine Schüler, die ihn ſelbſt hören würden, zu akademiſchen Vorleſungen zubereiten möchte, führte er Joan. Rivii Werk, de tribus dicendi artibus, Grammatica, Rhetorica, Dialectica ein, veränderte es nach den Umſtänden der ihm beliebten und vom Scholarchat gutgeheißenen Lehrart, und ließ es aufs neue drucken, ſetzte überall ſeine Anmerkungen hinzu, und fügte einen Abriß der neuen Lehrart bey: welcher ſo wohl zu verſchiedenen malen in Augſpurg heraus gekommen, als auch der zu Thorn 1580. 4. in drey Bänden ans Licht geſtellten Sammlung der Schulordnungen einverleibt worden iſt. In dieſem Rivianiſch- und Wolfiſchen Werke nimmt nun gegenwärtige Abhandlung eine Stelle ein, in welcher die wenigen Sätzen Rivii von Wolfen mit ausführlichen Anmerkungen erläutert und aufs deutſche gezogen worden ſind. Weil nun dieſer große Mann, der ſeiner Zeit in der Critik wenige ſeines gleichen hatte, ſich einen großen Namen erworben; dieſe kurze Abhandlung aber dem Zuſtande der deutſchen Sprache, zumal in den Provinzen von Oberdeutſchland, im ſiebzehnden Jahrhunderte ein Licht giebt: ſo hoffen wir nicht übel zu thun, wann wir, da ſie aus den Händen und Augen der meiſten Gelehrten verſchwunden, einen kurzen Auszug davon geben.

Den Anfang macht eine poetiſche Ueberſchrift Pauli Schedii Meliſſi, auf die üble Schreibart unter dem gemeinen Volke in Deutſchland, welche hier verdienet geleſen zu werden. Sie lautet alſo:

In

In labyrintheas male quem ſemel error adegit
Ambages, hoc plus implicat illud iter.
Quo gradiens tendit longinquius, haud ſecus ille
Mos malus aſſuetas pergit inire vias.
Vulgus Teutonicæ germana vocabula linguæ
Corrumpit miſeris exitiale modis.
Judiciumne ferat rudis arte typographus unus?
Scriba vel indoctus, vel ſine mente Midas?
Dí melius! recta juſſæ rationis amuſſi
Lex orthographiæ nititur æqua meæ.
Nil volo deficiat, volo nil, ſtudioſe, redundet,
Quæ cavet hoc, parili norma tenore bona eſt.

Nach einer kurzen, zu dieſer Abhandlung eben nicht ſonderlich nöthigen Erklärung, was die freyen Künſte, und die Philoſophie ſeyn; wie dieſe abgetheilt werde; in wie weit die ſo genannten vier Facultäten darzu gehören; warum man die freyen Künſte alſo nenne, da man ſie doch um Lohn lehret; wie ſie abgetheilt werden, und warum die Sprachkunſt eine der vornehmſten ſey; kömmt der Verfaſſer endlich auf die Rechtſchreibung, und erinnert gleich anfangs: daß er erſt in ſeinem Alter etwas genauer auf dieſe Sache acht gegeben, da er beobachtet, daß der meiſte Theil die heilſame Lehre Quintilians *) nicht in acht nehme, daß man alſo ſchreiben ſolle, wie man die Worte ausſpricht. Dann obgleich faſt allé vier Meilen eine neue Mund-

*) l. I. c. 12. Ego ſic ſcribendum quidque judico, quomodo ſonat, hic enim eſt vſus literarum, vt cuſtodiant voces, & velut depoſitum reddant legentibus; itaque id exprimere debent, quod dicturi ſumus.

art (Dialectus) in Deutschland anzutreffen sey, so gebe es doch eine allgemeine deutsche Sprachart, welche die beste Art zu reden auslist, und sich im Schreiben darnach richtet, dergleichen sonderlich an dem kaiserlichen Hofe gefunden werde: Dahingegen das gemeine Volk (das ist unerfahrne Leute, die aus ihrer Vaterstadt niemals gekommen) unrichtig ausspreche, mancherley unnöthige Buchstaben hinein flicke, und sonderlich bald da, bald dort die Buchstaben b, c, e, h, n, m, t, ohne Noth und Geschick hinzu setze, z. E. emd, für und; kundt, für kund; Eher, für Aehre u. s. w. Dergleichen Exempel führt er mit an, und beschwert sich sonderlich über das y, das ja im Aussprechen nicht gehöret wird, und daher billig den Griechen, Franzosen und Schweizern allein gelassen werden sollte. Er räth derowegen, daß die Lehrmeister gleich in der ersten Blüte der Jahre die Jugend zu einer gründlichen Rechtschreibung anführen, und dahin angewöhnen sollten, so wohl diese aus der verderbten Aussprache entstandene Falschschreibungen zu vermeiden, als auch die Wörter deutlich und ohne die zur Verstümmelung Anlaß gebenden Züge und Verkürzungen zu schreiben; damit nicht die Deutlichkeit und leichte Art zu lesen, woran so viel gelegen wäre, zu grunde gehen möchte. Dahin gehörten auch alle Absätze und Unterscheidungszeichen u. d. g. Doch wollte er es niemanden wehren, wenn er seiner Mundart im Schreiben folgen wolle, z. E. wenn ein Schweizer, Kilch, ein Sachse, Kirche, ein Niederländer Kerke, schreiben wolle; nur solle man die groben niedrigen Arten der Aussprache vermeiden, und z. E. ein Allgöwer für Memmingen nicht Meaminge, ein Nürnberger für

Jacob-

Jacobin nicht Geuckala, ein Schwabe für oberſt und underſt nicht obergeſt, undergeſt, ein Würtenberger, für weh! nicht auwai, ſchreiben. Und da wir in verſchiedenen Provinzen Deutſchlandes bey acht und ſiebenzig doppellaute hätten, und faſt eben ſo viele beſondere Tone der Selbſtlaute: ſo ſollte man die übel lautenden vermeiden, um dadurch die Sprache nicht unanſtändig und ſchwer zu machen.

Hierauf gehet er auf die Betrachtung der Buchſtaben fort, wo er bemerket, daß Petrus Ramus den Unterſchied unter und i und j, und unter u und v, ſo ferne jenes ein ſelbſtlautender, dieſes ein mitlautender Buchſtabe iſt, zu erſt eingeführt habe. Bey den Doppellauten merke er an, daß ein Theil derſelbigen die deutſche Sprache ſehr übellautend gemachet haben. Die meiſten gehet er alſo durch:

von a, kommt ae, als Mann, Männer.

ai, iſt ein Schwäbiſcher Doppellaut, den aber einige wie ei, andere wie ea ausſprechen, z. E. ainer, einer, eaner. Au wird bisweilen mit Hinwegnehmung des a gebraucht, z. E. uß für aus. Einige in Schwaben verwandeln ihn in ein dunkeles a, das mit halbgeſchloßnem Munde ausgeſprochen wird; die Franken in ein helles langgedehntes a, die Schweizer in oug.

ea, iſt ein Schwäbiſcher Doppellaut, mear für mehr.

ei, wird von den Schweizern in i verwandelt, z. E. min, din, für mein, dein.

eor iſt ein Bayriſcher Doppellaut, feer, ſtatt feur.

eu, wird von den Schwaben in ui verwandelt, uich, für euch. Die Schweizer brauchen dafür das y, oder ü, üch, ych. Viele vermiſchen unrichtig eu, und ei, dann ein anders iſt heilen, ein anders heulen.

Jod wird von einigen Franken unrecht mit dem g verwechſelt, z. G. Gar, anſtatt Jahr.

Je, wird in dieſer und dier, für dieſer und dir unrecht gebracht, und von den Sachſen unrichtig in e verwandelt, ter, für Thier.

Jo iſt kein Doppellaut, ſondern eine Sylbe, die aber in Schwaben und Bayern für Ja, etwas hart gebraucht wird. So iſt auch Ju, mehr eine Sylbe, e. g. Jud.

Oa, oder ao iſt ein übellautender Schwäbiſcher Doppellaut.

Oe, wird gebraucht, wann das o in ein e ſoll verwandelt werden. Z. E. Zoll, Zölle, Tod, tödten.

Oi brauchen einige für ai oder ei, Oimer für Eimer, oder Aimer.

Ou iſt ein ſchweizeriſcher Doppellaut, ouch, für auch.

Va iſt kein Doppellaut, ſondern eine Sylbe, und ſo viel, als das digamma Aeolicum. Es ſollte aber kein v vor einen andern Mitlaut oder Doppellaut geſetzt werden, z. E. nicht Vleiß, vein, ſondern Fleiß, fein.

Ua, iſt an einigen Orten in Schwaben üblich, z. E. Nua, nein.

Ue, wird auch in Oberſchwaben und Bayern für u gebraucht, z. E. Muetter, für Mutter.

Ui, iſt ein ſchwäbiſcher Doppellaut, uich, für euch.

Vo iſt eine Sylbe, vor.

Uu, kömmt nicht vor, als wo man das w ſonſt ausdrücken will.

Von den Selbſt- und Doppellauten gehet er auf die mitlautenden Buchſtaben, welche auch oft unrichtig mit einander vermiſchet werden. Er bemerkt, zwiſchen b und p, und zwiſchen d und t werde ein ſchlechter

ter Unterſchied zu finden ſeyn; nur daß man b vor l, r, und e; p, aber vor den übrigen Buchſtaben lieber zu ſetzen pflege.

C kann im Anfange deutſcher Wörter nicht geſetzet werden: wann es ein h bekömmt, ändert es ſeine Natur und ſeinen Ton. Vor dem z wird es unrichtig geſetzt, z. E. jeczund, für jetzund.

D iſt nicht nöthig überall vor das t zuſetzen, z. E. Todt, für Tod, wann es nicht eine Zuſammenziehung und Verkürzung des Worts iſt, z. E. verwundt, für verwundet.

F kann verdoppelt werden, wann etwas ſchärfer ausgeſprochen wird, z. E. hoffen, das anders lautet, als Hof, Hofmann.

G wird nicht recht vor k geſetzet, vor welchem ein e ſtehen ſoll. Z. E. gedencken, nicht aber gedengken. Doch könnte auch das e wegbleiben. Der Buchſtabe g wird nicht wohl bey der vergangenen Zeit der Zeitwörter weggeworfen, z. E. than, für gethan.

H, ob dieſer Hauch auch richtig bey den mitlautenden Buchſtaben ſtehen könne, meynt er, ſey noch nicht ausgemacht.

K leidet kein h hinter ſich, z. E. nicht henckhen für henken.

L wird verdoppelt, zum Unterſcheide des langen a, z. E. all, Aal.

M wird ohne Noth manchmal verdoppelt, z. E. nemmen für nehmen. Es lautet auch nicht wohl vor c, d, f, n, q, v.

N wird eben ſo gebraucht, und unrichtig in der Endung des unbeſtimmten Zeitworts geſetzt. Z. E. ſchreibenn für ſchreiben.

P liebt oft ein f nach ſich in der deutſchen Sprache,

z. E. Pfaff, papa, Pfingſten, pentecoſte; ſonſt wird es mit einem Hauche, und wann ein kurz a vorher gehet, doppelt geſchrieben.

Q iſt ein lateiniſcher Buchſtabe, z. E. Quart, Quatember. Doch ſagt man auch bequem.

R wird oft zum Unterſchiede verdoppelt, z. E. Farren, fahren. Der griechiſche Hauch bleibt nach dem R im Deutſchen weg.

S, wann es bey einem Mittellaute ſtehet, muß nicht ziſchen. Es ſtehet bey b, c, f, p, q, t, u, und nach i, au, o: das u wird bisweilen nach dem s, wie nach dem q nicht gehöret; wenigſtens ſprachen es die Alten alſo aus. Es behält auch ſeinen Ton, wann es vor oder nach Selbſt- und Doppellauten geſetzet wird. Viel ſ beyſammen müſſen vermieden werden.

T wird oft mit einem h geſchrieben, wo es ohne Hauch ausgeſprochen wird, z. E. unterthänig, da man doch nur untertänig ausſpricht: alſo auch tum wo thum geſchrieben wird.

U ſtehet oft für i, z. E. fürſichtig, für firſichtig; wird mit zwey Puncten gebraucht, wann es in abgeleiteten Worten ſtehet, z. E. dumm, dümmer.

W iſt ein deutſcher Buchſtabe.

X ſtehet bisweilen für chts, nix für nichts.

So weit gehen Wolfs Anmerkungen. So gründlich ſie guten Theils ſind, ſo wenig iſt dieſer ſonſt gelehrte Mann, wie wir aus der Erfahrung und Einſicht verſchiedener geſchriebenen Dinge von ihm angemerket, ſelbſt dabey geblieben. Das meiſte ſcheinet er der ſchwäbiſchen und oberrheiniſchen Mundarten wegen angemerkt zuhaben, das aber noch das wenigſte davon erſchöpft hat, aber deſto mehr ausführ-

lich

lich beteachtet zu werden verdienete; weil, wie wir ſchon an einem andern Orte erinnert, die alten oberdeutſchen Scribenten ſich nach der Mundart ihres Landes in der Rechtſchreibung gerichtet haben.

II.

Eine hübſche hiſtory von Lucius apulejus in geſtalt eins eſels verwandelt vnd verkert ward, und lenger wann ein gäntzes jar darin pleybe.

Es iſt dieſes eine ſehr ſelene deutſche Ueberſetzung von der bekannten Verwandlung Lucii in einen Eſel, welche Lucius aus Patris, einer achaiſchen Stadt, gebürtig, in ſeinen nunmehro verlornen Verwandlungs-Büchern, welche noch Photius *) geleſen, erſt erfunden; ſodann Lucianus weiter beſchrieben, **) und endlich Apulejus (dem davon der Name Lucius unrichtig beygeleget worden) in einen ſinnreichen Roman, oder ſo genannte fabulam Mileſiam eingekleidet hat. ***) Was für eine Abſicht dieſe drey Scribenten damit gehabt, und ob Lucius geglaubt, daß es ſolche Verwandlungen gegeben, ob Lucianus damit der ganzen Welt ſpotten, und Apulejus die Zauberey, Betrügerey und Gaukelſpiele der heydniſchen Pfaffen darinnen durchziehen wollen; davon iſt dieſes Orts

*) Cod. CXXXIX. p. 165. edit. Hoeſchel.

**) In Lucio ſive Aſino, Tom. III. p. 338. ſq. der baſeliſchen T. II. p. 76. ſeqq. der neueſten amſterdamer Ausgabe.

***) Man nennet daher dieſen Roman, Apuleji güldnen Eſel, ſeiner Vortrefflichkeit und Gelehrſamkeit wegen, vid. FABRIC. Bibl. Lat. T. I. p. 514. ſeqq. T. III p. 33. ſeqq.

Orts nicht zu handeln, ſondern muß in einer critiſchen Hiſtorie der alten Liebes-Scribenten, wohin eigentlich dieſe Fabel gehöret, †) unterſuchet werden. Nur iſt hier anzumerken, daß der Verfaſſer gegenwärtiger Ueberſetzung Lucium Patrenſem mit Lucio Apulejo vermiſchet, weil dieſer jenes; oder vielmehr Luciani Erfindung und Ausarbeitung zum Stoffe ſeines Zauberer-Romans geleget hat. Dann obgleich Apulejus vorgiebt, daß er ſelbſt in einen Eſel verwandelt worden, ſo hat er doch dieſes nur von jenem entlehnt: und der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung erinnert ſelbſt, daß dieß wunderſame Gedichte von Luciano **einem aller elzten Poeten gemacht, und von Poggio von Florenz von Kriechiſchen Zungen zu Latein bracht und transferirt worden ſeye.** Es iſt dieſe Ueberſetzung dieſer Lucianiſchen Fabel **getruckt zu Straßburg auf ſant Pauls Bekerung tag durch Johannem Knoblouch im iar do man zalt tuſent fünf hundert vnd jjjjj. 4.** *) Der Verfaſſer hat ſich am Ende der Schrift nach Gewohnheit ſeiner Zeiten genennet, und angezeigt, daß er Niclas von Wil heiße. Wer er geweſen, iſt mir unbekannt, aus der Vorrede aber zu erſehen, daß, als er ſich im Elende aufhalten müſſen, er zum Zeitvertreibe dieſe Arbeit übernommen habe. Denn er ſchreibt: **Als ich aber negſt ein zeit in dem ellend geweſen bin, müßig aller arbeit,**

†) Conf. FABRICIVS Bibl. Græc. Vol. VI. p. 828.

*) Es befindet ſich dieſes ſeltene Buch auf dem Büchersaale der Reichsſtadt Augſpurg, in einem Bande, welcher noch mehr alte ſeltne deutſche Schriften vom Anfange des XVI. Jahrhunderts enthält, vid. El. ETTINGERI Cat. Bibl. Aug p. 818. 819.

arbeit, ane des gemietes, kam mir zehanden dasselb gedicht Luciani obgemelt. Vnd dieweil ich aber dozumal aller meiner andern bücher daselbs mangel het, viel mir in mein gemiet besser und reger seyn, das ich zu vertreibung schwerer gedanken und fantaseyen dieses gedicht zu teutsch transferiret. Er beruft sich dabey auf eine Stelle Augustini, der ihm Gelegenheit giebt, weitläuftig von dem Verstande dieser und dergleichen zu reden; da er behauptet, und mit Exempeln beweisen will, daß es möglich sey, daß sich Menschen eine Zeitlang in unvernünftige Thiere verwandeln können: wiewohl er glaubt, daß der Mensch dem Körper nach liegen bleiben, und dennoch sein Geist in solcher Viehesgestalt etwas abwesend verrichten könne; auch endlich geneigt scheinet, dafür zu halten, daß Lucianus in sittlichem Verstande die Thorheit der Verliebten habe abschildern wollen. Außer dieser Vorrede, welche an einen gnädigen Herrn, den er aber nicht nennet, gerichtet ist, ist noch eine andere in Reimen vorgesetzet. Wir wollen sie zur Ergetzung des Lesers, als eine Probe des poetischen Geschmacks damaliger Zeiten ganz hersetzen. Sie lautet also:

Wer ein guter meister wesen wil,
Der sol im fürsetzen das Zil
Das er ziehe den guten schulen nach
Vnd der hochen meister lere empfach,
So mag er weißheit wol geleren,
Zu was aber denn er sich thun will kehren.
Dem geit er gut fundament,
Vnd wird ein guter meister genennt

Als dieſer meiſter iſt geweſen,
Von dem das Biechlin wird geleſen.
Meiſter Poggens was er genannt,
Zu Bolonia was er wol bekant,
Der het ſich gar wole betracht
Das er diß Büchlein von dem eſel het gemacht,
Vnd zu melden den eſeln allen,
Wo ein eſel vor ſey gefallen,
Das die andern mit kommen dar,
Vnd dieſer lere nement war,
Vnd kein weiplich bild nit laſſen anreißen,
Das er kein hauseſel werd geheiſſen,
So wirt er nit geſchlagen mit der rut,
Die leib vnd ſel verdament thut.
Aber welch frow ein eſel hat,
Vnd ir begirt darzu ſtat.
Das ſy ye eim nach wil iagen,
Der für ſie ſorg ſol tragen,
Wie von alten iſt kommen her,
Do ſeynd hie ynne ſóliche ler,
Wie man hauseſel halten ſol
Zu beyden ſeyten ſparen wol.
Mit ſtreichen behalten yn irer hut
So macht ſy den tregen eſel gut.
Als mir meine frowe hat getan,
Gott wel ir geben den rechten lon.
Wann ſchwere bürdin Kindin fügen das,
Das der eſel nymmer bird loß.
Vnd nym dis büchlein eben war,
Es lert dich die abenteure gar.
Als es dieſer meiſter hat gedicht,
Mit rechter warheit zugericht

Vnd

Vnd mit weiser lere hat geben rat
Gott behütte uns alle vor messetat. Amen.

Bey nahe sollte man aus dieser selzamen Vorrede muthmaßen, daß dieser Niclas von Wil um seiner Frauen willen das Elend bauen und den Wanderstab habe ergreifen müssen. Es hat aber dieser Uebersetzer sich an Poggii Uebersetzung gehalten, und dieselbige, wie ich aus der Gegeneinanderhaltung beobachtet, sehr genau, auch nach der Art seiner in unserer Sprache noch rauhen Zeiten, ziemlich wohl und glücklich ausgedrücket, daher sie auch an den meisten Orten mit dem griechischen Texte wohl übereinkömmt. Nur findet sich auch hier der Fehler, den man in den meisten deutschen Uebersetzungen des funfzehenten, und Anfangs des sechzehenten Jahrhunderts beobachtet, daß er sich zu genau an das lateinische gehalten, und die eigenen und besondern Redensarten der Lateiner auch im Deutschen ausgedrücket; zumal aber die Participia wider die Natur unserer Sprache auszudrücken versuchet hat, welches ihn manchesmal unverständlich und undeutsch machet. So braucht er auch alle die alten nunmehro abgekommenen Wörter, welche man in dem XV. Jahrhunderte in den Scribenten des Oberdeutschlandes findet, deren wir eine gute Anzahl anführen könnten, wo es nöthig wäre. Er hat auch die Gewohnheit der Oberrheinischen Scribenten, daß er seine elsaßische Mundart überall mit einmischet: Wovon wir aber der Kürze wegen keine Probe anführen mögen, nachdem aus einigen bisher angeführten Exempeln deutscher alter Uebersetzungen, so in diesen oberrheinischen und schwäbischen Ländern gemacht worden, diese Art und Gewohnheit der Schriftsteller schon bekannt ist.

III.

III.

Das Gantz Neüw teſtament, recht grüntlich teutſcht. Mit gar gelerten vnd

richtigen vorreden, vnd der ſchwereſten örteren kurtz, aber gut, außlegung. Ein gnugſam Regiſter, wo man die Epiſtlen vnd Evangelien des gantzen jars in diſem Teſtament finden ſol. Die außlendigen Wörtter auff vnſer teutſch angezeigt. Gedruckt durch Adam Petri zu Baſel. An. M. D. xxjjj. in 8. 845. Seiten, ohne die Vorreden und Regiſter.

Das in dieſem Jahre einfallende Gedächtniß der vor dreyhundert Jahren erfundenen edlen Buchdruckerkunſt veranlaſſet uns an dieſem Neuen Teſtamente, eines rechten Meiſterſtückes, aus dem erſten Jahrhunderte dieſer vortrefflichen Erfindung, zu erwähnen. Wir finden dieſes auch aus allerley Urſachen billig und nöthig. Denn erſtlich befinden wir, daß unter den geſchickten Buchdruckern des ſechszehnten Jahrhunderts auch der Name dieſes unſers **Adams Petri** mit aufbehalten worden; als der auch nur wegen dieſes ſeines Teſtaments für einen der gröſten und fleißigſten Künſtler ſeiner Zeit zu halten iſt. Es iſt nämlich ſelbiges nicht nur auf das ſchönſte und feſteſte Papier, nach der guten Gewohnheit damaliger Zeiten, gedruckt; ſondern auch die Schrift iſt ſo neu und ſcharf, die Druckerfarbe ſo ſchwarz, und die ganze Einrichtung ſo genau und fleißig veranſtaltet: daß unſre itzige Künſtler und Kenner geſtehen müſſen, daß man zu unſern Zeiten noch nichts ſchöners machen, oder von jemanden fordern könne.

Ferner

Ferner ist dieses einer der ersten Nachdrücke von des theuren Luthers verdollmetschtem neuen Testamente, welches zu Wittenberg 1522. zuerst ans Licht getreten. Denn ohngeachtet es weder auf dem Titel, noch bey den Vorreden den damals unter den eifrigen Papisten so verhaßten Namen dieses großen Mannes zeiget: so lehren es doch theils die Vorreden, theils die Verdeutschung des Textes selbst, wenn man sie mit den ersten Auflagen vergleichet, daß dem also sey. Es ist also selbiges gleich das Jahr darauf, da die erste Ausgabe Lutheri erschienen, in Basel wieder aufgelegt, und im Christmonate des 1523sten Jahres, wie am Ende steht, fertig worden. Wir haben eine andere Auflage bey der Hand, die in eben dem Jahre hier zu Leipzig bey **Nickel Schmydt**, wie vorne am Ende des Registers der Evangelien und Episteln erhellet, gleichfalls in klein Octav gedruckt worden, die zwar an Schönheit des Druckes und Papiers der Baseler Ausgabe gar nicht gleich kömmt; sonst aber in Ansehung des Textes völlig mit derselben übereinstimmet. Nur diesen Unterscheid merken wir an, daß in der Leipziger Auflage ein neu Titelblatt vor der Apostelgeschicht mit diesen Worten gesetzt ist: **Der Apostel Geschicht, clar verdeutscht, Aus der Translation Eraſ. von Roter. M. D. xxiij.** Auf der Baselischen aber steht nur: **Das ander teil des Evangelij Sant Lucas, von der Apostel Geschicht**; welches aber in der erstern auch mit eben so viel Worten, auf der nächstfolgenden Seite zu lesen ist. Ob nun auf der ersten Wittenbergischen Ausgabe Lutheri diese Worte, **Auß der Translation** ꝛc. auch stehen, das können wir nicht

sagen, da uns kein Exemplar davon aufzutreiben möglich gewesen. Folglich können wir auch nicht sagen, ob der baselische Herausgeber diese Worte mit Bedacht weggelassen; oder ob der Leipziger sie in gewissen Absichten für seinen Kopf hinzugesetzet hat. Sonst sind in der baselischen Auflage zwo Vorreden davon die erste anhebt: **Es wer wol recht und billich** ꝛc. die andre aber zur Ueberschrift hat: **Welche die rechten vnd elteſten Bücher des newen Teſtaments ſind.** Beyde stehen in der Leipziger Auflage nicht; es wäre denn, daß sie von unserm Exemplar, daran das Titelblatt fehlt, mit demselben verlohren gegangen. So viel ist aber gewiß, daß in beyden, so wie in allen ersten Auflagen Lutheri, der bekannte Spruch 1. Joh. 5. nicht anzutreffen ist; wie denn auch in beyden noch keine Abtheilung in Verse erscheinet, sondern nur wenn ganze Materien aus sind, gewisse größere Absatze, beobachtet worden. Das einzige ist in diesem Stücke noch anzumerken, daß nämlich in der baselischen Auflage, bey gewissen schweren Stellen Anmerkungen oder Glossen eingeschaltet sind. z. E. bey der erwähnten Stelle heißt der Text:

Diſer iſts, der do kompt, mit waſſer vñ blůt. Jeſus Chriſtus, nit mit waſſer allein, ſonder mit waſſer vnd blůt, Vnd der geiſt iſts, der do zeuget, das a) geiſt wahrheit iſt, Denn drey ſind die da zeugen, der geiſt, vnd das waſſer, vnd das blůt, vnd b) die drey ſind eins, So wir der menſchen zeugnis annemmen, Gottes zeugnis iſt gröſſer, ꝛc ꝛc.

Darauf folgen nun nach dem Ende des Absatzes die Glossen mit kleinerer Schrift:

a) (ge-

a)(geist ist warheit) wo der geist ist, da ist kein heuchlen, sonder es ist alles rechtschaffen vnd warhafftig mit im was er redt, thůt, lebt, wo nicht geist ist, da ist heuchley vnd lůgen.

b) (die drey sind eins) Das ist, wo eins ist, da ist auch das ander, denn Christus blůt, die tauffe, vnd der heilig geist bezeugen, bekennen, vnd predigen das Euangelion vor der welt, vnd in eins yeglichen gewissen, der do glaubt, Denn er fůlet, das er durchs wasser vnnd geist mit Christus blůt erworben, rechtfertig vnd selig wirt.

Ob nun diese Glossen auch aus D. Luthers erster Ausgabe genommen, oder in Basel erst dazu gekommen, das können wir aus obigen Ursachen gleichfalls nicht sagen: das sehen wir wohl, daß in der Leipziger Auflage dieselben nicht angetroffen werden.

Die dritte Ursache warum uns sonderlich diese Ausgabe des N. T. unsrer Absichten wegen, merkwürdig vorgekommen, ist das auf dem Titel schon angedeutete Verzeichniß der sogenannten ausländischen Wörter, die der Herausgeber auf NB. **sein teutsch** angezeigt. Man sollte zwar daraus, daß die Uebersetzung Lutheri heute zu Tage in ganz Deutschland gelesen und verstanden wird, fast schließen, daß sich dieser große Mann in Verdollmetschung heil. Schrift, auch zu seiner Zeit keiner Provinzialwörter, sondern lauter allgemein bekannter Wörter bedienet hätte, die in ganz Deutschland gäng und gäbe gewesen, und von jedermann verstanden werden. Aus diesem Verzeichnisse hergegen erhellet das Gegentheil. Wenn man auch die Entlegenheit der Oerter, nämlich Wittenbergs und Basels bedenket, so wird es niemanden Wunder nehmen,

daß damals in diesen sächsischen Landen viel andre Wörter im Schwange gegangen, als in der Schweiz und in Schwaben, oder im Elsaß. Vielmehr wird man sich wundern müssen, daß der Unterscheid beyder Mundarten nicht größer gewesen als gegenwärtiges Register anzeiget. Aus verschiedenen alten Uebersetzungen und Schriften, die zu damaliger Zeit zu Basel, Straßburg, Ulm und Augspurg herausgekommen, müssen wir in Gegeneinanderhaltung der damaligen meißnischen und sächsischen Schriften gestehen, daß der Unterscheid beyder Mundarten damals weit geringer gewesen als er heute zu Tage ist. Denn so wie sich die hiesigen Landschaften in der Sprache gebessert haben, so haben sich hingegen die Oberdeutschen verschlimmert, zumal wenn man die Schriften der Catholischen daselbst ansieht.

Indessen ist uns dieses Verzeichniß deutscher Wörter aus zween verschiedenen Mundarten unsers Vaterlandes, nämlich der sächsischen und schweizerischen, so merkwürdig vorgekommen, daß wir ihm, als einem seltenen Stücke, in diesen Beyträgen einen Platz vergönnen wollen. Der deutschliebende Leser wird daraus mit Vergnügen, theils den Reichthum unsrer Muttersprache, theils die Veränderung wahrnehmen können, die seit der Zeit fast in 220 Jahren mit ihr vorgegangen ist. Neue Schriftsteller können sich auch daraus die Lehre nehmen, daß sie sich im schreiben, aller Provinzialwörter enthalten müssen; wenn sie mit ihren Büchern in ganz Deutschland verstanden werden wollen. Folgende kleine Erinnerung ist dem Verzeichnisse vorgesetzt, die wir dem geneigten Leser nicht vorenthalten wollen.

Lieber Christlicher Leser, So ich gemerckt hab, das nicht yederman verston mag ettliche wörter im yetzt grüntlichen verteutschten neüwen Testament, doch die selbigen wörtter nicht on schaden heiten mögen verwandelt werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch außlegen, vnd ordenlich inn ein klein Register, wie du hie siehest, fleißlich verordnet.

Luth.	A Basel.
ånlich	gleich.
Affterreden	nach reden.
Alber	nerrisch, fanteschtisch.
Altuättelisch fabel,	alter weyber märlin.
Anbiß	morgen essen.
Anfal	anteil, loß, zůfal.
Anfurt	der schiff anlendung.
Anstoß	ergerniß, strauchlung.
Auffschub	verzug.
Aufrucken	verweysen, beschuldigen.
	B
Bang	engstig, zwang, gedreng.
Beben	bidmen.
Befragen	zancken, zweytregtig sein.
Befrembden	verwundern.
Beruckung	vahung.
Beschickten	begrůben, volgten, bestatten.
Bestrickten	fahen, binden.
Besudeln	verunreinen, beflecken.
Betager	alt, hat vil tage.
Betewben	truncken, krafftloß machen.
Betrauwen	verbieten, treuwen.

Berretten	radtſchlagen, vnderreden.
Betůngen	tůngen mit myßt.
Bewuſt	erkant. erfaren.
Beylag	vertrawt, hinder gelegt gůt.
Blehen	hochmůtig ſein.
Blaßtůckerey	böß, tůckiſch, liſtig,
Blotzling	gehling, ſchnelliglich.
Brachtig	hochmůthig, hochfertig.
Brauſſen	rauſchen, ſauſen.
Brůfen	mercken, erkennen.

D

Darb	notturfft, armůt.
Darben	nott, armůt leyden.
Deutlich	offentlich, mercklich.
Dürſtig	keck, kůn.

E

Emporen	erheben, ſtrenſen.
Entkamen	entrunnen, entlieſſen.
Enlich	gleich.
Entwandt	entzogen, entwert.
Erbſchichter	erbteyler, erbſcheider.
Erdbeben,	erdtbydem.
Erhaſchen	erwiſchen, fahen.
Erndten	ſchneyden.
Erregen	emporen, auffrůr machen.
Erſauffen	ertrincken.
Eyffer	ernſt.
Eytel	wan, lär, unnůtz.

F

Fahr	ſeligkeit, ſorgligkeit,
Ferne	ſo ferr, ſo weyt.

Fein-

Feinanzer — neüwfündig zů bösen.
Feyl — nachlessigkeit, versümmiß.
Fäle — missethat, sünde.
Fal — mangel, gebresten.
Feltweg — rast, roßlauff.
Fewer eyfer — feürmer ernst.
Flehen — bitten, ernstlich begeren.
Flicken — bletzen.
Freyen — weyben, eelich werden.
Frummen — nutz, gewin.
Fülen — empfinden.

G

Gebür — billig, gemeeß.
Geborsten — gebrochen, zerryssen.
Gedeyen — wachsen, zůnemen.
Gefeß — geschirr.
Gegent — landtschafft.
Geheymniß — heimligkeit, Sacrament.
Gehorchen — gehorsam, vnderthenig sein.
Gelindigkeit — gütig, senfft, milt.
Gepfropfft — gepflantzt.
Gerücht — geschrey, leůmed.
Gesteupt — mit růtten gestrichen.
Getreyde — korn, frucht.
Getümmel — vngestimm, auffrůr.
Getuchte wand, — geweißte, bekleibte.
Gezüchte — geschlecht
Gichtprüchig — gichtsüchtig.
Gleichbertig — gleichförmig.
Götzen opffer — abgötter opffer.
Grentz — gegny, vmbkreyß.
Grüntzen — grimmig sein, zürnen, kurren.

Hal — vorlaub, fürſchopſſ, yngang.
Harre — wardt, beytte.
Haſchen — erwiſchen, fahen, ergreyffen.
Hauchen — bloſen, wehen.
Helfft — halb.
Hermeten ſich, — bekümmerten ſich waren
Heuchler — gleißner, trügner. (engſtig.
Heyradten — mannen, eelichen.
Hönen — ſpotten, ſchmähen, ſchenden.
Hügel — gipffel, bühel.

I

Inthan — geben, überantwort.

R

Rhan — weidling, nachen, kleinſchiff.
Rerig — feget, ſtaub, kutter.
Rluſſt — kling, krufft, hüle.
Knochel — knod, gleych.
Koſtet — verſüchet, ſchmacket, kieſet.
Krezmerey — krämerry, mercken.
Küchlin — hüncklen, iunge hünlin.
Kündig — wiſſend, erfaren.

L

Lägert ſy bey ſchichten — hauffen weyß.
Lippen — leffzen.
Lappen — ſtuck, pletz, lump.
Laß — mied.
Lencken — vmbkeren, umbwenden.
Lerman — auffiauff, auffrür.
Liechtſtar — leuchtern, lutzern.

M

Malmen — zermalen, zerknütſchen.
Marckt — fleck, dorff.

Meüchel

Meüchel mörder heimlich mörder.
Miedling gediengter knecht, taglöner.
Mietten beſtellen. dingen.
Monſüchtig mönig lünig.
Morgenlande auffgang der ſonnen.
Macht ſchleyer.
Mutten ſchaben.
Mintz bachmintz.

N

Näff ſchweſter ſun, vetter.
Narben wunden, malzeichen.

O

Ottergezücht otter geſchlecht.

P

Panier baner, venle.
Pfal anfechtung des fleyſch.
Preyß lob, rhüm.
Pubel volck heyloß, vnnütz volck.

Q

Quall pein, kranckheit.
Quelen peinigen.

R

Raben rappen.
Raſen roben, vnſinnig, faſt zürnen.
Raßlen braſpeln rauſchen, roßlen.
Rawm weite, platz.
Rügen ſchenden, ſchand entecken.
Ruchtbar ausgerüfft, lauprecht.
Rüchtig namhafftig, eins groſſen rümß.
Rüſttag bereittag. heiliger obent.
Rüſtzeug werckzeug.

S

Sauret — ſawr, gebeſſlet.
Schawbrot — heilig brot, geweicht brot.
Schawtragen — offentlich tragen, zeygen.
Scheel — ſchylen, glumen, überſichtig.
Schäffel — ſeſter, ſymmeryn.
Schlachttag — metzel tag, tag der wirtſchafft.
Scherpfflin — örtlin, halber heller.
Schmucken — zieren, auffmutzen.
Schnawbet — träwet, anſchnawbet.
Schnur — ſimßfraw.
Schoß — zinß, ſteur, rent.
Schranckenlauff — zum zyl lauffen.
Schüttert — betriebt ſich.
Schweigerey — überfluß in eſſen vnd trincken.
Schwulſtig — auffgeblaſen.
Sehnet ſich — begern, begird haben.
Seyms — vngeleutert hönig, waben.
Semptlich — miteinander.
Sichten — ſeyhen, reutteren.
Soller — ſaal, ſimmerlaub.
Spaltung — zanck, zwytracht.
Splitter — ſpreyß.
Spügniß — geſpenſcht.
Stachel — eiſen ſpiß an der ſtangen.
Stachel lencken — ſich gegen dem ſpitz keren.
Steupen — mit rütten ausſtreychen.
Storrig — widerſpennig, ſtreyttig.
Stuffen — ſtaffel, ſteig.

T

Tadlen — ſtroffen, berafflen, nachreden.

Taugt

Taugt nit — zympt nit, ist vnbillig.
Tauchen — tuncken.
Teppich — gautter, golter, sergen.
Teuschen — betriegen.
Töpfferen — erden geschir.
Trenen — trehern, zehern.
Tümmel — gethön, geschrey.
Triestern — grüsch, trieber.

V

Vberreicht — überantwort, gegeben.
Vbertaubet — ertruckt, tempffet.
Verbanneten sich — machten einen Bund miteinander.
Verforteilen — schedigen, betriegen.
Verhüllet — verbunden, vmbwickelt.
Verschmachten — verkamen, erligen, verderben.
Verstortzt — verirret.
Vertritt — verspricht, verwesen.
Vfer — gestad.
Vmbringen — vmbgaben, vmkreyseten.
Vndeütlich — vnuerstentlich.
Vnfüchtig — vngeschickt, vnnütz.
Vnthadelich — vnstrefflich
Vnuerruglicheit — vnbeweglich, vnuerstörlich.
Vnuerwelcklich — allweg grünend, nit welck.
Vorhaut — vnbeschniten.
Vrbittig — bereyt, willig.
Außgerottet — von der rott abgesündert, außgerüt.

W

Wag — gewandt, kleyd.
Wegeren — sich widern oder weren.

Wet-

Wetterwendiſch	vnſtet.
Weyland	etwan, vorzeiten.
Wichtige	ſchwere, laſtig.

Z

Zerutten ſinn	böſe verkerte ſinn.
Zygenfell	geyßfell, kitzen fell.
Zurſchellen	zerkloben, zerſpalten.

Außer dieſen wichtigern Unterſchieden findet ſich noch ein andrer, und zwar von geringerer Wichtigkeit, nämlich in der Rechtſchreibung. Und hier iſt es ſchwer zu ſagen, ob dieſelbe in dem Baſeler oder Leipziger Teſtamente beſſer gerathen ſey. In etlichen Stücken ſcheint ohnezweifel das erſtere den Vorzug zu behaupten. Denn ſo findet man z. E. im I. und II. Cap. Matth.

im Baſeliſchen	im Leipziger
Geburt	Gepurt
geborn	geporn
vierzehen	vierthehen
gebar	gepar
miteinander	mitt eynander
zu	thu
Geiſt	Geyſt
ein	eyn
ſihe	ſych
im	ym
heiſſen	heyſſen
Sünden	Sunden
befolen	befolhen
da	do

erſchein

erſchein	erſchyn
hieß	hyß
zeit	heit
ſihe	ſecht
ſeinen	ſeynen

Beſſer hergegen ſcheint es die andere in folgenden Wörtern getroffen zu haben:

Die Leipziger	Die Baſeler
deutſch	teutſch
rügen	rigen
auff	vff
ſie	ſy
ehe	ee
nicht	nit
Son	Sun
eine Junckfraw	ein Junckfrauw
König ꝛc.	Künig ꝛc.

Schlimm aber haben beyde, nach heutiger Art zu rechnen, buchſtabirt, in folgenden Wörtern.

Baſeler	Leipziger
Do	do
Sun	Sun auch Son
heyßt	heyſt
biß	biß
hort	horte
Gefengkniß	Gefenckniß
Glidt	Gelyd
frum	frum
nemen	nemen
new	new

zuuerlaſſen	zuuerlaſſen
forcht	forcht
Weyſen	Weyſen
geſchriben	geſchriben
die kleineſt	die kleynſt
erſchynen	erſchynen
weyſet	weyſet
Fleyß ꝛc.	Vleys ꝛc.

Es ſcheint ſich auch der eine oder der andre Herausgeber die Freyheit genommen zu haben, etwas zu ändern, wiewol dergleichen Stellen ſehr ſelten ſind. Z. E. im 1 Cap. Matth. ſteht

in der Leipziger	in der Baſeler
vnd ſie werden ſeinen namen Emanuel heyſſen, das iſt ſo man außleget. Gott mit vns.	vnd ſy werden ſeinen namen heiſſen Emanuel, das iſt verdolmatſchet, Gott mit vns.

Wir finden auch, daß in der Baſeler Mundart dazumal das ſogenannte augmentum praeteriti perfecti, oder die Sylbe **ge** vor der vollkommen vergangenen Zeit, gern ausgelaſſen wird, in der Leipziger aber beybehalten worden. Z. E. die erſte ſchreibt im Anfange der Apoſtelgeſchicht: **Die erſt Rede habe ich zwar thun**, imgleichen bald darauf: **den Johannes hat mit Waſſer tauffet.** Die andre aber hat **gethan**, und **getaufet.** Doch iſt darinn keine durchgängige Gleichheit. z. E. Beyde ſchreiben: Da ſie nun zuſammen **kommen** waren, an ſtatt **gekommen** waren.

Imgleichen ſind die beyden Wörter für und vor nicht in beyden auf einerley Art gebrauchet worden.

Z. E.

Z. E. Apostgesch. am 1 Cap. schreibt die Baseler Auflage: **Es gepürt euch nicht zu wissen, die zeyt oder tage, welche der vatter seiner macht vorgehalten hat:** Die Leipziger hergegen setzt: **Es gepurtt euch nicht zu wissen die zeytte oder tage, welche der vatter seyner macht fürbehalten hat.**

Ferner hat die baselische Auflage das **n** in der andern Person der mehrern Zahl überflüssig eingeschaltet, wo es die Leipziger nicht hat: z. E. ihr **werdent** die Kraft des heiligen geists empfahen, welcher auff euch kommen wirt, vnd **werdent** meine Zeugen sein ꝛc.

Andre solche Unterschiede in Kleinigkeiten ließen sich noch unzählige anmerken, z. E. in dem Gebrauch der harten und weichen Buchstaben, in der Verdoppelung der Mitlauter, in der Verwechselung des **i** und **y**, des **u** und **ů**, des **i** und **ie**, des **e** und **á**, des **u** und **v**, u. a. m.

Allein wir wollen den geneigten Leser damit nicht aufhalten, weil dergleichen Dinge von unsern lieben Verfahren so genau nicht genommen worden. Daß dem also sey, erhellet daraus, daß auch in einem und demselben Buche, Capitel und Verse, oft keine Einträchtigkeit beobachtet worden. Hernach aber kann es auch seyn, daß die Setzer selbst dazumal, nicht so wohl aus dem vor sich habenden Exemplare Lutheri alle Buchstaben sorgfältig beybehalten, sondern aus ihrem Kopfe solche Buchstaben gesetzet, die ihrer Aussprache am gemäßesten gewesen. Endlich könnten auch diejenigen, so den Abdruck der ersten Probebogen auszubessern bestellet gewesen, manches nach ihrem

rem Kopfe geändert haben, in Meynung den Text dadurch ihren Landsleuten leserlicher und verständlicher zu machen. So viel aber müssen wir gestehen, daß überhaupt zu reden, der Leipziger Nachdruck vor dem Baselischen, im Absehen auf die Schönheit des deutschen, nicht den geringsten Vorzug hat; ja in sehr vielen Stücken demselben nachzusetzen ist: Welches denn unsers Erachtens zur Gnüge anzeiget, daß der heutige Schmuck und Glanz unsrer hochdeutschen Sprache nicht etwa dieser Provinz oder natürlichen Geschicklichkeit ihrer Einwohner, sondern der durch die Reformation Lutheri verursachten Verbesserung aller freyen Künste, und den vielfältigen Schriften zuzuschreiben sey, die in diesen Gegenden nach der Zeit in deutscher Sprache geschrieben worden.

Was sonst noch die äußerliche Schönheit unsers baselischen N. Testaments betrifft; so ist selbiges mit ausgemalten Holzschnitten, und künstlich vergoldeten Anfangsbuchstaben (NB. lateinischen) gezieret; darinn so wohl das Gold als die Farben sehr dick aufgetragen worden, und sehr lebhaft geblieben sind. Auf dem Schnitte ist dieß Exemplar auch vergoldet, und in schwarzes und in den Ecken vergoldetes Leder, doch ohne Schlußhefte gebunden; welches schöne Stück die hiesige deutsche Gesellschaft, dem berühmten und hochehrwürdigen Herrn Pastor Brucker, unserm werthgeschätzten Gehülfen in diesen Beyträgen, zu verdanken hat.

Noch eins haben wir zum Beschlusse anzumerken, daß nämlich in der baseler Ausgabe die Seiten mit römischen Zahlen bemerkt sind, z. E. die letzte Seite mit CCCCCCCCXLV. Die Leipziger hergegen hat

gar

gar keine Ziffern. Die gemeinen arabischen oder deutschen Zahlen findet man noch in beyden nicht. Unter den Bogen sind die Buchstaben mit deutschen Buchstaben Aj, Aij, Aiij, gezeichnet. Was aber sonst den Vorrath der Druckereyen anlanget, so ist unstreitig die baselische in besserm Stande gewesen, indem sie nicht nur mit viererley verschiedenen deutschen Schriften, sondern auch mit lateinischen, griechischen und hebräischen Buchstaben versehen gewesen, wie aus den Glossen und Randschriften erhellet. Davon ist aber in der Leipziger Ausgabe keine Spur zu finden.

IV.

Polyeuctus oder Christlicher Märtyrer, meist aus dem Französischen des Herrn Corneille ins Deutsche gebracht, mit sich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt, und vor wenig er Zeit in Gegenwart und Versammlung hoher Häupter E. Hochlöbl. Universität und E. E. Hochw. Raths zu Leipzig, durch ein öffentliches Trauerspiel, nach anderer dergleichen Aufführung, auf geschehenes inständiges Ansuchen, einer Studirenden Gesellschaft vorgestellt, von Christophoro Kormarten, Lipl.

Leipzig und Halle 1669.

In einer Schrift, welche auch um die Begebenheiten der Deutschen Dichtkunst bekümmert ist, verdient dieses Werk, zum wenigsten deswegen einigen Platz, weil es von der Hochachtung zeuget, die

man in dieſer Stadt damals gegen die Schaubühne gehabt. Es legt aber auch ein Zeugniß ab, daß die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften nicht allemal, mit einem guten Geſchmacke verbunden iſt; wie im Gegentheil der gute Geſchmack nicht überall, wo er ſich ausbreitet, Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften antrifft. Die Zuſchrift iſt, nach der damaligen Gewohnheit, an nicht mehr als neun Perſonen, nämlich D. Quirin Schachern, D. Friedrich Rappolten, den Baumeiſter Adrian Stegern, und einige Rathsherren und Kaufleute gerichtet. Sie iſt auf ſechs Octavſeiten acht Perioden lang, und in einer ſo künſtlichen Schreibart abgefaßt, daß man manchmal keinen Verſtand heraus bringen kann. Der Verfaſſer giebt z. E. zu verſtehn, es ſey **kein Lobkützel, womit er ſich durch eine unzeitige Frucht anzubringen trachte, noch eine ſelbſt eigene Werthhaltung, welche öfters auch den Allerklügſten verführt. Vor beyden** fährt er fort, **trage ich einen Abſcheu,** „indem ich des Momi Stachelgiſt ohne das ſchon füh„le, und ſelbſt dieſe als vor ſo hohe Häupter unwürdi„ge Ausführung verwerfe, da mich zumal eine bloſſe „Luſtbegierde Sprachen zu erlernen, und mich zu der„gleichen Uebung, durch andere nach Gelegenheit des „Ortes und der Unkoſten, zu verſtehen, veranlaſſet, mir „kein verächtliches Gewerbe oder eigenes ſtetes Oblie„gen verſtattet, daß ich deſſen Kunſtgriffe erlernet hät„te.„ Bald darauf **erfreuet er ſich, daß die, an welche die Zuſchrift gerichtet iſt, ihm ſelbſt zu dieſem Werke geneigte Beförderung erwieſen, mächtiger Hülfe vertröſtet, und zugelaſſen, daß ſie als Richter des Schauplatzes wahrer Tugend genennt werden.**

In

In der Vorrede an den hochgeneigten Leſer entſchuldigt er ſich wegen ſeiner Zuſatze. „Es wollen zwar, „ſpricht er, die Ausländer, und unter ihnen der be„rühmte Marino, die Weitläuftigkeit deutſcher Art „nicht billigen, und muß ich ſelbſt die nachdenkens„würdige und ſinnreich kurzgefaßte Redensart, als ei„ne höchſt ſchätzbare Kunſtvergnügung loben; ich le„be aber der Verſicherung, daß wie manche Umſtän„de viel anders die Sache vorſtellen, alſo auch ſie ſo „ſchlecht ohne Unterſcheid nicht zu verwerfen. = = „Die Geſchichte ſollen mit deutlicher Erklärung ge„ſchehen, und die Trauerſpiele wollen mit wichtig „ausführlichen Vernunftſchlüſſen abgehandelt ſeyn.„ Kurz, er meynt, der Character des Trauerſpiels erfodere, daß die Helden ſein lange und nachdrückliche Reden halten. „Wann ohne Verachtung die gefälli„ge Aufnehmung eines ſolchen Beginnens geſchicht, ſol„len demjenigen Verläger, und andern guten Freun„den, auf ihr geſchehenes Anſuchen dergleichen fol„gende Stücke, welche ich ſchon vor etlichen Jahren „verfertiget, als die Mariam Stuart und Claudianam, „den Timocratem, den zur Höllen geſtürzten Luciſer, „König David im Elende, Heraclium, Palamedem, „den Don Japhet, Duc de Biron, das güldene Vließ, „und ſein ſelbſt eigenen Gefangenen, in Druck zu ge„ben unweigerlich abgefolget und williglich überlaſ„ſen werden.„ Man ſollte aus den langen Perioden, und andern ſchönen Eigenſchaften dieſer Schreibart faſt ſchließen, der Verfaſſer ſey ein lateiniſcher Stiliſt, oder wenigſtens ein deutſcher Notarius geweſen. Indeſſen iſt merkwürdig, daß er die theatraliſche Dichtkunſt, als ein Nebenwerk angeſehen, wie er ſo demü-

thig von ſich urtheilet: und gleichwol die deutſche Schaubühne mit ſo viel Stücken bereichert hat. Damit unſere Leſer ſich nicht etwa über den Verluſt ſo vieler ſchönen Sachen betrüben mögen; wollen wir ihnen von dem gegenwärtigen eine Nachricht mittheilen.

Von den Perſonen iſt folgendes anzumerken. Fabian, des Severi **vertrauter Ritter**, erſcheint in einem ganzen Küraſſe. Polieuktes, als die Perſon, von der das ganze Spiel den Namen hat, heißt hier überall Polieuctus und iſt das Haupt des ganzen Adels in Armenien.

Von den andern Perſonen wollen wir nichts ſagen, weil die Leſer ſie im Fortgange dieſes Auszuges werden kennen lernen. Nur das iſt noch zu erinnern, daß ſich das Schauſpiel am Morgen anfängt, und des andern Tags Abends endigt. Wir ſetzen zum voraus, daß unſern Leſern des Corneille Stück bekannt iſt, weil es zu weitläuftig fallen würde, zugleich den Innhalt von dieſem mitzutheilen.

Bey Oeffnung der Schaubühne zeigt ſich der Saal des hohen Raths in Armenien. Die Rathsglieder nehmen ordentlich, einer nach dem andern unter Pauken und Trompetenſchall ihre Stellen ein. Felix hält eine Anrede an dieſelben, mit noch unverſtändlichern Ausdrücken, als Herrn Kormarts, und läßt ihnen einen Befehl übergeben. Wer den Corneille geleſen, der kann auch aus dieſer Anrede erachten, daß es der Befehl wider die Chriſten ſey. Denn Felix ſagt unter andern: **Hier iſt das bishero von Sr. Majeſt. angeſtellte Geheimniß uns durch ein neues Secret anbefohlen, mit Säuberung ſeines Reichs den Glanz Sr. Majeſtät unverfälſcht zu erhalten,**

ten, welcher täglich durch Mißgunſt und Neid unſerer Kirche verdunckelt wird. Was Felix durch unſere Kirche hier meyne, das hätte durch eine Note am beſten erläutert werden können.

Dieſe Rede iſt über drey Octavſeiten kleines Drucks lang. Polieukt ſucht in einer andern Rede von gleicher Länge zu behaupten: man müſſe mit den Chriſten nicht ſo ſcharf verfahren. Hierauf geben noch fünf andere Räthe theils dem Polieukt, theils dem Felix Beyfall. Sie ſind nicht ſo vornehm als die vorigen, und reden folglich kürzer. Nach langem und verdrüßlichem Streite hierüber, ſcheinen ſie ſich endlich alle zu geben. Felix befiehlt die Gefangenen herein zu führen. Vier Henker bringen, an Ketten, zweene perſiſche Chriſten geführt. Dieſe vertheidigen ſich, werden aber vom Felix verdammt, daß ſie den folgenden Tag, ſollen mit Feuer und Schwefel am Kreuze zu Tode gequält werden. Nach dieſem gehen alle ab, bis auf den Polieukt, der in einer kurzen Rede mit ſich ſelbſt, ſeine Ungewißheit entdeckt, ob er ſein Chriſtenthum entdecken ſolle? Nearch kömmt dazu. Nun folgen die erſten drey Scenen des Corneille. Im ſechſten Auftritte kömmt Felix, ſetzt ſich auf den Thron, er und Albin erzählen die Ankunft des Severs, faſt wie beym Corneille in der 4. Scene. Da Felix nach der Erzählung des Albins ſagt:

O ciel! en quel état ma fortune eſt reduite?

ſteigt er vom Throne, herunter; wovon man die Urſache ſo wenig ſieht, als warum er ſich hinaufgeſetzt. Wenn Pauline gleich im Anfange auf die Nachricht, Sever lebe noch, antwortet:

Quel mal nous fait ſa vie? Was ſchadet uns ſein Tod?

So iſt dieſes ſehr wohl deutſch gegeben: **Welches Unglück hat uns ihn denn leben laſſen?**

Beym Anfange des andern Aufzuges zeigt die Scene einen Wald, Landſchaften, und von ferne das Meer, in welchem man Schiffe gehen ſieht. Im Aufziehen ſpielen die Fiſche, welche alſo von ziemlicher Größe ſeyn müſſen. Es donnert und blitzt; ob es aber regne, das iſt nicht erwähnt. Sever kömmt herein, nachdem es aufgehört hat; vermuthlich weil er kein Blitzen ſehen kann. Ihn begleitet Fabian im ganzen Küraß, nebſt vielen römiſchen gewaffneten Soldaten. Sever kniet am Ufer nieder, und danket dem Neptun. Darauf ſingt er ein vortreffliches Echo, daraus dieß die ſchönſten Stellen ſind.

- - **Wer entziehet mir das Glück?** Echo Tück.
- - **Ich bin hier bey den Meinen.** Echo weinen.

Hierüber darf man ſich nicht wundern: denn Sever ſagt zuvor, der Waldgott Pan laſſe das Echo erſchallen. Da Sever glaubt, daß Echo werde mit ihm froloken; und doch ſolche widrige Antworten erhält; ſo ruft er aus: **O bittrer herber Götterſchluß!** Fabian ſucht ihn zu tröſten. Die armeniſchen Räthe kommen zu ihnen. Albin hält eine zierliche Bewillkommungsrede, welche Sever beantwortet. **Hierauf machen ſie Complementen, und gehen ab.**

Im dritten Auftritte erſcheinet **Pan und ſingt halb nacke** gegen das Meer: Er beſchwert ſich über den Neptun, daß ſelbiger den Sever ans Ufer kommen laſſen, der alles mit Mord und Blut erfüllen werde. Neptun erſcheinet, entſchuldigt ſich, und gibt die Schuld alles Unglücks, das Sever anſtiften würde,

der Liebe. Kaum hat er dieß gesagt; so kömmt Cupido über das Meer geflogen und vertheidiget sich. Dieß alles geschiehet in sehr elenden Versen die mehr Reime als Verstand zeigen. Nach einem kurzen Wortwechsel fährt Neptun geschwind unter die Wellen, Pan läuft behende weg, Cupido fliegt in die Höhe, und die Zuschauer befinden sich in dem Rathssaale, der sich im 1. Auftritte zeigte. Das sind nun Zaubereyen genug, in so kurzer Zeit. Hierauf fängt sich des Corneille zweyter Aufzug an, und dieser ist ganz eingerückt. Doch nachdem Polieukt und Nearch abgegangen sind, dieß Götzenopfer zu zerstören; so verwandelt sich der Schauplatz in den Tempel, wo sich Felix, Sever und viel andere Personen befinden. Der Opferpriester besieht das Opfer und erzählt die bösen Vorbedeutungen die er im Eingeweide erblickt. Der Hohepriester befiehlt, den Gottesdienst anzufangen. Dieß geschiehet unter Absingung etlicher erbärmlicher Verse. Nach dem, kommen Polieukt und Nearch herein, zerstören den Altar und treten das Bild Jupiters mit Füssen. Die Wache kömmt und nimmt sie gefangen.

Beym Anfange des dritten Aufzuges zeigen sich Polieukt und Nearch nebst den zweyen persianischen Christen im Gefängnisse. Die ersten beyden unterreden sich mit einander. Nearch wird nebst den persianischen Christen zum Tode abgeholt. Darauf kommen die Zuschauer in ein dunkeles Zimmer, wo Pauline schläft. Ihr träumt Polieukt zerstöre das Heiligthum. Diesen Traum sehen aber die Zuschauer auch mit. Denn er wird in einem elenden Liede unter trauriger Musik abgesungen, und da zeigt

ſich Polieukts Schatten, der die Poſituren macht die in den Verſen beſchrieben werden. Z. E. der andere Vers heißt:

Ach! ach! mein Schatz vergeht, mein Polieukt erzittert,
Ach! ach! halt inn, verzieh, ſieh wie du mich erſchüttert.
Mein Herze ängſtige ſich. Was Beil? Was Fackel lodern?
Ach ſoll dein Leib ſobald im Grabe nun vermodern?

Hierbey iſt noch ein ſchönes Kunſtſtück angebracht. beym Ende jedes Verſes zeugt ſich ein Wort, im Schatten, z. E. beym Ende dieſes: ſelig. Die Worte zuſammen heiſſen; Glückſelig leben bleibet ewig; Das ganze Lied wäre werth, daß es einmal von einem Bänckchenſänger abgeſungen würde. Pauline erwacht, und hält die Rede mit ſich ſelbſt, die beym Corneille am Anfange des 3. Aufzugs ſteht. Wie ſchön aber der Verfaſſer müſſe Franzöſiſch verſtanden haben, das ſieht man daraus. Die Verſe,

Mon eſprit embraſſant tout ce qu' il s' imagine,
Voit tantôt mon bonheur, et tantôt ma ruine,

ſind ſo gegeben: Mein Geiſt maßt ſich alles an, was er ſich einbildet, und begehrt bald mein Glück bald meinen Untergang.

Stratonice kömmt, und es folgt die zweyte Scene des Corneille. Nur erzählt Stratonice die Rede nicht, die Polieukt vor Zerbrechung des Götzen gehalten. Man hatte dieſelbe, ob wohl mit vielen deutſchen Zuſätzen ſchon im andern Aufzuge vom Polieukt ſelbſt gehört. War es aber wohl wahrſcheinlich, daß Pauline von Polieukts Verfahren nicht eher, ſollte Nachricht erhalten haben? Es iſt zwiſchen dem erſten und andern

dern Aufzuge eine ganze Nacht verflossen. Denn die Persianer wurden in dem ersten Aufzuge verdammt, den folgenden Tag hingerichtet zu werden, und beym Anfange des dritten, werden sie zum Tode geführt. Doch die Zuschauer haben schon grössere Unwahrscheinlichkeiten verdauen müssen, als diese. Felix erscheint auch, und spielt die dritte Scene des Corneille. Nun folgen wieder schöne Verbesserungen und Vermehrungen. Die Bühne zeigt den grossen Rathssaal, da sich Nearch vor dem Rathe vertheidiget. Nearch und die Rathspersonen reden hier mit einander, und diese Scene trägt 13 Seiten aus. Die Zuschauer müssen nothwendig alle Gerichtspersonen gewesen seyn, wenn sie nicht vor Verdruß fortgegangen sind. Endlich wird Nearch zum Tode verdammt, Polieukt läßt sich ausbitten, daß er seinen Tod sehen möge; welches ihm verstattet wird. Nearch wird abgeführt, die Rathspersonen gehen ab, und durch Zufallung des hintersten Vorhanges werden die Zuschauer in der Pauline Zimmer versetzt. Man kündigt ihr an: Polieukt solle den folgenden Tag dem Christenthume absagen; oder sterben. Sie ängstigt sich darüber und gehet ab. Darauf wird die Schaubühne ein grosser Richtplatz. Man sieht hinten im Prospect, die beyden Perser **am Kreuze im Feuer hängen.** Einer hält noch eine Rede, in der er seinen Mitgesellen glücklich preist, daß solcher schon todt ist. Dabey aber verflucht er den **abgöttisch-teufelischen Decius,** und die Römer; welches nicht gar zu christlich läßt. Wie er damit fertig ist, **gehet einer von den dabey stehenden Soldaten hin, und stößt ihm die Partisan ins Herze, quälet sich ein we-**

nig und ſtirbt. Hieben werden unterſchiedliche andere Chriſten noch umgebracht; als einer geſpießt und ins Feuer geworfen, der andere geſteinigt ꝛc. Polieukt und Nearch werden herzugeführt, und halten eine lange Unterredung. Nearch zieht die Schuhe und den Rock aus, wird ins Feuer geworfen, qvälet ſich ein wenig und ſtirbt. Es fängt an zu donnern, zu blitzen und zu regnen. Polieukt macht die ſcharfſinnige Anmerkung: **Der Himmel ſey über dieſe Grauſamkeit erzürnet, er weine darüber, und wolle mit Regenwaſſer die Ungerechtigkeit auslöſchen.** Polieukt wird abgeführt, und die Zuſchauer gehen wieder in ein Zimmer, wo ſich Felix mit dem Cleon, der Pauline und dem Albin unterredet. Die IV. V. VI. Scene des Corneille ſchließen auch dieſen Aufzug.

In dem vierten Aufzuge ſieht man den Polieukt im Gefängniſſe. Er ſchläft nebſt den Soldaten, die ihn bewachen. **Im Proſpecte** iſt in einer Gruft die brennende Hölle mit groſſem Feuer abgebildet, in welcher auf und nieder die Geiſter fliegen. Die Redenden aber kommen **vorne aus der Luft** mit groſſem Geraſſel, Blitzen, Donnern und gerührten **Pauken.** Ob auch die Trompeten geblaſen werden, das iſt nicht erwähnt. Hierauf unterreden ſich drey hölliſche Geiſter Triſochmat, Phulamagazin und Mephipoſethet, und freuen ſich über des Kaiſers Befehl, zu Ausrottung des Chriſtenthums. Die ganze Scene iſt in ſchönen Verſen. z. E. ſo ſagt Mephipoſethet:

Der Kaiſer giebt das Wort,
Das uns recht pflanzet fort,
Ein ſtets vermehrtes Reich.

Auf

Auf diesen Schlag sind die übrigen Reden gleichfalls. Nur kann man aus ihren Worten bisweilen nicht verstehen, in was für einer Absicht sie reden, und was sie sagen wollen. Vielleicht kömmt dieses von unserer Unerfahrenheit in der Teufelssprache her. Doch Herr Kormart hat im vorhergehenden schon gezeigt, daß auch Menschen unverständlich reden können. Besonders klingt es schön, daß diese höllische Geister immer vom Pluto reden. D. Ayrer in seinem Teufels Processe macht doch nicht den Pluto, sondern den Beelzebub zum Könige der Hölle: Unsers Dichters Geister aber sehen

— — so verwirrt, als Brocksens Teufel aus.

Buchka.

Endlich fahren die Teufel wieder in die Hölle, und die Hölle verschwindet. Weil es einigen unserer Leser unbegreiflich scheinen möchte, woher die Nachbarschaft von Polieukts Gefängnisse, mit der Hölle komme, und wo die Hölle hinreise, wenn sie verschwindet; so dienet ihnen diese Erklärung, welche wir (NB. der Verfasser dieses Auszuges ganz allein,) nach vielem Kopfbrechen herausgebracht haben. Wir haben nämlich zu allen unsern Lesern das Vertrauen, sie werden nicht von der atheistischen Meynung derjenigen angesteckt seyn, welche vorgeben, daß die Hölle in der Sonne oder in den Cometen sey. Weil sie aber doch wo seyn muß; so folgt unwidersprechlich, sie sey im Mittelpuncte der Erden. Denn man sage mir doch, wo sie sonst seyn sollte? Nun stellt man sich aber sehr leichte vor, daß die Erde von ihrem Mittelpuncte, gerade über sich, neben dem Gefängnisse aufgeborsten sey. Denn wie leicht ist es nicht einem Poeten, dieß

zu machen? Das Feuer wird also durchscheinen, und man sieht also die Hölle; welches das erste war. Wenn sich aber die Erde wieder zuthut; so kann das Feuer durch einen so dichten Körper nicht mehr durchscheinen. Man sieht es also nicht mehr, und die Hölle verschwindet: Welches das andere war. Und so viel wollten wir hier erklären.

So leicht wir diese Erscheinung erkläret haben, so wenig können wir zeigen, wie nach Verschwindung der Hölle, Nearchs Geist mit Cleon und Paulinen brennender Fackel und begleitenden Blitzen aus der Erde in weissen Kleidern herauskömmt. Wir sehen wohl so viel, daß damals die Blitze müssen aus der Erde gekommen seyn. Vielleicht ist überhaupt die Erklärung des Donners, die Vallisnieri neulich gegeben, damals in Deutschland schon bekannt gewesen, und dieser hat sie also aus einem alten deutschen Buche gestohlen. Doch dieses überlassen wir andern Gelehrten, welche zum Ruhme ihrer Landsleute hieraus zeigen können, daß die Deutschen alles eher, als andere Völker gewußt haben. Aber wie Nearchs Geist aus der Erde komme, das können wir nicht begreifen. Wir haben verschiedene sehr glaubwürdige Matronen gefragt, das Register in Franciſci höllischem Proteus durchgesehen, den Innhalt vor iedem Stücke der Bibliothecae Magicae betrachtet, und die auserlesenen Sammlungen zum Bau des Reichs der Geister von Wort zu Wort durchgelesen; aber niemals gefunden, daß ein guter Geist aus der Erde gekommen wäre. Doch dem sey wie ihm wolle: Er kömmt daher; wie im Gegentheil vorhin die Teufel aus der Luft kamen. Vermuthlich sind die Grundsätze der Geisterlehre damals

mals ganz anders geweſen, als jetzo; welches wohl verdiente einmal in einer beſondern Abhandlung unterſucht zu werden.

Nearchs Geiſt fängt an:

Ich bin gewiß, daß meine Seele lebet,
Die in dem Himmels Schloß in vollen Freuden ſchwebet,
Kein Geiſt verweſt, der Himmel ihn ernähret ꝛc.

Dieſes führen wir an, zu zeigen, daß die Meynung von dreyen Theilen des Menſchen ſchon damals nicht unbekannt geweſen ſey. Außer dem hat ſich vielleicht dieſen Einfall ein neuerer Dichter durch die Verkehrung eigen gemacht, wenn er ſchreibt:

— —. Dein erhabner Geiſt, du muntre Seele.

Hierauf redet Polieukt mit des Nearchs Geiſt, aber welches der Verfaſſer zu merken befiehlt; als ſchlummernd mit ſchwacher Stimme.

Polieukt. So biſt du noch, mein Freund, durch deinen Tod betrübt?

Dieſe Frage rechtfertigt jenen jungen Redner, der ſeinen Zuhörern die Vorbereitung zum Tode, vor, in und nach dem Tode, recht erbaulich vorgeſtellt hat. Denn kann man nach ſeinem Tode noch über denſelben betrübt ſeyn, ſo kan man vielleicht, ſich alsdann auch noch zum Tode vorbereiten.

Polieukt redet hierauf mit des Nearchs Geiſte in Verſen; aus denen man eben ſo wenig Verſtand bringt als aus dem vorigen Teufelsgeſpräche. Der Geiſt verſchwindet endlich geſchwind, (denn manche verſchwinden langſam); Polieukt wacht auf, redet einige

Worte

Worte und schläft wieder ein. Die Ewigkeit kömmt und singt ein Sonnet; aber noch nach der alten Art, von 14 Zeilen, und in alexandrinischen Versen; da die Reime wie bey den Italienern verschränkt sind. Sie vermahnt darinn den Polieukt zur Standhaftigkeit. Polieukt erwacht, nachdem die Ewigkeit fortgeflogen ist. Cleon kömmt, und sie reden, was in der 1 Scene des IV Aufzugs beym Corneille steht. Darauf sagt Polieukt auch eine prosaische Uebersetzung von der Ode her, so die zweyte Scene beym Corneille ausmacht. Wie man das Original niemals ohne Bewegung durchlesen kann; so ist die Uebersetzung matt und oft lächerlich. Z. E. in der letzten Strophe: De vos sacrez attraits les ames polledées, heißt **die durch eure heiligen Verzuckungen besessene Seele.** Es sind hierauf die übrigen Scenen des IV Aufzugs beym Corneille übersetzt. Nach dem Auftritte, in welchem Polieukt dem Sever die Pauline übergiebt, fällt die mittlere Gardine zu. Da der IV Aufzug beym Corneille aus ist, folgt der zehende Auftritt. Die mittlere Gardine öffnet sich wieder, und die Schaubühne stellt einen Saal vor. Felix zeigt sich nebst Trabanten und Mohren. Eine Tafel kömmt von unten aus der Erde in die Höhe. Wozu aber war diese Zauberey wohl nöthig? Felix setzt sich nieder, für den Polieukt an den Kaiser zu schreiben, schläft aber darüber ein. Das Verhängniß singt durch die Wolken drey Strophen, darinne es dem Felix erklärt, Polieukt müsse sterben. Felix erwacht wieder, und beklagt sich über das Schicksal, daß er seines Eydams Leben nicht erhalten könne. Nearchs Geist kömmt aus der Erden, geht zum Felix, bläst das

eine

eine Licht aus, rüttelt am Tiſche, reißt ihm endlich das Papier weg, und geht mit Blitzen wieder fort. Felix muß indeſſen entweder blind oder wenigſtens noch ſchlaftrunken ſeyn: Denn er ſieht von dieſem leibhaftigen Kobolte nicht das geringſte; ſondern bildet ſich ein, alles geſchehe von ſich ſelbſt, und nimmt daraus böſe Verbedeutungen. Dieſe Scene beträftiget was wir oben gemuthmaßt, daß das Geiſterſyſtema der damaligen Zeiten anders müſſe ausgeſehen haben als jetzo, oder vielmehr als zu Thomaſens Zeiten. Denn wenn ſich da eine Erſcheinung hätte ſo Koboltsmäßig aufführen wollen, man hätte ihr nimmermehr geglaubt daß ſie ein guter Geiſt wäre, ſondern ſie hätte wider des Henkers Dank der Teufel ſeyn müſſen. Doch haec ὡς ἐν παρόδῳ. Felix wirft endlich im Zorne den Befehl des Kaiſers auf den Tiſch und entſchließt ſich: Polieukt möge ſterben, weil ihm das Leben nicht könne erhalten werden. Dabey erwähnt er, Polieukt ſey vom Rathe verdammt, den folgenden Tag zu ſterben. Die Poſt muſte alſo ſehr geſchwind wiederkommen, die ſeine Schrift an den Kaiſer nach Rom, und des Kaiſers Entſchluß zurück bringen ſollte. Sever kömmt, hat des Felix letzte Worte gehört, und erklärt ſich: daß er Polieukts Leben wolle erhalten wiſſen; welches aber Felix für eine Verſtellung annimmt. Im erſten Auftritte der fünften Handlung zeigt ſich Felix, der Rath und Cleon mit den Soldaten. Felix ſagt dem ganzen Rathe das, was er beym Corneille im V. Act. der 1. Sc. dem Albin alleine ſagt. War es wohl wahrſcheinlich daß Felix im ganzen Rathe, worin auch Römer waren, ſo vom Sever redete? die kurze Scene des Franzoſen, iſt von dem Deutſchen:

wieder

wieder in eine lange und verdrüßliche Berathſchlagung über Polieukts Tod verwandelt worden. Nachdem kommen die 2. 3. und 4. Scene aus dem Franzöſiſchen. Nunmehr iſt der Schauplatz ganz mit ſchwarzen Tüchern bekleidet, und von ferne zeigt ſich der Richtſtock. Polieukt, die Rathsperſonen, den Felix ausgenommen, Pauline und Stratonice kommen herein. Polieukt hält eine Rede von einem dichten Octavblatte. **Er verflucht und vermaledeyt darinn den Kaiſer, und heißt ihn des Teufels Mittler.** Religion und Kirchenhiſtorie ſtellen uns die ſterbenden Märtyrer mit andern Reden vor. Und außer dem müßten damals die hinzurichtenden Chriſten noch mehr Freyheit gehabt haben als ietzo die Redner zu Tyburn. Polieukt hält hierauf noch eine lange Unterredung mit einigen Anweſenden. Wir wollen einige Reden, die er mit der Pauline wechſelt, herſetzen, doch mit dem Bedinge, daß ſich unſere Leſer nicht die Augen darüber ausweinen.

Pol. Ich muß gehen
Paul. Ach bleib ſtehen.
Pol. Was mein Kind?
Paul. Wie ſo geſchwind?
Pol. Es iſt des höchſten Schluß.
Paul. Ach nur noch einen Kuß!
Pol. So komm den noch mein Kind!
Paul. Ach daß der Tod ihn finde!

Pol. Ich muß zu guter Nacht.
Paul. Ach harte Macht!
Pol. Ach ſchwere Pein!
Paul. So bleib ich dein.
Pol. So lange meine Seele leben wird.
Paul. So lange ſich dieſe Seele erkennt.
Pol. Bis zu meines Grabes Zier.
Paul. Ach warte Schatz noch hier ꝛc.

Man darf nicht denken, daß die ganze Unterredung in ſolchen ſchönen Verſen iſt! Sie würde dem Verfaſ-

ſer

ser zu sauer geworden seyn. Die Personen fangen an, wenn die Verse aus sind, ungebunden mit einander zu reden. Unsere Leser können sich ohngefähr einen Begriff davon machen, wenn sie in einem Buchladen einen jungen Stutzer gesehen haben, der mit ein paar auswendig gelernten Förmelchen ein Buch französisch fordert, und sobald sein Verrath aus ist, deutsch redet. Polieukt nimmt endlich Paulinen in die Arme, und von ihr in eben so schönen Versen Abschied, zieht sich aus und wird ohnmächtig. Pauline fällt ebenfalls in eine Ohnmacht; Polieukt steht wieder auf, hält eine noch längere Rede als im Anfange dieser Scene, und wird endlich enthauptet. Die Henker halten den Kopf in die Höhe, tragen den Richtstock weg, und der Leichnam bleibt in seinem Blute liegen. Pauline kömmt wieder zu sich, beklagt sich und setzt sich auf die Erde zum Körper. Die Räthe entdecken ihr Betrübniß über Polieukts Tod, die Gardinen fallen zu, und das Theater wird der Saal, wo sich Felix nebst seinen Mohren und Trabanten befindet. Sie schlafen endlich alle ein, denn der Verfasser des Trauerspiels hält viel vom Schlafen. Es kommen schwarze Geister mit brennenden Fackeln, und bey rührender Trommel aus der Luft aufgetreten, blasen dem Felix ins Ohr, und greifen ihm in die Haare, bis Polieukts weißer Geist mit seinem abgehauenem Kopfe in der Hand und entblößtem blutigen Stürzel auftritt, alsdenn verschwinden sie, und Polieuctus hat gegen den Felix seine Actiones, als redete er, wobey man sich recht sieht den blutigen Hals bewegen. Wenn Felix erwacht, verschwindet er. Das mag wohl

erschrecklich schön aussehen! Wir besinnen uns ein Gespräche im Reiche der Todten gelesen zu haben, wo der enthauptete Herzog Jacob von Montmouth mit dem Kopfe unter dem Arme redete, und auch so auf dem Titelkupfer vorgestellt war. Vielleicht ist diese schöne Erfindung aus gegenwärtiger Scene genommen. Felix erwacht, hält allein wieder eine lange Rede, darinnen er seine jählinge Bekehrung entdeckt. Nun folgen die beyden letzten Scenen des Corneille. Indem Felix dem Sever das sagt, was im Französischen heißt

Je depose a vos piéds l'eclat de leur faux lustre,

übergiebt Felix dem Sever seinen Schmuck, der ihn aber nicht annimmt, sondern auf den Tisch legt. Die innere Gardine erhebt sich, und man sieht einen Altar. Da, wie aus dem folgenden klar ist, dieß kein heidnischer Altar ist, so fragt es sich, wo er in Felix Behausung herkomme? Bey den Worten: donne la Main Pauline, nimmt er sie bey der Hand, und beyde knien vor den Altár. Zu Ende der ganzen Scene erscheint ein Engel in Wolken über dem Altare, mit dieser brennenden Schrift in den Händen: Gottes Wort bleibt ewig.

Der Verfasser dieses Werks hat nach dieser Art noch mehr Schauspiele der Ausländer ins Deutsche gebracht. Sie sind zusammen gedruckt worden, und führen den Titel: Trauer und Freudenspiele, welche ehemals von einer studirenden Gesellschaft in Leipzig vorgestellt worden, aus dem Französ. Holländ. und Italiän. übersetzt und vermehrt. Es sind drey Theile in Octav. Wir geben diese Nachricht nur aus einem Verzeichnisse seiner Schriften, das an seinem Tractate de Iure Conſiliorum angedruckt ist. Wir sind nicht

neugie-

neugierig gewesen, genauere Nachrichten davon aufzusuchen, und hoffentlich werden unsere Leser, nach gegenwärtigem Auszuge sich um die übrigen Stücke dieser Sammlung nicht sehr bekümmern.

V.

Vertheidigung des XXI Stücks der Critischen Beyträge gegen Herrn Christian Tobias Damms Verantwortung seiner übersetzten Ciceronischen Briefe, Berlin, 1739. 8. 138½ Seite.

Zu Ende der Leipziger Michaelis-Messe hätte gegenwärtige gründliche Vertheidigungsschrift bald kein geringes Aufsehen gemacht, wenn man nur auch in den öffentlichen Zeitungen dem Namen des grossen **Damms** gesehen hätte. Jedoch die Bescheidenheit des Herrn Verfassers war mit dem Meß-Catalogo zufrieden, darinne derselbe die Beantwortung der ungegründeten Beurtheilung seiner übersetzten Ciceronischen Briefe etlichen wenigen Liebhabern seiner deutschen Uebersetzung, das heißt, etlichen ganz besondern und vortrefflichen Männern kund und zuwissen that. Wie sehr man sich bemühet habe, gegenwärtige Schrift, deren Verfasser aus vielen und vortrefflichen Proben einer gründlichen Gelehrsamkeit, und einer tief eindringenden Einsicht in die römischen Alterthümer, schon fast in dem größten Theile von Europa bekannt seyn könnte, auf das eifrigste und sorgfältigste aufzusuchen, dieses können wir allhier unmöglich beschreiben. Und

gewiß, wenn auch in der ganzen Schrift nichts zu finden wäre, welches eine Aufmerksamkeit verdienete, (dergleichen aber nur von dem allerunverschämtesten Menschen könnte gesaget werden,) so werden doch die häufigen Beschimpfungen, deren er sich in diesen Zeilen mit allem Rechte bedienet, so viel Eindruck in den Gemüthern aller wahren Gelehrten finden, daß sie dieser einzigen Ursache wegen, diesem Buche den ersten Plaß in der so beliebten Reihe ihrer Schimpfschriften einräumen werden. Wir bedauren mit Grunde der Wahrheit nichts mehr, als daß unsere zwene Bogen in dem 21 Stücke der Critischen Beyträge das Unglück erlebet haben, den Herrn Damm zu betrüben, und seine Hiße in eine Verantwortung von dergleichen Art ausbrechen zu lassen. Noch mehr aber betrüben wir uns über die schlechte Meynung, die der Herr Conrector so gleich am Anfange seiner lesenswürdigen Blätter p. 5. von uns gefaßt hat, **daß wir nämlich einen bösen Sinn gegen dessen liebenswürdige Person hätten, uns hämischer und feindseliger Ausdrücke bedieneten, nicht anders, als wenn wir eine besondere Rache ausüben wollten, die er gleichwohl ie verdienet zu haben sich nicht entsinnen könnte; daß wir unserm bösen Sinne durch hämische Anzapfungen Gnüge thun wollten, seiner feindselig spotteten, aus unsern Einbildungen haberechteten** p. 11. **überall falschen Wahn einkneteten** p. 53. **gewißen loos verkleinerten, höhnisch redeten,** und was dergleichen Ausdrückungen mehr seyn mögen, die ohne Zweifel noch härter würden gerathen seyn, wenn man sie ärger erdenken könnte. Am allerwenig-

nigſten können wir die Betrübniß und den Kummer der Critiſchen Beyträge ausdrücken, welche wahrhaftig nicht ohne die gröſte Empfindlichkeit des Herrn Conrect. Worte vernommen, welche p. 61. in der Verantwortung vorkommen. Wir entſetzen uns faſt dieſelben hieher zu ſetzen: **Die Critiſchen Beyträge, ſagt er, haben von ihrem Credite bey mir und bey andern, vieles verlohren. Denn man ſieht wohl, daß ſie wer weiß was, vor Tadel-Seuche und Reibe-Begierde in die Welt hinein drucken laßen.** Und p. 116. **die Critiſchen Beyträge, ſonderlich wie ſie in dem 21 Stück ausſehen,** (wo nämlich dem Herrn Damm die Wahrheit iſt geſaget worden) **könnten ſehr wohl aus der Welt bleiben.** Es iſt in der That kein geringes Unglück für dieſelbigen, daß ſie des Herrn **Damms** Beyfall nicht verdienen, und zwar eines ſolchen Mannes, dem die Macht gegeben worden iſt zu ſagen, ſie könnten ſehr wohl aus der Welt bleiben. Damit ſie nun dieſen Zorn und dieſe Ungnade ins künftige vermeiden mögen, ſo bekennen ſie das groſe Unrecht, welches den Herrn Conrect. unverdienter Weiſe durch das 21 Stück, und deſſen VIII. Art. iſt angethan worden, und werden vermuthlich in gegenwärtiger Abhandlung den Herrn Damm dadurch beſänftigen, daß der Verfertiger deſſelben ſeine allzugroße Uebereilung in dieſer ganz ungegründeten Beurtheilung, vermöge der überzeugenden Beweiſe ſeines vortrefflichen Antagoniſten wird erkennen müſſen; jedoch auch alsdann ſich noch glücklich ſchätzen, daß ihn Herr Damm überwunden hat.

Die Einſchränkung dieſer Blätter geſtattet uns keine ſo weitläuftige und ausführliche Beantwortung

auf alle Einwürfe, welche Herr Damm deßwegen nothwendig hat vorbringen müssen, damit er seinen vorgesetzten Endzweck, Recht zu behalten, und niemals geirret zu haben, erhalten möchte. Und weil sich nun derjenige, welcher an dergleichen seltsamen Verwirrungen viel Vergnügen empfindet, genöthiget sehen wird, die Antwort des Herrn **Damms** selbst anzuschaffen, so wollen wir zu Vermeidung aller Weitläuftigkeit und alles Umschweifs uns so gleich auf die genau bestimmte Seite in dem gelehrten Werkchen berufen: daß wir nicht die ganze Antwort des Herrn Conrect. in diesen Zeilen einrücken dürfen, und nicht nöthig haben, wie Herr **Damm** wider zwene Bogen neune verfertiget hat, also auch wir, in Ansehung dieser neune, vierzig voll zu schreiben. Der berühmte Herr Verfasser befindet sich gleich im Anfange zu unserm eigenem Betrübnisse gar sehr beleidiget, daß wir bey Gelegenheit einer von ihm erdachten, und nach unserer Meynung allen deutschen Ohren widerwärtigen Redensart, **etwas mit einer nicht gezwungenen Minerva thun**, die Unmöglichkeit einer vollkommenen deutschen Uebersetzung der Briefe des Cicero erkannt haben. Dieses soll nach seinem Geständnisse, und nach seiner gründlichen Einsicht p. 8. ein Satz seyn, den uns niemand einräumen wird. Er versichert uns hiervon, vermöge seiner ihm angebohrnen Geschicklichkeit, des Gegentheils, in dem er setzt: **Alle in einer menschlichen Sprache und von Menschen geschriebene Bücher können auch in andere menschliche, noch lebende Sprachen so übersetzet werden, daß das Original ausgedruckt wird.** Dieser Machtspruch scheinet uns ein wenig

be-

bedenklich zu ſeyn, (welches uns aber der Herr Conrector nicht übel deuten wolle,): erſtlich, weil wir uns keiner andern Sprache als einer menſchlichen bewußt ſind, auch uns niemals erinnern, ein ander Buch geleſen zu haben, als welches von einem Menſchen geſchrieben worden: zum andern, weil dieſer auf die menſchliche Sprache, und von Menſchen geſchriebene menſchliche Bücher beſtimmte und ſehr genau eingeſchränkte Satz, ohne einiges Exempel eines ſolchen Buches, welches in der Ueberſetzung eben ſo vollkommen wäre, als in dem Originale, wie ein ausgeſetztes Findelkind ganz nackend und bloß iſt hingeworfen worden. Es iſt hier nicht der Ort weitläuftig zu unterſuchen, ob eine vollkommene Ueberſetzung, das iſt eine ſolche, die ihrem Originale in allem ähnlich ſeyn ſoll, überhaupt möglich ſey oder nicht? Wir würden dieſes allerdings in verſchiedenen Fällen nicht ohne Urſache mit einem gegründeten Ja beantworten, und auf eine ſolche Frage niemals ſchlechterdings, ohne Abſicht auf dieſe oder jene Sache, unſere Meynung zu erkennen geben. Bey dem allen aber würden wir auch nicht in Abrede ſeyn können, daß dergleichen Arbeit in etlichen Gelegenheiten allerdings nicht könne zu Stande gebracht werden; und daß gewiſſe **menſchliche und in menſchlicher Sprache, von Menſchen geſchriebene Bücher** nicht alſo können überſetzet werden, daß dadurch ihr Original ausgedruckt wird. Eine iede Sprache hat ihre beſondere Redensarten, und Sprüchwörter, eine andere Art ſich auszudrucken, eine andere Weiſe die Sätze mit einander zu verbinden, andere Wortfügungen, und überhaupt eine ganz andere Geſtalt. Wenn ich nun in der Ueberſetzung ei-

nes Buches, der andern Sprache zu genau nachgehe, ſo verlieret die neue Sprache in die ich nämlich mein Vorhaben einkleide, ihre Eigenſchaften: und weil ſie gar zu viel von der andern annimt, ſo höret ſie auf, die vorige Sprache zu ſeyn, wird undeutlich, unverſtändlich, und kann warhaftig auf keine Weiſe deßwegen dem Original gleich geachtet werden; weil ſie deſſelben Art ſich auszudrucken, wider ihre Natur, auf das ungereimteſte nachgeahmet hat. Herr Conrect. **Damm** hält die Ueberſetzung der Briefe des Cicero für möglich, und zwar eine vollkommene Ueberſetzung, darinn das Original völlig ausgedruckt werden kann. Parturiunt montes! Hierzu wird aber erforbert, daß nicht nur, wie der Herr Ueberſetzer ſelbſt in ſeiner Verantwortung p. 9. bekennet, **der völlige Sinn des Cicero mit guten verſtändlichen deutſchen Worten ausgedruckt werde**; ſondern es muß auch vornehmlich die deutſche Sprache, und ihre ganze Geſtalt und Natur keinen Abbruch leiden. Es iſt wahr, die Worte an ſich betrachtet, können zuweilen gut ſeyn, z. E. bey der oben gemeldten Redensart wird niemand leugnen, daß die einzeln Wörter **etwas, mit, einer, nicht, gezwungenen, Minerva, thun**, nicht verſtändlich, und deutſch wären: jedoch halten wir nicht dafür, daß ein einiger Deutſcher, (wir nehmen den Herrn Damm mit aller Ehrerbietung aus,) eben dieſelbigen in ihrem Zuſammenhange und völliger Redensart als ächt und unverwerflich beurtheilen werde. Der Herr Conrector als ein Meiſter in der lateiniſchen Sprache weis mehr als zu wohl, was für ein Unterſchied ſey, zwiſchen einer Schrift die Lateiniſch iſt, und zwiſchen einer ſolchen, die mit lateiniſchen Worten abgefaſſet iſt. Die Worte

an ſich betrachtet können alle gut ſeyn, und wer den Cicero nicht ſelbſt geleſen hat, der kann ſie alle in dem Nizolius finden: würde aber der Herr Correct. eine ſolche akademiſche Diſputation für lateiniſch halten, welche nur gute lateiniſche Wörter hätte, die alle im Cicero, Livius und Cäſar vorkommen? Warhaftig nein! Wo die ganze Art ſich auszudrucken, wo der lateiniſche Zuſammenhang der Perioden, die Verbindung der Worte unter einander ſelbſt, mit der Art zu ſchreiben der nur genannten Scribenten ſtreiten; da iſt die Schreibart eben ſo weit von der lateiniſchen entfernet, **als jenes großen Gelehrten, der die Briefe des Cicero auf ſolche Weiſe, in halb deutſche Worte, wie in einen Bettlermantel eingekleidet hat.** Wir müßten unſere neulige ganz ungegründete Beurtheilung ausſchreiben, und alle Exempel wieder anführen, die p. 162. und in folgenden, ſehr häufig vorkommen; wo die Ueberſetzung den lateiniſchen Worten, auf dem Fuße gefolget iſt, und wo es nicht anders klinget, als wenn ein Anfänger die Wörter im Lexico aufgeſchlagen, und aus Mangel der deutſchen Sprache, was er daſelbſt gefunden, hingeſchrieben hätte; wir müßten dem Herrn Damm, wegen der ganz neu erſonnenen, und zuvor noch unerhörten Wörter und Redensarten aufs neue Glück wünſchen: wenn wir uns nicht ein Gewiſſen machten, den Herrn Correct. auch aufs neue, vermöge ſeiner Beſcheidenheit, mit Lobeserhebungen zu beleidigen. Wir haben uns einmal vorgenommen, demſelben in allem Recht zu geben, und ob wir uns gleich noch nicht überreden können, daß eine ſolche Ueberſetzung der Briefe Cicerons möglich ſey, die die obigen Eigenſchaften alle beſitzen könnte, welche

wir angeführet haben, so wollen wir ihm doch auch jetzo wider unser Gewissen das Gegentheil zugestehen, ja nicht nur die Möglichkeit erkennen, sondern so gar die Wirklichkeit derselben mit Augen betrachten, und öffentlich bekennen: daß eine vollkommene Uebersetzung der Briefe des Cicero wirklich zu Berlin heraus gekommen sey, und zwar die erste Hälfte im Jahre 1737 in 22. Bogen, ferner, im Jahr 1738 die andere Hälfte in 16 Bogen. Und weil diese beyden Hälften den ersten Theil ausmachen, der die vier ersten Bücher in sich fasset, in allem aber 16 Bücher sind; daß folglich in allem noch vier Theile kommen werden, deren Stärke der vortreffliche Uebersetzer derselben, Herr Christian Tobias Damm, in seiner neulichen Verantwortung gleich auf der ersten Seite, auf das allergenaueste bestimmet hat. Aus diesem allen folget, daß wir neulichst aus Uebereilung, ja aus **einem höhnischen Sinne, und der von pur lautern Uebelwollen eingeknetet und von blossen Reibebegierden und Haberechten voll gestopfet gewesen**, die Möglichkeit einer vollkommenen Uebersetzung von den Briefen des Cicero geleugnet haben.

Weil uns bey der neulichen Untersuchung die Ueberschrift der Briefe des Cicero, darinne er ein **alter römischer Fürste** genennet wird, etwas seltsam und abentheuerlich geschienen: so haben wir auf eine nach Herr Damms Meynung ganz unerhörte Weise, nur bloß geurtheilet: daß der Uebersetzer besser würde gethan haben, wenn er den Namen Consul beybehalten hätte; damit niemand über seinen alten römischen Fürsten lachen, und vielleicht auf den schlechten Werth seines Buchs schließen möchte. Der Herr Conrector

ant-

antwortet, er habe das Wort Conſul ſehr bedächtlich hinweg gelaſſen, und daſſelbige deßwegen ohnmöglich behalten können: weil kein einiger Brief in allen ſechzehen Büchern zu finden wäre, den Cicero unter währendem Conſulat geſchrieben hätte; über dem ihm auch nicht bewußt wäre, daß ein ſolcher Herr, nach Niederlegung dieſer Würde, lebenslang wie bey uns zu geſchehen pflegte, den Titel eines Conſuls beybehalten hätte. Deßwegen ſollte das Wort Fürſt nur einen ſolchen allhier anzeigen, der eine große Regierung in Krieg und Frieden, unter eigener Autorität führen könnte. Er führet weiter an, es wäre ja auch Cicero Proconſul geweſen, er wäre Pater patriae genennet worden, ja er hätte noch darzu ſetzen können, daß er wegen der glücklichen Niederlage der Parther, auch den Titel eines Imperators von ſeinen Soldaten erlanget hätte. Und alle dieſe Nebenbegriffe könnten nach ſeiner Meynung ganz bequem durch das Wort Fürſt ausgedruckt werden. Was das erſte anbelanget, ſo wollen wir nicht gänzlich in Abrede ſeyn, daß kein Brief des Cicero in dieſer Sammlung vorkomme, den er in ſeinem vier und vierzigſten Jahre (anno ſuo) und zwar im 690 Jahre nach Erbauung der Stadt geſchrieben hätte; als in welchem er wirklich Conſul geweſen. Wenn wir aber der Ordnung folgen, die Adam Theodor Siber bey uns Deutſchen zum erſtenmal bekannt gemacht hat, ſo fällt der erſte Brief auf das 45 Jahr des Alters Cicerons, und alſo gleich auf das folgende, nachdem er Conſul geweſen. Weil nun eben dieſer Name Cicero CONSUL, zumal wegen der Unterdruckung der catiliniſchen Rotte, noch in dem Munde aller römiſchen Bürger wird geweſen ſeyn, ſo

iſt

i,t des Ueberſetzers Bedenken hierbey zu gewiſſenhaft. Was das andere betrifft, daß derjenige, welcher einmal Conſul geweſen, dieſen Titel nicht Zeitlebens behalten hätte, ſo wird uns Herr **Damm** gütigſt erlauben, daß wir dieſes völlig leugnen dürfen. Es war ja ein ſolcher Herr κατ' ἐξοχὴν ein Conſularis, das heißt, einer der Conſul geweſen war: und ob gleich dieſer Titel mit dem Namen eines jeglichen nicht ſo genau verbunden war, als bey uns etwan der Titel **Hofrath** oder **Doctor** nothwendig ohne Beleidigung der Ehre bey dem Namen ſtehen muß; ſo waren ſie doch in der That Conſulares, hatten bey Rathsverſammlungen im votiren den Vorzug vor vielen andern, und lebten in größerm Anſehen, als praetores, cenſores, Senatores, u. ſ. w. (S. Jac. Gutherii de offic. dom. Aug. l. 1. c. VI. de clariſſimis conſularibus, Tom. III. antiqq. Sallengri p. m. 303.) Weil die Römer nur den bloßen Namen nannten, die Ehrenſtelle aber am allergewöhnlichſten vorbey ließen: ſo iſt es zwar gekommen, daß wir keine rechte gewiſſe Nachricht aus einem Schriftſteller davon haben, ob der Titel Conſul auch nach vollendetem Conſulate übrig geblieben ſey. Daß aber dergleichen Perſonen unter die Conſulares gezählet worden, das iſt gewiß. Ob man nun einen ſolchen nicht auch mit Recht noch Conſul heißen könne, dazu ſehen wir keine Urſache, daraus man etwas abgeſchmacktes ziehen wollte. Alle Gelehrten nennen den Cicero Conſulem Romanum, wenn ſie von ihm reden: was ſie darunter verſtehen, das überlaſſen ſie den Begriffen verſtändiger und in dergleichen Alterthümern erfahrener Leute; zu geſchweigen, daß eine Perſon allezeit den Titel von ihrer vornehmſten Ehrenſtelle bekömmt,

da

da denn in der freyen römiſchen Republik, ordentlich nichts höhers war, als ein Conſul. Jedoch wir gehen noch weiter, und ſchlieſſen durch vermuthliche Wahrſcheinlichkeiten, derer wir uns in hiſtoriſchen Dingen nothwendig bedienen müſſen, auf folgende Weiſe: Iſt ein ſolcher ſchon Conſul genennet worden, welcher doch nur deſignatus war, daß er erſtlich auf das nächſt folgende Jahr entweder Kalendis Januariis, oder Idibus Martiis, ſeine Regierung antreten ſollte: wie viel mehr verdienet nicht der den Namen eines Conſuls, der es wirklich geweſen? Das erſte wird Herr Damm nicht leugnen, indem ihm die verſchiedenen Ueberſchriften der Briefe ſeines Cicero; ja, ſein eigenes Geſtändniß p. 46. in der Verantwortung davon überführen werden. Das andere iſt daher ganz vernünftig, weil man einer ſolchen Perſon mit dieſem Titel nichts anders beyleget, als was ſie entweder iſt, oder wirklich geweſen iſt. Und bey einer ſolchen Verhältniß hätte der Titel Conſul füglich können beybehalten werden. Was nun das Wort **Fürſt** anbelanget, ſo müſſen wir zwar, nach dem uns einmal vorgeſetzten Verfahren, dem Herrn **Damm** nothwendig recht geben; können uns aber nicht enthalten, noch einige kleine Zweifel und Bedenken hierher zu ſetzen. Erſtlich ſoll dieſer Name folgende Begriffe in ſich faſſen, daß Cicero Conſul geweſen ſey, daß er ſey Pater Patriae genennet werden, daß er einmal das Proconſulat in Cilicien verwaltet habe, und vielleicht auch, daß er Imperator genennet werden: und weil dieſes alles **die höchſten Regierungen in eigner Autorität** anzeigete; denn alſo beliebet es unſerm Gegner auf eine ihm allein verſtändliche Art zu reden, ſo hätte er kein be-

qu:-

quemeres, als eben das Wort Fürſt ausſuchen können. Wenn wir uns die Freyheit nehmen dürften, hierbey etwas zu errinnern, ſo würde uns der Herr Conrect. auf ewig verpflichten, ſo fern er uns ein geneigtes Ohr gönnen wollte. Wir glauben, daß ein Anfänger, als für welche fürnehmlich der Ueberſetzer dieſes Buch verfertiget hat, ſ. p. 18. lin. 19. der alle nur erzählte Ideen, mit dem Worte Fürſt an dieſem Orte verbinden würde, eine göttliche Kraft verborgene Dinge zu errathen beſitzen müßte, und daß eines ſolchen Knaben vortrefflicher Name mit allem Rechte in Ridigers Lehre de diuinatione zum ewigen Gedächtniſſe eingeſchrieben werden ſollte, weil er ſolche Dinge verrichten könnte. Ein jedweder ſtellet ſich heute zu Tage bey dem Worte Fürſt einen ſolchen Herrn vor, welcher ein von männlicher Seite herſtammender Anverwandter eines Königs oder Herzogs iſt. Kein Menſch wird ſich hierbey eines römiſchen Conſuls, des Titels pater patriae, eines Proconſulats, und des Freudengeſchreyes der Soldaten, darinnen ſie ihren General imperator nannten, erinnern. Hat Herr Damm ja recht genau gehen wollen, warum hat er nicht alle dieſe Titel und Ehrenſtellen ausführlich hingeſetzet? Warum hat er nur das einzige Wort Fürſt gebraucht? Ja ſpricht er p. 13. in der Verantwortung: **Wir nennen den einen Fürſten, der eine groſſe Regierung im Krieg und Frieden unter eigener Autorität führet:** das heißt nach ſeiner eigenen Erklärung zu Ende dieſer Seite, wenn er die Regierung nicht im Namen eines Höhern führet, der ihm dieſelbige Stelle anvertrauet hat. Wie kann ſich aber eine ſolche Beſchreibung auf den römiſchen Staat ſchicken? Herr

Damm

Damm ſagt zwar p. 14. mit deutlichen Worten: **Daß ſich ſolches auf die römiſchen Groſſen in gar hohem Grade paſſe, weis ein jeder, der der römiſchen Geſchichte genugſam kundig iſt.** Ob wir uns aber vermöge des Herrn Conr. Urtheils, ſelbſt keine ſolche Einſicht in die römiſchen Geſchichte zutrauen dürfen: ſo würden wir uns doch erkühnen, öffentlich zu ſagen, wo wir nur den Herrn Conr. nicht böſe machten, daß dieſes alles ganz falſch, ungereimt, und wider alle römiſche Gebräuche ſey. Führete denn ein Conſul, oder ein commandirender General die Regierung unter eigener Autorität? Führete er ſie etwan in ſeinem Namen? oder im Namen eines Höhern, der ihm dieſelbe anvertrauet hatte? Wer in ſeinem Namen herrſchet, der iſt ein ſouverainer Herr, der hat das Recht über Leben und Tod. Keines von beyden hatte in der römiſchen Republik ſtatt. Erſtlich hatte weder der Conſul noch der General die Regierung ſich ſelbſt zuzuſchreiben, ſondern einem höhern, nämlich dem ganzen römiſchen Volke. Wurde denn nicht der Conſul in den comitiis centuriatis erwählet, und wurde denn nicht das Commando dem Feldherrn in den curiatis comitiis gegeben? (vid. LIV. V, 52. circa fin. CICER. de L. Agr. Or. II. cap. XII. edit. Lipſienſ. p. m. 660. & Philipp. V, 16. p. m. 1423) Wie kann man nun ſagen, daß in der ganzen römiſchen Rep. ein Fürſt geweſen ſey? Denn wenn wir den einzigen dictator ausnehmen, ſo herrſchete ja keiner ſouverain; ſo hatten ſie ja alle, und ſelbſt der dictator die Macht, von einem Höhern empfangen. Denn wie eingeſchränkt war nicht überall die Gewalt der obrigkeitlichen Perſonen! Es durfte ja weder der Conſul noch der Feldherr etwas

wichtiges vornehmen, wo es nicht zuvor dem Volke berichtet wurde, daſſelbige zu beſchlieſſen. Herr Damm wird dieſes nicht leugnen. Und alſo kann, auch nach des Ueberſetzers eigener Erklärung, das Wort Fürſt auf keine Weiſe geduldet werden. Pag. 15 ſtehet noch ein ganz kleiner Beweis, auf den wir auch nur ganz mit wenigen antworten wollen. Herr Damm ſagt: wer princeps im Lateiniſchen genennet wird, der kann ja wohl im Deutſchen durch Fürſt ausgedruckt werden. Und warum? In Spiesers Wörterbuche ſteht princeps überſetzt durch **ein Fürſt**; denn ſo viel wollen des Herrn Conr. Beweiſe aus dem Cicero, Valerius, Cäſar und andern ſagen. Endlich will der Ueberſetzer auch in guten deutſchen Büchern geleſen haben, z. E. **Pompejus war ein gütiger Fürſt; Cicero war nicht nur ein gelehrter Mann, ſondern auch ein groſſer Fürſt.** Wir wünſchten, daß ein ſolches gutes Buch angeführet worden wäre: denn wenn der Herr Conr. ſich etwan erinnert hätte, dergleichen in der allerunvergleichlichſten Römerinn Lesbia oder Delia in ſeiner Jugend geleſen zu haben, ſo würden wir dieſes wohl ſchwerlich für einen guten deutſchen Schriftſteller erkennen. Ja geſetzt, es wäre an dem, es hätte ſich auch einer von den vortrefflichen Scribenten dieſer Redensart bedienet: ſo bleibt doch noch allezeit die Frage übrig, ob er dieſes auch mit recht gethan habe? Jedoch ja! er hätte allerdings, eben ſo wie unſer Herr Ueberſetzer, recht gethan. Denn wenn gleich dieſe Benennung noch nicht wäre gewöhnlich geweſen, ſo ſchadet dieſes nichts. Herr **Damm** bekennet ſelbſt p. 16. **es ſey viel gutes öfters eine Zeitlang nicht ſo gar gewöhnlich geweſen, daß**

man

man nachher mit gutem Grunde, und nicht ohne Nutzen gewöhnlich gemachet hat. Accipimus omen! Wir ersuchen zuletzt den Herrn Conrect. ergebenst, gütigst zu besorgen, wenn etwan Hederichs Notitia Auctorum neu aufgelegt würde, daß er bey dem Namen des Cicero wolle einrücken lassen: **ein alter römischer Fürste.**

Und dieses mag von der deutschen Uebersetzung der Briefe des Cicero überhaupt, desgleichen auch von dem Worte **Fürst** genug gesaget seyn. Es ist dasselbige wider unser Vermuthen etwas weitläuftig gerathen, es soll uns aber dazu dienen, daß wir in dem folgenden auf die Einwürfe des Herrn Conr. desto kürzer antworten mögen; sintemal wir nicht gesonnen sind, unsre Betrachtungen auf die niederträchtigen Redensarten zu wenden, welche in verschiedenen Stellen wider uns sind gebrauchet worden, sondern vielmehr mit möglichster Kürze die Sache selbst zu berühren, und zu zeigen, daß Herr Damm gar nicht nöthig habe Triumph zu blasen.

Die vertheidigte Uebersetzung des 1sten §. in dem ersten Briefe hat fast einen ganzen Bogen besudelt, wir begnügen uns zu der Verantwortung mit einer Seite. Wenn Herr Damm nicht gar zu erzürnet auf uns gewesen wäre, so würde er p. 137. in den critischen Beytr. wohl gesehen haben, daß wir gar offenherzig bekennet, es wäre der Sinn des Cicero von ihm getroffen worden: Aber der Nachdruck der lateinischen Wörter erfordere nur eine andere Uebersetzung. Herr **Damm** kann in der Verantwortung nicht zeigen, daß officium hier auf die Freundschaft nothwendig zielen muß, denn es ist ja dieses Wort das allergemeineste,

und drucket auch selbst nach dem Sinne des Cicero alle Handlungen aus, die mit dem Gesetze der Natur übereinkommen. Ein **Freundschaftsdienst** ist schon ein starker Grad der Liebe, und schicket sich zu dem Worte pietas nicht im geringsten, wenn man es durch **verpflichtete Liebe** ausdrucken will: denn die so genannte correctio, *ac potius pietate &c.* würde auf diese Art nicht statt finden, weil eins so viel als das andere anzeigete; da doch das folgende nothwendig mehr auf sich haben muß. Derowegen muß officium allhier durch **Pflicht** oder Schuldigkeit übersetzet werden: Und weil pietas allezeit einen Höhern zum voraussetzet, oder doch wenigstens einen solchen, den ich in diesem oder jenem Stück für höher erkenne, als ich bin; deßgleichen, weil dieses Wort am eigentlichsten von Gott und den Aeltern gebraucht wird, so wird es am besten durch **kindliche Ehrerbiethung** deutsch gegeben. **Herr Damm** erinnert zwar, p. 28. in der Verantwort. man könne deßwegen ohnmöglich also reden; weil Cicero zum wenigsten sechs Jahr älter gewesen wäre, als Lentulus, deßgleichen auch, weil er als ein älterer Consularis den Rang über jenen gehabt hätte. Gleich als wenn die Frage wäre, wie Cicero nach des Herrn Comr. Meynung hätte reden sollen? Cicero kann ja in den Reden ad Quirites post reditum & in senatu nicht Worte genug finden, wie er den Römern auf das verbindlichste Dank abstatten soll, daß sie ihn aus seinem Elende zurück gerufen hatten. Des Lentulus gröste Sorge und Bemühung war, so gleich beym Anfange seines Consulats, dahin gegangen, daß man dem Volke die Wiederrufung des Cicero anpreisen möchte. Das Volk hatte in den öf-

fent-

ſentlichen comitiis centuriatis auf Anſtiften des Lentulus einhällig beſchloſſen, daß Cicero wieder nach Rom kommen ſollte. War denn alſo Cicero dem Lentulus nicht eben ſo verpflichtet, als er nur ſeinem Vater hat ſeyn können? Hat alſo das Wort **kindliche Ehrerbiethung** bey ſolchen Umſtänden nicht ſtatt? (conf. MANUTIUS in h. l.) Herr Damm führet viele Exempel von der Bedeutung des Wortes pius an. Es würde uns nicht ſauer werden, noch mehrere hierher zu ſetzen, z. E. pium coelum, pius poëta, wenn es der Mühe werth wäre. Wir glauben wohl, daß der Herr Conr. gelernet habe, was pius heißt. Hier iſt aber die Frage, ob er es in dieſen Worten recht gründlich überſetzet habe? Wir glauben, ſein Ausdruck, **verpflichtete Liebe**, ſey zu wenig, weil dergleichen Begriff ſchon zuvor von ihm dem Worte **Freundſchaftsdienſt** beygeleget worden. Wir haben aber auch gezeiget, daß officium durch **Freundſchaftsdienſt** nicht könne ausgedruckt werden. Gleichwohl, wenn der Herr Conr. recht haben will, ſo habe er recht.

Pag. 29-31. verantwortet ſich der gelehrte Herr Verfaſſer wegen dieſes Ausdrucks: **Hammonius arbeitet ganz offenbarlich mit Gelde wider uns.** p. 137. in den Crit. Beyträgen haben wir das Wort oppugnare gleichnißweiſe von den Kriegsmaſchinen hergeleitet. Weil dem Ueberſetzer, wegen allzugroßer Aergerniß über uns, die Worte des Cicero im 2 B. im 20 Briefe nicht eingefallen ſind, da es p. m. 86 heißt: ibi quintum & vigeſimum iam diem aggeribus, vineis, turribus oppugnabam oppidum munitiſſimum, ſo ſpricht er ganz erzürnet: **heißt denn** *oppugnare* **belagern? Doch ich habe geſagt, ich wolle**

nicht antworten. Dieſes iſt auch wahrhaftig die beſte Art jemand zu überführen.

Was p. 138. in cr. Beytr. von dem comparativo erinnert worden iſt, der zuweilen weniger als der poſitivus anzeigete, das iſt eine ausgemachte Sache. Herr Damm leugnet es ſelbſt nicht. Die Urſache, warum liberius nicht durch **freyer** kann erkläret werden, haben wir daſelbſt ſattſam erörtert. Die Einwürfe des Herrn Conr. werfen unſere Meynung nicht um. Der Zuſatz, daß die Lateiner da den comparativum ſetzten, wenn die Deutſchen die Wörterchen **etwas** oder **ziemlich** gebrauchten, iſt neu, und falſch. Cicero hat nicht nach dem Deutſchen geſchrieben, daß er das Wörtgen **etwas** oder **ziemlich** in Gedanken gehabt hätte. Man muß auch heute zu Tage das Lateiniſche nicht nach dem Deutſchen ſchreiben wollen, ſonſt wird eine ſolche Schrift zur Welt gebohren, die des Herrn Damms deutſchen Ueberſetzung ähnlich ſieht, welche dem Lateiniſchen zu ſehr nachgegangen iſt. 2) Accuſare heißt niemals **zureden**, wie es in der Ueberſetzung gegeben iſt, ſondern allerdings **beſchuldigen, ſchelten, ſtrafen. Zureden**, heißt exhortari, wenn man ſich allezeit ſolcher Vorſtellungen bedienet, die von der guten Seite hergenommen ſind; da man einem Menſchen durch gute Worte und freundliche Ermahnungen eine Sache einredet: accuſare iſt etwas ganz anders, denn hier kommen keine gute Worte vor, ſondern gar harte Drohungen, derbe Verweiſe, und lauter ſolche Vorſtellungen, die etwas böſes nach ſich ziehen. Wer die folgenden Worte zu Hülfe nimmt, der wird ſehen, daß unſere Meynung gegründet ſey. Es heißt: ſed plane nec precibus noſtris nec admonitionibus relinquit lo-

locum. Auf das Wort hortari beziehen ſich preces, auf acculare, admonitiones. Admonitio iſt, wenn ich jemanden vorhalte, was er mit dieſer oder jener Handlung für Unglück oder Schaden angerichtet hat; und wenn ich ihm die böſen Folgerungen, die daraus entſtehen werden, mit ſpitzigen und beißenden Worten vorſtelle. Drey Seiten des Herrn Cenr. die er hiervon geſchrieben, haben uns wiederum zu erkennen gegeben, wie viel ihm daran gelegen ſey, daß er recht behalten wolle. Wir machen es ihm alſo nicht ſtreitig.

Pag. 38 und 39 in der Verantwortung, werden ietzt angeführte Worte vertheidiget: ſed plane nec precibus noſtris &c. wir haben dieſelben p. 138 der crit. Beytr. überſetzet: **er läßt uns nicht ausreden, nämlich aus Beſcheidenheit und Klugheit.** Die ganze Sache verhält ſich auf folgende Weiſe: Ptolomäus ſollte wieder in ſein Reich eingeſetzt werden und man berathſchlagete ſehr ſtark darüber. Einige wollten die Ehre dem Pompejus aufgetragen wiſſen, daß er den verjagten König wieder auf den Thron ſetzen ſollte: Cicero aber hätte dieß lieber ſeinem großen Wohlthäter, dem Corn. Lentulus, der jetzt Proconſul in Cilicien war, vor allen andern gegönnet. Gleichwohl wurde von einigen Pompejus vorgeſchlagen: Cicero mußte alſo den Pompejus zu bereden ſuchen, daß er ſich hierzu nicht gebrauchen ließe. Er that dieſes mit guten Worten, und vielem Bitten, er ſtellte ihm zugleich ganz frey und offenherzig die böſen Folgerungen vor, (das heißt liberius acculabat) nämlich vt magnam infamiam fugiat: er würde entweder von allem Volke hören müſſen, er thäte es aus Ehrgeiz, oder er hätte ſich von dem Könige dazu beſtechen laſſen. Nun

kommen oben gedachte Worte: sed plane nec precibus nostris nec admonitionibus relinquit locum. Diese können nun zweyerley bedeuten, entweder: es hilft weder Bitten noch Vorstellen bey ihm etwas; oder, er läßt uns nicht ausreden, und giebt dadurch zu verstehen, er wolle unser Bitten statt finden lassen. Wenn man aber das folgende zu Hülfe nimmt, so muß man die letzte Erklärung vielmehr der vorhergehenden vorziehen: nämlich wenn sie ihn **bitten** wollten, so ließ seine **Bescheidenheit** es nicht zu, daß er den Cicero, und die andern, die auf des Cicero Meynung waren, ausreden ließe. Wollten sie ihm aber das Uebel zeigen, welches er hiemit auf sich laden würde, so war er viel zu **klug** und **listig**, als daß er dieses hätte mit anhören sollen: er fiel ihnen deßwegen auch hier in die Rede, daß sie also auf dergleichen Art bey ihm nichts ausrichten konnten. Will der Uebersetzer diese Erklärung, die doch der Wahrheit am nächsten kömmt, nicht hat gelten lassen, so wird es uns nicht gar zu leid seyn.

Pag. 35-38. will uns der Uebersetzer überreden, es sey folgender §. in gutes deutsch von ihm eingekleidet worden: **Des Hortensius, &c. Stimme weichen dem Orakel in dem Puncte wegen der Armee.** Im lateinischen stehet cedit religioni de exercitu. In den crit. Beyträgen p. 139. ist uns diese Uebersetzung gar gezwungen, und zu sehr nach dem lateinischen eingerichtet vorgekommen. Herr Damm hält dieses in der Verantwortung für etwas gutes. Wer wollte also zweifeln, daß er nicht auch hierinne den Beyfall aller Sprachverständigen verdienen würde? ob gleich die Worte: **Orakel, Punct, Armee,** nicht deutsch sind,

und

und ob gleich kein Deutſcher ohne Hülfe des Lateiniſchen die ganze Redensart verſtehen wird.

Wir wenden uns zu einer andern Stelle, deren Beantwortung dem Herrn Conr. beſonders gefallen muß: Sie iſt zehen Seiten lang, und verräth die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers in den Alterthümern. Wer zu recht beſondern annehmlichen Verwirrungen Belieben träget, derſelbe ſchlage nur in der Verantw. p. 39. nach, und leſe bis p. 50. Die ganze Sache kömmt darauf an. Wir haben die Worte: cum imperio eſſe, überſetzt: **die in den Provinzen mit Kriegsheeren ſtehen.** Herr Damm hingegen glaubet, die ganze Sache viel beſſer eingeſehen zu haben, wenn er ſagt: **Die in wirklichen Regierungswürden ſtehen.** Priuatus heißt bey ihm ein ſolcher, **der keine wirkliche Regierungswürde beſitzet**: wir haben dieſes gegeben; einen, **der ohne Kriegsheer in der Provinz ſtehet.** Der Herr Conr. führet gar viele Stellen aus alten Scribenten an, daraus man ſehen ſoll, daß er ſehr wohl wiſſe, imperium heiße ein Kriegsheer. Wir haben daran nicht gezweifelt; ſie ſind alſo nicht wohl angebracht worden. Unſere Meynung iſt, gegenwärtige Stelle des Cicero erfordere die Auslegung, daß imperium ein Kriegsheer bedeute, und beziehet ſich darauf: Wenn ein Proconſul oder Proprätor in die Provinz gieng, ſo bekam er entweder eine Armee, oder er bekam keine; in beyden Fällen hieß er, in Anſehung Roms, ein priuatus. Dieſes beydes iſt in des Herrn Conr. Augen und Verſtande etwas erſtaunendes. Von dem erſten ſagt er p. 44. ein proconſul oder propraetor ſine imperio in einer Provinz wäre eben ſo gut geweſen als ein gemalter. Das andere

ſoll p. 46. eine unerhörte Erklärung ſeyn, daran keiner, der das alte freye Rom kennete, Anſtoß nehmen würde. Wir bedauren gar ſehr, daß der Herr Verfaſſer des Caroli Sigonii Buch de antiquo iure populi Rom. nicht geleſen hat. In dem andern Theile (edit. Halenſ. c. praef. Thomaſii & not. I. G. Graevii in 8.) im XIIII cap. p. m. 371. wird davon gehandelt: an proconſules & propraetores, qui ex priuatis ad bella miſſi ſunt, vt cum Imperio, ſic cum Magiſtratu fuerint. Sigonius beweiſet dieſe Sache alſo, daß Herr Damm gewiß nichts darwider einwenden wird. Der Proconſul und Proprätor waren allerdings keine magiſtratus, und folglich priuati; ob ſie gleich zuweilen cum imperio in die Provinz geſchicket wurden. Sigonius ſchließt alſo: die proconſules und propraetores, die in die Provinzen cum Imperio geſchickt wurden, waren keine magiſtratus; denn ſie hatten von dem Volke keine auſpicia und keine Gewalt, Streitigkeiten zu entſcheiden, überkommen.' Er beweiſet dieſes aus verſchiedenen Stellen des Cicero und Livius (p. 372. l. c.). Wir wollen ihn nicht ausſchreiben; es wäre uns nicht ſchwer angekommen, dieſen gelehrten Mann gleich anfangs in den crit. Beytr. anzuführen: wenn wir nicht geglaubet hätten, Herr Damm würde hierinnen nichts einzuwenden haben; wie es denn ohnmöglich geſchehen kann, wenn er gegenwärtige Stelle mit Aufmerkſamkeit durchleſen will. Jedoch iſt dieſes in Anſehung der Stadt Rom zu verſtehen, als in welcher nur allein dergleichen Proceſſ. und Proprät. als priuati angeſehen wurden: ſie mochten entweder allein poteſtatem ius dicendi, oder wenn man einen benachbarten Feind befürchtete, poteſtatem imperandi exercitui ad bellum

lum gerendum, oder beydes zugleich, welches zuweilen geſchah, bekommen haben; in den Provinzen, wo ſie ſich aufhielten, konnten ſie für magiſtratus angeſehen werden, u. ſ. w. Die übrigen Einwürfe des Herrn Damms haben ſo viel nicht auf ſich, und beſtehen bloß in Schimpfreden. Wir beſitzen darinne keine ſolche Stärke. Der Herr Conr. wird es nicht ungütig nehmen.

Von p. 50-57. werden einige Stellen vertheidiget, in denen uns die deutſche Ueberſetzung, wegen des Nachdrucks der lateiniſchen Worte und wegen einiger andern kleinen Umſtände nicht völlig wohl eingerichtet zu ſeyn ſchien. Des Herrn Damms ganzer Beweis iſt dieſer: Sie ſind wohl eingerichtet. Wir müſſen es alſo glauben. Doch können wir noch nicht errathen, was das heiſſe, **als ob er gerne wolle**, ſuſpicio cupiditatis. Herr Damm ſcheinet, als ob er gerne recht haben wollte: Wir wollen ihm alſo dieſe Freude nicht mißgönnen.

Der 18te §. in der Verantw. wiederholet, was in den crit. Beytr. p. 145. ſtehet: Herr Damm glaubet, wir hätten auctoritatem ſenatus, und auctoritates verwechſelt. Wenn wir wüßten ob der Herr Conr. ſchielete, ſo wollten wir es ihm nicht für übel halten, daß er contra metaphyſicam veritatem geſündiget hätte. Wir wiſſen ganz wohl, daß unter dieſen beyden Namen ein Unterſcheid ſey, und H. D. hätte ganz wohl ſeine weitläuftigen Reden erſparen können, wider die man doch ein vieles einwenden könnte. Z. E. er ſagt p. 59. SC. und S. auctoritas ſind völlig unterſchieden, und gleichwohl ſpricht er Senatus auctoritas iſt ein S. C. das nicht zu

ſeiner Kraft gediehen iſt. Alſo iſt Senatus auctoritas ein SC. und doch auch kein SC. u. ſ. w. ꝛc.

Unſere Meynung gehet dahin. Cato und Caninius, tribuni plebis, proteſtirten darwider, daß des Raths Ueberlegungen ihre Kraft nicht erhalten konnten. Nun durfte, vermöge der tribuniciſchen Gewalt dieſe Berathſchlagung nichts gelten: ſie hieß alſo Senatus auctoritas, und wurde für nichtig erkläret, gleichwohl wurde ſie niedergeſchrieben, und die Namen aller derer darzu geſetzt, welche dieſer Meynung beygepflichtet hatten; das heißt, perſcribebantur auctoritates; von welchen der 15 Brief des 9 Buchs im Cicero Erwähnung thut. Dieſes geſchah ordentlich nur bey den Senatusconſultis, hier aber auch bey der auctoritate Senatus; dieſes zeiget das Wort perſcribere, deßgleichen die Worte *tamen*, perſcripta eſt, zur Genüge an. Pag. 61. leugnet der Ueberſetzer grauiſſima re, heiße jemals, eine ſolche Sache, da ich viele Mühe anwenden müſſe ſie zu erlangen; und zwar deßwegen, weil man nicht ſagen könnte, femina grauiſſima heiße eine Frau, bey der man viel Mühe anwenden müßte, **daß ſie möchte wer weis zu was für Stande kommen.** Gerade als wenn das Wort grauis nur eine Bedeutung hätte. Geſetzt, daß wir lateiniſch wider den Herrn Conrector ſchrieben, und hießen ihn virum grauiſſimum; würde er nicht ganz ungerecht handeln, ſo fern er uns beſchuldigen wollte: wir würfen ihm vor, daß er einen ſtinkenden Athem hätte, weil grauis auch ſo viel heißt als graueolens? Eben ſo iſt auch dieſer Einwurf beſchaffen: graue SC. heißt ein ſolcher Rathſchluß, der wegen der vielen Gegenmeynungen ſchwerlich iſt zu Stande gebracht worden. Ob aber Herr

Damm

Damm wiſſe, was ſemina grauis iſt, das können wir ſo genau nicht beſtimmen; weil wir nicht die Ehre haben, mit ihm genauer bekannt zu ſeyn.

Was von der wahren Bedeutung der Wörter **Lex**, diligenter, tempora, in den critiſchen Beyträgen, p. 146 und 147 iſt geſagt worden, das kann Hr. Damm in ſeiner Beantwortung nicht leugnen: ob er ſich gleich bemühet ſeine Ueberſetzung der unſern vorzuziehen. Wir überlaſſen dieſes unparteyiſchen Richtern zu entſcheiden; geben aber inzwiſchen dem Herrn Damm völlig recht.

Bey Gelegenheit des neuerfundenen und ſchönen Wortes **Belebtheit**, (humanitas) eifert der Herr Conrector auf diejenigen, welche den großen Brokes einen Wörterſchmied zu nennen, ſich nicht ſcheueten; welches man in dieſen Zeilen wohl nicht leichtlich vermuthet hätte. Er erfüllet über dieß drey ganze Seiten damit, daß er ſich ein Recht anmaßet, neue deutſche Wörter zu machen; bekennet dabey p. 71. daß er den meiſten deutſchen Ueberſetzern der alten Schriften viel wichtige Fehler zu zeigen im Stande ſey: und endlich lobt er das neugebohrne Wort **Belebtheit**, nach allen Arten der Ruhmserhebungen. Er geſtehet hierbey, daß man das Wort humanitas durch **Staatsklugheit** nicht überſetzen könne; wie wir in critiſchen Beyträgen dafür gehalten haben, weil hier die Rede von der Artigkeit zu leben ſey. Warum hat aber Hr. Damm humanitas nicht durch die Artigkeit zu leben überſetzet? Die Staatsklugheit beſtehet in der Artigkeit zu leben. Wenn wir alſo ſchon gute deutſche Wörter haben, ſo finden wir uns nicht verbunden, andere neue und ganz

unge-

ungewöhnliche an deren Statt zu ſetzen. Uebrigens iſt Herr Damm, als ein Gelehrter, verbunden, die groſſen Fehler der heutigen deutſchen Ueberſetzer der begierigen Welt zu zeigen, warum wir ihn ſelbſt ergebenſt gebethen haben wollen.

Der 23. §. p. 75. in der Verantwortung beziehet ſich auf den 13ten, und muß auf eben dieſe Art überſetzet werden. Der 24. §. handelt von dem Worte ſapiens. H. D. geſtehet uns zu, es könne die Gattung an ſtatt der Art geſetzt werden: aber *ſapiens* coquus &c. könne nicht geſagt werden, weil man dergleichen Beywort zu coquus nicht in alten Scribenten finde. Es iſt aber nach unſerer Meynung ein Unterſcheid zu machen, ob man dergleichen Wort in alten Schriftſtellern finde, und, ob man es nicht mit Recht gebrauchen könne? Schließt nicht Herr Damm alſo von der deutſchen Sprache, ob gleich ohne Grund?

In den critiſchen Beyträgen p. 150. haben wir eine Stelle aus dem ſchweren ſechſten Briefe vor uns genommen: und weil des Herrn Conrect. deutſche Ueberſetzung den Nachdruck der lateiniſchen Worte nicht gefaſſet hatte, ſo nahmen wir die Worte einzeln zur Betrachtung, und überſetzten ſie nachgehends in ander deutſch. Wir hoffen, ein ieder Deutſchverſtändiger wird mit uns zufrieden ſeyn. H. D. aber kann dieſes nicht thun. Es würde leicht ſeyn, unſere Worte wieder völlig hieher zu ſetzen, gleichwie H. D. in ſeiner ſchönen Verantwortung gethan hat. Aber der Raum und die Zeit wollen es uns nicht geſtatten.

Was der Herr Conrector von der Erklärung des Wortes iuuentus im 27. §. p. 95. vorbringet, zeiget wahrhaftig keine ſeichte Einſicht in die römiſchen Alterthümer

chümer an. Er hat dieſes Wort überſetzet durch junge Herren: wir erklärten es genauer p. 153. durch die römiſche Ritterſchaft; und die Umſtände des ſechſten Briefes erfordern nothwendig eine ſolche Ueberſetzung. Cicero bemühet ſich nämlich den Milo zum Conſul zu haben; er ſchreibt dieſes in gegenwärtigem Briefe dem Curio, und will ihn wegen der großen Liebe und Hochachtung, die er bey dem Volk hatte, bereden: er ſollte dazu Anführer ſeyn, und alles beytragen, damit Milo das Conſulat erhalten möge. Hierbey ſtellet er ihm vor, daß dieſes leicht geſchehen könnte, und daß ſeine Recommendation deßwegen ſehr wichtig und gültig ſeyn würde: weil er vulgi et multitudinis, *iuuentutis*, et gratioſorum, in ſuffragiis ſtudia auf ſeiner Seite hätte. Hier werden nun alle Stände in Rom angeführet, das gemeine Volk, die Ritterſchaft, und der ordo Senatorius; aus denen die meiſten eine große Folge von Clienten hatten, welche bey den Römern, gratia apud populum, genennet wird. Es iſt an dem, wir müſſen uns die Bedeutung des Wortes iuuentus nach den verſchiedenen Zeiten der Römer vorſtellen. In den mittleren, da die Cäſares zu regieren anfingen, hießen in Anſehung der jungen Leute in Rom alle Ritter *principes iuuentutis*: (*v. Liuius libr. XLII. cap. 61.*) Aber zu den Zeiten des Cicero hießen ſie ſchlecht hin iuuentus, ſie mochten ſo alt ſeyn als möglich; und es war nur ein *princeps iuuentutis*: weßwegen auch dieſes Wort an gegenwärtiger Stelle nicht anders, als durch die ſo genannten, equites kann überſetzet werden; wie dieſes der Augenſchein durch die Vergleichung der beyden übrigen Stände der Römer deutlich zu erkennen giebt. Ferner iſt

uns

uns unbekannt, ob ein Knabe in toga praetexta das ius ſuffragii gehabt habe? von welchem Rechte doch an dieſem Orte die Rede iſt; daß alſo bey einer ſolchen Verhältniß iuuentus ohnmöglich durch **junge Herren** überſetzet werden kann. Dieſes ſagen wir aber nicht, um den H. D. zu verbeſſern, ſondern nur um ein wenig ſeinen Zorn zu ſtillen, oder zu häufen.

Was p. 101. **ein plumpes** *videri* ſeyn ſoll, davon Herr Damm gar ausführlich redet, können wir nicht verſtehen; weil wir noch in keiner Grammatik den Unterſchied unter einem ſubtilen und plumpen videri haben antreffen können. Wenn uns der Herr Conrector denſelben aus ſeinen Randgloſſen, die er vielleicht zu Langens Grammatik geſchrieben, hätte mittheilen wollen, ſo würde er uns ihm ſehr verbindlich gemacht haben. Uebrigens muß er ſich vielleicht aus Aergernis gegen uns, nicht ſogleich auf die Fabel vom Affen beym Phädrus (lib. 1. fab. X.) beſonnen haben: ſonſt würde er ſeine Lehre vom videri in den richterlichen Ausſprüchen gar leicht für ſich zu behalten gewußt haben.

Wer die Verantwortung des Herrn Conrect. im Namen der nicht gezwungenen Minerva vernehmen will, demſelben wird der 31. H. völlige Genüge leiſten. Wir können uns nicht erinnern, jemals etwas ſchöners und artigers geleſen zu haben. Daß wir aber ſeinen Anmerkungen die Beywörter **angenehmer Verwirrungen** beygelegt haben, dieſes iſt auch in der That, wie Hr. Damm dieſes ſelbſt erräth, in Abſicht auf einen Roman geſchehen, als welchen man gar wohl unter dem Titel: die nicht gezwungene Minerva, ſchreiben könnte. H. D. hat vollkommen recht. Und dieſes

müſſen

müssen wir auch von den übrigen dreyen Stellen bekennen, die noch übrig sind, wider welche Herr D. nichts würde eingewendet haben; wenn er nicht seine Uebersetzung für unverbesserlich hielte, darinne nicht ein Wort zu finden wäre, welches auf eine andere Weise deutlicher und nachdrücklicher gesetzet werden könnte: Wozu wir ihm denn von Herzen Glück wünschen wollten.

Und so haben wir denn das meiste vorgetragen, was der Herr Uebersetzer der ciceronischen Briefe, wider uns zu schreiben beliebet hat; davon aber ohne Zweifel viele von seinen geduldigen Lesern das wenigste haben wissen wollen. Wir würden auch vieles davon nicht so umständlich erzählet haben, wo wir nicht besorget hätten, es möchte sonst des guten Mannes Arbeit ganz vergeblich zu seyn scheinen. Jedoch wollen wir unsere Antwort nicht nach der Menge der Bogen abzählen, wie der Uebersetzer gethan hat, sondern uns eines solchen Ruhmes gar gerne begeben, und überhaupt nur noch etwas von den Anmerkungen und Noten sagen, die er zu grösserer Deutlichkeit unter den Text hat drucken lassen. Und ob es wohl nicht zu leugnen ist, daß in allen Bogen die Stärke und Geschicklichkeit des Herrn Conrectors hervor leuchtet, und daß niemand so lieblos handeln wird, daß er ihm wider seine eigene Absicht beurtheilen sollte: so ist es doch kaum glaublich, daß dem Herrn Verfasser der Ruhm einer Deutlichkeit in seinen Erklärungen und Beschreibungen in allem zugestanden werden sollte; ob wir gleich ganz gern die Entschuldigung annehmen, die p. 116. stehet, daß er seine Uebersetzung nicht für Gelehrte gemacht habe, sondern für solche, die sie gebrauchen

chen können; weil auch eben dieſer Gebrauch gar ſehr verſchieden ſeyn kann. In dem 37. §. p. 117. und in folgenden zeiget der Herr Conrector ſeine tiefſinnige philoſophiſche Einſicht in die Vernunftlehre, da er ſeine Materien zu Uebung der Beredſamkeit vertheidigen will. Und wer würde dieſer beſſern Weltweisheit, (wie er zu reden pfleget,) widerſprechen? Wir wollen uns hier in keine Gefahr ſetzen, ſondern auch ins künftige dieſe, und ſeine übrigen philoſophiſchen und critiſchen Anmerkungen verehren, und dem Herrn Conrector zu keinen herzbrechenden Seufzern über uns, und die critiſchen Beyträge überhaupt, Gelegenheit geben.

Die deutſche Sprache iſt noch übrig, der ſich der Herr Ueberſetzer bedienet: Und es iſt an dem, er hat hierinne ſeines gleichen nicht. Es wird auch wohl keiner von denen, die die Beförderung der deutſchen Sprache zu ihrem Zwecke haben, ſich nur wünſchen können, ſolche Ausdrückungen nachzuahmen. Wir erſtaunen dahero nicht unbillig, daß wir in der Beurtheilung ſeiner ciceroniſchen Briefe auf die unerhörten Gedanken gerathen ſind, nur einige Stellen zu tadeln, und uns nur von dieſen zu überreden, als wenn ſie nicht gut deutſch wären. Wir ſchämen uns deswegen, wenn wir an ein billiges höniſches Lachen gedenken, welches uns von dem Herrn Conrector wegen der unüberlegten **Cenſurirung** (ſiehe p. 137. in der Antwort des Herrn Damms) mit Recht zu Theil geworden. Jedoch hat er für nöthig befunden, alle diejenigen Stellen wieder anzuführen, die man auf eine gewiſſenloſe Art für undeutſch ausgegeben hat. Zu ſeiner Verantwortung dienet dieſes, man ſolle vornehmlich

auf

auf diejenigen Worte Achtung geben, welche gröber gedruckt wären, und da würde man alsdann den rechten Nachdruck finden. Es ist dieses in der That eine der neuesten Erfindungen, deren sich unser Jahrhundert zu rühmen hat, daß man nämlich den Nachdruck einer Rede durch den groben Druck erlangen kann. Ferner, sind alle Exempel, die wir für barbarisch deutsch ausgegeben, auf die ansehnlichste Art widerleget worden, wie folget: Dieses Wort ist recht gut deutsch! Was ist denn undeutliches in diesem Ausdrucke? Ich sehe nicht, was der Verbesserer haben will! Und wir können noch nicht den schönen Ausdruck vergessen: **Wohlwollender gegen dich bin ich nicht um ein Haar worden.** Auch hat uns der Gedanke bey dem Ausdrucke: **Cicero suchte es dahin zu karten,** überaus wohl gefallen, da der Herr Conrector saget: **ist das Wort, karten, pöbelhaft, so wird das angreifen und spielen der Karten noch wol pöbelhafter seyn müssen; dawider aber die ganze artige Welt protestiren würde.** Er erinnert schlüßlich sehr wohlmeynend, man solle folgende Worte: **Beeinträchtigung, Belebtheit, Zerrung, Tadelung, der allerübelwollenste, Wohlgesinntheit, Fahrlaßigkeit,** u. d. g. welche von ihm selbst erfunden worden sind, (wenn man sie auch gleich nicht verstünde,) **fein excerpiren, um sie ins künftige auch gebrauchen zu können,** wobey er zugleich die folgenden Theile seiner Uebersetzung der gelehrten Welt verspricht. Wir sehen schon im voraus, wie sehr man auch in diesen Theilen die deutsche Sprache mit neuen ungewöhnlichen Wörtern auf das vortheilhafteste vermehren werde!

VI.

P. Blaſius Gisberts chriſtliche Beredſamkeit, nach ihrem innerlichen Weſen und Ausübung vorgeſtellt; aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Johann Valentin Kornrumpf, Leipzig, 1740.

Der Herr Ueberſetzer hat ſich, durch die Uebernehmung dieſer Arbeit, um neuangehende Prediger ſehr verdient gemacht. Denn da einem ziemlichen Theile unter ihnen ein gnugſamer Grad der Fähigkeit fehlt, franzöſiſche Bücher ſelbſt zu leſen: So ſind ſie ihm allerdings beſondern Dank ſchuldig, daß er ihnen durch ſeine geſchickte Verdeutſchung, eine Schrift in die Hände geliefert hat, welche zu ihrem Endzwecke ſo viel beytragen kann. Es iſt eine große Menge von Büchern in der Welt erſchienen, aus welchen man recht hat ſollen predigen lernen. Iſt aber irgend jemand in Ausführung ſeines Verſatzes glücklich geweſen, ſo iſt es Gisbert geweſen. Es haben ihn vielleicht andere an ausgekünſtelter methodiſcher Einrichtung übertroffen; und er geſteht ſelbſt, daß er mit Fleiß, wegen derſelben, nicht allzuſorgfältig gegrübelt habe: Allein es ſind hier hundert nützlichere Sachen, in welchen er die meiſten andern übertroffen hat. Und von ſeiner ſcheinbaren Unordnung giebt er ſelbſt in der Vorrede dieſen Grund an, daß er dadurch zugleich jungen geiſtlichen Rednern mit ſeinem Exempel die Lehre habe geben wollen, in ihren Reden nicht allzufurchtſam zu ſeyn und bis zum Ekel an der Ordnung zu künſteln.

Wenn

Wenn man ſeine Schrift genau anſehen wollte, ſagt er, ſo würde man am Ende dennoch finden, daß durch das ganze Werk noch eine gewiſſe Ordnung und ein Zuſammenhang herrſche: daß ſeine Gedanken auf drey Hauptſtücke hinaus liefen, und daß in dem erſten Theile gelehrt würde, was ein chriſtlicher Redner für Fehler zu vermeiden habe; in dem andern, was für ein Geſchmack in der chriſtlichen Beredſamkeit itzt herrſche; und in dem dritten, was an ſolchem Geſchmacke noch unvollkommen ſey; und was man folglich noch hinzu thun, und davon weg nehmen müſſe, wenn man denſelben vollkommen machen wolle. Alles zuſammen aber liefe dahinaus, daß er ſeine Schüler auf den Hauptzweck der evangeliſchen Predigt zu führen, und ſie anzuhalten ſuchte, daß alle ihre Bemühung auf die Bekehrung der Zuhörer abgerichtet werden möge. Man würde hierbey auch unvermerkt den Unterſcheid zwiſchen guten und ſchlechten Predigern einſehen lernen: Und ſolchergeſtalt würde ſeine Schrift, auch in den Händen unſtudirter Leute, nicht ohne Nutzen ſeyn. Es iſt dieſes zwar viel verſprochen: Allein der Verfaſſer hat doch nichts verſprochen, das er nicht gehalten hätte. Und dieſes hat er zwar auf eine ſo angenehme und gründliche Art gethan, daß wir dafür halten, es könne kein vernünftiger Leſer ohne Vergnügen von dieſem Buche aufſtehen.

Das ganze Werk beſteht aus 23. Capiteln. Der Anfang der Betrachtungen wird von der Vorſtellung der unterſchiedenen Gattungen ſchlechter Prediger gemacht: und allenthalben werden die innern Urſachen ihrer ſchlechten Eigenſchaften angezeigt. Darunter ſind z. E. die Begierde gelehrt zu ſcheinen, die Bemühung

die Sinne zu rühren, die Herrschaft der Einbildungskraft, das bloße Arbeiten an der Vernunft der Zuhörer, u. s. f. Der Verfasser sagt: Ein geistlicher Redner muß gelehrt seyn; er kann die Sinne seiner Zuhörer angreifen; er kann sich der Bilder der Einbildungskraft bedienen; er ist verbunden, den Verstand derer, die ihn hören, aufzuklären: Aber alles dieses ist zum guten Prediger nicht genug. Man soll nicht allein erleuchten, sondern auch bewegen: Denn man hat nicht mehr den Menschen im Stande der Unschuld, sondern den gefallenen Menschen vor sich: Und es kann der Verstand des Zuhörers lichte genug gemacht werden, ohne daß das Herz einige Hitze empfinde. So ungereimt es nun ist, starke Bewegungen zu verursachen, wo keine nöthig sind: So sehr ist es hingegen zu beklagen, daß so vielen Predigern die Salbung, das ist, die Kraft zu bewegen, fehlt. Denn es ist schändlich, von einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, kaltsinnig zu reden. Es ist auch eine schlechte Entschuldigung, wenn man sein mattes Weisen mit der Furcht, daß man die Leute aufsätzig machen möchte, vertheidigen will. Es ist vielmehr eine Ehre für den Prediger, wenn seine Zuhörer außenbleiben, weil sie gerührt sind; und wenn sie sich nicht getrauen, seine Predigten zu hören, ohne bekehrt zu werden. Ein paar Thränen eines Bußfertigen muß er höher schätzen, als den Beyfall aller übrigen. Allein die meisten Prediger haben fremde Absichten. Jener treibt sein Amt als ein Handwerk; dieser will nur gefallen und gelobt seyn: Und beyde entfernen sich von ihrem eigentlichen Endzwecke. Diese Entfernung ist also die Hauptursache von der Menge der schlechten

Predi-

Prediger. Man will endlich zwar bekehren: Aber man läßt es nicht seine Hauptabsicht seyn; man will es nicht recht kräftig; man will es auf eine verwirrte Art; oder man will es vielleicht gleichsam nur zum Beschlusse der Rede. In der übrigen ganzen Rede aber hat man daran nicht gedacht, daß man bekehren wolle. Man hält also vielleicht zwar eine schöne Rede; aber eine schlechte Predigt: Und solchergestalt werden alle übrige Eigenschaften, die man zu einem guten Redner hat, unnütze; weil man sie nicht zur Bekehrung des Zuhörers braucht.

Hierauf beweist der Verfasser stückweise, daß niemand ein guter christlicher Redner seyn könne, wenn er nicht ein frommer Mann ist; und daß der Mangel des redlichen Herzens durch keine Verstellung vollkommen ersetzt werden könne. Der Mangel der Tugenden verursachet den Mangel guter Prediger: Und ein unreines Herz kann sich unmöglich vollkommen in die Verfassung setzen, in der man seyn muß, wenn man andre bekehren will. Es wäre zu wünschen, daß ein iglicher aus dem Haufen der ungeistlichen Prediger seine Gründe einmal recht bedächtig überlegte, und von ihm lernte, daß ein gutes Herz der Beredsamkeit wesentlicher sey, als ein guter Verstand.

Nunmehr geht der Verfasser zur Einrichtung der Rede fort, und handelt zuförderst von der Freyheit, der sich ein geistlicher Redner bedienen muß. Er bemerkt dabey besonders das Gezwungene an den gewöhnlichen Eintheilungen, und thut dar, daß ihr erster Ursprung in der Unfruchtbarkeit des Redners zu suchen, und die vorgegebene Nothwendigkeit ungegründet sey. Er fordert, daß eine geistliche Rede nen

ſeyn ſoll: Denn dieſes ſetze in Verwunderung, mache beliebt, und nehme ein. Man müſſe zwar immer das alte Wort Gottes predigen: Aber man könne eine neue Art des Entwurfs machen; man könne ſonſt neue Sachen anbringen, und ſich neuer Gründe, neuer Gedanken, neuer Ausdrücke, neuer Einkleidungen und neuer Bewegungen bedienen. Es müſſe ferner in der ganzen Rede eine Abwechſelung herrſchen. Die Schreibart müſſe verändert, und dadurch der Wohlklang zu erhalten geſucht werden, das iſt, den Ekel zu vermeiden, und die Sache annehmlich zu machen. Man müſſe mit den Gedanken abwechſeln, einen Reichthum an Worten beſitzen, und doch die Mittelſtraße zwiſchen trocknem Weſen und Ueberfluſſe zu halten wiſſen. Man müſſe kurz ſeyn, oder doch nicht lang ſcheinen: Das beſte Mittel aber, kurz zu ſeyn, ſey dieſes, daß man niemals von ſeiner Hauptſache abgehe, und alle weitläuftige Vorreden und andre Ausſchweifungen vermeide. Weil man auch nicht bey allen Sachen einerley und auf einerley Art empfinde: So müſſe ſich auch in den Bewegungen eine beſtändige Abwechſelung zeigen. Denn der Verfaſſer behauptet, daß der Redner keine tüchtige Bewegung bey dem Zuhörer hervorbringen könne, die er nicht ſelbſt empfindet. Und da er hier auch auf die Abwechſelung in den allenthalben einzuſtreuenden Sittenlehren kömmt; ſo führt er zugleich aus, daß einem Prediger die Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens unentbehrlich, und dieſe am beſten aus der H. Schrift zu erlangen ſey. Es fällt ihm hierbey wieder ein Mittel bey, wie ein Prediger immer etwas neues vorbringen könne. Er ſagt: Er ſollte nur allezeit

lezeit von jeder Sache das sagen, was eigentlich davon zu sagen sey: Denn dieses werde von einer Sache selten vorgebracht. Das letzte Stück, worinnen er Abwechselung von einem Prediger verlangt, ist die Sittenlehre. Hier müsse er das Bezeigen der Menschen, bald in diesem bald in jenem Stücke, abschildern. Es sey zwar zu verwerfen, wenn die Abschilderungen zu scharfsinnig und weithergehohlt sind; wenn sie der Eigenliebe schmeicheln; wenn sie zu lang sind, den grösten Theil einer Rede ausmachen, und nur zum Zierrath und zum Vergnügen verfertiget werden. Wenn sie aber ungekünstelt und ungezwungen, natürlich, deutlich, für jedermann verständlich, und recht nach ihrem Vorbilde verfertigt, durch die ganze Rede gemischt, auf den Zweck des Redners abgerichtet, und seinem Ansehen gemäß erwählt würden: So wären sie nicht nur erlaubt, sondern auch nützlich und nöthig.

Doch dieses sind gewissermaaßen nur äußerliche Vollkommenheiten. Der Verfasser führt nun seine Leser wieder auf solche, die dem geistlichen Redner wesentlicher sind. Ein Prediger, sagt er, muß die Vernunftlehre und Gottesgelahrtheit vollkommen inne haben. Denn fürs erste muß seine Rede ein Zusammenhang von vernunftmäßigen, wahrhaftigen, verständlichen und durchdringenden Urtheilen seyn, die alle unzertrennet nach einem Zwecke gehen. Eben die Unwissenheit oder Verachtung der Vernunftlehre macht so viel schlechte Prediger. Denn obgleich der Redner kein Vernunftlehrer zu seyn scheinen, sondern sich der Sprache nach, von ihm unterscheiden muß: So muß er es doch in der That seyn. Die Apostel und die Kirchenväter haben der Vernunftlehre ge-

mäß geredet. Und wenn der Redner gleich alle Stärke derſelben braucht, aber ſonſt predigt, wie er ſoll; ſo kömmt er deßwegen doch nicht mit Worten menſchlicher Weisheit zu ſeinen Hörern; ſo bekehrt doch nicht er, der Prediger, ſondern das Wort Gottes, der dieſe ſchwere Veränderung durch ſeine Gnade wirket. Es iſt alſo wahr: Der da pflanzt, iſt nichts; und der da begeußt, iſt auch nichts; ſondern der Herr, der das Gedeyen giebt. Wenn du aber doch nicht pflanzeſt und begießeſt; was wirſt du ſammlen? Fürs andere muß ein Prediger die Gottesgelahrtheit inne haben: Denn er ſoll von Gott und der Religion reden. Er muß ſie noch darzu beſſer inne haben, als ein Gottesgelehrter, der ſie in ſeinem Hörſaale lehrt: Denn dieſer hat begierige und geübte, er aber träge und mehrentheils unfähige Leute vor ſich. Er muß aufs genaueſte bey der Wahrheit bleiben, und nie etwas ungewiſſes ſagen: Sonſt wird er allezeit verdächtig. Er muß nicht zu einförmig ſeyn: Sonſt wird er verdrießlich. Er muß die Schrift recht und zu rechter Zeit, und niemals um des bloßen Anführens willen, anführen: Doch muß er allezeit kanzelmäßig, das iſt, von chriſtlichen Sachen mit Chriſto und den Apoſteln reden.

Er muß das Volk für ſeinen höchſten Richter anſehen: Denn darinnen, daß dieſer oder jener ein vollkommen guter Prediger ſey, kommen ordentlich der Gelehrte und Ungelehrte überein; nur mit dieſem Unterſcheide. Dieſer ſagt: Es iſt ein guter Prediger; denn er rührt mich: Jener ſagt eben dieſes; er weis aber auch, wodurch er gerührt worden iſt. Soll aber

alſo

also geurtheilet werden können: So muß er predigen, daß ihn jederman verstehen kann. Es ist dieses nicht eben so viel, als niedrig, grob, gar zu gemein und einfältig, oder ungekünstelt; sondern so reden, daß allenthalben eine Verhältniß und Aehnlichkeit mit der allgemeinen, ordentlichen und natürlichen Art zu denken und sich auszudrücken, die alle Menschen haben, anzutreffen sey. So wird man weit mehr gefallen und bessern, als einer, der seiner Meynung nach, Wunder denkt, was er schönes sagt, wenn er einen Gedanken vorbringt, den sich sonst niemand hätte in den Kopf kommen lassen. Es ist nichts schwereres, aber auch nichts schöneres für einen Prediger, als diese allgemeine Deutlichkeit: Um diese muß er sich also am meisten bearbeiten. Sie verewigt aber auch die Hochachtung gegen ihn am meisten. Diese Deutlichkeit, sagt der P. Gisbert, ist die Suada der Alten: Denn sie ist etwas göttliches. Sie ist das, was den Chrysostomus so groß gemacht, und was Constantinopel zu einem allgemeinen Beyfalle gezwungen hat. Ohne sie kann auch nichts Hohes in der Beredsamkeit seyn; dahingegen eine Rede, in der sie anzutreffen ist, allenfalls ohne viel Hohes, und doch noch gut seyn kann: Kurz, ein jeder ist so ferne beredt, so ferne er für alle Leute deutlich ist. Wiewohl ein christlicher Redner muß sich auch des Hohen sorgfältigst befleißigen. Er muß deswegen sein Gemüthe selbst beständig mit dem Hohen unterhalten, und das durchgängig hohe Buch, die Schrift, fleißig lesen. Seine Rede muß durchgängig schön seyn, und allenthalben in Worten, Einkleidungen, Bildern, Figuren, u. s. f. Ordnung, Einrichtung und Verbindung aufweisen.

Will der Prediger ſeinen Endzweck erreichen; ſo muß er praktiſch reden: Das iſt, er muß immer ſeine Zuhörer anreden; er muß ſich immer mit ihnen beſchäfftigen. Sie müſſen glauben, es gehe ſie alles an, was er ſagt: Sonſt wird man ſeiner bald überdrüßig werden. Und wird man wohl hernach überredet werden? Wenn es alſo eine Regel iſt, das jeder Satz aus der Rede weggelaſſen werden ſoll, der nicht macht, daß der Zuhörer einen Schritt näher zum Guten kömmt: So müſſen auch alle Gemälde in derſelben, und auch ſo gar die Eintheilungsſätze, bey einem guten Prediger praktiſch ſeyn.

Reden über Geheimniſſe, Lobreden, und Leichenreden ſind etwas ſchwer, wenn man den Zweck der chriſtlichen Beredſamkeit niemals aus den Augen ſetzen will. Doch die beſte Lehre iſt hierbey noch dieſe: daß man ſich bey der erſten Art nicht allzutiefſinnigen Betrachtungen überlaſſe, ſondern, ſo viel möglich iſt, alles deutlich mache, und zur Erbauung anwende; daß man bey der andern nicht ſo wohl auf das Wunderbare, als auf das, was zur Nachahmung dient, ſehe; und daß man bey der dritten nur dasjenige lobe, was nach göttlichem und menſchlichem Urtheile lobenswerth iſt. Mit den Fehlern der Perſon, die man lobt, ſehe man um, wie der P. Bourdaloue in der Leichenrede auf den Prinzen Ludwig von Bourbon.

Der Vortrag des geiſtlichen Redners muß lebhaft, und doch gelaſſen ſeyn: Wenigſtens muß er keinen Fechter vorſtellen. Denn es ſcheint ſonſt, als wolte er dadurch, den ſeinem Gewiſſen bewuſten Mangel anderer Eigenſchaften, verbergen. Ein guter Vortrag iſt ein gutes Hülfsmittel zum bewegen: Aber er muß

aus

aus einem guten Herzen herkommen; und ohne dieſes kömmt nichts, als ein gezwungenes Feuer heraus. Der chriſtliche Redner muß beſcheiden ſeyn: Denn alles was liebenswürdig macht, das macht auch beredt. Die Bewegungen ſeiner Glieder, ſeine Stimme, ſeine Ausdrückungen, alles muß Beſcheidenheit von ſich blicken laſſen. Niemals muß er ſich ſelbſt loben: Niemals muß er ſich in das Lob, das ihm andre geben, verlieben. Gegen ſeine Zuhörer muß er allezeit eine Ehrerbiethung ſpüren laſſen: Darum muß er ſich aber auch gebührend verbereiten. Der Redner kann ſich hier nicht mit ſeinem guten Verſtande und aufgeweckten Kopfe entſchuldigen. Wenn er dieſen hat, und bereitet ſich auch noch darzu: So kann er ja doppelten Nutzen ſchaffen. Wenn er es aber thun kann: So iſt er auch dazu verbunden. Außer dem muß er alles vermeiden, was den Zuhörer mit Recht beleidigen kann. In allen Stücken muß er die Klugheit zu Rathe ziehen: In allen Stücken muß er auf die Wohlanſtändigkeit ſehen. Und hier kommen Sachen und Beweisgründe, Schreibart und Vortrag, Perſonen und Alter, Zeit und Ort in den Anſchlag. Und wie behutſam muß nicht ein Prediger ſeyn! Es iſt ihm nicht erlaubt, unangenehme Dinge, die zur Seligkeit gehören, zu verſchweigen: Er darf aber doch, um Verbitterung zu vermeiden, nicht anzüglich ſeyn. Er muß bloß die Laſter, und nicht die Perſonen angreifen: Und auch dabey muß er die Zuhörer zu überführen ſuchen, daß er es einzig darum thue, weil er ihre Wohlfahrt ſuchet. Gegen das göttliche Wort muß er die größte Hochachtung bezeigen, und allezeit deſſen Majeſtät behaupten. Sein

Amt

Amt und die Wahrheit muß er unendlich in Ehren halten. Nimmt er dieſes alles in acht: So handelt er dem Zwecke ſeines Amts gemäß; ſo iſt er ein wahrhaftig guter Prediger.

Dieſes alles handelt der P. Gisbert ſo ab, daß man nichts mehr fordern kann. Er hat alles mit einer deutlichen, angenehmen und ſonſt überall mit gewiſſen Schönheiten der Beredſamkeit gezierten Schreibart vorgetragen, und ſeine Regeln in der andern Ausgabe (die uns Herr Kornrumpf geliefert hat) mit den auserleſenſten Exempeln aus der h. Schrift und aus dem Chryſoſtomus erläutert. Kurz, er hätte weniger thun können, als er gethan hat, und man hätte doch noch ſagen müſſen, daß er geleiſtet, was er verſprochen hätte. Und wir können uns hier nicht beſſer, als mit den Worten des Herrn Lenfant ausdrücken, welche von dem Herrn Ueberſetzer angeführt worden ſind: **Sollte ich alle ſchöne Stellen dieſes Buchs anführen: So müßte ich das ganze Werk abſchreiben. Es iſt faſt nicht möglich, eine Wahl unter denſelben zu treffen.** Ich weis wohl, es ſind noch zween Einwürfe, welche ſein Buch bey einer Anzahl Leſer verdächtig machen könnten. Allein man fürchtet ſich ohne Noth. Der erſte iſt etwa: Es ſcheine, als wenn Gisbert die Beredſamkeit zu hoch triebe. Ich bin aber verſichert, daß man ſein Vorurtheil von der Beredſamkeit auf der Kanzel nicht länger behalten wird, als bis man geleſen hat, was Gisbert davon ſagt. An dieſen wollen wir alſo auch einen jeden verweiſen. Es wäre ſtrafbar, wenn wir uns zu einer ſchönern Widerlegung fähig zu ſeyn glaubten. Die andre Urſache der Furcht hält gleiche Farbe; wenn

man

man ſich nur erſt mit ſeinem Buche etwas bekannt zu machen getraut. Man ſagt vielleicht: Gisbert iſt Römiſchkatholiſch, und noch dazu ein Jeſuit! Es iſt wahr; er iſt beydes. Aber man darf dieſe Eigenſchaften nicht auch in ſeiner Schrift ſuchen. Wir wollen die gefährlichſten Oerter derſelben anzeigen. Er ſagt einmal: Auch ſo gar das Studiren der H. Schrift kann einem, ohne vorhergefaßte Gottesgelahrheit, ſchädlich ſeyn. Doch wie hoch erhebt er ſie nicht an andern Orten! In einer andern Stelle werden die Kirchenväter und die Ausſprüche der Kirchenverſammlungen, der Schrift gewiſſer maſſen an die Seite geſetzt. Und anderswo hätte Chryſoſtomus etwas behutſamer von der Vergebung der Sünden reden ſollen. Lieſt man ihn mit Ueberlegung, (dieſes ſoll man aber allezeit thun): So können dieſe wenigen Sätze den Augen nicht entkommen. Wir wenigſtens ſind überzeugt, daß Gisberts chriſtliche Beredſamkeit einer nur mittelmäßigen Fähigkeit nicht gefährlich ſeyn wird. Wir wiſſen aber auch im Gegentheile, daß ſie bey einem jeden, der gerne das ganze menſchliche Geſchlecht tugendhaft, chriſtlich und glückſelig ſehen möchte, Freude und Eifer erwecken wird. Denn es ſcheint, als wenn Gisbert bloß durch die Begierde nach der Glückſeligkeit anderer getrieben würde. Doch wir wollen ſchließen. Wir wünſchen, daß alle, die ſich dem Predigtamte widmen, dieſe Schrift leſen mögen: und wir wollen uns freuen, wann ſie ſolche wohl ausüben. Diejenigen Gemeinden aber preiſen wir glücklich, welche Lehrer bekommen, die in des P. Gisberts Schule wohl gerathen ſind.

VII. Die

VII.

Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit

der deutschgeschriebenen Arzneybücher wollte in folgenden Zeilen in etwas entwerfen, und zugleich S. T. Herrn Franz Balthasar von Lindern, hochberühmten Med. Doct. und Pract. zu Straßburg, zu der Herausgabe seines medicinischen Passe-partout, von Herzen Glück wünschen, dessen ergebenster D. Georg Heinrich Behr, Hochgräfl. Hohenloh-Waldenburgischer Leibarzt, der Kaiserl. Akademie derer Natur-Liebhaber, und des zu Nürnberg aufgerichteten medicinischen und physicalischen Briefwechsels Mitglied.

Straßburg 1739.

Es ist unstreitig, daß eine Sprache durch nichts leicht in ein größer Aufnehmen gebracht werden kann, als wenn in derselben viel gelehrte und nützliche Bücher geschrieben werden. Denn ein jeder, welcher sich solcher Schriften bedienen will, wird genöthiget, die Sprache selbst zu erlernen, darinnen sie geschrieben worden. Die Erfahrung hat es gelehrt, was die französische Sprache dadurch für einen Fortgang bey den meisten europäischen Völkern gehabt; und es wird nur auf unsre deutsche Gelehrten ankommen, ob sie ihrer Muttersprache eben so weite Grenzen setzen wollen. Zum Theile ist auch dieses schon geschehen; und aus eben dieser Ursache finden sich jetzo in Frankreich und sonderlich in Paris eben so wohl Leute, welche die deutsche

deutsche Sprache lehren, als bey uns Deutschen französische Sprachmeister angetroffen werden. Es ist also kein Zweifel, daß unsere Sprache in desto gröſsere Aufnahme kommen wird, je mehr Bücher von allen Arten der Gelehrsamkeit in derselben zum Vorscheine kommen werden. Unsre Redner, Poeten, Philosophen, Sittenlehrer, Naturkündiger, Mathematikverständige, Rechts- und Gottesgelehrten, haben uns schon eine feine Anzahl gelehrter Schriften in reiner deutscher Sprache geliefert. Und ob es gleich an deutschen Rechts- und Arzneybüchern nicht fehlet: So sind doch deren sehr wenige, welche uns entweder in Ansehung der Sachen, oder wegen der reinen und angenehmen Schreibart, vielen Ruhm versprechen könnten. Friedel, Hellwig und andere von dieser letzten Art, können hiervon zur Gnüge zeugen. Es wäre also freylich zu wünschen, daß wir mehr gelehrte und nützliche medicinische Bücher in unsrer Sprache aufweisen könnten.

In eben dieser Absicht hat Herr D. Georg Heinrich Behr, Hochgräflicher Hohenlohewaldenburgischer Leibarzt, ꝛc. im vorigen Jahre unsre Aerzte zu Verfertigung deutscher Schriften aufzumuntern gesucht. Es ist zu dem Ende eine kleine Schrift, anderthalb Bogen stark, von ihm im Drucke erschienen, welche den obigen Titel führet.

Damit aber der geneigte Leser den ganzen Inhalt dieser Blätter des Herrn Verfassers desto genauer erkennen möge, so wollen wir denselben kürzlich hersetzen.

Er zeiget, (a. d. 3 S.) aus Matth. 25. u. Luc. 19, daß wir unser Pfund nicht vergraben, sondern das

Gute,

Gute, welches wir beſitzen, zum Nutzen unſers Nebenmenſchen anwenden ſollen. Ferner erinnert er (a. d. 4. S.) daß ein Gelehrter dieſes nicht beſſer thun kann, als wenn er das, was er gelernet hat, auch andern beybringet. Wer es in ſeiner Mutterſprache thut, ſagt der Herr Verfaſſer, (a. d. 5. S.) bringt den gröſten Nutzen. Daher haben (5-6.) die Ausländer vor uns einen Vorzug; weil ſie in ihrer Mutterſprache ſchreiben, und viele klug machen. Sodann werden einige Exempel der Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig angeführt, welche dieſen Nutzen in Deutſchland zu ſtiften geſucht, und wirklich geſchaffet haben. Darauf folgen (9-10) mehr Exempel von denen, welche auf hohen Schulen in deutſcher Sprache lehren, und deutſche philoſophiſche Schriften herausgeben. Hierzu kömmt die Meynung des Herrn Verfaſſers, daß kein Gelehrter ſo fertig Latein reden könne, daß er nicht zuweilen, über dem Nachſinnen auf den Ausdruck, die Sachen vergäße, welche er vortragen wolle. Der Herr Verfaſſer hält weiter (11) dafür, daß uns die Erlernung der Sprachen an der Erlernung der Sachen, und des Nöthigen hindere, und daß aus eben der Urſache die Ausländer zeitiger gelehrt würden, als die Deutſchen; weil ſie wenige Zeit auf die Sprachen wendeten. Doch ſchließet er (12) dieſes Urtheil in ſeine gehörige Grenzen ein, und meldet, daß er hier nur von dem Misbrauche der Sprachübungen rede. Er weiſet ferner (12, 13) daß die Ausländer einen beſondern Vortheil vor uns beſitzen; indem ſie an fremde Kunſtwörter nur die Endungen ihrer Sprache hängen dürfen, da wir ſie hingegen in eigene überſetzen müſſen. Daher ſchlieſt er

auch,

auch, daß unsere Sprache viel reicher und vollkommner sey, als die andern: Ob sie gleich, aus eben der Ursache mehr Mühe zum Erlernen erfordere, als jene. Er sagt ferner, (14) daß alles dieses, was oben angeführt worden, auch in der Arzneygelahrheit wahr sey, und zeiget, aus Syr. 38: daß der Mensch verbunden sey, seine Gesundheit zu erhalten. Zu dem Ende nun, sagt er (15) muß er wissen, was die Gesundheit ist, und Mittel haben, sie zu erhalten. Die Mittel zu der Erhaltung der Gesundheit sind Bücher. Diese sollen deutsch geschrieben seyn. Wir besitzen aber derselben sehr wenige. Die Ursachen davon, spricht der Herr Verfasser, sind die Furcht und Misgunst der Aerzte, damit ihnen kein andrer ihre Geheimnisse ablerne. Diese sucht er (16) durch das Exempel der Ausländer zu widerlegen. Als eine andere Ursache werden von dem Herrn Verfasser die Stümper angeführet, und von dem Exempel der Ausländer wird eine Widerlegung darzu gethan. Er setzt aber auch (17) seine Meynung hinzu, daß die lateinischen Bücher Stümper machten; und daß Aerzte, welche nichts gelernet hätten, weder sich noch andern Schaden bringen würden, wenn sie sich aus vielen deutschen Büchern trösten könnten. Er glaubt ferner, (18) daß ein Stümper eben so wohl etwas gutes bewerkstelligen könne, als der, welcher die Sache gründlich versteht; indem er sagt: **Es sey besser, daß ein Stümper deutsch und gut, als lateinisch und falsch stümple.** Daneben zeigt er (19-20.) daß sich die Vernünftigen der deutschen Bücher nicht zum Pfuschen, sondern in der Noth, und zu ihrem Troste bedienen würden; weil viele keinen Arzt in der Nähe hät-

ten, und ihm alſo nicht einmal deutlich berichten könnten, in was für Umſtänden ſie ſich befänden. Darbey zeigt er auch (21-22.) an, wie deutſche Arzneybücher nützlich zu ſchreiben wären, und beſonders, daß die Namen und Kunſtwörter verſtändlich überſetzet werden müßten. Endlich (23) führt er einige Exempel von deutſchen mediciniſchen Büchern an, und wünſchet, daß man ſich derſelben nützlich bedienen möge.

Der vernünftige Leſer wird hieraus die Geſchicklichkeit und Meynung des Herrn Verfaſſers zur Gnüge erkennen. Wir überlaſſen alſo zwar die übrigen Anmerkungen ſeinem eigenen Urtheile, welches das Wahre von dem Falſchen zur Gnüge zu unterſcheiden wiſſen wird: Doch wird es uns erlaubt ſeyn, einige wenige Anmerkungen darüber zu machen.

Der Herr Verfaſſer läßt in dieſer Schrift einen großen Eifer, und eine beſondere Liebe für deutſche Arzneybücher blicken, und gehet hierinnen ſehr weit: daß er auch ſo gar diejenigen, welche die lateiniſchen Bücher ſo hoch achten, als er die deutſchen, dumm und irrig nennet. Ja er behauptet ſo gar, es ſey unmöglich, daß ein Gelehrter ſo gründlich und deutlich in der lateiniſchen Sprache lehren und reden könne, als in der deutſchen. Indeſſen ſcheinet es doch, daß er die wichtigſten Gründe, warum man deutſche Arzneybücher ſchreiben ſollte, entweder anzuführen vergeſſen, oder aus beſondern Urſachen nicht angeführet hat. Denn er zeigt den Nutzen nicht an, welchen Wundärzte, Apotheker, Hebammen, und dergleichen Perſonen mehr, nach ihrer Art aus ſolchen Schriften ſchöpfen können. Ueberdieſes denkt er auch nicht an die Bereicherung und Ehre unſerer Mutterſprache, welche die-

dieſer aus dergleichen Büchern zuwachſen würden. Der einzige Bewegungsgrund zu der Verfertigung deutſcher Arzneybücher, deſſen er ſich bedienet, iſt dieſer: Daß auch diejenigen, welche mit der Arzneygelahrtheit keine Verwandſchaft haben, auch wohl gar Ungelehrte, und Unwiſſende, Arzneybücher leſen können. Er nimmt zugleich Gelegenheit, diejenigen zu widerlegen, welche glauben, daß wir, durch deutſche Arzneybücher, mit Stümpern überhäuft würden, und behauptet, daß nicht durch die deutſchen, ſondern durch die lateiniſchen mediciniſchen Schriften, Stümper gemacht würden. Allein der Herr Verfaſſer ſcheint hier ein wenig zu hart zu urtheilen. Ein vernünftig geſchriebenes deutſches Arzneybuch macht freylich keine Stümper: Aber unter dieſer Bedingung wird auch ein lateiniſches keine ſolchen Leute zeugen *). Zuſammengeſchmierte Receptbücher ſind von allen verſtändigen Aerzten allezeit verworfen worden, ſie mögen deutſch, lateiniſch, griechiſch oder in einer andern Sprache geſchrieben ſeyn. Ein Arzt, welcher ſeinen Kranken nicht ſchaden will, muß ein weitläuftiges Erkenntniß unzähliger natürlicher Dinge und Zufälle beſitzen, und der kleinſte Umſtand bey einer Krankheit verurſachet oft, daß eine Arzney, welche ohne denſelben unverbeſſerlich

*) Freylich nicht, wenn der Leſer der lateiniſchen Sprache ſo kundig iſt, daß er ſie ohne Mühe verſteht. Wenn er ſie aber nur halb inne hat, wie bey vielen jungen Studirenden, in dieſer, und in andern Wiſſenſchaften leicht geſchieht; ſo verſtehen ſie auch die Bücher nur halb, und werden Stümper. Man verſteht hier aber durch Arzneybücher ſolche, darinn alle Theile der mediciniſchen Gelahrtheit ordentlich und ſyſtematiſch abgehandelt werden.

wäre, nun ſchädlich iſt, ſo bald er ſich äußert. Und bloß aus dieſer Urſache müſſen von vernünftigen Aerzten öfters die Arzeneyen verändert werden. Da wir aber, leider! bisher faſt noch nichts, als eine Laſt elender, und zum Theil höchſtſchädlicher Recepte von Friedeln, in Deutſchland neuangekommene Leibmedicos, zuſammengeraffte mediciniſche Schatzkammern, Venusſpiegel, eine belagerte und entſetzte Venus, und dergleichen Herrlichkeiten mehr, in unſerer Sprache ſehen: ſo weis ich nicht, ob diejenigen mehr zu ſchelten, oder zu loben ſind, welche glauben, daß unſre deutſchen Arzneybücher, welche bisher zum Vorſcheine gekommen ſind, Stümper machen. Die deutſchen Schriften eines großen Hofmanns, welche der Herr Verfaſſer anführet, werden nimmermehr Stümper zeugen: Aber ſeine lateiniſchen Werke thun es gewiß auch nicht. Im übrigen aber iſt des Herrn D. Behrs Wunſch und Eifer, für gute deutſche Arzneybücher nicht zu verwerfen, ſondern höchſtlobenswürdig, und ſein Vorſchlag wie ſie geſchrieben ſeyn ſollten, ſo gut, daß alle deutſche mediciniſche Schriften, welche nach demſelben eingerichtet ſind, ſehr großen Nutzen ſchaffen müſſen; ob gleich ihre Ausarbeitung ſehr ſchwer ſeyn wird.

VIII.

Der Critiſche Muſikus, herausgegeben von Johann Adolph Scheiben, erſter Theil. Hamburg bey ſeel. Thomas von Wierings Erben im güldnem A. B. C. 1738. Dabey befindet ſich noch eine Beantwortung der unparteyiſchen Anmerkungen ꝛc.

Vielleicht werden ſich einige unſerer Leſer wundern, warum wir dieſes Buches in unſern Beyträgen erwähnen. Bishero hat es nicht den geringſten Schein gehabt, als ob uns die Muſik etwas angienge. Allein das Vergnügen welches wir allemal empfinden, wenn wir ſehen, daß die Künſte auch in unſrer, und zwar reinen und unvermengten Mutterſprache abgehandelt werden, hat uns bewogen, in dieſem Stücke eine Ausnahme zu machen. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß wir in unſerer Sprache ſchon muſikaliſche Bücher haben leſen können, auch ehe dieſes Buch noch iſt geſchrieben worden. Alleine ſie ſind mehrentheils von einer andern Art geweſen. Es kann vielleicht ſeyn, daß diejenigen, welche die Muſik ſelbſt lernen wollen, großen Nutzen aus denſelben ſchöpfen können. Allen andern aber, welche dieſen Endzweck nicht haben, werden ſie wegen der beſondern Schreibart, in welche ſie meiſtentheils, wo nicht alle eingehüllet ſind, dunkel, wo nicht gar unverſtändlich vorkommen müſſen.

Unſer Herr Verfaſſer hergegen iſt von jenen ſehr weit unterſchieden: und wir freuen uns recht, daß wir unſern Leſern von ſeiner wohlgemeynten Wochen-

Schrift Nachricht geben können. Es beſteht ſelbige nämlich aus 26 halben Bogen, die im vorigen Jahre alle vierzehn Tage in Hamburg ans Licht getreten, und nachmals mit einem Anhange und Regiſter verſehen worden. Seine Abſicht iſt den guten Geſchmack auch in der Muſik einzuführen, welcher unter uns ſeit einiger Zeit in andern freyen Künſten und Wiſſenſchaften angefangen. Er glaubt mit Recht, die Vernunft müſſe auch unſere Ergetzlichkeiten regieren. Er nennet die Muſik die Königinn der Ergetzlichkeiten: Und ſo iſt es ja freylich höchſtnöthig, daß ſie auch kluge Rathgeber habe, damit ihre Vergnügungen nicht zu Thorheiten werden mögen. Die allerälteſten ja auch viele neuere Weltweiſen, und ſo gar viele unſerer Gottesgelehrten haben ſie beſtändig was außerordentliches genannt; weil ſie nicht nur zur Aufmunterung und Beluſtigung des Gemüths, ſondern auch zum Lobe Gottes, und zur Andacht eines der bequemſten Hülfsmittel iſt. Jetzt aber, ſo fährt der Verfaſſer fort, ſuchet man vergeblich dasjenige, warum ihr vormals dieſe Lobeserhebungen beygeleget worden. Man findet in den wenigſten muſikaliſchen Stücken einen ordentlichen Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Vergebens ſuchet man in der Kirche eine Aufmunterung zur Andacht und zur Ausübung der Gottſeligkeit, auf der Schaubühne Ausdrückungen der Affecten, und die Nachahmung der Natur, in der Kammer-Muſik endlich eine unſträfliche Beluſtigung des Gemüths.

Er klaget, daß viele vernünftige Leute in der heutigen Muſik ein heimlich Gift zu finden vermeynten, welches jungen Gemüthern gefährlich wäre; indem es ſie auf eine bezaubernde Art mit den gröſſeſten Wollü-

ſten

ſten zu beſtricken fähig wäre. Gewiß, man müßte erſtaunen, wenn man dieſe grauſamen Wirkungen betrachtete, die bey den Alten ganz unerhört, unmöglich und wider alle Ordnung der Natur geweſen wären.

Dieſe und andere Urſachen, unter welche der Verfaſſer ſonderlich eine blinde Nachahmung der Ausländer rechnet, die uns Deutſchen ohne dem bisher, als ein Schandfleck angeklebet, und uns bey allen unſern Nachbarn verächtlich gemacht, hätten es bisher gemacht, daß die Muſik nicht eben in allzu großer Hochachtung unter uns geſtanden, wie es wohl ehedeſſen in den glückſeligen Zeiten geweſen wäre, da die größten Meiſter in der Muſik gelebet. Durch dieſe wäre die Jugend, ihre Schüler, ja das ganze gemeine Weſen, zur Erlernung und Ausübung der Weisheit auf das nachdrücklichſte angereizt worden: Weil ſie in ihr die erſten Funken der Tugend, der Geduld, und die allerannehmlichſte Aufmunterung zu den Wiſſenſchaften nicht nur geſucht, ſondern auch wirklich gefunden hätten.

Derohalben geht nun ſeine Bemühung dahin, daß die Muſik gleich andern Wiſſenſchaften, ordentlicher betrachtet und abgehandelt, veſter gegründet, gründlicher unterſuchet, deutlicher vorgetragen und mit Nutzen ausgeübet werden möge. Wie glücklich werden wir nicht ſeyn, ſpricht er: Wenn wir auf ſolche Art, einmal unſere eigene Vernunft anwenden wollen? Wie angenehm wird es nicht ſeyn, wenn auch die Muſik der Jugend nothwendig und erbaulich ſeyn, das männliche Alter zu ſeinen Verrichtungen aufmuntern und endlich den Greiſen annehmlich und ergetzlich werden wird? Seine Schrift ſoll Gelehrten und Ungelehrten, ſonderlich aber den eingebildeten Componiſten und blinden Nachahmern

ahmern der Italiäner nützlich seyn. Er hat deswegen so wohl theoretische als praktische Dinge abgehandelt. Bald vereiniget er eine tiefe Erkenntniß der Musik mit der Poesie, bald zeiget er durch seine Schrift, daß er selbst wirklich erfüllet habe, was er auf der 8. S. von einem Componisten fordert, nämlich daß er die Weltweisheit, aus dieser aber insonderheit die Natur und Sittenlehre verstehen müsse. Oft zeiget er in dem Werke selbst den Unterscheid der französischen und italiänischen und aller übrigen Arten der Musik. Selbst in der philosophischen Historie ist unser critischer Musicus kein Fremdling, und er hat uns einen kurzen Abriß einer musikalischen Historie im andern Stücke gemacht.

Auf der 12. S. behauptet er die Erzählung sey fabelhaft, daß Pythagoras die Verhältnisse der Klänge in der Werkstatt eines Schmiedes erfunden habe. Allein es ist kaum wahrscheinlich, daß uns so viele glaubwürdige Scribenten hierinn sollten hintergangen haben, als uns der gelehrte Herr **Brucker** unser werther Freund und fleißiger Gehülfe in diesen Beyträgen, im II. Th. seiner philosophischen Historie, p. 130. davon anführet. Es benimmt auch dadurch dem Pythagoras nichts an seinem Ruhme, wie sich der Herr Verfasser einbildet. Eine geringe Sache giebt oft einem tiefsinnigen Manne Gelegenheit zu einer wichtigen Erfindung; und wird wohl eine gute Erfindung deswegen geringer, wenn man so vielen Zeugnissen beystimmet und glaubet, daß er die Verhältnisse der **Octave**, **Quatre** und **Quinte** in einer Schmiede erfunden habe? Bringt es ihm nicht eben so viel Ehre, daß er bey einer so geringen Sache Gelegenheit nimmt,

die

die Seyten mit Gewichten von gleichen Verhältniſſen zu beſchweren, und ſein Monotonon darnach einzurichten? Man erzählt von dem großen Newton, daß er bey Gelegenheit eines Apfels, der vor ſeinen Augen von ſeinem Baume gefallen, auf eine wichtige phyſikaliſche Lehre von der Kraft gerathen, womit ſich die Planeten nach dem Mittelpuncte ihrer Laufkreiſe ſenken würden, wenn ſie nicht durch eine andre Kraft daran gehindert würden. Und wer würde deswegen den Erfinder, oder die Erfindung geringe ſchätzen, geſetzt daß ſich die Sache wirklich alſo verhielte? Vielleicht hat der Herr Verfaſſer andere Geſchichtſchreiber, denen er in dieſem Stücke gefolget iſt. Wie Plato unter der Muſik die ganze Weltweisheit habe vorſtellen können, das iſt mir allzudunkel. Von dem Pythagoras zwar meldet Cicero in ſeinen tuſculaniſchen Fragen folgendes: Nam cum carminibus ſoliti illi eſſe dicantur, et praecepta quaedam occultius tradere, & mentes ſuas a cogitationum intentione, cantu fidibusque ad tranquillitatem traducere etc. Geſetzt nun, daß Plato auch hierinnen dem Pythagoras gefolget wäre, ſo hieße doch dieſes noch lange nicht die ganze Weltweisheit unter der Muſik vortragen.

Der Herr Verfaſſer ſagt uns ferner auf der 14. S. daß die Muſik in Rom ſey hochgeſchätzt worden, und führet als einen Beweis hiervon an, daß man noch itzt beym **Plautus** und **Terenz** die Namen der damaligen Muſikanten fände.

Ich will es nicht läugnen, daß man in Anſehung der Religion in Rom die Muſik ſelbſt nicht verachtet hat. Allein aus unzähligen Stellen der Alten kann man ſchließen, daß die Muſik ſonſt in ſchlechtem An-

ſehen geweſen ſeyn müſſen, zumal wenn man von der Würde der Muſikanten auf das Anſehen der Muſik ſchließen darf. Erſtlich waren wohl die meiſten Sänger und Spielleute noch Knechte oder höchſtens Freygelaſſene. Im **Plautus** erzählet **Dinacium** der **Panegyris**, daß **Epignomus** ihr Mann, mit großem Reichthume angekommen ſey; hierzu ſetzt er: Fidicinas, tibicinas, ſambucinas advexit ſecum, forma exumia. Weiter fährt er fort: Poſt etiam advexit ſecum Paraſitos ridiculoſiſſimos. Und war es nicht ſelbſt zum Sprüchworte in Rom geworden, daß man ſagte; diejenigen lebten muſice, die ſich fleißig bey andern zu Gaſte bathen? **Livius** erzählet im IX. Buche im 30 Cap. daß einmal die Pfeifer aus Rom nach Tibur gewichen wären, weil ihnen die Cenſores nicht erlaubet hätten, in dem Tempel, des Jupiters zu ſchmauſen. Unterdeſſen ſollte der Gottesdienſt doch abgewartet werden: und man hätte ſich in Rom ein Gewiſſen daraus gemacht, wenn man denſelben nicht nach altem Herkommen muſikaliſch abgewartet hätte. Was ſollte man alſo thun? Kein einziger Pfeifer war in Rom. Man ſchickte derowegen eine Geſandſchaft an die Tiburtiner und verlangte, daß ſie die Spielleute wieder zurück ſchicken ſollten. Die Tiburtiner waren hierzu ganz willig: Aber die Pfeifer waren zu nichts zu bewegen. Was ſollten die Römer machen? **Livius** ſagt: Sie hätten ſich die bekannte Neigung dieſer Leute zu Nutzen gemacht: Conſilio, haud abhorrente ab ingeniis hominum, eos adgrediuntur. Als nämlich ein Feſttag einfiel, wurden die Pfeifer gebethen, bey der Tafel zu ſpielen. Da gab man ihnen nun ſo viel Wein zu trinken, u. **Livius** ſaget, daß ſie außerordentliche

Lieb-

Liebhaber davon geweſen wären: Cuius (vini) avidum ferme genus eſt. Dieſes that auch ſo gute Wirkung, daß ſie zuletzt gar nichts mehr von ihren Sinnen wuſten. Endlich wurden ſie gefeſſelt, auf Wagen geſchmiſſen, und nach Rom geführet. Ihr Stand und ihre Auffühᵣung waren alſo nicht ſo beſchaffen, daß man ſie eben hätte in beſondern Ehren halten dürfen. Unterdeſſen erhielten ſie doch damals mit ihren Troze alles, was ſie verlanget hatten, und noch weit mehr darzu.

Horatius macht uns eine artige Abſchilderung von einem großen Sänger ſeiner Zeiten Libr. I. Satir. III. v. 1-19. Dieſes war ein Sardinier, welches Volk in ſehr übelm Rufe bey den Römern war. Die Stelle iſt werth, daß ich ſie anführe.

Sat. III.

Omnibus hoc vitium eſt cantoribus, inter amicos,
Vt numquam inducant animum cantare rogati;
Iniuſſi numquam deſiſtant. Sardus habebat
Ille Tigellius hoc. Caeſar, qui cogere poſſet,
Si peteret per amicitiam patris, atque ſuam; non
Quidquam proficeret: Si collibuiſſet, ab ouo
Vsque ad mala citaret, Jo Bacche! modo ſumma
Voce; modo hac, reſonat quae chordis quattuor ima.

Nil aequale homini fuit illi. Saepe velut qui
Currebat fugiens hoſtem; per ſaepe velut qui,
Iunonis ſacra ferret. Habebat ſaepe ducentos,
Saepe decem ſeruos. Modo Reges atque Tetrarchas
Omnia magna loquens: modo ſit mihi menſa tripes, et
Concha ſalis puri, et toga, quae defendere frigus
Quamuis craſſa, queat! Decies centena dediſſet
Huic parco paucis contento: quinque diebus

Nil erat in loculis. Noctes vigilabat ad ipſum
Mane: diem totum ſtertebat. Nil fuit unquam
Sic impar ſibi.

Das iſt der Sänger Art, daß ſie durchaus nicht ſingen
Wenn ihre Freunde ſie auch noch ſo ſehnlich bitten;
Doch niemals ſtille ſind, wenn ſie kein Menſch erſucht.
So pflegte ſich Tigell, der Sarder, zu bezeigen.
Wenn ihn der Kaiſer ſelbſt, der ihn doch zwingen konnte,
Um ſeines Vaters Gunſt, um eigne Freundſchaft bath;
So war es doch umſonſt. Hingegen, kams ihm ein,
So ſang er über Tiſch von Anfang bis zum Ende,
Sein heyſa luſtig! fort; bald mit der höchſten Stimme
Und bald im tiefſten Ton, den eine Geige giebt.

Nichts war dem Manne gleich. Bald lief er auf der Gaſſe
Als flöh er einen Feind. Bald gieng er ſo bedächtig,
Als trüg er voller Pracht der Juno Heiligthum.
Bald hatt' er eine Schaar von viermal funfzig Knechten
Und bald nicht mehr als zehn. Bald ſprach er nur von Fürſten
Und lauter Königen; und that entſetzlich groß.
Bald ſprach er wiederum: Hab ich ein kleines Tiſchchen
Und reines Salzfaß drauf; ein grob, doch warmes Kleid
So bin ich ſchon vergnügt. Doch hätte mans verſucht
Dem, der ſo ſparſam war, und ſich ſo wenig wünſchte,
Zehn tauſend, ja noch mehr gemünztes Gold zu zahlen:
Er hätt' fünf Tag hernach gewiß nichts mehr gehabt.
Die Nächte blieb er auf, bis an das Morgenroth

Der

Der Tag ward ganz durchſchnarcht. Kurz niemals war ein Menſch
So uneins mit ſich ſelbſt.

Eben ſo hatte man viel griechiſche Muſikanten zu Rom: Denn Griechenland hatte wohl dazumal die allergröſten aufzuweiſen. Je mehr eine Kunſt bey einem Volke geehret wird, deſto mehr finden ſich Leute, welche ſich bemühen in der Kunſt Ruhm zu erlangen. Die Griechen glaubten gar, in der Muſik ſteckete die tiefſte Gelehrſamkeit. **Epaminondas** war einer von den gröſten Meiſtern im Spielen; und dem **Themiſtokles** war es ein Schimpf, daß er nicht die ſogenannte Leyer zu ſpielen wußte. Nur der einzige **Alcibiades** hielt die Flöte für ein Inſtrument, welches ſich für keinen freygebornen und wohlerzogenen Menſchen ſchickete; weil man das Maul und Geſichte im Spielen verzerren müßte. Was war es denn Wunder? Daß ſich ein reicher Herr muſikaliſche Griechen nach Rom kommen ließ? Dieſer konnte nun wohl ſeine Spielleute in allen Ehren halten. Ueberhaupt aber war ihr Stand nicht ſo beſchaffen, daß ſie deswegen in groſem Anſehen ſtehen konnten. **Cornelius Nepos** redet in der Vorrede, vom Unterſchiede der griechiſchen und römiſchen Sitten, und ſagt, daß die Römer die Muſik, das Tanzen, das Vorſtellen in der Comoedie, für etwas, das ſich für Leute von gutem Stande nicht ſchicke, gehalten hätten. Quae omnia apud nos, partim infamia, partim humilia, atque ab honeſtate remota ponuntur.

Und geſetzt, wir wüßten auch alle dieſe Nachrichten nicht, ſo könnte man doch daraus den Schluß nicht machen

chen, daß die Muſik in großem Anſehen geweſen ſeyn müſſe, weil der **Flaccus** des **Claudii** Sohn, als ein Componiſte, noch unter den Titeln der terentianiſchen Comoedien ſtehet. Dieſer **Flaccus** mag mit ſeiner Compoſition alle Ehre verdient haben; ich will ihm ſeinen Ruhm nicht ſtreitig machen: ſo viel aber iſt gewiß, daß auch die Comoedianten keine Leute waren, die im Anſehen ſtunden; und gleichwohl ſind ihre Namen vor die Comoedien geſetzt worden.

Als **Decimus Laberius**, ein Römiſcher Ritter, auf der Schaubühne auftrat, verlohr er die Rechte, die ein Ritter hatte: und Cäſar mußte ihn erſt wieder mit einem goldnen Ringe beſchenken, damit er nichts von ſeinem vorigen Range einbüßete. Siehe Cäſars Leben beym Svetonius im 39. Cap. Und obgleich die Schmeicheley des **Nero** Geſchicklichkeit bis zun Sternen erhob: So war es doch für einen Kaiſer in Rom ſchimpflich, öffentlich aufzutreten und ſich hören zu laſſen. Ein anders war es zu Zeiten Carls des Großen. Dieſer ſang aus beſondrer Gottesfurcht, als ein andrer Sänger, an Feſttägen zugleich mit, wie vormals David vor der Bundeslade getanzet und geſpielet hatte. Und der Herr Verfaſſer erinnert ganz recht, daß die Muſik ſo ſchlecht ſie damals geweſen, dennoch in dem gröſſeſten Anſehen geſtanden habe.

Auf der 14. S. giebt unſer Herr Verfaſſer den Herrn Hofrath König für den Verfertiger der Oper **Sancio** aus: der gelehrte Muſikus Herr **Matheſon** aber beweiſet auf der 26. Seite des vollkommenen Capellmeiſters klärlich, daß wir dieſes Stück dem berühmten venetianiſchen Abte, Franceſco Silvani zu danken hätten. Der rechte Name davon heißt: Il miglior

d' ogni

d' ogni Amore, per il peggior d' ogni Odio. Daß **Ceſti** zum Erfinder der Oper viel zu jung iſt, hat ebenfalls der Herr **Mattheſon** auf der 24. Seite des angezogenen Ortes bemerket.

Zu unſers Herrn Verfaſſers Lobe kann ich nicht verſchweigen, was eben dieſer große Muſikverſtändige noch als einen Anhang an ſein gedachtes Werk hat drucken laſſen. Es iſt ein ſehr vortheilhaftes Urtheil vom Herrn Capellmeiſter Scheiben, in Anſehung ſeiner erlangten muſikaliſchen Wiſſenſchaft.

Er nennet daſelbſt ſeine Abhandlung von den muſikaliſchen Intervallen und Geſchlechten, davon eben unſer Herr Scheibe Verfaſſer iſt, **ein ſinnreiches Werk**, und ſagt: daß man Urſache habe, die große Bemühung des Herrn Verfaſſers, die er an eine ſolche trockne Materie gewendet, mit vielem Danke zuerkennen. Es ſey das vollſtändigſte Syſtem, das man annoch in bloßen Noten aufweiſen könne.

Auf der 50. und folgenden Seite, zeiget der Herr Verfaſſer was ein rechter Operndichter billig verſtehen müſſe: Und die vernünftigen Regeln und wohl ausgeſuchten Exempel zeigen klärlich, daß er ſelbſt wohl verſtehet, welches die wahren Pflichten ſind, die ein ſolcher Poet zu erfüllen hat. Eben ſo hat er auf der 134. S. von der Behutſamkeit geredet, die ein Dichter in geiſtlichen Muſiken anwenden müſſe. Von des Herrn Verfaſſers reinen deutſchen Schreibart, von ſeiner Scharfſinnigkeit, und beſonderm Nachdrucke im Schreiben, will ich eine Stelle zur Probe anführen.

Sie ſteht auf der 178. S. Er redet daſelbſt von denenjenigen, die die Regeln nicht achten; und nachdem er ſie redend eingeführt hat, ſpricht er:

Das ist die eigentliche Sprache der meisten Opern-Componisten, die sie von ihren Vätern, den Italiänern, und von ihren Verwandten, den Vorurtheilen, der Ungelehrsamkeit, dem Eigensinne, der Eigenliebe, und dem Hochmuthe gelernet haben.

So bald sie hören, daß es nöthig ist, in der Ausdrückung behutsam zu werden, die Charactere zu unterscheiden, die Gemüthsbewegungen natürlich vorzustellen, die Umstände der Sachen zu untersuchen, nichts hinzuschreiben, was allem diesem widerspricht, und endlich weit mehr als nur Noten zu verstehen: so bald wird man für pedantisch gescholten; und alles dieses, ob es schon aus der Natur und Vernunft unumstößlich fließet, heißet Grillenfängerey. Ist es aber nicht thöricht, dasjenige zu verwerfen, was man nicht einsiehet? und ist es nicht abgeschmackt, der Vernunft und der Natur halsstarrig zu widersprechen? Gewiß die Unwissenheit, wenn sie ihr männliches Alter erreichet, sich durch eine Menge Vorurtheile befestiget, und endlich alle vernünftige Ueberzeugungen und alles billige Nachsinnen aus der Seele verbannet hat, kann unmöglich andere Wirkungen hervor bringen. Sie widerspricht der Wahrheit. Sie verwirft die Natur und die Vernunft, sie achtet keine Vorstellungen und in diesem Stolze bringet sie es auf das höchste ꝛc.

In die Streitigkeiten welche der Herr Verfasser mit Herrn M. Birnbaum gehabt, wollen wir uns hier gar nicht einlassen. Wir melden nur so viel, daß die Beantwortung der unparteyischen Anmerkungen über eine bedenkliche Stelle in dem 6ten Stücke des critischen Musikus daher ihren Ursprung habe, welche man dem Buche angehänget findet.

Uebri-

Uebrigens freuen wir uns, daß ſich der gute Geſchmack und ſonderlich die Reinigkeit der deutſchen Schreibart, auch in der Muſik ſo ſtark ausbreitet, zumal da Deutſchland heute zu Tage in der praktiſchen Muſik es mit allen Ländern der Welt aufnehmen kann. Man verehret einen deutſchen Händel in England; Haſſe wird von den Italiänern bewundert: Telemann hat ſich neulich in Paris nicht wenig Ehre und Beyfall erworben, und Graun machet gewiß unſerm Vaterlande bey allen Kennern ſeiner Stücke viel Ehre. Was ſoll ich von Bachen und Weißen ſagen? Anderer geſchickten Männer zu geſchweigen, die wir den Ausländern entgegen ſetzen könnten? Wie hoch würde nicht noch die Muſik unter uns ſteigen? Wenn man den vernünftigen Vorſchlägen, des Herrn Mathesons und unſers Herrn Scheiben wegen Verbeſſerung der muſikaliſchen Wiſſenſchaft und wie die Muſik in noch beſſere Aufnahme zu bringen ſey, folgen wollte.

Selbſt unſre Mutterſprache würde dadurch nicht wenig gewinnen, wenn alle obbenannte große Künſtler, von einem patriotiſchen Eifer angetrieben, eins würden, künftig in Cantaten und Singeſpielen keine andre als deutſche Texte zu componiren. In Wahrheit, wie bisher die Welſchen uns bloß durch ihre Muſik ihre ſo unnatürliche Poeſien aufgedrungen haben: So würden wir bald die Zeit erleben, daß ganz Europa um der deutſchen Muſik halber, auch lauter deutſche Texte ſingen würde.

IX.

Verſuch eines Beweiſes, daß eine gereimte Comödie nicht gut ſeyn könne.

Ich weis es nicht zu ſagen, wie mir meine Landsleute, die Deutſchen, in Anſehung ihres Geſchmacks vorkommen. Sie bezeigen eine Neigung zu allen Arten des Sinnreichen, eben ſo wohl als ihre Vorgänger die Alten, und ihre Nachbarn, die übrigen Europäer: aber hierinnen finde ich einen groſſen Unterſcheid, daß jene allemal ſelbſt gearbeitet, und ſich dabey keine Regeln vorgeſchrieben, als ſolche, die theils die geſunde Vernunft, und die Bequemlichkeit in der Ausarbeitung, theils der Wohlſtand in der Ausübung erforderten. Dieſe aber ſcheinen ſich faſt vor eignen Arbeiten zu fürchten, und laſſen ſich an ſklaviſchen Nachahmungen und Ueberſetzungen begnügen; legen ſich aber dabey ſo ſchwere und faſt nicht zu überſteigende Regeln auf, daß ſie mit Widerwillen arbeiten, ſchwer und unverſtändlich werden, endlich auch der Natur Gewalt anthun, und wider ein Geſetz ſündigen müſſen, welches ſie doch unverbrüchlich zu halten berechtiget ſind. Die gereimten Comödien, welche meiſtentheils in Ueberſetzungen auf unſern deutſchen Schauplätzen vorgeſtellet worden ſind, haben mich vornehmlich zu dieſen Gedanken verleitet. Alſo will ich das, was ich bisher geſagt habe, und aus allen Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften erläutern könnte, nur mit ſolchen Fällen erklären, die den Schauplatz angehen. Ich will zeigen: daß eine gereimte Comödie die Vollkommenheiten

heiten nicht haben könne, deren ein prosaisches Lustspiel fähig ist.

Ein Lustspiel soll eine lebendige Vorstellung der lächerlichen Handlungen seyn, welche der Dichter mit den eigentlichen Worten derer Leute ausdrückt, die er lächerlich machen will. Die Wahrscheinlichkeit ist für den Poeten ein ewiges Gesetz, welches er niemals übertreten darf. Wenn er diesem nachkommen will: so kann er seine erdichtete Person auf dem Schauplatze nicht anders reden lassen, als eine andre reden würde, die sich wahrhaftig unter eben denselben Umständen befände; oder, wenn ich nicht gar zu scharf seyn will, wenigstens so, als sie reden könnte. Denn was wahrscheinlich seyn soll: das muß vorher möglich gewesen seyn. Ich glaube aber nicht, daß iemand so kühn seyn, und behaupten wird, zwo Personen, die mit einander von ernsthaften oder gleichgültigen Dingen nur so sprechen, wie es ihnen der natürliche Trieb oder die angebohrne Fähigkeit und Unfähigkeit aus dem Stegereife eingiebt, könnten so aufmerksam auf ihre Worte seyn: daß sie alle Gesetze der Dichtkunst, welche man in vielen Jahren kaum lernen kann, genau zu beobachten, und den Reim am gehörigen Orte anzubringen im Stande wären; oder die dritte Person die dazu kömmt, würde ihre Worte nothwendig so einrichten, daß sie ohne ihr Wissen gleich mit dem Reime anfienge, mit welchem derjenige, der vor ihrem Auftritte geredet, geschlossen hatte. Dieses müßte gleichwohl möglich seyn, wenn unsre Comödie wahrscheinlich seyn sollte. Die Reimfreunde werden zwar sagen: Es sey nicht allein möglich, weil es keinen Widerspruch in sich begreife; sondern es sey auch wirklich: weil man Exempel von Leu-

ten vor ſich hätte, die poetiſch predigen, und lange Unterredungen gereimt halten könnten. Ihr Scherz gefällt mir: ich denke nämlich nicht, daß es ihr Ernſt iſt, das, was durch ein Wunder, durch die Wirkung eines hitzigen Fiebers, oder durch eine lange Uebung, von einem aufgeweckten Kopfe, einmal beym Weinglaſe geſchehen iſt, ſo anzuſehen, daß ſie daraus den Schluß rechtfertigen wollten: man könnte alle Leute ohne Unterſcheid in Verſen reden laſſen. Auf dieſe Art müßte der Weltmann und der Schulfuchs, der Gelehrte und der Bauer, die Dame und ihr Kammermädchen alle eine gleiche Fähigkeit haben, im Augenblicke Dichter zu ſeyn. Es iſt aber ganz und gar nicht wahrſcheinlich, daß die Menſchen, deren Stand und Alter, Erkenntniß, Arbeit und Lebensart ſo viele von einander unterſchiedene Stufen der Fähigkeiten leiden, daß es faſt ſchwer fällt nur zweene anzugeben, die man durch nichts von einander unterſcheiden könnte; dennoch in einem ſolchen Stücke, welches den wenigſten gegeben iſt, alle einander gleich ſeyn ſollten. Denn kaum der zehnte Theil derer die gereimt haben, ſind Dichter geweſen. Wollen wir alſo nicht ſagen: alle Menſchen müßten in jambiſchen Verſen reden; ſie müßten bey der 12ten oder 13ten Sylbe reimen und athemholen; ſie müßten das ohne Mühe thun können, worauf der Dichter lange vorher ſtudirt hat: ſo müſſen wir zugeben, daß die Reime in der Comödie, auf eine wahrſcheinliche Art, nicht können angebracht werden. Ich wollte, daß jemand das Wahrſcheinliche, in ſo fern es dem bloß möglichen entgegen geſetzt wird, in Anſehung der Dichtkunſt etwas mehr ins Licht ſetzte: ſo würde ſich vielleicht noch deutlicher zeigen laſſen, daß die Reime ungereimt

gereimt sind; denn man würde hoffentlich niemals drauf gefallen seyn, eine Schönheit in einem wesentlichen Fehler zu suchen: wenn man diesen Unterscheid näher vor Augen gehabt hätte.

Jedoch, ich wollte dem Poeten diesen Fehler vergeben, wenn er der einzige wäre; und wenn er nicht nothwendig eine Reihe von eben so unerträglichen Schnitzern wider die Natur der Sprache und wider den Wohlklang in den Ohren mit sich einführte. Man gebe nur einmal Achtung, wie mühsam der Dichter einen Vortrag in 24. abgemessenen und mit einem Reime verbrämten Sylben sucht, den er viel glücklicher und nachdrücklicher in 16. andern sagen könnte, die kein Gesetz haben. z. E.*

— Ich les aus deinen Augen,
Mit weniger Vernunft würd ich dir besser taugen.

An statt: gelt, Mädchen, ich gefiele dir beßer, wann ich weniger verstünde? und folglich weniger Jahre hätte.

Wenn er sagen könnte: Jungfer, es ist nicht anders. So spricht er nach dem poetischen Gewichte: So, liebste Jungfer, ists.

* Ich habe die angeführten Exempel zwar selbst entworfen, und aus denen Arbeiten die mir von ohngefähr unter die Hände gekommen herausgezogen; weil die Comödien selbst nicht gedruckt sind, und ich mir nicht die Mühe geben wollen, einige auswendig zu behalten: allein sie sind denen, die ich so oft gehört habe, alle vollkommen ähnlich. Man darf daran um so viel weniger zweifeln; weil ein ieder der nur einigemal einen Vers zu machen versucht hat, gewahr wird, daß man auch, bey einem an sich noch ziemlich fließenden Verse, zu dergleichen nicht gnugsam natürlichen Versetzungen genöthiget werde.

Und wie wenig Gewiſſen machen ſich unſre Theaterpoeten die böſen Wortfügungen zu vermeiden, und den Abſchnitt an dem gehörigen Orte in acht zu nehmen? welchen Fehler doch der niedrigſte unter dem Pöbel deſto eher in acht nimmt; weil er nicht weis, daß ſie nach der Regel gemacht ſind, und eine Schönheit vorſtellen ſollen. Ich weis wohl, daß der Dichter ſich ebenfalls ein Geſetz gemacht hat: die in der Poeſie gewöhnliche Wortfügung nicht zu überſchreiten; aber er beobachtet es ſo wenig, als der gröſte Philoſoph in ſeinen Handlungen allemal dem Verſtande folgt, und die ſinnlichen Bewegungsgründe zu unterdrücken im Stande iſt. Daher iſt es kein Wunder, daß dem Zuhörer in einem gereimten Luſtſpiele die Ohren wehe thun, wenn er hören muß.

Ich wollte gerne, dich zu lieben, mich entſchlieſſen.
Sollt es nur, daß ich dich verehre, niemand wiſſen.

oder: So müſſen brennen auch deſſelben Herz und Sinnen
Den ich durch meine Kunſt zur Gunſt nicht kann gewinnen.

und: Ich habe viel Verdrüßlichkeit daſelbſt empfunden
Weil ſich der Unbewegliche nicht eingefunden.

Was die theatraliſche Vorſtellung von dergleichen Verſen für Vollkommenheiten erlange, das weis und verſtehe ich nicht. Diejenigen, welche von dem Weſen des Reims gar nichts verſtehen, merken es am allererſten, daß der Comödiant nicht ihre Sprache rede; ſondern viele Umſchweiſe nehme, und das gerade-

zwungen sagen müsse, was sie frey und natürlich sagen. In einem Verse kann ich nicht **weggehen**, ich muß mir erst vernehmen wegzugehn. Ich kann nicht aufstehen; ich muß mich bemühen, **aufzustehen.** Ich kann mit meinem Großvater nicht sprechen, sondern ich muß den Großpapa dafür hertreten lassen. Ich will damit so viel sagen. Wir Deutschen haben Wörter in unserer Sprache, welche des poetischen Sylbenmaßes ganz und gar nicht fähig sind: denn ich behaupte, daß wir Sylben haben, welche auf einmal ancipites das ist kurz und lang zugleich sind: und wir beleidigen das Gehör, wir mögen sie kurz oder lang aussprechen. Ueber dieses bemerke ich gleichwohl, daß einige unter ihnen mehr lang als kurz, andere mehr kurz als lang sind. Der erste Fall zeigt sich in den mittelsten Sylben der Wörter, Großvater, Großmutter, Nachtwächter, stumpfnäsicht, weggeben, ausschlagen, zusetzen, untüchtig; der andre Fall in den mittelsten Sylben der Wörter, großmüthig, Untugend, halbmeyer, unnöthig, Steinhauer; und in allen, die auf gleiche Weise zusammen gesetzt sind. Einige von den Prätendenten des Parnasses haben es versucht, diese Sylben zu verlängern, und weggeben, untüchtig, stumpfnäsicht, oder auch Grosvater, Untugend, unnöthig in dactylischen Versen gebraucht: aber ich darf es nicht einmal erinnern; man hört es ohne dem, daß dieses in zärtlichen Ohren unerträglich klingt.

Wollen wir diejenigen Stellen betrachten, da der Affect lebhaft ausgedrückt werden soll: so finde ich gleichfalls, daß der Reim und die beständige Reihe von jambischen Füssen vielmal daran hinderlich fällt. Es ist bekannt, daß man in der Hitze des Affects nicht gar

ne abſetzt, ſondern wenn ich ſo ſagen darf, alles in einem Athem heraus ſtößt; z. E. ein Zorniger ſpricht: Je ſo wollt ich, daß der Donner dich zehnhundert tauſend Klaftern tief in den Erdboden hinein ſchlagen müßte! Die Spielerinn ruft aus:

Bringe mich nur vollends um, du verfluchtes Spiel. Bringe mich nur um, bringe mich um! Ich unglückliche! Und allemal auf einen Buben! Du verfluchter Bube! du biſt noch mein Tod. Du biſt mein Unglücksblatt ... mein Schrecken ... Verdamter Bube! warum lebſt du doch nur nicht? Was habe ich dir denn gethan? verwünſchter Bube! warum willſt du denn über mich her? Rede doch, rede ... ach! das drückt mir noch das Herz ab! Nun iſt es aus mit mir ꝛc.

So bald man einen ſolchen Ausdruck, der meiſtens aus Trochäen beſteht, in jambiſche Reime ſchicken will: ſo ſieht man den Augenblick, daß es entſetzlich gezwungen herauskömmt. Denn eine eingefleiſchte Furie, die in der Angſt alles herausſtößt, was ihr die Verzweiflung eingiebt, ſieht gewiß bejammernswürdig aus: So bald ſie aber gereimt zu fluchen anfängt: ſo wird man bewogen, ſie auszulachen. Auf die Art habe ich befunden, daß die ſtärkſten Stellen in einem Stücke durch Einſchaltung allerhand ſolcher Sylben, die den Reim ausmachen, und die Zeile füllen, ſchwach geworden, und übel ausgefallen ſind.

Kurze Fragen, abgeſchnittene Ausrufungen, Antworten, und heimliche Reden, die aus wenig Sylben beſtehen, ſind ebenfalls ſehr ſchwer anzubringen. Und manchmal überfallen ſie den Zuhörer an einer ſo unrechten Stelle, daß er den Augenblick die Gewalt des allmächtigen Reimes daran gewahr wird.

Bey allen diesen Unvollkommenheiten ist es denn kein Wunder, wenn die ganze Comödie ihren Zweck, nämlich die Belustigung der Zuhörer, nicht erhält; sondern dieselben verdrüßlich und unmuthig macht. Ich habe bey den meisten, wo nicht bey allen gereimten Comödien, die ich vorstellen gesehen, wahrgenommen: daß die Zuschauer voll Verdruß da gestanden, einander ihr Misvergnügen über das gereimte Zeug geklagt, und vor langeweile nicht gewußt haben, was sie anfangen sollten. Einige die von der Menge nicht eingeschlossen waren, giengen gar heraus, mit der zurückgelassenen Erinnerung, sie könnten das unnatürliche und das verdrießliche Geklapper der Reime unmöglich länger anhören. Gesetzt, daß auch die Zuhörer aushalten; gesetzt daß sie über eine lächerliche Stelle zu lachen anfangen: Soll man wohl glauben, daß sie sich getroffen finden? daß ihnen die Handlung lächerlich vorkömmt? Nein, der Ausdruck war es. Und man ist gleich mit der Entschuldigung da: dieses war ein Fehler; dieses war lächerlich: aber ich und kein Mensch ist diesem Fehler auf eben die Art unterworfen, sagen sie; denn wir sind niemals im Stande, solch abgeschmacktes Zeug zusammen zu reimen. Weswegen mich es denn niemals befremdet hat, daß viele auf die Frage: Warum sie heute nicht in die Comödie gehen wollten, die Ursache angegeben: weil Comedien Vers auf dem Platte angeschlagen stünde.

Ich weis nicht mehr gewiß, ob wir den bekannten Spruch: Vita noſtra inſtar ſcenæ eſt, dem **Terentius** oder dem **Plautus** zu danken haben. Zu ihrer Zeit war es auch wahr, denn sie hatten ihre Scenen aus den Zufällen des gemeinen Lebens machen gelernt.

lernt. Unter den jetzigen Umſtänden aber würden wir uns gewiß ſehr betrügen, wenn wir noch ſagen wollten: Vita noſtra inſtar ſcenæ eſt.

Wenn ich dieſes alles zuſammen nehme; ſo habe ich lange nicht begreifen können: Wie ſich ein Dichter hat überwinden und mit entſetzlichem Zeitverluſte eine ſolche ſklaviſche Arbeit als die Ueberſetzung aus franzöſiſchen Verſen in deutſche Verſe iſt, übernehmen, und ſich gleichwohl bey allen nothwendigen Unvollkommenheiten, die ich gezeigt habe, noch überreden können, den Beyfall der Zuhörer davon zu bringen? Endlich aber glaube ich die Urſache darinnen gefunden zu haben, daß man in den ſklaviſchen Nachahmungen der Alten einen Ruhm geſucht, und zu finden gemeynt hat, welcher unmöglich zu erhalten iſt. Ich will mich darüber erklären. Man ſpricht: Die griechiſchen und lateiniſchen Poeten haben Comödien in Verſen geſchrieben; die Franzoſen haben es nachgethan: darum müſſen wir Deutſchen es auch thun. Wir wollen ſehen, in wie weit dieſer ſcheinbare Grund anzunehmen ſey.

Es iſt wahr, die Griechen haben in Verſen geſchrieben. Aber ihre Sprache iſt ſo wortreich, daß es ihnen niemals ſchwer fallen konnte, ein Wort zu finden, welches ihren Gedanken in der Schärfe ausdruckte, und ſich doch auch zu dem Sylbenmaße ihrer Verſe wohl ſchickte. Die Art ihrer Verſe änderten ſie ſo oft es ihnen gefiel, und es der Affect zu erfordern ſchien. Ihre Puncte ſetzten ſie ebenfalls, wo ſie hinfallen wollten, bald in die erſte Hälfte, bald ins Drittel, und mit einem Worte überall hin. Die lateiniſchen Comödienſchreiber haben ſich noch größerer Freyheiten

heiten bedient. Ihre achtfüßigen jambischen Verse sind voll von allem, was man nur in diesem Falle mit der licentia poetica entschuldigen kann. Und da ist kein Ausdruck so hoch, so artig, so pöbelhaft und so niedrig, der sich nicht ohne einige Veränderung in ihr Sylbenmaß geschickt hätte: Und, welches ihnen dieses alles ungemein erleichterte, kein Ausdruck ist wider die Wortfügung; und man kann sechs Worte wohl sechsmal verändern, ohne ihnen und den Ohren des Zuhörers die geringste Gewalt anzuthun. Daher dürfen wir uns gar nicht wundern, warum diese Werke der prosaischen Schreibart so nahe kommen, daß man sie mit derselben für eins halten würde: wenn uns nicht einige alte Manuscripte durch die ersten großen Buchstaben der Zeilen erinnert hätten, daß es Verse wären.

Zum Exempel: Wo ist es den folgenden Versen aus dem Eunucho des Terentius anzuhören, daß sie nach dem Gesetze des Sylbenmaßes gemacht sind?

Est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt,
Nec sunt. hos consector: hisce ego non paro me, ut rideant
Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror simul.
Quicquid dicunt, laudo: id rursum si negant, laudo id quoque:
Negat quis, nego: ait, aio: postremo imperavi egomet mihi,
Omnia assentari. Is quaestus nunc est multo uberrimus.

In

In dieſem Vortrage, wird man das ſingende und tacktmäßige Weſen unſerer Reime nicht finden. Ja es wird ſchwer fallen, das Geſetze von der Länge der Sylben zu finden, wenn man gleich nach ihrer Gewohnheit die zuſammenſtoßenden Lautbuchſtaben verbeißen wollte: Wiewohl niemand leicht weiſen wird, daß es die Comödianten in der Vorſtellung ſelbſt ſollten gethan haben, damit ſie zeigen könnten, ſie redeten in Verſen. Denn ich zweifle, daß ein Zuhörer den Verſtand eines Verſes erreichen wird, welcher bis ſechs und mehr hiatus metrices hat. Wie eben der in Terent. Evn.

Ub(i) ill(um) ego ſceleroſum, miſer(a), atqu(e)
impi(um) inveni(am)? aut ubi quaeram?

Ubi illum ego ſceleroſum miſera atque
Impium inveniam? aut ubi . . .
Quaeram?

Unter dieſen Umſtänden iſt es freylich den Lateinern nicht ſchwer gefallen, alles ſo zu ſagen, als wenn ſie in ungebundner Schreibart geſchrieben hätten. Ich bin auch nicht im Stande, eine Urſache anzugeben, warum ſie ihre Comödien eben in ſolchen Verſen, und nicht in der Proſe abgefaſſet haben. Es hat ihnen ſo gefallen.

Als nach der Barbarey der mittlern Zeiten die freyen Künſte in Deutſchland und Frankreich gemein wurden, und man anfieng ihren Exempeln nachzufolgen; ſo weis ich nicht, wer es den Franzoſen und Deutſchen weisgemacht hat: daß das Weſen der Dichtkunſt in dem Gleichlaute einiger Sylben beſtünde; und daß niemand für einen Poeten gehalten werden könne,

der

der sich nicht an dieses Geklapper hält, wenn er etwas sagen will. Nachdem in Deutschland Opiz die Hercinie, und in Frankreich Fenelon den Telemach geschrieben: so hat man zwar gesehn, daß man ohne einen gereimten Vertrag ein Dichter seyn könne; daß die Fabel, und nicht gezählte Töne das Wesen eines Gedichtes machen, und daß eine Art zu denken, und nicht eine Art die Sylben in Reim zu zwingen, zur Natur der Poeten erfordert werde. Allein man hat dem Pobel in Frankreich zuviel nachgesehn; man hat ihn lieber bey seinem Vorurtheile lassen, und sein Sklave seyn, als der Wahrscheinlichkeit Raum geben wollen. Man hat also fast eben so viel Comödien in Versen, als ohne dieselben gemacht.

Ich könnte hier der Italiener und Engländer auch gedenken. Es ist aber bekannt, daß diese beyden Nationen lange keine so grose Sklaven des Reims sind, als die Franzosen. Die Italiener haben fast keinen andern Reim, als die Uebereinstimmung des letzten Lautbuchstabens; der noch dazu durch die grose Menge solcher Wörter, die sich in Vocalen endigen, durch die ungleiche Länge der Zeilen, und durch die nicht so wohl am Ende als in der Mitten angebrachten Unterscheidungszeichen so sehr versteckt wird, daß man ihrer hellen beständig lauten Sprache den Reim wenig anmerkt. Die Engländer zählen in ihren poetischen Werken zwar die Sylben, und machen die Füsse ihrer Verse gleich; der Reim aber wird von den meisten verworfen, und sehr selten gebraucht. Die Deutschen haben auch die Schriften dieser beyden Nationen noch so wenig gelesen, daß man ihnen die Reimsucht, womit wir angesteckt sind, gar nicht Schuld geben darf.

Sie

Sie haben ſich leider! gar zu ſtark an die Exempel ihrer nächſten Vorgänger der Franzoſen gehalten; ſie ſind die laſtbaren Thiere des Horaz, Imitatores ſervum pecus. Sie überſetzen Comödien, in Verſen, in jambiſchen Verſen, in gereimten Verſen, in gleicher Anzahl der Füſſe; ja wer recht künſtlich ſeyn will, behält ſo gar die Anzahl der Zeilen in ſeinen Originale. Der Franzoſe nimmt der Wortfügung, und die gehörige Länge der Sylben gar wenig in Acht; ohngeachtet er den Abſchnitt und den Reim behält. Der Deutſche thut es ihm in allem dieſem zuvor. Er will nicht wider das Gehör, wider die Wortfügung, ja nicht einmal wider den Reim verſtoßen; und macht ſich gar ein Gewiſſen daraus, ein Reimwort zweymal zugebrauchen: da doch jener ſeine rime riche für eine Schönheit ausgiebt. Mit einem Worte ſolch ein deutſcher Ueberſetzer kömmt mir vor, wie ein Seiltänzer, der ſeine Füſſe in Feſſeln ſchließt, und auf einem Stricke gehen lernt, da es ihm doch frey ſteht, auf der Erde zu gehen; bloß damit man ihn für einen unnützen Künſtler halten möge. So weit hat uns das Vorurtheil von der Vortrefflichkeit aller franzöſiſchen Unternehmungen gebracht: daß wir ihnen nicht ein Haar breit nachgeben: ſondern, noch viel mehr unnöthige Künſte anwenden wollen.

Das Urtheil der Verſtändigen unter den Franzoſen iſt ihnen ſelbſt und uns zuwider. Ein berühmter Franz. Schriftſteller Mr. de Pitaval, in ſeinen Saillies d' Eſprit ſagt: Der Vers ſchickt ſich weder zu dramatiſchen Sachen, noch zur Hiſtorie, am wenigſten aber zu Erzählungen. Dem Fontaine iſt es nur darum gelungen, weil ſeine Verſe der Proſa ſo ähnlich ſind.

„Eine

„Eine lebhafte Fabel in Prosa ist meines Erachtens al„lemal besser, als eine lebhafte Fabel in Versen. Denn „je natürlicher eine Erzählung ist, desto mehr gefällt sie. „Aber es ist gewiß, daß ein sehr natürlicher und flie„ssender Vers gleichwohl noch ein Vers ist, welcher der „Natur niemals so nahe kömmt, als die Prosa.

Fontenelle steht in sehr großem Ansehen unter den Critikverfaßern. Dieser gesteht: daß alle molierischen Comödien die er in der Prosa abgefaßt, seinen poetischen Stücken unendliche mal überlegen sind. Und doch ist Moliere der Meister in den Lustspielen gewesen. Daraus ist zu schließen, was er von den übrigen Verfassern gereimter Comödien halten müsse.

Der sinnreiche Gryphius, welcher alle seine Trauerspiele in Versen, und seine Lustspiele in Prosa verfasset, hat meines Erachtens den Reim in der Comödie ebenfalls für einen grosen Fehler angesehen, wie ich aus seinen Absurdis Comicis oder aus dem P. Squenz schließe. P. Squenz führt daselbst einen Blasenbalgmacher, der die Rolle des Windes vorzustellen hat, redend ein. Er legt ihm die Reime in den Mund, dieser aber sagt allemal das Gegentheil. z. E.

Ich hab' in meinen jungen Jahren
Sehr viel und mancherley **gelernet**,
Meine Schwester hat eine schöne Stirn
Und drinn ein Fleckgen wie ein **Apfel**,
Es wollte sie schier keiner nehmen,
Es darf mich meines Geschlechts nicht **ver**
driessen ꝛc.

Dieselbe ist so bekannt, daß ich sie nicht weiter anführen darf. Er hat dadurch nur zeigen wollen, wie sich

der Poet um des Reims willen zwingen müſte, einen Flecken der wie ein Apfel ausgeſehen hat, in eine Birn zu verwandeln u. ſ. w. Unſere älteſten deutſchen Comödien von Schochen und andern ſind proſaiſch. Selbſt Leute, die doch zu leeren Verſen gebohren zu ſeyn ſcheinen, haben Comödien in der Proſe verfertigt, die ſie eben ſo leicht hätten in Reime kleiden können. Dieſe Exempel ſetze ich allen unſern Ueberſetzern entgegen: Denn ihnen konnte es unmöglich an Fähigkeit zu reimen fehlen; ſie haben es gewieſen, daß ſie Bücherverzeichniſſe, Kalender, Zeitungen, und ſolche Sachen mehr in Verſen ſchreiben können. Es iſt ihnen aber nicht natürlich vorgekommen. Es iſt zwar ſo gar lange noch nicht, daß wir regelmäßige Comödien auf unſerm Schauplatze haben: Jedoch eben ſo lange iſt es faſt, daß wir gereimte haben. Dieſes iſt dem Pöbel fremde, ungewöhnlich, und unnatürlich vorgekommen; und die Erfahrung zeigt es, daß ſich noch die wenigſten unter den vernünftigen und wohlgeſitteten Leuten daran gewöhnen können. Nur die Eigenliebe eines Reimers hat geglaubt, dadurch einen Namen zu erlangen, wenn ſie einen freyen natürlichen Ausdruck nach dem Takte zwänge.

Einen einzigen Einwurf muß ich noch berühren. Es heißt: Man könne in den Verſen ſo niedrig ſchreiben, daß ſie der Proſe ähnlich werden. Ich antworte: Der Reim fällt viel zu ſehr in die Ohren, als daß man die Verſe für proſaiſch halten könnte. So bald man ſo niedrig ſchreibt, als die niedrigen Perſonen reden: ſo iſt man in ſeinem Ausdrucke kein Poet mehr, ſondern nur in der Erfindung und Anordnung. Die vielen Geſetze der deutſchen Dichtkunſt, die den

über-

wenigsten bekannt sind, und von vielen vorsetzlich überschritten werden, erlauben es nicht, daß man reimen, und zugleich ungezwungen schreiben könne. Warum soll denn der Reim ein Tyrann über die Vernunft werden? Ich glaube, diejenigen Poeten, welche sich schon bey der Welt in einiges Ansehn gesetzt haben, sollten im Stande seyn, den kleinen Lichtern, den Uebersetzern, aus bloßer Macht, frey zu sagen: Daß diese Aufführung lächerlich, dem Poeten eine unerträgliche Last, und dem vernünftigen Zuhörer ein Aergerniß wäre. Sie würden vielleicht künftig eher anfangen, mehr auf die lebhafte Abschilderung der Personen zu sehen, und nicht matte Stellen, unter der Larve des Reims, für schöne Gedanken ausgeben. Die Comödie muß ohne dem noch ein ander Ansehen gewinnen, wann einmal die Marquisen, die Chevaliers, die alten Orgons, die Scapins und Finetten von dem Schauplatze abtreten, und an deren Stelle deutsche Stutzer, deutsche alte Krippenreuter, deutsche Diener, und Mägde auftreten werden. Ich wünsche, daß sie nicht so ungereimt handeln, und gereimt einher gehen mögen.

Man wird mir den großen Vortheil der Comödianten, beym Auswendiglernen der gereimten Stücke, als einen wichtigen Grund sie zu behalten, angeben. Haben aber Menander, Plautus, Terentius und Moliere Leute gehabt, die ihre Stücke ohne Reime gelernt: so können es die unsrigen auch thun. Warum sollen die Poeten Knechte seyn, faule Leute zu machen?

Ich will es niemanden widerrathen, eine deutsche Comödie in Versen zu verfertigen. Es kann ihm vielleicht eher, als einem Uebersetzer gelingen. Aber ich versprecke ihm beynahe mehr Beyfall, wenn er ungebun-

den ſchreibt. Sein Ausdruck ſoll der Natur ſo nahe ſeyn, als es möglich iſt: dieſes iſt ein Geſetze für den Comödienſchreiber. Kann aber etwas der Natur näher kommen, als die Perſon, welche ſelbſt die Natur iſt? und muß der beſtändige Gleichlaut des Reimes nicht wider die Natur ſchreyen, wenn gleich alles übrige ſeine Richtigkeit hat?

Nun weis ich zwar auch, daß man ſchon ſeit einiger Zeit unſern Verſen den Reim nehmen, und ſich dadurch den Alten nähern wollen. Ich laſſe es aber diejenigen ſelbſt entſcheiden, welche dergleichen alexandriniſche Verſe gemacht, oder nur viele geleſen haben; z. E. das weitläuftige Werkchen, der Tempel der Dichtkunſt, ſo vor einigen Jahren in Halle herausgekommen: Ob nicht die große Menge männlicher Abſchnitte, die ſich gegen die weiblichen Ausgänge in allen vier Zeilen wie 3 gegen 1 verhält, mehr Uebelklang als Schönheit in der Schreibart verurſache? Man ſey der Sprache ſo mächtig als man will, man denke ſo ſchön als es möglich iſt, man ſchalte wenig oder gar keine müſſige Wörterchen ein; ich zweifle noch ſehr, ob eine ſolche Schreibart einem guten gereimten Gedichte, oder einer wohlgeſetzten ungebundenen Rede etwas abgewinnen wird? Alſo wird auch dieſes ungereimte alexandriniſche Sylbenmaaß nicht einmal mit Fortgang in der Comödie zu brauchen ſeyn.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben einige in langen achtfüßigen jambiſchen Verſen zu ſchreiben angefangen, da ein weiblicher Reim einen männlichen Abſchnitt, und umgekehrt ein männlicher Reim einen weiblichen Abſchnitt bekommen hat. Man hat angemerkt, daß dieſer Vortrag wegen der vielen

möglichen Vermischung allerhand solcher Wörter, die zur Auskleidung einer guten Periode gehören, zu allerley Schreibart geschickt sey, und der ungebundnen natürlichen Art zu reden so gleich komme, als keine andere Art von Gedichten. Wir haben die Alzire schon in solchen langen aber gereimten Versen. Hier hat sichs nun gewiesen, daß die des Wohlklangs wegen unumgängliche Länge der Perioden, dem Leser so wohl als dem Spieler zu schwer gefallen; weil man sich bemüht hat, den Verstand allemal bey den Abschnitten anzubringen, und den Reim zu verstecken. Es käme also noch auf diesen einzigen Versuch an, ob man die Gesetze der Reime, die Abschnitte, und die anzubringenden Unterscheidungszeichen in diesen langen Jamben, wie man sie zu nennen pflegt, hindansetzen, und auch dadurch den rühmlichen Vorgängern, den Alten, näher zu kommen suchte, als es bey so vielen Gesetzen unsrer Dichtkunst geschehen können. Der Vortrag wird alsdann ebenfalls etwas Abgemessenes haben; er wird aber der Natur viel näher kommen, als alles, was zeithero in Versen auf dem Schauplatze gewesen ist. Ich kann noch nicht zuversichtlich sagen, daß es gut ausfallen werde; aber wie Horaz schon zu seiner Zeit gesagt hat: Nil intentatum nostri liquere Poetæ; so können wir es ja auch erst mit einer solchen terentianischen Schreibart versuchen. Und ich will vielleicht der erste seyn, der sich eine vergebliche Arbeit nicht dauren läßt; wenn er sich und Leute, die sich um die Ausbreitung des guten Geschmacks bemühen, auf keine andre Art von etwas überzeugen kann, das vielleicht nicht ohne Nutzen seyn könnte.

Man wird mich zuletzt noch fragen: warum ich an die Trauerſpiele nicht gedacht habe; und was ich davon halte? Ich will mich erklären. Ein Trauerſpiel bringt Helden und große Leute auf den Schauplatz, welchen alle Zuſchauer eine große Hochachtung ſchuldig ſind. Nach der Regel, ſollen es ſolche ſeyn, die längſt verſtorben ſind. Wir, wenn wir uns als Zuſchauer betrachten, ſind weit von ihrem Umgange, von ihren Geſprächen und Handlungen entfernt, und dieſe Dinge bleiben uns allemal unbekannt. Sie werden gleichſam aus den eliſaiſchen Feldern zurück gerufen, und ihr Geiſt ſtellet ſich in unſern Kleidern dar. Wir können es alſo gar wohl leiden, daß ſie einen fremden und prächtigern Ausdruck haben, als wir. Wir ſtellen ſie uns vor, als Leute, die vielmehr Verſtand und Licht haben, als wir; die ſich in den wichtigen Angelegenheiten des Lebens in ihrer größten Stärke zeigen; die uns zu Mitleiden oder Bewunderung bewegen wollen. Dazu trägt nun der prächtige, geputzte und bewegliche Vortrag eines geſchickten Dichters gar ſehr viel bey. Und wir ſind mit dieſem angenehmen Betruge um ſo viel mehr zufrieden: weil wir geneigt ſind, den Großen der Welt einen Vorzug vor uns zu gönnen; zumal, wenn ſie wie die Helden der Trauerſpiele, groß und berühmt geweſen ſind.

Es geht mit allen Erfindungen, in dem, was den Geſchmack angeht, langſam zu; weil die Gründe zwar in der Natur liegen, aber nicht leicht von einem jeden entdeckt werden. Ich weis es noch ſelbſt nicht zu ſagen, warum ich die Reime, die ich in den Luſtſpielen verwerfe, in dem Trauerſpiele noch leiden kann. Ich ſage, daß ich ſie noch leiden kann. Die Urſache iſt

vielleicht

vielleicht diese, weil ich noch kein gutes Trauerspiel in ungebundener Rede vorstellen gesehen. Es hat denen, die zuerst ein regelmäßiges Stück auf den Schauplatz gebracht, so gefallen; die Nachfolger haben es nicht gewagt, davon abzugehen: Und daher haben wir uns von dem, was allemal geschehen ist, eine Regel gemacht. Ich scheine bloß deswegen noch zum Zweifel geneigt zu seyn. Ich will erwarten, wie man diese meine Gedanken annehmen wird, und alsdann versuchen, ob die eignen Arbeiten der Trauerspiele, die wir von unsern für ihre Sprache besorgten Deutschen zu gewarten haben, nicht auch nach den Regeln der Vernunft, des Wohlstandes und des Schauplatzes, einiger Veränderungen bedürftig und fähig seyn werden.

X.

Uebersetzung des V. Hauptstückes aus dem III B. von des Herrn Muratori vollkommener ital. Poesie, die Opern betreffend.

Es ist eine Frage, worüber man sehr lange gestritten hat, und welche so angenehm zu untersuchen, als schwer aufzulösen ist: ob nämlich die alten Trauerspiele und Comödien nicht allein in den Chören, sondern auch mitten in den Aufzügen, ganz auf eine wahrhaftig musikalische Art, nach den Begriffen, die wir heutiges Tages von der Musik haben, gesungen worden? Was man bey dieser Gelegenheit sagen oder muthmaßen kann, das habe ich in einer langen Abhandlung, die in gegenwärtigem Werke nicht eingerücket werden können, vorgetragen. Vorito mag

es genug ſeyn zu ſagen, daß, wenn es auch wahr wäre, daß man dieſe Schauſpiele geſungen hätte, dem ungeachtet die heutige theatraliſche Muſik, von dem Anſehen der Alten deſswegen, weder eine Entſchuldigung noch einigen Schutz zu hoffen habe. Fürs erſte iſt es gewiß, daß die Muſik der damaligen Zeiten von der heutigen allzuweit unterſchieden iſt. Der Abt **Juſtus Fontanini**, welchem die Meynung, daß man die Trauerſpiele und Comödien vormals gänzlich geſungen habe, nicht misfällt, ſchreibet dem ungeachtet in einem ſehr gelehrten Briefe dieſe Worte an mich: Was die Muſik der heutigen theatraliſchen Stücke betrifft, ſo glaube ich nicht, daß jemand auf die Gedanken gerathen könne, als ob ſie mit der alten Muſik einige Aehnlichkeit hätte; indem dieſelbe ganz majeſtätiſch und lehrreich geweſen. Und woferne ſich dennoch jemand finden ſollte, der es glaubte: ſo wird er leichtlich ſeinen Irrthum entdecken, wenn er die erwähnten Werke des **Galilei** und des **Doni** lieſt. Fürs andre, wenn auch dieſes nicht gewiß wäre, ſo iſt dennoch unläugbar, daß die theatraliſche Muſik zu unſern Zeiten in eine unmäßige Weichlichkeit und in ein weibiſches Weſen verfallen iſt; wodurch ſie viel eher geſchickt iſt, die Gemüther ihrer Zuhörer zu verderben, als, wie die alte Muſik gethan hat, ſie zu reinigen und zu verbeſſern. Dieſes iſt der erſte Mangel unſrer theatraliſchen Stücke: und es würde nicht nöthig ſeyn, ſich in weitläuftige Beweiſe, und Gegenbeweiſe hierüber einzulaſſen, wenn die Sache nicht von groſſer Wichtigkeit wäre. Jedermann weis, und empfindet es, was für Bewegungen in ihm gewirkt werden, wenn man ſtarke Künſtler in der Muſik auf dem Schauplatze höret.

Ihr Geſang flößet allezeit eine groſſe Weichlichkeit und Wolluſt ein, welche unvermerkt dienet, das Volk immer niederträchtiger zu machen, und ſelbiges mit ſchädlicher Liebe immer mehr einzunehmen, indem die gezwungene Mattigkeit der Stimmen ſich nach und nach bey ihnen einſchleicht, und ihnen die allerniederträchtigſten Gemüthsbewegungen, die durch einen gefährlichen Wohlklang der Töne gleichſam gewürzt ſind, als angenehm zu ſchmecken giebt. Was würde jetzo der göttliche Plato ſagen, wenn er heute zu Tage die Muſik auf unſern Schauplätzen hören ſollte; da er ſo gar in ſeinen Büchern von der Republik die Muſik ſeiner Zeiten, welche nur einige Weichlichkeit ſpüren ließ, mit ſolchem Eifer tadelt, und ſie als eine höchſtgefahrliche Sache, für die guten Sitten der Bürger, betrachtet. Dennoch konnte die ganze Muſik der Alten, wenn ſie auch weichlich war, mit unſerer heutigen gar in keine Vergleichung gezogen werden; indem dieſe, weil ſie vielleicht, wie ich dafür halte, mit mehrern Mittelſtimmen ausgearbeitet wird, nach lauter weibiſchem Weſen ſchmeckt, und damit die Schauplätze angeſtecket hat. Von unſerer Opernbühne kommen niemalen die Zuſchauer voller Ernſthaftigkeit und edler Bewegung zurück; ſondern ſie bringen daraus eine weibiſche Zärtlichkeit nach Hauſe, welche männlichen Herzen, und weiſen und rechtſchaffenen Leuten unanſtändig iſt.

Ungeachtet überdieſes die Alten vielleicht die Muſik nicht mit ſo vieler Kunſt des Contrapunktes verknüpft haben, ſo bezeuget doch Cicero in dem 2ten Buche von den Geſetzen: daß viele Städte Griechenlandes, weil ſie die Majeſtät und Ernſthaftigkeit der Muſik verlaſſen,

laſſen, und ſich auf einen weichlichen und weibiſchen Wohlklang geleget hatten, durch dieſes Mittel voller Laſter und Ueppigkeit geworden wären. Er beklagt ſich hiernächſt, daß man ſich in Rom nicht mehr der männlichen und geſetzten Art der Muſik bediente, welche zu den Zeiten des Livius Andronicus, und Nävius im Gebrauche geweſen. Aber nach dem Cicero wuchs bey den ruhigen Zeiten der Römer der Misbrauch noch mehr. Quintilian, nachdem er überhaupt, den Nutzen der Muſik (wie ſie wahrhaftig anzupreiſen iſt) erhoben hatte; ſo ſetzet er hinzu, daß er deswegen nicht diejenige Muſik loben, oder jemanden zu treiben anrathen wolle, welche ſich damals auf dem Theater eingeſchlichen hatte; indem dieſelbe den Römern noch das wenige von Herzhaftigkeit, Muth und männlichem Weſen benahm, das ihnen etwa noch übrig geblieben war: Sondern er erinnert, daß er diejenige Muſik lobe, mit welcher man vorzeiten das Lob der Helden beſungen, und mit welcher dieſe Helden ſelbſt ſich vergnüget hätten; diejenige nämlich, welche die Kraft hat, die Gemüthsbewegungen der Menſchen zu erregen, oder zu ſtillen. Seine Worte ſind in dem erſten Buche im zehnten Capitel dieſe: Profitendum puto, non hanc a me praecipi Muſicam, quae nunc in ſcenis effeminata & impudicis modis fracta, non ex parte minima, ſi quid in nobis virilis roboris manebat, excidit; ſed qua laudes fortium canebantur, quaeque & ipſi fortes canebant: nec pſalteria & ſpadices, etiam virginibus probis reculanda; ſed cognitionem rationis, quae ad movendos leniendosque adfectus plurimum valet. Die Dichtramben, Nomen, Chöre, Geſänge, und andere dergleichen Arten der Gedich-

dichte, welche damalen auf den Schauplätzen geſungen wurden, bekamen eine Melodie, die derjenigen ähnlich war, welche heute zu Tage auf dem Theater herrſcht. Dieſes wird von dem klugen Quintilian getadelt: wie ſich denn ebenfalls Plutarchus in ſeiner Abhandlung von der Muſik darüber beſchweret. Daſelbſten ſchreibet dieſer gelehrte und tugendliebende Schriftſteller, daß die älteſten Griechen von der theatraliſchen Muſik nichts gewuſt hätten: ſondern daß ſie alle ihre Wiſſenſchaft in derſelben angewandt hätten, die Götter zu ehren, das Lob derſelben, und die Thaten tapferer Leute zu beſingen, und ihre Jugend dadurch zu unterweiſen. Hierbey ſagt er, wie zu ſeinen Zeiten ſich die Sache ſo ſehr geändert habe, daß man dieſe Muſik, die zum Nutzen junger Leute erfunden war, nicht mehr nennen hörte, noch vielweniger jemand ſich darauf legte; ſondern daß alle, die die Muſik lernen wollten, einig und allein ſich zu derjenigen wendeten, die man auf der Schaubühne gebrauchte. Vorhero aber hatte derſelbe ſeine Gedanken von der theatraliſchen Muſik ſeiner Zeiten in dieſen Worten ausgedrücket: Man iſt der Muſik als einer Erfindung der Götter überhaupt viel Ehrerbiethung ſchuldig. Die Alten bedienten ſich derſelben auf eine ſo wohlanſtändige Weiſe, als aller andern Künſte. Aber die Menſchen „zu unſern Zeiten haben alles, was ſie ehrwürdiges an „ſich hatte, verworfen, und anſtatt dieſer männlichen „und göttlichen Muſik, welche den Göttern ſelbſt angenehm war, eine weibiſche und eitle auf dem Schau„platze eingeführet; welches eine Muſik gerade von „der Art iſt, worüber ſich Plato in ſeinem dritten „Buche von Einrichtung der Staaten, beſchweret.

In nicht geringere Klagen bricht Athenäus, im 13 Cap. im 14ten Buche, eben dieſer Urſachen wegen aus.

Wenn nun von den alten Weiſen dieſe weibiſche und weichliche Muſik, als leichtfertig und verführeriſch für das Volk getadelt worden iſt: wie vielmehr hat man dieſes unſerer heutigen vorzuwerfen, die ohne Zweifel noch viel weichlicher und zärtlicher iſt, und ihre Zuhörer noch viel weichlicher und wollüſtiger macht. Es mag nun dieſes weibiſche Weſen von dem allzuvielen Gebrauche der chromatiſchen und halbchromatiſchen Sätze und der ſehr geſchwinden Noten, durch welche die Majeſtät des Geſanges unterdrücket wird, herrühren: oder ſie mag von den Stimmen der Sänger entſtehen, welche entweder natürlicher Weiſe, oder durch Kunſt, alle gleichſam weibermäßig ſind; und folglich allzugroße Zärtlichkeit und Trägheit in die Gemüther der Zuhörer einflößen: oder ſie mag aus dem Gebrauche der Arien in den theatraliſchen Stücken, welche in demjenigen, der ſie höret, ein übermäßiges Vergnügen erwecken; oder aus den Verſen, die ſehr oft wenig Ehrbarkeit, ich will nicht ſagen, viel Geilheit in ſich enthalten; oder aus der Aufführung der Sängerinnen in den Schauſpielen; oder endlich aus der Vereinigung aller dieſer Urſachen zuſammen entſpringen: So iſt es doch gewiß, daß die heutige Muſik auf der Schaubühne den Sitten des Volkes höchſtſchädlich iſt, indem daſſelbe, durch Anhörung derſelben, immer niederträchtiger und zur Wolluſt geneigter wird. Man leget ſich nicht mehr auf dieſe Kunſt, welche, wie oben Quintilian ſagte, und die andern alten Scribenten bezeugen, durch den Geſang die Gemüthsbewegungen der Menſchen erregen, mäßigen und dämp-

dämpfen lehrte. Alle Sorgfalt wird auf das Vergnügen der Ohren gewendet: und der üble Geſchmack der Zeiten, leidet dennoch diejenigen Stücke nicht, wo die Muſik nicht allzuluſtig, weichlich und zärtlich iſt. Negat Plato, ſind die Worte des Boethius, im erſten Buche im erſten Capitel von der Muſik, eſſe vllam tantam morum in republica labem, quam paullatim de prudenti ac modeſta Muſica inuertere. Statim enim idem quoque audientium animos pati, paullatimque diſcedere, nullumque honeſti ac recti retinere veſtigium, ſi vel per laſciuiores modos inuerecundum aliquid, vel per aſperiores ferox atque immane mentibus illabatur. Aber es werden, wie ich hoffe, klügere Zeiten kommen, die die Muſik wieder umgießen, und ihr ihre alte Majeſtät, und dieſe ehrbare Wohlanſtändigkeit wiedergeben werden, deren ſie ſo benöthiget iſt, um ein vernünftiges Vergnügen zu erwecken. Man wird den eifrigen Hirten der Kirche Gottes gehorchen, welche ſo oft dieſe Muſik verbannet haben, die von dem Schauplatze mit ſo großer Gewalt in die Kirche gedrungen iſt, und daſelbſt unter dem Deckmantel der Andacht herrſchet; aber die Hoheit des göttlichen Lobes nicht ausſchmücket, ſondern verunehret, und inſonderheit gewiſſe geiſtliche Gedichte, welche man **Oratorien** nennet, vergiftet. Durch ſolche Mäßigung und Verbeſſerung wird die Muſik dem Volke ſehr nützlich, und Gott angenehm werden, von dem und zu deſſen Ehren ſie erfunden worden iſt; da man in der That die Muſik an ſich ſelbſt, als eine göttliche, angenehme und löbliche Sache anzuſehen hat.

Dieſes iſt alſo der erſte Fehler unſerer heutigen theatraliſchen Stücke, welcher vielleicht der vornehmſte iſt, ohngeachtet man ihn am wenigſten beobachtet. Hierzu werden andere noch den ſehr merklichen Schaden fügen wollen, den die Republik von dieſen Lehrern der Muſik ſelbſt leidet; indem itzo ihre Sitten ſo wohl bey dem männlichen, als auch öfters bey dem andern Geſchlechte, mit der wollüſtigen und weibiſchen Art ihres Singens, nicht ohne großes Misfallen frommer Leute, und rechtſchaffener Bürger, übereinſtimmen. Aber weil dieſes nicht eigentlich Fehler der Muſik, oder der theatraliſchen Poeſie ſind, ſo unterlaſſe ich es hievon zu reden. Wir wollen alſo zu andern Mängeln ſchreiten, und die Poeſie betrachten, woraus dieſe theatraliſchen Stücke beſtehen. Man darf nicht glauben, daß ich Luſt habe die Poeten durchzuziehen, wenn ich ſie bedaure, daß die Kunſt die ſie treiben, verurtheilt iſt dieſer Schaubühne zu dienen. Dieſes geſchieht zu unſern Zeiten zu ihrer ſo wenigen Ehre, ja mit ſolchem Schaden der guten Meynung, die ſie ſich ſonſt erwerben könnten, daß ich ſagen will: daß ſich die Poeſie auf eine ſchimpfliche Art in Ketten legen laſſen, und anſtatt, daß die Muſik vor dieſem eine Dienerinn derſelben geweſen iſt, ſie nunmehro eine Sklavinn der Muſik abgiebt. Wenn wir dieſes beweiſen, ſo ſehe ich nicht, was für Ehre und Ruhm die Poeten von Verfertigung ſolcher Singſpiele zu hoffen haben. Nichts iſt aber ſo augenſcheinlich, als daß itzt die Poeſie der Muſik gehorchet und nicht befiehlt. Erſtlich pfleget man außer der Schaubühne dem Poeten die Anzahl der Perſonen von der Oper vorzuſchreiben, um ſich nach der Anzahl und Beſchaffenheit der Sänger zu richten.

Man

Man will, daß er nach der Geſchicklichkeit des Meiſters in der Muſik, Arien und Recitative machen, ändern, zuſetzen und wegnehmen ſoll. Jeglicher Sänger nimmt ſich die Freyheit, dem Poeten zu befehlen, und die Verſe nach ſeiner eignen Phantaſie von ihm zu verlangen. Hierdurch macht man ihm viel Noth, die Theile des Stückes wohl einzutheilen, und die Verſe abzuzählen, daß ſich keiner von denen, die es aufführen, zu beklagen hat, als ob man ihm eine viel kürzere oder ſchlechtere Rolle, als einem andern gegeben. So ſind die Poeten genöthiget ihre Stücke, nicht wie es die Kunſt oder der Innhalt derſelben verlanget, ſondern wie es die Muſik haben will, anzugeben und einzukleiden. Hierzu kömmt, daß um dem Herrn der Schaubühne zu willfahren man oftmals die Erfindung und Verſe, einer Maſchine, oder Scene zu gefallen, anders einrichten muß, die man mit Gewalt aufführen, und dem Volke zeigen will. Alles dieſes kann ſich vielleicht ohne Mühe beyſammen vertragen. Aber was bleibt hernach der Poeſie auf dem Schauplatze für Nutzen und Ruhm übrig? Es iſt wahr, daß man die Verſe herſaget; aber ſo, daß das Singen, oder die Unwiſſenheit der Sänger, gleichſam nicht einmal den Verſtand davon, ja ſehr oft nicht einmal die Worte hören läßt, indem man die Selbſtlaute in denſelben ändert und verſtellet: welches einige Meiſter für etwas liebliches halten und es ein Singen mit Doppellauten nennen; als ob nicht allein die Sprachlehre, ſondern auch die Muſik ihre Doppellaute hätte. „Wenn einem nicht dasjenige, was geſungen wird, gedruckt vor den Augen läge, ſo bin ich verſichert, daß niemand von den Zuſchauern das geringſte von der Handlung die

man auf dem Schauplaße vorſtellte, begreifen würde. Wenn das Opernbuch, wie man es nennt, dem Zuhörer fehlet, ſo ſieht und höret er nichts als einige Sänger, die bald ab, bald auftreten, und von denen bald einer, bald der andre ſinget, ohne daß er unterſcheiden kann, was ſie ſingen; oder den Knoten, oder die Auflöſung der Fabel begreift. Die Muſik iſt alſo dasjenige, welches in den theatraliſchen Stücken ſich allein zeigen will, und zu zeigen pflegt: und man ſucht heute zu Tage auf dem Theater die Poeſie zu keinem andern Ende, als der Muſik zu einem Mittel und Werkzeuge zu dienen; an ſtatt daß ſie ſonſt, wie ſie es ſeyn ſollte, das Hauptwerk der theatraliſchen Stücke zu ſeyn pflegte. Und in der That hat der Geſchmack unſerer Zeiten die Muſik zum Weſen dieſer Stücke gemacht, und ihre Vollkommenheit in der Wahl geſchickter Sänger geſetzt. Dieſe allein zu hören läuft man in den Schauplaß; nicht aber die Arbeit des Poeten zu hören, deſſen Verſe man kaum eines Blickes auf das Buch würdiget, und von denen man in gewiſſer Maaße ſagen kann, daß ſie nicht geſungen worden ſind; weil ſie von iemanden hergeſungen werden, der ſie nicht weis, und ſo zu ſagen, wegen des heutigen Geſangs, gar nicht einmal machen kann, daß man ſie verſtehet. Hiernächſt iſt es offenbar, daß dieſes Stücke mehr Ruhm verdienet, und höher geſchätzt wird, je mehr es das Glück gehabt hat, das Volk durch die Muſik zu ergetzen. Man bekümmert ſich nicht darum, ob die Fabel und die Verſe des Poeten fürtrefflich oder auslachenswürdig ſind. Deſſentwegen hat man dergleichen Stücke, welche von den allerſtärkſten Poeten verfertiget geweſen, ohne allen Beyfall aufführen ſehen; und denſelben andern ertheilet,

let, welche was die Poeſie betrifft, die gröbſten Fehler an ſich hatten. Ja die Meiſter in der Muſik lieben eben nicht diejenigen Stücke, die ſehr ausgearbeitet ſind, und viele ſinnreiche Gedanken in ſich enthalten, weil zu den Verſen und Arien ſolcher Stücke, die Muſik ſich nicht ſo leicht ſetzen läßt. Man will nur angenehme und wohlklingende Wörter haben; und es iſt dieſen Meiſtern wenig daran gelegen, ja es iſt ihnen lieb, wenn die Arien von ſtarken Gedanken, und ſinnreichen Einfällen leer ſind; wenn ſie nur ſchöne und wohlklingende Worte haben. Aber in der That kann ich nicht ſagen, daß ſolche Leute unrecht haben dieſes zu verlangen. Denn, wenn man in dem Stücke einig iſt, und ſich allein, oder wenigſtens vornehmlich durch die Muſik zu ergetzen ſuchet: ſo will ja die Vernunft, daß der Poet, der ſich vornimmt ſelbiges zu machen, es nach dem Geſchmake der Muſik, und wie es dieſe verlanget; nicht aber nach ſeiner Fähigkeit, und nach der Stärke ſeiner Einbildung verfertigen, und vielmehr der Muſik dienen, als befehlen ſoll.

Wenn wir dieſes vorausſetzen, ſo werden wir keine große Schwierigkeit finden, zwo Folgerungen hieraus zuziehen. Die erſte iſt dieſe, daß die Poeten, was das Trauerſpiel anbelanget, nichts vollkommnes thun können, wenn ſie dergleichen Stücke verfertigen: Die andre aber, daß man, wenn auch ein vollkommenes Stück in dieſer Art gemacht wäre, bey dem Singen auf dem Theater, wie es heute zu Tage gebräuchlich iſt, den Zweck der Tragödie nicht erhalten wird. Die erſte Folgerung wird noch einigermaßen zweifelhaft ſcheinen. Aber wie werden wohl die Poeten in dergleichen Gedichten die Regeln ihrer Kunſt anwenden, und der

Stär-

Stärke ihrer Einbildungskraft folgen können, wenn ſie gezwungen ſind, der Muſik zu gehorchen? Durch dieſer ihr Regiment wird die Poeſie recht gefeſſelt, und es werden ihr tauſend Hinderniſſe in den Weg gelegt. Wenn der Poet, den Sängern und dem Herrn der Schaubühne zugefallen, gezwungen iſt, Nebenperſonen, die ganz unnöthig ſind, aufzuführen; wenn er die Scenen und Verſe eintheilen muß, wie es die ſpielenden Perſonen haben wollen, und nicht wie es die Kunſt und der Innhalt des Stückes mit ſich bringt; wenn er endlich die Verſe nach der Fähigkeit eines andern, ändern, hinzuſetzen, und hinwegnehmen muß: Wie kann er da iemals hoffen, etwas vollkommenes in der Tragödie hervorzubringen? Aber man muß noch hinzuſetzen, daß die gezwungne Unterwerfung der Poeſie unter die Herrſchaft der Muſik, das arme Gedichte in viele Aengſtlichkeit, Ungereimtheit und Unwahrſcheinlichkeiten fallen läßt. Ein nicht geringer Theil der Stücke beſtehet in den Arien, das iſt in unnöthigen Worten: einen andern Theil erfüllen diejenigen Verſe, die der Poet einem andern zu gefallen, oftmals genöthigt wird, einzuſchalten, und die ganz und gar überflüſſig ſind: Da man hiernächſt ſich ſehr der Kürze befleißen muß, damit bey Vorſtellung der Stücke die Muſik nicht ewig währe; ſo bleibt dem Poeten ſehr wenig Platz übrig, dasjenige was zum Verſtändniſſe der Fabel nöthig iſt, zu verſtehen zu geben. Dannenhero iſt man genöthiget, die Handlungen abzubrechen, unmäßig laconiſch zu reden, und in einen engen Raum einzuſchränken, was die Wahrſcheinlichkeit mit vielen Worten geſagt haben wollte. Daß man alſo die Fabel nicht gehöriger maßen, und mit den nöthigen Unterredungen bis zu Ende

aus-

ausführen kann. Zu dieſem allen kömmt noch der heutige Geſchmack, daß man die Recitative als eine verdrießliche Sache nicht ſehr vertragen kann; obgleich in dieſen und nicht in den Arien die Verwirrung, Ausführung und das Weſen der Fabel beſtehet. Wenn man dieſe eingebildeten Tragödien gegen die wahren Tragödien hält, ſo iſt zwiſchen ihnen ganz keine Aehnlichkeit zu finden. Zwar ſuchen einige dieſer tadelhaften und gezwungenen Kürze abzuhelfen, indem ſie mehrere Verſe drucken laſſen, als die Sänger herſagen ſollen. Aber dadurch bekennen ſie den Fehler, und die Unwahrſcheinlichkeit, die bey Aufführung der Stücke erfolget, und in die man fällt, indem man ſich der Muſik unterwirft: und dennoch heben ſie das Uebel nicht auf, weil dieſe Verſe nur den Verſtand der andern, die geſungen werden, erweitern, zur Fabel ſelbſt aber nichts hinzuſetzen, indem die ganze Folge derſelben in den Verſen, welche geſungen werden, eingeſchloſſen ſeyn ſoll. Ja, was noch mehr iſt, dieſes, daß man dem Poeten nicht die gehörige Zeit läßt, die Sachen auseinander zu ſetzen, verurſacht zugleich, daß die Auflöſung der Fabel übereilt und unwahrſcheinlich wird; indem man ſich eine Pflicht daraus macht, die Worte zu ſparen, und weil der Poete ſchweigt, ſo bald die Sänger einmal ſchweigen ſollen.

Daß man über dieſes, wie auf Befehl anderer Leute neritzo geſchieht, eine lächerliche und ſchlechte Perſon unter die Helden des Schauſpiels miſchet, iſt wie ein ieglicher ſiehet, eine Ungereimtheit, die nicht ſo leicht jemand, der die Regeln der wahren Dichtkunſt weis, in einer ordentlichen Tragödie erdulden wird. Hieraus können wir ſchlieſſen, daß man, wenn man mit dergleichen

chen Poſſen, und nach dem heutigen Geſchmacke ein Stücke macht, man niemals ſo weit kommen wird, ein vollkommnes tragiſches Gedichte zu verfertigen, wie denn noch niemand hierbey dazu gelanget iſt. Und dieſe Unbeqvemlichkeit erfährt und bekennet derjenige weit beſſer noch als wir, wer ſich jemals geübt hat, dergleichen Art von Gedichten zu machen.

Doch wir wollen ſetzen, daß es jemand hierbey ſo weit brächte, ein vollkommnes Gedicht und Schauſpiel zu machen: ſo wird bey dieſem allem, der Poet, indem es geſungen wird, den Endzweck des Trauerſpiels und ſeiner Kunſt niemals erlangen. Denn weder Schrecken noch Mitleiden, noch eine andere edle Gemüthsbewegung kann bey den Zuſchauern erweckt werden, wenn das Stück geſungen wird. Der Poet mag ſich befleißigen wie er will, durch ſeine Verſe, und durch die Erfindung der Fabel die Affecten zu erregen; ſo wird er vielleicht glücklich ſeyn, dieſelben zu rühren, wenn ſein Gedichte bloß geleſen wird: aber er darf nicht hoffen, dieſen Ruhm durch die Vorſtellung deſſelben zu erreichen, weil die Länge und Beſchaffenheit unſers heutigen Singens, ſo wohl als die Unwahrſcheinlichkeit deſſelben, alle Affecten erſticken, und wie die Erfahrung weiſet, ihnen das Leben gänzlich benehmen wird. Es iſt kein Zweifel, daß die Muſik an ſich ſelbſten die Macht habe, die Leidenſchaften zu erregen: und die alte Hiſtorie erzählet einige Wunder von dieſer ihrer Kraft. Wir empfinden itzt ebenfalls, daß lebhafte und rührende Gedanken, wenn ſie von einem guten Muſikverſtändigen geſungen werden, viel ſtärker in das Herz bringen, als wenn ſie nur ſo hergeſagt worden wären. Aber ordentlicher Weiſe hat in theatraliſchen Stücken

die

die Muſik dieſe ſonderbare Wirkung nicht; und zwar dieſes ſo wohl durch ihre eigne Schuld, als durch das Verſehen der Sänger ſelbſt. Entweder man lernt, oder man gebraucht heute zu Tage dieſe Muſik nicht, die die Affecten erregen kann: und vielleicht hat man die Wiſſenſchaft von derſelben ganz und gar verlohren, und weis nichts mehr als die Namen von den phrygiſchen, lydiſchen, äoliſchen, doriſchen, hypophrygiſchen und andern dergleichen Tönen. Die Alten haben die Kunſt dieſer Weiſen oder Töne mit großem Fleiße erlernet, und dadurch hat man die Affecten der Zuhörer ſehr geſchickt erwecket, oder beruhiget. Jetzt will man nur die Ohren kützeln: und in der That weis man auch nichts mehr zu thun, indem man ſich bloß darum bemühet; und ſich nicht ſo wohl um den beſſernden Theil der Muſik, der ſich der Herzen durch die Leidenſchaften bemeiſtert, auf einige Weiſe bekümmert, als vielmehr die bloße Ausübung derſelben, ohne die rechte Wiſſenſchaft der Harmonie auferwecket hat.

Wenn man ja noch einen verſtändigen Meiſter hat, wie ich einen von dieſer Art kenne, welcher die Muſik mit dem Affecte, der in den Verſen enthalten iſt, wohl zu vereinigen weis: ſo wird meiſtentheils ſeine Arbeit, ſo wohl als der Endzweck des Poeten von den Sängern aus den Augen geſetzt. Wenige unter ihnen ſehen die Stärke der Worte ein: und noch ſeltner ſind diejenigen die ſie auszudrücken wiſſen. Alle ihre Sorgfalt wenden ſie auf die Kunſt zu ſingen: aber auf die Kunſt, den Nachdruck der Worte wohl auszudrücken, welche von derſelben ganz unterſchieden iſt, und die ſo ſehr erfordert wird, um die Sachen und Affecten wohl vorzuſtellen, leget ſich niemand unter ihnen.

Wenigſtens ſollten ſie ſich der natürlichen Geſchicklichkeit etwas vorzuſtellen bedienen. Aber auch dieſe wird von ihnen verachtet, und man ſieht ſehr oft dieſe künſtlichen Gaukler mit einer ungeziemenden Freyheit tauſend Kleinigkeiten auf öffentlicher Schaubühne vornehmen: wenn der Innhalt der Fabel, und die Ehrerbiethigkeit die ſie den Zuſchauern ſchuldig ſind, Ernſthaftigkeit, und größere Aufmerkſamkeit auf dasjenige was von ihnen geſungen wird, verlangte; um die Affecten anzunehmen und nachzuahmen, und eine wahrhafte Handlung abzubilden. Da alſo mit der faſt allgemeinen Unwiſſenheit der Sänger ſich, daß ich nichts härters ſage, ihre wenige Aufmerkſamkeit verknüpfet; und noch die wenige Geſchicklichkeit der heutigen Muſik, die Gemüthsbewegungen, wenn es erfordert wird, zu erregen hinzu kömmt: was iſt es denn Wunder, wenn man in unſern Stücken nicht mehr dieſe Regung der Leidenſchaften wahrnimmt, nach welcher man in den wahrhaften Tragödien ſo ſehr ſtrebet? Dieſes thaten vor alters; diejenigen Perſonen, ſo auf der Bühne ſpielten, nicht; als welche, wie wir aus den Zeugniſſen des Cicero, Quintilians und anderer wiſſen, unglaubliche Arbeit anwendeten, die Kunſt, die Worte auszuſprechen, recht zu lernen, und es dadurch in der Vorſtellung ungemein hochbringen konnten. Ueber dieſes, gehet durch das heutige Singen alle Stärke und der ganze Endzweck der Poeſie auf dem Schauplatze verlohren und zu Grunde; weil dieſer Geſang unnatürlich und ſehr unwahrſcheinlich iſt. Bey lyriſchen und andern Gedichten läßt ſich ſehr natürlich die Muſik mit der Poeſie vereinigen, weil man darinnen die Menſchen nicht in ihren Handlungen und Geſchäfften nachahmet. Aber da in der

Tra-

Tragödie und Comödie die Perſonen beſchäfftigte Leute nachahmen, und dieſelben, ſo natürlich es ſeyn kann, vorzuſtellen pflegen, wie ſie wahrſcheinlicher Weiſe mitten in ihren Beſchäfftigungen ſind, handeln und reden; ſo kann eine ſolche Muſik mit ihren Unterredungen ſich ganz und gar nicht vertragen. Man nennet dieſelben eigentliche Nachahmende, und es iſt ihre Schuldigkeit, die Perſonen und Handlungen ſo wohl zu bilden, und abzuſchildern, daß es den Zuſchauern vorkomme, als ob ſie nicht falſche, ſondern wahrhafte Perſonen ſähen, und nicht erdichtete ſondern wahre Thaten hörten. Wenn hört man aber die Menſchen in ihren Geſchäfften, und wenn ſie ernſthafte Handlungen treiben, ſingen? Iſt es wohl wahrſcheinlich im gemeinen Leben, daß iemand der voll Zorn, Schmerz und Verdruß iſt, oder der im Ernſte, und nach der Wahrheit ſeine Geſchäffte erzählet, ſingen könne? Und wenn dieſes nicht im gemeinen Leben wahrſcheinlich iſt, wie es kann auf dem Schauplatze wahrſcheinlich ſeyn, wo man die Natur, und die Wahrheit der Handlungen und Sitten der Menſchen, ſo viel als möglich iſt nachahmen ſoll? Gewiß, wenn man die Opernbühne recht aufmerkſam betrachtet, ſo wird man weit eher zum Lachen, als zu der geringſten Leidenſchaft beweget werden: wenn man dieſe Leute ſieht, welche ſich anmaßen ernſthafte Perſonen abzubilden und vorzuſtellen, die Staatsgeſchäffte treiben, Verräthereyen, Anfälle, und Kriege angeben, zum Tode gehen; oder ſich beklagen und ein groſſes Unglück betrauern; oder andere dergleichen Handlungen vornehmen: und dennoch zu dieſer Zeit annehmlich ſingen, viele gurgelnde Läufer machen, und in gröſter Ruhe einen langen und angenehmen Triller ſchlagen?

Heißt dieſes nicht in ſeinen Werken und Handlungen das widerlegen und Lügen ſtrafen, was man in den Worten ſagt? Wie kann man alſo ſagen, daß man, die Wahrheit und Natur nachahme? wenn man auf dieſe Art die abwechſelnden Unterredungen und Sitten der Menſchen vorſtellet. Und dieſe Betrachtungen, welche auch die Tragödien der Alten angehen würden, wenn ſie auf eben die Art, wie die unſrigen geſungen worden wären, haben uns allezeit glaublich gemacht, daß man ſie ganz anders geſungen; indem man weis, mit wie vieler Sorgfalt die alte Tragödie die Natur nachgeahmet und abgebildet hat.

Die Unwahrſcheinlichkeit iſt auf unſern Opernbühnen noch mehr gewachſen, ſeit dem man die Arien und Arioſo in die Schauſpiele eingeführt hat. Ich übergehe die beſondere Art der Reime und des Sylbenmaßes, welche ſich niemals für das geſetzte Weſen und für die Unterredungen der Tragödie ſchicken werden; ich will nur anführen, daß es allzuunwahrſcheinlich iſt, wenn man ſich vornimmt, wahren Perſonen nachzuahmen, und hernach ihre ernſthafteſten Geſpräche über wichtige Geſchäffte mit dergleichen Arien unterbricht: da indeſſen der andere Sänger müßig und ſtumm da ſtehen muß, und genöthigt iſt, des andern ſchöne Melodie anzuhören; wenn die Natur der Sachen und die höfliche Gewohnheit zu reden verlangte, daß er ſeine angefangne Rede fortſetzen ſollte. Und wer hat wohl einen Menſchen geſehen, der im gemeinen Leben öfters einerley Worte und Gedanken wiederholt, wie in den Arien geſchicht? Aber was iſt lächerlicher, als zwo Perſonen zu ſehen, die ſingend mit einander duelliren? die mit einer angenehmen und ruhigen Arie ſich zum

Tode

Tode bereiten, oder ein grauſames Unglück beklagen? Die ſich aufhalten, die Muſik und die Worte dieſer Geſange zu wiederholen, wenn die Umſtände verlangen, daß ſie eilfertig von einander weggehen und nicht die Zeit mit Plaudern verderben ſollten? Ohne daß ich mehr Worte mache, wird ein jeder, der dieſe abgeſchmackte Sache erwägt, ſehen, wie viel ungereimtes und unwahrſcheinliches durch dieſe Arien und das Singen in die Schauſpiele kömmt. Wir dürfen uns alſo nicht wundern, wenn die neuern Fabeln, ſo wohl ſie auch eingerichtet ſind, in den Zuhörern keine Gemüthsbewegung erregen. So viele Unwahrſcheinlichkeiten, von welchen die Gewohnheit iſt verderbt worden, rauben den vorgeſtellten Affecten den Eindruck und die Glaubwürdigkeit; und die Länge des Geſanges, nebſt den übelangebrachten Arien machen den Affect matt, oder löſchen das wenige davon aus, das ohngefähr anfangs in dem Zuhörer entglommen iſt. Der ſcheint nicht im Ernſte zu reden, der mit ſo vieler Gelaſſenheit in einer ſo gekünſtelten Melodie ſeine Geſchäffte, ſein Unglück, ſeinen Zorn, ſeine Abſicht beruhiget, und daher kann er das Herze nicht lebhaft rühren noch bewegen. Ich ſage nichts von der Ungereimtheit wegen der Stimme, da die vornehmſten Rollen durch die Diſcantiſten ſollen vorgeſtellet werden, und die Helden des Theaters, anſtatt eine männliche und grobe Stimme zu haben, recht ſchändlich mit einer weichlichen und weibiſchen erſcheinen. Mitten unter dieſen ſo großen Fehlern der Schauſpiele, iſt der Zweck der wahren Tragödie, die Leidenſchaften zu erregen und zu reinigen, verlohren gegangen. Man erhält dieß ordentlich ſehr wohl in Tragödien, die gut gemacht ſind und ohne Geſang gut vor

geſtellet werden. Die Erfahrung weiſet, daß die Zuſchauer aus derſelben voll Mitleiden, voll Schrecken, voll Zorn und voll anderer Gemüthsbewegungen gehen. Gleichwohl denkt man heute zu Tage nicht mehr daran, und liebt ſie gar nicht, nachdem die Muſik und die Opern die Oberhand gewonnen haben.

Indeſſen, wenn man von den heutigen Opern nicht denjenigen Nutzen hoffen darf, den uns dieſe Art der Dichtkunſt bringen ſollte: ſo könnten ſie doch wohl dieſe ihre einzige und vornehmſte Abſicht erhalten, durch den Geſang zu vergnügen? Doch auch hierinn ſind ſie fehlerhaft, indem man meiſtentheils ſagen kann, daß die Zuhörer dabey mehr Verdruß als Vergnügen empfinden. Das ewige Muſiciren iſt hieran Urſache, da man aufs wenigſte drey, öfters vier, ja fünf oder ſechs Stunden zu Verſtellung einer Oper braucht. Ob gleich die Muſik etwas ſehr angenehmes iſt, ſo erfährt ſie doch einerley Schickſal mit den übrigen angenehmen Sachen, die nur gemacht ſind, die Sinne zu vergnügen. Man wird ihrer bald ſatt. Man wird keiner Speiſe eher überdrüßig, als des Honigs und der Milch. Und daß die Muſik wie alle Dinge, und alle Speiſen Ekel und Ueberdruß erwecke, ſagt Ariſtophanes ſehr artig in dem Plutus, den er aus dem Homer genommen hat. Das Ohr, für deſſen Ergetzung allein die Süßigkeit der Muſik iſt, wird davon in kurzem ganz und gar erfüllt, und hierauf beginnt dieſes Süße nach und nach bitter zu werden: weil der Geſchmack, indem er ſo lange einerley bleibt, nicht mehr den Appetit, oder die Bereitſchaft der Zunge findet, ihn anzunehmen, und man ſich nicht mehr an dem ſättigen will, woran man ſich ſchon mehr als einmal erſättigt hat. Die

wahren Tragödien im Gegentheil, wenn ſie gut vorgeſtellt werden, pflegen die Zuhörer bey der Aufmerkſamkeit zu erhalten, und können auch im leſen keinen Verdruß bringen: weil ſie nicht zur Ergetzung des Ohrs, ſondern des Gemüths gemacht ſind, deſſen weiter Raum vieles zu faſſen fähig iſt; und überdieß indem ſie, theils lehren, theils unterſchiedliche Leidenſchaften erregen, ſo findet man bey ihnen die Mannigfaltigkeit, die Mutter des Vergnügens.

Das Singen der Operiſten, hat (man kann es nicht läugnen) viel Veränderungen: aber alle dieſe Veränderungen ſchränken ſich ein, einen einzigen Sinn zu ergetzen und zu bewegen, und daher entſteht daraus leicht ein Ekel. Daher kömmt es noch, daß man ſich ſehr ſelten oder niemals zwingen kann, eine Oper durch und durch mit Aufmerkſamkeit anzuhören, beſonders wenn man ſie ſchon einmal gehört hat, und noch vielmehr, wenn die Muſik oder die Muſikanten nicht vortrefflich ſind. Nur da nimmt man ſeine Aufmerkſamkeit zuſammen, wenn eine ſchon bekannte Arie ſoll geſungen werden. Daher kömmt es noch, daß in dem Schauplatze die öffentlichen und privat Spiele, die Mahlzeiten, die Galanterien, und ein beſtändiges Geplauder der Nachbarn eingeführt ſind, da jedweder eine Art ſucht, ſich die Zeit zu vertreiben, und ſich von dem Verdruſſe zu befreyen, den die unangenehme und unmäßige Länge der Muſik hervorbringt. Wo bleibt denn alſo die Ergetzung und das Vergnügen unſerer ſo gerühmten Opern: wenn mitten in denſelbigen der Zuhörer nöthig hat, ſich zu ergetzen, und andre Vergnügungen zu ſuchen? Die Opern alſo, da

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED, J. C.

3-598-50952-9
FN. 1912/647

ſie dem Volke nicht viel nutzen, ſo ſchaffen ſie ihm auch ſehr wenig Vergnügen.

Ich überlaſſe es höhern und weiſern Aufſehern, den Misbrauch wegen der übermäßigen Unkoſten bey Aufführung dieſer muſikaliſchen Stücke zu überlegen, welchen entweder der Hochmuth, oder das Verdienſt der Sänger heut zu Tage eingeführt hat. Vielleicht wird zu unſerer Entſchuldigung das Exempel der Alten genug ſeyn, welche auf dergleichen Vorſtellungen noch vielmehr verſchwendeten. Indeſſen iſt ſchon damals dieſe Verſchwendung von Vernünftigen gar nicht gebilligt worden. Nach Plutarchs Gedanken in dem Buche: ob die Waffen oder die Wiſſenſchaften den Athenienſern mehr Ehre gemacht haben? Hat ein Spartaner ſehr wohl geſagt: **Daß die Athenienſer ſehr unrecht handelten, indem ſie ernſthafte Sachen auf Poſſen wendeten, und auf der Schaubühne ſo viel verſchwendeten, als zu Unterhaltung großer Armeen nöthig wäre. Denn wenn man rechnen wollte, was die Athenienſer auf die Vorſtellung jeder Tragödie gewandt, würde man finden: daß die Bacchanten, die Phenizierinnen, die Oedipi, die Medea und die Elektra ſie mehr gekoſtet; als die Kriege, ſo ſie wider die Barbarn, für die Freyheit und wegen der Oberherrſchaft geführt.** Aber was für Fehler und Unwahrſcheinlichkeiten bemerkt man nicht in dieſen Opern? Dergleichen ſind, daß ein und bisweilen zwey Frauenzimmer in Mannskleidern vorkommen, welche niemals, als wenn es der Poet nöthig hat, für Weibsbilder erkannt werden; ſo vertraut ſie auch mit den Mannsperſonen umgehen. Mann könn-

te wohl sagen, daß die vorgestellten Personen unsrer Schaubühne einfältige Köpfe, und aus der alten Welt wären; indem sie diese Weiberlist weder beym Anhören der Sprache, noch bey Erblickung des Gesichts, noch aus der Leibesgestalt, oder an den Weiberschritten merketen. Die Bosheit unserer Zeiten ist scharfsichtiger: sie würden den Betrug bald entdecken. Indessen kann es sich auf der Bühne wohl ganz natürlich zutragen, daß ein verkleidetes Frauenzimmer lange Zeit für eine Mannsperson gehalten wird: denn es sind ja Männer da, welche Weibesbilder zu seyn scheinen, und es doch nicht sind. Doch ich fürchte sehr, eine Entschuldigung von dieser Art dürfte bey den Gelehrten keinen Beyfall finden; da man in der Tragödie die ordentliche Gewohnheit der Natur und nicht die Fehler der Kunst nachahmen soll. Das ist auch in diesen Opern nicht wahrscheinlich, daß die bekannteste Person, z. E. ein Sohn, eine Schwester, eine Frau so öfters nicht für die erkannt wird, die sie ist, bloß weil sie die Kleider verändert hat; oder weil sie sich einige Zeit nicht hat sehen lassen. Es gehören große Vorsichtigkeit und viele Umstände dazu, wenn das Glücke wahrscheinlich werden soll, daß unsere vertrautesten Bekannten mit uns umgehen, ohne uns zu erkennen. Es ist auch lächerlich, wenn man eine Person sieht, die in einem Garten oder in einem Gefängnisse sagt, daß sie schlafen wolle; und kaum hat sie sich niedergesetzt, so ist der gute Schlaf so höflich und bemächtigt sich plötzlich ihrer Augen: obwohl die schwere Gemüthsbewegung, in welcher diese Person kurz zuvor war, ihn nicht eingeladen hatte. Es verstreichen wenig Augenblicke, so kommen die musikalischen Träume

her-

hervor, und man hört dieſe ſchlafende und träumende Perſon ihre Pein angenehm abſingen, und im Traume eine Perſon nennen, die von ihr geliebt wird: und der Poet iſt ſo liebreich, und ſo ſinnreich, daß er dieſe Perſon gleich dazu kommen läßt.

Ich glaube überdieß, daß es denenjenigen, ſo die Sitten wohl verſtehen, unwahrſcheinlich dünkt, und folglich lächerlich herauskommt, wenn in den Opern die Liebhaber ſich alle Augenblicke umbringen wollen, weil ihre Liebe nicht glücklich iſt; und wenn ſo viel Fürſten und Regenten auf der Bühne, der Liebe wegen, mit vielem Vergnügen das Reich verlaſſen, oder mit ihrem Tode die Grauſamkeit des Frauenzimmers zu ſättigen ſuchen. Ich weis in der That nicht, ob in den alten Zeiten eine ſolche Gewohnheit geherrſchet? Das weis ich wohl, daß heute zu Tage die Fürſten und die Monarchen, wenn ſie auch verliebt ſind, ſich ſorgfältig vor dergleichen Raſerey in acht nehmen. Auch **Maggi** verſichert mich davon, der bey dergleichen Gelegenheit ſpricht:

* * * daß der heiße Trieb, der uns zur Lieb erreget,
Nicht mehr mit alter Kraft ein Königsblut beweget;
Daß der gelaßne Fürſt itzt minder Schwäche kennt,
Und ob die ſüße Glut in ſeinen Adern brennt;
Um eine Schöne doch kein Konigreich verſchwendet:
Daß er den Geiſt zur Ruh von hohen Sorgen wendet;
Doch das erfriſchte Herz, ſtets auf ſein Ziel gelenkt,
Viel ſchweiget, wenig weint, und weniger verſchenkt.
Die Opfer ſinken nun, die man der Liebe bringet;
Der Eigennutz iſt das, was die Regenten zwinget.

Auch

Auch die beſtändige Gewohnheit iſt in den Opern nicht ſehr zu billigen, daß die Schaubühne verändert wird: ſo wohl weil es nicht ſelten unvorſichtiger Weiſe in unwahrſcheinliche und unbequeme Oerter geſchieht, wo die Perſonen hin gezwungen werden; als auch, weil die Vollkommenheit der Tragödie die Einigkeit des Orts und eine einzige Bühne, ſo viel als möglich, fodert. Wollten wir uns auf ein weites Meer wagen, ſo könnten wir die vielen und abgeſchmackten Unwahrſcheinlichkeiten betrachten, welche man in den Opern ſonſt begangen hat, und noch itzt begeht; da würden wir die betrügeriſchen Aehnlichkeiten der Bildniſſe, der Briefe, der Kleidung, der Degen und anderer dergleichen Dinge finden. Es ſcheint, daß itzo dergleichen Dinge nicht mehr ſehr beliebt ſind: obwohl ſie, nachdem ſie aus Spanien in Italien gekommen waren; ſo wohl in Tragödien als in den proſaiſchen Comödien nicht wenig auf der Schaubühne im Anſehn geſtanden. Sonſt würde eine lange Ausführung nicht übel angewandt ſeyn, den Misbrauch dieſer Aehnlichkeiten deſto mehr zu beſchämen, welche meiſtentheils gar nicht wahrſcheinlich ſind. Man muß alſo dieſe Menge von Fehlern, von welchen die Opern überſchwemmt ſind, entweder der natürlichen Unwiſſenheit einiger Poeten zuſchreiben: oder der ſo ſehr verdorbene Geſchmack unſerer Zeiten verlangt ſie; und die Poeten müſſen ihm zu Gefallen die Augen zumachen, und ſo viel ungereimtes ertragen. Irre ich mich nicht, ſo kann man endlich ſchließen, daß die heutigen Opern als dramatiſche Gedichte, als Tragödien betrachtet, eine Misgeburt und eine Vereinigung von tauſend Unwahrſcheinlichkeiten ſind. Das Volk hat von ihnen keinen Vortheil, ſondern

viel-

vielmehr groſsen Schaden: eben so wenig kann man von ihnen die Ergetzung hoffen, dazu sie doch meistens oder allein erfunden sind. Bey dem allen herrschen diese Opern, und das Volk läuft zusammen, sie anzusehen: entweder wegen des prächtigen Ansehens, oder aus Gewohnheit, oder weil die Opern den groſsen Herren gefallen, oder in Hoffnung künstliche Musikanten zu hören, oder wegen anderer verborgenen und nicht allzuehrbaren Vortheile. Und wenn sich die Zeiten und der Geschmack nicht ändern, so wird es diese Spiele beständig mit einem so niederträchtigen als ungerechten Beyfalle verehren.

XI.

Des Herrn Houdart de la Motte neue Fabeln, aus dem Französischen in deutsche Verse übersetzt und durchgehends mit Kupfern gezieret. Mit (allen möglichen) Priuilegiis. Frankfurt und Leipzig, zu finden in Hirschberg bey Gottlieb Siegert, Buchhändlern. In 4.

2. Alphabeth.

Weil wir neulich von ein paar neuern Fabelbüchern in diesen Beyträgen etwas gedacht haben: so scheint es uns nicht unbillig zu seyn, auch von dem gegenwärtigen, welches 1736. heraus gekommen, etwas zu gedenken. Der Herr Uebersetzer unterschreibt sich bey der Zueignungsschrift, welche an die ietzige und künftige hohe Abstammung beyderley Geschlechts des Schafgotschischen Grafen- und Helden-

haus-

hauſes gerichtet iſt, nur mit den dreyen Anfangsbuchſtaben C. G. G. Wir wollen ihn alſo aus dieſer von ihm einmal beliebten Dunkelheit nicht ziehen; ſondern nur anmerken: daß man, nach dem Geſtändniſſe, welches er im 4 §. ſeiner Vorrede von ſich ſelber thut, (**meine Lebensart erlaubet mir nicht, über gelehrte Sachen zu urtheilen,**) auch nicht gar zu ſtrenge von ihm urtheilen müſſe, weil er etwa nicht zu dem gelehrten Orden zu zählen ſeyn mag. Das ganze Werk iſt in fünf Bücher abgetheilt, davon das erſte 19. das andre 20. das dritte wiederum 19. das vierdte 21. und das fünfte abermals 20 Fabeln in ſich enthält. Ob an dieſer Ungleichheit etwa das Original des la Motte Schuld habe, können wir nicht ſagen, weil wir ſelbiges itzo nicht bey der Hand haben. Die Fabeln dieſes franzöſiſchen Dichters haben wegen ihrer neuen Erfindungen, und wegen ihres luſtigen und ſcharfſinnigen Vortrags, in und außer Frankreich ſehr viele Liebhaber gefunden, die ſelbige wohl gar zuweilen den Fabeln und Erzählungen des Fontaine vorgezogen. Der Herr Ueberſetzer hat ſich alſo um ſein Vaterland, inſonderheit um deſſen Jugend ſehr verdient gemacht, da er ihr ein ſo angenehmes Buch in die Hände geliefert, und ſelbiges hier und da mit einigen Noten noch verſtändlicher und nützlicher gemacht hat. Es iſt wahr, daß einigen Leuten die langen und oftmals ganz unnützen Einleitungen, die Herr la Motte zu einigen von ſeinen Fabeln gemacht, ſehr verdrießlich fallen: zumal wenn er ſie vollends nur als Gelegenheiten ergreift, ſeine Feindſeligkeiten auszuüben; und dieſe möchten wohl gar wünſchen, daß man dergleichen weitläuftige Vorreden allhier lieber weggelaſſen hätte. Allein wir glau-

glauben nicht, daß dieſes Begehren von dem Herren Ueberſetzer habe können oder dürfen erfüllt werden. Der Geſchmack der Leute iſt unterſchieden. Eben dieſe Weitläuftigkeit, die einigen misfallt, wird unzähligen andern gefallen; und man kann es daher keinem Ueberſetzer zumuthen, daß er, um dem Geſchmacke einiger wenigen ein Gnügen zu thun, ſein Original mit Fleiß verſtümmeln ſolle.

Was nun die Schreibart dieſer Ueberſetzung betrifft, ſo iſt ſelbige ganz lebhaft und fließend, nur wünſchten wir, daß der Herr Verfaſſer ſich einiger beſondern provinzialwörter und Redensarten enthalten, und ſeine ganze Arbeit nicht mit ſo gar vielen lateiniſchen Wörtern, an deren Stelle vielmals gar füglich ein eben ſo nachdrückliches deutſches Wort ſtehen könnte, ſo unnützer Weiſe überſaet hätte. Wir wollen von beyden einige herſetzen, und von den erſtern den Anfang machen. **Manch** Philoſophus: wir werden dieſes Wort nur einmal anmerken, ungeachtet es ſehr häufig vorkömmt, daß man anſtatt **mancher manch** geſetzet hat; wie denn wenige Zeilen tiefer ein gut Copiſt ſtehet. Die **Luſtgenüß**, iſt gar kein deutſch. **Es hat ja Sträuche genug**, an ſtatt es giebt ihrer genug. **Crawaten**, für Croaten. **Welch Antrieb**, für **welch ein Antrieb** Die **Eigenrühmer**. **Wörterpraſt**. **Ein Eyder** ſprachte **mit der andern**. **Staroſte Rind**, iſt ſehr pöbelhaft. **Die Treffer**, in einer Lotterie. **Der Monde**, ſteht ſehr häufig für Mond; wie auch **der Fürſte**, für Fürſt. Und ſo viel aus dem erſten Buche. Die darinnen befindlichen lateiniſchen Wörter ſind folgende: Profeſſores ordinarii, Collegia, praelidiren, den curſum abſoluiren, Philoſophus, reſoluiren, judiciren, agiren, cenſi-

cenſiren, appliciren, Calculum, Salus, Diæt, regulair, curiren, abmarchiren, abſolut, Adagio, Allegro, fabuliren, meditiren, Diſcours, miſerable, capable, paſſagier, Fortuna, notiren, critiſiren, Experiment, Concertiſten, infam, fatalen, contreband, u. v. a. m.

Vor jeder Fabel hat man ein Kupfer vorgeſetzt. Sie ſind aus der franzöſiſchen Auflage genommen, aber auch ſo ſchlecht gerathen, daß der Herr Ueberſetzer, wenn wir anders von ſeinem Stande und Vermögen recht unterrichtet ſind, wohl einen geſchicktern Künſtler zur Auszierung ſeines Werkes hätte erwählen und bezahlen können. Wir wollen zum Beſchluſſe noch die 5. Fabel des 3. Buchs zur Probe herſetzen, ſie heißt:

Die Frösche und die Knaben.

Erlaubt ein Wort, ihr Herren Prinzen!
Ihr haltet viel auf Edelmüthigkeit,
Auf Schlachten, Marſch, und Sieg, Erobern der Provinzen,
Damit vertreibt ihr euch die Zeit.
Wie aber? Wißt ihr nicht, daß wir von ſolchen Hetzen
Die armen Opferthiere ſeyn?
Ihr ſprecht: Es koſtet ja nur Menſchen dran zu ſetzen!
Fällt euch kein Scrupel drüber ein?
Die Summen zählt ihr ſcharf, an ſolchen muß nichts fehlen:
Doch Menſchenleben nur für Nullen zählen;
Die Rechenkunſt verſteh ich nicht,
Die eure Staatskunſt eingericht.

* * *

Die Frösche lebten einst in Ruh und Sicherheit,
Und quackten quarkten stets in aller Einigkeit
Als ein groß Haufen kleiner Jungen
Zu ihrem Sumpfe kam gesprungen:
Die störten sie in ihrer Ruh.
Der eine rief: Hört an! es fällt mir etwas ein:
Ein schönes Spiel! wer seinen Stein
Am weitsten werfen kann, soll unser König seyn!
Top! rief ein jeder aus, und warf sein hurtig zu,
Den Ruhm und Sieg davon zu tragen.
Ein Kind sucht, wie ein Mensch, auch Ehre zu erjagen.
So ward nun bald der Teich mit Steinen überdeckt,
Die Frösche fuhren fort, viel hatten sich versteckt.
Doch wenig Löcher waren offen.
Der eine war am Kopf, am Arm, ans Bein getroffen,
Dem war das Schulterblatt zerknickt,
Und dem die Ribben eingedrückt.
Viel mußten an der *Laesion* ersticken,
Und schwummen todt auf ihrem Rücken.
Zuletzte drang sich noch ein kühner Frosch hervor;
Der hub sein tapfres Haupt empor,
Und rief: Holla! ihr Herrn! ich bitte, geht doch weiter,
Und wenn ihr spielen wollt; wählt Spiele, die gescheidter
Und besser sind: die laßt euch einen König geben.
Das Spiel trifft uns hier gar nicht ein.
Denn eure Lust bringt uns ums Leben.

* * *

Ihr Fürsten! sollen wir stets eure Frösche seyn?

NB. Was hier mit andern Buchstaben gedruckt ist, sind Stellen, welche eine Verbesserung nöthig gehabt hätten.

XII. Schrei-

XII.

Schreiben an die Verfaſſer der Beyträge wegen des 10 Briefs aus dem zweyten Buche der jüngſt im franzöſiſchen herausgekommenen Briefe über die Franzoſen und Deutſchen. *

Ja Gottſched, ſelten pflegt nach billigen Geſetzen,
Wer andre richten will, der Sachen Werth zu ſchätzen;
Und ſelten zeiget ſich noch ein gelaßner Geiſt,
Der ohne Galle ſchilt, und ohn Entzücken preiſt.
Wer eins erheben will, tritt alles andre nieder;
Wer jenes wenig ſchätzt, erhebet dieſes wieder:
Und wie ein ſtolzer Berg ſich zwiſchen Thälern bläht,
Durch ihre Tiefe wächſt und noch erhabner ſteht:
So glaubt ein jeder ſich durch andrer Schimpf erhoben,
Und einen tadeln, heißt, des andern Größe loben.
Dieß hat der Völker Herz zu ſtetem Zwiſt entbrannt:
Man ſchmäht ein fremdes Volk, und preiſt ſein Vaterland.
Wer um der Erden Klump und runde Fläche klebet,
Sieht nur auf ſein Zenith, glaubt, daß er oben ſchwebet,

*) In dieſem Buche kommen ſo viel ungegründete und unbedachtſame Urheile über die Deutſchen, über unſre Mutterſprache und über die freyen Künſte, ſo wie ſie bisher deutſch getrieben worden, vor: daß wir kein Bedenken tragen, dieſes ſchöne Schreiben eines jungen Dichters hier einzurücken, der eine körnichte Schreibart mit der Richtigkeit der Wortfügung, und den Nachdruck der Redensarten mit der Deutlichkeit ſehr glücklich zu verbinden weis. Doch behalten wir uns vor, auch in ungebundener Rede dem unzeitigen Richter noch ſeine Schwäche zu zeigen.

Erſtaunt, daß wer den Fuß auf jene Seite ſtellt,
Nicht in den leeren Raum der wüſten Tiefe fällt;
Und meynt, daß man allein auf ſeinem Hemiſphäre
Das aufgereckte Haupt zum Himmel ſicher kehre.
Auch der, der die Natur zu überwinden meynt,
Nie eines Advocat, ſtets aller Richter ſcheint,
Läßt durch ein Vorurtheil bisweilen ſich verleiten,
Tritt von der Mitten ab, und lenkt nach einer Seiten.

„Ihr Deutſchen! ſaget der, der ſich ins Mittel ſchlägt,
Und gegen Frankreichs Art die deutſchen Sitten wägt:
„Im Kriege lob ich euch. Gehorſam gilt für Hitze;
„Doch dieß verzeihet mir: Es fehlet euch am Witze.
„Von zarter Jugend an verwöhnt ſich der Verſtand:
„Das Scherzen iſt euch fremd, das Lächeln unbekannt.
„Ein ungeſalznes Wort und grobes Luſtigmachen
„Erſchüttert euren Bauch mit unermeßnem Lachen.
„Dieß hat der Dichter Geiſt mit einem Fehl befleckt,
„Den des verwegnen Kiels geſchwollne Pracht nicht deckt.
„So ſehr er ſich auch ſchwingt: ſo ſinkt er immer wieder
„In den gewohnten Schlamm bekannter Sümpfe nieder.
„Wenn Armuth eigner Kraft euch andrer Dichter Geiſt
„Und fremder Völker Witz in deutſch verkleiden heißt;
„Wenn ihr den Corporal als General* beklaget,
„Und euer wünſchend Lied zu jeder Hochzeit traget:

„Dann

*) Den Corporal als General) der Franzoſe ſetzet Maréchal ferrant und Marechal d' Armée einander entgegen. Ungeachtet man dieſes Wortſpiel nicht in ſeiner völligen Schönheit überſetzen kann, weil die deutſche Sprache bey dieſer Gelegenheit nicht zwey Wörter hat, die ſo wenig gemeines, als ein Hufſchmidt und Feldherr mit ein-

„Dann hat ſich euer Fleiß das weitſte Ziel geſteckt,
„Und ſtets hängt euch was an, das nach dem Pöbel ſchmeckt.
„Noch fürchtet kein Poet, daß ihn ein Kenner richtet.
„Man fragt nur, ob er reimt? man fragt nicht, ob er dichtet?
„Kein Land hab ich geſehn, das dickre Köpfe nährt,
„Den Pindus ſo entweiht, die Muſen ſo entehrt.

So ſprich dann, ekler Geiſt, weiſt du in Deutſchland keinen,
Der ſich vom Pöbel treñt und edel ſchreibt? „Nicht einen!
„Vom Günther iſts bekannt, vom Neukirch dargethan.
„Auch Opitz liebt den Staub, und was vom Opitz an
„Zu dichten ſich erkühnt, kriecht alles auf der Erden,
„Und kann von ſeiner Art nicht ganz getrennet werden.
„Wer kennt der Worte Wahl? Wo zeigt der Ausdruck Fleiß,
„Und klugen Eigenſinn, der zu verwerfen weis?
„Wer merkt, womit der Geiſt ein edles Bild verbindet?
„Wer hat des Scherzes Recht und eigne Sprach ergründet?
„Nur ſelten, daß ein Spruch das Feuer mit ſich führt,
„Das auch die Fremden reizt, und nicht nur Deutſche rührt.

Zum Richter redeſt du zu kühn und unbedächtig.
Was andern niedrig iſt, das nennſt du niederträchtig.

einander haben, und doch im Klange einander ähnlich ſind: ſo thäte man doch unrecht, wenn man ein franzöſiſches Wortſpiel nicht mit einem Deutſchen geben, und dem Einfalle dadurch ſeine ganze Schönheit nehmen wollte.

Ich weis, daß man sich oft entbrannt vom Himmel nennt,
Obgleich der laue Vers den Menschen noch bekennt;
Und daß so manches Lied, das sich mit Wünschen endigt,
Durch unfruchtbaren Stoff des Dichters Hitze bändigt.
Die Zagheit schließt oft den in enge Schranken ein,
Und schmeichelt ihm umsonst in kleinen groß zu seyn;
Der, wenn er seinen Fuß auf weitern Bahnen wagte,
Durch Munterkeit und Muth ein beßres Reis erjagte.
Du siehst, wie mancher auch ein übereiltes Blatt,
Der Presse zum Gewinn, der Glut versaget hat;
Und wenn von ihm die Welt ein edles Lied gepriesen,
Nur dadurch kleiner wird, weil man ihn ganz gewiesen.
Dieß hat den deutschen Witz gedämpfet, nicht erstickt,
Der stärker, als du sagst, aus Scherz und Ernste blickt;
Und auch im kleinen zeigt: zum Baue größrer Werke
Fehl oft die Kühnheit nur, und nicht des Geistes Stärke.
So trägt ein starkes Roß, das seine Macht nicht kennt,
Der Ruthe scharfe Zucht, des Zaumes Regiment,
Und führet in Geduld des schwachen Reuters Bürde:
Auf Schultern, deren Kraft es leicht befreyen würde.

Gesetzt, du hättest recht, daß Deutschland keinen zeigt,
Der sich nicht in den Staub des tiefen Pöbels neigt:
Verscherzt auch der den Ruhm, der einmal sich vergessen?
Hat, der einst thöricht spricht, drum niemals Witz besessen?
So zeige mir alsdann der Musen wahren Sitz;
So hat nicht Griechenland, nicht Rom, nicht Frankreich Witz.
Wird niemals in Paris ein Einfall misgebohren?
Hat sich mit Türlüpin der Pöbel ganz verlohren;

Daß

Daß niemand durch ein Wort, das kriechet oder ſpielt,
Des ſchmutzgen Volkes Herz und Händeklatſchen ſtiehlt?
Daß kein erzwungner Arzt, den Stock und Angſt bedränget,
Die Poſſen Tabarins mit dem Terenz vermenget;
Und ſtets ein gleicher Witz, wie durch den Menſchenfeind,
So auch durch des Scapins geſchlagnen Sack erſcheint?
Wenn dort der Schauplatz knarrt von quakendem Gewäſche,
Und den verworrnen Ton, die Sprache heiſchrer Fröſche
Mit ſtärkerem Geſchrey ein Bachus unterbricht,
Der als ein Gott erſcheint, und als ein Sklave ſpricht;
Wenn Plautus Poſſen reißt; wenn ſich zu geilen Schwänken
Catull und Martial, auch Flaccus niederſenken;
Wenn einſt ein Wörterſpiel dem Tullius entwiſcht,
Und ſich ein kalter Scherz in ſeinen Eifer miſcht;
Wenn Salz und Urtheilskraft nicht jeden Einfall ſchärfen:
Iſt darum alles ſtumpf und alles zu verwerfen?
Nein. Drum verzeih auch du, was alle Welt verzeiht.
Du ſprichſt: Der Fehler Zahl macht hier den Unterſcheid.
Ich will für keine Reih verknüpfter Zeilen bitten,
Da Gutes einzeln ſteht, das Mängel überſchütten;
Da, wenn ja noch ein Kraut in dichten Hecken prangt,
Der ſchlafende Poet es nur dem Glücke dankt.
Ich ſchütze nie ein Lied, das nie vom Mittel weichet,
Das ſchüchtern, ohne Mark, auf matten Füſſen ſchleichet;
Da, wenn die ſchärfſte Kunſt ſonſt nichts zu tadeln ſpürt,
Der gröſzte Tadel iſt, daß ihm kein Lob gebührt.

Doch willſt du billig ſeyn und uns als Richter ſtrafen,
So zähl im Opitz nach, wie oft er eingeſchlafen?
Gib Achtung, wenn ſich Pietſch aus ſeiner Höhe ſtürzt,
Und prüf ob reines Salz des Canitz Verſe würzt?
Wäg alle, die ihr Geiſt und unſer Lob erhoben,
Was Sachſen und die Schweiz mit einer Stimme loben.
Vergleiche, was ſie ſchmückt, mit dem, was ſie verſtellt,
Und forſche, welcher Theil die Waage niederhält.
Ja zeige dich gerecht, und geh von Stück zu Stücke.
Durchlies, was jeder ſchreibt, mit richterlichem Blicke;
Trenn in der Werke Zahl, der er den Namen gab,
Den mittelmäßigen vom großen Dichter ab:
Dann denk, als ob die Zeit den ſchlechtern Theil begraben;
Was du ihm itzt verſagſt, das wird er nachmals haben.
Der, den du itzt verſchmähſt, wird dann von Mängeln rein,
Ein Dichter voller Witz und Deutſchlands Ehre ſeyn.
So iſt der Alten Ruhm noch höher aufgeflogen,
Weil ihm der Jahre Lauf der Fehler Laſt entzogen;
Was ſchön, doch menſchlich, war, in dunkle Nacht entrückt,
Und nur, was göttlich hieß, der ſpäten Welt geſchickt.

Drum, der du dich erkühnſt, den deutſchen Witz zu richten,
Verwirf nicht unſern Geiſt, und ſchilt nicht unſer Dichten:
Obgleich kein Deutſcher ſich bis zum Corneille ſchwingt,
Und unſer Lied noch nicht in ferne Länder dringt.
Sprich, iſt der Erde drum ein Baum zur Laſt erzeuget,
Der noch die Aeſte nicht voll reifer Früchte beuget?
Zwar Deutſchland zeiget itzt auch manchen Geiſt voll Kraft,
Der nicht von andern borgt, und ſelbſt was neues ſchafft.

Sieh

Sieh jenen, welcher zeigt, was Aberglauben ſtiftet,
Des Uebels Urſprung ſucht, das unſre Welt vergiftet:
Sein Dichten iſt belebt, ſein Denken kühn und ſcharf,
So daß ſich neben ihm nicht Pope ſchämen darf.

Indeſſen laß dir dieß nach deutſchem Witze ſagen:
Die Nachtigall hört einſt ſich mit Vergnügen ſchlagen,
Und rief der Wachtel zu: Weswegen ſingſt du nicht?
Thu deine Stimme kund, wenn ſie dir nicht gebricht.
Die Wachtel, welcher noch der Aehren dichte Schatten,
Wie jener Buſch und Laub nicht Schutz verliehen hatten,
Sprach: Jetzo ſchweig ich ſtill und gebe dir Gehör,
Wenn mein Lied ſchallen wird; ſingſt du vielleicht nicht mehr.

O Gottſched, der du brennſt, durch eifriges Bemühen,
Selbſt Deutſchlands Ruhm zu ſeyn, und andre nachzuziehen.
Erzürne nicht, daß dem, der deinen Opitz ſchilt,
Dem Canitz kriechend iſt, dein Name wenig gilt.
Der Nachwelt Richteramt iſt Dichtern fürchterlicher:
Doch wer auf Regeln baut, iſt vor der Nachwelt ſicher.
Bey der, was du gethan, und was du angeflammt,
Dereinſt den kühnen Spruch des Tadlers doch verdammt.

XIII.

Nachricht von der unter der Preſſe befindlichen deutſchen Schaubühne.

Nachdem vor zehn oder zwölf Jahren die Aufſicht über die vormalige Haakiſche oder Hofmanniſche

Comödiantengesellschaft, an Herrn Johann Neubern gekommen: so hat selbiger auf Einrathen und Beystand einiger Gelehrten, und durch kräftige Unterstützung des Durchl. Braunschweig-Blankenburgischen Hofes, als dessen Gnade gegen die deutsche Schaubühne, auch bey den spätesten Nachkommen erhalten zu werden verdienet; sich gänzlich auf die Verbesserung des deutschen Comödienwesens beflissen. Zu dem Ende hat er denn angefangen, anstatt der sonst gewöhnlichen Haupt- und Staatsactionen, mit Harlekins Lustbarkeiten untermengt, wahrhafte Trauerspiele nach Art der Alten, und neuern Franzosen aufzuführen. Das I.) davon war der so berühmte **Cid**, den der Herr geheime Kriegsrath Lange, ältester Bürgermeister alhier, vor mehr als dreyßig Jahren am Braunschweigischen Hofe, der damaligen hohen Herrschaft zugefallen, übersetzt und drucken lassen. Als dieses Stücke guten Beyfall fand, wurden ihm an gedachtem Blankenburgischen Hofe noch drey andre Stücke, nämlich II.) **Regulus** III.) **Brutus** und IV.) **Alexander**, die aus dem französischen durch einen gewissen Poeten, **Bressand** mit Namen, übersetzt worden, zu spielen gegeben, welche er gleichfalls mit gutem Erfolge aufgeführet. V.) Der II Th. **des Cid** folgte sodann, den Herr M. H-- ein sehr geschickter Poet, in deutsche Verse übersetzt hatte. VI.) Kam **Cinna**, welchen Herr von Führer, eine vornehme Magistrats Person in Nürnberg übersetzt, und in seinen übrigen Gedichten hatte drucken lassen. VII.) Folgte **Sancio** oder **Sinilde**, welche Herr Koch, ein geschickter Comödiant, der sonderlich zur tragischen Vorstellung wie gebohren ist, aus einer hamburgischen Oper, mit vielen Veränderungen in alexandrinische Verse gebracht,

bracht, und ihr, so gut es sich thun lassen, die Gestalt eines Trauerspiels gegeben hat. Von eben dieser Feder erhielten wir VIII.) den Titus Manlius, oder den Edelmann in der Stadt. Bald folgte IX.) **Iphigenia in Aulis**, die Herr Prof. Gottsched aus dem **Racine** übersetzt, und nachmals ans Licht gestellet hat. X.) **Berenice** kam darauf, aus eben dem Poeten, von Herrn M. Pantken übersetzt. XI.) **Der sterbende Cato** war von bereitsgedachtem Herrn Prof. Gottscheden, als ein eigenes Stück ausgearbeitet, wiewohl er sich theils des Herrn Deschamps, theils des Herrn Addisons Arbeiten zu Nutze gemacht; und ward mit gutem Beyfalle vorgestellet. XII.) **Ulysses** in Ithaca, ist gleichfalls ein deutsches Original, so Herr D. Ludewig allhier nach dem Inhalte der Odyssee ausgeführet. Zum XIII.) folgten **die Horatier**, ein Original von Herrn Behrmann aus Hamburg, imgleichen, XIV.) **Die Horatier** aus dem Corneille übersetzt. Zum XV.) kam der **Tod Cäsars**, ein Original von Herrn Kochen, und XVI.) **Cajus Fabricius**, von Herrn **M. Müllern**, nach Veranlaßung einer dresdenischen Oper; doch mit gewissen Veränderungen, verfertiget. Nun folgten zum XVII.) **Brutus** des Herrn Voltaire, XVIII.) **Britannicus** des Racine, und XIX.) **Graf Essex**, aus eben demselben, alle drey in Hamburg verfertiget. Zum XX.) kam **Timoleon**, ein Original von Herrn **Behrmann** in Hamburg. Zum XXI.) ward **Mithridates**, den Herr Prof. **Witter** in Straßburg, und XXII.) **Polyeuktes**, den die Frau D. **Linkinn** daselbst, aus dem französischen übersetzet hatte, aufgeführet. Das XXIII.) Trauerspiel war **Phädra**, aus dem Racine, in Hamburg übersetzt, das XXIV.) **Cornelia**

die

die Mutter der Grachen, aus dem französischen der Mdlle Barbier, in Leipzig übersetzt. Das XXV.) hieß die **Geschwister in Tauris**, ein deutsches Original von Herrn Schlegeln in Leipzig verfertigt. Das XXVI) **Alzire**, aus dem Herrn Voltaire in Hamburg übersetzt und ans Licht gegeben, von Herrn Lic. Stüven. Das XXVII.) so fast auch einem Trauerspiele ähnlicher ist, als einer Comödie, ist der verschwenderische Sohn, aus dem Herrn Voltaire übersetzt, von Herrn Kochen.

Dieses haben wir, als itztlebende Zeugen, denen zur Nachricht, die etwa einmal eine Historie der deutschen Schaubühne schreiben möchten, an die Hand geben wollen. Von der Comödie ist so viel zu merken, daß auch diese ganz von dem alten Wuste gereiniget, und so weit gebracht worden, daß man auf der neuberischen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramuß, noch die andern Narren der Welschen, mehr sieht oder nöthig hat, die doch Moliere in seinen Comödien nicht gänzlich vermieden. Aus allen diesen Ursachen ist es nun geschehen, daß diese neuberische Comödiantengesellschaft, von Ihrer Rußisch Kaiserl. Majestät, einer Monarchinn, die sich durch den Schuß und die Liebe der freyen Künste und Wissenschaften sowohl, als durch andre große Thaten vor vielen andern Potentaten hervorthut, zu dero kaiserlichen Hofcomödianten ernannt, und mit großen Unkosten nach Petersburg beruffen worden. Deutschland hat also durch diese Abreise die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verlohren, die es in seinen Grenzen gehabt hat.

Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüßig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft,

wieder auf das alte Chaos verfallen möge; junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dörfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt, oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen: so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer, auch eine deutsche Schaubühne im Drucke herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird. Damit man sich aber von diesem Werke einen rechten Begriff machen könne; so wird hiermit folgende ausführliche Nachricht gegeben. Der I. Theil wird in sich halten, 1) die Dichtkunst Aristotels, als worinn, die rechten Grundregeln der wahren theatralischen Poesie enthalten sind, ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von Herrn Prof. Gottscheden. 2) Ein paar Trauerspiele des Sophokles, nämlich Oedipus und Elektra, auf welche sich Aristoteles allezeit bezogen hat; gleichfalls deutsch übersetzt, daraus man sich von der Beschaffenheit der alten griechischen Schaubühne, einen vollkommenen Begriff wird machen lernen.

Der II. Theil wird sechs neue theatralische Stücke mehrentheils aus dem Französischen übersetzt, in sich halten; und zwar drey Trauerspiele, und drey Lustspiele, die man zu desto mehrerer Vergnügung der Leser und Liebhaber mit einander abwechseln wird. Das I. wird seyn **Iphigenia**, darnach bisher seit etlichen Jahren viel Nachfrage gewesen, weil die erste Auflage gar bald vergriffen worden. Das II. wird seyn des Herrn von St. Evremond Lustspiel, **die Opern** genannt, doch auf die deutsche Bühne gerichtet, in ungebundner Rede. Das III. wird seyn **Cornelia**, die Mutter der Grachen, aus der Mdlle Barbier übersetzt in Versen.

Das

Das IV. das Gespenste mit der Trummel, ein Lustspiel des Herrn Addisons, wie es aus dem Herrn Destouches in ungebundner Rede übersetzt worden. Das V. Zaire, ein Trauerspiel aus dem Herrn Voltaire übersetzt von Herrn M. Schwaben, in Versen. Das VI. Jean de France, oder Hans Franzose, ein Lustspiel aus dem Dänischen des Herrn Prof. Hollbergs zu Copenhagen, übersetzt, von Herrn M. Detharding, in ungebundner Rede.

Die folgenden Theile werden allemal bey dieser Regel bleiben, daß sie drey Trauerspiele, und drey Lustspiele, theils in gebundner, theils in ungebundner Rede enthalten werden. Wer nun von unsern jungen deutschen Dichtern seine Kräfte an der theatralischen Poesie versuchen und die entweder übersetzten, oder selbst gemachten Stücke an Herrn Prof. Gottscheden einsenden will, der soll, nachdem dieselben den Regeln der Schaubühne gemäß, und in reinen Versen abgefasset seyn werden, das Vergnügen haben, in den künftigen Theilen seine Arbeit eingerückt zu sehen, auch wohl an Büchern aus Breitkopfischem Verlage, die ein jeder nennen kann; eine Erkenntlichkeit erhalten.

Verzeichniß
der in dieſem Stücke enthaltenen Artikel.

I. Anonymus de Orthographia germanica aut potius Suevica p. 355

II. Eine hübſche Hiſtory, wie Lucius Apulejus, in Geſtalt eines eſels verwandelt und verkert ward ꝛc. p. 363

III. Das gantz neuw Teſtament recht grüntlich teutſcht ꝛc. p. 368

IV. Polyeuctus, oder chriſtlicher Märtyrer, meiſt aus dem franzöſiſchen des Herrn Corneille ins deutſche gebracht von Kormarten p. 385

V. Vertheidigung des XXI. St. der critiſchen Beyträge, gegen Herrn Chriſt. Tob. Damms Verantwortung p. 403

VI. P. Blaſius Gisberts chriſtliche Beredſamkeit, überſetzt von Joh. Val. Kornrumpf p. 434

VII. Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der deutſchgeſchriebenen Arzney-Bücher, von D. Behr p. 446

VIII. Der critiſche Muſicus von Joh. Ad. Scheiben p. 453

IX. Verſuch eines Beweiſes, daß eine gereimte Comödie nicht gut ſeyn könne p. 466

X. Ueberſetzung des V. Hauptſtücks aus des Herrn Muratori

ratori vollkommnen italieniſchen Poeſie, die Opern betreffend p. 485

XI. Des Herrn Houdart de la Motte Fabeln deutſch überſetzt p. 510

XII. Schreiben an die Verfaſſer der Beyträge, wegen der jüngſt im franzöſiſchen herausgekommenen Briefe über die Franzoſen und Deutſchen p. 515

XIII. Nachricht von der unter der Preſſe befindlichen deutſchen Schaubühne p. 521

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

1897 212

Vier und zwanzigſtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1740.

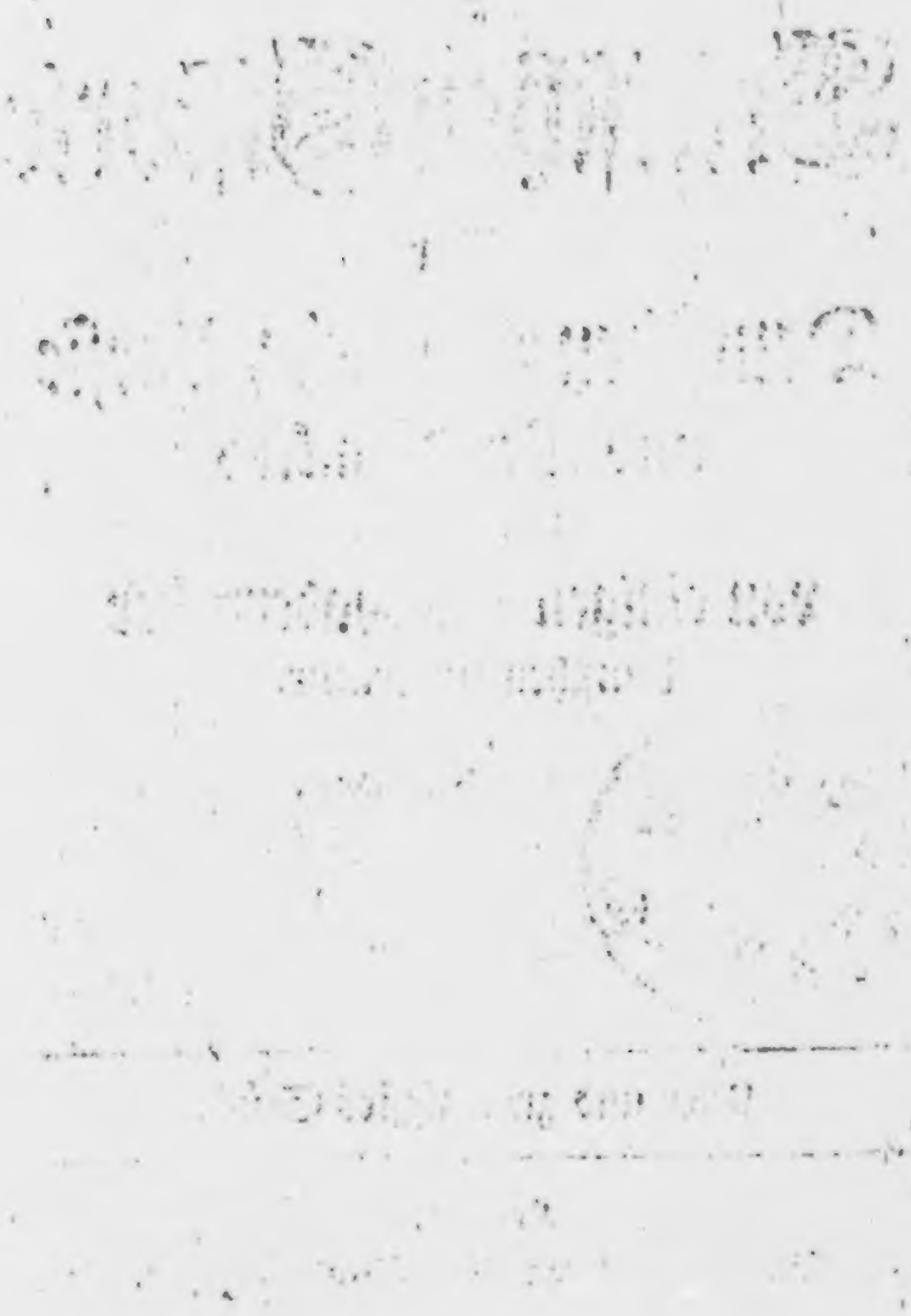

I.

Des berühmten Johann le Clerk Gedanken über die Poeten und Poesie an sich selbst.* Mit Anmerkungen erläutert.

I. Von dem Nutzen und Schaden der Poesie.

Unzählige Leute lesen die Poeten, und wissen doch nicht, was ein Poete sey? oder wenn sie es ja wissen, so können sie es doch nicht sagen. Ein Poete ist ein Mensch, der die Sache, davon er handelt, entweder ganz, oder zum Theil erdichtet; dieselbe in eine gewisse Ordnung bringet, die den Leser in Verwunderung setzen und aufmerksam machen kann, und alles so vorträgt, daß es so wohl im Absehen auf das Sylbenmaß, als auf den Ausdruck, von der gemeinen Art zu reden entfernt ist. Das heißt, wer ein Gedichte liest, der muß denken, er lese die Schrift eines Lügners, der uns lauter ungeheure Dinge, oder zum wenigsten solche Wahrheiten

* Diese Abhandlung hat zwar sonst vor des sel. Hofrath Pietsch Gedichten gestanden, ist aber bey der neuern Auflage derselben ausgelassen worden, weswegen man sie ihrer Vortrefflichkeit halber, hier hat einrücken wollen.

vorstellen will, die so gar verdorben sind, (a) daß man kaum das Wahre vom Falschen unterscheiden kann. Man muß sich erinnern, daß die prächtigen Redensarten nur mehrentheils unsern Verstand überrumpeln sollen; und daß die Abwechselung langer und kurzer Sylben, nur unsre Ohren zu kützeln gebraucht werde; damit wir theils seine Materie bewundern, theils gegen ihn selbst eine große Hochachtung bekommen mögen. Diese Gedanken können uns zum Gegengifte dienen, wenn wir die Poeten lesen werden: Eine Arbeit, die zwar Leuten von gesetztem Verstande nützlich seyn, aber auch sehr irre machen kann, wenn Leute von schwachem Verstande sich gar zu sehr in dieselbe vertiefen.

Fraget man, wozu die Poeten nütze sind? so muß man alsbald die alten von denen neuen, und diejenigen, so in lebendigen Sprachen schreiben, von andern, die in denen todten dichten, unterscheiden. Man muß auch mit Fleiß die Nutzbarkeit, so die Poeten mit allen andern Scribenten gemein haben, von ihrem besondern Nutzen, den sie als Poeten allein haben, unterscheiden. Hiervon kann nun verschiedenes gesagt werden.

Desjenigen Nutzens, den man aus andern ungebundenen Scribenten eben so wohl als aus den Poeten ziehen kann, nicht zu gedenken: So ist es gewiß, daß die alten Poeten in zweyen Stücken dienen können. Zuerst geben sie uns die schönsten Sittenlehren, und Klugheitsregeln, womit sie ihre Werke ausgeschmücket haben: Und weil ihre Vorschriften in angenehmen Worten und Versen vorgetragen werden, so wird man sehr dadurch gerühret, ja man behält sie auch leicht im Gedächtnisse. Zum andern, weil ihre Schreibart edel und erhaben ist, so erhitzt sie die Einbildungskraft ihrer

rer Leſer, und gewöhnet ſie an, ſich auf eine muntre und lebhafte Art auszudrücken. Drum riethen auch die alten Redner, denen, ſo ſich auf die Beredſamkeit legten, die Poeten fleißig zu leſen.

Das ſind überhaupt die gröſten Vortheile, die man aus den alten Poeten ziehen kann; denn das nenne ich keinen Nutzen, wenn man ſie nur zur Ergetzung lieſet, weil man in dieſer Abſicht auch die Geſchichtſchreiber leſen kann; zu geſchweigen, daß es keine ernſtliche Beſchäfftigung iſt, wenn man nur vor die lange Weile was lieſet. Aber vielleicht fraget man mich: Ob die Neuern, ſo griechiſche und lateiniſche Verſe machen, nicht von eben dem Nutzen ſind? Ich antworte nein: Weil ſie in allen Stücken den Alten weichen müſſen. Die ſchönen Denkſprüche, ſo man in den Alten bewundert, finden ſich bey den Neuen nicht leicht; und es fehlt auch ſehr viel daran, daß ihre Schreibart ſo ſchön ſey als die Schreibart der Alten. Viel Neuere, die griechiſche und lateiniſche Verſe machen, ſind den Alten ſo ähnlich, als die Affen den Menſchen. Sie ahmen mehr ihre Fehler, als ihre guten Eigenſchaften nach: und es iſt gefährlich, ſo wohl die Gedanken, als die Schreibart der Neuern nachzuahmen. Anſtatt wichtiger und erhabner Sprüche geben ſie uns gemeine und niedrige Gedanken. An ſtatt einer reinen, und kurz gefaßten Schreibart, ſieht man in ihren Gedichten verdächtige Redensarten, und verdrüßliche Wiederholungen gleichgültiger Ausdrückungen, die ſie den Alten abgeſtohlen, und unrecht angebracht haben. Es giebt wenig neue lateiniſche und griechiſche Poeten, denen man nicht ein gutes Theil von dem, was jetzo geſagt worden, vorwerfen kann. Jungen Leuten, ſo ſich auf die freyen Künſte legen, wird

auch niemand rathen dieſelben zu leſen. Man verweiſet die Jugend zu den Alten, und räth ihnen, dieſelben zu leſen, ohne ihnen die neuern Poeten zu nennen. In der That würde es eben ſo lächerlich ſeyn, die Neuern zu leſen, wenn man die alte Poeſie zu lernen geſonnen wäre; als die italieniſchen Verſe der Ausländer, z. E. des Herrn **Menage** zu leſen, wenn man Italieniſch zu lernen Luſt hätte. Man weis, daß die Italiener darüber lachen, und große Schnitzer darinnen anmerken. Sollten nur die alten Poeten aufſtehen, ſie würden ebenfalls über unſere griechiſche und lateiniſche Verſe lachen müſſen, und ſich verwundern, daß ſo viel Leute ihre Zeit mit einer Arbeit verderben, die ihnen ſo ſchlecht von ſtatten gehet.

Wenn die alten Weltweiſen jetzo in die Welt zurücke kommen, und ohne Vorurtheil unſre neue Philoſophen ſtudiren möchten; ſo würden ſie aufrichtig geſtehen, daß ſie ſelber ſo wohl in der Kunſt richtig zu ſchließen, als in der Ordnung und dem Ausdrucke ihrer Gedanken, als auch endlich in der Wichtigkeit der Erfindungen, mit ihnen gar nicht zu vergleichen ſeyn. Eben das kan man von den alten Sprachverſtändigen und Auslegern der heil. Schrift in Vergleichung mit den Neuern ſagen. Aber im Abſehen auf die Poeten iſt es gewiß, daß die Neuern (ich rede von denen, ſo in den todten Sprachen ſchreiben) nichts als Schüler gegen die Alten zu nennen ſind. Woher kömmt das? Daher, weil ſie nur Affen der Alten ſind, nichts von ſich ſelbſt ſchreiben, und nur durch die Uebung und Gewohnheit zu Poeten werden. Denn ſie haben die Dichtkunſt ſelbſt nicht aus dem Grunde gefaſſet, wie die Weltweiſen, und die andern, von welchen ich geredet, gethan haben.

Will

Will man sich von dieser Sclaverey der Nachahmung losreißen; so muß man in seiner Muttersprache schreiben. Alsdann gedenkt man nicht so sehr an die Ausdrückungen und Gedanken der Alten, (b) und wie man selbst einen Ueberfluß von heutigen Wörtern und Vorstellungen hat; so wird man selbst zu einem Muster. Die Dichter von dieser Gattung leisten ihrer Sprache und ihrem Volke eben die Dienste, welche die alten Griechen und Römer ihrem Vaterlande geleistet. Wenn man noch keinen hat, der es dem **Homerus** und **Virgilius** in den heutigen Sprachen gleich gethan hat: so kommt es meiner Meynung nach daher, weil die Begierde nachzuahmen, gar zu sehr unter ihnen herrschet, und weil sie sich noch nicht getrauet haben, dem Triebe zu folgen, den eine edle, durch die gesunde Vernunft erleuchtete und wohleingerichtete Einbildungskraft haben kann. Sie mischen die poetischen Zierrathen des alten Griechenlandes und Italiens gar zu sehr in ihre Gedichte, die sie gänzlich vermeiden müßten, wenn sie selbst vollkommene Muster werden wollten. Hierinnen muß etwa ein glücklicher Kopf, der von allen Schulfüchsereyen frey ist, den übrigen mit einem Exempel vorgehen, und den heutigen Völkern dasjenige zeigen, was **Homerus** uns zeigen könnte, wenn er etwa unter uns gebohren würde, und die Poesie nach den Regeln der gesunden Vernunft von neuem erfände, welche heutiges Tages tausendmal bekannter sind, als vorzeiten. Dann würde man Verse sehen, die von dem ganzen Plunder der heidnischen Götter gesaubert wären, welche die Alten deßwegen in ihre Verse mischen konnten, weil das gemeine Volk alles glaubte, was man ihm davon sagte.

Heute zu Tage, da man es nicht mehr glaubet, kann man es nicht eher für schön halten, als bis man die Zeit, darinnen man lebet, und die Wahrheiten, davon wir am meisten versichert sind, ins Vergessen gestellet. Man muß gleichsam seinen Verstand in die alten Zeiten versetzen, um ihren Geschmack, und ihre Gewohnheiten anzunehmen; ohne welche man diese fremde Zierrathe nicht würde verdauen können.

Doch dem sey wie ihm wolle, die Poeten der jetzigen Sprachen sind so wohl im Absehen auf die Gedanken, als im Absehen auf ihre Schreibart von so gutem Nutzen als die Alten. Ich setze zum voraus, daß die Franzosen und alle, die ihre Sprache recht verstehen, dem Herrn Corneille, Delpreaux, Racine, Fontaine, Fontenelle, und andern, die in einer Gattung der Poesie vortrefflich sind, eben so verbunden seyn, als die Alten ihren besten Poeten. Man sieht in ihren Schriften eine ungemeine Stärke der gesunden Vernunft, eine Hoheit und Zärtlichkeit der Gedanken, die alle mit so vieler Schönheit und Anmuth im Ausdrucke verknüpft sind, daß man sie ohne Verwunderung nicht lesen kann. Die andern Völker, auch so gar die nordischen rühmen sich gleichfalls dergleichen Dichter zu haben, die diesen nichts nachgeben, ja ihnen gar gleich kommen; aber davon kann ich nicht urtheilen.

Nachdem ich nun die vornehmsten Vortheile angezeiget, so man aus den alten und neuen Poeten ziehen kann: so muß ich auch von dem Schaden reden, welchen sie denen verursachen, die sich gar zu sehr in sie verlieben, und ihre Vernunft noch nicht genugsam gebessert haben. Zum ersten sind die Poeten voll falscher Gedanken, wodurch man sich entweder betrügen läßt, oder doch

doch unvermerkt den guten Geschmack und die Richtigkeit des Verstandes verliert; zwey Dinge, so die schönsten Zierrathe der menschlichen Natur sind. Wann man diese Art Schriften nicht nur mit einem gelinden Nachsehen, sondern auch mit Verwunderung, bloß wegen ihrer Schreibart, gar zu oft lieset; so gewöhnet man sich unvermerkt an, eben so, wie sie zu denken, und dasjenige für richtig zu halten, was doch ganz und gar falsch ist. Man kann diese Schwachheit des Menschlichen Verstandes in Lesung einer ganz andern Gattung von Büchern wahrnehmen, welche aus eben dieser Ursache eine ganz ähnliche Wirkung hat. Man lieset an einigen Orten die alten Kirchenlehrer, sonderlich die Lateinischen, mit dem festen Vorsatze, alle ihre Gedanken für schön und gründlich zu halten, und ihnen seine ganze Vernunft aufzuopfern. Woher es denn geschieht, daß man nicht allein allen falschen Gedanken und elenden Vernunftschlüßen, davon ihre Schriften voll sind, Gnade wiederfahren läßt; sondern sie auch allmählich bewundert, und nachzuahmen suchet. Man nimmt keine andere Ordnung in seinen Schriften in acht, als diejenige, so eine erhitzte Einbildungskraft durch die Entzückungen einer falschen Beredsamkeit an die Hand giebet: Ja alle Vernunftschlüße, die den geringsten Schein haben, werden für gut gehalten. Eben so gehts mit denen, die sich das Gehirn durch das Lesen der Poeten gar zu sehr erhitzen. Sie behalten zuletzt keinen Geschmack von der Richtigkeit eines Schlußes. Eine rhetorische Figur vertritt bey ihnen die Stelle eines gründlichen Beweises, wenn sie nur in schönen Redensarten, und einer wohlklingenden Abwechselung langer und kurzer Sylben vorgetragen ist. Wie man einer

Oper der Muſik halber, tauſend abgeſchmackte Poſſen zu gute hält; ſo macht auch der angenehme Klang der Worte, und die Zierlichkeit des Ausdruckes, daß man den Poeten, und endlich auch ſich ſelbſt alle dergleichen Dinge für genoßen ausgehen läſſet.

Ahmet man nun die falſchen Gedanken der Poeten nach, wenn man ſie ſehr lieſet, ſo läßt man ſich durch ihre Schreibart noch mehr verderben, inſonderheit, wenn man jung iſt. (c) Wenn gleich etwas in einem Verſe nicht gar zu hochtrabend iſt; ſo wird es doch in ungebundenen Reden unerträglich. Wer ſich indeſſen an die aufgeblaſenen Redensarten der Poeten gewöhnet hat, der bildet ſich ein, daß er ganz niederträchtig ſchreibe, wenn er ſich natürlich ausdrücket, ja die allererhabenſten Redensarten ungebundener Schriften ſcheinen ihm eiskalt zu ſeyn. Indem man ſich alſo bemühet, etwas hohes zu ſchreiben, verfällt man in einen poetiſchen Schwulſt, der durch alle Lehrer der Beredſamkeit verdammet worden. Wir borgen von den verderbteſten Poeten ihre Figuren und andere uneigentliche Redensarten, und bilden uns alsdann erſt ein, ſinnreich zu ſeyn, wenn man uns zu verſtehen, viel Witz und Nachdenken beſitzen muß. (d)

Indeſſen geſchieht es, daß man durch die gar zu ſehr gekünſtelte Schreibart in die kalte verfällt, die man doch dadurch zu vermeiden dachte. Denn nichts iſt kaltſinniger, als verächtliche und gemeine Dinge, durch einen allzuaufgeblaſenen Vortrag, für was großes und hohes ausgeben wollen. Daher kömmts nun, daß wenn ſich ein ſolcher Redner mit Gewalt verzucket, ſeine Zuhörer zu rühren, dieſelben darüber einſchlafen, oder doch in eine ſolche Stille gerathen, die von dem Schla-

ſe

se nicht sehr unterschieden ist. Kömmt er gar auf die Gedanken, etwas von seinen Sachen heraus zu geben; so ist es noch ärger für ihn, weil die Leser noch tausendmahl schärfer als die Zuhörer zu urtheilen pflegen.

Das ist nun der Schade, den die Poeten denenjenigen verursachen, so sie nicht mit gnugsamen Verstande lesen. Ich rede hier nicht von dem übrigen, welches in Lesung anderer Bücher eben so wohl zu befürchten ist; die den Verstand oder den Willen verderben können: ich rede nur von dem Nachtheile, den die Poeten ins besondere anrichten, wenn man sich nicht vor ihnen in acht nimmt.

II. Woher es kömmt, daß die Poesie so angenehm ist?

Drey Dinge können in einer Rede angenehm seyn, die Materie davon sie handelt, die Ordnung darinnen dieselbe vorgetragen wird, und die Schreibart, der man sich bedienet, dieselbe auszudrücken. In allen diesen Stücken ist die Poesie beliebt; aber man hat auch in dreyfachen Absichten, gar viel dabey zu erinnern. Die Materie der Heldengedichte und Trauerspiele von welchen ich jetzo nur allein gedenken will, gefällt uns wegen der sonderbaren Vortrefflichkeit, der Thaten und Begebenheiten so sie uns vorstellet, und durch die seltsamen Zufälle, die unsere Gemüthsbewegungen rege zu machen geschickt sind. Die mit Furcht, Mitleiden und Zorn vermischte Verwunderung, welche sie wechselsweise in uns hervorbringet, reizet uns zur aufmerksamen Betrachtung ihrer Vorstellungen, und machet, daß wir sie mit Vergnügen lesen. Das menschliche Herz ist darzu gemacht, daß es soll in Affecten seyn.

Es will gerne stets rege gemacht werden, und nichts ist ihm mehr zuwider, als eine gänzliche Stille und Unempfindlichkeit. Daher kömmt es auch, daß die Poeten es so leicht gewinnen können. Wer kann in der Aencis die Begebenheiten des Turnus lesen, ohne daß er dadurch empfindlich gerühret werde, und ohne sich gutwillig einer angenehmen Traurigkeit zu überlassen? Man kann nicht einmal die Beschreibung der Gemüthsbewegungen, die den unbarmherzigen Mezenz nach dem Tode seines Sohnes beunruhigten, ohne sonderbare Regung lesen, die Virgil dergestalt ausgedrückt hat.

Es wallt sein reges Herz
Vor ungemeiner Scham, vor Raserey und Schmerz.
Bald stürmt in seiner Brust die Furie der Liebe,
Und bald die strenge Wuth bewußter Heldentriebe.

So bald man in einen Affect geräth, ist man nicht mehr im Stande von einer Sache recht zu urtheilen. Man übersieht alle Fehler, und an dem Poeten, der uns hat rege zu machen gewußt, kömmt uns alles mit einander recht schön vor. (d)

Die Römer, welche gewohnt waren, sich in ihren Siegen großmüthig zu erzeigen, und denen es sehr fremde würde vorgekommen seyn, wenn man ohne Mitleiden, bey dem Grabe eines im Treffen gebliebenen Feldherren, etliche Gefangene erwürget hätte, nahmen es doch dem Virgil gar nicht übel, als er seinen Aeneas, den allerfrömmsten Mann von der Welt, der den Göttern so angenehm war, also aufführete, daß er acht Personen bey dem Grabe des Pallas umbringet.

Er

Er reißt vier Jünglinge, die Sulmons Stadt gezeugt,
Er reißt noch andre vier, die Ufens aufgesäugt,
Zum Scheiterhaufen hin: er opfert sie den Schatten,
Und läßt ihr warmes Blut sich mit den Flammen gatten.

Er kann sich mit nichts entschuldigen, als mit dem Exempel des **Homerus**, dem er hierinnen gefolgt ist. Denn dieser läßt seinen **Achilles** eben dergleichen Grausamkeit begehen, wenn er im 23sten Buche seiner **Ilias** zwölf Trojaner bey dem Scheiterhaufen des **Patroklus** aufopfert. Allein was einem so wütenden und verwegenen **Achilles** kann übersehen werden, das steht dem frommen **Aeneas** nicht wohl an. Sonst darf man es dem **Virgilius**, der eine gesundere Vernunft hatte, und zu einer ungleich bessern Zeit lebte, als **Homerus**, weniger als diesem zu gute halten, daß er seinen Helden eine so barbarische That begehen lassen. Indessen vergiebt man ihm diese Unmenschlichkeit, um der vortrefflichen Sachen willen, die er durch den **Aeneas** ausrichten läßt, und der hohen Abbildung halber, die er uns sonst allenthalben von ihm machet.

Hat nun **Virgilius** in diesem Stücke wider den Wohlstand verstoßen; so hat er anderwärts wider die gesunde Vernunft gehandelt, indem er im 3ten Buche seiner **Aeneis** schreibet, daß sich die Pfeile des **Polymnestors**, womit er den **Polydorus** erschossen hatte, in Aeste desjenigen Baumes verwandeln müssen, dessen Wurzel **Polydorus** selbsten war. Wenn er im 6ten Buche aus einem andern Baume einen güldnen Ast wachsen läßt; und endlich im 11ten die verbrannten Schiffe des **Aeneas** in Meernymphen verwan-

wandelt. Ich weis, daß man ihn entschuldiget, indem man sagt, daß er hierinn der Gewohnheit der alten Fabeln, und den Einbildungen des Pöbels folgen wollen, der dergleichen Erdichtungen für schön hielt, und glaubet, die Poeten hätten sich darinn sehr bescheiden verhalten, wenn sie nur ihren Göttern nicht offenbar ungereimte Dinge zuschrieben. Diese Ursachen sind gut, die Mährlein der alten Weiber zu entschuldigen, die man brauchet nur die Kinder einzuschläfern; nicht aber ein Gedichte, welches mit vieler Kunst ausgearbeitet ist, worinnen auch nichts, als was wahrscheinlich ist, vorgetragen werden soll. Man kann nicht sagen, daß in dergleichen Sachen etwas wunderwürdigers stecke, als in Dingen, so sich wirklich zutragen können. Solche Erdichtungen sind die Wahrheit zu sagen, nicht wunderwürdig, sondern lächerlich. Man wird mir zugestehen, daß die **Aeneis** nichts von ihren Schönheiten würde verlohren haben, wenn **Virgilius** diese Stücke gleich ausgelassen hätte: Alsdann aber wäre man der Mühe überhoben, ihn deßwegen zu entschuldigen. Eigentlich zu sagen, so sind unsre heutigen Romane nichts anders als ungebundene Gedichte, wo es so zu reden erlaubt ist. Sie würden aber unfehlbar ausgezischt werden, wenn man dergleichen Erdichtungen hineinbringen wollte. (e) Ob sie gleich bisweilen Helden aufführen, die vor vielen Jahrhunderten gelebt haben, als z. E. **Cyrus**. **Scudery** hätte niemals das Vergnügen gehabt, das Ende seines starken Romans zu erleben, wenn er dergleichen ungereimt Zeug eingemischt hätte. Sein Verleger würde nimmermehr Lust gehabt haben, denselben bis auf den zwölften Band fortzusetzen, wenn er die ersten nicht los geworden wä-

re,

re. Was mich betrifft, so finde ich zwischen den Erdichtungen der heutigen Romane, wenn man auf die Materie allein siehet, und den Gedichten der alten Poeten eben den Unterscheid, der zwischen Malern seyn würde, deren einer die Natur nachahmen, und nichts abschildern wollte, als was man wirklich sehen kann; der andre aber solche Thiere machen möchte, die man nirgends wahrgenommen hätte, dergleichen ein Elephante mit einem Crocodillenkopfe, oder sonst ein Ungeheuer seyn würde. Solche Bilder würden das Gesichte mehr verletzen, als vergnügen: und die Schönheit der Farben würde nicht zulänglich seyn, die närrischen Einfälle des Malers angenehm zu machen. Es ist nicht nöthig, die Deutung dieses Gleichnisses auf die vorhabende Materie zu machen.

Auf die ordentliche Einrichtung eines Gedichtes zu kommen, so ist es gewiß, daß sie was wunderliches an sich hat, welches den Leser sogleich aufmerksam machet: denn an statt daß man die Sache von Anfang erzählen sollte, so fängt der Poet in der Mitten an; welches dem Leser viel zuschaffen giebt, und ihn begierig macht zu wissen, wie doch der Held, von dem gehandelt wird, in den Zustand gekommen sey, in welchem man ihn vorstellet. Dieses hat **Virgil** in seiner **Aeneis** weit besser beobachtet, als **Homerus** in seiner **Ilias**. Dieser letztere fängt von der Uneinigkeit des **Achilles** mit dem **Agamemnon** an, und fährt nach der Zeitordnung fort, ohne irgend etwas erzählen zu lassen, was vorhin geschehen war, es sey denn stückweise; wozu man sehr viel hinzusetzen muß, wenn man eine vollständige Historie des trojanischen Krieges haben will; nämlich bis an den Tod, und das Begräbniß **Hectors**, womit sich

sein

ſein Gedichte endiget. Es iſt wahr, daß die **Odyſſee** beſſer eingerichtet iſt; aber die **Aeneis** iſt ganz vollkommen. Sie fängt im ſiebenten Jahre an, und der Held des Gedichtes erzählet in dem ganzen andern und dritten Buche, was ihm vorhin begegnet war. So bald alſo der Leſer den Anfang geleſen hat, ſo iſt er auch genöthiget das folgende zu leſen, und das Mitleiden über das Unglück der Trojaner, welches ihm **Virgilius** mit ſonderbarer Kunſt vorſtellet, verurſachet ihm eine große Begierde zu ſehen, wie ſie es endlich überſtehen werden. Denn ob man gleich weis, daß es eine bloße Erdichtung des Poeten iſt, ſo iſt doch die Materie ſo herzrührend, und ſo wohl eingerichtet, daß mans vergiſſet, daß es nur ein Roman ſey; und daß man nicht nur ſo gerühret wird, als wenn es etwas wahrhaftes wäre, ſondern auch, als wenn man ſelbſt Theil daran hätte. So bald uns nun, wie ich geſagt habe, alles gefällt, ſo wird man aus einem Richter oder ſcharfen Leſer, ein Bewunderer des Poeten, ja man vertheidiget nachmals die Ehre derer, die man bewundert hat. Man kann es nicht leiden, daß man Fehler an ihm finden will, ob ſie gleich handgreiflich ſind. (f) Daher kömmts, daß **Zoilus**, beygenahmt die Peitſche des **Homerus**, tauſendmal mehr iſt verflucht worden, weil er ſich unternommen die Fehler dieſes Poeten zu tadeln, als wenn er alle Götter geläſtert hätte. Sein Gedächtniß war bey Sprachverſtändigen verhaßt, welche geſchworne Anhänger des **Homerus** waren, und nicht unterließen, ihren Schülern eben den Haß gegen ihn einzuflößen: Ihren Schülern, das iſt aller Welt, denn alle die was ſtudireten, mußten durch ihre Hände gehen. Die Meynungen, ſo man ſich in der Jugend

ein-

eindrucken lässet, verlöschen sehr schwerlich, und man darf sich also nicht wundern, daß man so lange auf den **Homerus** erpicht gewesen, und so gar seine Fehler nachgeahmet hat.

Adrian von Valois, ein sehr geschickter Mann, hat bemerket, daß **Virgilius** in der Beschreibung des **Ascanius** einen sehr großen Fehler begangen. Zum wenigsten mußte er sieben Jahre alt seyn, als **Troja** erobert wurde, weil er schon im Stande war, mit seinem Vater, der ihn bey der Hand hielt, zu gehen, als er aus der Stadt floh.

Er solat des Vaters Schritt mit kürzern Schritten nach: spricht **Virgilius** im andern Buche seiner **Aeneis**. Folgends als **Aeneas** sieben Jahr hernach in **Carthago** war, muß er zum wenigsten vierzehnjährig gewesen seyn. **Dido** spricht ja zum **Aeneas** am Ende des 1 Buchs:

Seit dem du fliehst und irrst, so hat der Sonnen Pferd
Schon ganzer siebenmal die Deichsel umgekehrt.

In der That war **Ascanius** damals mit auf der Jagd und saß zu Pferde. Er wünschte, daß er doch etwa ein wildes Schwein, oder einen Löwen möchte vom Berge kommen sehen: Woraus erhellet, daß er nicht nur bereits reiten können, sondern auch Herz und ziemliche Kräfte gehabt.

Der muntre Knab Ascan durchrennt so manches Thal,
Bald streicht er den vorbey, bald jener Jäger Zahl,
Er wünscht: es möge sich ein wilder Eber zeigen,
Es möge bald ein Leu von diesem Berge steigen.

Indessen muß ihn doch **Dido**, sowohl im ersten als

vierten Buche, wie ein Kind von drey oder vier Jahren, auf dem Schooße halten. **Virgilius** muß unfehlbar vergessen gehabt haben, wie alt **Ascan** nach seinen einmal angenommenen Jahren seyn müssen, als er diesen Umstand bemerket. Nichts destoweniger gewinnet seine Erzählung das Gemüthe des Lesers so sehr, daß er diesen Widerspruch nicht gewahr wird, ja ihn nicht einmal wahrnehmen will, wenn man ihn gleich deutlich darthut.

Das dritte, was uns die Lesung der Poeten so angenehm machet, ist ihre Schreibart, wobey man zweyerley zu beobachten hat. Das erste ist der Ausdruck, wenn man ihn an sich selbst betrachtet; und das andere, das Sylbenmaaß, oder der schöne Klang ihrer Verse.

Wenn ihr Ausdruck nach den Regeln der Kunst eingerichtet ist, so gefällt er uns deßwegen, weil er rein, natürlich und ungekünstelt ist, wo es so erfordert wird; aber auch künstlich und voller Zierrathe, wo es nöthig ist. (g) Insonderheit ist er reich an Figuren, die von den vortrefflichsten, und allerschönsten Dingen hergenommen werden: so daß sie dem Verstande nichts als lauter hohe und herrliche Vorstellungen machen.

Obgleich die Poeten überhaupt eben diejenigen Regeln in Acht nehmen sollten, die in ungebundener Rede beobachtet werden: So ists ihnen doch erlaubet, mehr Zierrathe zu gebrauchen und ihre Beschreibungen mit den allerlebhaftesten Farben auszuschmücken. Wenn eben dieselbe Materie von einem Redner, und von einem Poeten zugleich ausgeführet wird: So befindet sich zwischen diesen beyden Abhandlungen eben der Unterscheid, den man an einer Gesellschaft wahrnimmt,

die

die einmal auf gewöhnliche Art; das andremal aber in ihrem Ceremonienhabite, als an einem großen Festtage, gekleidet ist. Die wohlgetroffenen Beschreibungen bezaubern den Leser am meisten, so daß er sich nicht einbildet, die Beschreibungen der Sachen, davon der Poete redet, zu lesen, sondern selbst zu sehen, und bey den erzählten Begebenheiten persönlich zugegen zu seyn. Hierinnen ist **Homerus** unvergleichlich, weßwegen man zu sagen pfleget, daß er die besten Maler übertreffe, welche doch nur das abschildern, was ins Auge fällt, anstatt daß er öfters unvermerkter Weise, auch die Gedanken des Herzens abzubilden vermögend ist: Daher man sich nicht wundern muß, wenn uns die Poeten mehr, als die Redner vergnügen.

Die Lebhaftigkeit der Farben, so sie anwenden, fällt so sehr ins Auge, daß wir gar leicht die Regeln der gesunden Vernunft mit ihnen vergessen, wo wir nicht überaus wohl auf der Hut stehen, indem wir sie lesen. Die unordentliche Einbildungskraft des Poeten, drücket sich auf eine so herrliche und erhabne Art aus, daß sie die unsrige gar leicht verblendet, und sie in eben die Bewegungen setzet, dadurch sie getrieben wird; da wir dann alle ihre Unordnungen nicht wahrnehmen. **Virgilius** beschreibt z. E. im ersten Buche seiner **Aeneis** das Behältniß der Winde also:

Allda sitzt Aeolus in einer wüsten Kluft,
Beherrscht die Regungen der ungestümen Luft:
Er zäumt der Stürme Wuth und aller Wetter Rasen,
Und fesselt mit Gewalt der Winde lautes Blasen.

Ich würde nicht gedenken wie lächerlich es sey, die vier Hauptwinde aus einer einzigen Höhle, einer nahe bey Sicilien gelegenen kleinen Insul, hervor kommen

zu lassen; weil man etwa sagen möchte, die Poeten hätten viel dergleichen Thorheiten begangen, und man müßte nicht so scharf mit ihnen verfahren: Wenn uns nicht einige Ausleger desselben bereden wollten, daß dieses eine Probe von der Gelehrsamkeit des **Virgilius** sey, welcher wohl gewußt, daß die Winde aus unterirdischen Ausdünstungen entstünden. Denn gesetzt es wäre also, obgleich es wenig Schein hat: So müßte ja jedem Winde eine besondere Kluft eingeräumet werden, dem Ostwinde am äuserſten Ende **Asiens**, und so weiter den übrigen. Denn wenn man ja dem Winde eine Quelle zueignen will, so muß man sie ohnfehlbar in der Gegend suchen, woher er zu kommen scheinet. Darum haben auch die alten Griechen dem Nordwinde in Thracien seine Behausung angewiesen, als woher er gekommen seyn soll, die Prinzeßinn eines athenienſischen Königes zu entführen; wiewohl ich nicht begreifen kann, wie er wiederum zurücke kehren können: Es wäre denn, daß man sich so verantworten wollte, als jener, der dem Nordwinde den Namen des Südwindes gegeben hatte, und sich darüber zu vertheidigen, sagte: Es sey in der That ein Südwind, nur daß er wieder zurück nach Süden bliese, woher er gekommen wäre. Aber laßt uns fortfahren, und das folgende ansehen:

Ihr brausendes Geräusch bestürmt des Berges Fuß,
Der sie umschlossen hält. Indeß trägt **Aeolus**
Auf dem erhabnen Thron den Scepter in den Händen:
Er stillet ihren Zorn, er sucht den Grimm zu wenden,
Der sonsten Land und Meer und Himmel mit sich reißt
Und voller Ungestüm durch alle Lüfte schmeißt.

Das

Das sollte fast heißen können, das Haus zum Fenster hinaus werfen. Kann man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit setzen; daß die Winde, die aus der Erden entstehen, und auf ihrer Oberfläche wehen, dieselbe auf eine andere Stelle tragen würden, wenn man nicht acht drauf hätte? Oder wo würden sie dieselbe hintragen? in die eingebildeten leeren Plätze außer der Welt, oder in den epikureischen Raum, der zwischen vielen Welten ledig gelassen ist? Was für einen Himmel werden sie durch die Luft tragen? Einige Ausleger sagen, es sey die Luft: Aber was wäre lächerlicher, als wenn man sagen wollte, daß der Wind die Luft durch die Luft trage? das ist: die von einer Gegend streichende Luft, werde qver durch sich selbst hingerissen. Verstehet man die himmlischen Körper dadurch, nämlich die Planeten und Fixsterne; so würde es nicht nur eine mehr als epikureische Unwissenheit in der Naturlehre, sondern noch darzu eine ganz ungeheure Vergrößerung der Sache seyn. Ich weis wohl, daß **Virgil** die Winde, als Personen, ja gar als Götter ansiehet: Aber alles was man von dieser Gattung der Götter, so die Fabelverständigen, natürliche Götter nennen, erdichtet, muß auf die Natur der vergötterten Dinge gegründet seyn. Man mag es also nehmen, wie man will, so kann man diese Stelle des **Virgil** nicht entschuldigen. Er setzt ferner hinzu.

Drum hat sie Jupiter, aus Furcht und weisen Sorgen,
Gebundnen Sclaven gleich in diese Gruft verborgen,
Mit Bergen überdeckt, und einen Gott bestellt,
Der sie zu rechter Zeit bald fest im Zügel hält,
Bald wieder toben läßt.

Gerade als wenn zwey oder drey kleine Berge diejenigen Götter aufhalten würden, die durch ihren Hauch Himmel und Erde wie Spreu zerstreuen könnten: Oder als wenn eine so veränderliche Sache, als die unbeständigen Winde sind, gewissen Gesetzen unterworfen seyn könnte. Indessen verblenden doch die schönen Ausdrückungen **Virgil** den Leser so sehr, daß er das ungereimte Wesen seiner Erdichtung nicht gewahr wird. Es giebt mehr dergleichen Stellen im **Homer**, die ich aber nicht untersuchen will; indem ich gar nicht gesonnen bin, eine vollständige Beurtheilung dieser beyden großen, oder irgend eines andern Poeten zu verfertigen.

Ich weis wohl, daß das Wahrscheinliche, und Wunderwürdige in der Poesie, etwas anders bedeutet, als es gemeiniglich zu bedeuten pflegt. Bey dem **Homerus** und **Hesiodus** sieht mans als eine wunderwürdige, und die poetische Wahrscheinlichkeit nicht übersteigende Sache an, daß man auf einem Schilde so viel Schnitzwerk von erhabener Arbeit haben könne, als man in einem hundertmal größern Raume kaum machen könnte; daß sich die Figuren bewegen und reden, als wenn es lebendige Personen wären; ja, daß einige auch so gar in der Luft schweben, und als die Mücken rund um den Schild fliegen, ohne sich davon zu entfernen. Diese lächerlichen Erdichtungen zu retten, eignet man sie einem Gotte zu; aber wer hat jemals die Götter dergleichen Wunderwerke thun sehen? Sollte es wohl irgend dergleichen gegeben haben? Hätte man dieses in ungebundener Rede geschrieben, so würde man es für ungereimt und lächerlich gehalten haben: da es aber in Versen ist, bewundert man es wegen der schö-

nen Ausdrückungen; wie man die wunderlichen Figuren, auf dem Marmor, wegen des feinen Schnitzwerkes bewundert. Daher hat auch **Virgil** Luſt bekommen, dieſe Poeten nachzuahmen, wenn er in dem 5ten Buche ſeiner **Aeneis** den Schild des **Aeneas** beſchreibt, ob er gleich nicht ſo verwegen iſt. **Theokritus** hat in ſeiner erſten **Idylle**, eben das an einem elenden hölzernen Becher gewagt, wo er dergleichen Dinge vorſtellet, welche ein Bildhauer nicht ausdrücken kann.

Damit man aber endlich das Auslachenswürdige dieſer poetiſchen Wahrſcheinlichkeit deſto beſſer begreife: ſo laßt uns hören, was **Ariſtoteles** im 24. Cap. ſeiner Dichtkunſt ſagt; ob er gleich die Poeten vertheidigen, und ihnen Regeln verſchreiben will.

Man muß in ein Trauerſpiel was wunderwürdiges bringen, aber noch mehr in ein Heldengedichte, welches hierinnen ſo hoch geht, daß es auch faſt unvernünftig wird. Denn wie man in einem Heldengedichte keine Perſonen ſieht, ſo die Sache vorſtellen: So iſt alles, was die Schranken der Vernunft überſchreitet, überaus geſchickt, etwas Wunderſames hervor zu bringen. Das, z. E. was **Homer** von dem **Hektor**, der vom **Achilles** verfolgt wird, ſaget, würde auf dem Schauplatze lächerlich ſeyn: Denn man würde ſich des Lachens nicht enthalten können, wenn man auf einer Seite die Griechen ganz unbeweglich ſtehen; und den **Achilles** auf der andern Seite, den **Hektor** verfolgen, und den Truppen ein Zeichen geben ſehen möchte. Aber dieſes bemerket man im Heldengedichte nicht. Nun iſt ja das Wunderwürdige allezeit angenehm, welches auch daraus erhellet, weil diejenigen, ſo was erzählen,

gemeiniglich etwas hinzusetzen, um denen, die ihnen zuhören, desto beſſer zu gefallen ꝛc. Das gehet noch hin, wenn man die Sachen nur ein wenig vergrößert: aber wenn man ſie gar unvernünftig vorſtellet, macht man ſich allen denen zum Gelächter, die gern ihre Vernunft allenthalben brauchen wollen, das iſt den klügſten Leuten. Ein wenig hernach ſagt er: Der Poet muß lieber unmögliche Dinge ausſuchen, wenn ſie nur wahrſcheinlich ſind; als die möglichen, welche bey aller ihrer Möglichkeit unglaublich ſind. Ich geſtehe, daß nicht alles, was möglich iſt, glaublich ſey: Aber das, was unmöglich iſt, wird es meinem Bedünken nach noch viel weniger ſeyn. (h) Man mag immer ſagen, daß dasjenige, was einem Menſchen unmöglich iſt, doch bey den Göttern möglich ſey; und daß alſo Dinge, die uns unmöglich ſind, wahrſcheinlich werden können, ſobald die Götter darzwiſchen kommen. Diejenigen, die ſich den Geſchmack durch die blinde Bewunderung des Alterthums nicht verdorben haben, werden dieſe Verſchwendung der Wunderwerke bey allen Kleinigkeiten nicht verdauen können, die man doch im **Homer** ſo häufig antrifft. Nur die **Phæacier**, denen **Ulyſſes** alles was er wollte, erzählen konnte, ohne zu beſorgen, daß man ihn Lügen ſtrafen würde, und die ihnen gleich ſind, können ſich an ſo lächerlichen Wunderwerken ergetzen; wenn ſie nicht, im Abſehen auf die Schreibart, mit allen möglichen Zierrathen vorgetragen werden.

Das andere, was in Leſung der Poeten ſo viel dazu beyträgt, unſere Vernunft in Erſtaunen zu ſetzen, iſt das angenehme Sylbenmaaß der Verſe, welches unſere Ohren eben ſo kützelt, als eine Muſik. Wenn uns eine Arie gefällt, ſo bekümmert man ſich nicht viel um

die

die Worte: Wie mans in einer Oper wahrnimmt, welche man nicht lesen würde, doch aber mit Bewunderung vorstellen höret. Wie die Musik unsere Ohren dadurch bezaubert, daß sie in einer gewissen abgemeßnen Zeit, auf mancherley Art und Weise hineinfällt, nicht auf einmal von einem entgegen gesetzten Tone auf den andern fällt, auch keinen Ton zu hoch treibet, aus Beyserge uns zu betäuben; viel mehr solche brauchet, die den Gliedmaßen unseres Gehöres gemäß sind, und endlich uns eben dieselbe Erhebung und Senkung des Klanges, in derselben Ordnung, mehr als einmal hören läßt: Also bedienen sich auch die Poeten (ich rede von griechischen und lateinischen) derer Sylben, die bald lang, bald kurz sind, an gewissen Orten*, indem sie wohlklingende Wörter wählen; indem sie ihren Laut, der sonst hart klingen würde, durch gewisse Abschnitte hemmen; indem sie uns endlich diese Uebereinstimmung eine zeitlang nach einander hören lassen. Und dadurch nehmen sie uns so sehr das Gehör ein, daß wir ihnen gar leicht eine Menge falscher Gedanken zu gute halten.

Um sich von dieser Wahrheit desto besser zu versichern, darf man nur die schönsten Stellen der Poeten in ihre natürliche Ordnung bringen: Und alsdann wird man nichts gefälliges mehr darinnen antreffen. Man sieht zwar noch alle die Theile, daraus der Vers bestanden, die Glieder eines zerrissenen Poeten, wie Horaz sagt; allein das ist nur ein kaltsinniger Haufe hoher Worte. Sehet, das ist der Anfang der Rede des Sinon im andern Buche der Aeneis, welche gewiß die allerkünstlichste ist, die man immermehr machen konnte, und welche einen jeden, der sie nur lie-

ſet, einnimmt: Equidem Rex, fatebor tibi cuncta, quaecunque vera fuerint, neque negabo me de gente Argolica (eſſe). Hoc primum (eſt); nec ſi improba fortuna finxit Sinonem miſerum, finget etiam vanum mendacemque. Dieſes iſt zwar lateiniſch geredt, aber im Abſehen auf die Verſe, iſt es für nichts zu rechnen. Ich mag nicht mehr davon herſetzen, weil es ein jeder ſelbſt verſuchen kann, mit welcher Stelle es ihm beliebet. Es iſt eben ſo leicht die Beſchreibung von der Kluft des Aeolus alſo auszudrücken, und man wird es bald merken, wie viel die Abwechſelung langer und kurzer Sylben dazu helfe, daß man ſie ſo dahin gehen läßt.

III. Von den Beſchwerlichkeiten, ſo ſich in der Poeſie finden.

Nichts deſtoweniger iſt im Abſehen auf die Verſe noch etwas zu bemerken, daß nämlich die Poeten, zwar durch das Sylbenmaaß vor denen, ſo ungebunden ſchreiben, etwas voraushaben; im Gegentheil aber auch gewiſſe Beſchwerlichkeiten nicht vermeiden können. Sie können nicht alles ſagen, was ſie wollen, ſie ſagen es auch nicht, wie ſie es ſagen wollen: Sie verkehren die Ordnung der Worte wider ihren Willen, ſie ſagen öfters Dinge, die ſie nicht ſagen wollten, und überladen ihre Reden mit überflüßigen, bisweilen auch wohl gezwungenen Beywörtern, damit das Maaß des Verſes voll werden möge. (i) Es giebt viel ſchöne und nachdrückliche Wörter, welche nicht in die Verſe gehen, inſonderheit in die Heldengedichte, ſo, daß man oft genöthiget iſt, gute Gedanken auszulaſſen, die uns einfallen, weil die Worte, ſo dieſelben wohl auszudrücken

nöthig

nöthig sind, sich nicht in die Verse schicken. Wenn man eigensinnig ist, muß man ganz andere ungeschickte Redensarten brauchen, und dieselben öfters wunderlich versetzen, bis man das rechte Maaß findet. Es ist wahr, daß man den Poeten hierinnen ihr Recht hat wiederfahren lassen, indem man wahrhaftigen Fehlern der Rede, den Namen der Figuren gegeben hat, wie **Quintilian** bemerket; indem er schreibet: Weil sich die Poeten nach dem Sylbenmaaße zwingen müssen, so übersieht man sie so gar, daß auch die Fehler selbst in Versen andere Namen bekommen. Wir nennen es Figuren, Sylbenwechsel und Buchstabenänderungen, um also aus der Noth eine Tugend zu machen.

Allein es ist nichts verdrießlicher, als wenn man einen wohlangefangenen Vers nicht vollmachen kann, und ihn also übel schließen muß. Im **Homer** und **Hesiodus** ist nichts gemeiner, als dergleichen Flickwörter, womit sie den Vers voll machen. Ja es giebt ganze Verse und Redensarten, welche fast alle Augenblicke wiederkommen, die mehr ein Loch auszufüllen dienen, als daß sie an sich, nöthig seyn sollten. Was sie mit einem oder zweyen Worten sagen könnten, dazu wenden sie einen ganzen Vers, auch wohl bisweilen etliche an; da dieses doch zu nichts anders dienet, als den Vers desto matter und verdrüßlicher zu machen. Wenn dieses Werk lateinisch geschrieben wäre, so wollte ich eine große Menge Exempel davon anführen. Indessen rufe ich alle die zu Zeugen, welche diese Poeten mit einem von allen Schulsüchsereyen befreytem Gemuthe gelesen haben.

Es ist wahrscheinlich, daß auch **Virgil**, der doch diese Fehler weit sorgfältiger vermieden hat, als die griechischen Poeten, so ich angeführet, manchen unvollkommenen Vers in seiner **Aeneis** gelassen habe: und das bloß deßwegen, weil er sie nicht gleich zum Stande bringen konnte, ohne Flickwörter oder andere zum Verstande der Sachen ganz unnöthige Wiederholungen, einzumischen. Man findet hiervon einige merkwürdige Stellen in seiner Lebensbeschreibung. Indessen hat er doch nicht unterlassen, bisweilen solche Worte, und Ausdrückungen zu gebrauchen, die nur das Maaß voll zu machen dienen. So gehts ihm im ersten Buche der **Aeneis**; denn nachdem er kurz vorhero in vielen Versen die Ursache gesagt hatte, warum **Juno** dem **Aeneas** so zuwider war, wiederholet er im 40sten Verse die Worte: Aeternum seruans in pectore vulnus. Man lasse dieses aus, so wird man einen ganzen Vers wegstreichen, aber von dem Verstande der Rede nichts wegnehmen. Etwas weiter unten verspricht **Juno** dem **Aeolus** die **Deiopee** zum Weibe mit diesen Worten:

Ich sage dir sie zu, ich will sie dir vermählen,
Sie soll für diesen Dienst, mit dir die Jahre zählen,
Und dir ins künftige manch schönes Kind erziehn.

Da gehört eigentlich zum Verstande nichts, als der erste und letzte Vers, und der mittelste ist nur aus Noth eingeschoben: Die Ausleger mögen sagen, was sie wollen. Wenn **Jupiter** der **Venus** von dem Glücke der Nachkommen des **Aeneas** Nachricht giebt, so will er sagen, daß **Ascanius** dreyßig Jahre regieren werde, sagt aber:

Allein

Allein der Knab Ascan (der Julus wird genannt,
Und vormals Ilus hieß, eh Troja ward verbrannt)
Soll dreyßig Jahre lang den Königszepter führen.

Nichts gehöret hier zu dem vollkommenen Verstande dieser Verheißung, als die ersten Worte im ersten Verse, und der letzte Vers: Und man mag das mittelste entweder dem **Jupiter**, oder dem Poeten in den Mund legen, der etwa dieses Einschiebsel gemacht hat, so ist es doch ein Flickwerk, welches dem **Virgil** durch das Sylbenmaaß abgedrungen worden. Ja was noch ärger ist: Offters haben Poeten von geringerem Verstande, die dergleichen Fehler für Tugenden angesehen, sich gezwungen, einerley Sache mit verschiedenen Worten zu wiederhohlen: (k) gerade, als wenn man ihre Verse nach der Anzahl, und nicht nach dem Innhalte beurtheilen müßte. Diesen Fehler hat man dem **Ovidius** und **Lucanus** mit Recht vorgeworfen, ob es gleich dem letzten an dem poetischen Feuer nicht mangelt, und obgleich der erste so flüssig schreibet, als es nur immer möglich seyn kann.

Julius Cäsar Scaliger, der ein ziemlicher Poete war, und die Regeln dieser Kunst gründlich verstanden, hat hierüber ein offenherziges Bekenntniß gethan, und der gesunden Vernunft öffentlich Recht gegeben, worinn ihm manche Leute nur nachfolgen sollten, wenn er in seinem **Zipponax** schreibet:

Jetzt reuets mich im Ernst, daß ich oft Tag und Nacht,
Mit den Grammatiken und Zänkern zugebracht,
Es reut mich, daß ich mehr der Dichter tolles Wesen,
Als manches alte Buch der Barbarn durchgelesen,
Das ist der ganze Prast, und ich bekenne frey,
Daß der ein dummer Kerl und rechter Erznarr sey,

Der

Der nichts von Sachen hält, und nur mit Lumpendingen
Als leere Worte sind, sein Leben will verbringen.

IV. Von den Fehlern der Poesie an sich selbst.

Man findet in dem Tractate Scaligeriana, dieses Urtheil **Joseph Scaligers**: Niemals ist jemand ein Poet gewesen, ja niemals hat jemand gerne die Poeten gelesen, dem nicht das Herz auf der rechten Stelle gesessen hätte. Im Lateinischen giebt er sich noch nachdrücklicher zu verstehen. Ich glaube, das Herz auf der rechten Stelle sitzen haben, soll so viel heißen, als hochmüthig seyn: Denn es giebt in der That wenig Poeten, die es nicht einigermaßen seyn sollten. Die poetische Hitze beredet diese Herren, daß sie, ich weis nicht was mehrers, als andere Leute seyn, weil sie eine ganz besondere Sprache (l) reden: und wenn sie ihr Feuer bisweilen ergreifet, so kann man es ihnen an den Gesichtslinien ansehen; woher es gekommen, daß die Kenner derselben gesagt:

Der Kerl sieht närrisch aus, er raset, oder reimt.

Ihr langsamer Gang, und ihr verstörtes Ansehen scheint daher zu kommen. Denn weil sie gewohnt sind, im Spazierengehen Verse zu machen, und sich an den Nägeln zu beißen; so haben sie eben denselben Gang, und dieselben Geberden, als wenn sie darauf dächten, ob sie gleich, so zu reden, an nichts gedenken. Wieder auf den **Scaliger** zu kommen, wo sich derselbe eingebildet, daß die Poeten nebst den Liebhabern der Poesie, nichts niederträchtiges und läppisches vornehmen könnten: So muß er nicht geglaubt haben, daß diejenigen, die so viel Lobgedichte auf die römischen

Kai-

Kaiser und ihre Lieblinge gemacht haben, Poeten oder Liebhaber der Poesie gewesen seyn. Denn sie haben so wohl die Laster als Tugenden derselben gelobet: Ich meyne den **Virgilius**, **Horatius**, **Ovidius**, **Statius** und **Martialis**, und alle andere, die man nicht anführen darf, wenn man diese nennet; von welchen die drey ersten den **August**, und die einen Zutritt bey ihm hatten, die beyden letzten aber den gottlosen **Domitian** ganz unmäßig herausgestrichen haben.

Was hat **Ovidius** nicht für Niederträchtigkeit begangen, um aus dem Elende gerufen zu werden? Haben nicht **Virgil** und **Horaz** den **August** bey seinem Leben schon unter die Götter gesetzt? Derowegen kann man den **Scaliger** nicht entschuldigen, der, ob er gleich bisweilen Verse gemacht, dennoch kein Poete gewesen; es wäre denn, daß man ihm kraft der poetischen Freyheit auf bedörfenden Fall zu lügen, diesen Titel einräumen wollte.

V. Untersuchung dessen, was Horaz den Poeten zu gut gesaget hat.

Horaz hat im ersten Briefe seines andern **Buches**, der an den **August** geschrieben ist, eine Vertheidigung der Poeten verfertigen wollen, die aber gar leicht zu widerlegen ist. Man höre nur, was er sagt:

Doch höre nur wie reich, die kleine Raserey,
So einen Dichter treibt, an mancher Tugend sey.
Kein Geiz besitzt so leicht die Herzen der Poeten,
Er liebet ein Gedicht, sonst hat er nichts vonnöthen.

Allein

Allein die Geldbegierde reimt sich bisweilen sehr gut mit dem Triebe zu dichten: Und niemand denket so leicht, daß man ihm seine Mühe theurer bezahlen müsse, als ein Poet. Horaz war in der That nicht geizig, so viel man aus seinen Schriften abnehmen kann; aber ein griechischer Poet der unnachahmliche **Pindar**, von welchem er am allermeisten hielt, war so geizig, als einer seyn kann. Alle seine Oden sind für baar Geld gemacht, und er lobt bey aller Gelegenheit den Reichthum: Gleichsam zu verstehen zu geben, daß er sich auf eine Belohnung Rechnung mache. Was ist schimpflicher als die Anrede, die er dem **Xenokrates** von Agrigent gemacht, in der andern Ode seiner Isthmischen. Damals, schreibet er, war die Poesie noch keine Liebaberinn des Gewinstes; und man pflegte die schönen und angenehmen Lieder der **Terpsychore**, die eine versilberte Stirn haben, noch nicht für Geld zu verkaufen: Aber jetzo erlaubet sie schon dem Worte eines **Argiers** nachzuleben, welches der Wahrheit sehr nahe kömmt: Der Reichthum macht einen Kerl, sagte er; wiewohl er weder Geld noch Freunde hatte. Ihr seyd ein kluger Mann, und ich singe auch für keinen Unverständigen. Das heißt, einem der es recht verstehen will, dorfte man es nicht weitläuftig sagen, daß der Poet ein Geschenk haben wollte. Wenn **Chapelain** mit dem **Pindar** verglichen werden könnte, so würde er auch aus der Zahl der Poeten auszunehmen seyn, von welchen Horaz redet. Allein der einzige **Pindar** ist genung ihn Lügen zu strafen; und wer mehr Zeit hat, als ich, der mag ein Verzeichniß der geizigen Poeten machen. Ich will nur hinzuthun, daß Horaz im folgenden sich selbst widerspricht, wo er von einem lateinischen Comödienschreiber im 173. Verse spricht: Ich

Ach ſeht wie gern Doßenn bey andern frißt und
ſauft,
Seht wie er durch den Platz mit krauſen Strümpfen
läuft,
Er will gewiß ſein Geld in Sack und Kaſten ſchließen,
Was fraget er darnach, wie ſeine Fabeln fließen.

Man könnte noch den Simonides hinzuſetzen, und wer deſſen Betteley und Geiz kennen lernen wollte, der dörfte nur die 24ſte Fabel im 4ten Buche des Phaedrus nachſchlagen. Theognis war nicht großmüthiger als dieſe, und unter ſeinen moraliſchen Sprüchen giebt es viele Kennzeichen des Geizes. Was Horaz weiter beygefüget, das iſt nicht gewiſſer als das Erſte.

Er lacht im Ungelück, wenn ihm ein Knecht entflieht,
Er lacht wenn Haus und Hof in lichten Flammen
glüht.
Er wird als Vormund auch die Erben nicht betrügen,
Und läßt an Erbſen ſich und grobem Brodte gnügen.

Wenn das wahr wäre, ſo würden die Poeten ſich mehr als die Mönche von der Welt losgeriſſen haben: und an ſtatt von der Einſamkeit zu ſchwatzen, dörfte man denen, ſo man von der Eitelkeit dieſes Lebens abzuziehen gedenket, nur Luſt zur Poeſie zu machen. Dadurch würden ſie von allen ihren Begierden, welche die Weltmenſchen ſo gewaltſam zu treiben pflegen, geheilet werden. Aber ein ſo geiziger Poete, als Pindarus und ſo viele andere geweſen, würde ein Menſch ſeyn, dem man nicht viel trauen dürfte. Ich gebe es zu, daß ein

ſparſamer und mäßiger Poete von Hülſenfrüchten und ſchwarzem Brodte leben könnte, ob ihm gleich ein beſſerer Unterhalt nicht gebräche: Allein dazu würde die Poeſie nichts beytragen. Selbſt Horatius lebte nur nach des Epicurus Regeln nüchtern, das iſt, in ſo weit das ſtete Wohlleben ſeiner Geſundheit, und ſeinem Vermögen nicht nachtheilig war. Und wenn es in ſeinen Schriften Regeln der Mäßigkeit giebt, ſo findet man auch Aufmunterungen genug, ſich was zu gute zu thun, zu eſſen und zu trinken. Es iſt gar nicht nöthig, die Stellen zu ſeiner Widerlegung anzuführen; die Jugend weis ſie gar zu wohl. Mit einem Worte, es iſt ein bloßer Poſſen, wenn man die Poeten von Laſtern frey ſprechen will, denen ſie doch eben ſo wohl als andere Leute unterworfen ſind. Ich halte auch nicht dafür, daß man ſie ins beſondere beſchuldigen könne, als wenn ihnen die Poeſie böſe Begierden machte. Sie ſind in dieſem Stücke weder beſſer noch ſchlechter daran, als andere Menſchen. (m) Horatius fährt fort von ihnen dergeſtalt zu reden:

Taugt er zum Kriege nicht, ſo nützt er doch der Stadt:
Im Fall was großes auch vom kleinen Beyſtand hat.

Horatius redete ohne Zweifel von den Poeten ſeiner Zeiten, denn er wußte ja wohl, daß Tyrtäus, Alceus, und andere alte Dichter, Wunderdinge im Kriege verrichtet hatten. Was ihn betrifft, ſo hatte er in der philippiſchen Schlacht ſeinen Schild im Stiche gelaßen, und reißaus genommen, ſ. Od. VII. Lib. II. Aber laßt uns ſehen, was ein Poet in Friedenszeiten dem Staate nützen kann?

Er lehrt den zarten Mund der jungen Knaben ſprechen,
Er weis ihr reines Ohr den Laſtern zu entbrechen.
Alsbald belehrt er ſie mit aller Freundlichkeit,
Die Grobheit tadelt er, er ſtrafet Zorn und Neid,
Er führt Exempel an, die Welt damit zu lehren,
Und läßt oft ſeinen Troſt bey armen Kranken hören.

Horaz zielet gar deutlich auf die Gewohnheit, die man damals hatte, den Kindern Poeten in die Hände zu geben, faſt ſo bald ſie reden konnten. Dieſes war ſehr dienlich, ihnen eine Ehrerbiethung gegen dieſelben zu erwecken, von welcher ſie niemals frey wurden; ſo daß ſie auch in einem reifen Alter ſich an den abgeſchmackteſten Dingen nicht ſtießen. Man ließ ſie zum Exempel den Homer auswendig lernen, der von den Göttern nicht nur als von ſchlechten Menſchen, ſondern auch als von laſterhaften Perſonen redet: wodurch ſie nachmals bereit waren die allerungereimteſten Dinge in Religionsſachen anzunehmen, ja dieſelben auch wirklich annahmen. Was ich von der Sorgfalt geſagt habe, mit welcher man die Kinder den Homerus lernen ließ, das kann man im Anfange der Allegorien des pontiſchen Heraklides nachſehen. Die Weltweiſen haben ſich vor und nach dem Horaz über dieſe ſchlimme Wirkung der Fabeln beſchweret: wie Plato in ſeinem Buche vom gemeinen Weſen, und Plutarchus in ſeinem Tractate von der Art und Weiſe, wie junge Leute die Poeten leſen ſollen, mit mehrerem bezeugen.

Man mag immerhin ſagen, daß man viel gute Exempel in ihnen findet: man findet ja auch überaus böſe darinnen. Homerus lobet öfters die Tugend;

allein er ſtellet auch öfters ſehr gottloſe Leute vor, die bey ihren Göttern in Gnaden ſtunden. Achilles zum Exempel wird ſehr beſchirmet, weil er ein Sohn der Thetis iſt, ob er gleich ein Wüterich, und mehr einer wilden Beſtie, als einem Menſchen ähnlich war. Er ſtellet die Götter niemals als Liebhaber der Tugend und Feinde der Laſter vor, wie es billig geweſen wäre: ſondern er beſchreibet, wie ſie ſich untereinander, wegen mancherley Eigennutz und Begierden, nach Art der Menſchen zertheilen, und nicht die geringſte Abſicht auf ihre Sitten, auf ihre böſe oder gute Sachen haben. Die Trojaner, deren Sache doch ungerecht war, hatten eben ſo viele auf ihrer Seiten, als die Griechen. Die andern Poeten, die blinde Anbether des Homers waren, ſind nichts beſorgter geweſen gute Exempel zu geben; wie man leicht zeigen könnte, wenn es vonnöthen wäre. Aufs höchſte hat man ihnen einen und den andern abgeſonderten Denkſpruch zu verdanken, den ſie doch ſelber von den Weltweiſen gelernet hatten.

Wenn Horatius ſagt, daß die Poeten die Jugend von übeln Geſprächen abhalten, ſo könnte man leicht einige Stellen aus dem Homerus und Heſiodus anführen, welche ſehr geſchickt ſind, überaus niederträchtige Begriffe zu erwecken, und den Verſtand junger Leute zu verleiten; wenn man nicht beſorgen müßte, dadurch eben den Fehler zu begehen, den man an ihnen tadelt. Wenn man ihnen nun, ich will nicht ſagen den Ovidius, Catullus, und unzählige andere gute Poeten, ſondern den Horatius ſelbſt in die Hände geben wollte, ohne etwas auszumuſtern, was für Zoten würden ſie nicht lernen? (n) Aber die Tugend des

guten

guten Horaz war ſo gar ſtrenge nicht, eben ſo wohl als des Epikurs ſeines Lehrmeiſters: und es gieng ihm weit beſſer von ſtatten, wenn er von einer Weinleſe predigte, als wenn er eine zuſammenhangende und wohlgegründete Sittenlehre vortragen ſollte.

Seine Tadelſchriften ſind eben ſo wenig geſchickt, die groben Sitten, den Neid und den Zorn zu beſſern, als die andern Poeten, die uns übrig geblieben ſind. Sie ſind ſelbſt mit den Merkmaalen und Spuren dieſer Laſter angefüllt: ob es ſchon hier und da einige Sittenſprüche, ohne Grund und Verknüpfung giebet. Ihre Reden ſind eben ſo beſchaffen, als jenes Pfarrers, der ſich dem Teufel übergab, und aus allen Kräften ſchwur: wofern er ſeine Kirchſpielskinder würde ſchwören, oder den Teufel nennen hören, ſo wollte er ſie in den Bann thun. Horatius ſelbſt lehret uns einen ſchrecklichen Misbrauch der alten Dichtkunſt, in denen Worten, wo er von den alten Comödien der Griechen redet.

Der hochgetriebne Scherz hat ſich in Wuth verkehrt,
Wodurch man ungeſcheut manch ehrbar Haus beſchwert:
Denn wen das läſtern traf, empfand gerechte Schmerzen
Ja das gemeine Leid gieng denen auch zu Herzen,
Die den erboſten Zahn des Spötters nicht geſchmeckt;
Drum ward der Bosheit bald ein nöthig Ziel geſteckt.
Geſetz und Strafe fieng dem Unheil an zu wehren,
Es hieß: Kein kühner Vers, ſoll irgend wen verſehren,

Das Schauspiel stelle nur die grobe Schmähsucht ein,
Sonst wird des Dichters Lohn ein derber Prügel seyn.

Wir haben noch den **Aristophanes**, der einer von den vornehmsten Zierrathen der alten Comödie, aber voller Galle und Bitterkeit war; und zu des **Horatius** Zeiten gab es eine ziemliche Anzahl derselben, von welchen er doch sehr viel machte, wie man aus verschiedenen Stellen seiner Schriften abnehmen kann. Was konnte man nun aus diesen Poeten, die voller Schmähworte, und Unflätereyen waren, wie z. E. **Aristophanes**, lernen, wenn man sie mit Bewunderung las; es wäre denn die Kunst, ohne Barmherzigkeit und Vernunft zu lästern, und auf die allerschändlichste Weise von der Welt zu reden? Dergestalt mußte das Lesen dieser Poeten nothwendig schädlich seyn, **Horaz** mochte noch eine so gute Meynung von ihnen haben. Nennte man gleich in den Comödien die Leute nicht bey Namen, wie bey den alten Griechen: so machte man doch abscheuliche Satiren, wo man die Personen oft nannte, oder zum wenigsten so deutlich beschrieb, daß man gar leicht merken konnte, auf wen man gezielet habe. Die Ueberschriften gleichfalls, welche so sehr Mode waren, sind mehrentheils solche stachlichte Sachen. Wer den **Catull**, **Horaz**, **Persius**, **Juvenal**, und **Martial** gelesen hat, der weis, daß ich die Wahrheit sage. Und hieraus mag man endlich schließen, daß **Horatius** nur scherze, wenn er uns saget: die Poeten dieneten die jungen Leute von dem Zorne, Neide und allzugroben Sitten les zu machen.

Aber endlich, wird man sagen, kann man doch nicht leugnen, daß nicht die Poeten, von denen ich bisher gehan-

gehandelt, tausend schöne Sittensprüche haben, und zum Exempel, sehr viele, diejenigen zu trösten, die etwa ein Unglück betroffen, oder die sonst in einem betrübten Zustande sind, wie Horatius erinnert hat. Dieses kann man nicht leugnen; aber man muß mir zugestehen, daß es auch tausend andre Dinge darinnen giebt, die eine ganz widerwärtige Wirkung thun. Sie beschreiben oft den Reichthum, die Ehre, die Wollüste auf eine lebhafte und anziehende Art; im Gegentheil die Armuth, die Niedrigkeit, und die Widerwärtigkeit, als etwas so schlimmes und unerträgliches, daß man darüber in Erstaunen geräth, wenn man es liest. Man lese, was Theognis von der Sorgfalt sagt, womit man sie fliehen soll: so wird man bekennen, daß nichts mehrers davon gesagt werden könne. Indessen ist er doch ein spruchreicher Poete, den man um seiner Sittenlehre halber der Jugend in die Hände giebt. Man lese im Horatius, und unzähligen andern, was sie von dem Vergnügen sagen, welches man hat, wenn man in der Welt wohl angesehen ist, wenn man zu Ehrenstellen kömmt, und viel Ruhm erlanget: So wird man gestehen, daß die Beschreibungen von der schätzbaren, obwohl verachteten Tugend, in Ansehung derer Lobsprüche, so sie der Ehre und dem Ansehen geben, sehr gezwungen sind. Die Ursache dieses Unterschiedes ist, daß diese letztern Lobeserhebungen ihnen von Herzen gehen; die andern aber nur von außen, und aus Nachahmung der Weltweisen herkommen. Von den Ergetzlichkeiten, darf man denen, die den Horatius gelesen, als welche wohl wissen, auf was für eine lebendige Art er davon redet, nicht sagen, daß seine Beredsamkeit ganz ansteckend ist. Wenn man derowegen in den

Poeten was gutes findet, wie ich solches nicht leugne, so findet man auch viel Böses: so daß man gemeiniglich beydes darinnen antrifft, ohne daß sie dabey Mittel an die Hand geben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Das erhellet aus der Sammlung des Stobäus, wo man bey verschiedenen moralischen Sachen solche Aussprüche der Poeten findet, die sowohl für, als wider dieselbe streiten können.

Allein wieder auf den Horatius zu kommen, so fähret er in folgenden Worten fort, seinen Handwerksgenossen eine Lobschrift zu machen.

Und woher wollten sonst die Mädchen samt den Knaben,
Die noch voll Unschuld sind, die Kunst zu bethen haben,
Dafern sie der Poet dieselbe nicht gelehrt?
Der Haufe ruft zu Gott, und wird sogleich erhört.
Der Regen wird erlangt, wenn man die Kunst erlernet;
Gefahr und Ungemach und Krankheit wird entfernet,
Das Jahr wird durchs Gebeth mit Fruchtbarkeit gekrönt,
Ja aller Götter Zorn wird durch ein Lied versöhnt.

Ich will nicht sagen, daß diese ganze Rede im Munde des Horatius, nichts als ein unverständliches Wesen ist; als welcher nichts mehr glaubte, daß sich die Götter in die weltlichen Dinge mischten, als Epikurus: indem es ihm einerley war, die Götter um ihren Beystand anzurufen, oder den zufälligen Zusammenlauf der untheilbaren Stäubchen um etwas zu bitten. Ich will nur gedenken, daß er auf die Gebethe gezielet, die von jungen Knaben und Mägdchen bey denen Spielen, die man Säculares nennte, drey Tage und Nächte lang gesun-

geſungen worden. Aber, was kann lächerlicher geſagt werden, als daß es an Gebethen fehlen würde, wenn man keinen hätte, der Verſe machen könnte? Unterſtund man ſich denn nicht in ungebundener Rede zu bethen? Oder glaubte man etwa, daß die Gottheit mehr durch eine prächtige und abgemeßne Rede, als durch ein einfältiges, und ungekünſteltes Gebeth, gerühret würde? Glaubte man, daß dieſelbe lieber ein muſikaliſches Lob höret, als eines ohne Geſang? Ob dieſes gleich ganz und gar ungereimt iſt, ſo iſt es doch gewiß, daß die Poeten ſich angelegen ſeyn laßen, die Welt davon zu überreden, um ihr Handwerk deſto beſſer in den Schwang zu bringen. Sie haben Wunderwerke erdichtet, und Seelen aus dem Fegefeuer gebracht (denn die Heiden hatten eben ſowohl ihres, als ein Theil der Chriſten) um den Leuten einzubilden, daß die Götter lieber in Verſen, als in ſchlechten Reden gelobt ſeyn wollten: S. Phädr. L. 4. f. 24. Sie erzählen folgendes: Als **Simonides** mit einem Fechter um ein Stück Geld eins worden, auf ſeinen Sieg eine Ode zu verfertigen, habe derſelbe in zweyen Drittheilen derſelben von **Caſtor** und **Pollux**; in dem letzten Stücke aber allein von dieſem Fechter geredet: weil derſelbe nicht ſo berühmt geweſen, daß er von ihm allein ſeine Ode hätte anfüllen können. Hierauf wollte ihm nun der Fechter nur den dritten Theil des verſprochenen Geldes geben, bath ihn aber indeſſen zu Gaſte. **Simonides**, der ohne Zweifel ein guter Schlucker war, inſonderheit wenn es ihn nichts koſtete, blieb nicht aus, ob er gleich von dem Fechter betrogen war. Als man zu Tiſche ſaß, und ſich recht luſtig machen wollte, (indem **Simonides** ohne Zweifel auf ſein allerbeſtes wird gegeſſen und ge-

trunken haben, um ſich dadurch für einen Theil des ihm unrechtmäßiger Weiſe entzogenen Geldes bezahlt zu machen) ſiehe ſo kommen zweene ſchwitzige und mit Staub bedeckte Jünglinge, als in höchſter Eil; und laßen den **Simonides** herausrufen, als wenn ſie den Augenblick mit ihm zu reden hätten. Kaum hat **Simonides** dieſes vernommen, und den Fuß aus dem Gemache geſetzt, ſo fällt der Boden, (o unerhörtes Wunderwerk) ein, und ſchlägt alle andere Gäſte todt; da indeßen diejenige, ſo den **Simonides** hatten ſprechen wollen, nirgend zu finden waren. Da nun alle Welt wußte, ſetzt die Geſchichte hinzu, wie ſich dieſe Sache zugetragen hatte: ſo ſah man augenſcheinlich, daß **Caſtor** und **Pollux** gekommen, dieſen Poeten zu retten, weil er ſie in ſeiner Ode gerühmt hatte. Diejenigen, ſo dieſe Fabel glaubten, bezahlten den **Simonides** ſehr reichlich, wenn ſie ihn brauchten. Auf ſolche Weiſe machte er ſeinen Geldkaſten, den er bey ſich trug, ſehr voll. Denn er hatte, wie er zu ſagen pflegte, zweene Kaſten, darinn er die Belohnungen, ſo er bekam, aufbehielt, davon der eine allezeit ſehr leicht, der andere aber ziemlich ſchwer war. In dem erſten waren die höflichen Dankſagungen, im andern aber lag das Geld.

Was man vom **Pindarus** erzählet, kann ebenfalls zeigen, wie hoch das Lob der Poeten von denen Göttern geſchätzet worden. Pauſ. Bœot. p. 575. Als er nunmehr ſterben ſollte, träumte ihm, als wenn ihm Proſerpina einen Verweis gäbe, daß er ihr allein unter allen Göttern keinen Lobgeſang gemacht hätte: Sie hoffete aber, daß er ihr noch einen verfertigen würde, wenn er zu ihr kommen würde. Und in der That erſchien er nach ſeinem

nem Tode einer alten Blutsfreundinn, ſo er zu Thoben hatte, im Traume, (wie die Geſchichte ferner lautet) und ſang ihr, dieſer Göttinn zu Ehren ein Lied vor, welches ſie ſo wohl behielt, daß ſie es des Morgens von Wort zu Wort aufſchrieb. Die Prieſterinn zu **Delphis** hatte nach dem Berichte eben dieſes Scribenten (**Pauſanius**) einem Poeten, der eben ſo geizig als **Pindarus** war, auf Befehl des **Apollo**, einen groſſen Dienſt gethan: indem ſie befahl, daß die **Delphier** alle die Erſtlinge, ſo man dem **Apollo** brachte, mit ihm theilen ſollten. So haben die Poeten und ihre Freunde die Welt bereden wollen, daß die Götter ihre Sprache lieber hätten, als anderer Leute, und daß ſie folglich alles was ſie nöthig hätten, leichter als andere von ihnen erlangen könnten.

Dieſes ſucht nun **Horaz** vor den Augen des **Auguſts**, und aller ſeiner Leſer in den angezogenen Verſen, ſo viel ihm möglich iſt, auszubreiten. Der leichtgläubige Pöbel glaubt es in der That; aber was hätten ſolche Leute nicht geglaubt, die ſich einbildeten, daß man den Zorn der Götter ſtillen könnte, wenn man um einen Altar tanzete? Ein groſſer Theil des Heidenthums hat in der feſten Einbildung geſtanden, daß man ſie durch Hüpfen und Singen völlig bezahlen könne, wie ein aufgeräumter Kopf angemerket hat. Wie nun dieſe beyde Dinge ſehr mit einander verknüpft ſind: ſo darf man nicht zweifeln, daß die Poeten alles ihrige werden gethan haben, ſie in dieſen Gedanken zu erhalten. Man ſieht auch in der griechiſchen und römiſchen Hiſtorie, daß man den Göttern zu Ehren, Spiele angeſtellet, ſo bald man glaubte, daß ſie erzürnt wären: Da denn die theatraliſchen Sachen, die Tänze und Geſänge einen ziemlichen Theil ausmacheten.

VI. Warum die römischen Rechte denen Poeten keine Befreyungen verstattet.

Indessen scheinet es doch, daß die Poeten die römischen Rechtsgelehrten nicht haben gewinnen können. Zum wenigsten hat **Justinian** in seine Rechte ein Gesetz des **Philippus**, welches ihnen schlechte Ehre macht, sonst aber nichts zu ihrem Vortheile, eingerückt. Im 52. Titel des 10ten Buches, wo man eine Sammlung der Gesetze findet, so von verschiedenen Kaisern den Sprachverständigen, Rednern, Rechtsgelehrten, und Aerzten zum Besten gegeben waren, und woraus man ersieht, daß man denen, die in gemeldten Wissenschaften unterwiesen, oder dieselben auf hohen Befehl der Obrigkeit, oder Landesherrschaft ausübeten, gewisse Freyheiten, Vortheile und öffentliche Besoldungen zugestanden; trifft man auch zugleich dieses Gesetz an: **Die Poeten sollen vor andern keine Freyheiten zu genießen haben.** Man kann nicht sagen, **Philippus** sey der einzige gewesen, der den Poeten nicht günstig gewesen: denn hätte man die geringste Verordnung ihrenthalben gefunden, so würde **Tribonian** nicht unterlassen haben, sie in das Buch der Rechte einzutragen. Es scheint, als wenn zu **Philipps** Zeiten einige elende Versmacher sich der Freyheiten anderer Gelehrten angemaßet, und daß der Kaiser, als sich jemand gegen ihn darüber beschweret, dieselben zum Besten derer, die öffentlich die Wissenschaften lehreten, also erläutert habe. Die Ausleger der Rechte haben mit Sorgfalt die Ursachen dieses Gesetzes untersuchet, wie ich aus denen, so ich zu Rathe ziehen können, gesehen habe. Aber es scheint, daß sie dieselben nicht gefun-

funden haben. Indessen kann man sehr gute Ursachen davon geben. Die erste ist, weil die öffentlichen Lehrer anderer Wissenschaften dem gemeinen Wesen Nutzen schaffen; indem sie der Jugend manches nützliche Erkenntniß beybringen. Aber ein Poete, der den edelsten Theil seines Lebens mit der Ausarbeitung eines in gebundener Rede verfaßten Romans zubringet: denn ein Heldengedichte ist das erhabenste Stück der Poesie: ein Poete sage ich, leistet der wohl dem Staate dadurch einen Dienst, der einer öffentlichen Belohnung werth wäre? Kein einziger römischer Kaiser hat es geglaubet, und deßwegen haben sie auch den Poeten keine Freyheiten verstatten wollen. (o) Zum andern, wenn es zuträglich wäre, viele Poeten im gemeinen Wesen zu haben: so hätte man es den Sprachlehrern verdanken müssen; die, ohne daß sie selber Poeten sind, alles dasjenige lehren, was man von der Poesie lernen kann, wie alle diejenigen, die am besten davon geschrieben haben, und doch selbst keine Poeten gewesen, bezeugen können. (p) Endlich wenn man den Dichtern gewisse Freyheiten zugestanden hätte, so würden alle Unterthanen des römischen Reichs sich auf das Versemachen gelegt, und sich für Poeten ausgegeben haben, um von den öffentlichen Auflagen frey zu seyn? Da würde man gesehen haben: Cornos poetas, poetrias picas;

Die Dolen samt den Raben
Den Dichternamen haben.

Man darf nicht sagen, man hätte gewisse Kunstgerichte niedersetzen können, um die guten Poeten von den schlimmen zu unterscheiden: denn ihre Anzahl

müßte

müßte ungemein groß gewesen seyn, alle diejenigen Gedichte zu lesen, und zu untersuchen, die man ihnen würde überreichet haben, welches doch nur zur Last des Staats gedienet hätte; zu geschweigen, daß sich schreckliche Misbräuche würden eingeschlichen haben, welche weitläuftig zu beschreiben nicht nöthig ist. Ich will nur sagen, daß alle, die etwa dem **Chörilus**, (einem elenden Poeten zu **Alexanders** Zeiten, der von ihm, wegen eines auf ihn verfertigten Lobgedichtes, reichlich beschenket wurde) gleich gekommen wären, die Befreyungen würden erlanget haben: weil es ja vernünftig geschienen hätte, daß Leute, die von **Alexandern**, einem Schüler des **Aristoteles** und Bewundrer des **Homerus**, für gute Poeten erkläret worden; in diese Classe gesetzet würden. (q) Die Kaiser wären auch täglich von den Poeten überlaufen worden, die sich wegen des ihnen geschehenen Unrechts flehentlich würden beklagt haben, daß man ihnen nämlich diesen Ehrentitel streitig gemacht. Man darf nicht sagen, daß doch gleichwohl nicht ein jeder Verse machen könne: denn wenn man es von der Muttersprache versteht, so bilden sich unzählige Leute ein, daß sie es können; und diese lächerliche Einbildung würde sich aus Gewinnsucht unendlich vermehren.

Wer hat dem Papagey sein Χαιρε beygebracht?
Wer hat die Dole wohl zur Dichterinn gemacht?
Sonst niemand als der Bauch, der Meister aller Künste,
Der Witz und Sprachen lehrt, aus Liebe zum Gewinnste.
Sobald zum Dichterlohn ein reicher Pfenning klingt,
Vernimmt man alsobald, daß alles schreyt und singt;
Daß Amsel, Raab und Specht, u. wer kann alle zählen?
Die edle Dichterkunst zum Zeitvertreibe wählen. Pers.

Ich

Ich will keinem Fürſten rathen, es zu verſuchen: um aber den poetiſchen Geiſt nicht gar zu erſticken, kann man den Lehrern andrer Wiſſenſchaften Belohnungen geben, und ihnen, wo ſie das Naturell dazu haben, erlauben bisweilen Verſe zu machen.

VII. Ob die Heldengedichte mit dem Vorſatze zu erbauen, oder zu ergetzen geſchrieben ſind?

Ich habe gleich von Anfange dieſes Werkes geſagt, daß die Poeten nicht ganz und gar ohne Nutzen ſind. Hier will ich es nicht widerrufen: allein ich behaupte, daß die Poeten, welche Heldengedichte verfertigen, ſich keinesweges als ihre Hauptabſicht vorſetzen, ihre Leſer zu unterrichten; ſondern einzig und allein denſelben ein Vergnügen zu machen, und die Lehren nur in ſo weit zu gebrauchen, als ſie zur Zierde des Gedichtes etwas beytragen können. Ich weis wohl, daß diejenigen, ſo von der Dichterkunſt geſchrieben haben, mir zuwider ſind: aber ich bin der feſten Meynung, daß ſie vielmehr geſagt haben, was die Poeten hätten thun ſollen, als was ſie gethan haben. (r) Um den Leſer davon zu überführen, darf man nur einige von ihren vornehmſten Gedichten unterſuchen.

Ein aufgeweckter Kopf in Frankreich, der mit vieler Gelehrſamkeit und Artigkeit vom Heldengedichte geſchrieben hat, erkläret das Weſen deſſelben folgender geſtalt: Ein Heldengedichte, ſagt er, iſt eine künſtlich erfundene Rede, welche ſich angelegen ſeyn läßt, durch einen unter denen Gleichniſſen einer wichtigen Begebenheit verſtecktem Unterricht, ſo in Verſen auf eine wahrſcheinliche, ergetzende und wunderwürdige Art beſchrieben wird, die Sitten der Leſer zu beſſern.

Wenn

Wenn man etwas genauer darauf Acht hat, so wird man sehen, daß diese Erklärung sich nur auf einen bloßen Begriff, der in unsern Gedanken allein vorhanden ist, schicket. Denn wenn ich sagen wollte, daß aus keiner einigen Stelle des **Homerus** und **Virgilius** eine andere Absicht hervorleuchtete, als denen Lesern zu gefallen, so wird mir niemand das Gegentheil erweislich machen. Vielleicht wird man sagen, daß man aus denen Begebenheiten, so sie erzählen, gewisse Lehren ziehen könne. Aber ich behaupte, daß eine jede Erzählung gleichergestalt einigen Unterricht in sich halten wird, obgleich derjenige, so da redet, niemals daran gedacht hat. Nehmt einen Roman oder eine Geschichte, die ihr wollet: so mache ich mich anheischig, dergleichen Sittenlehren herauszuziehen, die ihr Urheber uns zu geben niemals im Sinne gehabt. Wie der Mensch ein denen Gesetzen unterworfenes Wesen ist, so kann man ja fast nicht das geringste erzählen, worüber man nicht so viel, als man immermehr will, sollte moralisiren können. Damit man also versichert seyn möge, daß der Poete Vorhabens gewesen sey, uns gewisse Lehren zu geben, so muß er es entweder selbst sagen, oder doch in seinen Schriften auf eine ungezweifelte Art anmerken. Da ist es nun gewiß, daß weder im **Homerus** noch im **Virgilius** etwas zu finden sey, das uns überzeugen könnte, daß sie Vorhabens gewesen wären, uns gewisse Sittenlehren beyzubringen.

Ich setze noch hinzu, daß wenn man gleich durch Vernunftschlüsse aus den Poeten moralische Lehren ziehen kann, die den Begriffen von Tugenden und Lastern, so sie haben konnten, gemäß sind, (denn man

muß

muß sie nach ihrem, nicht aber nach unserm Begriffe beurtheilen;) so wird man auch, durch eben solche Schlüsse, ganz widrige Sätze herausbringen. Und da dieses gewiß ist, so erhellet offenbarlich, daß alles, was sie der Tugend zum Vortheile, und wider das Laster sagen, von einem sehr geringen Nutzen seyn müsse.

Laßt uns hören, was man von der Fabel Ilias, oder von demjenigen Gedichte saget, welches der Poete erfunden hat, um den Griechen, eine gewisse Sache beyzubringen. Man sagt: **Homerus** habe gesehen, daß Griechenland in so viel Staaten zertheilet gewesen, als Städte darinnen waren, welche sich doch bisweilen genöthiget sahen, sich wider ihre gemeine Feinde in einen Körper zu vereinigen. Da habe er nun in seiner **Ilias** sich unternommen zu zeigen: daß nichts als ein gutes Verständniß vermögend sey, die gemachten Anschläge glücklich auszuführen; und daß im Gegentheile der Misverstand allezeit den unvermeidlichen Untergang der Bündnisse verursacht habe. Derohalben, spricht man, hat **Homerus** zum Grunde seiner Fabel, diese große Wahrheit genommen: daß die Uneinigkeit der Fürsten ihre eigene Staaten zu Grunde richte. Ich singe, spricht er, von dem Zorne des **Achilles**, der für Griechenland so verderblich gewesen, und so viel Helden umgebracht hat; als der König **Agamemnon** sich von diesem Fürsten durch einen Zank getrennet hatte.

Ich gestehe es, daß man erwähnten Unterricht aus der **Ilias** nehmen kann, und daß **Homerus** das Unglück, welches die Griechen litten, so lange **Achilles** wider den **Agamemnon** erzürnet war, erzählet habe. Allein, er mochte wer weis was erzählet haben, so hätte man

doch was moraliſches daraus folgern können, wie ich bereits erwähnet; und man findet es nirgends in ſeinem Gedichte, daß er ſich dieſen Zweck vorgeſetzet habe. Es ſind lauter Muthmaßungen, was man davon ſaget, und man hat eben ſo viel Recht, es zu verwerfen, als vorzutragen. Wenn man aus der Erzählung des Homerus, die Griechen betreffend, ſchließen will, daß ſich die Bundsgenoſſen einem einzigen Feldherrn unterwerfen müſſen: kann man denn nicht eine ganz widrige Lehre aus dem ziehen, was er von den Trojanern geſagt? Dieſe alle gehorchten dem Priamus, der ſich durch ſeine Söhne regieren ließ: Doch, da alle, ſo wohl ihre, als ihrer Bundsgenoſſen Hauptleute den Befehlen Hektors blindlings folgten, ſo ſind ſie gänzlich zu Grunde gegangen. (s) So lehrt uns denn Homer auch, daß das allzugroße Anſehen eines Fürſten, dergleichen Priamus war, der von ſeinen Söhnen unterſtützet ward, den Untergang des gemeinen Weſens befördert; welches durch keine Eintracht erhalten werden kann, ſo lange es übel regieret wird. Beſſer wäre es ſo wohl für dieſen Fürſten, als für die Seinigen geweſen, wenn ſie nicht ſo viel Gewalt gehabt hätten, wider den Willen des Volks die Helene zu behalten: weil ſie den allergefährlichſten und ſchädlichſten Krieg, davon die Poeten jemals geſchrieben, würden vermieden haben; dafern ſie dieſelbe ihrem Gemahl wieder gegeben hätten. Was könnte man bey der Gelegenheit nicht von der fürtrefflichen politiſchen Regel geſagt haben: daß in einem wohleingerichteten Staate keine Macht über alle Geſetze ſeyn müſſe, auch keine Perſon, welche ungeſtraft alles, was ihr gut dünket, thun kann. Man würde auch über den Rath des

Poly-

Polydamas, in die Stadt zu fliehen, um den Zorn des **Achilles** zu vermeiden, ingleichen über die Antwort **Hektors**, eine gar feine Auslegung machen können: wo man zeigen könnte, daß ein Feldherr den Anſchlägen ſeiner vornehmſten Kriegsbedienten Gehör geben, und lieber eine Gelegenheit, dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen, fahren laſſen, als ſich ſelbſt zu Grunde richten ſolle, indem man einem Feldherrn gehorchet, der ſeine Gewalt misbrauchet, und alles waget. Man könnte noch hinzuſetzen, **Homerus** habe ſich nicht vorgenommen zu zeigen, daß die Uneinigkeit verderblich ſey: weil er in ſeinem Gedichte die Götter ſelbſt, der Griechen und Trojaner wegen, in einer erſchrecklichen Uneinigkeit vorſtellet, ohne zu glauben, daß man ihn deßwegen tadeln könne. S. das 15 u. 20 B. des Ilias.

Auf die **Odyſſee** zu kommen, ſo ſagt man; die Hauptabſicht des Poeten ſey geweſen, zu zeigen: daß die Abweſenheit einer Perſon von Hauſe, oder, welche nicht auf alles, was vorgeht, acht hat, ſehr große Unordnungen daſelbſt verurſache; ſo daß die vornehmſte Handlung und das weſentlichſte Stücke derſelben die Abweſenheit des Helden iſt. Man kann nicht leugnen, daß nicht **Homerus** die Abweſenheit des **Ulyſſes**, und die dadurch zu Hauſe verurſachten Unordnungen beſchreiben wollen. Aber, wer kann uns verſichern, daß dieſes ſeine Hauptabſicht geweſen; und daß er dieſes nicht von ohngefehr berühret, um den Leſer zu vergnügen; indem er ihn gegen den **Ulyſſes**, und ſeine Familie mitleidig machet; und zugleich ſeine Bewunderung und Neugierigkeit, durch die außerordentlichen Zufälle, ſo ihm zugeſtoßen, erwecket. Er hat den **Ulyſſes** als einen klugen, und den Göttern ſehr

angenehmen Menſchen beſchreiben müſſen, damit er aller Gefahr die ihn betroffen, entgehen können: welches ihn noch wunderwürdiger machet, und ihm die Hochachtung des Leſers zuwege bringet. Ich geſtehe, daß er bey dem allem viel gute Lehren giebt; aber, das iſt nur der Ausputz der Fabel, und nicht die Hauptabſicht des Poeten. Man findet in allen Romanen dergleichen, deren Urheber doch kein ander Vorhaben gehabt, als den Leſer durch eine angenehme Lügen, die ſie als eine wahre Geſchicht erzählen, zu ergetzen. Daraus folget alſo für den **Homerus** nichts vortheilhaftes, es wäre denn, daß man auch dem **Scuderey** und **Calprenede**, die philoſophiſche Abſicht, die Welt durch ihre Romanen zu erbauen zueignen wollte: da doch ihr einziger Zweck geweſen, Leute, ſo ſich die Zeit nicht zu vertreiben wiſſen, zu ergetzen, und zu vergnügen.

Uber das hätte man eine ganz andere Perſon wählen müßen, als den **Ulyſſes**; um zu zeigen, daß ein Fürſt ſich nicht von Hauſe entfernen ſoll; als welcher wider Willen von Hauſe gezogen, und nur aus Zwang abweſend blieb. (t) Er hätte einen wählen ſollen, der aus Unbedachtſamkeit davon gezogen, und eines böſen Verhaltens wegen außen geblieben; denn dieſes würde weit beſſer gewieſen haben, wovon uns der Dichter unterrichten wollen. Hätte man geſehen, daß die Unbedachtſamkeit geſtrafet würde, ſo würde man leichter begreifen: daß ein Fürſt zu Hauſe bleiben müſſe; als wenn man die Unordnung im Hauſe eines Herren einreißen ſiehet, der deſswegen abweſend iſt, weil er unmöglich zurücke komen kan.

Wenn aber dieſe Urſachen auch nicht ſo wichtig wären, als ſie in der That ſind; ſo könnte man die angeführte Muthmaßung, die Abſicht in der **Odyſſee** des

Ho-

Homerus betreffend, auf einmal umstoßen, wenn man andere, eben so wahrscheinliche, auf die Bahn bringen wollte. Was würde mich hindern, aus eben den Gründen zu sagen, der Poete habe zeigen wollen: daß keine Verweilung, sie mag beschaffen seyn wie sie will, die Vollziehung der Schlüsse des Verhängnißes verhindern könne. Diese Lehre ist nicht seltsam im Homer, und die Odyssee ist nur eine Auslegung derselben. Man sieht darinn den Ulysses in mancherley Ergetzlichkeiten, und gefährlichen Versuchungen, um ihm sein Vaterland aus dem Sinne zu bringen. Man sieht ihn in schrecklichen Gefährlichkeiten, daraus er glücklich entkommt, weil es das Schicksal haben wollte, daß er wieder nach Hause kommen sollte. Homerus sagt nicht weit vom Anfange der Odyßee, daß nach Verfließung der Jahre seiner Abwesenheit, die Zeit gekommen sey, darinn die Götter seine Rückkunft nach Ithaka beschlossen, und er habe sich auch unter seinen Freunden nicht ohne Verdruß befunden.

Man könnte auch sagen, Homerus hätte die eheliche Liebe beschreiben wollen; indem er eines theiles die Penelope vorstellet, welche bey allen Schmeicheleyen und Drohungen ihrer Buhler so lange unbeweglich blieb, und sich von diesen Leuten, welche indessen, daß sie sich um ihre Liebe bewarben, auf ihre Unkosten lebten, lieber auszehren ließ, als daß sie einen seiner Bitte hätte gewehren sollen: andern theils aber den Ulysses, der sich weder durch die Circe, noch durch die Calypso, noch durch des Alcinous schöne Tochter zur Untreue bewegen läßt; sondern allezeit sehnlich wünschet, seine Penelope wieder zu sehen, der er doch indessen so treu, nicht war, als sie ihm wohl geblieben. (u) Allein eben die-

ses dienet seine Beständigkeit zu zeigen, weil selbst Göttinnen, als **Circe** und **Calypso**, welche ihm nichts abschlugen, ihn nicht in ihren Inseln behalten konnten, da sie ihm doch die Unsterblichkeit angebothen. Es ist wahr, daß **Homerus** in das Verlangen des **Ulysses** wieder nach Hause zu kommen, die Liebe zum Vaterlande einmischet. Allein diese kann gar wohl mit der Liebe seines Weibes beysammen stehen. Das Vaterland spricht **Cicero**, ist von solcher Kraft und Natur, daß dieser weise Mann das elende **Ithaka**, welches wie ein kleines Nest an den rauhesten Felsen hieng, der Unsterblichkeit selbst vorgezogen. De Orat. L. 1. c. 44.

Da man nun den vorgegebenen Allegorien, daraus die **Odyssee** bestehet, so vierlerley verschiedene Deutungen geben kann: so wird man mir zugeben, daß es eben nicht das Ansehen habe, daß **Homerus** sich ins besondere etwas zum Zwecke seines Werkes vorgesetzet; oder, wo er ja diese oder jene Absicht gehabt, daß er sie sehr schlecht ausgeführet habe. Ein so dunkles Gleichniß, welches auf mancherley Weise erkläret werden kann, ist nicht so wohl ein Gleichniß, als vielmehr ein Räthsel zu nennen. Eben so wenig ist dasjenige gegründet, was man von der moralischen Absicht **Virgils** saget. Man will uns bereden, dieser Poete habe den **August** als den Stifter eines großen Reichs unterrichten, und ihm sowohl als allen seinen Nachfolgern die Gemüthsbeschaffenheit, und das Verhalten derer beybringen wollen, die dieses Reich so vergrößert hatten. Cicero, ein sehr gelehrter, und staatskluger Römer, sagt man, lehret uns, daß die Gelindigkeit gleichsam die Seele dieses Staats gewesen, und auch so gar mitten im Kriege geherrschet habe: ja daß nur eine un-

umschränkte Nothwendigkeit die Wirkungen derselben habe hindern können. Diese Lehre soll **Virgil** den römischen Kaisern in seiner **Aeneis** haben geben wollen.

Allein fürs erste kann man sagen, daß **Virgil** zwar den **Aeneas** durchgehends als einen andächtigen, und den Göttern gehorsamen vorgestellet; im übrigen aber denselbigen keine außerordentliche Gelindigkeit gegen die Ueberwundenen ausüben lassen. Man sieht ihn nirgendwo seine Gnade recht an den Tag legen: hingegen läßt er in den Schlachten ohne alle Gnade alle diejenigen hinrichten, die ihn anflehen.

Wenn man zum andern auf den Fuß, daß er es in der Absicht, moralische Dinge zu lehren geschrieben, urtheilen wollte: so würde man vielmehr sagen müssen, er habe zeigen wollen, daß man sich denen Ordnungen des Schicksals unterwerfen müsse, ob sie schon hart und schwer auszuführen scheinen. Dieser Gedanke herrschet in der ganzen **Aeneis**, wie man leicht zeigen könnte. Man könnte auch sagen, er sey willens gewesen, den Römern zu zeigen, daß die Stiftung eines großen Reichs, nicht ohne eine sonderbare Versehung des Himmels geschähe, um ihnen dadurch andächtige Gedanken beyzubringen. Aber diese Absicht schicket sich schlecht für eine epikurische Seele, und ein jeder weis ja, daß **Virgil** sowohl als sein guter Freund **Horaz**, in den Meynungen des **Epikurus** gestanden.(v)

Die Wahrheit frey heraus zugestehen, so scheinet es nicht anders, als daß **Virgil** den Römern, und ins besondere dem **Augustus** habe schmeicheln wollen: indem er einen Roman von dem Ursprunge ihres Reichs, und der Julischen Familie macht, welche er, nach dem Vorgeben derselben, vom **Julus**, dem Sohne des **Aeneas** abstammen läßt. Das ist der Zweck des Poe-

ten der keine Gelegenheit verlieret, entweder dem Auguſt, oder allen Römern zu ſchmeicheln; nicht aber ihre Kaiſer zur Gnade zu ermahnen.

Da ſieht man nun den moraliſchen Entwurf dreyer der allerſchönſten Heldengedichte, ſo jemals gemacht worden, ganz und gar umgeſtoßen: worauf es leichte ſeyn wird, zu glauben, daß die tragiſchen Poeten nicht erhabnere Abſichten gehabt haben. Ariſtoteles beſchreibt ein Trauerſpiel alſo: Es iſt, ſagt er, eine Nachahmung einer ernſthaften That, welche vollſtändig iſt, und eine genugſame Größe hat, welche vermittelſt des Mitleidens, und Schreckens, uns völlig von dergleichen, und allen andern Gemüthsneigungen reiniget. Dergeſtalt würden ſich die tragiſchen Poeten vorſetzen, die Neigungen ihrer Zuhörer zu heilen, oder zu vergringern, indem ſie in ihnen das Mitleiden und Schrecken erwecken. Ich will zwar nicht ſagen, daß ſich niemals ein einziger Poete von dieſer Art eine moraliſche Abſicht vorgeſtellet: aber ich glaube doch, daß ſie mehrentheils nicht daran gedacht, und daß diejenigen Sittenlehren, ſo ſie in ihre Sachen miſchen, mehr ihre Schriften auszuſchmücken, und dem Zuhörer zu gefallen, als mit dem Vorhaben ſeine Neigungen zu ſtillen, angebracht worden. Indem ſie das Unglück des menſchlichen Lebens, und die Ungewißheit aller ſeiner Umſtände darinn vorſtellen, um ihn dadurch zu rühren: ſo könnte ſichs zutragen, daß bisweilen die Zuhörer, durch das, was ſie gehöret, gerühret würden, und ſich ins künftige in ihren Begierden und Bewegungen ein wenig mäßigten. Allein das Schrecken, und das Mitleiden laſſen ſich nicht heilen, wenn man ſie oft in dem Herzen erreget: vielmehr

ge-

gewöhnen ſich die Leute ſo ſehr an dieſelbe, daß die geringſte Sache hernach vermögend iſt, ſie zu bewegen. So entſtehen alle Fertigkeiten. Wenn man gewiſſe Bewegungen gar zu oft hat, werden ſie ſo natürlich, daß es ſehr ſchwer iſt ſich davon los zu machen. Vielleicht wird man aber dennoch ſagen, daß wir durch die Betrachtung trauriger und erſchrecklicher Dinge, welche in Trauerſpielen vorgeſtellet werden, mit der Zeit, der Erbarmung und dem Schrecken unempfindlicher werden würden; wie ſich die Soldaten gewöhnen, die Gefahr, darinnen ſie ſich oft befunden, zu verachten. Allein dieſe Vergleichung gilt nichts; weil die Soldaten, ſo oft ſie ſich in Gefahr befinden, alles mögliche thun, die Furcht zu verhindern, und ſich untereinander davor zu verſichern: da indeſſen der Poet nichts vergißt, was er, ſeine Zuhörer zu bewegen, gebrauchen kann; dieſe aber ſich ſeinem Vorhaben gar nicht widerſetzen, und alſo aus den Gemüthsbewegungen, die er in ihnen rege macht, eine Gewohnheit werden laſſen. (w)

Man wird weiter ſagen, daß die Beyſpiele von dem Unglücke des menſchlichen Lebens, welche man in Trauerſpielen ſieht, diejenigen, ſo ſie oft ſpielen geſehen, vorbereiten, daß ſie ſich nicht verwundern, wenn ihnen eben das begegnet. Es iſt wahr, daß ſich die Weltweiſen bemühen, die Trauerſpiele dazu zu gebrauchen, und daß ſie oft Exempel daher borgen, die Menſchen zur Beſtändigkeit zu bewegen. Aber das iſt was anders, eine einmal eingeführte Sache nützlich anwenden, als eben dieſe Sache in einer gewiſſen Abſicht thun. Die Weltweiſen thun wohl daran, wenn ſie ſich bemühen, die Menſchen, durch eben die Dinge, worauf ſie mit ihren Neigungen verfallen, zur Tugend zu leiten. Aber

die tragischen Poeten haben sich weit mehr den Zuruf des Volkes, und dessen Vergnügung, als die Verbesserung desselben zum Zwecke vorgestellet; wie sie denn auch viel öfter die erste, als die andere von diesen beyden Absichten erlanget haben. (x)

Die Comödienschreiber wollten nichts destoweniger an dieser Ehre auch Theil nehmen; und man nannte es eben sowohl eine Comödie als eine Tragödie lehren, wenn man ein theatralisches Stücke öffentlich vorstellete. In der That konnten sie vielleicht was mehreres ausrichten, indem sie das gemeine Leben vorstelleten, und die Thorheiten der Menschen durchzogen; als wenn sie die außerordentlichen Unglücksfälle fabelhafter Helden aufgeführet hätten, wie die tragischen Poeten thaten. Es giebet wenig Könige und große Herren, auf welche sich die Exempel der Tragödien wohl schicken. Es giebt hingegen eine unzählige Menge gemeiner Leute, welche die Verspottung ihrer lächerlichen Gemüthsneigungen in der Comödie mit Nutzen ansehen können. Wenn aber die Comödienschreiber für öffentliche Lehrer der Tugend hätten angesehen seyn wollen, so hätten sie Weltweise seyn müssen; oder es hätte niemand als die Weltweisen Comödien schreiben sollen. Da dieses aber nicht geschah, so begab es sich, daß die Comödien, so von nicht gar zu wohl gesitteten Leuten verfertiget wurden, nicht weniger die Laster einzuführen, als dieselbe lächerlich zu machen, gedienet. Das Saufen und Fressen und andere Laster stellen sie nicht eher als was tadelhaftes vor, bis sie fast auf das Höchste gebracht worden; das ist dann allererst, wenn sie der Wohlfahrt und dem Glücke derjenigen, die sich denselben ergeben, hinderlich sind. Nun verlanget ja

die

die gute Philoſophie weit mehr Tugend, als bloß dazu nöthig iſt, daß man ſich nicht einen üblen Namen mache, und vor der Welt in Unglück ſtürze. Ja man mag ſagen, was man will, ſo ſcheinen die Comödienſchreiber nichts anders im Sinne gehabt zu haben, als die Leute zu ergetzen, und dadurch Ehre und Geld zu erlangen. (y) Darum mußten ſie nothwendig viele Sittenlehren in die Geſpräche ihrer Perſonen einfließen laſſen; weil man oft dergleichen Reden führet, und weil die Leute, nachdem ſie ſich recht ſatt gelachet haben, ſich ein Vergnügen machen, die Sitten zu beurtheilen; mehr aus Begierde, eine Abwechſelung zu haben, als ſich zu belehren. Zum Beweiſe deſſen kann dieſes dienen, daß man ſich gar nicht daraus gebeſſert, wie ein Comödienſchreiber ſelbſt gar wohl in dieſen Verſen angemerket hat Plautus Rud. Act. IV. Sc. 7.

Ich habe längſt geſehn ein Schauſpiel dieſer Art,
Das ſchöne Lehren gab, und ſehr gerühmet ward.
Es reizte zwar das Volk zur Aenderung der Sitten:
Allein es war umſonſt, man lief mit ſchnellen Schritten
Nach ſeinem Hauſe zu; und damit wars gethan.
Es fieng kein einziger ein beſſer Leben an. (z)

Durch dieſe ganze Abhandelung verlange ich nicht zu erweiſen, daß man nicht in Verſen ſehr nützliche Lehren geben könne, oder bereits gegeben habe. Ich habe nur zeigen wollen, daß dasjenige, was man von den moraliſchen Abſichten der allerbeſten Meiſterſtücke der alten Poeſie ſaget, mehr Schein als Grund habe, wenn man es genau betrachtet. Dieſes hindert indeſſen nicht, daß nicht ein Poete, der die guten

Re-

Regeln einer etwas ernſthaftern Philoſophie, als die allergrößten Dichter des Alterthums gehabt, angenommen, und dieſelben ſo wohl inne hätten, als jene die Meynungen ihrer Zeiten inne hatten, ein Gedichte ſollte unternehmen können, welches wirklich die Abſichten hätte, die man jenen vergebens zueignet; und alſo die Ehre der Poeſie wieder herſtellen könnte, die durch die bishero angemerkten Fehler in einen üblen Ruf gekommen. Von einem ſolchen Poeten würde man in der That ſagen können, was Horatius von demjenigen ſaget, den er in ſeinem Gedichte von der Poeſie unterrichten wolle.

Der hat es recht gemacht, der Luſt und Nutzen liebt,
Des Leſers Geiſt ergetzt und gute Lehren giebt.

Allein ich beſorge ſehr, daß ein ſolcher Poete in vieler Zeit nichts als ein bloßer Gedanke, der außer unſerm Gehirne nirgends vorhanden iſt, bleiben werde.

Anmerkungen.

(a) Herr le Clerc ſetzet hier das innere Weſen der Poeſie aus den Augen. Ihr Zweck iſt ja nicht eine Hiſtorie zu erzählen, wie ſie vorgefallen iſt. Das mögen die Geſchichtſchreiber thun: und wollte Gott, daß nur dieſe die Wahrheit der Begebenheiten nicht verderben möchten; nachdem ſie entweder aus falſchen oder unzulänglichen Nachrichten, oder wohl gar aus Vorſatz die Sachen anders erzählen, als ſie vorgegangen ſind. Ein Poet aber hat nicht die hiſtoriſche, ſondern die moraliſche Wahrheit zum Zwecke. Homer erzählt freylich vom trojaniſchen Kriege ein vieles ganz anders, als es vorgegangen iſt: Allein was iſt daran gelegen? da er uns auch durch ſeine Erdichtungen die Wahrheit lehrt: daß die Uneinigkeit der Häupter eines Volkes ſehr verderblich ſey. Dieſe Wahr-

Wahrheit aber hat er nicht verderbet, sondern durch seine Fabeln in das schönste Licht gesetzt. Die Tragödienschreiber machen es eben so.

(b) Dieses mögen sich diejenigen merken, die nur im Lateine allen Witz zu finden vermeynen, und den schönsten Gedanken nicht dafür erkennen, wenn er nicht mit virgilianischen oder horazianischen Worten gesagt ist. Ja wenn sie selbst lateinische Verse machen, so flicken sie selbige als lauter gesammleten Brocken der Alten zusammen, und das soll, ihrer Meynung nach, eben recht schön seyn. So aber bleibt man allezeit nur ein Affe der Alten, und erlanget weiter keinen Ruhm, als daß man sie tapfer bestohlen habe, selbst aber nicht vermögend gewesen, etwas neues und eignes auszusinnen.

(c) Daher kömmt es, daß manche Leute sich in den Claudian, Lucan, oder Martial so sehr verliebt haben, weil sie etwa in Schulen diese Poeten haben lesen müssen, und weil ihre ersten Lehrer ihnen dieselben so angepriesen haben. Auch im Deutschen geht es so. Wer in seinen jungen Jahren auf den Hofmannswaldau verfallen ist, da seine Einbildungskraft noch feurig und hitzig war, der drückt sich diese Art zu denken und zu schreiben, so fest ein, daß er sein lebenlang wie Hoffmannswaldau denket und schreibt. Was ich von diesem sage, das gilt auch von einigen Neuern, als Amthorn, Günthern, und ein paar noch lebenden Dichtern, theils von schwülstiger, theils von niedriger Schreibart. Wohl dem, der von Jugend auf, auf gute Muster verfallen ist; z. E. auf den Virgil, Horaz, Opitz, Canitz ꝛc.

(d) Auch dieses ist eine Lehre, die sich auf unsre Zeiten schicket. Viele bilden sich ein, sie schrieben so wohl im Lateinischen, als im Deutschen alsdann erst schön, wenn sie erst mit großer Mühe verstanden werden könnten; wenn man sie mehr als einmal lesen müßte, ehe man daraus klug werden könnte: und diese Dunkelheit zu erhalten, äffen sie den finstersten Mustern nach, die sie bey den Alten und Neuern nur finden können. Nun ist das gera-

der

de der Regel jenes Schulfuchſes gemäß, der ſeinen Schülern zurief: σκοτισον, σκοτισον! und wenn ihnen etwa eine Ausarbeitung recht finſter gerathen war, ſo hieß es; Euge! bene! ipſe non intelligo! Ein gutes Gedichte muß, auch bey der größten Deutlichkeit, die Eigenſchaft haben, daß man es mehr als einmal lieſt; weil es ſo ſchön iſt, daß man ſich nicht ſatt daran leſen kann. So ſind viele Stellen im Virgil, Ovid und Tibull beſchaffen: ſo ſind auch in Opitzen, Canitzen, Flemmingen, Neukirchen und Günthern unzählige ganz deutliche Stellen, die man zehr und mehrmale mit Luſt lieſt, ja auswendig lernt; ob man ſie gleich zum erſtenmale ſchon verſtanden hat. Wer das nicht beobachtet, und ſich nur bemüht, dunkel zu ſchreiben, um gemeinen Sachen dadurch einen Anſtrich zu geben, der verfällt ins froſtige und kalte, wie le Clerc im folgenden ſagt; und Boileau hat recht, wenn er ihm ſpöttiſch zuruft:

Et deja vous croyez, dans vos Rimes obſcures,
Aux Saumaiſes futurs preparer des Tortures.

(d) Auch dieſe Anmerkung iſt ſehr gegründet. Es geht den Liebhabern gewiſſer Scribenten, wie andern Verliebten. Sie halten auch die Fehler ihrer Schönen für ſchön. Schnarret oder liſpelt etwa die Geliebte eines Menſchen; ſo gefällt ihm auch dieſes an ihr: und er weis endlich nicht mehr, wie es doch möglich ſey, ein Frauenzimmer zu lieben, das nicht ſchnarret oder liſpelt. So habe ich einen Verehrer Virgils gekannt, der auch die halben und abgebrochenen Verſe deſſelben nachahmete; in Meynung, daß dieſes ſchön wäre: da es doch nur ein Zeichen iſt, daß Virgil ſein Werk nicht völlig ausarbeiten, und alle Lücken ausfüllen können, ehe er geſtorben. Mit den Deutſchen geht es auch ſo. Macht ein Poet, den man liebt, Schnitzer wider die Sprache, weil etwa die harte und raube Mundart ſeines Vaterlandes es ſo mit ſich bringt: ſo macht man es nach; nicht anders als ob es ſchön wäre, Schnitzer zu machen.

(e) Der Herr le Clerc thut wohl den heutigen Romanen ein wenig zu viel Ehre an. Was für ungereimte Erdichtungen ſtehen nicht in den Contes des Fées, in dem

Lau-

Tausend und eine Nacht, und andern ältern Ritterbüchern, z. E. dem Amadis und andern solchen Fabeln, die vormals in der größten Hochachtung gestanden. Das Wunderbare rührt allemal den gemeinen Haufen der Leser, so abgeschmackt und unmöglich es auch ist. Man weis, wie voll die gemeinen Fabeln von der Magellone, der Melusine, dem Ritter Siegfried, dem Ritter Pontus, den vier Haymonskindern, u. a. m. davon sind; und doch haben diese Dinge eine lange Weile unsern Pöbel überaus vergnüget. Der griechische und römische Pöbel war eben so beschaffen, als der unsre: doch herrschen freylich auch in diesem Wunderbaren die Moden. Vormals waren die heidnischen Götter der beste Stoff dazu; hernach wurdens die Zaubrer und Hexen, wie im Tasso; endlich die Engel und Teufel, wie im Milton: und wer weis, ob nicht noch die Silphen und Gnomen, die Nymphen und Salamander aus dem Comte de Gabalis Mode werden, wie Pope in seinem Lockenraube den Anfang dazu gemacht hat.

(f) Nichts ist in den Augen eines Vernünftigen lächerlicher, als dieses. Manche Critici haben sich in den Homer verliebt: nun ist alles wunderschön, was er macht, und sie werden böse, wenn man ihm den geringsten Fehler vorrückt. Ein anderer hat sich in den Lucan oder Statius verliebt, und da soll sichs niemand unterstehen, etwas an ihm auszusetzen. Eben so eine sehr abgöttische Hochachtung gegen den Milton fangen itzt einige Engländer an zu zeigen; ja man will uns gar in Deutschland dazu bereden. Die Franzosen sind doch in diesem Stücke noch gescheidter; indem sie noch keinen ihrer Poeten so vergöttert haben, ja wohl selbst ihre Fehler anmerken. Die vielen Beurtheilungen dieser Schriftsteller, und zwar über ihre besten Stücke, zeigen solches zur Gnüge.

(g) Der Verfasser sagt mit Fleiß, künstlich, wo es nöthig ist. Da nun die uneigentlichen Redensarten den größten Theil an der schönen Schreibart haben; so hat Aristoteles in seiner Poetik mit Recht gewarnet, die tropischen Redensarten nicht zu misbrauchen, sondern durch untermischte eigentliche und gewöhnliche Ausdrückungen

die

die Dunkelheit zu vermeiden. Er merket nämlich an, daß aus lauter zusammengehäuften Metaphören, darunter er auch die Metonymien, Synekdochen und übrigen Tropen versteht, nichts als Räthsel entstehen, die man zuweilen nicht ohne Mühe errathen kann. Eine andere Künsteley der Schreibart, entsteht aus den ungewöhnlichen Versetzungen der Wörter, oder neuen Wortfügungen. Allein auch hier kann man zuviel thun. Denn gewisse Versetzungen kann man auch nach der Art dieser oder jener Sprache noch wohl leiden: ja einige klingen in lebhaften, oder pathetischen Ausdrückungen noch munterer, als die alltäglichen; wie in der critischen Dichtkunst erwiesen worden. Wer aber alle gewöhnliche Regeln der Wortfügung überschreiten, und immer das hinterste zuförderst setzen wollte, der würde gewiß mit deutschen oder lateinischen Wörtern hottentottisch zu reden anfangen.

(h) Dieses leidet seine großen Ausnahmen. Was einem Menschen unmöglich ist, das kann ja einer höhern Kraft noch wohl möglich, und von derselben also in gewissen Fällen noch wohl glaublich seyn. Wir wissen ja, daß es einem Menschen unmöglich ist, auf einem Besenstiele durch die Luft zu reiten: gleichwohl ist dieses von den Hexen, durch Hülfe des Teufels, eine lange Zeit glaublich gewesen. Vieles, was ein Poet dichtet, soll auch nicht einmal schlechterdings glaublich werden. Wer wollte behaupten, daß Fenelon alles, was er in dem Telemach geschrieben, von seinen Lesern geglaubet haben wolle? Ja wir wissen es gewiß, daß Venus und Minerva, Cupido und das Reich der Todten, so wie er sie beschreibet, unmögliche Dinge sind. Gleichwohl haben sie unter gewissen Bedingungen, ihre Wahrscheinlichkeit. Selbst in der Schrift ist die Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählten, an sich unmöglich; und dennoch hat sie unter der Bedingung, daß die Bäume denken, reden und gehen können, ihre Wahrscheinlichkeit.

(i) Es ist wahr, daß man den alten Poeten in diesem Stücke viel zu gute gehalten; als man noch nicht wußte, daß

daß es angienge, alle Regeln der prosaischen Schreibrichtigkeit zu beobachten, und dennoch Verse zu machen. Die Sprachen waren auch im Anfange so wortreich noch nicht, daß man sie hätte so leicht ins Sylbenmaaß bringen können. Daher verzeihet Aristoteles dem Homer und den tragischen Dichtern der Griechen, ihre Ausdehnungen, Verlängerungen und Verkürzungen der Wörter. Wir selbst können dieses an unsern ersten guten Poeten, Opitzen, Flemmingen, Tscherningen, und Dachen wohl entschuldigen. Allein man muß daraus keine Regel für die Poeten aller Zeiten machen. Was sich Ennius, Plautus und Lucrez herausgenommen haben, das haben Virgil und Ovidius ihnen nicht nachgethan. Und bey uns wird es gleichfalls heute zu Tage auch dem besten nicht zu gute gehalten, wenn er Sprachschnitzer mit dem Zwange des Sylbenmaaßes entschuldigen will.

(k) Es kann leicht seyn, daß Virgil die Stellen, die so fehlerhaft sind, noch verbessert haben würde, wenn er Zeit gehabt hätte, seine Gedichte zu gehöriger Vollkommenheit zu bringen. In dem Ovidius und Tibullus, wird man dergleichen Flickerey nicht leicht zeigen können. Es ist aber allerdings eine Thorheit, wenn gewisse Leute, zumal Anfänger, großen Mustern nur durch die Nachahmung ihrer Fehler ähnlich werden wollen: so wie an dem Hofe Alexanders des Großen, alle Höflinge sich eine schiefe oder hohe Schulter machten, weil Alexander dergleichen hatte; oder wie man an gewissen Orten sich eine schnarrende Sprache angewöhnet, weil etwa der Landesherr schnarret. Mit vielen Worten wenig zu sagen, und viele Verse, von mattem Inhalte zu machen, ist so wenig eine Tugend; als mit dem Persius, alle Zeilen mit so abgebrochenen und verstümmelten Gedanken vollzustopfen, daß oft auch kein Oedipus errathen kann, was er damit hat haben wollen.

(l) Freylich bereden sich viele, sie wären Geister aus einer höhern Hierarchie, wie ein gewisser Engländer schreibt, wenn sie so reden und schreiben können, als kein anderer spricht oder schreibt. Wenn man aber ihre ver-

meynten hohen Reden ein wenig entblößet, so sagen sie nur gemeine Gedanken in seltsamen Redensarten. Ist das nun ein Merkmaal eines großen Geistes, so weis ich nicht, was denn Meteora Orationis sind, davon Herr Werenfels nachzulesen ist. Geister von höhern Kräften und Fähigkeiten, müßten hohe Wahrheiten, die noch kein Mensch gedacht oder gewußt hätte, mit gewöhnlichen und verständlichen Worten sagen können; so daß man erst etwas von ihnen lernete, und hernach ihre Einsicht bewundern müßte. Wo es aber umgekehrt geht, daß man sich nämlich erst den Kopf zerbrechen muß; was sie doch mit ihrem finstern Geschwätze haben wollen? hernach aber sieht, daß sie nichts neues, sondern längst bekanntes gemeines Zeug gesagt haben: so ärgert man sich mit Recht darüber, und urtheilt mit dem Horaz:

Hic dum *sublimes versus* ructatur & errat;
Si veluti merulis intentus decidit Auceps
In puteum foueamque; licet Succurrite! longum
Clamet; io ciues! non sit qui tollere curet.
— — — Sit ius, liceatque perire poetis;
Inuitum qui seruat, idem facit occidenti.

(m) Man würde vielleicht nicht zu viel sagen, wenn man diejenigen, die sich durchaus auf die Poesie legen, und ihre ganze Zeit mit Lesung der Poeten zubringen, für Leute ausgäbe, die noch mehrern Reizungen zu bösen Begierden ausgesetzt sind. Denn was für schlüpfrige Gedanken sind nicht bey alten und neuern Dichtern in großem Maaße anzutreffen? und wie reizend ist nicht dieses Gift in den schönsten Versen; zumal bey jungen Leuten, die sonst nicht mit vielen gründlichen Wahrheiten darwider bewaffnet sind? Daher ist es denn kein Wunder, daß ein Poet ex professo, oder der ein Handwerk aus der Poesie macht, bey vielen schon in den Credit gekommen, daß er ein unordentliches Leben führe. Ja viele bilden sich ein, es wäre kein sicherer Mittel ein großer Poet, z. E. wie Günther, zu werden, als wenn sie ein recht unordentliches wildes Leben führten.

(n) Man hat an gewissen Orten, vor einiger Zeit, einige alte Poeten von diesen Fratzen saubern wollen, und solche Ausgaben beserget, die der Jugend zum besten dienen sollten. Und solche Horatii oder Terentii christiani würden schon gut seyn, wenn nur die Jugend nicht irgend am Ende alle Zoten beysammen gedruckt fände, oder doch sonst begierig gemacht würde, auch andre Auflagen ihrer Poeten zu lesen. Es ist ein Wunder, daß noch niemand auf die Gedanken gekommen, auch einen christlichen Hofmannswaldau, Günther ꝛc. herauszugeben; so wie man im französischen die schmutzigen Verse des Rousseau von seinen übrigen Gedichten abgesondert, und in einen besondern Band gebracht hat. Doch dieses würde eben so viel helfen, als daß man Bessers Ruhestatt der Liebe bey der neuen Auflage zwar abgesondert, aber bey allen Exemplaren hinzugeleget hat. Nun kann man doch das saftigste aus dem Buche desto bequemer finden!

(o) Die römischen Kaiser, die nach Augusto herrscheten, fanden schon an der Aeneis des Virgilius ein solch Heldengedichte, welches Rom Ehre machen konnte. Dieses aber haben wir unstreitig der Freygebigkeit des Kaisers August zu verdanken, der an seinem Hofe den Poeten gewiß mehr gutes that, als wenn er sie etwa von allen Auflagen frey gemacht hätte. Alle Kaiser liebten auch weder die Gelehrsamkeit, noch die Poesie ins besondere; und haben also weder diesen, noch andern Gattungen der Gelehrten besondre Vorrechte gegeben. Es ist aber ein schlechter Schluß: Kein römischer Kaiser hat diese Wissenschaft oder Kunst begnadiget; folglich ist sie nichts werth gewesen. Man weis auch wohl, wie es mit den Begnadigungen großer Herren zugeht, da oft der Unwürdigste durch gewisse Mittelspersonen, oder andre Zufälle am glücklichsten ist. Chörilus und Chapelain, können aus der alten und neuen Zeit zu Mustern glücklicher Poeten dienen, die es am wenigsten verdienet haben.

p) Herr le Clerc stellet sich hier an, als ob er nicht wüßte, wie ein Versmacher von einem Poeten unterschieden ist. Die Regeln der Prosodie kann freylich ein

Sprachlehrer auch den Knaben wohl beybringen; allein zu einem Dichter gehört mehr. Nun ist es zwar gewiß, daß auch Aristoteles eine Dichtkunst schreiben können, ob er gleich selbst kein Poet gewesen: und so könnte auch wohl jemand als ein öffentlicher Lehrer der Poesie darüber lesen, ob er gleich niemals eine Zeile Verse gemachet hätte. Es ist aber doch ein anders, ob ein bloßer lateinischer Sprachmeister die Kunstgriffe der wahren Poesie und zwar der größten Gedichte, lehren könne? Die Erfahrung hat es leider bey uns bisher in Deutschland gewiesen, wie schön man auf Schulen die Regeln der theatralischen oder epischen Dichtkunst verstanden, oder vorgetragen hat: da auch wohl in unzähligen Anleitungen zur Poesie kein kluges Wort davon gestanden; ja auch auf den meisten Akademien in halben und ganzen Jahrhunderten nichts davon gelesen worden.

(q) Es ist wahr, Alexander muß wohl die Poetik seines Lehrmeisters nicht gelesen, oder schlecht verstanden, oder gänzlich vergessen gehabt haben, oder doch mit allem, was ihm zu Ehren gemacht worden, zufrieden gewesen seyn; da er dem Chörilus, einem elenden Poeten, sein Gedichte so reichlich belohnet hat: Und es fehlt nicht viel, daß er nicht alle große Herren mit ihren Hofpoeten, die nicht einmal einen Aristoteles zum Lehrmeister gehabt, in übeln Credit gebracht haben sollte. Allein zu allem Glücke ist es den damaligen Kunstrichtern und Kennern in Griechenland nicht verbothen worden, von diesem Dichter anders zu urtheilen, als Alexander. Diese Freyheit ist auch den Franzosen unter Ludewig dem XIV. geblieben, das Mädchen von Orleans, das einem alten Weibe ähnlich, zum Vorscheine kam, auszulachen. Unsre Deutschen haben sich bisher eben dieses natürlichen Rechtes bedienet, alles, was ihnen schlecht, kalt, hart, und mager vorgekommen, zu verachten, und zu verspotten: wenn es gleich vorher bey einigen Großen der Welt Beyfall gefunden. Und in der Absicht möchte der Vers wohl seine Abfälle leiden:

Principibus placuisse viris non vltima laus est.

(r) Es ist wunderbar, daß man den Poeten das abstreiten will, was man doch allen Künstlern von schlechterer Art einräumet! Wer leugnet es deswegen, daß eine Art von dem Grobschmiede zum hauen gemacht worden; weil sie umgekehrt, auch zum todtschlagen eines Ochsen gebraucht werden kann? Kann denn der Meister nicht beyde Absichten gehabt haben? Und ist die Vollkommenheit eines Werkes nicht desto größer, jemehr Regeln derselben darinn zugleich verbunden worden? Unsere Augen sind wohl gewiß zum sehen, und die Augenbraunen zum Schutze und Bollwerke dieses zarten Theiles erschaffen worden. Wer kann es aber leugnen, daß nicht beyde auch zugleich eine besondre Zierde des Antlitzes abgeben sollten? Ein Uhrwerk soll die Zeit abtheilen und anzeigen; das lehrt sein ganzer Bau. Was hinderts aber, daß der Urheber auch Ehre und Geld damit verdienen wollen? Eben so urtheile ich von den Heldengedichten. Ihre Einrichtung zielt auf eine Hauptwahrheit ab, wie der ganze Zusammenhang zeiget: Nun mag immer der Poet auch haben ergetzen, auch Ehre erwerben wollen. Dieß hebt jenes gar nicht auf.

(s) Homers Fabel ist desto lehrreicher, wenn sie neben der Hauptmoral auch noch Nebenlehren giebt. Ohne Zweifel können in allen Regierungsarten Fehler vorgehen; bey den Griechen, die Fehler der republicanischen, bey den Trojanern die Fehler der monarchischen. Hätte Homer die Trojaner, bey allen ihren Fehlern, als glücklich abgeschildert, so hätte er übel gethan. Allein die Trojaner werden bey ihren schlechten Anstalten eben so unglücklich als die Griechen bey ihrer Uneinigkeit. Der Poet bleibt also immer bey seiner guten Sittenlehre. Was schadet nun eine so gute Nebenwahrheit, die aus einer Nebenfabel fließt, dem Heldengedichte? Darf denn ein Obstgarten nicht auch auf gewissen Krautstücken Salate, Wurzeln und Kohl hervorbringen, oder in gewissen Canälen nicht auch Fische zeugen? Man kann des guten nicht zu viel haben, wenn es nur an den rechten Orten angebracht wird.

(t) Was den Ulysses betrifft, so irret sich Herr le Clerc darinn sehr, daß er glaubt, Homer hätte zu Ausführung seiner Sittenlehre einen Helden nehmen müssen, der durch seine Schuld abwesend bliebe. Es haben so wohl Aristoteles in seiner Poetik, als alle neue Kunstrichter bemerket, daß dieß eben das größte Meisterstück des Poeten sey, daß er seinen Helden wider seinen Willen abwesend seyn lassen, so daß er ihn noch allemal, als einen lobwürdigen Helden vorstellen können. Denn widrigenfalls hätte sich ja sein Gedichte in eine Satire verkehrt, welches sich zu einem ernsthaften Heldengedichte gar nicht schickt. Und was leidet doch die Sittenlehre dabey, daß Ulysses ohne seine Schuld abwesend ist? Sieht man nicht dem ungeachtet, aus der ganzen Fabel, daß es in seiner Abwesenheit übel zugeht?

(u) Ich antworte auch hier, wie oben: daß nämlich zwey, drey und mehr Sittenlehren gar wohl neben einander stehen können: so wie ein Uhrmacher, bey Verfertigung seiner Arbeit, einen Hauptendzweck, und etliche Nebenabsichten haben kann. Herr le Clerc selbst hat bey Abfassung dieser seiner Gedanken über die Poeten viel Absichten gehabt: 1) Seine critische Einsicht zu zeigen. 2) Die heutigen Poeten behutsamer zu machen. 3) Ehre zu erwerben. 4) Geld zu verdienen; und wer weis was er noch sonst zur Absicht gehabt hat?

(v) Daß Virgil in seiner Jugend ein Liebhaber der epikurischen Philosophie gewesen, das gestehet man gerne zu: Denn es erhellet theils aus seinen Eklogen, theils aus seinem Werke vom Feldbaue. Aber in der Aeneis, die er nach seinem 40sten Jahre geschrieben, wird man wohl keine Spur finden, daß er sie noch im männlichen Alter geliebet. Vielmehr ist er der stoischen zugethan gewesen, wie sattsam aus dem so oft eingemischten Verhängnisse und allen übrigen Götterfabeln erhellet; die sich mit dieser Art der Weltweisheit sehr wohl zusammen reimeten. Horaz war bald dieß, bald das, und hatte wohl gar kein festes Systema in seiner Philosophie. Ich glaube, seine Theorie sey stoisch, und seine Praxis epikurisch gewesen.

(w) Herr

(w) Herr le Clere stellt sich gewiß einfältig an, um nur den Poeten schwer zu fallen: Denn es ist unmöglich, daß er dieses nicht besser sollte eingesehen haben. Das Schrecken und Mitleiden in den Trauerspielen, soll nach dem Aristoteles, nicht alles Schrecken und Mitleiden aufheben, sondern nur reinigen. Wie geschieht nun das? Wer die großen Unglücksfälle vorstellen sieht, die Königen und Helden begegnet sind, der erschrickt, daß es auch solchen hohen Häuptern so übel geht, und daß es solche schreckliche Zufälle des menschlichen Lebens giebt, davon er in seinem Privatstande sich nichts hätte träumen lassen. Dieses macht ihn nun künftig gesetzter, wenn es ihm selbst nicht nach Wunsche geht. Er weis es nunmehr, daß kein Stand der Menschen von Kummer frey ist; und daß seine Zufälle, noch nichts gegen denen zu rechnen sind, die großen Herren begegnen. So ist ihr Schrecken gereiniget. Mit dem Mitleiden ist es eben so. Ueber dem so weis man ja aus der Erfahrung, daß man furchtsame Leute, die über alles erschrecken, nicht besser zurecht bringen kann, als wenn man sie oft durch allerley Kleinigkeiten erschreckt; denn dadurch werden sie der Sache so gewohnt, daß sie endlich nicht mehr so leicht erschrecken: wie ich selbst dergleichen Exempel gekannt habe.

(x) Es ist nicht die Frage, was sie am öftesten erlanget haben, sondern was sie im Sinne gehabt, zu erlangen. Ich könnte z. E. sagen, ein Arzt hätte weit öfter die Bezahlung für seine Mühe, als die Gesundheit der Kranken erlanget: folget aber daraus, daß er diese nicht hat befördern wollen? Es kann einem ja bisweilen eine Absicht aus vielen Ursachen mislingen. Herr le Clere hat auch zur Absicht gehabt, die alten Poeten um ihre Hochachtung zu bringen, die sie bisher bey uns gehabt. Allein ich glaube, daß er viel gewisser Geld damit verdienet, als alle seine Leser bekehret hat. Folget denn daraus, daß er diese Absicht nicht gehabt habe?

(y) Die Ergetzung ist den Absichten des Unterrichts und der Besserung gar nicht zuwider. Ein Comödienschreiber muß belustigen: allein eben dadurch befördert er seinen Zweck. Die ernsthafte und trockene Moral eines

Weltweisen würde die Leute gewiß nicht in den Schauplatz locken: Allein eine lustige Comödie thut es, und man giebt noch Geld dafür. Der Poet sieht sie als Kinder an, denen man den Arzneybecher mit Honig bestreichen muß. Er verspricht Lust; und leistet mehr als er verspricht. Er läßt sie lachen, um sie klüger und tugendhafter nach Hause zu schicken. Sie wissens nicht, daß sie was lernen: Aber gleichwohl geschiehts. Wenn aber nicht alle Dichter geschickt und geneigt sind, eine gute Sittenlehre mit ihrem Scherze zu verbinden: so ist es nicht die Schuld der Kunst, sondern der Stümper, die sie ausüben. Haben denn alle Weltweisen der Alten und neuern die redliche Absicht gehabt, ihre Schüler tugendhaft zu machen? Ist nicht der meisten Zweck, nur eine speculative Wissenschaft; oder eine eitle Ehre, wer die meisten Zuhörer an sich locken könnte, es möchte geschehen, durch was für Mittel es wollte; auch wohl der Eigennutz und die Gewinnsucht gewesen? Darum behält die Weltweisheit doch ihren Werth. Ueberhaupt aber ist es wahr, daß die Comödie und Dichtkunst überhaupt viel nützlicher im gemeinen Wesen seyn würde, wenn sie allezeit von wahren Weltweisen ausgeübt würde. Quintilian hat dieses von der Beredsamkeit auch gewünscht. Siehe meine Inauguralrede, darinn ich Poetas Philosophos Reipublicae vtilissimos vorgestellet habe.

(z) Wenn dieser Einwurf gegründet ist, so wollen wir getrost, alle Predigten abschaffen. Allein es hat keine Noth. Die Besserung der Zuhörer kann nicht allemal so merklich seyn. Was man aber von einer einzigen Comödie nicht wahrnimmt, das werden zwo derselben oder mehrere ausrichten; eben wie es mit den Predigten geht. Wenn nur ein Weltweiser zur Aufsicht über die Schaubühne gesetzt würde; so daß kein Stücke aufgeführet werden dörfte, welches nicht in dieser guten Absicht zu erbauen, verfertiget wäre: so würde man bald mehr gute Wirkungen davon sehen.

II.

Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaka, oder, der seinen Vater Ulysses suchende Telemach, aus dem französischen des Herrn von Fenelon, in deutsche Verse gebracht, und mit mythologisch-geographisch-historisch- und moralischen Anmerkungen erläutert, von Benjamin Neukirch, wirklichem Hofrathe zu Brandenburg-Onolzbach, des Durchl. Erbprinzen Ephoro, und Mitgliede der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften. Folio 3. Theile. Onolzbach, bey Johann Valentin Lüders. 1728.

Wir haben dieses Werkes in unsern Beyträgen nicht eher erwähnen wollen, bis wir versichert seyn könnten, daß die zween letzten Theile, auf welche man eine geraume Zeit vergeblich gehofft, wirklich nachkommen würden. Da dieses nunmehro geschehen ist; so ist es billig, daß wir, aus billiger Hochachtung gegen einen so großen Dichter unsers Vaterlandes, dieser Uebersetzung allhier einen Platz einräumen. Wir fangen bey dem ersten Theile an, zu welcher der selige Hofrath selbst die Vorrede gemacht hat. In selbiger führet er zuerst an, daß man dem Herrn Fenelon in diesem Heldengedichte einen Fehler vorgerücket, und ihm gewiesen habe, daß er sich in einer Hauptsache verstoßen, die er doch unfehlbar oft gelesen haben wird. Es ist nämlich eine Hauptregel daß der Poet seinen Helden niemals verlassen müsse.

Der Herr Fenelon aber läßt den Telemach von Salante scheiden, und hält sich inzwischen bey dem Mentor auf, der nicht allein Salante erbauen hilft, und allerley gute Anstalten machet; sondern sich auch vom Idomen die Begebenheiten des Protesilas und Philokles erzählen läßt. Diesen Fehler nun, da der Verfasser den Telemach fahren läßt, und sich zu andern Personen wendet, hätte er leichtlich vermeiden können, wenn er dem Telemach gefolgt wäre, und hernach, da selbiger aus dem Kriege zurück kam, alle diese Erzählungen nachgeholt hätte. Da hätte Telemach die neue und wohleingerichtete Stadt sehen, und die Reden des Idomens selbst anhören können. Herr Neukirch bekennt, daß er auch diesen Fehler mit leichter Mühe hätte verbessern können, wenn er etliche Bücher weiter hinaus geworfen, und bis auf des Telemachs Zurückkunft gesparet hätte. Allein der Herr Uebersetzer hat viel zu viel Ehrfurcht gegen den Herrn von Fenelon gehabt, als daß er an seiner Erfindung etwas hätte ändern sollen. Er beklagt sich auch, daß er dem Grundterte nicht allezeit genau habe folgen können. Indessen, da unter gebundner und ungebundner Rede ein großer Unterschied ist; so wird ihm dieses niemand übel nehmen. Auch hier und da sind einige Gedanken mit eingeflossen, die nicht im Originale stehen, doch aber allemal geschickt zur Sache sind.

Von der Eintheilung dieses Werkes in drey Theile, giebt der Herr Uebersetzer folgende Nachricht: daß, Telemach in dem ersten die Versuchungen und anklebenden Fehler der Jugend durchgehe; weswegen er auch demselben so viele moralische Anmerkungen beygefüget. Dieser Theil enthält sieben Bücher. In dem

dem andern führet er sich schon klüger auf, und tritt die Verrichtungen eines Helden an. Dieser Theil hat zehn Bücher; wobey nicht so viele Anmerkungen, die aber desto politischer sind, vorkommen. Im dritten Theile wird Telemach ein vollkommener Mann, und selbiger besteht wiederum aus sieben Büchern.

In den Reimen hat der Herr Uebersetzer so viel als möglich dahin gesehen, daß sie von einem jeden gelesen werden können. Ausgenommen im VII. Buche hat er einmal **stark** und **arg** gereimt, worüber sich der Herr Hofrath in der Vorrede also erkläret, daß er es deswegen stehen lassen, damit man sehen möchte, daß er seine Muttersprache nicht ganz vergessen. Allein er hätte dieser Höflichkeit nicht gebraucht: Denn man spricht in ganz Oberdeutschland in Schlesien und Preussen, das Wort **arg** so aus, daß es sich auf **stark** reimet.

Endlich erinnert Herr Neukirch noch, daß man mit seinen Gedichten sehr unfreundlich umzugehen anfienge. **Man nimmt sich die Freyheit**, schreibt er, **mit Anhängung einiger von meinen Gedichten, seine selbsteigene vortheilhaftiger anzuwerden. Es wird mich wohl niemand beschuldigen können, daß ich ihm in diesem Puncte jemals zunahe getreten; und zum wenigsten hätte ich mir es von meinen eigenen Landesleuten nicht träumen lassen. Man hätte mich doch wohl fragen können:** 1) **Ob es mein wahrhaftiges und angeführtes Concept sey?** 2) **Ob ich nichts daran zu verändern hätte?** 3) **Ob es mein Wille wäre, solche unzeitige Geburten drucken zu lassen! Ich hätte bey allem gar viel zu erinnern gehabt.**

Es

Es ist allerdings ein Misvergnügen für einen großen Dichter, wenn er sehen muß, daß eigennützige und unvorsichtige Leute, seine Purpurstreifen an ihre Lappen hängen, um dieselben der Welt nur erträglich zu machen: Oder wenn sie gar durch einige hier und da erhaschte Stücke, an denen der Urheber oftmals vieles verändert hätte, wenn er sie selbst in die Hände der Leute hätte überliefern wollen, zu einer wahren Kränkung seiner Ehre so unverschämt in die Welt drucken lassen. Glücklich aber ist dennoch derjenige Schriftsteller, welcher dergleichen Missethaten bey seinem Leben erfährt, und wie unser Herr Neukirch gethan, sein Misfallen darüber bezeugen kann. Allein wie schlecht sind die Verstorbenen daran, unter deren prächtige Meisterstücke ein unvorsichtiger Herausgeber und gewinnsüchtiger Verleger, oftmals solche Stümpeleyen der ersten Lehrjahre menget, daß bey übereilten oder unvorsichtigen Gemüthern, oftmals die ganze Ehre eines großen Mannes darüber Schaden leidet: weil sich eine boshafte Critik vielmehr an die Verachtung der Fehler, als an die Bewunderung des Guten, zu machen pflegt. Billig sollten sich alle vernünftige Critikverständige, der Ehre einer solchen verstorbenen Zierde ihres Vaterlandes annehmen, und dergleichen ungesäuberte Ausgaben mit dem ärgsten Hohne verfolgen und unterdrücken helfen. Endlich verspricht Herr Neukirch noch, daß er, um solchen neugierigen Unternehmungen den Weg zu verbeugen, seine, so wohl gedruckte als ungedruckte Sachen, so viele derselben er seines Namens würdig achten wird, in einem, oder in zweenen Bänden ans Licht stellen wolle: welches aber, leider! nicht geschehen ist.

Was

Was nun die Ueberſetzung ſelbſt betrifft; ſo müſſen wir, ungeachtet der Hochachtung, die wir gegen einen ſo groſſen Poeten unſeres Deutſchlandes hegen, die wir auch einigemahle in dieſen Beyträgen bezeugt haben, und noch ferner allemal bezeugen werden, dennoch geſtehen: daß man darinnen dasjenige poetiſche Feuer nicht antreffen wird, welches den erſteren Gedichten unſers Neukirchs eine ſo groſſe Schönheit giebt. Es iſt wahr, daß einige Stellen darinnen die Ehre ihres Verfaſſers gar wohl erhalten. Allein es ſind dagegen ſo viele matte Ausdrücke, langgedehnte Perioden, und ſolche Unrichtigkeiten im Sylbenmaße, zumal was die Namen der Perſonen betrifft: daß wir mit recht wünſchen können, daß Neukirch die Arbeit zwanzig Jahre eher angefangen haben möchte. Es gehet dem poetiſchen Feuer nicht anders wie den natürlichen Kräften eines Menſchen: ſie nehmen mit den Jahren ab, und ungeachtet ein wohlgewachſener, ſtarker und geſunder Leib, auch im Alter wohl einigen jüngern, aber dabey ungeſunden und ſchwächlichen Menſchen, an Stärke und Munterkeit, überlegen ſeyn kann: ſo ſind doch ſeine jetzigen Kräfte nicht mit ſeinen ehemaligen zu vergleichen. Eben ſo hat man gegenwärtiges Werk anzuſehen: es enthält die mattere Stärke eines ehemaligen groſſen Meiſters, deſſen Schönheit und Feuer zwar hie und da hervorblickt; ſich aber in der gleichförmigen Stärke und Lebhaftigkeit nicht mehr erhalten kann, womit vormals ganze Werke von Anfang bis zu Ende ausgeführet waren.

Wir wollen, mehr, um einen jungen Dichter behutſam zu machen, als aus Begierde dieſen groſſen Mann zu tadeln, einige anſtößige Stellen herſetzen, die

darum

darum noch nicht gut sind, weil sie in den Schriften eines so trefflichen Poeten gefunden werden. Im ersten Theile pag. 335. steht eine ziemlich matte Stelle, die in Günthers oder Pietschens Feder viel mehr Lebhaftigkeit würde erhalten haben.

Ein kluger Lesbier trat endlich auf, und sprach:
Es hängt wohl keiner mehr dem Ungelücke nach,
Als der sein Ungelück stets zitternd überleget,
Und alles was ihn trifft, mit Ungeduld erträget.
Das Ungelück kömmt nicht von sich und ungefähr,
Nein! sondern von uns selbst, und unsrer Meynung, her.
Nachdem man es betracht, nachdem ist es beschaffen.
Ein Thor befördert es.

Und in der Stelle, die im I. Th. auf der 337 S. steht:

Ach was ist ärmer wohl? was ist unglücklicher?
Er ist auch unglücks werth: Allein viel schmerzlicher ꝛc. ꝛc.

sind die beyden Reime einem hochdeutschen Ohre ganz unerträglich. Ob nun gleich der Hr. Hofrath in der Vorrede, das Reimwort **schmerzlicher** mit dem Worte **bitterer** oder **härterer** will verwechselt haben, um die Gleichheit der Endsylben zu vermeiden: so hätte doch das die Sache nicht besser gemacht; indem es allemal anstößig klingt, wenn der letzte Laut auf eine kurze Sylbe fällt, die der Poet lang haben will. Es giebt mehrere solche Reime in diesem Werke. Im I. Th. p. 23. steht eben der Fehler:

Mein Ursprung rühret nicht von deines gleichen her,
Ich bin von Götterblut. Kein Mensch, kein Sterblicher.

Und

Und auf der 30. S. ist gar ein Name des Reims wegen verstümmelt worden:

— — Allein nicht Nestors Haus
Das ich zu Pylos fand, noch selber Menelaus ꝛc. ꝛc.

Doch diese Verstümmlung der Namen kömmt mehrmals vor. z. E. pag. 98. steht:

Es war, was Linus einst, was Orpheus besessen ꝛc.

Und pag. 134.

Was Thermosiris mir von Thron und Purpur sagte ꝛc.

Und 411.

— — Sie trug dem Jupiter
Es endlich selber vor; allein viel schmerzlicher
Als dorten dem Neptun.

Und im 2. Theil pag. 3.

Mentor versetzte gleich.

Und 3. Zeilen tiefer:

Ihr seyd von Epirus nicht weit vorbey gestrichen,
Sie liegt auf gleicher See. Geschieht euch ein Verdruß;
So führt uns nur mit euch nach eurem Epirus.

Und pag. 19.

— — Narbal sah viel Gefahr
So lange Tyrus Fürst annoch am Leben war.

Doch genug davon. Diese Stellen kommen so häufig vor, daß man gar nicht fertig werden würde, wenn man

sie

ſie alle anmerken wollte. Sie kommen auch auf ſo vielen Stellen wieder in ihrer gehörigen Scanſion vor, daß man wohl ſieht: es habe nicht die Unwiſſenheit, ſondern der Zwang der Reime, den Ueberſetzer zu dieſer Unrichtigkeit verleitet.

Wir wollen uns vielmehr die Leſer auf eine andere Weiſe verbindlich machen. Wir wollen ihnen ein paar Stücke einer Ueberſetzung des Telemachs, von des ſeligen Hofrath Pietſchens Arbeit, vor Augen legen, und ſie gegen eben die Stellen Hrn. Neukirchs halten. Dieſer große preußiſche Dichter muß nämlich einmal auf den Einfall gekommen ſeyn, dieſes treffliche franzöſiſche Heldengedicht in Verſen zu überſetzen: die Ehre unſeres Deutſchlandes aber hat nicht ſo hoch ſteigen ſollen, als ſie geſtiegen wäre, wenn er ſelbigen ausgeführt hätte. Wir müſſen uns alſo nur mit zwey kleinen Stücken behelfen, daraus wir uns aber einen Begriff machen können, wie vortrefflich die Ausführung würde gerathen ſeyn. So lautet die neukirchiſche: auf der 142. S. im 1. Theile.

Er trotzte lange Zeit der Feinde große Menge;
Allein, nach vieler Müh gerieth er ins Gedränge,
Und endlich in den Tod. Ein Tyrer drückte los;
Und ſo, daß er den Pfeil ihm in das Herze ſchoß.
Ich ſah es, wie er ſtarb. Er fiel von ſeinem Wagen,
Und jeder ſuchte zwar ſich zu ihm durchzuſchlagen;
Jedoch, ein Cyprier, den Ruhm und Ehre trieb
Sprang zu, und ſonderte das Haupt, durch einen Hieb,
Ihm von der Schulter ab. Er hielt es bey den Haaren
Hoch auf, und rief zugleich: „Laßt Zorn und Rache fahren!

„Da

„Da habt ihr den Tyrann! „Mein tage werd ich nicht
Vergessen was ich sah. Sein sterbendes Gesicht,
Sein blutbespritzter Leib, sein Purpur auf der Erden,
Und die mit Grimm und Angst vermengte Rachgeberden,
Womit er gleichsam noch schien an den Feind zu gehn,
Die werden lebenslang mir vor den Augen stehn.
Und wo mich ja mein Land, soll einst als König ehren;
So wird dieß Trauerspiel mich, bis ins Alter lehren:
Daß den kein Fürstenhut und keine Krone ziert,
Der Land und Völker erbt, und die Vernunft, verliert.
O weh doch jedermann! von dem das Heil und Glücke
So vieler tausend hängt, und der, da er die Brücke
In ihrer Angst und Noth; da er, ihr treuer Hirt
Und Vater sollte seyn, ihr Wolf und Henker wird.

Und so lautet die pietschische auf der 299. S. der neuen Auflage:

Sein wohlgeschwungnes Schwerdt erhielt ihn lange Zeit,
Die Menge stutzte selbst vor seiner Tapferkeit;
Allein er mußte doch, den stärkern Waffenstreichen,
Und sein entbrannter Muth der größern Anzahl, weichen.
Er fiel, er starb vor mir. Es war sehr leicht gesiegt:
Ein abgeschnellter Spieß, der auf den König fliegt,
Trennt seine stolze Brust. Die matten Ehrentriebe
Erhitzte mehr sein Heer, als ihres Königs Liebe:
Sie brachen endlich durch und sahen die Gefahr,
Doch spät, doch als sein Herz schon halb gebrochen war;
Sie sahen ihn entstellt aus seinem Sitze schlagen,
Die Hengste schleppten noch den unregierten Wagen.

Doch als die Reuterey die Pferde nachgerückt;
Ward sein gestürzter Leib durch ihren Tritt zerdrückt.
Mich dünkt, ich sehe noch mit grimmvermischten Freuden
Ihm eines Cyprers Schwerdt den starren Hals durchschneiden.
Als durch der Schärfe Zug das Haupt gelöset war,
Wand er die rothe Faust in sein noch flatternd Haar;
Worauf er sich erhob, das Siegeszeichen hielte,
Und als der Jammerblick der Kämpfer Hitze kühlte,
Rief er: „Hört auf! hört auf! was reizt euch Grimm und Schwerdt?
„Ist des Tyrannen Aas wohl so viel Wunden werth!„
Ich will bis an den Schluß von meinen Lebenstagen,
Die schreckliche Gestalt stets im Gedächtniß tragen.

Er stehet noch vor mir, der Kenntlichkeit beraubt,
Die Augen, ausgelöscht, sein roth und blasses Haupt,
Der Hals, sein strudelnd Blut, das Rauch und Rache dämpfet,
Das gräßliche Gesicht, das mit Geberden kämpfet,
Der halbgeschloßne Mund scheint noch als wenn er spricht,
Und ihm der letzte Fluch aus offnen Lippen bricht:
Daß er ein freches Wort noch völlig wollte sagen,
Das ihm der Tod erstickt, als er ihn hingeschlagen.
Dieß Schreckenbild, so mir stets vor den Augen steht,
Lehrt mich, wenn mein Geschick mich auf den Thron erhöht:
Es sey kein Arm sonst werth, den Fürstenstab zu führen;
Er lasse sich denn selbst, erst mit Vernunft regieren.

Denn

Denn schränket diese nicht der Herrschaft Grenzen ein;
So läßt die gröſte Macht ihn doch nicht glücklich seyn.
Ach! welch ein Unglück muß doch nicht den Menschen drücken,
Den zwar der Himmel wählt, viel tausend zu beglücken:
Doch der nur darum herrscht, daß er sie elend macht,
Das Recht der Menschlichkeit, der Länder Quaal verlacht;
Und das zerfleischte Volk, das ihn doch Vater heißet,
Mit Tygerklauen würgt, und auf die Schlachtbank reißet.

Wir wollen auch die andere Stelle noch mit der Neukirchischen Ueberſetzung vergleichen. Sie ſtehet im Neukirch p. 163. und heißt ſo:

Pygmalion verzehret
Sich ſelbſt, durch ſeinen Geiz. Er hat, was er begehret;
Doch hat er nie genug. Er lebet ſich zur Laſt,
Iſt ſeines Landes Spott, und aller Welt verhaßt.
In Tyrus reich zu ſeyn, iſt ſchon ein groß Verbrechen.
Man darf vom Gelde nicht, auch nicht von Armuth, ſprechen.
Argwohn und Grauſamkeit hat ihn ſo gar umzirkt,
Daß, was ſich nur bewegt, auch ſchon den Tod verwirkt.
Denn alles was er ſieht, das iſt ihm auch beſchwerlich,
Die Reichen, ſind zu ſtolz, die Armen, zu gefährlich:
Noch gröſſre Miſſethat und gleichbeſchwerte Pein
Iſt es, in Tyrus jetzt recht tugendhaft zu ſeyn.
Ein Menſch, der Ehr und Gott und wahre Tugend liebet,
Scheint nur ein Thier zu ſeyn, das ſich an ihm betrübet.

Die Tugend ſtrafet ihn. Sie martert ſeinen Geiſt,
Und heißt ihn, was er ſich nicht gerne ſelber heißt.
Drum zürnet er mit ihr. Bey Nachte hat er Sorgen,
Früh ſchreckt ihn wieder ſchon der angerückte Morgen.
Er ſchläft, er ſchlummert nicht, flieht alles, was er kann;
Und ſieht für ſeinen Feind oft ſeinen Schatten an.
Die Götter plagen ihn mit ſo viel neuen Schätzen:
Da er doch nicht gelernt, wie er ſie ſicher ſetzen
Und einſt gebrauchen ſoll. Worinn er Freude ſucht
Iſt eben, was er auch zu gleicher Zeit verflucht.
Giebt er; ſo meynt er gleich, er werde Hungers ſterben:
Kriegt er; ſo quält er ſich, noch mehrers zu erwerben.
Kein Fremder ſiehet ihn. Er ſitzt betrübt, erblaßt,
Und wie ein Sterbender, recht mitten im Pallaſt.
Die Freunde, dörfen ſich kaum ſelber zu ihm wagen,
Für Angſt, ſie möchten ihn aus ſeinem Lager jagen.
Um ſein verwahrtes Haus ſteht immer Tag und Nacht
Ein Heer, das jedem Furcht mit Schwerdt und Spießen macht.
Er hat, wie man erzählt, bey mehr als dreyßig Kammern:
Die Thüren ſind von Stahl, an ieder, ſieben Klammern,
Und da verſchließt er ſich. Kein Menſch der weis den Ort
Wo er zu Bette geht. Er ändert immerfort
Und wechſelt Platz um Platz; aus Furcht, erwürgt zu werden.
Er weis nicht, was die Luſt, was der Gebrauch der Erden

Noch was die Freundschaft ist; und wenn man davon
spricht,
So lobt er beydes wohl; doch mag er keines nicht.
Sein Geiz läßt ihm nicht zu, nur an sich selbst zu denken,
Vielweniger die Zeit an einen Freund zu schenken.
Sein tiefes Auge brennt von einer wilden Glut,
Und schwärmet hin und her mit einer solchen Wuth
Daß man davor erschrickt. Wenn sich die Bäume
rühren
Springt er schon zitternd auf, und horchet an den
Thüren:
Und wenn man ihn nur sieht, so sieht man auch dabey
Aus seinen Runzeln, gleich der Sorgen Conterfey.
Er schweiget wohl, und seufzt, und bläst nur aus dem
Herzen
Zuweilen einen Hauch von seinen tiefen Schmerzen,
Und zwar verholens aus. Doch wer verständig ist,
Der kennet leicht den Wurm der sein Geblüte frißt.
Das kostbarste Getränk, die allerbesten Speisen,
Sind nicht geschickt genug, den Ekel abzuweisen.
Die Kinder, die sein Trost und Hoffen sollten seyn,
Erregen, ohne Schuld, ihm Angst und Todespein.
Er haßt, er fliehet sie. Kein Tag ist noch vergangen,
Den er nicht traurig schließt, und traurig angefangen.
Und daß sein wilder Grimm ihn nicht annoch verzehrt
Macht, daß er täglich ihn mit Bürgerblute nährt.
O großer Unverstand! durch so viel Grausamkeiten
Läßt sich ja wohl der Weg zum Tode leicht bereiten.
Vielleicht erscheint ein Knecht, dem gleicher Kummer
träumt,
Der dieses Ungeheur uns aus den Augen räumt.

Die Pietschische steht auf der 300. S. der n. A. u. lautet so.

Der Geldsucht heißer Durst, der ihn unendlich quält,
Macht daß er alles hat, und daß ihm alles fehlet,
Macht daß er elend ist. Er lebt sich selbst zur Last;
Je länger er regiert, je mehr wird er gehaßt.

In Tyrus, darf man nicht von reichen Bürgern sprechen;
So hört man auch zugleich: Ihr Gut, ist ihr Verbrechen!
Geiz, Argwohn und Verdacht, spannt ihn auf Foltern an
Er ist voll blöder Angst und dennoch ein Tyrann.
Die Armen fürchtet er, wenn er die Reichen plaget,
Indem ihn alles weckt, die Ruhe stört und naget;
Schläft er nicht Tag nicht Nacht; weil seine Furchtsamkeit,
Das falsche Schreckenbild, des eignen Schattens scheut.
Ihn tiefer in den Stand verwirrter Angst zu setzen,
Drückt ihn der Götter Zorn mit nie genoßnen Schätzen:
Doch eben was er sucht, um glücklicher zu seyn,
Macht daß er es nicht ist, und mehrt nur seine Pein.

Mit Sorgen, Schweiß und Fluch quält er sich zu gewinnen.
Wenn er was geben muß; so läßt er Thränen rinnen,
Und seufzt dem Gelde nach, das er verloren giebt:
Drum sitzt er ganz bestürzt, still, einsam und betrübt.
Das innerste Gemach verbirgt ihn vor dem Feinde:
Er fürchtet seine List, und seine Macht, die Freunde,

Von

Von denen keiner, sich mit ihm zu reden traut;
Weil allen vor der Wuth des leichten Argwohns, graut.
Es mag das bleße Schwerdt der fürchterlichen Wachen,
Den Pallast sicherer, den Eingang furchtbar machen:
Ihm träumt doch von Gefahr. Drum sperrt er sich allein
In seinem wüsten Schloß in dreyßig Zimmer ein;
Wobey sechs Riegel noch die schweren Thüren schließen,
Und niemand lässet er den Ort der Ruhstatt wissen.
Doch was! wer denkt an Schlaf! Der Wüthrich ruht keinmal;
Er liegt nur jede Nacht in einem andern Saal,
Bleibt zum Verdruß verdammt, und muß Vergnügen meiden:
Ja, was noch süßer ist, als alle fremde Freuden,
Die zarten Regungen, der Freundschaft festes Band,
Und die Vertraulichkeit, sind ihm ganz unbekannt.

Räth man ihm, seinen Geist durch Freude zu erhöhen;
So wegert sich die Lust dem Herzen einzugehen.
Die, wenn er sie gleich sucht, doch merklich vor ihm flieht,
Und sich der Mördergruft der finstern Brust entzieht.
Wie tobt auf Tyrus Thron ein herrschend Ungeheuer!
Sein hohles Auge, wirft ein grasses wildes Feuer,
Der Blick schweift hin und her, und forscht bey jedermann:
Ob er, zu seiner Quaal nicht etwas sehen kann?

Seht! wie sein Augenlied sich allezeit beweget.
Sein Ohr merkt ernstlich auf, wenn sich das mindste reget;
Denn alles rühret ihn, daß er gar leicht erblaßt,
Er weis, daß ihn sein Volk und jeder Fremder haßt.
Der Kummer zeichnet ihn mit Runzeln im Gesichte,
Ihm ekelt vor der Tracht der niedlichsten Gerichte.
Er holt, auch wann er schweigt, viel tiefe Seufzer aus:
Oft drückt er sie hinab, die Angst treibt sie herauf;
Und der verstellte Schein verbirgt nicht das Gewissen,
Das ihm durch manchen Biß Gedärm und Herz, zerrissen.

Dieß zeuget, weil sein Grimm fast allen schädlich scheint,
Aus seinen Kindern selbst ihm einen nahen Feind.
Und was, o Ungelück! ihm Hoffnung sollte geben,
Wird ihm ein Schreckensgrund und läßt sein Herze leben.

Er hat, so lang er lebt, kein sichres Augenblick;
Drum hält er seinen Mord mit Blut und Schwerdt zurück,
Und stützt die blinde Wuth mit neuen Grausamkeiten:
Doch eben dieses, wird ihm seinen Fall bereiten.
Denn, ein erboster Knecht, der ihm an Argwohn gleich,
Schickt seines Herren Geist ins schwarze Todtenreich,
Und eilet, Hof und Land, so beyde Rache! schreyen,
Von dieses Unthiers Furcht und Schrecken, zu befreyen.

Wir

Wir haben noch ein paar Worte von der Vorrede, die zu der Fortsetzung dieser telemachischen Uebersetzung gemacht worden ist, zu sagen. Es ist leider! dem Herren Neukirch wie vielen andern großen Leuten ergangen, deren Schriften das Unglück gehabt, in die Hände eines solchen halbweisen und kützlhärigen Herausgebers zu fallen, der durch sein unüberlegtes und tadelsüchtiges Geschmiere, auch die besten Gemüther gegen die Schriften des Verfassers, zu vergällen, fähig ist. Unser Held heißt Hr. Johann Christoph Hirsch, und mag es dem Schicksale verdanken, daß es einen großen Neukirch gegeben, der das vortreffliche Heldengedichte, den Telemach übersetzt hat, und daß selbiger, bald nach der Ausgabe des ersten Theils, hat sterben müssen: sonst würde die gelehrte Welt von dem Herren Hofrathe selbst eine viel bescheidenere und vernünftigere Vorrede erhalten; und dieser Herr Johann Christoph Hirsch, die beste Gelegenheit verlohren haben, uns seinen hochwerthen Namen zum erstenmale gedruckt vor Augen zu legen. Denn aus den aufgeblasenen Ausdrücken deren sich der Herr Hirsch in seiner Vorrede bedient, ist es leicht zu schließen, daß, wenn er sonst noch irgend etwas geschrieben hätte, er uns solches nicht verschwiegen haben würde: und wenn es auch nur ein Gesundheitsrein bey demjenigen Schmause gewesen wäre, den der sel. Neukirch bey Vollführung dieses Werkes gegeben, und wovon wir weiter unten reden werden.

Zuförderst nimmt es Herr Johann Christoph Hirsch (der geneigte Leser wird es nicht übel nehmen, daß wir seinen Namen etliche mal von Anfang bis zu Ende hersetzen; es ist um mehrerer Deutlichkeit willen sehr nö-

thig, daß man einen Menschen, dessen gesamte Werke nur noch erst in fünf und einer halben Seite in groß Quart bestehen, fleißig nenne, damit die gelehrte Welt wisse, mit was für einem neuhervorgeschossenen Kunstrichter sie zu thun habe) dieser Herr Johann Christoph Hirsch nun, nimmt es sehr übel, daß die Welt, nachdem sie eilf Jahre vergebens auf die Fortsetzung dieses Werkes gehofft, sich unterstanden hat, zu glauben, sie würde gar nicht nachkommen. Ist das nicht ein erschreckliches Unglück! Er giebt zwar die Ursachen dieser eilfjährigen Verzögerung an: Er sagt man hätte nicht, **für jede Zeile eine Ducate** geben wollen. Das glauben wir gar gerne! Es ist nur einem einzigen **Chörilus** so gut geworden, daß man ihm die Zeilen so theuer bezahlt hat; jetzund aber würden Opitz und Günther selbst auf dergleichen abgezählte Belohnungen vergeblich hoffen. Er hat noch eine Ursache: nämlich daß es gewiße Leute soll gegeben haben, die mit dieser neukirchischen Arbeit Ruhm zu erwerben gesucht hätten. Allein die rechten Umstände davon sind dem Herrn Hirsch, darum unbekannt; weil er sie nicht hat wissen wollen. Nunmehro sagt er, (und wo wirs nicht glauben; so nimmt ers übel,) daß nothwendig eilf Jahre dazu gehört haben, ehe man solcher Leute Wunsch und Willen erfüllen können. Wir wissen nicht mehr, redet er von den Ducaten, oder von den Umständen, die er nicht hat wissen mögen. Wir wollens auch so machen, und es nicht untersuchen, ob er selber weis, was er sagt?

Indessen ist doch wohlgemeldter Herr Johann Christoph Hirsch auf diese Beyträge noch viel erzürnter, da selbige **im 15 Theile, deutlich gelehrt**, wie er schreibt,

ſchreibt, daß von der neukirchiſchen Ueberſetzung nichts mehr vorhanden ſey, als was ſchon wirklich gedruckt wäre: Wobey er noch einen gewiſſen **ehrlichen Mann** verfechten will, deſſen Ehre auch ein ſo elender Vertheidiger vollkommen würde retten können; wenn wir und die ganze Welt ihm jemals die **Ehrlichkeit** abgeſprochen hätten. Was wir an gewiſſen Leuten mit Recht auszuſetzen finden, das kann mit der Ehrlichkeit gar wohl beſtehen: und wir ſchlafen deswegen ohne Sorgen, wenn es gleich den Herrn Hirſch und alle ſeine ehrlichen Mitbrüder verdreußt.

Nun ſagt der Herr Herausgeber: er verarge es keinem, ſonderlich **denen, die ſich bloß des Zuſammentragens behelfen müſſen**, (das ſind die Verfaſſer dieſer Beyträge) daß ſie oft ſolche Sachen in die Welt ausbreiten. Es kömmt uns glaublich vor, daß der Herr Hirſch, es für eine ſchlechte Sache anſieht, unter vielen verſchiedenen guten und böſen Dingen die rechte Wahl zu treffen; denn das beweiſt ſeine Vorrede. Hätte er, dieſe Kunſt nicht für ſo gar verächtlich angeſehen; ſo würden wir zu einem ſchönen Buche, nicht eine ſo erbärmliche Vorrede bekommen haben. Er will ausdrücklich von uns wiſſen, ob wir dieſe Nachricht von Anſpach aus bekommen haben? Wir antworten, ja! und zwar von eines Hofraths Sohne, der kurz darauf eine Würde erhalten, an welche Herr Hirſch vielleicht ſein Lebenlang nicht wird denken dörfen. Hätte der Herr Herausgeber uns hingegen ein Schreiben zugeſchickt, darinnen das Gegentheil enthalten geweſen wäre: ſo würden wir aus ſeiner plumpen Schreibart, die bey gewiſſen Leuten für ein Zeichen der Ehrlichkeit gilt, vielleicht geſchloſſen haben,

ben, daß er recht hätte. Da nun aber, wie Herr Hirsch weiter sagt, diese Fortsetzung, vom ersten bis zum letzten Buchstaben, von des seel. Neukirchs Hand geschrieben, im Anspachischen nicht so gar unbekannt gewesen, und einem jeden, der sie hat sehen wollen, gar leicht hat gezeigt werden können: So muß ja billig das gemeine Wesen wiederum mit dem Herausgeber zürnen, daß er solche nicht eher ans Licht gestellet; zumal er sich selber wundert, wie es doch zugegangen, daß sie nicht längst andern in ihre **druckbegierige Fäuste** gefallen. Wir hätten dem Herrn Hirsch diesen Possen gern gegönnt; und versichern ihn, daß, wofern ihm etwa seine Vorrede so viel Zeit gekostet hat; man sie ihm liebet gar geschenkt haben würde, wenn man nur das ganze Werk Neukirchs eher bekommen hätte.

Nun kömmt was lustiges! Der Herr Hirsch will einigen Zweiflern beweisen: Daß diese Fortsetzung wirklich von Neukirchs Arbeit sey. Dieses nun thut er, wie es einem Menschen, der zum erstenmale in die gelehrte Welt guckt, anständig ist, auf eine ganz unerhörte Art. Sein Beweis, ist ein Schmaus, den der sel. Herr Hofrath gegeben hat. Er vermuthet nämlich, daß seine christliche liebe Leser den Herrn Neukirch nicht für einen so wohlhabenden Mann ansehen werden, dem es auf eine Mahlzeit nicht angekommen wäre; und der wohl zum Schlusse eines jeden Buches einen Schmaus hätte geben können: sondern man soll ihm glauben, daß er allererst bey der Vollendung eines Werkes, wozu wohl zehn Jahre Zeit gehören, seine guten Freunde einmal zusammen kommen lassen. Das ist in der That ein Fund, dafür

für mancher Geizhals dem Herrn Herausgeber viel lieber einen Ducaten gäbe, als für jede Zeile unserer Uebersetzung. Er darf sich nur bey irgend einem Harpax melden: Derselbe wird sogleich die Uebersetzung der Universalchronik ins lateinische übernehmen, und alle seine Freunde, die er täglich beschmauset, bis zum Ende dieses großen Werkes vertrösten; für welches er unfehlbar des Herrn Erfinders Kupferbild wird stechen lassen. Der Herr Hirsch darf also nur glauben, daß sein Beweis so viel als nichts gelte; und daß wir, wenn uns nicht andere Umstände von dem, was er vorgiebt, überzeugten; wir und die ganze Welt seinen Schmausereyen und Bedrohungen nicht das mindeste glauben würden.

Endlich kömmt der Herausgeber auf die mit lateinischen Lettern gedruckten ausländischen Wörter dieses Werkes, und findet den Tadel, den dieser buntscheckigte Druck etwa nach sich ziehen möchte, sehr ungegründet. Er sagt, der Herr Uebersetzer habe einer jeden Sprache das ihrige lassen wollen: Wenn das ist; so müßten wir auch griechische, phönicische, ägyptische, ja ebräische und syrische Buchstaben in diesem Werke antreffen: wo nicht etwa der Herausgeber die Kunst erfindet, die Wörter Telemach, Idomen, Calypso, Protesilas, Philokles ꝛc. ꝛc. ingleichen Narbal, Sesostris, Metophis, Bochoris, Thermosiris, Thermutis, Astarbe, Hasael ꝛc. ꝛc. aus dem lateinischen herzuleiten. Ja man würde künftig kein einziges historisches Buch mehr schreiben können, darinnen man nicht alle mögliche Sprachen von der Welt, antreffen würde. Denn warum sollte die lateinische Sprache allein das Recht haben, daß man ihre und aller Sprachen Wörter

mit

mit ihren Buchstaben schreiben und drucken müßte? Und wo sieht mans doch, daß heute zu Tage die Welschen, Franzosen und Engländer, unsre deutschen Namen der Oerter und Personen mit deutschen Buchstaben schrieben? Indessen, da dem Herrn Hirsch, bey seinem bisherigen löblich geführten Copistenamte, vielleicht außer dem deutschlateinischen Canzleystyl keine andere Sprache vorgekommen seyn wird; so kann mann es ihm nicht übel nehmen, daß ihm dieser Einwurf nicht beygefallen seyn mag. Nur das wünschten wir, daß er doch vorher die Landkarte möchte ein wenig nachgeschlagen haben, ehe er es so ungescheut in die Welt geschrieben, daß Neukirch ein Schlesier gewesen; und noch dazu mit einem Troße, der einem ungezogenen und selbstgewachsenen Kunstrichter sehr wohl ansteht, hinzugesetzt: Neukirch habe sich daraus viel mehr Ehre gemacht, als wenn er in Meißen, oder Thüringen, (mehrere Oerter mag der Herr Hirsch von seiner Amme nicht haben nennen hören) gebohren wäre. Es liegt an der schlesischen Grenze ein großes Land, ein Königreich; (der Herr Hirsch wird wohl vielleicht einmal was davon gehört haben,) das heißt Pohlen; und in selbigem liegt ein Städtchen, Bojanova mit Namen, so der Geburtsort unsers Dichters ist. Folglich steht es weder in Neukirchs, noch in des Herausgebers Macht, dessen eingebohrne Leute, Schlesier zu nennen: außer, daß vielleicht jener, aus einer gewissen Neigung gegen dieses Land, und aus Erkenntlichkeit, weil er sich lange in Schlesien aufgehalten, und seine Wissenschaften darinnen erlernet hat, sich zuweilen den Namen eines Schlesiers mag gegeben haben; dieser letztere aber, so wie er in keinem

nem Stücke der Gelehrsamkeit, (das Abschreiben und Federnschneiden nehme ich aus) etwas gelernet hat, auch von der Geographie nichts gehört haben mag.

So viel mag für den Herrn Hirsch genug seyn, dem wir noch so viel anrathen wollen, daß, wofern ja noch einmal ein Buch in seine Hände fallen sollte, welches wir jedoch aus christlicher Liebe keinem einzigen wünschen wollen, er sich in seiner Vorrede zum mindsten nur bescheiden aufführen möge: weil seine Umstände es nicht mit sich gebracht haben, daß er gelehrt schreiben könnte; und als **ein ganz kleiner verächtlicher Handlanger** der Gelehrsamkeit, mit eben so vielem Respecte von andern Schriftstellern rede, als er begehrt, daß man gegen den seinigen haben soll.

Was nun noch den Druck dieses Buches betrifft; so muß man zwar gestehen, daß an schönem Papiere, wohlgemachten Kupfern und neuen Schriften nichts gespäret worden, und folglich dieser Telemach eins von den prächtigsten Büchern ist, die Deutschland aufzuweisen hat. Indessen würde der Druck viel schöner gelassen haben, wenn man etwas kleinere Lettern dazu genommen hätte; weil es doch einmal nicht den schwachen Augen alter Leute zu gut, sondern vielmehr für junge Leute, herausgegeben ist. Aus eben der Ursache wäre es auch viel rathsamer gewesen, den selbstständigen Wörtern ihre großen Buchstaben zu lassen, und nicht eine Mode nachzuäffen, die zwar von gewinnsüchtigen Verlegern, ihren Schriftstellern zum Schaden, erfunden worden; oder auch sonst bey großen, und enge zusammengedruckten Werken gebräuchlich ist, als z. E. in Bibeln, in großen Wörterbüchern, allgemeinen Registern, u. dergl. in einem

so

so prächtigen Werke aber, als dieses ist, bloß einen Uebelstand verursacht, und die jungen Leser in ihrer Rechtschreibung irre macht; als denen man es ohnedem nur mit großer Mühe beybringen kann, daß sie die großen Buchstaben an die gehörigen Wörter setzen lernen. Das Format hätte gleichfalls besser ausgesehen, wenn man es um ein paar, auch wohl mehr Zeilen länger gemacht hätte, so daß es mit den Kupfern, die durchgehends sehr schön sind, in gleiche Größe gekommen wäre: denn jetzo könnte es so wohl auf einer Quartseite, als hier auf der Folioseite stehn.

III.

Schreiben an den Herrn N. N. über die Comödie in Versen*.

Mein Herr,

Dieselben haben nunmehro ihre Meynung, daß eine Comödie in ungebundner Rede verfertigt seyn soll, in Ordnung gebracht, und einer Gesellschaft, deren Oberhaupt durch seinen Beyfall demjenigen, was sie behaupten, noch mehr Ansehen giebt, öffentlich zu erkennen gegeben. Ungeachtet man vermuthen kann, daß sie zu einem Urtheile, welches sie so lange mit sich herumgetragen und überleget haben, sehr wichtige Gründe gefunden haben müssen: so glaube ich doch, daß ich unrecht thun würde, wenn ich ohne das Gegentheil zu erweisen, nur sie allein widerlegen wollte. Denn theils ist die Sache der Comödie in Versen so schlimm nicht, daß sie sich nur die Beschuldigungen, die

*Siehe den 9. Artik. im XXIII. Stück dieser Beyträge.

die man ihr aufbürdet, abzulehnen, befriedigen müßte, und nicht ihren Vorzug vor dem proſaiſchen Luſtſpiele beweiſen könnte: Theils würde man allezeit zweifeln, ob ſie auch die rechten Gründe wider dieſelbe getroffen hätten, und die Comödie in Verſen würde dadurch nicht wider allen Angriff ſondern nur wider den ihrigen, und zwar bloß wider den, den ſie jetzo gewagt haben, bedecket ſeyn. Unterdeſſen kann ich mich nicht entbrechen, einen Einwurf zu heben, welcher ein ſo wichtiger Beweis zu ſeyn ſcheinet, daß er nicht allein von ihnen, ſondern von allen, die wider dieſelbe etwas einzuwenden haben, vorgebracht wird. Hernach werde ich zeigen, daß eine Comödie in Verſen einer proſaiſchen vorzuziehen iſt. Endlich da es zwo unterſchiedene Fragen ſind, ob eine Comödie in Verſen ſeyn ſolle, und ob wir Deutſchen eine geſchickte Art der Verſe dazu gebrauchen: So werde ich bemüht ſeyn, ſie zu überführen, daß unſere gereimten Verſe eben ſo bequem zu den Comödien ſind, als ſie ſich zu andern Arten der Gedichte ſchicken.

Das vornehmſte, was man wider die Comödie in Verſen vorzubringen hat, iſt dieſes, daß man ſagt: Daß Leute, welche doch das Anſehen haben ſollen, als ob ſie unbedacht redeten, dennoch in Verſen reden; ja daß es nicht allein unwahrſcheinlich, ſondern auch unmöglich ſey.

Alle diejenigen Künſte, welche ſich vorſetzen, die Natur nachzuahmen, erwählen ſich eine gewiſſe Materie, darinnen ſie dieſelbe nachahmen wollen. So ſetzet ſich zum Exempel ein Bildhauer vor, daß er in Steine oder Holze die Natur nachahmen will. Die Maler wählen ſich eine ebne Tafel, worauf ſie die

Dinge, die uns in die Augen fallen, in der Ordnung und auf die Art, wie wir sie sehen, vorstellen. Selbst unter diesen setzen sich einige vor, die Bilder mit eben den Farben darzustellen, darinnen man die Sachen selbst erblicket; andre begnügen sich nur Licht und Schatten zu bezeichnen. Und man kann darum nicht sagen, daß einer von ihnen unrecht handle. Die Musik und Poesie endlich sind bemüht, in harmonischen Tönen, jegliche auf ihre Art die Natur abzubilden. Niemand ist schuldig, was er nachahmet, in allen Dingen nachzuahmen, und dem Bilde alle mögliche Aehnlichkeiten mit dem Originale zu geben: Weil man solchergestalt von einem jeglichen Dinge, nur eine wahre Nachahmung haben könnte, und weil die Nachahmung alsdann nicht nur dem Vorbilde ähnlich, sondern ganz und gar einerley mit demselben seyn würde. Wollten sie behaupten, daß ein Bild alle Aehnlichkeit, die nur möglich ist, mit demjenigen, was es vorstellen soll, haben müßte: So würden sie es nicht dabey bewenden lassen können, daß sie die Verse aus der Comödie verbannten; sondern sie würden nur auf eben diese Art zugeben müssen, daß es sehr wahrscheinlich sey, daß Leute z. E. Mägde in der Comödie, welche gewiß keine Sprachlehrer gehabt haben, die Sprache so rein und so richtig redeten, als ob sie bey ihnen in die Schule gegangen wären: Da es doch gewiß ist, daß ein Poet die Personen ohne wichtige Ursachen, und wo dieser Umstand nicht nöthig ist, etwas, das er durchziehen will, lächerlich zu machen, nicht soll Schnitzer wider die Sprache begehen lassen. Doch sie könnten mir hier die Schweizer des Moliere entgegen setzen. Ich will ihnen also noch mehrere Dinge anfüh-

führen, welche in der Comödie unwahrscheinlich sind, und dem ungeachtet, von den Regeln derselben erfordert werden. Ist es nicht zum Exempel eben so unwahrscheinlich, daß eine einzige Handlung, ohne durch andere Handlungen, welche im gemeinen Leben so oft unsre Geschäffte unterbrechen, gestört zu werden, an einem einzigen Orte geschiehet; daß alle Personen zu eben der Zeit und nach eben den Worten, da wir sie haben wollen, auftreten, welches alles, wenn wir von der äußerlichen Möglichkeit reden wollen, ganz und gar unmöglich ist. Sie müssen mir also zugeben, daß man bey allen Nachahmungen der Natur bestimmen kann, auf welche Art und wie weit man sie nachahmen will. Und gesetzt daß ein Poet die Natur darinnen aus den Augen setzet, daß er die Leute, die er aufführet, in Versen reden läßt; so ist er dessentwegen nicht mehr zu tadeln, als man einem Maler, der sich vornimmt, eine Abbildung einer Sache mit Tusche zu machen, verwerfen kann, daß er ihr nicht diejenigen Farben giebt, die die Sache natürlicher Weise hat, oder als man einem Bildhauer zumuthen kann, daß er sein Bild, welches er sich vorsetzet, in Stein zu hauen, und weiß zu lassen, mit Farben anstreichen, oder ein Thier, das er abgebildet hat, mit Fellen überziehen soll, damit es Haare bekomme. Wenn ich hier weiter gehen will: So kann ich sagen, daß das Sylbenmaaß eigentlich diejenige Materie sey, worinnen ein Poet sich vornimmt, die Natur nachzuahmen und abzuschildern, und daß, ungeachtet der, so in ungebundner Rede die Natur auf diese Art nachahmet, wie sich die Poeten sie nachzuahmen angemaßet haben, viele Stücke mit einem Poeten gemein

hat, ihm dennoch der Name eines Poeten in eigentlichem Verstande nicht gehöre, weil ihm noch ein wesentliches Stücke der Poesie, nämlich der harmonische Klang des Sylbenmaaßes, fehlet. Aber um mich nicht in andre Streitigkeiten einzulassen, so ist es genug, daß ich erwiesen habe, daß es erlaubt sey, wenn man die Natur nachahmet, die Art und Materie zu bestimmen, wie man sie nachahmen will; und daß derjenige sie dessentwegen nicht übel nachahmet, der sie in einigen Stücken abzuschildern unterläßt. Also könnte es wenigstens der Comödie für keinen Fehler angerechnet werden, wenn sie in Versen ist, ob man gleich bey dem allen noch die Wahl hätte, ob man das Amt, uns durch Comödien zu vergnügen, der gebundenen oder ungebundnen Schreibart, auftragen wollte. Ungeachtet die Poesie seit langer Zeit im Besitze ist, und sich gleich anfangs die Comödien angemaßet hat: So getraue ich mich zu behaupten, daß, wenn man seit so langer Zeit nichts als prosaische Comödien gemacht hätte, man jetzo anfangen sollte, dieselbe in Versen zu machen. Aber da wir die Comödie aus Griechenland und Rom in Versen bekommen haben, so habe ich weiter nichts nöthig, als die Empfindung dieser Völker, welche in solchen Dingen, so zärtlich gewesen ist, zu rechtfertigen, und zu zeigen: Daß nicht der Eigensinn, sondern die Vernunft, oder das größere Vergnügen, welches man dabey empfunden, die Comödien der Poesie zugetheilet habe.

Da das Vergnügen, welches man aus der Nachahmung empfindet, der Endzweck ist, warum wir die Natur nachahmen, so verfehlt die Nachahmung ihres Zweckes, so bald dieses Vergnügen aufhöret. Alles

sinnli-

ſinnliche Vergnügen entſteht aus der Ordnung. Wenn alſo die Nachahmung vergnüget, ſo vergnüget ſie ebenfalls durch die Ordnung. Dinge, welche auch an ſich ſelbſt keine Aehnlichkeit der Verbindung haben, können dadurch Vergnügen erwecken, wenn ſie nachgeahmet werden. Und zwar entſtehet dieſes meinem Begriffe nach alſo. Die Nachahmung beſtehet in der Aehnlichkeit, die das Bild mit ſeinem Originale hat. Die Aehnlichkeit aber liegt darinnen, daß die Theile des einen eben die Proportion unter ſich haben, die unter den Theilen des andern zu befinden iſt. Ich glaube, daß ich die Freyheit haben werde, mit ihnen mathematiſch zu reden. Es ſeyn die Theile des Originals A, B, C, und damit wir die Ordnung, die aus der Aehnlichkeit des Originals und des Bildes entſtehet, nicht mit der Ordnung, die die Theile des einen unter einander ſelbſt haben können, vermiſchen mögen, ſo will ich ſetzen, daß die Theile des Originals A, B, C, keine ähnliche Verhältniß unter einander haben. Die Theile des Bildes ſollen D, E, F ſeyn, ſo daß der Theil des Bildes D, mit dem Theile des Bildes A, und E mit B correſpondiret. Das Bild wird alſo dem Originale ähnlich ſeyn, wenn D zu E ſich verhält, wie A zu B. und F zu C. Auf dieſe Weiſe werden A zu D, B zu E und C zu F ähnliche Verhältniſſe haben. Und ungeachtet die Theile des Originals gar keine ähnliche Verhältniß haben: So wird durch die bloße Nachahmung, indem ich das Bild und Original gegen einander halte, ſehr viele Aehnlichkeit der Verhältniſſe und durch dieſes Mittel ſehr viel Vergnügen, entſtehen. Sie werden aber ſehen, daß dieſes Vergnügen ſogleich wieder wegfällt, ſo bald man das Original aus den

Augen seßet, und das Bild ganz allein betrachtet, denn wenn A, B, C, keine ähnliche Verhältniß unter einander haben, so werden ebenfalls auch D, E, F, dieselbe nicht haben, wenn ich sie für sich und ohne Absehen auf die Theile des Vorbildes betrachte. Eben dieses wird geschehen, wenn zwischen den Theilen des Bildes nicht mehr ähnliche, sondern eben diese Verhältnisse sind. Wenn nämlich A = D. ingl. B = E und C = F ist. Denn auf diese Art wird das Bild nicht nur dem Originale ähnlich, sondern auch einerley mit demselben seyn, folglich werden unsere Gedanken dieselben mit einander verwechseln, und da sie durch nichts, welches in dem Bilde selbst ist, erinnert werden, daß sie nicht das Original sondern ein Bild desselben vor sich haben, so wird alles Vergnügen, welches aus der Nachahmung geschöpft wird, wegfallen. Wann sie zum Exempel in einen Wald geführet würden, der durch die Kunst einem Walde, den die Natur hervorgebracht hätte, so ähnlich gesetzt worden, daß man ihn gar nicht von einem natürlichen Walde unterscheiden könnte: So würden sie ganz und gar kein Vergnügen daraus empfinden, als das, was sie auch aus einem natürlichen Walde schöpfen könnten, weil sie ihn dafür ansehen würden. Wenn man ihnen endlich sagte, daß dieser Wald durch Kunst zuwegegebracht wäre: So würden sie sich zwar über die Geschicklichkeit dessen verwundern, der es gethan hätte: Aber sie würden bald den natürlichen Wald mit dem nachgeahmten wiederum verwechseln, und sie würden lange nicht das Vergnügen empfinden, das sie von einem andern Dinge hätten; wo die Kunst gleichsam hinter dieser Aehnlichkeit, die die nachgeahmte Sache mit der natürlichen

hat,

hat, hervor schimmert, und macht, daß sie das Original, welches nachgeahmet ist, beständig mit dem Bilde zusammenhalten, niemals aber verwechseln können. Es ist also eine beständige Regel in allen denenjenigen Dingen, welche man nachahmet, daß man sie niemals ihrem Muster so vollkommen ähnlich machen soll, daß sie sich durch nichts merkliches unterschieden. Und daß diese Regel in der Erfahrung gegründet ist, kann ich mit so vielen Exempeln beweisen, als es Künste giebt, die etwas nachzuahmen wissen. Nur eines und das andre anzuführen, so pfleget man eine Grotte so zu machen, daß sie den Hölen ähnlich sieht, worinnen wie einige gesagt haben, vor alten Zeiten sich die Menschen aufgehalten, ehe sie Häuser und Städte bauen gelernet. Würde man wohl mit so vielem Vergnügen eine an einem Hofe vorgestellte Bauerwirthschaft ansehen, wenn die Damen sich in grobe Leinwand verkleideten, und in dem äusserlichen Ansehen keinen Unterscheid zwischen sich, und wirklichen Bauersweibern übrig liessen. Alles Vergnügen, welches man bey dieser Vorstellung empfindet, entstehet daher, daß sie einer Bauerwirthschaft zwar ähnlich, aber schöner ist. So wenig darf sich ihre prosaische Comödie auf den Lobspruch einbilden, daß sie nicht nur natürlich, sondern die Natur selber sey. Was haben sie aber außer den Versen, an einer Comödie, das beständig mit derselben und mit allen Theilen derselben verknüpft wäre, und sie überall von einer wahrhaften Unterredung der Personen unterschiede, ohne die Aehnlichkeit derselben ganz und gar zu stören? Denn wenn sie sagen wollen, daß man ohnedem wisse, daß man eine Comödie und nicht eine wahrhafte Handlung ansehe;

so ist dieses ein Merkmaal, welches ausserhalb der Comödie ist, und welches wir, dem Verfasser zu danken haben, daß er es dazu zu schreiben pfleget; damit wir uns keine Gedanken machen mögen, und nicht etwan diejenigen Personen, welche uns vorgestellt werden, für die wirklichen Leute, die sie vorstellen, ansehen mögen. Wenn man statt der Scenen auf dem Schauplatze wirkliche Häuser auf denselben bauen wollte; so würde es lange nicht diese Vollkommenheit der Nachahmung seyn, welche man durch das bloße Gemählde der Scenen erhält: Und wo ich mich recht erinnere, so sagt der englische Zuschauer, da er von den Opernvögeln redet, unterschiednes, was zu dieser Sache gehöret.

Aber gesetzt, daß man etwas anders finden könnte, als die Verse, welches mit allen Theilen der Comödie verknüpft wäre, und überall in derselben die Nachahmung von dem Originale kenntlich machte: So wollte ich sagen, daß man wenigstens dazu nichts bessers finden könnte.

Oftmals wenn wir das Bild von dem Vorbilde unterscheiden wollen, so werden wir von der Aehnlichkeit etwas weglassen, wie ich oben der weißen Bildhauerarbeit Erwähnung gethan, und etwas von dem Original als z. E. hier die Figur absondern, und in das Bild bringen. Die Comödie aber weis vermittelst der Verse einen Unterscheid zwischen demjenigen, was sie abbildet, und der Abbildung zu machen, ohne etwas von der Nachahmung auszulassen. Sie ahmet die Handlungen der Menschen im gemeinen Leben in allen Stücken nach, und bey dieser Verstattung können Handlungen, Sitten, Worte, Kleidung, Geberden, und Stim-

Stimme völlig mit einer wahrhaften Handlung übereinstimmen; da indessen der einige harmonische Klang und die übereinstimmende Verhältniß der Sylben gegen einander, sie von einer wahrhaften Handlung unterscheidet. Denn das Sylbenmaaß verhindert gar nicht, weil es nur etwas zufälliges von den Worten ist, daß nicht die Worte mit den wahrscheinlichen Gedanken desjenigen, der sie vorbringet, die genauste Uebereinstimmung haben könnten: Und alle Worte in der Comödie können die gröste Wahrscheinlichkeit haben, indem die Wahrscheinlichkeit derselben nicht in ihrem Verhältnisse unter einander selbst, sondern in ihrer Uebereinstimmung mit den Gedanken, und in der Wahrscheinlichkeit der Dinge, die sie ausdrücken sollen, zu suchen ist. Die Comödie in Versen unterscheidet sich also von einer wahrhaften Handlung dadurch, daß sie mit der gröstten Aehnlichkeit, so sie mit denselben haben kann, noch eine neue Art der Ordnung, nämlich die Harmonie der Sylben, unter einander verbindet. Nun müssen sie mir einräumen, daß eine Sache desto vollkommer ist, ie mehr sie Vollkommenheiten, welche einander nicht widersprechen, mit einander verknüpfet. Da aber die Verse an sich selbst die Aehnlichkeit der nachgeahmten Handlung mit einer wahrhaften nicht hindern, und nichts von der Uebereinstimmung, die sie mit derselben hat, unterdrücken: So ist eine Comödie in Versen auch dessentwegen einer prosaischen vorzuziehen, weil sie nebst den übrigen Vollkommenheiten eine Vollkommenheit mehr besitzet, als diese. Alle Einfälle bekommen, wenn mit der natürlichen Artigkeit derselben noch die Harmonie des Sylbenmaaßes verknüpft ist, einen bessern Nach-

druck und eine viel empfindlichere Annehmlichkeit. Und sie vermehren nicht nur bey dem Zuschauer unser Vergnügen, sondern indem sie sich desto mehr, so wohl durch ihre Annehmlichkeit, als durch die Leichtigkeit sie zu behalten, in das Gedächtniß der Zuschauer einprägen: So dehnen sie uns das Vergnügen einer einzigen Vorstellung derselben, in viele Tage aus, und da sie noch oft in unserm Gedächtnisse reze werden; so bringen sie zugleich eben diese Empfindung, welche wir bey der Vorstellung des Schauspiels gehabt haben, wiederum hervor. Man findet, daß die Alten nichts lieber als Verse angeführet haben, insonderheit aber diejenigen, welche aus den Schauspielen genommen waren; und man hat eine nicht geringe Anzahl von Stellen aus Menanders Comödien, bloß aus den andern Schriftstellern, die ihn angeführet haben, zusammen lesen können. Aber dieses ist nicht die einzige Vollkommenheit, welche die Comödie in Versen mehr hat, als die prosaische.

Es gereichet zu unserm nicht geringen Vergnügen, wenn wir nebst der Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und Originale auch durch das Bild selbsten beständig auf die Kunst andrer geführet werden, die dasselbe verfertiget haben. Denn auf diese Weise verknüpfet sich mit dem Vergnügen welches uns die Sache selbst giebt, noch der Begriff der Vollkommenheit derjenigen Personen, welche uns dieses Vergnügen machen. Aber eben dieses thut eine Comödie in Versen weit besser, als eine prosaische. Der Verfertiger einer prosaischen Comödie scheinet uns nur ein Geschichtschreiber zu seyn, und wir werden zwischen den Scenen desselben und einer wahrhaften Unterredung einiger Personen kei-

keinen Unterscheid finden. Aber nur jede Zeile einer Comödie in Versen, wenn sie wohlgerathen ist, giebt uns nebst der Aehnlichkeit der Comödie mit einer wahrhaften Handlung, die Kunst des Poeten zu verstehen. Alle Worte in derselben haben eben die natürliche Verbindung unter einander, die sie auch ohne Sylbenmaaß haben würden: Und sie fließen aus dem Munde der Person die da redet ohne Zwang, so daß man glauben sollte, daß diese Leute natürlicher Weise nicht anders reden könnten. Unterdessen haben alle Sylben eine Harmonie unter einander. Und wenn uns die Worte an sich selbst verführen zu glauben, daß wir die Personen reden hören; so erinnert der Wohlklang der Worte unsre Ohren, daß es ein Werk der Kunst sey, und stellet uns auf einmal die wahrhafte Handlung, die Nachahmung derselben, und die Kunst dessen, der dieselbe gemacht hat, zu größerem Vergnügen vor. In der That, wenn ich auf die einzelnen Reden der Personen in der Comödie, und nicht auf die Einrichtung des ganzen Stückes sehe: So sollte ich meynen, wenn einmal das Gebäude, oder besser zu sagen das Gerippe einer Comödie zu Stande ist, daß es alsdann wenig Kunst erfordere eine Comödie ohne Verse zu machen. Personen von Characteren, die ich täglich vor Augen sehe, und reden höre, die gehörigen Worte in den Mund zu legen, erfordert so viel Nachsinnen nicht, und brauchet nicht viel mehr, wenn die Charactere einmal festgesetzt sind, als die Redensarten aus dem Gedächtnisse hinzuschreiben, wie man sie von dergleichen Leuten gehöret hat. In der That lehret uns die Erfahrung, daß die Comödianten selbst und zwar auch diejenigen, welche wenig Wissenschaft und Kenntniß besitzen, da-

zu geschickt sind. Wenn ihnen der Stoff zu der Comödie gegeben worden, und wenn sie wissen in welcher Ordnung die Auftritte auf einander folgen sollen: So werden sie bald Reden dazu zu erfinden wissen. Und bey denenjenigen Characteren, welche im gemeinen Leben vorkommen, haben wir uns, wie mich deucht, eben nicht zu beschweren, daß sie nicht die rechten Redensarten gebrauchten. Ja wie ich dafür halte, so finden sie die Reden oft natürlicher, als wir es der Ehrbarkeit wegen verlangten. Wenn man aber Worte wählen soll, welche sich in ein gewisses Sylbenmaaß schicken, ohne die natürliche Verbindung derselben zu ändern, oder sich im geringsten von der Natur derjenigen Person die man vorstellen will zu entfernen; so legt der Poet alsdann erstlich in ieglichem Worte seine Kunst und Geschicklichkeit an den Tag. Aber nächst der Kunst des Poeten geben auch die Stücke in Versen der Kunst des Comödianten, der sie vorstellet, ein viel größeres Licht. Ich will nicht läugnen, daß es eine Kunst sey auch prosaischen Worten den Ton zu geben, welchen ihnen eine Person von dieser oder jener Gemüthsart geben würde. Aber man wird mir auch hinwiederum zugestehen, daß es eine weit größere Kunst sey, dieses bey Versen zu thun. Da aber ein nicht geringer Bewegungsgrund ist, warum wir in die Comödie gehen, die Kunst zu sehen, womit sie vorgestellet wird, indem wir sonsten die Comödien auch zu Hause lesen können: So haben wir in der That auch dessentwegen Ursache, die Comödien in Versen zu lieben, weil sie einen so großen Unterscheid in der Vorstellungskunst machen, und einen mittelmäßigen und vortrefflichen Comödianten, so weit auseinander setzen.

Die-

Dieses wären diejenigen Beweise, durch welche ich aus den Begriffen von der Natur des Vergnügens und der Vollkommenheit überzeuget worden bin, und auch sie zu überzeugen nicht geringe Hoffnung habe: Daß eine Comödie in Versen nicht nur nichts widersprechendes, sondern auch einer prosaischen Comödie weit vorzuziehen sey. Hierzu will ich noch dieses fügen.

Dasjenige, was wir von der Natur unsers Vergnügens sagen können, haben wir aus der Erfahrung schließen müssen, indem wir acht gegeben haben, was uns eigentlich diese oder jene angenehme oder unangenehme Empfindung verursachet habe. Wir können also eben so sicher von der Schönheit einer Sache aus dem Vergnügen, daß sie den meisten Leuten, die entweder ihrem Verstande so zu sagen den Lauf gelassen, und ihn durch keine unnatürliche Art zu denken verkünstelt haben, oder denen, die ihn auf geziemende Weise verbessert, urtheilen, als wir sie aus den Regeln erkennen; zumal wenn noch dieses dazu kömmt, daß sich der Beyfall, den sich eine Sache erworben hat, bey verschiedenen wohlgesitteten Völkern durch lange Zeiten erhält. Wir beobachten aber, daß die Comödien gleich anfangs bey den Griechen in Versen gemachet worden, zu den Römern ebenfalls in Verse eingekleidet übergegangen, bey den Franzosen, da vorher die Unwissenheit der Comödianten, so lange der schlechte Zustand und das barbarische Alter der Comödien gedauret hatte, prosaische Comödien eingeführet, die Verse nach und nach wiederum in ihr altes Recht gesetzet worden, und wie Herr Voltaire in der Vorrede vor seinen Brutus versichert, selbst die Comödien des Moliere, welche er in ungebundner Rede gemacht hatte,

noch

noch nach seinem Tode in Verse gesetzt werden müssen. Bey den Italiänern ist es kein Wunder, wenn bey dem schlechten Zustande ihrer Comödie, wie sie meistentheils beschaffen ist, sich die Verse noch nicht ganz eingeführet haben. Denn da die Comödianten auf den Schauplatz treten ohne die Worte zu wissen, die sie sagen wollen, und da sie zu sagen pflegen, was ihnen in den Mund kömmt: So sieht man leicht, warum sie in ihren Comödien meistentheils keine Verse haben, ob sie ihnen gleich auch nicht ganz fehlen. Die Engelländer aber können hierinnen ebenfalls nichts gültiges bezeigen, weil ihre Comödien auch noch nicht in dem Stande sind, daß man sie eigentlich Comödien nennen könnte: Indem sie großentheils mehr eine Vermischung von vielen besondern Handlungen und eine Zusammenhängung von einer Anzahl Characteren sind, als ordentliche Comödien, in welchen man sich einen gewissen Endzweck vorsetzte. Also sieht man wohl, daß die Engelländer noch nicht Aufmerksamkeit genug auf die Comödie gehabt haben, sie zu verbessern und in Stand zu setzen, und also kann auch dieses ihrer Aufmerksamkeit leicht entwischt seyn.

Zwar sie, mein Herr, haben dieses zum voraus beantworten wollen, und um sich aus der Sache zu winden, sind sie auf den unerhörten Einfall gerathen, zu sagen: Man behaupte, daß eine Comödie dessentwegen in Versen seyn müsse, um dem Gedächtnisse der Comödianten zu Hülfe zu kommen. Würde aber wohl heut zu tage iemand, um dem Comödianten eine Mühe zu ersparen, welche ihm aufs höchste einen Tag mehr kosten kann, so viele Monathe länger arbeiten, als er sonst nöthig hätte: Und zwar etwas zu verfertigen, wo-

von

von er ihren Gedanken nach wüßte, daß es an sich selbst besser seyn würde, wenn er sich diese Mühe nicht gäbe? Hernachmals müssen die Comödianten vielleicht anderwärts eine andere Art des Gedächtnisses gehabt haben, als ein grosser Theil unserer Comödianten. Es ist nicht zu läugnen, daß der Reim unsere Verse weit leichter auswendig zu lernen macht, als die Verse der Alten waren. Unterdessen, wie viele Comödianten sind nicht, deren grösster Bewegungsgrund die Comödien in Versen nicht zu spielen, dieser ist: Weil sie selbige nicht lernen können. Endlich wissen sie, daß die ersten theatralischen Poeten ihre Comödien selbst vorgestellet haben, und zwar bey der ersten Einfalt der Stücke, da die Comödien beynahe nur als Reden müssen geschienen haben; und da es hernach schon eine große Verbesserung derselben hieß, daß zwo Personen mit einander redeten, so sagte meistentheils der Poet seine ganze Comödie selbst her. Wenn er sie also bloß dessentwegen in Versen machte, damit er sie auswendig lernen konnte: Warum ist es denn dem Demosthenes oder einem andern Redner, welche gleichfalls sehr vieles und ebenfalls aus dem Gedächtnisse herzusagen hatten, nicht auch in den Sinn gekommen, seine Rede in Versen zu machen, um sich eine Mühe im auswendig lernen zu ersparen; zumal wenn man, nach ihrer Meynung, die jambischen Verse nicht gehört hat, und es also dem Volke nichts verschlagen hätte, ob es eine Rede in Prosa oder in jambischen Versen gehört hätte.

Aber, werden sie sagen, man würde doch Unrecht thun, wenn man die Deutschen in diesen Dingen nicht auch für Leute rechnen wollte, deren Urtheile von einiger

ger Folge wären. Gleichwohl empfinden viele, theils große Leute, insonderheit welche sich in der Critik umgesehen haben, bey Vorstellung unserer Comödien in Versen dieses Vergnügen nicht, und befinden es viel natürlicher, wenn eine Comödie in ungebundner Rede aufgeführet wird. Was dieses anbelangt, so halte ich dafür, daß der meiste Theil dieser Personen nicht aus ihrer Empfindung, sondern aus unterschiedenen ziemlich scheinbaren Gründen, diese Meynung geschöpft haben, und daß es ihnen hernachmals bey Aufführung solcher Stücke ergangen ist, wie denjenigen, welche einen Lehrsatz den sie glauben, zu den Versuchen bringen, die man in der Natur zu machen pflegt. Denn gleichwie diese sich alsdann leicht überreden, daß sie in dem Versuche selbst, dasjenige wahrgenommen haben, was sie schon vorhin behaupteten: Also scheinen mir jene auch, da sie einmal wider die Verse in diesen Umständen eingenommen gewesen, nicht so wohl nach ihrer Empfindung, als nach der Regel die sie sich gemacht hatten, geurtheilet zu haben. Von ihnen selbst bin ich dieses größten Theils versichert, da sie mir gestanden haben, wie ich mich ganz wohl erinnere, daß sie wünschten, daß es wohlgethan seyn möchte, eine Comödie in Versen zu machen, weil sie Vergnügen daran empfänden, und nur fürchteten, daß dieses Vergnügen etwa von ihrer großen Liebe, die sie sonst zu den Versen hätten, herstammte. Bis diese Stunde kann ich alle Gründe, die sie wider die Comödie in Versen vorgebracht haben, für nichts anders, als für critische Gewissensscrupel ansehen, so lange sich diese Empfindung bey ihnen findet. Was mich betrifft, ohngeachtet ich mich eben nicht getraue, meine Empfindung der Empfin-

pfindung ſo großer Leute als ſie auf ihrer Seiten haben, entgegen zu ſetzen, ſo kann ich dieſes ſagen, daß ich die Ueberſetzung von des Herrn Voltaire verſchwenderiſchem Sohne aufführen geſehen, welches die einzige Comödie in Verſen iſt, die ich noch zur Zeit vorſtellen geſehen habe: ſo oft nun bey einer Zeile eine ſonderbar lebhafte Stellung oder ein Ton, welcher die Natur vor andern wohl ausdrückte, vorkam, wie denn dieſes nicht ſelten war; ſo habe ich gewiß noch einmal ſo viel Vergnügen empfunden, als wenn ich ein proſaiſches Stücke geſehen, das mit gleicher Stärke vorgeſtellet wurde.

Wir haben uns bisher noch nicht überwinden können, Verſe ohne Reime auf unſerm Schauplatze zu hören. Und ungeachtet diejenigen, die ſolche Verſe gewagt haben, von allen Deutſchen deſſentwegen Dank verdienen, daß ſie ſich alle Mühe gegeben haben, der deutſchen Dichtkunſt den Vortheil zu verſchaffen, den die Griechen und Römer vorzeiten gehabt haben; zumal, da ſie uns dadurch gelehrt haben, nicht ſo wohl auf das äußerliche der Verſe, als auf die wahrhafte Schönheit derſelben, welche in den Gedanken beſtehet, aufmerkſam zu ſeyn: ſo ſind doch bisher die Deutſchen ſo eigenſinnig geweſen, daß ſie lieber verlangt haben, daß die Poeten ſich nach der Gewohnheit ihrer Ohren richten ſollten, als daß ſie ihre Ohren hätten nach dieſer neuen Art von Verſen gewöhnen wollen. Wir haben alſo angefangen, die ſechsfüßigen Jamben mit Reimen in unſern Comödien zu brauchen. Und daß dieſe ſich nicht unrecht zur Comödie ſchicken, das iſt das letzte, was ich ihnen darzuthun verſprochen habe.

Erſtlich brauche ich ihnen nicht darauf zu antworten, daß ſie ſagen, daß es unwahrſcheinlich ſey, daß ein

Mensch auf des andern seine Reden reime; ja daß oftmals der eine erst dazu komme, wenn das Reimwort des vorhergehenden Verses schon gesagt ist, und dennoch auf einen Vers reimet, den er nicht gehört hat. Ich darf nur wiederholen was ich schon gesagt habe, daß man gar nicht nöthig hat, die Wahrscheinlichkeit in dem Klange der Verse zu suchen, als in der Materie, worinnen sich der Poet vorgesetzet hat, die Natur nachzuahmen. Die Wahrscheinlichkeit der Worte bestehet in ihrer Uebereinstimmung mit den Gedanken; nicht aber in der äußerlichen Verhältniß des Klanges der Worte gegen einander selbst.

Saget man aber, daß der Reim dadurch, daß er Worte von gewissem Klange erfordert, uns zwinget Worte vorzubringen, welche nicht alle Uebereinstimmung mit unsern Gedanken haben: so gestehe ichs, daß die Sache einen großen Schein hat. Er schreibet mir die Buchstaben vor, die das Wort, das an diese Stelle kömmt, haben soll. Wie kann ich aber allezeit Worte finden, die die verlangten Buchstaben, und hiernächst auch den verlangten Begriff haben. Wenn dieses wahr ist: so ist es ein Fehler von unsrer ganzen deutschen Poesie, nicht aber von der comischen allein. Unterdessen wenn ich gleich zugeben wollte, daß unsre Poesie darinnen einen Hauptfehler hätte, daß sie uns zwänge, Worte zu sagen, und alsdann erst einen Verstand dazu zu suchen: so steht mir die Erfahrung und das Exempel so vieler großen Leute, welche in unsrer Sprache gedichtet haben, im Wege. Ich will nicht hoffen, daß sie sagen werden: daß diese Leute durch den Reim gezwungen worden wären, zu sagen, was sie nicht gedacht hätten. Und der gute Zusammenhang ihrer

Ge-

Gedanken, zeiget, daß wir dem Reime zuviel Unrecht anthun. Der Reim hat bey unsrer heutigen Poesie den Vortheil, daß er die Art unsrer Verse etwas schwer macht, welches, bey der großen Leichtigkeit unsers Sylbenmaaßes an sich selbst, mir deßentwegen etwas sehr gutes scheint, weil er auf diese Art uns gleichsam von sich selbst Anlaß giebt; daß wir bey iedem Verse eine Zeitlang stehen bleiben müssen, und unsern Ausdruck bey dieser Gelegenheit desto besser aussuchen, und die Worte deren wir uns bedienen, wohl überlegen. Hierdurch werden unsre Gedanken ausgepußter und unser Ausdruck, wo es erfordert wird, zierlicher und lebhafter. Wenn wir aber dem ungeachtet die Reime für ein Ueberbleibsel der Barden ansehen wollen: so sollte ich fast meynen, daß es gleich im Anfange bey der Einrichtung unserer Poesie versehen wäre, und daß uns bey dieser Art des Abschnittes in den sechsfüßigen Jamben allezeit der Reim unentbehrlich seyn würde. So bald wir die Reime von demselben weglassen, so scheinen wir ieglichen Reim wiederum in zweene kleine Verse abzutheilen. Der Abschnitt hat so dann nichts wodurch er sich von dem Ende des Verses unterscheidet, und indem ein Theil des Verses eben so viel Füsse hat, als der andre Theil, so scheint es mir allezeit, als ob ich lauter dreyfüßige Jamben hörte. Wollte man gleich, dieses zu vermeiden, an alle Verse weibliche Endungen machen: so ist es uns so gar in gereimten Versen unerträglich, lauter weibliche Endungen zu hören. Ja wir können deren nicht einmal zwo bey einander wohl vertragen, die sich nicht auf einander reimen. So wohl die Italiäner als Engelländer haben zu ihren reimlosen Versen fünffüßige Jamben gebraucht, und

zwar jene mit lauter weiblichen, diese mit lauter männlichen Endungen: aber zu diesen sind unsre Ohren jetzo zu zärtlich, zu jenen aber ist unsere Aussprache nicht fließend genug. Ja dieses ist eine Art von Versen, in welcher es scheint; als ob wir nicht einmal ein langes Gedichte darinnen vertragen könnten. Ein gelehrter Professor hiesiger Akademie stehet in den Gedanken, daß es besser gewesen wäre, wenn diejenigen, die unsere Verse am ersten in Stand gebracht, den Abschnitt derselben mitten in dem dritten Fusse, nach Art der Griechen und Lateiner, gelegt hätten. Daß die Lateiner, so wohl als die Griechen einen Abschnitt in ihren jambischen Versen, auch in der Comödie gehabt, das ist nicht zu läugnen: Wiewohl man bey den lateinischen Comödienschreibern, insonderheit bey dem Plautus, da die Römer die Zärtlichkeit der Ohren noch nicht hatten, wie hernachmals zu den Zeiten Augusts, ihn nicht so genau, als bey den Griechen beobachtet findet. Gleich den ersten Vers aus dem Plautus anzuführen:

Vt vos in vostris | voltis mercimoniis

So glaube ich, daß der Abschnitt hier ziemlich in die Augen fällt. Wie aber die Lateiner sich bey ihren heroischen Versen die Freyheit genommen haben, den Abschnitt in den vierten Fuß zu legen: So habe es Plautus auch oft in den jambischen gethan. In dem Aristophanes findet man den Abschnitt der Jamben sehr genau:

ὡς ἀργαλέον πρᾶγμ' | ἔστιν ἡ γῆ καὶ θεοί.

Und bis auf den zwölften Vers des Plautus werden sie nicht einen einzigen finden, welcher nur den Abschnitt

in

in dem vierten Fusse hätte. Ich will ihnen eine Probe im Deutschen geben, wie dieser gelehrte Mann wollte, daß man den Abschnitt hätte legen sollen: Wiewohl ich nicht weis, auf welcher Meynung er wegen der Reime ist. Wenn ich zum Exempel den Anfang des Plutus also übersetzte:

Ihr lieben Götter! haben wir nicht tausend Noth
Wenn unsre Herren unverständge Narren sind.
Denn giebt man ihnen tausendmal den besten Rath;
Wenn sie sich einmal anders was in Kopf gesetzt:
So büßt der Diener seines Herren Thorheit mit.

Wenn ich meinen Ohren trauen darf, so würde auf diese Art wenigstens der Klang der reimlosen Verse dadurch gelinder gemacht werden, daß der Vers mehr Veränderung bekäme. Die Endungen würden in dem Abschnitte allezeit weiblich und am Ende allezeit männlich seyn. Der hinterste Theil des Verses aber bekäme einen ganz andern Klang, als der förderste. Endlich würden wir unsern Jamben eine Menge Bindewörter wiedergeben, welche wir bisher entweder ganz aus denselben lassen müssen, oder nur mit dem größten Zwange hinein bringen können. Unterdessen zweifle ich, ob unsre Ohren, die sich einmal zu den Reimen gewöhnt haben, nunmehro anders gewöhnt werden können.

Ich sehe ganz wohl, daß ich mich ein wenig bey dieser Gelegenheit von meinem Endzwecke entfernet habe: unterdessen, da diese Dinge mit demjenigen, wovon ich handelte, eine sehr genaue Verknüpfung haben, so werden sie mir diese Ausschweifung verzeihen. Und ich will nunmehro wiederum zu meinem Zwecke kommen.

Wenn es die Frage ist, was man für eine Art von Sylbenmaaße in Comödien, oder überhaupt in theatralischen Stücken brauchen soll: so gebe ichs zu, daß man nicht ein solches wählen solle, das entweder den Ton wider unsern Willen pathetisch macht, oder das durch einen allzuharmonischen und fast singenden Klang verhindert, die Worte auf eine so nachläßige Art zu sagen, als es die Aehnlichkeit der Reden in der Comödie, mit den Reden im gemeinen Leben erfordert. Dieses ist es meines Erachtens, was man damit meynet, wenn man saget, daß das Sylbenmaaß der Comödie etwas, das der Prose gleich ist, haben wollte; und warum Aristoteles sagt, daß man dessentwegen zu den Comödien und Tragödien jambische Verse erwählet; weil sie uns zuweilen, und öfter, als andre Verse, ohne daß wir daran gedacht haben, zu entfahren pflegen. Dieses ist nämlich ein ziemlich sichres Kennzeichen, daß dergleichen Verse sich sehr wohl mit einer nachläßigen Aussprache vertragen, weil wir im gemeinen Leben nicht, daß ich so sage, zu declamiren pflegen, und solchen Versen also etwas declamatorisches nicht eigen ist. Von den griechischen und lateinischen Versen der Comödie haben sie solches zugestanden, und ich habe zu erweisen, daß es von unsern Deutschen gereimten Jamben nicht weniger gesagt werden könne. Uebrigens haben sie sich etwas darauf zu gute gethan, einen lateinischen Vers mit sechs Elisionen anzuführen, um dadurch darzuthun, daß es unmöglich sey, daß man die Verse in den Comödien der Lateiner gehört haben könne. Wenn Grillenfänger, und nicht der Wohlklang, den Leuten die Gesetze des Sylbenmaaßes eingegeben hätte, so wollte ich ihnen glauben, daß

es

es einmal eine Zeit gegeben hätte, da man Verſe gemacht hätte, die keine Verſe wären. Einen ſo leeren Einfall aber können wir keinem Volke zuſchreiben. Die Eliſionen, die ſie anführen, beweiſen es auch gar nicht. Es iſt unmöglich, ſagen ſie, daß alle dieſe Sylben haben verbiſſen werden können, wenn man hat verſtehen ſollen, was in denſelben geſagt iſt: Sind ſie aber nicht verbiſſen worden; ſo hat man nicht gehört, daß es ein Vers iſt. Ich frage ſie, ob ſie den Italiänern Verſe zugeſtehen, und zwar ſolche, von denen man hört, daß es Verſe ſind? Ich will nicht hoffen, daß ſie einer Nation, die ihres zärtlichen Gehörs wegen im Ruf iſt, dieſes abſprechen werden. Dem ungeachtet pflegen dieſe in Verſen, welche nicht etwa dazu gemacht ſind, daß man ſie nicht hören ſoll; ſondern worinnen ſie die Freyheit haben, den Wohlklang auf das höchſte zu treiben, ſich gar kein Bedenken zu machen, in einem ieglichen Verſe ſehr oft, nicht nur eben die ſelbſtlautenden Buchſtaben zu elidiren, die die Lateiner verſchlungen haben: ſondern ſie ziehen auch ſo gar, welches die Lateiner nicht gethan haben, ſo viel ſelbſtlautende Buchſtaben als neben einander zu ſtehen kommen in eine Sylbe; wenn auch gleich ein Wort, welches aus einem Buchſtaben, beſteht, mit der letzten Sylbe des vorhergehenden, und der erſten des folgenden Wortes, in eins gezogen werden, und alſo drey Sylben nur eine ausmachen. Ich will ihnen aus Sonetten, einer Art von Gedichten, welche gewiß keine Verſe erfordert, die man nach ihrer Regel nicht hören ſollte, ein Exempel anführen, welches fünffüßige Jamben ſind:

Che ſe in fiumi converſo alte, arenoſe
Corna inalea e ſuperbo urta e minaccia

Muratori nella Poeſia perfetta nello Lib. IV. p. 226.

hier haben sie in dem ersten Verse drey und in dem andern vier Elisionen. Denn ich habe mir die Mühe nicht geben wollen, sie anders zu suchen, als sie mir in die Augen fallen. Und wenn sie mir zugeben müssen, daß vier Elisionen einen Vers von fünf Füssen noch nicht unkenntlich machen,

Gli orecchi ho in Cielo e gli occhi in paradiso.

Muratori p. 390.

so werden auch deren sechs einen Vers von sechs Füssen nicht zu einem Verse machen, der kein Vers ist. Desgleichen, wenn sie ein Exempel haben wollen, da drey Sylben in eine kommen

Quanto é il suo Bello in te piu bello e vivo. *p. 237.*

Wenn sie das Exempel haben.

Piangi o Rosa e tu sospiri
O Giacinto! Ahi duolo Ahi morte. *p. 452.*

Sollte es ihnen wohl sogleich in die Ohren fallen, daß der andere Vers ein vierfüßiger trochäischer Vers wäre. Sie sehen also, daß es Verse giebt, welche diejenigen zwar vielleicht nicht hören, die die rechte Aussprache nicht haben; diejenigen aber, die in der Sprache gebohren sind, ganz wohl als Verse hören können. Denn die Italiener, so viel ich aus ihrem Singen gehöret habe, verbeißen diese Sylben deswegen nicht. Ich gestehe, daß das jambische Sylbenmaaß der Lateiner, wie es in den Comödien gebraucht wurde, weniger Harmonie hatte, als das heroische, wie es in den Heldengedichten gebraucht wurde: Wiewohl nicht so wohl das jambische Sylbenmaaß selbst, als die Freyheit, die man sich hierinnen herausnahm, die Ursache davon war. Horaz hat es in den Oden gebraucht, welches er nicht gethan haben würde, wenn man in

den

den Jamben eigentlich den Vers nicht gehöret hätte. Unterdeſſen darf man nur ein wenig des alten Sylbenmaaßes gewohnt ſeyn, um auch in den Comödien, ſo wohl in den lateiniſchen, als beſonders in den griechiſchen, den Wohlklang der Verſe zu hören. Aber wenn dieſe Verſe vielweniger Harmonie hatten, als die heroiſchen Verſe; ſo folgt daraus nicht, daß unſere Verſe harmoniſcher ſind als dieſelben: wenn wir auch nicht Poeten aus ältern Zeiten, ehe unſere jetzige Sorgfalt die Verſe ſo fließend gemacht hat, ſondern unſere Verſe ſelbſt dem Terenz entgegen ſetzen wollen. Wir treffen in unſern Schriften gewiß öfter jambiſche Verſe an, die wir wider unſern Willen gemacht haben, als die Lateiner in den ihrigen. Und man darf nur ein wenig nachläßig ſeyn, ſie zu vermeiden, ſo werden unſre Schriften von ſolchen Verſen voll ſeyn. Wenn unſere jambiſchen Verſe in den hohen Gedichten einen Ton bekommen, der gleichſam von ſich ſelbſt eine Stimme erhebt und pathetiſch macht: So iſt es, nachdem der Abſchnitt merklich iſt, nachdem die Worte mit Beywörtern verſehen worden, und nachdem die Perioden in demſelben fallen. Und wir ſind überhaupt das Pathetiſche in unſern Verſen, nicht dem Sylbenmaaße, ſondern den Worten und dem Tone, die wir denſelben geben, ſchuldig. Die Reime aber können ganz und gar nichts dazu beytragen, daß der Comödiant den Ton anders leget, als er ihn geleget haben würde, wenn er etwas proſaiſches herſaget. Wenn der Comödiant ungeſchickt iſt, und die Verſe ſingt: ſo iſt es weder dem Reime noch dem Sylbenmaaße zuzuſchreiben, ſondern entweder einer üblen Gewohnheit; oder weil er den Verſen mehr Wohlklang zu ge-

ben glaubt. Ueberhaupt wird man finden, daß es schwer ist, für Leute, die sich entweder nicht dazu gewöhnt oder verwöhnt haben, sie mögen etwas in Versen, oder in ungebundner Schreibart hersagen sollen, das sie auswendig gelernet haben oder lesen, als in dem natürlichen Tone zu thun. So wenig aber die Prosa Ursache ist, daß sie von vielen Rednern unnatürlich hergesagt wird, so wenig ist es auch der Vers. Wenn zweene gereimte Verse hergesagt werden können, ohne daß jeglicher für sich den Comödianten zwingt, seinen Ton von der Natur zu entfernen: so können sie auch alle beyde zusammen so hergesagt werden. Denn wenn nichts in dem ersten ist, welches dieses verursachet, und nichts in dem andern: so sehe ich nicht, wie die Verhältniß derselben gegen einander dieses wirken sollte. Stellen sie sich einmal beyde Verse von einander abgesondert vor; so werden sie folglich keine Reime mehr haben: nun lassen sie den einen völlig natürlich aussprechen, und den andern ebenfalls eine Weile hernach. Wenn sie beyde besonders natürlich ausgesprochen werden können, so können sie es auch beyde vereinigt werden. Ich bedaure, daß wir noch keine Comödie in Versen gedruckt haben, und daß ich ihnen zu Erläuterung dessen kein Exempel geben kann. Unterdessen will ich ihnen durch ein andres Exempel eine Genüge thun. Stellen sie sich vor, als ob diese Verse, welche aus eines Poeten Lobe der Weiber genommen sind, auf einem Theater gesprochen würden.

Die Weiber kosten Geld. Ist das nicht eine Klage?
Was wiederholt ihr sie? Ihr mehrt ja nur die Plage.

Die

Die Grillen helfen nichts. Die Noth wird nicht gestillt,
Sucht lieber Mittel vor, wie man den Beutel füllt.
Ist es nicht eure Pflicht, die Weiber zu ernähren?
Nur eure Trägheit sucht die Ordnung umzukehren.
Müßt ihr im Ehstand seyn? Ach nein, es steht euch frey,
Daß ihr noch ledig bleibt. Doch denket ihr dabey,
Die Weiber sind doch gut: so müßt ihr euch bequemen,
Wenn ihr das Gute wollt, das Böse mitzunehmen.
Zu dem erwägt es selbst. Wer schließt wohl einen Stein,
Der nicht das mindste gilt, in sichre Kasten ein?
Was man umsonst erlangt, pflegt man für nichts zu schätzen,
Wir pflegen ja den Werth den Kosten gleich zu setzen;
So wird die Kostbarkeit der Weiber auch vermehrt,
Wenn Kost und Tracht und Schmuck den vollen Beutel leert.

Dritter Theil der deutschen Ges. Schriften.

Sie werden, wie ich hoffe, in diesen Versen nichts sehen, welches den Ton des Comödianten zur Unzeit hübe, oder ihn zwänge pathetisch zu reden. Sie sehen also, daß man in unsern sechsfüßigen gereimten Jamben Verse machen kann, welche sich vollkommen zur Comödie schicken. Ich habe also dargethan, worzu ich mich anheischig gemacht. Zuerst habe ich ihren Hauptteinwurf gehoben, die übrigen aber habe ich hin und wieder, so viel ich deren gewußt habe, bey Gelegenheit widerleget. Hernach habe ich ihnen bewiesen, daß eine Comödie in Versen einer prosaischen vorzuziehen ist, und daß es zu ihrer Vollkommenheit gehöret, daß sie in Versen geschrieben ist. Endlich habe ich auch dargethan, daß unsere Art der Verse sich ganz wohl dazu schicke. Hiermit empfehle ich mich ihnen, und verharre ꝛc. ꝛc.

IV.

Joh. Jacob Bodmers Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie, und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen; in einer Vertheidigung des Gedichtes Johann Miltons von dem verlohrnen Paradiese; der beygefüget ist: Joseph Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte. Zürich, verlegts Orell und Comp. 1740.

Es sind nunmehro beynahe hundert Jahre verflossen, seit dem das verlohrne Paradies Miltons in England zum Vorscheine gekommen; wie wir bereits bey andrer Gelegenheit in diesen Beyträgen gemeldet haben. Und ungeachtet selbiges wenige Jahre nach seiner Geburt ins Deutsche übersetzet worden: So hat es gleichwohl auf unserm Boden so wenig fortkommen können, als auf seinem eigenen; woselbst es mehr als sechzig Jahre, so zu reden, im Staube gelegen, ehe es von etlichen Liebhabern hervorgezogen, und seinen Landesleuten aufs nachdrücklichste angepriesen worden. Joseph Addison, einer von den vornehmsten Verfassern des englischen Zuschauers, ist der hauptsächlichste unter denen, die diesen Poeten auf den Gipfel alles Ruhms, den ein Poet erreichen kann, zu erheben getrachtet, und seine Engländer überreden wollen: daß sie an ihrem Milton mehr als einen Homer und Virgil aufzuweisen hätten.

Wie

Wie weit er in diesem seinem Vorhaben glücklich gewesen, und ob itzo wirklich das verlohrne Paradies, mit der Ilias und Aeneis einerley Vorrechte bey den Kennern und Liebhabern in England genieße, das wollen wir hier nicht untersuchen. So viel ist aber gewiß, daß Virgil eben keinen Addison gebraucht hat, der ihn sechzig Jahre nach seinem Tode aus der Vergessenheit hervorziehen dörfen. Was wahrhaftig schön ist, und die Leser einnehmen kann, das bedarf so wenig einen Herold, als ein guter Wein, eines ausgehangenen Kranzes. Es ist also eben kein sonderliches Zeichen für Miltons Gedichte, daß sich erst ein so grosser Mann, als Addison gewesen, für ihn müde schreiben, ja so zu reden, verbürgen müssen, ehe seine Landesleute ihn einiger Aufmerksamkeit gewidmet. Opitz hat zu seinen Zeiten solcher Fürsprecher so wenig nöthig gehabt, als Virgil: Und sein Verdienst ist von einer freywilligen Nation, so wohl unter Gelehrten als Ungelehrten erkannt worden; würde auch vielleicht unverrückt fortgedauret haben, wenn nicht ein besondres Schicksal ihn auf eine Zeitlang verdrungen hätte; doch so, daß er zu unsern Zeiten, mit einhälligen Stimmen auf seinen alten Grad der Höhe wieder eingesetzet worden.

Doch man hat uns auch in Deutschland, in Ansehung dieses englischen Poeten, nicht in unsrer alten Gleichgültigkeit lassen wollen. Es hat sich in der Schweiz ein Uebersetzer gefunden, der uns denselben, so gut er gekonnt, deutsch geliefert hat; wie wir gleichfalls in diesen Beyträgen vor etlichen Jahren gemeldet haben. Er hat sich die Hoffnung gemacht, daß ganz Deutschland sogleich zur Secte Addisons übergehen,

ſen, und Miltons verlohrnes Paradies dem Homer und Virgil an die Seite ſetzen würde. Allein dieſe Hoffnung iſt fehl geſchlagen. Man iſt im Abſehen auf dieß neu überſetzte Heldengedichte, ziemlich kaltſinnig geblieben: ohngeachtet wir ihm damals nichts von dem ihm gebührenden Lobe entzogen, und durch eine lange Probe, den Leſern dazu Luſt zu machen geſuchet. Dieſe Kaltſinnigkeit des ſogenannten Publici verdrießt den Ueberſetzer deſſelben dergeſtalt: daß er die Vorrede dieſer Vertheidigungsſchrift, bloß der Beantwortung des Einwurfes beſtimmet hat, den man ihm daher entweder gemachet hat, oder doch machen könnte. „Man hat „mir eingewendet, ſchreibt er, die deutſche Nation habe in Miltons Paradieſe das hohe Ergetzen nicht gefunden, welches die gerühmte Kunſt des Poeten mit „einer ſo großen Zuverſicht verheißt: dieſes gäbe ein „ſtarkes Vorurtheil, daß dieſe Kunſt, entweder darinnen nicht vorhanden wäre, oder die Tugenden, die „man ihr zueignete, nicht an ſich hätte ꝛc.„ Dieſer Einwurf nun hat keinen geringen Schein, und hat billig dem Ueberſetzer zu allerhand Betrachtungen Anlaß geben können. Wir wollen dieſelben Stückweiſe durchgehen, und ſehen, ob derſelbe ihn ſattſam beantwortet habe.

Fürs erſte meynet der Vertheidiger Miltons, daß die deutſche Nation ihr **Empfindniß** wie er ſchreibt, und Urtheil von dem verlohrnen Paradieſe noch nicht an den Tag gegeben. Dieſes ſollte einen nun faſt Wunder nehmen, wenn man bedenket; daß ſchon verſchiedene Jahre verfloſſen, ſeit dem es gedruckt, und auf allerley Art bekannt gemacht worden. In Wahrheit, von dem Telemach hat die deutſche Nation viel ſchneller

ler ihr Urtheil entdecket: es ſey nun im Abſehen auf die erſten proſaiſchen Ueberſetzungen, oder im Abſehen auf Neukirchs poetiſche Dollmetſchung, ſo unvollkommen ſelbige auch gerathen ſind. Sie ſind nicht nur begierig geleſen, ſondern auch etliche mal nachgedruckt worden; ja daß man den Telemach noch nicht überdrüſſig ſey, zeiget eine neue deutſche und lateiniſche Ueberſetzung, die wirklich im Werke ſind, und davon man bereits Proben geſehen hat. Wenn nun Miltons ſo viel Aufſehens nicht macht, ſo muß es doch freylich woran liegen. Der Vertheidiger glaubt, ſein Paradies ſey nicht bekannt worden. Warum aber nicht? Ein gut Buch macht ſich ſelbſt bekannt. Einer lobt es dem andern; dieſer lieſt und preiſet es wieder andern an; und ſo geht es ab, und wird allenthalben bekannt.

Hic meret aera liber Soſiis; hic et mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat aevum.

Allein der Herr Ueberſetzer und Vertheidiger iſt mit der heutigen Art, die Gedichte durch den Druck bekannt zu machen, nicht zufrieden. Er lobt die vormalige Gewohnheit, ſeine Sachen in einer zahlreichen Verſammlung vorzuleſen, und ihnen vielleicht durch die lebhafte Ausſprache, und durch andre äußerliche Künſte, die uns von einigen beſchrieben werden, den Beyfall abzugewinnen. Allein weis denn der Herr Vertheidiger nicht, daß ſich vormals gemeiniglich nur die ſchlechten Poeten auf dieſe Künſte befliſſen? Sagt nicht Horaz:

Neque te vt miretur turba labores,
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego.

Wie

Wie leicht wäre es aber dem Ueberſetzer Miltons geweſen, in Zürch, ſeine gute Freunde und andre Liebhaber der Dichtkunſt zuſammen zu ruffen, und ihnen ſein verlohrnes Paradies recht vorzuleſen? Ohne Zweifel würde er vollkommnen Beyfall bey ihnen erhalten haben: ob ich ihm gleich nicht gut dafür geweſen wäre, daß nicht etwa ein Juvenal unter dem Haufen geſtanden, und in ſeine Schreibtafel geſchrieben hätte:

Semper ego auditor tantum? nunquamne reponam,
Vexatus toties rauci Theſeide Codri?
Impune ergo mihi recitaverit? &c.

Und woher kömmt es doch, daß die deutſche Nation, die z. E. bey Canitzens und bey Günthers Gedichten ſo eifrig geweſen, ſie zu kaufen, und zu leſen, und andern anzupreiſen, daß man in kurzer Zeit ſoviele Auflagen machen müſſen; nur im Abſehen auf das einzige Paradies Miltons ſo phlegmatiſch geworden?

Auf die Empfindlichkeit der Engländer zu kommen, der unſer Verfaſſer die vermeynte Schläfrigkeit unſrer Deutſchen entgegen ſetzet: ſo haben wir ſchon oben etwas davon geſagt; daß nämlich dieſelbe bey den Engländern nicht von ſich ſelbſt, ſondern durch viele angewandte Mühe entſtanden. Es kömmt mir daher mit derſelben bald ſo vor, wie damit, was Erasmus, wo ich nicht irre, in ſeinen Geſprächen erzählet, daß ein leichtfertiger Kopf, die Gefährten, ſo mit ihm über Land ritten, beredet, ſie ſähen ein Luftzeichen am Himmel. Er ſtellte ſich erſtaunt; er rief, ſie ſollten doch ſehen; er wieß mit dem Finger; er beſchrieb, was er ſähe; er fragte, ob ſie es denn nicht auch ſähen? Er ſchimpfte ſie endlich für blind, wofern ſie es nicht erkennen könnten: Und ſiehe! end-

endlich sahen die guten Leute auch, was sie doch nicht sahen; erzählten zu Hause große Dinge, und erzählten es so oft, bis sie selbst endlich glaubten, sie hättens gesehen, und bereit waren darauf zu schweren. Addison macht es eben so. Er bewundert, er lobt den Milton; er nimmt etliche schöne Stellen aus dem Gedichte, und preist sie an. Er vergleicht sie mit etlichen schlechtern Stellen aus den Alten; er nennt diejenigen klug, die es mit ihm bewundern, er schimpft die andern für träge Köpfe, die nichts verstanden, was schön wäre. Endlich fängt man an ihm zu glauben. Ein jeder will ja auch gern klug seyn. Wer wollte sich gern für dumm halten lassen?

Occupet extremum scabies, mihi turpe relinqui.

Hierzu kömmt noch die vermeynte große Ehre, die auf auf die ganze englische Nation fällt, wenn sie einen epischen Dichter aufzuweisen hat. Wie? heißt es: Sollen Griechenland und Rom allein große Poeten haben? Soll Welschland allein einen Tasso aufweisen? Nein. Wir sind eben so ehrlich als sie. Milton sey also ein Poet! Sein Paradies sey ein Heldengedichte. Wir wollen den Homer und Virgil zusammen schmelzen und einen Milton draus machen. Wer will uns das wehren? Wir Engländer werden es doch besser wissen, als die Ausländer; denn sie verstehen die Schönheiten unsrer Sprache nicht: Und wer sich untersteht zu sagen, es sey gar wider die Regeln: dem wollen wir sagen, er verstehe sie nicht. Sagen irgend unsre eigne Landsleute in der Stille: Miltons Verse wären sehr rauh und hart, seine Sprache altväterisch, seine Wortfügung laufe wider den Gebrauch und wi-

der die Sprachlehre, sein Ausdruck sey gezwungen, seine Gedanken wären schwülstig: O! auch damit wollen wir schon fertig werden. Wir wollen sagen: das müsse so seyn, in einem Heldengedichte sey das schön, was anderwärts ein Fehler ist; und um der Gedanken halber, müsse man einem Poeten alle Schnitzer wider die Sprache und Verskunst verzeihen. Die sclavischen Franzosen haben zwar eine Regel, die Sprache allezeit in Ehren zu halten.

Sans la langue en un mot, l' Auteur le plus divin
Est toujours, quoiqu' il faſſe, un mechant ecrivain!

Aber wir freyen Engländer, binden uns an solche Schulfuchsereyen nicht. Kurz: Milton sey unser Homer! unser Virgil, Tasso und Fenelon; ja noch mehr, als alle diese zusammen genommen.

Wenn also die Kunst Addisons und das Vorurtheil für ihre Nation, nicht aber die natürliche Wirkung des miltonischen Paradieses, bey den Engländern die heutige Hochachtung gegen dasselbe hervorgebracht hat: so ist es umsonst, daß Milton in Deutschland eben dasselbe Glück hoffet. Denn es fehlt ihm an beydem, wodurch er sich dort in die Höhe geschwungen hat: An einem Addison, dessen Ansehen einen bereden könnte, alles auf sein Wort zu glauben; auch an der Parteylichkeit eines Volkes für seine eigne Ehre, da er unser Landsmann nicht ist. Es ist also umsonst, daß der Vertheidiger Miltons es auf den Zustand der deutschen Leser schieben will, als die mit so vortrefflichen Poeten als Milton ist, wenig Bekanntschaft hätten, und sich in so kurzer Zeit von dem ungereimten und wunderlichen, jedoch

ihnen

ihnen geläufigen Ergetzen, das ſie von ihren gemeinen Poeten empfangen, nicht haben entwöhnen können. Da haben wirs nun! Der Vertheidiger rückt nunmehr mit der Sprache heraus! Sein Milton, in den er ſich durch ſeine Ueberſetzung ſelbſt verkleidet hat, liegt ihm ſo ſehr am Herzen, daß er alle bisherige deutſche Poeten nicht nur unter ihn herunter ſetzet; ſondern ſie gemeine Poeten ſchilt, daraus die Deutſchen bisher nur ein ungereimtes und wunderliches Ergetzen empfunden haben ſollen. So weit kann einen Menſchen die Selbſtliebe treiben. Man überſetzet ein Werk, das den Deutſchen nicht gefallt. Das Buch iſt ſchön; denn es gefällt ſeinen Landsleuten und mir; meine Ueberſetzung iſt auch ſchön: denn ich habe ſie ſelbſt gemacht. Folglich ſind die Deutſchen unverſtändige Leute, und alle ihre Poeten daran ſie ſich ergetzen, haben ihnen nur eine ungereimte und wunderliche Luſt erwecket. Vortrefflich geſchloſſen! Es fehlt nichts mehr, als daß wir noch Opitzen, Flemmingen, Dachen, Canitzen, Beſſern, Neukirchen, Amthorn, Günthern und Hallern, (wofern er nicht etwa dieſen, als ſeinen Landsmann, für einen halben Milton gelten läßt) ins Feuer werfen, ihr Gedächtniß von der Erden vertilgen, und voller Scham, im Sack und in der Aſche Buße thun, daß wir uns jemals an ihnen vergnüget haben.

In Wahrheit, dieſe Läſterung, wider unſer Vaterland und alle ſeine Poeten, dünkt mich ſo ungerecht zu ſeyn, daß ich nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen, und dieſen eigenmächtigen Kunſtrichter zurücke zu weiſen, der uns zwingen will, ein ausländiſches Buch zu bewundern, weil er es überſetzt

hat; hätte er ja ſeinem Vaterlande, (denn ein Deutſcher wird er doch verhoffentlich noch ſeyn wollen, wo er ſich unſer nicht ſchämet, die wir uns bisher an ſo elenden Poeten (ſcil.) als die obigen ſind, ergetzet haben,) hätte er, ſage ich, ſeinem Vaterlande eben den Dienſt thun wollen, den Addiſon dem ſeinigen gethan hat: Warum hat er nicht etwa einen habſpurgiſchen Ottobert, eine Proſerpina, oder einen Wittekind, oder ſonſt das Gedichte eines alten ſchweizeriſchen Barden hervor geſucht, und uns daſſelbe, etwa in ſeinen Diſcurſen der Maler, auf eben die Art angeprieſen, wie jener in dem Zuſchauer es mit dem Milton gemacht? Vielleicht wäre es ihm gelungen, uns davon zu überreden. Oder, wenn dieſes alles ihm noch zu ſchlecht geweſen, warum wird er nicht ſelbſt ein Milton, und ſinget uns ein Heldengedicht, von dem Kriege der alpiniſchen Rieſen, wider den öſterreichiſchen Jupiter? Da hätte er ja das Ungeheure und Gräßliche, das ihm im Milton ſo gefällt, anbringen, Berge auf Berge tragen, und den Himmel beſtürmen können. Da hätte er die Fabeln in die Bibel, Cyclopen und Titanen unter die Schweizer, und die Teufel unter die Furien mengen können; um die Einbildungskraft ſeiner Leſer recht in Erſtaunen zu ſetzen.

Doch unſer Verfechter Miltens zieht etwas gelindere Seyten auf. Er giebt eine andre Urſache an, warum ſein verdeutſchtes Paradies bey den Deutſchen keinen Beyfall gefunden habe. Er ſagt, die Deutſchen philoſophirten zu viel. Ihre Neigung zu gründlichen Wiſſenſchaften, und abgezogenen (allgemeinen) Wahrheiten hätte ſie ſeit einiger Zeit ſo vernünftig und ſo ſchließend gemacht, daß ſie

zu-

zugleich matt und trocken würden. Die Lustbarkeiten des Verstandes hätten ihr ganzes Gemüthe eingenommen, und diese unterdrückten die Lustbarkeiten der Einbildungskraft. Ist dem also, wie es denn keinen geringen Schein hat: so ist es gewiß für die deutsche Nation keine Schande, aber auch für das miltonische Gedichte sehr wenig Ehre. Es ist wahr, Deutschland hat seit zwanzig Jahren mehr, als vorhin jemals philosophiret. Die Vernunft ist unter unsern Landesleuten sehr geläutert, der wilde Witz gebändiget, und die ausschweifende Phantasie in ihre gebührende Grenzen eingeschränket worden. Dadurch ist nun auch der Geschmack in den freyen Künsten um ein vieles verbessert worden, und man hat Dinge zu verachten angefangen, die man vorhin himmelhoch erhoben hatte. Den Fall Hoffmannswaldaus, Lohensteins, und andrer solchen schwülstigen Dichter, haben wir bloß diesem philosophischen Lichte zu verdanken; womit wir das glänzende Nichts dieser gaukelhaften Art zu denken und zu schreiben beleuchtet haben. Allein weit gefehlt, daß uns die Lustbarkeiten der Einbildungskraft ganz und gar dadurch verleidet worden wären: So haben vielmehr alle gute Dichter, die ein gesundes Feuer in ihren Werken blicken lassen, dadurch viel gewonnen. Man hat ihre dauerhaften Schönheiten nur desto höher schätzen lernen, nachdem man sie gegen die falschen Edelsteine ihrer unächten Mitbrüder gehalten hat. Homer, Virgil, Tasso und Fenelon haben dadurch noch nichts verlohren: Arminius aber, die Banise und andere Werke dieses Gelichters, sind von ihrem vorigen Gipfel gänzlich herab gestürzet worden. Was kann nun das

philoſophirende Deutſchland dafür, daß ihm Milton gleichfalls nicht ſchmecken will? Es ſieht ohne Zweifel auch in dieſem Engländer den lohenſteiniſchen und zieglerischen Schwulſt, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrückungen, und die unrichtige Urtheilskraft herrſchen.

Endlich will der Herr Verfaſſer ſeine Augen auf den **niedrigern und gröſsern Haufen der Leſer richten**; und da will er bemerket haben, **daß es unſern Landesleuten an einem freyen Geiſte mangelt, der eben ſo nothwendig iſt, wenn man ein ſchönes Werk empfinden, als wenn man es ſchreiben ſoll.** Es iſt doch wunderlich, daß es unſrer Nation allemal an demjenigen fehlet, was zu der Hochachtung Miltons gehöret. Die Griechen, die Römer, die Welſchen, die Franzoſen und Engländer haben alſo einen freyern Geiſt, und eine ruhigere Einbildungskraft gehabt, als die einzigen Deutſchen. Wir allein ſind die flüchtigen mercurialiſchen Geiſter, die nicht zu genugſamer Stille kommen können, um ein Heldengedichte recht zu ſchätzen: Alle andere Völker aber ſind von ſo phlegmatiſchem Naturelle, daß ſie die gehörige Geduld gehabt, ſolche lange Gedichte zu leſen, und in ſich wirken zu laſſen. Wer kennt doch nach dieſer Beſchreibung unſre Deutſchen?

Doch der Herr Ueberſetzer merkt ſelbſt die Schwäche dieſer Ausflucht, und geſteht daher, **daß das verlohrne Paradies nach der deutſchen Ueberſetzung nicht Miltons Paradies iſt:** Weil alle Gedichte durch Ueberſetzungen viel verlieren, und ſonderlich ein engliſches; **deſſen Sprache für den Ausdruck viel geſchmeidiger iſt, als die unſrige.**

Wenn

Wenn wir überhaupt dem Herrn Verfasser die Schwäche aller Uebersetzungen einräumen wollten: so wüßten wir nicht, warum man denn der Fr. Dacier Schuld gegeben, daß sie den Homer in ihrer, obwohl prosaischen Uebersetzung, verschönert habe? Wir schließen also daraus, daß auch ein Uebersetzer seine Gedichte verschönern kann; wie ich es durch eine Stelle Telemachs, die Pietsch übersetzt hat, leicht behaupten könnte, die eben auf der 609. S. befindlich ist. Allein was die Geschmeidigkeit der Sprache anlanget, so ist es vielleicht einigermaßen von der Sprache etlicher Provinzen in Deutschland wahr, daß sie ziemlich steif und unbiegsam ist, sich in die Redensarten einer fremden zu schicken: aber überhaupt darf man solches wohl nicht einräumen, da wir schon anderwärts gewiesen haben; daß die Deutschen Uebersetzungen aufzuweisen haben, die ihren Grundschriften an Schönheit und Stärke nichts nachgeben. Untersuchet man aber, worinn die so große Stärke Miltons in seiner Sprache bestehe; wie ich wirklich bey einem sehr gelehrten Engländer, und großen Bewunderer Miltons, der sich diesen Winter hier aufgehalten, gethan habe: so höret man, daß sie in Fehlern wider ihre Grammatik, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, und in tausend andern sonst unerlaubten, und von keinem andern Poeten begangenen Schnitzer bestehet; die man aber am Milton, wegen seines, wie es heißt, so ganz außerordentlichen Inhalts, für schön gelten läßt. Bin ich jemals über die Größe eines Vorurtheils erschrocken, so ist es dießmal gewesen. Wenn das eine Sprache reich und geschmeidig macht, dachte ich, daß man sie verderbt, wider alle Regeln handelt, und fast bey jedem

Worte Schnitzer macht; ſo iſt ja Hans Sachſe, und wer ſonſt noch ärger geſchrieben hat, unſer geſchmeidigſter und beſter Poet geweſen: Und man hat ſehr übel gethan, daß man die Frechheit der alten Poeten in dieſem Stücke gezähmet. Man hätte ja billig, das **hahn, lahn und ſtahn, für haben, laſſen und ſtehen beybehalten ſollen; wie die Italiener ihr alma für anima, und ſpeme für ſpe ſetzen. Allein meines Erachtens iſt unſere Nation zu klug und von feinerm Geſchmacke geweſen, als daß ſie eine ſolche Barbarey an ihren guten Poeten hätte dulden wollen.**

Doch der Herr Verfaſſer trauet dieſem Einwurfe am wenigſten zu, theils wegen des guten Vertrauens, ſo er zu ſeiner Ueberſetzung hat; theils wegen des guten Urtheils, ſo vielleicht einige, aus Freundſchaft und Höflichkeit, von derſelben gefället haben. Und wenn es gleich wahr iſt, daß des Herrn Bodmers Milton gegen die Diſcurſe der Maler zu rechnen, recht vortrefflich deutſch geſchrieben iſt: ſo folget es doch nicht, daß ein jeder deutſcher Leſer nicht was fremdes, rauhes und hartes in dem verlohrnen Paradieſe finden, und ſich daran ſtoßen ſollte. Ueber dieſen Uebelklang ſind hundert und hundert Leſer ſo gar nicht weg, daß ſie die Geduld haben könnten, ein ganz Buch hindurch ihren Ohren die Gewalt anzuthun; und daß ſie, aus Begierde nach den Sachen, eine neue Art deutſch zu reden, lernen ſollten. Ich habe die Probe gemacht, und ganze Stücke aus dem deutſchen Milton, die mir von den beſten zu ſeyn ſchienen, mit aller möglichen Lebhaftigkeit der Ausſprache, Leuten vorgeleſen, die ſonſt im Leſen der Poeten unverdroſſen ſind. Allein man hat theils an der ſeltſamen und widerlichen Art des deut-

ſchen

schen Ausdruckes, der sonst in allen unsern Büchern unerhört ist, theils an den schrecklichen und wilden Gedanken des Poeten, gar bald einen Ekel bekommen, und mich aufhören geheißen. Ich glaube also nicht, daß sich, nach dieser Uebersetzung, viele Deutsche werden überwinden können, **die Erfindung des Plans, der Materie, ihres Zusammenhanges, des Characters, der Entschlüsse** u. a. m. recht zu prüfen: Es müßte denn geschehen, daß durch die itzo bogenweise herauskommende Uebersetzung des Zuschauers, darinn auch die Anpreisung des verlohrnen Paradieses allmählich vorkommen wird, noch einige gewonnen, und auf andre Gedanken gebracht würden; wovon wir nunmehro bald die Probe werden sehen müssen.

Was die Kunstrichter anlangt, die gleichfalls Miltons Gedichte, aus einem bloßen Abscheue vor der Materie sollen verworfen haben, so meynt der Herr Uebersetzer, daß dieses Vorurtheil mit gleichem Grunde, von der Ilias, Odyssee, Aeneis und dem befreyten Jerusalem gefaßt werden könne; als **für welche Gedichte man gleichfalls keine gründliche Hochachtung an den Tag gelegt, sondern sie nur auf eine ganz flüchtige und seichte Weise angepriesen hätte.** Es ist wahr, daß unsre Kunstrichter dem Homer und Virgil zu gut, noch keine ganze Bücher geschrieben, wie Herr Bodmer dem Milton zu Ehren gethan hat. Aber vielleicht haben sie geglaubt, diese Poeten brauchten dergleichen hochgetriebene Anpreisung so wenig, als ein guter Wein des schönen Kranzes bedarf. Vielleicht fehlet es uns auch noch an guten Uebersetzungen aller dieser Gedichte; indem auch unter

den Gelehrten wenige den Homer und Virgil in ihrer Mutterſprache ohne Anſtoß leſen können, oder wenn ſie ja können, es andrer Arbeiten und Ergetzungen wegen, nicht gethan haben. Die franzöſiſchen Ueberſetzungen aber ſind gewiß häufig genug geleſen worden. Was die Nachahmungen anlangt, dazu man ſich bey uns, ſchlechtere Muſter als dieſe alten Poeten, erwählet: ſo können wir nicht dafür, daß ſelbſt die ſchweizeriſchen Herren Kunſtrichter, eben diejenigen deutſchen Dichter, die ſolches am fleißigſten gethan, und ſich deſſen in ihren Vorreden gerühmet, am meiſten herausgeſtrichen, und für die größten itztlebenden Poeten erkläret haben. Was ich aber von dem Homer und Virgil geſagt, das will ich nicht bis auf den Taſſo erſtrecket haben: Denn ich glaube, daß ſelbiger in Deutſchland, zumal heute zu Tage, mit ſeinen Hexen und Teufeln eben ſo wenig Beyfall finden würde, als Milton mit ſeinem Chaos, Tode, der Sünde und Hölle, und übrigen ungeheuren Einbildungen gefunden hat.

Zum Schluſſe macht ſich der Herr Verfaſſer die **troſtreiche Hoffnung**, daß die **neue critiſche Dichtkunſt**, die nämlich in Zürch neulich herausgekommen, nicht wenig zu dem Ende, das iſt, den Milton in Anſehen zu bringen, beytragen werde. Künftige Dinge ſind ungewiß, und wir wollen ihm alſo nicht vor der Zeit alle Hoffnung abſprechen. Allein nach vielen Wahrſcheinlichkeiten, die wir hier beſſer, als in der Schweiz haben können, zu urtheilen, ſollte man eher das Gegentheil glauben; indem auch dieſe neue Dichtkunſt vielleicht noch ein Buch bedörfen wird, welches ſie anpreiſe und beliebt mache. Was die Ueberſetzung Addiſons anbetrifft, ſo kann ſie vielleicht in der

Schweiz

Schweiz so gute Wirkungen haben, als die Uebersetzung Miltons gehabt hat: was aber Addisons Gründe bey uns wirken können, das wird man ehestens aus der Uebersetzung des Zuschauers sehen, wie ich schon oben gedacht habe; wo wenigstens die Schreibart den Sachen nicht zum Nachtheile gereichen wird.

Wir haben uns bey der Vorrede dieser miltonischen Vertheidigung so lange aufgehalten, daß wir zu dem Buche selbst fast keinen Platz mehr übrig haben. Wir wollen also für diesesmal abbrechen, und uns in keine weitläuftige Erzählung des Inhalts einlassen; die doch in den meisten Stücken mit einer Widerlegung begleitet seyn würde. Für diese Beyträge würde dieses viel zu weitläuftig gerathen; und ein besondres Buch davon zu schreiben, haben wir weder Zeit noch Lust. Gewisse Dinge widerlegen sich von sich selbst, und wir begnügen uns, daß wir den bisherigen Geschmack unserer Deutschen, im Absehen auf Miltons Paradies, gerechtfertiget haben. Damit aber unsre Leser doch einigermaßen von dem Inhalte dieses Werkes mögen urtheilen können, so wollen wir ihm das Verzeichniß der Abschnitte, daraus es besteht, hieher setzen. Es handelt also der I. von der Wahl der Materie aus der unsichtbaren Welt. II. von der Vorstellung der Engel in sichtbarer Gestalt. III von der Wahrscheinlichkeit des Characters und der Handlungen der Engel. IV. von dem Zusammenhange in Miltons Vorstellungen der Engel. V. von dem Character und den Handlungen des Todes, der Sünde, und der Geister in dem Chaos. VI. von der Wahrscheinlichkeit des Characters und der Handlungen der ersten Menschen. VII. von Miltons Anbringung der

mytho-

mythologiſchen Geſchichte und Theologie in ſeinem Gedichte.

Wir geſtehen es ſchlüßlich, daß wir unſre Gedanken von dieſer Vorrede nicht ſo frey und offenherzig würden herausgeſagt haben, wenn uns die ſchweizeriſchen Herren Kunſtrichter nicht ſehr deutlich zu verſtehen gegeben hätten: daß ihnen mit unſrer Höflichkeit nichts gedienet ſey, und daß ſie lieber ſcharf beurtheilet und getadelt, als mit Stillſchweigen übergangen werden wollten. Zudem nehmen ſie ſich die Freyheit, alles nach ihrer Einſicht und Meynung zu beurtheilen: ſo wird es denn auch uns freyſtehen, ein gleiches zu thun; ob wir gleich ſonſt gegen lebendige Scribenten gelindern Grundſätzen zu folgen gewohnt ſind. Es iſt auch keine Folge, daß wir es deswegen gegen andre von unſern Scribenten eben ſo machen ſollten.

V.

Schreiben an die Verfaſſer der crit. Beyträge wegen Herrn Prof. D . . . Abhandlung von der froſtigen Schreibart.

Ich weis gewiß, meine Herren werden mir meine Kühnheit nicht ungütig auslegen, da ich mir die Freyheit nehme, an dieſelben zu ſchreiben: Wenn ich zum voraus ſage, daß ich ihnen eine Sache von Erheblichkeit zu berichten habe, die ſie ſonſt vielleicht an ihrem Orte nicht erfahren würden. Ich muß aber vorher vermelden, daß allhier gewiſſe wöchentliche Anzeigen herauskommen, davon die erſten Blätter insgemein mit einer Anmerkung, von einem unſerer Profeſ-

ſoren

foren angefüllet ſind. Dem **außerordentlichen Lehrer in der Beredſamkeit Herrn Prof. D.** , der ihnen doch wohl bekannt ſeyn muß, hat es für dieſesmal beliebet, uns in den letzten Bogen viermal nach einander n. 12. u. in d. f. mit **einigen Betrachtungen des oratoriſchen Froſtes, froſtiger Gedanken, dergleichen Ausdrükken und Schädlichkeit zu unterhalten** Wir erſehen daraus, daß gegenwärtiger Froſt, ungeachtet er uns ſonſt groſſen Schaden verurſachet, dennoch auch einigen Nutzen mit ſich gebracht habe: da er die Feder des Herrn Prof. zu einer Ausführung gelenkt hat, die ſonſt allem Anſehen nach, der gelehrten Welt unentdeckt geblieben ſeyn würde. Und gewiß dieſe Schrift dürfte ihrem Leſer bey weitem nicht ſo gut gefallen haben, wenn ſie in den Hundstagen geſchrieben wäre, als jetzo; da ſie im Winter, bey einem ſo ſtrengen Froſte zum Vorſchein gekommen iſt. Wir ſchmeicheln uns daher mit der Hoffnung, es werde der gelehrte Herr Verfaſſer, da er ſich ſo gut in die Zeit zu ſchicken weis, in den künftigen Hundstagen uns etwas von dem oratoriſchen Feuer zu leſen geben: wozu wir ihm denn die gewöhnliche Muſſe abermals nicht misgönnen wollen.

Ich würde meinen Herren mit einer ſo weitläuftigen Zuſchrift von dieſer Beurtheilung nicht beſchwerlich ſeyn, wenn ich es kürzer hätte machen können. Denn hätte ich das patriotiſche Scribententhermometer: So wollte ich ihnen ganz kurz berichten: der Spiritus iſt bey Annäherung dieſer Schrift bis auf groſſe Kälte, oder irgend einen tiefern Grad gefallen; oder bey dieſer oder jener Stelle in etwas geſtiegen. Allein ich befürchte doch, daß mir bey dieſem Inſtrumente eben

das begegnet seyn würde, was die Naturforscher bey ihren Thermometern bey gegenwärtigem Froste erfahren haben. Ich befürchte gar, und dieses tröstet mich noch, mein Thermometer würde nicht zureichend gewesen seyn, einen so außerordentlichen Grad des Frostes anzudeuten; sondern bis in die Kugel gesunken seyn. Damit aber meine Herren von dem Feuer des Herrn Verfassers, das er in dieser Schrift gezeigt hat, desto besser urtheilen mögen: so nehme ich mir die Freyheit, den Inhalt gedachter Blätter ihnen mitzutheilen. Es wird mir aber auch erlaubt seyn, hin und wieder mein weniges Bedenken zueröffnen, damit meine Herren einigermaßen ersehen mögen; daß der Geschmack des Herrn Prof. D . . in Königsberg, eben nicht allgemein sey.

Der erste Anblick des Titels machte schon, daß ich mir einbildete, ich sähe ein Meisterstück aus der werthen Pegnitzgesellschaft, oder aus der Schule Philipp Zesens. Die Jahrzahl überführte mich aber, daß ich was neues sähe, ungeachtet ich hin und wieder auch was altes darinnen angetroffen habe. Ich will für dieses mal nicht eben sagen, daß der Herr Verfasser, sich mit alten Ausdrücken beholfen habe: aber ich bekenne gleichwohl, daß mir die Rechtschreibung des Hrn. Prof. als ein altes Stück aus der Rüstkammer der deutschen Sprache vorgekommen sey. Der Herr **Urheber**, damit ich mich der Sprache des Herrn Prof. bediene, schreibt besitzen, besizzen Ich wundere mich um desto mehr, über diese Abweichung von der angenommenen Schreibart; da es dem Herrn Prof. nicht unbekannt seyn kann, daß ʒe in der deutschen Aussprache so viel gilt als tse: folglich ezze so viel als ets-tse: ich

sage

ſage ja aber nicht ſets-tſen, beſits-tſen, ſondern, ſettſen, beſit-tſen. Das Wort Perſon beliebts dem Herrn Verfaſſer §. 17. zu ſchreiben als **Perſchon**. Ich möchte aber gerne wiſſen, warum man von der lateiniſchen Schreibart, die nur ein S. hat, abgeht? Geſchiehts etwa deßwegen, weil mans gemeiniglich alſo ausſpricht: ſo müßte ich auch nicht Stein, nicht ſtehen, ſondern Schtein, ſtchtehen ſchreiben. Allein da der Herr Prof. ſich die Freyheit genommen, fremden Wörtern das deutſche Bürgerrecht ohne Noth zu ertheilen, und ſich ganz neuer und ungewöhnlicher Redensarten zu bedienen: ſo wundere ich mich darüber nicht mehr, daß der Herr Prof. auch von der zu unſrer Zeit angenommenen Schreibart abgeht. Dieſes kann man z.E. aus folgenden Worten erſehen, **bewuſte Vorſtellungen** (§. 4.) Worte welche 6.) **verblümte** heiſſen §. 10. **über welche Aufführung nichts froſtiger iſt** §. 40. u. dieſes **würde um einen ſolchen auch froſtig ausſehen.** §. 25. am Ende; **anländen** an jetzt anlanden. §. 25. **Gedanken, derer erhaben ſeyn ſollende Ausdrücke.** §. 42. **Gedanken die den Dingen feſt zukommen** §. 3. n. 1. §. 4. Jenes aber bezeugen dieſe Worte **exiſtiren** §. 25. **akkurates** (§. 3. n. 2.) **Kritickten** §. 37.

Ich komme auf die Ausführung ſelbſt. Der Herr Verfaſſer zeigt in dem Vorberichte an, daß ihm der außerordentliche Froſt Gelegenheit zum gegenwärtigen Gegenſtande gegeben habe. Er macht ſich einen Einwurf; man würde den Urheber der Betrachtung vom oratoriſchen Froſte bedauren, daß er einen zwiefach heftigen Froſt an Verſtand und Gliedern ausſtehen müſſen: allein er hält das alles für noch nicht

zurei-

zureichend. Er traut seinen Lesern zu, sie würden ihm auch wohl etwas frostiges zu Gute halten.

Hier fängt sich die Demonstration des Herrn Verfassers, mit der Erklärung einiger Gedanken an. Eine Demonstration? werden meine Herren sagen. Allerdings, und zwar eine mathematische Demonstration, die aus 50. §§. und etwa 20. Seiten besteht. Die Herren können leicht urtheilen, daß hierinn sehr viel wichtiges wird vorgetragen und ausgeführet seyn. Dieses erweist aber auch die Abhandlung selbst. Damit ich nur das allerwichtigste anführe, so erklärt sich der Herr Verfasser §. 31. daß er diejenige Art von scharfsinnigen und schönen Gedanken für frostig hält, die ohne Klugheit sind angebracht worden. Hieraus ließe sich nun ganz natürlich schließen, daß alle klüglich angebrachte Gedanken feurig seyn müßten: Doch ich will die Beitretheilung dieses Satzes den Kunstrichtern überlassen. Er erweiset ferner, daß frostige Gedanken §. 32, und daß frostige Worte möglich seyn §. 33. daß der oratorische Frost kein Unding sey §. 33. daß schwülstige Gedanken frostig seyn §. 43. Worwider man gleichwohl einwenden könnte, daß der Schwulst, insgemein mit einer Hitze verbunden sey, und nach der Naturkündiger Meynung, die festen Körper in der Kälte schwinden nicht aber schwellen. Er lehret ferner, daß der oratorische Frost schädlich sey, weil er einen zu Fehlern verleiten kann §. 47. Er beweiset unumstößlich, daß der oratorische Frost nicht anders als misvergnüge, weil er Fehler mit sich führet §. 49. Damit man aber die Stärke der Beweise und Gründlichkeit des Vortrages desto besser einsehen möchte: so ist nicht unterlassen worden; einem jeden Absatze seine gehörige

Benennung zu geben, nachdem derſelbe eine **Erklärung**, oder **Zuſatz**, oder ein **Lehrſatz** ꝛc. iſt. Es haben zuvor viele Kenner und Liebhaber der mathematiſchen Lehrart theils an den gegebenen Erklärungen, theils an der Schärfe im Beweiſen, u. ſ. f. ja an dem ganzen mathematiſchen Vortrage ſehr viel ausſetzen wollen: Allein ich geſtehe es, daß mir dieſe Weiſe, eine Sache, die in die ſchönen Wiſſenſchaften läuft, nach mathematiſcher Art abzuhandeln, ſo wohl gefallen hat, daß ich ſie mir gar zum Muſter vorgeſetzt; nach welchem ich aus geometriſchen, chronologiſchen, algebraiſchen, metaphyſiſchen und andern Gründen, auf eine unwiderſprechliche Art, (wie ſolches die häufigen Citationen genugſam erweiſen ſollen) recht mathematiſch darthun will: daß ein Reiſenrock keine Schlafmütze ſey.

Und ungeachtet man mir ſo oft hat weis machen wollen, daß die Benennungen **Erklärung**, **Grundſatz** ꝛc. zur mathematiſchen Lehrart nicht nöthig wären, und daß der größte Theil derjenigen, die ſich dieſer Benennung bedienen, den alten Stümpern in der Malerey ähnlich ſey, die, damit man ja wiſſen möchte, was der Maler mit ſeinen Bildern haben wolle, zu ihren ſchönen Gemälden haben hinzuſetzen müſſen: ein Schiff, ein Boht, ein Buch, ein Glas, ein Vogel: So kann ich ihnen doch ſo wenig recht geben, als andern, die dafür halten, daß ein Gelehrter, der in einer mathematiſchen Ausführung Erklärungen von Sachen, die bereits bekannt ſind, häufet, ſich mehr wie ein Sprachmeiſter, als wie ein Philoſoph, oder Mathematicus aufführe.

Damit aber die Abhandlung des Herrn Verfaſſers nicht gar zu trocken ausſehen möchte: ſo hat derſelbe ſeine Gelehrſamkeit in einigen gelehrten Anmerkungen ſehen laſſen. Der Herr Verfaſſer theilt die Gedanken in **natürliche** oder eigentliche, und **uneigentliche** oder verblümte ein. Zu jenem gehörten nach ſeiner Meynung die **niedrige, ſcharfſinnige, tiefſinnige,** zu dieſem hingegen die **ſinnreiche, ſcharfſinnig-ſinnreiche** und **erhabene.** Hierbey merkt er an, daß Herr **Prof. Gottſched** die Schreibart eintheile a) in die natürliche oder niedrige, b) in die ſinnreiche, hohe, ſcharfſinnige oder geiſtreiche, c) in die pathetiſche, feurige, affectuöſe oder heftige. Er führt auch Herrn. **Heinekens** Urtheil hierüber an: **Was vor ein Miſchmaſch!** Ich halte aber dafür, der Herr Prof. D. würde nicht übel gethan haben, wenn er ſich bey dieſer übel angeführten Eintheilung nicht bloß auf ſein Gedächtniß, oder Herrn Heinekens parteyiſche Erzählung verlaſſen; ſondern die Stelle ſo angeführt hätte, wie ſie ſich in der Redekunſt oder Dichtkunſt des Herrn Pr. zumal in den neuen Auflagen derſelben, befindet. Mir wenigſtens kömmt es vor, als wenn dieſer ſein Held, der des Herr Prof. G. Eintheilung der Schreibart nicht einſehen oder billigen wollen, bey der ſeinigen noch viel mehr ausrufen würde: **Welch ein Miſchmaſch!** Er führt auch in gedachter Anmerkung die Eintheilung des Herrn Heinecken an, der die Gedanken eintheilt 1) in gemeine, 2) in ſinnreiche, 3) ſcharfſinnige, 4) erhabne.

§. 7. Erinnert der Herr P. daß man keine hohen Gedanken habe, wenn man von lauter Blitz, Donner,

ner, Wetter, Cedern, Gipfel, Spitzen, Thürmen, Schlöſſern u. ſ. f. redet: Welche Wahrheit wenigſtens nicht unter die neuentdeckten oratoriſchen Wahrheiten des Herrn Profeſſors gehöret; da ſie ſchon von allen Lehrern der Redekunſt und guten Schreibart erkannt und angemerket worden.

§. 13. Rechnet der Herr P. als Exempel der ſcharf- und tiefſinnigen Art zu denken, des Herrn von Leibnitz, Hrn. Reg. R. Wolfen und Hrn. geh. Rath Bülfingers philoſophiſche Lehrgebäude: Ob nun dieſer Männer Schriften in das oratoriſche Fach gehören, das überlaſſe ich den Kunſtrichtern zu beurtheilen. Von der ſinnreichen und **ſcharfſinnig-ſinnreichen** giebt er Herrn von Beſſers Rede auf die K. v. Pr. imgleichen des von Königsdorf Rede auf Leopold den großen, wie auch Fleſſens Rede auf die Geburt des Kaiſerl. Prinzen Leopolds, endlich auch Hofrath Pietſchens und P. Bocks Gedichte, zu Exempeln. Ob nun auch alle dieſe verſchiedenen Schreibarten zu einer und derſelben Claſſe gehören, die doch bisweilen wie Feuer und Waſſer von einander abgehen; das mögen andere beurtheilen.

§. 21. Führt er eine Stelle aus Herrn Heineken, und zugleich eine Strophe aus einem berühmten Poeten, als ein Beyſpiel eines erhabnen Ausdruckes an:

Zirkel, den kein Menſch mit Worten
Und kein Geiſt mit Denken mißt,
Deſſen Mittel aller Orten,
Deſſen Umkreis nirgends iſt.

Der Herr Heineke iſt ſo glücklich, daß er tauſend Ueberlegungen bey dieſer Stelle haben kann. Ich

bekenne aber, daß ich zur Zeit mit einer Vorstellung eines Zirkels ohne Peripherie oder Umkreis, der noch dazu seinen Mittelpunct überall hat, so wenig als mit der Vorstellung eines so gar ungeheuren hohen Berges, dessen Spitze allenthalben, dessen Boden aber nirgend ist, zurecht kommen kann. Und wie wäre es, wenn man obige widersprechende Beschreibung Gottes umkehrte; **Dessen Umkreis aller Orten, dessen Mittel nirgends ist?** Würde das nicht auch so nachdenklich seyn? wenigstens ist es eben so widersprechend als das obige. In eben dieser Anmerkung ist der Herr Pr. mit der Beschreibung des Herrn Heineke, die er vom Erhabenen giebt, imgleichen mit derjenigen, die Longin in der 34. Abhandl. gegeben hat, nicht wohl zufrieden.

§. 25. und 26. Erwegt der Herr Prof. den Unterschied zwischen der Art zu denken, bey einem Philosophen und bey einem Poeten und Redner.

§. 26. Findet man einen Unterscheid zwischen **Wörtern**, und Worten. Worte sind bey dem Herrn Verfasser verbundene Wörter: und man kann es nicht leugnen, daß dieses mit der Gewohnheit zu reden einstimmt.

§. 35. Findet man einige Begriffe des frostigen, die die Alten mit dem Wort ψυχρὸν, frigidum, verbunden. z. E. als Aristoteles, Theophrast beym Demetrius, Cicero, Ovidius. Es werden auch einige frostige Stellen aus den alten Scribenten angeführt.

§. 44. Führt der Herr Pr. die Erklärung des frostigen an, die in des Herrn Hofpred. D. Arnolds systematischen Anl. zur Poesie befindlich ist. Seine Worte

sind:

ſind: Dieſer Fehler, da man mit Gewalt alles zuſammenzieht, ſo nur geſagt werden kann, und damit den Fluß der Worte hindert, indem man bey jedem Worte nachſchlagen, oder die beygefügte Note leſen muß, auch gar eine verworfene Conſtruction und hartes Sylbenmaaß dabey ſich zu finden pfleget, heißt deßwegen bey den Griechen τὸ ψυχρὸν frigidum. Ich habe die Ehre

X. Y. Z.

Königsberg, den 14 April 1740. der jüngſte.

(P. S.) Dieſen Augenblick vernehme ich, daß der Herr Prof. D - - mit ſeinen Betrachtungen, den froſtigen Fehler gewiſſer Gelehrten, die an der Demonſtrirſucht in Kleinigkeiten krank liegen, hat durchziehen wollen. Zu dem Ende hatte er bey ſeiner Arbeit eben die Abſicht gehabt, die der Verfaſſer des mathematiſchen Schuſtergeſellen, und der Urheber der Lobrede auf einen Setzer in den Hamb. Anzeigen ſich vorgeſetzt hatte; daher denn die Betrachtungen vom oratoriſchen Froſte, als ein Meiſterſtück einer nach mathematiſchen Lehrart lächerlich gerathenen Abhandlung, anzuſehen wären. Die Bekräftigung davon folgt künftig.

VI.

Neue Sachen.

I. Des Herrn Joh. Valentin Pietſchen, weyl. Kön. Preuß. Hofr. und Leibmed. auch ordentl. Prof. der Acad. zu Königsberg gebundene Schriften,

in einer vermehrtern Sammlung ans Licht gestellet, von Joh. George Bock, der Acad. zu Königsb. Prof. ord. und Mitgl. der Kön. Pr. Soc. der Wissenſ. Königsberg, bey Eckardten, 1740. in 8. Von dieſen trefflichen Gedichten ſoll nächſtens ausführlich gehandelt werden.

II. Hrn. Chriſtoph Dietrichs von Böhlau, Sachſen-Cob. Kammerj. Hof- und Reg. R. und der Durchl. Prinzen Hofmeiſters, auch der deutſchen Geſ. zu Jena Mitgl. poetiſche Jugendfrüchte bey verſchiedenen Gelegenheiten geſammlet, mit einer Vorrede verſehen, von Herrn Dan. Wilh. Triller, Phil. & Med. D. Fürſtl. Naſſ. Saarb. Leibmed. und mit Genehmhaltung des Hrn. Verf. herausgegeben von Joh. Wilh. Fabarius, Cob. und Leipz. ohne Jahr in 8. Auch hievon ſoll ehestens weitläuftig gehandelt werden.

III. Edle Früchte deutſcher Poeten nach geſundem Geſchmacke berühmter Kenner für die lehrbegierige Schuljugend ausgeſucht von M. Joh. Gottfr. Hören, Cour. an der Landſch. Erſte Probe, Meißen, 1740. in 8. bey Löwen. Dieſes Stücke enthält zwey Gedichte, nämlich Opitzens Lobgedicht auf den König Vladislav, und Beſſers Verhängniß getreuer Liebe. Weil der Herr Herausgeber fortfahren will, ſolche Gedichte der Schuljugend zum beſten drucken zu laſſen: ſo wollen wir erſt erwarten, was er ferner für Stücke aus unſern Dichtern erwählen wird, ehe wir unſer Urtheil davon fällen. Der Anfang iſt nicht übel getroffen.

IV. Lob-

IV. Lobgedichte auf Martin Opitzen von Boberfeld, verfertiget von D. Caſpar Gottlieb Lindnern, der Kaiſerl. Acad. der Nat. Cur. und der deutſchen Geſellſchaft in Leipz. Mitgl. Hirſchb. 1740. in Fol. 3. Bogen. Die Herren Schleſier haben ſich endlich auch bereden laſſen, ihren Opitz wieder hervorzuſuchen; und Herr D. Lindner geht ihnen nicht nur in dieſem Gedichte mit gutem Exempel vor; ſondern wird uns auch eheſtens ein weit größeres Ehrengedächtniß auf dieſen Vater unſrer Dichtkunſt liefern, dazu er faſt alle itztlebende ſchleſiſche Dichter aufgefordert hat. Wir wünſchen dieſe Sammlung eheſtens zu leſen. Dieſes Gedichte iſt auch mit einem rothen Kupferbilde von Opitzen gezieret.

V. Johann Adolf Hofmanns politiſche Anmerkungen von der wahren und falſchen Staatskunſt, worinn aus den Geſchichten alter Zeiten bemerkt wird, was den Regenten, Bürgern und Einwohnern eines Landes zuträglich oder ſchädlich iſt. Andre verbeſſerte und vermehrte Auflage. Hamb. bey Felg. und Bohn, 1740. in 8. Wir erwähnen dieſer neuen Auflage billig, weil der Herausgeber ſich alle Mühe gegeben, die Schreibart des ſel. Verfaſſers zu ſolcher Richtigkeit zu bringen, daß man ſie ohne Anſtoß leſen kann. Da nun der Inhalt dieſes Buches an ſich vortrefflich iſt, ſo wünſchet man, daß es deſto fleißiger geleſen werden möge.

VI. Joh. Jac. Breitingers critiſche Dichtkunſt, worinn die poetiſche Malerey in Abſicht auf die Erfindung im Grunde unterſuchet, und mit Beyſpielen aus

den Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführt von Joh. Jac. Bodemer. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740. In diesem Buche sind einige Materien, die zur Dichtkunst überhaupt gehören, sehr weitläuftig, andre aber gar nicht berühret: dagegen sind einige Capitel eingeschaltet, die man hier gar nicht suchen würde; darinn ein paar unsrer berühmtesten Poeten angegriffen werden. Vielleicht geben wir mit der Zeit noch ausführliche Nachricht davon.

VII. Einladungsschrift zu einer dem Leiden Christi zu Ehren gewidmeten Passions- und Trauerhandlung ꝛc. ꝛc. aufgesetzt, von M. Christian Clodio, Rectore Lycaei und Biblioth. in Zwickau bey Höfern, 1740. in 4. Der Herr Rector hat es wohl eingesehen, daß es bey unsern meisten lateinischen Schulen und Gymnasien ein Fehler ist, daß an unsre eigene Muttersprache, die wir doch in allen Ständen und Lebensarten, mehr als die lateinische und griechische brauchen, gar nicht gedacht wird. Er will sich also Mühe geben, die ihm anvertraute Jugend auch zum Deutschen anzuführen. Wie nun überhaupt sein Vorsatz höchstlöblich ist, also hat er auch in dieser Paßionshandlung einen rühmlichen Anfang gemacht, dieselbe zu bewerkstelligen. Seine Probe zeiget viel Feuer und Stärke in der deutschen Schreibart, und wir wünschen, daß er ferner, wie bisher, bey seinen Obern Schutz und Beystand finden möge.

❁ ❁ ❁

I. Regiſter der Schriftſteller.

A.

Agathias, 31
Ariſtophanes, 504
Ariſtoteles, 184. 185. 189. 328. 551. 591
Athenaeus, 271. 490

B.

Barberini, 73
Bartholinus, 27
Bayle, 192
Beda, 28
Bekmann, 39
Bibel, Holländiſche, 43
Irriſche, 274
Luthers, 118. 119. 120. 121. 128
Bodmer, 169. 652
Boethius, 491
Breitinger, 349
Brokes, 171
Brucker, 456
Buchner, Aug. 43

C.

Caniß, 347
Chriſt, 212
Cicero, 184. 185. 186. 187. 188. 191. 195. 274. 325. 326. 332. 457. 487
Claudianus, 76.
Clemens Alexandr. 188
a Corneto, Tancredus, 3
Corpus Iur. Iuſtin. 17
Cudworth, 179
Cuperus, Gisb. 183

D.

Deutſche Geſellſchaft in Leipzig, 350. 651
Digeſta, 324
Diogenes Laert. 178. 184. 188. 194. 195
Drollinger, 170

E.

Ettinger, El. 364
Euſebius, 114. 189

F.

Fabricius, Io. Alb. 180. 212. 364
Fontenelle, 479
Fortunatus, Venant. 33
der Freymäurer, 171

G.

Gale, 180. 182. 192
Gaſſendus, 195
Gataker, 194
Gellius, 333
Gottſched, 172. 350

Gottſchedium, 349
Gutherius, 412
Gryphius, 479

H.

von der Hardt, Herm. 216
Heineccius, 324. 325
Heineke 674. 675
Heraclides, 182. 563
Horatius, 79. 328. 333. 459. 559. 560. 594. 655
Hornſchuch, 75

I.

Iuuenalis, 71. 72. 656

L.

Lactantius, 187
Lipſius, 188. 194
Liuius, 429. 458
Lucianus, 274

M.

Mabillon, 34
Mahudel, 35
Manutius, 332. 419
Martialis, 332
a Maſtricht, Ger. 3
Matthesou, 462
Menagius 188
Menzinus, 75
Meurſius, 187
Müller, 170
Müller, Jo. Sam. 171

N.

Nepos, Corn. 461

O.

Olearius, 188
Opitz, 170
Origenes, 189. 194
Ouidius, 82

P.

Pancirollus, 3
Pauſanias, 570
Perizonius, 315
Perſius, 574
Pflanzmann Jodoc. 17
Phaedrus, 430. 561. 569
Photius, 191. 363
Phrunutus, 192
Pindarus, 560
de Pitaval, 478
Plato, 177. 178. 319. 563
Plautus, 458
Plinius, 313. 333
Plutarchus, 184. 185. 186. 187. 188. 192. 194. 195. 489. 506. 563
Pollux, 319
Pope, 171. 351
Porphyrius, 176
Procopius, 26
Pſeudorigenes, 185

Q.

Quintilianus, 102. 357. 488. 555

S.

Sachſe, Hans, 75

Salmaſius, 332
Sallaſtius, 180
Scaliger, 167. 557
Scheibe, 171. 463
Scherzer, 86
Schilter, 95
Schirmer, 88
Schettel, 57. 62
von Schwarzenberg, Jo. 213
Seidel, 171
Seneca, 194
Sextus Empiricus, 186. 189. 195
Sidonius Apollinaris, 32
Sigonius, 424
Silius Italicus, 27
Simplicius, 185
Smaragdus, 34
Strabo, 35
Stobaeus, 568
Stundenruſer zu Ternate, 171
Suetonius, 328. 332. 462
Suidas, 190. 319

T.

Tancredus, 3
Tertullianus, 188
Tibullus, 77
Triller, 171. 351
Tſchirning, 43

V.

de Valois, Adrien, 545
Varro, 167
Virgilius, 72
Voltaire, 637
Voſſius, 84. 167. 313

W.

Wanley, Humphr. 35

X.

Xenophon, 184

Z.

von Zeſen, Phil. 49
v. Ziegler, Chriſt. Mariane, 171

II. Regiſter der Wörter.

Aus dem Angelſächſiſchen.

Eoſturmonath, April 28

Aus dem Armoriſchen.

Bardh 270
Derven 269

Aus

Aus dem Brittiſchen.

Arnyvardh 270
Aſſ eh 280
Bardd 279
Bardonieth 280
Beirdd 279
Drud 278
Drudion ib.
Elerùr 270
Posvardh ib.
Privardh ib.
Prududh ib.
Rhaith 280
Tevlùur 270

Aus dem Celtiſchen.

Faidh 274
Ogmius 275

Aus dem Däniſchen.

Fader 61

Aus dem alten Deutſchen.

Athalich 32
Ban 32
Chint 56
Deud 39
Deut ib.
Diube 91
Düd 39
Elliu 91
fehtun 203
feor 359
girithis ib.
Gluk 44
Got ib.
Goukala 359
Hoechel 95
Liute 91
maht 203
mear 359
nahtis ib.
rehte ib.
rihtere ib.
Theodiſc 39
Theut ib.
Thiube 91
Thiut 39
vorht 203
wittemon 33
zuht 203

Aus dem neuern Deutſchen.

Aerde 66
Aid des frevels, iuramentum calumniae. 10
allerübelwollenſter 164
Alſs 345
Alezweilauter 52
argwenige fürnemung, praeſumtiones, 10

Artikel 117. 204
auwai 359
ayschung 225
bärtling 21
bäsem 340
bässer 51
bäteln 65
bar 344
behalter, 18
beleiben 19
Belebtheit 164
benöthen 21
betreten 108
beyständig 50
bezeugung des kriegs litis contestatio 10
brachen 204
bräter 339
bruch 29
bulle 341
brüche 54
Buchstabe 41
Dägen 341
dameſt 224
dar 206
das, statt daß 61
der 207
deudsch 38
dieß 202
dis 117
döhnen 341
Doppelpunkt 50
Dorfling 323
dreilauter 50
Eher 341. 358
Eigenheit 109
einwedder 222
Einzelherschung 67
Empfindniß 654
Enk 339
enterbeter 210
die entlich 18
erbauensſüchtig 108
erber 221
Ern 339
Erscheinheit 204
ersessen Zeit praescriptio 10
esig 339
etzliche 62
Fater 61
festen 339
Folk 61
foll ib.
for ib.
forabsatz 66
dieformlich 18
formänwort 50
forzusatz 66
fürwerk (Feuerwerk) 94
Gar (Jahr) 360
gebind 91
geitkeit 264

Gelid 42
genhalb 19
Gernsehn 163
gesipt 224
Gespenst 210
geuden 235
gewechs, incrementum, 19
die Gift 120
Glauber 16
Glid 42
grob, 204
groß 207
Hård 66
Hårts ib.
Hårz ib.
Hartfeld 214
Haubt 59
Helder 342
Heraussatz 66
herhalb 19
Hineinsatz 66
Hinleihen der Besitzung, sequestratio possessionum, 10
Hinterabsaz 66
Hinzusaz ib.
Hönischheit 68
Hoffart 55
Hoffgenossen 29
jah (ja) 57
icht 263
jetzt 202
Jünglin 20
Kankergespinste 210
keynen 339
Kilch 358
Klügelmann 37
Klügelwillig ib.
Klügling ib.
knack 339
Kostung, expensae 15
Ket 34
kristlich 66
Kükelein 336
kumt 223
kunt 67
Kursürst 56
Lätster, 66
Langlauter 53
leit (leidet) 56
lernliebend 68
Letter. 41
Letzen 344
ich liebe, 342
liegen 343
Lücht 66
lüderlich 65
Lustgenüß 212
Mall 342
Mänsch 50
Mahlzeitsweisen 108
Mail 262
die Materlich 18

mehren-

mehrentheils 123
meilig 339
mitheilung 19
mer 57
Mitlauter 50
mögind 91
More 262
der Monde 512
Mut 57
nach 203
Nachrichtung 68
nahe 203
Notturft 60
nahende Ursach 18
onmittle Ursach 18
Oberbeistrichlein 66
obergost 359
obseyn 256
offenschreiber 21
Oimer 360
Ostern 28
par 344
Partey 346
Perschon 671
Pfaffheit 264
Pfingsten 59
pfu 344
Pfuel 47
plüß 54
pran 265
Prinzessinn 209
quarken 514
rägnen 66
Rechtstatt (gentliche) forum competens. 10
Ritterfasse 201
Rufzeichen 50
rechen 343
Reyn 342
ruwe 221
sante 56
schächer 20
schmalzen 224
schnellfaßig 87
selbständig 50
Selbsheit 109
seltzam 343
Sillabirung 58
Sittigkeit 109
slim 63
sneit 56
solich 19
Son 57
Spaß 207
der H. Sparhaffen 21
spielisch 107
Spiz 344
sprachheuser, cloacae 14
sprechind 91
Stamlettern 59
Stat 56
Strafdichter 108
Stuel 47

Sylbe 41
ter (Thier) 360
Titel 204
Ton 346
tot 56
torſch 21
Triváltigkeit 18
váhster 363
üch 359
Verbindungswort 61
verjehend, confeſſus 10
verlengte Tage, dilationes 10
verrer 19
verrzicktag 20
verunlaympt 21
vermanung, praeſumptio 21
vfgeſchobne Tage, feriae 10
vfzug, exceptio ib.
uich, 360
vizthumlehen 19
Umſatz 66
undergoſt 359
unforſchlich 108
Unfreund 163
unlaim, 21
untötlich 264
Voigt 40
vollendtvrtail 10
vollenziehen 108
wahr 343
wann 266
wante 56
war 343
wate 263
Wechſelſatz 66
weiberlieb 109
Widerſtande 102
wiederum wedern zu Recht, mutuae petitiones, 10
wirlicheit 21
wirdig 341
Wirthum 33
Wörterpraſt 512
wei 117
Wortheilung 67
Wundſch 40
ych 359
Zayn 339
ze 262
zerſträethaltung 19
zicktag 20
zien 344
Zizen ib.
Zöllnár 66
Zug 201
Zwangknuß 10
Zuſammenzug 66
zwayen 224
zweilauter 50

zweifpott 18
zweyheit 187. 191

NB. Ein beſondres Regiſter von deutſchen Wörtern mit ihren zur Erklärung beygeſetzten gleich viel Bedeutenden ſiehe p. 373.

Aus dem Engliſchen.

Abridgment 103
after, nach 100
airy 100
Arch-Duke 61
Bard 270
Beginning 63
can 43
chidden, 64
cold 43
compoſe, to, ein Buch ſchreiben 108
Coward 101
croſſed 63
Day 43
Deaf, taub 39
Deal, Theil ib.
Death, Tod ib.
Defiance 103
drive, to, 39
Druggiſt 201
Duth 40
Earth 105
to elude, ausweichen 99
Embroil 106
Evidence, Beweis, 104
Father 61
Finger 201
to forbid 106
to forget 201
Gainer 106
Geeſe 201
Geld ib.
gotten 64
Gown 102
Gowmmen ib.
Grand Maſter 104
Grand ſir, ib.
Heart 66
Hearth ib.
held 39
hire 100
Ill 43
infatuating 109
King 43
lay about 101
leaſt, 99
liked 64
loved 39
memoirs, Nachrichten 100
moved 64
Phenomen 105
plain 101. 107
profund 108
Quarter 106
Ranting 104
Rayne 66

ſeldom 39
Shepherd 39. 201
ſimple, niedrig 101
ſtarve, to verhungern 106
ſtructure, Einrichtung 107
ſwear, to 43
ſyſtem, 100
telling 63
Tide, Zeit, Zehende 39
Tone 102
Weather 43
wide 39
with 101

Aus dem Fränkiſchen.

Ainarth, vnus durus 34
Altrich, ſenex potens ib.
Archarat, durum conſilium ib.
Arthman, durus homo ib.
Artrich, durus potens ib.
Faſtrath, firmum conſilium ib.
Fulrath, plenum conſil. ib.
Guthman, bonus homo ib.
Helprich, adjutorium potens ib.
Hubman, amatus homo, ib.
Raghman, conſiliarius homo ib.
Reinhart, nitidum conſilium ib.
Richart, potens conſil. ib.
Richman, potens homo ib.
Steinhart, Lapis durus ib.
Svarzman, niger homo ib.
Tamhrath, grande conſilium ib.
Witman, candidus homo ib.

aus dem Franzöſiſchen.

Droit 201
lettre 41
Princeſſe 209

Aus dem Gothiſchen.

Altmir, vetulus mihi, 34
Glitmir, debitus mihi 34
Raimmir, nitidus mihi ib.
Ratmunt, conſil. oris ib.
Richmir, potens mihi, ib.
Rigmund, potens bucca, ib.
Watmir, veſtimentum mihi ib.
Wichmunt, volens bucca ib.

Aus dem Griechiſchen.

ἀιγανᾶς θεὸς 181
ἄιολος 314
ἀκρόκομος 315
ἀλίσω, 196
δοκῶ 155
ζωὸς, 176
κιδνημὶ, 316
κοινὸς 144
λέγω 146
μνεστὶς, 190
νέκυια, 314

νόημα 176. 177
νοητός, 193
νομίζω, 314
νῦς 316
ὀρτυγοκοπᾶν 319
πήγανον, 167
πόδας ὠκὺς 87
προλαμβάνω, 315
ῥάδιξ, 167
ῥάπυς 167
ῥάφανος ib.
σύσκηνος 318
φήφισμα 136

aus dem Holländiſchen.

Aerde 66
Dag, Tag 43
Duytſch 40
Hooghduytſch 40
Koning, 43
Laet, ſpät, 66
Maeken 43
na, nady, nahe 203
tollenaer 66

Aus dem Irländiſchen.

Aibghittir 276
Ardh - Ollamh 273
Bard 270
Beth 276
Bethluisnion ib.
Dair 269
Draoith 274
Drui 269. 270
Druidheacht 270
Faidh 274
Grian 276
Grianan ib.
Londonderry 269
Nion ib.
Ogam 275
Ogma ib.
Ogum ib.
Ollam 272
Slatnan 270

Aus dem Lateiniſchen.

abgetorium 276
accuſare 138. 420
admonitio 421
antiſtoechon 66
aphaereſis ib.
apocope ib.
apoſtrophus ib.
auctorita. Senatus 144. 425
audacia 149
caluus 329
capere 152
coenare 144
conſul 132
conſularis 133
craſis 66
dilemma 108
diſcedo 331
Druis 269
elegidium 327
epentheſis 66
exulceratus 142
ferre legem, 146

honeſtiſſimus 160
humanitas 147. 427
illuſtrare 152
imperator 133
imperium 148
cum imperio 139. 423
interiores litterae 156
inuita Minerua 156.240
intercedere 145
iuuentus 153. 428
princeps iuuentutis 154. 429
liberius 138
littera 42
metatheſis 66
natalis 326
neceſſitudo 136
officium 135
oppugnare 137
paganus 324
paragoge 66
pentecoſte 362.590
perſcribere, 145
pietas 136.418
pius 87
priuati 140
prosthesis 66
reſpondere 150
rhythmus 102
Sapientia 149
Satisfacere, 136
SC. 145
Semipaganus 324
Splendidiſſimus, 160
ſtator, 154
Subſellia 330
Suſtinere beneficia 151
Syncope 66
tempus 147
tenſio 102
tmeſis 67
toga 102
tonus 102
transuectio 154
trepidus 329
vates 271
videtur 155. 430

Aus dem Niederſächſiſchen.

Let. 42
Lit, (Glied) 42

Aus dem Norwegiſchen.

Fader 61

Aus dem Schwediſchen.

Altydſch 48
Edda, Sage 27
Fadher 48
Gryper ib.
Lyſ ib.
Myn ib.
tyn. ib.

Aus dem Spaniſchen.

es, iſt 43

III. Register der Sachen.

A.

Aa, ob es ganz zu verwerfen sey? 51
Abschnitt, Veränderung desselben in den Deutschen sechsfüßigen Jamben 644
Addison streicht den Milton heraus 653
Adoption, was für Gebräuche die alten Deutschen dabey gehabt 24
ä, wo es zu schreiben sey 53
Aeneas opfert Menschen 540
Aeneis, die Einrichtung derselben ist gut 544
die Absicht derselben 582
Ἀεργενεῖς θεοί, was sie sind 181
ai ist ehemals zuweilen wie oa ausgesprochen worden 359
Altsachsen, Ursprung des Namens 31
Angelsachsen verehren den Odin 26
die Göttinn Eostre 28
schaffen die Runen, ihre alten Buchstaben, ab 29
Abhandlung von ihren Buchstaben 35
April ist bey den Angelsachsen Eosturmonath 28
Arien machen die Schauspiele unnatürlich 502
Arzneybücher, deutsche, wem sie nützen können 450
lateinische, ob sie Stümper machen 451
Athenienser, ihre Verschwendung in Ansehung des Schauplatzes 506
Augen bezaubernde 333
Ausdrückungen, uneigentliche, sind in der Schreibart behutsam zu brauchen 591
Bäsen, ob es statt besen zu schreiben sey 51

Bäume ſind bey den Deutſchen heilig 30
bar, die Endung, muß ohne b geſchrieben werden 346
Barden, wer ſie geweſen, und wie ſie eingetheilt worden 270. 279
ſind noch nicht gänzlich ausgegangen 271
gehören nicht zu den Druiden 272
Bedeutung, Verſchiedenheit derſelben, ob ſie einen Unterſcheid in der Rechtſchreibung erfordern 341. 345
Bregenz, in der Gegend wird das Feſt des Odin gefeyert 29
Buchſtaben, vier neue werden von dem Könige Chilperik angegeben 28
alte, oder Runen, werden von den Angelſachſen abgeſchafft 29
gothiſche, werden in Spanien abgeſchafft 30
ob die Celten beſondre gehabt 35
was ſie ſind 41
Verſal, wo ſie zugebrauchen ſind 50
Buchſtabiren, Regeln davon im Schreiben 62
Burgunder, wovon ſie ihren Namen haben 33

C.

C, ob es ein deutſcher Buchſtabe ſey 42
ob es allenthalben zu vermeiden ſey 55
Carl der Groſſe, warum er ſeinen Sohn Pipin zum Könige der Longobarden geſchickt 31
giebt einen Sänger ab 462
Celten machen die Hirnſchädel der Ueberwundenen zu Trinkgeſchirren 27
ob ſie beſondre Buchſtaben gehabt 35
Ceres, was ſie ſey 193
ch macht den vorhergehenden Selbſtlaut kurz 203
Chilperik giebt 4 neue Buchſtaben an 28
Chryſippus, deſſen Erklärung des Worts Ζεύς 177

Chryſoſtomus, was ihn zum groſſen Redner gemacht habe 441
Cicero wird wegen ſeiner Weitläuftigkeit getadelt 288
Lob ſeiner Briefe 129
ck, ob man dafür kk ſchreiben ſolle 42
iſt an etlichen Orten nicht zu dulden 58. 340
macht den vorhergehenden Selbſtlaut kurz 203
Comödienſchreiber der Griechen und Lateiner haben mehr Freyheit, als die Deutſchen 474
Comparativus der Lateiner zeigt zuweilen weniger, als der Poſitivus an 138
Componiſten ſollen die Weltweisheit verſtehen 456
wollen Arien ohne Gedanken haben 495
Conſul, römiſcher, ob es im Deutſchen zu überſetzen ſey 132. 411

D.

Dänen hoffen in jenem Leben mit dem Odin aus Hirnſchädeln zu trinken 28
Deutlichkeit iſt das, was einen Redner groß macht 441
Deudſch, ob ſo geſchrieben werden könne 33
Deutſche, ob ſie fähig ſind, Schriften zu beurtheilen 660
was ſie ehemals für Geſetze gehabt 23
Deutſche, halten ihre Gerichte unter freyem Himmel 24
legen die Hand beym Eidſchw. an den Degen ib.
ſetzen ihren neuen König auf ein Schild, und tragen ihn vor dem Volke herum 26
halten ſtrenge über den Eheſtand 31
eſſen Speck und Pferdefleiſch 32
Diana wird von den deutſchen Völkern verehret 29
Scythica und Taurica iſt auch bey den Griechen und Römern bekannt 29
Dichtkunſt, deutſche, hat außer dem Reime allemal ein gewiſſes Sylbenmaaß erfordert 32

Discant wird in den Opern oft sehr falsch angebracht 503
Doppellaute, deutsche, sind lang 202
Menge derselben in der alten deutschen Aussprache 359
im Singen 493
Dunkelheit der Poeten wird verworfen 538. 589. 593

E.

Edda, die Mythologie der alten Schweden u. Dänen 27
Ehestand, darüber wird strenge bey den alten Deutschen gehalten 31
Eiche bey Geißmar, dem Gott des Donners gewidmet 31
wird vom Bonifacius niedergehauen ib.
Eichen sind bey den alten Deutschen heilig 30
unter denselben werden ihre Versammlungen und Gerichte gehalten 30
Engländer brauchen anstatt ch, gh; und statt sch nur sh 42
Eostre, Göttinn der Angelsachsen 28
Eosturmenath, der April ib.
Erz, (archi) Ursprung desselben 60
Ey, wo es zu schreiben sey 53

F.

Falken, mit denselben jagen ist den Deutschen eigen 32
Fenelon verläßt im Telemach seinen Helden 601
Feuerprobe giebt in zweifelhaften Fällen im Gerichte bey den alten Deutschen den Ausschlag 25
ff wird falsch gebraucht 340
Franken, die alten, was sie für Gesetze gehabt 23
zeigen ihren neuen König auf einem Schilde herum 26
sehen als ein Zeichen besondrer Freundschaft an, sich von einem das Haar abnehmen zu lassen 31

Französische Sprache ist allmählig aus der alten fränkischen entstanden 32
Freylassung, Zeichen derselben bey den Longobarden 25
Fürst, Cicero kann nicht so genennt werden 132

G.

Gedächtnißsäule des Theodosius, warum auf derselben auch eine Priesterinn der Diana zu sehen gewesen 29
Gedichte, die Gewohnheit sie vorzulesen, wird angepriesen 654
Gerichte der Deutschen werden unter freyem Himmel gehalten 24
Gesetze der alten Franken, wie sie beschaffen gewesen 23
werden unter Carl dem großen vermehrt 24
Gothen verehren die Diana 29
Gothische Buchstaben werden in Spanien abgeschafft 30
warum sie so geheißen ib.
Sprache, welcher Mundart sie am nächsten komme 34
Gott, Meynungen der griechischen Weltweisen von ihm 176

H.

H, ob es den vorhergehenden Selbstlaut lang mache 47
wo es zu dulden sey? 57
Haarabnehmen, ein besonderes Freundschaftszeichen bey den Franken und Longobarden 31
ist bey den Franken in einem besondern Gesetze vorgeschrieben ib.
Haupt, ob statt dessen Haubt zu schreiben sey 59
Hauptendungen, zufällige, haben im Deutschen keinen Accent 207
Heineke, seine Eintheilung der Schreibart 674
Heldengedichte, der Zweck derselben 575
Hercules Ogmius 275
Heruler, wenn sie alt sind, bitten ihre Verwandten, ihnen vom Leben zu helfen 26

Heruler, ihre Weiber hängen sich beym Scheiterhaufen der Männer 26
Hesiodus, dessen Fehler in dem Schilde des Herkules 550
Hirnschädel der Ueberwundnen werden zu Trinkgeschirren gebraucht 27
Hoffart, woven es herkomme 55
Holländer brauchen an statt ck das kk 42
Homer, sein Fehler, in Beschreibung des Schildes des Achilles 550
ob er in der Ilias die Schädlichkeit der Uneinigkeit zum Zwecke gehabt 577
und in der Odyssee die Abwesenheit des Ulysses zum Hauptgegenstande gehabt 579
Horaz, ob er ein Stoiker oder Epikurer gewesen 565. 598

J.

J, ist sonst oben ohne Punkt geschrieben worden 90
Ja, Bellin will an statt dessen jah, schreiben 57
ie, ob es abzuschaffen 46
Ilias, Fehler derselben 543
was der Zweck derselben sey 577
Irrländische Sprache, Nachricht davon 274
Gesetze sind in Versen geschrieben gewesen 277

K.

K ob es an statt des c zu gebrauchen sey 55
ist an etlichen Orten unnütze 58
Klagformel, Exempel davon aus dem 15 Jahrhunderte 16
König, Hofr. ob er die Oper Sancio verfertigt 462
Kunstwörter werden von Bellin deutsch übersetzt 38
Kürze ist einem geistlichen Redner nöthig 438

L.

Laberius verliert die Rechte eines Ritters, weil er einen Schauspieler abgegeben 462
Länge und Kürze der Selbstlaute, wie sie zu bestimmen sey 45
Lateiner haben eine zeitlang kein q gehabt 44
Letter, ob es ein deutsch Wort sey 41
Littera soll von Letter herkommen 42
Lobreden, Regeln davon 442
Lodbrocle, König der Dänen 28

Lengobarden bedienen ſich eines Pfeils zum Zeichen der Freyplaſſung 25
verehren den Odin 26
S. oben Haarabnehmen.
Lucan ſagt oft ein Ding zweymal 557

M.

Menage, ſeine italieniſchen Gedichte werden getadelt 534
Milton wird von Addiſon angeprieſen 652
worinnen ſeine Stärke in der Sprache beſtehe 663
Monotonon, ob dem Pythagoras die Schmiede dazu Gelegenheit gegeben 456
Muſik, Wirkung derſelben bey einigen Griechen 487
ob ſie bey den alten Griechen auf der Schaubühne gebraucht worden 489
ob ſie bey den Römern hochgehalten worden 457
ſoll der Poeſie nicht befehlen 492
italieniſche iſt weichlich 486
macht die Unterredungen in den Singſpielen unnatürlich 501

N.

Nachahmung, der Natur hat ihre verſchiedene Staffeln 625
der Franzoſen wird getadelt 478
Nexus des Homers, was es iſt 314
Nomina propria ſind mit großen Buchſtaben zu ſchreiben 50

O.

Odin wird von alten Deutſchen verehrt 26. 29
Odyſſee, die Einrichtung iſt in derſelben beſſer, als in der Ilias 544
ihr Zweck 579
ö, wo es zu ſchreiben ſey 53
Ogmius, was es heiße 275
oo ob es im Deutſchen ganz zu verwerfen ſey 52
Opern, der italieniſchen, Wirkungen in den Gemüthern 487
die Länge derſelben iſt ihrem Zwecke zuwider 504
Oſtern, woher das Wort ſeinen Urſprung habe 28
Ovidius, ob er viel geſagt, um den Vers voll zu machen 557. 593

P.

P, iſt in etlichen Wörtern unnütze 59

Pfeil iſt ein Zeichen der Freylaſſung bey den Longebarden 25
Pferde werden manchmal beym Begräbniſſe der alten Deutſchen verbrannt 26
Pferdefleiſch die Koſt der alten Deutſchen 32
ph ob es im Deutſchen mit dem f zu vertauſchen ſey 59
Phrunutus ſoll Cornutus heiſſen 276
Pindarus iſt geldbegierig 562
Poeten, was ſie ſeyn 531
wozu ſie nütze ſeyn 532
neue, kommen den alten nicht bey, wenn ſie in todten Sprachen ſchreiben 533
was ſie für Schaden anrichten 536
weswegen ſie angenehm ſind 539
verſtoßen wider die Wahrſcheinlichkeit 550
ſind öfters geizig 560
ob ſie mehr Neigungen unterworfen ſind, als andere Leute 562.594
haben im römiſchen Rechte keine Befreyungen 572
irrländiſche Nachricht davon 267. 279
Praktiſch reden, was es ſey 442
Pythagoras hat die Verhältniß der Töne in einer Schmiede erfunden 456

Q.

Q, iſt ein deutſcher Buchſtabe 44
wird von Hieron. Wolf in der deutſchen Sprache geduldet 362
iſt vom Ronſard im Franzöſiſchen verworfen worden 44

R.

Rechtſchreibung, allgemeine Regeln davon 64
Redner ſoll die Poeten leſen 533
geiſtlicher muß ſo wohl an dem Willen als Verſtande des Zuhörers arbeiten 436
ſoll ſich der Kürze befleißigen 291. 438
ſoll die Welt kennen 438
ſoll die Weltweisheit und beſonders die Vernunftlehre brauchen 439
muß die Gottesgelahrheit beſſer inne haben, als ein akademiſcher Lehrer 440
muß deutlich ſeyn 441

Redner wie er ſich bey Lobreden zu verhalten habe 442
muß einen guten Vortrag haben 442
muß ſich vorbereiten 284. 443
muß das Gedächtniß brauchen 285
Ritter, ein römiſcher, wie viel er im Vermögen haben müſſen 153
Ritterſchaft, der Römiſchen Aufzug ins Capitolium 154
Romane, ob ſie von dem abgeſchmackten Wunderbaren frey ſind 590
ſind in Anſehung des Zwecks dem Heldengedichte ähnlich 580
Römer, ob ſie die Muſik hochgehalten 417
werden dadurch weich gemacht 488
bey ihnen war eine griechiſche Tracht unanſtändig 332
Ronſard will das q aus dem Franzöſiſchen abſchaffen 44
Runen werden von den Angelſachſen abgeſchafft 29

S.

Satiren, wer ihr erſter Verfertiger geweſen 321
Scalder, was ſie ſind 27
ſch ob man ſtatt deſſen ſh ſchreiben ſoll 42
macht den vorhergehenden Selbſtlaut kurz 203
Schreibart wird durch Leſung der Poeten verbeſſert 532
welche ſich für einen geiſtlichen Redner ſchicke 440
Schrift, die heil. wie ſie vom Prediger anzuführen ſey 440
hat allezeit eine hohe Schreibart 441
Schwaben bringen den Gottesdienſt des Odin in das innere Deutſchland 26
Selbſtlaute, ihre Länge und Kürze, wie ſie zu beſtimmen ſey und ob ſie ihrer Natur nach kurz ſind 45
Simonides iſt geizig geweſen 561
die Fabel des Phädrus von ſeinem Gedichte 570
Sittenlehre iſt von den alten Poeten getrieben worden 532
Socraticae chartae, wovon es Schaftsbury verſtanden 113
Spanier brauchen an ſtatt des c eſt ein g 42
Sprache, über eine jede hat der Gebrauch ein gewiſſes Recht

Pfeil ist ein Zeichen der Freylassung bey den Longobarden 25
Pferde werden manchmal beym Begräbnisse der alten Deutschen verbrannt 26
Pferdefleisch die Kost der alten Deutschen 32
ob es im Deutschen mit dem f zu vertauschen sey 59
Phrunutus soll Cornutus heissen 276
Pindarus ist geldbegierig 562
Poeten, was sie seyn 531
wozu sie nütze seyn 532
neue, kommen den alten nicht bey, wenn sie in todten Sprachen schreiben 533
was sie für Schaden anrichten 536
weswegen sie angenehm sind 539
verstoßen wider die Wahrscheinlichkeit 550
sind öfters geizig 560
ob sie mehr Neigungen unterworfen sind, als andere Leute 562.594
haben im römischen Rechte keine Befreyungen 572
irrländische. Nachricht davon 267.279
Praktisch reden, was es sey 442
Pythagoras hat die Verhältniß der Töne in einer Schmiede erfunden 456

Q.

Q, ist ein deutscher Buchstabe 44
wird von Hieron. Wolf in der deutschen Sprache geduldet 362
ist vom Ronsard im Französischen verworfen worden 44

R.

Rechtschreibung, allgemeine Regeln davon 64
Redner soll die Poeten lesen 533
geistlicher muß so wohl an dem Willen als Verstande des Zuhörers arbeiten 436
soll sich der Kürze befleißigen 291.438
soll die Welt kennen 438
soll die Weltweisheit und besonders die Vernunftlehre brauchen 439
muß die Gottesgelahrheit besser inne haben, als ein akademischer Lehrer 440
muß deutlich seyn 441

Redner wie er ſich bey Lobreden zu verhalten habe 442
muß einen guten Vortrag haben 442
muß ſich vorbereiten 284. 443
muß das Gedächtniß brauchen 285
Ritter, ein römiſcher, wie viel er im Vermögen haben müſſen 153
Ritterſchaft, der Römiſchen Aufzug ins Capitolium 154
Romane, ob ſie von dem abgeſchmackten Wunderbaren frey ſind 590
ſind in Anſehung des Zwecks dem Heldengedichte ähnlich 580
Römer, ob ſie die Muſik hochgehalten 417
werden dadurch weich gemacht 488
bey ihnen war eine griechiſche Tracht unanſtändig 332
Ronſard will das q aus dem Franzöſiſchen abſchaffen 44
Runen werden von den Angelſachſen abgeſchafft 29

S.

Satiren, wer ihr erſter Verfertiger geweſen 321
Scalder, was ſie ſind 27
ſch ob man ſtatt deſſen ſh ſchreiben ſoll 42
macht den vorhergehenden Selbſtlaut kurz 203
Schreibart wird durch Leſung der Poeten verbeſſert 512
welche ſich für einen geiſtlichen Redner ſchicke 440
Schrift, die heil. wie ſie vom Prediger anzuführen ſey 440
hat allezeit eine hohe Schreibart 441
Schwaben bringen den Gottesdienſt des Odin in das innere Deutſchland 26
Selbſtlaute, ihre Länge und Kürze, wie ſie zu beſtimmen ſey und ob ſie ihrer Natur nach kurz ſind 45
Simonides iſt geizig geweſen 561
die Fabel des Phädrus von ſeinem Gedichte 577
Sittenlehre iſt von den alten Poeten getrieben worden 533
Socraticae chartae, wovon es Schaftsbury verſtanden 11
Spanier brauchen an ſtatt des c oft ein g 47
Sprache, über eine jede hat der Gebrauch ein gewiſſes Recht

Sprache, fremde, ob ſie in der deutſchen Rechtſchreibung zu rathe zu ziehen ſey 65
deutſche, iſt reicher als alle andere lebendige Sprachen 449
hat Sylben, die zugleich lang und kurz ſind 471.208
ob man ſich in derſelben gnugſam ausdrücken könne 603
Franzöſiſche, iſt allmählig aus der alten fränkiſchen entſtanden 32
gothiſche, welchem Dialect ſie am nächſten komme 34
irrländiſche, Nachricht davon 274
Sylbe, kann durch Wortſpiel ausgedrückt werden 41
einfache, was ſie im Deutſchen iſt 202
zuſammengeſetzte, was ſie iſt ib.
welche den Accent habe 208
Sylbenmaaß, ob es die Fehler der Poeten entſchuldige 555. 593

T.

T ſoll zuweilen mit D verwechſelt werden 60
Tancredus de iudiciis ſ. ordine iudiciario, wenn er überſetzt ſey 4
Telemach Fenelons erhält den Beyfall der Deutſchen 654
Theodericus ſtellt den Zweykampf ab 25
Theokritus, ſeine Beſchreibung des Bechers iſt unwahrſcheinlich 551
Thüringer laſſen gefährlichkranken die Köpfe abſchlagen 26
Titel der römiſchen Ehrenſtellen laſſen ſich im Deutſchen nicht wohl ausdrücken 133
Trauerſpiel, die Abſicht deſſelben 584-503
tz ob es ſtatt zz zu brauchen ſey 61
macht den vorhergehenden Selbſtlaut kurz 203

U.

Ue, wo es zu ſchreiben ſey? 53
Ueberſetzung, vollkommene, der Briefe des Cicero iſt unmöglich 156
Ueberſetzungen, alte, wozu ſie dienen 266
Vernunftlehre, ob ſie im Predigen gebraucht werden müſſe 439

Verſe, in denſelben reden, ob es in der Comödie wahrſcheinlich ſey 467
Videri, deſſen Gebrauch 155. 430
Virgil heißt den Aeneas auch zur Unzeit pius 87
Vorwörter, unzertrennliche, haben keinen Accent 209

W.

W, iſt ein deutſcher Buchſtabe 45. 362
Waffen, werden als gewiſſe Zeichen bey den Gerichten der alten Deutſchen gebraucht 24
Wahrheit ſoll von den Poeten verdorben werden 531
welche die Poeten eigentlich angehe 588
Wahrſcheinlichkeit wird von den Poeten oft vergeſſen 502. 506. 550
kann in der Oper nicht recht beobachtet werden ibid.
Waſſerprobe giebt bey den alten Deutſchen in zweifelhaften Fällen den Ausſchlag 25
Weiber der Heruler müſſen ſich bey der Männer Scheiterhaufen henken, oder einen ewigen Schimpf tragen 26
Weltweiſen, der griechiſchen, Meynungen von Gott 176
Weltweisheit iſt einem geiſtlichen Redner anzupreiſen 439
iſt einem Componiſten nöthig 456
Wille des Menſchen muß von einem geiſtlichen Redner beſonders bewegt werden 435
Wodan, d. i. Odin, wird von den Schwaben verehrt 29
Wörter, wie ſie im Schreiben zu theilen ſind 62
gehen nicht alle in den Vers 471
ob ſie in deutſchen Schriften lateiniſch zu ſchreiben ſind 621
Wortglied kann an ſtatt Sylbe gebraucht werden 41
Würzburger verehren die Diana 29

X.

X iſt für chs geſetzt worden 362
ſoll nicht in das Deutſche gehören 42

Y.

Y ob es im Deutſchen zu dulden ſey 45

Z.

Z gilt ſo viel als ts 61
Zeſens Meynung von der Beſtimmung der Länge und Kürze der Deutſchen Selbſtlaute 49. 198
Zoilus, warum er ſo verhaßt geworden 544
Zweykampf iſt in den Geſetzen der Burgunder vorgeſchrieben 25
33 ſoll anſtatt des ß zu ſetzen ſeyn 61
wird verworfen 670

Druckfehler.

Pag. 37. Meynung der ungeſchickten, lies: Meynung unter dem Titel der ungeſchickten ꝛc. p. 45. in der folgenden Abhandlung, l. in dem folg. Stücke. p. 58. dem Griechiſchen d l. d. Gr. Θ. p. 68. der falſchen Gründe, l. des Falſchen Gründe. p. 204. l. Kuchen, Buchen, fluchen. p. 339. l. Stellula VI. p. 449. ſteht Syr. l. Sir. p. 476. müſſen die Verſe: Vbi illum &c. das andremal ausgeſtrichen werden. p. 479. Rolle des Windes l. R. der Wand, p. 482. Perſon l. Proſe. p. 501. wie es kann, l. wie kann es. p. 519. Ich ſchütze nicht ſt. nie. p. 571. l. Pauſanias. p. 626. nur l. mir. p. 632. unten l. Vorſtellung. p. 644 ſtatt ώς l. ὡς ſt. ὁ l. ὃ. ibid l. Plutus. p. 647. in d. letzt. Z. l. in alta. p. 650. als l. es.

Ende des vier und zwanzigſten Stückes.

Beyträge
Zur
Kritischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Siebenter Band.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1741.

Den

Wohlgebohrnen,

Hochedelgebohrnen, Hochehrwürdigen,

Vesten und Hochedlen Herren

der löblichen

Teutschen Gesellschaft

in

Bern

ansehnlichem Vorsteher

und

übrigen Mitgliedern,

Meinen insonders Hochzuehrenden

Herren.

Wohlgebohrne, Hochedelgebohrne,

Hochehrwürdige und Hochedle

insonders hochzuehrende Herren,

Lassen Sie sichs nicht Wunder nehmen, daß ein den allermeisten von Ihnen, der Person nach, unbekannter Schriftsteller sich die Freyheit nimmt, einer so ansehnlichen Gesellschaft staatskluger und gelehrter Männer, ein Buch zuzueignen. Es ist eine ganz reine und unsträfliche Absicht, die mich bewogen hat, meinen Hochzuehrenden Herren, eine öffentliche Probe meiner besondern Hochachtung abzulegen. Schon vor etlichen Jahren erhielt ich die höchstangenehme Zeitung, es hätte sich in dem ansehnlichsten und mächtigsten Canton der schweizerischen Republik, eine Anzahl ansehnlicher und patriotischer Männer gefunden, welche sich entschlossen,

ſchloſſen, eine deutſche Geſellſchaft zu ſtiften, und dadurch ihren Mitbürgern die reine hochdeutſche Sprache deſto geläufiger und beliebter zu machen. Und dieſe Nachricht war es eben, die mich ſchon damals mit einem beſondern Vergnügen erfüllete, und mich in der ſüßen Hoffnung beſtärkte: es würde noch endlich ganz Deutſchland aufwachen, und auf ſeine einheimiſche Ehre aufmerkſam zu werden anfangen; anſtatt daß es ſich eine geraume Zeit, mit einer ſo verwerflichen als fruchtloſen Bemühung, auf eine ſclaviſche Nachäffung ſeiner Nachbarn befliſſen.

Ich weis faſt nicht, ob ich es unter die Wohlthaten der Natur rechnen ſoll, daß ſie unſrer deutſchen Nation eine ſo große Beſcheidenheit verliehen hat; da ſie alle unſre Nachbarn, im Abſehen auf ihren eigenen Werth, Vorzug, und Verſtand mit einer faſt unerträglichen Eitelkeit, begabet, und beehret hat. Das weis ich aber gewiß, daß ich dieſe unſern Landsleuten ſo natürliche Beſcheidenheit, für eine Tugend halten würde: wenn ſie nicht zuweilen die gehörigen Schrancken überſchritte, und alſo mehr der Kleinmüthigkeit, als der Demuth ähnlich würde. Das Gute allenthalben hochſchätzen, wo man es findet, das iſt allerdings eine ruhmwürdige Eigenſchaft: und man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man unſern Nachbarn, alles Gute abſprechen wollte. Aber eben dieſe Billigkeit will auch, daß man das einheimiſche Gute darum nicht verachten ſoll, weil es auf unſerm Grunde und

Boden gewachſen iſt. Die Vorſehung hat kein Land und kein Volk ohne gewiſſe Vorzüge gelaſſen: alles muß ihre Freygebigkeit geſtehen, und man würde undankbar gegen ſie werden; wenn man durch ſein Misvergnügen über das erhaltene Pfund ihre Fürſorge eines Fehlers beſchuldigen wollte.

Geſetzt alſo, daß Welſchland an verſchmitzten Köpfen und an ſchönen Früchten; Frankreich an lebhaften Einwohnern und guten Weinen; England an freyen Gemüthern, wie an ſchönen Manufacturen, uns Deutſchen überlegen wäre: ſo wäre es doch noch keine Folge, daß alle Gaben der gütigen Natur erſchöpfet worden; und daß wir armſelige Deutſchen alſo ganz leer ausgegangen wären. Denn warum ſollte man, auch ganz unparteyiſch zu rechnen, nicht der italieniſchen Verſchlagenheit die deutſche Redlichkeit; der franzöſiſchen Munterkeit die deutſche Gründlichkeit, und unſrer Landsleute geſetzte Tapferkeit, aller engliſchen Wildigkeit entgegen ſetzen: ſo wie wir unſern gemäßigten Himmelſtrich, der welſchen Hitze; unſre Bergwerke den galliſchen Weinbergen, und unſre Erfindungen allem brittiſchen Fleiße in Handarbeiten vorziehen können.

Doch was braucht es hier auf ſo weitläuftige Betrachtungen zu gerathen, da ich hauptſächlich von der Sprache zu reden Urſache habe; als worinn unſre Landsleute hauptſächlich die Bewundrer der Ausländer geworden ſind. Es iſt hier gleichfalls

eine

eine besondre Gabe unsrer Nation zu nennen, daß wir leicht Sprachen lernen, und sehr viele Personen aufzuweisen haben, die deren ein halbes Dutzend, auch wohl mehrere verstehen; und zum mindesten zwo, drey bis viere derselben reden und schreiben können. Man suche uns dergleichen geschickte Leute unter den Ausländern, in eben so großer Menge; so wird man den Vorzug unsrer Landsleute aufs deutlichste einsehen. Man trifft selten einen Welschen an, der, wenn er in Welschland lebet und stirbet, etwas mehr als Welsch spricht, und ausser dem Lateine, nur das Spanische und Französische, welches doch nur Mundarten einer und derselben Sprache sind, so nothdürftig versteht. Eben das kann man von den Franzosen sagen, die wohl gar außer ihrem Vaterlande, zwanzig bis dreyßig Jahre zubringen, ohne die Sprache des Landes zu lernen, darinn sie sich aufhalten. Von den Engländern braucht es meiner Erinnerung vollends gar nicht: weil auch ihre Gelehrten, fast durchgehends, das Latein selbst, bloß verstehen; aber nichts anders, als englisch reden können.

So rühmlich es nun in diesem Falle deutschen Köpfen ist, daß sie so leicht fremde Sprachen fassen, und so sehr ihr Fleiß zu loben scheint, womit sie solche lernen: so sehr ist es zu bedauren, daß sie hernach auf diesen ihren Vorzug, so stolz sind, daß sie ihre eigene Muttersprache hindansetzen, sie für grob, rauh, und unangenehm halten; und sich allein mit fremden Mundarten sehen lassen wollen,

die sie doch oft mit sehr schlechter Richtigkeit und Schönheit sprechen können. Hätten solche Personen nur die Hälfte von den Bemühungen, die sie auf die Sprachen ihrer Nachbarn verwandt, auf ihre eigene Muttersprache wenden, die besten Schriften darinnen lesen, gewisse Fehler ihrer Provincialmundart, vermeiden, und die Schönheiten und Reichthümer derselben, mit der Unförmlichkeit und Armuth der ausländischen vergleichen wollen: so würden gewiß eben diejenigen, die sich mit der Kenntniß der fremden Sprachen so breit machen, die eifrigsten Liebhaber, und größten Verfechter ihrer Muttersprache geworden seyn.

Doch was bedarf ich es, Eure Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hochehrwürden und Hochedlen, auf diese Betrachtungen zu führen; da Sie selbst aus eigner Einsicht und Bewegung darauf gerathen sind, und solches auf die gültigste Art an den Tag geleget haben. Vielleicht hat auch in Dero ansehnlichen Vaterstadt, das benachbarte Frankreich gar zu viele gelocket, mit seinen Sitten auch seine Sprache anzunehmen! Vielleicht ist daher die Verachtung ihrer Muttersprache allmählich immer größer geworden, jemehr das Französische empor gekommen! Vielleicht hat man es in manchem Hause zu vergessen angefangen, daß man deutscher Abkunft sey, und sich wohl gar bisweilen geschämet zu gestehen, daß man auch deutsch reden könne! Diese und dergleichen Umstände haben vielleicht meiner hochzuehrenden Herren patriotischen

Eifer

Eifer rege gemacht. Sie haben sich nicht nur selbst erinnert, daß Sie ein Theil von dem tapfern Volke wären, welches in vorigen Zeiten sich von ganz Europa Meister gemacht, und die so mächtige römische Monarchie zerstöret, die sich vorhin fast alle Völker der bekannten Welt unterworfen hatte. Sie haben auch andre aufmuntern wollen, sich dieses ihres Vorzuges nicht zu schämen, und auch diejenige Sprache zu reden, die von so vielen Helden geredet worden, und deren Ueberbleibsel in allen heutigen Sprachen sattsam zeigen, daß vormals die Deutschen ihre Herren und Gebiether gewesen.

Ich darf nichts mehr hinzusetzen, das edelmüthige Verfahren Eurer Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hochehrwürden und Hochedlen zu entwerfen: und man müßte wenig Empfindung und Geschmack an dem was wirklich schön ist, finden können; wenn man noch ein mehrers davon verlangen wollte. Fahren sie fort, Hochzuehrende Herren, Dero höchstrühmliche Absicht zu befördern. Ermuntern Sie durch Dero Exempel alle Ihre Landesleute, zur Liebe gegen ihre einheimische Ehre. Steuren Sie dem reißenden Strome ausländischer Sprachen und Laster, welcher alles zu überschwemmen drohet. Das Ansehen, welches Sie in Ihrem gemeinen Wesen besitzen, die ehrwürdigen Aemter, die sie bekleiden, die Gelehrsamkeit, die Sie in und außer Ihren Grenzen berühmt macht, und die Artigkeit der Sitten, darinn sie keinem auswärtigen Lande etwas nachgeben dörfen,

alles dieses sage ich, wird Ihre Beyspiele kräftig, Ihre Proben der Beredsamkeit reizend, und alle junge Mitbürger Ihres Staats begierig machen, in Dero Fußtapfen zu treten. Bern wird also in Kurzem, durch seine deutsche Gesellschaft, durch witzige und anmuthige Schriften, und durch einen geläuterten Geschmack in seinen Belustigungen, den übrigen Theilen Schweizerlandes so merkwürdig und ansehnlich seyn; als es seiner Macht und Grösse, seines Reichthums, und seiner wohlgesitteten Lebensart wegen, schon bishero gewesen.

Ich bin mit aller schuldigen Hochachtung und Ergebenheit

Eurer Wohlgebohrnen,

Hochedelgebohrnen, Hochehrwürden und Hochedlen

Leipzig, den 7. Febr. 1742.

Dienstwilligster und ergebenster Diener

Gottsched.

I.

Einige Nachricht von der ersten Ausgabe der deutschen Uebersetzung des Neuen Testaments D. Martin Luthers. (*)

Die Herren haben in dem 23 Stück von dero beliebten Beyträgen, vom 368 Blatte an, eine schöne Vergleichung zwischen denen beyden ersten Nachdrücken des durch D. Martin Luthern verdeutschten Neuen Testaments, welche im Jahr 1523. zu Basel und zu Leipzig herausgekommen sind, angestellt; selbige aber bis zu der allerersten Wittenbergischen Ausgabe vom Jahr 1522. nicht treiben können, weil Ihnen kein Exemplar von dieser aufzutreiben möglich gewesen. Da ich nun diese seltene Ausgabe in Händen habe, und mich also im Stande befinde, die von Ihnen darüber aufgeworfenen Fragen zu beantworten: so bemerke erstlich, daß selbige mit schöner grober Schrift in folio gedruckt, und die Blätter des Texts oben mit Römischen Zahlen bezeichnet sind; so, daß die vier Evangelisten mit der Apostelgeschichte gerad C. und die Apostolischen Briefe mit der Offenbarung Johannis XCIIII. Blätter austragen.

(*) Dieses ist uns von unbekannter Feder mitgetheilet worden.

Der Titel iſt ſchlechthin dieſer:

Das Newe Teſtament Deutzſch.

* * *

Vuittenberg.

Und auf der letzten Seite ſtehet:

Gedruckt ze Wittenberg durch Melchior Lotther yhm tauſend fenffhundert zwey vnnd zwenzigſten Jar.

Das Buch iſt zwar an ſich in zwey Theile abgetheilet, weil bey der Epiſtel an die Römer über den Blättern neue römiſche Zahlen angehen, ohne das erſte hundert mitzurechnen. Es findet ſich aber weder hier, noch vor der Apoſtelgeſchicht ein beſonderes Titelblatt; und noch weniger iſt irgendwo des andern Theils gedacht. Nun ſtehet auf dem LXXVIII. Blatte, wo die Apoſtelgeſchichte angehet, oben dieſes:

Das ander teyll des Euangelii Sanct Lucas von der Apoſtel geſchicht.

Der Leipziger Nachdruck hat den Eraſmus von Rotterdam genennet, um dem damaligen Landesherrn, Herzog **Georgen**, nicht vor den Kopf zu ſtoßen: dem dieſe Ueberſetzung, ſonderlich wegen der Vorrede und Randgloſſe, ſo ſehr zuwider geweſen, daß er ſelbige den Leuten aus den Händen nehmen, und durch Hieronymus Emſer eine andere machen laſſen, welche im Jahr 1527. unter dem Titel:

Das

Das Naw
teſtament nach lawt
der Chriſtlichē Kirchen
bewertē text, corrigirt, vñ wider
umb zu recht gebracht. m. d. xxvij
Zu Dreßden durch Wolffgang Stöckel,

wie am Ende ſtehet, gleichfalls in folio, auch auf CXCIIII. hinter einander weglaufenden Blättern, gedruckt, und mit einer im Namen obgedachten Herzogs **Georgs** abgefaſſeten bitteren Vorrede verſehen iſt. Denn ob wohl in der erſten wittenbergiſchen Ausgabe D. Luthers Nahme nirgend zu finden iſt; ſo hat man doch leicht merken können, daß ſie von ihm herkomme. Dieſelbe hat vor jedem Capitel der Offenbarung Johannis einen ziemlich ſaubern Holzſchnitt, der deſſen Inhalt vorſtellen ſoll: welche Arbeit Stöckel zu Dresden dem Melchior Lotther abgeborget haben muß, weil dieſe Bilder gröſtentheils in gleicher Geſtalt in ſeinem Neuen Teſtamente erſcheinen.

Was die Herren bey dem Baſeler Nachdrucke bemerket haben, daß der bekannte Spruch 1 Joh. 5. von den drey Zeugen im Himmel, imgleichen die Abtheilung in Verſickl fehle, und unter den größern Abſätzen gewiſſe Gloſſen ſich finden; das findet ſich in dieſer erſten wittenbergiſchen Ausgabe eben ſo, nur daß die Gloſſen hier nicht unter den Abſätzen, ſondern am Rande ſtehen: Daher ſie auch insgemein D. Luthers Randgloſſen heißen. In der angeführten Stelle aus dem 1 Cap. Matth. kömmt weder der Baſeler, noch der Leipziger Nachdruck mit dem Original völlig überein, als in welchem es heißet: **vnd ſie werden ſeynen**

namen Emanuel heyſſen, das iſt verdolmetſchet. Gott mit vns.

Die von Jhnen in dem Baſeler Nachdruck gefundene Vorreden ſind aus dem Original genommen: über welchen auf allen Seiten **Vorrhede** ſtehet. Doch ſind die Blätter derſelben oben nicht mit Zahlen gezeichnet; ſondern unten zur rechten Hand mit Arabiſchen Ziffern 1 2 3. Vielleicht iſt es nicht unangenehm, wenn ich die kleinere ganz hieher ſetze, weil ſie kurz iſt: damit man ſehen möge, was für einer Schreibart D. Luther ſich damals noch bedienet habe.

Wilchs die rechten vnd Edliſten Bucher des newen teſtaments ſind.

Aus dieſem allen kanſtu nu recht vrteylen vnter allen buchern, vnd Vnterſcheyd nehmen, wilchs die beſten ſind, Denn nemlich iſt Johannis Euangelion vnnd Sanct Paulus Epiſteln, ſonderlich die zu den Romern, vñ Sanct Petrus erſte Epiſtel der rechte Kern vnd marck vnter allen buchern, wilche auch billich die erſten ſeyn ſollten, vnd eym iglichen Chriſten zu ratten were, das er dieſelben am erſten vnd aller meyſten leſe, vnd yhm durch teglich leſen gemeyn mechte, als das teglich brot, Denn ynn dieſen findiſtu nicht viel werck vnd wunderthatten Chriſti beſchrieben, Du findiſt aber gar meyſterlich außgeſtrichen, wie der glawbe an Chriſtum, ſund, tod vnd helle vbirwindet, vnnd das leben, gerechtigkeyt vnd ſeligkeyt gibt, wilchs die rechte art iſt des Euangeli, wie du gehoret haſt.

Denn

Denn wo ich yhe der eyns mangelln solle, der Werck odder der predigt Christi, so wolle ich lieber der werck, denn seyner predigt mangelln, denn die werck helffen myr nichts, aber seyne wort die geben das Leben, wie er selbs sagt. Weyl nu Johannes gar weig werk von Christo, aber gar viel seyner predigt schreybt, widderumb die andern drey Euangeiisten viel seyner werck, weig seyner wort beschryeben, ist Johannis Euangelion das eynige zarte recht bewbt Euangelion vnd den andern dreyen weyt weyt fur zu zihen vnd hoher zu heben, Also auch Sanct Paulus und Petrus Epistelln, weyt vber die drey Euangelia Matthei, Marci, vnd Luce fur gehen.

Summa, Sanct Johannis Euangeli vnd seyne erste Epistel, Sanct Paulus Epistel, sonderlich die zu den Romern, Galatern, Ephesern, vnd Sanct Peters erste Epistel, das sind die bucher, die dyr Christum zeygen, vnnd alles leren, das dyr zu wissen nott vnnd selig ist, ob du schon keyn ander buch noch lere nimmer sehest noch horist, Darumb ist Sanct Jacobs Epistel eyn rechte stroern Epistel gegen sie, deñ sie doch keyn Euangelisch art an ihr hat, Doch dauon weytter ynn andern vortheden.

Zu einem noch größern Unterscheide, will ich einen der kleinsten Absätze aus der größern Vorrede hinzufügen:

Darumb sihe nun drauff, das du nicht aus Christo eyn Mosen machist, noch aus dem Euangelio eyn gesetz oder lere buch, wie bisher

geſchehen iſt. vnd ettlich vorrhede auch ſanct Hieronymi ſich horen laſſen. Denn das Euangeli foddert eygentlich nicht vnſer werck, das wyr damit frum vnd ſelig werden, ia es verdampt ſolche werck, ſondern es foddert nur glawben an Chriſto, das derſelb fur vns, ſund, tod vnd helle vberwunden hat, vñ alſo vns nicht durch vnſer werck, ſondern durch ſeyne eygen werck ſterben vnd leyden, frum, lebendig vnd ſelig macht, das wyr vns ſeyns ſterbens vnd vberwinders mugen annehmen, als hetten wyrs ſelber than.

Ein mehrers wird zu einer Probe nicht vonnöthen ſeyn. Verlangen Sie aber zu wiſſen, wie dieſe oder jene Stelle im Text ſelbſt laute; ſo kann, nach Befehl, zu einer andern Zeit damit gedienet werden.

II.

Matthesons Gedanken über ein paar Artikel des drey und zwanzigſten Stücks der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit.

In Vſum tuum, non in Præconium, aliquid ſimplici ſtilo ſcribe. SEN. *de Tranquil.*

Es ſollen dieſe Gedanken keinem Menſchen was vorſchreiben; allen unfreundlichen Widerſpruch meiden; niemand zum Nachtheil gereichen; ſondern nur ſo viel gelten, als ob ſie, wie eine Kunſtübung, auf dem

dem Lehrſtuhl, in einer unverfänglichen Beſprechung wären vorgetragen worden, ohne zu dem geringſten Streite Anlaß zu geben.

Was im achten Artikel auf der 453ſten Seite dieſer Beyträge, wegen der Schreibart, in den meiſten, **wo nicht allen**, muſikaliſchen, deutſchen Büchern angemerket wird, daß nehmlich a) dieſelben dunkel, wo nicht gar unverſtändlich ſey, ſolches kann unmöglich ſo durchgehends, ohne beſondere Ausnahme, gelten. 1.) Bey den **meiſten** trifft es zwar ein; aber nicht bey **allen**. Mancher verſteht und lieſet nichts anders, als Deutſch; daher könnte er etwas reiner ſchreiben, als diejenigen, ſo ſich in vielen Sprachen üben; wenn ihn nicht eben auch die Unerfahrenheit dieſer letztern hinderte, da man z. E. **Thon**, argilla, ſtatt **Ton**, tonus, hinſetzet, welches Wort doch ſeinen Urſprung aus dem Griechiſchen hat, und ſolchem zu Folge ohne h geſchrieben werden muß. 2.) Vieler andern Sprachfehler, als **ohne dem**, für **ohne dies**, **möchte** für **mögte** u. d. g. allhier nicht zu gedenken, die an ihrem Ort verzeichnet werden ſollen. b)

a) Man ſchreibt, nach der neueſten Art, zwar nämlich, vielleicht nach der engländiſch-deutſchen Grundſprache; wie wäre es, wenn das Wörtlein nicht **von Nahmen**, ja, wenn das Wort Nahm ſelbſt von **nehmen** herkäme? welches ſehr glaubwürdig ſcheinet. 2.) Sonſt iſt die engländiſche Mundart in vielen Stücken eine Richtſchnur der deutſchen Rechtſchreibung.

b) Zum Vorſchmack kann folgendes dienen. Man belehret uns, daß Orakel, Punct, Armee ꝛc. nicht deutſch ſind. Ganz recht. Was für eine Sprache haben denn die Wörter: **Provinzen, Souverain, Gardinen, Scene,** und

Dem Pythagoras könnte man endlich wohl, ohne Abbruch ſeiner wenigen c) Ehre, die Schmiedeſchule gerne

und noch dazu eine zweyte Scene zur Mutter? Es iſt ganz gewiß ein Gallicismus, eine franzöſiſche Redensart, wenn man ſagt: in den Provinzen von Oberdeutſchland; ſtatt: in den oberdeutſchen Ländern. Etwas zum Stoffe legen; auf die Betrachtung fortgeben; in welcher auf und nieder die Geiſter ſteigen; die übrigen Stellen, die noch übrig ſind ꝛc. hält man für Ausdrücke, die weder mit der deutſchen Wortfügung, noch mit der deutſchen Mundart und ihrem Reichthum, übereinkommen. Der Zuſatz eines e bey den Zuwörtern, als leichte, alleine, u. d. g. vermiſchet dieſelben mit den weiblichen Geſchlechtswörtern dieſer Art; den Nenn- und Zahlwörtern hergegen iſt eine ſolche unmännliche Endigung ſehr unanſtändig, z. E der Fürſte, die neune Bogen ꝛc. Wer ferner Wörtgen für rechtgeſchrieben hält, kann, ohne ſich zu widerſprechen, nicht Wörterchen, Bänckchen, Förmelchen, Werckchen ſetzen. Der eine Ariſtarch ſchreibt ohnmöglich; der andere unmöglich. Beydes kann nicht gleich gut ſeyn. Zuförderſt ſollte wohl kein f, ſondern ein v haben: weil es von vor herkömmt 4.). Ausliſt, ſtatt auslieſet; zeugen, teſtari, für zeigen, monſtrare; in einem ſinnreichen Roman oder ſogenannte *fabulam*; beide Stände, für beede §.) u. ſ. w. kommen etwas anſtößig heraus.

c) Der Verfaſſer de l' Hiſtoire de la Philoſophie payenne ſtellet den Pythagoras als den größeſten Betrieger vor, dem ſeine Scheinheiligkeit deſto mehr zu verargen iſt, weil er allenthalben den allerniederträchtigſten Aberglauben hat blicken laſſen. S. den 89ſten Theil, auf der 110ten Seite deutſcher Geſchichte der Gelehrten. Ingleichen des Andr. Papii Buch, *de Conſonantiis, ſeu pro Diateſſaron, Lib. I. cap. 20. contra Pythagor. p. 80.* S. vor andern *Memoir. de l' Academie Royale, 1720. §. 307.*

gerne gönnen. Aber die glaubwürdigſten Schriftſteller, deren S. 456. Meldung geſchiehet, hintergehen uns durch ihre Erzählung lange nicht ſo ſehr, als ſie ſich ſelbſt, aus Unwiſſenheit der Lehre von den Klängen und ihren Verhältniſſen, betriegen. Denn die neuern wirkliche Verſuche beweiſen handgreiflich, daß die pythagoriſche Ausrechnung der Intervallen ganz und gar nicht zureicht; er habe ſie beym Vulcan, oder bey ſeiner Frau Liebſten entdecket. Die Sache an ſich iſt falſch, wie ſolches von ächten Muſikverſtändigen d) dargethan worden.

Plato hegte viele Grillen, und wenn es auf der 457. S. vorhabender Beyträge heißet: Es ſey dem Verfaſſer des achten Artikels zu dunkel, wie **Plato** unter der Muſik die ganze Weltweisheit habe vorſtellen können, ſo ſcheinet er zwar, im erſten Anblick, kein großes Unrecht zu haben; allein, wer die Sache etwas tiefer einſiehet, und reiflich erweget, was z. E. **Theon**

von

d) Man leſe des *Zarlino* Dubbio ſopra l'inventione di Pitagora, *Parte II. Inſtitut. cap. 3. facciata 75.* Auch deſſelben *Sopplementi L. III. c. 5. f. 97.* wo ausdrücklich bewieſen wird: che l'ordine naturale o natural ſito delle Conſonanze non fù connoſciuto da Pitagora, ne dà alcun altro degli antichi Filoſofi. Es handeln ferner hievon gründlich: Printz Hiſtor. muſ. p. 55. und welchen ich billig oben an hätte ſetzen ſollen, *Salinas* de muſ. vom XV. bis zum Ende des XXI. Hauptſtücks. Wozu man noch zählen kann den Neidhardt, in ſeiner Temperatur auf der 13. und 14. Seite; Stolle, in der Hiſtorie der Gelahrheit p. 90. Zuletzt aber Mattheſon, im I. Orcheſtr. p. 301. und im zweyten von der 308. bis auf die 318ſte Seite; nicht minder an verſchiedenen Stellen der dritten Eröffnung des beſagten Orcheſters, abſonderlich auf der 129. Seite.

von Smyrna, ſamt verſchiedenen andern ſeines platoniſchen Ordens, hieher gehöriges geſchrieben; ingleichen, daß die Griechen durchgehends alle Gelehrſamkeit, omnem eruditionem, worunter nothwendig die ganze Philoſophie mit gehöret, in der Muſik angetroffen haben, der wird bald mehr Licht bekommen. Der beſte unter allen griechiſchen Tonverſtändigen e) kann merklich zur Vertreibung dieſer Dunkelheit helfen. Ja, ſelbſt unſre vorhabenden Beyträge geben auf der 461. S. Anlaß zur Erhellung.

Die Frage aber, ob die Muſik in Rom viel gegolten? deren Auflöſung die 457. ſamt den folgenden Seiten vornimmt, iſt zur Gnüge ſowohl im **vollkommenen Capellmeiſter** p. 25. als in der **Ehrenpforte** f) 41-43. mit Ja beantwortet, und ſchier unwiderſprechlich ausgemacht worden. Es thut auch nichts zur Sache, ob die damaligen Sänger Knechte oder Freygelaſſene, Ritter oder Rathsherren geweſen. Denn, nach damaliger Lebensart ſtiegen die geringſten Leute oft zu den höchſten Ehrenſtellen hinauf: warum nicht auch zu einer hervorragenden, vielgültigen Geſchicklichkeit in der Tonkunſt, wodurch ſo gar der allerniedrigſte Stand zu Ehren kommen kann; da es hergegen ſehr mislich iſt, daß Leute hoher Geburth dieſe Kunſt, durch ihr eignes Wiſſen und Handanlegen, ſonderlich empor heben ſollten, man deute es auf die alte oder neue Welt. Zu unſern Zeiten wird es von vielen einem Kronenträger verdacht, wenn derſelbe nicht

e) Ariſtides Quinctilianus, *de Muſica L. II. p. 65. edit. Meibom.* S. das Supplementum zum *I. Orch. p. 308. ſq.*

f) Dieſes Werk wird in einigen Tagen die Preſſe verlaſſen, und bey dem Verfaſſer zu haben ſeyn.

nicht von des Alcibiades Flötenmeynung iſt. Die Muſik ehret und zieret inzwiſchen alle Menſchen, hohen und niedrigen Standes, jederzeit mehr, als die Menſchen die Muſik ehren und zieren können. Es iſt faſt mit allen freyen Künſten und ſchönen Wiſſenſchafften ſo bewandt. Die Gelehrſamkeit eines Cardinals ſchmücket den Purpur; nicht umgekehrt. War nicht **Horatz** eines Freygelaſſenen Sohn? Doch hinderte dieſes ſeinen lyriſchen Gedichten nichts, 6) die alle zur Muſik und für dieſelbe geſetzt waren, ſo daß die Worte und der Klang die Ehre unter ſich theilten. Es waren meiſtens Oden, das iſt, Lieder und Geſänge, welche ohne Muſik nur ein halbes Leben haben ~); wer nun jene zu ſchätzen wußte, konnte dieſe unmöglich geringe achten. **Virgil**, des Töpfers Sohn, wird allemal dem Ritter **Ovid** vorzuziehen ſeyn; da gilt kein Stand, ſondern Verſtand. Wie viele alte Dichter ſind entſetzliche Tellerlecker geweſen, und haben ungemein muſice gelebet; ich finde aber nirgend, daß die Unart ihres Betragens etwas anders, als ihre Perſon, nicht aber ihre Kunſt und Wiſſenſchaft, in Verfall gebracht habe, bey denen, die das Gute einer Sache überhaupt von dem Böſen eines Menſchen insbeſondre zu unterſcheiden wiſſen. Denn dieſe Dinge ſind immer untereinander vermiſchet, es kömmt nur auf mehr oder weniger an. Und eben dergleichen Beſchaffenheit hat es auch mit der weinreichen Anlockung derjenigen eigenſinnigen Kunſtpfeifer, die **Livius** einführet: wobey niemand abſehen kann, was es durchgehends zur Geringſchätzung einer ſchönen Wiſſenſchaft beytrage, wenn gleich einige derſelben Befliſſene ihr ſo wenig Ehre erzeigen, daß ſie ſich dem ſchändlichen Geſoffe und andern

dern daraus entſpringenden Laſtern liederlicher Weiſe ergeben. Dergleichen Kräutlein finden ſich in allen Ständen, keinen ausgenommen. Daß der ſo bedächtlich und faſt in Lebensgröße auf Latein und Deutſch vorgeſtellte **Tigell** ein Fantaſt geweſen, thut ſeiner muſikaliſchen Geſchicklichkeit und der daraus flieſſenden Ehre, eigentlich keinen Abbruch. Wer könnte ihn wohl höher ehren, als ein gebiethender und doch dabey bittender Kaiſer 8)? Gewißlich die Muſik muß damals in Rom ſo viel gegolten haben, daß auch die höchſte Obrigkeit darüber den Laſtern des Muſikanten nachgeſehen. Dergleichen pöbelhafte Ausdrücke aber, als: **Heyſa luſtig!** kann man wohl nicht mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit einem ſolchen Sänger in den Mund legen, den ein unumſchränckter Weltbeherrſcher anflehet. 9) Im Bier- und Brandtweinskruge auf den Dörfern ginge dergleichen an; nicht am kaiſerlichen Hofe des weiſen Auguſts und ſeines großen Vorweſers. Wenn wir betrachten, daß der **Tigell** dreyerley Unglück gehabt hat; erſtlich ſeinen närriſchen Kopf; zum andern die Feindſchaft des **Horaz**, dem er das unſingbare Weſen ſeiner zwar nachdenklichen, aber oft ſchlechtklingenden Verſe g) vorgehalten 10); und drittens ſeine Geburth, daß er nehmlich aus der Inſel Sardinien entſproſſen, deren Einwohner in Rom zum h) Sprüchworte dienten: ſo müſſen wir aufrichtig geſtehen,

g) Carpitur ab Horatio Tigellius, quia, vt aiunt, eius verſus parum numeroſos ac modulatos dixerat. *Ludov. Deſprez. ad Sat. 2. L. 1. Horat. in vſum Delph. p. 517.*

h) Sardi venales. Weil die gefangenen Sarder einmahl um ein Spottgeld ſind verkaufet worden, nannte man alle wohlfeile Waare alſo.

ſtehen, daß der leztere Umſtand gar nicht auf ſeine Rechnung zu ſchreiben iſt; daß Horaz in ſeiner Angabe parteyiſch geweſen, und daß fürwahr mehr, als Lulliſche Künſte, dazu gehören, ſich bey ſolchen verhaßten Umſtänden dennoch ſo hoch zu ſchwingen, großen Reichthum zu erwerben, vielen Leuten gutes zu thun, und ungeachtet aller Anſchwärzung, ſo gar nach Horazianiſchen eigenen Grundſätzen i), **kein geringes Lob** davon zu tragen. Wahr iſt es, **Tigell**, und alle ſeines gleichen geben ſich, durch ihren gewaltigen Eigenſinn und thörichten Wandel, oft ſehr bloß. Ich habe ſelbſt einen berühmten **Abel** gekannt, den der König **Auguſt** in Polen durch die allerbeſten Worte nicht eher zum Singen bringen konnte, als bis er ihn mit den wilden Thieren bedräuete, und wirkliche Anſtalt dazu machen ließ. Da ſang er, wie **Amphion** und **Orpheus**, welche Apulejus k) deswegen miſerrimos cantores nennet, quia non ſponte ad laudem, ſed neceſſario ad ſalutem nitebantur. Eos ego impenſius admirarer, fährt er fort, ſi hominibus potius quam beſtiis placuiſſent. Elende Sänger waren ſie, weil ſie aus Noth und nicht von freyen Stücken ſangen: wenn ſie es Menſchen zu gefallen gethan hätten, und nicht der Thiere halber, ſo würde man ſie mehr bewundern. Allein deswegen blieb doch ſo wohl **Tigell**, als **Abel**, ein künſtlicher, geehrter und wohlbelohnter Sänger beym Kaiſer und beym Könige, erwieſen auch eben durch ihre Widerwärtigkeit ſelbſt am meiſten, wie viel die Muſik in Rom und zu Dresden gegolten.

Die

i) Principibus placuiſſe viris non vltima laus eſt. 10.) *Lib. I. Epiſt. 17. v. 35.*

k) *In Florid. m. p. 510. edit. Lugdun. 1623. 12mo*

Die gröſſeſten Gaben ſind ja faſt immer mit den gröſſeſten Fehlern vergeſellſchaftet, und kein hoher Geiſt iſt zu finden, der nicht etwas ſehr unrichtiges an ſich habe, wenn mans beym Lichte beſieht.

Die häufigen griechiſchen Muſikanten in dem alten Rom, deren auf der 461. S. gedacht wird, bezeugen noch immer mehr und mehr, daß die Römer eine beſondere Hochachtung gegen die Tonkunſt gehegt, ob ſie gleich ſelbſt von Natur lange nicht ſo geſchickt dazu waren, als jene. Wenn wir z. E. in Berlin ſchöne Sänger hätten, warum ſollten ſie mit groſſen Koſten aus Welſchland geholet werden? 12) die Vielgültigkeit der Muſik iſt Urſach daran. Gibt es unter den welſchen Tonkünſtlern einige, wegen ihres anderweitigen Betragens, verächtliche Leute; ſo ſind doch die Herren, welche ſie gleichſam feſſeln, auf Wagen werfen, nach Deutſchland führen laſſen, auf das höchſte ehren, und auf das freygebigſte bezahlen, deswegen nicht zu verdenken. Wer will ſie meiſtern? Mit Wein aber wird man keinen heutigen Italiäner locken oder zwingen: Saufen mag er nicht.

Dem **Epaminondas** war es eine Ehre, daß er die Muſik wohl verſtund; dem **Themiſtokles** eine Schande, daß er nichts von der Tonkunſt gelernet hatte: gereichte denn ſolches der Wiſſenſchaft bey den Römern, wovon die Frage iſt, zum Nachtheile oder zum Vortheile? **Alcibiades** mochte keine Flöte leiden; doch kam das Wohl und Wehe der Muſik weder auf ihn, noch auf das einzige Werkzeug an; er haßte den Frieden, und alſo auch das Sinnbild deſſelben 1). Die **Pallas** giebt

uns

1) Tibia enim & myrtus pacis ſymbola ſunt. *Plutarch. in Marcel.*

ums eben ein ſolches Hiſtörchen zum Beſten, woraus erhellet, daß ſie beyderſeits das Inſtrument nur darum verworfen, weil es bey manchem die äußerlichen Geberden des Geſichtes etwas verſtellet. Das war dem athenienſiſchen Stutzer ungelegen, der ſich beſorgte, das Frauenzimmer würde ſich an ſeinen Pauſewangen verſehen, und die Schönheit ſeines Antlitzes hernach weniger achten. Wer befahl ihm aber ſolche Ungeſtalt? Man kann ja ohne dieſelbe wohl auf der Flöte ſpielen. Die Erfahrung lehret es.

Nero und **Decimus Laberius** gehören mit ihren Luſtſpielen faſt gar nicht hieher, und die vermeynte Unehre, welche ſie ſich dadurch zugezogen haben ſollen, hätte heutiges Tages ein Kaiſerl. Pfalzgraf oder Notarienmacher, ohne Ringe, tilgen können. Daß gleichwohl Kaiſer und Ritter ſich nicht entſehen haben, auf die Schaubühne in Rom zu treten, bezeuget kein ſchlechtes Anſehen, ſondern eine ausnehmende Hochachtung dramatiſcher Künſte überhaupt, auch bey ſolchen vornehmen Perſonen, die nichts Vornehmers über ſich erkannten; ungeachtet der römiſche Pöbel es ihnen übel auslegte: vermuthlich aus keiner andern Urſache, als weil es was neues oder ungewöhnliches, und der gemeine Mann ſelbſt ganz unfähig war, Theil daran zu nehmen. Verſchnittene ſind tüchtigen Buhlern allzeit auſſätzig.

So herzlich gut ich endlich der wertheſten deutſchen Sprache bin, und ſo ſehr ich mirs habe angelegen ſeyn laſſen, ihre Reinigkeit meines wenigen Ortes, zumal in meinen letztern Schriften, zu befördern, ſo unthunlich und ausſchweifend kömmt mir folgender auf der 465. S. befindlicher Antrag mit ſeiner Folge vor. „Daß man

„eins werden ſollte, künftig in Cantaten und Singe-
„ſpielen keine andere, as deutſche Texte, zu componiren:
„weil wir ſo dann bald die Zeit erleben würden, daß
„ganz **Europa, um der deutſchen Muſik bal-**
„**ber, auch lauter deutſche Lieder ſingen wür-**
„**de.**„ Das ginge richtig auf eine Unſterblichkeit in dieſer Welt los. 13) Unnatürliche Poeſien ſetzen wir billig auf die Seite; aber einige ausländiſche Sprachen haben ſehr viele, und dem Klange gar zu günſtige Schönheiten, daß man ſie aus der Acht laſſen ſollte. Wir müſſen es, aus übermäßigem Eifer, nicht machen, wie das meiſte **urtheilloſe** Frauenzimmer, welches keine Perſon ihres angenehmen Geſchlechts loben hören kann, ohne ſich vorzuſtellen, ihnen erwachſe, aus jedem gerühmten Vortheile derſelben, ein großer und beſonderer Nachtheil. Latein und Welſch werden wohl die bequemſten Sprachen zur Muſik bleiben, wenn das Deutſche auch ſo rein würde, als obs eine Taube geleſen hätte.

Will man mich wegen des Wortes **urtheillos** und dergleichen mit unter die Wortſchmiede ſetzen, ſo bin ich ſehr guter Geſellſchaft verſichert: Der neuern zu geſchweigen, weis ich aus dem **Horaz**, daß **Er, Ennius** und **Cato** auch neue Wörter gemacht haben. Ich bedanke mich übrigens für die in dieſem Artikel mir erwieſene Ehre.

Je ne m'informe point ſi ce que je dis eſt beau, mais s'il eſt bon.

Lettres ſur les François. &c. Lett. 5. p. 77.

Anmerkungen.

1) Auf der angezognen Seite ſteht nicht, daß die Schreibart aller muſikaliſchen Schriften dunkel und unverſtändlich ſey; ſondern, daß dieſelben, wegen der beſondern Schreibart, in welche ſie meiſtentheils eingehüllet ſind, denen, die nicht eben die Muſik lernen wollten, dunkel, wo nicht gar unverſtändlich vorkämen. Wer kann nun dieſes bey einer ſo großen Menge der ausländiſchen muſikaliſchen Kunſtwörter, derer man ſich bisher im deutſchen und zwar ohne Erklärung, bedienet hat, leugnen?

2) Dieß möchte wohl nicht ohne Ausnahme ſeyn. Es giebt ja auch Leute, die in fremden Sprachen überaus geübt ſind, und täglich Bücher darinn leſen und gleichwohl ſehr ſchön deutſch ſchreiben. Z. E. Dem Herrn Abt Mosheim trauet es ein jeder zu, daß er die meiſten europäiſchen und die gelehrten Sprachen noch dazu in beſondrer Vollkommenheit verſteht: aber wer macht ihm deswegen das deutſche ſtreitig? Unzählige Leute hergegen können wohl keine einzige fremde Sprache; und gleichwohl ſchreiben ſie auch ihre Mutterſprache ſehr elend. Die Urſache iſt leicht zu finden. Was aber das Wort Thon anlangt, ſo kömmt es nicht eben aus Unwiſſenheit des griechiſchen her, wenn viele ſo ſchreiben; (wie ich es dem Herrn Verfaſſer denn nicht ſo auslegen mag, daß er auf der folgenden Seite Fantaſt ſchreibt, da es doch ein φ im griechiſchen hat,) indem ſie wenigſtens aus dem lateiniſchen Tonus wiſſen könnten, daß es kein h braucht. Sondern es entſteht aus Mangel der Aufmerkſamkeit auf die orthographiſche Regel: daß ein jedes Wort die Buchſtaben beybehalten ſoll, die es in ſeinem Urſprunge oder in ſeiner Wurzel hat; es wäre denn, daß es ganz in eine andre Geſtalt umgeſchmolzen würde, und die Art einer fremden Sprache angenommen hätte. So ſchreiben wir z. E. Kaiſer, obgleich Caeſar von caedere herſtammt, und alſo ein c haben ſollte. Eben ſo werden Kanzel, Kloſter, Korb, Kiſte, Kammer, Körper, Katze ganz billig ſo geſchrieben, ob ſie gleich von Cancelli, Clauſtrum, Corbis, Ciſta, Camera, Corpus, Catus &c.

entſtanden ſind. Was aber das ohnedem betrifft, ſo iſt dieſe Art freylich einer Provinzialgewohnheit zuzuſchreiben; daran man ſein lebenlang zu beſſern hat. Allein was thut dieſe Kleinigkeit zu der guten Schreibart muſikaliſcher Bücher? Dieſe könnte doch wohl noch ſehr ſchlecht ſeyn, wenn gleich kein ohnedem darinnen vorkäme. Das mögte für möchte iſt noch nicht ſo ausgemacht. Wie man in den abweichenden Zeitwörtern, die den Selbſtlaut in den verſchiedenen Zeiten ändern, bemerket hat, daß ſie oft auch die Mitlauter ändern, z. E. ich leide, ich litte; ich bringe, ich brachte, ich backe, ich buch, ich denke, ich dachte ꝛc. So kann man auch von, ich mag, ich mochte, ſagen; und es iſt eine Regel aller Sprachlehrer: litterae eiusdem organi facile permutantur.

3) Dieſes wird wohl nicht allen ſo glaubwürdig vorkommen. Kömmt denn der Name nicht von Nomen? Man ſollte denken, nur der Mangel der Kenntniß des Lateins könne einen auf das nehmen führen: wie der Herr Verfaſſer oben urtheilte, als er die falſche Buchſtabirung des Wortes Thon aus der Unwiſſenheit im griechiſchen herleitete. Wenn aber die engländiſche Mundart in vielen Stücken eine Richtſchnur der deutſchen Rechtſchreibung abgiebt, wie man hier einräumet: warum ſpottet man denn über die engländiſch deutſche Grundſprache, in dem Worte nämlich (namely)? Iſt denn das engliſche nicht größtentheils aus dem Deutſchen entſprungen? Und lehren uns nicht die Oberländer, die der nämliche, an ſtatt, derſelbige, zu ſagen pflegen; daß dieſes Wort, nämlich, von Namen herkömmt? Denn von nehmen kann man die Bedeutung dieſes Wortes unmöglich herleiten. Aber der obbenannte, der benamete, oder namentliche drucket den Sinn ſolcher Redensart vollkommen aus; weil ſich der nämliche immer auf etwas beziehet, das vorher ſchon benennet worden.

4) So wie man in dem vorhergehenden mit dem Herrn Verfaſſer eins iſt, ſo kann man ihm hier nicht ganz recht geben. Das förderſte, iſt das engliſche the firſt; und unſer deutſches Fürſt kömmt eben daher. Sollen wir nun

der

der vörderſte ſchreiben, ſo werden wir auch noch wohl der Vürſt ſchreiben müſſen! Forne ſchreibt man ja auch überall; und gleichwohl muß es auch von vor herkommen. Was ſoll ich von fördern, befördern ſagen, die auch daher entſpringen, und doch von vor herſtammen? Fort, fürdergeben, wie im Evang. ſteht, ſind gleiches Urſprunges. Auch hier gilt die obige Regel: Litterae eiusdem organi &c.

5) Was das beede für einen Grund haben ſolle, kann man nicht ſogleich einſehen. Ganz Oberdeutſchland ſpricht und ſchreibt: Beyde, beydes; und es wird wohl nur eine zärtere Ausſprache ſeyn ſollen, wenn man beede ſagt. In Leipzig ſpricht man Steen, Fleeſch, Been, Geeſt; ſoll ich aber deswegen nicht Stein, Fleiſch, Bein und Geiſt ſchreiben?

6) Es hätte wohl heißen ſollen, hinderte ſeine lyriſche Gedichte nichts. Allein es iſt der niederſachſiſchen Mundart gemäß, ſo zu reden, wie der Herr Verfaſſer ſchreibt; und wollen wir ihm die Wiſſenſchaft der deutſchen Sprache, eines ſo geringen Verſehens willen, nicht abſprechen: ob er es gleich oben mit dem ohnedem ſo machte.

7) Horaz hat wohl nicht alle ſeine Oden geſungen, auch nicht alle zum ſingen gemacht. Z. E. Wenn er in einer den Mecänas zu Gaſte bittet: ſo wird er gewiß nicht die Leyer in die Hand genommen, und ſie vor des Mecänas Fenſter abgeſungen haben. Eben ſo iſt es mit unzähligen andern, die nur zum Leſen geſchrieben worden. Allein das Leſen eines wohlgeſchriebenen Gedichts hat an ſich ſelbſt ſchon einen harmoniſchen Wohlklang, der ein Ohr ergetzet, und von den Alten eine Muſik genennet wurde: Arma virumque cano &c. Man muß alſo nicht alles auf eine heutige getrillerte welſche Muſik deuten, was die Alten von der Muſik ſagen. Auch die gute Ausſprache einer wohlgeſchriebenen Rede, rechnete man vormals zu den Dingen, die man bey Muſikverſtändigen lernen konnte. Allein Demoſthenes hat wohl weder Recitativ, noch Arien geſungen, wenn er vor dem Volke auftrat: und

nach den heutigen Opercomponiſten zu urtheilen, würde man itzo ſehr übel thun, wenn man die gute Ausſprache einer lebhaften Rede von den künſtlichen Componiſten lernen wollte. Man ſehe hiervon was Voſſius de Poematum cantu, & viribus rhythmi geſchrieben hat.

8) Dieſer Kaiſer hat mehr ſeine eigene Hoheit beſchimpfet, als den Muſicanten geehret. Es iſt in Wahrheit ärgerlich, und recht ungereimt, daß ein ſo großer Herr, einen elenden Sänger oder Fiedler, dem er das Brodt gab, da er ſonſt vielleicht hungern oder arme Ritter backen müßte, noch viel bitten ſollen, ſeine Kehle oder Geige hören zu laſſen. Für ſolche Beſoldungen, als dieſe Leute kriegen, müſſen ja wohl Staatsmänner und geheimte Räthe, die ganzer Länder Wohlfahrt befördern, ihrem Fürſten Tag und Nacht zu Dienſten ſtehen. Was bilden ſich alſo ſolche Tigellier ein? Doch die großen Herren machen dieſes Geſindel ſelbſt ſo ſtolz: Wie man denn auch bemerkt, daß nicht eben die beſten Meiſter ſo undankbar gegen ihre Herren zu ſeyn pflegen; ſondern nur gewiſſe kleine Geiſter, die gern durch ihren Eigenſinn in die Zahl der Virtuoſen kommen wollten; weil ſie ſonſt nicht viel Anſpruch auf dieſelbe machen können.

9.) Der Herr Verfaſſer wird vielleicht den lateiniſchen Ausdruck Io Bacche! deſſen ſich Horaz bedienet, für edler angeſehen haben, als das deutſche Heyſa luſtig! Allein Kenner des Alterthums werden ſich das nicht bereden laſſen. Das Io iſt nichts anders als das Geſchrey eines Betrunkenen: und wenn gleich der Name Bachus uns, als der Name eines Gottes, erhabener zu ſeyn ſcheinet; ſo war er es doch bey den Heyden nicht. Ihr Jache, Evan, Evoe waren das gewöhnliche Geſchrey der Trinkenden und Beſoffenen. Was iſt aber heyſa luſtig, anders? Wie ſehr betrügen wir uns nicht, wenn uns alles, was mit fremden Sylben ausgeſprochen, ja nur mit fremden Buchſtaben geſchrieben wird, edler vorkömmt, als was deutſch ausſieht!

10) Horaz ſchrieb freylich in ſeinen Satiren und Briefen Verſe, die bey weitem ſo viel Wohlklang nicht haben, als

als Virgils und Ovids Verſe. Allein in ſeinen Oden iſt alles, was zu einem Verſe, der ſich gut ſoll ſingen laſſen, nöthig iſt, anzutreffen: nämlich ein richtiges Sylbenmaaß, und ein trefflicher Wohlklang. Ja man bemerkt auch, daß er in denen Stücken, die er ausdrücklich zum Singen gemacht, als in dem Carmine ſaeculari, der Verſtand ſich faſt durchgehends mit einer Strophe endigt, welches im Singen eine höchſtnöthige Schönheit iſt. Sonſt aber kann es vielleicht ſeyn, daß Tigellius von ſeinen Poeten auch, wie einige heutige Componiſten, gefordert, daß in der erſten Zeile, oder am Ende hier oder da, viel a, oder o, nicht aber e, i, oder u, vorkommen ſollten; welcher Regel ſich der ehrliche Horaz irgend nicht bequemen wollen. Allein man urtheile ſelbſt, wer mehr Grund gehabt, dem andern was zu befehlen?

11) Ich weis nicht, ob es in freyen Künſten eben der höchſte Gipfel des Lobes iſt, Principibus viris zu gefallen. Sind denn dieſe allemal die beſten Kenner? Und bleibt es nicht wahr, was Plinius ſagt: De Artifice non niſi artifex iudicare poteſt? Doch freylich giebt es auch unter großen Herren feine Kenner. Es ſind indeſſen andre Urſachen, warum die Sänger und Spielleute hauptſächlich den Fürſten zu gefallen wünſchen.

12) Der Herr Verfaſſer hat vor der Zeit triumphirt. Der Herr Capellmeiſter Graun iſt ſehr leer aus Welſchland zurücke gekommen; und hat außer ein paar jungen Kindern, die nur gute Stimmen haben, und noch erſt was lernen müſſen, faſt niemanden mitgebracht. Er hat an ſeine gute Freunde geſchrieben, daß er in den beſten Capellen zu Venedig, Florenz und Rom ſein Elend gehöret: indem er befunden, daß die beſten, die man da hätte, kaum mit den ſchlechteſten in der berliniſchen Capelle zu vergleichen geweſen. Wenn wird man doch einmal die blinde Hochachtung gegen die Ausländer fahren laſſen, und von ſeinem eigenen Vaterlande billig urtheilen! Man ſuche nur in Schulen, und ſonſt unter jungen Mägdgen die beſten Kehlen aus, und laſſe ſie von guten Meiſtern anführen, ge-

de ihnen auch ihren freyen Unterhalt, bis ſie was rechtes können, und hernach gute Beſoldungen: Ich wette, Deutſchland wird mehr Muſikanten beyder Gattungen aufzuweiſen haben, als irgend ein Land in der Welt. Aber unſere Herren Capellmeiſter ſind zu bequem, ſich erſt Leute zu ziehen: ſie ſollen gleich den Pilzen in einer Nacht wachſen, und gleich fix und fertig ſeyn. Darum müſſen unſere Fürſten ſo unſägliche Summen aus dem Lande ſchicken, und das armſelige Welſchland bereichern.

13.) Der Herr Verfaſſer wird freylich dieſe Zeiten nicht erleben; und wie es ſcheint, ſo würde auch ein Methuſalem ſie nicht erleben, wenn alle deutſche Componiſten ſo geſonnen wären, als er. Man ſieht hier, wie ſtark die Vorurtheile für die fremden Sprachen ſind. Was thun denn die italieniſchen Sylben zur Schönheit der Noten, die ein Muſicant ſinget oder ſpielt? Die Sänger verſtehen ja ſeit langer Zeit eine Kunſt, ſo zu ſingen, daß kein Menſch weis, ob es malabariſch oder hottentottiſch iſt: ich meyne, ſie ſingen lauter Vocalen, und keine Conſonanten. Da iſt es ihnen nun einerley, was ſie ſingen, dem Zuhörer aber auch, was er höret; indem er doch nichts davon verſteht. Ich habe lateiniſche Oden genug ſingen hören, die auch der beſte Lateiner nicht verſtanden; und italieniſche Cantaten die Menge, die ſelbſt von Italienern nicht verſtanden wurden, wenn ſie den Text nicht ſelbſt leſen konnten. Was kann es doch nun immer mehr ſeyn, daß dem Singen deutſcher Cantaten im Wege ſteht? Etwa, daß die Fremden unſre Sprache nicht verſtehen, oder lernen werden? Können denn unſre meiſten Sänger, die ſich mit lauter italieniſchen Arien breit machen, italieniſch? Nichts weniger. Sie können es nicht einmal recht leſen oder ausſprechen; geſchweige denn verſtehen. Man hört es auch an dem Accente wohl, womit ſie es ſingen; indem gar kein Affect aus ihrer Ausſprache erhellet. Es mag nun luſtig oder traurig ſeyn, ſo iſt die Stimme gleich: Es mag eine Sittenlehre, oder ein Gleichniß in ihren Arien ſtehen, oder ſich jemand das Leben nehmen wollen, ſo iſt alles gleich kaltſinnig. Die Ausländer werden es

alſo leicht eben ſo machen können. Was aber das lateiniſche Singen anlangt, ſo iſt kein Muſicus fähig, dergleichen Texte recht zu ſetzen, als der nicht nur die Sprache recht verſteht, ſondern auch die Kraft des lateiniſchen Sylbenmaaßes einſieht, und ſeine Noten nach allen kurzen und langen Sylben der Lateiner einrichtet. Wie nöthig dieſes iſt, das wird niemand beſſer einſehen, als wer des vortrefflichen Voſſius obengerühmten Tractat De Poematum Cantu, & Viribus Rhythmi mit Bedacht leſen wird. Indeſſen muß man es freylich dem Herrn Capellmeiſter Mattheſon nachrühmen, daß er um die deutſche Sprache ſich in ſeinen Schriften ſehr verdient gemacht, und ſeinen Nachfolgern in muſikaliſchen Sachen, den Weg zu einer guten Schreibart in dieſen Materien gebahnet habe.

III.

Die Begebenheiten des Telemachs auf der Inſul der Göttinn Calypſo in einer Tragödie vorgeſtellet. Leipzig und Liegniz 1740.

Dieſes Schauſpiel iſt bey Gelegenheit der hohen Vermählung Carls Königs beyder Sicilien, mit der Kön. Poln. und Churf. Sächſ. Prinzeßinn Amalia verfertigt, aber wegen Kürze der Zeit von den daſigen Hofcomödianten nicht aufgeführt worden. Der Herr Verfaſſer hat die Begebenheiten des Telemachs deswegen zu einem Schauſpiele erwählt, weil Telemach ein Muſter eines tugendhaften und vollkommnen Prinzen iſt. Was ihm an dem Fenelon beſonders gefallen, iſt dieſes: **Daß er ſeinen Held nicht, wie andere zu thun pflegen, als einen unüberwindlichen Sieger und Ungeheuer mehr als menſchlicher Voll-**

kommenheiten vorſtellet, welcher bald hier einen ganzen Haufen Feinde, bloß durch ſein majeſtätiſches Anſehen, in Furcht und Schrecken ſetzt, bald da mit Löwen und Tygern kämpft, oder ſich mit einem ungeheuren Rieſen ſchlägt, von welchem er ſich, um die Sache deſto wahrſcheinlicher zu machen, muß gefallen laſſen, daß er in den Arm geritzt, oder wohl gar gefährlich verwundet werde, welcher tödtliche Stich dennoch in einem Tage zuheilen muß, damit er den Morgen darauf im Stande ſey, noch zehn andern verwegnen das Licht auszublaſen. Vielweniger ſehen wir, daß Telemach nach einer wilden ſtoiſchen Philoſophie die Leidenſchaften und mit denſelben die Menſchheit verläugne, oder als ein catoniſcher Sauertopf ein Kreuz vor dem Frauenzimmer macht, welches er für nichts anders, als für den Urſprung alles Uebels in der Welt anſieht; ſo finden wir auch nicht, daß er, wie andere romaniſche Helden tauſend artige Schönen, welche von ſeiner ausbündigen Schönheit und außerordentlichen Vollkommenheiten eingenommen, habe crepiren laſſen, damit er ſeiner Geliebten deſtomehr gefalle, welche er wie der Schatten den Körper verfolgt, und wo er ſie erhaſcht, um den höchſten Grad einer zärtlichen Liebe vorzuſtellen, tauſend einfältige Schwachheiten mit ihr begeht.

Dieſe Seite von zwo Perioden abzuſchreiben, haben uns verſchiedene Gründe bewogen. Sie zeigt uns erſt das gute Gemüthe des Herrn Verfaſſers, bey dem ein

Schrift-

Schriftsteller, der nur von den lächerlichsten Fehlern frey ist, schon viele Hochachtung verdient. Das Lob so er dem Fenelon ertheilt, kömmt bey nahe so heraus, als wenn man einem Frauenzimmer deswegen ganz besondere Reizungen zuschreiben wollte, weil es weder bucklicht noch lahm ist. Die Thorheiten aber, welche er so scharfsinnig durchzieht, werden zum wenigsten bey uns nicht mehr belacht, weil sie schon zu lange aus der Mode sind.

Die angeführten Worte geben uns zugleich einigermassen einen Begriff von der Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers. Man sieht daß er eine ziemliche Belesenheit in Ritterbüchern und Romanen besitze. Vieleicht würde er sich auch über die Hülfe, so die Götter stets des Homers Helden thun, lustig gemacht haben, wenn er sich auf diesen Dichter besonnen hätte. Daß aber eine Aeneis vom Virgil oder eine Henriade vom Voltaire und andere dergleichen Heldengedichte in der Welt sind, die ihre Helden nicht so übernatürlich abschildern, muß ihm wenigstens nicht eingefallen seyn: sonst würde er doch wohl erwähnen, daß sie ihm auch sowohl als der Telemach gefallen. a)

Das

a) Nicht weit vom Anfange der Erzählung die Telemach der Calypso von seinen Reisen macht, findet sich auch ein Kampf mit einem Riesen. Telemach hat den Sohn des Königs der Cyklopen umgebracht, die den Aceſt in Sicilien überfallen wollen. Beym Fenelon sagt er: Als dieser Riese gefallen, sey das Geräusche seiner Waffen bis an die Berge erschollen: Neukirch hat dieses ziemlich Ritterbüchermäßig ausgedruckt:

Die Berge zitterten von starkem Wiederschallen,
Auf seiner Waffen Klang.

Er

Der übrige Theil der Vorrede ist beschäfftiget den Nutzen zu zeigen, den insbesondere Telemachs Begebenheiten auf der Calypso Insel haben. Telemach befindet sich unter einer Menge Frauenzimmer, welches alle Reizungen anwendet, ihn verliebt zu machen. Seine Aufführung wird also insbesondere der Jugend zum Muster dienen, die wegen der Liebe in der grösten Gefahr ist. Der Herr Verfasser zeigt diesen Nutzen, in dem er den Innhalt seines Schauspiels weitläuftig erzählt. Seine Absicht ist also nicht, wie bey andern tragischen Poeten gewesen, seine Leser oder Zuschauer in gewaltsame Leidenschaften zu versetzen, und sie darinnen bis zur Auflösung am Ende zu erhalten; oder er muß nicht wollen, daß man seine Vorrede zu Anfange lesen soll. Wenn man die Vorrede gelesen hat, so empfindet man in dem Stücke keine Ungeduld, keine Furcht, wie es dem armen Telemach gehen werde, kein Erschrecken über einen gählingen Glückswechsel. Der Herr Verfasser hat sehr wohl eingesehen, daß dergleichen Leidenschaften der Gesundheit schädlich sind, und er hat die Zuseher daher lieber in einer beständigen Gleichgültigkeit erhalten wollen. Daß er aber geschickt gewesen wäre, alle diese Affecten zu erregen, wenn es ihm beliebt

Er müßte denn die Lehrsätze der Naturkündiger vom Ursprunge des Schalls in Gedanken gehabt haben, doch dieses hätte er vermuthlich durch eine Note erläutert. Doch es fehlt auch nicht viel, daß Neukirch seinen Telemach nicht zu einem irrenden Ritter macht. Telemach spricht Bl. 32.

Soll ich mein Land nicht sehn und aus dem Ritterorden
In Sclavenketten gehn, so laß mich nur ermorden.

Der bloße Reim hat hier dem Telemach den Ritterorden zuwege gebracht.

liebt hätte, sieht man daraus, weil er einen davon, vielleicht unwissend, doch sehr wohl erregt hat. Man hält es für eine besondere Schönheit eines Stücks, wenn der Zuschauer oder Leser in einer beständigen Ungeduld erhalten wird, das Ende davon zu sehen. Dieß ist es, was der Herr Verfasser ungemein wohl hat zu thun gewußt. Die Kunst dabey ist, daß diese Ungeduld eben dadurch erregt wird, daß sonst in dem ganzen Spiele kein Affect herrscht.

Warum er die Begebenheiten Telemachs in die Form eines Schauspiels gebracht habe, giebt er ferner folgendes als einen Grund an: Die Comödie thue es in einigen Stücken noch der Historie zuvor. Denn: ein Historienschreiber gibt uns die Merkmale und Kennzeichen der Person so er beschreibt, zu erkennen, und erzählt eine ganze Handlung, wie sie sich zugetragen, so umständlich, daß ein erfahrner und verständiger Leser sich alles gar deutlich vorstellen kann; ein Ungeübter hingegen kann sich eben nicht so viel aus der Erzählung gewisser Umstände nehmen. Hingegen auf der Schaubühne stellt man die ganze Handlung wie sie sich wirklich zugetragen, oder wenigstens hätte zutragen können, in ihrer Folge, so natürlich vor, daß auch einer, der nicht geübte Sinne hat, sich eine lebhafte Vorstellung von allem und iedem machen kann. Horaz sagt wohl:

Segnius irritant animos immissa per aures,
Qvam quae sunt oculis subiecta fidelibus - -

und der Nachdruck den gute Trauerspiele durch eine geschickte Vorstellung erhalten, ist niemanden unbekannt:

kannt: Da aber der Herr Verfasser die Erregung der Affecten nicht gesucht hat, so kann wohl seine Absicht bey Verfertigung dieses Stücks keine andre gewesen seyn, als den schwachen Geistern zu dienen; welche sich nicht vorstellen können, was Telemach in Gegenwart der Calypso für eine Leibesstellung angenommen habe; sollten sie es auch gleich beym Neukirch in Kupfer gestochen sehen. Ob diese Absicht, bey der Gelegenheit, zu welcher das Stück verfertigt worden, statt finde, das wollen wir nicht beurtheilen. Wir können es nicht glauben.

Endlich entschuldigt der Herr Verfasser ein Unternehmen, von dem er glaubt, noch kein Exempel vor sich zu haben. Er hat nämlich so viel als möglich gewesen, die Verse aus Neukirchs Uebersetzung abgeschrieben, dergestalt, daß in mancher Scene, z. E. in der ersten des zweyten Aufzugs, kein einziger Vers von dem Herrn Verfasser selbst ist. Dieses Verfahren ist so neu nicht, als es dem Herrn Verfasser scheint. Es ist zu Paris ein Heldengedichte unter dem Titel: Le Vice puni; ou Cartouche, poeme heroique, herausgekommen. Dasselbe hat ein Musikante verfertigt, der in der Vorrede erwähnt: er wisse keine andere Regeln der Poesie, als die er aus den Schauspielen und anderen französischen Poeten gelernt. Diesem Werke hat der Verfertiger zum Zierrathe auch viele Verse aus andern Poeten eingerückt. Man wird also das Verfahren des Herrn Verfassers gegenwärtiger Tragödie nicht misbilligen können, da er einen Franzosen zum Vorgänger hat. Die Spötter könnten wohl vielleicht Horazens Worte anbringen wollen:

Purpureus late, qui splendeat, vnus & alter
Adsuitur pannus,

Sie könnten es wohl einem prophetischen Geiste zuschreiben, was Neukirch selbst in der Vorrede zum Telemach sagt: **Man nimmt sich die Freyheit mit Anhängung einiger von meinen Gedichten seine selbst eigene vortheilhafter anzuwerden.** Doch sie verrathen sich, daß sie die Stelle aus dem Horaz ganz wider seinen Sinn anführen, wie es diesem Dichter meistentheils zu gehen pflegt, und daß sie in der poetischen Historie der neuern Zeiten schlecht bewandert sind, wenn sie das vom Zukünftigen erklären, was Neukirch vom Vergangenen sagt.

Neukirchs Verse sind zum Unterschiede mit Strichen an der Seite gezeichnet. Die Uebersetzung dieses Dichters schien dem Herrn Verfasser **so vollkommen, daß er nicht glaubt, es könne von jemanden besser gedacht, oder schöner geschrieben werden.** Man weis daß Herr Bodmer im Charakter der deutschen Gedichte, ganz anders urtheilt: doch ein Deutscher hat vielleicht nicht Ursache, die Aussprüche eines Schweizers allezeit anzunehmen.

Wir nehmen von der Vorrede des Herrn Verfassers Abschied, wenn wir nur noch unsern Lesern seine Höflichkeit erzählt haben, da er sich am Ende der Vorrede **dem gütigen Urtheile und günstiger Gewogenheit eines vernünftigen und bescheidenen Lesers, bekannter und unbekannter Weise, empfiehlt;** und wenden uns zu der Tragödie selbst. Der Innhalt ist dasjenige, was im ersten Theile von Neukirchs Uebersetzung steht. Nur Telemachs Erzählung ist weggelassen. Man sieht also hier die Bemühungen

der Calypso den Telemach auf ihrer Insul zu behalten, die Veränderungen welche Calypso, Eucharis und Mentor in Telemachs Gemüthe hervorbringen, und die Entfernung Telemachs von der Insel, da ihn Mentor ins Meer stürzt. Im ersten Austritte ist die Scene die Insel der Calypso. Mentor vermahnet den Telemach, sich nicht von der Calypso verführen zu lassen. Es sind ohngefähr 36. Verse von dem Herrn Verfasser und 76. von Neukirchen, nämlich aus Neukirchs IV. Buche die Verse:

Ach armer Telemach was hast du doch gethan!

bis zu dem:

Ach Götter, helft mir doch den Telemach erretten!

und nach dem ersten Buche von:

O armer Telemach, gibt nun Ulyssens Sohn
Leblosen Dingen nach!

bis zu dem:

Sieh nur allein auf mich und meinen Unterricht.

Dazwischen hat der Herr Verfasser einige von seiner Arbeit eingestreuet. Man sieht aus dieser Scene, daß die Tragödie den Tag darauf angeht, da Telemach ans Land gekommen. Denn er spricht:

Gedenke doch daran
Als gestern du und ich an dieses Land gekommen,
Mit was für Großmuth sie uns beyde aufgenommen.

Nach den Regeln des Abts Aubignac würde diese Scene, nebst vielen andern von eben der Art wegbleiben müssen. Er behauptet, daß die Personen, die allezeit mit dem Gesichte eines Lehrmeisters auftreten, mit Ekel gesehen und gehört werden, und rechnet die Hofmeister unter derer Zahl. Nach seinen Gedanken

soll

ſoll die Schaubühne das meiſte durch die Action lehren. Das Schickſal der Perſonen, welche vorgeſtellt werden, ſoll die allgemeinen Lehren der Moral ſinnlich machen. Langweilige Lehrſprüche aus der Sittenlehre ſind zu nichts nütze, als das Schauſpiel matt, und die Zuhörer verdrießlich zu machen. Dieſe Meynung trägt er im 8 Cap. des 4. B. ſeiner theatr. Dichtkunſt vor. Nach dieſen Grundſätzen würde die ganze gegenwärtige Tragödie nichts taugen. Denn die Vermahnungen, ſo Telemach dem Mentor gibt, ſind ein weſentliches Stücke, ihrer Haupthandlung. Wir wollen dieſes nicht ſagen; wir wollen vielmehr ſeine, des Herrn Verfaſſers Vertheidigung auf uns nehmen. Hedelins ganzer Grund iſt dieſer: dergleichen lehrreiche Unterredungen ſind fähiger den Zuſchauer einzuſchläfern, als ihn in einen Affect zu verſetzen. Wie wir aber oben ſchon erwähnt, ſo iſt das letztere gar nicht des Herrn Verfaſſers Abſicht geweſen. Folglich iſt dasjenige kein Fehler bey ihm, was bey andern Tragödien, die mit andern Abſichten gemacht ſind, einer ſeyn würde.

Die Tragödie iſt, wie wir gleichfalls oben aus der Vorrede gezeigt, für Leute von ſchwacher Einſicht gemacht. Damit nun dieſe nicht etwa manche ſchöne Sittenlehre überſehen möchten, ſo ſind die vortrefflichſten Ausſprüche mit andern Buchſtaben gedruckt. Vermuthlich müſſen dieſelben auch bey der Vorſtellung mit Fractur ausgeſprochen werden. Wir wollen aus dieſem Auftritte einige Proben davon geben. Für den erſten Sittenſpruch wird das Frauenzimmer Neukirchen, der ihn gemacht, und dem Herrn Verfaſſer, der ſeinen Werth durch gröbern Druck gezeigt, ſehr verbunden ſeyn:

Das iſt der Weiber Art: der Wolluſt falſcher Schein
Nimmt uns und ſie zugleich, indem ſie ſprechen, ein.

Neukirch hat hier in ſeiner Ausgabe eine Note gemacht, daß nur die verführeriſchen Weiber genennt ſind. Der Herr Verfaſſer hätte dieſe Note wohl in Verſe verſetzen, und ſie ſeinem Mentor mit in den Mund legen mögen; denn da er ſonſt dieſen Satz ſo unumſchränkt vorbringen läßt, und noch als einen ſehr tröſtlichen Spruch merken heißt, ſo möchte man ihn leicht,

ſi parua licet componere magnis,

für einen andern Euripides halten; oder ihn gar für einen **catoniſchen Sauertopf** anſehen, **der ein Kreuz vor dem Frauenzimmer macht.** Auch der Vers iſt merkwürdig, da Neukirch ſagt, daß ein Held nicht Kinderſpiele treiben ſoll:

Für Heldenherzen ſind nicht Spiele blinder Jugend.

Telemach hat auch einen Sittenſpruch zu ſagen:

So wird ein leichter Brand auch leicht zu löſchen ſeyn.

doch Mentor widerlegt ihn mit einem andern merkwürdigen Satze:

Ein ausgelöſchter Brand ſchläft oft noch in der Aſche,
Es darf ein leichter Hauch in dieſe Aſche wehn,
So kann der dürre Brand in vollem Feuer ſtehn.

Wer einmal, zur Nachahmung der **Pyrotheologie**, eine **Pyroethike** ſchreiben will, der wird dieſe **Brandſittenſprüche** ſehr wohl brauchen können.

Im andern Auftritt erſcheint, nebſt der Euchariz, Leukotine und etliche Nymphen, ſo Speiſen auftragen: Calypſo, welche die Fremden fragt, wie es ihnen hier gefalle, und ob ihnen noch was fehle? In Telemachs Antwort hierauf, hat der Herr Verfaſſer einen edlen Verſuch gewagt, eine Stelle aus dem Neukirch mit

eigenen

eigenen Verſen auszudrücken. In Neukirchs erſtem Buche redet Telemach, da er ans Land gekommen iſt, und alſo noch nicht wußte, wer Calypſo war, ſie alſo an:

= = Wer du auch ſchönſtes Weib,
Menſch oder Göttinn biſt, (obgleich aus deinem Blicke
Die Gottheit leicht erhellt,) kann wohl mein Ungelücke
Das mir den Vater nahm, und mich zu mehrer Pein
An dieſe Klippen wirft, dir unempfindlich ſeyn?

Bey dem Herrn Verfaſſer ſtellt ſich Telemach, als ob er noch nicht wiſſe, wer Calypſo ſey, ohngeachtet er den Tag zuvor, an ihre Inſel gekommen, und ihren Namen ſchon in der vorhergehenden Scene genannt. Er ſpricht:

Woher dein Urſprung auch, menſch- oder göttlich ſey,
(Obgleich die Majeſtät und aus dem holden Blicke
Die Gottheit leicht erhellt,) daß unſer Ungelücke,
So geſtern uns zugleich an dieſe Klippen warf,
Dir mehr, als wir gemeynt, zu Herzen gehen darf,
Das kann uns anders nicht als ungemein ergetzen,
Wir müſſen dieſe Gunſt als ganz unſchätzbar ſchätzen.

Man wird leicht ſehen, daß die Copie ein gut Theil ſchöner iſt als das Original. Neukirch hatte z. E. nicht geſagt, aus was für einem Blicke der Calypſo die Gottheit ſich gezeigt; daher der Herr Verfaſſer es für nöthig befunden zu ſagen, daß es aus dem holden Blicke ſey, worin er alle Verliebten auf ſeiner Seite haben wird. Nur würde er wohl gethan haben, wenn er auch geſagt hätte, woraus die Majeſtät erhellte. Und das ſchöne Wortſpiel **unſchätzbar ſchätzen** iſt Neukirchen auch nicht eingefallen. Indeſſen drückt es Telemachs Character ungemein wohl aus, wenn man ſich ihn als einen jungen Menſchen vorſtellt, der

nicht lange aus der Schule gekommen iſt. Hierauf bittet Calypſo die Fremden, ſich zum Eſſen zu ſetzen.

Itzt iſt es Eſſens Zeit. Drum ſetze dich allhier,
Mein Mentor; aber du, o Telemach, zu mir.

Calypſo, Telemach und Mentor ſpeiſen hierauf unter einer angenehmen Muſik, ſo die Nymphen aufführen. Nach aufgehabner Tafel, redet Calypſo den Telemach mit dem Verſe an:

Mein liebſter Telemach, du haſt nunmehr geſehn,
Was dir von meiner Hand für Lieb und Gunſt geſchehn,

bis auf den:

Und noch zu hoffen haſt, als dir mit ihm verſchwunden.

ſo in Neukirchs 1 B. p. 9. der kleinen Auflage ſtehen. Sie biethet ihm zuletzt ihr Haus und Reich an, und ſchließt:

Allein, was fehlet dir? (Er weinet ſchon für Freuden.)

Telemach entſchuldigt ſich mit Neukirchiſchen Verſen: er weine um ſeinen Vater. Calypſo billigt ſeine Thränen und ſagt ihm:

Wenn du dich ſatt geweint,
So will ich Freudenöhl ins Salz der Thränen miſchen,
Du ſollſt mein Sohn, mein Troſt, du ſollſt mir alles ſeyn.

worauf Telemach und Mentor abgehen.

Man hat vielleicht noch kein Exempel, daß in einer Tragödie, vor den Augen der Zuſchauer, Tafel gehalten wird. Deſto mehr iſt dieſer beſondere Einfall an dem Herrn Verfaſſer zu loben. Wem es wunderbar vorkommen ſollte, daß die ſpeiſenden Perſonen ſo wenig reden, als wenn ſie in einem Conuictorio wären, oder als jener hungrige Bothe bey dem alles todt war, bis er ſich ſatt gegeſſen hatte; der darf ſich nur vorſtellen, daß die Aufmerkſamkeit auf die angenehme Muſik, ihnen

nen nicht zu reden erlaubt, zumahl da diese Musik, Lieder von der Götterhistorie vorstellt, welche die Nymphen in dem Heldengedichte, währender Mahlzeit der Calypso und des Telemachs singen. S. Neukirchs 15 Bl. Die Mahlzeit wird auch vermuthlich nicht lange dauren sollen; weil sonst die Zuschauer hungrig werden dürften, indem die Spielenden speisen. Doch damit alles in dieser Scene besonders sey; so nimmt auch die Calypso am Ende derselben den Telemach an Sohns statt an. Eine Göttinn welche sich zuvor in den Vater verliebt hatte, und der nunmehr der Sohn noch besser gefiel, konnte in der That nichts artigers vorbringen.

Calypso bewundert im folgenden Auftritte den weggehenden Telemach, und vermahnt ihre Nymphen, ihn verliebt zu machen. Nachdem die Nymphen weggegangen sind, fängt Calypso ein Soliloquium mit diesem Gleichnisse an:

Mein Herz erhohlet sich, wie Blumen, nach dem Regen,
Ihr müd und nasses Haupt gebückt zur Erde legen;
Jedoch so bald sie nur die Sonne wieder sehn
Mit neugefaßter Kraft die Häupter aufwärts drehn.

Sie befürchtet Telemach möchte Ulyssens Sinn haben, und ihr überdieß vom Mentor abspenstig gemacht werden, und ruft also die Venus um Hülfe an. Diese **kömmt nebst dem Cupido, in einem mit Tauben bespannten Wagen**, läßt den Cupido da, und **fährt wieder gen Himmel.**

Calypso unterredet sich hierauf mit dem Cupido, welcher den merkwürdigen Spruch vorbringt:

Man schenkt nicht iede Schuld, man pflegt sie nur zu borgen.

Dieſe Scene und die erſte Abhandlung ſchlieſſen folgende Verſe der Calypſo:

Du darfſt bey leibe dich hier nicht Cupido nennen,
Es würde Telemach ſchon vor dem Namen rennen;
Deswegen heiß ich dich inskünftige Elpin:
Nun komm, ich werde ſehn wie du dich wirſt bemühn.

Wie natürlich iſt hier nicht alles geſagt? Wie ungekünſtelt ſind nicht beſonders die erſten beyden dieſer Verſe! Wie wohl hat ſich nicht der Herr Verfaſſer für der falſchen Lohenſteiniſchen Hoheit gehütet. Er hat dieſes ſo wohl beobachtet, daß man von ſeinem Helden nicht nur ſagen kann:

-- -- Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri,

ſondern gar:

Serpit humi, tutus nimium timidusque procellae.

Die Schreibart hat durch die ganze Tragödie dieſe Vollkommenheit, wenn man das oben angeführte Gleichniß ausnimmt.

Im Anfange der zweyten Handlung zeigt ſich die Grotte der Calypſo. Leukotine und Eucharis bewundern mit einander die Begebenheiten Telemachs und Mentors. Die ganze Scene beſteht, wie oben erwähnt worden, aus Neukirchs Verſen zu Anfange ſeines 7ten Buchs. Bl. 327.

Wer ſind die Männer denn? ꝛc. bis
So hat er etwas mehr, als aus den Menſchen bricht.

Calypſo bringt ihnen den Elpin. Jede will ihn haben. Calypſo freuet ſich, und ſagt **heimlich**, vermuthlich nur für die Nymphen, aber laut für die Zuſchauer:

So recht! nun gebt das Zanken an.
Geht dort nicht Telemach?

Im

Im folgenden Auftritte zanken ſich Leukotine und Eucharis noch um den Elpin; bis endlich Eucharis den wohlausgeſonnenen Ausſpruch fällt:

Setze nur den Knaben auf die Erde,
Damit der ganze Streit durch ihn entſchieden werde:
Zu welcher er nun läuft, die hat ihn denn allein
Bis ſie ihn weiter giebt.

Leukotine geht dieß ein, und **ſetzt den Elpin auf die Erde, welcher ſingt, ſpringt, und um die Nymphen herum läuft, endlich aber zur Eucharis kömmt.** Die ganze Scene hat der Herr Verfaſſer vermuthlich denenjenigen zu gefallen gemacht, welche ſich keine lebhafte Vorſtellung machen können, wie ein Kind ſpringt; oder den **Ungeübten**, welche noch niemals Frauenzimmer geſehen haben, die gerne mit kleinen Knaben ſpielen, und dieſelben herzen und küſſen. Calypſo erſcheinet mit dem Telemach und trägt ihm ihre Liebe, nebſt der Unſterblichkeit an, welches aber Telemach nicht annehmen will. Er erblickt den Elpin, und will ihn in die Arme nehmen. **Indem Telemach mit dem Elpin ſpielt, druckt dieſer einen Pfeil auf ihn los.** Telemach klagt über Schmerz, da er doch keine Wunden fühlt; er ſpricht:

Wie iſt, wie wird mir doch! Cal. Was fehlt dir Telemach?
Tel. Ach! nichts. (Mein Herze ſeufzt und weis doch nicht wornach.)

So natürlich die Schreibart in dieſen Zeilen iſt, ſo wunderbar iſt im Gegentheile der Schuß, den Telemach empfängt, ohne es zu ſehen: und wer nicht bedenkt, daß er von einem Gotte herrührt, der den Menſchen leicht ſo lange blenden kann, der wird ſagen:

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi. *Hor.*

Calypso geht mit den Nymphen und dem Elpin ab. Im Weggehen sagt Eucharis

Adje mein Telemach.

Diese Worte, welche eine jede Jungemagd vielleicht eben so gut reden und schreiben können, setzen den Telemach in volle Flammen. Er spricht:

O Rede, welche mir bis an die Seele dringet!
O Schönheit, welche mich und meine Kraft bezwinget.
Ach schönste Eucharis, ach dieses einzge Wort,
Reißt mich mit dir zugleich und auch mein Herze fort,
Das Trost und Hoffnung schöpft; wie Blumen von den Winden
Die kühl und sanfte wehn, auch frische Luft empfinden.

Diese gählinge Veränderung Telemachs der zuvor den Reizungen der Calypso so widerstanden hatte, wird jedem unbegreiflich vorkommen, der nicht erwegt, daß Cupido sie hervorgebracht. Der Herr Verfasser hat auch hier Horazens Regel erfüllet:

Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Denn wir wollen Bürge für ihn seyn, daß er kein ander Mittel gewußt hat, den Telemach, verliebt zu machen

Mentor vermahnt den Telemach, sich nicht verführen zu lassen, weil dieser aber nicht folgen will; so drohet er allein von der Insel zu gehen, und geht auch wirklich fort. Telemach bereuet hierauf seine Thorheit und entschließt sich sie dem Mentor abzubitten.

Die Scene des dritten Aufzuges ist ein Wald. Elpin freuet sich in einem Soliloquio, daß er zugleich den Telemach, die Eucharis und die Calypso besiegt, und geht nach diesem ab. Eucharis kömmt hierauf und redet erstlich einige Zeit allein. Telemach kömmt

zu

zu ihr, und ſie halten ein verliebtes Geſpräche mit einander. Bey Erblickung des Mentors, der von weitem herzukömmt, führet Eucharis den Telemach tiefer in den Wald. Mentor verklagt hierauf den Telemach bey den Zuſchauern, daß er ſich nicht wolle ziehen laſſen:

— — Ich lock, ich bitte ihn,
Und zieh ihn mit Gewalt, er läßt ſich doch nicht ziehn.

Er ſetzte dazu:

Wie gerne ſagt ich ihm, daß ich Minerva bin,
Allein dann ging er erſt recht in den Lüſten hin:
Denn lief er Sporenſtreichs mit Luſt zu allem Böſen,
Er wüßt, ich könnt ihn noch aus der Gefahr erlöſen.

Einen Sittenſpruch aus dieſer Scene müſſen wir nicht vorbey gehen:

Seht, was das trotzge Herz von einem Menſchen kann!

Daß Telemachs Aufführung gegen den Mentor ſonſt nicht trotzig geweſen, ſieht man aus dem Beſchluſſe des vorigen Aufzuges, wo ſich der junge Held entſchließt, ſeinem Hofmeiſter eins vorzuweinen:

Wirf dich zu Mentors Füſſen,
Du kamſt durch Thränen noch den Ungehorſam büſſen.
Act. 2. Sc. 6.

Mentor ſchreibt alſo bloß darum ſeinem Untergebnen ein trotzig Herze zu, weil ſelbiger die Eucharis liebt. Wer hätte das gedacht?

Mentor faßt den Entſchluß:

Ich will durch Eiferſucht mich an der Liebe reiben,
Und mit der Liebe nun die Liebe ſelbſt vertreiben.

Dieſem zu Folge erzählt er der Calypſo in der folgenden Scene, Telemach ſey auf die Jagd gegangen. Dieſe argwohnt gleich, es ſey mit der Eucharis geſchehen, er-

zürnt sich über den Telemach, und befiehlt der Leukotine die Eucharis zurücke zu bringen; das Jagen aber einzustellen. Mentor geht auch fort, den Telemach zu hohlen. Calypso redet nach diesem allein, und beklagt sich über den Telemach und die Liebe. Es sind alles neukirchische Verse bis auf die zween ersten:

Das hab ich wohl gedacht. Gleich anfangs schwant es mir,
Ein jeder Blick von ihr kam mir verdächtig für.

Es scheint, der Herr Verfasser habe den Character der Calypso in Acht nehmen wollen. Neukirch muthmaßt in einer Note von ihr: sie sey nicht mehr allzu jung gewesen. Und deswegen redet sie hier als eine alte Frau. Telemach kömmt, und die Calypso macht ihn in neukirchischen Versen aus: Er spricht zwar

Laß dich, o Göttinn, nicht so bald in Harnisch jagen!

und will sich vertheidigen. Aber Calypso ist schon im Harnische, und fällt ihm wieder in die Rede. Endlich geht sie fort. Telemach bittet den Mentor um Hülfe, dieser aber will ihn nicht annehmen und läßt ihn alleine. Telemach beschließt endlich, weil ihn Mentor verlassen hätte, der Eucharis beyzustehen, welches itzo eben das seyn würde

Was ein stilles Lamm bey wilden Wölfen ist.

Der vierte Aufzug geht in einem Garten vor. Calypso spiegelt sich in einem Brunnen. Sie entschließt sich mit auf die Jagd zu gehen, weil ihre Schönheit, neben der Eucharis keine Kraft haben würde; und dem Mentor anzubefehlen, daß er seinen Untergebnen fortschaffe. Mentor kömmt gleich zurechte, dem sie ihr

Ver-

Verlangen erklärt, und ihm einen Ort in dem Walde anweiset, wo er Pappelbäume und Handwerkszeug ein Schiff zu bauen finden würde. Wie sie damit fertig ist, fängt es sie an zu gereuen. Sie will ihr Wort widerrufen. Mentor aber fällt ihr in die Rede, nimmt ihren Befehl an und verlangt nun Versicherung von ihr, daß sie sich nicht ändern wolle.

Doch weil die Götter gern auf einer Rede bleiben,
Und ihr Versprechen auch erfüllen, darf ich da
Auf deine Worte mich verlassen Cal. Ja
Ich schwör es bey dem Styx. ꝛc.

Ein Poet, der seinen Zuschauer in Affect zu setzen suchet, hätte hier die die Göttinn nicht gleich schweren lassen. Calypso würde bey ihm so reden, wie es die Reue erfordert, so sie nach gegebenem Befehl empfindet. Sie würde allerley hervor suchen, ihr Wort zurücke zu ziehen. Mentor aber würde sie so fest halten, daß sie ihm nicht entwischen könnte. Doch eine so lebhafte Scene ist wider die Absicht des Herrn Verfassers, wie schon oben angemerkt gewesen. Mentor **geht**, das Verlangen der Calypso zu erfüllen, **eilends ab**. Sie bleibt alleine und ruft ihm, so bald er fort ist, nach:

Halt Mentor, komm zurück. Wo ist er hingegangen?
Er ist schon allzuweit, ich kann ihn nicht erlangen.

Mentor muß also in der That ziemlich gelaufen seyn, und Calypso besinnet sich in der Angst nicht, daß sie ihm nachgehen könnte, wenn es ihr ein Ernst wäre. Nachdem sie noch einige Verse geredet hat, sieht sie den Telemach. Sie hofft, ihn noch zu rühren, und entschließt sich, sich erstlich zu verstellen. Telemach sucht seinen Hofmeister, und weil er glaubt, Calypso könne

ihm

ihm davon die beste Nachricht geben, so will er sie fragen. Sie aber redet ihn erzürnt an:

Wie? und du bist noch nicht fort?

Telemach sagt:

Er wisse davon nicht ein einzig Wort.

und da Calypso ferner mit ihm zornig redet, spricht er:

Was bist du so erzürnt? Was hab ich denn gethan?
Und wessen klagen mich die Lästerzungen an?

Diejenigen, welche zu unsern Zeiten von Lästerungen verfolgt werden, können sich also damit trösten, daß dergleichen schon auf der Insel der Calypso geschehen. Calypso fängt ihre Antwort mit der Ironie an, als einer Figur, welche der Tragödie und der Götterſprache sonst nicht eigen ist:

Man thut dir auch zu viel, o du unschuldge Seele!

Sie befiehlt ihm nochmals, mit Anwünschung alles Unglücks, die Insel zu verlassen. Nun wird Telemach ein Romanenheld:

Hier ist das falsche Herz, und hier ist auch ein Schwerdt,
Ich selber bitte drum, laß mich zu deinen Füssen,
Das ungetreue Blut aus meiner Brust vergiessen.

So viel Herzhaftigkeit läßt uns nicht viel gutes von dem Beystande hoffen, den er zuvor der armen Eucharis leisten wollte. Doch Calypso wird durch diese Treuherzigkeit erweicht, und versichert ihn ihrer Gnade. Den Mentor sagt sie, habe sie fortreisen lassen. Darauf geht sie ab. Telemach beklagt sich alleine, daß Mentor fort sey, und will **ins Todes Rachen neinlaufen.** Weil er aber noch zweifelt, ob ihn Calypso recht berichtet habe, so entschließt er sich, **die Gegend durchzurennen, ob er vielleicht noch Mentorn finden kön-**

könne? wenn dieß nicht gelingt, will er ſelber Hand, **ſich zu ertödten, anlegen.**

Er erſcheint wieder allein, im vierten Auftritte, bey dem Ufer des Meeres, woran ein hoher Felſen iſt. Er hat den Mentor nicht gefunden, und erklärt in einer Rede von 40. Verſen ſeinen Entſchluß zu ſterben. Er nimmt von der Eucharis Abſchied und verlangt nur daß ſie von ihm ſagen ſoll:

— — Er dauret mich, der arme Telemach!

Der Calypſo aber will er rechte Angſt machen:

Dich aber will ich noch recht fürchterlich anſehen,
Calypſo und verkehrt die Augen nach dir drehen:
Damit dir deſſen Tod noch Furcht und Schrecken macht,
Den in dem Leben du um alles haſt gebracht.

Telemach muß ſich ohne Zweifel in Verdrehung der Augen und fürchterlichen Geſichtern ziemlich geübt haben, da er noch nach ſeinem Tode ſo viel damit auszurichten gedenkt. Er würde vielleicht Ehre eingelegt haben, wenn er ſich mit bey den Wettſtreiten in der Geſichterverſtellung befunden hätte, deren **der Zuſchauer** in ſeinem andern Theile erwähnt. Er freut ſich, den Mentor in den elyſiſchen Feldern wieder zu ſehen. Hier fällt ihm ein Zweifel ein: Ob auch ein Selbſtmörder dahin kommen würde, da ſpricht er:

Grauſame Götter, ach! ſo kann ich auch nicht ſterben?
Entweder rettet mich, wo nicht, ſoll ich verderben,
So macht mir wenigſtens das Sterben nicht ſo ſchwer.

Endlich entſchließt er ſich doch und **will ſich tödten,** Mentor aber kömmt gleich noch zu rechter Zeit. Nach einigem Zweifel, ob es wirklich Mentor oder ſein Schatten ſey, fällt Telemach nieder und bittet den Mentor, ihn

umzubringen; weil er des Lebens nicht mehr würdig sey. Mentor verzeiht ihm und verlangt von ihm, gleich fortzureisen. Telemach will gern erst von der Eucharis Abschied nehmen. Mentor aber will ihm solches nicht erlauben, sondern droht allein fortzureisen. Vermuthlich will er deswegen doch den Telemach nicht Zeit Lebens auf der Insel lassen, sondern ihn ein andermal abhohlen. Denn er schließt:

Du mußt entweder gleich mit mir zu Schiffe gehen,
Wo nicht so lebe wohl! auf glücklich Wiedersehen!

Man müßte denn sagen, er treibe mit seinem Untergebenen einen Scherz, der sich weder für Mentors Alter, noch für die Umstände schickt. Telemach folgt ihm darauf. Calypso kömmt alleine auf die Bühne und bereuet es, daß sie den Telemach fortzulassen bey dem Styx geschworen; oder, daß wir mit dem Herrn Verfasser reden, **bey dem Styx geflucht**. Elpin kömmt zu ihr, und giebt ihr den Rath, er wolle nebst den Nymphen das Schiff in Brand stecken, weil sie sich durch keinen Schwur verbindlich gemacht hätten. Calypso freuet sich darüber, Eucharis kömmt zu ihr, und bittet für den Telemach um Verzeihung. Die Göttinn aber stellt sich gegen sie erzürnt an und sagt ihr, gleich itzo werde sie Telemachs Schiff in vollem Feuer sehn. Eucharis beklagt sich hierüber allein. Elpin muß sich nebst den Nymphen wohl die Pechfackeln schon zuvor bereit gemacht haben, denn er kömmt schon mit denselbigen und steckt das Schiff in Brand. Eucharis sieht die Flamme von ferne, vermuthlich aber nicht wer sie anlegt; denn davon erwähnt sie in ihrer Klage nichts.

Was

Was Himmel seh ich da? Ach alles brennet schon.
O Telemach! ist das nun dein verdienter Lohn?
Kannst du, o Jupiter, noch deine Pfeile sparen?
Ach! laß doch deinen Blitz, laß deinen Donner fahren,
Und meinen Telemach nicht ohne Rettung seyn.
Kommt doch ihr Furien, gießt Pech und Schwefel drein.

Der Herr Verfasser hat hier die Angst, in der sich Eucharis befindet, ungemein wohl vorgestellt. Denn wie sollte ausser diesen Umständen eine vernünftige Person, ein Feuer mit **Blitz, Donner, Pech und Schwefel** auslöschen wollen?

Im letzten Auftritte kömmt Calypso nebst den Nymphen zurück. Elpin versichert sie, Telemach werde ihr so bald nicht entlaufen können. Indem er aber dieses sagt, **stürzt Nereor den Telemach von einem hohen Felsen ins Meer und springt selbst hernach.** Als Calypso hierüber erstaunt, kömmt Neptun in einem Wagen gefahren, welcher von zwey Seepferden gezogen wird. Er schmält auf den Jupiter, der dem Telemach eine Gottheit zugegeben, und versichert die Calypso, Ihn in einem Sturme umzubringen. Elpin freuet sich darüber und **fliegt in die Luft. Calypso flucht auf** die Nymphe Leukotine verwundert sich darüber, Calypso aber berichtet sie: es sey Cupido,

Das Schmerzenskind, das alles angericht.

Sie bittet bey dem Neptun für den Telemach, und beklaget, daß sie lieben und dabey unsterblich seyn müssen, und schließt das ganze Schauspiel mit der Moral!

Seht, was die Liebe kann!

Wir haben den Zweck des Herrn Verfassers schon oben erwähnt, und aus gegenwärtigem Auszuge wird

man

man leicht sehen, daß er denselben ganz wohl erfüllet hat. Die Regeln der Critikverständigen zu beobachten, hat er vielleicht nach dem Sprüchworte: Ignoti nulla cupido, niemals Lust gehabt. Es ist aber auch im vorhergehenden gezeigt worden, daß er sie bisweilen ohne sein Wissen in Acht genommen. Wir wollen dieses auch noch von den drey Einheiten zeigen. Die Einheit der Handlung fällt leicht in die Augen und ihre Beobachtung ist dem Herrn Verfasser nicht zuzuschreiben, weil er darinnen dem Heldengedichte gefolgt ist. Von der Zeit ist klar, daß das Stück kurz vormittage angeht, weil gleich in der andern Scene gespeiset wird. Die Personen reden auch nirgends vom zu Bette gehn, und also endigt es sich noch selbigen Tag. Endlich ist die Einheit des Ortes auch in Acht genommen. Zwar zeigt sich in dem Aufzuge ein anderer Schauplatz; allein es geschieht doch alles auf der Insel der Calypso. Man kann sich zur Noth vorstellen, als ob dieselbe eine schwimmende Insel wäre, und indem sie sich herum dreht, bald die Seite zeigt, wo die Grotte, bald die, wo der Wald ꝛc. ist. Oder die Zuschauer müssen sich einbilden, daß sie in einen Raritätenkasten sehen. Und außer diesem ist das meiste so künstlich gemacht, daß die meisten Scenen so wohl an einem Orte als an dem andern vorgestellet werden können. Die Nymphe könnte z. E. in der zweyten Handlung mit dem Elpin so wohl im Garten als in der Grotte spielen, und die vierte Handlung könnte so wohl in der Grotte, als in dem Garten vorgehen; wenn nur in der Grotte, statt des Brunnens, etwas wäre, das der Calypso zum Spiegel dienen könnte. Es ist wahr, die strenge Kunstrichterregel, daß nach dem Muster der Griechen alles seinen Grund haben sollte,

warum es eben an dem Orte und an keinem andern geschehe. Doch dieß schmeckt zu sehr nach dem zureichenden Grunde, von welchem heydnischen Gifte schon die ältesten Critici und Poeten angesteckt gewesen. Wir zweifeln also nicht, daß der Herr Verfasser mit seiner wohlgerathenen Arbeit viel Nutzen stiften werde. Vielleicht möchten einige Klüglinge dieses tadeln, daß die Sittenlehre nicht überführend genug vorgestellet sey. Dieses Schauspiel soll junge Leute warnen, sich bey der Liebe in acht zu nehmen, daß sie dadurch nicht unglücklich gemacht werden. Er hätte also einen Helden wählen sollen, der bey einer Menge anderer guten Eigenschaften, bloß durch eine unvorsichtige Liebe ins Verderben gestürzt würde. Telemach ist dieses nicht. Denn gesetzt, er wäre auf der Insul allein geblieben, was für Uebels würde ihm wiederfahren seyn? Es ist wahr, er hätte sich unwürdig gemacht, Ulyssens Sohn zu seyn; er hätte die Pflichten gegen seine Mutter und gegen sein Vaterland verletzet. Allein, was dröht ihm Mentor in diesem Falle für eine Strafe? Unter einer Menge Frauenzimmer sein Leben ohne Ruhm, aber in lauter Ergetzlichkeiten zuzubringen. Wie viel junge Leute werden dieß für eine Strafe halten? Mentor würde klagen müssen:

Nimirum apertam conuolatis ad poenam,
Et vos hoc ipsum quod minamur inuitat.

Dieser Einwurf kann auf unterschiedene Weise beantwortet werden. Erstlich ist es ja Unglücks genug, für den Telemach, daß ihn Mentor ins Meer stürzt: Denn wer sieht nicht, daß er davon ganz wassernaß geworden? Und welchem jungen gepuderten Herren,

würde, wenigstens, wegen seiner gekräuselten Haare ein solches Unglück nicht schrecklich vorkommen? Der Herr Verfasser läßt seine Zuschauer auch ohne Zweifel mit Fleiß ungewiß, ob der Held ersaufe, oder nicht. Ein anderer Poet würde dieses nicht thun. Racine gibt den Zuschauern Nachricht, daß Iphigenia nicht wirklich sey geopfert worden. Allein, wenn sich hier die Zuschauer einbilden, Telemach ersaufe, so werden sie dieß schon als eine Strafe seines Vergehens ansehen. Außerdem so können auch vielleicht die jungen Leute für die der Herr Verfasser gearbeitet hat, Knaben seyn, die Telemachs Fehler, nicht sowohl nach dem unglücklichen Ausgange, als nach Mentors Verweisen beurtheilen müssen. Und vermuthlich sind auch in dieser Absicht verschiedene Sittenlehren groß gedruckt worden, damit die jungen Leute sie auswendig lernen, und **zu der Aeltern Trost dem Lehrer** nachsprechen können. Da das beqvemste Mittel itzo mit den Dichtern der Alten verglichen zu werden, ist, daß man bloß für junge Leute schreibt; wie im Gegentheil der nächste Weg zur Verachtung ist, zu seinen Liedern bloß philosophische Leser zu verlangen: so verdient allerdings der Herr Verfasser einen großen Ruhm.

Wir haben unsere Leser so lange mit diesem Werke aufgehalten, daß wir ihnen nur ganz kurz von einem andern Stücke Nachricht geben können, welches man dabey findet, unter dem Titel: **Die Vereinigung der Majestät mit der Liebe in der Hohen Vermählung Ihro Majestät Caroli, Königs beyder Sicilien ꝛc. ꝛc. mit ihro Königl. Hoheit der Königl. Poln. und Churf. Sächs. Prinzeßin Amalia, in einem Vorspiele den 9. May 1738.**

zu

zu Dresden vorgeſtellt. Der Schauplaß zeigt hinten den Helikon. Apollo hält des Jupiters, der Juno und der beyden hohen Vermählten Bildniſſe. Da die Scharfſinnigkeit darauf mit ankömmt, daß man Aehnlichkeiten an Dingen bemerken kann, die ſonſt nicht ſo leicht in die Augen fallen: ſo muß man allerdings den Herrn Verfaſſer für ſehr ſcharfſinnig halten, der einen Grund gefunden hat, dieſe vier Bildniſſe zuſammen zu bringen. Die Umſchrift um der Prinzeßin Bildniß über dem eine Sonne ſtehet, iſt dieſe:

Clarior eſt ipſo princeps clariſſima ſole,
Amaliaeque dedit nomen & omen amor.

Man ſieht aus dem Boileau daß der franzöſiſchen Poeten große Geſchicklichkeit darinn beſtanden, ihren Ludewig

Am Ende des Sonnets der Sonnen zu vergleichen.

Hier iſt gerade das Gegentheil. Die Prinzeßin wird am Anfange des Sinngedichts der Sonne vorgezogen. Die Abſtammung des Nahmens Amalia wird den Wortforſchern ohne Zweifel neu und angenehm ſeyn. Und in der That iſt auch nichts natürlicher, als dieſelbige. Denn Amalia und Amor fangen ſich ja mit A M an.

Bey einigen Muſen zeigen ſich auch Sinnbilder, z. E. **Europa** nach der Beſchreibung, in Hübners Geographie, **als eine ſitzende Jungfer, welche die rechte Hand ausſtreckt**, mit der Umſchrift: En dextra fidesque!

Endlich ſind auch noch über den drey Bildniſſen J. M. der Königinn von Polen und der beyden Ver-

mählten chronoſtica zu ſehen. Wir wollen das mittheilen, welches über dem erſten ſteht:

Maria Joſepha regina, archiDVX auſtriae, caXonICA, pia, benigna.

Aus Ehrfurcht gegen die hohen Namen verſchweigt man hier dasjenige, was man ſonſt an der Erfindung ſelbſt mit recht ausſetzen könnte.

Das Stück ſelbſt beſteht aus fünf Auftritten. Im erſten Auftritte zankt ſich Mars mit der Venus, daß ſie ihm Carln entzogen. Zuletzt erſucht Venus den Mars mit auf das Feſt zu kommen, **dazu ſelbſt Jupiter die Muſen holen laſſen**; Mars aber will nicht, und geht mit den Worten ab:

Wo Venus ſiegt, leg ich gar wenig Ehre ein.

Es iſt vielleicht das erſtemal daß Mars und Venus ſo uneins ſind. Venus entdeckt den Zuſchauern, daß ſie den Kriegesgott zu gewinnen ſuchen, und dazu ihren Sohn und alle Liebesgötter zu Gehülfen brauchen wolle. Nachdem ſie weg iſt, kömmt Minerva zu dem Apollo auf den Muſenberg, und befiehlt ihm die Vollkommenheiten **Amaliens**, und den Schmerz derer, von denen Sie ſich trennt, zu beſingen. Zuletzt ſagt ſie:

— — Doch iſt das nicht ſelbſt der Kriegesgott?
Hilf Himmel, wird er nun den Kindern gar ein Spott?

Mars erſcheinet von vielen Liebesgöttern verfolgt. Er redet ſie ſehr heroiſch an:

Wie? wer? was ficht euch an? (ſoll ich den Schimpf ertragen?)
Geht, packet euch ꝛc.

Sie

Sie ſchießen beſtändig ihre Pfeile auf ihn los, und nachdem ſie ihn überwältigt, ziehen ſie ihm den Harniſch aus, ſetzen ihm ſtatt des Helmes einen Blumenkranz auf; binden ihn mit Feſſeln von Blumen, und ſpielen mit ſeinen Waffen. Mars wird ſchon etwas geduldiger, und ſpricht nur:

Ihr kleinen Diebe geht, ſag' ich, und laßt mir Friede.

Darauf erzählt er in einigen Verſen, daß er müde werde, und ſchlummert ein. Minerva wundert ſich:

Den wilden Kriegesgott ſo fromm und zahm zu ſehen.

Mars wacht auf, Hymen beredet ihn zu geſtehen, daß er von der Venus überwunden ſey, als wenn dieß dem Mars ſonſt nie wiederfahren wäre; und darauf ſtatten Mars, Venus, Hymen und Minerva ihre Glückwünſchungen ab. Die Haupthandlung dieſes Stücks iſt alſo, daß Mars, **der Kinder Spott** wird, ob er gleich noch nicht neunzig Jahre alt iſt. Wir wollen die Kunſtrichter der künftigen Zeiten verſichern, daß an unſerm Exemplare nicht das geringſte gefehlt hat. Sie dürfen ſich alſo nicht ängſtigen, als ob ſie einen unvollkommenen Abdruck erhalten hätten, wenn ſie die Vereinigung der Majeſtät mit der Liebe vergebens in dem Werke ſuchen; ob ſelbiger gleich auf dem Titel erwähnt wird: wiewohl ſie auch nicht auf dieſe Gedanken gerathen werden, da zuletzt mit großen Buchſtaben **Ende** da ſtehet.

Wir haben beyden Arbeiten ihr gebührendes Lob ertheilt, doch zu den vorigen Lobſprüchen iſt noch einer hinzuzuſetzen. Viele Poeten haben den Fehler an ſich, daß man einige ihrer Stellen, mehr als einmal leſen

muß, um ſolche vollkommen zu verſtehen. Von dieſem Fehler iſt der Herr Verfaſſer ſo weit entfernt, daß man ihn gar nicht mehr als einmal leſen kann, wenn man gleich wollte. Die Betrachtung dieſer Vollkommenheiten wird unſern Leſern, nebſt uns, den Wunſch abdringen: daß er nach ſeinem in der Vorrede gethanen Verſprechen, auch die übrigen Theile des Telemachs in die Form eines Schauſpiels bringen möge.' Wenn er ſich die Regeln der Dichtkunſt und der Schaubühne wird bekannt gemacht haben, und Feuer und Einſicht genug beſitzt, ſo wird er im Stande ſeyn, was Vollkommeneres zu liefern, als das gegenwärtige Werk.

IV.

Schreiben an einen Gelehrten in Schleſien, das Leben und die Schriften Martin Opitzens von Boberfeld betreffend. *

Wohl-Edler, Hoch- und Wohlgelahrter,

Inſonders hochgeehrteſter Herr, hochwerthgeſchätzter Freund und Gönner,

Et quantum reſtat! Wie dieſe Worte einſt unſer deutſcher Homer oder Virgil, Martin Opitz, ſtatt ſeines Symboli geführt, und dieſelben ſchon dazumal ein

* Dieſes Schreiben, welches mir vor einigen Jahren, als ich mit einer Ausgabe der opitziſchen Gedichte umgieng, von einem Gönner und Freunde in Schleſien mitgetheilet worden, bat man, da der damalige Vorſatz geändert worden, ſeines merkwürdigen Inhalts wegen, dem geneigten Leſer unverändert, mittheilen wollen.

ein andrer berühmter Mann, Nicol. Henelius, dergestalt zu erläutern gemeynet, als er hinzugesetzet hat:

Si quam inuestis adhuc coepisti currere Opici
Tam Iuuenis perges, Vir mihi quantus eris?
Quidni autem pergas, quem equidem scitarier vsque:
Et quantum restet! Mens generosa iubet.

So bediene ich mich nicht unbillig derselben vorjetzo als ein alter Schuldner, um meine längst obhabende Schuldigkeit in etwas abzuführen, anbey aber zum voraus zu setzen: Et quantum restat! oder vielmehr: Et quando? in Erwegung, wie bereits etliche Jahre verflossen, als meines hochwerthesten Freundes und Gönners allzugütiges Vertrauen zu meiner Wenigkeit auf damahlig ertheiltes Veranlassen, Tit. Herrn Prof. Gottscheds zu Leipzig, einige Nachricht von dem Leben und den Schriften dieses berühmten Boberschwanes zu stellen, in gewisser Hoffnung sich versichert, mir auch unausgesetzt dieselbe gebührends zu befolgen, hätte angelegen seyn lassen, wenn anders nicht die vielen und schweren Verhängnisse, welche mein getreuer Gott mich inzwischen hat erfahren lassen, mir, so zu reden, ganze Plaulta impedimentorum in den Weg geworfen. Das erstere war die langwierige Krankheit und endlich erfolgte selige Absterben meiner geliebten Ehegattinn, das andere aber, der in 6 Wochen hierauf erfolgte Mordbrand, dadurch nicht nur der Pfarrhof zu Peterwitz, gleich an meinem Namenstage, den 10 April 1733. von einem verruchten Mordbrenner (der dorten vor seinem Richter steht, weil er hier keinen Richter haben können) entzündet, und mit allem häuslichen reichen Vorrathe gänzlich zu Grunde gerichtet; sondern auch,

was am allermeiſten zu bedauren, meine Bibliothek von mehr als 6000. Stück, gröſten Theils hiſtoriſcher Bücher zu Staub und Aſche gemacht, daß davon nur noch einige Dona reſtantia flammis, wie Virgil geredet, als einen kleinen Reſt übrig behalten, und zum Abtrag meiner großen Schuld, liefernde ſagen muß:

«Einſt war von Opitzen bey mir gar viel vorhanden,
Eh' als der grauſe Brand den Vorrath weggerafft,
Was etwan übrig iſt verblieben im Verhafft,
Das geb' ich willig dar zur Nachricht andern Landen.

Nun würde es aber meines Erachtens unnöthig und überflüſſig ſeyn, wenn ich allererſt eine weitläuftige Beſchreibung ſeines Lebens wiederholen wollte, zumalen längſt andere hierzu geſchicktere Männer und gelehrte Leute ſobald nach ſeinem Abſterben dieſes ausführlich geleiſtet, inſonderheit ſein Landsmann Chriſtoph Colerus, als der andere Boberſchwan in Actu publico Vratisl. & quidem ſolemni Oratione; wie nicht weniger der rüſtige Joh. Riſt ſich alſogleich befliſſen, das Gedächtniß dieſes gedächtniß-würdigen Dichters bey der Nachwelt zu verewigen, ſub tit. Lob-Trauer- und Klagegedichte über gar zu frühzeitiges jedoch ſeliges Abſterben des weil. edlen, großachtbaren und hochgelahrten Herrn Martin Opitzen, Königl. Maj. zu Polen wohlbeſtellten Raths und Secretarii, des allerberühmteſten Poeten zu unſern Zeiten und in allen vortrefflichen Wiſſenſchaften und Künſten hocherfahrnen Mannes. Hamburg 1640. 4. So hat auch hocherwehnter Henelius in ſeiner Sileſia Togata dergleichen obzwar kürzlich verſuchet; und ſein hochvertrauter Freund Bernhard Wilh. Nüßler, Fürſtl. Briegl.

Briegl. Secretar, meldet in einem Briefe an Andr. Senftleben, einen berühmten breslauischen Rechtsgel. von Brieg 2 Jan. 1642. Operam dabo, vt de vita Opitii fidem meam liberare liceat. Ja, noch letzthin hat ein neuerer, obwohl ungenannter Sammler, in Vorstellung der von den vortrefflichsten deutschen Poeten verfertigten Meisterstücke, wobey jedesmal das Leben eines solchen Dichters, der den Namen eines vortrefflichen bey der galanten Welt durch seine Geschicklichkeit verdienet, so gleich in dem erstern Stücke Martin Opitzens, als eines vortrefflichen deutschen Poeten verfertigte Meisterstücke, nebst desselben Lebensbeschreibung vorgestellet zu Rostock 1721. 8. daß solchemnach fast nichts mehr übrig zu seyn scheinet, nachzusetzen; es wäre dann, daß von seiner so gar veränderlichen Lebensart, darüber bey denen Gelehrten so vielerley Meynungen entstanden, noch etwas zuverläßiges angeführet würde, sintemalen er selber nicht undeutlich dessen Ursachen zu verstehen gegeben, wenn er deswegen von seinem vertrauten Nüßler erinnert, sich im 4ten Buche seiner poetischen Wälder Num. XV. p. 203. also erkläret:

Mein Nüßler, und ist dieß dein Rath?
Ich soll die schnöde Wollust hassen,
Und die, so mich bethöret hat,
Die schöne Flavia verlassen ꝛc.

mithin allzusehr sich verrathen, daß sein Affectus praedominans wäre Voluptas & Libido gewesen, worunter er die Desinentia in A aller Orten allzuviel aufgesuchet, ihn dieselben hinwiederum vieler Orten dergestalt gesuchet und verfolget, ja so gar in gewissen Orten, als

einen Vater ihrer Kinder in die Kirchenregiſter verzeichnen und einſchreiben laſſen, was Wunder, daß, da es faſt aller Orten gleiche Bewandniß mit ihm gehabt, er an keinem Orte lange bleiben können?

Zu der Zeit, als ich noch in Breßlau bey Herrn Chriſtian Gryphio ſel. Gedächtniß, ein Schüler und Amanuenſis war, vermerkte ich mir nachſtehende in ſchedis angetroffene Nachricht von unſerm Opitz:

De Opitio quaedam ex ore Fratris ejus vterini, Sebaſtiani, accepi, qui Ravitii in Polonia ſutor eſt, & genio gaudet poëtico: Martinus Boleslaviae A. 1595. 23. Dec. natus Patre Sebaſtiano, Matre Martha Rothmannia, ibi primum ſcholam patriam ſub Rectoratu Chriſtoph. Opitii Agnati, & poſt eiusdem fata Valentini Saenftlebii itid. Rectoris; dehinc Lycaeum Vratisl. Magdalenaeum frequentauit &c. Inſequentibus temporibus Daenhofius Comes Vladislao IV. Poloniae Regi, Caſpar Kirchnerus vero ipſum Caeſari commendauit, abs quo cum Nobilitate titulum a Boberfeld accepit &c. Cum aliquando Lugduni verſaretur, Heinſius ipſi obuius factus, & quia alter alterum ex effigiebus iam nouerat, quaeſiuit Heinſius: Num ipſe eſſet Opitius? Reique veritate cognita in mutuos amplexus iucrunt. Minori fuit ſtatura; nullibi locorum ſatis diu commoratus eſt. Tandem Dantiſci per aliquot annos vixit, ibique vitae ſuae finem fecit d. 20. Aug. A. 1639. aet. 43. vbi & in templo primario S. Mariae dicato terrae mandatus eſt. Diem mortis ſuae praevidit & propterea XIV. ante diebus multa MSta igni tradidit.

Sutor frater eius duos habuit filios, Sebaſtianum alterum eruditum, Martinum alterum hiſtoriae operas collocantem. Hactenus Gryphiana annotata.

Und

Und es erwähnet deſſen gedachter Nüßler in einem andern Schreiben an Andr. Senſtleben den 22 Octobr. 1641. gar vertraulich:

Agnoſcebat ille alter meus, ſuas in vulneribus ſuis pennas, quod vetus ille ait, & ſaepius adverſus me confeſſus eſt: A nullo ſe vitio impugnari magis, quam a libidine, cui reſtinguendae ſingulari cura colligebat, quicquid de ea in lectione optimorum Autorum obſervaverat. Inde Collectanea reperi de fugienda libidine. Ad hoc ipſum alludit in Epithalamio, quod Jo. Majero adfini meo ſcripſit.

Und dieſe Deſinentia in A, welche noch immerzu bonae mentis impedimenta heißen, ſind ſonder Zweifel Hinderniſſe geweſen, daß er nicht lange an einem Orte ſich aufgehalten, und vielleicht auch nicht geringe Hinderungen, daß ſeine Dacia nicht verfertiget und in Stand geſetzet worden; ob es ſchon auch ein Deſinens in A jedoch nicht eben hac in forma & ſubſtantia geweſen. Wannenhero nach der Zeit ſo viel Fragens und Klagens hierüber unter den Gelehrten entſtanden, und dabey verblieben iſt: daß es mehr ein adfectum, quam perfectum opus jederzeit geweſen und noch iſt; ohnerachtet ihrer viele ſeiner guten Freunde wie bey ſeinen Lebezeiten ihn dazu angefriſchet, alſo beſonders nach ſeinem Tode ſo ſcharf unterſuchet, und es verfertigt zu haben, und zu erheben vermeynet; wie ſich dann kaum ſonſt jemand mehr, als Nüßler deſſen angenommen, und ſich höchſtens angelegen ſeyn laſſen, unter den hinterlaſſenen opitziſchen MSten ſolches zu finden, deswegen viel und oft an den ältern Opitz ſeinen Vater, (welcher dermalen noch zu Fraufladt im Elende gelebt) geſchrieben,

ben, und zugleich ſeine Dienſte in Beförderung des rückſtändigen Beſoldes an Fürſtl. Liegn. und Briegl. Hofe freywillig angebothen, um dadurch die verlaſſenen Schriften, beſonders aber Daciam, zu erlangen, wovon unter deſſen Handſchriften viele Spuren anzutreffen, ſonderlich in einem Schreiben an Andr. Senſtleben vom 22. Sept. 1641. welches er alſo angefangen:

Tandem navis ex Aſia venit, & Senex noſter Opitius cum MStis Filii & literis tuis comparuit, quem etiam laetus lubensque ſuſcepi. Inveni in ſchedis iſtis haud pauca, quibus inprimis capior; caeterum quod Granvellanus, cum Romae de captis ab Albano, Com. Egmontio & Hornano inaudiret, Guilielmum vero Auriacum evaſiſſe hos laqueos intelligeret, dixiſſe fertur: Hoc vno non capto, nihil ab Albano captum videri; Id non incommode huc etiam traxerim, qui inter MSta iſta Daciam deſidero, quae vna inſtar omnium foret; & hac ſurrepta, reliqua omnia videntur ſurrepta. Indicem inveni, qui fidem cuiuis facere poterit, quantum theſaurum perdiderimus. Spem tamen ſenex nonnullam fecit illum Dantiſci erui poſſe; & ille indignationem meam magis accendit, vbi de Generi, hominis agreſtiſſimi ſtupiditate mihi narrauit, qui libros & MSta, veſtes & ſupellectilem reliquam vili pretio, in ipſius defuncti dedecus & ignominiam, pene quaſi ſub haſta diſtraxit & viliſſimis etiam e fece ciuium & mercatorum homuncionibus vendidit. Interea contenti ſimus hoc Catone, & ex iſtis Opitiani naufragii tabulis etiam eruam, quae τᾶ μνεμηρα memoriam iuuerint. Tibi vero communicabo, quicquid placere intellexero. Sunt inter reliquas ſchedas Libri Conſolationum in Cimbrica Cherſoneſo ſcripti, crebris lituris inſignes, ex quibus

bus de iudicio hominis, & cur ſaepe hanc vel illam vocem aut phraſin iugularit, coniicere licet; nam verſus illos atroci ſtylo effodiſſe illum apparet, etſi memini narraſſe mihi, propitia admodum Minerva natos fuiſſe. Hunc vero ille morem habebat, vt verſus ſaepius ſub incudem reuocaret & multa coërceret litura &c.

Und noch in einem andern Schreiben an Andr. Senftleben befinde dieſes dd. 16 Nouembr. ei. A.

De Dacia plurimum Tibi gratulor, cui tam felici in eruendo eius detentore eſſe licuit. Quaeſo, vt omnes nervos intendas recuperando deſideratiſſima ſcripta. Si quid interea a Preuttio iſto reſponſi acceperis, quaeſo vt de argumento eius me erudias.

Es hat aber dieſer George Preutten nachgehends von Danzig aus, in einem Briefe an Andr. Senftleben, (deſſen Volumen Epiſtolarum aus der henelischen Verlaſſenſchaft in meinen Händen iſt) unterm 10 Jan. 1642. von Martin Opitzens Dacia antiqua gar ausführliche Nachricht ertheilet und dargethan, daß ſelbige unausgearbeitet erliegen blieben, wie dieſes im Drucke bekannt gemachte Schreiben ausweiſet. Unſer Opitz ſelber hat in einem ehemaligen Schreiben an Nüßlern davon alſo berichtet:

Spopondi iam, me Libellum de Dacia, a Manutiorum Nepotibus ante XXVIII. Annos Romae editum, recenſurum, & inſcriptionibus meis ac notis bono Reip. literariae aucturum.

Et hinc illae lacrymae! Hinc illae turbae.

Zum Beweiſe deſſen, was ich allhier angeführet, lege ich dieſes eigenhändige Schreiben Opitzens nebſt andern

dern dergleichen Ueberbleibſeln an der Zahl 8. Stücke, ſo viel und ſo gut ſie bey mir vorhanden, als ſichere Zeugen in originali bey, und würde keinen Anſtand nehmen, ein mehrers beyzutragen, wenn nicht der klägliche Brand meiner Bibliothek darzwiſchen gekommen, und nebſt andern unwiederbringlichen MStis auch einen großen Theil hiervon mir entwendet und geraubet hätte.

Sed quid faciendum? Irreparabilium felix obliuio rerum.

Nonne Terrena, mundana ac vana fuere iſthaec omnia!

Was ſonſten da und dort bey denen Scribenten, inſonderheit Poeten, von Opitzen anzutreffen iſt, das iſt vielleicht bekennt, und liegt am Tage, dabey ſeine Elogia ſehr häufig ſich ereignen, womit er von denen Gelehrten hin und wieder verehret worden.

Paul Flemming beſinget unter andern in ſeinen poetiſchen Wäldern deſſen Abſterben ſolchergeſtalt p. 188.

So zeuch auch du denn hin in dein Elyſerfeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unſrer Zeiten,
Und untermenge dich mit dieſen großen Leuten,
Die ganz in deinen Geiſt ſich hatten hier verſtellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held!

Idem p. 189.

Der Meiſter deutſcher Lieder,
Das Wunder unſrer Zeit, legt ſeine Harfe nieder,
Dieß war ſein letzter Ton: Nun Welt bewahr dich Gott!

Salomon Golaw, (oder Friedrich v. Logaw) in der Zugabe ſeiner Sinngedichte p. 192. ſetzet hinzu:

Schleſien, das dein Zabothus worden iſt vor wenig Jahren,
Was den Griechen ihr Parnaſſus, Helikon und Pindus waren,

Daß

Daß dein Opitz iſt Apollo, daß die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder dieſes worden, was ſonſt ſind die Caſtalinnen,
Dieſes iſt dir ewig rühmlich.

Ferner:

Opitz unſer deutſcher Schwan, unſer Meiſter, unſre Zier,
Durch berühmtes Opitziren ꝛc.

Cöler in obit. Dav. Müllers Bibliopol. Vratisl. f. Colerus.

Ferner:

Opitz der ſo wohl geſungen,
Opitz der die deutſche Zier
Wiederum geſucht herfür,
Hat ſich auf den Berg geſchwungen,
Der den Muſen iſt bereit,
Singet Lob in Ewigkeit.

Barth. Heinſius in ob. Dav. Müllers.

Aug. Augſpurger im erſten Buche ſeiner reiſenden Clio n. 56. ſchreibet auf Opitzen:

Des Orpheus Harfe zwang Höll', Erde, Luft und Meer,
Du zwängeſt noch wohl mehr, wann mehr beſeelet wär.

M. Chriſtian Funk im Freudenſpiel, der Engel- und Drachenſtreit genannt, zu Altenburg 1662. in 8. gedruckt p. 9. nennet ihn mit allem Rechte nebſt andern Virgilium Germanicum.

. . . . den Preis der erſten Dichter
So redlich deutſch verſtehn, das Licht der deutſchen Lichter,
Den edlen Boberſchwan; dem Kaiſer Ferdinand
In das gelehrte Haar die Blätter eingewunden,
So immer Jungfern ſind und nie welk werden funden.

Conf. mit mehrem:

Hofmannswaldaus poetiſche Grabſchriften p. 67.

Lohen-

Lohenſteins Hyacinthen an Herrn Balth. Friedr. von Logau p. 83. ſqq.

Tſchernings deutſcher Gedichte Frühling p. 258. it. p. 364. Auf, auf mein Schwan ꝛc.

Den Anker hat der Opitz eingeſenkt,
Als Deutſchland war mit Dunkelheit umſchränkt;
Der kleine Mann hat groſſes Ding erblicket,
Und dich damit, o Vaterland, erquicket ꝛc.

conf. Ejusd. Lob der Buchdruckerey ꝛc.

Ioh. Petr. Titius in Manipulo Noctium Poëticarum Ponetaerii, Dantiſci 1671. 12. ſtellet dieſes dar: In Effigiem Martini Opitii, Sileſii, immortalis Mem. Viri:

Opitium, nulli Phoebea laude ſecundum,
Hac manus in tabula Strobeliana dedit.
Primus hic Aonio ſecum de vertice Muſas
Duxit, & edocuit Teutona verba loqui.
Extera mille ſuas colluſtrent ſidera terras
Dum Sol Germano ſplendeat ille ſolo.

Script. A. C. 1639. Menſe Sextili, cujus die 20. aet. XLIII. Opitius Gedani mortuus.

Elogia illius tum Honori ac Memoriae conſecrata cum Poëmatibus ejus hic prodiere A. 1641.

Oratio, vitam ejus accuratiſſime recenſens, quâ Chriſtoph. Colerus V. C. Praeceptor meus, Civi ſuo Vratislaviae parentavit, edita eſt Lipſiae 1665. Epiſtolas a magnis quibusdam eruditiſſimisque Viris ad eum ſcriptas edidit Dantiſci A. 1670. ex Muſeo ſuo V. N. Andreas Jaskius noſter. Dacia ejus antiqua, quae ſpem doctorum hominum praecipue accenderat, hactenus deſideratur. Variarum Lectionum Librum ipſe hic Gedani biennio ante obitum emiſit. Poëmata ejus latina Sylvarum nempe Libri III. & Epigrammatum unus Francofurti 1631. excuſa ſunt, quae ſummis Viris

Mat-

Matthiae Berneggero & Aug. Buchnero Bernhardus Guilielmus Nüslerus V. A. inſcripſit. Caetera pleraque notiora ſunt. Haec I. P. Titius c. l.

Cunradus pag. 205. Sileſ. Togat. hat ihn mit dieſem Diſticho begleitet:

Muſa, Minerva, Criſis ſibi Te legere Miniſtrum
Iam cluit inprimis carmine Teuto tuo.

Und wenn ich alle ſeine Elogia anführen ſollte, die ich von ihm eingeſammlet, ſo würden noch einmal ſo viel Blätter nicht zureichen. Nur noch eines zu gedenken, welches in der Vorrede bey Gottfrieds v. Bullion erlöſetem Jeruſalem ſtehet: Martinus Opitius der Fürſt aller teutſchen Poeten, hat für allen denen, die ſich jemals in hochteutſcher Poeſie etwas aufzuſetzen bemühet haben, den Lorberkranz mit ſeinem unſterblichen Ruhm billig verdienet.

In die ſo genannten Stammbücher guter Freunde, ſchrieb er entweder das anfangs geſetzte Symbolum: Et quantum reſtat! Oder auch öfters: Haud viuerem, niſi in literis viuerem. Wie dergleichen in Georgii Hertwigii Stammbuch geleſen:

Haud viuerem, niſi in literis viuerem.

Bonae Memoriae ergo L. M. Q. ſcripſi Mart. Opitius de Boberfelda. Vratisl. Sileſiorum An. M DC XXVIII. VII. Cal. Vltil.

alſo in Wolfg. Styrn:

Cum Patria nobis Patria eſſe deſiit
Reſtare noris Orbem; & ille ſi fidem
Sufferre nequeat, Aſtra conſtantes manent,
Quibus nec arma, nec minae leges dabunt.

Praeſtantiſſimo Viro Domino Wolfgango Styrio teſtando amori ac beneuolentiae L. M. Q. ſcripſi Mart. Opitius de Boberfelda. Vratisl. Sileſior VI. Id. Febr. A. MDCXXVIII.

Haud viuerem, niſi in literis viuerem.

Von ſeinen Schriften, wann und wo ſelbige zuerſt an Tag kommen, habe folgende geſehen:

Buch von der deutſchen Poeterey. Brieg 1624. 4.
it. ſub tit. Proſodia Germanica &c. zum viertenmal aufgelegt. Wittenb. 1638. 8
Lobgeſang über den freudenreichen Geburtstag Jeſu Chriſti. Liegnitz 1624. 4.
Deutſche Poemata und Ariſtarchus wider die Verachtung deutſcher Sprache. It. Verdeutſchung Dan. Heinſii Lobgeſangs Jeſu Chriſti und Hymni in Bacchum. Straßburg 1624. 4.
Acht Bücher deutſcher Poematum durch ihn ſelber heraus gegeben und alſo vermehret und überſehen, daß die vorigen damit nicht zu vergleichen ſind. In Verlegung David Müllers 1625. 4.
L. Annaei Senecae Trojanerinnen, deutſch überſetzet und mit leichter Auslegung erkläret. Wittenberg 1625. in 4.
Die Klaglieder Jeremiä poetiſch geſetzt, ſammt noch andern ſeinen neuen Gedichten. Görlitz 1626. 4.
Ioh. Barclaji Argenis verdeutſcht 1626. 8. Ander Theil 1631. it. Amſterd. 1644. 12.
Salomons des hebräiſchen Königes hohes Lied in deutſche Geſänge gebracht. Breßlau 1627. 4.
Jonas. Brieg 1628. 4.
Die Epiſteln der Sonntage und fürnehmſten Feſte des ganzen Jahres überſetzet auf die Weiſen der franzöſiſchen Pſalmen. It. Betrachtung über das Leiden Chriſti. Leipzig 1628. 12. it. Danzig 1631. 12.
Laudes Martis Poëma Germanicum ad Carol. Annibalem Burggr. Dohnenſ. Brieg 1628. 4.
Spiegel aller Chriſtlichen Matronen oder Ehrengedächtniß Fr. Marien geb. Rheinſchinn Herrn David Müllers Hausfrauen Martin Opitzens Troſtgeſang und Troſtſchrift. Breßl. 1628. 4.
Auf Carol Sigismunds David Müllers Söhnlein Begräbniß an den Herrn Großvatern David Rheinſch. Breßl. 1628. 4.

Deutſcher

Deutſcher Poematum erſter Theil, zum andernmal vermehret und überſehen heraus gegeben. In Verlegung David Müllers, Buchhändlers in Breßlau 1629. 8. it. ander Theil. it. zum drittenmal in 8.

Vielgut, an Herzog Heinrich Wenzeln zur Bernſtadt. Brieg 1629. 4.

Schäferey von der Nymphen Hercinie. Brieg 1630. 4.

Auf Herrn David Müllers gel. Söhnlein Davids Begräbniß. Breßl. 1631. 4.

Hugo Grotius von der Wahrheit der Chriſtl. Religion aus holländiſcher Sprache hochdeutſch gegeben. Brieg 1631. 4.

Inauguratio Nicolai Baronis â Burghauſs Monſterberg. Ducatus Praefecti. Breßl. 1632. 4.

An die Fräulein Eleonora Euſebia, Burggräfin zu Dohna. 1632. in 4.

Veſuvius Poema Germanicum. Brieg 1633. 4.

An den Durchl. Ulrichen, poſtulirten Adminiſtrat. des Stifts Schwerin. Brieg 1633. 4.

Troſtgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges, in 4. Bücher abgetheilet. Leipzig 1633. 4.

Viti Fabri Pibracii Tetraſticha Gallica germanicis verſibus expreſſa. Dantiſci 1634. 4.

Judith in einem Schauſpiel. Breßl 1635. 4.

Des Griechiſchen Tragödienſchreibers Sophoclis Antigone deutſch gegeben. Danzig 1636. 8.

Lobgedichte an die Königl. Majeſtät in Polen und Schweden. Pol. Liſſa 1636. 4.

Auf Herrn David Müllers ſeel. Abſchied. Thorn 1636.

Daſne auf das Beylager Herrn George, Landgrafen zu Heſſen, und Fräulein Sophien Eleonoren zu Sachſen, in 4.

Felicitati Auguſtae Honorique Nuptiarum Sereniſſimorum Principum Vladislai IV. Pol. Regis & Caeciliae Renatae Archid. Auſtr. D. D. Dantiſci in 4.

It. zu Majeſtätiſcher Glückſeligkeit und Hochzeitl. Ehrenbegängniß Vladislai IV. Königs zu Polen, und Caeciliae Renatae, Erzherzoginn zu Oeſterreich, verdeutſcht durch Chriſtoph. Colerum. 1637. 4.

Iambi Paraenetici ad Chriſtianum Hofmannum, Ioh. Hofmanni ab Hofmannswaldau Fil. 4.

Panegyricus Sereniſſ. Svecorum Principis Annae honori conſecratus. Thorun. 1636. fol.

Panegyricus inſcriptus. Honori Illuſtr. Dn. Raphaëlis Com. Leſnenſis. ibid. eod. fol.

Laudatio funebris Illuſtr. Dn. Fabiani Lib. B. à Zema. Thorun. 1636. fol.

Arcadia der Gräfinn von Pembreck von Herrn Grafen und Rittern Herrn Philipſen von Sidney, in engliſcher Sprache geſchrieben, aus derſelben aber franzöſiſch, und aus beyden deutſch gegeben, durch Valent. Theocritum von Hirſchberg, jetzo aber überſehen, gebeſſert und vermehret von Martin Opitzen. Frſt. M. 1643. 8. die vierdte Ausgabe. it. Amſterd. in 12.

Die Pſalmen Davids nach den franzöſiſchen Weiſen geſetzt, durch Martin Opitzen; jetzo aufs neue überſehen und verbeſſert. Danzig 1638. 12. it. Lüneburg 1641. 12.

Hier finde ich bey meinem Exemplar ein paar Briefe an unſern Opitz geſchrieben, welche beyzuſetzen nicht umhin gekonnt. Der eine iſt Hugonis Grotii, und dieſen Innhalts:

Viro ſummae Eruditionis atque Virtutis, Martino Opitio, Hugo Grotius:

Summam Tibi gratiam habeo pro miſſis ad me Pſalmis, verſis eleganter, editis eleganter, & ſi quid ad rem pertinet etiam veſtitis eleganter. Dignus erat Rex Poeta Interprete Germanicorum Poëtarum Rege. Nihil enim Tibi blandiens dico, ita ſentio, à Te primum Germanicae Poeſi formam datam & habitum, quo cum aliis gentibus poſſit contendere. Ante Verſus inde vidimus

-- -- Quales Vates olim Faunique canebant,
Cum neque Muſarum ſcopulos quisquam ſuperarat,
Nec dictu ſtudioſus erat.

Gaudeo

Gaudeo autem videre opera Tua tum ob eruditionem ac nitorem, tum quia oſtendunt id, quod opto maxime, vivere, Te, valere, vigere. Lutetiae 17. Aug. cIↃ IↃ CXXXIIX.

Der andere Ioh. Ad. Comenii dieſes lautes:

Nobili & Celebri Viro D. Martino Opitio &c.
Domino & Amico obſeruando

Dantiſcum.

Ieſus Amor noſter.

Magne Opiti, Virgili Germane. Mitto Tibi Maronem Polonum, cum quo familiarem contrahas amicitiam, Generoſum D. Matthiam Gloskovium. Si me amas, ama hunc Virum: animate autem alter alterum ad plus audendum in iis, quae proſint non Mundo, ſed Eccleſiae, in honorem non Apollinis, aut Minervae, ſed Chriſti. Gratiam Tibi habeo, quod conſilium meum non ſpreueris de non mutandis Lobwaſſeri Melodiis. Spero propediem canonizari in Eccleſia; ſi ego inter Iudices admittar, à me feras calculum. Hoc non placet, quod mundanis poematibus Tuis finem imponere volueris Pſalterio. Vellem Te appendicem aut corollarium adjicere Canticum Canticorum Salomonis, Amores ſcilicet Sponſae Chriſti cum ſponſo ſuo, redigere in rhythmos ſtylo Tuo. Si renuis, reperiamus alios, qui operam non renuent: Vellem autem Alexandrum non niſi ab Apelle pingi. Vale. Leſznae 22. Martii 1639.

Tuus in Chriſto

Comenius.

Außer dem, was C. Barthius nach der Anführung Colers unter ſein Bildniß geſetzet, iſt mir noch ein ander Bildniß und Aufſchrift dabey vorkommen, in deſſen Umfange dieſe Worte ſtehen:

Nobiliſſ. Excell. Dn. Martinus Opitius Regiae Majeſtatis Poloniae à Conſiliis & Secretis, omnium Europae Poëtarum facile Princeps.

Darunter aber:

Nobilis Opitii facies eſt picta Poëtae
Dona ſed Ingenii pingere nemo poteſt.
Hier. Ammon.

Honorifico & Ingenioſo Viro Domino Sigiſmundo Theophilo Staden, Inclytae Reipublicae Noribergenſium inſigni ad Divum Laurentii Organoedo, Amico ſuo perſuaui & dilecto dedicat

Paulus Furſt, oxc.

Andere hieher gehörige Ueberſchriften ſind anzutreffen in der letzten Ausgabe ſeiner Gedichte, welche in drey unterſchiedenen Theilen zum ſiebentenmal auf Verlegung Jeſ. Fellgibels Breßl. Buchhändlers in 8. in Druck ausgangen, dabey zum voraus Chr. Coleri Memoria Opitiana geſetzet; und da mir unbekannt iſt, ob das Programma oder die Grabſchrift Joh. Mochingers jemalen offentlich zum Vorſchein gebracht, ſo habe ſelbiges, da ich es unter andern opitziſchen Sachen befinde, hier zugleich anfügen wollen:

Exequiarum Martini Opitii Sileſiii Honori debito meritiſſimoque.

Abſit enim
Supremum Humanitatis officium

Ei

Ei quisquam ut invideat,
Qui eodem promptissime omnes prosecutus est,
& cum maxime Viros Inclytos;
Sicuti admodum nuper Petri Crügeri fatum,
Mathematicorum nulli secundi,
Ipse Poetarum nulli secundus,
Inter Germanicos fere primus Princepsque;
Unde jam pridem Berneggerus vaticinatus
Fore, ut Germanorum audiat Virgilius.
Ipsius ferx Posteritatis judicio.
Ego hoc de eo dicere habeo:
Bono fuisse præditum Ingenio;
Collineans habuisse Judicium;
Mores ostendisse amabiles;
Magnis Nominibus fuisse charum;
Nemini non obvium;
Patrix, ut & Linguæ ejus deditissimum;
Famæ Literaturæque nullius invidentem,
Eo, quod Ipse Famæ Literaturæque
Possessor esset amplissimæ:
Versibus in scribendis Metrum non excessisse.
Et, Vitam Carminaque si aberrassent,
Publicæ Memoriæ ergo ut expiaret,
Hymnos Davidicos omnes
Idiomate Germanico & Poesi vere Germana
Non ita pridem concinnasse, concinuisseque;
Cujus Laudem studiose amplificaturosque
Eos, qui ipsum novere, videre, amavere;
Eoque qui usi sunt Cive, Magistro sive Amico,
Ecquis dubitet?
Nos paucula hæc in celebrandi Amici causa
Sed nostri in recordationem Ejusdem studii gratia,

Nondum, dolor! Senex & Cælebs
Et multa ingenio adhuc pariturus
Eheu! præfiſcine obiit
Hic Gedani Anno MDCXXXIX. die XX. Auguſti
Anno ætatis ſuæ XLIII.
Id quod ex Animi ſententia ſcriptum a

Nehanio Reginchomo.
i. e. per inverſionem
Johanne Mochingero.

Und dieſer Joh. Mochinger hat ferner nicht nur in einem Schreiben an Andr. Tſcherningen d. d. Gedani die interciſa Jacobo ſacra A. 1641. unſern Opitz benennet: Ordinis Germanicorum Poetarum Anteſignanum, ſondern auch ihm zu Ehren dieſes Anagramma in Druck ſetzen laſſen, und zwar in peculiari ſcheda:

Martinus Opitius
Muniit artis opus.

Opitium Vatem ſic clara Lycophrona clarat:
Teutonicæ & Latiæ Muniit artis opus.
Artis Opus, Jhovam longum quo Muniat ille,
Et Teuto & Latius ſupplice voce rogant.

Conf. inſuper Centuria Proverbiorum, Alis Imperatoris Muslimici, Diſtichis latino-germanicis expreſſa ab Andr. Tſcherningio, cum notis bréuioribus in 8vo.

Ueberdieß ſchreibet er von ſeinem unverhofften, und zwar an der Peſt geſchehenen Abſterben in Epiſt. ad Ioh. Kurtzmannum dd. Gedani 26. Aug. 1639. noch ſo viel:

Qui copſe tempore, quo recentiſſimae meae ante octiduum datae, ad Te Kurtzmanne amiciſſime, ſcribebantur, me

me inſcio aegrotabat, altero die poſt earum ex manibus meis dimiſſionem praepropere diem obiit Martinus Opitius. Ex quo coniicere ex parte potes, quis ſit urbis noſtrae ſtatus. Ego autem cum meis ſub tutela omnipotentis Dei hactenus ſecurus fui &c.

Weit deutlicher aber und gar umſtändlich hat ſolch ſein geſchwindes Ableiben beſchrieben, Albertus Nielaſius Eccleſiaſtes Petro-Paulinus Dantiſc. in Epiſtola hac de materia ſcripta ag Bernh. Civil. Niislerum d. d. Gedan. XXIII. Dec. 1639. welche auch D. Caſp. v. Lohenſtein zum Beſchluß ſeiner Hyacinthen angehänget hat, p. m. 87-94.

Zuletzt iſt noch im Druck verhanden:

Elegia in Memoriam Trium Praeclariſſimorum Virorum de publico optime meritorum Dn. Johannis Erneſti, Proconſulis ciuitatis Dantiſcanae eminentiſſimi, Dn. M. Petri Crugeri, Mathematici ibidem celeberrimi, & Dn. Martini Opitii, S. R. Mai. Polon. & Succ. Secret. & Hiſtoriographi, Conſiliarii Lignicenſ. & Bregenſ. Polyhiſtoris ac Poetae eximii, poſt Solis Eclipſin Calendis Iuniis hoc anno viſam intra quadrimeſtre defunctorum, Honoris & Affectus ergo conſcripta a Georgio Preutten. Dantiſci typis Rhetianis A. 1639. fol.

Und hiermit komme ich zum Beſchluſſe, nur noch ſo viel meldende, daß zwar bisher noch immer ſelber dieſes Schreibens Ueberbringer zu ſeyn gehoffet, allein wegen allzuvieler Verhinderungen das Glück nicht haben können; um nun nicht länger damit zurück zu ſtehen, ſolches endlich einmal abſchicken, und dabey wie zum Anfang wiederhohlen muß: Et quantum reſtat!

Hiermit empfehle meinen hochgeehrteſten Herrn und deſſen werthes Haus göttlicher Gnadenobhut bey dienſtfreundlicher Begrüßung zugleich an Tit. Herrn Prof. Gottſched in Leipzig unter herzlichem Wunſch aller erſprießlichen Leibes- und Seelenzufriedenheit erſterbend

Meines hochgeehrteſten Herrn, hochwerthgeſchätzten Freundes und Gönners

Peterwitz den 12 Mart. 1738.

Gebeth und Dienſt ergebenſter
C. Ezechiel. P. P.

V.

Einige Stücke von Martin Opitzen aus ſeinen Originalen abgeſchrieben.

CELSISSº MÆCENATI SVO
DIE D. CAROLO SACRA
Mart. Opitius
Gaudere, & bono publico bene rem gerere.

I.

Cæſaris unus amor, patriæ tutela ſalusque,
Et noſtrum, & ſeeli, CAROLE, grande decus,
Si licet, ac rerum ſtudia, & labor ille moleſtus,
Patriæ conciliat quem tibi noſtra, ſinit,
Funde merum genio, ſævique oblite Gradivi
Die: curæ valeant, eſt meus iſte dies.
Quid juvat aſſiduas conjungere ſolibus umbras?
Lex Fati humanum non habet imperium.
Iſte dies tuus eſt; at, qui poſtinde ſequentur,
Soſpite te patriæ ſint ſimul atque Tui.

II.

II.

AD EVNDEM.

De Januario.

Ob duo gratus erit ſemper mihi gaudia Janus;
Prima anni genium pars colit, ima tuum.
Quod ni ſic etiam inciperet, velut aſſolet, annum,
Propter te inciperet hunc tamen ille mihi.

Ad Andr. Senftlebium, JCt. Vratislav.

Parva Boleslaviæ, ſed quondam dulcia, noſtræ
Mœnia, libertas quando ſuperſtes erat,
Pierides Marti, magnis æquare minuta
Si licet, Iliaci fata refertis agri.
Arx Priami tibi nulla, nec ullum, Patria, jactas
Hectora, Neptuni nec fabricata manu es:
Numina te pacis, te pulcher Phœbus amavit,
Et par Caſtaliis lympha rigauit aquis.
Pluribus hinc doctis hucusque oppleta fuiſti
Milite, quam Trojam qui ſuperavit equus.
Nunc ubi, non Ithaci verbis, nec rebus Achillis,
Sed recti ignaro tempore, victa jaces,
Spargimur in partes, ceu cum vaga littora circum
Turbine quaſſatus disjicit unda trabes.
Senftlebi, tibi Bresla, meæ ſtationis alumna,
Speratos offert, ceu ſolet illa, ſinus.
Nec ſeptem pluvia lucent urgente ſorores,
Dum micat Hermanniæ flamma ſerena tuæ.
Nec tabulæ ſubeunt laceræ, nec lintea damnum;
Illa tibi ſtella eſt, illa mare, illa ratis.
Crede animum ventis, o amice; carina puellæ
Cum viſa eſt rimis hiſcere, vita ſubeſt.

Martinus Opitius.

De

De Magdeburgo per Tillium occupato 1631.

Dieſes Epigramma ſteht in Neumeiſters Diſſertatione de Poetis Germanicis p. 76.

In dem Verſe

Et vetitum *timuit* cauta puella torum.

ſteht in Opitzens eigenhändigem Aufſatz *remit* für timuit.

S. P. D. Ornatiſſime Senftlebi, redit ad te philotheca tua cum verſiculis quibusdam meis, quales naſci ab eo ſolent, cui tædium omnium rerum agendarum obrepſit: ita me neſcio quid diſtrahit. Reliquos libros ſtatim quoque transmittam. Tu teſtudinem minorem venire ad me jube cum puero hoc meo; cui ut apud coquam in itu & reditu de cibo proſpicias peto. Exiguo enim viatico eum ablegavi. Vale, cum ampliſſ. hoſpite tuo; cui ſalutem aſſcribo. III. Non. Febr. An. M. DC. XXIV.

T.

omni ſtudio

Matt. Opitius.

Doctiſſ. amice, cum Poëtari te interdum ſciam, eccum Anagrammata quædam ab Ampliſſ. Bartſchio Conſiliario N. Principis aliisque mecum in honorem conquiſita: tu, ſi libet, epigrammatiis tuis ea ut exornes vide. Deſtinabimus poſtea editioni, niſi quid tu, docte Trebati, diſſentis.

Martinus Opitius.

In ipſo mari tutus.
Vir natus optimis.
Sui tam pius nitor.
Tun' Amoris typus?
Iſti Muſa in portu.
Iam ſitus in portu.
Tu Maronis typus.
Montis pia virtus.
Ipſi Maroni tutus.
Iam pone Virtutis.
Vir optimus inſta.
Tu - is animi portus.
Intus it pius Amor.
Init ut Maro ipſus.

Vir

Vir tu nimis potus. } Forte referri poſſunt hæc ad Aganip-
Siti patimur onus. } pidos undas.

Vale iterum, mi amiciſſ. Senftlebi.

Doctiſſimo juveni Dn. Andreæ Senftlebio,
ſingulari amico ſuo.

Hain bey K. Teubnern.

Das noch darauf verhandne Siegel iſt ſehr klein, und hat nichts als dieſes Zeichen:

S. P. D. Chariſſime frater, Neſcis quantum angar animo, quod pridie cum hac tranſieras domi non fuerim; cum plurima ſint quæ ante diſceſſum tuum & Lipſienſe iter colloquii tecum debeam. Quod ſi abis (quanquam repentinus tuus reditus Vratislavia ſuſpicionem alterius meliorisque rei apud me commovet) fac ut diem ſciam; tentabo num coram ſermones facere tecum prius poſſim. Interea Guilielmum ad te noſtrum mitto, ut tecum conſabuletur. Bibranus, (cujus ſolum nomen dixiſſe ſufficiat) amat te prorſus & æſtimat, ſibique de te, ut mereris, omnia ſumma promittit. Spopondi jam, me libellum de Dacia, a Manutiorum nepotibus ante 28. annos Romæ editum, recenſurum, & inſcriptionibus meis ac Notis Bono Reip. Litterariæ auctarum. Itaque ſi famam meam & tuam (mea enim eſſe, non poteſt, niſi & ſit tua) extendi magis magisque cupis, ante abitum tuum, quicquid præter Strabonem, Ptolemæum, Suidam, Hiſtoriæque auguſtæ ſcriptores juvare me apud te poteſt, converre

cum

cum pulviſculo. Vale cum belliſſima tua Juſtina, & utriusque noſtrûm parente Dn. Teubnero. Poſtr. Calend. Octobr. Lignicii.

T.

M. Opitius.

CL. Viro Dn. Bernhardo Guilielmo Nüsslero ſuo.

Hier iſt eben das vorige Siegel.

CL. Vir.

Impoſita mihi abeundi neceſſitate, etiam atque etiam ſalvere te ac valere jubeo, donec colloquio mutuo propediem rurſus fruamur. Interea Heſiodi tui Muſas, dulces illas ac eruditas, ad te remitto, cum bibliopolis de curarum tuarum longe utiliſſimarum editione collaturus. At tu ut amore me hoc tuo amplecti pergas, unice te precor, Virtutum tuarum ac paterni affectus erga me tui

cultor ſtudioſiſſimus

M. Opitius.

CL. celeberrimoque Viro, Dn. MEL. LAVBANO, Amico Parentis inſtar Colendo.

Hier iſt kein Siegel.

S. P. S. Conſultiſſime Vir, Domine & Amice Colende,

Illuſtriſſima Burggravia de honore hoc ſingulares gratias agit, ac Ampliſſimum Dobſchützium vel cras vel quandocunque libitum erit, ad alloquium & ſalutationem tecum libenter admittet. At tu ex more tuo me ama,

Tuum

totum

Cal. IXbribus. Opitium.

Clariſſimo Conſulteſſimo Viro, Dn. CAROLO WEINRICHIO, JCto, Amico ſingulari.

Hier iſt kein Siegel ꝛc.

VI. Ver-

VI.

Verſuch einer Erklärung vieler eigentlichen deutſchen Redensarten, aus den morgenländiſchen, griechiſchen und römiſchen Alterthümern (*).

So unleugbar es iſt, daß die einzelnen deutſchen Nennwörter meiſtens uralten celtiſchen Urſprungs ſind, ſo leicht würde es zu beweiſen fallen, daß wir die meiſten gewöhnlichſten Redensarten denen griechiſchen und römiſchen Antiquitäten zu danken haben. Man könnte faſt für gewiß behaupten, daß zwey Theil unſerer Redensarten aus römiſchen, ein Theil aus griechiſchen, und ein Theil aus deutſchen alten Gebräuchen entſtanden: ſo wie hingegen drey Theile einzelner Wörter aus dem Griechiſchen, und ein Theil aus dem Lateiniſchen, urſprünglich aber alle aus dem Celtiſchen herrühren. Daher wir ſagen können, daß unſer meiſtes Deutſch uneigentliche Ausdrückungen ſind, deren eigentliche und natürliche Bedeutungen aus den Alterthümern der beyden letztern Monarchien herzuleiten, deren beyde Sprachen, ſo wie ſie allgemein geworden, auch von denen wichtigſten Begebenheiten in unſerer deut-

(*) Dieſe Probe iſt uns von einem gelehrten Freunde zugeſandt worden, der ein ganzes Werkchen davon in Händen hat, und ſolches einem Verleger zu überlaſſen geſonnen iſt, im Falle dieſer Verſuch bey Kennern Beyfall finden ſollte. Wir halten in dieſer Abſicht unſer Urtheil zurücke, ſind aber erböthig denen, die es begehren ſollten, den Namen und Aufenthalt des Herrn Verfaſſers bekannt zu machen, um das Gute, nach Vermögen zu befördern.

deutſchen Sprache faſt ganze unbekannte Ueberbleibſel auf uns vererbet. Hierzu hat 1) der Aberglaube bey dem Cybeliſchen und Jüdiſchen Götzendienſt; 2) die Wolluſt bey den Schauſpielen und Kreyſen und großen Plätzen, nebſt denen darauf gehaltenen Gaſtereyen. 3) Der Ehrgeiz bey den Kriegen, woraus die Knechtſchaft entſtanden, den mehreſten Einfluß gegeben; welches drey Quellen ſind, woraus unſere gebräuchlichſten Redensarten als in ein Meer zuſammen gefloſſen. Von jeder Art nur ein paar Beweisthümer darzuſtellen, ſo mögen es folgende ſeyn.

* * *

1) Griechiſchen Urſprungs.

Hinter die Fichten einen führen. L. Dolis capere, circumvenire quem. d. i. liſtiglich berücken, ins Netze locken. Von der des Atys mit der Cybele a) ge-

a) Cybele, Cybelle oder Cybebe von dem Gr. κυβήβη, weil ſie ihre Prieſter machte κυβήβειν, contr. κύπτειν, oder κυβιστᾶν, von κύβη, caput, und ἵστημι, ſto, daher:

Auf dem Kopfe ſtehen, tanzen. Se in caput dejicere, in caput ſaltare. Denn die Cybele machte ihre Prieſter toll und raſend, daß ſie den Kopf im Tanzen hin und her warfen, und zuletzt die Beine in die Höhe kehreten.

Ferner hat man von der Cybele dieſe Redensarten:

Auf ſeinem Kopfe beſtehen. Sui iudicii eſſe. Suo arbitratu viuere. Wiewohl dieſes auch von dem Römiſchen Würfelſpiele dörfte entſtanden ſeyn, indem cubus, teſſera von κύβος, ſo von κεῖμαι, jaceo und βάσις, weil bey jedwedem Wurfe und Lage der Würfel auf den Kopf zu ſtehen kömmt, und jedesmal feſten Grund hat, ſie liege, wie ſie wolle, geſtalten ſie viereckigt waren.

gemachten Kammerfreundschaft, und erfolgter Benehmung der Männlichkeit desselben.

Denn Atys oder Attys, wie ihn Natalis Comes nennet, war ein Schäfer in Phrygien, und sang auf die Mutter der Götter, wofür die Cybele gemeiniglich gehalten wird, Loblieder, welches ihr so gefiel, daß sie ihn ungemein liebte. Denn ihr Vater Meon, König daselbst, wollte sie, weil sie ein Mägdchen war, nicht erziehen, und hatte sie deswegen auf den Berg Cybelus setzen, und von Hirtenweibern erziehen lassen; bey welcher Gelegenheit sie mit dem Attis bekannt, auch daher Bergmutter benamet werden, gleichwie sie die phrygische Göttinn hieß, weil sie daselbst am ersten nebst dem Attis göttlich verehret worden.

Sie

waren. Wie dann auch daher ein standhaft- und unbeweglicher Mensch τετράγωνος genennet wird, welches die deutsche paroemia wohl ausdrucket. Wenn nun dieses auf einen eigensinnigen Menschen gezogen wird, so heißt es so viel, als daß er gleichsam seinen Kopf unter die Füße legt, und darauf bestehet, daß ihn niemand von seiner Stelle rühre. In gleichem Verstande sagt man:

Sich unterstehen, audere, als stünde er auf und über seinem Kopfe. Ein gleichgeltendes Wort ist

Dörfen, audere, von dem Celtischen Worte thar, verwegene That, ausus, und anthur, Unterstehung, molimen.

Kippen, umkippen, kommt entweder von κυβῶ, converto, oder von κύπτω, inclino, neigen, senken, her. Weil nun die Galli der Göttinn Cybele Priester, nachdem sie von dem phrygischen Flusse Gallus getrunken, und davon rasend geworden, wie Ovid. Lib. 4. Fast. sagt:

Qui bibit inde, furit.

Sie war klug, ſittſam, eingezogen und keuſch, daher ſie ihren Liebhaber, nachdem ſie ihr Kränzchen bey ihm eingebüßet, und er die ihr geſchworne Treue, durch Schwängerung der Nymphe Sangaritis gebrochen, caſtriret, oder vielmehr Jupiter, der über die Cybele eiferſüchtig war, jedoch aus Hochachtung gegen dieſelbe den Attys nicht tödten wollte, ihm ſeine Männlichkeit genommen.

Als ſolchen verdächtigen Umgang die Aeltern erfuhren, ward ſie wieder nach Hofe genommen, Attis aber ſamt den Hirtenweibern erſchlagen, und ſein Körper blieb nebſt

ſo mag die Redensart daher kommen:

Der Kopf ſtehet ihm nicht recht, d. i. er iſt böſe, unſinnig, κύβηβος, Cybeleïo furore correptus. Corybantius, von dem Coribas, einem Sohne des Iaſonis und der Cybele. Denn dieſe Prieſter, wenn ſie die gewöhnlichen Anfälle der Raſerey kriegten, ſo ſchlugen ſie die Leute mit ihren crotalis, Cymbeln, daß ſie toll und thöricht wurden, da denn

Karbatſchen, von dieſem Corybas wohl mag herkommen. Gleichwie der Weingott und ſeine Gefehrtinnen mit dem Epheuſtab, daß die Leute trunken wurden, und die Iſis, und deren trieſängigte Prieſterinn die Verbrecher mit der Klapperbüchſe (crepitaculum, ſiſtrum) in die Augen ſchlug, daß ſie blind wurden, daher man ſagt:

Mit Blindheit ſchlagen. d. i. ſtrafen. Siſtrum, σεῖστρον, von σείω, concutio, ich ſchlage in die Augen. Ovid. de Pont. L. 1. Eleg. 1.

Alter ob huic ſimilem privatus lumine culpam,
Clamabat mediâ ſe meruiſſe viâ. 5 B. Moſ 28, 28.

Wann ſie dann bey ſo tollen Geberden, wenn es recht arg war, gar auf dem Kopfe ſtanden, ſo konnte man mit Warheit ſagen, daß ihnen der Kopf nicht an dem rechten Orte ſtand.

nebſt der andern ihren, unbegraben liegen. Darüber gerieth die Cybele in eine Unſinnigkeit, ſo daß ſie mit zerſtreueten Haaren, gräßlichem Geſchrey und beſtändigem Trummeln umher lief, vielleicht die Leute wider ihren grauſamen Vater aufzuwiegeln, wie denn ihr erſter Liebhaber der Marſyas ſie auch, bis er vom Apollo geſchunden wurde, ſtets begleitet hat. Da inzwiſchen die in Phrygien entſtandene Peſt nach Ausſage des Orakels nicht eher aufhören ſollte, als bis Attis begraben wäre, ſein Körper aber nicht mehr zu finden, ſondern von dem durch den Jupiter auf der Lydier Feldſaat geſchickten wilden Schweine, weil er in Lydien die Verehrung der großen Mutter angeordnet hatte, vielleicht ſchon verzehret war: ſo begrub man des von der Cybele in einen Fichtenbaum verwandelten Atys Bildniß nur; welches etwa ſo viel zu ſeyn ſcheinet, daß, weil Cybele in der Arzneykunſt und Kräuterwiſſenſchaft wohl erfahren war, dergeſtalt, daß ſie auch die gefährlichſten Krankheiten heilen konnte, das Orakel ihr zu Liebe für die Beerdigung des Attis geſorget, mithin ſein Bildniß unter eben der Fichte begraben ſeyn mag, wo er verſchnitten worden, daher denn der Fichtenbaum ihr auch heilig war. Und es iſt glaublich, daß, was Aventinus von der **Eiche** behauptet, daß der Name von ὀγιὴς, ſanus, und γιάξω, ſano herkomme, als die alles heilete, und wider Gift und Unfruchtbarkeit dienlich wäre, ſolches vielmehr auf die Früchte zu ziehen ſey. Es könnte auch die Verwandelung des Atys in eine Fichte etwa eine denen Vorüberreiſenden zur Nachricht dienende Grabſchrift geweſen ſeyn. Da nun die Cybele durch ihre glückliche Heilungserfahrenheit in ſolchen Ruf gekommen, daß ſie göttlich verehret worden,

ſo offenbarete ſie dieſe Geheimniſſe gewiſſen Leuten, die hernach ihre Prieſter worden, und einen Cybelenorden aufrichteten, deſſen Geſetze erheiſchten, daß ſie ſich ſelbſt verſchnitten, mit großem Heulen und Geſchrey ihrer Göttinn Andenken beehreten, und, damit der Tod des Atys und der Cybele Leidweſen deſto mehr kund würde, mit ſtetigem Trummeln umher laufen ſollten: Wie denn niemand in den Prieſterorden der großen Mutter aufgenommen worden, als der, gleich wie Atys vorher entmannet worden. b)

Sie

b) Der erſte der in der Cybele Dienſt aufgenommen und auf Befehl derſelben ausgeſchnitten worden, ſoll Gallus geheißen haben. Die heutigen Mönche in den Klöſtern ahmen dieſes nach, indem ſie das Gelübde der Keuſchheit und der Armuth leiſten. Gleichwie auch von der Gewohnheit, da die heulenden Galli ſich die Bruſt mit Fäuſten ſchlugen, der Catholiken Bruſtklopfen beym bethen etwa hergenommen, indem der Zöllner im Evangelio zum erſten es nicht eingeführet. Gleichwie aber dieſe Galli nicht nur zu Rom, ſondern auch in den benachbarten Städten, mit ihren Schalmeyen den Leuten das Geld aus dem Beutel bliesen, (daher man ſagt:

Einem hoch blaſen. ad cantum vel ſonum tibiae acutum ſtipem poſcere) und unverſchämt bettelten, auch je höher ſie ſchrien, je heftiger ſie begehrten, und ihnen niemand eine Gabe oder ein Almoſen verſagen dorfte, Ovid. Pont. L. I. 39. Nachdem ſie vermöge des von dem Burgermeiſter Metellus gegebenen Geſetzes, als Diener der Idäiſchen Mutter die Freyheit dazu mit Ausſchließung aller andern erhalten; ſo machten ſie ſich durch dergleichen üble Aufführung ſo verhaßt, daß ein Cybeläiſcher Landſtreicher (circulator Cybeleïus) daher zum Sprichworte geworden, ſie auch von einigen nur μητραγύρτες, d. i. Tagediebe und

Schma-

Sie pflanzten viele Fichtenbäume um ihren Tempel, alles zum Gedächtniß des Attis. Wenn ſie nun einen zum Prieſter einweihen, und caſtr'iren wollten, ſo führeten ſie ihn hinter die Fichten, wo es überall herum dunkel war, daher man auch ſagt:

Hinters Licht einen führen. Decipere quem. Es iſt leicht zu errathen, daß, weil der Novicius ſein Beſtes dabey einzubüßen hatte, er dazu mit Schrecken gegangen; mithin ſie ihn, wenn er nicht ſelbſt Hand an ſich legen wollen, unvermuthet in dem Dunklen hinter den Fichten überfallen müſſen, da ſie ihn denn auf den Kopf geſtellet, und alſo ſeine Männlichkeit ihm werden genommen haben. Iuvenalis in ſeiner 6ten Satire ſchreibt davon:

Mollia qui rupta fecuit genitalia teſta, u. ſ. w.

Schmarotzer, ſo ein von μήτηρ, Mutter, und ἀγύρτης, praeſtigiator, (Bettelmünchen, als die der Mutter der Götter zu Ehren bettelten) verdorbenes Wort ſeyn mag. Die Franzoſen nennen ſolche Matragorten Ecornifleurs, aliarum menſarum importunus aſſectator, welches Wort aus dem Ovid. L. 4. Faſt. genommen:

Idaea parens Cybele *cornu flat* tibia u. ſ. w.

Wie nun die Leute dieſer Betteley überdrüßig, und ihnen nichts mehr geben, noch die Hand füllen wollten: ſo kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ſie dieſen Corybanten mannichmal werden

den Kopf zu recht geſetzet, ſie ad ſaniora conſilia gebracht, und ihr hoch blaſen (tinnitum aeris acuti) verlachet und verſpottet haben. Wie ſolches alles mit genugſamen Beweisthümern, wie auch, daß das ganze heutige Pabſtthum nebſt ihrem Archigallus ein vollkommener Nachlaß und Ueberbleibſel des cybeleiſchen Gottesdienſtes ſey, in einer beſondern Schrift deutlich könnte dargethan werden.

Nicht anders war es dem Atys ergangen, und mußten ſie ſolches auch hernach allezeit nachthun, und zum Andenken deſſen auf dem Kopfe ſtehen. Die ausgeſchnittene Schaam aber opferten ſie der Cybele, um ſie zu verſöhnen, davon Prudentius: c)

Offert pudendum Semivir donum Deae &c. d)

Ihm aber die Schmerzen zu verſüßen, ſo trummelten die Galli ihm was vor, welche Trummel aus des Eſels als ihres gewöhnlichen Reitpferdes Haut geweſen, immaßen ſie dieſelbe damit, zum Behuf ihres Götzendienſtes überzogen. e)

Daß aber die Fichte nicht allein in Wäldern, ſondern auch in Gärten zu finden geweſen, bezeuget Virgilius. f) Zu Rom wurde dieſe Göttinn zuerſt durch den Scipio Naſica

c) Prudent. Periſt. 10. p. 1066.

d) Andere ſagen: Atys hätte die alte ungeſtalte Cybele als Mutter von ſo vielen Göttern, und von der man noch die Redensart hat:

Es iſt eine alte Sybille, ſoll heißen Cybele, wenig geachtet, ſondern mit der Jo, des Midas, eines Königs in Peßinuntien Tochter, gebuhlet; da denn die eiferſüchtige Cybele, bey dem angeſtellten Hochzeitfeſtin mit Gewalt in die Stadt gebrochen, den Attis entführet, und ihm einen Liebestrunk eingegeben, wovon er ſo wahnſinnig geworden, daß ſie ihn, oder er ſich ſelbſt, unter einem Fichtenbaume caſtiriet, welches Minucius Felix in Octav. behauptet: Quoniam eum ad ſtuprum illicere non poterat, exſecuit, ut Deum ſcilicet faceret Evnuchum. Dem auch Auguſtin. de Civit. Dei L. 6. c. 7. beyſtimmet.

e) Phaedrus L. 3. Fab. 20. und Plutarch. de Oracul. Pythag. p. 407. beſchreiben dieſe Burſche ganz eigentlich.

f) Eclog. 7. v. 65. Fraxinus in Silvis pulcherrima, pinus in hortis.

Naſica bekannt, der ſie zuerſt von Peßinunt aus Phrygien überbracht, und derſelben in dem Siegstempel eine Wohnung zubereiten ließ. Was dazu Gelegenheit gegeben, meldet Livius. g) Gleichwie aber von dem cybeliſchen Götzendienſte noch ſehr viele deutſche Redensarten herſtammen, ſo geben die Sacra Isidis dazu nicht geringern Anlaß: Und allenfalls könnte die Redensart: hinter das Licht führen, hergeleitet werden, da Jupiter die Jo, durch ein Kunſtſtück aus dem Vogel Inyp gemacht, in einer düſtern Wolke, oder im dicken Nebel zu ſeinem Willen gebracht, nachdem er ſie hinter das Licht geführet; darüber die eiferſüchtige Juno die Jo in eine weiße Kuhe verwandeln laſſen. Daher das deutſche

Blinde Kuhſpiel, ſ. Myinda, nach allen Umſtänden herkömmt. Gleichfalls ſagt man auch, **benebelt** ſeyn, wenn der Kopf einem eingenommen iſt.

2) Griechiſchen Urſprungs.

Einen kirre machen. Scheinet von denen Hölzern herzukommen, womit die Griechen denen Knechten, die was unrechtes gethan, den Hals ſo niederdrückten, daß ſie wie vierfüßige Thiere ſtehen mußten, und den Kopf nicht aufrichten konnten. Dieſe Hölzer nenneten ſie κυφῶνες, und die Strafe an ſich κυφωνίσμος; oder er wurde im Gefängniſſe mit Hand- und Roßmühlen geſtraft. Dergleichen Mühlen (Piſtrina) die Römer auch hatten, welche durch Ochſen und Eſel, oder auch durch ſtarke Knechte getrieben wurden, nachdem ſie den letztern vorher die Augen, wie dem Simſon ausgeſtochen.

g) Lib. 29. c. 11. it. Lib. 36. c. 36.

ſtochen. Man nennete daher, weil es eine ſehr ſaure Arbeit war, die Knechte ſelbſt a)

Eſel, und ihre Arbeit **Eſeln**. Plautus, der einige Comödien in ſolcher Beckerbude geſchrieben, nachdem er ſich als ein **Beckenknecht** in Arbeit gedungen die Handmühlen zu treiben, dazu nur zu den letzten Zeiten der römiſchen Republik beſondere Leute (Piſtores) beſtellet wurden, heißet deßwegen Aſinius, und eine ſeiner Comödien Aſinaria. Gleichwie nun die Mühlen, wegen obangeführter Urſach Krippen (Praeſepia) genennet wurden, ſo ſagt man von einem alten ſclaviſchen Menſchen: Er ſey ein

Alter Krippenbeißer. von κρύψις, occultatio, d. i. der Ort, wo das Heu verborgen wird.

Alter Karrengaul. Gaul von Caballus, b in v verwandelt, indem ſie wie die Jumenta piſtrinenſia arbeiten mußten. Und unzüchtige Weibesperſonen von gemeiner Art heißen noch

Piſtrillen, von Piſtrinum, indem zuerſt die Weiber gemahlen haben, dazu denn auch Knechte endlich gekommen; da es denn mag geheißen haben Bojus Bojam terit, daher die Redensart: **Sich an einem reiben.** Von Piſtrinum mag ſich auch wohl herſchreiben die

Pritſche, welcher der Wilkommen vielleicht bey dieſen Leuten geweſen, ſo auf der Pritſchebank geſchehen, wie denn auch daher: **überzieben**

Von der Bank gefallen, d. i. ein Baſtart. Sp. Proletarius. Ingleichen:

Einen zur Bank hauen. Traducendo & obtrectando famam alicuius minuere, ſo alles Ausführung bedarf.

3) Grie-

a) Apulej. Met. 8. p. 277 und 279.

3) Griechiſch.

Einen Einwurf machen. Obiiciendo lites ferere, mouere. Hierzu hat wohl der Streit der Götter bey dem Beylager des Peleus und der Thetis Anlaß gegeben. Wir nennen noch jetzo das einen

Zankapfel, Pomum Eridos, ſo Gelegenheit zu Zwiſtigkeiten giebt. Es waren nämlich alle Götter zu dieſem Mahl eingeladen, außer die Eris, damit allem Zwietracht vorgebauet würde. Dieſe Zankgöttinn aber warf aus Rachgierde einen güldenen Apfel unter die Geſellſchaft mit den Beyworten: Er ſoll der Schönſten gegeben werden. Alſo

Sich worüber aufhalten, kommt von der Liſt der Medea, Prinzeßinn aus Colchis, her, welche, nachdem ſie mit dem Jaſon und dem geraubten güldenen Vließe durchgieng, ihrem Vater, den Abſyrtum, ſtückweiſe aufzuleſen gab, worüber er ſich im nachſetzen an ihrer Einholung verſäumete ꝛc.

4) Römiſchen Urſprungs.

Einem was weiß machen. L. Dolos ac fraudes aliqua honeſti ſpecie praetendere. Bonam cauſam dolis praetendere. Zwar könnte Autolicus, des Mercurius Sohn und mütterlicher Großvater des Ulyſſes hierzu Anlaß gegeben haben, der, weil er von diebiſcher Herkunft war, das Kunſtſtück unvermerkt zu mauſen, vollkommen verſtand, auch darauf von ſeinem Vater dahin privilegiret war, daß er ſo wohl alles, was er geſtohlen, in andere Geſtalten, als auch ſich ſelbſt verändern konnte a). Wann aber bekannt, wie alle Völ-

a) Ovid. Metam. Lib. II. v. 313. ſagt von ihm:
Candida de nigris & de candentibus atra
Qui facere alliberat; Daher:

ker, voraus die Römer, das Weiße für eine Farbe von guter Bedeutung gehalten b). Daher hat die Livia Druſilla die weiße Henne, die ein vorbeyfliegender Adler ihr in den Schooß fallen laſſen, ſorgfältig aufgezogen c). Die beſten Opfer beſtunden in weißem Vieh, das ungezähmt ſeyn und noch kein Joch gezogen haben mußte, wie ſolches außer den Griechen und Römern auch die Deutſchen beſonders beobachtet, d); So gar die Tribute der Sachſen, als ſie überwunden worden, mußten in weißen Pferden dem großem Carl; der Athenienſer in einer gewiſſen Anzahl junger ſchönen Leute dem Minotaurus e); der Carthaginenſer, wenn

ſie

Daher: Nigra in candida vertere, beym Iuvenal. Sat. 3. v. 30. und: Quae alba ſunt, nigra dicere, beym Cic. L. 2. de Divinat. Sprüchwortsweiſe ſtatt: Einem was weiß machen, gebrauchet wird.

b) Darum ſagt Iuvenal. Sat. 13. v. 141.

-- -- Quia tu gallinae filius albae
Nos viles pulli nati infelicibus ovis.

Du biſt ein Glückskind, wir armen Dinger ſind unglücklich.

c) Sueton. Galb. c. 1. und Plin. Lib. 15. c. ult.

d) Duos admovent candidi coloris tauros, quorum cornua tunc primum vinciuntur. Plin. Lib. 16. c. 44.

e) Daher die Redensart noch iſt: Ins Labyrinth kommen, von λαβύρινθος, Labyrinthus q. von λάβιρος, oder von λαβεῖν und ρινᾶν, quod prehendendo decipiat, ſi quis ingrediatur. Wovon denn: Ich weis nicht heraus zu kommen, hiſce tricis expedire me non valeo. Ich weis in der Sache weder Anfang noch Ende zu finden, In Labyrintho ſum conſtitutus. In der Irre gehen, herum irren. Verworrene Dinge, tricae, intricat, Intriguen, und was das ſilum Ariadnes betrifft: Ich will mich aus der Sache wohl heraus wickeln. Dem Leitfaden folgen, u. ſ. f. herkömmt.

ſie langwierige Kriege hatten, dem Saturnus an den ſchönſten Kindern zum Opfer geliefert werden f); wobey erſterer zwar Zweifels ohne auf die bey den Deutſchen auf der Streu in den Wäldern gehaltene zu Ziehung des heiligen Wagens geweiheten Pferde ſein Augenmerk gehabt, wie er dadurch ihren Aberglauben ihnen benehmen möchte, als die daraus ihren Weißagungen wegen des Ausganges des Krieges (auſpicia belli,) zu nehmen pflegten g). Wie denn auch die Völker ſich und ihr Land gerne von der Farbe deſſelben, wenn ſie unter die glücklichen zu rechnen war, zu benennen pflegten. So hieß Engelland vormals Albion, die Alpen ſollen von albere, gleichſam Albentes, die Celten oder Galatae von der vielen Milchſpeiſe ihren Namen haben h). So iſt nicht undeutlich zu ſchließen, daß vorſtehende Redensart nach ihren eigentlichen Worten müſſe verſtanden werden, bevoraus da die Deutſchen von keinen Tropis wußten, ſondern ſchwarz ſchwarz und weiß weiß nannten. Wann man nun dasjenige, was man am liebſten hat, am erſten glau-

f) Daher man Jungfern die ſchönen Kinder d. i. Saturni hoſtias, nennet. Diodor. Sicul. L. 20. p. 750.

g) Tacit. de morib. Germ. c. 10. Von denen auf der Streu gehaltenen Pferden iſt vielleicht die Redensart entſtanden:

Sich ein Menſch auf der Streue halten, jedoch kann es auch von denen Cadurcis bey den Sacris Iſiacis, herkommen, da die Frauen 9. Tage lang auf der Streue im Tempel, ohne der Männer Beywohnung ſchlafen mußten, davon Iuvenalis eine Beſchreibung machet.

h) Galli antiquitus à candore corporis Galatae nuncupabantur. Hieronym. Praef. L. 2. in Ep. Pauli ad Galat. und Virgil. nennet ſie auch daher lactea colla L. 8. Aen. fin.

glaubet, ſo iſt es leicht, einem ſo lange was weiß zu machen, bis er das Gegentheil davon ſieht. Aus dieſer Urſache trugen die Weiber zu Rom, um dadurch ihren Füßen ein deſto beſſer Anſehen zu geben, weiße Schuhe, ſo wie die Männer ſchwarze trugen i). Daher Martialis von denenjenigen Männern, ſo weiße Schuhe getragen, bezeuget, daß man ſie für weibiſche und abſurde Leute gehalten k). Das Frauenzimmer zu Rom hatte die Gewohnheit, das Geſichte mit einer weißen Schminke, ſo dem Kalke ähnlich, ſich anzuſtreichen, damit ſie denen Gottheiten nicht ungleich ſeyn, mithin deſto mehr Verehrer erlangen möchten. Wie denn bey Verliebten das Wort

Anbether und **Göttinn**, hieraus ſeinen Urſprung erhalten l) Daß man aber die Götzenbilder und Statuen der Götter von Gyps gemacht, und ſie gemeiniglich als Ehrenſäulen bey den Schauſpielen zum Zierrathe aufgeſtellet, iſt Kennern römiſcher Alterthümer nicht unbekannt m). Die dergleichen nun verarbeiteten, hießen

i) Pes malus in nivea ſemper celetur aluta
Arida nec vinelis crura reſolve tuis. Ovid. L. 3. de Art. amand.

k) Sordidior coeno cum ſit toga, calceus autem
Candidior prima ſit tibi, Cinna, nive.

l) Davon ſagt Hieronym. Ep. 22. ad Marcellam: Illae Chriſtianos oculos ſcandalizant, quae purpuriſſo & quibusdam fucis ora oculosque depingunt, quarum facies gypſeae, & nimio candore deformes, idola mentiuntur.

m) Die Circenſium cum tres Victoriae more ſolito eſſent locatae gypſeae cum palmis. Spartian. in Severo. c. 22.

hießen Gypſer, (Gypſoplaſtae) **Weißmacher** n). Die römiſchen Weiber gebrauchten das Geſichte zu ſchminken inſonderheit dreyerley Farben. Die weiße (albor) und vornehmſte, war die ceruſſa oder melinum o) welches eine weißlichte Goldfarbe war, ſo auch glänzend machte. Denn wie ſich die Weiber und Cynodi daſelbſt müſſen geſchminkt haben, giebt unter andern Petronius zu erkennen, wenn er ſagt, daß ihnen die Schminke ſo dicke auf dem Geſichte gelegen, daß ſie kreideweiß, und wie der Kalk an der Wand ausgeſehen p). So wird bey den alten Verfaſſern der Schriften hin und wieder der Gypsfüße q) der Gyps- oder weißgemachten Hände r) gedacht, da man durch betrügeriſche und und liſtige Ueberredung einen falſchen Schein der Aufrichtigkeit vorweiſet, welches wir nennen:

Der Sachen einen Anſtrich oder Schminke geben, Colorem (fucum) addere. d. i. weißmachen. Damit es aber abſtechen, und dem Geſichte eine Schönheit durch einen merklichen Gegenſtand geben möchte, ſo hatten ſie die rothe Farbe (Rubor). Dieſe nenneten ſie purpurilla, oder rubriceta, damit beſtrichen ſie die Wangen und Lippen. Drittens war die Schwärze (Nigror) die am meiſten in die Augen fiel, und

n) Inſtructor parietum. aut ſculptor marmorum, aut gypſoplaſtes aut Muſivarius &c Caſſiodor. L. 7. c. 5.

o) Plautus Moſt. a. 1. Sc. 3. nennet ſie offuciae. conf. Ariſtot. Eth Lib. 1. 6.

p) Satyr. c. 24. Perfluebant per frontem ſudantis acaciae rivi, & inter rugas malarum tantum erat cretae, ut putares detectum parietem nimbo laborare.

q) Pedes gypſati Tibull. Lib. 2. eleg. 8.

r) Cic. Lib. 7. fam. ep. 6. Quibus illa manibus gypſatiſſimis perſuaſit, ne ſibi vitio verteret.

und der ſie ſich zu den Augenbranen und Wimpern bedieneten, ſie zu färben. Sie nenneten ſie Stibium, und es war eine Art eines wohlriechenden ſchwarzen Pulvers s). Denn Stibium ohne Zweifel das alte deutſche Wort Stübbe iſt, welches wir jetzo

Staub, d. i. Pulver, Pulvis, franz. Poudre nennen, von dem Griech. Στίμμι, ſo unſer Antimonium oder Spieſsglas iſt; und wenn man deſſen ſich damals, wie einige dafür halten, ſtatt des Schnupftobacks ſollte bedienet haben, ſo wäre leicht zu erachten, wie es gekommen, daß das griechiſche doppelte μ im Deutſchen und Lat. in ein b verwandelt worden. Wenn dieſe dreyerley Schminke zuſammen auf einem Geſichte lag, ſo hieß es ſchön t). Welches die Engelländer pretty nennen, von Britt, (Brittannia); denn Britt eine gewiſſe Schminke oder Farbe geweſen ſeyn ſoll, womit ſich dieſe Einwohner in alten Zeiten beſtrichen. So ſchminkten ſich die ſogenannten Galli oder Prieſter der Cybele ihre Geſichter, am Leibe aber zierten ſie ſich mit allerhand Farben, deswegen ſie Apulejus auch Weichlinge (Catamiti) betitult. u) Derer alten Picten und

s) Davon Cyprian. Serm. 5. de Lapſis ſagt: Nigro pulvere lineamenta oculorum pingis: cum te Deus aliter fecerit. Und Lib. de Habitu Virgin. ſchreibt er: Docuerunt oculos circumducto nigrore fucare, genas mendacio ruboris inficere, & mutare adulterinis coloribus crinem.

t) Darüber Propertius Lib. 1. 2. allwo er von der Schminke überhaupt redet, alſo eifert:

Naturaeque decus mercato perdere vultu,
Nec finere in propriis membra nitere bonis.

u) Catamitus iſt ein aus dem Namen Ganymedes, Beyſchläfer des Jupiters, von den Römern verſtümmeltes Wort. Apulej. Lib. II. Met.

und der heutigen Americaner und Barbaren Arten ſich ſchön zu machen hierbey nicht zu gedenken.

Schön. So gut nun das Wort **Schön** in die Ohren klinget, ſo einen häßlichen Urſprung hat es. Denn gleichwie viel gute Wörter ihre rechte Bedeutung mit der Zeit verlohren, und eine ſchlimme Bedeutung bekommen; alſo haben im Gegentheile viele ſchlimme und häßliche Wörter heut zu Tage die ſchönſte Bedeutung und den gröſten Vorzug, wie ſolches in einer beſondern Schrift gar leichtlich zu erweiſen ſtünde. Zu letztern Orden gehöret das Wort Schön, welches nichts anders als das Schoenum der Lateiner, ſo eine der häßlichſten Salben war, und aus χοίνω, d. i. übelriechendem **Binſen** (junco odorato) bereitet wurde, und

Bieſem, l. Moſchus, gr. μόχος, gemeiniglich Muſcus genennet wird. Es ward Schoenum nachhero ohne Hauchlaut, und SCoenum, endlich gar ohne l. coenum geſchrieben. d. i. Koth. x) Varro zwar führet es her von Scena, daher auch obſcenus kommen ſoll, weil in Comödien alles ſchändliche bey den Römern herausgeplaudert wurde. Andere wiederum meynen, obſcenus käme von denen Oscis, einem Volke in Campanien her, die wegen Geilheit und Unfläterey genug bekannt iſt. Wir mögen aber das Wort **Schön** anſehen, wie wir wollen, ſo leuchtet ein dem Wortklange widriger Urſprung und antiphraſis heraus,

x) Denn die Sabiner ſprachen Scoenum vor Coenum, daher noch obſcoenus; und Scoelum vor Coelum, Scoena vor Coena. Daß alſo Schoeno delibuta foemina ſo viel iſt, als eine garſtige unreine Metze, geſtalt denn Plautus Coenum auch eine Schminke liederlicher Weibsperſonen nennet, Trucul. a. 4. Sc. 4.

heraus, daß es mit nichten ſchön. y) Sie hatten aber in Rom bey ihrem Schminken zu jeweder Sache beſondere Bediente. Denn ſo wie bey dem Haarkämmen andere Mägdgen waren, die Ornatrices, vom Iuvenal Plecae, matronae genennet, z) und wiederum andere, die denen vorigen die Haarnadeln zum kräuſeln der Haare heiß machten, Cinillones, Cinerarii, patagiarii. a) So hatten ſie auch beym Schminken dergleichen Aufwartung. b) Wenn wir unſerer Redensart nachgehen wollen, würden ſie

Weißmacher, Gypſoplaſtes, heißen müſſen, im figürlichen Verſtande Dealbatores, Autolici, d. i. die der Sache einen Anſtrich geben können. c) Sie legten nämlich, wenn ſie dem Frauenzimmer die Haut weiß, ſchön, rein, glatt und glänzend machen wollten, über die Wangen und das Geſichte einen dünnen Ueberzug von weichem Semmelbrodt mit Eſelsmilch benetzt, wie Iu-

y) Plautus in ſeiner Clitellaria ſetzet die Schoeniculas unter die häßlichſten Huren:

Non quaſi ut haec ſumtus limaces, liuidae,
Diobolares, Schoenicolae, miraculae,
Cum extritis talis, tum crotilis Cruſculis,
Capillo ſcitſo, atque exciſatis auribus.

z) Sat. 6. v. 493.

a) Plaut. Moſtell. a. 1. Sc. 3. v. 97.

b) Iuuenal. Sat. 6. v. 476. nennet ſie Cosmetas, wiewohl Salmaſius hierdurch die Oratores verſtanden haben will, welche wohl mit denen Pollinctoribus einerley mögen geweſen ſeyn. conf. Sat. 2. v. 107.

c) Dealbare heißet griechiſch Λευκαίνειν, weiß machen, franz. blanchir. Von dieſem griechiſchen Worte möchte vielleicht Scheinen, nitere, ſplendere, herkommen. Siehe die vorige Anmerk. Lit. l. und was hier folget.

Juvenal ſolches bezeuget. d) Eben dergleichen thaten auch zuweilen die Manner; wie denn von dem Kaiſer Otto geſagt wird, daß er ſich ganz weibiſch geſchminket, auch den Bart täglich geſchoren, und das Geſichte mit feuchtem Brodte, mehr wie Semiramis und Cleopatra, von der Zeit an, da der Bart ihm am erſten hervorzuſtechen begunte, beklebet habe, da er doch nach Tacitus Bericht, ſonſt nicht eben weibiſch geweſen. e) Daß aber die Eſelsmilch einer Weiberhaut eine Weiße gebe, merket Plinius in dem Beyſpiel der Poppäa, des Nero Gemahlinn an, welche 500. trächtige Eſelinnen allenthalben mit ſich herumſchlepte, und mit deren Milch den ganzen Leib benetzte, auch ſich gar darinn gebadet, dafür haltende, daß dergleichen Milchbad die Haut auseinander ſetze, die Runzeln aus derſelben bringe, ſolche zart mache, und die Weiße in derſelben erhalte. f) Ein anderes dergleichen reiches und wollüſtiges Weib, beſchreibt Juvenal g) in ihrem vollkommenen Putz und

d) Sat. 2. v. 107. Et preſſum in faciem digitis extendere panem.

e) Iuuenal. cit. Sat. 2. v. 105. ſagt von demſelben:
Et curare cutem ſummi conſtantia Ciuis.
Tacit. L. 1. Annal.

f) Plin. Lib. 11. c. 41. und Lib. 28. c. 12.

g) Sat. 6. v. 459. ſqq.
Interea foeda aſpectu ridendaque multo
Pane tumet facies, aut pinguia Poppæana
Spirat, & hinc miſeri viſcantur labra mariti.
— — moechis foliata parantur.
D. i. Salben von wohlriechenden Blättern gemacht, dergleichen Plin. L. 13. c. 1. benennet und cap. 2. Vnguentorum ſumma commendatio, vt tranſeunte foemina odor inuitet etiam aliud agentes.

und ganzen übrigen Weſen haarklein auf eine ſehr lebhafte Art. Plautus hält die Philematiam für ſo ſchön, daß ſie werth ſey, daß ihr alle drey gefoderte Schminken verſagt würden; welche Stelle die ganze Sache vollkommen enthält und erkläret h). Die Urſache des ganzen Schminkens war alſo, denen Göttern und Göttinnen in ihrem Glanze nachzuahmen, als welche einen Schein, wie bey unſern Heiligen eine Stralenzierde (nimbus) um das Haupt hatten. Bey der Verklärung Chriſti waren deſſen Kleider ſo weiß, wie der Schnee, daß ſie auch kein Färber auf Erden ſo **weiß machen** kann i). Dieſes, und daß Gott in einem Lichte wohne, wollten die Heiden denen Götzen auch andichten, welchen es wiederum das weibliche Geſchlecht durch allerhand künſtliche Hülfsmittel und Erfindungen nachzuthun bemühet war. Noch eine andere Art, weiß zu machen, hatten die Römer mit **Wachs**, die Cera aber iſt jederzeit für ein Zeichen des Adels gehalten worden k). Die in Wachs abgedruckten und poußirten Sachen nenneten ſie

Wachsbilder, Imagines cereas. l) Welchen Beynamen man gemeiniglich ſonderbaren Schönheiten beyzulegen pfleget, daß man ſagt:

Es

h) Moſtell. a. 1. ſc. 3.

i) Matth. c. 17. v. 2. und 5. Marc. 9. v. 3. it. Luc. 19. v. 29.

k) Iuuenal. Sat. 8. v. 19.
Tota licet veteris exornent vndique ceræ
Atria, nobilitas ſola eſt atque vnica virtus.

l) Plaut. Aulul. a. 4. ſc. 9. ſagt: Homines ſe cera (creta) occultant, atque ſedent quaſi ſint frugi. d. i. Sie machen den Leuten was weiß.

Es iſt ein rechtes gemahltes Wachsbild, d. i. ſchön. Wann aber Cerae auch öfters vor Farben genommen wird, und Plinius, wenn er die Opera incauſtica beſchreibet, der Redensart: Ceris pingere, ſich bedienet, dazu jedoch kein Pinſel gebraucht, ſondern dergleichen Arbeit nur bey gemächligem Feuer glatt und eben gemachet wird; ſo wird Cera ebenfalls für eine Schminke beym Plautus, wenn er von der Verſtellung redet, genommen m). An einem andern Orte hat er eben dergleichen verblümte Gedanken von der **Kreide**, wodurch er denn auf die Gewohnheit der gemeinen Leute ſeiner Zeit zielet, die gerne bey Feſttagen, Schauſpielen und Solennitaten in einem reinlichen Kleide, wie andere erſcheinen wollten, ſolches aber Unvermögens halber nicht thun konnten, daher ſie mit Kreide den Schmutz zu verdecken ſuchten n).

Candidat. Wie denn das Wort Candidat von dem langen Kleide (Toga candida) herkommt, ſo diejenigen trugen, welche um ein Ehrenamt ſich bewurben. Es waren dieſelben nicht mit der der Wolle beywohnenden Weiße zufrieden, ſondern ſchmierten noch überdem Kreide auf, damit es recht helle und glatt würde. Daher man in Niederſachſen von einem wohlgekleideten Menſchen ſagt:

m) Statius Silu. 1. wenn er vom Domitian redet, ſpricht er: Apellae cuperent te ſcribere cerae. d. i. Apelles möchte dein Geſicht in Wachs entwerfen.

n) In dieſer Abſicht nennet Martialis diejenigen, die ſich ſelbſt oder einer dem andern bey dergleichen Vorfallenheiten die Kleider mit Kreide weiß machten, Candidatos, ſpottweiſe, als die nur das einzige hatten, und ſolches ihnen ſo wohl zum alltäglichen, als Feyerkleide dienen mußte, nachdem ſie es ſo an ſich trugen, oder bekreideten.

Er iſt recht glatt. Lat. ſplendet veſte, nitet. In ſolchem Kleide ſuchten ſie um Ehrenſtellen an, und unterſchieden ſich vom Pöbel, der auch zwar albam, aber nicht candidam togam, trug o). Weiß konnte es die Kreide machen, aber hellweiß nur der lichte Grund p). So gar die Knechte pflegten ſich zu Rom unter einander dieß oder jenes weiß zu machen, und mit Kreide zu beſchmieren, damit ſie als freye Leute unter andern ſcheinen möchten. Dieſes hatten ihnen ihre Herren angewöhnet, die denen zu Schiff ankommenden Sklaven die Füße weiß machen ließen. Daher hält der Pöbel noch ſo viel auf **glatte Beine.** Es wurde nämlich ihnen entweder ihres Herrn Zeichen mit Kreide, und falls es öffentliche Sclaven (publica mancipia) waren, das Siegel der Republik auf die Füße gemacht, und ſo wurden ſie auf der Schaubühne (Cataſta) welches eine aus Bretern zuſammen geſchlagene hölzerne Maſchine war, gebunden, feil gebothen q). Dieſe Art

o) Iſidor. L. 14. c. 24. ſagt: Fit toga addito quodam cretae genere candidior. So nennet Perſ. Sat. 5. v. 177. das Anhalten um Bedienungen, ambitionem cretatam, weil ſie an gewiſſen Tagen glatter (candidiores) einhergiengen, wenn ſie nämlich ſich die Kleider mit Kreide hellweiß machen ließen,) als an andern, da ſie nur gewöhnlicher maßen ein licht Kleid (albam togam) anhatten.

p) Plin. Lib. 35. c. 15. und 17. Lipſius Elect. Lib. 1, c. 13. ſagt: Color principio in omni toga niueus; habendo ſordes trahebat & ſqualorem, quod in vulgata toga ferebant; non ferebant per dies feſtos.

q) Gleichwie Martialis den Ort, wo man die Knechte verkaufte Cataſta nennet, ſo heißet Plinius den Stock ſo, in dem man der gefangenen Knechte Füße ſchloß.

ſo ward wider ihn Actio de albo corrupto angeſtrenget, und er in Strafe von 500. Goldgülden verurtheilet. Hierauf zielet Plautus in den Worten t):

Si id fiat, ne iſti vsquam appareant,
Qui hic *Albo Rete* aliena oppugnant bona.

Da er denn durch album rete die fälſchlichen Angebungen derer verſteht, die aus den Gütern derer Angeklagten den vierten Theil kriegten, und daher Quadruplatores daſelbſt genennet werden. v. 10. Da ſie mit Liſt und unterm Scheine des Rechten, nach fremder Haab und Gütern trachteten; Geſetze und Rechte wie ein Netz gebrauchen, die Leute, wie das Wild in ſolche Garne zu verſtricken. Hieraus iſt zu erſehen, wie angenehm dem ganzen Rom die Weiße geweſen, und wie einem was weiß machen, das Gegentheil ſey von dem: Einem was ſchmutzig machen. Im figürlichen Verſtande aber heißt es ſo viel als: Einem etwas anders vormachen, als es an ſich iſt, auf verführeriſche Art einem etwas überreden und einbilden, Gutes für Böſes, Laſter für Tugenden ausgeben, jene durch Heucheley, dieſe durch Neid und Verleumdung u). Fragt man aber, wie ſolche römiſche Gebräuche uns Deutſchen zum Sprüchworte werden können? So antworte ich, 1) daß dieſes alles die Deutſchen in Rom geſehen, welche theils um beliebt und galant zu werden, damals nach Rom, wie jetzo nach Paris, reiſeten, wie die Anverwandten des Arminius dergleichen gethan, und weil die Vornehmſten daſelbſt ſich aufhielten, ſo iſt dieſes,

t) Perſa a. 1. ſc. 2. v. 25.

u) S. Gregor. in moral. Cor machinationibus tegere ſenſum verbis celare, quae falſa ſunt, vera oſtendere, quae vera ſunt, falſa demonſtrare.

dieſes, wenn geſagt wird, daß die Cherusker einen König, unterm Kaiſer Claudius von den Römern begehret, dahin zu verſtehen, daß ſie ſolchen von ihren vornehmſten Landsleuten daher gleichſam verſchrieben. Wie nun gemeiniglich bey unſern Reiſen zu geſchehen pfleget, daß wir das ſchlechteſte von dem, was wir gesehen und gehöret, wieder mit nach Hauſe bringen, ſo iſt es auch da gegangen. 2) Dieneten die Deutſchen den Kaiſern als eine Leibwache in Rom. 3) Haben viele als Gefangene daſelbſt gelebet, daher es denn gekommen, daß ſo wohl von ihrem Gottesdienſte, als auch von ihren Redensarten und Gebräuchen faſt alles unter uns gäng und gäbe geworden.

5) Römiſchen Herkommens.

Einem was auf den Aermel binden. Was aufbinden, einem was aufheften. L. Ducere aliquem falſa perſuaſione, iſt gleicher Art mit vorigem. Etym. Aermel, ſcheinet eher aus dem lateiniſchen Worte armilla (Armband) als armilla aus Aermel entſtanden zu ſeyn. Denn anfangs beſtand der Deutſchen ihre Kleidung meiſtens aus Fellen, welche ſie über den Rücken hingen, daß die Bruſt und der meiſte Theil des Leibes bloß war a). Dieſe Felle waren von allerhand wilden Thieren, davon ſie das Rauche heraus kehreten b), um deſto fürchterlicher zu ſcheinen.

a) Iul. Caeſ. Bell. Gall. L. 4. c. 1. §. 10. und Claver. in ſeiner German. antiqu. hat die Kupfer von ſolchen deutſchen Trachten.

b) Daher es bey uns zum Sprüchworte worden: Das Rauche heraus kehren. L. Minis agere, welches als eine

nen c). Die Franken ſcheinen die erſten zu ſeyn, die ordentliche Kleider getragen, denn zu alten Zeiten hatten ſie ein Oberkleid (tunica). Dieſes war entweder mit Aermeln bis auf die Hände, oder ohne Aermel. d) Zum Unterkleide aber hatten ſie ein Camiſol e) von Leinen, ohne Aermel. Der vornehmen Leute Kinder hatten an den Röcken weite Aermel, wie ehedeſſen die Geiſtlichen trugen. f) Hiernächſt hatten ſie an den Armen Armbän-

eine uneigentliche tropiſche Redensart, dergleichen alle unſer beſtes Deutſch iſt, und von ſtürmiſchen Umſtänden, Zwiſtigkeit und Streit gebraucht wird. So kehrte der von Kempten, wie der Kaiſer Otto der Gr. über die jählinge Entleibung des kaiſerlichen Truchſeſſen, bey Feyrung der Oſtern zu Pavia. A. 962. ſich nicht wollte begütigen laſſen, das Rauche heraus, welches ihm auch das Leben rettete.

c) Nicht allein den Feinden, ſondern dem Wilde ſelbſt. Daher Ouid de Pont L. 1. El. 6. einen Deutſchen in ſolcher Hülle einem Bären in die Augen ſtellet, der ſich ſelbſt vor ihm fürchtet:

Adſpicit hirſutos cominus Vrſa Getas.

d) Eginhard. in vit. Caroli M.

e) Camiſia. Horaz nennet es Subucula, Tertull. aber interula.

f) Wie weit ſolche ſonſt müſſen geweſen ſeyn, erhellet aus der Geſchichte mit Thom. Münzern, der bey dem Bauernkriege erſtlich als ein Prieſter, nachgehends als ein Anführer ſich gebrauchen ließ, und die Bauren mit dieſen Aufmunterungsworten anfriſchte: Sie ſollten ſich nicht fürchten, er wollte die Canonenkugeln der Feinde alle mit ſeinen Aermeln auffangen. Von eben dieſen weiten Aermeln ſtammet die Redensart her:

Etwas (z. E. eine Predigt) aus dem Aermel ſchütten. d. i ohne große Mühe was zu Werke richten. Facili negotio efficere. Ingenium in promtu habere.

bänder, (Bracchiale, Manica) welche bey denen Röcken ohne Aermel, ſtatt des Aermels ſchlangenweiſe umwunden waren. g) Die Römer hatten eine gewiſſe Art Armbänder, die ſie Galbae, auch Galbei hieſſen, die von geſtoſſenen Cypreſſennüſſen, h) wie güldne Buckeln herum lagen, und den Soldaten zum Lohne der Tapferkeit gegeben wurden. Wie denn das Wort:

Angebinde, Munera, z. E. Saturnalia; oder wie Martialis mit Verſen, die er deswegen Xenia d. i. kleine Neujahrsgeſchenke nennet, anband. Man hatte vorzeiten auch Kleinode am Arme, ψέλλια genannt; Budäus nennet ſie Spinter, und waren von Golde zu eben der Abſicht, wie denn L. Siccius Dentatus mit 80. dergleichen Armillis beſchenket worden. i) Was die Galbei betrifft, vermeynet Caſaubonus, daß es angehengte Arzneymittel (amuleta) wider Krankheit geweſen. Und Suetonius ſteht ſelbſt in den Gedanken, daß, weil der Kaiſer Galba bey langwieriger Krankheit ſich ſolches Galbeus, d. i. in Wolle gewickelten Geſundheitsmittel öfters bedienet, er daher ſeinen Namen bekommen. k) Es mögen ſolches die Aerzte nach

g) Strabo Lib. 4.

h) Torrent. in not. ad Sueton. Galb. c. 3. Varro L. 1. de re ruſt. c. 40.

i) Plin. L. 33. c 2. und Livius Lib. 10. c. 44. ſchreibt von dem Papyrius, daß er einige mit Armbändern und güldnen Kronen beehret, und zwar wären es Bürger geweſen, welche Zierrathen die Fremden nicht hätten. Conf. Bartholinus de armillis.

k) Galba ſoll ein celtiſch Wort ſeyn, und bedeutet beym Plinius ſo viel als Fett, wie denn die Gallier einen ſehr fetten Mann Galba oder Calba, Kalb nenneten, und

den Kunſtregeln, oder der Aberglaube ihm einräthig geweſen ſeyn.

Weil nun ſolche Heilmittel in Baumwolle gewickelt, auf den ſchlimmen Ort gelegt wurden, ſo gedenket Suetonius beym Domitianus, daß er den Arm in Baumwolle gewickelt, im Bande getragen, als thäte er ihm wehe: Bracchium velut aegrum lanis falciisque obuolutum. Nach des Plinius Vorgeben ſoll die Aſche von einer verbrannten Eidexe, Stellio genannt, in einem leinen Tuche auf die linke Hand gebunden, Liebe erwecken. l) An einem andern Orte m) ſagt er, daß die nach Gewohnheit der Schlangen, abgeworfene Haut, welche er Senecta nennet, das beſte Mittel für die fallende Sucht ſey. n) Zuweilen banden ſie einen auf

und Vitellius vielleicht im Lateiniſchen eben das andeuten ſoll. Suetonius meynet, der Kaiſer Galba habe nicht ſo wohl den Namen von ſeiner Fettigkeit, als, weil er eine ſpaniſche Stadt, nachdem er ſie lange belagert gehabt, mit Kerzen mit Fett beſchmieret, ſo galbanum hieſſe, angeſteckt. Beſſer aber leitet ſich es her von Galbeus, einem Heilmittel, ſo er wider die Gelbeſucht um den Arm getragen, daher das Wort Gelb, color galbus, galbeus, galbinus, galbineus, gelbicht, a in e verwandelt, wie gebräuchlich. Galbana heißen auch Feierkleider, davon Iuuenal. ſat. 2. daher Galbanatus, ein Weichling, weibiſch. Martial. L. 3. Epigr 40. wie den galonniet daher kommen mag.

l) Plin. Lib. 3. c. 15.

m) Id. Lib. 30. c. 10.

n) Scipio Gentil. ad Apulej. Apolog. p. 263. Beyläufig iſt hier zu erinnern, daß, weil Stellio ein dem Menſchen hinterliſtig-ſchädliches Thier iſt, und im Deutſchen kein Wort iſt, wodurch man es ausdrucken könne, ſo hat man daher einen heimlichen Betrug, z. E. im Kaufen, Ver-

auf geſchabte Leinenfaſen gelaſſenen Saft auf, zuweilen auch nur ein wenig Wolle, mit warmem Oele benetzt. o) Wenn nun die Alten von Angebinden (amuleta) reden, bedienen ſie ſich des Worts:

Aufbinden, aufheften, adalligare. p) Wann nun dieſe Heilmittel in Wolle gethan, und auf den ſchadhaften Ort gelegt, Galbei heißen, der Kaiſer Galba aber ſolches ſtatt einer Zierrath um den Arm getragen, ſo mag er daher den Namen bekommen haben. Auch trug man damals Armbänder, in welchen Mittel für allerhand Krankheiten eingeſchloſſen waren. Sollen es nun Mittel zur Geſundheit ſeyn, ſo werden ſie wohl nicht anders geholfen haben, als wenn ſie auf den bloßen Arm gebunden worden. Da hier aber in unſerer Redensart des Aufheftens auf den Aermel gedacht wird, ſo muß nothwendig hier das Ehrenzeichen, ſo denen Soldaten zu Belohnung ihrer Herzhaftigkeit ausgetheilet ward, verſtanden werden. Wenn man nun einer Memme was weiß machen wollen, ſo hat man ihm auch dergleichen zum Spott auf den Aermel geheftet,

Verpfändung, da jemand Dombac für Gold verſetzen wollte, u. d. g. ſo unter die unbenannten Verbrechen gehöret. ein Crimen ſtellionatus, D. Begünſtigung zu nennen vor gut befunden. Daher man auch von einer Sache, die verborgen bleiben ſoll, oder darvon man eigentlich nicht weis, mit was für einem Namen man es belegen ſoll, ſaget: Das Ding hat keinen Namen. Denn Vlpian L. 2. § 1. ff. de ſtellionat. beſchreibt es: Quod in priuatis iudiciis eſt de dolo actio, hoc in criminibus ſtellionatus perſecutio. Vbicunque igitur titulus criminis deſicit, illic ſtellionatum obiiciemus. Cuiac. Lib. 10. Obſ. c. 26. und Lib. II. c. 40.

o) Celſus Lib. 7.

p) Plin. c. l.

heftet, um ihn zum Gelächter zu machen. Es iſt auch das Wort:

Aufbürden einem etwas, ſo eine Gleichnißrede, von den Saumſatteln, Sitzen oder Laſten (Clitellae) die man denen Eſeln und Maulthieren aufleget, und iſt ſolchem Verſtande nicht ungewöhnlich. Plautus braucht es von einem, der ſich von ſeinem Knechte alles weiß machen ließ, q) welches man mit einem zu deutſch gewordenen griechiſchen Worte:

Foppen, von *Φοβεῖν*, terrere, timorem injicere giebt, von *φόβετρα*, miraculae, Vetteln; die Verwunderung aber iſt eine Tochter der Dummheit. Der alſo leicht ins Bockshorn, wie man ſpricht, gejagt wird, wird gefoppet, d. i. vexiret, clitellas vehit.

6) Deut-

q) Moſt. a. 3. ſc. 2. v. 91. Item Aſin. a. 3. ſc. 2. init.
Vehit hic Clitellas, vehit hic autem alter Senex.
Nam muliones mulos clitellarios
Habent: ego habeo homines clitellarios,
Magni ſunt oneris: quicquid imponas, vehunt.
In dieſem Sinne ſagt man von einem einfältigen leichtgläubigen, oder auch geduldigen:
Er hat einen breiten Rücken, er kann viel tragen. Lat. Omni oneri ferendo par eſt. q. Er läßt ſich leicht was aufbürden. Welches denn von dem lateiniſchen ferre, ertragen, oder von der Strafe der Deutſchen beym Landfriedenbruche, da ſie Hunde auf dem Rücken tragen mußten; oder von den Schlägen der Knechte, wie Plautus dorſum plagis onuſtum ſagt; oder von denen Saumſätteln (clitellariis) weil laſtbare Thiere, dergleichen ein Eſel, Cameel u. ſ. f. iſt, einen guten Rücken haben müßen, darauf die clitellae oder ſellae doſſuariae, die Päcke liegen können, und ſich darauf paſſen. Hievon kömmt auch die Redensart:
Einen guten Rückhalt haben. L. Niti autoritate alicuius, von dem Cameel treiben.

6) Deutſchen Herkommens.

Viele Köpfe unter einen Hut bringen. L. Animos plurium conciliare, conglutinare. Etym. Hut vom engliſchen Hidden, occultum, tegmen, oder von dem celtiſchen Cudd, occultatio, und bedeutet ſo viel als: Vieler Leute unterſchiedene Neigungen und Abſichten dahin vereinigen, daß die Uebereinſtimmung als eines einzigen Gedanke laſſe. Das Sprüchwort: Viele Köpfe, viele Sinnen, quot capita &c. äußert ſich am meiſten, wo viele Köpfe regieren, und da alle was zu ſagen haben wollen, inſonderheit wo ein freyer Widerſpruch (das liberum veto) jedem die Erlaubniß ertheilet, für das gemeine Beſte zu reden, wie auf Reichstägen, in Parlamenten und anderen Collegien geſchieht. a) Sehen wir auf den Urſprung, ſo iſt der Grund davon wohl in den deutſchen Alterthümern zu ſuchen. Vermuthlich kömmt es her von den dreyen Abgöttern derer Wenden, Rugier, Obotriten und Sclaven. Denn da letztere von dem Kaiſer Carl dem Großen nach ihrer Ueberwindung gezwungen wurden, den heil. Veit einen Märtyrer zu Corbey b) zu verehren,

a) Da ſich es denn oft trifft, daß ſie
ad ſonum ſtrepitumque auri ſuffragia vertant.
daher denn auch oft der Schluß ſo ausfallet, wie jener Poet von einer gewiſſen Nation ſaget:
Conventus noſter ventus &c.

b) Wenn Muthmaßungen gelten könnten, und man nicht wüßte, daß der Name der Schweiz Helvetia, die allerälteſte Benennung dieſes Landes, und ſchon lange vor Chriſti Geburt geweſen, anerwogen bereits Julius Cäſar ihn anführet; ſo könnte man es von dieſem heil.

ehren, ſie aber dieſes Joch wieder abſchüttelten, ſo machten ſie zur Verachtung deſſen, Martisbilder mit vielen Köpfen daraus, um etwa dadurch anzuzeigen, daß, was ſonſt für ſo ſchwer gehalten wird, viele Köpfe oder Regenten zu einer Uebereinſtimmung zu bringen, es

heil. Veit, ſo wie Schweiz und den Canton Switz von S. Vitus zuſammen gezogen, herleiten; inmaßen es eine von dem gemeinen Mann; oder auch denen der deutſchen Sprache unerfahrnen Römern, verſtümmelte Benennung zu ſeyn ſcheinet. Voraus da die Römer die Namen der Deutſchen, wie auch deren Städte, durch ihre Mundart dermaßen gezerret und undeutlich gemacht, daß ſie ſich ſelbſt hernach nicht mehr ähnlich geſehen. Wann man nun weiß, daß bey den Deutſchen ſelbſt dergleichen Zuſammenziehung der Wörter und Sylben nicht ſelten iſt, da ſie aus S. Emerian, Schmerian, aus Andacht, Ammt, aus dem griechiſchen πυγίζειν, peitſchen, aus ἐλεημοσύνη, Almoſen, gleichwie die Lateiner aus Saxei homines, Saxones, auf die Art, wie nemo aus ne homo gemacht; Auch die von denen Spaniern lächerlich geſuchte Canoniſation des S. Viar, ſo doch eine zerbrochene Steinſäule, die einem der Praefectus S. VIAR. (viarum) geweſen, zu Ehren errichtet war; So könnte auch aus S. Vitus, in deutſcher Mundart: Switz, und daher Schweizer, d. i. die Anhänger des Veits, eben wie die Wenden von dem Suante den Namen herhaben mögen; und aus Heil. Veit nach Römiſcher Ausſprache, als welche ſtatt des Doppellauts ei, das bloß e ſetzen, Heluetia entſtanden ſeyn. Da aber bekannt, daß S. Gallus ein Schotländer A. 630. die chriſtliche Religion zum erſten in dies Land gebracht, mithin der Schweizer Evangeliſt genennet wird, ſo mag dieſer der Zeitgeſchichte entgegen ſtehende Gedanke hier nur als ein müßiger Einfall den Liebhabern der Wortforſchung hergeſetzet ſeyn. Die Anmerkung h) wird, was die Veränderung der Buchſtaben betrifft, einiges Licht geben.

es ihnen, wenn es auf die Gewiſſensfreyheit ankäme, leicht fiele, unterſchiedene Nationen durch ein Band der Religion, zu Beſchützung ihres allgemeinen Beſten, mit einander zu vergleichen. Dannenhero machten ſie ſo viel Götter, als verſchiedene Nationen im Bündniße miteinander ſtunden, welche zuſammen ein Hut vereinigen, halten und decken muſte. c) Gleiche Bewandniß mag es mit dem Minotaurus, einem Sohne des Minos Königs in Creta, ſo an dem Haupte wie ein Ochs gebildet wird; d) gehabt haben. Denn Minos und ſeiner Gemahlinn Bruder, der Prinz Taurus mögen ſehr vertraut mit einander geweſen ſeyn, welches eine Münze, e) darauf die Geſtalt eines Menſchen mit einem Stierkopfe, und eines Stiers mit einem Menſchenkopfe, mit der Beyſchrift: Minotauri geprägt geweſen, genug anzeiget.

Vitus oder Schwantewitz war der Böhmen oder Wenden f) vornehmſter Gott, und Gott der Götter, der

c) Schedius de Diis German. c. 12. p. 502.

d) Daher Ouidius ihn auch nennet: Semibouemque virum, Semiuirumque bouem.

e) Voſſius in Commentar. ad Catull. giebt vor, daß er ſolche beſeſſen.

f) Denn wenn Svante ſo viel als des oder der Wenden und Witz Vitus bedeuten ſoll, ſo iſt die Vorſetzung des Buchſtabens S. oder itzigen Sch. bey den Deutſchen ſo gebräuchlich, als bey den Lateinern, und ſetzen ſie zu den Wörtern, voraus die in dem Griechiſchen mit einem Hauchlaute ſich anfangen, ein S. vor. Z. E. ἅλως, ein Saal, franz. Salon, ἕξ, Sechs, ἅλς, Salz, ἀφρός, Schaum, λάπτειν, ſchlabbern, κλεῖς, Schlüſſel, ἁμάρτημα, peccatum, Schmerz, effectus pro cauſa, ἰνία, Sehne, ἕζω, ſetzen, κύριος, Sire, Herr, ἕπτα, ſeptem, πεμ-

der in ihrer Sprache ſo viel als ein heiliges Licht bedeutet. g) Von dieſem gedenket Helmold in ſeinem Zeitbuche daß ihm jährlich ein Chriſt geopfert werden müſſen, und Maſius beweiſet, h) daß er ſchon vor der Zeit S. Veits verehret worden. Es hätte aber Wenzel der Böhmen Fürſt, da er von Kaiſer Otten des heil. Veits Gebeine erhalten, dieſen Veit an ſtatt des Zwante, ſeinen Unterthanen angeprieſen. Und mag wohl, weil ſie gern den alten Götzen werden haben beybehalten wollen, Zwantewitz ein aus Suante und Vitus zuſammengeſetzter Name ſeyn, darunter ſie beyde verehret. Wenn nun Svantovit ſo viel heißen ſollte, als der Wenden und Obotriten Heiliger, Licht, Gott, Veit: ſo würden die andern, die auch den Zuſatz von Vitus haben, Halbgötter ſeyn. Welches wahrſcheinlich wird, wenn man erwegt, was die Wenden, als ſie noch im Flor waren, für ein berühmtes Volk geweſen. Gleichwie nun dieſer Vitus, nachdem ſeine Ueberbleibſel ſolche Wunder thaten, von ſo vielerley Provinzen verehret wurde, ſo machten ſich die Sclaven und Rugier auch ein ſolch Bild, und nenneten es Rugievith. Die Porussi oder Preußen, als Anwohner des balthiſchen Meeres, nenneten den ihrigen, Porevith, und einen noch

σπερδία, Sporn, (libido), ἥλιος, ſol, Sonne, σπαπίζω, ſtrapaziren, ἡδὺς, ſüß. Conf. Cluuer. Germ. ant L. 1. c. 25. p. 220. Die Lateiner ſagen Semi von ἥμι; Stlocum für locum &c. Die Griechen ſelbſt ſprachen σμικρὸς für μικρὸς aus u. ſ. w. Ferner in dem Worte Suante würde das a in E., nach doriſcher Mundart α in η. und ferner das t. in d. wie ſolches gleichfalls im Griech. gebräuchlich Wende heißen.

g) Fabronius P. 1. Hiſt. mundi L. 1. c. 1. n. 4. p. 187. Helmold Chron. Slav. L. 1. c. 52.

h) De diis Obotrit. c. 2.

noch kleinern Porenut. Von den letztern beyden ſchreibt Kranzius i) daß in der Stadt Carentia drey Eichene Tempel, Privatgöttern gewidmet, geweſen. Rugievith war ein häßliches ungeſtaltes Bild, auf deſſen Kopfe ſieben Menſchen Geſichter ſaßen, welche alle mit einem Schedel wie mit einem Huthe bedecket waren, welches die Vereinigung der Gemüther zweifels ohne andeuten ſollen. So viel rechte Degen hiengen ihm auch zur Seite an einem Gehenke, den achten hatte er bloß in der Hand. In dem nächſten Tempel dabey wurde der Porevith verehret, der 5. Köpfe unter einem Huthe, aber keine Waffen hatte; der dritte Tempel zeigte des Porenuths Götzenbild. Dieſe Säule ſtellte 4. Köpfe unter einem Hute dar, der 5te ſtund ihm aus der Bruſt hervor, deßen Stirn die linke, und das Kinn die rechte Hand bedeckte. Vielleicht mögen es alle drey alte Könige geweſen ſeyn, die aus dem Geſchlechte derer vandaliſchen Könige entſproſſen.

7) Deutſchen Urſprungs.

Auf die Schlachtbank führen. L. Occidioni, neci dare. Weil bey Erforſchung derer eignen Redensarten

1) L. 5. c. 12. 13. de Vandal. rebus, und Saxo L. 14. Dan. Hiſt.

Schlacht, von λαχαίνω, fodio, (Siehe vorher Not. f.) und dies von λα, einer an ſich nichts bedeutenden, ſondern in der Zuſammenſetzung den Verſtand des beygefügten Worts nur vergrößernden particul, und dem verbo χαίνω, hio, ſpalten, weil, wann man die Erde gräbet, man macht, daß ſie von einander ſteht. Z. E. etwas zu pflanzen, daher denn λάχανον Kraut heißet, und die Redensart hieraus genommen iſt:

Die Köpfe wie die Rüben abhacken, oder die Gurgel abſtechen. Eine von den 3. Parcen heißet daher Lachetis.

arten (Idiotiſmus) auf die liegenden Worte an ſich zu ſehen, und daher der Urſprung zu leiten: ſo muß Schlacht und Bank einen deutſchen Gebrauch bey Opfern nothwendig zum Grunde haben. Kein Volk aber benennet ein Treffen eine Schlacht, und wird bey den Lateinern mactare, mactatio nur von dem Opfervieh verſtanden; caedes, ſtrages aber von Menſchen. Wann demnach die Deutſchen allein ſo grauſam mit ihren Feinden umgegangen, daß ſie die Gefangenen todt geſchlagen; gleich wie hingegen die Römer von ſeruando ſie ſeruos benamet: ſo thaten jene noch ein übriges, indem ſie dieſelben recht metzelten. Schlacht, internecio, bedeutet ein öfteres Schlagen, daher ſchlachten eigentlich von den Deutſchen und deren Menſchenopfern herkömmt, die ſie an den Gefangenen durch ihre Druiden oder Truden, wie auch Allrunen, thun ließen. Gleichwie nun bey dem Schlagen und Kämpfen bis auf den Tod, ſo die Fechter in Rom bey der Aſche der verbrannten Leichen thaten, und durch dieſe munera oder verſöhnende Menſchenopfer die Seele der Verſtorbenen beruhiget werden ſollte, daher es ein Kriegsterminus geworden:

Volk aufopfern. Diti immolare. b) Alſo ſo bald bey denen Cimbriern die Prieſterinnen in dem Lager eines Gefangenen anſichtig wurden, liefen ſie ihm mit bloßen Degen zu Leibe, daher:

Einem zu Halſe gehen. Fauces inuadere. Sie führeten ihn zu einem ehernen Keſſel von 20. Eymern, dabey hatten ſie eine Bank, darauf eine Prieſterinn ſtieg, und dem Gefangenen in die Kehle ſtach, das Blut aber in den Keſſel laufen ließ, als wenn ein Flei-

b) Valer. Max. L. 2. c. 4. & 7.

Fleiſcher ein Schwein ſchlachtet, c) und dieſes nenneten ſie: zur Schlachtbank führen, oder auf die Schlachtbank liefern. Vielleicht haben ſie dieſes nach dem Gebrauche des cybeliſchen Götzendienſtes eingerichtet, der die Sau heilig war, und ihr geſchlachtet werden mußte. Wenigſtens hatten die Allraunen alle cybeliſche Sitten, victimarum pulcherrima illis homo fuit. d) Darauf öffneten ſie des geſchlachteten Gefangenen Leib, und verkündigten aus deſſen Eingeweiden den Ihrigen den Sieg. Obwohl dieſe Redensart nur von den unglückſelig Gefangenen zu verſtehen, ſo hat man es doch nachhero auf alle die im Treffen blieben, gezogen. Poena ad paucos, metus ad omnes. Iſt alſo **Schlacht** ein ganzer Inbegriff des Gottesdienſtes bey dieſen unmenſchlichen Menſchenopfern, dadurch ſie die erzürneten Götter, inſonderheit den Mercurius, der vielleicht unter dem Namen des Svantewitz bey ihnen verehret worden, und dem alle Jahr ein Chriſtenmenſch geliefert werden mußte, zu verſöhnen, das Böſe dadurch zu tilgen, und die Strafe von ſich abzuwenden vermeynet, daher man bey Hinrichtung eines Miſſethäters ſich des Wortes gebraucht:

Abthun (einen armen Sünder) d. i. expiare Deos morte peccatoris. Und da es bey ihnen hieße: Cuncta victa occidioni danda, ſo könnte man nach römiſcher Art, der deutſchen Schlacht hoſtia, nennen, wegen der überwundenen und darauf geſchlachteten Feinde. Mit welcher Gewohnheit denn die Redensart:

Eine Schlacht halten, Proelium habere, ſehr wohl übereintrifft, wenn man aus den alten Münzen, Bild-

c) Strabo L. 7. und Procop. Rer. Goth. L. 11.
d) Procop. l. c. Tacit. Annal. L. 13. c. 57.

Bildhauer- und Mahlerkunſt ſich der Opferſchalen erinnert, die denen Kaiſern und Fürſten in die Hand gegeben werden, um dadurch die mit der kaiſerlichen Hoheit verknüpfte Prieſterwürde anzudeuten; da ſie denen Göttern die Speiſen und den Weyrauch, als die Erſtlinge der Früchte, beym Gottesdienſte

Opfern, Offerre, d. i. vorhalten und darbiethen muſten; ſo wie man auch ſagt: e)

Ein Feſt halten. Und gleichwie die Römer den Unterſcheid machten, daß denen Göttern geopfert, und geräuchert, denen zugeordneten Geiſtern (Geniis) dargehalten; denen verſtorbenen Seelen (Manibus) aber aus der Opferſchale, etwas ſüßes entgegen gegoſſen wurde (libare). f) Alſo auch die Deutſchen ein

Blutvergießen anſtelleten. Profundere ſanguinem. Denn da das Vergießen eine Schale oder Schüſſel, hier aber ein Faß, zum Grunde ſetzet, ſo iſt eine bloße Verwundung im Kriege noch kein Blutvergießen; ſondern es ſoll ſo viel heißen, als Deae Saluti, oder publicae patriae ſaluti libare ſanguinem & vitam. Auf ſolche Art hielten die Deutſchen eine Schlacht, wenn ſie den erſten den beſten Gefangenen **aufopferten**; und dadurch wollten ſie den vornehmſten Gott verſöhnen, welches die Römer Litatio hießen. Daher kömmt noch das Wort:

Litaney, Gr. λιτανία, L. Religioſa ſupplicatio, welches wir auf die öffentlichen Gebeter gezogen. g) Die Franzoſen nennen eine Schlacht

Ba-

e) Virgil. L. 8. Aen. v. 279.
f) Apulej. de mundo. p. 74.
g) Sidon. Lib. 5. epiſt. 7.

Bataille. Pugna, dimicatio. Welches Wort von denen angehenden Fechtern hergenommen wird, deren Uebungen h) auf der Fechtſchule (Ludus gladiatorius,) da ſie ſich mit ſtumpfen Waffen i) nur vorher übeten, welches ſie Batualia oder Batalia von batuere, ſich im Schlagen üben. Die Franzoſen nennen es auch la Jóurnée, davon Caſaubonus ad Sueton. Aug. c. 23. die Urſache anführet. Der Deutſche aber, der nur auf Menſchenopfer geſteuret iſt, hat von einem geringern Treffen, das Wort:

Scharmützeln. Velitari, leuiori pugna congredi. D. i. ein ſcharfes Metzeln, ſo von ſcart, ſcar, ſcheeren, und Sahs, Saxum ein Stein oder Meſſer herkommt, und Scar, Sahr heißt im alten Deutſchen ein Scheermeſſer, im Niederdeutſchen heißt es noch itzo ein Meſſer in einigen Provinzen. **Den Beutel einem fegen,** exenterare alicui marſupium, giebt Plautus alſo: k) Acutum cultrum habeo, ſenis qui euiſcerem marſupium. So ſagt man von einem Degen: Er ſey geſchärft; von einem Meſſer: Es ſey gewetzt. Die Römiſchen Soldaten hatten den Aberglauben, daß ſie ex acuminibus nicht die Vorbedeutung, wie die

h) Man ſagt: Vor der Schule bin ich auch geweſen. In ludo fui. Qua poena nullam grauiorem ſcelera noverunt cuius ad comparationem ergaſtulum leue eſt. Quintil. Imgleichen einen von der Schule ſchlagen ꝛc.

i) Daher Spiegelfechten, d. i. Spielfechten. Luſoriis armis batuere dem entgegen geſetzt: Mit einem im Platze kommen. In arenam cum aduerſario deſcendere, weil ſie da mit ſcharfen Waffen im Ernſt ſtritten, welches ſie editionem munerum nannten. Sueton. Calig. 32. 54. it. Seine Künſte an den Mann bringen.

k) Epiced. a. 2. ſc. 2. pr.

Schlacht ablaufen würde, ſchloſſen und eminirten. l) War der Degen oder Spieß nicht genug geſchärft, ſo war es kein gut Zeichen, (ſiniſtrum auſpicium). Dieſe Art der Anzeigen hatte M. Marcellus zum erſten aus der Acht gelaſſen. Dieſes rückte Cicero ihm als ein großes Verſehen und Fehler vor: Ex acuminibus quidem, quod totum auſpicium militare eſt, jam M. Marcellus ille, quinquies Conſul, totum omiſit &c. Wir Deutſchen haben dieſe abergläubiſche Redensarten auch bey uns aufgenommen, daher ſprechen wir:

Ein ſcharfes Treffen, l. acre praelium.

Es gehet von beyden Seiten ſcharf her. Anceps praelium, (ex ancipiti dimicatur) was aber zweyſchneidig iſt, pflegt doppelt ſcharf zu ſeyn. Diſcrimen, d. i. da eine Partey ſowohl als die andere darunter leidet. Imgleichen ein ſcharfer Zahn. Dens acutus, Theoninus, d. i. maledicus. Ein ſcharfer Mann. Severae frontis homo. Scharfer Verſtand. Acre judicium, acutum ingenium, limatum, exaſciatum. Wie auch, er iſt gewitzt, d. i. gewetzet. Denn Witz iſt das ſelbſtändige Wort von Wetzen. Dieſem allen wird ſtumpf entgegen geſetzet. Möchte alſo das Wort **ſcharmützeln** von den alten Sachſen herrühren; die ſtatt Gewehrs lange Meſſer ſtets bey ſich führeten, wie bey uns etwa die Bajonets, und die nannten ſie Sahs, daher vielleicht auch ihr Name. Daß ſie ſich auch derer ſtatt der Degen gebrauchet, iſt aus dem heimtückiſchen Scharmützel und Meuchelmorde, ſo ſie mit den Thüringern vorgenommen, zu erſehen, daher Metzeln, u. ſ. w. m)

l) Cic. 2. de Nat. Deor. und Arnob. Lib. 2. Milites ſpem praelii ex *acuminibus* ſumunt & auſpicant.

m) Witichind. Corbeienſ. L. I. Annal.

VII.

VII.

Beantwortung einiger in den critischen Beyträgen wider den oratorischen Frost gemachten Einwürfe. *)

In dem 24ten Stücke der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, in dessen V. Artikels 668. f. S. hat es jemanden, der sich X Y Z den jüngsten nennet, beliebet, an die Herren Verfasser der gemeldeten Beyträge ein Schreiben von Königsberg den 14. April 1740. wegen des Herrn Prof. Danovius Abhandlung des oratorischen Frostes ergehen zu lassen. Es ist solches aus der maßen wohl gerathen. Der Anfang ist wenigstens ein rechtes Meisterstück einer vollkommenen Satire.

*) Diese Vertheidigung des Herrn Prof. D. in Königsberg, gegen eine Nachricht, die in diesen Beyträgen, von einer seiner Schriften, gestanden, haben wir bloß darum unsern Lesern mittheilen wollen, weil wir uns bey der ganzen Sache unparteyisch zu verhalten gesonnen sind. Ja wir wollen dadurch zeigen, daß wir einem jeden, der sich auf eine unter höflichen und wohlgesitteten Leuten übliche Art, wider eine Beschuldigung zu rechtfertigen und zu vertheidigen Lust hat, mit Einrückung seiner Verantwortungen zu willfahren geneigt sind. Wir billigen aber indessen nicht alles, was entweder für oder wider gewisse Neuerungen gesagt wird. Unsere Meynung, wo ja dieselbe von einigem Gewichte ist, muß aus unsern andern Schriften, wo wir im Zusammenhange die Lehrsätze der freyen Künste vorgetragen, erkannt werden. Man hat nur zur Absicht den in freyen Künsten so wohl, als anderwärts, so nöthigen Geist der Prüfung dadurch zu erwecken. Dieses hat man ein für allemal erinnern wollen.

Einer Satire? werden meine Herren ſagen. Allerdings, und zwar einer vollkommenen Satire, die aus mehr den 50. Reihen beſtehet. Die Leſer können leicht urtheilen, daß darinn ſehr viele Hauptfehler entdecket und durchgezogen ſeyn. Dieſes erweiſet aber auch die Stachelſchrift ſelbſt. Damit ich nur das allerwichtigſte daraus anführe, ſo meynet der Herr XYZ, **er habe eine Sache von Erheblichkeit zu berichten gehabt, die die Verfaſſer der crit. Beyträge vielleicht an ihrem Orte nicht erfahren würden.** Und weil ſelbige in **gewiſſen wöchentlichen Anzeigen befindlich: ſo melde er, daß dergleichen in Königsberg heraus kommen.** Dieß iſt die erſte Probe ſeines weit ausſehenden Verſtandes: gerade als ob die Herren Verfaſſer der Beytr. ſo einfältig und unerfahren wären, daß ſie nun erſt durch ihn müßten belehret werden, was in der gelehrten Welt und in einem Theile derſelben zu Königsberg vorgehe; da ihnen ſolches durch die Hamburg. gelehrten Berichte ſchon längſtens bekannt gemacht worden, und noch immer bekannt gemachet wird; zugeſchweigen, daß die obige Redensart, **einem eine Sache von Erheblichkeit berichten, die man vielleicht nicht an ſeinem Orte erfahren würde,** den Herren Verf. der Beyträge nicht eben zu vieler Ehre gereicht, wenn die Sache noch dazu eine ſolche iſt, daran ihnen nothwendig gelegen ſeyn muß; weil ſie gerade in ihr Geſchäffte läuft, und von welcher ihnen durch angezeigte Berichte zu ſeiner Zeit ſchon wäre Nachricht gegeben worden, ſie auch ſelbige, wenn ſie es verlanget, zur Stelle, oder von daher hätten erhalten können. Allein Herr XYZ hat ihnen dieſe Mühe benommen, und

ſein

ſein Urtheil darüber mit ſolcher Eilfertigkeit zugeſandt, daß er die ordentliche Zeit nicht hat abwarten können; dahero ſoll die obige Redensart, **die ſie vielleicht an ihrem Orte nicht erfahren würden**, ſo viel heißen, als: **die ſie an ihrem Orte vielleicht nicht ſo geſchwinde erfahren würden.** Ob dieſes aber einerley geſaget ſey, mögen andere urtheilen. Der **Herr Autor**, damit ich mich ſeiner Rechtſchreibung bediene, und ſeine Sprache rede, ſchreibt etwas höniſch: **Dem außerordentlichen Lehrer der Beredſamkeit Herrn Prof. D = = der ihnen doch wohl bekannt ſeyn muß, hat es beliebet u. ſ. f.** welches eine neue Probe einer außerordentlichen Verſtandesſtärke iſt. Es beliebet ihm zu meynen, **daß der damalige Froſt, ohnerachtet er ſonſt großen Schaden verurſachet, dennoch auch einigen Nutzen mit ſich gebracht, indem er die Feder des Herrn Prof. zu einer Ausführung gelenket, die ſonſt allem Anſehen nach, der gelehrten Welt unentdeckt geblieben ſeyn würde.** Weil dieſes auch von einem ſolchen geſaget werden kann, dem der natürliche Froſt zu vielen guten Unterſuchungen und Entdeckungen in der Natur und ihren Wirkungen Gelegenheit gegeben; von welchem man ebenfalls ſpöttiſcher Weiſe anführen könnte, daß ſie ſonſt allem Anſehen nach wären unentdeckt geblieben: ſo ſiehet ein jeder, daß gedachte Anzüglichkeiten mehr Witz als Vernunft oder Einſicht in den Zuſammenhang anderer Dinge und eine bloß ſinnſpielende, aber nicht warhaftige Klugheit an den Tag legen. **Er rühmet, daß Herr Prof. D = = ſeine Schrift im Winter und nicht in den Hundstagen herausgegeben, und weil**

dieſer ſich wohl in die Zeit zu ſchicken wüßte, ſo hoffte er, künftige Hundstage etwas vom oratoriſchen Feuer zu leſen. Antwort: wird den juſt künftige Hundstage an Hrn. Prof. D- die Reihe wieder kommen, etwas in die wöchentlichen Anzeigen rücken zu laſſen? Und geſetzt, er ſchriebe etwas vom oratoriſchen Feuer, ohne ſolches in die wöchentlichen Nachrichten ſetzen zu laſſen, was würde er denn übels thun? Ich glaube aber, Herr XYZ, dürfte in den Hundstagen von der natürlichen Hitze dermaßen in Unordnung geſetzet werden, daß er alsdann gar vergäße, daß es in der Redekunſt auch ein Feuer gäbe, vielweniger im Stande ſeyn möchte, einer Ausführung vom oratoriſchen Feuer gehörig nachzudenken; dahero es weit rathſamer iſt, ihm zu einer ſolchen gefährlichen Zeit mehr eine gewöhnliche Muße, als viel tiefes Nachdenken, Mühe, und wohl gar eine Gemüthskrankheit zu veranlaſſen; da er nun ſchon nach ſeinem ſelbſteigenen Geſtändniß, vermuthlich aus Mangel beſſerer Arbeit, ſo gar auf den Jugendfehler verfallen will, aus chronologiſchen, algebraiſchen, metaphyſiſchen und andern Gründen unwiderſprechlich darzuthun, daß ein Reiſenrock keine Schlafmütze ſey: woraus man leicht ſchließen kann, in welche Thorheiten er auf die Hundstage ohnfehlbar verfallen dürfte. Ich bekümmere mich aber nicht um ſeine künftige Arbeit, ich unterſuche vielmehr ſeine gegenwärtige. Er ſpricht: Daß er an dem Titel ſchon ein Meiſterſtück aus der werthen Pegnitzgeſellſchaft, oder aus der Schule Philipp Zeſens geſehen. Er ſagt: Dieſes beſtünde nicht in alten Ausdrücken, ſondern in einer alten Rechtſchreibung, z. E. daß Herr Prof. D-

nicht

nicht beſitzen, ſondern beſitzzen, ſo wie ehemals die Jeſſianer, geſchrieben. Er will, man hätte ſchreiben ſollen, **beſitzen.** Urſache: weil das z ſo viel hieſſe als tſ. Nun würde man ja nicht ſchreiben beſitſ-tſen, ſondern beſit-tſen. Dieſes iſt recht was ſchönes und ſcharfſinniges. Nach dieſer Regel ſchreibt denn auch Herr XYZ letzten, Nutzen, Pegnitz, Satz, Lehrſatz u. ſ. f. welches eben ſo vernünftig buchſtabiret iſt, als lettſten, Nuttſen, Pegnittſ, Sattſ, Lehrſatts, da doch alle kluge ſprechen, letsten, Nutſen, Pegnits, Sats, Lehrſats, folglich müßte man nach dieſer Regel **nicht beſit-tſen, ſondern beſit-ſen** ſchreiben, welches ſchon zureichend iſt. Allein alsdann könnte man kein z gebrauchen und **beſizen** ſchreiben. Denn wenn dieſes Wort getrennet wird, **beſi-zen**, wirds übel ausgeſprochen. Dieſes zu hindern, muß entweder noch ein z zur vorgehenden Silbe geſezzet, oder es muß ganz anders, nämlich alſo **beſit-ſen** geſchrieben werden. Nach dieſem müßte man auch ſchreiben **ſetſen, verletſen, ſchwitſen, kratſen** u. d. gl. weil ein z zu wenig, ein tz aber und zz zu viel iſt. Gegen das vorige wird man einwenden, man ſchreibe deßwegen zum exempel Satz oder Satts u. ſ. f. weil es im Zeugungsfalle hat Sat-tſes: allein das Wort letzterer, oder lettsterer u. a. haben die auch einen ſolchen Genitivum, oder iſt der junge Hr. XYZ nicht allezeit ſich ſeiner allenthalben recht bewußt? Die Wörter **Perſchon, Schtein, ſchteben** anlangend, dienet zur Antwort: daß wenn ſelbige allenthalben alſo ausgeſprochen werden, man ſie auch allenthalben alſo ſchreiben müſſe; welches zum Theil wegen des Worts Perſchon Hr. Proſ. D. längſtens geantwortet. Siehe ſeine Antwort auf die Einwürfe wider die Rechtſchreibung.

Herr

Herr XYZ kömmt auf die Ausführung selbſt. Zuvor führet er aus der Vorrede des Hrn. Prof. D. einen Einwurf an, den ſich derſelbe gemacht. Es iſt ein ſolcher, den der Hr. Prof. von leichtfertigen Gemüthern beſorget hat, wie ſolches in der Beantwortung auf die Hamburg. Einwürfe, woſelbſt man ſich auch über dem gedachten Einwurfe aufgehalten, weiter ausgeführet worden. Es iſt Schade, daß Hrn. Prof. D. nicht auch das Scribententhermometer beygefallen, und er daher einige Einwürfe genommen: ſo hätte man den jungen XYZ gleichfalls in die Claſſe der leichtfertigen Vögel, oder wohl gar in die Claſſe der Kinder ſetzen können, die gerne ſpielen, und am allerliebſten mit ſolchen Dingen ſpielen, die ein Röhrchen haben, womit ſie ſehr verſchiedene ihren Fähigkeiten gemäße Uebungen anſtellen. Das Thermometer, womit der junge XYZ in ſeinen Gedanken geſpielet, iſt bald in die Kugel geſunken, bald etwas geſtiegen, bald dem Springen nahe geweſen; welches erſtere dieſen jungen Menſchen ſehr vergnüget, das letzte aber misvergnüget haben muß: weßwegen ihm die Erklärung des froſtigen dermaßen misfallen, daß er ſie ſo gar zerſtümmelt anführt.

Er kömmt endlich an die Anmerkungen des Herrn Prof. D. Unter dieſen iſt Hr. XYZ mit derjenigen nicht zufrieden, da aus Heinekens Urtheil über Herrn Prof. Gotſcheds Eintheilungen der Gedanken angeführet worden: was vor ein Miſchmaſch? Mich dünkt aber, Hr. Prof. D. habe dieſes darum hingeſetzet, damit er zeigete, daß was Heineke über andere urtheilet, ſelbiges von ſeiner eigenen Eintheilung müßte geſaget werden: welches Hr. Prof. D. zwar nicht ausdrücklicher

licher hat ſagen wollen, von Verſtändigen aber leicht eingeſehen werden kann; indem Herr Heineke noch gar nicht die Sache getroffen, welches ihm dorten wohl zu verſtehen gegeben wird, auch von Hrn. XYZ gar bald hätte verſtanden werden können, wenn dieſer junge Menſch im Durchleſen ſich nur nicht übereilet und gar zu frühe den Hrn. Heineke für einen Held des Hrn. Prof. D- angeſehen hätte. Bey dem 21. §. gefällt ihm nicht die von Hrn. Heineke beygebrachte und von Hrn. Prof. D- gleichfalls als eine erhabene Redensart angeführte folgende Strophe, wenn der berühmte **Broks** von dem allerhöchſten Weſen ſaget:

Zirkel den kein Menſch mit Werten
Und kein Geiſt durch denken mißt:
Deſſen Mittel aller Orten
Deſſen Umkreis nirgends iſt.

Er ſpricht: **Herr Heineke iſt ſo glücklich, daß er hiebey tauſend Ueberlegungen haben kann; ich bekenne aber, daß ich zur Zeit mit einer Vorſtellung eines Zirkels ohne Peripherie, der noch darzu ſeinen Mittelpunkt überall hat, ſo wenig als mit der Vorſtellung eines ſo gar ungeheuren Bergeo, deſſen Spitze allenthalben deſſen Boden nirgend iſt, zurechte kommen kann.** Meine Leſer ſehen, wie unvergleichlich allhier ein Zirkel mit einem Berge von und in der ſinnreichen Einbildungskraft des jungen XYZ zuſammen geſetzt wird. Auf dieſe Vergleichung dürfte wohl ſchwerlich jemand, ſo lange die Welt ſtehet, außer dieſem jungen Menſchen gekommen ſeyn, und hat er hierinn

recht

recht was neues entdecket, weswegen ihm Leute von gleicher Einbildung und Beurtheilungskraft überaus danken werden, daß er mit seinem ungeheuren Berge, dessen Spitze allenthalben, der Boden aber nirgends ist, nicht zurechte kommen kann, selbigen auf Gott zu deuten, darüber werden sich wohl nicht viele wundern. Was das Gleichniß vom Zirkel betrift, so muß selbiges so wie alle Gleichnisse nicht über Gebühr ausgedehnet werden. Der Urheber desselben, der berühmte **Broks** kann der Mühe sich selber zu vertheidigen, überhoben seyn; denn weil es vernünftiger ist, wohlverdienter Männer Ehre zu retten, als selbige ihnen zu rauben, so vertheidige ich ihn also: **Broks** stund ohnfehlbar in den Gedanken, daß weil noch niemand die Verhältniß des Durchmessers zu dem Umkreise in einem Zirkel, folglich auch den ganzen Zirkel und seinen Umkreis noch nicht ganz genau ausgemessen hat: eben so, und weit weniger sey jemand im Stande, Gott und dessen unumschränkte Majestät weder in Gedanken gleichsam abzumessen, noch mit Worten ganz genau auszudrücken, das heißt:

Zirkel, den kein Mensch mit Worten
Und kein Geist durch Denken mißt;

Und obgleich Gott, weil er keine körperliche Größe hat, eben dahero und wegen seines einfachen Wesens, so klein scheinen möchte, als ein mathematischer Mittelpunkt: so hätte doch dieses **einfache Wesen** eine solche unendliche Tugendgröße und Kraft, daß es allenthalben ungetheilet, unzertrennt und ganz zugegen ist, allenthalben

halben wirket, und doch durch nichts eingeſchloſſen werden kann, das hat der Poet alſo ausgedruckt:

Deſſen Mittel aller Orten,
Deſſen Umkreis nirgend iſt.

Herr XYZ. meynt, man hätte ja auch das letzte umkehren und ſagen können: **Deſſen Umkreis aller Orten, deſſen Mittel nirgends iſt.** Allein er beſinnet ſich, daß dieſes widerſprechend ſey, weil es den Begriff eines unendlichen oder uneingeſchränkten Weſens umſtößet, welches keinen Umkreis, vielweniger an allen Orten, haben kann. Ich gebe ihm recht; wo er aber behauptet, daß jenes eben ſo widerſprechend ſey als dieſes: ſo hat er offenbar unrecht.

Hiemit endigt ſich die Critik deſſelben, und fähret er bloß fort, eines und das andere noch anzuführen, was Herr Prof. D - abgehandelt hat. Vieles hat er weggelaſſen, woran den Leſern nicht weniger wäre gelegen geweſen: Doch ich erinnere mich, daß er kurz zu ſeyn ſich vorgeſetzet hat. Wer die ganze Schrift ſelber in Händen hat, wird weit beſſer die Folge der Gedanken des Herrn Prof. D. auf einander und ihre Unterabtheilungen erſehen, als der ſich bloß auf die Erzählung eines ſolchen verlaſſen muß, der etwas in die critiſchen Beyträge einſendet; woſelbſt man wider ſeinen Zweck handeln würde, wenn man den Leſern lauter Lobeserhebungen vor Augen legen wollte. Was der junge Herr XYZ in ſeinem beygefügten Nachſchreiben angebracht, wird deswegen keiner Antwort gewürdiget, weil man ſich von ihm nicht endlich gar beſudeln laſſen will: welches er itzt um ſo viel eher zu thun bereit ſeyn würde,

da er ſich ſchon ſo unhöflich gegen den Herrn Prof. D. der es nicht verdienet, aufgeführet und bey dieſer wunderlichen Aufführung doch noch eine Klugheit bewieſen, indem er ſeinen bisher geführten Namen daſelbſt verwerfen und lieber einen andern, der ſeine Qualitäten beſſer ausdruckt, angenommen hat.

Das vorhergehende wird weit beſſer eingeſehen und beurtheilt werden können, wenn ich den Liebhabern der oratoriſchen Gedanken folgende abgetheilte Unterſchiede derſelben zu erwägen gebe; mit Bitte, daß wo jemand entweder hierunter eine beſſere Abtheilung machen, oder die Folge ſeiner eigenen Gedanken begreiflicher vorſtellen kann, er ſolches denen, die an der Verbeſſerung der Redekunſt arbeiten, mittheilen wolle.

Die Gedanken theile ich

1) In Vorſtellungs- 2) Urtheilungs- 3) Schlußgedanken.

Dieſe theile ich herunter

A) in natürliche oder eigentliche

(welche darum alſo heißen, weil ſie aus dem Weſen und den Kräften der Dinge erkannt und erkläret werden können)

Alle natürliche oder eigentliche Gedanken

theile ich

a) in natürlich niederträchtige

b) natürlich niedrige

c) natürlich ſcharf und tiefſinnige oder natürlich erhabene Gedanken.

Alle

Alle dieſe Arten müſſen ſeyn
entweder

1) natürlich vollkommene und natürlich wahre	1) natürlich unvollkommene und natürlich falſche
2) = gute	2) = böſe
3) = ſchöne	3) = ſchlechte
4) = lebhafte	4) = nicht lebhafte
5) = vernünftige	5) = unvernünftige
6) = gründliche oder gelehrte (die niederträchtigen ausgenommen)	6) = nicht gründliche oder ungelehrte
7) = wohl zuſamen hangende	7) = übel zuſammen hangende
8) = klare	8) = dunkele
9) = deutliche	9) = undeutliche
10) = nicht zu lange	10) = allzulange
11) = nicht zu kurze.	11) = allzukurze.
Alle dieſe zuſammen genommen, machen das ſo genannte Feuer der Philoſophen aus, (die niederträchtigen Gedanken ausgenommen.)	Alle dieſe zuſammen genommen, machen den ſogenannten Froſt aus, derer, die Philoſophen ſeyn wollen, aber nicht ſind.

Dieſe Art der froſtigen Gedanken iſt überdem
entweder

1) offenbar unvernünftig und abgeſchmackt, z. E. paralogiſtiſche Gedanken.	2) auf eine verſtellte Art unvernünftig und betrüglich z. E. ſophiſtiſche Gedanken, welchen beygezählet werden können alle übrige unvernünftige, anzügliche, zweydeutige, ſatiriſche und dergleichen Gedanken.

B) in unnatürliche, uneigentliche, verblümte oder welches gleich viel iſt, in gekünſtelte, welche aus der Natur der Dinge nicht erkläret werden können.

Dieſe werden getheilet

a) in gekünſtelt niederträchtige, oder niederträchtig ſinnreiche.
b) gekünſteltniedrige, oder niedrigſinnreiche.
d) gekünſelterhabene, oder hohe ſinnreiche Gedanken.

Alle drey Arten ſind entweder

1) gekünſtelt vollkommene oder und wahre	1) gekünſtelt unvollkommene und falſche
2) = gute	2) = böſe
3) = ſchöne	3) = ſchlechte
4) = lebhafte	4) = nicht lebhafte
5) = vernünftige	5) = unvernünftige
6) = gründliche oder gelehrte (die niederträchtigen ausgenommen)	6) = nicht gründliche oder ungelehrte
7) = wohlzuſammenhangende	7) = übel zuſammenhangende
8) = klare	8) = dunkele
9) = deutliche	9) = undeutliche
10) = nicht zu lange	10) = allzulange
11) = nicht zu kurze	11) = allzukurze
Dieſe zuſammen (auſſer dem niederträchtigen) machen das Feur der Redner aus.	Dieſe zuſammen genommen machen zwar ſchon das froſtige in der Rede aus, aber dennoch kann um mehrerer Klarheit willen

Das gekünſtelt unvollkommene und ſchlechte noch ferner getheilet werden

1) in affectirte oder gezwungene.	2) in nicht affectirte und ungezwungene, aber doch fehlerhafte Gedanken.

Beyde

Beyde ſind entweder

a) offenbar ungereimt und abgeſchmackt — oder b) froſtig, d. i. ſinnreich ſcheinend, und doch in der That ſinnlos.

Das Froſtige wird getheilet

α) ins gelehrte froſtige — β) in das ungelehrte und bäuriſch froſtige

Dieſes theile ich in 1) das ſchwülſtige, 2) raſende, 3) kindiſche, 4) ſchülerhafte 5) zur Unzeit ſcharfſinnig-ſinnreiche, u. d. gl.

Dieſes theile ich in 1) das trockene oder nüchterne, 2) bäuriſch oder unflätig-ſinnreiche, 3) groblächerliche 4 zur Unzeit niedrig und niederträchtig ſinnreiche u. d. gl.

P. D.

VIII.

Des Herrn Johann Valentin Pietſchen weil. Königl. Preuß. Hofraths und Leibmedici, wie auch Prof. ord. der Akad. zu Königsberg gebundne Schriften, in einer vermehrten Sammlung ans Licht geſtellet von Joh. George Bock, der Akad. zu Königsb. Prof. ord. wie auch Mitgliede der Königl. Preuß. Societ. der Wiſſenſchaften. Königsb. bey Eckardten 1740. in gr. 8. 1 Alph. und 6 B.

Unter allen Dichtern, die dieſes Jahrhundert Deutſchland hervorgebracht, hat Hofrath Pietſch faſt mit einhälligen Stimmen den oberſten Platz verdienet. So bald ſeine erſten Proben in ſeinem Vaterlande Preußen ans Licht traten, welches 1709. bey

der Ankunft des damals regierenden Königs, Friederichs des I., nach Königsberg, geſchah: ſo bald ſahen alle Kenner einer männlichen und erhabenen Poeſie, daß ihnen in dieſer Art der freyen Künſte ein Geiſt von der erſten Größe erſchienen wäre; ohnerachtet dieſer junge Dichter, unſerm Ueberſchlage nach, noch nicht zwanzig Jahre alt ſeyn konnte. Damit nicht etwa ein argwöhniſcher Leſer denken möge, dieſes wäre zuviel geſagt, ſo wollen wir dieſe erſte Probe unſers preußiſchen Lucans, hier in etwas bekannt machen, damit ein jeder aus der erſten Blüte eines jungen Lehrlinges der Muſen, einen Schluß auf ſeine künftigen Früchte machen könne. So hebt das erwähnte Gedichte an:

Verzeihe großer Held! daß mein entſchlafner Geiſt
Durch deinen Stral gerührt, ſich aus den Schranken reißt,
Und da ihm die Natur nur Taubenkraft gegeben,
Sich dennoch Adlern gleich will in die Wolken heben.
Verzeihe großer Held, wenn mich der Himmel zwingt,
Und ein geheimes Feur durch meine Adern dringt,
Das, als Du ferne warſt, die Funken ſchon gereget,
Itzt aber, theurer Held, in volle Flammen ſchläget;
Da deine Gegenwart mich mehr und mehr erhitzt,
Und deiner Krone Glanz mir in die Augen blitzt.
Will die Vernunft gleich oft den Vorſatz hintertreiben;
So ſpricht die Liebe doch, du ſollſt nur dieſes ſchreiben:
O großer Friederich!
Die Ohnmacht aber ruft, ach allzugroß für mich.
Ein kleiner Dichter fällt auf deine große Thaten,
Dir Held, kann ehr ein Sieg, als mir ein Vers gerathen.

Nach

Nach einigen Vergleichungen des weisen Friederichs, mit einigen berühmten Regenten des Alterthums, will der Poet seinen Helden durch den Gegensatz eines Tyrannen erheben: wie Maler das Licht, durch den Schatten zu erhöhen pflegen. Es heißt:

O schmeichlender Lucan, was hat dich doch bewogen,
Daß du den Nero rühmst, der Erden vorgelogen;
Der doch mit reinem Blut den Tyberstrom befleckt,
Zum rothen Meere macht, das Feld mit Mord bedeckt,
Rom in ein Troja kehrt; selbst aber bebt und zaget,
So bald ein leichter Sturm sich auf sein Glücke waget.
Was hilft es, daß dein Buch von seinem Schimmer spricht,
Wenn ein verhaßter Rauch aus seinen Thaten bricht,
Der seinen Purpur schwärzt? Nein, unsers Helden Sachen,
Die können sich allein durch sich unsterblich machen.
Achillens Ehre stieg zwar aus Homerus Kunst;
Aeneas ganzen Ruhm, gebahr ihm Marons Gunst:
Doch kann gleich Friedrichs Glanz der Dichter Haupt bestreuen,
So darf er ihn doch nicht aus ihren Schriften leihen.

Bald darauf giebt er eine Beschreibung eines guten Regenten, die voller Einsicht und Stärke ist.

Dann sitzt ein Fürst mit Recht auf seinem Ehrenwagen,
Wenn er sich selber erst, hernach den Feind geschlagen:
Den sieht ein Kluger erst für einen König an,
Der bey sich selber fällt, wenn er sich heben kann.
Der nur an Tugenden ein König ist zu nennen,
Der, ob er schon kein Haupt, darf über sich erkennen.

Kein *) Urtheil ſetzt und hebt, Geſetze giebt und bricht;
Sich als ein Unterthan, nach den Geſetzen richt;
Der ſich auf keine Macht, als auf den Himmel gründet,
Pracht, Muth, und Gottesfurcht, vor ſeinem Thron verbindet.
So biſt du Friederich, du Luſt der ganzen Welt,
Dem man aus Liebe mehr, als Furcht zu Füßen fällt.

Ich muß noch eine Stelle dieſes jungen Dichters anführen, darinnen er eine Beſchreibung der glücklichen Feldzüge in den Niederlanden macht, allwo die preußiſchen Völker nebſt den übrigen Bundesgenoſſen, den Franzoſen ſo manchen feſten Ort entriſſen.

Das Land, ſo Krieg und Glut ſchon dreymal aufgeblaſen,
Sieht nun den ſtrengen Brand in eignen Gliedern raſen,
Das feſte Ryſſel iſt von Gallien getrennt;
Dem Dornick, das man ſonſt der Feinde Dorn genennt,
Hat Friedrichs Siegesſchwerdt den Stachel ſtumpf geſchnitten:
So viel hat Frankreichs Macht in kurzer Zeit gelitten.
Das dreymal dritte Jahr, das uns vollkommen macht,
Deckt Ludwigs halbes Licht mit einer langen Nacht.
Wir ſehen allbereits die ſtolzen Thürme liegen,
Die Mauern umgewühlt, und Preußens Adler fliegen;
Den Adler Brandenburgs, dem Buda offen ſtand,
Der Bonn und Kaiſerswerth nicht lang verſchloſſen fand;
Der, wo er ſich nur erſt auf hohen Fahnen zeiget,
Alsbald durch ſeinen Glanz den Muth der Feinde beuget;
Durch

*) Der Zuſammenhang der Gedanken fordert hier Kein; daher ich es für einen Druckfehler halte, wenn p. 264. dieſer Ausgabe, Ein ſteht.

Durch seinen Wunderglanz, der gleich den Blitzen brennt,
Den schon das ganze Rund, der weiten Erde kennt.

Dieses wenige mag genug seyn, den ersten Ausbruch eines heranwachsenden Geistes einiger maßen kennen zu lernen, der zu solchen heroischen Gedichten gleichsam gebohren gewesen. Indessen kann ich bey dieser Probe nicht unangemerket lassen, daß man in dem ganzen Gedichte nicht nur einen feurigen Witz, sondern auch viel Urtheilskraft, und keine geringe Belesenheit in den Geschichten und Poeten der Alten wahrnimmt. Man bemerket ferner eine große Stärke in der deutschen Sprache, die gleichwohl mit einer ungezwungenen Wortfügung verbunden; und einen großen Nachdruck in Gedanken und Worten, mit dem aber ein leichtfliessendes Sylbenmaaß vereinbaret ist. Ueberhaupt aber kann ein Kenner auch gewahr werden, daß Simon Dach, und Benjamin Neukirch diejenigen Poeten gewesen, die Herr Pietsch am meisten gelesen, und nachgeahmet. Den ersten hatte ihm seine eigene Vaterstadt vor Augen gestellet; als einen von den ersten Fortpflanzern des opitzischen Geschmackes, der dem großen Friedrich Wilhelm im vorigen Jahrhunderte zum Herolde gedienet, und den königsbergischen Musen mit Grunde der Wahrheit vorgesungen hatte:

Phöbus ist bey mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir.

Den andern hatte er in Berlin kennen lernen, und seine Gedichte, zumal die er bey reifern Jahren am königlichen preußischen Hofe gemacht hatte, hatten ihm so sehr gefallen, daß er viele davon auswendig her-

zuſagen wußte: Wie ich mich denn gar wohl beſinne, daß er mir ſeine poetiſche Palinodie, darinn er dem lohenſteiniſchen und hoffmannswaldauiſchen Geſchmacke Abſchied gegeben, mehr als einmal aus dem Kopfe vorgeſaget:

Ihr Muſen helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen ꝛc.

Hiermit will ich aber nicht ſagen, als ob er nicht auch des Herrn von Canitz, und Beſſers Gedichte geleſen und ſich bekannt gemacht hätte. Nein, dieſe groſſe Zierden des preußiſchen Hofes zu Friedrichs des I. Zeiten, wo damals der eigentliche Parnaß der deutſchen Muſen war, hatten ihm nicht unbekannt bleiben können. Canitzens Gedichte von der Poeſie, konnte Herr Pietſch gleichfalls auswendig, und das reine fließende Weſen der beſſeriſchen Gedichte hatte ſeinen Geſchmack mit auf die ungezwungene Schreibart und Wortfügung geleitet. Allein wie der erſte in der ſatiriſchen Schreibart am ſtärkſten geweſen, dazu Herr Pietſch keine ſonderliche Neigung gehabt; alſo kam ihm die beſſeriſche allemal ein wenig zu kalt und matt vor, als daß er ſie hätte nachahmen mögen.

Doch ich halte mich zu lange bey ſeiner Jugend auf, und vergeſſe ſeine männliche Stärke in der Dichtkunſt, beynahe darüber. Dieſe nun erſchien in ganz Deutſchland durch den bekannten Heldengeſang auf des Prinzen Eugens ſiegreichen erſten Feldzug in Ungarn 1716. Sie hebt an:

O feuriger Eugen, wirkt dein entbrannter Muth
Auch in dieß kalte Land? Ja, ja, die hohe Glut,
Die deinen Feind verzehrt, hat mich auch überwunden:
Mein Geiſt wird Banden los, da du den Feind gebunden;

Die

Der mich, ſo ſchwach er ſonſt die ſchweren Flügel regt,
Doch itzt vom Helikon, auf Wall und Schanzen trägt,
Durch Dampf und Leichen führt, und mich dahin geriſſen,
Wo unter Türkenblut mir meine Reime fließen.

Sie beſteht aus vier und dreyßig achtzeiligen Strophen in heroiſchen Verſen. Es iſt bekannt, wie dieſes Gedichte in ganz Deutſchland mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden. Man hat es theils einzeln an vielen Orten nachgedruckt, theils in ſo viele neuere Sammlungen von allerley Gedichten eingerücket; daß wohl nicht leicht ein Liebhaber von der Poeſie ſeyn kann, dem dieſes Gedichte unbekannt ſeyn ſollte. Durch eben dieſes Gedichte erhielt der ſelige Pietſch das ordentliche Lehramt der Dichtkunſt zu Königsberg, welches um dieſelbe Zeit erlediget worden war: eine würdige Belohnung für einen Dichter, der nicht nur unter allen, die ſich um ſolches Amt bewarben, gewiß der ſtärkſte war, ſondern auch ſonſt keinem Deutſchen den Vorzug einräumen dorfte.

Das nächſte große Werk, ſo er unternahm, war das viel ausführlichere heroiſche Gedichte auf die Siege Carls des VI. in Ungarn, daran der Verfaſſer viele Jahre gearbeitet, welches er aber, aus allerley Urſachen bey ſeinem Leben nicht ganz ans Licht geſtellet hat. Der Anfang davon war auf etlichen Bogen gleich nach geſchloſſenem Frieden in Ungarn zu Königsberg gedrucket worden. Dieſer enthielt nicht vielmehr, als das I. Stücke, welches auch im Jahre 1724. in die leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen geſetzet, und das Jahr darauf, in die hier ans Licht getretene Samm-

lung seiner Gedichte gerücket wurde. Allein den völligen Rest davon, hat uns der Herr Prof. Beck zu allererst in dieser neuen Sammlung der pietschischen Schriften geliefert, nachdem ihm die hinterbliebene Frau Witwe des Herrn Hofraths dessen eigenhändige Papiere ausgeantwortet; aus welchen er uns selbiges, so gut als es sich thun lassen, zusammen gebracht, und in den Stand gesetzet, darinn wir es nunmehro lesen können. Dieser geschickte Mann ist also gleichsam der Aristarch gewesen, der uns die Ilias dieses preußischen Homers in Ordnung gebracht, ergänzet, verbessert, und in die Welt geschicket. Will der geneigte Leser wissen, was selbiger in diesem Falle von seiner angewandten Mühe sagt; so will ich ihm seine eigene Worte hersetzen, damit ich nicht etwa mit gar zu niedrigen Ausdrückungen die Größe seiner angewandten Mühe verächtlich zu machen scheinen möge. Er schreibt so:

„Endlich führte die Zeit sie wieder an das Licht; „und kaum ward ich einiger ansichtig, so reizte mich „schon meine Sehnsucht auf das Gedichte zu gerathen, „worinn der Verfasser, den erfochtenen Sieg Carls „des VI. abgebildet. Ich war der Hoffnung, alles in „vollständiger Art anzutreffen, indem ich aber hier „viele Stellen vergebens suchte, die ich aus dem Munde „des Seligen ehemals vernommen zu haben mich entsinnen konnte: so begegnete mir das Schicksal, so „bisweilen den Bergleuten wiederfährt, welche bey „Nachgrabung einer milden Metallader, dieselbe wieder aus den bekümmerten Augen verlieren. Unter „fortgesetzter Durchblätterung der übrigen Schriften, „geriethen mir einige zusammengeheftete Bogen in die „Hand, worein der Verfasser einige vermischte Ge-

„dan-

„danken eingetragen, welche theils zur Erweiterung „dieſes Gedichtes, theils ſolches an manchen Orten zu „verbeſſern entworfen waren. Hier lagen die Strophen „wie die Türkenköpfe auf der Wahlſtäte zerſtreuet: „die beygefügten Merkmaale, und bezieferten Stellen, „konnten nur ihrem Urheber zur Richtſchnur dienlich „ſeyn, einem Fremden aber nicht anders, als ſo viele „Irrlichter vorkommen. Durch die halbverlöſchten „Zeilen, und den oftmaligen Durchſtrich, war ein „großes Theil, wie die Leichen der Aegyptier durch viele „Hüllen, unkenntlich geworden. Außerdem hatten ſich „Staub und Näſſe einiger Plätze dermaßen bemeiſtert, „daß die Ergänzung eines dem Verfalle ſo nahen „Werkes überaus ſchwer ſchiene. Nach dem Verfluße „einiger Wochen wurden mir einige halb zerſtückte „Blätter gebracht, die man aus den bereits verworfe„nen Papieren hervorgezogen; und als ich in dieſen „Ruinen unverhoffte Vorſtellungen entſchattet antraf, „nach welchen ich bisher mich vergebens umgeſehen „hatte; ſo vergrößerte dieſer Zufall in mir den Muth, „und ich beſtrebte mich von Stund an, jeder Betrach„tung ihren gehörigen Ort zu ordnen, die Zeit der Ge„ſchichte zu beobachten, die zweifelhaften Stellen ſorg„fältig zu entwickeln, hin und wieder auf einen ge„ſchickten Einſatz zu denken, die zerſtümmelte Zeilen zu „verbinden, den Gedanken ſo viel möglich mit unver„änderten Worten zu folgen, und hierdurch ward end„lich das Gedichte in die Abfaſſung verſetzet, worinn „es ſich nunmehro dem Anblicke des Leſers darſtellet.

Man hat Urſache dem Herrn Profeſſor Bock für dieſe ausführliche Beſchreibung ſeiner angewandten Mühe, bey der Zuſammenſetzung dieſes Gedichtes, den

ver-

verbindlichsten Dank abzustatten: Denn wie ich nicht glaube, daß er von seiner Arbeit zu viel gesaget habe; also wird dieses sein eigenes Zeugniß, dem sel. Pietsch allemal zur Vertheidigung dienen, wenn eigensinnige Kunstrichter, oder verhaßte Tadler demselben diese oder jene Stelle werden zur Last legen wollen. Wer weis, werden die Liebhaber der Pietschischen Gedichte sagen können, ob der Herr Herausgeber sich, unter so vielen Irrlichtern der hinterlassenen Papiere, auch allemal auf dem rechten Wege erhalten können? Wer weis ob er alle Türkenköpfe wieder auf ihren rechten Rumpf seßen; oder die ägyptischen Leichname unter ihren so vielfältigen Hüllen recht erkennen können? Wer weis ferner, ob die auf halbzerstückten Blättern entschattet gefundenen Vorstellungen allemal die rechten gewesen, nach denen er sich vorher vergebens umgesehen? Und wer will uns endlich die Gewähr leisten, daß diese oder jene Stelle, die ein verwegener Criticus etwa in Anspruch nehmen könnte, nicht irgend einer von **den geschickten Einsätzen** ist, den man dem Herrn Herausgeber, und nicht dem Poeten schuldig ist? Da sieht man, was die Offenherzigkeit des Herrn Professors dem Dichter für besondre Vortheile verspricht; und wie eine bescheidene Verschwiegenheit von seiner vielen Arbeit, demselben nur zum Schaden gereichet haben würde. Kurz wir wissen nunmehro, daß wir dieses Gedichte, auf den Sieg Carls des VI. nicht so bekommen haben, wie es der Urheber selbst einrichten und uns ausfertigen wollen: sondern so, wie der Herr Herausgeber jede Betrachtung an ihren Ort zu ordnen, die Zeit der Geschichte zu beobachten, die zweifelhaften Stellen sorgsam zu entwickeln, zerstümmelte Zeilen zu verbinden, ꝛc. für gut und rathsam gehalten.

Doch

Doch weit gefehlt, daß uns dieſes Gedichte durch und durch verdächtig geworden ſeyn ſollte; ſo erkennen wir vielmehr in den meiſten Stücken den großen Geiſt ſeines Urhebers: und man iſt dem Herrn Profeſſor vielen Dank ſchuldig, daß er uns auch die Glieder eines zerriſſenen Poeten

Diſiecti membra Poetae,

wie Horaz redet, ſammlen, und mittheilen wollen. Von einer zerbrochenen Bildſeule des Phidias ſind auch die Stücke noch ſchön geweſen; und von der pietſchiſchen Leyer klingen auch die Splitter und Wirbel, wenn es erlaubt iſt in der Schreibart des Herrn Vorredners zu reden, noch angenehm. Sollte man ja etwas wünſchen, ſo würde es dieſes ſeyn, daß uns der Herr Herausgeber, die von ihm eingeſchobenen halben und ganzen Zeilen, ſowohl als die gröſſern **Einſätze**, mit andern Buchſtaben hätte drucken laſſen. Denn ſo wie wir dadurch von ſeiner Geſchicklichkeit im Verbinden überzeugt worden wären: alſo würde man auch deſto mehr von ſeiner Beurtheilungskraft überführt worden ſeyn, die nichts ohne Noth hinzugeſetzet; ſondern allemal die gebührende Hochachtung beobachtet hätte, die man den Werken eines andern ſchuldig iſt. Wenigſtens hätte man eine Probe von dieſer Art in der Vorrede zu ſehen gewünſchet. Die lateiniſchen Kunſtrichter haben ſich ſo viele Freyheiten bey ihren Ausgaben der Alten nicht genommen. Freinsheim hat ſeine Supplementen zum Curtius und Livius nicht dieſen Scribenten aufgedrungen; ſondern ſie allemal unterſchieden. Auch im Petronius pflegt man die Ergänzung der Lücken, die man doch auch in alten Manuſcripten gefunden, noch immer mit andrer Schrift von dem ungezweifelten Texte des Verfaſſers

fassers zu unterscheiden. Würde man denn was unbilliges von dem Herrn Professor gefordert haben, wenn man eben diese Behutsamkeit von ihm verlanget hätte? Warum sollte ein deutscher Poet weniger Ehrfurcht verdienet haben, als ein lateinischer?

Ehe wir weiter gehen, müssen wir die Frage noch berühren, ob dieses Gedichte des Herrn Pietsch, ein Heldengedichte zu nennen sey? Der Herr Herausgeber ist übel darauf zu sprechen, daß diese Frage von einigen Kunstrichtern aufgeworfen worden: „Es ist leicht „zu ermessen, schreibt er, daß die Urtheile, so allbereit „vorher über dieses Werk gefället worden, auch bey „dessen Fortsetzung und Schluß so ungleich als die Erkenntniß derjenigen verbleiben werden, von welchen „sie herfließen. Einige dörften ihm auch noch die „Stelle bey den Heldengedichten verschränken, weil sie „es nicht nach dem Auspuße des Homers oder Virgils „mit Fabeln und wunderbaren Göttererscheinungen „übertünchet sehen. Andre werden das zu starke Feuer „nicht vertragen können, womit sich der Anfang erhebet, und den Ausbruch einer solchen Hitze mehr für „die Eigenschaft einer begeisterten Ode, als einer heroischen Erzählung halten.

Man könnte verschiedenes hierauf antworten, wenn es dem Herrn Verfasser der Vorrede beliebet hätte, seinen Ausspruch mit Gründen zu bestärken. Allein er hat sich begnüget, diesem Gedichte sein Schicksal zu prophezeihen; welches auch, nach dem, was schon geschehen ist, nicht so gar schwer fallen konnte. Wir haben aber zu der bekannten Gelehrsamkeit des Herrn Professors das gegründete Vertrauen, daß er uns in poetischen und

criti-

critiſchen Dingen keine Glaubensartikel wird aufdringen wollen. Der blinde Köhlerglaube iſt ſchon in Religionsſachen in ſo ſchlechtem Rufe, daß man ihn gern aus der Welt verbannen möchte, wenn es nur möglich wäre. Warum ſoll man denn in der Dichtkunſt ſo ſchlechtweg glauben, daß ein gewiſſes Gedichte dieſen oder jenen Namen verdiene? Darf man denn nicht fragen, warum? Und haben denn nicht alle Arten der Poeſie ihre gewiſſe Merkmaale, daran man ſie unterſcheidet? Steht es denn bloß bey mir, einem Verſe nach meinem Eigenſinne einen Namen beyzulegen? Und wird die witzige Welt ſichs verbiethen laſſen, über mich zu lachen, wenn ich einer Elegie den Namen einer Ode; oder, einer Idylle den Namen einer Satire geben wollte? Wir ſind von dem Herrn Profeſſor eines beſſern überzeuget, als daß er dieſe Meynung hegen ſollte.

Allein wir bemerken auch leichtlich, daß die ganze obige Frage auf einen Wortſtreit hinaus läuft. Es kömmt darauf an, was ein Heldengedichte heißt?

Will man ein jedes poetiſches Werk, das von Helden und Heldenthaten handelt, ſo nennen, es mag nun groß oder klein ſeyn, einen einzigen, oder viele Feldzüge, eine wahre oder erdichtete Handlung, den ganzen Lebenslauf eines Helden, oder ein kurzes Stücke davon beſchreiben: So iſt kein Zweifel, Pietſch hat ein Heldengedichte gemacht. Allein dergleichen hat auch Opitz verſchiedene gemacht, und Flemming, Beſſer, Neukirch, Günther und verſchiedene andre geben ihm gleichfalls nur darinn etwas nach, daß ihre Gedichte nicht ſo lang ſind, als der Sieg Carls des VI.

Ver-

Verſteht man aber durch ein Heldengedicht nicht bloß ein heroiſches Gedicht, ſondern eine rechte Epopee, dergleichen Homer, Virgil, Taſſo, Milton, Fenelon und Voltaire mit gutem Erfolge gemacht, und davon uns Ariſtoteles und le Boſſü die Regeln entworfen haben: ſo kann man es dem ſonſt ſehr feurigen, und erhabenen Dichter, Hofr. Pietſchen unmöglich einräumen, daß er ein Heldengedicht verfertiget habe. Er hätte vielleicht Stärke genug gehabt, dergleichen mit gutem Glücke zu unternehmen, und auszuführen; wenn er ſich die angeführten Muſter und Regeln zuvor recht bekannt gemacht hätte: Aber daß er es nicht gethan habe, das liegt am Tage, und man wird keinen Kenner jemals von dem Gegentheile überreden können.

So wie wir uns nun in dieſem Stücke mit dem Herrn Herausgeber leicht vergleichen werden, alſo iſt nichts übrig, als irgend eine Probe, aus dieſem heroiſchen Gedichte zu geben, darinn man die ganze Stärke des Poeten ſehen könne. Ich wähle zu dem Ende erſtlich eine Erdichtung, da nämlich der Schutzgeiſt Aſiens, die Geſtalt Solymanns annimmt, und dem ſchlafenden Achmet im Traume erſcheint. Der Poet erzählt ſie ſo:

Der Schutzgeiſt Aſiens wird dieſes kaum gewahr,
So ſchrecket ihn zugleich die drohende Gefahr.
Er bebet, er verzagt, vor ihren rauhen Blicken,
Doch will er noch durch Liſt des Schickſals Macht verrücken.
Die Luft erſtarrt um ihn, er nimmt vom Solymann,
Den Leib, Geſicht, Geſtalt, Gang, Tracht und Reden an.
So bringt er vor den Thron, auf welchem Achmet ſitzet,
Der das beſchwerte Haupt, durch ſeinen Arm geſtützet.

Der

Der nach durchwachter Nacht, von Gram und Wuth gekränkt,
Sein tiefes Augenlied vor Mattigkeit gesenkt.
Des bebenden Serrails gerührter Grund erschüttert,
Sein Stuhl beweget sich, der blasse Sultan zittert.

So wie man nun hieraus die Stärke des Poeten in der Dichtung, und in der Erzählung sieht, so sieht man auch seine Geschicklichkeit, eine Fabel dramatisch zu machen, und die Personen ihrem Character nach reden zu lassen, in der folgenden Anrede des verstellten Solymanns:

Du schläfst, du schläfest noch, rief der verstellte Geist,
Da das Verhängniß mich, aus meiner Ruhe reißt.
Nun Muth, Verstand und Kraft den Lebenden entweichen,
Zieht der getrennte Geist den Leib entseelter Leichen
Aus der gebrochnen Kluft, die durch den harten Schlag
Zu sehr erschüttert ward, an den entwöhnten Tag.
Mir hat die Finsterniß des Reiches Noth entdecket,
Dir hat das helle Licht dein Ungelück versflecket.
Ich sehe, da dir noch von eiteln Siegen träumt,
Daß der geschlagne Strand der breiten Donau schäumt,
Und der bewegte Feind die leichten Wellen trennet,
Der mitten in der Fluth von heißer Rache brennet.
Die Flammen brechen aus, und die vermehrte Glut
Verzehrt dein dürres Reich. Ach unfruchtbares Blut,
Das sonst Pannoniens ersiegtes Feld durchflossen,
Womit mein streitend Heer den dichten Schilf begossen.
Was hilft es, wenn der Feind den unbeschützten Strand
Ohn alles Blut bezwingt? Verworfner Jammerstand!
Ist alle Tapferkeit mit Solymann gestorben?
Giebst du so schändlich hin, was ich so schwer erworben?

Du ſiehſt in Temeswar den Monden untergehn,
Du ſiehſt ein ſchimmernd Kreuz auf allen Thürmen ſtehn.
Wie? ſoll der Adler noch auf Belgrads Mauren fliegen?
Soll vor dem Degen ſich dein ſtumpfer Säbel ſchmiegen?
Ich habe ſelbſt gekämpft! Ergreife meinen Schluß.
Dein wilder Großvezier iſt nicht Eugenius.
Entblöße Stahl und Arm! Komm! blitze, trenne, ſtürme!
Bis der zerſtückte Feind, durch (*) vieler Leichen Türme,
Die rothe Siegesbahn den Streitenden verſchließt.
Wo nur die Zeit allein, nicht Chriſtenblut verfließt,
Wird Stambol ſich vor Rom, und Bosphorus den Rücken
Vor dem geſchwollnen Arm der ſtolzen Donau bücken.
Hier ſchwieg, hier wich der Geiſt. Er wieß die dürre Hand,
Er drohete dreymal, er ſeufzte, und verſchwand.

So prächtig, und doch zugleich fließend und beweglich dieſe ganze Rede klinget: eben ſo ſtark und pathetiſch iſt auch die Erzählung, die der Sultan dem Großvezier von dieſem Traume macht. Ich mag dieſelbe, ſowohl als die Antwort des Großveziers, nicht herſetzen, damit ich noch eine Beſchreibung des mannigfaltigen türkiſchen Heeres herſetzen kann; womit der Poet das erſte Stück ſeines Gedichtes beſchließt. Denn nachdem er gemeldet, daß aus klein Aſien, Babylon, Syrien, Natolien, Arabien, Paleſtina, Mohrenland, Lybien, Aegypten, Albanien, Macedonien, der Moldau, und allen

(*) Ich ſetze hier mit Fleiß durch, obgleich p. 6. mit ſteht; weil dieſes einen grammatiſchen Fehler machen würde, den ich Herrn Pietſchen nicht zuſchreiben mag. Es iſt ohnedem ein Druckfehler in der Zeile, denn es ſollte kein (;) am Ende ſtehen, weil der Verſtand ſich hier gar nicht ſchließt.

allen Inseln, ja endlich aus der Tartarey das Volk zusammengeraffet worden: so beschreibt er auch die verschiedenen Arten der Rüstung und Waffen, folgender gestalt:

Der hat ein schuppicht Erz um seinen Leib gebogen,
Der, seine wilde Brust mit Tygerhaut bezogen;
Da der die gelbe Stirn in dicke Binden hüllt,
Der durch sein bärtigt Haupt ein rostig Eisen füllt.
Hier muß der Helm den Kopf, den Leib der Harnisch drücken
Der trägt den Schild am Arm, den Bogen auf dem Rücken.
Auf jenes Schultern ruht ein blankes Kriegesbeil;
Im bunten Köcher steckt, der giftgetränkte Pfeil:
Ein Damascenerschwerdt schlägt an umschürzte Lenden;
Der halb entblößte Mohr treibt mit verbrannten Händen
Den Wurfspieß durch die Luft. Der kühne Reuter fliegt
Mit Adlersflügeln hin, dieß schmückt ihn, wenn er kriegt.
Der hebt ein eckigt Erz, das er zum Streiten träget,
Das ein durchsplittert Haupt bis auf den Mark zerschläget.
Der Lanzen Spitze hält des Spahi Faust empor;
Dort trotzt der Janitschar auf sein geübtes Rohr.
Hier ziehen andere, die mit gespannten Stücken
Zum ausgesteckten Platz des Lagers langsam rücken.

Bey dieser Stelle kann man nicht umhin anzumerken, daß sie von der, in der ersten Ausgabe des 1. Stückes, daraus sie genommen worden, ganz unterschieden ist. Indessen getraue ich mirs nicht zu sagen, ob sie besser gerathen ist, als jene, und überlasse es dem kunstverständigen Leser, beyde zu vergleichen und ein

Urtheil zu fällen. Bey der Art aber, wie der Herr Herausgeber mit den Papieren des seligen Verfassers umgegangen ist, werde ich allerdings zweifelhaft, ob er irgend einen gefundenen Zettel nach Gutdünken an eine unrechte Stelle gebracht; oder selbst hier, wie er gesteht, irgend **einen geschickten Einsatz** zu machen geglaubt, indem er die ganze Beschreibung umgeschmolzen, viel weggelassen, und viel zugesetzt hat. Ist aber das erste Stück nicht einmal sicher davor geblieben, so kann man leicht auf die folgenden den Schluß machen. Mit einem Worte, es ist zu bedauren, daß man uns nicht etwas gewissenhafter anzeigen wollen, welche Verbesserungen von dem Dichter selbst, und welche hergegen von dem Herrn Herausgeber herrühren. Seitdem man sich mit den canitzischen Gedichten dergleichen Freyheiten genommen, uns allerley Veränderungen aufzudringen, die aus gewissen vorgegebenen Handschriften genommen seyn sollten; ist dieses das andere Exempel, worüber sich billig die gelehrte Republik zu beschweren hat. Denn was will daraus werden, wenn man sich nach dem Tode der Verfasser dergleichen ungegründetes Recht über ihre Schriften anmaßen will?

Man hat den VI. Abtheilungen dieses Gedichtes billig den Namen **der Stücke** gelassen, wie sie der sel. Pietsch selbst betitelt hatte; nicht aber **Gesänge** daraus gemacht, wie einige neuere, nach dem Exempel der Ausländer gethan haben. Ein Gesang kann nur dasjenige Gedichte heißen, was aus lauter gleichlangen und ordentlich abgetheilten Strophen besteht; wie des Tasso befreytes Jerusalem, und andre Heldengedichte der Welschen: Denn ein solches Werk kann also nach

einer

einer Melodie gesungen werden. Ein Werk aber, das nicht aus gleichlangen Strophen besteht, und lauter ungleiche Absätze hat, führt den Namen eines Gesanges mit unrecht. Daher haben Milton, Boileau, Voltaire und andre sehr übel den Tasso nachgeäffet, indem sie die Abtheilung ihrer Gedichte Chant oder Canto genennet; da sie ihm doch nicht in den ordentlichen Strophen gefolget waren. Neukirch hergegen hat in seinem Telemach sehr vernünftig die Benennung der Bücher beybehalten, wie auch die Stücke im Homer und Virgil genennet worden. Uebrigens hat man Ursache mit dem Herrn Herausgeber zu bedauren, daß nicht der sel. Pietsch diesen ganzen Telemach übersetzet hat. Bey seiner großen Stärke in der heroischen Schreibart, die mit so großer Reinigkeit der Verse verbunden war, hätten wir ein rechtes Meisterstück von ihm erhalten; welches uns Neukirch, zumal in seinem Alter, zu liefern, gar nicht im Stande gewesen. Man sehe die Proben der pietschischen Uebersetzung im XXIV. Stücke dieser Beyträge.

Der Herr Herausgeber hat die Eintheilung der Pietschischen Gedichte so beybehalten, wie sie in der ersten Auflage gewesen; und nach den Helden- und Lobgedichten, die Vermählungsgedichte, Trauergedichte, und vermischte Gedichte folgen lassen, so daß die Geistlichen den Schluß machen. Allein dieses hätte derselbe gar nicht thun sollen. Die lieben Hochzeit und Begräbnißgedichte, sind ein gar zu altväterischer Kram, den man in den allerelendesten Sammlungen von Versen am häufigsten antrifft. Das Exempel seines Vorgängers hätte also den Herrn Professor Bock nicht verführen sollen. Er hätte sich, als ein öffentlicher Lehrer

der Dichtkunst, auf eine dem innern Wesen der Gedichte gemäßere Abtheilung besinnen können: und da würde er außer den heroischen Gedichten die keine gewisse Strophen haben, eine Abtheilung von Gesängen in langen Versen, eine von Oden, eine von Cantaten, eine von poetischen Briefen, eine von Uebersetzungen, eine von Sinngedichten und eine von geistlichen Sachen haben machen können. Ueberdem hat man nicht einmal alle Gedichte in die gehörigen Classen gesetzet. Unter den vermischten Gedichten steht alles untereinander, geistlich und weltlich, heroisch und satirisch, lustig und traurig, ꝛc. Nun stimmt dieses zwar mit der Ueberschrift überein: allein darum ist es nicht recht. Wenn man alles untereinander mengen will, so braucht man gar keine Abtheilungen zu machen: Wenn man aber Abtheilungen macht, so darf man keine vermischte Gedichte machen.

In den Oden hat der sel. Pietsch eine besondere Stärke gehabt, und man sieht in sehr vielen ein recht pindarisches Feuer. In den Cantaten hergegen ist er gar nicht so glücklich gewesen. Die Musik erfordert ein bewegliches, oder affectuöses Wesen; und der Geist unsers Dichters war gemeiniglich zu erhaben, als daß er sich in die Tiefe der Leidenschaften herunterlassen, und ihren natürlichen ungekünstelten Ausdruck hätte erreichen können. Man sehe seinen über den Verlust seiner Euridice klagenden Orpheus auf der 312. Seite. Man wird hier wohl viel hochtrabende Ausdrückungen, und sinnreiche Gedanken, aber fast gar keinen Affect, der natürlich redete, antreffen. Wir können uns dabey nicht aufhalten, weil uns die Beurtheilung dieser Cantate zu weit führen würde. Eben das ist

auch

auch von der ausführlichen Abbildung aller Leidensmartern und Todesqualen Jesu Christi ꝛc. oder von seinem Passionsgedichte zu sagen; dessen Ueberschrift schon zeigen kann, mit wie hochtrabenden Worten das ganze Gedichte entworfen werden, die sich aber zur Musik sehr schlecht reimen wollen.

Noch eins, ehe wir unsern Poeten verlassen. Es hat derselbe auch ein Trauerspiel angefangen, davon man uns ein Stück mitgetheilet, und in der Vorrede geurtheilet hat: daß Deutschland einen andern Sophokles, an Pietschen erlebet haben würde, wenn ihn der Tod nicht so bald abgefordert hätte. Wir sind hier ganz andrer Meynung. Denn anstatt daß wir bedauren sollten, daß er dieses Stücke nicht ganz ausgearbeitet: so freuen wir uns vielmehr, daß man nichts mehr, als etwa drey Auftritte, davon fertig gefunden. So stark der Verfasser in heroischen Gedichten war, so wenig sind ihm die Regeln der theatralischen Poesie bekannt gewesen. Der Character Cäsars ist gar nicht beobachtet, wenn er im ersten Auftritte, sich gegen den Brutus so großsprecherisch vernehmen läßt:

Ja! Cäsars hohes Glück ist seiner Thaten werth!
Sein Schweiß und fremdes Blut benetzt sein furchtbar Schwerdt:
Wohin sein Arm es lenkt, ist es auch durchgedrungen;
Wo seine Spitze trifft ist schon der Feind bezwungen.
Der Römer Adler wirft aus Cäsars schneller Hand
Den nie verfehlten Blitz. Es gleicht nur mein Verstand
Der Schärfe seines Strals. Der ganze Cäsar krieget,
Wen seine Faust nicht fällt, den hat sein Kopf besieget.
Sein Muth will höher auf, er ist zu hoch erhöht,
Sein Geist strebt weiter hin ꝛc.

Man muß den Cäsar weder aus den römischen Geschichtschreibern, noch aus seinen eigenen Schriften kennen, wenn man ihn mit so pralerischen Worten, als einen Marktschreyer auftreten läßt. Was ihm ein schmeichelnder Poet sagen könnte, das kann man ihm selbst nicht in den Mund legen. Sonderlich läuft es wider die Wahrscheinlichkeit, daß er gegen den Brutus, dessen Liebe zur republikanischen Freyheit Cäsar wohl kannte, so geredet haben sollte. Indessen gehen diese beyde Helden von der Schaubühne ab, ohne daß man die Ursache sieht; und Tullia erscheint, um ganz allein folgende Rede zu halten:

Wohin irrt Tullia? fort, fort, ich sinke schon,
Im Finstern, ohne Licht, und ohne dich, Anton?
Was wird des Schicksals Grimm noch über mich verhängen,
Fort, fort! was schallt, was rauscht in den gewölbten Gängen &c.

So redet sie 26. Zeilen lang, und wünscht den Anton zu sprechen. Als aber dieser mit dem Brutus erscheint; so verschwindet sie, ohne alle Ursache: und diese beyde Römer halten ein langes Gespräch, daraus wiederum der Character derselben, nach Maaßgebung des Alterthums, nicht sonderlich hervorleuchtet. Doch hier endet sich zu allem Glücke dieses Stücke des Trauerspiels: und hier wollen wir auch diese Nachricht von den Gedichten des Herrn Pietsch schließen.

Wenn wir uns bey der Vorrede des Herrn Professor Bocks länger aufzuhalten gesonnen wären, so würde sich noch verschiedenes finden, das uns zu allerley Anmerkungen Gelegenheit geben könnte. Z. E. Der

Herr

Herr Professor fertigt allerley Tadler der pietschischen Gedichte ab, die bald dieses bald jenes an denselben auszusetzen gefunden: und wir müssen daher besorgen, daß er uns auch unter die abgeschmackten Gemüther rechnen wird, die durch unbefugte Glossen, die Schriften unsers Dichters zu verfinstern suchen, indem sie aus einer heimlichen Neidsucht, mancher schönen Stelle einen dicken Schatten, mit ihrer grobgeriebnen Farbe vorzumalen, sich nicht entblöden. Allein verhoffentlich werden billige Leser uns nichts weniger als ein so neidisches Gemüthe gegen denjenigen Dichter zutrauen, den wir selbst aufs nachdrücklichste anpreisen, und für einen der größten Dichter Deutschlandes halten; ob wir ihn gleich nicht von allen Fehlern frey sprechen. Wir geben auch dem Herrn Prof. darinn recht, daß die Vorzüge dieser Gedichte in starken und lebhaften Beschreibungen, ungemeinen Gedanken, und sinnreichen Ausdrücken bestehen, und daß sich eben dadurch erhabne Dichter von denen unterscheiden, die kein Wort verzeichnen dörfen, welches sie nicht in andern Schriften gelesen, dieweil sie nicht Kraft besitzen, ihre Materie mit selbst erzeugten Gedanken vorzustellen. Solche summende Geister, fährt der Herr Prof. fort, schwärmen noch häufig um den Musenberg, die sich ein Ansehen zu erwerben vermeynen, wenn sie unter ihre gezwungenen und abgemergelten Verse eine Menge Bücher und Namen aufstellen und glauben, ihre Sätze, die so verdunkelt als ihr Ruhm und Gehirne sind, werden sich durch die eingepreßte Noten, wie der Him-

mel durch die Sterne bey der Nacht erleuchten laſſen.

In den folgenden Worten wirft ſich der Herr Profeſſor zum Vertheidiger der lohenſteiniſchen Schreibart auf, die doch heute zu Tage ſchon ſelbſt in Schleſien ſo wenige Liebhaber und Nachahmer mehr findet, als Balzack in Frankreich, und Marino in Welſchland. Will ſich alſo jemand erkühnen, dieſen alten Dichter und Redner wieder in den Schwang zu bringen, ſo muß er zuvor ſeiner Kräfte recht gewiß ſeyn, und das aufgeklärte Deutſchland mit ganz andern Gründen überzeugen, daß der lohenſteiniſche Geſchmack der rechte ſey; als da der Herr Prof. **dergleichen Urtheilspächter, ihrer ſchwindſüchtigen Schreibart wegen, an das Rieſengebirge zu ſchmieden drohet.** Es iſt wahr, daß eine ſchwindſüchtige Schreibart nichts tauget; aber darum iſt eine **wind- und waſſerſüchtige** noch nicht zu loben. Indeſſen können wir aus einigen Umſtänden muthmaßen, warum der Herr Vorredner dieſe Partey ſo heftig ergreifet. Wir wiſſen, daß er ſelbſt ein Freund von einem Landsmanne und großen Anbether Lohenſteins, dem berufenen Capellmeiſter Reidhard geweſen; der an Schwulſt und ſchwärmendem Witze wohl zehen Lohenſteine übertraf, und den Geſchmack in ganz Preuſſen verderbet haben würde, wenn nicht der ſel. Pietſch ihm das Gegengewichte gehalten hätte. Der Herr Prof. hat beyde gekannt, und ſich gleichwohl zur guten Partey geſchlagen; da er die Gedichte des ſel. Pietſch, nicht aber Reidhards ſeine herausgegeben. Daher nimmt es mich nun ſehr Wunder, daß er noch die lohenſteiniſche Schule vertheidigen, ja gar ihre Schreib-

art

art in dieser Vorrede nachahmen wollen. Doch ein jeder hat seine Freyheit, und wir wollen andern Scribenten nichts vorschreiben. Wir wollen nur Anfänger warnen, sich durch den hohen Glanz dieses Firnisses nicht blenden zu lassen; sondern die wahren Schönheiten der Vernunft und eines geläuterten Witzes, von den Irrlichtern einer ausschweifenden Phantasie, sorgfältigst zu unterscheiden.

Man machet uns zu einem Anhange zu diesen Schriften, und zu einer Lebensgeschichte von Hofrath Pietschen Hoffnung. Ein jeder guter Patriot wird die Erfüllung dieses Versprechens sehnlich wünschen; wie man denn vielleicht besser gethan hätte, wenn beydes schon zugleich mit den Gedichten selbst erschienen wäre. Die Sammlung ist eben noch so stark nicht: und da gewiß noch verschiedene Gedichte von Herrn Pietschen fehlen, die wir auch selbst zum Theile in Händen haben; so könnten dieselben wohl mit eingerückt worden seyn. Zwar der Herr Verfasser der Vorrede scheint diejenigen, die er nicht gehabt hat, für schlechte und schwache Stücke zu erklären: und gleichwohl hat er uns unter die vermischten Gedichte viele Jugendproben mit eingerücket. So wenig man sieht, wie sich das reimet, so gewiß könnte man den Beyfall der Leser hoffen, wenn man einige von denen hier noch mangelnden Stücken der Welt mittheilen wollte. Die Poesie der Niedersachsen hat sich mit den entlehnten Federn eines preußischen Dichters, schon längst geschmücket; was hinderts, daß man nicht auch einmal in Obersachsen einige Stücke dieses Poeten einschalte, und der Vergessenheit entreiße? Aber, was die Gedanken le Clerks von der Poesie betrifft, so wird man die-

dieselbe unnöthiger Weise wieder auflegen: wofern es anders ein Ernst damit ist, was im Schlusse der Vorrede steht. Sie sind bereits in diesen Beyträgen mit vielen Verbesserungen und Zusätzen eingerücket worden; und brauchen also nicht der Welt von neuem aufgedrungen zu werden. Vielleicht kann der Herr Professor uns, anstatt derselben, einige von seinen eigenen Gedanken mittheilen, die der gelehrten Welt unter seinem eigenen Namen viel angenehmer seyn werden, als wenn er sie uns auf Pietschens Rechnung hier und da eingeschaltet hätte.

Nunmehro ist es Zeit auch auf den Herrn Verleger zu kommen, und was derselbe an Papier und Druck geliefert hat, zu melden. Das Format ist groß Octav, und dieses ist das einzige, was wir an dieser Auflage zu loben haben. Alles andere ist schlecht, und zeiget entweder einen sehr schlechten Buchdrucker, oder sparsamen Verleger, oder schlechten Aufseher des Druckes. Kurz man hätte Pietschens Gedichten nicht weniger Ehre erzeigen können, als man ihnen erwiesen hat. Es ist wahr, man hat sich die Gewalt angethan, ein Kupfer zum Titel stechen zu lassen. Allein die Zeichnung ist so elend, daß man sich darüber verwundern muß; ohngeachtet die Erfindung noch hingehen könnte. Es steht ein Aschenkrug, auf einem Seulenstuhle, darneben ein Palmbaum wächst: Dieses ist gut; nur daß der Palmbaum viel zu klein gerathen ist. Allein noch kleiner ist der, ganz dicht am Seulenstuhle liegende Parnaß, den man an der Hippokrene erkennt. Er ist mit seiner Spitze noch nicht so hoch als das Gesimse des Seulenfußes, und kaum halb so hoch, als der Palmbaum. Etwas weiter hin

steht

steht noch ein etwas höherer Berg, darauf ein Tempel, oder eine Ehrenpforte sich zeiget. Was dieses bedeuten solle, ist schwerlich zu errathen: denn auf dem Helikon hat niemals dergleichen gestanden. Das seltsamste ist die in der Luft schwebende Fama, die einen Kranz in der Hand hält. Erstlich ist sie so wunderlich gezeichnet, daß man nicht errathen kann, ob sie den Kranz auf den Aschenkrug legen will, oder ob sie ihn davon weggenommen hat. Hernach ist sie eine sehr gebrechliche, krüppelmäßige Figur, mit einem Zwergfuße, und einem Riesenbeine; machet auch mit dem Arme eine so unnatürliche Wendung, daß sich der Bauch davon in die Höhe drehet, und sie selbst das Ansehen bekömmt, als ob sie herunter fiele, nicht aber geflogen käme. Was ist es doch nöthig, solche elende Kupfer stechen zu lassen? Hätte man uns nicht lieber das Bild des sel. Pietsch mittheilen sollen?

Wer sich aber einbildet, daß der Druck des ganzen Buches in Königsberg beforget worden, und daraus schließen will: daß man daselbst nichts bessers machen könne, der betrieget sich. Der Herr Herausgeber bezeugt in der Vorrede, daß er bey dem Drucke nicht seyn können; folglich ist es nicht in Preußen gedruckt. Wir wollten also wünschen, daß man dem fleißigen und geschickten Hartung den Druck dieser Gedichte aufgetragen hätte, so würden sie gewiß Preußen mehr Ehre machen. Oder wenn man sie ja, wegen der Leipzigermessen, in Deutschland wollen drucken lassen: warum ist solches nicht in Leipzig geschehen, wo man geschicktere Aufseher und Verbesserer der ersten Abdrücke haben kann? Ich sage dieses nicht nur in Ansehung der ganzen Einrichtung, da alles so enge und dicht in einander

ander geſtopſt iſt, daß man es bey den elendeſten Gebethbüchern und Poſtillen nicht ärger machen kann; ſondern auch in Anſehung der Druckfehler. Hier iſt ja weder Punkt noch Strich, weder großer noch kleiner Buchſtabe recht geſetzt; ſo daß man oft Mühe hat, den Verſtand gewiſſer Stellen herausbringen, und der Poet ſelbſt einen großen Theil von ſeinem Ruhme verliert, wenn er ſo ſchlecht ans Licht gegeben wird. Bey dem allen wundert michs, daß der Herr Profeſſor Bock, der doch wohl weis, wie ſehr der ſel. Verfaſſer, auf einen prächtigen Druck und äußerliche Zierrathe ſeiner Gedichte gehalten, dennoch dem Verleger zugefallen, auf die Zierrathe ſchilt, die man in einigen Auflagen deutſcher Poeten angebracht hat. Sollten denn die Gelehrten den Eigenſinn und Geiz der Buchhändler beſtärken helfen? Es iſt ja eine gar zu handgreifliche Liſt, wenn man mit jenem Fuchſe, die Trauben, die man nicht erreichen kann, für ſauer und unreif ſchilt. Weil doch aber der Herr Verleger ſo knapp und genau bey dieſem Werke verfahren wollen, daß er auch die großen Anfangsbuchſtaben bey den Verſen, die bey allen Völkern gewöhnlich ſind, zu Erſparung des Raumes, in kleine verwandelt: ſo hätte ich ihm noch rathen wollen, auch die weitläuftigen Ueberſchriften ſo vieler Gedichte abzukürzen, und mit kleinern Buchſtaben ſetzen zu laſſen. Dergeſtalt würde er gewiß noch ein paar Bogen an dem ganzen Werke haben erſparen können; ohne den Preis deſſelben vermindern zu dürfen. Ob es, ſchließlich, eine unter Buchhändlern erlaubte Sache ſey, das Werk, ſo ein Gelehrter herausgegeben, ſich anzumaßen, und nachzudrucken: da gleichwohl der erſte Herausgeber, eben durch

den

den daran gewandten Fleiß bereits ein gewisses Recht, darauf erlanget hat, das ihm auch nach dem Tode des Verfassers kein Mensch zu nehmen befugt ist? das überlasse ich allen denen, die von Handlungssachen zu urtheilen wissen, und das eigenmächtige Verfahren des königsbergischen Verlegers dieser Gedichte, in billige Betrachtung ziehen wollen.

Ich habe gesagt, daß man hier noch verschiedene Stücke von dem Hofr. Pietsch in Händen habe, die in dieser Sammlung fehlen. Damit man nun dieses nicht für ein ungegründetes Vorgeben halte, so will ich folgendes zur Probe geben. Es ist eine Ode zum Lobe des Bachus, davon ich das Original, von des Poeten eigener Hand besitze. Er hat sie ohne Zweifel gewissen vornehmen Kriegsbedienten, mit denen er oft an den vornehmsten Tafeln in Königsberg, in Gesellschaft war, zu gefallen gemacht; und daher eine scarronische Art zu scherzen, mit einem pindarischen Feuer zu verbinden gewußt. Hat man es dem großen Opitz nicht übel genommen, daß er dem Bachus ein Lobgedichte gemacht: so wird man es verhoffentlich auch diesem Dichter für keine Sünde halten.

Mars mag zu Friedenszeiten schnauben!
Die Welt sieht lieber Wein als Glut,
Der ausgedrückte Saft der Trauben
Erhitzt den Kämpfern Geist und Blut.
Er mag sie stündlich exerciren,
Treib sie vor achten ins Quartier: (*)
Ach! Bachus wird sie doch verführen,
Er locket sie mit Wein und Bier.

Wenn

(*) Zielt auf die königl. preußische Kriegszucht, da die Soldaten sehr scharf gehalten werden.

Wenn Bachus nicht so redlich wäre.
Wie sehr wär nicht das Volk geschwächt!
Es blieb kein Mann im ganzen Heere:
Allein er ist viel zu gerecht.
Sie würden (wollt er sich bemühen)
Nicht mehr um ihre Fahnen stehn;
Und, wie Husaren-Compagnien,
Zu Bachus Lager übergehn.

Laßt vor der Fronte den turniren,
Von Morgens an bis in die Nacht,
Der sich durch sanftes exerciren
Zum Liebling der Soldaten macht.
Er wird das Auge doch verdrehen,
Das nach dem rechten Flügel zielt:
Wer will den sauren Pommer (*) sehen,
Wenn Bachus süsser Becher spielt?

Und du, o Haupt, gehörnter Frauen,
O stolze Juno! weiche nur!
Geh, packe dich mit deinen Pfauen,
Dein Ehherr folgt verbothner Spur.
Er hat in Ganemedens Schaalen
Das Ziel der schwarzen Lust gesteckt,
Der kann von gröſsrer Gnade pralen,
Als Juno, wenn ihr Zorn ihn schreckt.

Saturn, der alte Kinderfresser,
Der dringe sich nicht mit herauf:
An Bachus Tafel speißt man besser,
Da setzt man uns Capaunen auf.

Er

(*) Ein gewisser vornehmer Kriegsbedienter, der sich bey der königsbergischen Besatzung sehr furchtbar gemacht hatte.

Er hat zum Sänger dich erkohren;
Wir schmausen heute, stell dich ein:
Weil du die Mannheit längst verlohren,
Sollst du Castratenkönig seyn.

Mein Phöbus liebet dich vor allen,
Aus dir entspringt die Dichterkunst:
Daß unsre Lieder wohlgefallen,
Kömmt nur allein von deiner Gunst.
Die kalten Geister müssen brennen,
Wenn heißer Wein den Frost bezwingt:
Man kann leicht an den Versen kennen,
Wer Wein, wer Bier, wer Wasser trinkt?

Daß Phöbus auf den stolzen Spitzen
In einer ungestöhrten Ruh
Des hohen Helikons kann sitzen,
Schreibt er des Bachus Freundschaft zu.
Sein Pegasus kann durch ihn fliegen,
Er nährt ihn mit dem Rebensaft.
Wer könnt neun Musen sonst vergnügen,
Geschäh es nicht durch Bachus Kraft.

Die aus des Jupiters Gehirne,
Bereits mit voller Rüstung dringt,
Die weise Pallas krümmt die Stirne,
Wenn man zu Bachus Opfer singt.
Dein Vater war mit Wein erfüllet;
So bald sein Geist zum Kopfe steigt,
Sieht man gleich wie der Brägen schwillet:
Sprich, welcher Vater dich gezeugt?

Die Venus wird nicht Streit erwecken,
Ihr Urſprung kömmt zwar aus dem Meer,
Doch will ihr nicht das Waſſer ſchmecken,
Sie ruft: bringt mir ein Weinglas her!
Wenn ihres Herren Schwäger ſchwitzen,
Stärkt ſie der Wein aus ihrer Hand;
Wenn ſie ihr Blut noch mehr erhitzen,
Sind ſie noch mehr in ſie entbrannt.

Der Sohn darf ſich nicht mauſig machen,
Weil noch der Mutter Ruthe ſtreicht:
Er ärgert ſich, wir wollen lachen;
Weil ſtets ein Kind den Alten weicht.
Gebt acht, gebt acht! wird Bachus winken,
Steckt ihn in den Pocal hinein:
Wenn wir mit ſchwangern Frauen trinken,
Soll er uns Hanns im Keller ſeyn.

Vulcan wirf deinen ſchweren Hammer,
Wirf Netz, wirf alles aus der Hand,
Findſt du den Mars in Venus Kammer,
Ach Narr! es ſind dir mehr verwandt.
Willſt du dir noch mehr Zeugen wählen?
Sey ſtill, ſey ſtumm, verſauf die Quaal;
Eh wirſt du deine Schläge zählen,
Als deiner Schwäger lange Zahl.

Was macht ſich mit den Höllenhelden
Der Schorſteinfeger Pluto breit?
Das Criminal (*) wird ſich bald melden,
So dieſem Jungferſchänder dräut.

Will

(*) Das peinliche Hofhalsgerichte in Preußen wird insgemein auch das Criminalgerichte genennt.

Will Bachus nur den Zapfen ziehen,
Hüpft Proſerpinens Faldala:
Die ſchwarzen Trauergeiſter fliehen,
Die weißen ſingen ein Runda.

Beſchämte Götter, trotzt und krieget,
Kommt, rühmt eur ausgebreitet Reich!
Der Weltbezwinger Bachus ſieget,
Und keine Macht, iſt ſeiner gleich.
Sein angeſtecktes Opfer brennet,
Der Völker überzeugte Schaar
Hat ihn zum erſten Gott ernennet:
So wird ſein Weinfaß, zum Altar.

Wirf Jupiter, bey rauhem Krachen,
Den Donner auf die Rieſen los;
Du kannſt nichts als Getümmel machen,
Du machſt dich nur mit Lermen groß.
Der freudenvolle Bachus ſchweiget,
Sein Weinfaß iſt ſein ſtiller Sitz;
Wer ehrt den Becher, den er zeiget,
Nicht mehr, als jenes Keil und Blitz?

Kommt, windet grüne Rebenblätter
Um Bachus aufgeklärtes Haupt,
Der andre träumt von Sturm und Wetter,
Der ihm und uns die Ruhe raubt.
Der Weingott nur macht güldne Zeiten,
Er trinkt, er ſcherzt, er rührt ſich kaum;
Doch jener will den Adler reiten,
Und ſucht mit Mühe Sporn und Zaum.

Du wilst mit Regen mich begießen,
Und überhäufst mich mit Verdruß:
Mein Bachus läßt mir Nectar fließen,
Du einen milden Wasserguß,
Was kann die Welt doch von dir hoffen?
Du sorgest ziemlich schlecht für mich:
Den Nectar hast du ausgesoffen;
Behalt das Wasser auch für dich.

Neptun laß deine Gabel sinken,
Du wirst auch auf der See veracht;
Wenn wir auf deinem Kopfe trinken,
Trotzt jeder Säufer deine Macht.
Laß sich das Meer gethürmt erheben,
Bis sich das schnelle Schiff bewegt:
Wer will bey Wasserschlägen beben,
Wenn Wein nur um die Lippen schlägt.

Der Hungerleider rührt die Wellen,
Sein Eifer treibt den Schaum herfür:
Er läßt aus Neid die Fluthen schwellen;
Er hat es nicht so gut als wir.
Wann er sein nasses Reich durchlaufen,
Kann recht sein Durst gelöschet seyn:
Der Narr muß salzig Wasser saufen;
Er ärgert sich, wir trinken Wein.

Des Charons seelenvoller Nachen,
Der nur ein großes Stückfaß führt,
Wird Bachus leicht zur Gondel machen,
Der auf dem Styx sich divertirt.

Er giebt dem Tantalus zu saufen,
Und läßt den Rekel Cerberus
Nach hundert tausend Teufeln laufen:
Sprecht, wer dem andern weichen muß?

Hier steht der Thron belaubter Hütten,
Komm, Vater Bachus, komm zu mir,
Den Schatz der Reben auszuschütten,
Es öffnet sich die Gartenthür,
Laß deine Freudenströme fließen,
Du bist der angenehmste Gast;
Wer kann die Thore dir verschließen,
Der du zum Herzen Schlüssel hast?

Ich sehe deinen reichen Wagen,
Schwer von der Last der Trauben gehn,
Den die gezähmten Tyger tragen,
Nichts wildes kann vor dir bestehn.
Wenn nur dein frohes Antlitz glühet,
Wie wunderschön ist dein Gesicht!
Was rothen Trauben ähnlich siehet,
Das kömmt von bloßem Wasser nicht.

Durch dich wird gleich mein Geist erhöhet,
Ich bin mir selbst ein Königreich.
Ob mein Gelücke wankt und stehet,
Ja Haß und Gnade gilt mir gleich.
Wenn nur mein güldner Becher schäumet,
Hör ich nicht an, wie man erzählt,
Was dem und jenem Thoren träumet,
Wenn ihn nur Durst und Hunger quält.

Ihr, die der frohe Weingott haſſet,
Ihr Wechſelträger! zeigt euch nicht:
Er wirft ein Glas, wenn er euch faſſet,
In eur beziffert Angeſicht.
Flieht, ungeſtüme Mahner, fliehet!
Heut kömmt kein Gold in meinen Sinn.
Er fliehet, wenn er euch nur ſiehet,
Und wirft euch ein Laus Deo, hin.

Nun bin ich frey. Laßt in Cryſtallen
Den aufgeklärten Rebenſaft
Mit einem hohen Guſſe fallen;
Er rauſcht und ſpringt von friſcher Kraft.
Reicht mir die angefüllte Schale,
Ich zittre, weil ich durſtig bin.
Noch eins! ſchenkt ein zum drittenmale!
Nun iſt mir beſſer, wie vorhin.

Nun Weltbezwinger, Bachus! ſiege,
Daß ſich dein ausgeſtrecktes Reich,
Daß Noth und Angſt ſich vor dir ſchmiege;
Im Himmel iſt dir keiner gleich.
Doch ach! was drückt die Augen nieder?
Ein Gott kann niemals ſchläfrig ſeyn.
Mich ſchläfert! morgen trink ich wieder:
So ſchenkt mir doch den Schlaftrunk ein.

IX.

Nachricht von einigen neuen Schriften, die zu unsern Absichten gehören.

I. **Johann Leonhard Frischens**, deutsch lateinisches Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörtern; sondern auch die bey den meisten Künsten und Handwerken, bey Berg- und Salzwerken, Fischereyen, Jagd- Forst- und Hauswesen, u. a. m. gewöhnliche deutsche Benennungen befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuche geschehen, denen Einheimischen und Ausländern, so die in mittlern Zeiten geschriebenen Historien, Chroniken, Uebersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrückungen verstehen wollen, möglichst zu dienen ꝛc. Berlin bey Nicolai. 1741. in groß 4. Ehestens soll von diesem Werke ausführlich gehandelt werden.

II. **Des Ritters Alexanders Pope** Versuch an dem Menschen, in vier Sittenbriefen an Heinrich St. Johann, Grafen von Bolingbroke, über die Natur und den Zustand des Menschen, zuerst aus dem Englischen ins Französische, durch den Herrn Abt du Resnel, und nunmehro in das Deutsche übersetzt. Nebst einigen andern Uebersetzungen, Frft. am Mayn, bey Fr. Varrentrapp. 1741. Diese neue Uebersetzung der popischen Briefe vom Menschen verdienet viel Lob. Sie ist in viel angenehmern und reinern Versen geschrieben, als

die erste, die man im Deutschen gesehen hat. Das Französische des Abts Resnel ist mit dabey, wie denn auch die Vorrede desselben übersetzt ist. Nichts ist zu bedauren als daß sich der Herr Uebersetzer nicht für stark genug gehalten, das Englische selbst vor sich zu nehmen, und unmittelbar aus der Grundsprache zu übersetzen. Die bekannten Freyheiten, so sich die französischen Uebersetzer nehmen, und die Fehler, die dem Herrn Resnel wegen seiner Schwäche im Englischen schon öffentlich vorgerückt worden, nebst denen nothwendigen Abweichungen, die einem poetischen Uebersetzer hernach Reim und Sylbenmaaß noch vorschreiben, veranlaßen leicht, daß man sich endlich gar zu weit von seinem Grundtexte entfernet. An Papier und Kupferstichen hat der Verleger nichts gesparet; ein wenig mehr Geschmack aber hätte man dem Buchdrucker oder Aufseher des Druckes wünschen mögen.

III. Kleine Sammlung vermischter deutscher Gedichte, welche als Erstlinge poetischer Arbeit an das Licht treten läßt, **Traugott Christiana Dorothea Löberinn.** Altenburg bey Richtern in groß 8. Hier erscheint abermal eine junge Dichterinn, um Deutschland den Verlust der Jungfer Zäumeminn zu ersetzen. Sie ist des Herrn Superintend. zu Altenburg Jungfer Tochter, und liefert uns hier Madrigale, Sonnette, kleine Oden, Fabeln, eine spielende Uebersetzung, etliche poetische Sendschreiben, und andre kleine Sinngedichte. Man sieht daraus keine üble Fähigkeit der Verfasserinn, und sie zeigt, daß sie nicht aus der Art

geſchlagen, da ihr Herr Vater und Herr Bruder gekrönte kaiſerl. Poeten ſind. Wenn ſie fortfährt mehr zu leſen, und ſich die niedrigen Redensarten des täglichen Umganges im Schreiben abgewöhnt, ſo kann man künftig noch wohl was beſſers von ihr hoffen.

IV. **Johann Jacob Bodmers** critiſche Betrachtungen über die poetiſchen Gemählde der Dichter, mit einer Vorrede von Johann Jacob Breitinger. Zürich, bey Orell und Comp. 1741. in 8. Wer des Herrn Profeſſor Bodmers andere critiſche Schriften liebt, und ſonſt Zeit und Luſt hat, von einem Capitel in der Poeſie ein dickes Buch von 640 Seiten durchzuleſen, der wird hier ſein Vergnügen finden. Der Herr Paſtor Breitinger hat ſeinem Freunde hier aus Erkenntlichkeit den Dienſt gethan, ihn in der Vorrede zum Muſter eines vollkommenen Kunſtrichters zu erklären; weil dieſer ihm gleichen Liebesdienſt bey ſeinen Büchern gethan hatte. Wenn man in Zürch fortfährt uns alle Capitel aus der Poetik mit ſo weitläuftigen Werken zu erläutern, ſo wird man künftig die ganze ſchweizeriſche Dichtkunſt in etlichen Folianten auf Vorſchuß drucken laſſen müſſen.

V. **Daniel Heinrich Arnolds**, der heil. Schrift D. und Prof. ord. königl. preuß. Conſiſtorialraths und Hofpredigers Verſuch einer, nach demonſtrativiſcher Lehrart entworfenen Anleitung zur Poeſie der Deutſchen. Vermehrte und verbeſſerte Auflage, Königsb. bey Hartungen 1741. in gr. 8. Dieſe neue Auflage zeigt von dem guten Abgange

der erstern, und ist in vielen Stellen vermehrt. Der Herr Verfasser zeigt viel Einsicht in die wahren Regeln der Dichtkunst, und eine große Belesenheit und Kenntniß in den dahin gehörigen Schriften. Die Sprache, darinn er schreibt, ist rein und richtig, und die Lehrart zusammenhangend, so daß man wohl sieht, daß auch die freyen Künste einer strengen Methode fähig sind. Es wird sich dieses Werk gut zu akademischen Vorlesungen schicken. Druck und Papier macht dem Verleger und der Stadt Königsberg Ehre, indem es dem Leipziger-Drucke wenig nachgiebt.

VI. **Der Brachmann** im Jahre 1740. herausgegeben, Zürich bey Heidegger und Compagnie. Dieses ist ein moralisches Wochenblatt, so im vorigen Jahre von einigen gelehrten Männern in Bern ans Licht gestellet worden. Wir erwähnen dessen mit vielem Vergnügen, weil es uns belehret hat, daß man auch in dem ansehnlichen Canton Bern sich auf die Reinigkeit und Schönheit der deutschen Sprache, mit so gutem Erfolge befleißiget, und eifrig genug ist, seinen Mitbürgern darinnen Verstand, Witz und Tugend anzupreisen. Was die Discourse der Zürcher Maler in unsern Augen so barbarisch machte, das sieht man in dem Brachmann gar nicht: und dieser schreibt das Deutsche auf einmal so gut, als man es den erstern in zwanzig Jahren, durch so viele Mühe und Beurtheilungen, durch Lob und Tadel beybringen können; ohngeachtet sie uns itzo mit Undank belohnen. Die Sittenlehre, so in diesen Blättern herrschet, ist rein und erhaben, und der Geist, womit selbige vorgetra-

getragen wird, hat Feuer und Anmuth. Herr Profeſſor Altmann, der den Gelehrten bisher die Tempe Helvetica geliefert, hat groſſen Theil an dieſen Brachmanen.

VII. Der Einſiedler. Erſtes Jahr 1740. mit vollſtändigem Regiſter. Königsberg, bey Hartungen in gr. 8. Auch dieſes iſt eine Sittenſchrift, die Blattweiſe wöchentlich herausgekommen. Es herrſchen viel moraliſche Einſicht, Kenntniß der Welt, und ein gereinigter Witz in dieſer Schrift, der ſich durch verſchiedene ſinnreiche Erfindungen gewieſen. Die deutſche Schreibart darinnen iſt ſehr rein und wohlflieſſend; ſie hat auch Stärke und Geiſt genug: nur wäre zu wünſchen, daß ſie auch in Kleinigkeiten ſich mehr nach der grammatiſchen Richtigkeit, als nach der flüchtigen Ausſprache des Landes richten möchte. Die Verſe, ſo darinnen vorkommen, ſind ſchön und voll guter Gedanken. Nur wäre es zu wünſchen, daß der Einſiedler nicht ſo viel predigen, und die Sittenlehre der Vernunft, die er doch eigentlich lehren will, nicht ſo ſehr niederſchlüge. Hat ſie noch nicht viel vollkommen Tugendhafte gemacht: ſo hat auch die Offenbarung noch keinen vollkommenen Heiligen gemacht. Druck und Papier ſind ſo ſauber, als man es wünſchen kann. Man findet dieſen Einſiedler allhier bey Breitkopfen in Commiſſion.

VIII. Leben des Freyherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, an das Licht geſtellt von Lamprecht. Berlin bey Hauden, in gr. 8. Dieſe Lebensbeſchreibung

bung des Herrn von Leibnitz verdient ihrer schönen Schreibart wegen, daß man sie hier dem Leser anpreiset. Sie ist gar nicht auf eine trockene historische Art geschrieben; sondern mit vielen Betrachtungen und sinnreichen Einfällen des Herrn Verfassers ausgeputzt. Er hat dadurch gewiesen, wie geschickt er wäre, die berühmten Männer Deutschlandes von allen Ständen, nach Art des Perrault, in seinen Hommes illustres de France, zu beschreiben, und seinem Vaterlande die einheimische Ehre seiner Mitbürger bekannter zu machen. Druck und Papier sind hier vollkommen schön. Man hat eine kurze Nachricht von der Gesellschaft der Wahrheitliebenden beygefügt, die 1736. von Sr. Excell. dem Herrn Grafen von Manteufel, königl. pohln. und churf. Cabinetsminister und des weißen Adlerordens Rittern ꝛc. zu Berlin gestiftet worden.

IX. In dem XXIV. St. der Beyträge haben wir bey Erwähnung des neukirchischen Telemachs, unschuldiger Weise in den Gedanken gestanden, als ob der Verfasser der Zueignungsschrift, und der Herausgeber des andern und dritten Theiles, auch Urheber der Vorrede wäre, über welche wir, aus zureichendem Grunde, uns zu beschweren Ursache hatten. Nun sind wir aber von einem vornehmen Gönner benachrichtiget und versichert worden, daß besagte beyde Stücke nicht aus einer Feder geflossen; indem sich der Herr Verfasser der Zueignungsschrift, von der Vorrede losgesagt, und selbige nicht für seine Arbeit ausgiebt. Weil wir nun niemanden eine fremde Arbeit zur Last zu legen

gen

gen geſonnen ſind; ſo erklären wir uns hiemit, auf Verlangen, ganz gern: daß wir in unſern über die telemachiſche Vorrede geführten Beſchwerden, niemandern anders, als den wahren Urheber derſelben, wer er auch ſeyn mag, gemeynet haben.

X. Aus Hamburg haben wir Nachricht, daß ein gelehrter Mann und guter Dichter daſelbſt, durch einen glücklichen Zufall, viel geſchriebene Gedichte, von dem berühmten Johann Riſi, einem der erſten guten deutſchen Poeten im vorigen Jahrhunderte, in die Hände bekommen. Weil nun dieſer belobte Riſt allerdings in Niederſachſen das geweſen, was Opitz in Schleſien, Flemming in Meißen, und Dach in Preußen waren: ſo hat ſich oberwähnter geſchickter Mann entſchloſſen, die ſämmtlichen Gedichte dieſes Poeten zu ſammlen, und durch dieſe ungedruckten zu vermehren. Die geiſtlichen hergegen, davon ohne dem die beſten in den öffentlichen Kirchengeſängen ſtehen, wird er mit gutem Bedachte davon abſondern, um den heutigen ekeln Leſern eine Sammlung nicht verächtlich zu machen, die viel wichtige und wohlgerathene Stücke in ſich hält. Wie überhaupt alle diejenigen zu loben ſind, die ſich der Schriften verſtorbener Gelehrten annehmen, alſo können wir nicht umhin, den Herrn Herausgeber der riſtiſchen Gedichte, zu Vollführung ſeines Vorhabens aufzumuntern. Wir hoffen auch, daß er an guter Einrichtung und Abtheilung, wie auch ſorgfältiger Ausfertigung dieſes Werkes nichts wird ermangeln laſſen.

XI. Der

XI. Der deutsche Lockmann, oder gute Sittenlehren in lustigen neuen Fabeln vorgestellet, nebst allerhand nützlichen, aus der Rechtsgelahrheit, Weltweisheit und den Geschichten ausgeführten Materien. Halle bey Riemern. 1739. in 4. Die Begierde durch moralische Schriften seine Mitbürger zu erbauen, ist allerdings zu loben. Allein wie nicht alle Vorrath und Einsicht genug haben, die Fehler der Menschen zu beurtheilen: so fehlt es auch vielen an einem guten Geschmacke in der Schreibart, wodurch solche Schriften beliebt werden müssen. Daher kommt es, daß nicht alle wöchentliche Moralisten Addisons und Steelen werden. Lockmann ist so bescheiden, sich selbst nicht dafür auszugeben. Seine Sachen und Ausdrückungen sind oft sehr gemein, und seine Scherze fallen ins Pöbelhafte. Seine Fabeln, die er aus einer besondern Meynung auch Räthsel nennt, sind gar nicht in dem Geschmacke des Alterthums, oder des Orients. Die andern Zusätze halten zwar viel gutes, aber auch viel mattes in sich. Gleichwohl hat diese Schrift das Unglück gehabt, bey dem 39. Blatte, auf obrigkeitliche Verordnung gehemmet zu werden.

XII. Merkmaale der Tugenden und Laster, eine Sittenschrift, in welcher verschiedene Pflichten der Menschen abgehandelt werden. Zerbst 1741. in 8. Diese wöchentlichen Blätter sind im 1740sten Jahre herausgekommen, und sie sind allerdings mit zu den guten zu rechnen. Die Verfasser haben philosophische Einsicht und eine Belesenheit

in

in den beſten Sittenlehrern; überdem aber eine ziemlich gute Schreibart. Nur dem Titel hat man nicht ſonderlich ein Gnügen thun wollen, den man ſich erwählt hat. Er verſpricht uns Characteres ethicos, und dabey beſinnt man ſich gleich auf den Theophraſt, und vermuthet eben ſolche Characteres zu finden. Allein dieſe Blätter ſind ganz anders eingerichtet. Ohngeachtet man nun beſſer gethan hätte, wenn beydes übereinſtimmete: ſo will man doch dieſen Blättern deswegen ihren Werth nicht abſprechen.

XIII. Der geduldige Weltweiſe, bey dem Anblicke jetziger Zeiten, wie er durch monatliche Sammlungen lächerlicher Begebenheiten, jedesmal bey dem Zuſpruch ſeines Freundes eine gewiſſe Gattung der Thorheit lebhaft vorſtellet, und auf eine moraliſche doch luſtige Art beurtheilet. Leipzig bey Tregen, 1741. in 8. Die Ueberſchrift dieſer Sittenlehren kann Kennern von feinem Geſchmacke ſchon verrathen, wes Geiſtes Kind ſie iſt. Man könnte dieſe Blätter einen philoſophiſchen Gotthold nennen, wenn man auf die Ueberſchriften ſehen wollte, die ſie haben. Das erſte heißt: **Die Welt voller Narren**, das II. **die einfältige Andacht**, das III. **die diebiſche Wahrſagerinn**: ꝛc. Allein die Ausführung macht, daß weder das Wort **philoſophiſch**, noch **Gotthold** ſich dazu ſchickt. Kurz, die Gedanken, Erfindungen, Einfälle und Redensarten ſind nach dem Geſchmacke der gemeinſten Leute eingerichtet, und werden den Leipzigern auswärts wenig Ehre machen.

Inhalt.

Inhalt.

I. Einige Nachricht von der ersten Ausgabe der deutschen Uebersetzung des N. Testaments D. M. Luthers p. 3

II. Mattheſons Gedanken über ein paar Artikel des 23. Stücks der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. 8

III. Die Begebenheiten Telemachs auf der Insul der Göttinn Calypso in einer Tragödie vorgestellet. Leipzig und Liegnitz, 1740. 25

IV. Schreiben an einen Gelehrten in Schlesien, das Leben und die Schriften Martin Opitzens von Boberfeld betreffend. 54

V. Einige Stücke von Martin Opitzen aus seinen Originalen abgeschrieben. 74

VI. Versuch einer Erklärung vieler eigentlichen deutschen Redensarten, aus den morgenländischen, griechischen und römischen Alterthümern. 79

VII. Beantwortung einiger in den critischen Beyträgen wider den oratorischen Frost gemachten Einwürfe. 119

VIII. Des Herrn Joh. Valentin Pietschens gebundene Schriften, in einer vermehrten Sammlung ans Licht gestellet von Joh. George Beck. Konigsberg bey Eckardten 1740. in gr. 8. 1 Alph. und 6 B. 131

IX. Nachricht von einigen neuen Schriften, die zu unsern Absichten gehören. 167

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

Exbiblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Siebenter Band.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1741.

I.

Johann Vorſtens Verſuch einiger Anmerkungen über die deutſche Sprache. Cöln, in Verlag Georg Schulzens, 1668. 4 Bogen in 12.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Das I. Hauptſtücke.

Von der grammatiſchen Erlernung der Sprachen, und von dem Fleiße, den man bey Unterſuchung der Abſtammungen der Wörter anwenden ſoll: desgleichen, von dem Urſprunge des deutſchen Worts Redlich.

Die Menſchen ſind von den Thieren vornehmlich durch zwey Dinge unterſchieden, durch den Verſtand, und durch die Sprache. Sie kommen aber auch unter einander ſelbſt nicht überein, denn einige von ihnen geben auf ihre Handlungen ſehr genau Achtung, und überlegen, wie ihr Verſtand und ihre Sprache beſchaffen ſey, andere hingegen geben ſich darüber keine Mühe. Denn die Ungelehrten bedienen ſich auch des Verſtandes, und ſchließen oft nicht ungereimt eins aus dem andern: wie aber das Weſen dieſer Wirkung beſchaffen ſey, durch welche

Art und Weise dieselbe erhalten werde, davon wissen sie nichts, ja sie denken nicht einmal daran. Desgleichen bedienen sich die Ungelehrten eben so wohl der Sprache, als die Gelehrten; ob sich gleich jene nicht um den Grund und um die Beschaffenheit derselben bekümmern. Die römischen Sklaven redeten auch lateinisch, aber sie gedachten nicht so an die Gleichförmigkeit der Sprache, wie Julius Cäsar; sie bekümmerten sich nicht so um den Ursprung der Wörter, wie Varro; und in ihrem Reden und Schreiben kam nicht alles mit der Vernunft so wohl überein, wie bey dem Tullius. Ja so gar die meisten unter den vornehmsten Römern waren hierinne von ihren Sklaven nicht unterschieden: denn sie wußten eben so wenig die Abstammungen und die Ursachen ihrer Sprache, als jene. Deswegen lobet auch Cicero in seinem ersten Buche, darinn er die Beschaffenheit der Weltweisheit erkläret, die in der Akademie gelehret wurde, den Terentius Varro gar sehr, daß er durch seine Bücher die Römer, die bishero in ihrer eigenen Stadt irrend und Fremdlinge gewesen, nun gleichsam nach Hause geführet, und gemacht hätte, daß sie nun endlich einmahl erkennen könnten, wer, und wo sie wären: er rühmet ihn, nicht nur deswegen, daß er das wahre Alter des Vaterlandes kund gemacht habe; daß er gezeiget habe, warum die Zeiten also eingetheilet worden, daß er die Rechte des Gottesdienstes, die Verrichtungen der Priester, die Kriegs- und Friedensgebräuche, die Beschaffenheiten der Länder und Oerter erzählet habe, daß er die verschiedenen Nahmen, Arten, und Pflichten von allen göttlichen und menschlichen Dingen erkläret, und dabey auch zugleich die Ursachen

ſachen mit angegeben habe: ſondern daß er auch zu dem rechten Verſtande der Poeten, und überhaupt zu der ganzen lateiniſchen Litteratur ſehr viel beygetragen habe. Quinctilianus *) rühmet dieſen Varro, wie überhaupt als einen ſehr gelehrten Mann, ſo auch vornehmlich als einen ſolchen, der die lateiniſche Sprache ſehr wohl inne gehabt habe. Es iſt wahr, die andern Römer redeten auch lateiniſch, aber ſie waren deswegen ihrer Sprache nicht ſo gewachſen, wie Varro. Denn von dieſem ſagt nur gemeldeter Quinctilianus, er habe die Natur und die Gleichheit der lateiniſchen Sprache betrachtet, er habe grammatiſche Unterſuchungen fleißig angeſtellet, und die Abſtammungen der Wörter ſehr wohl gewußt. Und dieſes ſieht man auch aus ſeinen Büchern, die von der lateiniſchen Sprache handeln, ſo viel deren noch übrig ſind. Sie fangen ſich alſo an: **Ich habe mir vorgenommen in ſechs Büchern zu beſchreiben, wie und warum in der lateiniſchen Sprache die Wörter den Dingen ſind beygeleget worden.**

Was nun Varro in ſeiner Mutterſprache, der lateiniſchen, gethan, dieſes will ich auch in meiner, der deutſchen, unternehmen. Es haben auch ſchon in den vorhergehenden Jahren verſchiedene ſich die Mühe gegeben, und mit Hülfe der Grammatik, den Urſprung der deutſchen Wörter unterſuchet; ſie haben die Veränderungen der Bedeutungen der Wörter angemerkt, und gar viel andere dergleichen Dinge unternommen. Ich will ihrem Beyſpiele nachfolgen, und etwas weniges über die deutſche Sprache, ſo wohl, wie ſie vorzeiten beſchaffen

*) Inſtit. orat. lib. X. cap. I.

ſchaffen geweſen, als auch, wie ſie es nunmehro iſt, anmerken. Und zwar will ich den Anfang von dem Worte **redlich** machen. Wir Deutſchen haben dieſes Wort täglich im Munde, und ſagen z. E. **ein redlicher aufrichtiger Mann.** Aber, wer bekümmert ſich wohl um deſſen Urſprung, oder, wer will ſich deſſen Abſtammung bekannt machen? Man ſieht zwar aus der ſehr gewöhnlichen Endigung, **lich**, daß es kein urſprüngliches Wort ſey, ſondern daß es von einem andern müſſe hergeleitet werden: Aber der Urſprung deſſelben, und ſeine erſte Bedeutung iſt den meiſten verborgen. Wir haben ein gewiſſes Wort, **die Rede**, lateiniſch: ſermo, oratio, man findet aber nicht, wie von der Bedeutung dieſes Wortes habe können ein anders herkommen, und einen ſolchen Menſchen bedeuten, den wir **redlich** nennen. Es iſt alſo zu wiſſen, daß das erſte Wort **rede**, und **redina** bey den Alten das geheißen habe, was die Lateiner rationem nennen. Dieſes bezeiget **Kero** in den Auslegungen, welche **Melchior Goldaſt** in den erſten Theil ſeiner deutſchen Abhandlungen eingerücket: ratio, **redina.** rationem, **redinn.** ratiociniis, **redinoom.** rationabilis, **redihaftiu.** rationabilia verba, **redihaftiu wort.** rationabiliter, **redihaftucho.** Deßgleichen inrationabilia, **uniredihaftlihhiu**, wie auch ſtrenuus, **radalihho.**

Hieraus iſt klar, daß das Abſtammungswort, **rede** oder **redina**, bey den Alten ſo viel geheißen habe, als das lateiniſche ratio. Davon iſt nun das Wort **redihaft** hergeleitet worden; nämlich die Sylbe **na** von **redina** wurde hinweg geworfen, und hingegen die Sylbe **haft**, als welche den allermeiſten Beywörtern ei-

gen

gen iſt, hinzugeſetzet. Ferner wurde noch eine andere Endigung hinzugethan, denn ſie ſagten **redihaftlich**, **unredihaftlich**. Und endlich wurde auch die Sylbe **haft** wieder weg geworfen, und ſo hieß das Wort **redalick**. Und dieſes kömmt mit unſerm heutigen **redlich** ſehr überein. Man ſiehet auch gleich aus dieſer Abſtammung den Grund, warum dieſes Wort alſo iſt benennet worden. Nämlich wir Deutſchen nennen einen aufrichtigen und ehrliebenden Menſchen, **redlich**, weil er das thut, was mit der Vernunft (ratione) übereinkommt, und weil er auch vor andern vernünftig iſt. Dieſer Grund, welcher zu der Benennung Anlaß gegeben hat, iſt ſehr artig und gut. Denn wenn ein Menſch dasjenige thut, was mit der geſunden Vernunft übereinkommt, ſo kann man ihm mit Recht die Benennung **redlich** beylegen. Das Wort **redina**, von welchem unſer **redlich** herkommt, wird noch heute zu Tage von den Holländern und Brabantern in eben dieſer Bedeutung gebraucht, wie bey unſern Vorfahren. Denn **redene** heißt bey ihnen ſo viel, als **der Grund, die Urſache**, und **redenen** heißt nichts anders als **ſchließen**. Sie haben auch noch ein ander Wort **redenlick**, welches nach **Kilians** Wörterbuche ſo viel bedeutet, als rationalis, rationabilis, rationis capax, rationis compos, ratione praeditus, rationi conſentaneus, aequus, ja auch ſo gar mediocris, ſatis magnus, iuſtus. Desgleichen ſagen ſie **redenlickheyd**, wie wir hingegen **Redlichkeit**, und ihr Wort drücket das lateiniſche ratio, aequum, aequitas aus. So viel iſt gewiß, daß die Holländer die abgeleiteten Wörter völliger ausdrücken, als andere Deutſchen, denn ſie ſagen nicht **redlick**, ſondern **redenlick**.

Doch siehet man auch, daß die Alten das bey dem Hauptworte **redina** befindliche n in den daher geleiteten Wörtern weggeworfen haben, und vielmehr **redihaft**, gesagt, anstatt **redinhaft**. Ob aber das erste Wort bey den Alten auch viele Bedeutungen gehabt habe, wie es heutiges Tages bey den Holländern und Brabantern hat, daß nämlich **rede** und **redina**, nicht nur ratio, sondern auch sermo, geheißen habe, dieses ist noch nicht ausgemacht. **Kero** übersetzet das lateinische sermo durch **Wort**, und schreibet, daß bey den Holländern und Brabantern das Wort **redene** nicht nur ratio, caussa, sondern auch sermo, oratio, bedeutete. Und der schon oben angeführte **Kilian** berichtet, daß eben dieses Wort, nicht nur ratiocinari, sondern auch loqui, sermocinari, heiße.

Das II. Hauptstücke.

Von dem Ursprunge des Wortes Mensch.

Philipp Cluver muthmaßet in seinem Buche von dem alten Deutschlande nicht uneben, daß unser heutiges Wort **Mensch** kein ursprüngliches sey, sondern, daß es von einem andern hergeleitet werden müsse, und eben so viel bedeute, als **männisch**, es komme nämlich her von dem ersten Worte **Man** und der dazu gesetzten Endigung **isch**. Diese Herleitung gefällt dem Matthias Martini, und Just Georg Schotteln sehr wohl. S. **Cluvers altes Deutschl. p. 81. Martini Wörterbuch** unter dem Worte *homo*, und **Schottel in der deutschen Grammatik** p. 358. Aber diese Männer haben nichts angeführet, wodurch sie ihre Muthmaßungen wahrscheinlich gemachet hätten. **Cluver**

ver ſagt, **Menſch** komme her von **Mann**, nämlich von dem Worte, das im lateiniſchen Vir heißet. Wenn dieſes wahr iſt, ſo iſt die Bedeutung des Wortes **Menſch** in dem hergeleiteten weitläuftiger, als in dem urſprünglichen. Denn in dieſem zeiget es nur eine Art Menſchen an, in jenem aber erſtrecket es ſich auf alle beyde. Wie? wann man alſo zeigen könnte, daß ſelbſt durch das erſte Wort **Mann** beyderley Geſchlecht verſtanden worden, und ſo viel geheißen habe, als hominem? und daß hernach das Wort **mennisch** ſey in **Menſch** zuſammen gezogen worden? ſo würde gewiß die Meynung Cluvers und der andern, von dem Urſprunge des Worts **Menſch** viel wahrſcheinlicher werden. Erſtlich, hat in der alten angelſächſiſchen Sprache das Wort in ſingulari **man**, deßgleichen **mon** ſo viel geheißen als Homo, wie dieſes **Sommer in dem ſächßiſch- lateiniſch- engliſchen Wörterbuche**, und **Franz Junius in den Anmerkungen über Willerams Umſchreibungen** gewieſen haben. Hernach haben ſie in plurali geſagt **Men**. Eine ſächßiſche Ueberſetzung von **Matth.** VII, 11. ſoll nach des Junius Berichte alſo heißen: **ralle tha thing the ge willen that men eow don, doth ge him that ſylfe**, was euch die Leute thun ſollen, das müſſet ihr ihnen wieder thun. Und von **Matth.** XVI, 13. **hwarne ſecga that** menn **that ſy** mannes **ſunu?** Für wen halten denn die Leute des Menſchen Sohn? Bey dem Kero in den Auslegungen ſtehet homo **man**, hominis **mannes**, hominum **manno**, hominibus **mannum**, deßgleichen ſuper filios hominum **ubar barn manno**. Wodurch er ganz klar anzeiget, daß das deutſche Wort **Mann** nicht nur auf eine Art Men-

schen allein gerichtet sey, sondern daß es die Bedeutung des lateinischen Wortes homo, vollkommen erschöpfe. Nunmehro will ich zeigen, woher es gekommen ist, daß das Adiectivum, welches von dem Wörtlein **Mann** hergeleitet werden, ich meyne das Wort **Mennisch**. nicht virile heiße, oder nur auf eine Art Leute einzuschränken sey, sondern, daß es die Bedeutung humanus habe, das ist, daß dadurch beyderley Geschlecht angedeutet werde. Denn weil das ursprüngliche Wort **man**, homo bedeutet, so muß auch das hergeleitete **mennisc** so viel heißen als humanus. Ja, der schon angeführte Junius bringet aus verschiedenen Schriftstellern Exempel dar, in welchen das hergeleitete Wort **Mennisch** befindlich ist. z. E. aus des Beda Kirchengeschichten der Engelländer **mennisc fultum** menschliche Hülfe, **mennisc theowdom** menschliche Knechtschaft, **mennisc hand**, menschliche Hand. Desgleichen aus einem andern Buche *) **mennisc Kynn**, menschliches Kinn; **mennisc gethanc**, menschlicher Gedanke. Hierzu kommt, daß Kero in den Auslegungen humana natura übersetzet durch **manaskiu chnuat**. Es ist auch dieses hergeleitete Wort **mennisc** schon längst für ein selbstständiges angesehen worden. Dieses ist geschehen in den Staatsgesetzen des Alfredus, **gif thaer thonne other mennisc borh sy**, wenn iemand für ihn Bürge ist: und in der Bibel stehet beym Matthäus V, 11. **thonne eowick wergath mennisc**, wenn euch die Menschen fluchen. Ja nicht nur die alten Sachsen haben dieses Wort in dem Verstande gebrauchet, sondern es haben dieses auch andere deutsche Völker

*) ex libro scintillarum.

ker gethan. Willeram bedienet ſich in ſeiner Auslegung des Hohenliedes Salome gar öfters des Wortes mennisco. Und es iſt ein alter Reim noch übrig, der auf den heiligen Anno gemacht iſt, nämlich:

In der werilte anazinna,
Du liht war unte ſtimma,
Du diu urone Godis hant
Diu ſpechin werch geſkuph ſo mannigwalt,
Du deilte Got ſini werch al in zuein.
Diſe werlt iſt das eine deil, das ander iſt geiſtin.
Du gemengite die wiſe Godis liſt
Von den zuein ein werch, das der menniſch iſt.
Der beide iſt corpus unte geiſt,
Dannin iſt her nah dim engele allermeiſt.
Alle geſchaft iſt an dem menniſchen,
So iz ſagit das Evangelium.

In dieſem alten Reime leſen wir das Wort **Menniſch** ganz ausgedrucket. Es iſt die Endigung **iſch** zu dem Worte **Men** hinzugeſetzet, eben ſo, wie wir von **Kind, kindiſch** ſagen, und von **Narr, närriſch.** Otfried hat auch in ſeinem Evangelienbuche das Wort **mennisgen.** Endlich iſt es dahin gekommen, daß man den Buchſtaben **i** hat hinweg geworfen, und an ſtatt **mennisch** geſagt **menſch.** Weil nun hierdurch aus einem wahrhaftigen Adiectiuo ein Subſtantiuum geworden iſt, ſo hat man, nur deswegen, damit kein Adiectiuum gänzlich mangele, dem Worte **menſch** die Endigung **lich** beygeleget, und hieraus iſt entſtanden **menſchlich.**

Es iſt aber noch bey dem Worte **Mann**, inſofern es zu beyderley Geſchlecht gehöret, und **einen Menſchen** überhaupt anzeiget, noch dieſes zu merken, daß die alten Sachſen etliche zuſammengeſetzte Wörter daher geleitet haben, als: **wifman**, **wiman** und **wimman**. Dieſe bedeuten ſo viel, als das einfache **wif** und heißen in der lateiniſchen Sprache foeminei ſexus homo. Wie nun die Saxen von **man**, homo, den pluralem **men**, homines, machten: ſo machten ſie hinwiederum von **wifman**, in dem plurali **wifmen**, foeminae. Hiervon können **Sommers Wörterbuch der ſächſiſchen Sprache**, und **die Anmerkungen des Franz Junius über Willerams Auslegungen** p. 232. nachgeſchlagen werden. Wenn alſo das Wort **man** nicht zu beyderley Geſchlecht gehöret hätte, ſo hätte keine ſolche Zuſammenſetzung ſtatt gefunden, oder es wäre durch das hinzugeſetzte Wort gerade das Gegentheil von dem Worte behauptet worden, dem es zugegeben wäre (ἀντικείμενον ἐν προσκειμένῳ). Vielleicht kann man auch hievon ableiten, daß noch die heutigen Engelländer ihre Weiber **woman** nennen. Denn ſie ſagen **woman**, anſtatt des alten **wiman**, welches von **wifman** herkömmt.

Ferner muß ich noch dieſes erinnern, daraus ganz deutlich erhellet, daß das Wort **Mann** vor Alters auf beyderley Geſchlecht ſey gezogen worden. Nämlich wir finden, daß daſſelbe den Wörtern vorgeſetzet wird, da wir die Perſon nicht eigentlich beſtimmen wollen, z. E. es heißet: **man ſagt, man ſiehet**, und iſt alſo ganz und gar, ja auch in dem Urſprunge einerley mit dem franzöſiſchen *on*: denn die Franzoſen glauben ſelbſt, daß dieſes Wort an ſtatt *hom*, homme, geſetzet

werde, und daß *on dit* so viel heiße, als *homme dit*.

Es fallen mir noch verschiedene Dinge bey, daraus deutlich kann dargethan werden, daß das Wörtlein **man** vor alters beyderley Geschlechtern eigen gewesen sey. In dem Glaubensbekenntnisse der alten deutschen Kirche, welches Goldast dem zweyten Theile seiner deutschen Geschichte einverleibet hat, steht unter andern: **odo thuruh min selbes gispensti, odo thuruh anderes** mannes **gispensti**, und Goldast übersetzt es sehr wohl: siue mea ipsius opera, siue aliorum *hominum* suasione. Nämlich, durch dieses Wort **man** werden hier nicht nur die Männer, sondern überhaupt alle Menschen angezeiget. An eben diesem Ort heißt der Priester, dem man seine Sünden anvertrauet **Gotes Mann**, Dei homo; und Paulus nennet den Timotheus in dem Briefe, den er an ihm geschrieben, nicht ἄνδρα Θεοῦ, sondern ἄνθρωπον Θεοῦ, hominem Dei. Ferner ist dieses klar aus dem zusammengesetzten Worte **manslaht**, welches bey den Alten hat homicidium geheißen, wie dieses aus dem angeführten Glaubensbekänntniß, aus dem Kero, und andern zu erweisen ist. Denn es ist zusammengesetzt von **man**, homo, und **slaht** occisio. Bey dem Kero steht occidere **slahon** occisionis, **slatha** (schlachten). Ja so gar die Wörter **iemand** und **niemand** kommen von **man** her, inseferne nämlich dieses einen Menschen überhaupt bedeutet. Die Alten schrieben **ieman**, **nieman**, desgleichen **neoman**, und setzten kein **d** hinzu. Kero führet in den Anmerkungen an: nemo, **neoman**; nullum, **neomannon**. In dem Evangelienbuche, welches in der Churfürstl. brandenburgischen Bibliothek im Manuscripte

nuſcripte zu finden iſt, ſtehet ieman, nieman. Otfried hat es geſchrieben iaman, niaman, eben ſo, wie iamar, niamar, aber den Buchſtaben d hat er auch weggelaſſen. Dieſer Otfried gebrauchet das Wort man gar oft anſtatt homo, z. E. im erſten Buch, im 21ſten Hauptſt.

Wahs er filu ziero,
In wizzin wola skiero,
In wisduam theh io thanne
Mit Gote joh mit manne.

Wir ſagen heute zu Tage: bey Gott, und bey den Menſchen. Ich finde auch noch in einem alten Pſalmbuche, welches Spelmann in engliſch ſächſiſcher Sprache herausgegeben hat, dieſe Worte geſeah calle bearn mama, vidit omnes filios hominum, er ſahe alle Menſchen. Pſalm XXXII.

Das III. Hauptſtück.
Von dem Urſprunge des Worts Demuth.

Ich habe ſchon lange über dem Worte Demuth nachgedacht, ob ich etwan ſeinen Urſprung erfinden möchte: es iſt mir aber bis itzo noch nichts vorgekommen, welches mir eine Gnüge gethan hätte. Ich ſah zwar mit leichter Mühe, daß es ein zuſammen geſetztes Wort ſey, aus dem einfachen muth; ich wußte aber nicht, was denn die Sylbe de bedeuten ſollte. Ich erfuhr auch überdieß, daß ſelbſt der gelehrte Juſt George Schottel in ſeinen grammatiſchen Schriften ſeine Unwiſſenheit in dieſem Stücke geſtanden habe, indem er auf der 1301 Seite alſo ſchreibet: es iſt

mir

mir nicht bekannt, was denn eigentlich der Grund von der Sylbe de ſey. Nachdem ich aber des Kero Auslegungen mit Fleiß durchzuleſen anfing, ſo fand ich gar bald, was mich zufrieden ſtellen konnte. Nämlich die alten Deutſchen hatten ein einfaches Wort **deoheit**, welches nur die gewöhnliche Endigung der Wörter **heit** bekommen hatte, und bey ihnen ſo viel hieß, als humilitas. Hernach hatten ſie ein Wort **deonen**, dieſes war bey ihnen mit dem lateiniſchen humiliare einerley. Bey dem Kero ſind folgende Wörter befindlich: humilitas, **deoheit**, **theomuati**; humilitatis, **deoheiti**; humilians, **theononte**; humiliabitur, **wirdit bedeonoot**; humilietur, **ſic ketheonôt**; humiliatus, **kedeonoter**. Jedoch hatten ſie auch eben dieſes zuſammengeſetzte Wort, deſſen wir uns noch heute bedienen. Man erſieht dieſes hieraus, daß Kero das lateiniſche Wort humilitas, durch das deutſche **theomuati**, und daß er das Beywort humiliter durch **theomuatliho** ausgedrucket hat, desgleichen das Wort humiliat, durch **kedeomuatit**, humiles durch **diomuate**, und humilis conſeſſio durch **deomuatlibha pigiht**, (Beichte) überſetzet. Uebrigens iſt hier auch noch dieſes anzumerken, daß dieſes deutſche Wort, welches, nach des Kero Meynung dem lateiniſchen humiliare gleichgültig iſt, auch mit dem Worte ſeruire einerley Bedeutung habe. Denn es heißet alſo bey ihm: ſeruire, **deonoon**; ſeruientes, **deononte**; ſeruitium, **deonoſt**. Hieraus erhellet, daß das alte Wort **deonoon** eben dieſes ſey, was wir itzo **dienen** nennen. Die Bedeutungen ſind auch mit einander auf das genaueſte verwandt, daß nämlich **deonoon** bey den Alten ſowohl humiliare, als auch

ſer-

seruire hieße. Denn wer iemand erniedriget, derselbe macht, daß jener dem andern dienen muß, und wer dienet, der ist niedrig, und geringer als der andere.

Unter denjenigen Wörtern, welche von der Sylbe **deo** oder **de** vorzeiten sind hergeleitet worden, haben wir nun eine betrachtet, deren ein Theil von dem völligen Worte abgetrennet werden kann, und der seine eigene besondere Bedeutung hat; nämlich **deomuat**, oder **theomuat**, und hingegen wieder eine andere, deren anderer Theil unabtrennlich ist, ich meyne **deoheit**. Es ist bekannt, daß durch die Sylbe **heit** bey uns viel Wörter gebildet werden, wir sagen z. E. **Thorheit**, **Krankheit**, **Glückseligkeit**. Wie nun alle diese Wörter entstehen, die sich durch die Sylbe **heit** endigen, auf eben diese Weise ist auch das Wort **deoheit** von den Alten gemacht worden, und hat bey ihnen humilitatem bedeutet. Jedoch haben sie auch noch ein ander Wort gehabt, davon der eine Theil eben so wenig hat können abgesondert werden, es ist dieses das Wort **deolich**, und hat einerley Bedeutung mit dem lateinischen humilis, humiliter. **Kero** führt folgendes an: humiliter **deolihho**, desgleichen supplicatio, **deolich as kipete**: so viel, als was wir heute zu Tage **demüthiges Gebeth** nennen, und **deolichas** ist gesetzt anstatt **deoliches**.

Hieraus aber ist dennoch noch nicht deutlich, woher das einfache Wörtlein **deo** oder **de** entstanden ist, sondern wir wissen nur etwas von den abgeleiteten Wörtern **deoheit**, **deolich**, **deomuat**, zu sagen. Wie? wenn wir also behaupten könnten, daß das einfache **deo** vorzeiten einen Knecht geheißen habe. Dieses ist gewiß, daß in den alten angelsächsischen Büchern **theow**

einen

einen Knecht bedeutet, und **theowenne** heißt eine Magd, **theowdome**, die Knechtſchaft, und **theowrian** dienen. Ja ſo gar noch heute zu Tage zeiget das Wort **teewe** einen ſehr ſchlechten Menſchen an, und der in der Sklaverey lebet: wovon **Sommers**, u. **Kilians** Wörterbücher können nachgeſchlagen werden. In einer alten angelſächſiſchen Ueberſetzung der Pſalmen, nämlich im CXLIII. ſtehet: **Forthon ic theow (*) thin eom**, weil ich dein Knecht bin. Und alſo heißt **Demuth** ſo viel als ein Gemüthe, welches dem andern zu dienen bereitwillig iſt.

Die Alten ſagten auch **otmuat** anſtatt **deomuat**. Otfried ſpricht im erſten Buche, im 7ten Hauptſt.

Wann er otmuati
In mir was frouvonti

Das heißt: weil er Höflichkeit und Demuth bey mir erblickete (war ſchauend); und wiederum in eben dieſem Buche

Geſidalt er in himile
Thie otmuatige

Er hat die in den Himmel geſetzet, welche demüthig ſind. Die Holländer und Brabanter bedienen ſich noch itzo dieſes Worts, und ſagen **oodmoed**, **oodmoedigh**, womit ſie einen demüthigen Menſchen, und die Demuth ſelbſt anzeigen wollen. Und wir finden, daß auch die alten Angelſachſen dieſes Wort gebrauchet haben. In einer alten ſächſiſchen Ueberſetzung der Pſalmen, die Henrich Spelmann herausgegeben hat, leſen wir im XXXIII. Pſalm: **Neah is druthen tham the**

(*) Wenn man das das heutige Wort Dieb, welches im engliſchen Thief geſchrieben wird, mit dieſer alten Benennung eines Knechtes vergleicht, ſo wird man bemerken, daß es damit eben ſo gegangen, wie mit dem lat. fur, welches vormals einen Knecht, hernachmals einen Dieb bedeutet hat.

the geswencede ſynd heortan and eadmodan gaſte he gehaeleth. Der Herr iſt denen nahe, die ein zerſchlagen Herz haben, und den Demüthigen wird er helfen.

Das IV. Hauptſtück.

Daß das griechiſche Wort θεσμὸς mit unſerm deutſchen Geſetz im Urſprunge gänzlich übereinkomme. Die Alten ſagten anſtatt Geſetz, vielmehr Geſetzte, Geſetzde, oder Witut, Wizzod, Ewa, Ae, E.

Was unſere Deutſchen itzo Geſetz nennen, das hießen die Griechen nicht nur νόμος, ſondern auch θεσμός. Z. E. οἱ τοῦ Δράκοντος θεσμοὶ waren bey den Athenienſern nichts anders, als die Geſetze und Vorſchriften, die Drako gegeben hatte. Aelian ſchreibet in dem 8ten Buche ſeiner verſchiedenen Geſchichte, im 10. Hauptſt. ἐκαλοῦντο ἐκεῖνοι (οἱ τοῦ Δράκοντος νόμοι) θεσμοὶ. **Die Geſetze der Drakon werden θεσμοὶ genennet.** Athenaeus im XII. Buche desjenigen, welches er unter dem Titel dipnolophiſtae herausgegeben hat, darinnen er unterſchiedliche Gelehrte an der Tafel eines römiſchen Bürgers von allerhand artigen Sachen redend einführet, ſaget folgendes: ὁ τοῖς ἄλλοις τεθέμενος θεσμοὺς Δημήτριος καὶ τοὺς βίους τάττων, ἀνομοθέτητον ἑαυτῷ τὸν βίον παρεσκεύαζε. **Indem Demetrius andern Geſetze vorſchriebe, und die Beſchaffenheit ihres Lebens anordnete, geriethe er ſelber in ein Leben, welches von allen Geſetzen frey zu ſeyn ſchiene.** In dieſen Worten ſtehet nicht nur der Name θεσμὸς, ſondern auch das Wort τίθεσθαι. Was aber die Lateiner nennen leges ferre, daſſelbe heißt

im

im Griechiſchen νόμους τίθεσθαι, θεσμοὺς τίθεσθαι. Hiervon ſind auch folgende Wörter zuſammengeſetzet, νομοθέτης und θεσμοθέτης, ein Geſetzgeber, desgleichen auch νομοθεσία, θεσμοθεσία die Geſetzgebung. Der Urſprung des Wortes θεσμὸς kommt her entweder von dem Worte τιθέναι oder τίθεσθαι, oder man muß es von θέειν herleiten. Denn gleichwie von δέω, δεσμὸς herkommt, und von ἵημι oder ἕω, ἑσμὸς: alſo wird von τίθημι oder θέω θεσμὸς hergeleitet, und zwar vornehmlich von der vergangenen Zeit, welche aber nicht mehr gewöhnlich iſt, τέθεσμαι. Und alſo iſt das griechiſche θεσμὸς hergenommen παρὰ τὸ θέειν ἢ τιθέναι, a ponendo, **von ſetzen.** Hieraus iſt klar, daß dieſes griechiſche Wort und unſer deutſches **Geſetz** im Urſprunge völlig mit einander übereinkommen; ich meyne aber nicht, als wenn ſie beyde von einerley Worte herkämen, ſondern ſie ſind deswegen einerley, weil ſie ihren Urſprung von ſolchen Wörtern nehmen, die in der Bedeutung nicht unterſchieden ſind, denn eins kommt her von θέειν, das andere von **ſetzen.** Der Name **Geſetz** iſt von dem Worte **ſetzen** auf die Weiſe gemacht worden, wie **Geſpräch** von **ſprechen, Gelenk** von **lenken, Geleit** von **leiten,** und andere mehr auf dergleichen Art gebildet werden. An ſtatt **Geſetz** ſagten die Alten **geſetzde, geſetzte.** Ich finde in der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek, in einem alten Pſalmbuche, welches zum wenigſten vor 400. Jahren geſchrieben worden, daß daſelbſt beſtändig **geſetzte** und **geſetzt** ſteht. Z. E. in der Ueberſetzung des erſten Liedes: **aber in der geſetzt des herrn iſt ſin wille, und in ſiner geſetzte gedenkt er nacht und tag.** Des-

gleichen im LXXVII. Pſ. **min volk betrachtend min geſetzt, und negent uwer oren in die wort mines mundes.** Und an eben dieſem Orte: **ſi wollen nit wonen in ſiner geſetzte.** Ich ſehe auch ein altes Manuſcript in eben dieſer Bibliothek, darinne im XXI. Hauptſt. des Matthäus dieſe Werte zu finden ſind: **do wurden ſy zu rot, das ſy in fragten us der geſetzd in zuverſuchend.** Desgleichen: **in diſen zweyn gebotten ſtot die geſetzde alle.** Ob gleich darinne ein Unterſcheid zu finden iſt, daß in dieſen letztern Worten an ſtatt des t, ein Buchſtab von eben dieſem Laut d geſetzet werden. Und in einem andern Buche, Uebereinſtimmung der Evangelien, welches in der Churfürſtl. Bibliothek aufbehalten wird, und in einer andern Mundart geſchrieben worden, ſieht man im IX. Hauptſt. Matth. **das haben alle propheten und geſetzt geweiſſagt unz auf Johannem.** Hieher gehöret auch, was Kero in ſ. Auslegungen ſaget ſtatuta, **keſazta.** Nämlich er glaubet, daß das lateiniſche Wort ſtatuta eben ſo viel bedeute, als das deutſche **keſazta**, weil es ſeinen Urſprung von dem Werte **ſezzen** genommen habe, und nur am Ende die Sylbe ta an ſtatt te oder de vorgeſetzt bekommen, wie nicht weniger am Anfange **ke** an ſtatt ge erlanget.

Wir wollen aber auch die andern Wörter betrachten, mit welchen die alten Deutſchen lex und ſtatuta beleget haben. Eins hievon iſt **witut**, oder, wie es in einer andern Mundart heißt **wizzod.** **Lipſius** hat in ſeinen Briefen an verſchiedene Holländer, in dem XLIV. Briefe des dritten Hunderts gemerket, daß in einem alten Pſalmbuche, welches zu des Kaiſers Ludewigs Zeiten iſt geſchrieben worden, **witut** ſo viel

bedeute

bedeute als **Gesetz**, und daß **witundraghere** einen Gesetzgeber vorstelle. Er hält dafür, daß das Gesetze den Namen bekommen habe, von der öffentlichen Vorstellung und Ausbreitung, nämlich daß **witut** so viel bedeute, als **weit aus, weit weg**; welches aber unsern Beyfall nicht erhalten kann. Von diesem **witut** ist ohne Zweifel das Wort **wet** entstanden, welches bey den Holländern und Brabantern, auch andern benachbarten Völkern lex bedeutet, ja es sind hiervon auch mehr Wörter zusammen gesetzet worden, als: **wetbreker**, ein Uebertreter des Gesetzes, **wetgheleerd** ein Gesetzverständiger, **wethouder** ein Richter, **wetsteller** ein Gesetzgeber, **wetloos** ohne Gesetz. Und das Wort **wet** ist von dem alten **witut** gemacht worden. Nach einer andern Mundart, und zwar nach der fränkischen, heißt **wizzod** eben so viel als das nur erwehnte **witut**. Otfried schreibt in der Vorrede seines Evangelienbuchs, die er an den Bischof Salomo gerichtet hat: **Ungelonet ni bileip ther Gotes wizzode kleip**, das heißt, Unbelohnt nicht bleibt, wer Gottes Gesetz gläubt. Und im Glaubensbekenntnisse, welches zu Otfrieds Evangelienbuche von dem Verleger hinzugesetzet worden, steht unter andern: **Juti thes heilagon wizzod ni erita**, und ich ehrete sein heiliges Gesetz nicht. Es ist also unter **witut** und **wizzod** fast ein solcher Unterschied, wie heute zu Tage unter **water** und **wasser** ist, denn an statt dieses hat man sonst auch **wazzer** gesagt.

Ein ander Wort, welches bey den alten Deutschen so viel als lex bedeutet hat, ist **Ewa**. Lipsius hat es auch in dem Psalmbuche angemerket, dabey auch noch ein ander zusammengesetztes Wort **ewenlari**, ein Gesetz-

geber, beobachtet. In des Kero Auslegungen ſtehet, *lex*, **ewa**; *lege*, **ew**. Und Willeram ſchreibt in der Auslegung des Hohenliedes: **thiu gnatho thines Evangelii ſuozer is, than thiu auſteritas thero ewo**, deine gnädige Verheißung iſt ſüſſer als das ſtrenge Geſetze. Kilian hat in ſein Wörterbuch als ein altes holländiſches Wort geſetzt: **Ee eewe, ewe,** *lex*; **eeſetter**, legislator. Die alten Saxen haben **Ae** anſtatt **Geſetz** ſehr häufig gebraucht. Das Evangelium hieß bey ihnen **Criſtes ae**, lex Chriſti, die Rechtsbücher hatten den Namen **Aebec**, und ein Rechtsverſtändiger wurde **Aecraeftig** genennet. Dieſes hat Sommer fleißig angemerket, und in ſein Wörterbuch eingetragen. Er führt auch aus dem erſten Buche der Geſchichte des Beda folgendes an: **Ic geſeo othre ae on minum leonum withſeohtende there ae mines modes**. d. i. ich ſehe ein ander Geſetz in meinen Gliedern, welches mit dem Geſetz in meinem Gemüthe ſtreitet. Eine ſäxiſche Ueberſetzung des Pſalmbuchs, welche Spelmann herausgegeben, hält im erſten Pſalme dieſes in ſich: **On ae drichtnes willan his. and on ae hys bithemead dagis and nichtes**. Ich ſelbſt habe ſehr oft in verſchiedenen Manuſcripten dieſes Wort durch einen einzigen Buchſtaben e ausgedruckt gefunden, z. E. in dem Evangelienbuche, welches in der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek aufgehoben wird, leſen wir: **nut wenent das ich ſy komm zu zerſtörende die e oder die propheten, ſunder ſy zu erfullende. Ferner, alles das ir wellent das uch die lut tugent das ſond ir inen tun, wan das iſt die. e. und die proz heten.** Es ſind zwiſchen dieſen Buchſtaben zwene Punkte

ge-

kommen. Ich glaube, daß **Ehalter** hier so viel gemacht, damit er desto leichter erkannt, und mit den andern nicht verwirret werde. Auf gleiche Weise ist auch dieses Wort geschrieben in einem gewissen Buche, welches den Titel Elucidarius führet, und welches im Manuscripte in bemeldeter Bibliothek aufbehalten wird, z. E. **da stet der berg Oreb da Moysi die. e. wart gegeben:** desgleichen stehet in eben diesem Buche gar häufig der Unterschied **der alten. e.** und **der nuwen. e.**

Unter denjenigen zusammengesetzten Wörtern, die wir kurz zuvor als Angelsächsische angeführet haben, sind auch noch andere, welche ihren Ursprung von dem Wörtlein **e** herbekommen haben. Erstlich scheinet hierher gekommen zu seyn **Ewart**, welches nach dem Otfrid, und andern einen **Priester** andeutet. Denn im ersten Buche im 4. Hauptst. lesen wir:

In dagen eines kuninges
Joh harto furdanes
Was ein Ewarto
Zi guate si er ginanto.

Hier wird durch das Wort **ewarto** der Priester Zacharias angezeiget. Kero hat in den Auslegungen sacerdos, **ewart**; sacerdotium, **ewarttuam.** In des Nicodemus Evangelienbuche, welches dem 4ten Buche derjenigen Evangelien angehangen ist, die ich schon oft angeführet habe, finde ich folgende Worte: **Da giengen die Juden all zu rat mit yrem Bischof Cayphas und mit Annas dem fursten, und mit den Ewarten, wie sy unsern herren töten wolten.** In eben diesem untergeschobenen Evangelio reden die Juden den Pilatus also an: **Ehalter bis wil-**

heißet, als was die Griechen νεμοφύλακα nennen. Auch finden wir an eben dieſem Orte ein einfaches: e. Die Worte lauten alſo: **Unſern ſabat den got ſelber macht, den brach er dick. Das wir haben geſehen und gehört, un zerſtört damit unſer E. Pilatus ſprach was tut er dan. Do ſprachen die Juden. Uns gebot got in der alten E. das wir den Sabat fyeren ſolten, den hat er dick entert.**

Endlich muß ich auch noch dieſes anmerken, daß das Wörtlein **E.** ſchon vor Alters zwo Bedeutungen gehabt habe, und außer derjenigen, wovon ich bisher geredet habe, auch den **Eheſtand** angezeiget. Denn in dem Evangelienbuche, aus welchem ich oben einige Exempel von der andern Bedeutung angeführet habe, ſtehet auch: **Matth. XIX. iſt es alſo mit der. e. ſo fuget uns nit in die e zefarende,** das heißt, wenn der Eheſtand ſo beſchaffen iſt, ſo iſt es nicht rathſam, daß wir in denſelben treten. Und nicht weit davon: **Nit brich din. e.** Hier ſind auch auf beyden Seiten Punkte geſetzet worden. (*)

Das V. Hauptſtück.

Von der Endigung de, wodurch ſo wohl die heutigen Deutſchen einige ſelbſtſtändige Nennwörter bilden, als auch die Alten dieſes vielmehr gethan haben.

Juſt George Schettel hat in ſeinem grammatiſchen Werke auf eine ſehr fleißige Art alle diejenigen Endigungen angemerket, wodurch die Deutſchen ihre Nennwörter, ſo wohl die ſelbſtſtändigen, als die zufälligen

(*) Hieher gehören noch die Ehhaften, die man heute zu Tage, von geſetzmäßigen Verrichtungen verſteht.

gen bilden: er hat 23. dergleichen Endigungen angeführet, und dieſelben mit verſchiedenen Exempeln bewieſen. S. p. 324. u. ſ. w. in dem grammatiſchen Werke. Die Endigungen heißen alſo: **bar, e, el, ey, en, er, ern, haft, heit, icht, ig, in, iſch, keit, lein, lich, ling, nis, ſal, ſchaft, thum, ung.** Hierunter hätte er noch ſollen die Endigung **de** rechnen, als wodurch die Namen **Freude, Begierde, Zierde, Gelübde, Liebde** ihr völliges Weſen bekommen. Er hat zwar die Endigung **e** angeführet, allein, dieſe iſt von derjenigen, die ich itzo vorſtellen will, ganz unterſchieden. Denn dieſe iſt in folgenden Wörtern zugegen: **Länge, Weite, Breite, Schärfe, Tiefe, Höhe, Kürze, Dürre.** Hier muß man für die Endigung, daraus die ſelbſtſtändigen Namen erwachſen ſind, den einzigen Buchſtaben **e** annehmen, ausgenommen, daß in etlichen der mitlautende Buchſtabe des Stammworts wiederholet wird. Allein in jenen kömmt die ganze Sylbe **de** dazu, in ſo ferne ſie aus zween Buchſtaben beſtehet, und in ſo ferne keiner zu zu dem Hauptworte gehöret, ſondern bloß zu den hinzugeſetzten gerechnet werden muß. Die Sylbe **de** muß alſo an und für ſich für eine ganz beſondere Endigung, die mit dem Stammworte nichts zu thun hat, gehalten werden. Uebrigens ſind diejenigen ſelbſtſtändigen Namen, welche den einzigen Buchſtaben **e** als ihre Endigung anſehen, alle von den Beywörtern entſprungen. Denen aber die Sylbe **de** nachgeſetzt iſt, dieſe kommen von den Zeitwörtern her, auf dieſe Weiſe, daß die Endigung **en** von den Infinitiuis hinweg geworfen, und hingegen die Sylbe **de** hinzu geſetzet worden. Denn auf dieſe Art iſt aus **freuen** die

Freude entstanden, aus zieren ist geworden die Zierde; aus geloben, **Gelübde**; aus begehren, die Begierde; aus lieben, die **Liebde**. Die Alten haben noch viel mehr Wörter auf dergleichen Art gemacht, von **erbarmen** haben sie das Wort **erbermde** bestimmt, an dessen statt wir itzt **Erbarmung** sagen. In einer alten Uebersetzung des Psalmbuchs, welche in der Churfürstl. brandenburgischen Bibliothek aufbehalten wird, stehet im 78sten Psalme: **Din erbermde vergriffen uns schir.** Von begraben haben sie ein Wort **begrâbde**; wir sagen dafür **Begräbniß**. Die alte Uebersetzung der 4. Evangelien, von der ich schon oben erzählet habe, hat dieses Wort bey sich im XXVI. Hauptst. des Evangelisten Matthäus: **Si hat mich gesalbet zu minem begrebde.** Desgleichen führt sie ein ander Wort an, welches **betrûbde** heißet, und von betrüben herkömmt. z. E. im XIII. Matth. **in der Zyt der betrûbde so gond sy ab, und das Wort gotes bringet kein frucht in inen.** Was die Neuern **Trübsahl** nennen, dasselbe wird hier durch **betrûbde** ausgedrucket. Im Griechischen stehet γενομένης θλίψεως καὶ διωγμοῦ Ferner, von **hören** haben sie ein Wort hergeleitet, **gehörde**; wir sprechen itzo das **Gehör**. Die alte Uebersetzung des 18. Psalm heißt: **Das Volk, das ich nit bekannte, das diente mir, und gehorsamet mir in der gehörde des ors.** Die Alten hatten auch ein Wort **bewegde**, oder **bewegte**; wir sagen die **Bewegung**. Im 5ten Hauptst. des Ev. Johannis stehet: **in disem lagent vil siechen, blinden und lamen, beitente der bewegte des waßers.** Jedoch folget auch bald darauf das Wort, dessen wir uns heute zu Tage bedienen,

die

die Bewegung. Aber **bewegte** iſt hier an ſtatt **bewegde** geſchrieben. Denn die Buchſtaben **t** und **d** werden wegen ihres gleichen Lautes ſehr oft mit einander verwechſelt. Hieher kann man auch das Wort **geſetzde** oder **geſetzte** rechnen, von dem wir im vorigen Hauptſtücke gehandelt haben. Die Alten leiteten es von dem Worte ſezzen her, und ſagten **geſetzde**. Wir hingegen ſprechen **Geſetz**. Sie thaten zu dem Stammworte am Anfange die Sylbe **ge**, und endigten daſſelbige mit **de** oder **te**. Auf eben dieſe Weiſe bildeten ſie von **hören** das Wort **gehörde**, ſie ſetzten nicht nur etwas an die eine Seite, ſondern auch an die andere. Wir hingegen thun nur am Anfange eine Sylbe hinzu, und ſprechen: **Gehör**. Es iſt aber auch in Anſehung des Artikels zwiſchen den alten und den neuern ein Unterſcheid. Nämlich, wir ſprechen **das Gehör, das Geſetz**, ſie ſagten: **die gehörde, die geſezde** oder **geſezte**. Die alte Ueberſetzung des 1ſten Pſalms, die wir ſchon oben angeführet haben, heißt: **in der geſezt des Herren iſt ſin wille, und in ſiner geſezte gedenkt er nacht und tag.** Und in der Ueberſetzung der 4 Evang. ſtehet im 22. Matth. **do wurden ſy zu rot, das ſy in fragten us der geſezd.** Wir ſehen auch, daß die Alten aus der Sylbe **de** oder **te** zuweilen den ſelbſt lautenden Buchſtaben **e** herausgeworfen, und geſagt haben **geſezt**, oder **geſezd**, an ſtatt **geſezte, geſezde**. Im 130ſten Pſ. des oftangeführten Pſalmbuchs ſtehet **erbermd** an ſtatt **erbermde**; und eben daſelbſt leſen wir an ſtatt des Worts **Gelübde**, welches wir noch heute gebrauchen, nach geſchehener Hinwegwerfung **gelubt**.

Das VI. Hauptstücke.

Von den Endigungen ft und st, (*) durch welche einige Namen von Verbis hergeleitet werden.

Unter den Endigungen, durch welche gewisse Namen von andern Wörtern hergeleitet worden, sind auch die Endigungen ft und st. Diese hat Schottel bey seiner sonst sehr fleißigen Untersuchung der Endigungen, dennoch auch nicht angeführet. Aus der ersten bestehen die Wörter **Zukunft, Ankunft, Vernunft**, und Exempel der andern Art können folgende seyn: **Kunst, Gunst, Brunst, Dienst.** Wie aber in einigen Bildungen der Wörter die selbstlautenden Buchstaben etwas verändert werden, so geschieht dieses auch hier. Denn die ersten Wörter werden hergeleitet von **zukommen, ankommen, vernehmen**, die andern aber, von **können, gönnen, brennen, dienen.** Jedoch werden nicht nur die selbstlautenden Buchstaben allein verändert; sondern es geschicht dieses auch so gar einem mitlautenden, ja dieser wird gänzlich hinweg geworfen. In den meisten wird der Buchstabe **n** oder **n** hinweg geworfen, in andern aber wird derselbe nur verändert. Die Alten sagten an statt **Vernunft**, auch **vernumst**, und behielten also den Buchstaben **m**, welcher im Worte **vernehmen** war, in dem daher geleiteten Worte bey. Sie bedieneten sich auch an statt der Endigung **ft**, einer andern, nämlich **st**, dergleichen in den Wörtern **Kunst, Gunst, Brunst**, zu finden ist. **Willeram** schreibt in der Auslegung des Hohenlieds auf der 104ten Seite: **thiu vernumst sinero worto.** Dieses Willerams Mund-

(*) Siehe hievon Claubergs Untersuchung im III. Stück dieser Beytr. p. 366. und in Leibnitzens Collect. Etymol. N. V.

Mundart iſt die fränkiſche, und gleichwohl ſagt er **vernumſt**, da er hätte ſollen **Vernunſt** ſagen: faſt auf gleiche Weiſe, wie ſie in Niederſachſen an ſtatt **Zukunft** ſprechen **tokumſt**. Juſt. Lipſius hat in einem ſehr alten Pſalmbuche, welches um die Zeiten des Kaiſers Ludewigs mag ſeyn geſchrieben worden, das Wort **anvernunſt** gefunden, welches eben ſo viel ausdrücken ſoll, als das Wort **Verſtand**: er hat aus dieſem Pſalmbuche gewiſſe Anmerkungen geſammlet, und dem 44ten Briefe ſeines dritten Hunderts einverleibet, welche wohl werth ſind, nachgeſchlagen zu werden. Lipſius hält **Anvernunſt** für ein Wort, aber vielleicht ſind es zweye geweſen, davon das eine ſo viel bedeutet, als die lateiniſche Präpoſition *ſine*. Daß alſo beyde Wörter **an vernunſt** ſo viel heißen, als was wir heute zu Tage nennen **Unvernunft**. Hier iſt wieder ein **n** an ſtatt des **m** geſetzet worden, und iſt **vernunſt** ausgedrucket, an ſtatt daß Willeram geſagt **vernumſt**. Eine dergleichen Endigung, welche die Neuern in den Wörtern **Ankunft** und **Vernunft** gebrauchen, bemerke ich auch an einem ſehr alten Worte **notnumſt**, welches aus dem einfachen **not** und **naemen** entſtanden iſt. In den frieslandiſchen Geſetzen iſt eine Ueberſchrift, **von Notnumſti.** Und das Geſetze fänget ſich alſo an: **Wenn iemand eine ſache mit gewalt hinweg genommen hat** ꝛc. Hieraus iſt klar, daß das Wort **notnumſt** ſo viel heißt als die **Gewalt, Gewaltthat, räuberiſche Entwendung.** Friedrich Lindenbrog bezeiget, daß in einem lateiniſch deutſchen Wörterbuche das lateiniſche Violentia überſetzet worden ſey durch **notnunſt**. Und ſo wäre wieder das **n** an ſtatt des **m** geſetzet worden. Eben dieſer Lindenbrog berichtet, daß

im

im erſten Buche des Sachſenſpiegels und zwar im 43ſten Artikel ſtehe **notnunftige klage.** Desgleichen im dritten Buche im erſten Artikel ſollen dieſe Worte zu finden ſeyn: **alle levende ding, das in der notnumft was, dat ſ hal man hoveden.** Was aber **notnunftige klage** ſey, oder, was das Wort notnumft zu bedeuten habe, dieſes iſt aus der lateiniſchen Ueberſetzung zu erſehen, welche das erſtere durch Violentiarum actio, und das andere durch Tempore violentiae überſetzet. Gerhard Joh. Voßius hält dieſe Anführung des Lindenbrogs für falſch, und giebt vor, daß in der Leipziger Ausgabe des Sachſenſpiegels zuerſt ſtehe **nothaftige klage**, und alsdann erſtlich folge **bei der nothogung.** Dennoch aber habe ich ſelbſt zwey Manuſcripte in der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek geſehen, welche dem Lindenbrog beyſtehen, und eben ſo leſen, wie er aus einer augſpurgiſchen Ausgabe angeführet hat. Es iſt zwar ein ſehr altes Manuſcript vorhanden, welches im Jahr 1269. geſchrieben worden, und worinnen folgende Worte ſtehen **in notnunftiger klage, dar ſo nicht to kempe ne gat, mut de richtere vol vormunden geven den vrowen.** Desgleichen, noch ein anderes, ob gleich in einerandern Mundart geſchrieben, darinne alſo geleſen wird: **in nodnunſdiger clage, da ſu nicht zu kam. phe get, dar mus wol der richter formunde geben den frouwin.** Und endlich iſt noch ein ander Manuſcript zugegen: **al levende ding, dat in der notnumfte was, dat ſal man unthovenden**, und noch ein anders, **alle lebinde das in der not tzogunge was, ſy ſal man enthoiberen.** Hieraus iſt klar, daß die Leipziger Ausgabe am erſten Orte ganz unrecht habe, wenn ſie **nothaftige klage**

an

an ſtatt **notnumfrige klage** anführt. Aber am andern Orte ſteht dieſes nicht ſo wohl in der Leipziger Ausgabe falſch, als es vielmehr beym **Voſſius im Mißbrauche der lateiniſchen Sprache** auf dieſe Weiſe ausgedrucket worden. Denn es ſtehet nicht darinne **notbogung**, ſondern, wie dieſes auch in einem andern Manuſcripte heißt, **notzogung**. Dieſes Wort, desgleichen auch das andere **notnumpft**, druckt unſer heutiges **Nothzüchtigung** am beſten aus. Auch iſt das Wort, aus dem das andere **notzogung** entſtanden iſt, an eben dieſem Orte etliche mahl zugegen. Der erſte Artikel in dem dritten Buche fänget ſich alſo an: **Umme keinerley hande ungerichte ſal man uſhonwen dorffgebuwe, es en ſy das da wip adir mayt inne genotzoget ſy.** In einem noch ältern Codex ſteht: **umme nenerhande ungerichte ſcal men uphonwen dorpgebuw, id ne ſy dat dar maget oder wyf in genödiget werde.** Man ſieht hieraus, was für einen großen Abſcheu die alten Sachſen vor der Nothzüchtigung gehabt haben; ſo gar, daß ſie auch das Haus, darinn die Uebelthat geſchehen, niedergeriſſen, und alle Thiere, die ſich in demſelben befunden, getödtet haben.

Das VII. Hauptſtücke.

Vom Urſprunge des Wortes: überantworten,

desgleichen, von dem Worte: **Antwort.**

Wir Deutſchen bedienen uns im gemeinen Leben des Wortes **überantworten** ſehr häufig, aber die wenigſten gedenken daran, wo es hergekommen ſey. Sein Urſprung kann von **Antwort** nicht hergeleitet werden, denn dieſes heißt im Lateiniſchen Reſponſum, und hat gar kei-

keine Verwandſchaft in den Bedeutungen. Es dienet alſo zu wiſſen, daß bey den alten Deutſchen **andward** und **antwurt** ſo viel geweſen ſey, als bey den Lateinern Praeſentia, und bey uns heut zu Tage: **Gegenwart**; desgleichen, daß **antworten** nichts anders geweſen ſey, als praeſens facere, tradere, ſiſtere. Willeram hat in ſeiner Auslegung des Hohenliedes: **an Godes antwarde**, dieſes heißt ſo viel, als **an Gottes Gegenwart**. Und in einem Reime auf den h. Anno ſtehet **zi Godes antwurti**, das heißt, **in Gottes Gegenwart**. Ein altes Pſalmbuch, welches in der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek zu finden iſt, aber von dem ganz unterſchieden, deſſen ich oben Erwähnung gethan habe, führt im 77ten Pſalme folgendes an: **und er hat geantwort ir vich dem hagel, und ir beſitzung dem für.** Ferner: **und er hat geantwort ir kraft in gevenknis, und ir ſchone in die hend des vyendes.** Eine lateiniſche Ueberſetzung, darinne dieſes ausgedruckt iſt, heißt alſo: et tradidit grandini iumenta eorum, et poſſeſſionem eorum igni. Desgleichen, et tradidit in captiuitatem virtutem eorum, et pulcritudinem eorum in manus inimici. Die Sylbe **ge**, die ſich im Worte **geantwort**, befindet, iſt deswegen hinzugethan worden, damit die vergangene Zeit kann angezeiget werden, denn das Wort ſelbſt heißt **antworten**. Auch gefällt mir nicht, was der gelehrte Franz Junius in ſeinen Anmerkungen über Willerams Erklärungen auf der 100ten Seite ſchreibt: *Hinc* **giantwurten** *eſt ſiſtere praeſentem, coram exhibere*, als wenn die Sylbe **gi** oder **ge** zum Stammworte ſelbſt gehörete. Denn daß er Exempel anführet, in denen die Sylbe **gi** hinzugeſetzt iſt, z. E. aus dem Tatian:

ſtan: **thaz ſi giantwurtiten inan Gote**, vt ſiſterent eum Deo, desgleichen: **giſahun mine ougen thinan heilant, then thu geantwurtidas fora annuzza allero folco**; das iſt gar kein Wunder. Denn in dieſen Worten ſoll keine gegenwärtige Zeit, ſondern eine vergangene angezeiget werden, und dieſen Zuwachs der Sylbe **ge** oder **gi** hat dieſes Wort auch vom Anfange der Sprache gehabt. Alſo iſt es deutlich, daß unſer heutiges Wort **überantworten** aus dem Wörtlein **über**, und aus dem alten **antworten** zuſammen geſetzet ſey, welches ſo viel heißt als praeſens facere, ſiſtere, tradere. Aber auch andere alte Worte, **antward**, oder **antwurt**, desgleichen auch **antworten**, dieſe ſcheinen nicht einfach, ſondern zuſammen geſetzt zu ſeyn, und zwar aus dem Wörtlein **and** oder **ant**, und aus **wart**. Und dieſe letzte Sylbe iſt auch noch in dem Worte **Gegenwart**. So viel iſt gewiß, daß Franz Junius in den Anmerkungen übern Willeram auf der 259ſten Seite anführt, wie im Evangelio des Ulfilas (in codice argenteo) die vier Evangelia in der alten gothiſchen Sprache, geſchrieben geweſen, auf welchen unter andern dieſe Wörter geſtanden hätten **andraa**, conflictus; **andwidre**, widriger Wind; **and ſaelis**, wider, oder gegen die Sonne; **and haeris**, aduerſo crine; **Andgeiſtu madur**, obloquutor. Woraus erhellet, daß das Wörtlein **and** bey den alten Gothen, welche ohne Zweifel deutſch geredet haben, eben dieſes geheißen habe, was die Lateiner contra, und wir **gegen** nennen. Ferner, daß das Wort **andward** oder **antwurt** auf gleiche Art zuſammen geſetzt ſey, als das heutige **Gegenwart**. Die einzeln Wörter **ant**, oder **wart**, gebrauchen wir heute zu Tage außer

der Zusammensetzung nicht mehr. Wir gebrauchen auch nicht mehr **antwart** oder **Antwort** in dem Verstande, daß es praesentiam bedeuten sollte, oder **antworten**, in der Bedeutung praesens sistere und tradere: sondern wir haben dafür ein Wort, welches zweymal zusammen gesetzt ist, **überantworten**. Was soll man nun von den Wörtern **Antwort** und **antworten** halten, insoferne sie responsum, respondere, anzeigen? Diese scheinen auch aus den Vorsetzungswörtlein **and** oder **ant**, (contra) und von dem bekannten Worte: **Wort** zusammengesetzet zu seyn, daß also **Antwort** eben so viel bedeutet als **Gegenwort**, und **antworten** so viel als **gegenworten**.(*) Es ist noch zu bemerken, daß die Alten auch gesagt haben **andsvarden**. Wenigstens bezeuget **Mericus Casaubonus** in seiner Disputation von der sächsischen Sprache p. 206, daß in einem gewissen Evangelienbuche gelesen werde **antworodun** responderunt, und bald darauf **andsworode** respondit. Hieraus sieht man, daß die alten Sachsen ohne Unterschied gesagt haben, **andworden** und **andsworden**. Der Buchstabe s ist auf gleiche Weise hinzugesetzt worden, wie dieses auch bey andern Wörtern geschehen. Denn da die alten Sachsen **myltan** sagten, haben die neuern durch Hinzusetzung des Buchstabens s gesagt, **smelten** und in einer andern Mundart **smelzen**. Die heutigen Engelländer, welche von den alten Sachsen und Angeln herstammen, behalten das s bey, hingegen das d verwerfen sie; sie sprechen **to answer**.

(*) Daß ant so viel als gegen heiße, sehen wir noch aus dem Worte entgegen, wo man zum Ueberflusse beyde zusammen genommen hat.

Das VIII. Hauptſtück.

Von dem Urſprunge des Worts ruchlos.

Wir gebrauchen das Wort **ruchlos** ſehr fleißig, aber, wer denkt daran, wo daſſelbe hergekommen ſey? So viel iſt deutlich genug, daß der letzte Theil deſſelben kein anderer ſey, als derjenige, welcher auch in vielen andern zuſammen geſetzten Wörtern gefunden wird, z. E. in **ſprachlos, gottlos, ehrlos, hülflos.** Daß aber der Urſprung des erſtern Theils nicht bekannt iſt, dieſes kömmt daher, weil das einfache Wort hiervon nicht mehr gebraucht wird. Ich meyne das Wort **ruach** oder **ruch**, welches bey den Alten ſo viel ausdruckte, als **Sorge.** Daß alſo **ruchlos** eigentlich einen Menſchen anzeiget, der für nichts ſorget, (hominem οὐκ ἀλέγοντα). In des Kero Auslegungen ſteht: cura **ruachha**, curam **ruahchun**, curioſe **ruachlicho.** Otfrid gebrauchet dieſes Wort auch ſehr fleißig, z. E. im andern Buche im 16ten Hauptſt. ſteht **ni duat iz ju zi ruahon** ſorget nicht dafür. Und im 4ten B. im 24. Hauptſt. **ana ruah**, ohne Sorge. Ferner iſt vom Worte **ruach** hergeleitet worden **ruachen** oder **ruochen**, ſorgen. Dieſes wird auch beym Otfrid gefunden, als im andern B. im 4. Hauptſt. **ni ruachon ih thero worto**, ich frage nach deinen Worten nichts: desgleichen im erſten B. im 16ten Hauptſt. **ni ruahta gommannes mer**; Hanna verlangte keinen Mann mehr: und wieder im andern B. im 21ſten Hauptſt. **In ruachit druht in harto Thero managfalten worto**, der Herr fragt nichts nach dem, der viel Worte macht. Willeram hat ſich in der Auslegung des hohen Lieds dieſes Wortes mehr als einmal bedienet. Man kann nur des Franz Junius Anmer-

kungen über dieſe Auslegungen nachleſen p. 54. Wir treffen aber nicht nur das einfache Wort **ruach, ruachen**, oder **ruochen** bey alten Schriftſtellern an, ſondern auch ſo gar das zuſammengeſetzte **ruchlos**. Kero ſchreibt folgendes in den Auslegungen: negligantur, **ſin keruachhaloſoot**, negligentes, **ruachhaloſe**; negligentibus, **ruachhaloſonteem**; negligentes, **ruachhaloſo**; desgleichen pro cuius venerit negligentia, **duruh den chuimit ruachaloſo**. Kero und Otfrid bedienen ſich im ſchreiben des Buchſtabens **A**, weil ſie ihn auch mit ausgeſprochen haben. So machen ſie es auch mit **buach** an ſtatt daß ſie **buch** ſagen ſollten. Wie denn überhaupt viele deutſche Völker ſind, die ſich des Buchſtabens a in der Ausſprache bedienen, (*) ob ſich gleich hingegen andere Völker deſſelben enthalten.

Das IX. Hauptſtücke.

Von dem Urſprunge der Wörter: Uriaub, Urſprung und anderer mehr.

Der gelehrte Joh. George Schottel führt in ſeinen grammatiſchen Schriften viele Wörter an, denen im erſten Theile die Sylbe **uhr** vorgeſetzt iſt, **uhrſach, uhrlaub, uhrbiethig, uhrgicht, uhrenkel, uhrplötzlich, uhrbeede, uhrling, uhrkund, uhrtahr, uhrſprung, uhralt, uhrheber, uhranherr, uhrſchreiber, uhrpfed, uhrhahn, uhrochs, uhrfried, uhrteil, uhrlag, uhrtahr, uhrſtat, uhrbar, uhrkind**. Beſiehe die 253. Seite des vorbemeldeten grammatiſchen Werks. Er hat zuvor eine Regel, ſo wohl von

(*) Dieſes thun ſonderlich die Schweizer, die Schwaben, die Franken, und die Vogtländer, wie auch der gemeinſte Pöbel in Oberſachſen und Schleſien.

ven dieſer, als auch noch von andern Sylben zum voraus geſchickt, welche alſo lautet: „Folgende vier Wörter „**erz, uhr, hoch, höchſt**, werden ſo wohl den Sub„ſtantivis und Adiectivis, als auch den Participiis und „Verbis nicht ſelbſt vorgeſetzt, wodurch denn die Wör„ter zuſammen geſetzt werden, und die Bedeutung der„ſelben gar ſehr vermehret wird.„ Es ſcheint alſo, als wenn Schottel glaubte, daß die Sylbe **uhr** in den angeführten Wörtern einerley Bedeutung habe, und zwar, daß ſie allezeit vermehre. Aber ich glaube, dieſes könne nicht unter ein Fach gebracht werden, und die Sylbe **uhr** habe nicht allezeit einerley Bedeutung. Ich leugne nicht, daß ſie bey einem und dem andern Worte, die hier angeführet ſind, die Kraft zu vermehren habe: aber bey den meiſten verhält ſichs ganz anders, wo die Sylbe **uhr** bloß ſchlechthin geſetzt worden (προθετικὴ) ohne etwas zu bedeuten; wie man dieſes auch von der Sylbe **er** ſagen kann. Wer zweifelt wohl daran, daß das Wort **Uhrlaub** von **erlauben** herkommen ſey? Das einfache Wort heißt **laub**, welches Schottel am angeführten Orte aus verſchiedenen Schriften aufweiſet. Hierzu wird geſetzt das unzertrennliche Vorſetzungswörtlein **er**, wie dieſes beym Worte **erbarmen**, und bey andern geſchieht, und ſo heißt es **erlauben**. Hiervon kömmt nun her **uhrlaub**, daß alſo in dieſem hergeleiteten Worte **uhr** anſtatt **er** geſetzet wird. Kero ſagt in den Auslegungen licere **erlauben**, licentia **urlaubit**. Man ſiehet hieraus, weil er ſogleich nach **erlauben** das Wort **urlaubi** ſetzet, daß er mag geglaubt haben, jenes komme von dieſem her. Die Sache wird ferner deutlich aus dem Worte **uhrſtend**, die Auferſtehung, welches ohne

Zweifel ſeinen Urſprung von **erſtehen** nimmt. In ſehr alten Büchern wird daſſelbige fleißig angemerket. z. E. in einer alten Ueberſetzung von Matth. XXII. **die Saducei die da nit gelouberen an die urſtend. in der urſtende mehelent ſy ſich nit.** Und wieder: **hant ir nit geleſen von der urſtende der toten.** Im Glaubensbekenntniſſe der alten deutſchen Kirche, welches Goldaſt in dem andern Theile ſeiner deutſchen Geſchichte eingerücket hat, ſteht: **ich gelob das er entſchain nach ſiner urſtendi ſinen iungern und ſinen guoten fruinden.** Gleich vorher ſteht das Wort **erſtehen**, wir ſagen heute zu Tage **auferſtehen.** Die Worte heißen alſo: **ich geloub das er am dritten tag erſtuond.** Beym Kero ſteht: ſurgat, **erſtante;** ſurgendum eſt, **ze erſtane iſt.**

Schottel hält ferner dafür, daß **uhrlag** bey den alten Deutſchen ſo viel geheißen habe, als **der Krieg,** es ſey nämlich dieſes ſo viel als **uhrlager.** (*) Ich finde aber, daß in ſehr alten Manuſcripten dieſes Wort mit einem gedoppelten **ll** iſt geſchrieben worden, **urluge.** Wie würde es alſo ſeyn, wenn wir dieſes Wort von **erlegen** wollten herleiten? Die Deutſchen drücken ja die Niederlage der Feinde durch dieſes Wort aus.

Ich glaube, daß **Urſach** von **erſuchen** hergekommen iſt. Kero bringt mich auf dieſe Gedanken, denn dieſer drückt das lateiniſche Wort examine aus, durch das deutſche **urſuahhidu;** examinatur, **iſt erſuahhit;** examinaſti, **erſuahtos:** nämlich er bedienet ſich, um das Wort examine recht genau zu überſetzen, eines andern deutſchen Wortes, welchem am Anfange die Sylbe **ur** vorgeſetzt iſt; daß er aber das folgende Wort, welches

(*) Dieß iſt das heutige holländiſche Wort Oorlog, in Oorlogſchiff, d. i. Kriegsſchiff.

ches von dem Nennworte hergekommen iſt, möge recht überſetzen, nimmt er die Sylbe **er** zu hülfe. Hieraus iſt klar, daß die Sylbe **er** in ſolchen abgeleiteten Wörtern ſchon vorzeiten in **ur** oder **uhr** verwandelt worden. Und iſt zu merken, daß die Alten noch ein **a** hineingerückt haben, und geſagt **urſuah**, oder **urſuach**, gleichwie ſie auch an ſtatt **Demuth**, vielmehr **demuat** ſchrieben. Daher iſt wahrſcheinlich, ob man gleich ordentlicher Weiſe hätte **urſuch** ſagen ſollen, weil es von **erſuchen** hergeleitet wird, desgleichen **urkund**, weil es von **erkunden** kömmt, daß man dennoch **urſach** geſagt hat. Und es iſt gewiß die Herleitung dieſes Worts ganz natürlich, wenn wir **Urſach** von **erſuchen** herholen. Das Wort **erſuchen** iſt bey den alten Deutſchen, wie Kero bezeuget, mit dem lateiniſchen examinare einerley geweſen. Wenn wir aber eines Dinges Urſache erforſchen, dicimur rem *examinare*. Wir ſagen anſtatt **erſuchen** heute zu Tage **unterſuchen**. Denn das Wort **erſuchen** heißt itzo bey uns ſo viel, als **bitten**. Denn wir ſprechen z. E. **ich will ihn erſuchen.**

Nun will ich zu dem Worte **Urtheil** gehen. Schottel ſchreibt es **uhrtheihl**, und eignet der Sylbe **ur** auch hier eine Kraft zu vermehren zu, wodurch nämlich etwas beſonders ſoll angezeiget werden. Er ſagt p. 449. **uhrtheihl heißt das vornemſte theihl, das haubttheihl.** Ich aber halte dafür, daß die Sylbe **uhr**, welche vielmehr **ur** muß geſchrieben werden, hier keine beſondere Kraft zu vermehren habe; und daß Urtheil bloß von dem Worte **ertheilen** hergekommen ſey, welches bey den Alten ſo viel heißt als **richten**. Dieſes iſt aus dem Glaubensbekäntniße der alten deutſchen Kirche zu erſehen, welches Goldaſt in ſeinem an-

dern Theile der deutschen Geschichte eingerückt hat, und welches also lautet: **ich geloub in daman kunftig an dem jungesten Tag, ertailen viber lebend unt viber tot nach ir werchen.** Und im dritten Theile führt er das apostolische Glaubensbekenntniß an, wie es von Joachim Vadian aus einem alten Codex ist abgeschrieben worden: **daman chimftig er ze irteillene die er danne vindet lebende alde dote.** Hier steht **irteillen** an statt **ertheilen.** Denn die Alten sagten auch **int,** an statt daß sie hätten sollen **ent** sprechen.

Weil nun also ganz offenbar ist, daß der Name **Urtheil** von dem Worte **ertheilen** hergekommen ist, so wie **Ursach** von **ersuchen, urstend** von **erstehen, Urlaub** von **erlauben,** und daß der Sylbe **uhr** oder **ur** eben so, wie die Sylbe **er** keine besondre Kraft beyzulegen sey: Warum sollen wir nicht behaupten, daß auf gleiche Weise, **Ursprung,** von **erspringen, Urkund** von **erkunden, Urheber** von **erheben,** und **Urgicht** von **ergichen** hergekommen sey; und daß die andern Wörter, die Schottel anführet, ganz ähnlichen Ursprung haben? Daß es aber die Natur der Sprache selbst zulasse, daß die Sylbe **er** kann in **ur** geändert werden, dieses ist daher deutlich, weil schon vor Zeiten von dem Worte **erlassen** ist **urlas** gemacht worden. Im apostolischen Glaubensbekenntniße steht in der boxhornischen Ausgabe: **kilabu in wihan kest, in wiha kirihhun catholica, wihero kemenitha, urlaz sunti, dero fleisches urstodahi, int lybewi.** Die andere Ausgabe, die im dritten Theile des Goldast stehet, führet folgende Worte an: **ablas dero sunden, des fleisches urstende, ewigen lib.**

Das

Das X. Hauptſtücke.

Von dem Urſprunge des Wortes: Beicht.

Man muß nicht glauben, als wenn **Beicht** ein einfaches Wort ſey, denn es iſt zuſammengeſetzt von dem unzertrennlichen Verſetzungswörtlein **be** und von dem Worte **gicht**, oder wie die Alten geſchrieben haben, **giht**. Das ganze Wort heißt **begicht**; nach geſchehener Hinwegwerfung etlicher Buchſtaben iſt entſtanden **bicht**, welches nach einer andern Mundart **Beicht** ausgeſprochen wird. **Lipſius** hat in ſeinem alten Pſalmbuche gefunden, daß **begiht** anſtatt **begicht** geſchrieben geweſen. Man kann hiervon ſeinen 44ten Brief im dritten Hunderte nachleſen. Es iſt aber **begiht** in dieſem Pſalmbuche ſo viel, als Confeſſio. Beym Otfried ſteht im 5ten Buche im 6ten Hauptſt.

Jo ilent io in ribti,
Zi Chriſtus bigihti.

Und beym Kero: humilis confeſſio, **deomuathlihha pigiht**, desgleichen, Promiſſione, **pigithi**, er ſchreibt nämlich **pigiht**, und ſetzet an ſtatt des Buchſtabens **b**, einen andern, der von gleichem Laute iſt, **p**. Uebrigens erweitert er die Bedeutung dieſes Worts gar ſehr, denn es heißt bey ihm nicht nur Confeſſio, ſondern auch Promiſſio, ſponſio. In alten Büchern ſieht man das Wort **begihen**, welches die Lateiner confiteri nennen, ſehr oft. In dem alten Pſalmbuche, welches in der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek aufbehalten wird, ſtehet im 136ſten Pſalme **begehent got won er iſt gut und ſin erbermde die iſt iemer. begehent got aller göt. begehent dem**

herren aller herren. Deſsgleichen in CXXXVIII Pſ. **ich begihe dir herre in allen minen herzen.** Die lateiniſche Ueberſetzung, nach welcher dieſes ausgedrückt iſt, heißt confitebor tibi domine. In dem Worte confiteri iſt eine hebräiſche Redensart, denn es heißt hier ſo viel als laudare. Dieſe Bedeutung hat es nach dem Beyſpiele des hebräiſchen ידה erlanget, eben ſo, wie das griechiſche ἐξομολογεῖσθαι, welches von mir in dem Buche, das ich von den hebräiſchen Redensarten, die im Neuen Teſtamente vorkommen, weitläuftig iſt gezeiget worden. Weil nun das lateiniſche Wort confiteri dieſe Bedeutung bekommen hat, ſo iſt es geſchehen, daß auch dem deutſchen **begihon** dieſelbe iſt beygeleget worden. Lipſius hat in dem alten Pſalmbuche, das zu des Kaiſers Ludewigs Zeiten geſchrieben worden, die Wörter **beian** und **gbeian** gefunden, welche ſo viel heißen: als confiteri.

Aber, die Alten ſagten nicht allein **begihen**, ſondern auch **vergihen**, denn dieſe Vorſetzungswörter **be** und **ver** werden oft verwechſelt. In dem Evangelienbuche, das in der Brandenb. Bibl. liegt, iſt geſchrieben, **ein yeglicher der myn vergicht vor den lüten, des vergich ich vor mynen himmelſchen vater.** Es ſteht dieſes im X. Matth. und im XIten ſind die lateiniſchen Worte: confiteor tibi pater caeli et terrae, von dem deutſchen Ueberſetzer gegeben worden: **ich vergich dir vater des himels und der Erden.** Dieſes lateiniſche confiteri iſt ſo wie das griechiſche ἐξομολογεῖσθαι, und das Deutſche **vergihen** oder **vergichen** nach Art der Hebräer gebraucht, ſie heißen nämlich ſo viel als laudare, celebrare,

brare, so wohl als die Worte, die ich kurz zuvor aus den Psalmen angeführet habe. In eben diesem Codex lesen wir untereinander **verjehen** und **verjahen**. Es ist nämlich anstatt des g ein Buchstabe von gleichem Laut j. gesetzt. Z. E. im Marcus I. und **sy verjahent ir sunde**. Matth. III. **das sy getöffet wurden in dem Jordan von im, zu verjehend ir sund.**

Man findet auch das einfache Wort, von welchem **begihen** und **vergihen** herkommen, in alten geschriebenen Büchern. Z. E. in einem alten Psalmbuche steht im 30 Ps. **nit giht dir der stob oder kundet din waurheit**: der Staub bekennet und verkündiget deine Wahrheit nicht. Das einfache Wort ist also **gihen**. Beym Kero in den Auslegungen steht confitebitur **gihit**, confitemini **gehat**, confiteri **gehan**. Anstatt **gihen** sagt er **gehan**. Er setzt also für zwene selbstlautende Buchstaben, zwene andere. Denn dazumal endigte sich der infinitivus mehr auf **an** als **en**. Eben dieser Mann übersetzt ad confitendum za **gehan**. Denn so muß es heißen, und nicht za **hehan**, wie es gedruckt worden. Ferner, profelli sunt übersetzt er durch **kegehane sind**. Die Alten haben auch anstatt **gihen**, **gehen**, **gehan**, geschrieben **jehen**. Gleichwie ich schon angemerket habe, daß man anstatt **vergihen**, habe **verjehen** geschrieben. Willeram sagt in der Auslegung des Hohenliedes: **sie jehent ze thir geselskiphe**; das heißt: sie bekennen, daß sie zu deiner Gesellschaft gehören.

Von dem oben angeführten Worte **bigiht** oder **begicht** ist ein Wort entstanden **begihtig**. Man hat etliche Buchstaben hinweg geworfen, und gesagt **bihtig**

tig deßgleichen bichtig. An des Otfrids Evangelienbuche ist das Beichtformular der alten Kirche vorgesetzt, welches sich also anfängt: **ih wirdu Gote almahtigen bigihtig inti allen gotes heilagon, allero suntono, unrehtero githanco, unrechtero worto.** Ich gestehe dem allmächtigen Gott, und allen Heiligen, daß ich mit Gedanken und Worten Sünde gethan habe; und sich also beschließet: **so bin ich es gote almachtigen bigihtig. inti allen gotes heilagon. Inti thir gotes manne.** ꝛc.

Endlich haben sie auch ein Wort gehabt: **bichter**, das heißt Confessor. An dem geschriebenen Psalmbuche in der Churfürstl. brandenburgischen Bibliothek ist ein alter Gesang angeheftet, in dem die meisten Märtyrer und Heiligen angeführet worden, und endlich wird er mit diesen Worten beschlossen: **alle heilig bichter bittent für uns.** Und in eben dieser Bibliothek ist wieder ein altes Psalmbuch, an welches viele Kirchengebethe angehangen sind, und zuvor stehen noch etliche Vermahnungen zum fleißigen Bethen Eine davon heißt also: **last uns bitten och fir alle byschöff, priester, diacon, subdiacon, accoliten, exorcisten, lesmeyster, bichter, jungfrowen, wytwen.** Und in der Litaney, die in diesem Psalmbuche steht, kömmt folgendes vor: **durch alle heiligen engel, propheten, patriarchen, Zwelfbotten, martyrer, bichtiger un jungfrawen.** Die die lateinische Kirche Confessores hieß, heißen auf deutsch **bichter** und **bichtiger.**

Auch ist noch zu erinnern, daß das Wort **bicht** und **beicht** heut zu Tage viel mehr eingeschränkt sind,

als vor Zeiten. Denn ietzo bedeutet es nichts anders, als peccatorum confeſſionem. Sonſt hieß es ein jedes Bekenntniß, jeder Vertrag und jede Verſprechung, wie wir aus dem Kero gezeiget haben, und dieſes zwar kraft ſeines Urſprungs, denn wir haben ſchon angeführet; daß **begihen** eben ſo viel iſt, als confiteri. Auf gleiche Weiſe hieß bey den Alten **bichter** nicht nur derjenige, der ſeine Sünde bekannte, ſondern ein jedweder, der etwas geſtand, es mochte ſeyn, was es wollte. In den angeführten Litaneyen bedeutet es confeſſorem, das heißt einen ſolchen, der ſich einen Chriſten nennet, und ſich von dieſem Bekenntniße auf keine Weiſe abſchrecken läßt.

Das XI. Hauptſtück.

Von dem Vorſetzungswörtlein wan.

Ein jeder ſieht leichte, daß das Wort **Wanwiz**, wodurch wir einen thörichten Verſtand, und den Mangel der Klugheit anzeigen, von dem Worte **wiz** zuſammen geſetzet ſey, welches Verſtand und Klugheit bedeutet. Aber der andere Theil der Zuſammenſetzung iſt nicht gar zu bekannt. Denn er iſt außer derſelben gar nicht gewöhnlich, und kömmt auch nicht öfters, als nur in dem genannten Worte **Wanwiz** vor. Jedoch iſt daſſelbe Wort andern Völkern, die mit unſerer Sprache einige Verwandniß haben, nicht gar zu unbekannt und ſeltſam. Die Dänen ſagen **vantro** das heißt **unglaubig**; **vanvittig**, unverſtändig; **vanskäper** ungeſtalt machen; **vanſtyrckelig** unkräftig; **vanart** verkehrtes Weſen; **vanhelliger** verunheiligen; **vanslecter** aus der Art ſchlagen;

vanærer

vanaerer ſich unehrbar aufführen; und **vanryete** Schmach, Schande. Denn der Buchſtabe u iſt bey den Dänen ſo viel als bey den Deutſchen das **w**. Die Sylbe **wan** iſt auch bey den Holländern in der Zuſammenſetzung gar ſehr gebräuchlich. Kilian führt unter andern folgende Wörter an: **wangebruyck** die Ungewohnheit; **wangunnen**, beneiden; **wanhopo**, die Verzweiflung; **wanluſt**, Trägheit; **wanſchickelick**, ungeſchicklich; **wanſout**, nicht genug geſalzen; **wanſtoel** anſtatt **wanſtoelgank**, harter Stuhlgang; **wantrooſt**, Verzweiflung; **wantrouwe**, Mistrauen. Ja, auch ſo gar bey den alten Deutſchen iſt noch dieſe Sylbe nicht ſo ſehr ungewöhnlich geweſen, als dieſelbe nunmehr bey uns iſt. Beym Kero ſteht: debiles **wanaheilen**, debile erat **wan heilaz**, debilibus **wanaheileen**. Deßgleichen, deeſt **wan iſt**, deeſſe **wan weſan**. Franz Junius führt aus dem Tatianus dieſes an, **was ſu ſonnihtes wan**, hat euch etwas gemangelt? So viel iſt klar, daß die Sylbe **wan** eine Beraubung und einen Mangel anzeiget. (*) Die Alten haben auch ein Wort **wanig** gehabt, welches der Lateiner ihres indignus ausdrücket. Der Abt Willeram ſagt in der Auslegung des Hohenliedes auf der 128ten Seite: **gethrade naph in werthet niemer drinchenes wanig**, tornatilis crater nunquam ſit potus indignus. S. Junius Anmerkungen, die 72te Seite.

(*) Wir ſagen auch im Deutſchen noch **wanſinig**, welches eben ſo viel iſt als unſinnig, und im engliſchen heißt **want** noch das Gebrechen, der Mangel, die Armuth.

Das XII. Hauptstücke.

Von dem Ursprunge des Wortes verdammen.

Es wird jedermann zugeben, daß **verdammen** ein zusammen gesetztes Wort sey. Einige werden sich einbilden, als wenn es von dem lateinischen damnare hergekommen sey, als mit dem es auch an Buchstaben, und an der Bedeutung einerley ist. Doch es ist wahrscheinlicher, daß es von dem alten sächsischen Worte **domen** seinen Ursprung habe, welches so viel heißt als iudicare, und daß es auf eben die Weise zusammen gesetzt sey, als das andere Wort, welches eben diese Bedeutung hat, **verurtheilen.** Nämlich, das unzertrennliche Vorsetzungswörtlein **vor** wird den Worten **urtheilen**, und **domen** zugegeben, und diese bedeuten eine solche Handlung, da ich dem andern eine gewisse Strafe ankündige. Unsere Muthmaßung von dem Worte **verdammen** wird wahrscheinlicher werden, wenn man überlegt, daß etliche deutsche Völker nicht **verdammen**, sondern **verdömen** sprechen, welches die Holländer auch thun. Jedoch wir müssen von dem einfachen Worte **domen** etliche Exempel anführen. Erstlich hat Lipsius in dem alten Psalmbuche, welches zu Kaiser Ludewigs Zeiten geschrieben worden, gefunden, daß **duom** so viel heißt, als iudicium, **duoma** iudicia, und **duomot**, iudicatis. Hiervon kann man den 44ten Brief in seinem dritten Hunderte nachlesen. Hernach hat Sommer in seinem Wörterbuche angemerket, daß man nach der alten sächsischen Mundart hat **dom** gesagt; und daß dieses Wort so viel bedeutet habe, als iudicium, sententia, arbitrium, sanctio. Eben dieser bemerket in des ältern

tern Edovards Gesetzen etliche Wörter, die ich hier anführen will. **Domboc** heißt ein Gerichtsbuch, **domnern** heißt das Gerichte (nämlich der Ort, wo Gericht gehalten wird) **domaesdeg** der Gerichtstag, und **domfest** ist ein Zunahme, welcher Gott und dem Noah in einer sächsischen Auslegung der Bücher des Alten Testaments beygelegt worden, und welcher ohne Zweifel so viel als **gerecht** anzeiget. Ferner hat auch dieser Scribent ein einfaches Wort, welches aber von einem andern hergeleitet worden, nämlich **domere**, angemerket, es heißt dieses iudex. Ich selbst habe in des Alfredi eines sächsischen Königs, Gesetzen gelesen: **this siin tha domas the thu'hem settan scealt**, das heißt: das sind die Gerichte, die du ihnen geben sollst. Ja so gar den heutigen Engländern, Dänen, und Holländern sind die einfachen Wörter **dom**, **domen** nicht unbekannt. Die Engländer haben ja, nach Sommers Anmerkungen über des Lipsius Auslegungen, noch bis auf diese Stunde das Wort **doom**. Kilian erzählet in seinem Wörterbuche, darinne er auf den Ursprung der deutschen Wörter geht, etliche, die er noch als solche erwähnet, die sehr gewöhnlich sind, **Doemen** verdammen, **doemeniſſe** das Gerichte, die Verdammung, **doemblick**, was dazu beyträgt, daß der andere verdammet wird. Hingegen rechnet er folgende unter die Alten, **doeme** das Gericht, **doemesdagh** der Gerichtstag **doemer** der Richter. Und also wird einerley Wort so wohl in weitläuftigem, als in engerm Verstande genommen. Das einfache **doemen**, heißt nicht nur **richten**, sondern auch **verdammen**. Auf gleiche Weise sagen sie: **hun is op de Galeyen gedoemit.**

doemt. Bey den Dänen heißt ein Richter, und der über einen gewissen Strich Landes gesetzt ist, **Landesdomer**, regionis iudex. Noch eins will ich anmerken, das Vorsetzungswörtlein **ver** in **verdammen** zeiget nicht nur hier, sondern auch in andern dergleichen Wörtern eine gewisse Bosheit, und Verschlimmerung an, z. E. in verleumden, verschlemmen, verrechnen, verspielen, vervortheilen, verthun, verwahrlosen, verwesen, verurtheilen.

Das XIII. Hauptstücke.

Von dem Ursprunge der Wörter Freund und Feind.

Obgleich die meisten die Namen **Freund** und **Feind** für Stammwörter gehalten haben, so trage ich doch kein Bedenken zu sagen, daß sie von andern Wörtern müssen hergeleitet werden. Und damit ich von dem letzten den Anfang mache, so dienet zu wissen, daß Kero in den Auslegungen ein altes deutsches Wort anführet, welches **fien** heißt, und auf lateinisch odisse. Seine Worte sind odire **fien**, odisti **fietos**, deßgleichen inimicus **Fiant**. Wer wird also zweifeln, daß die Deutschen einen Feind um deßwillen haben **Fiant** genennet, weil ein solcher den andern hasset. **Fiant** ist das participium vom Worte **fien** gewesen, und hat so viel angezeiget als odisse. Eine andere Aussprache hat **fiant** in **Feind** verwandelt. Jedoch ist zu wissen, daß man anstatt **fiant** oder **fient** völliger **figend** oder **figand** gesagt habe, eben so wie anstatt des Worts **fien** völliger ist **figen** gesagt worden. Ein altes Manuscript der 4 Evange-

lien, welches ich oft angeführet habe, gebraucht ſich im 22ten Matth. folgender Worte, **der Herr ſprach zu meinen Herrn, ſiz zu meiner rechten hant, bis das ich geſezt dine vigend zu einen ſchemel diner füß.** Und im 10ten Matth. **hant ir gehört das geſprochen iſt zu den alten; mynne dine freund und haße dine vigende. aber ich ſage euch, mynent uwer vigende.** Im alten Pſalmbuche ſteht im 5ten Liede: **Herre beleit mich in diner gerechtigkeit durch mine vigende, richt minen weg in din geſicht.** Alſo iſt dieſes Wort in alten Büchern beſtändig geſchrieben worden. Es iſt ſehr ſchön, was der gelehrte Franz Junius in der gothiſchen Ueberſetzung der 4 Evangelien angemerket hat, daß nämlich das Wort **figan** ſo viel als odiſſe heiße, und daß der Name **figand** einen Feind anzeige. Denn er führet aus einer Ueberſetzung von Joh. VII, 7. an: **ni mag ſo manaſeths figan izwis**, die Welt kann euch nicht haſſen, und von Matth. V, 44. **frigoth figands izwarans**, liebet eure Feinde. Beſiehe die 293te Seite der Juniuſiſchen Anmerkungen über Willerams Auslegung des Hohenlieds. Hier ſind alſo die beyden Wörter **figan** und **figand** deutlich zu erſehen. Aus eben dieſer Quelle müſſen wir auch den Urſprung des andern Worts **Freund** herleiten, wie uns dazu der nurerwähnte Junius Anleitung giebt. Denn er führt aus der gothiſchen Ueberſetzung von Joh. XI, 11. folgendes an: **Lazarus frigonds unſar gar ſai zlep** unſer Freund Lazarus ſchläft, und von Marc. X, 21. **gabai frigoth thans frigondans izwis** wenn ihr diejenigen liebt, die euch lieben. Wir ſehen hieraus, daß der Name **frigond** einen Freund bedeutet, und

daß

daß das Wort **frigan** ſo viel als amare, oder diligere ausdrucket. Wer wird ſich alſo ein Bedenken machen, den Namen **frigond** vom Worte **frigan** herzuleiten, und zu behaupten, daß ein Freund deßwegen **frigond** genennet worden, ſey weil er den andern liebet. (diligit.) Und wer wollte ferner zweifeln, daß aus dem gothiſchen **frigond** endlich **friend** oder **vriend** entſtanden ſey, wie dieſes die Holländer ausſprechen, oder daß daraus entſtanden ſey nach einer andern Mundart das Wort **Freund**? Gewiß es kann nichts natürlichers und geſchickters erfunden werden, als die Herleitung dieſer zweyen Worte. (*)

Das XIV. Hauptſtücke.

Daß in der alten deutſchen Sprache viel Wörter geweſen ſind, deren Urſprung man nicht in der heutigen meißniſchen, ſondern vielmehr in der däniſchen, engliſchen, holländiſchen und andern Sprachen, ſuchen muß.

In der deutſchen Sprache ſind vor Zeiten viel Wörter geweſen, die zwar nicht gänzlich aus der Mode gekommen ſind, die aber dennoch nicht mehr von denen, die in der Mitte Deutſchlands wohnen, ſondern nur von einigen andern Völkern gebrauchet werden. Die alten Deutſchen ſagten, z. E. **manslacht** und **manslechtig**, das heißt der Todtſchlag und ein Todtſchläger. Im Glaubensbekenntniße der alten deutſchen Kirche, welches Goldaſt dem erſten Theile ſeiner deutſchen Geſchichte einverleibet hat, und welches Flacius des Otfrieds Evangelienbuche vorgeſetzt, ſteht unter andern: **ih wirdu Gote almaehtigen bigihtig,**

(*) Auch der Name der alten Liebesgöttinn Friga oder Freja, davon der Freytag und freyen herkömmt, hat mit dieſer Bedeutung eine Verwandſchaft.

inti allen Gotes heilagon, allero miniro ſunteno, unrehthero githanco, unrehtero worto, thes ih unrehtes giſahti, unrehtes gehorti, unrehtes githancti, odo andran giſpuoni, ſo waz ſo ich wider Gotes willen gitati, meinero eido, ubilero, fluocho, liogannes, ſtellannes, huores, manslahti. Das Manuſcript der Evangelien auf der brandenburgiſchen Bibliothek weiſet beym Matth. XXII. folgendes auf: und ſante ſine knecht, das ſy vertribent die manſchlechtigen un ir ſtat verbranden. Otfried überſetzt manslago durch caedes, homicidium. Und Somner hat in ſeinem Wörterbuche angemerkt, daß bey den alten Angelſachſiſchen Völkern manslage homicidam, und manslaege homicidium bedeute. Aber woher das Wort manslacht zuſammen geſetzet ſey, und woher es ſeinen Urſprung nehme, dieſes habe ich ſchon oben erörtert. Denn ich habe geſagt, es komme her von man, das heißt ein Menſch, und von Schlacht, Mord, Niederlage. Kero hat folgende Wörter: occidere ſlahon, occiſionis ſlahta. Die das Mark Deutſchlandes bewohnen, die bedienen ſich des Worts manſlacht nicht mehr. Die Dänen haben es aber noch beybehalten, jedoch iſt es ja ein wenig verändert worden, ſie ſprechen mandslet anſtatt manſlacht. Man ſieht aber leicht, daß ihr Wort mit dem vorigen Alten von einerley Urſprunge ſeyn müſſe.

Desgleichen hatten die Deutſchen ein gewiſſes Wort barn oder parn, das heißt filius. (*) Kero ſagt: filios, chind, parn, ſuper filios hominum uber

(*) Davon kömmt ohne Zweifel der Erſtgeborne, eingeborne, wie auch das Gebähren ſelbſt.

uber barn manno. Der Autor des Heldenbuchs, wie ihn Harsdörfer in ſeinem philologiſchen Verſuche über die deutſche Sprache anführet, hat folgende Zeilen:

Darver wol euch behnten
Der reinen Magde baren.

Ja, auch die alten Sachſen ſelbſt bedienten ſich dieſes Wortes. Alvredus führet in ſeinen Geſetzen an: **gif ſe hlaford him wif, ſcalde ſy heo and hire bearn daes hlafordes:** wenn mir der Herr ein Weib giebt, ſo ſoll ſie und ihre Kinder demſelben heilig ſeyn. Die heutigen Deutſchen haben dieſes Wort nicht mehr im Gebrauche, aber die Dänen behalten es noch immer bey.

Ferner, ſagten die alten Deutſchen **bekoren, bekorung** wenn ſie das Wort tentatio ausdrücken wollten. In einem alten Evangelienbuche ſteht beym Matth. VI. **erleite uns nit in bekorung,** und in einem andern, da vom Sonntage die Rede iſt, **des ſuntages bekorte in der tuuel** das heißt: des Sonntags verführte ihn der Teufel. Beym Otfried heißt **korata** ſo viel als verſucht. Und im Vater Unſer der alten Kirche, wie es aus des Notkers Pſalmbuche im 3ten Theile von Goldaſts deutſchen Geſchichten befindlich iſt, heißt es: und in **chorunga nit leiteſt du unſich.** Wer mitten in Deutſchland wohnet, gebraucht ſich des Wortes **bekorung** nicht mehr. Aber die Holländer, Brabander, und andere mehr, haben es noch ſtark im Gebrauche.

Das Wort **minne** iſt auch bey den alten Deutſchen gar ſehr gewöhnlich geweſen. Es hat dieſes amorem, dilectionem, ausgedruckt. Willeram ſchreibt in der

Auslegung des Hohenlieds: **wazzare ni moghtan erleschan thie minna**, das heißt, Wasser kann die Liebe nicht löschen. Beym Matth. XXII. steht in dem alten Evangelienbuche: **mynne dinen herrn und dinen Got von ganzen dinen herzen. mynne dinen nechsten, als dich selber.** Beym Otfried kommt das Wort **minna** auch vor. Heute zu Tage bedienen sich nur die Holländer und deren benachbarte Völker, dieses Worts. (*)

Auf gleiche Weise verhält sichs mit dem Worte **orlog.** Vor Zeiten hat man dieses Wort in Deutschland sehr häufig gehört. Es erhellet dieses aus dem alten geschriebenen Psalmbuche, in welchem im LXXVII. Liede also steht: **esfrances sou spinen iren bogen, und ließen in, und verkerten sich an dem tage des urluges.** Das Lateinische von dem dieses übersetzt ist, heißt also: filii Ephraim intendentes & mittentes arcum, conuersi sunt in die belli. In einem alten Evangelienbuche steht beym Matth. XXIV. **wen ir werdet hören urluge, so sönt ir nit betrubet werden.** Die Holländer und deren Nachbarn, bedienen sich noch dieses Wortes fast ganz alleine. Die andern deutschen Völker haben es ganz verworfen.

Und endlich ist auch noch das Wort **otmuht** von dieser Art, von dem wir im dritten Hauptstücke gehandelt haben, Otfried bedienet sich desselben in seinem Evangelienbuche sehr oft. Die Holländer sind die einzigen, bey denen es noch in Gebrauche ist, und zwar schreiben sie es **Odmoed.**

Das

(*) Die alten Poeten haben das Wort **meynen** noch in dieser Bedeutung z. E. ich meyne dich von Herzen.

Das XV. Hauptſtücke.

Von dem Urſprunge des Wortes erquicken, und von ſeiner Bedeutung bey den Alten.

Es iſt ſehr deutlich zu erkennen, daß das Wort **erquicken** kein einfaches, ſondern ein zuſammengeſetztes Wort ſey, und daß ſein erſter Theil das unzertrennliche Vorſetzungswörtlein **er** ſey, welches wir auch gar oft bey andern Wörtern erblicken. Der andere Theil der Zuſammenſetzung iſt nicht gar zu bekannt, denn außer derſelben iſt er heute zu Tage gar nicht gewöhnlich. Die Alten hatten ein Wort **quik** oder **quek**, welches ſo viel bedeutet als **lebendig** Otfried ſchreibt im dritten Buche im 24 Hauptſtücke:

Quek ward ſar imo das muat
Joh von themo grab erſtuant.

er handelt hier vom Lazarus, der wieder lebendig wird. Eben derſelbe bedienet ſich dieſes Worts im 4ten Buche im 26 Hauptſtücke.

Joh wurden dode man ouh les
Quecke fines wortes.

Dieſes ſoll ſo viel heißen: Die Todten wurden durch Chriſtus Wort wieder lebendig. Willeram ſchreibt in der Auslegung des Hohenliedes auf der 151ten Seite: **quekken wazzaro puzza**, ein Brunnen voll lebendiges Waſſers; und auf der 75ten Seite: **mine vingere wurthan vol thero quekkeſtan mirron.** Lipſius hat etliche alte Wörter aus dem Pſalmbuche, welches zu Kaiſer Ludewigs Zeiten iſt geſchrieben worden, geſammlet, und dieſelben dem dritten Hunderte ſei-

ner Briefe an verſchiedene Holländer, und zwar deſſen 44tem einverleibet, darunter befindet ſich auch das Wort **quikkaſe.** Daher kommt es auch, daß die Deutſchen, etliche zahme Thiere, die man zu Hauſe ernähret, **quik** nennen. Von dieſem Worte **quik** oder **quek** haben die Alten erſtlich ein einfaches Wort gemacht, das heißt **quekken**, und bedeutet pullulare, viuiſcere. Willeram ſchreibt in der Auslegung des Hohenlieds p. 72. **quekkent an thir dugetha** pullulant in te virtutes. Hernach haben ſie mehr dazu geſetzt, daß daraus geworden iſt **erquikken** oder **erquekken**, welches ſo viel heißt als auferwecken, lebendig machen. Der Autor des Buchs, Elucidarius genannt, oder der Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens, davon zwey Exemplarien auf der Churfürſtl. brandenburgiſchen Bibliothek aufbehalten werden, ſchreibt an dem Orte, da er vom Sonntage handelt: **des ſuntags irquicte er Lazarum von dem tode.** In dem Evangelienbuche, welches auf eben dieſer Bibliothek zu finden iſt, ſteht beym Matth. am XXII. **ob iemand ein frowen hab, der do ſterbe on kind, ſo ſolle ſin bruder die frowe nemen, das er erquicke die geburt ſines bruders.** Willeram ſagt in der Auslegung des Hohenlieds **her dodeu erquekkeda** mortuos viuificabat. Anſtatt **erquikken** und **erquekken** ſagten die Alten auch **erkikken.** Ein altes Pſalmbuch in der brandenburgiſchen Bibliothek lieſt im LXXVII. Pſ. **er erkikte ſin urkund an Jacob.** Ein anderes altes Pſalmbuch weiſet dieſe Worte auf; **und het erwecket die gezignis in Jacob,** desgleichen in einem andern Verſe, in eben dieſem Buche und Pſalme: **ſy habent im irkickt in dem Zorn in yrem buhelen** und kurz darnach: **der herr iſt erkickt.**

kickt, als ein ſchloffender. Dieſes iſt aus dem Lateiniſchen überſetzt, welches alſo lautet: in iram concitauerunt eum in collibus ſuis, et excitatus eſt, tamquam dormiens, dominus. In dem andern Pſalmbuche wo oben hatte **erkikken** geſtanden, befindet ſich nunmehr: **in dem Zorn bewegen** und **erwekken**. Die Worte heißen alſo: **in dem zorn bewegtan ſie in in ſinen buheln. Und der herr iſt erweckt, alz einer von dem ſchlauff.** Die heutige Bedeutung dieſes Worts iſt von der ehemaligen etwas unterſchieden. Denn da es bey den Alten hieß viuificare, excitare, ſuſcitare, ſo bedeutet es nunmehr ſo viel als recreare, refocillare. Und viuificare, deßgleichen refocillare ſind beyde nicht einerley. Denn von demjenigen wird *viuificari* gebraucht, der ſein Leben nunmehro wieder bekommen, nachdem er es zuvor verlohren hatte. Wer aber erſtlich ſeine Kräfte verlohren hat, aber dieſelbe jetzo wieder erlanget, von dem ſagt man *refocillari*. (*)

Das XVI. Hauptſtücke.

Von den Wörtern: barmherzig, und Barmherzigkeit.

Wir haben etliche Namen, die heißen **barmherzig** und **Barmherzigkeit**, und ein Wort, das heißt erbarmen. Dem Nennworte wird die praepoſitio er nicht vorgeſetzt, ſondern nur allein dem Zeitworte. Dieſes aber wurde bey den Alten nicht beobachtet, denn ſie ſetzten den erſtern ſowohl, als den letztern, dieſe Sylbe

(*) Wir haben noch in Queckſilber Argentum Vinum, und Quackſalber, die Spuren dieſes Wortes. Im Plattdeutſchen heißt man die Bachſtelze Queckſtört, d. i. ein lebendiger hurtiger Schwanz, weil dieſer Vogel ihn immer bewegt.

be vor, ſie ſagten **erbarmherzig** und **erbärmherzigkeit.** Im alten Pſalmbuche ſteht im ſechſten Liede: **bekere dich herre und erlöſe mein ſeele, mach mich behalten durch diner barmherzigkeit,** und im Evangelienbuche beym Lucas am VIten: **darum ſint erbarmherzig. als uwer vater erbarmherzig iſt.** Im Pſalmbuche ſteht ſo gar **erbermde**, als im LXXVIII. Pſ. **din erbermde vergriffen uns ſchier,** aber auch **erbarmherzig**, z. E. im 77ten Pſ. **er iſt erbarmherzig und wird gnedig ihren ſunden.** Doch bemerke ich auch, daß dieſe Wörter ſchon dazumal, da dieſes Pſalmbuch geſchrieben worden, ohne die Sylbe er hingeſetzt ſind. Denn an einem gewiſſen Orte ſteht **barmherzig.** In einer andern Mundart iſt die Sylbe **ont** vorgeſetzet worden, an ſtatt **ent,** denn man ſagt z. E. **ontfermen.** Dieſes Wort bedeutet bey den Brabandern und Holländern ſo viel als **erbarmen.** Sie haben auch daher verſchiedene Wörter bekommen: **ontfermelick** miſerabilis; **ontfermelicken** miſerabiliter; **ontfermeniße, ontferminghe,** miſericordia; **ontfermigh, ontfermhertigh,** miſericors; **ontfermhertigheyd** miſericordia. Dieſe Sylbe **ont**, wird alſo von ihnen den Namen und Worten durch einander verſchiedentlich beygelegt. Das Stammwort hiervon ſcheinet **barm** zu ſeyn, dieſes heißt bey den Alten parvus, denn **barmbraccus** heißt ein kleiner Hund. Man kann hiervon den Lindenbrog in ſeinem Wörterbuche nachſchlagen, welches er ſeiner Sammlung von alten Geſetzen beygefüget hat, und zwar im Worte **barmbraccus. Barmherzig** heißt alſo eigentlich **kleinherzig,** μικρόψυχον. An ſtatt **barm** wird nach einer andern Mundart ge-

ſagt

ſagt **ferm**, denn dieſe Sylben ſind nicht ſehr von einander unterſchieden, indem B und F Buchſtaben von einerley Laut ſind, und alſo leichtlich mit einander verwechſelt werden.

Das XVII. Hauptſtück.

Vom Urſprunge des Wortes ereugen.

Das Wort **ereugen** hat dieſes mit vielen Wörtern gemein, daß ihm ben ſeinem erſten Theile die Sylbe **er** vorgeſetzet iſt. Das einfache Wort heißt **eugen**, oder, wie es die Alten ſchrieben, **ougan**, und druckt das Lateiniſche oſtendere aus. Willeram führt in der Auslegung des Hohenlieds an: **thie hin iter ſalutis ougant.** Und Otfried ſchreibt im 2ten Buch im 3ten Hauptſt. **wie mag thas ſin firlougnit, thas himel theru worolti ougit:** und im 4ten Buche, im 18ten Hauptſt.

Ni tharſt es, quadun, lougnen,
Thin ſpracha ſcal thich ougen.

Lipſius hat folgende Wörter in dem alten Pſalmbuche angemerket: **oigi** oſtende, **oiginon** oſtendit. **ougon ſal** oſtendam. Beſiehe das 3. Hundert ſeiner Briefe an die Holländer, den 44ten. Und Kero führt in den Auslegungen nachgeſetzte Wörter an: oſtendentem **augantan**; oſtendat **keàuke**; oſtendunt **keaugont**; adpareat, **keauge**; adparuit **keaugit**; demonſtrat **keaugit**; demonſtrare **keaucken.** Willeram bedienet ſich in der Auslegung des Hohenliedes des zuſammengeſetzten Wortes **ereugen**, welches noch zuweilen von unterſchiedenen gebraucht wird, er ſagt:

thaz

thaz her sich mir erougade. vt se mihi ostenderet. Besiehe Junius Anmerkung über den Willeram. die 149te Seite. (*)

Das XVIII. Hauptstücke.

Von dem Ursprunge des Wortes Beyspiel.

Es kommen in D. Luthers deutscher Uebersetzung der Bibel nicht wenig Worte vor, die wir heute zu Tage gar nicht mehr gebrauchen, und die den Unsrigen nirgends anders her, als aus eben dieser Uebersetzung bekannt sind; in dem sie weder von ihrem Ursprunge noch von ihrer Zusammensetzung etwas wissen. Ich zähle darunter das Wort Beyspiel. Luther bedienet sich dessen in seiner Uebersetzung sehr oft. Z. E. im 44ten Psalme, in 15 Verse. **Du machst uns zum Beyspiel.** Sprüchw. 1, 6. **der Weisen Lehre und ihr Beyspiel,** desgleichen auch Joh. XIII, 15. **ein Beyspiel habe ich euch gegeben.** In alten Uebersetzungen kömmt dieses Wort gleichfalls sehr häufig vor, z. E. in einem alten Psalmbuche, welches auf der brandenburgischen Bibliothek aufbehalten wird, steht im 77ten, **ich soll uffrun minen mund in glichnis, ich wurd reden die fürsetzungen von annefang.** In einer andern Uebersetzung der ganzen Bibel steht: **ich werd aufthun myn munt in beyspeln und red die furlegung von anbegyn.** Im Grundtexte heißt es בְּמָשָׁל dieses Wort ist im Griechischen durch ἐν παραβολαῖς übersetzt worden. Und Matthäus hat auch diese Uebersetzung im XIII Haupst. seines Evangelii beybehalten. Desgleichen hat auch dieses der lateinische Dolmetscher gethan, er spricht in para-

(*) Weil also das Wort mit Auge einerley Wurzel hat, so muß man es schreiben eräugen. nicht ereignen.

parabolis. Und es ist gewiß, daß das griechische Wort παραβολὴ in seinem Ursprunge mit dem hebräischen מָשָׁל ganz wohl überein kommt. Denn das griechische Wort kommt her von παραβάλλειν, einen mit dem andern vergleichen, die Verhältniß des einen gegen den andern bestimmen, und das hebräische Wort מָשַׁל heißt nicht nur dominari, sondern es hat auch mit dem griechischen παραβάλλειν einerley Bedeutung. Es ist auch daher der Name מִשְׁל entstanden, und bedeutet so viel als τὸ ὅμοιον, das Aehnliche, oder ὁμοιότητα, die Aehnlichkeit. Ich habe daher in meinem Buche, das ich über die hebräischen Redensarten des neuen Testaments geschrieben habe, bey Gelegenheit des Spruchs über Hiob XLI, 25. angemerkt, daß man dieses in den Wörterbüchern anzeigen müsse. Jetzo will ich noch dieses beyfügen: Im Buche Hiobs am XIII, 12 steht: memoriae vestri מְשָׁלֵי אֵפֶר similitudines cineris. Hieraus ist klar, daß das Wort מָשָׁל, welches am angeführten Orte dieses Psalms zu finden ist, so viel heiße, als similitudo. Denn מְשָׁלֵי ist der pluralis vom singulari מָשָׁל. Das arabische Wort مثل ist mit dem lateinischen adsimilare, comparare, vnum cum alio conferre, einerley. Der Name davon heißt simile und similitudo. Damit ich aber wieder zu meinem deutschen Worte **Beyspiel** komme, so dienet dieses zur Nachricht, daß sich Luther desselben, obgleich nicht in der Uebersetzung des 77ten Psalms, wo es andere gethan haben, sondern dennoch in der Uebersetzung eines andern Psalms, desgleichen auch bey andern Schriftstellen bedienet hat, wie ich kurz zuvor erinnert habe. Was nun dieses Wort sowohl in der neuern als in den alten Uebersetzungen zu bedeu-

bedeuten habe, dieſes erhellet aus der Sache ſelbſt ganz deutlich; jedoch wird dem ungeachtet wohl gethan ſeyn, wenn wir auch den Urſprung dieſes Worts zu unterſuchen uns bemühen werden. Es iſt aber zuſammengeſetzt aus dem Vorſetzungswörtlein **bey**, und aus dem alten Worte **ſpella** oder **ſpelle** welches vor Alters ſo viel als eine Rede, Geſchichte, Erzählung bedeutet hat. Daher haben die alten Sachſen ein Wort gehabt, **larſpelle**, welches doctrina geheißen, **ydelſpelle** vana colloquia, **godſpelle** ſermo Dei, Euangelium, wie dieſes Wilhelm Sommer in den Anmerkungen über die deutſchen Wörter angemerkt, die er aus den alten Pſalmbüchern zuſammen getragen, und die Juſt Lipſius dem dritten Hunderte ſeiner Briefe, an Holländer beygefüget hat. Die Anmerkungen ſelbſt ſind des Mericus Caſaubonus Schrift von der hebräiſchen und ſächſiſchen Sprache zugegeben worden. An ſtatt **biſpel** ſchreibt Sommer vielmehr **bigſpel**, er thut dieſes nicht nur in denen nur angeführten Anmerkungen, ſondern auch in ſeinem ſächſiſch-lateiniſchen Wörterbuche, und überſetzt es durch Gleichniß, Sprüchwort, Exempel. Er hat dieſes ohne Zweifel in alten ſächſiſchen Büchern gefunden, deren er eine groſſe Menge geſehen hat. In dem Wörterbuche ſetzt er die Sylbe **big** ganz beſonders, und überſetzt ſie ſo wohl durch das Lateiniſche iuxta, als auch durch die heutigen engliſchen Worte **by**, **beſide**. Hieraus iſt klar, daß der erſte Theil der Zuſammenſetzung **big** mit unſerm Wörtlein **bey** nicht übel überein komme, und daß **bigſpel** und **biſpel** ſey geſagt worden, wenn wir nunmehro heute zu Tage ſprechen ein **Beywort**. Kilian hat in ſeinem deutſch lateiniſchen Wörterbuche ein Wort, by-

spel, er übersetzt dasselbige lateinisch durch exemplum, parabola, similitudo, prouerbium, apologus. Hierbey merkt er an, daß die Holländer ein Wort im Gebrauche hätten, welches fast auf gleiche Art zusammen gesetzt sey, nämlich by-spraeke welches so viel heiße, als ein Sprüchwort, ein Gleichniß. Auch ist noch zu berühren, daß Just Lipsius in einem alten Psalmbuche, welches zu Kaiser Ludewigs Zeiten geschrieben worden, angemerkt, daß nicht nur das zusammengesetzte Wort bispilla, sondern auch das einfache spel und spelle vorkomme, und zwar in der Bedeutung, daß es so viel heiße als fabulatio, parabola. Bes. den schon oft angeführten 44ten Briefe im dritten Hunderte. Sonner will das einfache spel auch in alten sächsischen Büchern gelesen haben: er sagt deswegen auch in den Anmerkungen übern Lipsius, spel bedeute eigentlich eine mystische dunkele Rede, ein Gleichniß, ein Orakel, ob er gleich in seinem Wörterbuche diesem Worte etwas weitläuftigere Bedeutungen beyleget: eine Geschichte, Rede, Fabel. Es ist möglich, daß dieses Wort in einer eingeschränktern Bedeutung kann seyn gebraucht worden; daß aber jene andere demselben mehr eigen sey, dieses ist aus den vorhergehenden zusammen gesetzten deutlich: larspelle, ydelspelle, godspelle. Sonner hat in einem englischen Kloster ein Buch gefunden, darinnen das Wort spelboc fürkommt: und heißt dieses so viel als liber homiliarum und in der sächsischen Auslegung einiger biblischen Bücher sagt er, spelboda heißt ein Redner, Gesandter, Bothe: spellian heißt erzählen, eine Sache ausführlich beschreiben, lehren, unterrichten; spellunga, die Unterredung, und durch das zusammengesetzte Wort idelspellunga wer-

werden **Fabeln** und Mährchen angezeiget. Es iſt nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, daß die heutigen Holländer noch das Wort **ſpellen** im Gebrauche haben. Kilian ſagt in ſeinem Buche darinne er den Urſprung der deutſchen Wörter unterſuchet, daß ſpellen lateiniſch am beſten durch ordinare ſyllabarum litteras, coagmentare ſyllabas, ſyllabas connectere, könne gegeben werden und per metaphoram heiße es explanare, declarare ad minima vſque elementa. (*)

Das XIX. Hauptſtück.

Von der Bedeutung des Wortes Wucher,

ſo wohl bey den Alten, als Neuen.

Die Bedeutung des Wortes Wucher iſt heute zu Tage gar ſehr eingeſchränkt, denn es heißt nur dasjenige, was ich für den Gebrauch des Geldes bekomme, und was gleichſam die Frucht und die Erndte des Geldes iſt. Es wird aber auch nicht jeder Nutzen, den ich aus dem Gelde ziehe, mit dieſem Namen belegt, ſondern nur derjenige, welcher über die Maaße, und wider die Geſetze genommen wird. Die Wörter **Rente**, und **Zinſe** ſind heute zu Tage in viel beſſerm Anſehen, denn dieſe ſtellen den Nutzen des Geldes überhaupt vor; da hingegen **Wucher** nur denjenigen bedeutet, der unrecht iſt. Bey den alten Deutſchen und Sachſen, ſind dieſe Wörter in einem viel weitläuftigern Verſtande genommen worden, denn es iſt nicht nur durch dieſelben ein jeder Nutzen des Geldes angezeiget, ſondern ſie haben ſich ſo gar auf jeden Nutzen erſtrecket, den ich von allen Sachen erlangen kann. Dieſes iſt klar aus dem Gebrauche dieſes Worts, welches

(*) To ſpell heißt noch im Engliſchen buchſtabiren.

thes beym Willeram und andern alten deutſchen Scribenten angemerket wird. Denn bey dieſem ſteht in der Auslegung des Hohenlieds **das wocher ſines ovezes** fructus pomorum eius, ferner **do wir thes wara of nah themo bluothe thas wocher ſich geſcaphe**: Wir wollen Achtung geben, ob nach der Blüthe auch Früchte bleiben werden. Kero ſchreibt: fructum **wacher**, fruges **waharum**. Franz Junius hat in etlichen Anmerkungen folgendes berühret: **wachar** germen, **wackerheſt** fertilis, **wachar** quaeſtus. Sonner hat in etlichen ſächſiſchen Büchern gefunden, daß dieſes Wort in einem ſehr weitläuftigen Verſtande iſt genommen werden. Er führt in ſeinem Wörterbuche aus der Erklärung einiger Bücher altes Teſtaments folgendes an: **tha gemunde god ſinn Lamecheſ and ealla tha wocre the he with warre beleac**: Gott gedachte an Lamechs Sohn, und an alle Frucht der Thiere, die er in dem Waſſer verſchloſſen hatte, desgleichen: **Gewith an frethe gangen ur of earke, and on eorthan bearm of tham hean hoſe hiwan laed thu. and ealle tha wocre the ic waegthrea on lithe nerede.** Gehe frey aus dem Kaſten heraus, und tritt in den Schoß der Erde, führe dein Geſchlechte aus dieſem kleinen Hauſe heraus, welches ich vor den Wellen und Waſſern bewahret habe. An einem andern Orte ſteht: **Ge ſeoth thaet me of beyde bearn ne wocan**, und endlich: **ſo tham eorle woc unrim theoda** von dieſem Anführer iſt unzehlich Volk entſtanden. Von dem Gebrauche dieſes Wortes kommt noch her, daß einige deutſche Völker von den Pflanzen, welche weit um ſich fahren, und ſich zu ſehr ausbreiten, noch heute zu Tage dieſe Redensart in Gewohnheit haben, daß ſie ſagen: it **wokert** ſehr.

II.

Verſuch einer philoſophiſchen Abhandlung von dem Mittelmäßigen in der Dichtkunſt.

Berühmter G . . !

Du biſt großmüthig genug, mirs zu verzeihen, wenn mein jetziges Verſuchen tadelnswerth iſt. Doch, darf man befürchten, Dir mit der Begierde nach dem Beyfalle der Klugen zu misfallen? Geſetzt auch, daß dieſe Gedanken in der Seele eines Jünglings zu frühzeitig wären: wer wird es denn ſeyn, Ihr alten berühmten Häupter des deutſchen Pindus! der auf den Nutzen eurer Urtheile, mit einigem Rechte Anſpruch machen kann; wenn es nicht ein junger Deutſcher ſeyn ſoll, der ſich nach Euren Lehren bildet, Euren Spuren nacheifert, und die erſten Verſuche ſeiner Fähigkeit Euch zur Prüfung vorleget. Der Verfaſſer dieſer Zeilen bittet ſich dieſen Vortheil für beykommende Blätter aus. Sie verdienen freylich keinen Platz in Euren Beyträgen: Verſaget ihnen nur eine kurze Beurtheilung in dieſer beliebten Monatſchrift nicht. Drey Zeilen voll Lob oder Tadel, werden hinreichen, die Feder eines angehenden Schriftſtellers geſchäfftiger, oder noch auf einige Jahre geruhiger zu machen. Ich habe Dir mein Alter geſtanden, o G . . ! aber ich beſchwere Dich, halt mich nicht für jung genug, das Urtheil der Vernünftigen nicht zu verdienen; oder, wenn man mich deſſelben würdiget, es nicht ertragen zu können. Mein Name wird Dir noch vollkommen gleichgültig ſeyn. Scheint Dir

die

die Hoffnung ungegründet, ihn der Welt einmal mit Ehren zu zeigen, ſo heiße ich lieber mein Tage nicht anders, als

Euphranor.

Ich ſchütze nie ein Lied, das nie vom Mittel weichet,
Das ſchüchtern, ohne Mark, auf matten Füſſen ſchleichet,
Da, wenn die ſchärfſte Kunſt ſonſt nichts zu tadeln ſpürt,
Der gröſte Tadel iſt, daß ihm kein Lob gebührt.

Crit. Beytr. St. XXIII. S. 519.

§. I.

Es iſt eine wunderliche Sache mit dem Geſchmacke, wenn er wo den einzigen Richter in den Streitigkeiten der Wohlredenheit abgiebt. Er kann gut ſeyn, und von dem guten Geſchmacke iſt hier nur die Rede. Seine Ausſprüche ſind klar genug, aber ſie haben deſto mehr Verwirrung. Eine Fehde, die er entſcheiden ſoll, wird nicht ſelten zum ewigen Gezänke: ja es trägt ſich zu, daß er ſich auf beyde Parteyen zugleich zu ſchlagen, und zween einander entgegen geſetzten Meynungen auf einmal beyzufallen ſcheinet. Man geht daher oftmals nicht klüger von ſeinem Richtſtuhle, als von den heidniſchen Dreyfüſſen. Was das Sprichwort von dem Geſchmacke im eigentlichen und engern Verſtande feſtſetzt, läßt ſich mit gutem Rechte auch von dieſem ſagen: daß man nämlich in Sachen, die den Geſchmack angehen, die Streitigkeiten am beſten zwar vermeide; wenn man zu Entſcheidung derſelben, keinen klügern Schiedsmann, als den bloßen Geſchmack haben kann. Der Weltweiſe und Kunſtverſtändige kennt einen höheren Richter, nach deſſen Endurtheilen er die

Ausſprüche dieſes Zwiſchenrichters zu prüfen weis. Dem Himmel ſey Dank! daß er endlichen Köpfen nicht alle Deutlichkeit verſagen wollen. Unſre Vorzüge vor unſern bloß ſinnlichen Mitbürgern auf dem Erdboden, gründen ſich hier auf den Geſchmack: ja gar den guten Geſchmack, getraue ich mir einem Thiere nicht abzuſprechen; da ich ſehe, daß es ſich das Schöne, und zwar das wahre Schöne und Häßliche vorſtellt, und nach Maaßgebung dieſer ſinnlichen Vorſtellungen, ſeine ſinnliche Begierde oder ſeinen Abſcheu einrichtet. An der Deutlichkeit hingegen hat keine viehiſche Seele eine Anforderung. Wir haben dieſelbe, wie überhaupt, ſo beſonders in dem deutlichen Urtheile, mit den höhern Naturen gemein: und zu unſerm Troſte, erſtreckt ſich auch die Sinnlichkeit ſo weit als der Umfang des Endlichen. Eine durch und durch aufgeheiterte Seele unſrer Art iſt eine Chimäre, folglich iſt es auch eine Seele ohne Geſchmack. Die Felder der Dunkelheit und Verwirrung behalten auf ewig ihr Recht darauf: und man kann ſich in dieß allgemeine Schickſal der endlichen Geiſterſtadt ergeben, ohne für ſeine Perſon die Hoffnung fahren zu laſſen, auf der Leiter der Weiſen, dereinſt die Stufe eines itzigen Cherubs zu erreichen. Es ſind die Verdienſte der Weltweisheit um das menſchliche Geſchlecht, wenn ſich das Reich der Deutlichkeit mehr und mehr ausbreitet. Der Hauptvorwurf ihrer Bearbeitung an der erkennenden Seele, iſt der Verſtand, und die von ihm abhangenden Vermögen. Der Philoſoph handelt nur ſeinem Namen gemäß, wenn er deutlich denkt. Wie würde er daher dieſen Namen verdienen, wenn ſeine beſten Urtheile, Urtheile ſeines Geſchmacks wären? Wie will er es aber auch verhü-

ten,

ten, daß nicht die meiſten ſeiner Beurtheilungen dergleichen ſeyn ſollten? da er ſinnlich ſeyn muß, ja da er es, ſeinen meiſten Vorſtellungen nach, ſeyn muß. Er braucht den Geſchmack zu ſehr, als daß er ſich um denſelben unbekümmert laſſen könnte. Auch ſinnlich wahr zu urtheilen iſt ſeine Pflicht, und hierinn wird er die Fertigkeit, durch Verbeſſerung ſeines Geſchmacks, zu erreichen ſuchen. Er ſucht demnach die Deutlichkeit, in ſeinen Urtheilen, wie in allen ſeinen Vorſtellungen, ſo viel er kann. Er begnüget ſich mit dem Geſchmacke, wenn die Einſchränkung ſeiner Seele, und die Geſchwindigkeit der Gedankenfolge ihm nichts höhers erlauben. Dem Geſchmacke iſts möglich, wahr zu urtheilen, der deutlichen Urtheilskraft iſts unmöglich zu irren. Jener wird daher mit Recht ſeine Ausſprüche dem Endurtheile dieſer letztern unterwerfen müſſen. Es wäre zu wünſchen, daß wenigſtens alle Kunſtrichter mit beyden hinlänglich bekannt ſeyn möchten. Der Pöbel in jeder Art der Kunſt würde klug genug ſeyn, wenn er gut ſchmecken könnte.

§. 11. Ich bin auf dieſe Gedanken gerathen, da ich eine gewiſſe Eigenſchaft vieler heutigen poetiſchen Werke mit dem Vorſatze betrachtete, ſie, wo möglich, meinem Geſchmacke zu entreißen, und meinem deutlichen Urtheile zu übergeben. Wer in den Geſchichten und Werken der deutſchen Dichtkunſt ſich umgeſehen, wird ihr den Ruhm nicht abſprechen, daß ſie ſich in den letztern Zeiten ganz ungemein zu ihrem Vortheile verändert habe. Wir haben Kunſtrichter für einige Weltalter, und mit Recht kann man mehr als einen darunter, dem berühmteſten Griechen und Römer dieſer Art an die Seite ſetzen. An Unterricht, an dem

dem vernünftigsten Unterrichte, kann es zu unsern Zeiten wahrhaftig keinem angehenden Dichter fehlen, wenn er die Augen aufthun, und die rechten Quellen dieser Erkänntniß suchen will. Gesetzt, volkommne Muster zu jeder Gattung Gedichte, müßten wir, sonderlich in der höheren Poesie, noch in andern Jahrhunderten, oder wenigstens in andern Weltgegenden suchen. Es gilt mir itzo gleich. Genug, es sind also derselben einige vorhanden, denen wir folgen können, und es zeugt von Unwissenheit oder Tücke; wenn wir, auch unter unsern Landsleuten, keine wahre Meister in mehr als einer Gattung, zu finden wissen. Unsere Sprache ist den Geist eines Pindars und Sophokles zu erreichen fähig. Der Geschmack unserer Mitbürger, nicht einmal der unpoetischen, daß ich so rede, ist nicht verderbt genug, daß sich das Treffliche nicht vor dem Schlechten seinen Beyfall sollte versprechen können. Noch allenthalben giebt es Kenner, die ein ächtes Stück unter ganzen Haufen elender Gemächte hervorzuziehen, und nach Würden zu bewundern wissen. Wiewohl ich glaube, eine wahre poetische Seele kann die gehoffte Ehre ihrer Werke, zu allen Zeiten und in allen Völkern, getrost auf die allgemeine Hoheit der menschlichen Natur gründen, der sie ihre Gedanken übergiebt. Man darf diese Schönheiten nur sehen, um sie lieb zu gewinnen.

§. III. Nichts hingegen sieht man den Geschmack der Ungelehrten unter uns mehr verwirren, und die wahren Dichter des nur ihnen eigenen Ruhms berauben, als das unglückselige Mittelding zwischen dem Vortrefflichen und dem Schlechten, das Mittelmäßige in der Dichtkunst. Einen offenbaren Stümper

traut

traut sich die Barbarey nicht, unsern gebesserten Zeiten unter die Augen zu führen. Hans Sachs würde mit einem kreischenden Hohngelächter empfangen werden: und ein Vers ohne die gehörige äußre Verfassung ist im Stande dem Ohre eines Kaufmannsdieners Verdruß zu erwecken. Mancher Bürger traut sichs schon, an einem Gedichte zu beurtheilen, obs rein, fließend, und wohlklingend sey. Um eine regelmäßige Außenseite muß sich daher der üble Geschmack schon bekümmern, wenn er sich unter uns will blicken lassen. Doch dieß ist der Ruhm dieser Zeiten noch nicht einmal alle. Selbst das innre des Gedichts findet mehr verständige Richter als vor dem. Die wenigsten der Gelehrten, sind mit der Vernunft und Wahrheit so unbekannt, daß ihnen nicht ein offenbar unvernünftiger Gedanke selbst unter den Zierrathen der Dichtkunst, anstößig seyn sollte. Ein ungesunder Witz, ein übertriebner Einfall, eine unnatürliche Stelle fällt wenigstens hier und da, bald einer Schaar von Kunstrichtern in die Hände, die dem Uhrheber seine Schwäche zeigen. Zehnmal habe ich selbst mit herzlichem Vergnügen, Schriftsteller die ihrer Sache nicht gewiß waren, bald auf diese Gesellschaft, bald auf jene Monatsschrift fluchen hören; die mit ihrer angemaßten Gerichtbarkeit, einem ehrlichem Manne die Lust zu schreiben fast ersticken möchte; und, was das verdrießlichste bey der Sache sey, doch den Beyfall vieler Klugen zu haben schienen. Daher kömmts, daß Leute, die nur irgend auf Verstand und Ehre einige Anforderung machen, sich in Acht nehmen, und aus Furcht der Schande, diejenige Sorgfalt für ihre Werke erzwingen, welche denselben eine edle Liebe zur Vollkom-

menheit, und eine gewiſſe natürliche Hoheit der Seelen nicht zu wege bringen konnte. Doch man mag mirs vergeben, wenn ich zu viel ſage. Leute dieſer Art ſind es meinem Bedünken nach eben am wenigſten, die das Treffliche einer Kunſt erreichen, und die Werke einer Nation dem Geſchmacke der Ausländer reizend machen. Ihre Triebfedern ſind zu ſtark, ſie in den Reihen der niedrigſten Stümper ſitzen zu laſſen; aber auch viel zu matt, ſie an den Ruhm der wahren Dichter zu erheben. Sie bringen es durch Uebung oft ſo weit, daß der ſcharfſte Kunſtrichter ihnen keine Regel zeigen kann, wogegen ſie gerade zu, verſtoßen hätten; aber wohl unzählige, die ſie zu gehöriger Vollkommenheit ihrer Werke hätten beobachten ſollen. Ihre poetiſche Sünden ſind lauter Sünden der Unterlaſſung. Man könnte ſagen, ſie überträten in dem Staate der Dichtkunſt das Natur- und bürgerliche Recht eben nicht, aber deſto unaufhörlicher, die Ethik. Die zwingenden Geſetze, deren Uebertretung die Kunſt zu ahnden das Recht hat, verletzen ſie nicht: was ſie aber ungeheißen aus eigner Wahl des Beſten, als rechtſchaffne Dichter thun ſollten, das erfüllen ſie auch nicht. Sie ſollten trefflich ſeyn, und ſind mittelmäßig. Doch wir wollen nicht hoffen, daß dieſe Beſchaffenheit von ihrer Freyheit abhange. Ich weis aber, die Wahrheit zu ſagen, auch nicht, ob ſie in dieſem Falle klug daran thun, wenn ſie ſich viel Mühe geben.

§. IV. Es iſt luſtig, den Geſchmack mit einem mittelmäßigen Stücke umſpringen zu ſehen. Man leſe eine Stelle aus dem * * *, und gebe auf die Gebährden der Umſtehenden Achtung. Die Trefflichkeit des Dichters wird auf den Geſichtszügen der Zuhörer

erſcheinen. Er wird ſie rühren, entzücken, außer ſich ſelbſt ſetzen. Sie werden hier in einen Ausruf, und dort in ein Lobgeſchrey ausbrechen. Man erniedrige ihre Aufmerkſamkeit bis zu dem Mittelmäßigen. Am ſicherſten zu gehen, kann man dazu gar etwa eine Lobode nehmen, mit einer feurigen Strophe aus dem Pindar oder Boileau, und dem Apollo, nebſt allen Muſen, an der Stirne, dergleichen wir einige, ſeither haben hervor treten ſehen. Der gute Geſchmack wird kein Zeter dabey ſchreyen, denn ſo gröblich beleidigt man ihn auch nicht. Man wird vielmehr aller Blicke mit Neugier, und einer gewiſſen Luſt entzückt zu werden, angefüllt ſehen, die nichts weniger ſaget: als wir wollten gerne; wenn wir könnten, und wenn der Poete nur könnte, wie es ſcheint, daß er gerne wollte. Wo ich nicht irre, ſo wird dieß aber auch alles ſeyn. Und noch dazu iſt dieß alles von ſo kürzer Dauer, daß es ſelten die dritte Strophe überlebet. Ja ich bin oft, ehe man noch mit den Höflichkeiten an den Phöbus oder die Muſe fertig war, ſchon nahe am Erfrieren geweſen, überhaupt aber meiſtentheils in eine ſo ekelhafte Gleichmüthigkeit gerathen, daß ich kaum weis; ob ich nicht lieber die lächerlichſte Ungereimtheit, als ein ſo ſchlaffes Vernünftiges hätte anhören wollen. Das ordentliche Urtheil ſo davon zu erfolgen pflegt, heißt: Es iſt nichts ſonderliches, man verſchone mich mit dem Begehren, es noch einmal zu hören. Aber um des Himmels willen! was fehlt dem Gedichte? Iſt es nicht rein, fließend, natürlich, ungezwungen? Iſt das Sylbenmaaß und der Reim nicht regelmäßig? Sind die Gedanken nicht höchſtvernünftig, und ohne Tadel? Haben nicht die vortreflichſten Schriftſteller

zum theil ſchon eben ſo gedacht? Der Geſchmack bleibt mit einem ernſthaften Geſichte bey ſeinen allgemeinen Anmerkungen, es kommt der Proſe mit Reimen nahe, es hat weder Geiſt noch Leben, ich fühle den Poeten nicht darinn. . . Man dringe nicht weiter in ihn, ſonſt heißt es mit einem Worte, welches in der That auch alles ſagt: Ja, ja, das Ding iſt mittelmäßig, mir ſchmeckts nicht. Und hier wünſchte ich, dem Geſchmacke, mit dem deutlichen Urtheile zu Hülfe zu kommen. Am liebſten wäre mirs, wenn ich erweiſen könnte, ein mittelmäßiges Gedichte ſey kein Gedichte. Ich werde dazu einige allgemeinere Begriffe, von der Vollkommenheit, dem Schönen, dem Guten, dem Schlechtern, Mittelmäßigen und Trefflichen überhaupt nöthig haben.

Erſter allgemeiner Abſchnitt.

§. V.

Wie wir die Vollkommenheit überhaupt, in die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen auf Eines, ſetzen: ſo nennen wir eine Vollkommenheit, die ſinnlich erkannt wird, Schönheit. Da der Geſchmack unter die Gattung der Urtheilskräfte gehört, ſo ſtellt er ſich Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten vor; nach der Grundlehre: Da er aber in dem Vermögen ſinnlich zu urtheilen beſteht; ſo erkennt er die Vollkommenheiten der Dinge bloß ſinnlich, oder verworren. Folglich iſt er der Richter der Schönheiten, und die Schönheit kann daher auch eine Vollkommenheit heißen, die man durch den Geſchmack wahr-

wahrnimmt. Was eine Vollkommenheit in sich faßt, das ist gut. Das Gute, dessen Vollkommenheit sinnlich erkannt wird, nennen wir schön. So heißt man z. E. die Vollkommenheit eines wohlgebildeten Antlitzes, einer anmuthigen Gegend, einer Musik, eines Gemähldes, eines Hauses, und überhaupt der Dinge, die in die äußerlichen Sinne fallen, Schönheit. Und in dem Reiche der Künste, wo noch das wenigste deutlich gedacht wird, ist das meiste vollkommen schön. So hört man von schönen Oden und Trauerspielen, schönen Reden und Gesprächen. Schöne Erklärungen aus der Grundlehre, schöne Beweise aus der Meßkunst, das klingt schon ungewöhnlich; es sey denn, daß man überhaupt alle wahrgenommene Vollkommenheiten, Schönheiten nennen wollte. Auch auf diese Seite schlägt sich der flatternde Gebrauch im reden zuweilen, und macht das Schöne zum allgemeinen Beyworte alles Guten. Doch genug, er widerspricht auch uns nicht, und man hat die Freyheit ihn genauer zu bestimmen und einzuschränken.

§. VI. In jeder Vollkommenheit läßt sich wahrnehmen a) das Eine, worauf das übrige mannigfaltige zusammen stimmt, der Bestimmungsgrund, der Brennpunkt der Vollkommenheit, b) das Mannigfaltige, c) die Zusammenstimmung desselben auf Eins. §. 5. Die Vollkommenheit wird also um so viel größer seyn, je mehr, je größer das Mannigfaltige, auf je mehr und je größere Brennpunkte es zusammen stimmt, und je größer diese Uebereinstimmung ist. Je weniger und kleiner im Gegentheile, dieß alles ist, desto kleiner ist die Vollkommenheit. Je größer die Vollkommenheit ist, die

man ſinnlich erkennet, je ſinnlicher man ſie erkennet, deſto gröſſer wird uns die Schönheit. §. 5. Die Erkenntniß wird ſinnlicher, durch die wachſende Menge der Kennzeichen einer Sache; wie ſie deutlicher wird durch die ſteigende Klarheit ihrer Merkmaale.

§. VII. Da nach den Sätzen der Grundlehre keine Vollkommenheit ohne Ordnung iſt, ſich von dieſer aber ein doppeltes Gegentheil denken läßt: ſo wird man auch ein doppeltes Gegentheil der Vollkommenheit denken können. Es iſt nämlich möglich, daß das Viele, deſſen Verknüpfung auf einerley Weiſe zur Ordnung erfordert wird, entweder gar unverknüpft bleibt, oder doch nicht auf eine und eben dieſelbe Weiſe mit einander verknüpft wird; in welchem letztem Falle die Unordnung und Verwirrung erwächſt. So iſts auch bey allen zufälligen Vollkommenheiten möglich, daß das Mannigfaltige, deſſen Zuſammenſtimmung nöthig war, §. 5. entweder gar nicht übereinſtimmt, oder doch auf einen ganz andern Brennpunkt zuſammenſtimmt, als es ſollte. In beyden Fällen hört die beſtimmte Vollkommenheit auf, und machet ihrem Gegentheile Platz. Man reiße aus einem wohlgeordneten Blumenbette einige Stücke heraus, oder man ſetze ſie, wie es einem einfälle, verwirrt zwiſchen den andern herum. Beydes wird die Ordnung ſtören. Man laſſe in einer Muſik, wo ein gewiſſer beſtimmter Grad des Vergnügens der Ohren, der Zweck iſt, einen Sänger, der das ſeinige mit dazu beytragen ſollte, ſchweigen oder falſch ſingen. Die beſtimmte Schönheit der Muſik wird zunichte gehen. Je mehr zur Ordnung gehörige Stücke ſind, je mehr ich dieſelben trenne, oder je verſchiedner ich die Art ihrer

Ver-

Verbindung einrichte: desto größer wird das Gegentheil der Ordnung, die Uneinigkeit und Verwirrung. Je mehr und je größere Stücke des Mannigfaltigen sind, je mehr ich dieselben hindre, auf den Brennpunkt einer gewissen Vollkommenheit zusammen zu stimmen; oder je mehr ich sie gar auf das Gegentheil dieses Brennpunkts richte, und je mehr dieses Gegentheil ihm entgegen stehet: desto mehr zerrütte ich diese bestimmte Vollkommenheit. So würde ich bey der obigen Musik alle Hauptstimmen schweigen, oder sie auf eine so widersinnische Art gegeneinander heulen lassen, daß dem Ohre statt des gesuchten Grades von Vergnügen, der entgegen stehende Grad des unangenehmsten Verdrusses erweckt würde. Die Schönheit ist Vollkommenheit §. 5. und geht zu Grunde, wie diese.

§. IIX. Einer Sache gemäß seyn, heißt aus derselben als aus seinem Grunde können erkannt werden. Wo ich eine Bestimmung als ihrem Grunde gemäß gedenke, da gedenke ich eine Regel oder ein Gesetz. So schreibt mir die Vernunft vor: Mache dich vollkommen. Denkt man diese Regel ganz: so heißt sie: Sich vollkommen machen, ist der Vernunft gemäß. Keine Vollkommenheit läßt sich denken, ohne Mannigfaltiges, das zusammen stimmt, und in so fern es zusammen stimmt, einem gewissen Bestimmungsgrunde, oder Brennpuncte gemäß ist. §. 5. 9. Keine Vollkommenheit ist daher ohne Regel. Nun kann ich von allem dem Mannigfaltigen einer Vollkommenheit zusammen genommen, denken, daß es in seiner Zusammenstimmung, dem Brennpuncte der Vollkommenheit gemäß seyn müsse; und alsdann giebt mir dieses gemäß seyn, daß ich so rede, welches in allen

ein-

einzeln Stücken der Vollkommenheit vorgeſtellt wird, die allgemeine Regel dieſer Vollkommenheit, desgleichen eine einfache Vollkommenheit die nur eine einzige zuläßt. Dieſe allgemeine Regel aber, läßt ſich wieder in ſo viele beſondre Regeln zergliedern, als einzelne Stücke des Mannigfaltigen der Vollkommenheit, unter der Beſtimmung dieſer allgemeinen Regel enthalten waren. So heißt die allgemeine Regel ſelbſt der allerhöchſten Vollkommenheit: das Beſte zum Beſten! Zergliedert man dieſelbe nach dem Mannigfaltigen, welches in ihrer Beſtimmung enthalten iſt, ſo theilt ſie ſich in die unzähligen beſondern Regeln der allerhöchſten Vollkommenheit, als da ſind, um den Sätzen den obigen Schwung zu laſſen: Die allerhöchſte Kraft zum vollkommenſten Weſen! die vollkommenſte Gerechtigkeit zum vollkommenſten Weſen, den höchſten Verſtand und beſten Willen zum vollkommenſten Weſen ꝛc. Verſchiedne Vollkommenheiten müſſen verſchiedne Regeln haben. Nach der Grundlehre. Man kann ſie alſo an ihren Regeln von einander unterſcheiden. Je größer eine Vollkommenheit iſt, deſto mehr Mannigfaltiges, ſtimmt ihrem Brennpuncte gemäß zuſammen. §. 6. Deſto mehr hat ſie alſo beſondre Regeln. Nach der Menge der Regeln einer gewiſſen Vollkommenheit, läßt ſich alſo ein gewiſſer Grad derſelben feſtſetzen.

§. IX. Je größer der Grund iſt, dem eine gewiſſe Beſtimmung gemäß iſt, je fruchtbarer, je wichtiger er iſt, deſto richtiger iſt die Beſtimmung; nach der Grundlehre. Man ſetze, ich beſtimme mich, die Rache einer erlittnen Beleidigung bey mir zu erſticken, und nehme die Bewegungsgründe dazu, aus der Liebe zur

Recht-

Rechtmäßigkeit meiner Handlungen, und zur Vollkommenheit meiner Seele. Die Bestimmung wird weit richtiger seyn, als wenn sie aus der Furcht der Strafe, oder aus dem Mangel eines männlichen Muths entsprungen wäre. Je richtiger die Bestimmung ist, welche durch eine Regel festgesetzt wird, je stärker ist die Regel; nach der Grundlehre. Die wesentlichen, oder in dem Wesen eines Dinges hinreichend gegründete Bestimmungen, sind dem größten Grunde in diesem Dinge gemäß. Nach der Grundlehre. Folglich die richtigsten Bestimmungen dieses Dinges. So ist deutlich denken können, eine der richtigsten Bestimmungen des Geistes, weil sie als eine Eigenschaft in dem Wesen desselben ihren hinreichenden Grund hat. Die Regel einer gewissen Vollkommenheit also, welche eine wesentliche, aber in dem Wesen dieser Vollkommenheit hinreichend gegründete Bestimmung derselben festsetzt, wird eine der stärksten unter den besondern Regeln dieser Vollkommenheit seyn. So giebt der Satz: Ein Geist muß deutlich denken können, eine der stärksten Regeln in der Vollkommenheit des Geistes ab.

§. X. Je größer die Bestimmungen einer Vollkommenheit sind, je größer ist sie selbst. §. 6. Je richtiger also die Bestimmungen sind, je größer sind sie §. 9. Je richtiger also die Bestimmungen einer gewissen Vollkommenheit sind, desto größer ist die Vollkommenheit. Je stärker die Regeln einer Vollkommenheit sind, desto richtiger und größer sind die Bestimmungen der Vollkommenheit. §. 9 Je stärker also die Regeln einer Vollkommenheit sind, desto größer ist die Vollkom-

kommenheit. Je stärkere Regeln einer Vollkommenheit ich daher weis, desto höhere Grade derselben weis ich. Je schwächere Regeln derselben ich weis, desto minder höhere Grade derselben weis ich. So würde ich z. E. einen elenden Grad der menschlichen Vollkommenheit wissen, wenn ich nur die Regel dazu wüßte: Ein vollkommner Mensch muß tanzen können. Nach der Stärke der Vollkommenheitsregeln läßt sich ein gewisser Grad einer Vollkommenheit bestimmen, wie nach der Menge dieser Regeln. §. 8.

§. XI. Eine Sache beurtheilen, heißt die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit derselben erkennen. §. 5. Die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache aus ihrer Uebereinstimmung mit den Regeln einer bekannten Vollkommenheit erkennen, heißt die Sache nach Regeln beurtheilen. Ein Inbegriff von den Regeln einer Vollkommenheit heißt eine Kunst. Die Vollkommenheit welche durch die Regeln einer Kunst hinlänglich bestimmt wird, ist die Vollkommenheit dieser Kunst. (Perfectio objectiva.) Wer die Fertigkeit hat, Dinge nach den Regeln einer Kunst deutlich zu beurtheilen, ist ein Kunstrichter. Eine jede Kunst setzt mit der Menge und Stärke ihrer Regeln einen gewissen Grad ihrer Vollkommenheit feste, §. 10. Wenn man bey Beurtheilung einer Sache nach Regeln, auf ihre Uebereinstimmung mit mehreren und stärkeren Regeln sieht, so beurtheilet man die Grade ihrer Vollkommenheit nach Regeln. §. 8. Wer die Fertigkeit hat, Grade der Vollkommenheiten, nach den Regeln einer Kunst, deutlich zu beurtheilen, könnte ein mathematischer Kunstrichter heißen. Man versteht die Regeln der Schaubühne, und erblickt

eine

eine Schrift, die ihrem Verfasser ein Trauerspiel geschienen. Die erste Frage wird seyn: Beobachtet das Werk die Regeln des Trauerspiels? Man sieht es durch und findet, Handlungen, Auftritte, redende Personen, und die noch dazu in lauter guten Versen. Hier sind also Regeln beobachtet. Wird der Kunstrichter zufrieden seyn? Ich will nicht hoffen, daß er die Frage vergessen wird: Sind auch die stärksten Regeln der Tragödie beobachtet? Sind sie alle beobachtet? Hierauf schmeißt er Acten und Scenen, und Sylbenmaaß und Reime, auf eine Zeitlang zurücke, und sucht das Wesen des Trauerspiels. So, heißt es, muß die Fabel seyn, so der Character der Helden, so die Sittenlehre, so die Schreibart ꝛc. Und hier sey der Himmel dem neuen Sophokles gnädig, wenn Aristoteles und Aubignac ihm mehr und stärkre Regeln des Theaters vorgeschrieben, als er halten konnte.

§. XII. Größre Vollkommenheiten haben größere Wesen. Nach der Grundlehre. In jeder Vollkommenheit aber, sind die wesentlichen, und im Wesen dieser Vollkommenheit hinreichend gegründete Bestimmungen die richtigsten, und die Regeln, welche dergleichen fest setzen, die stärksten. §. 9. Je mehr also ein Kunstrichter überhaupt Regeln einer Vollkommenheit weis, §. 8. je mehr er Regeln derselben weis, welche wesentlich oder im Wesen der Vollkommenheit hinreichend gegründete Bestimmungen derselben festsetzen; desto besser ist er im Stande, die Vollkommenheit einer Sache, nach den Regeln dieser bekannten Vollkommenheit gründlich zu beurtheilen, und ihre Grade zu bestimmen; und dieß alles um so viel mehr, je mehr seine Erkenntniß von diesem allen, Deutlich-

keit hat. §. 12. Es erhellet hieraus, wie nützlich, auch zu dieſem Zwecke, eine vollſtändigere Kenntniß der noch ungebauten Meßkunſt des unausgedehnten (Matheſeos Intenſorum) wäre, und wie ausnehmend die Geſchäffte der Kunſtrichter würden gefördert, und erhöhet werden: wenn erſt die Künſte alle ihre Begriffe richtig erklärten, ihre Regeln aus den Erklärungen herführten, und nach der Schärfe bewieſen; mit einem Worte, wenn ſie aus Künſten erſt zu Wiſſenſchaften worden wären.

§. XIII. Da der Beſitz einer Vollkommenheit eine Sache gut macht. §. 5. ſo wird ſich nach dem gröſſern oder nach dem minderen Grade ihrer Vollkommenheit, ihre Güte abmeſſen laſſen. Der Beſitz der gröſten Vollkommenheit wird eine Sache zu der Beſten, der Beſitz der kleinſten Vollkommenheit, wird ſie zur ſchlechteſten machen. Weil die Unterſuchung hier Gröſſen betrifft, deren deutliche Erkenntniß ohne geſetztes Verhältniß der einen gegen die andre nicht ſtatt hat: ſo wird eine Sache immer beſſer oder ſchlechter in Abſicht auf eine andre heiſſen, deren Vollkommenheit entweder gröſſer oder kleiner als die ihrige iſt. Die beſte und ſchlechteſte Sache, wird daher dieſen Namen führen in Vergleichung aller andrer Dinge, und alsdann heiſſt ſie es ſchlechthin. Oder ſie heiſſt die beſte oder ſchlechtſte, nur in einer gewiſſen beſtimmten Reihe guter Sachen, in deren Vergleichung ſie die gröſte oder kleinſte Vollkommenheit beſitzt. So heiſſt das unendliche Weſen das Beſte der Dinge ſchlechthin; weil es unter allen, die höchſte Vollkommenheit beſitzt. Und unter den Welten, heiſſt eine

die

die beſte, weil ſie in dieſer Reihe der Dinge die Vollkommenſte iſt.

§. XIV. Das Gute, in ſo fern es beſſer iſt, als viele andre ſeiner Art, nennen wir trefflich, und den merklich höhern Grad der Güte, die Trefflichkeit. Was in einer gewiſſen beſtimmten Reihe von Dingen beſſer iſt als das Schlechteſte, und ſchlechter als das Treffliche, das heißt man mittelmäßig. Vor je mehrern, und je größern Dingen ſeiner Art, ein Ding einen Vorzug der Güte hat, und je größer dieſer Vorzug iſt, je trefflicher wird das Ding. Das Trefflichſte iſt, was beſſer iſt als alle: Je mehr das Mittelmäßige beſſer wird, als das Schlechteſte, deſto mehr ſagt man, daß es ſich dem Trefflichen nahe.

§. XV. Das Mittelmäßige in einer Reihe von Dingen, iſt ſchlechter als das Treffliche. §. 14. Das Mannigfaltige ſeiner Vollkommenheit iſt weniger oder kleiner, als das Mannigfaltige in der Vollkommenheit des Trefflichen. §. 6. Es beobachtet wenigere §. 8. oder minder ſtärkere Vollkommenheitsregeln §. 10. als das Treffliche. Wenn ich alſo beyde nach einerley Regeln beurtheile §. 11. ſo werde ich mehrere oder ſtärkere derſelben, von dem Trefflichen beobachtet finden; als von dem Mittelmäßigen, und ſie alſo auch hierdurch den Graden nach unterſcheiden können. §. 11. Das Mittelmäßige in Abſicht auf eine gewiſſe Kunſt, §. 11. wird daher dasjenige heißen können, was mehrere und ſtärkere Regeln derſelben, als das Schlechteſte; wenigere und ſchwächre aber, als das Treffliche beobachtet. §. 14. Die Regeln einer Kunſt, welche weſentliche, oder im Weſen hinreichend gegründete Beſtimmungen der Vollkommenheit dieſer Kunſt ſortſetzen, ſind

die stärksten Regeln der Kunst. §. 12. So ist in der Beredsamkeit die Regel: Ueberrede! eine der stärksten, wenn man die Vollkommenheit dieser Kunst in die Geschicklichkeit zu überreden setzet. Man darf zur Erläuterung der übrigen hier vorkommenden Begriffe, nur auf einige ungleiche Schriften Acht haben, die ihr Titel den Gerichten der Redekunst unterwirft, und beyder Schicksaale bemerken. Von Beobachtung mehrerer oder wenigerer, stärkerer oder schwächerer Regeln der Kunst, hängt hier Ruhm und Schande ab. Alazons Rede hat nichts mehr, womit sie diesen Namen verdienen könnte, als die Ueberschrift, die Anrede an die hochzuehrenden Zuhörer, den runden und zierlich gedrechselten Hauptsatz mit zween, der Himmel weis zu welchem Ganzen gehörigen, Theilen, hinter dem Eingange, groß gedruckt, und denn einige Bogen voll Vernunft und Witz aus dem Sammlungsbuche. Er hat vielleicht alles in allem 10 Regeln der Kunst beobachtet, ohne von den stärksten und wesentlichen Regeln einer wahren Beredsamkeit einen Begriff gehabt zu haben. Seine Rede hat das Wesen der Rede nicht, und führt den Namen mit Unrecht. Ist der Gebrauch im gemeinen Leben höflich genug, ihr den Namen zu lassen, so ist er doch auch gerecht genug, sie die schlechteste Rede von der Welt zu heißen. Die Arbeit des geschickteren Hortensius beobachtet 20 Regeln der Redekunst, und hebt die Verdienste ihres Verfassers noch einmal so hoch, als der klappernde Alazon zu steigen vermochte. Doch setzt, die Kunst schreibt ihren wahren Schülern 30 Regeln vor, so wohl zur Vollkommenheit der Rede überhaupt, als dieser besondern Art von Reden, die hier etwa gemeynt werden. Die-

ſe zuſammen genommen, beſtimmen den eigentlichen Grad der Vollkommenheit der Kunſt. Ein beredter Tullius, ein wahrer Redner tritt auf. Alle dieſe Regeln mit einander hat er vor Augen, alle mit einander beobachtet er ſie. Die ſtärkſten derſelben, wie die ſchwächſten ſind die Richtſchnur ſeiner Bemühungen. Er lehret und überzeuget. Er rühret und beluſtiget. Alazons Rede war keine Rede. Die Arbeit des Hortenſius war mittelmäßig. Tullius ließ ſie beyde hinter ſich, und ward trefflich. Ja nach meinen Begriffen war Tullius hier allein der Redner.

§. XVI. Dinge die einerley Beſchaffenheiten haben, ſind ſich ähnlich; die einerley Größen haben, ſind gleich. Wer etwas hervor bringt, das dem Dinge B ähnlich oder gleich iſt, der ahmet das Ding B nach. Von einer nachgeahmten Größe, ſagt man, daß ſie erreicht worden. Eine wirkende Urſache mit Freyheit iſt ein Urheber, und die Wirkung eines Urhebers, iſt ein Werk. Ein Werk, deſſen Vollkommenheit durch Regeln einer Kunſt beſtimmt wird, heißt ein Werk dieſer Kunſt. Der Urheber einer Schrift heißt ein Schriftſteller oder Verfaſſer. Ahmet er die Vollkommenheit einer Kunſt nach, ſo bekömmt er dem Namen von ihr, und heißt ein Schriftſteller dieſer Kunſt. Hat er die Fertigkeit, den Grad der Vollkommenheit, welche die Kunſt mit der Menge und Stärke ihrer Regeln feſtſetzt, zu erreichen: ſo wird er ein Meiſter dieſer Kunſt. Stümper hätte ich große Luſt, alle die zu nennen, die keine Meiſter ſind. Es iſt der Klugheit aller Zeiten gemäß, und edlen Gemüthern nie gern zuwider geweſen, daß man die Muſtercharactere der Künſte und Wiſſenſchafften ſo wohl als der Tugenden,

in der größten Vollkommenheit, die die Beschaffenheit der Sache nur zulässet, abschildere. So zeigt uns schon die Vorwelt den wahren Fürsten, den Weisen, den Redner auf einer gewissen Höhe, von welcher man freywillig gesteht, daß sie noch niemand erreicht habe. Doch, da es auch jederzeit leichter gewesen ist, eine große Vollkommenheit nach ihren Regeln zu entwerfen, als dieselbe mit Beobachtung aller dieser Regeln, nachzuahmen: so hat man sich längst darüber verglichen, daß die Uebertretung weniger Regeln, müsse übersehen werden, wenn die Beobachtung der meisten, das Werk eines Schriftstellers rechtfertigt. So bleibt Virgil der Meister der Epopee, und Theokrit der Idylle; wenn gleich hin und her vielleicht eine Stelle ihrer Schriften, den verdienten Tadel eines Kunstrichters leidet.

§. XVII. Was meine Kräfte wirklich zu machen hinreichen, das steht in meiner Macht. Der Schriftsteller einer Kunst heißt trefflich, mittelmäßig oder schlecht, nachdem er das Treffliche, oder nur das Mittelmäßige, oder nur gar das Schlechte der Kunst in seiner Macht hat, und in seinen Werken erreichet. Wenn eine Kunst schon aus so vielen und so starken Regeln besteht, daß der Grad der Vollkommenheit, den sie mit der Menge und Stärke ihrer Regeln bestimmt, die Trefflichkeit ist. §. 14. So werden nur treffliche Schriftsteller Meister derselben, §. 16. und die nicht trefflich sind, sind Stümper §. 15. da nun in diesem Falle, die mittelmäßigen und schlechten Schriftsteller dieser Kunst, diese Trefflichkeit nicht haben §. 15. so sind sie keine Meister der Kunst, sondern Stümper. §. 16. Werke der Meister sind Meister-

stücke

stücke, die Werke der andern, wenn sie die stärksten Regeln der Kunst übertreten, sind Misgeburten der Kunst. Zu diesem letzten Begriffe, geben auf dem Parnaß die Opern und Tragicomödien, die Beyspiele.

Zweyter besondrer Abschnitt.

§. XVIII.

Da die Rede in einer Reihe verbundner, und mit Worten bezeichneter Vorstellungen besteht, so wird von der verschiednen Verfassung dieser Vorstellungen, die innre Verschiedenheit einer Rede abhangen. Die Einschränkung unsrer Vorstellungskraft erlaubt uns nicht, ganz deutlich zu denken; sie zwingt uns aber auch nicht, bloß sinnliche, das ist verworrne Vorstellungen zu haben. Unsre deutlichen Begriffe sind mit sinnlichen vermischt, und unter den sinnlichen Vorstellungen, findet sich hier und da, eine deutliche. Von dem Mehreren bekommt eine ganze Rede ihre Benennung. Sie heißt deutlich, wenn ihre meisten Vorstellungen deutlich; und sinnlich, wenn ihre meisten Vorstellungen sinnlich sind.

§. XIX. Da die Vorstellungen einer Rede bezeichnet sind §. 18. und die Bezeichnung einer Sache, eine zu verursachende Erkenntniß derselben zum Grunde hat. Nach der Grundlehre, so ist der Zweck einer Rede, die zu verschaffende Erkenntniß ihrer Vorstellungen. Zu dem Zwecke der Rede, giebt das Mannigfaltige der Rede die Mittel. Folglich stimmt das Mannigfaltige der Rede hier auf Eins zusammen.

Dis Eine giebt alſo den Brennpunct; die Zuſammenſtimmung des Mannigfaltigen der Rede aber, auf dieſen Brennpunct, die Vollkommenheit der Rede. §. 6. Der Zweck einer deutlichen Rede iſt die Verſchaffung deutlicher Erkenntniß; die Verſchaffung ſinnlicher Erkenntniß iſt der Zweck einer ſinnlichen Rede. Je höhere Grade der Erkenntniß beyde zum Zweck haben, je mehr und größeres Mannigfaltiges derſelben auf dieſen Zweck zuſammen ſtimmt, und je größer dieſe Zuſammenſtimmung, deſto größer wird bey der Vollkommenheit. §. 6.

§. XX. Man wird nach dieſem §. 18. bemerkten Unterſchiede der Rede, die Werke der Redekunſt ſowohl als Dichtkunſt, nur mit philoſophiſchen Augen anſehen dürfen, um wahrzunehmen, daß beyde ſich mit dem Sinnlichen in der Rede beſchäfftigen. Mit eben ſo leichter Mühe wird man finden, daß ein ſchönes Werk der Redekunſt, mehr deutliche, und alſo weniger ſinnliche Vorſtellungen zulaſſen kann, als ein ſchönes poetiſches Stück: wie dieſes die Erklärungen und Beweiſe bezeugen, die ein Redner brauchen muß, und mit ziemlicher Deutlichkeit vortragen kann, ohne der Schönheit ſeiner Werke etwas zu vergeben; die hingegen der Dichter entweder gar vermeiden, oder doch höchſtſinnlich vorbringen muß, wenn er nicht trocken und matt ſchreiben will. Ein Gedicht muß alſo eine größre Vollkommenheit der ſinnlichen Rede haben, als ein Werk der Beredſamkeit. §. 19. Erfahrung und Beſchaffenheit der Sache rechtfertigen daher die Erklärungen des vortrefflichen Baumgartens, die er in ſeinen philoſophiſchen Gedanken von einigen zum Gedichte gehörigen Stücken, feſtgeſetzt hat.

Die

Die Ehre, sein Zuhörer gewesen zu seyn, wird mir die Freyheit verstatten, hier zum Theil seine Begriffe zu brauchen. Redekunst und Dichtkunst sind nur den Graden nach verschieden. Diese Grade aber deutlich zu bestimmen, ist ein Geschäffte von unendlicher Schwierigkeit.

Kaum Weise sehn die March, die beyde Reiche schließt,
Weil ihre Gränze schwimmt, und in einander fließt,
Wie an dem buntem Tafft, auf dem sich Licht u. Schatten,
So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Der Blick sich widerspricht, sich selber niemals traut,
Und bald das Rothe blau, bald roth, was blau war, schaut.

Reim und Sylbenmaaß giebt das Wesen keines Gedichtes ab, und ⏑ – – dient hier zu keinem hinlänglichen Unterscheidungszeichen. Der Dichter, spricht man, schreibt höher, feuriger, kühner und verwegner, als der Redner? So ist es. Die Frage war nur: wie viel höher, feuriger, kühner schreibt er, als der Redner? Wie viel vollkommner muß ein Gedicht seyn, als eine Rede? und wie weit kann sich der Redner dem Dichter nachheben, ohne selbst ein Dichter zu werden? Man lese hier außer den feurigsten Stellen der alten Redner, und neuern Ausländer, die Werke eines Mosheims in dieser Absicht. Man lese G – – nachgeahmte Rede des Cato wider den Catilina, und eben desselben Rede wider den Religionseifer, und bestimme die Grenzen deutlich, wo sich Beredsamkeit und Dichtkunst scheiden. Es soll mir verjetzo genug seyn, den Begriff der Prose aus dem gemeinen Leben der Gelehrten als klar anzunehmen, doch so, daß man darunter

unter die Beredsamkeit verstehe, in sofern dieselbe der Poesie entgegen gesetzt wird.

§. XXI. Eine sinnliche Rede von höherer Vollkommenheit als die Prose, ist ein Gedicht. §. 18, 20. Der Inbegriff von Regeln, durch welche die Vollkommenheit des Gedichts hinlänglich bestimmt wird, ist die Dichtkunst. §. 11. Die Vollkommenheit welche durch die Dichtkunst hinlänglich bestimmt wird, heißt die Vollkommenheit dieser Kunst, oder die poetische Schönheit. §. 5. Ein Schriftsteller, der die poetische Schönheit nachahmt, kann ein poetischer Schriftsteller heißen. §. 16. Ein Meister der Dichtkunst ist ein Poet, ein Dichter, und wenn man will, mag man alle poetische Schriftsteller die keine Meister sind, poetische Stümper nennen. §. 16. Ein Werk, dessen Vollkommenheit durch Regeln der Dichtkunst bestimmt wird, ist ein poetisches Werk. Werke der Dichter sind poetische Meisterstücke. Werke der poetischen Stümper, wenn sie nicht einmal die Hauptregeln der poetischen Schönheit beobachten, sind poetische Misgeburten. §. 16.

§. XXII. Ein Gedicht hat eine größre Vollkommenheit der sinnlichen Rede, als die Prose, §. 21. doch unter den Gedichten selbst hat eins eine größre Vollkommenheit als das andre. Da ein Gedicht eine vollkommne sinnliche Rede ist, §. 21. so steigt und fällt seine Vollkommenheit, wie die Vollkommenheit überhaupt §. 6. 7. und ins besondre, wie die Vollkommenheit der sinnlichen Rede, §. 19. da ferner das Mannigfaltige des Gedichts, in sinnlichen Vorstellungen, deren Verbindung, und Zeichen, den Worten besteht, §. 18. 21. so erhellet hieraus, daß das Wachsthum

thum der Vollkommenheit des Gedichts, das Wachsthum der Vollkommenheit dieſer Stücke begleiten werde. §. 6. 19.

§. XXIII. Je gröſſer die Schönheit eines poetiſchen Werks, deſto höher iſt der Grad ſeiner Güte, je beſſer es iſt. §. 13. Der Beſitz der gröſten poetiſchen Schönheit macht etwas zum Beſten in dieſer Reihe ſchöner Dinge, der Beſitz der kleinſten poetiſchen Schönheit macht es zum ſchlechteſten. §. 13. In ſo fern auch das ſchlechtſte poetiſche Werk noch einige Vollkommenheit hat, §. 21, 13. heißt es gut. §. 5. Doch bringt ihm dieſer Tittel nach dieſer Erklärung, die Ehre bey weitem nicht, die man einem Gedichte im gemeinem Leben zuweilen dadurch beylegt, daß man es ein gutes Gedichte heißt, wenn man ihm nämlich die Trefflichkeit damit zuſpricht.

§. XXIV. Trefflich heißt ein poetiſches Werk, wenn es ſchöner iſt als viele andre ſeiner Art. Ein merklich höherer Grad der poetiſchen Schönheit giebt einem Werke die poetiſche Trefflichkeit. Mittelmäßig iſt es, wenn es mehr poetiſche Schönheit als das ſchlechtſte, weniger aber als das Treffliche, hat. Die Trefflichkeit eines poetiſchen Stücks wächſt, je mehr ſein Vorzug wächſt, vor je mehrern und deſto gröſſern Dingen dieſer Art er wächſt. Ein mittelmäßiges Werk nahet ſich der poetiſchen Trefflichkeit nach dem Maaße, als es an Vollkommenheit das Schlechteſte überſteigt. §. 14. So hebt ſich das Treffliche immer auf Unkoſten der Gattungen der Dinge die unter ihm ſind. Es tritt dem Mittelmäßigen und Schlechten auf die Schultern, um über beyde hinweg zu ſehen.

§. XXV.

§. XXV. Ich beurtheile ein poetiſches Werk, wenn ich die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit deſſelben mir vorſtelle. §. 11. Ich beurtheile es nach Regeln, wenn ich ſeine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, aus ſeiner Uebereinſtimmung mit den Regeln der poetiſchen Vollkommenheit erkenne §. 11. dieſe Regeln enthält die Dichtkunſt. §. 21. Wer alſo die Fertigkeit hat, poetiſche Werke nach den Regeln der Dichtkunſt, deutlich zu beurtheilen, iſt ein poetiſcher Kunſtrichter. §. 11. Wenn man bey Beurtheilung eines poetiſchen Werks nach Regeln, auf die Uebereinſtimmung deſſelben mit mehreren und ſtärkeren, oder wenigern und ſchwächeren Regeln der Dichtkunſt, ſieht, ſo beſtimmt man Grade der poetiſchen Schönheit dieſes Werks, §. 8, 10. ſo handelt man als ein mathematiſcher Kunſtrichter in der Dichtkunſt §. 11. Wer die Fertigkeit hätte die Grade der poetiſchen Schönheiten deutlich zu beſtimmen, könnte ein poetiſcher Meßkünſtler heißen. §. 11. Das Schlechte, Mittelmäßige und Treffliche in einer Reihe poetiſcher Schönheiten deutlich zu beſtimmen, wäre das Amt poetiſcher Meßkünſtler §. 24. 15. die Grenzen der Proſe und Poeſie deutlich zu beſtimmen, gleichfalls. §. 21.

§. XXVI. Mit je mehreren und deſto ſtärkeren Regeln der Dichtkunſt ein poetiſches Werk übereinſtimmt, deſto ſchöner iſt es §. 11, 25. die Regeln der Dichtkunſt, welche weſentliche, oder im Weſen der poetiſchen Vollkommenheit hinreichend gegründete Beſtimmungen feſtſetzen, ſind die ſtärkſten der Dichtkunſt. §. 11, 12. Mit je mehrern dergleichen Regeln alſo ein poetiſches Werk übereinſtimmt, und je mehr es damit übereinſtimmt, deſto ſchöner iſt es. Dergleichen Regeln ſind

nach

nach unſern Begriffen. §. 21. Ein Gedicht muß eine vollkommne ſinnliche Rede ſeyn, und an Schönheit die Proſe übertreffen. Je mehr alſo Regeln der Dichtkunſt überhaupt ſind, je mehr ich der itztbeſchriebnen weis, je deutlicher ich ſie erkenne, deſto mehr bin ich im Stande poetiſche Schönheiten gründlich zu beurtheilen. §. 12.

§. XXVII. Je mehr Mannigfaltiges in einer Vollkommenheit gedacht wird, deſto größer wird die Vollkommenheit gedacht. §. 6. Nun denkt man in den Arten (ſpeciebus) der Dinge, mehr Beſtimmungen als in den Gattungen (generibus). Nach der Grundlehre. Folglich iſt die Vollkommenheit, die man ſich an der Art vorſtellt, größer als die an der Gattung. Mehrere Beſtimmungen an einer Vollkommenheit, geben mehr beſondre Regeln derſelben. §. 8. In der Vollkommenheit einer gewiſſen Art von Gedichten müſſen daher mehr beſondre Regeln gedacht werden, als ſich in der Vollkommenheit der Gattung, oder des Gedichts überhaupt denken ließen. Die Vollkommenheit jeder Arten Gedichte, ſind poetiſche Vollkommenheiten, und ihre Regeln gehören zur Dichtkunſt. §. 21. Die Weſen der Arten ſind von den Weſen der Gattungen, gewiſſen Beſtimmungen nach, verſchieden. Nach der Grundlehre. Folglich ſind einige der ſtärkſten Vollkommenheitsregeln einer gewiſſen Art von Gedichten, von den ſtärkſten Vollkommenheitsregeln der Gattung, oder des Gedichts überhaupt verſchieden. § 9. Mit je mehrern und je ſtärkern Regeln alſo, ſo wohl ſeiner Gattung, oder des Gedichts überhaupt, als beſonders ſeiner beſtimmten Art, ein poetiſches Werk übereinkömmt, deſto größer iſt ſeine Schönheit. Und je

deut-

deutlicher ich die weſentlichen Beſtimmungen jeder Art von Gedichten weis, deſto beſſer und gründlicher, kann ich die einzelnen Stücke jeder Art nach Regeln beurtheilen. §. 26. So erhellet auch hieraus daß dieſe ſich in jeder Art von Gedichten, wider das Treffliche, Mittelmäßige und Schlechte, beſonders beſtimmen laſſe. §. 24.

§. XXVIII. Ein Mittelmäßiges poetiſches Werk läßt ſich von dem Trefflichen, an ſeiner kleinern Vollkommenheit unterſcheiden, §. 24. da nämlich nicht ſo viele, nicht ſo große, zur poetiſchen Vollkommenheit gehörige Stücke, §. 21. und keine ſo große Uebereinſtimmung derſelben, auf keinen ſo hohen Grad der ſinnlichen Erkenntniß, bey demſelben anzutreffen iſt, als bey dem Trefflichen. §. 19. Ich darf alſo beyde nur gegen einander halten, um die Ungleichheit wahrzunehmen. So iſt der Fall wenn die Menge der Tropen, Figuren, kühner Wortfügungen, Regelmäſſiger Gleichniſſe, großer oder reizender Bilder, erhabner und edler Sprüche, des einen poetiſchen Stücks, gleich in die Augen fällt, und man dieß alles in dem andern poetiſchen Werke augenſcheinlich vermißt, da es doch die Art Gedichte, worunter es gehört, aller dieſer Zierrathe gar nicht unfähig machte. Ferner beobachtet ein mittelmäßiges poetiſches Werk, nicht ſo ſtarke Regeln der Dichtkunſt als ein Treffliches §. 15. die bemerkte Wenigkeit und Schwäche der Regeln alſo, die ein poetiſches Werk beobachtet, kann zum Zeichen ſeiner Mittelmäßigkeit dienen. So wird man ein poetiſches Stück, das eine Ode ſeyn ſoll, mittelmäßig oder gar ſchlecht heißen, wenn es nicht mehr Regeln der Ode beobachtet, als etwa die: Eine Ode

muß.

muß Strophen haben, und ihre Strophen mit einem Puncte schließen; oder wenn es nicht stärker beobachtet, als etwa die: Eine Ode muß nicht in lauter Jambischen Versen von 6 Füssen verfaßt seyn. Ein poetisches Werk kann dieß alles und noch mehr beobachten, ohne einen Dichter zum Vater zu haben.

§. XXIX. Die Regeln der Dichtkunst zusammen genommen, bestimmen die Vollkommenheit des Gedichts hinlänglich §. 21. Da nun diese Regeln ihre gewisse Anzahl und Stärke haben, und eine jede Kunst mit ihren Regeln, aus diesem Grunde, einen gewissen Grad ihrer Vollkommenheit festsetzt. §. 11. so muß auch die Dichtkunst mit ihren Regeln zusammen genommen, einen gewissen Grad der poetischen Schönheit hinlänglich fest setzen. Dieser Grad ist, wie die Erfahrung lehret, die poetische Trefflichkeit. §. 24. Folglich bestimmt die Dichtkunst mit ihren Regeln zusammen genommen, die poetische Trefflichkeit hinlänglich. Man beobachte alle Regeln der Poetik, und stehe keinen Augenblick an, seinem Werke die poetische Trefflichkeit zuzusprechen. Eine Erfahrung des Gegentheils wäre hier nur möglich, wenn die poetische Natur noch in den ersten Weltaltern auf den Beystand eines Aristoteles hoffen müßte, oder der deutsche Parnaß vor Erblickung seiner berühmten critischen Dichtkunst, sich noch jetzt an den Vorschriften der Hunolde und Weisen begnügte. Die Dichtkunst steht dem Gipfel der Vollkommenheit nahe genug. Fehlt es woran; so fehlt es an Geistern, die die Vollkommenheit der Kunst zu erreichen wissen.

§. XXX. Die Regeln jeder Art von Gedichten zusammen genommen, bestimmen die Schönheit dieser

Art

Art Gedichte hinlänglich §. 27. Da nun dieſelben zuſammen genommen, einen gewiſſen Grad der Schönheit dieſer Art Gedichte hinlänglich beſtimmen müſſen, §. 29; dieſer Grad aber, nach der Erfahrung, die Trefflichkeit iſt; ſo beſtimmen folglich die Regeln jeder Art von Gedichten zuſammen genommen, die Trefflichkeit dieſer Art von Gedichten. So dichte man ſeine Ode wie es die Regeln der Ode insgeſammt erfordern. Man wird trefflich dichten.

§. XXXI. Der Grad der Schönheit, welcher durch die Dichtkunſt hinlänglich beſtimmt wird, iſt die Trefflichkeit. §. 29, 30. Der Grad der Schönheit, welcher durch die Dichtkunſt hinlänglich beſtimmt wird, iſt der Grad der Schönheit des Gedichtes. §. 25. Der gehörige Grad der Schönheit des Gedichtes alſo, iſt die poetiſche Trefflichkeit: Eine ſinnliche Rede, die ein Gedicht ſeyn ſoll, muß die Trefflichkeit des Gedichts vor der Proſe voraus haben. §. 21. Dieſe Trefflichkeit des Gedichts, wird durch die Regeln der Dichtkunſt zuſammen genommen, hinlänglich beſtimmt. §. 21. Eine ſinnliche Rede alſo, die ein Gedicht ſeyn ſoll, muß dieſe Trefflichkeit, oder den höhern Grad der Schönheit von der Proſe voraus haben, den die Dichtkunſt mit ihren Regeln zuſammen genommen, hinlänglich beſtimmt. Und dieß kann daher eigentlich die poetiſche Trefflichkeit ſchlechthin heißen. Da dieſelbe nun dem Gedichte weſentlich iſt, §. 21. ſo iſt eine ſinnliche Rede, die dieſe poetiſche Trefflichkeit nicht hat, kein Gedicht, wenn ſie gleich die Proſe nach einigen minderen Graden der Schönheit übertreffen ſollte.

§. XXXII. Da ferner, nach der Grundlehre, kein einzelnes Stück unter eine gewiſſe beſtimmte Art guter

Din-

Dinge gehören kann, wenn es nicht die Vollkommenheit dieſer Art von Dingen hat: Nun aber die Vollkommenheit jeder Art von Gedichten die poetiſche Trefflichkeit jeder Art iſt. §. 30. 31. ſo wird kein einzelnes poetiſches Stück unter eine gewiſſe beſtimmte Art von Gedichten, können gerechnet werden, wenn es nicht in dieſer Art die poetiſche Trefflichkeit hat. Nach dieſen Gedanken würde alſo, ſo wohl die Unterſcheidung der Gedichte überhaupt in gute und ſchlechte wegfallen müſſen, wenn man genau ſprechen wollte. Ein ſchlechtes Gedichte iſt kein Gedichte, und eine elende Ode heißt mit Unrecht eine Ode. Die Sache verhält ſich auf folgende Weiſe. Eine ſinnliche Rede, wie ſie oben erkläret worden, ſetze man zur Gattung. Dieſe herrſcht, der Einſchränkung einer menſchlichen Seele halber, in den meiſten unſrer Unterhandlungen, in den Geſprächen unſrer Gelehrten, und in dem größten Theile ihrer geſchriebnen Werke. Sie hebt ſich durch verſchiedene Arten und Grade der Vollkommenheit, bis ſie denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichet, den die Redekunſt mit dem Inbegriffe ihrer Regeln beſtimmt. Von hier gehen die Stufen weiter in die Höhe, bis die ſinnliche Rede zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen, den die Dichtkunſt mit ihren Regeln zuſammen genommen feſt ſetzt. Hat ſie ſich bis hieher erhoben, ſo iſt ſie ein Gedicht worden, und zur poetiſchen Trefflichkeit gelanget. Ein einzelnes Werk alſo, das zu den Gedichten ſoll gerechnet werden, muß ſich uns auf dem itztbeſtimmten Grade der Vollkommenheit zeigen. Denn wie nur dieſe Stafel der Schönheit eine ſinnliche Rede erſt, zu einem Gedichte macht, ſo mag man Werke, deren Schön-

heit merklich tiefer unter dieſem Grade ſtehen bleibt, nennen wie man will; Gedichte heißen ſie mit Unrecht.

§. XXXIII. Ein Werk wird poetiſch heißen können, wenn ſeine Schönheit auch nur durch einige Regeln der Dichtkunſt beſtimmt wird. §. 21. So giebt man dieſen Namen oft der froſtigſten Proſe, mit dem Sylbenmaaße und dem Reime. Den Namen des Gedichts aber, führt ein poetiſches Werk nur alsdann mit Rechte, wenn es die obbeſtimmte poetiſche Trefflichkeit hat. §. 31. Nicht alle poetiſche Werke ſind alſo Gedichte. Nur die Trefflichen, nach dem 31. §. ſind es.

§. XXXIV. Einen poetiſchen Schriftſteller wird man ſich nennen können, wenn man die Vollkommenheit der Dichtkunſt nachahmt, ohne ſie zu erreichen. §. 21. 16. Nachahmen wird man dieſelbe ſchon, wenn man eine Vollkommenheit hervorbringt, die mit der Vollkommenheit der Dichtkunſt einige Aehnlichkeit hat. §. 16. Den Namen eines Dichters führt ein poetiſcher Schriftſteller erſt alsdann mit Rechte, wenn er die Vollkommenheit der Dichtkunſt erreichet §. 16. denn Dichter ſind Meiſter in der Dichtkunſt. §. 21. Nicht allen poetiſchen Schriftſtellern kömmt alſo der Name der Dichter zu; ſondern nur denen, die Meiſter ſind; die eine Fertigkeit haben, die Vollkommenheit der Dichtkunſt, §. 16. folglich die poetiſche Trefflichkeit zu erreichen. §. 31. Unzählige Schriftſteller ſetzen ſichs in den Kopf, Dichter zu werden, und verſchwenden Zeit und Mühe in einem Geſchäffte, wozu ſie nicht geboren worden. Dieſe ſind es, welche in dem Raume zwiſchen Proſe und Poeſie mit großer Aemſigkeit herum flattern; die von dieſer letztern einige

ge wenige außerweſentliche Vollkommenheitsregeln beobachten: doch wenn es auf die Hauptlehre des Gedichts ankömmt, weit unter dem gehörigen Grade der poetiſchen Schönheit ſtehen bleiben. Man kann ſie nach des aufgeweckten Swifts Einfalle, poetiſche Strauße nennen, deren natürliche Schwere ihnen ſelten zuläßt, ſich von dem Boden zu erheben. Ihre Flügel taugen nicht, ſie in den Flug zu bringen, und ihre Bewegung iſt das Mittel zwiſchen dem Gehen und Fliegen; aber alsdann rennen ſie auch deſto geſchwinder.

§. XXXV. Dichter ſind Meiſter der Dichtkunſt, §. 21. und haben eine Fertigkeit die Trefflichkeit in ihrer Kunſt zu erreichen. §. 34. Mittelmäßige und ſchlechte poetiſche Schriftſteller erreichen nur das Mittelmäßige und ſchlechte der Dichtkunſt. §. 24, 17. Sie erreichen alſo die Vollkommenheit ihrer Kunſt nicht, welches die poetiſche Trefflichkeit iſt §. 31. und ſind folglich keine Meiſter der Dichtkunſt, §. 16. mittelmäßige und ſchlechte poetiſche Schriftſteller ſind alſo keine Dichter. Ja will man hier alles, was nicht Meiſter iſt, Stümper heißen, §. 21. 19. ſo ſind ſie, doch mit ihrer gütigen Erlaubniß, poetiſche Stümper. Vielleicht ſcheinen dieſe Sätze zu verwegen: Vielleicht ſind ſie es aber in der That nicht. Wenigſtens ſcheint ſich das Verfahren aller Weltalter in Austheilung der poetiſchen Ehre oder Schande darnach gerichtet zu haben. Nur Meiſter der Dichtkunſt ſind die Bewunderung der Jahrhunderte geweſen, wo die Vernunft und der gute Geſchmack das Richteramt geführt haben.

§. XXXVI. Nur alsdann ſind poetiſche Werke Gedichte, wenn ſie die poetiſche Trefflichkeit haben. §. 33. Dieſe hat aber kein mittelmäßiges oder ſchlechtes poetiſches Werk §. 24 15. keines von beyden iſt alſo ein Gedichte. §. 31. Gedichte ſind poetiſche Meiſterſtücke. §. 21. Mittelmäßige und ſchlechte poetiſche Werke ſind es nicht. Ihre Urheber ſind in Abſicht auf ſie keine Meiſter, ob ſie es vielleicht in Abſicht beßrer Werke ſeyn können. Sie ſind alſo die unvollkommenen Kinder, entweder der mittelmäßigen und ſchlechten poetiſchen Schriftſteller, die zu dem Trefflichen gar unvermögend ſind, §. 35. oder der Dichter, die einmal, bey Verfertigung des Mittelmäßigen und Schlechten, keine Dichter geweſen. §. 34. Beyde Arten des Entſtehens machen dieſe unglückſelige Claſſe von Geſchöpfen zu nichts beſſerem, als zu poetiſchen Misgeburten, §. 21. oder wenigſtens zu poetiſchen Zwergen, die die gehörige poetiſche Statur nicht haben. Sie nahen ſich dem wahren Gedichte in dem Maaße, als ſie ſich der §. 30. beſtimmten Trefflichkeit nahen.

§. XXXVII. Die Fertigkeit poetiſche Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ſich ſinnlich vorzuſtellen, iſt der poetiſche Geſchmack, §. 5. wahre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ſich ſinnlich vorzuſtellen, iſt der gute Geſchmack. Der gute poetiſche Geſchmack ſtellt ſich alſo die wahre Schönheit des Gedichts vor. Dieſe iſt die poetiſche Trefflichkeit, §. 31. Da er folglich eine Vorſtellung von der poetiſchen Trefflichkeit hat, dieſe Vorſtellung aber nur ſinnlich, das heißt, verworren iſt; ſo erhellet hieraus, wie er bey Wahrnehmung des Mittelmäßigen zwar das Treffliche, oder wahre poetiſche vermiſſen kann, die eigentlichen Unterſcheidungs-

zeichen beyder aber, deutlich anzugeben nicht im Stande iſt: wozu in gegenwärtiger Abhandlung ein Verſuch hat geſchehen ſollen.

§. XXXVIII. Man hat für dienlich erachtet, ſich auf dieſe Art die Gründe, ſo wohl zu manchen Erfahrungen, bey Beurtheilung poetiſcher Werke, nach dem Geſchmacke; als auch zu den häufigen Ausſprüchen der Kunſtrichter von dem Mittelmäßigen in der Dichtkunſt, zuſammen zu ſuchen. Das Mittelmäßige ſchmeckte mir ſelbſt nicht, das fühlte ich. Das: Rien de mediocre dans la Poeſie des gelehrten Rapins beſtärkte mich in meinem Urtheile. Horaz ſagte mir eben das in einigen Zeilen ſeiner Dichtkunſt, die er mit dem bekannten Mediocribus eſſe poetis etc. ſchließt. Doch Boileau im 4ten Geſange ſeiner Dichtkunſt, und la Bruyere in ſeinen Characteren, ſprachen vollends recht nach meinem Kopfe: da jener mir rieth, lieber ein trefflicher Mäurer, als ein mittelmäßiger Dichter zu werden,

> Car dans l'art dangereux de rimes ou d'ecrire,
> Il n'eſt point de degré du mediocre au pire:

Und dieſer von der Poeſie, Muſik und Mahlerey behauptete, daß es Sachen ſeyn, dont la mediocrité eſt tout a fait inſupportable. Was war einem Liebhaber philoſophiſcher Erkenntniß natürlicher, als hierbey einmal zu fragen: Warum? Meiner wenigen Einſicht, ſchien die Antwort nicht unzulänglich, wenn man ſagt, das Mittelmäßige hat in der Dichtkunſt darum nicht ſtatt: weil es zum Weſen des Gedichts gehört, trefflich zu ſeyn; weil es der Begriff des Dichters ſo

mit ſich bringt, daß er ein Meiſter ſeiner Kunſt ſey, und kein mittelmäßiger Schriftſteller derſelben.

§. XXXIX. Dürfte ich mir Hoffnung machen, dieſe Gedanken nicht ohne Grund behauptet zu haben, ſo würde ich mir ſchmeicheln in denſelben die Gründe zu mehrerm anzutreffen. Ohne Schwierigkeit ließe ſich hieraus weiter beſtimmen, woher ein mittelmäßiges poetiſches Werk, das in den Augen der erkennenden Seele eine ſo ſchlechte Figur macht, auch auf das Herz ſo ohnmächtige Wirkungen haben müſſe. Der gute poetiſche Geſchmack, dem das oftmalige Empfinden des Trefflichen ein verworrnes Bild des wahren poetiſchen beygebracht hat, verwirft mit ſeinem undeutlichen Urtheile alles, was er mit dieſem Bilde nicht bezeichnet findet. Das poetiſche Herz folgt dem Ausſpruche des poetiſchen Geſchmacks. Es vergnügt ſich an dem Schönen, nach dem Maaße der Schönheit, die ihm der Geſchmack daran vorgeſtellet hat. Verwirft daher dieſer ein poetiſches Werk, oder ſpricht er ihm die geſuchte Trefflichkeit ab: ſo bleibt nach dieſer Entſcheidung auch das Herz, ohne die Regungen der Luſt, die es zu empfinden pflegte; wenn ſich der Geſchmack mit Werken der wahren Dichter beſchäfftigte, und das Herz zur Bewunderung wahrhafter Schönheiten der Dichtkunſt aufforderte. Kurz, der poetiſche gute Geſchmack, und das poetiſche Herz ſuchen den Dichter, und das Mittelmäßige gewähret ihnen den Stümper. Der Geſchmack wird dabey um den Anblick der begehrten Schönheit betrogen, und das Herz um ſein geſuchtes Vergnügen. Daher kömmt der Verdruß, wenn uns, einigen guten Stellen zum Trotze, doch der größte Theil eines poetiſchen Werks

zwingt,

zwingt, kalt Blut zu behalten. Und es kann nicht fehlen, dieſer Verdruß muß um ſo viel unleidlicher ſeyn, je mehr die Beluſtigung eine der Hauptabſichten eines Gedichts iſt. Wir ſehen den Verfaſſer gewiſſer maßen als einen Betrüger an. Da es auch in der That dieſe Herren nie über ihre Werke zu ſchreiben pflegen, was dieſelben der Wahrheit nach ſind: ſo hat man ihre kleinen poetiſchen Schelmereyen für ſo viel gefährlicher anzuſehen; je geſchickter einige unter ihnen nach gerade werden, Misgeburthen und Zwerge in die Tracht der Muſen einzukleiden.

§. XL. Ich meines Theils, habe, nach der Vorſichtigkeit eines jungen Menſchen, der die Welt noch nicht kennt, mir ſchon mehr als einen genau bemerkt, den ich gleich mistrauiſch von der Seiten anſah, wenn er etwa meinem Auge nahete. Und ſelten hat mein folgendes Urtheil das erſtere der Uebereilung beſtraft. Ich will nur alles ſagen, was ich denke. Es geht mir bey Erblickung einer ſolchen poetiſchen Larve, wie die Leute zu erzählen pflegen, die das Geſpenſt ihres Freundes geſehen. Es war, ſagen ſie, der und der leibhaftig: nur die Farbe war todtenhaft, und der Gang ſchleichend. Statt der Begierde ihm in die Arme zu fallen, fühlte ich, daß alle meine Blutstropfen eiskalt wurden, und meine ganze Seele auf die Flucht dachte. Es kömmt drauf an, daß man ſich einmal die Dreiſtigkeit nimmt, einen dieſer Poltergeiſter anzureden, und ihm eine Formel zu zurufen, darüber er ſich erklären müßte; wie die phyſiſchen Geſpenſter, dieſe Höflichkeit, noch ſo ziemlich beobachten ſollen. Der Nutzen davon würde ſich in ſehr vielen brauchbaren Entdeckungen äußern: als zum Exempel, daß alle itzle-

beyde berühmte Dichter unſers Vaterlandes nur als einzelne Perſonen vorhanden ſeyn, und man daher die Nachäffungen der kleinen phantaſtiſchen Geiſter nicht für andre H . . , und G . . . , und H . . . zu halten habe. Was mich betrifft, ſo finde ich nöthig, mich noch eine Zeitlang mit den rechten poetiſchen Menſchen bekannt zu machen, und mir ihr Bild recht tief einzudrücken: um es im Falle einer kühneren Unternehmung, nach dem oben gemachten Entwurfe, ohne Anſtand erkennen zu können. Ueberhaupt hätte ich Luſt, von allen dieſen, vielleicht ſehr unreifen Einfällen, noch zu bemerken, daß ſie zu einer Zeit niedergeſchrieben wurden, da eine höchſtglückſelige Veränderung unſrer bürgerlichen Welt, unſre poetiſche Welt an unzähligen mittelmäßigen Schriftſtellern fruchtbar machte. Ich könnte noch hinzu thun, daß meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen geweſen. Denn ich kenne wenigſtens einen Liebhaber der Dichtkunſt, der bloß dieſen Betrachtungen, die Gemüthsfaſſung zu danken hat, die er in folgenden zween Oden ſeinem Freunde zu erkennen giebt. Man hat dieſelben, mehr in Abſicht auf dieſe Gemüthsfaſſung ihres Verfaſſers, als zur Probe ſeiner poetiſchen Fähigkeit, hier beyfügen wollen.

Ode.

Erſter Vorwurf meiner Lieder!
Freund von edlem Blut und Geiſt!
Glaubſt du denn, daß mein Gefieder,
Sich dem Staube noch entreißt?
Daß auf den erreichten Höhen
Der gewünſchten Trefflichkeit,
Mein verwegnes Unterſtehen
Einſt kein ſpäter Fluch bereut?

Fühlt

Füllt mein Thon dir Ohr und Buſen
Ohne Ahndung höhrer Kraft,
Die den Tönen wahrer Muſen,
Naher Gottheit Zeugniß ſchafft;
Straft dein Herz mein blödes Singen,
Da dich Günthers Lied erhitzt:
O! wie wird mirs doch gelingen
Wo die Kunſt im Richtſtuhl ſitzt.

Nur das Mittel zu erweichen,
Regt mich nichts von Eiferſucht.
R * * d mag hier pralend keichen,
R = = d, Phöbus Afterzucht!
Halber Meiſter falſchen Ohren
Weih ich ewig kein Gedicht:
Freund! mein Ehrgeiz hats verſchworen,
Und die Tugend ſtraft ihn nicht.

Ein Gehirn zu Geiſt und Wiſſen,
Eine Bruſt zu Trieb und Glut,
Hieß mich dieß mein Unſtern miſſen;
Welch' ein Zwang erhöht mein Blut?
Die Verweigrung des Geſchickes,
Widerruft mein Hochmuth ſie?
Und die Fehler ſeines Glückes,
Beſſert ſie des Stümpers Müh?

So erhebt mit edlem Neide
Sich ein Zwerg an Herkuls Art,
Wenn er mit des Rieſen Kleide,
Halb erdruckt, die Schultern paart:
So erkenn' ich den Aeneen,
Wenn Ascan ins Vaters Schild,
Mit geſteiftem Half' und Zehen,
Bruſt und Arm des Knaben hüllt.

Doch die Welt wird nichts verlieren,
Noch der Pindus öde ſeyn,
Wenn in ſeinen Luſtrevieren
Bav und ich kein Lied mehr ſchreyn.
Oder trifft zur wahren Ehre,
Nur des Dichters Fuß den Pfad,
Den kein Meiſter fremder Lehre
Zum verdienten Lorber naht?

Iſt in aller Künſte Menge,
Einem Geiſt, der lebt und denkt,
Der Geſichtskreis gar zu enge,
Daß ein Punct ihn ſchon beſchränkt?
Oder folgts: An Dichterkräften,
Fehlt, es der geſchwornen Bruſt;
Von vernünftigen Geſchäfften
Iſt ihr drum gar nichts bewußt?

Freund der Dichter, wie der Weiſen!
Beyder Ruhm und beyder Luſt!
Heißt auch du, um eins zu preiſen,
Alles andre Tand und Wuſt?
Nein! Du ſprichſt mit gleichen Sinnen,
Fern vom Haſſe, wie von Gunſt:
Auf denn! Sprich, wer ſoll gewinnen?
Iſts die Weisheit? Iſts die Kunſt?

Character der Ode.

Ohne Leben, Geiſt und Feuer,
Buhlt des Stümpers tolle Leyer
Um ein Lied voll Ruhm und Glück?
Die geweihte Kunſt zu höhnen,
Baſtard unter Phoebus Söhnen!
Wird dein Lied ein Meiſterſtück.

Hohelt,

Hoheit, Pracht, und Muth und Stärke,
Heiſcht die Welt von einem Werke,
Das ihr Beyfall adeln ſoll:
Und nur geiſtigen Naturen
Sind der Ode jähe Spuren
Luſt, und Glück und Ehren voll.

Einem Adler nachzudringen,
Taugen nur des Adlers Schwingen,
Gleiches Bluts und gleicher Kraft,
Hebt der Pöbel vom Gefieder
Auch die ſtaubgewohnten Glieder
In des Himmels Nachbarſchaft?

Hoch und neu und kühn zu dichten,
Als begeiſtert in Geſichten
Seinen Vorwurf lebend ſehn:
Reich und ſchwer an großen Bildern,
Mehr zu ſchaffen als zu ſchildern,
Glückt dir dieß, ſo ſingſt du ſchön.

So geht Pindar wie im Sprunge,
Wenn er ſich mit freyem Schwunge,
Aus des Leſers Augen reißt;
Und in ſchön verwirrten Zügen,
Kennern endlich zum Vergnügen,
Doch ſein Ganzes göttlich heißt.

Weg mit froſtigen Gedanken!
Die nur durch gewohnte Schranken
Keichend ſich im Staube ziehn:
Und an denn und drauf gebunden,
Was Horaz ſich unterwunden,
Mit verzagter Kleinmuth fliehn.

Iſt in Phöbus Heiligthume
Das genug zu Flemmings Ruhme,
Wenn mir Fuß und Abſchnitt klingt?
Und ſelbſt Hübner mein Gedichte
Dem unſterblichem Gerüchte
Auf die ſtolzen Flügel zwingt?

Iſt man in dem hohen Orden,
Darum ſchon Genoſſe worden
Weil man menſchlich ſchreibt und denkt.
Und mit dir, du großer Weiſe!
In der Proſe gradem Gleiſe,
Sein gelaßnes Dichtpferd lenkt?

Clio! göttlichſte der Muſen!
Komm und fülle dieſen Buſen
Mit erhabnern Trieben an.
Oder, hilf die Kraft zu dichten,
Gleich in einer Stirn zernichten,
Die nichts edlers zeigen kann.

Keine geizende Begierde,
Noch des Lorbers hoher Zierde
Brennt in eines Klugen Bruſt:
Sind ſich nicht die ſtarken Sinnen,
So im Fortgang, als Beginnen,
Ihrer Würde ſelbſt bewußt?

Traut ihrs euch, bey Blut und Leichen,
Pietſchens Hoheit zu erreichen;
Geht! und wagts, was ihm geglückt:
Wagts, mir Achmets Rumpf zu weiſen,
Dem des Siegers Hengſt die Eiſen
Strampfend ins Gedärme drückt.

Wagts, und führt den Held zum Throne,
Dem itzt Preußen ſeine Krone
Um die heilge Scheitel beugt:
Phoebus ſelbſt, wünſcht Friedrichs Tugend,
Der Natur verlebte Jugend,
Die ſonſt Pindars Geiſt erzeugt.

Doch ein Unſtern wird euch zwingen
Einem Maro nachzuſingen,
Wenn euch Naſons Trieb belebt;
Der vielleicht mit ſanften Tönen,
In dem Lobe, ſeiner Schönen
Ein noch ſüßres Ziel erſtrebt.

Hier ertönt dein Name wieder;
Freund und Kenner ächter Lieder!
Der mich ſtets mit Luſt erfüllt.
H . . . g des Adels Ehre!
Iſts nicht wahrer Meiſter Lehre,
Die allein bey Klugen gilt?

O! ſo weigre meinem Dichten
Deiner Einſicht weiſes Richten,
Den erwünſchten Tadel nicht:
Opfre gleich dieß Blatt den Flammen!
Wenn die Muſen es verdammen
Und die Kunſt den Stab ihm bricht.

Urtheil über bevorſtehende Schrift.

Man hat kein Bedenken getragen, dieſen Verſuch, eines jungen, aber muntern poetiſchen Kopfes der Welt hier mitzutheilen: ob man wohl anfänglich durch den Eingang und deſſen gar zu hochtrabende Schreibart, bey nahe davon abgeſchrecket worden wäre.

Doch

Doch das Vertrauen, das man zu unſern Leſern hatte, daß ſie bereits Gold vom Firniſſe, und Weizen von der Spreu unterſcheiden könnten, hat uns beherzt gemacht, auch die erſte Probe eines hitzigen Triebes, der Welt zu gefallen, nicht zu unterdrücken. Mehrere Jahre dämpfen ohnedieß das übermäßige Feuer, und es iſt allezeit beſſer, wenn man etwas zu viel, als gar zu wenig an einem jungen Menſchen wahrnimmt: weil es leichter iſt, durch Vernunft und Nachſinnen die ausſchweifende Glut zu dämpfen; als da, wo es an Nahrung fehlt, eine mäßige Hitze zu entzünden. Günther hat von ſich ſelbſt ein ſolch Bekenntniß gethan; ob er wohl noch nicht die männlichen Jahre erreicht gehabt:

Dieß that ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und als ein ſiedend Fett, den Schaum voran verſtieß:
Itzt lern ich allgemach mich und die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel, noch einen Dichter nennen.

Was würde er nicht geſagt haben, wenn er noch zehn Jahre älter geworden wäre! Wir rathen aber dem Verfaſſer dieſer Abhandlung, ſich mehr das ruhige und wärmende Feuer Virgils und Horazens, als die wilde und praſſelnde Wacholderglut Lucans und Claudians nachzuahmen; und von unſern Deutſchen lieber in die Spuren eines Opitz, Flemmings, Dachs, Tſchernings und Canitz zu treten, als ſich in den hochtrabenden Schwulſt der ältern oder neuern Verführer des geſunden Witzes zu verlieben; die unter dem Scheine ſinnreicher zu ſchreiben, ſich in finſtre Wolken verhüllen, oder die Funken ihres Witzes in einen Berg von Aſche vergraben. Man ſehe hiervon das 379 Stück des engl. Zuſchauers, in der deutſchen Ueberſ. V. Bande.

III.

Andere Vertheidigung der nicht gereimten Comödien wider die Einwürfe des Hrn. Schl.

Es hat ihnen gefallen, meinen Gründen, warum eine gereimte Comödie nicht gut seyn könne, ihre Betrachtungen entgegen zu setzen; und sie haben meinen Satz durch allerhand sehr sinnreiche Einfälle zu entkräften gesucht. Wenn ich mir gleich ein Vergnügen daraus machte, ihnen gern recht zu lassen; wenn es mir gleich einerley wäre, ob die künftigen Comödienschreiber mir oder ihnen zufallen werden: so kann ich doch nicht stillschweigend abgehen. Man dürfte bewogen werden, zu glauben, daß sie wirklich Recht hätten, wenn ich ihren Ausspruch ohne Gegenrede rechtskräftig werden liesse. Meine Sache ist so schlimm nicht, daß ich ihnen nicht auf alles, was sie vorgebracht haben, antworten könnte; ohne daß meine Wahrheit im geringsten dabey leiden darf. Sie haben zweyerley behaupten wollen: einmal daß eine Comödie in Versen einer prosaischen vorzuziehen sey; und dann, daß sich unsre sechsfüßige gereimte Jamben sehr wohl dazu schicken. Mit ihrer gütigen Erlaubniß will ich, unter den gegenwärtigen Umständen der Comödie, beydes noch so lange in Zweifel ziehen, bis die Erfahrung so deutlich auf ihrer Seite seyn wird, als auf der meinigen: Denn ich unterstehe mich nicht, in Dingen, da es auf den Geschmack ankömmt, etwas für gewiß auszugeben; wenn ich nicht bey den Gründen Richtigkeit, und zugleich bey der Erfahrung die meisten Stimmen habe.

Eine

Eine Comödie in Versen ist einer prosaischen vorzuziehen: denn sie hat eine Vollkommenheit mehr, und gebiert also ein gröſzer Vergnügen. Dieses ist ihr Schluß: Wenn sie zu einem Verse, gezählte und nach einer gewissen Ordnung verbundne Sylben, d. i. Scansion erfordern, und eine bequeme Scansion ausgemacht haben: so bin ich dann nicht wider sie. Allein den Reim müssen sie nicht zum Wesen des Verses fordern. Sie scheinen es so gar in ihrer Ueberschrift, die an den Verfasser von der Comödie in Versen gerichtet ist, aus der Acht gelassen zu haben: daß ich niemals die Meynung behaupten wollen, daß eine Comödie in Versen nicht gut seyn könne; sondern daß ich mich wider die Reime allein gesetzt habe. Da wir aber bisher unter uns Deutschen nur Comödien in gereimten Versen und prosaische Lustspiele haben: so habe ich Comödie in Versen, und gereimte Comödie für einerley nehmen, und vor derselben der prosaischen den Vorzug zusprechen können. An die dritte, welche noch möglich war, konnte ich unmöglich denken: denn ich sehe wenig oder gar keine Hoffnung, daß unsre Deutschen, die so gar sehr an den Meynungen und Satzungen ihrer alten Vorfahren hängen, die doch auch keine Narren gewesen seyn sollen; daß unsre Deutschen, sage ich, Poeten, Comödianten, Kunstrichter, Leser und Zuschauer, eine solche Art des Vortrages in ganzen Gedichten mit Vergnügen werden aufkommen lassen, die sie schon verworfen, verabscheuet und verdammt haben, wenn man ihnen nur einen Versuch davon in fliegenden Blättern gewiesen. Da ich aber mit ihnen allein zu thun habe, so kann ich auch meinen Satz näher bestimmen, und mich folgender gestalt mit ihnen einlassen:

Daß

Daß eine prosaische Comödie noch allemal besser sey, als eine, die in sechsfüßigen gereimten Jamben abgefasset ist.

Der Poet, sagen sie, ist einer von denen, die die Natur nachahmen, und hat solches mit Malern, Bildhauern und mit Rednern gemein. Ein jeder von ihnen hat eine Materie, darinnen er nachahmet, der Maler die Tafel oder die Fläche, der Bildhauer einen Körper, der Redner Worte, und der Poet das Sylbenmaaß. Hierinnen könnten sie sich doch wohl geirret haben. Der Klang der Verse ist nicht die Materie, darinnen die Nachahmung verrichtet wird; die bloßen Worte sind es: das Sylbenmaaß, die Scansion, oder wie ich es künftig mit den Alten nennen will, der Rhythmus, das ist die Form oder das Wesentliche der Dichtkunst. Sie wissen schon, wie diese Dinge unterschieden sind, und daß man sie nicht unter einander vermengen müsse. Ich habe wahrgenommen, daß schon Cicero diesen Unterschied angemerkt, wenn er sagt:(*) Omnino duo sunt, quæ condiunt orationem, verborum numerorumque iucunditas. In verbis inest quasi materia quædam, in numero autem expolitio. Der Numerus ist einerley mit dem, was wir Scansion oder Rhythmus nennen. Dieses unterscheidet aber den Redner von dem Poeten, daß jener ihn nur in den Abtheilungen und Gliedern seiner Perioden, ja auch in Anordnung einzeler Sätze beobachtet; sich aber in der Folge der Worte und Sylben kein gewisses Gesetz macht, welches nur der Poet zu thun pflegt.

Dieses zum voraus gesetzt, will ich folgende Regeln der Nachahmung fest stellen. Es muß in der Nachahmung **nichts** seyn, welches dem Vorbilde zuwider ist; und es darf auch in derselben **nichts mehr**, aber wohl **weniger** enthalten seyn, als in diesem. Damit dieses

(*) de Orat. ad Brut.

klar werde, so will ich es aus einigen Exempeln herzuleiten suchen.

Wenn der Maler ein ähnlich Bild entwerfen will, muß er auf keine nasse Tafel malen, denn die Farben werden sich in einander verlieren, und die gesuchte Aehnlichkeit wird nicht erhalten werden. Wenn der Bildhauer einen Menschen in Stein nachhauen will, so muß sich der Stein so genau **bearbeiten** und bestimmen lassen, daß er die Glieder des Menschen in eben der Ordnung und Verhältniß und in einer möglichen Lage ausdrücke. Ich setze dieses letztere deswegen dazu, weil bekannt ist, daß wir, zumal in neuern Zeiten, Bildsäulen haben, welche den Menschen in unmöglichen Lagen und außer seinem Gleichgewichte vorstellen. Daraus ziehe ich die Folge: **Daß man**, wenn man das Wesen des Vorbildes entweder nicht einsieht, oder nicht drauf acht giebt, **etwas in die Nachahmung bringt, welches in dem Vorbilde nicht ist, und nicht seyn kann.** Dieses kann aber mit der Natur der Nachahmung nicht bestehen.

Ferner: Wer ein Bild in Holz schnitzet, und genöthigt ist, einen festen Ast oder Knorren, der sich mit dem Meißel nicht bearbeiten läßt, herauszuziehen, der muß das Astloch mit einer andern Materie füllen, damit er nicht einen durchbohrten Menschen darstelle, wenn er einen gesunden darstellen will. Wollte er die Erhöhung des Knorrens gar stehen lassen, so würde er eine Misgeburt eines Menschen entwerfen, und keinen gesunden nachahmen. Hieraus folgt: **daß man der Materie in der Nachahmung dasjenige benehmen müsse, welches uns hindert, daß wir die Form nicht erhalten können.**

Wenn

Wenn der Maler einen Landmann in einem gesteiften und vergoldeten Kleide malt, so fehlt er, ungeachtet er es thun kann: und wenn der Poet eben denjenigen städtisch reden läßt, fehlt er gleichfalls, ob er es gleich thun kann. Wenn ein Redner den Character eines unwissenden Menschen vorstellen will: so muß er ihn nicht die Ursachen seiner Unwissenheit in wohlgesetzten Perioden sagen lassen, und ihn zu einem Redner machen; sondern er muß ihn so unachtsam und fehlerhaft in seinen Ausdrücken einführen, daß man es aus seinen Worten schließen könne. Die Wahrscheinlichkeit der Worte besteht freylich in der Uebereinstimmung der Gedanken, sie müssen aber in einer solchen Form seyn, daß sie in dem Originale statt finden können. Daher ziehe ich die Folge: **Daß man seine eigne Fähigkeit, so zu sagen, verläugnen, und sich selbst in die Umstände des nachzuahmenden Gegenstands setzen müsse.**

Noch ferner: Der Maler malt ein Bild, welches zwar die Aehnlichkeit der Farben, aber nicht die Erhöhung des Körpers hat. Der Bildhauer bewerkstelliget das letztere aber nicht das erste. Die Worte des Redners und Dichters können verschiedne Dinge die in dem Originale auf einander folgen, vorstellen; jene beyde aber können nur einen Zustand auf einmal bestimmen. Alles ist aber zugleich in dem Vorbilde. Und daher ist es klar: **daß in der Nachahmung allemal weniger, niemals aber mehr seyn könne.**

Ich glaube nicht, daß sie diese Regeln, die bey der Nachahmung statt finden, u. die ich aus besondern Exempeln gezogen, verändern oder verwerfen können; sondern daß Sie vielmehr den Dichter nach eben denselben zu richten haben. Und nun getraue ich mir zu behaupten, daß,

wenn sie die sechsfüßigen gereimten Jamben zur Materie der poetischen Nachahmung machen, sie die Form verlieren, und wider alle diese Regeln verstoßen.

Alles was sie in den Nachahmungen, in so fern sie Nachahmungen sind, finden können, ist in allen angeführten Exempeln, dem Originale vollkommen gemäß. Die nachgemachten Körper haben die Gestalt, und machen die Minen, die sie machen sollen, daß man das Vorbild daran erkennen kann. Wenn der Poet eine Handlung bestimmt hat, und sie mit den dazu gehörigen Worten begleiten will, solches aber in sechsfüßigen gereimten Jamben thut: so ist die Ordnung der Worte, die immer gleich von einander befindlichen Abschnitte, der allzuoft übereinstimmende Reim etwas, welches in den Worten dessen, der die Handlung verrichtet, nicht ist, und nicht seyn kann. Es ist zwar an und für sich nicht unmöglich, daß man in einer andern Welt so reden könnte; und wenn die Materie der poetischen Nachahmung aus etwas anderm als den Worten bestünde, so müßte man dieses zufällige Uebel übersehen: Nun aber muß man, weil man kann, der Materie das nothwendig benehmen, welches sie ungeschickt macht, die Aehnlichkeit in der Nachahmung zu erhalten.

Belieben sie ihre Aufmerksamkeit hierauf ins besondre zu richten. Was ich hier angemerkt habe, ist ein bloßer Fehler der deutschen gereimten Comödie: Denn die lateinische hat weder die kunstähnliche Ordnung der Worte, noch die gar zu gleichen und öfters sehr sinnlichen Abschnitte, noch den Reim: und dennoch ist die Handlung in Versen nachgeahmet. Also müssen entweder die lateinischen Dichter zu wenig gethan haben, oder wir thun zu viel. Und ich glaube

nicht,

nicht, daß ſich, wenn man ſie gegen einander hält, jemand noch bedenken kann, das letztere nicht zuzugeben. Unſre Nachahmung kömmt mir nicht anders vor, als wenn der Bildhauer in ſeine weiße verfertigte Arbeit lauter kleine Quadrate einhauen wollte, damit er das Anſehen gewinnen möchte, als wäre eine Bildſäule aus lauter kleinen Quaderſtücken zuſammengeſetzt. Denn er würde dadurch die vorige an ſich gute Nachahmung verſchlimmern, und ſtatt der Figur eines wohlgekleideten Menſchen die Geſtalt eines unmenſchlichen Harlekins erhalten. Ein Sims oder Getäfel von chineſiſchen Flieſen, wenn es eine einzige Handlung vorſtellen könnte, würde meines Erachtens ein Gemälde ſeyn, welches unſerm Reimgebäude vollkommen ähnlich ware. Würde es aber nicht viel ſchöner ſeyn, wenn es möglich wäre, daſſelbe ohne dieſe blinden Linien zu erhalten? Und würde unſer Gedicht nicht ebenfalls ſchöner werden, wenn wir ihm dieſe vermeynte Zierde benehmen, weil wir es doch thun können?

Hieraus iſt nun zu folgern: Daß in unſerer Nachahmung mehr iſt, als in dem Originale; daß man ihr dieſes benehmen müſſe, und daß man es auch könne, wenn man dieſe gar zu große Kunſt fahren laſſen will.

Sie erinnern ferner, das Vergnügen welches man bey der Nachahmung empfinde, ſey der Endzweck, warum man der Natur nachzuahmen ſuche; und man verfehle ſeines Zweckes, wenn das Vergnügen aufhöre. Sie haben recht, das Vergnügen entſteht aus dem Erkenntniſſe der Vollkommenheit; die Vollkommenheit aus der Uebereinſtimmung. Im Gegentheile ent-

ſteht das Misvergnügen, wenn wir erkennen, daß da keine Uebereinſtimmung zugegen ſey, wo wir ſie vermuthen.

Jemehr alſo das Original und die Nachahmung übereinſtimmen: Deſto gröſſer iſt das Vergnügen. Halten ſie nun die lateiniſchen Comödien gegen die deutſchen; So werden ſie finden, daß in jenen der Comödiant mit demjenigen den er vorſtellt, und ſeine Worte mit der Art zu reden und ſich auszudrücken, die ſein Vorbild an ſich hat, genau übereinkommen. Der deutſche Comödiant hingegen ſtellt lauter athemloſe Leute vor, die nach jeder ſechſten und ſiebenden Sylbe Luft ſchöpfen, und nach jeder zwölften oder dreyzehnden einmal klappern müſſen. Die Erfahrung zeigt es, daß dieſe Ungleichheit ſo in die Sinne fällt, daß man unmöglich etwas anders als Misvergnügen dabey empfinden kann. Wenn ich der einzige wäre, dem dieſes ſo vorkäme: ſo wollte ich glauben, daß in meiner Erfahrung etwas erſchlichenes wäre, wie ſie mich beſchuldigen wollen. Da aber alle Leute, die gar nichts von der Poeſie und der Kunſt des Comödienmachens verſtehen, ſonſt allemal Verſe mit Vergnügen leſen hören, und doch hierinnen ihre Empfindung mit mir gemein haben: ſo halte ich meinen Schluß, daß die gereimte Comödie nicht gut ſeyn könne, noch für gegründet. Wir ſind auch jetzund ſo arm nicht mehr an gereimten Comödien, daß ſie bey dem Mangel gnugſamer Erfahrung die Sache in Zweifel ziehen könnten: Der verſchwenderiſche Sohn hat in zwo verſchiednen Ueberſetzungen einerley, d. i. eine ſchlechte Wirkung gehabt. Die vielen tragiſchen Stellen die ſie darinnen finden wollen, und die ſich nach ihrer Meynung

nung sehr schön ausnehmen sollten, sind nicht die einzige Ursache, warum dieses Stück nicht gefallen kann; sondern das Gezwungne, welches der Spieler bey keiner Handlung verbergen kann. Die heftige Bewegung der zärtlichen Affecten ist meines Erachtens nicht dasjenige, was in die Comödie gehört; sondern das Lächerliche. Und die natürliche Freyheit, und das ungezwungene Wesen einer comischen Aufführung läßt sich in der alexandrinischen Schreibart nicht erhalten. Sehen sie nur, ob es natürlich läßt, wenn der Hr. von Steisentyer mit der Wache über den Schauplatz läuft, und die Häscher einander in Versen aufmuntern. Der verheyrathete Philosoph, der Edelmann auf dem Lande, und der lächerliche Demokrit, der, wenn er über die Welt lachen will, in dem Walde bey einem Schäfermägdchen seufzt, können ihnen die traurige Erfahrung von dem schlechten Beyfalle der gereimten Comödien bestärken. Die Noth hat diesen dreymal auf unsern Schauplatz gebracht, und bey allem, was das Stück fehlerhaftes an sich hat, ist dieses ganz unerträglich gefallen, daß Strabo die gemeinsten Scherze in Reime gezwungen, und den niedern Witz in unsern Empfindungen noch viel mehr erniedriget hat. Ich glaube den Grund dieser betrübten Erfahrung entdeckt zu haben, wenn ich sage: daß die Niedrigkeit der comischen Schreibart, und das edle Wesen der Verse in so fern sie ins Gehör fallen, nicht mit einander bestehen können. Darinnen sind wir einig, daß die Comödie die niedrigsten und geringsten Ausdrücke und Redensarten haben müsse, deren man sich im gemeinen Leben nur immer bedienen kann. Das werden sie aber auch zugestehen müssen, daß ein Dichter, das was er sagt,

auf die edelste Weise sagen müsse, die nur möglich ist. Er muß noch viel sorgfältiger seyn, und mehr periodischen Wohlklang anbringen, als ein Redner. Eben daher gefällt auch einem jeden Unstudirten ein dergleichen edles und wohlklingendes Gedichte, und eben daher verstopft er sich die Ohren vor denen in Reime gezwungenen, mit Angst und Unsinn erfüllten, und von Gedanken und angenehmen Bildern leeren Geburten, einiger von unsern Gratulanten. Wenn nun die Scansion allein, zu dem Wesen eines wohlklingenden Verses, nicht gnug ist; wenn das Erhabne des Dichters Vorzug seyn soll; und wenn gleichwohl die comische Schreibart viel niedriger als des Redners seyn, und sich der gemeinsten, ja selbst der unrichtigsten Ausdrücke bedienen muß: So läßt es sich ja nicht einmal denken, daß man eine gute Comödie machen, und der Pflicht eines guten Dichters zugleich gnug thun könne. Man kann mir viel Verse anführen, die sich endlich in der Comödie noch erträglich hersagen lassen: aber das sind eben deswegen schlechte Verse, weil sie ihren Innhalte nach zu leichte sind, und uns nichts mitgeben zu fühlen und zu denken; welches das eigentliche Kennzeichen eines guten und ächten Verses ist. Und warum dringen sie denn in der theatralischen Ausübung so sehr darauf, daß man die Scansion so viel als möglich unterdrücken solle? Es fällt nicht wohl aus. Ist es nicht unrecht, etwas mit Mühe in den Vortrag zu bringen, welches man gleichwohl nicht ausgedrückt haben will? Wollen sie nun noch die edle Zeit damit verderben, daß sie verwünscht schlechte Verse machen? wollen sie alles lächerliche in Reime bringen? und ihren Sylben ein Gewicht geben? wollen sie im übrigen auch

alle

alle Stärke ihres vortrefflichen poetiſchen Vortrags verläugnen? wollen ſie die Sprache der Götter in dem Munde des Poebels ihre göttliche Natur verlieren laſſen: Damit ſie die Ehre und den Vorzug haben mögen, eine ſchlechte Comödie in Verſen gemacht zu haben? Für das eine wird ihnen niemand Dank wiſſen, und mit dem andern verſündigen ſie ſich an niemanden mehr, als an ſich ſelbſt.

Ehe ich ihr drittes Argument, welches von der Harmonie und dem Wohlklange genommen iſt, näher unterſuche, will ich vorher noch etwas bey ihrem mathematiſchen Begriffe des Vergnügens aus der Aehnlichkeit erinnern. Das Original und die Comödie ſind zwey Dinge, da einige Theile des einen, einigen Theilen des andern ähnlich ſind. Ich ſage einige und nicht alle. Denn wenn jemand die Sprache eines andern ſehr genau nachmachen, und ſeine Handlungen mit eben denſelben Minen begleiten kann: ſo iſt die Nachahmung, in ſo weit ſie zur Comödie gehört, vollkommen gut, und die Aehnlichkeit wird wahrgenommen, obgleich die übrigen Dinge z. E. Geſicht und Kleidung nicht allemal was ähnliches haben. Das Original und die Comödie ſind alſo Dinge, deren Theile in einer gewiſſen Verhältniß ſtehen. Jetzund frage ich ſie: ob dieſes ein Verhältniß des Größern zum Kleinern, oder des Kleinern zum Größern, oder gleicher Dinge (ratio identitatis) ſey? Dieſes muß ausgemacht werden, wenn man deutlich philoſophiren will. Sie ſagen: das Vergnügen höre ſo wohl, als die Nachahmung auf, wenn die Theile des einen dem andern gleich würden. Ich leugne beydes. In der Mathematik giebt zwar die Größe allein einen weſentlichen Unterſcheid ähnli-

cher Dinge an die Hand, und man kann sie nicht unterscheiden, wenn man sie nicht beyde dem Sinne als gegenwärtig vorstellt. In dem Comödienwesen aber, werden nicht alle, sondern nur einige Dinge einander gleich und ähnlich gemacht. Wollen sie denn läugnen, daß die Sprache des einen nicht dem Accente des andern vollkommen gleich sey? und daß sie nicht in der Person des A.. die Gebehrden und Stellungen des B sehen? Wenn sie also sein Gesicht hinter einer Larve gedenken: so werden sie den A für den B halten? weil er aber frey steht: so dürfen sie nur den A ansehen, und zugleich an den B denken; so werden sie die Nachahmung und die Aehnlichkeit wahrnehmen, und zwar bey einer völligen Gleichheit alles dessen, was nachgeahmt werden sollte. Sie empfinden also gewiß ein Vergnügen darüber, obgleich die Rede des einen der Rede des andern, und die Stellungen desgleichen einander völlig gleich sind. Und die Gleichheit der Charactere wodurch eine Sache erkannt, und von einer andern unterterschieden wird, macht eben den Begriff aus, den wir von der Aehnlichkeit haben. Wenn jener Maler die Weintrauben malt, daß die Vögel dadurch betrogen werden, so hat er gewiß gut nachgeahmt. Aber wenn Praxiteles selbst den gemalten Vorhang vor dem Gemälde wegziehen will; wenn der, der die Kunst verstund, das Nachbild für ein Vorbild hielt: glauben sie nicht, daß er in dem Augenblicke das allerempfindlichste Vergnügen gefühlet? Muß es dem Poeten nicht eben so rühmlich seyn, wenn man die Scene eine Weile mit einer wahrhaften Handlung vermenget? Hat also nicht die Nachahmung den höchsten Grad erreicht, wenn wir sie eine Weile mit dem Vorbilde zu

ver-

verwechſeln gezwungen ſind ? Und daher ſehen ſie, daß bey einer völligen Gleichheit der nachgeahmten Theile, weder das Vergnügen, noch die Nachahmung aufhöre.

Ich habe faſt Urſache zu glauben, daß das Original manchmal in der Vergleichung der kleinere Theil ſey, und die Comödie der gröſſere. Denn wenn die Ironie in derſelben herrſcht: ſo pflegt man die Sache weiter zu treiben, als ſie in der Natur gehen kann, z. E. Moliere läßt einmal den Geizigen fragen, wo ſein Bedienter die dritte Hand habe. Ich will aber auch nicht in Abrede ſeyn, daß die Welt manchmal ſolche wunderliche Einfälle habe, und Verwirrungen anſpinne, auf die der Poet gar nicht fallen würde. Ich führe dieſes nur deßwegen an, damit ich zeige, wie wenig wir noch in dieſen Dingen gewiß wiſſen, und worauf jemand bey Gelegenheit noch denken, und ſeine Betrachtungen richten könnte: wenn wir die Begriffe der Dinge gewiß beſtimmen und den Geſchmack in eine kunſtrichtige und wiſſenſchaftähnliche Form bringen wollen.

Noch einen andern Bewegungsgrund für die Reime in der Comödie haben ſie in der Harmonie und in dem Wohlklange geſucht. Aber gewiß vergebens. Denn in den Reimen iſt nichts weniger als Harmonie zu finden. Stellen ſie ſich einmal vor, ein Componiſt wollte allemal den 3ten und 6ten, den 4ten und 8ten, den 5ten und 10ten, den 6ten und 12ten Tact in ſeiner Melodie einerley ſetzen, und im übrigen nach ſeinem Gefallen ausſchweifen, wie wir deutſchen Poeten mit den Füſſen unſerer Verſe zu thun pflegen: würden wir nicht lachen ? Würde da wohl etwas regelmäßiges und angenehmes herauskommen?

men ? Der Reim iſt nicht einmal eine wahre Vollkommenheit eines Verſes, geſchweige denn, daß er die Comödie ſollte vollkommen machen können. Die Lateiner haben einen Reim ſo ſorgfältig vermieden, daß mir mein Schulrector einmal geſagt, Virgil habe in dem Verſe der 8 Eckloge,

Cum canibus timidi venient ad pocula damae.

lieber das Anſehen eines begangnen grammaticaliſchen Schnitzers haben, als einen Gleichlaut in demſelben leiden und timidae ſchreiben wollen. Und dieſes haben diejenigen Völker gethan, die uns an Zärlichkeit des Gehöres und an feinem Geſchmacke in den ſchönen Wiſſenſchaften noch allemal weit übertroffen haben. Es iſt bekannt, daß nichts als der Wohlklang und die Harmonie den Lateinern und Griechen Urſache und Gelegenheit gegeben, die von uns ſo genannten verworfnen Wortfügungen in ihren Verſen zu gebrauchen. Sie hatten wahrgenomen, daß in der künſtlich ausgeſuchten Verbindung von allerhand Füſſen, welche ſie Rhythmum hieſſen, eine groſſe Schönheit beſtünde, und daß ſich jede zu einem beſondern Affecte ſehr wohl ſchickte. Unſere Vorfahren haben dieſes entweder nicht wahrgenommen, oder unſere Sprache iſt zu unbiegſam dazu, daß wir dieſe Schönheit nicht erlangen können, oder welches mir am wahrſcheinlichſten vorkömmt, wir haben das Herz nicht, es den Alten auf eine ſolche Art nachzuthun. Wir ſind gewiß aus Mangel dieſer Erkenntniß darauf gefallen, daß wir den poetiſchen Vortrag dadurch ſchön machen und erheben wollen, wodurch ihn die Alten einmüthig zu verderben geglaubt haben würden. Ich habe hierinnen den berühmten

Kunſt-

Kunſtrichter Voſſius, der mit den Regeln der griechiſchen und lateiniſchen Dichtkunſt vollkommen bekannt war, auf meiner Seite dieſer drückt ſich in ſeinem ſehr raren Werkchen (*) de poematum cantu & viribus rhythmi, das mir neulich von ungefähr in die Hände gekommen, und viel nützliche Sachen in ſich hält, hierüber alſo aus:

Poſtquam artes & praecipue Poeſeos & Muſices ſcientia excoli coepere, tum demum numerorum potentia & penitiora naturae arcana reſerata fuere. Quandoquidem vero rudis & imperitus verborum ordo numeros reſpueret harmonicos, mutanda omnino fuit compoſitionis ratio, quae licet conſuetudini a natura primo traditae multum aduerſaretur; ſuadente tamen vtilitate, tot praeſertim conjuncta voluptatis illecebris, facile & ipſa in naturam tranſiit. Tanto vero conſenſu a plerisque receptum fuit id collocandi genus, vt non poetis ſolum & oratoribus, ſed & in communi quoque & populari ſermone vſurpatum approbatumque fuerit. Major tamen hac in parte poetarum fuit libertas, qui & crebrius & audacius transponunt verba, quam oratorum, & horum item, quam ſimpliciter loquentium; quod vel ex comicis deprehendi poſſit, quorum ſermo licet & ipſe *liberioribus numeris* adſtrictus, ad communem tamen loquendi rationem proxime accedit. Inter tot vero graecos latinosque, qui etiamnum ſuperſunt ſcriptores, plurimos quidem inuenias, qui plebejum dicendi ſecuti ſunt genus, vix tamen aliquem reperias, qui ſimiliter deſinentia aut cadentia ſimiliter, aut etiam plura eodem modo declinata conjungat vocabula.

So

(*) Ozon. e Theatro Scheld. 1673. 8 Bav. 2. B. 40 S.

So lang dieſe Stelle auch iſt, ſo gehört ſie doch hieher, und ich will hieraus dieſesmal nichts weiter folgern, als daß das ſinnliche Vergnügen der Alten Führer geweſen, und ihnen zu den Verſetzungen Anlaß gegeben; die aber zugleich aus eben dem Grunde die Reime in ihren Gedichten zu gebrauchen unterlaſſen haben; und einandermal will ich mich über die Nothwendigkeit des Reimes in unſern andern Arten von Gedichten weitläuftiger erklären. Ich bin demnoch der Meynung, daß wir, wo nicht in unſern Verſen durchgängig, doch zum wenigſten in den comiſchen, eher eine Häßlichkeit als eine Schönheit erhalten: und daß wir die letztere in einer geſchickten Anordnung der poetiſchen Füſſe, die ſich zu den Gemüthsbewegungen ſchicken, ſuchen müſſen. Ich bin daher zwar geneigt, in den Comödien ein Sylbenmaaß, aber nicht Reime zuzulaſſen. Jedoch muß daſſelbe auch nicht beſtändig einerley, ſondern nach Beſchaffenheit des Affects verſchieden ſeyn. Wir haben hierinnen nach den Alten, die Italiener zu guten Vorgängern gehabt. Der gleich angeführte Voſſius urtheilt von dem Arioſt. a. d. 79. Seite alſo: Arioſtus aliquot conſcripſit comoedias, quae totae ex ſenariis conſtant iambis, abſque reſonante clauſula. Multis illae placuere, et certe dignae ſunt, quae ab omnibus laudentur, non tantum propter ingenium, ſed etiam quod eo carminis genere expreſſae ſint, quod cantum admittat. Aliquid tamen eſt; quod in illis deſiderem, nempe quod totae vno eodemque metro decurrant, quale nihil apud antiquos inuenias, vtpote qui iambicos trochaicis & anapaeſticis ſoliti fuerint alternare, cum varietas delectet,

et

et *similitudo mater sit satietatis.* Huo accedit, quod cum in omni dramatum genere diuersorum affectuum habenda sit ratio, absurdum omnino sit, si omnia eodem metro peragantur, a quo tamen vitio hodierni comici et tragici non sibi cauent, vtpote quorum integra dramata eodem carminis genere absoluuntur. Multo etiamnum id ipsum magis offenderet, si in hodierna poesi quantitas metrica obseruaretur; nam cum singuli affectus peculiares habeant motus, annon ipsi naturae vis infertur, si contrarios affectus iisdem exprimamus motibus, ita vt aliud pes, aliud vero metrum loquatur? quemadmodum habet Lucianus. Quodsi hac quoque in parte veteris comoediae leges diligentius obseruasset Arioſtus, multo procul dubio plures habuisset admiratores. Ist nun meine Beschwerde nicht schon eine alte Klage? und ist sie nicht die billigste von der Welt? Haben nicht die Griechen bey allen Affecten ihr Sylbenmaaß geändert? Wie haben sie denn thun können, als ob sie das nicht wüßten, da sie doch so lange bey ihnen in die Schule gegangen sind? Hat Seneca, der sonst nicht von Fehlern frey ist, dieses nicht auch in Acht genommen? Und wenn in der Comödie starke Gemüthsbewegungen vorkommen sollten, und wir dieselben in Versen verfertigen wollen: so scheint dieses eben so nöthig zu seyn.

Ehe ich ende, halte ich es für nöthig, ihnen noch einige Zweifel und Einwürfe zu benehmen. Sie sagen: Ohne die Reime sey in dem ganzen Werke des Poeten nichts, wodurch sich das Vorbild von dem comischen Nachbilde unterscheiden könne. Wenn das wahr wä-

re,

re: so müßte folgen, daß alle prosaische Comödien, denen sie doch den poetischen Ursprung nicht streitig machen werden, lauter Originale wären, und das Ansehen der Nachahmung verlöhren; welches doch wider alle Erfahrung ist. Und es bleibt noch allemal genug übrig, woraus man den Unterscheid wahrnehmen kann. Z. E. daß das Gesichte welches gestern den Cäsar vorstellte, heute dem alten Hans Franz gleich sieht; daß Cathrinchen die Sprache der Mad. la Fleche hat; daß am Tage Lichter brennen, daß die Handlung in einem offenen Zimmer vorgeht; daß sie zu der Zeit, da die Handlung auf dem Orte eine weile aufhört, Musik hören: alles dieses und noch andre Dinge erinnern sie fast alle Augenblicke einer Nachahmung. Dadurch konnten die Lateiner diesen Unterscheid den uns die Reime, auf eine viel zu unangenehm empfindliche Weise, an die Hand geben, so gut als wir in den prosaischen Stücken bemerken.

Wenn es gleich leichter ist, eine prosaische Comödie zu machen: so ist jenes darum doch nicht besser; dann das schwerere wird durch die Schwierigkeit nicht vollkommner. Leute, die ihrem Verstande den freyen Lauf lassen, und ihn durch keine unnatürliche oder ausstudirte Art zu denken verwöhnt oder verkünstelt haben, können allemal gut von der Vollkommenheit urtheilen, die in einem Werke ist. Alle, die nicht Gelehrte heißen, und keine Dichter noch Kunstrichter sind, geben mit mir einem prosaischen Lustspiele allemal den Beyfall, den ein gebundnes von ihnen noch niemals erhalten. Ich weis daher selbst nicht, wie ich mich habe entschließen können, eine Sache mit Gründen zu bestreiten, die die Erfahrung so lange bekämpfen wird, daß sie von

sich

ſich ſelbſt ſo bald aufhören wird, als ſie angefangen hat.

Daß man Molierens proſaiſche Stücke in Verſe überſetzen müſſen, beweiſt wider die allgemeinen Gründe und die Erfahrung der deutſchen Nation gar nichts. Iſt denn etwan das Urtheil des Hrn. von Fontenelle ungegründet? oder können die Franzoſen, zumal die Hofleute, in keinem Stücke einen verdorbenen Geſchmack haben? Es könnte auch kommen, daß die franzöſiſchen Verſe deswegen erträglicher wären, weil ſie mehr poetiſche Freyheiten brauchen, mehr und leichtere Reime haben, die Quantität der Sylben, und den Abſchnitt nicht ſo genau in Acht nehmen, als wir thun.

Ich habe niemals geſagt, man mache Comödien in Verſen und Reimen deswegen, weil ſie für das Gedächtniß des Schauſpielers beſſer wären: ſondern man fordere ſie um dieſer Urſache willen gereimt von den Poeten.

Ich urtheile nicht ſowohl aus meiner verwöhnten Empfindung von den gereimten Comödien; ſondern ich bin aus ziemlich ſtarken Gründen, die ſie für keine poetiſche Gewiſſensſcrupel anſehen dürfen, auf eine Meinung gefallen, die ich bey den bisher für ſie geführten Beweiſen noch nicht verlaſſen kann.

Der verſchwenderiſche Sohn hätte von groſſem Glücke zu ſagen, und könnte ſich auf die Ehre, ihnen gefallen zu haben, viel zu gute thun: wenn es ihr Ernſt wäre. Dieſes Stück iſt ſehr ſchlecht überſetzt, (ich rede von der erſtern) und hat, was die Dichtkunſt der Worte anbelanget, alle Fehler auf einmal, die ich in meinem erſtern Verſuche angemerkt habe. Schlechte und übergannte Abſchnitte, unerträgliche Wortfügun-

gen, lahme Scanſionen, widrige Reime: das billigen ſie alles nicht.

Sie beſchuldigen unſre Verſe einer groſſen Leichtigkeit im Arbeiten. Es wird ihnen aber ſchwer fallen, es zu behaupten: ſie mögen ſich mit ihrer eignen Arbeit oder fremder Erfahrung ſchützen wollen. In Leipzig ſelbſt, wo die Dichter ſo viele billige Richter haben, leſen wir noch immer mehr böſe Verſe, als gute: wie ſoll es andern gehen, die unter keiner ſo ſcharfen Aufſicht ſind? Wenn deutſche Verſe ſo leicht zu machen ſind, warum hat denn noch niemand etwas anders als Trocheen und Jamben zu machen gewagt? Ein Paar Dactylen in einzelen Strophen verdienen gar nicht gerechnet zu werden. So lange wir die Rhythmes der Alten noch nicht verſucht haben, können wir ſie noch nicht für unbrauchbar ausgeben. Weil wir es aber unterlaſſen haben: ſind wir freylich auf Nebendinge gefallen, die oft lächerlich gnug ſind; damit wir nur Veränderung in der Dichtkunſt haben möchten. An wie vielen Waſſerblaſen, ich will ſagen, Anagrammaten, Akroſtichen, Chronoſtichen, Sonnetten, Bilderreimen, Endereimen u. ſ. f. haben wir nicht lange gnug eine auslachenswürdige Freude gehabt? und an den Reimen haben wir ſie noch. Wenn dieſe abgeſchafft würden, ſagen ſie, ſo würden unſre Verſe aus lauter dreyfüſſigen Jamben beſtehen. Freylich, ſo lange, als wir den Abſchnitt nach der ſechſten Sylbe machen. Wie aber, wenn wir ihrem gegebenen Verſuche folgten? Ich denke, daß man dieſe Art Verſe ſehr gerne hören wird: und man müßte ſehr unbeſchnittne Ohren haben, wenn man das flieſſende und die Scanſion darinnen nicht wahrnehmen und ein Vergnügen

gnügen dabey empfinden wollte. Fünffüſſige Jamben mit lauter männlichen oder weiblichen, oder auch gar mit vermiſchten, (weil wir doch ſolches einmal gewohnt ſind) Endungen, ſollten meines Erachtens auch keine üble Wirkung thun.

Das Sylbenmaaß der Comödie ſoll etwas haben, welches der proſaiſchen Art zu reden gleich kömmt. Dieſes geben ſie zu; und bey den Reimen iſt es nicht zu erhalten. Welches ſoll nun das rechte ſeyn? Unſere ſechsfüſſige Jamben haben zu viel Wohlklang und vertreten die Stelle der heroiſchen Verſe. Den italieniſchen Verſen, die ſie anführen, kann man es gar wohl anhören, daß ſie Sylbenmaaß haben; wenn ſie gleich drey Vocalen in eine Sylbe ziehen und mit einander ausſprechen. Sie pflegen es wenigſtens im Singen zu thun, wie ich aus den Opern gehöret; und ich glaube daher, daß ſie es, wenn ſie ihre Verſe herſagen, gleichfalls thun werden. Unſere Kunſtrichter aber werden uns eine auch noch maßige Freyheit hierinnen niemals verſtatten. Wie würde man nicht ſchreyen, wenn ich einen ſolchen Vers laufen ließe:

Wie's aber mein' erſt' Art zur Gnüg' ins Licht geſetzt,

da ich doch nur zween in eine Sylbe gezogen habe. Dieſe und dergleichen Freyheiten, deren ſich die alten und noch die neuern Italiener bedient, machen, daß ihre jambiſche Verſe weniger harmoniſches haben: Sie verlieren ſich aber gleichwohl nicht ganz; denn man kann es bey einer geſchwinden Ausſprache noch wohl wahrnehmen. Die alten Comödien des Plautus und Terentius ſollen in achtefüſſigen Jamben geſchrieben ſeyn. Ich wollte, daß jemand ſo gut wäre, und mir

die Verſe, zumal die plautiniſchen ſcandiren hülfe: denn ich habe gehört, daß groſſe Kunſtrichter ſich die Köpfe darüber zerbrochen, und gleichwohl kein richtiges Wort haben heraus bringen können. Wenn wir erſt das Latein zu leſen gewohnt ſind, ſo wiſſen wir recht, daß dieſelben in Verſen geſchrieben ſind: wenn wir dieſes aber nicht wüßten, würden wir es vielleicht von uns ſelbſt niemals hören. Der erſte der darauf fiele, die Comödien, wenn ſie in Form proſaiſcher Sachen abgeſchrieben wären, für Verſe auszugeben, würde gewiß ſeines üblen Gehöres wegen, für unwiſſend gehalten werden; oder ſeines glücklichen Einfalls wegen, ſich einer göttlichen Eingebung rühmen müſſen.

Sie dichten ihrer Verscomödie Vollkommenheiten an, die ſie niemals haben kann. Denn wie ich in meinem erſten Verſuche ſchon erinnert, der Accent des Verſes, und der Accent unſerer proſaiſchen Sprache (accentus tonicus) ſtreiten in unzähligen Fällen mit einander, und laſſen ſich nicht beybehalten: und damit die Natur der Nachahmung nicht leide; ſo muß man nothwendig die Ausnahme an dem Accente der Verſe machen, und ihn vernachläſſigen, damit die natürliche Ausſprache nicht verderbet werde. Ich will den für den Erztpoeten der deutſchen Nation halten, der eine deutſche Comödie in gereimten Verſen zu machen, und ihr dieſe Vollkommenheit zu geben vermögend iſt, daß er alle ſeine Dinge in einer ungezwungnen Freymüthigkeit ſagen, und nicht wider die gemeine Art zu reden verſtoßen, und den Accentum tonicum der Sprache mit dem Accente des Sylbenmaaßes vereinigen kann. Wenn ſie indeſſen gleichwohl in die Comödie zu einem beſtändigen Un-

ter-

terſcheide des Verbilds und der Schilderey, nach mehr Wohllaut und Sylbenmaaß als in der Proſe ſtreben: ſo halte ich nichts für bequemer dazu, als die acht füſſigen Jamben mit verwechſelten Abſchnitten, darinnen Günther die bekannte Vertheidigung des Frauenzimmers abgefaſſet hat; iedoch ohne die Reime zu behalten, und die mittlern Abſchnitte in dem Verſtande der Worte gar zu genau zu bemerken. Ich will ihnen zur Probe ein paar Scenen aus dem Ruhmredigen des Hrn. Desteuches überſetzen, und ſie urtheilen laſſen, ob nicht Wohlklang und Sylbenmaaß darinnen wahrzunehmen iſt, wenn gleich keine Reime das Ohr kützeln. Wenigſtens getraue ich mir, ſie mit dem terentianiſchen Verſen allemal in gleichem Paare gehen zu laſſen.

Der Ruhmredige. Erſte Handlung.

Erſter Auftritt.

Pasquin allein.

Liſette kömmt nicht her. Fürwahr das Mägdchen hat mich wohl zum beſten
Weil ſie mich nur vor kurzer Zeit hieher beſtellet hat. Dasmag Mags noch ſo ſeyn; Ich will nur gehn. Jedoch da kömmt ſie eben her.

Anderer Auftritt.

Liſette Pasquin.

L. Ihre ganz ergebne Dienerinn, mein allerliebſter Herr Pasquin.

P. Ich bin ein unterthänger Knecht der liebenswürdgen Dienerinn
Bey einer liebenswürdgen Frau.

L. Hem! So ein artig Compliment
Verdiente wohl, daß ich so eins dagegen machte. Allein ich bin
Gar nicht geschickt dazu; Sie müssen schon mit diesem Re-
verenze
Zufrieden seyn. Ich habe sie recht lange lassen auf mich warten.
P. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, mein schönes Kind, so
kommen sie
Ein wenig gar zu spät her.
L. Ich wäre wahrlich eher kommen
Wenn es nur angegangen wär.
P. Vor dem hätt ich vor Aergerniß
Zerplatzen mögen, wenn ich was so lange hätt er warten sollen.
Nichts konnte meinem brennenden Verlangen Einhalt thun,
wenn ich
Auf was gefallen war. Allein das Alter hat mir leider viel
Von meiner sonst gewöhnlichen Lebhaftigkeit genommen.
L. Sie
Sind also jetzund viel vernünftiger geworden?
P. Und das kränkt
Mich eben.
L. ⁂ Das kränkt sie, daß sie gescheidter, und ansehnlicher
Und ehrbarer geworden sind?
P. Daß ichs bey ihnen bin, das kränkt
Mich; denn ich seh es ihnen an, daß ich mit nicht mit so viel
Vernunft
Bey ihnen besser angesehn seyn würde.
L. Wie? bey mir?
Gewiß nicht. Wären sie nur nicht so klug: so würd ich sie
nicht leiden.
P. Ja, ja; ich höre schon, was sie mir dadurch sagen wollen.
Ich bin
Für sie nun schon zu alt, als daß ich ihnen sollt gefallen können.
Zu einem guten Ehemann würden sie mich zwar wohl machen;
Zu diesem Aemtchen hab ich endlich noch eine ziemliche Geduld
Sie können es so bald einmal mit mir versuchen, als sie wollen.

L. Darinnen thun ſie ſich wohl unrecht. Ich mag ſie nicht zu meinem Liebſten
Auch nicht zu meinem Manne haben. Was machen wir
P. denn aber hier?
Weswegen ſind wir denn beyſammen?
L. Ich komme deſſentwegen her,
Daß wir Rath mit einander halten wollen.
P. Und worüber denn?
L. Wie wir es wohl mit ihrem Herrn und meiner Jungfer machen wollen.
P. Nun gut.
L. Wir wollen dieſe Sache recht wohl zuſammen unterſuchen
Und gar nichts hinterm Berge halten. Ich denke wenn wir zwey einander
Nur an die Hand gehn wollen, ſollten wir ihnen können Dienſte thun.
P. Ihr Vorſchlag iſt recht gut. Ich bins zufrieden. Nun ſo höre ſie.
L. Der Graf, ihr Principal iſt ein ſehr ernſthaft und beſondrer Herr,
Es ſind nun ſchon drey ganze Monden, daß er in unſerm Hauſe wohnt,
Und dennoch hab ich ihn noch nicht ein Viertelſtündchen ſprechen können.
So ſagen ſie mirs doch, was er denn für ein Herr iſt. Unter uns:
Ich merke, daß ihn meine Jungfer liebt: allein er wird gewiß
Nicht lang auf ihre Zärtlichkeit Staat machen dürfen. Iſt ſie gleich
Verſtändig, witzig, angenehm und ſchön: ſo iſt bey alle dem
Beſtändig ſeyn nicht ihre Tugend. Sonſt ſoll man, eh man lieben will,
Vorher die Sachen unterſuchen: die Liebe trügt uns gar zu oft.
Doch Iſabella liebet ſchon, eh ſie den kennet, den ſie liebet.
Doch kann ſie dieſe Neigung nicht ſo ſehr verblenden, daß ſie nicht

Die Fehler deſſen, den ſie liebt, erkennen ſollte. Denn ſie ſiehet
Sehr ſcharf darnach; und wenn ſie ſie mit leichter Mühe finden kann:
So ſchämet ſie ſich ihrer Wahl; ſo nimmt ſie leicht ihr Herze wieder;
Da wird die Liebe ſchleunig kalt, und wenn ſie ihm die Heirath ſchon
Verſprochen hätte: machte ſie ſich kein Bedenken, gleich zu brechen.

P. Das iſt ein artiger Character. Ein zärtlich und doch flüchtig Herz,
Lebhaftig, erz verliebt, verſtändig, und gleichwohl auch Coquette ſeyn,
Wie geht das an?

L. Nein; eigenſinnig das iſt ſie nicht; Sie ſuchet auch
Nicht eben allen zu gefallen: und ganz vornehmlich ſucht ſie ſich
Nicht zu verſtellen. Wenn ſie liebt, ſo iſt es zärtlich und von Herzen,
Nur ſtandhaft bleiben kann ſie nicht. Jetzunder aber lernen ſie
Mich doch den Herren Grafen kennen. Ich ſorder es zu ſeinem Beſten.
Ich bin ihm gut, und weis doch nicht warum. Von nun an ſollen ſie
Das ſtets erfahren. Wenn er ja noch Fehler an ſich haben ſollte:
So wollen wir ſie wenigſtens die Jungfer nur ſo lange nicht
Entdecken laſſen, bis ſie mit einander werden richtig ſeyn.
Indeſſen ſagen ſie mirs nur, damit ich alles ſo kann machen,
Daß vor der Hochzeit niemand viel davon gewahr wird.

P. Weil ich weis
Wie ſie dabey geſinnet ſind; ſo will ichs ohn Bedenken thun,
Und vom Fuß an bis auf den Kopf vom Grafen einen Abriß machen.
Zum erſten will ich ſeine guten Eigenſchaften, und hernach

Die Fehler zeigen. Jenes wird ſehr kurz, und dieß ſehr lange
wöhren.
Zum erſten. Graf von Hohenberg, das iſt ſein eigentlicher Titel
Sein vornehm Anſehn iſt ihm auch natürlich; und er iſt für-
wahr
Sehr hohen Standes.

L. Dieſes iſt von ohngefähr. Nur weiter fort.

P. Ganz Frankreich giebt es zu, daß er ſehr tapfer iſt; die Generale
Und alle Kriegsbedienten halten ihn hoch und werth; und je-
dermann
Sagt, daß er ganz gewiß, was groſſes werden könn. Er hält
ſehr viel
Auf ſeine Ehre; und man rühmt ihn deſſentwegen. Iſt
er gleich
Sehr lebhaft, und ein wenig leſe; ſo hat er doch ein gutes Herz.
Da haben ſie den erſten Punct.

L. So kommen ſie denn auf den andern.

Meynen ſie nicht, daß ſich dieſe Verſe von der Proſe noch genug unterſcheiden, und daß man ſie auf dem Schauplatze nicht ſollte brauchen können?

Jedoch ich muß nur aufhören, ich bin ſchon allzuweitläuftig geweſen. Prüfen ſie meine Meynung. Ich bin bloß für die Wahrheit und gerechte Sache beſorgt. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ſie mich von der ihrigen überzeugen können; und es ſoll mir auch lieb ſeyn, wenn ſie einmal erkennen wollen, daß ich nicht unrecht habe. Wenn ich gleich wider den Reim bin: ſo bin ich doch kein Widerverſer. Man belegt mich mit dieſem Schimpfworte ohne mein Verdienſt. Ich verſichre ſie meiner aufrichtigen Hochachtung; und ich werde keine Gelegenheit vorbey laſſen, ihre mir ſehr werthe Freundſchaft mit beſtändiger Ergebenheit und Zuneigung zu verdienen. ꝛc. S.

IV.

Die Sechs Erſte Bücher Euclidis vom anfang oder grund der geometri. In welchen der rechte Grund nit allain der Geometrj (verſteh alles künſtlichen, gwiſen, vnd vortailigen Gebrauchs des Zirckels, Linials oder Richtſcheittes vnd andrer Werckzeuge, ſo zu allerlai abmeſſen dienſtlich,) ſonder auch der furnemſten ſtuck vnd vortail der Rechenkhunſt fürgeſchriben vnd dargethen iſt. Aus griechiſcher Sprach in die Teutſch gebracht, aigentlich erklärt, Auch mit verſtentlichen Exempeln, gründlichen Figuren, vnd allerlaj den nutz für augen ſtellenden Anhängen geziert, dermaſſen vormals in teutſcher ſprach niemals geſehen worden. Alles zu lieb vnd gebrauch den kunſtliebenden Teutſchen ſo ſych der Geometrj und Rechenkunſt anmaſſen, mit vilfältiger mühe vnd arbait zum trewlichſten erarnet, vnd in Truckh gegeben, Durch Wilhelm Holtzmann genannt Xylander, von Augſpurg Getruckht zu Baſel.

Auf dem letzten Blatte iſt die Zeit angegeben: Vollendet durch Jacob Kündig zu Baſel, in Johans Oporini koſten, im jar 1562 auff den dreyßigſten tag des Weinmonats.

Wenn die Deutſchen auch ſonſt keine Verdienſte um die Gelehrſamkeit hätten, ſo könnte man ihnen doch den Ruhm nicht nehmen, daß ſie auf Ueberſetzungen vielen Fleiß gewandt. Huetius zieht ſie deswegen in ſeiner Schrift de claris interpretibus allen andern Völkern vor. Er redet zwar nur von lateiniſchen Ueberſetzungen griechiſcher Werke: doch müßte man ſich in den Geſchichten der deutſchen Sprache wenig umgeſehen haben, wenn man von dem Fleiße nichts wüßte, den die Deutſchen ſeit der Wiederherſtellung der freyen

freyen Künſte bey ihnen, angewandt, auch denenjenigen von ihren Landsleuten, die nur ihre Mutterſprache verſtehen, nützliche Arbeiten fremder Schriftſteller bekannt zu machen. Die Verzeichniſſe von alten deutſchen Ueberſetzungen, griechiſcher und lateiniſcher Werke, ſo man in den Critiſ. Beyträgen findet, können davon Nachricht geben. Zwar iſt der Eifer zu überſetzen, bey uns noch nicht erloſchen. Allein, ſo viel wir uns itzo auf unſern Geſchmack zu gute thun, ſo iſt derſelbe doch in Wahl der Grundſchriften, die wir überſetzen, vielleicht nicht ſo vernünftig, als jener Ueberſetzer vor zweyhundert Jahren, die uns durch ihre raulye und nach dem Latein und Griechiſchen gezwungne Schreibart noch manchmal eine Luſt machen. Sollten unſere Nachkommen nach zweyhundert Jahren critiſche Beyträge ſchreiben; ſo wird in denſelben gewiß das Verzeichniß wichtiger Griechiſchen und lateiniſchen Scribenten, die wir überſetzt haben, wenige Blätter anfüllen. Aber neue Neuigkeiten, Romane ohne Romane, Begebenheiten des Herrn von *** oder der Jungfer *** beſchrieben durch den Herrn ***** Briefe voll verliebter oder galanter Thorheiten, u. d. m. werden ihnen ganze Bogen voll geben. Und wenn es hoch kömmt, werden ſie noch dazu ſagen können, daß wir Bücher wieder ins Deutſche überſetzen, die ſelbſt gröſtentheils Ueberſetzungen oder Auszüge deutſcher Schriftſteller ſind.

Unſere Vorfahren haben den Werth der Meßkunſt allzuſehr erkannt, als daß ſie nicht auch hätten einige von denenjenigen alten Büchern überſetzen ſollen, die uns die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft vortragen. Von des Euklides Geometrie haben wir viel deutſche Ueberſetzun-

setzungen. Vielleicht verdienen sie nicht alle, daß man ihr Andenken durch eine umständliche Nachricht erneuert: Aber man kann diese Ehre wenigstens gegenwärtiger nicht versagen, die allem Ansehen nach die älteste ist. Ihr Verfasser Wilhelm Xylander, ist bekannt genug, und hat eine große Menge griechischer Schriftsteller ins Lateinische übersetzt. Dabey aber, daß er auch die gegenwärtige Arbeit unternommen, lassen sich zwo, unsern Zeiten sehr nützliche Betrachtungen anstellen. Die erste ist, daß Xylander, ein Mann der in den Alterthümern, den Geschichten und den übrigen schönen Wissenschaften eine gute Kenntniß besaß, auch so viel Fleiß auf die Mathematik gewandt, daß er den Euklides übersetzen können. Zum andern ist es merkwürdig, daß er es sich für keine Schande gehalten hat, auch in seiner Muttersprache zu schreiben: da ihm gewiß die lateinischen Michel der damaligen Zeiten nicht vorwerfen konnten, er schriebe deswegen deutsch, weil er kein Latein könnte.

Diese Uebersetzung enthält die ersten sechs Bücher welche wie bekannt, die Flächen-Geometrie in sich begreifen. Wir wollen die Gründe so Holtzmannen zu diesem Unternehmen bewogen, mit seinen eigenen Worten aus der Vorrede anführen. „Es werden sich auch „vielleicht die, so vnser teutsche sprach gar verachten, „als barbarisch vnd gute künste fürzubringen vntüchtig, „meiner vermessenheit verwundern, oder dieselbig tadlen. „Welchen ich mit wenig wortten, (dann souer ich vn„sern leuten nutz möge schaffen, belad ich mich solcher „nachred vnd vngunsts nit zu sehr) will geantwort ha„ben. Erstlich wan yedermann irer maimung wer ge„wesen, wurde teutschland noch heuttigs tags eines

grossen

„groſſen ſchatzes viler herrlichen gutter Bücher be-
„raubt ſeyn, die wir (Gott lob) von trefflichen vnd
„wichtigſten, auch nutzlichſten ſachen vnd künſten für
„Augen ſehen. Vnd ich inn hoffnung ſteh, jr
„werden ſo lenger ſo mer werden. Zum andern, das
„mich der Teutſchen dauret, ſo ſych dieſen Wohn ha-
„ben verblenden laſſen, samm alle ſprachen ſeyen rei-
„cher, lieblicher, vnd zum Beſchreiben ſchöne Ding
„bequemer weder vnſere. Wolte Gott, wir achteten
„vns ſelber vnd vnſere von ime empfangne gaben nit
„ſo gering. Wann wir wolten vns wie andre bemü-
„hen, vnd vnſer ſprach brauchen, man ſolte bald ſe-
„hen, was vns mangelt oder nit. Ja ob nit vnſer
„teutſche ſprach ann aignem reichthum vnd zier der red
„vilen andern fürzuſchetzen. Aber noch der Zeit gefallt
„vns ſchier nichts dann was außlendiſch iſt. Dar-
„von hie nit plaz zu reden. Mich hatt ſonderlich in
„meinem fürnemen geſterkht, die lieb ſo ich gegen allen
„kunſtliebenden trag, dern vnſer Teutſchland zwar nit
„weniger, noch nachgeltiger hatt weder andre völkher.
„Da ich nun erachtet, daas es vilen auß inen von
„wegen abgangs der erkhanntnuß freemder ſprachen
„ann ainem ſatten Grund der Geometrj vnd Arith-
„metic mangelt, vnd ſo diß orts vilfaltig verhindert
„wurden: Hab ich inen gedacht, mit dieſem mei-
„nem teutſchen Euclide zu ſteur zu khommen.
„u. ſ. w.

Wir haben dieſe ziemlich weitläuftige Stelle deswe-
gen ganz eingerückt, weil man daraus ſowohl des Ue-
berſetzers Eifer für ſein Vaterland, als auch ſeine Ab-
ſicht ſieht. Er hat nämlich nicht für Gelehrte, ſon-
dern für gemeine Künſtler geſchrieben. Ohngeachtet

er also meistentheils die Beweise ordentlich den Sätzen beygefügt: so hat er doch solche bisweilen weggelassen, und statt ihrer nur Exempel gegeben, wenn sie ihm zu weitläuftig geschienen. Er rechtfertiget dieß in einer **Warnung an den Leser**, Prop. 1. El. 1. damit, daß die Demonstrationes nit von Euclide selbs, sondern Theone, Hypsicle; Campano ꝛc. hinzugesetzt worden. In seinen Anmerkungen hat er hin und wider den Nutzen der Euklidischen Sätze besonders in Rechnungen gezeigt. So beweist er bey dem 4ten Satze des zweyten Buchs die Ausziehung der Quadratwurzel und die **Surdisch Addition**: wo er zeigt, daß die Summe von $\sqrt{45}$ und $\sqrt{80}$ so groß ist als $\sqrt{245}$. Endlich findet man auch an eben diesen Orte: **Demonstration. Der vergleichung in der Coß oder regel Algebre, da vnder dreyen quantitaten natürlicher ordnung, die zwo grössern der kleinern vergleicht werden.** Dieß ist die Auflösung einer quadratischen Gleichung wie $n^2 + 6n = 720$. wovon er nur die wahre Wurzel 24 findet. Die Zahl 720 heißt bey ihm **die ledige zal.**

Es ist hier nichts weiter als der Text des Euklides übersetzt, doch gehört der 15 Satz des 2 Buchs: **Ainen gnomonem vmb ain quadratt machen, der ainem andern fürgebnen quadrat gleich sey**, nicht dem Euclides, wie er denn auch in des Clavius Ausgaben nicht befindlich ist.

Der Ausdruck des Uebersetzers ist bisweilen sehr nach dem Grundtexte eingerichtet, wie der 22 Satz des 3 Buchs: **Der viereckhetten oder vierseitigen figuren so in ainem zirckel beschrieben, seind allemal zwen winckel vbereckhs sambtlich zwaien gerechte**

gerechten gleich. Man wird aber dergleichen Stellen viel seltener finden, als in andern Uebersetzungen von eben dem Alter. Die Aufgaben werden ordentlich durch das Wort lehrt unterschieden. So heißt die Ueberschrift des 11 Satzes im 4 Buche: *XI.* die aylffte Proposition lehrt,

Ain gleichseittig vnd gleicheckhig (das ist regular) fünfeckh in ainem fürgenomen zirckel beschreiben: Was die Kunstwörter anbetrifft, so hat er unterschiedliche derselben nicht übersetzt, als: Proposition, Operation, Centrum, Diameter ꝛc. und entschuldigt sich in der Vorrede, theils, daß er solches nach Brauch der alten gelehrten gethon hab, welche inn ire sprach solche auslendische aber sehr bequem vnd bedeutliche wörtlin angenommen, vnd gleichsam mit den Burgerrecht begabt haben, theils auch, daß zuvor inn teutscher sprachen mehr frömbde Wörtlin gebraucht werden, weder villeicht nutz vnd loblich. Unter diesen fremden Wörtern klingt wohl keines wunderbarer, als wenn im 29 Satze des 1 Buchs gesagt wird: So ain lini durch zwo parallel lini felle, werden die Winckel so gegen einander vber Enallax stehen, ainander glych sein.

Von der Art wie er die mathematischen Kunstwörter und Redensarten übersetzt, können folgende Beyspiele einen Begriff geben: Quadratum gerechte vierung, Rectangul. yberlengte vierung Rhombus möcht ein gespitzte oder geschregte vierung genannt werden. Rhomboides, gespitzte oder geschregte yberlengte vierung: numeri irrationalis

nales vnnatürliche zalen. Communes notitiae gemain erkanntnuſſen oder Verſtand. In dem Exemplare, deſſen wir uns bedienen, hat ein fleißiger Leſer, ſowohl viel andere Anmerkungen und Exempel, als auch bey communes notitiae, Wiſſenſchaft als ein gleichgültig Wort für Verſtand an die Seite geſchrieben. Ferner heißt Sector teiler des Zirkels, ſegmentum ſtuckh, λογος Proporz, ἀναλογία, gleichförmige Proportion. Es iſt bekannt, daß die alten lateiniſchen Ueberſetzer der mathematiſchen Schriften, das proportio genannt haben, was wir ratio oder Verhältniß heißen, und daß ſie da proportionalitas geſagt haben, wo wir itzt proportio ſprechen.

Progreſſio arithmet. gmain *progreſſion*, proportio continua ſtetige oder an einander hangende Proportion. Ratio duplicata triplicata, eine Proportion die zweymal, dreymal ſo groß iſt, oder die Proportion gezwiefacht. Die Arten bey der Proportion zu ſchließen ſind ſo gegeben: Alternatio Verwechslung, inuerſio Vmbkehrung compoſitio Samblung, diuiſio Zertheilung, conuerſio Verwendung, ex aequo Gleichheit der Proportionalität ordinatim ordentlich, perturbate mit verruckter Ordnung. Linea extrema & media ratione ſecta heißt, proportionirlich zertheilt. Es wird aber auch dieſe Redensart von der Seite des Triangels gebraucht, in dem eine Linie mit der Grundlinie parallel geht. Parallelogramma aequiangula ſunt in ratione compoſita laterum heißt: *Parallelogramma* ſo gleiche Winkel haben, halten ſych inn der Proportion, welche entſpringt aus der Proporz der Seite.

Ob Eylander etwas mehr als dieſe ſechs Bücher überſetzt habe, iſt uns nicht bekannt. Fabricius hat dieſe Ueberſetzung in ſeiner Bibliotheca Graeca vergeſſen. Herr Boſe aber erwähnt ihrer in ſeinem Schediaſmate quo contenta Element Euclidis enumerantur, ſo allhier 1737. auf drey Bogen in groß Quart herausgekommen. Aus eben dieſer Schrift haben wir gelernt, daß Johann Peters Dou, ein niederdeutſcher Feldmeſſer, dieſe Ueberſetzung bloß ins Holländiſche gebracht, aus welcher Ueberſetzung Sebaſtian Curtius 1608 wieder eine Hochdeutſche gemacht.

V.

Nachricht von der verſprochenen Ausgabe des Augſpurgiſchen Stadtbuches.

Es iſt dem geneigten Leſer in dem ſechszehenden Stücke dieſer Beyträge ein hinlänglicher Bericht von dem augſpurgiſchen geſchriebenen deutſchen Rechte, das unter dem Namen des Stadtbuchs, im Jahre 1276. zuſammen getragen, und von Rudolph dem Erſten bekräftigt worden iſt, gegeben worden. Wir haben ſchon damals angezeigt, daß man von dieſem ſeltenen und wichtigen Denkmaale der deutſchen Sprache und Rechte eine Ausgabe, durch den Fleiß des augſpurgiſchen Rathsconſulenten, Herrn L. Chriſtoph Friedrich Wengen, zu erwarten, und von derſelbigen vieles Lichtes zur Erläuterung der Hiſtorie der deutſchen Sprache ſich zu verſehen habe. Wir erachten aber nunmehr für billig, auch anzuzeigen, wie weit es mit dieſer Arbeit gekommen, nachdem ein unvermutheter Tod die-

sen um die deutschen Alterthümer wohlverdienten Mann den 9 November 1739. hinweggerissen; da man sich noch vieler Früchte seines rühmlichen Fleißes und seiner trefflichen Gelehrsamkeit versah. Es würde auch dieser frühzeitige Tod uns noch unerträglicher fallen, wann uns durch denselbigen die Hoffnung benommen worden wäre, dieses wichtige Denkmaal unsers Vaterlandes aus dem dreyzehenden Jahrhunderte im Drucke zu sehen. So aber können wir die Liebhaber der deutschen Alterthümer versichern, daß der selige Herr Rathsconsulent das ganze Werk mit möglichem Fleiße und vieler Bemühung noch vor seinem Tode zu Ende gebracht habe, und es nunmehr in dem Stande sey, sobald sich bey dessen Erben ein Verleger darzu melden wird, es der gelehrten Welt mitzutheilen.

Wir haben an obenangeregter Stelle schon eine Probe von dem Glossario oder erklärten altdeutschen Wörterbuche gegeben, das der seelige Herr Weng dieser Ausgabe beyzufügen willens war, woraus dessen Absicht erkannt und beurtheilet werden kann. Damit aber der Leser eine genauere Nachricht davon bekommen, und die Beförderung dieser Ausgabe erleichtert werden möge, so wollen wir die Vorrede desselbigen, so wie sie aus der Feder des Herrn Verfassers geflossen, selbst mittheilen. Sie enthält nicht nur eine ausführliche Nachricht von seiner Arbeit, deren Nutzen, Gebrauch, Innhalt, u. s. w. sondern sie giebt auch einen gar netten Entwurf von dieser merkwürdigen deutschen Rechtssammlung, aus welchem dessen Wichtigkeit erkannt, und dasjenige erläutert werden kann, was von uns schon von demselbigen gesaget worden. Es lautet aber der Aufsatz des sel. Herrn Verfassers, also:

Vorrede

Vorrede zum augſpurgiſchen Stadtbuche, wenn es in den Druck ſollte gegeben werden.

Innhalt.

§. 1. Was die Bewegurſache und Abſicht dieſer Ausgabe des Reichsſtadt augſpurgiſchen Stadtbuchs ſey? §. 2. Ob und worzu ſolche etwas nutze? §. 3. Wie alt dieß Stadtrecht ſey? Woraus dieß Alter abzunehmen? §. 4. Wie das vermuthliche älteſte Exemplar dieſes Buchs, nach dem Bande und Blatte, wie auch Characktere oder Schriftzuge ꝛc. beſchaffen ſey? §. 5. Worinn das Materiale, oder der Innhalt dieſes Buchs beſtehe? §. 6. Was in gegenwärtiger Ausgabe zu deſſelben Erläuterung geleiſtet worden? §. 7. Wie einige andere Exemplar dieſes Buchs beſchaffen? §. 8. Was von deſſen Rechts üblichem Gebrauche zu halten? §. 9. Ob dieſe Herausgebung des alten augſpurgiſchen Rechts ſolcher Reichsſtadt nicht ſchädlich ſeyn, oder werden könne? §. 10. Warum der Autor glaube, daß auf wohlermeldter Stadt ſeite dieſe Herausgabe ihme nicht werde verarget werden? §. 11. Warum hierbey nicht ein mehrers, zum Exempel die alte und neue Rechts-Hiſtorie ꝛc. abgehandelt, und inſonderheit kein förmlicher Commentarius beygefügt worden ſey?

§. 1. Was die Bewegurſache und Abſicht dieſer Ausgabe des augſpurgiſchen Stadtbuches ſey?

Es iſt eine weltkündige Sache, wie ſtark die Wiſſenſchaft von der alten deutſchen Sprache ſowohl, als von den alten deutſchen Geſetzen, ſeit weniger Zeit getrieben worden. Es ſind die hiervon herausgekommenen und meiſtens in den gelehrten Journalen oder Tagebüchern durch geſchickte Auszüge bekannt gemachten, und anbey nach ihrer Beſchaffenheit beurtheilten Schriften ſo bekannt, daß deren Erzählung hier ein Ueberfluß ſeyn würde. Ich, der Autor der Ausgabe

des gegenwärtigen Buches aber, bin dadurch bewogen worden, einer wohllöblichen Reichsstadt Augspurg so genanntes Stadtbuch aus dem Staube hervor zuziehen, und durch offenen Druck ans Licht zu bringen: Und zwar in der Absicht, weder ein solches Rechtbuch, welches noch heut zu Tag gültig ist, noch auch eine Richtschnur vorzulegen, woraus die in das Staatsrecht hineinlaufenden Streitigkeiten in ihre Richtigkeit gesetzt, und beurtheilet werden können und sollen; sondern nur ein Muster zu zeigen, wie in denen Zeiten, in welchen dieß Stadtbuch anfänglich zusammen getragen, und hernach fortgesetzet worden, in Deutschland, und zumal hier geredet und geschrieben worden, und was nach der verschiedenen Beschaffenheit der Zeiten Rechtens gewesen ist. Zwar sind mir hierbey mehr als einmal diese 2. bedenkliche Umstände in den Sinn gekommen, auch von verschiedenen Orten her gemacht worden: Ob nämlich diese Bemühung von einigem Nutzen; und ob sie nicht im Gegentheile wohlgedachter Reichsstadt auf eine oder andere Weise nachtheilig seyn, oder über kurz oder lang, unvermuthet werden möchte oder könnte?

§. 2. Ob und worzu solche etwas nutze?

Der erste Umstand ist eben derjenige, den ich bey mir selbst oft über die gelehrtesten Schriften in allen so genannten Facultäten gehabt, und noch habe; und der mich vielleicht noch bewegen möchte, einige Probebogen von unnützlichen großen Bemühungen großer Gelehrten, diesen zum Nachdenken vorzulegen. Ich hoffe aber mit dem Beweise des Nutzens dieser meiner wenigen Arbeit leichtlich aufzukommen; wenn nur der Nutzen,

Nutzen, wie es ohne dem ſeyn ſollte, von der Nothwendigkeit unterſchieden wird, und wenn man nur einräumt, daß es Stufen und Grade des Nutzens gebe, und auch die, ſo mit Verſchaffung eines mittelmäßigen oder kleinen Nutzens ſich Mühe geben, nicht zu tadeln ſeyn. Es wird dieß hoffentlich ſo viel weniger Schwierigkeit haben, da wenige Menſchen darüber mürriſch ſind, daß ſo viele Millionen ihrer Nebenmenſchen ihre meiſte, ja ganze Lebenszeit mit Bemühungen zubringen, von deren Nutzbarkeit der Beweis öfters ſchwer, und faſt unmöglich fallen würde: wenn man nicht die Vergnügung der Menſchen, nach ihrem Geiſte, Seele und Leib, auch mit unter dem Worte des Nutzens paſſiren laſſen will. Dieß aber muß man doch thun, ſowohl, weil der Menſch ohne ſolche nicht leben kann, mithin die Frage vom Nutzen gar wegfällt; da die Nothwendigkeit ſolcher Vergnügungen und Beluſtigungen unwiderſprechlich iſt: als auch, wann die ſo genannten eingebildeten und wahren Vergnügungen aller Mühe unwerth geachtet werden wollen, faſt unzählige Arbeiten und Profeſſionen der Menſchen unterbleiben und abkommen würden; aber zugleich eben ſo viele Menſchen verſchmachten, und in ihren Gedanken bey ſich ſelbſt, auf jenen von der Freude und vom Gelächter geſchehenen Ausdruck: was macheſt du? und, du biſt toll! gebracht werden müſſen. Wiewohl ich bey genauer Ueberlegung der Sache und meiner Eingangs geäußerten Abſicht dieſer Herausgabe mich verſichert halte, daß ich wegen beyder obigen Umſtände mir einige Angſt ankommen zu laſſen, nicht nöthig habe. Denn was den erſten Umſtand betrifft, wenn auch der Nutze oder das Nützliche im engen Verſtande genommen würde:

so ist doch der einfältige Nutze alter Schriften, sowohl in Ansehung der Historie, als der Rechte bekannt, und durch viele Gelehrte, zumalen von der Palaeographia, Arte Diplomatica, der Historia Iuris etc. auch der Vergleichung des alten mit dem neuen Rechte, der alten mit den neuen Geschichten, und der Rechte Abänderungen nach denen Abänderungen der Geschichte und Factorum, vielfältig und unumstößig gezeigt worden. Von diesem Stadtrechte aber wird eben solches aus dem wenigen nachstehenden erhellen.

§. 3. Wie alt dieß Stadtrecht sey?

Es zeigt nämlich zuförderst die Gestalt dieses Buches ein graues und ehrwürdiges Alter. Die geschriebnen Stadtrechte, welche übergrau, und wie man zu reden pflegt, schloßweiß sind, dörften nicht viel öfter, als weiße Raben in Deutschland angetroffen werden. Und wer weis, wie viel dann die Landrechte, die wir von verschiedenen deutschen Völkern und Landen in deutscher Sprache und ächt haben, (das lübek- und sächsische oder magdeburgische Weichbild etwan ausgenommen, so schon mit dem Anfange des 12 Jahrhunderts geschrieben worden seyn sollen), älter sind, als einige Stadtrechte, vielen Vermuthungen nach, seyn dörften? Die lateinischen Schriften, welche Leges Alamannorum Baiwariorum etc. heißen, sind, allem Ansehen nach, nie deutsch beysammen vorhanden, ja vielleicht gar nie in solcher Sprache verfaßt gewesen: und die so genannten Sachsen- und Schwabenspiegel sind bekannter maßen Privatsammlungen von allerhand Legibus publicis & priuatis vt & obseruantiis, aber keine auctorisirte Gesetze. Von Stadtrechten aber, welche mit dem hiesi-

gen

gen von gleichem oder höherm Alter wären, iſt mir keines (außer, daß Giſebertus in periculo l. ſtatutorum in der Präfation eines Schleßwigiſchen von Anno 1157. und eines Stadiſchen von Anno 1279. gedenkt) bewußt, und ſind die, welche ich ſelbſt geſehen, z. E. das Nördlinz- Memming- und Leutkirchiſche, wie auch die gedruckte Straßburg-Nürnbergiſche ꝛc. alle erſt im 14ten oder 15ten Jahrhunderte geſchrieben worden. Das augſpurgiſche Stadtrecht aber iſt bereits vom Kaiſer Rudolph Anno 1276. beſtätiget, mithin, und wie die Worte in deſſen Eingange lauten: ſchon von alten Zeiten hergebracht, und damals auf deſſen Raths Befehl durch vier hierzu beſonders beeidigte Perſonen zuſammen geſchrieben und vom Rathe beſtättiget worden:

§. 4. Woraus dieß Alter abzunehmen ſey?

Daß aber das Alter ſolches Herkommens richtig ſey, erhellt aus deſſen verſchiedenen Stellen, und z. E. inſonderheit aus den Arten der Beweiſe durch einen Zweykampf, Mitſchwörer, die Beſibung, die Purgierung bey eines erſchlagnen Leichnam ꝛc. ganz klar und deutlich. Daß aber die Buchſtaben und Schreibzüge darinn alſo ausſehen, wie ſie von den Palaeographis im 13ten oder auch 12ten Saeculo ausgeſehen zu haben angegeben werden, zeiget der Augenſchein. So ſind auch die älteſten Zuſätze dieſes Stadtrechts unverwerfliche Zeugen von ſolchem ſeinem Alterthume; indem darunter 2 ältere, als das Anno 1276. förmlich zuſammen getragne Stadtrecht, nämlich von Anno 1270. und 1274. ſind, und bey gedachter Zuſammentragung überſehen worden ſeyn müßten. Andere aberſchreiben ſich von Anno 1290. 91. 94. und 97. und dann 1306. ꝛc.

her; und gehen bis auf 1512. so viel man aus denen völlig gesetzten Zahlen abnehmen kann: da alle übrige entweder gar keine Zahl, oder nur die so genannte mindere Zahl, ohne des Jahrhunderts Bedeutung, mit sich führen. Wie nun bisher, meines Wissens unter den Gelehrten niemand daran gezweifelt hat, daß die Wissenschaft des Alters der Schriften, nach deren Zügen, Schreibart oder der Art der Ausdrücke ihren Nutzen habe; und man hievon sowohl in der Historie, als in andern Wissenschaften manchen guten Vortheil ziehen könne; also darf ich mir die Hoffnung machen, es werde auch nur dieß allein zur Bejahung der obigen ersten Frage: Ob diese Arbeit von einigem Nutzen sey? hinlänglich seyn. Es erhellet aber diese Nutzbarkeit noch deutlicher, aus dem eigenen Innhalte dieses Buchs, als welches schöne Nachricht von der Reichsstadt Augspurg bürgerlichem Nahrungszustande, Regimente und Rechten der ehemaligen Zeiten, vom 13ten 14ten 15ten und zum Theil auch 16ten Jahrhunderte giebt, folglich in viele Wege sehr wohl gebraucht werden kann; wie aus der nun mit beyzufügenden umständlichen Beschreibung dieses Stadtbuchs oder Rechtes nach seiner äußerlichen und innerlichen Beschaffenheit, Figur, Form und Materie, mit mehrerm wird können abgenommen werden. Es wird auch sodann die Erhebung des andern Umstands sich theils von selbst ergeben, theils am Ende mit wenigem können bewerkstelligen werden.

§. 5. Wie

§. 5. Wie das vermuthlich älteſte Exemplar dieſes Buchs, nach dem Bande und Blatte, wie auch Charactere oder Schriftzuge ꝛc. beſchaffen ſey?

Es iſt nämlich dasjenige Exemplar des Stadtbuchs, (ſo ich für das älteſte halte, weil mir kein älteres noch zur Zeit zu Geſichte, oder daß ein ſolches da wäre, zu Gehör gekommen, durchaus alſo beſchaffen: daß alle andere dermalen vorhandenen, und mir bekannten Exemplare, nach dem bloßen Augenſcheine ohne allen Anſtand für jünger gehalten werden müſſen) ein dermalen in gemeiner Stadt Archiv befindlicher Foliant, von 120. numerirten, und noch etlichen, vor und nach ſolchen befindlichen, nicht numerirten Pergament-Blättern, in Schweinleder gebunden, mit 5 Meßingenen Buckeln, nämlich 4 an den 4 Ecken, und einer in der Mitte an beyden Decken verſehen: hat auch 2. Riemen von Leder gehabt, womit er zugebunden hat werden können; wie die an der obern Decke befindliche 2. meßingen Stifte, an welche die Riemen geſteckt worden, und an der untern Decke die 2. meßingen Beſchläge, an welche ſie feſt gemacht geweſen, ausweiſen, die aber nunmehr verlohren gegangen ſind. So iſt auch ein großer Theil des Leders alſo abgenutzt, daß das bloße Holz darunter hervor ſieht. Die beſagten Pergamentblätter hergegen ſind durchaus annoch ganz wohl erhalten. Die äußerliche Beſchaffenheit der Schrift betreffend, ſo iſt derjenige Theil derſelben, ſo zuerſt, wie es ſcheint, von einerley Hand darein geſchrieben worden, recht ſchön, deutlich und ordentlich. Jede Seite hat 2 Columnen, und alle Zeilen ſtehen auf ganz zart gezognen noch ſichtbaren

Linien, und ſind, ſowohl die langen unten und oben etwas hervorragenden, als auch die kürzern Buchſtaben, jeder in ſeiner Art, einander ganz gleich, der Stärke nach aber dem Drucke ähnlicher als einer Schrift; und der übrigen Figur nach, wie man heute zu Tage das ſo genannte Canzley ſchreibt. Die Aufſchriften der Abſätze, welche aber bey vielen gar mangeln, oder in neuern Zeiten, mit ganz verſchiednen Characteren darauf geſetzt worden, ſind alle roth: Die Anfangsbuchſtaben aber ſolcher Abſätze, wie auch deren §§ theils roth, theils blau: und unter jenen einige mit zarten Zügen auf die Art ausgeſchmückt, wie es heute zu Tage mit denen Fractur-Anfangsbuchſtaben einer ganzen Schrift zu geſchehen pflegt. Einige aber ſind gar weg, oder der dazu erforderliche Raum leer gelaſſen, oder ad interim der darein gehörige Buchſtabe ganz klein in dieſen Raum geſetzet, und vermuthlich die groſſen Anfangsbuchſtaben erſt nach dem Texte, wegen der hierzu gebrauchten Dinte, geſchrieben worden. Auf dem j ſteht anſtatt des Puncts, ein zarter Strich, auf dem U aber gar nichts. So ſieht man auch keine andere Unterſcheid- oder Abſetzungszeichen, als Puncte; und zwar nicht allezeit unten auf den Zeilen, ſondern auch weiter oben, und an ſolchen Stellen, an welchen heut zu Tage ein Comma, oder Colon ꝛc. geſetzt wird.

Die Artikel, oder Titel der 2 erſten Theile haben keine Zahlen; ſind aber am Rande ſtatt deren litteriert: erſtlich mit einem einfachen a bis z. hernach mit a a und ſo fort; nach dieſem mit a b. bis a z. darauf mit b a. bis b z. folgends mit a. b. c. etc. der dritte Theil aber iſt mit römiſchen Zahlen bezeichnet. Die Blätter ſind numerirt, und zwar mit ſolchen Zahlen,

die

die man die arabiſchen Ziffern nennet, und noch üblich ſind; außer, daß die Zahlen 3. 4. 5. und 7. die Figuren 3. ℨ. ℽ. und Λ. haben.

Ueberhaupt aber war die erſte Geſtalt dieſes Buchs recht ſauber: allein, die von Zeit zu Zeit gemachten Zuſätze haben deſſen Schönheit ſehr verderbet; indem dieſe, wo nur Platz geweſen, mithin oben und unten, und auf allen Seiten, und mit allerley Handſchriften darzu geſchrieben worden ſind. Warum damit alſo verfahren worden iſt? kann ich zwar nicht für gewiß, wohl aber dieß, als richtig melden: daß ſich in denen hieſigen Decretenbüchern hin und wieder Befehle finden, daß dieſe und jene Verordnung in das Stadtbuch geſchrieben werden ſolle; welches dann vermuthlich auf die jetzt angezeigte Weiſe befolgt worden iſt. Man muß auch gleich anfänglich die Meynung gehabt haben, daß die neuern Verordnungen in dieß Geſetzbuch geſchrieben werden ſollen: indem ganze Columnen, Seiten und Blätter leer gelaſſen worden, und zum Theil noch ſind. Wie die Schreibart oder die Ausdrückung nach der Mundart jeder Zeit beſchaffen iſt, zeigt deſſen ganzer Innhalt; inſonderheit aber, daß der älteſte Text meines Erachtens, kurz und ordentlich gefaßt, und auch die Sprache ſelbſt ſo beſchaffen iſt, daß ſie noch jetzt, gröſſeſten theils verſtanden werden kann. In denen Geſetzen aber wird man finden, daß die Sprache nach deren verſchiedenem oben bemerkten Alter, öfters merklich von einander abgeht, überhaupt aber ſelbige je neuer ſie ſind, je mehr auch verſtändlich werden. Die Characteren und Schreibzüge derſelben aber, wie ſie im Manuſcripte des vorhabenden Exemplars zu ſehen ſind, ſind ſehr von einander unterſchieden,

und öfters sehr schlecht, überhaupt aber (ausser etlichen wenigen, die gleich nach der ersten Verfassung dieses Buchs darein getragen worden sind) bey keinem so nett, und wohl in die Augen fallend, als der von der ersten Sammlung selbst ist.

§. 6. Wie einige andere Exemplare dieses Buchs beschaffen sind?

Da ich aber oben auch anderer Exemplare dieses Stadtbuchs Anregung thue, so ist hievon mit wenigem zu melden, daß deren hin und wieder verschiedne anzutreffen sind, welche alle zwar so weit das alte Stadtrecht geht, in der Hauptsache, und meistentheils übereinstimmen; aber keines derselben mit dem andern, und insonderheit mit dem von mir angegebenen Aeltesten durchaus, und in allen Stücken, sowohl im Alter, als ind der Mund- und Schreibart, und dann der Ordnung übereinkömmt, und respective nicht übereinkommen können: weil sie in gar verschiedenen Zeiten, und z. E. von denen 12. so ich dermalen gesehen 3. im 14ten, 6. im 15ten und 3. im 16ten Saeculo geschrieben worden sind; mithin in den älteren dieser Exemplarien die neuern Zusätze gar nicht stehen können. Auch haben es die Abschreiber mit Ausdrückung der alten Mund- und Schreibarten so genau nicht genommen: und über das werden die wenigsten das rechte alte Stadtbuch zum Original ihrer Copeyen, sondern andere, und hierunter wiederum nicht einerley gehabt haben; welches alles umständlicher auszuführen und darzuthun der dermaligen Absicht nicht gemäß ist.

§. 7. Wor-

§. 7. Worinn das Materiale oder Innhalt des Buchs beſtehe?

Betreffend das Materiale, und die Ordnung dieſes Stadtbuchs, oder Stadtrechts, ſo zeigt ſich ſolche hier ebenfalls, ſo gut als es hat ſeyn können. Nämlich der älteſte Text in derjenigen Ordnung, in welcher er im Originale ſteht. Die eben gemeldtermaßen ganz, ohne Ordnung beygefügten Zuſätze aber, nach denen Blättern, auf welchen ſie ſtehen, und denen Periodis unter, oder neben welchen ſie befindlich ſind, und dann diejenigen, welche mit gewiſſen Zeichen bemerkt ſind, an denenjenigen Stellen, auf welche ſolche Zeichen hinweiſen: wiewohl auch viele Zuſätze, theils gar keine Zeichen, theils aber zwar Zeichen, aber dieſe kein Gegenzeichen haben, alſo, daß man nicht weis, in welche Stelle ſie eigentlich gehören; außer, daß ſolches zuweilen aus der Materie klar, oder doch muthmaßlich abzunehmen und zu ſchließen iſt. So ſind auch bey denen allerwenigſten dieſer Zuſätze die Zeiten befindlich, wie ich dann in allem ungefähr 400. Zuſätze, unter dieſen aber nur 28. mit völligen das Jahrhundert, deſſen Jahre, und dem Tage ſolchen Jahrs, und 20. mit den Jahr- und Tagzahlen, ohne das Jahrhundert finde: alſo daß deren Alter ſehr ſchwer, oder unmöglich zu beſtimmen; ſondern bey einigen, aus denen Umſtänden, z. E. der Handſchrift, der Materie, muthmaßlich zu ſchließen iſt. Von denen Verordnungen, die in dieſem Stadtrechte und deſſen erſterm Inbegriffe enthalten ſind, giebt zwar das 3fache ſolchem vorangeſetzte Verzeichniß derſelben, nach deſſen Eintheilung in das Land-Rechtbuch, die Capitel von des Vogtes Gerichte, und dann

von

von des Burggrafen Gerichte: und deren Eintheilung in gewisse Capitel, und deren Abschnitte überhaupt; aber, wie gemeldt, nur überhaupt, und von denen so starken Zusätzen gar keine Anzeige: Das von mir zu Ersetzung dieses Abgangs gemachte zweyfache Register der Sachen aber zeigt nunmehr dieses ganzen Buchs Innhalt nach allen Materien.

§. 4. Was in gegenwärtiger Ausgabe zu desselben Erläuterung geleistet worden?

Der Wortverstand ist zwar, wie gedacht, nach meinem Begriffe noch heute zu Tage meistens begreiflich; Gleichwohl aber hin und wieder auch etwas dunkel, weil so wohl viele Wörter und Ausdrückungen nicht mehr üblich, und diese öfters sehr kurz gefaßt, theils auch die Sachen und Rechte selbst in Abgang gerathen sind: welches mich dann veranlaßt hat, daß ich sowohl bey dem Texte selbst, zur Erklärung der Worte, so nicht jedermann gleich versteht, unten ganz kurze Noten, oder auch nur andere jetzt übliche Wörter und Redensarten; als auch am Ende dieses Buchs ein Wort-Register, sowohl über das alte Stadtbuch, als über dessen Zusätze beygefüget habe. Daß ich es damit allenthalben sollte getroffen haben: kann ich selbst nicht behaupten; werde aber von jedem geübten Kenner der Sachen alle Weisung mit Dank annehmen.

§. 5. Was von dessen Rechtsüblichem Gebrauche zu halten sey?

Daß von der rechtsüblichen Dauer und Gültigkeit dieses Stadtrechts überhaupts, und nach allen dessen Theilen, tam quoad jus publicum quam privatum, nicht

nicht einerley könne geſagt werden, iſt theils ſchon aus dem, was denen zur erſten Sammlung, in viererley Jahrhunderten nach und nach gekommenen Zuſätze geſagt worden iſt, theils aber aus denen mit dem augſpurgiſchen Stadtregimente und ſonſt vorgegangenen mehrmahligen ſehr wichtigen Veränderungen vernünftig abzunehmen. Uber dieß aber zeigen ſolches auch die vorhandenen kaiſerlichen und königlichen Privilegia, die mit verſchiedenen benachbarten Ständen errichteten Verträge, und endlich die nach bemeldten Zuſätzen hier gemachten neuen Geſetze, und dann hauptſächlich die großen im deutſchen Staatsrechte, durch viele Reichs- und Friedensſchlüße geſchehenen Aenderungen. Welches alles aber von ſolcher Weitläuftigkeit iſt, daß deſſen beſondere Ausführung die Abſicht der dermaligen Ausgabe dieſes alten Stadtrechtes, nämlich einig und allein ein deutſches geſchriebnes Buch und Stadtrecht der gelehrten Welt bekannt zu machen, weit überſchreiten würde.

§. 10. Ob dieſe Herausgabe des alten augſpurgiſchen Rechts ſolcher Reichsſtadt nicht ſchädlich ſeye, oder werden könne?

Nur habe ich noch, zu Hebung des anfänglich berührten zweyten Umſtandes: Ob nämlich dieſe meine wenige Arbeit hieſiger wohllöbl. Reichsſtadt nicht nachtheilig ſeyn, oder werden könne, mit wenigem zu melden: daß ich keinen Grund zur Bejahung dieſer Frage finden kann; indem der gröſſeſte Theil deſſelben, aus Policeyverordnungen, und Privatrechten beſteht: dasjenige aber, was von denen reſpective Rechten und Verbindlichkeiten eines jedesmaligen Biſchofs, und

ſeiner

ſeiner Chorherren, oder des Domcapitels, der Marggrafſchaft Burgau, deren Land- und Stadtvögte der Münzer, und der Burggrafen ꝛc. darinn verkommt, ſich mit denen Reichskündigen Veränderungen, ſo ſich im römiſchen Reiche von ſolcher Zeit an, im Geiſt- und Weltlichen, zumal aber den Staat und das Staatsrecht, wie auch die Regierungs- und Regimentsformen, und inſonderheit des Kaiſers und der Reichsſtände Regalia, Iura territorialia oder Landsherrlichkeiten, wie auch die Arten der Jurisdictionen und Gerichtbarkeiten, in groſſer Menge, und mit dem gröſſeſten Einfluſſe in alle Rechte, begeben haben, ebenfalls alſo verändert hat, daß das vorhabende Stadtbuch zu Behaupt- oder Widerſprechung ſolcher Rechte, von einigem Reichsſtande, oder auch privato gar ſelten, mit Beſtande wird gebraucht werden können. Wenigſtens iſt mir nicht bewußt, daß ſolches Buch, ungeachtet es in ſehr vielen Händen iſt, und daher ſchon ein und andermal zum Nachtheil einer Wohllöbl. Reichsſtadt Augſpurg hat angeführet, und angebracht werden wollen, jemals ſelbiger zu einigem wirklichen Schaden gereichet wäre. Es iſt auch ganz nicht zu zweifeln, es werde wohlermeldte Reichsſtadt jederzeit noch weiter im Stande ſeyn, ſich wider ſolche Schädlichkeit zu ſchützen und zu ſchirmen, und hergegen in einigen Fällen von dieſem ihrem alten Stadtbuche guten und nützlichen Vortheil zu ziehen wiſſen.

§. 11. Warum der Autor glaube, daß ihm dieſe Herausgabe von wohlermeldter Stadt Seite nicht werde verargert werden?

Mir aber wird man wegen der Herausgabe deſſelben ſo viel weniger etwas zur Laſt legen; als bekannt ſelbiges

biges gedachter maßen ſchon längſt in der Welt geweſen iſt, und als wenig neues von mir mithin dadurch entdeckt und wiſſend gemacht wird. Zumalen da noch hinzukömmt, daß auch andere dergleichen alte Stadtrechte, z. E. das Lübiſche, Straßburgiſche und Hamburgiſche ꝛc. ſchon von langen Zeiten her in offenem Drucke da liegen, ohne daß dadurch die Wohlfahrt, Reichsſtandſchaft, und andere Gerechtſame dieſer wohllöbl. Städte Schaden gelitten hätte. Endlich iſt es auch eine Reichskündige Sache iſt, daß und warum, mächtige ſowohl, als mittlere Reichsſtände, ſich und ihre Lande nicht gerne nach ihrem Zuſtande von Anno 1200. oder 1300. ꝛc. werden beurtheilen, abmeſſen, und beſchränken laſſen wollen: mithin haben auch die wohllöblichen Reichsſtädte dergleichen nach der Richtſchnur ihrer alten Stadtrechte nicht werden zu befahren.

§. 12. Warum hierbey nicht ein mehrers z. E. von der alten und neuen Rechtshiſtorie abgehandelt und inſonderheit kein förmlicher Commentarius beygefügt worden ſey?

Schließlich iſt noch mit zween Worten zu melden, daß dieſer Codex ſonder Zweifel angenehmer und brauchbarer von mir hätte können gemacht werden, wann ich z. E. 1) deſſen Hiſtorie nach ſeinem Urſprunge, Anwachs und Alter, wie auch deſſen allmählich abgekommenen, und endlich faſt ganz erloſchenen Gebrauch, in ſo ferne ſolches alles das Recht betrifft, genauer unterſucht und gezeigt: 2) Ob und wie fern das hieſige neue Stadtrecht aus dieſem alten herrühre, oder nicht, und worinn ſie von einander abgehen? Ferner 3) In was für einer Zuſammenſtimmung dieſes alte

augſpurgiſche Stadtrecht, mit andern dergleichen Stadtrechten ſtehe? und dann 4) einen Commentarium ungefehr nach dem Fuße des deutſchen Juſtinians beygefügt hätte. Da aber wie gemeldet, meine Abſicht mit dieſer Ausgabe nicht weiter, als auf die Vorlage eines Muſters von einem geſchriebnen alten deutſchen Rechtsbuche gerichtet iſt; dieſe vier Zuſätze aber die Hauptabſicht faſt unſichtbar, und dabey das Buch koſtbar gemacht haben würden: ſo habe ich alles dieß noch zur Zeit ausſtellen, und in einem oder andern hievon etwas zu unternehmen, nicht ſo wohl mir, als geſchickteren Perſonen vorbehalten und überlaſſen wollen. Geſchrieben Augſpurg den 11. Jul. 1739.

* * *

Was der Herr Verfaſſer in dieſer ausführlichen Vorrede von dieſem wichtigen Denkmaale unſers Deutſchlandes gemeldet, das kann aus der ſeines Orts gegebenen Probe ein mehreres Licht bekommen. Damit aber auch noch weiter dem Leſer gedienet werde, bis wir das Vergnügen haben, daß es ein Verleger durch den Druck ganz ans Licht bringt: ſo wollen wir einige Capitel zu einer allermaligen Probe ſetzen, welche unſers Erachtens deutliche Exempel ſind, wie nützlich dieſes Buch zur Erläuterung der deutſchen Sprache mittlerer Zeiten ſeyn könne. Weil wir aber das in dem augſpurgiſchen Archive verwahrte Original, deſſen wir uns zur Anführung der erſter Probe bedienet haben, dermalen nicht bey der Hand haben: ſo bemerken wir, daß das uns vor Augen liegende Exemplar 1462. geſchrieben worden: denn ſo lautet die Unterſchrift: Da man zalt von xpo geburt fürwar, tauſſend fierhundert und zway und ſechzig jart da ward

das

das Buch geſchrieben auß, an dem ſchmalzigen Sampſtag (*) in des Jacobs Doldan Hauß: Welches wir deswegen erinnern, weil der Abſchreiber in der Rechtſchreibung ſich nach der Ausſprache ſeiner Zeit gerichtet hat.

C. 265. Der den ander mußet, ainen Huren Sun.

Wer den ander mußet ainen Huren Sun, der iſt dem fogt ſchuldig ains pfundes, ſchiltet aber er in von der kriſtenhait, das iſt, ob er in haiſſet ainen Böchen Sun, oder ainer merchen Sun, oder mußet in ainen ketzer, ain mainaider oder ainen dieb, ain verräter, ain rauber, ain böſſwicht vnd andre ſcheltwort, die dem man dann an ſein ere ſagen, der ſoll dem clager beſſern als er ſtat von im findet, und iſt dem fogt ains pfundes ſchuldig, wölt aber der clager nit redliche Beſſerung aufnemen, ſo ſoll es ſtan an den ratgeben, die dann des clainen rats ſind.

C. 266. Der ainß Bidermannes fraw ain Huren mußet.

Wä aber ain man ains bidermannes weib ain Huren mußet, oder ains bidermans niſtelm, oder ſein beſchließerinn, der iſt dem fogt ſchuldig fünff ſchilling, und ſoll dem clager beſſern

(*) Iſt der Sonnabend vor Faßnacht, woraus die Urſache ſolcher Benennung zu errathen. Der Donnerſtag vorher heißt der Gumpendonnerſtag; weil die vermummte Perſonen, ſo Gumpen heißen, daran herumliefen.

nach der ratgeben rat, die dann des clainen rats sind.

C. 267. Ob ain man ain böß weib hat?

Hat ain man ain böß weib, die poslig an im tut, vnd mit ainem andern hin gat, was im die hinträt oder nymt, wa er das findet, das sol mán im wider geben, wann er sunst lästers gnug hat.

C. 285. Ob ein fraw ain kind bey ainem man hat, der ir dazu nit helffen will.

Hat ain frow ain kind bey ainem man, der ir darzu nit helfen will, den soll der vogt nöten, das er ir darzu helfe nách seinen statten, spricht aber er, das im das kind nicht sein sey, so soll die fraw oder die muter bereden zu den hailigen, das es sein sey, vnd sol er dan der vater darzu helffen, nach seinen statten. Hat aber es ain farendes frälin, die allen leuten gemain ist ain kind, vnd gait das ainem man, lagnet das der man, da mag sie nit vmb geschrören, vnd ist er ouch nichts schuldig, wann si ain gemaines weib ist, allen leuten.

C. 482. Von Hansenmacherine.

Wa man ain Hansenmacherin vindet, die ainem erbarn man, oder ainer erbern frawen ir kind verratet, oder verraten will, in vnkeusch, was man den tut mit stossen, mit schlachen mit rauffen, oder, mit wunden, wer das tut der sol des de kain entgaltnisse han, weder gen dem vogt, noch gen niemand.

C. 489.

C. 459. Von Hübſcherin.

Man ſol auch wiſſen, das de kain hüpſcherin hie in der ſtat gan ſol, die hailigen vierzechen tag fürſt das man complett leutet, und welliche man nach complett vindet, in den vorgenanten tagen, der ſol man die naſſen aus dem kopf ſchneiden, und alle ſampſtag nächt aun ſo herren hie ſint.

Wir haben Bedenken getragen, eine Erklärung der alten und abgekommenen Wörter beyzuſetzen, und dadurch dem Leſer ein Verlangen zu erwecken, Herrn Wengens wohlgerathene Arbeit ſelbſt leſen zu können.

Uebrigens da dieſer gründlich gelehrte Mann außer der Rechtsgelehrſamkeit und den ſchönen Wiſſenſchaften ſich vornehmlich um die alte deutſche Sprache und Alterthümer bekümmert, und darinnen vieles entdecket, auch durch ſeinen verdeutſchen Juſtinian in dieſen Beyträgen eine billige Stelle verdienet hat: ſo achten wir unſerer Abſicht gemäß zu ſeyn, von ſeinem Leben Schriften und Arbeiten dem Leſer einige kurze Nachrichten zu geben.

Herr Chriſtoph Friederich Weng, iſt 1680. den 30. Tag des Weinmonats in der freyen Reichsſtadt Nördlingen von anſehnlichen Aeltern gebohren worden. Sein Herr Vater war, Georg Friederich Weng, I. V. D. und Rathsconſulent daſelbſt. Die Frau Mutter, Anna Veronica aus dem alten adelichen Patricier Geſchlechte derer von Stetten, in Augſpurg. Sein Herr Vater ſorgte für ſeine Erziehung ſehr fleiſſig, und ſchickte ihn deswegen in die lateiniſche Stadtſchule, ließ ihn auch zu Hauſe durch beſondern Unter-

richt unterweiſen. Durch welchen Unterricht er auch in den ſchönen Wiſſenſchaften, und dem Grunde der Weltweisheit ſo weit gekommen, daß er 1698. im May nach Altdorf geſchickt werden können, der Rechtsgelehrſamkeit obzuliegen. Das that er unter der Anführung der damals daſelbſt lehrenden berühmten Männer mit glücklichem Erfolge, ließ ſich auch etliche mal im diſputiren hören, und lernete darneben die franzöſiſche und welſche Sprache. Im Jahr 1702. diſputirte er, um die Freyheit der höchſten Würde in den Rechten zu erlangen, ohne Vorſitz de conuenientia & diſconuenientia I. N. conſtitutionumque imperii de poenis criminalibus diſponentium, und begab ſich darauf im Monat Junius wieder nach Hauſe. Daſelbſt gab er ſeinem jüngern Bruder einige Anweiſung zu der Rechtsgelahrtheit, ſchickte ihn nach Altdorf, und gieng nach Wetzlar, um daſelbſt einige Rechtshändel zwiſchen Nördlingen und Ontingen zutreiben. Von dar reiſete er über Coblenz, Bonn, und Cöln den Rhein hinunter nach Holland, und nahm ſeinen Weg durch Nord-Holland, Frießland und Gröningen, nach Emden, und von dar nach Bremen, Lübeck, Hamburg und Lüneburg, wo er ſich eines zugeſtoßenen Fiebers wegen, ſieben Wochen aufhalten mußte: in Helmſtädt aber ruhete er von der Krankheit drey Wochen aus, und that ſeine Reiſe nach erholten Kräften nach Hannover, Braunſchweig, Wolfenbüttel, Magdeburg, Berlin, Frankfurt an der Oder, Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena, Coburg, und ſodann über Nürnberg und Altdorf nach Hauſe, wo er im März 1704. glücklich ankam. Dieſe Reiſe wendete er zu ſeinem Nutzen vortrefflich an; er beſah nicht nur alles

merk-

merkwürdige, ſondern beſprach auch die gelehrteſten und berühmteſten Männer, deren Unterredung er ſich ungemein zu Nutz machte; beſuchte die Bücherſäle, hörte auf hohen Schulen der Lehrer Vortag, und merkte alles an, was zu ſeinem künftigen Vortheile dienen konnte. Dadurch wurde ſeine Gelehrſamkeit und Erfahrung ſo bereichert, daß der augſpurgiſche Magiſtrat bewogen wurde, ihn noch in dieſem 1704. Jahre im October zum Secretär dieſer Reichsſtatt zu beſtellen. Dieſem Amte hat er mit ſolcher Treue und Geſchicklichkeit vorgeſtanden, daß er 1710. im Auguſt zum Zechpfleger der Evang. Hauptkirche zu St. Anna erwählt, im Chriſtmonat zum Actuario beym Stadtgerichte beſtellet, 1716. im Jenner, die Stelle eines Referendarii daſelbſt, und im evangeliſchen Ehegegerichte ihm aufgetragen, auch die Aufſicht über die evangel. deutſchen Schulen anbefohlen; endlich aber 1716. den 16. May, das anſehnliche Amt eines Syndici und Rathsconſulenten in dieſer berühmten Reichsſtadt anvertraut worden iſt. Dieſem iſt bald darauf die Verwaltung der Advocatie bey der St. Martins-Stiftung und Oberhaußen, und die Stelle eines Deputirten zum innern Ausſchuſſe der Herrn Inſaßen der Marggrafſchaft Burgau, und bald hernach das Amt eines Advocaten bey der St. Jacobspfründe, und eines evangeliſchen Scholarchen gefolget iſt. Im Jahre 1733. im Febr. wurde er zu den Kreisſachen Oberherrl. abgeordnet. Es ward ihm die Advocatie des Hoſpitals anvertraut, auch ward er zum Deputirten bey dem Land Quartierweſen, und endlich im Jahr 1735. zum Advocaten des evangeliſchen Weſens beſtellet. In allen dieſen wichtigen und weitläuftigen Aemtern be-

wieß der Herr Weng eine gewissenhafte Treue, kluge Versicht, unverdrossene Aemsigkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, und zumal einen ruhmwürdigen patrietischen Eifer um das gemeine Beste, wodurch er sich, wie bey seinen Vorgesetzten, Herren und Obern, also auch bey der ganzen augspurgischen Bürgerschaft ungemein beliebt und höchst verdient gemacht hat.

Ob er aber gleich seine meiste Stunden auf die ihm aufgetragenen viele mühsamen Aemter verwenden müssen, so konnte doch sein unermüdeter Fleiß, und rühmlicher Trieb, mit seiner vortrefflichen Gelehrsamkeit andern zu dienen, nicht ruhen, und er wandte seine sparsame Nebenstunden zu Ausarbeitung nützlicher Schriften an. Wie er dann außer oben gemeldeter Inaugural-Disputation folgendes heraus gegeben: 1.) Richtiger Antritt des Weges zur Gottesgelahrheit. 2.) Kluge Conduite eines künftigen Gelehrten, und insonderheit eines Rechtsgelehrten, beyde Frankfurt und Leipzig 1715. 8. 3.) Lebhafte Abbildung und Grundrisse der Thorheit und Klugheit. 4.) Sonderlich aber hat er sich durch seinen deutschen Justinian, das ist, Kaisers Justinians Institutiones oder Grundlehren des römischen Rechts, vier Bücher, aus dem lateinischen Grundtexte in das Deutsche übersetzt, und durch einen vollständigen deutschen Commentarius erläutert Augspurg 1718. 4. zu welchem auch 5.) 1735. Zusätze heraus gekommen, sowohl um die Rechtsgelehrsamkeit, als auch um die deutsche Sprache sehr verdient gemacht; welcher wohlgerathenen Arbeit auch in diesen Beyträgen an obenangeregtem Orte das gebührende Lob beygelegt worden ist. Hätte ihn das Schicksal nicht zeitlich hinweg gerissen, so würden wir, außer dem

dem zum Drucke völlig fertig liegenden augſpurgiſchen Stadtbuche auch 6.) von ihm ein Ius ſtatutarium Auguſtanum erhalten haben, als welches er nach einem 1731. von einem Hochedlen geheimden Rathe gebilligten Entwurfe mit vielem Fleiße getrieben, und auch bis auf einige gar wenige Titel zu Ende gebracht hat. So hat er auch 7. die Digeſten in die deutſche Sprache zu überſetzen, und mit einer Auslegung zu erläutern angefangen. Durch das Abrathen guter Freunde aber, welche ihm die Weitläuftigkeit und Schwierigkeit dieſer Arbeit vorſtelleten, blieb er bey den erſten vier Büchern der Digeſten ſtehen. Mit dieſem allen aber war der unermüdete Fleiß des Herrn Wengs noch nicht erſchöpfet; ſondern er machte auch aus einer großen Menge von Acten, Schriften und andern geſchriebenen Nachrichten, die politiſche, Kirchen- und Schulhiſtorie, Verfaſſung, Rechte und Geſetze der Stadt Augſpurg betreffend, in einer Zeit von etlichen dreyßig Jahren eine ſehr anſehnliche Sammlung der merkwürdigſten Dinge, und eine große Zahl Auszüge aus denſelben: mit welcher Arbeit er bis an ſein Ende beſchäfftiget geweſen. Er hat auch an Gaſſers bekannte augſpurgiſche Jahrbücher ſeinen Fleiß gewendet, den lateiniſchen Text mit Werlichs und Hartmanns Überſetzung zuſammen gehalten, den manchmal merklichen Unterſcheid angemerket, auch einen beſondern Auszug daraus verfertiget, und das unnütze und nicht zur Sache gehörige, das Gaſſer, nach der Mode ſeiner Zeit, vielfältig eingemiſchet, heraus gelaſſen. Am allermeiſten aber verdienet dieſes Orts, ſeine fleißige und geſchickte Bemühung um die alte deutſche Sprache gerühmet zu werden. Da er in derſelbigen eine ſonderbare Erkenntniß hatte, ſo bemü-

hete er sich einen reichen dahin gehörigen Vorrath aus den besten Schriftstellern zu sammeln: wie dann unter dem Verzeichnisse der nach seinem Tode gefundenen Papiere, auch eine Sammlung vieler Auszüge zu der alten deutschen Sprache gehörig, sich findet; deren Inhalt wir hier so viel mehr beyzufügen Ursache finden, weil sie uns ein Register derjenigen Schriften giebt, welche zu dem Endzwecke dieser Beyträge vornehmlich gehören. Es sind aber die von dem Herrn Wengen gemachten Auszüge aus

1. Conrad Gemmingers Rusticano terminorum, seu Vocabulario Teutonico 1482.
2. Einem geschriebnen deutschen und lateinischen Psalter, in des Herrn von Ebners Bibliothek.
3. Wendelini Glossario Salico vocum Atuaticarum.
4. Lindenbrogii Glossario:
5. Vocabulario Latino Germanico msc. in der krafftischen Bibliothek.
6. Pflanzmanns Lehnrechte Augsp. 1493.
7. Dem bayrischen Landterte von 1346.
8. Bürgermeisters Codice diplomatico Tom. I. p. 1132.
9. Wolf. Hungeri notis in Caroli Brouilli Samarobini vocum gallicarum tabulas Arg. 1583. 8.
10. Dem alten augspurgischen Stadtbuche 1276.
11. Spelmanni glossario archaeologico 1656.
12. Caroli du Fresne Glossario.
13. Historie der Abtey Kempsten, von Bruder Eberhard daselbst bis 1534. msc.
14. Raymundi Duellii excerptis genealogico historicis.
15. einer Costnitzischen Chronike 1587.
16. einer deutschen Bibel Augspurg. 1477.
17. Eccardi comm. ad legem Salicam et Rymanorum.

19. Tho-

18. Thomae Mareſchalli 4. evangelia Anglo-Saxonicis.
19. Io. Mabillonii libris VI. de re diplomatica Lut. 1709. F.

Ferner finden ſich unter ſeinen Papieren folgende hieher gehörige Schriften, welche er verfertigt hinterlaſſen:

8. Extractus aus den alten Stadtrechten einiger ſchwäbiſchen Reichsſtädte.
9. Sonn- und Feyertags Evangelia, in der heutigen deutſchen, wie auch der alten Gothiſchen und Engelſächſiſchen Sprache zuſammen getragen.
10. Vocabularium Anglo-Saxonicum ex IV. Evangeliorum verſione Anglo-Saxonica a Thoma Mareſchallo edita collectum.
11. Notamina ad Cl. I. G. Wachteri gloſſarium Germanicum.
12. Deutſches Wörterbüchlein.
13. Ein anderes dergleichen.
14. Sammlung von deutſchen juriſtiſchen Wörtern.
15. Einige Wörter aus der Jauner Sprache.
16. Allerhand deutſche in Schwaben gebräuchliche Wörter und Redensarten.

Endlich hat der Herr Rathsconſulent in deutſcher Sprache überſetzt und verfaßt noch hinterlaſſen, eine

17. Hiſtorie der Ceremonien und des Aberglaubens aus dem groſſen franzöſiſchen Werke, ſo zu Amſterdam 1717. herausgekommen.
18. Probe der Sittenlehre; iſt unter dem Titel der Eſſais de morale a Paris 1672. ſeqq. heraus gekommen.
19. Die Lehnsgewohnheiten Conſuetudines feudorum, überſetzt.
20. Das Naturrecht, oder die durch die Vernunft aus der Natur erkannte Befügniſſe u. Pflichten der Menſchen.

Aus diesem Verzeichnisse der hinterlassenen Wengischen Schriften u. Arbeiten ist leicht zu urtheilen, mit wie vieler Gelehrsamkeit, Einsicht, Belesenheit und Fleiß derselbigen Verfasser versehen gewesen. Wir bedauren daher, daß dieser gelehrte Mann, der sonst mit einer starken und viele Arbeit auszustehen vermögenden Leibesbeschaffenheit begabt gewesen, durch seine viele Bemühungen, bey welcher er sich wenig geschonet, endlich den Abgang der Kräfte empfunden, welcher verursachet, daß er im Jahre 1739. den 30 October, da er kaum von der schwäbischen Kreisversammlung zurück gekommen, von einem hitzigen Fieber befallen worden, welches ihn den 7 Tag des Wintermonats, als er kaum das 59. Jahr zurück gelegt hatte, hinwegriß. Er hat sich 1705. im Junius verheirathet mit des ehedem berühmten Weltweisen und Mathematici zu Altdorf, Herrn Johann Christoph Sturms Tochter, Jungfer Sibylla Euphrosina, welche er, als Witwe, nebst vier Söhnen, wovon drey sich dem Studieren gewidmet, und drey Töchtern, wovon die Aelteste an Hrn. M. Heinrich Mezlern des Evang. Collegii Ephorum verheirathet ist, hinterlassen hat.

VI.

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Der Zuschauer, aus dem Englischen übersetzt, Fünfter Theil. Leipzig, bey Bernh. Christoph Breitkopfen 1741. groß 8. Die Uebersetzung dieses vortrefflichen Buches erhält sich noch immer bey der guten Art, die man ihr im Anfange nachgerühmet hat. Sie ist viel getreuer als

die

die Franzöſiſche, und läßt auch keine ganze Blätter aus, wie dieſe letztere unzählige mal gethan hat: daher ſie denn derſelben unendlich weit vorzuziehen iſt. Uebrigens ſind auch in dieſem Vten Theile die artigſten Gedanken, ſinnreiche Erfindungen, und gründliche Abhandlungen von allerhand nützlichen Sachen enthalten. Die Vorrede enthält des berühmten Staatsſecretärs Addiſons, als des vornehmſten Urhebers dieſer Blätter Leben: ſo wie es vor der groſſen und vollſtändigen Ausgabe aller Schriften Addiſons heraus gekommen iſt. Ein vollſtändiges Regiſter macht, wie bey den vorigen Theilen, den Beſchluß, und von dem VI. Theile ſind auch bereits verſchiedene Bogen ausgegeben.

II. Die deutſche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet, und mit einer Vorrede herausgeben von J. C. Gottſcheden. Dritter Theil, Leipzig, bey Bernh. Chriſtoph Breitkopfen. 1741. In dieſem dritten Theile ſind folgende Stücke enthalten. I. Alzire oder die Amerikaner, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire, überſetzt, von Luiſe Adelg. Victoria Gottſchedinn, (Nb. in Verſen) II. Der Verſchwender, oder die ehrliche Betrügerinn, ein Luſtſpiel, in fünf Aufzügen aus dem Franzöſiſchen des Hrn Destouches überſetzt. (Nb. in ungebundener Rede, von eben derſelben Ueberſetzerinn, als das vorige) III. Darius ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von D. Friedrich Lebegott Pitſcheln. (Nb. Dieſes iſt ein deutſches Original, in Verſen.) IV. Bramarbas, oder der großſprecheriſche Officier, ein Luſtſpiel, in fünf Aufzügen, aus dem Däniſchen, des Hrn Prof. Hollbergs überſetzt, von M. Georg. Aug. Detharding. (in ungebundner Rede) V. Atalanta, oder die bezwungene Sprödigkeit, ein Schäferſpiel

ſerſpiel, in fünf Aufzügen. (auch dieſes iſt ein deutſches Original in Verſen) VI. Der poetiſche Dorfjunker, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Destouches überſetzt, (auch dieſes iſt von der Ueberſetzerinn der Alzire, in ungebundner Rede verfaſſet). Nach der Vorrede dieſes Theils folgt eine Nachleſe des Verzeichniſſes aller deutſchen gedruckten Schauſpiele, das einen ganzen Bogen beträgt, und von vielen ſehr ſeltenen Stücken, Nachricht giebt.

III. Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes. Auf das Jahr 1741. Heumonat. Leipzig, bey Bernh. Chriſtoph Breitkopf, in 8. Dieſes iſt das erſte Stück einer neuen Monatſchrift, die künftig ordentlich fortgeſetzt werden ſoll. Die Abſicht des Hrn. Herausgebers iſt hierinn, wie in der wohlgeſchriebenen Vorrede gemeldet wird, allerhand kleine Schriften, zur Weltweisheit, Beredſamkeit, und Dichtkunſt gehörig, und die ſich einzeln verlieren, oder vielleicht gar nicht ans Licht kommen würden, zu ſammlen. Er wird alſo, kleine Abhandlungen, Reden, Geſpräche, Gedichte, Fabeln, Oden, Träume, auch wohl galante Briefe, und artige Liebeslieder in ſich halten. Dergeſtalt wird es nun zwar dem franzöſiſchen Mercure galant in etwas, aber doch nicht in allem ähnlich ſeyn. Es wird nämlich keine politiſche Zeitungen, keine Nachrichten von neuen Büchern, auch keine Räthſel, Endreime, Sonnette, Rondeaux, Virelays, Vaudevilles, Rebus, und andere ſolche franzöſiſche Lappereyen in ſich halten. Allein von den Schauſpielen, die in Leipzig jeden Monat durch geſpielet worden, wird allemal ein Verzeichniß darinnen enthalten ſeyn; wie man denn auch, ſobald neue Stücke aufgeführt werden möchten, kurze Auszüge daraus mittheilen wird. Aus dem erſten Stücke, ſo wir vor Augen haben, kann

man

man sattsam schliessen, daß die geschicktesten Federn an dieser Sammlung Theil haben, die sowohl an Richtigkeit der Gedanken, als an guten Erfindungen, so wohl in der poetischen als prosaischen Schreibart viel Lob verdienen. Jedes Stück besteht aus 6. Bogen, und sechs solche, werden allemal einen Band ausmachen, und mit einem Register beschlossen werden.

IV. Zwo Streitschriften von dem Maaße der lebendigen Kräfte, zwischen dem Hrn. von Mairan, und der Frau Marquisiin von Chatelet gewechselt, und aus dem Französischen übersetzt, auch mit einer poetischen Zuschrift an die Frau von Chatelet, und einer Vorrede versehen, von Luise Adelg. Victoria Gottschedinn. Leipzig, bey Breitkopfen, in 8. Obgleich der Innhalt dieser tiefsinnigen Schriften für uns eigentlich nicht gehört, so melden wir sie doch theils wegen der netten Uebersetzung, theils auch wegen der scharfsinnigen Zueignungsschrift an, darinn die Frau Professorinn ihren patriotischen Eifer für die Ehre der Deutschen so rühmlich erwiesen hat. Ist es den Franzosen eine Ehre, daß sie nach so vielen Dichterinnen, auch eine Philosophinn in der Frau von Chatelet hervorgebracht, die unzählige Männer beschämet; so ist es gewiß Deutschland keine Schande, daß es ein Frauenzimmer aufzuweisen hat, die nicht nur in freyen Künsten, darinn es sich bisher gewiesen, sondern auch in gründlichen Wissenschaften geschickt ist.

V. Joachim Friedrich Coldorfs Uebersetzung einiger Reden, des römischen Consuls Marcus Tullius Cicero heraus gegeben, von dem Lehrer desselben, Alex. Joach. Joh. Schröder. Hamb. 1741. in 8. bey Herteln im Dom. Diese ciceronische Reden sind so glücklich übersetzt, daß sie sowohl dem Lehrer, als dem Schüler Ehre machen, und

viel

viel Lob verdienen. Der Grundtext iſt ſehr wohl erreichet, ſeine Schönheit und wohlfließende Lebhaftigkeit aufs beſte ausgedrückt, und die Reinigkeit der deutſchen Sprache ſehr genau darinn beobachtet worden. Nur einige wenige niederſächſiſche Redensarten, die hin und wieder vorkommen hindern uns, daß wir ſie nicht für ganz vollkommen ausgeben.

Verum vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Wir freuen uns, daß man endlich anfängt, den Cicero nicht nur als einen Wortkrämer zu betrachten, ſondern als einen Redner, deſſen Gedanken, Feuer und Ueberzeugungskraft ſich auch im Deutſchen noch zeigen können; wenn ihm gleich die Zierrathe des ſchönen Lateins entgangen ſind. Es enthält dieſes kleine Werk, die Rede für das manilliſche Geſetz, und die drey catilinariſchen Reden: und wir tragen kein Bedenken, ſie allen Schulmännern und jungen Leuten, ja allen Liebhabern der wahren Beredſamkeit anzupreiſen.

Inhalt.

I. Vorſtens Verſuch einiger Anmerkungen über die deutſche Sprache. p. 179
II. Eine philoſophiſche Abhandlung von dem Mittelmäßigen in der Dichtkunſt. p. 242
III. Andere Vertheidigung, der nicht gereimten Comödie. p. 287
IV. Euklidis ſechs erſte Bücher, vom Anfange oder Grunde der Geometrie. p. 214
V. Nachricht von der Ausgabe des augſpurgiſchen Stadtbuchs. p. 321
VI. Neue hieher gehörige Sachen. p. 348

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie
und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

Bibliot.
Universitat.
Frider. Guil.
Berolin.

Siebenter Band.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1741.

I.

Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerſpieles ausgebildet und in Nürnberg einer teutſchliebenden Gemeine vorgeſtellet, durch Johann Klaj. Nürnberg, 1645.

Es iſt nichts neues, daß ein theatraliſches Stück ans Licht tritt, wo ein andrer dem Verfaſſer in der Vorrede das Zeugniß giebt: daß er die Regeln der Schaubühne wiſſe, und in Acht genommen habe, und daß er ſich die größten Dichter zu Muſtern vorgeſtellet; wenn man gleich in dem Stücke ſelbſt ein vieles von den Regeln der Schaubühne und die großen Muſter, die in der Vorrede benennt ſind, zu vermiſſen pfleget. Gegenwärtiges Trauerſpiel, Herodes der Kindermörder, iſt ſehr alt, und Harsdörfer hat in ſeinem Schreiben an den Verfaſſer, welches mit beygedrucket iſt, demſelben Glück gewünſchet: **daß dieſes Kunſt- und Meiſterſtück der Poeterey, das Trauerſpiel nämlich, in unſrer Sprache einen ſo beliebten Anfang erlangt.** Hierauf macht eben dieſer Harsdörfer einen kurzen Auszug aus Ariſtoteles Regeln: wobey er aber wohlbedächtig diejenigen ausläßt und verſchweigt, welche ſich auf das Stück, das er lebt,

nicht ſchicken möchten. Er ſagt, daß die Endurſache in den Trauerſpielen der Nutzen und das Beluſten ſey. Er giebt als den Nutzen, die Bewegungen des Gemüthes an, und bringt aus den Geſchichten ein Regiſter von den Thränen bey, die durch daſſelbe ausgepreſſet worden. Er zeigt an, wie, nach ſeiner Mundart zu reden, das Beluſten, entſtehe; und was der Inhalt der Trauerſpiele ſeyn ſolle. Er vergißt auch nicht, daß Ariſtoteles die Abwechſelung der Reimarten, welche gegenwärtiges Trauerſpiel beſonders angenehm machen, erfordre: wiewohl er ohne Zweifel das Wort Reimarten, für Arten der Verſe brauchen wird, und führet ſeine eigne Seelewig dabey zum Exempel an. Ja dieſe Abwechſelung der Reimarten hält er für ſo nöthig, daß er ſagt: Die Vernunft lehret mich, das Prächtige mit prächtigen, das Geringe mit geringen Worten auszureden, die Kunſt weiſet das klägliche mit trochäiſchen, das fröliche mit dactyliſchen, und die Erzählung mit jambiſchen Reimarten zu verfaſſen; wenn man anders nicht will die Sonne mit Kohlen mahlen, wie jener geſagt. Und wenn er nun endlich ſeine Meynung von des Herrn Verfaſſers Arbeit frey heraus ſagen ſoll, wie er begehret: ſo bedünket ihn, daß er alles kunſtartig gefüget, die ſchönen Gedanken und ſeine Wortzier aus fremden Poeten ſchicklich angebracht, und das ganze Gedichte mit einer tapfern Stimme begeiſtert.

Es iſt gewiß, wenn es keine andre Regeln der Schaubühne giebt, als die Harsdörfer oben angeführet: daß nämlich der Endzweck der Nutzen und das Beluſten ſeyn; daß

daß der Nutzen durch die Gemüthsbewegungen erreichet werden ſoll; daß der Innhalt großer Herren unglücklichen Zuſtand betreffe, und daß die Reimarten abgewechſelt ſind: ſo iſt dieſes Trauerſpiel vollkommen. Den Nutzen davon zeiget Klaj **in der Zueignungsſchrift an einige Schulherren**, in vier ſchönen Lehren: das Beluſten werden wir finden, ſo bald wir nur einige Zeilen aus dem Stücke hören werden; das übrige aber werden wir ebenfalls mit leichter Mühe ſehen können. Harsdörfer hat aber auch alsdann gewiß ein Recht zu ſagen: **daß er unter den alten deutſchen Gedichten kein Trauerſpiel, als Melchior Pfinzings Theuerdank gefunden**, und daß dieſer auch ein Trauerſpiel ſey; welches heute zu Tage wohl keinem Kunſtrichter in den Sinn kommen dürfte.

Und dieſe großen Regeln zu finden, weiſet uns Harsdörfer auf den Ariſtoteles, Vida, Scaliger, Heinſius und abſonderlich den Ludevig Caſtelvetro und Julius von Menardiere.

Wie mich dünkt, giebt es zweyerley Regeln der Schaubühne. Einige fließen aus dem Begriffe einer menſchlichen Handlung: und obgleich oft in der Anwendung derſelben verſtoßen wird, ſo wird es doch nicht leicht jemanden geben, der dieſelben nicht wiſſen ſollte. Es wird z. E. niemand ſeyn, der nicht wüßte, daß eine Perſon nach ihrer Gemüthsbeſchaffenheit redend eingeführet werden müſſe. Andere fließen aus dem Endzwecke, warum ich dieſe Handlung nachahme, und gehen darauf, wie ich eine Handlung am beſten und bequemſten nachahmen und zu dem Endzwecke am leichteſten gelangen ſoll. Dieſe letztern Regeln haben etwas willkührliches, doch ſo: daß ſie zugleich auf die Klugheit gegründet ſind, unter den mög-

lichen Arten, wie man dieſes oder jenes einrichten könnte, die beſte, nach Beſchaffenheit der Zeiten, der Sitten des Landes, der Sprache und d. g. auszuleſen. Daher kömmt es auch, daß wir in dieſen letztern Regeln in einigen Stücken von den Römern und Griechen abgewichen ſind. Dieſelben Regeln ſind nicht zu verachten, da ſie zumal durch einen vielfältigen Gebrauch und durch die Erfahrung bewähret ſind, wenn auch nicht alle Leute die Beweiſe davon einſähen. Sie kommen mir eben ſo vor, wie die bürgerlichen Geſetze eines Landes, welche zwar auch willkührlich ſind, aber doch nach der Einrichtung dieſes oder jenes Reichs, von dem Fürſten mit vieler Klugheit gegeben worden, und deßwegen nicht gebrochen werden dürfen: weil dieſer oder jener, der ſie noch nicht fleißig genug überleget, es nicht einſieht, warum ſie ſo und nicht anders ſind. Man darf alſo noch nicht glauben, daß man ein Stück nach den Regeln gearbeitet hat, wenn man die Characteres in Acht genommen zu haben glaubt, wenn eine menſchliche Handlung geſprächsweiſe ausgeführet, und Affecten angebracht hat.

Was unſern Tragödienſchreiber anlangt, ſo hat er, wie man aus ſeinem Werke ſieht, von der letzten Art dieſer Regeln nichts gewußt: und die erſtere in Acht zu nehmen, hat ihn zuweilen der Geſchmack ſeiner Zeiten, zuweilen der Mangel der Exempel in deutſcher Sprache, und eine gewiſſe Niederträchtigkeit des Ausdruckes, in die er zuweilen fällt, verhindert. Dennoch hat Harsdörfer gezeiget, daß man es mit demſelben machen kann, wie Rappolt, der, nachdem er die Regeln des Ariſtoteles ausgeleget, oder vielmehr abgeſchrieben hat, die Anwendung davon, um zu zeigen, wiewohl er ſie verſtanden, auf des Hugo Grotius leidenden Chriſtum machet; und in einem Stücke, welches

faſt

faſt wider alle dieſe Regeln verſtoßen hat, alle dieſe Regeln heilig in acht genommen befindet.

Wir haben eine Regel, daß man gleich zu Anfange eines Stückes den Schauplatz, die Perſon, die da redet, und die Umſtände worinnen ſie ſich befindet, ſo viel möglich iſt, entdecken ſoll. Der Verfaſſer hat etwas noch viel künſtlichers gethan: er hat in der erſten Rede, an deſſen ſtatt zu erkennen gegeben, wer der Verfaſſer ſey. Die Weiſen aus Morgenlande ſagen:

Wir haben den Knaben mit Freuden erblicket,
Zu löſen die Böſen vom Höchſten geſchicket.
Es flimmert und ſchimmert das flammende Heer;
Es tanzen die Schanzen, die Berge, das Meer.

Wer wollte aus dieſen Zeilen nicht ſogleich ſchließen, daß das Stück Nürnberger-Arbeit ſeyn müſſe? Dieſes Kennzeichen iſt weit ſicherer, als wenn auf einer Uhr, mit großen Buchſtaben London ſteht; um zu zeigen, daß es eine engliſche Uhr ſey. Dagegen hat der Verfaſſer ſich ſelber vorbehalten, in ungebundener Rede zu entdecken, wer da redet, und was er damit haben haben will.

So meine ich, hebt er an, **haben die Weiſen aus Morgen das jüdiſche Land geſegnet und ſich wieder rückwerts zu den Ihrigen gewendet**: Wobey man ſich einbilden muß, daß er entweder ganz allein ſein Stück ſelbſt vorgeſtellet, wie man bald durch den Titel des Werks überedet werden ſollte; oder, daß er wie ein Guckkaſtenmann bey ſeiner Schaubühne geſtanden, und ſo oft er ſeinen Zuſchauern ein Fach davon aufgezogen, mit einer ſingenden Stimme ausgerufen, was es vorſtellen ſolle. Mich ſetzen dieſe Förmelchen in den Stand, dem Leſer ohne eine andre Mühe, als daß ich dieſelben

ſelben in einer Folge nach einander abſchreibe, einen Begriff von dem Innhalte des ganzen Trauerſpieles zu geben.

Herodes als derſelbe vergewiſſert worden, wie ein neuer Stern erſchienen, und von den Weiſen erlernet, wie der neugebohrne König der Jüden ſich eingeſtellet, iſt ſonder Zweifel in zornige Worte heraus gebrochen.

Mitlerweile nähern ſich Herodes Geſandten, die er abgefertiget, um ſich zu erkundigen, wie es mit dem Kind und morgenländiſchen Völkern bewandt, welche ihm vermuthlich dieſes angemeldet, daß ſie nämlich nichts erfahren hätten, und daß die Weiſen heimgezogen.

Als dieſe Bothſchafter mit der Sprache nicht recht heraus gewollt, wird Herodes über ihrer Nachläſſigkeit launiſch und giebt ihnen einen Verweiß.

Hierauf ſagen die Abgeſandten gerade zu, und erzählen ihm ihm den ganzen Handel.

Herodes läuft auf der Abgeſandten Anbringen die Galle über, donnert und fluchet.

Die Abgeſandten wollen ihn wieder beſänftigen, laſſen eine unterthänigſte Vermahnung an ihn abgehen.

Worauf Herodes Himmel und Erden zu Zeugen anruſet, wegen der unmenſchlichen That, deren er ſich unterwinden muß, raſet wütend alſo ꝛc.

Indem der Bluthund mit dergleichen verzweifelten Gedanken umgeht, kömmt Mariamne, ſeine hingerichtete Gemahlinn, begleitet von den abgeleibten Geiſtern ſeiner Kinder, aus dem Abgrunde der Höllen.

Nun wachet Herodes böſes Gewiſſen auf, welches ihn unbarmherziger Weiſe martert. Im Schlafe kommen ihm vor die unſchuldiggewürgten Freunde, Gemahlinn und Kinder.

Herodes winſelt hierauf und jammerlechzet, weil ihm immer ein Geiſt nach dem andern im Traume vorkömmt, und ihn mit ſcheußlichen Geberden und blutrünſtigen Geſichte erſchrecket. Er ſaget Worte, die er aus verrücktem Verſtand hervorgebracht, gleich einem, der an einem peſtilenziſchen hitzigen Fieber lieget. ꝛc.

Der Bluthund kann ſich der Gewiſſensangſt noch nicht entſchlagen.

Als Herodes nun wieder von ſeinem Höllenſchlafe erwachet, wird er nichts deſto frömmer ſondern ertheilet Befehl, alle zweyjährige Knäblein im Bethlehemitiſchen Gebiethe hinzurichten.

Die Trabanten Herodes bedauern den Unfall der jungen Kinder nicht ſonder Mitleiden.

Herodes tadelt ihren Ungehorſam zwar kürzlich doch ernſtlich.

Hierauf nun kömmt ein Bothe und erzählet dem Könige Herodes nach der Länge, wie es mit den bethlehemitiſchen Müttern und Kindern ſey hergegangen.

Herodes kann gleichſam ſeine Ankunft nicht erwarten, reiſet ihm entgegen und fraget, wie es abgelaufen ſey. (Hier iſt zu merken, daß keine Rede des Herodes hier ſtehet, und der Comediant der ihn vorſtellet muß extemporiren.) Worauf ihm eine etwas weitläuftige Antwort wird.

Herodes gefällt der Verlauf ausbündig wohl und er frohlocket über das Blutbad, und über die grauſame Mordthat. Darauf ihm der Bothe antwortet, der, den der König treffen will, ſey in dem Lande, wo der Nil nach ſieben ſtarken Strömen fleuſt.

Herodes als er vernommen, daß ihm ſein Anſchlag zurück gegangen, will in Egypten, dem Kinde Jeſu das Leben zu nehmen. Weil aber niemand mehr vom jüdiſchen Geblüte vorhanden, läßt er ſeine eigne noch lebende zwey Kinder grauſam hinrichten.

Die bethlehemitiſchen Weiber verfluchen den Herodes.

Nach dieſen Flüchen wendet ſich der Verfaſſer an die Zuſchauer.

Ich zweifle nicht, werthe Zuhörer, daß ihr über die erſchreckliche zuvor unerhörte Blutmordthat Herodes erſtaunet, den Tyrannen in eurem Herzen verfluchet und vor ihm greulet. Aber ſehet euch ein wenig mit mir um. Hauſet nicht eben eine ſolche wütende Kriegsgurgel in unſerm Vaterlande.

Gott ſey es geſagt,
Und geklagt.
Es blinken die Degen entriſſen der Scheiden,
Gerichtet, geſeget, geſchärfet zu ſchneiden.

Daher bricht Deutſchland ihr mütterliches Herz, daß ſie uns ihr gebrauntes Herzeleid wehmüthig alſo entwirft.

Hier führt er Deutschland in Person auf, welche bey seinem Trauerspiele in einer langen Art gleichsam die Abdankung an die Zuschauer hält. Er selber beschließt mit einem Wunsche an die Stadt Nürnberg.

Das ganze Trauergedichte ist mit einer beweglichen Musik angefangen, gesondert und geendet worden.

Es könnten einem bey diesem Stücke wegen der Einrichtung allerley Zweifel einfallen. Es wäre zu fragen, wo denn der Schauplatz wäre? Die Antwort ist darauf: überall oder nirgends; welches in diesem Falle einerley ist. Wir finden keine Spuren in dem Stücke, ob er zu Bethlehem oder zu Jerusalem sey, ob er auf der Gasse, in einem Garten, auf einem Felde, in einem Walde, oder dergleichen seyn solle? Ich glaube, daß ich hierbey Gelegenheit habe, einen Vorschlag zu thun. Es wäre eine bequeme Sache zur Vorstellung der Stücke, wenn man entweder alle Stücke ins künftige so einrichtete, daß die Comödianten nur einerley gemahlte Scenen vonnöthen hätten, wenn z. E. alle deutsche Stücke, die ins künftige gemacht würden, ein Zimmer zum Schauplatze hätten; oder wenn man alle Stücke so zweifelhaft, was den Ort betrifft, ausarbeitete, daß sie auf jeglichem Schauplatze, welcher dem Comödianten in die Hände käme, gespielet werden könnten: wie man denn von dieser letzten Art, von unsern Herren Nachbarn den Franzosen, Stücke hat. Es könnte dieses dem Poeten nicht schwer werden, denn er dürfte nur gar an den Ort nicht denken, wo die Handlung vorgienge. Uebrigens aber würde diese Erfindung wenigstens noch etwas besser ins Werk zu richten seyn, als die Erfindung der französischen Comödianten und zweyerley Trachten zu haben: eine zu den

Trau-

Trauerſpielen und eine zu den Comödien. Denn die Baukunſt der Alten und Neuen wird nicht anders als von Kennern unterſchieden werden, und iſt faſt einerley. Es giebt auch mehr Völker, welche darinnen übereinſtimmen, als es giebt, die einerley Kleider tragen. Man hat alſo bey ſelbigem Vorſchlage, ſo wunderlich er ſcheinet, nicht einmal den Uebelſtand, der bey dieſer letztern Gewohnheit iſt, zu beſorgen. Und es ſchadet nichts, wenn der Comödiant den Poeten gleich ein wenig in Sklaverey hielte.

Eins will ich noch erinnern. Es könnte das Anſehen haben, als wenn der Schauplatz von Bethlehem nach Jeruſalem reiſet: weil erſtlich die Weiſen aus Morgenlande erſcheinen, die doch nicht wieder zum Herodes gegangen ſind, nachdem ſie Chriſtum geſehen, und weil hernach gleichwohl Herodes auftritt. Aber eben dieſes iſt der Kunſtgriff. Wenn man einen Schauplatz nicht füglich an einen einzigen Ort bringen kann: ſo gedenket man gar nicht daran, damit der Zuſchauer auch nicht daran denken möge; ob es gleich in der Mahlerey ziemlich wunderlich ausſehen möchte, wenn man einen Menſchen im Schweben mahlte, und keinen Ort dazu zeichnete, wo er ſich befände. Unterdeſſen kann ich doch meinen Klaj vertheidigen, daß er die Einheit des Orts erhalten hat.

Einmal iſt es gewiß, daß die Weiſen an einem Orte ſeyn müſſen, wo ſie den Stern ſehen können: Herodes aber, weil er zu ſchlafen hat, muß doch wohl in einem Zimmer oder wenigſtens in einem Garten ſeyn. In einen Garten läßt ſich der Schauplatz nicht bringen, weil die Weiſen doch nicht erſt ſpazieren gehen werden, ehe ſie wegreiſen. Die Weiſen kommen alſo itzo gleich aus dem Hauſe, wo ſie Chriſtum geſehen haben, in die Wohnung zurück, die ſie ſich, die Zeit ihres Aufenthalts in Bethlehem, gemiethet haben.

haben. Daſelbſt bezeugen ſie unter einander ihre Freude über das, was ſie geſehen. Indeſſen gehet einer von ungefähr an das Fenſter, ſieht hinaus, und erblicket den Stern, und fängt an.

Was Wunder? der Stern
Strahlt wieder von fern
Der Reiſegefehrte;
Wie lacht er uns an?
Der Freude vermehrte
Und zeigte die Bahn.

Hierauf ſind ſogleich alleſammt entſchloſſen,

Wir reiſen ohn Sorgen
Nun wieder in Morgen.

Nunmehro ziehn ſie fort, weil ſie nichts einzupacken haben: und damit ſie dem Herodes nicht in der Hausthüre begegnen, ſo muß hier durch die bewegliche Muſik das Trauergedichte, nach der Redensart des Verfaſſers, abgeſondert werden. Herodes welcher voll Unruhe iſt, zu wiſſen, wie es mit dem neugebohrnen Könige der Jüden ſtehe, und dem die Weiſen zu lange ausbleiben, ehe ſie wieder nach Jeruſalem kommen, reiſet ſelbſt nach Bethlehem, wie er hernach nach Memphis reiſen will, da er hört, daß das neugebohrne Kind dahin entflohen ſey; kömmt in eben dieſe Herberge, die die Weiſen erſt itzo verlaſſen haben, und weil er erſt in Bethlehem ankömmt, ſo iſt es ganz wahrſcheinlich, warum er itzo und zu keiner andern Zeit dieſe Gedanken hat, die er ſonſt vor vierzehn Tagen eben ſo wohl hätte ſagen können.

Nun erwachſen neue Sorgen
Träume ſinds, ein neuer Stern iſt erſchienen in dem Morgen,
Und was ſonſt des Fabelwerkes, damit man ſich itzo ſchlägt,
Das, ich weis nicht, welcher König, bey dem Pöbel hat erregt.

Sie

Sie ſind deſſen überdrüſſig, daß ein fremder ſoll regieren,
Gaſſen auf ein kleines Kind, das ſie fort für fort ſoll führen,
Deſſen Reich und Herrſchaft gehet gar bis an den Angelſtern,
Ja ſo weit die Sonne mahlet dieſes Runde weit und fern.
Eine feige Memme ſitzet, immer ſtolz in Fried und Ruh
Wem das Reich iſt angelegen, bringet wohl kein Auge zu.
Hätt er gleich der Wiegenzier nächſt dem neuen Stern verſtecket,
Da wo ſonſt der Vogelfürſt, ſeine Jungen ausgehecket.
Will ich doch dieß Neſt zerſtören, Sohn u. Mutter, jung und alt
Müſſen auf der Stelle ſterben augenblicklich werden kalt.

Und ſo treffen ihn die Geſandten an, die er nach Bethlehem etwas voraus geſchicket, und die von der Abreiſe der Weiſen ſchon Nachricht hatten. Nunmehro findet keine Verwunderung mehr ſtatt, wie, nachdem Herodes zu Ermordung der Kinder Befehl ertheilet, ſogleich ein Bothe da ſeyn könne, der ihm von dem Verlauf Nachricht gebe.

Es dürfen dieſe zwo Reden nur durch die bewegliche Muſik abgeſondert werden, und mittlerweile kann Herodes in dem Zimmer auf und ab ſpazieren, oder wie auf unſerm Schauplatze nicht ungewöhnlich iſt, ohne Urſache abgehen, und hernach aus der Urſache wiederkomen, ſich den Verlauf der Sache vor den Zuſchauern u. ſonſt nirgends anders erzählen zu laſſen. Die bethlehemitiſchen Weiber dürfen ſich auch nicht nach Jeruſalem bemühen, den Herodes zu ſchelten, und über ihn zu fluchen. Und ſo habe ich gezeiget, daß unſer Klaj die Einheit des Orts erhalten, wenn es gleich nicht bey dem erſten Anblicke des Stückes in die Augen fallen ſollte.

Eine andre Frage iſt, wie man denn die Aufzüge abzeichnen müſſe, weil es doch unerhört iſt, ein Trauerſpiel von einem einzigen Aufzuge zu machen. Durch die Chöre unterſcheiden ſie ſich nicht, den das Stück hat keine eigentlichen Chöre. Daß das gegenwärtige Stück Aufzüge habe,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 1912/648

be, iſt gewiß: weil der Verfaſſer ſagt, daß es durch eine bewegliche Muſik abgeſondert worden. Und daß es deren 5 habe, iſt deſſentwegen gewiß, weil in der Vorrede verſichert wird, daß es ein regelmäßiges Stück ſey. Die allerleichteſte Art ein Stück von gegebner Größe in 5 Aufzüge zu theilen iſt, wie man eine Linie in 5 Theile ſchneidet. Das Stück wird erſt gemachet, als wenn es einen einzigen Aufzug haben ſollte, und die Perſonen des vorhergehenden Auftritts ſehen allezeit die Perſonen des folgenden können. Hierauf zählet man die Verſe, und nimt in jeglichen Aufzug ungefähr ſo viel als in den andern, nur daß der Aufzug ſich nicht mitten im Auftritte anfängt. Hernachmalen ſchreibt man zweyte, dritte, vierte Handlung oder zweyter, dritter, vierter Aufzug dazu. Und dieſe Art ein Stück in Aufzüge zu theilen, iſt nicht ohne Exempel. Der Abt von Aubignac ſelbſt hat dieſelbe ſchon gerühmet, wiewohl ein wenig verändert. Der Poet nimmt ſich vor eine gewiſſe Anzahl Verſe zu machen, und wenn er den 5ten Theil davon fertig hat, nennet er es einen Aufzug.

Wir wollen es aber noch künſtlicher machen. Weil doch keine Muſik ſtatt hat, als zwiſchen den Aufzügen; ſo wollen wir ſehen, wo der Verfaſſer ſeine bewegliche Muſik nöthig hat, damit einige Zeit vergehe: und an den 4 Orten wo dieſes am nöthigſten iſt, ſollen die Aufzüge ſchließen.

Der erſte Aufzug wird alſo 22 Verſe haben. Denn da gehen die Weiſen ab, und aus der Urſache die wir oben angeführet haben, braucht der Verfaſſer Muſik. Der andere ſoll ſich mit dem 172. Verſe ſchließen ehe Mariamne auftritt. Denn allem Anſehen nach, hat Herodes da nöthig einzuſchlafen. Und ob man gleich im Nothfalle auf dem Theater geſchwind einſchlafen kann; ſo iſt es doch beſſer, einem Menſchen voll Unruh und Sorgen, wie Herodes iſt,

Zeit dazu zu laſſen. Der dritte Aufzug ſoll aufhören, da Herodes von ſeinem Höllenſchlafe erwachet. Denn weil er nach einer langen Wut ſo gleich gelaſſen redet: ſo braucht er Zeit und Muſik ſich wieder zu erholen. Dieſer Aufzug iſt ſehr merkwürdig. Mariamne welche man für from̃ und unſchuldig gehalten hat, kömmt aus der Hölle, wohin ſie von unſerm Verfaſſer verwieſen worden; wiewohl ich noch nicht errathen kann, ob er die heydniſche oder chriſtliche Hölle meynet. Sie ſagt:

Der Höllenſchlund iſt aufgethan.
Ich Mariamnes komm heran
Mein Antlitz iſt mit Blut beſpritzet.
Styx, der mit Stank und Schwefel hitzet,
Styx, der mit Feuerſtrömen raucht,
Auch Acheron, der dampft und ſchmaucht
Vermerkt mit allem Höllgewürme
Herodes Himmelmachtgeſtürme.

Der Verfaſſer harniſcht ſich ſchon zum voraus in einer Anmerkung mit den Worten des Salmaſius, die dieſer wider den Heinſius gebraucht. Stygem & Tartarum & orcum pro inferis licet, quales credit Chriſtianus vſurpare. Ich glaube aber doch nimmermehr, daß er **dieſe in dem Geſetze Gottes geübte, vorſichtige, ſinnreiche, weiſe Fürſtinn, dieſe keuſche Suſanna, dieſe goldgeſtralte Morgenröthe**, wie er ſie in ſeinen Anmerkungen nennet, zu dem Styx, **der mit Stank und Schwefel hitzet, und der mit Feuerſtrömen rauchet**, und zu dem Acheron **der dampft u. ſchmaucht**, auch in chriſtlichem Verſtande genommen, verbannet haben wird; zumal da es ſcheint, als ob ſie mit den Furien in Freundſchaft und Bündniß ſtande. Denn ſie ſagt zu ihnen.

Fort, fort, ihr Schwestern, säumt euch nicht,
Werft ihm die Funken ins Gesicht;
Laßt euer Haar verwirret hangen,
Auf, foltert ihn mit Feuerzangen.

Mit einem solchen Aufzuge und mit solchen Reden kömt wohl eine Seele, die in Christlichem Verstande selig ist, nicht wieder: wenn man auch gleich dichten wollte, daß sie noch im Fegefeuer wäre. Ich weis meinen Klaj also nicht anders zu retten, als solcher gestalt. Herodes träumt. Weil er aber selber ein bloßer Heyde gewesen, wie der Verfasser aus dem Heinsius anführet; so kann er sich die todte Mariamne nicht anders im Traume verstellen, als wenn sie aus der heydnischen Hölle käme, und damit die Zuschauer wissen, was dem Herodes träumt, und sich dieses recht lebhaft vorstellen können: so müssen sie, wie wir in unsern Opern zuweilen gesehen haben, auch mit dem Helden zugleich träumen. Es ist also nicht der wahre Geist der Mariamne, der da redet, sondern das Bild von ihr, das dem Herodes im Traume erscheinet.

Da Mariamne ausgeredet: so sagt der Verfasser: **Nun wachet Herodes böses Gewissen auf, welches ihn unbarmherziger Weise martert. Im Schlafe kommen ihm vor die unschuldig gewürgten Kinder, wobey die Plagegeister sich dieses vernehmen lassen.** Hier sieht man augenscheinlich, was es für Nutzen bringen würde, wenn der Verfasser des Trauerspieles selber in einen Winkel des Theaters treten, und zuweilen reden wollte. Wie viel Monologen, und wie viel, beyseite, würde er ersparen, die er seinen Personen in den Mund zu legen pflegt, und an denen sich die Kunstrichter so unmenschlich reiben. Anstatt, daß ein Held käme, in einer langen Rede sich selber seine Noth zu klagen, damit nur die

Zu-

Zuſchauer wiſſen, was er in den Gedanken hat; ſo dürfte allezeit der Verfaſſer ſagen. **Nun martert die Liebe meinen Helden mit grauſamen Gedanken, nun weiß er nicht was er thun ſoll.** An ſtatt daß der Held itzo zuweilen etwas anders zu der Perſon mit der er redet, etwas anders aber bey Seite ſagt: ſo würde der Verfaſſer nur ſagen dürfen: **Meine lieben Zuhörer! Er denkt anders als er ſagt, er denkt ſo und ſo.** Ich weis nicht ob Herodes auch im Schlafe oder wachend raſet. Der Verfaſſer nennt es einen **Höllenſchlaf**; Herodes nennt es eben ſo. Er ſagt:

Welcher Höllenſchlaf hat mir Haut und Bein durchkrochen?
Haupt und Herze pochen,
Salem ſtehet auf dem Kopfe, zwiefach iſt der Wall
Es ſind zwey Sonnen an dem Sternenſaal
Eine ſtralt vom Morgen her, die andre gehet nieder.
Ach! mein Ehgemahl kommt wieder.
Du Wagenherr der Erden,
Wo bleibſt du mit den Pferden?
Ihr Plutonimmen,
Ihr Unholdinnen,
Warum ſchlagt ihr mir die Fackeln ins Geſichte?
Leb ich, oder nicht? ſoll ich vor Gerichte?

Ich will es unentſchieden laſſen, ob der Höllenſchlaf zum Schlafe oder zum Wachen gehöret.

Der vierdte Aufzug geht bis dahin, da Herodes befohlen die Kinder zu tödten. Herodes kann, bis der Bothe kömmt und ihm Nachricht giebt, ſich die Zeit vertreiben, wo es ihm gefällt. Der Bothe aber und die Weiber, die dem Herodes fluchen, machen den fünften Aufzug.

Harsdörfer, welcher doch ſeinen Freund, und das Lob das er ihm giebt, deſto glaublicher zu machen, in etwas ta-

deln will, sagt. **Es wäre schade, daß der Tod Herodis nicht hinzugethan worden, damit das Laster auch seine Strafe haben möchte.** Aber er entschuldigt ihn selbst, **das Gedichte wäre sonst zu lang worden, und man könnte die Flüche der bethlehemitischen Weiber für seine Strafe nehmen.** Es ist wahr, wenn jemand mit Flüchen und Schimpfen gestrafet werden kann: so ist Herodes gestraft genug. Denn diese Weiber treiben es mit Schimpfen aufs höchste:

Du stets verfluchtes Ungeheur,
Du Basilisk und Abendtheur,
Kein Menschenkind hat dich erzeugt,
Ein Tigerthier hat dich gesaugt.
Ein Pardel, der die Lämmer quält,
Hat mit dem Tyger sich vermählt,
Von ihm hast du den wilden Muth.
Von ihr das nimmersatte Blut.
Dein Herz ist hart, wie Stein und Bein
Durchädert mit dem Marmorstein,
Von Demant, den kein Hammer zwängt,
Von Felsen den kein Eßig sprengt.
Dir wohnet im Gerichte bey
Vermaledeyte Tyranney
Neid, Dräuwort, Schmerzen, Untergang,
Erstaunen, Zittern, Angst und bang.
Daß dir der Mund doch nicht vereißt!
Daß dich der Donner nicht erschmeißt!
Ach! daß der Boden nicht zerspringt,
Dich lebendig in sich verschlingt.
Dein Trank sey gelbes Drachenblut,
Die Speise Kohlen von der Glut.
Der Geier müsse dir zernagen
Die Leber und den Wolfesmagen;
Dir wachsen Würmer aus der Lunge,

Und

Und Kröten auf der Schmeichelzunge.
Dir kriechen Schlangen aus dem Mund
Du Rabendieb! du falscher Hund!
Du bist nicht werth, du Kinderfeind,
Daß dich das Sonnenlicht bescheint,
Es ist kein gutes Haar an dir,
An dir, du loses Erdgeschmeiß.
In Sack mit dir, du Galgenhum!
Das nichts nicht kann, als Böses thun.
Du Dieb, du hast uns ja bestohlen,
Ach! daß dich nicht die Teufel hohlen.
Ich wills gewißlich noch erleben,
Der Henker wird dirs Trinkgeld geben,
Es werden dich die Läuse fressen,
Du Mörder, Gott hat dein vergessen,
Du schlimmer Fuchs, du feiger Haas,
Dein Leib stinkt, wie ein faules Aas.
Du Schelm, du Dieb, du Mausekopf,
Der Teufel nehm dich bey dem Schopf.
Kein ärgrer Schelm ist in der Welt,
Du Kirchendieb! hast du kein Geld?
Bestiehl des Davids sein Gebein,
Es wird mehr Feuer drinnen seyn.
Du Priestermörder, niemands Freund,
Du Landverderber, Weiberfeind.
Ich wollte lieber seyn dein Schwein
Als einer deiner Söhne seyn.
Du Dieb, du Schelm, du Teufelsbrut!
Du Nichtsnichtnütze, Thunichtgut!
Du hast uns unser Haus bestohlen,
Ach! daß dich nicht die Teufel hohlen!

Der Verfasser sagt in seinen Anmerkungen, daß er diese Versart, wie er sie angebracht, dessentwegen gebraucht, weil sie in den lateinischen,

griechischen, französischen und welschen Poeten ihre besondre Zierrath habe, und er versuchen wollte, ob sie auch im Deutschen angenehm seyn möchte? Die Franzosen und Lateiner, sagt er, nennen sie diras, die Welschen carmen desperatum. Ich weis nicht, ob er die edle Art sich auszudrücken meynt, womit er die Weiber dem Könige Böses wünschen läßt. Wenn dieses wäre; so könnte er sich ganz und gar für den Erfinder desselben ausgeben, und Sarbierius würde ihm den Theil, den er aus ihm genommen zu haben vorgiebt, gern abtreten. Wenn er aber das Sylbenmaaß der Verse meynet, so ist es gar nicht von demjenigen unterschieden, welches man zu den lächerlichsten Dingen brauchet, in welchem Scarron seine Gedichte geschrieben, und welches bey uns Deutschen ebenfalls das ordentliche Sylbenmaaß der Knittelverse ist.

Wenn sich gleich Harsdörfer auf den Aristoteles berufet, da er die Verschiedenheit der Reimarten lobet: so glaube ich doch schwerlich, daß Aristoteles eben dieselbe zu unsern Zeiten loben würde. Der Abt von Aubignac, welchen man in den Regeln der Schaubühne auch für einen Aristoteles gelten lassen muß, urtheilet anders davon. Bey den Alten ist es noch nicht erwiesen, ob nicht eine Tragödie ganz, oder doch zum Theil gesungen worden: und es war also nöthig, daß zuweilen eine Abwechselung kam, damit die Melodien mehr Mannigfaltigkeit bekommen möchten. Dennoch sind die Alten noch nicht so weit gegangen, daß nicht die meisten Verse ihrer Trauerspiele jambisch gewesen wären, und man findet in den meisten Stücken, daß sie außer den Chören nicht eher von der ordent-

deutlichen Art der Verse abgegangen, als insonderheit in den letzten Aufzügen, wenn die Leidenschaften erhitzet waren; bey dem Auftritte des Chores, welcher mit für einen Gesang gelten kann, wie die übrigen Chöre; und wenn sie zuweilen einige Anapästen, doch mehrentheils auch im Affecte vorbrachten. Daß sie aber in dem ganzen Gedichte fast mit der Rede ieglicher Person, die Art der Verse abgewechselt hätten, findet man niemals: wie in diesem Stücke Herodes, der doch fast das ganze Trauerspiel einnimmt, fast lauter trochäische Verse redet. Es ist gar nicht ausgemacht, daß eine Versart sich für diesen oder jenen Affect besser schicke, als die andre. Wir sehen auf unserm Schauplatze die höchsten Leidenschaften, alle in jambischen Versen sehr lebhaft ausgedrückt, und der Comödiant spricht sie ohne Mühe mit sehr großer Heftigkeit aus. Man kann so gut daktylisch fluchen, als daktylisch jauchzen; trochäisch klagen, als trochäisch frohlocken. Und wir finden bey unserm Poeten selber Exempel, die da bezeugen, daß eine Art von Versen zu vielen entgegen gesetzten Arten der Leidenschaften geschickt sey, und welche also wider die Abwechselung der Reimarten streiten. Wenn die Abwechselung der Leidenschaften eine Abwechselung der Versarten erfodert, warum pflegen wir denn in keinem andern Gedichte, da die Leidenschaften auch abwechseln, die Versarten zu ändern. Virgilius hat in eben denjenigen Versarten die Dido dem Aeneas fluchen lassen, in der sie ihn zuvor mit den freundlichsten Worten aufnahm: und wir finden nicht, daß uns eines in dieser Art von Versen besser klänge, als das andre. Ein Gedichte aber, wo das Sylbenmaaß so oft abgewech-

selt ist, liest sich überaus verdrüßlich. Der Leser ist immer furchtsam, daß er falsch liest, und wenn er auf die Gedanken Achtung geben will, so stört ihn die Abwechselung des Sylbenmaaßes von neuem in seiner Aufmerksamkeit. Zu geschweigen, daß es allezeit einen Uebelklang macht, wo zwey Versarten von ganz widriger Natur aneinander stoßen.

Nunmehro komme ich auf die Charaktere. Insonderheit fallen mir dabey **die barmherzigen Trabanten** in die Augen. Da ihnen Herodes befiehlt, die Kinder umzubringen: **bezeugen sie nicht allein einen Abscheu davor**, sondern sie sagen:

> Ich fall in Ohnmacht hin, das Blut bestehet mir,
> Das Leben lebet kaum, und ich vergehe schier.

Gewiß! das heißt die Abscheulichkeit einer That recht vor Augen stellen, wenn man sie so beschreibt, daß eine Schaar Trabanten, welche doch wohl Herodes nicht zum erstenmale zu seinen Grausamkeiten gebrauchte, darüber in Ohnmacht fällt. Wer sollte denken, daß diese zärtlichen Leute das Herz fassen würden, die That so grausam auszuführen, als sie hernach von ihnen vollbracht wird.

Was den Herodes betrifft: so gehört große Sanftmuth dazu, wenn man von ihm urtheilen soll: daß er ein solcher Held sey, wie er sich zur Tragödie schicket, nämlich, der weder vollkommen tugendhaft noch vollkommen lasterhaft ist. Nachdem er selber saget:

> Ihr vergällten Zornesschwestern mit verfallnem Angesicht!
> Deren Töchter, als ich neulich Weib und Kinder hingericht.
> Ihr sollt meine Zeugen seyn, was für Laster ich verübet,

Lang-

Langſamgehen iſt verhaßt, Zaudern hat mir nie beliebet.
Was unmenſchlich, nicht zu ſagen, das gebieret meine Bruſt.
Meid ich was mir wohlgefällt? Ungern! nur daran mit Luſt!
Bethlehem, das Rattenneſt, will ich ganz zu Grunde ſchleifen,
Ich will euch, ihr Schäfer, lernen einen neuen König pfeifen.
Ich, nur einer, will daß einer plötzlich werde hingericht,
Morden, würgen, metzgen, tödten, weil ein Degen haut und ſticht.
Solte mir der Götter Schluß mein Verhängniß hinterhauen?
Wohl! es gilt mir alles gleich, auf Gott oder Satan bauen.
Die Verfaſſung iſt gemachet, alle Teufel, Höllenpein,
Werden darthun, daß der Himmel, Sterne, Menſchen, Lügner
ſeyn.

Dieſes iſt zugleich ein Exempel der tapfern Stimme, womit der Verfaſſer ſein Trauerſpiel begleitet hat. Es iſt ohne Zweifel diejenige Stimme ſehr tapfer, welche ſo beſchaffen iſt, wie die Leute reden, die von andern für tapfer angeſehen ſeyn wollen. Herodes redet an vielen Orten Worte, die ſeine Trabanten mit mehrer Wahrſcheinlichkeit geredet haben würden; als die Worte, die ſie an deren ſtatt vorbringen. Z. E.

Pfuy dich an! ein Fürſtenblut,
Dem der Idumeer dienet, heget einen Weibermuth.

Er will dem neuen Könige
Das Handwerk bald und den kleinen Großmuth
legen.

Eine feige Mämme ſitzet ꝛc.
Er will ſein Gebein umſtreuen auf den Schinderanger
hin.

Er ſagt:
Die Fauſt gehört dazu. Ich will gewiß den kleinen!

Und wie man leicht vermuthen kann, beruſet ſich der Verfaſſer hier auf das Quos ego! Virgils.

Doch die bald folgende Stelle verbeſſert es wieder:

Kommt alle Teufel, kommt, zerreißet meine Seel.
Zerzerret, zerſtücket
Zerfleiſchet, zerknicket ꝛc.

Er ſagt weiter:

Her ihr Reuter, Bogenſchützen, würget dieſes Rabenkind.

Man findet auch einige ſinnreiche Einfälle in der Erzählung von dem Kindermorde z. E.

Man reißt die Wiegen auf; die Mutter läßt das Kind.
Das Kind, an welchem man nicht Ort zur Wunde findt,

welches gewiß ein ſehr kleines Kind ſeyn muß.

Die Erzählung beſchließt ſich mit dieſer Beſchreibung, woraus man einen Begriff von der Schreibart der ganzen Tragödie bekommen kann; indem, eben wie hier, einige ſchöne Gedanken von unſinnigen ganz umhüllt und verdecket werden.

Die Kinder haben auch den Henker angelachet;
Als wenn er Vater wär; aus Unluſt Luſt gemachet.
Es kam auch gar dahin, daß ihm das Schwerdt gefiel,
Und haben gleich gemeynt, es wär ein Dockenſpiel.
Die Mutter ſpringt vor Leid in einen tiefen Brunnen,
Die zwängt die Geiſter ein, und bratet an der Sonnen.
Die giebt ihr ſelber Gift, die ſtürzt ſich Felſen ab,
Das Gift, der Strick, der Dolch gräbt Gräber ohne Grab.

Endlich erhebt Herodes noch einmal ſeine tapfre Stimme:

Ich brenne ganz von Zorn, das Herze wallt und wudelt
Vor bitterböſem Grimm, es brudelt auf und ſtrudelt,
O Zeter Mordio!
So wahr ich König bin, er muß ſein Leben enden,
Trüg auch der Götter Gott ſelb ſelbſten auf den Händen
Das Lumpen Lumpenkind.

Das

Das kann ich nicht vergessen, daß Herodes die Geographie so wohl studiret hat, daß er auch von der Elbe weis.

Eh wird der müde Kreis abwerfen sein Gewölbe
Der groß und kleine Bär sich senken nach der Elbe.

Die niederträchtigen Redensarten des Klaj sind das einzige was ihn von dem Heinsius, der ein lateinisches Trauerspiel unter diesem Titel gemachet hat, unterscheidet. Fast alle Verse sind aus dem Heinsius übersetzet, doch so, daß viel Auftritte außengelassen sind. Heinsius hat die Regeln des Theaters eben nicht besser in Acht genommen, so brauchbar auch sein Buch von der Einrichtung der Trauerspiele ist.

Wofern es übrigens ja iemals Personen von hohem Stande giebt, die sich solcher niederträchtigen Redensarten bedienen; so wird es allezeit lächerlich seyn, sie in dem Trauerspiele nachzuahmen. Auch wenn man wider eine Person des Trauerspieles den Haß der Zuschauer erregen will: so muß es ein solcher Haß seyn, der noch mit einer Hochachtung verknüpfet ist; oder ein solcher Charakter wird an statt der Belustigung in den Herzen der Zuschauer Ekel erwecken.

Wir haben noch den Vorwurf abzulehnen, warum wir uns die Mühe gegeben haben, ein Stück, welches so gar lächerlich ist, durchzugehen, und unsern Lesern vorzulegen. Aber es ist nicht unnöthig, auch von den gröbsten Fehlern Exempel zu geben, da zumal dieses Stück, nach Opitzen, das erste von Theaterstücken mit ist, welches man sich nach den Regeln zu machen eingebildet hat, und dessen Känntniß also mit zur Geschichte des Schauplatzes gehöret. Man

wird zu gleicher Zeit sehen, daß es für einen theatralischen Poeten nicht genug ist, natürliche Geschicklichkeit zum Trauerspiele zu haben: da so gar unter allen diesen höchstlächerlichen Dingen, gleichwohl die natürliche Geschicklichkeit des Verfassers, die er dazu gehabt hat, noch immer hervorbricht.

II.

Zusätze und Anmerkungen zu den Critischen Beyträgen. Zum 1. Art. des ersten Bandes.

Zur 10. S. *Boethius de Consol. Philos.*

Severini Boethii V. Bücher vom Trost der Weisheit in Widerwärtigkeit und Bestürzung über den vermeinten Wohl- oder Uebelstand derer Bösen und Frommen aus dem Lateinischen übersetzet, und mit kurzen Anmerkungen samt der Lebensbeschreibung des Boethii, auch einer Vorrede ans Licht gestellet von Friederich Rothscholtz 8. Nürnb. bey J. D. Taubers seel. Erben. s. Leipz. Ostermeß Cat. vom Jahr 1717. unter den proditur.

Zur 11. S. *Caesaris de bello Gallico & civili Libri.*

Des unvergleichlichen Helden C. Jul. Cæsaris curieuse Geschichte von dem französisch- und einheimischen, ingleichen des A. Hirtii Pansæ von dem alexandrinischen, africanischen und hispanischen Kriege, woraus nebst dieser Historie viel kluge Staats- und Kriegsmaximen gelernet, und die Beschaffenheit der alten Römer, Gallier, Britten, Deutschen und anderer benachbarten Völker gesehen werden kann,

kann, aus dem Lateinischen ins Deutsche mit Fleiß übersetzet, und in dieser neuen Auflage an vielen Orten verbessert. Leipzig verlegts Friedrich Groschuf, Anno 1705. 8. 771. Seiten.

Der Uebersetzer hat sich nicht genennet. Er saget in der Vorrede, daß er bey Verfertigung dieses Werks nicht so wohl auf die lernende Jugend, als auf die Ergetzlichkeit vornehmer Standes- und Kriegspersonen, welche nicht allemal der Röm. Wohlredenheit mächtig wären, gezielet habe. Er hätte deswegen die eigentliche Wortdeutung nicht allerdings behalten, indem es ziemlich nach den Schulbänken würde gerochen haben, wann man sich nicht nach der heutigen Red- und Schreibart, wie sie in Beschreibung dergleichen Kriegsactionen gewöhnlich, bequemet hätte. Vielleicht ist dieses nur eine neuere Auflage der auf eben dieser Seite angeführten Uebersetzung durch den Verlaßnen. Ich will den Anfang zur Probe davon hersetzen: Cap. 1. Frankreichs Eintheilung.

Ganz Frankreich ist in drey Theile getheilet, den ersten bewohnen die Belgier, den andern die Aquitanier, den dritten die Völker, so auf ihre Sprache Celtier, auf unsere aber Gallier genennet werden. Alle diese Völker sind, so wohl was die Sprache, als auch Gebräuche und Gesetze anbelangt, von einander weit unterschieden. Die Gallier oder Franzosen, sind durch den Fluß Garonne von den Aquitaniern abgesendert, von denen Belgiern aber durch die Marne und Seyne. Unter diesen Völkern allen, sind die Belgier die tapfersten, alldieweil sie nicht mit denen Leuten so umzugehen wissen, als die Einwohner der röm. Provinz, so pflegen auch die Kaufleute nicht mit ihnen Handelsschaft

schaft zu treiben, durch Einführung solcher Waaren, so die Gemüther zärtlich und weibisch machen. Dieser Völker nächste Gränznachbarn u. s. w.

Ciceronis scripta rhetorica.

Die Verfasser der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit haben im ersten Stücke p. 17. einer zu Friburg im Jahr 1493 fol. herausgekommenen deutschen Uebersetzung dieser Schriften gedacht. Der berühmte Herr Schwarz in Altorf besitzet dieselbige Edition, deren Titul aber etwas anders, und also lautet.

„Spiegel der waren Rhetoric uß M. Tulio C. und „andern getütscht. Versammelt, gedruckt, volendet zu „Friburg in Brißgau. uß hilf des der alle Gutheit würckt „und von aller Creatur zu loben ist, durch Fridri„chen Ridrer, an mitwoch vor sant Lucien Tag nach „desselben unsers lieben Herren Gottes Jhesu Christi „Geburt vierzehen hundert nünzig und drü Jahr ge„zalt. fol.

Vid. Pars II. Indicis librorum quorundam paullo post incunabula Typographiae impressorum, quos possidet Altorfii Christianus Gotl. Schwarzius p. m. 47.

Zur 15. S. *Cicero de Officiis* durch Joh. Rhenium.

Die andere Ausgabe ist 1664 gedruckt. Der deutsche Titel heißt: Des hoch- weltweisen Heiden Marci Tullii Ciceronis drey schöne und herrliche Bücher, von dem allgemeinen menschlichen Leben und Wandel, wie derselbe nach Gebühr in Tugend und Erbarkeit anzustellen, und geführet werden solle. Lipsiae 1664. 8. Cato Major, Laelius, Paradoxa und Somnium Scipionis

pionis ſind auch dabey zuſammen 3. Alphabet. Wie Rhenii und Hartnaccii Ueberſetzungen ausſehen, iſt bekannt.

Cornelius Nepos de Vitis illuſtrium Imperatorum.

D. Hartnaccii Ueberſetzung iſt 6 mal aufgelegt, wie Emanuel Sincerus in der Vorrede ſeiner Edition meldet, der aber kein geneigtes Urtheil davon fället.

Caſp. Malſchii verdeutſchter Cornelius mit latein. am Rand gedruckten Phraſibus. Franckf. 1722. 8. iſt meines Erachtens nicht allzuwohl gerathen.

Zur 18. S. Nepos deutſch durch den Vollziehenden.

Cornelius Nepos oder Aemilius Probus, von dem Leben und Thaten vortrefflicher Helden, gedollmetſchet durch den Vollziehenden, der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft Mitglied. Caſſel, gedruckt bey Salomon Schadewitz, in Verlegung Johann Schützen im Jahr 1661. 12. 425. S. Daß dieſes nicht die erſte Ausgabe ſey, ſieht man aus der Zueignungsſchrift an Herzog Wilhelmen zu Sachſen, der höchſtlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft itziges Oberhaupt, da dieſelbe 1657. geſchrieben worden. Er meldet darinn, er wäre 1656. zu Weimar gleichfalls zu einem Mitgliede der fruchtbringenden Geſellſchaft erwählet worden, und hätte bey ſeiner An- und Aufnehmung mit handgegebener Treue unter andern auch dieſes angelobeu müſſen, daß er zu Fortpflanzung unſerer lobwürdigen deutſchen Mutterſprache etwas in dieſelbe aus einer andern dollmetſchen und überſetzen wolle. Da er aber anfangs angeſtanden, was vor einen Geſchichtſchreiber er, ſeinem Verſprechen ein Genügen zu thun, vor-

vornehmen sollte, dann von den alten fast alle in unsere reine deutsche Muttersprach übersetzet worden: so sey ihm endlich dieser Cornelius Nepos vorkommen, welchen er noch zur Zeit nicht gedolmetschet gesehen, auch in keine Erfahrung bringen können, daß es von jemanden unternommen; unangesehen er zum fleißigsten nachgeforschet, damit er sich nicht etwa einer Arbeit unterfangen möchte, die bereits von andern und vielleicht mit größerer Geschicklichkeit wäre verrichtet worden. u. s. w. Ich habe zwar noch ein Exemplar, welches das Jahr 1665. auf dem Titel führet, allein wie der Augenschein giebt, so ist es eben dieselbe Ausgabe und nur der Titel umgedruckt. Eine Probe von der Uebersetzung mag der Anfang der Vorrede des Cornelius abgeben: Ich zweifele gar nicht, mein lieber Atticus, daß sich viele finden werden, welche diese Schreibart geringe, liederlich, und vortrefflichen Leuten unwürdig zu seyn schätzen und achten dürften; absonderlich wenn sie werden erzehlen hören, wer den Epaminondas die Singkunst gelehret, oder auch daß bey Namhaftmachung seiner Tugenden, unter andern gedacht wird, daß er nicht allein wohl und zierlich getanzt, sondern auch künstlich auf der Flöte gepfiffen. Aber das werden etwan diejenigen seyn, so der griechischen Sprach unkundig, nichts billigen, als was mit ihren eigenen Sitten überein stimmet.

Zur 18. S. David Garders deutschredender Nepos.

Der Autor heißt nicht Garder sondern Harder. Der völlige Titel lautet so: Deutschredender Cornelius Nepos, mit schönen Anmerkungssprüchen aus den Lebensbeschrei-

ſchreibungen von den hochberühmten Kriegesgeneralen, ſammt einem nützlichen Regiſter, hervorgegeben von David Hardern, Greifswaldern. Greifswald, in Verlegung Otto Reumans, 1658. 8. 366. S. ohne die Zuſchrift und Vorrede. Von dem Verfaſſer kann ich ſo wenig Nachricht geben, als das Gelehrten-Lexicon, außer daß aus der Vorrede erhellet, daß er in Greifswald, Schule gehalten und in einem beygefügten Gratulations Carmine wird er Philoſ. & Miniſterii ſacri Candidatus genennet. Um auch von dieſer Ueberſetzung eine Probe zu geben, und mit der vorigen zu vergleichen, will ich den Anfang herſetzen: Mir zweifelt nicht, lieber Attice! daß es wohl die meiſten ſeyn werden, die dieſe Art zu ſchreiben für gar ſchlecht halten, und die der fürtrefflichſten Leute nicht werth genug ſey: wann ſie werden leſen, daß berichtet worden, wer dem Epaminondä die Singkunſt gelehret, und unter ſeinen Tugenden gedacht werde, daß er gar artig getanzet und künſtlich auf Flötichen geſpielet habe. Aber es werden bey nahe wohl dieſe ſeyn, die in den griechiſchen Dingen unerfahren, und nichts, ohn was mit ihren Gebräuchen übereinkommt, recht zu ſeyn meynen werden.

Zur 19. S. lateiniſch und deutſch durch Sculte-tum, Hartnaccium, und Weſthofium.

Meine Edition iſt in 12. 648. S. Es fehlet aber das Titelblat. Die Ueberſetzung iſt nach Art der Rheniſchen und Hartnackiſchen von Wort zu Wort.

Meine Ausgabe der Hartnackiſchen Ueberſetzung iſt Hamburg 1713.

Westhofens Uebersetzung ist so betittelt: Französisch-deutsch-lateinischer Cornelius Nepos von Wort zu Wort, nach Ordnung der ordentlichen Construction denen Liebhabern der französischen und deutschen Sprache zu sonderbarem Dienste und großen Nutzen, erkläret durch Johann Paul von Westhof, ehebessen Prof. Extraord. zu Wittenberg, anitzo hochfürstl. regierenden Durchl. zu Sachsen Weimar Cammersecretarium. Hamburg, bey Gottfried Liebzeiten, 1703. 8. 536. S.

Zur 19. S. *Curtius* übersetzt von Lehsten.

Die sechste Ausgabe ist gedruckt 1696. 8.

Zur 20. S. *Curtius* eines Ungenannten.

Der völlige Titel Q. Curtii Rufi gegebene Nachricht von dem Leben und von denen Thaten Alexandri des Großen, welche in die reine deutsche Sprache, übersetzet, wie auch mit lateinischen Phrasibus, und vielfältigen Anmerkungen, und ausführlichen Supplementis versehen worden ist; nebst einer Vorrede, worinnen unterschiedene Anmerkungen von denen deutschen Uebersetzungen vorgestellet werden. Halle im Magdeburgischen Anno 1720. zu finden in der Rengerischen Buchhandlung. 8. 894. S.

Zur 21. S. Jacob Friedrich Reimanns Horatius Leipzig 1707. 8.

Horatii Odarum Libri III.

Morhofius hat etliche Oden in deutsche Verse gebracht, welche in dessen Gedichten zu finden.

Götten im itztl. Gel. Europa gedenket ihrer bey dem Verzeichnisse seiner Schriften auch nicht. Vielleicht

ist

ist es auch nur ein Irrthum und vielleicht hat folgende Uebersetzung dazu Gelegenheit gegeben.

Horatius Enucleatus, das ist, Q. Horatius Flaccus verdeutschet, also, daß erst der Text von Wort zu Wort erkläret, hierauf die darinn enthaltenen Phrases und poetische Redensarten lateinisch und deutsch heraus gezogen, und die in den fünf ersten Büchern liegende Loci communes und Lehren hinzu gefüget, auch dieser zweyten Edition die verdeutschten Satiren angehenget sind; dergestalt daß die Schuljugend diesen nützlichen Autorem für sich selbst lesen und guter massen verstehen kann, heraus gegeben von J. R. Leipzig bey Joh. Christ. König, Buchhändl. in Goßlar 1707. 9½. S. 8. Wer dieser J. R. sey, weis ich nicht. Vielleicht ist es der auf eben dieser Seite angeführte Jacob Rothe oder welches mir glaublicher vorkommt, der p. 459. dieses ersten Bandes der Crit. Beyträge angeführte Joachim Sulfft. Die Uebersetzung ist in ungebundener Rede.

Zur 23. S. Schwefel.

Der Uebersetzer heißt nicht Schwefel, auch nicht Schwefer wie im Register steht, sondern Schweser. Der verdeutschte Justinus oder XLIV. Bücher derer Geschichtsbeschreibungen des Justinus aus dem Pompejus Trogus ver dessen in das deutsche übergebracht, und auf gnädiges Begehren einer hohen fürstlichen Person vor fünf Jahren erstlich zum Drucke befördert von Johann Friedrich Schwesern, beyder Rechte Doctorn. Itzo aber aufs neue übersehen, von seinen vorigen Druckfehlern gesäubert und fleißig corrigiret. Cassel gedruckt bey Salomon Schadewitz, in

Verlegung Johann Schützen in Cassel im Jahr 1660 8. 604. S. Der Anfang des ersten Buchs kann zur Probe dienen; im Anfange derer Dinge, derer Völker und Einwohyer der Erden war die Regierung bey den Königen: Welche zu solcher hohen Herrlichkeit nicht die Bewerbung bey dem Volke, sondern die unter guten Leuten bewerte und vernünftige Bescheidenheit erhub. Das Volk wurde nicht durch Gesetze im Zaume gehalten: Was den Fürsten gut dauchte, das war an statt der Gesetze. Ihre Weise war mehr die Grenzen des Reichs zu vertheidigen, als zu erweitern: Einem jeden ward innerhalb seinem Vaterlande das Reich umbgrenzet. u. s. w. Die vierte Edition ist 1697. zu Cassel 8. heraus gekommen, ohne des Uebersetzers Namen, welcher aber auf dem vorgesetzten Titelkupfer stehen geblieben.

Ouidii Libri amorum.

Das Buch Ouidii von der Liebe zu erwerben, auch die Liebe zu verschmehen. Als Docter Hartlieb von latin zu tütsch bracht hat. Getruckt und vollendet zu Strasburg von Martino Schotten nach Christus Geburt MCCCLXXXIII. Jar. Uf Zinstag nach Sant Gertrutentag, aber nit darum daß vollbracht werd schand und übel, sunder vermitten werd. Wann nit Böß ist Böß künden, aber Böß zu vollbringen. Dann unwissend übel mag nit vermitten werden.

Vid. Pars I. Iudicis Schwarz. p. 22.

Zur 33. S. *lin.* 5. Ungebundener.

* Ist ein Druckfehler. Adami Uebersetzung ist in Versen.

Plau-

Plauti Comoediae.

Amphitruo. Comödia inhaltend die Empfängniß und Geburt Herculis aus dem lateiniſchen Marci Accii Plauti verteutſcht durch M. Wolfarth Spangenberg. Straßb. durch Ant. Bertram 1608. ſ. in dem Verz. deutſch. Schauſp. bey der deutſchen Schaubühne.

Zur 38. S. *Salluſtius.*

C. Crispi Salluſtii Beſchreibung des catilinariſchen und jugurthiniſchen Krieges, welcher in die reine teutſche Sprache überſetzet worden iſt und nach Art des bereits gedruckten Cornelii Nepotis der latein-begierigen Jugend zum beſten heraus gegeben wird von M. Caſp. Gottſchling, Siles. Lyc. Neobr. Rect. und Bibliothec. Halle im Magdeburg. 1719. zu finden in der Rengeriſchen Buchhandlung 12. 434. S.

Terentii Comoediae.

Ain maiſterliche und wolgeſezte Comedie zu leſen und zu hören luſtig und kurzwylig, die der hochgelert und groß Maiſter und Poet Therencius gar ſubtile mit großer Kunſt und hohen Flyß geſetzt hat, darin man lernet die genennet aigenſchaft und ſitten der Menſchen des gemainen Volcks erkennen. Darum ein yeder ſo durch leſen oder hören des Wiſſen empfachet ſich deſterbas vor aller Betrügnüß der böſen Menſchen mag hütten und wiſſen zu bewaren. Dieſe Comedia hat Hanns Nythart zu Ulm laſſen drucken den Cunrad Dinckmut. Nach Chriſts Geburt MCCCCLXXXVI. fol. additis figuris ligno incisis.

Vid. Pars. I. Indicis Schwarz. p. 26. Conf. Beyträge 32tes Stück p. 490.

Zur 41. S. *Suetonius* durch Philomuſim.

Philomuſen verdeutſchter Suetonius über die zwölf erſte römiſche Kaiſere. Gedruckt zu Copenhagen bey Georg Lamprecht im Jahr 1663. 8. 652. S. zu Ende der Dedication unterſchreibt ſich der Ueberſetzer Henrich Detlef Graf von Holken.

Zur 48. S. *Vegetius. Vegetius de re militari.*

Romaniſche Kriegskunſt, ins deutſche überſetzt von Joh. Jac. von Wallhauſen in ſeiner romaniſchen Kriegskunſt Frankf. 1616. fol. ſ. Lünigs Corp. Jur. Milit. im Anhang p. 627.

Ob eine vollkommene Ueberſetzung von dieſem Wallenhauſen verfertigt ſey, ſollte ich faſt zweifeln, wiewohl ich den Titul alſo in einem Catalogo gefunden.

Iuſtiniani inſtitutiones.

Verdeutſcht durch Iuſtinum Gobeler 1551. fol. item deutſch zu Ingolſtadt 1614. fol. deſſen Ausgeber mir unbekannt iſt.

Zur 49. S. *Virgilius. Virgilii Bucolica.*

Bucolica in vſum puerorum germanice reddita per M. Steph. Riccium. Acceſſerunt item germanica argumenta vnde cuiuslibet Eclogae ſenſus intelligi queat. Lipſiae 1573. 8.

Zu Ende des Buchs ſteht: Finis Bucolicorum, quae primum germanice ſunt reddita & in publicum edita Anno 1567 die 5 Februarii. Deinde vero recognita & germanicis argumentis aucta deſcripta & finita anno Domini 1572 die 23 Maii. cet.

Eiusdem Georgica.

P. Virgilii Maronis Georgicorum Libri IV. in vſum ſtudi-

ſtudioſae iuuentutis germanice redditi & editi a M. Stephano Riccio ſeniore, Stetini 1664. 8.

Die Zuſchrift iſt abgegeben ex praepoſitura lyſſena anno 1571 X Cal. Octob. woraus zu ſchließen, daß wenigſtens eine Auflage vor dieſer hergegangen ſey.

Zehn auserleſene Hirtenlieder des Poeten Maronis in deutſche Reime überſetzt. Halle 1648. 8. ſ. Stoll. Hiſt. d. Gel. p. 208.

Nic. Baerii deutſche Ueberſetzung der Eklogen des Virgilii, Bremen 1711. 4. Eb. daſ. mit ganz neuen Zuſatzen p. 83.

Das IV. Buch der Aeneis des Virgilii von Benjamin Neukirchen unter Hauck. Gedichten IV. Th. p. 155.

Um der Connexion willen, will ich gleich zum dritten Bande der Crit. Beytr. fortgehen, und meine geſammlete Nachrichten von Ueberſetzungen alter griechiſcher Scribenten mittheilen, das übrige aber bis auf andre Zeit verſparen.

Zum 3. B. 29. S. *Claji Grammatica.*

Die neunte Edition 12. gedruckt 1677. 308. Seiten. Die Zuſchrift iſt nicht dabey. Der etwas veränderte Titel lautet ſo: Grammatica Germanicae Linguae, ex optimis quibusque Autoribus collecta, opera & ſtudio M. Johannis Claji, Herzberg. Editio nona. Lipſiae, Apud Haeredes Henningi Groſi junioris. Merſeburgi, Literis Caspari Forbergeri Anno 1677.

Zur 197. S. *Aeſopus. Fabulae Aeſopicae.*

Eſopus der hochberühmte Fabeldichter mit etlichen zugelegten Fabeln Rinnicii und Aviani endet ſich hie: Gedruckt und vollendet in der Kaiſerlichen Stat Augſp. von Hannßen Schönſperger, am Dornſtag nach Sant

Bartholome. Nach Christi Geburt MCCCC. und LXXXXVIII. fol. cum figuris ligno descriptis.

Vid. Pars II. Indicis Schwarz. p. 61.

Aesopi Fabuln in deutsche Reimen nach itziger Art und möglichster Kürze gekleidet von Johann Friedr. Riederer. Norimb. Coburg verlegts Paul Günther Pfotenhauer, privil. Buchhändler 1717. 8. 135. S die XXX. Fabel von dem Wolf und gemahlten Kopf.

Ein Wolf fand in des Künstlers Zimmer
Ein trefflich schön gemahltes Haupt,
Er wand es um, beschaut es immer.
Indem er solches lebend glaubt.
Doch endlich merkt er ohngefehre,
Daß es ein lebloß Wesen wäre
O sprach er gleichsam leiß und sachte:
Nun seh ich wie es ist bewandt,
Es ist zwar, wenn ich dich betrachte,
Viel Kunst an dir, doch kein Verstand,
Darüber ich mich fast verwunder,
Von außen schön doch sonst nichts drunter.
Es ist wohl etwas schön zu heißen
Und niedlich außen von Gestalt,
Doch innerlich sich närrisch weisen,
Gebiehret eine Feindschaft bald,
Ich wollt zum Wachsthum meiner Seelen
Die innerliche Schönheit wehlen.
Sieht man gleich noch so auserlesen,
Und führet Thorheit in dem Schild,
So ist man doch ein todtes Wesen,
Ein sprachlos Haupt, ein hölzern Bild,
Ist gleich ein Narr von Alabaster,
So denk: Je schoner je verhaßter!

Die übrigen sind noch viel schlechter gerathen.

Zur 207. S. *Cebes.*

Griechisch, lateinisch und deutsch c. n. Aug. Bischoff. Jen. 1710. 12. s. Cat. Bibl. Fabric. Tom. I. Sect. II. p. 246. n. 3599.

Zur

Zur 210. S. *Epictetus.*

Griechisch lateinisch und deutsch c. n. Jo. H. Reizii. Idstein. 1721. f. eb das. p. 245. n. 3580. Epictetus und Cebes deutsch durch Joachim Gerdes Stockholm. 1649. 12. p. 246. n. 3589.

Zur 213. S. *Euclides.*

Christ. Scheßler Euclidis 15. Bücher deutsch auf eine besondere kurze Art, jedoch ausführlich abgehandelt mit erforderlichen Kupferfiguren zweyte Auflage 8. Dresden bey Gottl. Christ. Hilschern. s. Leipz. Ostermeß Cat. 1729. S. auch das XXVI. St. dieser Beyträge.

Zur 224. S. *Juliani Imperatores.*

* Die Kais. des Juliani, das ist eine anmuthige Satyra, oder Schimpfgedichte des abtrünnigen Kaisers Juliani, in welcher eine Vergleichung beynahe aller römischen Kaisere, so vor ihm regieret, wird angestellet, und von deroselben Leben und Wandel ein vernünftiges Urtheil abgefasset. Aus dem Griechischen ins Deutsche gebracht und mit nützlichen Anmerkungen erkläret, durch einen Liebhaber guter Wissenschaften und Sprachen. Hamburg, in Verlegung Johann Naumanns, Buchh. im Jahr 1663. 12. 196. Seiten, ohne die Vorrede.

Zur 145. S. *Xenophontis Hieron.*

Hieron, oder die wahre Beschaffenheit des königlichen Lebens, aus dem Griechischen des Xenophons in die deutsche Sprache übersetzet von Maximilian Rudolph Helvetius, nebst beygefügtem kurzen Anhang, wie dieses Gespräche mit Nutzen bey der Jugend zu gebrauchen. Sammt einer Vorrede Christ. Gottl. Schwarzens, P. P. in Altdorf. 4. 12. Bogen. 1736. Leipz. gel. Zeit. 1736. n. XCV. p. 844.

Fast auf eben die Art könnte man ein Verzeichniß derjenigen Scribenten verfertigen, welche die **Bücher der Bibel in deutsche Reimen** einzukleiden sich haben gefallen lassen. Ich habe derselben schon eine große Menge zusammen gebracht, die ich, wenn es verlangt wird, und einigen Nutzen schaffen kann, gerne auch mittheilen will. Nur eine Probe davon zu geben:

Die fünf Bücher Mosis.

Die 5. Bücher Mosis gesangsweise Straßb. 1528. 8. Cat. Joh. G. Rabener p. 65. n. 917.

Das Buch Hiob.

Das Buch Hiob in deutschen Versen. Wittenb. 1638. 4. Bibl. Cat. p. 17. n. 226. der Autor ist vielleicht Ludovicus, Fürst zu Anhalt, s. Gel. Lex. P. I. p. 1866.

Der Psalter.

Der Psalter Davids in Gesangweis gestellt durch Hannßen Gammersfelder. Nürnb. 1542. 8. Bibl. Anon. Nurnb. ap. Schmid. 1738. p. 259. n. 22.

M. Cyr. Spangenberg der ganze Psalter Davids, darneben alle andere Psalmen und geistliche Lieder im alten und neuen Testament samt vielen Denksprüchen der lieben Heiligen Gesangsweise gefasset. Frankf. 1582. 8. Bibl. Mohl. p. 595. n. 524.

Die Psalmen Davids in deutsche Gesangsreimen gebracht durch Casparum Ulenbergium samt andern Lobgesängen A. und N. Testaments. Cölln bey Frenkeln 12. 1603. s. Meß-Cat.

Franc. Algermann. himmlische Cantorey, d. i. Der Psalter Davids Gesangsweise samt den Melod. Hamb. 1604. 8. Bibl. Fabric. I. A. T. I. Sect. I. p. 360. n. 4995.

Wulff.

Wulff. Striccii Pſalter Davids Reimweiſe überſetzt Helmſt. 1607. 8. Bibl. Muhl. p. 592. n. 487.

Zach. Eirings Pſalter Davids, Salomon und Syrach in deutſche Reimen gebracht. Laugingen 1608. 8. ſ. eb. daſ. p. 361. n. 5006.

Jon. von Elverfelden bewährte Arzneykunſt aus den Pſalmen, in Reimen. Schlesw. 1609. 4. Bibl. J. A. Fabric. P. I. Sect. I. p. 361. n. 5007.

Seelen Luſtgart. d. i. der ganze Pſalter der deutſchen Dollmetſchung in rechte deutſche Reimen Art gericht, durch Melchior Guldin, Stadtſchreibern der Stadt St. Gallen. Zürch und Baſel bey Ludwig König. 1610. 12. Meſſ. Catal.

Joh. Wüſtholzen Lutheriſcher Lobwaſſer, oder die Pſalmen nach Lobwaſſers Melodeyen zu ſingen. Rotenb. 1621. 12. Bibl. Fabr. ib. p. 362. n. 5018.

Joh. Vogels Pſalmen Davids, ſammt andern heil. Geſängen in deutſche Verſe geſetzet. Nürnb. 1638. 8. Eb. daſ. p. 362. n. 5028.

Mart. Opitzen Pſalmen Davids. Baſel 1640. 16. Eb. daſ. n. 5021.

* Buchholzens Pſalmen Davids im 1. Theile ſeiner deutſchen geiſtlichen Poematum. Braunſch. 1651. 12.

Chriſt. von Stöcken neugeſtimmte Davidsharfe. Schlesw. 1656. Bibl. Fabric. l. c. n. 5027.

Wolfg. Helmh. Freyh. von Hoberg Luſt- und Arzneygarten Davids oder deſſen Pſalmen in deutſche Verſe überſetzet. Regenſ. 1675. 8. Eb. daſ. p. 361. n. 5010.

Fried. Gundelwein Pſalter d. i. Lob- oder Liederbuch Davids in Reime gebracht Magdeb. 1615. 8. Eb. daſ. n. 5007.

* Caspar Baums Psalmen Davids. Cassel 1695. 8.

* Michael Müllers Psalmen Davids 1700. Stutgart. 8.

* Ernst Langens Cl. Psalmen. Danzig. 1720. 8.

J. Gerup Psalmen Davids nach üblichen Melodeyen in deutsche Verse gebracht. Zelle 1719. 8. Bibl. Fabric. l. c. p. 361. n. 5008.

Joh. Otto Dürkops Uebersetzung der heil. Psalmen Davids Hamb. 1715. Eb. das. n. 5005.

Ge. Heinr. Langen deutsch-singender David Straßb. 1726. 8. s. Eb. das. n. 5014.

Anna Elis. Behaimin Psalmen Davids. Nürnberg 1723. 8. Eb. das. p. 360. n. 5000.

Eines vornehmen Evangelischen Ministers Uebers. des Psalters in Verse, Lemgo 1729. 8. Eb. das. p. 362. n. 5019.

Joh. Schönen Psalmen Davids in Versen. Bremen 1727. 8. Eb. das. n. 5025.

Lobwassers, Melißi, Beckers und anderer ꝛc. **Das übrige nur kürzlich anzuführen:**

Der Prediger Salomo.

Von Joach. Holke Stettin 4. Bibl. Fabric. T. II. Sect. II. p. 309.

Das hohe Lied Salomonis.

Von Opitz, Graf Henkel, Neukirch, Philipp von Zesen, Beccau und Ernst Müller.

Die Klaglieder Jeremiä.

Von Opitz und Gottl. Stollen, und Peter Geyer.

Der Prophet Jonas.

Von Ambrosio Papen, Comedienweis, Opitzen und Conr. Grafen 1564. 8.

Das

Das Buch der Weisheit.

Von Eyring und Reichenbach.

Jeſus Syrach.

Von Magdal. Heymeyerinn, Zacharias Eyring, Mich. Schirmer und Joh. Hildebrand.

Das neue Teſtament.

Das neue Teſtament in deutſche Verſe gebracht von H. Brendel. 1694. 8. ſ. Cat. Bibl. Chriſt. Dan. Meybringk. (Halberſt. 1736.) p. 266. n. 2118.

v. Marin.

III.

Petri Rami Dialectica, verdeutſcht vnd mehrers teils mit bibliſchen Exempeln wie auch mit etlichen Anzeigungen erkiert. Zu dem Ende, das die anbefohlene Jugend ſowohl in Vergleichung der Sprache, als in der Rechte dieſer Kunſt Erkendniß, vnd weitleuftigem lieblichem Gebrauche deſto fleißiger vnterrichtet vnd geübt werde. Durch Fridericum Beurhuſium Menerzhagenſem, der Dortmundiſchen Schulen Rect. Ao. MDLXXXVI.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſes Buch als einen Beweis anführen wollte, daß ſich die tiefſinnigſten Wahrheiten der Metaphyſik und Logik in unſerer Mutterſprache ſchön und deutlich vortragen ließen. Vielmehr werden diejenigen etwas für ſich darinnen finden, bey denen eine gelehrte und eine lateiniſche Schrift einerley heißt, und denen ein Buch in barbariſchem Lateine deutlich und angenehm, ein Werk in

erträg-

erträglichem Deutsch aber dunkel und ekelhaft ist. So oft diese guten Leute eine Redensart oder ein Kunstwort hören, das man auf eine ungeschickte Weise ins Deutsche übersetzt hat, so oft triumphiren sie und machen den vortrefflichen Schluß: Unser Deutsch sey zum Vortrage der Wissenschaften ganz und gar nicht fähig. Ihr Urtheil ist eben so gegründet, als die Meynung derjenigen ist, die behaupten, die wolfische Philosophie sey mit einer barbarischen Schreibart nothwendig verbunden: wenn sie die abgeschriebenen Disputationen junger Leute sehen, die aus der Schule entwischt sind, so bald sie mit dem Nepos fertig waren; und die Catheder besteigen, so bald sie den Cursum durchlaufen haben.

Ob unser gegenwärtiger Uebersetzer die Geschicklichkeit besessen habe, P. Rami Gedanken gehöriger maßen ins deutsche zu bringen, davon können unsere Leser aus einigen Ueberschriften der Capitel, so wir hersetzen wollen, schon ein Urtheil fällen. Es handelt nämlich des ersten Buches 3. Cap. **Von gebärender und erhellender wirklicher Ursachen**, 5. Cap. **Von der wirkender Ursachen durch sich selbst oder durch ein Zufall**, 6. Cap. **Von den Materien oder dem Zeug**, 7. Cap. **Von der förmlichen Ursache oder Gestalt**, 8. Cap. **Von den endlichen Ursachen**, 9. Cap. **Von den Werken**, 10. Cap. **Von dem Untergeworfenen**, 11. Cap. **Von dem zugefügten Zufall, oder Anhang und Umständen** u. s. w. Der Uebersetzer hätte keinen klügern Streich angeben können, als daß er die lateinischen Kunstwörter hat auf den Rand setzen lassen. Denn dadurch kann iedweder der auch die lateinische Grundschrift nicht besitzt, lernen, daß die angeführten Capitel de causſa effici-

efficiente, procreante & conservante, de causa efficiente per se & per accidens, de materia, de causa formali, de causa finali, de effectu, de subecto, de adiuncto, handeln. Was aber der Uebersetzer mit diesen Worten haben wolle: **Zum vierten wird auch das** *Obiectum*, **der Anblick eines Dinges, durch das aufliegende Ding, das an jhme sich bearbeitet, erweiset vnd erkleret**: das müssen wir unsern Lesern nur durch eins seiner beygefügten Exempel deutlich zu machen suchen: **Apoc. 13. wird das Antichristische Thier dadurch auch erklert, das jme Göttliche Ehr zugemessen soll werden.** Kurz der Uebersetzer hat so übersetzt, wie noch zu unsern Zeiten einige Schulmeister, die doch auch der deutschen Sprache Ehre machen wollen, zu übersetzen pflegen, das ist: Wie ein Schulknabe übersetzen würde, der die Wörter so hinschriebe, wie er sie in einem hundertjährigen Wörterbuche deutsch gegeben fände. Wir wollen eine Probe beyfügen, aus der man urtheilen kann, ob ein Deutscher der kein Latein versteht, daraus etwas begreifen werde. Es ist des 1. Buch 15. Cap. Wir wollten gerne das Blatt anzeigen, allein die Blätter sind nicht mit Zahlen bezeichnet.

Von den Widerstrebenden.

Welche sind die Widerstrebende?

Aduersa. „Die Widerstrebende sind solche verjahen-„de Widrige, vnd die vnter einander als recht vber „oder gestracks entgegen stets vnd allwege widerstreben.

Gib einfältige solche Argumente.

„Gleubig vngleubig, Tugend Schande, Verder-„ben Erhalten. Friede Krieg, Freyheit Eigenthumb, „Weis, Schwartz ꝛc.

Gib

Gib geſetzte Exempel.

„Die Widerſtrebende werden oft gebraucht, wie „auch andere Gegengeſatzte, einen Unterſchied zu machen, oder wie das eine das andere austreiben pflege oder ſolle.

Johann 20. ſpricht Chriſtus:

„Reiche deine Hand her, vnd lege ſie in meine Sei„ten, vnd ſey nicht vngleubig, ſondern gleubig.

Es folgen hierauf, ſo wie bey allen andern, ſolche Gelegenheiten, eine Anzahl bibliſche Sprüche, durch welche die Lehren der **Vernunftkunſt** oder **Verſtandskunſt** wie der Verfaſſer Dialectica und Logica deutſch giebt, ſollen erläutert werden.

Den Grund von dieſem Verfahren giebt der Verfaſſer in der an zwey Gebrüdere von Altenbochum gerichteten Zuſchrift, folgendergeſtalt an: **Nachdem die heilige göttliche Schrift ſo ein beſonder vom Himmel geoffenbaret Gottes Werk iſt, das die göttliche vnd zeitliche darinn begriffene Weisheit dem menſchlichen und fleiſchlichen Verſtande eine Torheit, vnd derwegen für ſich vnbegreifflich iſt, vnd aber gleichwol der Gebrauch der gemeinen Weltkünſten als nemlich der Verſtandkunſt der *Dialectica*, der Sprach- oder Wortkunſt *Grammatica*, vnd der Redekunſt *Rhetorica* genannt, in wolgemeldter heiligen göttlichen Schrift angezeigt vnd erwieſen wird. Als haben zu allen Zeiten etliche Leute ſolches in Bedencken gezogen, wie doch vnd welchermaßen menſchliche Kunſtartigkeit ſich mit den geiſtlichen und verborgenen Dingen vergleichen vnd reimen könne, das daher auch etliche, welche die *Dialecticam* dermaßen**

ange-

angesehen, als wenn sie nur aus menschlicher Vernunft erdacht, eitel Menschen Gedanken vnd Weisheit lehrete, es dafür gehalten, als sollte die *Dialectica* in der *Theologia* keinen Gebrauch vnd keinen Nutzen haben. Ob nun wol solche Meinung auch etlichen vnter den Gelehrten ist eingebildet gewesen, so ist doch die Sache in der Wahrheit, viel anders geschaffen. Er meynt nämlich nicht: Als köndte die menschliche Vernunft solche Künste erdichten, die fein vnd richtig mit der heiligen Theologia einstimmeten, sondern das in der Wahrheit die Künste von Gott selbst ihren Vrsprung haben, von den ersten Eltern vnd Patriarchen erst angefangen, vnd also in die ganze Welt von Hande zu Handen für und für ausgebreitet worden. Ohngeachtet wir diesen Satz nicht ganz leugnen können, so zweifeln wir doch, ob des Verfassers Vsus Dialecticae Rameae in Theologia nichts in sich enthalte, davon er nicht unter Seths Nachkommen denjenigen zeigen könne, der es entdeckt. Wir möchten doch gerne wissen, ob die Lehre de oppositis & disparatis etwa noch zur Philosophia antediluviana gehöre, und ob Abraham, Isaac, Jacob, oder wenigstens Joseph die Regeln der Syllogismorum in Ordnung gebracht haben. Wir haben nicht nöthig, die philosophischen Sätze dadurch zu heiligen, daß wir die Gläubigen des alten Testaments zu Erfindern machen. Diesen Erzvätern war ein Lehrgebäude nichtiger Wahrheiten so unbekannt, als die neue Welt, das Schießpulver oder die Buchdruckerkunst.

Man

Man kann itzo den Gebrauch der Vernunft in der Gottesgelahrtheit mit mehrer Gründlichkeit zeigen: es ist aber doch auch nicht unangenehm zu sehen, daß die Anwendung der Philosophie auf die Offenbarung nicht so neu ist, als sie gewisse Eiferer ausschreyen.

Der Verfasser dieser Uebersetzung hat vor die Zuschrift, noch einen Brief an seinen Verleger gesetzt, von dem wir den Anfang herschreiben wollen, weil man daraus den Ursprung seines Unternehmens sieht:

Beurhusius Ottoni von Rißwicke.

„Großgünstiger Otto, was anlanget Dialecticam „P. Rami, wie ich dieselbe vnser Schulen einseltig ver„deutscht dictirt, als ihr denn von etlichen vnser Disci„pulen recht berichtet, kan ich leiden, das die also ab„gedruckt, vnd auch andern mitgetheilt werde, mit „dieser Erwegung, das die Gelehrten, ob wol die „Kunstworte schwerlich, oder etliche gar nicht verdeutscht „mögen werden, (welches auch die Latini vnd ohne Zwei„fel die Graeci selbst in jren Sprachen erfaren, sie den„noch nichts liebers sehen, denn das die liebe Ju„gend, auf diese und andere gute Wege am fleißigsten „vnterrichtet vnd geübet werde, vnd zweifele nicht, sie „werden auch gern das ihre mit Rath und That mit „dazu thun, daß die freyen Künste ferner verdeutscht, „vnd zu mehrerm gemeinen Gebrauche weiter ausge„breitet werden, u. s. w. Die damaligen Gelehrten müssen andere Grundsätze gehabt haben, als diejenigen unter den itzigen, die gleich denken: die Barbarey sey von der Thüre, wenn sie ein deutsch Buch von einer Wissenschaft zu sehen bekommen; und die es einem Schulmanne am allerwenigsten zu gute halten würden;

wenn

wenn er diese Barbarey durch Uebersetzungen befördern hülfe. Vielleicht wird es diesen Leuten den deutschen Vortrag der Wissenschaften erträglicher machen, wenn sie hören, daß man schon vor 150 Jahren dergleichen versucht, und daß sich Beurhusius von einem solchen Vortrage versprochen: die Jugend solle **dadurch am** *Studio* **auch feuriger und zu täglichen Händeln bequemer werden.** Man sieht hiermit wohl, wie des Verfassers Absicht nicht gewesen ist, daß die Jugend die Regeln der Dialektik auswendig lernen, und nach Papageyenart dem Lehrer nachsprechen sollen: sondern daß er sie gleich zu Anwendung dieser Lehren hat anführen wollen. Wir müssen also wenigstens seinen Endzweck loben, ohngeachtet viele Umstände ihn nach den damahligen Zeiten verhindert, dasjenige zu erfüllen, was man mit Recht von einem fodern kann, der itzo dergleichen Arbeit unternimmt.

Vielleicht glauben unsere Leser, daß ihnen von diesem Werke bisher genug gesagt sey. Doch wir dürfen hier noch nicht abbrechen. Bücher, die in ihrer Art die ersten sind, haben allezeit vor den übrigen ein gewisses Vorrecht. Derer jenigen ihre Bemühungen sind besonders merkwürdig, die in einer Wissenschaft, oder in einem gewissen Vortrage der Wissenschaften das Eis gebrochen haben: gesetzt, daß sie dabey, wie ein scharfsinniger Kopf sagte, etwas tief ins Wasser getreten wären. Durch die Fehler der Vorgänger sind die Nachfolger gewitzigt worden, und also muß man in den Nachrichten von der ersten ihren Bemühungen, auch diese Fehler nicht vergessen. Wir können zwar von gegenwärtigem Werke nicht

völlig sagen, daß der Verfasser den Anfang gemacht, die Vernunftlehre deutsch vorzutragen; denn so viel haben wir aus Herrn Stiebritzens unlängst herausgekommenen Vorlesungen über Herrn Wolfs kleine Vernunftlehre gelernt, daß Herr Feuerlin in Actis philos. n. V. p. 476. **Ortholph Fuchspergers wahre Dialectik** anführt. Eben dieser Herr Stiebritz nennet auch, ohne das Jahr zu bestimmen, *M.* **Wolfgang Büttners, Pfarrers zu Wolfferstadt im Amte Alstedt, deutsche Dialectik**, wegen welcher er sich auf Herrn Heumanns Acta philos. T. XVI. n. 3. p. 536. beruft. Indessen wird unsere Uebersetzung doch noch unter die ersten deutschen Vernunftlehren können gezählt werden, gesetzt, daß es die andere oder dritte wäre. Wir wollen also ein Verzeichniß der meisten hierinn gebrauchten philosophischen Kunstwörter geben: damit sie sehen können, wie man sich vor 200 Jahren in philosophischen Sachen deutsch ausgedruckt. Unsere Leser mögen nun, nachdem sie gesinnet sind, entweder die Glückseligkeit unserer Zeiten prüfen, da man itzo diese Sachen viel schöner deutsch geben kann; oder den im Anfange dieser Nachricht erwähnten Schluß machen: die deutsche Sprache sey vor 200 Jahren zum Vortrage der Wissenschaften eben so ungeschickt gewesen, als sie es itzo ist.

Adiunctum, das zugefügte
Aduersa widerstrebende Dinge.
Argumentum, Argument oder Zeigewort.
- - artificiale, kunstreich.
- - inartificiale, unkunstreich.
- - primum, erstes.
- - ortum, erwachsen, ersprossen.
- - simplex, schlecht.
- - comparatum, vergleicht.
- - consentaneum, einig, einhällig.
- - dissentaneum, uneinig, streitig.

Axioma, ein Klarspruch.

Axi-

Axioma adſirmans, verjahend
- - negans, verneinend.
- - ſimplex, einfältig.
- - compoſitum, zuſammengeſetzt.
- - homogeneum, verwandſpruch.
- - generale, gemein.
- - ſpeciale, beſonder.
- - particulare, unbenennt.
- - proprium, namhaftig.
- - copulatiuum, gebunden.
- - congregatiuum, ſammlend.
- - ſegregatiuum, ſcheidend oder Scheideſpruch.
- - connexum, beſchiedener.
- - diſcretum, unterſchiedener.
- - diſiunctum, abgeſonderter.

Cauſſa efficiens ſ. procreans, gebährende, oder wirkliche Urſache.
- - conſeruans, erhaltende.
- - per ſe, wirkende Urſach durch ſich ſelbſt.
- - per accid. durch einen Zufall.
- - materialis, die Materia oder das Zeug.
- - formalis, formliche Urſach oder geſtalt.
- - finalis, endliche Urſache.

Cryptica methodi, die fürſätzige Verhüllung und etwa Verkehrung der richtigen Ordnung.

Definitio, Beſchreibung oder Erörterung.

Deſcriptio, weitläuftige Beſchreibung.
- - diſſentanea, Uneinige.

Deſcriptio diuerſa, verſchiedene.
- - oppoſita, gegengeſetzte.
- - diſparata, abgeſonderte, abgetrennte.
- - contraria, widrige.
- - adſirmantis, verjahende.
- - negantis, verneinende.

Effectum, Werk.

Genus, Gemeinwort. Geſchlechtwort, oder Gemeinſchaft.
- - generaliſſimum, das allergemeinſte, der allerhöchſte, und gemeinſte Uebername.
- - ſubalternum, beydſeitiges, oder zweyſeitiges, das zu beyden Seiten ſieht, oder gezogen wird, und alſo eines höhern Beidwort oder Gattung eines niedrigern Geſchlechtswort iſt.

Species, das Bild oder die Gattung.
- - Specialiſſima, das einzige Bilde, welches unantheilig iſt, in andere Bilde (individua in alias ſpecies)

Habitus, die gefaſte Fertigkeit, Kraft oder Geſtalt.

Integrum, ganzgemachtes.

Iudicium, Erwegung.
- - axiomaticum, verſtändliche.
- - dianoeticum, bedenkliche.
- - neceſſarium, nothwendige.
- - contingens, enderliche.

Membrum diuiſionis, Glied der Austheilung.

Methodus, die richtige Ordnung.

Notatio, Wortdeutung.

Officia Ciceronis, Ciceronis Bücher von gebürlichen Werken.
Priuantia, beraubende.
Parıa, imparia, gleichmäſſige, vergleichmäßige.
Qualitatis comparatio, Vergleichung in der Geſtalt.
Relata, Gegengatten oder Wechſelworte.
Reciproce vera axiomata, Sprüche, die ſich widerkehren.
Sententiae, herrliche Sprüche.
Subiectum, das untergeworfene.
Syllogiſmus, Schlußrede.
- - ſimplex explicatus, einfältig ausgebreiteter.
- - ſimplex contractus, zugezogener.
- - connexus, beſcheidener.
- - diſiunctus, abgeſonderter.
Syllogiſmi Propoſitio, Fürſtellung.
Adſumtio, Aufnehmung.
Concluſio, Folgrede.
Enthymema, kurzſinnige Rede.
Proſyllogiſmus, Vorrede.
Anima vegetatiua, wörtende Seele.

Wenn wir mit dieſem unſerm Regiſter bey unſern Leſern nicht viel Dank verdienen, ſo liegt die Schuld nicht an uns. Wir haben es uns gewiß noch etwas ſaurer werden laſſen, als diejenigen, die ſich um die Gelehrte Welt verdient zu machen, die deutſchlateiniſchen Verzeichniſſe der in Herrn Wolfs Schriften gebrauchten Wörter nehmen; darinnen nach dem Alphabete das hinterſte zu förderſt kehren, und alſo mit vieler Müh und Arbeit ein lateiniſchdeutſches Verzeichniß aller in Herrn Wolfens Schriften befindlicher Kunſtwörter liefern. Nur das müſſen wir noch erinnern, daß Ramus einige Wörter in einem itzo ungebräuchlichen Verſtande nimmt. Das Wort axioma kann zum Beyſpiel dienen. Die vielen Arten der Klarſprüche werden unſere Leſer leicht gelehrt haben, daß es keine wolfiſche Grundſätze ſeyn können. Ramus erkläret ſich hierüber im 2ten Capitel des 2ten Buchs ſo: Iudicium eſt vel axiomaticum vel dianoëticum.

Axio-

Axioma eſt diſpoſitio argumenti cum argumento, qua eſſe aliquid, aut non eſſe iudicatur. Latine Enunciatum, Enunciatio, Pronunciatum, Pronunciatio, Effatum, dicitur. Unſer Ueberſetzer hat es ſo gegeben:

„Wie mancherley iſt die Erwegunge?

„Zweifeltig. Die Erwegunge iſt entweder ver„ſtendlich oder bedencklich.

„Was iſt die verſtendliche Erwegunge?

„Die verſtendliche iſt ein Setzunge eines Argu„ments mit einem anderen Argumente dadurch etwas „zu ſein oder nicht zu ſein ausgeſprochen vnd gerichtet „wird. Daher ein ſolch von Argumenten gemach„ter Spruch ein Klarſpruch oder ein glaubwürdig „Spruch genennet wird. Auch ſunſt ein Spruch, „Ausſpruch und Sentenz.

Man ſieht hieraus, daß Axioma wie bey den Stoikern und beym Cicero, ſo viel als ein Satz bedeute. Was das Wort Argumentum betrifft, davon redet der Ueberſetzer in einer Note alſo: „Das Wort Ar„gumentum kann nicht wohl nach ſeiner gemeinen Art „und weitläuftigen Bezeugniß verdeutſcht werden: ſo „mag mans aus dem lateiniſchen Worte nennen, ein „Argument, man möchte vielleicht verdollmetſchen „eine Zeigung, Weiſung, Weiſewort, oder Zeige„wort und Anzug. Aber es ſcheint, daß ganze Sprüche „vielmehr Zeigunge, Weiſunge und Anzüge ſeyn. Die „Argumente aber ſeyn entzle Fünde, oder Dinge und „Wörter, daraus die Sprüche gemacht werden.

„Man möchte auch das Argument nennen, einen „Fund, Vernunftkunst, Vernunftzeichen, Ursache ꝛc.

Ein Deutscher ist gelehrt, der dieses Deutsch versteht.

Man wird aus diesen Proben sehen, daß in dieser Arbeit unterschiedliches den Zeiten des Uebersetzers müsse zu gute gehalten werden. Doch ist vieles, welches er auch zu seinen Zeiten hätte besser machen können. Holzmanns Uebersetzung des Euklides, dessen in dem vorigen Stücke dieser Beyträge Erwähnung geschehen, ist ohnstreitig viel besser gerathen, als gegenwärtige Arbeit, ohngeacht Beurhulii Werk lange nach dem Holzmannischen ans Licht gekommen. Es ließen sich vielleicht bey dem Register der Kunstwörter so wir gegeben, allerley Betrachtungen anstellen. Wir wollen nur einige anführen. **Verjahen** heißt adfirmare. Dieses scheint uns nicht mit der Bedeutung übereinzustimmen, die man sonst dem Wortgliede **ver**, wenn es vor ein Wort gesetzt wird, zueignet. Darum sagt man itzt **bejahen**. Doch wir müssen dergleichen Anmerkungen andern überlassen, die dazu Zeit und Geschicklichkeit besitzen.

IV.

Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung der Geschichte von Barlaam und Josaphat.

Der Inhalt dieser Geschichte ist den Gelehrten bekannt genug. Man hält den Joh. Damascenus

ins-

insgemein für den Erfinder derselben. Sie ist zu verschiedenenmalen ins lateinische übersetzet, und das griechische Original trifft man hin und wieder in den öffentlichen Bücherſälen geſchrieben an. Von einer deutſchen Ueberſetzung aber findet man bis daher nirgends die geringſte Spur.

Dieſes Werk iſt in Reimen abgefaſſet. Man erkennet theils aus der Undeutlichkeit der Sprache, theils aus der Beſchaffenheit der Poeſie; theils aus den Zügen und Buchſtaben ſelbſt, daß es etwa im vierzehnten Jahrhunderte verfertiget ſeyn möchte.

Es iſt auf Pergament geſchrieben, und mit allen denen Zierrathen verſehen, womit man in den mittlern Zeiten die Bücher prächtig und koſtbar machte. Die Anfangsbuchſtaben ſind mit ſchönen Farben und kunſtreichen Zügen nach dem damaligen Geſchmacke. Die Schrift ſelbſt iſt groß, und läſſet ſich ohne Mühe leſen, weil ſie faſt gar keine Abbreviaturen hat.

Die Unwiſſenheit, welche ſo viele Werke des Alterthums zu Grunde gerichtet, und der Nachwelt entzogen, hat auch dieſe Ueberſetzung mangelhaft gemacht. Sie iſt vor wenig Jahren in einem gewiſſen lutheriſchen Kloſter gefunden und einem Buchbinder durch einen unglücklichen Zufall unter die Hände gerathen. Dieſer hat ſich mit dem Pergamente einen Profit gemachet, und ein Stück derſelben einem Käufer hingegeben, welcher eine Orgel in einer anſehnlichen Stadt damit ausgebeſſert. Man ſiehet hier die deutſchen Verſe noch an der Windlade und an den Pfeifen kleben. Indeſſen iſt der gröſte Theil gerettet. Was noch übrig iſt, beträgt neun tauſend dreyhundert und neun und funfzig Zeilen. Der Anfang aber und das

Ende ſind verlohren. Wir können alſo von dem Verfaſſer nichts ſagen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dergleichen Ueberreſte ſowol in der Critik als in der Hiſtorie der Deutſchen Sprache und Dichtkunſt vielen Nutzen ſchaffen. Ohne Zweifel würde ein Verleger, welcher das ganze Werk dem nahen Untergange entreißen will, ſich die Liebhaber dieſer Wiſſenſchaften damit verbindlich machen. Wir wollen unſern Leſern vorizo nur eine Probe davon vorlegen.

DO des Koninges geſer has
Begunde je bas umm bas
Wachſen kegen de criſtenheit
Sin irricheit wart alſo breit
Das he der genaden Gotes
Gar vergas umm ſines gebotes
Do was unſer Herr Criſt
Der beſere als her jemer iſt
Umm hies in ſiner gute
Mit ſeldenricher blute
Von Dornen roſen ſpringen
Mit ſuſer vrucht vordringen
Das honig von der widen
Man mochte gerne liden
Von gote dieſe gabe gros
Deme ſelben lande zuvlos
Der criſtenheit eyn ſünnen glaſt
Von dem der vroudenberende laſt
Der criſten leben gy moſte tragen
Mit vrouden gar bi ſinen tagen
Der Küning ſelbe was der dorn
Ich han di heidenſchaft erkorn

Zu

Zu derre widen ungewuete
Der comenden roſen in bluete
Umm des Kuninges ſueſe wes
Eyn Kint des al de genes
Des Küninges anennires wip
Is warp ny Kindes ſchoner lip
In deme lande ny geſen
So ich di ſchrift hore jen
Danne dis vil ſeldenrither Kint
Von deme di mere irhaben ſint.

Der vater was des Kindes vro
Sine boten ſante her da
Den vurſten algeliche
In ſinen Küningriche
Umm his das riche unn arme par
Zu ſinen opper quemen dar
Do ſach man di Lancheren comen
Als in di botſchaft was vornomen
Ir opper brachten ſi den Goten
Als is den armen was geboten
Di muſten ouch da opperen gan
Als jechlicher muchte han
Darnach muſte he ſin opper geben
Des vrouete ſich des Küninges leben
Als in des Kindes liebe twant
Sinen Goten ſagete her dant
Das im das Kint je wart geborn
Har hette des vil wol geſworn
Des her ſolden han von in
Wie was ir hertze umm ir ſin
Der ſit ſo gar be toubet
Was hätte an im beroubet
Beide ſin Herze unn mut
Das ſi lip, ſele, unn gut

Von eynen Bilde wolden han
Das als eyn tyr was gethan
Umm des nyman gedachte
Des begunſt volle brachte
Mit ſiner gotlichen kraft
Hymel, erde, umm al geſchaft.

Des Kindes namen ſeuf man ſa
Mit der fürſten leere alda
Joſaphat wart ir genant
Got leite ſine ſüſen hant
An das reyne Kindelin
Umm tet im ſine gute ſchin
Nach dirre werlde wunſche gar
Nu waren von dem lande dar
Vunf umm vunftich meiſten komen
Die alle waren irs genomen
An kunſtichlichen priſe
Si waren alſo wiſe
Das in was von liſten kunt
Aſtronomie umm al di ſtunt
In den di ſternen richten ſich
In ir laufe lichten ſtrich
Dy nam der Küning an eynen rat
Her ſprach ſint üch geſament hat
Min ſelichliche vronde her
So ſaget mir das iſt min ger
Wy is ſol deme Kinde irgan
Das ich ven minen goten han
Do ſprachen ſi algeliche
Es wurden ſelden riche
Gewaldes umm gutes
Tugenden unde hohes mutes
Es gewunne richeit me
Den alle ſine verderen e

Unn des im ſolde ſin bereit
Ere, ſelde, werdicheit
Do ſprach eyner under in
Der hette kunſtenrichen ſin
Ver di anderen alle
Wy is dir nu gevalle
Here des eyn weis ich nicht
Als mir der ſternen lauf vorzicht
Alſo will ich dich wiſſen lan
Wie es deme Kinde ſule gan
Das nu von dir geboren iſt
Es bejaaget in ſiner jare vriſt
Vil ſelden ſuchtichliche
Alhi dis Kuningriche
Sol im nicht werden undertan
Es ſol is um eyn anders lan
Das tuſentvalde richeit
Ob deſeme Konigriche weit
Der ſwiger gut is ungelich
Dis iſt arm jener is rich
Des im ſu erbene iſt bereit
Du ſtorkeſt ye di criſtenheit
Dy wird her hogende ſu aller ſit
An criſten leben her ſich begit
Unn wirt der criſten blume
Mit criſtichlichen rume
Man wirt in criſten ſehende
An criſt wirt her jehende
Gelouben unn des touſes ſin
Sus is das um is Kindelin
Swer dir icht anders von im ſeit
Das iſt gar eyn unwarheit.

Der Koning do vil ſere irſchrac
Dis mere her alſo hohe wac

Das im ſin vroude gar ſe ſleif
Des meiſters wort im hinder greif
Siner hoſten vrouden ſil
Do gedachte her liſte vil
Mit rate in manigen enden
Wy her dis machte irwenden
Do his der Koning riche
Wirken meiſterliche
Eynen wunnichlichen palas
Daran ſo vil gezirde was
Das man is vor richeit ſach
Do man das Kint gewachſen ſach
In der maſe an ſiben jar
In daßelbe hus vorwar
War dis durch hude getan
Der Koning his zu im do gan
Lüte di ſine ſolden plegen
Umm an rechter lere wegen
Di ſoneſten lüte di her vant
Gewachſen über al ſin lant
Di lis her bi deme Kinde
De his her deme geſinde
Mit gebiten an den lip
Das ny weder man noch wip
Gingen in den palas
Wen ſi den is bevolen was
Do bi gebot her mere
Sinne criſtenliche lare
Oder criſtes im gedachte
Das man im den brachte
Der muſte liden ſa den tot
Der Kuning auch da bi gebot
Ob man under in ta vunde
De cheinen der begunde

Da bi im ſichen das man in
Us jagete von den anderen hin
Unn eynen geſunden brechte
Unn nymen da gedechte
Deme Kinde das ein ander leben
Got der werlde mochte geben
Her his das alder in vordagen
Un deme jungen Kinde ſagen
Das es ſolde jemer mere
Leben in ſulker ere
Her his das ſy keyne not
Deme Kinde nanten unn den tot
Im nimmer vorgeleiten
Unn im davon nicht ſeiten
Nu wart im kunt getan
Man ſehe in deme lande gan
Lüte di durch valſchen liſt
Zu eynen gote nanten criſt
Do his her in das riche ſagen
Einer nach den nechſten drin tagen
Decheinen in dem lande da
Vunde her ſolde in brinnen ſa
Dis gebot her is geſchach
Eynes tages her geſach
Zweyne reyme müneche gut
Di trugen auch vil ſteten mut
An geſtlicher lere
Do zornde her an ſi ſere
Das her ſi in den lande vant
Her his ſi brinnen ſa zu hant
Do ſi das urkunde gotes
Trugen unn ſines gebotes
Süs tete vil angeſtliche leit
Avennir der criſtenheit

Wile me bi sinen tagen
Wen ich ju hy wolle sagen
Her treip si algeliche
Von sinnen Künigriche.

V.

MERICI CASAVBONI,

Isaac. F. de quatuor Linguis commentationis pars prior: quae de Lingua Hebraica, &, de Lingua Saxonica. *Londini, Ao.* 1650. 8o.

1 Alphab. 10 Bogen.

Der berühmte Casaubonus mußte fast wider seinen Willen dieses Buch verfertigen. Er hatte in einer andern Schrift, welche er diatribam de verborum vlu nennet, versprochen, seine Gedanken von der ebräischen, griechischen, lateinischen, und sächsischen Sprache ganz besonders aufzusetzen. Dieses aber war ein bloßes gelehrtes Versprechen gewesen, das heißt, ein solches, dessen Vollziehung niemals zu erfolgen pflegt. Allein die häufigen Zuschriften der gelehrtesten Leute trieben ihn endlich so weit, daß er diese Arbeit wirklich unternahm. Jedermann wünschte zu sehen, was der große Mann von der sächsischen Sprache sagen würde. Deßwegen sahe er sich genöthiget, einem solchem Verlangen ein Genüge zu thun, und den gelehrten Durst zu stillen. Es war dieses die Ursache, warum er gleich im ersten Theile von der sächsischen Sprache handelte, ob er zwar der Ordnung nach die lateinische und griechische voraus

ſetzen wollte. Gleichwohl hielte er es für unbillig, von der ebräiſchen nicht anzufangen; denn dieſe war nach ſeiner Meynung nicht nur die heilige, und die nützlichſte, ſondern auch ſo gar die älteſte Sprache. Wir wollen das nöthige von der ebräiſchen nur kürzlich anführen, daraus man die beſondern Meynungen des **Caſaubonus** erkennen kann; hingegen ſoll etwas weitläufiger von der ſächſiſchen gehandelt werden.

I. Von der ebräiſchen Sprache.

Von Erſchaffung der Welt bis zur Sündfluth, das iſt, über eintauſend und ſechshundert Jahre, mag nur eine einzige Sprache üblich geweſen ſeyn: und, weil die Menſchen damals gemeiniglich neunhundert Jahre alt wurden; ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſelbige auch in keinem Stücke verändert worden. Nach der Zeit, da ſich das menſchliche Geſchlecht ſehr häufig vermehrete, bauete man einen Thurm, damit man ſeinen Namen vor der Ausbreitung in die Länder erhalten könnte. Hier trug ſich etwas ſehr merkwürdiges zu. Es geſchah nämlich, daß einer den andern in ſeiner Rede nicht verſtehen konnte, und ob gleich ein jeder mag ebräiſche Worte geredt haben: ſo waren doch dieſe alle durcheinander ſo verwirrt, und ſo ohne Zuſammenhang verbunden, daß ſie von keinem Menſchen konnten verſtanden werden. Die Art und Weiſe, wie die Sprachen ſind verwirret worden, kann man aus der heiligen Schrift nicht genau beſtimmen. Daß aber, zu derſelbigen Zeit völlige Sprachen, die von der ebräiſchen ganz und gar unterſchieden geweſen, ſollen entſtanden ſeyn: dieſes kann man leichter ſagen, als beweiſen. Auch iſt

aus dem damaligen Unterschiede der Sprachen kein Wunderwerk zu machen, sondern es ist alles natürlich zugegangen. Denn es ist ja noch heutiges Tages bekannt, daß nichts ungewissers und nichts mehr der Veränderung unterworfen ist, als eben die Sprache: und Horatz bezeuget dieses an vielen Orten. Da die Sprache in Babel verändert wurde, so geschah dieses am allermeisten an den Endigungen, an den Wortfügungen, an der Aussprache, und andern dergleichen Dingen, doch so, daß auch verschiedene ganz neue Worte mit zum Vorscheine kamen. Die Völker gingen aus einander. Man muß nicht glauben, daß sie sich gar zu weit von einander entfernet haben. Keines weges! die Assyrer, Syrer, und vielleicht die Griechen bekamen ihren Ursprung. Die Chaldäer, Araber, und Phönicier entstanden hierdurch. Wären ganz neue Sprachen erfunden worden, so hätten diese alle keine Aenlichkeit mit der ebräischen. Wir sehen aber auch, daß alle diejenigen der ebräischen am nächsten kommen, die von diesem Orte nicht gar zu weit entlegen gewesen. Und also trägt nur die Weite des Orts das meiste dazu bey, daß eine Sprache nicht viel ähnliches mit ihrer allerersten Mutter bey sich zu führen pfleget.

GOtt selbst ist unmittelbar der Urheber der ebräischen Sprache. Dieses wollen aber nicht alle glauben. Auch so gar Gregorius, der bekannte Bischoff zu Nyssa, ist dieser Meynung nicht zugethan. Er hält es der göttlichen Majestät für unanständig, sich um die Worte zu bekümmern: zumal, da so viele schändliche Redensarten bey den Dingen mit unterlaufen. Aber dieser Einwurf heißt nichts. Die

Sache

Sache an ſich ſelbſt iſt vielmehr ausgemacht. GOtt muſt dem Adam alles, was er geredt hat, zuvor eingeflößet haben. Denn Adam war ja der einzige Menſch, und gieng mit niemand um. Aber ohne Geſellſchaft iſt ein jedweder Menſch ſtumm. Und alſo iſt die ebräiſche Sprache von GOtt, und folglich die heilige Sprache.

Sie iſt auch die älteſte Sprache. Es glaubt zwar **Philipp Cluver** in ſeinem Buch de Germania antiqua, daß die allererſte und älteſte Sprache mit dem Paradieſe ſey verlohren worden, und daß heute zu Tage kein Menſch mehr wiſſen könnte, wie ſie beſchaffen geweſen. Er iſt uns aber den Beweis ſchuldig geblieben; denn alles was er anführt, kann ſeine Sache nicht ausmachen. Vielmehr iſt gedachte Meynung von den allergelehrteſten Leuten ſchon längſt angenommen worden, und **Cluver** hat gewiß übel gethan, daß er ſo ſchlechte Einwürfe dawider gemacht hat.

Der Nutzen dieſer Sprache iſt vielfach. Man kann aus derſelben den Urſprung verſchiedener Völker, Oerter, Namen, Götter, und anderer Dinge herleiten, ja man ſieht ſo gleich, daß in den bloßen Namen das Weſen dieſer Dinge ſelbſt verborgen liegt. Man kann durch ſie die Andacht und die Gottesfurcht vermehren, und zwar nicht nur durch die Sachen, die in der heiligen Schrift vorkommen, ſondern auch ſo gar die durch Wörter. Denn es iſt nichts ſchöners, nichts vortrefflichers, nichts annehmlichers, als die Wörter in dieſer Sprache. Die Ausdrückungen dieſer Sprache ſind angenehm. Ich will nur zwo anführen. Sie ſetzet zu einem beſtimmten Worte

noch ein anders, das gleichen Ursprung hat, bloß der Zierlichkeit wegen. Z. E. videndo vidi etc; sie wiederholet sehr oft die selbständigen Wörter, als: gens gens faciebat; virgam virgam accipe; sie redet scharfsinnig; sie zielet oft auf andere Dinge, und diese Aehnlichkeit beziehet sich nicht etwan nur auf den Klang, es ist nicht ein bloßes Wortspiel, sondern es gehet auf die Sache selbst. So gar, daß auch dergleichen Redensarten in dem neuen Testamente, ihrer natürlichen Schönheit wegen, gebraucht worden sind, und häufig daselbst vorkommen.

Die Vortrefflichkeit der ebräischen Sprache wird noch deutlicher, wenn man auch die Namen betrachtet, die den Dingen beygelegt sind. Denn weil sie unmittelbar von GOtt herkommen, so ist gar kein Zweifel, daß in derselbigen sehr viel verborgen seyn muß, welches zu den Wissenschaften selbst gehöret. GOtt hat also die Worte allerdings, vermöge seines Verstandes und seiner Wissenschaft, so eingerichtet, daß man sehr viel aus denselben, wie aus heitern Quellen schöpfen kann, was zum Wesen und bessern Verständnis einer Kunst und Wissenschaft gehöret, ob man gleich dieselbigen nicht aus den Worten allein herleiten soll. Gleichwohl ist es sehr schön, wenn man dieses nicht bey Seite setzet. Jedoch muß man dergleichen Dinge nicht misbrauchen, wie die Cabalisten thun, die aus den etlichen zwanzig Buchstaben alle Künste, Wissenschaften, und menschliche Erfindungen ganz allein herleiten wollen, und also die Sprachen über ihr eigenes Geschlecht hinaus setzen. Denn dieses ist in der That alber und abgeschmackt.

Einige

Einige zählen auch mit zu dem Lobe der ebräischen Sprache, den Nutzen, der aus dem Lesen der rabbinischen Schriften entsteht. Und es haben allerdings **Buxtorf** und viel andere verschiedenes in der heiligen Schrift deutlicher erkläret, was zuvor ganz verborgen und dunkel war. Es gehören aber hierzu ganz besondere Köpfe, und Leute, die sich zum Schlachtopfer anderer müssen gebrauchen lassen, denen man gleichwohl für ihr Wühlen in dem rabbinischen Unflathe viel Dank schuldig ist, weil die andern sich ihrer Arbeit bedienen können, und sich ihre Hände selbst nicht zu besudeln brauchen.

Heute zu Tage treibt man die ebräische Sprache mit großem Nutzen, und diejenigen thun am besten, die derselben ihr gehöriges Alter, und ihre besondere Heiligkeit zugestehen; desgleichen, die in Erklärung der biblischen Sprüche nicht so sehr ihren Witz zu Rathe ziehen, und ihre Belesenheit zeigen wollen: worinnen **Johann Chiflerius** gefehlet hat, von welchem viel Oerter in der heiligen Schrift falsch erkläret worden sind, weil er bloß seinem Gutdünken und den Auslegungen der Rabbinen gefolget ist. (s. p. 112. bis 122.)

Man fragt zuletzt, ob die ebräische Sprache einem Gottesgelehrten nothwendig sey? Wenn darauf geantwortet würde, sie sey schlechterdings nothwendig: so könnte man viel alte Kirchenväter und Gottesgelehrte aufweisen, die kein Ebräisch verstanden haben. Denn es folget noch nicht, daß derjenige die Bibel vor andern recht erklären kann, der ebräisch verstehet. Weil aber diese Sprache zu unserer Zeit mit so leichter Mühe kann erlernet werden, weil sie überdieß so all-

gemein geworden; so weis ich nicht, was man auf die zwo Fragen antworten soll: ob die ebräische Sprache nothwendiger sey? und, ob es schimpflicher sey, wenn man kein Ebräisch kann?

Dieses alles hat **Casaubonus** bis zur 125. S. etwas ausführlicher beschrieben. Es ist zu bedauren, daß das Buch in keine Abschnitte und Capitel eingetheilet worden, dadurch es noch brauchbarer geworden wäre. Denn es liest nicht gerne jedermann ganze Bücher durch, zumal wenn er erfährt, welcher Meynung der Urheber zugethan ist. Uebrigens ist dieser Theil mit derjenigen Sorgfalt und dem Fleiße verfertiget, und mit einer solchen Belesenheit gezieret worden, dergleichen man von dem **Casaubonus** zu sehen gewohnt ist; das ist, von einem Manne, der sowohl in Sprachen, als auch in der Gottesgelahrheit, und andern guten Wissenschaften, eine große Erfahrung hatte.

II. Von der alten englischen, oder sächsischen Sprache, und deren Verwandschaft mit der griechischen.

Nach dem Tode **Isaac Casaubonus** hielte sich der jüngere **Casaubonus** in England auf, allwo er auch nach etlichen Jahren bey der Metropolitan-Kirche zu Cantelberg Canonicus wurde. Hier bekam er Gelegenheit die Archive in dem Dom-Capitel durch zusuchen, und die alten Manuscripte zu besehen. Darunter befanden sich nun viel sächsische Urkunden, und viel Handschriften, die von den allerältesten sächsischen Königen und andern Männern, geistlichen und weltlichen Standes, waren hinterlassen worden. Diese alle waren so vortrefflich schön geschrieben, daß unser

unſer **Caſaubonus** davon bekennet, es ſey ihm hierbey nicht anders zu Muthe geweſen, als wenn jemand zum erſtenmale einen prächtigen Einzug von einem großen Monarchen anſieht. Nur Schade, daß ihm damals die Kenntniß der ſächſiſchen Sprache noch mangelte, und daß er die Wolluſt nicht genießen konnte, die ihm ſonſt zu Theil geworden wäre! Er fieng alſo an, mit großem Fleiße die ſächſiſche Sprache zu erlernen, und brachte es auch in kurzer Zeit ſo weit, daß er mit gutem Fortgange dergleichen Bücher leſen konnte.

In gegenwärtigem Buche theilet er uns ſeine Gedanken von dieſer Sprache mit. Er ſpricht, die ſächſiſche Sprache ſey keine andere, als die wahre und ächte engliſche; und es hätte die heutige engliſche von ihrer erſten und angebohrnen Schönheit ſo viel verloren, als ſie von der alten ſächſiſchen abgegangen wäre. Denn dieſes ſey gewiß, daß allezeit der Grund von den engliſchen Redensarten und Wörtern, in der ſächſiſchen Sprache enthalten wäre. Auch ſey dieſe Sprache gar nicht zu verachten. Denn ſowohl ihr Alter, als auch ihre Vollſtändigkeit wären zwey Dinge, die ſie bey jedermann beliebt machen müßten. Was er nun durch die ſächſiſche, oder engliſche Sprache eigentlich verſteht, dieſes drückt er in folgenden Worten aus p. 132. Saxonicam cum dico, Germanicam, vt nunc vocant, et Teutonicam, ſiue Belgicam intelligo, cum quibus eam per omnia fere conueniſſe, veteſtiſſima, quae ſuperſunt hodieque, trium iſtarum linguarum monimenta fidem faciunt, idque ex veteribus hiſtoricis apertiſſime colligitur. Dieſe Sprache redeten die Hunnen, * die Gothen, die

* Dieſes würde ſchwer zu beweiſen ſeyn; die hungariſche Sprache hat keine Aehnlichkeit mit der deutſchen.

Oſter-Gothen, die Wiſi-Gothen, die Heruler, die Franken, die Burgundier, die Normannier, die Vandaler, die Alaner, die Schweden, die Longobarden, und noch viel andere Völker mehr, deren Namen faſt in Vergeſſen gekommen ſind.

Wenn wir unterſuchen wollen, woher denn eigentlich die deutſche Sprache (germanica) entſtanden ſey, ſo müſſen wir erſtlich die Meynung dererjenigen Gelehrten, darunter ſich ſo gar **Claudius Salmaſius** befindet, allerdings für Recht ſprechen, die dafür halten, die thraciſche und phrygiſche habe Gelegenheit darzu gegeben, und die perſiſche und arabiſche ſey auch nicht völlig auszuſchlieſſen. Ueberdieß haben **Philipp Cluver** und **Joſeph Scaliger** gezeiget, daß die illyriſche, germaniſche, galliſche, ſpaniſche und britanniſche Sprache faſt einerley, und nur in wenig Redensarten unterſchieden grweſen wären, und folglich auch von der thraciſchen und phrygiſchen herkämen. Es mag aber wohl der erſte Urſprung der ſächſiſchen Sprache ſelbſt aus Griechenland zu holen ſeyn; und dieſes iſt es, was in dem ganzen Werke ausführlich bewieſen wird.

Man hat unter den Gelehrten ſehr viel von den Etymologien geſchrieben. Einige haben ſie gelobet, andere hingegen getadelt. Die Stoiker haben ſie zu weit getrieben. Hingegen die andern Weltweiſen haben ſie gänzlich verachtet. Das beſte hiervon wird ſeyn, wenn man folgende vier neue Regeln in acht nimmt: 1) Daß einige Sprachen allerdings den Urſprung von andern in ſich enthalten, und zwar etliche überhaupt, etliche hingegen nur in manchen Wörtern. 2) Daß einige der Urſprung von andern ſind, theils auf

ſolche

ſolche Weiſe, die man ſehr deutlich einſehen kann; theils bloß durch einen Zufall, und andern geringen Umſtand, den man nicht ſo gleich erkennen kann. 3) Daß man bey dem Unterſuchen des Urſprungs ſowohl auf die allgemeine, als auch beſondere Gleichförmigkeit der Sprache ſelbſt ſehen müſſe. 4) Daß man es öfters einem bloßen Zufalle zuzuſchreiben habe, daß ein Wort in dieſer Sprache eben den Laut hat, als ein anderes in einer andern Sprache, das ihm faſt am ähnlichſten kömmt. (ſ. von 155 bis 188. S.) Dieſe Regeln ſind durch viele Exempel erläutert worden.

Gleichwie aber die Kinder gemeiniglich ihren Aeltern ähnlich ſehen, (wie dieſes Baſilius bekennet,) ſo iſt es auch mit den Wörtern. Und wie dergleichen Aehnlichkeit verſchieden ſeyn kann, als im Geſichte, in Zügen, im Reden, am Verſtande, ſo geht es auch mit den Wörtern zu. Denn einige kommen mit andern am Klange überein, und einige haben einerley Urſprung und Bildung. Das letzte iſt das vornehmſte. Wenn nun ein Wort ſowohl aus dem Klange, den es mit einem andern hat, als auch nach ſeinem Urſprunge zugleich, kann hergeleitet werden: ſo iſt das letztere jenem erſtern weit vorzuziehen; ſo muß man mehr auf den Urſprung und die Gleichförmigkeit der Sprache, als auf den Klang, oder die bloße Verſetzung der Buchſtaben ſehen; ob man gleich dieſe nicht in allen Dingen verachten muß. Die Sache kömmt vornehmlich auf folgende drey Stücke an: 1) muß man die wahre Verwandſchaft einer Sprache mit der andern genau zeigen können: dieſes geſchicht ſowohl aus der Hiſtorie, als auch aus der Reihe und dem Zuſammenhange der Worte. 2) Wenn man ein

Wort von dem andern durch die Versetzung der Buchstaben hergeleitet hat: so muß man die Sache nicht gar zu weit treiben, damit man nicht auf das Lächerliche verfalle, vt, qui *diabolum*, quasi qui *duos bolos* etc. 3) muß man nicht von weitem holen; was man in der Nähe haben kann.

Dieses alles ist nothwendig voraus zu setzen, ehe man zeigen kann, daß die sächsische, oder alte englische Sprache aus der griechischen entweder gänzlich entstanden sey, oder doch viel ähnliches mit ihr habe. **Casaubonus** setzet seinem Unternehmen; ehe er es wirklich anfängt, folgende Schranken: α) will er nur derjenigen Worte ihren griechischen Ursprung betrachten, die heute zu tage noch üblich wären; damit die meisten davon urtheilen könnten; β) sollen keine Kunstwörter angeführet werden, weil diese schon vielen Völkern gemein sind; γ) will er uns bloß solche Wörter vorlegen, die unmittelbar aus Griechenland zu den Sachsen und den alten Engländern gekommen sind, nicht aber solche, die erst mittelbar von ihnen herrühren, und aus Griechenland durch andere Völker den Sachsen bekannt geworden.

Die Deutschen haben so viel griechische Wörter in ihrer Sprache, als die Lateiner und Franzosen in der ihrigen haben: und ob gleich bisweilen ihr Ursprung nicht gar zu deutlich zu erkennen ist, so sind doch wieder andere, die man desto sicherer herleiten kann. Es kömmt oft darauf an, daß man etliche Buchstaben verwechselt, etliche ausläßt, etliche, und sonderlich l und r, des Wohlklangs wegen, hinein setzet; ferner, daß einige selbstlautende Buchstaben heraus geworfen werden, daß einige doppelt lautende

zu einfachen Buchſtaben werden, daß einige Anfangsbuchſtaben, vornehmlich α hinwegfallen, und dergleichen.

Nun folgen auf acht Bogen, von p. 236. bis 376. lauter griechiſche Wörter, von denen erwieſen wird, daß ſie der Urſprung anderer ſächſiſchen wären, die mit ihnen einerley Laut hätten. Wir wollen die wahrſcheinlichſten davon anführen, darunter aber doch viele ſchon gezwungen, einige aber wohl gar unrichtig ſeyn mögen. Wer hingegen andere ſächſiſche Worte verlangen ſollte, die gar keine Aehnlichkeit mit der Griechiſchen Sprache haben, der beliebe das Buch ſelbſt nachzuſchlagen.

Es kömmt alſo aus dem griechiſchen Wort Ἀγαθὸς her das engliſche **good** gut, deßgleichen **god** Gott. Denn **Gott** iſt allein ἀγαθὸς oder **gut**, welches ſo gar **Plato** und andere weiſe Heyden erkennen. Und bey den Lateinern heißt Gott optimus maximus.

Von ἀγασὸς ſchrecklich kommt her das ſächſiſche **gaſt** oder **ghoſt** ein Geiſt, denn es iſt den Leuten gemeiniglich nichts **fürchterlichers** als ein **Geiſt**, und **Apulejus** ſchreibt: Species mortuorum, buſtorum formidamina, ſepulcrorum terriculamenta.

Von ἄτεμος ſtumm, kömmt her das deutſche **ſtomme**, ſtumm.

ἄιγλη der Glanz. Hiervon hat man **to gliſter**, gleißen. Deßgleichen **gold**; es gehöret auch hieher das bekannte Sprüchwort: **Ɛ verp thing is not gold, that gliſters**, d. i. es iſt nicht alles Gold, was gleißet.

ἔχλυς caligo. Davon hat man **clud**, die Gluth.

ἀπαξία ieiunium. faſt, faſting, dqs Faſten.

ἀπαντᾶν occurrere, reſpondere. hiervon iſt noch das heutige engliſche Wort patt übrig, welches von einer Sache gebraucht wird, die ſich zu der itzigen Gelegenheit ſehr wohl ſchicket.

ἀλφεῖν oder ἄλφειν inuenire. to find, finden.

ἅγιος ſanctus. hiervon kommt heyligh. Der Buchſtabe l wird des Wohlklangs wegen eingerückt.

ἅπτω necto. hiervon hat man to hapſe ein Haſpen.

αὐταὲ ceterum, autem. Davon kommt her das engliſche atter, aber doch.

Βαρῖνος nomen piſcis. Davon kömmt das engliſche barren, eine Baare.

βρωτὸν cibus, broath Brod.

βίος arcus. to bowe der Bogen.

Von βλαὲνος coecus kommt blind.

Von βρύκω edo, to brocke, ein Brocke.

Γένειον mentum. the chin, das Kinn.

γαμεῖν matrimonio iungi. Hiervon hat man das engliſche to game, ſpielen.

γραὲφω ſcribo. Die Engländer ſagen to grave. graben.

Δαὲσνιος vmbroſus, duſkel dunkel.

δμωὴ ancilla. Wenn man die Buchſtaben verſetzt, kommt heraus maid, die Magd.

δοῦλος ſeruus. Hieher kommt das engliſche dull ſtupidus, hebes. Denn nach Ariſtoteles Ausſpruch ſind die Knechte von Natur dumm und einfältig.

δοκεῖν videri. tho thinck es dünkt mich. δοκεῖ μοι met thincks.

δεύειν tingere, madefacere, to dye thauen, dew, ros der Thau.

Ἐρέα

Ἐρέω remigo, to rowe, rudern.

ἐλπὶς ſpes, to helpe, helfen, hope, Hoffnung.

ἐγγέυω in manus trado. i give, d. i. ich gebe.

Ζέω ferueo, to ſeeth ſieden.

Θυγάτηρ filia, a daughter die Tochter.

Θάνατος mors. death der Todt.

Θέλγειν mulcere. Hiervon hat man ein engliſches Wort to talke (das talpen.) und beym Kylian ſteht ein alt belgiſches, nämlich taelen loqui erzählen.

Θροῦς tumultus. a throng, Gedrang.

Θερμὸς calidus. warme.

Κίρκος circulus. Hieher kommt das engliſche Wort qwirke, welches ſo viel heißt als ſophisma, (*circulus* in demonſtrando.)

κάμπτω curuo, inflecto. crumpe, crampe. krumm, krümmen, deßgleichen cripple ein Krüppel.

κίκκος, κίκκη gallus, gallina. chick, chickens vielleicht von dem Schreyen der Henne kik kik Küchlein.

κόννος mentum, chin, das Kinn

κιχέω pede ferio. to kick.

Λύειν λῦσαι ſoluere. to looſe, löſen.

λῶ, λῇς, λῇ. an ſtatt θέλω, θέλεις, θέλῃ volo, cupio, liſt, luſt, gelüſten.

Μύρον vnguentum. beſchmeere, beſchmiere. Desgleichen kommt von μύρον her das engliſche myre, welches ſo viel heißt als lutum.

μειλίχιος mitis. mild, mild.

μετὰ cum. mid, mit.

μέλκα edulium ex lacte conſtans. melk, milk, milch.

ὄρνις gallina. herne, hen, Henne.

ὀρέγω porrigo. τὰς χεῖρας ὀρέγειν, manus porrigere,

rigere, to streach, to reach, reichen, die Hände reichen.

Ὄφις serpens. a fiend, weil der Feind, nämlich der Teufel in Gestalt einer Schlange die ersten Aeltern verführt hat.

πόλος capitis vertex, polus. ebe pole, der Pol.

πλατὺς latus. plate, platt.

ποῦς pes. a foot, fut, eine Pfote.

παρθένος virgo. bride. Deutsch braut; bridegroom, bräutigam.

πλάττω formo. plott, blatt.

πήγνυμι compingo. to pitsch, a pegg, pix, Pech.

Πυτὴρ clauus. a rudder, das Ruder.

Σπαθᾶν texere. spin, spinnen.

Στύμος truncus. stump, stumpf.

Ὕδωρ aqua. water, Wasser.

Φέριστος optimus excellentissimus. first, Fürst.

Χολὴ bilis. gall.

Ὡς sicut. as, als.

Wen nun diese, und dergleichen Exempel nicht der Meynung des Casaubonus zugethan machen, der wird durch keine andern Gründe von ihm können bewogen werden zu glauben, daß die griechische Sprache die Mutter der deutschen und der alten englischen sey. Er hat aber mit Vorbedacht nicht mehr Wörter anführen wollen: weil er kein Etymologicum Anglicum zu schreiben willens gewesen, und weil einige Herleitungen schwerer sind, als daß man sie gleich einsehen kann. So viel sucht er uns mit vieler Mühe zu überreden, daß sehr wenig englische und sächsische Wörter

ter gefunden würden, die nicht aus dem Griechischen herkämen. Daß man aber dieses recht einsehen könne, dazu würde eine genaue Kenntnis der griechischen Sprache und ihrer verschiedenen Dialekten erfordert; denn aus diesen sind ganze Sprachen entstanden. **Quintilian** hat angemerkt, daß die ganze lateinische Sprache aus dem einzigen äolischen Dialekte entstanden sey, welches in der That sehr merkwürdig ist. Da nun von der alten englischen Sprache nur ein Theil übrig geblieben ist, so muß man die dänische, schwedische, belgische und deutsche zu Hülfe nehmen, und in denselben nicht etwan nur obenhin bewandert seyn. Auch so gar die schottische Sprache kann hierzu gar viel dienen, denn es kommen in derselben Wörter vor, die offenbar griechisch sind. Ueberdieß muß der Witz und die Einbildungskraft auch zu statten kommen, denn ohne diese wird man in dergleichen Unternehmungen nicht viel ausrichten.

An statt einer Zugabe hat uns **Casaubonus** noch mit wenigem zwey Dinge berühret. Das Iste betrifft die Geschichte, wie es nämlich möglich gewesen, daß aus der griechischen Sprache die sächsische entstanden sey. **Seneca** sagt an einem Orte: Graeci se in Galliam immiserunt, in Graeciam Galli. Dieses aber ist zu weit hergeholt, ob gleich die gallische Sprache auch eine Verwandschaft mit der deutschen hat. **Herodotus** hat in seinem 4ten Buche uns Nachricht hinterlassen, daß die Scythen sich nach Griechenland gewendet, und mit den Griechen daselbst gelebt haben. Ob nun gleich dieser Name gar sehr weitläuftig ist, indem er alle mitternächtliche Völker in Euro-

Europa und Asia unter sich begreift, so ist es doch gewiß, daß **Herodotus** diejenigen Völker versteht, die nach der Zeit Deutsche sind genennet worden. Denn, diese Scythen sind eben diejenigen, die man mit einem andern Namen die Geten nennet. Die Geten aber sind nach Aussage aller Gelehrten die Gothen; denn ob gleich **Cluver** in dieser Sache widerspricht, so ist er doch der einige, und seine Gründe sind nicht wichtig genug. Die Gothen aber sind die Deutschen. Ueberdieß bekennet **Ovidius**, daß die gothische Sprache mit der griechischen sey vermischt gewesen, und daß er selbst in gothischer Sprache ein Buch *in laudes Augusti* geschrieben habe. Hieraus ist klar, daß die gothische Sprache mit der griechischen in genauer Verwandschaft steht, da **Ovidius** dieselbige in so kurzer Zeit hat erlernen können. Und, die Borystheniten, die bey dem pontischen Meere sich aufhielten, waren große Liebhaber vom **Homerus**, und verstunden die griechische Sprache ganz wohl. Diese aber wohneten mitten unter den Scythen. Hieraus ist abermals klar, daß die deutsche Sprache überhaupt mit der griechischen eine Verwandschaft habe. Und dieses erstreckt sich auch ins besondere auf die sächsische. Denn die Sachsen kommen nach der wahrscheinlichen Meynung **Cisners** von den Sagen her, welche sich vor Zeiten bis an Cappadocien erstreckt, und dereinstens von der Seite des pontischen Meers, und Chersones hinweg, und in Deutschland nach der mitternächtlichen Gegend begeben haben. Nun wohnten aber auch die Borystheniten an diesem Orte, welche die griechische Sprache so hoch hielten. Von denen haben die Sachsen dieselbige bekommen. Und auf diese

Weise

Weiſe iſt die Verwandſchaft der ſächſiſchen Sprache mit der griechiſchen deutlich dargethan.

Die II. Zugabe betrifft vornehmlich die Frage: ob diejenigen wohl thun, und ſich um eine Sprache ſehr verdient machen, welche viel fremde Wörter von allen Enden zuſammen nehmen, und eine andere dadurch bereichern? Es iſt nicht zu leugnen, daß die Menge der Wörter viel zur Beredſamkeit beyträgt, und je reicher eine Sprache iſt, deſto mehr Vortheile verſpricht dieſelbige. Die Sachen werden durch ſie weitläuftiger vorgetragen, und der Zuhörer wird von der Wahrheit derſelben überzeugt. Man kann dieſelbe durch mehr Worte deutlicher und nachdrücklicher machen: damit des andern Gemüth dadurch völlig eingenommen wird, und was dergleichen Nutzen mehr ſind. Wer alſo eine Sprache bereichern kann, derſelbige thut ſehr wohl, wenn er ſich nur mit Fleiß vorſieht, daß er nicht das alte ganz und gar verwirft, und bloß neue Wörter einführen will. Denn derjenige handelt ungereimt, welcher aus einem gewiſſen zärtlichen Ekel kein einziges altes Wort beybehalten will, ſondern nur allein mit ganz neuen und fremden Worten um ſich wirft.

VI.

Filips von Zeſen hochdeutſche helikoniſche Hechel, oder des Roſenmohndes zweyte Woche: darinnen von der hochdeutſchen reinen Dichtkunſt und derſelben Fehlern, die ſich durch Pritſchmeiſterei, auch ſonſten in dieſelbe eingeſchlichen, ja, wie ſolche zu verbeſſern, ſammt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen, gehandelt wird. Hamburg, in Verlegung Kriſtian Guhts, 1668.

Wenn wir mit Leſern zu thun hätten, welchen der Herr von Zeſen noch unbekannt wäre: So würde dieſer Artikel wenigſtens noch einmal ſo lang, als er wirklich iſt, werden müſſen. Denn wir würden verbunden ſeyn, einen weitläuftigen Auszug von denjenigen Stellen des gegenwärtigen Werkchens zu liefern, welche dienen können, ſich einen Begriff von des Verfaſſers Charakter, Grundſätzen, Geſchmacke, und andern ſolchen Umſtänden zu machen. Allein weil man ihn ſchon genug kennt: ſo iſt es uns erlaubt, die Nachricht von einem kurzen Werkchen in ihrer Art auch kurz zu machen; und nicht den ganzen Zeſen, ſondern nur ſeine Hechel zu ſchildern.

Es iſt ungewiß, ob ſich alle Leſer aus dem Titel des Buchs noch genugſamen Unterricht wegen des Inhalts deſſelben nehmen können. Wir wollen ihnen alſo zuförderſt ſagen, daß es eine Beurtheilung eines gewiſſen Gedichts auf den Geburtstag einer Geliebten iſt, welches ohngefehr 1644 verfertigt worden. Und

wenn

wenn man sich einen Begriff, von dieser Beurtheilung machen will: So wollen wir dem Leser gleich im voraus sagen, daß sie den übrigen Arbeiten ihres Verfassers völlig ähnlich ist. Das ist: Man findet verschiednes Gutes drinnen: aber an manchen Orten hat der Verfasser auch einige Schwäche gezeigt, und, wie es natürlicher Weise geschehen muß, wenn mangelhafte Einsicht und Lebhaftigkeit zusammen kommen, die Sachen zu hochgetrieben. Um aber die helikonische Hechel nun auch näher kennen zu lernen, wollen wir nach der Reihe das Wesentliche und Zufällige derselben Stückweise vor die Hand nehmen. Manchmal werden wir bloß sagen, wie wir es finden; zuweilen wollen wir aber auch unsre Meynung davon dazu setzen.

Was man gleich bey dem Titel anmerken kann, ist dieses, daß, wenn gleich allenfalls der Name, Filip von Zesen, und die Jahrzahl fehlen sollten, es dennoch in den künftigen Zeiten lange nicht so viel Schwierigkeit, als bey vielen andern Büchern, setzen würde, das wahre Alter dieser Schrift zu bestimmen. Denn die tiefsinnigen Dinge, helikonische Hechel, und Rosenmond sind noch Flittergolds genug, wobey man das vorige Jahrhundert erkennen kann, zumal wenn man die Rechtschreibung darzu nimmt, welche das Zesianische gar nicht leugnen kann. Nur fällt uns bey dieser letztern ein, daß man sich billig wundern muß, warum einige Neuzesianer, die doch dem Herrn Filip zu gehorsamster Folge, z. E. **Pritschmeisterei Tiran, bekant, herlich, Krükken, Ahrt, Tuhn,** schreiben, ihm doch durchaus in der Rechtschreibung des Wortes **Teutsch** nicht nachahmen wollen, und sollte es ihnen auch den Kopf kosten.

Nach einer kurzen poetiſchen Zueignungsſchrift an den brandenburgiſchen Rath, Kittelmann, zeigt ſich die Vorrede an den geneugten Leſer. Dieſem wird geſagt, daß, der Name des Büchleins ihm vielleicht ſeltſam vorkommen werde, aber auch ſeltſam habe ſeyn müſſen. Es wird eine Vergleichung zwiſchen dem Werkchen und einer Flachshechel angeſtellt, um den Grund ſeiner Benennung anzugeben. Der Verfaſſer meynt zwar, er hätte dieſe Gedichtsläuterung eben ſowohl eine Schleifmühle, auch wohl einen Hobel, taufen können; aber jenes, nemlich die Hechel, ſey füglicher zu der helikoniſchen Werkſtatt. Das gehechelte Gedicht ſey ſchon vor 24 Jahren geſchrieben, und die Eigenthumsherrn deſſelben hätten der Welt ſchon lange gute Nacht gegeben. Die Hechel ſey auch ſchon achtzehnjährig: aber aus gewiſſen Urſachen erſt izt, den Fürübergängern zur Schaue an die deutſche Heerſtraſſe geſetzt worden. Der kunſtliebende Zuſchauer, der ſein geſundes Gehirne bewahret, ſoll ſich belieben laſſen, davon klüglich zu urtheilen; und wenn er was zu erinnern findet, ſoll er es ungeſcheut thun. Aber es werden ſich, ſagt der Verfaſſer, viel mehr haß- neid- und klügel-ſüchtige Maulaffen finden. „Mich deucht ich ſehe ſchon, prophe„zeyt er, wie ſie das krumgezogene Lügenmaul auf„ſperren. Mich deucht, ich höhre ſchon, wie ſie die „Läſterzungen ſchleiffen. Mich deucht, ich vernehme „ſchon, wie ihr nattergift um die ſpötterzähne giſchet „und ziſchet. Aber meine Hechel ſcheuet ſolche Dra„chengeſpenſter nicht. Ihre acheln und ſtacheln

„werden sie beschirmen. Ihre häkelein werden diesen „Natterngezüchten die gerunzelte nasen tapfer zerhä„keln. Darüm rahte ich ihnen, sie unberührt zu „lassen. Die Meisterei, damit unsre aberwitzige Mei„ster der Gedichte auf diese Hechel zugeturkelt kommen, „wird wenig geachtet. Zumahl weil sie der geruch „verrät, daß sie mit biere begossen. Hierinnen ist ihr „auge versoffen, ihr gehirn verschwelget. Darüm se„hen sie nur noch durch die hülsen. Darüm meistern „und urtheilen sie bloß allein aus der leeren schahle. „Wollen sie aber wohl tuhn, so mögen sie zuvor sich „selbst meistern und verbessern. Sonst wird der sauf„dampf ihr herz erstikken. Der tod wird sie übereilen, „ehe sie sich dessen versehen. An etlichen ihren spieß„gesellen können sie sich spiegeln. Die Großsprecher „bilden ihnen ein, daß sie allein alles gefunden. Ich „meine die leimstangen. Ja sie wollen mit gewalt „alles wissen, alles seyn. Und ein ander muß nichts „wissen, nichts seyn. Sie allein sind die Meister von „hohen Sinnen. Alle andre wollen sie zu lehrjungen „machen. So gar sehr hat sie die schändliche Thor„heit besessen. In so gar sehr närrischen Einbildun„gen liegen sie gefesselt.

Wir versichern uns, es wird dem leser nicht zuwider seyn, daß wir dieses Stück der zestianischen Vorrede hier eingerückt haben. Es verdient unseres Erachtens, daß es so lange, als möglich, vor dem Untergange bewahret werde. Denn es ist in seiner Art ein Muster: Und wir haben es desfalls denen Herren anzupreisen, die sich gern mit Ober- und Untergewehr an die Spitze ihrer Hirngeburten stellen, und ihnen allezeit eine fürchterliche Bedeckung wider die Tadler

mit geben. Denn die geharnischten Vorreden, die man bisher gemacht hat, sind in der That gegen diese zesianische nur ein Kinderspiel und ein Schattenwerk; und wir müssen den Verfassern derselben, sie mögen Deutsche seyn, oder nicht; vermöge unserer Aufrichtigkeit gerade heraus sagen, daß sie ihre Vortruppen inskünftige entweder besser auf den Fuß Junker Filips einrichten, oder gar damit zu Hause bleiben müssen: wenn sie nicht haben wollen, daß die Splitterrichter unverschämt seyn, und sie auch auslachen sollen, wenn sie gleich gewaffnet erscheinen. Wenigstens haben sie mit aller ihrer Rüstung bisher kein viel besseres Schicksal gehabt: und es finden sich Tadler, welche versichern, daß sie von den bisher gewöhnlichen eisernen Vorreden eben so wenig Schmerzen empfinden und Bewegungen der Kleinmuth gefühlt hätten, als wir etwa beym Beschauen der helikonischen Hechel die Stacheln gefunden haben, von denen der Verfasser in derselben redet.

Die übrigen Betrachtungen über diese Vorrede wollen wir den Leser für sich machen lassen. Wir aber selbst wollen, weil der Herausgeber des Ergänzungsstücks zur Trillerischen Vorrede doch einmal diese Beyträge für einen Kampfplatz ausgegeben hat, auf dem man rostige Ritter erlege, nur noch eine einzige Anmerkung machen, die ihn selbst angeht. Es ist diese, daß man aus Zesens Exempel sehen kann, es habe auch schon vor diesem Leute gegeben, bey denen man es mit seinem Tode verschulden müssen, wenn man von ihnen öffentlich habe getadelt seyn wollen. Wir untersuchen hier nicht, ob der gedachte Herausgeber recht oder unrecht hat, wenn er dieses an den itzigen Kunstrichtern misbilligt. Indessen hat er den Trost, daß einige

nige Schriftsteller, die zu leben wissen, sich nach seinen Grundsätzen und Neigungen zu bequemen scheinen, und ihn noch bey seinen Lebzeiten tadeln.

Wir kehren wieder zu unserm Zwecke; und sagen dem Leser ferner, daß Zesen mit seiner Hechel nunmehr einem Feldherrn gleicht, der einen Siegeseinzug hält, und von der Menge der Vorangehenden und Nachfolgenden mit einem eben so verwirrten, als herzhaftigen Freudengeschrey bewillkommt und begleitet wird. Denn ein Theil seiner Herren Gesellschafter namentlich Coloratus, (vermuthlich der Vielfärbige) der **Wohlriechende**, Malachias Siebenhaar, zubenahmt (der **Siebenfältige**, Friedrich Kahlemus der **Weisende**, J. B. Schubart, der **Niedrige**, von Ruhl der **Ruhige**, Gottfried Heis, der **Hitzige**, H. F. V. H. der **Friedreiche**, und D. Bärholz, dessen Deutschgenossenschaftsnamen wir nicht melden können) haben seine Hechel forn und hinten mit ihren meistens poetischen Glückwünschen verbrämt, die sie ihm, dem Magnifico, **Hochedlen**, **Großthätigen**, **Weltberühmten**, **Großen**, **Erleuchten**, **Hochsinnreichen**, **Hochfürtrefflichsten** Geist- und Sinreichen **Herren von Zesen**, **Keiserlichen Hof-Grafen**, **Rittern der Fruchtbringenden Deutschgesinneten höchst-preiswürdigen und höchstlöblichen Genossenschaft und Rosenzunft Urhöbern**, **Stiftern**, **Oberhaupte und Erzschreinhaltern**, unter den **Deutschgesinnten dem Färtig Wohl-Sätzenden**, zu Ehren in **unterwilligster Dienstfärtigkeit gesätzt**, aus **dienstfärtigem Gemüthe beygefügt**, aus **treudank- und dienstschuldigstem Gemühte geschrie-**

ben und geeilfärtiget, und darinnen dem Neide und Tadler alles das vollends gesagt haben, was der Verfasser selbst in der Vorrede etwa noch vergessen haben mag. Wir wollen dem Leser nur einige Zeilen davon mittheilen, damit er doch etwas von der Lust genieße, die wir ganz gehabt haben. Ein Gelehrter, sagt der Siebenfältige,

— — weis nicht, was er wol
aus deinem Feuergeist noch endlich machen sol,
weil alles in dir prangt, was wir kaum einzeln haben?
Ich will mich deiner gunst zu rühmen nicht erröthen,
so lang ein tropfen bluhts in meinen adern kwillt.
Ich weis, Du bist geschickt der Hellen ebenbild,
die schlangenzucht, den Neid, in seiner bruht zu tödten.

D. Bärholz versichert:

Was keiner bis anher so deutlich, schön, und rein,
so lieblich, so geschickt, so gleich- loß niedlich fein
von unsrer Dichtkunst hat in Deutschland aufgeschrieben,
das uht Herr Zesen hier. — —
— — — Kommt, saget, daß er heiß'
und sey, der alles wohl und glücklichst- zierlich sitzet,
ja färtig und mit Frucht die Deutsche Welt ergetzet.

Der Weisende ermuntert ihn:

Fahrt, Edler Zesen, fort! erhalter (lies: erhaltet) deutscher zungen
grundart und kunstgebrauch, so daß nichts sei gezwungen,
gehümpelt, ungereimt; und rettet ihren preis,
als Ihr dan rühmlich tuht; so wird der Ruhm nicht greisen
den Ihr vorlängst erreicht. Die Deutschen die noch kommen,
wan anders freie Kunst geachtet wird bei frommen,
die werden dankbar seyn.

Der

Der Niedrige thut ein gleiches:

Mein Herr Zesen fahre fort, lege nicht die güldne Leier,
weil in seinem ädlen Bluht glüht der höchsten Tugend feuer.
wer, wie Er, die Seiten rühret, wer so liebt der Tugend
lehren,
solte der nicht, Grosser Zesen, Deutscher zungen Meis-
ter seyn?

Und so, wie der Friedereiche die Gabe hat, sein Urtheil ganz deutlich zu sagen:

Lasst, Edler Herr Zesen, die feder nicht sinken:
Ein narre muß heissen, wem dieses missfällt.
Ein rechter Gelehrter muß freylich auch trinken
vom Tranke der Götter: den Föbus, der Held,
schenket aus Helikons lieblichen Bächen,
welche den Unmuth vertreiben und schwächen.

So schreibt im Gegentheil der Ruhige ziemlich für die Nachwelt, wenn anders die allerneuesten Kunstrichter recht haben. Denn er schreibt vortrefflich schwülstig und neufränkisch, auch mit unter unverständlich. Aus folgenden Stellen die noch von den leidlichsten sind, mag man auf das übrige schliessen.

— — Dein freier Lenen-muht
erblasset nicht so bald. Kraft deiner Himmels-schriften,
die Teons lästermaul ja nimmer wird vergiften,
stehst Jedern gleich erhöht dein längst-verdienter Ruhm;
der dir auch nach dem tod, ein ewigs Heiligtuhm
bei kluger Nachwelt bleibt. — —
Jtzt bistu hoch bemüht, ein Werk ans Licht zu bringen,
das nach der Weisheit reucht. Von kunstentseelten Dingen
zu schreiben ekelt Dir. Du dienest unsrer Welt,
die Dir gelehrt sol sein. Dein hohes Pallas-zelt

veracht, was eitel iſt, und an der erden kleber:
es nimmet das nur an, was bei den ſternen ſchwebet,
durch Fobus kunſt-getrieb. — —
— — Es iſt und bleibet wahr,
was Zeſen hat gethan. Er freget nicht ein haar
nach dir, du Höllenbock, nach dir, und deinen hörnern:
bedräu ihn, wie du wilt, mit deinen neides-hörnern.
Hier ſteht Herr Zeſen auch, und bietet dir die fauſt,
aus unerſchroknem muht; wie du vor augen ſchauſt.
Des treuen Zeſens lob und groſſes welt-gerichte
wird ewig ſtehn befeſ't.

Wir hätten bald den Hitzigen vergeſſen, der doch wahrhaftig ſeinen Herrn Geſellſchaftern in dem Sonderbaren nichts nachgiebt. Vier Zeilen von ſeiner Arbeit ſind genug, ſich einen Begriff von ſeinen Künſten zu machen:

So recht! ſo ſucht mit ernſt der edle Herr von Zeſen
die edle Deutſche ſprach' und Dichtkunſt zu erlöſen
von ihrer folterbank, von ihrem klunterſchlam,
gleich als dem rauhen flachs, durch ſeinen ſcharfen kam.

Wir müſſen hier aufhören, Stellen aus dieſen Meiſterſtücken anzuführen, damit man ſich nicht endlich gar einbilde, daß wir ſie ganz abgeſchrieben, und mit Noten herausgegeben hätten. Indeſſen hoffen wir doch auch einen Dank zu verdienen, daß wir ſo viel davon, als hier ſteht, unſrer Nachricht einverleibt haben; weil es nach den gegenwärtigen Umſtänden nicht ſonderlich wahrſcheinlich iſt, daß das ganze Zeſiſche Werkchen itzt wieder aufgelegt werden ſollte. Und vielleicht hat endlich die Nachwelt ſo viel Einſicht und Erkenntlichkeit, daß ſie uns an die Seite des Photius, Stobäus und andrer ſetzet, die das Schickſal beſtimmt hat, Stückchen aufzubehalten, deren Ganzes daſſelbe

zum

zum Untergange verurtheilt. Eben diese Hoffnung ist auch die Ursache, daß wir dem Leser itzt gleich noch ein Stück von der prosaischen Arbeit des Herrn von Zesen mittheilen werden, um zugleich zu zeigen, was er für eine sonderbare Fähigkeit und Stärke in der romanhaften Schreibart besessen, und wie sehr es zu bedauren sey, daß er sich den großen Stützen der menschlichen Glückseligkeit, den Herrn Romanschreibern, nicht ernstlicher zugesellet hat. Denn in der helikonischen Hechel ist er wenigstens mit seinem bunten Reichthume nicht allzuverschwenderisch gewesen: Sondern es sind nur ihren Hauptheilen, den 7 Tagen der zweyten Rosenwoche, geblümte Einfassungen gegeben; und das übrige hat sich ohne sonderlichen Putz behelfen müssen. Wir wollen den Anfang unserer Nachricht vom Innhalte des Werkchens, aus dem Herrn von Zesen selbst nehmen, und also mit einem Steine zwo Würfe thun. Der Leser bemerke nur bey der so häufigen Einstreuung der Liebe und ihrer Verwandten, daß es auch, insoferne sie ein Wort ist, wahr sey, was Boethius sagt:

Hanc rerum seriem ligat
Terras ac pelagus regens
Et coelo imperitans amor.

„Wan liebliche tage hohe und zum ernst geneigte Geister iemahls verlieblichet, und mit frölichen lieblenden „blikken aus allzu straffen tiefsinnigen gedanken in ein „süsses liebreiches sinnenspiel gezogen, so ist es gewis„lich an diesem der zweiten Rosenwoche erstem morgen „geschehen: da mit so liebseeligem und geleutertem ant„litze der gühtige Himmel seiner lieben Liebsten der Er„den, gleichsam liebelte, und die Sonne sie so über„aus lieblich, so überaus fröhlich, und so gantz an-

„muhtig bestrahlete, daß sie überal freudig, überal la-
„chend, überal reitzend anzuschauen war. Die süsse
„Zukkerrose beigete durch ihre angenehme herzblätlein,
„welche die Liebe selbst so lieblich gefärbet, ja so ahrtig
„gebildet, die strahlen der augen, sie einig und allein
„auf sie zu werfen; ja lokkete und zog gleichsam selbst
„die blöden Jungfreulichen Hände, sie zu pflükken.
„Die zierlichgebildete Lilie (welche, durch ihr keusches
„und angenehmes jungfreuliche weis, allein den preis
„verdienet, jener höchstbelobten Keiserlichen Bluhme
„stathalterin zu sein, oder die erste Königliche stelle nach
„ihr zu besitzen) hauchete, aus ihrem Königlichen munde,
„eine so starke doch liebliche zimmetluft durch das erster-
„öfnete Kammerfenster unsers itzt aufgestandenen Mar-
„holds, daß sie ihn durch ihren lieblichen Königsstab,
„und süßen Geruch, schon von ferne, und eh Er noch
„recht in den Garten geschauet, in allerhand verzukkerte
„verzükkungen gezogen. Darüm sahe er auch seinen
„lieben Liebhold, der itzund eben zu ihm in sein Zimmer
„traht, mit einem halbdichterischen wesen an, und
„sagte: weil itzund die Zeugemutter aller dinge ihr lieb-
„liches seitenspiel dermaßen rührete, daß sie dadurch
„auch den Himmel selbst, mit allen seinen kräften,
„gleichsam zu einem frölichen tantze bewegte; ja weil es
„itzund ein recht liebes wetter sey, und ein solches, das
„lauter fröhliche und süsse gedanken zu dichten würkete:
„so wolte Er ihn gebeten haben, er möchte doch ihm
„zu liebe, und seinem lieben Leben, der überlieblichen
„Rosemund, zu ehren, solchen lieben tag, welcher der
„achte nach der jahrszeit ihrer gebuhrt sei, mit einem
„süssen Liedlein, oder andern Dichterischen kunststükklein
„wilkommen heissen. Aber dieser so höfliche Edelman

„suchte

„suchte sich dessen, durch die ersinlichsten höflichsten aus-
„flüchte, zu überhöben, mit einwenden, daß er in der
„Dichtkunst viel zu ungeübt sei, einem so hochverständi-
„gen Frauenzimmer, als ein Dichter, aufzuwarten, son-
„derlich aber, wan ein so gnauesichtiger urteiler, als Mar-
„hold zugegen were: dergestalt, daß Marhold drei Hoch-
„deutschen, welche nur für etlichen tagen in Nieder-
„land angelanget, und Ihm etliche zimlich gerahtene
„Ehrengedichte übergeben, zu sich zu rufen befahl.
„Weil nun der eine aus der alten Bardenstadt bürtig,
„so trug Er ihnen allen vor: ob sie sich wohl getrau-
„ten der übermenschlichen Rosemund, nach art der al-
„ten Barden und Druiden, in dieser morgenstunde,
„durch etliche Ehrengedichte mündlich aufzuwarten,
„und ihr noch währendes Gebuhrtsfeier, mit wider-
„hohltem wilkommen, zu grüßen? Die kleidung wolte
„Er ihnen schon zu wege bringen, und den inhalt
„straks itzund kürtzlich entwerfen. Diese junge Hoch-
„deutschen nahmen solchen auftrag, mit höchster ehr-
„erbietigkeit alsobald an, doch mit dem Bedinge, daß
„sie es auf künftigen morgen verrichten möchten, und
„Marhold ihnen zur stunde den inhalt ein wenig auf-
„zuzeichnen geruhete; damit sie sich mitler Zeit um so
„viel besser möchten gefaßt machen, und preis und ehre
„darvon tragen. Wiewohl nun Marhold gern gese-
„hen, daß sein sehnlicher wunsch eben itzund sein ziel
„erreichet; so gab Er doch endlich seinen Willen drein,
„unterrichtete sie in allem ganz eigentlich, und nach-
„dem Er sie gegen abend um die fünfte Stunde wie-
„der zu sich beschieden, weiter abrede mit ihnen zu
„nehmen, gesegneten sie ihn, und seinen Liebhold,
„mit aller dienstfertigkeit. Sobald diese wilfärtige

„Hoch-

„Hochdeutschen itzren abtrit genommen, kahm Deutsch-
„lieb auch an: und weil Liebhold verspühret, daß Mar-
„hold itzund einen recht dichterischen Geist blikken las-
„sen; so nahm er der gelegenheit war, und baht ihn
„sehr hertzlich: Er möchte Ihm doch itzund belieben
„lassen, ihnen etliche geheimnüsse der Dichtkunst zu
„offenbahren; nachdem er wohl wüste, daß Er ieder-
„zeit in gewohnheit gehabt, etwas für sich allein zu
„behalten. Marhold, der niemahls solcher köpfischen
„unbescheidenheit beigepflichtet, daß Er einen so be-
„scheidenen Bitter und lieben freund traurig von sich
„gelassen, gewährte Ihn seines ansuchens von stunden
„an. Weil er aber sein liebes Leben, die überirdische
„Rosemund, üm erlaubnüs einer aufwartungsehre
„eben begrüssen lassen; so vermeinte er in gegenwart
„derselben, unter andern, dergleichen gespräche mit
„ein zu führen; sonderlich weil Sie eine grosse Liebha-
„berin solcher Sachen war, und künftigen morgen auch
„etwas auf ihr geburtsfeier vernehmen solte. Und also
„nahm er seine zween Freunde mit in ihre behausung,
„Ihr die Hände zu küssen: da sie dan, vermittelst al-
„lerhand kurtzweile, auch Gelegenheit bekahmen zu
„folgendem beileuftigen

Gespräche

„von der Hochdeutschen Dichtkunst; und was vor ein
„unterscheid zwischen Pritschmeister, oder Reimenschmid,
„Reimer, Reimdichter, Dichter und Dichtmeister sei.

Mann wird nunmehr schon merken, was die Tage der zweyten Rosenwoche für Geschöpse seyn mögen, nämlich eben so viel Gespräche, welche Zesen seinem Mahrhold, Liebhold und Deutschlieb in den Mund legt, um wegen einiger die deutsche Sprache

und

und Poesie betreffenden Dinge, besonders wegen des bereits gedachten Glückwünschungsgedichtes sein Herz auszuschütten. Was diese letztere Absicht angeht, damit wollen wir die Leser nicht beschweren. Denn wie angenehm könnte ihnen wohl ein Auszug aus der Beurtheilung eines Gedichts seyn, welche zwar vernünftiger, als das Gedichte, aber doch noch unvollkommen genug, und gröstentheils mit Kleinigkeiten beschäfftiget ist? Was könnten sie für einen andern Nutzen daraus ziehen, als diese Lehre, welche der gröste Theil derselben hoffentlich ohne dem schon weis: daß, so niedrig und so leicht auch die Bemühungen scheinen mögen, welche sich mit Wörtern und Ausdrückungen beschäftigen; sie doch allezeit noch so wichtig sind, der ganzen Aufmerksamkeit dessen, der sich darein mischet, zu thun zu geben, wo er nicht alle Augenblicke seine Sprache verrathen, und fehlen will. Wir wollen also nur eines und das andre von dem bemerken, was Zesen außerdem gleichsam nur zur Ausfüllung seiner sieben Rosentage, aus Sprachkunst und Critik beygebracht hat. Damit wir die Rhetorik nicht ganz zuvergessen scheinen, so wollen wir gleich hier noch vorher setzen, daß man nach Belieben unter den Titeln de compositione, de translitione, de variatione als ein Exempel anmerken kann. Siebenmal hat Herr Zesen die Worte: Gespräche von ꝛc. an das Ende des Perioden zubringen, und also allemal die einzelnen Stücke fast eben so künstlich zu verbinden gewust, wie die Wölfe, der alten Sage nach, über die Flüsse schwimmen, da nämlich immer der folgende in den Schwanz des vorhergehenden beißt, und also mit allen andern nur ein Ganzes ausmacht. In dem ersten

sten Tage der andern Woche seines Rosenmondes heißt es, wie der Leser schon gesehen hat: **Da sie dann, vermittest allerhand Kurzweile, auch Gelegenheit bekamen zu folgendem beiläufigen Gespräche von** ꝛc. Im andern: **So entstund unter andern folgendes Gespräche von** ꝛc. Im dritten: **Und da erneuert Mahrhold zugleich durch fernere Verbesserung oberwähnten Gedichtes, ihr gestern angefangenes Gespräche von** ꝛc. Im vierten: **Und also erneuerten sie wieder ihr neulich angefangenes Gespräche von** ꝛc. Im fünften braucht Herr Zesen, um seinen Reichthum in der Sprache zu zeigen, das Wort **Zusammensprache.** Dieses macht aber weiter keine Veränderung bey der Sache, und er verbindet so künstlich, als zuvor: **Und also machte Mahrhold von stund an, den Anfang zu folgender Zusammensprache von** ꝛc. Im sechsten sagt er: **Immittels erneuerte er ihr bisher gepflogenes Gespräche von** ꝛc. Und im siebenden: **So fieng er alsbald an, solches auf dieser Lustfahrt zu vollziehen, und zwar durch folgendes Gespräche von** ꝛc. Die künstlichen Schriftsteller, die sich den Kopf so zerbrechen, wie sie am Schlusse ihrer Werke das Wort **Ende** allezeit hintenan bringen, und z. E. wie hier Herr Zesen selbst, schreiben mögen: **Ja, also nahm, mit allerhand Ergetzlichkeit, auch die andere Rosenwoche ihr gewündschtes**

E N D E.

Diese Verfasser; sage ich, möchten doch vom Herrn von Zesen entweder alles, oder gar nichts lernen. Denn was nützen uns, werden die künftigen Kunstrichter

richter sagen, ihre Bemühungen wegen des Worts **Ende**? Ein Redner kann wol mit seinem dixi schließen, damit er ein Zeichen giebt, daß die Musik nun sicher angehen könne, da man sonst vielleicht nicht gleich wüßte, ob er fertig wäre, oder nur stockte. Allein wozu dient ein mit in den Zusammenhang gebrachtes, und gleichsam von dem Verfasser selbst mit ausgesprochenes **Ende**? Wenn es wahr ist, wie einige Gelehrte beweisen, daß es unnütze sey, in die Lücken der alten Schriftsteller, außer den drey Sternchen, noch ein delunt multa zu pflanzen; weil man es schon so sehen würde, daß es da nicht zusammenhänge: so ist auch überhaupt, wenn man nur sonst wohl geschlossen hat, an dem Schlusse der gelehrten Werkchen der Grenzstein **Ende** unnöthig. Denn man würde doch nicht weiter lesen. Und wer kann sagen, daß diese Kunstrichter unrecht haben? Wenn aber im Gegentheil solche geschickte Endenmacher den Herrn von Zesen auch in der Titelverbindung nachahmen wollten: so würden sie durch ihr künstlich Periodendrechseln zwar nicht uns, aber doch den Kunstrichtern unserer Urenkel einen Dienst thun, und diesen dadurch gleich selbst die Nachricht geben, ob denselben alle Theile und Absätze ihrer Werke von der Zeit aufbehalten worden, oder nicht. Hätte z. E. Zesen den Anfang vom Roman des siebenden Tages rund also geschlossen: **Dergestalt, daß die Glokke schon fünfe schlug, als ihr Luftschiflein vom Lande abstieß**, ohne den Perioden dazu zusetzen, der sich endigt: **und zwar durch folgendes**

Gespräche

von etlichen Fehlern, und andern Dingen, die

im

im verfassen und verbessern der Gedichte, auch sonst, zu beobachten, so würde, im Falle beym Abdrucken das Wort abstics; so gut, als das Wort folgendes auf der 27. 81. 95. S., das letzte Wort auf der einen Seite, und das Wort Gespräche das erste auf der folgenden, werden sollte, dem Werke ein grosses Unglück begegnen können. Denn es würde das Gespräch des siebenden Tages, ohne es zu merken, verloren gehen, und der Leser glauben können, es sey am siebenden Tage kein Gespräch mehr gehalten worden, und nichts vorgefallen, als was bis an das Wort, abstics, erzählt worden ist: So wie im Gegentheile bey der itzigen Lage der Zeilen eben die gedachte Verbindungsperiode die Anzeigerinn geworden ist, daß das Gespräch des siebenden Tages keine besondere Abhandlung, sondern nur ein Stück von einem gröſsern Werke sey. Denn ohne ihn würde das Gespräch gleich die Seite und den Bogen anfangen, und vielleicht nach vieler Meynung, ein für sich bestehendes Werk seyn, und ein Titelblatt brauchen; in der That aber würden die ganzen ersten sechs Tage nebst dem Anfangsromane des siebenden fehlen können, ohne daß ein Criticus genug Zeichen eines Verlusts, und Gründe über die iniuriam temporum zu klagen finden könnte. Wenn man aber dem Herrn von Zesen seine Wolfsmethode nachmachte: so könnte man solchen Irrungen vorbauen, und zugleich hoffen, daß die Critici der künftigen Zeiten die Mühe, die man sich itzt immer ihrentwegen giebt, danknehmend erkennen, und uns bedauern würden, denen es nicht so gut geworden ist, daß die alten Schriftsteller viel gesorgt hätten, unsern Kunstrichtern ihre Arbeiten manchmal leichter zu machen.

Für

Für das Zukünftige haben wir nun genug gesagt. Wir müssen nunmehr auch noch etwas zugleich für die gegenwärtigen Zeiten schreiben. Und dieses wird meistens beyläufige Sachen betreffen. So ist zum E. im ersten Rosentage beyläufig das ansehnliche Alter der Stadt Bardewig aus dem alten Reimbande, wie es Zesen nennt:

Post Bardewik Roma duo C triginta viginti,

gewiesen; und bemerkt worden, daß Bardewig Vicus Bardorum sey, und also von den Dichtern der Sachsen, die ihre Thaten in Lieder verfaßt, den Namen habe. Und hierbey wird wieder beyläufig gesagt, daß Kaiser Carl der Große, weil ihm diese Lieder so wohl gefallen, selbst dergleichen verfertigt habe; daß diese Lieder der deutschen Zeitbücher gewesen, und daß der dänische König Gotrich, nach geschlossenem Frieden mit Carl dem Großen, in Bardewig getauft worden sey.

Der Inhalt des ersten Gesprächs kann das Glückwünschungsgedichte nicht hergeben: theils weil Rosemund dabey ist, theils weil es, nach Zesens Erzählung, erst bestellt worden ist. Der Verfasser läßt also seine Personen von den Eigenschaften eines Dichters mit einander sprechen; worunter auch die Deutlichkeit und die Beobachtung der Sprachlehre stehen. Vielleicht ist dieses bey denjenigen seine größte Sünde, welchen ein jeder Dichter unschmackhaft ist, den man verstehen kann. Denn es giebt Leute, bey denen Deutlichkeit und ein albern Geschwätz; so wie ein regelloser unförmlicher Ausdruck, und eine poetische Schreibart, einerley ist. Und nach ihrem Urtheile

muß wohl derjenige Dichter am beſten für die Nachwelt geſchrieben haben, dem in der Nachwelt das Urtheil geſprochen worden: Si non vis intelligi, debes comburi. Doch, ſind nicht alle Leute in dieſem Stücke von Zeſens Meynung, ſo ſind ſie es vermuthlich doch in einigen andern; wo er nämlich mit Opitzen und Flemmingen theils die Kenntniß der Weltweisheit, der Staatskunſt, der Geſchichte, und nachdem der Gegenſtand iſt, welcher gewählet wird, auch der Gottesgelahrheit, der Rechte, und der Arzneykunſt; theils eine gute natürliche Fähigkeit, theils auch ein regelmäßiges Leben von dem Poeten fordert, wenn er einer ſolchen Ehre würdig werden will, dergleichen dem Virgil und dem Ovidius wiederfahren ſey: von denenjener das Glück gehabt, daß der Kaiſer Auguſtus ſeinen Geburtstag jährlich gefeyert; und dieſer, daß Herzog Alphonſus der ältere von Calabrien, ſich vor der Stadt Sulmo geneigt, und dem Gotte des Orts gedankt habe, daß Ovidius daſelbſt geboren worden. Habe einer, fährt Zeſen fort, der ein Poet ſeyn wolle, dieſe Eigenſchaften nicht beyſammen: ſo ſey er kein **Dichtmeiſter**; ſondern entweder nur ein **Pritſchmeiſter**, oder ein **Reimer**, oder ein **Reimdichter**, oder aufs höchſte doch nur ein **gemeiner Dichter**. Denn alles dieſes ſind bey dem Verfaſſer beſondre Claſſen. Ein Pritſchmeiſter oder Reimenſchmidt iſt, wer nichts mehr thut, als daß er Wörter in Reimzeilen zuſammen zwingt; ein Reimenmacher oder Reimer, wer zwar nicht ſo zwingt, aber doch auch nichts weiter thut, als daß er untadelhaft reimet, und kunſtmäßig ſchreibt; ein Reimdichter, wer allerley ſonderlich geſchränkte und gemeſſene **Klingringel** und andre

gekün-

gekünſtelte Gedichte machen kann; ein gemeiner Dichter, wer über dieſes alles, nach den gemeinen Regeln der Dichtkunſt, gemeine Erfindungen in ſeinen Gedichten hat, und ſie aus den erwähnten Wiſſenſchaften zu bereichern weis. Und wer alle vom Poeten erforderte Eigenſchaften vollkommen beſitzt, der heißt nach der Sprache des Herrn von Zeſen, ein Dichtmeiſter.

Es wird gefragt, warum man lieber Dichtmeiſter, als Poet, ſagen ſolle? Die Antwort iſt: Poet ſey zwar dem Urſprunge nach ein deutſches, aber verſtümmeltes Wort, weil das ι, das doch im Griechiſchen noch ſteht, daraus weggeworfen ſey. Zudem ſey das Wort, Dichtmeiſter, viel deutlicher, anſehnlicher, herrlicher und ehrlicher; nachdem der Name Poet, wegen des ärgerlichen Lebens etlicher,

Die gläſer mehr, als federn, brächen,
Durch narrenſchaum die Weisheit ſchwächen,

in Verachtung und in Unwerth gerathen. Von dem deutſchen Urſprunge des Worts Poet aber wird folgendes geſagt: Poeta, ποιητὴς, von ποιεῖν, ſey eigentlich ein **Macher**, der alles **machen** mag; der **Macht** hat, zu **machen**; kurz, ein **Möglichmacher**. Theokritus brauche das Wort ᾠδοποιὸς, ein **Liederpojer**. Denn ποιεῖν, welches von den meiſten und beſten Griechen poiein ausgeſprochen werde, ſcheine von dem alten deutſchen **pojen** herzukommen. Pojen aber heiße, ſich ſtets bewegen, fleißig, eifrig und ohne Unterlaß arbeiten. Daher komme **puje**, d. i. Wiege; **Puſer**, eine Art Schiffe; **Poj**, oder **Poje**, ein Junge, Lakey, Läufer; **pochen**, klopfen,

oder, wie Zesen sagt, in steter Bewegung seyn, plöchern, böseln. Und also büssle ein Poet wie ein Ackersmann, mit Pflug und Ege, daß er die Schnitzer als seinen Dichtereyen ausrotte, damit ihre ins Feld der Ewigkeit gesäete Saat zierlich bekleibe.

Wer es hierinnen mit dem Verfasser halten will, dem steht es frey. Wir aber sind der Meynung, daß, so ein gut Ding auch die Untersuchung des Ursprungs der Wörter an sich selbst ist, die Herren Wortforscher sich dennoch dabey durch zwey Dinge gar ungemein lächerlich machen können: wenn sie nämlich Töne, die z. E. der gute ehrliche deutsche Pöbel ohne sonderlichen Grund gemacht hat, so gar zierlich aus den Alterthümern fremder Völker herzuholen sich bemühen; und wenn sie die Leute nöthigen wollen, ihre Rechtschreibung auch alsbald nach ihren abentheuerlichen Entdeckungen zu ändern. Uns kömmt es etwas abgeschmackt vor, daß man die Leute bereden will, sie könnten ihre Mutterspracbe nicht verstehen lernen, wenn sie nicht in den ägyptischen, griechischen, phrygischen und römischen Alterthümern so lange gewühlt hätten, bis ihnen der Kopf halb verrückt worden wäre. Und es ist hierbey beydes eine ungereimte Art, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sowohl wenn man sich einbildet, daß man von allen Deutschen Wörtern und Ausdrücken einen fremden Ursprung anzugeben habe; als wenn man glaubt, aller andern Sprachen und Wörter Vaterland im Deutschen zu finden. Diese Einbildungen scheinen einander entgegen gesetzt zu seyn; sie haben aber doch wirklich einerley Grund. Es ist keine Zauberey, ein etymologischer Wundermann zu werden. Man darf erstlich nur in einigen Büchern etwas gelesen

sen haben, das nicht alle Leute wissen; zum andern eine eben so verwirrte, als lebhafte Einbildungskraft haben; und drittens eine unvernünftige Hochachtung, entweder fremder Sprachen, oder der deutschen Sprache besitzen: so ist der Wortgeschlechtsregistermacher vollkommen fertig, und kann etlichen hundert Lesern genug zu lachen geben. Das übrige, daß man nämlich hernach auch die Rechtschreibung foltern muß, giebt sich von sich selbst: denn man darf nichts weiter thun, als ausstreichen, und anders hinschreiben. Damit man nicht meynen darf, als verachteten wir solche schöne Erfindungen darum, weil wir nicht Wissenschaft und Scharfsinnigkeit genug hätten, sie recht einzusehen und nachzumachen: so wollen wir nur eine kleine Probe hersetzen, welche gewiß manches großen Wortforschers Witz beschämen soll. Das Wort **Adam** kömmt aus dem Deutschen her, von dem englischen und deutschen Bauerartikel **a**, und dem Worte **Damm**, agger. Es heißt also wirklich so viel, als **Erde, Koth, Schlamm**; denn daraus werden ordentlich die Dämme gemacht. Die Dämme schränken das Wasser ein: und eben so soll auch ein **Adam**, ein Mensch, sich erinnern, daß er die Fluthen seiner Leidenschaften einschränken soll. Das Wort **Affe** aber ist ebräisches Ursprungs, und sollte billig anders geschrieben werden, als gesähieht. Denn es kommt von **Chavva**, oder **Eva** her. Dieses heißt, wie bekannt, vermöge seiner Wurzel eine Mutter aller **Lebendigen**. Der Affe aber hat davon seinen Namen darum, weil er ein so **lebendiges, lebhaftiges, lustiges** Thier ist; und weil er zu seinen Jungen eine eben so unmäßige Liebe hat, als das weibliche

Geschlecht. Daher Affenliebe. Darum muß ein Verständiger Avve, oder Have, und nicht Affe, schreiben. Ist dieses nicht gelehrt genug ausgesucht? Wer will daran zweifeln? Indessen aber versichern wir doch, daß wir uns mit Entdeckungen von dieser Art nicht sonderlich breit machen. Denn man möchte solche für einen kräftigern Beweis, als das Zeugniß einer Unterobrigkeit, und einer medicinischen Facultät zusammen genommen, ansehen: daß wir verdienten, Zeitlebens auf öffentliche Unkosten unterhalten zu werden. Will man indessen wissen, ob wir alle Untersuchung des Ursprungs der Wörter verwerfen: so antworten wir mit Nein. Unsre Meynung davon ist diese: Man mache sich eine vernünftig gesuchte und natürlichherauskommende Etymologie der Wörter darum bekannt, daß man diese an der rechten Stelle, und mit dem rechten Nachdrucke anwenden könne, und eigentlich reden lerne. Mit Aenderung der Rechtschreibung aber, gehe man behutsam um; und treffe dieselbe nicht eher, als bis man, außer dem Ursprunge, auch einen Theil der Gewohnheit auf seiner Seite hat. Ist aber die Gewohnheit zu schreiben, die dem Ursprunge nicht gemäß ist, allgemein: So lasse man sichs gefallen, entweder wie andre Leute zu schreiben, oder für einen eigensinnigen Grübler gehalten zu werden. Ein Wort ist und bleibt ein Geschöpf des großen Haufens und der Gewohnheit. Man lasse diesen also das Recht, das sie über ihr Eigenthum haben.

Der andre Rosentag liefert das Gedicht auf die Rosemund sowohl wie es anfangs, als auch, wie es vom Herrn von Zesen verbessert worden. Und darauf

auf wird der Anfang zur Beurtheilung der einzeln Stellen gemacht. Was hier anzumerken ist, ist dieses: Zesen sagt: Man habe nicht Ursache, **göl-den**, an statt **gülden**, aureus, zu schreiben; ob in dem Stammworte **Gold** gleich ein o sey. Denn o und u sind einander so nahe verwandt, daß man hier nicht nöthig hat, eine Aenderung zu treffen. **König** schreibe man mit eben so vielem Rechte, als die Alten **Künig** geschrieben haben. Denn **konnte** und **gekonnt** sey eben so gut, als **kunnte, gekunnt.** Uebrigens kommen von diesem Stamme außer **König** auch **Kunde, Kunst** und **kühn** her. Wir können aus dem Herrn von Zesen auch Rätzel aufgeben. Denn was ist das?

Itzt wird die Dame gold, die allzeit wohl beritten
Auf ihrer Eiche sitzt, und bessert ihren zopf
Nun wieder hurtig aus; Itzt bleibt der Amstel flügel
Noch güldener, als Gold, ihr silberblankes Ey
Leuft goldgestirnet auch um ihren stoltzen rügel.

Wer uns ein gutes Wort giebt, dem sagen wir, dieses heiße so viel: die Sonne geht auf, und wirft ihre Stralen auf den Mast, an dem die Segel wieder gespannt werden, und auf die Flüsse Amstel und Ey.

Am dritten Tage handelt der gröste Theil der Unterredung von den Namen **Hoheit** und **Majestät.** Der Herr von Zesen ist in Mahrholds Person unwillig, daß man den Titel **Hoheit** so erniedrigt, und auch geringen Fürsten gebe; da er nur Königen gehöre, und noch dem Titel **Majestät** vorzuziehen sey. Die Hochdeutschen, sagt er, haben den Misbrauch des Worts von den Niederländern gelernt, welche ihren

Stadthalter, den Prinzen von Oranien, Son Alteſſe zu nennen anfiengen: weil ſie ſahen, daß ihm der König in Frankreich dieſen Titel geben laſſen würde, und ſie dann nicht die letzten ſeyn wollten, die ihm ſolchen gäben. Uebrigens, fährt er fort, iſt das Wort **Majeſtät** auch deutſch: deutſcher iſt es wenigſtens, als **Natur**. Es hat den Begriff der **Macht** in ſich, und kömmt ſo gut von **mag** her, als **Magd** oder **Mager**, d. i. eine, die ihre jungfräuliche **Macht** noch hat; oder die den Mann vertragen **mag**, viripotens, die tüchtig und **mächtig** zur Ehe; eine **Fräue**, die zu **fräuen** dient. Von eben dem **mag** kömmt auch **machen** (**maghen**) **Maght**, **Magen** magnus; nur mit dem Unterſchiede, daß in **Majeſtät** das g in j verwandelt wird, ſo wie man von magnus, maior hat. Nicht minder entſpringt davon der Name Maja, welches eine **mächtige** bedeutet, wie auch Magus, d. i. Möglichmacher, und Majus, der Roſenmond; weil er die **Macht** hat, der Erde ihre **Macht** zu erwecken und neu zu **machen**. Daß in dem Worte **Mei**, (denn ſo ſchreibt er ſtatt May) das a in e verwandelt wird, das iſt hier nichts ſonderbarers, als in **Meier**, d. i. ein **Macher**, Bauer, Grashauer, und in **Meierhof**, d. i. ein Landgut.

Bey Gelegenheit der Zeile: **der ſelbſt die Fräue wiche, des Druſus ſeine Magd**, erklärt der Verfaſſer, daß **Venus**, oder **Vene**, ſo viel als **Feine**, und mit der Freja oder **Fräue** einerley ſey. Dieſe ſey es, der Druſus Nero das Heiligthum geſtiftet, und das Bild aufgerichtet, das Carl der Groſſe nach der Zeit in der **Feinen** oder **Fräuenburg**, Caſtello Veneris,

neris, laut der Jahrbücher zerstört habe. Diese Feinenburg sey hernach die **Magdeburg**, oder **Meidеburg** genennt worden, in welcher nach itzt vorhandenem Stadtnamen, das Wort **Magd** eben so viel als **Fräue**, bedeute. Hierbey giebt der Verfasser auch eine Beschreibung von diesem Venusbilde, die, wer Lust hat, bey ihm selbst nachlesen kann. Bald hätten wir vergessen zu erinnern, daß der Herr von Zesen den Titel **Kaiser**, niemanden, als den Römischen Weltherrn, wie er redet, gönnen will, weil das Wort von Caesar herkömmt. Die übrigen Prinzen aber, welche viel Könige, oder Königreiche unter sich haben, soll man **Erzkönige**, **Großkönige**, oder **Großherren** nach Art der Wörter Großherzog und Erzherzog nennen.

Die Ausschweifung des vierten Tages betrifft die Kunstwörter besonderer Handwerke und Lebensarten, insonderheit der Jäger, Falkner, Bergleute, und Ackersleute. Allenthalben streuet sich etwas von dem abentheuerlichen Witze des Verfassers mit ein, und macht die angeführten Sachen gleichsam schmackhaft. Wir sind aber nicht im Stande, dem Leser den Inhalt dieses Gesprächs mitzutheilen; weil wir es entweder ganz abschreiben, oder da es ohnedem eine kurze Schreibart hat, durch mehrere Abkürzung nur unverständlich machen müßten. Eins bemerken wir noch, daß nämlich der Verfasser in der Schlußerzählung dieses Rosentages, an statt **Sibylle**, **Deuville** schreibt, und sich desfalls auf seinen Rosenmahnd beziehet.

Den Stoff zur Zusammensprache des fünften Tages giebt der Ursprung des Worts **Thaler** her. Liebhold holt denselben daher, daß der Thaler wegen

ſeiner Schwere niemals ſchwimme, ſondern allezeit **thale**, d. i. ſinke; daß er nebſt denen, die ihn allzuſehr lieben, nach dem Abgrunde zu **thale**; daß der Bergmann, wenn er das Silber dazu ſuche, in die Schacht hinunter **thalen** müſſe; und endlich, daß der Hammer des Münzers beym Thalerſchlagen bald hoch, bald **thalwärts** müſſe geführt werden. Marhold dagegen bringt den wahren Urſprung von Joachimsthal bey; meynt aber dabey doch, **daß Liebholds Grundreden nicht übel erſonnen ſind.** Und da er mit dem Thaler fertig iſt; ſo belehrt er ſeine Freunde noch kürzlich in Anſehung der Wörter pecunia, numus, argentum, χρήματα; von welchen Anmerkungen wir wegen der nur angeführten Urſache auch keinen Auszug machen können.

Im ſechſten Tage heißt es Zeſen eine unverſchämte, grobe, ehrloſe Schand- und Landlügen, daß man ihm ſchuld gäbe, als ob er **Windfang** für **Mantel**, **Sattelpuffert** für **Piſtol**, geſchrieben, und das Wort **Fenſter** aus der deutſchen Sprache verbannet wiſſen wolle. Und darauf kömmt etwas von den Wörterchen **weder** und **noch**, von der Stelle der Vorwörter bey den Nennwörtern, und von Luthers Ausdrucke, **Vater unſer** (pater noſtrûm, nach ὑμῶν), imgleichen von der bis aufs abgeſchmackte getriebenen Behutſamkeit, in Briefen, und wo ſonſt von Höhern die Rede iſt, ſich ſelbſt nicht zuerſt zu nennen, vor: und das meiſte davon iſt ganz gegründet.

Vom ſiebenten Tage iſt endlich nichts zu bemerken, als dieſes, daß Zeſen auf den Gebrauch der heidniſchen Götternamen in der Poeſie ſehr unwillig iſt, und

haben will, daß man anstatt dieser Götzennamen zu den Kräften der Natur, von denen man etwas in der Poesie anzubringen gedenkt, lieber neue deutsche Benennungen erfinden soll. Wenn wir hiervon unsre Meynung sagen sollen: so gestehen wir daß wir den Gebrauch dieser Götternamen zwar nicht eben für eine Sünde halten; denn man weis doch wohl, was man, bey diesen Namen denken kann und denkt. Indessen sind wir aber doch so ferne wie Zesen gesinnt, daß wir es für ein Zeichen eines schlechten Poeten halten, wenn ein Versemacher alle seine Zeilen mit nichts, als mit Vulkanen, Phöbussen, Amorn, Cytherеen, Junonen und Minerven auszustaffiren im Stande ist. Es fehlt einem solchen Herrn immer nicht so wohl an Religion, als an Verstande und Geschmacke. Dieses zeigt sich manchmal ganz deutlich, wenn so ein poetischer Ritter etwa in einem Hochzeitgedichte einmal seine Kunst recht hat sehen lassen. Denn da vergißt er das christliche eben nicht: sondern er macht nur eine kleine Vermischung, auf samaritanischen Fuß. Wenn er den kleinen Cupido erst alle seine Schulen hat machen, und an seiner Frau Mama, am Bräutigam, und an der Braut, welche ordentlicherweise die Gratien geputzt haben, eine Reihe von kleinen vorwitzigen Bosheiten mit Mund und Hand begehen lassen: so fehlt am Ende doch niemals ein so andächtig und christlich ausgesonnenes Gebeth um gute Ehe und Segen für das neue Paar, daß man es kaum in der Kirchenagende ernsthafter findet. Nichts wundert uns hierbey, als dieses, daß solche geistreiche Herren noch nicht auf den Einfall gekommen sind, auch einmal die dritte Taube mit vor der Venus Wagen zu spannen.

Wir

Wir schließen nunmehr, und versichern diejenigen, die mit dem Bücherlesen haben umgehen lernen: daß man, wenn man es recht macht, aus der zestianischen Hechel vielleicht mehr lernen kann, als aus manchem Buche von eben der Größe, darinnen lauter Wahrheiten stehen.

VII.

Des Freyherrn von Leibnitz Untersuchung von dem Ursprunge der Franken. aus dem lat. übersetzt.

1. §.

Ich habe von dem Ursprunge der Völker in die (gemischten) berlinischen Sammlungen eine Abhandlung eingerückt, und in derselben beyfälliger Weise den Ursprung der Franken berührt; auch mit wenigem gezeigt, daß dieselben von der Ostsee her gekommen sind. Voritzo will ich die Gründe meiner Meynung, die etlichen ungereimt vorgekommen ist, eröffnen, als warum mich einige gelehrte Männer gebethen haben. Aus diesen wird man ersehen, daß gleichsam der Geburtsort, und die Länder, die ein so bekanntes Volk in alten Zeiten besessen hat, an dem Ufer der Ostsee, diesseits der Oder zu suchen sey. Es haben zwar Johann Isaac Pontanus, Hadrian von Valois, und andere berühmte Männer von den alten Geschichten der Franken gelehrte Abhandlungen heraus gegeben: es ist aber kein Wunder, daß sie in den neuern Zeiten, und nähern Gegenden stehen geblieben sind. Sie ließen es bey dem Vergeben be-

wen-

wenden, daß die Franken, ehe ſie nach Gallien gezogen, an dem Ufer des niedern Rheines rechter Hand gewohnet hätten. Denn ſie hatten die alten Denkmaale nicht, die ich habe durchgehen können, und die nunmehr, nach ihrem Tode theils heraus gekommen ſind, theils ſich noch in den Manuſcripten befinden.

2. §. Vor dieſem hatte man die lächerliche Meynung, es wären die Franken aus Troja vertrieben worden, und (wären) an die mäotiſche See, und bald darauf zu Schiffe an die Donau, und nach Pannonien gekommen. Man gab ferner vor, der Kaiſer Valentinian habe dieſelben den Römern wider die Alanen zu Hülfe gerufen, * wo ſie dieſes Volk von der mäotiſchen See verjaget hätten. Dergleichen ſich einander widerſprechende Dinge ſtehen in den Geſchichten der fränkiſchen Könige, ** die Freher in ſeiner Sammlung heraus gegeben hat. Ja es iſt ganz ungereimt, daß Valentinian die Franken aus Scythien, und von der Donau ſoll gerufen haben, da man aus vielen Geſchichtſchreibern, die zu gleicher Zeit gelebet haben, erweiſen kann, daß die Franken lange zuvor an dem Rheine gewohnet haben.

3. §. Trithem hat die fränkiſchen Fürſten von denjenigen an, die von Troja gekommen ſeyn ſollen, aus einem gewiſſen Hunibald nach der Reihe erzählet: er mag aber ſolchen ſelbſt erdichtet haben. Ich erinnere mich, daß ich einen ungedruckten Brief des Churfürſten

* Der franzöſiſche Ueberſetzer dieſes Stückes, in dem Recueil de div. pièc. hat nicht allein des Frehers und ſeiner Ausgabe vergeſſen, ſondern auch die Worte: eosque ex Maeoticarum paludum latibulis expulisse, weggelaſſen, weil ſie ihm vielleicht zu dunkel geweſen.

** Gestis francorum regum.

sten von Sachsen, Friedriche, gelesen habe, in welchem er den Trithem um die Mittheilung des Humibalds gebethen. Allein Trithem hat geantwortet, daß er nach geschehener Veränderung (er war aber von Hirschau * nach Würzburg gekommen,) die Bücher nicht mehr bey Hand habe.

4. §. Ich muthmaße, das Mährchen von dem trojanischen Ursprunge sey daher entstanden, weil einige in den Tage Büchern (fastis) des Prosper Tiro, bey dem vierten Jahre des Kaisers Gratian gelesen haben: Priamus quidam regnat in Francia, quantum aliius colligere potuimus. D. i. Priamus regiert in Franken, so viel wir haben erfahren können. Der Name Priamus ist zu dieser Erdichtung genug gewesen, und ein so angenehmer Irrthum hat sich leichtlich eingeschlichen. Denn viele Völker haben sich aus einer alten Ehrbegierde des Ursprunges aus Troja zu rühmen gesucht. Also sagt auch Lucan in seinem ersten Buche von den Arvernen:

Aruernique ausi Latio se fingere fratres
Sanguine ab Iliaco.

Die Arvernen haben sich unterstanden, sich für die Brüder der Lateiner auszugeben, weil sie auch aus Troja gegangen wären.

Auch Gottfried von Monmuth ist einigen ältern fabelhaften Geschichtschreibern gefolget, indem er die Britannier vom Brutus, des Ascanius Sohne, und des Aeneas Enkel hergeleitet hat. Man sieht, daß dergleichen Dinge den Franken auch gefallen, so bald sie sich auf ihre Geschichte zu legen angefangen haben.

5. §. Bald

* In der französischen Uebersetzung stehet an statt Hirschau, Hitschau, das Chronicon Hirsauiense ist sonsten bekannt genug.

5. §. Bald ſind andere gekommen, und haben die Erdichtung wahrſcheinlicher zu machen, hinzugeſetzt, daß Sunno, ein Fürſt der Franken, vom Antenor gebohren worden. Dieſen iſt auch der Verfertiger von den Geſchichten der Fränkiſchen Könige gefolget. Allein ich bilde mir ein, daß Priamus verſtümmelt ſey, und daß man aus Pharamundus Pharamus gemacht habe. * Dieſer Pharamundus aber, von dem man bisher nichts gewußt, iſt des Pharamundus Graßvater geweſen. Denn die Griechen und Römer pflegten die fremden Namen nach ihrer Mundart auszuſprechen. Eben dieſer Priamus wird in der Lebensbeſchreibung des Königs Sigeberts für den Vater Markomirs ausgegeben, und muß alſo nach dem Vorgeben des Verfertigers von den Geſchichten der Fränkiſchen Könige, der Großvater des, Pharamundus geweſen ſeyn, der den Namen ſeines Großvaters angenommen hat. Im übrigen iſt auch Paul, des Warnefrieds Sohn, insgemein Paulus Diaconus ** genannt, dem Mährchen, oder vielmehr denen-

* Daß dieſe Muthmaßung des Herrn von Leibnitz gegründet ſey, erhellet auch aus den Tagebüchern des Fränkiſchen Reichs, welche Theodoricus Ruinart aus verſchiedenen Geſchichtſchreibern zuſammen getragen, und der Herr von Eckard in ſeine Sammlung der Saliſchen Geſetze der Franken eingerücket hat. In dieſen heißt es auf der 275. Seite bey dem 420. Jahre alſo: **Pharamundus regnat in Francia. Proſperi Chronicon Pithoeanum.**

** Dieſer Paulus iſt Diaconus zu Aquileja geweſen, und hat zu der Zeit Carls des Großen, der auch erſtlich viel auf ihn gehalten hat, gelebet. Weil er es aber mit dem Deſiderius hielt, kam er in Ungnade. Im 4. B. im 13. Cap. de rebus Longobard. beſchreibet er ſeiner Vorältern widriges Schickſal, und nennet ſeinen Vater Warnefried.

denenjenigen, die viel auf Mährchen halten, gefolget, und hat den Anſegiſus, des Arnulphus, Biſchofs zu Metz, Sohn, und den Stamm-Großvater des caroliniſchen Stammes von dem trojaniſchen Anchiſes hergeleitet.* Dieſes hat er nicht allein in den Lebensbeſchreibungen der Biſchöfe von Metz, ſondern auch in der Grabſchrift der Rhotais, einer Prinzeßinn des Königes Pipinus gethan, in welcher letztern es alſo heißt:

Aſt abauus Anchiſe potens, qui ducit ab illo
Troiano Anchiſa, longo poſt tempore nomen.

Aber dein mächtiger Großvater Anchiſes, der von dem trojaniſchen Anchiſes, lange hernach, den Namen erhalten hat.

6. §. Man ſchien auch mit Troja nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern gieng, den Ruhm der Nation zu vermehren, auf Alexandern den Großen, und auf die Macedonier zurück. Alſo ſollen ſich die aus Troja vertriebenen Franken nach dem Vorgeben des Fredegarius in zwey Haufen getheilet haben. Der eine ſoll nach Aſien gezogen ſeyn, der andere aber Aſien durchſtreifet, und ſich an dem Ufer der Donau, und des Meeres niedergelaſſen haben. Dieſe Franken ſind, wie er vorgiebt, von ihrem Anführer dem Friga, die Frigier genennet worden. Wer ſieht aber nicht, wie ſchön dieſes zuſammen hange? Hierauf ſoll ein Theil

* Daß aber dieſer Geſchichtſchreiber wegen des trojaniſchen Urſprunges ſelbſt zweifelhaftig geweſen, erhellet aus dem 18. Cap. des 6. B. de rebus Longobardorum, wo er alſo ſagt: Hoc tempore apud Gallos in Francorum regno Anchiſes Arnulphi filius regnat, qui de nomine Anchiſae quondam Trojani creditur appellatus.

Theil von dieſem Volke unter der Anführung des Francion, (daher der Name der Franken komme) nach Europa gegangen ſeyn, gleich als ob die Donau außer Europa flöße, und die Gegend um den Rhein eingenommen haben. Er führet den Hieronymus an, der die Chronike des Euſebius fortgeſetzet hat, doch verwechſelt er denſelben mit dem Proſper, welcher dieſe Jahrbücher fortgeführet, und des Priamus gedenket.

7. §. Aber weil man nun einmal an Macedonien einen ſo großen Gefallen fand, ſo hielte man das Vorgeben für billig: daß die Franken dem großen Alexander, dem Bezwinger der morgenländiſchen Reiche geholfen hätten. Otfried, der Weißenburger Münch, macht in der Vorrede der Evangelien, die er in deutſchen Verſen verfertiget, und an den deutſchen Ludwig gerichtet hat, dieſelben zu des Alexanders Anverwandten.

In einem buachon ich weiz war
Sie in ſibbu joh in ahtu
Sin Alexanderes ſlahtu.

D. i. Ich habe in einem Buche geleſen, daß ſie, nämlich die Franken, der Verwandſchaft und dem Ruhme nach, von dem Alexander ſtammen. Er ſetzet ferner hinzu, daß ſie Macedonien verlaſſen, und ſich der Herrſchaft vieler Völker nicht unterwerfen wollen. Allein * Aimoinus führt in dem 1. Buche von den Geſchichten

* Almoinus, ein Benedictiner-Münch iſt auch unter dem Namen Annonius bekannt. Wir haben eine Ausgabe von 1513. von ihm mit folgender Aufſchrift geſehen. Annonii Monachi Benedictini diſerti & veridici, quo-

der Franken die verſchiedenen Meynungen des oben (§. 2.) genannten Verfertigers der fränkiſchen Geſchichte, und des Fredegarius an, und ſetzet etwas dazu, das Fredegarius nicht vorgegeben, daß die Macedonier unter dem Philippus und Alexander durch der Franken Hülfe ihre Kriege glücklich geführet hätten. Durch dieſes Beyſpiel haben auch die Sachſen, ſo bald als ſich etliche bey denſelben auf ihre Geſchichte geleget haben, den Ruhm haben wollen: daß ihre Vorfahren unter dem Alexander tapfer geſtritten hätten, wie man ſolches aus dem Witekind von Corvey ſehen kann. Denn Aimoinus iſt Sigebert von Gemblurs, nebſt vielen neuern: gefolget, welche wir nicht anführen mögen.

8. §. Gregorius, ein Biſchoff von Tours, der älteſte unter denen franzöſiſchen Geſchichtſchreibern, die wir haben, gedenket weder des Herkommens aus Troja, noch aus Macedonien; ſondern giebt Pannonien für den erſten Aufenthalt der Franken an, wo ſie nach ſeinem Vorgeben die Stadt Sicambria, welche einige für Ofen halten, ſollen erbauet haben. Allein es erhellet aus ältern Geſchichtſchreibern, daß man das Gegentheil behaupten müſſe. Denn dieſe geben für die Franken andere Wohnungen, und für Pannonien andere Einwohner an. Die Franken ſind zuweilen darum Sicambrier genennet worden, weil ſie das Land der Sicambrier eingenommen haben. Dieſe aber haben ohne Zweifel an dem Fluße Siga, Cölln gegen

fundamque aliorum venerabilium eiusdem profeſſionis patrum de regum procerumque Francorum origine, geſtisque clariſſimis in aedibus Ioannis Parui, & Aſcenſianis.

gegen über, oder etwas höher gewohnt. Daher haben die Franken mit den Sicambriern nichts gemein, ehe, und bevor ſie ſich an dem Rheine niedergelaſſen haben.

9. §. Selbſt Lacary, welcher von den Colonien der Gallier geſchrieben hat, und einige andere gelehrte Franzoſen haben den deutſchen Urſprung der Franken, welchen Cluver, Pontanus, Valeſius, und andere bewieſen, nicht leugnen können; doch haben ſie aus blinder Liebe zum Ruhme der Franzoſen, ſich zu behaupten getrauet, daß die Franken von den Galliern, die ſich in Deutſchland aufgehalten, hergekommen, und alſo zwar aus Deutſchland, nicht aber von der deutſchen Nation herſtammten. Denn als ſie in den Geſchichten des Julius Cäſar geleſen, daß die Gallier vor Zeiten eine Colonie nach dem Harzwalde geſchicket; ſo haben ſie gleich, obwohl ohne einen einzigen Geſchichtſchreiber, oder Beweis, geſchloſſen: daß die Franken von dieſen Galliern entſprungen, und ſich wieder in ihr Vaterland gewandt hätten. Allein, derjenige giebt ſo etwas vor, der ſolches wünſchte, nicht aber der ſolches mit Gründen beweiſet. Ja, dieſes alles iſt ſo beſchaffen, daß es mit demjenigen, was wir anführen werden, nicht beſtehen kann, und die Franken haben ohne Zweifel deutſch geredet. Nach dem Vorgeben der alten Geſchichtſchreiber ſind die galliſchen Colonien nach Bayern geſchickt worden: und es iſt glaublich, daß die Gallier in ihrem Zuge nach Aſien viele Deutſche dahin mitgenommen, doch auch einige von den übrigen in den Gegenden an der Donau zurück gelaſſen haben. Allein, es iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß ſie

gar zu viel von ihrem Wege ab, und an die balthiſche See, wohin ſie nichts locken konnte, gekommen; ſich mitten unter den ſtreitbaren Schwaben niedergelaſſen, und ſich bey denenſelben haben ſollen erhalten können.

10. §. Ich habe aus dem Geographus von Ravenna zuerſt gelernet, daß der alte Sitz der Franken, ehe ſie den Römern bekannt geworden, bey dem balthiſchen Meere zu ſuchen ſey. Dieſer Schriftſteller muß, wie es ſcheinet, entweder ein Gothe (wie auch Jornandes, welcher auch zu Ravenna gelebet) oder ein Deutſcher geweſen ſeyn: weil er von ihnen einige Schriftſteller, oder, wie er ſie nennet, Weltweiſe anführet, welche andern unbekannt geweſen ſind. Porcheron, ein gelehrter Benedictiner aus der Abtey S Germain hat ihn zuerſt heraus gegeben. Hierauf hat ihn Jacob Gronov, welcher ſeinem Vater an Ruhme gleich kömmt, nach einer Abſchrift, die ſich in Leiden befindet, und welche Grotius angezeiget hat, wieder auflegen laſſen. Dieſer ungenannte Schriftſteller ſetzet im erſten Buche im 2. Capitel: quarta vt hora noctis Normannorum eſt patria, quae eſt Dania ab antiquis, cuius ad frontem Albes, vel patria Albis Maurungania certiſſime antiquis dicebatur, in qua patria Albis per multos annos Francorum linea remorata eſt. D. i. In der vierten Stunde der Nacht iſt das Vaterland oder die Gegend der Normänner, welches die alten Danien genennet, vor demſelben liegt die Gegend der Elbe, welche die alten Maurungania nenneten, und in welcher ſich die Linie der Franken viele Jahre aufgehalten hat.

11. §. Es erhellet aber aus dem Paulus, des Warnefrieds Sohne, welcher gemeiniglich Diaconus ge-

nennet

nennet wird, und welcher die Züge der Longobarden, mit vielen Mährchen beſchrieben hat, daß Mauringania, oder vielmehr Mauringacia oder Mauringia an dem balthiſchen Meere gelegen ſey, wie ſolches auch ſelbſt durch den Namen angezeiget wird. Denn Mauringia bedeutet eine Gegend an dem Meere, wie Marini, und Aremorica. Heutiges Tages wird, faſt eben die Gegend Pommern genennet, denn Pommern bedeutet in der wendiſchen Sprache Po-morze ſolche, die am Meere liegen; wie Polabi diejenigen bedeutet, die an der Elbe liegen, denn die Wenden nennen die Elbe labe.

12. §. Und alſo erſieht man aus dem Geographus von Ravenna, daß die Linie, oder die Vorfahren der Franken die Gegend zwiſchen dem balthiſchen Meere, und der Elbe bewohnet haben. Dieſer Strich Landes zwiſchen den Flüßen Eider und Panis mag ſich vielleicht über, oder bis an die Oder erſtrecket haben. Nach den heutigen Namen wird es Holſtein, das Herzogthum Lauenburg, das Herzogthum Meklenburg, und einen Theil von Pommern begreifen. Von dieſen Völkern, welche dieſe Gegenden bewohnet nämlich von den Reudignern (vielleicht mit dem Cluver Deuringern) Avionen (welche vielleicht nachhero Cavionen oder Chaibonen ſind genennet worden) Angeln, Werinern (oder Varnen) Eudoſiern, und wie Tacitus die andern nennet, hat ſich ein Haufe junger Leute als ein * Ver Sacrum aufgemacht, ihr Glück

* Wir wollen es dem unpartevischen Leſer überlaſſen, in wie ferne es der franzöſiſche Ueberſetzer getroffen, da er durch Ver Sacrum ein neues Land verſtehet. Uns dünkt, dieſe Meynung komme mit den Worten nicht überein.

in andern Ländern zu suchen. Zu diesen, glaube ich, können auch die Heruler, Rugier, und die alten Cimbrer, und Sachsen, und über dem Eiderfluß die Dänen, und Jütländer gerechnet werden, obgleich Tacitus derselben nicht gedenket. Hierinnen bin ich dem Zeugnisse des Nigellus gefolget, welches gleich soll angeführet werden.

13. §. Es ist wahrscheinlisch, daß dieses zu der Zeit geschehen ist, da unter dem Kaiser Marcus Antonius im marcomannischen Kriege alle barbarische Völker in Bewegung gekommen. Denn dazumal sind die Völker, die den Römern am nächsten gewohnet haben, in die römischen Provinzen eingefallen, und haben denen, die weiter hinter ihnen gewohnet, Platz gemacht, oder sie durch ihr Beyspiel zu dergleichen Zügen angetrieben. Dazumal sind die Gothen, und Burgundier gegen den Morgen, die Franken gegen den Mittag gezogen: jene wandten sich etwas nach Mittag, diese aber nach Abend: jene kamen von der Gegend jenseit, diese aber diesseit der Oder her.

14. §. Ermoldus Nigellus, ein fränkischer Geschichtschreiber bekräftiget das Zeugniß des Geographus von Ravenna. Man hat von ihm ein noch ungedrucktes Gedicht auf den Kaiser Ludewig den Frommen. * In diesem redet er von dem Harald, einem dänischen Prinzen, welcher an dem kaiserlichen Hofe die christliche Religion angenommen hatte, und sagt ausdrücklich,

Diese aber lauten also: globum acerrimae inventutis, et velut Ver Sacrum ad novas sedes quaerendas fortunamque tentandam exiviſſe.

* Es steht in des Hofraths Menkens Sammlung der Meißnischen Geschichtschreiber.

lich: die Franken wären den Dänen verwandt, ja, von ihnen hergekommen. Man kann leichtlich urtheilen, daß er nur von einem Theile der Franken, und von den Einwohnern rede, die mit Dännemark gegrenzet, und mit den Dänen einerley Urſprung gehabt haben. Auf ſolche Weiſe kann dieſer Geſchichtſchreiber mit dem von Ravenna verglichen werden. Seine Worte lauten im 4. Buche alſo:

Hic populus porro veteri cognomine Deni
Ante vocabantur, et vocitantur adhuc.
Nort quoque franciſco dicuntur nomine manni,
Veloces, agiles armigerique nimis.
Ipſe quidem populus late pernotus habetur,
Lintre dapes quaerit, incolit atque mare.
Pulcher adeſt facie, cultuque ſtatuque decorus,
Vnde genus Francis, adfore, fama refert.
Victus amore Dei, generisque miſertus auiti
Temptat et hoc Caeſar lucrificare Deo.

D. i. dieſe Völker, von denen Harold herſtammet, ſind mit einem alten Namen Denen genennet worden, wie ſie auch noch heutiges Tages heißen. Sie werden auch mit einem franzöſiſchen Namen die Nortmänner genennet. Sie ſind ſehr geſchwind, hurtig, und kriegeriſch. Sie haben ſich weit ausgebreitet, wohnen an dem Meere, und hohlen ihren Unterhalt über das Meer. Im Geſichte ſind ſie ſchön, in der Kleidung, und Stellung zierlich. Von ihnen ſollen die Franken entſprungen ſeyn. Der Kaiſer ſuchte ſie aus Liebe zu GOtt und aus Mitleiden zu den Nachkommen ſeiner Vorfahren zu gewinnen und zu bekehren.

15. §. Er nennet sie Dänen, oder Denen, wie wir Deutschen heutiges Tages noch thun, nicht aber Danen, nämlich von dem Flusse Dana, oder Dina, welches bey dem Ungenannten von Ravenna der alte Namen des Eyderflusses ist. Die Benennung der Stadt Deningen, mehrentheils Töningen genannt, welche an dem Ausflusse der Eyder liegt, ist davon übrig geblieben. Denn es ist bekannt, daß Eydor von Heggedor,* (wie man auch aus dem Dithmar, den ich verbessert heraus gegeben habe, ersehen kann) herkomme, welches einen Wall bedeutet, mit welchem die Dänen das Ufer des Eyderflusses bedecket, und in welchem bey dem Eingange ein Thor gestanden ist. Dieses alles habe ich auf der 29. Seite des ersten Theils der Geschichtschreiber, die die Geschichte von Braunschweig betreffen, berührt, und zuerst aus dem Geographus von Ravenna hergenommen: wodurch ich den Ursprung der Dänen, und der Franken, wie ich glaube, in einiges Licht gesetzet, und wobey ich zugleich erinnert habe, daß die Dänen schon in den alten Zeiten von den Römern sind gerühmet worden. Laudabatur Parsus Marco, dum non noverat Gothos, sed o vbi est Danus. Marcus lobet die Perser, indem er die Gothen nicht kannte, aber wo bleibt der Däne? Diesen Ausspruch der Römer hat uns der Geographus von Ravenna aufbehalten, durch welchen die Gothen den Parthern oder den Persern, die Dänen aber den Gothen vorgezogen worden, und

* Obgleich der Französische Uebersetzer seine Uebersetzung nach der neuen Ausgabe des Herrn von Eckard, die in der Sammlung der Salischen Gesetze stehet, gemacht zu haben scheinet: so hat er doch in diesem §. theils vieles geändert, theils hinzugesetzet, theils auch weggelassen.

und es iſt glaublich: daß Marcus Antonius zu verſtehen ſey. Allein, dieſes habe ich nur beyfälliger weiſe berühret, weil es von andern nicht geſchehen, und doch von dieſer Abhandlung nicht gar weit entfernet iſt, auch zum Ruhme der Franken, und Sachſen, als zweener Völker; die von den Dänen herſtammen, gereichet. Oroſius hat die Sachſen wegen ihrer Geſchwindigkeit erſchrecklich genennet, Saxones agilitate terribiles. Aber der Geographus von Ravenna ſagt, daß die Dänen bey allen Völkern für die geſchwindeſten ſind gehalten worden. Ich habe bey anderer Gelegenheit gewieſen, welche Völker unter dem Namen der Sachſen von den übrigen uns bekannten Geſchichtſchreibern, die eher als Jornandes gelebet haben, begriffen ſind; worden. Die Dänen, die Friſier, Caucher, Warner (die hernach ein eigenes Königreich an dem deutſchen Meere aufgerichtet) die Angeln, die Jütländer, und andere Völker, welche das Meer zwiſchen Gallien und Britannien, und ihre Küſten mit Streifereyen unſicher machten, wurden Sachſen genennet. Schon Ethelwerdus, ein Geſchichtſchreiber aus dem königlichen Hauſe der Angelſachſen, gedenket der Stadt Donien, oder Töningen, und zwar in dem Buche, welches er der Prinzeßinn des erſten Otto zugeſchrieben hat. Er ſaget davon alſo: Saxonum gentem fuiſſe in tota ora maritima a Rheno fluuio, vsque ad Doniam vrbem. Die Sachſen haben die ganze Gegend an dem Meere von dem Rheine an bis an die Stadt Donia, d. i. bis an den Eyderfluß inne gehabt. Cambden in ſeinem Britannien, im Capitel von den Dänen, ſteht in den Gedanken, Ethelwerdus habe geglaubet, daß die Dänen ihre Benennung von der

Stadt erhalten hätten. Sie sind aber nach dem Flusse, an welchem sie gewohnet, so wie die Stadt selbst genennet worden. Dieser Name ist auch den Völkern, die weiter von ihnen gewohnet haben, wie es zu geschehen pfleget, beygeleget worden. Also haben auch die alten und neuen Franzosen alle Deutschen bald Hermundurer, bald Allemannen, d. i. solche, die am obern Rheine wohnen, genennet.* Ich habe auch anderswo angemercket, daß die Herminonen, oder Hermundurer, Heermänner, Hermannen, dem Namen nach mit den Germanis einerley sind: nur daß der Anfangsbuchstabe H verändert worden; wie es auch bey dem Namen Lotharius, Hlotarius, Clotarius geschehen ist. Was die Lateiner germanos fratres leibliche Brüder geheißen, nennen die Spanier Hermannos: und der Lateiner Gammanus, ist eben das, was bey den Deutschen Hummer ist. Andere Exempel will ich vorbey lassen. Zu den Herminonen mögen vor Zeiten alle deutsche Völker von Böhmen an bis an den Rhein gerechnet worden seyn, obgleich die Benennung der Hermundurer manchesmal weniger begreift. Nach diesen Herminonen sind also auch die Völker, welche um dieselben herum gewohnet, und eine verwandte Sprache geredet haben; nämlich von dem Rheine an, bis an Sarmatien, und an Finnland, von den Galliern, und nach derer Exempel von den Römern Hermanni, oder Germani genennet worden, welcher Name einen Soldaten bedeutet. Auf gleiche weise ist der Name der Dänen, welcher allein denenjenigen, die an dem Flusse Dâna gewohnet, zukam,

* Dieses alles ist in der neuen Ausgabe des Herrn von Eckard hinzu gekommen.

kam, auch den Einwohnern in Dännemark, und in den Inſuln an dem balthiſchen Meere beygeleget worden. Allein dieſes nur im Vorbeygehen.

16. §. Den dritten Beweis kann man ſelbſt aus den Vertheidigern der gegenſeitigen Meinung, und beſonders aus den oben angeführten Geſtis Francorum regum, und aus denen, die ihnen gefolget ſind, hernehmen. Alle dieſe geben vor, daß die Franken von der mäotiſchen See hergekommen. Man muß aber wiſſen, daß die Schriftſteller, die an verſchiedenen Zeiten, und in entfernten Gegenden gelebet, öfters die mäotiſche See, mit dem balthiſchen Meere, oder der Oſtſee verwechſelt haben. Dieſes hat auch Adam von Bremen in ſeinem 4. Buche angemerket, fortaſſe, ſagt er, mutatis nominibus arbitror illud fretum (mare Balthicum) ab antiquis Romanis adpellari paludes Scythicas, vel Maeoticas. Vielleicht haben die alten Römer durch eine Verwechſelung der Namen die Oſtſee die ſcythiſche, und mäotiſche See genennet. Ein deutliches Beyſpiel finden wir bey dem Procopius. Dieſer erzählet in dem erſten Buche von dem wandaliſchen Kriege, daß die Vandalen zuerſt um die mäotiſche See gewohnet. Es iſt aber aus dem Tacitus, und aus andern bekannt, daß dieſe Vandalen von der Oſtſee gekommen ſind. Ich will itzo nichts hinzuſetzen, ob nicht vielleicht aus einem Irrthum die Gegend um den Fluß Panis Pannonien genennet worden, wie ein guter Freund nicht ohne alle Gründe muthmaßet. Vielleicht hat auch der König Frija, deſſen Fredegarius Erwähnung thut, Fricco geheißen? So viel iſt aus den lombardiſchen Geſchichten des Paulus Diaconus bekannt, daß einige

Für-

Fürsten, die also genennet worden, von den mitternächtischen Völkern unter die Zahl der Götter sind gesetzet worden. Ja auch Fredegarius giebt, wiewohl etwas unordentlich vor, daß ein Theil der alten Franken an dem Meere gewohnet habe.

17. §. Ich habe den ersten Aufenthalt der Franken zwischen der Elbe, und dem balthischen Meere aus dem Geographus von Ravenna erwiesen. Nun will ich aus der Vorrede des salischen Gesetzes, die zeither schlecht ist verstanden worden, zeigen, daß ihr anderer Aufenthalt zwischen der Elbe, und der Weser zu setzen sey. Endlich erhellet aus den römischen Geschichtschreibern, daß sie, da sie durch ihre Streifereyen den Römern mehr als zu bekannt geworden, zwischen der Weser, und dem Rheine gewohnet haben. Von dannen sind sie über den Rhein gegangen, und haben einen Einfall in das römische Reich gethan, die Allemannen, Burgunder, und Westgothen überwunden, und in Gallien, und einem Theile Deutschlandes ein mächtiges Königreich aufgerichtet.

18. §. Man weis, daß das salische Gesetz, welches mit den andern alten Gesetzen der Deutschen schon längst heraus gegeben worden, von den Franken verfertiget ist, ehe sie die christl. Religion angenommen. Es ist auch bekannt, daß die Franken dazumal noch keine Könige gehabt haben; sondern, wie hernach in unserm Deutschlande bey den Sachsen, ein ieglicher Canton seinen Anführer gehabt. Quot pagos, tot pene duces, sagt der älteste Poet Saxo.*

Denn

* Dieser Poet steht in der leibnitzischen Sammlung der braunschweigischen Geschichtschreiber.

Denn selbst in dem Eingange des Gesetzes wird erzählet, daß aus verschiedenen Cantonen Abgeordnete gekommen sind, ein Gesetz abzufassen. Es wird aber in demselben keines Königs, oder Fürstens gedacht. Auch deucht mich, daß Ottfried in der von uns oben angeführten Stelle zu erkennen gebe, daß die alten Franken keinen König unter sich gelitten. Denn was itzo in dem salischen Gesetze von dem Könige, von den königlichen Gesetzen, von den Abgesandten und andern Dingen steht, das ist gleich dem Augenscheine nach von den Neuern hinzu gesetzet worden. Man sieht selbst aus der Vorrede, daß dieses Gesetz, welches lange zuvor war abgefaßt worden, unter den Regierungen des Clodovàus, Theoderichs, Childeberts, Chlotarius, und Dagoberts verändert, und auf die damaligen Zeiten eingerichtet worden.

19. §. Viele glauben, die Gallier hätten dazumal schon in dem belgischen Gallien über dem Rheine gewohnet, nämlich in den Gegenden der Tungrer, und Advaticer um die Maas, Schelde, und die benachbarten Flüsse; wo heutiges Tages das Stift Lüttich, das Herzogthum Brabant, und die Grafschaft Flandern ist. Dieser Meynung ist Joh. Jacob Chifflet zugethan gewesen; welche auch Gottfried Wendelin in einem besondern Buche von dem Geburtsorte des salischen Gesetzes zu bestärken sich bemühet hat.

20. §. Allein es ist bekannt, daß sich die Franken später in Belgien niedergelassen haben. Es wird auch solches unten mit mehrerm gezeiget werden. Im übrigen sind die Gründe Wendelins sehr schwach, einige auch ganz lächerlich. Es sind in der Ausgabe der salischen Gesetze, die Herold besorget hat, deutsche Wörter

Wörter eingestreuet, deren man sich in den malbergis oder Versammlungen bedienet hat. Sie zeigen mehrentheils den Innhalt des Gesetzes an. Diese erklärt in vielen Stellen mein gelehrter Freund Johann Georg Eckard, welchem die deutsche Sprache einmal viel zu danken haben wird, recht geschickt; welcher auch mit einer neuen Ausgabe eines so großen Denkmaales des deutschen Alterthums beschäfftiget ist, die viel herrliches in sich fassen wird. Wendelin aber verstund nichts von denselben, und bildete sich ein, es wären dieses die Dörfer in Brabant, wo diese Versammlungen wegen der Verfassung der Gesetze wären gehalten worden. Ich will andere eben so ungereimte Dinge verschweigen.

21. §. Im übrigen hat eine verfälschte Lesart des Gregorius von Tours diesen Betrug verstärket. Denn da man in diesem Tongriam, gelesen, so hat man geglaubet, die Franken wären aus Pannonien gekommen, und bey guter Zeit über den Rhein gegangen, und hätten sich in dem Lüttichischen niedergelassen. Allein Ruinart der neueste und sehr fleißige Herausgeber der Werke des Gregorius hat sehr wohl angemerket, daß fast in allen Abschriften, Toringia stehe, wie auch alle Ausschreiber des Gregorius gelesen haben.

22. §. Gregorius schreibet hievon also: Tradunt multi, eosdem de Pannonia fuisse digressos, & primum quidem littora Rheni amnis incoluisse, dehinc transacto Rheno Thuringiam transiisse, ibique juxta pagos vel civitates reges crinitos super se creasse. d. i.

Viele geben vor, daß dieselben aus Pannonien gekommen, sich erstlich an dem Ufer des Rheines niedergelassen, von dannen über den Rhein nach Thüringen gegangen, und sich allda nach ihren Cantonen

oder Gemeinen Könige mit langen Haaren erwählet, Allein Thüringen liegt Pannonien näher, als der Rhein, und derjenige, der von dem Ufer des Rheines rechter Hand nach Thüringen gehen will, hat nicht nöthig über dieſen Fluß zu ſetzen. Hadrian von Valois hat für den Rhein den Mayn angenommen. Durch dieſe Verbeſſerung würden wohl die Worte des Gregorius, der den Urſprung der Franken aus Pannonien geglaubet hat, ihre Richtigkeit haben; allein mit der Sache verhält es ſich ganz anders: denn die Franken ſind nicht von der Donau, ſondern von der Elbe nach Thüringen, wie itzo das Land heißet gekommen.

23. §. Einige andere gelehrte Männer haben gemeynet, daß das ſaliſche Geſetz ad Iſalam vel potius Iſelam an der Yſel ſey abgefaßt worden. Aber es iſt unbekannt, und kann durch kein Zeugniß erwieſen werden, daß die Yſel jemals ſey Sala genennet worden. Ueber dieſes weis man auch, daß ſich die ſaliſchen Franken ſpäter in der * Inſul der Bataver, wo heutiges Tages Betau liegt, niedergelaſſen haben. Allein dieſe Franken haben ihren Namen nicht von der Yſel, ſondern von der Sala in Franken, wo ſie hergekommen waren, erhalten, wie gleich wird gezeiget werden.

24. §. Man kann demnach den andern Aufenthalt der Franken, und den Ort, wo das ſaliſche Geſetz iſt abgefaßt worden, aus der Vorrede deſſelben beſtimmen. Es werden in derſelben nach Herolds Ausgabe drey Cantonen, Salageve, Bodogeve, und Windogeve genennet. Einige von den Alten haben Salaheim

* Von dieſer Inſul der Bataver haben die Erdbeſchreiber in Anſehung ihrer Größe, und Lage verſchiedene Meynungen. Siehe Cellarii notitiam orbis antiqui ex edit. Schwarzii p. 276.

laheim, Bodoheim, und Windoheim gelesen, welches aber auf eines hinaus kömmt, wo in dreyen mallis, Landgerichten hinter einander, aus den vier vornehmsten Cantonen Wisogeve, Bodogeve, Windogeve, und Salageve Abgeordnete zusammen gekommen sind, welche Wisogast, Bodogast, Windogast, und Salagast sind genennet worden. Dieses sind nicht eigentliche Männernamen, wofür sie der von Valois gehalten, dem sie deßwegen verdächtig geschienen; sondern Namen von den Gegenden gewesen, aus welchen sie sind abgeschicket worden. Denn Gast bedeutet einen Fremden, oder Ankömmling, und vielleicht bezieht es sich kraft seiner Abstammung auf die Wörter *goan*, *gau*, oder auf das griechische γαιαν, eine Gegend, deren Einwohner er ist. Also bedeutet Salagast einen Mann, der ex goa s. pago Salico aus dem salischen Canton kömmt. Eben so verhält es sich mit den übrigen. Diese Namen haben die Schriftsteller Adon, Sigebert, Ivo, und andere verfälscht angeführt, und werden daher aus der ältesten Abschrift, welche sich zu Fulda befindet, und welcher Herold bey seiner Ausgabe gefolget ist, mit Recht verbessert, und auf solche Weise sehr wohl verstanden.

25. §. Von dem Canton Salageve, welcher der vornehmste mag gewesen seyn, hat das ganze Gesetz seinen Namen, obgleich nur ein Stück desselben allda ist verfertiget worden. Die Lage dieses Cantons habe ich nicht etwan aus bloßer Muthmaßung, sondern aus den ältesten Büchern, und Denkmaalen, deren Verfertiger theils von Carln dem Großen, theils nach demselbigen gelebet haben, erlernet. Es sind nämlich dem Kloster zu Fulda Vermächtnisse gemacht worden, deren

Brie-

Briefe zum Theil Jo. Pistorius heraus gegeben hat, zum Theil ich selbst von Fulda erhalten habe. In diesen Schenkungsbriefen, die um die Zeit des Königs Pipinus des ersten und bald darauf sind verfertiget worden, kömmt zum öftern der Name Salageve, vor. Dieser Canton hat nicht an der Thüringischen, wie einige geglaubet haben, sondern an der fränkischen Sale gelegen, welche in die rechte Seite des Mayns bey Geminda, das davon also ist genennet worden, fließt, wie aus den Oertern, die in diesem Canton gelegen und noch heutiges Tages stehen, deren in denselbigen Briefen Meldung geschieht, erhellete.

26. §. An dieser Sale hat sich Carl der Große manchesmal aufgehalten, und allda ein königliches Schloß gehabt, dessen Namen noch itzo in Königshofen übrig ist, welches ein königliches Schloß bedeutet. Dieses ist, wie der älteste Poet Saxo schreibet, nascenti vicina Salæ, nahe an der entsprungenden Sale gelegen, ob es gleich andere die von der thüringischen Sale eingenommen gewesen, für Salfeld gehalten haben. Hier haben die Franken, und Sachsen ein Bündniß unter sich gemacht, durch welches die letztern mit den erstern vereiniget und ihnen gleich gehalten worden.

27. §. Es ist ganz wahrscheinlich, daß die Cantonen Bodogeve, und Wisogeve und zwar der erstere von dem Flusse Boda, der da, wo sich das Harzgebürge anfängt, fließt, der andere aber von der Weser, welche die Lateiner Vilurgim nennen, sey benennet worden. Der hernach so genannte Canton Hartegau hat einen Theil des Cantons Bodogeve ausgemacht. Denn öfters sind die Namen der kleinern Cantonen

geblieben, und der größern verlohren gegangen. Es ist öfters geschehen, daß der Name eines größern Cantons, welcher vorzeiten den ganzen Strich eines Flusses unter sich begriffen, einem kleinen Theile geblieben ist. Also bedeutet der Canton Leingau, welcher von unserer Leine also ist genennet worden, nur allein den Theil der obern Leine um Göttingen. Den Canton Windogeve kann ich nicht so gut bestimmen. Vielleicht ist die Unstrut, der größte Fluß in Thüringen, vorzeiten Windrista, und da man die Endung weggelassen hat, Winda genennet worden. Bey Hildesheim fließt ein Fluß fast gleiches Namens vorbey, denn der anfangs Buchstabe W. ist, wie bekannt oft weggelassen worden.

28. §. Aus diesen größern Cantonen der Franken, welche aber viele kleinere unter sich begriffen, kann man leichtlich schließen, daß sich die Franken von dem Harzgebürge an, wo der Fluß Boda, wiewohl nicht unmittelbar, in die Elbe fließt, bis an den Mayn, in welchen die Sale fällt, ausgebreitet haben. Also haben sie dazumal einen Theil der braunschweigischen, halberstädtischen, und hessischen Länder, fast ganz Thüringen, und einen Theil von dem heutigen Frankenlande inne gehabt, und sind in einen Theil der Länder der Longobarden, Cheruscer, Catter, und vornehmlich der Hermundurer gezogen; oder haben sich vielmehr mit denjenigen, die noch nicht weggezogen, und das Land verlassen, vereiniget, und vermenget. Denn es ist leicht zu glauben, daß ein Haufen Menschen, der von der Ostsee gekommen ist, unterwegens gleichsam als ein Schneeball, größer worden, da einige freywillig, andere mit Gewalt sich zu ihm gesellet.

ſellet. Ihre Grenzen haben demnach den Mayn gegen Mittag, das Harzgebürge gegen Mitternacht, die Weſer mit der Fulde gegen Abend, die thüringiſche Sala, die in die Elbe fällt, und hernach die Elbe ſelbſt gegen Morgen gemacht. Weil nun die Franken vornehmlich in dem Lande der Hermunderer, welche eigentlich, wie ich erwieſen habe, Germani hieſſen, gewohnet haben; ſo glaube ich, daß es daher gekommen ſey, daß Hieronymus, und andere angemerket haben, daß die Völker, die dazumal Franken hieſſen, vorzeiten Germani d. i. Deutſche genennet worden.

29. §. Es ſcheinet, daß ſich die Franken, Geſetze abzufaſſen, dazumal entſchloſſen haben, als ſie in die jenſeitigen Länder, und über die Weſer zu ziehen, willens geweſen. Dieſes haben ſie in ihrer Mutterſprache abgefaſſet, denn man findet noch in der lateiniſchen Ueberſetzung, die wir nur davon haben, einige Ueberbleibſel, welche den Innhalt eines ieden Geſetzes angezeiget, und deren man ſich in den malbergis, oder Verſammlungen bedienet hat. Das Wort malb. welches denſelben vorgeſetzet worden, beweiſet dieſes. Dieſe aber fehlen in der Ausgabe Lindebrogs, und in den meiſten Handſchriften: doch findet man dieſelbigen in einigen ſehr alten Handſchriften; wie denn Herold ſolche aus einer, die ſich in Fulda befindet, mit heraus gegeben. Hieraus erſieht man, daß wir von dieſem Geſetze nur eine Ueberſetzung haben, welche die Franken verfertiget, und in vielen Stücken verändert, nach dem ſie lange ſich zuvor in den römiſchen Provinzien niedergelaſſen haben. Es erhellet ferner daraus, daß die Vorfahren der Franken ſchon einige Kenntniß der Sprachen, und der Art zu ſchreiben ge-

habt haben, da sie über die Elbe gegangen, und den Römern näher gekommen sind. Derowegen ist dasjenige deutsch, welches man darinnen findet, das allerälteste; wenn man diejenigen Glossen, die von den neuern dazu gekommen sind, ausnimmt. Ja es übertrifft am Alterthume die gothischen Evangelien des Ulfilas, welche nach Constantin dem Großen sind verfertiget, und zum Theile in dem Codice argenteo sind aufbehalten worden. Die Schweden haben ihn in einem alten Kloster des heilgen Ludger zu Werde in Westphalen gefunden, und mit sich nach Schweden genommen. Im übrigen ist dieses Buch, die Evangelien, das allerälteste, das man in Europa, und vielleicht in der ganzen Welt (wenn wir die Chineser ausnehmen) welches in einer andern, als der ebräischen, griechischen, und lateinischen Sprache geschrieben worden.

30. §. Nach der einhälligen Uebereinstimmung der alten Geschichtschreiber haben die Franken zu Ende des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburth einen neuen Zug gethan. Diese gedenken ihrer Kriegesrüstungen unter dem Aurelian. Flavius Vopiscus erzählet, daß Aurelian, welcher hernach Kaiser geworden, als Stadthalter von Maynz die Franken zurück getrieben habe, welche in Gallien einen Einfall thun wollen. Derohalben sind die Franken dazumal in die Länder der Catten, Sigambrer, Bruckterer, Chamaver, Amsibarier, und anderer benachbarten Völker gekommen. Man nennet heutiges Tages diese Länder, die Wetterau, Hessen, und Westphalen. Die Sigambrer haben an dem Flusse Siga, die Amsibarier an der Ems, und die Chamaver in der Gegend der Stadt

Hamm

Hamm gewohnet. Und von dieſen Ländern aus haben die Franken das römiſche Gebiethe an dem Ufer des Rheins immer beunruhiget.

31. §. Die Thüringer ſind endlich über diejenigen Franken, welche in dem Lande der Hermunder, und der benachbarten Völker zurück geblieben, gekommen, haben ſie fortgejagt, und daſelbſt ein neues Reich aufgerichtet. Dieſes erſehen wir aus einer merkwürdigen Stelle des Gregorius von Tours, und zwar aus dem 3. Buche; bey welchem Theodoricus, ein Sohn des großen Clodovåus, und König der Franken alſo redet: Die Thüringer ſind vorzeiten über unſere Aeltern, Vorfahren, oder Verwandte, auf eine gewaltſame Weiſe gekommen, und haben ihnen großen Schaden zugefüget. Dieſes hat der König deßwegen erzählet, damit er die Seinigen wider die Feinde aufbringen möchte. Hierauf iſt auch der Untergang des thüringiſchen Reiches erfolget, von welchem wir vom Venantius Fortunatus ein Gedicht haben.

32. §. Dan nun aber die Franken ſich ſo nahe an dem Rheine aufhielten, ſo ſind ſie öfters über den Fluß gegangen, und haben das belgiſche Gallien verheeret. Ja ſie ſind auch bis an das deutſche Meer gekommen, ohne Zweifel haben ſich die Friſier, Marſianer, und Bataver zu ihnen geſellet, und haben weit und breit Caperey getrieben, und durch die Meerenge bey Gibraltar einen Einfall in das tarraconiſche Spanien, oder Catalonien, und Valentia gethan. Allein der Kaiſer Probus hat ihnen an dem Rheine eine groſſe Schlappe angehangen, und ſie einigermaßen gedemüthiget.

33. §. Darauf sind die Sachsen mit den Friesiern, Chaucern, Cheruscern, Warinen, und Dänen, die auch Sachsen genennet wurden, gekommen, und haben sie von dem Meere vertrieben. Diese Sachsen haben nicht allein die Küsten von Engelland und Frankreich lange beunruhiget, und unsicher gemacht, so daß sie auch nach ihnen die sächsischen Küsten sind genennet worden; sondern haben auch die salischen Franken, welche ohne Zweifel von dem Canton Salageve also genennet worden, von der Insul der Bataver getrieben, wie solches Zosimus aufgezeichnet hat.

34. §. Da aber die Macht der Römer von Tage zu Tage, je mehr und mehr in Abfall gerieth, so kamen die Franken, zumal da sie alle einem Könige zugehorchen anfiengen, wiederum zu Kräften. Dieses mag, wie ich glaube, um den Anfang der Regierung des Theodosius des Großen geschehen seyn, eben zu der Zeit, davon Prosper Tiro in seinen (Fastis) Tagebüchern, schreibt: daß Priamus, d. i. der ältere Pharamundus in Franken regieret habe, nämlich in demjenigen Theile des großen Deutschlandes, welcher an den Rhein angegränzet; von Maynz an, bis an das Land der Bataver, wohin die peutingerianische Tafel, welche um dieselbige Zeit mag verfertiget worden seyn, Franken setzet. Denn die Worte Prospers, daß er ein mehrers nicht habe erfahren können, scheinen anzuzeigen, daß Franken von der Zeit an, nicht mehr von vielen kleinern Königen, dergleichen von dem Ammianus Marcellinus, und andern angeführet werden, sondern von einem einzigen sind beherrschet worden. Der Verfertiger der gestorum regum francorum, Geschichte der fränkischen Könige, eignet diesem Pharamund einen Sohn, Marcomir zu; andere

aber

aber noch zweene Genebald, und Sunno. Ob nun gleich dieſer vorgiebt, daß der letztere vom Antenor gebohren ſey; ſo giebt doch Claudian in dem 1. Buche von dem Lobe des Stilico nach dem Urtheile des Valeſius Marcomir, und Sunno für zweene Brüder aus, und nennet ſie ingenio Scelerumque cupidine fratres: Brüder, die nicht nur einen gleichen Sinn, und einerley Begierde zu ſchaden haben, ſondern auch leibliche Brüder ſind.

35. §. Ferner meldet derſelbe Geſchichtſchreiber, daß der bisher bekannte Pharamund der andere, nach unſerer Meynung, von Marcomir, und Clodio vom Pharamund gebohren worden. Vielleicht iſt der Name Clodio, der vom Sidonius Clogio genennet wird, mit dem Namen Clodovåus oder Hludovicus, gemeiniglich Clovis genannt, einerley. Dieſer Clodio that einen Einfall in Belgien, und kam bis Arras, wurde aber von dem Aetius zurück getrieben. Man kann aus dem Priſcus ſchließen, daß zwiſchen ſeinen zween Söhnen wegen des Reichs ein Streit entſtanden, und daß es Attila mit dem einen, die Römer aber mit dem andern gehalten haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß Merovåus, welcher bald darauf regiert, und alle beyde mag vertrieben haben, von einem andern Stamme hergekommen ſey; weil die folgenden Könige nach ihm die Merovingiſchen ſind genennet worden. Doch kann er auch nach dem Vorgeben des Verfertigers der Geſchichte vom Clodio weiblicher Seits abgeſtammt, und vielleicht ein Sohn ſeiner Schweſter, oder ihm auf eine andere Weiſe verwandt geweſen ſeyn.

36. §. Es iſt glaublich, daß der eine von dieſen Vertriebenen, dem die Römer beygeſtanden, eben derjenige ſey, deſſen Vermählung mit einer römiſchen

Jungfer aus dem Rathsstande Sidonius anführet. Daher wollte ich lieber Carln den großen herleiten, als aus einer römischen Familie; wie Buchet, und andere, die ihm gefolget sind, gethan haben. Also kann Arnulf aus dem Rathsstande herstammen, aber nur durch diese Vermählung. Die gegenseitige Meynung gründet sich auf das Ansehen dererjenigen, die die Leben Firmins, und Ferreols beschrieben haben: man müßte aber untersuchen, in wieferne man ihnen trauen könne. Childerik, des Clodoväus Vater, ist nach aller Geständnisse des Meroväus Sohn.

37. §. Die meisten sind der Meynung, Clodio habe sich in Belgien fest gesetzet, und dieser Meynung, scheint auch Valesius zugethan zu seyn: denn er führet aus des Salvianus 5. Buche de gubernat. Dei deßwegen eine Stelle an; in welcher die Franken zu den Völkern gerechnet werden, unter denen sich die Römer besser, als unter den Römern selbst befänden. Er berufet sich ferner auf den ersten Brief des ersten Buches des Sidonius, in welcher dieser sagt: Daß die Gallier das einfältige, und närrische Wesen der Sigambrer, Alanen, und Gelonen, welche sich unter der Regierung des Honorius in Gallien niedergelassen hatten, verspotteten, doch sich auch vor ihrer Grausamkeit fürchteten. Endlich führt er den 17. Brief an, nach dessen Innhalt das römische Recht und die lateinische Sprache in Belgien längst abgeschaffet worden. Aber auch das Grabmahl Childeriks, welches man bey Dornik gefunden, bestätiget diese Meynung.

38. §. Allein man muß bekennen, daß Sidonius mit andern römischen Geschichtschreibern von den Franken, da sie sich noch an dem jenseitigen Ufer des Rheins

auf-

aufgehalten, rede. Eben dieſer Sidonius nennet in dem 3. Briefe des 8. Buches die Franken barbaros ad Vahalim, barbariſche Völker, die an dem Ufer der Wahl gewohnet, und mit dem Evarik, dem Konige der Weſtgothen, ein Bündniß gemacht haben ſollen. Woraus man erkennen kann, daß die Franken dazumal noch nicht gar zu weit von dem Rheine gezogen ſind. Daniel ein gelehrter, und ſcharfſinniger Schriftſteller ſchreibet dem Clodovaus das Lob zu, daß er die Herrſchaft der Franken über den Rhein erweitert habe. Weil man ihm aber das Grabmahl Childericks, des Vaters des Clodovaus entgegen geſetzet: welches anzuzeigen ſcheint, daß dieſe Erweiterung des fränkiſchen Reichs allerdings vom Childerik geſchehen ſey; ſo antwortete er, daß Childerik in einem Heerzuge nahe bey Dornick geſtorben, und auch allda begraben worden, ob gleich dieſe Gegend noch nicht zu ſeinem Reiche gehöret habe. * Allein man müßte

* Dieſe Tabelle des Herrn von Eckard kann das obige deutlich vorſtellen.

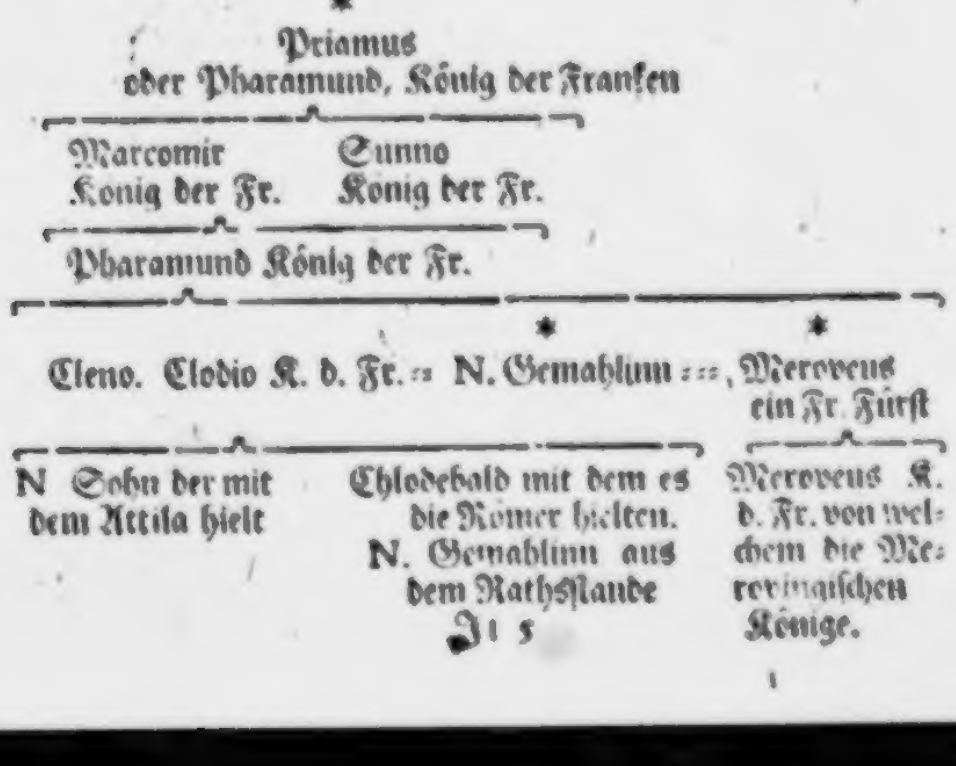

müßte dieses weiter untersuchen, dieser berühmte Mann steht mit andern in den Gedanken, daß die von dem Procopius sogenannten Arborici, welche sich den Römern unterworfen, ein besonders Volk gewesen seyn: allein ich pflichte hierinnen dem Valesius bey, und glaube, daß es die Aremoriker, nämlich die Gallier die dießeits der Loire gewohnet, und zuvor unter den Römern gestanden, gewesen sind. Zosimus giebt der Sache den Ausschlag, der diese Völker Armorichos nennet. Ich muthmaße daher, daß Procopius aus diesem die Arborichos genommen, und ihren Namen etwas verändert hat. Allein hier ist nicht die Gelegenheit, solches auszumachen. Wir haben unser Versprechen erfüllet, und den Ursprung, und Züge der Franken bis an den Rhein bestimmet.

VIII.

SEVERINI BOETHII

Christlich vernünftiges Bedenken, wie man sich bey vordringendem Gewalt und Wohlergehen der Gottlosen, auch unrechtmäßig Leiden und Uebelgehen der Frommen zu verhalten habe, in fünf Bücher verfasset, dem Liebhaber der deutschen Sprache zu Nutzen aus dem Latein übergesetzt; benebst richtiger Beschreibung des Boetii Lebenslaufes. Nürnberg 1660. 12. 12. Bogen ohne die Vorrede.

Dieses ist diejenige deutsche Uebersetzung von Boethii Trostgründen aus der Weltweisheit hergenommen, von welcher in diesen Critischen Beyträgen * Anfangs vermuthet worden, daß sie mit der, von Helment und Knorr versertigten Uebersetzung einerley sey; von welchem aber selbst der Herr Baron von Knorr in der Vorrede der von ihm besorgten Ausgabe des deutschen Boethii angemerket, daß diese übelgerathene Arbeit, ihm Anlaß gegeben habe, für eine bessere Uebersetzung zu sorgen. Daher an einem andern Orte dieser Beyträge, ** wo von dieser zu Sulzbach herausgekommenen Helmontischen und Knorrischen Uebersetzung eine ausführliche Nachricht mitgetheilt worden ist, gewünschet worden: daß diese erste Uebersetzung von jemand möchte mit der Zeit näher bekannt gemacht werden. Man kann hieraus leicht urthei-

* 1 Band p. 10.
** Ebendas. p. 440.

urtheilen, daß sich diese Schrift müsse selten gemacht haben: da sie der nunmehr seelige Herr Verfasser jenes Artikels nicht zu Gesichte bekommen können, dessen weitläuftige Wissenschaft von Büchern uns wohl bewust ist. Da uns aber diese Uebersetzung zu Handen gekommen, so haben wir kein Bedencken getragen, dem geneigten Leser davon einige mehrere Nachricht zu ertheilen; nicht als wann wir der Meynung wären, die Seltenheit derselbigen verdiente in der gelehrten Historie der deutschen Sprache nur die geringste Aufmerksamkeit: denn es wird aus dem Verfolge erhellen, daß derselbige nichts als ihre elende und nichtswürdige Beschaffenheit verursachet habe, und zu vermuthen sey, daß die meisten Exemplare zu Maculatur worden. Sondern wir wollen hiemit theils nur die in diesen Beyträgen angefangene critische Historie der deutschen Uebersetzung der alten lateinischen Scribenten in etwas, so viel diese Arbeit betrifft, ergänzen; theils aber den Leser warnen, sich durch die Seltenheit dieses Buches nicht verführen zu lassen, daß er meyne, es sey etwas an dieser Arbeit, das seiner Aufmerksamkeit wehrt sey. Dann was wir schon so oft bey selten gewordenen Schriften wahrgenommen, das trifft bey dieser vollkommen ein: daß die Seltenheit eines Buches öfter ein Zeichen eines schlechten, als eines sonderbaren Werthes sey.

Der Verfasser dieser deutschen Uebersetzung hat sich auf dem Titulblatte nicht genennet, in der Unterschrift aber bey der Zuschrift, welche zu Regenspurg den 1. Wintermonats im Jahr des Heils 1659 geschrieben ist, hat er seinen Namen durch den Anfangsbuchstaben J. H. Dr. ausgedrücket. Aus der Zuschrift

schrift selbst sollte man vermuthen, daß er ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft gewesen sey. „Denn nachdem er bedauert, daß wir Deutsche, die „wir doch mit andern Nationen und christlichen Völ„kern gleichständige Seelen und Verständniß haben sol„len, im Durchreisen und Besuchen fremder Länder „wohl leichtlich das Böse, als seltsame Kleidung und „Geberden ablernen, und mitbringen; aber nicht das „Gute, als die vernünftige Unterredungen und wohl„ständige Sitten abmerken: so merket er ferner an, „daß der unlängst selig verstorbene Spielende, zum öf„tern sich gehärmet, daß andere Nationes so herrlich „und vernunftkluge Bücher in ihrer angebornen Mut„tersprache theils eigenthätig ersunnen, und aufgesetzt, „theils aus andern Sprachen deutlich übergetragen, „und auf die offne Schau gelegt, daß auch fremder „Sprachen Unerfahrne sich solcher Unterrichtungen be„dienen mochten ꝛc.„ Er macht auch einen herrlichen Lobspruch von dieser Gesellschaft, dieses Innhalts: „daß durch GOttes Gnad unsere liebe deutsche Hel„densprach durch wolmeinenden und hochangewandten „Fleiß und Treue der hochlöblicher hoch- und vielmö„gender fruchtbringender Gesellschaft in solchen Stand „erhoben und gesetzt worden, daß sie nicht allein in „ihrem eigenthümlichen Vermögen andern Landspra„chen an der Zierde nichts bevor lässet, sondern auch „in ihr selber so Wort- und verstandreich, daß sie zu „allen neuen sinnreichen Erfindungen, wie auch zu „grundverständigen Uebertragung anderer fremder „Bücher sehr dienlich sey ꝛc. Er gedenket ferner, „daß er dem Spielenden auf dessen Wunsch und Ver„langen, zu Ehren, und gehorsamer Freundsfolge zwar

„ring-

„ringmögend solche Uebersetzung bey unterlaufenden „Erqvickstunden um sich in unserer deutschen Helden„sprache zu üben, welches er für seiner gröſten Be„lustigungen eine halte, sich belieben lassen, und weil „auch andere seine ringe Werklein, die er unläng„sten her theils zum Nachspiel selbst ersunnen, theils „zum gleichmäſsigen Zweck aus andern Sprachen ü„bergesetzt; vielen guten Herren und Freunden zu off„ner Schau gelegt, zimlich gefallen u. s. w. Es ist auch die Schreibart, Poesie, und ganze Einrichtung den ungereimtesten Mustern dieser Gesellschaft vollkommen ähnlich. Indessen hat doch der Verfasser keinen Gesellschaftsnamen, den die Mitglieder derselbigen niemals zu vergessen pflegten, angezeigt, oder ausgedruckt, daſs wir hierüber billig ansehen: wenigstens wird uns die Gelegenheit damit benommen, dessen Namen zu entdecken.

Auf die Zuschrift und ein Lobgedicht auf **des kunst- und geistvollen Herrn Uebersetzers anmuthiges ewiggrünendes Lobbeginnen**, welches so anmuthig ist, als die ganze ewiggrünende Arbeit selbst, folgt Boethii Lebenslauf, wie er gemeiniglich den Ausgaben von diesem Buche pflegt vorgesetzt zu werden, und darauf die Uebersetzung selbst; welche wie in dem Lateinischen, theils in ungebundener theils gebundener Schreibart abgefaſst ist. Wenn wir von derselbigen überhaupt urtheilen sollen, so müssen wir des Herrn Barons von Knorr Ausspruch unterschreiben, **daſs diese Uebersetzung beydes in prosa und den Versen also unverständlich sey, daſs es scheine, ob habe der Uebersetzer entweder wenig Mühe daran wenden wollen**, oder es-

wa des Autoris tiefen Sinn nicht genugſamlich aſſeqviren oder exprimiren können Und es dünkt uns, wir werden nicht wider die Wahrheit handeln, wann wir behaupten, daß dieſem Ueberſetzer es an beydem gefehlet habe. Daß er nicht genug Fleiß und Mühe an dieſe Ueberſetzung gewandt habe, iſt daraus zu vermuthen, weil ihm viele Stellen übel und unverſtändlich gerathen ſind; deren wahren Verſtand er doch leicht hätte entdecken können, wann er mit einiger Geduld, die etwas dunkeln und tiefſinnigen Worte des römiſchen Bürgermeiſters erwogen hätte. Und macht uns das vorgeſetzte Lobgedicht eine Vermuthung, der Verfaſſer habe dieſe Ueberſetzung mehr zum Troſt und zur Erleichterung ſeiner Armuth, als zum Zeitvertreibe unternommen, und alſo ums Brod gearbeitet; da denn freylich wenig vollkommenes und rechtſchaffenes herauskommen kann. Dann nachdem der Dichter die gegenwärtigen bleyſchweren Zeiten ſo bejammert, daß man über ſeinen Reimen Thränen vergießen möchte, ſo ſchließt er endlich ſeine Ode zum Troſte des Verfaſſers alſo:

Das bleyſchwer große Leiden
so Frommen kommt zu Haus,
Bringt endlich gute Zeiten:
Wohl dem der dauren aus!
Wann man ſucht mit Laternen
den Reichen, findt ihn nicht,
so glänzt doch nah und fernen
Eur Nahm und lobgerücht.

Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß der Verfaſſer, wann er auch gleich gebührenden Fleiß hätte anwenden wollen, doch ſich an eine Arbeit gewaget,

waget, zu welcher er weder nöthige Eigenschaften und Geschicklichkeit, noch hinlängliche Hülfsmittel gehabt hat. Daß er den Nachdruck und die eigentlichen Bedeutungen der lateinischen Sprache nicht genugsam verstanden, davon findet man fast auf allen Blättern Zeugnisse. Z. E. in der XI prosa des dritten Buches heißet es im lateinischen: assentior inquam, cuncta enim firmissimis nexa rationibus constant. Tum illa, quanti, inquit, aestimabis, si bonum ipsum quid sit, agnoveris? Das lautet im Deutschen also: **Ich gibe dir beyfall, sagte ich, dieweil du ja dieses alles reichlich erwiesen hast. Darauf fragte sie mich; wie hoch würdest du wohl solches halten, so du dieses hohe Gut an ihm selber schauen könteſt.** In dieser Uebersetzung dichtet der Verfasser dem Boethio einen ganz verkehrten Sinn an: denn seine Meynung ist nicht, daß er aus der Anschauung GOttes, oder des höchsten Gutes, dessen Vortrefflichkeit erkennen sollte; sondern die Absicht Boethii, oder der redenden Weltweisheit ist diese: nachdem erwiesen worden, daß alle Dinge, welche man für gut und seines Wunsches würdig hält, um einer Sache willen geliebet und verlanget werden, welche uns eigentlich glückselig machet; und daß es also nicht sowohl auf die Dinge, in welchen solche Glückseligkeit ist, als vielmehr auf die darinnen ruhende Glückseligkeit selbst ankomme, welche, da sie immer einerley sey, nothwendig in GOtt allein zu finden seyn müsse: so müßte man diesem allein, da es unumstößlich erwiesen worden, Beyfall geben. Und hieraus schließt nun die Philosophie ferner, wie hoch er erst diese Glückseligkeit halten würde, wann er ei-

ne

ne gründliche Einſicht hätte, was das Gute an ſich ſelbſt ſey, welches zu erklären, der folgende Diſcurs angewendet wird. Mehrere dergleichen Exempel übergehen wir der Kürze wegen, ob gleich alle Blätter derſelbigen voll ſind. Eben ſo wenig war der Ueberſetzer der deutſchen Sprache recht mächtig. Seine Rechtſchreibung, Wortfügung, und die übrigen in die Sprache einfließenden Umſtände ſind meiſtentheils ſo beſchaffen, daß ſie mit den Regeln der Sprachwiſſenſchaft nicht übereinſtimmen. Manchmal redet er mit deutſchen Worten mehr lateiniſch als deutſch, und wird damit unverſtändlich; z. E. an obengemeldetem Orte, heißt es: tum autem verum bonum fieri, cum in vnam veluti formam atque efficientiam colliguntur, vt quae ſufficientia eſt, eadem ſit potentia, reuerentia, claritas atque iucunditas, welches alſo überſetzt iſt: **Hingegen aber werden ſie zum rechten Gut, wenn ſie alle insgeſammt gleichſam unter eine einige Geſtalt und Wirkung geſtellet ſind, alſo daß, was der Vergnügung, Krafft, gleiches Vermögen auch der Gewalt, das Anſehen, das Gerüchte, und die Freud haben.** Und bald hernach: Eadem namque eſt ſubſtantia eorum, quorum naturaliter non eſt diuerſus affectus: **ſintemal derer Dingen einerley ſtändiges weſen, welcher Würkung natürlicher Weiſe nicht unterſchieden iſt.** Auf dergleichen Weiſe verfährt der Ueberſetzer durch und durch; ſo, daß man bisweilen nicht errathen kann, was er haben will, wenn man den lateiniſchen Text nicht zu Rathe zieht. Und da er eine groſſe Hochachtung gegen diejenigen Muſter bezeuget, welche ihm aus der fruchtbringenden Ge-

sellschaft vor Augen lagen, so ist es nicht zu verwundern, daß die meisten ihm den Geschmack gänzlich verderbet, und er dasjenige für Tugenden angesehen und nachgeahmet, was wir billig nach den Regeln der Sprachlehrer für Fehler und Gebrechen halten. Neugebackene, uneigentliche, und ungewohnte Wörter; kecke, metaphorische, lange und halbe Seiten füllende Perioden; ein hartklingender Gebrauch der Zeitwörter, an statt der Nennwörter; unrichtige Abweichung der Nenn- und Zeitwörter u. s. w. verstellen diese Uebersetzung recht abscheulich. Z. E. gleich in der ersten Prose, finden sich folgende Blumen: als ich nachsanne; ein Weibsbild eines herrlichen Ansehens und wohlvermöglicher Kräfften, wiewohl sie schiene solches Alters seyn, das wohl nicht glaublich mit menschlichem Alter eintrafe, wie auch einer unersinnlichen Leibsgestallte ꝛc. Da solche nun die dichterische Musen bey meinem Bette stehende erblikket hat ꝛc. Mit dörnichten Gedancken die reiche Saat der fruchtbaren Vernunft erstecken. Einen unberichten durch Schmeichelliſt entziehen, die süßvergallten Sirenen; bescholten, und traurig zur Erden schauen; ich konnte nicht erkennen, was heroisches Weibsbild doch gegenwärtige ware; ich bin erstaunet und erwartet; mit Worten übermenschlicher Gemüthsverwirrung eine Klage führen ꝛc. Aus diesen wenigen kann man von dem ganzen Vorrathe des Unkrauts urtheilen, der in des Uebersetzers Garten gewachsen ist. Was aber ihm am meisten hinderlich gewesen, ist dieses, daß er, gleichwie in der Philoso-

losophie überhaupt, also insonderheit in der Historie der Weltweisheit, zumahl der zu Alexandrien blühenden, reformirten, platonischen, oder vielmehr ammonischen Philosophie unerfahren gewesen. Denn Boethius hat, wie sonst erwiesen worden, zu Athen um diejenige Zeit studirt, da diese Secte daselbst florierte, und die vornehmsten Weltweisen aus derselbigen ihren philosophischen Mischmasch mit großem Gepränge auslegten. Nach dieser Secte Lehrgebäude, das die meisten Lehren der platonischen, aristotelischen und stoischen Weltweisen mit einigen Sätzen der christlichen Religion; und diese zusammen, mit vielen orientalischen Grillen und Schwärmereyen vermischete, ist dieses Buch des Boethius abgefasset: nur, daß er mehr Mäßigung gebraucht, als die um seine Zeit zu Athen lebenden Lehrer von dieser Secte, Syrianus, Proklus, Marinus u. d. g. Man wird demnach diese sonst sehr tiefsinnige Abhandlung des Boethius nicht verstehen, wann man die philosophische Historie nicht wohl inne hat. Aber in nichts scheinet der Uebersetzer weniger erfahren gewesen zu seyn, als in diesem Stücke. Nun wäre es ihm, zumal zu seinen Zeiten, da diese Wissenschaft recht sehr geringe in Deutschland gewesen, noch wohl zu vergeben gewesen, da es wohl größern Männern daran gefehlt hat: aber das kann man ihm nicht wohl verzeihen, daß er sich unterstanden, ein Buch zu übersetzen, das man ohne diesen Dolmetscher unmöglich verstehen kann. Daher kömmt es, daß er fast überall gestrauchelt, wo etwas in die philosophische Historie hinein läuft. Am allerübelsten aber hat es dieser Uebersetzer in der gebundenen Schreibart getroffen, in welcher aller Uebelstand,

alle Ungereimtheit, falsche Gedanken, unrichtige und doch undeutliche Ausdrücke manchesmal zusammen geflossen sind, so, daß sich diese Aufsätze nicht ohne Ekel lesen lassen. Um denselbigen dem Leser nicht zuerwecken, wollen wir nicht viele Exempel anführen, sondern nur dasjenige hersetzen, von welchem an einem andern Ort dieser Beyträge * die knorrische wohlgerathene Uebersetzung beygebracht worden ist. Es ist das eilfte Metrum des dritten Buchs, das bey unserm Verfasser also lautet:

Wahrheit wer liebet, und Truge nicht acht.
Brauche sich seiner Sinnkräfften und Macht.
Bezwinge dieselbe mit klugem Verstand
Und lerne, daß Wissen ein jeder nachstrebet
Mit allen Vermögen selbst immer ihm schwebet:
Wird Sonnenklar ihm alsdann werden bekannt,
Was Irrthum verbarge. Der irdische Stand
Vertilget nicht gründlich, im Gmüte was lebet,
Unzwungen man kluge Rathschläge nicht gebet,
Wann Wahrheit nicht wäre dem Herzen verwand.
Demnach der Plato gar weislich gedacht,
Sinne behalten, was Lehre gebracht.

Diese Reime sind noch einige von den erträglichsten, und doch sind sie so beschaffen, daß man sie kaum lesen mag. Denn zugeschweigen, der verworrenen und unrichtigen Wortfügung, der gezwungenen Reime, der undeutlich und abgebrochenen Perioden, und was sonst unanständiges in diesen Zeilen herrschet: so ist der Sinn und die Meynung des römischen Bürgermeisters so verkehrt, daß gerade das Gegentheil ausgedrückt wird. Boethius wollte dasjenige beweisen, was

* l. c. p. 442.

was Plato ſo oft eingeſchärfet; des Menſchen Wiſſen ſey nur ein Erinnern desjenigen, was ſeine Seele, als ſie noch in der Welt Seele geweſen, gewußt, ehe ſie in den Leib gekommen; dieſe Funken der Wahrheit werden durch Leſen und Unterricht wiederum aufgeblaſen, und der in der Seele liegende verborgene Samen werde rege und lebendig gemacht. Man müſſe alſo auf den inwendigen Grund ſehen, und die äußerlichen Sinnen ſich nicht betrügen laſſen. Der Herr von Knorr, als welchem die platoniſche Philoſophie der alexandriniſchen Schule aus dem Grunde bekannt, und wegen der Verwandſchaft mit dem kabbaliſtiſchen Lehrgebäude, darauf er und Helmont viel hielten, ſehr beliebt war, hat es ſo nett und gründlich ausgedrücket; als unglücklich unſer Ueberſetzer geweſen, welcher die entgegenſtehende ſtoiſche Meynung, der Schule Platons recht ungereimt beygelegt hat. Aus welchem allen denn zuerſehen iſt, daß des Herrn Baron von Knorrs Urtheil von dieſer Ueberſetzung nicht unrecht geweſen ſey.

IX.

Probe eines alten plattdeutſchen Gedichtes. (*)

Gy allerleveſten Bründe min.
De gy hür dor Hogbes Willen ſammelet ſin.

* Dieſes Gedichte iſt uns von einem werthen Freunde aus Niederſachſen zugeſandt worden, der uns auch eine hiſt. Nachricht von demſelben zu geben Hoffnung gemachet hat. Bis dahin legen wir ſelbiges den Liebhabern ſolcher Alterthümer zur Beluſtigung vor, da wir zumal oben ſchon eine Probe eines hochdeutſchen alten Stückes gegeben haben.

in beſſes leven vaſtelavendes Daghen.
ic ſeghe gherne iſt it gy wolde behaghen.
dat we uſe Vroude multiplicerenden.
unn alle uſen Hoghen to gheſtliker Vroude kerenden.
dat we over der weren vrolik unn guden Hoghen.
de neu creature kan to vullen loven.
ut der alle Vroude is geſproten.
un alle Biſcop dor ghevloten.
der in ere unn werdecheyt nement kan liken.
up Erde nach in Hemmelrike.
dat is Maria de hoghe werde Koninghinne.
de de is aller bedroveden en troſterinne.
de de ere maderken Barmhertícheyt.
to allen tyden by dem ſündere deyt.
nu ſpreke ic vort.
we willen en cleyne ſpelen von entfanghnighe unn von erer bort.
der al de Patriarchen unn Propheten ſere hebbet beghe-rende weſen.
alſe we dat vile in der hilghen ſchrift leſen.
alſe wol betúghetde de leve gregorius.
de de het organum ſancti ſpiritus in de ſequencien
dar we aldus ſinghen.
der himmelſchen Koninghinnen.
te plenam fide virgam alme ſtirpis Yeſſe.
naſcitnram priores deſideraverant patres et prophete.
Allene der olden vedere vile nicht aflevenden der leven Marien bort.
doch ſo poreſpreken ſe van er mannech leflik wort.
ware ſe ſolliken van er prophetereden.
wat en de hilghe Gheſt inſpirerede.
David egregius Pſalmigraphus.
de ſprak langhe vore to er aldus.
gloriosa dicta ſit de te civitas domini.
ok ſprak her ſalomon in figura ſpiritus ſancti.

que eſt iſta. que progreditur quaſi conſurgens aurora.
vol was ſe en ſcone bleukernde morghen rot
an de de ware ſunne den ſchin ſiner Gnade gut.
unn hilghede ſe in erer moder live alſo.
dat ſe in al erem levende ny bevlecket wart criminali peccato.
oc en wort dat ny van er hort.
dat ſe in ſpreke en lichtvorich wort.
ok is dat vpn er beſchreven voren.
dat ſe ni heft qvat ſpraket edder ſworen.
Den ſe was ghode unn den lüden beheghelik.
unn in al eren bunde deghelik.
dat ſe ghodelik was mit worden un mit werken.
dat mach men in erer elderen namen wol merken.
wente Joachim was ere Vader ghenant.
unn ere moder het anna dat is gy allen wol bekant.
Joachim bedůdet ſo vile in latino.
alſe domini preparacio.
der moder name anna.
bedůdet ſik dei gracia.
de beyden namen bewiſet dat wol to voren.
dat van en ſcolde werden boren.
Maria de berende konelike ghodes thron.
dor de he ſine gnade mit den minſchelken ſlechte wolde don.
wol is dit dat vil eddele ſlechte
dar von ſcreven is alrechte.
o quam pulchra eſt caſta generacio
wente ſe gheven ſik dar van ninghen Yaren to
dat ſe in kuſchheyt na den willen Godes leveten to allen Tiden.
Up dat ſe de Sunde mochten vermieden.
Se weren oc beyde van eddelen ſchlechte ute komen.
Alſo we dat in der hilghen Scriſt wol hebbet vernomen.
Dat Joachim boren was de tribu inda.
To Nazareth in den Landen to Galylea.

Dò he do to druttig Yaren quam.
Do nam he to echte de eddelen Vroven Annan.
De dè boren was to Bethleem ex nobili ſtirpe David.
Do leveden ſe to ſamende Ane vrucht langhe Tyt.
Wente Anna was unvruchtbahr.
Na erer brutlacht mal twintich Yar.
Dar ümme moſten ſe von den Lüden vele hones liden.
Do beden ſe den leven God dat he ſe wolde twiden.
Unn wolde en dor ſine grote Gude en kint verleven.
Se iwolden em dat gherne in den Temple laten denen.
Wo dit alto mahle ſchach,
Dor wil we en cleyne Spelen af.
Mer dar we dat Spel mede beghinnet, des en hebbe wie nicht leſen.
Doch will we dor des Vaſtelavendes willen dar gherne vrolick ov weſen.

Unus nomine Abraham dicat.

Leve Dochter, leven Kindere komet menelken
Dat we Gode offeren vroliken.
Unn ſet up dat Sapel dine,
Un drich de groten Kannen mit den Wine.
Tire dik ok mit dienen gnadenen winghen.
So ſet dik de Lude vor ene Konighen.

Filia.

Frou mome wo is min beſte krans.
Is he doch ok jo noch gans.

Mater.

Ja leve Dochter ik heb en beſchloten.
Uy dat he nicht en werde beghoten.
Leve Dochter, du ſcholt jo de ſailderen laten ut gliden.
So moghet dik de Lüde wol liden.
Ich wil dik truwen ok noch erſlechten
Er du gaſt vor de Knechte.

Filia.

Ja leve Mome, det nehme ik gherne.
Dat ik werde en ſcone Derne.

Abra-

Abraham.

Eot leven Sones redet wſte to.
Un gripet uſe groten bunten Ko.
De wil we offeren un et feghen mit hute un mit haren
Dat de gude roke ſcal den hemmel dor varen.

Abraham dicat Pontifici.

Leve Here entfanghet min Offer rechte
Dat ic gi bringhe mit al minen ſchlechte
Gi maghet mine Gave gherne nemen.
Ik en dorf mik lobet ſie Got nicht ſcemen.
God heft mi grote Gnade bewiſet
Dat he mik mit alſo velen Kinderen heſte priſet
Went ic en Man alleyne
Hebbe vromer Kinder teyne.
De leve Got de gheve
Vor dat ic derto nayar noch enes alſo vele heve.
Set leve vere Her Biſcop
Iſt dit nichten ſierlik ridderſchop.

Iſakar.

Des hebbe dank du nu alle vruchſameghe Lude
De hyr komet hüde.

Et recedentes filia dicat.

Leve Vader vlek en heſt nement to ſiner werſcop laden.
Ik fruchte dat du mik nicht komeſt beraden.
Ic en mach oc truwen truwen nicht wachten.
Alſo langhe tides na winachten.

Pater.

Leve Dochter du ſcalt dic allen laten.
Du kumpſt warleken noch overne Yaren wel to mate

Joachym.

Leve Wif we hebbet grot Got alſe du wol weſt
Dat hebbe we van uſen Elderen und von Gode allermeſt.
Darumme iſt di Gut dunket min Rat.
So wil we don ene gude dat
En willet des an del in den Tempel gheven
Den denſten de dar Gode leven.

Dat andre del will we gheven den Pelegrimen und den Armen.

Up dat sie Got over us verbarme.
Dat drudde del will we in use nut keren
Den hoghen Gode to Love un to Eren.

Anna.

Joachim min leve Brúnt.
Allent dat gi gut wesen dunkt.
Dat scal mi wol behaghen to male.
Up dat we us Gode beste mer nalen.

Joachim.

Leve Wif de Tempel vyenghe is us an stande.
Dat boret us oc hen to Gande.

X.

Ergänzung der Verantwortungsschrift des Hrn. Prof. D. zu Königsberg; die in dem XXIV. Stücke dieser Beyträge auf der 127. S. nach den Worten: so hat er offenbar unrecht, einzuschalten ist.*

Der Herr Prof. redet in seiner Erklärung nicht von allen, sondern nur von sinreichen oder auch scharfsinnig-sinreichen Gedanken und saget, daß weñ diese ohne gehörige Beurteilung und Klugheit angebracht werden, sie eigentlich das sogenante **frostige in einer Rede** ausmachen, hieraus mus freilich ungezwungen folgen, daß alle sinreiche oder scharfsinnig sinreiche und noch dazu wohl beurteilt und klüglich angebrachte Gedanken allerdings feurig sein. Ich gestehe es, hier war ich sehr begierig

* Man hat hier die besondre Rechtschreibung des Hn. Verfassers beybehalten wollen, ohne sie gutzuheißen, oder anzupreisen: wie man denn auch an seiner harten und unhöflichen Art zu antworten, keinen Theil nimmt.

rig einige Urſachen zu vernehmen, warum alle ſolche Gedanken nicht feurig ſein könten. Allein ich fand keine andere als dieſe: **Doch ich wil die Beurtheilung dieſes Satzes den Kunſtrichtern überlaſſen.** Hiemit hat der iunge Her doch etwas mehr als nichts geſagt, ſo wie man ſolches von ſehr iungen Leuten, deren Geſchmak und Einſichten zimlich allgemein ſind, und die ſehr ungerne von ihren einmal angenommenen Vorſtellungen, Reden, Schreibart, Sitten und dergleichen abgehen, nur immer erwarten kan. Drauf erzählet er, was Herr Prof. D. in Anſehung der froſtigen Gedanken, der froſtigen Worte, des oratoriſchen Froſtes u. ſ. f. erwieſen. Bei dem 43 §. befremdet ihn, **daß das ſchwülſtige auch unter das froſtige gebracht worden, weil im natürlichen der Schwulſt insgemein mit einer Hizze verbunden wäre, und nach der Naturkündiger Meynung die feſten Körper in der Kälte ſchwinden nicht aber ſchwellen.** So viel man ſiehet, verſtehet ſich niemand beſſer auf den Schwulſt als der iüngſte E. Z. Er wil, es ſol im Reiche der Gedanken alles ſo fein, wie im Naturreiche. Wäre dieſes, hätte man die **froſtige Gedanken nur durch ſolche erklären dürfen, worinnen ein Mangel an Wärme befindlich und die feurige, in welchen eine Gegenwart der Hizze wäre,** folglich lieſſe ſich das ſchwülſtige **ganz natürlich** unter das feurige bringen und dürfte durch ſolche neu-entdekte Wahrheiten die gelehrte Welt nicht wenig vergnüget werden. Jedoch unſer iunge Kunſtrichter hätte bedenken ſollen a) daß die froſtige und beſonders ſchwülſtige Gedanken nicht

zu den natürlichen, sondern unnatürlichen oder uneigentlichen von Hrn. Prof. D. gezählet worden, einfolglich es mit ihnen in allen Stükken nicht so beschaffen sein kan, als mit den natürlichen. Ich sage: **in allen Stükken**; den es sol bald gezeiget werden, daß sich zwischen dem natürlichen Schwulst und schwülstigen Gedanken allerdings eine grosse Gleichheit befinde. Den Unterscheid zwischen natürlichen, unnatürlichen oder uneigentlichen Gedanken hat XYZ entweder aus Leichtsinnigkeit nicht sehen wollen, oder wegen Verstandesschwäche nicht sehen können, welches er dadurch zu erkennen giebet, wenn er über den 13. §. folgendes Urteil fället: **Ob nun dieser Männer (Leibnitz, Wolfens, Bülfingers) philosophische Schriften in das oratorische Fach gehören, das überlasse ich den Kunstrichtern zu beurtheilen.** Herr Prof. D. hat dieser Männer Schriften als Exempel der natürlichen, und insbesondere der scharfsinnigen und tiefsinnigen Gedanken angegeben, deren sich NB. Philosophen und die so ihre Art im denken annehmen, alleine bedienen, welche sehr verschieden wäre von der Art zu denken der Redner und Poeten §. 7. 25. 26. Folglich hat er selbst diese Schriften aus den oratorischen Schranken gesezzet und dem ohngeachtet betrüget Hr. XYZ die, so die Schrift nicht selber haben und unterhält sie mit Unwahrheiten. b) hätte XYZ erwägen sollen, daß Her Prof. D. in Erklärung des frostigen nicht nur von der natürlichen Bedeutung, so wie alle andere Redner, hat abgehen, sondern demselben noch dazu ein Feur, nämlich Wiz und Scharfsinnigkeit, aber ein zur Unzeit und anderen widrigen Umständen angebrachtes Blendfeur hat belegen müs-

sen,

sen, welches die herannahende mehr erkältet als erwärmet, mehr misvergnügt als befriediget. Man wird sagen, wie ists möglich, daß ein Feur mehr erkälten als erwärmen kan? Antwort: Man hat dem frostigen darum ein Feur beigeleget, weil es seinen eigenen Urhebern feurig, sinreich und scharfsinnig genug vorkömt, von andern aber, der mehr Einsicht, Beurteilungskraft und Klugheit besizzen, ganz anders eingesehen und empfunden wird. Das schwülstige betreffend, kan man leicht denken, daß es seinen eigentlichen Besizzern noch viel feuriger, das ist, sinreicher und scharfsinniger vorkommen mus, aber von denen, die mehr Beurteilungskraft und Klugheit besizzen, mit desto grösserem Misvergnügen und einem desto frostigern Schauer angehört und empfunden werde. Dieses mit einem Exempel aus der Natur zu erläutern, finde ich kein bequemeres, als was kurz vorhero Her EYZ von dem Schwulst und festen Körpern saget: **Der Schwulst, spricht er, ist mit einer Hizze verbunden, aber in der Kälte schwindet er.** Eben also kan man sagen, das schwülstige kömt seinen Besizzern sehr feurig vor, bei andern aber die mehr Beurteilungskraft und Klugheit besizzen, schwindet es. Das übrige was dieser iunge Mensch wider die mathematische Lehrart beigebracht, ist grösstenteils darum keiner Antwort wehrt, weil man ihm erst ein paar Jahre ein Collegium philosophicum und mathematicum lesen müste, damit er hierüber etwas bescheidener urteilen und zugleich begreifen lernen könte, daß die sogenannte schöne Wissenschaften nicht eben darum schöne hiessen, weil man alle mögliche Akkurateste im denken aus ihnen verbannen, hingegen lauter

confüse undeutliche Begriffe in selbigen herschen lassen und sie ia nicht nach einer gründlichen Methode abhandeln müste. Ueber die Benennungen eines ieden Sazzes ist er sehr ungehalten, welches eben seine Unwissenheit verräht. Würde dieser philosophischmathematische Jüngling wissen, daß zwar die philosophische und mathematische Methode einerlei, aber doch nicht **nach aller Absicht** einerlei sei, und daß diese, **im genausten Verstande** genommen, sich von iener eben dadurch unterscheide, daß sie **noch dazu einem ieden Sazze seine gehörige Benennung, und seinen besonderen Platz**, um mehrerer Genauigkeit und Klarheit willen, **erteile**, würde er seine Unwissenheit nicht also blos gegeben haben. Er hätte nur dis einzige bemerken sollen, daß überhaupt in der heutigen philosophischen Methode verschiedene Säzze z. E. Erklärungen und Anmerkungen oder Lehrsäzze und Anmerkungen u. s. f. in einem §. stehen; hingegen bei der genauen mathematischen Lehrart alle besondere Säzze auch besondere §§. ausmachen müssen: so würde er schon auf die Gedanken gebracht worden sein, daß dieses leztere eben so wenig, als die besondere Benennung eines ieden besonderen Sazzes ohne zureichende Ursachen geschehe, und daß die mathematische Methode sich schon dadurch von der philosophischen überhaupt unterscheiden könne. Man hat zwar wider diese Lehrart schon längstens, aber aus Unverstand und eben so vergeblich, als dieser XYZ geschrieben: Dahero bin ich schlüssig, dieselbe beizuhalten und wünsche das XYZ nur bei der seinigen bleibe und sein alles in einander bringe, weil ihm dieienige, die alles aufs möglichste und genaueste aus einander sezzet nicht gefallen

wil.

wil. Das Gleichnis von den alten Stümpern in der Malerei iſt ſeinen Einfällen gemäs. Er ſtelt ſich die **mathematiſche Säzze wie ein Schif, Bohr, Buch, Glas, Vogel vor, welche man nur citiren dürfte, wen man ſie brauchte.** Ja wohl! ſeine Lehrart und ihre Beweiſe ſind allen dieſen Dingen ähnlich, zerbrechlich, umſtöslich, unbeſtändig, nicht ſtichhaltend und wozu man ſonſt noch einige unnüzze Bücher zu gebrauchen pfleget. Hätte er anders geſchrieben, würde er eine ſo gründliche Wiſſenſchaft von ſich nicht haben ſpüren laſſen: nun er aber ſeine Philoſophie uiid Mathematik, ſo wie eine Sprache nur von Sprachmeiſtern ſonder Zweifel erlernet haben mus: ſo iſt er auch ſo gelehrt, als dieſe und darf man ſich gar nicht mehr wundern, wen er glaubet, daſ alle andere Lehrer guter Wiſſenſchaften Sprachmeiſter ſein und daſ dieienige ſich vor andern als bloſſe Sprachmeiſter aufführen, welche ſolche Sachen und Wörter erklären, die ihm zu ſeinem Zwek ſchon bekant ſind.

XI.

Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen.

I.

Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers, Martin Opitz von Boberfeld, Leben, Tode und Schriften, nebst einigen alten und neuen Lobgedichten auf ihn. Erster und andrer Theil, herausgegeben von D. Kaspar Gottlieb Lindnern von Liegnitz, der Kaiserl. Akademie der Naturae Curiosorum, wie auch der deutschen Gesellschafft in Leipzig, Mitgliede und Gesundheitsgelehrten in Hirschberg. Hirschb. bey Krahnen 1742 und 1741. in 8. Wir hätten von dem ersten Theile dieses löblichen Werkes längst Erwähnung thun können, wenn wir nicht auch den andern erst hätten erwarten wollen. Der so fleißige, als um die Ehre seines Vaterlandes eifrig besorgte Herr D. Lindner, hat sich dadurch um Opitzen unsterblich verdient gemacht. Es enthält nach einer kurzen Vorrede und einer umständlichen Nachricht von Opitzens Leben, Tode und Schriften I. eine Nachricht von denen Schriftstellern, welche die Verdienste unsers Opitzes entweder besonders, oder beyläufig beschrieben, oder seiner nur gedacht haben. II. Christoph Colers lateinische Lobrede auf Martin Opitzen, mit einer Vorrede. III. Die deutsche Uebersetzung derselben, mit einer Vorerinnerung und verschiedenen Anmerkungen und Nacherinnerungen, die sehr viel nützliches in sich halten. IV. Einen Vorschmack einiger Lobgedichte auf Opitzen, nämlich vom Herrn

Paster

Pastor Muraven, Herrn Rector Stief, Herrn Stoppen, der Frau von Ziegler, Frau D. Volkmannin, und Frau Gutmannin.

Der II. Theil enthält, nach einer kurzen Vorrede I. eine Nachricht von Opitzens gedruckten Schriften, wie sie nach und nach ans Licht getreten. II. Eine Nachricht von seiner Dacia antiqua. III. Eine Nachricht von Opitzens Krankheit und Tode, und von verschiedenen Gedichten auf seinen Tod und sein Grabmaal. IV. Verschiedene merkwürdige Lobsprüche und Gedichte, womit Opitzen einige gelehrte Männer vergangener Zeiten beehret haben, worunter Grotius, Buchner, Mochinger, Rist und Titz, vor andern zu merken gewesen. V. Verschiedene Lobsprüche und Gedichte, womit Opitzen einige gelehrte Männer itziger Zeiten, und besonders etliche Schlesier beehret haben. Diese sind nach alphabetischer Ordnung, Herr Arlet, Herr Becker, Herr Böhme, Herr Hofrath Gebauer, Herr Commercienrath Glasey, Herr Hensel, Herr D. Hoffmann, Herr M. Johr, Herr M. Ketzler, Herr M. Krause, Herr D. Kulmus, Herr von Langnau, Herr Prof. Langhans, Herr D. Matthäus, Herr M. Matthäus, Herr von Mauschwitz, Herr Mavors, Herr Pastor prim. Miner, Herr D. Morgenbesser, Herr Inspect. Neumann, Herr Prof. Runge, Herr Pastor Sämler, Herr Pastor prim. Scharf, Herr Scheibel, Herr D. Schmidt, Herr D. Schwerdtner, Herr M. Thebesius, Herr D. Willenberg und Herr D. Volkmar. Hierzu kömmt VI. noch ein Nachtrag einiger zu spät eingelaufenen Gedichte, von Herrn Secret. Charisius,

risius, Herrn Liebichen, Herrn M. Seideln, und von Herrn D. Lindnern selbst, dessen wir sonst gedacht haben, und welches von rechtswegen ganz zuerst hätte stehen sollen, weil es alle andre heutige Dichter zur Nachfolge gereizet und aufgemuntert hat. Den Beschluß machen einige Anmerkungen, Ausbesserungen und Zusätze, auch zufällige Gedanken über den I. Theil, die Herr Joh. Kasp. Arlet dem Hn. D. Lindner zugesandt. Uberhaupt kann man von dieser ganzen Arbeit sagen, daß sie eine edle Probe von einer dankbaren Nachwelt abgiebt, die fast bey allen Ausländern kein Exempel aufzuweisen hat; den einigen Homer ausgenommen, den die folgenden Zeiten fast gar vergöttert haben. Die sämmtlichen neuen Gedichte zeigen, daß Schlesien heute zu Tage fast durchgehends wieder auf den opitzischen reinen Geschmack zurücke gekommen: ja man bemerkt es mit Vergnügen, wie viele feurige und geistreiche Dichter dieser Landschaft, selbst den hofmannswaldauischen und lohensteinischen falschen Witz und hochtrabenden Mischmasch verachtet und verspottet haben; welches man daselbst, noch vor weniger Zeit, andern als ein unverantwortliches Verbrechen, angerechnet hat. Noch ist zu erinnern, daß Opitzens Kupferbild den ersten, sein Wappen aber den andern Theil dieser Sammlung zieret. Das erste hat eine Unterschrift, die eine Nachahmung derjenigen zu seyn scheint, die sonst Dryden dem Milton gemacht hat: darinn er nämlich saget, die Natur hätte den Homer und Virgil, als heroische Poeten von verschiedenen Gaben hervor gebracht; als sie aber noch den dritten machen wollen, so hätte sie die beyden ersten vereinigen müssen,

sen, und das wäre Milton geworden. Hier heißt es:

Was einst Horaz, Homer, Virgil und Pindar war,
Das stellt uns Schlesien in diesem Opitz dar.

Wie man aber an dem Engländer die gar zu hochgetriebene Schmeicheley nicht geschonet; ohngeachtet Milton allerdings ein Heldengedichte gemacht, welches einige Aufmerksamkeit verdienet hat: also wollen wir auch, aller Hochachtung, die wir Opitzen schuldig sind, und bey aller Gelegenheit bezeigen werden, unbeschadet gestehen, daß man ihm hier zu viel Lob beygelegt. Mit dem Horaz ihn zu vergleichen, das geht sehr wohl an. Mit dem Pindar, geht es schon nicht so gut an, wenn man das erhabene feurige Wesen in Betrachtung zieht, welches fast noch in keiner Sprache, ja im griechischen selber von niemanden nach ihm erreichet worden. Mit dem Homer und Virgil aber, wenn man beyde als Heldendichter ansieht, kann man Opitzen gar nicht vergleichen; indem er sich an diese große Art der Gedichte niemals gewaget hat. Wäre es uns also erlaubt, eine andre Unterschrift zum Lobe Opitzens zu machen: so würden wir sie so eingerichtet haben:

Was Hesiod, Horaz, Petrarch und Ronsard war
Und Spenzer noch dazu, das stellt uns Opitz dar.

Mich dünkt wer die Werke des griechischen und lateinischen Dichters mit unsers Opitz Gedichten vergei-

chen will, der wird die Aehnlichkeit von selbst finden; wer aber erwägen will, daß Petrarcha in Italien, Ronsard in Frankreich und Spencer in Engelland die ersten Verbesserer des Geschmacks gewesen, die allen ihren Nachfolgern zu Mustern gedienet; der wird auch die Ursache der letztern Vergleichungen sehr leicht einsehen.

II. D. Martin Luthers merkwürdiger Sendbrief vom Dollmetschen, mit historischen und apologetischen Anmerkungen versehen, nebst eben desselben erläuterten Aussprüchen von der Buchdruckerey und den Buchdruckern, als einem Beytrage zu der dritten Jubelfeyer, ausgefertiget von M. Daniel Peucern, Rectorn zu Naumburg. Leipzig bey Geßnern 1740 in 8. Von dieser merkwürdigen Schrift wollen wir ehestens ausführlicher handeln.

III. Der Tod Julius Cäsars, ein Trauerspiel, aus dem englischen des Schakespear übersetzt. Berl. bey Ambr. Hauden in 8. Die Uebersetzungssucht ist so stark unter uns eingerissen, daß man ohne Unterscheid Gutes und Böses in unsre Sprache bringt: gerade als ob alles was ausländisch ist, schön und vortrefflich wäre; und als ob wir nicht selbst schon bessere Sachen aus den eigenen Köpfen unsrer Landesleute aufzuweisen hätten. Die elendeste Haupt- und Staatsaction unsrer gemeinen Comödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft, als dieses Stück Schakespears ist. Der Herr Uebersetzer also, wenn er, wie er drohet, noch mehr übersetzen will, beliebe sich unmaßgeblich,

bessere Urschriften zu wählen, womit er unsre Schaubühne bereichern will, ehe er sich diese Mühe giebt: sonst wird ihm Deutschland keinen grössern Dank dafür wissen, als unsern Comödianten, die uns auch eine Menge Stücke aufführen, die sie aus allen kleinen Geistern der Franzosen übersetzet, die von ihren eigenen Landsleuten ausgezischet und verworfen worden. Nächstens wollen wir ausführlicher davon reden.

IV. Zweyte Sammlung auserlesener moralischer Oden, zum Nutzen und Vergnügen des Claviers, componiret und heraus gegeben, von Lorenz Mitzlern A. M. Leipz. bey dem Verfasser.

V. Vier und zwanzig theils ernsthafte, theils scherzende Oden mit leichten, und fast für alle Hälse bequemen Melodien versehen von G. P. T. Hamb. bey Herolden 1741.

VI. Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertiget werden, besorgt und heraus gegeben, von einem Liebhaber der Musik und Poesie III. Th. Halle 1741. Wir gedenken aller dieser Oden darum, weil sehr viele schöne und grösstentheils vorhin ungedruckte Poesien darinnen zum Vorscheine gekommen, die unsern Zeiten Ehre machen. Die Stärke der Musik zu beurtheilen ist unser Werk nicht: wer aber den Geschmack des Herausgebers kennet, der wird schon wissen, was davon zu hoffen ist.

Nur gestehen wir, daß uns die Vorrede der hamburgischen Sammlung bald von der ganzen Sammlung einen sehr nachtheiligen Begriff gemacht hätte.

VII. Die Tänzerinn, ein scherzhaftes Gedichte. Berlin, bey Rüdigern in groß 8. $2\frac{1}{4}$ Bogen. Dieß wohlgerathene Stück ist zwar eine Nachahmung des popischen Lockenraubes; doch eine solche, die mit keinen geborgten Federn pranget. Es ist alles neu, und von des Verfassers eigenen Erfindung. Es hat eine feine Satire, artige Scherze, und eine poetische Schreibart, ob es gleich in ungebundner Rede ist. Es ist nur Schade, daß es nicht länger ist. Wie leicht wäre es gewesen, auch die Veranlassung der ganzen Versammlung, Wirth und Wirthinn des Hauses, und den Selimor selbst nach ihren Umständen und Verbindungen noch kennen zu lehren; und hernach die Schicksale der Spielgesellschaft in dem andern Zimmer nicht so gar aus den Augen zu setzen. Die Göttinn Eris hätte wohl noch einmal ihre Rolle spielen, und Philintens Unfall daselbst ausplaudern können. Sollte es dem Herrn Verfasser belieben, diese Zusätze nebst andern, die ihm noch beyfallen möchten, seiner schönen Arbeit beyzufügen, so würde er wohl thun, wenn er sie auch in verschiedene Bücher eintheilen wollte. Nur das Gespräch der beyden Schönen, und ihr Kampf mit den Karten und Tanzschritten, ist uns unmaaßgeblich ein wenig zu niedrig vorgekommen: die übrigen Frauenzimmer aber sind ein wenig gar zu still und unscheinbar gelassen worden.

VIII.

VIII. Hamburgs Vorzüge in einem Vorspiele, auf der Schönemannischen Schaubühne vorgestellet. Hamburg den 11. Aug. 1741. Dieses Vorspiel ist nicht nur von sehr guter Erfindung, und in reinen aber doch zugleich nachdrücklichen Versen abgefasset; sondern man bemerket auch eine vernünftige Wahl in allegorischer Vorstellung und Abschilderung der Personen darinnen. Z. E. der Verstand, ist nicht etwa wie ein junger Herr, sondern wie ein Greis, mit einem Fernglase in der Hand vorgestellet. Die Freyheit, als eine Römerinn mit dem Zepter in der Hand; der Fleiß als ein Landmann mit einem Bündel Kornähren ꝛc. ꝛc.

Verzeichniß

Der in diesem Stück enthaltenen Artikel.

I. Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels vorgestellet. p. 355

II. Zusätze und Anmerkungen zu den critischen Beyträgen zum 1. Art. des ersten Bandes. p. 378

III. Petri Rami Dialectica, verdeutscht. p. 395

IV. Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung der Geschichte von Barlaam und Josaphat. p. 406

V. Merici Casauboni Commentationis de quatuor linguis, pars prior. p. 414

VI. Filips von Zesen hochdeutsche heliconische Hechel. p. 432

VII. Von Leibnitz Untersuchung von dem Ursprunge der Franken. p. 460

VIII. Boethii Bedenken über die Glückseligkeit der Gottlosen. p. 491

IX. Probe eines alten plattdeutschen Gedichtes. p. 501

X. Ergänzung der Verantwortungsschrift Hrn. Prof. D. zu Königsberg. p. 506

XI. Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen. p. 512.

Beytrage
Zur
Kritischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben
von einigen Liebhabern der
deutschen Litteratur.

Ex Bibliothe
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Siebenter Band.

Acht und zwanzigstes Stück.

Mit nöthigen Regiſtern zu dieſem ſiebenden Band.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1741.

I.

Des Herrn von Leibnitz Antwort auf dasjenige, was der P. Tournemine seiner Abhandlung, von dem Ursprunge der Franken, entgegen gesetzet.

Ich habe in dem Monate Januarius der Memoires de Trevoux von diesem Jahre * den Auszug gesehen, welchen man daselbst von meiner kleinen Abhandlung, von dem Ursprunge der Franken, gemacht hat. Es befinden sich in demselbigen Ausdrückungen, welche für mich gar zu gütig sind, und ich wünschte, daß ich sie verdiente. Man hat den Inhalt gut aus einander gesetzet, und es sind nicht mehr als zwo Stellen, in welchen man mir etwas zuschreibet, welches ich nicht behaupte.

1). Erkenne ich die Muthmaßung eines Freundes, ob sie gleich nicht gänzlich zu verachten ist, nicht für die meinige: daß nämlich der Name des Flusses Peene zu der Meynung, nach welcher die Franken von Pannonien sollen gekommen seyn, vieles könne beygetragen haben.

2). Sage ich keinesweges, daß das Wort Franc ordentlich einen Freyen bedeute; noch daß die Franken

* nämlich 1706.

davon ihren Namen erhalten haben. Es sind auch einige Druckfehler vornämlich in den nominibus propriis darinnen anzutreffen. Z. E. muß man auf der 4 und 5 Seite für Mauringaria, Daina, Eyder, Daininga, und Dania; Mauringavia, Daena, Eider, Daeninga, und Donia lesen. Was das Wort Gast betrifft, so hat man keinen Grund, solches durch einen vorgesetzten, (gouverneur, praefectum) zu geben, wie Rhenanus thut. Es bedeutet noch heutiges Tages im Deutschen einen hospitem passivum, oder illum, qui hospitio recipitur, einen solchen, der aufgenommen, und bewirthet wird. Daher kann man sowohl denjenigen, der sich an einem Orte aufhält, und ein Einwohner ist; als auch denjenigen, der nur ab- und zureiset, oder der eingeladen worden, einen Gast nennen. Also mag nun Salagast entweder einen Einwohner von Salagau, oder einen Reisenden, oder einen Abgeschickten, der davon herkömmt, oder einen solchen, den man von da geruffen hat, bedeuten: so wird doch allemal ein Abgeordneter dieses Cantons dadurch zu verstehen seyn. Vielleicht kömmt auch das Wort Gast von gau her, welches eine Gegend, von der man gebürtig ist, von welcher man kömmt, oder von welcher man abgeschicket worden, bedeutet.

Ich habe die Einwürfe *, die mir ein sehr berühmter Schriftsteller in eben diesen memoires gemacht hat, gelesen, und ich werde mich bemühen, auf seine

* Was der Herr geheime Rath Gundling wider die Leibnitzische Abhandlung von dem Ursprunge der Franken erinnert, und wie sich der Herr von Leibnitz vertheidiget hat, kann man in dem VI. und IX. Theile der Gundlingianorum finden.

ſeine Zweifel, die von ſeinem Geiſte, und von ſeiner Gelehrſamkeit zeugen, ſo gut mir möglich iſt, zu antworten. Ich bringe dieſelben auf vier Stücke.

Das erſte Stück betrifft den Urſprung der Meynung derjenigen, nach welcher die Franken von der mäotiſchen See ſollen gekommen ſeyn. Nach meiner Meynung ſind ſie von der Gegend jenſeits der Elbe, und von dem Ufer der Oſtſee gekommen, wie man denn auch weis, daß die Vandalen, Burgunder, Gothen, Sachſen, Angeln, Thüringer, und Warnen auch daher gekommen ſind. Weil die Alten von entfernten Dingen nicht wohl unterrichtet geweſen; ſo haben ſie, wie ich auch ſchon angemerket habe, von einigen Völkern vorgegeben, als ob ſie von der mäotiſchen See gekommen, welche ſich doch niemals daſelbſt aufgehalten haben. Dieſes habe ich z. E. von den Vandalen erwieſen. Daher bin ich auf die Gedanken gekommen, daß ſie vielleicht auch, wenn ſie von dem Urſprunge der Franken geredet, die ihnen bekannte mäotiſche See mit der Oſtſee verwechſelt haben. Adam von Bremen hat dieſe Verwechſelung zwiſchen dieſen zween Seen ſchon bemerket. Eben dieſer Irrthum giebt für meine Meynung einen Beweis ab. Allen dieſen ſetzt man entgegen, daß diejenigen, nach deren Vorgeben die Franken von der mäotiſchen See gekommen ſeyn ſollen, hierzu einen wahrſcheinlichern Grund hätten. Sie wollen nämlich denſelben von dem Zuge einiger Franken, die der Kayſer Probus an das euxiniſche Meer hat bringen laſſen, hernehmen. Dieſe Franken ſollen einen Aufſtand gemacht, und ſich einiger Schiffe bemächtiget haben, und darauf in die See durch die Straße bey Gibral-

tar gegangen, überall geplündert, und ſich den Weg durch Aſien, Griechenland, Sicilien, und Africa gemacht, und ſich zu ihren Landsleuten gewandt haben. Sie ſollen, alſo ſetzt man hinzu, im belgiſchen Gallien ausgeſtiegen, über den Rhein gegangen, und nach Thüringen zurück gekommen ſeyn. Allein ich ſtimme demſelben nicht bey. Es iſt ein artiger, und geſchickter, aber dabey ein unwahrſcheinlicher Einfall, und iſt denjenigen Zweifeln unterworfen, von denen die Meynung, die man ſich zu beſtreiten bemühet, frey iſt.

Denn 1) wohnten dieſe weggeführten Franken weder an der mäotiſchen See, noch in Scythien, ſondern im kleinern Aſien, an dem Ufer des euxiniſchen Meeres, und waren in den Ländern, welche unter den Römern ſtunden, hin und her zerſtreuet.

Zum 2) hatte ſich dazumal die fränkiſche Nation ſchon dem Rheine genähert, ſo daß der Zug dieſer Seeräuber zur Erklärung des erſten Urſprunges ihrer Nation nichts beytragen kann.

Zum 3) iſt dieſer Zug, wie es ſcheint, wenig bekannt geweſen, weil kaum Eumenius der Redner, und Zoſimus deſſelben gedenken. Geſetzt aber, daß dieſer Zug auch geſchehen iſt; ſo kann man doch denſelben nur wenigen, nicht aber der ganzen Nation zuſchreiben.

Zum 4) iſt es nach der Lobrede des Eumenius, * eines Nachbars der Franken, welche er dem Maximinus

* Denn er erkannte Autun (Auguſtodunum, ſonſt auch Flavia genannt) in Burgundien für ſeine Vaterſtadt, wo er auch die Redekunſt lehrte. Siehe ſeine Rede pro reſtaurandis Scholis in des Janus Gruterus Ausgabe der Panegyricorum Veterum Francof. 1607. 12. p. 101.

minus * zu Ehren gehalten, nur eine kleine Anzahl Gefangener geweſen; obgleich Zoſimus, ** der ſpäter, und weit von ihnen gelebt, die Anzahl größer, und dieſelben für Freywillige ausgiebt.

Zum 5) haben dieſe Schriftſteller nicht geſagt, daß ſie im belgiſchen Gallien ausgeſtiegen ſind. Es war ihnen weit bequemer, näher bey ihren Landsleuten, welche bey dem Einfluße der Ems in den Rhein wohneten, ans Land zu ſteigen. Alſo hätten ſie es nicht nöthig gehabt, erſt noch über den Rhein zu gehen.

* In dieſer Ausgabe haben wir keine Rede von ihm gefunden, die er dem Maximinus zu Ehren ſoll gehalten haben. Es ſtehen aber die Worte, worauf ſich die Gegner des Herrn von Leibnitz beziehen, in deſſelben Rede auf den Kayſer Conſtantius. Alſo heißt es auf der 206. S. unſerer Ausgabe: recurſabat quippe in animos illa ſub Divo Probo, et paucorum ex Francis captiuorum incredibilis audacia, et indigna felicitas, qui a Ponto vsque correptis naulbus Graeciam, Aſiamque populati, nec impune plerisque Libyae litoribus appulſi, ipſas poſtremo naualibus quondam victoriis nobiles Syracuſas, et immenſo itinere penetrati Oceanum, qua terras irrupit, intrauerant, atque ita euentu temeritatis oſtenderunt, nihil eſſe clauſum piraticae deſperationi, quo nauigiis pateret acceſſus.

** Denn er hat nach dem Zeugniſſe des Evagrius zu den Zeiten des jüngern Theodoſius gelebet. Den Liebhabern der Griechiſchen Sprache zu gefallen, wollen wir des Zoſimus eigne Worte aus dem 71. Abſchnitte des erſten Buchs herſetzen, und ihnen das Urtheil überlaſſen, in wieferne die Leibnitziſchen Gegner ſich dieſe Stelle zur Behauptung ihrer Meynung anmaßen können. Καὶ Φράγκων τῶν βαρβάρων προσελθόντων, καὶ τυχόντων εἰκότως, μοῖράς τις ἀποτάξας, πλοίων ἐυκοσίοις, τὴν ἑλλάδα συνετάραξεν ἅπασαν. Καὶ Σικελίᾳ προσχοῦσα, καὶ τῇ Συρακουσίων πρωτευούσῃ, πολὺν κατὰ τούτων διεγήγερτο φόνον. ἥ δὲ καὶ Λιβύῃ προσεμιγοῦσα, καὶ ἀποτραπομένη, διὰμιᾶς ἐκ Καρχηδόνος ἐκπλευσθείσης, ὅλον γέγονεν ἀπαθὲς ἐκπλεῦσαι ὅπλοις.

Zum 6) hat man eben so wenig Grund, wenn man vorgeben will, daß sie in diejenige Gegend zurück gekehret wären, wo sie hätten aussteigen können, also, daß sie nicht nöthig gehabt hätten, nach Thüringen zu gehen, und sich wiederum mit den Ihrigen zu vereinigen.

Zum 7) hat man dieses ohne Zweifel erfunden, damit man dem verfalschten Texte des Gregorius von Tours zu Hülfe kommen möchte, nach dessen scheinbarem Vorgeben die Franken über den Rhein gegangen, und nach Thüringen gekommen sind. Der Herr von Valois setzet an statt des Rheines den Mayn. Doch man mag die Worte des Gregorius erklären, wie man will, so bleiben doch noch Schwierigkeiten. Allein Gregorius redet von den Zügen der Nation, und man wird durch diese nimmermehr eine Reise, oder Streiferey eines kleinen Haufen verstehen können.

Wenn man demnach zum 8) alles wohl betrachtet, so scheinet es, daß dieser wenigen bekannte Zug etlicher hundert Seeräuber zu so einer Zeit geschehen ist, da die Nation der Franken den Römern schon bekannt gewesen. Er kann also mit den Zügen eines ganzen Volkes, die lange zuvor geschehen sind, nichts gemein haben, und ist daher schwerlich zu glauben, daß man einen für den andern angenommen habe.

Das andere Stück betrifft das angeführte Zeugniß des Ermoldus Nigellus, eines fränkischen Poeten, der zu der Zeit Ludewigs des Frommen gelebt hat. Nach diesem stammen die Franken von den Dänen ab, oder haben mit denselben einerley Ursprung. Man setzet, dieses Zeugniß mir zu entziehen, entgegen: daß 1) die Dänen nicht mehr in Holstein gewohnet. Allein

lein ich habe nicht geſagt, daß die Dänen jemals da gewohnt haben. Es iſt genug, daß ſie die nächſten Nachbarn von Holſtein geweſen, und noch ſind. Denn Jütland macht einen Theil von Dännemark aus.

Zum 2) wirft man mir ein, daß die Sigamber von den Cimbern herkämen, und daß daher die Meynung des däniſchen, oder cimbriſchen Urſprungs der Franken entſtanden wäre. Auch dieſes würde den Urſprung der Franken von der Oſtſee beſtätigen; doch wird dieſes mit keinem Beweiſe unterſtützet.

Man müßte ſich denn zum 3) auf die Aehnlichkeit der Namen gründen, und den Namen der Sigambrer von dem Namen der Cimber herleiten wollen. Aber dieſe Ableitung wäre gar zu weit geſucht. Es iſt augenſcheinlich, und klar, daß die Sigambrer nach dem Fluſſe Siga, welcher ſich Bonn gegen über, doch etwas höher, in den Rhein ergießt, ſind genennet worden.

Zum 4) ſtammen die Franken eigentlich zu reden, nicht von den Sigambrern her, ſondern ſie ſind aus Thüringen in die Länder der Sigambrer, Chamaver, und anderer Völker in Weſtphalen gekommen, welche ſich mit ihnen vereiniget haben. Daher iſt es geſchehen, daß ſie manchesmal Sigambrer ſind genennet worden.

Das dritte betrifft das Zeugniß des Geographus von Ravenna.* Man verachtet

Zum 1) dieſen Schriftſteller wegen ſeiner Barba-

 rey,

* Der um die deutſche Sprache wohlverdiente J. L. Friſch hat eine Explicationem verborum obſcuriorum, et mutilatorum Geographi Ravennatis in den II. Theil des III. T. der Miſcell. Berolinenſ. pag. 191. einrücken laſſen.

rey, damit man mir das Zeugniß, das ich aus demselben genommen, zernichten, und mir den Nutzen davon nehmen möge. Allein, wenn diese noch gröſſer wäre, als sie in der That ist, so benähme dieses doch der Wahrheit, und Aufrichtigkeit seiner Erzählungen nichts.

Zum 2) wirft man ihm seine Unwissenheit vor. Aber außer dem, daß uns ein Unwissender, welcher treu, und fleißig ist, schöne Stücke des Alterthums verwahren kann: so ist dieser in den Sachen, die er abhandelt, nicht so gar unwissend, sondern giebt in der Geographie des niedern Reichs ein gewisses Licht. Er lehret uns eine groſſe Anzahl schöner Begriffe, wie solches der P. Porcheron erwiesen hat. Ein gelehrter Engelländer hat in seinem Buche von Britannien vieles von ihm gelernet, und man wird von ihm anderswo eben so vielen Nutzen ziehen können.

Zum 3) macht man mir einen Einwurf, daß er erst im 7. Jahrhunderte gelebt. Allein er hat das seinige aus alten Schriftstellern genommen, die verlohren gegangen sind. Ja er führet von seiner Nation, und von denen, die ihr gleichsam verwandt gewesen sind, einige an, welche uns ohne ihn gänzlich unbekannt wären.

Hierauf bemüht man sich zum 4) ihn anders, als ich, auszulegen, und giebt vor, daß er nicht sage, in qua patria (regione) francorum linea morata est, sondern remorata est. Doch ich glaube, daß man in einem Schriftsteller, der solches Latein, wie er geschrieben hat, darinnen keinen Unterscheid machen könne.

Zum

Zum 5) giebt es bey guten Lateinern mehrere Exempel, daß die Sylbe re überflüßig iſt, wie in der Redensart, acceptum ferre, und acceptum referre. Die Rechtsgelehrten ſagen zwar acceptilatio, unterdeſſen ſagt Horaz

Retulit acceptos regale numiſma Philippos.

Zum 6) geſteht man mir nicht zu, daß linea francorum die Vorfahren der Franken bedeute, und giebt dieſes für ganz falſch aus. Warum ſoll aber das Wort linea nicht auch ſo wohl die aufſteigende, als abſteigende Linie bedeuten? Denn man redet hier von den vergangenen Zeiten. Die Rechtsgelehrten reden gleicher weiſe von der linea adſcendente, und deſcendente.

Zum 7) bekräftiget Nigellus meine Auslegung, ſo eben, wie der Geographus den Nigellus erkläret

\- - - - alterius ſic
Altera poſcit opem res, et conſpirat amice.

Zum 8) iſt es nicht ungewöhnlich, daß linea die Vorfahren bedeutet. Denn außer den Rechtsgelehrten findet man, bey dem Herrn von Cange, die Worte des Pabſts Gregorius des 7. vnde videris nobilitatis lineam trahere, mit welchen er nichts anders, als die Vorfahren desjenigen, mit welchem er redet, andeutet.

Zum 9) wenn linea die Vorältern einer einzelnen Perſon bedeutet, warum ſoll man nicht auch die Vorfahren eines Volkes darunter verſtehen können, zumal wenn davon gehandelt wird?

Unterdeſſen macht man zum 10) einen Einwurf, daß der Geographus von Ravenna ganz anders könne

aus-

ausgeleget werden, nämlich folgender gestalt. Diese Länder liegen an dem Ufer der Elbe, und sind lange Zeit die Grenzen gewesen, wo die Franken sind aufgehalten worden, so, daß sie keine andere Länder haben einnehmen können. Ich überlasse demjenigen, der den ganzen Text lesen wird, das Urtheil, ob dieses mit dem Endzwecke des Schriftstellers überein komme? Dieser hat dem Augenscheine nach, ihre Gegend nicht durch die Völker, die niemals in dieselbigen haben kommen können, sondern durch die Völker, so darinnen gewohnt; bestimmen wollen.

Zum 11) wollte jemand ausdrücken, daß die Siege (conquêtes) einer Nation wären gehindert worden, so wird er nimmermehr sagen, er mag noch ein so schlechter Lateiner seyn, linea eius gentis remorata est. Ich zweifle auch, daß jemand, dem man, ohne es ihm zuvor zu sagen, diese Worte vorlegte, auf diese Auslegung fallen könne.

Zum 12) man würde ungewöhnlich, und unverständlich reden, wenn man linea durch limites geben wolle,* wenn man nicht noch etwas darzu setzte, den Verstand damit deutlicher zu machen.

Zum 13) muß man, diese besondre Auslegung zu rechtfertigen, remorata est, welches ordentlich ein deponens ist, und, er hat sich aufgehalten, bedeutet, passiue, annehmen, er ist aufgehalten worden. Auf solche weise müßte remorari ein passiuum von dem actiuo remorare seyn. Ich gestehe zu, daß dieser Schriftsteller ein schlechter Grammaticus gewesen sey, und daß er wohl also habe schreiben können; allein man darf nicht eher seine Zuflucht zu einem solchen barba-

* Wie Herr Gundling thun wollen.

barbariſchen Weſen nehmen, als wenn es nöthig iſt. Hier hat man keine Urſache, dieſes zu thun. Denn die Worte geben einen deutlichen Verſtand, welchen man auch mit andern Beweisthümern beſtimmen kann, daß nämlich die Franken mit den Vandalen, Burgundern, Sachſen, und Thüringern einerley Urſprung haben.

Zum 14) geſetzt nun aber, daß der Gebrauch der Sprachen eine ſo unerwartete Auslegung zuließe, ſo würde doch die Beſchaffenheit der Sache darwider ſeyn. Man kann nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit finden, daß die Franken vor Carl dem Großen jenſeit der Elbe Länder eingenommen haben.

Zum 15) Hingegen findet man, daß ſie ſich, als ſie zwiſchen der Elbe, und dem Rheine gewohnet, vorgenommen, ſich den Römern zu nähern, keinesweges aber wiederum in die rauhen Gegenden zurücke zu gehen.

Zum 16) Ja man findet auch das Gegentheil, daß ſie durch die Völker, die ihnen auf den Rücken gefolget, nämlich durch die Sachſen, und Thüringer gleichſam ſind fortgetrieben worden. Und dieſes iſt faſt bey allen Völkern die Abſicht ihrer Züge geweſen. Die Vandalen wurden durch die Gothen vertrieben, und fielen in Thracien, Griechenland, und Ungarn ein. Alſo thaten die allermeiſten Völker.

Zum 17) Wollte man endlich lineam durch limites Gränzen, und remorata eſt, er iſt aufgehalten worden, überſetzen; ſo würde man dennoch der Worte wegen zugeben müſſen, daß die Franken in Mauringavien * geweſen. Denn die Worte ſagen nicht, daß

* Mauringavia, oder Mauringia iſt nach des Herrn Gund-

daß das Land die Franken aufgehalten habe, in Mauringavien zu gehen, sondern in ea patria per multos annos francorum linea remorata est, die Linie der Franken ist in diesem Vaterlande viele Jahre aufgehalten worden. Also müssen sie eine lange Zeit darinnen geblieben seyn, mit welchem ich schon zu frieden bin.

Ich komme endlich zum vierten Stücke, wobey man untersuchet, ob einige Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, daß die Franken von den Galliern, welche nach dem Cäsar und Titus Livius über den Rhein gegangen, und sich im Deutschlande niedergelassen haben, abstammen.

1) Habe ich den P. Lacary die Erfindung dieser Meynung nicht zugeschrieben, sondern habe wohl gewußt, daß sie Bodinus in seinem historischen Unterrichte mit kurzem berühret; und daß ihn Pontanus in d. 5 Cap. des 2 Buchs seines Werkes von dem Ursprunge der Franken, widerleget hat. Allein weil Lacary ihn in einem besondern Buche * vertheidiget hat; so habe ich ihm, und andern gelehrten Franzosen ** solche zugeeignet.

2) Man findet nicht, daß die nach Deutschland gekommenen Gallier sich jemals in den Ländern zwischen

lings Vorgeben so viel als Marschgau, Marschland, Meerland, ein nasses, holes, festes, und mit Dorf und Morast angefülltes Land, und soll die Länder an der Ostsee vom Belt bis an Britannien bedeuten.

* in seiner historia Coloniarum a Gallis missarum, Claramonti 1677. 4.

** Zu diesen kann Triuorius (Gabr.) mit seiner Obseruatione Apologetica de origine francorum Gallica gerechnet werden.

ſchen der Elbe, dem Rheine, und Mayne niedergelaſſen haben, wo doch die Franken geweſen ſind.

3) Man weis nach dem Berichte des Tacitus mehr als zu wohl, welche Völker in dieſen Gegenden gewohnet haben, nämlich die Cheruſcer, Longobarden, Catten, Hermundurer, Angrivarier, Bructerer, und andere, deren dieſer Geſchichtſchreiber gedenket. Kann man nun läugnen, daß dieſe Völker Germanier, oder Deutſche geweſen? Oder kann man mit dem geringſten Scheine eines Beweiſes ſagen, daß ſie von dieſen Galliern abſtammen?

4) Nach aller Wahrſcheinlichkeit haben ſich dieſe Gallier in Böhmen, und in einigen andern benachbarten Landſchaften, in dem Theile von Deutſchlande, der gegen Morgen liegt, niedergelaſſen. Daher iſt Böhmen vom Tacitus Boiohemum, ein Land der Bojen, eines galliſchen Volkes genennet worden. Die Alten reden von einem Lande, das deſerta Boiorum geheißen, und gedenken einiger Könige, die zwiſchen den Bojen, und andern Völkern gegen den Morgen ſind geführet worden.

5) Dieſes war auch der Weg, durch den die Gallier weiter nach Griechenland, und Aſien gehen konnten.

6) Und auf ſolche weiſe ſuchten ſie beſſere Gegenden, da ſie, wenn ſie gegen die Weſer, und Elbe gezogen, in kältere gekommen wären.

7) Es hat auch nicht ein einziger Schriftſteller gemeldet, daß die Tektoſagen in die abendländiſche, und mitternächtige Gegend gekommen ſind. Allein man muthmaßet dieſes wider mich, weil es ſehr bequem, und nach ihrem Wunſche wäre. Beatus

Rhenanus

Rhenanus setzet sie gegen den Schwarzwald; Cäsar aber eignet ihnen fertilissima Germaniae loca circa Hercyniam Syluam, die fruchtbarsten Gegenden vom Deutschlande um den Harzwald, zu. Aber dieses ist gar zu gemein gesagt, und bestimmet nicht das geringste. Denn der Harzwald erstrecket sich durch ganz Deutschland.

8) Dio, und andere griechische Schriftsteller haben öfters die Gallier mit einem allgemeinen Namen Galater genennet. Unter diesem haben sie die Deutschen mit verstanden. Man kann aber keinesweges daraus schließen, daß die Deutschen von den Galliern abstammen. Es ist auch bekannt, daß der Barbar, wie er genennet wird, der den Marius umbringen sollte, von dem einen für einen Deutschen, von dem andern aber für einen Gallier ausgegeben wird.

9) Was aber die Stelle betrifft, die man aus dem 53 Buche des Dio Cassius anführt: so dünkt mich, daß man den Verstand derselben nicht wohl getroffen habe, da man sie also übersetzet hat: Quelques peuples de la Gaule, qu' on appelle Germains, ayant occupé tout le païs, qui s' etend depuis les sources du Rhin jusqu' à l' ocean Britannique, on a donné le nom de Germanie à cette contrée, „einige Völker aus Gallien, welche man Deutsche nennet, haben diejenigen Länder, welche sich da anfangen, wo der Rhein entspringet, und sich bis an das britannische Meer erstrecken, eingenommen, und hat man diesen Strich Landes Deutschland genennet.„ Wenn man die Worte genauer ansiehet, so findet man, daß der Geschichtschreiber einen Unterscheid zwischen den Galliern,

Galliern, oder Galatern, und zwiſchen den Celten macht. Unter dieſen letztern begreift er die Deutſchen mit. Ja in dieſer Stelle iſt die Rede nicht von Völkern aus Gallien, ſondern von Celtiſchen Völkern. Will man dieſe Stelle wohl verſtehen, ſo muß man etwas aus dem vorhergehenden, und nachfolgenden dazu nehmen. Der Geſchichtſchreiber redet von der Theilung der Länder, bey welcher der Kaiſer Auguſtus * dem römiſchen Rathe gewiſſe Provinzien überlaſſen, andere aber für ſich behalten. Zu den letztern gehörten die Länder aller Galater, nämlich der Narbonneſer, Lugdunenſer, Aqvitanier, und der Celtiſchen, d. i. der Deutſchen Völker mit ihren Pflanz-

* Der Kaiſer Auguſtus überließ nach des Dio, und Svetons Vorgeben dem römiſchen Rathe die Provinzien, wo alles ruhig und ſtille war, und wo man keine Armeen nöthig hatte. Hingegen behielt er diejenigen für ſich, deren Einwohner kriegeriſch, und zum Aufruhr geneigt waren. Unter dieſen waren die Celten mit ihren Pflanzſtädten begriffen. Er ſuchte aber dadurch nichts anders, als daß er allein Völker behielte, auf die er ſich verlaſſen könnte, wofern etwan die Römer nach ihrer alten Freyheit ſtreben, und ihm nach verfloſſenen zehn Jahren, ſo lange er ſich die Regierung gleichſam ausgebethen hatte, nicht wieder auf andere zehn Jahre die Herrſchaft überlaſſen wollten. Wir wollen die Worte des Dio herſetzen, um unſere Leſer deſtomehr zu überführen, daß die Herren Franzoſen auch dieſelben zur Vertheidigung ihres Ruhmes wider den Sinn des Geſchichtſchreibers auslegen. Τῶ δὲ δὴ Καίσαρος (ἐνομίζθη) ἥτε λοιπὴ Ἰβηρία, ἥτε περὶ Ταῤῥανωνα, καὶ ἡ Λυσιτανία, καὶ Γαλάται πάντες, ὅσοι Ναρβωνήσιοι, καὶ οἱ Λουγδουνήσιοι, Ἀκυιτανοί, καὶ Κελτικοί, αὐτοί τε, καὶ οἱ ἄποικοι ἐσχῶν. Κελτῶν γὰρ τινὲς, ὃς δὴ Γερμανὸς καλοῦμεν, πᾶσαν τὴν πρὸς τῶ Ῥήνῳ Κελτικὴν κατασχόντες, Γερμανίαν ὀνομάζεσθαι ἐποίησαν, τὴν μὲν ἄνω, τὴν μετὰ τὰς τῶ ποταμῶ πηγὰς, τὴν δὲ κάτω, τὴν μέχρι τῶ Ὠκεανῶ τῶ βρεττανικῶ ὄσαν.

Pflanzstädten. Denn einige Celten, welche wir (Römer) Deutsche nennen, haben die celtische Gegend nahe an dem Rheine eingenommen, und haben gemacht, daß die Gegend, wo der Rhein entspringet, Oberdeutschland, die Gegend aber bey dem britannischen Meere Unterdeutschland ist genennet worden. Es erhellet hieraus, daß der Geschichtschreiber von dem Ufer des Rheins gegen Gallien rede. Dieser Strich war in Provinzien eingetheilet, und wurde von den Deutschen, die sich da niedergelassen hatten, bewohnet, und daher das obere, und niedere Deutschland genennet: wie vielleicht hernach die Gegend an dem römischen Ufer, oder an der linken Seite des Rheins das erstere, und andere Deutschland ist genennet worden; obgleich diese Länder in dem sogenannten grossen Deutschlande* nicht gelegen. Also gehet diese Stelle die gallischen Pflanzstädte in dem großen Deutschlande nichts an.

10) Soll Arminius, dem Ursprunge nach, ein Gallier gewesen seyn; so müssen die Cheruscer auch von gallischen Colonien abgestammet seyn. Eine unerhörte Sache, so viel ich weis, und welche nur einen Scheinbeweis nöthig hat! Man könnte mit mehrerm

* Deutschland wurde von den Römern in Transrhenanam, das jenseits des Rheins, und in Cisrhenanam, das bisseits des Rheins gelegen, eingetheilet. Dieses wurde in das obere, und niedere Deutschland eingetheilet. Das obere fieng sich bey den Raurakern in dem Schweizerischen Basel an, das niedere gieng durch das Land der Ubier, und erstreckte sich bis ans Meer. Das jenseits des Rheines gelegene Deutschland wurde das große, und barbarische genennet. s. Cellarius T. 1. p. 297. und 359. edit. Schvvarzii.

rem Rechte ſagen, alle Deutſche wären von galliſchen Colonien hergekommen.

11) Der h. Hieronymus, Procopius, und Agathias ſagen, daß die Franken vor Zeiten ſind Deutſche genennet worden. Aber wie kann man daher ſchließen, daß dieſe von den Galliern, die Sigoweſt nach Deutſchland gebracht hat, herkommen.

12) Wie es außer allem Zweifel iſt, daß die alten Franken Deutſch geredet haben; ſo wirft man mir ein, daß alle gebohrne Gallier die deutſche Sprache hätten lernen können *. Man muß zugeſtehen, daß es möglich geweſen iſt; aber es iſt nicht wahrſcheinlich. Man kann jederzeit den für den wahren Urſprung halten, der durch die Sprache angezeiget wird, es müßte denn das Gegentheil können erwieſen werden. Bis hieher hat man nicht den geringſten Beweis angeben können, daß die Franken von den Galliern hergekommen ſind. Der Herr Valeſius hat ſich an die Meynung des Bodinus, und derer, die ihm gefolget ſind, nicht gekehret.

13) Man ſetzet noch zum voraus, daß die galliſche Sprache von der Deutſchen nicht ſehr unterſchieden geweſen. Ich glaube es in der That, daß die galliſche Sprache halb deutſch geweſen, und daß beyde Völker viele Wörter mit einander gemein gehabt haben. Dieſes erhellet theils aus der Sprache der Gaſconier, die ich ein wenig unterſucht habe, theils aus

* Auf ſolche weiſe könnte man itzo ſchließen: ſo viel tauſend Franzoſen ſind mitten im Deutſchlande, und können Deutſch lernen, ergo lernen ſie es? Sollten wohl die alten Gallier anders Sinnes als ihre Nachkommen, geweſen ſeyn, und ihre ſo liebe Mutterſprache verlernet haben?

den gallischen Wörtern, die uns die alten Schriftsteller aufbehalten haben. Allein es ist ganz gewiß, daß der Unterscheid zwischen der Sprache der Völker, die, wie man glaubt, die alte gallische Sprache behalten haben, und zwischen der deutschen heutiges Tages ungemein größer sey; als der Unterscheid, der sich zwischen dem heutigen Deutschen, und dem alten Fränkischen befindet. Denn fast alle Stammwörter von den Wörtern des Otfrieds trifft man bey den Deutschen, oder bey den Sachsen an. Hingegen haben die Gascogner eine Menge Wörter, und fast bis auf die Hälfte ihrer Sprache, von welchen uns die Stammwörter fehlen.

14) Unterdessen bin ich sehr geneigt zu glauben, daß die Sprache der Gallier mit den Deutschen in den ältesten Zeiten noch mehr Aehnlichkeit gehabt. Und wenn man annimmt, daß die Völker vom Morgen gekommen, und daß die großen Züge zu Lande geschehen sind; so kann man noch mit desto größerer Wahrscheinlichkeit sagen, daß die Gallier aus Deutschlande, und die Deutschen aus Scythien gekommen sind.

II.

Vergleichung Shakespears und Andreas Gryphs bey Gelegenheit des Versuchs einer gebundenen Uebersetzung von dem Tode des Julius Cäsar, aus den Englischen Werken des Shakespear. Berlin 1741.

Wenn ein Buch einmal schon ans Licht getreten ist: so ist alles, was man dabey thun kann, daß

daß man es sich, so gut als möglich ist, zu nutze macht. Es ist alsdann bey einer Uebersetzung fast zu spät zu sagen: ob der Herr Verfasser recht gethan habe, daß er sich dieses zu übersetzen vorgenommen. Und wenn man sagen will, daß er nicht wohl übersetzet hat: so ist es zwar eine Gerechtigkeit von denenjenigen, die sich einmal vorgenommen haben, ihr Urtheil von gewissen Büchern zu sagen; aber eine Gerechtigkeit, welche ihren Nutzen mehr an den Büchern, die noch kommen sollen, bezeiget, als an demjenigen Buche, daran sie verübet wird, und welche in diesem Falle eine große Aehnlichkeit mit den Todesstrafen im gemeinen Wesen hat. Die Fehler dieser Uebersetzung würden wir ganz und gar übergehen, und den Fleiß des Verfassers bloß zu nutzen gesucht haben: wenn nicht eines theils eben diese Gerechtigkeit, andern theils aber das Verlangen des Verfassers ein anders erfoderte. Daß die Uebersetzung des Verfassers etwas haben müsse, das in dem Originale nicht ist, kann daraus leichtlich geschlossen werden, weil das Original von einer gesitteten Nation, seiner großen Fehler ungeachtet, lange Zeit her, wegen seiner großen Schönheiten bewundert worden; die Uebersetzung aber bey so vielen Leuten als wir ihrer davon erforschet, einen ganz widrigen Eindruck gehabt. Wir haben uns die Mühe gegeben, die Ursachen dieses Unterscheids zu suchen. Und der Herr Uebersetzer hat uns selbst ermuntert, sie ihm zu sagen, zumal da wir den Vorsatz haben, sie ihm vernünftig zu sagen, welches eben sein Wunsch ist.

Rauhe Verse, ein übelbeobachteter Abschnitt, eine verworfene Ordnung der Wörter, können freylich schon viel thun, eine Uebersetzung bey vielen Ohren

unangenehm zu machen. Aber wir werden diese Dinge übergehen, weil sie in einem so großen Werke sehr langweilig anzuzeigen sind, und weil wir glauben, daß der Verfasser diese Dinge selbst wissen, und nur dem Zwange der Uebersetzung zu sehr nachgegeben haben wird.

Vor allen Dingen aber muß man sich über die große Anzahl niedriger Wörter beschweren, welche der Uebersetzer den Großen, die er abbilden soll, in den Mund leget. Es ist nicht selten, daß sie das Wort, Bärenheuter, welches der Verfasser Bärnheuter mit einer sehr rauhen Verkürzung schreibt, im Munde führen. Der Uebersetzer hat das Wort Covvard, welches in diesen Stellen sich im Englischen befindet, durch feig p. 67. gegeben,

Daß ich feig oder falsch anietzo mit euch spreche.

und ich sehe nicht, warum er es nicht allezeit gethan. Er nennet die gemeinen Leute ziemlich oft Schlüngel.

p. 115. ihr Schlüngels, kommt, erwachet.
p. 57. fort Schlüngel aus dem Wege.
p. 60. Schier dich weg.

Er sagt p. 124.

Schau! schau! Titinius, schau! wie die Schurken fliehen.

Der Verfasser hat dieses zu ersetzen gesucht, und sie an andern Orten einander, ihr Gnaden, gnädiger Herr, und derleichen heißen lassen: wodurch er ebenfalls seinem Originale einen Zusatz gegeben, dafür ihm Shakespear nicht danken wird. Eine ander Art niedriger Wörter sind die unerhörten Wörter p. 21. Der Löwe **gluderte** mich an, p. 23. Die **Beister**. p. 46. Der seltsame Reim, der den Leuten den Irrthum benehmen

nehmen soll, daß man auf Menschen nichts reimen könne, nämlich **Pferde-Menschen.**

Hierzu kömmt, daß der Verfasser die Bindewörter misbraucht. Fast durchgehends setzet er **was**, für das, oder für welches. Ich zweifle, ob er einen einzigen guten Schriftsteller wird anführen können, der es jemals so gebraucht habe. Das Wörtchen **als** für wie, z. E. **als ich glaube**, hängt ihm aus dem Englischen an.

Man muß dieses dem Verfasser zum Lobe nachsagen, daß man aus der Zusammenhaltung des Englischen und seiner Uebersetzung überzeugt worden, daß er des Englischen mächtig ist, und daß es zu wünschen wäre, daß er des Deutschen eben so mächtig seyn möchte. Unterdessen will man diese Stelle anführen, wo ihn entweder der Vers oder die Eilfertigkeit verführet hat, den Verstand zu verdrehen.

p. 24. Casca fraget.

Wer ist es? Cassius. Ists Cäsar, den ihr meynet?

Cassius antwortet:

Er mag seyn, wer er will: so lang in unsrer Stadt
Man Arm und Sehnen noch gleich unsern Ahnen hat.
Doch unsrer Väter Muth ist, weh uns! abgestorben.

Ich glaube schwerlich, daß man in diesen Worten wird einen rechten Verstand finden können. Im Englischen aber heißt die Antwort: Es mag seyn wer da will. Denn die Römer haben itzo nur noch Arme und Sehnen, wie ihre Vorfahren: aber ach! der Muth unsrer Väter ist erstorben.

p. 39. Genieße nur den Thau vom honigsüßen Schlummer.

an statt, den vom Himmel thauenden Honig des Schlummers. Ob gleich auch dieses schwülstig ist; so ist es doch noch ein Unterscheid, ob ich den Schlummer mit dem Honige, wegen seiner Süßigkeit vergleiche; oder ob ich ihn mit dem Thaue vergleiche, mit welchem er weiter keine Verbindung hat, als durch die Aehnlichkeit mit dem Honig: weil der Honig auch von den Alten vom Himmel thauend genennet wird.

p. 70. sagt der Uebersetzer, Cäsars Wunden foderten seinen Liebesdienst zur Stimme und Sprache: anstatt zu sagen, daß sie seine Stimme und Sprache zum Liebesdienste forderten.

Einige Zusätze, die ich bey dem Verfasser unter andern angemerket habe, kann ich nicht vergessen.

Auf der 44. S. sagt Ligarius:

So wahr die Götter sind, wobey die Römer schweren
Werf ich die Krankheit ab.

Und der Uebersetzer setzt hinzu:

Schau her da liegt sie schon!

p. 13. Calpurnia sieht blaß: und Cicero verdrehet
Sein Auge wie der Luchs: wie wir ihn oft gesehn,
Wenn ihm im Capitol die Rathsherrn widerstehn.

an statt: Cicero zeiget verdrießliche und hitzige Blicke, wie wir ihn oft gesehn ꝛc. ꝛc.

p. 72. hat er die Worte eines aus dem Pöbel: **Brutus steht auf der Bühne. Schweiger still!** so erweitert.

Laßt keinen unter uns den edlen Brutus stören.
Er steht schon auf der Bühn um den Bericht zu thun.

Macht

Macht keinen Lerm. Steht still. Und gebet Achtung nun,
Weswegen Cäsars Mord geschehn, was es bedeute.

Verschiedenes hat der Uebersetzer schwülstig gemacht, welches bey dem Verfasser erträglich ist.

Z. E. p. 4.

Wenn man die Federnbrut aus Cäsars Flügeln pflückt,
So wird sein hoher Flug den andern gleich gebückt.

an statt:

Die Federn muß man jung aus Cäsars Flügeln reißen,
Dieß wird ihn höher nicht, als andre fliegen heißen.

Das meiste aber machen darinnen Redensarten, die undeutsch sind, und in welchen man die Uebersetzung erst aus dem Originale erklären muß, ehe man wissen kann, was das Deutsche sagen will.

p. 3. O Niederträchtigkeit! die sich getroffen findet,
Und schaut! mit lahmer Zung in ihrer Schuld verschwindet.

auf Deutsch:

Sieh! wie ihr schlechtes Herz sich schon getroffen findet,
Sieh! wie sich alles schämt, verstummet und verschwindet.

p. 7. Ihr drucket euren Freund mit fremd und schwerer Hand.

An statt: mit ungewohnter ꝛc. ꝛc.

p. 9. Betrifft's der Römer Heil und allgemeinen Flor
So stellet Ehr und Tod in beyden Augen vor.

Deutsch: So stelle meinem einen Auge die Ehre vor, und dem andern den Tod.

Die öftre Wiederholung der meisten von diesen Fehlern macht das Durchlesen dieser Uebersetzung ziemlich verdrießlich. Ich will eine Probe hersetzen, welche zwar auch in dem Originale nicht ganz von Fehlern frey, in der Uebersetzung aber über alle maaßen erniedrigt ist.

Brutus.

Ich sag, euch Cassius
Ihr selber seyd der Mann, den man verdammen muß;
Daß euch die Hand so juckt, daß ihr nach Golde laufet;
Und eure Kriegesdienst um schnödes Geld verkauft,
An schlechte Lumpenkerls.

Cassius.

Was? Mord! die Hand juckt mir?
Wißt, daß ihr Brutus seyd (und darauf trotzet ihr)
Der dieses sagt. Denn sonst, so wahr die Götter leben,
Dieß wär eur letztes Wort ꝛc. ꝛc. * * *

Brutus.

So geht zur Hölle gehet!
Ihr seyd nicht Cassius ꝛc. ꝛc.

Damit ich auch dem Herrn Uebersetzer nicht unrecht thue, so will ich eine seiner besten Stellen ebenfalls anführen.

Anton, welcher sich mit dem Brutus zum Scheine versöhnet hat, redet allein bey der Leiche Cäsars.

Vergib mir! ach! vergib du blutend Stückgen Erde,
Daß ich so mild' und sanft mit deinen Mördern werde.

Du

Du bist der Ueberrest vom allergrößten Held,
Vom allerwürdigsten und edelsten der Welt.
Der ie gelebt, so lang der Zeiten Strom geflossen,
Weh ihnen, welche hier dein theures Blut vergossen!
Ich will auf deiner Leich und Wunden prophezeihn,
So Lippen ohne Zung und stumme Mäuler seyn.
Die voller Rachbegier mit Grimm und Eifer lodern
Und meinen Liebesdienst zur Stimm und Sprache fodern.
Ein Fluch soll hier entstehn, der auf die Römer blitzt,
Und sie zur Mörderwuth und Bürgerkrieg erhitzt.
Das öde Welschland soll in seinem Blut ersaufen.
Mord und Zerstörung soll in freyem Schwange laufen,
Die Gräuel sollen ganz gebräuchlich und gemein;
Erbarmen soll erstickt in Schandgewohnheit seyn.
Und Mütter sollen sehn mit lächelnden Geberden,
Wie Kinder durch die Hand des Kriegs geviertheilt werden.
Ja, Cäsars Rachgespenst, mit Teufeln * an der Hand,
Kömmt aus der Höllen Glut ganz rasend heiß gerannt.
Und wird auf dieses Land und unsre Raserеyen
Mit der Monarchen, Stimm, Angst und Verderben schreyen.
Er hetzt die Kriegeshund auf unsre Grenzen an.
Bis niemand übrig bleibt, der uns beweinen kann;
Bis dieser Meuchelmord der Erden Antlitz füllet,
Mit stinkend Menschenaas, was nach Begräbniß brüllet.

Wir wagen es, diese Stelle theils etwas genauer, theils etwas deutscher zu übersetzen.

Du blutig Vieh'chen Staub. Vergieb mir, daß ich heuchle,
Daß ich so freundlich thu, und deinen Mördern schmeichle.

Zer-

* Hier hat der Uebersetzer aus der Göttin Ate, die Shakespear nennet, unverantwortlicher weise Teufel gemacht.

Zerſtörter Ueberreſt des gröſten Manns der Welt,
Den ie der Zeiten Fluth ans Tagelicht geſtellt,
Weh denen! deren Arm dein köſtlich Blut vergoſſen,
Bey dieſen Wunden hier, aus welchen es gefloſſen.
Die als ein ſtummer Mund aus rothen Lippen ſchreyn,
Ich ſelle Zung und Wort zu ihrem Dienſte leihn:
Bey dieſen Wunden hier, hier will ich prophecihen.
Von hier wird ſich ein Fluch durchs ganze Land zerſtreuen,
Das bürgerliche Wuth, und innerlicher Zwiſt
Italien zertheilt und deſſen Glieder frißt.
Vernichtung, Mord und Brand ſoll ein Gebrauch auf Erden,
Und was Entſetzen macht, ſoll ſo gewöhnlich werden,
Daß eine Mutter noch aus muntern Augen blickt,
Wenn ihr des Krieges Arm den letzten Sohn erſtickt.
Der wilden Thaten Zahl wird das Erbarmen dämpfen,
Und Cäſar wird entbrannt nach Blut und Rache kämpfen.
Sein Geiſt voll Zorn und Grimm wird aus der Hölle gehn,
Und das Verderben wird zu ſeiner Seite ſtehn.
Er kömmt, noch als Monarch Verheerung zu gebiethen,
Und Krieg und Furien heißt er entfeſſelt wüthen;
Bis dieſer freche Mord ſo weit die Erde geht,
Im Menſchenaaſe ſtinkt, das um Begräbniß fleht.

Engliſch.

O pardon me, thou bleeding piece of earth
That I am meek and gentle with theſe Buthchers.
Thou art the ruins of the nobleſt Man
That ever lived in the tide of Times.
Woe to the hand, that ſhed this coſtly blood!
Over thy wounds now do I propheſie,
(Which ike dumb mouths do ope their ruby lips.
To beg the voice and utterance of my tongue)
A curſe ſhall light upon the limbs of Men
Domeſtick fury, and fierce civil ſtrife,

Shall

Shall cumber all the parts of Italy,
Blood and deſtruction ſhall be ſo in uſe,
And dreadful objects ſo familiar,
That Mothers ſhall but ſmile, when they behold
Their Infants quarter'd with the hands of War.
All Pity choak'd with cuſtom of fell deeds.
And Caeſars Spirit ranging for revenge
With Ate by his ſide come hot fromm Hell.
Shall in theſe confines, with a Monarch's voice
Cry havock, and let ſlip the Dogs of War,
Tath their foul deed ſhall ſmell above te earth
With carrion Men, groaning for burial.

Nunmehr kommen wir auf eine Unterſuchung, die unſere Poeten gegen fremde abmeſſen lehret, und uns dadurch richtige Begriffe von einem Geiſte machet, welcher bey uns nicht mit unrecht hochgeachtet wird. Die Engelländer haben ſchon durch viele Jahre den Shakeſpear für einen groſſen Geiſt gehalten, und die ſcharfſichtigſten unter ihnen, worunter ſich auch der Zuſchauer befindet, haben ihm dieſen Ruhm zugeſtehen müſſen. Die Deutſchen haben ebenfalls Gryphen nicht geringe Hochachtung gegönnet. Ob wir ihn gleich wegen ſeiner rauhen Schreibart, und wegen ſeiner Art die Wörter zu verbinden, welche einen nicht ſo gleich in den Verſtand ſeiner Verſe würde eindringen laſſen, wenn man ſeine Stücke ſpielen ſehen ſollte, bey uns nicht öffentlich aufführen; ob er auch gleich ſo viel Unregelmäßigkeit, und an einigen Orten ſo viel Schwulſt hat, daß man ihn nicht wohl mit dem

dem Corneille und Racine vergleichen kann: so behält man doch Hochachtung genug gegen ihn, daß man ihn für einen großen Dichter gelten läßt, und daß man glaubt, ein Poet, der seine Arbeit auf das Theater gerichtet seyn läßt, könne viel von ihm lernen, wenn er das Gute, das darinnen ist, von demjenigen, was nicht nachzuahmen ist, zu unterscheiden weis. Wir wollen also den Shakespear und den Gryph mit einander vergleichen, und so wohl das Gute, als die Fehler derselben gegen einander halten. Und dieses soll geschehen, indem wir den Cäsar des ersten und den Leo Armenius des andern untersuchen.

Das erste, das man bey einem Schauspiele zu beobachten hat, ist die Einrichtung desselben. Aber eben dieses pfleget bey den Engelländern insgemein das letzte zu seyn. Wenn ich nach demjenigen urtheilen soll, was ich in der Englischen Schaubühne gelesen habe: so sind ihre Schauspiele mehr Nachahmungen der Personen, als Nachahmungen einer gewissen Handlung. Man sucht eine Anzahl von Personen aus, die in ihrem Leben eine Verbindung mit einander gehabt haben: Wenn man sie nun von ihren wichtigsten Begebenheiten so viel reden lassen, als genug ist, eine Anzahl Zuschauer einige Stunden lang zu unterhalten; und wenn man zu einem merkwürdigen Punkte, oder zu dem Ausgange ihres Lebens gekommen ist; so höret man auf. Hier denket man so genau nicht an eine Verwirrung, welche am Ende am größten wird, und die Zuschauer alsdann in die höchsten Leidenschaften stürzt: sondern man sieht dieses mehr als eine Nebensache an, und bemühet sich nur Personen wohl vorzustellen; wiewohl die Einrich-

tung

tung der Fabel deswegen eben nicht bey allen Trauerspielen hindenangesetzet ist.) Wenn man dieses vorausgesetzet: so ist kein Wunder, warum die Engelländer ein Trauerspiel bewundern, dessen Einrichtung nicht besser ist, als ungefähr unsre Banise, wo Casca als ein andrer Scandor erscheinet; wo die Eröffnung mit einem Haufen Pöbel und mit einigen gemeinen und niedrigen Scherzreden geschieht, wo die Zeit der Handlung nicht nach Stunden, auch nicht nach Tagen, sondern nach Monathen und Jahren gemessen werden muß, und wo der Anfang zu Rom, und das Ende zu Philippis ist. Gryph hat, was die Einrichtung betrifft, zwar nicht alten Regeln genug gethan: aber er hat doch mit allem dem weiter nichts gethan, als daß er die Scene in der Stadt herumwandern läßt; dahingegen er allezeit bey seinem Zwecke bleibet, und nicht eine Scene einschaltet, die nicht denselben befördern sollte.

Shakespear läßt das Volk erst auf den Gassen an dem lupercalischen Feste voller Freude herum laufen. Die Tribunen zerstreuen es. Cäsar kömmt mit großer Pracht zu dem Ritterspielen, und vergißt nicht zu erinnern, daß Anton Calpurnien, mitten im Wettlaufe, im Vorbeyrennen, berühren solle, weil dieses fruchtbar mache. Unterdessen aber, daß Cäsar die Krone, die ihm aufgesetzet wird, mit großer Freude des Volks wieder vom Kopfe nimmt, unterredet sich Cassius mit dem Brutus, und suchet in ihm die Funken zur Verrätherey zu erwecken. Cäsar wird bey der Zurückkunft, den Cassius inne, und redet von ihm als einem gefährlichen Menschen, ohne daß Cassius sich darum bekümmert. Casca erzählet die Aufführung

rung Cäsars mit vielen Schwänken, und so geht man nicht etwa bis zu dem Tode Cäsars, denn dieser erfolgt im dritten Aufzuge, sondern bis zu dem Tode des Cassius, des Brutus, und noch andrer. Jeglicher Auftritt ist ein besonderes Gespräch, wovon einige nicht viel Aufmerksamkeit, die meisten aber in der That einige Bewunderung verdienen.

Bey dem Gryph hingegen sind die Anschläge zur Verrätherey der Anfang, und das Ende der Verrätherey, das Ende des Stückes. Alle Auftritte desselben sind mit dem Michael, dem Haupte der Verräther, und mit dem Leo ihrem Schlachtopfer beschäftiget. Leo dichtet allezeit auf den Tod Michaels, und Michael auf den Tod des Leo, und hier hat nicht einmal eine französische Zwischenfabel, oder die Liebesgeschichte eines Frauenzimmers statt, welche etwa mit der Geschichte der Verrätherey künstlich zusammen geflochten wäre.

Beyde, sowohl Shakespear als Gryph haben in diesen Stücken bewiesen, daß man schöne Auftritte verfertigen könne, ohne von der Liebe zu reden. Und daß die unglücklichen Zufälle der Großen, und die Staatslehren einnehmend genug sind, die Leidenschaften zu erregen.

Da man also bey beyden die Regelmäßigkeit nicht suchen darf, ob sie gleich bey dem Gryph in weit höherm Grade ist, als bey dem Shakespear: so will ich auf die Charaktere ihrer vornehmsten Personen gehen, worinnen die Stärke des Engelländers vor andern besteht.

Der ungenannte Vorredner des Julius Cäsars sagt in einer sehr lebhaften Vergleichung des Johnsons

und

und des Shakespears. Der Himmel habe die Helden des Johnsons gemacht, Shakespear aber habe seine eignen gemacht. Dieses läßt sich in eben dem Maße sagen, wenn man den Gryph an die Stelle Johnsons setzet.

Wie sorgfältig Shakespear gewesen, seine Charaktere zu bilden, sieht man daraus, daß er meistens ihre ganzen Charaktere einem andern in den Mund gelegt, und ihn so beschreiben lassen, daß fast nichts hinzuzusetzen übrig bleibt. Seine vornehmsten Charaktere sind Brutus, Cassius, Anton und Cäsar. Den Charakter des Cassius machet Cäsar selbst p. 13.

: : : : so wüst ich etwas nicht
Als diesen Cassius: dieß magere Gesicht,
Das mehr zu fürchten war. Er thut sonst nichts als lesen;
Er merket alles auf. Er sieht das Thun und Wesen
Der Menschen durch und durch. Er liebt kein Spiel, wie du,
Anton; er höret nicht der Kunst des Singens zu.
Gar selten lachet er, und lacht mit solcher Mine,
Als wenn er auf sich selbst erzürnt und höhnisch schiene,
Und seinen Geist bestraft. Er sieht es schimpflich an,
Daß ihn ein einzig Ding zum Lachen bringen kann.
Der Leute Herze kann niemalen ruhig liegen,
So lang sie jemand sehn, der über sie gestiegen.
Weßwegen stets Gefahr aus ihrem Busen weht.

Den Charakter des Brutus machet Anton am Ende des Stücks

Dieß war der Edelste gewiß von ihnen allen,
Der, als ein Römer soll, gestanden und gefallen.
All andre thaten nur aus Neid, was sie gethan,
Weil sie mit Misgunst stets den großen Cäsar sahn.

Er einzig und allein aus redlichem Bedenken,
Aus Furcht, man möchte Rom in seiner Freyheit kränken,
Und fürs gemeine Wohl, hat als ein braver Held,
Zu der Verräther Schaar mit Unschuld sich gesellt.
Sein Leben war so mild und liebreich seine Gaben,
Die seine Feinde selbst an ihm gepriesen haben,
So groß, daß die Natur, die selbst ihn lieb gewann,
Zur ganzen Welt sich kehrt und spricht: Dieß war ein Mann.

Was den Cäsar betrifft, so scheint es, als ob er sich nicht getrauet hätte, ihn auf ein einigmal zu schildern. Und als ob er darum sein Bild zertheilet hätte.

Cäsar endeckt sich eines theils selbst:

Ich würde leicht bewegt, wär ich gesinnt als ihr,
Könnt ich beweglich flehn, würd ich durch Flehen hier
Auch zu bewegen seyn. Allein ich bin beständig,
Als wie der Nordstern ist, der ewig unabwendig
Nach seiner Eigenschaft nicht von der Stelle weicht,
Und dem kein anderer am Firmamente gleicht.
Mit Menschen ist die Welt
Unendlich angefüllt. Sie haben Blut und Glieder,
Sie fühlen Sorg und Furcht. Sie wanken hin und wieder
Und in der ganzen Zahl weis ich nur einen Mann,
Den die Bewegung selbst niemals erschüttern kann,
Und den kein Zufall kann verändern oder beugen.
Daß ich derselbe bin, soll eben dieß bezeugen.

Denn macht ein andrer ein Stück seines Charakters.

Er mag sehr gerne hören,
Daß durch gefällte Bäum ein Einhorn insgemein,
Ein Löwe durch ein Garn, ein Bär durch Spiegelschein,
Ein großer Elephant durch Gruben in der Erde
Und durch ein Schmeichelmaul der Mensch verrathen werde:

Und

Und ſag ich ihm dabey, daß er die Schmeichler haßt:
So ſaget er; Er thuts, wenn er am meiſten faſt
Geſchmeichelt wird.

Und hierzu muß man noch die Erzählung des Caßius nehmen:

Auf einen rauhen Tag der ſcheußlich anzuſehen,
An dem der Tyberſtrohm in ſeinen Ufern ſtürmte,
Sprach Cäſar einſt zu mir, da ſich das Waſſer thürmte:
Wo du dich wagen darfſt: ſo komme Caßius
Und ſpringe itzt mit mir in den erzürnten Fluß
Und ſchwimm an jenes Mahl : : :
* * * * * * *
Allein noch weit vom Ziel rief Cäſar jämmerlich:
O hilf mir Caßius, ich ſinke, rette mich.
* * * * * * *
Und nun iſt dieſer Mann allmächtig und ein Gott:
Hingegen Caßius ein ſchlechter Tropf ein Spott;
Muß ſeinen Rücken itzt bis zu der Erde ſchmiegen,
Wenn Cäſarn kaum beliebt nach ihm den Kopf zu biegen.
Er lag in Spanien am kalten Fieber krank,
Und wenn der Schauer ihm durch ſeine Glieder drang
So zitterte ſein Leib. Ja glaubt mir, auf mein Leben,
Ich ſahe dieſen Gott, ſo wahr ich lebe, beben.
An dem verzagten Maul ward keine Farb erblickt,
Sein Auge ſelbſt, wovor die bange Welt erſchrickt,
Verlohr den Glanz. Ich hört ihn winſeln, ſeufzen, ſtehnen.
Die Zunge, will ſie gleich den Römern angewehnen,
Fein aufmerkſam zu ſeyn, damit man, was ſie ſagt,
In Bücher ſchreiben ſoll, hat Ach! und Weh! geklagt.
: : : : : :
Ihr Götter mich verwirrts, daß ein ſo ſchwacher Mann
Die majeſtätſche Welt in ſeine Macht gewann.

Von dem einzigen Anton hat Shakeſpear keinen längern Charakter gemacht, als dieſen,

Er liebet gar zu ſehr Geſellſchaft, Spiel und Wein.

Aber er hat ihn desto schöner in seinen Handlungen gezeiget, welche einen listigen Schmeichler, der dennoch voller Herrschsucht steckt, auf das deutlichste abbilden. Man sieht, daß diese Charaktere alle eine ziemlich große Aehnlichkeit mit den historischen Charaktern haben; ob gleich Shakespear, nach dem Urtheile der Engelländer, seine Menschen selber gemacht hat. Dieses ist eine große Regel für diejenigen, welche ein gleiches wagen wollen. Man kann den Charakter einer Person, die in der Historie bekannt ist, zwar in etwas ändern, und entweder höher treiben, oder etwas weniger von seinen Tugenden und Lastern in ihm abbilden, als die Geschichte ihm zuschreibet. Aber wenn man weiter gehen wollte, so würde man mit seiner Menschenmacherey mehr zum Romanenschreiber, als zum Dichter werden, und es würde lächerlich seyn, wenn man, so oft einem ein Fehler, den man wider den Charakter gemacht hat, vorgeworfen wird, sich damit entschuldigen wollte, daß man seine Menschen selber machte. Man wird mir erlauben, daß ich, um den Werth dieser großen Tugend des Shakespear recht in das Licht zu setzen, eine Ausschweifung auf andre Nationen mache, welche sich zuweilen nicht undeutlich zu rühmen scheinen, daß ihre theatralischen Personen zwar die Namen der historischen Personen führen, aber von jenen ganz unterschieden sind. Denn sind es Namen, die in der Historie bekannt sind: so wird einem Zuschauer, der nicht ungelehrt ist, indem er diesen Namen hört, auch dieser Charakter beyfallen. Und an statt, daß er ein Vergnügen über die Aehnlichkeit, die der nachgeahmte Held mit dem wahren hat, empfinden sollte: so wird er ein Misvergnü-

gen

gen über die Unähnlichkeit dieser beyden Helden empfinden. Dieses wird nicht so leicht geschehen, wenn der Charakter in den Hauptumständen ähnlich, und nur in Nebenumständen verändert wird. Man pflegt auch von den größten Helden nur ihre Haupttugenden und ihre Hauptlaster im Gedächtniße zu behalten. Unähnlichkeiten, die nicht merklich sind, sind im Absehen auf unsre Empfindung keine Unähnlichkeiten. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daß ein Charakter, welcher auch die kleinsten Züge des Historischen nachmalet, deßwegen hoch zu schätzen sey: weil er auch die genausten Kenner der Geschichte, welche die Aehnlichkeit am besten beurtheilen können, befriedigen wird. Hingegen wird ein selbstgemachter Held den größten Vortheil darinnen haben, daß die Züge desselben viel verwegner, und dessen Charakter in der Bildung künstlicher und gefährlicher seyn wird; weil man leichtlich Dinge, die nicht seyn können, malen wird, wenn man Dinge malt, die nicht sind. Man findet die Gemüthsbewegungen viel heftiger und ausdrücklich in den Gesichtern abgebildet, die der Maler selbst gedichtet hat, und ein Contrefey, welches nach einem Menschen gemacht ist, zeiget hingegen mehrentheils Gelassenheit, oder doch nur gelinde Gemüthsbewegungen. Es ist also eine erlaubte Kühnheit, seine Helden selbst zu machen, wenn sie nur die Geschichte nicht offenbar Lügen strafen. Es ist keine Kunst, seiner Einbildung den Zügel schießen zu lassen, und sein Hirngespinst alsdann unter dem ersten Namen zu verkaufen, der einem in das Maul kömmt. Und es ist eine lobenswürdige Mühsamkeit, die innersten Winkel der Geschichte zu durchstören, und den alten

Helden wieder lebendig zu machen. Wer das erste thut, der wird leicht unwahrscheinlich: wer das andre thut, ist es schon, und wer den dritten Weg erwählet, der ist sicher, es nicht leicht zu werden.

Unser Gryph ist diese letztere Bahn gegangen, und sein Gedicht ist der Wahrheit auf dem Fuße nachgefolgt. Ich muß es gestehen, ich finde nirgends, daß er seinen Helden so vollständige Bilder von einander in den Mund geleget. Aber ihre Gemüthsbeschaffenheit entdecket sich in ihren Thaten, und man sieht mit leichter Mühe, daß er die Charaktere, die er nicht vorgeschrieben, in den Gedanken behalten.

Den Kaiser Leo begleitet überall das furchtsame Wesen eines Tyrannen, welcher vor demjenigen zittert, der ihn auf den Thron gesetzet hat, und ihn wieder herunter werfen will. Alle seine Handlungen, sind so weichlich und unentschlossen, als der Anfang seiner Regierung gewesen war, da er sich nicht hatte entschließen können, Kaiser zu werden: bis ihm dieser Michael, der ihn itzt vom Throne stoßen will, den Degen auf die Brust gesetzet, und ihn dazu gezwungen; und bis die gestickten Schuhe, die ihm der Kaiser, der vor ihm regierte, zuschickte, ihn überzeugten, daß jener sich noch mehr vor ihm fürchtete, als er sich vor jenem. Die Wollust macht ihn furchtsam, die Furcht macht, daß er den Tod seiner Feinde wünscht, und verhindert ihn doch, seinem Wunsche eine Gnüge zu thun. Die erste Nachricht von Michaels Verrätherey erwecket bey ihm die Vorstellung von allem, was bey der Regierung nur vorkommen kann, daß der Wollust wehe thut, und mehr Klagen als Zorn.

Was ist ein Prinz doch mehr, als ein gekrönter Knecht?
Den jeden Augenblick was hoch, was tief, was schlecht,
Was mächtig trotzt und höhnt, den stets von beyden Seiten,
Neid, Untreu, Argwohn, Haß, Schmerz, Angst und Furcht bestreiten.
Wem traut er seinen Leib? weil er die lange Nacht
In lauter Sorgen theilt und für die Länder wacht,
Die mehr auf seinen Schmuck als rauhen Kummer sehen,
Und, weil ihn nicht mehr frey, was Ruhm verdienet, schmähen.
Wen nimmt er an den Hof? Den, der sein Leben wagt,
Bald für, bald wider ihn, und ihn vom Hofe jagt,
Wenn sich das Spiel verkehrt.

Und in diesen Klagen verräth er seine ganze Politik, wie sie von einem furchtsamen zu vermuthen ist.

Man muß den Todfeind ehren,
Mit blinden Augen sehn, mit tauben Ohren hören.
Man muß, wie sehr das Herz von Zorn und Eifer brennt,
In Worten sittsam seyn, und den, der Regiment
Und Kron mit Füßen tritt, zu Ehrenämtern heben.

Er stellet sich hierauf alle Möglichkeiten fast als gegenwärtig vor, die nur erfolgen könnten, wenn er sich an dem Michael vergriffe. Und endlich läßt er sich den Schluß recht abdringen, daß man den Michael gefangen setzen solle, wenn er auf seinem Vorsatze beharren sollte. Endlich versammlet er Richter, und verklagt den Michael, und giebt der Sache allen möglichen Schein. Er will ihn auch nicht öffentlich hinrichten lassen. Unterdessen hat er keine gewisse Beweise, als seine Furcht und die unbedachtsamen und stolzen Reden Michaels. Da das Urtheil abgefasset ist; so vergnügt er sich selber über seinen Schluß.

net sein Vorhaben so kühn, als er es vorher kühn zu erkennen gegeben. Er lästert bis auf den Höchsten. Und da sein Urtheil aufgeschoben wird, läßt er seine Gedanken noch im Gefängnisse blicken. Unterdessen kann er auch wieder niedrig bitten, und alles, was heilig ist, gilt ihm gleich, es zu seinem Absehen zu misbrauchen.

Theodosia hat die gewöhnliche Barmherzigkeit und Andacht ihres Geschlechts, welche sich ein Gewissen macht, einem Verurtheilten am Weyhnachtsheiligenabende sein Recht thun zu lassen; welche durch ihre grausame Barmherzigkeit sich selbst und ihrem Gemahl ohne ihren Willen schaden thut; und welche sich durch die Priester regieren läßt, als ob alles, was auch in weltlichen Dingen aus ihrem Munde geht, heilige Wahrheiten wären.

Will man nun sagen, daß Gryph mit Wissen und Willen seine Charaktere so genau beobachtet hat: so sieht man an ihm einen Mann, der nicht minder als Shakespear hoch zu achten ist: ob er gleich seine Kunst mehr als jener verstecket hat. Sagt man aber, daß er unvermerkt so natürlich geworden, indem er der Geschichte gefolget: so sieht man, was es für ein Vortheil ist, sein Vorbild recht aufmerksam vor Augen zu haben.

Dieses kann ich unterdessen nicht läugnen, der Engelländer hat einen großen Vorzug in den verwegnen Zügen, dadurch er seine Charaktere andeutet, welcher Vorzug eine Folge der Kühnheit ist, daß er sich unterstanden, seine Menschen selbst zu bilden, und welchen wenigstens ein andrer so leicht nicht erlangen wird. Denn wir sehen eines theils einen Charakter

den

den wir selbst machen, allezeit vollkommner ein, als einen solchen, den wir aus der Geschichte nehmen. Andern theils aber ist derjenige, welcher so bedachtsam ist, und auf der eingeschränkten Bahn gehet, die ihm von den Geschichten gelassen worden, selten kühn genug, etwas dergleichen zu wagen. Ein solcher Zug ist in dem Shakespear dieser von dem Cassius, welchen der Verlust seiner Freyheit in eine Verzweiflung setzet, die seinem hitzigen Charakter gemäß ist. Er erzählet in der Nacht, die voller Ungewitter vor dem Tode Cäsars vorher gehet, dem Casca:

Ich wandle lange schon die Gassen auf und ab,
Weil ich mich der Gefahr der Nacht mit Fleiß ergab.
Schaut, Casca, ganz getrost, ganz bloß und unbedecket,
Hab ich dem Donnerkeil den Busen hingerecket.
Ja wenn der blaue Blitz in dicker Finsterniß
Vor meinem Angesicht des Himmels Brust zerriß,
Wenn ich den Wetterstral herunter fahren sahe,
Hab ich mich hingestellt, wohin der Schlag geschahe.

Ein andrer würde schon viel gewagt haben, wenn er ihm nur den Wunsch in den Mund gelegt hätte, daß ihn in dieser Nacht ein Donnerstral hätte treffen mögen, ohne daß er dessentwegen den Cassius selbst etwas weiter hätte thun, und sich recht Mühe geben lassen, daß ihn derselbe treffen möchte.

Die strenge Tugend des Brutus, und die Redlichkeit seiner Absichten läßt sich nicht besser in das Licht setzen, als dadurch, daß er keinen Schwur bey ihrer Verbindung für nöthig achtet; weil er glaubt, daß sie alle mit solchem Eifer das gemeine Wohl suchen, als er selber.

So donnert, wenn man euch nach Kron und Zepter steht,
Ihr, die ihr unter GOtt, doch über Menschen geht:
Hier spiegelt euch, die ihr zu dienen seyd gebohren.

Sogleich aber befällt ihn seine Furcht wieder.

Jedoch was reden wir?
Wem traut man? wandeln wir als frey von Angst allhier?
Weil der noch Othem schöpft, durch dessen Tod wir leben?
Hochnöthig: daß wir selbst genauer Achtung geben,
Wie diese Pest vergeh. Uns hat die Zeit gelehrt,
Wie schnell es der versteh, der nicht mehr siegt, als hört.

Seine Gemahlinn bittet den Tod Michaels aufzuschieben, und er hat bey aller seiner Angst nicht die Beständigkeit, es ihr zu versagen, sondern gewährt ihr es noch mit den Worten:

Dein Wünschen werd erfüllt,
Mein Leben, aber ach! daß hier kein Warnen gilt.
Du wirst die Stunde noch, du wirst die Gunst verfluchen,
Und schelten, was wir thun, auf dein so hoch Ersuchen.

Er verschiebt also den Tod seines Feindes, und verlängert seine Qvaal. Da er einschläft, sieht er einen Geist, und da er wieder erwacht, läuft er nach dem Gefängnisse. Hier macht ihm der ruhige Schlaf des Michaels, und seine Pracht, neue Unruhe, kurz, das Leben und die Gemüthsart eines wollüstigen Tyrannen ist in allem sehr genau geschildert,

Der nur auf heißen Mord bey kalten Nächten denket,
Den unser Tod ergetzt, den unser Leben kränket,
Der aus dem Kaiser sich zum Kerkermeister macht,
Und ärger denn ein Sklav um meine Fessel wacht.

Michael,

Michael, der Verräther des Kaisers ist durchgehends als ein Mann gebildet, welcher fühlet, daß man ihn fürchtet, welcher ein recht blindes Vertrauen auf seine Verdienste hat, und welcher glaubt, daß es ihm gar nicht fehlschlagen dürfte. Er ist einen so schwachen Kaiser als Leo, und ein Werk seiner eignen Hände überdrüßig. Es dünkt ihn, als wenn man nicht genug aus ihm machte. Und dieses ist schon genug, ihm das Schwerdt in die Hände zu geben.

Wer sind wir? sind wir die,
Vor den der Barbar oft voll Zittern auf die Knie
Gesunken? vor den sich so Parth, als der entsetzet,
Der, wenn er fleucht vielmehr, als wenn er steht, verletzet.
Wer sind wir? sind wir die, die oft in Staub und Noth
Voll Blut, voll Muth und Geist gepocht den grimmen Tod?
Die mit der Feinde Fleisch das große Land bedecket?
Und Sidas umgekehrt, und in den Brand gesteckt,
Was uns die Waffen bot? und schlafen itzund ein,
Nun ieder über uns schalt: will Tyranne seyn?
Ihr Helden wacht doch auf! kann eure Faust gestehen,
Daß Reich und Land und Stadt so will zu Grunde gehen;
Weil Leo sich im Blut der Unterthanen wäscht,
Und seinen Gelddurst stets mit unsern Gütern löscht.
Was ist der Hof nunmehr, als eine Mördergruben,
Als ein Verräther Platz, ein Wohnhaus schlimmer Buben?
Wer artig Pflaumen streicht, und angiebt, wen er kann,
Den zieht man Fürsten vor: ein unverzagter Mann,
Der ein gerüstet Heer oft in die Flucht geschlagen,
Steht unbekannt und schmacht.

Und fast eben, wie er gegen seine Mitverschwornen redet, redet er auch mit dem Vertrauten des Kaisers, welcher sich etwas misvergnügt stellet. Vor dem Gerichte redet er von seinen großen Thaten, und leug-

net sein Vorhaben so kühn, als er es vorher kühn zu erkennen gegeben. Er lästert bis auf den Höchsten. Und da sein Urtheil aufgeschoben wird, läßt er seine Gedanken noch im Gefängnisse blicken. Unterdessen kann er auch wieder niedrig bitten, und alles, was heilig ist, gilt ihm gleich, es zu seinem Absehen zu misbrauchen.

Theodosia hat die gewöhnliche Barmherzigkeit und Andacht ihres Geschlechts, welche sich ein Gewissen macht, einem Verurtheilten am Weyhnachtsheiligenabende sein Recht thun zu lassen; welche durch ihre grausame Barmherzigkeit sich selbst und ihrem Gemahl ohne ihren Willen schaden thut; und welche sich durch die Priester regieren läßt, als ob alles, was auch in weltlichen Dingen aus ihrem Munde geht, heilige Wahrheiten wären.

Will man nun sagen, daß Gryph mit Wissen und Willen seine Charaktere so genau beobachtet hat: so sieht man an ihm einen Mann, der nicht minder als Shakespear hoch zu achten ist: ob er gleich seine Kunst mehr als jener versteckt hat. Sagt man aber, daß er unvermerkt so natürlich geworden, indem er der Geschichte gefolget: so sieht man, was es für ein Vortheil ist, sein Vorbild recht aufmerksam vor Augen zu haben.

Dieses kann ich unterdessen nicht läugnen, der Engelländer hat einen großen Vorzug in den verwegnen Zügen, dadurch er seine Charaktere andeutet, welcher Vorzug eine Folge der Kühnheit ist, daß er sich unterstanden, seine Menschen selbst zu bilden, und welchen wenigstens ein andrer so leicht nicht erlangen wird. Denn wir sehen eines theils einen Charakter

den

den wir selbst machen, allezeit vollkommner ein, als einen solchen, den wir aus der Geschichte nehmen. Andern theils aber ist derjenige, welcher so bedachtsam ist, und auf der eingeschränkten Bahn gehet, die ihm von den Geschichten gelassen worden, selten kühn genug, etwas dergleichen zu wagen. Ein solcher Zug ist in dem Shakespear dieser von dem Cassius, welchen der Verlust seiner Freyheit in eine Verzweiflung setzet, die seinem hitzigen Charakter gemäß ist. Er erzählet in der Nacht, die voller Ungewitter vor dem Tode Cäsars vorher gehet, dem Casca:

Ich wandle lange schon die Gassen auf und ab,
Weil ich mich der Gefahr der Nacht mit Fleiß ergab.
Schaut, Casca, ganz getrost, ganz bloß und unbedecket,
Hab ich dem Donnerkeil den Busen hingerecket.
Ja wenn der blaue Blitz in dicker Finsternüß
Vor meinem Angesicht des Himmels Brust zerriß,
Wenn ich den Wetterstral herunter fahren sahe,
Hab ich mich hingestellt, wohin der Schlag geschahe.

Ein andrer würde schon viel gewagt haben, wenn er ihm nur den Wunsch in den Mund gelegt hätte, daß ihn in dieser Nacht ein Donnerstral hätte treffen mögen, ohne daß er dessentwegen den Cassius selbst etwas weiter hätte thun, und sich recht Mühe geben lassen, daß ihn derselbe treffen möchte.

Die strenge Tugend des Brutus, und die Redlichkeit seiner Absichten läßt sich nicht besser in das Licht setzen, als dadurch, daß er keinen Schwur bey ihrer Verbindung für nöthig achtet; weil er glaubt, daß sie alle mit solchem Eifer das gemeine Wohl suchen, als er selber.

Wollt ihr ein Römisch Herz, das Leiden unsrer Seelen
Den Misbrauch dieser Zeit für schwache Gründe zählen;
So brecht bey Zeiten ab: so lauf ein jeder gleich
Ins faule Bett zurück; laßt des Tyrannen Reich
In hochgesetzner Pracht nur toben, rasen, wettern,
Und jeden unter uns nach seinem Loos zerschmettern.

* * * * * * *

Was für ein andrer Eyd? was für Verbindungspflicht
Als daß sich Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit verspricht.

Desgleichen, als man den Anton auch umbringen will.

Schlägt man die Scheitel ab und hackt die Glieder klein:
So scheint es Zorn im Tod und Misgunst nach dem Leben.
Anton ist für ein Glied von Cäsarn ausgegeben.
Laßt uns doch Opferer und keine Fleischer seyn,
Wir all empören uns auf Cäsars Geist allein.

* * * * * * *

O wäre Cäsars Geist allein doch beyzukommen,
Daß er gezüchtiget und nicht zergliedert sey.

Gleichen Kunstgriff hat Shakespear bey dem Charakter Cäsars angebracht. Dieser will nicht in den Rath gehen, und gleichwohl dem Rathe keine andre Ursache sagen lassen, als daß er nicht will.

Zur Ursach ist mein Will. Ich will und mag nicht kommen.
Das ist dem Rath genug, wenn er nur das vernommen.

Wiewohl auch dieses an dem Shakespear nicht zu loben ist, daß er den Charakter Cäsars allzupralerhaft vorstellet. Denn außer der Stelle, die ich oben von ihm angeführet habe, will ich nur diese noch anziehen.

Gefahr, du mußt bekennen,
Daß ich gefährlicher als wie du selbst zu nennen,

Weil uns ein Tag zugleich, gleich einem Löwenpaar,
Doch mich zum älteſten und ſchrecklichſten, gebahr.

Es muß ein unſinniger und nicht bloß ein verwegener und eingebildeter Menſch ſeyn, welcher glaubt, daß die Gefahr ſich vor ihm fürchte; oder was endlich Cäſar unter dieſen Worten, welche gar keinen vernünftigen Verſtand haben, ſagen will. Wir hatten uns vorgenommen, den Charakter Antons noch insbeſondere durchzugehen. Aber wir wollen unſern Leſer hierinnen auf das Stück ſelbſt verweiſen. Wenn der Leſer ſeinen Ohren einen kleinen Zwang anthun, und ſich bey einer etwas gezwungenen Ueberſetzung ein weit lebhafteres und natürlichers Original vorſtellen will: ſo wird er gewiß, wenn er die Unterſuchung der Charaktere liebt, dem Ueberſetzer ſeine Mühe Dank wiſſen.

Ungeachtet wir bekennen, daß dieſe kühnen und doch ſehr nachdrücklichen und lebhaften Züge eines Charakters, bey Gryphen nicht ſo häufig ſind; ſo findet man dieſelben doch eben auch. Und hierunter gehöret die Aufführung des Michael Balbus, daß er mitten im Gefängniſſe ſich als zukünftigen Kaiſer verehren läßt. Leo drückt dieſes alſo aus:

Was ſchauten wir nicht an? Er ſchlief in ſtolzer Ruh
Ganz ſicher, ſonder Angſt. Wir traten näher zu,
Und ſtießen auf ſein Haupt. Doch blieb er unbeweget
Und ſchnarchte mehr denn vor . . . .
Nic. Als der der ſich entfreyt von Angſt und Ketten hält.
Dieß wieß die Ruhſtadt aus, an welcher nichts zu finden,
Als Purpur und Scarlat, Vorhang, Tapet, und Binden ꝛc.
. . . . . .
. . Sein Kerker iſt mehr, denn ein fürſtlich Zimmer
Und dünkts euch fremde, daß ſich unſer Geiſt bekümmer.
. . . . . .

Der

Der Paplas, dem wir den Mörder anbefohlen,
Spielt auf dem Trauerplatz auch, und steht unverholen
Dem Erzverräther bey. Er schlief vor seinem Fuß,
Weil ja der neue Prinz auch Cämmrer haben muß.

Wie schön schicket sich nicht diese Aufführung zu einem verwegenen Kopfe, der auf seine Macht trotzt, und glaubt, daß er alles thun kann. Wir reden von diesen Umständen ohne Absicht, ob sie aus den Geschichten genommen sind oder nicht. Denn wenn sie daraus genommen sind, so ist es künstlich, sie mit demjenigen, was man selbst erfindet, zusammenzusetzen, und wenn sie nicht daraus genommen sind: so ist es künstlich, solche Dinge zu erfinden, die sich zu demjenigen, was man aus den Geschichten erzählet, genau schicken.

Wir sollten nunmehr die Gemüthsbewegungen, die beyde ausgedrücket haben, gegen einander halten, und wir würden hier die schönste Gelegenheit haben, zu zeigen, daß in der Sprache der Leidenschaften ihre größte Aehnlichkeit bestünde. Wir wollen uns aber begnügen, ein einiges Exempel davon anzuführen, und derjenigen Stelle die wir oben von dem Anton, derbey Cäsars Leiche redet, eingerücket haben, eine andre entgegen setzen, wo Michael bey seinem Holzstoß redet, und eben so Unglück bey demselben wünschet, als Anton es bey Cäsars Leiche prophezeihet.

Ihr Geister, die die Rach ihr hat zu Dienst erkiest,
Wofern durch letzten Wunsch was zu erhalten ist,
Wo einer, der itzt stirbt, sofern euch kann bewegen,
Wofern ihr mächtig Angst und Schrecken zu erregen:
So lang ich euch hervor aus eurer Marterhöl,
Wo nichts, denn Brand und Ach. Gönnt der betrübten
Seel,

Was

Was nicht zu weigern iſt. Es müſſe meine Schmerzen,
Betrauren der ſie ſchafft, und mit erſchreckten Herzen
Den ſuchen, den er brennt. Es müſſe meine Glut
Entzünden ſeine Burg, es müß aus meinem Blut
Aus dieſer Gliederaſch, aus den verbrannten Beinen
Ein Rächer auferſtehn und eine Seel erſcheinen,
Die voll von meinem Muth, bewehrt mit meiner Hand,
Geſtärkt mit meiner Kraft, in den noch lichten Brand,
Der mich verzehren muß, mit ſteifen Backen blaſe;
Die mit der Flamme tob und mit den Funken raſe,
Nicht anders, als dafern die ſchwefellichte Macht
Durch Wolk und Schlöſſer bricht: der ſchwere Donner kracht;
Die mir mit Fürſtenblut ſo eine Grabſchrift ſetze,
Die auch die Ewigkeit in künftig nicht verletze.

Beyde, ſo wohl Shakeſpear als Gryph ſind in ihren Gemüthsbewegungen edel, verwegen, und noch etwas über das gewöhnliche Maaß der Höhe erhaben. Beyde ſind auch zuweilen ſchwülſtig und verfallen auf weit ausgeführte und weithergehohlte Gleichniſſe, wovon wir hernach weiter reden wollen. Der Unterſcheid zwiſchen beyden iſt in ihren Gemüthsbewegungen bloß dieſer, daß Shakeſpear zwiſchen jeglicher Gemüthsbewegung einigen Raum läßt; Gryph aber alles zu Gemüthsbewegungen machen will, und dadurch, wenn die Materie dazu zu ſchwach iſt, in etwas überſteigendes und lächerliches fällt. Zum Exempel können vor andern die beyden gezwungene Verſe dienen, wo Leo, und Theodoſia zärtliche Namen mit einander wechſeln.

Theod. Mein Licht. Leo. Mein Troſt. Theod. Mein Fürſt. Leo. Mein Engel, Theod. Meine Sonn. Leo. Mein Leben. Theod. Meine Luſt. Leo. Mein Aufenthalt und Wonn. Wie ſo betrübt mein Herz.

Wel-

Welche Tändeleyen, die auf einem Schauplatze, ohne lächerlich zu werden, nicht ausgesprochen werden können, weit unter der schönen Zärtlichkeit der Portia und des Brutus im Shakespear sind.

Wir könnten ebenfalls eine nicht unangenehme Vergleichung zwischen den Sittensprüchen dieser beyden Dichter machen, welche bey beyden pathetisch sind. Bey dem Shakespear aber scheinet überall eine noch tiefere Kenntniß der Menschen hervorzuleuchten, als bey dem Gryph. Obgleich die Sittensprüche auch bey diesem letztern deßwegen nicht gemein sind.

Aber wir müssen unsern Leser nicht zu lange aufhalten, und dennoch müssen wir auch noch was von den Fehlern dieser beyden Leute erwähnen. Damit wir nicht Dinge über die maßen zu loben scheinen, welche doch auch aus vielen Gründen getadelt zu werden verdienen.

Einen Fehler hat Shakespear vor Gryphen, außer denenjenigen, die die Einrichtung und die drey Einheiten eines Trauerspiels betreffen, zum voraus; daß er nämlich die edlen Regungen, die er erwecket, durch niedrigere Bilder immer wieder einreißet, und daß er einem nicht zuläßt, ihn lange ungestört zu bewundern. Der erste Auftritt ist gleich ein Zeuge davon, und der wo Casca erzählet, was dem Cäsar bey den Lupercalien begegnet, ist nicht besser. Es kann seyn, daß verschiedenes darinnen ganz natürlich ist, aber ein Poet, der Trauerspiele schreibt, thut es, um in seinen Zuschauern edle Regungen und Leidenschaften, vermittelst der Nachahmung zu erwecken: und alles, was dieses hindert, ist ein Fehler, es mag so gut nachgeahmet seyn, als es will. Eben deßwegen verban-

net

net man daraus alle gemeine Reden groſſer Herren, auch ſo gar alle bons mots groſſer Herren, die etwas an ſich haben, das zum Lachen beweget, damit dieſer Entzweck erhalten werde. Die Natur dient alſo nicht zur Entſchuldigung, wenn man groſſen Herren ſchlechte Redensarten und Schimpfwörter in den Mund leget. Zu dieſem Fehler kommen auch viele kalte Scenen bey dem Shakeſpear. Hieher gehöret, wenn Brutus den Lucinus eine Lampe in ſeine Studierſtube ſetzen, und hernach ihm in den Calender ſehen heiſſt, wenn er ſeinen Schlafpelz fodert, wenn Cinna, der Poet, unter den Pöbel fällt, wenn ein Poet zu den uneinigen Feldherren ins Zelt dringet; wenn man auf dem Schauplatze eins auf gute Freundſchaft trinkt, und was dergleichen mehr iſt: Sonderlich aber, wenn man einander vielfältig fragt; was die Glocke geſchlagen? gerade, als ob es in Rom Schlaguhren gegeben hätte.

Ein Fehler, den beyde mit einander gemein haben, iſt das Schwülſtige, das ſie zuweilen haben, welches inſonderheit in hochgetriebenen Gleichniſſen beſteht. Ein ganz auſſerordentliches Exempel davon iſt p. 67. im Shakeſpear,

Du braver edler Hirſch! hier wurdeſt du gefället,
Die Jäger ſtehen hier, die deinen Leib zerkerbt,
Mit deinem Schweiß genetzt, in deinem Blut gefärbt;
O Welt, du warſt der Wald, wo dieſer Hirſch geſtanden,
In dieſem Helden war, o Welt, dein Herz vorhanden,
Hier liegt er als ein Wild von Fürſten umgebracht.

Zumal da ſich dieſer unvergleichliche Einfall wahrſcheinlicher weiſe, und wie es der Ueberſetzer angenommen, auf das Wortſpiel zwiſchen Hart der Hirſch, und Heart das Herz gründet.

O World! thou wast the Forest to this Hart
And this indeed, o World, the Hart of thee.

Ich will vieler andern Stellen nicht gedenken. Insonderheit ist p. 29. die Rede des Brutus ein Meisterstück davon, welches wohl die Zuschauer auf die Gedanken bringen sollte, daß Brutus in seiner Tiefsinnigkeit vollends wahnwitzig geworden wäre.

Gryph hat nicht wenig Gleichnisse: deren aber keines, wie mich dünkt, schwülstiger ist, als dieses p. m. 17.

Wer neben uns um Leb mußt in den Zelten liegen,
Und suchen, was uns ward, verkleinerte die Schlacht,
Die Palm und Lorberkranz auf dieses Haupt gebracht.
So wird die erste Flamm, eh sie sich kann erheben,
Mit dunkelvollem Dunst und schwarzem Rauch umgeben;
Bis sie sich selbst erhitzt und in die Bäume macht,
Daß der noch grüne Wald im lichten Feuer kracht.
Doch wie der scharfe Nord die Glut mit tollem Rasen
Indem er dämpfen will, pflegt stärker aufzublasen;
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand und Schrecken rennt: so hat der strenge Wind
Der Misgunst uns so fern, trutz dem es leid! getrieben,
Bis unter diesem Fuß sind Feind und Freunde blieben.

Gryph ist etwas öfter schwülstig als Shakespear, und Shakespear ist es in höherm Grade, wenn man nur dasjenige, was undeutsch in dem Gryph ist, abthut, und die Gedanken sodann in ihrem Lichte betrachtet. Denn es geschieht sehr oft, daß man Gedanken, wo einem viel Bilder vorkommen, und wo einem die Verbindung derselben unter einer dunkeln Wortfügung versteckt wird, für schwülstig hält, welche so gleich ihre Schwulst verlieren, so bald sie nur

in

in eine deutliche Periode geſetzet werden; weil man dasjenige ſchwülſtig nennet, wo hohe Bilder ohne gnugſame Verbindung zuſammen gebracht werden, und es eben ſo leicht geſchehen kann, daß man die Verbindung nicht ſieht, als daß keine da iſt.

[Endlich ſind auch beyde in Affecten bisweilen zu gekünſtelt: ſie bringen Gleichniſſe an, wo niemand leicht mit Gleichniſſen reden wird; und wenn ſie ſie auch am rechten Orte anbrächten, ſo bringen ſie ſie öfters und weitläuftiger an, als die Natur zuläßt. Inſonderheit iſt Gryph in dieſen Fehler noch öfter als Shakeſpear gefallen.]

Ueberdieſes ſpielen ſie beyde zuweilen mit weitgeſuchten Gedanken. Z. E. Shakeſpear gleich im erſten Auftritte.

Lauft, gute Landesleut, eilt: weint einen Zährenfluß
Vor dieß Verbrechen aus. Hohlt eure Mitgeſellen,
Führt ſie zur Tyber hin, gießt bittre Thränenwellen
An allerſeichtſten Ort in dieſen Strom hinein,
Bis er ſein Ufer küßt, wo ſie zum höchſten ſeyn.

Gryph iſt noch nicht ſo arg, doch zu tadeln, wenn Theodoſia ſagt:

Du ſchwefellichte Brunſt der donnerharten Flammen,
Schlag los! ſchlag über ſie, ſchlag über uns zuſammen!
Brich, Abgrund, brich entzwey, und ſchlucke, kann es ſeyn,
Du Kluft der Ewigkeit, uns und die Mörder ein.
Wir irren. Nein! nicht ſie! nur uns, nur uns allein.
Sie auch. Doch fern von uns.

Dieſe ganze Seite iſt mit ſolchen unnatürlichen Ausdrückungen eines großen Schmerzens vermiſchet.

Ich glaube nunmehr, daß ich dem Shakespear sein völliges Recht habe widerfahren laßen, und daß diejenigen, die alte Poeten lieben, wo mehr ein selbstwachsender Geist als Regeln herrschen, und die sich nicht abschrecken lassen, etwas rauhes zu lesen, und die Tugenden eines Poeten zu bewundern wissen, ohne seine Fehler hochzuachten; eine genauere Vergleichung dieser beyden Leute mit vielem Vergnügen machen werden. Ich habe weder Platz noch Lust gehabt, ihnen alle Schönheiten dieser großen Leute zu zeigen: und noch weniger haben wir diesen Platz anfüllen sollen, mehr Fehler von ihnen anzuführen, woran mehr ihre Zeiten als sie selber Schuld haben.

III.

Zufällige Gedanken über Herrn Adam Daniel Richters, Rect. zu Annaberg Regeln und Anmerkungen über die lustige Schaubühne.

Es ist uns eine kleine Einladungsschrift des Herrn Rectors zu Annaberg, in die Hände gefallen, wodurch derselbe, im Maymonate des itztlaufenden Jahres, die Aufseher und Gönner der dasigen Stadtschule, zu dreyen Lustspielen eingeladen hat. Ueberhaupt halten wir es für eine der Schuljugend so nützliche, als angenehme Sache, daß sie von ihren Vorgesetzten und Lehrern zur Vorstellung guter Schauspiele angeführet wird. Alle andre Lustbarkeiten, die man derselben an gewissen Orten erlaubet, z. E.

wenn

wenn sie bey den Gregoriusfesten gewisse Aufzüge machen, sich verkleiden, Geld sammlen, und dasselbe bey ihren Feyerstunden nach belieben anwenden dörfen ꝛc. scheinen uns den Uebungen und der Vorstellungskunst auf der Schaubühne weit nachzusetzen zu seyn.

Es ist I. der Absicht weiser Schulherren viel gemäßer, der Jugend solche Belustigungen zu gönnen, dabey sie zugleich etwas lernet, das mit einem wahren Vortheile verbunden ist; als andre, dabey sie wohl gar Freyheit und Anlaß bekömmt, böses auszuüben. Nun ist aber bey guten Schauspielen allerdings für junge Leute viel zu lernen. Denn zu geschweigen, daß hier eine feine Uebung des Gedächtnisses vorkömmt; so erlangen sie auch, durch die öffentliche Spielung ihrer Rollen, eine geziemende Unerschrockenheit, vor einer großen Versammlung aufzutreten und zu reden. Werden sie ferner gut angeführet, so lernen sie nicht nur öffentlich reden; welches ja mancher endlich zur Noth noch wohl kann: sondern sie lernen auch mit einem gewissen Wohlstande, und so reden, daß sie den Charakter gewisser Personen, die sie vorstellen, ausdrücken; gewisse Affecten der Natur gemäß annehmen und lebhaft nachahmen, und eine ungezwungene Art in äußerlichen Geberden sich angewöhnen; daran es der Jugend, zumal von niedriger Herkunft, insgemein zu fehlen pflegt.

II) Dienen unsers Erachtens, solche theatralische Uebungen selbst den Lehrern und Vorgesetzten, ja auch sonderlich den Aeltern und Anverwandten der Schulknaben, zu destobesserer Erkenntniß ihrer Fähigkeiten und natürlichen Gaben. Ein Knabe der ein schlech-

tes Gedächtniß, eine unangenehme Sprache, eine schwache Stimme, und ein hölzernes Wesen in seinen Stellungen und Geberden hat, sollte nach unserer Meynung, gar zur Gelehrsamkeit, oder wenigstens nicht zur Theologie, bestimmet werden. Nur diejenigen werden einmal beliebte und geschickte Prediger, gute Lehrer auf hohen und niedrigen Schulen, und angenehme Hofleute werden, die ihre Rollen in den Schulcomödien, mit besondrer Anmuth und Lebhaftigkeit spielen können. Die andern sollte man von Rechtswegen zur Schreiberey, zur Kaufmannschaft, oder zu andern nützlichen Künsten und Lebensarten bestimmen, wo sie besser als bey dem Studiren fortkommen werden. Wir haben ohnedieß nur eine gar zu große Menge unfähiger Studirenden, aus denen nichts zu machen ist, weil sie keine natürliche Gaben besitzen, etwas zu fassen, oder mit guter Art wieder an den Mann zu bringen. Diese verdorbenen Gelehrten aber hätten dem gemeinen Wesen in andern Lebensarten viel besser dienen, sich selbst auch viel glücklicher dabey machen können. Wir wünschen also, daß diese Schulcomödien von allen geschickten Rectoren und Schulmännern, zu einem Probiersteine angewandt werden möchten, wozu sich ihre Untergebenen schickten; damit sie solches ihren Aeltern anrathen, ja selbst daraus begreiflich machen könnten, wozu sie dieselben künftig anzuhalten hätten.

Indem wir also die Schulcomödie überhaupt anpreisen, so müssen wir auch dem Herrn Rector Richter sein billiges Lob wiederfahren lassen, daß er nicht etwa den alten Schlendrian, der weißischen Comödien blindlings mitmachet und verewigen hilft; sondern

mit

mit einer allen vernünftigen Schulmännern anſtändigen Freyheit, dasjenige prüfet:

- - Quid ſit rectum? quid turpe? quid vtile? quid non?

Nicht alles, was unſre Vorfahren uns hinterlaſſen haben, iſt ohne Tadel; ob es gleich von vielen wackern Leuten nachgeahmet, und beybehalten worden. Plautus war bey den Römern auch ſehr beliebt, und wurde faſt von allen Kindern auswendig gelernt. Gleichwohl war Horaz mit ſeinen Comödien ſchlecht zufrieden. Er ſchreibt:

At noſtri proaui, Plautinos et numeros et
Laudauere ſales; nimium patienter vtrumque,
Ne dicam ſtulte mirati.

Mich dünkt, von unſern weiſianiſchen Comödien kann man eben das ſagen; wiewohl ſie in manchen Stücken noch ſchlechter ſind als die plautiniſchen. Hier iſt es nun ſehr gut, daß ſich wackere Schulmänner finden, die dieſen Wuſt einſehen, und ihn wie der Herr Rector R. allmählich abzuſchaffen bemühet ſind.

Eben ſo iſt es höchſt löblich, daß dieſer geſchickte Schulmann ſich in die genauere Unterſuchung der Regeln der Schaubühne einlaſſen wollen. Es hat uns bisher noch ſehr an Leuten gefehlt, die ſich ſolche Mühe genommen; und man hat dieſen ſo edlen Theil der wahren Dichtkunſt eine lange Zeit dem bloßen Dünkel unwiſſender Comödianten überlaſſen. In was für einen elenden Zuſtand aber die deutſche Schaubühne dadurch gerathen, und wie dieſe Tempel der göttlichen Melpomene und Thalia dadurch zu einem

Sammelplatze aller Ungereimtheiten geworden, die ein rasendes Volk und schwärmender Witz nur aussinnen kann, das liegt leider am Tage. Ja auch nachdem sich einige Gelehrte die Mühe gegeben, die wahren Regeln der Schaubühne wieder hervorzusuchen, und bekannt zu machen, so hat man doch noch lange nicht alle Thorheiten, auch von den besten Schaubühnen verbannen können. Der Laßdünkel derer, die sich auf ihre theatralische Erfahrung etwas einbilden, widersetzet sich noch immer den gegründeten Vorschriften der Kenner, und äffet entweder den Alfanzereyen benachbarter Völker ohne Ursache nach; oder erdenket sich eigene, die endlich einen neuen Wust auf die Schaubühne einführen werden, der nicht ein Haar besser seyn würde, als der alte, ob er gleich anfänglich etwas erträglicher aussähe. Doch hiervon soll bey andrer Gelegenheit gehandelt werden. Kurz, der Herr Rector thut wohl, daß er die Regeln der Schaubühne zu untersuchen bemühet ist.

Um nun unsern Lesern seine Gedanken von der lustigen Schaubühne, wie er schreibt, oder von der Natur der Lustspiele insbesondre bekannt zu machen, tragen wir kein Bedenken seine ganze Abhandlung hier einzurücken, und sie dadurch mehrern in die Hände zu bringen. Wir werden uns aber, mit des Herrn Rectors Erlaubniß, die Freyheit nehmen, hier und da bey seinen Gedanken, unsre Gegenmeynung, in gewissen Anmerkungen zu entdecken, und darinn die Ursachen anzuführen, warum wir nicht in allem seiner Meynung seyn können. Die Bescheidenheit, die in gelehrten Uneinigkeiten billig herrschen muß, wenn sie Nutzen schaffen sollen, wird hier von uns eben so

strenge

strenge beobachtet werden, als sie von dem Herrn Rector in acht genommen worden.

Regeln und Anmerkungen der lustigen Schaubühne, von Adam Daniel Richtern, Rect. Annaemont.

An der Zahl gedruckter Comödien mangelt es uns Deutschen gar nicht, doch aber können wir auch bis itzo noch keine Meisterstücke aufweisen. Nur seit zehn oder zwölf Jahren haben wir auf der Neuberischen Bühne einige Veränderungen wahrgenommen. Diese hat uns dann und wann mit einem Spiele belustiget, welches der Vollkommenheit um so viel näher kam, je mehr es regelmäßiger, als alle vorige Spiele der Deutschen, abgefasset war. Diese Verbesserung der Lustspiele hatte die neuberische Bühne niemanden anders, als dem berühmten Herrn Professor Gottscheden, zu danken. Dieser, um unsere deutsche Sprache wohlverdiente Mann, gab sich alle Mühe, die Fehler der deutschen Comödie zu entdecken, und hingegen Regeln zu finden, wornach ein vollkommenes Stücke könne so wohl verfertiget, als beurtheilet, werden. Der berühmte Herr Professor hat uns, in seiner critischen Dichtkunst, diese seine gemachten Anmerkungen von der Comödie treulich mitgetheilet: jedoch gesteht er auch selbsten, daß diese wenige Anmerkungen noch nicht zulänglich sind, zu einem völligen und aneinanderhangenden Unterrichte. Inzwischen hat er uns aber eine Erklärung der Comödie hinzugesetzet, welche völlig mit des Aristotelis Erklärung überein-

bereinkommt, und auch den Endzweck der Comödie in sich fasset, welchen jener vergessen hatte. Unsere Anweisung zu der Comödie, ist also noch unvollkommen: und ich halte mich verpflichtet, da ich ins künftige die allhier studirenden, und meiner Anweisung anvertrauten, Jünglinge, alle Jahre einmal auf der Bühne aufstellen soll, meine hierbey gemachten Gedanken und Anmerkungen denenjenigen zur Prüfung öffentlich zu übergeben, welche etwan Willens sind, unsern Landesleuten einen vollständigen Unterricht von Comödien in die Hände zu liefern. Der berühmte Herr Professor Gottsched hat uns vornehmlich die Hoffnung darzu gemacht, und wir haben also Ursache, diesen verdienten Mann recht sehr zu bitten, daß er sein Versprechen erfüllen wolle. Denn er ist itzo ohnstreitig unter allen zu diesem Unternehmen der geschickteste.

Des Herrn Professors Erklärung der Comödie ist folgende: **Die Comödie ist eine Nachahmung einer lasterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Wesen die Zuschauer belustigen, aber auch zugleich erbauen soll.** Ich habe an dieser **Erklärung** nichts auszusetzen; aber nur dieses zu erinnern, daß ich bey mir die Ursache nicht begreifen kann, warum man in denen Comödien nur allein die Laster zum Gegenwurfe erwählet a). Eine Comö-

a) Der Herr Verfasser dieser Anmerkung wird den Grund dieser Sache leicht einsehen, wenn er sich erinnert, daß sowohl das Heldengedichte, als die Tragödie und Comödie ꝛc. Nachahmungen menschlicher Handlungen seyn müssen; wie er mir auch in der Erklärung der Comödie zugegeben hat. Nun sind ja aber die Handlungen des Menschen nach der Sittenlehre entweder gut oder böse;

Comödie soll die Zuschauer belustigen: entstehet denn aber die Lust nur aus dem Lächerlichen? und lachet man denn nur alleine über das häßliche? Hat man denn nicht auch eine Tugendlust, und lachen wir denn nicht auch über fröliche und schöne Sachen? Kann eine tugendhafte Handlung denn nicht auch die Zuschauer in einer Comödie sowohl belustigen als erbauen? b) Ich weis wohl, Herr Professor Gottsched ahmet den Alten

das ist, entweder Tugenden, oder Laster. Diese beyden nun soll der Dichter in den großen Arten der Gedichte nachahmen; doch so, daß die Tugend mehr für das Heldengedichte und das Trauerspiel; die Laster aber mehr für die Comödie bleiben. Ich sage mehr, und bestimme dadurch das Hauptwerk von jeder Art der Gedichte. Denn so wie es in dem Heldengedichte und Trauerspielen auch lasterhafte Nebenpersonen geben kann, wenn nur der Hauptheld tugendhaft ist: also kann man freylich auch in den Lustspielen tugendhafte Personen nachahmen, wenn nur die Hauptpersonen es nicht sind. Die Ursachen sind aus den Absichten dieser Gedichte leicht abzusehen. Das Heldengedichte will eine Bewunderung und Hochachtung gegen die Helden erwecken: wer wird aber lasterhafte Personen hoch schätzen oder bewundern? Das Trauerspiel will das Mitleiden erregen; wer hat aber mit lasterhaften Bösewichtern ein Mitleiden, und wenn es ihnen noch so übel gienge? Die Comödie will ein Lachen erwecken: aber wer lacht über tugendhafte Handlungen; wenn er nicht selbst ein Bösewicht ist? Es ist also gewiß, daß man das Lächerliche in den Lastern suchen muß, und daß die lasterhaften Handlungen also das Hauptwerk in den Schauspielen ausmachen müssen. Es ist nur zu merken, daß auch alles was thöricht, närrisch und einfältig ist, mit zu den lasterhaften Thaten gerechnet wird; indem es doch wenigstens nicht tugendhaft heißen kann.

b) Es ist ein Unterscheid unter Belustigung und unter dem Gelächter. Man belustiget sich freylich über ein schönes Haus, über einen wohlangelegten Garten, über eine anmuthige Gegend, über ein treffliches Gemählde, über eine schöne Musik. Allein wer lachet wohl über alle

Alten nach: er wird uns in seinem Unterrichte von Lustspielen keine andere Regeln geben, als welche von dem Aristoteles noch übrig sind, oder von welchen er doch, wegen der Verbindung mit seiner Erklärung, überzeuget ist, daß sie Aristoteles vorgeschrieben habe. Demnach ist der Hr. Professor auch in der Erklärung der Comödie dem Aristoteles treulich gefolget: sintemal jener auch nur alleine die Laster zum Gegenwurf der Comödie angegeben hatte. Aber dem ohngeachtet glaube ich hingegen anitzo noch, daß beyde, tugendhafte und lasterhafte Handlungen in einer Comödie, die Zuschauer belustigen und erbauen können. c) Es hatte mit denen Tugenden ganz eine andere Beschaf-

diese Dinge? Das Vergnügen so dort entstund, kam aus der Empfindung der Vollkommenheit und Schönheit her: die aber niemals lächerlich aussieht, auch kein Gelächter erweckt. Nur das Ungereimte, Abgeschmackte, Thörichte, wenn es nicht sehr schmerzlich oder verderblich ist, erwecket diesen hohen Grad der Lust, den wir das Lachen nennen: wie Aristoteles dieses in seiner Erklärung des Lächerlichen sehr wohl angemerket hat. Το γελοιον, schreibt er, ἐστι ἁμαρτημα τι, και αἰσχος ἀνωδυνον, και ἀ φθαρτικον. Tugendhafte Handlungen können also freylich die Zuschauer sowohl belustigen, als erbauen. Aber dieses Belustigen und dieses Erbauen ist nicht der besondre Zweck der Comödie, sondern der allgemeine der ganzen Dichtkunst. Die Comödie will durch die Vorstellung des Ungereimten belustigen, und durch das dadurch erregte Gelächter die Zuhörer bewegen, solches abgeschmackte Wesen fahren zu lassen. So belustiget, und erbauet sie zwar auch; aber auf eine ihr eigene und angemessene Art.

c) Wenn der Herr Verfasser durchaus ein Schauspiel verlanget, welches die Zuschauer durch die bloße Vorstellung tugendhafter Handlungen vergnügen soll; so muß er ein Schäferspiel wählen, welches die unschuldigen Sitten des güldenen Weltalters, oder des Standes der Unschuld verstellet. Hier herrschet die Tugend allein: und die Laster müssen, soviel als möglich, weit daraus verbannet seyn.

schaffenheit bey den Heyden: der Pöbel kannte sie nicht einmal. Ich mache mir demnach eine **allgemeine Erklärung** von einem Lustspiele, und die **besondern Erklärungen** der beyden Arten will ich weiter unten auch hinzu setzen. Meine **allgemeine Erklärung** ist folgende: **Die Comödie ist eine Nachahmung einer moralischen Handlung, die durch ihr natürliches Wesen die Zuschauer belustigen, aber auch zugleich erbauen soll.** d) Wir wollen **diese Erklärung** nunmehr zergliedern, und aus ihren Theilen diejenigen Anmerkungen und Regeln heraus ziehen, welche eine Verbindung haben und uns beyfallen werden.

Wir nennen die Comödie eine **Nachahmung einer moralischen Handlung.** Hieraus fließet:

1) Daß die Fabel der Comödie müsse möglich seyn, und daß die Handlung in der Welt wirklich so geschehe, oder doch geschehen könne. Denn außer dem könnte sie nicht nachgeahmet werden.

2) In einer Nachahmung kann ich dasjenige ersetzen, was in der Vorschrift mangelt, und dasjenige weg-

So ist in dem III Theile der deutschen Schaubühne die Atalanta beschaffen: darinn aber dem Zuschauer gewiß kein Gelächter, sondern eine sehr ruhige unschuldige Lust erwecket wird. Diese aber ist noch nicht zureichend eine Comödie zu machen. Zu dieser gehört ein lautes Lachen, welches aber die Vorstellung von lauter tugendhaften Personen und Handlungen nimmermehr erregen wird.

d) Diese Erklärung ist, meiner vorigen Anmerkung nach zu allgemein: indem sie außer der Tragödie auch das Schäferspiel unter sich begreift; welches die alten Griechen unter dem Namen der Satiren verstunden, davon wir nur den einzigen Cyklops des Euripides übrig haben. Eine Erklärung aber, die sich auf mehr als ein Ding schicket, ist fehlerhaft.

weglaſſen, was überley war. Dieß wird denn auch in Verfertigung einer Comödie ſtatt finden. Man kann hier Umſtände zu der Handlung hinzuſetzen und davon thun, nachdem man ſieht, daß ein jedwedes nöthig oder überflüßig ſey. Nur aber müſſen die weggelaſſenen Umſtände die Handlung nicht verſtümmeln; und die hinzugeſetzten müſſen entweder wahrſcheinlich oder doch möglich ſeyn, daß ſie bey der Handlung geweſen ſind.

3) Hierinnen liegt auch mein Grund, daß ich glaube, man dürfe zu einer Comödie keine bibliſche Geſchichte erwählen. Denn ich halte es für unerlaubt, zu einer bibliſchen Geſchichte mehr Umſtände hinzu zu ſetzen oder wegzulaſſen, als uns der heilige Geiſt aufzeichnen laſſen. Man verwirret dadurch bey denen Zuſchauern die Begriffe, welche ihnen der heil. Geiſt in der Bibel gegeben hat. Die Leute bilden ſich die Geſchichte nunmehro ſo ein, wie ſie ſolche in der Comödie geſehen, und nicht ſo, wie ſie dieſelbe in der Bibel geleſen. Das heißet die Leute betrogen und zur Lügen geführet. c)

4) Was

c) Hierinn gebe ich dem Herrn Verfaſſer völlig recht, obwohl ſeit zweyen Jahrhunderten und drüber unſre Vorfahren den Stoff zu unzähligen tragiſchen und comiſchen Stücken, aus der Bibel genommen haben; ja ungeachtet auch Racine ſeine Athalia und Eſther daher entlehnet hat. Wer die bibliſchen Geſchichte nicht in den Verdacht der Fabeln bringen will, der muß ſie laſſen wie ſie ſind, und weder etwas dazu noch davon thun. Eben das kann man von den Heldengedichten ſagen, die aus der wahren Religion hergenommen ſeyn ſollten; wie zum E. das verlohrne Paradies Miltons. Die ſeltſamen Zuſatze und Erdichtungen dieſes Poeten, womit er die kurze Erzählung Moſis vom Falle Adams ausputzen und verſchönern wollen, dienen zu nichts weiter, als die ganze Geſchicht

4) Was man nachahmet, muß man ganz nachahmen. Eine moraliſche Handlung hat ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, keines von dieſen dreyen Stücken darf in einer Comödie ausgelaſſen werden.

5) In einer Comödie treten Leute von unterſchiedenem Stande, Alter und Geſchlechte auf: das Weſen der Nachahmung erfordert demnach, daß eine iede Perſon nach ihrem Stande, Alter und Geſchlechte ſolche Sachen; und in den Sachen ſolche Gedanken, und bey den Gedanken ſolche Worte gebrauche, welche ſich theils überhaupt, theils aber auch vornämlich gleich itzo für dieſe Perſon ſchicken. Ein Bauer muß Sachen als ein Bauer denken und reden, ein Bürger als ein Bürger u. ſ. w.

6) Und wie unnatürlich läßt dieſes nicht in den Comödien? es ſtreitet gleichfals durchaus mit dem Weſen der Nachahmung, wenn öfters in einer Scene eine Perſon etwas mit heller Stimme vorne zu den Zuſchauern redet, daß es dieſe alle hören können; das doch der andere, der neben ihm auf der Bühne ſteht, nicht hören, und das ihm verborgen ſeyn ſoll. Gewiß ich kann mir dieſes nicht eher natürlich einbilden, als bis ich glaube, daß der andere auf der Bühne ſo lange Zeit ſein Gehör verlohren habe, als dieſer Zeit brauchte, die vor dem andern heimlichen Worte zu den Zuſchauern zu ſprechen.

7) Eine Scene, da nur einer auftritt, und für ſich alleine etwas redet, in Gegenwart vieler Zuſchauer, iſt dieſe nicht auch unnatürlich? Wer iſt doch

ſo

unglaublich und lächerlich zu machen. Dieſer eine Beweis wäre ſchon zulänglich dieß Gedichte für verwerflich zu erklären; wenn es gleich keine andre Fehler hätte; davon es doch überall wimmelt.

so aberwitzig und so toll, daß er, wenn er auf öffentlicher Gasse geht, eine lange Rede laut hielte, und mit vielen Worten seine Gedanken ausdrückte, daß es alle Leute hörten? Gewiß, niemand redet so für sich allein, als die Aberwitzigen und Thoren. Das heißt nicht nachgeahmet.

8) Auch kömmt dieses mit der Nachahmung nicht überein, wenn nach Endigung einer Scene die Bühne ledig gelassen wird. Wie häßlich läßt es nicht, wenn auf dieser Seite zwo Personen davon laufen, und auf der andern Seite wieder zwo frische auftreten, die kein Wort mit einander zu wechseln haben? Wenn es eine Nachahmung und natürlich seyn soll, so muß bey Endigung einer Scene allemal eine Person da bleiben, welche die Bühne füllet; damit die neue Person, die wieder auftritt, iemanden finde, mit welchem sie reden könne. f)

9) Aus dem Wesen der Nachahmung folget endlich auch noch dieses, daß ein Harlekin und ein Scarmuz die allerunnatürlichsten Personen in einer Comödie sind. Diese ahmen der Natur gar nicht nach, und machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht so arg träumen könnten. Nehmen denn vernünftige Leute in der Welt bey ihren moralischen Handlungen, die sie thun, allezeit einen Pickelhering darzu? Ein Tugendhafter verabscheuet die abgeschmackten

f) Ein einziger Fall ist hier ausgenommen; wenn nämlich diejenigen, die auf der Schaubühne sind, dem ankommenden aus dem Wege gehen; sobald sie ihn kommen sehen. Indessen muß doch dieser keine Ursache haben, warum er an den Ort, den die Bühne vorstellet, gekommen: Z. E. jemanden zu sprechen, der sich da hat einfinden wollen, oder der daselbst zu seyn pflegt, u. d. g.

ten Possen eines Narren, und ein lasterhafter brauche bey seiner lasterhaften Handlung gewiß auch keinen Hofnarren, der ihn darbey mit seinen Fratzen lustig mache: er findet sein Vergnügen in seinem Laster selbsten, und hat dessen nicht nöthig. g)

Nach unserer **Erklärung** ahmet eine Comödie einer **moralischen Handlung** nach. Und da giebt es Tugenden oder Laster, alle beyde Arten sind moralische Handlungen. Hierbey nun mache ich folgende Anmerkungen:

1) Ich bestimme demnach nicht allein das Laster, sondern auch die Tugend zum Gegenwurfe einer Comödie. h)

2) Der

g) Wollte man sagen, daß gleichwohl bey vielen Höfen die Narren mehrentheils hinten und vorne wären: so antworte ich, daß die Comödie gar nicht das Hofleben, sondern das Stadtleben und die bürgerliche Welt vorstellen müsse; doch so, daß auch der Adel seinen Theil dabey hat, in soweit er auch in Städten wohnt. Was aber der Herr Verfasser von dem Harlekine und Scaramutz sagt, das gilt von allen andern lustigen Personen der alten und neuen: sie mögen nun Hans Wurst, Pickelherina, Strohsack, Scapin, Crispin oder Peter heißen. Dieser letztere sonderlich, ist eine seltsame Erfindung einiger neuern Comödianten, die vermuthlich aus dem Pierrot der Welschen entstanden seyn mag; außer daß man ihm an statt der Pritsche Harlekins ein paar hölzerne Degen in die Hosentaschen geteckt. Gewiß eine herrliche Verbesserung der Schaubühne!

h) Wir schließen tugendhafte Charaktere von der Comödie keinesweges ganz aus, nur das Hauptwerk können sie nicht ausmachen: denn sie sind nicht lächerlich. Die Nebenpersonen können zwar tugendhaft seyn, um den entgegenstehenden Thoren desto besser zu beschämen: allein die Hauptperson kann nicht tugendhaft seyn. Man sehe den Geizhals, den Tartuffe, den Misantrop, den Dandin, und a. m. im Moliere. Man sehe auch den Verschwen-

2) Der Gegenwurf einer Comödie darf keine indifferente Handlung seyn, sondern eine wirkliche Tugend, oder ein wirklich Laster. i)

3) Aus dem Wesen einer moralischen Handlung folget ferner dieses, daß derjenige, der in einer Comödie aufgeführet wird, müsse mit Verstand und Willen, auch innerlichen Sinnen und Empfindungen, begabet seyn. Denn, wenn man einen Aberwitzigen oder Rasenden wollte aufführen, so würde an ihm weder ein Laster können getadelt, noch eine Tugend gelobet werden. Zu einer moralischen Handlung gehören Mittel und Endzwecke, die muß sowohl der Tugendhafte als Lasterhafte kennen und wählen, und darzu gehören alle diese Kräfte der Seele. k)

4) Das

schwender, den Bramarbas, den deutschen Franzosen, den Herrn von Windhausen als die Hauptperson im Gespenste mit der Trummel, und den Baron von Tiefendorf in den Opern, aus unsrer deutschen Schaubühne: so wird man überall sehen, daß sie lächerliche Personen sind, ja daß auch etliche andre Nebenpersonen noch lächerliche Thorheiten an sich haben.

i) Wenn man durch indifferente Handlungen nur nicht solche kleine Schwachheiten oder Fehler in der Aufführung versteht, die zwar keine Laster sind, aber doch auch nicht Tugenden heißen können. Z. E. wenn ein Mensch sich angewöhnt hätte, gewisse Sprüchwörter zu brauchen, und sie alle Augenblick widerholte; oder wenn jemand so zerstreut in seinen Gedanken wäre, daß er sogleich vergaße was man ihm gesagt, oder mit wem er zu thun hätte, und ganz fremde Dinge redete, die sich nicht zur Sache schicketen. Oder wenn jemand immer durch ein Augenglas guckete, sich immer die Zähne stocherte, oder immer Schnupftoback brauchete, oder in Kleidungen, Reverenzen, oder Manieren seltsame Dinge an sich hätte. Alle diese Sachen könnten schon in einer Comodie statt finden, weil sie ungereimt sind, und das Gelachter erregen könnten.

k) Freylich, Rasende gehören in die Comedie nicht, wenn

4) Das Wesen einer Handlung erfordert ferner, daß in einer Comödie nur eine Handlung, nur eine Spitzbüberey oder Laster, und nicht viele zugleich, den Zuschauern vorgestellet werden. So sind die Fabeln von dem Herkules und Jupiter zu einer Comödie unnatürlich, dieweil von jedem so viele Handlungen sind erdichtet worden.

5) Ist es nur eine Handlung, so muß auch in einer Comödie die Einheit des Orts und der Zeit beobachtet werden. Es ist lächerlich und unnatürlich, wenn eine Person in dem ersten Aufzuge sich in Italien, in dem andern Aufzuge aber in Paris befindet. Der Weg aus Rom nach Frankreich ist etwas länger als drey Stunden, denn es wird auch, wie schon gesagt, die Einheit der Zeit erfordert. Denn wie unnatürlich, ist es nicht, wenn einer in einer Scene stund von einem andern Abschied nimmt, und sagt, daß er etliche Wochen verreisen wolle: und in der dritten, oder vierten Scene drauf, kömmt er schon wieder; so daß der Zuschauer glauben soll, die zur Reise bestimmten Wochen wären nunmehr schon verflossen. Wenn man geschlafen hätte und wachte wieder auf, so könnte man es etwan noch eher glauben, aber mit wachenden Augen laßen sich eine halbe Viertelstunde, und etliche Wochen nicht zusammen reimen.

ihre Raserey eine leibliche Krankheit ist. Aber moralische Narren, die sich klug zu seyn dünken, und doch Thoren sind? die sind von den Lustspielen nicht auszuschließen. In diesem Verstande nämlich sind alle lasterhafte Thoren, und Aberwitzige: weil sie ihre Glückseligkeit da suchen, wo sie doch ihr Verderben finden. Z. E. ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Ueppiger, ein Kützscher, ein Prahler ꝛc. ꝛc.

6) Es ist nur eine Handlung, also darf sie nicht etliche Tage und Nächte dauren, nur etliche Stunden sind zu einer Handlung vonnöthen.

7) Es ist eine Handlung, also darf man in einer Comödie nicht ein oder zwey Schock Personen auftreten lassen. Wo findet man in der Welt, daß zu einer wirklichen Handlung so viele Personen genommen werden? l) Sechs, achte oder aufs höchste zehn Personen, sind wahrscheinlich: wer mehrere in einer Comödie auftreten lässet, der handelt wider das natürliche.

8) Auch erfordert es die Klugheit, daß man in einer Comödie entweder verstorbene m) oder doch erdichtete

l) Zu den Handlungen der Helden gehören zwar zuweilen noch mehr Personen; wie dieses aus der Ilias und Aeneis erhellet. Allein wenigstens können auf der Schaubühne soviele Personen nicht auftreten, ohne den Zuschauer zu überhäufen und zu verwirren. Stumme Personen können in einem Trauerspiele, als Soldaten, oder als eine Wache, oder nach der alten Art, als ein Chor von Priestern, Bürgern oder Weibern wohl vorgestellet werden: Aber der spielenden Personen können über ein Dutzend nicht wohl geduldet werden.

m) Es ist eben nicht nöthig, in der Comödie wahrhafte Begebenheiten, auch verstorbener Personen aufzuführen. Denn da dieselbe nur die Handlungen der Mittelleute vorstellet, die niemals so berühmt in der Welt werden, daß ihre Privatgeschäffte, der Nachwelt zu gut, in die Historie kommen: so verlohnt sichs nicht der Mühe, wahre Personen des Alterthums hervorzusuchen, und ihre Thorheiten lächerlich zu machen. Die Comödie wird auch hauptsächlich dadurch nutzbar, daß man die Schwachheiten seines Volkes und seiner Zeiten; nicht aber die Fehler der alten Griechen und Römer vorstellet, die kein Mensch mehr begeht. Wollte man aber sagen, daß man die Handlungen kürzlich verstorbener Leute aufführen könne: so antworte ich; daß dieselben den hinterblie-

tete Perſonen reden laſſe. Denn führet man in einer Comödie eine Tugend auf, und wollte lebende Perſonen darzu erwählen; ſo hieße das einen ins Geſichte loben, und es wäre wider den Wohlſtand: und ſtellete man ein Laſter vor, und wollte den Namen eines itzo lebenden und mit dieſem Laſter behafteten Menſchen gebrauchen; ſo wäre dieſes unbillig, dem Menſchen ſchädlich und unerlaubt.

Die Comödie ſoll nach unſerer **Erklärung** ein **natürliches Weſen** haben. Das natürliche Weſen aber einer moraliſchen Handlung beſteht hierinnen, daß Mittel und Endzwecke ſich darbey befinden. Sind die Mittel und Endzwecke erlaubt und gut, ſo iſt die Handlung eine Tugend, und alſo rühmlich: ſind die Mittel und Endzwecke verbothen und böſe, ſo iſt die Handlung ein Laſter, und alſo häßlich und lächerlich. Hieraus fließet:

Daß man in einer Comödie Mittel und Endzwecke geſchickt erfinde und vorſtelle, ſo, wie ſie ſich zur Handlung ſchicken, damit ſie dem Zuſchauer wohl in die Augen und Sinne fallen, und er das Rühmliche oder Häßliche der Handlung empfinden könne.

Eine Comödie muß nach unſerer **Erklärung** durch ihr natürliches Weſen die Zuſchauer **beluſtigen**. Hieraus folget:

1) Daß das Luſtige muß in der Sache, nicht aber in Worten, beſtehen.

2) Mithin ſind Schnacken, Poſſen und niederträch-

bliebenen Angehörigen misfällig und den Todten ehrenrührig werden. Die Comödie aber muß kein Pasquill ſeyn: daher bleibt man lieber bey gemeinen Fehlern und Thorheiten ſtehen, und ſtellt ſie unter erdichteten Perſonen und Umſtänden vor.

trächtige Fratzen des Harlekins unnatürlich, das sind nur Worte aber keine Sachbelustigungen. n)

3) Das Lustige, das in der Sache bestehet, ist nichts anders, als eine innerliche angenehme Bewegung des Gemüths über die empfundenen Vollkommenheiten. o)

4) Demnach muß eine Comödie bey denen Zuschauern nicht ein bäurisches Gelächter, nur aber eine angenehme innerliche Lust und Empfindung erwecken.

5) Leute

n) Es ist sehr gut, daß der Herr Rector die Harlekinspossen, das ist, Zoten und Fratzen verwirft, die in unflätigen Zweydeutigkeiten und Narrentheidungen bestehen. Allein bisweilen kann es doch kommen, daß das Ungereimte in Worten besteht, ohne daß es unehrbar und schändlich ist. Z. E. Wenn in dem poetischen Dorfjunker im III. B. der deutschen Schaubühne, die Frau Amtshauptmannn, ihren Mann, immer ihren lieben Gemahl nennet, oder wenn der Schlaukopf im Bramarbas, aus Unwissenheit, an statt Castor und Pollux Caspar und Paulus sagt, oder den Paris aus Troja einen jungen Herrn aus Paris nennt: so besteht gewiß das Ungereimte nur in Worten. Und was will man von dem Schulfuchse Stieselius sagen? Besteht sein Lächerliches nicht mehr in den lateinischen Versen, Sprüchwörtern und Redensarten, als in Sachen: Z. E. Wenn er sein Compliment gegen Frauenzimmer mit κακα κερα. και κακα ουν anfängt; oder seine Armee wider den Bramarbas, mit Commilitones suauissimi! anredet. Doch ich kann mirs leicht einbilden, daß der Herr Rector dieses nicht habe verwerfen wollen.

o) Ueber Vollkommenheiten lachet man wohl nicht. Es müssen ungereimte Sachen seyn, die was widersinnisches und abgeschmacktes in sich haben! und hierüber kann man lachen, ohne daß es ein bäurisches Gelächter seyn dörfe. Sonst aber belustiget freylich auch die natürliche Vorstellung oder Nachahmung, eines Fehlers, oder einer Person. Aber ein anders ist belustigend, ein anders lustig. Dieses muß allemal ein Lachen, oder doch ein Lächeln erwecken.

5) Leute, die in einer Comödie nur wollen was zu lachen haben, die haben noch keinen rechten Begriff von einer vernünftigen Lust; und sie verrathen ihre Unwissenheit, daß sie das natürliche einer moralischen Handlung noch nicht verstehen: das heißt, sie kennen Tugenden und Laster noch nicht gründlich genug, darum können sie sich innerlich auch nicht darüber belustigen; mithin verlangen sie was zu lachen, das heißt, Zoten und Possen. p)

6) Ferner muß der Ausgang einer moralischen Handlung in einer Comödie unerwartet und unvermuthet seyn. Der Zuschauer sieht in der Comödie den Endzweck, den die spielende Person in ihrer Handlung vor sich hat; er sieht auch die Mittel, die solche Person zu solchem Endzwecke brauchet, und macht in seinen Gedanken einen Schluß, so und so wird es etwan ablaufen. Jedoch geht alles wunderlich unter einander, daß er also anfängt zu zweifeln, ob es auch so werde vor sich gehn, wie er denke? Und alsdann kömmt der Ausgang der Fabel, zu einer Zeit, da er es noch nicht vermuthete, und auch wohl anders, als

p) Es ist, wie ich schon erwähnt habe, nicht allemal eine Zote, worüber man lacht; sondern das ungereimte Wesen eines menschlichen Fehlers bringt das Gelächter auch auf eine unschuldige Art hervor. Z. E. in dem Gespenste mit der Trummel, sagt die alte Haushofmeisterin, als ihr Liebhaber Schulwitz, ihr eine Flasche ungarischen Wein bringt: Sie wolle ihr Brandteweingläschen holen; bringt aber ein recht großes Spitzglas zum Vorscheine. Wer nun das sieht, der lacht über ein solch Brandtweinsglas, das wohl zum Bierglase groß genug wäre. Oder wenn Schulwitz seine Geliebte seinen Polarstern, seine schöne Aramena, seine Lucretia heißt: so muß dieses bey einem so betagten Paare sehr lächerlich heraus kommen, ob es gleich nichts unehrbares ist.

er gedachte: darüber geräth er in eine Verwunderung, und es beluſtiget ihn.

7) Aus dieſer Anmerkung flieſſet wieder eine neue, nämlich die Unrichtigkeit eines Prologus in einer Comödie. Denn tritt ein Prologus auf, in einer Comödie, und erzählet den Zuſchauern im voraus den Verlauf der Handlung, welche ſoll vorgeſtellt werden: ſo wiſſen die Zuſchauer ſchon den Ausgang, wie alles ablaufen wird. Es iſt ihnen alsdann in der ganzen Comödie nichts wunderlich und verwirrt, und alſo fällt am Ende die Verwunderung, und mithin auch die Luſt, hinweg. Kurz, der Zuſchauer wird entweder gar nicht, oder nur halb beluſtiget. q)

8) In einer Comödie darf alſo keine Furcht, Schrecken, Mitleiden und Betrübniß herrſchen, denn dieſes alles ſtritte mit der Luſt. r)

Eine Comödie ſoll nach unſerer **Erklärung** auch zugleich die Zuſchauer **erbauen**. Hieraus folget:

Der Erfolg einer moraliſchen Handlung in einer Comödie muß wichtig ſeyn, daß er Aufmerkſamkeit verdiene, und bey denen Zuſchauern einen Eindruck habe. Die Tugend muß gekrönt und das Laſter beſchimpfet werden.

Dieſes

q) Dieſes hat ſeine gute Richtigkeit, obgleich Plautus und Terenz noch ſolche gute Vorredner gebraucht haben. Aus eben dem Grunde habe ich auch aus dem Bramarbas im III. Th. der Schaubühne des Herrn Prof. Hollbergs den erſten Auftritt weggelaſſen, darinn weiter nichts vorkam, als daß Schlaukopf den Inhalt des ganzen Stücks, und den Charakter der vornehmſten Perſonen erklärte.

r) Wenigſtens darf dieſes der Hauptaffect nicht ſeyn. Denn ſonſt kann es wohl kommen, daß zuweilen eins oder das andre in einigem Grade entſtünde: wie z. E. der Spieler des Regnards, oder auch der Verſchwender aus dem Destouches, im III. Th. der D. Schaub.

Dieſes demnach ſind unſere allgemeine Gedanken von der Comödie überhaupt. Nun aber theilen wir ſie, wie wir oben ſagten, in zwey Arten, in die **tugendhafte** und **laſterhafte Comödie**. Wir erklären eine nach der andern, und machen unſere beſondere Anmerkungen darbey.

Die tugendhafte Comödie iſt eine Nachahmung einer tugendhaften Handlung, die durch ihr rühmliches Weſen die Zuſchauer beluſtigen aber auch zugleich erbauen ſoll. s)

In dieſer Art der **Comödien** wird eine **tugendhafte Handlung** auf der Bühne vorgeſtellet. Darbey machen wir folgende Anmerkungen:

1) Es muß eine beſondere und ſeltſame Tugend ſeyn, welche aufgeführet wird, welche viel Mühe und Arbeit koſtet, denn ſonſten wird ſich der Zuſchauer nicht beluſtigen. t) Was mit leichter Mühe kann verrichtet werden, das bewundert man nicht.

2) Es muß alſo eine wahre, und keine Scheintugend ſeyn.

3) Der Tugendhafte muß ein witziger Kopf ſeyn. Denn an einem einfältigen Schöps bewundert man

s) Dieſes können wir von dem Schäferſpiele verſtehen, als worinn die unſchuldige Lebensart des goldenen Alters der Welt, oder das alte Landleben aus den Zeiten der Erzväter vorgeſtellet wird: z. E. die Atalanta. Der Herr Verfaſſer hätte nur noch die Perſonen benennen ſollen, die darinn auftreten.

t) Tugenden, die ſo ſchwer auszuüben ſind, erwecken freylich wohl Aufmerkſamkeit und Beluſtigung; wie zum Exempel die Bezwingung der ſpröden Atalanta dergleichen Handlung iſt. Allein mehrentheils fallen dieſe ſo ſchweren Thaten in das Gebiethe der Trauerſpiele. Das bürgerliche Leben der heutigen Welt, zeiget uns ſelten oder niemals Exempel davon.

eine Tugend nicht halb so sehr, ja man schreibt die Handlung oft seinem faulen Temperamente zu, und hält sie nicht einmal für eine Tugend.

4) Der Tugendhafte muß auch ein vornehmer und reicher Mann seyn, denn diesen bewundert man mehr, als wenn schlechte oder arme Leute, oder Bettler diese oder jene Tugend an sich haben; und zwar oft nothwendig, weil sie das entgegenstehende Laster auszuüben nicht Geld und Vermögen genug besitzen. u)

5) Der Tugendhafte muß es in der Tugend noch weiter und höher gebracht haben, als die noch itzt lebenden. Denn das erwecket die Verwunderung noch mehr, dieweil die meisten in den, obgleich falschen, Gedanken stehn, die vorigen Zeiten wären besser und die Leute frömmer gewesen. w)

6) Hier geht es auch ganz wohl an, daß man der verstorbenen Tugendhaften ihre Namen nennet. Denn das ist denen Verstorbenen rühmlich, und streitet auch nicht mit dem Wohlstande; sintemal sie nicht in das Gesichte, sondern nach ihrem Tode, gelobet werden. x)

Eine

u) Auch dieß giebt zu verstehen, daß der Herr Rector auf das Hofleben seine Absichten habe, wo es die vornehmen und reichen Leute am häufigsten giebt. Dieß schreitet aber aus den Schranken des Lustspiels, als welches im Mittelstande bleiben muß.

w) Auch dieses ist ein Merkmaal des Trauerspiels, als in welchem uns Aristoteles erlaubet, die Menschen etwas besser und vollkommener vorzustellen, als sie sind. Doch geht es auch im Schäferspiele an, die unschuldigen Sitten der alten Welt etwas reiner und tugendhafter als die itzigen abzuschildern.

x) Nennet man wahre Namen der verstorbenen Tugendhaften z. E. ein Cato, Socrates, Polyeuktes, u. s. w. so wird dadurch abermal ein Trauerspiel entstehen. Zur

Comö-

Eine tugendhafte Comödie erfordert, daß die tugendhafte Handlung nach ihrem **rühmlichen Wesen** vorgestellet werde, das heißt natürlich. Dasjenige **ist rühmlich**, was Vollkommenheiten an sich hat. Die Vollkommenheiten einer Tugend sind geschickte und erlaubte Mittel und gute Endzwecke. Je besser die Mittel und Endzwecke, und je mehr sie Witz und Mühe erfordern, je rühmlicher ist die Tugend. Hieraus folget:

1) Man muß einen Tugendhaften in einer Comödie die besten und klügsten Mittel gebrauchen, und die besten und klügsten Endzwecke ausführen lassen.

2) Die Tugend muß wirklich rühmlich seyn, und das Rühmliche muß nicht in Worten, sondern in der Sache selbsten, liegen. Darum sagten wir in der **Erklärung**: das rühmliche Wesen.

Eine tugendhafte Comödie soll die Zuschauer **belustigen**. Dieser Satz giebt uns folgende Anmerkungen an die Hand:

1) Die Tugend muß nach ihrem Nutzen und ihrer Annehmlichkeit vorgestellt werden.

2) Der Tugendhafte muß eine wichtige Belohnung bekommen. Jemehr einer verdient, jemehr muß man ihm geben.

3) Doch muß der Tugendhafte nur eben diese Belohnung nicht gewußt haben, denn sonst wäre er einem Tagelöhner ähnlich, der um einen gewissen Lohn gearbeitet hätte, und das Rühmliche fiele weg.

4) Der glückliche Ausgang oder die Belohnung muß

Comödie dörfen nur erdichtete Personen gehören: weil Leute aus dem Mittelstande bey der Nachwelt nicht so bekannt werden.

muß nicht von einem bloßen Glücksfalle herkommen, denn da bliebe die Wirkung der Tugend zurücke, sondern es muß einigermaßen ein wirklicher Erfolg der Tugenden seyn, aber doch das Glücke befördert.

5) In einer tugendhaften Comödie belustigen sich nur die Tugendhaften. Denn wer sich über eine Sache belustigen will, der muß die Sache und ihre Vollkommenheiten lebendig kennen und wollen. Lasterhafte kennen weder die Tugend lebendig, noch verlangen sie dieselbe, daher können sie sich auch nicht darüber belustigen. Jedoch sind die lasterhaften Zuschauer von einer tugendhaften Comödie nicht ausgeschlossen. Denn:

Die tugendhafte Comödie muß die Zuschauer auch zugleich erbauen. Hieraus folget:

1) Daß die Tugendhaften in einer solchen Comödie mehr zur Tugend ermuntert, und die Lasterhaften beschämet werden, damit sie sich bessern.

2) Demnach ist es der Klugheit gemäß, daß in einer tugendhaften Comödie den Tugendhaften nicht ein besonder Uebel treffe, daraus er nicht wieder errettet wird. Denn dieses machte die Tugendhaften verzagt, und schreckt die Lasterhaften ab. y)

Wir

y) In der Tragödie sieht man aber gleichwohl das Gegentheil. Auch die unglückliche Tugend kann sich Freunde erwerben. Doch ist es allemal wahr, daß auch die unglücklichen Helden der Trauerspiele, nicht durch ihre Tugend; sondern durch ein gewisses Versehen, das sie begehen, unglücklich werden. Man bedauert sie also zwar, um des Elendes halber, das sie bey so vielen andern guten Eigenschaften trifft; allein man kann gleichwohl die Vorsehung, oder GOtt nicht der Ungerechtigkeit beschuldigen. Freylich aber hat es mit der Comödie, oder dem Schäferspiele eine ganz andre Bewandniß, als wohin sich das Mitleiden und alle Traurigkeit nicht schicket.

Wir kommen nunmehro zu der **laſterhaften Comödie**, und bedienen uns der allerdings vollkommnen **Erklärung** des Herrn Profeſſor Gottſcheden. Dieſer ſagt: **Dieſe Comödie iſt eine Nachahmung einer laſterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Weſen die Zuſchauer beluſtigen, aber auch zugleich erbauen ſoll.** z)

Die Art der Comödie hat demnach zum Gegenwurf eine **laſterhafte Handlung.** Und hieraus folgern wir folgende Anmerkungen.

1) Es müſſen Laſter, nicht aber Bubenſtücke und entſetzliche Sünden und Bosheiten in einer Comödie aufgeführet werden. aa)

2) Auch muß der laſterhafte bey ſeiner Handlung keine Mittel, in Anſehung des ſonſt guten Endzwecks, und

z) Dieſe Erklärung iſt des Ariſtoteles ſeine, und nach denen zu ſeiner Zeit vorhandenen Muſtern der athenienſiſchen Poeten, Eupolis, Cratinus, Ariſtophanes und andrer gemacht. Doch iſt zu bemerken, daß die Comödie damals noch nicht alle ihre mögliche Vollkommenheit gehabt, die ſie nachmals durch den Menander erhalten hat. Ariſtoteles, als ein ſcharfſinniger Kunſtrichter hat ſolches ſelbſt geurtheilet, und ihr Wachsthum vorher verkündiget; welche Weißagung auch bald nach ſeinem Tode eingetroffen iſt. Indeſſen paßt ſeine Erklärung auch auf Menanders Stücke, davon wir in Terenz die Proben haben.

aa) Horaz verſichert uns, daß die alten griechiſchen Dichter auch dieſes gethan. Er ſpricht:

> Eupolis atque Cratinus, Ariſtophanesque Poetae,
> Atque alii quorum Comoedia priſca virorum eſt,
> Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut *fur*,
> Quod *moechus* erat, aut *ſicarius*, aut alioqui
> Famoſus; multa cum libertate notabant.

Allein, dem ungeachtet hat der Herr Rector recht. Laſter, welche die Obrigkeit beſtraft, gehören auf die Schaubühne nicht: denn ſie ſind nicht lächerlich, ſondern abſcheulich.

und keinen Endzweck, in Ansehung der sonst guten Mittel, haben, die scelera und flagitia sind. Dieses und das vorhergehende würde bey denen Zuschauern kein Lachen, wohl aber Erschreckniß und Betrübniß verursachen. Es würde weder belustigen noch erbauen.

3) Das Laster muß so beschaffen seyn, daß es keine gerichtliche, oder wohl gar peinliche Strafe nach sich zieht. Der Lasterhafte muß dieserwegen nicht einem empfindlichen Schmerzen oder verderblichen Schaden unterworfen seyn, denn sonst würde das lächerliche Wesen nicht statt finden.

4) Es muß ein Laster erwählet werden, das der Pöbel an sich hat.

5) Die Lasterhaften in einer Comödie müssen Bürger, oder doch Leute vom schlechten Stande seyn, nicht die Vornehmsten des Landes, oder wohl gar Fürsten und Könige. Denn ein Laster ist häßlich und lächerlich, und es wäre wider den schuldigen Respect gegen vornehme Personen, sie als lasterhaft, häßlich und lächerlich in einer Comödie aufzuführen. Die Geringen würden sich daran ärgern. bb)

6) Es

bb) Unter die mittelmäßigen Personen kann man auch die Gelehrten und den Adel ziehen; wie sowohl Moliere, und Hauteroche als Des-Touches, ja auch Hr. Prof. Hollberg gewiesen haben. Die Marquis und Barons, die Herren Fatencouts, und Sotenvilles; die Herren von Tiefenderf, und von Pramarbas; der Hechwitz im Menschenfeinde, und der M. Stiefelius im Pramarbas, der poetische Dorfjunker und sein Herr von Jagdhausen u. s. w. bezeugen dieses sattsam. Denn begehen diese Leute nicht Thorheiten genug? warum sollten sie also frey ausgehen? Destouches hat sogar die Grafen und Parlamentspräsidenten nicht geschont; ohne Zweifel, weil es in

6) Es muß ein Laster erwählet werden, das im Schwange geht, wollte man ein abgekommnes vorstellen, so müste man in Furcht stehen, es auch unter den Leuten wieder gangbar zu machen.

7) Der Lasterhafte darf nicht ärger vorgestellet werden, als die Lasterhaften zu unsern Zeiten sind. Denn sonst hätten die Lasterhaften einen Trost, und dächten: der in der Comödie machte es noch ärger als du. Hier hat also Aristoteles nicht recht, wenn er von dieser Art der Comödie sagt: ἡ κωμῳδία βέλτιον μιμεῖσθαι χείρους τῶν νῦν. cc)

8) Der Lasterhafte muß ein witziger Kopf seyn. Wenn einfältige Leute ein Laster an sich haben, so ist man bereitwilliger, es ihnen nicht so schimpflich anzurechnen. Man hat Mitleiden mit ihnen.

9) Man muß keine Personen, die lasterhaft sind, mit ihren, sondern mit erdichteten, Namen aufführen,

in Frankreich eine große Menge solcher Herren giebt, die sich gar nicht gräflich aufführen; und also Materie genug zum lachen geben.

cc) Der Herr Verfasser, wird uns vergeben, daß wir es doch noch mit dem Aristoteles halten. Wie ein Maler, der ein recht garstiges Fratzengesichte malen will, alle Garstigkeiten von verschiedenen Gesichtern zusammen nimmt; und dadurch noch was häßlichers zuwege bringt, als die Natur beysammen zeiget: also kann auch ein Poet, der z. E. einen Geizhals lächerlich machen will, von verschiedenen Geizhälsen die Fehler sammlen. Thut er nun dieses, so wird er ihn gewiß noch geiziger bilden, als man jemals einen gesehen hat. Allein das schadet nichts: gesetzt, daß man ihn das Geld von den Pillen schaben, und bey dem Geistlichen borgen ließe, der ihm das Pathengeld schuldig geblieben wäre; wie Canitz seinen Harpar beschreibt. Denn das alles trägt etwas dazu bey, daß der Fehler desto lächerlicher wird. Eben auf die Art kann auch der deutsche Franzose mit seinem verkehrtangezogenen Kleide, vertheidiget werden.

ren, und wenn es auch todte wären, de mortuis non nisi bene. Wären sie lebendig, so würde man sie nur aufbringen, und darzu erlauben, dieses auch unsre weltlichen Gesetze nicht.

Eine lasterhafte Comödie hat ein **lächerliches Wesen.** Hierinnen finden folgende Anmerkungen ihren Grund.

1) Das Laster muß recht natürlich vorgestellet werden, daß man das Häßliche sieht, denn was häßlich ist, das ist auch lächerlich. dd)

2) Das Laster muß wirklich häßlich seyn, sonst kann es nicht lächerlich werden.

3) Der Lasterhafte hatte sich in seiner Handlung einen Endzweck vorgesetzet, und darinne muß er sich betrügen. Der Betrug erwecket ein Lachen.

4) Der Lasterhafte muß sich aus Unwissenheit oder Uebereilung betrügen, so, daß man es noch nicht vermuthete. Denn also kömmt der Betrug unerwartet, und darüber lachet man innerlich desto mehr.

5) Der Betrug des Lasterhaften muß nicht von einem Glücksfalle herkommen, sondern eine wirkliche Folge seines Lasters seyn. Denn außer dem wird es nicht ein Lachen wegen des Lasters erwecken. Jedoch wenn ein Glücksfall diesen Betrug begleitet, so geht es an, und ist fast noch lächerlicher.

6) Das

dd) Dieses dörfte wohl seine Abfälle leiden. Nicht alle häßliche Gesichter sind lächerlich: aber wenn ein häßliches Gesichte schön thun wollte, und sich etwa mit Schönpflästerchen beklebt hätte: das würde lächerlich seyn. Die Quelle des Lächerlichen ist also bloß das Abgeschmackte oder Ungereimte, wie Aristoteles in der oben angeführten Erklärung desselben gewiesen hat.

6) Das Lächerliche muß also mehr in der Sache, als in Worten bestehen. ee)

7) Kleine Geister, und das gemeine Volk, finden allezeit mehr Geschmack an Narrenpossen und garstigen Schimpfreden, als an ernsthaften Dingen. Das macht, weil sie keine Moral verstehn, und sich keinen rechten Begriff von Tugenden und Lastern machen können: daher sehen sie das Ungereimte der menschlichen Handlungen nicht ein.

8) Der Verfertiger einer Comödie, und auch die Zuschauer, geben sich bloß, daß sie wenigen Witz haben, wenn der Harlekin und der Scarmutz die Hauptpersonen ihrer Comödie seyn sollen; die durch die närrischen Kleider, wunderlichen Posituren und garstigen Fratzen ein Gelächter machen müssen. ff)

Auch diese Art der Comödie soll die Zuschauer belustigen. Hierbey merken wir an:

Daß

ee) Das Gegentheil habe ich schon oben erwiesen; doch so, daß es eben nicht unehrbare Worte seyn müssen.

ff) Zu diesen muß man alle die andern närrischen Personen rechnen, die geschworne Lustigmacher seyn sollen: sie mögen nun Hanswurst, oder Pickelhering, oder Peter heißen.

Zum Beschlusse.

Hiermit schließe ich diese Anmerkungen, und hoffe, daß der Herr Rector mir in vielen, wo nicht in allen Stücken recht geben wird; wenn er mit seiner rühmlichen Einsicht und Unparteylichkeit, bey mehrerer Muße, der Sache nachdenken wird. Man wünschet übrigens, daß sein gutes Exempel noch mehr geschickte Schulmänner, daran wir ja Gottlob! in Deutschland keinen Mangel haben, aufmuntern möge, gleichfalls den alten Wust der weisianischen Comödien abzuschaffen; und einen feinern Geschmack einzuführen.

Daß diejenigen vermuthlich sich am meisten belustigen, welche das Laster nicht an sich haben. Diejenigen aber, welche eben mit diesem Laster behaftet sind, werden sich vielmehr schämen, daß sie sich getroffen finden.

Endlich soll auch diese Comödie die Zuschauer **erbauen.** Hierinne finden diese beyden letzten Anmerkungen ihre Folge:

1) Es muß niemals der Lasterhafte in einer Comödie seinen vorgesetzten Endzweck erlangen. Denn sonsten würden die Lasterhaften dadurch bestärket.

2) Die Liebe in der Comödie muß schamhaft, und die Lust ehrbar seyn.

Dieses sind nunmehro alle diejenigen Gedanken von der Comödie, welche ich in der Eil, nur in etlichen Tagen, habe sammlen können. Hätte ich vor sechs oder acht Wochen gewußt, daß ich Gelegenheit bekommen würde, eine solche Schrift drucken zu lassen, so würde ich mehr zusammen gebracht, besser geordnet und alles richtiger überdacht haben. Inzwischen wird diese meine Arbeit schon hinlänglich seyn, zu dem Endzwecke, den ich itzo vor mir habe, und darzu sie bestimmet ist. Es soll diese Schrift eine geziemende Einladung seyn, an alle hiesige vornehme **Gönner** und gute **Freunde**, wie auch an die ganze löbliche **Bürgerschaft**, zu einigen Lustspielen, welche die hiesige studirende Jugend auf der Bühne vorstellen wird. Und also kömmt es nicht darauf an, wie künstlich die Schrift, sondern wie höflich sie sey. Nur daran wird man sich stoßen, da ich einen bessern Geschmack von Comödien behauptet habe, warum ich

doch

doch nunmehro Spiele auf die Bühne bringe, worinne hundertmal wider diese meine gemachten Anmerkungen gehandelt ist. Es sind nämlich zwey Stücke, die der seel. Herr **Christian Weise**, Rector in Zittau, noch verfertiget hat. Das erste ist **der verfolgte David**, und das andere **der gestürzte Marggraf von Ancre**. Allein ich habe zwey Ursachen, womit ich mich entschuldigen kann. Erstlich haben wir Deutschen noch keine Meisterstücke; es sind nur etliche wenige: andern theils muß ichs bekennen, ich hatte das Lustspiel des Herrn **Addisons, das Gespenste mit der Trummel** genannt, erwählet; alleine meine Schüler waren nicht im Stande dasselbe gehörig vorzustellen. Sie thaten dem Stücke weder in Worten, in Ansehung der Sprache, noch in Geberden und Stellung des Leibes einige Genüge: so, daß dieses, sonst ziemlich regelmäßige, Lustspiel, diesen jungen Leuten abgeschmackt und nicht lustig genug zu seyn schien. Ich wurde also genöthiget, es wieder weg zu legen, und mußte bey **Herrn Weisen** Hülfe suchen. Nun könnte mir zwar jemand antworten, ich hätte meinen Untergebenen mit gutem Unterricht sollen zu statten kommen; und er hätte recht: hätte ich Zeit darzu gehabt, so wäre es auch geschehen. Allein mein GOtt hat mir nur erst seit etlichen Wochen mein Brod und meine Wohnung in dem lieben Annaberg angewiesen: meine Untergebene wurden mir als gute Acteurs gerühmet, und ich sparte also den Versuch der Comödie bis auf die letzt, und hierdurch hatte ich mich betrogen. Ich habe aber hierbey gelernet, daß der Satz zwar seine Richtigkeit habe: auf Schulen Comödien spielen, bereitet die

Leute und träget viel zur Redekunſt bey; aber daß es nur auch nicht eine Comödie aus Herrn Weiſens Schnapſacke ſeyn müſſe und dörfe. Hierdurch werde ich immer mehr und mehr auf die Seite dererjenigen gebracht, welche glauben, daß Weiſe in der Redekunſt mehr verderbet, und nichts gebeſſert habe. Ich las nur dieſer Tage die oratoriſche Anweiſung des beliebten Herrn Rectoris in Naumburg, Herrn M. Peucers: und ich wurde durch ſeinen Vortrag ſchon einen Sprung gleichſam wieder zurücke gezogen, zu glauben, man müſſe Weiſen entſchuldigen und ſeine Verdienſte loben. Aber ich bin auch durch dieſe meine itzigen Comödien ganz wieder anders Sinnes worden. Gewiß, wenn man die Sache gründlich überleget, ſo muß man ſagen: Weiſe hat nicht allein in der Oratorie gewühlet, ſondern auch die deutſche Schaubühne mit ſeinen bäuriſchen Poſſen recht verwüſtet. Der Raum iſt mir itzo gar zu enge, dieſes alles gehörig auszuführen, ich werde dieſes, und noch mehrers, bey künftigen Gelegenheiten, wenn mir GOtt dieſelben giebt, meiner Unterſuchung anbefohlen ſeyn laſſen. Voritzo melde ich nur noch meinen vornehmen Gönnern, wie auch Freunden und der ganzen hieſigen löblichen Bürgerſchaft, daß auf beſondere Erlaubniß unſers hochanſehnlichen Ephori und derer andern Inſpectoren wir die Freyheit bekommen haben, dieſesmal auch noch den dritten Tag mit einem Luſtſpiele auf unſerer Schaubühne zu erſcheinen. Dieſes Stücke an dem dritten Tage wird eines von denen neueſten und beſten ſeyn, nämlich der Jean de France, oder deutſche Franzoſe ꝛc.

IV. Anti-

IV.

Antiquitates Germanorum potiſſimum ſeptentrionalium ſelectae, quibus multa ad rem ſacram et domeſticam ſpectantia illuſtrantur atque explicantur, auctore Io. Chriſtoph. Cleſſelio, Francof. et Lipſ. 1730 in 8vo.

Der Titel leget die Abſicht und den Inhalt dieſer Schrift zur Gnüge an den Tag. Herr Kleſſel hat nämlich in ſeinem Buche keinen vollſtändigen Lehrbegriff der deutſchen Alterthümer liefern wollen, darinn alles, was die Gelehrten unter einem ſo weitläuftigen Namen begreifen, ſtückweiſe wäre erzählet und unterſuchet worden; ſondern er beſchäfftiget ſich bloß mit Beſchreibung einzelner Stücke, welche zu den Alterthümern gerechnet werden, und will vornehmlich den Zuſtand des Hausweſens und Gottesdienſtes bey den alten Deutſchen abbilden. Seine ganze Abhandlung iſt dahero in eilf Capitel eingetheilet. Im erſten wird vom Eheſtande der alten Deutſchen gehandelt. Im andern werden die Gewohnheiten, welche ſie bey der Geburth ihrer Kinder beobachtet, erzählet. Das dritte Capitel handelt von der Erziehung derſelben. Das vierte zeiget, wie die Wohnungen der alten Deutſchen nebſt ihrem Hausgeräthe beſchaffen geweſen. Das fünfte betrifft überhaupt ihre Kleidung. Im ſechſten, ſiebenden und achten Capitel giebt ſich der Verfaſſer die Mühe, die Geſtalt der Kleidung bey Männern und Weibern beſonders zu unterſuchen,

und den übrigen Putz, dessen sie sich bedienet, hinzuzuthun. Das ganze neunte Capitel beschreibt, auf was Art die Deutschen in alten Zeiten ihre Haare zu tragen und zu schmücken gewohnt gewesen. Im zehnten wird die Einrichtung ihrer Wirthschaft und Hausgeschäffte angeführet. Im eilften kommen Sachen vor, welche den Gottesdienst der alten Einwohner Deutschlandes betreffen, und es wird bemerket, daß sie sich der Figur des Creuzes noch im Heydenthume bey ihren Ceremonien häufig bedienet. Zuletzt macht ein so genannter vorläufiger Bericht von der Gottesgelahrheit der alten Deutschen den Schluß: wodurch der Verfasser sich ohne Zweifel den Weg zu einem großen Werke von eben dieser Materie bahnen wollen, dessen Verfertigung aber nebst andern nützlichen Unternehmungen, so viel uns bewußt, ist sein frühzeitiger Tod, zu nicht geringem Schaden der deutschen Literatur, hintertrieben hat.

Unsere philosophischen Leser werden bey diesem Verzeichnisse der Capitel, welche in der Schrift des Herrn Kleffels enthalten sind, gar bald auf die Anmerkung verfallen, daß viele nützliche und merkwürdige Umstände der Alterthümer, ja diejenigen, welche gleichsam den Kern der alten Geschichtskunde ausmachen, darinnen von den Deutschen entweder gänzlich mit Stillschweigen übergangen, oder doch nicht in gehöriger Weite ausgeführet worden. Es wird sie bedünken, als ob der Verfasser sich meistentheils bey Kleinigkeiten aufhalte, und zwar bey solchen, welche kaum einer Aufmerksamkeit würdig sind, und die der wahren Gelehrsamkeit unbeschadet, aus den Alterthümern aller Völker, folglich auch der alten Deutschen

ſchen, könnten vergeſſen werden. Sie werden der fruchtbarſten Theile der Alterthümer eines Volks, nämlich die Erzählungen, wie vor Zeiten das bürgerliche Regiment verwaltet worden, was für Künſte und Wiſſenſchaften geblühet, auf was Art man die Sittenlehre eingeſchärfet und ausgeübet, wie die Sprache des Landes von Zeit zu Zeit ſich verändert, u. a. m. in der gegenwärtigen Sammlung, wo nicht gänzlich vermiſſen, doch ſehr ſparſam berichtet finden. Wiewohl, ob gleich der Verfaſſer, wenn es ihm gefallen hätte, die angeführten Umſtände bey den deutſchen Alterthümern mit mehrerer Sorgfalt zu erläutern, ſich freylich bey ſeinen Leſern auch mehrere Verdienſte würde erworben haben: ſo getrauen wir uns dennoch, ſeine Schrift wider dieſen Einwurf völlig zu vertheidigen. Er war nicht willens, ſeinen Fleiß auf alle Merkwürdigkeiten der deutſchen Alterthümer zu erſtrecken, ſondern wollte vielleicht aus großer Beſcheidenheit das beſte davon andern geſchickten Schriftſtellern zur Ausführung überlaſſen. Ueberdem, betreffen ſeine Nachrichten, welche er hier zuſammengetragen, gleich nicht die allernützlichſten und wichtigſten Puncte des deutſchen Alterthums: ſo iſt es ſchon genug, wenn ſie nur nützliche und brauchbare Dinge in ſich faſſen. Das letztere wird uns niemand ſtreitig machen, wenn man erweget, daß auch dergleichen geringe ſcheinende Umſtände von unſern Vorfahren zu wiſſen, mehr als einer Art von Gelehrten zuträglich ſey. Wer ſich die Kenntniß der deutſchen Geſchichte angelegen ſeyn läßt, kann unſer deutſches Vaterland nach ſeiner alten Beſchaffenheit nicht zu genau kennen. Will jemand die alten Geſetze deſſelben erklären, ſo wird

ihm zu dieſem Endzwecke vieles aus dem Alterthume zu wiſſen nöthig ſeyn, was ohne dieſe Abſicht bemerket zu werden, nicht den geringſten Nutzen hätte. Vor allen andern werden die Liebhaber des Urſprungs der Wörter in unſerer Mutterſprache dergleichen Arbeit, als der Verfaſſer übernommen, zu ihrem Vortheile anwenden können. Wie viel Namen von allerhand Sachen und Handlungen, welche im gemeinen Leben vorkommen, werden ſie nicht zu erklären fähig ſeyn; wenn ſie die Lebensart unſerer Väter, von welchen die deutſche Sprache zu uns gekommen, kennen lernen. Dieſe Erkenntniß iſt eine der beſten Quellen der deutſchen Wortforſcher, und wenigſtens weit ſicherer; als wenn man die Abſtammung deutſcher Wörter noch ſo gelehrt, ſo mühſam und künſtlich aus den Sprachen der Griechen, der Hebräer, der Araber und Perſer; ja faſt aus allen vier Theilen der Welt herholen will. Der Vorſatz unſers Verfaſſers iſt auch ſo viel mehr zu billigen, da er denſelben mit einer ſehr guten Einſicht in diejenigen Sachen, welche zum deutſchen Alterthume gehören, nebſt einer vielfältigen Beleſenheit in denen dahin gehörigen Schriften ins Werk geſetzt. Mancherley Erzählungen, welche den alten Deutſchen zum Nachtheile gereichen, und dennoch bishero als unwiderſprechliche Wahrheiten gegolten, ſind von ihm als Fabeln ausgemerzet. Was Julius Cäſar und Tacitus von dem alten Germanien aufgezeichnet, wird auch manchesmal in billigen Zweifel gezogen, und bewieſen: daß beyde ſo wol aus Unwiſſenheit der deutſchen Sprache, als aus Mangel gnugſamer Unterſuchung, oft falſche Dinge vorgebracht, und daß dahero ſich manche Gelehrte von ihnen verleiten laſſen, wenn

ſie

ſie in ihren Urtheilen von den deutſchen Alterthümern, bloß dem römiſchen Tacitus ehrerbiethiger weiſe nachgeſprochen.

Eins müſſen wir noch von dem Buche des Herrn Kleſſels erinnern, ehe wir aus demſelben einige Proben mittheilen: daß nämlich der Verfaſſer ſelber nicht in den Provinzen, welche heutiges Tages den Namen Deutſchland führen, gelebet. So ſind ihm auch die Geſchichte der mitternächtigen Völker, als ſeiner nähern Landesleute bekannter geweſen, als des itzigen Deutſchlandes, und er hat dahero die Gewohnheit, ſich faſt beſtändig auf die Exempel der Cimbern, der Dänen, auch wol bisweilen der Schweden zu beziehen. Man wird ihm aber auch dieſes Verfahren in einer Abhandlung, darinn bloß auf die Beſchaffenheit der alten Zeiten geſehen wird, zu gute halten: die Trennung aller dieſer Völker von denen Deutſchen hat nicht von ihrem erſten Urſprunge an, ſtatt gehabt. Je älter die Zeiten ſind, auf welche man zurückgehet, deſto genauere Vereinigung und Gleichheit findet ſich zwiſchen uns Deutſchen, und den nordiſchen Völkern. Unſere Sprache ſowohl als die ihrige können beydes zur Erläuterung und auch zum Beweiſe dienen. Betrachtet man dieſelben in ihrer itzigen Geſtalt, ſo iſt die Unähnlichkeit freylich ſehr groß: aber ſo groß iſt ſie doch nicht, daß man nicht mitten in ihrer Abweichung ihrer ehemaligen Uebereinſtimmung deutlich ſollte wahrnehmen können. Die Länge der Zeit hat ſie ſehr unähnlich gemachet; aber ſie hat dennoch nicht verhindern können, daß man nicht mehr ſehen ſollte, wie ähnlich ſie vormals einander geweſen. Die Geſchichtſchreiber beſtättigen noch zum Ueberfluße, daß Deutſch-

land und der ganze Norden ſich ehedeſſen nur einerley Sprache bedienet; und daß die Entfernung ihrer Mundarten mit dem Anwachſe der Jahrhunderte beſtändig zugenommen. Roderich von Toledo ſchreibt ausdrücklich: daß noch zu ſeiner Zeit nicht nur in Deutſchland, Dännemark und Schweden; ſondern auch in Norwegen, Flandern und Engelland eine Sprache geredet worden: oder welches unſerer Meynung nach eben ſo viel geſagt iſt, daß die Einwohner aller dieſer Länder, unerachtet des Unterſchiedes ihrer Mundarten, welche ſich ſchon damals muß gefunden haben, doch noch verſtändlich mit einander haben reden können. Nun haben die Sprachen mit den Gewohnheiten und Sitten eines Landes eine ſo genaue Verbindung, daß ſie faſt gar nicht von einander können getrennet werden, und an den Orten, wo die erſten einſtimmig ſind, pflegen auch die letztern nicht unterſchieden zu ſeyn. Es wird alſo bey den alten Deutſchen und den nordiſchen Völkern ſchwerlich anders geweſen ſeyn: und da bey beyden in uralten Zeiten einerley Sprache geherrſchet, ſo haben vermuthlich auch einerley Gebräuche, einerley Uebungen des Leibes und des Verſtandes, einerley Lebensart, einerley Tugenden und Laſter bey ihnen Platz gefunden. Deswegen haben die Schriftſteller der deutſchen Alterthümer genugſame Freyheit, die Lücken ihrer Wiſſenſchaft an den Geſchichten der nordiſchen Völker zu ergänzen: und beſonders iſt Herr Kleſſel darinn zu entſchuldigen, daß er zur Beſtärkung ſeiner Nachrichten von den deutſchen Alterthümern, faſt lauter nordiſche Exempel auf die Bahne gebracht.

In der Vorrede wird erinnert, daß die alten Deutschen vormals selber große Liebhaber ihrer eigenen Alterthümer gewesen. Kein Volk hat mit mehrerm Fleiße das Andenken rühmlicher Personen und Thaten auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen gesuchet, als eben unsere Vorfahren. Vornehmlich zeugen von ihrem Eifer, das Gedächtniß des Alterthums zu erhalten, ihre Heldengesänge. Zwar sind diejenigen, welche von den alten Druiden verfertiget worden, gänzlich verlohren gegangen. Indessen haben die nordischen Völker, die Dänen und Schweden das Glücke gehabt, daß von den ihrigen noch sehr viele bis auf den heutigen Tag übrig geblieben sind. Viele davon stecken in dem Buche, welches der Isländer Sämund Frode, unter dem Namen Edda geschrieben, und von einem andern, welches Snorro Sturleson, unter eben diesem Titel verfertiget, unterschieden ist, aber niemals völlig ans Licht getreten. Andere finden sich in den Schriften des Saxo Grammaticus. Snorro in seiner norwegischen Chronick, die beyden berühmten Gelehrten in Dännemark, Worm und Bartholin, Lafrenson und Syv, ein dänischer Prediger in Seeland, haben gleichfalls diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums zu sammlen und der Vergessenheit zu entreißen sich bemühet. So löblich aber die Vorsorge ist, welche man bereits für die Heldengesänge der alten Deutschen getragen: so werden doch alle, welche sich an den deutschen Alterthümern vergnügen, mit uns wünschen: daß man noch ein weit mehrers in Ansehung dieser Erstlinge, welche die Dichtkunst auf deutschem Boden hervorgebracht, leisten möchte. Würden nicht alle Kenner der Alterthümer sich demjenigen

für

für verpflichtet schätzen, welcher uns von solchen Gedichten, worinn die alten Deutschen das Leben und die Thaten ihrer vornehmsten Kriegshelden besungen, eine so vollständige Nachricht, als immer möglich wäre, lieferte. Wäre es nicht auch der Mühe werth, diese Heldengesänge der Deutschen, aus den angezogenen Scribenten, und wo man sonst noch mehrere davon zusammenbringen könnte, nochmalen zu sammlen, ihren Verstand aus der alten Sprache zu erklären, und das schöne, was hin und wieder so wol in Ansehung der Dichtkunst, als der Gedanken, darinn vorkömmt, anzumerken? Wir haben keinesweges zu den Alterthümern unsers Deutschlandes eine so blinde Liebe, daß wir seine allererstern, noch sehr rohen Proben schon für Meisterstücke in der Dichtkunst ausgeben wollten: sondern, zu geschweigen daß das Alterthum diesen Stücken eine gewisse Art von Ehrerbiethung zu wege bringet; so halten wir dafür, daß dieselbe von aller natürlichen Schönheit nicht gänzlich entblößet sind. Ihre Urheber folgten schlechterdings dem Triebe der Natur. Die Natur aber hat in der Dichtkunst jederzeit was bessers zum Stande gebracht, wenn man sich bloß nach ihrer Vorschrift, als wenn man sich nach einer ganzen Menge von verderbten Regeln gerichtet. Das edle, das großmüthige, das redliche Herz der alten Deutschen wird sich ohne Zweifel auch in ihren Heldengesängen nicht verhelet haben. Wir würden es gewiß, wenn uns diese bekannter wären, darinnen vielfältig wahrnehmen, und mit Vergnügen sehen: daß Witz und Tugend in allen Zeiten nicht bloß in den römischen und athenienſischen Mauern eingeschlossen gewesen; sondern die Seelen

der

der Deutſchen ſo gut als jener berühmten Völker erfüllet hätten.

Wenn unſer Verfaſſer im erſten Capitel die rühmlichen Gewohnheiten, welche die alten Deutſchen bey ihren Heyrathen, beobachteten, nach der Reihe erzählet: ſo führet er an, daß Tacitus von der Eingezogenheit der deutſchen Weiber und ihrer unverbrüchlichen Treue gegen ihre Männer, drey Urſachen angiebt; den Mangel der Schauſpiele unter den Deutſchen, die Abweſenheit ihrer Weiber von Gaſtereyen, nebſt der Unwiſſenheit in der geheimen Schreibekunſt, oder wie es andere auslegen, in den Wiſſenſchaften. Der römiſche Geſchichtſchreiber beſchuldiget die Schauſpiele ſo wohl als die Gaſtereyen, nicht unbillig einer Verführung; in ſoferne er ein augenſcheinlicher Zeuge war, wie laſterhaft es zu Rom bey beyden zuzugehen pflegte. Die Einrichtung der Schaubühne war bey den Römern ſo beſchaffen, daß ſie zur Wolluſt ſehr viele Gelegenheit gab. Terenz und Plautus, ihre beſten Comödienſchreiber, beobachten die unvernünftige Regel: daß in allen ihren Stücken nothwendig liederliche Weibesperſonen vorkommen, und faſt die vornehmſten Rollen ſpielen müſſen. Aus dergleichen Schauſpielen konnten freylich die Römerinnen nicht viel ſtrenge Sätze aus der Sittenlehre mit nach Hauſe bringen: und es war dem alten Deutſchlande eben ein ſo großer Vortheil, daß man von dieſen auf römiſche Art aufgeführten Schauſpielen nichts wußte; als es unſerm Vaterlande heutiges Tages ſeyn würde, wenn es von allen üppigen Poſſenſpielern völlig gereiniget wäre. Von den Gaſtereyen oder vielmehr von den Schwelgereyen der Römer iſt es auch bekannt genug, es ſey dabey

ſo

ſo unverſchämt hergegangen, daß es nicht wenig zur Erhaltung der Schamhaftigkeit bey den Weibern der Deutſchen beygetragen; daß man entweder von dergleichen Gaſtmahlen in Deutſchland nichts gewußt, oder doch wenigſtens die Weiber davon ausgeſchloſſen. Hingegen iſt die dritte Urſache des Tacitus einer ziemlichen Dunkelheit unterworfen: weil man ſeine Worte auf eine zwiefache Art auslegen kann, indem er entweder in dieſer Stelle den alten Deutſchen alle Erkenntniß in den höhern Wiſſenſchaften; oder nur in der Kunſt einen verborgenen Liebesbrief zu ſchreiben, abgeſprochen. Uns ſcheinet der Ausdruck, welchen Tacitus gebraucht, die letztere Meynung weit klärer als die erſtere zu befeſtigen. Es iſt den römiſchen Schriftſtellern ziemlich ungewöhnlich, die freyen Künſte mit dem Namen der Geheimniſſe zu belegen. Ferner, wenn Tacitus von der Gelehrſamkeit der Deutſchen geredet hätte: ſo würde er bey ſeiner ihm gewöhnlichen Kürze wohl ſchwerlich der Männer und Weiber beſonders erwähnet, und beyde Geſchlechter davon ausgeſchloſſen haben. Mußte er etwa befürchten, daß wenn er das nicht thäte, und nur überhaupt meldete; die Deutſchen wären in den Wiſſenſchaften unerfahrne Leute, ſeine Leſer gedächten: wenn gleich die Männer in Deutſchland nicht viel von der Gelehrſamkeit verſtünden, ſo möchte vielleicht das weibliche Geſchlecht unter dieſem Volke ganz vortreffliche Einſichten beſitzen? In Wahrheit, er brauchte bey den Römern, welche uns ohnedem ſchon für Barbarn hielten, dieſen Irrthum nicht zu beſorgen. Man mag indeſſen ſeine Worte nehmen wie man will, ſo überführet ihn Herr Kleſſel, daß er in beyden Fällen geirret habe.

Die

Die alten Deutſchen waren in mehr als in einer Wiſſenſchaft ſattſam erfahren. Auch ſo gar von dem weiblichen Geſchlechte unter ihnen, hat der Verfaſſer Exempel gefunden, daß ſelbiges bisweilen einen edlen Trieb zu gelehrten Beſchäftigungen blicken laſſen, und ſich in der Beredſamkeit und Dichtkunſt eine ſonderbare Fertigkeit erworben. Tacitus kann alſo weder die Männer noch die Weiber des alten Deutſchlandes, für gänzliche Fremdlinge in der Gelehrſamkeit ausruffen. Um ſo viel mehr iſt es zu bewundern, daß der bekannte Hachenberg nicht nur die Worte des Tacitus in dieſem Verſtande angenommen, ſondern ihm noch dazu, falls er darauf zielet, recht gegeben, und ſo gar mit vielen Gründen behaupten will: daß die Erlernung gelehrter Sachen dem weiblichen Geſchlechte allemal zu vielen Ausſchweifungen Gelegenheit gegeben. Unſer Verfaſſer ſagt, ſeine Gründe wären geringe und läppiſch. Und ob wir uns zwar ſo harter Beywörter nicht gerne bedienen, ſo können wir doch kaum begreifen, wie ein Gelehrter von ſeinem eigenen Handwerke ſo übel unterrichtet ſeyn könne: daß er glaubt, die wahre Weisheit, welche die Menſchen zur Tugend bringen ſolle, führe ſie gerades weges davon ab. Hachenberg beruft ſich vergeblich auf den ſonſt klugen Seneca, welcher dieſes längſtens vor ihm behauptet hat. Denn Seneca hat ohne Zweifel eben ſo, wie der gute Homer, einmal geſchlafen, und in ſolchem Traume einen ſo unförmlichen Satz zu Markte gebracht. Sollte es aber mit den Worten des Tacitus dahin gemeynt ſeyn; wie es der Wahrſcheinlichkeit viel gemäßer iſt, als wenn die bekannte Tugend der Keuſchheit, welche man bey den alten Deutſchen

ver-

verehren mußte, unter andern von ihrer Unerfahrenheit verborgene Liebesbriefe zu schreiben, ihren Ursprung genommen; so läßt zwar der Satz sich wohl etwas besser als die vorigen hören. Nur erinnert Hr. Kleffel er stimme dennoch mit dem, was uns von dem deutschen Alterthume bekannt ist, nicht überein. Die alten Deutschen wären nicht so schlechte Köpfe gewesen, daß sie nicht einmal so viel seltsame Figuren, als zu einer verborgenen Schrift nöthig sind, hätten erfinden können: und daß sie gar öfters, wenn sie sich tugendhaft einander geliebet, sich dieses Mittels bedienet, ihre Gedanken geheimerweise an den Tag zu legen, davon wären in ihrer alten Geschichte genugsame Beyspiele anzutreffen.

Auf der 72 S. des ersten Capitels kömmt der Verfasser, da er von den Weibern der alten Deutschen redet, auf die Benennung der berühmten Amazonen. Die Griechen haben den Ursprung dieses Namens in ihrer Sprache finden wollen, und erzählen von den streitbaren Weibern, welche man damit beleget, allerhand Umstände, welche mehr den Mährchen als den wahrhaften Geschichten ähnlich zu seyn scheinen. Dahin gehört, was sie von der Verstümmelung der rechten Brust, deren sich diese Weibespersonen durch Schneiden und Brennen selber sollen beraubet haben, und wesfalls man sie Amazonen, oder ohnbrüstige genennet, für unglaubliche Dinge schwatzen. Dahero sind andere schon vor Herrn Kleffeln auf die Gedanken gerathen, die griechische Sprache habe kein Recht, sich dieses Wort zuzueignen; sondern es sey ein eigenthümlicher Name der Amazonen, welchen sie längst vorhero besessen, ehe die Griechen die geringste Kund-

schaft

schaft von ihnen gehabt. Und zwar könne unter allen Sprachen die Deutsche den stärksten Anspruch auf selbiges Wort machen. Man halte gemeiniglich dafür, daß Deutschland, nebst dem ganzen Norden, seine ersten Einwohner aus Scythien bekommen. Weil nun in eben dem Lande auch die Amazonen gewohnet, so sey wenigstens so viel gewiß, daß, wenn man den Ursprung ihres Namens suchen wolle, die deutsche Sprache weit eher als die Griechische in Betrachtung zu ziehen sey. Der gelehrte Gundling glaubt, die Erklärung desselben aus der alten deutschen Mundart gefunden zu haben, und sagt: Amazone sey ein zusammengezogenes Wort aus: **Am Majats Roni**, da das Wort **Roni** so viel als eine Frau und **Am Majats Roni** eine Frau, welche an der mäotischen See gewohnet, bedeuten soll. Herr Kleffel hat an der gundlingischen Herleitung ein und anders auszusetzen: und ob er sich gleich das wahre Stammwort des Namens Amazone nicht gewiß zu bestimmen getrauet, so will er doch lieber, es sey aus dem alten Worte **Ambod** und aus dem vorigen Worte **Roni** geworben. Ambod habe in dem alten Deutschen ein Werkzeug, es möge nun im Kriege oder in der Haushaltung gebraucht worden seyn, anzeiget, und könne also **Ambodskonn** oder Amazone nichts anders heißen, als eine Frauensperson, welche mit den Waffen umgehet. Jedoch will er auch denen nicht entgegen seyn, welche diesen Namen etwa von dem alten Worte **Ame**, welches einen Schaden oder eine Streitigkeit bedeutet, herführen wollen. Er thut auch unsers Erachtens sehr wohl, daß er seiner Meinung selber keine völlige Gewißheit zuschreibet, sondern sie

nur in die Classe der gelehrten Muthmaßungen setzet. Man ist bey der Herleitung der Wörter, dieser Art von Sätzen sehr wohl gewohnet: und wenn man in allen Wissenschaften es so viel möglich zu gewissen Grundsätzen wird gebracht haben, so werden dennoch in der Lehre vom Ursprunge der Wörter in einer Sprache fast lauter Muthmaßungen, oder wenn es hoch kömmt, Wahrscheinlichkeiten übrig seyn; welche bald gelobet, bald getadelt werden, an einem Orte Beyfall, und an dem andern ihre Widerlegung finden. Eben dergleichen Schicksal wird die Meynung unsers Verfassers von der Ankunft des Wortes Amazone erfahren. Denn wie wäre es, wenn man, unerachtet der scheinbaren Ursache, wesfalls man die deutsche Sprache, und nicht die griechische für die Mutter dieses Namens ausgiebt, dennoch bey der gemeinen Meynung bliebe, daß er aus der griechischen Sprache entstanden sey? Nicht zwar als wenn die Sache, warum die Griechen die Amazonen also benennet, ihre Richtigkeit hätte. Kann es nicht geschehen seyn, daß das Gerüchte, welches von alten Ländern und Völkern Fabeln auszusprengen pfleget, auch von den berufenen kriegerischen Weibern in Asien allerhand Unwarheiten unter die Leute gebracht? Die Griechen waren leichtgläubig genug, was ihnen von den Gewohnheiten der Amazonen, vermittelst des allgemeinen Rufes, erzählet wurde, für bekannt anzunehmen, und ihnen desfalls einen besondern Namen beyzulegen, haben sie sich doch von andern ausländischen Völkern allerhand Fehler und Gestalten des Körpers, welche noch viel wunderlicher sind, weiß machen lassen? Wir hoffen, die Exempel werden unsern Lesern aus den griechischen

chiſchen Scribenten bekannt ſeyn, und überlaſſen ihnen zugleich von der Stärke und Schwäche ſowohl der gewöhnlichen Meynung als derjenigen, welche unſer Verfaſſer auf eine neue Art einzukleiden geſuchet, das Urtheil zu fällen.

Herr Kleſſel hat hin und wieder noch andere deutſche Wörter und Redensarten ihrem Urſprunge nach erkläret, wobey ſich nicht ſo viele Schwierigkeit findet. Das große und prächtige Londen in Engelland führet einen deutſchen Namen, welcher aber mit ſeiner itzigen Pracht und Größe ſchlecht übereinſtimmet. Denn weil die älteſten Städte ſo wohl in Deutſchland als in Britannien ein bloßes Stücke von einem Walde darſtelleten, welches mit einem Walle oder mit einem Graben umzogen war, und die alten Deutſchen ein Gehölze einen **Lund** zu nennen pflegten, ſo hat die Stadt Londen dieſen Namen ihrer erſten Beſchaffenheit zuzuſchreiben. Siehe d. 151. S. Das Scheltwort eines Bärenhäuters führet er, wie Stephan und Cluver bereits gethan, von der Gewohnheit der alten Deutſchen her, vermöge denen ſie des Nachts ihre Ruhe nicht auf weichen Federbetten, ſondern auf Häuten von wilden Thieren, und zwar meiſtens von Bären zu halten pflegten. Daher geſchahe es, daß, wenn ſich jemand unter ihnen dieſes Lagers gar zu öfters und zu lange bediente, und ſich vor dem hellen Mittage nicht entſchließen konnte, ſeine Bärenhaut zu verlaſſen, ein ſolcher fauler und nichtswürdiger Kerl ſich den Namen eines Bärenhäuters erwarb. S. die 174. S. Von der Kleidung der alten Deutſchen findet ſich eine Stelle beym Julius Cäſar in ſeinem ſechſten Buche vom galliſchen Kriege, wo er ſchreibt:

Pellibus aut paruis Rhenonum tegumentis vtuntur. Einige berühmte Sprachverständige als Voß und Bochart haben, wenn sie sagen sollen, was Julius Cäsar durch die Rhenonen verstehe, abermal ihre Zuflucht zu der griechischen Sprache genommen. Wiewol vergeblich, weil Varro, ob er gleich des Griechischen vollkommen mächtig war, es nichtsdestoweniger nicht aus dieser Sprache herleitet, sondern es für ein gallisches Wort ausgiebt. Herr Kleffel trifft aus der 225. S. die Bedeutung dieses Wortes vermuthlich sehr gut, und glaubet, es werden darunter die nordischen Rennthiere verstanden, welche sich, als Deutschland noch mit lauter Wäldern bedecket war, bey uns eben so häufig, als itzo in Schweden aufgehalten, und von den alten Deutschen **Renen** genannt worden. Auf gleiche Art meynet er, hätten die Lateiner das Wort bracca, welches der in den Ebräischen Alterthümern ungemein erfahrne Braun von den Ebräern herleitet, und darüber mit dem Engländer Bernard in eine Streitigkeit gerathen, von den alten Deutschen angenommen. Und wer sieht nicht, daß es weit natürlicher sey, dieses Wort mit Herr Kleffeln von **Brog** oder **Broock**, welches noch diese Stunde im Dänischen und Niedersächsischen üblich ist, als mit dem gelehrten Braun von dem heiligen Stammworte ברך herzuleiten. S. d. 234. u. f. S. In der weitläuftigen Abhandlung unsers Verfassers von den Haaren der alten Deutschen, worinn er umständlich erzählet, was für Haare sie für schön gehalten, wie sorgfältig sie diese in acht genommen, was die Männer bey ihren Bärten, und die Weiber bey ihrem Hauptschmucke für Gebräuche beobachtet, und was

derglei-

dergleichen Umstände mehr sind, finden wir auf der 310. S. eine Anmerkung von einer Redensart, welche aber mehr in der niedersächsischen als in der obersächsischen Mundart statt findet, und wenigstens im Schreiben nicht vorkömmt: da man einen kühnen und dreisten Menschen einen **dreyhaarigen Kerl** nennet. Nach der Art, wie dieses Beywort geschrieben wird, kann man nicht anders denken, als ob es mit dem Zahlworte drey zusammengesetzt sey. Herr Kleffel aber hält diese Schreibart für irrig, und will, daß man statt des griechischen y ein deutsches i gebrauchen solle, weil das Wort dreihaarig von dem Hauptworte **dreien** oder drehen herstamme; und einen Kerl anzeige, welcher, wie es bey den alten Deutschen Mode war, sich wegen seiner zierlich geflochtenen und gekräuselten Haare keine geringe Person zu seyn, einbildete, und so gar mit Ungestüm von allen Leuten desfalls eine besondere Hochachtung verlangte. Weil diese Redensart, wie wir schon erwähnet, heutiges Tages mehrentheils aus dem Gebrauche gekommen; so werden wir so wenig als andere, uns über ihre Rechtschreibung in einen Krieg einlassen.

Die Schlußabhandlung des Herrn Verfassers, worinn er zeiget, was die alten Deutschen vor dem Anfange des Christenthums in Deutschland sich von der Gottheit und ihren Wirkungen für Begriffe gemacht, verdienet gelesen zu werden. Julius Cäsar ist sehr unbillig mit unsern Vorfahren umgegangen, indem er ihnen eine Verachtung alles Gottesdienstes und aller Opfer Schuld gegeben, wodurch er sie in der That zu Dyngöttern machen will. Man siehet aber

leicht, wie viel Glauben dieser sonst berühmte römische Geschichtschreiber verdienet, da ihm nicht allein seine eigene Landesleute hierinn widersprochen; sondern die Nachrichten, welche wir aus dem Alterthume von den Opfern, und Ceremonien der Deutschen besitzen, eine so ungegründete Aussage zum Ueberfluß widerlegen. Wenn man auch bedenket, was Herr Kleffel anführet, wesfalls Julius Cäsar auf solchen Verdacht gerathen können, und warum er seinen Römern diesen Irrthum gerne beybringen wollen: so wird man sein Zeugniß desto leichter in den Wind schlagen. Die alten Deutschen waren nicht nur von dem unvernünftigen Wahne der Ohngötterey gänzlich frey, sondern wer ihren Lehrbegriff von dem Dienste der Götter mit den Gedanken anderer heydnischer Völker vergleichet, der muß demselben einen besondern Vorzug in der Uebereinstimmung mit der Vernunft, so ferne solche bey den heydnischen Lehrern immer seyn kann, einräumen. Das abgeschmackteste Lehrgebäude der Heyden ist dasjenige, da man mehr als ein göttliches Wesen annimmt, welches die Welt erschaffen, erhält und regieret, und worinnen man der höchsten Gottheit noch andere Götter an die Seite setzet, welche ihr nicht unterworfen, sondern mit ihr von gleicher Natur, Gewalt und Hoheit sind. Diese Art der Vielgötterey ist so widersprechend, daß es noch eine Frage ist, ob es jemals Heyden in der Welt gegeben, welche derselben beygepflichtet. Hingegen wenn ein Heyde glaubet, daß das höchste Wesen, vermittelst anderer, welche auch sehr große Macht und vorzügliche Eigenschaften besitzen, und die er desfalls auch mit dem Namen der Götter beleget, als ein Regent durch seine Bediente, die

die Herrschaft über seine Geschöpfe führet: so hat die bloße Vernunft wider diesen Lehrbegriff der Vielgötterey lange nicht so viel zu erinnern. Und das war es eben, was die mehresten unter den alten Deutschen bey der Menge von Göttern, welche sie sonst annahmen, beständig behaupteten. Sie hatten, wenn wir das Wort Gott, in seiner rechten und eigentlichen Bedeutung nehmen, nur einen einzigen Gott, der unter dem Namen Odin verehret wurde. Herr Kleffel hat die Beweisthümer, welche die von den alten Deutschen geglaubte Einigkeit des göttlichen Wesens darthun im 11, 12, und 13. §. sorgfältig gesammlet. Er läßt sich bey der Gelegenheit in einen Beweis ein, vermöge dessen er zeiget, daß in der Gottesgelahrheit die alten Deutschen auch einige ziemlich klare Fußstapfen von der Dreyeinigkeit im göttlichen Wesen vorkommen, und theilet zugleich seine Muthmaßungen mit, wie unsere heydnische Vorfahren zu solchem Lichte gelanget. Jedoch, vielleicht vergrößert er ihren Ruhm, welchen sie wegen ihrer, nicht so gar thörichten Vorstellung von der Gottheit verdienen, hiedurch ein wenig gar zu stark. Wir begnügen uns daran, daß wir ihnen die Erkenntniß eines einigen Gottes zuschreiben können. Die Götter, welche noch sonst von ihnen verehret wurden, hielten sie in der That für lauter Untergötter: und wenn sie den Bildnissen eine Ehrerbiethung erzeigten, oder Opfer brachten, so wurde dieser Dienst in soferne den todten Bildern erzeiget, als dieselbe eine gewisse Gottheit, welche auf Befehl des obersten Gottes zu ihrem Schutze, oder zu ihrer Strafe bestimmet war, darstelleten. Sonne, Mond und Sterne wa-

ren mit in dieser Anzahl begriffen. Denn Herr Kleffel merket an, daß zwar die alten Deutschen nach dem Exempel aller Heyden auf eine Verehrung dieser himmlischen Körper verfallen; aber nicht in der Absicht, sie als todte Körper anzubethen, sondern aus dem Vorurtheile: als wenn einem jedweden ein besonderer Schutzgeist vorgesetzet wäre, dessen Vermögen sich zugleich mit auf unsere Erdkugel erstreckte. Wer sonst von den Untergöttern der alten Deutschen, ihren Namen, Abbildungen und Verehrungen, wie auch von allen Gebräuchen und Ceremonien ihres Dienstes mehrere Nachricht wissen, und mit einem Worte, sich von der Gottesgelahrheit der alten Einwohner in Deutschland etwas genauer unterrichten will, dem zu gute hat unser Verfasser im 20 und 21. §. die alten und neuen Schriftsteller, welche diese Materien abgehandelt, namhaftig gemacht.

V.

Johann Riemers von aller Welt beweinter Maccabäus, in den übergroßen Thaten Friedrich Wilhelms, Marggrafens und Churfürstens von Brandenburg. Merseburg, bey Christian Forbergern, 1689. in 8.

Die Bogen, die diesen Titel führen, sind eine Lobrede, welche der Verfasser dem benannten Churfürsten zu Ehren, bey dem Trauerbegängnisse desselben, zu Osterwick gehalten hat. Sie gehören also in

den

den eigentlichen Bezirk der Abſichten dieſer Beyträge: Indem ſie eine Probe von dem Zuſtande der deutſchen Beredſamkeit im vorigen Jahrhunderte ſind. Sie würden auch ein Beweis ſeyn, daß der Anfang von Wiederherſtellung eines natürlichen und gereinigten Geſchmacks wirklich in das Ende dieſes Zeitraums zu ſetzen wäre; wenn nicht das wenige Gute, was ſie an ſich haben, aus der Lobrede Fleſchiers auf den Marſchall von Turenne entlehnet wäre, das übrige aber den ausſchweifenden Witz dieſes dafür bekannten Redners überall zeigete. Der Leſer wird ſelbſt davon urtheilen können, wenn wir ihm einen Begriff davon geben werden. Vielleicht ſcheint zwar unſer Vorſatz einigen unnöthig zu ſeyn, weil man Riemern ſchon kennet: uns aber ſcheint es nicht ſo. Riemer iſt zwar bekannt, allein mehr wegen der Ausſchweifungen ſeines Witzes, als wegen des Ausſchreibens der Ausländer. Wir ſagen indeſſen hiermit nicht, daß gegenwärtige Rede gar nichts ausſchweifendes habe, und ganz ausgeſchrieben ſey; ſondern wir wollen nur ſoviel damit zu verſtehen geben, daß dieſe Rede unter diejenigen Stücke des Verfaſſers und des vorigen Jahrhunderts gehöre, in welchen das Böſe von dem, von andern erborgten, oder geſtohlnen Guten etwas gemildert wird. Denn wenn wir mehr davon ſagen könnten, ſo würden wir nicht von dem Anfange, ſondern von der Vollkommenheit des guten Geſchmacks darinnen reden.

Zur Sache zu kommen, ſagen wir zuförderſt, daß dieſe Lobrede auf den großen Churfürſten, Friedrich Wilhelm, dem erſten Anblicke nach, nach dem Fuße der gemeinen Predigten gemacht zu ſeyn ſcheint. Der

Verfasser hat dieses selbst gemerkt; denn, sagt er, sie ist nicht allein von der Kanzel gehalten worden, sondern auch mit Verlesung eines Textes, einer gewöhnlichen Predigt ähnlich gemacht worden. Er entschuldiget sich also deswegen in der Vorrede, daß, da sie doch etwas gleiches mit einer predigermäßigen Kanzelrede habe, im übrigen nicht homiletisch genug aussehe, und der Text von ihm nicht nach den Regeln der Hermeneutica, und wie Prediger zu thun pflegen, tractiret werde. Denn erstlich, setzt er dazu, gebe er diese Trauerklage vor keine Predigt; sondern vor eine Lobrede des großen Churfürsten aus: Er habe auch darinnen den Grund des Heldenlobes in seinen natürlichen und unausgesonnenen Argumenten gesucht, auf die Art und Manier, wie er andre in seinen Reden angeführet habe. Er hätte auch deswegen gerne die ganze Rede mit einem Texte verschonet, wofern er dieselbe nicht von der Kanzel halten, und also mehr dem gemeinen Manne zu gefallen, die Figur einer Predigt simuliren müssen; wiewol der Text dennoch, *per modum comparationis inter Maccabaeum et Electorem* (denn es ist die Stelle aus 1. Maccab. 3. v. 3. 4. 5. 6. 7. *) obgleich

* Auch auf diesen Text sogar hat ihn der Bischoff Fleschier gebracht, wie man theils in der Sammlung seiner Panegiriques, theils in der Gottschedischen ausführlichen Redekunst, auf der 492. u. f. S. des II. Th. im III. Th. sehen kann. Hätte Fleschier sich einen andern Spruch auf seinen Helden erwählet, so hätte ihm gewiß Riemer auch darinn nachgeahmet. Allein diese wahre Ursache verschweiget er uns. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß der große Friedrich Wilhelm sich so gut mit dem Maccabäus vergleichen läßt, als Turenne.

gleich nicht in bloßen Worten, doch in den Sachen selbst beobachtet sey. Hernach sey zu wissen, daß großer Herren ihre Leichpredigten ganz anders aussehen müssen, als wenn man einem gemeinen Manne, mehr zur Erbauung der ganzen Gemeine, als zum Ruhme des Verstorbenen, einen Leichspruch aus der Bibel, zur Nachfolge, erkläre. Denn hier habe der Zuhörer seines gleichen beerdiget, von dem man an das Volk mit grösserm Nutzen reden könne; als wenn man von einem großen Fürsten zu sagen habe, dessen gleichen man nicht einen Zuhörer im ganzen Lande, geschweige in einer einigen Gemeine finden könne. Das nächste und bequemste sey also, daß man sich in solchen extraordinairen Reden bey dem Lobe eines so hochverdienten Regenten sonderlich aufhalte. Der Usus an das Volk weise sich ohnedem; als welchen auch ein Politicus in seiner Leichabdankung nicht vergesse, vielweniger ein Prediger auf der Kanzel. Kurz zu sagen, Kanzelsermonen von hohen Häuptern, (woferne sie ihre Kunstregel haben sollen) wollen nicht *ex sensu litterae et verbi*, d. i. keinem blossen *textu dicti, sed ex textu historico et reali* geführet werden; Es müßte denn seyn, daß ein trostreicher biblischer Spruch von der Herrschaft selbst beliebt, und von dem Consistorio zum Texte aus- und vorgeschrieben würde. Wo aber Freyheit gegeben werde, da stehe es wohl etwas fleißiger, wenn man die Rhetorica einwenig zu Hülfe nehme, und, wo

das

das *obiectum materiale* was besonders sey, so auch das *formale* in seine besondere Art bringe. Doch sey hiedurch kein andächtiger Prediger in seiner Lehrart getadelt; und wer bey seiner eingeführten, auch guten Gewohnheit, bleiben wolle, habe seinen Willen. Wer aber etwas weiter sehen, und einen so ungemeinen Todesfall in dem Gedächtniß eines löblichen Landesherrn abhandeln wolle, der finde *rem alicuius indaginis*: wovon er Gelegenheit nehmen wolle, anderswo seine Meynung besser hervorzubringen, und solche Reden unter gewissen Regeln herauszugeben.

Diese Gedanken, welche der Verfasser zu seiner Entschuldigung wegen der Gestalt seiner Rede vorbringt, sind überhaupt nicht ungegründet. Das einzige fast, was man etwa daran auszusetzen hätte, ist der allzukunstreiche Begriff, den er sich von den ordentlichen Predigten macht, oder vielmehr, in dessen Annehmung er sich unrecht nach dem Geschmacke oder der Gewohnheit seiner Zeit zusehr bequemet hat. Denn eine Predigt ist eigentlich doch eine geistliche Rede, und soll von rechtswegen von einer andern Rede durch nichts, als durch die Wichtigkeit des Inhalts, und durch den Fleiß, solche erbaulich abzuhandeln, unterschieden seyn. Auf der Kanzel ist es nicht Zeit zu grübeln, sondern ins Herz zu dringen und zu erbauen. Diesen Endzweck aber erreichen die ausnehmend methodisch-homiletisch-hermeneutischen Steinmetzereyen nicht. Denn sie überführen den Zuhörer mit allen ihren theoretischen Speculationen nie ernstlich genug, daß die Sache wichtig sey, und ihn selbst angehe. Und daher machen

chen sie, wenn man mir erlaubt, mit einem so freyen Ernste zu sprechen, nicht mehr Eindruck in das Gemüthe desselben, als ein Zeitungsblatt, das von dem Zustande des großen Moguls handelt, oder als ein Bild der Tugend, daß man in der Gasse auf der Stange herumträgt.

Niemern selbst halten wir indeß wegen seiner Zeiten noch für genugsam entschuldigt; und nennen es keine Schüchternheit bey ihm, daß er um Vergebung bittet, da er von der damaligen Gewohnheit, obgleich mit Rechte, abgeht. Denn wer wider den Strom schwimmt, der thut ganz wohl, wenn er gelinde verfährt, und die Sache nicht mit allzuvieler Heftigkeit angreift. Und es würde deswegen dem Werthe seiner Lobrede nichts abgehen, weil der Verfasser seine darinnen gemachte Ausführung mit einer Entschuldigung begleitet hat; wenn nur alles übrige seine gute Richtigkeit hätte.

Wir müssen Herrn Niemern ferner auch in Ansehung des Grundsatzes, den er von den Leichpredigten hat, Beyfall geben. Er will, daß sie zur Erbauung der ganzen Gemeine gehalten werden, und sich nicht, wie sehr oft geschieht, bloß mit dem mehrentheils fahlen, unrichtigen und von dem größten Theile der Versammlung im Herzen verneinten Lobe des Verstorbenen, beschäfftigen sollen. Viele Prediger, sonderlich auf dem Lande, meynen, daß sie ihren Thaler eben deswegen empfangen, damit sie den entschlafenen Mitbruder oder die selige Mitschwester recht heraus streichen, und vornehmlich dadurch die Hinterlassenen kräftig trösten sollen. Und es ist wahr, man würde recht haben, wenn wir lauter große Heilige begruben.

grüben. Allein die meiſten, denen Leichpredigten gehalten werden, ob man gleich im übrigen ihr Ende nicht ſtracks verdammt, ſind ihrer Lebensart nach ſchon ſo bekannt, daß mancher, der dabey ſitzt, heimlich denkt: Wenn der noch ſo gelobt wird, ſo getraueſt du dir gewiß auch ſchon in den Himmel zu kommen. Und unſers wenigen Erachtens reißt man hierdurch, an ſtatt die Tugend aufzubauen, dieſelbe gerade nieder. Wenn es uns alſo, da ſo viele von Leichenpredigten Regeln gegeben haben, auch erlaubt wäre, unſre Meynung von denſelben zu ſagen: ſo würden wir dieſe drey Erinnerungen geben. 1) Iſt der Verſtorbene wahrhaftig lobenswürdig: ſo lobe man ihn. 2) Iſt er weder recht laſterhaft, noch ein recht frommes Vorbild geweſen: ſo handle man einen guten erbaulichen Satz in der Leichenpredigt ab, und glaube, genug an den Verſtorbenen gedacht zu haben, wenn man am Ende ſeinen Lebenslauf verlieſet: oder will man ja an ihn gedenken; ſo thue man es nur, wo es noch mit einigem Grunde geſchehen kann, und lüge wenigſtens nichts aus Liebe zum Nächſten. Einem Prediger, der in einer Leichpredigt eine Lügen ſagt, glaubt man hernach in einem ganzen halben Jahre alle ſeine Wahrheiten nicht. 3) Iſt der Todte bekanntermaßen laſterhaft geweſen: ſo halte man immer eine herzhafte Strafpredigt und Warnungsrede an die Gemeine, und ſuche die Hinterlaſſenen mit etwas Beſſerm zu tröſten, als mit einem unverſchämt erdichteten Lobe ihrer Anverwandten. Man weis nicht, ob es vielleicht Leute geben könnte, die uns mit unſern Geſetzen auslachen möchten? Wir würden uns aber in dem Falle auslachen laſſen, und doch glauben, daß ſie gegründet wären.

Da

Da übrigens der Verfaſſer ſagt, daß bey Lobreden großer Herren, der Vortrag des Redners ſeinen Grund nicht ſowohl in gewiſſen Textworten, als in den wirklichen hiſtoriſchen Umſtänden haben müſſe, und daß er ſelbſt meiſtens um des gemeinen Mannes willen einen Text bey ſeiner Lobrede verleſen habe: ſo hat auch dieſes in der Hauptſache ſeine gute Richtigkeit, wenn man es recht verſteht. Und unſre Gedanken davon ſind dieſe. Der rechte Zweck einer ſolchen Rede iſt, wie es das Wort ſelbſt giebt, das Lob des großen Mannes, den man zum Gegenſtande hat. Dieſes Lob muß auf gewiſſen Gründen beruhen, die der Redner anführet. Der Zweck ſeiner Rede aber wird erricht, er mag dieſes mit eines andern oder mit ſeinen eigenen Worten thun; das iſt, mit einem andern Ausdrucke gegeben, er mag einen Text haben, oder nicht. Denn der Text, überhaupt betrachtet, iſt nichts anders, als eine Reihe von Worten, die den Grund von dem Vortrage des Redners in ſich enthalten. Dieſer Wahrheit zu folge, haben wir auch Beyſpiele von beyden Arten von den beſten Rednern vor uns. Manche haben keinen Text, manche aber haben dergleichen, wie z. E. Fleſchier, welchen Riemer, wie ich beyläufig erinnere, vor Augen gehabt hat. Aus eben dem Grundſatze, den ich voraus geſetzt habe, ſieht man aber auch zugleich, daß es an ſich ſelbſt gleichgültig iſt, man mag den Text nehmen, wo man ihn findet, es mag in einem geiſtlichen oder weltlichen Schriftſteller ſeyn. Wem dieſes letzte fremde dünket, der erinnere ſich nur der aphthoniſchen Chrien, die allemal einen Text, und zwar aus einem weltlichen Scribenten zu haben pflegen. Daß man aber

ordent-

ordentlich das erstere wählet, das hat seinen guten Grund in der Regel der Vernunft und der Gottesgelahrheit; indem eine aus den heiligen Schriften dazu gebrauchte Stelle, der Rede eine gewisse Art von Hoheit und Nachdruck mittheilet, und also, in der Absicht, sowohl die nächste Absicht als den Hauptzweck des Redners befördert. Wenn man aber die Beschreibung gelten läßt, die ich von dem Texte gegeben habe: so erkennt man ferner, daß Herr Riemer sich nicht sowohl deswegen zu entschuldigen habe, daß er einen Text zu seiner Rede genommen, als vielmehr, daß er diesen, und keinen andern gewählet hat. Denn der Text, den er sich ausgelesen, ist nicht nur aus einem apokryphischen Geschichtschreiber genommen, dessen Ansehen zwar bey den Papisten, aber nicht in unsrer Kirche etwas gilt; sondern er erschöpft auch, wie man hernach sehen wird, seinen Vortrag nicht ganz. Er hat dieses auch selbst vermuthlich gemerkt; er hat es aber für besser gehalten, in den Umständen, in denen er war, einen, als keinen zu verlesen. Wo ein Redner also nicht in gleichen Umständen ist, und nicht zu sehr genöthiget wird, der Gewalt der Einbildung und Gewohnheit nachzugeben; da thut er besser, gar keinen, als einen unbequemen Text zu erwählen. Denn das läugnet man nicht, daß es in gewissen Umständen, wie Riemer in der Rede selbst bemerkt, schwer ist, einen Text zu finden, der die Sache erschöpft. Es läßt sich doch aber sehr oft thun. Es ist zwar hier der Ort nicht, Texte zu Lobreden vorzuschlagen: weil man aber doch vielleicht wissen will, was wir durch einen Text, der die Sache erschöpft, verstehen: so wollen wir diesen Ausdruck durch ein Exempel erläutern.

läutern. Wir wollen den Fall setzen, daß man einen verstorbenen Gottesgelehrten loben sollte, der sich in gleichem Maaße durch Wahrheit und Liebe, durch Wissenschaft und Frömmigkeit, ruhmwürdig gemacht hätte: denn das sind wohl die zwey wesentlichsten Stücke von dem Lobe eines Gottesgelehrten. In diesem Falle würden sich die Worte aus dem 2 Cap. Maleachi sehr wohl zum Texte brauchen lassen: **Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und ward kein Böses in seinen Lippen funden. Er wandelte vor mir friedsam und aufrichtig, und bekehrte viele von Sünden.** Wollte man es kürzer sagen: so könnte man die Stelle aus dem 5 C. Johannis nehmen: **Er war ein brennend und scheinend Licht.** Und auf diesen Fuß lassen sich viele geschickte Texte finden; die auch der Weltmann in solchen Umständen brauchen kann, ohne seiner Ehre zu nahe zutreten, und sich mit der Bibel zu beschmutzen.

Doch, wir erinnern uns, daß die meisten Leichentexte schon von den Leidtragenden, oder dem Verstorbenen selbst gegeben werden; und also nicht in des Redners Wahl stehen. Es ist auch Zeit, von der Rede selbst zu sprechen, die uns zu diesen Anmerkungen Gelegenheit gegeben hat, und dem Leser gleichsam den Grundriß davon zugeben.

Der Eingang sagt kurz, aber in sehr hochtrabender Schreibart von der Schwierigkeit, den verstorbenen Churfürsten würdig zu loben, da das Leid über dessen Absterben noch zu viel Gewalt über die Gemüther habe.

Wir können hier denselben nicht wohl übergehen, ohne eine Probe von dieses Redners Schreibart zu geben; zumal da er hier alle seine Kunststangewandt zu haben scheint. Es heißt:

„Eloquar an sileam? Heute ist Stillschweigen „eine Sünde: und Reden eine kühne Vermessenheit. „Denn die **bestürzte** Sache, welche ich von dieser „mit Trauerzeichen umhangenen Kanzel an mein Volk „vorzutragen habe, ist so groß, daß sie durch ganze „Provinzen und Länder vielen tausendmal tausend Ein„wohnern ihre mit Traurigkeit genetzten Häupter in „die von Furcht und Schrecken unterstützten Hände „leget: dagegen aber der größten Tugend hochbe„thränter Verlust so schwer und bejämmerlich, daß „Steine und Felsen, ja Himmel und Wolken selbst „mitweinen möchten. Ihr Christen, die ihr allhier „versammlet seyd, fraget nicht nach der Ursache: denn „ihr wisset schon, (und eure erschrockene Seelen hal„ten euch das Jammerbild eines Schiffbruches, wel„cher über ganz Europa ergangen, annoch im Gesichte) „was Sturm einer heulenden Bothschaft an eure vor „Anker liegende Herzen geschlagen. Ach! ach! „unser Josua ist todt. Unser Gideon ist gestorben. „Maccabäus ist umkommen. Der Held, der Is„rael beschützet und errettet hat.

„Laßt mich versuchen, ob ich seinen in aller Welt „großen Namen, vor Wehmuth, ohne losbrechendes „Ach! und Seufzen über die Zunge bringen kann. „Es ist der weiland ꝛc.

So klingt unsers **osterwickischen Fleschiers** erhabene Schreibart. Es ist nicht nöthig, daß man hier Lesern von seinem Geschmacke die fehlerhaften Stellen

Stellen anmerke: Denn wer sieht es nicht, daß z. E. eine **bestürzte Sache**, die mit Traurigkeit **genetzten** Häupter, die von Furcht und Schrecken **unterstürzten** Hände, der **hochbethränte** Verlust, das **bejämmerlich**, der über **ganz Europa ergangene** Schiffbruch, (NB. auf trockenem Lande geschieht sonst kein Schiffbruch) der **Sturm einer heulenden** Bothschaft, und die vor **Anker liegenden** Herzen, solche riemerische Blümchen sind, die den lohensteinischen Zeiten und der Beredsamkeit des vorigen Jahrhunderts so ähnlich sehen, als ein Ey dem andern? Allein, das ist noch nicht genug. Er ist nicht zu frieden, daß er Steine und Felsen, ja Himmel und Wolken hat weinen lassen; er geht mit seinen Vergrößerungen noch weiter, und sagt: daß seines Helden Gottesfurcht **bis an den Himmel gegränzet**, und daß seine Tugend sich mit den Stralen der Sonne gleich weit ausgebreitet hat; daß er mit dem Siege einen Bund und mit dem Triumphe eine ewige alliance gemachet. Er befiehlt denen zerscheiterten Mauern zu trauern, den Gewölben des Tempels zu zittern; und sagt, die Luft getraue sich nicht das Zetergeschrey der betrübten Einwohner über den Tod ihrer Krone zu behaupten. Die vorbeyrauschenden Bäche sollen stille stehen, und ihre Ufer erweitern, weil er ihre Fluthen mit Thränen verstärken will. Die aus den Quellen der Augen vergossenen Wasser sollen sie bis ins Meer begleiten, damit auch die verborgenen Abgründe ihre Betrübniß erfahren mögen. Die Altäre sollen eine Fasten ausrufen und ihre Hörner beugen. Die Kanzeln sollen sich nach beredten Rednern umsehen; das römische Reich soll seinen triumphirenden

Purpur mit Leichtüchern umhängen, und wenn Deutschland nicht Flor genug hat, so soll es die Nacht um ihre betrübte Finsterniß ansprechen, sein feuchtes Angesicht zu verhüllen ꝛc. Endlich wünscht er: „O daß „doch der Geist GOttes meine Rede mit schönen Einfällen, und zierlichen Bildungen versehen möchte!„ Dieses soll nun zwar eine Nachahmung Fleschiers seyn; als welcher auf eben die Art, aber weit was edlers, von dem Geiste GOttes bittet: „O wenn der „göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend „nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken „könnten„ ꝛc. Endlich bescheidet er sich ganz vernünftig: „Allein werde ich nun gleich meine zerstörte „Gedanken von mir sagen, so wird mirs dennoch am „Wohlklange und Redseligkeit, und dahero auch an „eurer Aufmerksamkeit ermangeln. Die Ursache ist auch leicht zu sehen. Er saget selbst, daß er seine Rede bisweilen mit **Unordnung unterfahren** wird. „Diesen Fehler aber, heißt es, müßt ihr mir zu gute „halten, dieweil ich von einer Sache spreche, welche „in dem größten Theile der Welt **eine hochbestürzte „Verwirrung** angerichtet. ꝛc. Auch dieses ist eine sehr niedrige Nachäffung Fleschiers. Dieser sagt nämlich: „Wenn ich diese Ordnung meiner Rede unterbrechen möchte, so vergeben sie mir ein wenig „Verwirrung in einer Materie, welche so viel Unordnung verursachet hat.„ **Doch**, schließt Riemer, **will ich sehen, wie ichs mache, daß ich euch in dieser Trauerrede** ꝛc. Wer hätte sich auf die vorigen hochtrabenden Dinge, so einen niedrigen Abfall vermuthet?

Die

Die Abhandlung selbst stellt den Churfürsten als **einen groſsen Fürsten**, als **einen mächtigen Regenten**, und als **einen unübertrefflichen Helden und Feldherrn** vor. Das erste, welches die Geburt betrifft, beweiſet der Verfaſſer durch Anführung der berühmteſten Prinzen, welche das brandenburgiſche Haus aus den alten Zeiten her aufzuweiſen hat: da er denn Friedrich den Eiſernen, der der deutſche Achill genennet worden, den Marggrafen Johannes, Joachim den erſten und andern, Johann Georgen, Joachim Friedrichen, Johann Siegmunden, und Georg Wilhelmen, den Vater Friedrich Wilhelms, jeden beſonders nach ſeinem guten Charakter, bemerkt. Das andre Stück, die Regierungskunſt des Churfürſten beweiſet er wieder, indem er die Fürſtentugenden beſonders durchgeht, und die Gerechtigkeit, die Gütigkeit, Mäſsigkeit, Beſcheidenheit, Wahrhaftigkeit, Wiſſenſchaft und Klugheit bey ihm antrifft. Den dritten Grund ſeines Lobes, ſeine Heldentugend und Tapferkeit, findet er in der bekannten Geſchichte des Churfürſten; in welcher er der Zeit nachgeht, und darinnen von Stück zu Stück die Kriegsverrichtungen deſſelben vornimmt, und das Groſse daran zeigt: welches theils durch die Verſchiedenheit, theils durch die Geſchwindigkeit, theils durch die beſondere Noth, ſo dabey wahrzunehmen ſind, ſichtbar gemacht wird. Und hierbey redet er zugleich von dem heroiſchen Ende, welches der Churfürſt genommen. Den Beſchluſs macht eine Apoſtrophe an GOtt, darinnen der Redner die Sünden des Volcks erkennt, um Gnade bittet, und für den neuen Churfürſten um Seegen, Friede und Sieg, nebſt dem Wohlſeyn ſeines Hauſes flehet.

So wenig wir aber dem großen Friedrich Wilhelm, einem der größesten Helden, die die Welt gesehen hat, und der bey eben denselben Eigenschaften, die er besessen, noch viel größer erschienen seyn würde, wenn er ein größeres Reich beherrschet hätte, sein Lob streitig machen wollen: so wenig können wir das ungeheuere Lob billigen, das unser Redner ihm gleich im Anfange der Rede auf folgende Art giebt.

„Sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich „gewesen; und nur der Anfang zu seinem Preise, daß „seines gleichen nie gehöret worden. Die Thaten „Cäsars sind Kinderspiel gegen seine Kriege. Der „berühmte Scipio ist nur eine Nebensonne gegen die„se Quelle des Kriegslichtes. Hannibals Helden„übungen gegen die Expeditiones unsres Großfürsten, „sind wie eine Comödie gegen den Verlauf einer wahr„haftigen Geschichte. Alle Helden der Griechen und „Römer, hätten unter ihm zu Felde, in Belagerungen „kaum Unterofficiere bedeuten können. Sollte so ein „erleuchteter Fürst unerleuchtete Heyden beherrschet „haben, sie hätten ihn nicht als einen großen Held, „sondern als den Gott der Kriege selbst, NB. ihrer „Blindheit nach, geehret, und ihm die Opfer der „Furcht und Demuth NB. angezündet. Sie hätten „ihm den Herkules zur linken Hand gestellet, und den „Hektor und Jason gebunden unter die Füsse ge„worfen.„

Wenn man einen Fähnrich oder Unterhauptmann (Lieutenant) zum Lobredner des Churfürsten bestellet hätte, der etwa von dem Cäsar, Scipio, und Hannibal nichts mehr, als die Namen, noch aus der Schule her, behalten hätte: so hätte man es ihm nicht

nicht übel nehmen können, daß er sie etwa für Unterofficier angesehen, und ihre Thaten für Kinderspiele gehalten hätte. Wenn aber ein Gelehrter, der das Alterthum etwas besser kennen soll und will, als man es auf der Hauptwache kennen lernen kann; so abgeschmackt von den größten Helden alter Zeit urtheilet: so kann man es ihm gar nicht vergeben. Und ist jemals ein Lob, auf Unkosten des Alterthums recht unsinnig hoch getrieben worden, so ist es gewiß dieses. Es ist schon von vielen Kunstrichtern erinnert worden, daß man im Loben sich vor solchen rasenden Ausschweifungen hüten solle, die den Helden, den man loben will, mehr beschimpfen als erheben. Vielleicht aber hat Riemer dergleichen Regeln noch nicht gewußt: doch scheint er aus einer gewissen Behutsamkeit, die etwa aus einem bösen Gewissen den Ursprung gehabt, den Jason und Hektor erst gebunden zu haben, ehe er sie seinem Helden zu Füssen geleget; denn wer weis, was sich sonst hätte zutragen können? So viel ist doch noch an diesen ganzen Lobeserhebungen zu loben, daß sie einem nicht mittelmäßigen Helden, und zwar nach seinem Tode erst zu theil geworden: da wir hergegen zu unsern Zeiten, in einer Zueignungsschrift, auch acht bis zehnjährige Kinder, gewisser auf kurze Zeit glücklicher Väter, über Cäsarn und Alexandern haben erhöhen gesehen; wiewohl mit dem Erfolge, daß sich das Buch bald seiner Zuschrift geschämet, und sich der Welt so zu zeigen angefangen hat, als ob es solche lügenhafte Lobsprüche niemals neben den Regeln des wahren Erhabenen geduldet hätte.

In diesem also verdient der Verfasser einiges Lob; und wenn man dann noch sagen will, daß seine Rede eine

Nachahmung des Fleschiers sey, so ist es nicht darinnen, daß er der Natur frey zu folgen gesucht, und nicht nach der Gewohnheit vieler andern Redner seiner Zeit zu viel gekünstelt. Denn es ist gewiß, daß er manchmal sehr gekünstelt, und wo er gekünstelt, gefehlt hat: daß also seine Rede zum Beweise des Satzes beym P. Gisbert dienet, daß der Redner natürlich seyn solle, wenn er neu, schön und erhaben seyn wolle.

Dieser Erbsünde, der Künsteley, also, sind die schwülstigen und in der Wirkung frostigen Ausdrücke zuzuschreiben, welche hier und da mit eingeschlichen sind, und das Wahre durch das zu Hochgetriebene verstellen und niedrig machen. Hieher gehören z. E. folgende Stellen: Der GOtt der Lebendige, der mit Blitzen schießet, und mit Hagel und Donner canoniret. Die tugendhaften Gegenlagen aller Gebrechen, stunden in lauter Gemüthsvollkommenheit vor dem Throne seines Herzens, einmüthig versammlet, wie gehorsame Regimenter auf dem Musterplatze. Die Gratien und Musen hielten dem Markgrafen Johannes den Churstuhl. GOttes gnädige Vorsehung hat dem Markgrafen von Brandenburg das Schwerdt nicht nur an die Seite, sondern auch an den Mund gegürtet; weil ihre beredte Zunge ꝛc. ꝛc. Die Unterthanen des Churfürsten haben auf ihren Werkstädten mit fetten, gleißenden Lippen, ihre Danck- und Tischlieder gesungen. An dem hellen Mittage seiner Majestät konnte er das vernebelte Elend leiden, und gab zu, daß vor seinen hellstralenden Zepter auch der Bettelstab treten dorf-

dorfte. Als eine gewisse Krone wider die gemachten Tractaten dem Churfürsten ins Land gefallen, hilf ewiger GOtt! was Feuer entbrannte da auf dem Heldenthrone seines Herzens. Die Augen flammeten im Haupte wie zween schreckliche Cometen. Nicht geringer ists, daß Albrechts Kriegsruhm von der Sonne um den ganzen Erdboden herumgewälzet worden. Und gespielt ists, daß Warschau die Stadt genannt wird, welche von dem Anschauen der Wahrheit ihren Namen hat. Und unzäliche schöne Bißchen von dieser Art mehr. Doch noch was schöners müssen wir nicht vergessen; nämlich daß er von der Natur einen Diamant begehret, der so groß seyn soll, daß der Churfürst, und alle seine Siege, *NB.* alles in Lebensgröße, drein gehauen werden könne: weil ihm der Marmor zu weich ist.

Wenn man hingegen auch eine Probe von einer guten Stelle sehen will: so kann folgende dazu dienen, die zwar nicht allen Putz des Ausdrucks, den sie haben konnte, aber doch eine natürliche Schönheit hat, die dem Geschmacke fast nothwendig gefällt. O du unser liebreicher Beherrscher, heißt sie, alle deine Länder gestehen, daß der Himmel kein traurigers Gerichte, als deinen Tod, über sie anfangen können. Sie sind auch mit ihren Klagen zu hören, und haben desselben mehr als zu gerechte Ursachen. Du regierrest sie also, daß sie den Schatz alles menschlichen Fortkommens, den göldenen Frieden, behielten. An allen Grenzen waren sie sicher. Dein hochgelieb-

geliebtes Haupt war gleichsam der Werkstuhl ihrer vermehrten Glückseligkeit. Ihre durch Krieg gestörten Wohnungen baueten sie unter deinem Schutze besser wiederum an, als sie iemals gewesen. Wenn andre Völker auf der Schildwache stehen mußten; so gingen die brandenburgischen Unterthanen mit Ruhe und Freuden zu Bette. Mußten anderer Könige ihre Werkleute mit zu Walle, in die Gräben und Schanzen: so saßen die Deinigen auf ihren ungehinderten Werkstätten, und sungen mit (fetten gleißenden) Lippen ihre Tisch- und Danklieder. Ihr Weinstock wurde nie gestöret, und die Früchte ihrer Feigenbäume überbrachten sie selbst, mit frölichen Händen. Darum auch glimmete die Liebe immer auf ihrem Herzen, wie ein ewiges Feuer auf dem Altare.

Was die Rechtschreibung des Verfassers betrifft: so können wir nicht läugnen, daß sie, auch so gar nach seiner Zeit gerechnet, nicht die beste ist. Er schreibt zum Exempel, **Redseeligkeit**, an statt Redseligkeit; welches Wort, wo es anders überhaupt nicht zu ungebräuchlich ist, sich nicht von **Seele**, sondern von sal herschreibt; von welcher Sylbe es bekannt ist, daß sie eine Menge dessen, wozu sie gesetzt wird, anzeigt. Er schreibt ferner, ein **praver**, an statt braver Soldat, **Tapfrigkeit**, an statt Tapferkeit, **Tonner** anstatt Donner, **Brillen**, (welches lunettes sind) an statt Brüllen, **eiferfichtig**, an statt eifersüchtig, **ertunkeln**, an statt dunkel werden. Doch dieses geht nur die Worte an.

Bey

Bey dem Beſchluſſe endlich, ſind die Stellen zu finden, wo ihn die Schönheiten des Biſchoffs Fleſchier in der Lobrede auf den Marſchall von Turenne zu einer allzuweitgetriebenen und etwas unanſtändigen Nachahmung verleitet haben. Keine davon kömmt wunderlicher heraus, als diejenige, in welcher Riemer als ein proteſtantiſcher Prediger die Lehrſätze ſeiner Kirche faſt ſo zu vergeſſen ſcheint, als ob er Seelmeſſe leſen wollte. Wir wollen dieſe Stellen zur Probe in Vergleichung ziehen, als worinnen die beyden Reden gar zu ſehr mit einander übereinkommen: wiewohl er es in unzähligen andern nicht ſo grob gemacht hat.

Gegen das Ende.

Riemer.

Ach HErr! der du die dunkeln Winkel unſers Gewiſſens erleuchteſt, und in unſern verborgenſten Gedanken, das allbereit ſieheſt was noch nicht iſt, als wenn es ſchon wäre; nim doch in den Schooß deiner großen Herrlichkeit dieſe heilige Seele, die mitten in dem Fortgange ihrer Weltglorie mit nichts mehr umgegangen, als mit den Gedanken deiner Ewigkeit. ꝛc. ꝛc.

Fleſchier.

HErr! der du die finſtern Winkel unſrer Gewiſſen erleuchteſt, und in unſern heimlichſten Abſichten dasjenige, was noch nicht vorhandē iſt, eben ſo gut erblickeſt, als was wirklich da iſt; empfange doch in dem Schooße deiner Herrlichkeit dieſe Seele, die in kurzem mit nichts anders, als mit Betrachtungen deiner Ewigkeit erfüllt geweſen ſeyn würde. ꝛc. ꝛc.

Im übrigen müssen wir dem Verfasser das Zeugniß geben, daß der Ausputz seiner Rede zu gezwungen und zu häufig ist; daß er mehrentheils übersteigend und schwülstig denkt, daß seine Gleichnisse, selten neu, zu kurz, und nur wie im vorbey gehen angebracht sind, und daß, vieles mit einander zu sagen, er dasjenige, was das größte Lob der Lobredner ausmacht, und die hohe Einfalt genennt wird, und darinn Fleschier so vortrefflich ist, ganz und gar nicht erreicht hat.

Eben so unglücklich ist er in der poetischen Zueignungsschrift gewesen, die er seiner Rede vorgesetzt. Und man sieht es gar wohl, daß Riemer nicht zur Poesie gemacht gewesen; zu derjenigen Poesie nämlich, wo Schwulst, Ausschweifung und Niedrigkeit, ja selbst eine trockne, ob gleich sonst untadelhafte Mittelmäßigkeit, Fehler sind. Er ist kein elender Poet, aber auch kein guter. Man wird gewissermaßen seinen poetischen Charakter aus der folgende Stelle kennen lernen:

Sein Cur- und Tronen-Prinz sey dir auch, GOtt, befohlen,
Der zarte Landes-Held, der in der Wiegen schon
In Hoffnung Wunder thut.

Es ist wahr, die Stelle hat die Liebe und die Ehrfurcht eines Unterthans, die an ihrem Obern alles hochschätzt, zur Ursache. Mich dünkt aber, wenn man, in einer Satire, die Thorheit, alle gleichgültige oder nichtswürdige Sachen an Personen von hohem Geblüte für groß, wichtig und erstaunlich auszuschreyen, tadeln wollte: so sollten sich die letzten anderthalb Zeilen auch sehr gut dazu schicken. Wir

hätten

hätten Riemern von dieser Seite zu tadeln gesparet: wenn es nicht noch itzt immer Leute gäbe, welche ungewaschen und ungebadet; da sie doch niemand darum bittet, durchaus Poeten seyn wollen, und nicht an die heilsame Zeile gedenken:

Heu! nihil inuitis fas quicquam fidere diuis.

Die Begierde des Lesers zu stillen, der diese Lobrede des Herrn Riemers nach allen ihren Umständen zu kennen begehrt, ist das, was wir bisher gesagt haben, hoffentlich genug. Wir würden also hier gleich aufhören, wenn wir nicht noch das zu sagen hätten, daß wir von **Weisens Zittauischen Rosen, bey dem Grabe Johann Georgs des dritten Churf. von Sachsen**, welche an das von uns gebrauchte Exemplar der riemerischen Lobrede gebunden waren, hier nichts sagen wollen. Solcher Unsinn, wie dieser ist, wenn er auch gleich einmal Mode gewesen ist, verdienet mit Stillschweigen gestraft zu werden. Und wir gedenken aus keiner andern Ursache daran, als, diejenigen, denen diese Rosen ohngefähr in die Hände kommen möchten, zu ersuchen: daß sie in Betrachtung dieses Beyspiels, ihres Orts es doch den Schulleuten einprägen helfen möchten; daß sie nicht gleich mit allen Tändeleyen ihrer Untergebenen, welche vielleicht übrigens, in den Schulmauern bewahrt, als Uebungen, nicht ohne Nutzen sind, die vernünftige Welt ungebethen beschweren sollen. Die Lehrlinge auf den untern Schulen, werden, so lange sie dieses sind, gar sehr selten Redner; und können, nach Abzug der Uebung, die sie für ihre Person dabey haben, ordentlich nichts mehr, als edle Gegenstände und Materien,

terien, durch ihre nüchterne Ausarbeitung eines abgeschmackten Stoffs, aus dem Collectaneenbuche ihres Lehrers, erniedrigen und schänden. Zur Probe kann folgendes dienen. Es wird angeführt, daß der sterbende Churfürst gesprochen: **Ich sterbe: aber ich hoffe durch Christi Verdienst die Seligkeit zu erben.** Dieses ist edel und groß. Allein der Herr Rector Weise und seine Schüler machen eine schulfüchsisch beblümte Umschreibung dazu: **Meine Rose soll verwelken, mein Licht soll verlöschen. Aber das Blut des geliebten Heilandes soll meiner Rosen die Farben, und die Seligkeit soll meiner Seelen das Licht wiedergeben.** Und das ist unnatürlich, übel angebracht, kriechend, und abgeschmackt. Wohl dem, der nicht so künstlich zu seyn gelernt hat! Aber wohl auch dem großen Herrn, der sich in seinen Ländern, neben seiner andern Pracht, Größe und Herrlichkeit, vernünftige Männer und gescheidte Lobredner zieht, die seine Thaten nicht durch thörichte Spielwerke, und läppische Tändeleyen verunehren; ja gar bey der Nachwelt einigermaßen zum Gelächter machen. So glücklich als Trajan gewesen, sind noch wenige Fürsten geworden. Wie wenige nämlich, sind doch einen Plinius zu erziehen, zu erkennen, zu erheben und ihrer Freundschaft zu würdigen geschickt gewesen!

VI.

Ursachen, warum ein Trauerspiel nothwendig in Versen geschrieben seyn müsse.

Ich habe in meiner ersten Vertheidigung der ungereimten Comödie versprochen, mich ferner zu erklären: warum ich ein Trauerspiel in gereimten Versen nicht allein zulasse und billige; sondern es als eine Vollkommenheit desselben fordere, ohne welche es die gehörige Wirkung, des zu erweckenden Vergnügens, in den Gemüthern nicht erhalten könne? Und dieses will ich in einigen Blättern auszuführen suchen.

Das Trauerspiel ist eine nachgeahmte Vorstellung unglücklicher Zufälle an großen Personen, die sie sich bey vielen tugendhaften Neigungen, durch anklebende Fehler und unglückliche Fälle zugezogen haben. Das Lustspiel ist eine Vorstellung lächerlicher Fehler und Schwachheiten gemeiner Leute, von allerley Ständen. Dieses soll belustigen und erbauen: jenes aber sucht durch Mitleiden und Bewunderung, die es, in erhauchten Beyspielen, bey den Niedern erweckt, denselben die Ausübung nicht gemeiner Tugenden angenehm zu machen; oder wenigstens eine große Hochachtung gegen erhabne Neigungen und edle Thaten zu wirken. Wenn man diese beyden Begriffe gegen einander hält, so werden alle folgende Stücke einander entgegen gesetzt seyn. In der Comödie sind alle Personen niedrige Leute, bis zur Noth auf den Grafen; der doch noch sehr oft mit den gemeinsten Leuten in Geschäfften, die eben nicht Dienstleistungen sind, zu thun hat, und daher alle-

allemal als ihres gleichen angeſehen werden mag: in jener aber ſind königliche und fürſtliche Perſonen. Die erſten ſind durch Fehler und Ausſchweifungen, die ſie an ſich haben, und auf der Seite zeigen, wo ſie am merklichſten in die Sinne fallen, nur lächerlich geworden: dieſe aber ſind gar unglücklich geworden. Das Lachen und die Traurigkeit; ſo entgegen geſetzte Triebe! müſſen alſo durch ganz verſchiedene Mittel erhalten werden. Ihre Wirkungen zeigen auch genug davon. Man könnte annehmen, wenn es nicht aus der Natur beyder ſchon flöſſe, daß das Luſtſpiel mehr eine flüchtige Luſt, das Trauerſpiel hingegen ein herzrührendes Vergnügen erweckte; und daß die Stacheln im Gemüthe dort nur kützeln, hier aber eingreifen. Man beluſtiget ſich, wenn man ohne heftige Bewegungen des Gemüthes mit einem leichten und gleichgültigen Anblicke unter lauter, dem Sinne und der Einbildung reizenden Umſtänden, Kleinigkeiten wahrnimmt, die im Leben vorgehen: wodurch die Hauptperſon der Comödie auf eine lächerliche Art unglücklich gemacht wird; iedoch durch ihre Schuld, und nicht auf eine plötzliche und erſtaunende Weiſe. Man erbauet ſich, wenn man ſich an dem Unglücke der Großen ſpiegeln kann: wenn man alle beſondere Umſtände, darinnen die Tugend leiden oder unterliegen kann, aufgedeckt ſieht, und zugleich bemerkt: wie dieſer oder jener Held ſich der Schickung überläßt, und ſich der Größe eines weiſen Mannes gemäß aufführet; und dadurch die Bewunderung und Hochachtung der Tugend und ſeiner Perſon; und das Mitleid mit ſeinem Unglücke auf eine angenehme Weiſe verbindet. Ich hoffe Vergebung zu erlangen, daß ich die Erbauung von

der

der Tragödie brauche, und den Gottesgelehrten ein Wort abborge, welches in ihre Schule gehört. Wir ſind den Begriff von ihnen gewohnt, und er iſt vielleicht in der völligen Stärke, unter welcher ſie ihn verſtanden haben wollen, eine Wirkung der Tragödie. Dieſe Beluſtigung, dieſe Erbauung ſind beyden eigen. Eine Beluſtigung aber iſt, welche ſie mit einander gemein haben. Wir empfinden dieſelbe, wenn wir die Vollkommenheit und Geſchicklichkeit des Dichters in ſeinen Nachahmungen wahrnehmen. Dieſes iſt ein Werk des Poeten, allein: der Ungelehrte nimmt ſie eben ſo wohl wahr als der Gelehrte; ein jeder mehr oder weniger, nachdem er mit dem Weſen der Dichtkunſt, und den damit verknüpften Dingen bekannt iſt.

Ich will itzt aus der Vergleichung der comiſchen oder tragiſchen Perſonen zeigen, wie nothwendig der Unterſcheid des Vortrages bey ihnen ſey. Eine comiſche Perſon iſt allemal aus einem der niedrigen Stände, ſie iſt alſo, vermöge dieſer Eigenſchaft, verbunden, gemein, niedrig, ſchlecht, in Sprüchwörtern, ja nach Erforderung der Umſtände ſelbſt nach den Fehlern einer gewiſſen Provinz zu reden. Es würde überflüßig ſeyn, wenn ich noch einmal zeigen wollte, daß dieſes bey der deutſchen alexandriniſchen Versart zu erhalten nicht möglich ſey; und wenn es auch möglich wäre, ſo würde es alsdann doch noch ungeziemend ſeyn. Man kann es nunmehr der deutſchen Nation zur Ehre nachſagen, daß nicht allein die geſchickteſten unter ihr, ſondern auch ſchon ein großer Theil des niedrigen Pöbels erkannt haben, oder doch ſonſt glauben: der Poet müſſe durchaus nicht ſo niedrig, ſo gemein, ſo ſchlechtweg reden, als ſie zu

thun gewohnt sind; er müsse sinnreich, zierlich, sonderbar, bewegend u. s. f. reden. Sie lesen schon kein Gedichte mehr durch, welches sich nicht gleich im Anfange mit einer von diesen Eigenschaften beliebt macht, und sich seinen Leser dadurch gleichsam erwirbt. Diesen Vortheil, diesen hohen Begriff verlieren sie aber wieder, wenn sie in der Comödie fluchen, schimpfen, complimentiren, zanken, und die allergleichgültigsten und schlechtesten Dinge in der poetischen Schale vortragen hören. Denn, das ist schon ausgemacht, daß die Schreibart ganz und gar nicht poetisch seyn muß. Was ist nun aber ein Vers ohne poetische Schreibart? wahrhaftig ein poetisches weniger als nichts, in mathematischem Verstande. Das edle und sonderbare des Gedankens, welches den Vers machen soll, fehlet: dieses ist das nichts; und die Worte so da liegen, verlieren durch den Zwang ihres Sylbenmaßes den Geist und das Leben, die sie unter der Einschränkung in einem freyen Vortrage noch haben. Dieses haben sie, ehe sie Verse sind, und verlieren es, wenn sie Verse geworden. Ist das nicht weniger als nichts? Denn da die deutschen Verse die Länge und Kürze der Sylben nach dem Accente des Sprachthons beurtheilen; da diese Accente oft gleich in jenen Stellen aufeinander folgen, da manche Wörter eben dergleichen Accente haben; da die poetische Scansion sehr oft leiden, die comische Freyheit des ungezwungenen Vortrags aber gar verschwinden muß: so kann man hieraus abnehmen, wie schwer ein Vortrag in Versen, ich will nicht sagen ein poetischer d. i. ein allzuzierlicher und sinnreicher Vortrag den Beyfall der Zuhörer hoffen könne.

Ich komme auf die Tragödie. Ihre Personen sind Helden,

Helden, Könige, große Leute. Man iſt ſeit allen Zeiten gewohnt, lauter wahrhafte, in der *Hiſtorie* berühmte, aber doch allemal längſt verſtorbene Perſonen aufzuführen: da hingegen die comiſchen Perſonen erdichtet, und unter ſolchen Namen uns, allemal gleich ſind. Hohe Perſonen haben ſehr wenig Umgang mit der Menge der übrigen Welt. Dieſe muß ſich alſo den Begriff von ihnen aus der bloßen Hiſtorie machen. Und ein Vorurtheil der menſchlichen Seele, daß ſo wenige, ſeltene, große, u. ſ. f. Leute was ſonderbares und ausnehmendes an ſich haben müßten; daß ſie groß in ihrer Perſon, in ihren Handlungen, Neigungen, und Worten ſeyn müßten; dieſes Vorurtheil ſage ich, macht ſie geſchickt, dem Poeten ohne Widerwillen zu erlauben, daß er denſelben in ihrem Vortrage mehr Zierlichkeit, mehr Putz der Worte ſelbſt in dem Affecte geben, und ſeine Perſonen, wenn ich ſo ſagen darf, zu lauter Dichtern machen kann. Es mag viel dazu beygetragen haben, daß wir die erſten Begriffe von Helden aus dem Homer, als dem älteſten Scribenten bekommen haben: der ſie alle, als ein Poet in dem poetiſchen Wohlklange beſchreibt, und alles, was ſie zu ſagen haben, zwar ihrem Charakter gemäß, jedoch in Verſen reden läßt. Wir allerſeits ſind mit dieſen Leuten, die ſo viele Jahrhunderte vor uns geſtorben ſind, niemals umgegangen; wir haben auch mit unſern Königen und Fürſten keinen Umgang gepflogen: und die wenigen Worte, die ſie dann und wann zu einem Niedrigen reden, ſcheinen allemal von ihrem erhabnen Weſen und von einer Sprache zu zeigen, die ſich nicht herunter ins niedrige und gemeine laſſen will. Es erweckt demnach in dem Zuhörer eine ehrerbiethige Verwunderung, wenn

hohe Leute nicht allein edel denken, sondern auch eine so zierliche und wohlklingende Sprache reden, die gleichsam nur den Höchsten auf Erden und den Göttern eigen zu seyn scheint; weil sich niemand unter uns einer so außerordentlichen Fähigkeit bewußt ist. Es scheint hieraus zu folgen, daß eben der Schmuck der gebundenen Schreibart, der in dem Munde der gemeinen comischen Personen unnatürlich, wunderbar, ja fast unmöglich läßt, in diesem ausgehobnen kleinen Theile des menschlichen Geschlechts, in den Häusern der Könige und Fürsten, eine eigene angebohrne natürliche Sprache ist.

Ich will noch einen Grund, der aus der Natur der poetischen Schreibart fleußt, anführen, weil dieser fast allein die Ursache der angenehmen Wirkung ist, die aus der Vorstellung eines Trauerspiels erfolgt. Die Tragödie soll Verwunderung, Mitleiden, Traurigkeit und Schrecken hervorbringen. Unter diesen sind Mitleid und Traurigkeit diejenigen, welche die menschliche Seele am liebsten fühlt, welche sie mit einem angenehmen Widerstande nach und nach in sich entstehen läßt, und deren Empfinden ihr eine Wollust giebt, die ihres gleichen nicht hat; zumal sie mitten im Empfinden bedenkt, daß dieses nicht die Natur selbst, sondern die Kunst des Poeten ist, die der Natur so nahe kömmt, daß das menschliche Herz sie gleichsam verkennet. Ich will hier eine Sache nicht erweisen, die alle Welt erfährt, und die niemand in Zweifel zieht, der jemals gewußt, was die Dichtkunst ist, oder vermag; nämlich das zärtlichste, der einnehmende, herzrührende Vortrag, sowohl in angenehmen als heftigen Gemüthsbewegungen, in dem Munde des Poeten eine viel stärkere Gewalt an dem menschlichen

lichen Herzen ausübt, als sich der prosaische jemals versprechen kann. Ich will nicht erinnern, wie lächerlich die Haupt- und Staatsactionen aussehen, welche wir noch vor einigen Jahren auf allen unsern Schaubühnen gesehen. Erfindung, Personen, und Charakter waren aus den Tragödien genommen: aber der ungebundene Vortrag verkehrte das gesuchte Mitleid ordentlich in ein mitleidvolles Lachen. Wiewohl ich nicht läugnen will, daß sich ein prosaisch abgefaßtes Trauerspiel, wenn es mit der gehörigen Vollkommenheit vorgestellet wird, sollte mit Beyfall ansehen lassen: so kann es doch lange nicht die starken Wirkungen eines gebundenen Stückes hervor bringen. Wenn man sich davon überzeugen will: so darf man nur den prosaischen Cato und den gebundenen neben einander lesen. Die berühmte Frau, durch deren Vermittelung wir ihn deutsch lesen, hat gewiß nichts gespart, ihn so ausnehmend schön zu liefern, als in der ungebundenen Schreibart immermehr möglich ist. Man bemühe sich auch, ihn mit aller möglichen Heftigkeit des Affects laut zu lesen; so wird man doch nicht so dadurch gerührt werden, als wenn man nur mit den Augen, den besten Stellen des poetischen nachfolgt. Der Poet muß aber auch sehr behutsam seyn, daß er niemals seine anständige Art zu reden verliere. Denn man bemerkt einen niedrigen und gemeinen Gedanken, eine gleichgültige Frage, ein gezwungenes Ausrufen u. d. g. abermals sehr leicht, und mit einem großen Misvergnügen; und ein lautes Lachen, das manchmal bey den ernsthaftesten Stellen den Zuhörern wider willen entfährt, kann hierinnen einen Zeugen abgeben. Sonst wird man mir zugeben, daß die Dichtkunst auf der Schaubühne ihre stärkste Wirkung thue.

Sie soll eine Sprache der Götter seyn: ihre Söhne reden sie. Sie soll die Tugend am geschicktesten unter den Menschen fortpflanzen; hier zeigt sie das Glück und den Vorzug desselben: die unglückliche Tugend, bleibt hochachtungs und lobenswürdig, und das glückliche Laster wird verabscheuet.

Niemand hat leicht vergnügtere Thränen vergossen, als die ihm der tragische Dichter abgefordert: und die Zärtlichkeit ist in vielen Seelen rege geworden, die sonst gar nicht darzu aufgelegt zu seyn schienen.

Ich habe nicht beweisen dürfen, daß der zierliche und pathetische gebundene Vortrag in der Tragödie nothwendig sey. Denn dieses ist so ausgemacht, daß niemand eine Haupt- und Staatsaction, der es meistentheils an diesen Eigenschaften fehlt, für ein Trauerspiel ausgegeben. Ich habe nur zeigen wollen, woher uns diese Schreibart in dem Trauerspiele gefalle, da die niedrige, wenn sie gleich gereimt ist, in der Comödie nicht gefällt. Ich glaube es dadurch gethan zu haben: daß die tragischen Personen Dichter seyn dürfen, die comischen aber nicht: daß die poetische Schreibart, Traurigkeit, Mitleiden und Verwunderung leichter und stärker als die Prose erwecke; aber nicht so leicht zu lachen machen könne: daß der comische Reim dem Schönen des gebundenen Vortrags so wohl, als der Aehnlichkeit der Charaktere zu viel Abbruch thue; hingegen der tragische unter allen der stärkste, und am meisten vermögend sey. Zum Ueberflusse will ich noch erinnern, daß der Unterscheid der Comödie und Tragödie hauptsächlich auf die Personen, und die erregten Affecten ankomme; und daß man Misgeburten zur Welt bringe, wenn man hierauf nicht acht giebt. Ich weis z. E. Leute,

die

die den Enfant prodigue, oder den verlohrnen Sohn für eine Comödie, andere, die ihn für eine Tragödie gehalten haben; ich ſelbſt aber gebe ihn für eine Tragicomödie, das iſt, für einen theatraliſchen Zwitter aus. Die einen ſagten: was luſtige Diener, närriſche Präſidenten, zankende Gräfinnen, und am Schluſſe eine Heyrath hat, das iſt eine Comödie. Die andern ſagten: ein Stück, das in Verſen geſchrieben iſt, was in vielen Stellen erhaben und pathetiſch iſt; was eine Hiſtorie aus der Bibel vorſtellt, (dazu verleitete ſie der ſchlecht überſetzte Titel,) was Verwunderung, Zärtlichkeit und Mitleid, ja gar Thränen erweckt, das muß eine Tragödie ſeyn. Und beyde Theile hatten recht. Und ich ſage: wo alles beydes iſt, da iſt die Comödie und Tragödie zugleich. Man ſollte kaum glauben, daß man auf ſolche Vermiſchungen fallen könnte, wenn man nicht ſo viel Exempel von Tragicomödien, Comitragödien, ja gar von Tragicomoedia paſtorali (d. i. von allen Schreibarten, Ständen und Orten in einem Stücke zugleich) aufweiſen könnte. Eben ſo, wenn ich den großmüthigen Bettler in einem theatraliſchen Stücke vorſtellen wollte, und die Perſonen dazu einen Bettler, den Bettelvoigt, den Stadtrichter, ein paar Gaſſenjungen, und des Bettlers Tochter ſeyn ließe: ſo kann ich weder die Schreibart, noch die Gedanken edel und erhaben anbringen. Wenn gleich der Bettler unſchuldig, großmüthig, beherzt, billig, und als ein heroiſcher Meiſter der Tugend vorgeſtellet werden könnte. Es wird alſo eine Comödie werden. So bald ich aber ſetze: daß der oder jener Held des Alterthums ein Kriegsgefangner geweſen, zehn Jahre in einem Loche geſeſſen, darinnen er den Körper kaum ausſtrecken können, und den

endlich das Mitleid eines Bedienten aus dem Kerker gelaſſen; daß dieſer ſich in Bettlerskleidern auf den Weg gemacht, und auch wegen ſeiner Bedürfniß betteln müſſen: ſo kann ich ihn ſehr leicht unter die Umſtände eines Trauerſpiels bringen, und der Held, und die Neigungen werden in dieſem Falle Verwunderung und Mittleiden, in jenem aber gewiß nur Lachen erwecken.

Eines habe ich noch nicht berührt; nämlich die gebundene Schreibart ſoll zwar in der Tragödie herrſchen, wie wir ſie denn in allen Exempeln der alten und neuern finden: warum muß es aber der Reim ſeyn? Ich antworte: die deutſche Nation iſt, ſeit dem ſie gute Dichter unter ſich kennen lernen, an den Reim gewöhnt; ſie weis es ſchon, daß es möglich iſt, erhaben und zärtlich und ſchön zu denken und zu reden, wenn man gleich durch ſo viel beſondere Geſetze des alexandriniſchen Sylbenmaßes eingeſchränkt iſt. Sie fordert es demnach von einem jeden Dichter, der für die Schaubühne arbeitet. Ueberdieß giebt ſie der tragiſchen Perſon Erlaubniß, die Sprache ihres Dichters zu reden, und ſie hört ihn in derſelben gerne. Da aber die comiſche vermöge der großen Kluft, die zwiſchen der Sprache gemeiner Leute, und dem zu großen Putze der gebundenen Schreibart iſt, dieſe Erlaubniß nicht erhalten kann: ſo iſt auch nicht zu vermuthen, daß eine Comödie in Verſen jemals mehr Vollkommenheiten erlangen werde, als die proſaiſche ſchon hat. Hingegen wird die Tragödie allemal das angenehmſte und größte Meiſterſtück deutſcher Dichter ſeyn: zumal da man wegen vieler Dinge, die für deutſche Scribenten noch nicht ausgemacht ſind, und doch vorher beſtimmt werden müſſen, ehe man an ein Heldengedicht denken kann. Dieſes andere Meiſterſtück ſo bald nicht zu hoffen iſt.

VII.

Nachricht von einer alten gedruckten Ueberſetzung der Geſchichte von Barlaam und Joſaphat.

Wir haben in dem vorhergehenden Stücke unſerer Beyträge eine Probe von einer gereimten Ueberſetzung dieſer Geſchichte gegeben. Bey dieſer Gelegenheit iſt uns die gedruckte Ueberſetzung in die Hände gerathen, mit welcher wir itzo unſere Leſer unterhalten wollen.

Der ſelige Fabricius übergeht ſie mit Stillſchweigen, ob er gleich in ſeiner griechiſchen Bibliothek des Originals und der Ueberſetzung Billii Erwähnung thut. Ueberhaupt trifft man bey denen, welche uns Nachrichten von dergleichen Alterthümern unſerer Mutterſprache geliefert, von dieſem Buche gar wenig an. Viele gedenken deſſelben gar nicht. Vielleicht iſt die veränderte Aufſchrift daran ſchuld. Der Ueberſetzer nennet es ſchlecht weg: **Das Bůch der chriſtlichen Lere.** Wer wird hier die Geſchichte von Barlaam und Joſaphat ſuchen?

Es iſt im Jahre tauſend vier hundert ſieben und ſiebenzig gedrucket, und folglich den erſten Denkmaalen der Buchdruckerkunſt beyzuzählen. Ueber einer jeden Abtheilung ſteht eine in Holz geſchnittene Figur, welche den Inhalt derſelben vorſtellen ſoll. Dieſe ſind freylich ſo beſchaffen, als man ſie von einer Zeit erwarten kann, in welcher man kaum den Anfang gemachet, die Natur, und mit ihr die weſentlichen Schönheiten der Kunſt wieder zu ſuchen, die man ſchon lange Zeit verlohren hatte.

Die Schrift iſt ſo deutlich, prächtig und groß, daß ſie denen, die an der Ausgabe derſelben gearbeitet, noch itzo Ehre bringen könnte, wenn ſie ſich der Nachwelt hätten kund geben wollen: allein man hat uns weder den Verleger deſſelben, noch den Ort wo es herausgegeben iſt, gemeldet.

Selbſt der Verfaſſer der Ueberſetzung hat, ſich, nach der Gewohnheit der damahligen Zeiten, verſchwiegen. Ob ſie einem Dominicaner-Mönche Jacob von Caſelis, der im vierzehenden Jahrhunderte gelebet, und das Buch von **Schachzabel** oder Schachſpiel heraus gegeben, zu zuſchreiben ſey, getrauen wir uns nicht mit einer Gewißheit zu behaupten. Wenigſtens läßt es die Aehnlichkeit der Worte, der Ausdrücke und des ganzen Vortrages nicht ganz unwahrſcheinlich ſchließen, zu geſchweigen, daß das Buch vom **Schachzabel** im Drucke dieſer Ueberſetzung angehänget iſt.

Wir kommen auf die Ueberſetzung ſelbſt. Weil wir das Original nicht geſehen, ſo können wir nicht ſagen, wie weit daſſelbe herausgebracht ſey oder nicht: wir müſſen aber mit Vergnügen geſtehen, das der Ausdruck ſehr rein, und die ganze Schreibart ſo flüßig, ſo ungekünſtelt und deutlich ſey; daß ſie viele Schriftſteller der folgenden Zeiten beſchämt, welche in der Sprachmengerey und Dunkelheit Schönheiten finden können.

Die Rechtſchreibung geht faſt nicht von derjenigen ab, welche zu unſeren Zeiten von den Vernünftigſten angenommen iſt, außer in den Nennworten und Unterſcheidungszeichen. Dieſe ſind nicht, wie wir itzo thun, von den Beywörtern und Zeitwörtern durch einen großen Anfangsbuchſtaben unterſchieden. In den Unterſcheidungszeichen aber findet man insgemein einen Punct, wo

wir

wir einen Strich oder ein ſogenanntes Comma machen; und ein Comma, wo wir zwey Striche zu machen pflegen, wenn wir ein Wort am Ende der Zeile von einander reiſſen müſſen. Die beyden Puncte oder das Colon ſieht man ſparſam, und die übrigen Zeichen gar nicht.

Damit unſere Leſer eine Probe haben, ſo wollen wir eben die Stelle herſetzen, welche wir bey der gereimten Ueberſetzung ausgeſucht haben, und darnach einen Auszug von Redensarten beybringen, welche in dieſer Ueberſetzung vorkommen, und entweder itzo verändert oder gar ins Vergeſſen gerathen ſind.

„Do ward der Künig weiter erzüret. unngedacht vil mer unn ſchwärer durchächtung wider die münich. unn hätte mer denn vor in liebe unn ere die anbetter der abgötter. Zu der zeit ward den Künig eyn allerſchöneſter ſun geborn. des geburd ſich der künig über die maß vaſt frewet. unn hieß in Joſaphat. Unn gieng hin als ein tor in die tempel der abgötter. unn ſagt dee groß gnad unn dankberkeyt. Unn ließ allenthalben in ſeim künigreich zeſamen ſämen groß menig der völcker deß ſy mit in brächten vos zimlich wär zu den opfer nach dem unn eim yegklachen müglich wäre. unn gezimet ſeiner künigklichen wirdigkeyt. unn opferten do ire opfer. der künig und alles volck von der geburd wegen diſes kinds den abgötter. Do kamen auch daher zu den künig wol bei fünf und funfzig ſterenſeher das ſy im wölten ſagen auß den geſtirn was aus den kind künftigs würd des im geborn was worden. Diſe ſterenſeher die erſuren unn erſuchten vil gſchrift unn leüf der geſtüren unn ſagten das das kind großmächtig würd in künftig zeit: in reichtumb unn gewalt. unn wurd über all di künig werden di vor in wären geweſen. Aber einer aus den ſterenſehern der

über-

übertreffenlicheſt under in allen. der ſprach. als ich auß den leüffen der ſteren di mich gelert haben kan erkennen und urteylen. O künig. die aufnemung diſes kinds das dir yezund geboren iſt di wirt nit ſein in deim reich. Aber in eym andern das böſſer iſt dann dein reich. zu dem auch dein reich keyn gleichnuß haben mag in höhe und würd. Unn als ich ſchätzen kan. ſo wirdt dein ſun diſes kind an ſich nemen den orden der Chriſten di du durchächteſt. unn glaub nit daß er darinn beraubet werde ſeiner hoffnung. Als der künig diſes meyſters wort und weißag vernam do word er ſchwer betrübet in ſeim gemüt von diſer verkündung wegen. Unn dieſe traurigkeyt nam in eynem großen teyl ſeyner freüde die er empfangen hätte von der geburt diſes kindes. Unn fing an und bauwet diſem kind eyn beſundern palaſt von den aller hübſchten unn köſtlicheſten. unn machet darinn kämer von gold und aller ziere auf das ſchöneſt. unn tet darein ſeinen ſun das er darinn wönte. Unn als nun diſer Sun was kommen über ſiben jar. do gab im der künig zü hofmeyſter unn zuchtmeyſter. Unn gab im zü di allerſchöneſten jüngling von leibgeſtalt unn alter. Unn gebot den das ſy kein ding in aller Welt offenbahrten ſeim ſun das im möcht traurigkeit machen. Das ſy im nicht ſagten. wöder von dem tode. noch von kranckheyt. noch von alter. noch von armüt. noch ichts anders das in betrübte und im die freüd minderte. Aber das ſy im fürhielten alle frölige und luſtbare ding. alſo das er nichts künfftigs gedächte was im beſchehen ſolte. Er gebot in auch das ſie gantz nichts von chriſto und ſeiner lere im vorſagten oder lieſſen für ſeine oren kommen. Wann er vorcht die weiſagung des eynigen ſterenſe-

hers

hers der do hette geſaget das seyn sun würde an sich nehmen der christen orden. Unn verbot auch gestreng ob einer der jüngling die bei in waren franck oder blöd würde das der von stund an von seim sun auß dem pallast gethan würde. Unn eyn ander iüngling von leib und gestalt schön und hübsch unn frölichs gemüts würde an des franken statt zu den iungen künig genommen. alsy das die augen dises kindes nichts stinkendes oder unsaubers sähen. Unn ließ der künig außrüffen durch alles sein künigreich. durch seynen schörgen unn büttel. das keyn münich erfunden würde nach dreien tagen in allem seinem lande. Was aber aus den münichen erfunden würde in seinem künigreich. das di durch das feur und schwerdt verdörbet würden.

Verzeichniß,

einiger alten Wörter und Redensarten.

Vermailigen vermischen.
Wolthuer Wolthäter.
Heyler Heyland.
Fraisam gräßlich
Toret Thorheit.
Kläff Gewäsche.
Lügmär Lügen.
Durchächten (von **Acht**) sehr verfolgen.
Durchächtung Verfolgung.
Zesammensämen Zusammenbringen.
Gestüren Gestirne.
Aettmen Oden holen.
Untödtlichkeit Unsterblichkeit.
Fürohin hinfüro.
Unbesinnt unsinnig.
Zerstörlich das zerstöhret werden kann.
Untzher bisher.
Gemeinsamen in Gesellschaft treten.
Ungeschlauffen schlaflos.
Härin Kleid Kleid das von Haaren gemacht ist.
Nächten gestern.
Mit Worten begreiffen mit Worten fangen.
Dräen drohen.
Von wegen daß er, weil er.
Stättigs sogleich.
Ich vergich, ich bejahe.
Ichts irgend etwas.
Also vil, so sehr.
Ongeschmack abgeschmackt.
Ein krumpfer Mann, ein runzelicher Mann.
Schwelcken verschlucken.

Inhi-

Inbitzig ſehr begierig.
Ungehörender ein Tauber.
Kasper koſtbar
Berlin Perlen.
Töllicher ſolcher
Ueberſchwenck Ueberfluß.
Vermeyligen vermählen.
Erkücken Erquicken.
Bicht verpicht.
Wienig wenig.
Abtilgen vertilgen.
Busaune Poſaune.
Das Eingehüren (von hüren das Horn) Einhorn.
Wasen Erdſcholle.
Abgöttereyer Abgötter.
Glaſt Glanz
Hochfahrt Stolz.
Ich bevilch ich befehle.
Hewlach Heirath.
Synfluß Sündfluth.

Ehe wir dieſe Abhandlung beſchließen, müſſen wir noch etwas weniges von der Erfindung und dem Zuſammenhange dieſer Geſchichte beybringen. Vielleicht iſt dieſes einigen unſerer Leſer nicht unangenehm.

Der Zweck, welchen ſich der Verfaſſer in ſeiner Erfindung vorgeſetzet, iſt, die Leute zu bereden: daß ſie die bürgerliche Geſellſchaft verlaſſen, Wüſteneyen und Hölen ſuchen, den Leib martern und ſich auf dieſe Art den Himmel verdienen ſollen.

Der Schauplatz ſeiner Geſchichte iſt das Königreich Indien. Weiter wird im ganzen Buche nichts angegeben. Man redet zwar von einer königlichen Reſidenz, von einer Hofſtatt, von einem Rathhauſe, von Götzentempeln und Kirchen, kurz von allem, woran man ſonſt eine Stadt erkennet: allein den Namen und die Gegend dieſer Stadt ſucht man umſonſt. Der Künſtler, welcher die Holzfiguren zu dieſem Werke erfunden, hat ſich aus dieſer Schwierigkeit nicht beſſer zu retten gewußt, als daß er eine Stadt gezeichnet, und India darüber geſetzet.

Der Held, den uns der Erfinder dieſer Geſchichte abſchildert, heißet **Joſaphat**; ein Prinz des heidniſchen Königes **Avennir**, welcher im dreyhundert und

achtzig-

achtzigsten Jahre nach der Geburt Christi gelebt haben soll.

Dieser König läßt, so bald Josaphat auf die Welt gekommen, alle Wahrsager und Sternseher aus seinem Reiche zusammen rufen, dem jungen Prinzen die Nativität zu stellen. Diese entdecken ihm, er würde künftig ein Christ werden. Der König war ein heftiger Feind dieser Religion, und hatte alle Mönche, die sich sonst häufig in Indien aufgehalten, bloß deßwegen verjaget, weil sie ihn bekehren wollen. Er erschrickt also über die Prophezeihung der Wahrsager heftig, und will die Erfüllung derselben durchaus hintertreiben. Josaphat wird deswegen in einem Pallaste eingesperret. Seine Aufseher und Bediente sind lauter Hofleute, er wird in der Religion der Mohren und Perser unterrichtet, und wollüstig und zärtlich erzogen.

Funfzehen Jahre lang hatte der Prinz schon in dem Pallaste gesteckt, ohne in die freye Luft zu kommen. Sein Oberaufseher beredet endlich den König, daß er ihn zum erstenmahle ins Feld reiten lässet. Hier sieht er verschiedene gebrechliche und alte Leute, dergleichen er zuvor noch nie gesehen. Es war ihm in den funfzehn Jahren noch kein Gedanke vom Tode in den Sinn gekommen. Deswegen reitet er voll Verwunderung und Traurigkeit wiederum nach Hause, da er von diesen Leuten erst höret, daß die Menschen alle sterblich sind.

Indeß wird einem Mönch mit Namen **Barlaam**, der in der Wüsten Sennar als ein Einsiedler gelebet, durch eine göttliche Offenbarung kund gethan, daß er den Prinz Josaphat bekehren solle. Dieser

ſer machet ſich in Kaufmanns Kleidern nach Indien. Er trifft den Hofmeiſter deſſelben an. Er giebt vor, daß er einen wunderbaren Stein zu verkaufen hätte, womit man alle Krankheiten heilen, alle Gebrechen des Körpers heben und Teufel austreiben könne. Es könne ihn aber keiner anſehen der unkeuſch wäre, wo er nicht Gefahr laufen wolle, blind zu werden. Der Hofmeiſter verlangt den Stein nicht zu ſehen, weil er ſeine Augen gerne behalten will, und durch dieſe Liſt kömmt der verkappte Mönch ohne Mühe zum Prinzen Joſaphat, der ein gut Gewiſſen und Muth hatte, den Wunderſtein zu betrachten.

Nun iſt die gröſte Schwierigkeit in der Erfindung gehoben. Barlaam iſt da, wo ihn der Verfaſſer hin haben wollte. Die Folgen dieſes Beſuchs kann ein jeder gar leicht ſelbſt errathen. Joſaphat nimmt von dieſem drey und ſiebenzig jährigen Greiſe alles ohne Widerſpruch an. Er entſchließet ſich ein Chriſt, ein Mönch, ein Einſiedler, und ein Märtyrer zu werden, ſo bald ihm nur ſein Lehrer ſaget, daß er es werden ſolle.

Die Lehrart, welcher ſich Barlaam bey der Bekehrung des Joſaphats bedienet, beſtehet darinn, daß er die chriſtliche Religion in Bilder einkleidete, und beſtändig gleichnißweiſe mit ihm redet. Der Verfaſſer iſt um deſto weniger ſparſam damit, je ſinnreicher ſie ſind. Wir wollen eine zur Probe herſetzen:

Ein Menſch wird von einem Einhorne verfolget. Er fällt, da er fliehen will, in ein Loch: er ergreift aber eine Staude, welche nahe dabey ſteht. Hier hengt er nun in einem erbarmenswürdigen Zuſtande. Ueber ihm ſtehet das Einhorn, das erſchrecklich brül-

let,

let, und ihn verſchlingen will, unter ihm iſt ein tiefer Abgrund, in welchem er einen Drachen ſieht, der den Rachen aufſperret, und Feur und Dampf ausbläſet. Doch entdecket er noch unter ſeinen Füſſen eine kleine Erdſcholle, worauf er ſeinen Leib ein wenig ſtützen kann. An den vier Ecken dieſer Erdſcholle hangen vier Nattern, welche an derſelben beſtändig freſſen. Die Wurzel der Staude, woran er hänget, benaget eine ſchwarze und weiße Maus. Von den Blättern der Staude trieft etwas Honig, dieſes lecket der arme Menſch ab, unterdeſſen haben die Nattern den Raſen aufgeſpeiſet, und die zwo Mäuſe die Wurzel der Staude abgebiſſen, er fällt alſo in den Abgrund.

Die Erklärung dieſer Fabel lautet alſo:

„Das Eyngehüren (Einhorn) hellt die figur des „todes, der allezeit durchächtet (verfolget) das menſch„liche geſchlechte unn arbeyt ſich daß er das müg ver„zeren. Diſe grüb aber iſt diſe welt die iſt voll alles „übels und tötlicher ſtrick. Aber das büſchlin das rüt„lin das von den zwayen meuſen ward abgenagen un„aufhörend das wir begreiffen das iſt die maß unſers „lebens die do wirt verzeret und gemynderet durch die „ſtund des tages und der nacht. die weiß mauß das „ſeyen die ſtund des tags unn die ſchwarz mauß be„deutet die ſtund der nacht. aber die vier ſchlangen un„ter dem waſen die bedeuten den leib des menſchen der „aus den vier elementen zeſammen geſetzet iſt der grau„ſamiſt drack aber in der gruben der bedeuten den er„ſchrecklichen bauch der helle der do begeeret die ze em„pfahen unn ze verſchlinden die das honig das iſt die „ſüßigkeit dieſer welt ſetzen in irem willen unn gemüt „für die ewigen ſüßheyt unn ſüßigkeyt.

Barlaam wird endlich von einem, Namens **Zardan** entdecket, nachdem er den Prinzen schon getauft. Er geht also wieder in die Wüste Sennar. Man jaget ihm nach, aber umsonst. Ein geheimter des Königes giebt den Rath, man solle den heidnischen Zauberer **Nachor** verkleiden und ihn für den Barlaam ausgeben, weil er ihm sehr gleich sähe, man solle ihn zum Schein mit den heidnischen Weltweisen disputiren und hernach die Religion abschwören lassen. Dieses wird ausgeführet. Man stellet eine öffentliche Versammlung an. Jedermann, und selbst der Prinz, hält den **Nachor** für Barlaam. Aber Gott giebt dem Prinzen ein, daß er seinem Bekehrer in Gegenwart des ganzen Volks drohet, er wolle ihm mit seinen eigenen Händen das Herz und die Zunge ausreißen, und sie den Hunden vorwerfen, wofern er abfiele. Nachor erschrickt (und wer sollte davor nicht erschrecken?) und an statt daß er die Lehre der Christen durch sein Exempel zu Schanden machen soll, widerlegt er in der Angst die Irrthümer der Chaldäer: er machet die Mythologie und die Gottheiten der Griechen lächerlich, er bestreitet die Abgötterey der Aegyptier, er stößet den Gottesdienst der Juden über einen Haufen, er vertheidiget die christliche Religion so kräftig, daß die Weltweisen verstummen, und die ganze Versammlung beschämt wird; ja er bekehrt sich selbst durch eine Predigt, welche ihm die Angst auspresset. Der König selbst will schon ein Christ werden, und wäre es auch worden, wann die Heiden nicht einen Hexenmeister **Theodas** hervorgesucht, der ihn wieder abtrünnig gemacht. Doch dieser Zauberer kann auch der Wahrheit nicht lange widerstehen. Er macht sich auch an den Prinzen,

und

und hätte ihn auch beynahe durch seine Beschwerungen zur Unzucht gebracht. Der Prinz wird durch ein Gesicht gewarnet, und fordert den Theodas auf eine öffentliche Disputation heraus. Die geschieht. Theodas legt ihm Gründe vor, die heidnische Religion zu vertheidigen. Der Prinz aber schüttet, aus Ueberzeugung seiner gerechten Sache, alle ersinnliche Schimpfwörter über seinen Gegner aus. Er redet ihn so an: Höre du Tiefe der Irrsaale, und du Gestank der begreiflichen Finsternissen, du Samen von Babylonien, und du eitler Klaffer und viel armer Alter, warum u. s. f. Er schilt ihn hernach zu verschiedenen malen für einen Narren und dummen Esel. Nichts desto weniger springet Theodas auf und ruset öffentlich aus: er könne nicht mehr widerstehen, Gott hätte aus dem Prinzen geredet. Kurz, er wird ein Christ.

Endlich wird der König von seinem Prinzen auch bekehret. Er theilet das Reich mit ihm. Die Mönche werden wiederum im Lande geduldet; es werden Kirchen aufgebauet, in welchen der Prinz Josaphat selbst das Evangelium dem Volke verkündiget.

Bald darauf stirbt der König Avenir. Sein Prinz soll nach ihm den Thron besteigen. Allein er schlägt es aus, und setzet seinen Freund Barachias an seine Stelle ein. Er geht selbst als ein Einsiedler in die Wüste Sennar zu seinem Bekehrer Barlaam. Nachdem er eine Zeitlang mit ihm auf das strengste gelebet, stirbt dieser. Josaphat hat hierauf allerhand wunderbare Gesichter. Er streitet mit dem Teufel in leiblicher Gestalt. Die Engel reden zum öftern mit ihm. Barlaam erscheint ihm selbst, und munitert ihn immer mehr auf, ein Märtyrer zu werden.

Er thut dieſes, und geißelt ſich ſo lange, bis er darüber ſtirbt. Der König Barachias bekommt hierauf Befehl von Gott, die Körper des Barlaam und Joſaphat zu ſich zu nehmen. Sie ſind alſo nach Indien gebracht, und man hat gefunden, daß ſie zum Zeichen ihrer Heiligkeit unverweslich geweſen, und beſtändig den lieblichſten Geruch von ſich gegeben.

VIII.

Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen.

I.

Timoleon der Bürgerfreund, ein Trauerſpiel des Herrn George Behrmanns. Hamburg, gedruckt von Johann Georg Piſcator. 1741. in gr. 8. Der geſchickte Herr Verfaſſer dieſes Trauerſpiels verdient allerdings viel Lob, daß er dieſes Stücke gemacht, und itzo der Welt vor Augen geleget. Es hat ſeinen innerlichen Werth, ſowohl im Abſehen auf den Inhalt, als auf die Schreibart: wenn gleich an der Einrichtung noch irgend etwas erinnert werden könnte; welches aber unſer Raum voritzo nicht leidet. Es iſt aber auch von dem Urheber in der Abſicht, zum Drucke befördert worden, damit er die Urtheile der Verſtändigen darüber vernehmen möchte. Der Herr Vorredner aber, der übrigens ein geſchickter Mann ſeyn muß, wird uns verzeihen, daß wir ihm darinn nicht glauben: daß dieſer Timoleon, das erſte gute tragiſche Original iſt, das in Deutſchland gemacht worden. Denn zu geſchweigen, daß des Herrn D. Ludewigs Ulyſſes,

vor mehr als zehn Jahren fertig gewesen und gespielet worden: so sind auch Titus Manlius, und Cäsar, als deutsche Originale beynahe eben so alt. Will man sagen, daß gleichwohl alle diese Stücke nicht im Drucke erschienen; so werden wir uns auf des Herrn D. Pitschels Darius beruffen, der bereits vor sechs bis sieben Monaten im 3ten Theile der Schaubühne ans Licht getreten ist. Doch auf die Zeit kömmt nichts an. Timoleon ist allemal zu loben, und es ist zu wünschen daß auch die Horazier des Herrn Behrmanns bald folgen mögen.

II. Der Zuschauer, aus dem Englischen übersetzt VI. Theil. Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopfen 1741. in gr. 8. Wer die Uebersetzung der vorigen Theile mit Vergnügen gelesen hat, der wird gewiß aus diesem Theile noch begieriger werden, auch die beyden letzten Bände von eben den Federn bald fertig zu sehen. Es werden auch schon wirklich verschiedene Bogen vom VII. Theile bey dem Verleger ausgegeben, und es wird alle Sonnabende damit fortgefahren.

III. Die Deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten I. Theil. Nebst einer Vorrede und des Erzbischofs von Fenelon Gedanken von der Trogödie und Comödie, ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden, Prof. der Weltw. und Dichtk. gedruckt bey Bernh. Chr. Breitkopfen, 1742. anderthalb Alph. in 8. In diesem ersten Theile sind sieben theatralische Stücke enthalten. 1. Die Horazier aus dem P. Corneille übersetzt, von Herrn Friedr. Erdm. Freyherrn von Glaubitz, von neuem übersehen, und gegen den ersten Druck, und die bisherigen Vorstel-

lungen desselben um ein vieles verbessert. II. Die Spielerinn, ein Lustspiel aus dem Düfreny übersetzt, von Gottl. Benj. Strauben. III. Cato ein Trauerspiel von Joh. Christ. Gottscheden, gleichfalls viel verbesserter, als er vorhin im Druck erschienen. IV. Der Menschenfeind, aus dem Moliere übersetzt von L. A. V. G. V. Der Cid ein Trauerspiel aus dem P. Corneille übersetzt. VI. Der politische Kannengießer, aus dem Dänischen des Hrn. Prof. Hollbergs übersetzt, von Hrn. Georg Aug. Detharding Prof. zu Altona. VII. Die Widersprecherinn, aus dem Düfreny, übersetzt von L. A. V. Gottschedinn. In der Vorrede wird erwähnet, warum die Aristotelische Dichtkunst, versprochener maßen noch nicht erschienen, und zuletzt angezeiget, daß in den künftigen Theilen dieser Schaubühne keine Uebersetzungen mehr statt finden sollen. Dahingegen alle Dichter, die gute deutsche Originalstücke liefern, ersuchet werden, dieselben dem Herausgeber gegen einige Ergetzlichkeit für ihre Mühe, zu überlassen.

IV. Versuch einer Critischen Dichtkunst, mit den Exempeln unsrer besten Dichter durchgehends erläutert, und mit einer neuen Vorrede versehen, von Joh. Christ. Gottscheden. Leipzig, bey B. C. Breitkopfen, in gr. 8. 2. Alph. und 6. Bogen. Diese Ausgabe ist durchgehends verbessert und vermehrt, und an statt der eigenen Exempel des Verfassers, sind hier aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Racheln, Canitzen, Bessern, Neukirchen, Hunolden, Pietschen u. a. m. die stärksten und besten Stücke eingerücket; daraus sie denn einen besondern Vorzug vor den beyden ersten erhalten hat.

V. Be-

V. Belustigungen des Verstandes und Wißes, des II. Bandes I. und II. Stück, vom Jenner und Hornung des 1742. Jahres. Wie die sechs Stücke des ersten Bandes die Aufmerksamkeit deutschliebender Leser verdienet haben; also werden gewiß auch diese neuen Stücke den Liebhabern sinnreicher und artiger Schriften angenehm seyn. Die angenehme Abwechselung die darinnen herrschet, macht, daß sich sowohl die Freunde der Poesie, als der ungebundenen Rede daran vergnügen. Und wenn man so fortfährt, wie man angefangen hat, das Ergetzende mit dem Nützlichen zu verbinden, so wird man in kurzem auch den artigen Theil unsrer Landesleute, bey Hofe, unter dem Landadel, und in Städten, zu Kennern und Liebhabern deutscher Schriften machen.

I. Register der Schriftsteller.

A.

Adami, 386
Adamus Bremens. 475. 525
Adon, 480
Aesopus, 389
Aimoinus, 465
Alfredus, 186. 229
Algermann, Franz. 392
Annonius, 465
Apulejus, 15
Aristides Quintilianus, 12
Aristoteles, 357. 580. 599
Arnold, Dan. Heinr. 169
Aubignac, Abt v. 366. 372
Augustinus, 86

B.

Bär, Nicol. 389
Bartholinus, 611
Basilius, 423
Baum, Casp. 394
Beccau, 394
Becker, Corn. 394
Beda, 186
Beatus Rhenanus, 535
Behaimiinn, A. Elis. 394

Behrmann, 668
Bernardus, 620
Beurhuſius, 395
Bibel, 392. u. f.
Billius, 657
Bochartus, 620
Bodinus, 534
Bodmer, 31. 169
Boethius, 378
Brendel, 395
Braun, 620
Bucholz, 393
Büttner, Wolfg. 402

C.

Caeſar, 103. 378. 536. 619
Cambdenus, 473
du Cange, 531
Caſalis, Jac. v. 658
Caſtelvetro, 357
Cebes, 390
Cicero, 90. 380
Chiflet, J. J. 419. 477
Clajus, 389
Clauberg, 204
Claudianus, 487
Cluverius, P. 184. 417. 422
Curtius, 384

D.

Deſprés, Lud. 14
Dio Caſſius, 536
Diodorus Siculus, 91
Dithmar, 472
Dürkop, Joh. Otto, 394

E.

Eginhardus, 104
Eiring, Zach. 393. 395
Elverfelden, Jon. v. 393
Epictetus, 391
Ermol. Nigellus, 470. 528
Ethelwerdus, 473
Euclides, 391
Eumenius, 526

F.

Fabronius, 112
Fredegarius, 475
Freher, 461
Friſch, 167. 529
Frode, Sämund, 611
Fuchsperger, Ortholf, 402

G.

Gammersfelder, Joh. 392
Garber, Dav. 382
Geographus Rav. 468. 529
Gerup, J. 394
Goldaſt, 215
Gottfried v. Monmut. 462
Gottſchling, 387
Gregorius Nyſſenus, 416
Gregorius Turonenſ. 466
Grotius, 358
Guldin, Melch. 393
Gundelwein, Franz 393
Gundling, 524. 617

H.
Hachenberg, 615
Hanke, 389
Haxsdörfer, 355
Hartnaccius, 381
Heinſius, Dan. 357
Helvetius, M. R. 391
Henkel, Gr. von 394
Herodotus, 429
Heymeyerinn, 395
Heumann, 402
Hieronymus, 91
Hildebrand, 395
Hoberg, Freyh. von 393
Holke, 388. 394
Horatius, 14. 384
Huetius, 314
J.
Ioannes Damaſcen. 406
Iſidorus, 100
Iulianus, 391
Iunius, Franc. 185
Ivo, 480
Iuſtinianus, 388
Iuvenalis, 90. 96. 97
K.
Kero, 184
Kilian, 184
Klaj, 355. u. f.
Kranzius, 113
L.
Lacary, 467. 534
Laſrenſon, 611
Lamprecht, 172
Lange, Ernſt 394
Lange, Ge. Heinr. 394
Lehſten, 384
Leibnitz, 204
Lindenbrog, 234
Lipſius, 100. 196
Lobwaſſer, 394
Löberin, T. C. D. 168
Ludwig, D. C. G. 668
Luſanus, 462
M.
Malſch, 381
Martialis, 99
Martini, 184
Maſius, 112
Meliſſus, 394
Menardiere, Jul. v. 357
Menke, 470
Minutius Felix, 86
Müller, Ernſt 394
Müller, Mich. 394
N.
Nepos, Corn. 381
Neukirch, Benj. 389
O.
Opitz, Mart. 393. 394
Oroſius, 473
Ottfried, 190. 465
Ovidius, 81. 386
P.
Papius, 10

Paulus Diaconus, 463
Perſius, 100
Phaedrus, 86
Plautus, 96. 387
Plinius, 90. 100. 106
Plutarchus, 16. 86
Pontanus, 60
Pope, 167
Porcheron, 468
Prinz, 11
Procopius, 115. 490
Prudentius, 86

Q.

Quintilianus, 181. 429

R.

Rappold, 258
Reinel, 168
Riederer, Jo. Fr. 390
Ruinart, Theod. 463. 478

S.

Salinas, 10
Salmaſius, 96. 367. 422
Salvianus, 488
Salluſtius, 387
Saxo, 113. 476. 480. 611
Scaliger, I. C. 357
Scaliger, Joſ. 422
Schedius, 111
Scheßler, Chr. 391
Schirmer, 395
Schöne, Joh. 394
Schottel, 184
Schweſer, 385
Scipio Gentil. 106
Seneca, 429
Sigebertus, 480
Somner, 185
Spangenberg, 392
Spartianus, 92
Stiebritz, 402
Stocken, Chr. von 393
Stolle, 11
Strabo, 115
Striorius, Wulf. 393
Sturleſon, Snorro, 611
Suetonius, 90. 388
Syv, 611

T.

Tacitus, 115. 535
Terentius, 387
Theophilus, 101
Tibullus, 100
Tiro, Proſper, 462
Trithemius, 461
Trivorius, 534

V.

Valeſius, Hadr. 460. 479
Varro, 620
Ubenberg, Caſp. 392
Vegetius, 388
Vida, 357
Virgilius, 388
Ulpianus, 107
Vogel, Joh. 393

vanstyrkelig, ib.
vantro, ib.
vanvittig, ib.
6. Aus dem Deutsch.
Abgöttereyer, 662
aettmen, 661
abtilgen, 662
als, 428
Amt, Ambacht, 410
Antwort, 207
atter, (aber) 426
aufhalten, 89
aufliegendes Ding, 397
Baare, 426
barmherzig, 233
begreifen, 661
Beichte, 217
Beist, 542
Berlin, (Perlen) 662
beschirmen, 427
ich bevilch, 662
Beyspiel, 236
Bezeugniß, 405
bicht, 662
blatt, 428
blind, 426
Bogen, 426
böseln, 451
Braut, 428
Brocke, 426
Brodt, 426
Busaune, 662
Demuth, 190
Deuwille, 457
Dichter, 450
Dichtmeister, 450
dörfen, 81
dräen, 661
dreyhaarig, 621
dünken, 426
dunkel, 426
durchächten, 661
Ehe, 200
Ehehaften, 200
Eingehüren, 662
Einwurf, 89
ereugen, 235
Ermel, 103
erkücken, 662
erquicken, 231
ersuchen, 215
Erwegung, 405
Erzkönig, 457
erzahlen, 427
Fasten, 426
Feind, 225
finden, 426
foppen, 108
Freund, 225
Fraisam, 661
Fräue, 456
Freyen, 227
Freytag, 227
Fund, 406

fürohin, 661
Fürſt, 428
Galle, 428
Gaſt, 524
Gaul, 88
geben, 427
Gedrang, 427
Gemeinſamen, 661
Geſetz, 194
Geſtüren, 661
Glaſt, 662
gleiſſen, 425
gludern, 542
Gluth, 425
Gott, 425
graben, 426
Großkönig, 457
Gumpendonnerstag, 339
gut, 425
gülden, 455
härin, 661
Haſpe, 426
heilig, 426
helfen, 427
Henne, 421
Heyler, 661
Hochfahrt, 662
Hoheit, 455
Hoffnung, 427
Inhitzig, 662
Kaiſer, 457
karbatſchen, 82
Kinn, 426. 427
kippen, 81
kirre machen, 87
Kläff, 661
König, Künig, 455
auf dem Kopfe beſtehen 80
koſper, 662
krumm, 427
krumpf, 661
Krüppel, 427
Küchlein, 427
kühn, 455
Kunſtartigkeit, 398
löſen, 427
Lügmär, 661
Luſt, 427
machen, 451. 456
Macht, 456
Magd, 426. 456
Majeſtät, 455
Magdeburg, 457
Manslacht, 227
Mei, (May) 456
Meier, Meierhof, 456
Menſch, 184
meynen, 230
Milch, 427
mild, 427
mit, 427
mögen, 451. 456
nächten, 661
nämlich, 19

ongeſchmack, 661
Pech, 428
Pferdewrenſchen, 543
plöchern, 451
platt, 428
pochen, 451
Poet, 451
Poje, 451
Pol, 428
Pritſchmeiſter, 450
Puje, 451
Pujer, 451
Queckſilber, 233
Queckſtört, 233
radaliḫho, 182
Rede, 182
redihaft, ib.
redihaftucho, ib.
redina, ib.
redinoom, ib.
redium, ib.
redlich, ib.
reichen, 428
Reimdichter, 450
Reimer, ib.
Ruder, 428
Sahr 117
Salz, 111
Sattelpuffert, 458
Scar, 117
Scart, 117
Scharmützel, ib.
Schaum, 111
ſcheinen, 96
Schlacht, 113
Schlüſſel, 111
ſchmalzige Samſtag, 339
Schmarozer, 85
ſchön, 95
ſchwelcken 661
ſechs, 111
ſetzen, 111
Sibylle, 86. 457
Sieben, 427
ſpinnen, 428
ſtättigs, 661
Stübbe, Staub, 94
ſtumm, 425
ſtumpf, 428
Synfluß, 662
Thaler, 457
Thau, 426
Tochter, 427
Tod, 427
töllischer, 662
Toret, 661
Vater unſer, 458
überantworten, 208
Ueberſchwenk, 662
verdammen, 223
vergich, 661
verjahen, 397. 406
vermailigen 661
vermeyligen, 662

Vernunft, 204
Vernunftkunſt, 398
Verſtandskunſt, ib.
Vierung, 319
unbeſinnt, 661
ungehörender, 662
unredihaftlihhiu, 182
untergeworfenes, 396
unterſtehen, 81
Untödtlichkeit, 661
Unthher 661
von wegen, ib.
Waſſer, 428
Waſen, 662
warm, 427
Widerſtrebende, 397
wienig, 662
Wolthuer, 661
Wortkunſt, 398
Wucher 240
zerſtörlich, 661
Zeſammenſämen, 661
Zufall, zugefügter, 396

7. Aus dem Engliſch. und Altſächſiſchen.

Ae, 198
aebec, 198
antwurt, 208
at, 428
atter, 426
barnbraccus, 234
barn, 228
barren, 426
begihen, 217
beian, 218
beforen, 229
beichmeere, 427
betrubde, 202
blind, 426
to bowe, 426
bride, 428
broath, 426
brocke, 426
chick, 427
chin, 426. 427
clud, 425
cripple, 427
crumpe, crampe, 427
daughter, 427
death, 427
Deo, 192
deolihho, 192
deonen, 191
deonoſt, 191
dew, 426
domboc, 224
domen, 223
domaesdeg, 223
domfeſt, 223
domnern, 224
Doom 223
dull, 426
duom, 223
duskel, 426
to dye,

11. Aus dem Hebräiſ.
מְשָׁל 237
מָשָׁל ib.
12. Aus dem Lateiniſ.
argumentum, 405
axioma, ib.
bracca, 620
caballus, 88
Caeſar, 457
candidatus 99
candidus, 89
cereus, 98
carmen deſperatum, 372
diabolus, 424
dirae, 372
effatum, 405
enunciatum, ib.
Freja 456
galbei, 105
germanus, 474
gypſatae manus, 93
linea, 531
magnus, major, 456
Magus, ib.
Maja, ib.
Majus, ib.
niger, 89
Objectum, 397
pronunciatum, 405
proportio, 320
remorari, 530
rhenones, 620
ſtellio, ſtellionatus, 106
ſtibium, 94
Venus, 456
13. Aus dem Spaniſ.
Hermanos, 474

III. Register der Sachen.

A.

Abel will nicht ſingen, bis ihm mit den wilden Thieren gedroht wird, 15
Abwechſelung der Reimarten im Trauerſpiele, 372
Affecten, welche in die Comödie gehören, 592
Amazonen, wovon ſie ihren Namen haben, 616
Arlequin iſt im Schauſpiele unnatürlich, 584

B.

Bardewig, Alter der Stadt, 449
Beleſenheit, ſoll nicht in Erklärung der Schrift gezeiget werden, 419
Beluſtig. worinnen ſie im Luſtſpiele zu ſuchen ſey, 589
Beyſeite, die im Schauſpiele ſind abgeſchmackt, 583
Bib. Geſch. ſollen der Stoff der Comödie n. ſeyn, 582
Briefe, gezwungene Wortfügung im Anfange derſelben wird verworfen, 458
Büch der chriſtl. lere, iſt die Geſch. Barlaam u. Joſaphat, 657

C.

Cabaliſten, ſuchen mehr in den Wörtern, als drinnen iſt, 418
Charaktere der Perſonen im Trauerſpiele ſollen der Geſchichte gemäß ſeyn, 651
Cimbrier, wie ſie mit ihren Gefangenen umgegangen, 114
Comödie, warum ihr die Vorſtellung des Laſters zugetheilet ſey, 578
ob ſie bibliſche Geſchichte abhandeln könne, 582
wiefern ſie gleich gültige Handlungen nachahme, 586
erfodert Einheit, 587
was ſie für Perſonen aufführen kann, 588
ob ſie durch Arlequinspoſſen beluſtigen ſoll, 589
deren Prologus wird verworfen, 592
welche Affecten in dieſelbe gehören, 592
Componiſten fordern im Anfange u. E. viel a. und o. 23

D.

Dâna, oder Dina, der alte Name des Eyderfluſſes, 472
Deutſche Sprache ſoll ſich nicht zu Cantaten und Singſpielen ſchicken, 18
woher ſie entſprungen ſey. 422

Deutſchen, die alten, ſind Liebhaber ihrer eignen Alterthümer geweſen, 611
was ſie für Kleider getragen, 103. 619
wo deren Heldengeſänge aufbehalten worden ſind, 611
ob ſie in den Wiſſenſchaften völlig unerfahren geweſen, 614
ihr Begriff von der Gottheit, 621
Dichter, nothwendige Eigenſchaften deſſelben, 450
Druſus Nero richtet der Venus in Magdeburg einen Gottesdienſt an, 456
Dreyeinigkeit, ob ſie den alten Deutſchen bekannt geweſen, 623

E.

Ebräiſche Sprache iſt nach des Caſaubonus Meynung die älteſte, 415
hat unmittelbar GOtt zu ihrem Urheber, 416
deren Nutzen, 417
iſt im Ausdrucke angenehm, 417
ob ſie einem Gottesgelehrten nothwendig ſey, 419
E, iſt bey den Alten ſo viel, als Geſetz oder Ehe, 200
Einheit, warum ſie im Schauſpiele erfordert wird, 587
Elbe heißt bey den Wenden Labe, 469
Etymologien, was davon zu halten, 422
Grundſätze davon; 422. 454
zu hochgetriebene ſind lächerlich, 452
Evangelien, gothiſche des Ulfilas ſind jünger, als das ſaliſche Geſetz, 484
Eyderfluß, ehemals Däne oder Dina, 472
Eydor heißt ein Wall, ib.

F.

Flöte iſt ein Sinnbild des Friedens, 16
Franken, ob ſie ihren Urſprung von Troja her haben, 461

Franken, ob ſie vom Francion benennt ſind, 465
ſind mit den Dänen verwandt, 471
ihr andrer Aufenthalt, 476
fernere Fortrückung derſelben, 485
warum ſie Sigambrer benennt worden, 529
kommen nicht von den Galliern her, 534
Freja, oder Friga, Urſprung der Wörter, 227

G.

Gedanken, Eintheilungen derſelben, 128
Geographus von Ravenna wird vertheidigt, 529
Geſchmack, Gedancken davon, 243
Geten und Gothen ſind einerley, 430
Götternamen, heydniſche, ob ſie in Gedichten zu brauchen ſind, 458
Gottesgelehrter, ob ihm die ebr. Sprache nothwendig ſey, 419
Gottheit, deren Einigkeit iſt von den alten Deutſchen erkannt worden, 623
Griechiſche Sprache iſt mit der Deutſchen verwandt, 430
deren äoliſcher Dialect iſt die Mutter der lat. Sprache, 429
Grotius, ſein Leidender Chriſtus iſt nicht regelmäßig, 358

H.

H. in eignen Nennwörtern mit C. und G. verwechſelt, 474
Hebräiſche Sprache, ſ. ebräiſche.
Heagedor, ein Wall, 472
Helvetia, wovon das Wort herkomme, 109
Hermundurer, Herminonen, Hermannen, ſind alles Germani, 474
Heydniſche Götter, ob ſie in Gedichten beyzubehalten, 459
Hoheit, wem dieſer Titel gehöre, 455
Homer wird von den Boryſtheniten geleſen, 430
Horaz, ob er ſeine Oden geſungen, 21

J.

Jugend deren Fähigkeit zu unterſuchen iſt die Schulcomödie ein Mittel, 573

L.

Lachen, ob es der Zweck der Comödie ſey, 598
Lächerliches, Beſchreibung deſſelben, 580
Laſter, welche Art derſelben in die Comödie gehöre, 597
Lateiniſche Sprache iſt aus dem äoliſchen Dialekt der Griech. entſtanden, 429
Leichenpredigten, Gedancken davon, 629
Leidenſchaften, ſ. Affecten.
Lehreden, ob ſie Texte haben können, 632
Londen, Urſprung deſſen Namens, 619
Luſtige Perſon im Schauſpiele iſt unnatürlich, 585
Luſtſpiel, ſ. Comödie.

M.

Mäotiſche See, ob die Franken daher gekommen, 585
wird mit dem baltiſchen Meere verwechſelt, 475
Magdeburg, Urſprung des Namens. 457
Malbergae, was ſie geweſen, 478
Maurungavia, Mauringacia, Mauringia, was es heiße, 469
Menſch, woher das Wort komme, 184
Meynen, alte Bedeutung des Worts, lieben, 230
Mittelmäßiges in einer Kunſt, deſſen Beſchreibung, 259
Moliere, warum deſſen proſaiſche Comödien in Verſe überſe-
tzet worden, 305
Monologen, lange, ſind unnatürlich, 584
Muſik, durch ſie iſt die Weisheit vorgeſtellet worden, 11
ob ſie zu Rom im Anſehen geweſen, 12

N.

Nachahmung, Regeln deſelben, 289
ob ſie bey völliger Gleichheit der nachgeahmten Theile
aufhöre, 297
Name, woher das Wort komme, 20
Namen der heydniſchen Götter, als ob ſie in Gedichten zu ge-
brauchen, 459
Nemlich, wie es zu ſchreiben ſey, 9

P.

Pannonien, Muthmaſſungen von dem fränkiſchen, 375
Perſonen, Anzahl derſelben im Schauſpiele, 588
Stand derſelben im Schauſpiele, 598
Plato, nennt GOtt allein gut, 425
Urtheil von ſeiner Muſik, 11
Poet, nothwendige Eigenſchaften deſſelben, 450
ob es ein deutſch Wort ſey, 451
Pommern, Po, Morze, die am Meere liegen, 469
Porevith, Götter der Preußen, 112
Porenut,
Prologus beym Schauſpiele wird verworfen, 592
Pythagoras, ob er die Verhältniſſe der Töne in der Schmiede
gelernt, 10

R.

Regeln der Schaubühne ſind zweyerley, 357
Reim, ob er in der Comödie nöthig ſey, die Nachahmung zu
entdecken, 303
Reimarten, ob ſie in Schauſpielen abzuwechſeln ſind, 372
ob ſich beſondere Arten derſelben zu beſondern Leidenſchaf-
ten ſchicken, 372
Rennthiere ſind Cäſars Rhenones, 620

Rugie-

Rugievith, GOtt der Rugier, 113
Rhythmus der Lateiner und Griechen, warum er bey uns nicht seyn könne, 310

S.

Sachsen sollen von den Sagen herkommen, 430
Sächsische Sprache, Gedancken darüber, 420
Salisches Gesetz, dessen Alterthum, u. s. f. 476
ist von der fränkischen Sale genannt, 481
Scaramuz ist im Lustspiele unnatürlich, 584
Scene, Vorschlag einerley zu haben, 362
Schachzabel, Buch vom Schachspiele, 658
Schaubühne, deren Regeln sind zweyerley Art, 357
Schauplatz, wie fern er leer gelassen werden könne, wenn die Personen abgehen, 580
Schauspiel ob darinnen die Reimarten abzuwechseln, 378
dessen Nutzen in Schulen, 575
Schönheit, was sie sey, 250
Schrift, Geschichte derselben, ob sie zur Comödie und Fabel taugen, 588
in Erklärung derselben soll man seinen Witz und Beleſenheit nicht zeigen, 419
Schwantewitz, vornehmster Gott der Böhmen und Wenden, 111
Scythen sind mit den Gothen und Geten eins, 430
Schweiz, warum sie den Namen hat, 109
Sicambrien, soll die Stadt Ofen seyn, 280
Sigambrer, woher sie benennt worden, 529
Sprache, die älteste soll mit dem Paradiese verloren seyn, 417
alte gallische, ob sie der Deutschen ähnlich gewesen, 539
Sprachen, von den Ebräischen gantz unterschiedne, ob sie auf einmal entstanden, 415
ihre Verwirrung ist natürlich zugegangen, 416
Ursache des Unterschieds derselben, 416
Stümper, Beschreibung derselben, 261.

T.

Tert, ob er in Lobreden statt habe, und was er sey, 631
Thaler, Ursprung des Worts, 457
Tigellius, ob er Heyla lustig! geschrien, 14
Tönningen, d. i Dänungen vom Däna, 472
Trauerspiel, ob es das Niedrige nachahmen soll, 568

U.

Vandalen haben nicht am mäotischen See gewohnt, 525
Vater unser, warum Luther die Worte so versetzt, 458
Uebersetzungen, deutsche, Gedanken davon, 315
Verlohrne Sohn, Comödie, Fehler in der ersten Uebersetzung. 305
Verwirrung der Sprachen ist natürlich zugegangen, 416

Versarten, Abwechselung derselben im Schauspiele, 372
S. Vjar, lächerlicher Ursprung des Heiligen, 110
Vollkommenheit, Begriff derselben, 250
Regeln derselben, 254
Von, zur Ausdrückung der Zeuge-Endung gebraucht, 10
Ur, das unzertrennliche Vorwort soll so viel seyn, als er, 214
Ursprung der Wörter, wiefern er zu untersuchen, 422

W.

Weisheit durch die Musik vorgestellt, 11
Weng, Nachricht von dessen Leben, 341
Wissenschaften, ob sie dem weiblichen Geschlechte Gelegenheit zu Ausschweifungen geben, 615
Witz soll nicht in Erklärung der Schrift gezeigt werden, 419
Wörter, Grundsätze von Untersuchung ihres Ursprungs, 422
ob man neue in die Sprachen bringen soll, 431
deren abgeschmackte Ordnung in Briefen an Höhere, 457

Z.

Zosimus, wenn er gelebt habe, 527

Einige der vornehmsten Druckfehler.

Seite,	Zeile,	
83.	25.	lies: ἄγυιαι, ἀγυιάζω.
233.	4 v.	Ende, l. vivum
243.	4 v.	Ende statt zwar, l. gar
341.	10	st. und, l. um.
358.	18.	l. wenn man eine
362.		die letzte, st. und, lies nur
400.	3 v.	Ende, st. von, lies vor
425.	4 v.	Ende st. Everp, l. Everey
428.	7.	st. ehe, lies the
436.	3.	vom Ende, l. me, st. met.
449.	19.	statt, der, lies den.
455.	15.	statt Dame l. Danne
527.	35.	statt. φεάγκιον l. φεάγκων.
:::	39.	statt δυνάμεως, l. δυνάμεων.
631.	14.	l. erreicht.
637.	25.	l. den besondern Muth.

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur.

K. Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Achter Band.

AB 97 212

Neun und zwanzigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf 1742.

I.

Nachricht von einer alten deutschen Bibel.

Der erste Theil dieser Bibel ist in groß Folio mit schönen Buchstaben gedruckt, enthält 295 Blätter; fängt an mit den Worten: **Hier hebet an die Epistel des heyligen Priesters Sant Jheronimi von allen göttlichen Büchern der Hystori:** Und endiget sich mit den Worten: **Ein End hat die Weissagung oder der Psalter des kunigklichen Propheten David.** Bey dem Exemplar, so ich gesehen und gelesen, finde ich kein Titelblatt. Der erste Buchstabe gedachter Epistel, so ein B ist, ist ein Quadrat mit blau, grün und gelben Leisten eingefaßt, das Quadrat selbst ist von Gold, der Buchstabe aber roth mit etwas weiß und blau. Die übrigen Anfangsbuchstaben der Capitel sind blau oder roth. Zu Anfange des Buchs der Geschöpf oder ersten Buchs Mose, stehet ein groß Quadrat, dessen vier Ecken von Gold sind, in diesem aber ist ein Kreis und in dessen Innerstem die Erschaffung der Eva nebst der Erden, um diese das Wasser, um solches der Stern-

himmel, und zu äußerſt neben Gott die Engel, und dann gegen jedem Eck ſolchen Quadrats ein menſchlich Angeſicht. Bey jedem Buch ſtehen 1 oder 2 Vorreden Hieronymi. Sodann finden ſich hierinn auch viele mit Farben illuminirte Figuren in Holzſchnitt. Wo, wann und von wem dieſer Theil der Bibel gedruckt worden, findet ſich hierinn nicht angezeiget. Es iſt ſelbiger in Schweinleder gebunden mit Beſchlägen und Ecken von Meſſing, und iſt dermahlen (A. 1728.) der Jungfer Maria Magdalena Schröckinn, Caſpar Schröckens, geweſenen Handelsmanns ſel. in Augſpurg Jungfer Tochter zuſtändig. Sie hält ſich itzo in Memmingen auf, wohin auch die Bibel geſandt worden.

Der andere Theil der Bibel iſt zwar auch in Folio, aber um ein merkliches ſchlechter als der erſte; indem der Character bey weitem nicht ſo ſchön, auch kleiner, die Blätter nicht numeriret, keine andere Figuren als bey dem Anfange eines jeden Buchs die illuminirte Figur einer Perſon, und iſt nur der erſte Buchſtab eines jeden Buches ein wenig illuminiret. Es fängt dieſer Theil an mit dem Buch der Sprüche, und einer davorſtehenden Vorrede, und endiget ſich mit der Offenbarung Johannis. Nach dem andern Buche der Streiter oder Maccabäer ſtehen die Worte: Auch endet ſich hie das Teſtament der Alten, Frankf. 1477. Dann folgt eine Figur, worinn eine Perſon auf einem Eſel reitet, vor welchem einer mit einem Schwert ſtehet, und ein anderer mit abgeſchlagenem Haupte liegt. Hierauf folget die Vorrede Matthäi ꝛc. Die am Ende der Bibel ſtehenden Worte, habe meinem Auszuge der alten deutſchen Wörter daraus die ich ge-

gemacht, am Ende beygefüget, beſage deren ſolche Bibel (oder wenigſtens dieſer andere Theil derſelben) hier in Augſpurg von Anthoni Sorgen Ao. 1477. gedruckt und vollbracht worden iſt. Scripſi Dom. Palm. d. 21. Mart. 1728. C. F. Weng.

Dieſen Auszug habe gegen die 1477. zu Augſpurg von Anthoni Sorgen gedruckte Bibel gehalten, welche Herr Friedr. Gullmann ganz in einem Bande beſitzet. Die Veränderungen der Wörter befinden ſich hier neben jeder Seite.

Ein Auszug von 800 alten deutſchen Wörtern aus gemeldeter alten Bibel.

Das Buch der Geſchöpf.

Seite 6. c. 3. Sie wird zermuſchen (zertreten) dein Haupt.	zerknirſchen.
Das er würckte (bauete) die erde.	würchte.
9. c. 10. Der merer (ältere) Bruder	
Die Haußgeſind Noe. Die Nachkommen der Kinder Noe.	ein geſind.
10. c. 11. eines Lebſens. einerley Zungen, Lippen, Mundart. im Lebs. eine Sprache.	leſſtzen.
Unperhaftig. unfruchtbar.	Unberhafftig.
9 c. 13. Lot hatte Heerden der Schafe und Schwaigen (Rinder) c. 18. f. 12.	dem warent Herde der ſchauff und ſchwaigen.
11. c. 15. die Oſſe, das Aaß.	auff die äſer.
c. 16. feſtiget. demüthigſte, züchtigſte.	
Zwangkſal. Elend.	
ein fraißlicher Maß. wilder Menſch.	freyßlicher.
c. 17. ſie hat gemachet üppig oder eytel mein Gelübd, hat meinen Bund unterlaſſen.	
11. c. 18. nit wirde unwirdig. Zäme nicht.	nie wüer unwirdig.

S. 13. c. 19. der Herr hat ihn übersehen. hat seiner verschonet.	
das du heil machest, beym Leben erhaltest.	
c. 20. er ellendet. war ein Frembdling.	
17. c. 27. fihier. Gleichwind.	schyrer.
unchfrant. war sehr betrübt.	unbefindt.
Lützel wenig	Lützell tag.
18. c. 28. Beweret. wahrnehm.	bewäret.
19. c. 29. Verjehen dem Herrn danken.	verjehen.
c. 30. scheper oder Fell.	schepper.
20. c. 31. Jerbleet sich, ward zorna.	
21. c. 34. notzerte die meyde mit Gewalt. schwächte sie.	notzerte die meyd.
22. c. 37. einen bey jemanden versagen, verklagen,	
23. = der Keüsch, der Cämmerer.	dem Keürschen
der Meister, der Ritterschafft, der Hofmeister.	
c. 38. erkuckest. erwecket.	erkückest.
eine Gemeine, eine Hur.	Gemeyne.
er gieng ein zu ihr. beschlief sie.	
mit einer gemeinsamen. eine beschlafen.	
die Gemeinsamung, ist der Beyschlaf.	ein Gemaynsamung.
Geunkeüschet, geburet.	
ein armbreyß. eine schnur.	
Ausgiessung der Kinder. Gebarth.	awßgiessung.
es ist getheilt das Bürdlein. du hast einen Riß gerissen.	geteylt das Bürdlin.
25. c. 41. mit diessem Kleyde, in weißer Seiden.	hissem.
26. c. 42. er ist nicht ob. nicht mehr vorhanden.	vorhanden.
c. 43. newr. wo nicht.	aber ob du nit wilt wir gen int.
beygurtel.	beygürtel.
27. = der meerer, i. der ältere	
wir getruen dörfen.	türen.
erbidmen. erschrecken.	erdbidmen.
c. 44. durstiglich. stark, hestig, keck.	
c. 45. durstig, dreiste, keck.	

S. 27. c. 45. mit einer garlauten wurde es offenbar. Es kam das Geſchrey aus. — mit einer garlauten Rede ꝛc.

29. c. 47. der werde, ſelte.
ſchaue unſſ allein, ſey uns nur gnädig. — ſchawe vns alleyn.
c. 48. er ſiechet. iſt krank.

Das Buch des Auſſgangs.

30. c. 1. Huff für Hüfte.
32. c. 3. u. 4. er getoerſte. er erkühnte ſich. — wan er dorſt nit ſchone.
Zagel. Schwanz.
33. c. 6. Sie vergunten, hörten ihn nicht. — vergünten.
34. c. 7. 8. die Brüche. die Waſſerſümpfe. — Prüche.
die See.
Hunzfliegen ſ. Läuſe. Mucken ſ. Ungeziefer.
35. c. 9. ein Schelm, eine Peſtilenz. — mit ſchölm.
die Veyſt, i. e. der Roggen.
36. c. 10. die Höhzeit oder die Löblichkeit, ein Feſt. — Hochzeite oder die Löblichkayt.
c. 11. es ergrillet, es mucket, kein Hund.
37. c. 12. das do iſt auff dez triſchewſel ſ. in dem Becken. — triſcheiſel.
38. c. 13. feyrent diſen Sitten der heiligen Ding. ſ. ihr ſollt dieſen Dienſt halten. — feirent in diſem Monet diſen ſyten ꝛc.
die Hochzeit. das Feſt des Herrn.
c. 14. ſie ſeind genötet in dem Land, verirret.
er wird euch durchechten, nachjagen. — durchächten.
39. c. der Herr der nam es mit einem ſtarken Wind weeden u. mit einem brynnenden. ſ. der Herr ließ es hinweg fahren, durch einen ſtarcken Oſtwind. — name es - wäcden ꝛc.
c. 15. Agen ſ. Steglen.
den Auſſitzer, Reiter. — auſſitzer.
40. c. 16. die Rephäner oder die Orhäner ſ. Wachtein. — Reibener oder Orhener.
41. c. 18. Geſtreng man. ſ. redliche Leute.
c. 19. Geroſſt. getrauete.
42. c. die mehrere der Geburth, die älteſte. — den merern ꝛc.

B. 41. c. 29.	die gantze Opfer und eure frid-same Opfer. ſ. Brand- und Danck-Opfer.	
	die Schnödigkeit ſ. Scham. pudenda.	
43. c. 22.	mein Grimm wird unwirdig. mein Zorn wird erzrimmen	mein Geyn wirt unwirdig.
44. c. 23.	der Sichtuz. die Krankheit. Harniſcher. Hornuſſen.	ſiechtumb.
	c. 24. die getödten fridſame Opfer. ſ. Dankopfer.	getötten fridſa-men Opffer.
	c. 25. rot zwir eingeduncket. ſ. roſen-roth.	rott,
	Byſſ. ſ. weiße Seiden.	buß.
44. c. 25.	die Weinberlin für eingefaßte Steine.	Zeinberlin
	ein Sydel. ſ. Gnadenſtuhl.	
	die Bettſtatt ſ. Gnadenſtuhl.	
46. c. 29.	das Schmeer das do bedecket die edelöblichen Ding. ſ. das Fett am Eingeweide.	ſchmet, da,
	den Geſegneten Wider. ſ. den Wider der Füllung.	geſegenten.
47. c. 30.	vierörting. ſ. viereckigt.	vier örtig.
	Orter. ſ. Hörner.	Oerter.
	Latwerg. ſ. Balſam.	
	Honicham. ſ. Stacken.	ſie abeq. h. emiſ.
	dünnes Geſtip. ſ. Pulver.	Geſtipp.
	c. 31. die Lebſſen. ſ. Handfaß.	Leffßen.
48. c. 32.	Halßpeinig. ſ. halsſtarrig.	halßbeynig.
49. c. 33.	das Volck iſt hertes halßpaynes halsſtarrig.	hörtes halßbaint.
	c. 34. Gemeinſamen, ſ. Huren.	
50.	„ ſo ich nütz die Leut. ſ. auffreße die Heyden.	ſo ich nyem die Leüt.
	„ keiner haſt. ſ. begehrt.	keyner heßt.
	gehörnet. ſ. glänzend.	
	c. 35. Sammatt czwir gedunckt. für Scharlach ſemper occurrit.	
	und auch die Weiber die waren kumt, ſ. und verſtändige Weiber waren.	kummen
52.	19. Gügellein. ſ. Erch. Sacpius occurrit.	Gügellin

Das

Das Buch Leviticus.

S. 53. c. 3.	Zagel, Schwanz.	veiſt die do
	by veyſt. die do bedeckt den Bauch. v. die do bedecket alle by leblichen Glider. ſ. das Fett am Eingeweyde. in fine capitis addit. die Veiſte in dem das Vih wird geweltzt. ſ. den Uebertheil der Leberen die werden geopfert auf dem Altar.	bedeckt den Bauch vn alle die leblichen Glid. Vich. überteyl der Leber.
	55. c. 7. das Brüſtlein der Aufhebung und die Bruſt der Schneidung ſ. die Webebruſt ſ. die Hebeſchulter.	brüſtlin.
	56. c. 8. Leblicbe Dinge ſ. Eingeweide.	ob den löblichen Dingen.
	c. 9. die mehrere der Geburth. ſ. älteſte.	die merern der Geburt.
	57. c. 10. die Anzündung die der Herr hat erkucket ſ. gethan.	erkücket.
	die Geſetze des weynenden Hertzen ſ. Sündopfer.	weinenden.
	c. 11. intruckt ſ. wiederkauet.	
	der grutze und cirogill ſ. Caninichen Greyff ſ. Habicht. Jenyr ſ. Fiſcher. Mauſſarn ſ. Kuckuck. Stockeyln Käutzlein, addit. und den Taucher nach Käutzlein. d. Kordumel oder Muſpel ſ. Huhu. der Perfir ſ. Storch. der Valck für Reiher. der Galander ſ. Heher. Fledermaus ſ. Schwalbe. der Kefer ſ. Arbe. Athacus ochſiomach, Heuſchrecken ſ. Selam, Hargel und Hagab.	der grutze oder . und die cit. und den Mauſar. und den Habich nach iren Geſchlecht. den Auff. und den Taucher. und der Rayger, den Schwan und die Kordummel eder Muſpel. und den Parfir und den Valcken. und den Galander nach irem Geſchlecht. dem Widhopfen. und die Fledermauß.
	c. 12. Hände ſ. tappen. der crocodill. ſ. Kröte.	auf den Henden.
	der Hermlen und Cameleon ſ. Igel und Molch.	das Hermlin.
	die Heren ſ. Sack.	Hirin.

S. 58. c. 13. blab. f. Gülden. die Hinderkalung den Platz wo man kalbt ist.	blaw. des Hinderkalen.
der Webff und Wesel f. Werst und Emschlag.	Wepffs vnd Wesel.
59. c. 14. Sterchen. f. Vögel. Spatzen f. Vögel it. Spatzlin f. Vogel.	non habet Sperche
c. 15. 16. Von dem do außgeet der Saam der Unkeüsch. f. dem der Saam im Schlaf entgeht.	
60. c. 16. 17. die Bettafel f. Gnadenstul das Deckfal f. Vorhang.	
61. c. 18. das er öffn sein (item ir) Laster f. ihre Scham zu entblößen.	c. 19. das er öffen
der Leib f. die Scham.	
das du öfnest ihren Schatz. f. Scham	non habet.
c. 19. nicht schrot sie gantz biß zu der bloßen Erden. f. solltu es nicht an den Enden umher abschneiden	c. 20. nicht schrôt sy ganz vnz zu der bloßen erd.
nit beschneide das Har in Sinwel, rund umher.	Sinnwell.
c. 20 Gauckler. f. Zeichendenter.	c. 21.
die Schemligkeit. f. Scham. ein laster-ber Ding f. Blutschande	Schemlicheyt.
die Schnödigkeit. f. Scham.	die Schnödickait.
62. = die Mume. f. Mutter-Schwester Freundin. f. Vaters-Schwester, Vetter u. Oheim. f. Vaters Bruder.	öhrim.
c. 21. Gemeinfrau. f. Hure. eine unsaubere f. Geschwächte.	Gemeinfraw. c. 22.
63. c. 24. der Widergeb den Mutling, der solls bezahlen.	c. 25.
65. c. 27. Aepfel der Bäume. f. Früchten.	öpffel der Baum.

Das Buch der Zal.

71. c. 11. Erdäpfel f. Pfeben.	erdöpffel.
72. c. 12. Kramathrögel. f. Wachteln. In der Rubrik des Capituls heist es: Kephöner.	Kramatrögel. rubriquen finden sich hier nicht.
77. c. 21. Osterland Morgenland. Orient die Goltscheym. f. Quellen.	die Goldschim der Bäch.
84. c. 35. Mannschlacht. f. Todschlag. der Mannschlechter. f. Todschläger.	Manschlacht.

S. 84

S. 84. c. 35. newe. ſ. nur. oder als nur. — neür.
c. 36. Gemehelen mit einem, einen ehligen. — gemechein

Das Buch der andern Ee, oder der Widererferung, Widerholung. Deuteronomium. — der Wideräffrung.

c. 1. Ee. ſ. Geſetz.
85. c. 2. Erbidmen. für Zittern.
87. c. 4. frayßlich. ſ. ſchröcklich. — fraißlich.
88. c. 7. nochzüfüge mit in Eeſchaft. ſ. und ſolt dich mit ihnen nicht befreunden. — nochzifug mit in eeſchafft.
89. c. 9. herter halßbains oder nacken, ſ. halsſtarrig.
c. 10. die Fürung ſ. Speiſe.
91. c. 14. Mauſer ſ. Kuckuck. den Falcken ſ. den Schwan v. den Taucher ſ. den Habicht. v. den Pelican v. die Radelwer v. die Moſkel all in ihrem Geſchlecht v. den Widhopf v. die Fledermauß v. den Heher. ſ. das Käutzlein, der Uhuh, die Fledermaus, die Rohrdommel, der Storch, der Schwan, der Reiger, der Heher mit ſeiner Art, der Widhopf, die Schwalbe. — die Falcken. Habich. Pellican. fledermeüß.
c. 16. das Monet der neuen Frucht. v. die erſten Zeit des Lentzens. ſ. den Mond Abib.
92. c. 17. das laſterber Ding. ſ. den Greuel, das Uebel.
die andere Tragung der Ee. ſ. dieß ander Geſetz.
c. 18. erkucken. ſ. erwecken — der wird dir erkücket von weyſſagē von deinem Volck
Zerbleuung des Hertzens ſ. Vermeſſenheit. — vnd die Zerbleug ſeins Hertzen.
c. 19. die Manſchlacht. ſ. der Todſchlag.
93. c. 20. gezirt. ſ. eingeweiht.
94. c. 22. ein Schacher. ſ. ein Mörder oder Todſchläger. — ein ſchacher. ſch, abgeſetzt.
c. 23 der Lotter. ſ. der Hurer. die Gemeine. ſ. Hure. — die gemeyn.

S. 96. c. 28. Kitte ſ. Fieber. vielleicht von rütteln.

zerbrochne Lufft und Miltau. ſ. giftige Lufft und Gelſucht. — zerbrechen Lufft und mit Miltaw.

97. = die Walgung der Belglein die do ausgeet von der nutt ihrer Weibheit. ſ. Aſtergebuhret ꝛc. — außgend = ir =

newer. ſ. wo nicht.

Das Buch Joſue.

101. c. 5. die Schergen. ſ. Hauptleute.

102. c. 7. ſein nahm ward lautmer. ſ. man ſagte von ihm. — c. 17. ſin lautiner ſorte error typ.

104. deeſt.

105. c. 10. ettnen. athemen. reſpirare. mit einer gabe. ſ. auf einmal. — das do mecht ętmę mit einer gähe non habet, ſed plane alio ſenſu: Behaltt yre reß = & ſtatim poſt: Er behielt yre reß =

c. 11. er veraderte. ſ. lähmte.

Das Buch der Richter.

112. c. 3. die Auſdehnung. der Miſt oder Koth in Gedärmen ꝛc. — außdewung.

beytten. warten. Bekümmerten, nahmen ein, die Furt des Jordans ꝛc. — peytten.

Pflugeiſen. ſ. Ochſenſtecken. — Pflugeyſen.

c. 4. zulegen. ſ. fortfahren.

113. = ein Butrich der Milch. ſ. ein Milchtopf. — Buttrich.

= c. 5. die ſchreinende. ſ. ſchöne, Eſſlin. — ſcheynende.

des wiſpeln oder viſperen (Blöken), des Viehes. — wiſpien

in dem Kopf der Fürſten. ſ. in einer herrlichen Schalen. — Kopff =

114. c. 6. da Iſrael wüter. ꝛc. etwas ſiete: — und da Iſrahel was freyßlich.

ein Schepper der Wollen, ein Fell mit der Wolle. — ſchäpper.

c. 7. laſſen. ſ. lecken. gewelget. ſ. gewälzet. — laſſien. gewälget.

115. = verkümmert. ſ. verlauft ihnen das Waſſer. — bekümert.

durechten. ſ. fazten. — durächten.

S. 115. c. 8. ihr Geiſt ruhet, mit dem ſie waren zerbleet wider Jhn. ſ. ihr Zorn ließ von ihm ab. — ir Geyſt der ruet wider in

c. 9. Armmann und Lotter. ſ. loſe und leichtfertige Männer.

116. c. 9. Hagenbaum. ſ. Dornſtrauch.

118. c. 14. ein Welff des Löwen. ſ. ein junger Löw. — Welff des Löwen.

120. c. 17. ein Häußlein Gott. ſ. Bild und Abgott. — Häußlin Gott.

122. c. 20. die Flucht geleichſen thun als flöhe man. — hetten geleichſent

Das Buch Ruth.

1. Samuelis, das 1. Buch der Kunig.

c. 3. zuleget. ſ. fuhr fort. widerholte. — zuleyt addebat.

126. c. 5. die Arßballen. ſ. der Hindere. Poder. — non habet arßballen, ſed Hinder, & vbi Lutherus habet heimliche Oerter, hic legit. heymlichſter Teyl der Lende & heymliche ſtatt des Maßgangs.

128. c. 6. vergebens. ſ. ungefähr — ſy giengen vnd

ſie pülten ſ. ſie bleken ꝛc. die Kühe. — leuten.

c. 7. er dönet. ſ. donnerte. — der dönet mit einem greſſen darnſchlag.

c. 8. die Geytigkeit. ſ. der Geiz. — Geitigkeyt.

die merer der Geburth. ſ. die älteſte — merer der geburt.

Alle Geburt. ſ. alle Heyden.

tauſendter. ſ. Hauptleute über 1000.

hunderter. ſ. Hauptleute über 100. — hunderten.

129. c. 9. Etwan. ſ. vorzeiten. — etwann.

130. c. 12. ſchverpffen die Rede oder den Mund des Herren. ſ. demſelben ungehorſam ſeyn. — ſchörpffent.

131. die Stimm. ſ. der Donner. — Stymm.

üppig. ſ. eitel.

c. 13. Die Schickung. ſ. das Lager der Philiſter.

133. fehlt die Gefallen Tag. ſ. beſtimmte Zeit.

134. c. 17. ein Baſtbart. ſ. ein Rieſe. — ein man e. baſter

ein Baum der Bewinden. ſ. Weberbaum.

S. 134. 17. Geribne Eber. ſ. Saugen.
135 Synwelſtein. ſ. Glatteſtein.
c. 18. die Glenen. ſ. den Spieß.
c. 19. züchtiger. in marg. ſteht arſchrie-ben Nachrichter, in Lub. verl. Bethen.
er ſiechet. ſ. er krank.
137. c. 22. Warnung. ſ. Burg.
c. 23. die Mere, das Geſchrey der Ruff. die mär.
138. c. 25. Butterich. ſ. Vögel. Bider ſ. Schaf. Bättrich. wider. vnd fünff maß meires.
Band ſ. Wand. der brunſter an die Wand.
141. c. 30. Schacher. ſ. Kriegs-leuthe.
145. c. 8. Schnid ab alle Knieſcheiben oder Sparraderen der Wagen-pferde. ſ. verlähmete alle Wagen. 2. Samuelis das II. B der Kunig. ſchnyd ab alle die Knyeſcheyben oder Sparradern der Wagenpferte.
148. c. 13. ein Seüſtin oder Suplin Seüfflein oder ſüpplein & ſtatim poſt. ſauffen.
betrucken. ſ. ſchwächen
mit einer gemeinſamen. eine beſchla-fen.

I. Regum. Das dritt Buch der Kunig.

159. c. 6. Turſtüdel der Winckel. ſ. Pfe-ſten.
ein gemeines Umbauſt. ſ. Heff. Umbhauß.
ein Fürhauß. ſ. Halle. eine Vorlaube ſ. Halle.
159. c. 7. ſinwel. umher. rund. Er. ſ. Erh. ſyn well, aus Ere.
von einem lebs, rande zum andern. ſinwel umb u. umb, rund umher.
163. c. 11. und er geleichet ſie vorago der Statt David ſeines Vaters. ſ. ver-ſchloß er eine Lücke an der Statt ꝛc. geleychet ſy- ſeins
168. c. 20. benügig ſeye dem Gauſflen der Hände alles Volckes. ſ das ein ieder eine Hand voll davon nehme. benünig ſey den Gauſen der Hend
196. c. 21. würdiger. ſ. unmuthe. v. zornig. der kam unwürdi-ger in ſein Hauß.
laſſen ſ. lecken. lappen.

S. 198.

S. 196. c. 22. ſie machten ein Gebe. ſ. ſie eilten, liefen. machte ein Gäbe, fielen auf ihn, wandten ſich gegen ihn.

von geſchicht. ungefähr. von Geſchicht.

der verweibten. ſ. der Hurer. vnd wüſchen die Zügel.

Das viert Buch der Kuniq.

172. c. 4. gewben. ſ. ſchnauben. nieſen. Meßtag. Neümond. vnd das Kind gnet.

174. c. 6. der Sun der Manſchlecht des Todſchlägers.

c. 7. die Wolkenbruſt in dem Himmel. ſ. Fenſter am Himmel. Wolkenbrächt.

175. c. 10. Sprachhäuſer. ſ. ein heimlich Gemach. ſprachheüſer oder ſcheißheüſer.

183. c. 25. Warnung. ſ. Schutt.

Weinzürl. ſ. Weingärtner. Weinzürel.

I. Vorrede ad Paralipom.

mißhellen. mit einander hellen.

Geüden.

durch die verſt getewet. durch die verſe geſtreuet haben.

II. Vorrede.

Gelauben. ſ. Glauben

was ſie darüber ſummet. ſ. mit kurzen Worten geſchrieben. was ſy haben darüber ſumet.

Das Buch der Wort der Tage oder Eyfferung. Paralipomena.

das Buch der Wort der Tag der Eſerung

c. 2. diſe ſind kommen von der Wirm (ſ. Heymath) des Vaters des Hauſes Rehab. diſe ſeind die einel die do kamen von der Hitz des Vatters des hauß Rechab.

186. c. 4. die da wirkten den Biſſs. ſ. die Leinweber. die da würckten den Biſſ.

187. = Magſchafft. ſ. Freundſchafft.

c. 5. Bugkler. ſ. Schild. Bukler.

Das Eerſt Buch Eſdre.

7. v. 20. die Offenkammer. ſ. Schatzkammer. Offenkamer.

I. Nehem. vel II. Esdræ.

S. 219. c. 1.	Ich vergih. ſ. bekenne	ich vergich.
	c. 2. Track. ſ. Drach.	
	3. ein Wurtzler. ſ. Apotheker.	
	der Thurm der Tunckel oder Backofen.	den Turn der Tunckel oder der Bachöfen.
220	Naigung. ſ. Winckel. die Exiſtler ſ. Nethinim.	ynh zu der neigung.

Das dritt Eſdre.

225. c. 1.	die Heiligmacher opferten die Töchter.	vnd die Opferer die opfferten.
227. c. 5.	mit paucken v. mit holern	Buſanen. Poſaunen.
233. Tobias	c. 4. vernyme dich, ſ. hüte dich.	vernimme dich zu mir.
235. c. 9.	die Dienſt. ſ. die Knechte.	
236. c. 11.	gekeſtiget ſ. gezüchtiget.	geköſtiget.
237. c. 14.	Empfenglich angenehm.	anempfenglich als wol Gott. als den Menſchen.
Judith. S. 238. c. 3.	die Freyſamkeit ſeines Hertzen geſenften. ſ. ſeine Gnade erlangen.	ſy mochten nit geſenfftern die Freyſamkeit ſeynes hertzens.
	c. 4. legten ſich an mit Hereyn. ſ. zogen Säcke an.	mit herin.
Eſther S. 246. c. 8.	Schnellleüffel. ſ. reitende Bothen auf jungen Mäulern.	Schnelleüſel.
	luſtfarm. ſ. weiß.	luſtfram.
S. 247. c. 10.	(Stück in Eſther) vergezeichnet ubelo d. i. mit einem Bratſpieß.	
	c. 12. St. in Eſth. c. 1. die Schemlichen oder verſchmähte Menſchen. ſ. die Ungehorſamen.	verſchmechten.

S. 250. Das Buch Job.

	ale Verrede, einen Mul oder Lampffrich mit den Händen halten.	
251. b. c. 3.	die finſtere Windſpreül. ſ. die Dunckelheit.	die vinſter =
	c. 4. das luen. ſ. brüllen.	lüwen.
252. c. 5.	der Neyd tödet die Kleinen. ſ. den albern todet der Eifer.	tättet die kleinen.
253. c. 7.	die Habung ſ. die Erhengung.	die Achung.
	c. 8. der Saher ſ. Graß (forſ. die Saat?)	ſaher.

S. 253.

S. 187. c. 9. er zerkuſcht mich in der Windſprewl. ſ. er fährt über mich mit ungeſtüm. — er zerkniſche mich in der ſürmlung eder windſpreül.

255. c. 17. er gryſſgrammet mit ſeinen Zähnen wider mich. ſ. beiſt die Zähne über mich zuſammen.

256. c. 20. er undewet. ſ. ſpeyet aus.

257. c. 21. die Güß komme ihnen darüber. ſ. v. ihr Unglück komme über ſie.

c. 24. der Manſchlachter. ſ. Mörder.

258. c. 27. wiſpeln. ſ. ziſchen.

c. 30. die da augen ſtincken in der einöd mit Jammerkeit und mit Dürſtigkeit neülich verdorben. ſ. elend worden.

259. Uſel. ſ. Staub

261. c. 38. Windſprewe. ſ. Wetter.

c. 39. die Rühlung. ſ. das Geſchrey.

262. c. 40. die Schwagelen des Ertz. ſ. veſt Erz.

Krüſtel. ſ. Gebeine.

S. 264. David in dem Pſalter.

Pſ. 2. griſgrammeten. ſ. tobeten.

265. 10. die Pferck. ſ. die Vögel.

13. die affterkoſer und falſch, ſ. Verleumder.

267. 21. der Löw zuckend v. lüend. ſ. reiſſend v. brüllend.

274. 48. zu mettenzeit. ſ. gar bald.

49. die Schön des Ackers. ſ. allerley Thier auf dem Felde.

276. 52. und füre zu hichten alle, ſ. aller Heyden ſpotten. Leüth.

277. 67. ein gerennt oder geſameltes Berg. ſ. ein groß u. fruchtbar Gebirge.

290. 118. zu hafft dem Eſtrich. für ligt ein ſtaub. Geytigkeit. ſ. Geiz.

295. 146. die Hünlein der Raben. ſ. die jungen Raben.

Ein End hat die Weiſſagung oder der Pſalter des königl. Propheten David.

II.

Hieronymi Freyers Anmerkung über Herrn Gottfried Behrndts Hochadel. Alvensl. Amtmanns Erinnerung bey der Rechtschreibung des Wörtleins wieder.

Es verwundert sich nämlich der Herr Amtmann im achtzehnten Stück dieser Beyträge nicht wenig, daß ich das Wörtlein **wieder**, in meiner **Anweisung zur deutschen Orthographie**, beständig und ohne Unterscheid wolle mit einem eingeschobenen **e** geschrieben haben: und meynet, es geschehe solches ganz **neuerlich** und ohne **Grund**. Nun ist zwar in dieser seiner Erinnerung viel gutes und nützliches enthalten, welches zur Untersuchung und Verbesserung der deutschen Rechtschreibung ganz wohl gebrauchet werden kann: was aber diese mir entgegen gesetzte Meynung betrifft, so habe ich Ursache an derselben Richtigkeit zu zweifeln; finde mich um deswillen auch genöthiget, bey der einmal wohlbedächtig angenommenen Schreibart noch fernerhin zu bleiben. Und daher schreibe ich **wieder** mit sechs Buchstaben, es mag auf lateinisch rursus oder contra heißen und also ein Beywort oder Vorwort seyn sollen: der Herr Amtmann aber schreibet nur allein das Beywort **wieder**, rursus, mit einem eingeschalteten **e**; hingegen das Vorwort **wider**, contra, ohne dieses **e** und also nur mit fünf Buchstaben. Daß meine Schreibart in diesem Stück nichts neuerliches an sich habe, will ich aus unterschiedenen Schriften des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zeigen; und

darauf

darauf auch, wie wohl ſie gegründet ſey, mit hinlänglichen Beweisthümern darthun: zuletzt aber noch einige dagegen gemachte Einwürfe beantworten.

§. 1. Beym erſten Punkte iſt zum voraus anzumerken, daß man im ſechzehnten Jahrhundert faſt überall gewohnt geweſen, **wider** ohne e zu ſchreiben: gleichwie auch **nider, ſibe, du ſibeſt, begirig, ligen**, iacere, alſo gefunden wird. Ja manche ſchrieben **widder** und **nidder**: welches mit dem plattdeutſchen **wedder** und **nedder** übereinkam, und vermuthlich auch (wenigſtens in gewiſſen Gegenden und vom gemeinen Manne) alſo ausgeſprochen ward; gleichwie man anitzo noch zu Leipzig und vielleicht auch an andern meißniſchen Orten **Bodden, Kollen, Stubbe,** und **Voggel** ſprechen höret. Inzwiſchen ſchrieb man doch auch **bie, nie, ſie, wie, dienen, dieſer, fliehen, gebieten, liegen**, mentiri, **niemand, nieſen, Prieſter, ſchmieren, ſieben, triegen, verbieten, verſiegeln, ziehen, Biedermann**: wie ſolches in Lutheri und andern damals gedruckten Schriften auf allen Blättern zu ſehen iſt. Und dieß hat ohne Zweifel Gelegenheit gegeben, daß einige ſchon damals auch **wieder** mit **ie** zu ſchreiben angefangen, zumal wenn ſie dem doppelt und ſcharflautenden **widder** im leſen und ſprechen mit Nachdruck begegnen wollen: weil keine hinlängliche Urſache vorhanden war, warum das **ie** nicht ſowohl in dieſem als ſo vielen andern Wörtern gleicher Art ſtatt haben ſollte.

Die erſte Schrift, welche ich als ein Zeugniß davon anführen kann, iſt **D. Andreä Muſculi**, vornehmſten Profeſſors der Gottesgelahrtheit und Predigers zu Frankfurt an der Oder, ſo genannte **Prophe-**

zey- und **Weißagung** unſers Herrn Jeſu Chriſti **von dem zunahenden Unglück über Teutſchland**, und daſelbſt Ao. 1557. 8 durch Johann Eichhorn gedruckt. Dieſer Andreas Muſculus war von Schneeberg, und alſo ein Meißner von Geburt: ſchreibet aber, ſo viel ich beym durchleſen nur immer bemerken können, **wieder** für rurſus und contra, **wiederum**, **wiederfahren**, **Wiederſacher**, **darwiederlegen**, beſtändig mit eingeſchaltetem **e**; ein einziges mal aber **widerbauen** ohne daſſelbe, welches bey dieſer Bewandtniß wohl nicht anders als ein Druckfehler anzuſehen iſt.

Die andere Schrift kam zu Leipzig Ao. 1599, 8 bey Michael Lanzenbergern heraus; und begreift des kurz vorher verſtorbenen **Andreä Celichii**, meklenburgiſchen Superintendentens zu Güſtrow **Frageſtücke nach der Ordnung des Catechiſmi** in ſich: und weil ſich ſchon in den erſten von mir nur überhin durchgeſchaueten 150 Seiten **wieder** für contra an die dreyßig mal, nebſtdem auch **wieder** für rurſus, **wiederum**, **dawieder**, **hinwieder**, **hiewieder**, **hin und wieder**, **Wiederchriſt**, **Wiedergeburt**, **wiederholen**, **wiederlegen**, **Wiederſacher**, **wiederſprechen**, **wiederſtehen**, **wiederſtreben**, **Wiedertäufer**, **Wiederwärtigkeit**, **Wiederwillen**, **herwiederbracht** gleichfalls mit **ie** geſchrieben findet; ſo kann das hie und da mit unterlaufende **widerum** und **wider** ſowohl für rurſus als contra, dagegen in keine Betrachtung kommen, ſondern iſt bey der damals noch überall gewöhnlichen Schreibart vom Setzer gar leicht vergriffen und vom Verbeſſerer überſehen worden; zumal

zumal da das neu angenommene **wieder** bisweilen wohl auf eben derſelben Seite angetroffen wird.

Die dritte Schrift iſt D. Salomon Gesners, öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrtheit zu Wittenberg, und daſelbſt im Jahr 1602, 8 bey Wolf Meißnern gedruckte **gründliche Wiederlegung der nichtigen Apologie Martin Möllers, vornehmſten Predigers zu Görlitz:** und aus derſelben Titel und Benennung ſchon zu erkennen, daß es mit Fleiß und Vorſatz geſchehen, wenn darinn **wieder,** contra, **darwieder, hin und wieder, wiederbringen, wiederholen, Wiederlegung, wiederſprechen, Wiedertäuffer, unwiederſprechlich, unwiedertreiblich** ordentlicher Weiſe mit einem eingeſchobenen **e** vorkömmt; und daß hingegen das nach meiner Bemerkung nur einmal darunter befindliche **Widertäuffer,** wofern man ein billiges Urtheil davon fällen will, nur als ein Druckfehler zu achten ſey.

Die vierte Schrift iſt die zu Cöthen Ao. 1641, 12 gedruckte **Verachtung der Welt,** und damals, wie auf dem Titel angezeiget wird, ſchon **für Jahren** aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzet geweſen: mir aber zu meinem Zweck inſonderheit dienlich, weil nicht nur darinn das Wörtlein **wieder** in beyderley Bedeutung beſtändig und ſo viel ich beym durchblättern bemerken können, ohne Druckfehler gefunden wird; ſondern dieß auch eben das Jahr iſt, in welchem **D. Juſt Georg Schottel** ſeine deutſche Sprachlehre zum erſten mal heraus gab, und durch Beſtimmung des Unterſcheides zwiſchen **wieder,** rurſus, und **wider,** contra, veranlaſſete, daß ſolches der Schuljugend

gend allenthalben eingeschärfet und dadurch nach und nach gebräuchlich ward.

Ob Schottel dazu hinlänglichen Grund gehabt, wird sich im folgenden zeigen. Ich begnüge mich anitzo mit Anführung gedachter vier Schriften, weil daraus gnugsam erhellet, wie das von mir Ao. 1721 in meiner Anweisung zur deutschen Orthographie ohne Unterscheid beliebte **wieder** damals schon vor mehr als 150 Jahren aufs Tapet gekommen, nachmals in unterschiedener gelehrten Männer Schriften wohlbedächtig beybehalten und in so fern meinerseits eben keine Neuerung gemacht, sondern dasjenige, was ich für wohlgegründet gehalten, nur wieder hervor gesuchet sey. Wobey es denn darauf nicht ankömmt, ob solches viele oder wenige gethan; und ob man sich in diese Veränderung alsbald zu finden gewußt, oder darüber in allerley Ungewißheit und Verwirrung gerathen: indem dasjenige billig den Vorzug behält, wovon man den besten Grund anzeigen kann.

§. 2. Damit nun niemand meynen möge, ich sey von dem sonst gewöhnlichen Unterscheide zwischen **wieder** und **wider** ohne Grund abgegangen: so will ich vier Beweisthümer anführen, woraus zu erkennen seyn wird, daß meine Schreibart in diesem Stück **regelmäßiger, älter, sicherer** und also **recht wohlgegründet** und der andern billig vorzuziehen sey.

Fürs erste ist sie **regelmäßiger**; weil sie von derjenigen Regel nicht abweichet, die sich auf den allgemeinen Gebrauch gründet, und vermöge welcher in den Wörtern dieser Art am Ende der Sylbe zu dem langen i das e gesetzet wird und bleibet. Dergleichen sind **bierhen, dieser, nieſen, zieren, lieben, Lieder, Briefe,**

Briefe, fielen, nieder, viele und andere mehr. (Siehe meine Orthographie p. 39. reg. 7) Zwar wäre es an und für sich selbst nicht nöthig: weil in der deutschen Sprache alle Vocales oder selbstlautende Buchstaben (nach pag. 25. reg. 4) schon einen langen Ton haben, und also zu ihrer Verlängerung keines andern Buchstabens bedürfen. Und um dieser Bewandtniß willen könnte man gar wohl schreiben lib, liben, Brif, Brife, vil, vile, ich fil, sie filen; ferner buhen, diser, nider, nisen, ziren: wie sie im sechzehnten Jahrhunderte vielfältig thaten, da sie so gar auch im, für ihm, in, für ihn, ir für ihr, inen für ihnen, iren für ihren zu schreiben gewohnt waren; und wie es noch in dir, mir, wir, Berlin, und in den fremden Wörtern, Camin, Violin, Urin, Rosin, Rosinen bis auf diese Stunde gebräuchlich ist. Allein der bisher eingeführte Gebrauch erfordert ein anders, wofern man seine Schrift nicht gar zu sehr verstellen will: und nach der auf diesen Gebrauch gegründeten Regel wird auch das Vorwort wieder, sowohl als das gleichlautende Beywort, ganz recht mit ie geschrieben.

Fürs andere ist diese von mir angenommene Schreibart älter, als jene. Denn zuerst schrieb man nur allein wider, ohne auf die unterschiedene Bedeutung zu sehen; wie §. 1 mit mehrern angezeiget worden: nächst diesem ward in der letzten Hälfte des sechzehnten, und noch häufiger in der ersten Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts, das wider in wieder verwandelt, und zwar auch ohne Unterscheid der Bedeutung sowol für contra als rursus: doch so, daß viele noch bey der ersten Weise blieben, manche aber darüber

fäſt irre wurden und ohne gewiſſen Grund bald ſo bald anders ſchrieben. Zur Zeit der fruchtbringenden Geſellſchaft aber fiengen einige Mitglieder derſelben an, zwiſchen **wieder**, rurſus, und **wider**, contra, einen Unterſcheid zu machen. Inſonderheit that ſolches der vorgedachte und unter dem Namen des **Suchenden** bekannte **Schottel**: als welcher im 1641 Jahre ſeine deutſche Sprachlehre zum erſten male und 1663 ſein gröſſeres Sprachwerk heraus gab, und darinn dieſen Unterſcheid durch eigene Anmerkungen beſtimmete. Dieſem um die deutſche Sprache damals ſehr verdienten Manne fielen nebſt den Mitgliedern der Geſellſchaft nach und nach auch andere Gelehrte bey: ob gleich anfangs mehr mit geneigter Billigung als genauer Beobachtung der gegebenen Regel, weil ihnen das ſchon ziemlich regelmäßig gewordene **wieder** noch ſehr anhieng, wie aus **Kindermanns deutſchem Poeten** und **Neumarks neuſproſſendem deutſchen Palmenbaum** hin und wieder zu erſehen iſt; bis endlich dieſe neue Weiſe allgemein und inſonderheit der Schuljugend oftermals mit groſſem Ernſt und Nachdruck eingeſchärfet ward. Inzwiſchen war ſie doch unter den vorgedachten dreyerley Schreibarten die neueſte und letzte. Wenn ich alſo ohne Beobachtung einiges Unterſcheids beſtändig **wieder** ſchreibe: ſo erwähle ich eben damit die mittlere Art, und kann mich zur Behauptung derſelben gegen die dritte und letzte auf die ältere Zeit mit allem Recht berufen.

Fürs dritte iſt die von mir beliebte Schreibart **leichter**, als die andere. Denn weil es darinn nach der ordentlichen Regel gehet: ſo kann ſie von jedermann, inſonderheit auch von Kindern, Weibesperſonen

und

und andern Ungelehrten, welche ja in der Rechtschreibung ihrer Sache so wohl als die Gelehrten gewiß seyn sollen, desto besser gefasset und behalten werden. Dieser Beweisthum würde für sich allein von keiner besondern Gültigkeit seyn, wenn die beyden ersten nicht vorhergegangen wären. Da ich aber das, was regelmäßig und älter ist, auch noch dazu für leichter befinde: so muß diese Erleichterung solchen Personen billig gemacht und gegönnet werden, die den Unterscheid zwischen rursus und contra nicht so flugs begreifen, vielweniger auf lange Zeit behalten können. Muß doch einer, der studiret hat, bisweilen wohl im Schreiben inne halten, und sich erst recht besinnen; wofern er nicht fehlen und bey diesem Wörtchen wieder den einmal gebilligten Unterscheid handeln will. Ja ich habe angemerket, daß es dem **Schottel** selbst so gegangen: und zwar eben an dem Ort, wo er die Regel gegeben und mit vielen Exempeln erläutert hat. Denn unter der ersten Art dieser Exempel findet sich pag. 653 das Wort **Wiederruf**, welches ich nicht anders als von einer Revocirung oder Palinodie verstehen kann; weil unter der andern darauf folgenden Art das Wort **Widerruf** nicht mit angetroffen wird: da hingegen der Herr Amtmann in seinem Beytrage pag. 189 nach der einmal angenommenen Meynung ganz recht **widerrufen**, revocare, geschrieben. Es führet **Schottel** an eben dem Orte auch die Wörter **Wiederhall**, echo, und **Widerschall** an: wobey aber gewiß ein ernstliches Nachdenken erfordert wird, wenn man erstlich diese Wörter selbst von einander recht unterscheiden und nachmals in einem jeden besonders den unterschiedenen Begriff von rursus oder contra erreichen und

vorſtellen will. In meiner Orthographie habe ich pag. 319 ſchon der Schwierigkeit gedacht, welche ſich bey dem Worte **wiederfahren** findet: ſollte einem aber nicht auch ein Zweifel beyfallen können, wenn im ſchreiben das Recht der **Wiedervergeltung** vorkömmt und er bemerket, daß dadurch eine Beſtrafung und alſo etwas wiedriges gemeinet ſey? Des allen aber iſt man überhoben, wenn man der ordentlichen Regel nachgehet und einmal wie das andere beſtändig **wieder** ſchreibet. Und dieſe Schreibart iſt

Fürs vierte auch **ſicherer**, als die andere: weil dabey derjenige Wiederſpruch vermieden wird, der ſich bey der andern wirklich findet. Denn wer das Vorwort **wider**, contra, darum ohne e ſchreiben will, weil es mit dieſem e faſt tauſend Jahre durch allgemeinen Gebrauch und feſtgeſtellete Regeln verſchonet geblieben: der wiederſpricht ſich ſelbſt, wenn er dieſes nicht auch bey dem Beywort **wieder**, rurſus, gelten läßt; indem ſolches ja auch, wie jenes bey den Deutſchen widar hieß, und mit dem e eben ſo lange als jenes verſchonet geblieben. Will er aber mit dem e das eine ſowohl, als das andere, verſchonen: ſo muß er ohne Unterſcheid **wider** ſchreiben; und kann alſo das contra vom rurſus nicht unterſcheiden, woran ihm doch ſo viel gelegen iſt. Hingegen ſtimmet bey meiner Schreibart alles überein: wie es denn auch bey einer orthographiſchen Anweiſung, ſo viel es nur immer möglich, alſo ſeyn ſoll. Denn ich ſchreibe **wieder** beſtändig mit ſechs Buchſtaben, weil ſolches nach dem gegenwärtigen Gebrauche regelmäßig iſt: und richte mich weder nach der älteſten Zeit des ſechzehnten Jahrhunderts, weil unſere Deutſchen damals noch keine gewiſſe

und

und einſtimmige Richtſchnur der Rechtſchreibung hatten; noch nach der fruchtbringenden Geſellſchaft, weil ich ihre Weiſe in dieſem Stücke für eine unnöthige und mit mancherley Schwierigkeiten verknüpfte Neuerung halte.

§. 3. Es iſt daher weiter nichts übrig, als daß ich auf einige dagegen gemachte Einwürfe nur noch kürzlich antworte. **Es heißt erſtlich**, man könne durch die unterſchiedene Schreibart das Vorwort und das Beywort beſſer unterſcheiden. Allein wie muſten es die Leſer im ſechzehnten Jahrhundert machen, da man noch durchgehends **wider** ſchrieb. Wie rathen ſich die Niederſachſen, die ihr **wedder** für beydes gebrauchen? Und wie verſtehen ſich die Leute untereinander im Reden: wenn ſie **wieder** und **wider** auf einerley Art ſprechen hören, und aus der Ausſprache den für ſo nöthig geachteten Unterſcheid nicht bemerken können? Die Partikel **gegen** bedeutet im Deutſchen mancherley: inſonderheit aber auch erga und contra, wie im Lateiniſchen die praepoſito in mit dem accuſativo. Denn man ſchreibet **Gegenliebe** und **Gegenſatz**: und im 2 Buch der Macc. 1, 11. heißt es, wir muſten uns **gegen einen ſo mächtigen König wehren**; wie c. 12, 1. ſie ſtelleten ſich freundlich **gegen** ſie. Man ſchreibet hier einmal wie das andere, und weis von keinem Zuſatze oder Unterſcheide. Warum will man es denn bey dem Wörtlein **wieder** ſo genau ſuchen?

Es heißt zum andern, es fallen die Begriffe der Dinge einem Leſer deſto beſſer ins Gemüth, wenn man dieſen Unterſcheid beobachtet. Es wird ſolches auch mit unterſchiedenen Stellen aus der Bibel und

andern

andern Schriften beſtetiget: inſonderheit aber gezeiget, daß es ganz ein anders ſey **widerruffen**, revocare, und **widerſprechen**, contradicere, als **wiederruffen**, iterum vocare, und **wieder** ſprechen; rurſus loqui. Allein wie machte man es doch im ſechzehnten Jahrhunderte, wenn **widerruffen** und **widerſprechen** ohne Unterſcheid geleſen ward: und wie machen es die Niederſachſen, wenn ſie **wedderropen** und **wedderſpreken** auf gleiche Weiſe geſchrieben leſen? Antwort: das iſt aus dem Zuſammenhange der ganzen Rede zu erkennen, gleichwie es bey einem mündlichen Vortrage oder Geſpräche in unzähligen Fällen alſo gehalten werden muß. Denn es giebt der Worte gar zu viel, welche einen unterſchiedenen Verſtand geben oder leiden können, und wobey gleichwohl im Schreiben kein Unterſcheid gebräuchlich iſt. Dergleichen ſind **wiederholen**, repetere, und **wiederholen**, zurückbringen: reportare: überbringen, referre, und **überbringen**: transportare: überführen, convincere, und **überführen**, traiicere: übergehen mit Stillſchweigen, und **übergehen**, exundare, transfugere, occupari: überſchlagen, taxare, und **überſchlagen**, praecipitari: beſchweren, beläſtigen, und **beſchweren**, bezaubern: das **Elend**, die Noth, und das **Elend**, ein wildes Thier: der **Flor**, worinn man trauret, und der **Flor**, Wohlſtand: das **Küchlein**, pullus, und das **Küchlein**, placentula, ein kleiner Kuchen: **pflegen**, gewohnt ſeyn, und **pflegen**, warten: der **Reif**, pruina, und der **Reif** an hölzernen Gefäßen: die **Schnur**, ein dünner Strick, und die **Schnur**, des Sohnes Frau: **verweſen**, verfaulen, und **verweſen**, verwalten: die **Zeche**, ein Gelag, und die **Zeche**, in Bergwerken:

werken: der **Zoll**, eine Abgabe an die Obrigkeit, und der **Zoll**, ein kleines Maaß, und viele andere mehr. Muß man sich nun daraus zu finden wissen: warum will man denn das **wieder** ohne Noth aussondern, und noch dazu etwas unregelmäßiges einführen?

Es heißt zum dritten, man müsse sich über den Verstand der Worte oftmals lange verweilen und besinnen, wenn dieser Unterscheid nicht in acht genommen wird. Allein das thut wenig oder nichts zur Sache. Man muß sich bey den kurzvorher angeführten Wörtern von einerley Laut und Schrift auch besinnen und verweilen, und läßt sie doch mit solcher Neuerung verschonet bleiben. Denn was für eine seltsame und verkehrte Orthographie würde nicht zum Vorschein kommen: wenn man diese u. alle andere dergleichen Wörter, durch Einschaltung oder Auswerfung gewisser Buchstaben von einander so sorgfältig unterscheiden wollte?

Es heißt zum vierten, es sey doch nun einmal so gebräuchlich und von den gelehrtesten Männern angenommen worden. Dieß ist ganz wahr, der Augenschein bezeuget solches, und ich habe es droben selbst mit angemerket. Inzwischen ist doch auch dadurch die Schwierigkeit noch nicht gehoben. Denn die allermeisten Gelehrten bekümmern sich mehr um die Sachen, als um die Buchstaben und Wörter: und wenn sich auch einige der Rechtschreibung mehr als andere befleißigen, so geschieht es doch nur stückweise, und wird nicht anders als ein Nebenwerk getrieben. Solchen Männern muß man es zu gute halten, wenn sie nicht alle Kleinigkeiten untersuchen können. Wer aber eine Anweisung zur Orthographie geben und alles miteinander so verbinden will, daß es

über-

übereinſtimme und von dem, was einmal behauptet und feſtgeſetzet iſt, an einem andern Ort in gleichen Fällen nicht abgewichen werde: der ſieht die Sache ganz anders ein, als er ſie vorher begriffen hat; und muß ſeine eigne Schreibart in vielen Stücken ändern, woran er doch ſonſt im geringſten nicht gezweifelt hat. Ich erfuhr ſolches damals erſt am allermeiſten, als mir vor zwanzig Jahren vom ſel. Hrn. Prof. Franken aufgetragen ward, zum Gebrauche der Glauchiſchen Anſtalten eine ſolche Orthographie zu ſchreiben, die wohlgegründet wäre, und doch von dem allgemeinen Gebrauche nicht gar zu ſehr abginge: und legete daher den Grund dazu durch ſolche Sätze und Regeln, daß ich ohne Verletzung deſſelben daran immer beſſern und alſo die Anweiſung von Zeit zu Zeit richtiger und leichter machen kann. Wie ich denn zu ſolchem Zwecke bey der andern und dritten Auflage ſchon manches geändert, was ich bey der erſten um des damaligen Gebrauchs willen noch gelten laſſen mußte: habe ſolches auch um ſo viel ſicherer thun können, und werde es fernerhin mit deſto wenigerm Bedenken thun, nachdem durch die löbliche Bemühung der zu Leipzig und Jena errichteten deutſchen Sprachgeſellſchaften auch in dieſem Stücke ſchon manches verſuchet und zur Ausübung gebracht worden, womit eine einzelne Perſon aus guten Urſachen noch wohl eine Zeitlang möchte zurück gehalten haben. Was aber das Wörtlein wieder betrifft, ſo fand ichs gleich anfangs bey der erſten Unterſuchung ſchon für nöthig, den oftgedachten Unterſcheid dabey fahren zu laſſen: und hoffe, es nunmehro gnugſam erwieſen zu haben, daß ich darinn nichts neuerliches und auch nichts ohne Grund gethan. Halle, den 27. November 1741.

III. Schrei-

III.

Schreiben über das zwanzigste und funfzigste Blatt einer Wochenschrift, welche in B. unter dem Titel der W. in 52. Stücken bis zum Hornung dieses Jahrs, ausgegeben worden.

Mein Herr,

Es kann seyn, daß ihnen die Blätter des W.. darum nicht misfallen haben, weil ihnen vielleicht unbekannt geblieben ist, daß der Zusammenhang der Dinge eine Wochenschrift in B.. unter diesem Namen unausbleiblich gemacht habe. Wenigstens, wenn bey einigen Blättern, die sie von ohngefehr davon gesehen hätten, ihre Hoffnung nicht gleich unter die verlohrnen Wünsche gerathen wäre, Nutzen oder Vergnügen daraus zu schöpfen: so könnten sie gewiß solche in der Folge gelesen haben; so würde ihnen auch das 20ste und 50ste Blatt geliefert worden seyn.

Inzwischen mögen sie diese Blätter gesehen haben oder nicht: mein gegenwärtiges Schreiben wird davon, und von meinem eigenen Schicksale handeln, welches ich mit dem Verfasser derselben erlebt habe.

Ich glaube auch, daß ich zu diesem Unternehmen ein Befugniß habe. Deutschlands Ehre kann mich allein rechtfertigen, wenn ich auch nur einen Fehler anzeige, der an diesem oder jenem unserer Landesleute verbessert werden müsse, damit er uns nicht zum Vorwurfe übrig bleibe. Ein jeder aus dem römischen Volke konnte die Uebertreter der Gesetze anklagen; warum sollte ich nicht öffentlich sagen: daß die Tugend

in

in einer Sittenschrift nicht beleidiget werden müsse? Erhalte ich gleich nicht, wie jene, eine Belohnung dafür, und scheinet es, als ob kein Richter da sey, den Streit zu entscheiden: genug daß der Beyfall vernünftiger Leser mir beydes seyn soll. Jedoch meine Gedanken sollen sich nicht über das ganze Werkchen erstrecken; auch die darinnen angewendete Kunst nachzuahmen, wird nicht meine Arbeit seyn. Wor zu würde es dienen, wenn ich behauptete, daß das 4te Blatt aus dem Antimachiavell herflösse? daß man die erste Seite des 5ten schon im Patrioten kennete? der Brief der alten Jungfer aber, aus den Tadlerinnen entlehnet sey? Nein, meine Anmerkungen betreffen nur das 20ste und hauptsächlich das 50ste Blatt. Zwar weis ich nicht, welcher dienstbare Geist (Arbatel) dieses unsichtbaren Philosophen, die ersten Gedanken zu diesen schmutzigen Blättern bey sich habe entstehen lassen: so viel aber ist gewiß, daß er dadurch in den Schwarm der Unsaubern gerathen ist.

Ich will zu Behauptung meines Satzes eine Stelle aus dem 20sten Blatte welches den Titel führet: der verschlafne Schäfer, hersetzen.

Eine Schäferinn Ismene, welche sich gegen die Liebe des Polidors vorhin eigensinnig erwiesen hatte, geräth auf gelindere Gedanken: am Abende legt sie sich auf ihr Lager, kann aber vor Unruhe nicht schlafen.

Da heißt es:

. . . . . itzt fühlt sie seine Pein:
Ja, ruft sie, Polidor! ich will mit tausend Küssen,
In deinem Arm für meine Strenge büßen.
Sie will noch mehr als dieß. Was dann?
Das weis ich nicht; sie hats nicht kund gethan.

Welche

Welche Leſer, beſonders von dem ſchönen Geſchlechte würden bey dieſer Stelle nicht erröthen? Man darf ja bey ihnen eine ſo ſchwache Urtheilungskraft nicht zum voraus ſetzen, daß ſie Jſmenens Wollen nicht errathen könnten. Bey dem Sylbenmaaße der Reime wird ein jeder Leſer ſelbſt anmerken, mit welchem Wohlklange ſie ins Gehör fallen. Jnzwiſchen bleibt Jſmene allhier noch beym Wünſchen, das 50ſte Blatt aber ſcheinet von etwas wirklicherm abgefaſſet zu ſeyn. Hier iſt der Jnhalt. Der Moraliſt will ſeine Leſer auf das folgende vorbereiten. Er ſagt,

Daß er mit dieſem Blatte ein Scherzgedichte überliefere, welches eben den Verfaſſer habe, der Jſmenen ſeufzen laſſen. Er meynet einer **feinen Schalkhaftigkeit** Recht widerfahren zu laſſen, und ſtützet ſich auf la Fontainens Vorrede zu ſeinen Erzählungen: worinnen er dieſen Vorzug wider diejenigen vertheidiget, welche aus Mangel der Empfindung, oder aus einer einfältigen Andacht, alles verwerfen, was nach der Lebhaftigkeit eines muntern Geiſtes ſchmecket. Er erlaubet einem Dichter ſeine ſcherzhaften Bilder mit allem demjenigen auszuſchmücken, was der feine Witz und die **lebhafte Schalkhaftigkeit** nur beſitzen: und will er mit denen nicht ſtreiten, die die Grobheit ihres Gemüths für eine Andacht halten.

Zu allen dieſen Regeln ſetzet er das Exempel: **die kranke Laura.** Die Ausführung dieſes Stücks iſt dieſe:

Der Frühling hatte alles vergnügt gemacht; aber Laura eine Schäferinn, wäre ungeküſſet und betrübt geweſen.

Sie wird beſchrieben, und auf dieſer Seite möchte ſie ziemlich ſonder Verdacht betrachtet werden. Nur

daß ein guter Moralist solche schlüpfrige Beschreibungen in seine Blätter rückt, die sich besser in des Ovidius Kunst zu lieben schickten, das wird ihnen vielleicht fremde vorkommen.

Die volle Brust die zitternd steigt,
Den Wunsch verräth, den sie verschweigt,
Ein Mund den Amor selbst bereitet,
Mit Lächeln ziert und stets begleitet.
Ein mattes Auge voller Glut,
Ein Blick der reizend schüchtern thut,
Der ohne falsche Kunst verführet,
Wen hätten diese nicht gerühret?

Es heißt aber weiter:

Es dränget sich das keusche Blut
Gebiert und nährt die rege Glut,
Erwecket Zittern und Verlangen.

Und noch besser unten:

Sie fühlet in der kranken Brust,
Zu einer unbekannten Lust,
Die reizenden doch bangen Triebe.

In dieser heftigen Gemüths- und Leibes-Bewegung sitzet sie unter einer Buche. **Reinhold** kommt zu ihr und lacht über ihr Liebesfieber, und will ihr die Krankheit vertreiben und sagt:

Allein wir können hier nicht bleiben,
Man stört uns oft, ich muß allein,
Mit dir in einem Busche seyn.

Und endlich gehen sie in einen Busch.

Der Verfasser setzet hinzu, daß er nicht berichten könne,

Ob denn sein Mittel angeschlagen?

Nun-

Nunmehro mein Herr, fällen sie selbst ein Urtheil von dieser Schrift. Erwegen sie doch die Begriffe von Tugend, Sittsamkeit, Unschuld und Wohlanständigkeit, die uns die Morale zu lehren schuldig ist, und bemühen sie sich alsdann einen zureichenden Grund zu erdenken: warum Laura in eine Sittenschrift gekommen ist? Wäre der W. ein Journalist, so wäre er einigermaßen zu entschuldigen; so aber will er ein Sirach unserer Tage seyn, und da kann er sich in sich selbst nicht finden.

Es ist wahr, ein spitzfindiger Witz, ein gesalzner Scherz und eine **feine Schalkhaftigkeit**, wenn dieses neugebackene Wort nur keine Unfläterey bedeutet, mögen sich, besonders in der Satyre, in ihrer Vollkommenheit zeigen: aber Laura ist keine Schrift von dieser Art. Die zarte Liebe will in ihrer Beschreibung nicht anders seyn, als wie sie wirklich ist. Sie kennet zwar den Scherz, aber nur in der Gelindigkeit; sie bedienet sich eines feinen Witzes, den der Verstand angenehm macht; sie hält aber auch von diesem und einer lebhaften **Schalkhaftigkeit** desto weniger, je mehr sie darinnen niederträchtige Zweydeutigkeiten bemerket. So bald sie hierinnen ausschweifet, giebt sie dadurch ein Kennzeichen ihres veränderten Wesens, welches nicht weiter den Namen der **Liebe** verdienet: oder man müßte zum wenigsten durch die Beywörter **üppig, leichtsinnig** und **frech** ihren Unterscheid bestimmen.

Die Gedanken des W. müssen sich in dem Reiche der Möglichkeit verirret haben, da sie fähig gewesen, in der Laura einen feinen Witz zu finden. Der Einfall, daß Reinhold derselben das Fieber vertreiben will, ist freylich von einem Moralisten sehr unerwartet: und

er wird allen Lesern ekelhaft gewesen seyn; weil sie eben keinen feinen Witz bedurft haben, einen niederträchtigen Ausdruck zu verstehen. Oder ruht vielleicht der Witz in seiner Unwissenheit, ob Reinholds Mittel angeschlagen?

Sollte ich ebenfalls denjenigen reinen Verstand nicht haben, wodurch man sich einen leeren Raum vorstellet; oder erreichten irgend meine körperliche Gedanken die Einheiten des gerühmten Witzes nicht: so hätte der Moralist auch nur, um mich für einem Irrthume zu bewahren, seine Kunstwörter begreiflicher und deutlicher machen müssen, bevor er bey seinen Lesern den Mangel der Empfindung und eine einfältige Andacht zum voraus gesetzet hat. Ich würde ihn versichern können, daß die letzte Eigenschaft kaum zu meiner Gemüthsart gehöret; von der Schönheit aber werde ich allezeit zärtlich und rein gerühret: ob ich gleich der Meynung bleibe, daß ein tugendliebender Dichter sich desjenigen Verbothes nicht bedienen wird, welches ihm der W. durch ein übel angebrachtes Beyspiel, zur Freyheit macht. Günther saget von den Vortheilen rechter Dichter und ich führe dessen Gedanken unter einer kleinen Veränderung an:

Sie wollen bessern und ergetzen,
Und pflegen nichts für hoch zu schätzen,
Als was die Tugend leiden kann.

Ja gesetzt man wollte den gepriesenen Witz in der Laura suchen, würde man ihn nicht in einer solchen Veränderung antreffen, die die Klugheit erlitten hat, wenn sie zur Arglist geworden ist? Diese und gewisse andre Gründe meiner Freundinnen bewogen mich zu

einem

einem Schreiben an den Moraliſten. Wie ich damit den guten Herrn in den Harniſch gebracht habe, ſolches ſage ich ihnen hernach. Hier iſt das Schreiben, welches ich mit ſonſt üblichen Gefälligkeiten in dieſer Art von Briefen ausrüſtete:

Mein Herr W.

Ihre Geſellſchaft beſtehet aus dreyen Perſonen und hierinnen iſt mein Umgang ihrem Beyſpiele ähnlich; doch finde ich entweder den Unterſcheid, oder Vorzug, daß ich zwo wohl geſittete Schönen, an ſtatt einer geſchickten Phyllis verehre. Meine Hochachtung für beyde hat ſie zu einer Erkenntlichkeit bewegen, die ihnen und mir billig angenehm bleibt; ſie glauben nämlich, daß unſere Geſellſchaft den Namen eines Kleeblatts reiner Freundſchaft verdiene und ich vergnüge mich, daß ich Pflichten von ihnen erhalten, welche dieſe erfordert. Unſere Einrichtung hat uns unter andern die Leſung ihrer Blätter zum beliebten Geſetze gemacht. Das 49ſte Stück davon war alſo in unſerer letzten Zuſammenkunft von mir vorgeleſen worden, und nunmehro traf die Reihe meine Freundinn die Honoria. Wir empfiengen darauf wirklich das folgende Blatt; und Honoria las, ohne vorher eine gewohnte Ueberſchrift darauf zu finden, welche ihr den Inhalt entdecket, und ſie vielleicht vom Leſen abgeſchrecket hätte.

Sie hatte kaum die letzte Zeile des Blatts erreichet, als ſie zu mir anfieng. O wie weit entfernt ſich der W. von den billigſten Eigenſchaften eines Sittenlehrers! und wie ungleich wird er ſeinem angenommenen Charakter! Seine kranke Laura iſt eine Perſon, die ſich übel aufgeführet: wem ſoll ſie alſo zur Nachahmung

dienen? Soll sie verabscheuet werden? warum wird sie denn in ihren ausschweifenden Leidenschaften angenehm und traurig gebildet? Sagen sie mir doch, beschloß sie, welche Gestalt der Tugend soll man in diesem Blatte kennen lernen? Ich antwortete: Zeno schriebe diese Blätter freylich nicht; sie aber, M. H. W. erlaubten einem Dichter in den Grenzen der Sittsamkeit zu scherzen. An ihnen wäre es so tadelhaft nicht, die Lebhaftigkeit der Dichtkunst, mit der Ernsthaftigkeit der Morale abzuwechseln. Ja, erwiederte die zweyte Freundinn der Gesellschaft Remeta: wer trifft aber in der Laura einige Sittsamkeit an? Das Lebhafte zeiget sich zwar allein bis zur Ungebühr. Der Witz sowohl, als das sinnliche Grobe kann die Tugend beleidigen; und Laster bleiben auch unter der Schminke häßlich. Das Wesen der Sachen wird durch Worte nicht verändert, und mir ist es gleich misfällig, etwas unanständiges zu lesen, oder selbiges aus dem vorhergehenden zu schließen. Ich überlasse es ihnen in wie weit ich Recht gehabt, indem ich den Inhalt unsers Gespräches gerne auf etwas reiners lenken möchte, setzte sie hinzu: doch kennete ich den W. B, so müßte ich ihm in der so beliebten Sprache der Schalkhaften verrücken; daß sich für einen angehenden Sittenlehrer keine kranke Laura schicke.

Ich erklärete mich auf diesen scherzhaften Einfall daß sie M. H. W. an der kranken Laura keinen Theil hätten. Aber wer verbindet ihn denn, war ihre Antwort, dieses unserm Geschlechte so nachtheilige Bildniß auf sein 50stes Blatt schildern zu lassen? Entweder der Mangel an Sachen, oder der Verfasser? Dem letzten ist er so wenig solche Gefälligkeit schuldig,

als wir ihm dafür danken werden. Derselbe sey immerhin der verschlafne Schäfer und der betrügliche Reinhold selbst; was gehen seine siechen und seufzenden Nymphen unsere Mitleser und uns an? Ja ich hätte vorlängst die Ausreutung aller solcher Blätter gewünschet, worunter sich lauter giftige Schlangen verbergen.

Was sollte ich nun zu allem dem sagen? Mein Ausspruch ward gleich erfordert. Ich bezog mich zuletzt auf die Vorrede des Gedichts: allein ich mußte hören daß la Fontaine an dem Orte, nämlich in seinen schmuzigen Erzählungen, keinen eigentlichen Sittenpriester vorgestellet habe. Gut! fieng ich an; so mag denn der W. sich selbst vertheidigen. Ich will ihm unser Gespräch überschreiben, und mit diesem gebilligten Entschlusse gieng ich nach Hause. Hier konnte nun kein Zweifel mein Urtheil wider sie M. H. verzögern. Sie haben dem verschlafenen Schäfer und der kranken Laura Plätze in ihren Blättern gegönnet; und in so weit sind diese Stücke die ihrigen. Laura ist gut in Ansehung der Dichtkunst: der Fehler aber beruhet in ihrem Inhalte, welchen die Sittsamkeit nicht genug umschränket hat, ob gleich der Leser nicht bis zur äußersten Schamhaftigkeit gebracht wird. Dergleichen Gedicht nun schadet gewiß mehr, als es vergnüget; es gleichet einem schönen Körper mit einer unedlen Seele. Pope scherzet in seinem Lockenraube auch; aber sonder Beleidigung der Tugend: so sollten billig alle Scherzgedichte seyn. Die reine Zärtlichkeit verhält sich zur Wollust wie ein sanfter West zum Sturmwinde. Dichter sollen zwar keine Bildseulen, aber doch auch Weltweisen seyn. Meine Freundinnen haben also ganz recht. Witz und Schalkhaftigkeit entschuldigen

schuldigen gewiß den Ovidius nicht; andere lateinische Dichter sind wegen gekränkter Unschuld noch diese Stunde aus unsern Schulen verbannet; des Herrn von Bessers Stärke in der Poesie wird in einem gewissen Gedichte von seiner verliebten Schwäche überwunden, und man findet es nicht sonder Ursache in seinen Schriften ganz zuletzt. Johann de la Casa, Molza, Mezeray und Beza sollten sich billig ihrer verbuhlten Thorheiten schämen. Ich theile ihnen also M. H. die Gedanken einer kleinen Gesellschaft hierdurch mit. Es sey nun zu früh, oder zu rechter Zeit geurtheilet: genug ich glaube, daß mehr Leser mit uns einig sind, und eben daher sind sie schuldig, ihre Mitbürger öffentlich eines bessern zu belehren, oder allen beleidigten Schönen ihren begangenen Fehler abzubitten. Ich bin ꝛc.

Consortius.

Ein und funfzig mal hatte der W. die Hände des Buchdruckers in Bewegung gebracht, als ich ihm vorstehendes Schreiben einsendete, und als er den Entschluß faßte, mit dem 52ten Stücke die Feder nieder zu legen. Es geschah solches auch wirklich: ob er gleich hin und wieder in seinen Blättern vielerley Fortsetzungen und Mittheilungen seiner Gedanken versprochen hatte. Dieses ließ mich nun muthmaßen, daß die Gründe dieses Zufalls außer ihm gesuchet werden müßten, worunter mir die Wahrscheinlichkeit allerley Ursachen vorstellete. Zwar sind Bücher nicht schlechterdings nach dem Abgange zu schätzen, aber es wird auch keine geschickte Wochenschrift in den Buchladen staubig werden. Die Aufnahme der erstern Schriften von dieser Art in

Deutsch-

Deutschland, dienet zu dessen Bestätigung. Was vollkommenes in jedem Theile der Wissenschaften, erwirbet einem Schriftsteller Ruhm, und der Verleger darf mit Schaden nicht so witzig werden, daß er auch so gar die Kosten zu einem schlechten Bogen Papier zum Titel ersparen will. Kurz der W. verließ, wie er selbst saget, die volle Bahn der Scribenten, jedoch, wie es scheint, nicht mit dem Vergnügen, dessen er seine Leser überreden will. Seine Vorrede ist voller Zorn und wenige Sätze meines Schreibens sind mit demjenigen Verdrusse beantwortet, den er der Welt nicht tröstlicher entdecken darf, als damit, daß es nicht so leicht sey, zu gefallen, als zu schreiben. Ich würde diesen Satz als einen Schluß auf ihn selbst annehmen, und ihn bey dieser Wahrheit lassen; allein sein zorniger Witz zeiget sich meinen Freundinnen, meinen tugendhaften Freundinnen, in gedachter Vorrede bis zu ihrem Betrübnisse. Er setzet die dem schönen Geschlechte schuldige Ehrerbiethung aus den Augen; aber man wird es ihm zu gute halten: denn cum spirat ira sanguinem, nescit iratus, nihil nisi crimina loquitur. Ich selbst betrachte seine Vorrede mit größerer Gelassenheit.

Kein jungfräulicher Eifer wie der W. meynet, sondern die Sittsamkeit selbst verdammt die Laura. Meine Freundinn setzet die so gerühmte **Sprache der Schalkhaften** zum voraus, wenn sie mit dem Bilde dieser unartigen Schönen das

\- - - turpe senilis amor.

einem 44jährigen Manne, der ein Hagestolz werden, und ein Sittenlehrer seyn will, verrücket, um ihn auf eine doppelte Weise zu beschämen. Aber wer ist zu derjenigen Selbstverleugnung gekommen, sich sonder

Vertheidigung gefangen zu geben? Der Wahrheit muß widersprochen werden, und der W. muß seine Krankheit vertreten. "Er glaubet durch das Exempel „des Zuschauers in diesem Stücke berechtiget gewesen „zu seyn, seinen Lesern die Laura mitzutheilen.

Dieß ist eine Wahrheit die nur durch des W. Vernunftlehre allein erkannt werden kann. So wenig jener ausschweifet, um so viel mehr hätte es ihm zur Warnung dienen müssen, daß man von Exempeln unrichtig schließe. Er geht noch weiter, und stützet sich „auf Vorstellungen die man vom Schäferleben hätte.

O! überzeugende Vertheidigung, die man mit den Worten beschließen muß: Ich dachte! Er sagt ferner:

„Laura empfinde Triebe der Natur in ihrer Unschuld; „Schäfer ließen sich nicht trauen; sie liebten, und diese „Liebe verbände sie. Er fände in der Laura nichts an„stößiges, als was eine übel verstandene Tugend, und „eine geheuchelte Sprödigkeit daraus erzwingen wollte.

Ich glaube, daß entweder eine gewisse Unordnung in der verdorbenen Beurtheilungskraft ihn nicht ferner Wahrheiten und Träume unterscheiden läßt; oder es mag ihm in seinem ehelosen Stande ein solch abgebildetes Schäferleben dergestalt gefallen, daß er wegen besondrer Absichten dessen Vertheidigung übernimmt.

Man vergleiche einmal den Umstand in der Laura: Da Reinhold zu ihr saget

. . . . Ich muß allein,
Mit dir in einem Busche seyn.
Sie stehen mit geheimer Freude,
Recht flüchtig auf, verschwinden beyde.

mit

mit der Aufführung der Dido, von der es heißt:

Speluncam Dido, dux & trojanus eandem
Deveniunt.

So finde ich wenigstens bey beyden fast gleiche Mittel zur Ausführung ihrer Absichten, und dennoch will der W. seine Laura für so unschuldig erklären. So viel könnte man ihm einräumen, daß die Schäferinn Chloe, bey dem griechischen Longus sich den Vortritt vor der Laura wohl anmaßen könnte, und daß die Dido hinterlistiger gewesen, als diese: aber wer hat dann den W. von der Laura Einfalt und Unschuld so sehr überzeuget? Ihr eigener Verfasser saget ja zu ihr:

Verführerinn, laß mich in Ruh!
Der Leser denket nicht wie du.
Du lächelst, winkst und rufst zum Küssen.

Und dadurch ist derselbe weit billiger, cum sua plus justo carmina quisque probet, als der H. W. Der erste muß gewiß den Zunamen der Laura, als einer Geburt, wozu er natürlicher Vater ist, weit besser wissen, als ihr Pater adoptans, der vielleicht ihre Gemüthsbeschaffenheit nicht ausgeforschet hat.

Ich will nun zwar darüber keinen Streit erregen: aber wie mich deucht, hat sie der Verfasser, ihrer Natur nach, nicht besser nennen können. Zudem so müste der Leser und der Vertheidiger damit zufrieden seyn, wenn er solches bloß seiner väterlichen Gewalt nach gethan hätte.

Ueberhaupt mein Herr, dieses und mehr Blätter sind Theile eines unvollkommenen Ganzen, von welchem ich ihnen mehr sagen würde, wenn ich meinem Schreiben nicht gewisse Grenzen gesetzet hätte.

Ein

Ein Moralist muß inzwischen mehr als die lebhafte Einbildungskraft bey sich empfinden: seine Absichten sind weniger, zu vergnügen, als zu bessern; und da bedarf er richtige Urtheile. Der Schäferstand gehöret mit zu dem platonischen Reiche, und er ist nicht anders schön, als wenn er der verlohrnen Unschuld ähnlich wird, die noch itzo herrschen könnte. Wir dürfen ihn aber nicht unsern Leidenschaften zum Vortheile abbilden. Auch die Triebe der Natur sind böse, so bald sie der Vernunft zuwider rege werden.

Wie würde es dem Herrn W. gefallen, wenn er ein Schäfer wäre, und eine Tochter hätte, die mit dem ersten dem besten Liebhaber in den Busch gienge? oder wenn gar seine eigene geliebte Schäferinn eine so gefällige Laura spielen wollte?

Die Kraft sich etwas vorzustellen, und die Beurtheilung gehören zu einander: ihre Bilder erhalten von der ersten die Züge, und von der andern Liche und Schatten.

Ein Mann der das Beste seiner Mitbürger suchet, muß den Zusammenhang der Welt einsehen. Die Natur läßt ihn auf einen unsichtbaren Schöpfer schließen, unter dessen edelsten Werken er den Menschen betrachtet, dem er ein Lehrer werden will. Diesen muß er nach allen zu seiner Absicht gehörigen Eigenschaften und Umständen kennen, und diese müssen die Gegenstände bleiben, darnach er seine Gedanken einzurichten hat. Wir leben nicht mehr im Stande der Natur. Eine geoffenbarte Religion giebt uns Glaubensgründe und Vorschriften unserer Handlungen. Wir werden auch von der Staatsklugheit beherrschet. Wir haben bürgerliche Rechte, Ordnungen

und

und Gewohnheiten mit verſchiedenen Abtheilungen: unſere Sitten ſtehen alſo mit allen dieſen und mit der Natur in Verwandtſchaft; ſo ſehr ſie ſich auch unter den Völkern verändern. Für Deutſchland ſchicket ſich alſo eben ſo wenig eine wilde Liebesabwechſelung des türkiſchen Bajazeths im 3ten Blatte des W. als ein arkadiſches Schäferleben.

Tugend und Klugheit müſſen ſich in einer Sittenſchrift mit den Verzügen der Wiſſenſchaften verbinden, und die Künſte mögen darinnen zum anſtändigen Ernſte und edlen Scherze verwendet werden. Kurz, die Ausübung der Moral und eine gründliche Gelehrſamkeit machen den beſten Sittenlehrer. Ihnen aber M. H. überſende ich dieſen Brief, ſolchen mit in dero Beyträge einzurücken. Geben ſie mir hierauf ja keine abſchlägige Antwort: vielleicht könnten auch meine allgemeine Gedanken, einem noch künftigen Sittenlehrer zu nähern Betrachtungen Gelegenheit geben. Inzwiſchen hat ein Mann, der hierzu verpflichtet zu ſeyn glaubt, vor ſeinem Auftritte vielmehr ſeine Kräfte zu prüfen, als daß er durch Verleitung einer ſcherzenden Zweydeutigkeit, hernach eine üble Rolle ſpiele, indem er ſich einbildet:

Quælibet officio cauſſa ſit apta tuo. *Ovid.*

Ich bin mit aller Hochachtung M. H.

Dero ergebenſter Diener,

den 16 Febr. 1742. J. F. Z. oder Conſortius.

❁ ❁ ❁

IV.

Abhandlung von der Nachahmung.

Erſter Abſchnitt. Von der Nachahmung überhaupt.

Eine genauere Unterſuchung des Begriffes von der Nachahmung habe ich ſeit langer Zeit für eine Sache gehalten, welche unentbehrlich iſt, wenn man in der Dichtkunſt mehr mit Gründen behaupten, als nach eigenem Gutdünken und nach einem geübten Gefühle entſcheiden will. Man kann nicht eher überzeugend wiſſen, ob man etwas mit Recht natürlich oder unnatürlich nenne; ja mich dünket, man kann die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit nicht eher gewiß beſtimmen, als bis man erſt dieſen Begriff auf das genaueſte beſtimmet hat. Ich werde dieſe Unterſuchung unternehmen, und ich werde mich alles zu erweiſen bemühen, ohne daß ich mich bemühen werde, meinen Vortrag entweder trocken oder zierlich zu machen. Ich beruffe mich aber auch darinnen auf die Freyheit dieſer Lehrart, daß ich nicht anführen oder widerlegen darf, was andere von dieſem oder jenem Satze geglaubet haben, und daß man mir erlauben ſoll, meinen eignen Weg zu gehen, ohne mich um diejenigen zu bekümmern, die mir auf dieſer Straße begegnen möchten, oder deren Fußſtapfen ich hin und wieder antreffen werde. Ungeachtet aber dieſe Abhandlung eigentlich der Grund von vielen Künſten iſt, darauf die ſicherſten Regeln der Malerey und Muſik gebauet werden: ſo werde ich doch die Anwendung der Regeln meiſtentheils auf

die

die Dichtkunſt machen. Dennoch aber werde ich auch dieſe beyden andern Künſte anzuführen nöthig haben, um dasjenige zugleich durch die Erfahrung zu bekräftigen, was ſchon erwieſen iſt. Wenn ich mich aber zuweilen der Wörter auf eine ungewöhnliche Art bedienen ſollte: ſo iſt dieſes eine Freyheit, welche man ſich leicht gefallen laſſen wird; da es die Lehrart erfodert die Begriffe feſt zu ſtellen: und da dieſes in einer Lehre, welche noch nicht auf eine ſolche Art weitläuftig abgehandelt worden, ohne einige Freyheit im Gebrauche der Wörter nicht angehen will. Ich werde aber dieſe Abhandlung in zween Abſchnitte theilen. In dem erſten werde ich dieſelbe ohne einige Abſicht auf ihren Endzweck betrachten. In der andern aber werde ich ſie in ſo weit anſehen, als der Endzweck derſelben auf das Vergnügen geht. Denn mit andern Abſichten werde ich mich nicht beſchäftigen, weil dieſes derjenige Hauptendzweck iſt, den die Nachahmung durch die Künſte ſuchet.

§. 1. Man pfleget ſonſt ſo wohl die Handlung, da man etwas nachahmet, als die Sache, welche einer andern ähnlich gemachet wird, mit dem Namen der Nachahmung zu belegen. Das erſte thut man, indem man die Dichtkunſt eine Nachahmung der Natur nennet; das andre geſchieht, wenn eine Ausarbeitung, darinnen man eines andern Art zu denken auf dem Fuſſe nachgefolget iſt, den Namen der Nachahmung bekömmt. Ich aber ſehe mich genöthiget, damit ich keine Zweydeutigkeit verurſache, die letztere Bedeutung dieſes Wortes und alle andere, die man ſonſt finden möchte, zu verwerfen, und mich zu erklären, daß ich unter der **Nachahmung** nichts anders verſtehen werde,

als

als eine Handlung, da man die Absicht hat, etwas einer andern Sache ähnliches hervorzubringen. Man wird hieben durch die Erfahrung finden, daß es keine eigentliche Nachahmung gebe, womit nicht die Absicht etwas ähnliches hervorzubringen verbunden wäre. Es ist nicht alles nachgeahmet, was einer Sache ähnlich ist. Ein deutliches Exempel ist, daß man niemals mit Grunde sagen kann, daß ein Dichter eine Stelle eines andern nachgeahmet, wenn man versichert ist, daß er zu der Zeit, da er die seinige geschrieben, jene nicht vor Augen gehabt. Weil ich aber auch öfters nöthig haben werde, diejenige Sache zu nennen, die in der Absicht hervorgebracht wird, daß sie einer andern ähnlich seyn soll, und mich hierzu des Namens der Nachahmung nicht bedienen darf: so werde ich dieselbe ein Bild heißen, und dasjenige, dem dieses Bild ähnlich gemachet wird, ein Vorbild nennen.

§. 2. Wir müssen diejenigen Begriffe, die in der Erklärung der Nachahmung am meisten erläutert zu werden verdienen, nothwendig weiter erklären: damit der Begriff der Nachahmung hernach desto fruchtbarer sey, Regeln hervorzubingen, darnach man die Nachahmung einrichten könne. Insonderheit ist es nöthig den Begriff der Aehnlichkeit auf eine solche Art zu erklären, daß man theils deutlich sehen könne, wie das Vergnügen, so aus der Nachahmung kömmt, entspringe, theils desto leichter merke, wie es anzufangen sey, wenn man Dinge nachahmen will. Hierzu scheint mir derjenige Begriff am bequemsten, welchen die Lehrer der Meßkunst angenommen haben, und wir wollen denselben nur so viel erweitern, daß er sich auf andere Dinge, als auf die Größen und die Verhältniß der-

derſelben beziehet. Dasjenige nämlich iſt einer Sache ähnlich, deſſen Theile eben die Verhältniß unter ſich haben, welche unter den Theilen des andern iſt. Was aber Verhältniß iſt, wird man aus der Schule der Weltweiſen wiſſen, wenn nämlich in dem einen eine Beſchaffenheit iſt, woraus ſich eine Beſchaffenheit in dem andern erklären läßt, oder wie man ſonſt dasjenige beſchreiben will, was die Lateiner mit einem allgemeinen Worte relatio nennen, darunter ſich alle Arten ein Ding in Abſehen auf ein anders zu betrachten bringen laſſen. Wir ſind bey der Lehre von der Nachahmung nur mit Dingen beſchäftiget, die die Einbildungskraft angehen, wir können alſo ſicher Theile derjenigen Sache annehmen, die wir nachahmen. Ja es iſt unmöglich Sachen nachzuahmen, ohne daß man ſich Theile an denenſelben vorſtellet. Wenn man auch nach dem Begriffe derer jenigen die von der Metaphyſik geſchrieben haben, ſagen will, dasjenige iſt dem andern ähnlich, was mit dem andern einerley Beſchaffenheiten hat: ſo muß man ebenfalls die Beſchaffenheiten von der Sache ſelbſt in den Gedanken abſondern, und folglich Theile derer jenigen Sachen gedenken, von denen die Frage iſt, ob ſie einander ähnlich ſind. Wir werden aber auch zugeben müſſen, wenn die Aehnlichkeit auch nur einigen Eindruck machen ſoll, daß unter den Theilen des einen eben die Verhältniß dazu erfodert werde, die in den Theilen des andern iſt. Denn außer dem würden in beyden nicht mehr, genau zu reden, eben die Beſchaffenheiten, ſondern andere ſeyn, wenn ſie eine andre Verhältniß unter einander haben ſollten. Man mag alſo wählen, welche Erklärung man will, ſo wird eine

Erklärung so viel sagen, als die andre. Diejenige aber, die wir den Lehrern der Meßkunst abborgen, wird den Vorzug haben, daß sie etwas mehr für die Einbildungskraft hat, und daß man durch die Folge sehen wird, wie leicht sich das Vergnügen das aus der Aehnlichkeit entsteht, daraus herleiten lasse. Ich will zur Erläuterung dieser Begriffe ein Exempel aus eben derjenigen Quelle herholen, woraus ich die Erklärungen selbst genommen habe. Ich will annehmen, daß das Vorbild zwey Theile hätte A und B. so würde in dem Theile des Bildes a. eben die Beschaffenheit seyn müssen, die in A ist: und daraus sich etwas in B erklären läßt. Und in dem Theile des Bildes b. müßte eben die Beschaffenheit seyn die in B ist, und sich aus A erklären läßt. Ueber dieses müssen die beyden Beschaffenheiten in a und b sich auf eben die Art auseinander erklären lassen, wie die in A und B. Dieses geht auf eben die Art zu, wie wenn ich zwey Verhältnisse in der Mathematik habe, die gleich sind, z. E. 3 : 9 = 6 : 18. Hier hat die 3 mit der 6 eine Beschaffenheit gemein, nämlich daß sie beyde die Zahl gegen die sie gehalten werden 3 mal messen: und 9. und 18. haben ebenfalls die Beschaffenheit mit einander gemein, daß sie von der Zahl, gegen die man sie hält, dreymal gemessen werden. Und hierzu wird noch dieses erfodert, daß sie auf einerley Art gegen einander gehalten werden. Denn ich würde nicht sagen können 3 : 9 = 6 × 18. Dieses heißt einerley Verhältniß haben, und zeiget zugleich was dazu erfodert wird, nämlich einerley Beschaffenheiten der übereintreffenden Theile, die sich auf einerley Art aus einander erklären lassen. Man wird sich dieses sehr leicht bey der Malerey und Bildhauer-

kunst

kunſt auch bey der Muſik vorſtellen können; weil man daſelbſt das Bild außer ſich hat, und die Verhältniſſe der Theile von dem Bilde in die Sinne fallen, die Verhältniſſe der Theile des Vorbildes aber ſich unſrer Einbildungskraft wiederum vorſtellen, wie wir ſie vorher bemerket haben. Bey der Dichtkunſt aber dünkt mich daß dieſes einiger Erläuterung bedarf. Die Nachahmung der Dichtkunſt iſt entweder dramatiſch, das iſt, ſie beſteht in nachgeahmten Reden. In dieſen iſt das Bild ebenfalls außer uns und beſteht in den Worten ſelbſt die wir hören, und unſer Verſtand hält nur ſodann die Gedanken der poetiſchen Rede, und ihre Verbindung gegen die Gedanken in der ordentlichen Rede eines Menſchen von dem Charakter und von der Gemüthsbewegung, die die poetiſche Rede nachahmet. Hieher gehören auch alle Gedichte, wo der Poet ſo gar ſeinen eignen Affect ausdrücket, alſo auch die meiſten Oden. Oder die Nachahmung der Dichtkunſt iſt hiſtoriſch, das iſt, ſie erzählet oder beſchreibet. Sodann iſt das Bild nicht außer uns, ſondern es wird nur von den Worten, die wir hören, in uns erwecket, und wir unterſuchen ſodann die Verhältniß der Theile des Bildes, das dieſe Worte in unſrer Einbildungskraft erregen, gegen die Sache ſelbſt, die beſchrieben oder erzählet wird, oder vielmehr gegen die Vorſtellung, die wir von jener in unſerm Verſtande haben. Ich werde weiter unten dieſes weitläuftiger erklären. Weil aber hier bloß von der Aehnlichkeit die Rede iſt: ſo glaube ich, es wird genug ſeyn, wenn ich ein Gleichniß aus einem Poeten zum Exempel anführe, zu zeigen, daß man die Verhältniſſe und ob ſie einerley ſind, auch bey andern Dingen bemerken könne, als bey ſolchen, die ſich meſſen laſſen.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Heitre ſtralt
Des Auges Urtheil täuſcht und ſich in allem mahlt:
So thut das Vorurtheil, es zeigt uns alle Sachen
Nicht wie ſie an ſich ſind, nein, wie ſie es will machen.
Haller.

Wer ſieht nicht hier, daß ſich ein gefärbtes Glas zum Auge verhält, wie ein Vorurtheil zum Verſtande, denn beyde betrügen und zeigen die Sachen anders als ſie ſind. Jenes theilt den Stralen ſeine Farbe mit, und dieſes giebt allem, was in unſre Seele dringt, einen ſolchen Anſtrich, der mit dieſem Vorurtheile übereinſtimmet. Wie ſich die Stralen zum Auge verhalten, ſo verhalten ſich die Sachen, die ſich in uns vorſtellen, zum Verſtande: und wie ſich die Stralen zum gefärbten Glaſe verhalten, ſo verhalten ſich dieſe Sachen zum Vorurtheile, denn ſie werden von ihm verfälſcht. Wir ſehen überall nichts als einerley Verhältniß, und können noch mehr Uebereinſtimmung finden; als ich angegeben habe, wenn wir weiter ſchlieſſen wollen.

§. 3. **Dinge die einander ähnlich ſeyn ſollen, müſſen unter ihren Theilen einerley Verhältniß haben. Alſo müſſen die Theile eines Bildes einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben: und ein Bild iſt dem Vorbilde unähnlich und folglich fehlerhaft, deſſen Theile nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben.**

Dieſe Aehnlichkeit noch weiter zu erläutern, will ich Exempel von körperlichen ſo wohl als unkörperlichen Dingen geben. Es iſt gewiß, daß ein ſolches Bild keinem Menſchen recht ähnlich ſeyn wird, wo die Beine

zum

zum Kopfe nicht eben die Verhältniß haben werden, wie bey einem ordentlichen Menſchen, ſie mögen zu klein oder zu groß ſeyn; daß ein Arm, welcher von einer Statue abgebrochen geweſen, und wiederum falſch angeſetzet worden, die ganze Bildſaule einem wahren Menſchen unähnlich machen wird, u. ſ. w. Unterdeſſen iſt es dennoch gewiß, daß auch bey körperlichen Dingen in Gedichten oft darwider verſtoßen wird. Wenn zum Exempel Gryph ſagt:

Wie, wenn das ſchnelle Blut aus vollen Adern dringet,
Und ſchäumend durch die Luft aus offnen Röhren ſpringet.
(Beſtändige Mutter v. 51).

So hat er zwar alles beobachtet, was man dabey zu ſehen pflegt, wenn das Blut aus einer geöffneten Ader ſpringet: offne Adern, das Hervorſpringen des Blutes, die Schnelligkeit deſſelben, die Gewalt deſſelben, daß es hoch geht, und der Schaum deſſelben. Dieſes ſind alles Theile die man dabey in Acht nehmen und in Gedanken von einander abſondern kann. Dennoch hat er den Fehler begangen, daß der Schaum des Blutes mit den übrigen Stücken falſch verbunden iſt, und alſo nicht eben die Verhältniß hat, die man in der Natur zu beobachten pfleget. Denn, wie mich dünkt, wird der Schaum des Blutes nicht in der Luft, ſondern auf dem Boden ſeyn, wo das Blut aufſpritzet. Man ſieht alſo, daß man bloß dadurch Unähnlichkeit verurſachen kann, wenn man die Theile des Ganzen nicht eben ſo verbindet, als es in der Natur geſchieht. Eben ſo geht es bey unkörperlichen Dingen an. Man behalte nur alle Gedanken, die einem Menſchen in einer Gemüthsbewegung befallen, und verändre nur

die Ordnung und Folge derſelben. Dann ſehe man, ob es eben dieſe Gemüthsbewegung ſeyn wird. Die Gemüthsbewegungen ſind von einer gelaßnen Betrachtung der Dinge bey nahe ſo oft bloß durch die Verbindung, als durch die Gedanken unterſchieden. Die Stärke und Schwäche der Gemüthsbewegungen auch der Unterſchied derſelben ſtammt oft nur aus einer andern Verbindung und Ordnung der Gedanken her. Andromacha z. E. redet in den Trojanerinnen nach Opitzens Ueberſetzung bloß bittweiſe, und in einer demüthigen Erniedrigung, wenn ſie, um ihren Sohn vom Tode zu erretten, ſaget:

Schau ihn doch nur recht an!
Soll er den Schutt der Stadt zu räumen ſich getrauen?
Soll dieſer Hände Kraft ein Troja wieder bauen?
Hat Troja ſonſt auf nichts zu hoffen als auf ihn;
So iſt ihr Hoffen ſchlecht.

Hingegen wird ſie weit muthiger und trotziger reden, wenn ſie die Gedanken umgekehrt ordnet:

Wenn Troja ſonſt auf nichts als dieſen hoffen kann,
So iſt ihr Hoffen ſchlecht. Schau ihn doch nur recht an.
Soll dieſer Hände Kraft ein Troja wieder bauen,
Soll er den Schutt der Stadt zu räumen ſich getrauen?

Man wird bey den meiſten Gemüthsbewegungen finden, daß man, wenn die letzten Gedanken zuerſt geſetzt, und die Reden ſolcher Leute rückwerts geleſen würden, aus einer mittelmäßigen Gemüthsbewegung eine ſehr heftige herausbringet, welche der Natur gemäß nach eben denſelben Stufen ſinket und ſchwächer wird, nach welchen jene geſtiegen. Aus dieſem allen erſcheinet deſto deutlicher, daß ich nicht mit Unrecht vor andern diejenige Erklärung der Aehnlichkeit erwäh-

erwählet, worinnen von einerley Verhältniß der Theile geredet wird, damit man nicht etwa, wenn ich nur verlangt hätte, daß zwey ähnliche Dinge einerley Beschaffenheit haben sollten, glauben möchte, daß es nur von dem wesentlichen einer ieden Beschaffenheit und nicht von ihren äußerlichen Verhältnissen zu verstehen sey.

§. 4. **Wo sich also zwischen zwey Dingen einerley Verhältniß ihrer Theile befindet, da ist Aehnlichkeit vorhanden. Hieraus folget von sich selbst, daß diese Aehnlichkeit auch vorhanden sey, wenn gleich nicht alle Verhältnisse aller möglichen Theile bey zweyen Dingen einerley sind.**

Denn man betrachtet so wohl die Theile der Sache selbst, als die Verhältnisse, die dieselben unter einander haben, nur im Absehen auf eine einzige Beschaffenheit des Ganzen. Ein Körper hat zum Exempel andre Theile in Absehen auf seine äußerliche Figur, denn da werde ich nur auf seine Linien und auf seine Winkel sehen; andre im Absehen auf seinen eignen innerlichen Bau, andre in Absehen auf die Materie woraus er bestehet, und andre in Ansehung der Farbe, die einem in die Augen fällt. Da man also die Theile und Verhältnisse derselben nur im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit betrachtet, so ist kein Wunder, wenn man sie auch nur im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit nachahmet. Und wenn alles dasjenige dem andern ähnlich ist, wo sich einerley Verhältniß der Theile mit einander verbindet, so muß alles dasjenige eine Nachahmung seyn, wo man nur in einem Stücke und im Absehen auf eine Beschaffenheit einerley Verhältniß

der Theile wiederum hervorbringt, und sich um alle andre Verhältnisse derselben unbekümmert läßt. Wenn man einen Kopf in Stein hauet; so ahmet man weder seine harten noch weichen Theile, noch seine Farbe nach, sondern bloß die Figur desselben. Eben daher kömmt es, daß auch in der Dichtkunst Beschreibungen einer einzigen Sache ganz verschieden und dennoch auch vollständig seyn können, weil nämlich ein ieder die Theile derselben in Absicht auf eine andre Beschaffenheit betrachtet. Der Romanenschreiber betrachtet die Glieder eines schönen Frauenzimmers nur in so weit sie eine schöne Farbe und eine Größe haben, die sich zu den übrigen Gliedern wohl schicket. Derjenige aber der ernsthafter denket, hält die Geberden derselben und alles gegen einander, in so weit es von ihrer Gemüthsart zeiget, und in so weit ihre Seele durch ihre Glieder redet. Es ist wahr, man könnte vielleicht einwenden, daß eine Nachahmung einer Sache, die nur ihre Absicht auf eine Beschaffenheit derselben richte, nicht eine Nachahmung der Sache selbst, sondern nur dieser ihre Beschaffenheit sey. Man würde aber sodann unter der Aehnlichkeit dasjenige verstehen, was wir weiter unten als den höchsten Grad der Aehnlichkeit beschreiben werden. Man würde über dieses sich anders ausdrücken, als ordentlicher Weise geschieht, und dadurch Anlaß geben, daß die Regeln anders im gemeinen Leben angenommen würden, als sie zu verstehen wären. Und über dieses würde man auch noch in vielen Dingen große Schwierigkeit haben sich auszudrücken.

§. 5. Ob aber gleich nicht alle Verhältnisse aller möglichen Theile, die wir an einer Sache finden können,

nen, in 2 Dingen einerley seyn müssen, wenn sie einander ähnlich seyn sollen: so ist es doch wiederum eine andre Frage, ob die Gleichheit des Verhältnisses aller Theile des Vorbildes und Bildes, die sie im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit haben, zur Aehnlichkeit gehöre. Und hierauf folget aus dem Begriffe der Aehnlichkeit selbst, wenn man sie genauer betrachtet, dieses zur Antwort. **Da einerley Verhältniß der Theile des Bildes mit den Theilen, die das Vorbild im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit hat, die Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes ausmachet, so muß die Unähnlichkeit nothwendig darinnen bestehen, wenn dieses Verhältniß nicht einerley ist. Wenn es also Theile in dem Bilde gäbe, die in Absicht auf diejenige Beschaffenheit, darauf die Nachahmung gerichtet ist, nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes hätten; so würde es Unähnlichkeit seyn. Eine Unähnlichkeit aber in denenjenigen Stücken, worinnen man gleichwohl den Endzweck hätte, eine Sache nachzuahmen, würde wider die Absicht der Nachahmung streiten.** Eine viereckigte Figur, welche zwo Seiten von eben der Verhältniß und einen gleichen Winkel mit der andern hat, ist der andern deswegen noch nicht ähnlich. Ich kann nicht sagen, daß ein Maler ein Gesicht gemalet habe, das dem Gesichte einer andern Person ähnlich ist, wenn er nur die Nase getroffen hat. **Wenn aber bloß nicht alle Theile des Vorbildes in dem Bilde ausgedrücket sind, und nur keine andre Verhältnisse an deren statt in das Bild gebracht**

worden; so können wir nicht sagen, daß es eine Aehnlichkeit sey; wenn nämlich dadurch das Bild nicht in seinen Theilen einen andern Zusammenhang bekömmt, als das Vorbild. Denn widrigenfalls kommen allerdings andre Verhältnisse hinein, als in dem Vorbilde gewesen sind. Sondern der Nachahmende hat etwa nur ein Stück des Vorbildes nachgeahmet. Wir entrüsten uns z. E. niemals über ein Brustbild, wenn gleich die übrigen Theile eines Menschen nicht mit ausgedrücket sind: und ob es gleich scheint, als wenn es von dem Rumpfe getrennet worden, denn wir wissen, daß der Bildhauer oder Maler nur dieses Stück eines Menschen nachahmen wollen. Wenn aber der Maler an dieses Brustbild unmittelbar die Füße anmalen wollte, und die übrigen Theile des Leibes außen ließe: so würden wir die Unähnlichkeit so gleich gewahr werden. Oder es sind nur diejenigen Theile des Vorbildes, aus denen man die Sache genugsam erkennen kann, und daraus sich die übrigen schließen lassen, in demselben ausgedrücket und die übrigen weggelassen. So dann hat er das Ganze allerdings vollkommen nachgeahmet. Denn diejenigen Theile, welche nicht ausgedrucket sind, stecken so dann in denenjenigen, die man vorgestellet hat, und die Einbildungskraft dessen, der das Bild betrachtet, kömmt so dann dem Nachahmenden zu Hülfe und stellet sich dennoch das Bild als ganz vor. Dieses kömmt sehr wohl mit Herrn Wolfs Erklärung überein, welcher sagt, daß die Aehnlichkeit eine Uebereinstimmung derjenigen Stücke sey, welche die Kennzeichen zweyer Dinge ausmachen. Es muß uns dieses vorkommen, wie eine Schilderey, da ein Körper nur auf seiner vornehmsten

nehmsten Seite vorgestellet ist, und daraus wir die andre, die uns verborgen wird, leicht schließen können. Dieser 5te und vorhergehende 4te Satz wird durch folgendes Exempel seinen Nutzen bezeigen und zugleich deutlicher werden. Günther giebt nicht mehr als den einen einzigen Umstand an, wenn er von Hungarn redet. Er sagt:

Dort, wo der Zeiten Eigensinn,
Die Brücke des Trajans zerdrümmert.

Im Absehen auf seinen Endzweck und auf diejenige Beschaffenheit, wornach er Hungarn vorstellen will, indem ihm in der Entzückung die alten Römischen Helden erscheinen, hat Hungarn keine Theile, als diejenigen welche Ueberbleibsel des Alterthums sind. Hier hat es weder Weinberge, noch Pferde, noch sonst etwas, daß es sich rühmen kann. Diese Theile welche Hungarn in der Absicht zugehören, wenn man es als ein gesegnetes und nutzbares Land betrachtet, haben nichts mit den Helden des Alterthums zu schaffen; sondern er muß es nur als ein Land vorstellen, wohin die tapfern Römer schon vor diesem ihre Siege ausgebreitet, hier hätte aber doch Hungarn eigentlich mehr Theile als die Brücke des Trajans. Er hätte es von den Armeen die daselbst gestanden hätten, beschreiben können, und hätte die Feldherren derselben und ihre Thaten erzählen können. Aber die Brücke Trajans ist genug zu bezeigen, daß er von einem Lande redet, das die Römer vor Zeiten völlig besiegt hatten. Denn sonsten würden sie nicht die Mühe übernommen haben, einen solchen Bau daselbst auszuführen. Es zeigt auch zugleich das Alter an, von dem er redet. Indem es ein solches Alter ist, darinnen die bloße Zeit einen so festen Bau zer-

drüm-

drümmern kann. Kurz, Günther weiſet hier alles, was wir in dieſem und dem vorhergehenden §. geſagt haben, nämlich daß eine Beſchreibung ohne alle Verhältniſſe aller Theile nachzuahmen, beſtehen könne, und daß auch im Abſehen auf eine gewiſſe Beſchaffenheit einer Sache genug ſey, nur diejenigen Verhältniſſe anzugeben, die die übrigen mit in ſich enthalten.

§. 6. **Einerley Verhältniß unter ſeinen Theilen mit den Theilen des Vorbildes haben, iſt etwas, welches nicht für ſich ſelbſt beſtehen kann, und welches ein Subject oder ein Hauptding vorausſetzet, das für ſich beſtehet, und dem dieſes, als etwas zufälliges und als eine Nebenſache anhängt. Wenn ich alſo ein Bild nenne: ſo verſtehe ich nebſt dergleichen Verhältniß ſeiner Theile mit dem Vorbilde noch eine Sache darunter, welche dieſe That hat, und in welcher dieſe gleiche Verhältniß ſtatt finden kann. Ein jeder alſo der etwas nachahmen will, muß vor allen Dingen ſich ein ſolches Subject ſuchen, darinnen er etwas nachahmen könne.** So ſuchet ſich z. E. der Bildhauer einen Stein aus, aus dem er ſein Bild hauen kann, der Maler ſucht ſich eine Tafel. Und wie es zuweilen Dinge geben kann, welche in Anſehung anderer als Hauptdinge betrachtet werden, ohne welche dieſelben nicht beſtehen können, und dennoch ſelbſten noch ein Subject nöthig haben, mit welchem ſie verbunden ſeyn müſſen, wenn ſie etwas ſeyn ſollen: ſo giebt es auch ſolche Subjecte des Bildes, welche wiederum Subjecte nöthig haben. Eben wie eine Kraft nach den Lehren der Weltweiſen nicht für ſich beſtehet, ſondern etwas braucht, darinnen

ſie

ſie iſt: und dennoch in Anſehen der verſchiedenen Veränderungen die ſie leidet, ein Subject derſelben iſt. So geht es auch bey der Muſik und Dichtkunſt mit den harmoniſchen Tönen und mit den abgemeſſenen Wörtern. Ein Ton beſtehet nicht für ſich ſelbſt, und hat eine fließende Materie nöthig, die gewiſſe Figuren anzunehmen und gewiſſe Wellen an das Ohr zu werfen fähig iſt. Dennoch iſt er in Anſehung der verſchiedenen Verhältniſſe der Töne und in Anſehung der verſchiedenen Dinge, die dadurch bezeichnet werden, ein Subject.

§. 7. **Wenn ein Subject zur Nachahmung tüchtig ſeyn ſoll, ſo muß in demſelben eben die Beſchaffenheit ſeyn, in deren Abſicht ich das Vorbild nachahmen will: und es muß über dieſes fähig ſeyn, in ſeinen Theilen eben die Verhältniſſe anzunehmen, die die Theile des Vorbildes gegen einander haben. Was alſo nicht eben diejenigen Beſchaffenheiten hat, die in dem Vorbilde ſind, in ſo weit man es nachahmen will, und was nicht eben derſelben Verhältniſſe in Abſehen auf dieſe Beſchaffenheiten fähig iſt, das kann kein Bild des andern werden.** Ein recht handgreifliches Exempel davon iſt, daß man einen Ton nicht malen kann, und daß ich etwas, das bloß durch das Geſicht in die Augen fällt, durch keinen Ton nachahmen kann. Man ſollte nicht glauben, daß es Leute gäbe, welche ſich in den Sinn kommen ließen, dieſes möglich zu machen. Unterdeſſen geſchieht es, daß man zuweilen aus allzugroßer Begierde zur Nachahmung, darwider verſtößt. Man findet, daß Leute zuweilen in der Muſik die Figur der

Men-

Meereswellen durch aufsteigende oder abfallende Noten und den gordischen Knoten durch verwirrte Töne ausdrücken wollen. Selbsten die Höhe und Tiefe, die man in der Musik durch die Höhe und Tiefe der Töne nachgeahmet findet, ist von dieser Art. Denn die Höhe und Tiefe ist eine Beschaffenheit die nicht den Tönen selbst, sondern bloß den Zeichen derselben, die man auf das Papier malet, zusteht, und von den Tönen selbst nur in uneigentlichem Verstande gesagt wird. Es ist ganz etwas anders, daß man in der Aussprache und in der Musik, was widrig und verdrüßlich oder angenehm und lieblich ist, durch eine besondre Art des Tones ausdrücket. Denn ob man gleich nicht alles widrige und angenehme hören kann: so ist doch das widrige und angenehme virklich eben so wohl und so eigentlich in den Tönen, als in andern Dingen zu finden, daß also die Töne hierinnen mit andern Dingen einerley Beschaffenheit haben. Man kann auch hieher nicht ziehen, daß man süß oder sauer oder herbe oder bitter, wenn man sich dasselbe recht lebhaft vorstellet, mit einer besondern Art des Tones ausspricht. Denn alsdann ahmet die Zunge nicht das süße oder saure oder herbe oder bittere nach; sondern die lebhafte Empfindung, die derjenige, der da redet, davon hat, setzet die Zunge in eine eben solche mechanische Verfassung, wie sie zu der Zeit steht, wenn sie etwas dergleichen schmecket, und sie redet also, wie sie zu einer solchen Zeit zu reden gezwungen wird, und formet also diese Töne, welche nicht den Geschmack selbsten, sondern die Rede desjenigen, der etwa solches schmeckt, nachahmen.

§. 8.

§. 8. Das Subject des Bildes iſt in ſo weit nicht geſchickt, die Nachahmung anzunehmen, als die Beſtimmung der Verhältniſſe ſeiner Theile zum Weſen des Subjects gehöret. Oder kurz zu ſagen, die Nachahmung kann ſich niemals auf weſentliche Stücke des Subjects von einem Bilde erſtrecken. Denn die weſentlichen Stücke deſſelben ſind unveränderlich und folglich iſt das Bild nicht fähig, in denſelben eben die Verhältniſſe anzunehmen, die die Theile des Vorbildes unter einander haben. Es iſt zwar zuweilen möglich, daß das Subject, darinnen man nachahmet, eben die Verhältniß ſeiner weſentlichen Theile, wie die weſentlichen Theile des Subjects vom Vorbilde hat. Aber dieſes iſt deswegen keine Nachahmung. Denn in ſo weit bringt nicht der Nachahmende, ſondern die Natur ſelbſt die Aehnlichkeit hervor. Wir haben aber oben gehöret, daß keine Nachahmung iſt, wo nicht die Abſicht iſt, etwas dem andern ähnliches hervorzubringen. Es macht kein Verdienſt für den Nachahmenden, wenn er ein güldnes Gefäß wieder in Golde nachahmet. Und eben ſo wenig iſt es, dünkt mich, ein Verdienſt, wenn man ein Geſpräch, das in ungebundener Rede gehalten wird, in ungebundener Rede nachahmet. Es folget aber auch daraus, daß man niemanden tadeln kann, daß er unrecht nachgeahmet, wenn er etwas nicht weiter nachahmet, als das Weſen ſeines Subjects zuläßt. Wenn er z. E. die Rede der Menſchen in Verſen nachahmet, welche doch nicht in Verſen natürlicher Weiſe zu ſprechen pflegen. Denn die Verſe ſind das Subject der Nachahmung bey einem Poeten.

§. 9.

§. 9. **Da zu einer Aehnlichkeit nicht mehr erfodert wird, als daß die Theile des Bildes und die Verhältniß derselben nur im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit mit den Theilen des Vorbildes und der Verhältniß desselben einerley seyn müssen; da über dieses die wesentlichen Verhältnisse der Theile in dem Subject des Bildes keine Nachahmung leiden: so können in dem Subjecte des Bildes vielerley Beschaffenheiten seyn, in deren Absicht die Theile des Bildes nicht einerley Verhältniß mit den Theilen des Vorbildes haben. Und das Bild kann dennoch dabey seine Aehnlichkeit mit dem Vorbilde haben.** Denn einerley Verhältniß im Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit schließt die Ungleichheit in Absehen auf die übrigen nicht aus. Da der Maler nur die Figuren und Farben der Körper nachahmen will, wie sie sich dem Auge vorstellen, so braucht es nicht, daß die Bilder der Körper nächst diesem auch ihre Dichtigkeit haben, und sich eben so anfühlen lassen, wie die Vorbilder, sondern er braucht nur eine Fläche dazu. Und ein weicher und ein harter Körper thun hier gleichen Widerstand, nämlich denjenigen, den die Tafel thut, darauf sie gemalt sind. Es ist also nicht allzu gegründet, wenn man ein Bild deswegen verdammet, weil es Beschaffenheiten an sich hat, die in dem Vorbilde nicht sind, als ob dieses etwas neues wäre. Ich habe schon bey dem vorigen § das Exempel von der Comödie in Versen gegeben. Und ich will nur noch dazu setzen, daß derjenige, der aus diesem Grunde die Verse oder die Reime in der Comödie misbilliget, sie nimmermehr in einem andern Gedichte

für

für gut halten kann. Denn derjenige, den man in einem Helden-Gedichte nachahmet, redet eben so wenig natürlicher Weise in Versen, als ein Comödienheld. Und es ist also dort eben so wohl als hier etwas in dem Bilde, das in dem Vorbilde nicht ist. Ich habe es für nöthig erachtet dieses anzuführen, weil der Bestreiter der gereimten Comödie, dessen Meynung und die darüber gewechselten Schriften weder ihn noch mich an der persönlichen Freundschaft gegen einander gehindert haben, seine Gründe wiederholet, und nach diesem, seinen Triumph vollkommen zu machen, in andern Stücken seinen Satz schon für ausgemacht angenommen hat.

§. 10. **Eine Sache hat so viele besondre Arten des Verhältnisses ihrer Theile, als sie Beschaffenheiten an sich hat.** Denn wir haben schon oben bemerkt, daß die Theile einer Sache und die Verhältnisse derselben sich allezeit auf eine gewisse Beschaffenheit beziehen; und daß man in Absicht auf jede Beschaffenheit der Sache allezeit andre Theile und andre Verhältnisse derselben findet, wie wir schon eben auch mit Exempeln erläutert. **Das Subject des Bildes kann ebenfalls viele von diesen Beschaffenheiten an sich haben, in deren Absehen seine Theile derer jenigen Bestimmungen fähig sind, die das Vorbild an sich hat. Weil es schon eine Aehnlichkeit mit dem Vorbilde ist, wenn die Theile zweyer Dinge im Absehen auf eine Beschaffenheit einerley Verhältniß miteinander haben: so müssen es ohne Zweifel viele Aehnlichkeiten seyn, wenn die Theile dieser Dinge im Absehen auf viele Beschaffenheiten einerley Verhältniß**

unter ſich bekommen. Ein Bild kann alſo viele Aehnlichkeiten mit ſeinem Vorbilde haben, weil es in einem Subjecte ſeyn kann, deſſen Theile im Abſehen auf viele Beſchaffenheiten zu einerley Verhältniſſe mit den Theilen des Vorbildes fähig ſind. Und es kann entweder mehr oder weniger Aehnlichkeiten haben, weil aus einer Aehnlichkeit, die das Bild hat, die andere nicht nothwendig folget, und es alſo zufällig iſt, ob deren mehr oder weniger zuſammen kommen. **Die Vielheit der Aehnlichkeiten machet die Stufe, oder den Grad der Aehnlichkeiten aus.** Da es alſo in einem Bilde mehr oder weniger Aehnlichkeiten geben kann: **ſo hat die Aehnlichkeit in den Bildern ihre Grade.** Ich brauche hiezu kein andres Exempel als die Malerey. Ich kann die Sache bloß im Abſehen auf die Figur entwerfen, die ſie dem Auge vorſtellet; dieſes iſt eine Aehnlichkeit. Ich kann hernach noch Licht und Schatten hinzu thun; dieſes iſt die andere Aehnlichkeit. Endlich kann ich mit dieſen zwo Aehnlichkeiten auch die Aehnlichkeit der Farben verknüpfen. Hier habe ich alſo 3. verſchiedene Stufen der Aehnlichkeit. Noch mehr dergleichen kann man von einander unterſcheiden, wenn ein theatraliſches Stück aufgeführet wird. Indem man nämlich die Sitten der Menſchen nachahmet, ſo kann man dieſes bloß durch die Worte, dadurch ſich dieſelben zu erkennen geben, ins Werk richten; oder man kann hierzu noch den Nachdruck der Ausſprache ſetzen, welches geſchieht, wenn ein Gedicht abgeleſen wird; oder man kann noch über dieſes die Geberden, die Kleidungen und den Ort, wo etwas geſchieht nachahmen.

§. 11.

§. 11. Wo keine Absicht ist etwas ähnliches hervorzubringen, da ist auch keine Nachahmung. Eine Sache ist also nur in so weit nachgeahmet, als man die Absicht gehabt hat, sie der andern ähnlich zu machen, und die Nachahmung muß bloß nach der Absicht beurtheilet werden, wenn man wissen will, ob wohl nachgeahmet worden. Also ist es auch willkührlich, den Grad so wohl, als das Subject der Nachahmung und das Vorbild selbsten zu wählen. Man darf dessentwegen nicht besorgen, daß dieses die Leute sich zu nutze machen, und wo sie übel nachgeahmet, ihre Absicht nachzuahmen verleugnen, werden. Denn es giebt Mittel, diese Absichten zu entdecken, und über dieses kömmt derjenige, der sich dieses Vortheils bedienen wollte, dessentwegen nicht von aller Anklage los: sondern man kann ihn noch allezeit zur Rede setzen, warum er sich nicht eine vollkommnere Absicht vorgestellet? und an statt, daß er erst seine Nachahmung hätte entschuldigen sollen, so muß er hernach seine Absichten vertheidigen. Man kann die Absicht eines Nachahmenden desto leichter beurtheilen, da die Aehnlichkeit selbst nicht der letzte Endzweck der Nachahmung seyn kann, sondern nur als ein Mittel, zu einem andern Endzwecke zugelangen, hervorgebracht werden muß. Wenn man also einmal diesen fernern Endzweck weis, so darf man nur urtheilen, ob der Nachahmende denjenigen Grad, dasjenige Vorbild erwählet hat, welches diesem Zwecke eine Genüge thut. Und gleich wie dasjenige Mittel vollkommen wohl gewählet ist, welches weder mehr noch weniger thut, als der Endzweck erfodert, so ist auch diejenige

Nachahmung vollkommen, welche ihren Endzweck weder überschreitet, noch auch zu denselben unzureichend ist. Diesen Endzweck zu errathen das sollte etwas schwerer seyn. Aber man bedarf hierzu nichts weiter als die Regeln, die einem die Klugheit an die Hand giebt. Man sieht auch, daß es möglich ist, daß diese Dinge, nämlich das Subject, das Vorbild, der Grad der Nachahmung, ob sie gleich willkührlich sind, bey gewissen Gelegenheiten schon vorgegeben sind. Und zwar sind sie entweder alle schon vorgegeben, oder eines, oder etliche. Bey einem Künstler ist nämlich, das vorgegebene Subject der Nachahmung allezeit dasjenige, welches mit seiner Kunst übereinkömmt. Einem Poeten kann nicht zugemuthet werden, daß die Musik das Subject seines Bildes seyn soll, und einem Musikmeister kann man nicht aufbürden, daß er in ungebundnen Tönen, und ohne Harmonie nachahmen soll, oder daß die Helden, die er nachahmet, nur reden und nicht singen sollen.

§. 12. **Der höchste Grad der Aehnlichkeit zwischen zweyen Dingen ist, wenn alle Verhältnisse aller Theile in dem einen mit allen Verhältnissen aller Theile in dem andern einerley sind. Der gröβte Grad der Aehnlichkeit ist also wenn ein Bild mit dem Vorbilde einerley wird.** Dieser gröβte Grad der Aehnlichkeit ist an sich selbst unmöglich, weil zwey Dinge nicht einerley seyn können. Wir brauchen aber democh diesen Satz der Folgen wegen. Wir wollen itzo nur so viel hieraus schlieβen, daß zum **höchsten Grade der Aehnlichkeit auch nothwendig gehöre, daß das Subject des Bildes eben so beschaffen sey und**

eben

eben die Bestimmungen in seinem Wesen habe, als das Subject des Vorbildes. Oben aber ist bewiesen worden, daß die Nachahmung sich auf das Wesen des Subjects nicht erstrecke, weil dasselbe entweder dem Vorbilde gar nicht ähnlich werden könne, oder demselben von Natur schon ähnlich sey. **Daraus folget, daß der höchste Grad der Nachahmung von dem höchsten Grade der Aehnlichkeit unterschieden sey. Der höchste Grad der Nachahmung ist nämlich, wenn alle Verhältnisse in den Theilen des Bildes, die der Nachahmung fähig sind, mit dem Vorbilde übereinstimmen.** Der höchste Grad der Nachahmung ist. z. E. in der Malerey wenn Zeichnung, Schatten und Farbe mit dem Vorbilde übereinstimmen, denn weiter kann von einem Körper nichts auf eine Fläche getragen w[illegible]en. Wenn also zweyerley Subjecte sind, die beyde nicht gleich fähig sind, einerley Anzahl der Aehnlichkeiten durch die Nachahmung anzunehmen: so kann in beyden das Vorbild im höchsten Grade nachgeahmet, und dennoch der Grad der Nachahmung nach der Zahl der Aehnlichkeiten in beyden verschieden seyn.

§. 13. Wer sich vorsetzet etwas nachzuahmen, der will machen, daß die Theile des Bildes mit den Theilen des Vorbildes einerley Verhältniß haben. **Er muß also die Theile des Vorbildes, von einander unterscheiden können: das ist, er muß deutliche Begriffe von dem Vorbilde haben.** Dieses zeiget einen sonderbaren Nutzen der Dichtkunst, daß sie der Philosophie auch darinnen behülflich ist, da sie geübt macht, sich deutliche Begriffe von den

Dingen zu bilden und an den Sachen dasjenige zu beobachten, was sie vor andern kennbar machet. Ein andrer Mensch nennet viele Dinge in der Natur, da er sich niemals um ihre Theile bekümmert hat. Aber ein Poet kann sie niemals nachahmen, oder wie man ordentlich nennet, poetisch beschreiben, wenn er nicht die Eigenschaften derselben von einander unterscheidet, und wenn er nicht mehr von einer Sache weis, als daß es eine Blume, ein Thier oder dergleichen ist. Alles dasjenige, was man einen poetischen Schwung oder die poetische Schreibart zu nennen pfleget, beruhet darauf, daß man die Sache nicht schlecht hin mit den blossen Wörten, die sie selbst unmittelbar bezeichnen, sondern mit ihren Kennzeichen angiebt, wie man leicht aus dem bekannten Exempel, das Boileau von sich selbst zuweilen anzuführen pflegt, sehen kann. Es ist keine Nachahmung oder kein Bild des Alters, wenn ich sage: Ich bin acht und sechzig Jahre alt. Aber so dann ist es nachgeahmt, wenn ich sage, wie er:

Mais aujourd' hui qu' enfin la vieillesse venue
Sous mes faux cheveux blonds deja toute chenue
A jetté sur ma téte avec ses doigts pesans,
Onze lustres complets surchargés de trois ans.

Der Herr Prof. Gottsched legt also der Dichtkunst zu ihrem Lobe mit Rechte dieses in den Mund, daß sie den Menschen auf die Natur acht haben lehret, und er zeigt, daß er dieses zugleich selbst verrichtet, wenn sie den Menschen anredet:

Schaue, wie sich Haupt und Glied
Fleisch und Bein so künstlich fügen,
Wie sich Flächs und Sähne ziehe,
Wie die vollen Muskeln liegen,

Sind

Sieh auf deiner Adern Menge
Und des Blutes Kreislauf acht,
Den das Herz mit reger Macht,
Durch sein spritzendes Gedränge,
In die kleinsten Zäsern treibt,
Daß kein Pünktchen saftlos bleibt.

Wenn Herr D. Haller sagen will, hier stehet ein hoher Berg von welchem ein Strom herabstürzt und einen Wasserfall machet: so ist die poetische Beschreibung, die er davon macht, fähig, einem die deutlichsten Begriffe davon zu geben

Hier zeigt ein steiler Berg die mauer gleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt dadurch und stürzet Fall auf Fall,
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile;
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.

Insonderheit lehret auch die Dichtkunst den Menschen in den Bildern, die sie ihm giebt, die Gemüthsbeschaffenheit der Menschen deutlich kennen. Des Herrn von Hagedorn Beschreibungen der Agnese und Laurette sind ein deutliches Exempel, daß auch diejenigen poetischen Beschreibungen in der Sittenlehre zu brauchen sind, die andern bloß gemacht zu seyn scheinen, einen Affect zu erregen, welcher ohnedem das menschliche Gemüth oft genug bestürmt.

§. 14. **Wo zwischen zweyen Dingen einerley Verhältniß ist, da ist nothwendig Ordnung. Denn die Ordnung ist eben die Uebereinstim-**

mung in den Verhältnissen der Dinge. Die Nachahmung bringet also nothwendig Ordnung zuwege, weil sie eine Uebereinstimmung in den Verhältnissen, der Theile des Bildes gegen die Theile des Vorbildes hervorbringet. Und diese Ordnung entsteht auch wenn das Vorbild keine Ordnung in sich selber hat. Man nehme ein Vorbild an, wo nicht die geringste Uebereinstimmung der Theile und ihrer Verbindungen herrschet, und heiße diese Theile A, B, C. D. ahme es in dem Bilde durch die Theile a, b, c, d. nach; so wird A: a = B: b = C: c = D: d seyn, und man wird also eine sattsame Uebereinstimmung des mannigfaltigen oder wie man die Ordnung nur erklären will, wahrnehmen. Auf diesen Schluß läßt sich alle Beobachtung der Aehnlichkeit bringen. So gar hat Aristoteles dasjenige, was ich hier von der Nachahmung sage, schon von den verblümten Redensarten gesagt. Wenn ich das Alter den Abend des Lebens nenne, so läßt sich die Aehnlichkeit die zwischen dem Alter und dem Abende ist, in den Schluß auflösen. Das Alter verhält sich zum Leben wie der Abend zu dem Tage: und damit man sehe, daß alles, was der mathematischen Verhältniß zukömmt, sich auf andre Dinge erweitern läßt, so kann ich auch so schließen: wie sich das Alter zum Abende verhält, so verhält sich das Leben zu dem Tage. Diese Schlüsse machen wir auch bey einer jeden Beschreibung, die uns in den Gedichten vorkömmt, wenn wir darauf Acht haben, ob wir gleich diese Schlüsse so deutlich nicht aus einander setzen. Ich will dieses mit dem Exempel einer poetischen Beschreibung erläutern, in welcher ich so wohl Aehnlichkeiten als Unähnlichkeiten finde, und ich will diese von Herrn D. Hallern

Hallern nehmen. Wenn ich den Herbſt nennen höre, ſo ſtellet ſich ein Begriff in meiner Einbildungskraft vor, der zwar undeutlich iſt, aber worinnen doch die Theile deſſelben, oder was an ihm ſich unterſcheiden läßt, enthalten ſind. Dieſer Begriff wird zum Vorbilde, ſo bald ich weiter eine Beſchreibung des Herbſtes höre,

Bald wenn der trübe Herbſt die falben Blätter pflücket.

Ich ſtelle mir das Bild welches mir dieſe Zeile erwecket von dem Begriffe des Herbſtes abgeſondert vor, und halte es gegen denſelben, und ich finde, daß ſich die Eigenſchaft des Wetters im Herbſte und die Eigenſchaft der Blätter, eben ſo in dem Begriffe des Herbſtes gegen den Herbſt ſelbſt, und gegen einander verhält, als die Eindrücke, ſo die Wörter trübe und falb in mir erwecket haben, ſich gegen das Wetter und gegen die Blätter in dem Bilde verhalten. Ich finde ferner daß das Abfallen der Blätter, in dem Vorbilde ſich zu den Blättern nicht eben ſo verhalte, wie der Eindruck, den das Wort pflücken, in dem es von dem Herbſte geſagt wird, ſich zu den Blättern in dem Bilde verhält; indem ich dort ein ſanftes ablöſen, hier aber eine Gewalt bemerke: und dieſes machet, daß ich in der Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes ſtuße. Ich finde ferner, daß die Trübigkeit der Herbſtes gar keine Verhältniß zu dem Abpflücken der Blätter hat. Indem in derſelben nichts iſt, daraus ſich etwas bey dem Abfallen der Blätter erklären ließe. Man ſieht alſo, daß hier eine Übereinſtimmung der Verhältniſſe mangle, die in dem Bilde angegeben iſt, in dem Vorbilde aber ſich nicht befindet. Wenn ich ferner höre:

Und ſich die kühle Luft in grauen Nebel kleidt,

ſo bemerke ich, daß ſich das Kühle zur Luft im Bilde eben ſo verhält, wie die Eigenſchaft der Luft im Vorbilde, und daß es mit dem grauen Nebel gleiche Bewandniß hat. Ich ſtocke aber wieder, wenn ſich die kühle Luft, zu dem grauen Nebel anders in dem Vorbilde verhält, als mir das Bild, das durch das Wort kleiden erregt worden, vorſtellet: denn in dem Bilde geht der Nebel um die Luft herum, in dem Vorbilde aber miſcht er ſich mit derſelben. Wer zweifeln will, ob ein Menſch alle dieſe Schlüſſe mache und alle dieſe Verhältniſſe unterſuche, der prüfe ſich nur, ob er nicht zwey Begriffe in ſich hat, wenn er eine Beſchreibung lieſt, und er bemerke hingegen, ob er nicht ganz eine andre Empfindung hat, wenn er höret: Es wird Herbſt. Es iſt auch dieſes nichts neues, indem wir ſo gar bey Unterſuchung der Wahrheit dasjenige, was von einer Sache geſagt wird, eben auf dieſe Art gegen dieſelbe halten. Wir können noch merklicher abnehmen, daß wir ohnfehlbar ſolche Schlüſſe machen müſſen, dafern wir uns unterſuchen wollen, wenn wir ein Räthſel hören. Denn ein Räthſel ſtellet mir erſtlich zwar das Bild in den Gedanken vor, aber das Vorbild nicht. Und ich bemühe mich, ein Vorbild unter den Begriffen, die ich mir ſonſt erlanget habe, zu ſuchen und halte allezeit alle Theile des Räthſels dagegen, bis ich eins gefunden habe, welches in allen ſeinen Theilen mit demſelben übereinſtimmet. Ein Räthſel aber iſt nichts anders, als eine Nachahmung einer Sache, die ich den andern errathen laſſe. Wo wollten wir endlich bemerken, ob etwas falſch geſagt wäre, welches

wir

wir doch augenſcheinlich bemerken, wenn wir dieſe Schlüſſe nicht verdeckter Weiſe in uns machten.

§. 15. **Wenn ich Ordnung bemerke, ſo empfinde ich ein Vergnügen; wenn ich alſo die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Vorbilde bemerke, ſo empfinde ich ein Vergnügen.** Dieſes iſt dasjenige Vergnügen, welches aus dem Weſen der Nachahmung entſteht. Ich läugne dadurch nicht, daß es nicht auch vielerley andres Vergnügen geben könne, das die Nachahmung erwecket. Ich will aber itzt nur von demjenigen Vergnügen reden, welches ſich auf das deutlichſte aus der Nahahmung erweiſen läßt, und welches allein nothwendig daraus folget, wenn die Nachahmung wahrgenommen wird, und nicht von zufälligen Dingen derſelben herkömmt; ja welches ſo weit geht, daß wir uns nicht einmal auf die Natur des Menſchen beruffen dürfen, ſondern daß es aus der Natur eines denkenden Weſens überhaupt herfließt. Es iſt auch hier nur daran gelegen, daß ich beweiſen will, daß aus der Nachahmung ein Vergnügen entſtehe. Von dieſem Vergnügen und von den Regeln daſſelbe zu erreichen zu reden, das verſpare ich in den künftigen Abſchnitt.

Johann Elias Schlegel,
beyder Rechte Befliſſner.

V.

V.

Disput. de lingua vetustissima Europae, Scytho - Celtica & Gothica. Praes. Georg. Casp. Kirchmeier P. P. Resp. Andr. Jaeger. Wittenb. 1686. 7. Bogen.

Ob gleich schon der Titel die Absicht und den Inhalt dieser Schrift an den Tag leget; so erkläret sich doch der Verfasser in der beygefügten Vorrede noch deutlicher. Er ist nämlich mit den meisten Gelehrten der Meynung, daß die ebräische Sprache die erste und älteste sey; will aber nicht zugeben, daß aus der ebräischen die griechische, aus dieser die lateinische, und endlich aus diesen allen zusammen die deutsche Sprache entstanden sey, wie sich einige fälschlich eingebildet haben: sondern behauptet vielmehr, daß der Ursprung der alten scythischen, celtischen und gothischen Sprachen, aus welchen die Deutsche ohnstreitig erwachsen ist, gleich nach der Sündfluth bey dem Japhet und dessen Nachkommen müsse gesuchet werden.

Hierauf theilet er die ganze Abhandlung in drey Theile, und redet in dem ersten von der scythischen, in dem andern von der celtischen, und in dem dritten von der gothischen Sprache.

Bey der **scythischen Sprache** wird in dem ersten Abschnitte gewiesen, was man unter den Scythen für Völker zu verstehen habe. Nämlich alle Nachkommen Japhets, sie mögen von Gomer, Magog, Askenas oder Thogarma abstammen, oder sonst auch Geten, Gothen oder Cimbrer heißen, haben den allgemeinen

meinen Namen der Scythen. Ins besondere aber wurden die bey Thracien an dem schwarzen Meere und in der Gegend des Gebirges Caucasus gelegene Völker Scythen genennet. In obigem weitläuftigen Verstande nun wird Scythien in das europäische und asiatische eingetheilet, und hat niemals den Namen Cimmeria; sondern Cimbern ist nur ein Theil von diesem Scythien. a)

§. 2. Was den Ursprung des Namens betrifft, so leitet ihn Salmasius aus dem Griechischen her und glaubet, daß Σκύθης ein Scythe, Γέτης ein Gete, und Γαύδος ein Gothe, einerley sey, indem für die letztern nach der aeolischen Mundart ein σ gesetzet werden. Eustathius sagt: Σκύθης komme entweder von σκύτη ein Schild, oder σκύζεσθαι zornig seyn. Hingegen will Hugo Grotius den Ursprung des Namens in der scythischen Sprache selbst finden, in welcher ein **Skütte** nichts anders als **einen Schützen** bedeutet. Aber diesem stehet Herodotus entgegen, welcher im 4. Buche seiner Historie ausdrücklich sagt, daß die Scythen

a) Es ist zwar gewiß, daß die Scythen und Cimbrer ehedzeit von einander sind unterschieden worden: aber dieses läßt sich von ihren Ländern nicht auch so schlechterdings behaupten, daß nicht die Gegend, welche zuvor Cimmerien geheißen hat, ein andermal sollte Scythien seyn genennet worden. Und es hat dieses um so viel eher geschehen können, weil aus den alten Geschichtschreibern bekannt ist, daß die Scythen und Cimmerier einander wechselsweise aus ihren Ländern verjaget haben. Ueberdem sagt Herodotus in der Melpomene deutlich gnug, daß ehedem die Cimmerier alle die Länder inne gehabt hätten, in welchen zu seiner Zeit Scythen wohneten.

then diesen Namen von den Griechen bekommen, sie selbst aber sich Scoloten, von einem ihrer Könige, genennet hätten. Welches Scolot ganz wahrscheinlich aus dem Ebräischen hergeleitet wird. Denn da heißet das Stammwort שלם Schalàth herrschen; שלטן Scholthan, die Herrschafft, ein Beherrscher Sultan (Schultze); שלטים Schlathim und שלט Schilthè, scuta, Schilde. Von den Persern wurden die Scythen Saken b) genennet.

§. 3. Scythien ist nach der Sündfluth zu allererst von den Menschen bewohnet worden. Moses muß uns in diesem Stücke das beste Licht geben. Dieser sagt: der Kasten habe sich auf das Gebirge Ararat niedergelassen, welches das höchste derselbigen Gegend gewesen. Nun ist das Gebirge Caucasus, welches in der asiatischen Tartarey weiter gegen Morgen auch Imaus genennet wird, das größeste in ganz Asien: mithin ist allem Vermuthen nach Ararat ein Stück von diesem. Weil aber der Caucasus sich durch ganz Asien erstrecket, so ist man nicht einig, in welcher Gegend eigentlich das von Mose angeführte Ararat gelegen seyn soll. Die meisten setzen es in Armenien; und es soll so gar daselbst ein Berg befindlich seyn, der den Namen Ararat führet, und noch höher als der Caucasus selbst scheinet. Weil aber gleichwohl Scythien

b) Eigentlich waren die Saken ein scythisches Volck an den persischen Grenzen. Sie lagen den Sogdianern gegen Morgen, um die Gegend, wo der Ganges entspringt. Daß aber auch überhaupt die meisten Scythen von den Persen sind Saken genennet worden, bezeugen Herodotus in der Polymnia, und Mela im III. Buche.

thien überhaupt weit höher liegt als Armenien; so hält der Verfaſſer die gordiſchen Berge an den Grenzen von Armenien für das rechte Ararat c). Uebrigens iſt ihm nichts daran gelegen, an welchem Orte man es ſonſt noch ſuchen möchte, wenn es nur in Scythien iſt. In dieſer Gegend nun haben Noah und deſſen Nachkommen ſich ſo lange aufgehalten, bis ſie wegen der Menge genöthiget worden, ſich weiter auszubreiten. Denn daß Noah ſelbſt ſich weiter weg begeben haben ſollte, können wir um ſo vielweniger aus einigem Grunde muthmaßen, da vielmehr Moſes bezeuget, daß er den Wein und Ackerbau geliebet habe, wozu er auf Reiſen ſchlechte Gelegenheit gehabt haben würde.

§. 4. Es iſt aber dieſes nicht der einzige Grund, aus

c) Dieſes wird wohl niemand mit einiger Wahrſcheinlichkeit leugnen können, daß ſich nicht die Arche in dem aſiatiſchen Scythien, wenn es in weitläuftigen Verſtande genommen wird, niedergelaſſen habe. Aber es iſt nicht glaublich, daß es in der Gegend Armeniens ſollte geſchehen ſeyn. Denn im 2. Cap. des I. B. Moſe ſtehet, daß die Menſchen gezogen wären מקדם von Morgen her nach Sinear, welches ohnſtreitig Perſien und Babylon bedeutet. Armenien aber liegt dieſen gegen Mitternacht und auch viel zu nahe, daß Moſe einer ſo kurzen Reiſe als einer höchſt-merkwürdigen Sache ſollte gedacht haben. Mithin iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Arche in dem Theile Scythiens niedergelaſſen habe, welcher zwiſchen China und den Staaten des großen Moguls gelegen iſt. Denn außer dem, daß dieſe Meynung mit den heydniſchen Schriftſtellern beſſer überein kommt, welche den Urſprung der erſten Menſchen aus Saga Scythica behaupten; ſo iſt ja bekannt, daß kein Volk in der Welt ältere Nachrichten hat als die Chineſer.

aus welchem man das Alterthum der Scythen behaupten kann. Man darf nur, um davon überzeugt zu werden, ſich in den alten Schriftſtellern umſehen, oder auch nur das andre Buch des Juſtinus leſen. Man findet darinnen überall weitläuftig beſchrieben, wie die Scythen nicht nur ihr Alterthum und ihren Vorzug vor den Aegyptern mit allgemeinem Beyfalle dargethan, ſondern auch durch ihre jederzeit unüberwindliche Waffen und in allen Fällen erwieſene Heldentugenden ſich einen unſterblichen Ruhm erworben haben. Selbſt das ſcythiſche Frauenzimmer hatte hierinnen vor andern etwas zum voraus. Und wer wollte noch zweifeln, daß nicht die Amazonen, welche von den Scythen entſproſſen ſind, ihren Namen ſollten verewiget haben? da nur allein in gegenwärtiger Schrift etliche und dreyßig Schriftſteller von ihnen nachzuleſen angeführet werden d)

Bey dieſer Gelegenheit ſucht auch der Verfaſſer im 5ten Abſchnitte die Aegypter und Scythen wegen des Alterthums mit einander zu vergleichen. Dieſe kom-

d) Es iſt beynahe kein alter Schriftſteller zu finden, der nicht bey Gelegenheit der Amazonen ſollte gedacht haben. Gleichwohl haben Strabo, Arrianus und einige andere die Verwegenheit gehabt zu leugnen, daß die Amazonen iemals auf der Welt geweſen wären. Kranz aber hat ſich in ſeiner ſchwediſchen Hiſtorie die Mühe genommen, den Urſprung der Amazonen bey den Gothen zu ſuchen: welches billig jeder Deutſcher um ſo viel eher glauben ſollte, weil er ſodann die Ehre hätte mit dieſen ſonderbaren und berühmten Weibesperſonen weit näher verwandt zu ſeyn, als wenn man ihren Urſprung nur überhaupt von den Scythen herleitet. Man ſehe das neulich heraus gekommene Werkchen Hiſtoire des Amazones nach.

kommen von den Söhnen Japhets, und jene vom Mizraim, dem Sohne Hams. Mithin haben die Scythen keinen andern als diesen Vorzug, daß ihr Stammvater der ältere Bruder ist. Sonst aber haben Mizraim und Gomer, von welchem letztern eigentlich die Cimbrer abstammen, zu einer Zeit gelebet. Denn obgleich einige den Ursprung der Galater von diesem Gomer herleiten wollen; so kann uns doch dieses um so viel weniger hindern, weil die Cimbrer oder Cimmerier lange zuvor berühmt gewesen, und ihrer schon Orpheus, 100. Jahr vor dem trojanischen Kriege, gedenket.

§. 6. Ueber die Frage: welches der eigentliche Sitz der alten Cimbrer gewesen sey? sind die Meynungen der Gelehrten sehr unterschieden ausgefallen. Die meisten haben die Meerenge bey Caffa, welche daher bosphorus cimmerius genennet worden, angegeben. Aber dieses muß entweder falsch seyn, oder die Cimbrer müssen nicht einerley Sitz gehabt haben. Denn nach der Beschreibung, welche Orpheus und Homerus e) von Cimbrien machen, muß es viel weiter gegen Mitter-

e) Des Homerus Odyss. λ. v. 13. Worte sind folgende:

Εἰ δ' ἐς πείραθ' ἵκανε βαθυῤῥόου ὠκεανοῖο.
Ἔνθα δὲ ΚΙΜΜΕΡΙΩΝ ἀνδρῶν δῆμός τε πόλις τε,
Ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι, οὐδέποτε σφέας
Ἠέλιος φαέθων ἐπιδέρκεται ἀκτίνεσσιν,
Οὔθ' ὅταν εἰς οὐρανὸν ἀστερόεντα περήσῃ,
Οὔθ' ὅταν αὖ ἐπιτρέψῃ ἀπ' οὐρανόθεν προτράπηται·
Ἀλλ' ἐπὶ νὺξ ὀλοὴ τέτατται δειλοῖσι βροτοῖσι.

Ich glaube aber, daß sich diejenigen sehr betrügen, welche des Homerus Worte so gar genau nehmen und

ternacht gelegen haben f). Dem sey aber wie ihm will; so hält doch der Verfasser für gewiß, daß die Cimbrer und Teutonen, von welchen beyden die Deutschen ihren Ursprung haben, die wahren und ältesten Scythen sind.

§. 7. Und nunmehr kommt er endlich von der scythischen Sprache selbst zu reden, beklaget aber gleich anfangs, daß man hiervon gar wenig gewisse Nachrichten habe, und sich also nur mit wahrscheinlichen Muthmaßungen begnügen lassen müsse. Er setzet zum voraus, daß die Nachkommen Japhets nicht mit bey dem Baue des babylonischen Thurns gewesen sind, welcher vielmehr nur von den Nachkommen des Hams vorgenommen worden. Mithin ist die scythische Sprache von Japhets Zeiten an unverändert geblieben, bis sie sich nach und nach selbst in verschiedene Mundarten und Sprachen getheilet: da so dann die phrygische, alte italiänische, cretische, gothische und slavonische Sprachen entstanden sind, welche vor die Hauptsprachen in Europa gehalten werden können. In Asien ist unter andern aus der scythischen die persische

daraus den eigentlichen Sitz der Cimbrer finden wollen. Man muß den Homerus als einen Poeten ansehen, dem niemals in Sinn gekommen ist, uns eine vollkommene Erdbeschreibung zu liefern. Es ist gnug, wenn wir wissen, daß er uns die mitternächtlichen Gegenden beschreiben wollen. Denn ehedem wurden überhaupt die Völker gegen Mitternacht eben so wohl Cimmerier als hernach Scythen genennet. Wie schon oben erinnert worden ist.

f) Wer von den alten Cimbrern genauere Nachricht verlanget, kann des Petrejus von Japhet herstammende Cimbrer, Leipzig 1699. 8vo. nachlesen

ſiſche oder parthiſche Sprache entſtanden, welches Salmaſius aus der Gleichheit unzähliger perſiſcher, griechiſcher und deutſcher Wörter angemerket hat. Wie man denn eben daraus ſchlieſſen kann, daß die illyriſche, deutſche, ſpaniſche, franzöſiſche und britanniſche Sprache alle nur aus einer einzigen ihren Urſprung haben müſſen. Daß aber Becanus und Molius der holländiſchen Sprache vor allen andern einen Vorzug zuſchreiben wollen, iſt höchſt lächerlich und verdienet gar keine Widerlegung.

§. 8. Im achten Abſchnitte bemühet ſich der Verfaſſer deutlich zu machen, wie aus der einzigen ſcythiſchen, als der älteſten Sprache in Europa, ſo viele andere, nämlich die phrygiſche, celtiſche, gothiſche, ſclavoniſche, parthiſche, alte italieniſche, und aus dieſer wiederum die lateiniſche Sprache, haben entſtehen können. Es iſt dieſes ſelbſt in der Natur der Sprachen gegründet. Denn ſie ſind in ihrem Urſprunge alle willkührlich; und daher entſteht der Unterſcheid und die große Menge der Sprachen, welche noch unendlich vermehret werden können. Man ſtelle ſich vor, daß etwa zehn Kinder auf eine unbewohnte Inſel gebracht und daſelbſt von ſtummen Leuten erzogen würden: ſo würde gewiß auf dieſer Inſel nach und nach eine Sprache entſtehen, die mit den übrigen gar keine Verwandſchaft hätte. Eben deßwegen ſind auch die Sprachen ſo großen Veränderungen unterworfen: in welchem Falle uns unſere eigene deutſche Sprache zum Beyſpiele dienen kann. Dieſe ſieht itzo ganz anders aus, als zu den Zeiten Carls des Großen, und ſchon dazumal war ſie weit anders beſchaffen, als ſie etwa im erſten Anfange, zu Zeiten des Thuiſko geweſen ſeyn mag. Es iſt ferner keine

Sprache, die nicht ihre verschiedene Mundarten haben sollte. Man muß sich aber hierbey den Unterscheid zwischen einer ganz besondern Sprache und einer Mundart wohl bekannt machen. Die Sprachen sind, so zu reden, selbst dem Wesen nach von einander unterschieden: sie haben ihre besondere und in allen Sprachen nicht befindliche Stamm- und Nennwörter, auch eine eigene Art der Zusammenfügung der Wörter. Aber eine Mundart ist nicht hierinnen von der Hauptsprache unterschieden, sondern nur wegen einiger zufälligen Veränderung, welche bey den Wörtern durch Versetzung, Wegwerfung oder Hinzusetzung etlicher Buchstaben oder Sylben gar leicht geschehen kann. Es können aber auch aus diesen Mundarten durch stets fortwährende Veränderungen und Vermischungen endlich ganz besondre Sprachen entstehen, die bisweilen von ihrem ersten Ursprunge kaum noch einige Kennzeichen übrig behalten. Und auf diese Art sind so viele und unterschiedene Sprachen von der einzigen scythischen Sprache entstanden.

§. 9. Unter diesen allen aber gebühret derjenigen ohne Zweifel der Vorzug des Alterthums, welche von der scythischen Hauptsprache am wenigsten abgewichen und daher in den andern neben ihr entstandenen Sprachen am meisten kennbar ist. Wir sind aber so unglücklich, daß wir weder von der cimbrischen noch phrygischen Sprache gewisse und zuverläßige Nachrichten angeben können: wenn wir uns nicht durch die Lügen und Erdichtungen des Hunibalds und Annius von Viterbo wollen betrügen lassen. Zwar Herodotus giebt ein schönes Zeugniß von dem Alterthume der phrygischen Sprache. Er sagt: der aegyptische König

Psam-

Pſammetich habe zwey Kinder unter dem Vieh erziehen laſſen, und befohlen Achtung zu geben, was für ein Wort ſie zuerſt deutlich ausſprechen würden. Dieſe Kinder nun haben zuerſt das phrygiſche Wort Beccos von ſich hören laſſen: daher ſind die Aegypter überführet worden, daß die Phrygier älter wären als ſie. Aber dieſes iſt ein gar betrüglicher Verſuch geweſen, und der beſte Nutzen, den wir aus dieſer Nachricht ſchöpfen mögen, iſt dieſer: daß wir wiſſen, daß das phrygiſche Beccos und unſer deutſches Brod einerley iſt. Unterdeſſen hat Samuel Bochart ſo viel ſattſam erwieſen, daß die griechiſche Sprache ihren Urſprung den alten Phrygiern, Joniern und Argivern zu danken habe, welche insgeſamt Nachkommen des Japhets von dem Javan ſind

§. 10. Bey dieſer Beſchaffenheit können wir nächſt der ſcythiſchen Hauptſprache keine andere als die celtiſche und gothiſche-Sprachen für die älteſten halten, auch mit Hindanſetzung der griechiſchen; ob wir wohl nicht leugnen, daß auch dieſe, wie vorhin angeführet worden, aus der ſcythiſchen Sprache entſtanden iſt: welches alles aus den Zeugniſſen des Herodotus und Diodorus noch deutlicher wird, welche ſagen, daß die alten Aegypter und Griechen oft zu den ſcythiſchen Völkern gereiſet wären, und von denſelben ihren Gottesdienſt und heilige Gebräuche erlernet hätten.

Der andere Theil dieſer Schrift handelt von der **celtiſchen Sprache**, und es wird ihr Alterthum ſo gleich im erſten Abſchnitte dadurch behauptet, weil aus derſelben ſowohl der Urſprung als die große Gleichheit und Verwandſchaft der alten coptiſchen und aegyptiſchen mit der griechiſchen Sprache erkläret werden kann.

Denn von beyden Völkern wird die Erfindung der Buchstaben und des Gottesdienstes dem Mercur zugeschrieben; welcher dieses alles nirgend anders als in den scythischen Ländern gelernet und angemerkt gehabt: wie denn auch Mercur und im deutschen Merker ziemlich genau überein kommen. Plato selbst in seinem Phaedrus sagt ausdrücklich: daß dieser Mercur ein Fremder gewesen sey, und daß man ihn Thor und Thiudan genennet habe. Welches Wort seinen Ursprung verräth. Denn Thor, Thear, Theit, Thout, Theut, Thot, Duit, Dite, Thein, Thiudan ist alles einerley: wie Voßius zeiget. Wozu noch kömmt, daß der gelehrte Rudbeck alles, was die Alten von dem Mercur geschrieben und ihm zugeeignet haben, aus der scythischen und celtischen Sprache zu erklären gewußt hat.

§. 2. Der Ursprung des Namens der Celten ist ungewiß. Lächerlich aber kommt es heraus, wenn ihn einige von Gelde, wornach sie, sonderlich sollen gestrebet haben; oder von Kelt! Kelt! herleiten, welches eben so viel heißen soll, als schlag todt! und sollen sie jederzeit, wenn sie eine Schlacht wagen wollen, also geschryen haben. Andere wollen diesen Namen von der Kälte hergenommen wissen. Es schickt sich dieses aber nicht auf alle Celten, die auch in Spanien und Frankreich gewohnet haben. Samuel Bochart kommt gar über die Safran gelben Haare der Celten, und giebt deßwegen das ebräische Stammwort חלת Chalàth an; zumal die alten Gallier hin und wieder τὰ ξανθὰ ἔθνη genennet wurden g)

§. 3.

g) κελητες heißen bey den Griechen Reitpferde, und davon

§. 3. Der Name der Celten kömmt sehr vielen Völkern zu: und diejenigen irren gar sehr, welche glauben, daß bloß die Gallier wären Celten genennet worden. Merula sagt deutlich: daß sowohl die Gallier als Deutschen ehedem Celten geheißen hätten, und beruft sich deshalb auf das einmüthige Geständniß aller Geschichtschreiber. Herodotus will, daß die Donau bey den Celten entspringe, und daß diese unter allen in Europa wohnenden Völkern die letzten gegen Abend wären. Daher auch die Spanier, Portuziesen oder Lusitaner, und die Britannier, nichtweniger die Maesier, Thracier und Illyrier von unterschiedenen Schriftstellern Celten genennet werden. Aber am allerdeutlichsten kann man den weitläuftigen Umfang der celtischen Länder daraus ersehen, daß Strabo den ganzen bewohnten Erdboden, wie er ihm dazumal bekannt gewesen, in vier Hauptgegenden eintheilet, und dabey saget: die Gegend gegen Morgen würde von den Indianern, die gegen Mittag von den Aethiopen, die gegen Mitternacht von den Scythen, die aber gegen Abend von den Celten bewohnet.

§. 4. Wegen dieses allgemeinen Namens ist es auch gekommen, daß die Gallier und Deutschen so oft bey den alten vermenget werden, welches zu widerle-

von kommt das deutsche Wort ein Felter. Nun haben aber unsere Vorfahren, wie Caesar in seinem Buche vom africanischen Kriege, und Plutarch in dem Leben des Antonius bezeugen, an fürtrefflicher Reiterey alle andere Völker übertroffen. Wäre es also nicht besser, wenn man den Namen der Celten hiervon herleitete, als daß man auf solche lächerliche Dinge verfällt?

gen sich Cluver vergebens bemühet. Man darf nur die Geschichte lesen, da einige Völker Rom angesteckt haben und unter der Anführung des Brennus bis in Griechenland fortgegangen sind. Diese Völker werden bald Gallier, bald Galater, bald Celten und Cimbrer genennet. Livius aber zählet unter diesen ausdrücklich auch die Deutschen mit. Und wenn Diodorus die Lage der Gallier beschreiben will, so saget er, daß sie von den pyrenäischen Gebirgen an, bey den hercynischen Bergen, bis nach Scythien zu gelegen wären; worunter ohnstreitig die Deutschen mit begriffen sind. Gleichergestalt nennt Festus eben das die gallische, was Plutarch die deutsche Sprache heißt.

§. 5. Es ist nichts lächerlicher, als wenn man die Abstammung einer Sprache von der andern dadurch behaupten will, daß man einige Wörter anführet, die am Ende, wenn sie zuvor rechtschaffen gekünstelt und verdrehet worden, einige Gleichheit mit einander haben. Das Wort **Europa** kann davon ein Beyspiel geben. Es ist dieses, wie Bochart erweiset, ein punisches Wort, und bedeutet אפא ארץ terram ἀσυνεπρόσωπον. Aber das läßt noch lange nicht so künstlich, als es andere heraus zu bringen wissen. Nämlich **Europa** ist eben so viel als **Eur Opheit**, von dem ebräischen Vrophet, wodurch die Oberherrschaft angezeiget wird. Andere, die noch eine weit stärkere Erfindungskraft besitzen, haben folgendes erfunden. E heißt die **Ehe**, **Ur** heißt **fürtrefflich**, **Hop** heißt die **Hoffnung**: dieses zusammengesetzt macht **Europ**, welches also die Hoffnung zu einer fürtrefflichen Ehe bedeuten und auf die geistliche Vermählung der Kirche mit Christo zielen soll. Es läßt sich also auch nicht ge-

gewiß behaupten, ob einige deutſche Wörter, die gewiſſen phrygiſchen Wörtern ähnlich ſind, wirklich aus dieſer Sprache ihren Urſprung haben. z. E. Backen, ein **Becker**, von **Bec** und **Beccos** das Brod. Eine **Wede**, ausreden, von **Bedy** das Waſſer. Mater und **Mutter** von *Ma*, desgleichen Mama.

§. 6. Hingegen haben wir von der celtiſchen Sprache deſtomehr Spuren. Denn folgende ſind lauter celtiſche Namen: Gott, Teut, Mar oder Maier, Brennus, Hilprick oder Helfrick, Druide, Hermann. Ferner Rhein, Donau, Sala, Elbe, Weſer. Nichtweniger viele andere Wörter z. E. Mann, Fürſt, Kerl, Vater, Mutter, Sack, Erde, Gau, Mähre, alt, Rad, Naſe, Band, Hand, Fuß, Nenne, **Art** u. ſ. w. von welchem letztern viele zuſammengeſetzte Wörter vorhanden ſind z. E. **Leonart, Wolfart, Bernart, Gottart**: daher es unrecht iſt, wenn man ſchreibet **Leonhard, Gotthard, Bernhard, Wolfhardt**. Damit man auch noch deutlicher einſehen möge, wie weit ſich die celtiſche Sprache in Europa ausgebreitet habe; ſo werden einige lateiniſche Redensarten angeführet, welche jeder Deutſche, Spanier, Franzoſe, Italiäner, Graubünder, Sardinier, Wallache, Perſe, Siebenbürger und crimmiſche Tarter leicht verſtehen kann. Es ſind folgende: pater in palatio, ſal in ſacco, roſa in vino, naſus in feneſtra. Und dergleichen können noch mehrere gefunden werden.

§. 7. Eben dieſes ſieht man aus der engländiſchen Sprache, in welcher die alte deutſche Sprache großentheils beybehalten worden iſt, weil die Angelſachſen im

ſten Jahrhunderte nach Britannien gekommen ſind. Der Verfaſſer führet unterſchiedene Stellen aus der engländiſchen Bibel an, welche ein Deutſcher leicht verſtehen kann. z. E. See, i have given into thine hand Jericho, an the King thereof and the mighty men. d. i. Siehe ich habe in deine Hand gegeben Jericho und den König dazu und die mächtigen Männer. Son, ſtand thou ſtill upon Gibeon, and thou Moon. d. i. Sonne, ſtehe ſtill zu Gibeon, und Mond u. ſ. w. wherefore then haſt thou brought me forth out of the womb? wover haſt du mich aus Mutterleibe gebracht? As a jewell of Gold in a Swineſnout d. i. wie ein gülden Juwel auf eine Schweinſchnauze.

Nunmehr wird im dritten Theile auch noch kürzlich von der **gothiſchen Sprache** gehandelt, und gleich im erſten Abſchnitte erinnert, daß die gothiſche und celtiſche Sprachen eben ſo wenig als die Gothen und Celten ſelbſt einerley ſind. Uebrigens hat man der Schrift der Gothen den Namen der **runiſchen Schrift** beygeleget, von dem Worte **Runa**, welches ein Geheimniß bedeutet, und von **Rôna** d. i. lernen, gelehrt werden, herkommt. Daher auch **Runa**, eine Wahrſagerinn, und **Alruna**, eine allwiſſende, die alles offenbaren kann, wovon auch die **Alraun-Wurzel** den Namen hat. Es läßt ſich aber nicht gewiß beſtimmen, ob die runiſche Schrift erſt von dem Ulphilas h) erfunden worden, oder ſchon vorher im Gebrauch geweſen ſey i).

§. 2.

h) Ulphilas, der auch Wulfila und Gulphilas geſchrieben wird, war ein gothiſcher Biſchof in Moeſien im vierten Jahrhunderte. Er war anfangs ein Rechtgläubiger: bald

§. 2. Uebrigens hat der berühmte Olaus Werm von der runiſchen Litteratur weitläuftig geſchrieben und verdienet desfalls nachgeleſen zu werden. Es mögen auch vermuthlich die alten Aegyptier, Griechen und Gothen einander bekannt geweſen ſeyn und Briefwechſel untereinander geflogen haben. Welches alles noch mehr Wahrſcheinlichkeit erhält, wenn man erwäget, was ſchon oben von dem **Mercur** iſt geſagt worden, den die Aegyptier **Phtha**, die Phoenicier **Taaut**, und die Alexandriner **Thoth** genennet haben. Daher auch der Griechen ihr Θεὸς und der Celten und Gothen ihr **Theut**, **Theod**, **Dite** entſtanden ſeyn mag. Dieß iſt ferner merkwürdig, daß ſchon lange vor dem Nabuchodonoſor die Könige **Teutamus** und **Teutänus** regieret haben. Auch in den fränkiſchen, ſächſiſchen und longobardiſchen Rechten erhalten die Gothen ihr Andenken. Wie denn die darinnen vorkommenden Wörter, Adel, allodial, Aſtalium, Bannum, Feudum, Mundium, Treuge, Vaſall und dergleichen mehr, aus keiner andern, als der gothiſchen Sprache erkläret werden können.

§. 3.

bald aber darauf unter Kayſer Valens wurde er ein beſtiger Anhänger der arrianiſchen Ketzerey. Sehr alte Scribenten und darunter Sokrates Kirch. Hiſt. B. 4. cap. 33. berichten, daß er die heilige Schrift in die gothiſche Sprache überſetzet habe: wovon ein ſehr altes Manuſcript mit großen gothiſchen Buchſtaben noch in Schweden vorhanden ſeyn ſoll.

i) Es läßt ſich dieſes freylich ganz gewiß nicht beſtimmen. Aber die alten ſteinernen Denkmale, welche in Norwegen und Gothland noch übrig ſind, geben wenigſtens ſtarke Muthmaßung, daß die runiſchen Buchſtaben weit älter ſind.

§. 3. Die gothiſche Sprache hat ſich ehedem durch alle ſcythiſche Länder ausgebreitet, und hat mit der celtiſchen Sprache eben eine ſolche Verwandſchaft gehabt, als etwan itzo die Deutſche mit der perſiſchen hat: welches durch die Erfahrung und vieler glaubwürdigen Leute Zeugniß beſtätiget wird. Wie denn auch dieſes nicht zu vergeſſen iſt, was Busbeck k) angemerket hat, daß nämlich die Bußacker Tartern viele Wörter z. Z. Blut, Stuhl, Stern, Thurn, Tag, Regen, Bruder, Schweſter, alt, Wagen, Ring, ſingen, kommen, lachen, gehen, mit uns gemein haben, andere aber mit einiger Veränderung, als Brod Broe, Sonne Sune, Mond Mine, Augen Oeghene, Bart Bars, Haus Hus, Hand Handa, Apfel Apel, ſchlafen ſchlipen, Silber Silvir, Gold Golitz u. ſ. w. nennen und ausſprechen: auch ihre Zahlen folgendermaßen auf einander folgen: ita, tua, tria, fyder, fyuf ſeis, ſeune, athe, nine, thine u. ſ. w. Daher es auch kommt, daß dieſe Tartern und die Deutſchen einander bald verſtehen lernen können. Daß aber die Galater, an welche Paulus einen Brief geſchrieben hat, nebſt der griechiſchen auch die deutſche Sprache geredet haben, ſchiene bey nahe unglaublich zu ſeyn, wenn nicht ſolches Hieronymus bezeugte.

§. 4. Dieſes alles noch mehr zu bekräftigen, werden aus den Evangelien, welche Ulphilas in die gothiſche Sprache überſetzet hat, einige gothiſche Wörter angeführet und deren genaue Uebereinſtimmung mit andern Sprachen gewieſen. Airtha heißt auf deutſch Erde, ſchwediſch

k) Man kann davon den vierten von den Briefen nachleſen, die er bey der römiſch Kayſerl. Geſandſchaft an den türkiſchen Kayſer, geſchrieben hat.

ſchwediſch **Jörd**, ebräiſch ארץ arez, lateiniſch arida. Tacitus ſelbſt in ſeinem Buche von den Sitten der Deutſchen führet das Wort **Hertha** an. **Augo**, deutſch **Auge**, ſchwediſch **öga**, tartariſch **Orghen**, ſpaniſch ochos, italieniſch occhio von dem lateiniſchen Oculus. **Bairg**, deutſch **Berg**, **Burg**, engliſch byrg, griechiſch πύργος, ital. Burgo, arabiſch ברג barg. **Bandi**, deutſch und perſiſch **Band**, italieniſch banda. **Dauthar**, deutſch und perſiſch **Dochter**, griechiſch θυγάτηρ, isländiſch **Dotter**. **Daur**, deutſch **Thür**, **Thor**, ſchwediſch **Dörr**, engliſch door, griechiſch θύρα. *Fan*. griech. πᾶν, πάνυ, wendiſch **Pani**, lat. faunus. Nachdem die Gothen Chriſten worden ſind, haben ſie den Teufel Fan genennet. *Fani* heißt auch auf gothiſch Koth, daher **Finnland**, ein moraſtiges Land. **Gards**, deutſch **Garte**, Zaun; ſchwediſch **Gart**, griech. χόρτος, bey den alten Poenis *Kartha*, tart. **Horda**, eine **Horde**, rußiſch giord, gorod. **Gods**, deutſch **gut**. **Goth**, deutſch **Gott**, griech. ἀγαθὸς, ebr. חדא ſich freuen, arabiſch גד gut. **Hlaibs**, das Brod; wendiſch **Klieb**, daher das Deutſche ein **Leib Brod**, lat. libum, gleba, globus, griechiſch κόλλαβος eine Art von Brod. **Lelack**, **lailack**, deutſch **lächen**, exſultare, ſchwed. **lacka** currere, daher deutſch **lackey**, ebr. הלך ambulavit.

§. 5. Die alten Gothen haben eben ſowohl als wir die Wörter **ich bin** und **ich habe** gebraucht, eine vergangene Zeit anzudeuten. Bisweilen aber haben ſie ſie ausgelaſſen. z. E. **Ic de utgelaedde of Aegyptalond**, ich habe dich aus Aegypten geleitet. Eben ſo ſagten ſie **garhlauhun** ſie ſind geflohen, von **thliuhan** fliehen,

ſtehen, und **gataiknida** ich habe gezeiget, von **taiknan**. Die alten Franken brauchten dieſe Hülfswörter auch, z. E. **Ich havo thas wola verſteen** d. i. ich habe das wohl verſtanden. Zum Beſchluſſe führet noch der Verfaſſer das **Vater Unſer** unſrer alten Vorfahren an. Es iſt folgender maßen abgefaſſet: Atta unſar thu in Himinam: veihnai namo thein. Qui mai thiudinaſſus theins. Vairthai vilja theins, Sve in Himina jah ana airthai. Hlaif unſarana thana ſinteinam gif uns Himmadaga. Jah aflet uns thatei ſkulans ſi jaima: Sva ſoe jah veis afletam thaim ſkilam unſeraim. Jah ni briggas uns in fraiſtubjai, ak lauſei uns af thamma ubilin. Amen.

VI.

Nachricht von einer poetiſchen Streitigkeit von dem Werthe der Logogryphen.

Ein gelehrter Mann und geſchickter Liebhaber der Dichtkunſt in Straßburg hat mit einem andern Gelehrten in Frankfurt am Mayne, bisher einige Schriften gewechſelt, ob die ſogenannten Logogryphen, womit ſich eine geraume Zeit her die Franzoſen breit gemachet, nicht auch ins Deutſche eingeführt werden könnten? Die Meynungen ſind uneins gefallen, und da die Sache ſelbſt ins critiſche Feld läuft, auch einigermaßen durch die Hrn. Verfaſſer ſelbſt die Entſcheidung uns überlaſſen worden: ſo habe ich erſt die ſämtlichen Streitſchriften hier einrücken müſſen, um meine

Leſer

Leſer davon zu unterrichten, was von beyden Theilen geſagt werden kann. Alles folgende iſt aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen dieſes Jahres entlehnet worden.

N. I. Strasburg.

No. 36. d. 4. May. 1742. p. 205.

Eines derjenigen Stücke, ſo die bekannten Franzöſiſchen Monath-Schriften, als den Clef du Cabinet ou Journal Hiſtorique, Mercure de France, Mercure Suiſſe, &c. ihren Leſern lieb und angenehm machet, iſt ohne Zweifel auch das ſogenannte Logogryphe, welches gelehrten Leuten nicht nur ein vergnügendes Nachdenken erwecket, ſondern auch anbey ihnen die Stärke der Sprachen immer mehr und mehr entdecket.

Es verſtehen aber die Herren Franzoſen unter dieſer Benennung nichts anders, als eine verdeckte Beſchreibung eines gewiſſen Wortes, oder ein Wort-Räthſel; da man erſtlich das Hauptwort kürzlich, doch ſattſam beſchreibet, nachmals aber durch Verſetzung derer im Hauptworte befindlichen Buchſtaben, andere Wörter heraus bringet, welche aber niemals Nomina adjectiva, pronomina, aduerbia, oder praepoſitiones ſeyn dörfen: wie denn auch das Hauptwort ſelbſt, ſo da zum Worträthſel dienet, nimmer ein Nomen proprium ſeyn darf. Durch Verſetzung nun dieſer Buchſtaben werden Wörter, und aus dieſen, vermöge des gehörigen Nachſinnens und ferneren Zuſammenſetzens, das Hauptwort herausgebracht, welches demnach das Logogryphe iſt, und folglich ein artiger Zeitvertreib für die Sprach-Liebhaber und andere Gelehrten zu ſeyn pfleget. Erſtbeſagte Worträthſel nun werden von den Herren Franzoſen beſtändig

in

in Verſen abgefaſſet, und bilden ſich dieſelben, wo ſie ihnen wohl gerathen, ein großes darauf ein; indem ſie zugleich den Reichthum ihrer Sprache beſtens an den Tag legen ſollen. Wir Deutſchen haben bishero (ſo viel mir bewußt) dergleichen noch niemals unternommen, theils aus der Sachen Unwiſſenheit; theils aus Schüchternheit; theils deswegen, weil man in dem Wahne geſtanden, daß die mit allzuvielen mitlautenden Buchſtaben angefüllten deutſchen Wörter zu dergleichen Veränderungen unfähig waren. Dem ungeachtet aber, ſo haben ſich einige Kenner und Liebhaber ihrer Deutſchen Mutterſprache in Straßburg zuſammen gethan, welche künftighin alle Monat, wo es Belieben finden würde, ein dergleichen nützliches, Zeit verkürzendes, und den Verſtandſchärfendes Worträthſel in dieſen Blättern dem geehrteſten Leſer mittheilen; auch nach franzöſiſchem Gebrauche die Auflöſung deſſelben, oder die Benennung des Hauptwortes, aus welchem die übrigen alle gefloſſen ſind, gleich in folgendem Blatte bemerken wollen. Den angenehmen Nutzen, den man davon hat, kann ein jeder Gelehrter leichtlich einſehen; dahero man gleich folgendes zum beliebten Nachſinnen anhero ſetzet. Der Urheber davon iſt, der an dieſen Zeitungen wohlbekannte Mitarbeiter, D. Georg Heinrich Behr ꝛc.

❁ ❁ ❁

Wort-

Worträthsel,

Französisch Logogryphe genannt.

Eilf Littern machen mich geehrter Leser aus.
Du könntest ohne mich, hier keine Sylbe lesen,
Wo ich dir nicht vorhin, in meinem eignen Haus,
Was du itzt deutlich siehst, mit Fleiß so auserlesen.
Ich bin in dieser Welt noch nicht gar lang bekannt.
Und dannoch ehrt man mich anitzo aller Orten:
Mein Stammherr wird mit Recht von deutschem Blut genannt,
Der itzo Kinder hat von mancher Art und Sorten.
Europa weist kein Land, worinnen ich nicht bin,
Ja selbst der Türken Reich hat mich nun aufgenommen.
Ich war zwar Anfangs nie nach ihrer Priester Sinn;
Mich hieß auch Kulikan erst kürzlich zu sich kommen.
Kein Lehrer lebt anitzt der ohne mich könnt seyn,
Ich dien ihm meistentheils zum Ruhm, Nutz, Ehr und Freude:
Doch oftmals mach ich ihm Verdrüßlichkeit und Pein,
Wenn ich dem Widerpart die Zeilen zubereite.
Genug! Errathe mich! versetze Sylb und Wort:
Doch eh du solches thust, so theil mich in zwey Glieder.
Das erste findest du in Ost, Süd, West und Nord,
Denn wo ein Weiser sitzt, da laß ich mich auch nieder.
Zu diesem ersten Glied setz noch das andre hin,
So findest du den Mann, der mich hat zu bereitet;
Derselbe richtet sich niemals nach seinem Sinn,
Er macht die Sachen fort, wie ihm ward angedeutet.
Diß wär das ganze Wort. Doch eins, zwey fünf und zehn,
Das kann man in der Meß zu Leipzig häufig sehn.
Eins, zwey, drey, vier und zehn, bringt Blätter Holz und Schatten;
Und thut man eins, sechs, zwey, fünf, zehn und eilfe gatten,
So zeiget sich ein Freund aus Mutterleibe her.
Zwey, vier und eilfe weist, um welche Zeit es wär.

Eilf, zwey, fünf, zehne, ſechs, muß oft dem Schiſmann dienen
Wenn eins, ſechs, zwey, drey, vier, an ſeinem Leib erſchienen,
Der lauft zum Wundarzt hin, vertraut ſich ſeiner Cur.
Vier, ſieben und auch ſechs, iſt eine wüſte Hur.
Eins, zehen, acht und neun, ſchaft uns die beſte Speiſe;
Eins, ſechs, zwey, acht, neun, zehn, dient uns auf mancher Reiſe,
Inſonders wo zu Land dieſelbe ſoll geſchehn,
Und wo dabey ein Fluß uns will im Wege ſtehn.
Fünf, ſechs, zehn, acht und neun, iſt wahrlich wüſt zu nennen;
Doch muß es aus dem Leib, ſo es dich nicht ſoll brennen.
Eilf, ſieben, eins und zehn, dient öfters uns zu Tiſch.
Sechs, ſieben, vier und zehn, macht nach der Arbeit friſch.
Neun, ſieben, vier und fünf, hat Milch und keinen Saamen.
Eins, zehen, vier und ſechs, zeigt des Verfaſſers Namen.
Vier, zehen, eilf und fünf, zeigt einen Ort dir an,
Den man in neun zwey, drey, vier, zehne finden kann.
Mein Leſer, rathe nun! Sey merkſam und befliſſen!
So wirſt du, dir zur Luſt, das ganze Räthſel wiſſen.

N. II.

Ein anderer Mitarbeiter an dieſen Zeitungen, dem wir dieſe Arbeit noch vor dem Drucke gewieſen, hat uns gebethen, den Herrn D. Behr zu erſuchen, ob er nicht belieben wolle, ein paar Worte von dem Nutzen dieſer Zeitverkürzenden und Verſtandſchärfenden Worträthſel aufzuſetzen und denſelben begreiflich zu machen. Er ſeines Orts könne ihn nicht einſehen; ungeachtet er ſonſt auch ein paar Jahre auf die Sachen der Dichtkunſt gewendet habe. Ja dieſer Freund getrauet ſich, alle der deutſchen Dichtkunſt obliegende Geſellſchaften; auch ſelbſt die Academie des belles lettres zu Schiedsrichtern anzunehmen, und meynt, ſie werden ihm Recht geben: daß dieſe *Logogryphe* zu den poetiſchen Kleinigkeiten gehören, von denen man den Parnaß in neuern

Zeiten

Zeiten glücklich geſäubert habe. Wir ſind dem guten Geſchmäcke in der Dichtkunſt ſo viel ſchuldig, daß wir dem Herrn D. Behr und deſſen beyden berühmten Gehülfen in dieſer Uebung, gegen welche beyderſeits wir eine wahre Hochachtung hegen, dieſe Gedanken unſers gemeinſchaftlichen Freundes zu überlegen geben müſſen. Wir hoffen, er wird es nicht ungütig vermerken und uns mit den bisherigen gelehrten Neuigkeiten von Straßburg ferner beehren. Der Reim in 2ten und 4ten Vers bedarf einer kleinen Ausbeſſerung, welches wir zu erinnern uns die Erlaubniß ausbitten.*

N. III. Straßburg.

No. 38. d. 11. May. p. 217.

Weil man in der feſten Hoffnung ſteht, es werde dem geehrten Leſer das von hier letztens eingeſchickte Worträthſel nicht misfallen, ſondern vielmehr zu einem angenehmen Zeitvertreibe gedienet haben; wir auch von einigen Kennern und Liebhabern der deutſchen Mutterſprache höflich erſuchet worden, künftighin mit dergleichen nützlichen Beluſtigungen fortzufahren; als können wir nicht umhin, verſprochenermaaßen, auch anzuzeigen, daß das Hauptwort deſſelben ein Buchdrucker ſey. Die daraus gefloſſenen Wörter aber ſind Buch, Drucker, Bude, Buche, Bruder, Uhr, Ruder, Bruch, Hur, Beck, Bruck, Dreck, Rube, Ruhe, Behr, Ruhe, Heerd und Ruche.

* Die 14te und 16te Zeile dörfte auch in einer guten Mundart nicht ohne Anſtoß ſeyn; zugeſchweigen, daß das Gedicht halb mit getrennten halb mit ungetrennten Reimen geſetzt iſt, welches man ſonſt nicht zu thun pflegt.

N. IV.

Ein hieſiger guter Freund hatte ſchon alles errathen und uns vor Anlangung dieſes mitgetheilet. Der andere Mitarbeiter aber, der, wie wir neulich berichtet haben, dieſen Worträthſeln nicht allzugünſtig iſt, hat uns gebethen, ihn zu belehren: ob wohl eine reine deutſche Mundart den Becker Beck, die Rübe Rube, die Brücke Bruck, nenne, und ob das wohl zum Aufnehmen der Sprache gereiche, wenn man einem unnöthigen Zwange zu gefallen, gute und verſtändliche Wörter zu Krüppeln machen, oder doch mit Provinzialwörtern vertauſchen müſſe? Wir haben ihn aber vertröſtet, daß ihn der ſcharfſinnige Herr Verfaſſer vielleicht ſelbſt davon unterrichten, und ihm ſeine Scrupel heben würde.

N. V. Frankfurt am Mayn.

No. 40. d. 18. May. p. 231.

Unſer geehrteſter Freund, der Herr D. Behr von Straßburg, hat auf die neulichen Anmerkungen eines hieſigen Mitarbeiters an dieſen Zeitungen eine Antwort eingeſendet. Wir haben ſie dem letztern mitgetheilet und eine fernere Erklärung und Gegenantwort von ihm erhalten. Wir wollen aus beyden einen Auszug machen und die Entſcheidung einem jeden der Sachen kundigen Leſer überlaſſen. Der Herr D. Behr nimmt zuförderſt die ihm gemachten höflichen Erinnerungen, mit Dank an, und läßt ſich inſonderheit unſere Anmerkung wegen der aufeinander gereimten Worte leſen und auserleſen wohlgefallen. Er ſagt: Er könne ſich zwar entſchuldigen, daß es ein menſchliches Ueberſehen geweſen; er könne anführen, daß nicht nur unter

den

den Herren Franzoſen dergleichen Reime ſtatt fänden, und er alſo bey der Nachfolge der Worträthſel ihnen auch in dieſem Stücke nachgefolget wäre; hiernächſt wären auch große deutſche Poeten aufzubringen geweſen, denen es ebenfalls begegnet. Allein, ſagt er: Die Wahrheit zu geſtehen, ſo hätte es beſſer gelautet, wenn ich alſo gereimet hätte.

Eilf Littern machen mich geehrter Leſer aus.
Es wäre dir kein Wort hier ſichtbarlich geweſen.
Wo ich dir nicht vorhin in meinem eignen Haus
Was du itzt deutlich ſiehſt mit Fleiß ſo auserleſen.

Der Herr Verfaſſer der Anmerkungen bezeugt in ſeiner Antwort, daß er viele Hochachtung gegen des Herrn D. Behrs Geſchicklichkeit und darinn bezeigtes geſetztes Weſen habe, weil er einen beſcheidenen Widerſpruch mit Höflichkeit beantwortet. Er hätte zwar gewünſcht, daß die Anſpielungen auf eines andern Freundes Namen aus ſeiner Antwort weggeblieben wären. Allein es ſey dieß eine Kleinigkeit. Er lobt den Herrn D. Behr, daß er ſich die ſogenannten rimes riches der Franzoſen und die Fehler großer deutſcher Poeten nicht aufhalten laſſen. Denn jener Reimart könne in vielen Stücken mit der Deutſchen nicht verglichen werden; und großer Leute Verſehen ſey auch ein Verſehen: die getroffene Aenderung ſey die bündigſte Antwort. Auf die Anfrage von dem Nutzen der Worträthſel antwortet der Herr D. Behr: Es bedörfe ſelbiger keines ſonderlichen Nachſinnens, er falle jedermann in die Augen: denn erſtlich nutzten ſie, dem Verfaſſer; zweytens ihrem Errather. "Dem Verfaſſer nutzen ſie, „daß er hierdurch von einer jeden Sache, die er vor-

„bringet, lerne ordentlich, ſinnreich, nachdenkend und „doch begreiflich zu ſchreiben. Denn nicht nur das „Hauptwort, ſo er zum Grunde ſeines Wortrathſels „geleget hat, muß dem Leſer alſo beſchrieben werden, „daß ſich dieſe Beſchreibung auf kein anderes Wort „jemals ſchicke, als allein auf dieſes vorgeſetzte; ſon„dern eben dieſes muß auch, ſo viel möglich, bey den „andern daraus gezogenen Wörtern beobachtet werden. „Er erlernet demnach hieraus beſtens die differen„tiam ſpecificam eines jeden Dinges; er macht ſich „hierdurch geſchickt von einer jeden weſentlichen Sache „gründliche definitiones und eigentliche deſcriptiones „zu geben; er macht ſich alſo hierdurch die beſten Be„griffe aller und jeder Dinge. Kurz er lernet mit „Verſtand denken und mit Witz etwas beſchreiben. Der Herr Verfaſſer der Anmerkungen bezeuget in ſeiner Antwort, daß er mit dieſer Erklärung des Hn. D. Behrs völlig zufrieden ſey. Denn er ſehe daraus, daß ſelbiger die Wortrathſel zur Uebung für diejenigen anſehe, die noch nöthig haben zu lernen, wie man ordentlich, ſinnreich, nachdenkend und doch begreiflich ſchreiben ſolle; die noch nicht gar zu weit in der Vernunftlehre gekommen, und ſich noch üben ſollen, Erklärungen und Umſchreibungen zu machen, ja die erſt lernen ſollen, mit Verſtand denken, und mit Witz etwas beſchreiben. Er geſteht, daß ſich ſolche Poeten an Wortrathſeln nützlich üben können. Solchen Leuten ſtünde aber faſt zu rathen, ſie ſollten gar nicht ſchreiben. Boileau hat es ihnen wirklich zu verſtehen gegeben.

Avant donc que d'écrire apprenez a penſer.

Iſt

Iſt denn aber, um Denken zu lernen, nöthig, daß man ſchreibe? Eine Schrift, die man ohne eine Fertigkeit gründlich zu denken und ſich nachdrücklich und ſcharfſinnig auszudrücken, ſchreiben oder ſich daran üben könne; das iſt ja wohl eine Kleinigkeit. Wird denn nicht alles was Herr D. Behr von den Beſchreibungen der Worträthſel ſagt, bey allen poetiſchen Umſchreibungen und Abſchilderungen erfordert? Daher verlangen alle vernünftige Lehrer der Dichtkunſt, man ſolle die Weltweisheit, die Vernunftlehre gründlich ſtudiert und zu großer Fertigkeit gebracht haben, ehe man ſich an eine poetiſche Beſchreibung machet. Es wird ohne dieſe Diſciplinen nicht nur die Umſchreibung; ſondern ein jeder Einfall des Poeten ſchlecht, falſch, zu weitläuftig, oder zu enge gerathen. Wer will alſo behaupten, daß man dichten, und Verſe ſchreiben ſoll, um denken zu lernen? Geſetzt aber, man gäbe zu; der angehende Poet ſolle daran ſeine Vernunft ſchärfen: muß er denn darum ein Wort verdeckt beſchreiben; und ſich beſtreben, daß er durch Verſetzung derer im Hauptworte befindlichen Buchſtaben andere Wörter heraus bringe, welche aber niemals nomina adiectiva, pronomina, adverbia, oder praepoſitiones ſeyn dörfen. (S. die Beſchreibung der Worträthſel N. XXXVI. p. 205.) Wäre es nicht beſſer, er ſähe dieſen Zwang als eine Kleinigkeit an, und ſuchte ein grünendes Feld, eine ſchöne Gegend, oder ſonſt ein Ding, das ihm in die Sinne fällt, nach der Natur abzuſchildern? Will er ſich in Verfertigung der Definitionen üben; ſo muß er es wahrlich in der Schule der Philoſophen thun: durch ein bloſſes Worträthſel wird er es nicht weit bringen. ꝛc.

N. VI. Frankfurt.
No. 40. d. 18. May. p. 232.

Den Nutzen der Worträthsel auf Seiten des Errathers betreffend, so sagt der Herr D. Behr, diese haben denselbigen Nutzen "davon, wie ihr Verfasser: „denn indem sie einer sinnreich verdeckten und doch „wahrhaftig beschriebenen Sache genau nachdenken, „so schärfen sie dadurch theils ihre Beurtheilungs„kraft, theils ihren Verstand. Noch schwächere und „welchen das Errathen fast am sauersten ankömmt, „erlangen nach und nach mancherley richtige Begriffe „von einer Sache und lernen auch, mit Bedacht etwas „überlegen. Kommen sie denn auf die Spur, so er„langen sie zugleich eine reine deutsche Schreibart. „Die Stammwörter werden ihnen bekannt; die „Beywörter entdecken sich von Zeit zu Zeit immer „besser. Der Reichthum und die Reinigkeit unserer „Muttersprache legen sich immerfort deutlicher an den „Tag; endlich wird auch mancher durch dieses ange„nehme Nachsinnen des Worträthsels angetrieben, das „Lombretischchen, die Würfel, die Karten, das Lang„schieben, das Biliard, das Schmausen, das Jgfr. „Lieschen nach und nach aus dem Sinne zu schlagen, „die Feder dafür zu ergreifen, und erstlich dem ver„deckten Worträthsel, nachmals auch dem nothwendi„gen Studieren ein paar Stunden zu widmen.

Der Herr Verfasser der Anmerkung erwidert: Er könne nicht sehen, wie diese gerühmte Folgen und Früchte dem Worträthsel eigen wären. Der Verstand der Leser könne durch Deutlichkeit, und Gründlichkeit eines jeden Aufsatzes geübt werden; man habe nicht

nicht nöthig, durch eine ſolche Buchſtabenverſetzung Worte zu ſuchen, und zwar ſolche, die keine adjectiva &c. ſeyn dürfen. Die Stammwörter ſollen dem Leſer dadurch bekannt werden; die muß er aus Friſchens trefflichem Wörterbuche lernen. Iſt denn das Wort **Buchdrucker**, das Stammwort von **Ruhe** oder **Dreck**? und welch einen Nutzen giebt es doch, etliche Stammwörter mit ſolcher Mühe in Verſe und Reime zu zwingen? Was der Herr D. Behr von dem Nutzen dieſer Uebung in Anſehung der Einladung zum Studieren ſagt, das kann ich ihm ſo ſchlechthin nicht glauben. Wer ſein Billiard, ſein Lombre, oder ſein Jgfr. Liesgen unordentlich liebt, der wird ſich gewiß durch das Worträthſel nicht davon abhalten laſſen. Und geſetzt, er grübelte denn etwa eine Viertelſtunde darüber: ſo folgt darum noch nicht, daß er nachgehends gar zu Hauſe bleibt, und ein lehrreiches Buch zur Hand nimmt. Es kann zwar ſeyn; es kann aber auch nicht ſeyn. Wer wird auf dieſe Art den Nutzen einer Sache behaupten?

Der Herr D. Behr fähret fort und zeiget, wie er glaube, daß der hieſige Herr Mitarbeiter auf die Gedanken gerathen, die Logrogyphes gehörten zu den poetiſchen Kleinigkeiten und die deutſchen Geſellſchaften würden ihm Recht geben. Der Herr D. ſchreibet alſo: „Allein dieſer werthgeſchätzte Freund „wird mir nicht ungütig nehmen, wenn ich ihm anzeige, „wie er auf dieſe Gedanken gefallen ꝛc. Nicht wahr? „Ihm ſind die wohlgeſchriebenen Beluſtigungen des „Verſtandes und des Witzes in die Hände gerathen; „da er denn aus der Vorrede des Herrn M. Schwaben ein ſolches gezogen hat. Nun ſind zwar die Lo-

„gogryphes daſelbſt als Spiele und Kinderwerke ange„ſehen worden. Allein liebwertheſter Freund, zu ſol„chen klug verfertigten Worträthſeln werden wahrhaf„tig keine Kinder, ſondern reindenkende und ſcharf„ſinnige Männer erfordert.„ Bey dieſen Worten erinnert der Herr Verfaſſer der Anmerkungen folgendes. Hier hätte ich Urſache mich über den Herrn D. Behr zu beſchweren, daß er meynet, ich hätte dem Herrn M. Schwaben nur ſo nachgebethet. Es gilt mir gleich viel, wo er glaubt, daß ich meine poetiſche Wiſſenſchaft her habe. Des Herrn M. Schwabens Beyfall habe ich erſt durch den Herrn D. Behr zu meinem Vergnügen erfahren. Ich leſe zwar die Beluſtigungen; aber das erſte Stück hatte ich damals nicht bey der Hand, und bey Leſung der Vorrede war ich, in der That, ſo aufmerkſam nicht geweſen, als der Herr D. Behr meynet. Meine damalige Gedanken gründeten ſich auf **Gottſcheds** Dichtkunſt, auf die art poetique des Boileau, auf meine eigene ehemals zu Leipzig und Jena bey die zehn Jahre getriebene Uebung und angeſtellten Unterſuchungen in Sachen der Dichtkunſt; auf den engliſchen Spectator, die Diſcurſe der Maler und dergleichen. Handeln dieſe gleich nicht ausdrücklich von Worträthſeln; ſo reden ſie doch von Sonetten, von Ringelgedichten, Sechſtimen, Endreimen oder bouts rimez, Buchſtabenwechſeln, Jahrzahlen und Namenverſen. **Gottſched** erklärt dieß alles für **poetiſchen Unrath, damit ſich die Muſen nichts zu ſchaffen machen, und welchen ſie den kleinen Geiſtern, die auch gerne auf den Parnaß wollen, entgegen ſchütten, damit ſie ſich nur unten am Berge verweilen, und niemals hinauf kom-**

men

men mögen. Der HErr D. Behr aber sagt ja selber von den Worträthseln, daß der Verfasser erst daran lernen soll, mit Verstande zu denken und mit Witze etwas zu schreiben. Soll nun das der Nutzen auf Seiten des Verfassers seyn, so braucht es keinen rein denkenden und scharfsinnigen Mann. Der macht etwas ernsthaftes und läßt den Anfänger Worträthsel zusammen klauben. Das übrige in dem Briefe, wo der Herr D. Behr die Worträthsel gar den Schäfergedichten verziehet: lasse ich, als mich nicht angehend, und hier zu weitläuftig auszuführen, beyseite gesetzt. Ich kann aber nicht bergen, daß ich mir solches von dem Herrn D. Behr nicht vermuthet hätte. Der Schluß des Briefes von dem Herrn D. Behr lautet also: Daher ich nochmals meinen hochwerthgeschätzten Herrn Mitarbeiter keck und ohne Scheu versichere, daß solche Worträthsel zu den poetischen Kleinigkeiten mit nichten gehören; von dem Parnaß noch niemals verstossen, aber wohl als unbekannt, noch nie genugsam und nach Würden verehret worden; welches ihnen doch in der That, ihres herrlichen Nutzens und sinnreichen Innhalts wegen längstens gebühret hätte. Womit ich mich nochmals in sein beharrliches Wohlwollen empfehle, zugleich aber ihn versichere, wie ich mit aller Ergebenheit verharre ꝛc.

D. G. H. Behr,
verschiedener Gelehrten Gesellschaften
Mitglied.

N. VII.

Hierauf läßt sich der Herr Verfasser der Anmerkungen also heraus: Der Herr D. Behr will mit dem

öfters gebrauchten Worte keck vermuthlich meinen Namen entdecken. Es ſteht ihm frey; aber wozu iſt es nöthig? und er geht dennoch irre. Muß denn alles, was von der Poeſie in dieſen Zeitungen geurtheilet wird, von daher rühren, woher der Herr D. Behr meynt. Ich habe ihm meine wenige Gedanken mitgetheilet, und ich glaube der Herr Keck, des hieſigen löblichen Gymnaſii Collega und der deutſchen Geſellſchaft in Jena Mitglied, wird ſich derſelben keinesweges ſchämen. Indeſſen können wir beyde doch unſere poetiſche Uneinigkeit allein ausmachen. Ich verſichere den Herrn D. Behr aller Hochachtung, und wo es ihm gefällig iſt, ſo wollen wir unſern ſtreitigen Punct ſo lange in beſondern Schreiben unterſuchen, bis wir zu einer Uebereinſtimmung kommen. Der Raum möchte ſonſt in dieſen Zeitungen zu enge werden. Ich empfehle mich ſeiner Gewogenheit und bin

Der Vernunft und des guten Geſchmacks
Verehrer.

N. VIII. Frankfurt am Mayn.

ejusdem Num. 42. d. 25. May. p. 243.

Wir haben nebſt vorſtehenden gelehrten Neuigkeiten folgendes von dem Herrn D. Behr erhalten, das wir nebſt der darauf gegebenen Antwort unſers hieſigen Freundes unſern Leſern vorlegen. „Man hat in „den gelehrten Zeitungen mein Worträthſel abermal „angegriffen, ohne einmal zu erwarten, bis ich auf das „erſte geantwortet hätte; dieſes ſcheinet in der That „etwas unhöflich zu ſeyn, beſonders da man mit dem „Termino Provinzialwörter (NB. iſt ſchlecht deutſch) „aufge-

„aufgezogen kömmt; allein der Herr Verfertiger „mag keck glauben, daß ich das liebe Sachsen länger „und eher betreten habe, als wie er; auch mit gewiß „großen Deutschen allda in genauem Briefwechsel ste„he. Nebst dem so ist Beck gut deutsch und der Sin„gularis, wie sich denn zum Exempel ehedem ein Arto„paeus, Brodbeck und nicht Brodbecker geschrieben; „doch ein Schlesier schreibt Bäcker. Hernach Singu„laris nomin. Die Brück, und Plur. nomin. die „Brücke, derer Brücken ꝛc. Will demnach dieser „Herr Mitarbeiter meine Freundschaft: wohl, gut! „Will er sie nicht, so bleib er bey den Jenensern, und „ich bey den Leipzigern. Uebrigens aber verbleibe ich doch sein Freund und Kenner. Vale.

N. IX.

Bescheidene Antwort.

Ich fange die Beantwortung des mir zugeschickten von hinten an; und glaube ganz nicht wider die freundschaftliche Ergebenheit für den Herrn D. Behr zu sündigen, wenn ich ihm einen Zweifel vorlege, oder auch gänzlich von seiner Meynung abgehe. Die Leipziger werden eben so wenig sagen, daß er recht deutsch declinire; als die Jenenser. Artopoeus, der wo ich mich nicht irre, ein Straßburger, wenigstens Professor daselbst gewesen, mag sich genennet haben wie er will, das wird wenig zur Sache thun. Die jungen Mägde in Leipzig sagen wohl, sie giengen zum Becken und holten Butterprätzel: aber man zeige mir dieses seltsame Wort in einer Schrift der deutschen Gesellschaft. Es liegt mir wenig daran, wenn und wie lang der Herr D. Behr in seinem lieben Sachsen gewesen, und mit

wem

wem er allda im Briefwechsel stehe. Wer weis, ob ihm diese seine Freunde selbst recht geben werden? Die unnöthige und ungezwungene Anspielung auf meines Freundes Namen fängt mir an verdrüßlich zu werden. Es ist ja dieß eine elende Scharfsinnigkeit. Wie leicht wäre es mir zu sagen, das natürliche Brummen eines Bären sey anmuthiger anzuhören, als eine so gekünstelte Sprache? Daß ich mit dem Termino (NB. ist gar kein Deutsch) Provinzialwörter aufgezogen komme, ist eben so wenig unhöflich, als daß ich die erste Beantwortung nicht abgewartet. Es bleibt uns allemal von der Mundart des Vaterlandes etwas kleben: es ist auch dieses keine Schande, man muß nur die Mängel nicht vertheidigen wollen. Daß ich die letztern Erinnerungen vor der Beantwortung der erstern überschicket, das that ich deßwegen, damit die Beantwortung nicht gar zu weitläuftig gerathen möchte. Ich sehe, der Herr D. Behr will empfindlich werden, weil ich seiner Meynung nicht gleich nachgebe; und ich werde es auch, daß er nicht besser bey der Sache bleibt, und andere Leute in unsern Streit mischet. Es ist am besten wir brechen ab. Er schicke unsere beyderseitige Gründe an den Herrn Professor Gottsched, oder zu wem er von den Verfertigern der Critischen Beyträge in dem lieben Sachsen das Vertrauen hat. Ich wäre selbst begierig zu wissen, ob sie ihm recht geben. Uebrigens kenne ich den Herrn D. Behr besser, als er mich, und bleibe sein Freund, so lang er der meinige seyn wird; ja vielleicht noch etwas länger.

P. S. in der Leipziger Ausgabe des allgemeinen historischen Lexicons findet man verschiedene Autopoe s, auch

auch den Straßburgiſchen öffentlichen Lehrer der Beredſamkeit; aber keinen Artopaeum, wie ihn der Herr D. Behr ſchreibt; und die Herren Verfaſſer des Lexicons ſagen: Petrus Artopoeus habe ſonſt Becker nicht Beck geheißen; in der neueſten Auflage von Fabri theſauro hat der Herr Profeſſor Geßner, piſtor ein Becker überſetzt. Ich bitte mir doch auch ein paar Schriften von demſelben Anſehen zu nennen, wo man Beck leſen kann. Von dem Worte Bruck mag ich mir nicht die Mühe geben, ein Wort zu ſagen; Jedermann lacht ja über den plur. die Brücke.

Beſchluß.

An dieſem poetiſchen Streite Theil zu nehmen, und wohl gar einen Ausſchlag zwiſchen beyden widrigen Meynungen zu geben, ſind die Verfaſſer dieſer Beyträge nicht nur ſchriftlich, ſondern auch im öffentlichen Drucke erſuchet worden. Es iſt uns leid, daß die Uneinigkeit ſich zwiſchen zween gelehrten Männern geäußert, die wir beyderſeits ihrer Verdienſte halber, hochſchätzen, und beyde zu unſern Gönnern und Freunden zählen. Allein wie es ſonſt geheißen, Amicus Plato, Amicus Ariſtoteles, magis amica veritas: ſo werden wir es, mit Erlaubniß beyder Parteyen auch machen. Wir beſcheiden uns aber gar wohl, daß unſer Urtheil kein dictatoriſcher Machtſpruch iſt. Wer bey demſelben ſich nicht beruhigen will, der hat das Recht, dennoch ſeine Meynung zu behalten. Wir dringen unſern Geſchmack niemanden auf, ſondern erwarten allen Beyfall nur um der Gründe willen, die wir anführen. Dieſe ſollen alſo hier an unſrer Stelle die Entſcheidung verrichten; als welche wir mehr von

unſern

unſern Leſern errathen laſſen, als mit ausdrücklichen Worten herſetzen wollen.

Die I. Anmerkung.

Nicht alles, was die Franzöſiſche Nation hochſchätzet, iſt deswegen der Nachahmung werth.

Man weis, was im vorigen Jahrhunderte ſchon die witzigen Köpfe in Frankreich ſich aus den ſo genannten Bouts-rimez, für eine Beſchäfftigung gemacht. Alle Mercures waren voll davon, und in verſchiedenen Sammlungen ihrer Gedichte ſtehen ſolche Leckerbiſſen zur Gnüge. Es haben ſich auch unter den Deutſchen einige Nachfolger gefunden, und ſelbſt Philander in ſeinen Scherzgedichten auf der 196 Seite, hat einen Verſuch davon gemacht. Allein dem ungeachtet hat unſre Nation aus ſolchen Kinderſpielen niemals viel Weſens machen mögen: und ſie hat ſehr wohl daran gethan.

Ferner weis man, daß die Franzoſen auch aus den ſogenannten Rebus etwas gemachet, darinnen ſich ſonderlich Des-Accords vormals hervorgethan. Dieſes war eine Art von Gemählden, die in allerley Figuren und Bildern einen Spruch ausdrückete, den der Leſer daraus als aus einem Räthſel errathen mußte. Z. E. Wenn man den Lehrſpruch: Habe mortem prae oculis, durch ein ſolches ſinnreiches Rebus abſchildern will, ſo lehrt uns der ſcharfſinnige Des-Accords einen todten Abt malen, der auf einer Wieſe liegt, ſo daß ihm eine Lilge im H . . ſteckt. Wer dieſe Figur und jenen Spruch nicht zuſammen reimen kann, der muß nur dieſes Bild mit franzöſiſchen Worten ausſprechen,

Abbé mort en pre au cul lis.

ſo

ſo wird der obige lateiniſche Spruch, nach der Ausſprache eines Franzoſen deutlich genug heraus kommen. Allein auch dieſe Leckerbiſſen hat unſre ernſthafte Nation billig ihren Erfindern, den Franzoſen überlaſſen.

Die II. Anmerkung.

Nicht alles was in Frankreich von einigen witzigen Köpfen gemacht wird, findet deswegen bey den großen Geiſtern und Kunſtrichtern dieſes Volkes Beyfall.

Die Erklärung und der Beweis dieſes Satzes kann nicht ſchwer fallen, wenn man nur bedenkt, wie Scuderi, Boileau, Bouhours, Menage und andre mehr, auch ihre eigene Landsleute, nicht geſchonet haben. Man weis ja wie Cornelle, Chapelain, Quinault, Perrault, de la Motte, Rouſſeau, ja Fontenelle und Voltaire ſelbſt getadelt und beurtheilet worden, ſobald ſie ſich von der geſunden Vernunft entfernet haben. Wie viel weniger kann man denn die Erfindungen einiger unbekannten Zeitungsſchreiber, oder Verfaſſer der Mercures, für etwas ausgeben, das den Beyfall der größten Meiſter davon getragen hätte, und einer Nachahmung werth wäre?

Die III. Anmerkung.

Nicht alles was ſchwer iſt, und viel Zeit und Kopfbrechens koſtet, iſt deswegen für ſchön zu halten.

Wäre dieſes, ſo müßte man auch die Buchſtabenwechſel, die Akroſticha, Chronoſticha, und Bilderreime für ſchön halten, darüber mancher wohl ein Duzend Federn zerbeißen kann. Hiervon kann man des Martials Ausſpruch brauchen: Turpe eſt difficiles habere

nugas. Jener Künſtler konnte auf eine Nädel die er ſich vorhalten ließ, aus ſeinem Munde mit dem Athem Linſen werfen, ſo daß er die Spitze nicht verfehlte: allein er verdiente bey dieſer ſchweren Kunſt, darauf er ſich wohl viele Jahre geübet haben mochte, keinen beſſern Dank, als daß ihm Alexander der Große ein Maaß Linſen verehrte, ſich in ſeiner Kunſt damit deſto feſter zu ſetzen. Quintilian ſchreibt davon Lib. II. Inſt. c. 20. Ματαιοτεχνια quoque eſt quaedam, id eſt ſi peruacua artis imitatio, quae nihil ſani nec boni nec mali habeat, ſed vanum laborem: qualis illius fuit, qui grana ciceris ex ſpatio diſtante miſſa in acum, continuo & ſine fruſtratione inſerebat: quem quum ſpectaſſet Alexander donaſſe dicitur eiusdem leguminis modio. Quod quidem praemium fuit illo opere digniſſimum.

Die IV. Anmerkung.

Wer ſich in ſchönen Beſchreibungen üben will, der thut beſſer, wenn er ſich in Abſchilderungen natürlicher Dinge, ſonderlich menſchlicher Gemüthsbewegungen und Handlungen übet.

Nichts iſt ſchöner als die Natur, man mag nun den himmliſchen oder irrdiſchen Theil derſelben betrachten. Luft und Waſſer, Berg und Thal, Felder und Auen, Wälder und Gärten, Thiere und Pflanzen, Vögel und Fiſche, Steine und Metalle geben einem Dichter unzählige Gegenſtände, daran er ſeiner Muſe eine nützliche Beſchäfftigung geben kann. Vor allen Dingen aber iſt der Menſch mit ſeinen vielfältigen Characteren, Neigungen und Thaten der würdigſte Augenmerk eines Dichters. Die guten und böſen

Hand-

Handlungen deſſelben geben zu Lobgedichten und Satiren, zu Heldengedichten, Trauerſpielen, Schäfergedichten, und andern äſopiſchen Fabeln Anlaß genug: ſo daß man es nicht nöthig hat, auf neue Erfindungen zu ſinnen, die an Schönheit, den angeführten gar nicht gleich kommen. Nach dem Berichte Aelians hat Plato geurtheilet, daß jemand der ſich in einer unnützen Kunſt vollkommen zu machen ſucht, zu keinem großen Dinge geſchickt ſey. Plato nimiam eius induſtriam reprehendit, inquiens: fieri non poſſe, vt qui rebus tam nullius pretii operam nauaret adeo diligentem, poſſit magnis & praeclaris negotiis vllis vacare. Cum enim omnis cogitatio in iſta conferatur, neceſſum eſſe, vt ea negligat, quae reuera ſunt admiratione digna. Var. hiſt. L. II. cap. 18.

So viel mag von der ganzen Streitigkeit genug ſeyn: wiewohl wir beſorgen müſſen, daß wir auch mit einer ſo verdeckten Art unſre Gedanken zu erklären, gewiſſen kriegeriſchen Kunſtrichtern Anlaß werden gegeben haben, ſich an die eine Parten der Streitenden zu wenden, und ſie als von uns beleidiget, wider uns aufzuhetzen. Sie haben dieſes bisher bey aller Gelegenheit gethan, um ſich durch dieſen niederträchtigen Kunſtgriff einen Anhang zu machen, es koſte auch was es wolle. Allein wie ſie an den meiſten Orten, dahin ſie ſich gewand, zu viel Redlichkeit und guten Geſchmack angetroffen haben: alſo ſind wir es auch in dieſem Falle verſichert, daß man es uns nicht übel nehmen wird, was wir in dieſen Anmerkungen, aus guter Meynung, und ohne jemandes Beſchimpfung geſagt haben. Nur bedauren wir, daß dieſe ſo geſchickten

Männer bey nahe auf einige Bitterkeit in ihrem Streite gerathen, die den freyen Künſten nicht zum Vortheile gereichet. Cicero hat ſehr ſchön von dergleichen Zwiſtigkeiten geſagt: Diſſentientium inter ſe reprehenſiones non ſunt vituperandae: Maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in diſputando pertinaces, indignae philoſophia mihi videri ſolent. *De Fin. bon. & mal.*

Auf die Frage von **Becken** oder **Beckern**, der Bruck oder Brücke, iſt ſchwer zu antworten, wenn man nicht erſt gewiſſe vorläufige Fragen, von dem Anſehen gewiſſer Mundarten entſchieden hat. Iſt es aber wahr, daß man in dieſen Oberſächſiſchen Gegenden das beſte Deutſch ſpricht, ſo wird wohl das letzte vorzuziehen ſeyn. Es iſt wahr, der Pöbel ſpricht auch in Leipzig der **Beck**, und zum **Becken**: allein die Gelehrten ſchreiben und reden nicht ſo. Es hat auch ihre Gewohnheit den Grund der Sprachähnlichkeit. Denn wie von ſchneiden der Schneider, von bauen der Bauer, von drechſeln der Drechsler, von laufen der Läufer, u. d. m. gemacht wird, ſo muß auch wohl von backen der Bäcker, oder Becker entſtehen. Die Brücke aber wird in Oberdeutſchland mit eben dem Rechte die Bruck, ausgeſprochen, als man von Küche, die Kuchel, von Stück das Stuck, von Mück, die Muck zu machen pflegt.

VII.

Feuer- und Schwerdt-Bühne der Durchlauchtigſten Pomeris älteſten Tochter Aktinoporthmus, ſonſt Strahlſundiſche Mnemoſyne genannt, zum ewigen Denkmal durch eine dreyfache Schnur im Jahr C. 1692. eröffnet von Jacobus Wolfen.

In Stralſund hat man zum Andenken der den 14. Jul. 1628. aufgehobenen wallenſteiniſchen Belagerung ein jährliches Dankfeſt eingeführt. Dasjenige welches 1692. gehalten worden, hat zu gegenwärtigem Schauſpiele Gelegenheit gegeben. Der Verfaſſer davon, iſt Conrector an dem ſtralſundiſchen Gymnaſio geweſen, und hat dieſes Stück dem Frauenzimmer zu gefallen verfertigt. Denn ſo ſchreibt er ſelbſt davon in der Vorrede an den **Stands-Gebühr-nach geehrten Leſer**: "Der Hauptzweck war anfänglich „dahin gerichtet, daß drey diſtincte Actus oratorii „ſollten celebriret werden: als ich aber etliche Wochen „vorher zurück gedacht, wie bey unſern dergleichen Acti„bus, welche in ſceniſchen Kleidern gehalten wurden, ſich „bisher mehr und mehr allerhand Standes Frauen„zimmer eingefunden, die aber mit dem bloßen Schall „und Motibus der verkleideten Redner verlieb nehmen „müſſen, war ich bald darauf bedacht, durch verſchie„dene Deutſche, doch aber auch zum Zweck laufende „Unterredungen, ihnen die Sache um ſo viel beliebli„cher zu machen. ꝛc. Dieſe Höflichkeit des Verfaſſers verdient allerdings, daß man ſein Werk nicht mit der völligen criticiſchen Schärfe unterſuchet, damit nicht

andere Dichter, die ihre Werke dem Frauenzimmer einzig und allein zu gefallen aufsetzen (und welche sind es die das nicht thun?) von einer so vortrefflichen Beschäfftigung, abgeschreckt werden mögen. Man ist auch hierzu desto mehr verbunden, weil am Ende eben dieser Vorrede der Verfasser "dem geehrten Leser „Standesgebühr nach allen erdenklichen Respect schul„dig bleibt und bittet wider alle vorkommende Ca„lumnien ihn jederzeit mit einem geneigten Urtheil zu „secundiren.„ Wer nach dieser Höflichkeit noch ein mürrisches Urtheil wider des Verfassers Werk abfassen wollte, der müßte alle Regeln des critischen Umganges aus den Augen setzen, und sich nicht besinnen, daß auch die furchtbarsten Kunstrichter nicht so mürrisch sind, daß man durch Höflichkeit bey ihnen, wo nicht ein gütiges Urtheil erhalten, doch einen schärfern Machtspruch lindern könne. Wir haben die Beyspiele solcher Aristarchen, die, wenn sie einen Poeten zu schonen auf diese Art sind bewogen worden, auf den sinnreichen Einfall gerathen sind, alle Fehler, die er hatte, nach der Reihe herzuerzählen und zu schließen: Wenn er von allen diesen, was ich gesagt habe, frey ist, so ist er ein unvergleichlicher Dichter.

Eine so witzige Art unser Urtheil zu sagen, indem wir es nicht sagen, haben wir bey gegenwärtiger Nachricht nicht nöthig: wir werden weder unterlassen das Schöne anzumerken, noch das Ungereimte zu tadeln. Denn man wird aus dem Verfolge sehen, daß eben nicht alles in diesem Werke so schlecht ist, als man es in einer Schulcomödie aus dem vorigen Jahrhunderte vermuthen konnte. Wir hatten zwar selbst im Anfange uns nicht viel Gutes von dem Werke versprochen,

ſprochen, als wir die Worte in der Vorrede laſen: „Die Inventiones worinne er dem intriguöſen Franc. „Mollier nichts bevorzugeben hat, ſind mir, weil ich „ihn in dieſem genere dicendi jederzeit admirirt, bey „Edirung gegenwärtiger Muenmoſyne etwa ein paar „mal wider meinen Willen angeklebet, weshalb ich „mich gegen niemand als ihn ſelbſt zu excuſiren habe„ Doch wir haben uns bey weiterm fortleſen vortheilhaftere Begriffe von dem Verfaſſer zu machen angefangen. Es iſt wahr, die Dichter unſerer Zeiten machen ſich wenig Ehre daraus, Schüler von Chriſtian Weiſen zu heißen; geſetzt daß ſie es in einem und andern Stücke wären: allein man kann Weiſen auf unterſchiedene Art nachahmen, ohne in Weiſens Fehler zu verfallen. Wem dieſes nicht begreiflich vorkömmt, der überlege nur, daß mancher Reimer Canitzen, Neukirchen und Günthern leſen, und ſich ihre **Fehler ankleben laſſen kann**, und deßwegen doch ſich nicht ſchmeicheln darf, daß Canitz, Neukirch und Günther geſchimpft werden, wenn man ſeine Gedichte Wiegenlieder heißt. Deutlicher können wir uns itzo nicht erklären. Zum wenigſten iſt das Vortrefflichſte und wichtigſte in der dramatiſchen Dichtkunſt, die dreyfache Einheit nicht aus den Augen geſetzt worden. Denn daß nur eine Haupthandlung ſey, ſieht man daraus, weil die Hauptabſicht des Stücks iſt, das Ende einer von den wallenſteiniſchen Belagerungen vorzuſtellen. Die Scene iſt an einem einigen Orte, nämlich in Stralſund; und was die Zeit anbetrifft, ſo kann alles ganz wohl in einem Umlaufe der Sonnen vollbracht werden, wenn man in dem letzten Aufzuge den Sturm ausnimmt, von dem ſich die Belage-

rer allem Anſehen nach, zu geſchwinde abſchlagen laſſen. Doch wie in einem neuen franzöſiſchen Schauſpiele von einer Perſon die man zwar im Stücke, aber nicht auf dem Theater brauchte, geſagt wird: **laßt ſie bereinkommen, die Einheit des Orts zu behalten**: ſo hat hier der Herr Conrector ſeine junge Mannſchaft commandirt: **Retirirt euch, die Einheit der Zeit zu erhalten.** Da alſo dieſes Stück nicht ſo gar ſchlecht iſt, wie es ſich viele unſrer Leſer in Betrachtung ſeines Verfaſſers und ſeines Alters vorſtellen werden, ſo verlohnt es ſich ſchon der Mühe, davon etwas zu ſagen.

Die Namen der vorgeſtellten Perſonen ſind alle ſehr gelehrt. Aus dem deutſchen Herkules hat der Verfaſſer gelernt Stralſund **Aktinoporthmus**, und den Heerführer der Belagerer, bald **Irenechora**, an ſtatt Herzogs von Friedland, bald **Ballolithus** an ſtatt Wallenſteins zu nennen. So heiſt **Protarchus** der Kaiſer, **Pyromarchus**, der Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große, von Brandenburg, *Nomophylax* ein Canzler. Der Verfaſſer hat ſeiner Abſicht, dem Frauenzimmer zu dienen, gemäß, die Zuſammenſetzung und Bedeutung dieſer Namen weitläuftiger erklärt, als wir hier thun können. Seine Namen aber ſind nicht alle ſo weit aus Griechenland hergeholt: wegen einiger iſt er nur bis nach Rom gereiſet. So heißt ein Kaufmann, deſſen in dem Stücke erwähnt wird, Mercatius, und dieſes macht nach des Verfaſſers Abſicht, eine ſehr luſtige Scene. Denn ein Rügiſcher Bauer kömmt und fragt nach Herr Meerkatzen, dem er Korn zu bringen hätte: und es koſtet einige Mühe, ehe die gefragten Perſonen errathen, daß die Meerkatze, die ſo viel Korn braucht, Herr

Merca-

Mercatius ſey. In Verfertigung einiger andern Namen iſt der Buchſtabenwechſel gebraucht worden: die ehrwürdige Erfindung der Mönche, die der gute Geſchmack lange Zeit unverdienter Weiſe gehaßt, und endlich doch zu Gnaden angenommen hat! So wird **Marwiß** für Wißmar, **Sigſabulo** für Bogislaus gebraucht. Mecklenburg hat er Megapolis genannt, unangeſehen, daß einige Critici im Lateiniſchen lieber wollen *Mechlenburgia* ſagen: maßen ich jenes zu ſceniſchen Verhehlungen vor der Hand bequemer befunden. Der ſpielenden Perſonen ſind in allem nicht mehr als 42. eine Zahl die für eine Schulcomödie noch mittelmäßig iſt; da insgemein der Director bey der Wahl der Perſonen ſagen muß: Copia me perdit. Aber mit dieſer Menge von Perſonen hat der Verfaſſer den Zuſchauern eine Luſt gemacht, durch welche ſein erfindungsreicher Geiſt verdient dem ingenöſen Franzoſen *Moliere* an die Seite geſetzt zu werden. Wir ſetzen nämlich zum Grunde, daß es ſeine Erfindung ſey, was er am Ende des Perſonenverzeichniſſes folgender Geſtalt beſchrieben: (NB. Dieſe machen zum allererſten mal unter einer muſikaliſchen *Entrée* denen geneigten Zuſchauern ein nicht unangenehmes *divertiſſement*, mit 70. vorhergehenden Präſentationen oder ſogenannten Verhönungen: worinnen das ganze Werk und die vorkommenden Zwiſchen ſcenen in einer ſtummen Abbildung und unbeweglichen Poſitur mit ſonderbarer *grace* vorgeſtellt worden, worauf übrigens die Action in der Ordnung wie folget, den Anfang nimmet) Ohne Zweifel wird hier das Frauenzimmer an den

Motibus der verkleideten seine Augenweide gehabt haben. Wir können aber unsre Leser aufrichtig versichern, daß wir es von Herzen bejammern, daß es uns nicht möglich ist, von dieser vortrefflichen Lust mehr Nachricht zu geben. Sie hat in der That die Kunst der römischen Pantomimen noch übertroffen. Denn diese brauchten doch Bewegungen, wenn sie etwas vorstellen wollten: hier aber ist die Folge eines ganzen Schauspiels nicht nur stumm, sondern auch in einer unbeweglichen Positur vorgestellt worden. Vielleicht findet sich erst nach einigen Jahrhunderten ein Mann, der uns von diesen deutschen Pantomimen eine gelehrte Abhandlung in dem Geschmacke liefert, in dem wir viele von dem römischen Theater haben; die man vom Anfange bis zum Ende mit Aufmerksamkeit durchlesen kann, ohne deßwegen das römische Theater besser zu kennen, als man es zuvor gekannt.

In der ersten Scene, die zum Stücke selbst gehört (denn daß an die Zuschauer erst Vorreden gehalten worden, dabey wollen wir uns nicht lange aufhalten) hat der Verfasser eine große Aehnlichkeit mit den alten griechischen Tragödienschreibern. Man weis nämlich, daß diese in der ersten Scene gleich mit vieler Kunst dem Zuschauer den Ort bekannt gemacht, wo die Handlung vorgeht. Eben so führet die Geschicklichkeit des Verfassers zween strahlsundische Gymnasiasten ein, die sich berathschlagen, woher ihre Vaterstadt den Namen habe? Unsere Leser werden vielleicht nicht eben neugierig seyn zu wissen, ob es wahrscheinlicher sey, daß dieser Name von einem fränkischen Könige Sunno, oder von der Meerenge dem Sunde hergekommen. Wir wollen also lieber erwähnen, daß

diese

dieſe wichtige Unterſuchung in der zweyten Scene von einem Geiſte unterbrochen wird. Das äußerliche Anſehen dieſes Geiſtes betreffend, macht einer von den beyden Gymnaſiaſten, *Epiſtemius*, von ihm folgende Beſchreibung, da er ihn erblickt: **Das Geſicht iſt ganz hochdeutſch, die Arme pommeriſch, der Habit burgundiſch, die Beine ſpaniſch, die Tritte franzöſiſch, der Degen an der Seite auf zehen Kerle gerichtet.** Dieſer wunderbare Geiſt, der in das ganze Stücke einen großen Einfluß hat, ſtellt eines pommeriſchen Herzogs Bogislai, vormals geweſenen kurzweiligen Hofmeiſter vor. Sein Name iſt Svanto. Er redet die beyden Gymnaſiaſten mit einem lateiniſchen Gruße an, und alle drey wechſeln darnach eine Menge von Complimenten mit einander, die alle ſehr luſtig ſind, aber nur für einen Schulrector, wie der Verfaſſer. Damit unſere Leſer nicht etwa ein Verlangen tragen, dieſen luſtigen Auftritt hier ganz zu leſen, ſo wollen wir ihnen nur herſchreiben, wie Svanto die Frage beantwortet, wo Stralſund herkomme: **deßwegen dürft ihr euch den Kopf über das *Ius Publicum* nicht ſo zubrechen, ihr werdet ja *de Compoſitione vocum* in der *Grammatique* was geleſen haben. Gleichwie der Name *Sempronius* des edlen Römers herkam, von *Sem* des *Noae* Sohn und *pronius* näher, und ſo viel war, als: Herr *Sem* er komme näher! *Dominus* von *do* und *minus*, der Herr gibt nicht gerne, ſo kömmt auch Stralſund von Strahl und Sund her; das könnt ihr ja mit Händen fühlen und begreiffen.**

Weil

Weil der Verfaſſer es nicht für gut befunden, ſeine Zuſchauer bloß mit einer ſo ſchrecklichen Sache, als die wallenſteiniſche Belagerung iſt, zu unterhalten: ſo hat er ein Zwiſchenſpiel gemacht, deſſen Scenen unter die Scenen des andern untergeſteckt worden. Die Perſonen darinnen ſind drey ſtralſundiſche Frauenzimmer, Illiandre, Henriette und Charitille nebſt der einen ihrem Verlobten, und einigen andern dahin gehörigen Perſonen. Es iſt nicht ſo wichtig, daß wir dadurch die Erzählung der Haupthandlung beſtändig unterbrechen ſollten: wir wollen uns alſo nur vorbehalten es zu erwähnen, wenn es ohne Verwirrung geſchehen können, und der Mühe werth ſeyn wird. In der vierten Scene der erſten Handlung berathſchlagt ſich der ſtralſundiſche Burgermeiſter mit zweyen Rathsherren über das Dankfeſt; dem zu gefallen das ganze Stücke aufgeführt wird. Svanto, der die Kunſt kann ſich unſichtbar zu machen, miſcht ſich darein, und macht dieſen Herren viel Verwirrung, indem ſie ihn reden hören und nicht ſehen. Wir wollen unſern Leſern doch eine Probe zeigen, wie dieſes gedruckt ſey, damit man gleich ſehen kann, daß eine unſichtbare Perſon redet. Die Kunſt, die Reden einer ſolchen Perſon anzudeuten, gehört mit zur arte characteriſtica.

Actinop. Was iſt dieß? reden die Wände mit?

Eubul. Oder iſt den Lüften vormals etwas anvertrauet, da ein neuer Staatswind wieder hintergekommen?

Svant. Ja, ja, ich glaube die Worte ſint Anno 28. wegen des damaligen geſtrengen Winters in der Luft zugefroren und fangen itzo an wieder auf zu thauen.

Themiſt.

Themiſt. Wo mich nicht alles trügt, ſo höre ich eine Menſchen-Stimme.

Svane. Ich auch.

Actin. Iſt nicht dieſer Ort der klugen Einſamkeit gewidmet und für verwegene Ohren verſchloſſen? Was hat denn ein fremder Vorwitz hier zu thun? Wir ſind ja allein?

Svane. Ja, wann ich draußen bin.

Actinop. Hier redet der vierte Mann, der Himmel kennet ihn.

Svane. Um einen Daumen breit iſts zu thun, ſo würden ihn die guten Herrn auch kennen.

u. ſ. w.

Nachdem der Entwurf zu Einrichtung des Dankfeſts gemacht iſt, ſo überſenden die beyden Bürgermeiſter denſelben zur Ausführung an Herrn *Heliconium* den Schulrector. Der eine Burgemeiſter Themiſtius bittet ſich dieſe Ehre für ſeinen Sohn Papyrius aus, welches gebilliget und die Betrachtung dabey gemacht wird: **Es ſey nicht undienlich, daß junge Knaben bey Zeiten an vornehme und gelahrte Leute abgefertigt werden.** So ſchlau das Lob iſt, das ſich hier der Verfaſſer ſelbſt giebt, ſo gut iſt auch die Erinnerung für alle Bürgermeiſter: daß wenn ſie ein Zettelchen an den Rector ihrer Stadtſchule zu überſenden haben, ſie ſolches nicht etwa durch den Bedienten, ſondern durch ihren älteſten Herrn Sohn beſtellen laſſen.

Wie wir uns eben nicht verbunden halten, von jedem Auftritte dieſes Stückes eine ausführliche Nachricht zu geben, ſo wird es genug ſeyn, wenn wir nur erwähnen, daß hierauf drey lateiniſche Redner in Verſen

sen sich gezeigt haben. Maronindus hat das Gewitter so Stralsund 1670. betroffen; Eratogenes die brandenburgische Belagerung, und Cliander den Brand der drey Jahre darauf entstanden, besungen. Diese Reden sind in deutsche Verse übersetzt: **weil sich der Deutsch-begierigen Lesere mehr, als Liebhabere des Lateinischen finden.** Die erwähnten Begebenheiten sind schon so beschaffen, daß ein Dichter dabey seine Stärke zeigen kann. Eine Probe davon zu geben, wie der Verfasser sich hierbey aufgeführt, mag das Stück aus der andern Rede dienen, darinnen die Zubereitungen zu der brandenburgischen Bombardirung beschrieben werden:

„Da pflanzte man vorerst die Feuerdrachen ein,
Aus deren Rachen sollt die Wilkommsflamme gehen.
Dort fegte mân'mit Macht die großen Mörser rein:
Da stellte Mavors selbst die schwangeren Canonen
Die er, mit Eisenschrot und Pulver angefüllt.
„Dort goß man Bley und Erz und so viel blaue Bohnen,
„Dort ward aus einem Stück ein Morgengruß gebrüllt.
„Da fütterte man Bley und Pulver in Mußqueten.
„Dort trug man Theer und Hanf und Pech und Kohlen zu,
„Da machte man die Prob der ersten Schreckpropheten,
„Dort ward ein Elends-Of gesetzt in einem Nu;
„Da trug man trucknes Rohr, dort Heu und Stroh zusammen,
„Da legte man im Grimm die Feuerbläser an:
„Drauf stiegen in die Luft die phlegetontschen Flammen,
„Es goß ein glüend Meer der feurige Vulkan.

Einige Zeilen weiter unten heißt es von dem Churfürsten von Brandenburg:

Selbst Brennus freute sich die Hand mit anzulegen.

„Drum

„Drum scheute der Gefahr sich kein Soldate nicht:
„Wie dann fast insgemein des Mavors Söhne pflegen
„Zu gehn des Vaters Bahn, die sein Exempel bricht.

Nachdem die Reden vorbey sind, erscheinen Charitille, Illiandre und Henriette in schwarzen Kleidern, und singen eine Ode, von der wir die letzte Strophe hersetzen wollen:

Charit.

Laß sich Segen zu uns betten,
Krieg die ersten Liebesketten
Ewger Vater! wieder her.

Illiand.

Knüpf uns an dein süßes Herze,
Daß sich unser blut'ger Schmerze
Senk in ein Vergessungsmeer.

Henriet.

Laß' an deiner Himmelsscheiben
Stralsund angebunden bleiben.

Es wird niemand läugnen, daß die beyden letzten Zeilen ungemein schön sind. Nach Endigung dieses Gesanges wird **die Vorderscene niedergelassen und also dieser** *Actus* **hiemit beschlossen.** Da das Niederlassen der Gardine bey dem Verfasser die Actus abtheilet, so ist zu verwundern, warum er sie Handlungen und nicht Aufzüge nennt: und es sollte sich vielleicht aus diesem Verfahren ein Urtheil in der wichtigen Frage abfassen lassen, ob man die Aufzüge, die man bey andern Alten schon findet, vom Aufziehen der Gardine so genennt?

Um sich einen Begriff von der Einrichtung dieses ganzen Schauspiels zu machen, muß man merken, daß

daß das bisherige gleichsam nur ein Actus Oratorius gewesen und nunmehro erstlich das Theil angeht, darinnen die wallensteinische Belagerung vorgestellt wird.

Den Anfang der andern Handlung macht eine Person, die man wohl auf dem Theater, und zumal in einer Tragödie selten zu sehen bekömmt, die **Fama**, oder zeitungsmäßig zu reden, die **Rufgöttinn**. Nachdem sie von ferne etliche mal in ihre Trompete gestoßen hat, hält sie auf dem Schauplatze eine Rede, davon der Innhalt ist: daß sie alles was in der Welt vorgeht ausbreite. Wir wollen nur ein paar Perioden davon hersetzen: **Meine Trommete** sagt sie, ist wie die Lettern der **Buchdrucker**, denen man **Gutes und Böses anvertrauet, davon sie eben so wenig wissen, als sie sich davon verbessern noch verschlimmern. Ihr Frauen und Jungfrauen nehmt Euer wohl wahr! Eure Tugenden spiel ich auf ein klein Octavflötchen; Euer Laster blaß ich durch diese große Trommete.** u. s. f. Um aber den Verfasser zu rechtfertigen, daß er diese Person aufführet, betrachte man nur, daß der Ruf von dem Anzuge des wallensteinischen Kriegsheeres ohnstreitig eher nach Stralsund gekommen, als die Soldaten selbst; und daß also der Verfasser, wenn er die Fama eher als Wallensteinen auf den Schauplatz gebracht, nicht ein Haarbreit von der historischen Wahrheit abweicht, geschweige daß er gar wider die Wahrscheinlichkeit sündigen sollte. Eben das zeigt der Schluß von der Rede der Fama an: **eben itzund sollt du wissen, Edle Pomeris, daß etwas, zu deinem Nachtheil geschmiedet wird, und daß aus dem römischen Babel deine Uhr-alte Stadt,**

Akrino-

Aktinoportmus ſehr ungnädige, ja feindſelige Blicke bekommen, die zwar bisher, in dem Fuchspelz ſind verborgen gehalten, aber bald mit Löwen und Bärenklauen dürften ausgeführet werden. Der Name, den die Fama Rom beylegt, ſcheint vielleicht anzudeuten, daß ſie nicht von der römiſchen Religion ſey; allein man darf ſich das nicht verwirrt machen laſſen: ſie iſt allezeit von der Religion des Ortes, wo ſie ſich befindet, wie ein Zeitungsſchreiber allzeit des Landes Partey hält, in dem er ſchreibt.

In der andern Scene kömmt ein pommeriſcher Landjunker Eparchias zu der Fama, welcher die neue Zeitung hört, und ſich darüber ſehr kränkt. Viel luſtiger aber iſt die dritte Scene, darinn Svanto erſcheinet. Man wird aus dem Vorhergehenden ſchon ſehen, daß er in dem Stücke die luſtige Perſon vorſtellet. Er macht alſo mit der Fama einen Spaß, ſo luſtig als ihn der Herr Conrector erſinnen konnte. Er ſagt ihr nämlich alle die Sprüchelchen vor, in denen Virgil und Naſo die Fama durchziehen. Endlich erfährt er von ihr die Nachricht, wie die wallenſteiniſche Armee im Anzuge ſey. Weil er nun glaubt, ſein Herzog, als ein Feind von Stralſund, werde wünſchen, daß dieſe Nachricht nicht ſo bekannt werde, damit ſich die Stadt nicht zur Vertheidigung bereiten möge: ſo erſucht er die Fama davon ſtille zu ſchweigen; und ſie dazu zu beſtimmen, verſtopft er ihre Trompete unten mit einem Beutel voll Ducaten, davon dieſelbe hernach nicht klingen will. So ſinnreich dieſe Allegorie iſt, eben ſo ſchön iſt das Lied, das nach der Fama und des Svanto Abgang Eparchias ſingt. Das erſte Geſetz heißt:

Ihr die Ihr haltet Wach
Am holden Himmelsdach,
Ihr Gold und Diamantne Geister!
Nehmt an bey dieser stillen Nacht,
Was meine Seufzer aufgebracht,
Und bringet es für euren Meister.

Es ist kein Zweifel, daß es die goldenen und diamantnen Geister werden gethan haben.

Nach einigen Zwischenscenen zeigt sich im 4. Auftritte Vallolithus (Wallenstein) mit zween seiner Hauptleute, Chiliarchus und Polemian. Die Reden die Wallensteinen über die Nachricht, daß Stralsund sich nicht freywillig ergeben wolle, in den Mund gelegt werden, sind vollkommen schön. So wie ein Körper, der von zwo Kräften nach verschiedenen Richtungen getrieben wird, die mittlere Richtung zwischen beyden nimmt: so zeigen diese Reden deutlich den Character Wallensteins, den ein Schulmann hat ausdrücken wollen. Eine Probe wird genug seyn.

Vallolith. (springet auf.)

„Du Ketzerbestie, du sollt inne werden, was deine „bisher ungekränkte Jungfrauschaft, an dem Ire„nechora (schlägt an die Brust) vor einen mächtigen„ Buhler bekommen hat. Und wäre deine Charitille „im ganzen protarchischen Reich die Lucretia, so sollt „du wissen, daß sie nunmehr Tarquinius besuchen „wolle. So weit hab ichs durch meine majestätische „Waffen gebracht, daß sich der große Pompejus nicht „allein rühmen dürfe, es habe ganz Italien, so bald „er mit einem Fuß ungnädig auf die Erde getreten, „gezittert und seine Armee auf dem Halse gehabt: „Nein, sondern ich will dir weisen, daß ichs bisher in

Ger-

„Germanien und auf dem protarchiſchen Reichs Bo-
„den eben ſo hinausgeführet, und ſollte auch kein
„teufeliſcher Ketzertempel in dir einen Stein auf dem
„andern behalten. u. ſ. f.

In dieſem Tone redet Wallenſtein noch eine ziemliche Weile fort, und unſre Leſer werden leicht urtheilen, daß kein Held der ſich beym Homer mit einem andern zankt, kein General, der in einem alten Geſchichtſchreiber ſein Heer vor der Schlacht aufmuntert, eine ſolche Rede gehalten hat.

Eine neue Veränderung zeigt ſich im fünften Auftritte. Die Fama hat ſich in ein Ding verwandelt, das Ratio Status genennt wird. Sie kömmt und unterredet ſich mit Wallenſteinen. Wer in dieſer Verwandelung was ungereimtes zu finden glaubt, der bedenke nur, daß man wohl eher in einem Schauſpiele, die vier Alter des Menſchen als die 4. Jahreszeiten gekleidet auftreten laſſen. Hat es nun die Zuſchauer nicht verwirrt, wenn ſie den Frühling vor ſich geſehen und gleichwohl denken müſſen, daß ſie die Kindheit ſähen: ſo iſt es auch hier erlaubt geweſen, die Fama als Ratio Status vorzuſtellen. Unſere Abſicht iſt nicht, dieſe Scene und die folgenden weitläuftig zu erzählen, es ſind darinnen die ſinnreichſten Anſpielungen auf die damaligen Umſtände enthalten, welche Leſern die ſich nicht in dem dahin gehörigen Stücke der Geſchichte umgeſehen haben, unverſtändlich ſeyn würden. Wir wollen alſo nur das erwähnen, daß man die bevorſtehende Gefahr in der Stadt erfährt, und daß ſich darüber ſowohl einige Rathsperſonen, als Bürger in etlichen aufeinander folgenden Scenen unterreden; dabey Svanto auch ſeine Perſon zu ſpielen hat.

Die folgende dritte Handlung ist ganz und gar als ein Zwischenspiel anzusehen. Hätte der Verfasser die Regeln des Theaters nicht inne gehabt, so würde er nun gleich das wallensteinische Heer haben anrücken lassen. Er sah aber wohl, daß dieses wider die Wahrscheinlichkeit lief. Was sollte er also vornehmen, die dazu nöthige Zeit zu gewinnen? Die Verwirrungen die in der Stadt vorgehen, hatte er theils schon vorgestellt, theils waren sie auch nicht zulänglich, eine ganze Handlung auszufüllen. Daher gerieth er auf den Einfall, Personen, die in das Stück selbst gar nicht gehören, Reden halten zu lassen. Die Gelegenheit dazu gab ihm der Degen, weil solcher im Kriege gebraucht wird. Von diesem läßt er sechs Personen in sechs Auftritten hintereinander reden. Ehe wir etwas weiter von diesen Reden sagen, müssen wir noch das größte Kunststück erwähnen, das der Verfasser bey ihrer Anbringung beobachtet hat. Sie kommen deßwegen dahin, damit dem Zuschauer die Zeit nicht zu kurz dünke, in welcher Wallenstein anrückt. Nunmehr wird man erst die Geschicklichkeit des Verfassers einsehen, der übrigens diese Reden so eingerichtet hat, daß einem darüber Zeit und Weile recht sehr lang wird.

Demeas, ein rügischer Bauer hält zuerst eine Scheltrede wider den Degen, in seiner Mundart. Wir wollen unserm Leser ein Stück daraus mittheilen, darinn der Bauer eine seltsame Begebenheit, die er mit seiner Harke gehabt, erzählet. Wir glauben, die Mundart sey nicht so unverständlich, daß eine Erklärung erfordert werde: aber die Begebenheit selbst zu erklären mögen sich die Naturlehrer die Köpfe zerbrechen.

Ja,

Ja, dat ik van de Harken ſegge; Ik hebb eenmahl mit miene Härke even ſo väel utrichtt, aß unſe Wild-Schütt mit ſynen Degen, un mit de lange Büß dohn mag. Ik bröcht en beetken Korn uppen Feld tho hoop, un ward onnelings eenen Haſen anſichtig; Ik leed myne Harke an, un dacht, wo ik em wol kahmen wull, wenn ik ſon Scheet-Iſen hädd. Ehr ikt my verſach, gienk de Harke loß, dat my tho allen Föeten kold wurd. Ik leep hen un hahlde den Haſen, de was väerwahr reen muß-doot, un ſyn Kopp noch friſchblödig; Aeverſt wo de Hagel in myne Harke kahmen iß, dat weet ik dieſſe Stunje noch nich. Unſe Wild-Schütt de hadd am Buſch hollen, mit ſyne Büſſe; äverſt ik was em mit myne Harke tho vör kahmen. He qvam up my to tho ryden unne fragd: wo ik tho den Haaſen qveem? Ik ſeed ik heddn ſchaaten: Ha, ha! ſeed he, ſo biſtu in twintig Dahler Straf verfallen. Wat ſchull ik dohn, ik gaff em den Haſen hen, un ſeed; Ik hadd et nich docht, dat myne Hark dat hengerſche Ding loßgahn wurd. Ik hebb ſüß myn Leevdag my nich ſo väer de Harke fürchtet, aß nu ſödder dem.

In der ander Scene tritt Philomachaerus auf, und hält, jenen zu bekehren, eine lateiniſche Lobrede, auf den Degen. Er thut wie einer, der von ſeiner Meynung überzeugt iſt: denn er zieht den Degen, und ſchlägt damit etlichemal auf den Bauer, daß der arme Demeas zuletzt anfängt: **ach ſchenkt my dat leven! den erſten Haaſen den ik wedder mit de Harke ſcheete, den ſchäl jy hebben.**

Die folgende 4. Auftritte ſind für diejenigen ſehr erbaulich, die die 4. Arten von Urſachen aus der ſcho-

laſtiſchen Metaphyſik nicht gelernt, oder wieder vergeſſen haben. Denn in dieſer Scene erſcheinen vier Perſonen, welche von der cauſſa efficiente, materiali, formali und finali des Degens reden.

Machäropoeus, ein Schwerdfeger, ärgert ſich darüber in deutſchen Verſen, daß die Verfertiger der Degen nicht ſo hoch geſchätzt werden, als die Degen ſelbſt. Zu ihm kömmt Sveno, ſein ſchwediſcher Bergknappe, mit einem Stück Eiſen in der einen Hand und einer Berghacke, in der andern, und verweiſet ihm, daß er auf ſeine Kunſt ſo trotze; da doch derjenige den meiſten Ruhm bey dem Degen verdiene, der die Materie dazu verſchaffe. Svanto erſcheinet hierauf und rühmt unter der Perſon eines Franzoſen, der Lanterleu heißt, die franzöſiſche Form der Degen. Gut Takk, gut Takk, Meſſieurs, ſind ſeine Worte, habs bald nug kazzet gebalge? Jk öhr, ihr ahbn diſpüt von die Stekkad, von ſein Mackmeiſter, un von die Brod, da ſie gebakk von. Par dieu ihr ſacrilot Kerls, ahbs vergeß die Form; prahl du Monſieur von die Schwed-Königk, daß die gut Mark in ſein Been: Jck Meilleur die Franß-Könik. Mein Ehrn muß lob, daß die nik Exel in ſeine Kopp ab: ſoll ick parlier von die Lanterleu, ſo iß die mein Könink invention, da alle Nation von ahb groß amour gemakt: Trozz wiederſprekk, ſoll Carniſique auf Kopff marchir! Par noſtre Dame, iß nit war, das Ding ahb ſein rekkt Weſen, wenn erſt gegeb iß ſein Form? per Dieu! ſo dotſchier mon Maiſtre Pourniello in die Gymnaſie von Paris. u. ſ. f.

Zu dieſen dreyen kömmt Polioſtratus ein Kriegsofficier, und nachdem er eins und das andere vom Endzwecke des Degens geredet, ſo trägt er ihnen an, Dienſte

zu nehmen: die meiſte Luſt dabey machen Demeas und Svanto. Der erſte ſtellt ſich verzweifelt dumm an, ein Soldate zu werden: doch weil er vom Polioſtratus einen Gulden auf die Hand bekömmt, ſo glaubt er, es werde alle Tage Gülden ſetzen, und entſchließt ſich, mit dem herzhaften Vorſatze: **Wenk nich anners ſyn kann, ſo mag ik up den Gülden eenen hollen, de den Degen väer my uht thyt, un de Musſchet looß ſchütt, ſo heb ik der ni mit tho done.** Hierauf fragt Polioſtratus den Lanterleu, wer er ſey? Demeas antwortet an ſeiner Statt: **dat iſſn undutſchen Henger Heer, ik heb em nich en wort verſtahn kunt.** Lanterleu aber, der nun nicht mehr Lanterleu ſondern Svanto iſt, redet wieder Deutſch, und giebt ſich für einen Brillenmacher aus; machet auch, daß Polioſtratus eine Brille auf die Naſe ſetzt und ihm hiedurch Gelegenheit giebt, zu entwiſchen.

Wir wollen uns bey der vierten Handlung nicht ſo lange aufhalten. Sie iſt gröſtentheils ernſthaft, und ſtellt bald einige Perſonen, ſo der Stadt Mitglieder oder Freunde ſind vor, die ſich über die Erhaltung von Stralſund; theils Wallenſteinen mit ſeinen Officiers, die ſich wegen Beſtürmung der Stadt berathſchlagen. Dieſen geben Ratioſtatus und Machiavell der als der Ratioſtatus ihr Bruder aufgeführet wird, allerley Anſchläge. Man darf nicht etwa glauben, als ob ſich Wallenſtein vor dem Machiavell, der damals ſchon längſt ein Einwohner der andern Welt geweſen, fürchten würde. Das wäre Wallenſteins Charakter nicht gemäß geweſen. Dem Verfaſſer aber kann man es auch nicht für übel halten, daß er den Machiavell ſo lange nach ſeinem Tode in Wallenſteins Gezelt

führet. Denn er hat da nicht anders gehandelt, als Virgil der die Dido sich ein paar hundert Jahre vor ihrer Geburt in den Aeneas verlieben läßt. Svanto thut in dieser Handlung das, was die lustige Person oft allein bey großen Herrn thun darf: er sagt ihnen nämlich die Wahrheit, und spottet ihrer, daß sie die Schätze von Stralsund unter sich theilen wollen, ohne sie noch zu haben. Bey dieser Gelegenheit wird wider den Svanto von Wallensteinen der ihm gewöhnliche Ausspruch gethan: **laßt die Bestie henken!** aber auch wiederrufen; in Betrachtung daß Svanto bey dem Herzog Sigsabulo (oder Vogislaus) in Diensten stehe.

In einigen Zwischenscenen, die hin und wieder eingestreuet sind, ist folgendes enthalten: Wallenstein hat sich in die Charitille verliebt, und sein Commando ausgeschickt, solche aus ihrem Garten nebst ihren beyden Schwestern zu entführen; Charitille aber wird von Philomacherus mit den neugeworbenen Leuten gerettet. Demeas insbesondere führt sich tapfer dabey auf. Er hat sein Geld in die Muskete verwahrt, nimmt sich auch sehr wohl in acht, es nicht zu verschütten und freuet sich, daß es nach vollbrachter Action noch völlig da ist. Wir erwähnen dieses, weil daraus die besondere Geschicklichkeit des Herrn Verfassers, einen recht tummen Bauercharacter zu machen, erhellt. Aber wir haben auch dieses Zwischenspiel deßwegen nicht auslassen dürfen, weil hier von neuem eine Vorstellung vorkömmt, wie diejenige war der wir im Anfange eine Aehnlichkeit mit den Pantomimen zugeschrieben: **Der Schauplatz öffnet sich und weil diese Scene mehrentheils eine Positur oder sogenannte Verthönung**

thönung iſt, präſentiret er erſtlich die Charitille von Akinoporthmus und Eparctias umarmet; Nechſt dem die Illiandre in den Armen des Eubuli und Patritii; ferner die Henriette zwiſchen dem Themiſtio und Eugenio in gleicher Poſitur. Gegen ſie über ſtehn, Philomachaerus und Maronindus mit etwas gebeugtem Leibe, voll frölicher Minen und gebärden: Jngeſammt ſo lange, bis eine liebliche Symphonie zu Ende geſpielet wird.

Aclinoporthmus.

So heuchelt auch der Glanz der ſchön gemahlten Garten,

Eubul.

Wann Schlang und Scorpion drinn heimlich auf uns warten,

Und ſo ſagt jede Perſon eine Zeile: nach dem ſingen ſie eine Art von einer Arie. Wir glauben, uns durch dieſe Nachricht ſowohl die zukünftigen Liebhaber der Alterthümer verbindlich zu machen, denen wir Gelegenheit zu gelehrten Unterſuchungen von den Verthönungen geben; als auch die gegenwärtigen Dichter, die für das Aufnehmen des Theaters beſorgt ſind: denen wir hiedurch Anlaß geben, zum Vergnügen der Zuſchauer dieſe Erfindung nachzuahmen.

Die fünfte Handlung, hat der erfindungsreiche Herr Verfaſſer mit einer, allem Anſehen nach vor ihm unerhörten Art von Scenen, angefangen. Es kömmt nämlich darinn nicht der erſte Auftritt, ſondern ein nöthiger Vortritt. Der Jnnhalt davon iſt, daß ſich Polioſtratus, nebſt noch zwey andern Perſonen von

der Ratioſtatus, (von den rügiſchen Bauern die Stadtrazze genannt,) unterreden. Sie gehen endlich weg, um dem Eparchias, der in einer lateiniſchen ungebundenen Rede die Ratioſtatus mit der Hydra Lernea vergleicht, Platz zu machen. Das iſt wohl der wahre Grund, warum ſie das Theater verlaſſen; allein der Verfaſſer hat die Regel allzuwohl gewußt, daß keine Perſon ohne zureichenden Grund, von der Schaubühne abgehen ſoll: und deßwegen läßt er ſie rufen, ein Gefechte zu ſehen, das mit einem wallenſteiniſchen Soldaten gehalten wird. Dieſer Soldat wird als ein Rieſe beſchrieben, und eine entſetzliche Sturmſäule, die man ihm nach ſeiner Erzählung abgenommen, aufs Theater gebracht. Nach des Eparchias Rede, die den erſten Auftritt ausmacht, erſcheinet bald Wallenſtein, der auf erhaltene Nachricht, daß der Sturm nicht recht von ſtatten gehe, die Compagnien commandirt, die ſich feſtmachen können; bald noch ein paar andere Redner von der Ratioſtatus, bald Svanto und andere Perſonen, die die Zuſchauer zu lachen machen. Wenn wir eben dieſes bey unſerm Leſer wirken wollten, ſo müßten wir ganze Scenen ausſchreiben: denn die Scherze des Verfaſſers folgen in einer ſyſtematiſchen Ordnung, immer einer aus dem andern. Wir erwähnen alſo nur noch, daß Wallenſteins Rede: Er wolle Stralſund einnehmen und wenn es auch mit Ketten am Himmel hinge, allem Anſehen nach, dem Verfaſſer Gelegenheit gegeben hat, Aktinoporthmus, den Eubulus und Themiſtius mit einer dreyfachen güldenen Kette an den Himmel gebunden, auf den Knien, im XV. Auftritte vorzuſtellen. In dem XVII. Auftritte entſchließt ſich endlich Wallenſtein, da er hört, daß die

die ſchwediſchen Hülfsvölker angekommen, die Belagerung aufzuheben, und die darauf folgenden Scenen entdecken die Freude, die man in Stralſund darüber hat. Am Schluſſe des ganzen Werkes ſind die Noten zu denen im Stücke befindlichen Liedern beygedruckt.

So iſt dieſes Stück beſchaffen, von dem wir gezeigt haben, daß es den wichtigſten Regeln des Theaters gemäß eingerichtet ſey. Wenn unſer Beweis nicht allemal deutlich genug auseinander geſetzt iſt, ſo kömmt es daher, weil wir in der Kunſt, was ſchlechtes zu loben, noch nicht Uebung genug beſitzen.

Wir hätten hiermit unſere Nachricht beſchloſſen, wenn uns nicht gleich, da wir das Buch weglegen wollten, noch die der Edelen Hochberühmten und uhralten Stadt Aktinoporthmus ꝛc. ꝛc. gewidmete Zuſchrift aufgehalten hätte. Gelehrſamkeit, Witz, und die feineſte Art ſich und ſeine Arbeit zu loben, machen dieſes Werk merkwürdig. Das güldene Auge des Himmels, hebt ſie ſich an, hatte nunmehr den Sechs und Sechzigſten Grad vom Steinbock ab erreichet, und begunte allmählich die unter dem Nordiſchen Weltgürtel belegene Marmelweiſſe Felder mit etnigen vorſpielenden Merzblicken günſtig an zu ſehen. Der angenehme Zefyr ſammlete die Blumenholdengeiſter zuſammen, und fing an ſeinen fruchtbringenden Oden mit Ambra, Moſchus und Zibeth zu balſamiren, als der da Willens war mit eheſtem bey der Allgemeinen Ertzmutter, um Chloris Erſtlinge, auf die Buhlſchaft zu gehen. Der Fuchs hatte bereits ſeinen von den Naturkündigern ihm beygelegten Vernunftſchluß gemacht,

macht, und wollte dem Boden des Rodanischen Meerbusens nicht mehr trauen. Die erste Luftsängerinn war angekommen und täglich im Werk begriffen, den andern Feld- und Wald Syrenen, als eine geflügelte Heroldinn mit ihrem lobsingenden Tirili, eine Losung zu geben. In der am Hadriatischen Meer belegenen Toskanischen Hauptstadt wurden die wieder den Ottomanischen Erbfeind gekrönete Siegesfahnen unter allerhand neuen eine Zeitlang eingestellten Masqueraden, Balleten und andern Fastnachts-Nummereyen, dem Vater Bachus zu Ehren, bey einem verdammlichen Gottesdienst, aufs neu in und durch die Tempel der Stadt geführet, da sich eben ꝛc. Unsere Leser sind ohne Zweifel neugierig, was die Sache sey, vor deren Erzählung der Verfasser soviel Astronomie, Galanterie, Naturkündigung und Geschichte vorangeschickt hat:

Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et periuria Punici furoris
Magna voce sonas manuque tota:
Jam dic Postume, de tribus capellis.

Martial.

Da sich eben, fährt er fort, Lykogenes, ein Meister der freyen Künste auf des Himmels Befehl aus dem Baltischen Parnaß erhub, und in die an dem Zwiefachgekrönten Monarchischen Belt belegne Stadt Trompho Tusinka rückete, um des Orts auf der daselbstigen Stadtgötter Verlangen sein geringes Vermögen mit beyzutragen, welchergestalt die anwachsenden Musen-

ſensöhne förderſamſt könnten geſchickt gemacht werden, nach dem Helikon zu reiſen, und die höchſten Orakel der Weisheit aus Apollens Munde ſelbſt zu hören.

Unſern Leſern, die die Sache gerne kurz und deutlich wiſſen wollen, können wir folgenden Satz aus dem was der Autor bisher geſagt herausziehen: Es war im Anfange des Frühlings, da Hr. M. Lykogenes von einer Akademie ging, ein Schulamt zu beziehen. Dieſes iſt ſo vollſtändig ausgeführt, daß er nichts weiter zu ſagen vergeſſen, als nur dieſes: ob er das Amt alſobald angenommen, oder ſich erſt eine Weile wie der Fuchs am Kodaniſchen Meerbuſen bedacht.

Gleich da Lykogenes ſeinen Einzug gehalten verſammlete Aeolus, durch etliche ſeiner ſchnarchenden Luftchengſte eine Menge trüber Wolken zuſammen, welche von Schnee und Hagel angeſchwängert, dem vorſtehenden März noch die letzte Bravour, zugleich auch dem Lykogenes ihre Ungütigkeit zum Willkommen, und eine Abbildung ſeines zukünftigen Verhängniſſes bezeigen wollten. Doch der gute Lykogenes der durch viele Proben des unbeſtändigen Glückes, bisher zur Gnüge erlernet, wie bey ſo unfreundlichen Anblicken des Himmels nichts beſſers zu thun, als daß man die Allweiſe Vorſehung des ewigen Uhrweſens zum Hauptſchirme erwehle, den Mantel der Großmüthigkeit und Gedult um die Ohren ſchlage ꝛc. bleibt bey allem dieſem ganz gelaſſen. Bald nach geſchehener Amts-Einweihung klärt ſich der Himmel auf, und er wird gleichſam von allen vier Elementen

menten mit der gröſsten Bescheidenheit bewillkommt und aller guten Zuneigung versichert. Denn die vier Elemente sind ohne zweifel nur in dieser oder jener Bewegung, ihm Vorbedeutungen zu geben:

Qui seul de la Nature est la base & l'appui,
Et le dixiéme Ciel ne tourne que pour lui.

Boileau.

Doch er klagt, daſs ihn diese Vorbedeutung betrogen. Welches wir dem Gelehrten melden wollen, der etwa Nachrichten zu einer Schrift *de doctis Wolfiis* sammlet. Er wird hierauf, daſs wir es kurz und deutlich machen, zu dem Stralsundischen Dankfeste gezogen: In einigen Tagen darauf erscheinet ihm die Mnemosyne, der Jgfr. Musen Fr. Mutter, und übergiebt ihm ein zusammengewickeltes Pack, darinn er beym Aufmachen eine weitläuftige Charteque findet, derer Titel ist Feuer- und Schwerdtbühne, ꝛc. oder Stralsundische Mnemosyne. Dieses übersendet Lykogenes seinem Freunde Hrn. Jacob Wolfen zum Angebinde, am Jacobstage, und dieser läſst es drucken. Man sieht leicht, daſs der Herr Wolf hier eben so viel Witz bezeuget, als wenn neuere Scribenten einen Roman oder etliche Briefe, die in ihrem Gehirne entstanden sind, herausgeben und dabey in einer weitläuftigen Vorrede zeigen, wie sie zu der Handschrift gekommen sind. Äuſserdem hat man noch die wichtige Anmerkung zu machen, daſs seit des Verfassers Zeiten sich die Bedeutung des Worts Charteque geändert. Denn was für ein Gesichte würde itzo ein Conrector machen, wenn man seine Schrift eine Charteque nennte?

M. G. K.

❀ ❀ ❀

VIII.

VIII.

Anmerkungen über das 592. Stück des Zuschauers.

Der Beyfall, welchen die Blätter des **Zuschauers** nicht nur ehedem in London, sondern auch seit mehr als drey Jahren, in der Uebersetzung, bey unsern Deutschen gefunden haben, muß nothwendig als ein starkes Zeugniß von deren Trefflichkeit gelten. Eben dieses aber beweget uns das 592. Stück nicht mit Stillschweigen zu übergehen; weil dasselbe von der bisherigen Richtigkeit im Urtheilen, und von den Regeln einer gesunden Critik, ganz und gar abweicht. Es scheint auch dasselbe gar nicht aus der Feder des großen **Addisons**, oder des berühmten **Steele** geflossen zu seyn; denn es widerspricht fast allem, was diese in einigen vorhergehenden Stücken von den Regeln der Schaubühne gesagt haben. Es weicht überdieß von derjenigen Ordnung und von dem Zusammenhange der Gedanken ab, bey denen jene zween Schriftsteller sich noch allezeit erhalten haben: denn der Anfang dieses Stückes reimet sich im mindesten nicht mit der Fortsetzung desselben zusammen; oder, er macht vielmehr dieselbe und ihren Verfasser lächerlich und seinen Satz ungereimt. Kurz, wir können nicht anders muthmaßen, als daß dieses Stück die Arbeit eines unseligen theatralischen Dichters seyn mag, dem die Zuchtruthe irgend eines gründlichen Kunstrichters eine regellose Geburt zu schanden gemacht. Dem sey wie ihm wolle, so halten wir es für unsere Pflicht, denen

Vorur-

Vorurtheilen verzubeugen, die dieſes Stück darum wirken könnte, weil es ſich in einem Werke befindet, welches durch den allgemeinen Beyfall, den ihm die gelehrteſten Männer gegeben haben, ein gewiſſes entſcheidendes Anſehen erhalten hat; und zu zeigen, daß alles, was **die Feinde der ſtrengen theatraliſchen Regeln** darinnen zu ihrem Vortheile finden möchten, ungereimt und falſch ſey. Es hebt ſo an:

„Ich ſehe unſere Schaubühne als eine beſondere „Gattung von einer Welt an. Die Comödianten haben „neulich die mittlere Gegend derſelben mit einer be„ſondern Art von Meteoren verſehen, um einigen „neuern Stücken ein erhabneres Anſehen zu geben. „Vergangenen Winter war ich bey der erſten Probe „eines neuen Donners, welcher viel tiefer und nach„drücklicher klingt, als einer von allen vorigen, und ſie „haben jemanden hinter den Scenen, der ihn vortreff„lich ſchön abſpielet. Ihre Blitze ſind gleichfalls der„geſtalt verändert, daß ſie viel ſchneller dahin fahren „als ſie ſonſt gethan; ihre Wellen ſind beſſer geſalbelt „und ſtehen wolkigter als ſonſt: ich geſchweige eines „gewaltigen Sturms, der in einer großen Kiſte ver„ſchloſſen liegt, und zu einem Ungeſtüme beſtimmet iſt. „Auſſer dieſem haben ſie auch noch ein halbes Dutzend „Schneeſchauer, welche, wie ich höre, die Luſtſpiele „vieler unglücklichen Poeten ſind, die man zu dieſer „Abſicht zerſchnitten hat. Des Herren **Riemers** „**Edgar**, wird bey der nächſten Vorſtellung des „Königes **Lear** in einem Schneeſchauer herunter „kommen; um den Schmerz dieſes Prinzen zu ver„mehren, oder vielmehr zu erleichtern, und ein Stück

„zu

„zu verschönern, wider welches dieser groſse Kunstrich-
„ter selbst geschrieben hat.

Sollte man nun aus diesem Anfange wohl etwas anders vermuthen, als daſs die Folge dieses Stücks, dergleichen Ungereimtheiten und hirnlose Einfälle einer ausgelassenen Einbildungskraft verwerfen, widerlegen und deren Unsinn deutlich ins Licht setzen würde? Niemand könnte hieran zweifeln, der nur das 4. 42. und 44. Stück des 1. Theils, und das 141. des andern Theils im **Zuschauer**, gelesen hat; allwo eben dergleichen saubere Erfindungen aufs heftigste bestritten worden sind. Allein wie verwundert man sich nicht, wenn man sieht, daſs der Verfasser dieses 592. Stückes im folgenden Absatze, die Gestalt eines Anklägers der gesunden Vernunft, und eines Sachwalters dieser trefflichen **papiernen Schneeschauer, gesalbeten Wellen, in Kisten verschlossenen Stürme, und neu erfundenen Blitze**, annimmt. Es heiſst:

„Ich wundere mich in der That gar nicht, daſs
„unsere **Comödianten** solche offenbare Feinde derer
„Männer sind, die man unter dem Namen der **Kunst-**
„**richter** kennet; weil es eine Gewohnheit dieser
„Herren ist, über ein Stück loszuziehen, nicht darum,
„weil es schlecht geschrieben ist; sondern weil es gefällt.
„Viele von ihnen nehmen es gar als einen Grundsatz
„an, daſs ein Stück welches lange Zeit im Schwange
„bleibt, nichts tauge: als ob die erste Regel in der
„Poesie, **die Kunst zu miſsfallen**, wäre.

Wir sind versichert, daſs vernünftigen Lesern, diese Beschreibung eines **Kunstrichters** nicht viel besser angebracht zu seyn vorkommen wird, als das **papierne**

Schneeschauer im Könige Lear. Der Verfasser vermischet den Begriff eines **Neidischen** mit dem Begriffe eines **Kunstrichters**; oder, er redet vielmehr von einem **Neidischen** unter dem Namen eines **Kunstrichters**: denn den ersten nur, und nicht den andern, ärgert es, wenn ein Stück viel Beyfall findet, und oft vorgestellt wird. Den letztern aber geht dieß gar nichts an. Er untersuchet bloß, ob ein Stück nach allen Regeln richtig ist; und alsdann bekümmert er sich wenig darum, ob es hundertmal vorgestellet worden, oder einmal? ob man dabey tausendmal in die Hände geklatschet, oder gezischet hat? Ein regelloses Stück wird er allemal verwerfen, und wenn es auch alle Ritter vom blauen Hosenbande mit ihren Kammerdienern bewunderten und bestellten; so oft sie einen Nachmittag nicht gesonnen sind, noch was schlechters zu thun, als über die Fratzen und Zoten des sogenannten **steinernen Gastmahls** zu lachen. Ein gutes Stück aber wird er hoch schätzen, gesetzt daß es auch nur einen einzigen Abend vorgestellet, und den Morgen darauf in ein Schneeschauer zerschnitten würde. Niemand wende hier ein, daß sich doch auch wohl bey einem **Kunstrichter** einiger Neid finden könne; und daß es Leute gäbe, die ein Stück nur darum tadelten, weil ihnen der Verfasser, oder die daran theilhabenden Personen, zuwider wären. Denn wir bleiben allemal dabey, daß ein **Kunstrichter**, in so weit er sich als einen **Neidischen** aufführet, kein unparteyischer **Kunstrichter** sey; und daß dasjenige, welches ein **guter Kunstrichter** einwendet, allemal richtig seyn müsse, er sey nun neidisch, oder nicht. Z. E. Hier würde ein Kunstrichter, der sich über das papierne

Schnee-

Schmeschauer und über die Sturmkiste aufhielte, Recht haben, er möchte es aus Neid thun oder nicht. Denn beydes läuft wider die Regeln der Wahrscheinlichkeit und wider die gesunde Vernunft. Tadelte aber jemand an einem Stücke die gute Einrichtung, die Richtigkeit der Gedanken, die Einigkeit der Zeit und des Ortes, die gute Beobachtung der Charactere, u. s. f. so würde man gar bald den Neid unter der Larve der Critik hervorkucken sehen; oder man würde vielmehr sehen, daß er kein **Kunstrichter**, sondern nur ein **Neidischer** sey. Der Verfasser dieses Blattes weis also selbst weder was, noch von wem er redet; und thut folglich lauter nichtige Streiche in die Luft, wenn er so fortfähret:

„Ob diese Regel was tauge oder nicht, das will „ich diejenigen entscheiden lassen, die es besser verstehen „als ich. Tauget sie was; so bin ich versichert, daß „sie ungemein viel zur Ehre derer beyträgt, die sie „festgestellet haben: indem wenige ihrer Stücke das „Unglück einer dreymaligen Vorstellung betroffen „hat; und viele darunter so auserlesen geschrieben „sind, daß die Stadt sie nimmermehr über einmal „wird hören wollen.

So kalt haben **Steele** und **Addisson** niemals gescherzet; deren Schriften auch verehrungswürdig bleiben würden, gesetzt daß alle Comödianten ihre Scheeren daran zu Schanden schnitten: so wenig als erwähnte theatralische Wunderwerke und alles was ihnen ähnlich ist, jemals darum trefflich und vernünftig werden können; weil sie etwa noch bey der hundertsten Verstellung dem großen Haufen und allen Vernehmu

und geringen Dummköpfen das Herz erfreuen. Sind doch selbst in **Paris** einige Tragödien des **Corneille** und **Racine** dermaßen verhaßt, daß sie vor Zischen nicht mehr aufgeführet werden können: ein neueres vollkommen regelloses Stück aber, l'Oracle genannt, hat mehr als hundert mal nach einander, die Zuhörer ergetzt; bloß weil es von den drey geschicktesten Comödianten, (denn mehr Personen hat es nicht) aufgeführet werden kann. Eine alte **Hexe** deren Sohn sich in eine **Prinzessinn** verliebt hat, die bey dieser **Hexe** in der Zucht ist, bildet derselben ein, ihr Sohn sey eine bloße Maschine, die sich nur durch ihre Zauberkraft beweget, redet und singet: wie etwa die Vögel, die Hunde, Gewächse und alle andere Sachen auch thun, (denn die Fée oder Hexe thut dergleichen Wunderwerke mit ihrem Stäbchen vor den sehenden Augen der Zuschauer). Die Prinzessinn, der der junge Mensch gefällt, will dieß der Alten nicht glauben: der Sohn keifet auch mit der Mutter, daß er nicht reden darf wie er will; kurz alle Zweydeutigkeiten, die nur aus diesem schönen **Hexenmärchen** hervor kommen, können, und davon dieß Stück wimmelt, die haben in dem allein klugen Paris den Beyfall aller Zuhörer erhalten. Wer wird aber darum sagen, daß des **Corneille** Stücke nichts taugen, weil sie den Unwissenden nicht gefallen; und daß unsere Zeiten gescheidter sind, weil man darinnen die alten ausgepeitschten Contes des Fees, oder **Hexengeschichte** wieder auf die Schaubühne zu bringen das Herz hat? Hernach so kann auch **gefallen** und **gefallen** eben sowohl zweyerley seyn, als das **Misfallen** von einander unterschieden ist. **Horaz** hat diesen Unterschied sehr wohl eingesehen. Er

schreibt

schreibt daher seinem Schüler ausdrücklich die Regel vor:

Neque te vt miretur turba labores!

bemühe dich nicht dem großen Haufen zu gefallen; und Seneca, dessen Urtheil eben so wichtig ist, schreibt, Argumentum pessimi, turba est. Der Beyfall des Pöbels ist ein Beweis, daß ein Gedicht sehr schlecht ist. Ja er setzt sogleich dazu: das menschliche Geschlecht sey so glücklich nicht, vt meliora pluribus placeant, daß das Beste den meisten gefalle. Horaz aber, daß wir wieder auf ihn zurück kommen, fragt seinen Lehrling, ob er so thöricht sey, zu wünschen, daß seine Sache in den schlechtesten Schulen (oder Schauplätzen) bewundert werden sollten? Er für sein Theil, möchte diese Ehre nicht haben:

An tua, demens
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego!

Es kömmt nämlich hier sehr viel darauf an, wem man gefällt oder misfällt. So wie es nun eine schlechte Ehre ist, unverständigen Leuten zu gefallen, so ist es auch keine wahre Schande, solchen Zuschauern oder Lesern, die weder Einsicht noch Geschmack haben, zu misfallen. Selbst in Rom war zu Augusts Zeiten, das Volk schon ganz verwöhnt, nur lauter prächtige Aufzüge, Triumphe, Kleidungen fremder Völker, gemalte Städte, Gold, Purpur und Elfenbein zu sehen; die Schauspiele selbst aber mit Plaudern und Schwatzen ohne alle Aufmerksamkeit anzuschauen. Horaz bezeuget dieses in seinem langen Briefe an den August,

und tadelt die sonst so klugen Römer deswegen. Es ist aber ein großer Zweifel, ob der Schauplatz in London, oder bey uns in Deutschland, schon so viel, oder gar ein größer Recht habe, durch seinen Beyfall einen Poeten stolz zu machen, als es der römische gehabt.

„Ich schätze einen Kunstrichter hoch, der dem „Aristoteles und Longin unter den Griechen, dem „Horaz und Quintilian unter den Römern und dem „Boileau und Dacier unter den Franzosen gleicht.

Man hat wider alle diese großen Männer nicht das mindeste zu erinnern; allein man wundert sich billig, warum unser Regelnfeind lauter solche Kunstrichter nennet, die selbst in der theatralischen Poesie nichts verfertiget haben. Will er etwa auch lauter solche Leute zu Schiedsrichtern auffordern, die in der theatralischen Dichtkunst ungeübt sind; so wird er dennoch keine Seide dabey spinnen, wenn sie nur alle Regeln erwähnter großen Leute gut inne haben. Denn eben diese Männer sind es, die uns durch die Regeln der Critik solche enge Schranken gesetzt haben, daß wir billig fürchten, seine gesalbelten Wellen, Donnerkisten, und Schneeschauer werden keinen Platz darinn finden. Gleichwohl hatten diese Kunstrichter ihre Regeln nicht aus ihrem Gehirne ersonnen, sondern aus den Stücken der besten Poeten gemacht, die den größten Beyfall der witzigsten Völker gefunden hatten. Doch wir werden bald sehen, daß er hier wieder nur von den Pseudo-Criticis redet, die freylich keine Ehre haben mitzureden. Wenn er nur auch in seinem Eingange bessere Sachen zum Gegenstande ihres Tadels gemacht hätte; die schönen Raritäten aber, die er daselbst vorbringt, wären doch unsinnig, gesetzt auch daß sie von

solchen **Kunstrichtern**, die er ferner beschreibt, ja von Leuten, die schon ein Jahr im Tollhause gesessen hätten, getadelt würden.

„Allein es ist ein Unglück, daß viele unter uns, die „sich zu Kunstrichtern aufwerfen, gar zu dumm sind. „Sie wissen nicht wie sie zehn Worte, zierlich, oder „nur mit gemeiner Reinigkeit hinsetzen sollen; und „überhaupt sind sie dermaßen ungelehrt, daß sie die „gelehrten Sprachen nicht verstehen, und also die alten „nur vom Hörensagen kennen. Sie urtheilen von „ihnen nach dem, was andre davon gesagt haben, nicht „aber nach eigner Einsicht, die sie davon erlanget „hätten. Die Wörter, **Einheit, Vortrag, Aus-„druck** und **Richtigkeit**, die geben ihnen, wenn sie „dieselben mit hohem Muthe aussprechen, ein gewisses „Ansehen, bey unwissenden Leuten, die geneigt sind zu „glauben, sie schrieben hoch, weil sie unverständlich „schreiben.

„Das sind nun gewiß seine **Kunstrichter**! Jedoch bedenke man, wie schön die Comödianten, die schon solchen Leuten **welche dumm sind**, welche selbst **nichts kluges schreiben können**, welche **die Alten nur vom Hörensagen kennen**, ihrer Critik halber scheuen und hassen; wie, sagen wir, diese Leute mit solchen Männern zufrieden seyn werden, denen man alles dieses nicht vorwerfen kann; die jenen **griechischen, römischen** und **gallischen Kunstrichtern** gleichen; die nichts loben als was sie gelobet, nichts tadeln als was sie getadelt haben, und welche die Schreckwörter **Einheit, Vortrag, Ausdruck, Richtigkeit, Wahrscheinlichkeit**, u. s. w. nicht nur **mit hohem Muthe aussprechen**, sondern deren

Unumstößlichkeit mit Gründen aus der Vernunft, aus den Alten und Neuern, und aus eigenen Beyspielen bestärken und befestigen werden. Wahrlich! hier werden alle Schneeschauer, Donner- Bliz- und Wellenfabricanten, und alle die sichs unterfangen, das, was die ganze Natur schreckliches und furchtbares in sich hält, auf einem Winkelchen von 8. Ellen ins Gevierte mit Papier und Pappe vorzustellen, wie Butter an der Sonne bestehen.

„Die alten Kunstrichter sind voll von dem Lobe „ihrer Zeitverwandten; sie entdecken Schönheiten, die „dem gemeinen Haufen entwischet sind, und machen „oftmals Ursachen ausfündig, gewisse Kleinigkeiten und „übersehene Fehler zu beschönigen, die auch den treff„lichsten Schriftstellern im Schreiben entfahren sind. „Die meisten halbgelehrten Kunstrichter aber unter „uns, machen sich vielmehr eine Lust daraus, eine jede „neue Arbeit die Beyfall findet, zu verkleinern und zu „verachten, erdichtete Fehler zu verschreyen, und durch „weithergeholte Beweise darzuthun, daß alles, was „in irgend einem **beliebten** Stücke für schön gilt, „lauter Irrthümer und Schnitzer sind. Kurz, die „Schriften dieser Tadler sind, wenn man sie mit den „Schriften der Alten zusammen hält, gleich den Wer„ken der Sophisten, wenn man sie mit den alten Weisen „vergleicht.

Wir werden je mehr und mehr in der Meynung bestärket, daß der Verfasser dieses Blattes mit irgend einem regellosen, aber **beliebten Stücke**, einem regelliebenden Kunstrichter in die Hände gefallen seyn muß; und es kömmt uns sehr wahrscheinlich vor, daß wenn es in seiner Macht stünde, im Reiche der Dichtkunst unum-

unumschränkte Gesetze zu ertheilen, sein erstes Geboth so lauten würde: **Alles was gefällt, das ist schön.** Das andre: **alle Regeln die man überschreiten kann, ohne daß es der Pöbel merket, taugen nichts;** und das dritte: **ein rechter und wahrhafter Kunstrichter muß alles, was zu seiner Zeit geschrieben wird, loben und herausstreichen.** Also würden denn die sinnlosen Ungereimtheiten auf den Marktschreyerbühnen vor allen **Corneillen** und **Racinen** den Vorzug erhalten: denn sie gefallen einer Menge des Volks, die den ganzen Tag mit offenem Maule davor stehet, und selbige angaffet. Ja die ehemals beliebten Prügelsuppen würden auf der Schaubühne etwas viel schöneres seyn, als alle Reden eines **Pyrrhus, Cato** und **Cäsars**: denn man kann so hübsch dabey lachen; und hat doch recht was närrisches für sein Geld gesehen. Es ist wahr, die Alten haben in den Schriften ihrer Mitbrüder unerkannte Schönheiten entdeckt, und kleine Fehler bemäntelt. Allein geschieht dieß nicht noch von vielen Kunstrichtern heut zu Tage? Haben nicht selbst in diesem Zuschauer **Addisson** und **Steele** das **verlohrne Paradies** des **Miltons** aufs eifrigste anzupreisen gesuchet? Haben sie nicht alle Fehler, die in diesem Heldengedichte wider die Regeln, d. i. wider die Wahrscheinlichkeit und wider die Charactere sind, so gut sie gekonnt, bedeckt? und haben sie nicht Schönheiten darinnen ausgeklaubet, wo noch kein Mensch welche gesehen hatte, ja wo auch wahrhaftig keine sind? In Deutschland haben wir gleichfalls Kunstrichter, die den neuern Zeiten die Schriften der alten Dichter wieder in die Hände gebracht und angenehm gemachet haben;

wobey sie allerdings viele Schönheiten sichtbar machen, und manche kleine Fehler bedecken müssen. Die papiernen und leinwandnen Wunderwerke aber, davon der erste Absatz dieses Stückes handelt, oder andre solche theatralische Spielwerke, die wider die Natur und Wahrscheinlichkeit laufen, das sind keine Kleinigkeiten: und wer sie vertheidigen wollte, der müßte noch weniger Witz im Kopfe haben, als der Theatrenschneider, der dergleichen Weltmeere zusammen genähet hat.

„Neid und Spitzfündigkeit sind die natürlichen „Früchte der Unwissenheit und Faulheit; welches allem „Ansehen nach die Ursache gewesen, daß in der heidnischen Mythologie **Momus**, ein Sohn der Finsterniß und des Schlafes genennt worden ist, Noctis & somni Filius. „Faule Leute, die sich nicht die „Mühe genommen, sich selbst zu bessern und hervor „zu thun, sind sehr geneigt andre Leute zu lästern; so „wie unwissende Menschen sehr fertig sind, diejenigen „Schönheiten eines berühmten Werkes zu verschreyen, „die sie aus Mangel des Erkenntnisses nicht entdecken „können. Viele von unsern Momussöhnen, die sich „selbst mit dem Namen der Kunstrichter beehren, „sind die ächten Abkömmlinge dieser zween berühmten „Ahnen. Sie gerathen oftmals in viele Ungereimtheiten, womit sie täglich die Welt erbauen, darum, „weil sie nicht bedenken, 1) daß man mehr Urtheilskraft brauchet, von den Regeln der Kunst abzugehen, „als ihnen nachzuleben; und 2) daß in dem Werke „eines erhabenen Geistes der **gar keine Regeln kennet**, mehr Schönheit stecket, als in den Schriften „eines seichten Kopfes, der dieselben nicht nur kennet, „sondern auch genau beobachtet.

Nun-

„ Nunmehro rücket der Verfasser ziemlich deutlich mit der Sprache heraus, daß er den Regeln von Herzen gram sey, und daß er gar nicht wisse, was Regeln sind: denn hätte er dieses nur einigermaßen gewußt, so hätte er unmöglich auf dieselben schmählen können. Regeln sind ja nur Aussprüche der gesunden Vernunft, von dem, was sich in Kunstwerken schicket, oder nicht; was dieselben schöner macht, oder verunzieret. Ist nun dem also, so gehe man doch hin, und rede einen, daß eine Sache desto schöner werde, je mehr sie von der Vorschrift der gesunden Vernunft abweicht; und je fleißiger sie alles das an sich hat, was übel stehet, und sie häßlich machet. Die Regeln sind ja aus den Exempeln gemachet worden, die dem geschicktesten Volke auf der Welt am besten gefallen haben, und die ihnen auch der Vernunft nach, am besten haben gefallen müssen. Das weis aber unser Regelnfeind nicht: denn er meynt, nach Regeln schreiben, das heiße schlecht schreiben, und es scheint, er traue es seinem erhabenen Geiste zu, daß selbiger was erhabeners werde vorbringen können, als alle Regeln; ja, er fraget gleichsam:

Shall we - - learn writting ill by *Rule?*
And have we need to study to be dull?

Art of modern Poetry.

Doch wir wollen sehen, wie er seine zween seltsamen Sätze beweiset:

„Zum ersten merken wir oft, daß Männer, die „alle Regeln der guten Schreibart vortrefflich inne „haben, dennoch zu gewissen Zeiten mit Fleiß davon „abgehen. Ich könnte aus allen tragischen Dichtern

„des

„des Alterthums Exempel anführen, daß ſie in dieſem „Falle ihre Urtheilskraft bewieſen haben; und daß ſie „mit Fleiß von einer feſtgeſetzten theatraliſchen Regel „abgegangen ſind, **wenn ſolches zu einer viel grö-„ßern Schönheit Anlaß gegeben**, als wenn ſie bey „den Regeln genau geblieben wäre.

Dieß hat noch niemals jemand geleugnet, und wir werden gewiß nicht die erſten ſeyn, die es thun ſollten. Die Exempel der Alten und Neuern, womit der Verfaſſer ſich ſchützen könnte, ſind uns auch bekannt: allein es iſt auch eine Regel, daß man zuweilen von den Regeln abgehe, daß man ſich an gewiſſe Umſtände nicht ſo gar genau binde, wenn nämlich **etwas ſchöneres daraus entſtehen kann**: oder wenn zuweilen eine Regel wider die andre ſtreitet, welches nach Beſchaffenheit verſchiedener Umſtände, gar wohl möglich iſt; nur daß ein ſolcher Dichter die Regeln auch vortrefflich inne habe!

„Diejenigen, denen die ſchönſten Stücke der alten „und neuern Baukunſt bekannt ſind, wiſſen ſehr wohl, „daß ſich in den Werken der größten Meiſter verſchie„dene ſolche Ausnahmen finden, die eine viel beſſere „Wirkung thun, als der gemeine Schlendrian ausge„richtet haben würde. Das kömmt oft davon her, „was die Italiener den Guſto grande in dieſen Kün„ſten, nennen, und welches bey uns **das Erhabene in „der Schreibart** heißt.

Wir geben gern zu, daß auch in der Baukunſt zuweilen eine Regel **aus dringenden Urſachen**, z. E. wegen des Platzes, oder der Bequemlichkeit des Wirthes, überſchritten werden muß. Wenn aber ein anderer, der dieſelben Urſachen nicht hat, dieſes nachthun wollte;

wollte; so würde er sehr lächerlich werden. Wenn z. E. jemand ein Haus bauet, welches groß genug ist, daß es zween Eingänge haben könnte, und die Regel, daß diese zween Eingänge einander an Höhe, Breite und Verzierungen gleich seyn müssen, gar wohl weis; aus dringenden Ursachen aber, die zur nothwendigen Bequemlichkeit seiner Handthierung, oder zur Sicherheit seines Hauses gehören, den einen Eingang kleiner machen muß, als den andern; so würde sein Nachbar sehr thöricht seyn, wenn er, da er nicht eben dieselben Ursachen hat, dafür halten wollte: jener hätte aus einem erhabenen Gemüthe die Regeln der Baukunst mit Füssen getreten, und etwas schöners machen wollen, als selbige ihm an die Hand gegeben. Man müsse also in einem Hause eine Thüre klein, und die andere groß machen.

Ein Maler und Poet muß die Natur verstehen,
Und keinem ists erlaubt von dieser abzugehen.
Je besser du sie triffst, je besser, glaube mir!
Ist deine Schrift ein Bild, je größer wird die Zier!
Wenn du nun das Gestirn ins tiefe Meer versetzest,
Den Wallfisch fliegen läßt, am Himmel Hasen hetzest,
Die Maus zum Löwen machst, den allergrößten Fluß
In einen Löffel schöpfst, daß er vertrocknen muß:
So fängst du ganz gewiß vor Freuden an zu springen,
Und denkst: ist das nicht hoch? das muß vortrefflich klingen!

von Brück.

Zum andern scheinen unsre Kunstrichter nicht einzusehen, daß in den Werken eines erhabenen Geistes der NB. gar keine Regeln kennt, mehr Schönheit stecke, als in den Schriften eines seichten Kopfes, der sie NB. alle weis und beobachtet.

Dieses

Dieſes leugnen wir ganz und gar, und hoffen, alle Kunſtrichter in alten und neuern Zeiten auf unſrer Seite zu haben. **Boileau** ſaget zwar:

C'eſt en vain qu' au Parnaſſe un temeraire auteur
Penſe de l'art des vers atteindre la hauteur
S'il ne ſent point du Ciel l'influence ſecrette,
Si ſon aſtre en naiſſant ne l'a formé Poete.

allein er ſaget auch:

C'ſt peu qu'en un ouvrage ou les fautes fourmillent,
Des traits d'eſprit ſemés de tems en tems petillent:
Il faut que chaque achoſe y ſoit miſe en ſon lieu,
Que le debut, la fin, repondent au milieu.
Que d'un art delicat les pieces aſſorties,
N'y forment qu'un ſeul tout de diverſes parties.

Welch ein weitläuftiges Feld würde man nicht allen Arten der Ausſchweifung eröffnen, wenn man den ſogenannten **erhabnen Geiſtern**, das heißt den witzigen Köpfen, die insgemein die flüchtigſte und feurigſte Einbildungskraft beſitzen, und ſelten einem andern, als ſich ſelbſt den Ausſpruch überlaſſen, ob ſie erhabene Geiſter ſind, oder nicht? wenn man, ſagen wir, denen den Zügel ſo weit wollte ſchießen laſſen, daß man ihnen erlaubte, über alle Regeln der Kunſt weg zu ſeyn, und wohl gar die Einfälle einer übereilten Phantaſie und alle Einbrüche in die Natur und in die Wahrſcheinlichkeit für etwas ſchöners anzuſehen, als deren Beobachtung? Wir werden weiter unten zeigen, was in **England** aus dieſer Freyheit entſtanden iſt.

„Von ſolchen redet Terenz, wenn er ſie mit „den kleinen Handwerkskünſtlern ſeiner Zeit „zuſammen hält:

Quo-

Quorum aemulari exoptat negligentiam
Potius quam istorum obscuram diligentiam.

„Ein Kunstrichter kann bey der üblen Auf„nahme seines Stücks eben den Trost haben, „den, wie D. Scuth saget, ein Arzt bey dem Tode „seines Kranken hat, daß er kunstmäßig umge„bracht worden.

Wenn er ja einmal hat umkommen sollen; so ist es freylich für den Arzt ein größerer Trost und gereicht mehr zu seiner Rechtfertigung, daß er mit dem Kranken nach den Regeln der Kunst verfahren ist; als wenn er ihn nach seinem selbst ersonnenen Eigensinne umgebracht hätte. Wir wollen doch nicht hoffen, daß unser Regelnfeind bey einer schweren Krankheit den geschicktesten Arzt einer Stadt übergehen, und sich unter den Quacksalbern einen erhabenen Geist erwählen würde, der ihn etwa durch ein Brechmittel in die andere Welt schicken könnte, da er ihm vielleicht eine Purganz geben sollen; oder der ihm den kalten Brand am Fuße, durch eine heroische Ablosung des Armes zu heilen suchte. Denn diese seltsame Wahl fließt aus der Art, wie er dieß Gleichniß anbringt. Es kann sich also, unserm Erachten nach, auch ein Dichter, der in seinem Stücke alle Regeln beobachtet hat, besser trösten, wenn seine Arbeit misfallt; als ein andrer, der sich wohl bewußt ist, daß er die zum Gefallen angewiesenen Wege aus den Augen gesetzet hat: Denn die Regeln sind nichts anders, als Vorschriften, wie man es machen muß, wenn man gefallen will. Gefällt aber ein solcher Uebertreter der Regeln vielleicht eben darum, weil er diese Verwegenheit gebraucht: so ist dieß eben keine Ehre für die die ihn loben, und keine Folge, daß es

allen

allen so glücken werde. Wir hoffen nämlich doch nicht, daß, so wie es in England ein Grundsatz ist, daß ein Dichter der recht schön schreiben will, wider alle Regeln der Grammatick verstoßen müsse; welchen Satz einige neue Kunstrichter unsern deutschen Dichtern seit kurzem gleichfalls einzuprägen suchen und ihnen ziemlich glückliche Proben dieser Regel gegeben haben; daß, sagen wir, es auch ein Satz seyn soll, je mehr ein theatralisches Gedicht wider die Regeln verstoße, desto schöner sey es. Es giebt zwar auch Leute, die an Ungeheuern einen Gefallen haben; es giebt ihrer aber auch nur wenige: und gesetzt es gäbe ihrer viele, so hat dennoch des Seneca: argumentum pessimi turba est, und des Horaz: Neque te vt miretur turba labores, seine Richtigkeit. Endlich aber glauben wir, daß wohl noch kein Arzt einen Kranken in der Absicht geheilet, daß er sterben sollen; und kein Dichter jemals die Regeln darum beobachtet hat, daß das Stück desto weniger Beyfall finden solle. Folglich hätte dieß Gleichniß hier gar füglich wegbleiben können.

Unser unvergleichlicher Schakespear ist ein rechter Stein des Anstoßens für alle solche Tadler. Wer wollte nicht lieber nur ein einziges von allen seinen theatralischen Gedichten lesen, darinnen NB. nicht eine einzige Regel der Schaubühne beobachtet ist, als irgend eine Geburt unsrer neuen Kunstrichter, darinnen keine von allen verletzet ist?

Dieß klingt nun recht hoch, und wer von Schakespears Sachen nichts gelesen hat, der sollte fast denken: es müßte doch wohl recht was schönes seyn, welches den Abgang aller Regeln so leichtlich ersetzen kann.

kann. Allein man irret ſich ſehr. Die Unordnung und Unwahrſcheinlichkeit, welche aus dieſer Hindanſetzung der Regeln entſpringen, die ſind auch bey dem **Schakeſpear** ſo handgreiflich und ekelhaft, daß wohl niemand, der nur je etwas vernünftigers geleſen, daran ein Belieben tragen wird. Sein **Julius Cäſar**, der noch dazu von den meiſten für ſein beſtes Stück gehalten wird, hat ſo viel niederträchtiges an ſich, daß ihn kein Menſch ohne Ekel leſen kann. Er wirft darinnen alles unter einander. Bald kommen die läppiſchten Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit **Schurken** und **Schlüngeln** um ſich ſchmeißen, und tauſend Poſſen machen; bald kommen wiederum die größten römiſchen Helden, die von den wichtigſten Staatsgeſchäfften reden; kurz es geht wie die Art of modern Poetry ſaget:

Let comick Wit be wrot in tragick verſe,
And doleful Tales be shown in hum' rous Farce:
Aſſig'n no place to a peculiar part;
Nor brook the Bondage of laborious Art;
But vary oft Your Method and Your ſtile,
Let one Scene make us weep, the other ſmile:
It ſuits the various temper of our Isle.

Dem Trauerſpiele ſey des Luſtſpiels Scherzen eigen;
Das Luſtſpiel aber mag die härtſten Fälle zeigen.
Beſtimme keinem Theil den ihm geſetzten Ort,
Und wirf das Regeljoch mit kühnem Nacken fort.
Die Schreibart muſt du bunt und ſonder Ordnung machen,
Bald preſſe Thränen aus, bald laß mich wieder lachen.
Dieß ſteht dem Flattergeiſt von Englands Bürgern an.

Die Zeit iſt ſo ſchön darinnen beobachtet, daß dieß Trauerſpiel mit der Verſchwörung wider den **Cäſar**

anfängt und mit der **pharsalischen** Schlacht aufhöret. Auch die Gespenster sind darinnen nicht vergessen, vor welchen **Brutus** eine recht kindische Angst hat; ungeachtet er sich kurz zuvor einen derben Rausch getrunken, um den Tod seiner Gemahlinn **Portia**, zu verschmerzen. Wenn nun solche saubere Sachen einem Liebhaber der Dichtkunst die Verwerfung der Regeln angenehm machen können; so muß er ein trefflich Geschick zur englischen Leichtgläubigkeit haben. Denn von diesem Volke heißt es:

We hate a Piece where Truth and Nature meet,
Scorn what is real, but enjoy deceit.
And always give the most Applause to those
Who on our very senses most impose.
Take then no Pains Resemblance to pursue,
Give us but something very strange and new;
'T will entertain the more, that 'tis not true.

Art of modern Poetry.

Wir hassen was Natur und Wahrheit in sich hält,
Wir fliehn was wirklich ist, nur der Betrug gefällt,
Und loben allezeit die wunderschönen Sachen,
Die lauter blauen Dunst uns vor die Augen machen.
Drum gib dir keine Müh um Wahrheit und Natur
Bring nur was Seltsames, was Neues auf die Spur.
Drum weils erlogen ist, wirds eben uns gefallen.

Wer übrigens eine vollständige Nachricht und Untersuchung dieses Trauerspiels sehen will, der lese nach, was in diesen **Beyträgen** im VII. Bande auf der 540. und folgenden Seiten davon bereits gemeldet worden; so wird man gar leicht inne werden, wie ungegründet die Hochachtung sey, die unser Gegner gegen den **Schakespear** blicken lassen.

Nun

Nun haben wir noch etwas davon zu sagen, daß er von englischen theatralischen **Stücken** redet, **darinnen keine einzige von allen Regeln verletzet** wäre. Es gehöret viel Kühnheit dazu, sich dieses Ausdruckes zu bedienen! und dieß überzeuget uns, daß der Verfasser dieses Stückes die Regeln der Schaubühne selbst nicht kennen muß: denn sonst würde er nimmermehr diese Redensart gebrauchet haben. Wir haben sehr viel englische Tragödien und Comödien gelesen; allein es hat auch keine einzige darunter den Titel eines regelmäßigen Stücks verdient. Vom **Julius Cäsar** haben wir bereits gesagt und angezeiget, wo man ein mehreres von ihm nachlesen kann. Der englische Essex aber the Queen Ann, Themistocles und hundert andre mehr, die man in der Sammlung des englischen Theaters die in 16. Octavbänden heraus ist, nachsehen kann, sind nicht ein Haar besser. Alles ist darinnen unter einander geworfen, und wenn gleich in einigen die Charactere noch so ziemlich beybehalten sind, so bringt man doch auch solche widrige Charactere auf den Schauplatz, daß nicht selten die Hauptpersonen des Trauerspiels mit den possierlichsten Kammermädchen und Dienern, ja wohl gar der Pöbel auf der Gasse mit fürstlichen und königlichen Personen zusammen kömmt. Was nun dieses für eine seltsame Wirkung in dem Gemüthe der Zuhörer machet, das wollen wir mit den eignen Worten eines Engländers selbst sagen, der im 1731. Jahre von dieser Sache geschrieben, und also nicht von den alten regellosen Stücken, sondern von den neuern so genannten regelmäßigen Schauspielen redet. Es ist der Verfasser des Tractats The Taste of the Town, or a

guide to all publick Diverſions. Derſelbe ſchreibt auf der 57. u. f. Seite: von dieſer ſeltſamen Vermiſchung des Traurigen und Luſtigen, des Erhabenen und Pöbelmäßigen, alſo: * **Dieſe Herren,** (die theatraliſchen Dichter in Engelland) "müſſen ſich von „Jugendauf, auf lauter widerſprechende Dinge gelegt „haben, und die Welt durch lauter verkehrte Mittel „beluſtigen wollen. Sie erforſchen niemals die Lei„denſchaften und wiſſen im mindeſten nichts von der „wahren Munterkeit. Ihre Poeſie hat bey den Zu„hörern eben die Wirkung, die die Arzeneyen der „Quackſalber bey den Kranken haben; ſie bewegen „durch eine Purganz zum Erbrechen, und durch ein „Brechmittel zum Purgieren. So geht es auch dieſen „Dichtern,

* Theſe Gentlemen, ſure from their Infancy, have been only accuſtom'd to Croſſpurpoſes; and would give Pleaſure to the World by Contraries. They never make the Paſſions their ſtudy, and are utter ſtrangers to what is true Humour. Their Poetry has the ſame effect upon an Audience, that the Quack's medicines had on his Patients; he vomitted one by a Purge, and purged an other by a Vomit. So with theſe Poets, 'tis laughing and crying ſtill, let Tragedy or Comedy be the Cauſe - - - - There is another Fault to be ſpoke to under this Head, as prepoſterous as the former: which is, the blending of ſorrow and Mirth ſo cunningly together, that a Man does not know whether to cry or to laugh, without he could play Heraclitus and Demokritus at the ſame time. Theſe Cubs of Poetry, that have never been lick'd into any true Form, can neither be call'd Tragedies, Comedies, or Tragicomedies, they are no real Manufacture, but a Sort of Linſy-Woolſy Entertainment; where a Man of ſenſe is at a Loſs how to ſettle his Looks, unleſs he

„Dichtern; man lachet, und weinet doch, das Stück „ſey ein Luſtſpiel oder eine Tragödie . . . . Es giebt „noch einen Fehler, den ich hier berühren muß, weil „er eben ſo widerſinniſch iſt, als der erſte: nämlich „die ſo verſchmitzte Vermiſchung der Betrübniß und „Freude, daß der Zuhörer nicht mehr weis, ob er „lachen oder weinen ſoll? er müßte denn den **Hera-** „**klit** und **Demokrit** zu gleicher Zeit vorſtellen können. „Dieſe ſeltſamen Stücke der Dichtkunſt, die niemals „eine ausdrückliche Geſtalt bekommen, können weder „Tragödien, noch Tragicomödien genennet werden. „Sie ſind kein eigentlicher Zeug einer gewiſſen Fabrik, „ſondern eine Art einer nach Comödien vermiſchten „Zeitkürzung, dabey ein vernünftiger Menſch im Zwei- „fel bleibt, wie er ſeine Geberden einrichten ſoll, wo- „fern er nicht ſein Geſicht umſtämpeln und die eine

he could new coin his Face, and let one ſide wear the Stamp of Grief, and t'other that of Joy: Nay ſo ſudden are the Changes from one to the other, that his right Eye muſt look grave, and the left ſmile at the ſame time, leſt he ſhould be ſurpriz'd into a wrong Behaviour, before the Scene is half out . . . . . In the moſt grave affairs of ſtate, jou'll have a Dialogue betwixt a Privy-Counſellor and a Jack-pudding; in the Recital of the moſt paſſionate Diſtreſſes of Love a pert Chamber-maid will tell her Miſtreſs a ſmutty Story; in the ſame ſcene you'll have a Husband Killing his beloved Wife, and a rampant Widow caterwauling for a Husband. Thus, in Matters of the greateſt Moment to Mankind, in Virtue, Policy or Love, the whole will be ſo larded with the loweſt, moſt nauſeous Farce, that a ſenſible Spectator is readier to puke, than pity the unfortunate Hero, or ſuffering Fair.

„Seite ins Traurige, die andere aber ins Luſtige „zerren kann. Denn der Uebergang von einem zum „andern iſt ſo ſchwer, daß ſeine rechte Seite noth„wendig weinen und die linke zugleich lachen muß; „ſonſt würde man ihn in einer ſeltſamen Stellung, in „Abſicht auf das, was auf der Bühne vorgeht, an„treffen . . . . In den meiſten wichtigen Staatsge„ſchäfften, werden Geſpräche zwiſchen einem geheimen „Rathe und einem Pickelheeringe vorkommen. Wenn „die Verliebten ihr heftigſtes Leiden klagen, ſo wird „ein freches Kammermädchen ihrer Gebietherinn eine „Unflaterey erzählen. In eben demſelben Auftritte „wird ein Mann ſeine liebe Frau todtſchlagen, und „eine geile Wittwe um ihren Mann ein Katzenge„ſchrey erheben. Und ſo wird in denen Sachen die „für das menſchliche Geſchlecht am wichtigſten ſind, „in der Tugend, in der Policey und Liebe, alles mit „der Niederträchtigkeit und mit den ausgelaſſenſten „Poſſen dermaſſen durchwirket, daß einem empfind„lichen Zuhörer über dem unglücklichen Helden, oder „über der betrübten Schönen, eher übel und weh wird, „als daß er ſie bedauern ſollte.

Dieß ſchreibt nun ſelbſt ein Engelländer von der feinen Regelmäßigkeit der daſigen Schaubühne. Jedoch er geht auch auf die Quellen derſelben, und deren giebt er drey an. 1) **Daß die neuern theatraliſchen Dichter, (in Engelland) in der dramatiſchen Poeſie ſehr ſchlecht bewandert ſind.** 2) **Daß es die meiſten von ihren Comödianten zehnmal weniger ſind.** und 3) **Daß der meiſte**

Theil

Theil der Zuhörer gar nichts davon verſteht, ob ein Stück gut oder ſchlecht ſey. *

Was den 2. Punct betrifft, ſo hat ſelbigen ſchon der Herr von Brück bey unſern Comödianten auch beklagt.

Es werden insgemein verlaufne Handwerksjungen,
Und andres ſchlechtes Volk zu dieſem Werk bedungen.
Iſt einer dann geſchickt, ſo kömmts, dafern es glückt,
Daß er ſich mit der Zeit noch kaum zum Thraſo ſchickt.
Wenn ihre Weiber nun als Prinzeſſinnen prangen.
So läßts als wenn ein Aff ein Löwenfell umhangen:
Da doch, wenn eine ſich als Jungfermädchen weiſt,
Das allermeiſte Volk an ihr viel Gutes preiſt.

Inſonderheit aber merke man den 3. Punct und erwäge dann wie gründlich der Schluß ſey: ein Stück iſt gut: denn es hat gefallen, man hat es wohl funfzig ja wohl hundertmal nach einander mit Beyfalle aufgeführet:

'Tis not to think with Strength, and write with eaſe;
No, 'tis the *Ægri Somnia* now muſt pleaſe.

Art of modern Poetry.

Nicht Schätze voller Kraft, nicht Zier und Schmuck in allen:
Nein, Fieberträume nur, die können itzt gefallen.

Man wende uns hier nicht ein, daß gleichwohl Addiſſons Cato nichts luſtiges und abgeſchmacktes an ſich habe. Denn zu geſchweigen, daß die Verklei-

* Our Modern Poets are very bad in the dramatik way; the Generality of our Players are ten times worſe. The Majority of all Audiences know not wether a Play is good or bad. *Taſte of the Town pag. 41.*

dung des **Sempronius** doch ſo gar ernſthaft nicht ablaufen kann; ſo fehlt noch ſehr viel, daß dieſes Stück regelmäßig ſeyn ſollte. Zeit und Ort ſind darinnen eben ſo gut als in allen andern engliſchen Trauerſpielen durch einander geworfen, und alſo kann man es auch dem groſſen **Addiſſon** nicht einmal mit Recht nachrühmen, daß er ſeine Nation von dem Vorwurfe regelloſer Trauerſpiele, befreyet habe.

Kommen wir nun vollends auf die Luſtſpiele; ſo finden wir ein weites Feld, allwo nicht nur wider alle theatraliſche Regeln, ſondern ſo gar wider alle Geſetze des Wohlſtandes, der Sittenlehre, der Menſchlichkeit und Tugend, in allen Auftritten verſtoßen wird. Denn daß wir von tauſend Beweiſen, die dieß beſtätigen nur einige anführen, ſo wird ein jeder der die Stücke, The Beau's Duell, von der *Centlivres*, The Plain Dealer vom *Wicherley*, she would and she would not, vom *Cibber*, The Wonder, a Woman keeps a Secret, von dem Verfaſſer des *Gameſter*, The Muſes Looking-Glaſs, the jealous Lover's und den Amyntas des *T. Randolph*, The Love in a Tub, She would if she could, und The Man of Mode, or Sir Fupping Flutter vom *Etherege* geleſen hat, leichtlich wiſſen, daß wir nicht zu viel ſagen: denn zu geſchweigen, daß ſich das Theater alle Augenblicke bald in ein ander Zimmer, bald in eine andere Straße und Abtheilung der Stadt, bald gar in eine andre Stadt verwandelt, ſo kommen und gehen auch die Perſonen ohne alle Urſache her und fort, keine geht die andre etwas an: und da zu weilen zwo bis drey Fabeln in einem Luſtſpiele ſind; ſo kömmt es auch oft, daß auf dem Theater zu einer Zeit, vier bis ſechs Perſonen von zwo oder

drey

drey ganz unterschiedenen Sachen reden, die gar keinen Zusammenhang mit einander haben. Dieses können wir abermals mit dem Zeugnisse zweener Engländer beweisen. Der erste ist der Duk of Buckingham welcher ein eigenes Lustspiel The Rehearsal genannt, bloß darum verfertiget hat, um diese ungezähmten Freyheiten der englischen Schaubühne lächerlich zu machen und deren Ungrund zu zeigen. Wer diese sehr schöne Satire nicht selbst gelesen hat, der kann sich, nach unserm deutschen **Peter Squenz** einen Begriff davon machen. Denn so wie **Gryphius** in demselben die Thorheiten der alten deutschen Schaubühnen durchgezogen; so macht es auch hierinn der **Herzog von Buckingham**: nur daß dieses sein Werk in vielen Stücken feiner ist, als des erstern seines; wie es denn auch fünf Aufzüge hat.

Der andre Zeuge soll abermal der Verfasser des Tractats the Talle of the Town seyn, der seinen comischen Poeten nicht mehr schenkt als den tragischen, und uns den Entwurf zu einem Lustspiele mittheilt, den wir, weil er so gar schön gerathen ist, ganz hersetzen wollen.

„ Der Wirth zum **rothen Löwen** in der Stadt „**Brentford** hat einen Böswicht zum Sohne Na„mens **Paris**. Dieser Bube gehet fein oft müssig. „ Unter dem Vorwande nun; daß er eines Tages eine „alte Base besuchen will, die in **Batersea** Spargel „feil hat, fährt er über das Wasser, stiehlt dem Fähr„manne etwas Geld aus der Büchse, und wandert „damit zum Wirthe **im Stern und Hosenbande** „in **Mortlackum**, es zu versaufen. Daselbst wird er „mit der **Lenchen**, des Gastwirths Frau, bekannt.

„Sie wird mit ihm eins, daß sie von ihrem Manne „entlaufen will; der Junge führt sie nach **Brent-** „**ford** und macht seinem alten Vater weiß, er habe „ein sehr artiges und reiches Frauenzimmer geheira- „thet. Der Vater glaubet es, und nimmt sie beyde „auf. **Menelaus**, der Wirth zum **Sterne und** „**Hosenbande**, vermisset sein Weib: das Gerücht „lehrt ihn endlich wo sie hingekommen; er fordert sie „ordentlich wieder, allein man versaget sie ihm. Er „bringt daher einen Haufen von seinen Freunden, „Nachbarn und Bekannten zusammen, belagert den „**rothen Löwen**, thut häufige Anfälle, und endlich „nachdem sie oft abgetrieben worden, so reißen sie „nach Verlauf von zehn Tagen den **rothen Löwen** „ein. **Menelaus** prügelt den alten **Priamus** derbe „ab, **Paris** muß auf den Knien Abbitte thun, und „der rechte Mann führt sein **Lehnchen** wieder nach „**Mortlack** in sein Haus; er hat sein Weib wieder, „und alles ist gut.

Da haben wir nun ein ganzes Heldengedicht auf die läppischte Art in ein Lustspiel verwandelt. Jedoch dieß alles möchte noch hingehen: allein, daß die englische Schaubühne die zwey Hauptlaster ihres Volks, nämlich die Grausamkeit und Geilheit auf eine so unverschämte Art ernähren hilft, das ist etwas so abscheuliches, daß billig alle ehrliebende Engländer erröthen sollten, so oft sie an ihr Theater gedenken. Es ist fast kein Lustspiel, darinnen nicht, so gut als im Trauerspiele, Blut und Todschlag auf die Bühne kömmt, und darinnen nicht beyde Geschlechter offenbar und mit den ekelhaftesten Ausdrücken, von Dingen reden, die nur in ehrlosen und verbothenen Häusern statt haben sollten: der

häufigen

häufigen Flüche, Schwüre, und der offenbaren Hintansetzung alles Gehorsams und aller Ehrfurcht gegen die Aeltern, zu geschweigen. Wenn nun dieß den Zuschauern widerlich vorkömmt, so hat gewiß nicht die Beobachtung der Regeln, sondern vielmehr deren Uebertretung Schuld daran. Denn der Wohlstand hat auch bey den Regeln der Schaubühne seine unverletzlichen Gesetze:

Mais la Scene demande une exacte raison,
L'etroite bienseance y veut être gardée.

Boileau.

Wir kommen auf den Beschluß unsers englischen Regelnfeindes zurück:

„Schakespear war aber freylich auch mit allem „gebohren was zur Dichtkunst gehöret, und man kann „ihn mit dem Steine in des Pyrrhus Ringe vergleichen, der, wie Plinius saget, die Figur des Apollo „und der neun Musen in seinen Adern gehabt; welches die Natur freywillig und ohne alle Hülfe der „Kunst hervorgebracht hatte.

Gerade als ob nicht auch zu einem gebohrnen Poeten ein starkes Maaß der Urtheilskraft gehörte, die ihm anzeiget, was wahrscheinlich, was möglich, was der Zeit und dem Orte und dem Wohlstande gemäß sey?

Qui quid sit rectum, quid turpe, quid vtile quid non,
Plenius ac melius Chrysippo & Crantore novit.

Hor. Art. Poët.

Braucht denn ein Dichter nicht nebst angebohrner Kraft,
Erfahrung, Uebung, Zeit, geprüfte Wissenschaft?

von Brück.

Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat gesehen
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen;

Der

Der nicht die Zunge nur nach ſeinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren
Was Großes iſt geſchehn vor vielen hundert Jahren;
Der vieler Wiſſenſchaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt.

Rachel.

Mit der Kenntniß der Regeln wird freylich kein Menſch gebohren; ſonſt würden wir auch dieſe von einem gebohrnen Poeten fordern. Nun aber fordert man von ihm eine gewiſſe Ahndung (die aus der Urtheilskraft entſpringet) ob auch in dieſem und jenem Falle eines nicht beſſer ſey, als das andere. Dieſe Ahndung treibt ihn denn endlich an, die Regeln zu erlernen; welche er nothwendig wiſſen muß, und wenn gleich alle nur erſinnliche Einflüſſe der Geſtirne an ſeinem Poetenkaſten gezimmert hätten. Wo dieß nicht iſt, ſo wird er nichts geſcheidters, ordentlichers, und angenehmers hervorbringen, als obenwähnte engliſche Theaterndichter, und als der hochgeprieſene **Schakeſpear** ſelbſt, deſſen Einfälle, ſie mögen ſo poetiſch ſeyn als ſie wollen, und noch ſo vielen königlichen Ringen gleichen, ſeine Unwiſſenheit und Uebertretung der theatraliſchen Regeln nicht gut machen können.

IX.

Verſuch einer Critik über die Deutſchen Dichter.*

Ein Dichter, welcher nicht für ſchlechten Pöbel ſpielt,
Und im Gehirne Salz, im Buſem Feuer fühlt,
Witz und Verſtand vereint, Natur und Kunſt verbindet,
Den man zwar oft gedenkt, und dennoch ſelten findet:
Ein Dichter, der ſich ſo vom Schwarm der Reimer trennt,
Verdient auch nur, daß man ihn einen Dichter nennt.

Vielleicht hat Deutſchland nicht, bey ſeiner Dichter Menge,
So einen Geiſt gezeugt, der hoch und feurig ſänge?
Vielleicht gab Trojens Schutt den einzigen Homer?
Vielleicht kennt Latien ſonſt keinen Maro mehr?
Vielleicht hat Taſſo nur in Welſchland hoch geſungen?
Den Belgen hat vielleicht nur Catzens Lied geklungen?
Vielleicht ſchätzt Frankreich nur Voltairens Heldenthon?
Die Themſe hat vielleicht nur ihren Addiſon?
Nur Deutſchland muß allein, wenn andre pralen, ſchweigen;
Und kann nicht einen Geiſt, wie dieſe Geiſter, zeugen?

Es iſt ein alter Wahn, den Hochmuth ausgeheckt,
Unwiſſenheit ernährt, und unſre Schuld bedeckt,
Daß nie Verſtand und Witz die Alpen überſtiegen,
Daß die, die an dem Pol des kalten Bären liegen,
Nicht feurig, geiſtig, klug, und ſonſten allgemein
Zu jeder Wiſſenſchaft zu träg und ſchläfrig ſeyn.
Der Vorwurf braucht Beweis! Allein wo ſtehts geſchrieben,
Daß Witz und Wiſſenſchaft nur Süderköpfe lieben?
Und iſt der ganze Satz deßwegen eingeräumt?
Die Deutſchen haben ſich in Künſten nur geſaumt:
Deßwegen haben ſie gar keinen Witz empfangen?
Iſts nicht Bocotien ſonſt eben ſo gegangen?

Sah

* Dieſes ſchöne Gedicht iſt ſchon 1737. herausgekommen.

Sah man den dümmſten Kerl, ſo wurde gleich geruft:
Das iſt ein plumper Kopf aus Thebens rauher Luft.
Dem Schimpfwort ohngeacht, hat eben dieſes Theben
Bald den Amphion ſelbſt, bald den Alcid gegeben,
Der mit beherztem Muth bis in die Helle drang,
Wenn jener durch ſein Lied den Fels in Mauern zwang.
Warum wird Griechenland nicht mehr als wie vor dieſen,
Als eine Pflegerinn der Wiſſenſchaft geprieſen?
Nicht, daß es ſich vielleicht von ſeinem Ort verrückt:
Nur weil die Tyranney die Weisheit unterdrückt.

Hat itzt die Sonne nicht die alte Kraft verlohren,
Warum wird kein Lycurg zu Sparta mehr gebohren?
Und iſt kein Beyſpiel da? iſt gar kein großer Mann,
Der den beſchimpften Ruhm der Deutſchen rächen kann?
Wie mancher kluge Kopf hat Deutſchlands Lob vergrößert,
Bald etwas neu erdacht, bald etwas mehr verbeſſert.
Wer hat den neuen Weg der Sonnen ausgedacht?
Mit Schwefel und mit Salz den Donner nachgemacht?
Wer hat die Kunſt gezeigt, auf weiß-geſeuchten Blättern,
Durch eingeſchwärzt Metall ſich ſelbſten zu vergöttern?
Wars nicht Copernicus? Hat das nicht Schwarz gethan?
Und fieng nicht Guttenberg zu erſt zu drucken an?
Nun! müſſens Fremde nicht mit Neid und Misgunſt leſen,
Daß dieſe klug genung, und doch auch deutſch geweſen?

Der Sprache Härtigkeit iſt etwa Schuld daran,
Daß noch kein deutſcher Fuß zum Pindus dringen kann?
Man muß der Dichter Schuld, die ſich nicht ſattſam üben;
Nicht durch ein Vorurtheil, auf ihre Sprache ſchieben.
Schrieb nicht Lucrez Latein? und ſchriebs nicht auch Virgil?
Doch, iſt kein Unterſcheid? Gewiß, nur allzuviel!
Pflegt nicht des erſtern Vers die Sylben zu verrenken?
Durch manch veraltert Wort ein zärtlich Ohr zu kränken?
Wie, wenn den reinſten Fluß, der Luſt und Labſal giebt,
Die rauſchend-wilde Fluth der Regenbäche trübt:

Hin-

Hingegen Maro ſcheint in ungeſtörten Flüſſen,
Beſtändig, lauter, rein und ſanft ſich zu ergieſſen.
Liegt dieſer Unterſchied nun wirklich am Latein,
Wie kann denn dieſer ſanft und jener ſtürmiſch ſeyn?
Iſt Frankreichs Mundart nicht, als zart und ſanft zu ſchätzen?
Wie kann der Wechſelthon der Sylben uns ergetzen,
Wann Fontenelle ſingt? Allein wer zittert nicht,
Wenn etwa Chapellains ſchwer, ſprächigs Mädchen ſpricht?
Laßts ſeyn, daß Lohenſtein gleich hart und rauh geſprochen:
Hat Günthers zärtlichs Lied nicht ſchon den Schimpf gerochen,
Nicht ſchon der Welt gezeigt, daß auch ein ſanfter Ton
Aus deutſchen Flöten ſchallt; daß nicht aus Neid und Hohn
Apollo ſeinen Hayn nur Deutſchen zugeſchloſſen?

Die Barden haben ſchon der Muſen Gunſt genoſſen.
Ein ſchattenreiches Thal, ein grüner Götterwald
War ihrer Dichterey ein ſichrer Aufenthalt,
Da pflegten ſie den Ruhm der wohlverdienten Helden,
Der Wahrheit mehr gemäß, als nach der Kunſt, zu melden,
Beſungen ihr Verdienſt, und ihren Lebenslauf,
Und forderten die Welt zu gleicher Tugend auf.
Schlug Macht und Tyranney den Muth der Deutſchen nieder:
So ſtärckte ſie das Lied der klugen Barden wieder:
Erhob ein freyes Volk, verwarf die Sklaverey,
Und wies, wie furchtbar Rom und ſeine Herrſchſucht ſey.
Nur ſchade, daß wir nichts von ihren Liedern wiſſen,
Daß uns der Zeiten Neid ſo einen Schatz entriſſen.
Wir leſen Ehrfurchtsvoll, wie Hermanns Fauſt gekämpft,
Den freyen Rhein beſchützt, der Tyber Wuth gedämpft,
Den Varus gar beſiegt, der Römer Macht beſtritten,
Und ihren Adler ſelbſt den Flügelſchwung verſchnitten.
Weil aber unſre Zeit davon nichts leſen kann,
So ſchweigt auch die Critik, und denkt nicht weiter dran.

Als nun für Chriſti Creuz die Barden und Druyden,
Nebſt ihrem Götterſchwarm, aus Deutſchlands Haynen ſchieden

Und

Und Mönche drauf gefolgt, ſo nahm die Weisheit ab,
Und ſank, da Carl verſchied, zugleich mit ihm ins Grab.
Dieß heilig träge Volk ſann einzig auf Gewinſte,
Beſorgte ſeinen Bauch, und ſegnete die Künſte.
Denn ein verſtümmeltes und gothiſches Latein
Schloß alle Wiſſenſchaft der dummen Pfaffen ein.
Vernunft hieß Ketzerey: und wer die Muſen liebte,
Sich in der Wiſſenſchaft der Mutterſprachen übte,
Der war der Kirche feind, zerrüttete den Staat,
Und wer auf Ehre ſann, begieng den Hochverrath.
Drum ſchließt auch die Critik den Ruhm, den ſie erwarben,
In dieſe Grabſchrift ein: Sie lebten und ſie ſtarben.

Wie, wenn bey trüber Nacht des Mondes bleiches Licht
Mit einem ſchwachen Strahl durch dicke Wolken bricht,
Und wieder jäh verſchwindt: ſo ließ ſich Winsbeck hören,
Im Dichten edel zwar; doch edler noch im Lehren,
Der unter Friedrichs Schutz die ſanfte Flote bließ,
Und ſeinen liebſten Sohn auf Ruhm und Tugend wieß.
Der ſelbſt die Muſenſchaar dem Helikon entführte,
So, daß man ihren Fuß an Rhein und Moſel ſpürte:
Der, wenn ſein ſanfter Reim von Zucht und Sitten ſang,
Nach griechiſchem Geſchmack die deutſche Laute zwang.
Bis endlich nach und nach, als Unverſtand der Thoren
Sich wieder merken ließ, die Muſen ſich verlohren.
Mit Winsbecks Tod erſtarb auch dieſe kurze Pracht.
Der Himmel ſchwärzte ſich: drauf ward es wieder Nacht.

Doch wie, eh Phöbus noch die braunen Schatten trennet,
Ein zweifelhaftigs Licht, das man nicht Schatten nennet.
Das auch kein Licht nicht iſt, am Luftkreiß düſter glänzt,
Und hier die Nacht berührt, dort mit dem Tage grenzt:
So ſah man hier und da ein ſchwaches Licht entſtehen;
Dem Morgen deutſcher Kunſt, als Phoſpher, vorzugehen.
Von einer ſolchen Art war Theuerdanks Gedicht,
Ein Werk, dem es an Pracht und Anmuth nicht gebricht,

Das

Das Zucht und Ehrbarkeit und Fürſtenſitten lehret,
Nur daß es oft der Tand der Ritterſchaft verkehret.
So alt die Schreibart iſt, ſo rauh das Reimwort klingt
So oft erreicht er das, was nur der Kunſt gelingt,
In edler Einfalt ſchön, geſchickt in wahren Bildern,
Das Leiden und den Sieg der Tugend abzuſchildern
Wie ſich die Untreu ſelbſt durch eigne Wuth verletzt,
Wie ein beſtellt Turnier die Ritterſchaft ergetzt,
Wie dort ein ſtreitbar Roß vor Ehrbegierde ſchäumet,
Und hier ein Ritters-Mann den Sattel ſchamroth raumet;
Wie man bald Lanzen bricht, bald mit dem Degen kämpft,
Bis man den Uebermuth des ſtolzen Feindes dämpft;
Und wie zuletzt der Held, der jeden Feind bezwinget,
Aus ſeiner Fürſtinn Hand, den Lorberkranz erringet,
Bis er den größern Lohn, die Fürſtinn ſelbſt erhält.
So ſchön hat Pfinzings Lied, die Tugend vorgeſtellt!

Mit Luthern iſt zuletzt der helle Tag erſchienen.
Der welke Lorberbaum fieng wieder an zu grünen,
Und da Melanchthon ſelbſt die kühne Bahne brach,
So folgt ihm gleich die Schaar der edlen Muſen nach.
Man liebte Witz und Kunſt, und ließ ſich nicht im Denken
Die Freyheit der Vernunft, durch Menſchentand umſchränken.
Die wahre Poeſie, nahm gleichfalls Theil daran,
Und zeigte, daß ſie auch in Deutſchland herrſchen kann.
Selbſt Luther ſtimmte ſich die unerſchrockne Laute,
Wenn er ſich ſeinem GOtt, der feſten Burg, vertraute:
Ein Orpheus beßrer Art, der, wenn er herzhaft ſang,
Der Höllen wildes Heer durch ſeinen Ton bezwang.
Daß ſelbſt das ſtolze Rom vor Furcht und Schrecken bebte,
Weil ſeine Dichterey ein ſtärkrer Geiſt belebte.
Sein Vers iſt ziemlich rein; doch lieſt man hier und dort
Ein unſrer Zärtlichkeit verekelt altes Wort.

Der GOtt der Fruchtbarkeit, Autumnus, ließ indessen
Schon zweymal funfzig mal die vollen Trauben pressen.
Schon zweymal funfzig mal war Florens bunte Pracht
Durch sanften Zephyrhauch in Gärten aufgewacht:
Als ein geheimer Schluß, den wir die Vorsicht nennen,
(Nichts größers konnte sie der deutschen Dichtkunst gönnen!)
Uns einen Opitz gab, der längst erwartet kam
Und sich der alten Spur zur strengen Vorschrift nahm,
Der schön nach deutscher Art, wie Griech und Römer schriebe,
Und wenn er künstlich war, doch stets natürlich bliebe.
Sein Ausdruck ist geschickt, erhaben, rein und gleich,
An Schwung und Fügung klug, mehr Sinn- als Wörter reich,
Im Beywort voller Kraft, in Bildern sehr bescheiden,
Und zärtlich gnug besorgt, den Mislaut zu vermeiden.
Ist in Beschreibungen zwar lebhaft, doch nicht lang,
Und macht dem Leser nicht durch Kleinigkeiten bang.
Sein Gleichniß wird von ihm nicht frostig ausgedehnet,
Daß man, beym Anfang gleich, sich nach dem Ende sehnet.
Sein Vers ist immer hoch, doch nie von Anmuth bloß:
Und kurz; wo Opitz schreibt, da ist auch Opitz groß.

Wie glücklich ist ein Land, wo so ein Fürst regieret,
Der mehr den Purpur selbst, als ihn der Purpur, zieret!
Im Feld und Schlacht ein Held, ein König für den Staat,
Ein Vater für sein Volck und sich sein bester Rath;
Zu schaden ungeschickt, und sinnreich Guts zu üben,
Daß ihn der Schmeichler scheut und seine Bürger lieben.
Beglückts Sarmatien! so war sonst deine Lust,
So war dein Ladisla, so ist noch dein August!
Doch auch, beglückter Fürst! der sich so groß erweiset,
Daß ihn, den besten Herrn, der beste Dichter preiset.
Drum will Philippens Sohn in Farben, Erzt und Stein
Von einer Meisterhand allein geschildert seyn.
Drum hat dir, Ladisla, ein weiser Schluß von oben
Zum Herold deines Ruhms den Opitz aufgehoben,

Der

Der deine Tugenden in ſolchen Schimmer ſetzt,
Daß man ſich noch an dir, wie ehedem ergetzt;
Und daß ſich iedes Volk, wohin ſein Vers gedrungen,
So einen Fürſten wünſcht, wie Opitz ihn beſungen.
So prächtig, wie dein Lob, iſt ſein Veſuvius,
Hier ſchweigt Empedokles, hier ſchweigt Lucretius,
Er dringt in Tiefen ein, durchkriecht die hohlen Klüfte,
Verräth den erſten Grund der ſchwefelreichen Düfte,
Jagt kühnlich den Vulcan aus ſeinem Sitz heraus,
Und lacht das Fabelwerk von Typhons Kerker aus.
Und höhnt die Sterblichen, die ſich doch Weiſe nennen,
Und weder die Natur, noch ihre Wirkung, kennen.
Hingegen zeigt er auch im Vielgut Mittel an,
Wie man zum höchſten Gut der Seelen dringen kann,
Mit wenigem vergnügt, die Ruhe zu erwerben,
Und, wenn man klug gelebt, mit Freudigkeit zu ſterben.
So machts ſein weiſer Fürſt, das Bild der Mäßigkeit.
Sein Ilatna ſchildert uns das Gold der erſten Zeit,
Wo ſich ein kluger Geiſt von Stadt und Pracht entfernet,
Und in ſich ſelbſt entweicht, und von den Thieren lernet;
Bey ſeinem Bauerſtand mehr Luſt, als der, genießt,
Der ſeine Titel nicht in einem Othem ließt;
Mehr als ein Held gewinnt, den eitler Ehrgeiz führet,
Der fremde Reiche ſtiehlt, und eigne Ruh verliehret;
Und was er nicht gebaut, aus Aberwitz, verheert
Daß ihm des Opitzs Lob vom Kriegsgott zugehört;
Des Opitzs, der ſonſt auch, wie Naſo, zärtlich ſinget,
Wenn ihn die Flavia in keuſche Flammen bringet.
So groß war Opitzs Kunſt, ſo ſchön war ſein Gedicht,
Und dennoch lieſt ihn itzt das edle Deutſchland nicht.
Da doch vom ganzen Schwarm, die ihm drauf nachgegangen,
So keiner aufgehört, wie Opitz angefangen.

Auch Flemming fand den Weg zum deutſchen Helikon.
Des klugen Aeſculaps, ſo wie der Muſen Sohn,
Den Schleſiens Virgil durch edlen Eifer reizte
Daß er nach gleichem Ruhm in Meißens Auen geizte.

In Oden iſt er hoch, begeiſtert kühn und neu,
Sein Feuer iſt zwar ſchön, doch nicht ſtets einerley:
Denn wenn er ſich den Rauſch aus Hippokrenen trinket,
So ſteigt er jählings auf, damit er jählings ſinket.
Sein kühnes Beywort fällt dem Leſer ins Gehör,
Iſt neu und ungewohnt, und an Begriffen ſchwer,
Und nicht aus Dürftigkeit dem Neuwort beygeſetzet,
Und läßt ein Bild zurück, das unſern Geiſt ergetzet.
Gebt acht, wie hier und da ſein ſchönes Gleichniß prangt,
Und was er nur beſchreibt ein lebhaft Bild erlangt;
Wie ſelbſten Iſpahan die deutſchen Muſen ehrte,
Und wie die Wolga ſtand, und Flemmings Laute hörte.
Er malt was auf der See und was zu Land geſchehn:
Wie manches fremde Volk ſein kühnes Schiff geſehn:
Wie er den ſteilen Fels des Taurus überſtiegen,
Wie Raſtwin und Sendan in bunten Flächen liegen:
Wie er den Tag mit Durſt, und die geſchwüle Nacht,
Auf einem Pfuhl von Gras verſchmachtend hingebracht.
Klingt Flemming öfters rauh, ſo merkts ihr ſtrengen Richter,
Der Fehler iſt der Zeit: was tadelt ihr den Dichter?

Was große Muſter thun, was edler Eifer kann,
Das zeigt uns Tſchernings Lied in ſchönen Proben an.
Sein Sinn iſt nicht gemein, ſein Ausdruck auserleſen,
Und weiſt uns manche Spur von Opitzs hohem Weſen.
Mit einem gleichen Schwung flog Preußens muntrer Dach
Dem ſchleſiſchen Virgil, als ſeinem Adler, nach:
Und Rift, voll edler Brunſt, den erſtern nachzueilen,
Verlohr zwar oft den Weg, und fand ihn doch zuweilen.
Auch Mühlpfort war ein Sohn von Opitzs guter Art,
Noch mehr als Sieber hoch, noch mehr als Abſchatz zart:
Hingegen preiſte Schoch in Leipzigs kühlen Liſten;
Als deutſcher Theokrit, die Heerden und die Triften.

Drauf kam der ältre Gryph, und zwang ſein Saitenſpiel
Und wich ſchon hier und da vom Opitz allzuviel,

Schrieb

Schrieb rauh und räthſelhaft, um nur gelehrt zu ſchreiben,
Und ließ ſich allzuſehr die falſche Hoheit treiben.
Wenn ſich Melpomene ihm niemals hold erzeigt,
So ſchien ihm Clio doch in Oden mehr geneigt;
Und was ſein Kirchhof ihm für Ehr und Ruhm erwerben,
Das hat ihm ſein Stuard, und andre mehr, verderben.
So iſts: das Trauerſpiel bleibt wol ein ſchlüpfrigs Eis,
Auf dem ein jeder fällt, der nicht die Regeln weis,
Und ſich beym Ganzen nicht, bey Theilen nicht verweilet,
Und nur fünf Actus macht, und die in Scenen theilet;
Nicht die Affecten kennt, noch wie man ſie erregt,
Und, wenn er weinen will, kein einzigs Herz bewegt.
Warum? den Helden muß ſein Schmerz nicht ernſtlich quälen,
Er würd ihn ſonſten nicht ſo ſchulgelehrt erzählen.
Sein Sohn, der jüngre Gryph, iſt ihm, dem Vater, gleich,
Und mehr an Andachtsglut, als Dichterfeuer reich;
Weiß zwar Gewicht und Zahl dem Sylbenmaaß zu geben;
Allein, es fehlt darbey an Nachdruck, Geiſt und Leben.
Er überſteigt ſich zwar an falſcher Hoheit nicht,
Nur, daß ſein mattes Lied gar oft zu furchtſam kriecht.
Sein beſſerer Geſchmack heißt ihn der Thoren lachen,
Die ſich durch Welſchen Putz nur lächerswürdig machen:
Er ſelbſten hat auch nie die falſche Bahn berührt,
Die auf den Pindus zeigt, und doch ins Tollhaus führt.
O wäre Schleſien mit Gryphen eins geweſen,
Wir würden mehr Natur im Hoffmannswaldau leſen!

Der iſts: der hat zuerſt die hohe Kunſt erdacht,
Wie man im Deutſchen ſich den Deutſchen dunkel macht;
Die Zierrath ſeines Reims auf Bamams Küſten findet,
Und auf ein Gleichnißwort ein neues Gleichniß gründet:
Wie man in Sprüchen ſeufzt und metaphoriſch liebt,
Und keinem Dinge mehr den Urſprungsnamen giebt;
Wie man für Liebesglut, als wie ein Aetna, brennet,
Und lauter Sonnen mahlt, wenn man was ſchönes nennet;

So weit ſchritt Hoffmann aus, verließ die wahre Bahn,
Und traf doch hier und da in Schulen Jünger an:
Viel andre folgten nach, wie Hoffmann, ſich zu ſchmücken,
Man ließ das ſchöne Zeug in ſieben Theilen drücken.
Ein Werk, indem zwar oft ein gutes Stücke ſteht,
Doch wo man öfter ſich mit falſcher Weisheit blaht.
Mit manchem Doppelſinn auf geile Deutung zielet!
In Solben ſinnreich iſt, und mit den Wörtern ſpielet.
Das iſt die hohe Kunſt die Hoffmannswaldau lehrt,
Wodurch ſich der Geſchmak der Deutſchen ſo verkehrt.

Drauf ließ ſich Lohenſtein ein gleiches Irrlicht blenden,
Was Hoffmann nur verſucht, in Deutſchland zu vollenden.
Der hat ſich allererſt die Dichterart erkieſt,
Die einem kleinen Geiſt ein großer Anſtoß iſt.
Denn was er nur berühret, muß Moſch und Ambra werden.
Er gräbt ſich Erzt und Stein aus einer fremden Erden,
Schifft, wie ſonſt Güntzer that, auf Dielen über Meer,
Und holt ein Gleichnißwort aus Miſſiſippi her,
Sucht Feuer in der See, und Waſſer in den Flammen,
Packt ſein Excerptenbuch in einen Reim zuſammen;
Sein vollgeſtopfter Vers iſt matt und ohne Kraft,
Und wo er hoch ſich dünckt, da iſt er ſchülerhaft.
Sein ſchwülſtig Trauerſpiel muß ſich durch Tropen wälzen,
Geht auf Cothurnen nie, und hinket ſtets auf Stelzen.
Kein einziger Affect, nicht Einheit, Ort und Zeit
Iſt, wie es ſoll, bedacht: er ſuchet alles weit.
Und muß ſich denn ſein Held zur Todesnacht bequemen,
So läßt er ihn zuvor in China Abſchied nehmen.
Kurz, wer ihn reden läßt, der muß ihm ähnlich ſeyn:
Und wenn Auguſtus ſpricht, ſo plaudert Lohenſtein.
Ergetzt euch nun vielleicht dergleichen ſchönes Weſen,
So dürft ihr nur, nächſt ihm, den ſchwülſten Hallmann leſen.

Der höhniſche Satir, der ehmals mit Bedacht
Im Pers und Juvenal die Thoren ausgelacht,

Und

Und mit des Flaccus Salz die Laſter abgewürzet,
Darein ſich unſre Welt, wie ſeine Zeit, geſtürzet;
Der auch im Boileau noch ſtarken Muth erweckt,
Daß er der Eitelkeit die Larven aufgedeckt:
Der hat ſchon ehedem, wiewol mit rauhen Griffen
Auf ſeinem heiſchen Rohr den Deutſchen vorgepfiffen,
Und klar genug gezeigt, daß Deutſchland in der That,
Wie Rom und wie Paris an Narren Verrath hat,

Wenn Rachel, mit Bedacht, mit fremden Namen ſpielet,
Und ſo in Scherz und Ernſt auf wahre Laſter zielet,
So wird das Laſter ſcheu, wenn es den Dichter hört.
Es ſey nun, daß er uns, was Gut und Bös iſt, lehrt,
Gebeth, und Kinderzucht und Häuslichkeit beſinget,
Und einen Mangel lehrt, der rechten Vortheil bringet;
Es ſey auch, daß er uns den falſchen Freund entdeckt,
Und was für Eitelkeit in Modeſchneidern ſteckt;
Es ſey, daß uns ſein Scherz die böſe Weiberſüchen,
Den Dichter, und das Lob des Jungfernvolks beſchrieben:
So merkt mans, wie ſein Reim dem Laſter Schrecken bringt,
Wiewol er öfters rauh, noch öfter garſtig klingt.
Wer andre beſſern will, muß ſelbſt unſträflich leben,
Und nicht durch geilen Scherz ein übel Beyſpiel geben.

Viel rein und zärter iſt des Canitz Hohngedichte;
Er zieht den Bürger durch, und ſcheut des Adels nicht;
Denn wer ſich nur bey ihm durch Thorheit merkbar machet,
Den hält er würdig genug, daß er darüber lachet.
Doch iſt er überall beſcheiden, züchtig, frey.

Und Menkens kluger Vers kömmt ihm hierinnen bey,
Der eher mit Verſtand nichts muſtert und nichts tadelt,
Als was das Laſter höhnt, und was die Tugend adelt.

Doch Güntzer hat zuletzt zu unſerm Ruhm gezeigt,
Wie weit die deutſche Kunſt bey klugen Köpfen ſteigt.

Sein ſcharf geübter Sinn lehrt ihn die Laſter kennen,
Und jeden Thorheitsknecht bey ſeinem Namen nennen;
Daß jeder, der ſein Bild ſo wohlgemacht erblickt,
Zwar öffentlich mit lacht, und heimlich doch erſchrickt!
Kein Wort darf ohne Kraft und überflüßig bleiben:
Das macht, er denkt erſt wohl; dann pflegt er wohl zu ſchreiben.
Sein Ausdruck iſt gepuzt, nicht kindiſch; hoch, nicht ſchwuhl,
Geht oft von Regeln ab, und fehlt doch nicht ihr Ziel.
Und preißt ſein kühner Vers die Großen dieſer Erden,
So fühlt man edlen Neid auch ſo gelobt zu werden:
Benimmt er Gram und Quaal, ſo ihm ſein Schickſal dreht,
So trägt der Leſer ſelbſt die Halfte ſeiner Noth;
Das macht, er weis den Schmerz natürlich vorzutragen,
Und wie er ihn empfindt, ſo pflegt er auch zu klagen.
Kurz: Günther iſt ein Geiſt, der ohne Tadel bleibt,
So lang er nach Natur und guten Sitten ſchreibt.
Es iſt der Dichter Pflicht, den Ruhm der alten Helden,
Zum Reiz der Folgezeit, der Ewigkeit zu melden:
So hat uns Anhors Lied, in dem viel hohes ſtralt,
Den vierten Friedrich der Dänen abgemalt.
Nur ſchade, daß er nicht die Regeln kluger Alten,
Mehr nüz zur Dichterey, als ſeinen Wiz gehalten:
Sonſt würde hier und da ſein Vers natürlich gehn,
Und nicht ſo mancher Schwulſt in ſeinen Oden ſtehn;
Kein geilverblümter Scherz ein keuſches Ohr verletzen,
Und er ſich ſelbſten nicht am Namenſpiel ergetzen.

Nein, Beſſern hat wol nie dergleichen Tand geblendt;
So daß man ſein Gedicht natürlich ſchön erkennt.
Nur ſollt er ohne Furcht mehr Dichterzierrath haben.
Sein Vers iſt ſanft und rein, und wie ſein Held, erhaben,
Hier ſticht der Staatsmann vor, und dorten der Poet.

Heräus, der ſich auch auf beydes wohl verſteht,
Ken ſeinem ſchweren Vers, Geiſt, Nachdruck, Anmuth, Leben
Durchs Beywort, durch Vergleich, durch muntre Bilder geben.

Lies

Lies nur ſein Lappland durch, das er der klugen Welt,
Die jenes thöricht glaubt, zum Lehrer vorgeſtellt.

Was ſoll nun die Critik von unſerm Neukirch ſagen?
Soll man ihn etwan gar vom Helikon verjagen?
Und wird ſein edler Vers viel ſchlechtern nachgeſetzt,
Wenn man nur ihn verwirft, zehn ſchlimmre höher ſchätzt?
Nein, Neukirch war ein Geiſt, (es mag den Neid verdrießen!)
Dem Muſen deutſcher Zucht noch viel zu danken wiſſen.
Nur ſcheint ſein Telemach ein prächtiges Gedicht;
Und wers nicht beſſer macht, der tadl ihn lieber nicht.

Auch Pietſch hat Deutſchlands Ruhm durch ſeinen Vers vermehret.

Ee daß ihn Deutſchland auch als ſeinen Dichter ehret:
Sein Beywerk ſteckt voll Kraft, an Bildern iſt er reich,
Und ſeufzen dem Lucan in vielen Stücken gleich.

Man ſagt, die Perſie hab aus verwehnten Triebe
Einſt die Muſik geliebt. Die Frucht von dieſer Liebe
Kam endlich an das Licht; doch da mans recht beſah,
Wars eine Misgeburt. Man hieß ſie Opera.
Vernunft ſchien nur umſonſt ihr Wachsthum zu vermehren,
Die eitle Sinnenluſt ließ dieſes Kind ernähren,
Und endlich trat es frech, da Witz und Weisheit fiel,
Auf unſern Schauplatz auf, vertrieb das Trauerſpiel,
Sprach Zucht und Tugend Hohn, die Laſterthat zu ſegnen,
Verjagte die Vernunft, und ließ es Götter regnen,
Und dehnte, (welche Kunſt!) mit lebendem Geſang,
Ein elend A und O oft ganze Stunden lang.
Dieß Unding hat ſich zwar in Welſchland angefangen:
Doch unſre Deutſchen ſind dem Irrlicht nachgegangen.
In dieſer hohen Kunſt hat Hunold ſich erzeigt:
Wiewol an Widerſinn ihn Feind noch überſteigt.
Was kann man nun für Troſt, aus ihrem Spiel erwerben?
Im Lieben närriſch ſeyn, und in Verzweiflung ſterben.

Zuletzt hat unſre Zeit ein neu Gedicht erdacht.
Das alle Regeln höhnt, und den Geſchmack verlacht,
Ein wahres Ebenbild der bunten Narrenkappen.
Hier hängt ein gelber Fleck, und dort ein rother Lappen.
Wie ein Betrunkner lallt, wie ein Beſeßner ſchäumt,
Und wie ein Kranker oft bey Hitz und Fieber träumt,
So hängt das ſchöne Zeug, wie Erzt und Thon zuſammen:
Und dennoch ſoll dieß Thier von Witz und Klugheit ſtammen,
Und dennoch hälts die Welt für herrlich, ſchön und nett.
Allein ein Weiſer nennts das tumme Quodlibet.
Man braucht den Meiſter nicht in dieſer Kunſt zu nennen,
Die beſten wird man auch im Tollhaus finden können.

Nun ſeht, wie weit die Kunſt der deutſchen Dichter geht:
Die ſinds, die unbedacht Geſchmack und Witz verdreht,
Und die den Dichterkranz auf deutſchen Köpfen tragen.

Allein hier hör ich ſchon den kühnen Vorwitz fragen:
Wie ſprichſt du von der Zahl der neuen Dichter nicht,
An der es unſrer Zeit auch eben nicht gebricht?
Das Urtheil ſey davon der Nachwelt aufgehoben:
Ich tadle keinen nicht: ich will auch keinen loben.

Il n'y a en effet que l'approbation de la Poſterité, qui puiſſe établir le vrai merite des Ouvrages.

Mr. BOILEAU Tom. III. p. 226.

M. G. E. Müller.

X. Nach-

X.

Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen.

1. Neuverbessertes Kirchengesangbuch, in sich haltend die Psalmen Davids, nach D. Ambr. Lobwassers Uebersetzung, die hin und wieder gebessert wird ꝛc. ꝛc. Mengeringhausen, 1741. Die Reformirte Kirche hat sich nunmehro fast 200 Jahre mit Lobwassers Uebersetzung der Psalmen beholfen, so schlecht sie auch an vielen Stellen gerathen war. Sie hätte längst die opitzische einführen können, die ungleich besser ist; ja auch die in diesem Jahrhunderte von D. Ernst Langen in Danzig verfertigte erwählen mögen, die mit aller Reinigkeit und Schönheit der neuen Poesie pranget. Allein da es schwer hält, bey so weitläuftigen Gemeinen etwas neues aufzubringen, wenn eine lange Gewohnheit auch schlechte Dinge gleichsam geheiliget hat: so verdienet doch Herr Foucher, Reform. Prediger in Cassel, allerdings viel Lob, daß er diese lobwasserische Poesie, wenigstens erträglicher und verständlicher gemacht, als sie sonst gewesen. Sonst sieht man aus seiner Vorrede, daß Herr M. Sprenz, Prediger zu Lutweiler an der Saar, seine neue Uebersetzung der Psalmen, dem Kirchenrathe zu Heidelberg zur Censur überreichet. Man hat aber daselbst seine Poesie zwar gelobet, aber eine neue Art der Gesänge einzuführen, für bedenklich gehalten. Wir bedauren dieses Schicksal der Sprengischen Uebersetzung, als davon uns verschiedene vortreffliche Stücke zu Gesichte gekommen: und ersuchen den Herrn Verfasser hiermit, dieselben

wenig-

wenigſtens zur Privatandacht vieler Tauſende drucken zu laſſen. Vielleicht kommen mit der Zeit andere Umſtände, die auch der öffentlichen Einführung derſelben günſtiger ſind, wenn ſie erſt in den Häuſern geſungen werden, und alſo den Gemeinen ſchon bekannt ſeyn werden. Man mag an dem Lobwaſſer beſſern, wie man will, ſo wird er doch niemals recht gut werden.

II. Neujahrsrede, an die gnädigen Herren Räthe und die Ein und zwanziger der Königl. freyen Stadt Straßburg, in offener Rathsſtuben den 30 Decembris 1741. gehalten von Elias Chriſtoph Lautz, JCto und gedachter Stadt Conſulenten. Straßburg in 4. 24 Seiten. Als man eben in der Beſorgniß ſtund, es würde die deutſche Sprache, nachdem Straßburg über funfzig Jahre von dem deutſchen Reiche abgeriſſen worden, und unter das franzöſiſche Joch gerathen, ſich ganz und gar daſelbſt verlieren, und ins Vergeſſen gerathen: ſiehe, ſo finden ſich gelehrte und ſcharfſinnige Männer daſelbſt, die ſie nicht nur zu erhalten, ſondern ſie auch mit mehrerer Schönheit und Richtigkeit ſchreiben, als ſie iemals in Straßburg geſchrieben worden. Wir rechnen dahin nicht nur den berühmten Herrn Prof. Witter, die geſchickte Frau D. Linkinn und den Herrn D. Behr, die ſich in gebundener Schreibart hervorgethan haben: ſondern auch unſern Herrn Conſulenten Lautz, der ſich als einen patriotiſchen und geſunden Redner erwieſen hat. Sein Ausdruck iſt überall vernünftig, nachdrücklich und zierlich; und wenn ja hier und da einige von der Oberdeutſchen Mundart herrührende Redensarten noch vorkommen, ſo ſind dieſelben doch mehr der Provinz als dem Redner zuzuſchreiben.

Es

Es iſt zu wünſchen, daß ſolche Exempel viel junge Leute anſpornen mögen, ſich auf die Schönheit und Reinigkeit ihrer Mutterſprache zu legen; und dem einreißenden franzöſiſchen Wuſte zu ſteuren.

III. Schutzrede für die Beredſamkeit, womit zu Anhörung einiger Redübungen den 2 Apr. zu Marienthal des Herrn Abts (Mosheim) Hochwürden, und andere Gönner einladet M. Joh. Jac. Schilling, Vice-Rector. Helmſtädt bey Leukarten. Der Herr M. Schilling gehört zu denjenigen Schriftſtellern, die ihrer Mutterſprache Ehre machen. Nicht nur ſeine Art zu denken, und ſeine Einſicht in die Natur der wahren Beredſamkeit, ſind zu loben, ſondern auch ſeine reine und angenehme Schreibart verdient den Beyfall aller Kenner. Bey Durchleſung dieſer Schrift haben wir nichts mehr bedauret, als daß ſie nicht ausführlicher und länger gerathen. Was hat die deutſche Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und Dichtkunſt nicht für ein herrliches Wachsthum zu hoffen, wenn wir viel ſolche geſchickte und patriotiſch geſinnte Schulmänner bekommen werden!

IV. Zufällige Gedanken von dem Verſe und Reime des Trauerſpiels, womit die Herren Ephorum und Curatoren ꝛc. ꝛc. wie auch die löbliche Bürgerſchaft bey itzigem Schulfeſte zu drey Luſtſpielen ꝛc. einladet M. Adam Daniel Richter. Rect. Annaemont. 1742. Wir haben ſchon in einem vorigen Stücke dieſer Beyträge, des Herrn M. Richters als eines geſchickten Schulmannes mit Ruhme gedacht. Wir können nicht umhin, auch itzo ſeiner anderweitigen Schrift, mit vielem Beyfalle zu erwähnen. Er hat in derſelben

ben behauptet, daß man auch die Trauerspiele, so wohl, als die Lustspiele ohne Verse und Reime machen solle; und darinn hat er den Herrn de la Motte schon zum Vorgänger gehabt: ja was den Reim betrifft, hat man schon in der hiesigen Critischen Dichtkunst vorlängst eben das gewünschet. Vielleicht rücken wir das vornehmste dieser Schrift in das nächste Stücke ein, damit es desto mehrern Lesern bekannt werde. Dießmal hat der Herr Rector außer der gestürzten Jesabel aus Christian Weisen, auch den politischen Kannengießer, und die Atalanta aus unserer deutschen Schaubühne aufgeführet, und allgemeinen Beyfall damit gefunden. Das erste Stück hat er sich aus Ursachen, die er nicht sagen darf, zu wählen entschließen müssen, welches er aber bedauret. Aus dem Verzeichnisse seiner Schüler von den drey obern Classen sieht man, daß die Annabergische Schule in gutem Flore unter ihm stehe.

V. Des Publius Virgilius Maro Aeneis, ein Heldengedicht, in eben so viele deutsche Verse übersetzet, und mit einer Vorrede S. H. M. des Herrn Prof. Gottscheds begleitet, samt einem Vorberichte des Uebersetzers, worinnen denen, wider dieses Werk gemachten Critiken begegnet wird, in zweenen Theilen herausgegeben von Johann Christoph Schwarzen. Regensburg, bey Heinr. Gottfr. Zunkein 1742. in groß 8. Nunmehro liefert uns Herr Schwarz den ersten Theil seiner deutschen Aeneis, die so gerathen ist, wie man sie, nach der in unsern Beyträgen eingerückten Probe, von ihm gehoffet und gewünschet hat. Er hat darinn nicht nur gewiesen, daß er die virgilianischen Schönheiten eingesehen; sondern auch der deutschen

deutſchen Sprache, und einer fließenden Poeſie mächtig geweſen. Er hat zugleich in dem Verberichte diejenigen frühzeitigen Tadler abgefertiget, die ſeine Arbeit gern in der Geburt erſticket hätten. Die weitläuftigere Vorrede giebt von dem Inhalte der Aeneis, und denen von dem Poeten darinn beobachteten Kunſtregeln, einen kurzen Begriff, ertheilt auch eine hiſtoriſche Nachricht, von allen deutſchen Ueberſetzungen dieſes Heldengedichts, deren wir in 220 Jahren ohngefehr neun bis zehen bekommen haben. Geſchickte Schulmänner werden dieſes Buch ſehr nützlich bey ihrer ſtudirenden Jugend zu gebrauchen wiſſen, da zumal der lateiniſche Text dabey ſteht. An ſaubern Drucke und Papiere hat es der Verleger gar nicht fehlen laſſen, weswegen es mit unter unſere ſchönen Bücher gehören wird.

Verbeſſerung eines im vorigen Stücke begangenen Fehlers.

Wann in dem 28ſten Stücke der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. p. 606. gemuthmaßet wird, daß Hr. Johann Chriſtoph Cleffel, deſſen Antiquitates Germanorum daſelbſt recenſiret worden, mit Tode abgegangen, und dadurch ein gröſſeres Werk deſſelben von eben dieſer Materie ins Stecken gerathen: ſo wird ſolches alſo zu verbeſſern ſeyn, daß Hr. M. Johann Andreas Cleffel, ehemaliger Adiunctus zu Wittenberg und nachheriger Rector zu Schleswig, ein munterer und ſehr geſchickter Schulmann, im 1724 Jahre in der beſten Blüte ſeines Alters, da er noch nicht einmahl das 27ſte Jahr zurück gelegt, mit Tode abgegan-

gegangen; deſſen Halbbruder aber Hr. Johann Chriſtoph Cleſſel, als Verfaſſer obgedachter Alterthümer und Rector zu Tomingen, annoch am Leben ſey, und an der weitern Ausführung dieſer Materie unermüdet arbeite. Es iſt deſſen Einladungs-Schrift von den Schulen der alten Deutſchen ꝛc. in das 3te Stück der Actor. Scholaſticor. des Hrn. Rect. Biedermanns eingerückt, und noch neulich hat er eine **kurze Betrachtung des Alterthums der Mauſchländer, nach Anleitung der alten Weltbeſchreibung**, aus 2 Bogen beſtehend, ans Licht geſtellet.

Innhalt.

I. Nachricht von einer alten deutſchen Bibel Bl. 3
II. Hieronymi Frevers Anmerkung, über die Rechtſchreibung des Wörtleins wider 18
III. Schreiben über das zwanzigſte und funfzigſte Blatt einer Wochenſchrift, welche in B. unter dem Titul des W. herausgegeben worden 31
IV. Abhandlung von der Nachahmung 46
V. Kirchmaieri Diſp. de lingva vetuſtiſſima Europae Scytho-Celtica & Gothica 76
VI. Nachricht von einer poetiſchen Streitigkeit von dem Werthe der Logographen 94
VII. Welfens Feuer- und Schwerdtbühne der durchlauchtigſten Pomeris 117
VIII. Anmerkungen über das 592 Stück des Zuſchauers 143
IX. Verſuch einer Critik über die deutſchen Dichter 171
X. Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen 187

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtori
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

Ex Bibliotheca Universitatis Friderici Guil. Berolinensis

Achter Band.

ABV 212.

Dreyßigſtes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf 1743.

I.

Des hochgelörteſten Philoſophen, warhaftigſten Geſchichtſchreibers, vnd allertheurſten Hauptmans Xenophontis Commentarien und Beſchreibungen von dem Leben und Heerzug, Cyri des erſten Künigs in Perſien, auch von dem träfflichſten Heerzug, den Cyrus der ander des namens, Künig in Perſien, wider ſeinen Bruder Artaxerxem gethan, und wie die Griechen an allen orthen geſigt haben, Auch was die von Athen nach der Beſchreibung Thucididis gehandelt haben, alles durch den achtbarn vnd weiſen Herrnn Hieronymum Boner, Oberſtmaiſter zu Colmar aus dem Latein ins Theutſch gebracht, vnnd gemaynem nutz zu gutt im Druck verordnet. Getruckt zu Augſpurg, durch Hainrich Stainer, am zwey und zweintzigſten tag Julii, Anno MDXL. Jars.

* *

Es iſt dieſes eine deutſche Ueberſetzung der hiſtoriſchen Schriften Xenophons, welche ſich ſehr ſelten gemacht hat: wie dann daraus, daß der große Bücherkenner, der ſel. Herr Joh. Albrecht Fabricius, dieſer Ueberſetzung in ſeinem griechiſchen Bücherſale nicht gedacht hat, richtig zu ſchlieſſen iſt, daß ſie ihm nicht zu Geſichte gekommen, und alſo ſehr ſelten ſeyn müſſe. Wer der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung ſey, iſt aus der Aufſchrift zu erſehen, und aus dem beygeſetzten Ammtsnamen zu ſchlieſſen, daß er eine der vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen in Colmar geweſen ſey. Das bekräftiget auch die Zuſchrift an Georg Grafen zu Erdbach, churfürſtlich- pfälziſchen Erbſchenken und Landvogt im Elſaß, in welcher er berichtet, daß er das Glück gehabt hätte, in Namen ſeiner Herren, ſammt andern Geſandten der Landvogtey Stetten, eine an gedachten Grafen vermählte Pfalzgräfinn, nach Fürſtenau in die väterliche Herrſchaft zu begleiten. Er entdecket auch ſeine Abſicht, warum er dieſe Ueberſetzung übernommen habe, nämlich: „weil er gedacht, mit einer Hiſtorie, davon viel „erfreut und niemand beleidiget werden möchte, nicht „ſowohl dem des Lateins hochverſtändigen Grafen, „als vielmehr der Fürſtinn, ſeiner Gemahlinn ein Ver„gnügen zu machen; da es zumal von Art und „Kunſt der Ritterſchaft handele, und von Kriegs„leufen Anzeige thue, der Herr Vater aber (Chur„fürſt Ludwig Pfalzgraf bey Rhein) ein theurer und „erfahrner obriſter Feldhauptmann ſey. u. ſ. w.

Es begreift aber dieſe Ueberſetzung, Xenophons Erzählung von dem Leben und Erziehung Cyri des ältern, deſſen

deſſen Beſchreibung des Feldzugs Cyri des jüngern, wi-
der ſeinen Bruder Artaxerxes, und deſſen ſieben Bücher
von den griechiſchen Geſchichten. Daß ſie nicht aus dem
Griechiſchen, ſondern bloß aus einer lateiniſchen Ueber-
ſetzung ins Deutſche gebracht worden, zeigt der Titel an;
es zeiget auch die Vergleichung dieſer deutſchen Ueberſe-
tzung, daß der unweiſe Obermeiſter von Colmar,
(wie er ſich in der Zuſchrift nennet,) gar nicht grie-
chiſch verſtanden, und nach dem damaliger Zeit ganz
gemeinen Vorurtheile geglaubet habe: es ſey genug,
wenn man aus dem Lateiniſchen eine Ueberſetzung ma-
che. Denn ohne dieſen thörichten Wahn, würde er
nicht ſo manche Stelle falſch und ganz unverſtändlich
überſetzt, und ſo oft des wahren Verſtandes verfehlt
haben. Damals aber hatte man Leunclavens Ueber-
ſetzung der Schriften Xenophontis noch nicht, welche
ihn manchesmal hätte zurechte weiſen können: ſondern
es waren bloß von des Cyrus Erziehung eine Ueberſe-
tzung von Franciſco Philelpho; von dem Feldzuge
Cyri, eine vom Romulo Amuſäo und Johann Laſcaris;
und von der griechiſchen Geſchichte eine von Bilibald
Pirkhaimern vorhanden; welches ohne Zweifel die
Urkunden geweſen ſind, welchen der Ueberſetzer nach-
gegangen iſt. Er hat aber bisweilen die Meynung
der Worte Xenophons ſo gar umgekehret, daß es ſehr
wahrſcheinlich iſt, er ſey nicht einmal der lateiniſchen
Sprache vollkommen mächtig geweſen. Z. E. Er
überſetzet: videbamur videre, mich sachs selbs dafür
an, infeſtus abſcheuhlich, emolumenta ex aliquo ca-
pere, sy mit iren früchten füren und neren, diſtin-
ctae gentes, Völker wieder einander, alios conſu-
lere de aliquo, einen betrachten, quali praeditus

indole, auf was Kunſt vnnd Vernunft er ſich verlaßen, intelligere von einem halten, decantatur, es wird von ihm in Liedern geſungen, periculum ſchad und ſorg, cominus pugnare, des nächſten zum Feind treten, u. ſ. w. Noch deutlicher aber kann man dieſes aus ganzen Perioden ſehen, welche der Herr Obermeiſter ſo meiſterlich überſetzt hat, daß man nicht weis, was er haben will. Z. E. Xenophon ſchreibt von der Perſer Erziehung und Gewohnheit, und zumal von ihrer Mäßigkeit: Καὶ νῦν δὲ ἔτι ἐμμένει μαρτυρία, καὶ τῆς μετρίας διαίτης αὐτῶν, καὶ τοῦ ἐκπονεῖσθαι τὴν δίαιταν. ἀρχὴν μὲν γὰρ ἔτι καὶ νῦν ἔτι Πέρσαις, καὶ τὸ ἀποπτύειν, καὶ τὸ ἀπομύττεσθαι, καὶ τὸ φύσης μεστοὺς φαίνεσθαι, αἰσχρὸν δὲ ἔτι καὶ τὸν ἴοντά που, φανερὸν γενέσθαι ἢ τὸ ὠρῆσαι ἕνεκα ἢ ἄλλου τινὸς τοιούτου. ταῦτα δὲ ἔα, ἂν ἐδύναντο ποιεῖν, εἰ μὴ καὶ δίαιτη μετρίᾳ ἐχρῶντο, καὶ τὸ ὑγρὸν ἐκπονοῦντες ἀνήλωτον ὥσε ἄλλῃπον ἀποχωρεῖν. ταῦτα μὲν δὴ κατὰ πάντων Περσῶν ἔχομεν λέγειν. Dieſes überſetzet Boner alſo: „Es weeret auch diß ir meßigs „vnd arbaitſams Leben vnd weſen noch bey diſen unſ„ern Zeitten: Dann es iſt noch bey diſen Zeitten für „ſchantlich geachtet, wann man vor den Perſiern „ausſpewt, die naß pützt, oder ſunſt plaſt von im „loſſt, auch halten ſie das für ſchantlich, ſo einer „vor jnen pruntzt, oder ander netturfft thut, das „ſy gewislich nit verpergen komuten, wo ſie ſich mit „eßen und drinken nit ſo mäßig hielten, vnd den „drank mit arbeit und ſchwaiß verzerten, daraus „volgt, daß ſie zu den Geſchafften neben ſich „gond, diß mögen wir wol von allen Perſiern ſagen.

Wer

Wer den griechiſchen Text nicht ſelbſt anſieht, der wird nicht errathen, was die letzten Worte ſagen wollen, welche dahin gehen, die Perſen hielten ſich im Eſſen und Trinken ſo mäßig, daß es ein leichtes ſey, die eingenommene Feuchtigkeit durch die Dauung auf andern Wegen abzuführen, als durch die gewöhnliche Gänge geſchieht. Daß aber dieſe manchmal unverſtändliche Ueberſetzung nicht nur von der ſchlechten Erfahrung in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſondern auch von den verworrenen und nicht aus einander geſetzten Begriffen des Ueberſetzers herkomme; und er demnach ein gar kleines und geringes Vermögen, recht und deutlich in ſeiner Mutterſprache zu ſchreiben, gehabt habe, hat er an vielen Orten verrathen. Z. E. Xenophens Worte, ſo in des Leonclavii Ueberſetzung alſo lauten: Fuiſſe autem Cyrus ita comparatus a natura perhibetur, atque etiam nunc decantatur a barbaris, vt et forma pulcherrimus, et animo praeditus humaniſſimo et diſcendi adipiſcendique honoris auidiſſimus eſſet: adeoque nullum non laborem perferret, nullum non laudis gratia periculum adiret. Tali quum a natura indole animi, formaque Cyrus eſſet, quemadmodum ſane hactenus memoratur, etiam ſecundum leges Perſarum eſt inſtitutus: eorum vero princeps eſſe cura videtur, id efficere, quod bono publico maxime conducat. Non enim inde faciunt initium, vnde quam plurimis in ciuitatibus leges exordiuntur. Nam pleraeque ciuitatis cuiuis educandi liberos ſuos, qua ipſi viſum ratione fuerit poteſtatem faciunt, atque ipſis etiam promeclioribus viuere ſui ex animi ſententia permittunt:

tunt: deinde edicunt, ne quis clepat, ne rapiat, ne per vim domum in aliquam irrumpat, nec quem per iniuriam pulſet, adulterium ne committat, magiſtratus imperio parere ne detrectet, atque his itidem alia conſimilia; quod ſi quis horum aliquid transgrediatur, poenae propoſitae ſunt. Dieſe Stelle lautet in unſrer Ueberſetzung alſo: „man ſagt auch, das der Künig Cyrus von Na„tur alſo geſchaffen, wie dann von den barbariſchen „Leuten noch bey dieſen vnſern Zeiten in liedern von „im geſungen wird, nämlich von Leib gantz gerader „ſchöner form, vnd hüpſchen geſtalt, von ſin vnd ge„müt gar milt vnd menſchlich, zu aller Kunſt leer „vnd eer oben aus gefliſſen, darum er ſich denn aller „arbait underwunden, vnd vor rum vnd lobs wegen „allen ſchaden vnd ſorg getragen vnd gelitten. Der„maſſen ſagt man den Künig Cyrus mit der ſchönen „form vnd geſtalt ſeines leibs vnd gemüths, in der „Perſier geſatz vnd Zucht von jugent auf erzogen, der„ſelbigen geſatz trachtet zu forderſten von gemainen „nutz, vnd ſahen nit an, wie dann vil anderen ſtett „vnd Land, geſatz, recht vnd Statuten, die den el„tern vnd vätern zulaſſen, ire Sün vnd Kinder nach „jrem gefallen zu ziehen, vnd daß die väter auch nach „jrem freyem willen leben, doch das ſie nit ſtelen, „rauben, mit gewalt in frembde hewſer brechen, wi„der rechts niemand bewaltigen, noch ſchlagen, it ee „nit brechen, ſich nit wider ire herren vnd obern ſe„tzen, vnd andere mer dergleichen, vnd wo jemand „deren geſatz eines vberbretten, wurd er darum ge„ſtrafft.“ Dieſe Stelle beweiſt deutlich, daß der Ueberſetzer entweder den Verſtand der lateiniſchen Worte,

Worte, und deren Stellung und Ordnung nicht verſtanden, oder aus Nachläßigkeit nicht geachtet, ſelbſt aber in der deutſchen Sprache verworren, unrichtig und unordentlich ſich ausgedrücket habe. Dergleichen Exempel finden ſich in dieſer Ueberſetzung viel, und iſt er ſonderlich unglücklich geweſen, die Hauptſätze von denen eingeſchalteten Nebenſätzen (propoſitiones incidentes) zu unterſcheiden, und beyde deutlich aus einander zu ſetzen. Hierzu kömmt, daß er die Verknüpfungs- und Unterſcheidungswörter manchmal ganz falſch überſetzet, und z. E. aus einem Gegenſatz einen gleichgültigen, aus zwey verbundenen Sätzen, zwey entgegen ſtehende, u. ſ. w. gemachet, und dadurch den wahren Verſtand des Textes oft ſchändlich verdrehet hat.

Was die Schreibart des Ueberſetzers betrifft, ſo folget er der Gewohnheit der Oberrheiniſchen Mundart, welche zu der Zeit, da dieſe Ueberſetzung verfertiget worden, von den meiſten Schriftſtellern beybehalten worden, ungeachtet Lutherus in ſeiner deutſchen Bibel ein viel richtigeres Muſter einer reinen deutſchen Schreibart gegeben hatte. Es iſt daher die Rechtſchreibung noch ſo altfränkiſch und unregelmäßig, als ſie im funfzehenden Jahrhunderte geweſen; dann er ſchreibt zum Exempel **geradten** für gerathen, **künden** für können, **Creſus** für Croeſus, **Arbayet** für Arbeit, **brayt** für breit, **Undankparkait** für Undankbarkeit, **Pündtnuß** für Bündniß, **zurugk** für zurück, **im** für ihm, **ermördt** für ermordet **geblündert** für geplündert, **Er** für Ehre, **Dapferkait** für Tapferkeit, **nyeſen** für nieſen, **vil** für viel, **belonung** für Belohnung, die-

ſhenen für diejenigen, Mitnacht für Mitternacht, erporn für gebohren, fieren für führen, froſcht für Froſt, begeit für begiebt, baß für beſſer, Fuſt für Fauſt, gemaini für gemeine, gewänen für gewöhnen, Künig für König, Got für Gott, u. ſ. w. Die mehrere Zahl endigt er anſtatt des Buchſtabes e, mit dem i, z. E. ſonderbari für ſonderbare, gemainſami für gemeinſame, in den Nennwörtern aber bedient er ſich eines doppelten n, und ſchreibt: geſchichtenn, großenn, erſtenn Dingenn u. ſ. f. Alte, damals noch im Elſaß, Schwaben und der Schweiz übliche Wörter ſind auch zum Ueberfluſſe in dieſer Ueberſetzung vorhanden, dergleichen ſind freydig, das iſt, munter, theur, das iſt, rechtſchaffen oder vortrefflich, die Forcht ausnehmen, unedlich, das iſt, unſterblich, den Beeren ſtechen, das iſt, fangen, ſchartlich, das iſt, hart, gegni, das iſt, Gegend, ſich wider einen geſtreußen, das iſt, ſetzen, geſeyn, das iſt, geweſen, ein komperlich werk, das iſt, eine ſchwere Sache, gehellen, das iſt, übereinſtimmen, menklich, das iſt, jedermann, Zeit verſchließen, das iſt, verbrauchen, ſpäne, das iſt, Händel, ſpennige, das iſt, Sachen, allergeyennſt, das iſt allerſchärfeſte, vom blaz ſegen, das iſt, von der Stelle weichen; das geſayd, das iſt, die Jagd, umbiß, das iſt, Mittag. Von dergleichen Wörtern wimmelt es in dieſer Ueberſetzung. Er miſchet auch bisweilen Wörter ein, die aus andern Sprachen entlehnt ſind: dergleichen ſind, exempſt, Magiſtrat, Abſtinenz, Tribunen, Bückler, das iſt ein Schild bouclier: wiewohl er ſich nach der löblichen Gewohnheit ſeiner Zeit gehütet, ſein Buch

durch

durch lateiniſche Lettern nicht bunt zu machen. Daher alle eigene Namen mit deutſchen Buchſtaben ausgedrücket ſind.

Indeſſen, ob gleich aus angeführtem erhellet, daß an dieſer Uebertzung vieles auszuſetzen ſey, ſo iſt doch auch nicht zu leugnen, daß er manchesmal den Sinn ſeines Geſchichtſchreibers wohl getroffen und deutlich ausgedrückt habe. Da es ihm aber an der Wiſſenſchaft in der griechiſchen Sprache fehlte, ſo konnte er es nicht beſſer machen. In dem vorangeſetzten Regiſter, ſind einige fremde Münzen, Oerter, Namen und dergleichen erkläret, deren aber ſehr wenige ſind. Das Buch anſehnlicher zu machen, hat der Verleger es mit Holzſchnitten auszieren laſſen, welche von dem Unverſtande des Erfinders manches lächerliches Zeugniß ablegen. Alſo hat er die Geburt Cyri gar natürlich, dabey aber alſo vorgeſtellt, als wenn ſie in einer Baurenſchenke vorgegangen wäre. Belagerungen werden mit Stücken, Schanzkörben, und andern erſt nach der Erfindung des Pulvers erdachten Rüſtungen abgeſchildert: und ſo ſehen auch die entworfenen Schlachten aus. Doch das hat dieſes Buch mit mehr andern ſeines Alters gemein.

* *

II.

Synopſis vniuerſae Philologiae, in qua miranda vnitas et harmonia linguarum totius terrarum orbis, occulta e literarum, Syllabarum vocumque natura et receſſibus eruitur. Cum Grammatica LL. Orientalium Harmonica. Synoptice tractata; nec non deſcriptione orbis terrarum quoad linguarum filum et propagationem mappisque geograghico-polyglottis. In Gloriam linguarum conditoris vſumque tam exegeticum quam ſcholaſticum, quo linguae a ſtudioſa iuuentute breuiori negotio diſci, emphaſesque vocum vberiori meſſe colligi poſſint, adornatae a Godofredo Henſelio, Scholae A. C. apud Hirſchb. Rectore. Norimbergae 1741.

Ein Inbegriff der ganzen Sprachgelehrſamkeit auf der Welt, der viel wundernswürdige, verborgene und tiefgeſuchte Sachen in ſich faſſen ſoll, und in der That aus ſehr rühmlichen Abſichten verfertiget worden, iſt ſchon der Mühe werth, daß wir ihn in unſere Beſchäfftigungen; wiewohl dieſelbe ſonſt nur bloß auf unſere Mutterſprache gerichtet ſind, mit einſchließen. Das Vorhaben an ſich ſelbſt, alle Sprachen auf der Welt in einen Inbegriff zu bringen, und ihre durchgängige Aehnlichkeit zu zeigen, iſt von nicht geringer Wichtigkeit. Wie mancher wird nicht das Urtheil davon fällen, daß es ein Werk ſey, welches die Kräfte eines einzigen Gelehrten weit überſteige.

Wer

Wer von der Uebereinſtimmung aller Sprachen urtheilen will, wird man ſehr natürlicher Weiſe gedenken, der muß ſie nothwendig insgeſammt mit einander verglichen haben. Soll er dieſes bewerkſtelligen, ſo muß er auch alle Sprachen verſtehen und kennen. Wo iſt aber derjenige glückſelige Menſch zu finden, der ſich deſſen rühmen kann. Und was wird uns alſo ein einzelner Mann, und wenn es gleich in der Weitläuftigkeit ſeiner Sprachwiſſenſchaft ein zehnfacher Mithridates wäre, von der Aehnlichkeit aller Sprachen auf der Welt ſonderbares ſagen können? Da nun der Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift ſich nichts deſtoweniger an ein ſo ſchweres; wo nicht unmögliches Werk gewaget: ſo haben wir theils unſere eigene Aufmerkſamkeit deſto mehr zu ſchärfen, theils auch unſern Leſern die Gründe zur Beurtheilung dieſer Art Schriften an die Hand zu geben, für nützlich erachtet, ihnen einige Gedanken von der Gleichheit und Ungleichheit aller Sprachen vorzulegen.'

Man mag unter der großen Menge von Sprachen nehmen, was man für eine will, ſo wird man in ihr etwas allgemeines und etwas beſonders entdecken. Denn da eine jedwede Sprache eine Fertigkeit iſt, die menſchlichen Gedanken durch gewiſſe zuſammengeſetzte Töne des Mundes kund zu machen: ſo erhellet gar leicht, daß dasjenige, was zu einer ſolchen Fertigkeit gehöret, und aus derſelben fließt, nothwendig allen Sprachen gemein ſeyn müſſe. Zwar ſcheinet aus dieſem Satze, eben ſo gar viel Aehnlichkeit in allen Sprachen, noch nicht zu erfolgen. Aber man darf nur einen jedweden Umſtand, den wir zum Begriff einer Sprache erfordert haben, etwas mehr aus-

einan-

einander wickeln, ſo werden ſich bald ſehr viel Dinge zeigen, von welchen man anfangs nicht geglaubet hätte, daß ſie unter das allgemeine der Sprachen gehöreten. Zuſammengeſetzte Töne des Mundes, ſetzen nicht allein einfache zum voraus, und haben daher alle Sprachen gewiſſe Buchſtaben; ſondern es läſſet ſich dieſer Satz vielleicht noch weiter treiben, und behaupten: daß, weil die Werkzeuge der Sprache und des Mundes bey allen Menſchen einerley ſind, daraus eine große Aehnlichkeit der einfachen Töne oder der Buchſtaben in allen Sprachen erwachſen müſſe. Wir reden ferner keine einzige Sprache zu einem andern Endzwecke, als damit wir unſere Gedanken von vorkommenden Sachen erklären, und uns der Worte als verſtändlicher Zeichen bedienen wollen, die innerlichen Vorſtellungen der Seelen, äußerlich abzubilden. Nun kann man aber alle Gedanken der menſchlichen Seele, nach der Mannigfaltigkeit der Dinge, wovon ſie gedenket, in gewiſſe Claſſen abtheilen. Entweder wir ſtellen uns Sachen vor, die durch ſich ſelbſt, oder die durch andere beſtehen. Wir denken entweder an eine Handlung, oder an einen zufälligen Umſtand einer Sache, u. ſ. w. Eine jede Art dieſer Vorſtellungen, erfordert auch eine gewiſſe Art der Wörter: und daher entſtehen die ſo genannten Theile der Rede, welche abermals unter das allgemeine der Sprache zu rechnen ſind; worinn ſich bey allen Sprachen, wo nicht eine völlige, doch wenigſtens eine ſehr genaue Einförmigkeit finden muß. Will man mehr gemeinſchaftliche Aehnlichkeiten der Sprachen hervorſuchen, ſo darf man nur der Natur der Theile der Rede, ihrer Veränderung und verſchie-

ſchiedenen Verknüpfung weiter nachdenken. Alsdann werden ſich immer mehr Umſtände und Regeln hervorthun, welche ſich nicht auf eine, oder etliche wenige Sprachen, ſondern auf alle erſtrecken; indem ſie ihren Grund in den allgemeinen Theilen der Rede und deren Beſchaffenheit haben. Und ſo beſitzen demnach alle Sprachen auf der Welt, ohne Unterſcheid und ohne Ausnahme in hundert Dingen eine Gleichheit, weil ihnen allen der Begriff einer Sprache zukömmt; nur bloß darum, weil ſie Sprachen ſind.

Dieſer Begriff der Sprache, iſt in der That, da er von den Gelehrten, und ſonderlich von einigen neuern Weltweiſen etwas reiflicher erwogen worden, die Veranlaſſung geweſen, vermöge ihrer Scharfſinnigkeit, eine beſondere philoſophiſche Wiſſenſchaft unter dem Namen der allgemeinen Sprachlehre, bloß auf dieſen Grund zu bauen. Die Engländer haben hierinn Locken *a*, den Biſchof Wilkins *b*, und einen neuern, uns unbekannten engliſchen Sprachlehrer *c* aufzuweiſen. Unter den Franzoſen haben die Verfaſſer der Grammaire generale et raiſonnée *d*, und der l'art de parler *e* eine ſolche Unterſuchung unternommen. Von uns Deutſchen ſind zweene unſerer berühm-

a) In ſeinem bekannten Buche, von dem menſchlichen Verſtande.

b) Seine Schrift heißt: Eſſay towards a Real character and Philoſophical Language.

c) Er hat geſchrieben: A Grammar of the Engliſh Tongue, with uſeful Notes, giving the Grounds and Reaſons of Grammar in general. the fourth Edition, London. 1721.

d) Die fünfte Ausgabe davon iſt gedruckt zu Paris, 1709.

e) Man hat einen Jenaiſchen Nachdruck vom Jahre, 1699

rühmteſten Philoſophen, der große Wolf *f*, und ſein würdiger Schüler, Herr Canz *g*, bekannt, welche ſich mit ihren Schriften auch um dieſen Theil der menſchlichen Erkenntniß verdient gemacht.

Es wird derowegen, wenn jemand heutiges Tages von dem Aehnlichen in allen Sprachen, nach der allgemeinen Sprachlehre handeln, oder ein Stücke davon erläutern will, bey nahe als eine Schuldigkeit von ihm erfordert, daß er die Arbeit ſo trefflicher Männer dabey zu rathe ziehe, und auch andere Vorgänger nicht gänzlich aus der Acht laſſe *h*.

Wir müſſen ferner auch das noch anmerken, daß außer derjenigen Uebereinſtimmung, welche aus dem Weſen einer Sprache entſpringt, und daraus in der allgemeinen Sprachlehre hergeleitet wird, ſich unter allen Sprachen, vermöge ihres Urſprungs, noch eine zufällige Gleichheit finden könne. Nicht anders, als wie es ſich mit der Aehnlichkeit verſchiedener Perſonen verhält. Die menſchliche Natur, deren alle theilhaftig ſind, wirket ſchon nach dem Baue ihres Körpers, nach der Zahl, Ordnung und Beſchaffenheit ſeiner Theile, wie nicht weniger nach den Gemüthskräften, bey ihnen eine vielfache Aehnlichkeit. Sie kommen ſich aber gemeiniglich hierinn noch viel näher, wenn ſie von einem Geſchlechte ihren Urſprung genommen,

f) Siehe ſowohl ſeine deutſche, als auch ſeine lateiniſche Hauptwiſſenſchaft.

g) In ſeiner akademiſchen Abhandlung, welche unter dem Titel: Grammaticae vniuerſalis tenuia rudimenta 1737 zu Tübingen herausgekommen.

h) Herr Canz führet auf der 19 Seite an bemeldten Orte Auguſtin Griſchov Introductionem ad philologiam generalem an. Man kann auch den Herrn Carpov in ſeiner lateiniſchen Schrift de perfectione linguae darzu nehmen.

nommen, und aus einerley Stamme erzeuget ſind. Wären alle Sprachen auf der Welt Kinder von einer einzigen Mutter, ſo könnte es gleichfalls wohl ſeyn, daß man in ihren Geſtalten einige Aehnlichkeiten wahrnähme, welche ſie eben nicht ihrer gemeinſchaftlichen Natur, dadurch ſie alle mit einander Sprachen ſind; ſondern ihrer Herkunft und allgemeinen Erzeugerinn zu danken hätten. Ob man aber wirklich dergleichen ähnliche Züge in der Bildung aller Sprachen erblicke, die beydes keine nothwendige Spracheigenſchaften ſind, und auch nicht von ungefähr können entſtanden ſeyn, das läßt ſich von einem bloßen Weltweiſen ſchwerlich beſtimmen. Hingegen die heilige Geſchichtskunde hebet dießfalls allen Zweifel auf, und was man hauptſächlich als ein Beyſpiel anführet, iſt dieſes, daß durchgängig in allen Sprachen theils doch etliche wenige, gleichlautende Wörter, von einerley Bedeutung vorhanden ſind.

Nebſt dem allgemeinen hat eine jedwede Sprache noch etwas eigenthümliches und beſonders. Es iſt ſchwer zu ſagen, was dieſes ſey, und worinn es beſtehe i), und noch ſchwerer, es in irgend einer Sprache völlig zu erreichen. So viel iſt klar, daß dazu eine Erkenntniß tauſend beſonderer Regeln und Anmerkungen von den Eigenſchaften ihrer Wörter; von der Anordnung und Verbindung der Sätze; von der Einſchränkung der Perioden, und vor allen eine critiſche Einſicht in die Abſtammung, Bedeutung, den Nachdruck und den Unterſchied ihrer Wörter und Redens-

i) Siehe Hrn. M. Schulemanns Diſputation, de Genio linguae, welche 1739. zu Leipzig gehalten worden.

Redensarten gehöre. Und daher kömmt es, daß ſo viel Zeit, Mühe und Erfahrung erfordert wird, ehe man ſich vollkommen in den Beſitz einer Sprache ſetzen kann. Das beſondere einer jedweden Sprache macht einem philoſophiſchen Liebhaber derſelben gar zu viel zu ſchaffen. Er ſieht beſtändig, daß ihm an der Wiſſenſchaft dieſer oder jener Sprache noch vieles fehlet, auch alsdann, wenn er zehnmal mehr Erkenntniß erlanget, als andere; die ſich doch ſelbſt für ſehr große Meiſter darinn halten, und ſehr geſchwinde ſind, mit dem Cäſar, das Veni, vidi, vici, über eine Sprache auszuruffen.

Die hebräiſche Sprache z. E. hat vor andern einen ungemeinen Vorrath des beſondern in ſich. Sie leidet Metaphoren und andere uneigentliche Ausdrücke, welche, ſonſt nirgends erlaubt ſeyn würden. Ein Ebräer hat Freyheit, nach Maaßgebung ſeiner Sprache, von einem, der eine Sache vergeblich ins Werk zu richten getrachtet, zu ſagen: Er habe Stoppeln empfangen, und Spreu gebohren. Er kann die Perſonen in ſeiner Rede alle Augenblick, ſo oft es ihm gefällig iſt, abwechſeln. Ja er pflegt zuweilen mit ſeinen Worten ſeine Meynung nicht ganz, ſondern gleichſam nur halb auszudrücken, und will, daß man vieles, was er nicht ſaget, dennoch gedenken ſolle. Wenn er z. E. von den Abgöttern meldet, ſie hätten ſich geſchnitzte Bilder der Götzen gegoſſen; ſo wird ihn ein Unverſtändiger, der des beſondern ſeiner Sprache nicht kundig iſt, eines Fehlers, und wohl gar eines Widerſpruchs, in dieſer Art zu reden, beſchuldigen. Wem hingegen die Sprachgewohnheiten, welche bey den Ebräern herrſchen, geläufig

ſind,

ſind, der wird gleich wiſſen, daß er, was in dem Ausdrucke fehlet, in ſeinen Gedanken hinzu ſetzen müſſe; und daß in dem ſcheinbaren einfachen Satze, ein gedoppelter verborgen liege; nämlich, es werde hier von den Abgöttern geſaget, daß ſie ſich ſowohl von Holz geſchnitzte, als von Metall gegoſſene Bilder ihrer Götzen verfertiget. So unumgänglich es iſt, wie in allen Sprachen, alſo auch in der ebräiſchen, dieſes beſondere zu wiſſen; ſo wenig trifft man doch in den meiſten Sprachlehren, womit die neuangehenden Lehrer derſelben die gelehrte Welt ſo reichlich und überflüſſig zu beſchenken pflegen, davon an.

Laſſet uns ietzt einmal einen Scribenten ſetzen, der von der Uebereinſtimmung aller Sprachen auf der ganzen Welt zu handeln verſpricht, und ſehen, wie mancherley Wege er gehen kann.

I. Die erſte Bahn, welche ihm offen ſteht, iſt die philoſophiſche. Erwählet er ſich dieſe, ſo läßt er ſich in eine Betrachtung über die vorzügliche Eigenſchaft der vernünftigen Geſchöpfe, welche man die Sprache nennet, ein. Nachdem er unterſuchet, was ſie ſey, ſo bemühet er ſich um die allgemeinen Geſetze, nach welchen ſie ſich richtet. Mit ſo vielem Fleiße, als ein Naturkündiger die Geſetze der Bewegung, die von den Körpern beobachtet werden, zu erfinden, zu erklären und zu befeſtigen ſuchet, mit ſo vieler Gründlichkeit entdecket er auch die Geſetze, welche im Falle der Endzweck einer Sprache, (daß nämlich der menſchliche Verſtand ſeine Gedanken an den Tag lege,) erhalten werden ſoll, von einer jeden Sprache in Acht zu nehmen ſind. Was obbelobte berühmte Männer hierinn geleiſtet, macht er ſich dergeſtalt zu Nutze, daß

er daraus weitere Folgen zieht, und alſo, vermittelſt derjenigen Geſchicklichkeit, weſfalls ihm eigentlich der Name eines Weltweiſen gebühret, durch mancherley neue Schlüſſe die Grenzen der allgemeinen Sprachkunſt erweitert. Eine ſolche Abſicht ihm vorzuſetzen, hat dem Verfaſſer unſers gegenwärtigen Inbegriffs der ganzen Sprachgelehrſamkeit gar nicht gefallen. Wenn er gleich hin und wieder, ſonderlich im Anfange ſeines Buchs, ein wenig philoſophiſch thut, und ſo gar nach Art der Meßverſtändigen gewiſſe Grundſätze, die zur Gewißheit ſeines folgenden Vortrages dienen ſollen, vorausſetzet: ſo ſieht man doch bald, daß es ihm mit dem Character eines Weltweiſen kein Ernſt ſey. Denn er beobachtet ihn kurz, unzulänglich, und gleichſam nur im Vorbeygehen.

II. Von der Uebereinſtimmung aller Sprachen auf der Welt, kann ein Schriftſteller auch aus der Erfahrung etwas beybringen. Ein jedweder Gelehrter iſt für ſeine Perſon mit mehr als mit einer Sprache bekannt, wenn er gleich nicht zu derjenigen Zahl gehöret, welche die ganze Gelehrſamkeit in der Erlernung alter und neuer Sprachen ſetzen. Ihm müſſen dabey die Aehnlichkeiten derſelben eben ſo leicht in die Augen fallen, als einer, der durch ſehr viel Städte gereiſet iſt, ſich erinnert, in allem, wenigſtens etliche übereinſtimmende Gebräuche angetroffen zu haben. Wo die eigene Erfahrung aufhöret, da nimmt man ſeine Zuflucht zu einer fremden. Und es kann bey den Sprachen dieſes Kunſtſtück ſo wenig fehlen, daß wir uns vielmehr leichtlich getraueten, unſern Leſern eine gelehrte Abhandlung, von der Einſtimmung der deutſchen und türkiſchen Sprache zu liefern, ohne vorher

vorher eine Sylbe des Türkiſchen zu lernen. Eine türkiſche Sprachlehre, und etwa noch ein türkiſches Wörterbuch, womit uns unſere Freunde, und in Ermangelung deren, die öffentlichen Bücherſäle verſorgen würden, könnten hierzu ſchon ein vieles beytragen. Denn wie viele Aehnlichkeit in beyden Sprachen wären wir nicht bloß dadurch zu entdecken vermögend. Gleich im Anfange zeigten ſich die Buchſtaben. Dieſe gäben uns ſchon die erſte Anmerkung an die Hand, daß nämlich die Türkiſche Sprache eben ſo wohl aus Buchſtaben beſtehe, als die unſrige, und vielleicht auch ihre einfachen Töne bey nahe von eben der Zahl, und dem Klange, wie die unſrigen ſind. Bey dem Fortgange zu den folgenden Capiteln in der Sprachlehre, iſt gar kein Zweifel, unſere Entdeckungen müßten nicht allein merklich wachſen, ſondern auch immer gelehrter, ſeltſamer und wichtiger werden. Und wenn uns ferner das Wörterbuch noch einige Wörter an die Hand gegeben hätte, welche in der Luft faſt ein gleiches Geräuſche, und in unſern Ohren faſt eben die Empfindung erwecken, als wie andere deutſche Wörter bey ihrer Ausſprache thun; oder welches noch beſſer iſt, wenn wir dieſe aus einem ſo genannten harmoniſchen Wörterbuche entlehnten: ſo bedünkt uns, hätten wir unſern Leſern von der Uebereinſtimmung der deutſchen und der türkiſchen Sprache ſo vielfache Spuren gezeiget, daß ſie mit uns könnten zufrieden ſeyn. Sollte es bey einem Schriftſteller, der das Aehnliche aller Sprachen auf der Welt zu beſchreiben ſich anheiſchig machet, dahin kommen, daß die Sprachlehre und Wörterbücher ein Ende haben: ſo ſind noch die Reiſebeſchreibungen für ihn übrig. Was deren Verfaſſer

von der Sprache eines Landes für Nachrichten mit einſtreuen, wird von ihm als bekannt angenommen. Die unbekannten Länder unter dem Nord und Süderpole bleiben weg, oder werden wenigſtens zu einem Supplemente bey einer folgenden Ausgabe ſeines Buchs, falls ſie währender Zeit ſollten entdecket werden, verſparet. Daran iſt nichts gelegen, und wenn er auch von vielen andern Sprachen, die in dem innerſten Aſien, Africa und America ihren Wohnplatz haben, nichts zu ſagen wüßte: ſo wird der Mangel einer Erkenntniß von ihrer wirklichen Gleichheit, durch eine Muthmaßung erſetzet, und das darf ihn nicht abhalten, ſein Buch einen Innbegrif der ganzen Sprachgelehrſamkeit auf der Welt zu benennen. Und ſo kann man aus ſeiner und anderer Leute Erfahrung, ſeinen Leſer von der Wahrheit, daß alle Sprachen auf der Welt etwas ähnliches unter einander haben, unterrichten. Hieben geſchieht es nun

III. Daß ein ſolcher Scribent entweder nothwendige Aehnlichkeiten unter allen Sprachen anführet, oder er giebt dergleichen zufällige Gleichheit an, als wir oben beſchrieben haben. Die erſtern durch die Erfahrung weitläuftig zu beſtätigen, ſonderlich wenn es Dinge betrifft, deren Nothwendigkeit gar zu leicht aus dem Weſen einer Sprache erhellet, wird ihm wenig Ruhm zu wege bringen. Was für Nutzen würde es haben, wenn jemand aus hundert Sprachen mit eben ſo viel Exempeln darthun wollte, daß es durchgängig Nennwörter von mehr als einerley Geſchlecht gäbe. Man würde ihm nicht mehr Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn glauben, als wenn er dieſen Satz nicht von den Sprachen derer Länder, ſondern von ihren Einwohnern behauptet

hauptet hätte. Dünkte es jemanden eine wunderns-würdige Aehnlichkeit zu ſeyn, daß alle Sprachen Nenn-wörter, Fürwörter und Zeitwörter, und andere Theile der Rede mehr in ſich ſchlieſſen; hielte er es der Mühe werth, die Uebereinſtimmung der deutſchen Spra-che mit den Sprachen in Portugal, Spanien, Frank-reich, Ungarn und Siebenbürgen, ja in allen vier Thei-len der Welt in dieſem Stücke zu zeigen: ſo wird hingegen ein Philoſoph hierinn nichts wunderns-würdi-ges finden. Er wird dieſe Anmerkung von der Ein-förmigkeit der Theile der Rede in und außer Deutſch-land für nicht viel ſcharfſinniger halten; als wenn er höret, daß die Theile des menſchlichen Leibes an allen dieſen Orten mit uns einerley ſind, und die Leute dor-ten, ſo wie wir, Augen und Ohren, Naſen und Mäu-ler, Hände und Füße haben. Wenigſtens müſten da-her von einem Schriftſteller, der mit Beyfalle zeigen will, wie alle Sprachen durchgehends übereinſtimmen, ſolche ähnliche Umſtände aus allen Sprachen geſamm-let werden, die, wenn ſie gleich nothwendig ſind, den-noch im erſten Anblicke etwas fremde zu ſeyn ſcheinen, und viel Tiefſinnigkeit im Nachdenken erfordern, ehe man die Urſache, warum ſie allen Sprachen gemein ſeyn müſſen, aus dem Weſen einer Sprache herleiten kann. Die zufälligen Gleichheiten ſind es, welche zur Verfertigung harmoniſcher Wörterbücher, oder ei-niger Proben von ſolchen, Gelegenheit gegeben. Auf dieſe hat der Herr Rector Henſel mit geſehen. Wie-wohl er geht weiter, und will, daß alle Sprachen in der Welt, als Abkömmlinge von der hebräiſchen, nicht nur einen Vorrath von gleichlautenden Wörtern, ſon-dern noch ſonſt eine gewiſſe emphatiſche Gleich-

heit [b], und denjenigen Nachdruck, welchen der berühmte Gottesgelehrte Caspar Neumann, der hebräischen Sprache zugeeignet, von ihr geerbet. Dahin zielet seine meiste Beschäfftigung, u. man trifft ihn also, als einen Schriftsteller von der Uebereinstimmung aller Sprachen, auf einem Wege an, da er eine ganz besondere, zufällige Aehnlichkeit unter allen zu erweisen, sich vorgesetzet.

IV. Die vollkommenste Art der Untersuchung, wie weit sich alle Sprachen auf der Welt nähern, und wie sie sich wieder von einander entfernen, würde zweifelsfrey seyn, wenn man sie alle, nicht nach ihrer Oberfläche, sondern nach ihrer innern Einrichtung und besondern Eigenschaften gegeneinander halten könnte. Wiewohl es ist sehr was gutes, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, ohne ein so ungeheures Werk voll anschauender Erkenntniß, bestehen kann; weil wir gewiß sind, daß es unter der Sonnen niemals zum Vorscheine kommen werde. Eine einzige Sprache erfordert schon bey nahe die itzige Lebenszeit der Menschen, wenn man sich nicht mit ihren äußerlichen Schalen vergnügen, sondern sich ihres Kerns bemeistern will. Wir finden Exempel genug von Gelehrten, welche zwanzig Sprachen obenhin, oder höchstens mittelmäßig, gewußt; aber noch keines ist uns bekannt, daß jemand in einer Sprache sich außerordentlich gewiesen, und doch zugleich in einer andern ein eben so großer Meister gewesen wäre. Ist es von zweyen Sprachen nicht möglich, dieselben in einem sehr hohen Grade zu wissen, und folglich ihre Gleichheit gegeneinander abwägen zu können: was wird bey mehrern, ja

b) Omnes conspirant emphatice, sind seine Worte in der Vorrede.

ja was wird ſogar bey allen, in der Erforſchung ihrer Aehnlichkeit und ihrer Abweichung, ein Scribent zu bewerkſtelligen fähig ſeyn? Sollten unſere Leſer einen ſo ſtrengen Begriff mit einem Innbegriffe der ganzen Sprachgelehrſamkeit auf der ganzen Welt verknüpfen: ſo würden ſie ſich, wie wir eben gethan haben, über den Anblick der gegenwärtigen Schrift des Herrn Rectors Henſels ein wenig verwundern; aber theils aus dem, was wir von ihrer Abſicht bereits gemeldet, theils aus der folgenden genauern Erzählung ihres Innhalts, leichtlich abnehmen, daß er ein ſolches Werk von der Uebereinſtimmung aller Sprachen auf der Welt, keinesweges zu liefern im Sinne gehabt.

Er erkläret ſich ſeines Vorhabens halber in der Vorrede viel demüthiger, aber auch zugleich ſo ſinnreich, daß wir den Anfang derſelben hieher zu ſetzen, nicht umhin können. Geehrteſter Leſer, ſpricht er, Es wird erzählet, daß unter den Annehmlichkeiten in Indien, ſich vor andern ein Vogel finde, in der Größe eines Staars, unter dem Bauche weißlichter Farbe, übrigens aber dunkelbraun, und auf dem Kopfe mit ſilberfarbigten Federn, ſehr zierlich gekrönet, welchen die Wilden Cencont Iatolli, die Europäer aber Vielſprecher nennen, indem er einen jeden Geſang, der in der Luft erſchallet, nachahmet. Hingegen was mich anbetrifft, ſo bringe ich dir hier keinen Vogel, auch keine Federn; ſondern weißlichte, mit ſchwarzen Spitzen von Buchſtaben geſprenkelte Papierchen, die ein Geſchnatter von allen, oder, ſo du es lieber willſt, von den vornehmſten Sprachen und Wörtern, welche

in der Luft ertönen, hören lassen, und den Kreis der Welt, der mit so mancherley Zungen redet, gleichsam mit lebendigen Farben abmalen und darstellen. Und zwar geschicht dieß mit einer so großen und wundernswürdigen Uebereinstimmung, daß dadurch alle Sprachen, auf eine emphatische Art einander gleich werden, und hat den Endzweck, daß sowohl eine Vereinigung der Kunst, in der Lehrart zu ihrer Erlernung, als auch eine Einförmigkeit der Natur, die in dem innern der Sprachen verborgen liegt, hierdurch an den Tag komme.

Das Erhabene, was in diesem kunstreichen Eingange stecket, muß um so viel mehr Stralen von sich werfen, da es nicht mehr unter der Decke der lateinischen Sprache verhüllet ist, sondern wir es auch dem deutschen Leser frey vor Augen geleget haben. Zwar der berühmte Werenfels [1], würde allhier eine falsche Hoheit der Rede, oder ein Meteoron gefunden haben, welches den Apulejus noch weit übertrifft. Da dieser Afrikaner die Blätter seines Buchs nur auf folgende Art beschreibet: „wenn man sich einmal gefallen läßt, in das ägyptische Schilf zu sehen, das mit „einem gespitzten Rohre, aus dem Nilus beschrieben ist". Unsert halben mag es immer für eine lohensteinische Schönheit gelten. Denn nach den Regeln dieser Schreibart, ist dieß die Manier, seinen Vortrag zierlich und prächtig einzukleiden: von der wir dem Herrn Rector Hensel nicht verdenken können, daß ihm

1) Siehe sein Buch unter dem Titel: Dissertationes de Logomachiis Eruditorum et de Meteoris orationis auf der 125 S. oder die Uebersetzung des letzten im den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, I. Th. 441 Seite.

ihm noch etwas anklebet, da es noch sonst gelehrte Männer genug giebt, die sich in ihrer Schreibart von den orientalischen Seltsamkeiten noch nicht völlig los machen können. Es klingt nach der lohensteinischen Redekunst viel zu niederträchtig, wenn man sagt, man wäre des Vorhabens, ein Buch von der Uebereinstimmung aller Sprachen auf der Welt zu schreiben: sondern es muß eine indianische Pflanze, eine Spezerey, ein kriechendes Thier, oder ein Vogel seyn, welcher diesem Satze seinen rechten Glanz ertheilet. Allein, wenn hat doch jemals Cicero, der doch billig als ein Muster eines guten Scribenten, den Schullehrern viel lieber und werther seyn sollte, als Lohenstein; den Eingang einer von seinen Reden oder eines von seinen Büchern, mit Beschreibung eines asiatischen oder africanischen Vogels gemacht? Und wir hoffen, sein Exempel nebst den andern Beyspielen des klugen Alterthums werde endlich durchdringen und verursachen, daß wir in kurzer Zeit keinen Vogel Cencont-Iatolli, oder ein Wunderthier von gleicher Gattung, mehr zu Gesichte bekommen. Denn wie leicht kann sich nicht ein Scribent dadurch in den Verdacht bringen, er habe sich, statt derjenigen Theile in der Gelehrsamkeit, die den Verstand schärfen, und das Gemüth bessern, nur bloß auf die Erkenntniß der ausländischen Vögel geleget.

Was die Abhandlung des Verfassers selbst anbetrifft, so hat er rathsam gefunden, dieselbe in fünf Abschnitte zu theilen, darinn er zuerst einige allgemeine Grundsätze (Axiomata) von der Einigkeit aller Sprachen und ihrer innerlichen, so genannten emphatischen Harmonie, voranschicket. Jedoch wollen wir eben

eben niemanden rathen, daß er in Erwägung dieſer Grundſätze, den Begriff, was man heutiges Tages in der Philoſophie Grundſätze nennet, anwenden ſollte. Er möchte ſonſt leicht auf die Gedanken gebracht werden, daß der Herr Rector einen Misbrauch dieſes Namens begangen habe: wenn er Sätze, die einer Erklärung und eines Beweiſes ſo hoch bedürftig ſind, unter dem Namen der Grundſätze verkaufen will. Der erſte Grundſatz, welcher hier vorkömmt, mag zur Probe dienen, indem er ſo lautet: Alle Sprachen haben etwas göttliches, als etwas emphatiſches, kraft der göttlichen Verſehung in ſich. Wer wird wohl ſo treuherzig ſeyn, und bey einem ſolchen Satze nicht mehrere Erläuterung und Beweiſe fordern? Zwar wollen wir nicht verhelen, daß nach der Abſicht des Verfaſſers die Folge dieſe ſeyn ſoll: weil die hebräiſche Sprache und vermittelſt derſelben alle andre von Gott kommen; ſo halten ſie alle mit einander gewiſſe Merkmaale ihres Urſprunges, oder einen ganz beſondern und innerlichen Nachdruck in ſich. Wiewohl wenn unſer Verfaſſer mit einem hartnäckigen Zweifler zu thun haben ſollte, ſo wird es dieſem an allerhand Einwendungen wider ſeine Schlußfolge nicht fehlen können. Er wird einen deutlichen Beweis verlangen, daß Gott der Erfinder der erſten Sprache ſeyn müſſen: weil der erſte Menſch bey aller ſeiner Weisheit dasjenige nicht vermocht, was wir als ſeine Nachkommen, ſo leichtlich ins Werk richten können, nämlich eine neue Sprache auszuſinnen, und hervorzubringen. Muß ferner alles, was von Gott kömmt, nothwendig etwas göttliches an ſich haben, und noch mehr, iſt denn etwas

was göttliches und etwas emphatiſches einerley? Uns ſcheint überdem der Herr Verfaſſer anfangs mit ſeinem Nachdrucke, oder mit ſeiner emphatiſchen Eigenſchaft, die er allen Sprachen beylegen will, ſelber einen dunkeln Begriff verknüpfet zu haben. Auf der 239 Seite erklärt er ſich endlich, daß er dadurch ſo viel ſagen wolle, daß in den Wörtern der Sprachen eine Abbildung von der Natur derer Sachen, welche ſie anzeigen, enthalten ſey: die Art und Weiſe, wie dieß geſchehe, ſollen die folgenden Abſchnitte zeigen; welches aber unſers Erachtens, eine vergebliche Mühe iſt, ſo lange die Wirklichkeit dieſer allgemeinen Sprachharmonie nicht durch beſſer zuſammenhängende Schlüſſe und klärere Grundſätze erwieſen iſt.

Es ſoll nämlich nach denen drey folgenden Abſchnitten, dieſe geheime Uebereinſtimmung auf drey Stücke ankommen, auf die Buchſtaben, auf die Sylben, und endlich auf die völligen Wörter. Was in den drey erſten Capiteln des andern Abſchnittes, der von den Buchſtaben handelt, von den falſchen Alphabeten, die ſchon vor der Sündfluth bekannt geweſen ſeyn ſollen, imgleichen von den hieroglyphiſchen Figuren, und von der Erfindung und Fortpflanzung der erſten Buchſtaben auf die älteſten und bekannteſten Völker, aus der Hiſtorie beygebracht wird, iſt mit gutem Fleiße und vieler Gelehrſamkeit zuſammengeſuchet. Nur bey einer einzigen Anmerkung, welche auf der 108 Seite befindlich, ſcheint die gute Meynung des Verfaſſers mehr Theil genommen zu haben, als ſeine Beurtheilungskraft, wenn er bemerket: daß da die Ebräer und andere Morgenländer von der rechten zur linken Hand geſchrieben, die Abendländer

das Gegentheil thäten, und endlich die Chineser nebst den Japeniern ihre Buchstaben untereinander setzten; dadurch alle Tage in der Welt ein förmliches Kreuz zur Ehre des gekreuzigten Heilandes gebildet würde. Denn so fromm dieser Gedanken auch immer klingen mag, so wird doch die wahre Verehrung Christi, durch das Malen von noch so vielen Kreuzen, oder ins Kreuz schreiben, welches ohne die geringste Absicht zufälliger Weise geschicht, sehr wenig oder wohl gar nicht befördert werden.

Da die Buchstaben nichts anders als diejenigen einfachen Töne sind, in welche sich eine ganze Sprache zuletzt auflösen läßt; so giebt sich der Herr Rector Hensel imfolgenden vierten Capitel viele Mühe, darzuthun: daß alle Buchstaben, und insonderheit die hebräischen, wovon die meisten in andern Sprachen auch vorkommen, eine gewisse, geheime und ihnen natürliche Bedeutung besäßen; welche sie beständig in den Mundarten aller Völker behielten, und eben dadurch die verwunderungswürdige Uebereinstimmung aller Sprachen auf dem ganzen Erdkreise hervorbrächten. Sein ganzes Gebäude von der geistreichen und emphatischen Kraft, die den Sprachen eigenthümlich seyn soll, beruhet auf diesem Satze, als seinem Hauptgrunde, auf welchen schon vor ihm, der berühmte Neumann seine Meynungen gebauet, dessen Fußstapfen er völlig folget. Wer also von den besondern Lehren dieses Gottesgelehrten, welche er von der hebräischen Sprache geheget, unterrichtet ist, dem werden wir von den Gedanken unsers Verfassers keine weitläuftige Erzählung mittheilen dürfen. Nur scheinet uns derselbe noch weiter als sein obgenannter Ver-

Vergänger zu gehen. Denn da Herr Neumann, wenigstens in seinem Buche, welches er clauis domus Heber genannt hat, keine andere als hebräische Exempel zu geben sich getrauet; so mögt es Herr Hensel getrost, nicht allein mit griechischen, sondern auch mit lateinischen und deutschen Exempeln. Es wäre aber sehr zu wünschen gewesen, daß der Verfasser sich nicht bloß um die Ausbreitung der Neumannischen Erfindung, und auf die fernere Anwendung, dieses an sich sehr sinnreichen, willkührlichen Satzes, sondern hauptsächlich um die Untersuchung und Verstärkung seiner Beweisthümer bekümmert hätte. Wir finden in diesem Stücke bey ihm sehr wenig neues. Fragt man nach dem Grunde, warum z. E. der Buchstabe B. ein Behältniß, eine Materie, oder einen Körper anzeige, siehe die 130 Seite; warum, wenn man eine Sache mit einem Namen benennet, darinn ein G. verhanden ist, durch das G allemal angedeutet werde, die Sache sey rucklicht, oder habe doch sonst eine gewisse Beugung und Krümme, (siehe die 132 Seite): so führet er außer etlichen allgemeinen Zeugnissen von Schriftstellen, welche einigen Buchstaben eine Fähigkeit von der Sache selbst eine Abbildung zu geben, erkannt, uns auf die bloßen Exempel. Man soll nämlich ein Wort für sich nehmen, und wenn man es in Buchstaben zergliedert hat, sodann die Bedeutung des einzelnen Buchstaben, welche Herr Neumann und seine Nachfolger nach eigenem Belieben ersinnen, zusammensetzen: so wird man sonnenklar sehen, daß die Sache vermittelst der Buchstaben des Worts, auf das allerschönste und vortrefflichste abgeschildert sey. Unser

Ver-

Verfaſſer hat bey einem jedweden Buchſtaben, einen reichen Vorrath von Exempeln angeführet. So belehret er uns auf der 158 Seite, daß das Wort [illegible] nach ſeinen Buchſtaben ſo viel ſey, als ein Gegenſtand, der, wenn er ins Geſichte fällt, in dem Eingeweide des Menſchen die heftigſten Affecten rege mache; und meynet, daß dieſe Beſchreibung ſich auf einen Hauptſchmuck, vermuthlich eines wohlgebildeten Frauenzimmers vortrefflich wohl paſſen. Unten von der 265 Seite an, und in folgenden, kommen noch klärere Exempel vor: ſo daß einer recht mit Verſatze blind ſeyn müßte, der das empfindliche Weſen der Buchſtaben, welches in allen Sprachen ſo herrliche Begriffe der Sachen verleihet, nicht wahrnehmen wollte. Denn wer wird ſo einfältig ſeyn, der, wenn er eine, um den Leib, rund, und dem Rohre gleich, ſteif geſchmückte, mit einem durchs Geblüthe innerlich verbundene, und ſonſt in ihrem Bezirke geſchäfftige Perſon nennen höret, nicht gleich errathen ſollte: daß dieſes niemand anders, als eine Schweſter ſeyn könne, deren Character das lateiniſche Wort Soror nach der 273 Seite durch ſeine fünf Buchſtaben ſo wohl ausdrücket. Und wenn wir das deutſche Wort Tod, nach Herrn Henſels eigenem Ausdrucke anatomiren: ſo will der Nachdruck des Buchſtabens T einen gewaltſamen Schluß anzeigen; das O bedeutet recht nachdrücklich eine Sache, die alles gleichſam in einen Zirkel in ſich ſchließt, indem der Tod alle Menſchenkinder verſchlingt; das D will einen langſamen Ausgang, da ſich etwas allmählich nähert, vorſtellig machen; und endlich ſteht auch der Buch-

ſtab

habe T nicht vergeblich, welchen alſo unſere heutigen Rechtſchreiber ſehr unrichtiger Weiſe auslaſſen, indem ſie dadurch den ganzen Nachdruck dieſes Wortes ſchwächen, dem das T noch manchmal einen Beſchluſs beyleget. Wir können uns im Ernſte auf ein ſonderbares Lehrgebäude nicht einlaſſen, wiewohl wir demſelben noch manche, von ſeinen bisherigen Gegnern noch unberührte Gründe entgegen zu ſetzen, uns getraueten; ſondern wir wollen nur das ſagen, daſs wenn dergleichen Abbildungen der Sachen, wovon wir die Proben geſehen, und die man durch eine gezwungene Deutung der Buchſtaben erlanget, gute und untadelhafte Beſchreibungen ſind, alsdann alles was uns die Weltweiſen von der Wörter Erklärung für Regeln geben, falſch und ungegründet ſeyn müſſe. Da aber dieſes ohnmöglich ſeyn kann, ſo ſcheint es wahrlich der Weisheit Gottes auch nicht gemäſs zu glauben: daſs wenn ſie die Abſicht gehabt hätte, den Menſchen eine Sprache, welche die Natur der Sachen kennbar machen ſollte, mitzutheilen, ſie dieſelbe ſo eingerichtet; daſs dadurch ſo fehlerhafte, ſo unvollkommene, ja ſo elende Bilder und Beſchreibungen der Dinge gegeben würden, dergleichen die Vernunftlehre nothwendig als Zeichen einer ſehr ſchlechten Erkenntniſs und Einſicht verwerfen muſs.

Ehe der Verfaſſer dieſen Abſchnitt endiget, ſo hält er es für ſeine Pflicht, was ſo viel hundert Scribenten bereits von den hebräiſchen Accenten geſagt, in ſeinem 5. Capitel, als in einem kurzen Innbegriffe zu wiederholen. Hiernächſt giebt er auch von den Unterſcheidungszeichen der Römer und Griechen einige Nachricht. Wie es die übrigen Sprachen in dieſem Stücke halten, da-

von erzählt er in ein paar Zeilen, nur etwas weniges. Wo aber, was dieſe Unterſcheidungszeichen betrifft, die die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Hebräiſchen, dem Griechiſchen, dem Lateiniſchen und andern Sprachen bleibt, welche zu zeigen, in ſeinem ganzen Werke die Abſicht iſt; das wiſſen wir, da Herr Henſel von dieſer Materie gänzlich ſchweiget, nicht zu beſtimmen.

Wir halten es gleichwohl nicht für nöthig, von dem dritten Abſchnitte, darinnen die Zuſammenſetzung und Veränderung der Sylben in mancherley Sprachen gezeigt wird, unſern Leſern mehr zu ſagen, als daß das hauptſächlichſte, was darinnen anzutreffen iſt, eine kurze harmoniſche Sprachlehre zwiſchen der hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen, arabiſchen, äthiopiſchen, coptiſchen und griechiſchen Sprache ſey. Es kömmt alſo in dieſem Abſchnitte mit dem Vorhaben des Verfaſſers ſchon ſehr zum Abſchlage. Anſtatt daß der Titel ſeines Buchs zu einer Uebereinſtimmung von allen Sprachen Hoffnung machte, wird nunmehro die Harmonie derſelben auf ſieben Sprachen eingeſchränket. Vielleicht wäre man dem Hrn. Henſel dabey noch einige Verbindlichkeit ſchuldig geblieben, wenn er eben das Vorhaben bey ſolchen Sprachen, wobey es noch nicht geſchehen, dergleichen die mehreſten Abendländiſchen ſind, ins Werk gerichtet hätte. Daß er aber juſt auf die morgenländiſchen Sprachen gefallen, und die Arten angeführet, wie z. E. eine jedwede unter ihnen, die Nennwörter mache, und was dergleichen gemeine Umſtände mehr ſind, iſt eine Arbeit, die ſchon längſtens von andern übernommen worden, und wobey es heutiges Tages nur bloß des Abſchreibens gebrauchet. Das einzige Hodegeticum Orientale Harmonicum, welches

welches M. Joh. Friedr. Nicolai 1670. zu Jena herausgegeben, giebt mit Ludwigs, von der Sprachlehre der Morgenländiſchen Sprachen, überflüſſigen Vorſchub darzu. Wir behaupten indeſſen gar nicht, daß unſer Verfaſſer dieſe leichte Art, eine harmoniſche Sprachkunſt zu ſchreiben, erwählet habe; ſondern wir zeigen nur, daß dieſelbe ſehr möglich ſey.

Hierauf ſoll nun der vierte Abſchnitt, die innerliche Uebereinſtimmung ganzer Wörter, die ſich auch in den verſchiedenen Sprachen findet, und allemal auf die Einigkeit der Bedeutung, vermittelſt ihrer Buchſtaben, welche der Verfaſſer einmal bey ſich feſte geſetzet, hinausläuft, klar machen. Es iſt ſehr zu billigen, daß ſich Hr. Henſel allhier auf ſolche Wörter beziehet, welche vermittelſt ihres Klanges die Sache, die ſie bedeuten, nachahmen. Denn es giebt deren, wie nicht zu leugnen, in allen Sprachen, und beſonders auch in unſerer deutſchen, eine kleine Anzahl. Z. E. das deutſche Wort murren, iſt ſehr geſchickt, diejenige Handlung, wovon es gebraucht wird, auszudrücken und abzubilden. Allein man muß dieſen Nachdruck der Wörter nur nicht zu weit ausdehnen, und die gehörigen Schranken überſchreiten. Es ſind zweyerley Sätze, die eben ſo weit als Himmel und Erde, von einander unterſchieden ſind, ob man behauptet, daß die Wörter als Töne, wenn ſie Verrichtungen bedeuten, die auch mit einem gewiſſen Tone geſchehen, dieſelben einiger maaßen abzubilden vermögend ſind, in welchem Stücke unſer Verfaſſer völlig Recht hat: oder ob man, wie er auf der 287 S. ſich von ſeiner Meynung am aller deutlichſten erkläret, vorgiebt: Die Buchſtaben wären lauter emphatiſche Zeichen, und bedeu-

reten gewiſſe allgemeine Begriffe, dergeſtalt, daß aus ihrer Vereinigung ein genaueres Bild von einer Sache entſtünde, welches wir andern mittheilen. Denn was den letzten Satz anbetrifft, ſo wird man ihm ſchwerlich einen beſſern Platz, als unter den ſüßen Träumen der Gelehrten, anweiſen können. Hr. Neumann und ſeine Nachfolger blieben hübſch bey dem hebräiſchen, und darinnen hatten ſie einigen Schein für ſich. Da aber Hr. Henſel ihre Meynung auf alle Sprachen, und unter andern auch auf unſre deutſche ziehen will, und zwar in ſolchen Wörtern, von welchen es offenbar iſt, daß ſie nicht aus dem hebräiſchen abſtammen, ſo verlieret dieſer Satz, der gleichſam alles was er anrühret, in lauter Nachdruck verwandelt, vollends alle Glaubwürdigkeit. Laß es ſeyn, daß das hebräiſche Wort אחות, ein Ding, welches hervor gebracht und mit mir genau verknüpft iſt bedeute, ſ. d. 277. S. wobey man aber doch noch eine gute Gabe Räthſel zu errathen gebrauchet, wenn man ſogleich an eine Schweſter gedenken ſoll: wer iſt uns Bürge dafür, daß nicht nur in dem lateiniſchen Worte ſoror, derjenige köſtliche Begriff ſtecke, den wir bereits oben angeführet haben; ſondern daß auch unſer deutſches Wort Schweſter, ſo wie uns Hr. Henſel verſichert, eine Perſon, die mit uns auf eine ſehr weiche, zärtliche, heftige, und freudige Art verbunden ſey, vorſtellig mache? Was deucht unſern Leſern, wenn man uns ein vollſtändiges Wörterbuch von allen Wörtern der deutſchen Sprache auf gleichen Schlag lieferte, und die vermeyntlichen Begriffe, die ein jedes deutſches Wort in ſich ſchlieſſen ſoll, auswickelte, würden dadurch nicht ſchöne Kennzeichen, verſchiedene Dinge von einander zu kennen und zu unterſcheiden

den, ans Licht kommen? das beſte würde ſeyn, daß man ein ſolches Buch als einen grammatiſchen Roman anſehen könnte. Denn ſonſten möchten die emphatiſchen Abbildungen, welche man der deutſchen Sprache andichtete, ihr eben nicht zur Ehre gereichen.

Jedoch unſer Verfaſſer kömmt von ſeinen Erdichtungen in dem andern Capitel dieſes Abſchnittes, wiederum auf wahre Dinge, da er von ſeiner fabelhaften Uebereinſtimmung aller Sprachen, auf diejenige Gleichheit geräth, welche von der Abſtammung einer Sprache von der andern herrühret. Dieſelbe äußert ſich nun theils in einzelnen Wörtern. Und da ſind es freylich unleugbare und ſonſt ſchon ziemlich bekannte Wahrheiten, daß die morgenländiſchen Sprachen in ihren Wörtern viele Verwandſchaft beſitzen. Daß man im Lateiniſchen manche Wörter antreffe, welche griechiſcher Ankunft ſind; daß die Aehnlichkeit zwiſchen dem letzten und dem Franzöſiſchen noch weit gröſſer ſey, und daß endlich zwiſchen dem Deutſchen und dem Holländiſchen eben dieſe Verhältniß ſtatt finde. Wiewohl wir bemerken, daß bey einer ſolchen Ausführung, als wir erzählet haben, auch in dieſem Puncte die Uebereinſtimmung aller Sprachen, noch lange nicht zureichend erwieſen wird. Zehen Sprachen, denn ſo viel führet der Verfaſſer an, wollen bey weitem nicht zulangen, wenn man auf eine gültige Art einen allgemeinen Satz von den Sprachen abfaſſen und behaupten will. Ueberdem hat es nicht einmal mit der Uebereinſtimmug dieſer zehn Sprachen ſeine völlige Richtigkeit, oder wenigſtens iſt zwiſchen einigen kaum ein ſehr geringer Schatten von einer Aehnlichkeit zu finden. Der Verfaſſer geſteht ſelbſt auf der 310 S. daß es

eine vergebliche Arbeit ſeyn würde, in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache durchgängig eine Gleichheit zu ſuchen. So gerne man alſo zwiſchen einzelnen und mehrerern Sprachen eine ähnliche Geſtallt zugeben wird: ſo unmöglich wird es ſeyn, ſelbige bey allen, ohne Ausnahme wahrzunehmen. Die Zeit, welche alles verändert, und nichts auf der Welt beſtändig in derjenigen Forme läßt, worinnen es anfänglich gebildet war, hat auch hier ihr Recht ausgeübet. Sollten gleich in den allerälteſten Zeiten, ſich zwiſchen allen Sprachen noch ſo viel Aehnlichkeiten gefunden haben: ſo haben ſie ſich doch heutiges Tages, bey den mehreſten völlig verlohren. Sie ſind dergeſtalt ins kleine gebracht worden, daß ſie ſich unſerm Geſichte nunmehro völlig entzogen, und man alſo die Gedanken, eine Uebereinſtimmung aller Sprachen auf der Welt, vermöge ihrer Abſtammung, zu entdecken, ſich ſicher vergehen laſſen kann. Wenigſtens iſt das, was der Verfaſſer von der ähnlichen Wortfügung der Sprachen in dem dritten und letzten Capitel dieſes Abſchnittes beybringt, noch unzulänglicher, eine allgemeine Sprachharmonie feſt zuſetzen, als was er von den Wörtern vorgebracht hat. Denn hier ſetzet er ſich noch engere Gränzen als bey dem vorigen; indem er bloß auf die Wortfügung einiger morgenländiſchen Sprachen ſieht, und ihren Sprachlehrern etliche von ihren bekannteſten Regeln abborget, welche er ſeinen Leſern wiederum ſehr freygebig mittheilet.

Der letzte Abſchnitt unſrer gegenwärtigen Schrift, führet den Titel einer philologiſchen Erdbeſchreibung, weil der Verfaſſer darinnen gleichſam eine Reiſe durch die vier Welttheile anſtellet, die mancherley Sprachen,

chen, welche in einem jedweden, ſo viel man weis, üblich ſind, namhaft machet, und von ihrem Charakter, ihrer Herkunft und andern Eigenſchaften, allerhand Anmerkungen mittheilet. Hier kommen unſtreitig viele gute und merkwürdige Sachen vor, welche dieſem Abſchnitte für den andern einen Vorzug geben. Bey Gelegenheit unſerer deutſchen Mutterſprache erzählet Hr. Henſel, daß er ihre Uebereinſtimmung mit der hebräiſchen ehemals in einer beſondern Abhandlung ausgeführet habe. Vielleicht reden wir zu einer andern Zeit von derſelben etwas weitläuftiger, da wir aus dem Auszuge, welcher hier eingerückt iſt, wahrnehmen, daß dieſelbe, in ſo ferne ſich die Neumanniſchen Sätze nicht mit einmiſchen, gar gut gerathen ſey. Er füget anitzo auch eine Probe von einer harmoniſchen Sprachlehre zwiſchen der deutſchen Sprache und der Perſiſchen bey, wodurch die vielfältige Aehnlichkeit zwiſchen beyden, darüber ſich vormals der groſſe Sprachgelehrte, Bochart, ſchon ſehr verwundert hat, erhellet. Daß auch noch viel mehrere Sprachen, mit unſerer deutſchen eine Menge von Wörtern gemein haben, wird von dem Verfaſſer klärlich dargethan. Morhof hat ſchon in ſeinem Unterrichte von der deutſchen Sprache, eine Anzahl von ſolchen Wörtern geſammlet, die mit dem Griechiſchen faſt gänzlich übereinkommen, denen aber Hr. Henſel bey nahe noch ein ganzes hundert hinzuthut. In der lateiniſchen Sprache hat ſchon Praſche, als er ſein Onomaſticon Grammatico-Latinum ſchrieb, über 800 ſolche Wörter entdecket; da der Deutſche und der Lateiner eine Sache faſt mit einerley Namen belegen. Andere haben mit der tartariſchen, mit der oſtſächſiſchen, mit den nordiſchen und runiſchen Spra-

chen, wohin auch die isländiſche gehöret, ein gleiches verſuchet, und ſind die Proben davon bey unſerm Verfaſſer zu leſen. Damit aber das Geſchlechtregiſter der Sprachen deſto mehr in die Augen falle, ſo hat Hr. Henſel den Vorſchlag, welchen unſer großer Leibnitz ſchon gethan, daß man auf beſondern Landcharten die Sprachen, welche in einem jedweden Reiche herrſchen, bemerken ſollte, ins Werk gerichtet. Man ſieht nämlich die vier Welttheile auf vier Charten vorgeſtellet. Auf denſelben iſt erſtlich die Herkunft der Völker von den Söhnen Noah, ſo viel uns die Geſchichtkunde davon erzählet, durch dreyerley Farben ſinnlich abgezeichnet. Ferner ſind am Rande auf der Charte eines jedweden Welttheiles, die daſelbſt gebräuchlichen Alphabete geſetzt, und zur Probe, wie in einem jeden Lande die Sprache lautet, ſind die verſchiedenen Ränder mit etlichen Zeilen des Vaterunſers, in der daſigen Landesſprache beſchrieben, daß man alſo ſogleich ſehen kann, in was für Provinzen die Sprachen der Einwohner Verwandſchaft haben, und wo ſie im Gegentheile von einander abgehen; ingleichen, ob ſie ſich weit oder nicht weit von einander entfernen. Der Fleiß und die Geſchicklichkeit, womit der Herr Rector den Leibnitziſchen Entwurf ausgeführet, iſt alſo allerdings zu loben, und wenn auch gleich diejenige Sprachenharmonie, worzu ihm des berühmten Neumanns Sätze Gelegenheit gegeben, keinen Beyfall finden ſollte; oder wenn auch die philoſophiſchen Leſer durch ſeine Art zu denken und zu ſchließen, nicht ſonderlich ſollten erbauet werden: ſo wird dieſes dennoch, nebſt den eingeſtreuten guten Sachen, ſeiner Arbeit allemal einigen Werth verſchaffen.

M. S.

* *

III.

FataLIs aVstrIaCI SoLIs eCLIpsIs VIsa VIgesIMa oCtobrIs In obItV Caesarls CaroLI VI.

Die gröſte und letzte Finſternuß an den Durchlauchtigſten öſterreichiſchen Kayſers-Himmel geſehen, den 20 Octobr. in den betrübteſten Todtfall Caroli VI. gezeigt, in dem hochwürdigen hoch-adelichen freyen Ritter-Stift zu Bruchſall, den 22 Dec. von R. P. Auguſtino Forſter, Ord. Min. S. Franc. Conventual. Mit Erlaubnus der Oberen 1741. in Fol. 7. Bogen.

Die Poeſie der katholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland, hat ſchon ſeit langer Zeit, und zwar mit allem Rechte, in einem ſehr ſchlechten Anſehen geſtanden. Wir haben ſolches in dieſen Beyträgen mehr als einmal bewieſen, und mit Exempeln beſtätiget. Derohalben wollen wir unſern Leſern einen Beweis mittheilen, daß ſie es in der Redekunſt nicht weiter bringen, als in der Poeſie; und daß die ſchönen Wiſſenſchaften wohl noch dieſe Stunde in dem alten Wuſte liegen möchten: wenn ſie auf den Beyſtand dieſer Herren warten ſollten, und wenn nicht die proteſtantiſche Religionsverwandten, weit kräftiger und eifriger an dem Flore der freyen Künſte und des gu-

ten Geſchmacks gearbeitet hätten. Wir reden nicht zu viel. Der Tod eines mächtigen Kaiſers, eines Kaiſers, mit welchem ein ſo mächtiges Haus eingeht, als das habſpurgiſche geweſen, welches ſo viele Jahrhunderte hindurch ſo viele Königreiche, Fürſtenthümer und Länder beherrſchet hat, und faſt allen ſeinen Nachbarn ein Schrecken geweſen iſt; ja, eines Kaiſers, deſſen Tod ſolche wichtige Folgen nach ſich ziehen muß, als die Erfahrung uns gewieſen: der hätte ja wohl einen Lobredner verdienet, welcher alle dieſe Umſtände mit allem Prachte der Redekunſt vorzutragen, und bey einer ſo großen Gelegenheit, ſich auch als einen großen Redner zu zeigen, gewußt hätte. Allein ſo gut iſt es Carln dem VI. nicht geworden. Es hat ſich ein ſehr elender bruchſaliſcher Fleſchier an ſeine Lobrede gemacht; und wenn dieſes zwar von einer ſtrafbaren Verwegenheit des Redners zeuget, ſo iſt es doch auch wahrlich dem Orden deſſelben keine Ehre, daß man keinen würdigern Lobredner ausgeſuchet; oder, da man vielleicht keinen beſſern ausfündig machen können, dennoch die Kühnheit gehabt hat, die Gruft eines ſo großen Monarchen durch den Druck einer ſo abgeſchmackten Schrift zu beſchimpfen und den Proteſtanten ein Gelächter zu erwecken. Unſere Leſer ſollen Richter ſeyn. Er hebt ſo an: „Non aliter „ſtupeo: quam qui Iouis ignibus ictus, viuit, et eſt „vitae neſcius ipſe ſuae. Nit anderſt, als wie ein „von den ſchwirrenden Jovis Keul beblitzter, und „ſeines in ihm ganz ertattert, ſtill liegenden Lebens „unwiſſender Wandersmann, ſtehe ich auf dieſen „Trauer tragenden Redner-Stuhl, rage, ſtaune, er„ſattere Ja! gleich als die entſeelte und entgeiſter-

„te

„ſe Bildnuß Promethei weis ich nit: ob ich den lal-
„lenden Mund zum reden, oder aber das in bekům-
„merten Thränen-Waſſer ſchon herum badende Aug
„zum weinen eröffnen und auffſchlieſſen ſolle. Aller-
„maſſen von einem hochwürdigen hochadelichen Frey-
„en Ritter-Stifft allhier zu Bruchſall mir ſtatzlen-
„den Harpocrati ein ſo betrübtes Redner-Geſchäfft
„iſt aufgetragen worden; deſſen Leid-fließende Ma-
„teri auch die Wort ſafftige Lippen eines römiſchen
„Wohl-redners Ciceronis aus dörren, und mit ſtum-
„men Leid-Feßeln verrigeln und verſchlieſſen wurde.“
In dieſer Schreibart erhält ſich der R. P. Förſter den
ganzen Eingang durch, worauf er den Hauptſatz ſei-
ner Rede alſo vorträgt: „Und damit unſere betrübte
„Augen dieſe erſchröckliche Sonnenfinſternuß vollkom-
„men erſehen mögen, ſo werde ich zum unſterblichen
„Ruhm des verſtorbenen gröſten Kayſers in dem er-
„ſten Theil zu ſehen vorſtellen: wie herrlich und glor-
„reich dieſe ſchönſte Sonn Carolus an dem großen
„Reichs- und Welt-Himmel von Anno 1711. biß in
„das unglückſeligſte 1740ſte Jahr, geleuchtet habe.
„In dem zweyten Theil aber zu unſrer billigſten Be-
„trübnus vorlegen: mit was vor Beſtürtzung und
„vernünftiger Forcht aller getreuen Unterthanen dieſe
„hell-leuchtende Sonn ſeye untergangen. Der An-
„fang und Ende aller Dingen, der ewige große Gott,
„welcher Sonn und Mond an den Saulen-loßge-
„ſprengten Himmels-Gewölb hat angezündet, er-
„leuchte meinen in traurigen Finſternuſſen und Schat-
„ten des Tods herum wandlenden Verſtand, damit
„ich ihnen A. A. vollkommen zu ſehen vorſtelle, die
„gröſte und letzte Sonnenfinſternuß an dem Oeſterrei-
„chiſchen Kayſers-Himmel. Viel-

Vielleicht werden unſere Leſer gern wiſſen wollen, was unſer Pater denn mit der Sonnenfinſterniß haben wolle, und wie er darauf komme, Carls des ſechſten Tod, mit dieſer Himmelsbegebenheit zu vergleichen. Allein, ſie müſſen wiſſen: daß er ſich zum Texte den Spruch erwählet hat: Hora ſexta tenebrae factae ſunt in vniuerſam terram, et obſcuratus eſt ſol. **Um die ſechſte Stund ward ein Finſternus über die ganze Erden, und die Sonn hat ihren Glanz verloren.** Auf die Erwählung dieſes Spruches hat ihn unfehlbar das glücklich ausgefundene Chronoſtichon auf dem Titel gebracht. Denn eine Lobrede ohne dieſen Zierrath möchte vielleicht einem bruchſalichen Cicero ein ſehr unſcheinbares Ding zu ſeyn bedünken: und wir müſſen ihm wohl noch Dank wiſſen, daß er nicht noch was ärgers aus dem Tode des Kaiſers hat machen wollen; denn einer ſolchen Einbildungskraft kann man alles zutrauen. Nunmehro wollen wir zeigen, wie er ſeinen vorgenommenen Satz abhandelt. Es heißt: „Wenn die „Stralen-prächtige Sonn ihren kohl-ſchwarzen „Nachtzeug in dem ſauren Meerwaſſer, (wir möchten wiſſen in welchem Meere dieß zu haben iſt), „ſauber hat abgewaſchen und von ihrem naſſen Waſſer-Beth aufſtehend, mit ihren Gold-ſpielenden „Stralen, da die hohe Eiß-graue Häupter der „Schnee beflockten Berge, dort die beblümte Felder „Alcioni, hier die Schlöſſer eines reich begüterten „Cröſi und da die verächtliche Stroh-hütten eines „nothleiden den Codri, vergoldet: pflegt die ganze, vom „tieffen Trauer-Schlaff verhero eingeſchnarchte Na„tur freudig zu erwachen, frohlockende Lebens-Geiſter

„ſter einzuſchnauffen. Und da Carolus der Sechſte, „dieſe Oeſterreichiſche Sonn aus dem durchlauchtig„ſten kayſerlichen Ehebett Leopoldi I. und Eleonorä „Thereſiä von Neuburg, Anno 1685. den 1 Octobr. iſt „vorgegangen, wurde die ganze Teutſche Welt mit „ſo freudigem Jubel-Geſchrey erfüllet, je kennli„chere Zeichen an dieſer neu aufgehenden Sonn her„vorleuchteten, daß das Römiſche Reich an dieſen „Kayſerlichen Prinzen in der Sanfftmuth einen Da„vid, in der Weißheit einen Salomon, in der Ta„pferkeit einen Jonathan, in der Frömmigkeit einen „Ezechiam einſtens werde zu verehren haben.“ Er ſagt, „daß, weil die göttliche Verhängnus, die glor„reichſte Kayſers-Comödie, welche ſie ſchon Anno „1273. in Rudolpho I. zu ſpielen angefangen, in die„ſem 1740ſten Jahre beſchlieſſen wollen, ſie in Caro„lo gleichſam, als im letzten Epilogo, die Herrlichkeit „und Glory aller vorhergegangenen Kayſer lebendig „exhibiren und vorſtellen wollen. Seine auf ſchwa„che Kinder-Schuhen noch herumlaufende Jugend, ſchreibt er, „hatte ſchon ſolche mannliche Kenn-Zei„chen von ſich blicken laſſen, daß man leicht ermeſſen „konnte, es würde mit der Zeit aus ihn ein Atlas werden.

Doch wir wollen anfangen, unſern Redner als einen Redner zu betrachten, und ſeine Wohlredenheit ſtückweiſe anzeigen und bewundern. In Erzählungen hat er es ſo weit gebracht, daß er hoffentlich über allen Neid weit weg ſeyn wird. „Als mit anwach„ſenden Jahren dieſe hell-leuchtende Sonn an den „öſterreichiſchen Himmel nit länger wollte ſtehen blei„ben, ſondern gleichwie die Sonn an Firmament ſine „errore celerrimus Meer und Erden überlauffend,

„an

„an den Spanischen Horizont sich sehen ließ; hatte „der Pulver rußige Rauch deren feindlichen Carthau„nen, der auffwirblende Dampff deren Frantzösischen „Stucken, und der von feindlichen Soldaten aufge„wühlte Staub, die Spanische Königs-Kron also „verdunkelet, daß sie kaum einen oder den andern „günstigen Liebes-Blick auff ihren rechtmäßigen Kö„nig Carolum könnte fallen lassen, und hatte ja da„zumalen der Frantzösische Haan den spanischen Kö„nigs-Thron mit seinen stark-riechenden Lilien, also „dick bestreuet, daß das Oesterreichische Lerchlein fast „unmöglich auf denselbigen nisten könnte. Aber da „Carolus, diese Sonn, mit grösseren Waffen„Gwalt auffgienge und erscheinete, liessen die stoltzen Li„lien ihre vorhero hochaufgereckte Häupter also sinken, „daß sie 1704. auf den Schellenberg, zu Hochstädt, „zu Gibraltar 1705. ꝛc. fast verwelket waren, und „brennte unsre Oesterreichische Sonn den Hertzogen „von Anjou mit ihren Strahlen dermassen auf den „flüchtigen Buckel, daß er Madrit, seine Residenz „1710. mit überwundnem Rucken anschauen mußte.“ Von dem Siege über die Türken, redet er so: „Wem ist unbewust, mit was erstaunlichem Gwalt „unsere glücklich siegende Sonn dem wieder sie rebel„lisch auffstehenden Mond, die blasse Hörner gestu„het! die grimmig anlauffende Türken-Hund mit „nur in ihre Hölen und Löcher, sondern in den durch„löcherten Charontischen Nachen eingesprengt habe? „Anno 1716. wurden die Peterwardeinischen Felder „mit den Blut 30000. erschlagener Türken bepur„puret und bluthroth gewürket: welchen der Savoy„ische Josue, sage, der in seinen Thaten annoch le„bende

„bende Feld- und Welt-Held Eugenius, die Mond-
„ſüchtige Köpf, ſammt deren umwundenen Turban,
„hat abgworfen, und ſie gelehrt hat, wie ſie hin-
„führo zum Dienſt des Kayſers ihre eiſerne Brocken
„wieder die Feind ausſpeyen, und mit eiſernen Nach-
„druck und ſchweren Accent, gut Deutſch mit denen
„Muſelmännern ſprechen ſollen.“ Wie weit er es in edlen redneriſchen Beſchreibungen gebracht, wollen wir gleich ſehen. „Geſehen und erkennet hat der wohl-
„ſehende Prophet und beherzte Löwen-Würger Da-
„vid, daß unter den dicken ſchwarzen Nacht-Mantel,
„die wilde Thier, als brüllende Löwen, groß bratige
„Bären, wild ſchnaubende Eber, Raub-begierige
„Wölff, ſtillſchleichende Füchs, ſammt andern licht-
„ſcheuenden Ungezieſer, ſowohl zum Schaden als
„Schrecken, in Feldern ſolang herum irren, bis daß
„die flammen-ſchaumende Sonnen Pferd in den flu-
„tigen Meer-Waſſer, ſich abgeſchwömmet haben.

Wir wollten unſern Leſern gern auch eine Probe von ſeiner Art zu beweiſen geben: allein wir ſuchen vergeblich darnach. Er muß wohl verſichert geweſen ſeyn, daß ſeine Zuhörer ihm ſchon alles auf ſein Wort glauben würden: und dieſen Umſtand möchten ihm auch wohl viele von unſern Rednern misgönnen, die gleichfalls den Beweiſen herzlich gram ſind. Jedoch wollen wir anſtatt deſſen ſehen, wie künſtlich er die Gleichniſſe herum zu bringen weis. „Je gröſſere
„Freud jenes evangeliſche Weib gehabt, da ſie ihren
„Groſchen wieder gefunden, je gröſſere Thränen-
„Bäch hat ſo wohl die Wittib, als wir Vaterloſe
„Kayſers-Kinder, wegen dieſen unwiederbringlichen
„Verluſt, auszuſchütten. Die römiſch-catholiſche

„Kir-

„Kirchen-Mutter, hat in den durchleuchtigſten Hauß „Oeſterreich, Carolum den ſechſten, dieſen letzten und „beſten Kayſers-Groſchen verloren, accendit lucer„nam, ſie und alle catholiſche Kirchen-Kinder, zün„den nit nur ein, ſondern viele hundert, ja tauſend „Todten-Kerzen an, o Trauervolles Unglück! ac„cendit lucernam, viel tauſend Lichter ſind ſchon ab„gebrunnen, und haben ihre wächſerne Thränen häu„fig vergoſſen, euerrit totum domum, das gantze „Hauß Oeſterreich iſt alſo unglücklich ausgekehret, „daß wir keinen Carolum, ja keinen kayſerlichen „mannlichen Erben in ſelbigen mehr finden werden.

Wir wenden uns nunmehro zu den Figuren, und es wird uns nicht ſchwer fallen, zu zeigen, daß der R. P. Forſter ſie auf eine beſondere Art in ſeiner Gewalt habe. Die Supenſio wird man nicht leicht ſchöner entreffen. "Sagen ſollte ich, und auf öffentlicher „Kantzel vorſtellen, was uns nit ohne Erſchütlung „des redlich-deutſchen Hertzens, das Trauer-tiefſin„de Poſt-Horn hat angeblaſen, daß nemblichen „Gloria Ieruſalem, die Glory des römiſch-catholi„ſchen Jeruſalems, Laetitia Iſrael, die gröſte Freud „des Teutſchen Geſchlechts, Honorificentia populi, „die Ehre vieler Völker, Gloria Libani, die letzte „mannliche Hoffnung des Oeſterreichiſchen Libanons, „Decor Carmeli et Saron, die höchſtſtehende ſchön„ſte Sonn des H. R. Reichs in dem weinenden Wien; „und Wieneriſchen Thränen-Meer untergangen ſeye, „und daß Carolus, ach! theurer Carole! daß Caro„lus, ach! werde ichs wohl ohne Außguß der ab„ſtrudlenden Thränen ſagen können? daß Carolus, „würgende Seufftzer! ach! wirget doch nit länger

„mei-

„meine glurende Wort, und laſt mich endlich hervor„lallen: Das Carolus der ſechſte und letze Oeſter„reichiſche Kayſer ſeinen großen Lebens-Geiſt ausge„othmet habe.

Von der Apoſtrophe wollen wir folgendes Exempel geben: „So ware dir tyranniſches Jahr (nämlich das 1740) „ dann nit genug, daß du mit deiner „rauhen wildſcythiſchen Kält, unſere Leiber biß in „den ausgehenden Majum erfrört haſt, ſondern wilſt „auch wegen den frühzeitigen Tod Caroli, noch in dem „ſpäten October uns das Mark in Beinern, mit Forcht „erkälten und vereiszapfen?

Und hier iſt eine unvergleichliche Hyperbole: „Da „ich erblicke, daß der betrübte käyſerliche Soldat, nit „ſo wohl das Gewehr, als das Herz im Leibe umge„kehret hat.

Von der Figur der Exclamation aber finden wir hier ein allerliebſtes Beyſpiel: „Aber o wohl eiſernes, „ja von Diamant und Stahl gegoſſenes Schickſahl!

Dieſe Meditation kömmt uns auch ſchön vor: „Da der allgemeine Menſchendieb bey der Nacht „(denn bey Tage hätte er ſich deſſen nicht unterſtehen „ſollen:) in das Hauß Oeſterreich eingebrochen und „uns einen Schatz entraubet, den wir mit vielen tau„ſend Leben gern wieder einhandeln wollten.

Damit wir nicht zu weitläuftig werden, ſo wollen wir uns nunmehro zu der Stärke unſers Redners in Beywörtern und in Erfindung neudeutſcher Redensarten wenden. Wir hoffen damit denen vielleicht einen Dienſt zu thun, die ungeachtet ihrer Geſchicklichkeit, die ſie zur reinen deutſchen Schreibart beſitzen, in allen Naſenſtübern ein Vergnügen ſuchen, die ſie dem

Bödiker geben können. Sie werden es nicht übel nehmen, daß man sie mit dem K. P. Förster in eine Reihe stellet: denn seine Redensarten, werden ihnen gefallen, weil es Schnitzer sind. Wir können mit folgendem Vorrathe aufwarten: „Ein beblitzter Wandersmann. „Eine entseelte und entgeisterte Bildnus. Ein stah„lender Harpokrat. Eine leidfliessende Materie. Ei„ne wortsäftige Wohlredenheit. Gluxende Wort. Ei„ne mannliche Saulen. Den verhofften Herbst durch „den schädlichsten Reiffen abbrennen. Bittere Thrä„nen einherbsten. Hungrige Grausamkeit und grau„samer Hunger. Der Forchtzitternde Armb des er„tatterten Officiers. Das Saulenlos gesprengte Him„melsgewölb. Der schwerlastige Reichshimmel. „Der spanische Horizont war viel zu klein, diese hell„scheinende grosse Sonne zu fassen, welche allein an „dem weitschüchtigen grossen Reichs-Himmel stehen „und leuchten sollte. Wann die stockblinde Finsternusse „die schlafende Erd bedecken, und die Kohlschwarze „Nacht den stilliegenden Erden-Leib mit ihren schwar„zen Windeln hat eingefätschet. Die wüldmussende „Hölen der Thiere. Der billig ergrimmte kayserliche „Adler hat die fast unüberwindliche Vestung Belgrad „also scharpf betonnert, daß seine halsstarrige Thor „von den käyserlichen Sonnenstrahlen aufgesprengt „werden. Die hundertjährigen Eichen werden von „dem saussenden Aeolo und seinen aufgesackten Win„den entblättert und abgeäster. Die wasserfüchtige „Neptuni-Kinder, sage, die aufwallende Meerwellen. „Weder die wildbrausende Sturmwind konnten sein „Riesenartiges Gemüth niederwerfen, noch die lieblich „wehende Favonii seine gleichstehende Standhafftig-

keit

„keit aufblähen. Die Sonne begeistert und belebet „die von schlechter Hanf-Arbeit zusammengepappte „Bildnus Promethei mit etlichen entraubten Feuer„funcken. Ein schmatzender Schwerd-Streich. Wenn „die Sonne an den durchsichtigen gewebten Wolcken„Deck mit ihren leuchtenden Strahlen-Glanz den weit „ausgeklafterten Erdekreiß bezündet, und die am äuß„ersten Welt-Winkel gesetzte Markstein beleuchtet. Al„les was in Bosnien und Sclavonien von dem sau„beren Saustrom sauber wird abgewaschen. Der „unbarmhertzige October, dieser grausame Kayserm„örder, hat den Sinnspruch Austria Erit In Orbe „Vltima, ganz anders verdolmetschet, und gesagt Au„stria Erit In Octobre Vidua. Dem rachsuchenden „Mars in die Zorn-zitternde Hand gerathen. Die „bumsende Trommel. Der flankende Pallasch. Der „groißschnautzige Grenadier. Ein bleyerner Platzre„gen von Rohr- und Pistolenkugeln.

Zuletzt hoffen wir unsern Lesern noch eine Freude mit der herrlichen Grabstatt zu machen, die unser Redner auf folgende Weise beschreibt: „Auf denen „hochaufgesprengten und mit sinnreichsten Gemälden „Sympolis und Inscriptionibus behenkten Bögen stehet „der weinende Genius der vor Leid ertatterten und „stillschweigenden Famæ mit dieser seinem Schild ange„mahlten Schrifft: Inuictissimo Imperatori Caro„lo VI. Unter diesen Bögen und unter vielen fast „unzählbaren mit ihren weissen abfliessenden Thränen „deinen Tod o Carole! beweinenden gressen Kertzen, „Tartschen und Fackeln, rastet deine mit den kayserli„chen und königlichen Kronen, wie auch andern Reiche„Kleinodien gezieret und mit Silber und Sammet

„koſtbar gekleideter Toden-Sarg, welcher mit jener „traurigen Majeſtät allen Anſehenden eine ſchautern„de Reverenz, und ſtillſchweigendes Mittleiden hatte „beygebracht. Und dieweilen, wie du doch wohl ver„dienet hätteſt, der Brauch iſt abgeſtorben, Egypti„ſche Pyramiden mit groſſen Koſten aufzuthürnen, ſte„hen an denen vier Seiten dieſer Grabſtätt vier hohe „Zierbemahlte Pyramiden, welche, damit ſie deſto herr„licher ſeyn möchten, die ſo hochadliche als hochgelehr„te Feder desjenigen mit chronographiſchen Jahrſchrif„ten hat bezeichnet, von deſſen glorreichen Vor-Eltern „einer, von Ruperto den Groſſen Kayſer ſchon 1410. „als Executor ſeines Teſtaments gnädigſt iſt ernen„net, und ſein im rothen Schild ſamt ſchwartzen Ring „im weiſſen Feld beſtehendes hochadliches Signet „beyzudrucken iſt befehliget worden. Würde meiner „untüchtigen Federn deinen Todten-Sarg zum Be„ſchluß meiner Trauer-Red eine kurze Grabſchrifft „beyzuſetzen erlaubet ſeyn, ſo ſchreibte ich mehrer mit „weiſſen Zähern als ſchwartzer Dinten nebſt dieſem „einzigen Chronologico:

hIC qVIesCIt Caesar CaroLVs VI sVCCIsa
arbor sIne raMIs VIrILIbVs.

Zu unterſt an deine Grabſchrifft dieſes einzige Hexam.

Hic iacet Auſtriacæ Carolus ſpes vltima ſtirpis
Maſculæ:

zu deutſch alſo lautend:

„Hier liegt der letzte Aſt vom Stammbaum Oeſterreich,
„Und deine gröſte Sonn, geheiligtes römſches Reich,
„Der groſſe Kayſer Carl. Der ohne Mannes-Erben
„Zu unſerm gröſten Leid frühzeitig muſte ſterben.

Sich

„Steh Teutſcher Wandersmann ſtill bey des Kayſers Grab:
„Und waſch daſſelbige mit deinen Thränen ab.
„Wünſche aus Teutſcher Bruſt: daß ihm Gott wolle geben
„Die ſüſſe Himmels-Ruh, das ruhig ewig Leben.
„Das bitten dich o Gott! wir alle hier zuſammen
„Durch deinen liebſten Sohn, durch Jeſum Chriſtum Amen!

Und alſo hätten wir auch des R. P. Forſter Geſchicklichkeit in der Poeſie gezeigt; hoffen aber daß ihm ſelbige ſo wenig jemand misgönnen, als ſich einen dergleichen Lobredner wünſchen wird. Jedoch wo ſollen die groſſen Redner herkommen, ſo lange es den groſſen Herren einerley iſt, von wem, und wie ſie gelobet werden?

IV.

Timon, oder Mißbrauch des Reichthums auf öffentlichem Schauplatze zu Thoren in Preußen vorgeſtellt, 1671. Gedruckt daſelbſt von Johann Cöpſelio.

Da dieſe Comödie auf gewiſſe Maße ein Original-Stück, und doch wenig bekannt iſt: ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, einige Nachricht davon zu geben. Wenn fünf Aufzüge mit gewiſſen Auftritten eine Comödie ausmachen; ſo verdient unſer Timon allerdings dieſen Namen: wer aber mehr begehrt, und auf eine innerliche Einrichtung nach Regeln dringt, der wird freylich durch ſein logikaliſches Machtwort: cui

non competit definitio, illi neque competit definitum, diesen Timon um die Ehre bringen wollen, länger eine Comödie zu heißen. Doch der Verfasser, M. Samuel Schellwig, ein ehmaliger Professor zu Thorn, nachmahliger D. Theol. und Rector zu Danzig, scheint es selbst gewußt zu haben, daß ihm die Nachwelt niemals wegen einer gar zu sklavischen Beobachtung der theatralischen Regeln zur Rede setzen werde. Dieses zu beweisen, will ich seine kurze Ansprache an den Leser hersetzen:

„Hier empfängt der geneigte Leser, was inner we„nig Tagen, aus des Lucians Erzählung, sich gleich„sam selbst in die Gestalt eines Schauspiels eingeklei„det. Der Anfang und das Ende solcher Geschichte, „sammt vielen Umständen sind also darzu gerichtet, daß „mehr auf die Sache, von welcher man sich zu reden „vorgenommen, als auf die harten Gesetze der alten „Spiellehrer gesehen worden. Unser Schauplatz war „durch einen Vorhang unterschieden, daß man, nach „Gelegenheit der abgewechselten Begebungen, bald „im äußern, bald im innern Theile geschäfftig seyn konn„te. Mehr ist unnöthig zu erinnern. Der geneigte „Leser gehabe sich wohl, und vergönne, daß bey unsern „Amtsverrichtungen, sich Scherz und Ernst verbrü„dern! mögen.

Es ist alles recht im Ernste wahr, was in dieser Anmerkung steht: nämlich 1) daß diese Comödie etwas sey, welches sich innerhalb wenig Tagen aus des Lucians Erzählung gleichsam selbst in die Gestalt eines Schauspiels eingekleidet. Gleichsam selbst: ꝛc. Hierdurch versteht er so viel, daß der vierte und fünfte Actus, bis auf die lustigen

luſtigen Zwiſchenſpiele und bis auf die Verſe, welche die Armuth, die Arbeit, die Mäßigkeit, die Stärke, die Vernunft und die Geſundheit in dem vierten Aufzuge herzuſagen wiſſen, faſt ganz aus des Lucians Timon, oder Menſchenfeinde, überſetzt ſey. Was Merkurius und Plutus bey dem Lucian griechiſch reden, ſagen ſie in dieſem Schauſpiele deutſch. Kurz, dieſe ganze Geſchichte des Lucians, wie Timon auf ſein ſtolzes Gebeth an den Jupiter wieder reich wird, nachdem er ſich durch ſeine unbändige Freygebigkeit und die Menge ſeiner Schmarutzer um ſein Vermögen gebracht, hat dem Verfaſſer die beyden letzten Aufzüge machen helfen.

Er hat alſo mit Recht geſagt, daß ſich dieſes Werk gleichſam ſelbſt in die Geſtalt eines Schauſpiels eingekleidet habe.

In wenig Tagen ꝛc. Weil die ganze Erfindung in dem Lucian ſteht, und der Verfaſſer faſt gar keine neuen Charactere gewählet hat: ſo ſehe ich nicht, warum man nicht glauben wollte, daß er in wenig Tagen mit ſeiner Comödie fertig geworden ſeyn ſollte. Wer gut griechiſch verſteht, oder eine gute lateiniſche Ueberſetzung des Lucians beſitzt, der kann den Timon in einem Nachmittage nach Art des Herrn Profeſſors, deutſch geben. Alle die liſtigen Complimente, welche die liſtigen Schmarutzer dem wiederum reich gewordenen Timon machen; alle die Abfertigungen, welche er dieſen Vögeln giebt, und welche bis auf das Prügeln in der That ſinnreich ſind, ſtehen von Worte zu Worte in dem Griechiſchen.

2) **Der Anfang und das Ende ꝛc.**

Auch in diesen Worten steht keines vergebens. Wir wollen ihre Begriffe aus einander setzen. **Der Anfang und das Ende, sammt vielen Umständen sind erdichtet**, dieses heißt, sie stehen nicht in dem Lucian. **Der Anfang** ꝛc. In dem ersten Aufzuge ist Timon arm und wird reich: weil sein Anverwandter, Drimylus, mit Weib und Kind auf dem Meere umkömmt, und Timon seine Güter erbt. Ehe sich dieser Glücksfall zuträgt, hat unser Timon einen Traum, den er seiner Frau der Philina erzählt, und eben dieser Traum trifft auch recht haarklein zu. Ferner kommen in diesem Aufzuge zweene Philosophen zum Vorscheine, einer aus der cynischen Schule, Onesikritus, und einer aus der stoischen, Thrasikles; von welchen sich der erste mit der Philinna und dem Timon wegen der Unnöthigkeit des Reichthums ziemlich herum zanket. Der andere thut nichts, als daß er zuweilen philosophisch thun will, und etliche stoische Sprüchelchen herbethet. Uebrigens hat er die Gabe, auf Timons Unkosten gerne zu essen und zu trinken. Er achtet das Geld nicht; dem ungeachtet bittet er um ein gutes Bothenlohn, als er dem Timon, nebst einem Seefahrer, die reiche Erbschafft seines Vetters hinterbringt. Denn spricht er in dem vierten Auftritte, wiewohl ich von diesen bin, die Gold und Goldeswerth nichts achten, so kann ich doch etwas für meine Freunde annehmen. Eben dieser Thrasikles ist in Lucians Gespräche als ein Schmarutzer characterisirt.

Das Ende des ersten Aufzuges, zieret Kurkullo, ein lustiger Kauz. Er trag einen Krug unter dem Arme, denn er oft drückt und küßt. Hieraus kann

man leicht errathen, was er in einer Rede von drey Seiten vorbringen wird, worinn er unter andern über den Tod ſeines wackern Vaters klagt, der ihn ſo wohl erzogen, daß er nun mit Gott und Ehren das Seinige verzehren könnte. Man kann in keiner Schenke beſſer philoſophieren, als Kurkulio thut. Er mag ſelber von ſeines Vaters Ende reden: „Da „ihm die Mutter etwas von den eliſeiſchen Feldern „vorpredigte, hörte er im Schlafe ſo ſanfte zu, als „hätte er ſagen wollen: Eia, wären wir da, da die „Engel mit Kannen läuten; da die Häuſer von „Rindfleiſch gebauet, mit Kuchen bedecket, mit „Butter gemauert, da die Zäune mit Bratwürſten „zuſammen geflochten ſind; da die Schinken an ſtatt „der Fledermäuſe herumfliegen.

Vielleicht iſt dieſes die Erklärung der Regel, welche Boileau den Comödienſchreibern giebt:

Il faut que ſes Acteurs badinent noblement.

Der zweyte Aufzug heißt der verſchwenderiſche Timon. Timon verthut durch den Beyſtand der Schmarutzer und Maulfreunde, welche bey dem Lucian genennet werden, ſein Vermögen in wenig Wochen. Er nimmt vier Bediente an, läſſet ſich Ihro Gnaden ſchelten, und an ſtatt Timon, manierlich Timonius heißen. In dem dritten Auftritte vergöttern ihn ſeine Schmeichler mit Lobſprüchen. In dem vierten Auftritte kommen die Schergen, und haben Timons Herrn Vetter, den Demeas, Schulden wegen bey dem Kopfe genommen. Für dieſen bezahlet Timon gleich 24000 Thl. weil er verſpricht, ihn dafür höher als die Götter zu achten. In dem fünften Auftritte hält Theſprio, Timons Hausvolgt, ſolus cum ſolo

eine Strafpredigt, über seines Herrn Verschwendung, und sagt: wenn es so fortgienge, würde das Persische Kaiserthum, vielleicht hat er Königreich sagen wollen; zuletzt zu wenig seyn.

Bey Gelegenheit erwähnt er, daß sein Herr sich so wenig in den Krieg schicke, wie der Esel zum Lautenschlagen. Endlich klaget er, daß ihm seines Herren Frau, als er Geld von ihr verlangt, den Pelz grausam gewaschen, und die Augen wie eine Meerkatze verdrehet hätte, wenn sie von der Stange wollte. Was das ärgste ist: so wäre sie ihm wohl in die Peruke gefahren, wenn er sich nicht aus dem Staube gemacht hätte. In der sechsten Scene zankt sich dieser Hausvoigt mit zween Schmarutzern, und sagt endlich, sie sollten an statt zu seinem Herrn, an den Dorfgalgen gehen, so würden ihnen keine Ziegel auf den Kopf fallen. Die achte Scene macht Herr Kurkulio wieder ansehnlich, indem er dem Thesprio sein Geschlechtsregister entdecken soll. In der neunten zanken sich Phillinna und Timon recht vertraut, wer am meisten schuld habe, daß das Geld schon alle sey. Sie wirft ihm nicht undeutlich das Huren vor, und er errinnert sich, daß er den Gnatonides bey ihr in der innern Kammer angetroffen. O, spricht sie, ihr könnt ihm doch nichts böses nachsagen, er hat mir den neuen Rock in die Falten legen müssen. Darauf heißen sie einander noch etlichemal Ehebrecher, blecken die Zähne, und Timon, ja Timon will nach seiner Phillinna schlagen: sie aber läuft davon, er ihr nach, und also haben beyde Ursache gehabt die Bühne zu verlassen, und den zweyten Aufzug zu beschließen.

Der

Der dritte Aufzug stellt den verarmten Timon vor. Timon stellt in dem ersten Auftritte, einige barmherzige Betrachtungen über seine Armuth an, und weil ihn die Noth schon halb unsinnig gemacht haben mag: so kann mans ihm wohl vergeben, daß er mit sich eine ziemliche Weile alleine redet. Philinna mit einer Hand voll Auszüge, und ein Scherge der den Hrn. Timon den andern Morgen um die erste Stunde zu dem Stadtvoigt fodert, machen den zweyten Auftritt aus. Dann nehmen die vier Bedienten und Kurkulio in dem dritten Auftritte Abschied, und berathschlagen sich, wem sie nunmehro dienen wollen. Man kann leicht denken, daß diese fünf Leute mehr als einen Einfall anbringen. Der fünfte Auftritt ist einer von den besten. Denn Timon fraget durch Hülfe der Zauberinn Melissa, den Geist des Tiresias, von zukünftigen Sachen um Rath, und bekömmt die Antwort:

Je mehr dir jetzt gebricht, ie mehr wirst du bekommen.
Je mehr du überkömmst, ie mehr wird dir genommen.

Man kann den ganzen Zauberproceß aus diesem einzigen Auftritte lernen, und Melissa plaudert in ziemlich heroischen Versen, und thut wie eine Hexe aus dem vorigen Jahrhunderte. Doch was ist einer Zauberinn unmöglich? In den übrigen vier Auftritten suchet Timon bey seinen ehemaligen Freunden Hülfe, und geht zu jedem ins Haus. Diese weisen ihn alle spöttisch ab, und kennen ihn nicht mehr. Und eben diese Auftritte lassen sich wohl lesen. Endlich hält der arme Timon seine Klagrede an den Jupiter, und beschließt den dritten Aufzug.

Dieses sind also die Umstände, welche der Verfasser zu des Lucianus Erzählung erdichtet hat. Doch

muß

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19124/649

muß man auch noch merken, daß er zu Ende dieses Spiels, den Timon, der wieder reich geworden ist, durch einen Diebstahl um die Hälfte seines Vermögens kommen, und ihn auf dem Theater zu jedermänniglichem Vergnügen sich erhenken läßt. Darauf kömmt Kurkulio der lustige Spaßvogel, und hält dem entseelten Körper eine Standrede.

Nunmehro muß ich noch die Worte in der Vorrede rechtfertigen, daß der Verfasser mehr auf die Sache, als die harten Gesetze der alten Spiellehrer gesehen. Die Sache ist unstreitig diese gewesen, daß aus des Lucians Gespräche eine Comödie werden sollte, welche von 29 seiner Schüler könnte aufgeführet werden. Diese Absicht hat er richtig erhalten. Daß er nicht ängstlich auf die Gesetze der alten Spiellehrer gesehen, hat ebenfalls seine Richtigkeit. Ja man könnte gar behaupten, seine Regel, welcher er gefolgt, sey gewesen, keine in Acht zu nehmen. Deswegen mußte er so viel Personen in sein Spiel bringen, davon drey und vier immer einen Character haben.

Aus eben diesem Grunde hat er die Einheit des Orts und der Zeit nicht zu beobachten gebraucht. Denn was den Ort anbelanget: so ist der Schauplatz in dem ersten und zweyten Aufzuge, ohngefähr in Timons Hause. In dem dritten ist er in ganz Athen, denn Timon geht von Haus zu Haus bey seinen Freunden betteln. In dem vierten und fünften ist der Schauplatz in dem Felde, wo Timon gräbt, und seine Schmarutzer nach der Reihe abprügelt. In Ansehung der Zeit kann das Stück sechs Wochen und auch ein Jahr dauren: man mag es nehmen wie man will. Wenigstens hat dieses in etlichen Tagen nicht geschehen können.

können. Ob die Perſonen allezeit mit Urſache auf das Theater kommen, und mit Urſache wieder abgehen, das iſt eine Frage, die ſich in dieſem Stücke ſchwer ausmachen läßt. Genug der Verfaſſer hat ſich kein Bedenken gemacht, das Theater zuweilen leer zu laßen, weil damals des Boileau Regel:

Et les ſcenes toujours l'une à l'autre liées,

noch nicht bekannt geweſen.

Die Wahrheit zugeſtehen: ſo würde der Herr Verfaſſer eben ſowohl als der ſeelige Weiſe, eine rechte gute Comödie gemacht haben, wenn ſie beyde nicht ihren Einfällen und der Menge ihrer Schüler; als vielmehr den Exempeln der alten Griechen und Römer gefolgt wären. Man muß indeſſen; wenn man nicht unbillig ſeyn will, einem Manne etwas vergeben, den ſein Schickſal in nicht gar zu critiſche Zeiten geſetzt hat.

Es ſollte ſich allerdings aus dem Timon ein gutes deutſches Luſtſpiel aufſetzen laſſen: und wir wünſchen, daß es ein geſchickter Kopf ſo redlich, als der Verfaſſer dieſes Werks meynen; aber glücklicher, als er, ausführen mögen.

V.

Critiſche Unterſuchung,

Wie weit ſich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne?

Die Dichter haben ſich jederzeit Mühe gegeben, den Dingen, welche entweder ſchon vor ihnen waren abgehandelt worden, oder die doch faſt jedem bekannt geweſen, einen neuen Schwung zugeben. Diejenigen, welche eine bereicherte Phantaſie, und einen behenden Witz beſeſſen, haben ſich beſtrebet, an den Dingen ſelbſt neue Eigenſchaften zu zeigen, welche vorhero noch nicht bekannt gemacht worden, indem ſie dieſelben auf verſchiedenen Seiten betrachtet. Es iſt auch außer allem Zweifel, daß das beſte Mittel, ſeiner Materie ein neues Anſehen zu geben, kein andres ſey, als ſeine Gegenſtände immer unter veränderten Geſichtspuncten darzuſtellen. Wir wollen hier die Dichter mit den Malern vergleichen, um doch auch bey der itzo beliebten Methode zu bleiben. Man ſetze, Dürer ſoll einen Berg abſchildern, deſſen Bild ſchon andre Meiſter auch entworfen haben. Es iſt glaublich, daß ſein edler Ehrgeiz ihn anreizen werde, uns nicht bloß eine Copie, ſondern ein neues Stücke zu liefern. Gleichwie uns der Berg anders erſcheinen wird, wenn wir uns auf ſeiner Höhe befinden; anders, wenn wir ihn in einem Thale; anders, wenn wir ihn in der Näße oder Ferne betrachten: wie er uns noch anders frühe bey der Morgenröthe, bey einem heitern Sonnenglanze, und bey einer dunklen Dämmerung erſcheinen wird; ſo wird uns auch Dürers Geſchick-

lichkeit

lichkeit ihn in ſo unterſchiedenen Geſtalten zeigen können; deren jede allemal eine neue Vorſtellung von eben dem Berge ſeyn wird. So verhält es ſich auch mit der Dichtkunſt, und den Mitteln, ſeine Materie durch etwas Neues vor andern kennbar zu machen. Noch deutlicher wird es werden, wenn wir uns die Verſchiedenheit der Begriffe unter einander vorſtellen. Ein Begriff wird uns beynahe nicht mehr derſelbe zu ſeyn ſcheinen, wenn er aus der Dunkelheit und der Verwirrung in Deutlichkeit und in Ordnung gebracht wird. So viel als Verbindungen und Verhältniſſe von ihm mit andern Ideen nur möglich ſind, in ſo viel neuen Geſtalten wird ihn ein Dichter erblicken können. Eben aus dieſem Grunde ſoll ein Poet ſich faſt von allen Künſten und Wiſſenſchaften einige Kenntniß erworben haben. Der Herr Profeſſor Gottſched macht daher einen lebhaften Witz und einen hohen Grad der Scharfſinnigkeit zu weſentlichen Eigenſchaften der Dichter: damit ſie dadurch in den Stand geſetzet werden mögen, an einem jeden Dinge vielfältige und verborgene Aehnlichkeiten und Verhältniſſe gegen andre wahrzunehmen. Und er hat nach dem Urtheile der Kenner, eine beſſere Quelle des Neuen angewieſen, als andre, die aus einem verwirrten und finſtern Erkenntniſſe viele Bogen davon angefüllet, aber wenig geſaget, als daß ſie auf dem andern Blatte wieder eingeriſſen, was ſie auf dem erſtern erbauet hatten. Ich kann nicht in Abrede ſeyn, man hat noch einige andere Brunnen übrig, aus welchen aber kein ſo reines Waſſer, als aus den vorhinangegebenen, kann geſchöpfet werden. Die Dichter haben ſich vermöge der poetiſchen Freyheit des gemeinen

Wahnes,

Wahnes, und der Sage bemächtiget. In den alten Zeiten durften dieselben nur den Beyfall des Pöbels und des gröſten Haufens haben: so wurde wenig darauf gesehen, ob sie möglich und wahrscheinlich, oder widersprechend und ungereimt wären. Es darf uns eben dieses so wunderbar nicht dünken: die Dichter arbeiteten damals nach eigenem Gutachten, und man hatte noch kein ordentliches Lehrgebäude poetischer Regeln. Homer und Virgil, zweene so groſse Schöpfer, haben sich bemeldeter Freyheit bedienet: unterweilen haben sie es mit Vernunft gethan, aber auch manchmal wider die Gesetze der gesunden Poeterey verstoſsen. Die Kunstrichter, welche zur Critik einen durch die Philosophie aufgeheiterten Verstand gebraucht, haben ihre Fehler angemerket; allein sich doch nicht das Ansehen, und eine blinde Hochachtung gegen das Alterthum hintergehen lassen, ihre Flecken noch zu beschönigen, und Unvollkommenheiten für wirkliche Schönheiten zu achten. Der gründliche Scaliger hat jenes gethan, welcher ohne Zweifel an Einsicht in das innre Wesen der Dinge und den Zusammenhang der Wahrheiten, den Herrn Dacier und Perrault in Frankreich, weit hinter sich gelassen hat. In der critischen Dichtkunst des Hrn. Prof. Gottscheds, besonders in den Capiteln der Wahrscheinlichkeit, dem Wunderbaren, und dem Heldengedichte, und an andern Orten mehr, wird man dergleichen gründliche Erkenntnis ersehen können. Herr Breitinger hat in seiner critischen Dichtkunst von dem Gebrauche des Wahns und der Sage, auch etwas sagen wollen, und sie als herrliche Mittel, neu zu denken, angepriesen. Allein, wie in seinem ganzen Baue keine ordentliche

Ver-

Verbindung der Theile anzutreffen iſt, alſo wird man auch hier Uebereinſtimmung und Ordnung vergebens ſuchen. Da ich Herrn Breitingern weiter nicht, als aus ſeinen Schriften kenne, ſo wird das, was ich hier ſchreibe, ein deſto untrüglichers Zeugniß der Wahrheit ſeyn, ie mehr es mit dem Urtheile klügerer Leute einſtimmig iſt. Er hat ſeinen und ſeines Freundes critiſchen Grundſatz gern einmal in Uebung bringen wollen: „Ein Kunſtrichter, welcher ſich auf eine Höhe ſetzen „will, zu welcher kein anderer aufklimmen könne, muß „das, was andere gründliche Männer loben, verwegen „und ungeſtraft tadeln und ſchelten können:“ und hat daher Regeln feſtgeſetzet, welchen die Vernunft nicht gern Gehör geben wird. Um dieſelbe in ihrer Blöße darzuſtellen, ſo wollen wir den Begriff des Wahnes, auf welchem der Begriff der Sage ruhet, richtig beſtimmen, und ihn alsdann mit andern Regeln der Dichtkunſt in Vergleichung bringen.

Wenn man den wahren Begriff des Wahnes erforſchen will, ſo muß man ſeine Gedanken auf die Exempel richten, bey welchen wir dieſes Wort gemeiniglich in dem Munde haben. Die Philoſophen ſagen, diejenigen ſtünden in einem Wahne, welche die Cometen als furchtbare Wahrſager allgemeiner Landplagen anſähen:

Augurium laturus in orbem,
Præceps ſanguineo delabitur igne cometes,
Prodigiale rubens. Non illum nauita tuto,
Non immune vident populi: Sed crine minaci
Nunciat aut ratibus ventos, aut vrbibus hoſtes.
Claudian.

Ich will dasjenige, was ſie bey dem Gebrauche dieſes Wortes im Sinne haben, auswickeln. Sie wol-

len andeuten, daß die Meynung von den Cometen an sich keinen Grund habe: welches daraus erhellet, weil sie es oftmals einen irrigen Wahn nennen, und daß dennoch Leute wären, welche sich denselben als die unfehlbarste Wahrheit in den Kopf setzeten. Daher pflegen sie zu sagen: Dieser oder jener sey gar nicht davon abzubringen. Wir wollen aber noch mehrere darüber vernehmen. Gesetzt, ein Deutscher von einem aufgeklärten Sinne verzweifelte, die unzählbare Menge des Schönen im Milton zu finden, welche die Scharfsichtigen in der Schweiz in ihm antreffen, und überredete sich wohl noch, daß der berührte Dichter fast keine Regel der ächten Dichtkunst unbeleidiget gelassen: so bin ich versichert, Herr Bodmer werde ihm in dem andern Theile vom Wunderbaren die eiligste Nachricht bringen, es habe ihn ein grundfalscher Wahn eingenommen. Denn da er und Herr Breitinger so viel Reizendes darinnen sehen, daß von dem heftigen Schimmer ihnen die Augen der Vernunft geblendet worden: so werden diejenigen, welche von ihnen abweichen, ganz unfehlbar verdächtig werden. So ist der Wahn einzelner Personen beschaffen, und wir können nunmehro auch die Natur eines gemeinen Wahnes kennen lernen. Es muß ein ganzes Volk, oder doch der größte Haufen, von einer Sache eine ungegründete Meynung haben; ihrer Stärke und Schwäche aber nicht einsehen, sondern sie in seinen Gedanken für eine ungezweifelte Wissenschaft halten: so wird diese Einbildung eines Volkes mit Recht die Benennung des Wahns bekommen. Die Beyspiele von demselben, aus den alten Zeiten, haben die angegebenen Kennzeichen vollkommen an sich. Von dieser Beschaffenheit ist der Wahn

der

der Völker, welche sich überredeten, daß über die Flüsse und Ströme gewisse Gottheiten, welche sie Nymphen nennten, geordnet wären, die ihnen aus ihren Krügen das nöthige Wasser zugössen. Opitz hat diesen albern Wahn in seiner Hercinie angebracht, allein zugleich in seiner ganzen Ausführung gewiesen: daß er alles dieses für weiter nichts, als für eine poetische Erdichtung wolle gehalten wissen. So überredeten sich die Heiden von dem Daseyn gewisser Hamadryaden, die mit den Bäumen zugleich wüchsen, und vollkommen würden; allein auch mit den Bäumen sich dem Untergange wieder näherten, und endlich mit ihnen stürben. Aus diesem Wahne entstund der andere, daß man gewisse Hayne und Wälder für heilig hielt, welche nicht verletzet oder beschädiget werden durften: vieler andrer Sagen, welche sich darauf gründen, voritzo nicht zu gedenken. Der Glaube der epikureischen Secte war nicht anders, als daß nämlich die menschliche Gestalt die schönste und vollkommenste sey; daß folglich die Gestalt der Götter ohngefähr der menschlichen gleichen müßte*: ob gleich ihr Leib nur quasi corpus, und ihr Blut nur quasi sanguis; oder nur ein ätherischer Leib, und ein ätherisches Blut seyn sollte, wie sich Herr Bodmer von den miltonischen Engeln zwar dunkler, aber desto gelehrter ausdrücket.

Ev. das ist schön
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn!

Ich will auch noch eines Wahnes gedenken, der unter dem Pöbel heut zu Tage noch ganz gemein ist.

* A Natura habemus omnes omnium gentium nullam aliam speciem, nisi humanam. Quæ enim alia forma occurrit unquam aut vigilanti cuiquam aut dormienti. *Cic. Lib. I. de Nat. Deor.*

Meine Wärterinnen suchten ihn mir beyzubringen: wenn ich etwa vor dem Hause mit einer kleinen Stange nach der Luft stieß, so warnten sie mich recht andächtig: ich sollte bey Leibe nicht in die Höhe stoßen: ich könnte die lieben Engellein todtstechen. Ich weis nicht, ob meine Leser solches werden verdauen können? ich ersuche sie aber, sich nicht an das vorgebrachte zu kehren, es gehört ins Reich der Möglichkeit. Es ist eben nicht widersprechend, daß nicht künftig ein neuer Milton ein Gedichte darauf bauen könnte, der einen andern B** zum Schutzherrn fände. Denn es ist kein Zweifel, daß es nicht mit eben so schönen Bildern könnte ausgeschmücket werden, als Milton mit dem Gefechte der Engel gethan hat; welche einander himmlische Berge auf die Köpfe geworfen, und aus ätherischen Canonen auf einander gefeuert haben. Und was würde mir nicht für Ehre daraus erwachsen! Doch ich stelle dieses dem Schicksale künftiger Zeiten anheim, und schließe nur aus dem vorhergehenden: der Wahn sey eine ungewisse Erkenntniß von einem Dinge, die aber doch von seinem Besitzer für gewiß und untrüglich gehalten wird. Wir erkennen leicht, wie weit er von der Meynung unterschieden sey: Bey einer Meynung läßt man es dahin gestellt seyn, ob sie wahr oderirrig sey; welches sich bey dem Wahne ganz anders verhält.

Die Quellen des Wahnes können unterschieden seyn. Wir wissen aus der Sittenlehre, daß unsre ganze Erkenntniß ihren Ursprung von den Sinnen nehme. Die Erfahrung lehret, wie leicht es geschehen sey, daß der Gegenstand, welcher unsre Sinnen berühren soll, zu weit von ihnen abstehe, daß sich entweder ein ganz undeutliches Bild von ihnen in der Seele abdrü-

abdrücket; oder gar von einem allzuellfertigen Urtheile ein Irrthum gebohren wird. Die Einbildungskraft setzt Bilder und Begriffe zusammen, welche sich nicht auf einander reimen, es geschehe nun von uns oder von andern. Der Verstand ist bey den meisten zu träge und sorglos, sie recht zu untersuchen, ob sie mit den Regeln der Vernunft und Wahrheit in freundlicher Verbindung stehen. Man kann sich derowegen aus einer genauen Aufmerksamkeit und Betrachtung dessen, was in der menschlichen Seele vorgeht, gewiß versichern: daß jeder Wahn entweder von dem Betruge der Sinnen oder der Phantasie, als von welcher auch die Erdichtungen und Allegorien gezeuget werden, oder aus einer leichtgläubigen Sorglosigkeit des Verstandes herfließe. Ein Exempel von der ersten Art, giebt mir der Wahn, daß der Himmel vom Atlas getragen werde: von den andern Quellen ist ohnstreitig, nach dem Urtheile der größten Kunstrichter alter und neuer Zeiten, die ganze heidnische Theologie hergeleitet worden. Die ersten Jahrhunderte waren eben nicht zu einem philosophischen Nachgrübeln aufgelegt; sie blieben bey den nächsten Erfolgen und Ursachen stille stehen; ja sie vermengten wohl dasjenige mit einander, was etwa zugleich zugegen war: kurz sie hatten nicht Muth genug, den wahrhaften und ersten Grundursachen nachzuspüren. In diesem Zustande war ihr Gemüthe und ihre Einbildung geneigt, alles das anzunehmen, was ihnen muntre Köpfe oder Dichter von den Veranlassungen der Dinge etwan erzählten. Ohne Ueberlegung verwandelten sie Erdichtungen und Allegorien in wahrhafte Geschichte und Begebenheiten. Der Herr von Fontenelle hat in einer ei-

genen Abhandlung von den Fabeln diese Gedanken weiter ausgeführt; man kann sie auch in der Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nachlesen. Ich hoffe meine Leser werden nunmehro mit zu der Eintheilung des Wahns fortschreiten können. Es kann geschehen, daß ein Wahn, so großen Beyfall er auch haben möchte, dennoch den unveränderlichen Grundsätzen der Vernunft widerspräche: ich will ihn also seinem Wesen nach unmöglich nennen. Es könnte vielleicht auch ein Wahn zwar an sich selbst betrachtet, nicht widersprechend, aber doch dem itzigen Zusammenhange der Dinge entgegen seyn: und ein solcher wäre zwar möglich, aber unwahrscheinlich. Noch einen Fall kann man sich einbilden, da nämlich ein Wahn beyde gute Eigenschaften, sowohl die innere Möglichkeit, als die Wahrscheinlichkeit hätte. Man kann auch diese Arten des Wahns mit den Kunstnamen belegen, welche der Herr Professor Baumgarten den Erdichtungen in seinen meditationibus philosophicis de nonnullis ad poema pertinentibus giebt: wir können den ersten Wahn, den Utopischen, den andern den heterocosmischen, und den dritten, den wahrscheinlichen nennen. Diese Eintheilung wird man an dem Exempel des epikureischen Wahns deutlich wahrnehmen. Es war an sich sowohl unmöglich, als wider die Wahrscheinlichkeit: daß Wesen von den vortrefflichsten Eigenschaften, welche man als Götter verehrte, die menschliche, als eine sehr unvollkommene Gestalt an sich haben sollten. Allein unter der Bedingung, und nach ihren Einbildungen, daß das menschliche Ansehen das schönste sey, wurde dieser Wahn nicht nur scheinbar möglich: sondern er trat auch auf eine gewisse Stuffe

der

der Wahrscheinlichkeit, die aber eingebildet war. Ich weis nicht, ob man zu den erwähnten Gattungen noch eine Art des Wahns, nämlich den wahren Wahn seßen könne: wenn nämlich unser Erkenntniß von einem Dinge an sich wahr und gewiß, an unserer Seite aber ungewiß ist; weil wir bey unsrer gewissen Ueberredung davon, doch das Vermögen nicht haben, Gründe von unsern Urtheilen und Meynungen anzugeben. Es klingt etwas fremde: allein ich bin dadurch darauf gebracht worden, weil man in dem gemeinen Leben immer noch das Beywort falsch, bey dem Wahne gebraucht, wenn man willens ist, eine irrige und unrichtige Erkenntniß anzudeuten. Es könnte vielleicht seyn, daß dieß Wort vorzeiten zu den mittlern Wörtern gehöret, und eben so wohl eine gute als böse Bedeutung gehabt; welche aber nachher, wie andre Wörter mehr dieses unglückliche Schicksaal erlitten, verlohren gegangen. Der gute Geschmack, welcher aus klaren und undeutlichen Vorstellungen von dem Schönen und Häßlichen richtig urtheilte, würde zu dieser Art des Wahnes füglich können gerechnet werden. Doch es mag dieses einer reifern Ueberlegung heimgestellet seyn. Wie weit sich die Gewalt der Dichter über die ersten Arten des Wahnes erstrecke, das will ich in dem nachfolgenden zu untersuchen, mir Mühe geben.

Da die Poesie in einer Nachahmung der Natur besteht, und ein Poet ihre Grenzen niemals überschreiten darf, ohne einen Fehler zu begehen: so ists eine nothwendige Folge, daß er sich des Wahnes nicht so ohne Einschränkung bedienen dürfe, wenn er unmöglich, oder unwahrscheinlich ist. Er hat hierbey eben die Pflicht, die ein Philosoph hat, die Irrthümer un-

ter den Menschen auszureuten. So allgemein auch ein Wahn möchte eingerissen seyn, so wenig muß er sich in seinen Urtheilen dahinreißen lassen, und nicht den großen Haufen, sondern vielmehr der Stimme der Vernunft und Wahrheit in allem, was er schreibet, folgen. Es war bey den Heiden ein eingewurzelter Wahn, welcher schon, so zu reden, heilig geworden, daß die Götter alle Handlungen verübet, welche unter den Menschen für Schandthaten und Laster gehalten werden, und die auch das natürliche Gesetze verbiethet. Streitet er aber nicht durchaus mit dem Wesen der Götter, und dem Begriffe, welchen man von ihren herrlichen Eigenschaften haben soll? Schämen sich nicht die Poeten, sich eines Fehlers schuldig gemacht zu haben, indem sie diesen Irrthum mit den lebhaftesten Bildern immer weiter ausgebreitet; wann sie von dem Gegentheile wirklich überzeugt gewesen? Waren sie nicht verbunden, die Wahrheit aus dem Finstern und Verborgenen herauszuziehen? Cicero und Longin haben sich daher mit Recht über den Homer beschwert, daß er seinen Göttern alle menschliche Gebrechen und Unvollkommenheiten beygeleget. Es werden die Dichter von so harten Auflagen dadurch nicht frey, daß sie das ganze menschliche Geschlecht wider sich würden aufgebracht haben, woferne sie die ihnen bewußte Wahrheit hätten sagen wollen. Ich habe mich über den besondern Glauben des Herrn Breitingers nicht genugsam verwundern können, da er es in seiner critischen Dichtkunst auf der 161 u. f. Seite, so gar zu einer Pflicht der alten Poeten gemacht hat, der Theologie des Pöbels gemäß zu reden, und ihm entweder eben die Fabeln, welchen er schon Glauben zugestellet hat,

oder

oder ganz gleichmäßige vorzuschwatzen; wenn sie auch gleich etwa mehr Erleuchtung möchten gehabt haben. Es würde dieser Satz sehr gefährlich werden, wann ich ihn auf unsere Zeiten ziehen wollte. Der Grund, womit er ihn erweisen will, ist eben so wankend; die Poesie sey nämlich dem gemeinen Manne und dem großen Haufen gewidmet. Ich rede mit des Herrn Breitingers Worten: Allein gesetzt, er sey wahr, so wird man vielmehr das Gegentheil von dem was er lehret, daraus folgern können. Allein wozu wird man nicht verleitet, wenn man blinden Vorurtheilen mehr als der Vernunft nachgeht, und sich in den Sinn kommen läßt, durch solche abentheuerliche Lehren, in das Ansehen großer Kunstrichter zu kommen? Herr Breitinger hätte also die Criticos mustaceos immer weglassen können, indem es leicht geschehen könnte, daß ihn etwa blöde Augen, die nicht so scharfsichtig als die seinigen sind, zu diesem Chore rechneten. Das lateinische Sprüchelchen am Ende des Capitels vom Wahrscheinlichen, hätte er zum Nothfalle auch ersparen können: man weis nicht wie die Zeiten kommen, da man alsdann etwas besser brauchen kann, wenn man es vorhero recht zu Rathe gehalten hat. Doch weil es einmal weggegeben ist, wollen wir ihm ein anders verehren, welches er in sein critisches Gebethbuch hineinschreiben kann:

Scribendi recte, sapere est et principium, et fons.
Horat.

Um wieder zu unserer Hauptsache zurücke zu kehren: so hat mirs allezeit verdammlich zu seyn geschienen, sich eines unmöglichen Wahns oder Irrthums zu bedienen, wie Ovidius in seinen Verwandlungen gethan

hat. Mir iſt es glaubwürdig, daß die Kenner ſeine Metamorphoſen zu ſeiner Zeit, gewiß nicht wegen des ungereimten Zeuges, welches er abgehandelt, in den Himmel werden erhoben haben; wenn ſich nicht ſonſt viel poetiſche Schönheiten, wohlgetroffene Gemälde und geſchickte Rührungen der Affecten darinnen befänden. Gleichwie ſich der Cid des Corneille nicht durch ſeine Unrichtigkeiten, ſondern durch ſeine wahrhaften Reizungen den großen Beyfall erworben. Ovidius läßt ſo gar Perſonen, welche er aufführet, ſich mit den Handlungen der Götter, vertheidigen, wie er z. E. im 9ten B. Byblis thut. Der Poet hat vorher ihre laſterhafte Liebe gegen ihren Bruder künſtlich beſchrieben, und in der ſonſt ſchönen und rührenden Rede, welche er in ihren Mund geleget, läßt er ſie auch folgende Worte, zur Beſchönigung ihrer unreinen Neigung ſprechen:

Di melius! Di nempe ſuas habuere Sorores,
Sic Saturnus Opim iunctam ſibi ſanguine duxit,
Oceanus Thetyn, Iunonem rector Olympi?
Ovid. Lib. XX. Metam.

Der Poet ſcheinet ſelbſt gemerket zu haben, daß es anſtößig wäre, in dem ſich Byblis gleich darauf deshalben ſelbſt beſtrafen muß:

Sunt ſuperis ſua iura: quid ad coeleſtia ritus
Exigere humanos diuerſaque foedera tento.

Allein, ſo ſchützet man einen Wahn mit dem andern, welcher eben ſo wenig Grund hat: weil er ſtillſchweigend einräumet, daß dieſe Lehre der heidniſchen Göttergelahrtheit wahr ſey. Ich weis die Entſchuldigung, womit man den Poeten ſchützen kann, daß nämlich Byblis nach den damaligen Begriffen von den Göttern nicht anders würde geredet haben. Allein,

lein, in meinen Augen ist sie sehr seicht. Denn da sie sein poetisches Geschöpfe war, und er vermuthlich die Falschheit des gemeinen Aberglaubens und Wahns einsah: so hätte er billig diese Nachbildung weglassen sollen, und lieber den Character eines vernünftigen und tugendliebenden Poeten beobachten mögen. Man darf nicht einwenden, daß man also in Gefahr stehe, viele Schönheiten zu verlieren: es ist vielmehr gewiß, daß die Wahrheit sie mit ihren Reizungen reichlich würde ersetzet haben. Man schützet den Homer, Virgil, Ovid und besonders den Milton ungemein schlecht und elend damit: daß nämlich der Dichter, bey Verfertigung seiner Werke, keinen Glaubenslehrer habe abgeben wollen. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit er darzu verbunden sey; ich behaupte nur, daß er auch nicht widersprechende Dinge und Irrthümer zu Grundsteinen und Säulen seiner Gedichte machen müsse. Ich schließe also vernünftig, daß ein Poet über die erste Gattung weiter kein Recht habe, als etwan denselben historisch anzuführen, und seine Leser vor dem Ungrunde desselben zu warnen. In satirischen oder scherzhaften Gedichten, kann man den Gebrauch desselben erlauben; wiewohl ich ihn von andern Gedichten nicht ganz ausschließen will: wenn man nämlich einen Scherz damit zu machen, oder ein Gelächter zu erregen willens wäre. Denn weil dieses über das Thörichte und Ungereimte natürlicher Weise zu entstehen pflegt: so ist darzu nichts geschickter, als ein solcher unmöglicher Wahn, welcher, wenn man es recht betrachtet, nicht kann gedacht werden. Die vernünftigen Dichter haben ihn auch nicht anders gebrauchet. Canitz

soll mir aus seinem Glückwunschschreiben an seinen Herzensfreund, Herrn Eusebius von Brand, ein Exempel darzu leihen. Er sagt: Herr Brand habe zwölf Frauenzimmer, oder in der Vergleichung, zwölf schöne Kühe unter seiner Aufsicht gehabt: und es habe ihn nichts irre machen können, da hingegen dem Argus hundert Augen, bey Bewachung einer einzigen, geschlossen worden.

Der Argus konnte dort nicht eine Kuh bewachen,
Als ihm des Kupplers Lied die hundert Augen schloß:
Hier aber konnte nichts dein Ansehn irre machen,
Dir war auch eine Zahl von Zwölfen nicht zu groß.
Ihr Schönen! lasset euch dieß Gleichniß nicht verdrießen,
Ein Anblick solcher Kuh hat Herzen angesteckt,
Es warf sich solcher Kuh ein Jupiter zun Füßen
Es lag in solcher Kuh ein himmlisch Bild verdeckt.

So scharf wir im vorhergehenden verfahren, so wollen wir doch den

der den Himmel fühlt
Und scharf und geistig ist Opitz.

nicht aller Gewalt über die andern Gattungen des Wahns berauben, wenn sie nur nichts widersprechendes in sich enthalten. Es ist aber eine große Behutsamkeit dabey nöthig. Ein Dichter kann sich andere Reihen der Dinge vorstellen, und sich in seinen Gedanken in das Reich der Möglichkeiten schwingen, wohin der Wahn auch gehöret: allein, er darf dabey nicht verwegen seyn. Man kann sich drey Fälle vorstellen, wo ein Dichter den Wahn etwa gebrauchen könnte. Wenn er etwas erdichten will, welches mit dem itzigen Zusammenhange der Dinge eben keine Gemeinschaft haben, und ganz von ihm unterschieden seyn soll: so kann er seine Erdichtung auf einen Wahn steifen,

steisen, welcher bloß möglich ist. Von einer solchen Art wäre mir fast keine bekannt, man wollte denn Gullivers oder Klims Reisen dahin rechnen. Will ein Dichter eine Erdichtung in die itzige Reihe der Dinge setzen, und deswegen sie auf einen Wahn gründen: so ist es nöthig, daß er nicht nur möglich sey, sondern auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich habe. Ein Exempel soll die Sache klar machen. Gesetzt ich dichtete: Claudians Geist hätte in seinem Raube Proserpinens, und in dem Gedichte, welches wider den Ruffinus gerichtet ist, seine ausschweifende Einbildungskraft noch nicht genug rasen lassen, und dadurch wider den Gott des üblen Geschmackes das schwerste Verbrechen begangen. Zur Strafe wäre ihm aufgelegt worden, er sollte nach einer langen Wanderschaft, in welcher er das Chaos und das anarchische Reich, * finster, dunkel und wild, durchgeirret, flammende Feuerseen, festes Land von zusammengeschmolzenen Flammen, ungefuge Teufel, die schwimmend ganze Hufen Feldes eingenommen, lang dahin gestreckt, und andre fantastische Creaturen mehr gesehen; ungefähr um die Zeiten Cromwels, in einen menschlichen Körper zurücke kehren, und an ungeheuren Vorstellungen und Gemälden, alle hitzige Geister, welche iemals gelebet, und noch darzu in einem christlichen Gedichte, weit zurücke lassen. Ich wollte diese Fabel auf den bekannten Wahn der Pythagoräer von der Seelenwanderung gründen, welche, wie mich dünket, eben nichts widersprechendes in sich fasset.

* Wenn mich jemand hier von meinen Lesern, wegen der allzufreyen Wortsetzung nicht verstehen sollte, der beliebe nur in der Uebersetzung Miltons nachzusehen, vielleicht wird er aus jenem Buche klüger.

fasset. Zum Ueberflusse wollte ich mich auf die Macht der Aelfen und Waldfeyen, oder gut vernehmlich deutsch, auf die Macht der Zauberinnen berufen, die dem Gotte des übeln Geschmackes zu Diensten seyn müßten. Allein ich kann im Voraus sehen, daß mein Gedichte an Herrn Bodmern und Breitingern streitbare Widersacher bekommen würde. Sie würden von mir forbern, und wenn sie sich selbst widersprechen sollten, daß der Grund meiner Fabel nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich seyn müsse; den ich mich davor auszugeben nicht getraue, weil ich sie in die ißige Reihe von Begebenheiten ordnen wollte. Denn darzu ist es nicht genug, daß es nicht widersprechend ist, was man dichtet; sondern eine aufgeklärte Vernunft verwirft mit Recht die Erdichtungen, die wider den zureichenden Grund anstoßen. Allein, ich will mich schon hüten, ihnen eine unnütze Arbeit zu machen: meine Absicht war nur, vermittelst dieses Exempels zu zeigen, der Wahn dürfe selbst nicht allen Glauben übersteigen, wenn er eine Erdichtung glaublich machen soll. Ich will noch einen Fall anführen, wo sich ein Dichter des Wahns bedienen könnte, nämlich eine Wahrheit damit zu erläutern oder Ursache daraus anzugeben. Von der ersten Art hat Milton uns häufige Exempel gegeben, und den Wahn sonderlich in Gleichnissen angebracht. Im ersten Buche gleich findet man nach etlichen Blättern eins. Ich will es mit Miltons Worten erzählen: „Satans „Körper lag auf den Wogen des Feuermeeres, der „Länge nach schwimmend, viele Husen Feldes weit aus„gestrecket, von so ungeheurer Größe, als die See„bestie Leviathan, welche Gott unter seinen Werken,

„so

„ſo in dem Ocean ſchwimmen, am leibigſten geſchaf-
„fen: Oft, wie die Seefahrenden erzählen, wenn ſie
„in der Norwegiſchen See ſchliefe, hat der Pilot eines
„kleinen von der Nacht verſchlagenen Jagdſchiffes,
„in der Einbildung, es ſey eine Inſel, den Anker auf
„ihre ſchuppigte Rinde ausgeworfen, und iſt an ihrer
„Seiten hinter dem Winde ſtill gelegen. Der Poet der dieſen Wahn, oder vielmehr dieſe Sage, aus Lucians wahrhaften Lügen genommen, will ihm durch die Nachricht der Schiffenden, und durch den Schlaf des Wallfiſches einige Wahrſcheinlichkeit geben; aber mich dünkt, er habe ſeinen Endzweck nicht erhalten. Ich kann nicht glauben, daß einmal ein ſo großes Thier wirklich ſey, daß ein Schiffer einen ſo groben Irrthum begehen, und es für eine Inſel anſehen könnte. Und geſetzt auch daß es wäre, ſo iſt doch unwahrſcheinlich, daß ein Wallfiſch eine Nacht hindurch einen Anker in ſeinem Rücken erdulden werde. „Herr Bodmer ruft bey die-
„ſer Stelle aus: Sehet die Macht des Poeten, die er
„ſich über den Wahn und die Sagen anmaßet“: Allein er würde geſchwiegen haben, wenn ihm die Beſchaffenheit der Anker recht wäre bekannt geweſen, die vielleicht auf der Zürchersee in der Schweiz nicht gebräuchlich ſind. Milton iſt alſo durch dieſe Ausruffung nicht gerechtfertiget worden. Ueberhaupt aber möchte es zu erleiden ſeyn, ſich des Wahnes, um etwas damit zu erläutern, zu bemächtigen: weil es wohl angehet, wirkliche Dinge mit möglichen in Vergleichung zu bringen. Allein, daß es angehe, von einer Wahrheit oder einem Erfolge die Urſache anzugeben, darwider ſtreitet der Grundſatz der Poeſie, man müße jedesmal eine Sache bilden, wie ſie iſt. Virgil hat es alſo ſonder

der Zweifel verſehen, da er das Brauſen des Windes daher leitet, daß, nach dem damaligen Wahne, Aeolus über die Winde zu gebiethen hätte, ſie in eine Kluft zuſammen geſperret hielte, und ſie nach Belieben heraus ließe.

Cavum converſa cuſpide montem
Impulit in latus; ac venti velut agmine facto
Qua data porta, ruunt.

Virgil. Lib. I. Æneid.

Hat uns wohl der Poet hier die wahre Urſache des Windes und Sturmes erzählet, und iſt er nicht von dem Wege der Natur abgegangen? Wie leicht können durch einen ſolchen Gebrauch des Wahnes nach und nach Irrthümer entſtehen? Bey den Alten iſt es ſo ergangen. Cicero im vierten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen, führet unter andern die Poeten als Urſachen der Gemüthskrankheiten an, da er der Urſache nachforſchet, warum die Heilkunſt der Seele, nämlich die Philoſophie, ſo verachtet wäre. Seine Worte lauten ſo: Variis imbuimur erroribus, vt vanitati veritas et opinioni confirmatæ natura ipſa cedat. Accedunt etiam poetae, qui cum magnam ſpeciem ſapientiæ præ ſe tulerunt, audiuntur, leguntur, et inhæreſcunt penitus in mentibus.

Es iſt gewiß, daß die Poeten zu Irrthümern nichts beytragen, wenn ſie der Wahrheit folgen: allein ſo bald ſie die Wahrheit mit dem Wahne zu vereinigen ſuchen, ſo bald werden ſie gefährlich. Zwar unſre Zeiten ſtehen in einem größern Lichte, als das erſte Weltalter, ſo daß daher nichts zu beſorgen ſcheint: und man würde, nach dem Urtheile eines ſchweizeriſchen Kunſtrichters, unſere erleuchtete Zeiten beſchimpfen, wenn man glaubte; ſie würden daher zu Irrthümern

mern Anlaß nehmen. Aber kann dieser Mann aus einem prophetischen Geiste vorher weißagen, daß die Erde nunmehro von keiner Finsterniß mehr werde überfallen werden? Die Zeiten des römischen Kaisers Augusts waren aufgeklärt genug, allein es ist bekannt, in was für Barbarey die nachfolgenden Zeiten wieder verfallen sind. Könnte mit dem Wahne nicht auch einmal die Wahrheit verdächtig werden? Man darf nicht sagen, auf diese Art werde ein Poet viele Schönheiten verlieren: laßt sie fahren! Die Wahrheit, wie ich schon erinnert habe, wird ihm noch reizendere geben. Es ist aber doch noch eine Gewalt über den Wahn übrig, mit welcher die Dichtkunst ihre Kinder belohnet. Es steht ihnen frey, denselben auf seine Quellen zurücke zu leiten: sie können ihn als einen Betrug der Sinnen, oder richtiger zu reden, als einen Fehler des Erschleichens, wie man in der Schule sich ausdrückt, abbilden. Denn die Sache selbst wird den Sinnen richtig vorgestellet, nämlich, es kann zum Exempel eine Sache nicht anders in den Augen abgebildet werden, als sich die Lichtstralen brechen. Es liegt nur an unserm Urtheile, welches wir übereilt fällen: die Sache sey so, als sie abgebildet wird. So kann ein Dichter den Wahn beschreiben: er kann ihn ferner als einen Betrug der Einbildungskraft malen, da man Bilder zusammen gebracht hat, welche nicht bey einander bestehen können. Man kann denselben aus seiner Wirklichkeit, in welche ihn ein krankes Gehirne gesetzet hat, wieder in den Stand der Möglichkeit bringen, und Allegorien als Allegorien, kurz den Wahn als Wahn vorstellen.

Wenn ein Wahn die Geſtalt einer Geſchichte annimmt, und als eine Begebenheit unter den Menſchen fortgepflanzet wird, er mag nun entſprungen ſeyn, woher er wolle: ſo bekömmt er den Namen einer Sage. Aus allen Exempeln, wo man dieſen Namen eigentlich einer ungegründeten Erzählung giebt, werden wir erkennen, daß unſer Begriff die wahre Erklärung der Sage ſey. Die gemeinen Sagen von Geſpenſtern und Erſcheinungen, von der Macht der Zauberer, und von andern fürchterlichen Dingen, rühren entweder von einem ſo genannten Betruge der Sinne her; oder man iſt von der Einbildungskraft hintergangen worden; oder die Erdichtungen müßiger Köpfe ſind Schuld daran geweſen. Man ſieht aber daraus ſchon, daß ich dieſen Namen, gewiſſen Geſchichten, von welchen man noch nicht die höchſte Glaubwürdigkeit hat, daß ſie geſchehen wären, nicht möchte beygeleget wiſſen. So iſt es zum Exempel mit der Hiſtorie, daß Aeneas nach Italien gekommen ſey, beſchaffen. Virgil hat ein Heldengedichte darauf gebauet: und es haben ſich verſchiedene Gelehrte gefunden, welche Zweifel wider die Wahrheit dieſer Begebenheit gemacht haben. Wenn Herr Breitinger uns eine Beſchreibung von der Sage in ſeiner Dichtkunſt machen will: ſo gebiert er einen Miſchmaſch, den ich mit den dreiſten und großen Vorſtellungen, die er uns hier und da von ſeiner Dichtkunſt machet, nicht zuſammen reimen kann. Er ſagt auf der 338. Seite: **Die Sage iſt eine Afterhiſtorie, die nichts deſtoweniger bey dem groſſen Hauſen mehr Glauben findet als die wahrhafte Hiſtorie; indem ſie ihre Nachrichten durch ſolche Perſonen, die bey uns gleichſam in einem hei-**

heiligen Ansehen stehen, zu einer Zeit, da wir noch keine eigene Einsicht haben, und zwar vom Mund, mit einem gebiethenden Tone fortzupflanzen pfleget. Welche eine Vermischung zufälliger Eigenschaften der Sage, mit ihrem Wesen! Eine Sage bleibt nach dieser Beschreibung, keine Sage mehr, wenn sie nicht durch Personen, die uns heilig sind, ausgebreitet worden, und wenn nicht mit einem gebiethenden Tone ihr Ansehen bestätiget worden, es wäre denn, daß in der Schweiz auch die Ammen und Wärterinnen solche geweihete Leute wären. Er setzet in seinem Begriffe mit voraus, daß eine Sage allezeit eine warhaftige Historie zum Gegentheile haben müße, welches doch unstreitig höchst falsch ist. Hätte sich dieser Kunstrichter, den wahren Begriff des Wahnes, und die Quellen, aus welchen er seinen Ursprung nimmt, recht deutlich vorzustellen gewußt; oder wenn er ihm bekannt gewesen, ihn recht gebrauchen wollen: so würde er hier nicht eine so unglückliche Erklärung der Sage gegeben haben. Er hätte nur dem Beyspiele des schweizerischen Patrioten nachahmen mögen, welcher die Augen genau auf die philosophischen Bücher des Herren Wolfs richten können, wenn er an diesem oder jenem einen unbestimmten Begriff gern hat tadeln wollen. Herr Breitinger hat an dem angezogenen Orte, den Dichtern mehr Freyheit über die Sagen eingeräumet, als ihnen nach den ewigen Grundgesetzen der Poesie gebühret. Er lehret, daß ein Dichter dieselbe zu der Zeit, wenn sie allgemein ist, in sein Gedichte wohl einrücken dürfe: wenn keine erklärtere und bessere Wahrheit unter dem Pöbel bekannt sey. Das heißt so viel, er darf den Irr-

thum wohl lehren, wenn es nur nicht bekannt sey, daß es ein Irrthum sey. Vortrefliche Lehren! Man sehe aber doch den Widerspruch dieses Satzes, mit seiner eigenen Beschreibung der Sage an. Er hatte gesetzet, daß die Sage dem größten Haufen mehr gefalle, als die wahrhafte Geschichte, und also zum Voraus als bekannt angenommen, daß dieselbe wohl vorhanden seyn könne: welches er hier wieder in Zweifel zieht. Er gesteht also dem Dichter stillschweigend die Gewalt zu, lieber dem gemeinen Haufen nachzuwandeln, und die wahrhafte Geschichte, wenn sie dem Haufen nicht gefiele, eher zu verschweigen. Allein es kömmt hierbey auf den durchgängigen Beyfall nicht an. Der grosse Haufe ist nach dem Seneca, und seiner eigenen Meynung, ein allzuschlechter Kenner des Guten: und wenn die Sage an sich nicht wahrscheinlich, die wahrhafte Geschichte aber ihm nicht ganz und gar verborgen ist: so wird es tadelhaft seyn, sich ihrer als Wahrheit zu bedienen. Es sind aber diese Sätze deshalben erbauet worden, damit er einigen philosophischern Kunstrichtern widersprechen, seinem guten Freunde aushelfen, und in den Fehlern Homers, Virgils und Miltons, welche diesen Dichtern mit gutem Grunde beygemessen worden, zum Trotze der Vernunft, Schönheiten sehen könnte. Homer bleibt tadelhaft, wenn er bey Beschreibung des achillischen Schildes, nicht selbst in dem Wahne gestanden, die Macht der Götter erstrecke sich auch auf das unmögliche; indem man dadurch seinen Fehler durch die Unwissenheit entschuldigen kann, welche ihm wegen der Dunkelheit damaliger Zeiten eben nicht kann zur Last geleget werden. Allein was werden wir von dem Virgil für ein Urtheil abfassen, wel-

welcher aus verbrannten Schiffen Seenymphen werden läßt? Seine Zeiten waren erleuchteter, und er konnte wohl wissen, daß eine Unmöglichkeit nicht leicht dadurch wahrscheinlich würde, wenn man darzu setzte:

. . . Prisca Fides facto.

Die Vertheidigung, daß ein Dichter sich oftmals solcher Dinge zu seinem Vortheile bedienen müßte, um in sein Gedichte eine angenehme Abwechselung zu bringen, und es vor Mattigkeit und Ekel zu bewahren, wollte ich bey einem so erfindungsreichen Geiste nicht gern gebrauchen, weil ihm daraus eben nicht die größte Ehre zuwächst. Es ist ihm weit rühmlicher, wenn der Herr Prof. Gottsched behauptet, daß er aus einer Begierde, sein Gedichte recht wunderbar zu machen, in den erwähnten Fehler gefallen sey. Bey dem Rechte, welches sich ein Dichter über die Sagen anmaßet, habe ich weiter nichts zu erinnern, als was wir von dem Gebrauche des Wahnes gesaget haben. Er kann mit denselben als mit Geschichten aus der möglichen Welt verfahren, und ihnen alle Schönheit in der Erzählung geben, der sie nur fähig sind. Er muß sich aber allezeit hüten, wenn er etwa eine Lücke in dem Zusammenhange der Dinge damit ausfüllen will, damit sie nicht einer andern wirklich vorgefallenen Begebenheit entgegen sey, oder einer Wahrheit widerspreche. Er muß alle Regeln der Dichtkunst mit einander in Vergleichung bringen, und zum Exempel, kein Heldengedichte auf einen Wahn oder eine Sage aufrichten; sie möchten auch so wahrscheinlich seyn, als möglich ist. Seine Einrichtung würde den Regeln von den epischen Gedichten zuwider laufen. Und diese Vorsicht ist bey allen andern Poesien nöthig, damit man nicht

unglaublich werde, noch sich alle Mährchen, Weiberhistörchen, und Einbildungen eines zerrütteten und sieberhaften Gehirnes eigen mache. Meine Leser werden nunmehro in den Stand gesetzet seyn, zu urtheilen, wie wichtig diese Quellen der Neuheit sind, und was von dem Wunderbaren, das etwa daraus könnte hergeleitet werden, zu halten sey. Kann man noch etwas taugliches daher nehmen, wie ich nicht ganz in Abrede seyn will: so werden die Dichter die nöthigen Regeln in dem vorhergehenden finden.

Ehe ich meine Abhandlung gänzlich schließe, so dünkt mich, daß man aus dem Abgehandelten, die wahre Ursache angeben könne, warum Miltons verlohrnes Paradies unter einigen Deutschen, die doch ihre Vernunft und den guten Geschmack auch nicht verleugnet zu haben, glauben, noch keinen Beyfall finden will: ungeachtet etliche Schweizer uns in ganzen Büchern seine Schätze aufzuschließen bemüht gewesen sind. Herr Bodmer hat diese Kaltsinnigkeit gegen den Milton, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung nach der ersten Ausgabe, aus Verstellung, der allzustarken Neigung zur Philosophie und den abgezogenen Wahrheiten zuschreiben wollen; um die Gunst seiner Leser dadurch heimlich zu erschleichen. Allein da diese Liebkosung nichts gefruchtet, und die Deutschen die Augen noch nicht eröffnen wollen; indem es möglich ist, ein Philosoph zu seyn, und dennoch von eines Gedichtes Schönheiten gerühret zu werden: so hat er sie, ohne Scheu und ohne falsche Höflichkeit, eines üblen Geschmackes beschuldiget. Doch vielleicht sind Ursaechn vorhanden, zu glauben, daß es damit nicht so übel stehe, als er, vermuthet. Ich will Herrn

Bodmern

Bodmern die Haupturſache ihres Geſchmacks entdecken: ob gleich die Rauhigkeit der Sprache, die Häufung unnöthiger Beywörter, und ausgedehnte Gleichniſſe und Beſchreibungen ein vieles zu ihrem Ekel beytragen. Die Deutſchen, welchen dieſes Gedichte nicht gefällt, ſind nicht gewohnt ein epiſches Gedichte, deſſen ganzer Bau auf einem unwahrſcheinlichen Wahne; die Ausſchmückung aber hin und wieder auf gemeinen Sagen beruhet, ſo ſchlechtweg für ſchön und vollkommen zu erklären. Es ſind ihnen die Regeln deſſelben aus dem Ariſtoteles, und den Exempeln Homers und Virgils eben nicht unbekannt, als welche jederzeit bey ihren Erdichtungen die Natur und den itzigen Zuſammenhang der Dinge nicht ganz aus den Augen geſetzet. Damit ich nicht etwas zu ſagen ſcheine, welches ich nicht erweiſe, ſo will ich meine Meynung beſtärken. Man hält insgemein unter dem gröſten Haufen der Menſchen dafür, daß der Himmel, wo Gott wohnete, weit über den Geſtirnen läge, wo er und die Engel ſich mit einander befänden. Da man ſich gemeiniglich keine herrlichere Wohnung, als einen Palaſt, welcher wohl ausgeſchmücket iſt, vorſtellen kann; ſo machet man ſich auch dieſes Bild in ſeiner Phantaſie davon; und eben dieſe Bewandniß hat es mit den vortrefflichen Geſtalten, welche man dem Höchſten und den Engeln beyleget. Man ſieht leicht, was man daraus für andere Folgerungen machen kann, wenn man das erſtere zuläßt. Die Hölle bildet ſich der Pöbel als einen feurigen Pful ein, der mit einem beſtändigen Schwefel brennt, wo Finſterniß und Dunkelheit ewig herrſchen, und tauſend Martern die darinnen befindlichen Geiſter peinigen. Die Bilder

des Teufels und ſeiner Genoſſen, will ich itzo nicht aufſtellen: man kann ſie im Milton ſehen, welcher ſie nach der gemeinen Einbildung wohl abgeſchildert hat. Zu dieſem Irrthume und Wahne haben vielleicht die übelverſtandenen Allegorien der heiligen Schrift etwas beygetragen. Auf dieſem Wahne beruhet das ganze Gedichte Miltons, welches aber ſo viel Unmögliches und Unwahrſcheinliches in ſich hält, daß ich künftig in etlichen Aufſätzen es aufzudecken, mich bemühen werde. Ich weis, daß Herr Bodmer ihn in einem abſonderlichen Werke gegen die Einwürfe ſeiner Widerſacher vertheidiget hat; ich geſtehe auch, daß er den Herrn Magny, und den Herrn Voltaire an verſchiedenen Orten gründlich widerleget habe: allein, man wird dieſem geſchickten Kunſtrichter doch auch zeigen können, daß die allzugroße Liebe gegen ſeinen Helden, ihn zu verſchiedenen Fehlern und Meynungen verleitet, welche bisweilen ſeinen eigenen Grundſätzen zuwider ſind. Die Vertheidigung ſcheint ſeicht zu ſeyn, wenn man ſchreyt: daß Miltons verlohrnes Paradieß alle menſchliche Gedanken überſteige; weil es Dinge enthalte, die außer unſrer Sphäre geſchehen ſind. Milton hat zu dem gemeinen Wahne durch ſeine ausſchweifende Phantaſie noch verſchiedene neue Zuſätze gemacht: indem er hinzugethan hat, was er bey dem Dantes, dem Ceva, Marino, und andern hitzigen Italienern Raſendes gefunden hat. Wer ſich Mühe giebt, Claudians Raub der Proſerpine, und ſein Gedicht wider den Ruffinus, gegen das verlorne Paradieß zu halten, der wird eine große Gleichheit zwiſchen ſeiner und Claudians Hölle, zwiſchen Miltons Geburt des Todes

und

und der Sünde, mit der Zeugung des Ruffinus von den höllischen Furien, finden. Allein, wie die Anwendung dieses Wahnes in einem Gedichte, das von dem Falle der ersten Aeltern handelt, und wie die Vermischung gefährlicher Irrthümer mit den heiligen Wahrheiten statt haben könne; ob nicht dadurch die Religion einiger Gefahr des Misbrauchs und des Hohngelächters ausgesetzet werde, das will ich meinen Lesern voritzo zur Ueberlegung anheimstellen. Ich leugne nicht, daß nicht im Milton mancherley Gutes und Schönes sey; ich werde es auch künftig mit anmerken: auch in unserm Ottobert und Wittekind sind allerhand schöne Gemälde; allein, es ist auch außer allem Zweifel, daß nicht der Fehler eben eine so große Menge, als der Schönheiten darinne sey. Ich wundre mich nicht ohne Ursache, daß Herr Bodmer in den Discursen der Maler, den Opitz, Canitz und Besser, zu Mustern des guten Geschmackes aufgestellet hat; und dennoch itzo den Milton als einen vortrefflichen Poeten anpreiset. Denn wenn man die angeführten Poeten mit dem Milton in Vergleichung bringt, so kann man fast keine Aehnlichkeit sehen. Mein guter Freund, der einen klugen Mann dieserhalben zu Rathe gezogen, hat mir eine sehr artige Ursache angegeben. Weil ich sie zur Zeit noch nicht für sattsam gegründet halte; so will ich sie itzo noch verschweigen. Ich schließe mit einer Warnung an die Dichter, die Vernunft allezeit um Rath zu fragen, wenn sie durch die Anwendung des gemeinen Wahnes, ihren Gedichten einige Schönheiten zu verschaffen willens sind.

J. A. K.

VI.

Chronica, durch Magiſtrum Johan Carion, vleiſſig zuſamen gezogen, meniglich nützlich zu leſen.

item.

CHRONICON CARIONIS expoſitum et auctum multis et veteribus et recentibus hiſtoriis, ab exordio mundi ad Carolum V. a *Philippo Melanchthone* et *Caſparo Peucero*. Francofurti, MDLXXXI.

Da wir von einer der älteſten deutſchen Ausgaben eines Buches handeln wollen, das man ſonſten ſehr hochgeſchätzet hat, und das ſeinen Werth auch itzo noch nicht ganz verliert: ſo wird es vielleicht unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen von dem Werke ſelbſt, und von ſeinem Verfaſſer einige vorläufige Nachricht geben. Joh. Carion, iſt zu Buchichheim im Jahr 1499. gebohren worden. Er war erſtlich ein Münch zu Berlin, und nachdem Churf. Brandenb. Hofmathematicus und Prof. der Mathematik zu Frankfurt an der Oder. Er hat ſich durch verſchiedene aſtrologiſche Weißagungen damals bekannt gemacht: deswegen er in Herr Reimmanns Hiſt. Lit. der Deutſchen Tom. V. §. 126. in einer Note, ſo Herr Zeidler Herrn Reimmannen zugeſchickt, den deutſchen Sternpropheten beygezählet wird. In einer von dergleichen Schriften, die er jähr-

jährlich herauszugeben pflegte: beſtimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther ſollte verbrannt werden. Er war zu derſelbigen Zeit noch der päbſtlichen Religion zugethan. Er hat dieſelbe nachgehends verlaſſen, und da wird er erkannt haben, daß er ſich bey ſeiner Phrophezeyung verrechnet. Man findet auch dieſe Wahrſagung in D. Luthers Tiſchreden im 37 Cap. angemerkt, mit der Ueberſchrift: **Carionis erſtunkene Sterngückeriſche Weiſſagung, von D. Martin Luther.** Man findet dieſen Cario hin und wieder, in des berühmten brandenburgiſchen Dichters, Georg Sabinus Verſen erwähnt. So iſt z. E. an ihn die ſechſte Elegie des 1 Buchs gerichtet, darinne er als Brandenb. Hofmathematicus erſucht wird, dem Churfürſten ein Gedichte, ſo Sabin auf die Wiederkunft des Brandenb. Prinzen aus dem Türkenkriege 1582 verfertigt, zu übergeben. Und im 3 B. enthält die ſechſte Elegie einige Züge, die zu Carions Character und Leibesgeſtalt gehören. Dieſe Elegie iſt ein Hochzeitbrief vom Sabin, an Chriſtoph Carlwizen und unter andern Gäſten, die der Dichter dem erzählt, den er darzu eingeladen, iſt auch Carlo:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus atque leporum,
Grande ſaginati Cario ventris onus.

Die Kenntniß iſt wichtig genug, die wir vom Carlo hiedurch erhalten, daß er nämlich aufgeweckt und angenehm geweſen, und einen dicken Bauch gehabt. Denn wir können alſo mit ſeinem Exempel zwo Beſchuldigungen widerlegen, die man ſonſt immer der Mathematik aufzubürden pflegt: ſie hat den Cario weder tiefſinnig gemacht, noch verhungern laſſen.

Doch

Doch vielleicht iſt ſeine Einſicht in die Meßkunſt nicht ſo groß geweſen, daß die erſte Wirkung von ihr hätte können erwartet werden; denn man weis wohl, wie es um die deutſchen Lehrer der Mathematik in den damaligen Zeiten und noch eine Welle hernach ausgeſehen; und was den dicken Bauch anbetrifft: ſo kann er ſolchen wohl noch aus dem Münchsſtande mitgebracht haben. Wir wollen alſo aus ſeinem Exempel nichts ſchließen, damit wir denenjenigen nicht ähnlich werden, die, wenn ſie hören, daß etwa ein Mathematicus nicht viel von der Religion gehalten, ſogleich den wohlgegründeten Schluß machen, die Mathematik führe zur Atheiſterey.

Wenn Melchior Adami in vitis Philoſophorum Glauben verdienet, ſo iſt Cario 1538. zu Berlin geſtorben: Herr Zeidler aber, in der oben erwähnten Anmerkung, führt eine andere Anekdote an, die Chriſtoph Singelius, Superintendent zu Ronneburg, der zu Luthers Zeiten gelebt, einmal bey D. Luthers Tiſchreden auf den Rand geſchrieben, und vermuthlich bey der ſchon angeführten Stelle. Sie heißt: **Dieſer ſoff ſich zu Tode in Magdeburg**, An. 1537. Wir wollen die Entſcheidung der Frage, welches ſeine wahrhafte Todesart geweſen, andern überlaſſen, und von dem Werke, welches der Inhalt gegenwärtiger Nachricht ſeyn ſoll, noch etwas genauer reden. Herr Reimmann in der Hiſt. Lit. der Deutſchen, Tom. V. art. 68. berichtet uns davon folgende Umſtände: Cario habe ein deutſches Chronicon zuſammen getragen, und daſſelbe dem Philipp Melanchthon 1531. überſendet, damit derſelbe ſolches verbeſſern und nachmals in Druck geben möchte. Melanchthon habe darin-

nen

nen viele Dinge gefunden, die nicht mit gehörigem Fleiße abgehandelt worden (multa negligentius in eo opere ſcripta, ſagt Melanchthon in einem Briefe an Camerarium, der unter Melanchthons Briefen der 117. im 4 B. und 1531 datirt iſt); und deswegen das ganze Werk durchſtrichen, und es umzuarbeiten vorgenommen, und zwar deutſch: er habe aber doch Cariens Namen auf dem Titelblatte ſtehen laſſen, weil dieſer die erſte Gelegenheit zum Aufſatze des Werkes gegeben. Und ſolchergeſtalt ſey dieſes Buch zuerſt um das Jahr 1531. ans Licht gekommen. So weit geht Herrn Reimanns Nachricht, in ſo fern ſie die deutſche Ausgabe dieſes Werkes betrifft, welches nachdem 1538. von Hermann Bonno, dem erſten Superintendenten zu Lübeck, ins Lateiniſche überſetzt, vom Melanchthon ſelbſt von neuen in einer beſſern lateiniſchen Schreibart, als Bonns ſeine war, herausgegeben, und nachdem von Peucern fortgeſetzt worden: der vielfältig wiederhohlten und immer fortgeſetzten Auflagen, zweyer franzöſiſchen Ueberſetzungen, deren jede mehr als einmal gedruckt worden, und anderer dergleichen Dinge, die deutlich genug zeigen, wie hoch man dieſes Werk ſonſt geſchätzt, zu geſchweigen.

Bayle macht unterdeſſen in ſeinem Wörterbuche unter dem Artikel Carion, verſchiedene Zweifel wegen des Verfaſſers dieſes Werks. Er führt z. E. an, daß Sagittarius, wie dieſer in ſeiner Einleitung zur Kirchenhiſtorie erwähnt, zwo deutſche Auflagen dieſes Werks beſeſſen, davon die eine in 8vo geweſen, bis auf den 26 April 1521. gegangen, und wo unter der Zuſchrift das Jahr 1531. geſtanden. Dieſe Umſtän-

de schicken sich nicht zu Melanchthons Arbeit, als welche nicht weiter als bis auf Carln den Großen geht. Aus diesem und dergleichen Gründen muthmaßet Bayle, daß Cario seine eigene Arbeit herausgegeben, da er gesehen, daß Melanchthon, anstatt dieselbe dem Verlangen nach zu bessern, ganz etwas neues gemacht; oder daß vielleicht Melanchthons Aufsatz vom Carion bis auf die neuern Zeiten fortgeführet, herausgegeben worden; und daß, nachdem Melanchthon bey der lateinischen Ausgabe, das, was er nicht für seine Arbeit erkannt, weggelassen. Vielleicht läßt sich aus der Untersuchung des Exemplars, das wir vor uns haben, etwas hiervon bestimmen, und also Bayens Begehren genug thun, wenn er wünscht: das diejenigen, die Gelegenheit haben, deutsche Büchersammlungen durchzugehen, diese Sache ins Licht setzen möchten.

Wir bemerken erstlich, daß in dieses Exemplar mit einer Hand, die unserm Urtheile nach, in das sechszehende Jahrhundert gehört, folgendes geschrieben ist:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
Ingentium Craterum Decoctor
Influxuum Cœlestium Diuinator
Injuriarum Constans Dissimulator
Intigniter Charus Dominantibus
Insensus Contentiose Discordantibus
Integer Carens Deceptione
Inuidia, Calumnia, Delatione,
Inter Compotores Deducitur
Inuitus Certando Dejicitur
Illico Corpore Delatlatur
Inque Conuiuio Decimatus
In Certamine Debellatus
Inimiti Charonti Deuouetur
Indulge Christe Decantetur
Ignosce Christe Derepente
Inter Calices Demorienti.

Epita-

Epitaphium.

Mortuus eſt Charion dulci cogente Lyeo,
Cuius in hoc tumulo membra ſoluta jacent.

Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quieſcat,
Qui viuens fido corde ſodalis erat.

Wir hoffen, daß uns unſere Leſer für die Mühe, ſo wir in Errathung der wunderlichen Züge dieſer Handſchrift angewandt, und für die Ausgabe eines ſolchen Chef d'Oevre d'un Inconnu, nach Verdienſte danken werden. Sie beſtärken die Anekdote, die wir oben von Carions Todesart angeführt, und könnten alſo einem Gelehrten ſehr wohl dienen, der in der Gelehrten Hiſtorie ein noch bisher ganz unberührtes und doch ſehr nützliches Stücke, von den Gelehrten, die ſich zu Tode geſoffen, ausführen wollte. Wir wiſſen nicht, ob etwa in einer Bibliothek noch eine Abſchrift von dieſen ſchönen Verſen, mit Staub und Würmern ſtreitet, und auf die Hülfe eines arbeitſamen Abſchreibers wartet. Wir wünſchten wenigſtens zu wiſſen, ob ſich in unſer Exemplar bey den ſieben letzten Verſen kein Fehler eingeſchlichen, wo die Reime nicht vollkommen ihre Richtigkeit haben.

Das Buch ſelbſt betreffend, deſſen Titel nichts mehr, als was wir oben angeführt, in einem zierlichen Holzſchnitte, nach dem damaligen Gebrauche zeigt, ſo iſt deſſen Zuſchrift vom Johann Carlo, an Joachim Markraven zu Brandenburg und zu Berlin **Anno dmi xxxj** datirt. Carlo entſchuldiget ſich darinnen, daß er **die Hendel nicht nach Notturfft ausgeſtrichen,** und meynt, der Marggraf werde die Hiſtorien beſſer wiſſen zu gebrauchen und anzuziehen, als er ſie vorgetragen. Denn, ſpricht er: „E. F. G. werden dieſelbigen, als

ein

„ein hochverstendiger Furst selbst weiter zu bedenken „wissen, und sie aus angeborner Geschicklichkeit besser „schmücken denn ich vermag; nachdem E. F. G. von „Gott mit dieser schönen vnd Fürstlichen Gnade zu „reden hochbegabet sind, wie denn von solcher Gabe „das löbliche vnd Churfürstliche Haus zu Branden„burg sonderlich gepreiset wird, denn E. F. G. Vor„eltern, als nemlich Marrgraue Albert der Churfurst „den die Historien den deudschen Achillem nennen, wird „nicht weniger dauon das ehr fur andere bered gewe„sen, denn von seinen Kriegen die ehr vons Reichs „wegen löblich und glücklich gefüret hat gerhümt, „vnd solche Gabe ist auff E. F. G. Anherrn Marg„graue Johannsen, darnach auff E. F. G. Herrn vnd „Vater Marggraue Joachim Churfürsten, auch auff „E. F. G. Vettern Marggraue Albert Churfürsten „zu Meinz etc. aus sonderlicher Gottesgnaden reich„lich geerbet, erzeiget sich auch ynn E. F. G. neben „vielen ändern Fürstlichen tugenden„ Wir haben diese Stelle deswegen abgeschrieben, weil sie mit zur Geschichte der deutschen Beredsamkeit gehört. Denn da Cario glaubt, daß die Geschichte, die er erzählt, von Marggrav Joachim könnten besser vorgetragen werden: so muß dieser Herr in der Beredsamkeit geschickt gewesen seyn, und zwar in der deutschen, weil Carions Buch deutsch ist. Da nun der Marggraf seine Geschicklichkeit von seinen Voreltern geerbet: so ist es allerdings ein Ruhm für die Deutsche Beredsamkeit, daß sie vor so langen Zeiten von einem so hohen fürstlichen Hause ist hochgeschätzt worden.

Nach der Zuschrift folgt eine Abhandlung: **Wozu Historien zu lesen nützlich ist.** Ferner eine Anlei-

Anleitung wie Hiſtorien ordentlich zu faſſen, vnd zu leſen ſind. „Etlich, ſagt der Verfaſſer „haben die Welt geteilt in ſieben Etates, vnd rechen „dieſelbigen mancherley, machen damit mehr ein Vnord„nung, denn eine Ordnung. Ich will für mich ne„men den köſtlichen Spruch des trefflichen Propheten „Elia, der hat die Welt fein geteilet in drey Alter, vnd „damit angezeiget die höchſten Veränderungen in der „Welt, auch, wenn Chriſtus hat kommen ſollen, wie „lang auch dieſe Welt weren ſoll, vnd lautet alſo,

„Der Spruch des Hauſes Elia.

„ Sechstauſend jar iſt die Welt und darnach wird ſie zubrechen.

„ Zwey tauſend eed.

„ Zwey tauſend das Geſetz.

„ Zwey tauſend die Zeit Chriſti.

„Vnd ſo dieſe Zeit nicht gantz erfüllet wird, wird es „feelen vmb vnſrer ſünde willen welche groß ſind„

Nach dieſer Einrichtung iſt das Werk in drey Bücher getheilet. Das erſte geht von Adam bis auf Abraham. Das andere hat die Ueberſchrift: von den vier Monarchien, darein auch zweytauſend Jahr gefaſſet ſind. Das dritte fängt ſich mit der Geburt Chriſti an, die in das 42 Jahr der Regierung Auguſti und ins 3954 nach Erſchaffung der Welt geſetzt wird. Nach der vorerwähnten Prophezeyung ſollte ſie in das 4000 Jahr kommen: allein dieſes läßt ſich leicht entſchuldigen. Nu feilet wenig an den vier tauſend, aber der Prophet hat dabey angezeiget, das Gott etwas zuuor kommen, und zum Ende eilen werde. Das Werk geht bis auf 1532 welches auch das Jahr iſt, darinnen es verfertigt

und gedruckt worden. Denn der Beſchluß wird mit folgenden Worten gemacht:

„Dieweil ich ſehe, daß man ob langen Büchern „verdroſſen wird, habe ich dieſe Chronica deſto kürzer „gemacht, vnd mich doch zum höchſten beflissen, die „treffenlichſten verenderungen vnd ſachen, der höhi„ſten Monarchien anzuzeigen, die zu wiſſen jnn viel „wege nützlich vnd gut iſt. Vnd wil hir den leſer „widderumb verinnern, des ſpruchs Elie droben ge„ſatzt, das die welt ſol 6 tauſent jar bleiben, Nu „ſind jn dieſem jar nach der geburt Chriſti 1532 onge„ferlich 5474 jar nach anfang der welt, Derhalben „zu hoffen, wir ſind nu nicht fern vom Ende, Da„bey iſt zu merken, das wir deſte fürſichtiger ſein ſol„len, ſo wir hören, daß die letzte zeit da ſey, denn „alle ſchrifft drewet, Ja auch der Himel ſelb, mit „ſchrecklichen Zeichen, Finſternus vnd Coniunction.“ u. ſ. f. Zuletzt folgt noch eine **Tabula annorum Mundi aus der Bibel vnd den bewerten Hiſtorien**, wo wiederum das Jahr 1532. den Schluß macht. Am Ende ſteht, **Gedruckt zu Wittemberg, durch Georgen Rhaw.**

Dieſes kann unſern Leſern von dem Werke überhaupt einen Begriff geben. Wir hoffen aber nicht unrecht zu thun, wenn wir noch einige beſondere Umſtände dabey anmerken. Bey Gelegenheit der Nachkommen Noah, werden die Länder in einer Charte vorſtellig gemacht, die ſie unter ſich getheilt. Wir wollen von dieſer Charte weiter nichts erwähnen, als daß auf dem Meere, ſo zwiſchen Europa, Aſien und Africa iſt, mit großen Buchſtaben Mare ſteht. Die Nachricht aber von Japhet, der für der Europäer

Stamm-

Stammvater gehalten wird, iſt noch einiger Anmerkung werth. Er iſt nach des Verfaſſers Gedanken der Poete Japetus, und „von ſeinem ſon Jauan „odder Jaon kommen die Grecken, welche Jones „heiſſen, denn diſe und die eltiſten Grecken, vnd das „wort Jauan odder Jaon, iſt der nam Janus, wel„chen die Latini darumb haben mit zweien angeſicht „gemalet, das er ein vater beider völker, der Greken „vnd der Latinen geweſen iſt, haben ihn auch geehret, „beſonders, ſo man etwas angefangen hat, damit „anzuzeigen, das Jaon ihr vater geweſen ſey, Ja„ons ſon hat geheißen Cethin, daher kommen Mace„doner, wilchs beweiſet wird, durch das erſte buch „Machabeorum, vnd das wort Macethim, heiſſet „auff Ebreiſch von Cethim, daraus iſt das wort Ma„cedon worden.

In dem Stücke das die Geſchichte des jüdiſchen Volks, aus der Schrift erzählt, iſt nichts, das wir unſern Leſern bekannt zu machen, für nöthig hielten, ausgenommen die Redensart, daß geſagt wird: Iſaac habe den Jacob und Jacob den Joſeph gebohren; und die Anmerkung, daß nach Salomons Tode das Iſraelitiſche Reich wegen Davids Ehebruch zerriſſen worden. Mit der Gefangenſchaft des Königes Zedekia, ſchließt ſich die jüdiſche Geſchichte, und wird nachdem gehandelt: **von den Grecken, vom Troſaner Krieg**, der in Davids Zeiten geſetzt wird, vom Krieg vor **Thebe, von Hercule, von Sibylla**, welcher Name nach des Verfaſſers Gedanken, eine Prophetinn überhaupt bedeutet, wie er ſich denn einbildet, daß der Sibyllen etliche zu der „heiligen Vetter zeiten geweſen, von denen man der-

„halben noch köſtlich ſprüch hat, die ſie ſollen gemach„haben, von Chriſto, vnd der welt ende, von got„tes gericht vnd dem ewigen Leben, welcher Lactan„tius viel anzeucht.“ Weiter wird erzählt, von **Homero vnd Heſiodo.** Vielleicht haben nicht alle unſere Leſer die Nachricht vom Heſiodus, die der Verfaſſer giebt: „Heſiodus iſt hundert jar nach Homero „geweſen, wie Porphyrius ſchreibt, vnd iſt ein „Pfarrherr geweſen, am Berg Helikon, da ein „groſſer berümpter Tempel geweſen iſt, vnd ſein „ſchrift laut zum teil wie ein predigt buch, von guten „ſitten, denn es ſind rechte ſchone ſprüch, von aller„ley tugenden, doch iſt nichts da von Chriſto vnd „glauben. Denn dieſe hohe lar iſt bey den Heiden „verloſchen geweſen, zum Teil iſt Heſiodi ſchrift ein „rechter wolgeſtelter, ewiger Calender, gericht auf der „Sonnen lauff vnd erſcheinung etlicher ſternen, die den „vnterſchid der Teil im jar anzeigen, vnd iſt war„lich ein fein lieblich kinderbuch, darinn zu ſehen, „das die weiſen leut in Grecia jre kinder zu dieſen „ſchonen künſten gezogen haben, vnd iſt der gut „fromme man jemmerlich vmbracht, durch etliche „ſeine freund, die jm vndankbar geweſen ſind:“ Hierauf folgt: **wenn die Stadt Rom gebawet iſt**, und nach dieſem wird von der andern Monarchie gehandelt. Dabey befindet ſich auch ein Artikel: **Wenn erſtlich die philoſophi jnn Grecia geweſen ſind.** Es wird darinne einige Nachricht von den beyden Häuptern der ioniſchen und italiſchen Schule, dem Thales und Pythagoras gegeben, von welchem letztern geſagt wird: daß er ein **Münchleben geführt mit ſeinen ſchulern.** Der Verfaſ-

ſer

ſer ſchließt dieſe Nachricht folgendergeſtalt: „Vnd dis „ſey genug vom anfang der Philoſophi, damit man „ſehe, wenn die kunſt auffkommen vnd geſtigen ſind. „Hernach wil ich etlicher gedencken zu ihrer Zeit, die „die Philoſophi gebeſſert haben, deren doch wenig „ſind, denn es ſind ſeer wenig Philoſophi geweſen, „die dieſes eerlichen namens würdig ſind, darumb ich „ihr auch nicht viel nennen wil.“ Dieſes Verſprechen erfüllt der Verfaſſer einige Blätter darauf, wo er unter der Ueberſchrift: **Von Philoſophis**, vom Hippokrates, Sokrates, Plato, Eudoxus und Ariſtoteles handelt. Bey der vierten Monarchie, werden die Kaiſer nach der Reihe erzählt, und unter Aureliano, welches der dreyſigſte iſt, wird von den Manicheern gehandelt, dabey der Verfaſſer hinzuſetzt: „Zu vnſern zeiten war Thomas Müntzer ſeer auff „dieſe ban geraten.“ Bey jedem Kaiſer wird der Pabſt genannt, der unter ſeiner Regierung geweſen iſt, wozu der Anfang unter dem Kaiſer Nero, mit des Apoſtels Petrus Tode gemacht, und wo für ſeinen Nachfolger Linus angegeben wird. Von Marco Antonino Philoſopho heißt es unter andern: „Er „hat viel ehrlicher Leges gemacht, die man noch hat, „hat auch Bücher geſchrieben, die ich geſehen habe.“ Vielleicht ſchien dem Verfaſſer das Bücherſchreiben ſo unglaublich, daß er ſeine eigne Erfahrung anzuführen für nöthig hielt. Eben an dieſem Orte wird auch vom Sternkündiger Ptolomäus Nachricht gegeben.

Die Zerſtörung der vierten Monarchie, wird in die Zeiten des Kaiſers Arkadius in das Jahr Chriſti 398. geſetzt, und dabey von den Gothen gehandelt; von welcher Nachricht wir ein Stück herſetzen wollen.

„Es ist nicht ein Volck Gotthen, Wenden, Rugen,
„Hunen, sondern Gotthen sind Teutsche, aus der
„Insel Gotland, vnd haben sich gesatzt, etwa in Li-
„vonia vnd Liba, welche land an Gotland liegen,
„darumb Procopius recht schreibt, daß es Cimmery
„vnd Gete sind, Dieses Volck ist erfur gezogen, an
„Thracia vnd Hungern, zur Römer Zeiten, vnd
„haben sich die Keiser unterstanden, sie zurück zu
„treiben, haben aber nichts ausgericht, Vnd ich habe
„den anfang ihrer Historien vnder Decio gesatzt:
„Denn die schlacht Decy, ist die erst grosse schlacht
„gewesen, so die Römer mit jhn gethan haben, dar-
„inne auch Decius erschlagen ward, Wiewol nu die
„Keisar, hernach viel mit jhn zu thun gehabt, sind
„doch die Gotthi an Thracia vnd Hungery blieben,
„haben auch lender vmb Constantinopoli jnn Asia
„eingenommen, Man sagt, das noch Gotthi in Tau-
„rica Cherſoneſo wohnen, vnd teutsch reden, vnd sich
„nennen Gotthos, Aber aus Hungern vnd Thracia
„sind die Gotthi also wegkommen, das sie erstlich
„selb von dannen in Italien, vnd hernach in Hispa-
„nien zogen sind, darnach sind Wenden und Hunnen
„aus Scythia kommen, die haben die vbrigen Gott-
„hos auffgefressen, Die Hunnen haben sich jnn Hun-
„garn gesetzt, die Land hinter vnd neben Hungarn,
„haben die Wenden eingenommen.

Wir haben dieses in die deutsche Geschichte ein-schlagende Stücke deswegen hergesetzt, damit unsere Leser eine vollständige Probe, sowohl von der Schreib-art des Verfassers, als von seiner Rechtschreibung hätten, bey welcher letzten z. E. anzumerken ist; daß die selbständigen Wörter durchgehends ordentlich mit

kleinen

kleinen Anfangsbuchſtaben geſchrieben ſind, und daß man an den Enden der Perioden ſelten einen Punct, ſondern nur ein Comma findet, ausgenommen, wo die Periode zugleich einen ganzen Abſatz ſchließt. In den übrigen Fällen ſieht man den Anfang der neuen Periode, aus dem großen Anfangsbuchſtaben, ſeines erſten Wortes.

In der Beſchreibung der deutſchen Kaiſer, wird der Reformation am Ende von Maximilians Regierung, ganz kurz mit folgenden Worten gedacht: „Nach Julio ſecundo, ward Babſt Leo X, ein ſon „Laurentii Medicis, Zur zeit Leonis anno 1517. hat „hat Martinus Luther erſtlich widder den Ablaß ge„ſchrieben, vnd ſind hernach viel Diſputationes erre„get, Daraus nu eine groſſe ſpaltung jnn Deutſch„land worden iſt.“ Zwingels Lehren aber werden unter Carl dem V, folgendergeſtalt erwähnt: „Anno „1525. haben Johannes Oecolampadius zu Baſel, „vnd Vlrich Zwingli, erſtlich Schriften ausgehen „laſſen, darinn ſie den verdampten jrthumb Beren„gary vernewet haben, das Chriſtus leib vnd blut „nicht jm Nachtmal Chriſti warhafftiglich gegenwer„tig ſey, Wiewohl der vnſinnig man Andreas Ca„roloſtad, jm jar zuuor, den Vnluſt angefangen „hat.

Des Reichstages zu Augſpurg 1530. wird zwar erwähnt, aber des übergebenen Glaubensbekenntniſſes mit keinem Worte gedacht, ſondern nur geſagt: „Vnd waren des mehrer teil Fürſten da, vnd em„pfingen den Kaiſer mit aller reuerentz, Vnd wie„wol der Keiſar viel Handlung fürname, die Verei„nigkeit jnn der Religion mit gute zu friede vnd ei-

„nigkeit zu bringen, iſts doch nicht vollendet, son„dern endlich hat der Keiſar laſſen ein Edict ausge„hen, die alten Ceremonien vnd lahr, jnn der Römi„ſchen Kirchen gewönlich, zu halten.“

Der Verfaſſer hat ſein Werk durchgehends deutſchen Leſern zu Gefallen geſchrieben, und ſich daher in Unterſuchungen, die zu viel Gelehrſamkeit erforderten, nicht eingelaſſen. Wir müſſen auch ſeine Liebe zum Vaterlande, die er durchgehends bezeuget rühmen: wie er den auch unter den deutſchen Kaiſern eben ſo vollkommene Muſter, und noch beſſere als unter den römiſchen zu finden glaubt.

Das Werk beträgt 170. Blätter, welche mit arabiſchen Ziffern nur auf der erſten Seite bemerkt ſind. Dieſes fängt ſich aber nur mit dem vierten Bogen E an, deſſen erſte Seite die Zahl 16 führet. Die Blätter der drey erſten Bogen ſind gar nicht gezählt.

Aus dieſer Nachricht wird erhellen, daß Carion dieſes Werk unter ſeinem Namen herausgegeben. Es iſt auch von der lateiniſchen Ausgabe, die wir damit vergleichen können, und deren Titel wir anfangs angeführt unterſchieden, und ſtimmt nicht weiter damit überein, als zwo Univerſalhiſtorien mit einander übereinſtimmen können. Das Lateiniſche iſt viel weitläuftiger, und enthält lauter Abhandlungen von Dingen, die in dem Deutſchen nicht einmal berührt ſind; wie es denn auch mit mehr Nachdruck und Gelehrſamkeit geſchrieben iſt. Da wir vom Carion aber angeführt, wie ſeine Abſicht gar nicht geweſen, eine ausführliche Chronike zu ſchreiben; ſondern nur die vornehmſten Geſchichte Ungelehrten zu Gefallen, kurz zuſammen zu faſſen: ſo ſieht man leicht, wie wenig das lateiniſche

niſche Werk mit dieſem Endzwecke übereinſtimme, welches ſowohl wegen ſeiner Sprache, als Ausführlichkeit für Gelehrte iſt. Wir können alſo bey Baylens Zweifel nicht anders urtheilen, als daß das deutſche Exemplar, ſo wir vor uns gehabt, Carions eigenes Werk, ohne Melanchthons Verbeſſerung ſey. Da aber Melanchthon ebenfalls einen deutſchen Aufſatz ſoll gemacht haben: ſo wünſchten wir, daß man denſelbigen aufſuchen möchte, um ihn mit Carions Arbeit zu vergleichen; denn allem Anſehen nach, hat man den erſten Aufſatz Melanchthons in den folgenden lateiniſchen Ausgaben ſehr vermehrt.

* *

VII.

Eine Abhandlung, worinnen erwieſen wird: Daß die Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung, bey den Schauſpielen eben ſo nöthig iſt, als die innere Wahrſcheinlichkeit derſelben.

Es wird wohl kein vernünftiger Menſch, welcher eine Einſicht in das Weſen der Schauſpiele hat, in den Gedanken ſtehen: die Schauſpiele überhaupt, wären Quellen der Laſter und Verderbniſſe des gemeinen Weſens. Die regelmäßige Einrichtung der neuern Schaubühne widerlegt dergleichen Meynungen ſo vollkommen, daß ſie nicht mehr beſtritten zu werden verdienen. Man iſt vielmehr überzeugt, daß die Schauſpiele, an und für ſich ſelbſt,

Quellen der Tugenden und Störerinnen der Laster sind, und im gemeinen Wesen großen Nutzen schaffen können. Dasjenige Land hat sich also ganz besondere Vortheile zu versprechen, in welchem regelmäßige Schauspiele aufgeführet werden. Ob aber solche Vortheile bisher bey vielen Menschen erhalten worden sind, und ob auf die Verbesserung der Schaubühne der gehoffte Nutzen gefolget ist? das ist eine andere Frage; welche man, leider! mit Nein beantworten muß. Die Ursachen hiervon sind so bekannt; daß man etwas unmögliches unternehmen würde, wenn man sie alle anführen wollte. Wer kennt nicht das Vorurtheil der meisten, welche die Schauspiele besuchen; nach welchem sie die Belustigung für den Hauptzweck der Schauspiele halten? Wer kennet nicht die Meynungen der unverständigen Verfolger der Schaubühne, nach welchen sie allezeit eine vorsetzliche Sünde zu thun glauben, wenn sie dieselbe besuchen? Hierinn bestärket sie ein frommer Eifer derjenigen, welche bey ihnen im Ansehen stehen, und welche zwischen der itzigen Verfassung der Schaubühne, und den ehemaligen Gaukeleyen ärgerlicher Landstreicher, keinen Unterscheid zu machen wissen. Diese suchen die Aufführung aller Schauspiele, auch der regelmäßigsten, mit allen Kräften zu verhindern, und sprechen den Schauspielern die unbarmherzigsten Urtheile. Schlechte Mittel zu Beförderung des Nutzens der Schauspiele! Gewiß, so lange man noch so niederträchtige Begriffe von denselben haben wird; so lange wird man auch auf die Erreichung ihres Endzwecks vergebens warten.

Die

Die Schauspieler selbst, nehmen auch an der Verhinderung großen Theil. Weil sie sich von ihrer Kunst selbst nähren müssen: so sehen sie sich genöthiget, die Vorstellung der Schauspiele, auch der regelmäßigsten, nach dem verderbtem Geschmacke ihrer meisten Zuschauer, das ist, unregelmäßig und unwahrscheinlich einzurichten. Wollten sie sich diesen nicht gefällig erzeigen: so würden sie, wenigstens ihrer Meynung nach, ihrem Vortheile zuwider handeln. Daher kömmt es, daß ihre Schaubühne nicht nur ihre Zuschauer nicht bessert, sondern wohl zuweilen verschlimmert. Wie nützlich, wie nöthig wäre es also nicht, daß, auf Unkosten des Staates, Gesellschaften geschickter Schauspieler unterhalten, und mit auserlesenen Stücken und gewissen Gesetzen versehen würden; deren Schauplätze ein jeder frey besuchen, und sich da aus den regelmäßigen Vorstellungen regelmäßiger Schauspiele, mit Nutzen erbauen könnte! Wie glücklich würde nicht eine Stadt, ja ein ganzes Land seyn, wenn das Volk die sinnlichen Vorstellungen der Tugenden und der Laster, eben so ungehindert und öffentlich ansehen könnte, als es andere öffentliche Oerter, in der Absicht, sich zu erbauen besuchet! Dieses alles ist zwar sehr möglich: aber es wird nicht eher zur Wirklichkeit gelangen, als bis die Schauspieler nicht mehr von ihren Zuschauern den Lohn für die Aufführung eines jeden Stückes zu empfangen haben, und bis diejenigen, in deren Gewalt es steht, die Schauspieler zu öffentlichen Amtspersonen zu machen, einen bessern Geschmack an der wahren Schönheit der Schauspiele bekommen werden.

Indes-

Indessen muß man sich doch nichts abschrecken lassen, die Hindernisse, welche der Erreichung ihres letzten Endzweckes im Wege stehen, nach und nach hinweg zu räumen; damit sie demselben immer näher und näher kommen mögen. Vor allen Dingen ist es nöthig, für die Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen besorgt zu seyn. Und da die Nothwendigkeit der innern Wahrscheinlichkeit von großen Kennern und Kunstrichtern bereits unwidersprechlich bewiesen, auch von ihnen mit Festsetzung vortrefflicher Regeln, für dieselbe gesorget worden ist: so muß sich ein vernünftiger Vertheidiger der Schaubühne, eben dergleichen nützliches Geschäffte mit der Wahrscheinlichkeit der Vorstellung vornehmen.

Ich will hiermit keinesweges sagen, daß von glücklichen Beförderern der Schaubühne, bisher noch nicht für die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung wäre geeifert worden. Nein: die Erfahrung lehret vielmehr das Gegentheil. Ich sage nur, daß es, weil es nöthig war, vorher die innere Wahrscheinlichkeit einzuführen, nicht mit so großer Sorgfalt geschehen ist, und daß dieselbe bisher noch viel weniger, als die innere Wahrscheinlichkeit zur Wirklichkeit gelanget ist.

Ich werde also im nachfolgenden einen Versuch thun, zu beweisen: **Daß die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen, eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit der dramatischen Fabel.** Wird meine Bemühung einigen Nutzen nach sich ziehen: so werde ich mich dafür nicht nur vollkommen belohnt sehen; sondern ich werde mich auch für verbunden halten, in meinem Eifer für die Aufnahme der Schaubühne

fortzu-

fortzufahren, und mein Möglichſtes zur Erreichung aller ihrer Vollkommenheiten beyzutragen. Die Regeln der Wahrſcheinlichkeit in der Vorſtellung werde ich nicht anführen; weil ſie eigentlich zu meinem Zwecke nicht gehören, und größtentheils ohne viele Mühe, von den Schauſpielern, wenn dieſe nur wollen, beobachtet werden können.

Ich muß vor allen Dingen die Begriffe von der innern Wahrſcheinlichkeit, und von der Wahrſcheinlichkeit in der Vorſtellung, erklären und auseinander ſetzen. Ich ſetze zum Voraus, daß die Wahrſcheinlichkeit in der Dichtkunſt, und alſo auch in den Schauſpielen überhaupt, in einer Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt, beſtehe. Nach dieſer Erklärung muß ich die zwo Arten der Wahrſcheinlichkeit in den Schauſpielen beſtimmen.

Wenn der Dichter bey Verfertigung eines Schauſpieles beſtändig den Lauf der Welt, und die Handlungen, Gemüthsarten und Neigungen aller Arten von Menſchen vor Augen hat, und nach dieſem den Zuſammenhang und die Handlungen des Schauſpieles ſorgfältig einrichtet; wenn er die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes genau beobachtet; kurz, wenn er ein ſolches Schauſpiel verfertiget, welches einer wahren Geſchichte ſo nahe kömmt, als es bey Erdichtungen möglich iſt: ſo ſagt man, er habe die Regeln der innern Wahrſcheinlichkeit in Acht genommen. Die Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung aber, geht den Dichter gar nichts an, und kann nur von den Schauſpielern, und zwar größten theils von dem Aufſeher derſelben beobachtet werden. Und dieſes

ses geschieht alsdann, wenn sie in ihren Vorstellungen das Aeußerliche derjenigen Personen, welche sie spielen, völlig annehmen, so, daß es scheint, als ob sie die vorgestellten Personen selbst wären: wenn sie die Minen, die Geberden, die Sprache, die Stellung und die Kleidung derselben ungezwungen nachahmen; wenn sie in der Auszierung der Schaubühne nicht wider die Aehnlichkeit mit dem Orte, welcher durch den Schauplatz vorgestellet wird, verstoßen; kurz, wenn sie ihre Rolle so spielen, daß es die Zuschauer dünket, als ob sie nicht Schauspieler, sondern Leute vor sich sähen, welche ihre Reden und Handlungen in unverstelltem Ernste vornähmen. Dieses ist die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung. Von dieser will ich beweisen, daß sie eben so nöthig sey, als die innere Wahrscheinlichkeit.

Ehe ich dieses noch thun kann, muß ich zeigen, warum die innere Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen nöthig ist. Der letzte und hauptsächliche Endzweck der Schauspiele ist die Erbauung der Zuschauer. Diese sollen durch eine sinnliche lebhafte und natürliche Vorstellung berühmter Handlungen zur Nachahmung derselben angereizet, und durch eben dergleichen Abbildung auslachenswürdiger Laster, von denselben abgeschrecket worden. Wie kann aber durch unwahrscheinliche und sich selbst widersprechende Schauspiele dergleichen Endzweck erreichet werden? Welcher Zuschauer wird wohl so leichtgläubig seyn, und die Geschichte, welche durch solche Schauspiele vorgestellet werden, für möglich halten? Und wie kann er eine berühmte Handlung, oder ein Laster, welche er für unmöglich hält, nachahmen oder verabscheuen?

scheuen? Er wird die Möglichkeit der Handlung mit der Möglichkeit der Geschichte vermengen, und weil er in der einen so viel Widerspruch findet, auch die andere für ein Unding halten, und also wenig Reizungen zur Erbauung in sich empfinden; indem er die Ausübung der vorgestellten Handlung zwar auf der Schaubühne, nicht aber im gemeinen Leben für möglich halten wird. Fällt nun also die Erbauung der Zuschauer hinweg; so wird der letzte Endzweck der Schauspiele ganz und gar verfehlet, und es bleibt nichts übrig, als, und zwar nur bey Unverständigen Zuschauern, die Belustigungen der Sinne: welche aber, wenn sie nicht mit der Erbauung verbunden, und zur Beförderung derselben behülflich ist, weiter keinen Nutzen schaffet, als daß sie den Geschmack der Zuschauer verderbt. Wer wollte also noch daran zweifeln, daß die innere Wahrscheinlichkeit in den Schauspielen höchst nöthig sey? indem der Endzweck dieser letztern nicht erreichet wird, wenn man jene nicht beobachtet.

Ich habe mir nunmehro den Weg zum Beweise meines Satzes gebahnet. Die Ausführung desselben wird mir um desto leichter fallen, je genauer der Beweis meines vorangeschickten Satzes mit ihm verbunden ist. Wofern ich nur beweisen kann, daß die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen, die Erreichung ihres Endzweckes hindert: so ist die Wahrheit meines Satzes ausgemacht; weil auch die innere Wahrscheinlichkeit der Schauspiele eben wegen der Erreichung ihres Endzweckes nöthig ist. Nichts ist aber leichter, als dieser Beweis; indem die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung zum Theil

aus eben dem Grunde, der Absicht eines Schauspieles zuwider ist, aus welchem die innere Unwahrscheinlichkeit dieselbe verhindert.

Das Aeußerliche der vorstellenden Handlung macht die Möglichkeit derselben verdächtig, wenn die Minen, die Geberden, die Sprache, die Stellungen, die Kleidungen der Schauspieler und die Verzierungen der Schaubühne nicht so beschaffen sind, als sie würden gewesen seyn, wenn die erdichteten Handlungen ehemals eine wirkliche Geschichte gewesen wären. Noch mehr: die Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit der Schauspieler macht die Schauspiele da lächerlich, wo sie gar nicht lächerlich seyn sollen; so, daß man das Ernsthafte, oder auch das wahre Lächerliche nicht wahrnimmt. Wo will alsdann die Erbauung; wo will die Nachahmung; wo will die Verabscheuung herkommen?

Läuft dieses nicht gerade wider den letzten Endzweck der Schauspiele? Welcher Zuschauer wird sich bewegen lassen, sich die Handlungen eines Schauspieles zum Muster seines Lebenswandels vorzustellen, wenn er sieht, daß es denen Personen, welche er vor sich hat, mit allen ihren Handlungen kein Ernst ist?

Ich will von den hauptsächlichsten Ungereimtheiten, welche die Schauspieler, auch diejenigen, welche sich gegenwärtig für die regelmäßigsten ausgeben, ja derer Vorstellungen, vielen ganz unverbesserlich zu seyn scheinen, fast in allen ihren Schauspielen begehen, etwas genauer reden. Ich will ihre gewöhnlichen Verzierungen der Schaubühne zuerst betrachten. Und wie oft vergehen sie sich hier nicht; indem sie bald diesen, bald jenen Ort mit andern verwechseln, und ihren Zuschauern die Mühe

he machen, daß sie in ihren Gedanken die Handlungen der spielenden Personen, von dem Orte, an welchem sie dieselben vornehmen, absondern müssen! Hieher gehören auch die Verwandlungen der Schaubühne. Ob gleich diese, in so fern ein unregelmäßiges Schauspiel dieselben erfordert, den Schauspielern nicht zur Last zu legen sind: so kann man diese doch alsdann einer großen Ungereimtheit beschuldigen, wenn sie ohne alle Ursache, und ohne einige Vorschrift des Dichters die Schaubühne verwandeln. Also habe ich, bey der Aufführung des verheiratheten Philosophen, die Schaubühne im Anfange des Schauspieles, als eine Studierstube vorgestellet gesehen, welche sich auch hieher sehr wohl schickte. Aber warum, bey Eröffnung des zweyten Aufzuges, ein Saal daraus ward, das kann ich diese Stunde noch nicht einsehen. In dem ganzen Schauspiele ist nicht die geringste Ursache vorhanden, warum die Unterredungen der Personen, nicht auf der Studierstube, sondern auf einem Saale vorgehen müssen. Denn da hernach Arnold mit seinen Gästen speiset, so geschieht dieses nicht auf der Schaubühne vor den Zuschauern; sondern, da einer nach dem andern vom Tische läuft, so kommen sie zu einer Thüre heraus auf den Saal: daß man also nicht denken darf, die Schaubühne hätte einen Speisesaal vorstellen müssen, damit darauf hätte gespeiset werden können. Ueber dieses, da Arnolds Vetter kömmt, fragt er Arnolden: ob er ihn im Studieren störe? Nun ist es ja wohl glaublicher, daß er diese Frage vielmehr an einem Orte gethan habe, wo Arnold ordentlich zu studieren pflegte; als da, wo er in solchen Beschäfftigungen

nicht zu suchen war. Aus diesem allen erhellet, daß die Studierstube in diesem Schauspiele, ohne Ursache und unrecht in einen Saal verwandelt wird. Es kann dem Aufseher der Schaubühne hier nicht zur Rechtfertigung dienen: daß es sich nicht schicken würde, daß Reinhold und der Baron mit Arnolds Frauenzimmern, in Abwesenheit dieses letztern, auf seiner Studierstube wären. Ihre Ankunft ist allezeit so beschaffen, daß sie sich mit der Studierstube sehr wohl zusammen reimen läßt. Ich behaupte also, daß diese und dergleichen Verwandlungen der Schaubühne, die Vorstellung eines Schauspieles sehr unwahrscheinlich machen.

Die Lichter, welche allezeit auf der Schaubühne nöthig sind, geben auch nicht wenig Gelegenheit zu unwahrscheinlichen Vorstellungen. Es ist nämlich zuweilen nöthig, daß ein Tisch auf der Schaubühne steht. Diesen pflegen unsere Schauspieler niemals ohne ein, oder ein paar Lichter zu lassen; ohne darauf zu sehen, ob es, den vorzustellenden Handlungen nach, Tag oder Nacht ist? Es werden alle, welchen der verheirathete Philosoph, der Kranke in der Einbildung, der Geizige, und das Gespenste mit der Trummel, bekannt ist, so viel einsehen, daß sich alle diese vier Lustspiele bey hellem Tage anfangen, und auch zum Theil noch einige Tagesstunden dauren. Unsre Schauspieler aber lassen sich dieses nicht abhalten, ein Uebriges zu thun, und den Tag mit Lichtern zu erleuchten. In dem verheiratheten Philosophen, sitzt Arnold gleich anfangs am Tische über den Büchern, und auf dem Tische stehen zwey Lichter. Wozu dienet doch dieser Unrath? möchte

hier

hier billig mancher fragen. Arnold wird zwar als ein fleißiger Philosoph, aber nicht als ein überstudirter Phantaste vorgestellet; welchem man es noch am ersten zu gute halten könnte, wenn er bey hellem Tage zwey Lichter vor sich auf den Tisch seßet, und dabey studiret. Doch, da Arnold wirklich vormittags, ungefähr um zehen Uhr zwey Lichter vor sich hat: so kann es wohl nicht anders seyn, als daß er sich, durch sein allzu abgesondertes Denken, die Empfindungen seiner Sinne so aus dem Gange gebracht hat, daß er den Tag nicht mehr von der Nacht unterscheiden kann. Wenigstens müssen die Zuschauer so denken.

Eben so abgeschmackt kömmt es heraus, wenn im Kranken in der Einbildung Argan ein Licht vor sich hat, da er die Mahnzettel seines Apotheckers durchliest. Soll etwan seine eingebildete Krankheit in den Augen stecken? Davon findet man im ganzen Schauspiele kein Merkmaal. Zudem behilft er sich hernach durchgehends ohne Licht. Oder kann er etwan Alters wegen nicht gut sehen? Ist dieses; warum seßt man ihm nicht eine Brille auf die Nase? Doch auch von seinem Alter ist nichts im Schauspiele enthalten.

Aber warum mögen sich wohl im Gespenste mit der Trummel, Gotthard, Peter und Michel ein paar Lichter angezündet haben, da sie ein Glas Wein mit einander trinken? Vielleicht wollen sie sich eine Pfeife Toback dabey anzünden? Vielleicht wollen sie das Gespenste durch den Schein derselben vertreiben? Wer kann es den Zuschauern verargen, wenn sie bey so ungereimten Vorstellungen solche wunderliche Gedanken haben? Schädliche Unachtsamkeit der Schauspie-

ler! Wer braucht denn die Lichter am Tage? und was sollen sie denn in Schauspielen vorstellen, worinn die Handlungen am Tage vorgehen? Antwort: Es steht ein Tisch da, und der Gebrauch und die Dunkelheit der Schaubühne erfordern es, daß auf demselben Lichter stehen müssen. Schlechte Verantwortung! Steckte man an den Oertern der Schaubühne, wo es die Wahrscheinlichkeit nicht verletzet, eine genugsame Anzahl Lichter auf: so würde man nicht nöthig haben, sie dahin zu setzen, wo sie so viel nütze sind, als eine Lampe in der Sonne, und wo sie das beste Schauspiel durch Unwahrscheinlichkeit verderben.

Noch eins will ich bey der Verzierung der Schaubühne gedenken. Es werden uns auf derselben oft Zimmer vorgestellt, aber nur als lauter leere Wände. Selten wird man einige Stühle darinnen gewahr, und wenn sie auch da sind, so sind sie doch nicht so geordnet, wie es sich in einem aufgeräumten Zimmer gehöret. In Trauerspielen aber, worinn griechische und römische Handlungen vorgestellet werden, kommen fast gar keine vor. Und warum das? Haben sich denn diese Völker, wie die Juden, auf die Erde zusammen gelegt, wenn sie zusammen gekommen sind? Doch ich erinnere mich, daß ich auch Römer in Trauerspielen habe sitzen sehen. Aber worauf saßen sie? Etwan auf solchen Sesseln, wie sie bey ihnen gebräuchlich waren? Weit gefehlt! daß unsere Schauspieler sich darauf besinnen sollten, daß man in dem alten Rom, von den itzigen Modestühlen eben so wenig etwas gewußt hat, als es wahrscheinlich ist, daß Cato auf einem Großvaterstuhle gestorben

ben iſt. So natürlich wiſſen uns dieſe beliebten Leute den Ort der vorzuſtellenden Handlungen auf der Schaubühne vor die Augen zu malen! Wer ſollte wohl zweifeln, daß er im Geiſte ein altes römiſches Zimmer ſähe, wenn er eine auf ſo gut römiſch ausgezierte Schaubühne vor ſich hat.

So viel mag von den Ungereimtheiten, welche die Schauſpieler in den Verzierungen der Schaubühne begehen, genug ſeyn. Ich will mich nun zu ihnen ſelbſt wenden, und zeigen, wie ihre Rede und Ausſprache die Vorſtellung eines Schauſpieles ſehr unwahrſcheinlich machen. Es fällt einem Zuſchauer überaus ſchwer, zu glauben, er ſähe unverſtellte Handlungen: wenn die Schauſpieler die Reden, welche ihnen der Dichter in den Mund legt, nicht durch eine, jeder vorkommenden Leidenſchaft eigene Ausſprache, gelaſſen, beweglich, munter, heftig und nachdrücklich machen; kurz, wenn ſie nicht die Leidenſchaften, welche jeder Perſon, die ſie ſpielen, zukommen, durch eine geſchickte Verſtellung anzunehmen wiſſen. Sie müſſen ein ſo getreues Gedächtniß haben, daß ſie alle ihre Reden, ohne ein Wort zu verfehlen, ſo ordentlich herſagen können, als wenn ſie itzo erſt dasjenige dächten, was ſie reden. Aber hierinn werden in allen Schauſpielen grobe Fehler begangen. Was ſoll der Zuſchauer denken, wenn er ſo oft die Anfangsworte einer Rede vorher hinter den Scenen hervorſchallen, und hernach erſt von der rechten Perſon auf der Schaubühne ausſprechen höret? Wenn der Schauplatz allezeit einen Wald, oder einen ſteinernen Saal vorſtellete: ſo würde er vielleicht eine von dieſen zwo Stimmen für das Echo halten. Aber auch dieſes

würde nicht möglich seyn, weil das Echo, ordentlicher Weise, nicht vor der rechten Stimme vorhergehet, sondern ihr nachfolget. Es sind und bleiben also das Stocken und Einhelfen, zwo von den größten Ungereimtheiten, die auf der Schaubühne begangen werden. Ich frage aber: was denkt der Zuschauer hierbey? wenn ich ernstlich antworten soll: so kann ich nicht anders sagen, als dieses: daß er die Schaubühne mehr für eine Kinderschule, als für eine Schaubühne halten muß; weil er auswendig hersagen und einhelfen höret. Eben diesen Begriff von der Schaubühne, macht ihm auch das öftere Wiederholen etlicher Worte, ja wohl gar etlicher Zeilen, wenn der Schauspieler einige vorhergehende außen gelassen hat. Schlechte Begriffe! Diese werden wenig heilsamen Eindruck in das Gemüthe der Zuschauer machen lassen. Ich will also nur ein paar Worte von der Austheilung der Rollen unter die Schauspieler sagen. Wie schlecht wird hier nicht die Wahrscheinlichkeit beobachtet, wenn ein weibischer Jüngling einen berühmten und furchtbaren Helden; ein männlicher und ernsthafter Mann aber die lustige Person eines Dieners, oder eine älternde Frau eine junge blühende Schönheit, vorzustellen bekömmt? Haben nun gleich die Schauspieler selbst nicht Schuld daran, in so weit sie thun, was ihnen befohlen wird: so verliert doch das Schauspiel sehr viel von seiner Kraft und Wahrscheinlichkeit dadurch. Horaz hat dieses ausdrücklich verbothen, wenn er in seiner Dichtkunst schreibt:

Ne forte seniles
Mandentur juveni partes,

Den Jüngling laß du nie des Greises Rolle machen.

Und

Und wie klingt es auch, wenn auf den Opernbühnen ein Caſtrat den groſſen Alexander, das Schrecken Aſiens, mit einer Diſcantſtimme ſpielt; oder ſonſt auf der tragiſchen Bühne, eine Altſtimme den Achilles und Cäſar vorſtellen ſoll? Warum theilt man nicht lieber einem jeden Schauſpieler eine Rolle zu, die ſich zu ſeiner Fähigkeit ſchickt? Und welcher Zuſchauer kann ſich des Lachens enthalten, wenn ein verliebter Held oft von einer ſolchen Schönheit entzückt und bezaubert heiſſen muß, die doch mit gutem Rechte ſeine Mutter ſeyn könnte? Anderer ſolcher Ungereimtheiten zu geſchweigen.

Die Minen, die Geberden, die Stellungen müſſen von ihnen eben ſo genau in Acht genommen werden, als das Reden und die Ausſprache; wenn die Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung ihre Richtigkeit haben, und wenn ein Schauſpiel ſeinen Nutzen hervorbringen ſoll. Wie ungereimt, wie lächerlich iſt es nicht, wenn auf der Schaubühne ſterbende Perſonen, durch die Stärke ihrer Ausſprache, durch muntre Blicke und lebhafte Geberden verrathen, daß ſie nur Schauſpieler ſind; und wenn ſie ſonſt kein Zeichen ihres nahen Todes von ſich geben, als daß ſie ſagen: Ich ſterbe. Ungeſchickte Nachahmung des Sterbens! Was kann eine ſolche Vorſtellung in den Gemüthern der Zuſchaner, für einen Eindruck machen? Sie werden nichts weniger glauben, als daß dieſe Perſon könne geſtorben ſeyn; welche doch durch ihr Sterben dem ganzen Schauſpiele den letzten Nachdruck geben ſollte. Die Vertheidiger dieſer übeln Art der Vorſtellung, wenden zwar vor; die Zuſchauer würden die Reden der ſterbenden Perſon nicht ver-

stehen können, wenn sie allzuschwach reden wollte: allein, zu geschweigen, daß die Wahrscheinlichkeit über alles geht, so müßte der Schauplatz sehr groß und wider alle Regeln eines Schauplatzes gebauet seyn, wenn die Zuschauer auf demselben nicht überall auch schwache Reden sollten hören können. Doch dieses betrifft noch die Sprache der Schauspieler, und von der habe ich schon gehandelt.

Ich komme also auf dasjenige, was ein Schauspiel durch ungeziemende Trachten und Kleidungen unwahrscheinlich macht. Und o wie viel Ungereimtheiten treffe ich hier an! Wie grobe Fehler begehen nicht hierinn noch alle Schauspieler! Ich würde mich, wenn ich den Demokrit sehe, durchgehends des Lachens ohne Mühe enthalten können, wenn mir nicht der König in Athen, Strabo, Chryseis und Cleanthis in ihren neumodischen Kleidern und mehr, als frönzosisch galanten Complimenten, so viel auslachenswürdiges zeigten. Doch weil der unglückliche Verfasser dieses Lustspieles, durchgehends Athen mit Paris verwechselt, und fast nirgends die innere Wahrscheinlichkeit beobachtet hat: so mag es den Schauspielern geschenket seyn, wenn sie sich durch die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey Aufführung des Demokrits, nach ihrem Dichter bequemen: weil das Schauspiel dennoch unwahrscheinlich und ohne Erbauung bliebe, wenn sie gleich die strengsten Regeln der äußerlichen Wahrscheinlichkeit ausüben wollten.

Was soll ich aber von dem in etlichen Schauspielen vorkommenden Peter, oder dem sogenannten Crispin sagen? Was sind diese doch für Geschöpfe? Und

in

in welcher möglichen Welt gehören sie zu Hause? Sie sollen Diener vorstellen: aber welcher Herr ist so thöricht, daß er seinen Diener eine solche närrische Livrey giebt? Und was sind die zwo hölzernen Degen, die Peter in der Tasche führt, für unwahrscheinliche Dinge? In Wahrheit, so abgeschmackt jemals Harlekin und Skaramuß gewesen, so ungereimt sind auch Peter und Crispin.

Wenn sie aber vollkommen regelmäßige Schauspiele durch die Unwahrscheinlichkeit ihrer Vorstellung verderben, und dadurch den Endzweck derselben verhindern: so werde ich es ihnen niemals verzeihen. Ich will mich hier, zur Erläuterung des vollkommensten deutschen Schauspieles bedienen, eines Schauspieles, welches nicht nur den größesten Beyfall der geschicktesten Deutschen, sondern auch das würdige Lob berühmter Ausländer erhalten hat. Meine Leser verstehen mich schon, daß ich den sterbenden Cato meyne. Wer sollte nicht mit einem patriotischen Eifer für die wahre Wohlfahrt seines Vaterlandes erfüllet werden, wenn er dieses vortreffliche Stück, dieses Muster vollkommner Trauerspiele, aufführen sieht? Wer zweifelt wohl im geringsten an der Erreichung des Endzwecks desselben, wofern nur dieser nicht durch die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung verhindert wird? Und doch bringt es diese so weit, daß die innere Wahrscheinlichkeit nicht überall bemerket, und also der Nutzen derselben schwerlich erhalten wird.

Cato, der ernsthafte Cato, würde sich selbst des Lachens unmöglich enthalten können, wenn er sich einmal auf einer der berühmtesten Schaubühnen erbli-

cken und nicht viel vernünftiger vorgestellet sehen sollte, als das Bild ist, welches uns Horaz im Anfange seiner Dichtkunst gemalet hat. Er würde es kaum auf die höchsten Betheurungen kennen, daß er selbst unter einer solchen Person verborgen wäre. Was würde er wohl bey Erblickung der seltsamen dreyeckigten und hoch befiederten Köpfe denken? des abscheulichen bestaubten Haarbusches; der gefalteten Zierrathen und gleißenden Bedeckungen der Hände; des steifen und weiten Schurzes; der weißen Strümpfe und künstlichen Schuhe, und endlich des zu Rom damals nie gesehenen Pariser Schwerdtchens denken? Würde er nicht die itzigen Zeiten einer großen Unwissenheit in den römischen Alterthümern beschuldigen? Würde er es nicht für höchstungereimt halten, ihn in dieser Gestalt zum Muster der Nachahmung vorzustellen; da der Schauspieler niemanden weniger, als ihn vorstellet? Gewiß, er würde die hartnäckigten Liebhaber und Verfechter solcher vermischten Vorstellungen am besten überzeugen, daß sich ein mit Golde verbrämter Hut, eine Zipfelperücke, ein Paar Handblätter und glatte Handschue, ein Paar weiße seidene Strümpfe und ein pariſischer Modedegen zwar für einen deutschen Stutzer, aber nicht für einen römischen Cato schicken.

Eben so wenig Wahrscheinlichkeit haben die Kleidungen fast aller andern Personen dieses Trauerspiels. Für was für ein Thier würde man wohl zu Rom die straßenbreite Portia mit ihrer steifen Hülle, und ihrem papageyfärbigen Kopfzeuge angesehen haben, wenn sie sich in der Tracht, welche ihr die unachtsamen Schauspieler anlegen, daselbst hätte wollen sehen lassen? Vielleicht

leicht würde man ſie, wenn man von der übrig gelaſſenen römiſchen Geſtalt auf ihr menſchliches hätte ſchließen können, noch zur Noth für eine Laſtträgerinn gehalten haben; weil auſſer dem die breiten Oberflächen ihres noch viel breitern Gewandes ohne Nutzen zu ſeyn geſchienen hätten. Solche Abentheuer waren zu Rom unerhörte Dinge; und welcher Schauſpieler ſie den damaligen römiſchen Bürgern andichtet, der malet, wie Horaz von den Verfaſſern ſeltſamer und vielfach geſtalteter Gedichte ſagt:

Das Meerſchwein in den Wald, den Eber in das Meer.

Er macht die Handlungen ſeines Schauſpieles unwahrſcheinlich, unglaublich, und lächerlich. Er hindert die Erbauung der Zuhörer, und handelt alſo dem letzten Endzwecke des Schauſpieles zuwider.

Wen ſollte nun wohl alles dieſes, wenn er es recht erwäget, nicht überzeugen, daß die äußerliche Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung, bey den Schauſpielen eben ſo nöthig iſt, als die innere Wahrſcheinlichkeit derſelben? Sie trägt ja zur Erreichung des Endzwecks der Schauſpiele eben ſo viel bey, als dieſe: und ihre Nothwendigkeit hat in eben der Endurſache ihren Grund, auf welcher die Nothwendigkeit der innern Wahrſcheinlichkeit beruhet. Ich halte mich daher von dem Beyfalle meiner Leſer für völlig verſichert. Was mir aber ein Blinder Eifer für die Vollkommenheiten dieſer oder jener Schaubühne, durch andere, einwenden könnte, das muß ich noch beantworten. Ich werde hierbey um ſo viel weniger Schwierigkeiten finden, je gewiſſer ich überzeugt bin, daß kein Einwurf, welcher einiges Gewichte hat, meinem Satze entgegen geſetzt werden kann. Verdienet wohl derjeni-

ge eine Antwort, welcher deswegen die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung für unnöthig hält, weil sie doch niemals zur Vollkommenheit gebracht werden könnte? welcher vorgiebt, ein sterbender Cato und ein Demokrit müßte nicht in deutscher, sondern in lateinischer und griechischer Sprache, auch nicht z. E. in Leipzig, sondern zu Rom und zu Athen aufgeführet werden; wenn man eine so strenge Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, als man verlanget, beobachten sollte? Diese unverständigen Gegner vermengen eine wahrscheinliche Erdichtung mit einer wahrhaftigen Geschichte. Auf diese Art würde ja ein Schauspiel, nicht ein Schauspiel, sondern eine wirkliche und unverstellte Handlung seyn. Sie würde alsdann nicht eine Nachahmung, sondern das Vorbild derselben, das ist, die Natur selber seyn. Man fordert zur Wahrscheinlichkeit der Vorstellung nichts, was ihrem Wesen zuwider ist. Sie soll nur so beschaffen seyn, wie es der Endzweck des Schauspieles erfordert, und den höchsten Grad erreichen, welchen sie mit Bestand ihres Wesen und Endzweckes erreichen kann. Würde aber wohl die Erreichung ihres Endzwecks möglich seyn, wenn man sich in Schauspielen todter Sprachen bedienen wollte? Es wäre ja eben so viel, als wenn man einem Tauben ein Mährchen erzählte.

Andere, welche Freunde französisch gekleideter Römer sind, schützen zur Rechtfertigung ihres Geschmacks die unansehnliche Tracht der alten Griechen und Römer vor. Sie sagen: wie schön sollte es nicht eine Schaubühne zieren, wenn Cato mit unbedecktem Haupte, mit einem weißen wöllenen Gewande, welches fast unmittelbar seinen Leib bedeckt, mit bloßen Füssen, mit

einem

einem breiten römiſchen Dolche, und überhaupt in der elenden Geſtalt eines alten Römers aufgezogen käme? Wer würde nicht die Portia mehr für ein Geſpenſt, als für ein Frauenzimmer anſehen, wenn ſie in ihrem ſackähnlichen Ueberhange, und in ihren ungezierten Haaren aufträte? Würde wohl ein einziger Zuſchauer ein Vergnügen an ſolchen Schauſpielen finden, worinnen ſo unmenſchliche Geſtalten zum Vorſcheine kämen? Dieß iſt die Sprache meiner neuen Gegner, welche ich, um ſie eines beſſern zu belehren, auf den letzten Endzweck der Schauſpiele verweiſe. Dieſer iſt die Erbauung, und nicht, wie ſie glauben, die Beluſtigung der Zuſchauer allein. Ich leugne nicht, daß man bey den Schauſpielen auch die Abſicht hat, zu beluſtigen: allein man hat ſie nur deswegen, damit man durch die Beluſtigung die Erbauung befördern könne. Ueber dieſes, ſo habe ich nicht Urſache, es einzuräumen, daß die Kleidungen der alten Griechen und Römer nicht beluſtigen können. Denn ich glaube gänzlich, daß ſie ein weit größeres Vergnügen bey den Zuſchauern erwecken müſſen, als die itzt gewöhnlichen, welche man täglich ſehen kann, ohne die Schauſpiele zu beſuchen. Würden wir uns nicht ungemein vergnügen, wenn wir zu unſern Zeiten alte Römer und Griechen in ihrer unterſchiedenen Tracht ſollten zu ſehen bekommen? Man kann dieſes aus dem Vergnügen ſchließen, welches wir empfinden, wenn wir itzt lebende Völker, z. E. Türken, Tartarn, Ungarn, und dergleichen zu Geſichte bekommen? welches Vergnügen doch bey weitem nicht ſo groß iſt, als das im erſtern Falle ſeyn würde; weil wir diejenigen nun mit unſern Augen ſehen könnten, von welchen wir ſo viel gehöret und geleſen,

sen, und von welchen uns unsere Einbildungskraft so mancherley vortreffliche Bilder gemacht hat. Sehen wir doch überdem die Trachten der Alten, in so vielen Münzen, Steinen, und Bildern, nicht nur ohne Ekel und Abscheu, sondern auch mit Vergnügen. Große Herren zieren ja ihre Kunstkammern, Antiquitätensäle, und prächtigsten Gärten mit den Bildsäulen und Marmorbildern alter Römer und Griechen. Jederman ergetzet sich daran, und kein Mensch findet etwas lächerliches dabey. Da uns nun bey beobachteter Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, nebst den Handlungen und Sitten jener Alten, auch ihre besondern Trachten dargestellet werden: so muß dieses wohl den Zuschauern zu weit größerm Vergnügen Anlaß geben, als wenn sie alte griechische und römische Sitten und Handlungen, und neue französische Kleidungen in einer Person beysammen sehen müssen. Mein Satz hat demnach auch über den zweyten Einwurf gesieget.

Aber ich habe noch mehr zu streiten, ehe ich meine Abhandlung schließen kann. Man glaubt nämlich, es ließe sich der wenigste Theil der Zuschauer dadurch irre machen, daß man sich auf der Schaubühne nicht eben so genau nach den Kleidungen der Alten Griechen und Römer richtete. Sehr wenigen wären die Alterthümer dieser Völker so bekannt, daß sie wüßten, was zur völligen Tracht eines Griechen oder Römers gehörte. Sie hielten es also für nichts unwahrscheinliches, wenn sie gleich derselben Trachten mit französischen Kleidungen vermischt sähen. Ich antworte hierauf, daß unsere Landsleute, auch die von geringem Stande, so unwissend nicht sind. Sieht man nicht überall öffentliche Gemälde und Bildsäulen, welche uns die

Trachten

Trachten der alten Griechen und Römer, mehr als zu deutlich, vorſtellen, und allen Menſchen die richtige Meynung beybringen, daß jene ganz anders gekleidet geweſen ſind, als wir und alle die, ſo mit uns zugleich leben? Ja ſie wiſſen nicht nur dieſes, ſondern ſie bekommen auch durch dieſe Abſchilderungen ſo deutliche Begriffe von ihren Vorbildern, daß es ſie dünkt, als hätten ſie jene Alten ſelbſt geſehen. Ein jeder begreift alſo, daß es die Zuſchauer allerdings irre macht, wenn die Schauſpieler in den Kleidungen keine Wahrſcheinlichkeit beobachten.

Ich habe noch eine Art von Gegnern wider mich, deren Einwurf ich aber nicht ſo wohl widerlegen, als belachen kann. Es ſind diejenigen, welche alles für recht und ſchön halten, was die Franzoſen thun. Sie wollen deswegen die Verwandlungen der Schaubühne und die franzöſiſchen Trachten in allen Schauſpielen haben, weil die Franzoſen beydes für eine Zierde ihrer Schaubühne halten, und beſonders ſich der franzöſiſchen Kleider, auch in allen griechiſchen und römiſchen Trauerſpielen, bedienen. Dieß iſt ihr wichtiger Zweifel, welchen ſie wider die Wahrſcheinlichkeit in den Kleidungen vorbringen. Ich wollte wünſchen, daß ſie aufhöreten, die Deutſchen zu Affen der Franzoſen zu machen, und nebſt dem wenigen Guten, welches jene dieſen abgelernet haben, nicht auch alle ihre Thorheiten mit Gewalt annehmen wollten. Wenn die Franzoſen durch widerſinniſche Vorſtellungen der alten Griechen und Römer den Schauſpielen die Wahrſcheinlichkeit rauben: müſſen es ihnen denn die Deutſchen nachthun, wenn ſie die Schädlichkeit dieſer Thorheit einſehen? Wer hat die Franzoſen

zu Gesetzgebern, und die Deutschen verbindlich gemacht, jener ihre Gebräuche, wider Vernunft und Ueberzeugung, auf eine mehr, als sklavische Weise nachzumachen und beyzubehalten? Man sollte meynen, die Zeit wäre einmal gekommen, da man in Deutschland, ohne zu wissen, daß ein Frankreich in der Welt ist, die Kräfte des eigenen Verstandes und Witzes anwenden könnte. Kein vernünftiger Mensch wird also, den Franzosen zu gefallen, durch unwahrscheinliche Kleidungen, den Nutzen der Schauspiele verhindert wissen wollen.* Gesetzt aber auch, der Schauspieler handelte recht, wenn er alte Griechen und Römer in französischen Kleidern auf die Schaubühne führete: warum thut er dergleichen nicht auch mit den Türken? Warum auch nicht mit den Spaniern? Deswegen, weil er weis, daß den Zuschauern die Kleidungen der Türken und der Spanier bekannt sind. Sind ihnen denn aber die Kleidungen der alten Griechen und Römer ganz unbekannt? Ich habe das Gegentheil schon erwiesen. Warum ist er also nur in etlichen Schauspielen für die Wahrscheinlichkeit in den Kleidungen besorgt, und nicht in allen? Es läßt sich hiervon gar keine Ursache erdenken, die zureichend wäre, und etwas anders zum Grun-

* Vernünftige Franzosen aber spotten selbst über diese Ungereimtheit ihrer Schauspieler. So schreibt z. E. der Urheber der Bibliotheque des Theatres auf der 89 Seite im Art. Cyrus, wo er den Opernmacher Quinaut auslachet, der die Königinn Tomiris noch ihrer verlohrnen Schreibtafel fragen läßt;

Que l'on cherche partout, mes Tablettes perdues,
Et que sans les ouvrir, elles me soient rendues:

Il est à croire, heißt es, que ces tablettes étoient aussi d'usage chez les Reines Persanes (er hat vielleicht Scythes sagen wollen) que les chapeaux, dont les mains de nos Acteurs sont embarassées, l'etoient chez les Heros de la Grece et de Rome.

Grunde hätte, als ein bloßes: **Wir wollen nicht.** Demnach kann auch dieser Einwurf auf keine Weise mehr vertheidiget werden.

Hier könnte das Ende meiner Abhandlung seyn, wenn ich nicht bey dieser Gelegenheit, da ich von den Verhinderungen des wahren Nutzens der Schauspiele, in so fern sie durch die Schauspieler, und sonderlich durch den Aufseher derselben verursachet werden, geredet habe, noch etwas wegen der gewöhnlichen Nachspiele errinnern wollte. Mich dünkt, diese reißen öfters nieder, was etwa ein regelmäßiges Schauspiel gutes gebauet haben möchte. Ich will dieses keinesweges von allen Nachspielen gesagt haben. Es sind allerdings einige, welche solchen Schaden nicht verursachen. Nur die möchte ich gerne von der Schaubühne verbannet wissen, welche voll Unwahrscheinlichkeit, Niederträchtigkeit, zweydeutiger Reden und Zoten sind, und durch ihre mehr sinnlichen als erbaulichen Vorstellungen die Gemüther der Zuschauer mit schädlichen Bildern so sehr erfüllen, daß die guten welche sie vielleicht durch ein vorhergegangenes regelmäßiges Schauspiel bekommen haben, dadurch wieder verdrungen werden. Wie sehr dieses dem Endzwecke der Schauspiele zuwieder läuft, kann ein jeder einsehen. Ist es denn nun so gar nöthig, daß auf alle Schauspiele ein Nachspiel folgen muß? Ich sehe gar keinen Grund darzu. Müssen sie ja den Beschluß machen, so könnte man doch wenigstens regelmäßige, und solche nehmen, welche die Wirkung des Hauptspieles nicht verhindern. Oder man könnte auch die Zuschauer zum Abschiede mit einem Tanze belustigen, und zwar mit einem solchen, welcher den

Hauptcharacter des vorhergegangenen Schauſpieles und die vornehmſte Leidenſchaft und Handlung, die in demſelben geherrſchet hat, durch geſchickte Bewegungen, Schritte, Geberden, und Minen ausdrückte. Daß dergleichen Tänze gar wohl möglich ſind, beweiſen die bekannten engliſchen Tänze, ja ſelbſt die Folie d'Eſpagne. Ich bin verſichert, daß ein ſolcher Tanz den Zuſchauern mehr Vergnügen machen wird, als manches abgeſchmackte Nachſpiel. Ueber dieſes würde er auch die guten Bilder, welche ſie von den Handlungen des Hauptſpieles haben, nicht verlöſchen, ſondern vielmehr lebhafter machen. Was hinderts aber, daß dergleichen Vorſchläge bey unſern Schauſpielern kein Gehör finden? Nichts anders als dieſes, daß ſie befürchten, die anzahl ihrer Zuſchauer möchte zu ſehr abnehmen, wenn ſie, da ſie ihnen durch die Fratzen in ihren Nachſpielen den Geſchmack bereits verderbt haben, ihnen zum Beſchluſſe des Hauptſpieles eine reinere Art des Vergnügens machen wollten. Es bleibt alſo dabey, daß aller Eifer vernünftiger Verbeſſerer der Schaubühne, den Nutzen derſelben ſo lange nicht merklich befördern wird, als die Schauſpieler ſich von ihrer Kunſt ſelbſt werden nähren müſſen. Indeſſen wünſchet doch ein jeder patriotiſch geſinnter Mitbürger des Vaterlandes, was er gleichwohl noch nicht hoffen kann.

Chriſtlob Mylius.

von Reichenbach in der Oberlauſnitz.

VIII.

VIII.

Gedichte an die Kunſtrichter.

Sagt, Richter, die ihr längſt der Dichtkunſt Weſen kennt,
Und Unſinn von Vernunft mit klugem Urtheil, trennt:
Wie kömmts, daß man ſo bald der Schönheit Bild verlieret,
Und ſelbſt abſcheulich wird und andre mit verführet?
Wo findet man die Bahn darauf man ſicher geht,
Die nicht zum Abgrund führt und nicht zu ſehr erhöht?
Iſts möglich, oder nicht, daß uns ein Lied gelinget,
Das gleich auf alle wirkt und aller Herz durchdringet?
Daß man ſich bis zum Ruhm der höchſten Kenner hebt,
Und dem doch ſichtbar iſt der noch am Staube klebt;
Daß man nicht dunkel wird, und doch nicht niedrig bleibet,
Und Schönen noch gefällt, wenn man für Weiſe ſchreibet?

Die Bahn iſt rauh und ſchwer, doch zeigt ſie die Natur:
Wer für die Nachwelt ſchreibt, der folget ihrer Spur.
Der Dichter iſt nicht bloß für Wenige gebohren,
Er lehrt ein ganzes Volk, er reizet tauſend Ohren:
Er hilft der Wahrheit auf, ſein Zweck iſt allgemein;
Er muß der Helden Preis, der Tugend Herold ſeyn.

Umſonſt eilt hier ein Geiſt auf unbekannten Wegen,
Mit übertriebner Kraft der Ewigkeit entgegen;
Und ſchöpfet ſein Gedicht mit Wiſſenſchaften voll,
Und giebt uns Räthſel auf, wenn er ergetzen ſoll.
Er ſucht in uns vielleicht ſchon Geiſter höhrer Sphären;
Wir Menſchen ſind zu ſchwach ſein ſtarkes Lied zu hören.

Wer für die Welt nicht ſchreibt, vergißt der Dichter Pflicht,
Ergetzen iſt ihr Lob, ihr Zweck der Unterricht.
Was die Vernunft erforſcht und aus verknüpften Gründen
Mit Müh hervorgeſucht, den Menſchen einzubinden;
Den Bürgern kund zu thun, was Pflicht und Wohlfahrt heißt,
Wie Ueppigkeit und Zwiſt auch Thronen niederreißt;

Im ungezwungnem Scherz dem Hofe das zu ſagen,
Was Leibnitz, Lock und Wolf den Schulen vorgetragen;
Durch einen eitlen Spott, den träge Seelen fliehn,
Den Thoren unverhofft die Larve wegzuziehn;
Was oft Gelehrte quält, den Schönen zu erläutern,
Und doch die finſtre Stirn des Leſers aufzuheitern:
Dieß iſt die ſeltne Kraft, die in Verwundrung ſetzt,
Dieß heißt: ein Dichter ſeyn, der nützet und ergötzt.

Wer Kenner rühren will, der muß für alle dichten;
Kan gleich nicht jedermann der Lieder Stärke richten.
Wie macht es doch Homer, daß ihn auch Plato las,
Die Jugend ihn verſtund, das Alter nicht vergaß?
Daß eines Griechen Sohn, der ſich der Schul entriſſen,
Ihn nicht aus Rachbegier gleich an die Wand geſchmiſſen;
Ihn nicht der dunklen Brut der Schulen beygezählt,
Und alt darum verflucht, weil er ihn jung gequält!

Ein Geiſt, der ſich nicht ſehr erniedrigt noch erhöhet,
Vom Davus und Euklid in gleicher Weite ſtehet;
Den Einſicht und Verſtand vor ſeines gleichen ſchmückt,
Doch ſeine Munterkeit am Pulte nicht erſtickt;
Mehr weis was itzt geſchicht, als was vor dem geſchehen,
Den an der Bücher ſtatt der Menſchen Herz geſehen;
Ein wahrer Staatsmann iſt, eh er gleich keiner heißt,
Und nichts aus Einfalt ſtraft und nichts aus Einfalt preißt;
Der allen Unſinn haßt und keine Poſſen leidet,
Und ſich mit ſtiller Luſt an fremder Thorheit weidet;
Der einen leichten Scherz nicht ſuchet, auch nicht flieht,
Und Fehler bald entdeckt und wahre Schönheit ſieht:
Der ſoll der Richter ſeyn! und kann man dem gefallen
So ſchreibt man allen ſchön, und ſo gefällt man allen;
So wird man durch die Hand der klügſten Leute gehn,
Und neben dem Horaz und bey dem Canitz ſtehn.

Ihr Dichter! ſoll die Welt euch Ruhm und Beyfall ſchenken,
So lernt ſo wohl an ſie, als an euch ſelber denken.

Für

Für Niedre nicht zu hoch, für Hohe nicht gemein,
Den Schönen angenehm, den Weiſen lehrreich ſeyn:
Und nicht bis zu der Hoh geſchweifter Sternen ſteigen,
Die ihrer Stralen Glanz bloß durch ein Fernglas zeigen;
Und deren wölkicht Licht, das kaum Coßmi kennt,
Nur für den düſtern Blick gelehrter Augen brennt.
Schreibt nicht, daß jedermann ſich über euch beklaget:
Ihr wagt das ungereimt, was Flemming klug gewaget.

Wohlan! ſo dichte fort, was ſiehſt du ſchüchtern zu?
Denkt nun vielleicht Auſſin, und ſtort ſich aus der Ruh.
Bereichre nur die Stadt mit tauſend Hochzeitblättern;
Nur munter, kühner Geiſt, man wird dich bald vergöttern!
Wie rein fließt nicht dein Vers! Wie ſtrömt nicht Wort auf Wort!

Ergießt, ihr Sylben euch und reißt die Hertzen fort!
Die Dichtkunſt iſt nunmehr zum Pöbel hin verwieſen,
Je ſeichter man gedacht, je mehr wird man geprieſen.
Man ſoll nicht einem klug und vielen thöricht ſeyn:
Der meiſten Ausſpruch gilt; drum ſchreibe ſelbſt gemein!
Dein unfruchtbarer Fleiß wird nur dein Glück zernichten,
Haſt du nur nicht gefehlt, ſo darf kein Menſch dich richten.
Geh, klügelnder Horaz! fort ſtrenger Staagirit!
Euch folge wer ſich haßt und Ruhm und Nahrung flieht!
Ihr ſchreckt die arme Welt mit ſchwermuthsvollen Lehren,
Wenn man mich nur verſteht, ſo muß man mich verehren.

Halt ein! Auſſin! halt ein! dein Schluß iſt fehlerhaft;
Man ſtraft die Dunkelheit, nicht Geiſt mit Wiſſenſchaft!
Dein Lied iſt kalt und matt, von aller Pracht entblößet,
Dein Kiel fehlt deſtomehr, je minder er verſtößet.
O ſchweig! und ſetze nie den ſtumpfen Griffel an!
Vom Pöbel reimt man ſich nicht gleich zum großen Mann:
Kein heiſchrer Schellenklang wird edle Dichter machen,
Dein übereilter Reim bringt Kluge nur zum Lachen.
Ihr aber, die ihr euch an Flaccus Seite ſtellt,
Lehrt, Richter, mich ein Lied für euch und für die Welt,

Daß meine Sätzen einſt den Kennern lieblich klingen.
Und feurig in das Herz der ſpätſten Nachwelt dringen.
Mich reizt kein kalt Gewäſch, mich reizt kein trächtig Blatt,
Das zwar Vertheidiger, doch ſelten Leſer hat.
Auf! unterſtützet ſelbſt mein ringendes Befleißen!
Macht mich der Ehre werth ein Dichter einſt zu heißen.

M. Conrad Arnold Schmidt, aus Lüneb.

IX.

D. Martin Luthers Sendbrief vom Dollmetſchen, mit hiſtoriſchen und apologetiſchen Anmerkungen verſehen, von M. Daniel Peucern Rect. in Naumb. Leipzig 1740. 8.

Dieſes Sendſchreiben iſt in ſeiner Art ſo merkwürdig, daß wir nicht umhin können, daſſelbe unſern Leſern bekannter zu machen. Es ward dem ſel. Luther öfters vorgeworfen, daß er ſich in ſeiner deutſchen Ueberſetzung der Bibel nicht genug an den Grundtext gehalten, und ſich ſolcher Freyheiten bedienet hätte, die einem Ueberſetzer nicht zu verzeihen wären. Viele von ſeinen Feinden gingen ſo weit, daß ſie ihn beſchuldigten, es wären einige Stellen des neuen Teſtaments aus Vorſatz verdrehet. Man brachte die Worte Pauli aus dem Briefe an die Römer 3, 24. als einen Beweis dieſer Beſchuldigung vor, und machte ein unverantwortliches Verbrechen daraus, daß er das Wort allein in ſeine Ueberſetzung eingeſchoben, da es ſich im griechiſchen Originale nicht findet. Luther vertheidiget ſich in dieſem Sendſchreiben wegen dieſer Freyheit auf eine Art, die ſeinem feurigen Geiſte gemäß iſt. Er deckt die Schwäche ſeiner Gegner auf: er

er zeiget, wie vernünftige Regeln er ſich bey ſeinem Ueberſetzen beſtändig vorgeſchrieben, wie viele Sorgfalt er bey der Wahl der Ausdrücke angewendet, und wie ſehr er ſich gehütet, ſo wenig gegen die Abſicht des Grundtextes, als auch gegen die Reinigkeit unſerer Mutterſprache zu verſtoßen. Wem die Umſtände der Zeiten bekannt ſind, in welcher dieſe Schrift abgefaßt iſt, der wird wenig Mühe brauchen, einige hitzige Ausdrücke, die ſich in Luthers Schriften durchgehends finden, zu überſehen.

Der Herr Rector Peucer hat den Brief mit einer hiſtoriſchen Einleitung und verſchiedenen guten Anmerkungen begleitet. Sein Fleiß verdienet den Beyfall vieler Leſer. Er ſcheint auf die Erläuterung der Kirchengeſchichte am meiſten geſehen zu haben. Wir würden uns von dem Endzwecke unſerer Blätter allzuweit entfernen, wenn wir uns in die Erzählung der Umſtände, die der Herr Rector beygebracht hat, einlaſſen wollten. Wir wollen ſtatt deſſen den Liebhabern unſerer Mutterſprache den Brief ſelbſt vorlegen.

D. Luthers Brief.

Dem Erbarn und Fürſichtigen N. N. meinem günſtigen Herrn und Freunde.

Gnade und Friede in Chriſto. Erbar, Fürſichtiger lieber Herr und Freund. Ich habe eure Schrifft empfangen, mit den zwo Queſtien oder Fragen, darinnen ihr meines Berichtes begehret. Erſtlich, warum ich in der Epiſtel Röm. 3, 28. die Worte St. Pauli: arbitramur, hominem juſtificari ex fide absque operibus legis, alſo verdeutſchet habe: Wir

halten, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werck, allein durch den Glauben; und zeiget daneben an, wie die Papisten sich über die Massen unnütz machen, weil im Text Pauli nicht stehet das Wort Sola, (allein) und sey solcher Zusatz von mir nicht zu leyden, in Gottes Worten ꝛc. **Zum andern**, ob auch die verstorbenen Heiligen für uns bitten? weil wir lesen, daß ja die Engel für uns bitten ꝛc.

Auf die erste Frage, wo es euch gelüstet, möget ihr euren Papisten von meinetwegen antworten, also: **zum ersten**, wenn ich D. Luther, mich hätte mögen des versichern, daß die Papisten, alle auf einen Haufsen, so geschickt wären, daß sie ein Capitel in der Schrifft könnten **recht** und **wohl** verdeutschen: so wolte ich fürwahr mich der Demuth haben finden lassen, und sie um Hülffe und Beystand gebethen, das N. Testament zu verdeutschen. Aber dieweil ich gewust, und noch für Augen sehe, daß ihr keiner **recht** weiß, wie man Dollmetschen oder Deutsch reden soll, hab ich sie und mich solcher Mühe überhaben. Das merkt man aber wohl, daß sie aus meinem Dollmetschen und Deutsch, lernen **Deutsch reden** und **schreiben**, und stehlen mir allso meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewust; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wieder mich. Aber ich gönne es ihnen wohl: dann es thut mir doch sanfft, daß ich auch meine undankbare Jünger, darzu meine Feinde, reden gelehret habe.

Zum andern möget ihr sagen, daß ich das neue Testament verdeutschet habe, auf mein bestes Vermögen, und auf mein Gewissen, habe damit niemand gezwungen,

zwungen, daß ers leſe; ſondern freygelaßen und allein zu Dienſt gethan denen, die es nicht beßer machen können: ſo iſt auch niemand verboten ein beßres zu machen. Wers nicht leſen will, der laſſe es liegen. Ich bitte und feyre niemand darum. Es iſt mein Teſtament und meine Dollmetſchung, und ſoll mein bleiben und ſein. Hab ich drin etwa gefehlet (das mir doch nicht bewuſt, und freylich ungern **einen Buchſtaben muthwillig** wolt unrecht verdolmetſchen) darüber will ich die Papiſten nicht zu Richtern leiden: denn ſie haben noch zur Zeit zu lange Ohren dazu, und ihr Jka Jka iſt zu ſchwach, mein Verdollmetſchen zu urtheilen.

Ich weiß wohl, und ſie wißens weniger, denn des Müllers Thier, was für Kunſt, Fleiß, Vernunfft, Verſtand zum guten Dollmetſchen gehöret: denn ſie habens nicht verſucht. Es heiſſet, wer am Wege bauet, hat viel Meiſter, alſo gehet mirs auch. Diejenigen, die noch nie haben recht reden können, geſchweige denn Dollmetſchen, die ſind allzumahl meine Meiſter, und ich muß ihr aller Jünger ſeyn. Und wenn ich hätte ſollen fragen, wie man die erſten zwey Worte Matthäi am 1. Capitel, Liber generationis, ſollte verdeutſchen? So hätte ihrer keiner gewuſt Gak darzu zu ſagen, und urtheilen mir nun das gantze Werk, die feinen Geſellen! Alſo ging es S. Hieronymo auch. Da er die Biblia dollmetſchet, da war alle Welt ſein Meiſter; er allein war es, der nichts kunnte, und urtheilten dem guten Manne ſein Werk diejenigen, ſo ihm nicht genug geweſt wären, daß ſie ihm die Schuh hätten ſollen wiſchen. Darum gehöret groſſe Gedult darzu,

so jemand etwas öffentlich Guts thun will. Denn die Welt will Meister Klüglich bleiben, und muß immer das Roß unter dem Schwantze zäumen, alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihre Art, davon sie nicht lassen kann!

Ich wollte noch gern den Papisten ansehen, der sich herfür thät, und etwa eine Epistel S. Pauli, oder einen Propheten verdeutschet, so fern, daß er des Luthers Deutsch und Dollmetschen nicht darzu gebrauchet; so soll man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch, oder Dollmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Sudler zu Dreßden, der mein neu Testament gemeistert hat; (ich will seinen Namen in meinen Büchern nicht mehr nennen, so hat er auch nun seinen Richter, und ist sonst wohl bekannt) der bekennet, daß mein Deutsch süsse und gut sey, und sahe wohl, daß ers nicht beßer machen konte, und wolte es doch zu schanden machen, fuhr zu, und nahm für sich mein neu Testament, fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht habe, und thät meine Vorrede, Glossa und Namen davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glosse darzu, verkauffte also mein neu Testament unter seinem Namen. Wanne lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe! da sein Landes Fürst mit einer greulichen Vorrede verdammte und verbot des Luthers Neu-Testament zu lesen: doch darneben gebot des Sudlers neu Testament zu lesen, welches doch eben dasselbe ist, das Luther gemacht hat.

Und daß nicht jemand hie denke, ich lüge, so nimm Lutheri und des Sudlers, halt sie gegen einander, so wirst du sehen, wer in allen beyden der Dollmetscher sey. Denn was er in wenig Oertern geflickt

und

und geändert hat, (wiewohl mirs nicht alles gefällt) ſo kann ichs doch wohl leiden, und ſchadet mir ſonderlich nicht, ſo viel es den Text betrifft, darum ich auch nie darwider habe wollen ſchreiben; ſondern habe der groſſen Weisheit müßen lachen, daß man mein Neu Teſtament ſo greulich geläſtert, verdammet und verboten hat, weil es unter meinem Namen iſt ausgangen; aber doch müſſen leſen, weil es unter eines andern Namen iſt ausgangen. Wiewohl, was das für eine Tugend ſey, einem andern ſein Buch läſtern und ſchänden, darnach daſſelbige ſtehlen, und unter eigenem Namen dennoch auslaßen gehen, und alſo durch fremde verläſterte Arbeit eigen Lob und Namen ſuchen, das laß ich ſeinen Richter finden. Mir iſt indeß genug und bin froh, daß meine Arbeit, (wie Sanct. Paulus auch rühmet) muß auch durch meine Feinde gefördert, und des Luthers Buch, ohne Luthers Namen, unter ſeiner Feinde Namen, geleſen werden. Wie könte ich mich baß rächen!

Und daß ich wieder zur Sachen komme, wenn euer Papiſt ſich viel unnütz machen will, mit dem Wort Sola, allein: ſo ſaget ihm flugs alſo: Doctor **Martinus Luther** wills alſo haben, und ſpricht: **Papiſt und Eſel ſey ein Ding**; ſic volo, ſic jubeo, ſit pro ratione voluntas! Denn wir wollen nicht der Papiſten Schüler, noch Jünger; ſondern ihre Meiſter und Richter ſeyn. Wollen auch einmahl ſtolziren und pochen mit den Eſels-Köpfen. Und wie Paulus wider ſeine tollen Heiligen ſich rühmet: ſo will ich mich auch, wider dieſe meine Eſel rühmen. Sie ſind Doctores; Ich auch. Sie ſind Prediger; Ich auch. Sie ſind Theologi; Ich auch. Sie ſind Diſputatores;

tores; Ich auch. Sie ſind Philoſophi; Ich auch, Sie ſind Dialectici; Ich auch. Sie ſind Legenten; Ich auch. Sie ſchreiben Bücher; Ich auch.

Und will weiter rühmen: Ich kann Pſalmen und Propheten auslegen; das können ſie nicht. Ich kann Dollmetſchen; das können ſie nicht. Ich kann die heilige Schrift leſen; das können ſie nicht. Ich kann bitten; das können ſie nicht. Und daß ich herunter komme: ich kann ihr eigen DIALECTICA und PHILOSOPHIA daß denn ſie ſelbſt, alleſammt. Und weiß dazu fürwahr, daß ihr keiner ihren Ariſtotelem verſtehet. Und iſt einer unter ihnen allen, der ein PROOEMIVM, oder Capitel im Ariſtotele recht verſtehet: ſo will ich mich laßen prellen. Ich rede jetzt nicht zu viel: denn ich bin durch ihre Kunſt alle erzogen und erfahren von Jugend auf; weiß faſt wohl, wie tief und weit ſie iſt. So wißen ſie auch wohl, daß ich alles weiß und kan, was ſie können; noch handeln die heiloſen Leute gegen mir, als wäre ich ein Gaſt in ihrer Kunſt, der allererſt heut morgen kommen wäre, und noch nie, weder geſehen, noch gehöret hätte, was ſie lehren oder können. So gar herrlich prangen ſie herein mit ihrer Kunſt, und lehren mich, was ich vor 20. Jahren an den Schuhen zerrißen habe, daß ich auch mit jener Metzen auf alle ihr Pferren und Schreyen, ſingen muß: ich habs vor ſieben Jahren gewußt, daß Hufnägel Eiſen ſind.

Das auf eure erſte Frage geantwortet, und bitte euch, wollet ſolchen Eſeln ja nicht anders, noch mehr antworten, auf ihr unnütz Geplerre vom Worte SOLA, denn alſo viel: Luther will es alſo haben, und ſpricht, er ſey ein Doctor über alle Doctor im ganzen Pabſt-

thum

thum, da ſoll es bey bleiben. Ich will ſie hinführo ſchlecht verachten, und verachtet haben, ſo lange ſie ſolche Leute, ich wollte ſagen, ſolche Eſel ſind. Denn es ſind ſolche unverſchämte Tropfen unter ihnen, die auch ihr eigen, der Sophiſten Kunſt, nie gelernet haben, wie Doctor **Schmidt** und Doctor **Rotzlöffel**, und ihres gleichen, und legen ſich ſo gleichwohl wider mich in dieſer Sachen, die nicht allein über die Sophiſterey; ſondern auch wie S. **Paulus** ſagt, über alle Welt-Weisheit und Vernunft iſt. Zwar es dürfte ein Eſel nicht viel ſingen, man kennet ihn ſonſt wohl bey den Ohren.

Euch aber und den Unſern will ich anzeigen, warum ich das Wort Sola habe wollen brauchen; wiewohl Röm. 3, 28. nicht Sola ſondern Solum, oder Tantum von mir gebraucht iſt. Alſo fein ſehen die Eſel meinen Text an. Aber doch habe ich ſonſt anderswo Sola fide gebraucht, und will auch beyde Solum und Sola haben. Ich habe mich deß befliſſen im Dollmetſchen, daß ich rein und klar deutſch geben möchte. Und iſt uns wohl oft begegnet, daß wir 14. Tage, drey, vier Wochen haben ein einziges Wort geſucht und gefragt: habens dennoch zuweilen nicht funden.

Im Hiob arbeiteten wir alſo M. **Philips, Aurogallus** und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum drey Zeilen kunnten fertigen. Lieber, nun es verteutſchet und bereit iſt, kanns ein ieder leſen und meiſtern; läuft einer ietzt mit den Augen durch drey oder vier Blätter und ſtößet nicht einmal an: wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen ſind, da er ietzt über hingeht, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben muſt ſchwitzen und uns ängſten,

ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist. Aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will niemand an. Es ist bey der Welt kein Dank zu verdienen. Kan doch Gott selbst mit der Sonnen, ia mit Himmel und Erden, noch mit seines eignen Sohnes Tod keinen Dank verdienen. Sie sey und bleibe Welt ins Teufels Namen: weil sie ia nicht anders will!

Also habe ich hie Röm. 3, 28. fast wohl gewust, daß im lateinischen und griechischen Texte das Wort Solum nicht stehet; und hätten mich solches die Papisten nicht dürffen lehren. Wahr ists, diese vier Buchstaben Sola stehen nicht darinn; welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen, wie die Kühe ein neu Thor. Sehen aber nicht, daß es gleichwohl die Meinung des Texts in sich hat, und wo mans will klar und gewaltig verdeutschen: so gehöret es hinein. Denn ich habe deutsch, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dollmetschen fürgenommen hatte. Das ist aber die Art unserer deutschen Sprache, wenn sich eine Rede begiebt von zweyen Dingen, der man eins bekennet, und das andere verneinet: so braucht man das Wort Solum allein, neben dem Wort nicht, oder kein. Als wenn man sagt: der Bauer bringt allein Korn, und kein Geld. Item ich habe wahrlich ietzt nicht Geld; sondern allein Korn, it. ich habe allein gegessen, und noch nicht getruncken. Hast du allein geschrieb n und nicht überlesen? Und dergleichen unzehliche Weise im täglichen Brauche.

In dieſen Reden allen, ob es gleich die lateiniſche, oder griechiſche Sprache nicht thut: ſo thut es doch die deutſche, und iſt ihre Art, daß ſie das Wort allein hinzuſetzet, auf das das Wort nicht oder kein deſto völliger und deutlicher ſey. Denn wiewohl ich auch ſage: der Bauer bringt Korn und kein Geld; ſo lautet doch das Wort kein Geld nicht ſo völlig und deutlich, als wenn ich ſage: der Bauer bringet allein Korn und kein Geld; und hilft hier das Wort allein dem Wort kein ſo viel, daß es eine völlige klare deutſche Rede wird. Denn man muß nicht die Buchſtaben in der lateiniſchen Sprache fragen, wie man ſoll deutſch reden, wie die Eſel thun; ſondern man muß die Mutter im Hauſe, die Kinder auf den Gaßen, den gemeinen Mann auf dem Marckte darum fragen, und denſelbigen auf das Maul ſehen, wie ſie reden, und darnach dollmetſchen: ſo verſtehen ſie es denn, und mercken, daß man deutſch mit ihnen redet.

Als wenn Chriſtus Math. V. 26. ſpricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eſeln ſoll folgen, die werden mir die Buchſtaben fürlegen und alſo dollmetſchen: aus dem Ueberflus des Hertzens redet der Mund. Sage mir, iſt das deutſch geredt? welcher Deutſcher verſtehet ſolches? Was iſt Uberfluß des Hertzens vor ein Ding? das kann kein Deutſcher ſagen, er wollte denn ſagen, es ſey, daß einer ein allzu großes Hertz habe, oder zu viel Hertzens habe; wiewohl das auch noch nicht recht iſt: Denn Uberfluß des Hertzens iſt kein deutſch, ſo wenig als das deutſch iſt, Uberfluß des Hauſes, Uberfluß des Kacheloſens, Uberfluß der Banck; ſondern alſo redet die Mutter im Hauſe und der gemeine Mann: wes das Hertz voll iſt,

ist, des gehet der Mund über. Das heißet gut deutsch geredet, des ich mich gefließen und leider nicht allwege erreicht, noch getroffen habe: denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen sehr, gut teutsch zu reden.

Also, wenn der Verräther Judas sagt Matth. XXVI. 28. ad quid perditio hæc? und Marci XIV. 8. ad quid perditio ista unguenti facta est? Folge ich den Eseln und Buchstabilisten: so muß ichs also verdeutschen: Warum ist diese Verliehrung der Salben geschehen? Was ist aber das vor deutsch? Welcher Deutscher redet also: Verlierung der Salben ist geschehen? Und wenn er es wohl verstehet, so denket er: die Salbe sey verlohren, und müße sie etwa wieder suchen; wie wohl das auch noch dunkel und ungewiß lautet. Wenn nun das gut deutsch ist, warum treten sie nicht herfür, und machen uns ein solch fein, hübsch, neu deutsch Testament; und laßen des Luthers Testament liegen? Ich meine ja, sie solten ihre Kunst an den Tag bringen; aber der deutsche Mann redet also: ad quid? &c. Was soll doch solcher Unrath? oder, was soll doch solcher Schade? Item, es ist Schade um die Salbe. Das ist gut deutsch, daraus man verstehet, daß Magdalena mit der verschütteten Salbe sey unräthlich umgangen, und habe Schaden gethan. Das war Judas Meinung: denn er gedachte beßern Rath damit zu schaffen.

Item, da der Engel Mariam grüßet, und spricht: gegrüsset seyst du Maria, voll Gnaden, der Herr mit dir. Wohlan, so ists bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeutscht: Du bist voll Gnaden. Sage mir aber, ob solches auch gut

deutsch

deutſch ſey? Wo redet der deutſche Mann alſo: du biſt voll Gnaden? Und welcher Deutſcher verſteht voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Gelds: darum hab ich es verdeutſcht, du holdſeelige, damit doch ein Deutſcher deſto mehr hinzu kan dencken, was der Engel meinet mit ſeinem Gruß. Aber hie wollen die Papiſten toll werden über mich, daß ich den engliſchen Gruß verderbet habe, wiewohl ich dennoch damit nicht das beſte deutſch habe getroffen. Und hätte ich das beſte deutſch hier ſollen nehmen, und den Gruß alſo verdeutſchen: Gott grüße dich, du liebe Maria (denn ſo will der Engel ſagen, und ſo würde er geredet haben, wenn er ſie hätte wollen deutſch grüßen.) Ich halte, ſie ſollten ſich wohl ſelbſt erhenckt haben, für großer Andacht zu der lieben Maria, daß ich den Gruß ſo zu nichte gemacht hätte: aber was frage ich darnach, ſie toben, oder raſen; ich will nicht wehren, daß ſie verdeutſchen was ſie wollen; ich will aber auch verdeutſchen nicht, wie ſie wollen; ſondern wie ich will. Wer es nicht haben will, der laße mir es ſtehen, und halte ſeine Meiſterſchaft bey ſich: denn ich will weder ſehen, noch hören. Sie dürfen vor mein dollmetſchen nicht Antwort geben, noch Rechenſchaft thun, das höreſt du wohl: ich will ſagen, du holdſeelige Maria, du liebe Maria, und laße ſie ſagen, Du voller Gnaden Maria. Wer deutſchen kan, der weiß wohl, welch ein hertzlich fein Wort das iſt, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiſer, der liebe Fürſt, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort, liebe, auch ſo hertzlich und gnugſam in lateiniſcher, oder andern Sprachen reden möge, daß alſo dringe und klinge

in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unſerer Sprache.

Denn ich halte, S. Lucas, als ein Meiſter in ebräiſcher und griechiſcher Sprache, habe das ebräiſche Wort, ſo der Engel gebraucht, wollen mit dem griechiſchen Κεχαριτωμένη treffen, deutlich geben, und dencke mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredet, wie er mit Daniel redet und nennet ihn Dan. X. 19. איש חמודות vir deſideriorum, das iſt, du lieber Daniel. Denn das iſt Gabriels Weiſe zu reden, wie wir an Daniel ſehen. Wenn ich nun den Buchſtaben nach, aus der Eſelskunſt ſoll des Engels Wort verdeutſchen: müſte ich alſo ſagen: Daniel, du Mann der Begierungen, oder Daniel, du Mann der Lüſte. O das wäre ſchön deutſch. Ein Deutſcher höret wohl, daß Mann, Lüſte, oder Begierunge deutſche Worte ſind, wiewohl es nicht, eitel deutſche reine Worte ſind; ſondern Luſt und Begier wären wohl beſſer. Aber wenn ſie ſo zuſammen gefaſt werden, du Mann der Begierungen: ſo weiß kein Deutſcher, was geſagt iſt, dencket, daß Daniel vielleicht voll böſer Lüſte ſtecke, daß hieße denn fein gedollmetſchet.

Darum muß ich hier die Buchſtaben fahren laßen, und forſchen, wie der deutſche Mann ſolches Wort redet, welches der ebr. Mann איש חמודות redet, ſo finde ich, daß der deutſche Mann alſo ſpricht; du lieber Daniel, du liebe Maria, oder, du holdſeelige Magd, niedliche Jungfrau, du zartes Weib, und dergleichen. Denn wer dollmetſchen will, muß großen Vorrath von Worten haben, daß er die Wahl kann haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.

Und was ſoll ich viel und lang ſagen vom Dollmetſchen? Soll ich aller meiner Wort Urſachen und Gedancken anzeigen, ich müſte wohl ein Jahr dran zu ſchreiben haben. Was Dollmetſchen für Kunſt, Mühe und Arbeit ſey, das habe ich wohl erfahren; darum will keinen Pabſteſel, noch Mauleſel die nichts verſucht haben, hierinne zum Richter, oder Tadler leiden. Wer mein Dolmetſchen nicht will, der laß es anſtehen. Der Teufel dancke ihm, wers ungern hat, oder ohn mein Wißen und Willen meiſtert.

Soll es gemeiſtert werden, ſo will ichs ſelber thun; wo ichs ſelber nicht thue, da laße man mir mein Dolmetſchen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er will für ſich ſelbſt, und habe ihm ein gut Jahr.

Das kann ich mit gutem Gewiſſen zeugen, daß ich meine höchſte Treue und Fleiß darinnen erzeiget, und nie keine falſche Gedancken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen, noch geſucht, noch damit gewonnen. So habe ich meine Ehre darinen nicht gemeinet, das weis Gott mein Herr; ſondern habe es zu Dienſt gethan den lieben Chriſten, und zu Ehren einem der droben ſitzt, der mir alle Stunden ſo viel gutes thut, daß, wenn ich tauſendmahl ſo viel und fleißig dollmetſchete; dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben, oder ein geſundes Auge zu haben. Es iſt alles ſeiner Gnade und Barmhertzigkeit, was ich bin und habe, ja es iſt ſeines theuren Bluts und ſauren Schweißes. Darum ſolls auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Hertzen. Läſtern mich die Sudler und Pabſt-Eſel, wohlan ſo loben mich die frommen Chriſten, ſamt ihrem Herrn Chriſto, und bin allzureich belohnet, wo mich nur ein

einiger Christ, für einen treuen Arbeiter erkennet. Ich frage nach Pabst-Eseln nichts. Sie sind nicht werth, daß sie meine Arbeit sollen erkennen und solte mir im Grund meines Hertzens leyd seyn, daß sie mich lobeten. Ihr lästern ist mein gröster Ruhm und Ehre. Ich will doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor seyn, und sie sollen mir den Namen nicht nehmen, bis an den jüngsten Tag, daß weiß ich fürwahr.

Doch habe ich wiederum nicht allzufrey die Buchstaben lassen fahren; sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehülfen darauf gesehen, daß wo etwas an einem Wort gelegen ist, habe ich es nach den Buchstaben behalten; und bin nicht so frey davon gangen. Als Joh. 6, 27. da Christus spricht: **Diesen hat Gott der Vater versiegelt**, da wäre wohl beßer deutsch gewest, diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe ehe wollen der deutschen Sprache abbrechen; denn von dem Worte weichen. Ach es ist dollmetschen ja nicht eines ieden Kunst, wie die tollen Heiligen meinen, es gehöret darzu ein recht from, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren und geübtes Hertz. Darum halt ich, daß kein falscher Christ, noch Rotten-Geist, treulich dollmetschen könne, wie das wohl scheinet in **den Propheten zu Worms** verdeutschet, darinnen doch wahrlich großer Fleiß geschehen, und meinem Deutschen **fast nachgegangen ist**; aber es sind Jüden dabey gewesen, die Christo nicht große Huld erzeiget haben: sonst wäre Fleiß und Kunst genug da.

Das sey vom Dollmetschen und Art der Sprachen gesaget. Aber nun habe ich nicht allein der Sprache Art vertrauet und gefolget, daß ich Röm. 3, 28.

28. Solum, (allein habe hinzugeſetzt; ſondern der Text und die Meinung S. Pauli fordern und erzwingens mit Gewalt. Denn er handelt ja ſelbſt das Haupt-Stück chriſtlicher Lehre, nemlich daß wir durch den Glauben an Chriſtum, **ohne alle Wercke** des Geſetzes gerecht werden, und ſchneidet alle Wercke ſo reine abe, daß er auch ſpricht: des Geſetzes (das doch Gottes Geſetz und Wort iſt) Wercke helffen nicht zur Gerechtigkeit. Und ſetzt zum Exempel Abraham, daß derſelbige ſey ſo gar ohne Wercke gerecht worden, daß auch das höchſte Werk, das dazumahl neu geboten ward von Gott, für und über allen andern Geſetzen und Wercken, nemlich die Beſchneidung ihm nicht geholffen habe zur Gerechtigkeit, ſondern ſey ohne die Beſchneidung ohn alle Wercke gerecht worden, durch den Glauben wie er ſpricht, Röm. 44. iſt Abraham durch die Wercke gerecht worden: ſo mag er ſich rühmen; aber nicht für Gott. Wo man aber **alle Wercke** ſo rein abſchneidet, ſo muß ja die Meinung ſeyn, daß allein der Glaube gerecht mache, und wer deutlich und dürre von ſolchem Abſchneiden der Wercke reden will, der muß ſagen: **Allein der Glaube**, und nicht die Wercke machen uns gerecht. Das zwinget die Sache ſelbſt neben der Sprachen Art.

Ja, ſprechen ſie, es lautet ärgerlich und die Leute lernen daraus verſtehen, daß ſie keine gute Wercke thun dürffen. Ueber was ſoll man ſagen, iſts nicht viel ärgerlicher, daß S. Paulus ſelbſt nicht ſaget, allein der Glaube; ſondern ſchüttets noch wohl gröber heraus und ſtößet dem Faß den Boden aus, und ſpricht: **ohne des Geſetzes Werck**, und Gal. am 2, 16. Nicht durch die Wercke des Geſetzes; und das vielmehr

an andern Orten. Denn das Wort (allein der der Glaube) möchte noch eine Gloſſe finden; aber das Wort (ohne Wercke des Geſetzes) iſt ſo grob, ärgerlich und ſchändlich, daß man mit keiner Gloſſe helffen kann. Wie viel mehr möchten hieraus die Leute lernen keine gute Wercke thun, da ſie hören mit ſo dürren, ſtarcken Worten von den Wercken ſelbſt predigen (kein Werck, ohn Werck, nicht durch Werck.) Iſt nun das nicht ärgerlich das man (ohne Werck, kein Werck, nicht durch Werck geprediget) was ſollts den ärgerlich ſeyn, ſo man dieß (allein der Glaube) prediget?

Und was noch ärgerlicher iſt: S. Paulus verwirft nicht ſchlecht gemeine Wercke, ſondern das Geſetze ſelbſt. Daraus möchte wohl iemand ſich noch mehr ärgern, und ſagen: das Geſetz ſey verdammt und verflucht für Gott, und man ſolle eitel Böſes thun, wie die thäten Röm. 3, 8. Laſſet uns Böſes thun, auf daß es gut werde. Wie auch ein Rotten-Geiſt zu unſerer Zeit anfing. Sollte man um ſolcher Aergerniß willen S. Pauli Worte verläugnen, oder nicht friſch und frey vom Glauben reden?

Lieber eben S. Paulus und wir wollen ſolch Aergerniß haben, und lehren um keiner andern Urſach willen ſo ſtarck wieder die Werke, und treiben allein auf den Glauben, denn daß die Leute ſich ſollen ärgern, ſtoſſen und fallen; damit ſie mögen lernen und wißen, daß ſie durch ihre gute Wercke nicht fromm werden, ſondern allein durch Chriſti Tod und Auferſtehung. Können ſie nun durch gute Wercke des Geſetzes nicht fromm werden; wie viel weniger werden ſie fromm werden durch die böſen Wercke, und ohne Geſetz. Darum folgts nicht, gute Wercke

helfen

helfen nicht: Darum helfen böſe Wercke. Gleich als nicht fein folget: Die Sonne kann den Blinden nicht helfen, daß er ſehe: darum muß ihm die Nacht und Finſterniß helfen daß er ſehe.

Mich wundert aber, daß man ſich in dieſer öffentlichen Sache ſo mag ſperren; Sage mir doch, ob Chriſtus Tod und Auferſtehung unſer Werck ſey, daß wir thun, oder nicht? Es iſt ja nicht unſer Werck, oder einiges Geſetzes Werck. Nun macht uns ja allein Chriſtus Tod und Auferſtehen frey von Sünden und fromm, wie Paulus ſagt Röm. 4. Er iſt geſtorben um unſrer Sünden willen, und auferſtanden um unſer Gerechtigkeit willen. Weiter ſage mir, welches iſt das Werck, damit wir, Chriſtus Tod und Auferſtehen faßen und halten? Es muß ja kein äußerlich Werck; ſondern allein der einige Glaube im Hertzen ſeyn, derſelbige allein, ja gar allein, ohne alle Werck, faßet ſolchen Tod und Auferſtehen, wo es geprediget wird durchs Evangelium. Was iſts denn nun, daß man tobet und wütet, ketzert und brennet, ſo die Sache im Grunde ſelbſt klärlich da lieget und beweiſet, daß allein der Glaube Chriſtus Tod und Auferſtehung faße, ohne alle Werck; und derſelbige Tod und Auferſtehen ſey unſer Leben und Gerechtigkeit. So es denn an ihm ſelbſt öffentlich alſo iſt, daß allein der Glaube uns ſolch Leben und Gerechtigkeit bringet, faßet und giebt, warum ſoll man denn auch nicht alſo reden? Es iſt nicht Ketzerey, daß der Glaube allein Chriſtum faßet und das Leben giebt; aber Ketzerey muß es ſeyn, wer ſolches ſaget oder redet. Sind ſie nicht toll, thöricht und unſinnig? Die Sachen bekennen ſie vor recht; und ſtrafen doch die Rede

von derſelben Sache für unrecht. Einerley zugleich muß beyde recht und unrecht ſeyn!

Auch bin ichs nicht allein, noch der erſte, der da ſagt, allein der Glaube macht gerecht. Es hat für mir Ambroſius, Auguſtinus und viel andere geſagt, und wer S. Paulum leſen und verſtehen ſoll, der muß wohl ſo ſagen, und kann nicht anders. Seine Worte ſind ſo ſtarck, und leiden kein, ja gar kein Werck. Iſts kein Werck: ſo muß es der Glaube allein ſeyn. O wie ſollte es ſo gar eine feine, beßerliche, unärgerliche Lehre ſeyn, wenn die Leute lerneten, daß ſie neben dem Glauben, auch durch Wercke fromm möchten werden. Das wäre ſo viel geſagt, daß nicht allein Chriſti Tod unſre Sünde wegnähme: ſondern unſere Wercke thäten auch etwas dazu. Das hieße Chriſtus Tod fein geehret, daß unſere Wercke ihm hülffen, und könnten das auch thun, das er thut, auf daß wir ihm gleich gut und ſtarck wären. Es iſt der Teufel, der das Blut Chriſti nicht kann ungeſchändet laßen.

Weil nun die Sache im Grunde ſelbſt fordert, daß man ſage, allein der Glaube macht gerecht und unſrer deutſchen Sprachen Art ſolches auch lehret, alſo auszuſprechen: habe darzu der heiligen Väter Exempel, und zwinget auch die Lehr der Leute, daß ſie nicht an den Wercken hangen bleiben, und des Glaubens fehlen und Chriſtum verliehren: ſonderlich zu dieſer Zeit, da ſie ſo lange her der Wercke gewohnt und mit Macht davon zu reißen ſind: ſo iſts nicht allein recht; ſondern auch hoch von Nöthen, daß man aufs allerdeutlichſte und völligſte heraus ſage: Allein der Glaube, ohne Wercke macht fromm. Und reuet mich, daß ich nicht auch dazu geſetzt habe, alle

und

und aller, alſo: ohne alle Wercke, aller Geſetz, daß es wohl und rund heraus geſprochen wäre. Drum ſolls in meinem neuen Teſtamente bleiben, und ſollten alle Pabſt-Eſel toll und thörigt werden, ſo ſollen ſie es mir nicht heraus bringen. Das ſey jetzt davon genug. Weiter will ich, ſo Gott Gnade giebt, davon reden im Büchlein de juſtificatione.

X.

Nachricht von einer neuen Ueberſetzung des befreyten Jeruſalems, aus dem Welſchen, des Torquato Taſſo.

Daß Torquato Taſſo einer der beſten, ja ſchlechtweg der größte Poet der Welſchen ſey, das wird niemand, der die freyen Künſte der Ausländer, auch nur hiſtoriſch kennet, in Abrede ſeyn. Unter allen neuern, die ſich unterſtanden haben ein Heldengedichte zu verfertigen, iſt er unſtreitig der glücklichſte und ſtärkſte: ſo ſehr ſich auch Marino, Arioſt, Camöus, Alonzo, Chapelain, la Motte, Milton, Blackmore, Voltaire und Glover bemühet haben, ihm den Vorzug ſtreitig zu machen. Sein befreytes Jeruſalem hat die vornehmſten Eigenſchaften; d. i. die Regeln der Alten zum Grunde, und die beſten Meiſterſtücke der Griechen und Römer zu Vorbildern gehabt: da hingegen ein bethlehemitiſcher Kindermord, ein raſender Roland u. a. m. ganz von dieſer guten Bahn abgewichen ſind.

Nun wollen wir es zwar nicht von allen Fehlern losſprechen. Man ſehe, was davon in der hieſigen

critiſchen Dichtkunſt, im ſechſten Hauptſtücke des erſten Theils, von der Wahrſcheinlichkeit im 13. 14. 15. und 16. §. geſagt worden, und was in des Bouhours Maniere de bien penſer, in ſeinen Entretiens d' Ariſte et d' Eugenes, und ſonſt hin und wieder, davon vorkömmt.

Allein dem ungeachtet kann man ihm das obige Lob nicht entziehen. Auch Homer und Virgil haben ihre Fehler, und es kann hier billig heißen:

Nam vitiis nemo ſine naſcitur, optimus ille eſt
Qui minimis vrgetur.

Und in einem ſo großen Werke als ein Heldengedicht iſt, kann es beynahe nicht gefordert werden, daß ganz und gar nichts tadelhaftes mit unterlaufen ſollte; denn auch hier heißt es:

Opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Nach der löblichen Begierde, die unſrer deutſchen Nation, ſeit drittehalb hundert und mehr Jahren, eigen geweſen, die berühmteſten Schriften der Alten und Ausländer in ihrer Sprache zu leſen; hat es auch an Liebhabern des Taſſo nicht gefehlt. Schon vor 117 Jahren hat uns ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, eine Ueberſetzung davon, unter folgendem Titel geliefert: **Gottfried von Bullion, von Torquato Taſſo, in welſcher Sprache beſchrieben, nun in deutſche Poeſie Reimweiſe gebracht 1626. in Quart, gedruckt zu Köthen.** Wie ſchlecht aber dieſelbe gerathen, wird ein jeder wahrnehmen können, der folgenden Anfang, der gleichwohl noch das beſte darinnen iſt, leſen will.

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann sing,
Der Christi werthes Grab, sehr ritterlich erstritte;
Mit Hand und mit Verstand verrichtet er viel Ding,
Umsonst die Heydenschaft auf ihn zusammen ritte. ꝛc.

Ich glaube, daß dieß genug sey, die Neugierde der Leser zu vergnügen. Um so viel mehr hat man Ursache vergnügt zu seyn, daß sich ein geschickter heutiger Poet, der in seiner Schreibart von dem marinischen und miltonischen Schwulste, so weit als Tasso selbst in seiner Sprache entfernet ist, sich die Mühe genommen, eine der heutigen reinen Poesie gemäße Dollmetschung zu verfertigen. Wir kündigen dieselbige hiermit als fertig an, ja versichern, daß sie ehestens in Breitkopfischem Verlage mit vieler Sauberkeit ans Licht treten wird. Um aber dem geneigten Leser, und allen Liebhabern freyer Künste einen Vorschmack davon zu geben, will man ein paar Proben davon bekannt machen.

Zwo Proben
der neuen poetischen Uebersetzung, des befreyten Jerusalems.

Die erste besteht in einem Stücke aus dem neunten Gesange, da der Poet den nächtlichen Einfall Solymanns, ins Lager der Christen vor Jerusalem beschreibt, und unter andern den Tod des tapfern Latins und seiner fünf Söhne erzählet. Die Worte des Uebersetzers lauten folgender maßen.

§. 22.

So ſchnell ein Wirbelwind aus hohlen Bergen läuft,
Und durch den engen Raum der tiefen Thäler pfeift,
So ſchnell, ja ſchneller kömmt der Sultan zu den Chriſten,
Die ſich noch ganz beſtürzt, und ſonder Ordnung rüſten.
Ein Strom der Bäume fällt und Häuſer niederreißt,
Ein Blitz, der Thürme trifft, entzündet und zerſchmeißt,
Ein Erdenſtoß, vor dem die Sterblichen erbleichen,
Sind gegen ſeine Wuth nur kleine Schreckenszeichen!

23.

Sein Schwerdt trifft allemal, ſo oft er es bewegt,
Und trifft nicht, daß es nicht zugleich auch Wunden ſchlägt,
Und nie verwundet es, daß es nicht auch entſeelet;
Kaum ſcheint die Wahrheit wahr, die mein Geſang erzählet!
Hingegen er verlacht der Feinde ſchwachen Stahl,
Und thut, als fühlt er auch die Streiche nicht einmal,
Die oft auf ſeinen Helm mit Blitz und Funken fallen,
Und an dem Erzte laut, wie eine Glocke, ſchallen.

24.

Die erſte Chriſtenſchaar wird ſchon von ihm gejagt:
Wiewohl er ſich an ſie nur ganz allein gewagt,
So kömmt noch hinter ihm der ganze wilde Haufen
Wie eine Waſſerfluth, zum Treffen angelaufen!
Die Frankenſchaar verläßt entfliehend ihren Ort,
Der Ueberwinder eilt mit den Beſiegten fort,
Und dringt zu gleicher Zeit mit den entwichnen Franken,
Zum Schrecken alles Volks, in ihres Lagers Schranken.

25.

Des wilden Sultans Helm ſtellt einen Drachen vor:
Der ſteigt auf ihm gekrümmt mit langem Hals' empor;
Er ſtreckt die Flügel aus, erhebt ſich auf den Klauen,
Und läßt den ſcharfen Schwanz in runden Kreiſen ſchauen,
Drey Zungen führt ſein Schlund, aus dem der Geifer läuft:
Es iſt als hörte man, wie ſtark er ziſcht und pfeift,
Und wenn der Sultan kämpft, ſo ſpeyt das Ungeheuer,
Durch ſeines Meiſters Kunſt, zugleich mit Rauch und Feuer.

26.

26.

Bey diesem Lichte, zeigt der Wüttrich seinen Graus,
Und sieht so fürchterlich damit im Finstern aus,
Wie Schiffern bey der Nacht die ungestümen Wellen,
Wenn tausend Blitze gehn, sich pflegen vorzustellen,
Ein Theil des Christenheers flieht ohne Widerstand,
Ein Theil nimmt unverzagt die Waffen in die Hand;
Die Nacht vermehrt die Wuth, die immer weiter würget,
Und häuft noch die Gefahr, indem sie sich verbirget.

27.

Latin, ein tapfrer Mann vom Tyberstrome her,
Kam unter andern auch beherzt zur Gegenwehr:
Er war noch voller Muth bey seinen hohen Jahren,
Wiewohl sein Körper schon manch Ungemach erfahren.
Fünf Söhne folgten ihm beständig wann er stritt,
Und stritten überall an seiner Seite mit,
Indem er sie schon jung die Tapferkeit gelehret,
Und die noch zarte Haut mit Waffen schon beschwert.

28.

In ihren Adern floß des Vaters Heldenblut;
Sein Beyspiel wetzt' ihr Schwerdt und reizte sie zur Wuth:
Kommt! rief er, kommt, und sucht den trotzigen Tyrannen,
Vor dem die Unsern fliehn, mit mir zu übermannen!
Das Blut, das er vergießt, der Grimm, mit dem er dräut,
Verhindre nicht in euch die alte Tapferkeit!
Denn so ein Ruhm ist schlecht, der nicht mit Palmen pranget,
Die man nach viel Gefahr und Arbeit erst erlanget.

29.

Wie eine Löwinn es mit ihren Jungen hält,
Von deren Hälsen noch der stolze Mähn nicht fällt,
Und die von der Natur der wilden Thiere Gaben,
Der Zähn und Klauen Kraft noch nicht vollkommen haben:
Sie führt sie zur Gefahr und auf die Räuberey,
Bringt ihnen ihre Wuth durch ihr Exempel bey,
Und hetzt sie wider den, der ihre Wildniß störet,
Und dem die Schwächern schon den Rücken zugekehret.

30.

Der tapfre Vater rückt mit ſeinen Söhnen an,
Und ihre Schaar umringt den ſtarken Solymann:
Ein Geiſt, ein Will, ein Trieb, ein einziges Begehren
Kämpft gleichſam auf einmal in ſechs ergrimmten Speeren.
Indeſſen aber iſt der größte Sohn zu kühn,
Läßt ab von ſeinem Speer, und macht ſich nah an ihn,
Und ſucht, wiewohl umſonſt, mit einem ſcharfen Degen,
Des Saracenen Roß, wo möglich, zu erlegen.

31.

Allein gleichwie ein Fels, wenn die verbundne Macht
Des Himmels und des Meers in wilden Stürmen kracht,
Den Zorn von beyden trotzt, die ihm vergebens dräuet,
Und weder Blitz noch Schlag, noch Wind und Wellen ſcheuet;
So trotzt auch Solymann den Zorn der tapfern Schaar,
Und biethet Lanz und Schwerdt die kecke Stirne dar,
Und ſpaltet dem ſein Haupt bis zwiſchen beyde Wangen,
Der ſich zu kühn ſein Pferdt zu tödten unterfangen.

32.

Den Sinkenden ergreift ſein Bruder Aramant,
Und hält und ſtützet ihn mit mitleidsvoller Hand;
Allein wie thöricht iſt ein Mitleid, das ſich ſchadet,
Und auf ſich ſelbſt dadurch des andern Unglück ladet!
Der Wütrich haut ihm ſtracks den Arm vom Körper ab,
Und ſtürzet ihn mit dem, den er umfaßt, herab:
Sie fallen beyde hin, und fühlen, im Erbleichen,
Mit Seufzen, Blut und Geiſt zu einer Zeit entweichen.

33.

Dann haut er dem Sabin, der nur von ferne ficht,
Den langen Spieß entzwey, und ſprengt, als er zerbricht,
Erbittert auf ihn los, und ſtößt ihn von dem Pferde:
Der motte Jüngling fällt mit Zittern auf die Erde;
Sein edler Geiſt verläßt betrübt ſein ſchönes Haus,
Und zieht mit Angſt und Quaal von ſeinem Körper aus;
Wie ſauer wird es ihm, das angenehme Leben
Und die vergnügte Zeit der Jugend hinzugeben!

34.

Nunmehro lebte noch ein zartes Zwillingspaar
Im Pico und Laurent, das sich so ähnlich war,
Daß man sie öfters nicht zu unterscheiden wußte,
Und wenn man sich betrog, mit Freuden irren mußte.
Doch, machte die Natur sie sonst in allem gleich,
So machte sie der Tod jetzt unterschieden bleich:
Denn einem warf das Schwerdt den Kopf zu seinen Füßen,
Dem andern ward die Brust vom Sultan aufgerissen.

35.

Der Vater, (aber ach! er ist kein Vater mehr!
Die Kinder sind dahin! Solch Unglück schmerzt zu sehr!)
Der Vater fühlt den Tod, da ihm fünf Söhne sterben,
Und sieht in einem Nun sein ganz Geschlecht verderben!
Fürwahr ich weis es nicht, wie doch der alte Mann
Sein schweres Herzeleid so stark ertragen kann,
Daß er noch lebt und kämpft. Allein das ist geschehen,
Weil er der Kinder Tod vielleicht nicht recht gesehen.

36.

Die Gunst der Schatten hat dieß Trauerspiel bedeckt,
Und ihm den größten Theil von ihrer Quaal versteckt!
Indessen wünscht er nun sonst nicht zu überwinden,
Als seinen Tod dabey zu gleicher Zeit zu finden.
Er sucht des Mörders Blut mit geiziger Begier,
Und giebt sein eignes gern verschwenderisch dafür;
Und wünscht Verzweiflungsvoll, mit gleich erhitzten Trieben,
Sein Leben los zu seyn, und Rache zu verüben.

37.

Wie? Bluthund! ruft er aus, ist diese meine Hand
Nun ganz ohn alle Kraft, und kömmt ihr Widerstand
Dir so geringe vor, daß du sie noch verachtest,
Und nicht in deiner Wuth mich auch zu tödten trachtest?
Er schweigt, und haut zugleich so mächtig, daß sein Schwerdt
Am Harnische des Feinds durch Ring und Schienen fährt,
Und ihm mit Ungestüm die Seite so verletzet,
Daß gleich sein warmes Blut die große Wunde netzet.

38.

Kaum merket der Barbar das Schreyen und den Streich,
So kehrt er gegen ihn Gewehr und Grimm zugleich:
Er ſtößt durch ſeinen Schild, den ſieben Häut umgeben,
Auch kann der Küraß nicht dem Stoße widerſtreben.
Er ſtößt, daß ihm der Stahl bis in die Därme dringt;
Latin fühlt ſeinen Tod; er ſeufzt, er ſchluckt, er ſchlingt,
Und ſpeyt ſein edles Blut bald häufig aus dem Munde,
Bald einem Strome gleich aus der empfangenen Wunde.

39.

Wie auf dem Apennin ein ſtarker Baum zulezt,
Nachdem ihm oft der Wind vergebens zugeſetzt,
Viel Bäume rings umher mit ſich zu Boden ſchmeißet,
Wenn ihn ein ſeltner Sturm gewaltig niederreißet:
So fällt auch jezt Latin, und würgt noch ſo ergrimmt,
Daß mancher Feind zugleich mit ihm ſein Ende nimmt;
Ein Ende, das ſich recht für einen Helden ſchicket,
Der, wenn er ſinkt und ſtirbt, noch viel zugleich erdrücket.

Die andre Probe enthält die großmüthige Rede, mit welcher Gottfried im andern Geſange das liſtige Anbringen des ägyptiſchen Abgeſandten des Alets, beantwortet. In der Ueberſetzung iſt ſolche mit folgenden Worten ausgedruckt:

§. 81.

Geſandter, deine Kunſt hat jezt mit ſüßer Art
Bald glimpflich, bald mit Drohn den Vorſchlag offenbart,
Den uns dein König thut! Er rühmt den Muth der Franken,
Und ſchäzt uns ſelber hoch; das iſt uns lieb! wir danken!
Allein was das betrifft, daß die verbundne Macht
Des ganzen Heidenthums den Krieg uns zugedacht,
So will ich dir hierauf mein gänzliches Betragen
Frey, ſchlecht und ohne Prunk, wie ich gewohnt bin, ſagen:

82.

So wisse denn hiermit: daß wir so lange Zeit
Zu Land und See bisher kein Ungemach gescheut,
Und unter heitrer Luft auch manchen Sturm gesehen,
Ist wegen dieser Stadt Jerusalem geschehen!
Wir wollen uns bey Gott um das Verdienst bemühn,
Des Heilands theures Grab der Knechtschaft zu entziehn!
Das ist der edle Zweck, nach dem wir Christen jagen,
Und ohne Reu und Furcht Reich, Ehr und Leben wagen!

83.

Kein Trieb, der sorgenvoll nach Geld und Ehre geizt,
Hat unser reines Herz zu dieser That gereizt!
Der Höchste lasse nie in meiner Christen Sinnen
So eine schlimme Pest die Oberhand gewinnen!
Er gebe ja nicht zu, daß dieses süße Gift
In uns vorhanden sey, das manchen tödtlich trifft!
Nein! sondern seine Hand, die harter Herzen Triebe
Mit sanfter Huld erweicht, regier auch uns mit Liebe!

84.

Das ist die Hand des Herrn, der unser Herz gerührt,
Und uns durch viel Gefahr und Noth hieher geführet!
Die läßt die Berge gleich, die Flüsse trocken werden!
Die schmelzt des Winters Eis, und nimmt uns die Beschwerden
Des heißen Sommers weg; die hemmt der Stürme Lauf,
Und hält die Winde selbst mit Zaum und Zügel auf!
Durch sie ist bis hieher so manche Stadt gewonnen,
Durch sie so mancher Schwarm geschlagen und zerronnen!

85.

Sie ist es, die uns Muth und Trost und Hoffnung schafft!
Wir trauen nicht auf uns, und unsre schwache Kraft,
Nicht auf die Macht zur See, nicht auf die Zahl der Streiter,
Nicht auf der Griechen Bund: nur Gott ist der Begleiter,
Mit dem wir freudig ziehn! Verläßt uns dieser nicht.
So liegt uns wenig dran, wenn sonst noch was gebricht!
Kennt jemand seine Hand, und weis, wie stark sie schütze,
Dem ist in aller Noth kein andrer Beystand nütze.

86.

Doch, wenn es auch geschieht, daß sein verborgner Rath
Uns ohne Hülfe läßt, und unsre Missethat
Vielleicht hierdurch bestraft, wer wird nicht mit Vergnügen
Da, wo Gott selbst geruht, begraben wollen liegen?
Wir sterben ohne Gram, weil wir den Tod nicht scheun!
Es wird auch unser Tod nicht ohne Rache seyn;
Gewiß wird Asien so wenig drüber lachen,
So wenig als wir uns deswegen Kummer machen!

87.

Den Frieden fliehn wir nicht, so wie man wohl die Last
Des mörderischen Kriegs mit Schrecken flieht und haßt;
Die Freundschaft ist uns lieb, die dein Monarch begehret,
Das Bündniß, das er wünscht, wird ihm auch nicht verwehret:
Allein Judäa ist ihm ja nicht unterthan,
Weshalben nimmt er sich denn dieses Landes an?
Er laß uns nur ein Reich, das ihn nichts angeht, nehmen,
Und die, die er beherrscht, zur Ruhe sich bequemen!

XI.

Auszug, aus Herrn M. Gottfried Heinitzens, Rectors zu Camenz Einladungsschrift, zu zweyen Schauspielen, die 1740 aufgeführet worden.

Es haben sich unter den Liebhabern der Schaubühne einige gefunden, welche mit vielen wahrscheinlichen Gründen erwiesen haben: daß die Schaubühne eine Schule guter Sitten seyn könne. Lehrer auf Schulen könnten die Uebungen auf dem Schauplatze unter andern aus diesem Grunde rechtfertigen, daß die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sey.

Der

Der Verfasser der rhetorischen Bücher an den Herennius, erfordert von einem Redner 1) eine **fruchtbare Erfindungskraft**, 2) eine **ordentliche Einrichtung der erfundnen Sachen**, 3) eine geschickte und lebhafte **Ausarbeitung**, 4) ein fertiges Gedächtniß, und endlich 5) einen **anständigen Vortrag**. Wir wollen sehen, in wie fern die Schaubühne junge Leute zu diesen allen anführe?

Die Erfindungskraft muß den Verfertigern der Schauspiele ganz besonders eigen seyn: und in einem richtigen Schauspiele muß sich ein rechter Zusammenfluß von Erfindungen zeigen. Indem nun einem Schüler in der Redekunst dergleichen gute Muster vor Augen geleget, ja gar in das Gedächtniß gepräget werden: so wird dadurch seine eigne Erfindungskraft unvermerkt geschärfet, daß er nach und nach selbst dasjenige erfinden lernet, was zu Erlangung der Absichten eines Redners dienlich ist. **Die Einrichtung der erfundnen Sachen**, findet ebenfalls in den Schauspielen statt. Und obgleich in denselben mit Fleiß allerhand Verwirrungen gemacht werden; so herrschet dennoch auch in der größten Unordnung eine gewisse Ordnung, und die angebrachten Verwirrungen wickeln sich allemal auf eine so angenehme Art auseinander, daß es einem Anfänger in der Beredsamkeit auch hier an dem nicht mangelt, was er nachahmen kann. Noch ein größrer Nutzen äußert sich bey den Schauspielen in **Ansehung der Ausarbeitung** und Schreibart. Cicero lehret in seinem ersten Buche von den Pflichten: es sey in der Dichtkunst eine gewisse Wohlanständig-

keit zu beobachten, daß man nämlich einem jedem solche Worte in den Mund, und solche Handlungen beylege, wie sie sein innerlicher und äußerlicher Character erfordert. Eben dergleichen Wohlanständigkeit kann man mit gutem Rechte von einem Redner fordern. Er muß die Sachen, Personen und Handlungen nach dem Leben abschildern; er muß das Kind bey dem rechten Namen nennen, und allemal der Natur der Sache gemäß reden. Und wo findet man lebhaftere Muster davon, als in den Schauspielen, wo man Personen von allerhand Gattungen und Eigenschaften abzubilden und fleißig darauf zu sehen hat; daß keiner Person etwas unanständiges und widersprechendes beygeleget werde? Wie sehr ferner bey dergleichen Schulübungen, als die Schauspiele sind, dem Gedächtnisse der Spielenden gerathen werde, das fällt ohne vieles Nachsinnen in die Augen. Das Gedächtniß ist, wie alle andre Kräfte der menschlichen Seele, gleichsam ein Feld, von dem eher nichts austrägliches zu gewarten ist, als bis es fleißig gebauet wird. Ohne Uebung verwildert das allerbeste Gedächtniß, und durch dieselbe wird oft das allerschwerste und trägeste aufgemuntert und brauchbar gemacht. Der gute Vortrag endlich begreift zwey Stücke in sich, eine gehörige Aussprache, und eine anständige Stellung und Bewegung des Leibes. Und wo ist bessere Gelegenheit, sich einen guten Vortrag anzugewöhnen, als in den Schauspielen? In den Schauspielen lernet man die Sprache eines jedweden Menschen reden, sich in allerhand Leidenschaften setzen, und seine Stimme nach denselben einrichten. In den Schauspielen ist man

genöthi-

genöthiget, ſeine Reden durch äuſſerliche Stellungen des Leibes gleichſam zu beleben und allerley Geſtalten anzunehmen, welches alles zu ſeiner Zeit einem Redner unentbehrlich iſt. Daher auch Cicero, ob er es gleich in der Beredſamkeit bereits zu einer erſtaunenden Höhe gebracht hatte, ſich dennoch nicht ſchämete, die Schauſpiele des Aeſopus und Roſcius fleißig zu beſuchen; um ihnen in der geſchickten Ausſprache und bequemen Stellungen des Leibes noch etwas abzulernen.

Wenn nun alſo ein junger Menſch bey der Schaubühne etlichemal in die Schule gegangen iſt; ſo gewöhnet er ſich dadurch allmählich zu einer Dreiſtigkeit und Freudigkeit im Reden. Und wie ſehr nützet er ſich nicht dadurch? Er bringet ſich eine aufmerkſame Gegenwart des Gemüthes zuwege, daß er durch die Furcht und andre unerwartete Verwirrungen nicht ſo leicht aus ſeinem Zirkel gebracht wird: ja er ſetzet ſich durch ſeine Freudigkeit bey ſeinen Zuhörern in eine gute Meynung, und in das Vertrauen, daß er eine gerechte Sache habe, und aus Ueberzeugung rede.

Es haben dahero die **weiſen Väter** unſers werthen Camenz einen neuen Beweis von Ihrer Einſicht in das Schulweſen an den Tag geleget, da Sie unſrer Schule nicht allein gütigſt erlaubet, ſich in den Schauſpielen zu üben, und dadurch zu künftigen Rednern vorzubereiten; ſondern auch unſre Schaubühne auf eigene Koſten wieder hergeſtellet haben: Für welche beſondre Gütigkeit Ihnen unſre Schule hiermit öffentlich verbundeſten Dank abſtattet. Wir bedienen uns derſelben zu unſerm Vortheile und wol-

len die neu erbaute Schaubühne bevorstehende Woche G. G. mit zwey Schauspielen einweihen.

Das erste Stücke ist entlehnet, und erkennet den berühmten Herrn Prof. Gottsched in Leipzig, für seinen Verfertiger, und führet den Titel: **Der sterbende Cato.** Cato war ein Urenkel des strengen Sittenrichters, des Marcus Portius Cato, und nützete dem römischen Staate als Quästor. Er war nach den stoischen Grundsätzen von einer strengen Tugend, und ein eifriger Verfechter der römischen Freyheit, und hielt es beständig mit der pompejanischen Partey wider den Cäsar. Als aber dessen Waffen alles weichen mußte, und Cato nebst seinem wenigen Anhange ins Gedränge gerathen war: so warf er sich zu Utica auf sein Ruhebette, las des Plato seinen Phädon, von der Unsterblichkeit der Seelen zweymal durch, und stieß sich einen Degen in den Leib; weil er sich nicht gerne dem Cäsar ergeben wollte. Lucanus schildert ihn ab, als einen strengen, standhaftigen, mäßigen und tugendhaften Mann, der sich nicht für sich selbst, sondern für das Vaterland und die ganze Welt gebohren zu seyn glaubte, und sein Leben in dieser Betrachtung gering schätzte.

> Hi mores, haec duri immota Catonis
> Secta fuit, seruare modum, finemque tenere,
> Naturamque sequi, patriaeque impendere vitam,
> Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.

Diesen Character wird unser Cato in dem ganzen Trauerspiele durchgehends behaupten.

Das andre Stücke ist meine eigene Arbeit, und nennet sich die **Zufriedenheit in den Schäferhütten.**

hütten. Es hat dieſes Luſtſpiel die Sittenlehre zum Augenmerke, daß eine wahre und dauerhafte Zufriedenheit, allein von einer unverfälſchten Tugend zu hoffen ſey; und im Gegentheile das Laſter, die Thorheit und Einfalt, den rechten Weg darzu verfehlen. Dieſe Sittenlehre iſt kürzlich in folgende Fabel eingekleidet: Euphroſyne, ein ſchönes und liebenswürdiges Fräulein, gewinnet durch ihre Vollkommenheiten zwar viele Verehrer. Ein jeder davon machet ſich Hoffnung zu ihrem Beſitze, und ein jeder kehret ſolche Anſtalten vor, die der Beſchaffenheit ſeines Gemüths ähnlich ſind. Allein Euphroſine läßt ſich den Augenſchein nicht blenden; und ergiebt ſich endlich an den tugendhaften Schäfer Redlich, in deſſen Schäferhütten ſie zu wohnen ſich kein Bedenken machet. Dieſes iſt die Haupthandlung, auf welche die Nebenhandlungen ganz bequem abzielen, ſo, daß das Gemüthe des Zuſchauers zugleich beluſtiget und gebeſſert werde. Man hat übrigens die vernünftigen Regeln der Schaubühne beſtändig vor Augen gehabt, und der dreyfachen Einheit der Handlung, der Zeit, und des Orts nicht zu nahe getreten. Und ob es gleich ſcheinen könnte, als ob die Anzahl der Perſonen die Regeln überſchritten hätte; ſo ſind dieſelben doch auf eine ſolche Art angebracht, daß der Wahrſcheinlichkeit nichts iſt vergeben worden. Der Schauplatz ſtellet eine Landſchaft, und in derſelben das Schloß der Euphroſyne vor, vor welchem die ganze Begebenheit vorgehet. ꝛc.

* *

Ebendesselben anderweitige Einladungsschrift vom 6. des Wintermonats 1742.

Die Schauspiele haben von ihrer ersten Kindheit an, bis auf die heutigen Zeiten, wunderbare Schicksale erlebet. Bald baute man ihnen Häuser; bald mußten sie wieder landflüchtig werden. Viele große Männer haben allen ihren Witz und Gelehrsamkeit verschwendet, sie entweder anzufechten, oder zu vertheidigen. Ein großer Theil ihrer Bemühungen gieng dahin, die Frage zu entscheiden: Ob die Schaubühne eine Feindinn der Religion und Tugend sey? Man würde sich alle hierüber gewechselte Streitschriften haben ersparen können, wenn man die Schauspiele nach den Regeln beurtheilet hätte, nach welchen vernünftige Kunstrichter sie eingerichtet haben wollen. Allein, diese zog man in keine Betrachtung; man sahe vielmehr auf die fehlerhaften Stücke, welche ein unglücklicher Witz, ein verderbter Geschmack, und eine unreine Seele ausgebrütet hatte. Und da konnte der Ausspruch freylich nicht allzu vortheilhaft für die Schauspiele ausfallen.

Viele Verfertiger der Schauspiele, gedachten es recht gut zu machen, und nahmen den Inhalt ihrer Spiele aus der heil. Schrift, und glaubten: sie könnten das Lehrreiche und Erbauliche mit dem Angenehmen nicht schöner verknüpfen. Dedekind ließ so gar den Heiland in seinen Schauspielen Mensch werden, leiden, sterben, auferstehen, zur Höllen und gen Himmel fahren. Spangenberg führte eine neue Art einer

ner Homiletik ein, und machte die Schaubühne zur Kanzel; indem er die evangelischen Texte auf die Schaubühne führte, und bald von den Gerstenbrodten, bald vom Sonntage Judica und Oculi, Comödien verfertigte. Noch andre kleideten die biblischen Geschichte in die Tracht eines Schauspiels, und alle fanden einen fast beneidenswürdigen Beyfall.

Gewiß ich zittre, indem ich mich einem so mächtigen Vorurtheile entgegen setzen will, welches die Larve der Erbaulichkeit ehrwürdig machet. Gleichwohl heißt mich die Hochachtung gegen unsre geoffenbarte Religion, einem Verfahren widersprechen, welches, aller guten Meynung ungeachtet, den Religionsspöttereyen den Weg bahnet, und unsern allerheiligsten Glauben unvermerkt aufs Schlüpfrige setzet. Denn kann wohl die Ernsthaftigkeit, das Ansehen und die Heiligkeit der Schrift unverletzt bleiben, wenn sie die Schaubühne betreten muß? Wird man es wohl bey seiner Behutsamkeit dahin bringen, daß ihre Wahrheiten der Geringschätzung, oder wohl gar dem Gelächter entgehen? Wird der Glaube nicht aufhören, etwas wichtiges zu seyn, und anfangen, ein Spielwerk zu werden? Wahrhaftig, es gehöret eine mehr als gemeine Geschicklichkeit dazu, wenn die Fabel des Schauspiels den Wahrheiten der Schrift; und die comischen Belustigungen dem Ernste dieser Wahrheiten nicht Abbruch thun sollen. Es wird schwer zu verwehren seyn, daß sich die Zuschauer nicht sinnliche Bilder von den Wahrheiten des Glaubens machen, sich mit den Hülsen belustigen, den Kern aber liegen lassen, und sich also überhaupt von dem innern Wesen der Religion entfernen: nicht anders, als die

Heiden, die dem Aberglauben desto näher kamen; je mehr sichihr Fabelwerk und ihre sinnliche Vorstellungen vermehrten. Will man endlich eine biblische Geschichte zum Inhalt seiner Schauspiele nehmen; so erwähle man zum wenigsten eine solche, die mit dem Grunde unsers Glaubens nicht eine so gar nothwendige und unmittelbare Verbindung hat. Doch die tägliche Erfahrung und weltlichen Geschichte sind reich genug, uns den Stoff zu Schauspielen zu liefern; und man kann mit der Schaubühne schon zufrieden seyn, wenn sie uns nur zu vernünftigen Menschen und wohlgesitteten Bürgern machet; die Ausbreitung des Christenthums aber den geistlichen Lehrstühlen überläßt.

In noch größere Gefahr kann die Religion gerathen, wenn die Schauspiele mit einem heimlichen Gifte irriger und schädlicher Sätze angefüllet werden; welches sich mit dem Angenehmen eines Schauspiels gar leicht und unvermerkt in die Gemüther der Zuhörer einschleicht. Es ist dieses ein Fehler, welchen man dem Voltaire, besonders in seinem Oedipus, Schuld giebet, wenn er z. E. der Jocaste die Worte in den Mund leget:

Nos Prêtres ne sont point ce, qu' un vain peuple pense,
Notre credulité fait toute leur science.

Jedermann weis, daß die Religion es eine ihrer vornehmsten Sorgen seyn lasse, die menschliche Seele in eine angenehme und tugendhafte Stille zu versetzen, und die unordentlichen und sündlichen Leidenschaften aus derselben, wo nicht gänzlich zu verbannen, doch wenigstens zu dämpfen; so viel es sich bey einem Wesen thun läßt, welches wegen seiner Verbindung mit

der

der Welt, noch unter der Eitelkeit seufzen muß. Aus diesem Grunde wird wiederum ein großer Theil der Schauspiele verwerflich werden, als welche gar oft den Zunder unreiner Begierden anfachen, die Tugend aber ersticken. Es gehöret dazu kein anderer Kunstgriff, als das man dem Laster ein angenehmes und reizendes, der Tugend aber ein verhaßtes und allzustrenges Ansehen giebt: welchen Fehler der sinnreiche und gelehrte Erzbischof von Fenelon sonderlich dem Moliere nicht verzeihen kann. Ich weis zwar wohl, daß es die Wahrscheinlichkeit erfordert, die Personen nach ihrem natürlichen Character reden zu lassen. Allein, alsdann muß man ohne Mühe aus den Umständen schließen können, daß dieses nicht die Sprache des Verfassers, sondern der Thorheit, des Unglaubens, des Aberglaubens und des Lasters sey; welche man theils lächerlich machen, theils bestrafen, theils widerlegen will.

Es ist unnöthig zu zeigen, wie sehr Religion, Tugend und Ehrbarkeit gekränket werden, wenn ein ungereimter und unartiger Harlekin die Hauptperson, eine geile Zweydeutigkeit der Zucker, und ein wollüstiges Gelächter die vornehmste Absicht eines Schauspiels abgeben muß. Und gleichwohl hat dieser italienische Geschmack lange Zeit mit einer unbändigen Tyranney auf unsern Schaubühnen geherrschet. Ja die meisten Zuschauer gehen noch heut zu Tage misvergnügt aus dem Schauspiele nach Hause: wenn sie keine Zote gesättiget, und kein Harlekin gezwungen hat, sich ungesund zu lachen. Solche Leckerbißchen setzte Plautus seinen Zuschauern vor, indem er sich nach dem Geschmacke des Pöbels allzusehr bequemte,

und

und die niederträchtigsten und garstigsten Zoten in seine Comödien mischte. Der Scherz muß allerdings ein Lustspiel würzen, aber es muß ein solcher seyn, der keuschen Ohren keine Kränkung verursachet. Dieses verlangt Boileau:

Il faut, que ses Acteurs badinent noblement.

Wenn man nun alle diese Abwege vermeidet; so sehe ich nicht, was die Freunde der Religion für Ursache haben, über die Schauspiele zu klagen. Sie können gar wohl eine Schule guter Sitten werden, sie können zugleich belustigen und erbauen: wenn man nur das Anstößige und Unflätige von denselben absondert. Sie halten die weisesten und nützlichsten Sittenlehren in sich, sie lehren uns die Tugend und das Laster in ihrer natürlichen Gestalt kennen, und unterstützen ihre Regeln mit lebendigen Beyspielen. Selbst unsre deutsche Schaubühne, die vor einiger Zeit ein Sammelplatz alles desjenigen war, was man nur unnatürlich, ungereimt, niederträchtig und ärgerlich nennen kann, erscheint nunmehr in einer ganz andern Gestalt, und nähert sich jemehr und mehr dem Geschmacke witziger Ausländer: besonders, seit dem sie so glücklich gewesen ist, in die Hände des berühmten Herrn Prof. Gottscheds zu gerathen, welcher große und gelehrte Kunstrichter nicht unterlassen hat, dieselbe brauchbar und angenehm zu machen.

Da ich daher entschlossen bin, die mir anvertraute Jugend auf die Schaubühne zu führen; so fürchte ich mich vor keinem Vorwurfe, wenn ich die Stücke darzu aus der deutschen Schaubühne dieses großen Mannes entlehne, dem unser Deutschland aus mehr als einer Ursache verbunden ist. Man hat

mich

mich zwar überreden wollen, daß meine vor ungefähr drey Jahren aufgeführte **Euphrosyne**, oder **Liebe in den Schäferhütten**, nicht ohne Beyfall sey angesehen worden. Dem ungeachtet aber habe ich mich noch nicht entschließen können, wieder etwas von meiner eignen Arbeit aufzuführen. Das Amt eines Schulmannes ist von einem allzuweitläuftigen Umfange, und verstattet wenig ruhige Nebenstunden. Meine Absicht wird eben so gut durch fremde, als durch eigne Stücke erreichet. Es sind überdieß hierinn Beyspiele von großen Schulmännern genug vorhanden, hinter welche ich mich verstecken kann. Und wenn ich endlich die Gedanken und den Ausdruck so annehme, wie ich sie bey andern finde, die ihre Schauspiele ohne Absicht auf unsern Ort verfertiget haben: so darf mir auch niemand Schuld geben, als ob ich diesen oder jenen in satyrisches Salz hätte einpäckeln wollen.

Um aber unserm Vorhaben näher zu kommen, so muß ich doch den Liebhabern der Schaubühne die Stücke bekannt machen, die ich durch die Meinigen vorzustellen gesonnen bin. Das erste ist der **Verschwender**, eine Uebersetzung aus dem Französischen des Herrn des Touches. Das andre heißt **Bramarbas**, oder der großsprecherische Officier, und ist aus dem Dänischen des Herrn Prof. Hollbergs übersetzt. Beydes sind Lustspiele und fassen große Schönheiten in sich, ob schon die Charactere des letztern etwas lebhafter sind, als die Charactere des erstern ꝛc.

XII.

XII.

Neue Sachen.

I. Teutsche poetische Uebersetzungen, der horatianischen Oden, die in dem ersten Buche seiner Lieder enthalten sind, nebst derselben lateinischen Parodien, durch die Feder Joh. Paul Röders G. E. R. entworfen. Nürnberg 1741. in 8. 112 S. Das Vorhaben des Herrn Verfassers, die bereits aus dem Horaz übersetzten Stücke zu sammeln, ist an sich sehr löblich. Denn da wir so leicht nicht Hoffnung haben, daß sich ein einziger Poet die Mühe geben sollte, den ganzen Horaz zu übersetzen: so bleibt nichts übrig, als daß wir einen Horatium Variorum, wenn ich mich dieser gelehrten Art zu reden, bey einer deutschen Uebersetzung bedienen darf, erwarten. Der Herr Verfasser dieses ersten Buches der Oden hat den Anfang dazu gemacht; und es wäre gut, wenn er lieber gleich alle Oden, die Weidner schon übersetzt hat mitgenommen, und wieder in die Hände der Leute gebracht hätte. Die vom ersten Buche stehen indessen hier, mit des Herrn Röders seinen vermischet. Seine eigne Arbeit läßt sich nicht übel; es wäre nur zu wünschen, daß er nicht aus Oden bisweilen alexandrinische Verse gemacht; und hin und wieder die Reinigkeit der Sprache und Poesie noch genauer beobachtet hätte.

II. Der Zuschauer, aus dem englischen übersetzt, VIII. und letzter Theil. Nunmehr kann der deutsche Leser, auch dieses vortreffliche Werk, welches England und diesem Jahrhunderte, allezeit Ehre machen wird, ganz vollständig in seiner Muttersprache lesen. Von der Schönheit der Uebersetzung zu urtheilen, ist hier nicht nöthig; weil wir vielleicht nicht unpartheyisch genug seyn würden. Vor der französischen Uebersetzung hat diese deutsche in Ansehung der Aufrichtigkeit und Vollständigkeit unendliche Vorzüge. Denn da jene fast durch gehends den Grundtext verstümmelt, und unzählige Stücke ausläßt, die nicht in den Kram der Franzosen gedienet haben: so ist diese deutsche ganz getreulich bey der Urschrift geblieben.

Man

Man findet bey dem achten Theile ein Regiſter aller Stücke, wobey alle diejenigen mit einem Sternchen bezeichnet ſind, die im Franzöſiſchen fehlen. Es ſind auch die beyden hauptſächlichſten Verfaſſer, Addiſon und Steele, in ſaubern Kupferſtichen beygelegt, und können füglich dem erſten und fünften Bande beygebunden werden.

III. Der deutſche Aeſop, beſtehend in 324 lehrreichen Fabeln, welche in gebundner Schreibart entworfen, und als moraliſche Wochenblätter ſtückweis ausgeliefert worden. Königsberg in Preußen 1742. bey Hartung, in groß 8. Wir freuen uns, daß die Herrn Gelehrten in Preußen, an dieſem Verleger einen Mann gefunden haben, der ihre Schriften nicht nur verlegt, ſondern auch ſo ſauber und ſchön drucket, als wir kaum in Deutſchland etwas aufzuweiſen haben. Dieſe Fabeln indeſſen ſind gröſtentheils ſehr wohl gerathen Einige nur ſind darum nicht äſopiſch, weil ſie zu weitläuftig ſind: und es ſcheint uns daß der Verfaſſer zu ſehr die brockiſchen Gedichte geleſen haben müſſe, weil es dem wortreichen Vortrage ſo oft am Wohlklange fehlt. Doch ſind einige auch recht ſchön. Z. E.

Man ſahe, wie einſt früh, aus ſeinem tiefen Loch
Ein Maulwurf in die Höh mit trägem Wühlen kroch;
Vielleicht die ſchöne Welt bewundernd anzuſehen?
Nein, er beroch ſie nur: die Reiſe war erſchehen.
Ein Maulwurf kroch heraus, ein Maulwurf kroch hinein:
Wie mancher Menſch mag ihm hierinnen ähnlich ſeyn!

Es iſt nur zu bedauren, daß die ſonſt ſo ſchöne bartungiſche Buchdruckerey, einen ſolchen Mangel an Verſal, oder Anfangsbuchſtaben hat, als wir in allen Zeilen dieſer Fabeln wahrnehmen; die ſich nämlich allemal mit kleinen Buchſtaben anfangen.

IV. Die deutſche Schaubühne, nach den Regeln und Muſtern der Alten, IV. Th. darinnen 6 neue deutſche Stücke enthalten ſind. Nebſt einer Fortſetzung des Verzeichniſſes deutſcher Schauſpiele ans Licht geſtellt, von Joh. Chr. Gottſcheden. Die Vorrede giebt uns von denen in dieſem Bande enthaltenen Stücken Nachricht. Sie heißen I. Hermann, ein Trauerſpiel, von Herrn Schlegeln; II. Die ungleiche Heirath, ein Luſtſpiel eines Ungenannten;

III.

III. Aurelius, oder der verziehene Mord, ein Trauerspiel, von Herrn Quistorpen; IV. Der geschäfftige Müssiggänger, ein Lustspiel, von Herrn Schlegeln; V. Banise, ein Trauerspiel, von Herrn Grimmen; und die Austern, ein Nachspiel, eines Ungenannten. Es ist kein Zweifel, daß dieser Theil so viel Beyfall finden, ja Kennern noch besser, als die ersten gefallen wird; weil aus Originalstücken, wie diese sind, aller Zwang, alle Redensarten, die nach dem ausländischen Boden schmecken, besser, als aus Uebersetzungen verbannet werden können.

V. B. Neukirchs auserlesene Gedichte, gesammlet und in Ordnung gebracht und mit einer Vorrede ans Licht gestellet, von Joh. Chr. Gottscheden. Regenspurg und Leipzig, bey Zunkeln, in 8. Hiervon soll nächstens mehr gedacht werden.

Inhalt.

I. Des Geschichtschreibers Xenophontis Commentarien und Beschreibungen, von dem Leben und Heerzuge Cyri, in gut deutsch verordnet, von Hieronymus Boner. 195 S.
II. Godofredi Henselii Synopsis vniuersae Philologiae. 204
III. P. A. Forsters Rede, auf das Absterben Caroli VI. 233
IV. Timon, ein Trauerspiel, zu Thoren, im Jahr 1671. vorgestellet. 245
V. Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne? 254
VI. Chronica, durch Magistrum Johan Carion vleißig zusammen gezogen 282
VII. Eine Abhandlung, worinn erwiesen wird, daß die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben. 297
VIII. Ein Gedichte an die Kunstrichter 323
IX. D. M. Luthers Sendbrief vom Dollmetschen. 326
X. Nachricht von einer neuen Uebersetzung, des befreyten Jerusalems, aus dem Welschen des Torquato Tasso 345
XI. M. Heinitzens Einladungsschriften, zu zweyen Schauspielen. 354. 360
XII. Neue Sachen. 366

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur.

Achter Band.

AXG7.212

Ein und dreyßigstes Stück.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf 1743.

I.

Abhandlung von der Nachahmung.

Zweyter Abschnitt.

Von den Eigenschaften und Regeln der Nachahmung, in so weit ihr Endzweck das Vergnügen ist.

Das letzte, was ich im vorhergehenden Abschnitte erwiesen habe, ist dieses, daß die Nachahmung Vergnügen bringe. Ich gestehe, daß es viele gegeben, die sich gewundert haben, warum ich dieses erweisen wollen, und warum ich es noch dazu auf eine so weitläuftige Art gethan, daß ich fast den ganzen ersten Abschnitt mit den Vorbereitungen dieses Beweises erfüllet und durch die umständliche Erklärung, wie dieses Vergnügen entstehe, einigermaßen tiefsinnig und verdrüßlich gemacht habe. Aber ich wundre mich vielmehr, wie es Leute giebt, die sich bemühen, dieses Vergnügen hervorzubringen und dennoch so sorglos sind, zu wissen, wie es entspringt: da ihnen doch diese Wissenschaft den Weg dazu leichter und sichrer machen könnte. Wenn man zeiget, wie eine Wirkung mit ihrer Ursache zusammenhängt: so zeiget man zugleich

von sich selbst die Mittel zu dieser Wirkung zu gelangen. Sollte aber iemand verdrüßlich seyn, wenn man ihm die Mittel zeigte, wie er zu seinem Endzwecke gelangen könnte? Nun ist das Vergnügen zwar nicht überhaupt der Endzweck aller Nachahmungen. Es ist aber democh das Ziel derjenigen Nachahmung, von der ich besonders handle, und welche der Grund verschiedner Künste ist. Und man kann also den Quellen dieses Vergnügens nicht genugsam nachspüren. Wer mir aber vorwirft, daß ich auf eine Art, welche nicht gar zu sehr vergnüget, von dem Ursprunge dieses Vergnügens gehandelt habe, der muß auch denen, die von der Tonkunst schreiben, vorwerfen, daß ihre Abhandlungen keinen so angenehmen Klang in den Ohren haben, als die Harmonie der Töne, von der sie handeln. Ich fahre also weiter fort in dem Vorhaben, die Regeln und Mittel zu zeigen, wie man zu diesem Vergnügen gelangen könne. Und vielleicht bin ich in diesem Abschnitte etwas glücklicher, dem Leser auf eine angenehme Art den Weg zu weisen, wie er andre durch die Nachahmung vergnügen soll, da der Eingang dazu, welcher wie der Eingang eines Opertheaters etwas unansehnliches und finstres an sich hat, nunmehr mit dem ersten Abschnitte zurückgeleget zu seyn scheint.

§. 16. **Da die Nachahmung eine Ursache des Vergnügens, und das Vergnügen eine Wirkung der Nachahmung ist: so ist kein Zweifel, daß man sich das Vergnügen zum Endzwecke der Nachahmung vorstellen könne.** Und ohne Zweifel ist das Vergnügen einer der natürlichsten Endzwecke der Nachahmung, da diese letztere ein vollkommnes Mittel ist, das erste zu erhalten, und da sie es nicht zufälliger

fälliger Weise, sondern ihrem Wesen nach und allezeit nothwendig hervorbringt. **Man pflegt sich sonst der Nachahmung noch besonders zu zwoen andern Absichten zu bedienen: nämlich entweder iemanden zu unterrichten**, daß er sich nach dem Bilde einen so vollkommnen Begriff von dem Vorbilde machen solle, als es möglich ist; **oder einen zu betriegen**, daß er das Bild für die wahrhafte Sache, die es nachahmet, annehmen und halten solle. Das erstere ist die Absicht der Geschichte, und das andre der Lügen. Solche verschiedne und von einander entfernte Dinge bringet die Nachahmung hervor, daß man sie brauchen kann, die Wahrheit zu lehren und auch zu unterdrucken. Ein Geschichtschreiber will seinen Leser unterrichten und ihm Begriffe von einer geschehenen Sache geben. Er wählet die Worte, die die allerdeutlichsten Zeichen desjenigen sind, was geschehen ist. Diese Worte erregen in seinem Leser Bilwelche der Sachen, die sie bezeichnen. Der Geschichtschreiber würde sich mit diesen Bildern der Sache nicht begnügen, sondern seinem Leser die Sache selbst zeigen, wenn es möglich wäre. Der Dichter will den Leser durch Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes vergnügen. Er wählt alles was machen kann, daß die Aehnlichkeit von seinem Bilde deutlich in die Augen falle; er ist so entfernt, daß er dem Leser die Sache selbst statt des Bildes zeigen wollte, daß er dadurch vielmehr seines Endzwecks verfehlen würde. So können zwey Leute einerley Sache nachahmen, und dennoch kann einem etwas zum Fehler gerechnet werden, welches dem andern zum Lobe gereichet. Der Geschichtschreiber und der Poet kann die pharsalische

Schlacht, oder Heinrichs des Großen Thaten nachahmen. Der Unterschied ihres Endzweckes machet nur, daß sie einerley Mittel, jeglicher anders, anwenden. Von dieser Art der Nachahmung, deren Haupt-Endzweck der Unterricht ist, reden diejenigen, welche überhaupt alle Arten zu schreiben für eine Nachahmung rechnen, und jeglichen Schriftsteller für einen gelehrten Maler ansehen. Unterdessen wollen wir diese beyden Nachahmungen von einander unterscheiden, weil ihre Pflichten durch ihren Endzweck verändert werden, und ein Schriftsteller, welcher nachahmet um zu unterrichten, sich diejenigen Regeln nicht schlechterdings anmaßen kann, welche abzielen das Vergnügen der Menschen zu befördern. **Was den Betrug anlanget: so haben ihn viele für so vergnügend angesehen, daß es wenig gefehlt, daß sie erst daraus das Vergnügen hergeleitet, woraus die Nachahmung entsteht.** Und sie haben nicht so wohl geglaubt, daß alle Mahlerey oder alle Nachahmung die reizende Entzückung, die sie hervorbringet, durch die Ordnung, die sie empfinden läßt, und durch die Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes wirke; als sie sich eingebildet, daß sie durch einen angenehmen Betrug und durch die Verwechselung des Bildes und Vorbildes in den Gedanken des Menschen alles dieses hervorbringe. Es ist nicht zu leugnen, daß dasjenige, was sie Betrug nennen, und vielmehr nach ihrer Meynung zu reden die Entdeckung desselben nennen sollten, zuweilen mit einem Vergnügen verbunden ist; aber mit einem so zufälligen Vergnügen, daß es dem Vergnügen, so aus der Uebereinstimmung der Theile herkömmt, weit nachgeht, und daß es doch

nur

nur dadurch geſchieht, weil die Entdeckung dieſes Betrugs die genaue Uebereinſtimmung der Theile des Bildes mit den Theilen des Vorbildes merklich machen hilft. Ein Menſch, ſagt man zum Exempel, ſieht einem theatraliſchen Spiele zu. Die Kunſt der ſpielenden Perſonen entzücket ihn ſo ſehr, daß er die verkleideten Perſonen für wahrhafte Helden, und ihr Leiden für ein wahres Leiden anſiehet. Im Augenblicke darauf beſinnt er ſich auf ſeinen Irrthum, und iſt vergnügt, daß er auf eine ſo angenehme Art betrogen worden. **Meine Gedanken ſind in der That hierbey, daß es, genau zu reden, gar keinen angenehmen Betrug gebe.** Ein Betrug oder ein Irrthum iſt allezeit ein Zeuge der Schwachheit unſers Verſtandes, welcher, er mag verzuckert ſeyn wie er will, uns mehr beſchämen, als beluſtigen kann. Die Entdeckung unſers Betrugs iſt zwar eine Sache, die unſre Begierde zu wiſſen, vergnügen könnte; aber die dennoch nur bey wenigen Leuten den Vorwurf des Irrthums, mit dem ſie ſo genau verbunden iſt, durch das Vergnügen etwas zu lernen überwiegt. Kurz, dieſe Entdeckung des Irrthums, welche man einen angenehmen und entzückenden Betrug genennet hat, wirket ſeinem Weſen nach ein viel zu bitteres Vergnügen, als daß man hieraus das Vergnügen erklären könnte, welches aus der Nachahmung von der wir handeln, entſpringt. Alles was dieſen Betrug bey ſeiner Entdeckung angenehm machen könnte, iſt, daß es ein unwiderſprechliches Zeichen der großen Aehnlichkeit zwiſchen dem Bilde und Vorbilde wäre, und daß wir die Ordnung und Vollkommenheit, die daraus entſpringt, deſto deutlicher wahrnehmen, wenn wir Bild

und Vorbild mit einander verwechselten. Dieses wäre noch, womit man diesen angenehmen Betrug auf seiner schönen Seite zeigen könnte. Aber in der That finde ich meinem Gefühle nach, bey der allergenauesten Nachahmung etwas, welches vielmehr eine Gefahr zu irren, als ein Irrthum ist, so lange nämlich das Bild bey dieser genauen Nachahmung noch vergnügt. Ein Kind, welches man in die Comödie bringet, sieht das Lieschen des Moliere erscheinen. Da dieses Schläge bekömmt: so weint es mit, und fühlt eine wahre und nicht eine angenehme Traurigkeit. Man sagt ihm hierauf, daß dieses Lieschen nicht im Ernste weine, und daß es auch nicht im Ernste Schläge bekomme. Dieses ist zwar zureichend die Thränen des Kindes, welches man in die Comödie genommen, zu stillen, aber nicht es zu vergnügen. Ein Mensch sieht in der ferne einen gemalten Kopf für einen in Stein gehauenen an, er gehe hinzu und merkt, daß er sich geirrt hat; seine übrige Gesellschaft ist nicht weit davon. Er sagt ihr aber kein Wort von seinem Irrthume, und schämt sich, daß er sich betrogen hat. Hier sehe man die Wirkung eines wahrhaften Betruges, und halte sie gegen die Empfindung desjenigen, was die Kunstrichter einen angenehmen Betrug nennen; ich aber vielmehr für eine bloße Gefahr zu irren halten wollte, welche mit dem Vergnügen verbunden ist, daß man diesen Irrthum vermieden.

§. 17. Was ich itzt gesagt habe, ist deswegen geschehen, damit man nicht allein die Möglichkeit zu diesem Endzwecke der Nachahmung, nämlich zu dem Vergnügen, das aus der Empfindung der Aehnlichkeit unmittel-

mittelbar entſteht, zu gelangen einſehen; ſondern auch denjenigen Endzweck der Nachahmung, in deſſen Anſehen ich ſie betrachte, von andern Endzwecken derſelben unterſcheiden möge. Nunmehro habe ich eine Sache zu beweiſen, die ſich nicht aus der Natur der Nachahmung ſchlechterdings herleiten läßt, ſondern wo man die Erfahrung zu Hülfe nehmen muß, nämlich **daß dieſes Vergnügen der wirkliche Endzweck derjenigen Nachahmung ſey, die wir in den Künſten antreffen.**

Alles Vergnügen gehört zu den Sachen, die man um ihrer ſelbſt willen ſucht. Denn da unſre Glückſeligkeit in der Zuſammenkunft alles möglichen Vergnügens beſtehet; ſo hat iegliches Vergnügen einen unmittelbaren Einfluß in dieſelbe, und es iſt ungereimt, wenn uns etwas vergnüget, noch weiter zu fragen, warum man dieſes Vergnügen ſuchte? **Alles Vergnügen alſo, das aus dem Weſen einer Sache fließt, hat die Vermuthung für ſich, daß es der Endzweck derſelben Sache ſey**; und es hat vor allen andern Dingen ein Recht als die Abſicht betrachtet zu werden, warum die Sache, die ihrem Weſen nach vergnüget, in der Welt iſt. Dieſe Vermuthung iſt ſo kräftig, daß man jemanden nicht glauben würde, der uns bereden wollte, daß der vornehmſte Endzweck einer ſolchen Sache etwas anders, als das Vergnügen ſey, wenn nicht die deutlichſten Proben vor Augen liegen, daß der Urheber und Schöpfer derſelben etwas anders, als dieſes gewollt habe. **Man giebt ſonſt zum Endzwecke der Dichtkunſt zwey Dinge zugleich an, nämlich Vergnügen und Unterrichten.** Dieſes geſchieht auch nicht oßn Grund,

wie wir weiter unten berühren wollen. Wenn wir aber fragen, welches von beyden der Hauptzweck sey: so mögen die strengsten Sittenlehrer sauer sehen, wie sie wollen, **ich muß gestehen, daß das Vergnügen dem Unterrichten vorgehe**, und daß ein Dichter, der vergnüget und nicht unterrichtet, als ein Dichter, höher zu schätzen sey, als derjenige, der unterrichtet und nicht vergnüget. Wir brauchen hierzu keine Gewissensfragen anzustellen, **ob derjenige, der ein Gedicht verfertiget, und derjenige, der es liest, beyde etwas stärker suchen oder begehren, als der erste zu vergnügen, und die andern vergnügt zu werden.** Wir können aus den Handlungen selbst deutlich genug sehen, daß dieses nicht allein der eigentliche Wunsch der Dichter sey; sondern daß auch von Alters her diese Absicht ohne alle Verstellung von den Lesern und Zuhörern bekennet worden. Anakreon ist unter den Poeten von alten Zeiten her größer, als Theognis, und die güldnen Gedichte des Pythagoras machen gegen die giftigen Gedichte des Ovidius eine schlechte Figur. Ich habe noch niemanden gehört, der den Cato mit seinen Sittensprüchen für einen bessern Poeten gehalten hätte, als den Catullus mit seinen leichtfertigen Einfällen. Dieses zeigt, wie weit der Endzweck zu unterrichten in der Dichtkunst dem Endzwecke zu vergnügen nachgehe. Will man sagen, **daß die Menschen sich der besten Sachen öfters verkehrt gebrauchen, und den Nebenzweck zum Hauptzwecke machen**: so ist dieses zwar wahr; **aber niemand, der eine Sache zum unrechten Zwecke misbrauchet, wird deßwegen diesen unrechten Zweck bekennen**; sondern er wird

seine

seine ungleichen Absichten vielmehr durch den guten Schein eines ganz andern Vorhabens, als ihm in der That in den Gedanken liegt, beschönigen. Man führet wohl z. Exempel Ehrenämter, um sich zu bereichern: aber man sagt doch wenigstens, daß die Hauptabsicht dabey sey die Wohlfahrt des gemeinen Wesens zu befördern. **Sollten denn die Dichter allein so wenig Verschlagenheit besitzen, daß sie, wenn der Hauptzweck der Dichtkunst das Unterrichten seyn sollte, dieses nicht öffentlich und einstimmig vor den Leuten sagten?** Gesetzt aber daß es **Dichter giebt, die den Unterricht ihrer Leser zum Hauptzwecke haben, oder** wenigstens um etwas besonders vor dem übrigen Volke der Dichter zu haben, sich diese Absicht vor der Welt zuschreiben: **ist deswegen das Unterrichten der Hauptzweck der ganzen Dichtkunst, ich will nicht sagen der Nachahmung, weil es der Endzweck verschiedner Dichter ist?** Maler schildern zuweilen Schlachten, und Bildhauer bilden Helden ab, um das Andenken derselben bey der Nachwelt zu erhalten. Deswegen schließt man nicht, daß die Geschichte der Endzweck der Malerey sey, oder daß die Bildhauerkunst erdacht worden, damit man nach einigen Jahren sich eine Vorstellung machen könnte, wie Lysander oder ein andrer griechischer Feldherr, ausgesehen. Der Endzweck des Künstlers und der Kunst sind öfters sehr von einander unterschieden. Der Endzweck der Kunst pfleget eine nothwendige Wirkung derselben zu seyn; der Endzweck des Künstlers aber kann oftmals in einer Sache bestehen, die der Kunst ganz zufällig ist, und von dem Künstler mit derselben verbunden wird.

§. 18. Die-

§. 18. **Diese Nachahmung, deren Absicht es ist zu vergnügen, erhält ihren Endzweck dadurch, wenn die Aehnlichkeit und also auch die Ordnung die sie hervorbringt, wahrgenommen wird. Es ist also hiezu nicht allein nöthig nachzuahmen, sondern so nachzuahmen, daß die Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes wahrgenommen wird,** und zwar daß sie von denenjenigen wahrgenommen wird, die wir vergnügen wollen. Eine Ordnung, die wir nicht wahrnehmen, ist für uns keine Ordnung. **Daraus folget, daß wir alles anwenden müssen, was** denenjenigen, für die wir nachahmen, **Bild und Vorbild deutlich vor die Augen stellet, und daß wir unsre Nachahmungen nicht dunkel und undeutlich machen müssen.** Diese Regel kann von Bildhauern, Malern, Musikverständigen und Dichtern, von jeglichem auf eine besondre Art, nach Beschaffenheit einer jeden Kunst in acht genommen oder verabsäumet werden. Wenn man Bilder weit über die Augen der Zuschauer setzet, Schildereyen in der Höhe so klein und schwach malt, daß man nur wenig davon sehen kann; oder die Sachen in einer solchen Stellung zeichnet, daß man nicht gnugsam erkennen kann, was sie eigentlich vorstellen sollen, ob sie gleich mit der Natur übereinkommen: so ist es augenscheinlich, daß der Endzweck der Malerey dadurch nicht erhalwird. Das Schnitzbild welches Phidias sehr groß und grob gehauen, damit es aus der Höhe desto besser in die Augen fallen möchte, zeigt wie weit die Regel der Deutlichkeit andern Regeln der Kunst gebiethen könne. Wenn ich die Natur in der Musik, so wohl als in der

Poesie,

Poesie, unter eine allzugroße Menge von Zierrathen und Figuren verstecke, so wird diese Deutlichkeit ebenfalls beleidiget: und ein Dichter besonders findet noch viele andre Wege undeutlich zu werden, und das Vergnügen zu hemmen, welches die Schönheit seiner Bilder sonst in dem Verstande seiner Leser nothwendig erwecken müßte. Denn **alles was die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdet, oder von der Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes abwendet, oder verursachet, daß dieselben keinen so starken Eindruck machen, als zu Beobachtung ihrer Schönheit gehörte, sind aus diesem Grunde verwerfliche Dinge, und mit dem Namen einer Undeutlichkeit zu belegen.** Die Deutlichkeit eines Poeten erstrecket sich also noch viel weiter, als auf eine sorgsame und leichte Zusammenfügung der Wörter; obgleich diese besonders sehr nöthig ist. Denn ein Gedichte wird niemals gelesen, daß man seinen Verstand üben will, indem man verworrne Wörter in Ordnung bringt; sondern daß man Begriffe gegen Begriffe halten will: zumal da uns zugleich die Schwierigkeit der Wortfügung öfters in Irrthum bringt, daß wir eine Weile dem unrechten Verstande der Worte nachhängen, ehe wir uns auf den rechten besinnen können. Dieser Irrthum aber ist allem Vergnügen stracks zuwider, indem er uns nicht allein in den Bildern statt der Ordnung Unordnung entdecket; sondern auch, wenn wir unsers Irrthums gewahr werden, uns ein Misvergnügen machet; welches von der Ueberzeugung, daß wir geirret haben, unzertrennlich ist. Eben so sehr, und nach meiner Meynung noch mehr, sind der Deutlichkeit zwey andre Dinge zuwider, die

nicht

nicht so wohl in einer verworrenen Ordnung der Worte, als in einem Mangel oder Misbrauche derselben bestehen, und dahero desto fehlerhafter sind, weil sie mehr Einfluß in die Sachen selbst haben. Es sind dieses die Zweydeutigkeit und der ungewisse Ausdruck. Die erste verführet den Leser, daß er oft die wahrhaften Züge des Bildes verfehlet, und sich ganz andre vorstellt, und der andre läßt ihn diese Züge entweder ganz verlieren, oder lange Zeit vergebens suchen. So wie eine verwirrte Ordnung der Worte, insgemein der Fehler rauher Poeten ist, welche aus einer gezwungenen Sorgfalt nur die Gedanken und Bilder zu suchen, sich um die Wörter wenig zu bekümmern scheinen: so finden sich diese letztern beyden Fehler mehr bey fließenden Poeten; und diejenigen von denen man sagt, daß sie am leichtesten schreiben, kommen mir zuweilen undeutlicher als die schwersten vor. Denn eine Schreibart, welche mit aller Gewalt fließend seyn soll, findet zuweilen die Worte eher, als die Gedanken; so daß der Leser diese dem Dichter selbst leihen muß: oder sie nehmen Worte die einen bessern Klang haben, lieber als diejenigen, die die Sache besser ausdrücken. Hierdurch scheinet mir besonders Günther in der That viel öfters undeutlich, als andre Dichter, die man ihrer rauhen Schreibart wegen, der Undeutlichkeit beschuldiget. Die Stelle aus der Ode auf den Eugen:

Und gleichwohl will das Deutsche Blut
Den alten Kirchhof feiger Wut
An neuen Lorbeern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entschluß.
Aus Mörsern und Carthaunen krachen.

ist

ist schon von jemanden vor mir bemerket worden, und es scheint, als ob in zweydeutigen und ungewissen Ausdrücken die Schönheit dieser Zeilen bestehen sollte. Ich will auch den Flemming nicht allemal von diesen Fehlern losſprechen, besonders in seinen heroischen Gedichten. Unsern Herren Nachbarn den Franzosen würden diese Fehler unerträglich seyn, da sie durch den Fleiß, den sie auf ihre Sprache gewendet, es so weit gebracht haben, daß man nichts bey ihnen auf eine so unbestimmte Art reden darf *). Unterdessen ist dieses noch nicht alle Undeutlichkeit, die man zu vermeiden hat. Wenn man diejenigen Wörter, welche die Einbildungskraft rühren sollen, unter einer Menge andrer unnützen Wörter versteckt, wenn man zur Unzeit zu weitläuftig oder zu kurz ist, wenn man seine Bilder überhäuft, und dem Leser nicht Zeit läßt, jeglichen Zug besonders zu betrachten: so sind dieses alles Fehler wider die Deutlichkeit eines Dichters. Die gröſte Undeutlichkeit aber ist die Mattigkeit in einem Gedichte. Denn die Mattigkeit ist nichts anders, als ein Mangel derjenigen Dinge, welche die Bilder in der Einbildungskraft lebhaft machen. Wenn aber die Bilder nicht lebhaft sind, wie können sie deutlich seyn? Wie kann eine Malerey deutlich seyn, wo die Züge derselben verlöscht und schwach, und wo die Farben verschossen sind? Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles angeben wollte, was in jeglicher Kunst die Deutlichkeit hindert oder beför-

*) Man könnte gleichwol aus des la Motte und Rousſrau Oden, hier unzählige Beweise des Widerspiels anführen: so wohl als Fenelon sie in seinen Gedanken über die Tragödie dem Corneille und Racine Schuld gegeben hat.

befördert. Da aber iegliche ihre eigne Mittel dazu hat: so gehören dieſe Regeln mehr für diejenigen, ſo die Wege und Handgriffe jeder Kunſt ins beſondre weiſen.

§. 19. **Wenn wir die Mittel, das Vergnügen recht lebhaft zu machen, und die Ordnung, die in der Nachahmung liegt, in ihrer ganzen Stärke wahrnehmen zu laſſen, recht aus dem Grunde kennen wollen: ſo gehört auch dieſes dazu, daß wir wiſſen, für wen wir nachahmen, damit wir uns die Beſchaffenheit derer-jenigen, die wir vergnügen wollen, zu Nutze machen und ſie gleichſam auf ihrer empfindlichſten Seite rühren können.** Die Sachen, die man nachahmen kann, ſind ſo vielfältig, und nicht alle für alle Leute: und die Begriffe der Menſchen ſind öfters einander ſo entgegen geſetzt, daß man nicht genau beſtimmen kann, für wen man eigentlich nachahmen ſoll, und daß man den einen Theil zu vergnügen, öfters den andern aus der Acht laſſen muß. Das Vorbild ſelbſt wird einem Künſtler zuweilen vorſchreiben, wen das Bild zu vergnügen geſchickt iſt. Ein Conterfey einer Privatperſon iſt nicht für alle Menſchen, ſondern für diejenigen eigentlich gemacht, die ihn kennen. Zuweilen beſtimmt die beſondre Abſicht eines Künſtlers die Perſon, die er vergnügen will, ohne ſich von der Kunſt darinnen vorſchreiben zu laſſen. Denn wofern er nur die Hauptabſicht derſelben erfüllet: ſo iſt der Kunſt nicht daran gelegen, an wen ſie angewandt wird. So daß überhaupt die Regel der Nachahmung nicht näher als ſo beſtimmt werden kann: Suche ſo viel Vergnügen zu erwecken, als dein Vorbild und die Art der

Nach-

Nachahmung, und diejenigen, für die du nachahmest, zulassen. **Wenn aber derjenige, der etwas nachahmen will, noch ohne alle gewisse Absichten wegen der Personen, für die er nachahmen wollte, wäre;** so wird folgends bestimmen können, wen er zu vergnügen suchen soll. **Es läßt sich leichtlich abnehmen, daß, wenn einmal das Vergnügen andrer unser Endzweck ist, und wir gegen alle Menschen eine gleiche Liebe haben, wir gern so viel Leute, als möglich ist, vergnügen werden.** Ob wir gleich zuweilen Dichter lesen, die sich nur wenige Liebhaber wünschen, so geschieht dieses nicht, als ob sie in der That lieber wenige als viele vergnügen wollten: sondern sie haben es nur gethan, wenn der größte Hause so thöricht gewesen, daß es unmöglich gewesen zugleich kluge und viele Leute zu ergetzen. Nun ist es wahr, daß die Belustigung eines Klugen und Kenners weit höher zu schätzen ist, als das Vergnügen eines Thoren. Aber man setze zu diesen Klugen noch eine Anzahl andre Leute von wenigerm Verstande: so werden wir noch weit zufriedner seyn, wenn wir nicht allein Verständige, sondern auch die Unvernünftigsten an unsern Arbeiten ein Vergnügen zu finden gezwungen haben. Dieses ist allerdings ein deutliches Kennzeichen, daß das Vergnügen, welches in viele wirket, vollkommner sey als dasjenige, welches nur wenige ergetzet. **Es widerspricht sich auch nicht, zugleich für die Meisten und für Kluge zu arbeiten;** denn wenn auch die Meisten in der Welt Thoren sind: so sind doch schwerlich eine so große Anzahl Thoren einerley Meynung, als es kluge Leute giebt, die einer Meynung folgen. Derjenige, der für eine

gewiſſe Art Thoren arbeitete, würde die andern Thoren alle wider ſich haben; weil es der thörichten Meynungen vielerley giebt. Hingegen wenn er für Kluge arbeitet: ſo wird er alle Klugen auf ſeiner Seite haben. Auch iſt derjenige, der ſo arbeitet, daß er einem jeglichen Verſtande, der in dieſen Sachen keine Vorurtheile hat, gefallen muß, ſicher, daß er doch von der Nachwelt geliebet werden wird. Horaz, welcher ſagte, daß ihm wenige Leſer genug wären, hat mit ſeinen Gedichten doch ſchon viel mehrere vergnüget, als die Dichter ſeiner Zeiten, die auf den Beyfall des ganzen Volks trotzten. Man muß noch hierbey unterſcheiden, daß die Dichter, welche ſich nur wenige Leſer gewünſchet, von dem Beyfalle der Kenner, und nicht von dem Vergnügen, das ſie bey klugen Leuten erweckten, geredet haben. Dieſer Beyfall iſt ſehr davon unterſchieden, er iſt aber deſſentwegen nur von wenigen Kennern zu verlangen, weil es nur wenige Kenner giebt; und weil der Beyfall dieſer wenigen Kenner uns Bürge dafür iſt, daß es an uns nicht liegt, wenn wir nicht eine unzählige Menge Menſchen vergnügen. Wie unterſchieden es iſt, den Beyfall vieler Menſchen, oder das Vergnügen vieler Menſchen zu wünſchen, ſehen wir daraus: ein ieglicher Dichter wird ſich eine große Ehre daraus machen, das ſchöne Geſchlecht zu vergnügen. Aber auf ihren Beyfall überhaupt, und nicht von etlichen einzelnen Perſonen darunter zu reden, wird er nicht viel Staat machen; weil viele unter ihnen nicht wiſſen können, was ein wahres und beſtändiges Vergnügen zu wirken vermag. Aus allem dieſem erhellet deutlich, daß derjenige, der etwas nachahmet, wenn er nicht ſeine beſondre Abſichten hat, das Vergnügen ſo vieler

Men-

Menſchen als möglich iſt, ſuchen ſoll. **Weil es aber unmöglich iſt, alle zu vergnügen, indem viele darunter von Vorurtheilen eingenommen ſind: ſo wird der ſicherſte Weg ſeyn, die meiſten zu vergnügen, wenn er die Klugen zu ergetzen ſuchet**; und das Vergnügen, das er dadurch erlanget, wird noch ſchätzbarer werden, weil es ein Kluger eher, als ein Thor verdienet. **Ein Kluger aber, im Abſehen auf eine Kunſt, iſt jeglicher, der von keinen Vorurtheilen, was dieſe Kunſt betrifft, eingenommen iſt, und eine genugſame Zärtlichkeit des Gefühls hat, daß die Werke dieſer Kunſt einen Eindruck in ihn machen.** Der ungelehrte Kluge gilt hier, ſo viel als der Gelehrte; derjenige, der die Kunſt verſteht, iſt ſo wohl werth vergnüget zu werden, als der ſie nicht verſteht: und es giebt hierbey keinen andern Unterſcheid der Menſchen zu beobachten, als den die Lebhaftigkeit einer nicht verderbten Einbildungskraft macht. **Es folgt alſo, daß in der Nachahmung das Bild und Vorbild, wenn der Nachahmende keine ſchon beſtimmte Abſichten dabey hat, ſo beſchaffen ſeyn ſollen, daß es einen allgemeinen Eindruck auf alle Menſchen machen könne, ohne gewiſſe Begriffe einer beſondern Art von Leuten voraus zu ſetzen,** und daß es weder für die Leute von geübtem Verſtande zu ſchlecht, noch für diejenigen, die wenige Uebung des Verſtandes gehabt, zu hoch ſey; ſondern für beyde auf einmal dienen könne.

§. 20. **Eine Ordnung, die man nicht wahrnimmt, kann nicht vergnügen. Man wird aber die Ordnung und Aehnlichkeit zwiſchen**

dem Bilde und Vorbilde nicht wahrnehmen, wenn derjenige, den das Bild vergnügen soll, von dem Bilde oder Vorbilde eine andre Vorstellung in seiner Einbildungskraft hat, als derjenige, der nachahmet. Also wird das gesuchte Vergnügen sodann bey demselben nicht erfolgen. Dieses sehen wir deutlich an dem Exempel der alten griechischen Gedichte. Diejenigen, welche nicht Bekanntschaft genug mit den Alterthümern gemacht haben, können gar keinen Gefallen dran haben. Denn sie haben entweder eine andre Vorstellung von den Helden und von den Sitten der alten Zeiten, als die griechischen Dichter gehabt haben: oder sie bekommen die Abschilderung derselben nicht in ihrer rechten Stärke, sondern nur in Uebersetzungen zu sehen, welche die Züge derselben matt machen oder verstellen. Wir haben uns in unsern Zeiten einen neuen Achill, einen neuen Hippolyt, kurz ganz neue Helden gemacht, welche vieles von dem Wesen der großen unsrer Zeit haben, und nur in alte Namen gekleidet sind. Wer es verlangt, daß die Gedichte der Alten diesen unsern Begriffen gleich seyn sollen, der verlanget, daß das Bild eher seyn soll, als das Vorbild; indem jenes schon vor etlichen tausend Jahren fertig gewesen, dieses aber erst in unsern Jahrhunderten entstanden ist. Hieraus entstehet diese Folgerung. **Derjenige, welcher nachahmet, muß sich nach den Vorstellungen derer richten, die das Bild vergnügen soll.** Das ist, wenn sie eine andre Vorstellung von dem Vorbilde haben, als es in der That beschaffen ist; muß er nicht mehr die Sache selbst, die er nachahmet, sondern die Begriffe derer, denen zu gefallen

fallen er sein Bild verfertiget, zu seinem Vorbilde nehmen, und sein Bild muß der Sache unähnlich werden, damit es desto eher mit den Begriffen derselben übereinkomme. Man möchte den Einwurf machen, daß dieses ein falsches Vergnügen wäre, weil es auf keiner wahren, sondern auf einer scheinbaren Aehnlichkeit beruhet. Aber dieser Einwurf ist leicht aus diesem zu heben. Weil die Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes in der Einbildungskraft geschieht, so ist nicht die Sache selbst, sondern der Begriff und die Vorstellung von der Sache das Vorbild. Denn da das Bild öfters nur eine Vorstellung ist: so hieße dieses zwey ganz unähnliche Dinge mit einander vergleichen, wenn ich eine Vorstellung und eine wirkliche Sache gegen einander halten sollte. Wenn also das Bild nur mit der Vorstellung des Vorbildes in dem Verstande derer, denen zu gefallen man nachahmet, übereinstimmet: so kann es niemals ein scheinbares Vergnügen hervorbringen. Denn gesetzt, daß derjenige, der ein solches Vergnügen empfunden hat, hernach seine Begriffe von dem Vorbilde ändert: so ist ihm doch noch allezeit bewußt, daß der Nachahmende damals seinem Vorurtheile nachgegeben hat, und daß jener richtig nachgeahmet, er aber selbst nur vorher unrichtig gedacht hat. Ob wir gleich itzt ganz andre Vorstellungen von dem Weltgebäude haben, als zu Zeiten des Virgils und des Ovidius waren: so vergnügen wir uns doch noch immer an ihren Beschreibungen. Wir ergetzen uns noch immer an ihren Gemählden, von einer Allmacht solcher Götter, die wir nicht mehr glauben; weil wir wissen, daß sie die Begriffe ihrer Zeiten vollkommen wohl nachahmen: aber

wenn ein Poet neuerer Zeiten eben diese Bilder brauchen wollte, so würde er die Regel eben so schlecht beobachten, als jene sie wohl in acht genommen haben; es wäre denn, daß die Sachen, die er erzählte, aus einer solchen Zeit hergeholet würden, daß wir unvermerkt, indem wir an die Zeiten des Alterthums gedächten, auch zugleich die Begriffe desselben annähmen und glaubten, daß wir mit einem Scribenten derselben Zeiten zu thun hätten. Wenn also derjenige, der da nachahmet, sich nach den Begriffen seiner Richter, oder Leser, oder Zuschauer, oder wie wir die Personen nennen, für die er seine Bilder ausarbeitet, bequemen soll: so werden dadurch viel ungerechte und übereilte Urtheile wegfallen, dadurch der Nachahmende zuweilen der Unnatürlichkeit beschuldiget wird. Wer hat z. E. jemals einen großen Herrn beständig auf die Art reden hören, wie ein König oder Held in dem Trauerspiele spricht. Wollte man deswegen sagen, daß Racine unnatürlich wäre, wenn er keine Periode sagt, darinnen nicht ein schöner Gedanken stecket; und wenn aus einer jeden guten Tragödie eine Menge überflüßiger Wörter und Reden verbannet wird, die dennoch im gemeinen Leben niemals unterlassen sich einzuschleichen, auch wenn große Herren sprechen; wenn auch kein unedles Wort darinnen vorkommen darf, ob man auch gleich aus der Historie beweisen könnte, daß ein solcher Herr es wirklich gesprochen hätte? Das Trauerspiel ahmet die Begriffe nach, welche der größte Theil der Leute, auch derer, die geübten Verstandes sind, von großen Herren, besonders aber von verstorbenen Helden hat. Der Tod und die Vergessenheit haben ihnen meistentheils dasjenige abgenommen, was sie von

andern

andern Leuten ähnliches hatten, und es ist nichts von ihnen übrig geblieben, als lauter solche Züge, daran wir erkennen, daß sie über andre Menschen erhaben waren. Also machet sich jeglicher von Jugend auf größere Begriffe von ihrer Art zu denken und zu reden, als die Sache selbst erfoderte. So gar die noch lebenden Helden lassen sich nicht so weit in den Umgang der Menschen ein, daß man sie sehr von einer andern Seite kennen sollte, als in so weit sie von wichtigen Dingen und edel sprechen. Das Trauerspiel ahmet also diese Begriffe nach, und kann folglich nichts anders, als einen Zusammenhang edler Gedanken und Verrichtungen hervor bringen: und es ist darinnen zu loben, weil es auf solche Art nicht allein unsern Begriffen genug thut; sondern auch die Ehrerbiethigkeit, die wir den Königen schuldig sind, unterhält. Hiermit dünkt mich also, daß ich eine Sache bewiesen und erläutert habe, welche dem ersten Ansehen nach, ganz falsch scheinen sollte; nämlich, daß man zuweilen der Sache, die man nachahmet, unähnlich werden muß, um wohl nachzuahmen.

§. 21. **Dinge, die an sich selbst einander nicht ähnlich sind, können sich einander ähnlich vorstellen, wenn man nämlich von dem einen oder dem andern eine andre Vorstellung hat, als es in der That beschaffen ist.** In dem vorhergehenden §. haben wir diesen Fall in so weit berühret, als man von dem Vorbilde eine Vorstellung hat, die der Sache nicht ganz gleich ist. **Es geht aber dieses ebenfalls an, wenn das Bild nicht nur der Sache, sondern auch dem Begriffe, den man von der Sache zu haben pflegt, ganz ungleich ist. Denn**

ein solches Bild kann dennoch gut seyn, wenn es nur unter gewissen Umständen einen Eindruck in unsre Einbildungskraft macht, der dem Vorbilde gleich kömmt.

Die erste Art davon, sind die optischen Blendwerke, und alles dasjenige, was ein künstlicher Betrug der Sinnen genennet werden kann. Kurz, es sind Dinge, die nicht ihrem Wesen nach, sondern zufälliger Weise, das ist, wenn sie in einer gewissen Lage, und von einer gewissen Stelle, oder in einer gewissen Entfernung betrachtet werden, in unsrer Einbildungskraft eine Vorstellung machen, die der Vorstellung eines gewissen Vorbildes ähnlich ist. Eine Tafel, worauf man an schmalen schieferhöheten Flächen lauter unkenntliche Puncte angemalet sieht, die dennoch von einer gewissen Seite, und aus einer bestimmten Stelle betrachtet, zu einer vollkommnen Schilderey werden, oder wie man es zu nennen pflegt, eine tabula strigata, ist eine gute und richtige Nachahmung; ob sie gleich der Sache, die sie nachahmen soll, wenn sie ihrer eigentlichen Beschaffenheit nach betrachtet wird, im geringsten nicht ähnlich sieht. Eben hieher gehört ein theatralischer Stich, wenn der Degen durch die Brust zu fahren scheint, und doch nur zwischen den Armen hindurch gehet. Doch diese Arten der Nachahmung lassen sich nur in denjenigen Dingen anbringen, wo das Bild wirklich außer uns ist, und uns durch die Sinne vorgestellet wird. Hingegen fallen sie ganz hinweg, wenn das Bild unmittelbar in der Einbildungskraft entsteht; wie bey der epischen Dichtkunst, und also das Bild und die Vorstellung von dem Bilde, die wir in unsern Gedanken haben, eins und eben dasselbe sind.

Hingegen

Hingegen kann so wohl bey diesen letztern, als bey allen andern Bildern sich eine andre unstrafbare Unähnlichkeit des Bildes und Vorbildes eräugnen, nämlich eine solche Unähnlichkeit, welche nicht allzumerklich ist, und nicht anders als durch die allergenaueste Aufmerksamkeit entdeckt wird. Es ist oft weder möglich noch gut, eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen den Sachen zu treffen. Aber das Vergnügen Aehnlichkeiten zu entdecken, verhöhlet demjenigen, der sie betrachtet, vielerley Unähnlichkeit, wenn sie wohl verdecket sind: und zwey Dinge stellen sich einander ganz ähnlich vor, wenn gleich viele Dinge daran nicht mit einander übereinkommen. Denn in Vorstellungen, die den Verstand des Menschen gleichsam überhäufen, kann nicht alles in die Augen fallen. Man sieht aber wohl, daß diese Unähnlichkeit, weil sie sich auf die Unachtsamkeit andrer Leute gründet, nicht weiter erlaubt seyn kann, als in so weit sie auch bey den alleraufmerksamsten Leuten zu vermuthen ist. Sie ist auch noch allemal eine Abweichung von der Regel, und also nicht eher erlaubt, bis eine andre Regel sie gebiethet: damit diejenigen, welche dieses Bild genauer untersuchen möchten, nicht eine solche Unähnlichkeit wahrnehmen, ohne sogleich eine Ursache dazu zu finden, welche sie rechtfertigen kann. Daß diese unmerkliche Unähnlichkeit uns nicht hindre, Sachen für ähnlich zu befinden, auch wenn sie es nicht sind, können wir daraus erkennen. Eine Schilderey wird immer noch ähnlich befunden, wenn sie auch nicht aus ihrem rechten Augenpuncte betrachtet wird. Ein Theater wird nur auf einen Augenpunkt gebauet, und muß dennoch so vielen hundert Menschen auf einmal in die Augen fallen; und wer findet in der Poesie zwo Schil-

derenen von einem Menschen, die nicht einander in etwas unähnlich sind, und dennoch beyde dem Charaktere der Personen, die sie vorstellen, ähnlich vorkommen. Die Elektra des Sophokles, des Euripides und des Aeschylus, und unter den neuern des Crebillon seine, sind ganz verschiedene Abbildungen. Dennoch kann man von keinem sagen, daß er den Charakter nicht beobachtet. Der Achilles des Racine, ist ein andrer, als der Achilles des Euripides; vieler andern Exempel zu geschweigen, die sich in der Anwendung der Regel, und wenn man sehen will, wenn es erlaubt sey, ein besondres Bild seinem Vorbilde unähnlich zu machen, am besten zeigen müssen.

Joh. Elias Schlegel.

Das übrige folgt im künftigen Stück.

II.

Critische Untersuchung, ob, und in wie fern die Gleichnisse in den Trauerspielen statt finden?

Daß das Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe, und daß also ein Poet die Natur nachahmen müsse, dieses ist aus den Mustern und Beurtheilungen der Alten, durch den Fleiß unsrer Kunstrichter, zur Genüge dargethan worden. Dieses Hauptgesetz der Dichtkunst ist ein unerschöpflicher Quell vieler anderer Gesetze und Regeln, welche sich, gleich einer Menge von Bächen, von dem Parnasse herab, in das ganze Gebiethe der Dichtkunst überhaupt, ergießen, und dadurch eine jede Flur derselben insbe-

ins besondere tränken, und ihre Gewächse schön und angenehm machen. Eine jede Art der Gedichte hat ihre besondern Regeln, welche alle die Nachahmung der Natur zum gemeinschaftlichen Zwecke haben. So nöthig dieses ist, so sehr ist es auch zu verwundern, daß noch viele Kunstverständige einige von diesen Regeln, welche von dem Wesen der Dichtkunst unzertrennlich sind, für derselben zuwiderlaufende Regeln halten. Diese Kunstrichter sind gar nicht von der Art derjenigen, welche das Wesen der Poesie im Sylbenmaaße und in Reimen suchen. Nein, sie haben so edle und so hohe Begriffe von derselben, daß sie nicht nur öfters dieser beyder Stücke, als äußerlicher Zierrathe derselben, vergessen; sondern auch so gar alles dasjenige von derselben ausschließen, was nicht ganz neu, ganz unerhört, ganz erhaben, und ganz verblümt gesagt ist. Sie wollen in allen Gedichten, ohne Unterscheid, Entzückungen, Begeisterungen, Allegorien, Gleichnisse und dergleichen poetische Zierrathe haben; und wo sie diese nicht antreffen, da ist ihnen alles schläfrig, matt, niedrig, kriechend, pöbelhaft, und nichts weniger, als einem Gedichte, ähnlich. Wer sieht aber nicht, daß diese Kunstrichter eben dadurch, daß sie das Wesen der Poesie in den angeführten Dingen allein suchen, sich von demselben entfernen; indem sie dasjenige von den Dichtern verlangen, was der Natur zuwider läuft? Wie sehr vergehen sie sich, wenn sie auf diese Art die Schreibart der Epopee in der Idylle suchen, und also eben so lächerlich handeln, als ein Maler handeln würde, wenn er einen Schäfer zwar mit seinem ordentlichen Schäferstabe und Schäferhute; aber zugleich auch mit einem königlichen Gewande, und wohl gar mit

Stiefel

Stiefel und Sporne, malen wollte? Gewiß, sein Schäfergedichte würde so wenig durch die Ueberschrift zum Schäfergedichte werden; als ein Maler das beschriebene Bild zu einem Schäfer machen würde, wenn er gleich darüber setzte: Ein Schäfer. Das macht, er hat die Natur nicht nachgeahmet, und folglich kann man sich denjenigen Theil der Natur, bey der Lesung des Gedichts, nicht vorstellen, welchen der Dichter hat nachahmen wollen.

Wie es mit dem Schäfergedichte beschaffen ist, so steht es auch mit einer jeden andern Art von Gedichten. Eine jede schließt einen gewissen Zierrath der Poesie, oder mehrere, von ihrem Gebiethe aus; und dieses läuft dem Wesen der Poesie so wenig zuwider, daß es vielmehr zu demselben unentbehrlich ist. Ich will dieses itzo an dem Exempel der **Trauerspiele** beweisen, indem ich untersuchen werde: **ob, und in wie fern die Gleichnisse in denselben statt finden?**

Ein Poet muß die Natur nachahmen. Die Natur nenne ich hier alles dasjenige, was in der Welt ist, und ordentlicher Weise darinnen vorzugehen pflegt. Aus diesem Grundsatze der ganzen Poesie wird alles fließen, was ich im folgenden sagen werde. Ist er richtig, wie denn kein Kenner der Alten dieses leugnen wird: so folget, daß ein Poet in jeder Art von Gedichten, und also auch in Trauerspielen, nachahmen muß. Aristoteles beschreibt dieselben, als eine Nachahmung einer Handlung, wodurch sich eine vornehme Person harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Wir haben nicht Ursache, von der Erklärung dieses großen Kunstrichters

richters abzugehen. Man ſieht demnach aus derſelben, daß ein Poet, welcher ein Trauerſpiel verfertigen will, nachahmen muß. Was muß er aber nachahmen? Eine gewiſſe Handlung einer vornehmen Perſon. Da dieſe nun ein Theil der Natur iſt: ſo ſagt man, daß man auch in Trauerſpielen die Natur nachahmen müſſe.

Auf dieſe Gründe werde ich meine ganze Unterſuchung bauen, und die Frage, ob, und in wie fern die Gleichniße in den Trauerſpielen ſtatt finden, überhaupt mit Nein beantworten; die Antwort aber doch ſo einſchränken, daß ich ihren Gebrauch in Trauerſpielen in ſo fern zugeben will, in ſo fern ſie ſelten und kurz angebracht werden. Ich muß demnach beweiſen, daß öftere und ausführliche Gleichniße in Trauerſpielen der Natur zuwider laufen. Werde ich dieſes gethan haben, ſo wird die Antwort auf meine Frage von ſich ſelbſt daraus fließen.

Da ein Trauerſpiel eine Nachahmung einer Handlung iſt, durch welche ſich eine vornehme Perſon harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht: ſo ſieht man gleich, daß es ein Gedicht voller Leidenſchaften iſt, und die Exempel und Muſter der Alten beweiſen dieſes gleichfalls. Welcher verſtändige Kunſtrichter wird aber die Gleichniße da billigen, wo die Leidenſchaften herrſchen? Mich dünckt, die Dichter, welchen es um die Nachahmung der Natur zu thun iſt, ſind alle hierinn einſtimmig, daß ſich da die Stärke des Witzes nicht zeigen kann, wo heftige Gemüthsbewegungen reden. Ich habe alſo nicht nöthig, dieſes weiter zu beweiſen. Daß aber ein Trauerſpiel voller Leidenſchaften ſey, dieſes erhellet aus der nothwendigen Einrichtung deſſelben.

Meiſten-

Meiſtentheils reden die Hauptperſonen mit einander, zuweilen auch mit andern Perſonen, welche nicht eben den gröſten Antheil an der Furcht, an dem Schrecken und an dem Unglücke haben, welches im Trauerſpiele vorkömmt. Sehr ſelten unterredet ſich dieſe letztere Art von Perſonen. Im erſtern Falle iſts gewiß, daß faſt beſtändig Leidenſchaften vorkommen. Denn diejenige Perſon, von welcher das ganze Trauerſpiel handelt, nebſt einigen andern, welche, weil ſie in derſelben Unglücksfall ſtark verwickelt ſind, auch heftige Gemüthsbewegungen haben, müſſen wohl nothwendig alles das, enige vermeiden, was derjenige, welcher wirklich dergleichen Leidenſchaften haben würde, nicht ſagen könnte. Die Gleichniſſe ſind alſo viel zu künſtlich für ſie, als daß ſie ihnen natürlich laſſen ſollten. Wer voll Furcht, Angſt, Zorn, Schrecken und dergleichen Leidenſchaften iſt, der beſinnt ſich nicht auf die Aehnlichkeit, welche ſeine vorhabende Sache mit andern Dingen hat. Er ſagt alles heraus, wie es an ſich ſelbſt iſt, und weder mehr, noch weniger. So bald einer, welcher eine Leidenſchaft vorſtellt, mit Gleichniſſen aufgezogen kömmt, ſo bald kömmt er in den Verdacht, daß es ihm nicht ſo ums Herz ſey, wie er vorgiebt. Dieſe Perſonen dürfen demnach nicht in Gleichniſſen reden. Doch, ich habe dieſes nicht weitläuftiger beweiſen wollen. Mit den andern Perſonen, welche mit den Hauptperſonen reden, iſt es eben ſo beſchaffen. Dieſe nehmen meiſtentheils jener ihre Leidenſchaft an; und wenn auch dieſes nicht iſt, ſo würde es doch höchſt ungereimt ſeyn, wenn man ſie mit jenen, welche voller Leidenſchaften ſind, durch Gleichniſſe wollte reden laſſen: zumal, da die Hauptperſonen allezeit vornehme Leute ſind, und es

ſich

sich also um desto weniger schickt, geringere Leute so poetisch und verblümt mit ihnen reden zu lassen. Endlich reden auch zuweilen Personen mit einander, welche nicht viel Antheil an der Hauptshandlung, nämlich an dem Unglücksfalle der vornehmsten Hauptperson, haben. Dieses geschieht aber sehr selten und kurz; und da kommen nicht gleich Materien vor, bey welchen sich weitläuftige Gleichnisse anbringen lassen. Die Sachen, wovon sie reden, sind auch nicht so sonderbar; sondern sie betreffen meistentheils nur einige Nebenumstände, und vielmals reden sie bloß deßwegen, damit die Schaubühne nicht leer bleibe. Ist aber dieses, warum sollte man sie erst Gleichnisse herbethen lassen? es würde ja zu nichts dienen, als zu unnöthigen Ausschweifungen. Dieses war nun der erste Grund, aus welchem die Gleichnisse in Trauerspielen nicht wohl statt finden; nämlich, weil fast durchgängig heftige Leidenschaften darinnen herrschen. Sollte nicht einem jedweden alles, was ich vorgebracht habe, allgemein, und in allen Umständen richtig genug zu seyn scheinen, (wiewohl man wenig mit gutem Grunde wird einwenden können) so wird die andere Ursache, aus welcher ich den Gebrauch der Gleichnisse in den Trauerspielen fast gänzlich verwerfe, sie vielleicht um desto mehr überzeugen.

Die Trauerspiele sind alle ganz dramatisch, und bestehen aus lauter Gesprächen. Der Poet selbst redet niemals, sondern er legt alles denen zum Trauerspiele bestimmten Personen in den Mund, welche sich mit einander unterreden. Man muß sich also die darinnen redenden Personen nicht anders vorstellen, als andre Leute, welche wirklich im gemeinen Leben im Ernste mit einander reden. Nun frage ich alle diejenigen

nigen, welche den Lauf der Welt und die Handlungen der Menschen nicht bloß vor dem Camine, und mit dem Verstande; sondern da, wo es Menschen giebt, mit den Sinnen, betrachten: diese frage ich, ob sie vernünftige Leute, ordentlicher Weise, in Gleichnißen reden hören? Ich mag die Stände der Menschen gleich von den Bauerhütten an, bis zu den fürstlichen Höfen durchgehen: so treffe ich doch diese Art, sich zu unterreden, nirgends an. Vielmehr habe ich jederzeit angemerket, daß sich derjenige, welcher, in seinen Unterredungen mit andern, mit Gleichnissen um sich herum wirft, jederzeit bey vernünftigen Leuten lächerlich macht. Ein anders ist es, wenn man deren zuweilen im Scherze anbringt: denn da werden sie auch im Scherze aufgenommen. Da sich alles dieses auf die Erfahrung gründet, und diese einem jeden unparteyischen Leser selbst der beste Beweisgrund seyn kann: so kann und darf ich es eben nicht durch besondere Exempel erläutern. Genug, ich gründe mich darauf, daß die Regel, daß man in Gesprächen sich der Gleichnisse enthalten müsse, schon allgemein ist. Giebt man doch auch in der Briefschreibekunst die Regel: daß man in die Briefe keine Gleichnisse bringen soll: und warum das? Aus keiner andern Ursache, als weil die Briefe nichts anders sind, als Gespräche zwoer abwesenden Personen. Weil man nun angemerket hat; daß in mündlichen Gesprächen die Gleichnisse gar nicht gewöhnlich sind: so hat man sie auch aus den schriftlichen Gesprächen, aus den Briefen, ausgeschlossen. Es ist also gewiß, daß ein Poet der Natur zuwider handelt, wenn er öftere und ausführliche Gleichnisse in den Trauerspielen anbringt. Da er nun, wenn er einen

Poeten

Poeten vorſtellen will, die Natur nachahmen muß: ſo darf er auch hier dieſe ſeine Hauptpflicht nicht aus den Augen ſetzen. Denn die Geſpräche, welche im gemeinen Leben vorfallen, ſind ein Theil von der Natur. Und da ein Trauerſpiel aus lauter Geſprächen beſtehet: ſo muß er auch dieſen Theil der Natur in demſelben geſchickt nachahmen; d. i. er muß alles dasjenige darinnen genau beobachten, was er bey den Geſprächen wahrnimmt, welche er von andern Menſchen höret. Dieſes war die andere Urſache, warum ich dafür halte, daß die Gleichniſſe in den Trauerſpielen nicht leicht ſtatt finden können.

Einige Exempel von Gleichniſſen in Trauerſpielen werden ihre Ungereimtheit in denſelben deutlicher zeigen. Lohenſteins Trauerſpiele verdienen vor allen andern als Muſter gleichnißvoller Geſpräche angeſehen zu werden. Gleich im Anfange der Sophonisbe ſagt Maſiniſſa, da er mit dem Hiempſal, Bomilkar und Micipſa redet:

. . . . nichts kann ſüſſer ſchmecken,
Als was den Eifer kühlt. Kein Thau erfriſcht die Schnecken,
Wie die Beleidigten der Feinde Blut erquickt.

Etwas weiter unten antwortet er dem Himilko in folgendem Gleichniſſe:

Ein Strauß meynt ſo, wie ihr, dem Jäger zu entfliehn,
Wenn er aus Furcht den Hals hat in ein Loch verſtecket.

In ſeiner Cleopatra läßt er in der erſten Abhandlung, im 4ten Auftritte den Proculejus zum Antonius alſo ſprechen:

. . . Und, ob die Freundſchaftswunden,
Zwar minder als ein Glas, ſtets haben Pflaſter funden:
So trägt ihm doch Auguſt Vertrag und Frieden an.

Sein Ibrahim Sultan ist vor andern Trauerspielen voll von Gleichnissen; ich will nur einige daraus anführen. Im vierten Auftritte der ersten Abhandlung berathschlagen sich die vornehmsten Minister des Sultans, wegen der Eroberung Candiens, und da spricht der Bassa Kiuperli:

Daß man Verdienst und Treu für ärgste Laster hält,
Verschnittenen räumt ein die Tugenden zu drücken,
Ja sich den Vögeln gleicht, die nur den Guckuk zwicken,
Aus Sorg, er werde noch, als Falk, sie fallen an.

Wenn die Staatsminister in ihren Staatsunterredungen Zeit haben, ihre Stimmen mit Gleichnissen von Verschnittenen, Vögeln, Guckuken und Falken zu erläutern; so muß der Gegenstand der Unterredungen nicht wichtig seyn.

Im dritten Auftritte der andern Abhandlung beschreibt Ambre ihre Furcht, wegen eines bevorstehenden großen Unglücks, in folgenden Gleichnissen:

Wie, wenn der Himmel sich in schwarze Wolken hüllt,
Und die betäubte Welt mit Knall und Blitz erfüllt,
Die Turteltauben wild, erschreckt und schüchtern werden:
So ängstig muß auch ich mich Furchtsame geberden;
Und kein bestürmtes Schiff wankt in den Wellen mehr;
Es zittert von dem Nord kein Espenlaub so sehr,
Als meine Seele bebt! mein schlagend Herze saget
Mir Ach und Jammer wahr!

Wer sollte hier nicht auf die Gedanken fallen, daß die Keuschheit der Ambre lauter verstelltes Wesen und Heucheley sey, da sie ihre Furcht vor dem Verluste derselben mit solchen Ausdrückungen beschreibt; zu deren Erfindung nothwendig ein ruhiges Gemüth erfodert wird?

Im folgenden Auftritte eröffnet Ibrahim der Sekierpera ſein groſſes Verlangen nach erwünſchter Bothſchaft alſo:

Kein Schiff irrt furchtſamer in klippenreicher See,
Wenn Well und Sturmwind es bald tief, bald in die Höh,
Wie einen Ball umwirft: kein bebend Sklave zittert,
Wenn ſich auf ſeine Schuld ſein Halsherr hat erbittert;
In ſeinen Feſſeln ſo auch kein Verbrecher nicht,
Der, wenn der Richter Rach ihm ſeinen Hals abſpricht,
Von Todesangſt erſtarrt, als mein beſtürzt Gemüthe
Von Furcht und Hoffnung wallt.

Ambre ſtellt ſich ihr künftiges Unglück im ſiebenden Auftritte auf folgende Art vor:

Wo zielt, o Himmel! noch ſo rauher Sturmwind hin?
Sollt auch durch dieſen Schlag des Sultans ſteinern Sinn
Enthärtet worden ſeyn? Ach nein! die ſchlaue Schlange
Weis, daß ihr Gift die Kraft zu tödten erſt empfange,
Wenn es durch ſchnellen Stich mit Blute wird vermengt.
Ein Panther, der in Sur die Pilaraner anſprengt,
Raubt nicht den Mantel nur; er ſetzet Zahn und Klauen
In Fleiſch und Glieder ein: ſo werd auch ich noch ſchauen,
Daß nach beraubter Würd auch unſer kaltes Blut
Sein Gift wird feuchten an, und ſeines Eifers Glut
Mit unſerm Leichen kühln.

In der dritten Abhandlung im andern Auftritte tröſtet Sekierpera den Ibrahim bey dem ſchlechten Fortgange ſeiner Liebe alſo:

Groſsmächtger Herr und Fürſt. Holz, das bald Feuer fängt,
Hält lange Kohlen nicht: der Hundsſtern, welcher ſengt
Laub, Gras und Blumen weg, hat wenig Friſt zu brennen:
So wird der Seelenbrand ſich auch des Sultans trennen,
Durch Zeit, Vernunft und Witz.

In dem erſten Auftritte der erſten Abhandlung der Agrippina läſst Lohenſtein den Otho die Schönheit ſeiner Gemahlin, der Poppäa, gegen den Nero alſo herausſtreichen:

Und wie soll nicht solch Schmuck Sabinens Ruhm erhöhn;
Da ihre Mutter auch die Schönste war der Frauen;
Denn Adler bringen ja nur Adler, Pfaue Pfauen.
Zudem, was ist die Pracht der Glieder, die die Glut
Durch Liebreiz nicht beseelt? Es trägt die kalte Flut,
Corallen, die so schön, als trockne Lippen, brennen,
Die nie kein Kuß bethaut.
* * * * die stillen Augen sind
Nur Fackeln ohne Licht, und Bogen ohne Pfeile.
Die Tulipane sticht mit Farben wohl zuweile
Den Glanz der Rosen weg: doch wer zeucht die nicht für,
Die so viel Anmuth giebt durch den Geruch von ihr?

Aus Lohensteins Trauerspielen will ich endlich noch ein paar Gleichniße aus seiner Epicharis anführen. Im ersten Auftritte der ersten Abhandlung da Epicharis sich und andre zur Unerschrockenheit aufmuntern will, sagt sie unter andern:

Ein Thier, ein Elephant verlangt nach dem Gelücke,
Daß er nur sterbende den Drachen mit erdrücke,
Der ihm sein Blut saugt aus.

Etwas weiter unten sagt Subrius Flavius:

Der kräftige Geruch entdeckt des Balsams Güte:
Der Glanz den Diamant, die Tugend das Geblüte.

Ich hoffe durch diese Exempel aus den lohensteinischen Trauerspielen deutlich genug gezeigt zu haben, wie ungereimt es ist, wenn häufige Gleichnisse in Trauerspielen angebracht werden. Lohensteins Gleichnisse haben dieses noch vor andern voraus, daß sie nicht nur von Personen vorgebracht werden, welche ruhiges Gemüthes sind; sondern auch von denen, welche in vollen Leidenschaften reden, und daß sie öfters von wunderseltsamen Dingen hergenommen, und auf eine phantastische Art ausgedrückt worden.

Andreas Gryphius hat sich zwar in seinen Trauerspielen der Gleichnisse mehr enthalten, als Lohenstein; doch

doch aber findet man ihrer bey ihm mehr, als zu viel. Ich will nur etliche wenige anmerken. Im andern Eingange der erſten Abhandlung des Leo Armenius, antwortet Erabolius dem Leo Arm. alſo:

So iſts! Vermahnen, Bitt und Dränen wird verlacht.
Er läuft, wie wenn ein Pferd die Zügel hat durchriſſen;
Wie eine ſtrenge Bach, wenn ſich die Ström' ergießen,
Und Häuſer, Bäum und Vieh hinführen in die See.

Im dritten Eingange redet Leo Arm. zum Erabolius unter andern folgendermaßen:

* * * * Wer, wenn die rauhen Winde
Sich lägern um die Glut, den Flammen zu will ſehn,
Bis es um Giebel ſchon und höchſtes Dach geſchehn,
Rufft, leider! nur umſonſt, wenn Maur und Pfeiler krachen
Und Stein und Marmor fällt.

In der andern Abhandlung im erſten Eingange läßt ſich Leo Arm. gegen den Michael und die Richter alſo vernehmen:

Wer neben uns um Lob mußt in den Zelten liegen,
Und ſuchen, was uns ward, verkleinerte die Schlacht,
Die Palm- und Lorberkränz auf dieſes Haupt gebracht.
So wird die erſte Flamm; eh' ſie ſich kann erheben,
Mit dunkelvollem Dunſt und ſchwarzem Rauch umgeben,
Bis ſie ſich ſelbſt erhitzt und in die Bäume macht,
Daß der noch grüne Wald in lichtem Feur erkracht.
Doch, wie der ſcharfe Nord die Glut mit tollem Raſen
Indem er dämpfen will, pflegt ſtärker aufzublaſen:
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand und Schranken rennt: ſo hat der ſtrenge Wind
Der Misgunſt uns ſo fern, (trotz dem es leid!) getrieben,
Bis unter dieſem Fuß ſind Freund und Feinde blieben.

In dieſen Worten läßt Gryphius den Leo ein Gleichniß nach dem andern vorbringen, und dadurch deſſen Rede ſo unnatürlich machen, daß ſie nicht einmal in einem Gedichte überhaupt, geſchweige denn in einem Trauerſpiele, zu dulden iſt.

Gryphius und Lohenstein haben demnach ihren Witz in den Gleichnissen der Trauerspiele sehr zur Unzeit angewandt.

Doch damit es nicht scheine, als hätten die Deutschen allein die Muster der Alten so schlecht nachgeahmet; so will ich auch aus den Trauerspielen zweener Engländer einige Gleichnisse anführen. Der eine mag Shakespear, der andere selbst der berühmte Addison, seyn. In dem Trauerspiele des erstern, vom Tode des Julius Cäsar, rühmt Cäsar im ersten Auftritte der dritten Handlung, seine Beständigkeit, nachdem ihm Metellus, Brutus und Caßius um die Zurückberuffung des Cimbers fußfällig gebethen hatten, nach der berlinischen Uebersetzung, auf folgende Art:

Ich würde leicht beweget, wär ich gesinnt, als ihr.
Könnt ich beweglich flehn, würd ich durch Flehen hier
Auch zu bewegen seyn. Allein ich bin beständig,
Als wie der Nordstern ist, der ewig, unabwendig,
Nach seiner Eigenschaft, nicht von der Stelle weicht,
Und dem kein anderer am Firmamente gleicht.
Unzählge Sterne sind, den Himmel zu bemalen
Und alle sind begabt mit Licht und Feuerstralen:
Doch einen giebt es nur, der ewig Ruhe hält.
So gehts mit Menschen auch.

Im vierten Auftritte der dritten Handlung weis Anton den Cäsar sehr lustig mit einem Hirsche, und seine Mörder mit Jägern zu vergleichen. Er sagt:

Vergiebs mir Julius ⁘ hier ward dir nachgestellet.
Du braver edler Hirsch! Hier wurdest du gefället.
Die Jäger stehen hier, die deinen Leib zerkerbt,
Mit deinem Schweiß, in deinem Blut gefärbt.
O Welt! du warst der Wald, wo dieser Hirsch gestanden.
In diesem Helden war, o Welt! dein Herz vorhanden.
Hier liegt er, als ein Wild von Fürsten umgebracht ⁘

Es ist kein Wunder, daß Cassius dieses Gleichniß nicht wohl aufnimmt. Vielleicht würde ihm Anton nicht so verdächtig gewesen seyn, wenn er den braven edlen Hirsch, das Zerkerben, die Jäger und das Wild weggelassen hätte. Im fünften Auftritte der vierten Handlung will Brutus den Cassius mit seinem Zorne lächerlich machen, und schließt mit folgenden zweyen anzüglichen Gleichnissen:

O Cassius, ihr zieht im Joch mit einem Lamme,
Was seinen Eifer trägt, wie Kiesel seine Flamme,
Der heftge Funken giebt auf einen harten Schlag,
Und gleich sich wieder kühlt.

Hier sieht man zugleich ein Exempel, wie man ein Gleichniß mit einem andern Gleichnisse erläutern kann. Und wie schön hat Shakespear seine Geschicklichkeit hierinne in einem Trauerspiele gezeigt!

Als Titinius, im neunten Auftritte der fünften Handlung, den Cassius, welcher sich erstochen, in seinem Blute liegen sieht, und darüber heftig erschrickt, besinnt er sich gleich in der Angst auf folgendes Gleichniß:

. . . Cassius ist, leider! nicht mehr da.
O! Sonne, wie du dich zum Untergange lenkest,
Und in die tiefe Nacht die rothen Stralen senkest:
So sinket Cassius in blutges Abendroth.
Ach! unser Tag ist hin. Die Sonne Roms ist tod.
Nacht, Nebel und Gefahr ist über uns gerathen.

Addison, welcher unter allen Engelländern den Mustern der Alten in Trauerspielen am nächsten gekommen ist, hat sich dennoch der Gleichnisse in denselben nicht enthalten; wiewohl er sich mehr der kurzen, als der ausführlichen, bedienet hat. Ich will einige aus seinem Cato, welchen die Frau Prof. Gottschedinn ins Deutsche übersetzet hat, hersetzen. Im ersten Auf-

tritte der ersten Handlung, sagt Marcus, nachdem er dem Portius seine Liebe gegen die Lucia entdeckt hat:

Du bist der beste Freund, und der beste Bruder von der Welt! verzeihe einer schwachen, kranken Seele, die, gleich den Wirbelwinden, bald aufschwillet, und bald wieder in Ruhe kömmt, ein Spiel der Leidenschaften. . .

Im vierten Auftritte will Juba die Verweise des Syphax

so geruhig und gelassen anhören, wie eine See im Sommer, über deren Fläche kein Hauch des Windes fähret.

Im fünften Auftritte begleitet eben dieser Juba sein verliebtes Gespräch mit der Marcia mit folgenden Gleichnissen:

Die Freude geht wie eine Morgenröthe in meinem Herzen auf. Diese Gedanken werden meinem Arme neue Kräfte geben, und meinem Schwerdte ein solches Gewicht ertheilen, daß es, wie ein Ungewitter, auf die feindlichen Köpfe dringen wird.

Im sechsten Auftritte beschliesset Marcia ihr Gespräch mit der Lucia, und die ganze erste Handlung mit folgendem langen Gleichnisse:

Es ist wahr, unser Leben ist itzo durch allerley Unglücksfälle ganz entstellt, allein es kann sich noch ändern, und in bessere Stunden verwandeln: so, wie ein klarer, durchsichtiger Strom durch die zufließenden Bäche und einen starken Regen ganz dicke wird; indem er aber fortläuft, so verkläret und reiniget er sich selbst, so, daß er endlich einem Spiegel gleich scheint, den Wiederschein von allen am

Ufer

Ufer ſtehenden Blumen wirft, und einen neuen Himmel in ſeinem ſchönen Buſen zeiget.

So ſinnreich redet unſer Frauenzimmer in Deutſchland nicht, wenn es einander ſeine Liebesnoth klaget. Ich zweifle auch, daß es in Engelland ſolche Geſpräche führet, und am allerunwahrſcheinlichſten kömmt mirs vor, daß es ſich ehedem zu Rom gegen einander alſo ausgedrücket hat. Am Ende der andern Handlung verlacht Syphax die Unerſchrockenheit des Cato auf folgende Art gegen den Sempronius:

Ich lache nur, wenn ich dran denke, wie euer unerſchrockner Cato einem Geſpenſte gleich ſehen wird, wenn ſein Untergang von allen Seiten ſo unvermuthet über ihn kömmt: ſo wie in den weiten Grenzen unſerer numidiſchen Wüſteneyen, wenn ein mächtiger Wirbelwind durch die Lüfte pfeift, mit den Wolken ſpielet, den Sand in die Höhe zieht, und ganze Felder davon führet; ein hülfloſer Wanderer, mit wilder Beſtürzung die trockene Wüſte rund um ihn her auffahren ſieht, und jämmerlich verderben muß.

Wenn gleich Syphax dem Sempronius eine Rede gehalten hätte, ſo hätte er kein vollkommneres und ausführlicheres Gleichniß darinnen vorbringen können: und hier legt ihm Addiſon dieſes geſprächweiſe in den Mund! Doch Sempronius zeigt am Ende der dritten Handlung dem Syphax, daß er auch in Gleichniſſen, und zwar in ſolchen, welche aus den älteſten Geſchichten hergenommen ſind, mit ihm reden kann. Er giebt ihm ſeine große Freude über die Beſiegung ſeiner geliebten Marcia alſo zu verſtehen:

O Himmel! was iſt das für ein Gedanke, Marcia iſt mein! was für eine unruhige Freude wird meine Bruſt erfüllen, wenn ich die, ſich widerſetzende Schöne, in meinen Armen halten werde? Wenn ihre reizende Schönheit und verwirrte Bezauberungen, mit Furcht und Zorn, und abwechſelnder Anmuth, ſich auf ihrer Bruſt und in ihrem Geſichte zeigen werden? So wie Pluto, als er die Proſerpina entführte, ſie in den entſetzlichen Nebel der Höllen brachte, ſie daſelbſt mit einem furchtbaren Lächeln, mit innerlichem Vergnügen über dieſe ſchöne Beute, niederſetzte, und dem Jupiter weder ſeinen Sonnenſchein, noch ſeinen Himmel misgönnete.

Dieſes mag von Exempeln aus Trauerſpielen, worinnen viele und ausführliche Gleichniſſe vorkommen, genug ſeyn. Ich habe mit Fleiß auch ſolche angeführet, welche ruhigen Perſonen in den Mund gelegt worden ſind, damit man auch ihre Ungereimtheit in Trauerſpielen daraus erkennen möge.

Aus allem, was ich im vorhergehenden geſagt und angeführet habe, wird man zugleich geſehen haben, in wie fern ſie dennoch in dieſer Art von Gedichten anzubringen ſind. Nämlich da man gleichwohl zuweilen im gemeinen Leben von Leuten, welche nicht im Affecte ſind, ein kurzes Gleichniß höret: ſo kann man ſie auch in Trauerſpielen in ſo weit verſtatten, als ſie ſehr ſparſam und kurz angebracht werden. Doch muß es auf eine ſolche Art geſchehen, daß es eben nicht ſcheint, als ob derjenige, welcher das Gleichniß vorbringt, viel darauf gedacht hätte. Es muß in dem Zuſammenhange

hange der eigentlichen Worte mit begriffen seyn, und gemeiniglich nur in einem gewöhnlichen Sprüchworte bestehen; als welche Art von Sprüchwörtern im gemeinen Leben allerdings zuweilen vorkömmt. Dergleichen vergleichende Sprüchwörter, welche im gemeinen Leben, auch in Gesprächen, vorkommen, sind zum Exempel: er ist furchtsam, **wie ein Hase**; **er schleicht wie ein Wurm**; **er fliegt wie ein Vogel**; **er hat eine Stimme, wie ein Löwe**; **der Apfel fällt nicht weit vom Stamme**; **wer Pech angreift, besudelt sich**, u. a. m. Ich will hiermit nicht etwan sagen, daß alle diese Arten, solcher vergleichenden Sprüchwörter, in Trauerspielen statt finden könnten; denn die meisten würden viel zu niederträchtig klingen. Ich habe nur überhaupt ihrer etliche anführen wollen, um zuzeigen, daß man nicht wider die Natur handelt, wenn man zuweilen solche kleine Gleichnisse in Trauerspielen anbringt, weil sie auch im gemeinen Leben in Gesprächen vorkommen. Es darf aber auch nicht oft ein Gleichniß eingemischet werden. Denn dieses wäre der Natur zuwider, wenn es auch schon allezeit ganz kurz wäre. So weit demnach, und nicht weiter, kann sich der Gebrauch der Gleichnisse in Trauerspielen erstrecken. Wer ihm weitere Schranken setzt, dessen Trauerspiel kann von verständigen Kunstrichtern niemals eine geschickte Nachahmung der Natur genennet werden.

Alles, was ich gesagt habe, gründet sich nicht nur auf das Wesen der Poesie überhaupt, und der Trauerspiele, und deren Einrichtung ins besondere; sondern es bestätigen solches auch die Muster der Alten, welche

billig

billig alle neue Dichter nachahmen müſſen, wenn ſie der Natur auf allen Schritten nachgehen wollen. Sophokles hat in ſeinem ganzen Oedipus kein ausführliches Gleichniß angebracht; ob man ſchon etliche wenige ſehr kurze darinnen antrifft, welche aber kaum Gleichniſſe genennet zu werden verdienen. In ſeiner Elektra findet man deren eben ſo wenig, und Herr Breitinger ſucht alſo durch dieſelben in ſeiner **Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauche der Gleichniße**, ſeine Meynung, daß die Gleichniße in den Trauerſpielen gar wohl ſtatt fänden, vergebens zu rechtfertigen. Aus folgenden drey Zeilen will er mit Gewalt ein paar Gleichniße erzwingen. Der Hofmeiſter des Oreſtes ſagt unter andern zu dieſem:

ὡς ἡμὶν ἤδη λαμπρὸν ἡλίου σέλας
ἐῷα κινεῖ, φθέγματ' ὀρνίθων σαφῆ,
μελαινά τ' ἄστρων ἐκλέλοιπεν εὐφρόνη.

D. i. Der helle Sonnenglanz erreget ſchon den lauten Morgengeſang der Vögel, und die Sterne haben die ſchwarze Nacht verlaſſen.

Herr Breitinger hat ohne Zweifel dieſe Stelle durch ein Prisma angeſehen, welches ihm etwas vorgeſtellet hat, das doch nicht hier iſt. Wenn ich es mit meinen bloßen Augen betrachte, ſo kann ich, bey aller Mühe, kein Gleichniß darinnen finden. Die Gleichniſſe von dem Beile und von der Nachtigall ſind ſo kurz, daß ſie dem, was ich behauptet habe, nicht widerſprechen. Eben alſo verhält ſichs mit dem Gleichniſſe des Wächters in der Antigone des Sophokles,

von

von dem Vogel und ſeinen Jungen. Ganz andre Bewandniß hat es mit dem ausführlichen Gleichniſſe des Chores in eben dieſem Trauerſpiele. Das Chor war kein Geſpräch, ſondern ein Lied, in welchem gemeiniglich moraliſche Betrachtungen über die vorgeſtellten Handlungen angeſtellet wurden. Und da dieſes faſt von allen Leidenſchaften frey war, welche im Trauerſpiele herrſchten: warum ſollte man in demſelben die Gleichniſſe verwerfen? Wenn man noch itzo in den Trauerſpielen Chöre hätte: ſo würde man die Gleichniſſe ebenfalls darinnen vielmehr loben, als tadeln. Da dieſe aber nicht mehr gewöhnlich ſind: ſo kann man allerdings auch die ausführlichen Gleichniſſe nicht entſchuldigen. Ein andres wäre es, wenn zuweilen, der Wahrſcheinlichkeit unbeſchadet, eine einige Perſon auf der Schaubühne für ſich, ohne Leidenſchaft, eine Weile redend eingeführet würde. Hier würden die Gleichniſſe aus eben dem Grunde ſtatt finden, aus welchen ich ſie in den Chören der Alten gebilliget habe. Ein Exempel von einer ſolchen Rede einer einzelnen Perſon, welche der Wahrſcheinlichkeit nicht zu nahe tritt, iſt, in dem ſterbenden Cato des Herrn Prof. Gottſcheds, die Betrachtung des Cato über die Unſterblichkeit der Seele. Ich verwerfe alſo die öftern und ausführlichen Gleichniſſe nur in denen Reden in Trauerſpielen, welche geſprächweiſe vorkommen. Und da dergleichen ſehr ſelten anzubringen ſind: ſo werden auch ſolche Gleichniſſe in wenig Trauerſpielen, und noch dazu ſehr ſparſam, vorkommen. Was ſoll ich aber Herrn Breitingern auf das Gleichniß antworten, welches Sophokles in der Elektra, gleich im Anfange dem jungen Oreſtes, da er mit ſeinen Hofmeiſter redet, in den Mund legt? Oreſtes ſagt: ὦ πατερ

ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενὴς κἂν ᾖ γέρων
ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν ἐκ ἀπόλεσεν,
ἀλλ' ἐρθὸν οὖς ἵστησιν· ὡσαύτως καὶ σὺ
ἡμᾶς τ' ἐτρύνεις, κ' ἄντις ἐν πρώτοις ἔπη.

D. i. Gleichwie ein edles Pferd, wenn es auch schon alt ist, seinen Muth nicht verlieret, sondern seine Ohren aufrecht trägt: also munterst auch du uns auf, und bist gleich der erste mit unter uns.

Daß dieses ein vollständiges Gleichniß sey, kann ich nicht leugnen. Wenn also dergleichen öfters in den Trauerspielen der Alten vorkämen, so würde ich allerdings Herrn Breitingern viel einräumen müssen. Aber so lange er nicht mehrere von dieser Art, und zum Theil noch längere, anführet: so lange habe ich noch nicht Ursache auf seine Seite zu treten. Er muß mir doch zugeben, daß man die Regeln von den meisten machen muß, und daß das, was selten vorkömmt, entweder unter die Ausnahmen, oder unter die Fehler gehöret. Sollte man nun wohl, dieses einzigen vollständigen Gleichnisses wegen, die Regel machen: Die Gleichnisse in den Trauerspielen sind schön? da doch so wohl vernünftige Gründe, als alle übrigen Muster der Alten, dawider streiten Ist denn Sophokles so gar untrüglich gewesen, daß er auch nicht ein einziges mal wider die Natur hat verstoßen können? So vollkommen alle alten Muster der griechischen Dichter sind, so findet man ja in jedweden hier und da etwas mit Grunde auszusetzen. Zum Beyspiele will ich hier selbst den Sophokles und Homer anführen. Gleich zu Anfange des Oedipus läßt Sophokles den Oedipus also reden: **Ich, der überall berühmte Oedipus, bin**

hieher

hieher gekommen. Warum mußte es denn Oedipus denen, die er vor ſich hatte, ſagen, daß er der überall berühmte Oedipus wäre? Sie mußten dieſes, als ſeine Unterthanen, ja wohl wiſſen, zumal, da er der überall berühmte Oedipus war. Und welcher König redet wohl gegen ſeine Unterthanen alſo? In gewiſſen beſondern Umſtänden, und wenn Oedipus etwan ſeine Unterthanen hätte herzhaft oder ſtolz machen wollen, deßwegen, weil ſie ſo einen berühmten König hätten: ſo könnte Sophokles noch entſchuldiget werden. Da aber ſolche Umſtände hier gar nicht ſind; ſo hat er ohnſtreitig einen ziemlichen Fehler begangen. Kurz darauf ſagt der Prieſter: **Ich bin des Jupiters Prieſter, und dieſe ſind auserleſene Jünglinge.** Dieſes wuſten alle, welche zugegen waren, ehe er es ſagte. Dieſe Worte waren alſo ſo unnöthig, als des Oedipus ſeine. Hat nicht alſo Sophokles Fehler begehen können? und muß man alſo alles an ihm ohne Prüfung loben? Ariſtoteles würde ſelbſt nein ſagen, wenn ich ihn noch im Reiche der Todten darum befragen ſollte.

An dem Homer werden ohnſtreitig alle verſtändige und unparteyiſche Kunſtrichter dieſes, als einen Fehler, tadeln, daß er zu den eignen Namen der Helden und Götter, welche in ſeinen Heldengedichten vorkommen, öfters ſehr lange Beywörter ſetzet, welche ſich noch dazu ſelten an den Ort, wo er ſie anbringt, ſchicken. Und, was noch mehr iſt, ſo trifft man öfters ein dergleichen überflüßiges und langes Beywort, auf einer Seite bey einem Namen, etliche mal an. Wie oft und übel bringt er nicht z. E. ſeinen gerade ſchieſſenden Apollo an? Wer wird aber dieſes nicht für ei-

nen Fehler an des Homers Heldengedichten erkennen? Die alten griechischen Dichter sind demnach nicht von allen Fehlern loszusprechen. Ich kann also des Gleichnisses in der Elektra wegen, noch kein Breitingianer werden.

Beyläufig muß ich hier erinnern, daß **Schlacht** und **strecken** in der Schweiz so viel heißen, als bey uns **Geschlecht** und **aufrichten** Denn in Deutschland würde man ἵππος εὐγενὴς durch: **Ein edles Pferd**, oder von Wort zu Wort: **Ein Pferd von einem guten Geschlechte**, übersetzet haben, Herr Breitinger aber setzt: **Ein Pferd von einer edlen Schlacht.** Vielleicht sind Schlacht und Geschlecht in Zürich gleichgültige Wörter; und also wird man neulich daselbst gesagt haben: **Der König von Engelland hat das Geschlecht bey Oettingen gewonnen.** Die Ausdrückung des Sophokles, ὀρθὸν ἄυσ ἴστησι, übersetzt man hier zu Lande also: **Er spitzt das Ohr**, oder nach dem Griechischen: **Er trägt das Ohr aufgerichtet in die Höhe.** Herr Breitinger kehrt es um, und setzt: **Er streckt das Ohr.** Diese Gleichgültigkeit ist noch merkwürdiger, als jene. Denn was man hier hoch nennet, das heißt in Zürich tief. Dieses fließt nothwendig daraus, daß Herr Breitinger, an statt aufrichten, strecken setzt. Für: aufgerichtet gehen, kann man auf gut zürichisch sagen: **gestreckt gehen.** Uns Deutschen klingt nun wohl dieses eben so widersprechend, als wenn man sagen wollte: **Der liegt, und steht Schildwache**: allein daraus folgt nicht, daß es auch in Zürich widersprechend gesagt ist. Denn daß, wenigstens die berühmtesten Schriftsteller dieser Re-

dieſer Republik, ganz anders denken, als die rechten Deutſchen, dieſes lehren ihre Schriften zur Genüge. Doch meine weitläuftige Anmerkung wird ſo lang, daß ſie bald nicht mehr eine beyläufige wird heißen können. Dem ungeachtet aber kann ich nicht umhin, Herrn Breitingern noch den unmaaßgeblichen Vorſchlag zu thun, daß er, wenn er etwann künftig einmal eine deutſche Ueberſetzung der Trauerſpiele des Sophokles herausgeben ſollte, ja nicht vergeſſe, auf den Titel zu ſetzen: **Schweizeriſche Ueberſetzung der u. ſ. w.** Denn er hat in den etlichen beygefügten überſetzten Stellen deutlich genug gezeigt, daß es nicht einerley iſt, aus dem Griechiſchen ins Schweizeriſche, und ins Deutſche zu überſetzen.

Aber wieder auf die Hauptſache zu kommen, ſo wollen wir doch ſehen, worauf Herr Breitinger ſeine Meynung, daß ausführliche Gleichniſſe in Trauerſpielen öfters angebracht werden könnten, gegründet hat. Er ſagt, es reden öfters Perſonen, welche ganz ruhiges Gemüths wären. Hierbey, oder vielmehr vorher, löſet er die Frage auf: **Warum zu Anfange der Ilias des Homers faſt gar keine, und zu Anfange der Aeneis des Virgils viele Gleichniße vorkommen?** Er beantwortet ſie damit, daß in dem Anfange der Ilias alles voller Leidenſchaften wäre, in den erſten Büchern der Aeneis aber ihrer wenig vorkommen. Ich gebe es zu, daß dieſes eine wirkliche Urſache davon iſt. Allein es iſt nicht, wie hier Hr. Breitinger glaubt, die einzige. Ich füge ihr folgende richtige Urſache bey. Der Anfang der Ilias iſt ſehr dramatiſch; der Anfang der Aeneis aber nicht, ſondern der Poet redet meiſtentheils. Weil nun

in Gesprächen die Gleichnisse nicht wohl statt finden: so sieht man, warum sich Homer zu Anfange seiner Ilias derselben enthalten; Virgil aber in den ersten Büchern seiner Aeneis unterschiedene angebracht hat. Mein obiger Beweis hat den Grund des Herrn Breitingers bereits widerlegt. Ich wende mich also gleich zu dem, was er wider eines **geschickten Lehrers** in Deutschland Meynung, von dem Gebrauche der Gleichnisse in der Schreibart der Trauerspiele, vorgebracht hat. Die Worte: **Man darf nur auf die Natur sehen**, kann Herr Breitinger gar nicht verstehen. Ich bedaure ihn! Vielleicht sind sie ihm zu hochdeutsch. Ich muß es ihm also sagen, daß er unter dem Worte **Natur** eben das verstanden hat, was ich oben gesagt habe, daß die Natur sey. Wenn Herr Breitinger die Augen hier etwas weiter hätte aufthun wollen: so würde er diesen Sinn des Wortes ohne Mühe verstanden, und sich viele Ausschweifungen und unhöfliche Ausdrückungen erspart haben: welche gar deutlich zeigen, wie sehr es ihm muß ums Herz gewesen seyn, da er seinen Gegner einen **geschickten Lehrer** genennet hat. Diese allen vernünftigen Lesern höchstverdrießlichen Ausdrückungen in Einwürfen und Widerlegungen sind Herrn Breitingern und noch einem geschickten Lehrer in der Schweiz so gewöhnlich, daß man öfters nicht weis: ob man die gesammte löbliche schweizerische Eidgenossenschaft einer gewissen Unhöflichkeit der Sitten beschuldigen; oder ob man es den verwerflichen Leidenschaften dieser Herren zuschreiben soll?

Von der Natur der Trauerspiele und der Gleichnisse ist hier in dem benannten **Kunstbuche** nicht die Rede; obwohl allerdings, bey Erörterung der vorgelegten

legten Frage, darauf gesehen werden muß, und auch darauf gesehen worden. Die im Nachfolgenden angeführten Worte aus demselben Buche, hat Herr Breitinger gar nicht recht verstanden, oder vielmehr nicht verstehen wollen, und, nach seiner Gewohnheit, ziemlich derb und hastig herumgedrehet. Er sucht immer Knoten in Binsen, und macht sich also, ohne Noth, zu schaffen. Er hat auch nicht ermangeln wollen, bey dieser Gelegenheit die gelehrte Welt zu benachrichtigen, daß alle critische Untersuchungen in Deutschland, und selbst die Grundregel der Poesie: Ahmet der Natur nach; die schweizerischen Kunstrichter, und also ohne Zweifel ihn selbst mit, für ihre Väter erkennen müssen. So schweizerisch redet Herr Breitinger! Noch viel schweizerischer klingt der Schluß, welchen er aus des angeführten geschickten Lehrers Worten zieht: sie könnten einen leicht auf die Gedanken bringen, er wolle alle ausführliche Gleichnisse, auch so gar aus allen charactermäßigen Reden verbannet wissen. Diese Folge sieht niemand ein, als Herr Breitinger und seines gleichen. Im folgenden will er den Ausspruch **des Kunstrichters**, welchen er zu widerlegen sucht, nämlich, **daß Sophokles nicht über zwey oder drey Gleichnisse in seinem Oedipus angeführet, und zwar nur ganz kurz, und gleichsam im Vorbeygehen**, umstoßen. Aber an statt einer Antwort hierauf, nimmt er gleich die Elektra und Antigone, eben dieses Dichters vor, wovon ich aber schon gedacht habe. Man sieht hieraus, wie ungewiß er in seinen eignen Meynungen seyn muß.

Es bleibt also dabey, daß die Gleichnisse in den Trauerspielen nicht anders, als sehr kurz und selten angebracht

gebracht werden dürfen. Und hieraus erhellet denn, daß man, um den letzten Zweck der Poesie, nämlich die Aehnlichkeit mit der Natur, als den Grund des wahren Vergnügens in der Poesie, zu erreichen, manchen poetischen Zierrath weglassen muß; und daß die Anbringung aller derselben in einem Gedichte, ohne Unterschied, eben so wenig die Schönheit eines Gedichtes befördern kann, als man eine Speise dadurch wohlschmeckend macht, wenn man sie von allen Arten von Gewürzen auf einmal überschüttet.

Chr. Mylius.

III.

Des Paters Büffier Abhandlung, daß alle Sprachen und Mundarten die in der Welt geredet werden, in sich selbst eine gleiche Schönheit haben. a)

Es wurde unlängst in einer Gesellschaft von dem hitzigen Streite gesprochen, welcher vor einigen Jahren zwischen dem französischen und lateinischen Parnasse, über den Vorzug dieser zwo Sprachen entstanden ist. Man führte auch die sinnreichen Schriften an, die deswegen herausgegeben wor-

a) So vernünftig sich der Pater Büffier in diesem ganzen Stücke erkläret hat, so gewiß möchte doch wohl die Allgemeinheit dieses Satzes einen Abfall leiden. Es giebt gleichwohl gewisse Sprachen in der Welt, die so wortarm, und so grob sind, daß man von unzähligen Dingen gar nicht, von andern aber nur auf die plumpeste Weise darinnen reden kann. Wir wollen z. E. die tartarische, die hottentottische, die mexicanische, oder auch die finnländische, oder lettische Sprache nehmen: so wird wohl niemand mit Grunde behaupten, daß sie der griechischen

worden. **Theander**, welcher bisher ganz ſtille geſchwiegen, und gehört hatte, was man von dieſer Sache vorgebracht, fieng endlich auch an zu reden, und fragte, ob ſich denn niemand gefunden, der ſich zum Vortheile der niederbretanniſchen Mundart erkläret hätte; welche in der That eben ſo viel Vorzüge hätte, als die franzöſiſche und lateiniſche Sprache. Er fügte noch hinzu, er fände in allen Sprachen und Mundarten von der Welt eine gleiche Schönheit.

Dieſer Satz kam der ganzen Geſellſchaft anfänglich ſo ſeltſam vor, daß man überlaut zu lachen anfieng, weil man glaubte, es wäre ſein Scherz. Theandern verdroß dieſes ein wenig; weil er aber glaubte, er würde ſo viele Leute, die alle mit Vorurtheilen wider dieſe Meynung eingenommen wären, nicht zu rechte bringen können: ſo ſagte er ganz leiſe zum **Timagenes**, der neben ihm ſaß: ich wünſchte nur, daß ſich jemand die Mühe nähme, in einem ordentlichen Geſpräche dieſe Sache zu erläutern; ſo bin ich gut dafür, daß man ihm, troz aller Vorurtheile, dieſelbe wahrſcheinlich machen, ja ihn gar davon überzeugen könnte.

Dieſe Freude ſollt ihr noch heute haben, verſetzte **Timagenes**, und alſo noch glücklicher werden, als ehemals Diogenes geweſen. Er ſuchte eben wie ihr, nur einen Menſchen; allein er fand keinen: ich aber ſtelle euch in meiner Perſon euren Mann dar, den ihr begehret. Ich will auch herzlich gern eure Meynung

ſchen und lateiniſchen, oder den neuern ausgearbeiteten Sprachen der heutigen wohl geſitteten Völker, gleich zu ſchätzen wären. Ich will damit nicht behaupten, daß dieſe Sprachen gar nicht ſchön werden könnten; ſondern nur von dem gegenwärtigen reden, und ſagen, daß ſie es noch nicht ſind.

von dieser Sache vernehmen; wenn ihr nur meine wiederum anhören wollet.

Theander nahm dieses Anerbiethen an, und indem sie beyde fortgiengen, um nicht gestöret zu werden, so fieng **Timagenes** mit Lachen an: man thut wahrhaftig den armen Niederbretanniern b) Unrecht! Es ist so eine schöne Sprache! Warum erlernen unsere witzigen Köpfe sie doch nicht, wie sie das Italienische und Spanische, Lateinische und das Griechische erlernen. Es ist wahr, sagt Theander, daß sie es immer thun könnten.

Ist es nicht wahr, fuhr **Timagenes** mit eben dem scherzhaften Tone fort, daß ihr ihnen da einen recht schönen Rath gebt, und daß sie nicht besser thun könnten, als wenn sie sich seiner bedienten? Ja, ja! erwiderte **Theander**, wenn sie die Sprachen nur darum erlernen, daß sie sie wissen wollen; so thun sie allerdings unrecht, daß sie sich nicht eben so wohl der niederbretannischen als der französischen und italienischen Sprache befleißen. Denn was sind an und für sich selbst alle Sprachen und Mundarten in der Welt, als eine Menge von ungefähr entstandenen Wörtern, die alle mit einander keinen Sinn und keine Anmuth haben?

Wie? sagte **Timagenes** etwas ernsthafter, als zuvor, ist es nicht offenbar daß die niederbretannischen Worte ganz rauh sind; an statt daß die französischen ganz annehmlich klingen? Wo steckt denn, sprach **Theander**

b) Man wird leicht sehen, daß dieses nicht die Sprache von Großbrittannien, sondern die Mundart der französischen Provinz Bretagne bedeuten soll, die in ganz Franckreich so verachtet ist, als etwa bey uns der salzburgische, oder steiermärkische, oder auch schweizerische Dialekt ist.

Theander, dieſe Rauhigkeit und dieſe Anmuth anders, als in der Einbildung und im Vorurtheile? Finden wir wohl, daß das Ohr bey der Ausſprache des niederbretanniſchen Wortes bara **Brodt**, mehr beleidiget wird, als bey dem franzöſiſchen Worte pain? Ja, erwiderte **Timagenes** ohne Bedenken, das erſte Wort hat allerdings etwas rauhes an ſich, welches die Kehle anſtrenget; das andere aber nicht.

Ey! ſagte **Theander**, wie viel ähnliche Sylben haben wir denn nicht im Franzöſiſchen? c) Unſere Sprache wimmelt ja recht davon; ſelbſt die Wörter deren ihr euch bedient das Niederbretanniſche zu ver-

 werfen

c) Weil der Verfaſſer kein franzöſiſches Wort angeführet hat, darinn das bara vorkömmt, ſo wollen wir dieſen Mangel erſetzen. Wenn bara hart iſt, ſo iſt gewiß para, noch härter. Nun hat aber dieſe Sprache unzählige mal dieſe Sylben bey einander. Parallele, Paradis, Parapet, Parable, parent, auparavant u. d. m. Doch wir brauchen nur ein Wörterbuch, z. E. den Füretiere, nachzuſchlagen, der folgende Wörter von bara hat: Barage, Baragonia, Baraque, Barat, Baratte, Baratterie. Und weil es doch auf das letzte a nicht ankömmt, ſo können auch folgende hieher gehören, die zum Theil, wegen mehrerer ſtummen Buchſtaben noch härter klingen: z. E. Barbare, Barbeau, Barbelé, Barberot, Barbet, Barbeyer, Barbillon, Barbon, Barbotte, Barboter, Barbouillage, Barguigner, Barique, Barillage, Barioler, Barlong, Barometre, Baron, Baroque, Barque, Barquerole, Barquette, &c. Noch härter aber klingen die mit dem doppelten R Barracan, Barrage, Barras, Embarras, Barreau, Barrette, Barricade, Barriere, Barrit, Barrots, Barroyer, Barrure &c. Nun laſſe mir das jemand eine ſanfte Sprache ſeyn, die ſolche harte Wörter, nur in der einzigen Art von Sylben, in ſo großer Menge hat; der andern itzo zu geſchweigen, die von andern Buchſtaben anfangen! Sagt man aber, dieſe Wörter wären nicht hart; wenn ſie ein Franzoſe ausſpräche; ſo mag das bretanniſche bara, und das deutſche Brodt, auch nicht für hart gehalten werden, wenn ſie von einer guten Zunge ausgeſprochen werden.

werfen, werden euch verdammen. Machen denn die Sylben arracher und rude, das ra und ru eine Sprache nicht eben so unerträglich als das Niederbretannische seyn soll?

Ich leugne nicht, verfaßte **Timagenes**, daß wir auch in unserer Sprache rauhe Wörter haben: aber bemerket nur auch, daß man allemal rauhe Sachen damit ausdrücket. Wir sagen freylich racler, ratisser, rabot, ramoner, rasoir, raler: allein man beklage sich darüber nicht; diese Worte schicken sich für das was sie andeuten. Wofern es wahr ist, sagte **Theander**, daß unsre Sylbe ra nothwendig rauhe Sachen andeuten muß; so weis ich wahrhaftig nicht, was man künftig von dem ramage der Vögel denken wird. Hat dieß Wort, oder die Sache, die es andeutet, denn irgend etwas hartes und rauhes in sich? Wenn man uns hernach sagt, les Zephirs *ramenent* le printems, **die Zephire bringen den Frühling wieder zurück**, ist denn das eine so unerträgliche Sache oder Rede, weil in dem Worte ramener die Sylbe ra steht. d) Ich glaube nicht, daß die andern niederbretannischen Sylben, oder die Wörter irgend einer Sprache von der Welt,

d) Und wo bleibt das Wort rare, z. E. une rare beauté, rarement, u. d. gl. Ist das denn eine so gräßliche Sache, die mit einer so grimmigen Sylbe ausgedrückt werden muß? Eine seltne Schönheit, im Deutschen klingt viel sanfter. Will man aber das sch hier hart schelten, wo bleibt denn das Wort Charmant, charmer, die gewiß auch das lieblichste Wesen, welches gar bezaubert, ausdrücken? Was soll ich von ravir, ravissant, admirable, oder von cramoisi, cravatte, broder, border, aborder, embrasser, brillant, brimborion, Brodequin, u. s. w. sagen? Bedeuten denn diese Wörter so was schreckliches, daß sie dergleichen rasselnde und schnarrende Sylben verdient hätten? Man muß blind seyn, wenn man hier das Vorurtheil, des Timagenes nicht sehen will.

Welt, ärger beſchaffen ſeyn ſollten, als dieſe von denen wir itzt geredet haben.

Zum minſten; erwiderte **Timagenes**, müßt ihr die Sylben **goth, urg**, und **order**, der Deutſchen, von eurer Regel ausſchließen. Eine jede von dieſen Sylben nimmt zween oder drey ſtumme Buchſtaben zuſammen, die nur mit Gewalt und gleichſam ſtoßweiſe aus der Kehle gehen. Kann auch wohl etwas gröbers und widrigers ſeyn? Aber, verſetzte **Theander**, wenn ich nun ſpräche: Nous fumes étonnés de trouver dans un *bourg*, une belle architecture *d'ordre gothique*? würdet ihr da wohl in meiner Rede etwas rauhes und widerliches finden? Die Sylben ourg, goth und ordre, die euch nur mit Gewalt herausgeſtoßen zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie ein Deutſcher ausſpricht, die ſcheinen euch gewiß in einem franzöſiſchen Munde ganz gelinde zu fließen? Von dieſen beſondern Sylben ſchließt nun auf alle andere, die hier zu weitläuftig wären anzuführen; e) und von den Sylben macht den Schluß auf

e) Wir wollen uns die Mühe nicht dauren laſſen, auch dieſes zu thun. Die Wörter Gargantua, Gargariſer, Gargottage, Gargotte, Gargotter, Gargottier, Gargouche, Gargouille, Gargouſſe, Garnement, garniture, Garouage, Garrot, Gâter, Gaucher, Gauffrer, Gaulois, Gaupe u. d. gl. ſind gewiß nicht gelinder, als Gothen: wo bleiben nun noch, die vor dem e und i, wie ein ſch ausgeſprochen werden? als Gervais, germe, germination, Geronte, Gêner, Geſte, Geſticulation, Gibecière, Gibet, Gibier, Giboyer, Gigantesque Gigantomachie, Gigot, Gigoté, Girandole, Girouette &c. Will man auch von Bourg die ähnlichen Sylben haben, ſo darf man auch nur im erſten Wörterbuche, Bouquet, Bouquetiers, Bouquin, Bouracan, Bouraſque, Bourbe, Bourbier, Bourbeux, Bourbillon, Bourcet, Bourde, Bourder, Bourdonner, Bourdon, Bourdelage, Bourgade, Bourgeois, Bourgeoiſie, Bourgeon, Bourgogne, Bourguignon, Bourguignotte, Bourache, Bourraſque,

die Sprachen überhaupt; so werdet ihr bald gestehen müssen, daß eine nicht rauher sey, als die andere.

Erlaubet mir vielmehr, sagte **Timagenes**, daß ich meinen Schluß nach meiner eigenen Empfindung mache, als daß ich mich an fremde Vernunftschlüsse kehre. Denn, wenn ich einen Deutschen, einen Engländer, einen Niederbretannier, reden höre: so kann ich mich nicht enthalten, seine Ausdrücke für verdrießlich, ja für lächerlich zu halten. Eine kleine Begebenheit, versetzte hierauf **Theander**, die ich in Italien gehabt, soll euch hierauf zur Antwort dienen.

Ich kam von Neapolis und begegnete einige Meilen vor Rom etlichen französischen Kriegsbedienten. Zween Neapolitäner die mit mir reiseten, schienen mir auf unser Gespräch sehr aufmerksam zu seyn; ungeachtet ich wußte, daß sie nicht ein Wort davon verstunden. Ich dachte also, daß ihnen der Wohlklang und die Aussprache des Französischen so vortrefflich gefiele: und weil ich ihnen gern darüber eine Schmeicheley ablocken wollte; so brachte ich sie auf diese Materie. Aber wie sehr

rasque, u. d. m. aufsuchen, die gewiß so hart klingen, daß sie ein Franzose unfehlbar verdammen würde, wenn sie nur aus einer fremden Sprache wären. Wie wäre es? wenn wir im Deutschen solche Wörter hätten: Krascheer, Kraschat, Kraschable, Krock, Kroscheteur, Kroschet, Kroasser, Krocker, Kruasser, Kroquignole, Krupiere, Krupir, Frock, frotteer, frotteir, Fromasche, fronder, bronscher, bransche, broullier, Brissack, Armagnac, würden die Franzosen nicht schreyen: Ah mon Dieu! Ces mots la m'écorchent l'oreille, würde es heißen! Cela me blesse le gozier, en le prononcant. Nun es aber bekannte französische Wörter sind, cracher, crachat, crachable, croc, chrocheteur, crochet, croasser, croquer, crouasser, croquignole, croupiere, croupir, froc, frotter, frotoir, fromage, fronder, broncher, brouiller, brimborion, Brissac, Armagnac &c. so müssen sie für sanft und zart gelten.

ſehr betrog ich mich nicht! Meine zween Neapolitaner fiengen an gewaltig zu lachen, und ſagten mir auf italiäniſch: Was Henker iſt eure Sprache für ein Geſchnatter! Ja einer von ihnen, der uns nachſpotten wollte, preßte die Gurgel zuſammen, um ein Entengeſchrey herauszubringen, und ſagte: **ſo redet ihr Franzoſen!** Ich weis nicht, **Timagenes**, ob ihr dieſe Meynung für ſehr vernünftig halten werdet; aber ich weis auch, daß die unſrige nichts geſcheidter iſt, wenn wir andern Völkern vorrücken; daß wir uns Gewalt anthun müſſen, um ihre Wörter auszuſprechen; denn ſie müſſen ſich eben auch zwingen, um unſere Ausſprache nachzuahmen. f)

Stellt euch einmal Deutſche vor, die franzöſiſch zu reden anfangen; was machen ſie nicht für verzogene Mäuler dazu! Wir können uns ja kaum des Lachens enthalten, wenn wir es anſehen: und gleichwohl ſollten wir, nach unſern Grundſätzen, dabey nur über unſere Sprache lachen, und ſagen: was iſt das Franzöſiſche doch für eine närriſche Sprache! Wie viel Verruckungen zwingt ſie nicht ſolchen verſtändigen Leuten ab, als die Deutſchen ſind g). Was iſt nun nach allem dieſem

f) Wenn es jemals einen unparteyiſchen Franzoſen in der Welt gegeben hat, ſo muß man geſtehen, daß es P. **Buffier** iſt. Denn ſo weit hat ſich wohl noch niemand über die, dieſer in ſich ſelbſt verliebten Nation, eigenen Vorurtheile erhoben, als eben er. Und da ſieht man, was es hilft, wenn ein Philoſoph über die Critik und freyen Künſte kömmt. Hier würde ein **Menage**, ein **Bouhours**, ein **Rapin** und **Rollin**, neben ihm viel zu kurz gekommen ſeyn.

g) Nun vergleiche man einmal mit dieſem Urtheile eines gebohrnen, aber gründlich gelehrten Franzoſen, das abgeſchmackte Urtheil, was der Verfaſſer der Lettres germaniques von unſrer Sprache gefället hat: und urtheile hernach, wer von beyden

den

sen wahr und billig? Dieses, daß die Deutschen ihre Gewohnheit haben, und wir die unsrige. Was uns in der Aussprache leicht vorkommt, das kömmt ihnen eben rauh und hart vor; und was sie für fließend und artig halten, das scheint uns barbarisch und lächerlich zu seyn.

Wir wollen, erwiderte **Timagenes**, nicht davon reden, was die Sprachen zu seyn scheinen, sondern was sie wirklich sind. Wollet ihr mir denn auch leugnen, daß das Arabische ungleich schwerer auszusprechen ist, als das Französische und Italiänische? Meinetwegen! sagte **Theander** lächelnd, ich kann es euch zu gefallen, leicht zugestehen. Das Arabische sey also unendlich schwerer auszusprechen, als das Italiänische: aber nur für einen Italiäner! Zur Dankbarkeit aber müßt ihr mir wiederum gestehen, daß das Italiänische ungemein viel schwerer auszusprechen sey, als das Arabische; aber für einen Araber! Ihr wollet euch mit Scherzen loswikeln, erwiederte **Timagenes**. Ich begreife gar wohl, daß die Erziehung viel dazu beyträgt, eine Sprache schwer oder leicht zu machen; daher wollen wir die Erziehung bey Seite setzen. Ich will einen Menschen nehmen, der weder ein Araber noch Italiäner ist, z. E. einen Franzosen. Ihr selbst sollet hier Richter seyn: auf welcher Seite findet ihr bey der Aussprache mehr Leichtigkeit, auf der arabischen oder italiänischen?

Ihr nehmet mich zum Richter an, sagte **Theander** hierauf, und ich mag es nicht seyn. Und warum nicht?

den meisten Verstand hat. Man sage auch nicht, P. Büffier habe nur gespottet. Die ganze Schrift widerleget diesen Einfall.

nicht? fragte **Timagenes**. Weil ich, erwiederte **Theander**, nach den Geſetzen der Billigkeit nicht Richter ſeyn kann. Ein Richter iſt verwerflich, nicht nur wenn von ſeiner eigenen Sache die Rede iſt; ſondern auch wenn ſeine Anverwandten, bis ins dritte Glied, einen Proceß haben. Nun beobachtet einmal daß die franzöſiſche Sprache mit der italiäniſchen noch näher verwandt iſt. Wiſſet ihr nicht, was man von ihnen und von der ſpaniſchen geſagt hat? Es wären drey Schweſtern von einer Mutter h), nämlich der lateiniſchen Sprache. Eben dieſe Verbindung machet, daß wir an das Italiäniſche mehr gewohnt ſind, als an das Arabiſche. Wenn wir aber einen Menſchen ſetzen, der gar keine Sprache kann, ſo glaubet nur ja nicht, daß

h) Der Verfaſſer hätte noch dazu ſagen ſollen, und von einem Vater, nämlich von der deutſchen Sprache. Denn wer hat die alte römiſche oder lateiniſche Sprache, die in ganz Italien, Spanien und Frankreich viele Jahrhunderte geherrſchet, ſo verderbet; als die deutſchen Völker, die Longobarden, Gothen, Vandalier, Burgundier und Franken, die ſie nach und nach überſchwemmet und unter ihr Joch gebracht? Daher ſind eben noch itzo, alle die deutſchen Wörter und Wortfügungen im Italiäniſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen übrig, davon ſie keinen Grund anzugeben wiſſen, wenn ſie unſre Sprache nicht können. Ich weis zwar, daß unwiſſende und unverſchämte Franzoſen ſolches leugnen. Aber Furetiere in ſ. Wörterbuche geſteht es an tauſend Orten, und der große Fenelon hat es ausdrücklich bekannt. Ja noch neulich hat Herr Pelloutier, der das Deutſche beſſer kennet, als es jemals von einem Franzoſen gekannt worden, es in ſeiner Hiſtorie der Celten ausführlich dargethan. Doch wir wollen es nur mit dem Zeugniſſe Fenelons erweiſen. Derſelbe ſagt in ſeinen Reflex. ſur la Rhetorique. p. 6. D'ailleurs nous n'avons rien à menager ſur ce faux point d'honneur: Notre Langue n'eſt qu'un melange de grec, & de Latin, & *de Tudesque*, avec quelques reſtes confus de Gaulois. Puisque nous ne vivons que ſur cés emprunts, qui ſont devenus notre fonds propre, &c.

daß ihm eine Aussprache schwerer vorkommen wird, als eine andere. Die Morgenländer finden die Aussprache durch den Hals angenehm und leicht; die Abendländer lieben die Wörter, welche die Lippen und die Spitze der Zunge hervorbringen. Was nun aber diese beyderley Völker hiervon urtheilen, das haben deswegen die Sprachen selbst noch nicht an sich.

Wenn ihr, sagte hierauf **Timagenes**, der arabischen Sprache das Wort reden könnet: so wird es euch allerdings nicht schwer fallen, den Engländer mit seinem Zischen, und den Italiäner mit seinem Singen, zu vertheidigen; aber ich wollte doch wohl gern hören was ihr vom **Deutschen** mit seiner prasselnden Sprache, sagen werdet i).

Weil ihr doch, erwiderte **Theander**, insonderheit der deutschen Sprache zu Leibe wollet, so will ich euch eine Sache erzählen die sie rechtfertigen wird. Als ich noch jung und ganz voll von denen Vorurtheilen war, damit unsere Franzosen immer angefüllt sind: so befand

i) Hier hört man einen leibhaftigen Franzosen reden, dem alles rasselt, prasselt und die Gurgel angreift, was er weder aussprechen noch verstehen kann: aber man wird auch die Antwort eines vernünftigen Mannes darauf finden. Darf ich aber noch etwas hinzu setzen, die Ursache zu entdecken, warum die Franzosen unsre Sprache für so prasselnd halten? so werde ich erinnern, daß sie nach der Mundart ihrer nächsten Nachbarn urtheilen. Welche sind nun diese? Schweizer, Elsasser, Pfälzer, und Niederländer. Nun wissen wir Hochdeutschen aus den guten Provinzen, am besten, wie uns diese Mundarten klingen. Theils verstehen wir ihr Gegurgel selber nicht, wie das Schweizerische und Niederländische, wenn wir es in seiner natürlichen Art reden hören: theils kömmt es uns lächerlich, grob und gebrochen vor. Und doch will uns Paris darnach beurtheilen. Wie? Wenn wir das Französische, nach der Sprache der Picarden, Bretannier, Gascogner, oder nach den Languedokern und Provenzalen beurtheilen wollten?

befand ich mich einmal mit dem Grafen von Ort. . . in Gesellschaft. Die Rede fiel auf den Character der Sprachen. Ich redete von der Deutschen als von der Barbarey selbst. Der Graf sagte mir, man sähe wohl, daß ich sie nicht verstünde; es wäre keine Sprache beweglender, noch geschickter die angenehmsten Empfindungen auszudrücken, als die deutsche. Hierauf sagte er mir eine Menge deutscher Scherzreden und Höflichkeiten her, und versicherte mich: daß das Italiänische und Französische so was feines nicht ausdrücken könnten. Dieß kam daher, daß es ihm in Deutschland sehr gut gegangen war; so daß er, wie es gemeiniglich geht, den Begriff der ausgedrückten Sache, mit dem Ausdrucke selbst vermischte k).

Weil

k) Dieses Exempel durch ein andres zu bestätigen, will ich eines anführen, das ich selbst gesehen habe. Im 1729. Jahre war ein Vetter des berühmten Marquis de la Faye, als ein junger Herr von 15. Jahren, der sich damals einen Marquis de This nannte, hier in Leipzig, um Deutsch zu lernen: weil er die Anwartschaft auf die Bedienung seines Vetters hatte, der Königlicher Cabinetssecretär war. Dieser hatte einen Hofmeister mit sich, einen gelehrten und verständigen Mann, der Pigache hieß; und gleichfalls in kurzer Zeit das Deutsche verstehen, und etwas sprechen lernete. Da ich mit beyden bekannt war, und zu ihrer Uebung bisweilen einen Deutschen Poeten mit ihnen las, gab ich ihnen Canitzens Gedichte in die Hände, wo sie alsbald die Uebersetzung der Satire des Boileau vom Adel fanden. Diese konnte der Hofmeister in seiner Sprache auswendig, und also ward es ihm sehr leicht, selbige im Deutschen zu verstehen. Als er sie nun sorgfältig durchgegangen war, und sich die Erklärung der schwersten Wörter und Redensarten hatte geben lassen: so gestund er aus eigener Bewegung, daß er die Uebersetzung noch stärker und nachdrücklicher fände, als den Grundtext. Ja als er in einer lustigen Gesellschaft ein gewisses deutsches Trinklied hatte singen hören, dessen Melodie ganz angenehm war: so hatte er es so liebgewonnen, daß er es überall, wo er stund und gieng, hersang; wie sonst die Franzosen ihre Liederchen zu singen pflegen,

Weil er nun solchergestalt eins für das andere genommen, versetzte **Timagenes**: so erlaubet mir auch sein Zeugniß für ungültiger zu halten, als **Carls des fünften** seines. Ein Kaiser ist doch ein Bischen mehr als ein Graf, setzte er lächelnd hinzu; zu geschweigen, daß sein Zeugniß in dieser Sache noch auf eine andere Art wichtig ist. Er war selbst ein gebohrner Deutscher; er verstand die meisten europäischen Hauptsprachen so gut als seine Muttersprache, und ersetzte dadurch den Mangel des Lateins, welches er niemals lernen können. Er konnte also besser, als sonst jemand, die lebendigen europäischen Sprachen mit einander richtig vergleichen, und ein gesundes Urtheil fällen. Was sagte er aber? Ihr wisset es selbst: Mit den Menschen, sagte er, wollte ich französisch, mit den Göttern spanisch, mit den Frauenzimmer italiänisch, und mit meinem Pferde deutsch reden 1).

Ja,

gen, und eine besondre Anmuth darinn zu finden vorgab, ob es gleich nichts sonderliches war. Eben so hat noch vorm Jahre, ein italiänischer Edelmann, der sich de Giovannini nennete, ein starker Musicus war, und hier durch gieng, einen Beweis davon abgegeben, daß ihm auch deutsche Lieder gefallen könnten. Denn da er sich so lange in Deutschland aufgehalten hatte, daß er es vollkommen verstund und sprechen konnte: so gieng er so weit, daß er auch verschiedene deutsche Oden in die Musik setzte; wie dieses der IV. Th. der beliebten Gräfischen Oden zeigen kann. Unter andern aber gefiel ihm das Flemmingische Lied: **Wollte sie nur, wie sie sollte** ꝛc. so vortrefflich, daß er es mit einer rechten Entzückung sang, und es allen welschen Arien an sanftem Wohlklange gleichschätzte.

1) Wenn Carl der V. dieses gleich gesagt hätte: so würde es noch kein so starkes Vorurtheil wider die Schönheit unsrer Sprache abgeben. Denn: 1) lebte Carl der V vor zweyhundert Jahren, als außer der Welschen, noch keine europäische Sprache recht ausgebessert war. Selbst das Französische klang damals noch recht fürchterlich und rauh, wie aus dem Rabelais, und

Ja, ja! sagte **Theander**, man erzählet dieses von Carln dem fünften: allein wenn er es ja gesagt hat, so ist es unfehlbar sein Scherz gewesen; und er kann es wohl gesagt haben, ohne zu begehren, daß man es ihm eben glauben müsse. Ich fürchte aber noch dazu, daß die Sage nicht einmal gar zu richtig sey; und hierzu veranlasset mich dieß, daß man sie in verschiedenen Ländern auf verschiedene Art erzählet. Wir Franzosen sagen, Carl der fünfte habe mit den Menschen französisch reden wollen: die Italiäner sagen, er habe die italiänische Sprache hierzu bestimmet. Was wir hingegen von der Annehmlichkeit der italiänischen Sprache sagen, um mit dem Frauenzimmer zu sprechen, das sagen die Italiäner von unsrer Sprache. Ein jedes Volk setzt den Werth seiner Sprache nach eignem Belieben fest. Daher glauben auch die Italiäner, die alles hoch schätzen, was sie angeht, ganz gewiß: daß ihre Sprache zu allem, was im gemeinen Leben vorfällt, am geschicktesten sey; unsrer Sprache aber lassen sie die richtige Ehre, daß sie geschickt sey, dem Frauenzimmer allerley schönes vorzusagen. Da aber indessen, fuhr **Theander** fort, die Empfindungen des Herzens, und das, was der Mensch nothdürftig

und andern Schriften damaliger Zeiten erhellet. So wie sich aber das Französische seit der Zeit geändert hat: so hat sich auch das Deutsche in zweyen Jahrhunderten unendlich ausgeputzet. Was folget nun aus des Kaisers Urtheile? Nichts. 2) War Carl der V. noch dazu ein Oesterreicher. Wer wird aber die Zierlichkeit und Anmuth der deutschen Sprache am Wienerischen Hofe suchen? Es könnte vielleicht noch heute zu Tage ein wienerischer oder bayerischer Hofmann sagen, daß er nur mit seinem Pferde deutsch sprechen wolle. Allein was könnte dieses der Mundart der bessern Provinzen schaden?

tig brauchet, bey allen Völkern faſt einerley ſind; ſo können ſie es auch allerſeits, ein jedes Volk nach ſeiner Art, ſehr geſchickt ausdrücken.

Da ſeht ihrs! ſagte **Timagenes** ganz lebhaft, ihr ſaget ſelbſt, ein jedes Volk habe eine eigene Art ſich auszudrücken: alſo gebt ihr ja ſelbſt zu, daß in den Sprachen eine verſchiedene Schönheit ſtecke. Ein Volk drückt ſich angenehm aus, und macht alſo eine angenehme Sprache; ein anderes drückt ſich grob aus, und macht dadurch ſeine Sprache grob. Es geht, wie mich dünkt, mit den verſchiednen Völkern, im Abſehen auf die Welt überhaupt, als es mit unſern verſchiedenen Provinzen, im Abſehen auf ganz Frankreich geht. Eine jede Sprache ſcheint etwas eigenes von dem Lande herzunehmen, wo ſie geredet wird. Der Gaſconier und Provenzal reden lebhaft und kurzweilig; da hingegen der Normann und Picarder etwas ſchwores und grobes blicken laſſen.

Das Gleichniß läßt ſich hören, ſagte **Theander**, allein wenn ihr billig urtheilen wollet, ſo müßtet ihr ohne Vorurtheil und ganz unparteyiſch ſeyn, ehe ihr die gaſconiſche Sprache für angenehmer ausgeben könnet, als die normanniſche m). Was hätte ich denn hierinn für Vorurtheile? ſagte **Timagenes**. Bin ich

m) Es iſt eine Zeit geweſen, da man in Frankreich ſelbſt dafür gehalten, daß die aquitaniſche Sprache die feinſte und artigſte in ganz Frankreich wäre. Bayle berichtet in dem Artikel Severus (Sulpitus) in der Anmerk. C. daß Sulpitius Severus in einem Geſpräche (-) L. III. de Vita S. Martini ſchreibt: Sed dum cogito me hominem gallum, inter Aquitanos verba facturum, vereor, ne offendat veſtras nimium vrbanas aures, ſermo noſter; und ſetzt hinzu: Man merke doch nur das Compliment dieſes letztern; nämlich eines gewiſſen Gallus, der

ich etwa ein Picarder, oder Gaſconier, ein Normanner, oder Provenzal? Nein, erwiderte **Theander**, aber ihr ſeyd ein Pariſer; ihr ſeyd unter Leuten erzogen worden, die von dem Vorurtheile eingenommen geweſen, daß die normanniſche Sprache gröber ſey, als die gaſconiſche; und daß das Picardiſche kurzweiliger ſey als die Sprache in der Provence. Dieſes Vorurtheil iſt euch anitzt ſchon ſo natürlich, daß ihr es ſelbſt nicht mehr merkt. Allein, wie hat, ſagte **Timagenes** hierauf, eine Meynung, oder wie ihr es nennen wollet, ein Vorurtheil, welches ſo allgemein iſt, zuerſt entſtehen können? da es doch itzt bey allen Perſonen des Hofes zu Paris feſtgeſetzt iſt.

Wenn man eure Frage gehörig beantworten wollte, ſagte **Theander**, ſo müßte man nicht nur ein Philoſoph, ſondern gar ein Geſchichtkundiger ſeyn. Man müßte wiſſen, wie man nach und nach darauf gekommen iſt, unſere Sprache ſo zu reden, wie man ſie an-

der im Geſpräche aufgeführt wird. Er ſagt zu den zwoen andern, daß er, als ein Gallier befürchte, es möchte ſeine Sprache, den zarten Ohren der Aquitaner, hart und barbariſch vorkommen. Er ſieht ſich als eine Gans unter den Schwänen an. Dieſe Sittſamkeit und Demuth waren auf den damaligen Zuſtand gegründet. Denn zu derſelben Zeit (im V. Jahrhundert) ſind die Aquitanier, in Anſehung des Witzes und der Beredſamkeit, der Kern, die Zierde und Ehre aller Gallier geweſen. In Aquitanien hat man die beſten Dichter, Redekünſtler und die vortrefflichſten Redner des ganzen Römiſchen Reichs angetroffen. So weit Bayle. Nun urtheile man ſo: haben die Vorfahren der Gaſconier, vormals ſo viel Witz und Geſchicklichkeit beſeſſen, daß die andern Gallier Barbaren gegen ſie geweſen: ſo hat ihnen in den folgenden Jahren nichts mehr gefehlt, als daß die Reſidenz des Galliſchen, oder nachmaligen Fränkiſchen Reichs, nicht bey ihnen geblieben. Wäre dieſes geſchehen: ſo würde gewiß die heutige gaſconiſche Sprache für die ſchönſte Mundart in Frankreich haben gelten müſſen.

ißt redet. In der Abstammung der Wörter; der Accente und Töne, daraus sie anitzt besteht, werdet ihr unfehlbar mehr Aehnlichkeit mit dem Gasconischen finden, als mit dem Normannischen. Gleichwohl mag ich nicht behaupten, daß dieß die einzige Ursache des Vorurtheiles sey; es könnte wohl die Wirkung gewisser so unmerklicher Umstände seyn, daß man deren Ursprung kaum errathen könnte. Glaubt ihr wohl, daß oftmals der Begriff, den man sich von gewissen Leuten machet, einen Einfluß in die Meynung hat, die man von ihrer Sprache fasset? Ein alter Abscheu den man in Frankreich gegen die Normänner gehabt n), hat vielleicht gewirkt, daß uns die Sprache ihres Landes auch verhaßt geworden ist; ungeachtet sie an sich selbst nicht unangenehmer ist, als das Französische der Akademie. Allein wir wollen ein wenig von den allgemeinen Meynungen abgehen: warum sollten denn die

n) Hier entdeckt P. Büffier die wahre Ursache, warum die Normännische Mundart den Franzosen verhaßt ist. Die Normänner sind alte deutsche Völker, die aus Dännemark, oder Norwegen einen Einfall zur See in Frankreich gethan, und sich daselbst fest gesetzet haben, so wie auch andre Völker gethan haben. Diese Ueberwinder nun sind den Eingebohrnen verhaßt geworden, weil sie ihnen manches Drangsal zugefüget. Wären aber nur diese Normänner in größerer Anzahl gekommen, und hätten sich allmählig des größten Theiles von Frankreich bemächtiget: so würde ihre Mundart die Oberhand bekommen haben, die Hofsprache, ja endlich auch die Sprache der witzigen Köpfe und Gelehrten geworden seyn. Wenigstens ist die Normandie diejenige Provinz in Frankreich, die ihm die besten Redner, Dichter und Scribenten von allen Arten, als z. E. den Bardin, Malherbe, beyde Corneillen, den Card. Perron, Launei, Benserade, Voisrobert, St. Amant, Scudery, Saraſin, Amontons, du Hamel Poupard, Morin, Lemery, Varignon, le Moyne, u. a. m. hervorgebracht: welches gewiß der nordischen Nation, wo sie hergekommen, keine Schande ist.

die normanniſchen Wörter nicht eben ſo ehrlich ſeyn als viele andere? Wir wollen von ihnen nach denjenigen ſchließen, die unlängſt einer von unſern Freunden vorbrachte: z. E. Etre efrité, wenn man ſagen will, man ſey ſo ſehr erſchrocken, daß einem die Haut ſchaudere. Etre langmelé, wenn man ſagen will, man habe ſich ſo ſehr entſetzt, daß das ganze Blut in Unordnung gerathen könnte. Caleux, an ſtatt träge, potin, an ſtatt Gewäſche; pouche, an ſtatt Sack; bouter, an ſtatt mettre. Ach! daß nur dieſe Art zu reden itzt nicht Mode iſt! da würdet ihr nur ſehen, wie angenehm es in einem zärtlichen Hofmunde klingen würde, wenn er ſagte: Oh! vous m'avez toute *efritée*, & je ſuis toute *langmelée*. Madame la Marquiſe eſt une *caleuſe*, mais elle à bien du *potin*, & ne *s'efrite* pas de ce que l'on dit.

Timagenes, ſagte mit vollem Lachen: das iſt ein ſeltſames Miſchmaſch, alle dieſe poſſirlichen Wörter mit dem Begriffe zu verbinden, daß dieß die Sprache des Hofes ſey! Allein, ihr möget euch noch ſo viel Mühe geben, dieſe garſtige Sprache zu rechtfertigen, ſo gelinget es euch doch nicht. Geſetzt ich gebe euch auch zu, was man euch allenfalls zugeſtehen kann, daß nämlich, die normanniſchen Wörter endlich noch wohl ſo gut wären als viel andere, wenn ſie bey Hofe und in Paris gebräuchlich wären: ſo ſteckt doch der Uebelſtand der Wörter nicht ſo wohl in ihnen ſelbſt, als in deren Abänderung, und in dem Tone womit ſie ausgeſprochen werden. Ihr werdet euch noch ganz wohl der Reiſe erinnern, die wir vor einigen Jahren nach Dieppe mit einander gethan. Erinnert euch aber auch der daſigen Mundart, und ſaget mir, ob ſelbige in dem

zärteſten Munde jemals eine angenehme Wirkung thun könne?

Wie? ſagte **Theander**, zweifelt ihr daran? Es fehlt wahrhaftig dem Accente wie den Worten, nur bloß die Mode! welche vielleicht kommen kann, ehe man es ſich verſieht. Es iſt genug, daß wir aus den vergangenen Zeiten ein Beyſpiel davon haben. Findet ihr nicht, daß die normanniſchen Wörter und deren Accente beyde gleich grob ſind? Daß Coutel, z. E. an ſtatt couteau (Meſſer) eben ſo rauh ſey, als vaiſſias an ſtatt vaiſſeaux (Schiffe)? gleichwohl iſt dieſe Endung in el an ſtatt in eau viele Jahre bey Hofe üblich geweſen. Man ſagte le bel, an ſtatt le beau, davon auch einer unſerer Könige Philippe le bel, heißt o). Setzet noch hinzu, daß eben dieſelben Endungen die uns im Normanniſchen ſo ungeheuer vorkommen, in einigen der ſchönſten europäiſchen Sprachen; ja ſelbſt in einigen von unſern franzöſiſchen Wörtern, und einigen alten Sprachen ſtatt haben. Z. E. der normandiſche Accent welcher aus dem franzöſiſchen e ein oon machet, als platoon an ſtatt platte, der iſt nichts anders als der Ton des griechiſchen ω, dieſer ſo zärtlichen Sprache. Wäre es aber nöthig, euch auf eine handgreifliche Art zu überführen, daß in dem normandiſchen Accente kein wirklicherer Abſcheu ſtecke, als in dem pariſiſchen: ſo fragt doch nur die Fremden, denen beyde unbekannt ſind,

o) Es iſt lächerlich, die Sylbe el in coutel für barbariſch und rauh zu ſchelten, da ſie in tel, Hôtel, reel, lequel, cartel, eſſentiel, duel, ſuperficiel, und unzähligen andern, in dem beſten Franzöſiſchen vorkömmt; und an ſich ſelbſt ganz gelinde iſt. Was hat ſie denn in Coutel gethan? Elende Vorurtheile! Eben ſo iſt es mit dem langen O. Denn was iſt weiß ihr au, eau, oder eaux, anders, als ein langes O; ſo wie das normanniſche doppelte oo, oder griechiſche ω?

ſind, ob ſie den mindeſten Unterſchied darinn bemerken? Finden denn wir Franzoſen das Hochdeutſche zärter und anmuthiger als das Plattdeutſche? Das neapolitaniſche Italiäniſch unangenehmer, als das Römiſche? Gleichwohl finden die Landseinwohner eben denſelben Unterſchied darinnen, den wir unter dem guten Franzöſiſchen, und unter den Mundarten der Provinzen finden p).

Was ihr mir ſaget, erwiderte **Timagenes**, das ſtimmet gar zu gut mit meiner eigenen Erfahrung überein, als daß ich es euch nicht zugeſtehen ſollte. Ich erinnere mich einer Sache, die mir begegnete, ehe ich noch Italiäniſch konnte: ich will ſie euch doch erzählen, ungeachtet ſie meiner Meynung widerſpricht. Zween Italiäner, ein Meyländer und ein Römer nahmen mich zum Schiedsmanne an, und fragten mich: in welcher von dieſen zwo Ausſprachen ich den beſten Wohlklang fände, in quiamare oder chiamare; ſo wie wir

p) In der That iſt dieſes einem Ausländer ſchwer zu beurtheilen. Nach der franzöſiſchen Sprache zu urtheilen, müßte das Plattdeutſche bey uns die galante, die ſanfte, die anmuthige Sprache ſeyn; oder wir müßten wenigſtens die hochdeutſche Baurenſprache auf den Thron erheben, wie es in Frankreich geſchehen iſt. Denn dieſe beyde Mundarten verhalten ſich zu dem Hochdeutſchen, wie das Franzöſiſche zum Latein. Sie ſind fauler in der Ausſprache, laſſen viel Mitlauter weg; verkürzen die Wörter, verſchlucken viel Buchſtaben, und ändern die Selbſtlauter in Doppellaute, dieſe hergegen in jene. Daher klingt die Baurenmundart in Meißen, Churſachſen, Thüringen, Lauſitz und Schleſien, wie auch die Plattdeutſche im Brandenburgiſchen, Magdeburgiſchen, Braunſchweig, Lüneburg, Hollſtein, Meklenburg und Pommern, eben ſo gelinde, gegen das Hochdeutſche zu rechnen, als das Franzöſiſche gegen das Latein; daraus es durch lauter Verſtümmelung und Verderbung entſtanden iſt. Gleichwohl bleibt unſer Hochdeutſches, als eine regelmäßige Mundart, die alle ihre Buchſtaben, nach ihrer ganzen Kraft ausſpricht, die beſte.

in Paris chien und nicht quien aussprechen, welches in vielen französischen Provinzen geschieht. Ich zweifelte gar nicht, daß chiamare die römische, und quiamare die mayländische Aussprache wäre. Da ich nun überzeugt war, daß die römische Aussprache die beste in ganz Italien ist: so sagte ich meine Meynung ohne Scheu, daß chiamare besser klänge, und daß in dem quiamare etwas abgeschmacktes und niederträchtiges sey. Gleichwohl war, zum Unglücke, die erste Aussprache mayländisch, welche Mundart die Römer für unerträglich grob halten. Ich bin also endlich bereit euch zuzugestehen, daß alle Sprachen, was den Klang betrifft, fast einerley sind; und daß alles, was uns darinnen gefällt, oder anstößig vorkömmt, auf die mehrere oder mindere Verhältniß mit den Begriffen, ankömmt, die uns die Auferziehung oder die Gewohnheit von der besten Art der Aussprache beygebracht haben. Dieß aber ist es nicht allein, was die normandische Sprache so garstig macht: es sind die schlechten Wortfügungen und die elenden Verbindungsformeln, welche an statt eines vernünftigen Satzes, das schlechteste Mischmasch von der Welt machen. Läuft es nicht offenbar wider alle gesunde Vernunft, wenn man, wie die Normänner thun, je fimes cela, an statt nous fimes cela, saget? Der Singularis, * *je*, mit dem Plurali *fimes* wirft ja allen Verstand über einen Haufen. Beau maiſon, an statt belle maiſon, der Sing. *maiſon*, und der Plur. *beau*, muß ja nothwendig wider alle Vernunft laufen? Da habt ihr also, mein guter Theander, einen überzeugenden Beweis wider alles, was ihr

*) Und sagt man denn nicht rings um Paris, ja vielleicht in den Vorstädten selbst, j'avons, j'aimons, j'allons, an statt j'ai, j'aime, jevai &c.

ihr von dergleichen Schönheit der Sprachen sagen könnet; ich habe alle Sprachlehrer auf meiner Seite!

Ihr habt ganz recht, antwortete **Theander**, wir wollen nur erst wissen, von was für Sprachlehrern ihr redet. Sind es Franzosen; so gestehe ich, daß euer Beweis, nach ihren Grundsätzen, überzeugend sey: sind es aber picardische, normännische, oder Sprachlehrer aus denen Provinzen, wo diese Redensarten zu Hause sind; so wird euer Beweis wie Butter an der Sonne, zerschmelzen. Was? versetzte **Timagenes**, ein picardischer Sprachlehrer? ein normannischer Sprachlehrer? Das ist eine neue Art von Geschöpfen! ich habe noch nicht gewußt, daß diese Wörter beysammen stehen könnten!

Was Henker! fuhr **Theander** fort, versteht ihr denn unter einem Sprachlehrer? glaubt ihr, er sey von viel zu vornehmem Geschlechte, als daß er ein Normann, oder Gasconier, ein Picarder oder Bretannier seyn könne? und daß er also in allen diesen Mundarten keine Regeln von der guten Aussprache geben darf? Ich glaube nicht, erwiderte **Timagenes**, daß diese Regeln anderswo zu finden sind, als bey dem Lehrer der normannischen Sprache, in der **Comödie ohne Namen**. Ich halte euch diesen Scherz zu gute, sagte **Theander**; aber warum sollte der **Normann** nicht eben so gut Regeln haben als der Pariser? Darum, antwortete **Timagenes**, (weil ihr doch durchaus wollet, daß man euch auf eine an sich selbst so lächerliche Sache, im Ernste antworte) darum, weil die Wörter nicht so geordnet werden sollen, wie die Normänner sie ordnen; denn sie reden ohne alle Construction. Ja, ja! sagte **Theander**, sie reden ohne französische Con-

ſtruction. Aber von der iſt auch hier die Rede nicht; ſondern ſie reden nach der normänniſchen Conſtruction. Je ſimes, das iſt die richtigſte und netteſte normänniſche Wortfügung die man nur haben kann. Aber, mein Gott! ſagte **Timagenes**, die mehrere und einfache Zahl beyſammen? je und ſimes? iſt das auch auszuſtehen? Ey! wer hat euch denn geſagt, erwiderte **Theander**, daß im Normänniſchen je und ſimes, ein Singularis und ein Pluralis wären? Vermenget doch nicht eines mit dem andern! Dieſe zwey Wörter je und ſimes, ſind im Normänniſchen zween Plurales. So iſt die daſige Landesart! ein jeder verſteht es; niemand nimmt es daſelbſt unrecht: was braucht es denn mehr? Warum ſollen die Normänner nicht das Recht haben, aus je einen Pluralem zu machen, wie die Franzoſen das qui in der einfachen und mehrern Zahl gebrauchen q). Iſt etwa Apollo parteyiſch? hat er etwa einer Provinz vorzugsweiſe vor der andern das Recht gegeben, nach eigner Willkühr Wörter und Wortfügungen zu machen? Das heißt ja, ſagte **Theander** mit Lächeln, die Gerechtigkeit eines ſo billigen Gottes offenbar beleidigen.

Ich habe niemals gefürchtet, erwiderte **Timagenes**, daß ich die Majeſtät des Apollo beleidigen würde, wenn

q) Die Franzoſen brauchen wohl in mehrern Fällen den Pluralem für den Singularem. Z. E. Bayle ſchreibt an einem Orte: De vingt enfans, qu'ils étoient, il en *eſt* reſté dix. Von zwanzig Kindern ſind nur zehen übrig geblieben. Hier heißt das eſt reſté, ſoviel als reſtent, oder ſont reſtés. Iſt das nun regelmäßig, dix mit dem ſingulari *eſt* zu verbinden? Eben ſo ſagt man, Il eſt de ces Eſprits, wie Voltaire in ſ. Mahomet ſchreibt; an ſtatt, il y a des eſprits: Iſt da nicht abermal ces eſprits, als ein Pluralis mit einem eſt, im Singulari verbunden? Andrer ſolcher Redensarten zu geſchweigen.

wenn ich die normännische Sprache antaſtete; ich habe auch nicht geglaubt, daß er ſich einer ſo ſtrengen Gerechtigkeit befliſſe. Wofern er aber die Billigkeit für ſo unverletzlich hält, ſo ruffe ich ihn wider euch an: da ihr der Sprachlehre ſo ſehr zu nahe tretet, daß ihr einem jeden das Recht geben wollet, die Redensarten einzurichten: denn ſo wie ihr redet, ſo iſt der dümmſte Pöbel geſchickt, ſich ſelbſt in dieſem Falle willkührliche Regeln zu machen.

Die Sprachlehre, verſetzte **Theander**, liegt euch doch gar ſehr am Herzen! Es ſey alſo drum! euch zu Liebe will ich ſie ſchonen! aber reißt auch nur keine falſche Vorrechte an ſie. Ihr kömmt es gar nicht zu, wie ihr fälſchlich glaubet, die Sprachgeſetze feſt zu ſtellen; und männliche oder weibliche Wörter, der mehrern oder einfachen Zahl zu machen. Es iſt genug, wenn ſie dieſelben nur anzeiget, und ſich darnach, ſo gut ſie kann, bequemet. Wir haben ſelbſt im Franzöſiſchen hinlängliche Proben davon. **Vaugelas** ſelbſt ſagt: J'ai eu cette conſolation dans mes peines, qu'une infinité de perſonnes qualifiées, m'ont temoigné le deplaiſir qu'ils en ont eu. **Ich habe den Troſt bey meiner Arbeit gehabt, daß eine große Anzahl von vornehmen Leuten, mir ihren Verdruß darüber zu erkennen gegeben haben.** Iſt hier nicht perſonnes qualifiées und *ils* en ont eu, ein foeminimum und ein maſculinum? Une *infinité m'ont* témoigné, iſt das nicht die einfache und mehrere Zahl beyſammen? Was wird ſelbſt in dem Franzöſiſchen aus den Regeln der Sprachlehre werden, wenn man ſie ſo nimmt, wie ihr? Wenn man ſie aber ſo anſieht, wie man ſoll, ſo geht alles ſehr gut. Es ſind nämlich

nur

nur Beobachtungen über die Art wie man redet, und die einige Leute in einem Volke oder Lande haben einführen wollen. Daher giebt es kein Land, es herrsche darinnen welche Sprache da wolle, worinnen die Sprachlehre nicht eben so richtig seyn kann, als in irgend einem andern. Ihr müßt mit mir zufrieden seyn, mein guter **Timagenes**! ihr seht ja, daß ich, an statt die Rechte eurer so beliebten Sprachlehre einzuschränken, dieselben vielmehr erweitere, als ihr gedacht hättet.

Es ist wahr! erwiderte **Timagenes**, ich sehe aber noch nicht, daß sie eben Ursache hätte, auf eure ihr angewiesene Vorrechte sehr stolz zu seyn. Gleichwohl bringet ihr mich auf Gedanken, die mich befremden, und die mir zugleich nützlich sind. Ich begreife itzt kaum, wie mir das Vorurtheil, über dem was ihr gesagt, Schwierigkeiten hat beybringen können. Ich gestehe euch also, daß, im Absehen auf die Zusammensetzung der Wörter, und ihrer Töne, alle Sprachen etwa gleich schön seyn könnten; weil in allem diesen alles ganz willkührlich ist: aber gesteht mir auch von eurer Seite zu, daß dieses höchstens nur gleichsam das Aeußerliche einer Sprache sey. Man muß also den Grund und die Natur der Sprachen betrachten; man muß die Begriffe erwägen, die sie hervorbringt, ob sie geschickt, deutlich, lebhaft und angenehm sind. Darauf wollte ich hauptsächlich anfangs dringen, als ich euch von der Ordnung, Wortfügung, Nettigkeit und Einrichtung sagte: dieses alles aber besteht nicht so wohl in den Worten als in den Begriffen, die eine Sprache glücklicher hervorbringt, als eine andere; so daß ein einziges Wort einer gewissen Sprache, zuweilen

len mehr bey mir wirken kann, als viel andere Wörter einer andern Sprache. Dieſes machet nun eben den Unterſchied ihrer Schönheit, den ihr, wo ich mich nicht irre, für weſentlich genug halten werdet. Daher hat auch ein gewiſſer witziger Kopf der franzöſiſchen Sprache, offenbar den Vorzug gegeben: da er ſie mit andern europäiſchen Mundarten zuſammen gehalten, und dieſes in einem ungemein ſchönen Buche, wo er dieſe Materie weitläuftig abhandelt. (Entretiens d' Ariſte & d' Eugene Entretien ſur la langue françoiſe.) r)

Man kann allerdings, erwiederte **Theander**, den Witz und die Zierlichkeit dieſes Schriftſtellers, nicht genug loben; allein in dem Werke was ihr anführet, begehret er nicht zu philoſophiren. Er hat nur angenehme und ſinnreiche Sachen ſagen wollen; und das iſt ihm gelungen. Was? fragte **Timagenes**, glaubt ihr, daß er nicht wirklich unſere Sprache für ſchöner gehalten, als die andern alle? Sagt er es nicht deutlich genug? Nein, erwiderte **Theander**: und wenn er es ja geglaubet hätte; ſo müßten wir uns hier nicht allein auf ihn verlaſſen. Er (der Pater Bouhours) war der franzöſiſchen Sprache ſo ſehr mächtig, daß es ſein eigner Nutzen erforderte, dieſelbe blindlings zu vertheidi-

r) Dieſes iſt ein Werkchen vom P. Bouhours, der freylich ſeiner Sprache, aus recht handgreiflichen Vorurtheilen, recht groſſe und unerhörte Vortheile, über das Latein und über alle heutige Sprachen in der Welt gegeben hat. Wie ungegründet aber dieſe eingebildeten Vorzüge ſind, das hat theils P. Büffier in dieſem Geſpräche deutlich gewieſen; theils könnte es auch noch auf eine überzeugende Art, bey andrer Gelegenheit gewieſen werden. So viel ſieht man indeſſen hier, daß Büffier immer des Bouhours ſeine Vorurtheile vor Augen hat, ob er gleich nicht ſagt, daß er ſie widerlegen will.

theidigen. Aber, verſetzte **Timagenes**, er redet nicht aus Eigennutz; er bringt Gründe vor, die ich für ſehr büydig halte.

Wenn ſeine Gründe ſehr wichtig ſind, erwiderte **Theander**, ſo ſeyd ſo gut, und ſagt mir, was ich mit den eurigen anfangen ſoll? Denn wahrhaftig ihr ſtimmet gar nicht ſo ſehr mit ihm überein, als ihr es euch wohl einbildet. Ihr haltet es z. E. für eine große Schönheit einer Sprache, daß ſie mit einem Worte mehr ſage, als eine andere mit vielen Worten ſagen kann; und aus dieſem Grunde müßtet ihr das Italiäniſche höher halten, als das Franzöſiſche. **Bouhours** aber führt ſolche Wörter aus der erſten an, mit denen er ſich ungemein luſtig machet, und ſie weit unter unſere franzöſiſchen ſetzet. Er redet von diminutivis, *bambins*, *bambinello*, *bambinellucio*. Ja, ja! ich beſinne mich darauf, ſagte **Timagenes**, er ſchilt dieſe Wörter für Kinderſpiele; und er hat auch ganz Recht! Denn es klingt wahrhaft kurzweilig: bambino, bambinello, oder vecchino, vecchietto, vecchietino, vecchiezzo, vecchiarello! Wer kann wohl ohne Lachen ſo reden? oder wer könnte eine poſſierlichere Sprache erſinnen? Es iſt ja nichts vernünftigers, als daß man dieſe italiäniſche Tändeleyen, ſo wohl als den ſpaniſchen Schwulſt verwerfe, und beyden das Franzöſiſche vorziehe, welches allein bey der Mittelſtraße bleibt s).

Aber

s) Haben denn aber die Franzoſen keine Verkleinerungswörter? Was iſt Roitelet, als ein Diminutivum von Roi? So kömmt von Mie, Miette, Poule Poulette, Verge Vergette, Caiſſe caſſette, Poche pochette, Liſe Liſette. Maiſon Maiſonette, Table Tablette, Fille Fillette, Quenoille quenouilleue, Roſſignol Roſſignolette &c. Ferner von Cocq Cochet, von

Aber, ſagte **Theander**, ſeyd ihr auch recht gewiß, daß ein jeder die italiäniſche und ſpaniſche Sprache an dem Bilde erkennen wird, welches ihr davon machet? Ihre Wörter die ihr ſchwülſtig oder kindiſch nennet, bringen wohl denen, die ihren wahren Gebrauch wiſſen, eben keine hochtrabende und lächerliche Begriffe bey? Machen ſie nicht vielmehr in ihrem Gemüthe eben den Eindruck, den unſere natürlichſten Ausdrücke in uns erwecken? Wir wollen bey den italiäniſchen Wörtern ſtehen bleiben, die ihr angezogen, nämlich bey den diminutiuis, *bambino*, *bambinello*, *bambinellucio*: Ihr lachet darüber? lacht ihr denn auch wenn man euch im Franzöſiſchen ſaget, un enfant, **ein Kind**, un petit enfant, **ein kleines Kind**, un miſerable petit enfant, **ein ſehr elendes kleines Kind**? Dieß iſt der Sinn dieſer drey italiäniſchen Worte. Und alſo wird euch nun wieder nur der Ton derſelben, und nicht mehr die Sache ſelbſt misfallen. Gleichwohl hattet ihr mir ſchon

von jeune jeunet, von gras graſſet, &c. von perdrix perdreau, von lapin lapreau, von faiſan faiſandeau &c. von Marie, Marion, von Anne Nanon, von Magdelaine Magdelon, von Fille Fillon, von Oiſeau oiſillon, von Boef Boviſlon, von Cotte Cottilon, von Aſne Aſnon, von Fol Folichon, und ſo Fanchon und Francillion von Francois, &c. Ferner von Nicolas Colin, von Jaques, Jaqueline, von Pierre Pierrot, von Marguerite Margeriton &c. Wo bleiben nun noch Jeannot, Phelippot, Tiennot, Cotelet &c. Endlich hat das Franzöſiſche auch dreyfache oder doppelte Verkleinerungen, als von Marie, Marion, Marotte, Manon und Mariette, von Genevieve, Javon, Javotte, Genevotte, von aigre, aigret, aigrelet, von Anne Nanon und Nanette, von Biche Bichon und Bichonne, von Jeanne, Jeannette, Jeannotte, u. a. m. die man in ihren Sprachlehren und Wörterbüchern nachſehen kann: wie ich denn dieſe aus des Furetiere Dictionaire, und des Desmarais Traité de la Grammaire francoiſe genommen habe.

schon zugegeben, daß der Ton einer Sprache, an und für sich selbst, dem Tone einer andern nicht vorzuziehen sey. Ist nun dem also, so sehe ich nicht, was aus der so genannten Tändeley der italiänischen Sprache wird? Ist es dieß, daß sie mit einem Worte vier französische ausdrückt? daß sie bambinellucio an statt un miserable petit enfant, saget? Sollte aber nicht eben dieß, nach euren ersten Grundsätzen, ihr bester Vorzug seyn? Denn so sagtet ihr anfangs; diejenige Sprache verdiene den Vorzug, die mit einem einzigen Worte mehrere Begriffe erregen kann, als viele Wörter einer andern Sprache zu thun vermögen. Wie werdet ihr denn nun mit dem P. **Bouhours** zu rechte kommen?

Wie ich mit ihm zu rechte kommen will? erwiderte **Timagenes**, lächelnd und etwas verwirret: Ich will sagen, wie ihr thut, es sey nicht sein Ernst gewesen. Gleichwohl habe ich mich von ihm betrügen lassen; und ich habe mit der besten Ehrlichkeit von der Welt alle italiänische diminutiua für Kinderspiel gehalten, ungeachtet ich anitzt wieder recht ernstlich dieselben allen den Wörtern vorziehe, die in unserer Sprache eben das sagen; weil es gewiß besser ist, eine Sache mit einem Worte auszudrücken als mit vieren t). Die vollkommenste Sprache ist diejenige, welche der Natur des Gedankens, der in einem Augenblicke entsteht, am nächsten

t) Wenn diese Regel richtig ist, so wird gewiß das Deutsche in unzählichen Fällen den Vorzug vor dem Französischen bekommen. Z. E. Wir können stehen, sitzen, reiten, fahren, segeln, schiffen, mit einem Worte sagen; dafür der Franzose sagen muß être debout etre, assis, aller à cheval, aller en Carosse, faire voile, aller en bateau, oder aller par eau, aller par mer, u. d. g. Ist das nun eine kurze Sprache? Hernach haben wir bey unzähligen Dingen besondre Wörter, verschiedene Sachen

nächſten kömmt. Allein ich beſinne mich itzt worauf, fuhr **Timagenes** fort. Mich dünkt, es darf mich eben nicht verdrießen, daß ihr mich wegen dieſer letzten Sache ein wenig in die Enge getrieben; weil dieß meinen Proceß auf einer andern Seite verbeſſert. Was wir von den diminutivis geſaget, das kam nur zufälliger Weiſe. Mein Hauptſatz aber iſt, daß es gewiſſe Sprachen giebt, die den übrigen vorzuziehen ſind. Geſetzt alſo, ich müßte euch zugeben, daß das Italiäniſche ſchöner ſey, als das Franzöſiſche: (gleichwohl würde mir es ſehr ſauer ankommen!) ſo werdet ihr mir doch auch wiederum zugeben müſſen, daß nicht alle Sprachen gleich ſchön ſind.

Theander antwortete, ihr habt mir das Italiäniſche gar zu ſehr herunter machen wollen, und itzt wollet ihr es wieder gar zu ſehr erhöhen. Keines von beyden ſteht mir an; ich bleibe, was die Trefflichkeit und Schönheit der Sprachen betrifft, beſtändig bey der Gleichheit. Müßte man ſich aber ja für eine zum Schaden der andern erklären, ſo iſt mir, wegen ſchon gemeldeter Urſachen, für die unſrige, in der That ein biſſchen bange. Wir ſehen aus der Erfahrung, daß wir aus einer Seite Latein, mehr als eine Seite franzöſiſch machen müſſen u). Nun meinethalben! ſagte **Tima-**

Sachen zu bedeuten; z. E. den Hut aufſetzen, das Halstuch, umbinden, den Degen anſtecken, das Gehenk umgürten, das Kleid anziehen, den Mantel umnehmen u. d. gl. Dabey der Franzoſe ſich mit ſeinem einzigen prendre oder mettre, als mit einem Scherwenzel behelfen muß.

u) Wenn die Weitläuftigkeit ein Fehler iſt, ſo muß freylich das Franzöſiſche dem Lateine ſowohl, als dem Deutſchen nachgeben. Wir können z. E. im deutſchen einen Scribenten, wie Curtius und Livius ſind, eben ſo kurz geben, ja einen alten

Timagenes, wir wollen uns unſere Strafe gefallen laſſen; ich bin nun ſchon entſchloſſen, richtig und ſtrenge zu urtheilen. Dabey wollen wir bleiben; und auf Koſten unſerer Mutterſprache ſelbſt, geſtehen, daß gewiſſe Sprachen ſchöner ſind als andere.

Nicht ſo hitzig! nicht ſo hitzig! erwiderte **Theander**. Sind wir denn auch ſicher, daß die geringe Weitläuftigkeit der franzöſiſchen Sprache, ein Fehler ſey? Daran fehlt noch ſehr viel! Folgendes kann unſere Mutterſprache wegen der Weitläuftigkeit ihrer Ausdrücke rechtfertigen. Man ſcheint ſie mit Fleiß zu ſuchen, um ſich verſtändlicher zu machen. Nun iſt dieſer Endzweck ſo löblich, daß man bloß darum, ihr alles mit einander gar gern zu gute halten muß. Denn wenn ſie zuweilen dieſelben Worte wiederholet; ſo geſchiehe

Dichter von Zeile zu Zeile, und zwar wieder in Verſen überſetzen. Allein wo kann das ein Franzoſe? Will man Proben ſehen: ſo ſchlage man die ausführliche Redekunſt, im II. Th. im 1. Cap. nach, imgleichen die anakreontiſchen Oden in dieſer Beyträge II. Bande auf der 160. u. f. S. Hergegenſoll ein Franzoſe zu thun haben, mir nur folgende vier Zeilen aus Flemmingen wieder in vier Zeilen zu überſetzen:

Wollte ſie nur, wie ſie ſollte,
Und ſollt ich nur, wie ich wollte,
So wär ich und ſie vergnügt,
Und ſo wär es wohl gefügt.

Aber ich bedinge mir aus, daß man nicht ſo abſcheulich von dem Grundtexte abweiche, wie der Verfaſſer der Lettres Germaniques, von der Güntheriſchen Strophe, die er überſetzen wollen: darinn er faſt nichts von dem geſagt hat, was Günther ſagt; und doch alles viel weitläuftiger macht. Und gleichwohl hat die franzöſiſche Poeſie noch den Zwang des Sylbenmaaßes nicht, den die deutſche beobachten muß: und der uns gleichwohl nicht hindert, ihre Gedichte von Zeile zu Zeile zu überſetzen, ſo daß der Sinn nicht das geringſte verliert.

ſchieht es, um auch den mindeſten Doppelſinn, und die mindeſte Dunkelheit zu vermeiden x).

Ich danke euch tauſendmal, erwiederte **Timagenes**, daß ihr mich verhindert habt, ſie ſo ſchnell zu verdammen: man redet ja freylich nur darum, daß man verſtanden werden will. Je verſtändlicher nun eine Sprache iſt, je trefflicher iſt ſie; und da ſieht man leicht, daß unſere die verſtändlichſte von allen iſt: nicht nur weil ſie, wie ihr ſchon geſagt, allen Doppelſinn und alle Dunkelheit vermeidet; ſondern auch, weil ſie in ihren Ausdrücken eine natürliche Ordnung beobachtet, die einer nach dem andern folgen, wie ſich die Begriffe im Gemüthe ordnen. Welch eine Verwirrung iſt es z. E. nicht, wenn Cicero ſagt: Diuturni ſilentii quo eram his temporibus vſus - - finem hodiernus dies attulit: *pro Marcello.* **Dem langen Stillſchweigen, welches ich bisher beobachtet, hat ein Ende dieſer Tag gemacht**; anſtatt, daß es in der natürlichen Ordnung heißen ſollte, **dieſer Tag hat ein Ende gemacht**

x) Ja wenn die franzöſiſche Sprache das könnte! z. E. wenn man ſagt, il s'eſt noyé; wer kann da wiſſen, ob einer von ohngefähr erſoffen iſt, oder ob er ſich ſelbſt erſäufet hat? Der Franzoſe kann beydes nicht anders ſagen. Wenn er ſagt, j'ai caſſé le verre, je me laiſſai tomber, wer kann da wiſſen, ob er das Glas mit Fleiß zerſchmiſſen, oder von ohngefähr zerbrochen hat? ob er ſich ſelbſt mit Vorſatze hingeworfen, oder ob er von ohngefähr gefallen iſt? Und gleichwohl kann er nicht anders reden, er mag ſagen wollen, welches von beyden er will. Und wenn ein Franzoſe ſpricht, je me ſuis trompé, ich habe mich betrogen: wer ſollte nicht denken, er habe ſich mit gutem Bedachte in einen Irrthum geſtürzet? da er doch nur ſagen will, er habe ſich geirret, oder verſehen. Ich merke dieſes darum an, weil viele deutſche Affen der Franzoſen, auch im Deutſchen ſchon ſo widerſinniſch zu reden anfangen; ob es uns gleich an geſcheidten und deutlichen Redensarten nicht fehlt.

chen, dem langen Stillschweigen, welches ich bisher beobachtet.

Ihr könnet doch auch gar nicht eine kleine Weile ganz unparteyisch bleiben! erwiderte **Theander**. Ich meines theils, fürchte immer, daß eine gewisse Richtigkeit, die wir in unserer Sprache zu finden vermeynen, kein so großes Vorrecht sey; vielweniger daß sie Ursache habe, sich deswegen über andere zu erheben. Zum mindesten wollte ich gern erst von euch wissen, an welchem Orte ihr Leute gesehen, die das Italiänische, Lateinische, Deutsche, oder Englische, recht gut verstanden, und sich beklagt hätten: daß man sich in allen diesen Sprachen nicht eben so richtig ausdrücken könne, als im Französischen? Sehen wir denn, daß unter diesen Völkern irgend eine Irrung entsteht, weil sie sich nicht deutlich genug erklären können?

Was die Ordnung unsrer Worte betrifft, die, wie ihr saget, der Ordnung der Gedanken in unserm Gemüthe gemäß seyn soll; so ist dieselbe nur ein sehr mäßiges Vorrecht, wofern es ja ein Vorrecht ist. Die Gedanken müssen sich unserm Gemüthe alle zugleich vorstellen, wenn sie einen Satz ausmachen sollen: sonst haben sie keinen gewissen Sinn. Daher aber begreifen die Lateiner alles was sie sagen, eben so geschwinde und deutlich, wenn sie gleich ein Zeitwort zu Ende einer Redensart setzen; es kömmt alles nur auf die Gewohnheit, und auf einen gewissen Schwung der Einbildungskraft an. Die Erfahrung zeigt dieses selbst in unsrer Sprache. Wie reden wir nicht zuweilen? Bedenket es nur einmal selbst:

De tous les animaux qui s'elèvent en l'air,
Qui marchent sur la terre, ou nagent dans la mer;

Da

De Paris au Perou, du Japon jusqu'à Rome ;
Le plus ſot animal à mon avis, c'eſt l'homme.

Nach euren Regeln, **Timagenes**, da man die Begriffe richtig ordnen ſoll, hätte hier ja **Boileau** gleich zu Anfange dasjenige ſetzen ſollen, was er erſt zu Ende der vier Zeilen ſetzet. Er hätte ſagen ſollen: **Der Menſch iſt, nach meiner Meynung, das dümmſte von allen Thieren.** Alſo ſeht ihr denn hier ſelbſt im Franzöſiſchen die ſo genannte Unordnung der Begriffe, die ihr an andern Sprachen tadeln wollet.

Die Schwierigkeit iſt ſo gar groß eben nicht, als ihr es euch wohl einbildet, erwiederte **Timagenes.** Ihr führt Verſe an, bey denen ein wenig Dunkelheit eine Schönheit iſt, und wo dieſe kleine Verwirrung eine ganz gute Wirkung thut. Es geht mit der poetiſchen Schreibart, wie mit der oratoriſchen und erhabenen: ſie muß etwas haben was von der gemeinen Art zu reden unterſchieden iſt y). Ich verſtehe euch ſchon, erwiederte **Theander**, dieſe vorgegebene Unordnung der Begriffe, iſt allemal eine Vollkommenheit in unſrer

y) Dieß iſt ein neues Vorurtheil des P. Bouhours, welches der P. Büffier hier vornimmt, und entkräftet. Es iſt auch nichts ungereimter, als daß alle franzöſiſche Redensarten die natürliche Ordnung der Gedanken beobachteten. Der P. Cerceau hat in einem eigenen Tractate behaupten wollen, daß das Weſen der franzöſiſchen Poeſie in der bloßen Verſetzung der Wörter beſtünde: worinn ihm itzo viele unſrer neumodiſchen Deutſchen beyzupflichten ſcheinen, die auch nicht ſchön zu dichten glauben, als wenn ſie die Wörter ſo lange verkehren, bis das hinterſte zu förderſt kömmt, und alſo alle ihre Gedanken den Krebsgang gehen. Es kann aber P. Cerceau aus dem la Motte, Rouſſeau, und la Grange Exempel genug von ſolchen Verkehrungen anführen, ſo wie Büffier aus dem Boileau ſelbſt dergleichen angeführt hat. Eine Stelle aus den Oeuvres meleés de Mr. de la Grange p. 111. 112. ſoll hier zum Exempel dienen.

Dans

Sprache, und ein groſser Fehler in allen andern. Da seht ihr die ordentliche Art zu schlieſsen unsrer Sprachlehrer. Alles was ihnen gefällt, das ist schön, und was ihnen misfället, das tauget nichts. Ihr Geschmack, ihr Eigensinn, ihre Gemüthsart, dieſs alles sind die Orakel der Grammatik: allein es geht diesen Orakeln auch wie den ehmaligen; sie widersprechen sich einander ziemlich. Macht diese sogenannte Uebereinstimmung der Worte mit den Begriffen, unsere Prosa natürlich; so ist unsere Poesie unnatürlich. Gleichwohl wissen wir Franzosen uns sehr viel damit, daſs unsere Poesie eben so natürlich sey, als unsere Prosa. Macht aber diese kleine Unordnung oder Dunkelheit eine Schönheit in unserer Poesie; warum wollen wir denn andern Völkern nicht erlauben, daſs sie in ihren ordentlichen Reden sich derjenigen Zierrathe bedienen, darauf wir uns in der erhabenen Schreibart so viel zu gute thun? z)

Ihr

Dans un antre voisin de l'infernale rive,
Privé depuis un an de la Clarté des Cieux,
J'attendois le moment, ou mon ombre plaintive
Alloit rejoindre mes Ayeux:
Lorsque de mon destin plus favorable arbitre
Je vis venir à moi, ce Roi si vertueux,
Que, Pere de son peuple, il prefera ce titre
A tous les titres fastueux.

Kann sich nun hier wohl ein Franzose unterstehen, mit dem Bouhours zu sagen: Le Francois aime l' ordre naturel? Ist nicht das Subject der ersten Strophe J'attendois, erst in der dritten Zeile? Und sind nicht die ersten beyden nur Einschaltungen, die gar nicht vorne hätten stehen sollen? Die andre ist noch ärger. Denn sollte es nicht heiſsen: Lors que je vis venir a moi ce Roi, plus favorable arbitre de mon destin, le Pere de son Peuple, si vertueux, qu'il prefera &c. Und gleichwohl ist hier alles durcheinander geworfen, daſs man Mühe hat, die Worte zurecht zu bringen.

z) Man kann unmöglich unpartheyischer und vernünftiger schreiben,

Ihr macht euch ja wohl recht lustig! versetzte **Timagenes**; allein ihr möget sagen, was ihr wollet: so ist es doch wahr, daß den poetischen und oratorischen Stücken eine Schreibart zukömmt, die man im gemeinen Leben nicht brauchet. Es ist also eine Vollkommenheit unserer Sprache, daß sie zum gemeinen Gebrauche nur die gemeinsten Ausdrücke wählet, und der Poesie und Oratorie die Figuren und Metaphoren vorsparet. Also ist ja der gar zu häufige Gebrauch derselben in andern Sprachen ein offenbarer Fehler.

Ist dieser Fehler so offenbar, sagte **Theander**, so muß er gleichwohl noch zu entschuldigen seyn; damit nur unsre eigne Sprache nicht gar zu strafbar werde. Dieß läßt sich gar leicht beweisen. Wir wollen einmal dieses Wörterbuch aufschlagen, (dieß war **Richelet**, der eben von ungefähr da lag) die Figuren oder metaphorischen Worte sind darinnen mit einem Sternchen bezeichnet. Nun finden wir diese Sternchen fast bey allen Wörtern die im gemeinen Leben üblich sind; so daß ein jedes von diesen Wörtern zuweilen vier bis fünf verschiedene Metaphoren in sich enthält. Z. E. gleich dieses, welches mir in die Augen fällt: or, **Gold**, an statt richesses, **Reichthum**; acheter au poid de *l'or*, dire *d'or*, des lignes toutes *d'or*. aa)

schreiben, als hier P. Buffier thut. Aber das macht, er ist nicht nur ein bel Esprit, sondern auch ein Weltweiser, der über alle Vorurtheile weg ist.

aa) Dieses ist freylich aus den französischen Wörterbüchern offenbar, zeiget aber auch von dem Mangel an Wörtern, daran sie krank liegt, und dem sie durch diese Metaphoren abzuhelfen suchet. Was sagt ein Franzose nicht alles mit dem Worte Esprit? Was bedeutet nicht das Wort Monde alles? Was heißt nicht sujet, chapitre, matiere und honêteté alles in metaphorischem

Timagenes nahm seine Zuflucht zu dem Charactere dieser Metaphoren. Seht ihr nicht **Theander**, sagte er, wie eingeschränkt und wie gemäß sie der Sache selbst sind? **Gold** an statt **Reichthum**; nichts kann geschickter seyn: nach der **Schwere des Goldes** kaufen, an statt, **sehr theuer** kaufen; das ist ja ganz richtig: denn nichts ist theurer als Gold. Die Metaphoren in andern Sprachen aber sind ungeheuer, und haben gar kein Maaß. Denn ein **großes Herz**, ein **Riesenherz**, ein **colossenmäßiges Herz**, ein **Erzherz**, zu nennen, wie die Spanier thun; oder eine **besondere Ehre**, ein **Capitol der Ehre**, il campidoglio della gloria zu heissen, wie die Italiäner thun, das stößt ja alle Richtigkeit in dem Ausdrucke um!

Sind denn unsere Ausdrücke, versetzte **Theander**, vor diesem Tadel recht sicher? Findet ihr viel mehr Verhältniß unter **schönen Worten** und dem **Golde**, als unter einem **großen Herzen**, und einem **Riesenherzen**? (denn der Zusatz vom **Riesen** zeigt nur eine besondere Größe an) und unter dem **Capitol** und der **Ehre**? weil ja das Capitol bey den Römern der Tempel der Ehre war. Ja, was noch mehr ist, kann wohl in allen metaphorischen Redensarten fremder Sprachen etwas ausgelasseners stecken, als in denen steckt, deren wir uns täglich und stündlich bedienen? enrager, empoisoner, dragon? Was für Begriffe! sie sind nicht nur ausschweifend, sondern gar gräßlich, und **blutdürstig** bb). Was würden sie in uns nicht wirken,

wenn

rischem Verstande? Man darf nur z. E. den Bayle lesen, man wird sich zwanzig, dreyßig verschiedene Bedeutungen davon anmerken können.

bb) Man findet sie noch viel ärger als diese: z. E. un tel ouvrage

wenn wir nicht daran gewohnt wären? Der Begriff eines **Drachen**, das heißt einer geflügelten Schlange, die giftig, mörderisch, und ein Schrecken einer ganzen Landschaft ist, der drückt bey uns gleichwohl nichts mehr, als einen Soldaten aus, der ein Mitglied eines Regiments tapferer Leute ist; oder zuweilen eine Person die etwas mehr Lärm machet, und mehr Schaden thut, als andere Leute. Das Wort enrager wird ebenfalls von dem mindesten Verdrusse gebrauchet. Das Wort empoisoner bedeutet nur einen widrigen Sinn, den man einer gewissen Rede giebt; annéanti, bedeutet zuweilen nur einen Menschen, dessen Gewalt etwas eingeschränket worden ist. Des millions de fois, sagt man häufig für **drey** oder **vier mal**. Wir treiben es

ouvrage acté foudroyé: Dieses oder jenes Werk ist vom Blitze zerschmettert worden; wenn es etwa von einer Facultät verdammet wird. Etre la proye d'un grand Sophisme, sagt Bayle: einem Trugschlusse zum Raube werden; wenn er sagen will, in einen falschen Schluß verfallen. Wie vielmal heißt es nicht, il est dans un abime de miseres, il s'est abimé; Er steckt in einem Abgrunde des Elendes; er ist ganz versunken, wenn es einem halbigt unglücklich geht; oder il est au comble du bonheur, er ist auf der höchsten Staffel des Glückes. Maret sagt in s. Epigr. p. 433.

Mon beau Printems & mon Eté
Ont fait le saut par la Fenetre.

Mein Frühling und mein Sommer, haben einen Sprung durchs Fenster gethan; das heißt, meine Jugend und mein männlich Alter sind vorbey. Ist das nicht so ara, als ein Erzherz? Reden die Franzosen nicht von Demons; Il a de l'Esprit, comme un Demon! C'est un Demon! Reden sie nicht von ganzen Welten, wenn es kaum eine halbe Stube voll Leute ist: Il voit du monde; il a du monde aupres de lui: Er besucht Welt, er hat Welt bey sich. Il a frequenté le grand monde: er hat die große Welt kennen lernen, wenn jemand mit vornehmen Leuten bekannt gewesen. Dieß sieht einer Aufschneiderey und Großsprecherey eben so ähnlich, als das Campidoglio d'honore.

ja wahrhaftig noch viel höher als die Lateiner, bey denen ein solcher Ausdruck uns sehr ausschweifend vorkommen würde; die aber gleichwohl nur **sechshundertmal**, sexcenties, sagen, wo wir **tausend millionenmal**, sprechen.

Und was würde vollends daraus werden, wenn man nur mit einiger Strenge diejenigen französischen Redensarten untersuchen wollte, die unsere Sprache uns alle Stunden und Augenblicke in den Mund leget? Sollte es gleich nur diese einzige seyn: Vôtre trés humble & très obeïssant Serviteur. Es wäre wahrhaftig wohl genug, wenn man einem Menschen, aus dem man sich oftmals blutwenig machet, sagen möchte, man sey sein **Diener**: aber **sein demüthiger Diener**, das ist offenbar geheuchelt; ja gar **sein demüthigster und unterthänigster Diener**? das ist eine Verschwendung von Hyperbolen, die uns ganz närrisch und albern vorkommen sollte: wofern es wahr ist, daß eine Sprache aufhöret natürlich zu seyn, wenn sie sich figürlicher Ausdrücke bedienet, die gar zu stark sind cc). Allein das ist falsch, Hyperbolen und Metaphoren, die noch so stark zu seyn scheinen, sind in derjenigen Sprache, wo sie einmal üblich sind, ganz natürliche Ausdrücke.

cc) Wo bleiben noch alle die complimentirenden Redensarten, je vous suis *infiniment* obligé: Vous me ferez *le plus grand* plaisir du monde: je vous rend mille & mille graces: je vous demande mille pardons. d. i. Ich bin ihnen unendlich verbunden; sie werden mir das allergrößte Vergnügen von der Welt machen; ich danke ihnen tausend und noch tausendmal. ich bitte sie tausendmal um Vergebung. Ist nun das die große justesse, und simplicité der französischen Sprache, die Bouhours ihr beylegt, so weis ich nicht, was diese Wörter heißen. Notre Langue est si chaste, si retenuë, heißt es alle Augenblick: und gleichwohl kann sie solche Ausschweifungen leiden, und für schön halten!

drücke. Sie mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen; ſo deuten ſie einmal für allemal nichts mehr an, als was die Gewohnheit ihnen zugetheilet hat. Sollte es einem Kunſtrichter in den Sinn kommen, von unſern Wörtern: aneanti, enrager, des millions de fois u. ſ. w. Rechenſchaft zu fordern, und uns vorzurücken, daß dieſes ausſchweifende Metaphoren und Hyperpolen wären: was meynet ihr wohl, was wir ihm antworten würden? Wir würden ſagen, die Gewohnheit bringe es ſo mit ſich; es falle einem ſo ein, ehe man daran denkt, und wenn es einem einfiele, ſo ſagte man es heraus. Das iſt genug zu unſerer Vertheidigung, wenn wir in allen Sprachen eine gleiche und lediglich willkührliche Schönheit zulaſſen wollen. Wollen wir aber unſere Sprache allen andern vorziehen, und darinnen eine Nettigkeit und Richtigkeit vorgeben, die ihr ganz eigen iſt; ſo werden alle andern Völker eben ſo viel von ihren Sprachen ſagen. Wir werden ſie verachten; ſie werden uns wieder verachten; und wir werden einer ſo viel Recht hierzu haben als der andere. dd)

Theander hörte auf zu reden, und **Timagenes** ſagte ihm ganz kaltſinnig: Ihr glaubet etwa, ihr habet mich überführet? Sollte ich es nicht haben thun können, erwiederte **Theander**, ſo müßt ihr mir zum mindeſten meine Beweiſe beantworten. Antworten? ſagte **Timagenes**, da würden wir nimmermehr fertig! Wie viel Sachen giebt es nicht, auf die man nicht antworten kann, und die man gleichwohl auch nicht zugeben mag? Ihr grübelt mir ein Haufen vor; ich aber habe die allge-

dd) Was für eine Entſcheidung hätte wohl vernünftiger ſeyn können als eben dieſe? Allein nun ſteht das Vorurtheil des Anſehens noch im Wege: und das wird er auch aus dem Wege räumen.

allgemeine Hochachtung aller heutigen Völker gegen das Franzöſiſche, auf meiner Seite. Alle Europäer die franzöſiſch lernen, weil ſie es für die ſchönſte unter allen lebendigen Sprachen halten, die werden doch wahrhaftig in dieſem Stücke nicht zu ihrem eigenen Schaden verblendet ſeyn.

Wir wollen nur eine Zweydeutigkeit heben, verſetzte **Theander**, ſo werden wir gleich einerley Meynung ſeyn. Wollet ihr nicht, was ihr bisher eine ſchöne Sprache genennet, lieber eine gebräuchliche und nützliche Sprache nennen? Alsdann will ich eurer Meynung ſeyn, daß die franzöſiſche Sprache ungemein viel ſchöner ſey als alle europäiſche Sprachen. Man redet ſie an allen europäiſchen Höfen, und alle Fremde, die artig und geſittet ſeyn wollen, können ſie. ee) Man hat Werke darinn geſchrieben, die allgemach den Abgang aller Werke in allen andern Sprachen, erſetzen könnten. ff)

Dadurch

ee) Freylich haben die meiſten europäiſchen Höfe Frankreich ſo ſtolz gemacht, daß es ſich mit allen ſeinen Thorheiten ſo viel einbildet. Man ſchämet ſich ſo gar ſeine Mutterſprache zu reden, und trauet einem Menſchen, der nicht Franzöſiſch kann, kaum eine geſunde Vernunft zu. Ja was noch ärger iſt; man ſchreibt lauter franzöſiſche Briefe an einander, es ſey nun die Schreibart ſo elend und unrichtig als ſie wolle. Und was das ärgſte iſt, zween deutſche Höfe, die in offenbarer Feindſchaft mit Frankreich ſtehen, ſchließen öffentliche Tractaten in der Sprache ihres Feindes mit einander. Was hätte hierzu ein alter römiſcher Feldherr geſagt, der, als er einen griechiſchen Abgeordneten hören ſollte, ſich eines Dollmetſchers bediente, ob er gleich Griechiſch konnte? Müſſen da die Franzoſen nicht denken, alle andre Sprachen wären doch nichts gegen die ihrige; oder man könnte ſich in ihnen, wenigſtens über nichts wichtiges, gehöriger maßen ausdrücken?

ff) Das iſt ein wenig zu groß gethan: Es ließe ſich gewiß ein großes Verzeichniß von Sachen machen, die in andern Sprachen, z. E. im Engliſchen, Deutſchen, und Italiäniſchen, oder doch

Dadurch iſt ſie denn auch eine gebräuchliche Sprache geworden; und nichts iſt nützlicher, als daß man hierinn dem Gebrauche folge. Hätte aber eine von allen andern Sprachen eben dieſe Vorzüge und Vortheile; alsdann würde ſie, mein lieber **Timagenes**, ohne die geringſte Aenderung ihres Weſens, alle die Schönheit und Vortrefflichkeit haben, die man unſerer Mutterſprache allein zuſchreibt.

Aber kömmt nicht der Beyfall, den unſere Sprache findet, erwiderte **Timagenes**, daher, weil ſie alle Begriffe, welche in uns entſtehen können, beſſer ausdrückt als andere?

Was ſagt ihr? erwiederte **Theander**; alle Begriffe, die in uns entſtehen können? Wenn die franzöſiſche Sprache dieſes zu thun begehrte, wann wollte ſie fertig werden? An ſtatt der vierzig Jahre, die man über ihrem Wörterbuche zugebracht hat, würde man mehr als vier-

doch im Lateiniſchen geſchrieben ſind, die uns allefranzöſiſche Bücher nicht liefern könnten. Ich will nur von Engliſchen, den Cudworth, Neuton und Schaftsbury; von Deutſchen, die Wolfiſchen Schriften, und verſchiedene zur Reichshiſtorie und dem Staatsrechte gehörige Schriften; aus dem Welſchen aber des Herrn Muratori poeſia perfetta, des Herrn Maffei u. a. hiſtoriſche Schriften, namhaft machen, ſo vieler andern ältern zu geſchweigen. Und wenn die Franzoſen ſo reich an allem ſind, warum haben ſie ſo viel Werke in ihre Sprache überſetzen müſſen? Man kann ja eine ganze Bibliothek anlegen, von Sachen, die aus dem Welſchen, Engliſchen und Deutſchen ins Franzöſiſche gebracht worden. Von dem erſten iſt es kein Zweifel: ich will alſo unſern unwiſſenden, und gar zu demüthigen Landsleuten, nur etliche deutſche Werke nennen: z. E. Arnds wahres Chriſtenthum, Puffendorfs Hiſtorie, Hübners Geographie, die durchlauchte Welt, Neoburgs curieuſer Hofmeiſter, Olearii Reiſebeſchreibung, Fabricii Hydrotheologie, Kämpfers japaniſche Reiſe; u. d. m. Ja ſo gar Bermenkyers Antiquarius, der erſte Band der Leipziger Todten-Geſpräche, und der Eulenſpiegel haben dieſe Ehre genoſſen.

vierzig tausend gebraucht haben; und dennoch würde die Arbeit nicht vollendet worden seyn: so daß sie noch viel schwerer zu erlernen seyn würde, wenn es auch nur obenhin wäre, als das Chinesische selbst; welche Sprache man wegen ihrer Weitläuftigkeit, unter funfzig oder sechzig Jahren, nicht recht soll erlernen können. Also würden auch zween Franzosen, ehe sie sich einander recht verstehen könnten, zum mindsten achtzig oder hundert Jahre auf dem Nacken haben müssen. Das ist nun ein vortrefflich Alter zum Plaudern; setzte **Theander** mit Lachen hinzu. Es ist wahr, sagte **Timagenes**, die Zeit wäre ein bißchen lang; aber sie würde auch dagegen sehr nützlich seyn. Ja, sagte **Theander**, es ist wahr! man würde viel Thorheiten ausdrücken lernen, davon die Einbildung der Menschen eine reiche Quelle ist. Glaubt mir nur, fuhr er fort, es ist eine große Weisheit der Vorsehung, daß die Sprachen so eingeschränkt sind; es brauchts gar nicht, daß wir alle unsere Begriffe ausdrücken können, wenn wir nur die vernünftigen ausdrücken. gg)

Fürch-

gg) Daran fehlt es aber der Französischen gar zu oft: da sie hergegen in Kleinigkeiten und nichtswürdigen Possen, nur gar zu fruchtbar ist. Denn was kommen nicht itzo monatlich, ja wöchentlich für unzählige Frazen, unter dem Titel der Contes, Nouvelles, Memoires, Histoires, Lettres, und Entretiens heraus? Man lese nur die Bücherverzeichnisse aus französischen Laden, so wird man erstaunen, daß itzo der ganze französische Witz auf die Baggatelle verfallen ist; und fast kein gründliches oder ernsthaftes Buch hervorbringet. Nun ist das zwar kein Fehler der Sprache, allein man sieht doch wohl: worinn dieselbe am meisten bearbeitet und ausgeputzet wird, darinn müsse sie am vollkommensten werden. In einer gewissen englischen Reisebeschreibung von Frankreich steht: die französische Sprache sey so arm, ihre Gedanken auszudrücken, daß ein paar Franzosen einander nicht verstehen, wenn sie nicht unzählige Stellungen, Geberden und Bewegungen mit den Händen dazu machen.

Fürchtet ihr aber nicht, erwiderte **Timagenes** lächelnd, daß ihr dadurch vielen Leuten das Maul stopfen werdet? Wollte Gott! sagte **Theander**, dieses Unglück würde seinen groſsen Nutzen haben. Wenn ich aber von vernünftigen Begriffen rede, so meyne ich diejenigen, welche die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft sich einander mittheilen müssen, um bequemer zu leben. Diese Begriffe scheinen nun alle mit einander über zwey bis drey tausend Wörter nicht zu erfordern, wozu etwa noch eben so viel Zusammensetzungen kommen, die man aus diesen Wörtern machen kann. Diese nun hat die Vorsicht allen Völkern mitgetheilet.

Die Vorsicht, erwiderte **Timagenes**, ist gleichwohl gegen die Chineser freygebiger gewesen, wie ihr selbst vor ein paar Minuten bemerket habt; indem diese Sprache die weitläuftigste von allen ist, und allein unzähliche Sachen ausdrücken kann, die unsere europäischen Sprachen gar nicht anzudeuten wissen.

Was ihr von dem Chinesischen sagt, erwiderte **Theander**, das ist eine Eigenschaft, welche diese Sprache mit allen andern gemein hat. Ein Volk redet von einer Sache, die bey ihm insonderheit üblich ist, besser als ein anders; denn seine Sprache hat Wörter dazu, die eine andere nicht hat. Redet einmal französisch oder italiänisch von den Geheimnissen unsrer Religion; so werdet ihr viel besser davon reden können, als im Chinesischen: oder ihr werdet vielmehr im Chinesischen gar nicht recht davon reden, so weitläuftig auch diese Sprache ist; weil ihr von Dingen redet, die in China unbekannt sind. Dieß gilt nun von allen Sprachen. Nennt mir doch ein falbala auf gut lateinisch, sagte neulich ein

guter

guter Freund von uns: wie wollet ihr das geben? Das Latein hat keine Namen zu denen Dingen, davon die Lateiner nichts wußten. Sachen aber, die allen Völkern gleich gut bekannt sind, die wird man nimmermehr in einer Sprache besser geben können, als in einer andern: man müßte denn eine Sprache nicht so gut wissen, als die andere.

Aber, sagte **Timagenes**, ich setze ja eine Sprache voraus, die allein alles besser ausdrückt, als alle andere Sprachen zusammen genommen. Schweigt doch mit euren Voraussetzungen! versetzte **Theander**: die führen uns viel zu weit. Ehe wir untersuchen, was wohl etwa seyn könnte, so wollen wir nur bey dem bleiben, was wirklich ist; und also sagen, daß alle Sprachen, gleich angenehm, nachdrücklich, regelmäßig, und schön sind. *)

*) Ich kann nicht umhin hier noch ein Zeugniß eines vernünftigen Franzosen herzusetzen, der der deutschen Nation ihr Recht wiederfahren lassen. Es ist solches der Herr le Roux, der in s. Dictionnaire comique, satirique critique burlesque &c. das 1718. in groß 8. herausgekommen, so schreibt: ALLEMAND. Ce mot est injurieux tant à celui contre qui on le dit, que contre la brave nation allemande, qui depuis quelques années a assez fait connoitre le contraire de la signification de ce mot; je prie aussi ceux qui liront ceci de ne s'en point choquer, puisque je n'ai eu en vue que de mettre au jour le ridicule des francois qui meriteroient mieux qu'aucune nation du monde qu'on leur fit connoitre leur manque de jugement, de taxer ainsi mal à propos une nation chez laquelle ils devroient venir maintenant à l'école. D. i. Das Wort (Deutscher) ist schimpflich, so wohl für denjenigen wider welchen es gebraucht wird, als für die wackere deutsche Nation selbst, die seit einigen Jahren das Gegentheil von der Bedeutung dieses Wortes, zur Gnüge zu erkennen gegeben. Ich bitte auch diejenigen, die dieses lesen werden, sich daran nicht zu stoßen, weil ich nichts mehr suche als nur die Auslachenswürdigkeit der Franzosen zu zeigen, die mehr als irgend ein Volk in der Welt verdienten, daß man ihnen ihren Unverstand zeigen möchte, da sie eine Nation, bey der sie anitzt in die Schule gehen sollten, so unbillig schimpfen.

IV.

Eine Einladungsschrift des Herrn M. Richters, Rector zu Annaberg: womit er 1742. zu dem gewöhnlichen Schulfeste eingeladen hat,

Betitelt:

Zufällige Gedanken vom Verse und Reime des Trauerspiels.

Es ist ein Jahr, als es meine Pflicht zum erstenmal erforderte, die, zu Annaberg studirende Jugend, auf die Bühne zu stellen. Nichts war mir verhaßter, als daß ich damals gezwungen war, mich derer einfaltigsten Stücke zu bedienen. Denn alle gute Freunde versicherten mich theuer, ich würde bey unsern Zuschauern wenig Dank erjagen, wenn ich solche neue Stücke aufführen wollte, darinne ihnen kein lustiger Herr, durch einige ungereimte Possen, sowohl in Worten als Geberden und Kleidungen, etwas zu lachen machen würde. Ich war also in der enge, und wußte nicht, was ich thun sollte. Ich suchte zwar eine vernünftige Anweisung zu den Lustspielen, aber es war keine aufzutreiben: denn sonst wäre ich besorgt gewesen, daß ich sie unsern Leuten in die Hände gebracht, daß sie dieselbe gelesen, und einen bessern Geschmack gelernet hätten. Hier war nun kein ander Mittel, als ich mußte mich selbst hinsetzen, und einige Regeln und Anmerkungen von Lustspielen entwerfen. Diese meine Regeln und Anmerkungen hielt ich damals

mals selbst nicht für wohl überdacht, und vollkommen; denn sie waren in der Eil aufgesetzet worden, und darum schrieb ich auch: ich wollte sie denenjenigen zur Prüfung und Besserung öffentlich übergeben, welche etwan willens wären, unsern Landsleuten einen vollständigen Unterricht, von den Comödien, in die Hände zu liefern. Ich kann es nicht leugnen, ich hatte hierbey damals unsern sehr berühmten Herrn Professor Gottscheden in Gedanken, denn dieser hatte uns ehemals dergleichen Versprechen öffentlich gethan. Nur trug ich damals Bedenken, es zu sagen, und den gelehrten Herrn Professor Gottscheden zu nennen, daß ich ihn zu meinem Richter in dieser Sache erwählen wollte. Ich war, wie schon gedacht, meiner Sachen noch nicht recht gewiß, und besorgte, in manchen Dingen, ein widriges Urtheil. Jedoch es hat mir geglückt: ein Zufall, der mir zwar, seiner Absicht nach, gefährlich seyn sollte, hatte diese wenige Blätter dem Herrn Professor in die Hände gegeben. Er hat dieselben nicht für so schlecht angesehen, als es mir meine ungewisse Zaghaftigkeit erstlich vorstellte: er hat sie gelesen, er hat meine Gedanken reiflicher, als ich selbsten, überdacht, ja er hat sie seiner Anmerkungen gewürdiget. Ob auch eine gewisse Feder aus hiesiger Gegend nach Leipzig geschrieben, und den Herrn Professor Gottscheden ersuchen lassen: er sollte mich, und meine Regeln und Anmerkungen, bey Gelegenheit öffentlich in Schriften prostituiren; ohnfehlbar darum, damit mein Glücke möchte gehindert, mein guter Name aber verringert werden: so ist der Herr Professor viel zu gerecht gewesen, als daß er, zu einer solchen Bosheit eines solchen Feindes, hätte ein schädliches Werkzeug seyn sollen. Des Herrn Professor

Gottsche-

Gottschedens gemachte Anmerkungen, bey meiner kleinen Schrift, sind gründlich. Denn, daß ich die Comödie in die lasterhafte, und tugendhafte eingetheilet hatte, war daher gekommen, daß mir damals der Begriff von den langen dramatischen Eklogen; ja, welches ich zu meiner Schande anitzo bekennen muß, daß mir nicht einmal ein Stücke von dieser Art, die ich doch gelesen hatte, beygefallen war. Denn durch die tugendhafte Comödie, habe ich nichts anders, als ein solches Schäfergedichte verstanden wissen wollen; oder zum wenigsten doch ein Gedichte von dieser Art, darinnen entweder Personen aus den Zeiten des güldenen Alters, oder aus den Zeiten der Erzväter, und der Könige in Juda und Israel, (wenn es anders erlaubet wäre, geistliche Geschichte aus der Bibel auf die Bühne zu bringen) oder alte berühmte Philosophen, als große Exempel großer Tugenden, aufgeführet würden. Dahero erforderte ich auch in einer tugendhaften Comödie, daß den Zuschauern nur eine sanfte, innerliche Vergnügung der Seelen, sollte erreget werden; bey der lasterhaften Comödie hingegen, billigte ich das Lächerliche: nur aber ein bäuerisches Gelächter, mit vollem Halse, fand, meinen Gedanken nach, keinen Grund in vernünftigen Regeln; und darum waren mir ein Harlekin, und ein Scaramuz, fast allzuverhaßte Personen. Ich bin also mit dem Herrn Professor Gottsched völlig einerley Meynung, und es würden nur Kleinigkeiten seyn, wenn ich eines und das andere, wider seine Anmerkungen einwenden wollte. Ich danke demselben vielmehr für seine gehabte Mühe, und bitte mir inskünftige wiederum seine so bescheidene, und gerechte Urtheile aus, und zwar mit aller Ergebenheit. Bey itziger Gelegen-

heit aber dieſer Einladungsſchrift, hatte ich mir erſtlich vorgenommen, eine deutſche Ueberſetzung von des Ariſtoteles Dichtkunſt verdrucken zu laſſen. Ich hatte ſchon den Anfang dazu gemacht, fand aber auch, daß es lange nicht ſo leicht war, dieſes Buch zu überſetzen, als wenn man es in Foliobus vor ſich nur ſo weg lieſt. Mitten, da ich über dieſer Arbeit ſchwitzte, fand ich in den critiſchen Beyträgen eine Nachricht, welche ich ſeit ſieben bis acht Jahren vergeſſen hatte: wie nämlich der Herr Profeſſor Gottſched ſchon vor zwölf Jahren eine Ueberſetzung von dieſem Buche verfertiget, aber bis dieſe Stunde noch nicht ſattſam ausgebeſſert habe. Hier ſah ich mich beſchämet, daß ich in vier oder ſechs Wochen eine Arbeit hatte über mich nehmen wollen, woran dieſer gelehrte Mann ſchon ſo viele Jahre gearbeitet, und noch nicht zu einer behörigen Vollkommenheit bringen können. Inzwiſchen hatte ich auch der Wahrſcheinlichkeit, welche in den Luſtſpielen muß beobachtet werden, etwas nachgedacht, und hätte mit dieſer hervor rücken können. Allein ich ſehe, daß unſere Hoffnung ganz gewiß verſichert iſt, die von dem Herrn Profeſſor Gottſched verſprochene Schaubühne der Deutſchen, mit eheſtem zu bekommen, und demnach will ich lieber dieſe meine unvollkommene Abhandlung anitzo zurücke halten. Nur einige Gedanken von dem Trauerſpiele, welche nicht eben das innerliche weſentliche der Sache betreffen, will ich in dieſen Blättern zu einer gütigen Beurtheilung eröffnen. Ich leugne die Sache nicht, ich ſage nur meine Gedanken, die mir anſtößig ſind. Es erfordert nämlich der Herr Profeſſor Gottſched, daß ein Trauerſpiel nothwendig müſſe in Verſen geſchrieben ſeyn. Seine Urſachen ſind, weil man in

einem

einem Trauerſpiele Helden, Könige und groſſe Leute auftreten lieſſe. Ein Vorurtheil der menſchlichen Seele, daß ſolche Leute was ſeltners, gröſſers, und ganz was beſonders, als alle andere Menſchen, an ſich hätten, erlaube den Poeten, ſolche Leute in Verſen reden zu laſſen. Denn dieſe groſſen Leute müſſten in ihrem Vortrage nicht allein edel denken, ſondern auch eine zierliche und wohlklingende Sprache reden. Allein, wie? wenn der wenigſte Hauſe heut zu Tage dergleichen Vorurtheil heget? Es giebt ja Leute genug, welche Könige, Fürſten, und groſſe Helden haben reden hören, und wahrgenommen, daß ſie eben ſo, und auch wohl oft nicht einmal ſo gut als andere Menſchen ſprechen. Zu dem, ſo treten auch in einem Trauerſpiele die Bedienten ſolcher groſſen Leute, und wohl andere noch ſchlechtere Perſonen, als wie in dem Trauerſpiele, die Horazier genannt, Flavian, ein Soldat aus Alba, mit auf: womit will ich es doch wahrſcheinlich machen, daß die Zuſchauer glauben, auch dieſe Leute wären geſchickt, die Sprache der Götter zu reden? Woher hat doch der Sclave in der Zayre den edlen Ausdruck eben ſo gut, als der Orosmann gelernet? Das leugne ich zwar nicht, daß das Zärtliche der Poeſie, der einnehmende, und herzrührende Vortrag, in dem Munde eines Poeten, eine viel ſtärkere Gewalt über die heftigen Gemüthsbewegungen habe, als man ſich in einer ungebundenen Schreibart verſprechen kann. Jedoch, rühret der proſaiſche Vortrag nicht eben ſo ſtark, ſo rühret er inzwiſchen doch auch das Herze. Dahero leugnet auch der Herr Profeſſor Gottſched gar nicht, daß ſich ein proſaiſch abgefaſtes Trauerſpiel, wenn es mit der gehörigen Vollkommenheit vorgeſtellet würde, nicht

auch mit Beyfall sollte ansehen lassen. Daß die Griechen ihre Trauerspiele in Versen abgefasset, kam daher, weil der Chor auf der Bühne viel zu thun hatte; oder, weil auch wohl gar das ganze Trauerspiel abgesungen wurde. Drum: halte ich auch dafür, daß unsere Trauerspiele, wenn sie ja in Versen müßten verfertiget seyn, ohnmaßgeblich so könnten abgefasset werden, daß sie abgesungen würden, oder, daß wir doch zum wenigsten auch einen Chor, wie die Alten, mit auf die Bühne stellten sollten. Vielleicht würde dadurch die wilde Begierde, Opern zu sehen, gemindert, und diesem ungereimten und unnatürlichen Werke gesteuert. Da ich nun aber nicht leugnen will, daß mit solchen Bedingungen die gebundene Schreibart in den Trauerspielen herrschen müsse: so weis ich nur noch nicht, wie wir Deutschen, da in unserer Dichtkunst noch der Reim hinzu kömmt, zurecht kommen wollen? Gewiß, dieser hindert uns in der Wahrscheinlichkeit gar sehr. So hat manchmal die Person, die zuletzt redet, ihren letzten Vers ungereimt gelassen: wie kann ich mir vorstellen, daß die andere Person, welche wieder antwortet, gleich so glücklich ist, und in ihrer Rede den Augenblick das Wort findet, welches sich auf das vorige reimet? Noch schlimmer ist es, wenn die folgende Person nicht allein den Reim finden, sondern auch noch darzu den Vers, welchem manchmal schon zwey oder drey Personen in dem Sylbenmaaße fortgeholfen, und verlängert haben, vollmachen soll. Ja, noch ärger ist es, wenn in dem dritten Aufzuge der Zaire, in dem sechsten Auftritte, Nereſtan, welcher erst heraus kömmt, seinen ersten Vers auf den letzten in der vorigen Scene, welchen die Zaire hergebetzet hatte, reimen muß: wo

hat er sie doch die letzten Worte reden hören? Hätte er aber ja das Ende ihrer Rede vernommen, warum antwortet er ihr nicht nach dem Inhalte ihrer Rede, sondern reimet nur? Eben in diesem sechsten Auftritte muß der Orosmann zweymal, und die Zaire auch zweymal sprechen, ehe der Vers voll wird: wie geht denn das Ding zu, daß sie das Sylbenmaaß so richtig treffen? Weil ich an die Zaire gedenke, so muß ich hierbey erinnern, daß mir der dritte Auftritt, in dem vierten Aufzuge, anstößig vorgekommen: weil der Orosmann sich gegen seinen Bedienten allzusehr entdeckt, und seine Schwachheiten der Liebe bloß giebt. Gewiß, das ist wider den Charakter eines großen Sultans. Große Herren gebrauchen freylich, in solchen Liebeshändeln, die Beyhülfe ihrer Bedienten, aber sie erniedrigen sich nicht gegen dieselben auf eine solche Art: sie entdecken ihnen nicht die innersten Schlupfwinkel, und das verborgene ihres Herzens; sondern sie befehlen ihnen nur, um dieß und jenes Vergnügen erlangen zu können, mit aller Sorgfalt alle Anstalten zu machen, und zwar mit einer viel edlern Aufrichtigkeit.

Jedoch, ich kehre wieder zurücke zu dem Reime, und in Ansehung dessen, habe ich auch in dem sonst vollkommenen Schäferstücke, die Atalanta genannt, und welches mir ganz besonders wohlgefallen hat, etliche Stellen gefunden, die ich anmerken will. In dem achten Auftritte des dritten Aufzuges, fängt Menalkas an, und reimet auf die Worte, welche die Doris im vorigen Auftritte gesprochen. So macht es auch der Coroden in dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges, und reimet auf des Menalkas Worte im vorigen Auftritte. Noch wunderbarer ist es, wenn in dem vier-

ten Auftritte des vierten Aufzuges die Doris einen Vers anfängt, der Nisus denselben vollmachet, und dabey so glücklich ist, daß er den Reim in seinem Verse findet, welcher sich auf die letzten Worte des Menalkas, die er zu Ende der vorigen Scene gesprochen, schicket; da doch Nisus, vermöge seiner Gedanken die er vorbringt, den Menalkas im vorigen Auftritte nicht hatte reden hören. Eben so glücklich findet Myrtillus in dem vierten Auftritte des fünften Aufzuges, seinen Reim, auf die letzten Worte des Damons im vorigen Auftritte. Fast zu Ende dieses Auftrittes reimet die Doris in ihrem Verse auf die von dem Damon zuletzt gesprochenen Worte, welche er auf die Seite, und also nur heimlich geredet, welche sie also nicht gehöret; denn sonst würde sie über der Nachricht, daß der Myrtillus ihr Bruder sey, gleich außer sich gekommen seyn. Jedoch, ob sie auch nicht die Worte gehöret: genug sie trifft den Reim. Gewiß, hierzu gehöret was göttliches, die letzten Worte nicht gehöret haben, und doch reimen können. Ich weis also nicht, ob wir nicht vielleicht Ursache haben sollten, in Ansehung des Reims, in solchen Fällen etliche critische Regeln feste zu setzen, wornach wir, die Wahrscheinlichkeit bey dem Reime beyzubehalten, lernen könnten. Endlich bin ich aber auch darauf gefallen, ob wir nicht vielleicht ganz und gar irren, wenn wir das Wahrscheinliche auf der Bühne allzuhoch treiben, und fast dem Natürlichen an die Seite setzen wollten. Ein Lustspiel und ein Trauerspiel sind doch erstlich Nachahmungen, und das diese Nachahmen kann doch nun und nimmermehr das Natürliche vollkommen, ich nehme das Wort im scharfen Verstande, erreichen und ausdrucken. Ich muß ja bey aller Nachahmung meine Einbildungskraft gar sehr

zu

zu Hülfe nehmen, und bey dem besten Bilde würde man oft das Original nicht kennen, wenn man es gleich in etlichen Stunden drauf zu sehen bekäme, wo es einem nicht dazu gesagt würde. Und fände man alsdann zwischen dem Original und Bilde einige Aehnlichkeit, daß man es kennte: so wird dennoch die Einbildungskraft, bey Anschauung des Bildes, sehr vieles beytragen und hinzu setzen müssen, damit man sich das Original in Gedanken vollkommen vorstellen könne. Wäre nun dieses, daß die Wahrscheinlichkeit nicht so hoch auf der Bühne könne getrieben werden: so würden diese meine Anmerkungen, wegen des Reims, vielleicht von sich selbst wegfallen. Ich erwarte dieserwegen das Urtheil der Gelehrten, und wollten der Herr Professor Gottsched sich wieder die Mühe geben: so würde mir sein Ausspruch eine völlige Genüge in meinem Zweifel verschaffen. Vielleicht hat man dießmal eine weitläuftigere Abhandlung erwartet: allein ich habe mit guten Vorbedacht dießmal etwas weniges über mich genommen. Ja ich hätte es, seit etlichen Tagen, fast gar lieber wollen bleiben lassen, wenn es nur rathsam gewesen wäre. Die Ursachen, warum? trage ich Bedenken zu entdecken, doch können sie vielleicht aus einigen Zeilen dieser Blätter errathen werden.

Ich komme nunmehro zu dem Endzwecke dieser Schrift selbsten, welcher ist, daß ich alle hiesige **vornehme Gönner und gute Freunde**, welche uns wohl wollen, ingleichen auch die hiesige **löbliche Bürgerschaft**, zu einigen Lustspielen aufs höflichste einladen will. Unsere Musensöhne werden sich für dießmal in dreyen Stücken auf der Bühne üben. Ich bedaure, daß das erste wiederum aus Herrn Weisens Vorrathsham-

kammer seyn müssen. Die Ursachen zu erzählen ist mir verbothen, und daß ich ehemals von Herrn Weisens Comödienkunst einen niedrigen Ausdruck gebraucht, hat mir schon in vorigen Zeiten manches widriges, auch wohl schädliches Urtheil eines elenden Ritters, aus Herrn Weisens Klopf- und Fechtschule zuwege gebracht. Genug, das Lustspiel am ersten Tage ist die gestürzte Jesabel, ehemals von Herrn Weisen in Zittau verfertiget. Der andere Tag ist für uns etwas prächtiger. Unsere Schüler werden an diesem Tage zwey Stücke vorstellen: das erste ist der politische Kannengießer benamet, aus des Herrn Professor Gottscheden erstem Theile der deutschen Schaubühne genommen; das andere Stück ist ein Schäfergedicht, und heißt die Atalanta, und man findet dasselbe in dem dritten Theile dieser Schaubühne. Ich sage von diesen zweyen Spielen nichts mehr, als daß sie vernünftig und sehr vollkommen sind. Nichts wird uns bey dieser Arbeit mehr erfreuen, als der gütige Beyfall unserer **vornehmen Aufseher, Gönner und Freunde**, ein gerechtes Urtheil vernünftiger Richter, und ein allgemeines Vergnügen der sämmtlichen Zuschauer. Jedoch wir dürfen nicht so stolz sprechen: wir erniedrigen uns aus unserer Höhe, wir haben auch Barmherzigkeit vonnöthen. **Hoch- und vielgeehrte Zuschauer**, finden sie Fehler in unsern Vorstellungen, so entschuldigen sie, wo es möglich ist, (denn wir verlangen nichts ungerechtes,) dieselben, oder rechnen uns solche zum wenigsten nicht so hoch an, denn es sind Lernende, es sind junge Leute, welche auftreten, welche alle nur erst zu der Vollkommenheit laufen und eilen, bis sie das Kleinod ergriffen haben.

V. Ver-

V.

Verzeichniß derer Spiele, welche die Schuljugend auf der Schule zu St. Annaberg vom ersten Anfange an, von Jahr zu Jahr bis itzo, auf der Bühne vorgestellet, bey Gelegenheit einer Einladungsschrift zu etlichen Schulcomödien 1743. den 20. May ans Licht gestellet, von

Adam Daniel Richtern,
Rect. zu Annaberg.

Die Bühne ist eben so gut, als der Hörsaal, ein Ort wo man die lehrbegierige Jugend muß öffentlich auftreten lassen, wenn man ihren wahren Nutzen befordern will. Lehrer und Lernende sind glücklich, welche zu dieser so nützlichen als angenehmen Uebung, auf der Bühne von ihren Obern die Erlaubniß und Freyheit haben. Und darum eignen wir unserm Annabergischen Lyceo auch in diesem Stücke einen Vorzug vor vielen andern Schulen im Lande zu, als denen ein furchtsames Bedenken ihrer Aufseher, die Bühne fast gänzlich verschließt. Es ist von vielen Jahren her unserer Schuljugend von unsern vornehmen Patronen gütigst zugestanden worden, jährlich einmal in der Scene aufzutreten. Annaberg war ehemals in seinem Anfange fast unglaublich glücklich, wegen der beynahe allzureichen Ausbeute; und darbey so muthig, daß auch die Handwerker bey ihren jährlichen Zusammenkünften, in der Lust fast ausschweifend zu werden begunnten. Diesem wilden Vergnügen zu

steuern,

ſteuern, hielt es der damals regierende Stadtmagiſtrat für bequem und dienlich, den Bürgern an ſtatt der Handwerker Aufzüge, eine Ergetzlichkeit durch Verſtellung nützlicher Comödien und Tragödien zu verſchaffen: und es ward damals unter der Aufſicht Heinrich Müllers, geweſenen Stuhlſchreibers zu Annaberg, von etlichen Bürgern, mit Zuziehung einiger Schüler des hieſigen Lycei, das erſte Spiel von der Hiſtoria der Auferſtehung Chriſti; weil es damals gleich die Oſterzeit war, auf dem Markte, nahe an dem Rathhauſe, in deutſcher Sprache aufgeführet. Nach der Zeit finde ich in unſern Jahrbüchern, daß die Aufſicht der Bühne dem hieſigen Rectori Lycei, iſt überlaſſen worden: da denn auch das Jahr drauf, Anno 1559. der damalige Rector, M. George Mylius, Phormionem Terentii den 8. Februar. lateiniſch auf dem Rathhauſe, und den 13. ejusdem deutſch, im hieſigen Franciſcaner-Kloſter mit ſeinen Untergebenen vorgeſtellet. Nach der Zeit iſt die Bühne faſt von Jahr zu Jahre von unſerer Schuljugend betreten worden, woferne es nur nicht wichtige oder traurige Hinderniſſe bisweilen unterbrochen haben. Ich halte es nicht gänzlich für vergeblich gethan zu ſeyn, die Spiele zu erzählen, darinnen ſich hieſige Schuljugend, vom Anfange bis hieher geübt; und ich liefre anitzo ein Verzeichniß davon, ſo vollſtändig als es möglich war, daſſelbe zuſammen zu bringen. Die Spiele ſind folgende:

1562. Heautontimorumenos Terentii.

1569. Hecaſtus Macropedii. Dieſes Stück wurde einem Hochedlen Rathe zu Ehren, auf dem Rathhauſe den 24. Febr. lateiniſch, und den 28. deutſch aufgeführet. Etliche Tage drauf wiederholte man das-

daſſelbe nach der deutſchen Ueberſetzung, in der ehemaligen hieſigen Kloſterkirche, den damaligen Bergleuten zum Vergnügen: und wegen Mangel der Schüler haben die Herren Collegen der Schule ſelbſten, wie auch einige Studioli, welche gleich zu gelegener Zeit aus Leipzig hieher gekommen, die vornehmſten Perſonen vorgeſtellt.

1571. Acolathi Comœdia. Den 1. Merz auf dem Rathhauſe, und den 13. wurde ſie in der Kloſterkirche wiederholet.

1572. Tyrannis Romanorum Pontificum, wurde den 21. und 24. Febr. auf dem Rathhauſe vorgeſtellet. auch iſt in dieſem Jahre das itzo gebräuchliche Schulfeſt zum erſtenmal allhier begangen worden. Denn vorhero war es gewöhnlich geweſen, daß der ganze Hauſe hieſiger Schüler in drey Chöre vertheilet wurde, deren jeder ſeine ihm in der Stadt angewieſene Gaſſen, mit geputzten Kleidern durchzog und in alle Häuſer gieng, da denn einer aus jedem Chore auftrat, und in einer lateiniſch oder deutſch abgefaßten kleinen Rede die Bürger ermahnte und bath, ihre Kinder auch der Zucht hieſiger Schule anzuvertrauen. Jedes Chor ließ ſich in ſeinen Gaſſen und Häuſern mit lieblichen Geſängen hören, einer von denen Größern dirigirte die Muſik: und hatte über die andern in ſeinem Chore die Aufſicht; damit auf den Gaſſen und in den Häuſern alles ehrbar und beſcheiden zugienge. Aber im 1572. Jahr wurde die Veranſtaltung des Schulfeſtes folgendermaßen geändert. Den kleinen Knaben erlaubte man, ſich in hieſiger Kirche zu verſammlen, vor welchen einer in dem Zuge voran gieng, welcher die

Perſon

Person des Heilandes vorstellte: hernach folgten etliche, welche sich als Bischöfe angekleidet, und hinter diesen ritt ein Knabe zu Pferde, welcher mit einer Krone, einem Scepter, göldenen Ketten, und mit einem kostbar geschmückten Kleide gezieret war. Dieser hatte noch vor sich hergehen seine vornehmen Ministers, auf beyden Seiten aber einige Bediente: daß dieser Knabe also die Person eines Kayfers vorstellte. Den ganzen Aufzug beschloß ein Singechor. In solcher Ordnung mußten sie durch alle Gassen der Stadt gehen, mit Musik und lieblichen Gesängen. Auch wurde dabey eingeführt, daß, wie noch itzo gewöhnlich ist, noch vor dem Auszuge eine Schulpredigt in hiesiger Hauptkirche gehalten wurde. Auch haben anfänglich nach der Predigt noch einige Schüler aus dem Hausen auftreten müssen; nämlich ein Bischof und noch etliche andere, die den Scepter führten, welche an die Anwesenden in der Kirche einige kleine Reden hielten: und alsdann zogen sie in ihrer obbeschriebenen Ordnung aus der Kirche in alle Gassen; dieses alles geschah auf Verordnung des damaligen Herrn Superintendenten, Herrn M. **Jagenteufels**. Etwas von diesen Anstalten ist noch itzo beybehalten; einige Umstände, wie es der Augenschein lehret, sind geändert.

1573. Euclio Plautinus, den 4. Februar, und den 5. Febr. Aulularia, deutsch.

1574. Den 25. Febr. und den 2. Merz Ajax flagelliser Sophoclis, griechisch.

1577. Phormio Terentii, den 21. Febr. Jephtä Tochtermord, den 24. Febr. Timo, Μισάνθρωπος, Luciani, griechisch. Auch wurden die Schüler

ler in dieſem Jahre, nach vollbrachtem Schulfeſte, das erſtemal aufs Feld geführet.

1578. Eunuchus Terentii, und der Fall Adams.

1579. Samaritanus, Iſaacs Opferung, und Daniel in der Löwengrube.

1580. Die Geſchichte der Rebeccä, den 18. Febr. deutſch, in Herrn Johann Unwirhts Hauſe, an der Hochzeit des Herrn Valentin Kragens, aufgeführet.

1583. Den 13. Febr. Saulus converſus, aus dem Cornelio Schonæo, auf dem Rathhauſe lateiniſch aufgeführet, und den 17. Febr. deutſch. Auch wurde in dieſem Jahre eine Bühne für die hieſige Schuljugend erbauet, 2. Ellen hoch, 15. Ellen lang, und 10. Ellen breit.

1585. Die Geſchichte der Suſanna, den 25. Febr. lateiniſch, und 28. Febr. deutſch, auf dem Rathhauſe aufgeführet.

1587. Honſoframea, Heinecci, den 1. und 5. Merz. Phormio Fiſcheri, den 2. und 6. Merz in der Schule aufgeführet.

1588. Die Geſchichte Joſephs, Autore Aegid. Hunnio, in 2 Abtheilungen, die erſte lateiniſch den 21. Febr. und die andere deutſch, den 22. Febr. Die Woche drauf wurden beyde Abtheilungen in der ehemaligen Kloſterkirche deutſch wiederholet.

1589. Julius Redivivus, den 12. und 13. Febr. in dem Oberauditorio unſerer Schule, lateiniſch aufgeführet.

1590. Tobæus Cornelii Schonæi, den 4. Merz: und der chriſtl. Ritter, deutſch, den 2. und 5. Merz, beyde in der Kloſterkirche aufgeführet.

1592. Friſchlini Phalma de variis hæreſibus & hæreſiarchis, den 26. 27. und 28. Febr. in der Schule aufgeführet.

1595.

1595. Priſcianus vapulans, Friſchlini Comoedia, den 4. und 9. Martii in der Schule aufgeführet.

1612. Wurde bey ſchönem Wetter am 22. Apr. das hieſige Schulfeſt gefeyert. Die Schuljugend war ſchön geſchmücket, und gieng mit ihren Lehrmeiſtern in guter Ordnung, nebſt einer ſchönen Muſik, auf dem Bielberge ſpaziren, und nachdem ſie ſich daſelbſten gar ſehr ergetzet, zogen ſie in eben ſolcher ſchönen Ordnung wieder herein, da ſie unter Wegens dem lieben Gott, wegen Schutz und Erhaltung der Schule, mit freudigem Geſange gedanket.

1614. Den 5. May iſt das Schulfeſt, nebſt den gewöhnlichen Ceremonien, auch mit den 9. Muſen das erſtemal gezieret worden.

1615. Die Geſchichte der Suſannä, aus dem Friſchlin, den 1. Jun. lateiniſch, und den 2. Jun. deutſch auf dem Rathhauſe aufgeführet.

1629. Der arme Lazarus, den 17. und 18. Jun. deutſch im Vorſaale der Churfürſtl. Sächſiſchen Tafelſtube, in dem Hauſe des Herrn Zehndners, bey der Kloſterkirche aufgeführet.

1637. Die Geburt Chriſti in lateiniſchen Verſen, im Oberauditorio hieſiger Schule, den 4. Jan. aufgeführet.

1642. Triumphus Chriſti, Autore Schonaeo, den 5. May in der Schule aufgeführet.

1646. Wurde das Schulfeſt den 15. April nur mit den Muſen und freyen Künſten gezieret.

1647. Die ehemals auf Univerſitäten gebräuchliche Depoſition, benebſt den gewöhnlichen Ceremonien dabey.

1650.

1050. Tragico-Comœdia, vom Krieg und Frieden, bey der Feyer des Friedensfeſtes den 10. 11. 18. und 19. Sept. auf hieſigem Rathhauſe aufgeführet.

1657-1670. war M. **Johann Vogelhaupt** Rector, und hatte ſeine Urſachen, niemals eine Comödie öffentlich aufzuführen, inzwiſchen ſtellete er durch ſeine Schüler, und auch durch die Kleinern, die Hiſtorie der vier Monarchien, ingl. der Churfürſten zu Sachſen ꝛc. in hieſigem Tempel bey dem Gregorienfeſte, nicht ohne guten Beyfall derer Bürger, vor.

1671. Die Geſchichte der 4. Religionen.

1672. Sanheribi Expeditio & clades.

1673. Nebucadnezar in Metamorphoſi,

1674. David, Goliathi Victor.

1675. Conſtantinus M. Eccleſiæ pacificator.

1576. Den 5. Apr. kam ein Befehl aus dem Hochlöbl. Obercenſiſterio, darinn unterſaget wurde, daß der damalige Rector ſeine Comödien nicht mehr in der Kirchen ſpielen ſolte, wiewohl es doch einige Jahre darnach geſchehen iſt.

1677. Carolus M. Saxonum Conuerſor.

1678. Columbus, Noui orbis detector.

1679. Germania, pro pace ſupplex.

1680. Schola Aegyptiaca, Babylonico-Danielitica, Eraſmo-Maſoretica, ſacroprofana.

1683. Die glücklich erbaute, und wohl eingerichtete Stadt Annaberg, im hieſigen Tempel aufgeführet.

1684. Die Türckiſche Belagerung der Stadt Wien, und der herrliche Sieg der Chriſten, im hieſigen Tempel aufgeführet. Chorum repræſentarunt Paſtores Eccleſiæ noſtræ, inſigne Dei beneficium celebrantes.

1685. Die Geschichte Lutheri in hiesigem Tempel aufgeführet.

1686. Laniena Parisiensis. Dieß ist das letzte Stück gewesen, welches in hiesiger Hauptkirche aufgeführet worden, die andern hat man hernachmals auf dem Rathhause auf dem Tuchboden gespielet.

1687. Mußten die Lustspiele wegen des Absterbens der verwitweten Churfürstinn, unterbleiben.

1688. Die Eroberung der Stadt Constantinopel.

1689. Die Pulververschwerung zu London.

1690. Die Lebensgeschichte des Diogenes im Fasse.

1691. Der keusche Joseph.

1692. Mußte die Bühne wieder ledig stehen, wegen des Absterbens unsers Gottseligen Churfürsten, Georgii III.

1693. Das Bild eines Unvergnügten.

1694. Die Geschichte von Naboths Weinberge.

1695. Der verfolgte David.

1696. Esaus und Jacobs Heirathen und Schicksale.

1697. Isaacs Opferung.

1698. Henrici III. Königes in Pohlen, Wahl und Flucht.

1699. Die verkehrte Welt. Außer diesen Spielen, von Anno 1683. an, hat der selige Herr Rector Stübel noch viele lateinische Comödien aus Terentio, Plauto, und den Neuern, auch viele deutsche von Herrn Weisen, öffentlich auf der Bühne, sowohl auf dem Rathhause, als auch in den Auditoriis unserer Schule, wenn eingefallene Feyertage solches verstatteten, Apparatu satis magnifico ac lauto, aufgeführet.

1700. Der erste Theil der Geschichte Josephs.

1704.

1704. Cronius Pullatus, i. e. gegenwärtiger Zeiten Zuſtand.

1706. Das verunruhigte Europa. 2) Der curieuſe Körbelmacher.

1708. Der geſtürzte Marggraf von Ancre. 2) Der betrogene Betrug. Welche Spiele in dieſem Jahre nicht an dem Schul- ſondern an dem Annenfeſte, aufgeführet worden.

1709. Jephtä Tochtermord. 2) Weiſens Miſculance, oder, Fabel von dem jungen König Wenzel in Böhmen.

1710. Die geſtürzte Jeſabel. 2) Der unglückliche Marſchall von Biron.

1711. Jacobs doppelte Heirath. 2) Die gleich und ungleich gepaarte Liebesallianz. 3) Mariä Stuarts Enthauptung.

1712. Der ungerathene Abſolon. 2) Die erlöſte Germania. 3) Der niederländiſche Bauer.

1713. Joſaphat. 2) Mirmias.

1714. Die Geſchichte Jacobs und Joſephs. 2) Weiſens Complimentir-Comödie.

1715. Iſaacs Opferung. 2) Die triumphirende Keuſchheit

1716. Die beſchützte Unſchuld. 2) Die verkehrte Welt.

1717. Der politiſche Quackſalber. 2) Harlequins Hochzeit.

1718. Die Sicilianiſche Argenis. 2) Mariä Stuarts Enthauptung.

1719. Abſolon. 2) Der vermeynte Printz.

1720. Jephtä Tochtermord. 2) Das dreyfache Glücke.

1722. Maſaniello. 2) Der Peter Squenz.

1723. Der unglückliche Marschall von Biron. 2) Der Körbelmacher.

1724. Josaphat. 2) Der burgundische Bauer.

1725. Der Marschall von Ancre, mit einem Nachspiele von der Mutter Anna, des Churfürsten Augusti Gemahlinn. 2) Der bäuerische Machiavellus.

1726. Die unvergnügte Seele. 2) Die ungleich und gleich gepaarte Liebesallianz.

1727. Die gestürzte Jesabel.

1728. Wurde bey dem Schulfeste nur ein Actus Oratorius gehalten, jedoch hatte der Herr Rector vorhero den 2. Apr. in einem Actu Dramatico, auf hiesigem Rathhause, die Auferstehung unsers Heilandes in deutschen Versen abgehandelt.

1729. Wurde bey dem Schulfeste wiederum ein Actus oratorius gehalten.

1730. Historie der Uebergabe der Augspurgischen Confeßion nach ihren Umständen.

1732. Die Geschichte der Auferstehung Christi. 2) Königs leidender Socrates. Weil nach dem erbärmlichen Brande, unsere Stadt noch nicht wieder aufgebauet war, so wurde der Schauplatz auf dem obern Saale in unserer Schule aufgerichtet.

1733. Mußten die Lustspiele unterlassen werden, wegen des Absterbens unsers gottseligen Churfürstens und Königs in Pohlen.

1734. Isaacs Hochzeit. 2) Der scheinheilige Betrüger, aus dem Moliere.

1735. Tobaeus. 2) Der Geizhals, aus dem Moliere.

1736. Der ungehorsame Absolon, von Herrn Greßer in Görlitz Arbeit. 2) Le Malade imaginaire, aus dem Moliere.

1737.

1737. Der keuſche Joſeph. 2) Scapins Betrügereyen.
1738. Jacobs doppelte Hochzeit. 2) Le Mariage forcé, aus dem Moliere. 3) Und der berühmten und gelehrten Frau Profeſſor Gottſchedinn ſterbender Cato.
1739. Maſaniello rebellis. 2) Der bürgerliche Edelmann, aus dem Moliere.
1740. Jephtä Tochtermord. 2) Triumphirende Keuſchheit.
1741. Der verfolgte David. 2) Der geſtürzte Marggraf von Ancre. 2) Jean de France, oder, der deutſche Franzoſe.
1742. Die geſtürzte Jeſabel. 2) Der politiſche Kannengießer. 3) Atalanta, ein Schäferſpiel.

Dieſes ſind die Nachrichten, welche ich von den Spielen unſerer Schule habe zuſammen bringen können, und ich wollte wünſchen, daß wir dieſes Verzeichniß, von dem ehemaligen Herrn Rectore Clodio bekommen hätten, welcher in ſeinem Programmate Anno 1739. willens war, alle Themata dieſer theatraliſchen Sachen, mit gewiſſen hiſtoriſchen und philologiſchen Anmerkungen bekleidet, der gelehrten Welt mitzutheilen. Ich habe mich dieß nicht wagen wollen, Anmerkungen hinzuzuſetzen, weil ich es nicht hätte treffen mögen, und ich auch in dieſer Art der Hiſtorie, was dieſe und jene Comödie für Schickſaale in der Welt gehabt, meine Unwiſſenheit bekennen muß. Wiewohl ſo viel mir bewußt, ſo können die Deutſchen nicht einmal ein Verzeichniß ihrer Schauſpiele aufweiſen, und ſind in dieſem Stücke der Klugheit der Franzoſen und Italiäner noch itzo nicht gefolgt; geſchweige daß es annoch möglich wäre, daß jemand eine Comödienhiſtorie der Deutſchen

im Kopfe haben sollte *). Jedoch, der Herr Rector schrieb damals, daß seine Anmerkungen schon zum Drucke parat da wären: und wir wollen hoffen, daß er uns dieselben, wenn es ihm einmal gelegen fallen wird, sie drucken zu lassen, nicht misgönnen dörfte **). Freylich würde alsdann mein gegenwärtiges Verzeichniß unvollständig, und zu weiter nichts mehr tauglich seyn: jedoch will ich mich dessen alsdann von Herzen gerne bescheiden, wenn es nur zu meinem itzigen Endzwecke zulänglich ist. Ich will nämlich anitzo meine ergebene und geziemende Einladung an alle hiesige **vornehme Gönner, gute Freunde,** und an unsere ganze **löbliche Bürgerschaft** zu einigen Lustspielen, welche unsere blühende Schuljugend, bey diesem jährlich-gewöhnlichen Schulfeste vorstellen wird, denselben anhängen. Das erste Spiel, welches der selige **Christian Weise** verfertiget, ist **Isaacs Opferung,** und schmecket nach seiner bekannten Kunst. Das andere führet den Namen, Bramarbas. Das dritte nennet sich die **ungleiche Heyrath,** und das vierte ist die **unvernünftige Widersprecherinn.** Die drey letztern

*) Ich habe nunmehro bey dreyen Bänden meiner deutschen Schaubühne schon einen guten Anfang zu einem Verzeichnisse deutscher Schauspiele gemacht: werde auch bey dem fünften Theile damit fortfahren: weil ich durch den Beytrag verschiedener Freunde immer mehr Nachrichten davon bekomme. Dergestalt aber werde ich mit der Zeit in den Stand kommen, endlich auch an eine Historie der deutschen Schaubühne zu denken, darinn ich zu zeigen hoffe, daß wir den Ausländern wenig oder nichts nachgeben dürfen. Wenn uns nur mehr geschickte Schulmänner solche Nachrichten von ihren Schulcomödien ertheilen wollten, als gegenwärtige ist.

**) Ich habe von diesem gelehrten Schulmanne die Versicherung erhalten, daß er mir ehestens die ihm beywohnende Kenntniß in dieser Sache mittheilen werde.

letztern sind aus der sehr beliebten, und nützlichen deutschen Schaubühne, davon wir nunmehro 4. Theile, dem berühmten Herrn Professor **Gottsched** zu danken haben, genommen. Auch müssen wir dabey melden, daß wir auf besondere gütige Erlaubniß unsers hochansehnlichen Herrn Ephori, und der andern Herrn Inspectorum, auch dießmal wiederum die Freyheit bekommen haben, 3. Tage die Bühne zu betreten. Wir hoffen, unsere Spiele werden vielleicht durchgängig ihren guten Beyfall finden: sollte man aber dennoch einen kleinen Unterscheid zu wissen verlangen, so wird freylich das Spiel an dem andern Tage, welches Bramarbas heißt, wie auch die **ungleiche Heyrath** am dritten Tage, benebst dem Nachspiele hoffentlich einen Vorzug haben. Uebrigens empfehle ich mich, und die sämmtlich allhier studirende Jugend, muntre Jünglinge, gewiß guter Hoffnung, zu fernerm hohen Schutze, Förderung und Wohlwollen. Geschrieben

auf der Schule zu St. Annaberg,
den 17. May 1734.

VI.

Schreiben an den Herausgeber dieser Beyträge.

Mein Herr,

Ich habe öfters an Ihnen wahrgenommen, daß die gütige Meynung der berühmten Kunstrichter in der Schweiz von den uralten Gedichten, die in den dasigen Ländern ehedem sind verfertiget worden, bey Ihnen wenig Eindruck gemachet,

machet: indem ein gewiſſes Stücke in den critiſchen Beyträgen, welches den heutigen katholiſchen Dichtern, beſonders denen, welche in Bayern, Oeſterreich, Schwaben, und andern ſolchen Provinzen ſind, wenig Hochachtung erweiſet, ihnen einen gewiſſen Abſcheu gegen alles, was in den daſigen Gegenden verfertigt wird, und verfertigt worden iſt, beygebracht hat. Es iſt zwar an dem, daß man dieſe Völker mit einem ſcheinbaren Verdachte belegen können, als ob faſt niemand unter ihnen geiſtig ſey, und den Himmel fühle: allein nachdem ſie durch die Aemſigkeit der erwähnten benachbarten Kunſtrichter, in critiſchen Bemühungen aus ihrem Schlafe erwecket worden, ſo erhalten wir hier und da einige bewunderswürdige Probeſtücke ihrer ermunterten Dichtkunſt. Das Bayeriſche Gedichte das ich ihnen überſende, iſt von dieſer Gattung. Es beſinget die Zurückkunft des Kaiſers in München, und es hat neben der hohen Materie ſo viel Schönes in ſich, daß ich nicht umhin gekonnt habe, es in ſeine Monaden zu zergliedern. Die Prophezeyung, welche der prophetiſche Geiſt des Herrn Bodmers in ſeiner critiſchen Entzückung gemacht hat, daß **ein folgendes Geſchlecht ſeiner Phantaſie einen weitern Kreiß vergönnen werde, wo Milton die Luſt und das Wunder der Deutſchen ſeyn wird**; ſcheint wirklich ſchon anzufangen in ihre Erfüllung zu gehen. Wenigſtens hat der Verfaſſer des überſchickten Gedichtes, **Herr Joſeph Nicolaus Mayr, der ſittl. Gottesgelahrtheit in München Befliſſener**, dargethan: daß ihm nicht nur die Vorſchriften ſeiner Angränzenden Kunſt richtig geläufig ſeyn, ſondern daß er wirklich den Milton nachahmen und ihm glücklich folgen könne. Man

darf

darf ſich freylich die geringe Härte und Rauhigkeit der Schaalen nicht abhalten laſſen, den in ihnen verborgenen Kern zu koſten. Addiſon hat von dem Milton geſaget, daß die engliſche Sprache unter ihm eingeſunken: welches einige grammaticaliſche Köpfe der Menge und Schwere der darinnen vorkommenden Schnitzer zuſchreiben wollen. Solches kann man auch von Herrn Bodmers Ueberſetzung Miltons, und von dieſem Lobgedichte behaupten; daß unter ihnen die deutſche Sprache eingeſunken ſey: nicht etwa wegen einer groſſen Anzahl Fehler, ſondern wegen der wichtigen Gedanken. Herr Mayr zeigt ſich ſchon auf dem Titelblatte als ein Poet, was ſoll man nicht in dem Gedichte ſelbſt hoffen? Es heißt:

Hochzeitlicher Freudenſchaall, Perſeo und deſſen befreyter Gemahl Andromede, oder dem allerdurchlauchtigiſten, groſsmächtigiſten, unüberwindlichiſten Fürſten und Hrn. Herrn Carolo VII. erwöhlten Römiſchen Kayſer, das Röm. Reich ſich vermählendem. Mit welchem, als höchſt Deroſelben Majeſtäts längſt erſeufftzete Ruckkehr nach ſeinem lieben München, den 19. Apr. unſere Stadt und Gemüther beſeelete. Die übergroſse der getreueſten Unterthanen Herzens-Befrohlockung, in allerunterthänigſter Gehorſam, und allergehorſamſter Unterthan beſchatten wolte und ſolte. Joſephus Nicol. Mayr, Theol. Mor. Stud. München, gedruckt bey Maria Magdalena Riedlin, Wittib, 1743.

So weiche dann zurücke, so weich dann graue Zeit,
Schamt euch ihr spaten Jahre, verkriecht von hinnen weit,
Verbergt, verschlieffet euch; all Zierd, all Ehr und Ruhm
Entfallt nun auf einmal eurn dunckten Alterthum.
Schweig Memphis, schweige keck, schweig deiner Pharaonen,
Verdorrten Stoltzmuth nun, sag nichts von deinen Thronen:
Und Hochzeits-Prachte mehr: siehe, dein Cleopatra
Von eigner Trau'r gestreckt, liegt in der Ohnmacht da.
Ja alles Alterthum beschämt von disem Jahr,
Versencke in Lethens-Grund dein Namen ganz und gar,
Vergiß dein eitles Seyn, dein bloßes ist gewesen,
Man soll und wird von dir hinführo nichts mehr lesen.
Nur du Caliope, du Teutsche Pierinne,
Erhebe, ermuntere dein hocherhabne Sinne.
Sing, streiche hoch hervor den Helden nur allein,
Der tief in Cedern hat sein Ruhm geschriben ein.
Sing, streiche hoch hervor des Perseus schöne That,
Wie er das Cephei-Kind vom Felse erlöset hat,
Erzehl die Hochzeitsfreud, da die erlöste Braut
Selbst ihrn Erloser hat den Danäen-Sohn getraut.
Sihe Musa, sihe nur, nur deines Auges-Blicke
Nach unsrer Münchensstadt ein wenig einher schicke.
Sihe und betrachte nur, was großer Prachtes-Glantze,
Was großer Freudensschein vergöldet sie bekränze.
Der große Carolus, den Neu-bekaysert schicket
Uns, Himmel, deine Huld, die Stadt zumal beglücket,
Ja diser grosse Gmahl samt seiner neuen Braut
Dem Reich durch gölden Freud (wie Danäe) uns bethaut.
Sodann, Lucina, du der Ehe-getrauten Baaren
Fürsteherin und Frau, wöll deiner Pflicht nicht sparen,
Bestreue mit Mürthen-Zweign die Stadt, flecht Lorbers-Rein
In höchsten Hymens-Baars gefürßte Schlöffe ein.
Wacht von der Ohnmacht auf ihr Charites zumahl,
Legt ab den Traurens-Boy, den vorger Wittibs-Fall
Euch angeworffen hat, becrönt mit Lieblichkeit
Die Stadt, in tieffe Grufft versperrt all Traurigkeit.

Zu

Zu deiner Fluchte keck, O Daphne, dir erwöhle
Hier unſern Kayſers-Sitz, allwege hier beſeele
Mit Lorber-Strauſen, kemm, beſchmuck unſer Sieget-Stadt
Mit Sieges-Reiſeren, und reicher Epheu-Saatt.
Dort Iris deinen gelb-vergrünten Bogen ſtelle
In unſer Münchner-Stadt, mit dem Naturs-Gemählte
Richt auf ein Pyramid, ein Triumphs-Port erhebe,
Spinn Juno in der Luſt vilfärbigs Freud-Gewebe.
Allein, weil Phoebi Sait geſprungen, weil verderben
Des Orphéus Laute, weil ganz Delos ausgeſtorben,
Was ding für Sänger ich? daß es an deiner Pflicht,
Beförcht ich allzuſehr, mein Zung dir nicht gebricht.
O groſſer Kayſer, O verzeih der kühnen Zunge,
Die von der Nichtigkeit ihrs ſtammlens ſolchen Sprunge
Und Flyg zu wagen ſich erfrecht, bis zu dem Throne
Deiner Höchſten Maieſtät, bis zu des Adlers Wohne.
Zwar iſt die Kuhnheit groß, diß iſt gewagt zwar vil,
Doch hat die Frechheit ein noch höch- und beſſers Zihl:
Dann diß befilchet Treu-Freud-Ehr- und Liebes-Forcht,
Iſt ja ein Schuldigkeit, daß diſer Mann gehorcht.
O groſſer CAROLUS, groſſer Monarch der Welte,
O aller Fürſten-Fürſt, O aller Helden-Helde,
O Bayerens Ruhm-Geſchmuck, O neuer Salomon,
O Phoenix unſrer Zeit, O neue Erdens-Sonn.
O beſſrer Perſeus, der Du vil beſſer haſt
Der Reichs-Andromede den ſchweren Traurens-Laſt
Entnohmen, und ſie Dir zu Deiner Braut erkieſen,
Drum wirſt vil beſſer Du ein Perſeus zſeyn erwieſen.
Hat Perſeus zerberſcht den Gifft geſaugten Drachen
Der ſchon der Nymph zu eyit mit Todt-entbrannten Rachen,
Auch haſt die Neydes-Brumſt, ſo aus ihrn gſchwollnen Schlund
Nur ſpeyte Wuthes-Gall, geſtoſſen in den Grund.
Den Schand-erfüllten Neyd, und ſtoltze Mißgunſts-Beuthe
Haſt du gebunden, da die bleich ergrimmte Wuthe
Deiner Mißgönneren beſtritte überall
Das Reich, und ihr androhte nur Sorg und Unruhes-Quall.

Wie

Wie jener, Du die Lende umgürtst mit Spieß und Degen,
Gantz Rifen-trutzig auch dem Unthier giengst entgegen;
Der Feinds Meduſen-Haupt, wie er a) haſt abgeſchlagen,
Die Gorgones erwürgt, vil Sieg darvon getragen.
Wie dort b) Aeneas haſt (Dein Feinden zum Verdruß)
Dein Ehe-Gemahl befreyt, und wie Antigonus c)
Haſt Du von ihrem Hals die Feſel gnommen ab,
Und ſie erweckt, da ſie ſchon lag im Angſtes-Grab.
Wie Aſſuer aufgehebt von Ohnmacht ſeine Liebe d)
Und ſchöne Eſther hat; ſo haſt der Ohnmachts-Trübe
Entheben Du das Reich; was Theſeo erwieſen
Sein e) Ariadne, daß wirſt Du vom Reich geprieſen,
Sihe! Hochverwürrtes Reich! der iſts, der glorreich hat
Erhöcht dich, da du lagſt unter dem Unglücks-Rad;
Dein voriger Geſpens hat dich, da er erblaſſen
In Traur verwaißlet und verwittibt hinterlaſſen;
Verwittibt wareſt du, doch ſchwanger auch darbey
Mit Unruhes-Kummernuß; Verwirrungs-Tyraney
Goß gantze Jammers-Ströhme; es führt der Zäher-Bach,
Durch den dein Seel zerfloß, nur lautze Wehe und Ach!
Du andre Jephtias f) du wanckteſt hin und her
In Unruhe und Gefahr, gleich dem Möots-Geröhr;
Gleich einem Schaafe, ſo von Wölfen eingeſchrenckt.
In Untergangs-Gefahr warſt du betrübt verſenckt.
Nun aber, weilen du zu Gnüge haſt verkoſtet
Den bittern Enzian, jetzt dein Gemahl dir moſtet
Nectar und Hyblens-Safft; hät dich nit quällt vorher
Das Leyd, ſo wuſt du nicht, was jetzt die Freud recht wär.
Wie dorten Thelepho niemand die groſſe Wunde
Als nur Achilles, g) ders gemacht hat, heylen kunte,
So könnt kein andrer auch der Wund befreyen dich,
Als nur ein Carl, weil ein Carl gmacht den Stich.

Der

a) Ovid. Meth. lib. 5. b) Virgil. Aeneid. lib. 8.
c) Ovid. Eleg. lib. 3. d) Eſther lib. 4. e) Ovid. Triſt.
lib. 5. f) Judicum 11. g) Ovid. Triſt. in Piſonem.

Der Carlen iſt zwar ſchon gewohnt das Teutſche Reich,
Hat ſechs gehabt ſchon, hier Einen, der ſechſen gleich.
An Dir, O unſer Freud, du deines Volcks-Gelüſt,
O Vatter unſrer Liebe, der du der Sibend biſt.
Dann all's was ſieben war, war allzeit Wunder voll,
Und ſchloß Gheimnuſſen ein, im Alterthum ſowohl,
Als bey jetzt junger Welt: aus Sieben Tägen h) wolt
Anfangs GOtt Jehovah, daß ein Woche beſtehen ſolt.
Nur Sieben reine Thier mußt in ſein Arche nemmen, i)
Noach, und nach der Fluth in ſeinem Schiff bequemmen
Noch Sieben Tage ſich, k) Alt-Griechen-Land gelehrt
Von Sieben Weiſen wurd, ſiebn Thürne Stambol ehrt.
Siebn Köpf hat Hercules der Schlangen abgeſchlagen,
Durch Sieben Einflüs wird Nilus in d'See getragen;
Welt-Wunder Sieben nur hat d'Heydenſchafft gezehlt;
(Doch achte gibt es jetzt, wann man Dich beygeſeelt.)
Siebn Jahr hat die Natur zur Unſchuld uns gegeben;
Im Himmel auch nur Siebn Planeten umher ſchweben;
Siebn Porten nur um ſich ein Thebe zehlt zumahl;
O Sieben! Sieben O, O Gheimnuß-reiche Zahl!
Sechs Carlen giengen vor, der Siebend folgſt Du nun,
So muß dann Siebenmahlſechs l) auch zwey und viertzig thun.
Wunſch, Wahl-Jahr trifft mit Dir O Siebnder Carl ein,
O Sieben, Sieben muß drum Wunder-voll ja ſeyn!
Ein heiligs Wunder uns, und Gheimnuß vollen Geiſt
In Dir O Siebender, der Himmel auch erweiſt.
Der Siebnd und erſte biſt zugleich (O Wunder-Sach)
Der Siebnd an Zahl, Der Erſt biſt den Verdienſten nach.
An Dir den Gröſten gwiß wird haben aus allen Kayſern
Die Welt, den Anfangs ſchon mit ſo vil Sieges-Reiſern
Der Himmel hat bezweigt; all vorige untertrückt
Hier Dein verjüngter Ruhm, vor dem ſich s' Alter böckt.
Iſt drum kein Wunder, daß der weiſſe Czechen-Löwe
Mit gelben Boyen-Löwe ein edles Baare gebe;

Dann

h) Gen. 1. i) Gen. 6. k) Gen. 9. l) Zahl auf das Wahl- und Crönungs-Jahr 1742.

Dann gleich mit gleichem sich wohl parret und gesellet,
Der Adler auch die Mitte der Zweyen klug erwählet.
Durch alle Reichs-Plancten, je dunckler, sich durchdringet
Der Adler, und zu Dir seine Sonne allein sich schwinget.
Dann weiß und blaue Farb den Himmel selbst wohl ziert,
Drum will das Reich auch hab'n, daß sie der Adler führt.
O Wahl-Jahr Wunder-reich, O lauter Wunder-Zeit! m)
So den Augustum vor dem Mertz zur gröſten Freud
Gegeben, der beseelt uns vor dem Frühling mit
Sehr reicher Freudens-Ernd, und grossem Jubel-Schnitt.
O nochmahl Wunder-Jahr, allwo zu unsrer Lust
Ein Bruder seyrlich crönt den Bruder, wo Augusk
Auch ein Augustus salbt; was diß für Wunder seyn,
O Reichs-Thalia du schreibe in dein Zeit-Buch ein.
Fürwahr der grosse Carl Du bist, an Tugends-Pracht
Bist groß; an Weisheit bist noch gröſſer, und an Macht
Der Gröſte, drum nach Dir, O Grosser in der That,
Das Reich durch tausend Wünsch schon längst gelesstzet hat.
Ein Welt Dir klecket nit, kanst beyde wohl regieren n)
Eine bestreitt Dein Macht, der andern Ruder führen
Dein Weisheit wohl vermag. Du Janus sihst gar wehl,
In beyden was schon gschehen, und annoch gschehen soll
Was von Augustens Lieb man und Assuerens Pracht
Von Nabuhodonors Ehrforcht für Gschrey gemacht,
Von Salomonens Witze o) was s' Alter hat gepriesen
Für Wunder-Werck, wird jetzt täglich von dir erwiesen.
Die vier belorberen dein Gröſß, O gröſter Fürst,
Was man all Vier genennet, allein Du gnennet wirst.
Bey Dir in höchster Stuffe (jetzt alls aufs höchste steiget)
Prachts-Witzs-Ehrforchts-u. Liebs-Vollkommenheit sich zeigt.
Sieht man Dein Liebe an, und Güte, welche beget
Dein Hertz zum Reich, so bist ihr Vatter, wer erweget
Dein treue Sorg, der siht, daß Du ihr Gmahl darneben;
Betracht ich die Verdienst, bist ihr Erlöser eben.

Drum

m) à Carolo M. ducta linea Carolina. n) Juvenalis Satyr 10. o) 3. Regum cap. 3. v. 16.

Drum Dreyfach in Perſohn, und Einfach in dem Weſen,
Wärſt Du bey alter Zeit, beym Heyden-Volck geweſen,
Du wärſt ſchon längſt ein GOtt: dann ſolcher Tugends-Pracht p)
Wer immer ihn beſitzt, aus Menſchen Götter macht.
Den Mars äffeſt genug: dann was Recht nit vermögen,
Dich gleich gerüſtet haſt zuſuchen mit dem Degen,
Und durch Bellonens-Gwalt: Du Löw aus deinen Klauen q)
Ließt Deine Tapfferkeit und Macht gleich Anfangs ſchauen.
Weil neuer Helens wegen des Löwens man wollt trutzen,
Thättſt tauſend Trojen Du ſambt ihren Stoltze ſtutzen,
Man muß mit rechte Dich ein Hectors Zwinger nennen,
Drum ein beſiegte Wuth Dein Recht laß ſchuldigſt crönen.
Dann Dir iſt nichts zu ſtarck, noch Gere veſtes Schloß,
Noch Babylonens Maur, noch Pharos Thurn zu groß:
Dein Großmuth unterligt alls, dort Dein Stachel-Schneide
Wo Gütte nichts vermöcht, müßt geben den Beſcheyde.
Zwar könſt wie Siceleg r) in Flamm und Aſch' vergraben
Die überſtigne Stadt, doch woltest lieber haben
Der Güte Preyß, und Ruhm, denckent: wann Du ſchon blitzeſt
In Deinem Throne doch nit deſto höher ſitzeſt.
Gwiß Alexander nit mehr Alexander wär,
Erſtorben läg ſein Ruff, wann ihm nicht gleiche Ehr
So Sieg- als Schonens-Kunſt Danckbarlich zugeſchrieben:
Frag Suſa, durch wem es ein Suſa iſt geblieben.
Dein Thron Du lieber wolltſt mit Gütes-Milch bemahlen
Als mit vergoſſnem Blut: glückſeelig drum zumahlen,
All, die ſo lieber wollen Dein groſſe Güte umbfangen,
Als mit verblendter Schaar in blinder Hoffart prangen.
Wie Phœnix aus der Flamm Dein Ruhm nun ſteigt empor,
Vom Kriegs-Feur neugeboren, gläntzt heller, dann zuvor.
Wo läg wohl Hector nun, ſein Ruhm wär längſt verdörrt,
Wann Troja nit durch Krieg wär worden umgekehrt?

Wie

p) Ovid. triſt. lib. ult. Eleg. 3. q) 2. Machab. 11. r) Sam. l. c. 13.

Wie der Eysvogel pflegt zum Nutzen ſeiner Jungen s)
Bey Räuche und Ungemach zubrüten; ſo bezwungen
Durch Ungemach auch wird Dein Feind, O groſſer Printz,
Und brütteſt noch für uns manch Reich, Land, und Provintz,
Drum dann frolocke du glückſeeligs Bayerland:
So du verbindeſt als ein treues Unterpfand
Den Himmel mit der Erd, frolock, dich ſelbſten preyſe,
So du beherrſcheſt und regierſt den Erden-Krayſe.
Vom Hochmuth biſt zwar ſchon lang gnug getruckt gelegen,
Jetzt unterligt er dir, ein reicher Lorbeer-Seegen
Grünt dir jetzt, es hat ſich der Nebel aufgezogen,
Der um dein Horizon zuvor ſich lang geſchmogen.
Den Gold-Fluß Phaſis führt dein CARL dir zu gut
In dich ein, Edles Bayrn, und wie des Nilens-Fluth
Aegypten reich beſeet, wanns aus ihrn Ufer trittet,
So auch Dein Kayſer nun mit Heyl dich überſchittet.
Mit grünen Bluſt beſchneit, und Saphyr-blauen Samet
Um die Thron-Stadt herum die Erd ſich höflich kammet:
D' Natur ſelbſt ſtellt alls vor, was immer Freude heiſt,
Im Gmüth ein Paradeyß uns die Vergnügung weiſt.
Ihr Bayrens Nymphen auch ſchneidt ab von jenem Felde,
So mit Großmuth und Siege beehrt eur theurer Helde,
Die Lorber-Zweige, und ſteckt ſie um ſeinen Throne,
Belaubert Ihm auch das Scepter und heilig Crone.
Du werther Iſer-Strohm, welch' ein Vergnügung zeigen
Dein zweygehörnte Schläffe? wöll ſonders du dich neigen,
Vor unſrer Thron-Stadt hier: der Majeſtätiſch Lauf
Zeigt ja, daß deinem Land ein neue Sonn gehe auf.
Hinfüro wirſt nit mehr mit lärem Waſſer flieſſen,
Wohl aber Seegen und Heyl (wie Amalthea) gieſſen
Aus deinem Glückes-Horn: durch liebliches Herrauſchen
Dein Weiß-bezünte Fluth um ſilber wöll vertauſchen.
Dein neuen Nereüs dich ſchmiege zu höchſten Füſſen:
Mit Nectar dich befleiß das Land zu übergieſſen.

Dein

s) Ovid. triſt. lib. 5.

Dein Rinnfall uns erquicke, biß trincke deine Wellen
Der groſſe Flüſſen-Fürſt, den ſechtzig Ströhme ſchwellen t)
Und du Elyſer Stadt, du theures Bellveder,
Du Sitz der Gratien, du unſrer Städten Ehr,
Du München, feure ab zur Freude dein Geſchütze,
So heilig glimmt und gloſcht von treuer Liebes-Hitze.
Auch du gelehrte Gmeinde, Glück zu, freu dich aufs Neue,
Das diſer Höchſt-Monarch dein GOtt Apollo ſeye:
Sihe, Münchner Muſen-Schaar, ſihe, junger Weißheits-Sitz,
Der Kan und will erhöchn dich zu des Pindens-Spitz.
Ja alles Bayrens Blut, jetzt nach der Traurigkeit
Wann du nit anderſt kanſt erzeugen deine Freud,
So weine, weine keck; dann gar kein Schand erſcheint
Am treuen Kind, wann es aus Lieb zum Vatter weint.
In was groß Traurigkeit, in was groß Uebelſtand
Die lang Abweeſenheit, O ſeufftzents Vatterland
Dich hat geſetzt, mit ſolch' groſſem Vergnügungs-Guß
Anjetzto dich belabt man ſehen kan und muß.
Laß ein Prometheum geläimbte Leiber bfeuren,
Beſſer Der kommend Carl erſtorbner Glut thut ſteuren:
Spannt unſre Gmüther z'vor ein neydigs Schickſaal an
Ein wildes Joch, ſteigt jetzt die Jubel Himmel an.
Auch hier die unſers Carls noch heiligre Gewalt
Bſchämbt Perſeum, der alls durch Gorgonens Geſtalt
In Stein verkehrt: dann wir vor Traur erſtainte Heerd
Mit neuer Seel erfriſcht in Menſchen wiederkehrt.
Wir weinten, da die Wuth des ſtoltzen Unrechts truckt
Uns, unſer Recht, und Land; jetzt diſe Freud entzuckt
Gar unſre Seel: Allein! ſchadt nichts, der theurſte Herr
Iſt diſes alls wohl werth, ja tauſendmahl noch mehr.
So komm, geſalbter Saul, ſo komm, und ſey dann da,
Wir, Chriſte u) ſeynd mit Dir zum frohen Alleluja

Erſtan-

t) Donau-Fluß nimbt 60. Flüſſe in ſich. u) Chriſtus heiſt ein Geſalbter S. Paulus. ad Rom.

Erſtanden von der Traur; mach uns Deinr Freud genieſſen,
Dann wir mit reiner Treu die Ruckkehrs-Süſſe küſſen.
Schier Phœbus zweyt halb mahl ruckwerths ſein Creyß umgienge,
Bis ſolchen Ankunfts-Troſt Dein ſeufftzend Volck empfienge:
Doch was kommt im April, das kommt uns nit zu ſpat,
Ein ſüſſer Vorgenuß weil uns längſt g'ämlet hat.
Groß giengeſt Du von uns, und zwar zu unſrem Schmerhe,
Doch gröſſer kommſt zurücke, begeiſtrend unſre Herhe;
Nur Wunder-Ding in uns und Naturs-Trutze übet
Dein Ankunfft, die des Troſts ein Uberfluß uns giebet.
Nimm alſo, Carl, nimm auf auf Dein geſalbte Nacken
Die Reiches-Bürde, und laß dero g'heilgte Flacken
Die ſanffte Ethelens-Wind bewehn zu jeder Friſt,
Weil ihr Erlöſer Du und auch ihr Chriſtus biſt.
Von Unruhes-Neblen, ja kein traurigs Wetter mehr
Das Reich hinführo darff beförchten, und kan, leehr
Der G'fahren, prangen, wann die weiß und blaue Sonn
B'ſtändig bepurpurn wird den Teutſchen Horizon.
Wann Himmel, Adler, Löw verbrüdert diſe drey
Hinfuhro ſeynd, ſeynd wir der G'fahren g'wiß auch frey:
Und ſolt ein banger Schluß uns einen Ungmachs-Streit
Anbieten, ſchützt uns gnug diſe Dreyeinigkeit.
Dein Nachruhm ätzt Porphyr vor ſpatem Geitz, und ein
Danckbahres Loß der Zeit ſchreibt ihn in Ceder ein.
Es glimmt die treue Flamm, ach! was ein Flamm ſag ich!
Ein Trojens-Brunſt erneurt an unſrer Liebe ſich.
Auf was ein toller Wunſch Caligulens dort zihlt, x)
Da er am gantzen Rom ain Haupt nur wolt, erfüllt
Allhier man ſiht und ſpürrt, indem Dein gantzes Land
Ain Hertz nur hat als ein der Treu und Liebes-Pfand.
Als vil die Iſer uns gebährt der gſchupten Knaben
Mit ſo vil Bündnüſſen ſollſt Dir veropfferet haben.
Die Gmüther Deines Volcks: ſihe! was nit d'Lieb erſinne?
Wie theur wir dir verpfand ſeyn wollen, und auch ſeynd?

Das

x) Kayſer Caligula wolte, daß gantz Rom. ein Haupt hätte.

Das blaue Weckelfeld, des Bayrens-Löwens-Throne
Allzeit bezieren laß. O Himmel, d'Adlers-Crone;
So doplet Wünſch mit Lieb unſre Gehagenuß.
Und unſre Nichtigkeit mit tieff-geſenckten Fuß.
Nimm, weil Dirn Mars jetzt aibt, den Bahn zu Helden-Thaten,
Und reichen Lorber-Schnitt: drauf unter Oehl-Zweig-Schatten
Laß hold Dein treues Volck genuſſen die Sieges-Frücht,
Bis Dir widrum s'weit mehr y) die Zeit zur Loſung ſpricht.
Laß im Triumphe Dich bekräntzt die Ehre ſtören,
Und ſonder Gnügenicht Dein heiligs Wohl florieren,
Ein jedes Athmen Dir ein frohes Viva: ſchreye,
Damit Erb Recht, Sieg, Ehr mit Nutz gepalmet ſeye.
Groſsmächtigſter Carl, Ey! ſo ſey bey uns dann hier,
Und lebe, Löwe Dir, ja nicht alleine Dir,
Sondern auch lebe uns: Dann WIIr aVCh Leben DIr
Ia nIt nVr Leben, DIr aVh gar erſterben WIIr.

Was daucht Ihnen, mein Herr, zu dem hochzeitlichen Freudenſchaale dem durchlauchtigſten Kaiſer das Römiſche Reich ſich vermählendem, mit welchem die Herzensbefrohlockung ein gehorſamſter Unterthan beſchatten wollte und ſollte? Wie poetiſch und demüthig und zugleich ſtolz iſt doch dieſes! Er hält ſich für einen Schatten, aber doch für einen nothwendigen. Braucht es mehr dieſe Schönheiten zu ſchmecken, als ſie zu wiederholen? Doch ich will ſie, m. H. im Vorhofe nicht verweilen, ſondern ſie gleich in das Heiligthum führen. Ich glaube nicht, daß ſie von mir verlangen werden, ſie erſt um Erlaubniß darum zu bitten. Denn wir Kunſtrichter pflegen es ſo zu halten, daß wir die Welt nicht erſt fragen, ob wir etwas ſchreiben ſollen oder nicht; imgleichen ob es ihr angenehm ſeyn wird? daher vermuthe ich auch nicht, daß ſie es übel nehmen werden, wenn ich dabey vielleicht thun werde, als wenn ich viel Leſer vor mir hätte.

y) Caroli Quinti Symbolum.

Ich theile also die Schönheiten dieses Gedichtes in innerliche und äußerliche ein: jene betreffen den Innhalt des Gedichtes selbst, diese die Sprache, und seine Versart. Ich will ihren Werth jederzeit, wenn die Sache selbst nicht deutlich genug für sich redet, durch das Ansehen der größten deutschen Kunstrichter unserer Zeit zu bekräftigen suchen: von welchen so viele Zeitungsblätter berichten, daß wenn die Deutschen noch Dichter werden könnten, sie die Dichtkunst bey ihnen lernen müßten. **Man hat in den Aussprüchen dieser kunstverständigen Schweizer nicht willkührliche Urtheile, sondern die Stimme der Vernunft wahrgenommen** *). Ihre Schriften lehren uns, worinnen das Wesen eines vortrefflichen Gedichtes bestehe. Ein Gedichte muß nach ihren Lehren wunderbar, voll Bilder und Malerey, und voll Ideen seyn, welche nur bey höhern Geistern, die mit dem engen Bezirke der kleinen blöden Seelen nicht grenzen, zu finden sind, und man muß darinnen **von der alltäglichen und platten Prosa abgehen. Das Wunderbare besteht** nach den Lehrsatzen des berühmten Bodmers in seiner tiefsinnigen Schrift von dem Wunderbaren **in der Schöpfung neuer allegorischer Personen, da man vermöge der poetischen Schöpfungskraft bloße Begriffe der Dinge zu allegorischen Namen erhebet, daß sie nur noch einen Schritt zu dem Range wirklicher Personen haben.** Herr Bodmer rechtfertigte dadurch die Personen Miltons, die er aus den Begriffen des Todes, der Sünde u. s. w. hervorgebracht hatte,

*) So reden sie von sich selbst in der Vorrede zu den Schweiz. Samml.

hatte, und welche ſelbſt von dem großen Addiſon, dem Bewunderer des Miltons, nicht völlig waren gebilliget worden. Herr Mayr wußte dieſe Vorſchrift wohl. Er war zu edelmüthig geſinnet, als daß er kein poetiſcher Schöpfer hätte ſeyn wollen. Der Hauptgrund ſeines poetiſchen Gebäudes iſt eine Vergleichung des Römiſchen Kaiſers mit dem Perſeus, und des Reichs mit der Andromeda. Er erhebet das R. Reich zu einer Perſon, **welche unter dem Elendsrade gelegen, mit Kümmerniß und Verwirrungstyranney ſchwanger geweſen, bitter Enzian getrunken, von dem Kaiſer mit Nectar bemoſtet, von ihrem Ungemach befreyet, und mit ihm vermählet worden, wobey Herr Mayr die Herzensbefroblockung darüber mit einem hochzeitlichen Freudenſchaale beſchartet.** So wunderbar iſt alſo die Schöpfung des Poeten! Ich ſehe zwar, daß die Leute, welchen die Rolle der Sünde und des Todes im Milton misfällt, weil allegoriſche und wirkliche Perſonen zugleich darinnen erſcheinen, eben dieſes am Herrn Mayr ausſetzen werden. Allein ich bin im Stande, ihn ſelbſt mit Herrn Bodmers Worten zu vertheidigen. Das H. R. Reich, welches Herr Mayr zu einer allegoriſchen Perſon geſchaffen, **hat nur noch einen Schritt zu dem Range wirklicher Perſonen. Denn laſſet uns nur einen Augenblick ſetzen, daß Herr Mayr mit dem gehörigen Anſehen bekleidet ſey, welches da ſeyn muß, wenn man die Wirklichkeit ſolcher Naturen und Perſonen beglaubigen will: welcher vernünftiger wird ihn einer Ungereimtheit beſchuldigen? Auf dieſe Art kann es kommen, daß man viel-**

leicht in den künftigen Zeiten dem Römischen Reiche, als einer Göttin, Bildseulen und Altäre bauet. Laßt uns weiter setzen, daß die Leser unsers Herrn Mayrs, wie solches auch Herr Bodmer vom Milton voraussetzet, Iroksesen und Huronen sind; man kann auch die Tartarn, Abyssinier und Hottentotten darzusetzen, die von dem Römischen Reiche nichts gehöret haben: werden nicht solche eben so viel Wahrheit in dem möglichen Wesen des Römischen Reiches, als einer Person, als in dem wirklichem Wesen eines Römischen Kaisers finden? Ich will mit Herrn Bodmern noch erinnern, daß dieses alles nur für eine poetische Wahrheit anzunehmen sey. Also glaube ich genug dargethan zu haben, wie eine große Schönheit unser Herr Mayr in sein Gedicht gebracht habe, da er allegorische und wirkliche Personen, als vermählte, in demselben aufgeführet hat; da zumal diese Vertheidigung größtentheils mit den eigenen Worten eines der wichtigsten Kunstrichter in unsrer Zeit geschehen ist. Ja unser Herr Mayr hat dieses vor dem Milton noch voraus, daß wir ihm mehr Glauben beyzumessen geneigt sind, weil er uns mit angenehmern Ideen unterhält, als dieser bekannte Englische Dichter. Denn die Wahrheit zu gestehen, so erwecket das Bild einer Vermählung mehr Vergnügen in uns, als die grausvolle Abschilderung der Blutschande der Sünde mit dem Teufel; aus welcher der Tod gebohren wird, welcher hernach selbst an dem Eingeweide seiner Mutter nagt. Lasset uns nunmehro auf die Vergleichung dieser Personen mit dem Perseus und der Andromeda kommen. Den Kaiser und das

Reich

Reich deſto beſſer zu preiſen, ſo ſetzet unſer Dichter durch einen rühmlichen Kunſtgriff die alten Zeiten, und die darinnen gefeyerten Hochzeiten herunter.

So weiche dann zurück, ſo weich dann graue Zeit
Schämt euch ihr ſpaten Jahr, verkriecht von hinnen weit
Verberget, verſchlieſet euch; all Zierd, all Ehr, all Ruhm
Entfällt nun auf einmahl dem dunklen Alterthum.

Hier iſt eine Stelle, welche ſo erhaben iſt, daß Longin nicht ſäumen würde, ſie anzupreiſen, wenn er itzo lebete. Wie weit erſtrecket ſich nicht die Gewalt eines Dichters! Er kann erniedrigen, was er will. Ein Grübler wollte mir hier einwenden: daß die verfloſſne Zeit nicht gegenwärtig ſeyn noch ſich verkriechen könnte. Allein er bedachte nicht, daß **die poetiſche Wahrheit eine andre, als die gemeine iſt**; daß die Schöpfungsmacht des Poeten auch widerſprechende Dinge möglich machen kann: wie ſolches aus dem größtem Epiſchen Dichter könnte erweislich gemacht werden, wenn hier der Ort dazu wäre. So weit verfallen nur diejenigen Leute, welche ſich allzuſehr mit **abgezognen** Wahrheiten beſchäfftigen. Dieſen Leuten nun könnte vielleicht auch folgende ganz neue und vortreffliche Metaphore des Herrn Mayrs nicht gefallen,

Schweig Memphis ſchweige keck, ſchweig deiner Pharaonen
Verdorrten Stolzmuth nun

Es iſt aus Herr Breitingers Abhandlung von den Gleichniſſen bekannt, daß die Gleichniſſe ergetzen, welche von verborgnen Aehnlichkeiten hergenommen ſind; eben dieſes kann man billig von den Metaphoren ſagen. Blödſichtige Geiſter verſtehen vielleicht auch das Räthſel nicht, daß Herr Mayr klugen Köpfen, die ein Ge-

dichte nicht bloß zur Beluſtigung und Erbauung leſen, ſondern auch gelehret daraus zu werden, vorgeleget hat; da er ſchreibt

Sieh dein Cleopatra
Von eigner Trauer geſtreckt liegt in der Ohnmacht da.

Ihr ſehet, daß der Dichter dieſe Königinn gleichſam unter eure Augen bringet, wie ſie dieſe Vermählung anſchauet, und betrübt wird, daß ihre Feyer, die ſie gegeben, von der Pracht dieſer Vermählung noch übertroffen worden, daher ſie denn als eine in Ohnmacht gefallne Perſon aufgeführet wird. Herr Mayr hat angemerket, daß das Wunderbare auch aus der Verwandlung der Perſonen entſtehe, wie er dieſes vom Herrn Bodmer gelehret worden; denn es klingt ohne Zweifel verwunderſam, wenn man von den Lappländern z. Er. erzählen höret, daß ſie ſich in Bären, Hunde u. ſ. w. verwandeln können. Daher verwandelt unſer Mayr die Calliope in eine deutſche Pierinne.

Nur du Caliope, du deutſche Pierinne
Erheb, ermuntere dein hocherhabne Sinne,

Die Erlöſung des Kindes Cephei, nämlich des Reiches durch den Perſeus, nämlich den Römiſchen Kaiſer zu beſingen, weil

Ja dieſer große Gmahl ſammt ſeiner neuen Braut
Dem Reich, durch göldne Freud, wie Danae uns bethaut.

Vielleicht iſt bey der Ankunft des Kaiſers in München einiges Geld ausgeworfen worden, welches der Poet dem Thau vergleicht, wenn er ſelbſt etwa einem ausgedorrten Felde ſollte ähnlich geweſen ſeyn: denn

- - loculos vacuos ſemper Homerus habet.

Ge-

Gewiß eine ſattſam poetiſche Abſchilderung. Ich finde für nöthig anzumerken, daß man bey den Worten, wie *Danae* eine ſtarke Auslaſſung, eine groſſen Poeten gewöhnliche Figur, wahrnimmt, durch welche ſo viele anſcheinende Schnitzer gerechtfertigt werden; man muß nämlich darzu ſetzen: wie durch den Jupiter *Danae* bethaut ward; indem der Poet mit dieſen wenigen Worten die ganze Geſchichte der Danae begreift. Man hat dieſe Anmerkung der blöden Gemüther wegen gemacht, die bey einem Worte nicht ſo viel denken können als der Poet gedacht hat, welches doch bey den gelehrteſten Dichtern unzähligemal nöthig iſt; damit ſie nicht auf den ungereimten Verdacht fallen, als ob unſer Herr Mayr, Theol. moral. Studioſus, die Mythologie nicht innen habe. Herr Mayr ſetzt ſeine angefangene Allegorie von der Vermählung glücklich fort. Bey den Hochzeiten der Alten war die Lucina nöthig,

der ehegetrauten Paaren
Fürſteherinn und Frau.

Er gebiethet ihr Myrrthen auszuſtreuen, und

Lorbersrein
In höchſten Hymensbaar geflorte Schläfe einzuflechten.

Er gebraucht auch die Charites dabey. Er ermuntert ſie den Traurensboy abzuwerfen: denn eigentlich ſollte er in der Metapher fortfahren, da er von den Huldgöttinnen geſagt, daß ihnen der vorge Mitnbsfall den Boy angeworfen hätte: er reitzet ſie an, die Stadt mit Lieblichkeit zu bekrönen, und die Traurigkeit in tiefe Grufe zu verſperren. Denen es etwa fremd vorkommen ſollte, daß die Charites zu Thorhüterinnen der tiefen Grüfte gemacht

werden, dem ſagen wir, ich und Herr Mayr, ins Angeſicht, daß er in den Alten ein Pilgrim ſey. Da der Dichter vermuthet, daß in dem verwüſteten Bayern an Lorbern ein Mangel ſeyn möchte: ſo bietet er die *Daphne* auf, die Flucht keck und unbeſchwert hieher zu nehmen

. . all Wege hier beſeele
Mit Lorbeerſtrauſen, komm, b'ſchmuck unſre Siegesſtadt
Mit Siegesreiſern und reichen Epheuſaat

An die Iris kommt Befehl, ihr **Naturgemahle** in der Münchner Stadt aufzuſtellen: ſolches kann der Dichter thun

. . *Pictoribus* *) atque *Poetis*
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas

Er giebt der Iris auch zwey neue Aemter

Richt auf ein Pyramid, ein Triumphsport erhebe.

Herr Breitinger macht in ſeiner Abhandlung von den Gleichniſſen, da er den Homer rechtfertigen will, daß er immer einerley Gleichnisbilder gebraucht, die Anmerkung: daß ein Poet, wie die Natur, zwar prächtig, aber doch ſparſam ſeyn, und die Dinge nicht ohne Noth **vervielfachen** und **vervielfältigen** müſſe. Herrn Mayr iſt dieſe Regel allzubekannt geweſen, als daß er ſie nicht ſollte beobachtet haben. Die Iris konnte, wie er meynte, alles dieſes thun: warum ſollte er es meh-

*) Ich kann es nicht in Abrede ſeyn, daß ich dieſen Vers aus dem Horaz bloß angeführet habe, meinen Leſern eine Anmerkung mitzutheilen, welche ich nicht länger bey mir behalten kann: denn prangen kann ich nicht damit, weil der Vers allzubekannt iſt. Horaz hat, wie ich gewiß vermuthe, in dieſer Zeile prophezeyht, daß in unſern Tagen keine Dichter mehr, ſondern bloße poetiſche Maler ſeyn wurden.

mehrern austragen? Denen zum Besten, die hier bey allen diesen Stellen theils die Wahrheit, theils die Wahrscheinlichkeit nicht sehen können, will ich eine Stelle aus Herrn Bodmers Frage: **ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradies keinen Geschmack finden?** welche in dem Sechsten Stücke der schweizerischen Sammlungen befindlich ist, versetzen. **Es ist unleugbar, daß nicht alle Vorstellungen, sie mögen nun seyn, wie sie wollen, und mit was vor Umständen sie gleich begleitet seyn, für alle Leute gleich viel Wahrscheinlichkeit haben. Es ist genug, daß eine Erdichtung auf ein angenommenes Systema einer Religion, einer Secte, eines Aberglaubens, Wahnes, Betruges der Sinnen, oder der Phantasie gebauet werde.** Ich bitte alle, die mich lesen werden, diese Anmerkung, welche bey Lesung des Miltons zu seiner Rechtfertigung unumgänglich nothwendig ist, auch bey diesem Gedichte stets im Sinne zu behalten. Da Herr Mayr also so große Anstalten zur Vermählung vorgekehret, so zeigt er nunmehro, daß dieselben wegen der Größe des Kaisers nöthig gewesen; denn

all vorge unterdrückt
Hier sein verjüngter Ruhm, vor dem sichs Alter bückt.

Es möchte vielleicht jemand diese Stelle tadeln wollen, dem die wahren Gesetze der Poesie nicht bekannt sind, als ob hier eine leere Wiederholung dessen wäre, was in den erstern Versen gestanden: allein es dient ihnen aus den Lehrsätzen eines der größten Kunstrichter zur Antwort, welcher den Homer wegen seiner ähnlichen Gleichnisse vertheidiget: **daß es zur Wiederholung eines**

schon

schon gebrauchten Gedanken schon genug sey, wenn man nur eine neue Nebenidee darzu bringt. Herr Mayr beweist nunmehr die Größe des Römischen Kaisers aus der Wappenkunst:

Ist drum kein Wunder daß der weisse Czechen-Löwe
Mit gelben Boyenlöwe ein edles Paare gebe u. s. w.

zwischen welchen der Adler, welcher sich durch alle Reichsplaneten, welches die Reichsfürsten sind, durchdringet, innestehet. Man erfodert von einem Dichter, daß er eine Kenntnis von allen Künsten haben soll. Worzu wäre sie ihm aber nüze, wenn er sie nicht zeigen sollte? Dieses dient, den Einwurf zu entkräften, als ob diese Stelle dunkel, und die Gelehrsamkeit hier übel angebracht wäre. Milton wuste viel aus der Mathematik, aus der Baukunst, u. s. w. weswegen er solche Wissenschaft in seinem verlohrnen Paradiese, wie billig war, auslegte. Der Poet entdeckt uns auch die Jahrszeit, worinnen gedachte allegorische Vermählung vorgegangen:

O Wahljahr wunderreich, o lauter Wunderzeit
So dem Augustum vor dem Merz zur größten Freud
Gegeben, der bestellt uns vor dem Frühling mit
Sehr reicher Freudenerndt und grossen Jubelschnitt.

Es wird hier eine verwundernswürdige Allegorie vorgetragen, welche um desto schöner ist, je dunkler sie vielleicht manchen blödsichtigen Köpfen scheinen möchte. Ich will besonders die letztere Metaphore auswickeln. Diejenigen, welche Herrn Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen mit Begierde gelesen, und darinnen die Stimme der Natur und Wahrheit gehört und bewundert haben, werden sich erinnern, daß Herr Br.

bey der Vertheidigung eines Gleichnisses des Timäus zwischen dem Isokrates und Alexander den wichtigen Satz zum Grunde leget: **Es sey zu einem guten Gleichnisse genug, wenn die Sachen in dem Stücke einander ähnlich sind, in welchem sie mit einander verglichen werden**: denn das schmeckt nach der Schule, wenn ein Poet das πρεπον oder Wohlanständige, wie im bürgerlichen Leben, beybehalten sollte. Wenn wir ferner nach dem Herrn Breitinger eben daselbst für wahr halten, daß es die größte Kunst erfodre, ein Gleichniß zu erfinden, **dessen Aehnlichkeit sehr tief und verborgen ist, daß sie nicht ein jeder blöder Kopf gleich finden kann**; daher denn auch folget, daß diese Gleichnisse die schönsten sind: so ist gewiß, daß die Metaphore des Herrn Mayrs, welche mit dem Gleichnisse aufs nächste verwandt ist, weil sie nach dem Zeugnisse Quintilianus nichts anders als ein abgekürztes Gleichniß ist, ihre größte Richtigkeit habe: weil der Punkt, worinne das Jubelgeschrey und der Schnitt mit einander übereinkommen, sehr versteckt ist. Ich selbst habe erst lange darüber nachgesonnen, biß ich die **Logik der Phantasie**, von welcher Herr Breitinger an einem Orte Erwähnung thut, und durch welche man etwas finden kann, daß zehn andre vernünftige Leute wahrzunehmen unvermögend sind, zu Hülfe nahm. Ich fand, daß bey dem Schnitte, in der Erndte, von welcher er nur geredet, ein Geschrey vorzufallen pflegt. Man weis aber, daß man das, was bey einer Sache vorzukommen pflegt, oft an die Stelle der Sache selbst setzet: daher ist klar, daß das Jubelgeschrey, und der Schnitt in Ansehung des Geschreyes übereinkomme. Man sieht hieraus den großen Nu-

ßen der Regeln der schweizerischen Herren Kunstrichter, welche man zur Zeit, ich weis nicht, ob aus Blindheit, oder aus Misgunst nicht hat einsehen wollen. Herr Mayr fährt fort die Größe des Römischen Kaisers durch eine Gradationem, wie er überhaupt in den Figuren stark ist, zu erheben

Fürwahr der groſse Carl du bist an Tugendpracht
Bist groß; an Weißheit bist noch größer; und an Macht
Der Größte.

imgleichen durch nachfolgenden Vers:

Ein Welt dir klecket nit, kanst beyde wohl regieren.

Ich finde nichts hierbey zu erinnern, als daß man an meine obige Anmerkung aus dem Herrn Bodmer gedenken muß, daß die poetische Wahrheit eine andre, als die gemeine Wahrheit sey. Die Größe des Kaisers sucht Herr Mayr ferner durch die Herunterſetzung des kleinen **Augustus, Ahasverus, welcher ihm** *Assverus* **heißt, Nabuhodonor,** und **Salomon** zu erheben, wenn er ihn von allen vieren belorberen läßt. Er sagt

Was man all vier genennt, allein du g'nennet wirst

Man darf sich daran nicht stoßen, daß Herr Mayr sie nicht nach der Zeitordnung gesetzet hat. Ein Poet ist nicht so ängstlich. Der große Virgil schützt ihn leicht gegen die Critik kleiner Geister. Herr Mayr findet die Größe des Kaisers so wichtig, daß er ihn deßwegen mit der Heil. Dreyeinigkeit vergleichet. Hier steigt unser Dichter über alle Sphären des gemeinen menschlichen Verstandes. Es muß derjenige **eines plumpen und niedrigen Geistes seyn, der sich**

zu

zu Herr Mayrs erhabnen, groſsmüthigen und außerordentlichen Gedanken und Empfindungen hier nicht erheben kann. Wir wollen die Stelle hersetzen, weil sie allzuschön ist, als daß ihre Schönheit nicht allen empfindlich werden sollte.

Sieht man deine Liebe an ꝛc.

Weiter unten im Verse nennt er den Kaiser ausdrücklich eine Dreyeinigkeit. Sonst kann man dieses Geheimniß nicht aus der Vernunft erkennen; wir wissen keinen Weg darzu: allein Herr Mayr zeigt uns einen. Er lehrt uns nämlich daß wenn der Kaiser unter den Heyden existirt hätte, so würden sie ihn zum Gotte gemacht haben, und dadurch würden sie tüchtig geworden seyn, dieses Geheimniß einzusehen. Wenn sich auch ein Feind finden sollte, welchem dieses Gleichniß allzuverwegen schiene: so will ich ihm im voraus aus Herrn Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen begegnen. Herr Breitinger lehret p. 325, daß man **geringe Dinge durch Vergleichungen mit Groſsen erheben müsse.** Es ist aber außer Zweifel daß der Kaiser geringer als die Dreyeinigkeit ist: folglich ist das Gleichniß des Herrn Mayrs unverbesserlich. Er fährt fort den Kaiser wegen seiner Gröſse zu loben und sagt von desselben Macht,

Thätst tausend Trojen du sammt ihren Stolze stutzen.

Diese Metaphore ist freylich nicht nach dem Geschmacke der ekeln Kunstrichter hervorgebracht, welche nicht haben wollen, daß man zwischen kleinen und groſsen Dingen weder eine Aehnlichkeit suchen noch anzeigen solle: allein diejenigen werden die Vergleichung, der Zerstörung der Länder mit dem Hiebe, wodurch man

einem

einem Pferde oder andern Thiere den Schwanz abhaut, ohne Erschütterung des Magens lesen können, welche es mit dem Herrn Breitinger verdauen können, daß Homer den Ajax mit einem Esel, ein Kriegsheer mit Mücken u. s. w. vergleicht. Herr Mayr lehrt uns, daß die Stacheln Schneiden haben, wenn er sagt:

Deinm Großmuth unterliegt alls, dort dein Stachelschneide
Wo Güte nicht vermöcht müßt geben den Bescheide.

Nunmehro ist Herr Mayr fertig geworden, die Größe des Kaisers zu rühmen, er erhebt nunmehro auch die Güte und Friedfertigkeit.

Dein Thron du lieber wollst mit Gütesmilch bemalen
Als mit vergoßnem Blut

Zu desto besserer Empfindung der Schönheit dieser Zeile muß man wissen, daß die Hn. Maler in Bayern und in der Schweiz zu der weißen Farbe Milch nehmen, und zu der rothen Blut. Fragt man mich, ob die Vergleichung zwischen der Güte und Milch zu klein sey, so will ich ihm aus Herrn Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen pag. 332. antworten. Da in diesem Gedichte die Materie an sich selbst hoch und erhaben ist, so kann man izt die Ursachen leicht errathen, warum Homer und andre große Dichter, als Milton, und etliche Stufen tiefer Hr. Mayr, sich in ihren Vergleichungen so oft von ihrer erhabenen Erzählung und Materie hernieder lassen; nämlich daß sie das erstaunte Gemüth der Leser auf eine angenehme Art besänftigen, ihre angestrengte Geduld etwas ausruhen lassen, ehe sie ganz erschöpfet ist,

und

und durch dieſe geſchickte Abänderung der Materie dem Eckel vorkommen, welcher von der ſteten Gleichheit entſtehen würde. Wer erkennt nicht alſo hieraus, daß man in einem Gedichte nicht immer einerley gleich hohe Gedanken haben müſſe; daß man von der Güte auf die Milch kommen, und eine Aehnlichkeit darinnen ſuchen könne? Wir wollen weiter gehen. Hr. Breitinger hat in der oft angezogenen Schrift von den Gleichniſſen wohl angemerket, daß es eine beſondre Schönheit in einem Gedichte ſey, wenn der Poet viel Gleichniſſe hinter einander ſetze. Herr Mayr, welcher ohne Zweifel bey ihm in die Schule gegangen, folgt dieſer Regel, und vergleicht den Kaiſer mit dem Phönix:

Wie Phoenix aus der Flamm, dein Ruhm nun ſteigt empor
Vom Kriegesfeuer neugebohrn glänzt heller denn zuvor,

mit dem Hektor:

Wo lag wohl Hektor nun ſein Ruhm wär längſt verdörrt,
Wenn Troja nicht durch Krieg wär worden umgekehrt.

NB. Hier erfahren wir zugleich die wahre Urſache des Unterganges von Troja: es ſind viele groſſe Leute geweſen, welche ſich nicht haben einbilden können, daß ein ſo groſſes Kriegsheer, wie das Griechiſche geweſen, um eines Weibes willen vor Troja gegangen ſeyn, und daſſelbe zerſtört haben ſollte. Die wahre Urſache war aber: **Hectors Ruhm würde ſonſt verdörrt ſeyn.**

Ingleichen mit dem Brüten des Eisvogels:

Wie der Eisvogel pflegt zum Nutzen ſeiner Jungen
Bey Rauch und Ungemach zu brütten, ſo bezwungen

Durch Ungemach auch wird, dein Feind, o groſſer Prinz,
Und brüteſt noch für uns manch Reich, Land und Provinz.

Dieſes Gleichniß, welches den miltoniſchen vollkommen ähnlich iſt, giebt ein gutes Exempel zu der Breitingeriſchen Schrift von den Gleichniſſen, und zwar in dem Abſchnitte, wie die Abſichten in einem Gleichniſſe vereiniget werden müſſen. Denn die Gefahr mit welcher der Römiſche Kaiſer Böhmen, Oeſterreich und andere Länder anfangs erobert, wird durch das Brüten vollkommen ausgedrücket. Wir erkennen zugleich ſeine Klugheit, und Vorſicht, welche er bey dieſen groſſen Verrichtungen angewendet hat. Er redet ſein Vaterland, welchem itzt

" " ein reicher Lorbeerſeegen
Grünt, " " "

in welches Carl der VII. den Goldfluß Phaſis eingeführet, und beſonders ſein München, in poetiſcher Entzückung an. Er ſagt daß ſich die Erde um daſſelbe freue

Mit grüner Bluſt beſchneyt und Saphyrgleichen Sammet
Um die Thronſtadt herum die Erd ſich höflich kammet.

Er ſtellet die Erde um München als eine Jungfer vor, welche ſich ſchmücket, um jemanden entgegen zu gehen. Er bemerket, daß ſich die Jungfern **höflich kämmen**: man muß merken, daß höflich hier ſo viel, als zierlich heiſſen ſoll, und weil ſich die Erde um dieſe Zeit mit Blumen, als mit Haaren ſchmückte, ſo ſagte er von der Erde, daß ſie ſich kämme. Ich erſuche demnach Herr Breitingern im Namen der bäyeriſchen Nation, welche auch mit zu Deutſchland gehöret, ihr eine Abbitte zu thun, daß er ohne Ausnahme den Deutſchen

einen

einen Mangel an guten Gleichniſſen, welche nicht von den Alten erborgt wären, vorgerücket. Um dieſe Gegend dieſes Gedichtes haben ſich alle Schönheiten als in einem Mittelpuncte vereiniget. Alles was wir nur poetiſches gedenken können, iſt hierum anzutreffen. Er rufft die bayeriſchen Nymphen an, Lorbeern abzuſchneiden und den Kaiſer damit zu bekrönen,

Belaubert ihm auch das Scepter und heilig Crone.

Er rufft dem Iſerſtrome zu

Du werther Iſerſtrom welch ein Vergnügung zeigen
Dein zweygehörnte Schläff

Man weis, daß die Flußgötter nach dem gemeinen Wahne Nixe; die Nixe, Aelfen; die Aelfen, Teufel ſind; die Teufel aber, wie der Poet glaubt, Hörner haben: folglich iſt klar, wie der Iſer zweygehörnt ſeyn könne. Daher iſt eben auch begreiflich, wie er ein Segenshorn habe

Hinführo wirſt du nit mit lärem Waſſer flüſſen
Wohl aber Seeg'n und Heil, wie Amalthea gieſſen,
Aus deinem Glückes Horn.

München wird von ihm aufgemuntert, ſein Geſchütze loszufeuern; wobey Herr Mayr Gelegenheit nimmt, wieder eine neue allegoriſche Perſon hervorzubringen: da er nämlich das Geſchütze zu einer Perſon machet

So heilig glimmt und gloſcht vor treüer Liebeshitze.

Es haben mir einige bey dieſer Stelle eingewendet, daß man das ſo, auf die Freude ziehen müſſe; allein ich ſehe nicht, warum wir es nicht ſollten auf das Geſchütze deuten können, da die Perſonendichtung deſto ſchöner iſt, je verwegner ſie zu ſeyn ſcheint. Das Vaterland des Herrn Mayrs wird von ihm zur Freude

ermuntert, bey welcher Gelegenheit er den Kaiſer mit dem Prometheus vergleichet:

Laß ein Prometheum gelaimbte Leiber bſeüern.
Beſſer der kommend Carl erſtorbne Glut thut ſteüern.

Die Art, wie man den kühnen Ausdruck: **erſtorbne Glut** rechtfertigen kann, wird man an der Bodmeriſchen Vertheidigung des **Brockſiſchen Erbärmlich ſchön** wahrnehmen können. Das Wörtchen, **thut**, iſt hier kein cheville, oder Flickwörtchen. Ich erinnere mich in den neueſten Stücken der ſchweizeriſchen Sammlungen geiſtvoller Schriften die Alten deutſchen Dichter, den Sebaſtian Brand und andere vertheidiget geleſen zu haben, daß ſie die Wörter, **lobeſan, wohlgemuth** und andre, nicht als Flickwörter gebraucht, ſondern daß ſie alle ihren guten Verſtand darinnen hätten. Eben dieſes kann man von Hrn. Mayr behaupten. Dieſes Wort **thut** zeigt die Geſchäfftigkeit des Römiſchen Kaiſers in Belebung ſeiner Unterthanen an.

Wie es in dem berühmten miltoniſchen Heldengedichte, dem verlohrnen Paradieſe, eine große Tugend iſt, daß der Held, welcher nach Herrn Bodmers feſter Meynung, Chriſtus iſt, am Ende erſt erſcheinet, im Anfange und in der Mitten faſt nie zum Vorſcheine kömmt; daher auch einige blöde Kunſtrichter, die auf **der unterſten Staffel der Leiter der Geiſter ſtehen**, ſich fälſchlich eingebildet, als ſey der Teufel der Held Miltons: ſo eine vortreffliche Eigenſchaft des Mayriſchen Gedichtes muß es auch ſeyn, daß Herr Mayr ſeine Vergleichung des Kaiſers mit dem Perſeus, und des Reichs mit der Andromeda, im Anfange mit wenig Worten erwähnt, den größten Theil ſeines Gedichtes

dichtes davon geſchwiegen, und ſie am Ende nach einer langen Sehnſucht der Leſer wiederbringt. So zeigt man etwa leckerhaften Säuglingen den ſüßen Zucker; man entzieht ihnen aber denſelben wieder, damit ihre Sehnſucht nur deſtomehr entzündet werde, bis man ihnen denſelben endlich giebt. Es entgeht uns aber keine Schönheit durch die Verzögerung der Vergleichung: er zeigt, worinnen die Aehnlichkeit des Kaiſers beſtehe, nämlich da Perſeus mit dem Gorgoniſchen Schilde alles in Steine verkehrt, ſo habe er, nämlich der Kaiſer, die **durch die Trauer erſteinte Heerd** wieder belebet. Weil nun die Zurückkunft deſſelben von Frankfurt Urſache daran geweſen, ſo nimmt Herr Mayr daher Gelegenheit dieſelbe mit der Auferſtehung Chriſti zu vergleichen.

So komm geſalbter Saul, ſo komm und ſey dem da ꝛc.

Die Aehnlichkeit liegt hauptſächlich in dem Worte Chriſtus, welches nach dem heil. Apoſtel Paulus an die Römer, einen Geſalbten, wie Herr Mayr in einer Anmerkung erinnert, bedeutet. Da die Zurückkunft Carls des VII. im April geſchehen, ſo iſt es natürlich, daß dieſer Monat ein Lob verdiene, welches er in folgender Zeile erhält

Doch was kömmt im Aprill, das kömmt uns nit zu ſpat.

Er will die Zahl der Unterthanen poetiſch ausdrücken, welche ſich der Kaiſer dadurch verbindlich gemacht hat. Allein, da die Art, wie ers thun wollte, ſchon gemein gemacht war: ſo ſuchte er dieſelbe **aufzuſtutzen**, indem er ſich der Mittel darzu bedienet, die Herr Breitinger in ſeiner Dichtkunſt an die Hand giebt; da er zeigt, wie man bekannten Dingen den Schein einer Neuheit geben ſolle. Unſer Dichter ſagt:

Als viel dir Iser uns gebahrt der gschuppten Knaben
Mit so viel Bündnussen sollst dir veropfert haben
Die Gemüther deines Volks.

Die Ursache seiner glücklichen Erfindung, und seines Ausdruckes derselben giebt er uns in folgender halben Zeile:

siehe! was nit d' Lieb ersinnt.

Wiewohl es vielleicht auch eine Erinnerung seyn könnte, auf das glückliche Chronostichon, worinnen er die Zeit der Ankunft des Kaisers meldet, acht zu haben.

Dann WIr aVCh Leben DIr
Ia nIt nVr Leben DIr, aVh gar ersterben WIr.

Ohnerachtet Herr Mayr wohl gewußt, daß die berühmten Herrn Kunstrichter in der Schweiz, vordem die Chronostricha, Anagrammata, und andre solche Dinge verworfen; so muß er doch in der That Nachricht haben, daß sie, wie in andern Stücken, z. E. von den Wortspielen, von den sogenannten Phoebus und Galimatias ꝛc. auch hiervon andrer Meynung geworden. Denn es ist in der That ein Unterschied unter dem jungen und alten Herrn Bodmer, und unter dem jungen und alten Herrn Breitinger. Mein Herr Vater, Conrector in Zürch, ist auch anders gesinnet als ich der Jüngere: und wenn ich werde alt werden, so werden freylich auch meine Urtheile anders werden. Bey Verfertigung dieses Chronostichi ist Herr Mayr in eine vollkommene Entzückung wieder gekommen; er weis nicht, wer den Kaiser besingen soll:

Weil Phoebe Sait gesprungen, weil verdorben
Des Orpheus Laute, weil ganz Delos ausgestorben
Was ding für Sänger ich?

Endlich dingt sich unser Herr Mayr selbst, nur er ist etwas furchtsam dabey:

daß es an deiner Pflicht
Befürcht ich allzusehr, mein Zung, dir nicht gebricht.
O großer Kayser o! verzeih der kühnen Zunge,
Die von der Nichtigkeit ihres Stammlens solchen Sprunge
Und Flug zu wagen sich erfrecht, bis zu dem Throne
Dein'r hochsten Majestät, bis zu des Adlers Wohne.

Mercur hatte bey den Alten geflügelte Füsse, und es war natürlich, daß diese Fittige sehr staubicht werden mußten: Herr Mayr hat die Flügel an der Zunge, mit welchen er sich bis zu des Adlers **Wohne** schwingen kann.

In der Redekunst wird eine Regel gegeben, daß der Redner alles, was er in der ganzen Rede gesagt, am Ende kurz wiederholen möge; welche Vorschrift Herr Mayr glücklich in die Dichtkunst **übergetragen**: indem er alles von dem Phoenix, von Salomo, Perseus, u. s. w. uns noch einmal saget, damit man ja nichts vergessen möge. Vom Kaiser, welcher das Reich itzo mit Nectar **moste**, nachdem es vorher bittern Enzian getrunken, sagt er: daß er die Wunden desselben geheilet habe, und vergleicht ihn mit dem Achilles:

Wie dorten Telepho niemand die große Wunde
Als nur Achilles, ders gemacht hat, heilen kunnte,
So könnt kein andrer auch der Wund befreyen dich
Als nur ein Carel, weil ein Carel gmacht den Stich.

Ich bin schon lange begierig gewesen, als ich das Gedicht durchgesehen, ob ich nicht aus demselben errathen könnte, von welcher Secte der Philosophen Herr Mayr sey. Man hat es dem Virgil, dem Horaz und andern angesehen, was sie für Philosophen gewesen sind: und vom Milton hat man aus seinem Heldengedichte erfahren, daß er ein Doctor angelicus & irrefragabilis gewesen. Und siehe das Ende dieses Gedichtes lehrte mich, daß Herr Mayer ein Pythagoräer sey, weil

weil er in der siebenden Zahl so große Geheimnisse suchet. Und gewiß jedweder, der ein rechter Poet seyn will, muß zu dieser Secte treten: weil sie vom Wahne und andern solchen vortrefflichen Sachen viel hält.

Alles was siebend war, war allzeit wundervoll.

Herr Mayr erzählt in den folgenden Versen die Geheimnisse, welche in der siebenden Zahl verborgen sind, und darum ziert er sein herrliches Gedicht mit folgenden nachdrucksvollen Zeilen:

Der Siebnd und erste bist zugleich, o Wundersach!
Der Siebnde an Zahl der erst bist den Verdiensten nach.

So haben wir denn die Seele dieses herrlichen Gedichtes betrachtet: weil solche aber in einem schönen Leibe wohnet, so wollen wir nunmehro auch den nicht minder vollkommnen Leib in Augenschein nehmen. Ich folge darinnen dem berühmten Herrn Bodmer nach, welcher erst das Innre vom Milton beschauet, und sich alsdann auch zu dem Aeußern, nämlich zu seiner Schreibart gewendet hat; da er eine Abhandlung von der Sprache Miltons in die schweizerischen Sammlungen eindrucken lassen. Die erste Anmerkung über die Sprache Mayrs ist eben diejenige, die Herr Bodmer von der miltonischen Mundart gemacht. Herr Mayr hat nämlich in die deutsche Sprache **mit gutem Fortgange die Formen und Arten fremder Sprachen und Dialecten eingepfropfet.** Ich könnte hier des Zwanges gedenken, welcher dem deutschen Verse angethan wird, wenn man ihn allzuscharf an die prosaische Construction bindet. So sagt Herr Breitinger im II. Th. cr. Dichtk. 463. S. Daher hat er Constructionen mit den Mittelworten in unsre Sprache gebracht, z. Ex.

Von eigner Traur geſtreckt
, doch wolteſt lieber haben
Der Güte Preis und Ruhm, denckene ꝛc. und noch viele mehrere.

Solches hat er auch von den bloßen Beywörtern (Adj.) verſucht:

Glückſeelig drum zumahlen
All

Aus gleichem Grunde läßt Herr Mayr das Du in der andern Perſon weg, ingleichen die *Verba ſubſtantiva*, als z. Ex.

An Tugendpracht biſt groß
Durch alle Reichsplaneten, ſo dunkler ſind, durchdringet.

Er ſetzt die andre Perſon im Imperativo nach Art der Lateiner zuletzt:

Zu deiner Fluchte keck, o Daphne dir erwöhle,

Dieſes alles ſind Regeln, wie man die lateiniſchen Arten in die deutſche Sprache pfropfen kann. „Es hätten mehrere aus dieſem Gedichte können angeführet werden, „allein wir haben nur eine kleine Probe geben wollen. „Man darf demnach die Freyheiten, (daß ich die Worte „des Herrn Bodmers aus angezogener Abhandlung „nachahme,) nicht nach der gewiſſenhaften Sorgfältigkeit einiger oberſächſiſchen Kunſtrichter beurtheilen „und einſchränken, noch ſich einbilden, was in einer „furchtſamern nicht angeht, ſtehe auch in der kühnern „nicht wohl an. Die deutſche Mundart hat wahrhaftig keine ekelnde Abneigung gegen die Kunſtmittel, welche die alten Kunſtlehrer angeprieſen haben, „die Rede hell, kurz, genau, nachdrücklich und erhaben „zu machen: und wenn wir der deutſchen Sprache eine „Ungelenkigkeit beymeſſen, ſo geſchieht es nur deßwegen,

„weil die Schriftsteller ungelenkig sind. Die 2. Anmer-
„kung ist, daß Hr. Mayr die veralterten Wörter her-
„vorgesuchet, wie Herr Breitinger vom Herrn Bod-
„mer berichtet im II. Th. crit. Dichtk. 69. und 70. z. E.

Ein Welt dir klecket mit

„Die dritte Anmerkung ist, daß Herr Mayr ganz
„neue Wörter machen muß, wenn er entweder neue
„Ideen hervorbringt, s. Hrn. Breit. Cr. Dichtk. II. Th.
p. 215. sqq. oder sie nachdrücklicher geben will. Siehe die
angezogne Schrift II. Th. 210. **So ist unterjochen nachdrücklicher, als unter das Joch bringen; weil dieses eine matte Umschreibung ist, die vier Wörter anwenden muß, eben denselben Begriff zu erwecken.** So ist es auch mit den Wörtern unsers Herrn Mayrs bewandt, z. Ex. belorbern, und belaubern, ist nachdrücklicher als mit Lorbeer bekränzen. Ich will meinen Lesern ein klein Register davon mittheilen:

Stolzmuth, Prachtesglänze, ehegetraut, Lorbeersrein, gefürßte Traurensboy, Lorbeerstrausen, beschmucken, (NB. dieses Wort habe ich in einem alten deutschen Romane, Dianea, welcher dem Milton ziemlich ähnlich ist, gefunden; er sagt auch, umschmucken.) Siegesreiser, Epheusatt, gelbergrunt, Naturkgemahle, Triumphsport, Freudgewebe, bezweigen, Freudens-Erndt, Jubelschnitt, Reichsthalia, lesszen. (NB. dieses Wort ist erfunden worden, die Bewegung der Lippen auszudrücken.) Prachts-witzs-ehrforchts-liebsvollkommenheit, Tugendspracht, Stachelschneide, Schonenskunst, Reicher Lorbeersegen, geschmogen, kammen, s. kämmen, mosten, bepurpern, bezieren, bepalmen, zerborschten, verwaißen u. a. m.

„Die vierte Anmerkung betrifft die Verkürzung und
„Verlängerung der Sylben, die Rede nachdrücklich zu
„machen. Aristoteles hat schon zur Regel gemacht,
„wie solches Herr Bodmer in der Vertheidigung der

„Spra-

„Sprache Miltons behauptet.„ Dieſe Regel iſt in dieſem Gedichte ſo unzähligmal beobachtet, daß wir es unſern Leſern ſelbſt überlaſſen, die Exempel darzu zu ſetzen.

Die fünfte Anmerkung betrifft das Sylbenmaaß und die Verſe, daß man nämlich nicht nöthig habe, Abſchnitte zu machen, ſondern der freyen Art der Lateiner, Italiener, Franzoſen und anderer nachfolgen müſſe. Man habe nicht nöthig, die Länge der Sylben, welche ſie gemeiniglich haben, in den Verſen zu beobachten, und man dürfe die Verſe nach Belieben in einander laufen laſſen. Siehe Herrn Breiting. Crit. Dichtk. II. Th. den letzten Abſchnitt. Dieſe Regel iſt von unſerm Dichter dem Herrn Mayr ſo beobachtet worden, daß wir für unnöthig erachten, ſolches lange durch Exempel daraus zu erweiſen. Ich will nur noch, ehe ich ſchließe, ein Verzeichniß der beſten Metaphoren beyfügen, deren Schönheit ich nicht weitläuftig zeigen kann; weil ich ſonſt dem Herrn Bodmer die Materie rauben würde, da er ſichern Nachrichten zu folge dieſes Gedichte künftig in ſeine Sammlungen bringen, und ſeine ganze Genealogie und Geburt zeigen wird. Die ſchönſten Metaphoren aber ſind ohngefähr nachfolgende:

Verdorrter Stolzmuth:
Der Freudenſcheint bekranzt dich.
Freudgewebe
Reichsplaneten, ſ. Reichsfürſten.
Freudens-Erndt
Jubelſchnitt
Der Iſer güßt aus ſeinen Glückeshorn Heil,
Vor Liebeshitze gloſchen,
erſtorbne Glut,
Mit neuer Seel erfriſcht,

Ein

Ein süsser Vergnuß ämlet uns,
Das dankbare Loß der Zeit,
geschurppte Knaben,
Sänger dingen,
ein mit Tod entbrannter Rachen,
stutzen s. zerstören,
Gütesmilch,
Die Erde lammt sich höflich,
Verdorrter Ruhm,
Provinzen brüten,
Der Unglücksnebel schmiegt sich um ein Land,
Mit Bluß, oder Blüte beschneyen.
Ein Vergnügungsguß belabt dich,
durch Trauer erstaunte Heerd,
die Rückkehrs Süße küssen,
schreibt den Ruhm in Cedern,
das Athmen schreyt ein Vivat,
Traurens Last,
unter dem Unglücksrade liegen.

Diese große Anzahl ist kaum die Hälfte, die ein frostiger und kalter Kopf durch alle Anwendung seiner Kräfte, nicht erfinden würde. Vortreffliches Gedichte!

Ich komme nunmehro auf Sie, H. H. an welchen ich dieses Gedichte sende, zurücke: ich ersuche Sie, dieses Gedichte, nebst meiner Beurtheilung, auf eine Art bekannt zu machen, die Ihnen gefällig ist. Sie werden begierig seyn, zu wissen, was der Herr Mayr zur Vergeltung für sein so vortreffliches Gedichte bekommen habe? Sie werden Nachricht von der Gesellschaft haben, welche nach dem Berichte des berühmten Hrn. Bodmers, in seiner Vertheidigung der Sprache Mil„tons, Befehl und Gewalt hat, für die neuen Sachen, „und für die neuen Begriffe alter und gewissermaßen „schon bekannter Sachen neue Namen zu erfinden, die

„Deut-

„Deutſchen Stammes, Urſprungs und Anſehens ſind. Herr Breitinger und Bodmer ſind die Vorſteher derſelben; die Mitglieder ſind hier und da zerſtreuet. Hr. Mayr iſt in dieſe Geſellſchaft als Geheimſchreiber aufgenommen und beſtätiget worden. Sie werden wahrgenommen haben, H. H. daß ich in meiner Beurtheilung dieſes Gedichtes, nicht allezeit den Abſchnitt und das Blatt der Bücher angezogen habe. Ich bin dem großen Herrn Breitinger darinnen nachgefolget, welcher, da er im II. Th. ſeiner crit. Dichtk. p. 108. den Hrn. Reinbeck in ſeiner Betr. über die Augſpurgiſche Confeſſion anziehet, nur ſetzet: Herr Probſt Reinbeck hat dieſe vor gleichgültig gehaltene Wörter aus einander geſetzt in ſeinen Betrachtungen Th. . . C. . . Bl. . . Uebrigens wird mir es die gröſte Freude ſeyn, wenn ich Ihnen einigen Vorſchmack von dieſem vortrefflichen Gedichte gegeben habe. Ich bin

Hochgeehrt. Herr,

Dero bereitwilliger

Chur, den 17. Aug. 1743.

Effinger der Jüngere.

VII.

M. Joh. Martin Prechtleins, Rectors zu Markbreit im Frankenl. Gedanken, von der Nothwendigkeit der deutſchen Sprachlehre in Schulen.

Ich ſetze als eine von den geſchickteſten Gelehrten erwieſene, und von geſcheuten Leuten durchgängig angenommene Wahrheit voraus: daß ein Deutſcher verbunden ſey, vor andern ſeine Mutterſprache

ſprache rein, und wo es ſeyn kann, auch zierlich zu erlernen. Dieſe Schuldigkeit erſtrecket ſich auf alle unſere Landsleute, ſie ſeyn Gelehrte oder Ungelehrte; ſo weit ſie nur Gelegenheit haben, eine gute deutſche Schreib- oder Mundart zu erlernen. Denn wer zieht nicht das Richtige, dem Unrichtigen; das Schöne dem Befleckten; und das Vollkommene dem Unvollkommenen vor? Und wer ſollte nicht eine richtige, nette und regelmäßige deutſche Schreibart, einer beſudelten, verworrenen und undeutſchen vorziehen? Die Sache iſt klar, und ich glaube, es werde ſich niemand getrauen, einen Einwurf dagegen zu machen. Denn er müßte befürchten, von allen redlichen Deutſchen des deutſchen Namens unwerth geſchätzet zu werden. Wenn aber die Frage zu beantworten wäre: wie und auf was Weiſe man zur Fertigkeit darinnen gelangen ſolle? ſo dürften die Urtheile dabey weit mehr getheilet ſeyn, als bey der vorigen: ob ein Deutſcher ſich darauf befleißigen ſolle? Und ich ſehe zum voraus, ja ich bin es aus der Erfahrung belehret, daß die meiſten ſich die Sache als allzuleicht, andere aber als allzuſchwer vorſtellen werden. Ich an meinem Ort ergreife auch hier die Mittelſtraße, und behaupte: es ſey eben nicht ſo ſchwer unſere Sprache richtig zu erlernen, daß nicht auch Unſtudirte dazu gelangen könnten; es ſey aber auch nicht ſo leicht, daß man ohne allen Fleiß, ohne alle Aufmerkſamkeit gut deutſch reden und ſchreiben könne. Vornehmlich ſehe ich die deutſche Sprachlehre als ein nöthiges, obgleich nicht als das einzige Mittel in den Schulen dabey an. Von allen will ich meine Gedanken etwas umſtändlicher entdecken.

Daß viele ſeyn, welche ſich die richtige Erlernung

der

der deutſchen Sprache viel zu leicht einbilden, erhellet daher zur Genüge: *weil die wenigſten Schulmänner* dieſe Sache werth achten, daß ſie ſich damit beſchäftigen. Man überläßt in dieſem Punct die Jugend einzig und allein ihrem eigenen Triebe, und dem Wege den ſie gehen will. Die Vorſteher und Aufſeher der Schulen laſſen es auch bey dem alten Herkommen, und die Aeltern denken ohne dieß nicht daran, daß ihre Kinder einen deutſchen Sprachmeiſter oft eben ſo nothwendig, ja noch nothwendiger, als einen franzöſiſchen brauchen. Wann es gut geht, ſo werden in den Schulen zuweilen deutſche Briefe, Reden und Verſe zu verfertigen aufgegeben, und durch den Lehrmeiſter verbeſſert: da denn noch Gelegenheit iſt die Jugend einiger Maßen auf die rechte Bahn zu leiten. Ich weis aber auch aus der Erfahrung, daß in vielen Schulen ſolche Uebungen, als unnöthig, gar unterlaſſen, in andern aber viel zu ſelten getrieben werden. Und wie viel ſollte man noch Schullehrer finden, die es in der lateiniſchen Schreibart zweymal ſo weit gebracht haben, als in der deutſchen? Ja ſie ſollten noch dazu meiner ſpotten, wann ſie dieſe Gedanken leſen ſollten, daß man auf dieſe Kleinigkeit, nach ihrer Meynung, ſehen wollte: da ich an meinem Orte der Meynung bin, man dürfe bey Beſetzung der Schuldienſte eben ſo wohl darauf ſehen, wie weit ein Mann der deutſchen Sprache mächtig ſey, als wie weit er die lateiniſche eingeſehen habe. Denn es iſt die Schuldigkeit der Lehrmeiſter vor allen Dingen, ihre Untergebene in ihrer eigenen Mutterſprache recht zu unterrichten. Man ſehe was davon Herr M. Schwabe in Rollins überſetzter Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll, im erſten

Theile

Theile auf der 404. und f. S. gesaget hat, welches Buch ohne dieß kein Schulmann sollte ungelesen lassen. Aber da herrschet noch gar oft das gemeine Vorurtheil: die Sache brauche gar keine Unterweisung, wir hätten ja den täglichen Umgang, und die häufige deutschgeschriebenen Bücher gäben der Jugend Gelegenheit genug an die Hand, sich in ihrer Muttersprache zu üben. Ja wohl, vortreffliche Lehrmeister! Wir gehen mit Gelehrten und Ungelehrten, mit Vernünftigen und Unvernünftigen, mit Männern und Weibern, und was soll ich mehr nennen? um; wir lesen gute und schlechte Schriften, wir treffen auch in guten Büchern dennoch fehlerhafte Ausdrückungen an, welche entweder die Provinz oder Unachtsamkeit, oder Unwissenheit des Schriftstellers verursachet hat: denn wer ist von allen Fehlern frey? Ist es wohl möglich, daß ein junger Mensch in diesem Irrgarten ohne einen Leitfaden den rechten Weg treffe? Steht es zu hoffen, so lange in den Schulen keine bessere Anweisung zur Muttersprache gegeben wird, daß viele Deutsche auch recht deutsch reden und schreiben lernen werden? Alle Vernünftige werden eingestehen, daß die Ausbreitung des guten Geschmacks in diesem Stücke so lange nicht statt habe, bis man mehrere Sorgfalt in Schulen darauf wenden wird. Leute, welche das Studiren nicht fortsetzen, oder nicht aus einer besondern Liebe zu unserer Sprache, so viel ihnen möglich ist, Fleiß und Mühe hierauf wenden, gelangen gar nicht dazu. Unter den Studirenden selbst, ist die Anzahl gegen die übrigen zu rechnen, sehr klein, welche auf Universitäten Gelegenheit finden, auf den rechten Weg gebracht zu werden. Denn vielen wollen es Zeit, Geld und andere Umstände nicht mehr

erlauben,

erlauben hierauf etwas zu wenden. Noch mehrere bleiben bey dem Vorurtheile ihrer Lehrmeister, daß sie es schon können, und nicht nöthig haben zu lernen. Man sieht also daraus, daß diejenigen, welche sich die Sache zu leicht vorstellen, der im Anfang fest gesetzten Pflicht aller Deutschen zuwider leben.

Auf der andern Seite hindert auch viele das Vorurtheil einer allzugroßen Schwierigkeit. Sie begreifen, daß eine Unterweisung nützlich wäre: aber sie bilden sich ein, unsere Mutterſprache habe so viel besonderes, daß man in Schulen die Zeit nicht gewinnen könne, damit umzugehen. Man hätte zumal die lateinische, als der Gelehrten Mutterſprache, und nebst derselben noch andere fremde, bey der Jugend zu treiben, daß man unmöglich mit der deutschen auch die Zeit zubringen könne. Es sey daher nicht anders möglich, als daß man es bey dem alten Herkommen lasse, dabey ja auch, der Erfahrung nach, die Leute dennoch zu recht kämen. Ich antworte auf das letzte zu erst. Sie kommen zu recht, so wie sie in vorigen Zeiten auch zu recht gekommen sind: daß sie nämlich, statt einer reinen und guten deutschen Schreibart, verwirrte, undeutliche, und oft sehr vermischte Redensarten zu Markte bringen; daß man in Briefen, Reden und Gedichten gelehrter und ungelehrter Deutschen viel undeutsches lieset und höret. Dieser Fehler soll aber billig verbessert werden, wie gleich im Anfang fest gesetzet worden. Gesetzt demnach, man müßte von der Uebung in der lateinischen oder andern fremden Sprachen etwas abbrechen, um es auf die deutsche zu wenden; gesetzt mancher junger Mensch, würde nicht so gar nett Latein reden und schreiben lernen, als es sonst

geſchehen wäre, er wäre aber dabey geſchickt in ſeiner Mutterſprache ſich wohl und richtig auszudrücken: was hätte man denn für Verluſt dabey erlitten? In welcher Sprache müſſen wir mehr reden und ſchreiben, in der deutſchen oder in der lateiniſchen? Was müſſen wir am beſten lernen? das, was wir beſtändig in unſerem Leben nöthig haben; oder was wir ſelten gebrauchen? Wie viele ſind insgemein unter einem groſſen Hauſen in den niedern Schulen, welche ſtudiren? Iſt nicht deren Anzahl oft weit gröſſer, welche ſich auf andere Künſte und Profeſſionen dereinſten legen, und welche die erlernte Latinität gröſſtentheils wieder vergeſſen; weil in den folgenden Jahren die Uebung fehlet, da die deutſche immer gebrauchet wird? Ja wie viele ſo gar geſchickte Lateiner werden auch bey den pur lateiniſchen Bemühungen gezogen? Sind ſie nicht dennoch gar leicht zu zählen? Die Antwort auf alle dieſe Fragen will ich nicht ertheilen, weil ſie einem ieden leicht einfallen, und bey billigen Männern ſo viel Gewicht haben wird, daß die lateiniſche Sprache das Recht verlieren wird, die deutſche gar aus den Schulen zu verdrängen.

Mich dünket alſo dieſe zween Sätze wären klar genug erwieſen. Die deutſche Sprache wird ohne alle Unterweiſung durch den bloſſen Gebrauch und Umgang nicht richtig gelernet. Das hieſſe die Sache auf die leichte Achſel nehmen. Imgleichen, die Mühe, welche auf unſere Mutterſprache in Schulen muß gewendet werden, und die vermeynte Hinderniß in andern Dingen, entſchuldiget die Lehrmeiſter nicht. Das hieſſe der Sache allzu viele Schwierigkeiten andichten. Ich beſorge aber vielleicht nicht unrecht, daß bey allem dem, dennoch die meiſten, wo nicht alle Schullehrer,

bey

bey ihrer vorigen Weiſe bleiben, zumal, da es denſelben insgemein nicht einmal frey ſteht, auch nur ein Haar breit von dem alten Schlendrian abzuweichen. Nichts deſtoweniger will ich verſuchen, ob ich durch einen neuen Beweis und Bewegungsgrund einen und andern gewinnen möge. Wie, wann ich wahrſcheinlich, oder gar gewiß machte, daß die deutſche Sprachlehre nicht nur der lateiniſchen gar keine Hinderniß brächte, ſondern ein gewiſſes Mittel ſey, darinnen wohl und glücklich fortzukommen? daß die kurze Mühe, welche die Unterweiſung im Deutſchen verurſachet hat, bey der lateiniſchen durch hundertfältige Erleichterung vergolten werde? Sollte das bey denen keinen Eindruck machen, welchen die Aufnahme der gelehrten Sprache ſo ſehr am Herzen liegt? Ich will meinen Beweis gleich hinzuſetzen, ehe ich meine Gedanken eröffne, wie man die deutſche Sprachlehre treiben ſoll. Ein ieder prüfe wie er beſchaffen ſey. Wir bringen der Jugend die lateiniſche Sprache, nachdem ſie die Grundregeln derſelben gefaſſet hat, durch die Uebung bey. Einige wollten lieber das erſtere, nämlich die Regeln gar weglaſſen, und die Uebung allein behalten; davon ich aber itzo meine Gedanken nicht weitläuftig eröffnen darf. Worinnen beſtehen aber die erſten und meiſten Uebungen? Sind es nicht die Ueberſetzungen aus der lateiniſchen in die deutſche, und aus dieſer in jene Sprache? Laſſen wir ſie nicht der alten Lateiner ihre Schriften in das Deutſche einkleiden? Müſſen nicht hernach die Knaben allerhand deutſche Aufſätze mit nachgeahmtem Latein verwechſeln. Dabey ich im Vorbeygehen billig bedauere, daß dergleichen deutſche Aufſätze jezuweilen nicht viel beſſer gerathen ſind, als wenn ſie von einem

neulich aus Frankreich gekommenen Anfänger der deutschen Sprache abgefasset wären.

Seybolds officina virtutum, und officina scholastica, Muzelii compendium, und andere mehr, geben davon viele Beweise. Nun lasse ich erfahrne Schulmänner selbst den Ausspruch thun, wie viel man Mühe hat, bis man es der Jugend abgewöhnet, daß sie nicht die besondern Eigenschaften der einen Sprache in der andern, wider derselben Art, nachmache. Bey solchen Fehlern muß ich entweder hundert tausendmal einerley Fehler verbessern, mit dem Bedeuten: daß sey nicht recht gewesen, und müsse so und so heißen; oder ich muß endlich eine ordentliche Regel abfassen, und sagen: so redet hier der Deutsche, und so der Lateiner, auf welche Regel ich mich hernach beziehe. Wer sieht nicht, daß die deutsche Sprachlehre zur Erlernung der lateinischen vieles beytrage, und großen Vortheil schaffen könne? Die Jugend erfähret dadurch bey Zeiten, welche Eigenschaften der deutschen, und welche der lateinischen Sprache allein gehören, oder beyden gemein sind. Sie weis sich in beyderley Uebersetzungen darnach zu achten, und es werden alle ihre Uebungen dadurch um ein großes erleichtert. Vielleicht bekömmt dieser Beweis noch ein stärkeres Gewicht, wenn ich endlich auch eine leichte Art anzeige die deutsche Sprachlehre zugleich mit der lateinischen zu lehren.

In dem oben angeführten Orte des Herren Rollins wird auf der 407. S. der Rath gegeben. Da die ersten Lehrsätze der Rede gewisser maßen allen Sprachen gemein sind: so ist es natürlich, daß man die Unterweisung der Kinder mit den Regeln der deut-

„schen

„ſchen Sprachkunſt anfangen muß. Ihre Grundſätze „werden ihnen auch zur Kenntniß des lateiniſchen und „des Griechiſchen dienen. u. ſ. w.„ Ich vermuthe, dieſer Anfang ſey ſo zu verſtehen, wann die Kinder bereits leſen, und auch wohl ſchreiben können, und nun bald den Anfang mit fremden Sprachen machen ſollen, ſo ſolle man ſie vorhero in den Grundſätzen der Mutterſprache unterrichten. Wollte jemand es für nützlich halten, ſo bald die Kinder reden können, mit ſolcher Unterweiſung anzufangen, ſo werde ich nichts dargegen einwenden: nur beſorge ich, es möchten wenige Kinder von bürgerlichem Herkommen dieſes Glücks theilhaftig werden. Dann die in öffentlichen Schulen die Buchſtaben kennen lernen, werden bey uns nimmer mehr ſolche Lehrmeiſter bekommen, welche die Lehrſätze der deutſchen Grammatik verſtehen. Die Umſtände ſolcher Schulen ſind viel zu elend, als daß Leute von ſolcher Erkenntniß ſich darinnen gebrauchen ließen: es wäre denn, daß die unterſten Schulmeiſter beſſer zu ihrem Amte zubereitet würden, als bishero geſchehen. Aber ſollte man nicht mit noch mehrerm Vortheile das lateiniſche Sprüchwort anwenden können: una fidelia duos dealbare parietes? Ich will ſagen, ſollte man nicht zu gleicher Zeit, aus einem Buche, und mit einer Mühe, der Jugend die deutſche und lateiniſche Sprachlehre beybringen können? Daß es leicht möglich, ja ganz bequem ſey, bin ich deſto mehr verſichert, weil ich es bereits einige Jahre wirklich gethan habe. Ich weis aber auch nicht, was jemand dagegen einwenden wollte, der nur folgende Umſtände bedenket. Es iſt in der vorher angeführten Stelle Rollins angemerket, und im dreyßigſten Stücke

der crit. Beytr. 105. u. f. S. etwas umständlicher angezeiget worden, daß alle Sprachen etwas gemeines haben, welches aus den allgemeinen Sprachlehren die am letzten Orte angeführet werden, am aller deutlichsten zu ersehen ist. Wo demnach auch diese beyden Sprachen übereinstimmen, und es geschieht gewiß in sehr vielen Stücken, da ist es ja ohne dieß nur eine Mühe, die Regeln auf beyde einzurichten. Man wird dahero wenige Capitel mehr haben dürfen, wenn man auch die deutsche Sprache ordentlich und zusammen hangend vorträgt. Die Wortforschung und Wortfügung als die vornehmsten und weitläuftigsten Theile, sind ja ohne dieß also abgefasset, daß in denen itzo mehrentheils gewöhnlichen Sprachlehren immer beyde Sprachen verglichen sind, nachdem die ganz lateinischen Grammatiken aus den mehresten Schulen ausgetrieben worden. Die Jugend muß bey den Declinationen und Conjugationen die deutschen Wörter eben sowohl verändern lernen, als die lateinischen. Wie könnte sie auch sonsten in der Uebersetzung zu recht kommen? Die Wortfügung wird vornehmlich auf die Fragen im Deutschen, wie auch auf andere Kennzeichen in unserer Sprache gebauet, und ist in den gewöhnlichsten Redensarten insgemein übereinstimmend. Es kann also hier überall eine Erklärung in beyden Sprachen dienen. Wo sie aber von jemanden abgehen, da wäre es ohne dieß der Jugend sehr nützlich und verträglich, wann solcher Unterscheid deutlicher angezeiget würde, damit sie sich allemal gebührend in acht nehmen könnte. Und so dünket mich, wäre auch der Einwurf beantwortet, als wenn die deutsche Sprachlehre in den Schulen, der lateinischen hinderlich fiele, und deutlich dar-

dargethan, daß man eben dadurch der Jugend einen viel leichtern Weg zu ihrer Uebung in Ueberſetzungen bahnen könne. Ich würde noch eins und anderes hinzu fügen, was etwann noch hier und dar in den gewöhnlichen Grammatiken ſich für Mangel zeigen, und zu verbeſſern wäre; wo ich nicht ſolches am Ende der Vorrede, der unlängſt ans Licht geſtellten Anfangsgründe der Vernunftlehre, zum Gebrauche niederer Schulen, bereits etwas angemerket hätte. Ich wünſche alſo nur zum Beſchluß, daß einer, oder mehrere zu dieſer Sache geſchickte Männer, ſich die Mühe nicht dauern, und die ſchlechte Ehre, ſo dabey nach dem gemeinen Urtheile zu erjagen ſeyn möchte, nicht wollten abhalten laſſen, eine ſolche für beyde Sprachen abgefaßte Grammatik ans Licht zu ſtellen, deren ſich die Schulleute, welche dieſer Meynung beypflichten, mit Nutzen bedienen könnten.

VIII.

Der ſächſiſche Prinzenraub, oder der wohlverdiente Köhler, in einem Gedichte fürgeſtellet, in vier Bücher abgetheilet, mit feinen Kupfern gezieret, auch mit hiſtoriſchen Anmerkungen und einem dergleichen Anhange, nebſt einer Ode erläutert von D. **Daniel Wilhelm Trillern.** Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp. 1743. Gr. 8. 22½ B.

Der berühmte Herr Verfaſſer dieſes Werkes, der ſich ſchon oftmals durch geſchickte Proben um die deutſche Dichtkunſt verdient gemacht, liefert uns

hier abermal ein Werk, welches ſowohl ihm zur Ehre, als ſeinen Leſern zum Vergnügen gereichen muß. Die Begebenheit, welche zu dieſem Gedichte Anlaß gegeben, iſt auch allerdings ſo wichtig, daß ſie mit Recht von einem Gelehrten in Betrachtung gezogen zu werden verdienet hat, der noch dazu den wackern Köhler unter ſeine Vorfahren zählet, welcher in den zween geraubten Prinzen, die ganze heutige albertiniſche und erneſtiniſche Linie des Durchl. ſächſ. Hauſes erhalten hat. Der Herr D. bemerket in der Vorrede **überhaupt wider alle tadelſüchtigen Wortrichter und Erbpachter des ſogenannten guten Geſchmacks und geſunden oder ungeſunden Witzes, daß dieſe Arbeit weder ein Heldengedicht ſeyn ſollen, noch ſeyn können. Er giebt es auch nicht dafür aus, indem ihm die Regeln des Ariſtoteles, Horaz, Boſſu und anderer ſattſam bekannt ſind. Es kann auch keines ſeyn, indem der Held darinnen nicht angeſehen und vornehm genug iſt.** Der Hr. D. hätte dieſe Verwahrung in einer Zeit, wo die Liebe zur Wahrheit die Billigkeit, die Beſcheidenheit und geſunde Vernunft, die Regeln und Grundfeſte der Critik wären, erſparen können: allein da wir uns in den ſeligen Zeiten befinden, wo Deutſchland von ſolchen Pachtern des Witzes wimmelt; die den Tempel ihrer Ehren nicht für gut gegründet halten, ſo lange er nicht auf den eingeriſſenen Triumphbögen anderer braven Männer ruhet: ſo hat der Hr. Verfaſſer dieſer Behutſamkeit ſehr nöthig gehabt. Und es ſteht dennoch dahin, ob dieſe fürchterlichen Herren, deren gutes Gewiſſen nicht allemal daheim iſt, wenn ſie fremde Schriften beleuchten, es dennoch nicht mit ei-

ner edlen Keckheit wagen werden, dieſer Erklärung zu Trotze, den Hrn. D. anzugreifen, daß er ein Heldengedicht aus einer ſolchen Materie machen wollen. Wenigſtens kann man von ihrer Läſterſucht eher dieß vermuthen, als daß ſie ihre neidiſche Partheylichkeit zum erſtenmale bey der Arbeit eines Mannes bey Seite ſetzen ſollten, deſſen gründliche Gelehrſamkeit ihnen ein Dorn im Auge iſt. Der Hr. D. läßt es indeſſen noch dahin geſtellt ſeyn, ob der ſächſiſche Prinzenraub nicht wirklich eine hinlängliche Materie zu einem Heldengedichte, und die That des Köhlers fähig ſey, einen gnugſamen Held aus ihm zu machen. Sie hat nämlich keine mindere Folge nach ſich gezogen, als den itzigen Flor und die fortwährende Dauer eines der erlauchteſten Häuſer in Deutſchland. Der Raum erlaubet uns hier nicht, dieſe Sache weitläuftig abzuhandeln. Ja wir ſind feſt verſichert, daß wenn irgend einer von unſern neuern Herren Kunſtrichtern, die gewohnt ſind, die Schwere ihrer Gedanken durch die Laſt ihrer Schimpfwörter auszudrücken, dieſe Materie als ein Heldengedicht ausgearbeitet hätte, kein deutſcher Menſch ſich unterſtehen dörfte, etwas anders davon zu ſagen, als daß dieß Werk die Luſt und das Wunder unſers Vaterlandes wäre.

Der Hr. D. Triller giebt alſo dieſe ſeine Arbeit nur für ein hiſtoriſches Gedicht aus; dergleichen viele von den Griechen und Lateinern bereits hinterlaſſen haben. Eben deswegen hat er auch nicht viel poetiſche Zierrathen, Begeiſterungen und Beſchreibungen anbringen mögen, um der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſchädlich zu ſeyn. Jedoch hat der Hr. D. gleich im erſten Buche eine Zauberey erdichtet, daß nämlich der Satan, um ſich an Meißen zu rächen, weil der Bruderkrieg 1457. durch einen be-

ſtändigen Frieden glücklich war geendiget worden, zwo Furien, die Verwegenheit und die Rachluſt, an Cunzen von Kaufungen abſchickt, um ſein Herz einzunehmen. Sie erſcheinen ihm beyde im Schlafe, und geben ihm den Anſchlag ein, die beyden jungen Prinzen wegzuſtehlen. Dieſer erwacht voller Unruhe und beſchließt einen im nah gelegenen Walde wohnenden Schwarzkünſtler um Rath zu fragen.

Der Hr. Verfaſſer führet zum Schutze dieſer Zauberey die Beyſpiele an, welche ihm Homer, Virgil, Taſſo, Milton, Arioſt und Voltaire gegeben. Hierzu kömmt die Finſterniß und der Aberglaube der damaligen Zeiten, worinnen dieſer Prinzenraub geſchehen; da man ſich, zumal in Böhmen mit lauter Erzählungen, von dem Herzoge Crocus und deſſen Töchtern Libuſſa und Kaſcha, die große Zauberer geweſen; von der Libuſſa weißen Zauberzeltern, und ihrem unterirdiſchen Marſtalle, voll ſchwarzer Geiſter, von ihren Hexentänzen auf dem Pragerſchloſſe Wiſcherad, von ihrer mannhaſſigen Magd Blaſta; von der gottloſen Herzoginn Drahomira, die lebendig von der Erde verſchlungen worden; von des Horymirz redendem Zauberhengſte, Namens Schemick, welcher mit ſeinem Herrn über die Schloßmauren und über die Moldau geſetzet; von dem Erzthexenmeiſter Zyto, der einen andern Zauberer bis auf die Schue verſchlungen, und wieder von ſich gegeben; von der roſenbergiſchen weißen Frau Perchta, und ihrem jährlich verordneten ſüßen Brey, von der Bernſteiniſchen Jungfrau, den feurigen böhmiſchen Reutern, dem nach dem Tode herum reitenden General; dem Mönche auf einem dreybeinichten Pferde; den Geſtenſtern in dem Michaelskloſter; den eisgrauen Männern, u.ſ.w. herum getragen.

Eben

Eben dieſes bemerket der Herr D. auch von dem ſchwarzen Reuter, der im III. Buche dem Cunz begegnet; und der für eine Nachahmung des Plutarchus und Aventinus anzuſehen iſt.

So viel haben wir aus der Vorrede anmerken wollen, das Werk ſelbſt iſt in IV. Bücher abgetheilet. In dem erſten wird Cunz von Kaufungen verdammt, gewiſſe Güter, die er zum Pfande beſaß, wieder herzugeben, daher er auf den Churfürſten ergrimmt, und ſich zur Rache verſetzt, die zween jungen Prinzen zu entführen, ſich auch mit allem Zubehör dazu vorbereitet. Im andern Buche reiſet der Churfürſt nach Leipzig, und Cunz erſteiget durch Verrath das Schloß zu Altenburg, von wannen er die beyden Prinzen des Nachts raubet. Im III. Buche wird der ältere Prinz Ernſt, einem gewiſſen von Moſen und Schönfels zum Fortſchaffen übergeben, Cunz aber mit den ſeinigen führen den jüngern Prinzen Albrecht durch einen Wald, darinnen er von einem Köhler, dem er ſich entdecket, gerettet wird. Die Räuber des andern Prinzen erbiethen ſich von ſelbſt den Prinzen wieder einzuliefern, wofern man ihnen Gnade verſpräche, welches auch geſchieht. Im IV. Buche endlich folgt die Beſtrafung der Verbrecher und Cunzens Hinrichtung zu Freyberg. Der übrige und meiſte Theil deſſelben iſt der Erzählung des trilleriſchen Geſchlechts gewidmet, welches dem Köhler von einem Geiſte in einem Geſichte gezeiget wird: welches denn eine Nachahmung vom Virgil geworden.

Weil die Beſchreibung der oben erwähnten Zauberey, als eine Erfindung des Dichters, am beſten von ſeiner Stärke zeugen kann, und nach unſerm Bedünken ſehr ſchön iſt: ſo wollen wir etliche Stellen daraus

aus herſetzen, und alſo eine Probe von ſeiner Dichtkunſt geben.

Es liegt ein alter Wald im böhmiſchen Gefilde
Der einſam, unbeſucht, verwachſen öd und wilde:
Die Bäume ſind bemooſt, und ſo belaubt und dicht,
Daß kaum der Sonnenglanz durch ihre Wipfel bricht.
Es herrſchet überall ein fürchterliches Schweigen,
Kein ſanfter Weſtenwind ſpielt mit den ſtarren Zweigen,
Kein Vogel lockt und pfeift, hier ſchallt kein Jägerhorn,
Und alles fürchtet hier der Waldgeſpenſter Zorn: * *
Oft blitzt und donnert es in dieſem Wald allein:
Iſt gleich der Himmel ſonſt von ſchwarzen Wolken rein.

Hier wohnt ein Zauberer in einer finſtern Hölen,
Mit Namen Stygius, der der Verſtorbnen Seelen
Zur Red und Antwort zwingt, die Geiſter alle kennt,
Und ihren Oberherrn oft ſelbſt mit Namen nennt.

Hieher nun begab ſich bey ſpätem Abende Cunz, und noch einer ſeiner Mitgeſellen:

Sie kamen in den Wald bey trübem Mondenlicht,
Mit halb verzagter Bruſt und bleichem Angeſicht.
Zeit, Umſtand, Zweck und Ort vermehrten noch das Grauen,
Oft mußten ſie den Weg erſt durch die Sträucher hauen.
Bald fuhr ein Feuer auf, das wiederum verſchwand;
Bald rauſchte was vorbey, und ſtrich an ihre Hand.
Sie hörten noch darzu in den verworrnen Büſchen,
Die wüſten Eulen ſchreyn, die bleichen Nattern ziſchen.

Zuletzt erſcheint ihnen ein Licht aus der Höle des Zauberers, der ihnen zuruft:

Ihr Ritter! bleibet ſtehen!
Ich weis ſchon was ihr wollt. Nehmt dieß geweihte Kraut,
Und redet ja kein Wort, bis ihr mich wieder ſchaut.

Er

Er geht hierauf hinein, und es erhebt sich ein entsetzliches Poltern und Lärmen im Walde:

Drauf ward es wieder still; der Zauberer zeigte sich,
Voll Schweiß und Athemlos, verstellt und fürchterlich,
Mit ganz entblößtem Fuß und wild zerstreuten Haaren,
Dieß, sprach er, läßt durch mich der Geist euch offenbaren:
Der Anschlag wird gewiß durch deinen Kopf vollbracht;
Nimm dich vor rother Frucht und Kohlen wohl in acht.

Auf dieses große Gedichte folgt eine trochäische Ode des Hrn. Verfassers, auf eben die ruhmwürdige Heldenthat des alten wohlverdienten Köhlers, welche sehr munter, und in canitzischem und neukirchischem Geiste geschrieben ist, und überall einen geübten Dichter zeiget.

Hierauf folgt ein Anhang einiger merkwürdigen Stücke, die zu dieser Geschichte gehören. Das erste ist Johannis Vulpii S. M. N. P. Plagium Kaufungense. in deutscher Sprache: darinnen wir ein altes Bergmannslied von diesem Raube finden, welches wir dem Leser zum Vergnügen hier einrücken wollen. Hat sich nämlich der Herausgeber des engl. Spectator's kein Bedenken gemacht, einige Blätter seines Werkes einem alten englischen Gesange zu widmen, der wegen der langen Zeit, und darinnen enthaltenen merkwürdigen Sachen beträchtlich war: so wird man es uns noch weniger übel nehmen, wenn wir auch in diesem Werke ein Gedicht noch bekannter machen helfen, welches nach seiner Art alle Aufmerksamkeit verdienet:

Wir wollen ein Liedel heben an,
Was sich hat angesponnen,
Wies in dem Pleißnerland gar schlecht war bestallt,
Als sein jungen Fürsten geschach groß Gewalt,
Durch den Kunzen von Kauffungen, ja Kaufungen.

Der

Der Adler hat uf den Felß gebawt
Ein ſchönes Neſt mit Jungen,
Und wie er einſt war geflogen aus,
Holete ein Geyer die jungen Vogel raus;
Drauf wards Neſt leer geſungen, ja geſungen.

Wo der Geyr uff dem Dache ſitzt
Da trugen die Küchlein ſelten,
Es war mein Werle ein ſeltzſam Narenſpiel,
Welcher Förſt ſein Räthen getrwt ſo viel,
Muß offt der Herr ſelbſt entgelten, ja entgelten.

Altenberg, du biſt zwar eine feine Stadt,
Dich thät er mit Untreu meynen,
Da in dir warn all Hoflüt rauſchend voll,
Quam Cunze mit Leytern und Buben toll,
Und holte die Förſten ſo kleine, ja ſo kleine.

Was blaſt dich Cunz för Unluſt an,
Daß du yns Schloß nein ſteigeſt,
Und ſtylſt die zarten Herren raus,
Als der Churförſt eben war nit zu Haus,
Die zarten Förſtenzweige, ja Förſtenzweige.

Es war wohl als ein Wunderding
Wie ſich das Land beweget;
Was da uff allen Straſſen warn för Leut,
Die den Raubern nachfolgeten yn Zeyt,
Als wibbelt, kribbelt, ſich beweget, ja beweget.

Im Walde dort ward Cunz ertapt,
Da wollt he Beeren naſchen,
Were he in der Haſt ſacken fortgeretten,
Daß öhm die Köhler nit gelepptſcht hetten,
Hett he ſie kunt verpaſchen, ja verpaſchen.

Abe ſie werdn öhm wedr abgejagt,
Und Cunz mit ſynen Geſellen,

Uff Grimhayn in unſers Herrn Abts Gewalt,
Gebracht und darnach auch uf Zwicka geſtalt,
Und muſten ſich lan prellen, ja lan prellen.

Dayer fiel ab gar mancher Kopff,
Und keiner der gefangen,
Kam aus der Hafft ganzbeinicht davon,
Schwerd, Rad, Zangen und Strick, die warn ihr Lohn,
Man ſah die Rumper hangen, ja hangen.

So gehts, wer widr die Oberkeit,
Sich unbeſonnen empöret,
Wer es nicht meint, der ſchau an Cunzen
Syn Kop thu zu Freyberg noch herußer ſchmunzen,
Und iederman davon lehret, ja lehret.

Gott thu den frommen Curfürſten alls Guts
Und laß die jungen Herren
In keine Feindes Hand mehr alſo kommn,
Geb auch der Frau Curfürſtin veel Frommn,
Daß ſie ſich in Ruhe ernehren, ja ernehren.

Das andre Stück in dieſem Anhange iſt Wilhelm Ernſt Tenzels wahrhaftiger Todestag der Churfürſtinn zu Sachſen, Margaretha, ꝛc. Wir wollen das Ehrengedächtniß dieſer Prinzeſſin aus demſelben hier einrücken, weil es ſeines alten Ausdrucks wegen einen Platz in dieſen Beyträgen verdienet. Es heißt:

Erbarme dich Gott vom Himmelreich
Margreta geborn von Oeſterreich
Herzog Friedrichs zu Sachſen Gemahl
Die erlitten hat den Todesfall
Nach Criſti Geburt vierzehnhundert Jar
Darzu ſechs und achzig um neun Hor
Nach Sanct Scholaſtica des Tags
Der am Sonntag Invocavit was.

Die

Dise Fürstin hechloblich und milder Hand
Hat groß erfreuet Meisner Land
Mit Gebehrung Fürstlichen grossen Geschlecht
Friedrich, Alexander, Ernst und Albrecht
Der sturben Friedrich und Alexander in der Jugend
Ernst und Albrecht regiern mit Fried und Tugend.
Vier Töchter sind auch von ihr geborn
Der zwo zu Abtißin sind erkorn
Hedwig das Stift Quedlinburg regiert mit Witz
Margreta das Closter Seuselitz
Æmilia verheyratet nach Bayern kam
Anna Marggraff Albrecht zur Ehe nam.
Von diesem Stam die löblichen Häuser zu Sachsen
Sind viel erlicher Frücht erwachsen
Königreiche Stiften und Fürstinnen zur Zierde
Die davon habn Ehr, Freud und Würde.
Gott verleihe der Todten ewige Ruh
Und reiche den Lebendigen Hülfe zu
Zu regieren mit Fried und Gerechtigkeit
Daß sie ererben ewige Seeligkeit.

Hiermit beschließt dieses Werk, dessen Druck, Papier, und Zierrathe dem Preise des Buches gemäß sind. Es ist auch noch mit 5. Kupferstichen gezieret, welche nach denen zu Gotha befindlichen Gemälden abgezeichnet, und nicht schlecht in Kupfer gestochen sind. Der Herr D. Triller hat solche der gnädigen Vorsorge des Herrn Barons von Nischwitz; wie einige andere zu diesem Werke höchst nöthige Anmerkungen und Schriften, dem Beytrage eines gewissen hiesigen Gelehrten zu verdanken. Nur wundert es uns, daß der Herr Verfasser in der Vorrede, wo er dieses Bekenntniß thut, sich merken läßt, daß er sonst keinen hiesigen Gelehrten kenne, der griechisch und lateinisch

teiniſch verſtehe: da es doch dieſer hohen Schule an vielen gelehrten Männern nicht fehlet, die die Trefflichkeit der alten Griechen und Römer auch aus den Quellen kennen, und ſelbige täglich ihren Schülern anpreiſen: Nur daß ſie vielleicht der Meynung ſind, man müſſe das Honig, das man in dieſen Scribenten gefunden, dazu anwenden, daß man unſere deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften damit verſchönere und lieblich mache; nicht aber nur in zwo erſtorbenen Sprachen ein Meiſter ſey, in den lebendigen hergegen, ja in der eignen Mutterſprache, ein Barbar bleibe. Deutſchland hat unfehlbar in den zweyen vorigen Jahrhunderten mehr große Griechen und Lateiner gehabt, als die benachbarten Länder: allein die deutſchen Wiſſenſchaften blieben rauh liegen, und unſer Vaterland hieß bey allen benachbarten Ländern eine Barbarey. Wer alſo ein vollkommner vertrauter Freund der Alten ſeyn will, der zeige doch in ſeiner Mutterſprache den großen Vortheil, den er aus ihnen gezogen. Er ſey in dieſer, ein ſo großer Redner, als Demoſthenes und Cicero; ein ſo großer Dichter, als Homer, Virgil und Horaz in ihren Sprachen geweſen, und übertreffe darinnen alle ſeine Mitbrüder, ſo wie jene die ihrigen übertrafen. Thut er dieſes nicht, ſo wird man es ihm auch nicht einräumen, daß er einen großen Vorzug vor denen verdiene, die nicht für Athen und Rom; ſondern für die itzigen Zeiten arbeiten: ja er wird ſich nur zu demjenigen Tage zuzubereiten ſcheinen, da das alte Athen und Rom aus der Erde aufſtehen, und von einem deutſchen Munde ſeine Sprache verſtümmelt wird wollen ausſprechen hören.

So denken hier viel Gelehrte, die ihre Kenntniß

der Alten längst zum Besten ihres Vaterlandes genutzet haben, und noch nutzen; nicht aber allererst lernen dörfen: und sie handeln dabey unfehlbar eben so billig, als darinn, daß sie glauben: Hr. D. Triller habe besser gethan, daß er in seinem Gedichte hier und da die Schönheiten, die er beym Homer und Virgil gelesen im Deutschen angebracht; als wenn er sein Gedicht in den schönsten griechischen Versen verfertiget hätte. Wir sind billig, und sprechen dem Hrn. D. seine bekannte Stärke im Griechischen nicht ab; aber er muß auch nicht undankbar gegen seine Mutterſprache seyn, darinnen er so geschickt ist, und die er, wie Horaz seine Melpomene, anreden kann:

Totum hoc muneris tui, est,
Quod monstror digito praetereuntium,
Romanae fidicen Lyrae:
Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est.

Man trauet zuweilen heimtückischen und parteyischen Nachrichten gar zu viel, und von den meisten Feinden der deutschen Sprache heißt es:

Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

IX.

Neue hieher gehörige Nachrichten und Sachen.

I. Ohne Zweifel werden es alle, welche die Aufnahme der freyen Künste in unsrer Mutterſprache wünschen, mit Vergnügen vernehmen, daß auch zu Königsberg in Preußen, nunmehr von Sr. Königl. Maj. in Preußen, eine daselbst seit ein paar Jahren

Jahren entſtandene Deutſche Geſellſchaft, allergnädigſt beſtätiget, und mit anſehnlichen Vorrechten begnadiget worden. Die bisher davon eingelaufenen Nachrichten melden uns ſo viel, daß dieſer groſſe Monarch, in dieſer ſeiner Königlichen Reſidenz, die auch ſeit zweyhundert Jahren ein fleißiger Sitz der Muſen geweſen, den Anfang machen wollen, der Gelehrſamkeit und den freyen Künſten Schutz und Gnade angedeihen zu laſſen. Er hat dahero einem Seiner wirklichen Staatsminiſter, dem Oberburggrafen in Preuſſen, des Herrn von Wallenrod Excellenz, zum Protector; des Königl. Oberhofpredigers und Generalſuperintendenten, auch Prof. Primarii zu Königsberg, Herrn D. Quandts Magnificenz zum Präſidenten, den Herrn Prof. Flottwell aber, welchen Se. Majeſtät zugleich zum ordentlichen Profeſſor der Weltweisheit und deutſchen Beredſamkeit ernannt, zum Director derſelben, allergnädigſt beſtellet. Unter einem ſo mächtigen Schutze, bey ſo gnädiger Aufſicht, und patriotiſchem Eifer, als von allen dieſen erlauchten und gelehrten Männern, auch ſelbſt von den Gliedern der Geſellſchaft zum Theil bekannt iſt, kann man nichts anders, als viel Gutes von dieſer neuen Geſellſchaft vermuthen. Vielleicht können wir nächſtens von der völligen Stiftung und Einweihung derſelben eine nähere Nachricht geben.

II. Beſchreibung der akademiſchen Jubelfeyer, Sr. Excell. des erlauchten und hochgebohrnen Herrn Ernſt Chriſtophs, des Heil. Röm. Reichs Grafen von Manteufel, Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen hochbetrauten Cabinetsminiſters und wirklichen geheimen Rathes, wie auch des

weißen Adlerordens Ritters ꝛc. nebſt allen bey dieſer Gelegenheit verfertigten Schriften, Reden und Gedichten. Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf. 1743. Das Feſt, von deſſen Feyer dieſe Beſchreibung handelt, iſt eins der merkwürdigſten, welches auf dieſer hohen Schule ſeit ihrer Stiftung gefeyert worden: indem es vielleicht das erſte Exempel iſt, daß ein hoher Staatsminiſter ſeine letzten Lebensjahre wieder an dem Orte zugebracht, wo er in ſeiner Jugend vor funfzig Jahren dem Studiren obgelegen. Es würde alſo dieſe Schrift Aufmerkſamkeit verdienen, wenn ſie gleich nicht mit lauter ſolchen Stücken angefüllet wäre, welche den freyen Künſten Ehre machen. Sie enthält nämlich ſo viele ſchöne Proben der Beredſamkeit und Dichtkunſt, daß es ſchwer fällt zu ſagen, welche darunter einen Vorzug verdienet. Es wird alſo am beſten ſeyn, wenn man den Liebhabern der freyen Künſte die ganze Sammlung anpreiſet, und ihnen alsdann das Urtheil ſelbſt überläßt. Druck und Papier ſind durchgehends ſchön und anſehnlich, und der Titel iſt mit dem Abdrucke der auf ſolche Begebenheit geprägten Gedächtnißmünze gezieret. Es iſt zu wünſchen, daß ſich mehr ſolche Mäcenaten finden mögen, die von den deutſchen Muſen mit ſo willigem und freudigem Herzen beſungen werden können; als dieſer große Gönner und Kenner der wahren Gelehrſamkeit beſungen worden.

III. Bemühungen zur Beförderung der Critik, und des guten Geſchmacks. Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error? Erſtes Stück. Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde 1743. in 8vo 7. Bog. Nachdem in Halle die freyen Künſte eine geraume Zeit

ganz ins Vergeſſen gerathen geweſen, weil ſie von der ſogenannten Brodtgelehrſamkeit verdrungen worden; ſo finden ſich endlich wieder günſtigere Zeiten ein. Gegenwärtige neue Monatſchrift zeiget nämlich, daß es auch aufgeweckte und patriotiſche Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften daſelbſt gebe; die nicht allein leſen, ſondern auch denken; nicht nur denken, ſondern auch richtig urtheilen; nicht nur für ſich allein urtheilen, ſondern auch das Herz haben, ihre Urtheile der Welt freymüthig vor die Augen zu legen. So viel man aus dieſem erſten Stücke urtheilen kann, ſind die Verfaſſer deſſelben mit allem, was zur wahren Critik gehört, reichlich verſehen. Sie kennen die Alten, ſie haben die Gabe der Unterſcheidung; ſie ſind unparteyiſch, und ſchreiben nicht aus Privatabſichten, ſondern aus Liebe zum gemeinen Beſten. Wir enthalten uns, den Inhalt aller Artikel insbeſondre zu erzählen, und verſichern: daß ein vernünftiger Leſer ſie alle mit Vergnügen durchblättern, und die Fortſetzung ſolcher nützlichen Stücke mit Eifer wünſchen wird.

IV. Sammlung einiger Uebungsreden, welche unter der Aufſicht ſeiner Hochedl. des Herrn Prof. Gottſcheds in der vormittäglichen Geſellſchaft ſind gehalten worden, nebſt einer Vorrede herausgegeben, von J. C. Löſchenkohl. Leipzig 1743. 8vo 1½ Alphabet. In dieſer Sammlung wird man eben dergleichen Proben der Beredſamkeit antreffen, als diejenigen ſind, welche der Herr M. Schwabe 1736 aus einer andern Rednergeſellſchaft ans Licht geſtellet. Haben nun ſelbige den Beyfall der Liebhaber verdienet und dergeſtalt gefunden, daß ſie bereits vor einiger Zeit nicht mehr zu haben geweſen: ſo können dieſe ihn eben ſowohl hoffen.

In der Vorrede merket der geschickte Herr Herausgeber an, daß diese vormittägliche Gesellschaft Mitglieder aus allen, auch den entlegensten Provinzen von Deutschland aufzuweisen hat. Und in der That bestärket das Verzeichniß derselben solches, indem man darunter, nicht nur Meißner, Lausitzer, Vogtländer und Thüringer, sondern auch Oesterreicher, Schwaben, Schweizer, Franken, Hessen, Westphalen, Ostfriesländer, Hannoveraner, Mecklenburger, Pommern, Preußen und Schlesier, ja endlich so gar gebohrne Pohlen, als Ausländer, antrifft: zu einem deutlichen Beweise, daß die Liebe zu den freyen Künsten in Deutschland selbst schon allgemein geworden, ja bis in benachbarte Länder gedrungen. Die Reden selbst sind theils ernsthaft und lehrreich, theils scherzhaft und lustig, doch so, daß auch diese den Wohlstand beobachten, und im Lachen selbst die Wahrheit zur Absicht haben; wie z. E. die letzte des ganzen Werkes bezeugen kann. Es ist also kein Zweifel, daß der Herr Herausgeber bey allen angehenden Liebhabern einer wahren Beredsamkeit, sowohl mit seinen eigenen Arbeiten Ehre einlegen, als überhaupt durch diese Sammlung Dank verdienen werde.

V. D. **Caspar Gottlieb Lindners**, Medic. Pract. und der Zeit Rathmannes zu Hirschberg, der Kaiserl. Reichsacademie der Naturae Curiosorum und der deutschen Gesellschaft in Leipzig Mitgliedes. **Deutsche Gedichte und Uebersetzungen, mit vielen poetischen und historischen Anmerkungen, auch alten und höchstseltenen schriftlichen Urkunden versehen.** Breßlau und Leipzig, verlegts Daniel Pietsch, Buchhändler 1743. in groß 8vo 1 Alphab. 14 ½ Bogen. Der Herr D. Lindner

Lindner iſt der gelehrten Welt ſchon durch ſein opitzi-ſches Leben bekannt geworden, und zwar als ein Mann der die Liebe des Vaterlandes mit dem guten Geſchmacke, und einer angenehmen Poeſie verbindet. In dieſem Begriffe von ihm, wird man auch durch dieſe Gedichte beſtärket werden. Dieſe Sammlung beſteht zwar 1.) aus eigenen geiſtlichen, 2.) aus eigenen weltlichen Gedichten, darunter das Bewillkommungsgedicht, an Se. Königl. Majeſtät in Preußen oben anſteht; aber hauptſächlich auch aus überſetzten hiſtoriſchen Gedichten, die der Herr Verfaſſer aus ſeines Landsmannes des beliebten Fechners lateiniſchen Poeſien verdeutſchet hat. Bey dieſen ſind nun allerley Beylagen und Anmerkungen angebracht, die den Liebhabern der Geſchichte ſehr angenehm ſeyn werden. Ueberhaupt verdient die reine und leichtfließende, und doch mehrentheils ſinnreiche Art des Herrn Verfaſſers, Lob, und es iſt kein Zweifel, daß er auch ſowohl in, als außer ſeinem Vaterlande Leſer und Liebhaber finden werde. Druck und Papier ſind auch ſehr ſchön, und der Verleger verdient alſo auch ein billiges Lob.

Ver-

Verzeichniß
der in diesem Stücke enthaltenen Artikel.

I. Joh. Elias Schlegels Abhandlung von der Nachahmung pag. 371

II. Critische Untersuchung, ob und in wie fern die Gleichnisse in den Trauerspielen statt finden 394

III. Pater Büffiers Abhandlung, daß alle Sprachen und Mundarten, die in der Welt geredet werden, in sich selbst eine gleiche Schönheit haben 420

IV. M. Richters zufällige Gedanken vom Verse und Reime des Trauerspiels 465

V. Eiusd. Verzeichniß derer Spiele, welche die Schuljugend auf der Schule zu St. Annaberg vom ersten Anfange an, bis 1743 vorgestellet hat 475

VI. Schreiben an den Herausgeber dieser Beyträge 487

VII. M. Joh. Martin Prechtleins Gedanken von der Nothwendigkeit der deutschen Sprachlehre in Schulen 525

VIII. D. Dan. Wilh. Trillers sächsischer Prinzenraub, oder der wohlverdiente Köhler 535

IX. Neue hieher gehörige Sachen 546

Beyträge
Zur
Critiſchen Hiſtorie
Der
Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit,

herausgegeben

von einigen Liebhabern der deutſchen Litteratur.

Ex Bibliot. Universitat. Frider. Guil. Berolin.

Achter Band.

Zwey und dreyßigſtes Stück.

Mit nöthigen Regiſtern verſehen.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1744.

I.

ΚΡΙΤΙΚΩΝ ΔΙΔΑΣΚΑΛΟΣ.

Das iſt

Allerneueſte Anweiſung auf die beſte Art ein Kunſtrichter zu werden.

nach Lucians Art, von H. R. M.

Werther Jüngling.

Du biſt ſeit geraumer Zeit unabläßig bemühet geweſen, diejenigen Mittel und Wege ausfündig zu machen, wodurch man den allerliebſten Ehrentitel eines Kunſtrichters erlangen könne. Es iſt wahr, dieſes Ehrenwort kützelt heute zu Tage unſere Ohren mehr als jemals, und die jungen Herren unſerer Zeit ſuchen vornehmlich ſich damit breit zu machen. Wer wird dir es alſo verdenken können, wenn du dich darum recht eifrig bewirbſt; ſo gar, daß du allem Studiren entſagen willſt, wenn du keine Hoffnung zu dieſem Character in der gelehrten Welt haſt.

Es ist dein Glück, lieber Freund, daß du zu meiner Geschicklichkeit das Vertrauen hast, und zu meiner allenthalben bekannten Gelehrsamkeit deine Zuflucht nimmst. Es ist aber noch ein weit größeres Glück für dich, daß ich mich entschließe, dir eine weitläuftige Anweisung hierinn zu geben: da du wohl weist, daß man Kunstgriffe von dergleichen Art nicht leicht zu entdecken pflegt. Doch du bist dreist genug, es zu fordern, weil du versichert bist, daß ich dir nichts abschlagen kann.

Daher will ich dir also eine vollkommene Anleitung geben, wie du zu der Ehrenstelle eines Kunstrichters gelangen kannst, wornach so viele deines gleichen gelüstet: und ich verspreche dir zum voraus, daß du einer der besten Kunstrichter unserer Zeit werden sollst, wenn du nur meine Regeln fleißig ausüben wirst.

Vor allem muß ich billig deinen Eifer loben. Du gleichest mir in vielen Stücken:

Fecimus & nos
Haec iuuenes
Iuuen. Sat. VIII.

und daher ist die Bereitwilligkeit bey mir entstanden, dich zu einem Kunstrichter zu machen. Fahre fort, dich meines Beyfalls würdig zu machen

Principibus placuisse viris non vltima laus est.
Horatius.

Zur Aufmunterung will ich dir meinen eigenen gelehrten Lebenslauf, statt einer Einleitung erzählen. Du wirst hierdurch meine folgende Lehren desto zuversichtlicher annehmen, da ich sie selber mit meinem großen Beyspiele bekräftiget habe, und sie also gänzlich bewährt sind. Und wir Kunstrichter pflegen immer gern mit unserm

unſerm eigenen Lobe anzufangen, welches allerdings eine löbliche Gewohnheit iſt.

Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & vitro,
Si taceas, laudant, quicquid ſcripſere beati.
Horat. Lib. II. epiſt. III.

Von Jugend auf habe ich mir es ſauer werden laſſen, berühmt zu werden. Es lag mir dieſes unaufhörlich im Sinne:

. . . Tentanda via eſt, qua me quoque poſſim
Tollere humo. *Scriptor*que virum volitare per ora.
Virgil.

Die erſte Frage, die mir dabey einfiel, war ganz natürlich dieſe: wie greifſt du dieſes Werk an? Als ein Knabe dachte ich meine Ruhmbegierde auf mein Lebenlang zu erſättigen, wenn ich nur erſt das Glück erlangen würde, meinen Namen einmal gedruckt zu ſehen. Dieſes Glück ward mir beſcheret; ich ergetzte mich eine kleine Weile daran, und ſiehe! ich wollte noch berühmter ſeyn. Als ein Jüngling hoffte ich meine Ehrſucht völlig zu erſticken, wenn ich nur im Stande ſeyn würde, noch ein paar Hochzeitgedichte unter meinem Namen abgedruckt zu ſehen. Es geſchah alſo, meine Freude darüber währte etliche Tage: aber berühmt genug war ich mir noch nicht. Ich merkte alſo wohl, daß ich auf der rechten Bahn der Ehren nicht ſeyn müßte. Mein ferneres Nachdenken entdeckte mir bald die rechte Spur. Ich wollte in der Gelehrſamkeit berühmt ſeyn, weil ich es nicht für gut befand, den Prinzen Eugen oder den alten Hannibal um ihren guten Namen zu bringen: und alſo ſah ich wohl, daß ich ein Kunſtrichter werden müßte. Ich ließ mir dieſes

gefallen, und ich beſchloß ein Criticus zu werden. Du weiſt, daß ich von derſelben Zeit an, von allen meinen Bekannten nie anders als der Criticus, bin genennet worden. Du haſt die Briefe geſehen, worauf mit großen Verſalbuchſtaben ſteht: Profeſſeur en Critique fort renommé: und endlich haſt du die Zeitungen mehr als einmal geleſen, ja du kannſt ſie noch in allen Gewürzgewölbern finden; worinn ich Streitſchriften mit andern gewechſelt habe.

Was ich mir alſo damals vorgenommen hatte, das geſchah. Ich wurde ein Criticus; und zwar nicht nur ein gemeiner; ſondern ein Hypercriticus, das iſt einer von der erſten Bank.

Du ſiehſt hieraus, daß du nicht Unrecht haſt, wenn du bloß durch die Critik dich berühmt machen willſt. Ich ſelber weis ſonſt kein Mittel: hingegen weis ich auch, daß der gewiß berühmt werden muß, der meinen Regeln folget.

Ehe ich dir dieſe mittheile, muß ich ein Vorurtheil aus dem Wege räumen, welches dir und vielen deinesgleichen ſehr anklebet. Du bildeſt dir nämlich einen Kunſtrichter, als weis nicht was für ein wunderwürdiges Thier ab, und denkeſt, alle ſeine Sachen wären Hexereyen. Dieſen Aberglauben mußt du zum voraus fahren laſſen: du wirſt es bald ſelber ſehen, daß alles natürlich zugeht. Ich weis wohl, daß hiervon ein gewiſſer ſuperkluger Franzos, Baillet, ein großes Lärmen gemacht, in dem Buche: Jugemens des Sçavans ſur les principaux ouvrages des auteurs. Er hat ein ganzes Capitel de la difficultè de bien juger de livres, & du danger qui s'y rencontre; welches letztere vollends lächerlich iſt. Aber ich bin der Meynung, daß

daß dieſer Franzos nicht im Ernſte geſchrieben habe, ſondern daß ſein Buch bloß ſatyriſch ſey. Lege alſo alle Furcht ab, und wiſſe, daß nichts leichter iſt; als ein Kunſtrichter zu werden. Wenn du dieſen meinen Unterricht wirſt geleſen und dich höchſtens zween Monate lang geübt haben: ſo wirſt du ein vollkommener Criticus ſeyn.

Zween Wege ſind alſo zur GöttinnCritik, welche ſich mit einem prächtigen Anſehen auf einem erhabenen Throne darſtellet. Der erſte Weg heißt der alte. Ein verdrüßlicher und wilder Weg! Man hat eine Sage, daß man auf dieſem Wege allein und unfehlbar zur Critik kommen müſſe: aber es iſt nicht wahr. Alle Jahrhunderte kömmt kaum einer darauf, wie ſie vorgeben, zur Critik. Die allerwenigſten haben ein Ende dieſes Weges gefunden: die meiſten aber, die ſich drauf gewaget haben, ſind ihre ganze Lebenszeit über, beſtändig bemühet geweſen, endlich durch dieſen Weg den Thron der Critik zu erreichen; aber ſie ſind darüber geſtorben, und haben mit allem Schwitzen kaum ſo viel Hufen Landes zurück geleget, als eine Klaue von Miltons Teufeln in der Länge hat. Ueberdieſes alles ſteht die Vernunft beym Eingange Schildwache, und läßt unter hunderten kaum einen durch. Geſetzt auch, daß ſich einer dadurch ſchliche: ſo kömmt einem bald Ariſtoteles, bald Cicero, bald Horaz, bald Quintilian entgegen. Dieſe unterſtehen ſich ohne Scheu nach unſerer Gelehrſamkeit zu fragen: zum augenſcheinlichen Beweiſe, daß dieſe alten Leute nichts weniger, als die Critik verſtehen. Da weiſen ſie die Ankömmlinge in alte ſtaubigte Bibliotheken, wo man erſt eine Menge Bücher durchleſen ſoll, ehe man einen Fuß auf dem Wege

weiter setzen darf. Da soll man erst, wie bey dem alten Schulfuchse Pythagoras, viele Jahre schweigen, ehe man selber urtheilen darf: welches doch allein, einem rechtschaffenen Kunstrichter ärger als ein Gift ist. Noch ärger ist es, wenn man unter eine Schaar alter Scholiasten und Grammatiker geräth. Diese Leute sehen einen neuern Kunstrichter oft gar für einen Schuljungen an. Da kömmt bald der alte Varro, bald Asconius Pedianus, bald Aulus Gellius, bald Athenäus, bald Julius Pollux, bald Censorinus, bald Macrobius, bald der alte Donatus, oder auch Servius und Johann Stobäus. Allen diesen soll man von seiner Gelehrsamkeit Rechenschaft geben, und man muß manche Frage geduldig verschlucken. Ich bin leider auch auf diesem Wege gewesen, und wie froh war ich nicht, als mich die Vernunft wieder glücklich zurück paßiren ließ, und mir angelobte: mir und andern Kunstrichtern meinesgleichen, nimmermehr mit ihrer Gegenwart beschwerlich zu seyn. Du wirst es nun leicht selber errathen können, wie es diese Kunstrichter, deren ich erwähnet habe, zu machen pflegen. Dieselben fangen von der Vernunft an, und suchen ihre natürlichen Kräfte aufs sorgfältigste auszuarbeiten. Alsdann nehmen sie die Alten vor die Hand, und weil sie derselben Regeln für vernünftig halten, so richten sie nach dieser Richtschnur sowohl ihre eigenen, als anderer Leute Arbeiten und Unternehmungen: was hier die Probe nicht hält, das verwerfen sie. Sie pflegen also wohl auch manchmal etwas zu tadeln; aber es steht ihnen gar nicht an; es läßt ihnen gar nicht! Sie tadeln nämlich so blöde, so bescheiden, daß man gleich sieht, daß sie mit der Critik gar nicht umzugehen wissen. Was aber das

ärgste

ärgſte iſt, ſo haben ſie es leider! dahin gebracht, daß wir uns, wofern unſer Anſehen nicht Noth leiden ſoll, auch bisweilen auf die Alten berufen müſſen; da wir doch ihnen und ihren verwünſchten Anhängern ſpinnefeind ſind. Doch auch hiezu iſt Rath geworden. Wir gehen nämlich mit den alten ganz anders um. Denn an ſtatt daß jene alles nach den Alten richten: ſo müſſen ſich bey uns Homer und Virgil nach unſern neuen Regeln beurtheilen laſſen. Du ſiehſt nunmehr leicht, warum ich dir Gewiſſens wegen den alten Weg nicht anrathen kann. Du würdeſt nämlich deine ganze Lebenszeit darauf zubringen, und doch nichts weniger, als ein Kunſtrichter werden, der Aufſehen in der Welt macht. Ich will dir alſo einen ganz andern Weg zeigen, wie du deinen Endzweck glücklich erreichen und zu dieſer Zahl gelangen ſollſt.

Dieſes iſt nämlich der rechte, den du gehen mußt, und welcher erſt unlängſt entdecket worden iſt. Da ſieht nun die edle Göttinn Critik ganz anders aus. So bald man dieſen Weg betritt, ſo bald zeiget ſie ſich von fern mit lachendem Antlitze. Der Weg ſelbſt iſt überaus luſtig und eben. Alles wimmelt von Leuten. Wer nur plaudern kann, der hat die Freyheit über alles in der Welt zu urtheilen. Mit lauter Lachen, Hüpfen Spaßen und Scherzen gehen dieſe Leute ihren Weg fort, und ehe ſie es ſelber vermuthen können, befinden ſie ſich bey dieſer Göttinn in Gnaden. Dieſe iſt auch viel galanter, als die alte Critik geweſen: ſie ſchicket ihren Verehrern von ferne ein halb Dutzend Complimentirräthe entgegen, unter welchen der Herr Widewitz, ihr Oberhofcomplimentirmeiſter, das Wort führet. Diejenigen, welche ich auf dieſem Wege ge-

funden habe, sind von zweyerley Art Einige sind sehr handfest, und unter diesen stehen die übrigen, die sehr jung und muthig sind.

Ich will dirs aber in einem einzigen Satze erklären, was eines rechtschaffenen Kunstrichters Hauptpflicht seyn müsse, wenn er anders berühmt werden will. Und dieses ist doch dein und unser allerletzter Endzweck: denn

- - - Tanto maior famae sitis est, quam
Virtutis *Iuuen. Sat. X.*

Aus diesem Satze will ich alsdann Folgerungen ziehen. Du wirst selbst finden, daß dieses der rechte und leichteste Weg ist, den ich dir zeigen will, und daß alle Kunstrichter, welche itzt in dem fruchtbaren Deutschlande, sonderlich in Städten, wo keine hohe Schulen sind, so häufig wie die Erdschwämme hervor keimen, auf diesem Wege zu derjenigen außerordentlichen großen Vollkommenheit gelanget, welche du an mir bewunderst. Der Grundsatz also, woraus alle übrige Pflichten und Eigenschaften eines Kunstrichters fließen werden, ist dieser: **ein rechter Kunstrichter nach der Mode, muß wacker schimpfen können.** Entsetze dich nicht vor dieser Regel: sie ist so fürchterlich nicht, als sie scheint. Du darfst auch nicht denken, daß ich dir lauter unerhörte Dinge sagen werde. Weit gefehlt! Das ist wahr, gar zu alt werden diese Wahrheiten auch nicht seyn. Die Alten verstunden freylich unter einem Kunstrichter, etwas anders: aber das geht uns nichts an. Ich kann dich nämlich leicht aus der allgemeinen Erfahrung überzeugen, daß das Schimpfen hauptsächlich zum Wesen eines Kunstrichters erfordert wird.

oder das Stehlen wohl verſtehen. Du ſiehſt hieraus fürs erſte, daß ein Kunſtrichter nichts von dem verſtehen dürfe, was er beurtheilet: aus dem folgenden aber wird erhellen, daß er nothwendig nichts davon verſtehen müſſe.

Wie folgt nun aber daraus, daß ein Criticus ſchimpfen müſſe? Das ſollſt du gleich ſehen. Wir wollen wiederum ſehen, was ein weltlicher Richter thut. Wenn dieſer das Urtheil über eine Sache ſpricht: ſo hat er auch die Gewalt, es vollziehen zu laſſen. Es wäre ſehr gut, wenn wir Kunſtrichter auch dieſe Gewalt hätten. Wir befehlen oft, daß dieſes oder jenes Buch abgehen ſoll: aber die verkehrte Welt kehret ſich nicht daran, und wenn man es gleich drey, vier mal mit neuen Titeln und Vorreden in die Welt ſchicket. Wir wünſchten oft auch, daß diejenigen Schriften, welche wir zu ſchimpfen für gut befinden, gar nicht geleſen, vielweniger wieder aufgelegt, ja gar in fremde Sprachen überſetzt würden: alsdann würde man unſere Urtheile für deſto gewiſſer halten und niemand würde wahrnehmen, daß wir manchen Schriftſtellern nur etwas zunöthigen, ſeine Worte verſtümmeln, verſetzen, auslaſſen, vermehren u. ſ. w. * Dem ungeachtet

* Denn das iſt eben die Kunſt, von der Baillet ſagt: elle eſt toûjours accompagnée de la mauvaiſe foi & de l'envie de nuire à un Auteur, en cherchant les moyens de lui faire des querelles & des procés ſur toutes choſes, malgré le bon ſens & malgré la raiſon. Ainſi un Critique, qui entreprend d' examiner un livre, à deſſein de n'y trouver, que des choſes a reprendre, eſt un veritable Chicaneur (welch ein Ehrentitel iſt das!) lorsqu'il cherche à triompher d'un endroit ambigu, lorsqu'il fait violence à une penſée pour lui donner un mauvais tour; lorsqu'il tâche de détourner & de rendre

achtet können wir es mit allen unſern critiſchen Machtſprüchen nicht dahin bringen, daß nicht manche ungläubige Leute ein Mistrauen in uns ſetzen; oder vielmehr ihrem bloßen Dünkel folgen ſollten. Da wir alſo nur Urtheile ſprechen, aber nicht vollziehen können: ſo bleibt uns nichts übrig, als das Schimpfen, deſſen wir uns an ſtatt der Strafen bedienen können. Hierdurch nun wird unſer Ausſpruch anſehnlich: nunmehr wird er ein bißchen fürchterlicher. Ha, denkt man, von einem alſo ſchimpfenden Kunſtrichter: das iſt ein anderer Cato ſeiner Zeit! Der geräth doch in einen löblichen Eifer! Aus allzugroßer Liebe zur Wahrheit wird er ſogar zum Schimpfen bewogen. Seht doch, ſpricht man:

. . Quanta ſiccum iecur ardeat ira.
Iuvenalis S. I.

Wie vortheilhaft nun dieſes für uns ſey, das kannſt du leicht begreifen: und nunmehr wirſt du auch nicht mehr zweifeln, daß die Hauptpflicht eines Kunſtrichters das Schimpfen ſey.

Die allgemeine Erfahrung beſtärket endlich dieſe Wahrheit vollkommen. Betrachte nur die neueſten Herren Kunſtrichter: denn dieſen mußt du nothwendig nachahmen, wenn du auch einer werden willſt. Lieſ ihre Schriften, welche du als ſo viel Muſter für dich anzuſehen haſt. Du weiſt ohne mich, daß ſie nichts als

rendre tortu un ſens, qui paroit droit à ceux, qui ont l'oeil ſimple; lorsqu'il donne des explications malicieuſes à ce qu'un auteur aura dit fort innocemment, lorsqu'il forme des difficultés ſur des riens & qu'il fait des monſtres de ſimples bagatelles. Da ſind ja recht alle die Kunſtgriffe in nuce beyſammen.

als Zeitungen und Sammlungen ans Licht stellen. Ich hätte also mit gutem Grunde einen praktischen Kunstrichter auch beschreiben können, als einen Mann, welcher entweder Zeitungen schreibt, oder Schmähschriften sammlet und zusammen drucken läßt. Hieraus würde zugleich eine Eintheilung geflossen seyn. Denn die letztern, oder die Sammler, sind die Aeltesten oder die Obermeister in der Zunft, unter deren Bothmäßigkeit die erstern stehen. Doch ich traue dirs zu, daß du dieses alles längst selber wahrgenommen hast. Ganz unfehlbar wirst du also ihre Blätter schon fleißig gelesen haben. Was nimmst du nun an denselben wahr? Wenn man das Schimpfen, das Spotten, das Schmähen und Possenreißen, von ihren Critiken absondert: so geht Nulle von Nullen auf. Folgt nicht hieraus augenscheinlich, daß also das Schimpfen, das Spotten, das Possenmachen, das rechte Wesen aller ihrer Beurtheilungen ausmache? Nun willst du auch gern ein Kunstrichter seyn: also mußt du es eben so angreifen, und denen, die dir bereits so glücklich vorgegangen sind, frisch und unverzagt nachfolgen. Ein anders Mittel dazu weis ich dir nicht zu rathen. Denn willst du wohl denen Kunstrichtern nachfolgen, welche auf dem obgedachten öden, verdrüßlichen und langsamen Wege zur Critik wandern? Wie thöricht wäre das! Wie bald würdest du ein Gelächter bey allen neumodischen Kunstrichtern seyn? Ich selber wäre der erste, der dir zuriefe:

> ... Idemens, & saeuas curre per Alpes,
> Vt pueris placeas & declamatio fias.
>
> *Iuuenal. Sat. X.*

Wie viel Kunstrichter würden doch in Deutschland seyn,

wenn

wenn nicht einige ſtreitbare Helden Muth und Feuer genug gehabt hätten, dieſe rauhe Bahn zu verlaſſen, und einen weit bequemern, kürzern und luſtigern Weg zur Critik zu brechen. Denjenigen müßte man demnach vollends in allen Zeitungen zum Sprüchworte machen, der ſich nach dieſer heilſamen Erfindung, dennoch auf den alten Weg begäbe.

So gewiß es die Pflicht eines Weltklugen iſt, ſich nach der Mode ſeiner Zeit zu richten: eben ſo gewiß muß ein angehender Criticus ſich nach der Critik bilden, die zu ſeiner Zeit Mode iſt. Nichts iſt abgeſchmackter als die ewigen Sprüchelchen: „Dieſes iſt „ſchön; denn es kömmt mit den Regeln der geſunden Vernunft überein; denn es fließt aus „der Natur der Sache; denn Ariſtoteles und „Horaz ſagen alſo u. ſ. w.„ Wie lächerlich würde es uns vorkommen, wenn ſich jemand ſo kleiden wollte, wie der alte Stagirit, oder Horaz, oder andere von ihrem Gelichter einher gegangen ſind? Und ſobald ich in der Republik der Gelehrten Dictator werde, wovor ich keine Stunde ſicher bin: ſo will ich ein Strafgeſetze ausgehen laſſen, daß alle die, welche immer ihre Urtheile, mit vernünftigen Urſachen und Gründen beſtärken, ſich auch ſo altväteriſch zu kleiden gehalten ſeyn ſollen. Denn beydes iſt gleich thöricht, und durch das letztere wird das erſtere deſto ſinnlicher werden. Sie haben alſo hohe Zeit ſich zu bekehren, ehe mein Geſetze noch vim obligatoriam bekömmt.

Hieraus ſiehſt du, was du thun mußt, wofern du ein Critikus, und zwar ein berühmter Criticus werden willſt. Uebe dich alſo täglich im Schimpfen, das übrige ſoll ſich von ſich ſelbſt geben. Es iſt aber überaus

leicht,

leicht, im Schimpfen eine Fertigkeit zu erlangen. Denn zu geſchweigen, wie fruchtbar die Erfindungskraft einiger Zeitungsſchreiber bey uns iſt, welche gewiß wahrhafte eſprits createurs ihrer Schimpfwörter ſind: ſo kann man ja über dieſes, Vorrath genug bey den Critikmonarchen des vorigen Jahrhunderts finden. Wer alſo ſelber nicht Geſchick genug hat, Schimpfwörter zu drechſeln: der findet da einen vortrefflichen Schatz geſammlet. Ich will dir nur einige der allerbeſten heraus ſuchen. Scaliger, von dem man doch längſt glaubte, er wäre auf dem alten Wege zur Critik gegangen, nannte den bekannten Jeſuiten Gretſer, nie anders, als den lojolitiſchen Mauleſel. Dem Briſſonius vergaß er nie, den Ehrentitel eines liederlichen Kerls beyzulegen. Seine gewöhnliche Sprache von andern Schriftſtellern war: der Raſende, der Stümper, das Schwein, das grobe Vieh, der Lehrjunge, der Taugenicht, der Narr, der Eſel u.ſ.w. Das klingt nun recht kunſtrichteriſch! aber Scaliger war auch ein vollkommener Criticus. Vor ihm war kein Menſch in der Welt ſicher. Alte und neue Scribenten mußten herhalten, wenn er ſeine kunſtrichteriſchen Amtspflichten ausübte. Er ſchimpfte ohne Unterſcheid. Selbſt die ehrlichen alten Kirchenväter kamen nicht ungehechelt davon. Der H. Athanaſius war bey ihm ein Schalk, ein Schelm. Ambroſius und Auguſtinus hießen Ignoranten, und den H. Hieronymus nennet er gar einen groben Eſel. Ja auf ſeine beſten Freunde, und auch auf die, gegen welche er alle erſinnliche Verbindlichkeit und Ehrfurcht haben ſollte, ſchimpfte er eben ſo, ohne alle Gnade. Salmaſius machte es nicht anders. Weil er glaubte, daß er

der

der ganzen gelehrten Welt die Wage halten könnte: ſo war es keinem Menſchen zu rathen, ihm in einem Worte zu widerſprechen; wofern er nicht tauſend Schimpfwörter auf der Stelle anhören wollte. Dieſer Kunſtrichter hielt ſeine Sätze für hinlänglich bewieſen, wenn er ſeine Gegner Ochſen und Eſel, Schelme und Betrüger nannte. Was that Scioppius, der ſich durch ſein critiſches Maul alle Leute auf den Hals zog? Er biß ſich redlich und wacker herum, und ſchimpfte allein mehr, als ſeine Gegner alle zuſammen. Daher er auch Canis Criticus, der critiſche Hund, beygenamet worden.

Hierbey mußt du ja nicht denken, daß es ſehr mißlich mit dem Ruhme eines Kunſtrichters ausſehe: weil das Schimpfen eben keine Hexerey ſey, und ein ſolcher Kunſtrichter eben ſo ſehr und noch ärger könne geſchimpft werden, als er ſelber ſchimpfet. Dieſes iſt wieder falſch. Ich will dirs beweiſen, daß ein rechter Kunſtrichter unmöglich geſchimpfet werden kann. Denkeſt du vielleicht, dieſes käme daher, weil er ſelber keine Ehre hätte: ſo könnte man ſie ihm nicht nehmen: ſo wäre dieſes auch zwar ein Beweis; aber meiner iſt noch kräftiger.

Du weiſt ſchon, daß die heutigen Herren Kunſtrichter, nichts als Zeitungen und Sammlungen ſchreiben dörfen: denn ordentliche Bücher oder Syſtemata zu ſchreiben, das wollte ich zum mindeſten keinem Anfänger rathen. Thut es aber ja ein Handveſter: ſo weis er ſchon ſeine Sachen ſo einzurichten, daß kein Menſch die geringſte Spur einer Ordnung darinn wahrnimmt. Ein Leſer, der dieſes für einen Fehler anſieht, muß ſehr unverſchämt ſeyn:

denn wir wissen uns des Wunderbaren gar glücklich zu bedienen. Die fürchterlichen Ueberschriften, welche wir über unsere Capitel machen, sind fähig genug, daß ein Leser aller Verbindung vergißt, und sie wirken bey den meisten diese Gedanken: **Ach ich bin nur so dumm, daß ich dieses vortreffliche Buch nicht verstehe; es ist weit über die oberste Sprosse von der Leiter meines Verstandes weg.** u. s. f. und hiedurch bekömmt ein solcher Schriftsteller, zumal wenn er das Schimpfen nicht vergißt, ein mächtiges Ansehen. Ueber dieses hat er die jungen Herren Kunstrichter mit ihren Zeitungen im Gehalte, die müssen es bey Verlust der Vortheile, welche sie ordentlich genießen, loben: und nun komme ein anderer, der Lust hat sich geschimpfet zu sehen, und tadle es! Allein dieses gehöret, wie gesagt, in das Feld schon sehr handvester Kunstrichter. Die jungen Herren thun am besten, wenn sie erst in Zeitungen ihr critisches Feuer auslassen. In diesen Blättern tadelt und schimpft man nun alles, was uns am ersten in die Hände fällt. Und zwar auf das gröbste und ungezogenste, denn der Leser muß beym Wunderbaren erhalten werden und denken:

> Mitius id sane, quod non & stigmate dignum
> Credidit. *Iuvenal. Sat. X.*

Hiebey muß man sich sorgfältig in acht nehmen, daß man ja nicht die Ursache, warum man dieses oder jenes schimpft, dazu sage. Nichts ist lächerlicher, unschmackhafter und abendtheuerlicher, als diese. Von dieser Regel gebe ich dir keine Ursache an, sonst würde ich selber dawider sündigen. Ferner, wir beurtheilen

urtheilen, oder ſchimpfen beſtändig alle Gattungen der Dichtkunſt, alle Gattungen der Redekunſt, alle Arten der freyen Künſte überhaupt: im Gegentheile verſuchen wir nie ſelber etwas. Denn das muß ſich ein rechtſchaffener Kunſtrichter nicht nachſagen laſſen, daß er ſelber in großen oder kleinen Arten der Dichtkunſt oder der Beredſamkeit ſich geübt hätte. Will er ja Verſe machen: ſo muß er wiederum, entweder auf andere gelehrte Männer darinnen ſchimpfen, oder er muß ſie zum mindeſten mit den ſaftigſten Zoten auszuſpicken wiſſen. Sonſt weis ich kein Mittel, denen Beurtheilungen ſeiner Feinde zu entgehen; er müßte denn ſo gar jämmerliches Zeug ſchmieren, welches auch ſeine Gegner zum Erbarmen reizte.

Nun überlaſſe ich dir das Facit von allen den Bemühungen unſerer Kunſtrichter zu machen. Du wirſt finden, daß überall nichts übrig bleibt, als das Schimpfen.

Sage mir aber, wie kann man einen Menſchen, deſſen Handwerk das Schimpfen iſt, wieder ſchimpfen? Das iſt ein offenbarer Widerſpruch, und wer dieſes behauptet, der ſtößt den Satz des zureichenden Grundes um. Ein Mann, der ſich mit der Tugend, und ſonderlich mit der Großmuth breit macht, der läßt uns immer ſchimpfen: denn uns zu widerlegen iſt eine bloße Unmöglichkeit. Was will alſo ein Kunſtrichter, der nicht in unſer Horn bläßt, machen? Widerlegen kann man es nicht, und zum Schimpfen hat er kein Naturell: und alſo ſchweigt er ſtill, und wir haben, was wir wollen, nämlich das letzte Wort. Kurz, wir haben ihn geſchimpft. Sollten wir aber mit einigen unſerer Mitbrüder in Zwiſtigkeiten gera-

then, und der ſollte zur Schimpfſeder greifen: ſo behaupte ich dennoch, daß wir unbeſchimpft bleiben. Du wirſt doch vermuthlich aus der Arithmetik ſo viel gelernet haben: (welches dir zwar nicht rühmlich iſt): ein Schimpf hebt den andern auf. Und wie kann das anders ſeyn?

. . . . Quo nemore vnquam
Exſpirauit aper maioris dentibus apri?
Iuuenal. Sat. XV.

Zudem kommt dieſer letzte Fall faſt gar nicht vor. Wir jungen Kunſtrichter lieben uns unter einander. Wir verbinden uns mit einander. Baillet mag tauſendmal ſagen: C'eſt une pedanterie, de vouloir le liguer avec tel, & tel pour tenir tête a tous les autres ſçavans. Hätten ſich unſere Vorfahren, Salmaſius, Scaliger, Scioppius u. ſ. f. vereiniget; ſo würde es mit ihnen ſo gut, wie mit uns geſtanden haben. Die handveſten würden es auch nicht einmal leiden, wenn wir uneins würden, und da würde wenigſtens einer von ſolchen Stiftern innerlicher Unruhen ſein Gehalt, ſeinen Sold, ja wohl gar die Lebensmittel einbüſſen. Ueber dieſes treibt uns ein innerlicher Trieb zur Einigkeit. Wir Kunſtrichter kennen einander gar zu wohl. Wenn wir uns nun zanken wollten, ſo würde die Welt allerhand Dinge erfahren, die einer dem andern vorrücken würde, und die beyden keine Ehre machten. Drum

. Iam ſerpentum maior concordia: parcit
Cognatis maculis ſimilis fera.
Idem ibidem.

Du ſiehſt alſo wohl, daß ein Kunſtrichter vor allem Gegen-

Gegenſchimpfe hinlänglich geſichert iſt, und ohne Furcht mit großer Freudigkeit ſchimpfen darf: denn ein kunſtrichteriſches Maul haben, und ſich ſchimpfen laſſen, das iſt widerſprechend

Dennoch muß ich meinem Lehrſatz, wider noch einen Einwurf retten. Du könnteſt mir nämlich, da ich mich immer mit der allgemeinen Erfahrung geſchützt habe, aus eben der allgemeinen Erfahrung beweiſen wollen, daß mein Satz nicht wahr ſey, weil die neuen Kunſtrichter in ihren Schriften beynahe eben ſo ſehr loben als ſchimpfen. Wollte ich kunſtrichteriſch mit dir verfahren: ſo würde ich ſagen: dieſer Einwurf iſt falſch, thöricht und elend; mein Satz aber iſt unumſtößlich:

Et tu vera puta . . . .
Juvenal. Sat. II.

wofern ich dich nicht ſchimpfen ſoll. Allein da ich dich unterrichten will: ſo muß ich mich ſchon meiner Gerechtſame in etwas begeben.

Ich muß dir alſo freylich einräumen, daß allerdings unſere Herren Kunſtrichter auch loben: und das iſt kein Wunder? Weiſt, du denn nicht, daß keine Regel ohne Ausnahme iſt? Doch auch dieſe Ausnahme iſt ſehr eingeſchränkt, wie du aus dem folgenden ſehen ſollſt.

Gewiß iſt es alſo, daß ein Kunſtrichter hauptſächlich ſchimpfen muß, wenn er berühmt werden will. Denn wenn ich nur dasjenige lobe, was alle loben, ſo lobe ich ſo mit, und kein Menſch macht etwas aus mir? Wir Kunſtrichter ſind gemeiniglich Leute, die nicht viel haben, und von ganzem Herzen niedrig ſind:

Pubis

Puluis & vmbra ſumus.

Wer fragt nun viel nach unſerm Lobe? Alſo iſt erſtlich ſo viel gewiß, daß wir mit Schimpfen den Anfang machen müſſen, damit wir anſehnlich werden. Allein freylich trägt das Schimpfen nichts ein. Wenn nicht mancher wüßte, daß wir auch loben könnten: ſo würde er ſich von unſerer Zuchtruthe nicht loskaufen. Alſo erfordern es denn unſere Finanzen, daß wir zuweilen loben müſſen. Auch manche andre Umſtände zwingen uns bisweilen ein Lob ab. Wie viel elendes Zeug wird nicht von Leuten geſchrieben, welche unſere Maecenates, Patroni ac Fautores ſind? Da wäre es nun ſehr unartig, dieſe zu ſchimpfen. Nein dieſe ſetzt man zum mindeſten in den äußerſten Firſtern, und zwar nach der weiteſten Ausdehnung, die Kepler oder Hugen angegeben. Dieſe gehören auf die alleroberſte Sproße, von der Leiter der Weſen, welche mit den Engeln grenzet. Da iſt es gewiß, was Baillet ſaget: que tel, qui juge ſouverainement de Corneille, n'a que des applaudiſſemens a donner, pour les fautes d'un Duc & Pair. Dieſes Lob darf man aber freylich nicht als ein Zeichen der Dankbarkeit anſehen: ein Kunſtrichter, und dankbar ſeyn, das ſind zwey widerſinnige Dinge. Aber die Furcht erzwingt das Lob. Man hat gemeiniglich gewiſſe Vortheile von der hohen Hand eines ſolchen Gönners, die würden verlohren gehen, wenn wir nicht lobten. Es ſind auch ſonſt noch gewiſſe Ehrenumſtände, die uns lobreich machen. Z. E.

Captum te nidore ſuae putat ille culinae:
Nec male coniectat. *Iuuenal. Sat. V.*

Es

Es iſt alſo ausgemacht, daß ein Kunſtrichter auch loben muß, und zwar erſtlich, alle ſeine Gönner und Wohlthäter auf das höchſte. Hiezu verbindet ihn, wie geſagt, die zeitliche Nothdurft, Eſſen, Trinken, Kleider, Schuh u. ſ. w. Sein Lob muß auch allerdings beſonders und ſinnreich ſeyn, da es aus ſo beſondern Quellen ſeinen Urſprung hat.

Magiſter artis, ingenique largitor
Venter. *Perſius' in Prologo.*

Dasjenige, was unter dem ſchlechten am ſchlechteſten iſt, das muß vornehmlich mit Lobeserhebungen gleichſam überzuckert werden. Es muß kein großer Geiſt, der jemals in der Welt gelebet hat, einen Augenblick ſicher ſeyn, mit unſerm Gönner verglichen zu werden. Ja manchmal muß er wohl gar einpacken, und unſern Helden die Oberſtellen einräumen. Zum wenigſten wird er z. E. von einem Dichter, der ſonſt keine Verdienſte in der Dichtkunſt hat, als daß er uns irgend worinn frey hält, heißen:

Ipſe facit verſus, atque vni cedit Homero
Propter mille annos. *Iuven. Sat. VII.*

Wer uns Kunſtrichtern dieſes übel nehmen will, der muß nicht wiſſen, wie gefährlich es ſey:

Vinum toto neſcire Decembri. *Idem. Ibidem.*

Zu den oft belobten Gönnern und Wohlthätern, hat ein junger Kunſtrichter zu itziger Zeit ſehr nothwendig, gewiſſe ältere aus ſeiner Zunft zu zählen. Denn dieſe pflegen die jungen zu beſolden, und ihren Eifer

mit den geſegneten Früchten einer fetten Landſchaft, einer trächtigen Viehzucht zu belohnen.

Allein ein Kunſtrichter muß noch mehr loben. Es muß nämlich niemand in der Stadt, wo er ſeine critiſche Zeitungsreſidenz aufgeſchlagen hat, vor ſeinem Lobe ſicher ſeyn. Da muß kein gedruckter Zettel zum Vorſcheine kommen, welchen er nicht in ſeine Elemente auflöſen, und daran das **Schöne**, das **Seltſame**, das **Schalkhafte**, das **Sinnreiche**, das **Feine**, das **Unerwartete**, das **Hinreißende**, das **Vollgeſtopfte**, das **Wünſchenswürdige**, das **Ueberſetzungswürdige**, das **Groſſe**, das **Hohe**, das **Einnehmende**, das **Natürliche**, eben das **Natürliche**, welches uns ſo ſehr gefällt. **Die Erfüllung der Pflichten**, den **Schwung**, die **Neuheit** u. ſ. f. zeigen ſollte. Daher war Juvenal ein ſchlechter Held in der Critik, welcher von ſich ſelber geſteht:

Quid Romae faciam? mentiri neſcio; librum,
Si malus eſt, nequeo laudare.

Juvenal. Sat. III.

Wie viel weniger ſchickte ſich dieſer eigenſinnige Dichter in unſre Zeiten? Ohne Zweifel hat dieſer ſtolze Verächter ſeine eigene Küche gehabt, und nicht von fremden Wohlthaten leben dürfen. Wir wiſſen unſere Vortheile beſſer zu beobachten. Er muß unſere Künſte ſelber loben:

Quid quod adulandi gens prudentiſſima laudat
Sermonem indocti, faciem deformis amici.

Idem. Sat. III.

Die Verfaſſer ſelbſt aber mit würdigen Lobeserhebungen zu nennen, das iſt eben ſo leicht. Die Kunſtrichter im vorigen Jahrhunderte, waren hierinn gewiß

wiß so scharfsinnig als im Schimpfen. Wenn sie mit einander friedlich lebten: so konnten sie gewiß unvergleichlich leben. Gronovius nennte den Salmas den Varro und Eratosthenes unsrer Zeit. Scioppius und Selden hießen ihn den Fürsten der Wissenschaften und der Gelehrten. Bald war er ein Phönix aller Gelehrten, bald ein Abendtheuer und Wunder der letzten Zeiten, bald eine lebendige Bibliothek aller Sprachen und Wissenschaften. Voßius nennt ihn gar alles in allem, und schwört darauf, daß es schlechterdings unmöglich sey, ihn genug zu loben. Scaliger brachte es noch weiter, und ward gar vergöttert. Er war der Abgrund der Gelehrsamkeit, das Meer der Wissenschaften, der Kaiser in der gelehrten Welt, und der Monarch der Gelehrsamkeit. Einige hielten ihn für den Apollo seiner Zeit; einige für den Herkules Musageta. Lipsius aber hielt ihn für einen eingefleischten Engel. Salmasius glaubte sicherlich, daß seinesgleichen weder vor ihm gewesen, noch nach ihm kommen werde. Doch ich bin müde, alle Lobeserhebungen herzusetzen. Sollte sich nicht ein junger und muthiger Criticus einen vortrefflichen Schatz daraus sammlen können, womit er seine Gönner nach und nach beehren könnte?

Man hat ferner noch einen Grund des Lobes angemerket. Denn man hat wahrgenommen, das Justus Josephy Scaliger, den jüdischen Geschichtsschreiber Josephus nur darum so sehr erhoben hat, weil er mit ihm gleichen Namen geführet. Und allerdings ist es löblich, seine Nahmensverwandte zu rühmen. Aus diesem Grunde läßt sichs vielleicht nicht undeutlich errathen, warum ein gewisses Paar Kunstrichter

ſich wechſelsweiſe die Vorreden und Lobſchriften zu ihren Büchern machen, weil ſie nämlich beyde durch ein gütiges Schickſal den Namen Johann Jacob erhalten haben: wie auch vielleicht beyde den Milton nur darum ſo bewundern und anpreiſen, weil er, ſowohl als ſie ſelbſt, Johann geheißen hat.

Wir loben endlich auch diejenigen, welche ihre Ehrfurcht gegen uns beobachten, und ihre Bücher nebſt den gehörigen Gebühren bey uns einſchicken. Es wird uns dieſes niemand verdenken können. Ein jeder nähret ſich ſeines Handwerks, und wir uns unſerer Critik. Und das wäre ein trefflicher Kunſtrichter

cui non ſit publica vena,
Qui nihil expoſitum ſoleat deducere, nec qui
Communi ferias carmen triuiale moneta.
Iuvenal. S. VII.

Alle dieß Lob hat nun, wie ich oben erwähnet habe, ſeinen Urſprung vom Schimpfen: dieſes kann man umſonſt haben, jenes ums baare Geld. Jemehr alſo ein Kunſtrichter wird ſchimpfen können, deſto größer wird ſeine Kundſchaft ſeyn; und deſto beſſer wird es um ſeine Hauswirthſchaft ausſehen.

Dieſes ſind die vornehmſten Bewegungsgründe, welche einen Kunſtrichter wider ſein Naturell zum Lobe reizen. Alle kleine Vorfälle kann man dabey nicht anmerken; denn Practica eſt multiplex; am meiſten unter uns Kunſtrichtern. Allein man muß dieſes Loben ſehr einſchränken und ja wohl zuſehen, daß es in der rechten uns Kunſtrichtern anſtändigen Art vorgetragen werde. So wenig man die Urſache des Schimpfens anzeiget, eben ſo wenig muß man den Grund des Lobes ſagen.

Doch

Doch dieſes iſt uns ohnedieß meiſtens unentbehrlich. Denn wir können manchmal ſo wenig als die ganze Welt etwas lobenswürdiges in der geprieſenen Schrift finden. Daher thut man nur Machtſprüche: denn wofür wären ſonſt die Machtwörter in der Welt? **Dieſes iſt ſchön, dieſes iſt wünſchenswürdig gerathen; dieſer gelehrte und geſchickte Mann hat alle Pflichten erfüllet, welche dieſer oder jener Kunſtrichter** (und wenn wir es auch ſelbes wären) **von ihm fordert. Der hochberühmte Herr Verfaſſer gewinnt durch ſeine Geſchicklichkeit einen beneidenswürdigen Beyfall. Dieſer geſchickte und tugendhafte Jüngling macht uns ihm gewogen. Wir haben das Vergnügen, dieſen Mann zu kennen. Wir rathen unſern Leſern dieſes Buch an. Wir werden nicht ermangeln, dieſen geſchickten Kunſtrichter durch unſern Beyfall zu ermuntern. Wir lieben dieſen Mann u. ſ. f.** So ſpricht ein Kunſtrichter, der ſein Handwerk verſteht. Das ſind unumſchränkte Machtſprüche: wir haben aber auch eine Art critiſcher Schlußreden, womit wir zu beweiſen pflegen; welche aber mit den logiſchen Kunſtgriffen gar nichts gemein hat. Ein Exempel welches mir eben beyfällt, wird die Sache klärer machen. Geſetzt man wollte einen ſchimpfen, der etwas ſinnreiches geſchrieben hat, und zwar in critiſchſyllogiſtiſcher Form; ſo ſpricht man ſo: **Dieſe Schrift ſoll witzig ſeyn; aber ſie wird nicht eher witzig ſeyn, als bis kein guter Geſchmack mehr in der Welt ſeyn wird. Das** iſt ein vortrefflicher Schluß, welcher ſo gründlich beweiſet, als man es von einem Kunſtrichter erwarten kann.

kann. Eine andere Art unserer Schlüsse ist, wenn man spricht: **Ob dieses oder jenes schön oder wahr sey? das ist eine andere Frage.** Diese Art ist einem Kunstrichter sehr bequem, und ich bediene mich ihrer selbst sehr gern. Noch eine Art, wenn man etwas loben wollte, ist diese: **Wem dieses oder jenes nicht gefällt, für den ist es nicht geschrieben.** Nur ein Förmelchen will mir nicht gefallen, welches verschiedene große Kunstrichter unserer Zeit immerzu im Munde führen, nämlich: **Dieses haben wir mehr als einmal** gelesen: Dieses Lob führt einen offenbaren Grund, warum wir etwas loben, mit sich, der Schluß ist offenbar dieser, und ist noch dazu unumstößlich:

Was wir mehr als einmahl lesen, das ist schön: nun haben wir dieses mehr als einmal gelesen; also ist es schön.

Ein Criticus muß aber niemals mit Grunde loben, und also bedarf dieses Förmelchen einer Ausbesserung.

Ueber dieses liest man wohl auch elendes und lächerliches Zeug mehr als einmal; und also ist dieses Lob zweydeutig. Eben so ist es, wenn man sagte: **Wir schätzen diesen Mann.** Ich bin ehedessen selbst einmal irre worden, und dachte, der Zeitungsschreiber wollte sagen: **Wir** hier, nämlich **wir Einwohner insgesammt** pflegen diesen Mann zu taxiren.

Weiter hat auch unser Lob seine Grade. Ich habe oben gewiesen, wie man seine Gönner und Wohlthäter loben müsse.

Andere lobt man so, daß sie sich auf unser Lob etwas zu gute thun, und unser Patrocinium mit gezie-

menden

mender Ehrfurcht zu erhalten ſuchen. Die man endlich gegen Gebühren lobet, die werden nach dem Gewichte ihrer eingeſchickten Briefe oder anderer Erkenntlichkeiten gerühmet. Kurz

Quantum quisque – numorum – –
Tantum habet & *laudis*.
Juvenal. Sat. III.

Ein geſcheidter Criticus hält bey ſeinem Lobe eine gute Rangordnung, nach dem Maaße der Verdienſte, welche die Schriftſteller gegen uns haben.

Tunc par ingenio pretium!
Idem Sat. VII.

Und es wird ihm niemals an Kundſchaft fehlen. Er wird die meiſten Schriftſteller an ſich ziehen, welche für das Lob ihre Schuldigkeit willig entrichten und die gelehrte Welt mit ihren Hirngeburten beſchenken werden, mit der gewiſſen Hoffnung:

Quod non dant proceres, dabit histrio - - -
Id. ibid.

Das heißt: zum mindeſten muß mich mein Zeitungsſchreiber loben.

Endlich iſt noch eine große Haupteinſchränkung beym Lobe wohl in Acht zu nehmen. Man muß nämlich keinen loben, daß man nicht zugleich auf andere ſchimpfet. Dieſe Regel iſt ohne alle Ausnahme. Sie ſtimmt auch mit unſerer Natur überein, und weiſt das bekannte und wahre Sprichwort:

Naturam furca expellas: tamen vsque recurret.

So oft ein Criticus dieſes vergißt: ſo oft ſündiget er wider ſich ſelbſt, denn er vergißt ſeiner Hauptpflicht.

Lob

Lob und Schimpf muß ſtets beyſammen ſeyn. Er wird, ſo oft er einen lobet, einen andern bey den Haaren herzuziehen, damit er nur ſchimpfen könne.

Dat veniam corvis, vexat cenſura columbas.
Iuvenal. Sat. II.

Und alſo iſt die Hauptwahrheit meines Unterrichtes hinlänglich beſtätiget. Nichts iſt übrig, als daß ich dir noch einige Pflichten namhaft mache, welche hieraus folgen. Die erſte ſoll ſeyn: alſo muß ein Kunſtrichter ſich ein Anſehen erwerben. Dieſe Regel iſt nothwendig, denn was würde man ſonſt nach unſerm Schimpfen fragen? Aber ſie ſcheint auch ſchwer zu ſeyn. Denn nichts wiſſen, und doch anſehnlich ſeyn wollen, ſcheinen ganz widrige Dinge zu ſeyn. Allein auch hierinnen weis unſer natürlicher Witz gewiſſe Kunſtgriffe, wodurch man ohnfehlbar anſehnlich werden muß: und ich darf es dir auch hierinnen an gutem Unterrichte nicht fehlen laſſen.

Der Criticus, die Unwiſſenheit, die Grobheit, die Faulheit, die Bosheit ſtecken gemeiniglich in einer Seele beyſammen; und dieſes nicht ohne Vorſehung der gütigen Natur: denn dieſe Eigenſchaften gehören zum Weſen eines rechten Kunſtrichters. Aber hieraus folgen einige Beſchwerlichkeiten für die Herren Kunſtrichter. Man rechnet ſie nämlich zum Pöbel, und ſie ſind dürftig und arm, weil ſie nichts gelernet haben. Dieſes ſcheint dem Anſehen ſehr entgegen zu ſeyn. Aus dem Pöbel hat man nie viel gemacht. Mit der Armuth wird man auch nicht viel Lärmen in der Welt machen. Im Gegentheile

Nil habet infelix paupertas durius in ſe,
Quam quod ridiculos homines facit.
Iuvenal. Sat. III.

Daher

Daher iſt die erſte Pflicht eines nach Anſehen ringenden Kunſtrichters, daß er unverſchämt ſey: oder es wird heißen:

- - - Exeat - -
Si pudor eſt *Idem ibid.*

Doch unverſchämt iſt er gemeiniglich von Natur. Alsdann iſt ihm nichts nöthiger, als das Zeitungsſchreiben *. Doch auch hiezu bekömmt man heute zu Tage Verleger die Menge. Hat es ein Kunſtrichter erſt ſo weit gebracht (und wie leicht geht das nicht an?) alsdann hat er das Heft in den Händen. Nunmehr ſuchet er ſich unter den größten Gelehrten ſeiner Zeit einen aus, und fängt ganz gewaltig an auf ihn zu ſchimpfen. Kein anders Mittel iſt bey einem Kunſtrichter möglich, keines iſt auch leichter als dieſes. Deutſchland hat in dem itzigen Jahrhunderte in allen Arten der freyen Künſte und Wiſſenſchaften große Gelehrte aufzuweiſen. Die Weltweisheit, die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrſamkeit, die Dichtkunſt,

* Der ſchon erwähnte Baillet ſchärft einem Kunſtrichter die Beſcheidenheit auf alle Art ein. Er macht zween Abſätze 1) des qualités neceſſaires pour bien juger des livres. 2) des defauts des Critiques. Zu einem Kunſtrichter erfordert er folgende Eigenſchaften: Le jugement, c'eſt à dire le bon ſens & la juſteſſe de l'eſprit dans le diſcernement du vrai & du faux, weiter: La ſcience, qui doit toûjours être plus grande que celle, que l'on trouve dans les livres qu'ont veut juger. Hernach fordert er la force & la penetration de l'eſprit und endlich auch la douceur & la modeſtie. Wenn der Mann noch lebte, ſo wollte ich ihn gewaltig ſchimpfen. Itzt aber glaube ich lieber, daß er keinesweges im Ernſte geſchrieben; ſondern vielmehr diejenigen damit lächerlich machen wollen, welche ſich einen Kunſtrichter ſo vorſtellen. Es iſt ihm alſo nichts unanſtändiger als die Beſcheidenheit ꝛc. ꝛc. ꝛc.

kunst, die Beredsamkeit, ja auch wohl die Arzneykunst prangen mit großen Männern. Deren sind freylich wenige, man kann sie daher leicht kennen, und ich würde sie mit Namen nennen, wenn ich nicht fürchten müßte, du möchtest dir einen davon aussuchen, um meine Regeln an ihm in die Uebung zu bringen. Ich kann dich aber versichern, daß sich die Herren Kunstrichter schon darinn vertheilet haben, und du magst dir einen neuen zum Schimpfen aussuchen.

Dadurch bekömmt man nämlich ein Ansehen, wenn man einen solchen Gelehrten vornimmt, und an ihm zum Ritter werden will. Eines solchen Mannes Schriften nun schimpft und schmäht man, und zwar recht unverzagt und unverschämt:

> Ingenium velox, audacia perdita, sermo
> Promtus. *Juvenal. Sat. III.*

Das ziert einen Kunstrichter ganz ungemein, und er muß allezeit suchen Stoff genug zum Schimpfen im Vorrathe zu haben, damit er bey jeder Gelegenheit gleich fertig seyn könne.

> Ioco mordente facetus,
> Et salibus vehemens intra pomoeria natis.
> *Idem Sat. VIII.*

Du kannst nicht glauben, mein Freund, wie vortrefflich dadurch unser Ansehen zunimmt, und wie bald es groß wird. Ich überlasse es deiner eigenen Erfahrung, alsdann wirst du erst recht sehen, was ein Criticus für ein vortreffliches Leben habe und wie schön es sey:

> - - Digito monstrari & dicier: hic est.
> *Persius Sat. I.*

Wenn

Wenn man es ſo weit gebracht hat, alsdann iſt es nöthig, daß man ſelber anfange groß zu thun. Die gewiſſeſte Ehre iſt die, welche man ſich ſelber erweiſt: ein Sprüchwort und folglich ein wahres Wort, welches mir meine Amme ſchon fleißig eingeprägt hat. Man muß alſo thun, als hätte man auch ein Wort in der gelehrten Welt zu ſprechen. Ein Kunſtrichter hat alſo fleißig zu beobachten, daß er allezeit von ſich durch Wir rede. Anbey muß er fleißig gebiethen, verordnen, rathen oder ſonſt wollen. Er muß thun, als wenn die ganze Welt eben ſo wie er gedächte. Er muß drohen und verſprechen, und alle Augenblick verſichern, daß er zur Unſterblichkeit den Schlüſſel, und von der Nachwelt Vollmacht zu dem Amte eines hochbeſtellten Kunſtrichters habe, damit ſie aus ſeinen Zeitungen klug werde: Da heißt es: Wir haben ein gerechtes Misfallen gehabt. Wir wollen, daß unſere Leſer dieſes oder jenes thun. Wir wünſchen dieſem Manne dieß und das. Unſere Wenigkeit wird gern das übrige zu ſeinem Glücke beytragen. Wir rathen dieſem oder jenem Gelehrten, dieſer oder jener Geſellſchaft, ſich ſo und ſo zu verhalten. Wir übergeben hiemit dieſen Mann der Nachwelt. Wir ſollen hiemit im Namen der gelehrten Welt Anfrage thun. Unſere Freunde wiſſen es, daß wir ſo und ſo denken ꝛc. und wie dieſe vortrefflichen Machtſprüche alle Namen haben.

Daß ein Kunſtrichter hierdurch ganz unvergleichlich anſehnlich wird, das ſiehſt du ohne mich: zum mindeſten bilden ſich ihn diejenigen, welche ihn ſonſt nicht, als aus ſeinen Machtſprüchen kennen, als einen mäch-

tigen Mann ab. Und nachdem die ältesten Herren Kunstrichter anfangen, unter ihren Unterthanen gewisse Rangordnungen und Ehrenämter einzuführen: so werden gewiß diejenigen, welche sich selber die gröste Ehre erweisen, vor andern zu den vornehmsten Bedienungen gelangen. Das Canzleramt durch Germanien ist bereits vergeben, und es wird sich weisen, wer bey der nächsten Wahl zum Hofmarschallamte wird befördert werden, und ob man meine Verdienste nicht dabey in Betrachtung ziehen wird.

Bisher hast du das meiste Zubehör zu einem Kunstrichter gesehen. Noch etwas höchstnothwendiges ist übrig, welches du aber, wie ich hoffe, bereits besitzest. Nämlich die Unwissenheit ist eine der vornehmsten Zierden eines Kunstrichters. Gleichwie man die Kleider erstlich zur Nothdurft, alsdann zur Pracht bereitet hat: so ist es auch hier gegangen. Weil mancher gern ein Criticus seyn wollte, und gleichwohl keine Hoffnung hatte, jemals auf dem alten Wege zur Critik zugelangen: so lernte er lieber gar nichts. Diesem Beyspiele folgten die meisten, und deswegen ist einem Kunstrichter die Unwissenheit so nöthig als nützlich: Du, mein Freund, bist eben itzt in demjenigen Zeitpunkte, welcher der rechte zu einem Kunstrichter ist. Du kannst alle Tage aus der Schule entlaufen und eine Zeitung zu schreiben anfangen. Denn es versteht sich, daß ein Kunstrichter nicht nöthig hat, auf Akademien gewesen zu seyn. Magistermäßige Gelehrsamkeit gehöret für einen Magister. Aber ob ein Critikus daraus wird, das ist eine andere Frage, welche ich nimmermehr bejahen kann. Das wäre fein, wenn wir uns noch auf Akademien die Köpfe mit den Wissen-

schaften

ſchaften zerbrächen, da wir ſchon auf den beſtäubten Schulbänken ſo lange ſchwitzen müſſen! Würde nicht da unſer beſtes Feuer verſchwinden, welches wir doch zum Schimpfen unumgänglich nöthig haben? Nein, ſo greift es ein Criticus nicht an. Wenn er ein paar Jahre in der Schule geweſen iſt, und übrigens eine gute Hand ſchreibt, ſo iſt er völlig fertig.

Von Wiſſenſchaften darf ein Kunſtrichter nichts weiter verſtehen, als einige Kunſtwörter, mit welchen er beſtändig um ſich werfen muß. Auch dieſes aber, wenn es ja noch etwas gelehrtes heißen ſoll, können ſie mit leichter Mühe aus den Schriften derjenigen lernen, welche ſie, kraft ihres Kunſtrichterlichen Amtes, ſchimpfen.

Du weiſt, daß alle unſere Kunſtrichter beſtändig heute zu Tage den guten Geſchmack im Munde führen. Es iſt eben ſo lange nicht, ſo wußte kein Menſch in Deutſchland etwas davon. Itzt kömmt kein Zeitungsblatt zum Vorſcheine, wo er nicht wenigſtens einmal ſteht; nicht als ob wir Kunſtrichter eben wüßten, was der gute Geſchmack ſey; ſondern weil es Mode iſt, davon zu reden. Eben ſo iſt es mit andern ſolchen gelehrten Redensarten. Z. E. mit der Zeit, mit der Nachahmung der Natur, mit der Wahrſcheinlichkeit u. ſ. f. So haben z. E. viele von dem Satze des Widerſpruchs, und des zureichenden Grundes oft geredet, weil es nämlich itzt gewöhnlich iſt.

Alles dieſes darf ein Critikus nur fleißig niederſchreiben, und da läßt es ſo gelehrt, als wenn er die Sache ſelbſt verſtünde.

Ich will dir auch noch einen Kunſtgriff entdecken, gelehrt zu thun. Du haſt bereits vernommen, daß wir mit allem unſerm Schimpfen die Alten nicht haben

demüthigen können. Wenn wir nun die Kunſtrichter ſchimpfen wollen, die es mit den Alten halten: ſo dürfen wir nicht ſagen, dieſe elenden Leute halten es mit den Alten. Das würde ein Lob für ſie ſeyn. Nein man ſagt, dieſe Leute führen immer die Alten bey ihren Regeln an; da doch ſie und ihre Regeln denſelben ſchnurſtracks zuwider ſind. Lehret gleich der Augenſchein, daß dieſes nicht wahr ſey: ſo wäre doch das ein ſchlechter Critikus, der nicht unverſchämt genug wäre, etwas wider den Augenſchein zu behaupten. Zudem können ja wohl einige Leſer ſeyn, die dieſes glauben; ja ich will wetten, daß unter uns Kunſtrichtern viele ſind, die ihrem Mitbruder glauben: denn wir machen uns eben keine Ehre daraus, die Regeln der Alten zu verſtehen; und warum ſollten wir alſo nicht glauben können, daß ſie juſt das Widerſpiel von demjenigen in ſich enthalten, was ein Schriftſteller, den wir gern ſchimpfen wollen, ſaget?

Wir ſind noch argliſtiger: die Kunſtrichter, die die Alten hoch ſchätzen, ſind darum nicht ſo in dieſelben vergaffet, daß ſie nicht auch manchmal etwas an ihnen auszuſetzen fänden. Nein, ſie tadeln ſie auch, und führen nach ihrer abgeſchmackten Gewohnheit, auch die liebe Urſache dazu an, warum ſie es thun. Da hat ein Kunſtrichter von unſerer Art eine vortreffliche Gelegenheit zu ſchimpfen und mit ſeiner Gelehrſamkeit zu pralen. Alſo bald nimmt er ſich des Alten, wie ſeines Spießgeſellen an. Er vertheidiget die getadelte Stelle und macht beynahe die allerſchönſte daraus. Dadurch erlangen wir das Lob der Gelehrſamkeit und wiſſen ſelber nicht, wie wir dazu kommen.

Ich habe oben ſchon erinnert, daß man niemals

die

die Urſachen ſeinem Urtheile beyfügen müſſe, und will es hiemit nochmals alles Ernſtes widerholet haben. Ein Ausſpruch: Dieſes gefällt und dieſes nicht! das gilt ſtatt aller Gründe und läßt gelehrter, als das ewige Beweiſen, welches nur allezeit anzeiget, daß ſich der Kunſtrichter ſelber nicht traue.

Du möchteſt mich etwa fragen, ob ein Kritikus nicht wenigſtens Sprachen verſtehen müſſe? Ich antworte darauf: Sprachen erlernen, iſt ſehr mühſam, und du macheſt ſelbſt den Schluß daraus, er dörfe ſie alſo nicht verſtehen; denn was mühſam iſt, davon iſt er frey.

Ich halte alle diejenigen für aberwitzig, die heute zu Tage griechiſch lernen; wie vielmehr einen Kunſtrichter, der ſeine Zeit ſo raſend verderben wollte.

Mit der lateiniſchen Sprache haben wir leider! in den Schulen manche Noth ausgeſtanden, und unſer Rücken wird am beſten davon ſagen können. Wie thöricht wäre es alſo, wenn wir uns nur darum aus dem Schulſtaube unter die Zahl der Kunſtrichter gemacht hätten, damit wir uns ſelber mit den alten Kerlen quälen könnten. Dieſe Arbeit gehöret für die Schulfüchſe, welche ſich zu Zeitungsſchreibern nicht einmal ſchicken. Sie kommen immer mit der Schulruthe hinter her. Scaliger, der es hierinn verſehen, mußte leiden, daß ihm von einem vornehmen Manne in Holland, den er geſchimpfet hatte, eine Citation zugeſertiget wurde, unter dem Titel: An Meiſter Joſeph Scaligern, lateiniſchen Sprachmeiſtern ꝛc. Ein anders wäre es, wenn du ein lateiniſcher Kunſtrichter werden wollteſt. Da würde zwar meine Anweiſung auf eben den Grundſätzen beruhen: aber ich würde meine Regeln auf andere Art erläutern. Ein lateiniſcher Mann ſuchet hin-

ter einem jeden Wörtchen eines alten Schriftſtellers ein groſſes Geheimniß. Wer ihm einen Buchſtaben in Zweifel zieht, den ſchimpft er ohne Barmherzigkeit; ſo ſtattlich und grob als unſre neuen Kunſtrichter. Ja er hat vor dieſen noch etwas zum voraus. Plautus hat eine groſſe Menge ſchöner und gut lateiniſcher Schimpfwörter für ſolche lateiniſche Kunſtrichter geſammlet. Aus dieſer Quelle wiſſen ſie auch vortrefflich zu ſchöpfen, und ihren Gegnern eine ziemliche Anzahl davon im zierlichſten Lateine an den Hals zu werfen. Auch unter dieſen ſind vortreffliche Leute. Der unſterbliche Scioppius wird noch bis dieſe Stunde wegen einer beſondern Geſchicklichkeit in dieſem Stücke canis grammaticus genennet *. Gronov hat den Ehrentitel des Grunzers erlanget. Und Burmann hat es ſo weit gebracht, daß Burmanniſch thun, eben ſo viel heißt, als die Hauptpflicht eines Kunſtrichters in Acht nehmen. Ich kann mich hiebey unmöglich enthalten, eine kleine Ausſchweifung zu machen. Ach mein lieber Sohn, ich ſehe mit einem kunſtrichteriſchen Blicke in die entfernten Jahrhunderte, wo man unſere Schriften cum notis variorum herausgeben wird. Ach da ſehe ich unſere Zeitungen mit unſäglicher Mühe ſammlen und gleich den Rhapſodien Homers ins Reine bringen! Ach wie viel herrliche Fragmenta wird ein ſcharfſinniger Kunſtrichter ſelbiger Zeit hervor ziehen! Wie viel Leſearten wird mancher junger Bentley ſammlen.

* Ja Baillet ſagt von ihm: on peut hardiment propoſer l'exemple de Caſp. Scioppius, dont la memoire ſemble etre en horreur a tout le monde, pour l'effronterie avec laquelle il a attaqué les ecrits & les perſonnes, que l'on conſideroit le plus parmi les ſcavans. Wie ſollte dem ehrlichen Baillet die Haut ſchauern, wenn er unſre critiſchen Helden kennete?

len. Ja ich höre, die dankbare Nachkommenschaft voll Verwunderung über unsere Vortrefflichkeit ausrufen: Ach das ist ein herrlicher Kunstrichter gewesen; er konnte schimpfen, wie ein Schweizer!

Doch ich muß meinem Wahrsagergeiste das Maul stopfen, und wieder zu meinem Zwecke kommen. Ein neuer Kunstrichter hat also das Latein nicht sehr nöthig. Was er von Schulen irgend mitgenommen hat, das ist hinlänglich genug: ja ich wollte ihm fast rathen, auch das wieder zu vergessen, denn je weniger ein Kunstrichter weis, desto muthiger und gestrenger schimpft er. So bald er hingegen zweifelt, ob er auch Grund dazu habe: so bald wird sein Schimpf den Nachdruck verliehren, und sein Ansehen selber ein Ende haben.

Hat er manchmal ein lateinisches Sprüchelchen nöthig: so hat man ja hiezu gute Quellen. Wir haben ja das vortreffliche Buch, den Murmelium, welches ein rechtes Enchiridion für einen Kunstrichter ist. Darinn wird ein Critikus lateinische Sprüchwörter genug finden, die er allenthalben in Blut und Saft verwandeln kann.

Es läßt sich auch leicht daher begreifen, daß uns das Latein nichts mehr angeht. Als unsere Vorfahren noch dumm, rauh und barbarisch waren, da mußte man freylich zu den Griechen und Römern seine Zuflucht nehmen: nun aber, da wir längst klüger worden sind, wäre es ja die größte Thorheit, bey ihnen in die Schule zu gehen. Zudem haben damals alle Kunstrichter die Schriften der Alten in den Händen gehabt, und so darüber gearbeitet, daß sich kein Buchstabe mehr findet, über den kein critisches Urtheil ergangen wäre.

wäre. Eustathius hat allein über den Homer ganze Folianten geschrieben. Sie haben uns ja also alles schon weggenommen, was wir sagen könnten, und es ist also nichts bessers, als den ganzen Kram in einen Winkel zu werfen.

Was die französische italiänische und englische Sprache betrifft: so ist es genug, wenn ein Criticus so viel davon versteht, daß er in unserer Sprache Fehler damit machen kann. Ein Gallicismus oder Anglicismus zieret einen Kunstrichter ungemein. Aber diese Sprachen gründlich zu verstehen, das würde Mühe und Zeit kosten, und einem Kunstrichter nichts helfen. Denn wie würde er mit gutem Gewissen, seiner Gönner elende Uebersetzungen loben können, wenn er die Sprache verstünde? Gesetzt, daß irgend einmal ein paar Zeilen aus diesen Sprachen zu übersetzen wären: so kann ein Kritikus sich leicht bey einem Sprachmeister Raths erholen: oder er rückt sie in der Grundsprache in seine Blätter ein, und spricht mit einem kunstrichterischen Tone: **Wer dieses von unsern Lesern nicht versteht, der soll es zur Strafe nicht deutsch wissen.** Ich muß also die Wahrheit gestehen, daß es mir ein Bißchen gar zu verwegen scheint, wenn die Kunstrichter in fremden Sprachen dichten wollen. Da sie es in der Muttersprache nicht thun sollen: so sollen sie noch weniger französische oder andere Verse machen. Sie wissen gemeiniglich das Sylbenmaaß nicht, und sollen es von Rechtswegen auch nicht wissen: daher manche Zeile einen Fuß zuviel, die andere einen zu wenig bekömmt. Die Zeit ist edel, man wende sie lieber zur Ausübung seiner critischen Pflichten an.

Was die deutſche Sprache betrifft, ſo ſoll ſie ein Criticus eben ſo wenig nach Regeln verſtehen. Nur die lateiniſche Sprache hat das Vorrecht, daß ein Sprachfehler bey ihr unehrlich macht: aber in der deutſchen ſteht nichts beſſer als ein Sprachſchnitzer. Ich halte denjenigen für einen großen Kunſtrichter, der nicht einmal den Artikel vor den Wörtern recht ſetzen kann; bey welchem den und dem einerley iſt, und der ſich eine Ehre daraus macht, weder recht zu declinirеn noch zu conjungiren. Es erwecken dergleichen Fehler bey den Leſern eine gewiſſe Hochachtung gegen den Kunſtrichter, und man glaubt, daß er wegen der Wichtigkeit ſeiner Materie der Sprachkleinigkeiten vergeſſe. Daß in der lateiniſchen Sprache ein Schnitzer ſo eine große Sünde iſt, das kömmt daher: weil dieſe Critiken nur in Wortkrämereyen beſtehen, und alſo die Sprache das Hauptwerk iſt; wiewohl doch auch berühmte Lateiner, um ſich ihrer Fehler wegen weißzubrennen, ganz heilſamlich dargethan haben: daß es großen Männern ſehr fein ſtehe, wenn ſie auch zuweilen Schnitzer begehen. Wir Deutſchen aber ſchimpfen nicht auf Wörter, ſondern auf Sachen, und daher iſt ein Schnitzer wider die Grammatik ein beſonderer Zierrath eines Kunſtrichters.

Du ſiehſt hieraus deutlich genug, daß einem Kunſtrichter die Gelehrſamkeit ſehr ſchädlich ſey. Doch ich habe es nicht nöthig, dich weitläuftig davor zu warnen. Wir Kunſtrichter haben einen innerlichen Trieb zur Unwiſſenheit, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir ſtark wider dieſe Regel ſündigen ſollten.

Noch eine Regel iſt übrig, die du wiſſen mußt: doch auch dieſe nimmt ein rechtſchaffener Criticus aus eig-

eigenem Triebe in Acht. So wie es nämlich mit dem Verſtande eines Kunſtrichters beſchaffen iſt: eben ſo muß es auch mit ſeinem Willen ausſehen. Iſt jener unwiſſend: ſo iſt dieſer verkehrt. Ich habe oben ſchon erinnert, daß hieraus ein Band der Einigkeit unter uns Kunſtrichtern entſteht. Wenn ein Criticus auf Ehrbarkeit und Tugend ſehen wollte: ſo würde er ſich oft ein Gewiſſen über eine Sache machen. Es iſt aber bey einem Kunſtrichter nichts gewöhnlicher, als daß er ungewiſſenhaft ſchimpfen oder loben muß. Welche unſer Lob verlangen, denen pflegen wir erſt ins Ohr zu raunen:

Ergo vt minemur te - primum aliquid da.
Iuvenal. Sat. VIII.

Und alsdann wiegt man das Lob nicht mehr dem Gewiſſen nach ab. Schimpfen müſſen wir ebenfalls oft wider unſer Gewiſſen. Denn ſchlechte Leute zu ſchimpfen iſt unſer Werk nicht, weil wir hiedurch nimmermehr berühmt würden. Man wundert ſich aber unnöthig über unſern Witz, daß wir manchen Schriftſtellern ſo viel aufbürden können. Wir erfinden nämlich dieſe Fehler nicht erſt, nein wir ſehen ſie an unſern Mitbrüdern und heften ſie per metonymiam unſern Gegnern auf *. Doch

(*) Baillet nennet dieſe Tugend in ſeiner Sprache Malignité. Was ſie bey einem Kunſtrichter für vortreffliche Wirkungen thue, lehret er uns ſelber: La Malignitè - - - regne particulierement parmi les Critiques. C'eſt elle, qui empêche ſouvent, qu'ils ne donnent à un auteur, qui excellera dans quelque talent naturel, ou dans quelque connoiſſance acquiſe par ſon travail, toute la gloire qu'il merite, & qui fait, qu'ils ſont ravis de publier & de nous faire croire, qu'un tel auteur n'eſt pas digne de toute la reputation, qu'il a acquiſe. Wollte nur Gott, daß uns auch die ganze Welt glaubte! Doch ſie thut noch mehr Wunder: C'eſt cette malignité, qui leur fait voir, dans les ouvrages des auteurs des taches

Doch auch dieſe Regel darf ich nicht weiter einſchärfen, da ſie unſere Kunſtrichter nur allzu ſtrenge beobachten: geſetzt, daß ſie ſich manchmal verſtellten, und wenn ſie einmal von der Religion zu ſprechen hätten, ſich ſo aufführten, als wenn ſie denſelben Augenblick aus der Widergeburt ankämen: ſo kommt dieſes nur daher, weil ein Criticus in ſolchen Sachen, ſich nicht gerne auf die Finger will klopfen laſſen, wenn es ihm ſchon einmal vorher widerfahren iſt.

Dieſes iſt alſo derjenige Unterricht, werther Freund, den ich an dich auf dein wiederholtes Begehren aufzuſetzen für gut befunden habe, du wirſt meine Regeln nach einer genauen Prüfung vollkommen mit der Erfahrung einſtimmig befinden.

Nun wohlan!

Pelle moras, breuis eſt magni fortuna fauoris.
Silius Ital. Libr. III.

Tritt nun dein kunſtrichterliches Amt freudig und mit großem Lärmen an. Laß es den Zeitungen deiner Vaterſtadt nicht länger an einem gelehrten Artikel fehlen, und zeige, daß du meines Unterrichtes würdig geweſen biſt. Nunmehr habe ich freylich ein Recht auf deine Kunſtrichterwürde, und ich werde mir mit großem Vergnügen, allen denjenigen Ruhm einigermaßen zueignen, welchen du durch dein Schimpfen erlangen wirſt.

Ich

taches & des defauts, qui paroîtroient inſenſibles & imperceptibles à la ſincerité, à la ſimplicité & a la droiture du coeur. - - - Enfin c'eſt elle, qui leur fait fermer les yeux pour ne pas voir les bonnes qualités d'un auteur, & qui les détourne de l'application qu'ils devroient faire ſur leur propre ignorance, & ſur leurs foibleſſes en jugeant de celles d' un auteur.

Ich verlange noch mehr, entzeuch diesen Unterricht andern lehrbegierigen Seelen nicht. Misgönne ihnen die Quellen nicht, woraus du geschöpfet hast: denn, damit ich mit dir, als meinem künftigen Mitbruder, vertraut umgehe, so muß ich dir gestehen; daß ich auch meines eigenen Ruhms wegen, diesen Unterricht mit großem Fleiße verfertiget habe. Du wirst leider wissen, daß mein Verleger erst kürzlich, wegen meines kunstrichterischen Lebenswandels, die Zeitungsschreiberey von mir genommen, und einem andern Kunstrichter übergeben hat: ich habe also kein bequemeres Mittel gehabt berühmt zu werden. Wer eine Kunst, welche zu seiner Zeit in voller Blüthe steht, in systematische Ordnung bringt, der hat gewiß! nicht geringe Verdienste. Und wie sehr wollte ich wünschen, daß mein Unterricht in ganz Deutschland, als ein Auctor Classicus angesehen würde! Doch ich gehe zu weit! Nein ich bescheide mich, daß ich dieses seltene Glücke noch nicht verdienet habe.

Euch, ihr streitbaren Helden Helvetiens, und eurem hochweisen Urtheile, sey hiemit mein Kunstrichteramt, nebst allen meinen Verdiensten übergeben. Ein jeder Criticus von der rechten Art verehret eure Herrschaft. Ihr allein habt die Macht, vor allen das Strafamt und die Zuchtruthe zu führen. Niemand hat ein Recht sich eurem Schimpfen, eurer Lästerfeder zu entziehen. Glückseliges Land! warum hast du mich nicht auch unter deiner reinesten Himmelsgegend hervor gebracht? Unsere Vorfahren rühmten allein deine gesegnete Viehzucht: wir preisen über dieses deine fette Critik. Noch itzt versorgest du zumal uns Kunstrichter, nicht nur mildiglich mit deinen schmackhaften

Käsen:

Käſen: nein, deine Sorgfalt geht noch viel weiter. Du haſt einen eignen Verlag aufgerichtet, und ſchickeſt uns mit dieſer Nahrung für den Leib, eine gewiß nicht minder nahrhafte Speiſe für unſern Wiß: das ſind deine geiſtvollen Schriften.

Noch mehr! Du haſt die Oberzunftmeiſter, handveſte unvergleichliche Kunſtrichter! auf die Alpen geſtellet; deren kräftiges Ermuntern und eigenes Beyſpiel, den faſt erſtorbenen Trieb des Schimpfens unter den Deutſchen wieder rege gemacht haben: zum deutlichen Beweiſe

Summos poſſe viros & magna exempla daturos
Veruecum in patria craſſoque ſub aëre naſci.

Iuuenal. S. X.

An dieſe will ich hiemit ausdrücklich appelliret haben, wofern anders dieſer mein getreueſter Unterricht ſo glücklich ſeyn ſollte, vor dero kunſtrichteriſchen Hoheit Audienz zu bekommen. Und da ſie freylich die Kanzlerwürde bereits vergeben haben: ſo ſchmeichle ich mir wohl nicht zu ſehr, wenn ich hoffe, mit dem Amte eines Vicekanzlers durch ganz Germanien begabet zu werden.

Inzwiſchen lege ich mein hohes Kunſtrichteramt ſo lange nieder, und hoffe meine Arbeit in kurzem, theils durch ein ſchweizeriſches Diploma, theils durch die Vermehrung der deutſchen Kunſtrichter vollkommen belohnt zu ſehen.

II.

Eine Rede von den Schauspielen.

Aus dem Lateinischen des Hrn. Werenfels* ins Deutsche übersetzt.

Wenn sich ehedem M. T. Cicero, ein Mann von dem größten Ansehen, nicht geschämet hat, die Sache des L. Roscius, eines Comödianten, vor der Versammlung, der ansehnlichsten Richter zu vertheidigen: so wird mir es niemand unter ihnen übel auslegen, wenn ich in dieser Versammlung der gesittetsten Leute, nicht um Lohn gemiethete Pickelheringe, nicht niederträchtige Gaukler, nicht herumschweifende Marktschreyer; sondern ehrbare Jünglinge, und zwar, selbst als ein Jüngling, zu schützen willens bin; solche Jünglinge, welche von beredten und scharfsinnigen Männern, nach den Regeln der Kunst, ausgearbeitete, keusche, ehrbare Schauspiele, welche voll höchst nützlicher Lebensregeln und voll höchstwichtiger Lehrsprüche sind, mit einer solchen Stimme und mit solchen Geberden, wie sie den Sachen zukommen, aufzuführen gewohnt gewesen sind. Ich habe vielmehr zu befürchten, es möchte den meisten unter ihnen meine Mühe überflüßig zu seyn scheinen, und mir eben dasjenige vorgeworfen werden, was ich denen oft habe vorwerfen hören, welche von einer Tugend

* Dieses ist der durch seine gründliche philosophische und theologische Schriften hochberühmte baselische Gottesgelehrte, der vor wenig Jahren in einem hohen, und von jedermann geehrten Alter gestorben. Dieser große Mann hat kein Bedenken getragen, auch als ein öffentlicher Lehrer der heil. Schrift, diese Rede zum Lobe der Schauspiele, unter seinen übrigen Schriften drucken, und mehr als einmal auflegen zu lassen.

gend oder von einer Kunſt, die durch eine allgemeine Uebereinſtimmung für lobenswürdig gehalten wird, viel Worte machen. Und wer ſchilt diejenigen, welche ihnen dieſes verwerfen? Ich befürchte daher wohl nicht ohne Grund, daß mir nicht itzo jemand zurufe: Preiſeſt du denn dieſe Schulübungen an? Welch eine nöthige Rede! Wer hat ſie denn jemals getadelt?

Ich geſtehe es, die ſchärfſten Sittenverbeſſerer, die anſehnlichſten Richter, die heiligſten Männer, die eifrigſten Gottesgelehrten, die ernſthafteſten Kirchenverordnungen, verwerfen die Pickelheringskunſt: aber die höchſtanſtändige Uebung junger Leute, dieſe Schule der Tugend und der Beredſamkeit, billigen alle einhällig. Niemand iſt endlich ſo gar verdrüßlich, ſo gar mürriſch, ſo gar catoniſch, und ſo gar ein Feind alles Scherzes, und alles deſſen, was den Namen eines Spieles hat, daß er nicht, nachdem er auf die Schauſpiele, und ſonſt auf alle Arten der Spiele, auf das heftigſte geſcholten hat; ſo bald, als er dieſes beſucht, in etwas beſänftiget zu ſeyn ſcheinen, die Augenbraunen niederlaſſen, die Stirne aufklären und geſtehen ſollte; daß wenigſtens dieſe Spiele, dieſe Schauſpiele zu dulden wären. Wenn ich alſo weitläuftig beweiſen wollte, daß ſie erlaubt, daß ſie in einer chriſtlichen Schule zu dulden wären: ſo glaube ich, daß ich eine geſchehene Sache verrichten, und bey einem ungezweifelten Satze, die Beweisgründe verſchwenden würde. Wenn ich alſo dieſes thäte: ſo würde ich, ſowohl mir ſelbſt eine unnöthige Laſt auflegen, als auch ihnen allen einen Ekel erwecken.

Verzeihen ſie mir aber, meine Herren, wenn ich mit Recht den Verdacht zu hegen ſcheine, daß nicht alle, welche

welche ſich genöthiget ſehen, zu geſtehen, daß dieſe Spiele junger Leute, von welchen wir reden, erlaubt ſind, auch die Größe ihres Nutzens einſehen. Denn wenn dieſes wäre: ſo würde man, glauben ſie mir, dieſelben auch in unſern Schulen, weit, weit höher ſchätzen, und zu öfterm Gebrauche einführen. Diejenigen Männer, welche einzig und allein für das Wachsthum unſrer Wiſſenſchaften beſorgt ſind, würden nicht zugeben, daß dieſes vornehmſte Stück der Dichtkunſt, ſo ohne Ausübung liegen bliebe. Es würden endlich die Schauſpiele, welche vordem hier in ſo großen Ehren gehalten worden, nicht klagen dürfen, daß ſie, nachdem ſie mit Schimpf, von unſerer hohen Schule verbannet worden, ſo lange von derſelben entfernt bleiben müſſen. Vergeben ſie mir, wenn ich etwas zu frey rede: denn wofern ſie fortfahren werden, mich anzuhören, ſo will ich es wahrhaftig ſo weit bringen, daß ſie dieſe comiſchen Uebungen, nicht nur für eine ſehr anſtändige Erquickung des Gemüthes, welche jungen Leuten wohl zu erlauben iſt; ſondern ſo gar für eine ſehr nützliche Sache halten ſollen, deren Unternehmung anbefohlen, eingeſchärfet, und auf alle Weiſe befördert zu werden verdienet.

Ich habe meine Herren, die überaus gerechte Klage des Jünglings bey dem Terenz, welche er wider die Alten führet, allezeit ſehr gebilliget: **Was für unbillige Richter aller Jünglinge ſind nicht die Väter! welche es für billig halten, daß jene gleich als Kinder, alt gebohren werden, und welche ihnen nicht erlauben wollen, Liebhaber derjenigen Dinge zu ſeyn, welche mit der Jugend verbunden ſind! Um wie viel liebreicher**

klingt

klingt nicht dieſe Stimme unſers Cicero: Man räume doch den Lebensaltern etwas ein; man laſſe die Jugend etwas frey ſeyn; man ſchlage den Wollüſten nicht alles ab. Die Begierde überſchreite zuweilen die Vorſchrift der Vernunft; die wahre und genaue Beobachtung derſelben behalte nicht allezeit die Oberhand: nur muß hierbey Maaß gehalten werden.

Ich finde auch, daß allezeit die verſtändigſten Männer einſtimmig behauptet haben, man müſſe unſerm zarten Alter eine Freyheit zu ſpielen, welche in den übrigen Altern ſchwerlich geduldet wird, erlauben; es wäre eine Art von Scherz, eine Art von Wollüſten, eine Art von Luſtbarkeiten, welche alle, wenn ſie auch den Alten nicht geziemten, doch wahrhaftig dieſen unſern Jugend-Jahren nicht unanſtändig wären.

Und fürwahr, wer dieſe mit allzugroßer Strengigkeit bändigen will, der thut eben ſo viel, als derjenige, welcher ſich allzuſehr bemühet, den Lauf eines edelmüthigen Pferdes anzuhalten; womit er aber nichts anders ausrichtet, als daß er es nur mehr erhitzt und wilder macht, ſo, daß es ausſchlägt, und nach vielem Ausſpringen, ſeinen Reiter endlich abwirft. Diejenigen, diejenigen ſage ich, rathen unſerm Lebensalter am beſten, welche ihm die Vergnügungen nicht ganz benehmen, ſondern ſie mit dem Zaume der Vernunft mäßigen; welche die hitzigen Anfälle der Jugend nicht unterdrücken, ſondern auf die Tugend richten; welche die Begierden nicht ausrotten, ſondern die zarten Gemühter von böſen Neigungen ablenken, und allmählich zu ehrbaren und anſtändigen leiten; welche

che uns das angenehme, welches wir so heftig begehren, erlauben, doch so, daß sie das nützliche mit darunter mischen; welche uns den lieblichen Trank einschenken, doch so, daß in demselben eine Arzney verborgen ist; welche uns ein Spiel vergönnen, doch so, daß in dem Spiele selbst etwas enthalten sey, wodurch wir gelehrter, wodurch wir tugendhafter werden. Wenn demnach unsern Jahren allerdings ein Spiel erlaubt ist: so frage ich sie hier, welches sie uns vor andern rathen? Etwan das **Bretspiel**? etwan den **Wein**? etwann öftere **Trinkgesellschaften**? oder etwann andere **Leibesergetzungen**?

Doch, auf diese schmälen sie ja so oft; sie nennen sie die Pest, das Verderben junger Leute. Rathen sie uns die Liebe? doch von dieser können sie nicht einmal den Namen ohne Zorn hören: sie nennen sie eine Klippe für die Jugend, an welcher unzählige an ihrer Tugend Schiffbruch erlitten hätten. Wollen sie, daß wir die Vögel, die Fische, das Wild verfolgen sollen? Doch, hier rufen sie aus, man lerne nichts, als Wildheit, dabey! Rathen sie uns den Ball, das Tanzen, die Kränzchen? Ihre Minen scheinen mir ihr großes Misfallen über diese Dinge zu entdecken: und wenn auch einige unter ihnen diese Arten des Vergnügens einigen erlauben, so sagen doch eben diese zugleich, daß man vor allen Dingen für das Gemüth sorgen müsse, auf diese Leibesübungen aber die wenigste Zeit wenden solle. Wenden sie ihre Gedanken auf alle Seiten: sehen sie sich hier und da um; gehen sie alle Wollüste der Menschen, alle Ergetzungen des Gemüths durch: so werden sie befinden, daß keine wirklicher, keine anständiger, keine des Menschen

ſchen würdiger, keine den Studirenden geziemender, keine jungen Leuten unſchädlicher ſind, als dieſe Jugendübungen, welche ich anrathe. Wie? ſind nicht jene vortrefflichen Künſte einzig und allein zum Vergnügen des menſchlichen Gemüthes erfunden? Wozu dient die Malerkunſt? Sie weidet die Augen. Was nützet die Muſik? Sie kützelt das Ohr. Nur allein die comiſche Kunſt erquicket die Augen mit dem angenehmſten Schauſpiele; und zwar nicht durch unbewegliche Bilder, ſondern durch Bilder, welche die ſchönſten und mit den Reden vortrefflich übereinſtimmenden Bewegungen beleben. Ja dieſe Kunſt fällt zugleich auf das angenehmſte in die Ohren; und welches wir bey andern nicht finden, ſie bringt mit einer wunderbaren Lieblichkeit bis in das Gemüth: dieſes nimmt ſie vornehmlich ein; dieſes greifet ſie an; dieſes reißt ſie mit ſich und ergetzet es mit einer reinen Wolluſt, welche keine anſteckende Seuche der Körper mit ſich führet. Derowegen muß man uns entweder alles Vergnügen benehmen, und inskünftige eine traurige, ernſthafte, ſtörriſche, fürchterliche Jugend erdichten; oder, wofern ſie uns, wie unſere Vorfahren noch gethan haben, etwas Luſtiges zulaſſen wollen: ſo müſſen ſie allein, und vornehmlich dieſe Schauſpiele erwählen, mit welchen das Rohe unſrer Jahre gleichſam überſtrichen wird.

Doch, mich dünkt, ich höre einige zu einander ſagen: Sehet! dieß iſt das wahre Ebenbild der Jünglinge! Sie verlangen nichts, als Spiel und Vergnügen; hieran denken ſie wachend, hievon träumen ſie ſchlafend. Das iſt ſüße; das iſt angenehm! Weiter ſuchen ſie nichts; nach dieſem rennen ſie mit einem viehiſchen Beginnen. Man ſage ihnen: Es wäre

unnütze: es wird nicht anders seyn, als wenn man einem Tauben ein Märchen erzehlte.

Es ist wahr, mein Herr, ich gestehe es, daß diejenigen, welche in unsern Jahren sind, mehrentheils unvorsichtig sind, und gemeiniglich mehr darauf sehen, was gegenwärtig ergetzt, als einen Blick auf dasjenige hinaus thun, was ihnen inskünftige nützlich ist. Aber doch dünken sich nicht alle Jünglinge zum Spiele und Scherze so gar einzig und allein gemacht zu seyn, daß sie nicht ihr Gemüth zuweilen von dem Lustigen abwenden, und, so viel man in diesen Jahren einsehen kann, ihren Nutzen betrachten sollten. Wenn dannenhero in diesen Spielen, welche ich anpreise, nichts ist, als daß sie das Gemüth mit einer angenehmen Wollust überschütten; wiewohl diese Wollust die allerunständigste ist: so will ich doch nicht, daß sie dieselben in unsern Schulen dulden sollen, wenn ich nicht erst werde bewiesen haben, daß der Nutzen, welchen sie bey sich haben; noch etwas größer ist, als die Anmuth. Wenn ich dieses nicht ausführen werde, so nehme ich mich ihrer Sache nicht an; wenn sie auch verworfen, verdammet und verbannet würden. Ich selbst will meine Stimme zuerst dazu geben. Wenn aber dasjenige, was uns so gar angenehm vorkömmt, zugleich auch sehr nützlich ist: was für eine Unwissenheit wäre es nicht, wenn uns der Anmuth wegen auch der Nutzen verdächtig wäre! Ein anders wäre es, wenn wir behaupten wollten, die Tugend bestünde in einer gerunzelten Stirne und in starren Augen, und wenn wir glaubten, was munter, lustig, scherzhaft, und angenehm wäre, das wäre auch lasterhaft.

Aber

Aber wohlan! Sie wollen den Nutzen der Spiele sehen, welche ich so sehr anpreise. Wo soll ich aber hier anfangen, meine Herren? Soll ich zuerst von dem Nutzen sagen, welchen sie den Zuhörern und Zuschauern verschaffen? oder, welchen sie den Spielern zu bringen pflegen? Fange ich von jenen an: so bin ich wieder zweifelhaft, ob sie mehr nützliches hören, oder mehr nützliches sehen? Sie hören allerley Reden von Menschen eines jedweden Alters, einer jedweden Gegend, eines jedweden Glückes und Standes, welche alle nach der Beschaffenheit ihrer Person eingerichtet sind. Sie sehen aller dieser ihr Leben, ihren Verstand, ihre Gemüthsarten, ihre Neigungen, ihre Sitten, ihre Gebräuche; sie sehen dieses alles, nicht, insofern es ihnen von einem der geschicktesten Redner beschrieben worden; sondern indem es von einem Künstler selbst ihren Augen dargestellet wird. Welch ein großer Theil der menschlichen Wahrheit ist es aber nicht, dieses zu wissen! lassen sie hier die gelehrtesten Männer hervor treten; lassen sie dieselben sagen, lassen sie sie aufrichtig sagen, wieviel sie aus der öftern Lesung der Comödien, besonders der griechischen und lateinischen, ich will itzo nicht sagen Beredsamkeit, sondern Weisheit und Klugheit gelernet haben? Sie werden sich nicht schämen, zu gestehen, daß sie keinen Büchern der Weltweisen so viel Gutes zugeschrieben hätten, als den Schriften der Comödienschreiber. Was würden sie aber nicht sagen, wenn sie diese Comödien selbst von einem Aesopus, oder Roscius hätten spielen sehen?

Was können über dieses nicht für ernstliche Ermahnungen zur Tugend, was können nicht für nachdrückliche

liche Bewegungsgründe zu derſelben, in dieſe Spiele mit eingemiſchet werden! wie große Belohnungen der Tugend können nicht darinnen vorgeſtellet, und in was für einer liebenswürdigen Geſtalt kann ſie nicht auf die Schaubühne geführet werden! Was können nicht gegentheils für ſchreckliche Ebenbilder der Laſter dargeſtellet werden! was können nicht für lächerliche Abſchilderungen der menſchlichen Thorheit gezeiget werden! was für Strafen der Laſter können nicht mit einem recht ſchrecklichen Geſichte vorgeſtellet werden! Wir lernen nämlich hier bey Zeiten der Tugend günſtig, auf die Laſter zornig, und gegen die mit Unrecht Geplagten mitleidig ſeyn; heroiſche Thaten bewundern, die Laſter verachten, die ſchändliche Aufführung verabſcheuen, die Thorheit verlachen. In dieſem Spiegel des menſchlichen Lebens ſehen wir auf das deutlichſte, was anſtändig, was närriſch, was bäuriſch, was höflich, was artig, was knechtiſch, was erhaben, was niederträchtig iſt, was einer jedweden Perſon zuwider iſt, und was ihr hergegen zukömmt; und dieſes ſehen wir, ſage ich, ſpielend; wir ſehen es, indem wir etwas anders thun, als was unſre ordentliche Lebensart erfordert. Hier ſchleicht ſich die Tugend gleichſam mit Liſt, unvermerkt in die zarten Gemüther ein, bis ſie allmählich mehr und mehr befeſtiget wird, ſich weiter ausbreitet, und endlich das ganze Schloß des Herzens einnimmt, und ſich daſſelbe gänzlich unterwirft. Ihr irret, ihr Orbilier! ihr irret, ihr ſtörriſchen Lehrmeiſter, die ihr durch euer beſtändiges Gezänk, durch Drohungen und durch die aufgehabne Ruthe, in unſern Gemüthern mehr wirken zu können glaubt, als dieſe Künſtler in der Comödi-

mödie durch Lachen vermögen. Auch werdet ihr Philosophen, mit euren stoischen Minen und mit eurem peripatetischen Gange, mit euren ernstlichen Gebehen, oder mit euren stachlichten Disputationen von der Tugend, mit euren Spitzfündigkeiten und mit euren Eintheilungen, unsre Gemüther, welche diese Subtilität einzusehen nicht viel Fähigkeit besitzen, nicht so zur Tugend neigen, als es diese Jugendübungen, wie sie auch beschaffen sind, werden thun können.

Sind sie der Meynung, daß die Erkenntniß der Geschichte zur Erlernung der Klugheit viel beyträgt; wer weis nicht, daß eine auf der Schaubühne den Augen vorgestellte Handlung, länger im Gemüthe kleben bleibt, als eine, welche auch von dem gelehrtesten Manne beschrieben, oder von dem beredtesten Menschen erzählet worden ist? Ja, wenn sie wissen, daß selbst die Fabeln der Dichter eine verborgene Weisheit in sich enthalten; wie denn dieses die allgemeine Meynung der Weisen ist: wie schön können diese nicht auf der Schaubühne abgemalet, und also so wohl den Spielern, als den Zuschauern in das Gedächtniß geprägt werden! Was ist endlich, das im Leben einen Nutzen hat, welcher hier nicht auf das Angenehmste vorgestellet werden könnte? Selbst die Weltweisheit, ob sie schon allzuschreckend, ob sie schon allzuernsthaft ist; selbst ihre seltsamen Lehren, ob sie schon dem gemeinen Manne unglaublich scheinen; selbst die unauflöslichen Knoten; selbst die Streitigkeiten unzähliger Secten, können einen artigen Inhalt dieser Spiele abgeben, wenn nur die Kunst hinzu kömmt.

Sollen aber die Redensarten und die Schreibart, die vornehmste Sorge unsrer Jahre seyn: was hat man

man wohl, meine Herren, für eine beſſere Schule der Beredſamkeit, als hier dieſe Schaubühne? Wir wollen hierinnen diejenigen um Rath fragen, welche die ganze Zeit ihres Lebens, die ganzen Kräfte ihres Verſtandes auf die Unterrichtung der Jugend gewendet haben. Sie rufen uns einhällig zu, daß, in Anſehung deſſen, nichts mit den Schauſpielen zu vergleichen ſey. Ich könnte ihnen eine unendliche Menge derſelben anführen; aber ich will ihrer zween von allen ausleſen, von welchen ſie auf die übrigen leicht werden ſchließen können. Aber was ſind es für Männer? Es ſind die größten Lehrer der Jugend; es ſind, wofern ich mich fremder Wörter bedienen darf, Viri διδακτικώτατοι; Männer, welche zur Zubereitung und Bildung jungèr Gemüther, einzig allein gemacht und gebohren waren. Aus dieſem Lobſpruche erkennen ſie bereits, wenn ich auch ſchweige, **Johann Sturmen**, und **J. A Comenium**. Dieſe fragen ſie alſo um Rath, und forſchen ſie bey ihnen, welches der leichteſte Weg zur Beredſamkeit ſey? Sie werden die Comödien und Tragödien, welche von jungen Leuten geſpielet und auswendig vorgetragen werden, auf das ſchärfſte anpreiſen; ſie werden ausruffen, daß man ſie in den Schulen, wo ſie eingeführet ſind, beybehalten, und wo ſie nicht gewöhnlich ſind, einführen ſoll; endlich werden ſie die Unglückſeligkeit derjenigen Schulen, von welchen ſie ausgeſchloſſen werden, bedauern, und es wird wenig fehlen, daß ſie ſie nicht, als von Grund aus verderbt und erſtorben, beweinen werden. Was ſoll ich von den Jeſuiten ſagen? Verzeihen ſie mir, daß ich dieſen Namen, welcher faſt der ganzen Welt verhaßt iſt, vorbringe. Ich weis gar wohl, wie viel

Anſehen

Anſehen man dieſen Leuten in andern Dingen zugeſtehen kann: aber ihre ganz beſondre Treue, welche ſie in Unterrichtung der Jugend beweiſen, rühmen auch ihre ärgſten Feinde. Eben dieſelben ziehen dieſe Jugendübungen allen andern Uebungen in der Schreibart vor, und bedienen ſich derſelben häufig. Dieſe ſind eben die Vorbereitungen zu denjenigen Männern geweſen, welche ſie, als Stützen der päbſtlichen Macht, ſo ſehr bewundern. Die weiſeſten Männer haben niemals einen geſchicktern Weg, jungen Leuten die Beredſamkeit einzuflößen, finden können, als die Geſpräche: daher denn noch gegenwärtig, ſo viele Geſpräche der gelehrteſten Männer von allerley Inhalte, vorhanden ſind. Und dieſes iſt, ſo viel ich einſehe, etwas ſehr gutes: denn außer der wunderbaren Annehmlichkeit und Leichtigkeit der Geſpräche, kommen in Antworten und Fragen unzählige Redensarten vor, welche in einer ununterbrochnen Rede faſt niemals gehöret werden. Was ſind aber die Comödien anders, als überaus ſchöne Geſpräche? und zwar nicht nur zwiſchen zwo oder drey Perſonen; ſondern zwiſchen vielen, deren jeder ſeinen Character und ſeine gewiſſe Art, ſich auszudrücken, durchgehends beybehalten muß. Wir können alſo ganz dreiſt ſagen, daß in keiner andern Art zu reden beſtändig ſo viel Gelegenheit gegeben wird, die Schreibart zu verändern, auf allerley Weiſe auszuzieren und in unzählige Geſtalten zu bringen. Bald ſoll ſich die Rede erheben; bald läßt ſie ſich, wenn der Schauplatz verändert worden iſt, auf eine wunderbare Weiſe, wieder herunter; bald fließt ſie eine zeitlang in einer gleichförmigen Mittelmäßigkeit; bald höret man die Waſchhaftigkeit eines Alten, welcher

cher ſtets befürchtet, er werde nicht genugſam verſtanden werden; bald ſpüret man die Ungeduld junger Leute, indem ſie die Reden anderer unterbrechen; bald höret man auch leichtfertige Streiche. Bey dieſer Mannigfaltigkeit ſind die Reden allezeit angenehm, allezeit ſchön; weil ſie ſich allezeit für die Perſonen ſchicken. Was ſoll ich von der Dämpfung und Erregung der Gemüthsbewegungen ſagen? Denn wenn gleich in dieſer Kunſt, nicht gar alle Kraft der Beredſamkeit beſteht, ſo wird doch gewiß niemand läugnen, daß ſie das vornehmſte Stück derſelben iſt. Hier aber, hier haben die Schauſpiele ihre völlige Herrſchaft. Die ſchwächern Gemüthsbewegungen eignet ſich die Comödie, die heftigern die Tragödie, als ein einer jedweden zukommendes Erbtheil, zu. Daher kömmt es, daß, wenn wir den Schauſpielen beywohnen, es uns dünkt, als ob wir nicht ein Schauſpiel, ſondern vielmehr eine ernſthafte Handlung vorſtellen ſähen: ſo gar nehmen wir alle Leidenſchaften, in einem einzigen Schauſpiele, an! Bald ſtehen wir erſtaunet da; bald ſind wir zornig; bald darauf werden wir beſänftiget, und aller Zorn wird in Barmherzigkeit verwandelt. Bald zittern wir und fürchten uns; bald ängſtigen und betrüben wir uns; allmählich werden wir zu beſſerer Hoffnung wieder ermuntert. Bald ſpringen wir, und ſind voller Freuden; hernach entſteht, ich weis nicht, auf was für Art, von neuen eine Trauerwolke: wir werden blaß, und oft begegnet uns eben das, was, wie ich mich erinnere, Auguſtin von ſich geſteht; daß er nämlich öfters häufige Thränen vergoſſen, wenn er bey dem Virgil von dem Tode der Dido geleſen hätte. Es iſt demnach

nicht

nicht zu bewundern, was mir von dem Puppius, einem Tragödienſpieler geſagt worden iſt, daß er nämlich, ſo oft er gewollt, das Volk zum Weinen und zur Barmherzigkeit hätte bewegen können.

Aus allem dieſem kann man ſehen, was die Urſache ſey, daß, wie ſolches oft von den Gelehrten angemerket worden, ein jeder um ſo viel beredter iſt; je mehr Zeit er auf Leſung und Bekanntmachung comiſcher und tragiſcher Dichter gewendet. Aus dieſen hat Demoſthenes, aus dieſen hat vornehmlich unſer Cicero Nutzen geſchöpfet; welches faſt alle Seiten ſeiner recht göttlichen Schriften bezeugen. Aus dieſen haben die größten Männer, **Erasmus**, **Muretus**, **Manutius**, **Scaliger**, **Lipſius**, **Grotius**, **Heinſius**, und viele andre, alles, was mir in ihren Schriften als erhaben, als artig, als ſcherzhaft, als anmuthig, als natürlich bewundern, größtentheils geboret. Hat nun die Leſung ſolcher Schauſpiele den gelehrteſten Männern den größten Nutzen geſchafft: was wird das nicht nützen, wenn man dieſelben mit anſtändigen Leibesbewegungen, mit gehöriger Ausſprache, mit ſolchen Minen, mit ſolchen Augen, mit ſolcher Kleidung, mit ſolchem Gange, wie es den Sachen zukommt, vorſtellen ſieht!

Was durch die Ohren geht, rührt das Gemüth nicht ſehr,
Es reizt der Gegenſtand der treuen Augen mehr. Hor.

Soll ich nunmehr von den Vortheilen ſagen, welche denen, die ſolche Schauſpiele aufführen, eigen ſind; was für ein weites Feld wird mir nicht wiederum eröffnet! Hier üben junge Leute ihr Gedächtniß, welches in ihren Jahren vornehmlich ſtark iſt; ſie verwahren in dem Schatzkaſten deſſelben, nicht die Spreu gramati-

maticalischer Regeln und dunkler Definitionen, nicht einen rohen und unzertheilten Klumpen von barbarischen Distinctionen von **Dießheiten, Peterheiten,** und **Washeiten**; sondern eine große Menge so wohl höchstnützlicher Sachen als auch zierlicher Wörter; eine unendliche und zu allem Gebrauche geschickte Mannigfaltigkeit der Redensarten; einen prächtigen Vorrath von Figuren, Erweiterungen, Verzierungen und Blumen von allerley Art; ferner nachdrückliche Lehrsprüche, ernsthafte Lehren der Weltweisheit, unzählliche zur Tugend führende und von den Lastern abhaltende Bewegungsgründe, auserlesene Geschichte, anmuthige Fabeln, poetische Spielwerke, höfliche Scherzreden; und wer kann alles erzählen? Junge Leute erwerben sich allhier eine anständige Freymüthigkeit, öffentlich zu reden und zu handeln; sie legen die kindische Furcht ab; sie verlernen die bäurische Schamhaftigkeit, welche die ohnlängst der Ruthe entzognen Jünglinge gleichsam gefangen hält. Große Geister werden allhier erwecket; niedergeschlagene werden aufgerichtet, und alle werden mit einer höchstnützlichen Nacheiferung entzündet. Die Gemüther werden geprüfet, und nach den in dem Schauspiele angenommenen Personen urtheilet man beyzeiten, was für eine Personen zu spielen, ein jeder am geschicktesten sey. Unsre Schauspieler gewöhnen sich an eine unterscheidende, wohlklingende, angenehme Abwechselung der Stimme und an einen Ton, welcher, nach dem Unterschiede des Inhalts ihrer Reden, bald laut, bald schwach, bald klar, bald grob ist; die Bewegungen des Leibes lernen sie nach einer gewissen artigen Schönheit, welche mit einem guten Ansehen verbunden ist, einrichten.

Wie

Wie viel aber alles dieſes zur Beredſamkeit beytrage, das werden ſie insgeſamt, ich will nicht ſagen, itzo gehöret, ſondern ſelbſt ſehr oft empfunden haben. Aeſchines, ſelbſt einer der gröſten Redner, lieſt die Rede des Demoſthenes, welche er für den Kteſiphon gehalten hat. Die Rhodier hören ſie; ſie gefällt ihnen, und ſie bewundern ſie ſo gar. Aber, wie wäre es, ſagt Aeſchines, wenn ihr den Demoſthenes ſelbſt gehöret hättet? So eine große Kraft ſchrieb der beſte Richter in dieſer Kunſt den Stellungen des Demoſthenes zu! Man frage den Demoſthenes ſelbſt, was das Vornehmſte in einer Rede ſey? Er wird ſagen: ὑπόκρισις. (Die Stellungen). Man frage ihn ferner, was zum zweyten, ja was zum dritten das vornehmſte ſey? Er wird allemal antworten: ὑπόκρισις. Was denn Demoſthenes? Du ſagſt, ὑπόκρισις wäre das vornehmſte? Schämſt du dich nicht dieſes Worts? Wo muß es aber wohl herkommen? Sie wiſſen, meine H. daß es ſeinen Urſprung auf der Schaubühne genommen hat, wo die ſpielenden Perſonen bey den Griechen ὑποκριταὶ. und ihre Stellungen ὑπόκρισις genennet wurden. Es geſteht daher Demoſthenes, daß er den vornehmſten Theil der Beredſamkeit, ja jene ganze Beredſamkeit, mit welcher er ganz Griechenland ſo lange Zeit in ſeiner Gewalt gehabt, rege gemacht, nach ſeinem Gefallen gelenket, ja fortgeriſſen hat; von welcher Aeſchines, und welch ein groſſer Redner war nicht auch dieſer! bekannte, daß er ſie nicht nachahmen könnte; daß er dieſe Beredſamkeit, ſage ich, der Schaubühne und den Schauſpielen zu danken habe. Gewiß, ein aufrichtiges und wahrhaftes Geſtändniß! Denn es iſt uns bereits aus andern

Nach-

Nachrichten bekannt, daß Demosthenes alles das bewundernswürdige, welches er vor den andern in den Stellungen besaß, von einem comischen Schauspieler, in dessen Unterweisungen er sich begeben, gelernet hatte.

Was hat der allerberedteste von den Nachkommen des Romulus, was hat unser Cicero, welcher der Beschaffenheit eines vollkommenen Redners unter allen am nächsten gekommen ist, gethan? Woher hat er seine bewundernswürdigen Stellungen, welche so voll Leben, voll Geist, voll geschickter Zierrathen und voller Wahrheit waren, gelernet? Nicht von den Rednern, welche er gehöret hat; nicht von dem **Antonius**, nicht von dem **Crassus**, nicht von dem **Hortensius**, nicht von dem **Sulpicius**; sondern, darf ich es auch sagen? von einem Comödianten, von dem **Lucius Roscius**, einem Gallier. Diesen allein hat er als einen Lehrmeister verehret; diesen hat er sein Vergnügen genennet; an diesem hat er sich weder satt sehen, noch satt hören können. Wenn dieser seine Rolle spielte, konnte er auch nicht einmal ein Geräusche vertragen: so gar, daß er einsmals dem Volke, welches, als Roscius spielte, einen Tumult erregte, durch eine sehr ernsthafte Anrede Einhalt that. Mit diesem pflegte er oftmals einen Wettstreit anzustellen, ob er eine Sache mit veränderten Redensarten mehrmals sagen, als Roscius durch die Abwechselung der Geberden ausdrücken könnte. Ich wollte wünschen, meine Herren daß wir diesen artigen Streit mit angesehen hätten. Es wäre ohne Zweifel das allerangenehmste Schauspiel, ja angenehmer, als irgend eine Comödie seyn kann, einen ansehnlichen Bürgemeister mit einem Comödianten streiten zu sehen; zu sehen, wie

jener

jener eine einzige Sache auf unzählige Arten ſagt, und dieſer eben ſo vielerley Stellungen mit dem Körper macht. Aber damit ſie nicht glauben, ich ſcherzte bey einer ernſtlichen Sache: ob ſchon dieſer Wettſtreit des Cicero manchem etwas geringes zu ſeyn ſcheinen könnte; ſo behaupte ich doch, daß die Schaubühne ganz gewiß die beſte Lehrmeiſterinn der Stellungen iſt, und daß man einem Liebhaber der Beredſamkeit nicht beſſer rathen kann, als daß er ſie aus denjenigen Quellen hole, aus welchen die größten Redner ſie zu holen für nöthig gehalten haben. In Wahrheit, wenn zur Widerherſtellung der alten Beredſamkeit, welche billig unter die verlornen Sachen gezählet wird, noch einige Hoffnung übrig iſt: ſo iſt kein andrer Weg zu derſelben, als eben der, auf welchem die Alten zu demjenigen Gipfel gelanget ſind, welchen wir bisher, ohne Hoffnung der Nachahmung bewundert haben. Ich könnte ihnen, meine Herren, hiervon viele Exempel vorbringen, und zeigen: daß man von Alters her überall die Gewohnheit gehabt habe, die künftigen Redner bey den Dichtern, ſonderlich bey den comiſchen und tragiſchen, die erſten Gründe ihrer Kunſt lernen zu laſſen; und daß vor dieſem den Rednern die Schaubühne eben das geweſen ſey, was fürtreflichen Perſonen, welche zum Kriege vorbereitet werden, heute zu Tage das Jagen und die Ritterſpiele ſind. Aber die angeführten Exempel derer zween Redner, welche die größten unter allen geweſen ſind, ſo lange als Menſchen gelebet haben; dieſe, ſage ich, ſind ſo groß, daß ich nichts ausfündig machen kann, was denjenigen, welchen ſie nicht bewegen, ſollte bewegen können.

Doch ich befürchte, meine Herren, hier möchten mich einige unter ihnen fragen: Was machst du Jüngling? Willst du denn aus Schülern der Beredsamkeit Comödianten, Spieler, und Pickelheringe machen? Ich? Spieler? Was denn für welche? Etwan schlechte Kerle, welche ums Lohn Comödien spielen? welche um des Gewinnsts willen eine jede Person annehmen? welche in den Städten herum ziehen und ihre Kunst feil biethen? welche, nach dem römischen Rechte unehrlich gemacht worden? welche nichts, als häßliche Liebeshändel, schändliche Huren und unreine Hurenwirthe auf die Schaubühne führen, welche durch zotenhafte und unkeusche Reden und durch geile Geberden den Zuschauern das Lachen erregen? welche die Tugend verlachen und die Laster loben? welchen Diebstahl, Ehebruch, Schändung, Betrug, Mord, Meyneid ein Scherz und Spiel sind? welchen Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Keuschheit, Treue, Frömmigkeit, Religion Thorheiten sind? welche uns öfters aus der christlichen Kirche in das Heydenthum hinüber führen? welche von nichts, als von Göttern und Göttinnen schwatzen, dieselben anrufen, ihnen Gelübde thun, bey ihnen schwören, ihre bösen Thaten loben, mit ihren Exempeln ihre eigenen Laster umhüllen; auf dieselben zuweilen, wenn sie die Sprache verändern, erschreckliche Lästerungen ausstoßen? welche den Stolz, die Wildheit, den Zweykampf, den Selbstmord, als Zeichen eines großen und edlen Gemüthes abmalen?

Es sey ferne von mir, meine Herren, es sey ferne, daß ich in dieser Schule der Gottlosigkeit, die zarten Gemüther junger Leute in der Beredsamkeit unterrich-

tet

ter wiſſen wollte! So werth ich ſie auch ſchätze, ſo iſt ſie doch dieſes nicht werth. Es wäre beſſer, zu ſtammeln, ja es wäre beſſer, ſtumm zu ſeyn, als mit der gröſten Seelengefahr die Beredſamkeit auf dieſe Art zu lernen. Wenn ſie für dieſen Preis gekauft würde, ſo würde ſie allzu theuer gekauft. Ich billige diejenigen Schauſpiele, welche nicht von gedungenen Comödianten, ſondern von ehrbaren Jünglingen; nicht von Gauklern, welche ſich für das Geld hören laſſen; ſondern von ſolchen, welche ſich der freyen Künſte befleißigen, aufgeführet werden; und welche zu ſpielen, ſich oft auch fürſtliche Perſonen, ohne Verminderung ihrer Würde, nicht ſchämen. Ich billige ſolche Schauſpiele, welche keuſch, nachdrücklich und ehrbar ſind. Ich lobe luſtige Einfälle, welche nicht lüderlich, und welche nicht zotenhaftig ſind. Mir gefallen anmuthige Ausdrückungen; aber ſie müſſen höflich ſeyn: ich billige den Scherz; aber er muß beſcheiden ſeyn. Die ganze Einrichtung des Schauſpieles habe die Schönheit der Sitten, die Liebe zur Tugend, den Abſcheu vor den Laſtern zur Abſicht! Die Tugend laſſe man in einer ſo ſchönen, in einer ſo liebenswürdigen Geſtalt auftreten, daß alle Zuſchauer recht mit Gewalt gezwungen werden, ſie zu bewundern und zu lieben: die Ehre und das Glück laſſe man ihre Nachfolger ſeyn. Man laſſe die Laſter ſehen; jedoch in einer ſo ſchrecklichen Geſtalt, daß man ſich nichts abſcheulichers vorſtellen kann als dieſelben; in einer ſo verzerrten Geſtalt, daß ſie allen Weiſen zum Gelächter werden. Dieſe laſſe man die Verachtung, den Spott, die Unehre, die Furcht, die Angſt, die Martern, die Strafen, den Tod, ja alles Unglück begleiten. Man laſſe dasjenige im Verborgnen ſtecken,

was man ohne Gottlosigkeit nicht hervorbringen kann. Man lasse endlich unsre Schauspiele solche Schauspiele seyn, welche selbst jene eiserne Catonen billigen müßten; welche **Plato** in seiner Republik dulden, welche **Cato** selbst mit Vergnügen ansehen würde; welchen auch die vestalischen Jungfrauen ohne Verletzung ihrer Keuschheit beywohnen könnten; ja, und welches das vornehmste ist, welche auch den Christen so wohl zu spielen, als zu sehen geziemen.

Doch auf diese Art werden vielleicht die Schauspiele allzu mager, allzu trocken und ohne alle Anmuth und Zierde seyn? Ich bitte sie, sagen sie mir doch, worinnen bestehen die Zierrathen der Schauspiele? Sind es etwan die Namen der heidnischen Götter und Göttinnen? Wofern einige sind, welche diese Meynung hegen: so würde man sie nicht uneben mit den ungeschickten Dichtern vergleichen, welche glauben: sie hätten alsdann erst den Character des Hohen erreichet, und schliefen alsdann erst auf dem zweyspitzigten Parnaße, wenn sie in alle Zeilen die tönenden Namen der heidnischen Gottheiten, nebst deren Beynamen, welche sie recht sorgfältig aus einem poetischen Sparkasten zusammen raffen, einflicken, und durch dieselben, als gleichsam durch eben so viele Edelgesteine, ihre Gedichte ausschmücken. Sind denn etwann zotenhafte und leichtfertige Scherzreden die vornehmsten Zierden der Schauspiele? Ich weis wohl, daß viele keinen Geschmack an dergleichen Spielen finden, wenn sie nicht durch viel solche Worte und Reden ihre Milz und ihre Lunge stets beschäfftigen. Diese scheinen mir wahrlich den Bauern gleich zu seyn, welche die künstlichsten Tonveränderungen der geschicktesten Musikanten, gegen

ihre

ihre Bauermuſik, nach welcher ſie oft getanzet haben, für lauter Narrenpoſſen halten. Dieſe werden vielleicht diejenigen Spiele, welche ich billige, nicht allezeit ergetzen. Und was iſt es mehr? Hat doch den Midas auch die Leyer des Apollo nicht ergetzet. Keuſche, Fromme, Weiſe, Gelehrte und Kunſtverſtändige, welche nicht ſuchen, was lächerlich, ſondern was der Sache gemäß iſt; nicht was verkehrt, ſondern was übereinſtimmend iſt, dieſe, ſage ich, werden ſie ſchon ergetzen: und wenn ihnen lüderliche Leute ihren Beyfall nicht bezeigen werden, ſo werden ihnen doch denſelben, daß ich mich eines Ausdrucks des Plautus bedienen darf, diejenigen nicht verſagen, **welche auf die Schamhaftigkeit eine Belohnung geſetzt wiſſen wollen.**

Aber, werden vielleicht einige ſagen, unſern Schauſpielen mangeln die Liebeshändel: was kann aber ohne die Göttinn des Vergnügens für Vergnügen in ihnen ſtecken? Was iſt eine Comödie ohne Liebe anders, als ein Leib ohne Seele; als eine Speiſe, ohne Salz? Fürwahr, die ſo reden, die ſcheinen mir ganz und gar nicht zu wiſſen, worinnen die Schauſpielkunſt beſtehe? oder welches das vornehmſte Vergnügen in derſelben ſey? Wie machten es die alten Tragödienſchreiber bey den Griechen und Lateinern? Ich glaube, ſie werden ihre Zuſchauer wohl gar nicht vergnügt haben, wenn ſie in ihren Schauſpielen alle Affecten ausdrückten, außer nur die Liebe nicht! Was that Plautus? Scheint er ihnen in dem Luſtſpiele, **die Gefangenen**, in welchem, wie er ſelbſt ſagt, **keine Schändungen, keine Liebesſachen vorkommen**, nicht ſo ſchön, als ſonſt, zu ſchreiben? Doch nicht alle in von mir, ſon-

dern auch von den allergeschicktesten Kunstrichtern, wird dieses Lustspiel, unter allen Lustspielen des Plautus für das allerschönste gehalten. Was thun denn andere Dichter? Ergetzen sie denn alsdann allein, wenn sie ihre Liebeshändel besingen? Dichten sie frostig, unflätig, niedrig, wenn sie Schlachten, Gefahren, Stürme, Ermordungen, Todesfälle; wenn sie die Freundschaft, den Zorn, den Haß, den Neid, und unzählige andre Dinge, als Maler abschildern? Wer zieht nicht den **Virgil** den übrigen Dichtern vor? Aber er allein ist allezeit keusch; alle übrigen sind zuweilen unverschämt. Die Comödie, meine Herren, ist allerdings ein Spiegel des Lebens und ein gemaltes Ebenbild der menschlichen Handlungen. Die Sache, welche abgemalet wird, trägt nichts zur Schönheit des Gemäldes bey; aber darauf kömmt es an, wie, und in wie weit dasselbe der wahren Gestalt des Vorbildes ähnlich ist. Apelles mag die Venus, Zeuris mag Weintrauben, Parrhasius mag ein Segeltuch malen: ihre Gemälde werden alle gleichen Beyfall finden; wenn sie die Sachen, welche sie abgemalet, recht nach der Natur gemalet haben. Das Gemälde des Apelles hat deßwegen keinen Vorzug, weil dieser die Göttinn der Liebe; die übrigen aber, nur Sachen, welche ohne Empfindung sind, gemalet haben. Mit der Comödie verhält sichs eben so. Der thut seiner Absicht vollkommen ein Genügen, der da nützet, der da ergetzet, welcher alle Personen, Sitten, Gemüthsbewegungen, die er nur auf der Schaubühne vorstellen will, vortrefflich, und so viel es seyn kann, mit lebendigen Farben abmalet; seine Zuschauer gleichsam an den Ort führet, wo ihm die Handlung gegenwärtig

ist.

iſt, und alle Gemüthsbewegungen, welche er nur will, in ihre Herzen eindrücket. Alsdann, meine Herren, alsdann empfinden wir bey dieſen Schauſpielen ein recht wunderbares Vergnügen, wenn unſer Gemüth bey dieſem Gegenſtande der Augen merket, daß bald dieſe, bald jene Gemüthsbewegungen in ihm entſtehen; wenn wir eine heroiſche That bewundern und ſich eine ſtille Begierde, dieſelbe nachzuahmen, in unſer Gemüth einſchleicht; wenn wir der Tugend unſern Beyfall geben, und uns über ihre Glückſeligkeit freuen; wenn wir dasjenige, was ihr zuwider iſt, verabſcheuen; wenn wir den Redlichen von Herzen gewogen ſind; wenn wir mit einer gewiſſen Perſon in der Comödie, welche mit einer beſondern und vortrefflichen Tugend begabt iſt, gleichſam eine genaue Freundſchaft ſtiften, uns für ſie Mühe geben, ihrentwegen bekümmert ſind, mit ihr Freunde und Feinde gemein haben, für ſie heimliche Wünſche thun, ihre Gefahr befürchten, mit ihrem Unglücke Mitleiden haben, uns über die Entdeckung ihrer Unſchuld und Tugend freuen; und wenn wir endlich den Ausgang der entſtandnen Schwierigkeiten in der bevorſtehenden Gefahr ängſtlich erwarten. In dieſen Gemüthsbewegungen, in dieſer beſtändigen Abwechslung und in der Empfindung derſelben beſteht das ſo unglaubliche Vergnügen an den Luſt- und Trauerſpielen. Dieſe Dinge halten die Zuſchauer in Zweifel und Erwartung; dieſe erhalten die Aufmerkſamkeit und verneuern ſie beſtändig. O welch ein anſtändiges Vergnügen! ein Vergnügen, welches allein ein reines, allein ein Vergnügen der Seele genennet werden kann! Dieſes hat nicht die Eigenſchaften andrer Arten des Vergnügens,

welche den Körper verzärteln, die Kräfte schwächen, das Gemüth weibisch machen; sondern es macht uns munter, es stärket uns und frischet uns zu großen Thaten auf. Dieses zündet in uns einen beständigen Vorsatz an, die Tugend, deren Schönheit wir auf der Schaubühne geliebt haben, im Leben nachzuahmen. Hier streiten nicht, wie in andern Dingen, das Ehrbare, das Nützliche und das Angenehme mit einander: selbst dasjenige, was hier angenehm ist, das ist auch nützlich; ja selbst die Annehmlichkeit ist der Nutzen.

Verachtet demnach, ihr Mitschüler, verachtet die übrigen Wollüste, welche sich für euch, welche sich für eure Gemüthsart, die zu edlen Absichten gemacht ist, welche sich für die freyen Künste und Wissenschaften, die ihr erwählet habt, nicht schicken. Wenn ihr euch einmal nach ernsthaften Beschäfftigungen, nach einer Erquickung des Gemüthes sehnen werdet, so laßt dieses euren Zeitvertreib seyn: so werdet ihr niemals weniger müßig seyn, als wenn ihr müßig seyn werdet. Begehrt ihr ein Spiel? Wohlan, laßt uns spielen? aber ein solches Spiel, welches uns nicht nur bey dem Spielen selbst ergetzt und nützet; sondern welches uns auch dereinst Vergnügen und Nutzen erwerben wird, weil wir es gespielet haben. Glaubt mir, die Belustigungen des Körpers, welchen der unwissende Pöbel mit Ungestüm nachläuft, werden euch anstinken: wenn ihr diese Belustigungen des Verstandes einmal werdet gekostet haben. Doch ein jeder mag seiner Neigung nachhängen. Wir wollen wahrlich die Zeit, welche andre auf die Pflegung ihres Körpers, auf die Ausputzung desselben, auf die Kräuselung der Haare, auf das Schminken des Angesichtes, auf den Schlaf, auf

den

den Wein, auf das Bretſpiel, auf den Ball wenden, mit dieſen höchſt angenehmen Schauſpielen zubringen.

Ihr aber, ihr Väter, ermuntert doch, wofern ihr in uns einige Funken der Tugend, wofern ihr edle Triebe zu wichtigen Handlungen, wofern ihr eine Begierde, in den ſchönen Wiſſenſchaften zu wachſen in uns ſpüret; ermuntert doch unſre Unternehmungen, ſo viel ihr könnt; (ihr könnt es aber ſehr wohl thun,) helft ihnen, und befördert ſie. Führet die Schauſpiele wieder ein, welche ſonſt auch in unſern Schulen im Flore geweſen ſind; ſetzet dieſe Pflanzſchule der Tugend und der Beredſamkeit, aus welcher ehemals die gröſten und gelehrteſten Männer hervorgekommen ſind, in ihren vorigen Stand. Es wird euch in Wahrheit höchſt angenehm ſeyn, zu ſehen, wie nunmehr nicht fremde Comödianten, ſondern euch bekannte Jünglinge, deren Lebensalter ſich ſelbſt, ich weis nicht, wie, heimlich ſo beliebt macht; eure Schüler, eure Anverwandten, eure Blutsfreunde, eure Söhne, eure Enkel, mit unterſchiednem Fleiße um euch ſpielen; wie man ihre Gemüthsarten unterſcheidet, an ihrer Nacheiferung ergetzet wird, ihre Dreiſtigkeit bewundert, ihre Geſchicklichkeit lobet, die Wünſche der Glückwünſchenden für eines jeden Anverwandten höret, ja dieſen allerliebſten Pfändern mit Mund und Herzen gewogen iſt, und endlich über ihr gutes Wachsthum in den freyen Künſten vor Freuden weinet.

❀ ❀ ❀

III.

Gericht, welches über die Bodmeriſche Ueberſetzung einer Stelle aus Virgils Aeneis geheget worden.

So wie ſich ein durſtiger Säugling nach den Brüſten ſeiner Mutter ſehnet: ſo hat ſich auch meine eifrige Lehrbegierde nach einer Ueberſetzung eines lateiniſchen Schriftſtellers, von dem allgemeinen Kunſtlehrer Deutſchlandes, dem großen Herrn Bodmer, geſehnet. Dieſe Begierde iſt in mir durch die ſo treuherzige und patriotiſche Beurtheilung einer Stelle aus Herrn Schwarzens überſetzter Aeneis bey dem Abentheuer rege gemacht worden, welches ſich in einer gewiſſen erlenbachiſchen Schule zugetragen haben ſoll. Sie iſt durch die ſo liebreiche und witzige Prüfung der gottſchediſchen Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt noch mehr verſtärket worden, worüber ein ſehr ſcharfſinniger zürchiſcher Kunſtrichter ohne Namen, ſich ſo ängſtlich gemartert, und ſeinen Kopf ſo gewaltig angeſtrenget hat, daß ſein arbeitſamer Fleiß, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, nicht über hundert Zeilen ausdauren können: wobey aber doch der arme Mann von Zeit zu Zeit nöthig gehabt hat, bald durch die Ironie, bald durch eine andre Figur belebt und aufgemuntert zu werden.

Ich habe den Abſchnitt in des Herrn Breitingers Dichtkunſt, von der Kunſt der Ueberſetzung, dreymal geleſen; und dreymal iſt mir der ernſtliche Wunſch entflogen, eine poetiſche Ueberſetzung aus einem alten Schriftſteller von ihm, oder von ſeinem kunſtverſtändigen

digen Freunde zu ſehen, der ihm bey der Geburt ſeines Buches zu einer Hebamme gedienet. Ich hoffte, wie er ſagt, daß ein wohlgerathenes Muſter, worinnen alle die hier getadelten Fehler vermieden, und die angeprieſnen Schönheiten beobachtet wären, mich noch weit beſſer, leichter und kürzer unterrichten würde, als die wenigen dürftigen Regeln, die ich bey ihm antraf. Longum iter eſt per praecepta, breue & efficax per exempla, ſaget Seneca in ſeinem 6. Briefe. Und von wem hätte ich mir beſſere Exempel verſprechen können, als von dem Herrn Verfaſſer ſelbſt, oder von ſeinem hülfreichen Mitarbeiter? Wo findet man, außer einigen Schulleuten, denen aber die deutſche Gelehrſamkeit eine abſcheuliche Barbarey iſt, ſolche deutſchübende Seelen, welche ſich mit ſo vieler Zuverſicht und Gewißheit rühmen können, die unerkannten Minen des Schönen in den Schriften der Alten ausgeſpüret zu haben, als ſie? Sie wiſſen es denen, die ſich an ſolche Ueberſetzungen gewagt haben, mit einem ihnen ſo wohlanſtändigen Vertrauen auf ihre Kräfte, höflich vorzurücken: daß ſie kein Latein verſtanden, daß ſie bey ihrer Arbeit nur die Hand und das Wörterbuch gebrauchet, daß ſie den Nachdruck der Grundſchrift gänzlich verwahrloſet, ja daß ſie die alten Schriftſteller verhudelt, verſtellet und verderbt hätten. Ich zweifelte daher keinesweges, daß Männer, die von einem ſo geprüften Geſchmacke ſeyn wollen, die ſich verſichern können, daß ſie, wie Newton die Natur in ihrer Werkſtatt aufgeſuchet, eben ſo allen Kunſtgriffen des poetiſchen Schönen nachgeſpüret, und dieſes in ſeiner Quelle gefunden haben; ja die ſelbſt den Geiſt der Alten bey ſich zu fühlen meynen; daß ſolche Männer, ſage ich, der

Welt recht was vollkommenes liefern würden. Sie würden, dachte ich, ſich an keinen Verfaſſer wagen, dem ſie nicht ſelbſt gleich zu ſeyn gedächten, und mit deſſen Art zu denken und ſich auszudrücken, ihre eigene Art völlig überein käme. Sie fordern dieſes, wie ſchon viele andre Kunſtrichter vor ihnen, mit Recht von einem Ueberſetzer, und können es denjenigen, die ſie beurtheilen, ſo artig vorſagen: **Wer recht überſetzen will, muß vornehmlich den Geiſt deſſen haben, den er überſetzt.**

So wenig ich dieſes leugnen will, ſo ſehr wundert mich's doch, wie es zugegangen, daß einmal bey dem Herrn Bodmer, der ſo ernſthafte und erhabene miltoniſche Geiſt ausgedünſtet, und dem luſtigen und ſcherzhaften Geiſte Butlers Platz gemacht habe; oder wie ſich dieſe zweene Geiſter von ſo verſchiedner Art, in einer glandula pineali ruhig vertragen können, ohne eine große Verwirrung darinnen anzurichten. Es würde eine angenehme, und nicht unnütze Unterſuchung ſeyn, wenn ſich jemand die Mühe geben wollte, dieſes zu erklären. Er würde dabey die Frage abhandeln können, ob der Geiſt jenem Pickelheringe gleich zu ſeyn vermöchte, der auf der einen Seite lachte, auf der andern weinte. Er könnte auch dieſen Geiſt ſelbſt, in einer halb engliſchen und ätheriſchen, und halb bäueriſchen und poßirlichen Kleidung in Kupfer ſtechen laſſen: ſo wie etwa der Cardinal Portocarrero, gemeiniglich in einer halb geiſtlichen und halb weltlichen Kleidung gemalet wird. Doch ich komme von meiner Hauptſache zu weit ab.

Es iſt eine Luſt zu leſen, wie muthig und zufrieden mit ſich ſelbſt, dieſe Herren Kunſtrichter ſich in Beſtrafung der Fehltritte bezeigen, die ein anderer bey einer

solchen Uebersetzung gethan hat, oder nach ihrem Aussprüche gethan haben soll. Da ist keine Kleinigkeit, die sie übersehen; und sie wissen ein jedes Wort, eine jede Redensart in der Grundschrift zu einer unverbesserlichen Schönheit, zu einem höchstnothwendigen Ausputze, und zu einem unentbehrlichen Gedanken zu machen. Der allerkleinste Zusatz aber, die geringste Umschreibung in der Uebersetzung, die Verwechselung eines Wortes mit einem andern, die in ihren Begriffen mit einander verwandt sind; die Auflösung eines verblümten Ausdrucks in einen unverblümten, und die Einkleidung eines unverblümten in einen verblümten, wird sogleich für kindisch, abentheuerlich, poßierlich, einfältig, und ich weis nicht wofür noch mehr angerechnet. Der Verfasser des Originals wird dadurch gleich matt, kalt, weitschweifig, mager, platt, und niederträchtig gemacht; da er in dem Grundtexte, lebhaft, feurig, körnigt, malerisch, prächtig und edel erscheint. Ich kann alles dieses nicht tadeln, und bin mit dem Herrn Venzky in dem 9. Art. des 18. Stücks der critischen Beyträge, so gut einerley Meynung, als Herr Breitinger. „Wer den Sinn Virgils, saget er, mit aller möglichen „Vollkommenheit ausdrücken will, der muß alle seine „Begriffe dem Leser durch solche Worte vorstellen, die „weder eine größere noch kleinere Idee erwecken, als „des Verfassers in seiner Sprache. Ich bescheide „mich, daß eine Uebersetzung kein Original sey; doch „muß sie, so viel es die Sprache leidet, demselben am „nächsten kommen. Es ist also nicht erlaubt, halbe „oder ganze Zeilen, Haupt oder Nebenbegriffe auszulassen. Es ist daher nöthig, daß ein Uebersetzer sich „alles eben so lebhaft und deutlich vorbilde, als sein „Dichter

„Dichter, und in der Abbildung keinen Strich von „deſſen Bildern weglaſſe. Und ich glaube, hierinnen „beſteht auch die Stärke einer Ueberſetzung, daß man „eben ſo nachdrückliche Worte brauche.“

Indem ich dieſes alles für wahr erkenne, ſo erinnere ich mich nicht, jemals in irgend einer Sprache eine Ueberſetzung geleſen oder davon gehöret zu haben, welche alle dieſe Eigenſchaften an ſich hätte. Ich rede von einer poetiſchen; denn in einer proſaiſchen ließe ſich dieſes noch eher thun: wiewohl es auch zuweilen mit ſo vieler Schwierigkeit geſchehen würde, daß der aus dieſer Arbeit erfolgende Nutzen der Mühe kaum werth ſeyn würde. Selbſt Popens ſo gerühmte und ſo vortreffliche Ueberſetzung der Ilias, kann ſich mit dieſen Eigenſchaften nicht erheben. Dadurch bin ich denn auf die Gedanken gerathen, es ſey wohl kaum möglich, eine poetiſche Ueberſetzung zu Stande zu bringen, worinnen man den Grundtext in allen ſeinen Schönheiten erreichte, und einen Verfaſſer in ſeiner eigenen Hoheit und Majeſtät, und in ſeiner natürlichen Einfalt und Pracht darſtellete; und man müſſe einem Ueberſetzer in Verſen, der auch das Joch des Sylbenmaaßes auf ſich hat, wenn er gleich das Joch des Reimes abgeſchüttelt, wohl etwas nachſehen, wenn er nicht überall ſo ſtark und ſo feurig, als ſein Original, ſey. Ich wollte nicht gern ſagen, daß es ganz unmöglich ſey, eine poetiſche Schrift mit aller ihrer Stärke in eine andre Sprache zu bringen. Die ſo herzhafte und ſiegreiche Dreiſtigkeit der zürchiſchen Herren Kunſtrichter, womit ſie andere Ueberſetzer ohne Barmherzigkeit verdammen, und die von keiner vorſichtigen Furcht, ſie möchten vielleicht eben der Verbrechen

ſchuldig ſeyn, die ſie ſo ſtrenge verurtheilen, gebunden wird, ließ mich von ihrer Geſchicklichkeit alles vermuthen. Ich ſchmeichelte mir, wenn ſie uns nur einmal mit einer ſolchen Ueberſetzung beehren wollten, ſo würde der allerſtrengſte Zoilus nichts finden können, was daran mit Rechte auszuſetzen wäre. Es würde ein Werk ſeyn, von welchem der Urheber ſagen könnte:

Mihi turpe relinqui eſt. *Hor.*

Deutſchland würde darauf ſtolz ſeyn müſſen, und es würde unſere Schuldigkeit ſeyn, dem Verfaſſer aus dem Martial zuzurufen:

O quantum tibi nominis paratur!
O quae gloria, quam frequens amator!
Te conuiuia, te forum ſonabit,
Aedes, compita, porticus, tabernae.

Dieſes mein ſo ſehnliches Verlangen nach einem zürchiſchen Meiſterſtücke von einer poetiſchen Ueberſetzung, entdeckte ich neulich meinem lieben Freunde, dem Herrn Stephan Finken, einem unermüdeten Beförderer der Abſichten der beyden zürchiſchen Kunſtrichter, und einem groſſen Kenner und Verehrer ihrer Verdienſte. Es iſt eben derjenige, der im Januar dieſes Jahres, dem Herrn Zunkel, den ſo ſinnreichen, wohlgemeynten Vorſchlag gethan, wie des Herrn Schwarzens deutſche Aeneis, von dem Gerichte der Makulatur noch zu erretten wäre. Der Herr Secretär von Jonquille, der die grauſame Execution mit dieſer Ueberſetzung vorgenommen hatte, und durch den ſie, wie er ſagte, dem Vulcan abgethan worden, befand ſich eben bey ihm. Kaum hatten ſie meinen Wunſch gehöret, als ſie mir ſchon meine wenige Beleſenheit

leſenheit in den zürchiſchen Schriften, und meine Unachtſamkeit auf die darinnen befindlichen Stücke um die Wette vorwarfen. Sie machten mich nicht anders herunter, als einen Schulbuben, der auf ſeines Lehrmeiſters Verbeſſerungen ſeiner Schnitzer nicht acht gehabt hätte. Ich ſtund ganz beſchämt da, und wußte nicht, was ich antworten ſollte, als mir Herr Finke, den **Character der deutſchen Gedichte**, aus ſeinem Bücherſchranke vorlegte: denn ich hatte es in der That ganz aus der Acht gelaſſen, daß ich darinnen ehemals ein Paar Ueberſetzungen geleſen. Hier hätten ſie ihr Verlangen längſt geſtillt finden können, waren dabey ſeine Worte, wenn es ihnen ein rechter Ernſt geweſen wäre, ſich aufrichtig von allem zu belehren, was dieſe großen Verbeſſerer des guten Geſchmacks zur Verjagung des froſtigen, matten und kriechenden Zeuges gethan haben; womit einige **ſchaale** Köpfe, Deutſchland wie mit einer Sündfluth überſchwemmet haben. Dieſe unſterblich verdiente Männer, fuhr er fort, haben nicht nur niedergeriſſen, ſondern auch aufgebauet. Sie haben nicht nur Amthorn und Schwarzen gewieſen, daß ihre Ueberſetzungen Virgils, dieſen römiſchen Dichter geſchändet, und ſeinen edlen Ausdruck in ihren elenden und erbärmlichen Verdollmetſchungen platt, poßirlich und kindiſch gemacht, und Herr Schwarz ſonderlich, (hier fieng er im Voraus ſo heftig an zu lachen, daß er es kaum heraus ſagen könnte) **die Aeneis in bayeriſche Schinken und Knackwürſte überſetzet**; ſondern Herr Bodmer hat auch ſelbſt eine Probe gegeben, daß er, als ein deutſcher Virgil, den römiſchen an erhabener Einfalt und majeſtätiſcher Kürze völlig erreichen

reichen könne. Herr Jonquille schlug indessen in dem Char. deutscher Gedichte die 14 S. auf, und las uns daraus Amthors Character nebst einer Probe von seiner Uebersetzung Virgils und dem Urtheile darüber vor. Er erhob aber seine Stimme nicht wenig, als er auf folgende Zeile kam:

Versuche du, Elpin, der edlen Sprache Kraft!

Elpin ist hier Herr Bodmer selbst, machte Herr Finke eine Glosse dazwischen,

Entdecke ihren Schatz in deiner Wissenschaft;
In deinem Vers bekömmt vielleicht die teutsche Rede
Mehr Nachdruck und mehr Glanz, und schallet nicht so blöde!

Nun hören sie wohl zu, ermahnte mich Herr Jonquille, und merken sie genau auf, ob nicht alles recht nachdrücklich, erhaben, majestätisch, und kurz, recht virgilianisch klingen wird. Ich bath mir dabey einen lateinischen Virgil aus, damit ich den Grundtext gleich nachlesen könnte. Allein zum Unglücke hatte Herr Finke keinen; und ich konnte mich daher nicht enthalten, zu dem Herrn Jonquille zu sagen: Sie hätten also, ein Werk der christlichen Liebe thun, und ihm das zum Tode verurtheilte Exemplar von Schwarzens Virgil, lieber schenken können, ehe sie es verbrannt haben; so hätte er doch itzo wenigstens sechs lateinische Bücher vom Virgil. Vielleicht würde es dadurch bey ihm, zur Strafe einer ewigen Gefangenschaft, verdammt gewesen seyn. Er lachte, und es war mein Glück, daß Herr Finke nicht merkte, was ich damit sagen wollen. Ich mußte mich indessen begnügen, die beyden Uebersetzungen nur gegen einander selbst zu halten, ohne sie mit dem Grundtexte vergleichen zu kön-

nen. Herr Jonquille las alſo mit Anwendung aller Künſte eines verführeriſchen Vortrages, dieſes Probeſtück einer nachdrücklichen Ueberſetzung:

Eneas nahm zu ſich Achates nur allein
Und gieng mit ſtarkem Schritt tief in das Land hinein.
Er wandelte getroſt auf ungebahnten Wegen,
Da trat ihm Venus ſelbſt in fremdem Schmuck entgegen.
Wie ſich das Frauenvolk zu Lacedemon kleidt
Und wie Harpalie gerüſtet zu dem Streit
Die Pferde müde jagt, des Hebrusfluſſes Wogen
Mit Reennen überholt. Es hing ein feiner Bogen
Von ihrem Schulter-Blat, wie Jägers Sitten ſind,
Ihr Haar war aufgelöſt und flog nach dem Wind.
Die Knie waren bloß, der Schweif von ihrem Kleide
Mit Spangen aufgeſchurzt. Sahe ihr auf dieſer Heide,
Nahm ſie das erſte Wort, nicht irgend eine Magd
Mit Köcher und mit Pfeil, umgürtet zu der Jagd,
Mit einem bunten Fell von einem Luchs behangen,
Die vielleicht irre gieng, vielleicht mit heißen Wangen
Und ſchallenden Gehetz, ein ſchäumend Schwein gejagt?
Gebt mir davon Bericht. Die Göttin Venus fragt:
Der Venus edler Sohn ertheilt ihr zum Beſcheide
Mit zweifelndem Gemüth; Auf dieſer weiten Heide
Ward keine ſolche Magd anheut von uns verſpührt,
Das Ohr von keinem Schall der Jagenden gerührt:
O ſchönes Weib, wenn ich nur nicht im Namen fehle,
Denn die Geſtalt läßt nicht, die angenehme Kehle
Schallt nicht wie eines Weibs, das ſterblich iſt, wie wir,
Du biſt von Götter-Art; Das Herz verſicherts mir.

Nun was dünkt ihnen von dieſer herzhaften Ueberſetzung? fragt mich Herr Jonquille, als er aufgehört hatte zu leſen. Finden ſie nicht darinnen die Kürze Virgils, der ſeinen beſten Vortheil aus den Beywörtern zieht, womit er die Geſtalten und

und die Beſchaffenheiten der Dinge erkläret, ſeine zuſammen gepreßten Begriffe, die Höhe und den Glanz der Farben in ſeinen kunſtreichen Gemälden, welches ich alles damals von Schwarzen forderte, als ich ſeine Ueberſetzung in Rauch und Aſche, ihre erſten Elemente, wieder auflöſete? Wie maleriſch, rief Herr Finke aus, ſind hier nicht alle Beſchreibungen! ein ſtarker Schritt, wandeln, gerroſt, ungebahnte Wege, fremder Schmuck, feiner Bogen, heiße Wangen, ein ſchallendes Gehetz, ein zweifelndes Gemüth, eine weite Heide. Mich dünkt, ich könne hier den Aeneas ſelbſt gehen, und die Venus in ihrem Aufputze ankommen ſehen; ſo lebhaft iſt alles ausgedruckt. Nun was antworten ſie? Ex vngue leonem. Was könnte man nicht von dieſem körnichten Dichter hoffen, wenn er uns die ganze Aeneis ſo überſetzt lieferte?

Ich zweifele keines weges, war meine Antwort, daß es ein Werk ſeyn würde, von welchen man ſagen könnte:

Non alius faceret meliora poemata.

In der That konnte ich auch nicht leugnen, daß mir dieſe Stelle beſſer gefallen hätte, als Amthors ſeine. Indeſſen weis ich doch nicht, was für ein böſer Geiſt mir es eingab, daß ich das Buch ſelbſt nahm, als wenn ich die Stelle für mich noch einmal überleſen wollte: an ſtatt deſſen aber zählte ich die Zeilen, weil mir Bodmers Ueberſetzung länger vorgekommen war, als Amthors ſeine, und fand auch in der That, daß ſie zwo Zeilen mehr hatte. Ich ſagte ſo gleich mit einem freudigen Geſichte: Dieſe Ueberſetzung iſt aber doch weitſchweifiger, als die erſte; denn ſie hat zwo Zeilen

len mehr. Allein ich lief ſo gleich grauſam bey ihnen an. So? ſagte Herr Finke, ſchätzen ſie auch die Güte einer Ueberſetzung nach der Anzahl der Zeilen? Schwarzens ſeine hat ohne Zweifel noch weniger; alſo muß ſie unſtreitig bündiger ſeyn. Ein vortrefflicher Schluß! Muß nicht eine Ueberſetzung dem Originale vielmehr an der Anzahl der Begriffe, an dem Maaße, dem Nachdrucke und Leben gleichen? Es kömmt dabey nicht darauf an, ob man zählen, ſondern ob man ſeinen Verfaſſer verſtehen, und ihn wieder glücklich vorſtellen kann. Zeigen ſie uns doch, daß Amthee mehr Begriffe hat, als Herr Bodmer, wenn wir ſeine Ueberſetzung für kürzer gefaßt halten ſollten. Gleich von dem 3 Verſe:

Er wandelte getroſt auf ungebahnten Wegen,

ſteht ja beym Amthor nicht ein Buchſtabe; und wie kahl und ſchleppend iſt nicht der folgende Vers:

Da trat ihm Venus ſelbſt in fremden Schmuck entgegen,

vom Amthor gegeben.

Als ſeine Mutter ihm entgegen kam geſchritten?

Er ſagte noch weit mehr, und mein Vorwitz, einigen Fehler an der Bodmeriſchen Ueberſetzung zu entdecken, gereuete mich ſo gleich, als ich meine Anmerkung nur geſagt hatte. Ich ward daher gar bald wieder mit ihnen einig, daß allein von dem Herrn Bodmer eine Ueberſetzung könne gemacht werden,

. . . linenda cedro & laeui ſeruanda cupreſſo.

So bald ich den Abend nach Hauſe kam, war es meine erſte Arbeit, daß ich die angeführte Stelle in dem lateiniſchen Virgil aufſuchte. Ich fand ſie in dem 316 bis 333 Verſe des erſten Buches, wo ſie ſo lautete:

Ipſe

Ipſe (*Aeneas*) vno graditur comitatus Achate,
Bina manu lato criſpans haſtilia ferro.
Cui mater media ſeſe tulit obuia ſylua,
Virginis os habitumque gerens, & virginis arma
Spartanae: vel qualis equos Threïſſa fatigat
Harpalyce, volucremque fuga praeuertitur Hebrum.
Namque humeris de more habilem ſuſpenderat arcum
Venatrix, dederatque comas diffundere ventis:
Nuda genu, nodoque ſinus collecta fluentes.
Ac prior: Heus, inquit, iuuenes, monſtrate mearum
Vidiſtis ſi quam hic errantem forte ſororum,
Succinctam pharetra, & maculoſae tegmine lyncis,
Aut ſpumantis apri curſum clamore prementem.
Sic Venus at Veneris contra ſic filius orſus:
Nulla tuarum audita mihi, neque viſa ſororum.
O (quam te memorem virgo?) namque haud tibi vultus
Mortalis, nec vox hominem ſonat: o Dea certe!

Die andere Zeile machte mich gleich ſtuzig; denn davon hatte ich nicht ein Wort gehöret. Das media ſylua, virginis os, die *Threiſſa* Harpalyce, und der volucris Hebrus dünkte mich auch nicht ausgedruckt zu ſeyn. Dieß bewog mich, des Herrn Bodmers Ueberſetzung gegen den Grundtext zu halten: und o! wie erſtaunte ich, als ich gewahr ward, daß er eben ſo wenig den Virgil erreicht, und im Deutſchen ausgedrückt hatte, als es irgend Amthor und Schwarz gethan haben. Ich fand, daß er dasjenige ganz und gar nicht beobachtet, was Herr Breitinger von einem Ueberſetzer fordert, und daß er dieſem Kunſtrichter eben ſo gut zu einem Muſter eines unglücklichen Ueberſetzers hätte dienen können, als ihm jene beyden gedienet haben; wenn ſolchem nicht die Freundſchaft vor den Fehlern ſeines treuen Spießgeſellen die Augen verſchloſſen, oder ihm ſolche gar

in Schönheiten verwandelt hätte. Die Haut ſchauerte mir recht, wenn ich erwog, wie ſehr Herr Bodmer ſeinen Ruhm auf das Spiel geſetzet, da er dieſe Stelle für eine rechte nachdrückliche und mit den virgilianiſchen Schönheiten verſehene Ueberſetzung ausgegeben; da ſie doch aller der Fehler ſchuldig wäre, die an andern ſo ſträflich verdammt werden. Es ſchien mir eine ganz unbegreifliche Verwegenheit zu ſeyn, dieſe Probe, einer verworfnen Stelle entgegen zu ſetzen, und ſie für eine beſſere und bewährtere Waare verkaufen zu wollen. Solch eine **unbedachtſame Dreiſtigkeit** konnte ich dem Herrn Bodmer nicht zutrauen, der noch nicht von Eigenliebe gegen ſeine Geburten ſo eingenommen iſt, daß ihm ſein Gewiſſen nicht ſagen dürfte, dieß kleine Stück wimmelte recht von **Schnitzern**. Die zürchiſchen Herren Kunſtrichter reden ja viel zu beſcheiden von ihren Verdienſten, als daß man ihnen den Fehler der Eigenliebe und des Vertrauens einer Unfehlbarkeit in ihren Schriften vorrücken könnte. Ich hätte alſo gern geglaubt, daß einer von den **ſchaalen, ſeichten und ungehirnten Köpfen**, auf welche alle mannhafte zürchiſche Kunſtrichter ſo erbooſt zuſchlagen, die Ueberſetzung an ſtatt des Herrn Bodmers ſeiner eingeſchoben, wenn ich nur den Nachdruck des Charact. D. Ged. in den critiſchen Beyträgen, und nicht den Originaldruck ſelbſt gehabt hätte. Ich hätte auch gern gemuthmaßet, daß ſich von daher der zürchiſche Haß und Zorn gegen die ſächſiſchen Kunſtrichter entſponnen, welchen itzo einige argwöhniſche Leute von der Kühnheit herleiten, die ſich der Herr Prof. Gottſched genommen, einige veraltete oder zürchiſche Wörter und Redensarten als z. E. **Gauch**, wofür doch Herr Bod-

mer

mer so zärtlich eingenommen ist, zu ändern; ungeachtet dieser ihn selbst ehemals darum gebethen hatte. Denn ein solcher Frevel hätte schon die gerechteste Ahndung verdienet. Allein itzo fand ich zu diesem Muthwillen nicht die geringste Wahrscheinlichkeit; und ich mußte, wie ungern ich auch wollte, diese Uebersetzung schon auf des Herrn Bodmers Rechnung schreiben. Ich schämte mich nur, daß ich so leichtgläubig gewesen, und mich durch die lieben Herren Jonquille und Finke verführen lassen, dem Herrn Bodmer bloß auf sein Wort zu glauben; und daß ich nicht so lange die Sache unentschieden gelassen, bis ich sie recht genau untersuchet hätte.

Um mich nun dieserwegen an diesen beyden Verehrern des Herrn Bodmers zu rächen, so beschloß ich morgendes Tages ein eben so hochpeinliches Halsgericht über diese Stelle zu hegen, als Herr Jonquille über Schwarzens Uebersetzung geheget hatte. Doch wollte ich erst eine scharfe Untersuchung vorher gehen lassen, wobey diese Herren das Amt der Sachwalter vertreten und die Vertheidigung dieser Stelle führen möchten. Zu diesem Ende ließ ich den folgenden Tag nebst diesen beyden Herren, auch den Herrn Tulipe zu mir bitten; den Herr Finke neulich fälschlich für einen jungen Magister ausgegeben, da er doch schon vor fünf Jahren von eben diesem Magister einen lateinischen Schriftsteller verstehen lernen. Ich wußte, daß dieser Herr Tulipe den zürchischen Herren Kunstrichtern und ihrem Anhange nichts glaubte, **was sie nicht, wie einer aus dem niedrigsten Pöbel, mit baaren Gründen beweisen könnten**; daß er ihre Schriften fleißig gelesen, und geprüft, und sie mit ihren selbst eigenen Waffen bestreiten könnte. Ich selbst las die Prü-

ſung der Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt wiederum durch, damit ich des Herrn Bodmers Fehler mit eben den Worten verdammen könnte, welche der zürichiſche Kunſtrichter in dieſer Beurtheilung gebraucht hatte. Hierdurch hoffte ich dem Vorwurfe der Unbeſcheidenheit, Grobheit und einer liebloſen Strenge vorzubeugen: weil ich feſt verſichert war, daß darinnen keine andere Redensarten angebracht ſeyn würden, als welche ſich für wohlgeſittete Leute geziemten; und womit die Herren Profeſſores in Zürich einander belehrten und zurechte wieſen.

Weil ſich Herr Tulipe zuerſt einfand: ſo gab ich ihm von meinem Vorhaben Nachricht; und er bedauerte, daß er ſolches nicht vorher gewußt hätte, und ſich ein wenig darauf ſchicken können. Als ſich nun auch Herr Jonquille und Herr Finke eingeſtellt, ſo gab es bald Gelegenheit, meinen Anſchlag auszuführen. Herr Jonquille fragte nämlich den Herrn Tulipe ſpöttiſch, ob er bald die zehn Zeilen von Virgils Malerey und Nachdrucke; oder wohl gar die funfzig von Virgils Geiſt und Leben in Schwarzens Ueberſetzung gefunden hätte, um welcher willen er unlängſt das ganze Werk verſchonen wollen. Es iſt itzo davon die Rede nicht, verſetzte dieſer; machen ſie ſich nur dafür fertig, ihren großen Verfechter einer maleriſchen und nachdrücklichen Schreibart ſelbſt zu vertheidigen. Er ſteht mit dem Herrn Schwarzen in gleicher Verdammniß:

Exſpectes eadem a ſummo minimoque Poëta.

Er hat das göttliche Gedicht Virgils ſo gut geſchändet, entweihet und entheiliget, als ſie es dem

dem Herrn Schwarzen vorgeworfen, und er ſoll itzo ein eben ſo ſtrenges Urtheil über ſich empfahen. Was ſoll das werden? rief Herr Finke: meynen ſie dadurch des Herrn Schwarzens Sache gut zu machen, wenn ſie Gegenbeſchuldigungen vorbringen, die allein, wie mein Freund, der Herr Conr. Erlenbach, ſcharfſinnig anmerket, bey den erboßten Trödelweibern für rechtskräftig gehalten werden, die fertig ſind, eine Hure *ſ. v.* mit einer Hexe quitt zu machen?

Ich bin nichts weniger zu thun geſonnen, erwiederte Herr Tulipe. Sie haben den Herrn Schwarzen einmal verurtheilet, er wird bey ihnen wohl verurtheilet bleiben. Es würde ihm auch meine Rechtfertigung ſo wenig helfen, als es jenem Gefangenen half, den man nach vollzogener Execution unſchuldig befand. Ich habe nichts mehr ſagen wollen, als daß die zürchiſchen Herren Kunſtrichter billig nicht die erſten hätten ſeyn ſollen, welche Steine wider ihn aufgehoben; da der vornehmſte unter ihnen ſelbſt nicht ohne Sünde iſt. Allein dieſe Herren kommen mir vor, wie der Mänius beym Horaz. Wenn man ihn fragte: Heus tu, ignoras te? ſo gab er zur Antwort:

Egomet mi ignoſco.

Nun ſie fahren doch tapfer fort, redete ihm Herr Jonquille ein, ohne Beweis zu läſtern. Dieſer Mann, verfolgte er, und wies dabey auf mich, wird ihnen ſagen können, daß Herr Bodmer, denn dieſen meynen ſie ohne Zweifel, vollkommen geſchickt ſey, in den Hufſchlag Virgils einzuſchlagen. Wir haben geſtern eine Probe, wie er den Virgil überſetzen würde, mit einander geprüfet. Noch nicht geprüfet,

unterbrach ich ſeine Worte, ſondern nur geleſen: und da habe ich mich von ihrem und des Herrn Bodmers Anſehen verblenden laſſen, daß ich zugegeben, ſeine Ueberſetzung ſey virgilianiſch. Allein es verhält ſich ganz anders. Sie ſollen es itzo gleich erfahren, wofern ſie ſich nur überwinden und es geduldig mit anhören können, wenn man ihren Meiſter zur Rechenſchaft fordert, oder ihn einiger Fehler überführen will. Das werden ſie ſchwerlich erwarten dürfen, ſagte Herr Tulipe; denn die Bundesgenoſſen der Herren Zürcher ſind ſo unleidlich, daß ſie auch nicht einmal den Schein eines Widerſpruchs gegen die Lehren, Meynungen und Exempel ihrer großen Anführer ertragen können. Sie werden ſo gleich empfindlich, wenn man, auch mit dem allergrößten Glimpfe, nur einige Fehler und Verſehen an dieſen Häuptern der vermeynten Wiederherſtellung des wahren Weſens der Dichtkunſt anmerken will. Sie ſchreyen ſo gleich, von einem verderbten Geſchmacke, von Parteylichkeit, von Unvernunft; und machen ein Lärmen, als wenn es ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät wäre, wenn man ſagte: Herr Bodmer und Breitinger können auch irren und haben es nicht in allen getroffen. Die hälliſchen Bemühungen haben es kürzlich erfahren und werden deswegen noch manchen Sturm über ſich müſſen ergehen laſſen. Es wird noch mancher irrende Ritter, wie ein anderer Hudibras, auf einen Straus wider ſie ausreiten. Nun, nun! nahm Herr Finke das Wort, wir wollen großmüthig ſeyn, und doch anhören, was ſie wider dieſe Ueberſetzung werden anzubringen haben. Machen ſie ſich aber dabey nur gefaßt, daß ſie alle ihre Beſchuldigungen mit guten Gründen erweiſen können.

Es wird daran nicht fehlen, antwortete Herr Tulipe; nur werden wir ausmachen müssen, was für ein Gericht über den Herrn Bodmer ergehen soll, wenn er seine Sache verlieret. Es wird uns aber doch erlaubt seyn, fragte Herr Jonquille, ihn bey diesem Gerichte zu vertheidigen, oder auch seine Unschuld wider die böslichen Anklagen zu rechtfertigen? Sehr gern, gab ich ihm zur Antwort, und sie werden mir noch einen Gefallen erweisen, wenn sie ihn von seiner Verurtheilung frey machen können; sie kennen meine Hochachtung gegen diesen Mann, und ich sähe es nicht gern, wenn er der Verbrechen eines bösen Uebersetzers überwiesen würde. Allein, allein! seine Sache steht ziemlich mislich; und ich besorge immer, sie werden ihn selbst für strafbar erkennen. Wir wollen billig seyn, und ihn nicht schärfer beurtheilen, als die Herren Zürcher andere beurtheilet haben; sie werden ihn aber auch nicht halsstarrig beschützen, sondern die Gerechtigkeit an ihm walten lassen. Wir wollen unsere Anklagen, gleichsam nach des Zaleukus Gesetze, mit einem Stricke um den Hals, thun; damit wir auf der Stelle erwürgt werden, wenn dieselben falsch oder frevelhaft befunden worden.

Wir wurden hierauf einig, daß, wenn des Herrn Bodmers Probe die Fehler einer schlimmen Uebersetzung an sich haben würde, Herr Jonquille und Herr Finke die Stelle ein jeder sechsmal abschreiben; und sie so gleich wieder zerschneiden und zu Fidibus machen sollten, wobey wir diesen Abend unsere Pfeifen anzünden wollten. Dabey sollte sie Herr Finke noch oben ein, auf einem Regalbogen recht sauber abschreiben, und sie dem Herrn Conrector Erlenbach, oder wer dieser

Mann ſonſt wäre, franco zuſchicken, damit er ſie, zum Abſcheue aller ſeiner Schüler, gleichfalls an den Schulefel nageln könnte, an welchen er neulich die ſo genannte Schwarzias geheftet hätte. Würde ſie hingegen von den Fehlern frey befunden, ſo ſollte Herr Tulipe und ich, nicht allein unſer Exemplar von Schwarzens Virgil in den Camin werfen, ſondern auch nach Amthors Ueberſetzung aus unſerm Exemplare von ſeinen Gedichten heraus ſchneiden, und ſie gleichfalls dem Feuer aufopfern. Ja wir wollten auch noch, zur Beſtrafung unſers Frevels, daß wir einen ſo großen Profeſſor, als Herr Bodmer iſt, gleich einem Schulknaben, zur Rechenſchaft gezogen, in des Herrn Gottſcheds critiſchen Dichtkunſt alle die Seiten, worauf ſeine Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt ſtünde, mit weißem Papiere verkleben laſſen. Doch ſollten Herr Jonquille und Herr Finke in ihrem Exemplare von dem Character deutſcher Gedichte dergleichen thun, und die ganze Stelle auf der 14, 15 und 16 Seite von dem Verſe an: Auch du, o Amthor, biſt ꝛc. bis auf den Vers: Das Herz verſicherts mir: mit weiſſem Papiere überziehen, und die Urſache davon, darauf ſchreiben.

Als wir nun dieſes feſt geſetzet, ſo holte ich den Character der deutſchen Gedichte hervor, und überreichte ihn dem Herrn Tulipe, daß er uns die virgilianiſche Stelle daraus vorleſen möchte. Ich nahm meinen kleinen Handvirgil, dem Herrn Jonquille aber gab ich aus einer kleinen Leichtfertigkeit, Schwarzens ſeinen; und dem Herrn Finken, Amthors Gedichte: damit ſie darinnen das Lateiniſche ſein nachleſen könnten. Zum Nachleſen aber legte ich die größern Ausgaben

des

des Taubmanns, Masvicii und Ruäi vom Virgil, auf den Tisch; denn bessere hatte ich in meinem Bücher-vorrathe nicht. Herr Jonquille lächelte bey dieser meiner Zurüstung und sagte, als ich die großen Quartausgaben brachte: Sie haben sehr wohl gethan, daß sie zu ihrem Blutgerichte kein Frauenzimmer gebethen haben, wie ich ehemals zu dem meinigen. Ich würde bey ihm in den Verdacht eines Schulfuchses gekommen seyn, wenn es gesehen, daß ich mich mit solchen alten Tröstern, als Taubmanns Virgil ist, noch herumwürfe. Dem Herrn Finken aber schien dabey angst und bange zu werden, und er griff schon zur Feder, als wenn das Urtheil bereits gesprochen wäre. Doch erholte er sich wieder, und fragte: Nach welchen Gesetzen soll denn die Untersuchung vorgenommen werden? Nach keinen andern, gab ich ihm zur Antwort, als nach des Herrn Breitingers seinen. Sind sie damit zufrieden? Als er nun dieses bejahete, so las ich ihm aus der Fortsetzung der critischen Dichtkunst von der 139 Seite diese Worte vor; damit er sehen sollte, daß ich nichts unbilliges von dem Herrn Bodmer fordern wollte: „Von einem Uebersetzer wird er„fordert, daß er eben dieselben Begriffe und Gedan„ken, die er in einem vortrefflichen Muster vor sich „findet, in eben solcher Ordnung, Verbindung, Zusam„menhange und mit gleich so starkem Nachdrucke, mit „andern gleichgültigen, bey einem Volk angenommenen, „gebräuchlichen und bekannten Zeichen ausdrücke, so „daß die Vorstellung der Gedanken unter den beyder„ley Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemü„the des Lesers mache. Die Uebersetzung ist ein Con„terfey, das desto mehr Lob verdienet, je ähnlicher

„es

„es iſt. Darum muß ein Ueberſetzer ſich ſelber „das harte Geſetze vorſchreiben, daß er niemals die „Freyheit nehmen wolle, von der Grundſchrift weder „in Anſehung der Gedanken, noch in der Form und „Art derſelben abzuweichen. Dieſe müſſen in einem „gleichen Grade des Lichts und der Stärke unverän„dert bleiben und nur die Zeichen derſelben mit gleich„viel geltenden verwechſelt werden.

Merken ſie wohl, fragte uns Herr Tulipe, daß in dieſer Stelle eine Sache zweymal geſagt wird, und daß es nicht bedurft hätte, uns zu belehren, was ſich ein Ueberſetzer für ein Geſetz vorſchreiben müſſe, da man uns ſchon geſagt hatte, was man von ihm forderte. Das wird vermuthlich ein Muſter von der ſo gerühmten **Deutlichkeit** und **Genauigkeit** in den zürchiſchen Schriften ſeyn; vermöge welcher ſie die Sachen in ihr völliges Licht ſetzen und nichts überflüſſiges ſagen? Hätte ein ſächſiſcher Kunſtrichter ſo geſchrieben; was für ein Geſchrey würde da nicht von einem **leeren Geſchwätze**, einem **wortreichen Gewäſche**, erhoben ſeyn: aber da es Herr Breitinger gethan; wer darf da etwas ſagen? Euge bene! Herr Finke wollte es damit vertheidigen, daß der Verfaſſer durch die Einkleidung einer Sache, auf verſchiedene Art, das **hinläßige Weſen ohne Annehmlichkeit und die trockene Kaltſinnigkeit, ohne Geſchicklichkeit** in dem Vortrage vermieden, welches Herr Bodmer auf gute Treue und Glauben, ohne weitern Beweis, der critiſchen Dichtkunſt des Herrn Prof. Gottſcheds vorgeworfen. Allein Herr Tulipe wollte anfangen, ihm viel von den Eigenſchaften der dogmatiſchen Schreibart vorzuſagen, ſo daß ich genöthi-

nöthiget ward, ihn in seinem Vorhaben zu stören, und ihm vorzustellen, daß wir dadurch von unserer Untersuchung abgebracht würden. Ich setzte hinzu: er könne dieses dem Herrn Breitinger schon nachsehen; derselbe wäre ein Prediger, und folglich ein Redner: diesen erlaubete man ja wohl, einerley Sache ihren Zuhörern auf mancherley Art zu zeigen, damit, wenn sie es nicht auf die eine Art faßten, sie es auf die andere Art begreifen könnten; es hinge ihm dieses also auch in seinen Schriften an. Herr Tulipe wollte darauf antworten, ich ließ ihn aber nicht zu kommen, sondern las noch folgende Stelle von der 141 Seite, als ein Grundgesetz vor, wornach Herr Bodmer sollte gerichtet werden: „Da nun in einer wohlgesetzten Urkunde „kein müßiges Wort zu finden ist, das ohne Abbruch „und Veränderung der Deutlichkeit, der Zierde, oder „des Nachdruckes könnte weggelassen werden, da vielmehr ein jedes seine Nothwendigkeit in der Absicht „des Verfassers ha.., die es auf gewisse Weise zu be„fördern dienet: so ist ja nothwendig, daß ein Ueber„setzer alle Wörter im Ausdrucke wohl erwege und kei„nen von denen Begriffen, so damit verknüpft sind, „zurück lasse, den er in seiner Uebersetzung nicht auf dem„selben Grade der Deutlichkeit und des Nachdruckes mit „gleichgültigen Worten ausdrücke.“

Ich ließ daß Buch offen auf dem Tische liegen; damit ich bey vorfallendem Zweifel mich gleich darauf beziehen könnte; und fragte: ob sie wider diese Gesetze etwas einzuwenden hätten? Weil sie nun gestunden, daß Amthor und Schwarz nach denselben gerichtet worden: so ließen sie sichs auch gefallen, daß man die bodmerische Probe darnach prüfte. Herr Tulipe

rieth ihnen, ſie möchten immer einige Ausflüchte, oder Einſchränkungen vorher machen, damit ſie hernach nicht mit den zürchiſchen Herren Kunſtrichtern ſeufzen dürften:

Eheu!

Quam temere in nostrum legem sanximus iniquam!

Er las darauf:

Eneas nahm zu ſich Achates nur allein.

Sagen ſie mir doch, fragte ich ſo gleich: iſt hier wohl das lateiniſche ipſe vno graditur comitatus Achate, recht ausgedruckt? Heißt graditur nicht ganz was anders, als er nahm zu ſich? Virgil ſtellet uns hier den Aeneas vor, wie er ſchon wirklich in Begleitung des Achates fort ſchreitet: da uns Herr Bodmer hingegen ihn zeiget, wie er erſt den Achates zu ſich nimmt, als ob er ihm etwas beſonders zu ſagen hätte. Sind hier gleichgültige Zeichen mit einander verwechſelt? Schließt der Begriff, jemanden zu ſich nehmen, auch zugleich den Begriff mit ein, daß ich mit ihm gehe? Ich geſchweige, daß es ein ganz anderer Grad der Deutlichkeit iſt, wenn ich ſage: er geht, als wenn es heißt, er gieng. Das erſte hat Virgil, und wird dadurch poetiſch, oder wie ſie Herren zu reden pflegen, maleriſch; das andere aber hat Herr Bodmer, und wird dadurch hiſtoriſch und matt. Hier könnte ich ſo muthwillig ſeyn, unterbrach mich Herr Tulipe, als einer von den zürchiſchen Herren Kunſtrichtern bey einer Stelle aus des Herrn Prof. Gottſcheds überſetzten Iphigenia geweſen. Dieſer wackere Mann ſtellet ſich mit Fleiß ſo unwiſſend, als ob ihm die doppelte Bedeutung von dem Worte empfangen, gar nicht bekannt wäre, und er es in keinen andern Verſtande jemals gehört hätte, als in demjenigen, da es bey den Frauen gebraucht wird;

wird; er rücket daher dem Ueberſetzer, auf eine poſſirliche Art vor, ſeine Ueberſetzung habe gemacht, daß ein Held, welcher in den Geſchichten nicht als ein Zwitter bekannt geworden, ein Töchterlein empfängt. Mit eben dem Witze nun ließe ſichs hier leicht ſagen: die Bodmeriſche Ueberſetzung machet, daß ein Held, der in den Geſchichten eben nicht als ein Menſchenfreſſer bekannt geworden, einen andern Helden als ein Frühſtück zu ſich nimmt. Ich ſollte es billig thun, weil man erſt kürzlich den obigen Vorwurf als höchſt gründlich und beſonders merkwürdig wiederholet hat. Doch ich mag keinen ſolchen anſehnlichen Luſtigmacher vorſtellen, der an dergleichen Schwänken ein Belieben fände. Er ſetzte hinzu, die Herren möchten ſich nur wider mich vertheidigen. Herr Finke meynte demnach, Herr Bodmer würde dieſen Umſtand aus dem Vorhergehenden gehohlet haben, und drückte das graditur nur erſt in der folgenden Zeile, durch, er gieng mit ſtarkem Schritt aus. Allein ich wies ihm, daß Virgil nichts davon geſagt hätte, daß Aeneas den Achates zu ſich genommen. Herr Jonquille war ſchon ſcharfſichtiger; er erklärte uns, daß das Wort comitatus dadurch hätte ſollen ausgedrückt werden, und fing an, mir von einer hämiſchen und bohaften Critik vorzuſagen. Ich räumte ihm ein, daß Herr B. das lateiniſche Wort comitatus durch er nahm zu ſich, zu geben gedacht hätte: allein ich fragte ihn dabey, ob der lateiniſche und deutſche Ausdruck gleichviel bedeutende Zeichen wären? und ob er wohl dächte, daß mich der Knabe begleitete, wenn ich ihm ſagte: ich nahm den Knaben zu mir? Dieß letzte könnte ich z. E. von meinem Burſchen mit Wahrheit

heit ſagen, ungeachtet er noch niemals mit mir ausgegangen wäre. Es wäre etwas anders, wenn es hieße: Aeneas habe den Achates allein mit ſich genommen; denn darinnen läge noch der Begriff von dem Begleiten. Hier war Herr Finke ſo gleich fertig, und rief: Es iſt alſo nur ein Druckfehler, und was machen ſie für Grübeleyen in Wörtern und Sylben? Sie ſind gewiß einer von denjenigen, die ihre gröſten Verdienſte, wie mein Freund, der Herr Conrector Erlenbach ſaget, in den feinſten Klaubereyen über die Sprache und Wörter, denen ſie beynahe allen ihren Witz und Verſtand zu danken haben, ſuchen, und auch bis dahin glücklich gefunden haben. Wenn dieſes eine Spötterey ſeyn ſoll, ſagte Herr Tulipe, ſo halten ſie nur damit ein; denn ſie trifft auch den Herrn Breitinger.

ac velut *illum*
Iudaei cogemus in hanc concedere turbam.

Denn was hat er in dem 2 Theile ſeiner critiſchen Dichtkunſt viel anders gethan, als daß er über Wörter und Sprache critiſiret? und das hat ihm doch ſein Freund in der Vorrede dazu zum Verdienſte gerechnet.

At, nos virtutes ipſas inuertimus, atque
Sincerum cupimus vas incruſtare,

So können dieſe Herren von ſich ſagen. Wenn ich es auch annehme, fuhr ich fort, daß es ein Druckfehler iſt, wiewohl Herr Bodmer ſolchen in dem großen Verzeichniſſe von Druckfehlern, in ſeinen und ſeines Freundes Schriften nicht angemerket hat, das er dem 4 Stücke der geiſtvollen Schriften einverleibet hat: ſo hat er doch darinnen geſündiget, daß er Virgils Begriffe nicht

in

in eben ſolcher Ordnung, Verbindung und Zuſammenhang vorgetragen. Sehen ſie das erſte Geſetz nach. Vermuthlich werden ſie nicht leugnen, daß Virgil ein treffliches Muſter iſt. Es ſollte heißen:

Aeneas geht, allein begleitet vom Achates.

Doch ich will mich dabey nicht aufhalten. Woher hat es aber Herr Bodmer erfahren, daß Aeneas mit ſtarken Schritten gegangen ſey? Im Virgil ſteht nicht ein Buchſtab davon; ja es läßt ſich vielmehr aus den vorhergehenden Zeilen ſchließen, daß er langſam gegangen; denn ich ſetze voraus, daß ein ſtarker Schritt zugleich die Geſchwindigkeit mit einſchließe. Es heißt von ihm:

exire locosque
Explorare nouos, quas vento acceſſerit oras,
Qui teneant, nam inculta videt, hominesne feraene?
Quaerere conſtituit: ſociisque exacta referre.

Wenn man in dieſer Abſicht ausgeht, ſo geht man wohl nicht geſchwind oder ſtark zu; weil man ſonſt leicht etwas würde überſehen und nicht alles genau ausforſchen können. Sie ſetzen hier etwas zum Voraus, ſagte Herr Jonquille, welches nicht allezeit in dem Begriffe eines ſtarken Schrittes liegt. Herr Bodmer hat nur den Heldengang des Aeneas anzeigen wollen. Er gieng ſo, wie etwan ein preußiſcher Soldat, von denen Pietſch ſaget:

Sie gehen, und man ſieht nur einen ſtarken Schritt,

von welchem Ausdrucke uns Herr Bodmer in ſeiner Abhandlung von den poetiſchen Gem. die Schönheit gezeiget. Vermuthlich, erwiederte ich lächelnd, ſind ſie auf dieſe Erklärung gekommen, weil ſie aus dem Lateiniſchen ſehen, daß Aeneas ein Paar mit breiten

Eiſen beſchlagene Spieße in der Hand trägt, welches Bild unſer deutſcher Ueberſetzer gänzlich weggelaſſen; doch ſo geſchickt, daß es niemand leicht merken kann, der nur die deutſche Ueberſetzung lieſt. Ohne Zweifel geht er auch ſo vor dem Achates her, und wirft die Hand mit den Spießen ſo, als die preußiſchen Officier, wenn ſie ihre Soldaten aufführen. Das Wort criſpans kann einen leicht auf die Gedanken bringen. Es iſt nur zu bedauren, daß Herr Bodmer, dieſer ſo poetiſche Maler, ein ſolches Gemälde überſehen, oder es der Mühe ſeiner Nachſchilderung nicht werth gehalten hat. Spotten ſie nur! verſetzte er; es ſoll ihnen theuer zu ſtehen kommen. Ich will auf den Vorwurf wegen der Auslaſſung hernach antworten, itzo aber ſie überführen, daß graditur allezeit von dem Gange eines Helden gebraucht wird. Er hatte vorher des Ruäi Virgil zur Hand genommen, und aus dem Regiſter einige Stellen nachgeſchlagen. So wird es z. E. fuhr er fort, im 3 Buche 664 V. vom Polyphem gebrauchet: graditurque per aequor, im 4 B. 147 V. wird es vom Apollo geſagt: Ipſe ingis Cynthi graditur.

Schlagen ſie nur nicht weiter nach, ermahnte ihn Herr Tulipe. Wir wollen es ihnen glauben, daß das Wort graditur zuweilen von anſehnlichen Perſonen gebraucht wird; es wird aber auch von Kühen und Eſeln geſagt. Denn ſo heißt es in dem 3 B. der Georgic. von der erſten:

Sit gradiens ima verrit veſtigia cauda.

Wenn ſie jemals eine Kuh in dieſer Beſchäfftigung geſehen haben, ſo werden ſie auch wohl bemerket haben; daß ſie dabey keine ſtarke Schritte thut. Von dem

Eſel

Esel erinnere ich mich beym Ovidius diese Zeile gelesen zu haben:

Induiturque aures lente gradientis aselli.

Die Wahrheit zu sagen, so heißt es nichts anders, als einhertreten, fortschreiten; ohne Absicht ob es mit einem starken oder schwachen Schritte geschehe. Sie können es selbst aus ihrer letzten Stelle schließen. Denn da in dem Gleichnisse graditur gebraucht worden: so heißt es in der Anwendung: Haud illo segnior *ibat* Aeneas. Sollte es nun eine andere Art eines Ganges anzeigen, als ire oder incedere, so würde es Virgil hier wieder gebraucht haben. Er hätte seinen Vers leicht so machen können: graditur non segnior illo Aeneas. Dürfte ich einen solchen Witz brauchen, als der Verfasser der Prüfung der Uebersetzung von Horazens Dichtkunst bey dem 35 Verse angewandt hat: so wollte ich diesen starken Schritt leicht dahin misdeuten, als ob Herr Bodmer hier seinen eigenen Gang beschrieben hätte. Ich komme durch eine Stelle in den Amusemens des eaux de Bade auf diese Muthmaßung, wo von den Herren Zürichern gesagt wird: „Sie gehen in ihren Stuben mit so starken Schritten auf und nieder, daß man glaubet, es sey ein „gestiefelter Postknecht, der darinnen herum marschiret *. Sachte! sachte! fuhr Herr Finke auf, keine Anzüglichkeiten! Doch Herr Tulipe antwortete ihm ganz gelassen:

Quod tibi vis fieri, reliquis praestare memento.

Ich würde diese Stelle niemals angebracht haben, wenn nicht die Herren Züricher mir mit einem guten Exempel vorgegangen, und auf gleiche Art den

* Siehe Lettre IV.

ſächſiſchen Kunſtrichtern begegnet wären. Sehen ſie das 3 St. der geiſtvollen Schriften nach. Doch weiter, wo iſt das **tief in das Land hinein**, in die Ueberſetzung gekommen? Das iſt **ein eingeflicktes Hemiſtichium, und um ſo viel unſträflicher**; antwortete ich, weil Aeneas doch wo hat hingehen müſſen. **Ich kann aber gar nicht errathen, was Herr Bodmer geſehen haben muß, als er dieſe Zeile hingeſchmieret:**

Er wandelte getroſt auf ungebahnten Wegen.

Was nimmt er ſich doch für Freyheit, ohne Noth auszuſchweifen und dem Gemälde neue Lappen anzuflicken! Hat er dadurch etwa die ausgelaſſene Zeile:

Bina manu lato criſpans haſtilia ferro,

erſetzen wollen: ſo bringt er uns etwas von weit geringerm Werthe auf. Sie werden ziemlich ſträflich, redete mir Herr Jonquille ein, und mit unter ein wenig grob. Nicht ſträflicher und nicht gröber, erwiederte ich, als es die beſcheidnen zürchiſchen Kunſtrichter ſind. Alles, was ich hartes geſagt habe, und noch ſagen werden, iſt ihre eigene Sprache. Rechtfertigen ſie ſie nur; und itzo ſonderlich den Herrn Bodmer.

Was die Auslaſſung betrifft, fing er darauf an, ſo iſt ſolche wohl mit gutem Bedachte geſchehen: weil in der angeführten Stelle von Amthors Ueberſetzung nichts davon ſteht, die er aber nur auszubeſſern ſich vorgenommen hatte. **Durch das tief in das Land hinein**, hat das folgende media ſylua ſollen gegeben werden; ich ſehe aber ſelbſt wohl, daß dieſes ein ganz anderes Bild machet, als jenes. **Der Vers: Er wandelte getroſt** ꝛc. iſt zwar ein Zuſatz; er dünkt mich aber doch

recht

recht geſchickt gewäſſlt zu ſeyn, die Gemüthsbeſchaffenheit des Helden und die Beſchaffenheit des Weges anzuzeigen. Nichtsweniger, als das, erwiederte ich; es iſt mir nur lieb, daß ſie anfangen, ſelbſt einige Fehler anzumerken. Mir war ſchon bange, daß wenn es ſo fort gehen ſollte, als bey dem erſten Verſe, wir heute nicht fertig werden würden. Das Wort **wandeln** ſchicket ſich hieher nicht recht. Herr Friſch in ſeinem Wörterbuche ſaget davon, es hieße „einher „gehen, nicht ſo wohl mit den Füßen, als in dem Le„ben ſich verhalten, in allem Umgange mit andern. **Getroſt** konnte von dem Aeneas in ſeinen gegenwärtigen Umſtänden nicht geſagt werden. Denn meynen ſie wohl, wenn wir in einem fremden Lande wären, das uns unbekannt zu ſeyn ſchiene, und wo wir unterſuchen wollten, ob Menſchen oder Thiere daſelbſt wohnten; daß wir da getroſt einher gehen würden? Bey einem jeden Schritte würden wir in Sorgen ſtehen, es ſtieße uns etwas auf, welches uns gefährlich ſeyn könnte. Wenn Aeneas ſeine Mutter Venus ſchon geſprochen gehabt hätte, ſo möchte man wohl ſagen können: er gieng **getroſt**: denn ſie ſprach ihm einen Muth ein und friſchte ihn an, weiter zu gehen, welches der Begriff von dem Worte **getroſt** in ſich enthält. Muthig, herzhaft konnte er wohl gehen, aber getroſt nicht. Eben ſo wenig iſt auch die Vorſtellung von den **ungebahnten Wegen** allhier gut angebracht. Es ſcheint zwar, daß ſolches aus dem vorhergehenden: nam inculta videt, ſich rechtfertigen ließe. Allein die Folge zeiget es, daß Aeneas da, wo ihm die Venus begegnet, ſchon einen Pfad müſſe gehabt haben. Denn ſie ſaget weiter unten, da ſie ihn tröſtet:

Perge modo & qua te ducit via, dirige greſſum.

Das Wort via bedeutet nach dem Aelius Gallus * ſo wohl die Heerſtraße, als einen Fußſteig. Beydes aber ſind gebähnte Wege. Hat er nun darauf weiter gehen und ſeinen Schritt dahin richten ſollen, wo der Weg ihn hinführte, ſo hat er nicht auf einem ungebähnten Wege ſeyn können. Er iſt auch wirklich auf einem Fußſteige geweſen, wie aus dem 421 Verſe deutlich erhellet.

Corripuere viam interea, qua ſemita monſtrat.

Sie geben ſich viel Mühe, ſagte Herr Tulipe zu mir, dieſe Herren von der Gründlichkeit ihres Ausſpruches zu überführen. Sie hätten viel kürzer davon kommen können, und nur ſagen dürfen: **Die Ueberſetzung hängt hier mit dem Originale gar übel zuſammen.** Herr Jonquille und Finke waren indeſſen ganz ſtille, als ob ſie ſönnen, wie ſie den folgenden Vers rechtfertigen könnten.

Da trat ihm Venus ſelbſt in fremdem Schmuck entgegen.

Wie unbeſtimmt und kahl, rief ich aus, **iſt dieſes gegen das Lateiniſche!** Cui mater media ſeſe tulit obuia ſylua. Wie denn ſo? fragte mich Herr Jonquille, Venus iſt doch die Mutter des Achilles; und ſo hat ja Herr Bodmer wohl den eigentlichen Namen ſetzen können. Der **fremde Schmuck** bereitet uns auch zu der folgenden Beſchreibung vor, und ſaget, daß Venus ſonſt nicht alſo zu gehen gewohnt geweſen. Es iſt ganz gut, erwiederte ich, erinnern ſie ſich aber nur **daß ein Ueberſetzer alle Wörter erwegen und keinen von den damit verknüpften Begriffen zurück**

* de verborum, quae ad ius pertinent ſignificatione. vid. Auſon. Popma de differ. verb. Lib. III. p. m. 266.

zurück lassen soll, nach dem 2 Gesetze. Meynen sie wohl, daß wenn ich **Venus** sage, ich damit nothwendig die Idee verknüpfe, daß sie des Aeneas Mutter gewesen? Zeigen sich auch hier die Begriffe in einem gleichen Grade des Lichts? Virgil hätte eben so gut Venus als mater setzen können; allein er wollte den Leser gleich unterrichten, wie nahe diejenige Person den Aeneas angienge, die ihn anredete: es sollte ihm nicht wunderbar dünken, daß sich eine Göttinn seiner also annehme, darum gab er gleich in einem Worte die Ursache davon an; mater, sie war seine Mutter. Er zeiget den Ort, wo solches geschehen, media sylua, welches Herr Bodmer zur Unzeit, vorher weggenommen und nicht einmal auf eine so sinnliche Art ausgedrücket hat. Amthor saget dem Grundtexte viel gemäßer:

in des Waldes Mitten,
Als (besser, wo) seine Mutter ihm engegen kam geschritten.

Die Bestimmung, **in fremdem Schmuck** ist hier überflüßig und unüberlegt angebracht. Denn nach der Verstellung, worinnen Venus dem Aeneas erscheinen wollte, war ihre Kleidung kein fremder Schmuck. Die Töchter des Landes giengen so:

Virginibus Tyriis mos est gestare pharetram,
Purpureoque alte suras vincire cothurno.

Was nützte es auch, dem Leser vorher zu melden, daß Venus hier nicht in ihrer gewöhnlichen Tracht erschienen; er wird es aus dem folgenden schon selbst sehen.

Beyde schwiegen und ich fuhr also, nachdem uns Herr Tulipe den Vers vorgelesen:

Wie sich das Frauenvolk zu Lacedämon kleide

mit einer zürchischen Formel fort: **Man darf nur**

das Lateiniſche zu Rathe ziehen, ſo wird man bald ſehen, daß dieſes eine elende *translatio puerilis* ſey. Wo ſind hier die genau beſtimmten Begriffe, die uns Virgil vorſtellet? Virginis os, habitumque gerens & virginis arma Spartanae. Kann man aus dem Deutſchen wohl nur einiger maßen darauf kommen, daß Venus hier wie ein junges Frauenzimmer geſtaltet und gekleidet geweſen? Kann man nicht eben ſo leicht denken, ſie ſey wie eine lacedämoniſche verheirathete Frau oder Witwe einher gegangen? Virgil läßt ſeinem Leſer nichts ungewiß; auch in dem Worte gerens will er anzeigen, daß ihr dieſe Geſtalt und Kleidung nicht eigen geweſen, wie ſie hier aus dem Servius ſehen können. Bene inquit *gerens* non *habens*; quod geri putantur aliena. Vielleicht erreichte ihn ein deutſcher Ueberſetzer, welcher ſagte: Sie führte die Geſtalt und Kleidung einer Jungfrau. Ich muß auch noch erinnern, daß Virgil hier nicht ſo wohl anzeigen will, Venus ſey wie ein junges ſpartaniſches Frauenzimmer gekleidet geweſen, als vielmehr, daß ſie nur deſſen Gewehr geführet: darum wiederholet er das Wort virginis und beſtimmt es gleich durch ſpartanae; und das Gewehr einer ſpartaniſchen Jungfrau. Wo ſind doch bey dem Herrn Bodmer die Begriffe von der Geſtalt, von einer Jungfrau, von dem Gewehre geblieben? Er muß wohl unſer a Geſetze von ſeinem Freunde nicht für wahr gehalten haben.

Sie ſchüttelten die Köpfe, und Herr Finke ſagte gleichſam mit einiger Beſchämung: ich ſehe alſo wohl, daß es der ſo verachtete Amthor noch etwas beſſer getroffen, da er geſchrieben hat:

Es war ein Jungfernbild von Kleid und Angeſicht,
Ihr leichter Waffenzeug auf ſpartiſch zugericht.

Nur gefällt mir das Jungfernbild nicht. Mir auch nicht, erwiederte ich, und der leichte Waffenzeug auf ſpartiſch zugericht, litte auch noch wohl einige Verbeſſerung. Indeſſen ſehen ſie doch, daß Amthor ſein Original beſſer angeſehen und die Begriffe deſſelben ſeinem Leſer wieder vorzuſtellen getrachtet, als Herr Bodmer; ungeachtet dieſer ihn ziemlich verächtlich tractirt und weit übertroffen zu haben gläubet.

Hierauf vernahmen wir von dem Herrn Tulipe:

Und wie Harpalyce gerüſtet zu dem Streit.
Die Pferde müde jaat, des Heberfluſſes Wogen
Mit Rennen überholt.

Vermuthlich werden ſie dawider viel zu erinnern haben, fing Herr Jonquille an, daß Threiſſa Harpalyce nur ſchlechtweg durch Harpalyce, und volucrem Hebrum durch des Heberfluſſes Wogen ausgedruckt worden: vel qualis equos Threiſſa fatigat Harpalyce, volucremque fuga praeuertitur Hebrum. Allerdings war meine Gegenrede: wenn ſie nur daran denken wollen, daß, nach unſerm a Geſetze in einer wohlgeſetzten Urkunde kein müßiges Wort zu finden iſt ꝛc. Es war hier auch nöthig, anzuzeigen, daß es die thraciſche Harpalyce ſeyn ſollte; weil es noch eine andere gegeben, die aus Liebe gegen einen Iphiklus geſtorben, wie ihnen hier Taubmann ſagen wird; da die thraciſche, nach des Servius Berichte, auf ihren Räubereyen erſchlagen worden. Volucrem Hebrum durch des Heberfluſſes Wogen zu geben, iſt ſehr kahl. Servius hat angemerkt, daß der Hebrus ſehr langſam flöſſe, und Virgil ihm alſo viel Ehre angethan, daß er ihn volucrem genannt. Daher

durfte dieß Beywort nicht übergangen werden; denn was war es doch beſonders, daß jemand einen langſam fließenden Fluß im Laufen überträfe? Doch dünkt mich faſt, daß eben dieſes Herr Bodmer gewollt, und alſo ſeine Harpalyce zu einer ſchlechten Läuferinn gemacht habe, weil er **Wogen** gebraucht, mit welchem Worte man zwar ein gewaltiges Erheben und Aufſchwellen des Waſſers ausdrücke:, aber nicht die Geſchwindigkeit eines Stromes damit bezeichnet; zugeſchweigen, daß man auf den Flüſſen eigentlich keine Wogen wahrnimmt, indem ſolche nur auf dem Meere und in großen Seen angetroffen werden. Vielleicht hat er geglaubt, es ſchicke ſich für ein Frauenzimmer nicht, daß ſie geſchwind laufe. Ich will dabey nicht ſtehen bleiben, daß fuga etwas anders ſaget, als, mit **Rennen**; und der Ausdruck, die **Pferdemüde** jagt, ſo verſtanden werden kann, als wenn Harpalyce die Pferde zum Laufe angetrieben: entweder daß ſie auf denſelben geſeſſen, oder ſie vor ſich her gejagt hätte; welches Virgil aber nicht mit ſeinem fatigat ſagen wollen, ungeachtet Ruäus, welchem Herr Bodmer öfter folget, als dem Virgil ſelbſt, dieſer Meynung geweſen iſt, und das fatigat durch impellit erkläret. Aus den Alterthümern ſollte unſerm Ueberſetzer bekannt geweſen ſeyn, daß man der Harpalyce oft nachgejagt, und ſie mit den Pferden niemals einholen können. Es würde ſich alſo das Wort **ermüden** oder **müde machen** vielleicht füglicher hieher geſchickt haben. Wo kömmt aber die halbe Zeile her: **gerüſtet zu der Schlacht?** Das iſt wieder ein Zuſatz von dem Pinſel des Herrn Bodmers, womit er Threiſſa und volucris, aber ſehr ſchlecht, vergüten wollen. Ich muß hier auch eine kleine Anmerkung machen, ſing Herr Tu-

lipe

lipe an. Herr Breitinger, und nachher der ehrliche Schulmann, Herr Erlenbach, machen ein groſſes Weſen, daß Herr Schwarz das Wörtchen *aut* durch und überſetzet. Hier iſt ihm Herr Bodmer vorgegangen: vel qualis heißt bey ihm: **und wie.** Schreiben die Herren doch dieſes fein zu Breitingers critiſcher Dichtkunſt und zu dem Abentheuer. Warum ſollte Herr Schwarz mehr thun, als Herr Bodmer?

Quis dubitet nomina tanta ſequi?

Nun will ich weiter leſen:

Es hing ein feiner Degen
Auf ihrem Schulterblatt, wie Jägers Sitten ſind:

und gleich fragen: warum werden hier die Schultern in ein einzig Schulterblatt verwandelt? wie Herr Erlenbach Herrn Schwarzen gefragt, warum er die trojaniſche Flotte in ein einzig Schiff verwandelt? Solche Kleinigkeiten, antwortete ich, wollen wir nicht einmal rügen. **Es muß einer aber gar kein Latein verſtehen, wenn er nicht merken kann,** daß habilis ganz etwas anders ſage, als fein. Wenn Herr Bodmer nicht aus dem Servius oder aus Taubmanns Auslegung lernen wollen, daß es aptum ſexui hieße, **ſo hätte ihn ſein Farnabius dieſes lehren, und** der lateiniſche Paraphraſt Ruäus, **ihn vor einem ſolchen Schnitzer, der kaum einem Schüler zu verzeihen iſt, verwahren können.** Das war eine harte Predigt! ſagte Herr Jonquille und doch dünkte mich dieſer Vers noch am beſten gegeben zu ſeyn; und ich fand faſt alle Begriffe darinnen: Namque humeris de more habilem ſuſpenderat arcum Venatrix. Aber wo bleibt die ſchöne Verbindung, fragte ich, die Virgil in dem Namque machet? Dieſes zeiget uns,

uns, warum der Dichter die vorhergehende Vergleichung gewählet. Das Wort venatrix giebt uns auch den Begriff, daß ſie ſelbſt gejaget, welches der Ausdruck wie Jägers Sitten ſind, nicht ſo nachdrücklich thut. Doch nur weiter:

Ihr Haar war aufgelöſt und flog nach dem Wind.

Den Grund von dem angehängten e in ſloge muß man zuverläſſig in den verwöhnten Ohren des Ueberſezers ſuchen. Soll man auch, nach unſerm 2 Geſetze keinen von denen Begriffen zurück laſſen, die mit einem Ausdrucke verknüpft ſind, ſo ſaget dieſe Zeile nicht alles, was in dem Lateiniſchen ſteht: dederatque comas diffundere ventis. Vielleicht käme dieſer Vers, ſagte Tulipe, dem Lateiniſchen näher:

Sie überließ das Haar den Winden zu zerſtreuen.

Doch beſcheide ich mich gern, daß diffundere noch einen etwas andern Begriff hat, als zerſtreuen. Ich will aber weiter leſen. Noch nicht, fiel ihm Herr Finke ein: Herr Bodmer hat dieſen Vers verbeſſert und den Vorwurf wegen des ſloge darinnen vermieden. Er klingt ſo:

Die Locken waren los und flogen nach dem Wind.

So? erwiederte ich, aus welchem Wörterbuche hat denn Herr Bodmer gelernet, daß comae Locken heißen? Sonſt iſt in der Hauptſache hier nichts verbeſſert. Hierauf vernahmen wir dieſe Zeile:

Die Knie waren bloß, der Schweif von ihrem Kleide
Mit Spangen aufgeſchürzt.

Dieſer Vers, waren meine Worte, iſt mit eben dem Fehler behaftet, daß er den Nachdruck der Grundſchrift gänzlich verwahrloſet.

Nuda

Nuda genu, nodoque ſinus collecta fluentes.

Nuda genu geht an; aber heißen denn ſinus fluentes der Schweiß vom Kleide? Ja, fiel mir Herr Tulipe in die Rede, und dieß hat Herr Bodmer im Faber gefunden, ohne daß er vorher gewußt, was Herr Jonquille neulich geſaget: **Daß man das Latein nicht von Wort zu Wort geben müſſe, wie man jedes im Wörterbuche, nach ſeiner erſten und flüchtigen Bedeutung verdeutſchet fände.** Wir lachten; und ich fuhr fort: ſind *collecta* und **aufgeſchürzt** gleichgültige Wörter? Warum ſchürzet denn auch Herr Bodmer mit Spangen auf, da andere Leute nur damit heften? Und aus was für einem Grunde verwandelt er einen Knoten in eine Spange? Niemand antwortete, und Herrr Tulipe las uns alſo die ganze Anſprache der Venus hinter einander vor.

Saht ihr auf dieſer Heide,
Nahm ſie das erſte Wort, nicht irgend eine Magd
Mit Köcher und mit Pfeil, umgürtet zu der Jagd,
Mit einem bunten Fell von einem Luchs behangen,
Die vielleicht irre ging, vielleicht mit heißen Wangen
Und ſchallendem Gehetz ein ſchäumend Schwein gejagt,
Gebt mir davon Bericht.

In dieſer Stelle, hob ich an, **hat der Ueberſetzer gewieſen, wie man ohne eine paraphraſtiſche Kaltſinnigkeit, dennoch ohne Noth plauderhaft ſeyn könne.** Im Lateiniſchen klingt es ſo:

Ac prior: Heus, inquit, iuuenes, monſtrate mearum
Vidiſtis ſi quam hic errantem forte ſororum,
Succinctam pharetra & maculoſae tegmine lyncis,
Aut ſpumantis apri curſum clamore prementem.

Hier belehret erſtlich Venus die beyden Helden nicht, daß der Ort, wo ſie wären, eine Heide ſey. Dieß konnten

ſie

ſie ja ſehen; **hier**, hic ſaget ſie nur. Ihre Anzeige iſt dazu nicht einmal wahr; denn nach Friſchens Wörterbuche iſt eine Heide ein ungebauetes, unfruchtbares ebenes Feld, welches man ericetum nennen würde: hier aber iſt nach Virgils Außage ein Wald, ſylua geweſen. Doch der deutſche Aeneas iſt ſo gefällig gegen das Frauenzimmer, daß er es ihr glaubet, und es zum Beweiſe gar wiederholet, auch zur Vergeltung ihr wieder einen ſolchen nützlichen Unterricht giebt, nämlich daß die **Heide weit** ſey, wofern er es nicht gar zum Spotte gethan. Unſer Herr Ueberſetzer machet die Venus noch lehrreicher. Sie muß dieſen Helden auch entdecken, daß man heiße Wangen bekömmt, wenn man hinter einem wilden Schweine herläuft. Eine unerhörte Anmerkung! die auch hier in der Beſchreibung ſehr nöthig war; denn vermuthlich würde dieſe Jägerinn ſtehen geblieben ſeyn, und ſich vom Aeneas haben die Wangen ſtreicheln laſſen, damit er gefühlet hätte, ob ſie ihr auch heiß geworden wären. Ich will nicht freveln; ſonſt könnte ich argwohnen, es habe Herrn Bodmers Venus noch gezweifelt, daß die Wangen heiß würden, wenn man ſagte: **Vielleicht mit heißen Wangen!** Denn dieß **vielleicht** ſoll das aut ausdrücken. Was für eine **abentheuerliche** Beſchreibung aber machet nicht des Herrn Bodmers Venus, von der **Magd**, nach welcher ſie ſich erkundiget? Sie ſoll mit Köcher und **Pfeilen** umgürtet ſeyn. Dieß iſt eben ſo **poßierlich**, als wenn ich von einem Soldaten ſagen wollte: er habe eine Patrontaſche und Patronen umhängen. Denn die Pfeile müſſen ſo gut in dem Köcher geſteckt haben, als die Patronen in der Patrontaſche; es wäre denn, daß dieſe **Magd** ſo, wie ein Zahnarzt die Zähne,

auch die Pfeile zuſammen gereihet und ſich über die Schultern gehängt hätte. Virgil giebt zu dieſer lächerlichen Aufputze keinen Anlaß, ſuccinctam pharetra ſaget er nur.

Sie machen ſich hier ziemlich luſtig, warf mir Herr Finke ein, und ſollten doch bedenken, daß ſie mit einem anſehnlichen Rathsherren zu thun hätten. Es iſt wahr, antwortete ich; doch ſehen ſie, Herr Paſtor Breitinger hat ſich hier im 2 Theile ſeiner critiſchen Dichtkunſt 176, 178, 179 und 181 Seite noch luſtiger gemacht, und hatte doch mit einem Kanzleyrathe zu thun. In der gelehrten Republik hat man weder Rathsherren noch Kanzleyräthe; und einem Prediger würde eine ernſthaftere Mine ſchon noch beſſer anſtehen, als mir. Doch ich habe das Beſte in dieſer Stelle noch zurück. Die virgilianiſche Venus fraget nicht, ob ſie eine **Magd** geſehen, ſondern ob ſie keine von ihren Schweſtern oder Geſpielinnen wahrgenommen? mearum--ſororum. Wenn ich auch das Wort **Magd** nicht in der heutigen verächtlichen Bedeutung annehme; ſondern wie es vor Alters eine Jungfrau angezeiget, ſo drücket es das Virgilianiſche doch noch nicht aus. Taubmann hat ſehr vernünftig angemerket, es habe ſich Venus darum ſo geſtellt, daß ſie noch Geſpielinnen bey ſich habe, damit man ſie nicht für eine Metze anſähe, weil ſie in dem Walde allein wäre. Mearum iſt hier alſo von beſonderm Nachdrucke, und das ſororum zeiget an, daß ſie noch einige Freundinnen entweder von gleichem Geblüte, oder von gleichem Stande bey ſich habe. **Allein dieſes ſind lauter unerkannte Schönheiten für unſern Ueberſetzer, angeſehen er dieſes ganze Stück ſo matt und nachläßig überſetzet hat, daß es zu erbarmen**

iſt

iſt. Ich beweiſe dieſes noch daraus, daß die freundliche und höfliche Anrede der Venus, Heus, iuuenes, im Deutſchen gar nicht berühret iſt. Sie führet ſich in der Ueberſetzung wie eine ungezogene Bauermagd auf, die gleich gerade zu fraget: Wo geht der Weg hin? da ſie im Grundterte hingegen, wie eine wohlgeſittete Perſon aus der Stadt iſt, die ſo fraget: Hört, guter Freund, wo geht ꝛc. Amthor hat alſo, redete Herr Finke darzwiſchen, dieſes weit glücklicher und geſchickter gegeben.

Sie nahm das erſte Wort: kam euch auf dieſen Wegen,
Ihr Männer, keine nicht von meiner Schaar entgegen?

Freylich, verſetzte ich: Doch ich muß noch eins fragen: iſt das Begehren der Venus im Lateiniſchen monſtrate, zeiget mir, nicht von einer ganz andern Art, als im Deutſchen: Gebt mir davon Bericht! Es war ihr bey ihrer Verſtellung nicht damit gedienet, daß man ihr berichtete, man habe eine von ihren Geſpielinnen geſehen; ſondern man ſollte ihr zeigen, wo ſolche hingeeilet wäre. Allein, es iſt die Verwirrung, die Bodmer in ſeine Ueberſetzung gebracht, um ſo viel ungeſchickter; weil er das, was Virgil zuerſt geſetzet, ganz ans Ende gebracht hat. Sie ſind ziemlich parteyiſch, ſprach Herr Jonquille; denn von dem ſchönen Verſe:

Mit ſchallendem Gehetz ein ſchäumend Schwein gejagt,

der das Lateiniſche, ſpumantis apri curſum clamore prementem, faſt recht buchſtäblich ausdrücket, ſagen ſie nicht ein Wort. Das iſt auch der beſte Vers unter allen 26, antwortete Herr Tulipe, und ich bewundere den Ueberſetzer:

Fit

. . . . Fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror:

doch mit beſſerm Rechte, als ein zürchiſcher Kunſtrichter neulich einen ſächſiſchen Ueberſetzer auf dieſe Art bewundern wollen. Sonſt ließe ſich an obigem Verſe noch erinnern, daß apri und curſum prementem etwas beſtimmtere und nachdrücklichere Begriffe geben, als ein **Schwein** und **gejagt**, wenn man grübeln wollte. Allein ich will fortfahren, zu leſen, damit wir endlich einmal mit **Aufräumung dieſes chaotiſchen Schuttes** zu Ende kommen;

Die Göttinn Venus fragt.

Erwarten ſie hier nicht, daß noch eine Frage nachkommen ſoll, wie der Ausdruck wohl anzuzeigen ſcheint. Sie iſt ſchon da geweſen, und dieß iſt das Lateiniſche: ſic Venus. Herr Bodmer muß ſich wohl ſehr unwiſſende Leſer vorgeſtellt haben, daß er es für nöthig befunden, anzuzeigen, wer Venus ſey, **die Göttinn Venus.** Doch weiter in den Text.

Der Venus edler Sohn ertheilt ihr zum Beſcheide
Mit zweifelndem Gemüth.

Herr Bodmer, ſprach ich hierauf, **iſt in der Anwendung der geſchickteſten Beywörter gar nicht karg, und er weis dadurch allemal dem Bedürfniſſe ſeiner Leſer geſchickt vorzukommen.** Wer ſollte wohl in dem einfältigen: at Veneris contra ſic filius orſus, den **edlen** Sohn und das **zweifelnde Gemüth** finden können? Als ein Sohn einer Göttinn, muß man freylich wohl edel ſeyn. Aber bey welchem Ausleger hat denn Herr Bodmer gefunden, daß Aeneas ein Scepticus geweſen? Was ſoll hier das zweifelnde Gemüth, da er der Venus zur Ant-

wort giebt: Nulla tuarum audita mihi, neque viſa ſororum. War er von der Gewißheit ſeiner Sinnen nicht überzeugt? Es ſcheint zwar, als wenn er in dem folgenden etwas gezweifelt: O quam te memorem virgo? Allein, dieß betraf nur ihren Namen: An Phoebi ſoror, an Nympharum ſanguinis vna? In ſeinem Herzen hielt er ſie gewiß für eine Göttinn: O Dea certe! Wenn das zweifelnde Gemüth alſo ja wo ſtehen ſollen, löſte mich Herr Tulipe ab: ſo hätte es hinter dieſe drittehalb Zeilen kommen müſſen.

Auf dieſer weiten Heide
Ward keine ſolche Magd anheut von uns verſpürt,
Das Ohr von keinem Schall der Jagenden gerührt.

Denn hier fängt erſtlich Aeneas an, einige Ungewißheit zu bezeugen. Doch, warum iſt der Herr Ueberſetzer ſo gutherzig, fragte ich, daß er uns davon zum Voraus berichtet, und uns der Mühe überhebt, dergleichen Schlüſſe durch eigenes Nachdenken herauszubringen? Er eifert ja ſonſt ſehr wider diejenigen, die ihren Leſern nichts nachzudenken laſſen. Ich denke immer, dieß ſey von der Vorſtellung hergekommen, daß Virgil ſeinen beſten Vortheil aus den Beywörtern zieht. Es iſt wahr, er weis ſolche zur Erklärung und Ausbildung ſeiner Materien geſchickt anzuwenden; aber er ſuchet ſie nicht ängſtlich, und überladet ſeine Schreibart, ſo zu ſagen, dadurch nicht. Ich habe in dieſer ganzen Stelle nicht mehr als 8 Beywörter angemerket. Dieſe ſind *media* ſylua, virgo *Spartana*, *Threiſſa* Harpalyce, *volucris* Hebrus, *habilis* arcus, ſinus *fluentes*, *maculoſa* lynx und *ſpumans* aper. Davon hat nun Herr Bodmer 4 weggelaſſen, als das 1. 3. 4. und 6,

und hat dem ungeachtet doch 13 so genannte maleriſche Beywörter: ein **ſtarker** Schritt, **ungebahnte** Wege, ein **fremder** Schmuck, ein **feiner** Bogen, ein **buntes** Fell, **breiße** Wangen, ein **ſchallendes** Gehetz, ein **ſchäumend** Schwein, ein **edler** Sohn, ein **zweifelndes** Gemüth, eine **weite** Heide, ein **ſchönes** Weib, eine **angenehme** Kehle. Wo ſind dieſe zehn untergeſchobene, und wenn ich ſo ſagen darf, unvirgilianiſche Beywörter anders hergekommen, als von einer Begierde, den Virgil zu verſchönern und ihn recht wider ſeinen Willen, zum Maler zu machen? Nein, antwortete mir Herr Tulipe, der Grund von dem meiſten ſtecket wohl in dem Sylbenmaaße, welches nicht voll werden wollen; ſo wie ich den Grund von verſchiedenen eingeflickten Stücken in dem Reime gefunden habe. Ich fuhr darauf fort: Von dem Gegencomplimente und der dankbaren Anzeige des Aeneas: **Auf dieſer weiten Heide**, will ich nichts mehr erwähnen. Was machet aber das Flickwort **anheute** hier in dieſem Verſe? Es iſt weder in Anſehung der Venus, noch des Aeneas etwas nutze. Denn hatte der letztere etwan geſtern, da er angekommen, ſchon dergleichen Frauenzimmer geſehen? Der Schmuck war ihm ja fremd. Er wußte auch nicht, ob Menſchen oder Thiere in dieſem Lande wohnten: Qui teneant, hominesne feraene? In Anſehung der Venus verſtund es ſich von ſelbſt, daß von Heute die Rede war. Die folgende Zeile, **das Ohr von** ꝛc. iſt ein vollſtändig poetiſcher Ausdruck, und giebt das einfältige virgilianiſche audita ſehr weitſchweifig. Indeſſen fehlet doch in dieſen drittehalb Zeilen aller der Nachdruck, der in der einzigen virgilianiſchen ſtecket. Nulla tuarum &c.

Ich ſah und hört hieſelbſt von deinen Schweſtern keine,

verdollmetſchte ſie Herr Tulipe, und las uns das noch übrige in dieſen Worten vor:

O ſchönes Weib, wenn ich nur nicht im Namen fehle,
Denn die Geſtalt läßt nicht, die angenehme Kehle
Schallt nicht wie eines Weibs, das ſterblich iſt, wie ich;
Du biſt von Götter Art, das Herz verſicherts mir.

Hiermit machte er das Buch zu, und paradirte zugleich die verleſnen Verſe folgender geſtalt:

O Bodmer! wenn ich nur nicht in dem Ausſpruch fehle,
Denn dein Gedicht iſt nicht, die ungefuge Kehle
Schallt nicht ſo wie Virgils, der edler ſchreibt, als ihr,
Du biſt von Amthors Art, die Prüfung ſagt es dir.

Weil ſie alſo ein ſolch poetiſches Endurtheil fällen, ſagte ich, ſo will ich dieſe vier Zeilen nicht weiter unterſuchen; ungeachtet ſie die beyden lateiniſchen Zeilen:

O quam te memorem, virgo! namque haud tibi vultus
Mortalis, nec vox hominem ſonat: o Dea certe.

ſehr matt und entkräftet, jedoch fein paraphraſtiſch, ausdrücken. Das ſchöne Weib, die angenehme Kehle, das wie wir, und die Götterart, würden ſchon noch einige Unterſuchung leiden. Es fällt mir nur bey der letzten halben Zeile noch ein zürchiſches Förmelchen ein, welches ich hier ſo gut anbringen kann, als es die dortigen Kunſtrichter, bey dem Ausdrucke geſchiehet es, anbringen dürfen. Herr Bodmer mahnet mich hier an die pöbelhaften Trödelweiber, die ihre Erzählungen von den Unfällen in ihrem Hauſe mit der Formel auszuſtafiren pflegen: Mein Herz hat mirs wohl geſagt.

Es ärgert mich nicht wenig, ſagte hierauf Herr Jonquille, daß das kurze o Dea certe! von einem

Manne

Manne, der auf die nachdrückliche Schreibart so sehr zu dringen scheint, in einer ganzen Zeile ausgedehnt worden. Ich schäme mich, daß ich mit des Herrn Schwarzens Uebersetzung so scharf verfahren, da ich itzt überführet worden, daß Herr Bodmer eben so wenig die Forderungen erfüllen können, die ich an den Herrn Tulipen damals, wegen Schwarzens gethan habe. Nach dieser Prüfung nun glaube ich leicht, daß Herr Bodmer **es nicht in Vermögen gehabt, in die seinen und für ihn unspürbaren Fußstapfen des Virgils einzutreten;** und ich sehe wohl, daß **Virgils Ausbildung, Malerey, Bestimmung der Begriffe,** gleichfalls **ihm zu fein und zu versteckt** gewesen, wie man von Herrn Schwarzen neulich geurtheilet hat. Ich unterwerfe mich daher mit Vergnügen den bestimmten Strafen, und will noch ein opus supererogationis thun, und mir Schwarzens Uebersetzung wiederum ankaufen.

Turpe est doctori, si culpa redarguit ipsum.

Damit griff er zur Feder, und sah, daß Herr Finke bereits mit Schreiben beschäfftigt war. Es gefiel uns, daß sich diese Herren nicht so hartnäckigt erwiesen, als man es wohl sonst von den Herren Zürchern gewohnt ist, denen man vorwirft, daß sie gern auf ihren einmal gefaßten Meynungen bestehen *; und wir schrieben dieses ihrer Landesart zu, weil sie Sachsen wären, die sich gern zurecht weisen ließen. Was hätten sie auch wider eine augenscheinliche Sache viel einwenden wollen? Herr Tulipe lächelte bey ihrer Bemühung und sagte:

* Siehe Amusem. des Eaux de Baden Lettr. XIV.

Wenn ich nunmehro mein Urtheil in des Herrn Erlenbachs Sprache, von dieſer Probe einer Ueberſetzung fällen ſollte, ſo würde ich ſagen: **daß es eine ungeſtalte übelgerathene Geburt wäre, welche die Merkmaale einer groben Ungeſchicklichkeit, oder einer unverantwortlichen Nachläßigkeit nicht verleugnen könnte.**

So bald unſere beyden Verurtheilten mit der erſten Abſchrift fertig waren, ſo zerſchnitten ſie ſolche wieder, und machten ſie zu Fidibus: da denn der Herr Jonquille gleich den erſten nahm, und ihn, wie er ſagte, mit einer rächeriſchen Hand verbrannte. Einige Tage hernach zeigten ſie uns auch ihre Exemplare von dem Character der deutſchen Gedichte, wo die gedachten Stellen mit weißem Papiere verklebet waren, worauf dieſe Worte ſtunden: „Weil der Verfaſſer eben ſo „wenig den Geiſt, den Nachdruck, die Sittſamkeit und „Hoheit Virgils erreichen können, als Amthor, ja ſie „oft noch weiter zurück gelaſſen, als dieſer; da er ſich „doch vermeſſen, ſolche zu erreichen, und Amthors „Probe verbeſſern zu können: ſo habe ich dieſe Stelle „den Augen des Leſers zu entziehen geſuchet, **damit „nicht unbefeſtigte Köpfe durch das praleriſche „Geſchwätz** des Verfaſſers verführet würden, in ihm „einen Virgil zu verehren. So geſchehen V. R. W.

Herr Finke zeigte uns auch die Abſchrift von dieſer Stelle auf einem Regalbogen, die er dem Herrn Erlenbach zuſchicken wollte, damit er ſie öffentlich an den Schuleſel ſchlagen könnte. Er hatte ihr den Titel gegeben: Herrn Johann Jacob Bodmers Probe einer von ihm für ſtark und nachdrücklich ausgegebenen, aber ſchwach und matt befundenen Ueberſetzung einer

Stelle

Stelle aus dem Virgil. Weil zwiſchen dieſer Ueberſchrift und dem Anfange der Verſe ſelbſt noch etwas Raum war, ſo ſchrieb Herr Tulipe dieſe Worte aus dem Virgil dazu:

O pueri, pueri, fugite hinc, latet anguis in herba.

Wir wollten auch, Herr Finke ſollte die Erzählung von dieſem gehegten Gerichte abfaſſen; ſo wie er des Herrn Jonquille ſeines beſchrieben. Allein er meynte, weil dieſes mein Triumph wäre, ſo würde mir ſolches beſſer anſtehen: dem ich auch hiermit treulich nachgekommen bin.

Martin Lerche.

IV.

Critiſche Unterſuchung der Bodmeriſchen Ueberſetzung eines Stückes aus dem Telemach, wie ſelbige in dem Character der deutſchen Gedichte, zu finden iſt.

Wenn jemals ein franzöſiſches Werk den allgemeinen Beyfall der Welt verdienet hat; ſo iſt es unſtreitig des Herrn Fenelons Telemach. Die häufigen Ueberſetzungen, die man von dieſem Heldengedichte ſo wohl in gebundener als ungebundener Schreibart gemacht hat, bezeigen auch zur Gnüge, daß man gegen die wahren Schönheiten dieſes Werkes nicht unempfindlich geweſen, und ihnen zu Liebe, die mancherley Fehler und Mängel der bisherigen Ueberſetzungen, nicht ſo gar genau genommen. Es wäre daher zu wünſchen, daß ein geſchickter Kopf, der

der nicht nur ein genauer Kenner der poetischen Künste wäre, sondern auch sowohl die französische als deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt hätte, unser Vaterland noch einmal mit einer Uebersetzung dieses trefflichen Werkes bereicherte, die sich eben so angenehm lesen ließe, als das französische Original. Fragt man uns aber, ob dieß in gebundener oder ungebundener Schreibart geschehen sollte; so werden wir uns allerdings für die letztere erklären. Eines theils sieht man keine Ursache, warum man sich nicht auch in diesem Stücke an die Aehnlichkeit des Originals halten solle. Anderntheils aber ist es viel möglicher, die Vorzüge der Urschrift in deutscher Prosa auszudrücken, als in Versen. Drittens aber, so wird seit einiger Zeit den poetischen Uebersetzern ihre Arbeit so schwer und sauer gemacht, daß sie ehestens kein Werk für einen Sterblichen mehr seyn wird.

Man ist auch bereits mit der Sprache so weit herausgegangen, daß man alle Uebersetzungen schlechterdings verwirft; und es dem größten Theile unsrer Landesleute, die keine alten, oder ausländischen Sprachen verstehen, gar nicht erlauben will, zu erfahren, was in solchen gelehrten oder fremden Büchern enthalten ist: fürwahr ein Eifer, dessen Grund und Billigkeit noch erst zu erweisen wäre!

Die Herren **Bodmer** und **Breitinger**, zween Männer, welche nur gebohren zu seyn scheinen, die gelehrte Welt auf der schwachen Seite anzusehen, und ihren Schülern solche Regeln vorzuschlagen, deren genaue Beobachtung, sie selbst durch ihre Werke als eine Unmöglichkeit beweisen; diese zween Männer sage ich, haben sich, der eine in dem II. Theile seiner

so

ſo genannten critiſchen **Dichtkunſt**, in dem Capitel von der **Kunſt der Ueberſetzung**, der andre aber in ſeinem Charactere der deutſchen Gedichte, unter andern auch über des ſel. Hofr. **Neukirchs** Ueberſetzung des **Telemachs**, nach ihrer gewöhnlichen Art, nämlich fein plump und voller Affecten, luſtig gemacht. Zugleich aber hat Herr **Bodmer** in einer eignen Dollmetſchung zeigen wollen, **wie Fenelon die Gedanken, Wort und Ton, in eins gebunden habe**: wie es nach ſeiner ſeltſamen Art ſich auszudrücken, klingt. Wir begehren hier des Herrn **Neukirchs** Arbeit nicht für unverbeſſerlich auszugeben; ja, wir haben bereits in dem VI. Bande dieſer critiſchen Beyträge auf der 601. und folgenden Seite, unſere unparteyiſche Meynung davon geſagt. Wir begehren nur zu zeigen, daß Herr **Bodmer** ſelbſt nichts beſſers gemacht, und daß ſeine Verbeſſerung ſo vortrefflich nicht ſey, daß er darum Urſache gehabt, mit **Neukirchen**, als mit einem elenden Meiſterſänger umzugehen. Wir werden hoffentlich die Erlaubniß haben, ihn nach ſeinen und ſeines Achates, des Herrn **Breitingers**, eigenen Grundgeſetzen, zu beurtheilen; indem er ja ſelbſt deſſen Herold geweſen, und dieſe ſeine **Dichtkunſt, mit einer** mehr als praleriſchen **Vorrede eingeführet**. Er wird alſo wohl hoffentlich ein Werk erſt geleſen haben, dazu er ſo eifrig den Kranz ausgeſtecket, und auch die Pflichten, welche man darinnen von einem Ueberſetzer fordert, genehm gehalten haben. Nun ſchreibt Herr **Breitinger** einem Ueberſetzer, wie er ſelbſt ſagt, **das harte Geſetz vor 1) daß er niemals von der Grundſchrift weder in Anſehung der Gedanken, noch in der Form und Art der-**

ſelben abweiche, als welche in einem gleichen Grade des Lichtes und der Stärke unverändert bleiben müſſen. Das was in dieſer Regel wahr iſt, iſt uns ſchon längſt aus dem Huetio de Interpretatione bekannt geweſen, wo er ſagt: Optimum ergo illum eſſe dico interpretandi modum, quum Auctoris ſententiae primum, deinde ipſis etiam, ſi ita fert vtriusque linguae facultas, verbis, arctiſſime adhaeret interpres, & natiuum poſtremo auctoris characterem, quoad eius fieri poteſt, adumbrat; idque vnum ſtudet, vt nulla eum detractione imminutum, nullo additamento auctum, ſed integrum, ſuique omni ex parte ſimillimum, perquam fideliter exhibeat. p. m. 15. 2) Daß ein Ueberſetzer alle Wörter und Ausdrücke des Originals wohl erwäge, und keinen von den Begriffen ſo damit verknüpft ſind, zurück laſſe, den er in ſeiner Ueberſetzung nicht auf denſelben Grad der Deutlichkeit und des Nachdrucks, mit gleichgültigen (ſoll heißen, gleich ſtarken) Worten ausdrücke. Dieß hat Herr Breitinger abermal vom Huetius genommen. Doch nein! Huetius wird es wohl aus ſeiner Dichtkunſt gelernet haben; weil doch die Herren Zürcher die erſten Erfinder aller Wahrheiten ſind. Er ſchreibt aber p. 21. Vniuerſe ergo verbum de verbo exprimendum, & vocum etiam collocationem retinendam eſſe pronuntio, id modo per linguae, qua vtitur interpres, facultatem liceat. 3) Fordert Breitinger von einem Ueberſetzer eine gnugſame und deutliche Einſicht in die Vollkommenheit ſeines Originals: welches unſers Erachtens, von rechtswegen, zuerſt hätte ſtehen ſollen; wenn

man

man nicht die Pferde hinter den Wagen spannen will.

Nun wollen wir Herrn **Bodmers** Uebersetzung nach diesen drey Regeln, nach zürchischer Mundart, **auf den Amboß legen.** Es heißt:

Calypso grämte sich mit Sehnsucht und Verlangen,
Seitdem der wackre Held Ulysses fortgegangen.

Dieser Anfang ist bey weitem so gut nicht als **Neukirchs** seiner, der das französische: Calypso ne pouvoit se consoler du départ d' Ulysse; d. i. „Calypso „konnte sich über den Abzug des Ulysses nicht trösten," so gegeben hat:

Calypso weinte noch. Ulossens hartes Scheiden
Gieng ihr an Seel und Herz.

Zwar steht im französischen nicht daß sie **geweint** hätte; allein Bodmers **Sehnsucht und Verlangen** stehn auch nicht darinnen. Zudem so ist sein Ausdruck **seitdem** ganz unbestimmt, und zeigt nicht an, daß Calypso sich eben über den Abzug des Ulysses gegrämt. Sie könnte sich wohl sonst über ein Unglück härmen, das ihr seit des Ulysses Abreise zugestoßen wäre; welches doch das Original durchaus vermeiden wollen, und **Neukirch** in der ersten und andern halben Zeile, deutlich ausgedrückt hat. Zudem hat auch Ulysses im Originale kein Beywort; er heißt schlechtweg Ulysses, und Fenelon hat unfehlbar mehr Grund hierzu gehabt, als Bodmer, der in sein Original Wörter einflickt, die nicht hinein gehören. Hierinn nun hat er schon wider seines Freundes Regeln verstoßen.

Das Original heißt ferner: Dans la douleur elle se trouvoit malheureuse, d'être immortelle. **Bey ihrem Schmerze hielt sie sich für unglücklich,**

lich, daß ſie unſterblich war. Dieß hat freylich Neukirch in drittehalb Zeilen ſehr matt, Herr Bodmer aber in zwoen, eben ſo wäßricht gegeben:

> Sie wünſchte bey ſich ſelbſt ein ſterblich Weib zu ſeyn;
> Denn die Unſterblichkeit verewigte die Pein.

Herr **Bodmer** glaubt einen Schulknaben vor ſich zu haben, dem er es begreiflich machen will, warum die Göttinn den Tod einem ewigen Daſeyn vorzieht, weil nämlich die Unſterblichkeit ihre Pein verlängere. Allein ſo niedrig denkt das Original nicht: es hält ſeine Leſer nicht für ſolche Kinder, die dieſen Schluß nicht von ſelbſt machen würden. Jedoch, ſo geht es den allgemeinen Lehrmeiſtern des menſchlichen Geſchlechts. Sie präceptoriren immer, auch wenn ſie nicht daran gedenken. Wie würde übrigens der geſittete, höfliche und feine Fenelon nicht über die plumpe Art, eine Göttinn ein **Weib** zu nennen, erſchrecken? Man bittet ſich von dem Herrn Bodmer, der zum Ueberſetzer ſo lange gebohren zu ſeyn ſcheint, als man ſeine Dollmetſchungen nicht prüfet, eine deutſche Einkleidung des **ſcarroniſchen Virgils** aus; und da hinein wird ſichs eben ſo gut ſchicken, wenn er den Jupiter einmal einen **Kerl** nennen wird; als ungezogen es hier klingt, daß eine Göttinn ein **Weib** heißt. Dieſe Schnitzer nun waren wider alle drey Regeln zugleich.

Das Original fähret fort: la grotte ne reſonnoit plus de ſon chant. **Ihre Grotte ertönte nicht mehr von ihrem Geſange.** Herr Bodmer reimt ſo ſchläfrig und geſchwätzig:

> Man hörte ſie nicht mehr, wie ehmals, lieblich ſingen,
> Noch von dem ſüßen Lied ihr Grottenwerk erklingen.

Weit-

Weitläuftig genug; aber darum noch nichts beſſer! Wo ſteht im Texte ein Wort von ſeiner ganzen erſten Zeile? Steckt nicht alles weit körnichter in dem Wörtchen plus, **nicht mehr**? Wo ſteht das **ſüße Lied**, welches in ſeiner zweyten Zeile eine bloße Flickerey, ſo gut als das **Grottenwerk** iſt? Heißt das nach Breitingers Regeln, **alle Wörter des Originals mit demſelben Nachdrucke und gleich ſtarken Wörtern überſetzen**?

Doch, wir gehn weiter: Les Nymphes, qui la ſervoient, n'oſoient lui parler. „Die Nymphen, die ihr dienten, dorften ihr nichts zureden.“ Kann wohl eine kürzere und lebhaftere Abbildung eines gewaltigen Misvergnügens gemacht werden, als da Fenelon hier ſagt: es hätte ſich keine von ihren Nymphen unterſtanden, ihr ein Wort zuzureden? Wir wollen ſehen, wie wortreich Bodmer dieſes verdünnert hat:

Sie nährte ihren Gram und nahm es übel auf,
Stört etwann eine Nymph mit Troſt des Schmerzens Lauf.

Was iſt dieß für ein Geſchwätze? und wo ſteht im Fenelon ein Wort von allem was Bodmer ſagt? **Die Nymphe nährte ihren Gram**: davon ſehe ich im Texte kein Wort. **Sie nahm es übel auf, wenn eine Nymphe ihr Troſt zuſprach.** Davon ſagt Fenelon gerade das Gegentheil. Er ſagt: **ſie unterſtunden ſich nicht ihr zuzureden!** Wo bleiben nun die ſchönen Regeln, die man ſo dictatoriſch in die Welt hinein ſchreibt, und dawider man ſelbſt ſo ſehr verſtößt?

Ferner heißt es im Texte: Elle ſe promenoit ſouvent ſeule, ſur les gaſons fleuris dont un printems eternel bordoit ſon Ile. „Sie gieng oftmals ganz allein

„auf

„auf den beblümten Rasen spazieren, womit ein ewiger „Frühling ihre Insel einfaßte.“ Dieß erweitert, vermehret, und durchwässert Herr Bodmer so:

Sie gieng die meiste Zeit nachsinnend, unbegleitet,
Auf der beblümten Flur, die rund um ausgebreitet,
Wo mit dem weiten Meer ihr schönes Eyland grenzt,
Und jede Jahrszeit durch der Frühling ewig glänzt.

Welch ein Unverstand ist es nicht vom Fenelon, daß er glaubt, man werde es schon von sich selbst vermuthen, eine misvergnügte Person, werde, wenn sie allein spazieren geht, ihren Gedanken nachhängen! Herr Bodmer weis unfehlbar aus der Erfahrung, daß nicht alle Leser so schnellwitzig sind; drum setzt ers hinzu, **nachsinnend, unbegleitet**: und also wäre seine erste Zeile sehr schön. Nur die drey letztern, haben nicht das Licht des Originals, wie von der 1. und 2. Regel erfordert wird: so daß uns die Herren Zürcher mit ihrer ewigen Sprache von Licht, Glanz, bestralen, einleuchten und dergleichen, nicht anders wie die Böhmisten und Gichtelianer vorkommen, die uns dann am allerdunkelsten und unverständlichsten reden, wenn sie am meisten von Licht und Glorien, von Sonnen und Feuerquallen schwatzen. **Die beblümte Flur ist rund ausgebreitet**: Diese zwey Wörter stehen sehr übel beysammen; das eine erwecket einen Begriff **nach der Quäre**, das andere **in die Runde** herum: Fenelon aber sagt nur, daß die Insel mit beblümten Rasen, bordée, **eingefaßt** gewesen. Nach Bodmern aber müßten die Rasen in Form einer etliche hundert Hufen in der Fläche sich erstreckenden Flur die ganze Insel bedeckt haben. (**Wo mit dem weiten Meer ihr schönes Eyland grenzt**) von dieser Zeile steht

im

im Texte keine Sylbe. **Und jede Jahrszeit durch der Frühling ewig glänzt.** Iſt das nicht künſtlich? Der Frühling glänzt ewig, und glänzt doch auch nur jede Jahrszeit durch. Er glänzt alſo ewig, und glänzt auch nicht ewig. Ich glaube indeſſen, Herr Bodmer wird wohl mehr Recht haben als Fenelon, mit ſeinem printems eternel; wo er über dem ſteten Frühlinge die drey andern Jahrszeiten vergeſſen hat. Spötter könnten hier fragen, woher man es gemerket, daß es vier Jahreszeiten gegeben; indem doch der Frühling, ewig gewähret? Man muß aber wiſſen, daß ſich die Calypſo alle Jahr, aus der Schweiz einen Calender ſchicken laſſen: damit ſie doch wiſſen könnte, ob es anderwärts Sommer oder Winter wäre?

Wir gehen weiter. Mais ces beaux lieux, loin de moderer ſa douleur, lui faiſoient rappeller le triſte ſouvenir d'Ulyſſe, qu'elle y avoit vu tant de fois auprés d'elle. „Allein weit gefehlt, daß dieſe ſchönen „Oerter ihren Schmerz lindern ſollten, ſo erneuerten „ſelbige vielmehr das traurige Andenken des Ulyſſes, den ſie daſelbſt ſo oft bey ſich geſehen.“ Herr Bodmer dollmetſchet dieß ſo:

Doch dieſer ſchöne Platz anſtatt ſie zu erfreuen,
War nur allein bequem ihr Leiden zu verneuen;
Weil ihr im Sinne lag, wie oft hier, Hand, in Hand,
Ulyſſes ſie geführt.

Hier iſt das **Andenken an den Ulyſſes**, bloß durch **Leiden** ausgedrückt; hingegen bereichert der Ueberſetzer das Original mit ſeinem ſchönen **Hand in Hand**: wie etwa die entlibucher Bauern des Sonntags nach der Predigt, mit ihren Schönen herumſpringen; als welches in der Einbildungskraft eines zürcheriſchen

Poeten

Poeten ein ſehr ſchönes Gemälde ſeyn mag. Fenelon ſagt nur ſo trocken weg, ſie hätte ihn neben ſich gehabt; allein Herr Bodmer ſchließt nach der **Logik der Phantaſey**: ſie werden ſich doch wohl an der Hand geführet haben; oder vielleicht hat ihm ſein Dichterwitz gar eine Calypſo mit Hüneraugen geſchaffen, die auf den beblümten Raſen nicht allein gehen können.

Das Original heißt weiter: Souvent elle demeuroit immobile ſur le rivage de la mer, qu'elle arroſoit de ſes larmes; & elle etoit ſans ceſſe tournée vers le coté où le vaiſſeau d'Ulyſſe, fendant les ondes, avoit diſparu à ſes yeux. „Oftmals blieb ſie unbeweglich an dem Ufer des Meeres ſtehen, welches ſie „mit ihren Thränen benetzte, und kehrte ſich unabläſſig „nach derjenigen Seite, wo das Schiff des Ulyſſes, „die Wellen durchſchnitten hatte und aus ihrem Geſichte „verſchwunden war.“ Herr Bodmer giebt dieß ſo:

Oft ſtund ſie an dem Strond
Als unbeweglich, ſtill, die Augen voller Zähren,
Indem dieſelben ſtets ſich nach der Spitze kehren,
Wo ſie Ulyſſes Kahn in mitten ihrer Klag
Aus dem Geſicht verlohr.

Der Text ſagt, ſie habe das Ufer mit ihren Thränen **benetzet**: Herr Bodmer geht rathſamer mit dieſem koſtbaren Waſſer um, und denkt, wenn ſie nur beyde Augen voller Waſſer hat, ſo iſt es ſchon genug. Sie ſteht ohnedem am Ufer des Meeres, und was braucht es denn, noch mehr Waſſer da hinein zu tragen? Wir ſehen hier auch, daß das vorige Hand in Hand ſeinen zureichenden Grund hier in dem Reim, Strand gehabt. Daß vaiſſeau ein **Kahn** heiße, kann ich aus meinem Wörterbuche zwar nicht ſehen: Herr Bodmer aber

aber wird es wohl beſſer wiſſen, zumal da die breitiniſche Regel es ihm nicht verſtattet, einen Berg, in einen Maulwurfshügel, oder ein Schiff in einen Kahn zu verkehren. Allein was fangen wir mit der Spitze an, wornach die Calypſo gegucket und von welcher ſie in mitten ihrer Klag, den Ulyſſes aus dem Geſicht verloren. Unmöglich wird es mitten im Meere eine ſo hoch hervorragende Sandbank gegeben haben, von welcher Ulyſſes hinunter ins Meer geſegelt wäre. Dieß denke der Leſer ja nicht. Herr Bodmer, als ein Geiſt, der auf der Leiter der Weſen ſchon etliche Sproſſen höher geklettert iſt, als Fenelon, weis aus ganz geheimen Nachrichten, daß Ulyſſes von einem Felſen oder Thurme auf der Inſel der Calypſo, mit einem Luftſchiffe von der höchſten Spitze abgeſegelt iſt. Darauf hat nun Fenelon als ein viel kleinerer Geiſt nicht kommen können, und hat alſo nur geſagt: die Göttinn habe nach der Seite geſehen, wo ꝛc. Dieſi einzige wollte ich unmaßgeblich nur noch erinnern, daß Herr Bodmer nämlich beſſer gethan, wenn er anſtatt des ſehr undeutſchen Verſes, in mitten ihrer Klag, geſetzt hätte, mitten in ihrer Klag: denn ich weis nicht, warum er hier wider ſeine Gewohnheit dem leidigen Wohlklange ſo viel nachgegeben; der doch nach ſeiner Regel, einen Vers nur matt macht.

Weiter heißts: Tout à coup elle apperçût les débris d'un navire, qui venoit de faire naufrage; des bancs de rameurs mis en piece, des rames écartées ça & là ſur le ſable, un gouvernail, un mât, des cordages flotant ſur la côte; „Plötzlich erblickt ſie die „Trümmer eines geſcheiterten Schiffes, zerbrochene „Ruderbänke, Ruder die hier und dort auf dem „Sande

„Sande zerstreut lagen, ein Steuerruder, einen Mast,
„und das Thauwerk [illegible] an der Küste schwamm.“

Die Uebersetzung sagt:

An einem hellen Tag
Erstieht sie da das Wrack von einem Schiffeskiele.
Den die Gewalt des Sturms mit ungestümem Spiele
Zerbrochen und zerstreut, zerrissen Mast und Rhee;

Erstlich wird man wissen wollen, was der **helle Tag** hier soll, da der Text nur sagt: Tout à coup **plötzlich**? Allein die Leser werden doch der Göttinn nicht zumuthen, daß sie in dem trüben Sturmwetter an der See spazieren solle. Wie leicht kann es den Tag, da dieß Gedichte anfängt, trübe gewesen seyn? Das hat Fenelon nicht gewußt; aber Herr Bodmer weis alles besser. Hernach wird man dem Uebersetzer rathen, daß er die fremden Wörter erst nachschlagen soll, ehe er sie braucht. Denn sein **Wrack von einem Schiffeskiele**, ist eben, als wenn ich sagen wollte; die **Trümmern vom Splitter eines Kahnes. Wrack**, heißt bey den Holländern, aus deren Sprache er dieses Wort nach seiner Mundart, ins deutsche übergetragen hat, alle mögliche Stücke eines gescheiterten oder alten zerfallenen Schiffes. Ein Stück vom Kiele aber wird kein Mensch Wrack nennen, als der sich nur auf seinen Schweizerbergen in der Einbildung ein Seeschiff vorstellet. Eben diese naseweisen Leute werden den Uebersetzer auch sehr auslachen, daß er aus gouvernail **das Steuerruder** eine **Rha**, oder **Ree**, oder **Rhee**, wie er es mit einer gewohnten Kühnheit zu allererst schreibt, das heißt eine **Segelstange**, übersetzt hat. Ja sie könnten wohl gar sagen, wer nicht so viel französisch verstehe, daß er wisse débris und

gou-

gouvernail, heißen nicht ein Stück vom Kiele und eine Segelſtange, ſondern die Trümmer eines Schiffs und das Steuerruder, der müßte ſich noch erſt ein beſſer Dictionnaire anſchaffen, ehe er ſich zu Neukirchs Tadler aufwerfen wolle, der dieſe Stelle viel nachdrücklicher und richtiger gegeben hat:

Indem ſie ſeufzt und weint, kömmt auf den Waſſerwogen
Hier eine Ruderbank und dort ein Maſt geflogen ꝛc.

Allein ich rathe es ihnen nicht, ſich an Herrn Bodmern zu wagen. Ich bewundre nur noch den ſchönen Ausdruck, daß, die Gewalt des Sturms mit ungeſtümmem Spiele, den Kiel zerbrochen. Das drückt, dünkt mich, die Eigenſchaft des Sturms, der ungeſtüm ſpielet, ſehr ſchön aus, und verhütet bey dem Leſer den irrigen Wahn, daß der Sturm gelinde und ſanft ſpielte, woran der nachläßige Fenelon nicht gedacht. Homer, der doch, ſelbſt dem Zürcher Glaubensbekenntniſſe nach, auch maleriſch ſchreiben konnte, redet wohl von einem Wüten und Raſen der Stürme; aber Herr Bodmer, der neue Schweizermaler, ſieht in dem Sturme mit poetiſchen Augen, ein Spiel. So ſchöpferiſch verwandelt er alles in was er will: nur Schade, daß er hier nicht ein Meiſter einer Urkunde, (wie das Ding in Zürch heißt) ſondern der Ueberſetzer eines Grundtextes iſt, darinn von keinem Spiele etwas zu hören noch zu ſehen iſt.

Ferner heißt es: puis elle decouvrit de loin deux hommes. „Hierauf entdeckte ſie von weiten zweene „Männer.“ Dieß verdollmetſcht Herr Bodmer:

Hernach erblicket ſie zween Männer in der See.

Ich sehe schon, daß hier gewisse Spottvögel wieder fragen werden, wo immermehr Fenelon das sagen wollen? Dieses sehe ich nun zwar selbst nicht. Denn ich weis wohl, daß de loin, nicht in der See heißt. Herr Bodmer aber kann sich allenfalls mit einem sehr flachen Ufer der Insel entschuldigen, da man fast auf eine kleine Meile in die See, bis an die Knie u. s. w. gehen können. Wer mich aber fragt, warum Herr Bodmer eben dieß voraus setzen müsse, und warum sie nicht auch seitwärts vom Lande her, auf die Göttinn zukommen können; da doch die Insel wohl größer gewesen seyn wird, als der Fleck, wo die Calypso gestanden; so daß rund um sie lauter Wasser und See gewesen: den schicke ich an Herrn Bodmern selbst. Er wird ihn schon abwürzen.

Es heißt ferner im Texte: dont l'un paroissoit agé; l'autre quoique jeune, ressembloit à Ulysse. Il avoit sa douceur & sa fierté, avec sa taille & sa demarche majestueuse. „Der eine schien alt zu seyn: der andere glich, ob er gleich jung war, dem Ulysses. Er „hatte alle seine Anmuth und sein erhabnes Wesen, „seine Gestalt, und seinen prächtigen Gang an sich.“ Bisher habe ich den Hrn. Bodmer vertheidigt, und mich dünkt, ohne Ruhm zu melden, daß es mir so ziemlich damit gelungen. Allein wie es mit dieser und den folgenden Stellen ablaufen werde, das weis ich nicht. Mir ist bange, daß ich des Uebersetzers Ehre, nach den Regeln der zürcherischen Dichtkunst nicht werde retten können. Seine Dollmetschung dieser Stelle heißt so:

Den einen schmückten schon der Weisheit graue Haare,
Im andern blühten noch der Jugend Frühlingsjahre.

Sein

Sein Thun und Weſen war, erhaben, edel, reich,
Voll Anmuth, Freundigkeit, Ulyſſes ſeinem gleich.

Von dieſem allen ſteht das wenigſte im Texte, und das andere ſteht viel edler und nachdrücklicher darinnen. Wo nimmt Herr Bodmer **der Weisheit graue Haare** her? Heißt denn paroitre agé graue Haare haben? und hat man hier nicht den Begriff des Wortes agé mit vieux und vieillard vermengt? Was heiſſen ferner, **der Weisheit** graue Haare? Muß denn die Minerva grau ſeyn? Und wo ſteht das geſchrieben? Man ſagt wohl, die **Weisheit grauer Haare**, das iſt des hohen Alters; aber nicht umgekehrt. Das iſt alſo ein ὑστερον πρωτερον, aus der Zürcher Fabrike. Wo ſind nun weiter die **Frühlingsjahre** des Ulyſſes im Texte? Im Vertrauen: ſtehen ſie nicht nur der **grauen Haare** wegen da? und wo bleibt der kurze und körnichte Nachdruck des Originals? Wo bleibt la taille und die demarche majeſtueuſe? Verdunkeln ſich dieſe edlen Begriffe nicht ganz und gar, in den gemeinen Wörtern **Thun und Weſen**? Und was ſoll das Wort **reich** in der 3. Zeile? Was heißt denn ein **reiches Thun**? hat Telemach etwa als ein Prinz eine goldſtückene Weſte angehabt, die Herr Bodmer uns damit abmalen wollen? Und wo ſteht die **Freudigkeit** der 4. Zeile im Texte? O Breitinger! wo warſt du doch mit deinen Regeln, als Bodmer das Herz hatte, dieſe elende Ueberſetzung zu Neukirchs Beſchämung zu machen?

Weiter: La déeſſe comprit que c'etoit Telemaque fils de ce heros; mais quoique les dieux ſurpaſſent de loin en connoiſſance tous les hommes, elle ne put decouvrir, qui étoit cet homme venerable, dont

Telemaque étoit accompagné. „Die Göttinn merk„te, daß es Telemach, der Sohn jenes Helden, war; „allein, obgleich die Götter den Menschen an Einsicht „weit überlegen sind: so konnte sie doch nicht entdecken, „wer der ehrwürdige Mann war, der den Telemach „begleitete.“ Dieß heißt nach der Uebersetzung:

Der Göttinn war auch leicht den Prinzen zu erkennen,
Ulyssens wahren Sohn.
Nur seinen Mitgesell erkannt ihr Auge nicht;
Wiewohl es göttlich war.

Mit dieser Dollmetschung nun kann kein Mensch zufrieden seyn, der Breitingers Regeln vom Uebersetzen annimmt. Zur Rechtfertigung der halben Zeile die da so auf Bodmerische Autorität, ohne allen Grund allein stehn geblieben ist, erwartet die deutsche Welt ein paar Octavbände aus zürcherischem Verlage. Uebrigens ist hier alles ganz anders als im Fenelon. Denn daß es der Göttinn leicht gewesen den Telemach zu erkennen, das sagt noch nicht, daß sie ihn erkannt habe. Es ist eben, als wenn man sagen wollte; es wäre Herrn Bodmern leicht, diese Stelle besser zu übersetzen: deswegen aber ist es noch nicht geschehen. Wenn wir übrigens geneigt wären, nach Art der Herren Zürcher uns mit läppischen und bey den Haaren herzugezogenen Zweydeutigkeiten über andre Schriftsteller lustig zu machen: so könnten wir hier dem Uebersetzer aus dem Worte erkennen, eine doch noch etwas gegründetere Unfläterey aufbürden, als er und sein Amtsgehülfe im critischen Schimpfhandwerke, dem Uebersetzer der Iphigenia beygemessen hat. Wenigstens ist es hier möglicher, daß Calypso den Mentor auf gewisse Art erkennen können; als was man dort dem Achilles beygelegt.

Wo bleibt die Einsicht der Götter, darinn sie den Menschen weit überlegen sind; und daß Calypso dem ungeachtet, die Minerva nicht ausforschen können? Dieß hat der Uebersetzer eben so sehr verbissen, unterdrückt und verringert, als da er im Worte **Mitgesell**, welches aus der Sprache der Handwerksbursche hergenommen ist, und also Fenelons edlem Ausdrucke nicht das Wasser reicht, den schönen Begriff erstücket: daß Mentor ein **ehrwürdiges Ansehen** gehabt.

Weiter: C'est que les Dieux superieurs, cachent aux inferieurs tout ce qui leur plait: & Minerve, qui accompagnoit Ulysse sous la figure de Mentor, ne vouloit pas être connë de Calypso. „Denn die hö„hern Götter verheelen den niedern, alles was sie wollen: „und Minerva, die den Telemach unter Mentors Ge„stalt begleitete, wollte von der Calypso nicht erkannt „seyn."

Ein Gott von höherm Licht
Kann den geringern leicht was ihm beliebt verhalten,
Und Pallas, welche hier in der Gestalt des Alten,
Den Prinz begleitete, wollt unerkennbar seyn.

Das Wort Licht, welches hier steht, sollte einen fast bereden, Herr Bodmer hätte an die obigen Regeln der Uebersetzer gedacht, worinn es gleichfalls stund: allein wenn derselbe dem Originale, so genau als Breitinger begehrt, hätte folgen wollen; so hätte er nicht **Mentor** auslassen und **Alten** setzen müssen: indem dieser Gefährte hier zum ersten male genennet wird, und in allen Gedichten, die aus einer Geschichte oder Fabel bestehen, die Regel es mit sich bringt; daß die Personen bald genennt werden müssen, damit der Leser oder Zuschauer bald erfahre, wen er vor sich habe.

Das Wort **unerkennbar** ſollte Leſer, die die zürcheriſchen Spitzfündigkeiten fleißig geleſen haben, leicht bereden, daß Herr Bodmer unter obgemeldetem **erkennen** wirklich was ſaftiges im Sinne gehabt: denn unerkennbar erweckt einen ganz andern Begriff, als unkenntlich oder unkennbar.

Cependant Calypſo ſe rejouiſſoit d'un naufrage qui mettoit dans ſon Ile le fils d'Ulyſſe, ſi ſemblable à ſon pere. „Indeſſen freute ſich Calypſo über einen „Schiffbruch, der ihr den Sohn des Ulyſſes auf ihre „Inſel ſetzte, welcher ſeinem Vater ſo ähnlich war:“ Das heißt bey Bodmern:

> Inzwiſchen holten ſie das Ufer ſchwimmend ein.
> Die Göttinn ſchaut erfreut den anderen Ulyſſen.
> Und prieſe Sturm und Wind, die ihn hieher verſchmiſſen,
> In ihr Gebieth und Reich.

Wo ſteht doch die erſte Zeile im Franzöſiſchen? Man ſieht ja auch keine Sylbe davon. Fenelon hat oben ſchon von Telemachs edlem Gange geredet; Bodmer aber ſtraft ihn Lügen, indem er er ihn itzo noch ſchwimmen läßt. Er läßt ihn das **Ufer einholen**; gerade als ob es vor ihm fliehen wollte; oder als ob es eine ſchwimmende Inſel wäre, die wie ein losgewordner Fiſchkaſten, von den Wellen vor ihm hergetrieben würde. Daß die Göttinn Sturm und Wind geprieſen, ſteht auch nicht da; und naufrage heißt ſo wenig Sturm und Wind, als oben gouvernail eine Segelſtange heißt. Das **verſchmiſſen** aber, iſt ein ſo niederträchtiger Ausdruck, daß er bey keinem geduldet werden muß, der ſich für den Erfinder der Regel ausgiebt, daß in einer Ueberſetzung alles mit **gleich ſtarken Worten**, in Abſicht auf das Original gegeben werden ſoll.

Elle

Elle s'avance vers lui, & sans faire semblant de savoir, qui il est: d'ou vous vient, lui dit elle, cette temerité d'aborder en mon Ile? Sachez, jeune Etranger, qu'on ne vient point impunement dans mon empire. „Sie naht sich zu ihm, und spricht, als „ob sie nicht wüßte, wer er wäre: Woher kömmt dir diese „Verwegenheit auf meiner Insel anzulanden? Wisse, „junger Fremdling! daß man nicht ungestraft in mein „Reich kömmt!“ Dieß heißt in Zürich:

Sie gieng zu ihm hinan,
Verbarg daß sie ihn kannt, und redt ihn zornig an.
Was macht dich so beherzt an meinen Strand zu landen
Vermessner junger Mensch? Niemand entrinnt den Banden,
Wer mein Gebieth betritt.

Vorhin zappelte Mentor mit dem Telemach in der See, nun steht er auf dem Verdecke eines Schiffes: denn wie wäre sonst die Calypso zu ihm hinan gestiegen? Im Texte steht ja nur: **sie naht sich ihm.** Bodmer fürchtet sich auch; man werde es aus seinen Versen der Göttinn nicht anmerken, daß sie schelten will; drum sagt er, **sie redt ihn zornig an:** welche nützliche Warnung der fahrläßige Fenelon ganz vergessen hat. Die Wörter **beherzt** und **vermessner** junger Mensch, machen solche widrige Begriffe, als wenn man sagen wollte: woher so freygebig, du verschwenderischer Mensch? Daß endlich Calypso den Telemach an die Kette wolle legen lassen, steht auch nicht im Texte. Fenelon sagt nur, **ungestraft**, und das giebt Bodmer eben so genau und richtig durch **Banden**, als Neukirch durch den **blassen Tod.** Sie stehen also beyde in gleicher Verdammniß; und haben sich nichts vorzurücken.

Der Tadler weis von einer rechten breitingeriſchen genauen, gleich ſtarken Ueberſetzung, eben ſo viel als der Getadelte.

Elle tachoit de couvrir ſous ces paroles menaçantes la joïe de ſon coeur, qui éclatoit malgré elle ſur ſon viſage. „Sie ſuchte durch dieſe Drohworte die „Freude ihres Herzens zu verbergen, die wider ihren „Willen auf ihrem Geſichte ausbrach.“ Dieß heißt in Verſen:

Alſo bedroht ſie ihn.
Umſonſt, denn ihr Geſicht verrieth des Herzens Sinn
Mit ſeiner Heiterkeit und ſtralte nur von Güte.

Herr Bodmer ſagt es noch einmal, daß ſie gedroht hat, und man wird es ihm alſo doch endlich glauben: allein ſo wenig die andre Zeile den eigentlichen Sinn des Originals erreicht, ſo wenig finde ich die 3. Zeile darinn. Es ſteht kein Wort von der Güte die geſtralt hat, im Fenelon: Telemaque lui repondit: O vous, qui que vous ſoïez, mortelle ou Déeſſe, (quoiqu'à vous voir on ne puiſſe vous prendre que pour une divinité) ſeriez vous inſenſible au malheur d'un fils, qui, cherchant ſon pere à la merci des vents & des flots, à vu briſer ſon navire contre vos rochers? „Telemach antwortete ihr: O du, wer du auch ſeyſt, „eine Sterbliche oder eine Göttinn, (wiewohl ein jeder „der dich ſieht, dich für nichts anders, als für eine „Gottheit halten kann) ſollteſt du wohl unempfindlich gegen das Unglück eines Sohnes ſeyn, der, da er ſich „den Winden und Fluthen überläßt, um ſeinen Vater „zu ſuchen, ſein Schiff an deinen Felſen hat ſcheitern „geſehen.“ Dieß giebt Bodmer ſo:

Ulyſſens Sohn verſatzt mit zweifelndem Gemüthe:
Weib oder göttlichs Bild! Jedoch die Majeſtät,
Der göttlich hohe Glanz, und was dich ſonſt verräth,
Läßt keinen Zweifel Raum, o wahre Göttinn ſchone!
Bezeige deine Gnad an einem treuen Sohne,
Den Blut und Frömmigkeit den Vater ſuchen hieß,
Und nur des Unglücks Hand an dieſe Klippen ſtieß.

Welch eine kalte Waſſerſuppe! Hieher gehören die Verſe, die der von ſich ſelbſt nur gar zu eingenommene Ueberſetzer, zu Neukirchs Hohne gemacht hat:

Dieß iſt nicht Telemach den Fenelon gepfleget,
Und ihm Gedank und Wort in Haupt und Mund geleget ꝛc.

Denn wo nimmt er doch in der 1. Zeile das **zweifelnde Gemüth** her? War es an Fenelons einfaltigem repondit nicht genug? Telemach kömmt auch wiederum mit ſeinem ungeſchliffenen **Weibe** aufgezogen: heißt dieß aber den erhabenen Begriff des Wortes Mortelle auf **denſelben Grad des Nachdrucks** ſetzen? Wenn doch Breitinger, der auf die Bedeutungen der Wörter ſo luchsäugigt ſeyn will, ob er gleich zuweilen eine Windmühle für einen Rieſen anſieht, auch den Unterſchied von Weib, Frau, Jungfrau, Frauenzimmer, Fräulein und dergleichen mehr, einmal beſtimmen wollte! Was gilts, Calypſo wird eher alles, als ein Weib, ſeyn und heißen können: wo nicht in Zürch das höflich iſt, was anderwerts grob iſt. Die 3. und 4. Zeile verunſtalten den Sinn des Textes ganz und gar; und bey der halben Zeile, **o wahre Göttinn ſchone!** muß einem jeden die Zeile eines bekannten Liedes: welche faſt eben ſo klingt, einfallen; zumal da die folgende Zeile, den Begriff des Leſers ſo ſehr im Niedern erhält, daß auch mancher Bettelzunge ſeinen

nen Dreyer mit edlern Ausdrücken zu expressen weis. Die sechste Zeile steht im Französischen viel ungezwungener und kürzer, und **das Unglück das den Telemach mit der Hand an die Klippen stößt**, ist ein rechtes läppisches Gemälde, davon im Originale keine Spur zu finden ist. Vorhin hatte Herr Bodmer den Sturm mit Telemachs Schiffe **ungestüm spielen lassen**: und hier nimmt ihn des Unglücks Hand (unfehlbar zwischen die zween ersten Finger, wie die Brobdingnacer den Gulliver anfaßten) und stößt ihn an die Klippen.

Weiter sagt Fenelon: Quel est donc vôtre pere que vous cherchez? reprit la Déesse. Il se nomme Ulysse, dit Talemaque, c'est un des Rois qui ont, aprés un siège de dix ans, **renversé la fameuse** Troie. Son nom fut celèbre **dans toute la Grece** & dans toute l'Asie par sa valeur dans les combats, & plus encore par sa sagesse dans les conseils. Maintenant errant dans toute l'etendue des mers, il parcourt tous les écueils les plus terribles. Sa patrie semble fuir devant lui. „D. i. wer ist denn dein „Vater, den du suchst? erwiederte die Göttinn. Er „heißt Ulysses, sprach Telemach; und ist einer von „denen Königen, die nach einer zehnjährigen Belage„rung, das berühmte Troja verheeret haben. Sein „Name war in ganz Griechenland und in ganz Asien „berühmt, theils wegen seiner Tapferkeit im Streite, „noch mehr aber wegen seiner Weisheit in den Berath„schlagungen. Anitzt irret er in dem weiten Umfange „der Meere, und durchkreuzet die erschrecklichsten „Klippen. Sein Vaterland scheint vor ihm zu fliehen.“ Dieß übersetzt Herr Bodmer so:

Wer

Wer ist dein Vater denn, begehrte sie zu wissen,
Den du so fleißig suchst? Er nennet sich Ulyssen,
Erwiedert Telemach, Laertens kluger Sohn,
Der mit der Helden Schaar das starke Ilion
Zehn Jahre lang bekriegt. Von seinem höhern Ruhme
Erschallt ganz Grecien nebst Priams Fürstenthume,
Erhebt, was er im Kampf verrichtet mit der Hand,
Doch mehr, was er im Rath vollzogen durch Verstand.
Itzt irrt er auf der See; so weit ihr Arm nur reichet,
Besucht er jede Bay; vor ihm, so scheint es, weichet
Und flieht sein Vaterland.

Welch ein Mischmasch! von einem so großen helvetischen Kunstrichter! Wer hat ihm denn gesagt, daß Ulysses sich **Ulyssen** heißt. Man würde ihm diesen Sprachschnitzer nicht vorwerfen, wenn es nicht ein ausländischer wäre; denn die deutschen ist man von den Herrn Zürchern schon gewohnt. Wo steht im Fenelon, **Laertens kluger Sohn!** Er ist zwar nur des Reims wegen hieher gekommen; allein Herr Bodmer mag nur seinen Conrector Erlenbach fragen, welch ein unverzeihlicher Schnitzer es von einem Kunstrichter sey, wenn er Ιλιαν anstatt Ιλιον schreibt, wie aus dem Reime auf Sohn erhellet. Oder wenn dieser so viel Griechisch nicht kann, so hat er ja wohl sonst Correspondenten die in Athen bewanderter sind, als in ihrem Vaterlande, und ihm sagen können, was für eine Züchtigung ein solches Verbrechen bey ihren Schülern nach sich zieht. Und was macht hier Laertens Sohn für eine Zweydeutigkeit? Ist Telemach Laertens Sohn? wo bleibt Homer? Ist es aber Ulysses: warum heißt es denn nicht **Laertens klugen Sohn**: weil der lateinische accusativus noch die einzige Zuflucht des Herrn Bodmers, bey dem Worte

Ulyssen

Ulyssen seyn muß; wenn nur erst, **er nennet sich**, so gut ein latinismus wäre, als es ein gallicismus ist. Daß Ulysses ein König gewesen, steht zwar im Fenelon, aber Bodmer läßt seine Leser sich mit dem **Helden** behelfen: er sagt auch nicht daß Troja verheert worden, sondern daß **Ilion bekriegt** worden; und dieses vergringert den Begriff des Originals im Deutschen eben so sehr, als daß er anstatt **ganz Asien**, nur **Priams Fürstenthum** setzt. In beyden Fällen, so wohl oben bey Laertens Sohne, als hier bey Priams Fürstenthume, nennet er wider alle Regeln, dem Leser Leute, die man noch nicht kennt, von denen man noch keinen Begriff hat, und die also den Sinn der Worte mehr schwächen als erheben. Dieß hat Fenelon nun ausdrücklich vermeiden wollen; er will seine Leser, die er sich als ganz unbelehrt von allem was er sagen will, verstellt, nach und nach zu der Kenntniß seiner Fabel führen; sonst hätte er so gut den Priam und Laertes zu nennen gewußt, als Herr Bodmer. Der Ausdruck was er **im Kampf verrichtet mit der Hand**, ist eine so elende Dollmetschung der Worte, la valeur dans les combats; daß ich glaube, Bodmer und Breitinger ließen 20 Ballen Papier mit Hohn und Spott bedrucken, wenn ein obersächsischer Dichter so was einfältiges gereimt hätte. Daß Ulysses auf der See irret, **so weit ihr Arm nur reichet**, ist von eben dem Gewichte. Wer hat denn jemals die große offene See einen Arm genennt, oder ihr einen beygelegt? heißt dieß die Worte des Originals, toute l'étendue des mers **mit eben so starken, gleich nachdrücklichen Worten** übersetzen? Und wie lächerlich ist nicht die **Bay**? Welch einen neuen Begriff mischt

dieses

dieſes Wort bey dem Leſer unter die allerälteſten Begebenheiten und Zeiten? Es iſt nichts lächerlicher wenn in Scarrons Rieſenkriege, der eine einen halben Berg auf Jupiters Schenktiſch wirft, und ihm alle venetianiſche Pocäle in Stücken bricht, die ihm die Juno zum N. Jahre beſcheren laſſen. Zugeſchweigen, daß das Wort **beſuchen**, eine bloße Fahrt zur Luſt; nicht aber eine unglückliche, widerwillige Schiffahrt andeutet. Die 2 letzten halben Zeilen ſind endlich eben ſo ſchlecht. Das, **ſo ſcheint es**, und die matte Wiederholung, **weichet und flieht**, iſt nichts minder als die edle Simplicität des Originals: ſa patrie ſemble fuir devant lui; **ſein Vaterland ſcheint vor ihm zu fliehen.**

Dieß war nun alſo einmal auch eine Probe, wie unverbeſſerlich dem Herrn Bodmern ſeine eigenen Ueberſetzungen gerathen; der mit keiner Arbeit eines andern Gelehrten zufrieden iſt, wofern er ihn nicht vergöttern hilft. Wir geſtehen, daß wir dieſe Arbeit ungern übernommen; es iſt eben keine Freude, die Schriften der zürchiſchen Kunſtrichter zu leſen: allein wir ſind dazu gezwungen worden, nachdem dieſe Herren ſo ſtolz thun, als wenn an ihren Sachen gar nichts auszuſetzen wäre; auch darauf getrotzet haben, und einige ſchwache Geiſter durch das lange Stillſchweigen ihrer Gegner, wohl gar auf die Gedanken gerathen ſind: es möchte auch wohl wahr ſeyn. Allein dieſe critiſche Unfehlbarkeit geſteht man den alpiniſchen Herren noch nicht zu: und wenn ſie es ja durchaus haben wollen, ſo kann es ihnen gewieſen werden. Es iſt keine Kunſt andern unerträgliche Bürden auflegen, und fremde Schriften nach ſelbſt erdachten Regeln richten. Allein dieſe Regeln

geln ſelbſt erfüllen, das iſt die Kunſt! davon man erſt die Beweiſe von den Zürchern begehrt, ehe man ihnen erlaubt, auch nur den ſchlechteſten Dichter zu tadeln, geſchweige noch ſich zu Orbiliis des ganzen deutſchen Volkes aufzuwerfen.

Eins haben wir noch vergeſſen; wir haben nicht geſchimpft! Allein das macht, wir leſen die Schriften der Herrn Zürcher nicht; und ſind alſo dieſer Sprache unerfahren. Indeſſen leugnen wir nicht, daß nicht gegenwärtige Ueberſetzung noch erträglich gemacht werden könnte. Herr Bodmer müßte nur ein paar Jahre einen guten franzöſiſchen Sprachmeiſter annehmen, und ſich ein Collegium privatiſſimum von Erlebachen über das Capitel vom Ueberſetzen leſen laſſen. Er hat bisher vielleicht gezweifelt, daß wir ein Exemplar vom franzöſiſchen Telemach beſäßen: allein wir verſichern ihn, daß wir auch noch einen engliſchen Milton und Hudibras haben *, und das ihm folgendes Sinngedicht ſagen

* Quand on ſe mêle de critiquer le tiers & le quart, quand on decide *ab hoc & ab hac*, ſur tous les ouvrages, on doit être ſur ſes gardes, on ne doit pas donner ſujet de priſe aux autres. On auroit beau vous alleguer le vers, qu'on prétend que Zeuxis mit au-deſſous d'un de ſes Tableaux,

Qu'il eſt bien plus aiſé de reprendre que d'imiter.

On vous repondroit avec raiſon qu'il vaut infiniment mieux ſe taire, que de ne rien faire qui vaille en écrivant. Mais cette excuſe ne ſert de rien, dès qu'on donne quelque ouvrage au Public, on doit s'attendre à des critiques, d'autant plus impitoïables, qu'on n'a epargné perſonne de ſon coté; c'eſt alors qu'on a ſujet de dire:

Eben!

Quam temere in noſmet legem ſanximus iniquam!

Horat.

Siehe Hiſtoire de Pierre de Montmaur, in der Vorrede p. LXIII. LXIV.

gen werden, warum man ihn bisher so ruhig seiner sich selbst ertheilten Lorbern genießen lassen. Wenn er indessen es haben will, so kann man ihm vielleicht künftig auch noch zeigen, daß er im englischen kein größerer Held sey, als er hier ist.

Sinngedicht, warum man bisher den Zürchern ihre Schwäche nicht gewiesen hat.

Die Zürcher schreiben viel, doch niemand ist bemüht,
Die Schnitzer nachzusehn, davon ihr Laden starret:
So hat der Wahn denn Recht, der sich in sie vernarret:
Dieweil er ihren Werth, mit Zürcher Augen sieht?
Ach nein! des Schweigens Grund ist dieser bloß gewesen:
Wer sie verdammen will, der müßte sie erst lesen.

Hierbey werden die Herren Zürcher nicht übel thun, wenn sie sich einer Fabel erinnern, die in dem XV. Stücke dieser Beyträge, auf der 442. und 443. Seite angezogen steht. Um ihnen die Mühe des Nachschlagens zu ersparen, wollen wir sie hier einrücken; zumal da man hoffet, sie werde eine desto bessere Wirkung bey ihnen haben, da sie nach allen Regeln einer zürcherischen Grammatik abgefaßt ist, und die **Gedanken Wort und Ton** recht breitingerisch und bodmerisch **in eins bindet.**

Es war eine Nattern, weder vom Rauch, noch glinzenden Feuerfunken, noch dem Tumult der hamerenden, und alle Nerven ausspannenden Gesellen erschröckt, in eine Werkstatt, weiß nicht was schmiedenden Schlossers, bey offenstehender Thür geschlichen. Sie fangt allda an, eine Feile so gewaltig zu nagen, daß sie ihr Zung verletzte, und viel Blut aus der Wunden ranne. Närrinn! spricht die Feile: was beissest mich? dessen Schärfe und Härte auch das härteste Metall zerreibet und zu Staub schabet. **Lehre.** Wann du einen Bißigern, als du seyest, beißen willst, wirst du dir selbst die Zähne brechen. Wann du mit einem solchen werdest Händel anheben, werdest du dir selbst mehr Schand, als ihm verursachen.

V.

Briefwechsel von den breitingerischen Uebersetzungen einiger Gleichnisse aus dem Homer.

Schreiben von Herrn, N. F. S.. an Herrn Essingern, den Jüngern.

Sie haben mich völlig gewonnen: wahrhaftig ihr letzteres Schreiben, in welchem sie die Schönheiten eines bayerischen Gedichtes kennbar gemacht haben, hat mir die Augen aufgethan, daß ich den Nutzen von den Kunstlehren der zürchischen Herren Professoren in seinem völligen Umfange einsehe. Ihnen bin ich meine Erleuchtung schuldig. Ich habe in der That nunmehr einen rechten Abscheu vor den sächsischen Kunstrichtern, nachdem ich die zürchischen Schriften, und die Werke der Wochencriticorum gelesen habe. Jene wollen haben, alles solle natürlich, leicht und verständlich seyn: aber die einfältigen Leute sollten doch aus unsrer Herrn Professoren Schriften wissen: **die Deutlichkeit sey zwar ein löblicher und unentbehrlicher, aber kein poetischer Character.** Sie geben zwar vor, die Deutlichkeit könne mit der Pracht und Hoheit wohl bestehen: allein ich sehe itzo allzuwohl ein, daß solches nach unsrer großen Kunstlehrer Sätzen unmöglich seyn könne. Sie sagen z. E. eine Ode müsse lebhaft, geistreich, und feurig seyn, so viel ich mich noch aus ihren Schriften erinnern kann: (denn das müssen sie wissen,

daß

daß ich mich itzo mit aller Macht beſtrebe, alles zu vergeſſen, was ich unglückſeliger! etwa bey ihnen begriffen hatte) Allein verlangen ſie nicht wirklich etwas, daß nirgends vorhanden geweſen? Sind nicht alle Geiſter in grobe Körper eingehüllet? Und haben ſie je ein Feuer ohne Rauch geſehen, welcher doch nach dieſen wunderlichen Leuten nicht dabey ſeyn ſoll? Aber welche Pracht, welche Hoheit, welcher Glanz ſchimmert nicht in den Kunſtbüchern der zürchiſchen Herren Profeſſoren! Wahrlich ihre Lehren kann man nie vergeſſen; ſie kennen die Schwachheit der menſchlichen Gemüther allzuwohl: daher ſie ihre Lehren nothwendig immer in Metaphoren, Gleichniſſen und Allegorien wiederholen müſſen; da jene ſich immer gnügen laſſen, eine Sache kurz und deutlich geſagt zu haben: als wenn eben die Kürze und Deutlichkeit die Hauptkennzeichen eines guten Lehrbuches wären. Wie glänzend und geſchmücket, wie voll und über alle Natur erhaben muß nicht der Dichter werden, den ihre Lehren bilden! Nur ihre Kunſtbücher ſind vermögend, die in **einen groben Körper eingeſenkten Seelen auf die oberſten Sproſſen der Leiter von den Geſchöpfen zu ſtellen.** Sie können daher leicht erachten, mein werther Herr Eſſinger, daß ich nach allem Vermögen Proſelyten zu machen, ſuchen werde. Was iſt reizender, als, das Licht, das uns erhellet hat, andern mitzutheilen? Allein **es mag ſeyn**, daß ich zu einem ſolchen Unternehmen noch nicht Kräfte genug beſitze; indem ich bey einem meiner Freunde, Kleon, mit allen meinen Bemühungen nichts ausgerichtet habe. Es iſt ein verſtockter und blinder Menſch. Ich habe auch feſt beſchloſſen, ihm nunmehro meine ganze Freund-

ſchaft aufzukündigen. Eine ſo große Sünde verdient keine geringere Strafe. Ich will ihnen indeſſen Nachricht von ſeiner Hartnäckigkeit geben. Ich pries ihm in meinem Schreiben die zürchiſchen Kunſtbücher ungemein an, und erniedrigte die ſächſiſchen Kunſtrichter auf alle Weiſe: auf dieſer Seite mußte die Wagſchaale hoch ſteigen, und auf der andern ſehr ſinken. Nichts ſuchte ich ihm mehr, als die platten und ſeichten Ueberſetzungen der ſächſiſchen Kunſtrichter **aufzurücken**; und ich blieb bey dieſem Punkte beſonders lange ſtehen: endlich foderte ich ihn auf, an Herrn Breitingern etwas tadelnswürdiges zu finden. Denn (ich will ihnen nur meine ſchwache Seite geſtehen) ob ich gleich darauf leben und ſterben will, daß die Regeln der ſächſiſchen Kunſtrichter von der Dichtkunſt und Critik, durchgehend alle falſch ſind: ſo wußte ich ſie in der That nicht zu entkräften. Zudem ſchützte mich auch das Beyſpiel unſrer großen Meiſter, Herrn Bodmers und Breitingers. Jedoch alle meine Beſtrebungen waren umſonſt, ihn aus dem Staube über **menſchliche Sphaeren** dahin, **wo ſie an das Unnatürliche grenzen**, zu erheben, und einen höhern Geiſt aus ihm zu bilden. Ich habe **einen Mohren gewaſchen, und Oel und Mühe verlohren.** Auf meine Briefe, in welchen ich meine Vorſtellungen fleißig wiederholt hatte, war er ſo verwegen, mir einen Brief zu ſchreiben, worinn dem Herrn Breitinger, was das Ueberſetzen aus dem Griechiſchen betrifft, gräuliche Vorwürfe gemacht werden. Ich **ſtuhnd** über die Kühnheit, womit er den berühmteſten Kunſtrichter, welchem die griechiſche Sprache eigen ſeyn muß, weil er die 70 **Dollmetſcher in die Welt**

geſchi-

geſchicket hat, angegangen war, ganz betreten. Er behandelt ihn ſehr übel. Was ſoll ich thun, mein werther Herr Eſſinger, da ich kein rechter Kenner der griechiſchen Sprache bin? Daß er recht haben ſollte, iſt ganz unmöglich: indem ich lieber glauben wollte, die Poeſie müſſe natürlich und rein ſeyn. Ich überſchicke ihnen alſo das Schreiben, welches mich durch ſeine Länge faſt ungeduldig gemacht hat; damit ſie es entweder widerlegen, oder mir ſonſt mit gutem Rathe aushelfen mögen. Sie haben mir jüngſthin verſprochen, einige Nachricht von den Geheimniſſen und Vorzügen unſerer critiſchen Bundsgenoſſen zu geben. Halten ſie ihr Wort. Ich bin,

Mein werther Herr Eſſinger

ihr gehorſamer

N. F. S.

N. S. Halten ſie ſich ja verſichert, daß ich nach allem Vermögen in allen Geſellſchaften, in welchen man auf die heutigen Kunſtrichter kommen wird, die ſächſiſchen zu erniedrigen, und auf alle Weiſe verächtlich zu machen, die zürchiſchen hingegen zu erheben und anzupreiſen ſuchen werde.

Kleons Schreiben an Herrn N. F. S.

Mein Herr,

Sie wollen mich mit Gewalt zwingen, etwas zu erkennen, das ich nicht ſehen kann, ich mag mich bemühen, ſo ſtark ich will: ſie ſuchen mich zu überreden, die ſächſiſchen Kunſtrichter verderbten den Geſchmack, ihre Lehren würfen Critik und Dichtkunſt übern Haufen; die zürchiſchen Kunſtſchriften hingegen hülfen denſelben auf. Und wo-

mit beweisen sie denn dieses? Mit schönen Beweisen, die vortrefflich auf ihre Beschuldigungen passen. Denn, sagen sie, die sächsischen Kunstrichter begehen tausend Fehler im Uebersetzen, andrer Vorwürfe zu geschweigen: welche daher wahr sind, weil diese berühmten Männer drey Jahre meistentheils stille geschwiegen, und nichts darauf geantwortet haben. Was das letztere betrifft, so bin ich ihrer Meynung, nur gehe ich so weit von ihnen ab, daß ich das Stillschweigen aus ganz andern Ursachen herleite. Vielleicht haben sie ihre Zeit besser, als mit Streitschriften zubringen wollen. Vielleicht sind die Einwürfe ihrer Gegner nicht so erheblich gewesen, daß sie mit einem großen Geschreye darauf zu antworten, nöthig gehabt hätten. Denn was hat man doch die Zeither noch wichtiges erinnert? Hat man dadurch, daß man mit einer heftigen Bitterkeit einige Fehler in Uebersetzungen hat zeigen, und kleine Critiken, welche das Hauptwerk nicht angehen, widerlegen wollen, die Regeln der sächsischen Kunstrichter: daß ein Poet der Natur nachahmen, daß seine Kunst nicht so wohl im Malen, das ist, in Beschreibungen, sondern im Dichten, das ist in Erfindung wahrscheinlicher und lehrreicher Fabeln bestehe; daß seine Schreibart sich von der Schreibart anderer Scribenten, durch Pracht und Hoheit, wo es der Natur gemäß ist, entfernen müsse; daß die Poesie nicht für tiefsinnige Philosophen sey, und andre Lehren, die im Aristoteles und Horaz stehen, übern Haufen geworfen? Sie haben also sattsam Ursache gehabt, stille zu schweigen. Vielleicht haben sie aber auch geglaubt, daß sie den Künsten eben keinen Vorschub thäten, wenn sie die Unruhen in der gelehrten Welt vermehrten, und die Schwachheiten ihrer Geg-

ner

ner aller Welt entdeckten. Vielleicht haben ſie auch von Anfange her vermuthet, daß es ſich aus den Handlungen ihrer Widerſacher am Ende mehr als zu deutlich ergeben würde: daß ſie eben keine gerechte Sache hätten; wie denn die Gelehrten ſolches aus der Menge Schmähungen und Läſterſchriften, mit welchen ſie die gelehrte Welt belaſten, untrüglich ſchlüßen muß. Sie erheben, mein Herr, in ihrem Schreiben, Herrn Bodmer und Breitinger, als Muſter glücklicher Ueberſetzer. Sie rathen mir an, nur die Ueberſetzungen des Herrn Breitingers einiger Gleichniſſe aus dem Homer zu leſen, und fragen mich recht dreiſt, welches ihnen als einem Bundsgenoſſen der Herren Zürcher wohl anſteht: ob er nicht die Pracht Homers völlig erreichet habe? Hier ſcheiden ſich nun unſre Meynungen. Ich habe mir die Zeit und Mühe, (erkennen ſie daraus, wie geduldig ich bin), genommen, Breitingers Buch **von den Gleichniſſen** nachzuſehen, als in welchem ſie ſich befinden; um ſie gegen den Grundtext zu halten: und habe darinn ſolche Entdeckungen gemacht, welche ihnen, als einem neu bekehrten Anhänger unmöglich gefallen können. Ihnen werden ohne Zweifel die Pflichten eines Ueberſetzers aus der Dichtkunſt des Herrn Breitingers, aus dem Abſchnitte vom Ueberſetzen, den er theils aus dem Huetius, theils aus des Herrn Venzky Abhandlung in ſeine Sprache **übergetragen** hat, bekannt ſeyn: dieſe ſetze ich voraus, und ſage ihnen zuvor, daß ich Herrn Breitingern auch nicht den geringſten Fehler darwider verzeihen will. Ich will ihnen **baare** und **vollwichtige** Gründe geben, warum ich ſo unbarmherzig bin: erſtlich, weil Herr Breitinger, und ſein Freund, und ſeine Anhänger

eben ſo unbarmherzig verfahren; wodurch ſie ſtillſchweigend zu verſtehen geben, daß ſie es eben ſo haben wollen. Und das beweiſe ich ihnen aus Herrn Bodmers Vorrede zu der **Dichtkunſt** ſeines Freundes, da er ausdrücklich ſagt; **daß ſie lieber ſcharf getadelt, als mit Stillſchweigen übergangen werden** wollen. Zum andern, weil ſich dieſe Herren rühmen, eben ſo unfehlbar, als die päpſtliche Hoheit, zu ſeyn:

Si parua licet componere magnis.

Zum dritten darum, weil man gerechte Urſache zu vermuthen hat, daß Herr Breitinger bey einzelnen Stellen, alle ſeine Kunſt und Stärke werde angewandt haben, dem Grundtexte gleich zu kommen, oder ein Homer im Deutſchen zu werden. Ich will nach der Ordnung der homeriſchen Bücher gehn. Wenn ich nöthig haben ſollte, zu zeigen, wie man bey **Schnitzern** in Ueberſetzungen, die Sprache der Affecten reden müſſe, ſo werde ich meine Zuflucht zu den zürchiſchen Schriften nehmen; indem man die geſittete Sprache zu ſchelten, doch aus keinen andern Büchern ſo leicht und vollſtändig erlernen kann.

Homer vergleicht im andern Buche im 147. u. f. V. die Bewegung, die unter dem griechiſchen Kriegsvolke, über die verſtellte Rede des Agamemnons, worinnen er ſie zur Rückkehr angemahnet hatte, entſtanden war, mit den Wellen des icariſchen Meeres. Herr Breitinger hat dieſes Gleichniß in ſeinem **Buche von den Gleichniſſen** überſetzt, und zwar zweymal. Der Kunſtrichter, welcher im II Theile ſeiner critiſchen Dichtkunſt behauptet, daß das Ueberſetzen nichts anders ſey, als die Gedanken eines Verfaſſers mit **gleich-**

gülti-

gültigen, das iſt, mit gleich ſtarken Worten andrer Sprachen zu bezeichnen; und welcher gleichwohl, eben daſelbſt behauptet, daß in keiner Sprache zwey gleichgültige Wörter vorhanden wären, widerſpricht ſich durch ſeine doppelte Ueberſetzung ins Geſicht. Solche Widerſprüche werden ſie bey den Herren Zürchern noch mehr gewohnt werden müſſen. Ich will ſie nebſt dem Griechiſchen beyde ganz herſetzen.

Κινήθη δ' ἀγορὴ, ὡς κύματα μακρὰ θαλάσσης
Πόντου Ἰκαρίοι τὰ μὲν τ' Εὖρος τε νότος τε
ὤρορ' ἰπαίξαντε πατρὸς ἐκ νεφελάων
ὡς ὅτε κινήσῃ Ζέφυρος, βαθὺ λήϊον ἐλθὼν
λάβρος ἰπαιγίζων, ἐπὶ τ' ἠμύσι κατακύσσει,
ὡς τῶν πᾶσα ἀγορὴ κινήθη.

Herr Breitinger überſetzt dieſes pag. 254. alſo:

„Das verſammlete Volk **empörte** ſich, wie die „ungeheuren Wellen im icariſchen Meere ſich auf„bäumen, wenn ſie vom Oſtwind und vom Süd„wind, die von den Wolken des Vater Jupi„ters herunter ſteigen, aufgetrieben worden, und „**wie zu geſchehen pflegt** wenn Zephyrus mit „heftigen und ungeſtümen Blaſen ein dichtes Ah„renfeld beweget, und die Halmen auf eine Seite „zu wallen nöthiget, alſo kam die Verſammlung „in Bewegung.

Die andere Ueberſetzung befindet ſich pag. 450.

„Das verſammlete Volk gerieth in Bewegung, „wie die unermeßlichen Wellen des icariſchen „Meeres, welche der Südwind und Oſtwind, die „aus den Wolken des Vater Jupiters hervorgekom„men, mit Ungeſtüm aufgebracht haben, und wie „wann der Weſtwind mit ſeinem ſtarken und ge-

„waltigen Blasen die hohe Ernd beweget, und die „gebogenen Aehren an sich ziehet.

Ist nun hier **empören** und in **Bewegung gerathen, ungeheuer und unermeßlich, herunter steigen und hervorkommen, aufgetrieben und aufgebracht, das dichte Aehrenfeld, und die hohe Ernd, die Halmen auf eine Seite zu wallen nöthigen, und die gebogenen Aehren an sich ziehen**, einerley? Sind dieses gleich starke Begriffe? Welche Uebersetzung drückt also den Sinn Homers, da diese Wörter nicht gleichgültig sind, vollkommen aus? Keine von beyden! Woher rühret aber der Unterscheid? Daher, daß die erste mehr nach dem französischen der Fr. Dacier, und die letztere mehr nach der lateinischen Uebersetzung des Giphanius ist, welche auch dem Originale noch am nächsten kömmt. Κινήθη übersetzt Herr Breitinger in der ersten Uebersetzung, **empören**, worzu er von der französischen Uebersetzung, verleitet worden, welche er gleich vor Augen gehabt, um die Anmerkung überdieses Gleichniß abzuschreiben; l'assemblée l'emut, von welchem letztern Worte er nur diese Bedeutung wußte. In der andern übersetzt er es: in **Bewegung** gerieth, welches das lateinische mota autem concio &c. ist. **Empören** läuft ganz wider den Sinn Homers. Denn das Kriegsheer folgte der verstellten Rede Agamemnons, und ward also nicht **aufrührisch**; welches das Wort **empören** gemeiniglich anzeiget. Daß er es so verstanden habe, zeigt seine ganze falsch übersetzte Anmerkung über dieses Gleichniß. Ist nun hier der Uebersetzer mit dem Homer **umgegangen**? hat er sich in seinen Umständen befunden? welches er von andern mit einer so strengen

Mine

Mine fodern darf. Er kennet ihn hier nur durch fremde Leute, und kennt ihn wegen ſeiner blöden Augen dennoch nicht recht. **Die unermeßlichen** Wellen ſind das nicht, was ungeheure Wellen ſind. Wer hat denn dem Ueberſetzer geſagt, daß ſich die Wellen wie muthige Pferde aufgebäumet hätten? Steht wohl im Griechiſchen eine Sylbe davon? Vergeringert nicht dieſes Bild die Vorſtellung, die er uns durch **ungeheure** Wellen erregt hat? Das nachdrückliche Wort ἐπαίξας. welches durch hervorgebrochen, am füglichſten überſetzt wird, wiewohl es den Nachdruck des Griechiſchen doch noch nicht erreichet, iſt in der Ueberſetzung ganz **verwahrloſet.** Da er es durch **herabgeſtiegen** überſetzt, ſo drückt er eine Bewegung aus, die dem Sinne Homers ganz zuwider iſt. **Herabſteigen** iſt eine langſame Bewegung: im Griechiſchen aber iſt ſie geſchwind. Heſychius hätte ihn ſolches lehren können, wenn er ihn hätte zu rathe ziehen wollen. Er ſagt ἐπαίξας, ἐπιδραμὼν, ἐφορμήσας. Homer ſah nämlich durch dieſes Wort auf die plötzliche Bewegung, die unter dem Volke über die Rede Agamemnons entſtanden war. Das **hervorkommen** in der andern Ueberſetzung iſt **matt, kalt** und **kriechend.** Das Wörtchen ὡς überſetzt er, in der erſten Ueberſetzung, und **wie zu geſchehen** pfleget: worinnen er der edlen Hoheit des Verſes des Herrn Neukirchs, über welchen ſich die Zürcher eine ſolche Freude machen,

Und wie man ſagt und glaubt, hat er alſo geſprochen,

völlig gleich gekommen iſt. Der Franzoſe, der ſich am erſten darüber luſtig gemacht, kann alſo dieſes Exempel des Herrn Breitingers darzu drucken laſſen. In dem andern Gleichniſſe hat Breitinger das Wort

βαθὺ

βαθὺ nicht verſtanden. Es heißt weder **dicht** noch **hoch**, ſondern weit: womit Homer auf die große Menge des griechiſchen Kriegsvolkes ſieht. Ἐπὶ τ' ἠμύεσ' ἀσταχύεσσιν iſt zweymal falſch überſetzet; und ſeine Ueberſetzungen haben alſo keinen **rechten geſunden** Verſtand. Es ſollte heißen: **Er beugte die Spitzen der Aehren**, welches er auch aus dem Heſychius hätte lernen können: wiewohl es dem Sinne Homers noch gemäßer zu ſeyn ſcheinet, wenn man es ſo überſetzte; und **es beugten ſich die Spitzen der Aehren**, damit es deſto mehr auf das κινήθη paſſe. Die Anmerkung über dieſes homeriſche Gleichniß iſt nicht von dem Kunſtrichter, welcher ſich überall mit der leibnitianiſchen und wolfianiſchen Weltweisheit ſo breit machet: ſondern er hat ſie einem Frauenzimmer, nämlich der Frau Dacier, abgenommen und ſich zugeeignet, ohne daß er ihr oder den Leſern, welchen ſie ſo gut als ihm gehörte, ein gut Wort gegeben hatte. Damit ich mir Glauben erwerben und ſie künftig nicht allezeit anziehen dürfe, weil ſie doch wohl, um den Verdruß zu vermeiden, die Dacier nicht nachſchlagen dürften; ſo will ich ſie anziehen. Die Frau Dacier ſagt im I Th. ihres Homers p. 252 alſo: Homere pour peindre cette agitation de cette aſſemblée ſe ſert de deux comparaiſons; l'une tirée de la mer, & l'autre tirée de la terre. La premiere ſert à marquer le bruit & le tumulte, avec leſquels ſes troupes courent de toutes parts; & la ſeconde, pour faire voir, que cette multitude innombrable prend la meme route, comme les epics battus du vent penchent du même coté. C'eſt pour la juſteſſe des idées & des images. Herr Breitinger überſetzt ſie ſo: „Man muß ſich „nicht

„nicht einbilden, daß Homer dieſe Bilder, **von wel-**
„**chen eines vom Meere und das andre vom**
„**Lande hergenommen iſt**, bloß in der Abſicht an-
„gebracht, damit er mit ſeinem Reichthume auf eine eitle
„Art prangete, oder damit er dieſen Aufruhr **nach-**
„**drücklicher abbildete.**“ (NB. Wenn dieß letztere nicht die Abſicht Homers geweſen iſt, ſo weis ich keine andre: Herr Breitinger widerſpricht ſich ſelbſt gleich hierauf; allein das muß man von ihm gewohnt werden. Und ſo glücklich ſind ſeine Zuſätze, die er an der Fr. Dacier Anmerkung flicket, damit es nicht ſcheine, als wenn er ſie entwendet habe). „Er ſah weiter und
„wollte zwey beſondre Eigenſchaften von dieſer Empö-
„rung bezeichnen. (NB. heißt hier agitation Empörung?) Das erſte Gleichniß ſollte ihm das Geräu-
„ſche, und Getümmel, womit die erzörnten Troup-
„pen hin und her laufen, vorſtellig machen (NB **er-**
zörnt iſt ein Zuſatz, von welchem der zureichende Grund in der Empörung liegt. Eine kleine Frage iſt doch erlaubt: Wollte Homer alſo das Geräuſche des Volkes nicht nachdrücklich durch dieſes Gleichniß abbilden?) „Das andre, welches nicht ſo fürchterlich
„iſt, ſollte zeigen, wie dieſe unzählbare Menge in ei-
„nen gleichen Weg einſchlägt, und ſich nach eben der-
„ſelben Seite neiget, wie die Aehren, die vom Winde
„angefallen werden, ſich nach einerley Weiſe be-
„wegen. (NB. Wenn ſie das thun, ſo werden ſie wohl tanzen, könnte man ſagen, wenn man Luſt zu ſpotten hätte) Da ſie hieraus, mein Herrr, die Wahrheit meines Ausſpruches erkennen, ſo werde ich nicht allezeit das Franzöſiſche und Deutſche anführen dürfen, ſie zu überreden, daß noch mehr Anmerkungen ausgeſchrieben worden ſind.

Ich

Ich gehe weiter. Vielleicht iſt Herr Breitinger glücklicher, wenn er die Gleichniſſe nur einmal überſetzt. Homer hält es im 11 Buche im 455 und folgenden Verſe für nöthig, ſeinen Leſern das verſammlete Kriegsheer durch das Feuer in einem dicken Walde; die Menge und die unterſchiedenen Bewegungen, durch den Flug vieler Geflügel auf den Wieſen des Aſius, und durch die Menge der Blumen, die im Frühlinge auf den ſcamandriſchen Feldern wachſen; ihre Begierde zur Schlacht, durch Flügen, welche gern zur Milch wollen; und die Kriegszucht und Ordnung durch eine Heerde Ziegen, welche ſich von ihren Hirten leicht von einander ſondern laſſen abzubilden. Die Stelle iſt im Griechiſchen und im Deutſchen p. 252. allzulang, als daß ich ſie herſetzen, und ihre Ungeduld wider mich reizen ſollte. Ich will nur die Fehler des Ueberſetzers rügen. Homer giebt dem Walde ein Beywort ἄσπετος, welches nach dem Heſychius πολὺ heißt: ohne Zweifel ſieht Homer damit, ſo zu reden, auf die Dichtigkeit der Bäume; allein Herr Breitinger überſetzt es durch unermeßlich. Ich frage ihn aber, (**eine ſolche Frage ſteht jedem, von den Virgilen und Mäcenen an, bis auf den geringſten Büchertrödler frey**) ſchickt ſich wohl dieſes Wort zu dem Walde, und macht es uns den Begriff, den uns das griechiſche Wort macht; es mag nun dicht oder weit bedeuten? Hat ihn nicht die Einbildung, daß Homer ſo gräßliche Ideen als er habe, darzu verleitet? Doch ich irre, Giphanius hat ihn wieder mit ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung, in welcher ſich *immenſus* befindet, darzu verführet. Homer ſagt, daß der Schimmer bis an die Sterne **gegangen ſey, oder geeilet habe**, ἵκε.

Aber

Aber Herr Breitinger verwandelt ihn mit ſeiner bekannten Schöpfungskraft, in eine Pyramide, oder in eine hohe Seule, oder in eine hohe Eiche, indem er ihn bis an den Himmel **reichen** läßt. Sein Schutzgeiſt, welcher ihm die Schürze der Frau Dacier, oder doch wenigſtens ihr Buch nach Zürch gebracht hat, iſt ohne Zweifel ehe dem bey dem griechiſchen Heere geweſen, und hat beobachtet, daß die Griechen damals eiſerne Waffen getragen; welches er dem Herrn Breitinger hinterbracht hat, der ſeinen Leſern hier ſolches hat berichten wollen. Denn Homer ſagt nichts davon. Es müßte denn ſeyn, daß er die kühne Metonymie, χαλκῷ θεσπεσίοιο **des göttlichen Erzes**, wenn man es von Wort zu Worte überſetzen will, lieber in eiſerne Waffen verwandeln wollen; welches aber **kaltſinnig** und **matt** genug iſt. Das kräftige griechiſche Beywort παμφανόωσα **überallleuchtend**, iſt im Deutſchen weggelaſſen: weil er es ohne Zweifel in ſeinem Schrevelio nicht hat finden können. Ἀσιῷ ἐν λειμῶνι, auf den Wieſen des Aſius, iſt weitſchweifig alſo überſetzt: **über den blumenreichen Wieſen des königlichen Aſius.** Er hätte lieber die ganze Anmerkung der Frau Dacier in den Text rücken ſollen; denn er hat es doch von ihr gelernt, daß ſich dieß Beywort hier habe anbringen laſſen. Der Ueberſetzer hat ſich wegen überhäufter Amtsgeſchäffte nicht beſonnen, daß die Wieſen nicht mehr blumenreich ſind, wenn ſich die Schneegänſe, Störche und Kraniche darauf verſammlen. Homer wußte es ſo gut als er, daß dieſe Wieſen im Lenze blumenreich wären: aber ſeine Einſicht und Behutſamkeit erſtreckte ſich noch etwas weiter, als Herrn Breitingers Nachdenken. Zu

dem

dem heißt ἐν nicht **über**, ſondern **auf**. Den Vers Homers,

Ἔνθα καὶ ἔνθα ποτῶνται ἀγαλλόμεναι πτερύγεσσιν.

hat er alſo überſetzt; ſie **flügen hin und her, und machen mit den Flügeln ein luſtiges Geklatſche.** Wo ſteht nun, mein Herr, Breitingers Geklatſche im Originale? Ἀγαλλόμεναι, **freudig**, wird doch nicht ein Geklatſche machen heißen. Vielleicht hat Herr Breitinger von den Entlibucher Bauern angemerket, daß ſie auf Hochzeiten, wenn ſie ſich luſtig machen, mit den Händen klatſchen: und da hat er uns von dieſer Gewohnheit eine verdeckte Nachricht geben wollen. Wenn es ja erlaubt wäre die Metonymie des Poeten zu verändern; müßte es nicht vielmehr heißen, ſie **ſchwungen die Flügel freudig?** Heißt σμαραγεῖ δὲτο λειμὼν der Boden erſchallet? heißt nicht λειμὼν die Wieſe? Und wenn er es auch nicht aus Unwiſſenheit gethan hat: ſteht es denn nach ſeinen Regeln frey, den Homer nach Belieben zu ändern? Anſtatt **rückten Stromweiſe hervor**, womit er προχέοντα ausdrücket, wollte mein Freund C. daß es hieße, ſie **eilten Stromweiſe.** Homer malt durch dieſes Wort den Grad der Bewegung des griechiſchen Heeres ab; indem **rücken** gemeiniglich eine eben nicht geſchwinde Bewegung anzeiget. Ob gleich Μύιαι auch Mücken bedeutet: ſo hätte Herr Breitinger doch lieber **die Fliegen** ſetzen ſollen, indem dieſe begieriger nach der Milch ſind. Allein es iſt dieſes ganze Gleichniß nicht nach dem Homer überſetzt. Homer ſaget nach der allergenaueſten Ueberſetzung: Sie ſtunden, nämlich die Kriegsvölker zu tauſenden auf den blumenreichen Wieſen . . . gleich wie viele Haufen unzähliger Fliegen in dem Früh-

Frühlinge um die Hürden ſchwärmen, wenn die Milch die Gefäße befeuchtet: ſo überſetzt es Hr. Breitinger theils falſch, theils weitſchweifiger: **wie große Haufen Mücken zur Frühlingszeit herum ſchwärmen** (hier hatte Homer den Ort ſchon beſtimmt) **und ſich in einem Meyerhofe verſammlen** (erſtlich iſt σαϑμὸς ποιμνήιος durch **Meyerhof** überſetzt, da es doch **Hürde** heißt: wenn man ſich nur beſinnt, wie die Alten geweidet haben. Zum andern verſammlen ſich ſeine Mücken, als wenn ſie recht verſtändig geweſen und ſich erſt berathſchlaget hätten), wenn die Gefäße mit Milch **überflüßen.** Herr Breitinger ſetzt dieß Wort mit Fleiß und macht die griechiſchen Bauern ſehr dumm, um ſeinen Herrn Landsleuten den Vorzug vor ihnen einzuräumen; welche zwar die Gefäße von der Milch **befeuchten,** (dieſes zeigt auch das griechiſche Wort δεύει an) aber nicht **überfließen** laſſen. Die Verſe

Τόσσοι ἐπὶ τρώεσσι κορυσσόμενοι λάχεσκον
Ἐν πεδίῳ ἕστασαν διαῤῥαῖσαι μενεαίνοντες.

überſetzt Herr Breitinger alſo: **So viele Griechen ſtuhnden** auf dem **Felde gegen die Trojaner, und dürſteten nach Blut.** Wo bleibt das κορυσσόμενοι, **die den Kopf gepuzt hatten.** (Die Griechen mochten ohngefähr, wie heute zu Tage die Franzoſen im Kriege ſeyn, welche ſich ihre Haare pudern, wenn ſie zu Felde gehen) Ueberflüßig kann es nicht ſeyn, denn Herr Breitinger ſagt ja oft, daß Homer kein Wort vergebens geſetzt habe. Διαῤῥαῖσαι μενεαίνοντες heißt eigentlich, ſie waren begierig zu verderben, wie Heſychius anmerket: allein Herr Breitinger überſetzt aus dem Franzöſiſchen lieber, wo avides de ſang & de carnage ſteht: er läßt aber carnage,

welches dem Griechischen nahe kömmt, weg. Homer vergleicht die Absonderung der Kriegsvölker mit der Aussonderung der Ziegen von den Hirten, welche sich auf der Weide oder Trift **unter einander gemengt** haben:

Τοὺς δὲ κατὰ φῦλα διέκρινε μηκάδας οἰῶν.

Solches übersetzt Hr. Breitinger sehr **platt** und **schlecht** durch **zusammen** gethan. Homer wollte durch das Wort μιγέωσιν die Unordnung andeuten, die bey den Griechen gewesen, ehe sie von ihren Führern waren in Ordnung gestellet worden. So sorgfältig sollte Herr Breitinger gewesen seyn, zumal als ein Kunstrichter, welcher das Herze hat sich öffentlich zu rühmen: daß **er die Genealogie der Gedanken** eines Verfassers zeigen wolle. Die Frau Dacier, welche aus dem Griechischen übersetzte, war sorgfältiger.

Τέρμινθ' ἰέναι, in die Schlacht zu gehen,

giebt Herr Breitinger, **also stellten** sie dieselben **in eine geschickte Schlachtordnung**. Dieses heißt der Poet διεκόσμεον. Hier könnte ich so lustig und und ungezogen thun, als die Herrn Zürcher, wenn sie die Uebersetzungen der sächsischen Kunstrichter verdammen; und ich hätte vielleicht ein größer Recht darzu. Doch wenn es dahin kommt, so kann ein Sachse diesen Herrn nicht weiter folgen. Die Anmerkung darüber hat er gleichfalls der Frau Dacier heimlich entwendet, indem er kein Wort davon sagt. Schlagen sie nur, mein Herr, den französischen Homer p. 89 nach. Allein was die Herrn Zürcher immer von den sächsischen Kunstrichtern sagen, daß die Gedanken fremder Schriftsteller von ihnen ganz verstellt würden, das gilt vielmehr vom Hrn. Breitinger. Die Frau Dacier würde sich scheuen, ihre Anmerkung im Deutschen zu lesen: so widerlich

klingt

klingt ſie gegen das angenehme Original. Wenn Herr Breitinger ja nicht anders kann, als die Gedanken fremder Schriftſteller zu entwenden und nichts davon anzuzeigen, ſo theile er ſie uns doch lieber in den Grundſprachen mit; und damit doch die Leute denken mögen, es wären ſeine Anmerkungen, ſo ſage er: er hätte zwar die Anmerkung im Deutſchen ſagen wollen, er hätte ſie aber nicht ſo annehmlich, als in der fremden Sprache ausdrücken können. Zum Beweiſe wie hart ſie im Deutſchen klingen, ſo will ich nur eine Periode aus der Anmerkung herſetzen. Mais, ſagt die Fr. Dacier, ſi cette fecondité eſt admirable, la ſageſſe, avec laquelle Homere ſ'en ſert ne l'eſt pas moins; car il ne l'emploie, que tres à propos. Herr Breitinger überſetzt ſie alſo: „Gleichwie nun die milde Quelle, woraus dieſe „Bilder gefloſſen (wahrhaftig! eine ſchöne Quelle) „verwunderſam ſind, alſo verdient die Weisheit, womit „ſie der Poet **behandelt** hat, die Verwunderung in gleich hohem Grade.

Sehen ſie, mein Herr, wie lang ſolche **Schnitzer** einen Brief machen können. Er wird aber noch länger werden; ich kann mir nicht helfen: iedoch ich will mich befleißigen immer kürzer zu werden.

Homer ſagt im III Buche im 23 u. f. V. Menelaus habe ſich gefreuet, als er den Paris mit ſtarken Schritten kommen ſehen, μακρὰ βιβᾶντα, (wo Herr Breitinger, weil er etwa an die Schritte, die man in Zürch in der Studierſtube macht, gedacht hat, das Beywort **ſtolz** zu den Schritten ſetzet, wovon im Originale nichts ſteht), als ein **hungriger** Löwe πεινάων. Alle **Schulknaben** wiſſen, daß πεινάων hungrig bedeute, allein Herr Breitinger weis es beſſer: er überſetzt es durch **verhungert**, vielleicht um den Text

mager zu machen, daß er dem Gleichniſſe faſt ähnlich ſey. Ἀρηίφιλος heißt nicht nur Mars geliebter Freund, wie es Breitinger überſetzt, ſondern auch, der den Mars liebt: daher es lieber heißen ſollte ſtreitbar. Hieher gehört die Anmerkung, die Hr. Breitinger aus dem Hrn. Dacier über Ariſtotels Dichtkunſt im II Th. ſ. Dichtk. ausſchreibt, u. ſie ihm zwar halb zueignet, aber auch ſich halb zuſchreibt, ob ſie dem Herrn Dacier gleich ganz gehört; nämlich über die Wörter βοῶπις und ποδάρκης u. ſ. w. Τάχεες κύνες heißen nicht die beſten, ſondern die ſchnellen Hunde, und θαλεροὶ αἰζηοὶ heißen nicht tapfere ſondern blühende, friſche Jünglinge. Ἀλέξανδρον θεοειδέα überſetzt Herr Breitinger ſchlechtweg Paris: da doch Homer das Beywort, welches uns ſeine Jugend und Schönheit in die Gedanken bringt, nicht ohne Urſache geſetzt haben kann. Wie kalt und ohne Leben hat er nicht die Worte überſetzt ὀφθαλμοῖς ἰδών? Breitingers Menelaus wird des Agamemnons nur ſchlechtweg anſichtig: Homers Menelaus iſt weit begieriger mit den Augen. Er folgt ihm gleichſam recht mit ſeinen Blicken, als wenn er fürchtete, daß er ihm entgehen möchte. Ἀλίτης heißt im Griechiſchen nicht treulos, wie es Herr Breitinger überſetzet hat; ſondern ein Frevler, welches weit ſtärker iſt.

Die Anmerkung über dieſes Gleichniß hat wiederum die Frau Dacier hergeben müſſen. Wenn ſie rachgierig iſt, ſo wird ſie ihm dereinſt gewiß in den elyſiſchen Feldern, aus gerechtem Zorne, die Finger mit ätheriſchen Nadeln zerſtechen. Er hat ihr durch eine geſchickte adiectionem Synonymorum & Epithetorum eine geraumere Ausdehnung gegeben: weil zu den Zeiten der Frau Dacier, die Reifenröcke vielleicht noch nicht ſo weit geweſen ſeyn mögen, als ſie itzo ſind.

Pria-

Priamus fragt im III Buche 196 u. f. V.

Ἦτοι ἄγε μοι νῦν τόν δε, φίλον τέκος, ὅττις ὅδ' ἐστὶ
Ἀχαιῶν μὲν κεφαλὴ ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο
Εὐρύτερος δ' ἄμοιιν ἰδὲ στέρνοισιν ἰδέσθαι
Τύχεν μὲν σὶ κάτω ἑπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ
Ἀντὸς δὲ κτίλος ὡς ἐπιπολᾶται ἰφθίμων
Ἀρνειὸς μὲν ἔγωγε ἐΐσκω πηγεσιμάλλῳ
Ὃς τ' οἴων μέγα πᾶσι διέρχεται ἀργεννάων.

Wenn er ein getreuer Ueberſetzer iſt, der ſie auf der 180 und 181 Seite ins Deutſche übergetragen hat: warum läßt er die 2 und 3 Zeile dieſer Stelle ganz weg, welche uns eine ſo mahleriſche Vorſtellung von der Perſon des Ulyſſes machen? Waren ſie ihm zu ſchwer? Warum läßt er das Beywort πουλυβοτείρη weg? Stund es wieder nicht im Schrevelius? Ulyſſes ἐπιπολᾶται wandelt durch das Heer; wer hat dem Herrn Breitinger geſagt, daß Ulyſſes herumgegangen, ſie in eine geſchickte Ordnung zu ſtellen? Das griechiſche Wort deutet ſolches nicht an. Allein die Frau Dacier hat es ihm in ihrer Anmerkung geſagt: Ulyſſe, qui alloit au milieu de ſes troupes, pour les faire ranger. Das heißt aus Anmerkungen einen Schriftſteller überſetzen. Gewiß eine wunderbare Kunſt! Gleich darauf ſagt Antenor, wie Ulyſſes ausgeſehen hätte, wenn er unter dem Volke aufgeſtanden wäre, und einen Rath geben wollen. In der Stelle überſetzt er, αἰδοῖ φωτὶ ἐοικὼς einem unerfahrnen Manne gleich, ſehr weitſchweifig: einem Menſchen gleich, der keine Erfahrung von Staatsverrichtungen hat. Heißt das, das Original in ſeiner nachdrücklichen Kürze überſetzen, welches von den Herrn Zürchern ſo ſcharf gefodert wird? Allein, was beſchuldige ich ihn? er hat nicht mehr im Deutſchen geſetzt, als was im Franzöſiſchen der

Frau Dacier ſteht, comme un homme, qui ne ſait ce que c'eſt, que de parler dans les aſſemblées. Nun kommen einige Zeilen, welche billig hätten roth gedruckt werden ſollen, damit ſie ſich von den andern ausnehmen möchten. Es ſind die in den zürchiſchen Kunſtbüchern ſo oft vorkommenden ſchönen Wörter: Ulyſſes hätte da geſtanden wie ein **verächtlicher, ungeſchliffener, thörichter und plumper Mann.** Im Griechiſchen heißt es ζάκοτον καὶ ἄφρονα, wie einer der unſinnig und außer ſich iſt. Herr Breitinger hat im voraus gemerket, daß man ihm künftig noch einige Vorwürfe wegen dieſer lieben Wörter, die ihm ſo geläufig ſind, machen würde: daher wollte er den Homer in ſein **Complot** ziehen, daß es ſcheinen möchte, als ahmte Herr Breitinger dieſem Dichter nach. Allein Homer iſt höflicher. Als ein Ueberſetzer darf er auch wohl nicht aus zwey Beywörtern viere machen. Den Vers Homers,

Ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' ὄτρυν᾽ τε μεγάλην᾽ ἐκ στήθεος ἶεν,

Aber gewiß, wenn er ſeine ſtarke Stimme aus der Bruſt ſchickte (wenn man ihm genau folget), weis nichts von dem **ernſthaften** Tone ſeiner **ſcharfen** Stimme, welches Beywort hier gewiß recht übel gewählet iſt.

καὶ τότε νιφάδεσσιν ἐοικότα χειμερίῃσιν.

Und Worte, welche den Schneegeſtöbern im Winter gleichen. Ueberſetzt Herr Breitinger; **die Worte fielen wie Schneeflocken von ſeiner Zunge.** Steht etwas von der Zunge im Texte? und iſt dieſes getreu überſetzt? Daß die Flocken nicht νιφάδες bedeuten, wenigſtens hier, erhellet aus einer Parallelſtelle, im 12 Buche;

νιφάδες δ' ὡς πίπτουσι χιόνες;

wo es klar iſt, daß von einer ſchnellen Bewegung die Rede iſt: es iſt aber bekannt, daß die Flocken meiſtentheils ſehr langſam fallen. Homer ſah dadurch auf die Geſchwindigkeit der Reden des Ulyſſes.

Herr

Herr Breitinger, welcher ſchon oft dem Homer Ideen geliehen hat, bereichert auch eine Stelle im IV B. Homers im 130 u. f. V. bey ihm p. 342. mit einer ganzen Zeile. Denn aus dem Worte ἀγελαίη, macht er, die Heerführerinn, die, welche ihren Lieblingen manche fette Beute zuführet: die Frau Dacier überſetzt es, qui ſe plait a conduire les peuples. Wie weitſchweifig und kaltſinnig löſet er ein Beywort in eine lange Umſchreibung auf? Iſt Homer hier mit gleichem Nachdrucke überſetzt worden? Ja; könnte er ſagen: es geht nicht allezeit an? Wann dieſes iſt, warum wird denn ſolches an andern zum gröbſten Fehler gemacht? Man hat Urſache, ſich zu verwundern, daß Herr Breitinger und die Frau Dacier ſtets mit einander übereinſtimmen: denn die deutſche Anmerkung lautet wie die Franzöſiſche p. 160. Tom. I. wie auch die Anmerkung über ein Gleichniß vom gefärbten Elfenbeine, weiter unten p. 161. ſq. und bey Hrn. Breitingern p. 151. und 52.

Ich komme nunmehr an ein Gleichniß, worinnen Homer den Fall des Simoiſius mit dem Falle eines Pappelbaumes, welcher an dem Arme eines Fluſſes umgehauen wird, vergleichet. Es befindet ſich beym Homer im IV Buche im 481 u. f. V. und bey Herrn Breitingern p. 141 ſqq. Hier wird

Ἐν λειμῶνι λάβρε μεγάλοιο.

ganz grundfalſch durch, **an den feuchten Bord eines groſſen Teiches** überſetzet. Allein ſo muß es allen ſolchen Ueberſetzern gehen, die den Homer nicht anders, als aus des Giphanius lat. Ueberſetzung kennen, in welcher ſteht: quae in humido loco *paludis* magnae nata eſt. Ich will nicht ſagen, daß Bord kein deutſch Wort ſey, und daß ihm Ufer zu ſchlecht geweſen, ſondern ich erinnere nur, daß es im Griechiſchen eigentlich

heiße: an dem **Arme** eines Flusses. Wenn sie den Hesychius nachschlagen wollen, so werden sie davon überzeugt werden. Es erhellet aus dem Zusammenhange deutlich. Weiter unten erklärt selbst Homer, daß ἕλεος bey ihm hier so viel heiße, als ποταμός, und nicht ein Teich. Breitinger welcher den Widerspruch selbst einsah, setzte das Wort **izo** hinzu, wo Homer sagt, daß er an dem Strome liege: als wenn er vom Teiche zum Strome erst wäre hingetragen worden; welche Mühe gewiß so überflüßig gewesen wäre, als die, die sich Hr. Breitinger gegeben, als er die Anmerkung über dieses Gleichniß wieder aus der Frau Dacier p. 186 abgeschrieben, ohne es anzuzeigen. Ich will ein ähnliches Gleichniß welches sich in Homers 17 B. im 49 u. f. V. befindet, zugleich hier durchgehen. Homer sagt vom Euphorbus, daß im Niederfallen seine **Haare**, κόμαι, mit Blut besprützet worden wären, δεύοντο: Herr Breitinger macht aus den Haaren, **krause Haarlocken**, (wie die mit Gold und Silber **aufgebunden** werden, und doch **Locken** bleiben können, ist unbegreiflich). Κόμαι heißen lange **Haare**, welches daher klar ist, weil sie aufgebunden gewesen sind. Und diese läßt er in Blute **baden**. Hat Homer, also zu reden, so kraus und ungeheuer gedacht? Die Wörter καλὸν, θηλέθοον, schön und blühend, giebt er mit vieren, **artig, grün, blühend**, und **wohlgewachsen**. Wenn Homer sich des letztern Wortes hätte bedienen wollen, so würde er es zuerst gesetzet haben. Welch ein Gewäsche! Des Herrn Breitingers **wartet und pflegt**, drücket das Griechische Wort τρέφες lange nicht aus. Herr Breitinger behauptet, daß man die Metaphoren der Verfasser nicht mit andern verwechseln müsse: warum setzet er nun anstatt βρέει, quillt, **überkleidet**? da zumal solches wider Homers Sinn ist, wie ich aus-

ausführlich zeigen wollte, wenn es der Raum verſtattete. Homer ſagt

Τὸ δέ τε πνοιὴ δονέουσα
Παντοίων ἐνέπνευσε.

Der Hauch der Winde bewegt ihn von allen Seiten.

Herr Breitinger aber: Die gelinden Winde ſpielen mit ihm. Wo iſt aber παντοίων geblieben? Homer hatte ſeine Worte ſo geordnet: Der Hauch der Winde wehet ihn von allen Seiten an; er quillt mit weißer Blüte. Herr Breitinger nimmt ſich die verdammliche Freyheit, ſie umzukehren. Was beym Homer plötzlich ἐξαπίνης geſchieht, womit er auf den plötzlichen Fall des Euphorbus ſah, das hat bey Breitingern Zeit: es geſchieht einemals. Wenn er ſich doch das Wort von ſeinen Schulknaben, die den Virgil beſſer als Schwarz überſetzen, hätte verdeutſchen laſſen! Homer berichtet, weſſen Sohn Euphorbus geweſen, nämlich ein Sohn des Panthus: aber das läßt Herr Breitinger weg. Homer ſagt nur, daß Menelaus ihm die Waffen geraubt. Herr Breitinger denkt, man möchte ſo dumm ſeyn, und es nicht merken, wie ers gemacht habe, drum ſagt ers fein: er zog ihm die Waffen aus, und machte ſie Beute.

Ich komme auf ein Gleichniß im VIII Buche Homers, auf der 50 und 51 S. von Breitingern. Homer vergleicht das Feuer, das von den Kriegsvölkern angebrannt wäre, mit dem Monde, wenn er im erſten Viertel iſt, und wieder anfängt helle zu werden, Φαεινὴ σελήνη. welches den Herrn Breitinger die Frau Dacier aus dem Euſtathius hätte lehren können. Er aber überſetzt es: die leuchtende Scheibe des Mondes. Ich habe hier recht herzlich gelachet, und zwar, daß ein ſo großer Grieche und Philoſoph ſich nicht beſonnen, daß man die Sterne

alsdann nicht um den Mond ſehen kann, wenn ſeine Scheibe leuchtend iſt: nur ein Theil derſelben kann leuchtend ſeyn. Doch er hat hier noch mehr **Schnitzer** gemacht. Σκοπιαὶ. **Warten** hat er Schlöſſer gegeben; wahrhaftig ſolche Fehler ſind einem Schüler kaum zu verzeihen. Vorher hieß ἄσπετος unermeßlich: hier da es bey dem Worte αἰθὴρ ſteht, überſetzt er es die unermeßliche und unbeſchreibliche Luft. Was iſt das für eine Luft? Zürcheriſche! Herr Breitinger hätte auch ſeine **Heide** erſparen können. Wenn Homer ſagt, zwiſchen den Zelten und den Schiffen wäre ein Feuer angezündet worden, ſo verſteht ſichs, daß es nicht auf der Zürcherſee angebrannt worden. Auch nicht eine Anmerkung von einer Zeile kann Herr Breitinger über ein Gleichniß machen, er muß dieſelbe wo entwenden. **Dieſes Gleichniß verwandelt ſchier die Erde in einen geſtirnten Himmel.** Heißt dieß nicht auf franzöſiſch: Quelle poeſie, qui change preſque la terre en un ciel étoilé. So ſprach die Frau Dacier.

Im IX Buche im 324 u. f. V. vergleicht Achill die Griechen mit Vögeln, welche noch nicht flicke ſind; und ſich, mit dem Vogel, der ihnen Speiſe zuträgt. Er redet mit denen an ihn Abgeſchickten, und ſagt:

οὐδέ τι μοι μετέοντα

Mir iſt nichts übrig geblieben.

Breitinger weis es wieder beſſer, als Homer, wenn er dieſe Worte p. 185 überſetzet: **ich habe mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen.** Allerdings hatte Achill etwas gewonnen; aber es war ihm nur wieder genommen worden, ſo daß ihm nichts übrig geblieben: wie denen, die den Homer in der Grundſprache, und nicht in der Ueberſetzung brockenweiſe leſen, wohl bekannt iſt. Wo bleibt aber,

ἐπὶ πάντ' ἄλγεα ἔπαθον.

Nachdem ich im Gemüthe Schmerzen erlitten.

Dieſes läßt er gar weg, um ſeinen Landsleuten mit welchen er gränzet, nachzuahmen. Es ſteht im Franzöſiſchen auch nicht. Wo bleibt,

ἐπεὶ καὶ λάβῃσι

Nachdem er (Speiſe) gefunden.

Solches iſt gleichfalls in der Ueberſetzung ausgelaſſen worden. Wie hat er den Homer nicht **zerſtückt** und **verſtümmelt**! Im Griechiſchen ſteht, **ihm ſelbſt iſt übel**: Herr Breitinger ſagt; er thäte ſich ſelbſt wenig zu gut. Achill redet im Deutſchen ſo **niederträchtig** und **pöbelhaft**, als ein zürchiſcher Bürger reden kann. Ὀάρων ἕνεκα σφετεράων, **ihrer Weiber wegen**, überſetzt er: **Ihnen ihre Weiber zu ſchützen**; darum ſtritt Achilles nicht. Es ſteht nicht im Homer, daß die Griechen ihre Weiber bey ſich gehabt. Achilles redet im Zorne, und nimmt den pluralem für den ſingularem an; verſteht aber die Helena darunter, welche die Urſache des Krieges war. Die Anmerkung über dieſes Gleichniß, die Herr Breitinger gemacht hat, ſteht in der Frau Dacier, und zwar, mit faſt gleich viel Worten, im II Theile p. 98. Er ſagt aber kein Wörtchen davon.

Im XI Buche im 42 u. f. V. vergleicht Homer den Hektor mit dem Cometen: denn dieſen verſtehe ich durch den ἕλκεν ἀστέρα, den ſchädlichen Stern; nicht den Hundesſtern, wie die Frau Dacier thut. Homer ſagt mit einer edlen Einfalt:

Wo der ſchädliche Stern aus den Wolken ſcheint, und überall leuchtet, καμάτοισιν, und ſich wieder unter die dunkeln Wolken verſtecket.

Breitinger machet ein langes **Gewäſche**. Wie der ſchädliche Stern, der die Erde und Menſchen mit ſeinem

nem Feuer verzehret, (dieſes Einſchiebſel iſt aus der franzöſiſchen Ueberſetzung genommen) aus den Wolken hervorleuchtet, (παμφαίνων fehlt hier) und ſich wieder ſeitwärts (dieß Wörtchen ſteht im Texte nicht) unter den ſchattigten Flor derſelben zieht. Wahrhaftig, Hr. Breitinger wäre vollkommen geſchickt, den Homer, wie Scarron den Virgil, ganz lächerlich zu machen, wenn er ihn ganz überſetzte. Noch einen Schnitzer muß ich anmerken. Im Griechiſchen ſteht, Hektor habe wie Jupiters Blitz geſchimmert: Breitinger ſagt, er hätte wie Jupiter geblinkt, der den Blitz trüge. Wenn er doch erſt aus dem Heſychius lernte, was αἰγιόχοιο hieße, ehe er überſetzte. Herr Breitinger führt dieß Gleichniß an, als ob es ein gewiſſer Dichter, welcher die Houynhms beſungen, vor Augen gehabt. Er ſollte ihn nicht in den Verdacht bringen, weil es ihm ſchaden könnte; wie leicht könnte er ihn iniuriarum belangen! Denn auf den Gymnaſiis verſteht man immer den Homer noch nicht.

Neue Schnitzer! Homer vergleicht im XI Buche im 557 u. f. V. den zurück weichenden Ajax mit einem Löwen, der um die fetten Stiere herum geht, aber nicht hinzu kann. Homer ſagt: der Vater Jupiter welcher in der Höhe ſaß, ὑψίζυγος, jagte dem Ajax eine Furcht ein. Hören ſie, mein Herr, wie Herr Breitinger p. 363 überſetzt. Vater Jupiter ließ ſeine Wagſchaale hoch ſteigen; warum nicht tief? Wo kömmt aber die Zeile her? Sie iſt aus dem Worte ὑψίζυγος, welches er im Scapula etwa aufgeſchlagen hat, wo er von der lance etwas geſehen, das er nicht verſtanden hat; darum er auch nach eignem Gutdünken etwas daraus gemacht hat. Was hat das Hochſteigen der Wagſchaale aber für eine Verbindung mit dem Schrecken, das Jupiter dem

dem Ajax in den Buſen gejagt? Wo ſteht etwas vom Buſen? Frau Dacier überſetzt jenes beſſer, au haut des cieux. Homer ſagt vom Ajax:

ὀλίγον γάρ γουνὸς ἀπέβη,

Er gieng gemach, ſchritt vor Schritt zurück.

Herr Breitinger, welcher den Ajax einen **bangen** Blick zurück werfen läßt, da es im Griechiſchen ein erzürnter Blick iſt, erinnert ſich wieder der Schritte, die er auf ſeiner Studierſtube thut, indem er überſetzt: **mit ſchweren** und langſamen Schritten: Il se retire à pas lents, ſteht in der Dacier. Ein ſolcher großer Grieche ſollte ſich ſchämen, aus Ueberſetzungen zu überſetzen. Im Griechiſchen treiben die Bauern den Löwen vom Stalle ab: im Deutſchen hetzen ſie ihn darinnen, dieſes heißt luſtig überſetzt. Der griechiſche Löwe hat auch keinen **hungrigen Magen**, wie der deutſche. Das macht Herr Breitinger hat das Griechiſche nicht angeſehen, und das Franzöſiſche nicht verſtanden. Weiter unten wird Ajax mit einem Eſel verglichen. Ich will nur anmerken, daß die Eſel in der Schweiz weit höflicher ſind, als in Griechenland: Homers Eſel frißt ſich ſatt,

ἐμπλῆσαντο κοπῆς.

Der Breitingeriſche Eſel ißt ſich ſatt; wie poßirlich klingt das nicht! Ich muß auch erinnern, daß ein Bengel in der Schweiz einen Prügel bedeutet: Sie haben viel Bengel auf ihm zerſchlagen. Das Griechiſche,

σπουδῇ τ' ἐξήλασαν, kaum haben ſie ihn hinweg treiben können;

welches ſich auf das vorhergehende ὅτε δὲ πρωβάσκοιτο bezieht, iſt im Deutſchen verwahrloſet worden. Man halte die Anmerkung zum Theil gegen das Franzöſiſche der Frau Dacier p. 202. Tom. II.

Homer führt den Aſius im XII Buche im 164 V. wider

wider Jupitern redend ein. Er ſagt, daß er voll Eifer geſprochen und überläßt dem Leſer zu denken, daß es läſterliche Worte geweſen wären. Breitinger bringt dieſes p. 186 in den Text. Aſius ſagt: Jupiter du biſt auch ein Liebhaber der Lügen; ja gewiß. Dieſes verwandelt Breitinger in eine Frage? Heißt das den Homer gleich ſtark überſetzen? Das Beywort μέγαν ἀίολος, buntfleckigt, wie ers giebt, ſteht im Griechiſchen bey den Weſpen, und nicht bey den Bienen. Die Anmerkungen über dieſe Stelle ſind gleichfalls wieder der Frau Dacier entwendet worden. Man ſehe ihren Homer im II Th. p. 231, 232, 233.

Ich bin es überdrüßig, **in dieſem Stalle länger ein Hercules zu ſeyn.** Es ſind in den andern Ueberſetzungen eben ſo viele **Schnitzer.** Ueberſetzt Herr Breitinger aus dem Homer, oder aus Ueberſetzungen, Anmerkungen, und überverſtandnen Lexicis? Man kann alſo von den Zürchern bey nahe eben das ſagen, was Scaliger von ihren Vorfahren geurtheilet: Ce qui a dit Caelar des Suiſſes, qu'ils eſcrivirent en grec le nombre de leurs gens, qui eſtoient capables de porter les armes, ne m'eſt pas moins ſuſpect; car comment cette nation barbare euſt-elle apris la langue grecque? Warum hat er eine ſo **unverſchämte** Stirne, andern, welche ganze Schriften überſetzt haben, bey wenigen, oft aus 200, und mehrern Verſen geklaubten Stellen, mit einem ſo großen Geſchreye ſo heftige Vorwürfe zu machen, da bey ihm nicht eine Stelle was taugt? Hat er nicht faſt alle Anmerkungen darüber geraubt? Sind es nicht geſtohlne Blümchen? So iſt es mit allen Schriften des Herrn Breitingers und Bodmers bewandt. Es iſt ſolches kein Machtſpruch. Wenn ſie mir, m. H. im Namen der Hrn. Züricher verſprechen wollen, daß ſie mich, wenn ich alle

ihre Schnitzer im Ueberſetzen, nebſt dem, was ſie aus der Fr. Dacier, dem Hrn. Dacier, dem Dübos, dem Boileau, u. andern entwendet haben, ohne daß ſie etwas davon geſagt, der Welt getreulich anzeige; wegen meiner Bemühungen, mit einem halben Dutzend Schimpfwörtern berühmt machen wollen: ſo will ich mich dazu nicht träge finden laſſen. Sie haben ihre Schriften nicht, wie ſie pralen, aus dem Weſen und der Natur des Menſchen; ſondern aus dieſen Schriften, aus dem Pope, Muratori, u. andern, welche mein guter Freund, und damit zugleich die Hälfte ihrer Schriften beſitzet, hergeleitet. Kann man nicht von ihnen faſt mit gutem Rechte ſagen, was Scaliger von den Jeſuiten geſagt; ob ich mich gleich ſeiner critiſchen Grobheiten nicht ſchuldig zu machen gedenke: laris ſimiles; larum ſi deplumes, nihil eſt fere reliqui: corpus admodum habent paruum, cum appareant inter caeteras aves magnae. Sic detrahe ipſis conuitia, iniurias, nihil ſucci, nihil doctrinae vel parum admodum reperias; deterrent ſuis conuitiis omnes a lectione ſuorum librorum. Ils veulent tirer les bonnes lettres à eux ſeuls & puis n'enſeignent, que ce, qui ſait pour eux: on les eſpargne trop, il leur faut montrer leur aſnerie -- Ils veulent qu'on penſe, qu'ils ſavent le Grec ---: ils ne ſavent rien --- ils n'ont point encore fait miracle, nihil rari praeſtiterunt. --- Ils interpretent mainenant les auteurs du bas age, & bonos auctores negligunt; ils nous veulent ramener a la barbarie d'autre fois. Da ich dieſes ausſchreibe, bin ich im geringſten nicht böſe, ſondern ich lache. Wenn ſie, mein Herr über mein Schreiben zornig werden, ſo denken ſie nur daß ſie es ſelbſt verſchuldet haben. Ich bin,

Mein Herr,

Kleon.

Eſſin-

Eſſingers Antwort an Herrn N. F. S....

Mein Herr,

Ihre Schreiben, und der Brief des unbeſcheidenen ungeſchliffenen, verächtlichen, thörichten u. plumpen Kleons kamen mir gleich zur ungelegenen Stunde. Sie werden ſich es alſo nicht verdrußen laſſen, wenn ich ihnen jetzo nur kurz antworte. Ich bin mit den großten Verrichtungen überhäuft, indem ich jetzo an einem Beweiſe arbeite: daß die großten Dichter unter den alten Deutſchen, Sebaſt. Brand, Joh. Fiſchart, und der nürnbergiſche Dichter Sachſe, nach den Regeln des großen Herrn Breitingers und Bodmers gedichtet. Kurz auf die Beſchuldigungen Kleons zu antworten, ſo müſſen ſie wiſſen, daß er die Sprache des Herrn Breitingers nicht verſtehe, welches zur Critik höchſt nöthig iſt. Was bey Kleon Warten, weit, in der Höhe ſitzt, Strom u. ſ. w. heißt, daß nennen wir Schloſſer, hoch, die Wagſchale hoch ſteigen laſſen, Teich u. ſ. w. So verfährt auch der ungeſchliffene Kleon höchſt ungerecht. Er hätte den Herrn Breitinger nach den Regeln ſeiner Kunſtrichter, daß man Ueberſetzern etwas verzeihen ſoll, daß die Sprachen nicht allezeit geſchickt wären, u. ſ. f. beurtheilen ſollen. Ein anders iſt es, wenn wir die Sachſen nach unſern Geſetzen beurtheilen. Denn im Reiche der Gelehrſamkeit iſt es wie im gemeinen Weſen beſchaffen. In Preußen wird ein Sachſe der dahin kömmt, nach Preußiſchen Geſetzen; und ein Preuße, der nach Sachſen kömmt, nach Sächſiſchen gerichtet. Unterdeſſen iſt es mir lieb, daß ſie dem ungehirnten Kopfe keinen Glauben beymeſſen; daß zeugt doch von einem bekehrten Geiſte. Ausführlich kann ich ihnen auch itzo keine Nachricht von unſern Geheimniſſen geben. Im Ueberſetzen z. E. iſt es nicht nöthig, aus der Grundſprache zu überſetzen; man braucht ſie nicht einmal zu verſtehen, ſie müſſen ſolches nur beſtändig vorgeben. Sie dürfen nicht reden wie Homer, Homer muß reden, wie ſie wollen. Nur beſtändig auf die Grundſprache getrotzt: die Leute müſſen wohl glauben, ſie ſind immer ſo leichtgläubig, daß ſie nicht im Originale nachſehen. Unſre Kunſtrichter ſind Monarchen, welche zwar Geſetze geben, aber ſie eben nicht ſelbſt halten dürfen. Dieſe und andre Geheimniſſe ſind aus unſrer Natur apodictiſch herzuleiten. Wenn Kleon begierig nach Ehrentiteln iſt, ſo mag er Leibſchütze Waffen- und Schildträger, der unwürdigſte Kenner u. ſ. w. heißen. Wenn er ſich aber unterſtehen ſollte, ſein Verſprechen zu erfüllen, ſo ſoll ſich von allen unſern Streitgenoſſen ein grauſames Donnerwetter auf künftige Meſſe über ihn aufziehen. Künftig ein mehrers. Ich bin, Mein Herr,

ihr ergebener
Eſſinger der Jüngre Comr.
in Nürnberg.

Ver-

Verzeichniß
der in dieſem Stücke enthaltenen Artikel.

I. Κριτικὸν ἀδιάφθορον, das iſt, allerneueſte Anweiſung auf die beſte Art ein Kunſtrichter zu werden, nach Lucians Art, von H. R. M. 555

II. Werenfelſens Rede von den Schauſpielen. 598

III. Gericht über Bodmers Ueberſetzung einer Stelle aus dem Virgil. 624

IV. Critiſche Unterſuchung der Bodmeriſchen Ueberſetzung eines Stückes aus dem Telemach. 671

V. Briefwechſel von den Breitingeriſchen Ueberſetzungen einiger Gleichniſſe aus dem Homer. 698

I. Regiſter der Schriftſteller.

Abſchatz 180
Addiſſon 143. 167. 407. 488
Adami, Melch. 284
Aelianus 115
Aeſchylus 394
Alonzo 345
Ambroſius 344
Amther 184
Amaſaeus Romul. 197
Anacreon 378
Apuleius 218
Arioſt 345
Ariſtoteles 72. 396. 468
Arrianus 80
Artopaeus 109
Auguſtinus 344. 610
Baumgarten 262
Bayle 285. 297. 434. 442
Baillet 558. 564. 572. 583. 590. 594
Becanus 83
v. Beſſer 40. 184
Behr, D. Georg. Heinr. 96 107. 188
Beja 40
Blackmore 345
Bochart Sam. 85. 86. 88. 231
Bodmer 258. 271. 278. 281. 488. 500. 507
Boileau 70. 102. 106. 142. 158. 171. 186. 364. 453
Bonno, Herm. 285
Breitinger 256. 264. 274. 412. 506. 643
v. Brück 157. 167. 171
Bouhours 346. 445. 453
Buckingham Duk of 169
Büffier 420
Burmann 590
Busbeck 92
Camoens 345
Canitz 119. 183. 267
Caeſar 87
Canz 208
Carpov ibid.

Caſa Io. de la 40
Cato 378
Catullus 378
Celichius Andr. 20
Centlivres 168
Cerceau 453
Ceva 280
Chapelain 175. 345
Cibber 168
Cicero 116. 219. 259. 264. 272. 355. 451. 598. 600. 614
Claudianus 257. 259
Cleffel 191. 192
Cluver 88
Comenius, I. A. 608
Corneille 148. 206. 383
Crebillon 394
Dach 180
Dacier 256. 706. 708
Dantes 280
Des Accords 112
Dedekind 350
Demoſthenes 613
Demarais 447
Deſtouches 365
Diodorus 85. 88
Etherege 168
Euripides 394
Euſtathius 592
Fabricius, Joh. Alber 196
Faucher 187
Fechner 551
Feind 185
Fenelon 363. 383. 429. 671
Flemming 179. 382.
la Fontaine 33. 39
Fontenelle 175. 261
Frank 30
Friſch 105
Furetiere 429. 447
Geſner D. Sal. 21
Geſner 111
Giphanius 706
Glover 345
Gottſched 70. 106. 255. 256. 358. 364. 413. 468. 487.
la Grange 453
Griſchov, Aug. 208
Gronouius 590
Grotius 77
Gryphius 53. 169. 180. 404
Günther 59. 119. 183. 383
v. Hagedorn 78
Haller 52. 71. 73
Hallmann 182
Heraus 184
Herodotus 77. 78. 84. 85. 87
Heſiodus 292
Heſychius 707
Hieronymus 4
Hofmannswaldau 181
Heſſberg 365
Homerus 81. 276. 415. 518
Horatius 148. 149. 171. 265. 310. 506. 546
Huetius 674. 703
Humbald 84
Hunold 185
Ioſephus 577
Iuſtinus 80
Iuuenalis 576
Kindermann 24
Kranz 80
Lange, D. Ernſt 187
Laſcaris, Io. 197
Lauz, El. Ch. 188
Leunclauius 199
Lindner 550
Liuius 88
Lohwaſſer, D. Ambr. 187

Locke 207
Lohenſtein 175. 182. 401
Longinus 264
Löſchenkohl, J. C. 549
Lucanus 358
Lucianus 246
Lucretius 174
Magny 290
Marino 280. 345
Marot 457
Martialis 113. 140. 629
Mela 78
Melanchton 284. 285
Menage 427
Menke 183
Merula 87
Mezeray 40
Milton 153. 258. 270
Moliere 119. 363
Möller, Mart. 21
Molza 40
de la Motte 190. 345. 383. 453
Montmaur Pierre de 696
Murmelius 591
Mühlpfort 180
Muſculus, D. Andr. 19
Mylius 83
Neukirch. 119. 185. 368. 673
Neumann Caſp. 216. 223
Neumark 24
Nicolai, M. Io. Frid. 227
Opitz 178. 268. 259
Ouidius 40. 45. 265. 266. 378. 389
Patriet 32
Pelloutier 429
Perrault 256
Petreius 82
Pencer 285
Philander 112
Philelphus Franc. 197
Pietſch 185
Pirkheimer, Bilibald 197
Plato 86
Plautus 619. 763.
Plutarchus 87. 88
Pope 39. 628
Praſch 238
Procopius 294
Pythagoras 978
Quinaut 310
Quinctilianus 114
Rabelais 432
Rachel 172. 183
Racine 148. 383. 394
Randolph, T. 168
Reimmann 283
Richter, M. Mr. Dan. 189
Riſt 180
Röder Joh. Paul 356
Richelet 455
Rouſſeau 383. 453
le Roux 464.
Rudbeck 86
Sagittarius 285
Salmaſius 77. 83. 568. 577
Scaliger 256. 568. 577. 588. 726. 727
Scapula 724
Scioppius 569. 590
Schakeſpear 160. 162. 406
Schellwig, M. Sam. 246
Schilling, M. Joh. Jac. 189
Schoch 180
Schottel 21
Schulemann M. 209
Schwabe M. 105. 527. 549
Schwarz Joh. Chr. 190
Seneca 149. 276
Sieber 180

Singelius, Chr. 284
Socrates 91
Sophocles 394. 412. 413
South D. 159
Spangenberg 360
Steele 143
Strabo 80. 87
Sturm 608
Spreng 187
Tacitus 93
Tadlerinnen 32
Theognis 378
Terentius 158. 600
Theuerdank 176
Tſcherning 186
Vaugelas 443
Venzky 627. 703
Virgilius 136. 174. 271. 276
Viterbo, Annius von 84
Vlphilas 90. 92
Voltaire 362
Voſſius 86
Vulpius, Io. 541
Weidner 366
Weiſe, Chriſt. 119. 474. 486
Werenfels 218
Wicherley 168
Wilkins 207
Winsbeck 176
Witter 188
Wolf 58. 208. 275
Worm, Olaus 91
Zeidler 282. 284
Zuſchauer 42. 143. 366

II. Regiſter der Wörter.

Aus dem Altſächſiſchen S. Engliſch.

Aus dem Arabiſchen.

ברג 93
גר 93

Aus dem Belgiſchen oder Holländiſchen.

Rhaa, Ree 682
Wrack 682

Aus dem Celtiſchen.

Kelt! Kelt! 86
Theut, Theod, Dite 91

Aus dem Teutſchen.

Acker 5
Afterkoſer 17
Agen 7
Allergeyemſt 202
Alraunwurzel, 90
Alt, 89
Anempfenglich 16
Arbayet 201
Armbrepß 6
Armmann 13
Arßballen ibid.
Art 89
Auffitzer 7
Auge 91
Ausreden 89
Arßdewung, Außdeẽung 12
Awsgieſſung der Kinder 6
Backen 19
Band 14. 89. 93
Baß 202
Baſthart 13
Baum der Berenden, 13
Bay 694
Becker 19

Beerenſtechen 202
Begeit 202
Begirig 19
Belonung 201
Bengel 725
Benuegig 14
Berg, Burg, 93
Bernart 89
Beſchweren, 28
Beſuchen 695
Betrucken 14
Bettſtatt, Bettaſel 8.10
Bewreret, 6
Beygurtel 6
Beytten 12
Bider 14
Bieſſem 6
Biſſs, Bißz, Byſſ 8.15
Blab 10
Blaz 202
Bedden 19
Brayt 201
Brennus 89
Brodt 93
Brüche 7
Bugkler, Bückler 15.202
Bürdlein 6
Buſanen 16
Butrich, Butterich 12.14
Cameleon 9
Cirozill 9
Dawider 20
Dapferkait 201
Deckſal 10
Dirzhenen 202
Dienſt ſ. Knechte 16
Dochter, 93
Donau 89
Dönet 13
Druide 89
Durchechten 7.12
Durſtiglich, Durſtigkeit 6.17
Ee, Eeſchaft 11
Eer, 201
Ehergerihte 14
eingehen zu einer 6
Elbe 89
Elend, 28
ellendet, 6
empfenglich 16
Erdäpffel 10
erdihmen 6.11
Erde 89 92
ergrillet 7
erkucken 6.9.11
erkennen 616
ermördt 201
erporn 202
Eſtrich 17
ettnen 12
etwann 83
Europa 88
Exiſtier 16
Eyfferung 15
Fenyr 9
fieren 201
Fledermaus 9
Flor 28
fraißlicher, freyßlicher, freyß- lich 5.11
freydig 202
Freyſamkeit 16
froſcht 202
Fürhauß 14
für Jahren 21
Fürſt 89
Fürung 11
Fuß 89

Fuſt 102
gabe 12
Galander 9
garlauten 7
Garte 93
Gau 89
Gauch 636
Gauckler 10
Gauffel 14
geblündert 201
Geburt ſ. Heiden 13
Gefallen Tag 13
gegni 202
Gehe 15
gehellen 202
gehörnet 8
gejayd 202
gekeſtiget 16
Gelauben 15
geleichet 14
geleichſen 13
gemecheln 11
Gemeyne gemainſami 6. 8. 11. 202
gemeinſamen 6. 14
Gemeinfrau 10
Gemaynſamung 6
genötet 7
geradten 201
gerennt 17
geſenften 16
geſeyn 202
Geſind 5
Geſtreng 7
geſtreußen 202
Geſtiv 8
getewet 15
getorſt, getorſten 7
geturen 6
geunkeuſchet 6
gewänen 202
gewben 15
gewelget, gewölget 12
gezjert 11
Geuden 15
Geytigkeit 13. 17
ginen 15
glenen 14
Golefcheyn 10
Gott, Got 89. 93. 202
Gottart 89
Greyff 9
Grutze 9
Gryßgrammet 17
Gügellein 8
Güß 17
gut 93
hafft 17
Hagenbaum 13
Habung 16
Halchain 11
Halßyeinig 8
Hand 89
Harniſcher 8
haſt 8
Hausgeſind 5
Häußlein Got 13
Heide 662
Heiligmacher 16
heilmachen 6
herabſteigen 707
bereyn 16
Hermann 89
Hermlen 9
herter 11
hichten 17
hiewieder, hinwieder 20
Hilprick, Helſrick 89

Hinderkalung, Hindertkalen 10
Höhzeit 7
holern 16
Honicham 8
Hop 18
Huff 7
Hunderter 13
Hünlein 17
Hunßfliegen 7
Jammerkeit 17
jegen 202
im f. ihm 201
intruckt 9
Keſer 9
Kerl 19
keſtiget 5
keüſch, kewſchen. 6
Kollen 19
kömperlich 202
Kopf der Fürſten. 12
Kramathvögel 10
Krüſtel 17
künden 201
Künig 202
kürmlung 17
lácken 93
lackey 93
laſſen, laſſren, lappen 12. 14
Lampffrich 16
laſterber 10
Latwerg 8
lautmer 12
leblich 9
lebs, Lebſens 5. 8. 14
leſſtzen 5. 8
Leib (Scham) Leib Brodt 10
93
leonart 19
ligen, liegen (mentiri), 19
Löblichkeit 7
Letter 11. 13
luen 16
lüend 17
luſtarm, Luſtram 16
Lützel Lüczell 6
Magd 663
Magſchafft 15
Mähre 89
Mann 89
Manſchlacht, Manſchlechter 10. 11. 15. 17
Mar, Maier 89
Maußarn 9
Mauſer 11
Meiſter der Ritterſchaft 6
menklich 202
Mere 14
merer 5. 6. 9. 13
mettenzeit 17
meyd 6
Miltau 11
mißhellen 15
Mitgeſell 687
Mitnacht 202
Moſtel 11
Mucken 7
Mume 10
Muſpel 9
Murling 10
Mutter 89
Nachrichter 14
Naigung 16
Name 89
Naſe 89
neüe, neve, newr 6. 11
nider, nidder, nedder 19
notzerte 6

nugen 17
nyem 8
nyeſtu 201
ob 6
Offenkammer 15
Oheim 10
Orheuek 7
Orter 8
Oſſe 5
Oſterland 10
Perſir 9
peytten 12
Pferck 17
pflegen 28
Pflugeiſen 12
Prüche 7
pülten 13
Pündtnuß 201
Rad 89
Radelwer 11
Rebbener, Rephüner, Reyhé-
ner 7. 10
Reif 28
Rhein 89
Riete 12
Rohrdumel 9
Rube 100
Rufgötinn 128
Rühlung 17
Sack 89
Saher 16
Sala 89
Sammat 8
Schacher 11. 14
ſchartlich 202
Schatz (Schaum) 10
ſchauff 5
ſcheinende (ſchön, 12
Schelm, ſchelm 7
Schemlichen 15
Schemligkeit, Schemlicheyt
10
Schergen 12
ſcherpffen 13
ſcherpfer 6. 12
Schickung 13
Schiffeskiel 682
ſchier, ſchyer 6
Schnödigkeit 8. 10
Schnellleüffel 16
Schnur 28
Schön des Ackers 17
ſchrot 10
Schwagelen des Eres 17
Schwaigen 5
Seuflin 14
ſiechet 7
Sichtutz, ſiechtumb 8
Sinwel 10. 14
ſpäne (Händel) 202
Sparraderen 14
Spatzen, Spatzlin, Spetzchen 12
ſpennige 202
Sprachhäuſer 15
Steuerruder 682
Stockeyln 9
Stubbe 89
ſummen 15
Sun 15
Sydel 8
Synwelſtein 14
Tauſendter 13
Teut 89
theur 202
Thür, Thor 93
Track 16
Tragung der Er 11
triſchewſel 7
Tunkel 16
Turſtüdel 14
Valck 9
Vater 89

überbringen 23
überführen 28
übergeben 28
überſchlagen 23
überſehen 6
vergebens 13
vergunten 7
veradern 12
vergib, vergicht 16
verjehen 6
verkümmert 12
vernyme 16
verſagen 6
verſchmechten 16
verſchmiſſen 688
Verthönung 137
verweibten 15
verweſen 28
Wetter 80
Wenſt 7
vierötting 8
vil 201
vinſter 16
viſieren 18
Umkhauß 14
Umbiß 202
unberhaftig, unverhaftig 5
unbeſint unebſinnt 6
Undankparkeit, 201
underwet 27
unerkennbar 688
unédlich 202
unwirdig 5. 9.
Vogarl 19
von geſchicht 15
Werhalle 14
üppig 5
ur 88
Uſel 17
Wallung der Beiglein 12
Warnung 14. 15
Webff. Weſel 10
wedderreppen 28
wedderſpreken 28
Wede 19
weeden 7
wandeln 653
Weinberlin 8
Weinzürl 15
Weiſſ 13
Weſer 89
wieder, wider, widder, wedder 19
20. 30
Widerâffrung 11
Widerenſerung 11
wiederhelen 28
Windſpreüß 16. 17
würdiget 14
Wirm 15
wiſpeln 12. 17
Wogen 658
Wolfart 89
Wolkenbruſt 13
wérchte 5
würckete 5
Wurtzler 16
wüten 12
Zaarl 7. 9
Zeche 28
Zelter 87
Zerbleet 6. 13
Zerbleuung des Hertzens 13
zerbrochne Luſſt 12
zerknirſchen 27
zermuſchen 5
zernuſchen 5
Zoll 28
zücheiger 14
Zügel 15
zuckend 87
zulegen 12. 13
zurugk 201
Zwangkſal 5

Aus dem Engliſchen und Alt-ſächſiſchen.

byrg 93
door 93
widar 26

Aus dem Franzöſiſchen.

anneanti 457

debris 682
dragon 456
empoiſoner 457
enrager 457
gouvernail 682
vaiſſeau 680

Aus dem Gothiſchen.

Airtha 92
Augo 93
Bairg 93
Bandi 93
Daur 93
Dauthar ibid.
Fan, fani ibid.
Gards 93
Gataiknida taiknan ibid.
Gathlauhun 93
Gods, Goth. ibid.
Hertha 93
Hlaibs ibid.
lelack, lailack ibid.
thliuhan ibid.

Aus dem Griechiſchen.

ἀγαθὸς 93
ἀγαλλόμενοι 712
ἄλσεα 716
ἄστεως 710
βρύω 720
βαθὺ 708
Γέτης 77
Γοθὸς 77
δάσσε 720
δναΐξας 707
δὸς 91
δυγάτης 93
δύρα ibid.
ἔλσαν 693
καρηκομόωντες 713
κέλσεις 86
κεχαρημένῳ 338
κυάνῃ 706
κόλλαβις 93
λιτομερόωντες 88
μετατετραμμένα 114
μεγάθεα 714
μύθῳ 712
ξυλὰ ἔθνη 95
πᾶν, πάντα 95
πανάγυρις 715
πάγος 93
σαυζεσθαι 77
σαύρης 77
σαύτην ibid.
ὑποκρίσεως 613
ὑποκρίτας ibid.
χόρτος 93

Aus dem Hebräiſchen.

ארץ 93
ארוח 218
איש חמדות 338
חלח 86
חרא 93
חלר ibid.
מקרם 79
מור 214
שלש 78
שלשן ibid.
שלשים ibid.
שלשי ibid.
ישר אמא 88

Aus dem Isländiſchen.

Dotter 93

Aus dem Italieniſchen.

banda 93
Burgo ibid.
occhio ibid.

Aus dem Lateiniſchen.

arida 93
comitatus 647
contra 18. 23. 25.
contradicere 28
conuincere ibid.
erga 27
exundare 28
faunus 93
gleba ibid.
globus ibid.
graditur 650
habilis 650
libum 92

mater 89
occupari 28
oculus 93
placentula 28
praecipitari ibid.
pruina ibid
pullus ibid.
referre 28
relatio 49
repetere 28
reportare ibid.
revocare ibid.
rurſus 18. 23. 25. 26
ſtraiicere 28
tranſugere ibid.
tranſportare ibid.
taxare. 28

Aus dem Puniſchen.

Kartha 93

Aus dem Phrygiſchen.

Beccos 85. 89
Bedy 89
Ma ibid.

Aus dem Ruſſiſchen.

giord, gorod 93

Aus dem Schwediſchen.

Döör 93
Gart 93
Iörd ibid.
lacka ibid.
öga ibid.

Aus dem Scythiſchen

Skütte 77
Scoloten 78

Aus dem Spaniſchen.

ochos 93

Aus dem Tartariſchen.

Horda 93
Oeghen 93

Aus dem Wendiſchen.

Klieb 93
Pani 93

III. Regiſter der Sachen.

Actus ſiehe Aufzüge
Aegyptier, ob ſie älter als die Scythen ſind 80
Aehnlichkeit, Begriff davon aus der Meßkunſt 48. was ſie ſey 49. derſelben Grade bis an den höchſten werden ausgemacht 66. 68
Alter, die vier menſchlichen werden unter dem Bilde der vier Jahreszeiten vorgeſtellt 131
Amazonen, ſind ein ſcythiſches Frauenzimmer 80
Aufzüge, woher ſie den Namen haben 127
Ausſprache, der Schauſpieler Fehler darwider bey theatraliſchen Vorſtellungen 309. 311

B. was es bedeuten ſoll 223
Barden ihre Verdienſte in der Poeſie 175
Beck und Bruck, ob man es ſo ſchreiben könne 100. 109. 116
Beredſamkeit, wird mit der Schaubühne verglichen 355. kann auf der Schaubühne gelernet werden 608
Bergmannslied, ein altes vom ſächſiſchen Prinzenraube 541
Beſchreibungen, ſchlüpfrige taugen für keinen Moraliſten 34. poetiſche zu machen, was dazu gehört 103. ſoll man am liebſten von menſchlichen Gemüthsbewegungen, Handlungen, u andern natürlichen Dingen machen 114. Exempel einer eratoriſchen abgeſchmackten 239

Beyfall, fällt oft auf nichtswürdige Dinge 146. 167. Horazens und Seneca Urtheil davon 149
Beywörter, Exempel neuer ſeltſamer 242. 243. Virgils natürliche und Bodmers maleriſche gegeneinander gehalten 666
Bild, Erklärung, was man mit dieſem Worte ſagen will 48
Buchſtaben, was ſie ſind 222. 227. müſſen in allen Sprachen ſeyn! 206. ſelbſtlautende, haben in der deutſchen Sprache allezeit einen langen Ton 23
Butzacker Tartern, ihre Sprache kömt mit der Deutſch. überein 92
Celten, Urſprung des Namens 86. was für Völker darunter begriffen geweſen 87
Celtiſche, Sprache ſtammt von der hebräiſchen ab 76. ihr Alterthum 85. Spuren davon mit Exempeln 89
Chineſiſche Sprache iſt die weitläuftigſte 463
Cimbrer und Scythen, ob es ein Volk ſey 77
Comödianten, verſtehen ſelten die Regeln der Schaubühne 166. 167
Comödie, gereimte, kann darum nicht verworfen werden, weil niemand natürlicherweiſe in Verſen redet 64 tugendhafte, wie man ſie billigen könne 467
Complimenten, die franzöſiſche Sprache hat viel hyperboliſche 458
Criticus, wird fälſchlich mit einem Neidiſchen für einerley gehalten 145. 146. ob er die Fehler entdecken, oder bedecken ſoll 152. ob es ſehr ſchwer iſt, einer zu werden 558. worinnen der neumodiſchen Weſen beſteht 562
Deutlichkeit, ob es ein poetiſcher Charakter ſey 698
Deutſchen haben im 16. Jahrhunderte keine gewiſſe Rechtſchreibung gehabt 26
Deutſche Sprache ſtammt aus der ſcythiſchen, celtiſchen und gothiſchen 76. ihre Uebereinſtimmung mit andern 281. wird in Anſehung der Sylben mit der Franzöſiſchen verglichen 425 wider die Vorurtheile der Franzoſen gerettet 430. ob die Hoch- oder Plattdeutſche beſſer ſey 439. ihre Kenntniß erleichtert die Erlernung der lateiniſchen 531
Dichter ſiehe Poeten
Dichtkunſt ihre Nachahmung iſt zweyerley 51. hilft zu deutlichen Begriffen 69. was ihr rechter Endzweck iſt 377. der Barden Stärke darinn 175
Einheit, dreyfache der Schauſpiele, iſt in einer alten Comödie beobachtet 119
Ergetzlichkeiten muß man der Jugend vergönnen 601
Erzählungen, Exempel einer abgeſchmackten oratoriſchen 237
Europa, künſtliche Zuſammenſetzung dieſes Wortes 88
Figuren, Exempel einer abgeſchmackten Anwendung derſelben in der Beredſamkeit 240
Franzoſen, nicht alles, was ſie hochſchätzen, iſt nachahmungswerth 112.

112. nicht alles, was ſie machen, findet bey ihren Kunſtrichtern Beyfall 113
Franzöſiſche Sprache hat viel harte Sylben 423. 425. ihr Urſprung 429. hat viel diminutiva 446. iſt weitläuftiger als die lateiniſche und deutſche 449. ob ſie allen Doppelſinn vermeide 451. ob die beſten Bücher darinn geſchrieben ſind 460
= = = Sprachlehrer, ihre Fehl. 454
Gas was es bedeute 223
Gelehrte, bekümmern ſich mehr um Sachen als Wörter 29
Gemüthsbewegungen, wie ſie ſich äuſſern, und wie man ſie erregen könne 54
Geſellſchaft, Nachricht von einer neuen deutſchen in Königsb. 547
Gewohnheit, darinn beſteht die gleiche Schönh. der Sprachen 459
Gleichniſſe, Exempel eines abgeſchmackten oratoriſchen 239. finden in Trauerſpielen nicht ſtatt 397 in wie fern ſie in Tragödien gebraucht werden können 410. Breitingers Einwürfe dagegen werden widerleget 417. warum Homer zu Anfang ſeiner Ilias wenig, Virgil zu Anfang ſeiner Aeneis viel habe 417. ob diejenigen ſchön ſind, deren Aehnlichkeit verborgen iſt 509
Gothen, Nachricht von dieſen Völkern 294
Gothiſche Sprache ſtammt von der Hebräiſchen 76. iſt von der celtiſchen unterſchieden 90. viele Wörter von ihr ſind in den alten deutſchen Rechten befindlich 91. wie weit ſie ſich ausgebreitet hat 92. ihre Uebereinſtimmung mit andern Sprachen 93
Grammatik, wer eine geſchrieben habe 207
Handlung ſiehe Aufzüge
Hebräiſche Sprache iſt die älteſte 76. ihre beſondere Eigenſchaft 210
Hülfswörter, ich habe, ich bin, ſind in der gothiſchen und fränkiſchen Sprache 93. 94
Jeſuiten, billigen die Schauſpiele in Schulen 608
Italieniſche Sprache wird mit der arabiſchen verglichen 428 ihr Urſprung 429. hat viele diminutiva 446
Jugend, wie nützlich es ihr ſey, wenn ſie Schauſpiele aufführet 611
Kleidungen ſind in Schauſpielen meiſtens ungereimt 312. 314. ob man die alten griechiſchen und römiſchen auf der Schaubühne einführen ſoll 316. 319
Körper, ſeine verſchiedene Theile 55
Kunſtrichter ſiehe Criticus.
Lateiniſche Sprache, wie man ſeine Stärke in derſelben anwenden ſoll 574
Liebe, ob man dieſes Wort in allen Sprachen ſo nachdrücklich geben könne 317
Lob, wie es ein Criticus ausſpenden ſoll 574

Beyfall, fällt oft auf nichtswürdige Dinge 146. 167. Horazens und Seneca Urtheil davon 149
Beywörter, Exempel neuer ſeltſamer 242. 243. Virgils natürliche und Bodmers maleriſche gegeneinander gehalten 666
Bild, Erklärung, was man mit dieſem Worte ſagen will 48
Buchſtaben, was ſie ſind 222. 227. müſſen in allen Sprachen ſeyn 206. ſchleifen cude, haben in der deutſchen Sprache allezeit einen langen Ton 23
Butzacker Tartern, ihre Sprache kömt mit der Deutſch. überein 92
Celten, Urſprung des Namens 86. was für Völker darunter begriffen geweſen 87
Celtiſche, Sprache ſtammt von der hebräiſchen ab 76. ihr Alterthum 85. Spuren davon mit Exempeln 89
Chineſiſche Sprache iſt die weitlaufteſte 463
Cimbrer und Scythen, ob es ein Volk ſey 77
Comedianten, verſtehen ſelten die Regeln der Schaubühne 166. 167
Comodie, gereimte, kann darum nicht verworfen werden, weil niemand natürlicherweiſe in Verſen redet 64 tugendhafte, wie man ſie billigen könne 467
Complimenten, die franzöſiſche Sprache hat viel hyperboliſche 458
Criticus, wird fälſchlich mit einem Neidiſchen für einerley gehalten 145. 146. ob er die Fehler entdecken, oder bedecken ſoll 152. ob es ſehr ſchwer iſt, einer zu werden 558. worinnen der neumodiſchen Weſen beſteht 562
Deutlichkeit, ob es ein poetiſcher Charakter ſey 698
Deutſchen haben im 16. Jahrhunderte keine gewiſſe Rechtſchreibung gehabt 26
Deutſche Sprache ſtammt aus der ſcythiſchen, celtiſchen und gothiſchen 76. ihre Uebereinſtimmung mit andern 281. wird in Anſehung der Sylben mit der Franzöſiſchen verglichen 425 wider die Vorurtheile der Franzoſen gerettet 430. ob die Hoch- oder Plattdeutſche beſſer ſey 439. ihre Kenntniß erleichtert die Erlernung der lateiniſchen 531
Dichter ſiehe Poeten
Dichtkunſt ihre Nachahmung iſt zweyerley 51. hilft zu deutlichen Begriffen 69. was ihr rechter Endzweck iſt 377. der Barden Stärke darinn 175
Einheit, dreyfache der Schauſpiele, iſt in einer alten Comödie beobachtet 109
Ergetzlichkeiten muß man der Jugend vergönnen 601
Erzählungen, Exempel einer abgeſchmackten oratoriſchen 237
Europa, künſtliche Zuſammenſetzung dieſes Wortes 88
Figuren, Exempel einer abgeſchmackten Anwendung derſelben in der Beredſamkeit 240
Franzoſen, nicht alles, was ſie hochſchätzen, iſt nachahmungswerth 112.

112. nicht alles, was ſie machen, findet bey ihren Kunſtrichtern Beyfall 113
Franzöſiſche Sprache hat viel harte Sylben 423. 425. ihr Urſprung 429. hat viel diminutiva 436. iſt weitläuftiger als die lateiniſche und deutſche 449. ob ſie allen Doppelſinn vermeide 451. ob die beſten Bücher darum geſchrieben ſind 460
Sprachlehrer, ihre Fehl. 454
G. was es bedeute 223
Gelehrte, bekümmern ſich mehr um Sachen als Wörter 29
Gemüthsbewegungen, wie ſie ſich äuſſern, und wie man ſie erregen könne 54
Geſellſchaft, Nachricht von einer neuen deutſchen in Königsb. 547
Gewohnheit, darum beſteht die gleiche Schönh. der Sprachen 459
Gleichniſſe, Exempel eines abgeſchmackten oratoriſchen 239. finden in Trauerſpielen nicht ſtatt 397 in wie fern ſie in Tragödien gebraucht werden können 410. Breitingers Einwürfe dagegen werden widerleget 417. warum Homer zu Anfang ſeiner Ilias wenig, Virgil zu Anfang ſeiner Aeneis viel habe 417. ob diejenigen ſchön ſind, deren Aehnlichkeit verborgen iſt 509
Gothen, Nachricht von dieſen Völkern 294
Gothiſche Sprache ſtammt von der Hebräiſchen 76. iſt von der celtiſchen unterſchieden 92. viele Wörter von ihr ſind in den alten deutſchen Rechten befindlich 91. wie weit ſie ſich ausgebreitet hat 92. ihre Uebereinſtimmung mit andern Sprachen 93
Grammatik, wer eine geſchrieben habe 207
Handlung ſiehe Aufzüge
Hebräiſche Sprache iſt die älteſte 76. ihre beſondere Eigenſchaft 219
Hülfswörter, ich habe, ich bin, ſind in der gothiſchen und fränkiſchen Sprache 93. 94
Jeſuiten, billigen die Schauſpiele in Schulen 608
Italieniſche Sprache wird mit der arabiſchen verglichen 428 ihr Urſprung 429. hat viele diminutiva 445
Jugend, wie nützlich es ihr ſey, wenn ſie Schauſpiele aufführet 611
Kleidungen ſind in Schauſpielen meiſtens ungereimt 312. 314. ob man die alten griechiſchen und römiſchen auf der Schaubühne einführen ſoll 316. 319
Körper, ſeine verſchiedene Theile 55
Kunſtrichter ſiehe Criticus.
Lateiniſche Sprache, wie man ſeine Stärke in derſelben anwenden ſoll 574
Liebe, ob man dieſes Wort in allen Sprachen ſo nachdrücklich geben könne 337
Lob, wie es ein Criticus ausſpenden ſoll 574

Lobſprüche, critiſche, wie ſie ausſehen müſſen 576. 577
Logogryphes eine Gattung von Sinnaedichten 95. 97. 99. man will ſie im Deutſchen einführen 96. ob ſie einigen Nutzen haben 98. 101. 102
Luſtige Perſon in Schauſpielen iſt unnatürlich 312. iſt ſchädlich 363
Malerey ihre Regeln beruhen auf der Nachahmung 46
Merkur Urſprung ſeines Gottesdienſtes 86. ſeine verſchiednen Namen 86. 91
Metaphoren, in wie fern ſie ſchön ſind 456
Meynung, iſt vom Wahne unterſchieden 260
Moraliſt, nöthige Eigenſchaften deſſelben 44
Muſik, ihre Regeln beruhen auf der Nachahmung 46. wie ſie Figuren nachahmet 61
Nachahmung ein richtiger Begriff davon iſt nöthig und wird beſtimt 45. 47. 48. 50. womit ſie ſich beſchäfftige 49. erweckt Vergnügen, welches ihr Endzweck iſt 75. 372. 377. kann geſchehen, ohne die Fehler oder Tugenden des nachgeahmten Schriftſtellers anzunehmen 119. der Natur iſt einem Maler und Poeten nöthig 157. dient zum Unterrichte und Betrug 373 muß genaue Aehnlichkeit haben 380. muß geſchehen nach den Vorſtellungen, derer, die das Bild vergnügen ſoll 388. wider ihre Regeln handeln einige Kunſtrichter 395
Nachſpiele, Schade, den ſie verurſachen 321
Normänner haben berühmte Gelehrten unter ihren Landsleuten gehabt 436
Normanniſche Sprache, warum ſie den Franzoſen verhaßt iſt 436 ob ſie in Verbindungen arm und elend iſt 440
Opera was dieſes für ein Gedicht ſey 185
Perſonen, einer Fabel muß der Dichter, ſo bald er ſie aufführet, mit Namen nennen laſſen 687. unbekannte darf ein Dichter gar nicht nennen ohne ſie zu beſchreiben 694
Poeſie, ſiehe Dichtkunſt.
Poeten einige engliſche theatraliſche critiſirt 154. 166. 406. 407 müſſen Regeln verſtehen 172. wer dieſen Namen verdienet 173 was ſie für Recht über den Wahn und die Sagen haben 277. ihre Pflichten in Anſehung der Schreibart 323 ihre Pflichten in Anſehung der Deutlichkeit 381. ob ſie mehr vergnügen, als unterrichten ſollen 378
Quodlibet, was dieſes für ein Gedicht ſey 186
Räthſel was es ſey 74
Rebus eine Art abgeſchmackter Sinnaed. der Franzoſen 112
Rechtſchreibung, wird von Gelehrt. als ein Nebenwerk getrieben 29
Redensarten, Exempel einiger neuen ſeltſamen 242
Redner, wo er gute Stellungen lernen muß 613

Regeln, was und wie nothwendig ſie ſind 155. 159. ob und wenn man davon abgehen könne 155. 156. müſſen auch von erhabnen Geiſtern beobachtet werden 158
Reimes reiches können im Deutſchen nicht gelten 101
Rollen, der Schauſpieler Fehler bey Austheilung derſelben 319
Runen, woher ſie den Namen haben 90. wer ſie erfunden habe 90
Sage, was man darunter verſtehen müſſe 274. ob und in wie fern ſich ein Poet ihrer bedienen kann 256. 275
Schäferſtand, wie man ihn dichten müſſe 44
Schalkhaftigkeit, iſt von der Unflätherey unterſchieden 35
Schaubühne, iſt eine Schule der Beredſamkeit 354. ungereimte Verzierungen und Verwandlungen derſelben 304
Schauſpiele ihr Lob 364. wie ein untadelhaftes beſchaffen ſeyn muß 617. ihr Nutzen, und was ihn hindert 297. 605. 298. ihr beſonderer Nutzen in Schulen 600. ihr Schickſal 360. ſollen nicht aus bibliſchen Geſchichten genommen werden 361. einige engliſche critiſirt 163. 168. 406. 407
Schauſpieler, ſollten auf Koſten des Staats unterhalten werden 299. ſiehe Comödianten.
Scherz muß zuchtig, ſchamhaftig und ehrbar ſeyn 39
Schön iſt nicht alles, was ſchwer iſt 183
Schrift, runiſche und gothiſche iſt einerley 90
Schulfeſt, Beſchreibung eines in Annaberg gewöhnlichen 477
Schulmäuler, ſollen die deutſche Sprache nach Regeln verſtehen 527
Scythen, was für Volker darunter verſtanden werden 76. Urſprung des Namens 77
Scythien nach der Sündfluth am erſten bewohnt 78
Scythiſche Sprache ſtammt von der Hebräiſchen 76. wenn ſie anfängt 82. theilt ſich in verſchiedne Mundarten 82. daraus entſtehen viele andere 83
Sibyllen, Meynung davon 291
Sittenlehrer, ſiehe Moraliſt
Soror, Bedeutung dieſes Wortes nach ſeinen Buchſtaben 224. 228
Spiele, welche der Jugend am dienlichſten ſind 602
Sprachen, jede hat ihre Mundarten 84. was ſie ſey 205. die Uebereinſtimmung derſelben zu erkennen iſt ſchwer 204. müſſen alle gewiſſe Buchſtaben und Arten der Wörter haben 206. wer die erſte erfunden habe 220. ihre emphatiſche Eigenſchaft 221. verſchiedene Erkenntniß derſelben 211. 212. worauf die Uebereinſtimmung derſelben ankomme und wie man ſie unterſuchen müſſe 216. 221. was bey ihrer Uebereinſtimmung merkwürdig iſt 215. ihre Gleichheit aus der Abſtammung einer von der andern 229. 230 ihre Genealogie auf Landcharten bemerkt 232. einige ſind nicht ſchön 420. worinn ihre Vollkommenheit beſtehe 448. ob man in einer alle Begriffe muß ausdrücken können 462. was eine jede für Begriffe ausdrücken könne 464

Sprachlehre, ſiehe Grammatik.
Stralſund, Urſprung dieſes Wortes 129
Teutonen, wer ſie ſind 88
Tod, Bedeutung dieſes Wortes nach ſeinen Buchſtaben 224
Ton, woraus er beſtehe 68
Trachten ſiehe Kleidungen
Tragödien, wie man darinnen nachahmet 390
Tugend iſt in einer Sittenſchrift nicht zu beleidigen 32
Vater unſer in gothiſcher Sprache 94
Verhältniß, was es ſey 49
Uebereinſtimmung allgemeine aller Sprachen worinn ſie beſtehe 205. der Sprachen aus ihrem Urſprunge 208. beſondere der Sprache 209
Ueberſetzer ſeine Pflicht rein und deutlich zu überſetzen 331. ob er von Wort zu Wort überſetzen muß 335. muß auf den Sprachgebrauch ſehen 335. 338. darf nicht zu ſehr vom Grundtexte abweichen 340. ſeine Pflichten, und in wie fern es möglich iſt, ſie zu erfüllen 627. 628. 643. Strafe eines elenden 670
Ueberſetzung, Proben einer ſchlechten aus dem Xenophon 197. ihre Schwierigkeit 333. ob man ſie verwerfen ſoll 672
Vergnügen, worinn es bey Schauſpielen beſtehe 621
Undeutlichkeit worinn ſie beſtehe 382
Vorbild, was es ſey 48
Vorſtellungen, ungereimte theatral. finden Vertheidig. 144. 145. 148
Wahn, ob und wie weit ſich ein Poet deſſen bedienen könne 256. 263. wahrer Begriff davon 257. deſſen Quellen und Unterſchied 260. 263
Wahrſcheinlichkeit der Vorſtellung in Schauſpielen iſt nothwendig 300. 303. was ſie ſey 302. worinn die innere beſtehe 301. 302. ob ſie vollkommen werden könne 316
Wieder, wider, wie dieſes Wörtchen zu ſchreiben iſt 18
Wörter, viele von unterſchiednem Verſtande haben einerley Rechtſchreibung 28. ihre Arten ſind in allen Sprachen 206. ihre Uebereinſtimmung in verſchiedenen Sprachen 227. ob man in der Ordnung derſelben die Schönheit der Sprache ſuchen müſſe 451
Worträthſel, ſiehe Logogryphen.
Wunderbares, ſeltſame Beſchreibung davon 500
Zauberey, eine erdichtete wird gerechtfertiget 518
Zeitrechnung, bequemſte Eintheilung derſelben 289
Zierrathen der Schauſpiele, wie ſie beſchaffen ſeyn ſollen 618
Zuſchauer, ob ihn die neuen Trachten der alten Helden auf der Schaubühne irre machen 318
Zweydeutigkeiten läppiſche, wenn man der Schriftſteller Worte verdrehet 686

Ende des achten Bandes.

Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds,

öffentl. Lehrers der Weltweisheit und Dichtkunſt zu Leipzig,

Gedichte,

geſammlet und herausgegeben

von

Johann Joachim Schwabe, M. A.

Mit allergnädigſter Freyheit.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
1736.

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

August von Häseler,

Erb und Gerichtsherrn auf Hesler und Gestinz,

Sr. Königl. Majestät in Preussen und Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg hochbestalltem Kriegs- und Domainenrathe, auch Oberempfängern in dem Herzogthume Magdeburg,

Meinem gnädigen Herrn;

Wie auch

Dem

Hochedelgebohrnen Herrn,

HERRN

Johann Chriſtoph Block,

Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen und Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg hochbeſtalltem Kriegs- und Domainenrathe, auch Landrentmeiſter in dem Herzogthume Magdeburg,

Meinem hochzuehrenden Herrn.

Hochwohlgebohrner,
Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrteſte Herren Kriegsräthe!

Ew. Hochwohl- und Hochedelgebohrnen Namen dieſem Buche vorzuſetzen, möchte ich wohl keine erhebliche Urſachen zu haben ſcheinen; wenn man mich nach denen Stücken beurtheilen wollte, die zu den erſten Zueignungsſchriften Anlaß gegeben. Eben dieſes aber freuet mich, weil ich dadurch vor dem Vorwurfe geſichert werde, welchen man den gewöhnlichen Zuſchriften mit Rechte machen

kan. Denn da ich Denenſelben hier weder für eine genoſſene Wohlthat danken, noch mir eine neue Gewogenheit ausbitten darf: So wird der Verdacht einer Schmeicheley gänzlich von mir wegfallen, und der Grund meines iſzigen Unternehmens ſich allein auf eine reine Verehrung Dero rühmlichen Eigenſchaften ſtützen.

Ich erinnere mich noch des ſüſſen Vergnügens, welches ich bey meinem Aufenthalte in Magdeburg empfand, wenn ich aus vielen Proben erfuhr, was für groſſe Liebhaber der Muſen Ew. Hochwohl- und Hochedelgeb. ſeyn müßten. Es iſt etwas ſeltenes, daß dieſe huldreiche Göttinnen daſelbſt einen Zutritt finden, wo man mit Einnahmen und Rechnungen beſchäfftiget iſt. Der Klang des Geldes iſt ſo durchdringend, daß alle ihre Seytenſpiele dabey nicht gehört werden; und die mit Linien und Strichen erfüllten Blätter haben eine ſolche Kraft, daß ſie nach und nach einen

völligen

völligen Ekel vor allen ſinnreichen und gelehrten Schriften erwecken. Jedoch das Beyſpiel Ew. Hochwohl- und Hochedelgeb. zeiget, es ſey nicht unmöglich, daß man dem ungeachtet dennoch einen zarten Geſchmack an den freyen Künſten beybehalten könne. Der Eifer und die Treue, womit Dieſelben die Einkünfte des Landes beſorgen, und in ihrer gehörigen Richtigkeit erhalten, benimmt Denenſelben zwar die Zeit, doch nicht den Trieb, ſich mit den Muſen zu vergnügen. Dieſes habe ich ſchon oftmals in der Stille gerühmt, und nebſt denen andern Tugenden, die Ew. Hochwohl- und Hochedelgeb. erheben, voll Verwunderung mit Schweigen verehret.

Dürfte ich aus einer Zueignung eine Lobſchrift machen: So würden mir Dero viele Verdienſte überflüßigen Vorrath dazu hergeben. Da es aber zu meiner Abſicht genug iſt, daß ich Denenſelben nur meine Hochachtung einmal öffentlich zeige: So

werde ich mich weiter in nichts einlassen. Es müssen ohnedem zu Dero verdientem Lobe solche Herolde seyn, dergleichen ich itzo Denenselben einen überreiche, welcher mit seinen Schriften zugleich diejenigen verewigen wird, denen zu Ehren er sie aufgesetzt. Hiezu bin ich zu schwach, und Ew. Hochwohl- und Hochedelgeb. werden zufrieden seyn, wenn ich Dieselben versichere, daß ich auch in entfernter Luft noch nicht aufgehört habe, noch jemals aufhören werde, mit schuldigster Ergebenheit zu seyn

Ew. Hochwohl- und
Hochedelgebohrnen,
Meiner hochgeschätzten Gönner,

Leipzig, im September
1736.

gehorsamster Diener,
M. Johann Joachim Schwabe.

Ver-

Vorrede.

Geneigter Leſer!

Deine Einbildung, womit du dieſe Vorrede zu leſen anfängſt, wird dir gewiß fehl ſchlagen. Ich muß dir ſolches gleich bey dem Eingange entdecken, damit dein Verdruß nicht gar zu heftig werde, wenn du dasjenige hier nicht gefunden haſt, was du doch nothwendig anzutreffen vermeynet. Du forderſt vermuthlich von mir, als ein Recht, welches dir ohne Ausnahme zuſtändig iſt, ich ſolle dich mit kläglichen Worten um Verzeihung bitten, daß ich mich gewaget, ein Buch voll Verſe ans Licht zu ſtellen; weil doch alle Buchläden, nach deiner Meynung, davon voll ſind. Ich habe dir ſolches auch erſtlich nicht verſagen wollen, da ich nachdachte, was ich dir auf den erſten Blättern dieſes Vorberichts ſagen könnte. In dieſer Abſicht ſammlete ich mir die beſten Redensarten, mit denen man ſich bey der gelehrten Welt zu entſchuldigen pfleat, daß man ihre Bücherverzeichniſſe mit dem Titel, Gedichte verſtärket. Allein ich konnte mich noch nicht überreden, daß die Dichtkunſt unter allen an-

dern Künsten und Wissenschaften die geringste seyn sollte. Ich sahe alle Messen so viel andere Bücher von allerhand Art heraus kommen, die sich nicht mit einer so übel angebrachten Demuth und Schamhaftigkeit in unsere Büchersäle einschmeichelten. Ich fand die Stellen, wo sie sich eindrangen, schon so wohl besetzt, daß man ihrer mit dem größten Fuge entübrigt seyn konnte. Sie hatten nichts an sich, welches ihnen einen Vorzug vor den bereits verhandenen Stücken hätte geben können. Nichts destoweniger durften sie sich doch mit einem gewissen Trotze für unentbehrlich, höchstnützlich und nöthig ausschreyen; und man glaubte so gar ihrer Versicherung. Dieses machte mich stutzig, und ich wußte nicht, was für ein feindseliges Gestirn allein die Herausgeber poetischer Werke verfolgen sollte, daß sie sich meistentheils einer liebkosenden Begleiterinn bedienen müßten, wenn sie einen Zutritt erlangen wollten. Es lag mir beständig im Sinne, daß die erste Welt einen poetischen Ausdruck für die Sprache der Götter gehalten hatte. Die größten Geister und geschicktesten Köpfe hatten sich ihrer beflissen, und eine nicht gemeine Ehre darinnen gesucht. Itzt aber sollte ich die Freunde der Musen gleichsam in der Sprache der Supplicanten reden hören: Das war zu viel! Ein so niederträchtiges Verfahren schien mir der majestätischen Hoheit der Dichtkunst gänzlich zuwieder zu seyn, und ich glaubte, daß nur die kleinsten Geister dazu fähig wären. So gleich verbannete ich alle die schönen Blümchen, womit ich meine Vorrede auszuzieren, u. dich wegen dieser gesammleten Gedichte um Vergebung zu bitten entschlossen war. Ich wollte lieber deine Hoffnung zu Schanden werden lassen, als dieß Buch und mich beschimpfen. Auf-

Auſſerdem darfſt du nicht glauben, daß dieſe Vorrede dazu beſtimmt iſt, daß ſie dir den Werth und die Schönheit derer Gedichte kentlich machen und anpreiſen ſoll, die ich itzt herauszugeben die Ehre habe. Verdienen ſie einige Hochachtung: So werden ſie ſich ſolche ſchon ſelbſt zuwege bringen. Es würde mir leid ſeyn, wenn ſie einen Theil derſelben meiner Kühnheit ſollten zu danken haben, womit ich ſie hervor treten ließe. Du wirſt es zwar gewohnt ſeyn, daß die Vorreden der Herausgeber fremder Werke von deren Vortrefflichkeit, Nutzbarkeit, Wichtigkeit und Vorzügen vor vielen andern Schriften ihrer Art viele Worte machen. Allein ich habe mich jederzeit gewundert, daß ſie ſich nicht geſcheut, in ihrer eigenen Sache ein Zeugniß abzulegen. Es iſt mir immer verdächtig vorgekommen, wenn man ſeine Leſer durch Anzeigung vieler guten Eigenſchaften eines Werks zum Voraus einzunehmen geſucht hat. Lies und beurtheile es ſelbſt, ohne meine Vorſchrift. Ich traue dir ſchon ſo viel Verſtand und Einſicht zu, daß du wirſt unterſcheiden können, ob dieſe Gedichte von der gemeinen Art ſind, deren du vielleicht genug geleſen haſt, oder ob ſie zu einer höhern Gattung gehören, die bey uns eben noch nicht gar zu bekannt iſt. Mich dünkt, ich würde dir und dem Herrn Verfaſſer derſelben viel Unrecht thun, wenn ich etwas entſcheiden wollte.

Dieß überhebt mich auch der Mühe, deſſelben Lobredner allhier zu werden. Ich darf mich nicht befleiſſen, durch einen künſtlichen Ausdruck zu verſichern, daß unter ſeinen vielen Verdienſten ſeine groſſe Poeſie die kleinſte iſt. Er hat ſich ſchon ſelbſt der gelehrten Welt bekannt genug gemacht, und bedarf meiner unzeitigen

Em

Empfehlung nicht. Es erfreuet mich nur, daß ich itzt die Anmerkung des scharfsinnigen Kopfes so glücklich zu Schanden machen kan, welcher uns die Mittel, in der gelehrten Welt berühmt zu werden, gezeiget hat. Denn da er glaubt, daß derjenige, der eines andern Schriften bekannt macht, nicht umhin kan, viel Vortheilhaftes von deren Urheber zu sagen: So sieht er, daß er in seinen Muthmassungen für diesesmal stark geirret hat.

Zwar darf ich mich eben nicht so groß damit machen, daß ich von seiner Vorschrift in diesem Stücke abgewichen bin. Vielleicht bin ich ihr in einem andern desto genauer gefolget. Man wird solches ohne Zweifel bald errathen, und ich darf wohl kein Geheimniß daraus machen. Ich könnte zwar leicht unterschiedene wahrscheinliche Ursachen anführen, wenn man mich fragte, warum ich mir angelegen seyn lassen, die Gedichte eines berühmten Poeten unter uns zu sammlen u. herauszugeben. Man würde sichs schon gefallen lassen, daß ich bey der Mode geblieben, die in diesem Jahrhunderte unter unsern Dichtern im Gebrauche gewesen; da die wenigsten ihre eigene Früchte der Welt haben zeigen wollen; da allezeit ein Fremder hat kommen, und sie wieder Willen aus ihrer Verwahrung hervorziehen müssen; da die Dichter zuweilen selbst die einzigen gewesen, die ihre Werke zum Drucke befördert, und sich dennoch in der Vorrede angestellt haben, als wenn solche von einem andern, mit grosser Furcht vor des Verfassers Bescheidenheit, zusammen gelesen worden. Allein ich würde damit nicht die wahre Ursache entdecken, und mich dazu eines grossen Verbrechens schuldig machen. Ich würde eine

Ver-

Verleumdung gegen einen Mann begehen, den ich mit vieler Ergebenheit verehre. Denn es ist mit Wissen und Willen des Herrn Professor Gottscheds geschehen, daß ich seine Gedichte unter die Presse gegeben. Er hat es mir auf mein Ansuchen erlaubt; und es ist nicht schwer zu erkennen, daß ich ihn wegen einiger Stücke, sonderlich derer in fremdem Namen, müsse zu Rathe gezogen haben. Er selbst würde es sich nicht für unanständig gehalten, oder sich aus einer überflüßigen und verstellten Bescheidenheit geweigert haben, sie dem Drucke zu überlassen. Noch weniger ist es ihm zu schwer oder zuwieder, einige Bogen in Ordnung zu bringen, und den Druck derselben zu besorgen; und so viel Muße, als dazu gehört, würde sich auch schon gefunden haben. Warum habe ich denn nun aber dieses alles übernommen? Die richtigste Antwort wäre wohl, weil ich unterschiedene Gedichte in Händen hatte, die der Herr Verfasser selbst nicht mehr besaß, und ich weit stärker glaubte, als er, daß vielen mit deren Herausgabe ein Gefallen geschehen würde. Doch man möchte das nicht für zulänglich halten, und da kömmt es mir sauer an, noch offenherziger darauf zu antworten, und etwas so freymüthig zu bekennen, welches andre meines gleichen sorgfältig zu bemänteln suchen. Was ist aber zu thun? Man hat bereits aus der Schule geschwatzt, und ich weis, alle meine Leser werden darauf verfallen, daß ich gesucht habe, mich durch die Ausgabe dieser Gedichte berühmt zu machen.

Es ist wahr, mich hat ein kleiner Ehrgeiz dazu verleitet, und ich habe gleichwohl das gute Vertrauen, daß mir meine Absicht nicht zu Wasser werden

wird.

wird. Ich könnte mir solches gewiß versprechen, wenn ich nur einen alten Griechen oder Lateiner von neuem herausgäbe. Denn ich kenne grosse Männer, die einen hohen Ruhm unter den Gelehrten dadurch erlangt haben, unerachtet sie weiter nichts gethan, als was ich itzt thue. Allein so muß ich noch hoffen, ob es mir gelingen wird; weil es zur Zeit eben nicht scheint, daß man auch deutschen Büchern dergleichen Kraft und Vorrecht einräumen wolle. Jedoch, da man schon anfängt, denenjenigen die gesuchte Ehre nicht zu versagen, die uns die alten geschriebenen Stücke unserer Vorfahren sammlen: So kan ich mir wenigstens mit der süssen Vermuthung schmeicheln, sie werde mir auch zu Theil werden. Denn das Alter wird doch wohl keinen Unterschied unter einer gleichen Bemühung machen. Das würde sonst parteyisch gehandelt seyn, wozu aber die Republik der Gelehrten nicht fähig ist.

Vielleicht sähe ich meine Begierde so gleich gestillt, wenn ich nur noch in diesem Vorberichte etwas Wichtiges ausgeführt, oder das ganze Werk mit einigen Abhandlungen begleitet hätte. Es ist allerdings ein Versehen von mir, daß ich es so stark gemacht habe, daß mir kein Raum für meine Arbeit übrig geblieben ist. An meinem guten Willen hat es nicht gelegen, dir, geneigter Leser! meine Gelehrsamkeit zu zeigen. Ich stund in Bereitschaft, einigen philosophischen Feinden der Dichtkunst zu wiedersprechen, welche ein Grosses wieder sie gewonnen zu haben vermeynen, wenn sie anführen, daß Plato die Poeten aus seiner Republik verbannet hat *. Ich wollte ihnen beweisen,

* Es hat sich ſchon Paganinus Gaudentius, Prof. zu Pisa, bemühet, die Dichter wieder diesen Weltweisen zu vertheidigen. Seine Schrift davon heißt: Redintegratione de' Poeti opposti à Platone.

ſen, daß dieſer tiefſinnige Weltweiſe im geringſten kein ſolcher Dichterfeind geweſen iſt *, als ſie vorgeben **. Denn zu geſchweigen, daß er ſelbſt Verſe gemacht ***, und die poetiſchen Schriften ſehr fleißig geleſen **** und wohl anzuwenden gewußt hat *****: So finde ich, daß ſein Verboth nichts mehr enthält, als daß er geſucht, dieſe Art der Nachahmung auf eben ſolchen Fuß zu ſetzen, als die Muſik und das Tanzen ******.

Beyde

* Plato ſteht bey dem Herrn Baillet in dem Verzeichniſſe derjenigen oben an, die von der Dichtkunſt geſchrieben haben. Siehe jugemens des princ. Aut. qui ont traité de l'Art poet. Allein Herr Stolle zeigt in ſeiner Hiſt. der Gelahrth. Bl. 160, daß ſein Geſpr. Jo nichts weniger als eine Dichtkunſt iſt.

** Platons rechte Meynungen kan man nicht anders, als aus Zuſammenhaltung unterſchiedener Stellen, erforſchen. Denn ſonſt geräth man auf groſſe Irrthümer. So hat z. E. Sextus Empiricus geglaubt (adverſ. Gram. ſ. 12.) Plato habe in dem Geſpräche Gorgias die Beredſamkeit verworfen. Quintilian aber zeigt (Inſtit. Orat. Lib. II. c. 15.) daß er hier nur von der Sophiſten Schwatzhaftigkeit geredet, wie er ſich denn auch in dem Phädrus ganz anders erklärt.

*** Er ſoll vier Trauerſpiele und auch andere Gedichte verfertiget haben. Siehe Laert. Lib. III. ſ. 5. Aelian. Var. Hiſt. Lib. II. c. 30. conf. Stanlej. Hiſt. Phil. p. 284. & Fabric. Bibl. Græc. Vol. I. p. 654. Fontenelle macht ihn daher in ſeinen Dialogues des morts Tom. II. Dial. 10. wegen ein Paar kleiner Gedichte, gar artig zu einem Verliebten.

**** Seine Schreibart ſelbſt iſt auch ganz poetiſch. Cicero ſagt deswegen in Oratore: Viſum eſt nonnullis, Platonis locutionem, etſi abſit a verſu, tamen quod incitatius feratur & cluſſimis verborum luminibus vtatur, potius poema putandum, quam comicorum poetarum. Longinus hält ihn auch in ſeinem Tractate περὶ ὕψους cap. XI. für Homers größten Nachahmer; wie denn der Abt Maſſieu in ſeiner Parallele d'Homere & de Platon eine dreyfache Gleichheit unter ihnen, erſtlich in ihrer Lehre, zum andern in ihrer Art zu unterrichten, und drittens in ihrer Schreibart gezeiget hat.

***** Solches hat der Abt Fraguier weitläuftig ausgeführet in der Diſſertation ſur l'uſage que Platon fait des Poetes, die in dem 3. Tom. der Memoires de l'Academie des inſcriptions p. 135. ſqq. befindlich iſt.

****** Man werd mir verzeihen, daß ich Weitläuftigkeit zu vermeiden die Stellen aus Platons Schriften ſelbſt nicht anführe, weil ich hier doch nur ὡς ἐν παρέργῳ davon rede.

Beyde Künſte richtete er ſo ein, daß er alles weichliche und wollüſtige Weſen davon wegſchaffte. So wollte ers auch mit der Poeſie haben. Das Erhabenſte darinnen, und was die größten Schönheiten annehmen kan, ließ er zu, und verordnete, daß man, den Göttern und Helden zu Ehren, Lieder ſingen ſollte. Er wollte auch, daß man, zur Unterweiſung der Menſchen, Fabeln gebrauchen möchte, und bediente ſich ſelbſt, an vielen Oertern ſeiner Schriften, derſelbigen ſehr klüglich *. Hieraus konnte ich leicht ausmachen, ob derjenige ein Feind der Poeſie ſey **, der das Weſen und den Grund derſelben hochhält, und nur das Unnütze und Schädliche davon abſondern will. In dieſer Abhandlung hätte ich Anlaß nehmen können, eine geſchickte Ausſchweifung zu machen, und mich mit einigen Spöttern der edlen Poeſie einzulaſſen, die, wenn man ihnen ſagt, ein Poet ſey ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge, durch eine tactmäßig abgemeſſene oder ſonſt wohl eingerichtete Rede, dieſen Begriff für liſtig ausſchreyen, und in dem erſten Theile deſſelben einen Affen finden, und den andern durch ein ſchönes Scilicet erläutern wollen, ohne den Grund davon anzugeben ***. Was hätte ich nicht von ihrer breiten Einſicht in die Dichtkunſt, wie ſie ihre eingebildete Kenntniß davon zu nennen belieben, ſagen können? Wie vielmal hätte ſich nicht der Ausruf: Wie gelehrt klingt das! wieder anbringen laſſen? Wie freudig würde ich nicht geworden

* Conſer Hiſtoire de l'Academie des inſcriptions Tom. I. p. 206.

** Herr Brucker ſchreibt es ſeiner Liebe zur Poeſie zu, daß er ſeine Schriften geſprächsweiſe abgefaßt. Siehe Philoſoph. Hiſtor. I. Th. B. 625. Auch Ariſtoteles rechnet nach Dacters Anmerkung im 1. Cap. ſeiner überſetzten Poetik, die Geſpräche Socratis, ſo Plato geſchrieben, zur Poeſie p. 12. 13. n. 28.

*** Siehe Thüring. Nachr. von gelehrten Sachen auf das Jahr 1736. N. 5 p. 150.

worden seyn, wenn ich ihnen Aristotelis Erklärung vorgehalten, die schon eben das sagt? Und wie viele Leute würde ich mir nicht dabey zugleich verbindlich gemacht haben? Maler, Bildhauer, Musikverständige, Tänzer u. a. hätte ich ja mit von dem Vorwurfe, daß sie Affen wären, retten müssen; weil ihre Künste eben so wohl Nachahmungen der Natur, wiewohl von einer andern Art, sind, als die Poesie.

Hätte ich mir aber auch in den Sinn kommen lassen, daß dieses alles nicht nach dem Geschmacke der meisten Leser seyn möchte: So konnte ich ihnen auf eine andere Art darthun, daß ich in dem, was zur Dichtkunst gehört, kein Fremdling seyn müßte. Ich hatte längst eine Abhandlung von der Beschaffenheit der verblümten Redensarten, wenn sie gut seyn sollen, fertig, und sie zu einer solchen Sammlung bestimmt, die man nun aber wohl bey einer andern Gelegenheit erst wird zu sehen bekommen können. Die hergebrachte Gewohnheit in unsern Vorreden vor Poesien erlaubte mir schon, etwas zum Lobe, zur Vertheidigung, zur Verbesserung oder zur Aufnahme der Dichtkunst beyzubringen; gesetzt, daß es auch nicht viel besonders gewesen wäre.

Du siehest leicht ein, geneigter Leser! daß ich dergestalt wohl einige Bogen anfüllen, und wenn das Buch hätte stärker werden sollen, als es itzo ist, mehr, als die Helfte, zu meiner eigenen Arbeit widmen können. Man versicherte mich aber, ich würde mehrern Dank bey dir verdienen, wenn ich die Blätter lieber mit meines Dichters Arbeit voll machte. Es wäre ein andres, wenn man nur einige überbliebene Stücke in Händen hätte, und daraus doch gern ein vollständiges Werk machen wollte; oder ein kleines Duodezbändchen in zweene

groſſe Qvartanten zu verwandeln ſuchte. Da müßte man freylich ſeine Zuflucht zu ſeinem eigenen Vorrathe nehmen, und alles herbey ziehen, was ſich nur einiger maßen dazu ſchickte. Zuſchriften, Vorreden, gelehrte Abhandlungen, Zeugniſſe der Gelehrten, Anmerkungen, Verzeichniſſe, Regiſter, Lebensbeſchreibungen, Kupfer, weitläuftige Erklärungen derſelben u. d. g. könnten hierbey unvergleichliche Dienſte leiſten. Doch möchte es im Deutſchen kaum angehen, wenn man ſo einen Schröder, Ducker, Oudendorp, und welcher für viele andere gilt, einen Burmann abgeben wollte. Ueberdem wären ſolche Ausgaben nur für die ſo genannten Autores claſſicos beſtimmt. Und ob ich gleich einwenden könnte, daß mein Autor unter den Deutſchen dergleichen werden würde: So wäre es doch unverſchämt, ein Buch durch ſo viele fremde Zuſätze zu vertheuern, die ohnedem wenige leſen möchten.

Man kan leicht denken, daß ich durch dieſe Vorſtellungen in einige Furcht geſetzt worden. Ich hatte keine ſo harte Stirne, dem ungeachtet meinen Vorſatz auszuführen. Wie geneigt ich auch erſt war, mich bey dieſer vortheilhaften Gelegenheit auf eine ausnehmende Art zu zeigen: So fühlte ich nunmehr ein ſo zärtliches Gewiſſen, daß ichs nicht wagen konnte, meine Arbeit unter dem Namen und Anſehn eines andern, der allein die Käufer anlockte, mit unter die Leute zu bringen. Gewiß, ein groſſes Verſehen von einem Menſchen, der nach Ruhme ringt! Wird es aber nicht bey mir itzt noch gröſſer? Denn ich bin nicht einmal mehr in dem Stande, die Sorgfalt anzuzeigen, die ich auf die Sauberkeit, Schönheit und Pracht des Druckes und Papiers, und auf andere dabey angebrachte

Zier-

Zierrathen gewendet habe, woraus ich mir vordem ein groſſes Verdienſt zu machen gedachte. Es wird bloß auf eines jeden Großmuth ankommen, ob er ſie einſehen und mir deswegen einigen Dank wiſſen will. Ich würde hier gleich meinen Vorbericht ſchlieſſen, wenn ich nur das Weſentliche deſſelben weglaſſen dürfte, und nicht nothwendig etwas von der Einrichtung und Eigenſchaft dieſer Sammlung ſagen müßte. Dieſes nöthiget mich, daß ich noch ein Paar Blätter für mich behalten muß, weswegen ich aber leicht Verzeihung zu erhalten glaube.

Ueberhaupt muß ich erinnern, daß dieſes nicht des Herrn Prof. Gedichte alle miteinander ſind, die er jemals verfertiget hat. Er hat noch unterſchiedene davon in Händen, und andere ſind hier und dar zerſtreut zu finden. Man hielt es nicht für rathſam, den ganzen Band über zwey Alphabethe anwachſen zu laſſen. Dieſes war Urſache, daß auch von dem Vorrathe, den ich beſaß, eins und das andere, ſonderlich aber viele Oden, wegbleiben mußten. Man wird nicht muthmaßen, daß ich ſolche für ſchlechter gehalten habe, als die, ſo ich wirklich herausgebe. Nein, es betraf größtentheils die neuern u. in fremdem Namen gemachten Stücke, wiewohl auch einige ältere weggeblieben ſind, die ich gerne mit eingerückt hätte, wenn ſie mir nicht zu ſpät wären bekannt geworden. Doch können ſie einmal mit der Zeit eine Nachleſe, oder den andern Theil ausmachen.

Hiernächſt hat man ſich auch eine Regel gemacht, keins von denen Stücken mit einzuverleiben, die ſchon in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft, oder in der critiſchen Dichtkunſt ihren Platz gefunden. Es war zu vermuthen, daß die Liebhaber der gottſchediſchen Muſe

dieſe Bücher allbereits beſitzen würden. Was wäre ihnen nun damit gedient geweſen, wenn ſie einerley Sache zweymal bekämen? Ob ſich aber dieſes nicht dennoch auf eine andere Art zutragen könne, daran will ich eben nicht zweifeln. Sie können wohl Sammlungen beſitzen, in denen ſchon einige von gegenwärtigen Gedichten befindlich ſind. Wie man aber dieſen Sammlern kein Recht über eines andern Eigenthum gegeben: So wird man ſichs auch nicht verdrießen laſſen, wenn man dasjenige hier ebenfalls antrifft, warum man vielleicht jener ganze Sammlung ehemals gekauſet hat. Doch darf niemand beſorgen, daß er hier nur lauter Gedichte erhalte, die bereits einzeln gedruckt worden. Ein einziger Anblick wird ihm ſo gleich das Gegentheil zeigen. Der vertraute Umgang, deſſen ich von dem Herrn Verfaſſer gewürdiget werde, hat mich in den Stand geſetzt, daß ich viele Stücke mit einrücken können, die mir ſonſt wohl nicht zu Geſichte gekommen wären. Darunter rechne ich vornehmlich diejenigen, welche er ſeiner weiſen Kulmus zu Ehren aufgeſetzt hat, und ich nur beſonders von ihm ausgebethen habe. Ich wollte nur wünſchen, daß ich einige Antworten von ihrer gelehrten Feder zugleich beyſetzen könnte: Ich weiß, man würde mir doppelt verbunden dafür ſeyn, und auch aus dieſen Proben einiger maßen erkennen, daß die Liebe wohl nicht zu viel von ihr gerühmet habe. Unter den Oden findet ſich am 81 Blatte eine einzige, die nicht ganz ausgearbeitet worden. Sie gerieth mir ungefähr in die Hände; und weil ich Urſache zu zweifeln hatte, daß ſie jemals ganz fertig werden dürfte: So trug ich kein Bedenken, den ſchon ziemlich ſtarken Anfang, weil er mir gefiel, hieſelbſt mit aufzubewahren.

Die

Die Eintheilung des ganzen Buchs iſt, ſo viel ſichs hat thun laſſen, nach den in dem andern Theile der critiſchen Dichtkunſt befindlichen Capiteln gemacht; wiewohl nicht unter jeden Titel eine gleiche Anzahl Gedichte hat gebracht werden können. Oden hatte ich am meiſten, und daher faßte ich den Anſchlag, ſie in drey Bücher einzutheilen, die faſt gleich ſtark ſind. In den beyden erſten findet man lauter jambiſche, jedoch mit dem Unterſchiede, daß in dem erſten Buche allein ſolche vorkommen, die auf hohe Häupter gemacht ſind, wohin ich auch das Lob des weiblichen Regiments und die Jubelode gezogen habe. In dem dritten Buche hergegen kommen allein die von trochäiſchem Sylbenmaße vor, ſie mögen auf fürſtliche oder bürgerliche Perſonen gedichtet ſeyn. Die Ordnung, wie die Gedichte in jeder Abtheilung eins auf das andere folgen, iſt nach der Zeit eingerichtet, wenn ſie verfertiget worden. Dieſes hat zu einer angenehmen Abwechſelung der unterſchiedenen Materien Anlaß gegeben, da bald etwas trauriges, bald etwas luſtiges, bald etwas hohes und ernſthaftes, bald etwas zärtliches und ſcherzhaftes vorkömt, und denenjenigen den Ekel benimmt, die das Buch nach der Ordnung durchleſen wollen. Nun iſt es dadurch zwar geſchehen, daß ein Lobgedicht auf einen Fürſten neben einem Glückwunſche an einen guten Freund ſeinen Platz erhalten. Allein es wird ſich wohl niemand darüber ärgern, auſſer derjenige, der niemals geſehen hat, daß auch im Horaz, auf ein Lied an einen guten Freund oder gar an die Lyce, eins auf den Kaiſer Auguſt folget. Und wie ſieht es in den Briefen des Ovidius und bey andern alten Dichtern aus? Gewiß, die groſſen Männer, die ſo vielen Fleiß auf ſie und

auf die Verbeſſerung ihrer Schriften gewandt haben, hätten nicht unterlaſſen, ſie beſſer zu ordnen, wenn ihnen das andere anſtößig geſchienen. Es hat aber die von mir erwählte Ordnung ihre beſondere Vortheile. Denn auſſerdem, daß man ſieht, wie die Stärke des Dichters von Jahren zu Jahren zugenommen, oder ſeine Gedanken ſich verändert haben: So kan auch das Folgende zuweilen eine Erläuterung des Vorhergehenden ſeyn, oder ſich darauf beziehen, und eine Art von einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers abgeben. Aus dieſem Grunde verwundert ſich der Herr des Maizeaux in dem Leben des Herrn Saint Evremond mit Recht, daß nicht ſchon vorlängſt alle Gelehrte auf eine ſolche Ordnung, ſonderlich in ſinnreichen Werken, gefallen ſind.

Wer ſich einbildet, daß ich ihm zu allen Capiteln des beſondern Theils der critiſchen Dichtkunſt Exempel liefere, der wird ſich hierinnen bald betrogen finden. Ich habe theils nicht zu allen etwas anführen können, theils auch nicht anführen wollen. Die Exempel von Trauer- und Luſtſpielen werden, nebſt Ariſtotelis Poetik, ein eigener Band werden, und vielleicht nicht lange mehr ausbleiben. Ein Heldengedichte hierinnen ſuchen wollen, würde, meinem Bedünken nach, wohl ein wenig zu viel ſeyn. Ich kan dich aber, mein Leſer! verſichern, daß der Herr Gottſched ehemals auf ein ſolches Gedichte geſonnen hat, welches den Regeln deſſelben gemäß, wiewohl nicht eine eigentliche Epopee, werden ſollte. Es würde dem Pulte des Boileau ähnlich geworden, jedoch von einer edlern Materie geweſen ſeyn. Den Anfang davon habe ich ehemals unter ſeinen Papieren gefunden, und er verräth durch ſein äuſſerli-

ches Anſehn, daß er ſchon vor langer Zeit müſſe ſeyn aufgeſetzt worden. Du wirſt mit mir wünſchen, daß er ſolches zu Stande bringen möge. Allein da ſeine Geſchäffte immer mehr und mehr zunehmen: So iſt daran nicht einmal mehr zu gedenken. Damit du aber wiſſen mögeſt, wovon es gehandelt, und wie es werden ſollen: So will ich dir den Anfang herſetzen, und damit meine Vorrede ausſchmücken.

Ich melde durch dieß Lied den harten Bücherkrieg,
Wo Thorheit und Vernunft um Oberhand und Sieg
Mit aller Macht gekämpft: Nachdem in deutſchen Landen
Der edelſte Geſchmack von neuem auferſtanden;
Der den verlachten Wuſt der Barden abgeſchafft,
Und toller Schriften Schwarm, mit unbeſiegter Kraft,
Zu Schimpf und Spott gemacht. Ihr Muſen! helft mir ſingen,
Und dieſer Zeiten Lob der ſpäten Nachwelt bringen.

In Meiſſens Grenzen liegt die drey beſtrömte Stadt,
Wo Phöbus ſeinen Sitz ſeit grauen Jahren hat;
Wo Pallas und Mercur ſich zeitig eingefunden,
Die Weisheit mit Verſtand, mit Pracht und Luſt verbunden.
Hier herrſchte vor der Zeit der Dummheit Tyranney.
Die ſeufzende Vernunft war von der Barbarey
Der wilden Veneder zwar nicht durchaus erſticket,
Doch tauſend Jahre lang gewaltſam unterdrücket.
So gar der groſſe Carl, der durch ſein muthig Schwerdt
Bis an die Elbe drang, der Sorben Sitz verheert,
Hat zwar ſo manches Heer zu ſeiner Zeit gefället,
Den Wuſt des Heidenthums in Sachſen abgeſtellet;
Doch durch der Zeiten Schuld den alten Unverſtand,
So wie das grobe Volk, aus Meiſſen nicht verbannt.
Auch machten ſich nach ihm die ungelehrten Pfaffen
Mit frommer Thorheit mehr, als Geiſt und Witz, zu ſchaffen;

Vorrede.

Bis endlich allgemach des Glaubens Reinigkeit
In Wiſſenſchaften auch die Finſterniß zerſtreut,
Den Künſten Platz gemacht, und die Vernunft erwecket,
Dadurch man die Natur und Wahrheit itzt entdecket.
In Leipzig war jedoch der Muſen erſter Sitz,
Als noch Germanien Gelehrſamkeit und Witz
In Welſchland und Paris und Prag zu ſuchen pflegte,
Und in ſich ſelber nichts von freyen Künſten hegte.
Auch hier verklärte bald des Glaubens reines Licht
Des Unverſtandes Nacht. Die Muſen ſäumten nicht,
Aus Griechenland und Rom nach Norden hinzuziehen;
Man ſah die Barbarey vor ihrer Ankunft fliehen.
Die rauhe Mundart nur verhinderte den Zweck;
Apollo kannte noch den ungebahnten Weg
Der wüſten Hügel nicht, die er beleuchten ſollte,
Weil alles nur Latein und Griechiſch dichten wollte.
Allmählich ſiegte doch der Muſen ſteter Fleiß;
Sie lernten endlich Deutſch, und Opitz trug den Preis
Zu allererſt davon, dem bald mit deutſcher Zungen,
Auf Meiſſens Helikon, ein Flemming nachgeſungen,
Dem Dach in Preuſſenland ſo glücklich nachgeſpielt,
Daß Odoacers Berg der Töne Kraft gefühlt,
Ja, wie man ſagt und glaubt, der Pregel ſelbſt indeſſen
Den ſonſt gewohnten Lauf, für reger Luſt, vergeſſen.
Ihr Muſen! ſagt mir doch, warum es nicht geſchehn,
Daß unſer Vaterland mehr Frucht davon geſehn!
Daß Sprache, Witz und Geiſt in Schleſien und Sachſen,
Nach dieſer Helden Zeit, nicht ſchleuniger gewachſen;
Daß fremder Wörter Raub die Reinigkeit verſtellt;
Daß nur ein welſcher Dunſt die Schreibart aufgeſchwellt,
Und die Vernunft erſtickt. Ach was für Finſterniſſen
Hat unſre Dichterkunſt ſich unterwerfen müſſen!

Vorrede.

Zu der beglückten Zeit, als Friederich Auguſt,
Der deutſchen Fürſten Preis, der Unterthanen Luſt,
Und aller Künſte Schutz, in Sachſenland regieret,
Hat auch die Sprache ſelbſt ihr Wachsthum ſehr geſpühret.
Bald anfangs regte ſich die muntre Phluris
An ihrem Pleiſſenſtrom, und ſah voll Kümmerniß
Den hohen Gipfel an, auf welchem ſie vorzeiten
Den deutſchen Witz geſehn. Des edlen Flemmings Seyten,
Die Flöten ihres Schochs erfüllten noch ihr Ohr:
Doch kam ihr ſolches nur, als wie im Traume, vor.
Wie eine Mutter klagt, wenn ſich bey ihren Kindern
Die gute Zucht und Art allmählich ſcheint zu mindern;
Sie denkt mit reger Luſt der angenehmen Zeit,
Da Blüth und Frühling ihr viel Früchte prophezeiht,
Und grämt ſich innerlich, weil ein ſo ſüſſes Hoffen,
Das ihre Bruſt genährt, nicht beſſer eingetroffen:
So kränkte ſich allhier auch Phlurenens Geiſt.
Ach! hieß es, harte Zeit! die billig eiſern heißt!
Was qvälet mich dein Joch, mit unerhörten Laſten?
Will denn die Barbarey von ihrer Wuth nicht raſten?
Sie hebt ja überall ihr unterdrücktes Haupt
Mit neuer Kraft empor. Wer hätte das geglaubt?
Wer hätte das gedacht? Sie war ja ſchon beſtritten,
Sie mußte mich beſiegt um Hals und Gnade bitten,
Und itzo troßt ſie mich; und itzo wird ſie groß;
Ja reißt mir mit Gewalt die Kinder aus dem Schooß?
Auf, Söhne! die ein Trieb vom hohen Pindus reget,
Zeigt, zeiget hier einmal, daß euch mein Gram beweget,
Daß eurer Mutter Wort euch munter machen kan;
Vertheidigt meinen Ruhm, ſpannt alle Sinnen an,
Den Witz von rechter Art aus der Tyrannen Ketten,
Womit ſie ihm ſchon droht, zu rechter Zeit zu retten.

So

Vorrede.

So seufzte Philuris, und ihrer Stimme Schall
Verdoppelte die Kraft durch einen Wiederhall,
Der durch die Thäler drang, und durch dieß starke Tönen
Erholte sich ein Paar von ihren besten Söhnen.
Es wachte Ziegler auf; ihm folgte Wenzel nach,
Für welche Philuris gleich Lorberzweige brach;
Auch Amthor kam dazu, der Jüngste von den dreyen,
Doch stark und eifrig gnug, die Mutter zu erfreuen.
Kaum sah und hörte dieß die wüste Barbarey:
So machte gleich ihr Schlund ein lautes Feldgeschrey.
Wie sonst ein starker Schwarm neu ausgeheckter Bienen,
Wenn seine Fürstinn nur in freyer Luft erschienen,
Aus seinem Stocke dringt, und dieser Führerinn
Zu folgen willig ist, doch selbst nicht weis, wohin;
Die jungen Flügel regt, und durch sein Summen lehret,
Wie hoch es den Befehl von seiner Fürstinn ehret:
So häufig drang auch hier das ungeheure Reich
Der Barbarey herzu. Nichts ist der Menge gleich,
Womit dieß rasche Volk, vor den erhöhten Bühnen,
Darauf sie selber stund, im Augenblick erschienen.
Ihr Kinder, hub sie an, ꝛc.

Es wird dich nicht wenig Wunder nehmen, geliebter Leser! daß du hier den Titel, **Schäfergedichte**, nicht gewahr wirst. Wundere dich aber darüber nicht. Du weist, daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat, und nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. Wo zeigt aber itzt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Unschuld, die darinnen vorkommen soll? Wo ist die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Wesen derselben sind? Wie kan nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt?

Gebt

Gebt uns erſt das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug ſingen: Itzt verzeiht es uns nur, daß wir euch mit keinen Hirngeburten unterhalten, denen ihr doch nicht ähnlich ſeyn wollt.

Eine andere Bewandniß hat es mit den Sinn- und Scherzgedichten, daß die weggeblieben ſind. Man meynte nicht, daß dem Leſer viel damit gedient ſeyn würde. So hat auch der Herr Verfaſſer ſelbſt niemals was daraus gemacht, oder viele dergleichen ſinnreiche und ſcharfſinnige Einfälle aufgeſchrieben, die er bey unterſchiedenen Gelegenheiten gehabt, und in ein Paar Reime eingekleidet hat. Es iſt leicht zu vermuthen, daß derjenige, der ſich in groſſen Dingen zeigt, auch in kleinen fortkommen kan. Damit man es aber auch glaube, ſo werde ich mir die Erlaubniß nehmen, ein Paar ſolcher Stückchen zum Beweiſe anzuführen.

Als er aus ſeinem Vaterlande gieng.
1724.

Ich bin dein Ebenbild, mein Freund, Ovidius!
Weil ich ſo wohl, wie du, mein Land verlaſſen muß;
Wiewohl wir ſind uns nicht in allem zu vergleichen;
Weil du die Flucht verdient, ich ohne Schuld muß weichen.

An den Herrn M. May, zu ſeinem Geburtstage, 1726.

Es hatten noch vor kurzer Zeit
Minerva, Erato und Svada einen Streit,
Wer Mayens edlen Geiſt hinfort beherrſchen ſollte.
Minerva ſprach: Dieß Haupt gehöret mir,

Sein

Sein scharfes Urtheil strakt aus jedem Wort herfür.
Doch als sie weiter sprechen wollte,
Fiel Svada ihr ins Wort:
Nein, rief sie, Mayens Witz und muntre Rednergaben
Muß ich zu meinem Antheil haben.
Auch diese fuhr noch weiter fort,
Als Erato sie plötzlich störte:
Wer, hieß es, raubet mir den schönen Dichterkiel,
Und Mayens reines Seytenspiel?
Der Streit ward so erhitzt, daß Phöbus selbst ihn hörte.
Drum rief er: Ist denn May euch allen so beliebt,
Und wollt ihr alle drey in seinem Geiste wohnen:
So hört den Ausspruch an, den euch Apollo giebt,
Und krönt ihn alle drey mit euren Lorberkronen.

In der critischen Dichtkunst war es eher nöthig, davon zu handeln, als hier Exempel anzuführen, weil es doch Leute giebt, die wer weis was für grosse Wunder darinnen suchen, und in Scherzgedichten und Qvodlibeten ohne Regeln, in den Tag hinein schreiben, was ihnen ihre wilde Einbildung eingiebt.

Am meisten wird man sich wundern, daß der Titel, **Satiren**, nirgend in die Augen fällt. Ach! geliebter Leser! fürchtest du dich nicht, daß du dich nach solchen umsiehest? Das blosse Wort klingt uns ja schon so erschrecklich, daß man es kaum aussprechen hören kan. Weg, weg damit! Wenn ich mich gelüsten lassen, dergleichen herzusetzen: So könnte ich gar bald in den Verdacht gerathen, ich müßte selbst in einer solchen Strafsucht ein Vergnügen suchen. Aber das sey ferne! Meine eigene Balken lehren mich des andern Splitter mit Geduld ertragen.

Diesen

Dieſen Abgang aber hoffe ich durch ein Paar andere Abtheilungen erſetzt zu haben. Die erſte iſt von einer ganz neuen Art, und ihre Benennung noch zur Zeit bey keinem unſerer Dichter zu finden, ungeachtet ſo wohl das Wort, als die Gattung von Gedichten, denen ich es beygelegt, alt und gewöhnlich ſind. Ich werde alſo davon etwas ſagen müſſen. Gleich hinter den Oden ſteht der Titel, **Geſänge**. Mit dieſem Namen habe ich diejenigen Verſe belegt, die ihre ordentliche Strophen haben, und aus längern Zeilen beſtehen, als die gewöhnlichen Oden. Ihr inneres Weſen naht ſich denſelben etwas; und man kan die Regeln ebenfalls bey ihnen anwenden, die von der Ode gegeben werden: Jedoch müſſen ſie eine etwas mehr gemäßigte Schreibart beobachten, als jene. Wenn ſie alle eine ſo kurze Zeile mit unterlaufen hätten, wie der dritte Geſang: So würden ſie eben das ſeyn, was bey dem Horaz die Epoden ſind; als welche eben von der kurzen Zeile bey den langen dieſen Namen bekommen haben. Wir könnten ſie aber füglicher, wie die regulären Stanzen der Franzoſen, bey uns anſehen; weil wir doch ſonſt keine Art haben, die man an deren ſtatt gebrauchen kan. Sie haben auch eine groſſe Gleichheit mit der Italiäner achtzeiligten Reimen, (ottave rime) worinnen Taſſo, Arioſto, Marino u. a. ihre lange Gedichte abgefaßt haben, und deren jedes Buch ſie Canto benennen. Dieſes hat mich zuerſt auf den Einfall geleitet, ihnen den Namen, **Geſänge** zuzueignen: Zumal ich keinen finden konnte, der ſich beſſer für ſie geſchickt hätte; und ſie ſich auch zu keiner andern Gattung recht wollten ziehen laſſen. Ich weis wohl, daß man die Namen, Geſänge, Lieder

und Oden für gleichgültig hält: Aber ich glaube doch auch, daß man einigen Unterschied darunter beobachten solle und könne, wie man denn schon den Namen, Gesang, nach italiänischer und französischer Art, ganzen Büchern von langen Versen, z. E. in Heldengedichten, beylegt, wofür man wohl nicht füglich ein Lied oder eine Ode sagen dürfte. Es fällt mir itzt zu weitläuftig, solches weiter auszuführen.

Die andere Abtheilung, die ich zur Vergeltung der weggebliebenen Titel gebe, ist der Uebersetzungen und Nachahmungen. Was du darinnen finden wirst, will ich dir nicht erst vorerzählen. Nur von denen Stücken, die ohne Reime sind, kanst du merken, daß sie eben so viel Zeilen u. Sylben haben, als ihre Originale. Sonst können von den Vortheilen solcher Uebersetzungen unsere Beyträge im andern Bande, am 152 Blatte, nachgelesen werden. Die beygefügten Nachahmungen sind in gewissen Verstande nichts anders, als freye Uebersetzungen, da man die Umstände mit solchen verändert, die sich auf unsere Zeit, unsere Sitten und unser Land schicken, sonst aber die Art und Weise der Einkleidung und die Gedanken des Originals beybehält.

Mehr habe ich itzt zu erinnern nicht nöthig. Sollten sich einige Druckfehler finden: So wollen wir französisch thun, und sie von beyden Seiten nicht anmerken. Uebrigens laß dir, geneigter Leser! mein Unternehmen gefallen, und behalte mir deine Gewogenheit vor, damit ich nicht abgeschreckt werde, dir mit der Zeit durch etwas eigenes zu dienen, und mich weiter vor dir sehen zu lassen.

✡ ✡ ✡

DER
DODER
ERSTES
BUCH.

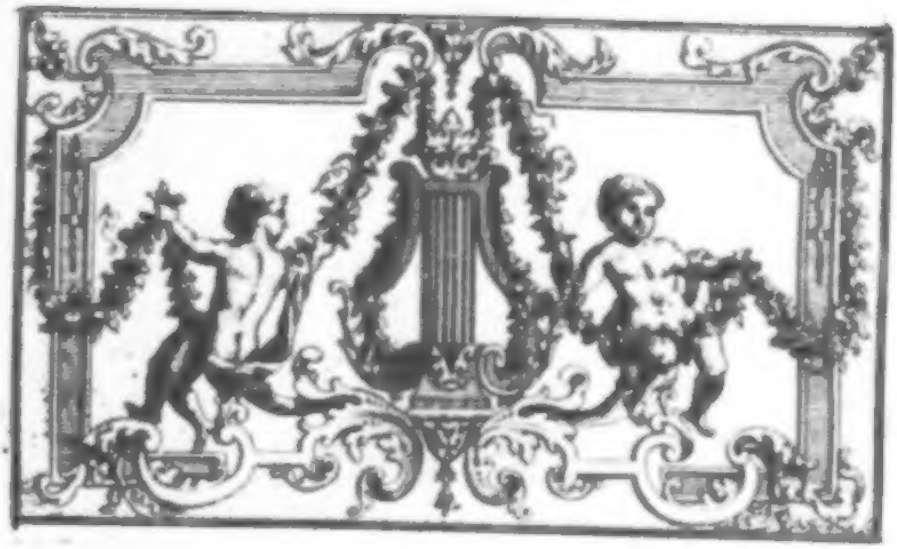

I. Ode.

CARL,
Der Friedensſtifter.

Im Jahre 1736.

Wie ſoll ich unſern Carl beſingen,
Den Friedensſtifter neuer Zeit?
Ach möchte nur doch itzt ein edles Lied gelingen,
Da ſeine Hand uns Palmen beut!
Ein andrer mag die Streiter preiſen,
Die Brand und Blut der Welt bekannt gemacht;
Die blöde Muſe ſcheut der Krieger, ſtrenge Macht,
Sie fleucht ein blutbeſpritztes Eiſen:
Nur weiſer Herrſcher Glanz, nur Carl kan ſie entzücken,
Und ihrem Helikon entrücken.

O Luſt! Es ſteckt, nach Wuth und Morden,
Der wilde Mars die Schwerdter ein;
Es iſt Bellonens Fauſt des Würgens müde worden,
Man läßt Irenen Tempel weihn.
Ja ja, der Rhein vergißt ſein Schrecken,
Der laue Po beginnt ſein ſchüchtern Haupt,
Indem der Feind entweicht, der ihn bisher beraubt,
Nun wieder in die Höh zu ſtrecken;
Und das Tyrrhener-Meer will gleichfalls ſich bequemen,
An Deutſchlands Freude Theil zu nehmen.

Getroſt Europa! deine Söhne
Frißt ferner kein gewetzter Stahl.
Alecto raaſt nicht mehr; ihr ſchwirrendes Gethöne,
Und alle Furcht weicht auf einmal.
Erheitre nun die trüben Blicke,
Wiſch ab das Salz der buttern Thränenfluth:
Man düngt das Feld nicht mehr durch warmes Menſchen-
Dir lacht hinfort ein holder Glücke. (blut,
Was dich bisher gekränkt, was Wuth und Noth erreget,
Das iſt nun glücklich beygeleget.

Die Donau jauchzt, die Weichſel lachet,
Der Elbſtrom iſt vergnügt dabey:
Die Seine, ſo die Glut des Krieges angefachet,
Iſt nun von aller Mordluſt frey.
Der Tagus ſetzt der Herrſchſucht Schranken,
Die Tyber ſelbſt nimmt Theil an ſolcher Luſt.
Ergetzt die Friedenspoſt dir nun die matte Bruſt:
So ſprich, wem haſt du ſie zu danken?
Wer zwingt den Kriegsgott hier, den Küraß und den Degen
Auch wieder Willen abzulegen?

Wer thuts, als Carl, der beſte Käyſer,
Das Schutzgeſtirn der deutſchen Welt?
Der Janus dieſer Zeit, der lieber Palmenreiſer,
Als Schild und Spieß in Händen hält.
Ja Carl! Dein himmliſches Gemüthe
Schenkt itzt der Welt des Friedens ſüſſe Frucht.
Wenn hat dein Vaterſinn nicht Deutſchlands Heil geſucht?
Wie unerſchöpft iſt deine Güte!
Was hat dein weiſer Geiſt nicht eifrigſt unternommen,
Zu dem erwünſchten Zweck zu kommen?

Wir denken noch, o Herr! der Zeiten,
Als Gott und Recht dein Haupt gekrönt.
Da hat dein Heldenarm ſich zwar zu tapferm Streiten,
Jedoch zur Herrſchkunſt mehr gewöhnt.
Iberien ſah deine Thaten,
Zwar voller Luſt, doch mit Erſtaunen an;
Es war faſt um Bourbon und ſeine Macht gethan,
Weil dir ſo mancher Sieg gerathen:
Jedoch du wurdeſt kaum zum Käyſerthron erhoben,
So ſah man deiner Großmuth Proben.

Wie ſonſt, mit einem edlen Triebe,
Ein Adler Feind und Raub vergißt,
Sich ſchnell gen Himmel ſchwingt, dem er aus zarter Liebe
Geweiht und gänzlich eigen iſt:
Kaum zeigt ſich das geliebte Feuer,
Der Sonnenball, von Dampf und Nebel bloß;
So hebt er ſich empor, läßt ſeine Beute los,
Und ſchenkt ſie dem beſiegten Geyer.
Des Himmels ſchönſtes Licht nach Herzensluſt zu ſchauen,
Läßt er den Raub dem Feind in Klauen.

So that ſchon deine weiſe Jugend,
O Carl, Germaniens Auguſt!
So handelſt du noch itzt, denn deiner Heldentugend
Iſt Gnädigſeyn die gröſſte Luſt.
Gerechtes Haupt, du liebſt die Deinen,
Du kennſt und ſuchſt, was Ländern Wohlfahrt bringt;
Du weiſt, daß auch der Sieg dem Sieger ſchlecht gelingt,
Wenn Völker den Triumph beweinen.
Du weiſt, das Kriegesglück hat pfeilgeſchwinde Flügel,
Und giebt für Köpfe Graus und Ziegel.

Du ſchenkſt Caſtiliens Provinzen,
Die dir das Erbrecht zugedacht,
Dem Sohne Ludewigs, des nievergnügten Prinzen;
Weil deiner Großmuth Trieb erwacht.
Germanien rufft dich zum Throne,
Den Habsburgs Stamm ſeit grauer Zeit geziert,
Dieß groſſe Reich wird nur durch dein Verdienſt gerührt;
Du kömmſt, und nimmſt die Käyſerkrone.
Kein Wunder! wer den Geiſt zum Frieden weis zu lenken,
Kan leicht ein Königreich verſchenken.

Den Schluß wird keine Zeit vergeſſen,
Den jüngſt dein hoher Geiſt gefaßt;
Als du Europens Wohl mit Vorſicht abgemeſſen,
Des Reiches Heil beſorget haſt.
Du ſiehſt, o Carl, auf ferne Zeiten,
Dein Rath bedenkt der Deutſchen Sicherheit.
Wie oft hat Stambol uns den Untergang gedreut?
Wie oft zwingt uns Paris zum Streiten?
Wer kan auf beyde ſo, wie Oeſtreichs Degen blitzen,
Und Deutſchland oſt- und weſtwerts ſchützen?

Der

Der Muſelmann im Oriente
Wich deiner Sorgfalt für das Reich;
Allein es regten ſich im ſtolzen Occidente
Drey ſtarke Machten faſt zugleich.
Mit dir, Herr, ſtund das Recht im Bunde;
Dort kämpften Liſt, Behendigkeit und Macht!
Sie ſtritten ohne Feind, und ſiegten ohne Schlacht,
Eh noch dein Heer im Felde ſtunde;
Dein Heer, das bald darauf der Krieger Wuth gedämpfet,
Und tapfer für dein Recht gekämpfet.

Ihr Muſen, ſagt, was hier am Rheine,
Dort in Auſonien geſchehn.
Da fochteſt du, o Carl, mit dreyen ganz alleine;
Hier ließ ein vielfach Heer ſich ſehn.
Eugen mit ſeinen deutſchen Schaaren
Hält alle Macht der ſchnellen Franzen auf:
Dort hemmet Königseck der Bundsgenoſſen Lauf,
So viel auch ihrer Fahnen waren.
Wie leichtlich hätte ſie auch Seckendorf bezwungen,
Wär ihm das Reich recht beygeſprungen.

Ach! daß die Zwietracht deiner Glieder,
O Deutſchland! dir ſo ſchädlich iſt:
Nur Neid und Eigenſinn ſchlägt deine Kräfte nieder,
Dadurch du ſonſt ſo furchtbar biſt.
Wo ſind die unbeſiegten Waffen,
Die ſonſt ſo leicht die halbe Welt gezähmt?
Vorzeiten haſt du Rom im gröſten Flor beſchämt,
Itzt kanſt du dir nicht Hülfe ſchaffen.
Wo iſt, Germanien, dein niebezwungner Degen,
Der ſonſt beſtändig obgelegen?

Was machtes? Dort warſt du feſt verbunden,
Hier trennt dich Stolz und Eigennutz.
Wer ſeinen Ruhm verficht, wird ſchwerlich überwunden;
Die Zwietracht nur braucht fremden Schutz.
Erwacht, ihr alten Grajer-Helden,
Die Trojens Burg zehn Jahre lang bekriegt,
Wo zwanzig Fürſten kaum ein einzig Volk beſiegt;
Ihr ſollt uns aus Erfahrung melden:
Ward nicht aus Zwieſpalt bloß, darinn ihr oft geſtanden,
Euch Zeit und Volk und Ruhm zu ſchanden?

So giengs: Doch eures Fehlers Früchte
Sind unſichtbar für unſre Zeit.
Germanien nimmt ab, gleichwohl deckt ſein Geſichte
Noch keine Scham und Blödigkeit.
Der Feind erweitert ſtets die Grenzen,
Das Reich wird klein, doch ſeine Söhne ruhn.
Wer denkt an ſeine Pflicht? Wer will das Seine thun?
Wer läßt ſein Schwerdt für Carlen glänzen?
Der kalte Nord bricht auf, die Cimbrer und die Scythen
Sieht man das deutſche Reich behüten.

Die Nachwelt wirds erſtaunend leſen,
Was unſer Blick beſtürzt geſehn;
Was, ſeit der Weltkreis ſtund, ganz unerhört geweſen,
Das Wunderding iſt jüngſt geſchehn.
Die Bürger von dem Welgaſtrande,
Archangels Volk, ein Heer von Aſtracan,
Vom weiten Caſpermeer, Siberien, Caſan,
Und Nachbarn vom Hyrkanerſande;
Die alle brachen auf, auf unſers Käyſers Winken,
Aus dem entfernten Rhein zu trinken.

O Carl!

O Carl! Dieß Wunder iſt dir eigen,
Dir kämpft auch Rußlands Käyſerin.
Wie eifrig war ſie dir die Freundſchaft zu bezeigen?
Als wär dein Siegen ihr Gewinn.
Ihr tapfres Volk eilt dich zu ſchützen,
Sie ſchickt ihr Heer, bloß dir zu gut, ſo weit;
Setzt der Sarmaten Thron zuerſt in Sicherheit,
Dann muß ihr Stahl auf Frankreich blitzen.
Zwo Annen haben nun der Deutſchen Schutz geheiſſen;
Erſt Engellands, dann die aus Reuſſen.

Und ſo erfüllt ſich nach Verlangen,
Mein Käyſer, deiner Weisheit Schluß;
Nunmehr iſt Gallien dir alles eingegangen,
Was künftig Deutſchland retten muß.
Dein Erbfolgsrecht wird feſte ſtehen,
Dein Oeſterreich bleibt ewig ungetrennt.
Nun Hymens Fackel auch der theuren Erbin brennt,
So kan dem Haus nicht untergehen:
Ja den geprieſnen Held, dem du ſie wirſt vermählen,
Wird Deutſchland einſt zum Haupte wählen.

Was kan doch dem Vergnügen gleichen,
O Wien, darein dich Carl verſetzt!
Wo ſieht Europa wohl, in allen ſeinen Reichen,
Ein Volk, das ſich wie du ergetzt?
Man bebt noch vor Bellonens Klingen,
Man zittert noch vor der Karthaunen Knall;
Die Trommeln ſchmettern noch, wie der Trompeten Schall:
Nur du hörſt Hochzeitlieder ſingen.
Dein Haupt und Vater, Carl, kan Krieg und Frieden machen,
Vertreibt die Furcht, und lehrt dich lachen.

Ja, Käyſer! Du, du ſchaffſt den Frieden,
Du ſchenkſt ihn der bedrängten Welt:
Jüngſt ſchien er ganz und gar vom Erdkreis abgeſchieden,
Du haſt ihn glücklich hergeſtellt.
Verbanne ferner Krieg und Streiten,
Schleuß ewiglich des Janus Tempel zu:
Der Erdkreis ſeufzet längſt nach ungeſtörter Ruh,
Wer kan die ſonſt, als du, bereiten?
Jedoch denkt Mars nicht gar ſein Mordſchwerdt einzuſtecken:
So mag er ferne Völker ſchrecken.

Dort, wo dem Aſiaterſtrande
Der Helleſpont das Ufer neßt,
Wo Ganges nebſt dem Phrat dem heißen Perſerlande,
Und Mogols Reiche, Grenzen ſetzt;
Da mögen ſeine Waffen ſchalten,
Da mag ſein Sohn, der tapfre Kulichan,
Den Feind der Chriſtenheit, den wüſten Muſelmann,
In ſteter Furcht und Angſt erhalten:
Da mag ohn Unterlaß der wilde Roßſchweif fliegen,
Da mag er bis zum Niſtrom ſiegen.

Wie lange ſoll das Mördereiſen
Europen an die Seele gehn?
Wenn wird ſich die Vernunft bey uns doch kräftig weiſen?
Wenn wird das Herz in Ruhe ſtehn?
Wird darum nur der Witz geläutert?
Wird darum nur ſo manche Kunſt erdacht,
Der Sitten Höflichkeit, der Städte Glanz und Pracht
Erhöht, verbeſſert und erweitert?
Soll uns die Wiſſenſchaft aus Menſchen denn zu Drachen
Und ungeheuren Tygern machen?

Ach

Ach Schande! Schande für die Zeiten,
Da Geiſt und Witz und Sitten blühn!
Laßt Barbarn immerhin, als tolle Bären, ſtreiten,
Laßt Africa zu Felde ziehn;
Die Chriſtenheit muß friedlich leben,
Der Muſen Sitz, der Weisheit Vaterland:
Wo Blutvergieſſen herrſcht, da ſtirbet der Verſtand,
Und dieſer muß uns Frieden geben.
Nur der und Carl vermag von euch, ihr Allemannen,
Den ſchnöden Kriegsgeiſt zu verbannen.

O folgt doch beyder ſanftem Weſen!
O folgt doch beyder weiſem Rath!
Die ſpäte Welt wird zwar von ſeinen Siegen leſen,
Doch mehr von mancher Friedensthat.
Mercur wird ſeine Vorſicht preiſen,
Dadurch das Wohl der Unterthanen ſteigt;
Wenn Oeſtreichs Flagge ſich in allen Meeren zeigt,
Wo Brit und Batav'er ſich weiſen:
Denn ſoll Oſtende nicht sein Niederland vergnügen,
So wird gewiß Trieſte ſiegen.

Apollo wird die Sorgfalt lehren,
Womit auch Carl die Muſen ſchützt.
Denn welche Wiſſenſchaft, die Ländern irgend nützt,
Steht nicht an ſeinem Hof in Ehren?
Minerva wird den Flor der Künſte
In Carls Gebieth ohn Unterlaß erhöhn:
Diana wird ihm ſelbſt den Vorzug zugeſtehn,
Sie rühmt ſchon ſeines Rohrs Gewinſte.
Ihr ſcharfer Bogen ſelbſt, nebſt allen ihren Pfeilen,
Wird ſeinem Schuß den Preis ertheilen.

Das alles wird man in Geſchichten,
O Herr! zu deinem Preiſe ſehn:
Calliope beſingt in ewigen Gedichten,
Was ihr durch deine Hand geſchehn.
Wer ehrt nicht auch die Freundſchaftsproben,
Die Sachſens Haupt von deiner Hand gewürt?
So lang Auguſtus lebt und Pohlens Zepter führt,
So lange werden ſie erhoben.
So lange Warſchau ſich mit Dresden wird verbinden,
Wird deine Großmuth Kränze finden.

Ach tröſ auch die bedrängten Heerden,
O Käyſer! einſt dein Gnadenſtral;
Die oft, auch unter dir, ein Raub der Feinde werden:
Wie prieſe dich auch dieſe Zahl!
Ach, ſchütze doch auch die Gewiſſen,
Und thu, wie Gott, der alles gleich ernähret;
Der auch die Heiden nicht in ſeinem Grimm verzehrt,
Die ſich doch ſeinem Dienſt entriſſen.
Ja ja, wir hoffen ſchon, du ſchenkſt hinfort der Armen,
Durch ein recht väterlich Erbarmen.

Gebt acht! welch himmliſches Geſichte!
Welch Götterkind erſcheinet hier!
Sein ſanftes Auge ſtralt von einem heitern Lichte;
Ein Oelzweig iſt der Hände Zier.
Irene ſelbſt verläßt den Himmel,
Sie kömmt zurück nach unſrer Unterwelt:
Bellona bebt und zagt, ſelbſt Mars iſt ganz entſtellt;
Man hört ein freudig Luſtgetümmel.
O mehr als güldne Zeit! o längſt erwünſchte Stunden!
Wie ſchön habt ihr euch eingefunden!

Erſte

Seht! Mars entweicht, Bellona flieht,
Der Roſt verzehrt der Schwerdter Stahl;
Verſtand und Tugend herrſcht, der Völker Wohlfahrt blühet,
Europa weis von keiner Quaal.
Der Ackerbau, der Handel ſteiget,
Die Weiſenſchaft, die Kunſt kömmt mehr empor.
Ihr Enkel ſpäter Zeit, genieſt ihr dieſen Flor,
Denkt, daß er euch zur Dankpflicht neiget.
Ihr müſſet unſern Carl den Friedensſtifter nennen!
Ihm muß ein ewig Opfer brennen!

Dritz.

Du falſchen Herzen klagen.
Die guten freuen ſich, daß du nicht ausgeſchlagen
Der Waffen Stillſtand; und daß dein Sinn, o Held!
Den Frieden höher ſchätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht.

II. Ode.

An Se. Königl. Maj. von Pohlen

bey Ueberreichung einer Ueberſetzung

von Herrmann Hugons Schrift

de militia equeſtri.

1732.

Unſterblich groſſer Held, Auguſt!
Den Palm und Lorberreiſer ſchmücken,
Vor deſſen Throne ſich mit Luſt
So viel vergnügte Völker bücken;
Hier zeigt ſich die begehrte Schrift,
Von alter Helden Art im Reiten,
Und von der Kunſt zu Roß zu ſtreiten,
So gut ein deutſcher Kiel ſie trifft!
Und wünſchet nichts, als dir vor allen,
Wie ſonſt Philippo zu gefallen.

Der König, der am Tagus wohnt,
Empfieng dieß Werk vor hundert Jahren;
Die Zeit hat es bisher geſchont,
Ein gröſſer Glücke zu erfahren.
Ein Haupt, das Sachſen glücklich macht,
Und der Sarmaten Wohlfahrt ſchützet,
Ja ſelbſt Europens Ruhe ſtützet,
Entzieht es itzt der dunkeln Nacht;
Darum es längſt der Sprache wegen,
Womit es ſpricht, verſteckt gelegen.

O Herr!

O Herr! iſt dieſes nicht zu viel?
Du beſſerſt ſelbſt die Kunſt zu kriegen,
Die jüngſt durch dich das höchſte Ziel
Der neuern Zeiten überſtiegen:
Doch weckſt du auch die Alten auf,
Die, wenn ſie viel zu leiſten meynen,
Doch gegen dir, wie Kinder, ſcheinen:
So prächtig iſt dein Heldenlauf!
So muß, was vormals groß geſchienen,
Zu deines Ruhmes Schatten dienen.

Wie manchen Fürſten auch Homer
Bis an die Sternenburg erheben:
So war doch keiner halb ſo ſehr,
Als du, o König! itzt zu loben.
Denn ſollte dich der Dichter ſehn,
Er fänd in deinen Heldengaben
Mehr groſſes, als die Griechen haben,
Mehr, als von Teucrern je geſchrieben:
Und würd an allen ihren Siegen
Sich ganz und gar nicht mehr vergnügen.

In dir iſt alles das vereint,
Was dort die Fürſten einzeln hatten:
Denn was allda getrennt erſcheint,
Muß ſich in deinem Weſen gatten.
Ulyſſens Klugheit, Neſtors Rath,
Und Agamemnons groſſe Werke,
Achillens unerhörte Stärke,
Was Hector und Aeneas thät,
Das hat man wieder Wunſch und Hoffen
In dir allein, Herr, angetroffen.

Nach

Noch mehr, o Held! du ſchützeſt auch
Minervens und der Muſen Künſte:
Auch das war ſonſt der Helden Brauch;
Drum wird ihr Preis dir zum Gewinnſte.
Im Frieden biſt du zweifach groß;
Du freuſt dich, deinen Unterthanen
Den Weg zu lauter Heil zu bahnen:
Drum ſitzen ſie dem Glück im Schooß.
Drum rühmt, ihr ſpäten Ewigkeiten,
Auguſt, den Stifter güldner Zeiten!

III. Ode.

Auf das Ableben
Friedrich Auguſts,
Königs in Pohlen und Churfürſtens zu Sachſen.

Im Merzmonate des 1733ſten Jahres.

Ihr Muſen, deren Trieb und Glut
Sich ſonſt der Dichter Bruſt bemeiſtert;
Wenn groſſer Prinzen Fall der Unterthanen Blut,
Ja fremde Völker, halb entgeiſtert:
Ihr habt ſo manches Helden Preis
Der räuberiſchen Zeit entriſſen;
So brecht auch dem zum Ruhm, den wir beſeufzen müſſen,
Ein ungleich beſſer Lorberreis!
Und laßt, von Sachſens Schmerz u. Friedrich Auguſts Thaten,
Auch mir ein würdig Lied gerathen.

Die Wahrheit winkt euch ſelbſt, und ſpricht:
Hier dörft ihr nicht für Fabeln ſorgen;
Der Sonnen reger Blitz und unerſchöpftes Licht
Darf keinen fremden Glanz erborgen.
Auguſt erleichtert Müh und Kiel,
Er iſt ein Wunder in Geſchichten:
Darum erſpart an ihm die Kunſt, geſchickt zu dichten,
Und rührt ein redlich Seytenſpiel;
Ja zeigt allhier einmal, in wohlgetroffnen Bildern,
Der Kunſt, nach der Natur zu ſchildern.

Auguſtus ſtirbt! Denkt, welch ein Held!
Sehr, welch ein Zweig durchlauchter Ahnen!
Der Deutſchen Fürſten Schmuck, die Luſt der halben Welt,
Der Vater ſeiner Unterthanen.
Auguſt, der ſächſiſche Trajan,
Der neue Stifter güldner Zeiten;
Sehr! Der verläßt den Thron, ſammt allen Herrlichkeiten,
Und ſchließt die groſſe Heldenbahn.
Darum, ihr Muſen auf! und laßt die Nachwelt leſen,
Wie groß er überall geweſen.

Wie dort Apollens Prieſterinn,
Wenn unter ihr die Klüfte keichen,
Sich ſelber faſt vergißt, indem ihr ſchwacher Sinn
Der ſtärkern Gottheit Kraft muß weichen;
Ganz Delphes bebt, der Tempel kracht,
Aus Ehrfurcht vor den höhern Sprüchen:
So iſt mein blöder Geiſt den Muſen itzt gewichen,
Er fühlt der hohen Triebe Macht,
Und kan ſich ſelber dem, was ſie ihn ſingen heiſſen,
So wenig als den Kiel entreiſſen.

Es blitzt mir, auf der Wahrheit Wink,
Ein Stral der Weisheit ins Geſichte.
Nun täuſchet meinen Blick kein ſchemmer Wunderding,
Und aller Firnuß geht zunichte.
Mich blenden Kron und Purpur nicht,
Nicht Schönheit, nicht Alcidens Stärke,
Nicht Ahnen, Siege, Pracht, nicht hundert ſtolze Werke:
Davon die Welt erſtaunend ſpricht.
Mein Vorwurf iſt Auguſt! von ihm und ſeinen Helden
Muß man der Welt was gröſſers melden.

Ihr,

Ihr, die ein ewigfeſter Ruhm
Den Gräbern und der Nacht entzogen,
Warum war vormals euch ein dankbar Alterthum
So zugethan, ſo ſehr gewogen?
Was hat dich, Orpheus, dich, Oſir,
Und dich, o Minos! ſo erhoben?
Wie kömmt es, daß wir euch, Lycurg und Solon, loben?
Was ehret man, Numa, doch an dir?
Wie habt ihr doch die Wuth der Zeiten überwunden,
Kein Lob geſucht, und doch gefunden?

Habt ihr durch Morden, Stahl und Glut
Den halben Erdkreis umgekehret?
Hat eure Herrſchbegier, durch eignes Bürgerblut,
Dem Nachbar Stadt und Land verheeret?
Habt ihr Gebirge fortgerückt;
Den Strömen Regeln vorgeſchrieben;
Der eitlen Gräber Bau den Wolken gleich getrieben?
Der Völker Freyheit unterdrückt?
Kurz, habt ihr euch beſtrebt, das Schrecken dieſer Erden,
Die Geiſſeln aller Welt zu werden?

So hat Seſoſtris Ruhm geſucht,
Und doch, wie Xerxes, Schimpf gefunden.
Das war des Philipps Sohn der tollen Siege Frucht,
Dadurch iſt Pyrrhus Lob verſchwunden.
Ein Attila und Tamerlan
Mag dergeſtalt nach Ehre ſtreben;
Ihr, Helden, habt der Welt nur Glück und Heil gegeben,
Und ganzen Ländern wohlgethan;
Drum pflegt man noch itzund, nach ſo viel tauſend Jahren,
Euch mit den Göttern ſelbſt zu paaren.

Ihr habt die Wildnis ſelbſt gezähmt,
Die Peſt der Barbarey gehemmet,
Ein ſonſt zerſtreutes Volk zur Sittſamkeit bequemt,
Der Laſter frechen Strom umdämmet.
Ihr habt das Morden abgebracht,
Das Rauben, die Gewalt geſtöret;
Kurz, Sicherheit verſchafft, und Ehrbarkeit gelehret,
Und bloß der Menſchen Wohl bedacht.
Geſetze, Gottesdienſt, ja Ruhe, Luſt und Leben,
Das, das habt ihr der Welt gegeben!

Wie dort der Nil Aegyptenland
Mit fettem Schlamme reichlich dünget,
Die Fluren fruchtbar macht, daß auch der heiſſe Sand
Die Saaten hundertfältig bringet,
Er theilt nur aus, und nimmt nichts mit,
Er ſchenkt, und heiſchet ſelbſt nichts wieder:
So ſind die Helden auch der milden Gottheit Brüder,
Zu welcher man mit Freuden tritt;
Und die von unſrer Hand für alle Huld nichts fodert,
Wenn unſer Weihrauch ihr nur lodert.

Auguſt! unſterblichgroſſes Haupt!
So viel geht uns in dir verlohren;
Das alles hat der Tod an dir der Welt geraubt,
Die dich zu ihrer Luſt erkohren.
Ein ander preiſe dein Geſchlecht,
Die Heldenreihe groſſer Ahnen;
Ein ander deinen Muth bey jenen Siegesfahnen,
Die Stambul und Paris geſchwächt:
Als dein gerechtes Schwerdt für Deutſchlands Heil gekämpfet,
Die Donau und den Rhein geſchöpfet.

Ein

Ein ander preiſe noch den Zug
Durch unſers Welttheils beſte Staaten,
Der dir, wie meiſtentheils der jungen Adler Flug,
Schon als ein Meiſterſtück gerathen.
Da mag Madrit und Liſſaben,
Nebſt Herkuls alten Wunderſeulen,
Ja London, Rom und Wien ſo Ruh als Luſt ertheilen,
Da trage Ruhm und Preis davon:
Bis dir Johann Georg, bey zeitigem Erblaſſen,
Den leeren Churſitz hinterlaſſen.

Ein ander preiſe dann die Wahl,
Die dich auf Pohlens Thron geſetzet;
Er zeige, wie dabey ſo vieler Völker Zahl
Dich ihrer Krone werth geſchätzet.
Er zeige, wie dein groſſer Geiſt
In Sturm und Wetter ſtark geblieben;
Durch Weichen und Vernunft den Sieger aufgerieben,
Der ſelbſt ſein Glück zu Boden reißt.
Und wie du, was dabey ſo mancher hat verbrochen,
Durch Sanftmuth und Geduld gerochen.

Das alles iſt zwar wirklich groß;
Doch auch von andern ſchon geſchehen.
Wie ſitzt ſo mancher Prinz dem Glücke ſelbſt im Schooß,
An dem wir noch ein gleiches ſehen.
Wie mancher erbet Chur und Reich,
Wie manchen hat die Wahl getroffen?
Wie mancher Fabius gab, durch Geduld und Hoffen,
Dem Feinde mehr als einen Streich?
Und haben viele nicht, aus Luſt zu fremden Saten,
Europens Grenzen überſchritten?

Mein Held hat mehr als das gethan:
Er iſt ein guter Fürſt geweſen!
Ihr Prinzen ſpäter Zeit! merkt dieſen Nachruhm an,
Und laſt von euch ein gleiches leſen.
Er herrſchte, doch mit ſanftem Muth,
Sein Zepter war kein Joch zu nennen;
Sein Kriegen war kein Sturm von Würgen, Plündern,
Sein Siegen ſelber keine Wuth. (Brennen,
Er zog das tapfre Schwerdt nicht eher, als er muſte,
Und ſchonte, wie er konnt und wuſte.

Hier, Pohlen, laß uns abermal
Ein unverdächtig Zeugniß hören!
Wenn hat Auguſt geſucht, durch ſeinen Rächerſtahl
Des Reiches Freyheit zu verſehren?
Wie väterlich hat ſeine Bruſt
Für dein gekränktes Wohl gewachet!
Wie gern hätt er dein Glück vollkommen groß gemachet!
Wie koſtbar iſt denn dein Verluſt!
Er iſt ja, da er ſich ein völlig Lob erworben,
In Sorgfalt für dein Heil geſtorben.

Auch ſeiner treuen Sachſen Schweiß
Hat unſer Held nicht ausgeſogen.
Sein Wort war kein Befehl, kein drohendes Geheiß:
Drum war ihm Stadt und Land gewogen.
Er hat, durch Staatsliſt, Zwang und Macht,
Des Landes Rechte nie gebrochen;
Er forderte mit Glimpf, und da ward mehr verſprochen,
Als ſonſt Tyrannen aufgebracht:
Die, wenn ſie mit Gewalt der Bürger Blut erzwingen,
Sich ſelbſt um tauſend Herzen bringen.

Wirts!

Merkts! die ihr, jenem Kayſer gleich,
Das Gold in enge Kerker ſchlieſſet,
Und ſelbſt, nicht in der That, nur in Gedanken reich,
Des todten Mammons nicht genieſſet.
Mein König war auch hierinn groß:
Er nahm Tribut, um mehr zu geben.
Denn pflegt die Sonne gleich viel Dünſte zu erheben,
Und dörrt ſie oft der Tellus Schooß:
So tränkt ſie bald den Grund mit deſto reicherm Segen,
Durch kühlen Thau und warmen Regen.

So manchen Bau du, Held! vollführt,
So manchen Aufzug du gehalten:
So vielmal hat das Land dein mildes Herz gerührt;
Nur in veränderten Geſtalten.
Kein Luſtſpiel war der Städte Laſt,
Kein Lager deiner Dörfer Schaden:
Es ward die halbe Welt nach Sachſen eingeladen;
Wie gern war jeder Dreſdens Gaſt!
Doch oft, wenn ſich dein Schatz den Strömen gleich ergoſſen,
Der Ueberfluß ins Land gefloſſen.

Daher ward Dreſden unter dir,
Aus Holz und Thon, zu lauter Steinen.
Die Elbe ſelber prangt mit ungewohnter Zier,
Und kan mit neuer Pracht erſcheinen.
Der Adel wohnt in deiner Stadt,
In lauter Schlöſſern und Palläſten:
Und ſind die deinen gleich, wie billig oft, die beſten,
Die Sachſen je geſehen hat;
So haſt du doch den Kalk mit Thränen nicht gemenget,
Und deinen Bürger nie gedränget.

Daher ward auch dein Heldenſitz
Die ſichre Freyſtadt aller Künſte.
Du ſchmückteſt deine Chur mit Weſſenſchaft und Witz,
Und lockteſt Meiſter zum Gewinſte.
Was Aug und Ohr ergetzen kan,
Die Tonkunſt ſammt der Kunſt zu ſchildern,
Und manches ſeltne Stück von wohlgeſchnitzten Bildern,
Trifft Deutſchland nirgend ſchöner an,
Als wo du, Held, gewußt, Europens Seltenheiten
Durch Gnad und Wohlthun hinzuleiten.

Ihr ſchlauen Prieſter der Natur,
Kommt, ſeht in Dreßden ihre Schätze.
Verfolgt hier fernerweit die halberrathne Spur
Der ewig wahren Grundgeſetze.
Des Zwingers auserleſne Pracht
Enthält, in vollen Wundergängen,
Den allzureichen Stoff zu hundert Lobgeſängen,
Von unſers Schöpfers weiſen Macht:
Und zeigt zu gleicher Zeit, wie weit es dem Bemühen
Der Wiſſenſchaft und Kunſt gediehen.

Dort, wo der Africaner Sand
Die braunen Saracenen brennet:
Da iſt Auguſt nun auch den Barbarn ſchon bekannt,
Da wird ſein Name groß genennet.
Der Mohr erſtaunet, wenn er ſieht,
Was Sachſens Bothen dort verlangen:
Was er ganz unachtſam bisher vorbey gegangen,
Erwecket itzo ſein Gemüth.
So macht der Held, daß uns die Güter fremder Erden,
Durch ſeinen Vorſchub, eigen werden.

O Sachſen! du haſt längſt geſpürt,
Wie hoch dein Ruhm durch ihn geſtiegen.
Auch Deutſchlands Nachbarn ſind durch deinen Glanz gerührt,
Und ſehn ſich allgemach beſiegen.
Der Sitten Art weicht Frankreich nicht;
An Kunſt iſt Welſchland oft beſtritten;
An Wiſſenſchaft beſchämt dein Volk faſt gar die Britten,
Durch Ordnung, Gründlichkeit und Licht.
Und was die Bataver für Witz im Handel zeigen,
Das iſt in Meiſſen Leipzig eigen.

Wohlan, entrichte deine Schuld,
Und preiſe deines Vaters Thaten.
Verehre demuthsvoll des weiſen Schickſals Huld,
Die dir durch dieſen Held gerathen.
Sieh nur zurück auf jene Zeit,
Als er das Churſchwerdt erſt bekommen:
Und ſprich, wie ſehr indeß dein Glücke zugenommen,
Wie dir die Wohlfahrt zugeſchneyt.
Wo war doch wohl ein Fürſt, in allen neuern Reichen,
Mit deinem Haupte zu vergleichen?

Du haſt der Glieder theuren Reſt
Sarmatien nicht mißzugönnen:
Wo das Verhängniß ihn die Welt geſegnen läßt,
Wird auch die Aſche ruhen können.
Behältſt du doch den groſſen Sohn,
In dem der Vater wieder lebet:
Dein Churfürſt, deſſen Huld dir ſchon vor Augen ſchwebet,
Erfüllt ja den verwaiſten Thron.
Verläßt ihn Davids Bild an Tugenden und Kriegen,
Iſt hat ihn Salomen beſtiegen.

Apollo ſtärket mein Geſicht,
Ich ſeh das Schickſal ſpäter Tage:
Wie Sachſens Rautenzweig, der neue Knoſpen bricht,
Noch immer feſter Wurzel ſchlage.
Sey froh! beglücktes Meißnerland!
Dein Glücke kan noch höher ſteigen:
Dein Haupt kan ſich noch oft in Königskronen zeigen!
Mehr macht mir Phöbus nicht bekannt:
Doch Friedrich Auguſts Art, die Völker zu regieren,
Wird ewig ſeinen Samen zieren.

Laß uns in dauerndem Metall,
O Churfürſt! deinen Vater ſehen;
Und dieſes Helden Bild, bis an der Erden Fall,
An deines Elbſtroms Brücke ſtehen.
Dein Erbe ſtellt dich auch einmal,
In gleicher Pracht zu ſeiner Seiten;
Da wird dein Ruhm mit ihm noch um den Vorzug ſtreiten,
Und deiner Enkel edle Zahl,
Die beyder Thaten hört, und beyder gleiche Namen,
Wird eifrig ſeyn, euch nachzuahmen.

Du, ſtrenge Wahrheit, laß dieß Blatt
In deinem Tempel ewig währen;
Und was dein eigner Trieb in mir gewirket hat,
Von keinem Unfall je verzehren.
Mein Mund iſt kein erkaufter Mund,
Er hat nicht ſchmeichleriſch geſungen:
Der Held hat ihm kein Lob durch Wohlthun abgedrungen;
Ihr Muſen, thuts der Nachwelt kund;
Und macht den Held Auguſt, das Wunder unſrer Zeiten,
Zum Wunder ſpäter Ewigkeiten.

* * * IV. Ode.

IV. Ode.

Auf d. s Beylager Herrn Chriſtians,

Fürſten zu Schwarzburg,

Mit einer

Prinzeßin von Anhalt Bernburg.

Im Jahre 1728 den 10 November.

J. ſ. N.

Was ſeh ich in den hellen Zimmern,
Die Luſt und Pracht und Glanz erfüllt,
Für ein bezaubernd Weſen ſchimmern?
Was ſeh ich für ein herrlich Bild?
Wer iſts, aus deſſen heitern Blicken
Die Großmuth und die Gnade lacht,
Und deſſen Antlitz voll Entzücken,
Faſt jeden ſtarr und ſprachlos macht?
Wer iſt es, den zu beyden Seiten
Huld, Tugend und Verſtand begleiten?

Ich weis, ich weis ſchon, wer ſich weiſet,
Es iſt mein Prinz, Prinz Chriſtian,
Der itzo Hymens Fackel preiſet,
Die ihn ſo kräftig rühren kan.
Der Prinz, den Hof und Bürger liebet,
Weil er die Luſt des Landes iſt,
Ein Beyſpiel wahrer Eintracht giebet,
Wenn er den theuren Bruder küßt;
Ein Prinz, der mit erlauchten Sinnen
Viel tauſend Herzen kan gewinnen.

Und

Und wer iſt jenes Bild der Tugend,
Das Muſter holder Freundlichkeit,
Die bey dem Glanze friſcher Jugend,
Der Schönheit Blize von ſich ſtreut?
Wer iſt die, ſo mit vollem Lichte,
Wie Luna bey geſtirnter Nacht,
Des Himmels klares Angeſichte,
Hier Sondershauſen heiter macht?
Die alle, ſo ſie ſehn und hören,
Mit demuthsvollem Eifer ehren?

Durchlauchter Prinz, iſts nicht dein Leben?
Iſts nicht die hohe Fürſtenbraut,
Der du dein treues Herz ergeben,
Und die ſich heute dir vertraut?
Ja, ja, ſie iſts: Denn Luſt und Freude,
Und der verliebten Augen Scherz,
Verrathen euch, verlobten Beyde,
Verrathen euer heiſſes Herz.
Indem die Anmuth edler Sitten
Euch längſt die zarte Bruſt beſtritten.

O Bernburg! deines Stammes Zweige
Sind unſrer Gärten Zier und Schmuck.
Hier zeigt es ſich, wenn ich gleich ſchweige,
Was er für edle Reiſer trug.
Verlangt man deinen Werth zu kennen:
So ſchaue man nur Schwarzburg an;
Da wird man drey Fürſtinnen nennen,
Die niemand ſattſam preiſen kan.
Und die an Geiſt und Leibes Gaben
Das Vorrecht hoher Seelen haben.

Prin-

Prinzeſſin! Luſt und Liebe des Prinzen,
Der dich als ſein Gemahl umfaßt,
Vergiß die trauernden Provinzen,
Die du bereits verlaſſen haſt.
Umarme deinen theuren Gatten,
Den dir das Schickſal auserſehn;
Und laß, was wir gewünſchet hatten,
Und was wir hoffen, bald geſchehn:
Daß ſich in Sondershauſens Zweigen
Auch künftig neue Reiſer zeigen.

Der Himmel ſpreche dazu ſein Amen;
Die Stimme ſchallt: Es ſey alſo!
Prinz Chriſtian, durch deinen Samen
Wird auch die ſpäte Nachwelt froh.
Glück zu! wie ſüß ſind doch die Blicke,
Die wir in ferne Zeiten drehn!
Weil ſie dein unverändert Glücke
Und ewig grünes Wachsthum ſehn.
Mein Wunſch und Hoffen kan nicht trügen;
So leb und ſterb ich mit Vergnügen.

V. Ode.

Auf eben daſſelbe.

J. ſ. N.

Auf! ſchmücke dich mit Luſt und Pracht,
Du glückerfülltes Sondershauſen!
Wenn anderwerts bey dickgewölkter Nacht
Des Trübſals rauhe Stürme brauſen.
Dir ſtralt ein heitres Freudenlicht,
Mit täglich neuem Glanz entgegen,
Und hindert dich, den Flor aufs Angeſicht,
Den trüben Trauerboy auf Bruſt und Arm zu legen.

Prinz Chriſtians erhabne Bruſt
Empfindet Hymens heiſſe Triebe,
Entſchlieſſet ſich zu einer Hochzeitluſt,
Und folgt den Brüdern in der Liebe.
In Anhalt brennt der Angelſtern,
Der ſein entzücktes Auge leitet:
Von dieſem Stral iſt Schwarzburg nicht zu fern,
Da ſich ſein holder Glanz wohl weiter ausgebreitet.

So krönt der Eintracht wahrer Preis
Das Fürſten Kleeblatt dreyer Brüder!
Was ſonſt ein Land nicht leicht zu rühmen weis,
Sieht Sondershauſen täglich wieder.
Qvält ſonſt ein ungezähmter Neid
Die Erben väterlicher Thronen:
Sieht Schwarzburg doch den Siz der Einigkeit,
Wo ſeines Oberhaupts durchlauchte Brüder wohnen.

Sieht!

Seht! Amer ſelber leitet ſie
Nicht in verſchiedne Fürſtenhäuſer:
Er ſelber knüpft das Band der Eintracht hie,
Durch dreyer Fürſten Myrthenreiſer.
Geprieſnes Anhalt! dich allein
Beglücken ſolche Prinzeßinnen,
Die an Verſtand und Schönheit ungemein,
An ſeltner Tugend reich, der Prinzen Herz gewinnen.

Wie ſonſt ein Gärtner Arm und Hand
Am liebſten nach dem Baume ſtrecket,
Wo ihm die Frucht, die er ſo köſtlich fand,
Faſt ſtündlich neue Luſt erwecket!
Wie ſich des Winzers Lüſternheit
Beſtändig nach den Reben ſehnet,
Zu welchen ſonſt der Trauben Süßigkeit,
Seit vielen Jahren ſchon den Leckermund gewöhnet.

Sie blicken beyde ganz verliebt,
Auf ihren Zweig, auf ihre Reben,
Und wiſſens ſchon, was der für Aepfel giebt;
Was dieſer pflegt für Moſt zu geben.
Wie bebt ihr Arm! Wie fährt er gleich
Mit Macht nach den gewohnten Aeſten;
Und fragt man ſie: Was lockt, was reizet euch?
So iſt die Antwort da: Hier ſchmeckt die Frucht am beſten.

So, theurer Fürſt, Prinz Chriſtian!
So gieng es dir in deinem Lieben;
Du ſahſt das Glück der beyden Brüder an,
Und biſt bey Anhalts Stamm geblieben.
Ganz recht: So darf dein Freudenfeſt
Der werthen Brüder Luſt nicht weichen;
So zeigt das Glück, das Schwarzburg nicht verläßt,
In dreyer Brüder Wohl ein dreyfach Gnadenzeichen.

Genug.

Geneuß, durchlauchtes Fürſtenpaar!
Geneuß des Schickſals ſüſſe Blicke:
Nimm deiner Luſt bey frohen Stunden wahr,
Und ſtirb dereinſt in vollem Glücke.
Dein Haus und deſſen alter Ruhm
Erneure ſich in hundert Erben:
So bleibt das Land des Segens Eigenthum,
So wird dein Stamm nicht ehr, als Mond und Sonne ſterben.

* *

VI. Ode.

Auf die glückliche Niederkunft
Frauen Sophien Eberhardinen,
Fürſtin zu Schwarzburg,

Den 12 December 1729. J. ſ. N.

So ſchlagen nun, durchlauchtes Haus,
Die längſt gewünſchten Knoſpen aus,
Die Blüth und Frucht zum Vorſchein bringen.
So ſieht man noch die alte Kraft,
Und unſers Stammbaums Eigenſchaft
Aus ſeinen friſchen Zweigen dringen,
Daran es augenſcheinlich bleibt,
Was ſeiner Wurzeln Art für edle Reiſer treibt.

O könnte hier mein Seytenſpiel,
Wie vormals, ewiger Virgil,
Dein ſüſſes Schäferrohr, entzücken!
Denn machte deinen Pollio
Die erſte Frucht des Ehbetts froh:
So kan man hier noch mehr erblicken.
Denn ganzer Länder Wohlfahrt ſteigt,
Da Sondershauſens Stamm die erſten Früchte zeigt.

Wall.

Willkommen, neuentſproßnes Reis,
Des Schickſals gnädiges Geheiß
Erhört durch dich den Wunſch der Prinzen.
Wir haben nicht umſonſt gefleht!
So wirkt doch endlich das Gebeth
Getreuer Diener und Provinzen:
Nachdem bereits ſo manches Jahr
In Schwarzburgs Fürſtenhaus kein friſcher Zuwachs war.

Prinzeßinn! deine Fruchtbarkeit
Entreißt dich der Vergeſſenheit,
Und wird dich ſtets zum Segen ſetzen.
Ach! zeig uns die verlangte Frucht,
Die alles faſt mit Eiferſucht
Bemüht iſt hoch und werth zu ſchätzen;
Und laß uns mit Vergnügen ſehn,
Was uns durch Anhalts Stamm erwünſchtes kan geſchehn.

Auf! drücke nun mit ſüſſer Luſt
Dein Kleines an die Mutterbruſt,
Und lehr es ſelbſt allmählich lallen.
Dein theurer Fürſt, Prinz Chriſtian,
Zeigt ihm, nebſt dir, die Tugendbahn
Mit väterlichem Wohlgefallen;
Und überführt die Welt dabey,
Daß es ein wahrer Zweig von edlem Stamme ſey.

Der Gallier erfreutes Reich
Mag Licht und Glut und Dampf zugleich
Vermiſcht bis an die Wolken thürmen;
Es menge der Karthaunen Knall
In berſtender Racketen Schall,
Als wollt es gar den Himmel ſtürmen;
Als könnt der Feuerwerke Schein
Das beſte Luſtgepräng erlangter Wünſche ſeyn.

Wir opfern Gott ein feurig Herz;
Die Seufzer ſteigen himmelwerts,
Und fallen nicht, wie dort, zurücke.
Der Himmel hörts, und ſchließt darauf
Die Fülle ſeiner Gnaden auf,
Und ſorgt für Sondershauſens Glücke,
Das, wie man jauchzend hört und ſieht,
Auch künftig unverrückt auf ſpäte Zeiten blüht.

Glück zu! mein Fürſt! So wünſcht dein Knecht.
Es wachſe ferner dein Geſchlecht,
Bis nichts mehr wird gebohren werden.
Ihr treuen Bürger, regt den Mund,
Und machts dem deutſchen Reiche kund,
Verkündigt es der halben Erden:
Daß Chriſtian dennoch zuletzt
Dieß hohe Fürſtenhaus in neuen Flor geſetzt.

VII. Ode.

Auf das hohe Geburtsfeſt
Frauen Sophien Eberhardinen,
Fürſtinn zu Schwarzburg,
J. f. N.

Ihr holden Muſen, helfet mir
Des treuen Eifers Trieb erklären.
Heiſt meines Herzens Dankbegier
In froher Deutlichkeit gewähren.
Ihr muntern Schweſtern, laßt mein Rohr
Mit ungewohnten Tönen klingen;
Und daß mir mag ein Lied gelingen,
So rückt mich ſelbſt in euer Chor.

Polymnia, biſt du es nicht?
Ach ja! willkommen, kluge Schöne!
Ich ſeh dein heitres Angeſicht;
Ich höre deiner Seyten Töne.
Du ſingſt, du ſpielſt, du lockeſt mich.
Welch Feuer regt die freyen Sinnen!
Ich ſeh den Sitz der Pierinnen
Und Geiſt und Blut verändern ſich.

Nun ſeh ich meiner Fürſtinn Feſt
Mit doppelt aufgeklärten Blicken;
Weil Phöbus ſelbſt mir zeigen läßt,
Was Herz und Auge kan entzücken.
Da wohnt ihr Fürſt, Printz Chriſtian,
In Ruhe, Segen und Vergnügen;
Weil Glück und Wohlfahrt ſo geſtiegen,
Daß es kaum höher ſteigen kan.

Doch wie? wo bleibt Polymnia!
Apollo, Berg und ſie verſchwinden.
Es ſey ſo! denn ich kan ſie ja
In meiner Fürſtinn wieder finden.
Durchlauchte, fällt doch deine Gunſt,
O welch ein Vorzug groſſer Frauen!
So, wie wir oft, ja täglich ſchauen,
Auch auf die edle Dichterkunſt.

Du liebſt die Muſen, wie ſie dich,
Du übſt wohl ſelber ihre Künſte,
Und Phöbus ſelber wünſchet ſich
Nur deine Gnade zum Gewinnſte.
Er wird dich einſt der Sterblichkeit
Durch ſeiner Söhne Fleiß entziehen,
Die dir, mit freudigem Bemühen,
Schon oftermals ein Lied geweiht.

Der Himmel ſegne dieſen Tag
Mit jährlich angewachsnem Glücke,
Und ziehe väterlich den Schlag
Der Unglückswetter weit zurücke.
Sey ferner deines Fürſten Luſt,
Des treuen Landes Heil und Sonne;
So rufft und wünſcht mit ſeiner Wonne
Des treuſten Knechtes Mund und Bruſt.

Ich ſeh die Fürſtinn ſelbſt zugleich,
Die Heldinn an erlauchten Gaben,
An Geiſt, Verſtand, und Tugend reich,
Vor tauſend andern hoch erhaben.
Sie biethet dem Gemahl die Hand,
Erneuert ihm die ſüſſen Triebe,
Dadurch die Funken ihrer Liebe
Zu allererſt ſein Herz entbrannt.

Er

Sie lächelt voller Freundlichkeit,
Mehr seiner Luſt, als ihrentwegen;
Und deſto mehr iſt er bereit,
Ihr seine Freude darzulegen.
Er freut ſich, weil ihr Jahrstag lacht:
Sie, weil ihr Feſt ihm Freude bringet;
Er, weil es ihr nach Wunſch gelinget;
Sie, weil ihr Glück ihn froh gemacht.

Dort bringt man ihrer Liebe Frucht,
Des treuen Volkes Luſt, getragen,
Die neulich unſer Wunſch geſucht,
Der Wunſch, der endlich angeſchlagen.
Sie lächelt ſchon die Aeltern an;
Sie zeiget ſchon, daß unſer Hoffen
Zum Heil des Landes eingetroffen,
Und daß man ferner hoffen kan.

VIII. Ode.

Auf das Abſterben
Chriſtianen Johannen Aemilien,
Fürſtinn zu Anhalt-Cöthen.
Im Namen anderer.

Aemilien, ſo früh ins Grab?
Die Fürſtinn ſchon in Staub und Erde?
Wer trocknet uns die Thränen ab,
Damit ihr Qvell verſtopfet werde?
O hartes Donnerwort! die Fürſtinn iſt erbleicht!
Ihr Aug erſtarrt! Ihr Herz erſtorben!
So hat ſie ſelber zwar die Ewigkeit erreicht,
Doch uns iſt alle Luſt verderben.
Wie, wenn bey hellgeſtirnter Nacht
Diana ihren Glanz verlieret,
So oft ihn ihres Wirbels Macht
In unſers Erdballs Schatten führet;
Wie da der Himmel ſtutzt, die Erde ſelbſt erſchrickt,
Die Luft den Thau herunter gieſſet,
Der Sternen Heer beſtürzt nach ſeiner Fürſtinn blickt,
Die man ſo unverhofft vermiſſet:
So ſieht man itzt ein helles Licht
An Cöthens Firmament verſchwinden;
Die Fürſtinn ſtirbt, ihr Auge bricht,
Ihr Glanz iſt hier nicht mehr zu finden.
Der Hof wird höchſt beſtürzt, der Unterthan betrübt:,
Die Thränen heben an zu rinnen;
Und aller Damen Schaar, ſo ſie als Haupt geliebt,
Bedauret ſie mit trüben Sinnen.

Du, höchſtbekümmerter Gemahl!
Durchlauchtes Haupt, du Luſt der Deinen!
Wer ſieht nicht deiner Thränen Zahl?
Wer ſieht dich nicht recht kläglich weinen?
Die treuſte Gattin ſtirbt, dem halbes Herz erſtarrt,
Dein Ehbett kehrt die Luſt in Klagen,
Aemilia, dein Schatz, dem Liebſten, wird verſcharrt:
Wie ſollteſt du nicht Leide tragen?

Sechs Jahre der verfloſſnen Eh
Verſchwanden dir, als ſo viel Stunden:
Kein Wunder! da du nie das Weh
Des Misvergnügens haſt empfunden.
Ein jeder Tag war dir ein neues Hochzeitfeſt,
Und ſchenkte dir ein neu Vergnügen;
Doch da dein Leben itzt ſo früh die Welt verläßt,
Scheint dich die Wehmuth zu beſiegen.

Allein gewiß, ſo ſcheint es nur,
Dein groſſer Geiſt weis ſich zu faſſen;
Und kan die Ordnung der Natur,
Die das Verhängniß lenkt, nicht haſſen.
Der weiſen Vorſicht Schluß iſt hier dein Augenmerk,
Du kennſt und ehreſt ihre Wege;
Zu murren, wenn ſie ſtraft, das heißt ein Sclavenwerk,
Doch Kinder danken auch für Schläge.

So, theures Promnitz! edler Stamm,
So mußt auch du die Zähren ſtillen;
Und nicht, um ein geraubtes Lamm,
Die Gruft mit Zorn und Schelten füllen.
Der Tod iſt anders nichts, als bloß des Höchſten Knecht;
Er thut, was ihm der Herr gebothen.
Wer jenen nun verdammt, raubt dieſem ſelbſt ſein Recht,
Und liebt Gott minder, als die Todten.

Verlierſt du viel? Wer zweifelt dran?
Allein ſie lebt in ihren Zweigen,
Und wird, ſo viel man hoffen kan,
In ihnen aus der Aſche ſteigen.
Durch zweene Prinzen ſtützt ſich Cöthens Fürſtenhaus,
Es ſchmückt ſich durch drey Prinzeßinnen;
Was treiben die nicht einſt für edle Blüthen aus?
Was wirſt du nicht durch ſie gewinnen?

Der Himmel lebt indeſſen doch,
Und ſorgt für unſers Fürſten Freude;
Zerbricht dereinſt ſein Trauerjoch,
Und tröſtet ihn nach dieſem Leide.
Dieß hoffen wir getroſt, dieß wünſchet Stadt und Land;
Der Höchſte wird und muß es hören,
Und auf die Thränenſaat mit reicher Segenshand
Die Früchte ſeiner Wohlfahrt mehren.

IX. Ode.

Auf das Beylager
Des Erbprinzen von Bayreuth,
mit der
Königlichen Preußiſchen älteſten Prinzeßinn.

1791. J. ſ. N.

Durchlauchtes Paar, das neue Band,
Dadurch dich ſelbſt des Höchſten Hand
Zu zweyer Länder Wohl verbunden,
Gebiehrt Berlin, ſo wie Bayreuth,
Bey ſeltner Luſt und Frölichkeit,
Viel ungemein vergnügte Stunden.

Ein jeder Unterthan iſt froh,
Daß ſich die hohen Häuſer ſo
Durch Lieb und Eintracht herzlich küſſen.
Die Spree ſieht es mit Jauchzen an,
Und läßt die Poſt, ſo bald ſie kan,
Die Oder und den Pregel wiſſen.

Die Mark thut es in Pommern kund;
Ja Famens hocherfreuter Mund
Verkündigt es dem fernen Preuſſen.
So weit die Elb und Weſer flieſt,
Die Brandenburg gehorſam iſt,
Muß dieſer Tag ein Feſttag heiſſen.

So gar der weit entlegne Rhein
Kan hier nicht ohn Empfindung ſeyn,
Wo Clev und Geldern ihn berühren.
Ja Deutſchlands Herz nimmt Theil daran;
Denn ſelbſt im Mittelpunkte kan
Der nahe Mayn die Freude ſpüren.

Auch Zion ſelber freuet ſich,
Das doch bisher ſo kümmerlich
Bald hier, bald da Verfolgung litte.
Es ſieht, der Brennen Schutz und Macht
Sey ihm zur Mauer zugedacht,
Dafern es einſt ein Feind beſtritte.

Fürwahr das kömmt von Gottes Rath,
Daß Brandenburgs berühmter Staat
An Land und Leuten zugenommen.
Es ſoll vielleicht des Glaubens Heil,
Und unſre Sicherheit zum Theil,
Von ſeinem Zepter Schutz bekommen.

Wie groß iſt deine Weisheit hie,
Durchlauchter Erbprinz, daß du die
Zu deiner Fürſtinn auserkohren,
Die Preuſſens Hof bisher geſchmückt,
Die künftig auch dein Land beglückt,
Als wäre ſie für dich gebohren.

Auch Anſpachs hohes Fürſtenhaus
Löſcht kaum die Hochzeitfackeln aus,
Die gleichfalls in Berlin geflammet.
So bleibt ſein Marggraf und Bayreuth
In höchſterwünſchter Einigkeit,
Die beyden Häuſern angeſtammet.

Durch.

Durchlauchter Marggraf, dem Verſtand
Beglückt durch dieſes Segenspfand
Dein treues Volk und die Provinzen:
Du biſt zugleich an Frömmigkeit
Ein Fürſtenmuſter unſrer Zeit,
Ein Glaubensvorbild aller Prinzen.

Du biſt ein andrer Abraham,
Und ſuchſt aus deinem eignen Stamm
Die Braut für deinen Sohn zu finden.
Wie kan ein Band beglückter ſeyn?
Denn da trifft Gottes Segen ein,
Wo ſolche Seelen ſich verbinden.

Was darf die junge Fürſtinn nun
Den Einzug in die Städte thun?
Sie wohnt in aller Bürger Herzen:
Wer ſie erblickt, verehrt ſie ſchon,
Ihr Antlitz iſt ein Gnadenthron,
Wo lauter Huld und Liebe ſcherzen.

O Höchſter! öffne deinen Schooß,
Und mache die an Wohlfahrt groß,
Die ſich in deiner Furcht verbinden;
Laß ihr Geſchlecht im Segen ſtehn,
Bis Erd und Himmel untergehn,
Bis Sonne, Mond und Stern verſchwinden.

X. Ode.

An ihre Hochfürſtl. Durchl.
Herrn Ludwig Rudolph,
Herzog zu Braunſchweig,

Als dieſelben

aus dem Bade zu Kloſter-Zimmern 1731 glücklich wieder zurück kamen.

J. ſ. N.

Die Muſen haben nie ſo ſchön
Durchlauchter Fürſten Wohlergehn
Und edles Regiment beſungen;
Als da nur jüngſt ihr Lorberhayn,
Nach kaum geſtillter Trauerpein,
Von Ludwig Rudolphs Ruhm erklungen.
Der Wald, der Braunſchweigs Thor berühret,
Und Wolfenbüttels Mauren ſchmücket,
Hat ſelbſt den Wiederhall geſpürt,
Und war für reger Luſt entzücket.

Ließ Helmſtädt nicht der Seyten Klang,
Ließ Blankenburg den Luſtgeſang
Nicht bis ins Harzgebirge ſchallen?
Vernahm der Bergmann in dem Schacht
Nicht ſelbſt den Ton, der in die Nacht
Der ſilberreichen Gruft gefallen?
Ja, ja! ein Fürſt, der Künſte liebt,
Ein Schutzherr holder Caſtalinnen,
Ermuntert alles, was ſich übt,
Durch Künſte Lorbern zu gewinnen.

Dein

Dein Jahrsfeſt ſelbſt, o Herr, erſchien,
Wo vieler eifriges Bemühn
Von neuem deinen Altar ſchmückte;
Wo treuer Wünſche Weihrauchsduft,
Mit Andacht durch die heitre Luft,
Bis vor den Thron des Höchſten rückte.
Hier ſchwiegen auch die Muſen nicht,
Sie rührten ihre Seyten wieder,
Und weihten dir, aus reiner Pflicht,
Die allerſchönſten Freudenlieder.

Nur ich allein blieb ſäumig aus,
Als wäre mir dein hohes Haus,
O weiſes Haupt! nie gnädig worden.
Vielleicht verwies mich zu der Zeit
Der Argwohn ſchlechter Dankbarkeit
In ungetreuer Diener Orden;
Wiewohl die Glut in meiner Bruſt,
Die meine Schuld vorlängſt gefodert,
Hat bey ſo allgemeiner Luſt,
Zwar heimlich, doch nicht ſchwach gelodert.

Ich wartete, mein Herzog, nur,
Bis die gebrauchte Brunnencur
Dir neuen Muth und Geiſt gegeben:
Denn ſtärkt ein ſolcher Erdenſaft
Geſchwächter Glieder matte Kraft,
Verlängert er wohl gar das Leben;
Wem würde man den ſchönſten Theil
Der edlen Wirkung lieber gönnen,
Als dir, o Herr, auf deſſen Heil
Sich ganze Völker freuen können?

Wer alle Weisheit, ſo dich ziert,
Und alle Gottesfurcht geſpürt,
Die dich zum Schmuck der Fürſten machet;
Wer deinen tapfern Muth erwegt,
Die Luſt zu Künſten überlegt,
Und wie du für dein Volk gewachet;
Der muß ja deiner Scheitel Pracht
Des höchſten Alters würdig nennen;
Und wünſchen, daß dein Lebensdacht
Auf ſpäte Zeiten möge brennen.

Louiſe ſelber, dein Gemahl,
Verklärt der klugen Augen Stral,
Wenn deine Kräfte ſich erneuren;
Chriſtina, Deutſchlands Kayſerinn,
Vernimmts mit höchſtvergnügtem Sinn,
Wenn wir des Vaters Feſte feyren;
Ja Carl, die Luſt der deutſchen Welt,
Den Stambol und Madrit verehret,
Zeigt, wie er dich in Ehren hält,
Und freut ſich, wenn dein Wohl ſich mehret.

So mache denn dein Bad und Trank
Dein theures Leben doppelt lang,
O Ludewig, du Preis der Deinen!
Du biſt an Ruhm und Tugend groß,
Drum ſitze ſtets dem Glück im Schooß,
Wenn andre voller Kummer weinen.
Es wolle dich des Himmels Hand
Mit lauter Gnadenbrunnen tränken,
Denn wirſt du auch an Meißnerland,
Und einen treuen Diener denken.

* * * XI. Ode.

XI. Ode.

Auf das Beylager
Des Prinzen von Turn und Taxis,
mit einer
Brandenburg-Bayreuthiſchen Prinzeßinn.

Im Jahre 1721. J. ſ. N.

Prinzeßinn, darf ein Knecht es wagen,
Und dir ein Demuthsopfer weihn;
Und da ſo viele ſich mit treuen Wünſchen tragen,
Zugleich in ihrer Anzahl ſeyn:
So nimm dieß Blatt mit holden Händen
Und gnadenvollen Blicken an,
Und glaube, daß ich zwar nichts ungemeines ſenden,
Doch nicht zurücke bleiben kan.

Der Gott und Schöpfer keuſcher Triebe,
Der vormals Edens Gartenpracht,
Bey Adams zarter Glut und Evens reiner Liebe,
Zum erſten Hochzeitſaal gemacht;
Der Stifter unbefleckter Flammen
Verbindet heut ein fürſtlich Paar;
Der knüpfet Brandenburgs und Taxis Haus zuſammen:
Wer dünket dieß nicht wunderbar?

Hierwo-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50952-9
GOTTSCHED,J.C. FN. 19125/050

Fürwahr, das stammt von dessen Schlüssen,
Der unerforschlich ist und heißt,
Und dessen Fügung wir auch dann verehren müssen,
Wenn sie uns in Verwundrung reißt.
Das zeigen diese Myrtenreiser,
Daraus sie selbst hier Kränze macht;
Wer hätte sonst Bayreuths und Turns durchlauchte Häuser
In ein so nahes Band gebracht?

Erfreue dich des guten Glückes,
Belobter Prinz und Bräutigam!
Hier siehst du ja die Huld des himmlischen Geschickes
Für deinen edlen Fürstenstamm.
Ist nicht die Braut an Ruhm und Ahnen,
An Gaben und Verdiensten reich?
Wer kennt nicht Brandenburgs erfochtne Siegesfahnen;
Und wer kömmt seinen Helden gleich?

Wer ehrt nicht unsers weisen Prinzen
Gerecht und frommes Fürstenherz?
Wo drückt durch seine Schuld die glücklichen Provinzen
Ein Ungemach, ein herber Schmerz?
Ist doch durch seines Glaubens Segen
Die Kirche selbst in Sicherheit,
Und selbst die Gottesfurcht blüht seines Beyspiels wegen,
Wenn er die Brust dem Höchsten weiht.

Beglücktes Land! Beglückte Städte!
Erkennt den Vorzug, der euch schmückt!
Wie? wenn der theure Fürst gleich andern Häuptern thäte,
Die oft der Bürger Noth erquickt.
Da würdet ihr die Last beklagen,
Zwar unterthan, doch traurig seyn:
Doch itzo fühlt ihr nichts von dieser Völker Plagen,
Drum räumt ihm eure Herzen ein.

Ihr

Ihr thuts, und folget euren Pflichten,
Des Himmels Gnade steht euch bey.
Wie sollt ich nicht mit Lust die meinigen verrichten,
Und zeigen, wie vergnügt ich sey?
Wie sollt ich von der Freude schweigen,
Die heute Geist und Brust erfüllt,
Und nicht auch öffentlich die Macht der Ehrfurcht zeigen,
Daraus dieß treue Wünschen qvillt?

Der Himme schütte seinen Segen
Auf dieß durchlauchte Fürstenhaus,
Und tilge, wenn sich einst die Unglückswinde regen,
Auch ihrer Drohung Spuren aus!
Es sprosse, von den frischen Zweigen,
Manch blühenreiches Fürstenreis!
So wird uns Taxis Stamm an Ast und Früchten zeigen,
Wie herrlich er zu steigen weis!

XII. Ode.

Auf die in Leipzig Angenommene Erbhuldigung.

Im April des 1733. Jahres.

Die Nacht iſt hin, der Tag bricht an!
O Sachſen, auf aus deinem Schlummer!
Vergiß, was dich betrüben kan,
Und faſſe dich nunmehr nach herbem Gram und Kummer.
Was weinſt du doch um deinen Held,
Auguſt, die Luſt der halben Welt,
Den du, ſo wie es ſchien, vor kurzer Zeit verlohren?
Getroſt! du irrſt. Er lebet noch,
Er lebt! ach jauchze, jauchze doch!
Und zeigt ſich nur verjüngt und gleichſam neu gebohren.

Wie eine zarte Braut erwacht,
Wenn ſie des Liebſten Stimme höret,
Nachdem der Hochzeitkerzen Pracht
Ein trauriges Gerücht von ſeiner Gruft geſtöret;
Sie raffet ſich auf, und ſieht umher,
Und horcht beſtürzt, und zweifelt ſehr,
Ob irgend ſie dabey ein ſüſſer Traum betrogen;
Doch endlich glaubt ſie, was ſie ſieht,
Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
So wird im Augenblick der Brautſchmuck angezogen:

So ſeh ich Sachſens matten Blick
Auf einmal hell und munter werden.
Der bloſſe Ruf von ſolchem Glück,
Geſetzt, er wäre falſch, erweckt es aus der Erden.
Wie? heißt ſein Wort: Was? lebt Auguſt?
Lebt Friedrich, ſeiner Länder Luſt?
Wer ſpottet meines Grams, und tröſtet mich zum Hohne?
Es iſt unmöglich! . . Sachſen, nein!
Man täuſcht dich nicht; dein Wunſch trifft ein:
Denn Friedrich Auguſt lebt wahrhaftig in dem Sohne.

Dort kömmt ja dein erwünſchtes Haupt,
Dein theurer Churfürſt, unſre Freude.
Was hat dir nun der Tod geraubt?
Und warum gehſt du noch, ſo wie bisher, im Leide?
Sieh doch ſein holdes Angeſicht!
Sieh, ſeiner Augen heitres Licht
Erweckt ja jeder Bruſt ein wallendes Vergnügen.
Ein jeder dringt vor ſeinen Thron,
Und will dem groſſen Königsſohn,
Wie ſeinem Vater ſonſt, entzückt zu Füſſen liegen.

Doch nein! das ließ Auguſt nicht zu,
Der wollte nichts von Sclaven wiſſen:
Ein gleiches, Herr! bezeigeſt du,
Du reicheſt bloß die Hand, nur dieſe darf man küſſen.
So ſieht mans, wem du ähnlich biſt;
So braucht es weder Kunſt noch Liſt,
Des groſſen Vaters Art in deinem Thun zu finden.
Du biſt ihm faſt in allem gleich:
War er an Gnad und Weisheit reich,
So weiſt du beydes auch vollkommen zu verbinden.

Kaum legteſt du die Kindheit hin,
So ſtund dein Herz nach edlen Sachen:
Denn Frankfurt lockte deinen Sinn,
Der deutſchen Kayſer Wahl dir recht bekannt zu machen.
Du ſahſt ſie an; doch da Paris
In ſeinem Ludwig vieles wies,
Was Fürſten vor der Welt zum höchſten Ruhm erhebet:
So war der Weg dir nicht zu weit,
Vielmehr hat deine Munterkeit
Dem Gipfel wahrer Höh begierig nachgeſtrebet.

Du ſahſt auch ferner Rom und Wien,
Das alt und neue Haupt der Erden:
Und alles das, mit dem Bemühn,
Durch das, was du geſehn, ein weiſer Fürſt zu werden.
Nicht fremder Völker Eitelkeit,
Nein, Staatskunſt und Erfahrenheit
War, andrer Telemach! der Zweck von deinen Reiſen:
Drum ſpürten auch die Länder ſchon,
Es würde dieſer Königsſohn
Der Welt einmal ein Bild vollkommner Fürſten weiſen.

Das Schrecken Achmets, Deutſchlands Schutz,
Carl, welcher Temeswar bezwungen,
Und gar, dem Muſelmann zu Trutz,
Bis in des Reiches Herz nach Belgrad eingedrungen;
Dieß groſſe Haupt der Chriſtenheit
Erblickte bald die Trefflichkeit,
Die Sachſens Churprinz ſchon in frühen Jahren zeigte.
Er fand, und hat es oft erklärt:
Ein ſolcher Prinz ſey Kronen werth,
Der jedes Herz gewann, und alles zu ſich neigte.

Doch

Doch dir ward auch dein Herz entführt,
O Herr! als Amor dich gefangen;
Josepha hatte dich gerührt,
Des Kayserstammes Schmuck, dein einziges Verlangen.
Du zogst nach Sachsen zwar zurück;
Doch drehte sich dein kluger Blick
Noch stets nach Oesterreichs und Wiens verlaßnen Gränzen.
So kehrt sich jener Wunderstein
Nach des entfernten Nordsterns Schein;
Gesetzt er sieht ihn nicht bey hellem Tage glänzen.

Ihr Musen, denen nichts entfällt,
Was auch vor grauer Zeit geschehen:
O sagt, wie froh war unser Held,
Als seine Liebe drauf den Wunsch erfüllt gesehen?
Beschreibt mir doch Josephens Pracht,
Und lehrt mich, was ihr Herz gedacht,
Als Friedrich August sie in Dreßden aufgenommen;
Als sie aus Gassen, Volk und Stadt,
Aus Burg und Hof geschlossen hat,
Sie sey in Dreßden fast zum Kayserthron gekommen.

So war das grosse Band nun fest,
Das Sachsenland und Wien verbunden;
Das keine Zeit veralten läßt,
Und das noch unverrückt des Himmels Huld empfunden.
Wie manchen Segen keuscher Brunst
Hat dir des Schicksals höchste Gunst,
In deinem Ehbett, Herr, nach Herzenswunsch verliehen!
Noch itzo grünt die Hoffnung schön:
Wie kan dein Stamm denn untergehn,
Da so viel Zweige schon vor deinen Augen blühen!

Was zeigt ſich für ein Wunderbau?
Hat mich denn Phöbus gar entzücket?
Was ſtellt ſich für ein Schloß zur Schau,
Dergleichen warlich Rom und Welſchland kaum erblicket?
Wer zählt der Fenſter Menge hier?
Wer ſchätzt der ſtolzen Thore Zier?
Wer kan der Dächer Pracht, der Flügel Gröſſe nennen?
Wer lehrt mich alle Symmetrie,
Und was wir nach der Eurythmie,
Im Bauen, für ein Werk der gröſten Kunſt erkennen?

O Hubertsburg! biſt du es nicht
In deinen ſchattigten Gebüſchen?
Ja ja, du biſts, und mein Geſicht
Kan leichtlich deinen Bau mit Welſchlands Pracht vermiſchen.
Ich ſeh dich zwiſchen Berg und Thal,
Mit ſtolzen Tannen ohne Zahl,
Mit Eichen edler Art und anderm Holz umringet.
Hier iſt Dianens Reich und Sitz!
Allhier wohnt Echo, deſſen Witz
Dem Jäger, wenn er bläſt, die Antwort zehnfach bringet.

Verliert ſich doch das Auge ganz
In meilenlang durchſchnittnen Wäldern:
Da ſieht man deiner Fenſter Glanz,
Wenn Phöbus ſie beſtralt, in weitentlegnen Feldern.
Man rückt hinzu, man nähert ſich,
Und jeder Schritt vergröſſert dich,
Bis dich die Gegenwart in voller Schönheit weiſet;
Bis dich durch den geſpaltnen Wald,
Des Wildes grünen Aufenthalt,
Ein ferner Blick zuletzt auf langen Wegen preiſet.

Mein

Mein Churfürſt, dieß hat dein Verſtand,
Dein groſſer Geiſt allein erfunden:
Allhier hat deine Meiſterhand
Die Schönheit der Natur und jeder Kunſt verbunden.
Dein Luſtthloß iſt der Jagd geweiht;
Doch deines Volkes Emſigkeit
Hat ſeinen Fleiß und Witz hier überall gewieſen:
Hier hat kein Künſtler was verſehn,
Und dadurch iſt es längſt geſchehn,
Daß al den Geſchmack, womit du bauſt, geprieſen.

So biſt du denn dem Vater gleich,
Der ir auch darinn vorgegangen:
Dem Bauen macht den Bürger reich,
Und lockt die Fremden hin, wo ſolche Schlöſſer prangen.
O theurer Churfürſt, fahre fort!
Es fehlet dich ein einzig Wort,
Dei Sachſen ganz und gar zum Wunderwerk zu machen.
Vorführe der Gebäude Pracht,
Diſelbſt dein Vater ausgedacht,
So wird der Held in dir vor aller Welt erwachen.

Man eilt zur Jagd; dein Roſſ iſt ſtolz,
Di, Herr, ins freye Feld zu tragen;
Ein weites Garn umſpannt das Holz,
Da will es Preis und Ruhm durch ſeinen Lauf erjagen.
Da Waldhorn tönt, das Windſpiel bellt,
Da Rohr geht los, das Wildpret fällt,
Oft ſinkt ein matter Hirſch ganz athemlos zur Erden.
O Curfürſt! dieſe Heldenluſt
Mu billig deiner Fürſtenbruſt
Der eſte Zeitvertreib, nach Müh und Sorgfalt, werden.

Dieß war der alten Helden Brauch,
Die dämpften Hydren und Chimären!
So hetzte ſonſt Ulyſſes auch,
Im Jagen ſo geübt, als in der Weisheit Lehren.
So hat dort der Trojanerheld,
Carthago, durch dein flaches Feld,
Auf einem ſchnellen Gaul des Wildes Spur entdcket.
So ward auch Agamemnons Pfeil
Manch aufgeſpürtes Wild zu Theil,
Bevor er Troja noch in lichten Brand geſtecket.

O! wären dieſe Helden doch
Bey ſolcher Fürſtenluſt geblieben:
So ſtünden Priams Mauren noch;
So hätte Griechenland ſich ſelbſt nicht aufgerieben!
Was half ſie ein ſo langer Krieg,
In dem der theurerkaufte Sieg,
Durch ganze Ströme Bluts, ein geiles Weib errungen?
Weit beſſer iſts, ein Thier bekämpft,
Ein erimantiſch Schwein gedämpft;
Als voller Mordbegier ein feindlich Heer bezwungen.

Wenn wird das menſchliche Geſchlecht
Doch endlich ſeiner Wuth vergeſſen,
Und ſich nach Billigkeit und Recht
Nicht nach der blinden Macht geſtählter Fäuſte meſſen?
Zurück, ihr Furien, zurück!
Verbergt nur euren finſtern Blick
In des Avernus Pfuhl, und räumt den Kreis der Erde:
Irenens Gottheit zeigt ſich ſchon,
Sie pflanzt ſich unter uns den Thron,
Und ganz Europa ſoll ein Friedenstempel werden.

Sie bricht schon an, die güldne Zeit,
Da wir aus Schwerdtern Sicheln schmieden;
Wo keine Macht der andern dreut,
Seit dem die Feder mehr, als sonst der Stahl entschieden.
Es weicht der Völker Barbarey;
Man liebt kein rohes Feldgeschrey,
Seit die Vernunft den Platz der Dummheit eingenommen.
So scheint es, daß dem Occident,
Der Gott den Gott des Friedens nennt,
Vor allem Blutdurst schon ein Ekel angekommen.

Zwar Waffen blinken überall,
Doch nur zur Lust der Potentaten:
Man hört der Stücke Donnerknall,
Doch nur aus Frölichkeit im Glück vergnügter Staaten.
So wurdest du, o Herr! begrüßt,
Als Leipzig, dessen Lust du bist,
Dich als sein neues Haupt mit reger Brust empfangen;
So hat des Bürgers Rohr gekracht,
Als du ihn gnädig angelacht,
Und ihm für Zärtlichkeit die Augen übergangen.

Sey, Herr! ein andrer Salomon,
So wie dem Wesen längst geschienen;
Denn Sachsens Glück entspringt davon,
Wenn seine Kinder dir in Ruh und Friede dienen.
Irene macht die Völker groß,
Wenn Stadt und Land, dem Glück im Schooß,
Den fetten Acker baut, den Handel eifrig treibet:
Indessen daß ein rüstig Heer,
Bereit zu tapfrer Gegenwehr,
Zu voller Sicherheit in steter Uebung bleibet.

Wie iſt mir denn? Und welch ein Ton
Entzückt mich hier von ganzen Chören!
Läßt irgend ſich Latonens Sohn,
Mit den gelehrten Schweſtern hören?
Iſt Orpheus und Amphion da?
Ich irre nicht; ſie ſind es, ja!
Man nennt ſie nur nicht mehr mit den verjährten Namen.
O ſüſſe Zauberharmonie!
Ach wüßte dich die Poeſie,
Ach wüßte dich mein Mund in etwas nachzuahmen!

Ich bin in Dreßden, iſt mir recht,
In Friedrich Auguſts Hofcapelle.
Hier klång Ariens Harfe ſchlecht,
Hier ſånd auch Heman ſelbſt im Singen keine Stelle.
Was ſag ich viel? Man fühle nur,
Wie mir der Ton ins Herze fuhr;
Wie der mich bald erqvickt, bald wieder halb entgeiſtert;
Wie der bald froh, bald traurig macht,
Den einen raſend aufgebracht,
Des andern reger Wuth ſich durch den Schlaf bemeiſtert.

Hier, Churfürſt, läßt dein zartes Ohr
Des reifen Urtheils Stärke ſpüren:
Nur ſolch ein auserleſnes Chor
Kan deinen edlen Geiſt durch Kunſt und Anmuth rühren.
So wie dort ein Pythagoras
Früh morgens auf den Bergen ſaß,
Entzücket durch den Ton bewegter Himmelsſphären:
So mag auch deine weiſe Bruſt,
Im Gottesdienſt und bey der Luſt,
Nur das vollkommenſte, des Himmels Vorſchmack hören.

Ein

Ein gleiches liebt auch dein Gemahl,
Die Krone deutſcher Prinzeßinnen;
Vor ihres Urtheils klugen Wahl
Weis nichts verwerfliches den Beyfall zu gewinnen.
O Herr! was unſrer Luſt gebricht,
Iſt dieſes, daß Joſepha nicht,
Durch ihre Gegenwart, dein Leipzig auch beglücket:
Daß dieſer Kayſerstochter Pracht,
Uns nicht in unſers Traurens Nacht,
Durch einen Gnadenblick vollkommner Huld erquicket.

Laß uns, o Vater! nechſtens hier
Des Landes theure Mutter ſehen!
Wir alle wollen mit Begier,
Für ſie und ihre Frucht des Himmels Huld erflehen.
Sie ſchmücket Sachſens Heldenhaus
Durch ſchöne Prinzeßinnen aus,
Durch ein erwünſchtes Paar von Gott erbethner Prinzen.
Sie fahre fort! So wünſcht das Land,
Und nennt dich, Herr, das Unterpfand
Des allgemeinen Heils der ſächſiſchen Provinzen.

* *

XIII. Ode.

An den regierenden Herzog

zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc.

Als derſelbe

im Jahre 1734. in dem Lauchſtädter Bade, bey der Tafel, die Gnade gehabt hatte,

An den Flor des deutſchen Parnaſſus

zu denken.

Der Pindus blüht, durchlauchter Fürſt!
Und blüht und ſingt, nur dich zu loben;
Und giebt auch hier der Ehrfurcht Proben,
Die du nicht ganz verſchmähen wirſt.
Er denkt noch ſeiner alten Pflicht;
Der Eifer deutſcher Caſtalinnen,
Die täglich neuen Glanz gewinnen,
Verliſcht bey Lauchſtädts Waſſern nicht:
Und will auch itzt, mit muntern Seyten,
Um deines Preiſes Vorzug ſtreiten.

Ja, Herr, ein Stral von deiner Gunſt,
Der noch von Anton Ulrich ſtammet,
Hat ihre Geiſter oft entflammet,
Und treibt ſie ſtets zu größrer Kunſt.
Sie ſchlügen oft den Dichterkiel,
Aus Ueberdruß und Zorn, in Stücken;
Dafern nicht deinen heitern Blicken
Ein Werk von ſeiner Art gefiel:
Und dieſes reizt ſie, ſich zu faſſen,
Und noch die Lorbern nicht zu haſſen.

Ger-

Germanien zückt itzt das Schwerdt,
Dieweil es Carl und Recht verlangen;
Denn Frankreichs freches Unterfangen
Iſt freylich der Beſtrafung werth:
Nun dämpfet der Trompeten Schall
Zwar ſonſt der Muſen ſanfte Flöten;
Jedoch die Lieder der Poeten
Verſtummen noch nicht überall.
Man hört ſie noch, mit lauten Chören,
Die Schutzherrn ihrer Kunſt verehren.

O! Ludwig Rudolph, das biſt du,
Sammt der durchlauchtigſten Chriſtinen.
Wer iſt nicht eifrig euch zu dienen?
Wem höret ihr nicht gnädig zu?
So viel auch Deutſchland Fürſten hegt,
Die ganzer Völker Wohlfahrt bauen:
So ſelten iſt ein Haupt zu ſchauen,
Das ſo, als ihr, die Künſte pflegt,
Das unſern Witz und Fleiß im Dichten
Mit ſolcher Einſicht weis zu richten.

Beglücktes Lauchſtädt, ſey erfreut,
Dieß hohe Paar bey dir zu ſehen!
Wie wohl iſt dir dadurch geſchehen!
Verewige die ſchöne Zeit!
Sey ſtolz; denn ſieh! an Braunſchweigs Heil,
Das unſern Kayſerſtamm geſtützet,
Das itzt auf Deutſchlands Feinde blitzet,
Nimmt Oeſterreich und Rußland Theil.
Wie ſollteſt du denn nicht erkennen,
Was dir itzund für Sonnen brennen?

Du thuſt es; Recht! der Himmel winkt,
Und ſtärkt durch neuer Adern Säfte
Des ſchon berühmten Bades Kräfte,
Bis niemand mehr aus Brunnen trinkt.
Verehre dann dein ſeltnes Glück,
Bevor dir ſein Genuß verſchwunden;
Und ſeufze: Kommt, ihr ſüſſen Stunden,
Hinführo jedes Jahr zurück!
Ach möcht uns dieſer Herrſchaft Leben
Noch dreyßigmal die Freude geben!

Die Schickung hört dein treues Flehn,
Und ſpricht: Ihr ſollt die grauen Haare,
Und ſchon ſo hoch geſtiegnen Jahre,
Noch lange Zeit verjünget ſehn!
Beglücktes Braunſchweig, freue dich!
Dein Wohlſeyn wird nun höher ſteigen.
Ich ſeh es, doch ich muß nur ſchweigen,
Der Schickung Schluß verhindert mich.
O was für Heil wird noch der Erden
Durch Rudolphs Haus zu Theile werden!

XIV. Ode.

Auf das Beylager
Herzog Johann Adolphs,
mit einer
Prinzeßinn zu Sachsen-Gotha,

Im Jahre 1734. im November.

J. ſ. N.

O Weiſſenfels! ermuntre dich,
Die Hoffnung fängt nun an zu tagen,
Da Sachſens ſchönſte Reiſer ſich
So lieblich durch einander ſchlagen.
Dein Glanz nimmt zu, die Wohlfahrt ſteigt,
Der Himmel iſt dir noch geneigt,
Und baut dir ein beſtändig Glücke.
Erkenne denn des Schickſals Huld,
Und wirf mit ſiegender Geduld
Die Laſten deines Grams zurücke.

So ſehr dein theurer Chriſtian
Bisher ſo Stadt als Land erfreuet;
So eifrig jeder Unterthan
Ihm Herze, Gut und Blut geweihet:
So ſehnlich wünſchte jedermann,
Was treue Bürger tröſten kan,
Ein Segenspfand durchlauchter Erben.
Ein jeder ſchrie zu Gottes Thron:
Herr! gieb dem Herzog einen Sohn,
Und laß den Stamm nicht gar erſterben.

Jedoch

Jedoch der Schickung weiſer Rath,
Durch den der Fürſten Thronen ſtehen,
Erhörte nicht, was Overfurt bath,
Hat Weiſſenfels nicht angeſehen.
Die Vorſicht ſchwieg mit Vorbedacht,
Und gab auf beyder Weſen acht,
Und ſah auf beyder Thun und Laſſen.
So pflegt der Himmel jeden Schluß,
Den alle Welt verehren muß,
Mit höchſter Weisheit abzufaſſen.

Prinz Adolph war zu ſolcher Zeit
Die Hoffnung treuer Unterthanen:
Wiewohl ſein Trieb zog ihn zum Streit,
Zu lauter blutbeſpritzten Fahnen.
Da fochteſt du, durchlauchtſter Held!
Da haſt du oft das laue Feld
Mit frecher Feinde Blut gedünget;
Da wieſeſt du, wie ein Soldat,
Durch Tapferkeit und klugen Rath,
Den ſtärkſten Wiederſtand bezwinget.

Ganz Weiſſenfels erſchrack dabey,
Zwang gleich dein Arm mit ſtrengen Streichen
Der größten Schaaren Raſerey,
Und ganzer Haufen Wuth zum Weichen.
Ach! rief die Ehrfurcht, welche Noth!
Dafern mir einſt ein jäher Tod
Den Helden auf die Baare ſtrecket.
Ach! welch ein Kummer trifft das Land,
Dafern der Wahlſtatt heiſſer Sand
Einſt ſeine kalte Fauſt bedecket.

Gott lob! der Kummer wich dahin,
Prinz Adolphs Arm blieb unbesieget.
Drauf lenkte sich sein grosser Sinn
Zu dem, was Helden auch vergnüget.
Die Liebe band durch Scherz und Lust
Die nie bezwungne Fürstenbrust
Durch sanfte Ketten einer Schönen:
Und Hymen selbst war höchst erfreut,
Durch seiner Myrthen Zärtlichkeit
Ein lorberreiches Haupt zu krönen.

Wie froh war Weissenfels allhier!
Wie ward in Querfurt alles rege!
Was wünschte man, o Herzog! dir;
Wie stark that jedes Herz die Schläge!
Die Ahndung sprach: Beglücktes Land!
Prinz Adolphs hohes Eheband
Verheißt dir künftig güldne Zeiten.
Dein Fürstenstamm schlägt nächstens aus,
Nun dörfte dein durchlauchtes Haus
Sich bald in frische Zweige breiten.

Verhängniß! darf ein blöder Mund
Dich um dein weises Thun befragen:
So thu uns doch die Gründe kund,
Warum die Wünsche fehl geschlagen?
Die Fürstinn stirbt, die Hoffnung fällt,
Kein Erbe, der den Stamm erhält,
Beglückt die seufzenden Provinzen.
O Schicksal! strafst du denn so scharf,
Und raubst uns, eh man jauchzen darf,
Die Mutter sammt dem zarten Prinzen?

Du, Herr, besiegest als ein Held,
Den eignen Schmerz, wie sonst die Feinde:
So sehr der Kummer dich entstellt,
So zärtlich liebst du Land und Freunde.
Du bist auch in der Trauer groß,
Verschmerzest diesen Herzensstoß,
Und stehst vor Friedrich Augusts Heeren;
Vergissest dein und deiner Lust,
Um uns, mit großmuthsvoller Brust,
Des Vaterlandes Dienst zu lehren.

Noch neulich sah der Weichselstrand
Dich, theurer Herzog, in den Waffen;
Da dämpftest du den Widerstand,
Und wußtest Sachsen Recht zu schaffen.
So tapfer Rußlands Heer auch war,
So schwerlich hätte doch die Schaar
Die feste Weichselstadt bezwungen:
Wenn du, o Prinz! und Sachsens Macht
Den Feind nicht in die Flucht gebracht,
Ihm nicht die Schwerdter abgedrungen.

Du kömmst mit Sieg gekrönt zurück,
Der Ruhm folgt dir auf allen Seiten:
Ganz Sachsen wünscht dir freudigst Glück,
Du eilst, noch ferner so zu streiten.
Doch lenkt die Sorgfalt für das Land
Dich auf ein neues Eheband:
Und o wie wohl ist es gelungen!
O Gotha, wie beglückt bist du!
Ganz Altenburg wünscht Glück dazu,
Und hat es schon vergnügt besungen.

Was ſeh ich? Was entzücket mich?
Was pranget mit ſo ſeltnem Schimmer?
Zeigt irgendwo Diana ſich
An ihrem blauen Sternenzimmer?
Iſts Pallas, oder Juno gar?
Iſts Venus, die ſo glücklich war,
Den Preis der Schönſten zu erlangen?
Die Fürſtinn iſts; ihr Sinnen, irrt!
Die mein beglückter Herzog wird
Als die erwählte Braut umfangen.

Prinzeßinn, Gothens ſchönſter Schmuck!
Willkommen hier in unſern Gränzen:
Nun ſind wir ſchon beglückt genug,
Indem wir ſehn dein Auge glänzen.
Friedrica! Deines Fürſten Luſt,
Wir ehren dich mit treuer Bruſt,
Wir ſind voll Eifer, dir zu dienen:
Ganz Weiſſenfels iſt höchſt erfreut,
Weil ihm in dir zu rechter Zeit
Das ſchönſte Glücksgeſtirn erſchienen.

O Fürſtenpaar! Des Himmels Hand
Bekröne dich mit Heil und Segen,
Und wolle dir manch Liebespfand
In die vergnügten Arme legen.
Dieß wünſcht der Hof, das Land, die Stadt,
Wo alles, was nur Augen hat,
Für Freuden ſie mit Thränen neßet;
Und ſich mit lüſterner Begier
An deiner Fürſtinn und an dir,
Durchlauchter Bräutigam, ergeßet.

Auch ich, o Prinz! dein tiefſter Knecht,
Muß Theil an dieſer Freude nehmen:
Und wär ich auch gleich noch ſo ſchlecht,
So ſoll mich doch kein Menſch beſchämen.
Ich ehre, Herr, die Mildigkeit,
Die meine Muſen ſonſt erfreut,
Und mich auf ewig dir verbunden:
Schützt ferner deine Gnade mich,
So rühm ich einſt, daß ich durch dich
Den Gipfel meines Glücks gefunden.

* *

XV. Ode.

Auf den Todesfall Sr. Durchl.

Des Prinzen Eugen von Savoyen.

1736.

Die ihr Fortunens Sclaven seyd,
Und Buhler einer falschen Ehre,
Von deren Kriegesglück und strenger Grausamkeit
Ich ganze Länder klagen höre;
Ihr Stürmer von Bellonens Zucht,
Die ihr durch Blut und Leichen sucht,
In Famens Heiligthum die Fahnen aufzustecken;
Und sollte des Triumphes Pracht,
Die ganze Völker elend macht,
Das menschliche Geschlecht mit Schutt und Graus bedecken.

Auch ihr, o Helden rechter Art!
Die langsam nach dem Schwerdte greifen,
In deren Thaten sich Verstand und Großmuth paart,
Wodurch sich Heil und Wohlfahrt häufen;
Ihr Söhne wahrer Tapferkeit,
Die sich der Menschenliebe weiht,
Und ihre Waffen nur zum Schutz der Unschuld brauchet;
Ihr, die ihr nie nach Ehre strebt,
Wenn euch kein wahrer Ruhm erhebt,
Der in dem Weihrauchsduft erhaltner Völker rauchet.

Werft beyde Stahl und Lorbern hin,
Legt Helm und Harnisch traurig nieder;
Eugen! Eugen ist todt! O lenkt den hohen Sinn
Nur dießmal auf der Musen Lieder.
Zwar wird ein donnerndes Metall
Und düsterer Trompeten Schall,
Bey seiner Gruft, sehr stark in Ohr und Herze dringen:
Doch hört auch unsern Jammerton,
Da wir um diesen Göttersohn,
Um dieses Helden Tod gerechte Klagen singen.

Eugen ist todt! Eugen, der Held!
O harte Post in tausend Ohren!
Europa steht bestürzt, es ächzt die halbe Welt:
Ach Deutschland! allzuviel verlohren!
Hier fällt dein Freund, dein fester Schild,
Der größten Feldherrn Musterbild,
Des Aberglaubens Feind, die Geissel der Tyrannen,
Der Barbarey und Thorheit Trutz,
Der Donau und des Rheines Schutz,
Das Schrecken Galliens, die Furcht der Ottomannen.

Eugen ist todt! des Reiches Freund,
Der Fürsten Preis, ein Schmuck der Prinzen,
Dein Augenmerk, o Wien, den jung und alt beweint,
Die Lust von Oesterreichs Provinzen;
Noch mehr, o Carl! dein treuster Rath,
Dein rechter Arm, auf dem der Staat,
So sicher, als die Welt auf ihren Achsen, ruhte;
Der Vater deiner Kriegeszucht,
Der Musenkinder Eifersucht,
Und kurz: Ein wahrer Held an Geist, Verstand und Muthe.

Eugen

Eugen iſt todt! wo hör ich auf,
Wo fang ich an, ſein Lob zu preiſen?
Ihr Feinde! zeigt mir ſelbſt des Prinzen Heldenlauf,
Durch Dampf und Glut, Metall und Eiſen.
Führt mich getroſt auf jedes Feld:
Wo jemals dieſes Feldherrn Zelt,
Germanien zu gut, euch allen Trotz gebothen:
Da thut mir kund, was er gethan,
Da weiſt mir ſeine Siegesbahn,
Durch Gräben, Wälle, Schutt und Hügel warmer Todten.

Byzanz! du haſts zuerſt gefühlt,
Was unſers Prinzen Arm vermochte.
Wie blutig ward dir nicht die Kriegsglut abgekühlt,
Als ſeine Fauſt in Ungarn fochte?
Wie wohl hat Leopold gewählt,
Der ihn den Führern zugezählt,
Die ſeines Adlers Blitz der Pforte bringen müſſen!
Die erſten Proben zeigens ſchon:
Hier ficht und ſchlägt Alkmenens Sohn,
Der Hydren tödten kan, und Löwen oft zerriſſen.

Gleich ändert ſich der Waffen Lauf,
Auch Welſchland ſieht ſchon Fahnen fliegen.
Eugen eilt plötzlich hin, und hält die Franzen auf,
Und ſtört den Catinat im Siegen.
Er bringt in Ludwigs ſichres Land,
Da hemmt ſein Schwerdt kein Widerſtand,
Das halbe Delphinat, und Ambrun zu bezwingen.
Weh dir, Grenoble! weh Lion!
Doch nein! Savoyen zieht davon,
Und läßt aus Eigennutz die Abſicht nicht gelingen.

Zurück, o Held! ins Ungarland,
Da wird dein Ruhm zum Gipfel steigen;
Da dämpfe, tapfrer Arm! des Krieges ganzen Brand,
Und mache dir viel Lorbern eigen.
Das hättest du wohl nie geglaubt,
Mustapha, Stambols neues Haupt!
Was du bey Zenta selbst so schreckenvoll erfahren:
Trotz aller deiner Gegenwehr,
Bezwingt Eugen dein letztes Heer,
Und du entfleuchst bestürzt, mit deiner Spahis Schaaren.

Ja, rause dir nur Bart und Haar,
Was hilft dirs bey dem bangen Flüchten?
Dein Zelt und Lager selbst stellt sich zur Beute dar,
Und zählt sich zu des Sieges Früchten.
Ganz Bosnien, Seraglio,
Und manches Schloß machts eben so;
Wo sich das Heldenschwerdt des jungen Feldherrn zeiget.
O Leopold! sey höchst vergnügt!
So viel, als hier Eugen erfiegt,
Ist schon der Ehre werth, daß auch dein Kriegsrath schweiget.

Man schleußt des Janus Tempel zu,
Der Roßschweif schämt sich mehr zu pralen;
Pannonien wird froh und Welschland kömmt zur Ruh,
Nach so viel überstandnen Qvalen.
Nun wird der Held am Geiste stark,
Durchdringt der Künste Kern und Mark,
Und liebt die Wissenschaft, und forschet in Geschichten.
Der Grajer alte Tapferkeit,
Der Römer Kriegserfahrenheit,
Die muß ihn Philipps Sohn und Cäsar unterrichten.

Sehr

Sehr wohl gethan! Seht Mars entbrennt,
Ganz Deutschland steht in neuen Flammen:
Die Herrschsucht Ludewigs verwirrt den Occident,
Und hetzt die halbe Welt zusammen.
Iberien, dein Paradies
Ist hier das theure güldne Vließ,
Darnach theils Oesterreich, theils der von Anjou ringet.
Das Erbrecht schützt des Kayfers Sohn,
Nur List und Macht bestimmt den Thron
Dem Prinzen von Bourbon, dem jeder Streich gelinget.

Die Trummel schallt, der Streit hebt an,
In Welschland und am Rhein zu rasen:
Der stolze Ludwig thut, was er nur weis und kan,
Die Flammen stärker anzublasen.
Der Mayn erschrickt, die Mosel zagt,
Der Po wird matt, der Tagus klagt,
Das beste Recht giebt nach, wo Trug und Wuth sich paaren.
Halb Deutschland ist in Feindes Hand,
O weh! dergleichen harten Stand
Hast du, Germanien! vorzeiten nie erfahren.

Ganz Würtemberg ist schon verheert,
Ganz Schwaben ist ein Raub der Feinde;
Selbst Bayern hat das Schwerdt auf Deutschlands Brust gekehrt:
Wen hast du, mattes Reich! zum Freunde?
Ach bringet doch die Post davon
Der Herscherinn aus Albion;
Ihr Leopard vermag dem Adler beyzuspringen:
Du Marlborough, und du, Eugen,
Ihr sollt der Wuth entgegen gehn,
Und allen Uebermuth des schnellen Siegers zwingen.

Wie ſonſt bey ſchwüler Sommerluſt
Die feuchten Dünſte ſich verbinden,
Und durch das trübe Naß den lauen Schwefeldunſt,
Und des Salpeters Dampf entzünden;
Der Wolken Pech verſteckt den Tag,
Es brüllt manch lauter Donnerſchlag,
Zwey ſchwere Wetter ziehn von Oſt und Weſt zuſammen;
Der Stürme Brauſen bläſt zur Schlacht,
Und Bliz auf Bliz durchkreuzt die Nacht
Der feuchten Finſternüß mit fürchterlichen Flammen;

Olympus kracht, der Atlas bebt,
Von wiederhohlten Donnerſtreichen,
Der Felſen faſt verſinkt, wenn ſich manch Thal erhebt,
Der Erdkreis ſelber ſcheint zu weichen:
So giengs gewiß zu jener Zeit,
Als dieſer Helden Tapferkeit,
O Höchſtädt! neben dir, auf Tallards Fahnen blizte;
Als der gereizten Heere Wuth,
Durch Erzt und Pulver, Stahl und Glut,
Nur Schrecken, Graus u. Tod auf Frankreichs Schaare ſprizte.

Ich ſeh, ich ſeh den Feind erſchreckt,
Die rothe Wahlſtadt voller Leichen;
Ich ſeh den Held, Eugen, den Schweiß und Blut bedeckt,
Durch die getrennten Glieder ſtreichen:
Er winkt, gebeut und feuert an,
Sein Wort belebet Roß und Mann,
Die Stralen ſeines Blicks ſind lauter Feuerpfeile.
So wird in dieſes Feldherrn Fauſt,
Um die ſo manche Kugel ſauſt,
Ein Stab, o Ludwig! dir zum ſtärkſten Donnerkeile.

Ich ſeh dein Heer, verwirrt und matt,
Geſchwächt, verzagt die Flucht ergreifen;
Ich ſeh der Deutſchen Schwerdt, das Luſt zu metzeln hat,
Den Schellenberg mit Körpern häufen.
Triumph! Eugen und Marlborough!
O Paar, das nie ein Gegner ſchlug,
Du ſchlägſt hier auf einmal des ganzen Frankreichs Waffen;
Und, ſchützeſt Deutſchlands Monarchie,
Die der Tyrann, doch allzu früh,
So thöricht war ſein Stolz, bereit war abzuſchaffen.

Ich ſeh! Doch wie? Seh ich auch recht?
Iſt nicht ſein Feldherr ſelbſt in Banden?
Er iſts! ein mindrer Sieg wär uns allhier zu ſchlecht,
Und wäre Mavors ſelbſt vorhanden.
O Tallard! lern in dieſer Schlacht
Die Löwenſtärke deutſcher Macht,
Die ſtrenge Munterkeit der brittiſchen Schwadronen;
Und lehre deinen Pyrrhus nun,
Hinfort auf ſeinem Throne ruhn,
Und ſeiner Nachbarn Heil, ſo wie ſein Volk zu ſchonen.

Wohin von neuem? Nach Turin?
O Prinz, mußt du denn ewig kriegen?
Dein Stahl wird niemals ſtumpf, kan ſtets zu Felde ziehn,
Und wo er ſchlägt, da muß er ſiegen.
Der ſteilen Alpen ewig Eis
Vergröſſert deines Zuges Preis,
Die Felſen ſcheinen ſich auf deinen Wink zu bücken:
Wo überſtieg doch Hannibal,
Mit ſolchen Laſten von Metall,
Von Eiſen, Erzt und Bley, der Berge grauen Rücken.

So

So wie ſonſt Jupiters Geſchoß
Dem Adler in den Klauen wettert,
Und wenn ſein Keil entfährt, auch Mauren, Thurm u. Schloß,
Wie jener Rieſen Brut, zerſchmettert:
Es fährt der Blitze lichter Stral,
Mit Knall und Schlag in groſſer Zahl,
Und ſtreicht die Gipfel kaum von Apenninus Spitzen:
So gieng des deutſchen Adlers Flug,
So ließ Eugen den Wunderzug,
Durch kalte Wolken gehn, auf hohen Bergen blitzen.

Es ſieht ihn Welſchland ganz beſtürzt,
Von nieerſtiegnen Alpen ſteigen:
Hat ihm Minervens Roß den langen Weg verkürzt?
Und ſind ihm Dädals Flügel eigen?
Fleuch Frankreich! fleuch! hier waffnet ſchon
Ein unerſchrockner Himmelsſohn
Centauren neuer Art, und droht dir das Verderben.
O! jauchze, zagendes Turin!
Du biſt entſetzt! die Feinde fliehn!
Und was ſich wiederſetzt, das muß unfehlbar ſterben.

Wo bin ich? Muß nicht ſchon der Held
In Brabants Auen Lorbern pflanzen?
Ja ja, hier ficht ſein Heer; hier ſieht man Ryſſels Feld,
Und Wall und Graben eng umſchanzen.
Er ſtürmt, und ſiegt, und Ryſſel weicht!
Ihr Feinde! der Entſatz iſt leicht,
Man weis, daß eure Macht in nahen Zelten lieget.
Kommt, helft auch Dornick wiederſtehn!
Umſonſt! man ſieht, daß Prinz Eugen
Boufleurs und Villars Heer bey Malplaqvet beſieget.

Geht,

Geht, pralt nur eurem Ludwig vor,
Der Sieg ſey euch, nicht uns gelungen:
Der eitle König zagt, verſtopft ſein blödes Ohr,
Und weis und fühlt ſich ſelbſt bezwungen.
Wer hemmt nun die verbundne Macht,
Die gleich nach der befochtnen Schlacht
Das feſte Mons bezwang, ſo ſehr es wiederſtanden?
Komm, tapfres Paar, nebſt Berwicks Liſt,
Und rette doch, ſo keck du biſt,
Douay, die beſte Burg von allen Niederlanden.

Vergebens! denn Eugen iſt da,
Das Schrecken feindlicher Schwadronen.
Der dir ſo furchtbar iſt, als vormals Africa,
Das ſtrenge Paar der Scipionen.
Ach hätte Kayſers Joſephs Tod
Der Eintracht nicht den Fall gedroht,
Die das verbundne Heer ſo kühn und freudig machte:
Was gilts! daß unſers Helden Schwerdt
Paris nicht minder umgekehrt,
Als dort Carthagens Pracht von Rächerflammen krachte.

Doch Prinz! dein eifriger Verſtand
Weis Oeſterreich auch hier zu nützen:
Du gehſt für deinen Carl auch in der Britten Land,
Das groſſe Bündniß noch zu ſtützen.
Nur Annens Schluß iſt ſchon gefaßt:
Sie ſcheut des fernern Krieges Laſt,
Der Bataver wird matt, und Frankreich ſucht den Frieden:
Auch Deutſchland ſeufzet nach der Ruh,
Und winkt ſchon unſerm Helden zu,
Und ruffe: O wär er uns durch ſeine Hand beſchieden.

Eugen ist hier nicht minder groß,
Er pflanzt so Palm- als Lorberreiser;
Versetzt Germanien dem Frieden in den Schooß,
Und sorgt auch so für seinen Kayser.
Kein Eigennutz befleckt den Ruhm;
Der Held verlangt kein Fürstenthum,
So sehr er auch verdient, was andre hier erbeuten.
Wenn Deutschland, Carl und Recht nur siegt,
So ist schon unser Prinz vergnügt;
Und dennoch stets bereit, auch unbelohnt zu streiten.

Er thuts! denn Achmet ist erwacht,
Und dreuet Wien mit Stahl und Flammen:
Sein weitgestrecktes Reich vereinigt alle Macht,
Und treibt ein gräßlich Heer zusammen.
Pannonien ist kummervoll,
Ganz Oesterreich und Deutschland soll
Des tollen Großveziers und Stambols Fessel küssen.
Doch seht! Sein Trotz wird bald gedämpft,
Eugen hat ihn wohl ehr bekämpft,
Und dieses Bluthunds Faust schon manches Land entrissen.

Was dachtest du, beschnittne Schaar!
Als dich manch Treffen so erhitzte;
Als dir bey Temeswar Eugen so schrecklich war,
Bey Belgrad so entsetzlich blitzte?
Wer ist der Held, der uns zerstreut?
Es ist ein Sohn der Tapferkeit!
Wo nicht, so ists der Geist von Scanderbeg, dem Alten.
Es ist dein Schutzgeist, Oesterreich!
Denn seine Faust thut keinen Streich,
Von dem nicht Küras, Helm und Mann und Roß zerspalten.

Du

Du irrteſt ſehr, beſiegtes Heer!
Eugen hat alles übertroffen:
Dort that ein ſtarker Arm die ganze Gegenwehr;
Hier läßt der Geiſt was gröſſers hoffen.
Eugen iſt auch an Weisheit groß,
Er ließ ſich, auf der Pallas Schooß,
Der Muſen reine Koſt bey Schild und Lanze nähren.
Er liebt die Künſte, wie den Stahl,
Sein Harniſch und ſein Bücherſaal
Wird einſt der ſpäten Welt manch Wunderding gewähren.

So recht! o Held! dieß ziert den Lauf
Der völlig unbeſiegten Waffen.
Häng endlich Helm und Schwerdt der Friedensgöttinn auf,
Dir noch im Alter Ruh zu ſchaffen.
Die Menſchlichkeit bewohnt dein Herz,
Du fühlſt auch der Bedrängten Schmerz,
Und dein gerechter Arm iſt auch der Laſter Schrecken:
Die Bosheit flieht dich, wie der Feind,
Und wo die Unſchuld troſtlos weint,
Da weis dein ſichrer Schild ihr mattes Haupt zu decken.

Schämt euch, ihr Krieger ſtrenger Art!
Was ſoll das Wüthen, Brennen, Morden?
Wo keine Sanftmuth ſich mit tapfern Fäuſten paart,
So gleicht ihr wilden Tartarhorden.
Weg, Schwedens Carl! obgleich dein Schritt
Auf tauſend kalte Feinde tritt:
Hat doch die Siegsbegier die Bürger auch erdrückt!
Wer nicht das Heil der Völker liebt,
Und wie Eugen Erbarmung übt,
Dem hat die Barbarey den tollen Stahl gezücket.

Ihr ſtrengen Richter deutſcher Kunſt!
Sprecht nicht, daß ich ſie hier verſäumet,
Und dieſes Heldenlied, nicht durch der Muſen Gunſt,
Nur den Geſchichten nach gereimet.
Wer ſich ein mäßig Lob erwählt,
Daran ihm Stoff und Gröſſe fehlt,
Den lehrt Calliope die Bilder künſtlich dichten.
Eugen war an ſich ſelber groß:
Drum hieß mich meine Clio bloß
Ohn allen Fabelputz ſein hohes Lob verrichten.

O Vorſicht! deren weiſe Hand
Uns dieſen Helden ſelbſt geſchenket,
Der noch zuletzt am Rhein der Franzen Mord und Brand
Mit ſeltner Klugheit eingeſchränket:
Du ſelbſt erhöhſt ſein fürſtlich Haupt,
Und haſt ihn nur der Welt geraubt,
Ihn mehr, als ſie vermag, dort ewig zu belohnen.
Vergilt ihm jeden Tropfen Bluts,
Und laß den Geiſt des Heldenmuths
Hinfort mit gleicher Kraft in Deutſchlands Feldherrn wohnen.

XVI. Ode.

Das Lob
des
Weiblichen Regiments.

Ein Stab in Frauenzimmerhänden!
Ein weiblich Haupt im Kronenſchmuck!
Wen ſollte wohl der Glanz nicht blenden,
Der mir ſo ſtark ins Auge ſchlug?
Wenn Macht und Schönheit ſich verbunden,
Iſt nichts Gewaltigers zu finden;
Nichts Stärkers, das hier wiederſteht.
Bald droht der Ernſt, bald lockt die Güte,
Bis auch ein eiſernes Gemüthe
Bezwungen in die Feſſel geht.

Hier bitt ich euch um eure Triebe,
Apollons kluge Schweſtern! nicht;
Geſchieht es doch mit Luſt und Liebe,
Daß eure Hand mir Lorbern bricht.
Ihr flechtet mir ſchon ſelber Kränze,
Und ſtellt die ſchönſten Freudentänze
Zum Ruhm des Frauenzimmers an;
Ihr laßt euch ſelber ſingend hören,
Dieweil es, euch und ſich zu Ehren,
Auch Kron und Zepter tragen kan.

Erhabne Juno, du magst rathen,
Wenn mir die Pracht des Ausdrucks fehlt.
Dich schmücken so viel grosse Thaten,
Als Jupiter kaum selber zählt.
Du trägst, gleich ihm, die Donnerkeile,
Und wirfst Vulcans entflammte Pfeile
Oft selbst nach dieser Unterwelt.
Du kanst ihn selber oft besiegen,
Wenn er, mit innigstem Vergnügen,
Dich lechzend in den Armen hält.

Auf! laß mich deine Töchter sehen,
Die Geist und Muth und Kraft belebt,
Dadurch es tausendmal geschehen,
Daß sie der Herrschaft nachgestrebt.
Entdecke mir zu ihrem Lobe,
Wie sie durch manche Heldenprobe
Die Männer selbst erstaunt gemacht,
Und wie sie oft durch Staatsgesetze
Der Bürger Wohlfahrt, Haupt und Schäz
In Flor und Sicherheit gebracht.

Ich seh ein Muster grosser Frauen,
Die schon so manchen Held beschämt.
Ich seh sie Babels Mauren bauen,
Womit sie Feind und Bürger zähmt.
Ich seh, sie führet selbst die Schaaren;
Und fliegt mit ungeflochtnen Haaren
Ins freye Feld, wo alles kämpft,
Und denkt vor Siegs- und Ruhmbegierde
Nicht ehr an ihrer Scheitel Zierde,
Als bis sie Feind und Trotz gedämpft.

Ich

Ich seh die Königinn der Scythen
Durch Cyrus Herrschaft aufgebracht.
Sie sucht den Angriff zu verhüten,
Und spottet sein mit List und Macht.
Sie siegt; er fällt; und zum Triumphe
Wird von dem blutbeströmten Rumpfe
Der sonst so starre Kopf getrennt.
Sie läßt, den Blutdurst recht zu stillen,
Sein Maul mit eignem Blute füllen,
Das noch vor Wuth und Rache brennt.

Dort zieht die Fürstinn der Sabäer
Aus ihren Morgenländern her,
Besucht den König der Hebräer,
Und sieht das ferne Mittelmeer.
Was treibt, was reizt sie zu der Reise?
Sie kömmt, nach ihrer Zeiten Weise,
Mit Räthseln und Geschenken an.
Ist Salomon ihr überlegen?
O nein! sie kömmt zwar seinetwegen,
Doch hat sies ihm zuvor gethan.

Was zeigt sich in so stolzer Höhe
Für ein erstaunend Ehrenmahl?
Jemehr ich wundernd stille stehe,
Jemehr entzückt mich Pracht und Wahl.
Erfindung, Ordnung, Kunst und Stärke
Beschämt Aegyptens Wunderwerke,
Die man bey seinen Gräbern sah.
So prächtig weis hier einem Gatten
Die letzten Pflichten abzustatten
Die Fürstinn Artemisia.

Wohin, ihr wilden Legionen ?
Was tapfre Weiber ziehn daher ?
Es ſind die ſtrengen Amazonen,
Sie rüſten ſich zur Gegenwehr.
Der Held, der Aſien bezwungen,
Und bis in Porus Reich gedrungen,
Wo früh der Sonnenſtral erwacht,
Hat alles zwar erſchreckt, verheeret,
Verbrandt, verwüſtet, umgekehret,
Nur dieſe nicht verzagt gemacht.

O nein ! Dieß Volk von tapfern Weibern
Beherrſcht ein weitgeſtrecktes Reich;
Iſt Männern, ſo an ſtarken Leibern,
Wie an Verſtand und Klugheit gleich.
Wer ſich an ihre Grenzen waget,
Dabey auch mancher Held wohl zaget,
Den ſchlägt ihr blitzend Schwerdt zurück.
Thaleſtris herrſcht: Dieß Frauenzimmer
Ertheilt dem Throne gröſſern Schimmer,
Als ein verzagter Männerblick.

Dort, wo an dem beſchwemmten Strande
Des fetten Nils der Segen blüht,
Erhebt Anton die ſüſſen Bande,
Darinn ihn eine Fürſtinn zieht.
Cleopatra macht durch die Waffen
Den edlen Römern viel zu ſchaffen,
Verläßt nur kalt und todt den Thron.
Bedenk, Octav, was hier geſchehen!
Ach! hättſt du ſie nur herrſchen ſehen,
Du ſtürbeſt ſelber, wie Anton.

Hier fehlt noch viel.

XVII. Ode.

Auf das andere Proteſtantiſche Jubelfeſt,

welches,

wegen des zu Augſpurg übergebenen Bekentniſſes Evangel. Fürſten und Stände, im Jahre 1730. den 25 Junii gefeyert wurde.

Siehe! Babel wankt und ſinkt und fällt,
Daß Grund und Catacomben beben;
Nun kan der Kreis der hartgeplagten Welt
Sein ſorgenfreyes Haupt erheben.
Der ſieben Berge Glanz und Pracht
Verſinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Hure ſchmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! ſtolzes Weib, nun wirſt du dich
Nicht mehr ſo frech und läſterlich
Durch den erhurten Putz der reichſten Buhler ſchmücken.

O welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finſternüß!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus ſolchem Schatten riß.
Man hört die Jubelſtimme ſchallen:
Sie fällt! ſie fällt! ſie iſt gefallen;
Gefallen iſt die groſſe Wunderſtadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey Liſt und Zwang und Schmeicheleyen,
Die Völker aller Welt bisher getränket hat.

Geſtürztes Rom! Wo iſt nunmehr
Des Thieres groſſe Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin ſo ſehr
Verführt, beſtrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein ſchnödes Zeichen an,
Da die den Schandfleck abgethan,
Die ſonſt dieß Maal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels Zorn iſt ſchon entbrannt
Auf alle, die ſich ſonſt zu deiner Rotte ſchlugen.

Wie dort vom Klange der Poſaunen
Ganz Iſrael und Joſua
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erſtaunen
Schloß, Thurm und Bollwerk ſinken ſah;
Man läßt ein Feldgeſchrey erſchallen,
Und ſeht, ſo Thor als Mauren fallen;
Wiewohl kein Menſch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewigſtarken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus aus der verbannten Stadt,
Erlöſte! flieht aus Babels Thoren!
Des Greuels Wuſt, dem ſie geopfert hat,
Hat Anſehn und Gewalt verlohren.
Berühret nichts, was ſie geweiht;
Es iſt der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Misgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie ſie gern im Dunklen ruht,
Sich in Aegyptens Nacht von Goſens Sonne trennen.

Was

Was ſiehſt du doch in deinen Zimmern?
Was ſiehſt du, finſtrer Vatican?
Was hilft es dir, daß tauſend Lampen ſchimmern,
Da keine dich erleuchten kan?
Wie lange ſoll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrthums Leitſtern war?
Hinaus mit dem verwünſchten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Stral alleine
Vertreibt die Finſterniß und macht die Kirche klar.

Aus dir, geprieſnes Sachſenland!
Entſpringt das Licht der reinen Lehre.
Du haſt das Tocht des Glaubens angebrannt,
Das ſonſt faſt gar erloſchen wäre.
Aus deinen Mauren, Wittenberg!
Entſteht das unerhörte Werk;
Die Tyber ſelbſt erſtaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es ſpringt die Thür;
Es wanket Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag ſoll keine Zeit vergeſſen,
Als dort, auf ſeinem Kayſerthron,
Der fünfte Carl im Fürſtenrath geſeſſen,
Carl, Deutſchlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majeſtät der Blicke
Verſpricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es ſonſt geblüht;
Carl iſt ein zwiefachgroſſer Kayſer,
Indem er zwar auf Lorberreiſer,
Doch auf den Glauben auch mit heiterm Geiſte ſieht.

Ihr Fürsten! auf! denn euer Mund
Muß itzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier thut getrost des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Ost und Westen wird euch hören.
Seyd stark und voller Freudigkeit,
Ihr sprecht hier für die Christenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkohren.
Durch euch muß hier ein Werk geschehn,
Dazu das Schicksal euch ersehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt gebohren.

Es schützt euch Ansehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land.
Der Fürstenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Muth entwandt.
Das Schwerdt umgürtet euch die Lenden,
Ergreift es mit beherzten Händen,
Vertheidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier sein Leben feil getragen,
Ist christlicher, als Gott der Ruhe nachgesetzt.

Ihr thuts. Die Wahrheit steht euch bey,
Ihr kämpft und siegt und triumphiret.
Der Feinde Wuth und wüste Raserey
Hat eure Großmuth nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Lutherthum!
Euch giebt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tausend Jahren ehren!
Euch preiset auch dieß Lied; - - Doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geiſt und Feuer,
Melanchthons ſanfte Lindigkeit?
Die beyderſeits, bey dieſem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt, und nichs geſcheut.
Wenn jener brannte, dieſer dämpfte,
Der eine löwenmüthig kämpfte,
Der andre ſtets auf Friedenspunkte ſann:
Wer hats ſo weislich angefangen,
Erdacht, beſchloſſen und verhangen,
Daß ein ſo wiedrig Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort troßt ein feſter Heldenmuth;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube.
Dort ſpottet man der ärgſten Feinde Wuth;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube.
Die Eintracht ſah der Zwietracht gleich,
Sie ſtörten beyde Babels Reich,
Theils durch Gewalt, theils durch ein kluges Weichen;
Gott ſelbſt! Gott ſelbſt hat das verſehn;
Nur dergeſtalt konnt es geſchehn,
Das vorgeſteckte Ziel der Schlüſſe zu erreichen.

Kein Menſch, ſo weit ſein Wiß auch langet,
Langt hier mit ſeiner Vorſicht zu.
Wer trieb das Werk, damit itzt Zion pranget,
O höchſte Weisheit! ſonſt als du?
Aus tauſend wundervollen Werken,
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und that.
Beſchämte Spötter! weicht zurücke,
Ihr ſeyd zu ſchwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Troſt, den eiteln Bilderſtaat.

Fallt nieder, murmelt, schlagt die Brust,
Zerstoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitscht den Leib, dem Heiligen zur Lust;
Er wird sich schon geneigt erklären.
Küßt hundertmal ein faules Bein,
Den schnöden Raub vom Rabenstein,
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;
Vergöttert Lumpen, Asch und Koth,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod,
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Messen,
Zieht Glocken, räuchert, bethet an,
Schlagt Kreuze vor, enthaltet euch vom Essen,
Zeigt, daß die Andacht hungern kan.
Noch mehr: Manch Gaukelspiel erscheine,
Der Mutter Gottes Auge weine,
Es fliesse dort das Blut des Januar.
Was hilfts? bey tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebeth verlohren,
Denn todtes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, läßt sich denn kein Helfer sehn?
Erscheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuk, durch euer heisses Flehn,
Noch nicht gerührt, nicht günstig werden?
Umsonst! Ein lahmer Lojola,
Ist statt der Himmelsbürger da;
Iberien heckt seinen neuen Orden.
Der stützet Roms zerbrochnen Stuhl,
Der zeucht das Thier aus seinem Pfuhl,
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie ſonſt durch Sonnenſchein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Peſt, die ganz erſtarrt gelegen,
Die ſchnöde Raupenbrut gedeiht;
Sie kriecht aus ihrem engen Neſte,
Und breitet ſich durch Laub und Aeſte,
Auf jedes Blatt, auf alle Knoſpen aus,
Und kehrt, durch ihr verwegnes Wüten,
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüthen,
Ja Stengel, Zweig und Stamm in Abſcheu, Wuſt u. Graus.

So wuchs auch die beſchorne Schaar
Der kaum entſtandnen Lojoliter,
Und fraß darauf, ſo bald ſie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr unterthan;
Ein Heer, das niemand zählen kan,
Beſchwert den Kreis der überſchwemmten Erden.
Nunmehr iſt weder Hülf noch Rath!
Es haßt und ſcheut ſie Fürſt und Staat,
Wiewohl, es iſt zu ſpät davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Proteſtanten,
Weh euch! denn die Gefahr iſt groß.
Flieht Haab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht, ſo kehrt in Babels Schooß.
Auf euch iſt ihre Wuth erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl;
Der Untergang iſt euch geſchworen;
Ihr flehet umſonſt, ihr ſeyd verlohren!
Es donnert ſchon in Rom des Bannes Wetterſtral.

Nein!

Nein! Zion ſoll und wird beſtehn,
So lange Mond und Sonne ſcheinen.
Doch Babels Macht muß endlich untergehn;
Und ſollten alle Mönche weinen.
Lucern droht ihm den neuen Fall,
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiſer Held, der ſeine Rechte ſchützet.
Nur friſch gewagt! Das Lateran
Hat ſeinen Donner weggethan,
So daß kein Bannſtral mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eiſe wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän und Schwed und Preuſſe thronet,
In Chur- und Liefland herrſcht ſein Ruhm.
Ein Theil der Reuſſen und Sarmaten,
Ein Theil von Stambols weiten Staaten,
Halb Deutſchland, Schweiz und Holland nimmt es an.
Pannonier, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk ſind ihm ſchon zugethan.

O möchte ſeiner Lehren Bliß
Der Länder Ueberreſt durchdringen,
Und überall der Völker Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O müßte noch der Theil der Welt,
Den Mahomet gefeſſelt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einſt erblicken!
O ſollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienſt des wahren Gottes ſchmücken!

Wie iſt mir? meiner blöden Blicke
Geſchwächter Stral verſtärket ſich.
Wie wohl iſt mir! Ein günſtiges Geſchicke
Erhört den Wunſch und tröſtet mich.
O welch ein Schauplatz läßt ſich ſehen!
Denn was noch künftig ſoll geſchehen,
Wird mir entdeckt und ſtellt ſich völlig dar.
O ſüſſer Anblick! ſchöne Zeiten!
Ich ſeh, ich ſehe ſchon von weiten,
Was jedermann gewünſcht, was kaum zu hoffen war.

Ich ſehe ſchon den Tyberſtrom
Die Herrſchaft geiſtlicher Tyrannen,
Mit Muth und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Heſperien verbannen.
Ich ſehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienſt, das Fegefeuer ſchwinden.
Kein Pabſt iſt mehr, kein Cardinal,
Der Klöſter ungeheure Zahl,
Die Wuſt und Staub bedeckt, iſt gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrſcht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenſtral, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finſterniß bekämpft.
Man ſieht bey ihren Reichsgenoſſen,
Die ſchönſten Tugendzweige ſproſſen,
Die ſtetig blühn, ſtets voller Früchte ſtehn:
Der Thorheit Samen iſt verdorben,
Die Brut der Laſter ausgeſtorben,
Und ihr erwünſchter Thron ſoll niemals untergehn.

Er ſcheine

Erſcheine bald, du güldne Zeit!
Beſchleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daß einſt die Welt, mit froher Dankbarkeit,
Von unſrer Wünſche Nachdruck ſage.
O wäret ihr ſchon itzo da!
O wären wir euch ſchon ſo nah,
Als unſer Herz es wünſchet und begehret!
Das Pabſtthum wäre ſchon verbannt,
Der Muſelmann ganz unbekannt,
Der Jud und Heide ſelbſt zu Zions Gott bekehret.

Veſuv und tauſend Schwefelgrüfte,
Die Welſchland längſt den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Bey Zions erſter Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriß der Erden hohle Bäuche,
Und öffnete der Berge wüſten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüſten,
Und that dem Siz des Antichriſten,
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar itzo ſchont des Himmels Huld,
Auch ſeiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmuth hat mit ihrem Troz Geduld,
Und ſchüzt indeſſen ihre Freunde.
Doch wacht dereinſt ſein Eifer auf,
So wird ſein Arm der Bosheit Lauf
Mit leichter Müh durchaus zu hemmen wiſſen.
Alsdann wird Troz und Wiederſtand
Vor ſolcher ſtarken Allmachtshand,
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verſchwinden müſſen.

Herr!

Herr! der du einſt das ſchnöde Toben
Des unbekehrten Sauls beſiegt;
Durch Blitz und Ruf ſein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt;
Ach! ſtrale doch mit ſolchem Lichte
Auch Zions Feinden ins Geſichte,
Bis ihre Wuth von deiner Gnade weicht;
Bis Tyger, Lämmer, Scorpionen,
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluß den vollen Zweck erreicht.

Dort fängt bereits der Orient
Die Wiſſenſchaften an zu lieben,
Die doch bisher nur bloß der Occident,
Europens beſter Theil, getrieben.
Der Moſcowit und die Türkey
Vergißt der alten Barbarey,
Und ſucht und liebt den Flor der freyen Künſte.
So giengs auch hier, eh Luther kam.
Verſtand und Witz macht Völker zahm,
Und jede Kunſt gereicht dem Glauben zum Gewinſte.

Verſchonet doch, ihr rauhen Zeiten!
Verſchonet doch dieß ſchlechte Blatt;
Der ſpäten Welt, wo möglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehoffet hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unſer Alterthum zurücke;
Ahmt unſrer Luſt und Jubelfreude nach;
Ja übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu ſehn, ſo itzt die Knoſpen brach.

Es herrſcht itzt Carl, der Deutſchen Luſt,
Der ſelber Zions Rechte ſchützet.
In Pohlen herrſcht ein ſächſiſcher Auguſt,
Der Zions Mauren oft geſtützet.
Der groſſe Wilhelm, Friedrichs Sohn,
Beſitzt der Preuſſen Königsthron,
Und Brandenburg, die Freyſtadt der Verbannten.
Hannovers Chur und Engeland
Regiert Georg des andern Hand.
So ſtark iſt euer Schutz, ihr ſichern Proteſtanten!

Wie lob ich Schwedens Haupt aus Heſſen?
Wie Gothens weiſen Friederich?
Wie Dännemark? und was ich ſonſt vergeſſen,
Dich, Würtemberg, und Braunſchweig, dich?
Genug; die müden Seyten ſchweigen.
Der Wahrheit ſey dieß Lied ganz eigen,
Und allem dem, ſo ihren Fortgang liebt;
Dir, Herrſcher dieſer Welt, vor allen:
O welch ein Glück! wenn dirs gefallen,
Was hier die Poeſie zum Jubelopfer giebt.

AVG. BVCHNERVS
in Carm. Saecul.

Continuent ſuperi plenis Chriſtiana triumphis,
Jubila, ſucceſſuſque nouos ſucceſſibus addant!

Ende des erſten Buchs.

DER

DER

ODER

ANDRES

BUCH.

I. Ode.

An

Herrn D. Carl Friedrich Lau,

in Königsberg,

nach Zurücklegung des großen Stuffenjahrs

1723. den 15 October.

J. f. N.

Des Aberglaubens Anker bricht,
Sein tiefbeſchämtes Angeſicht
Muß ſich je mehr u. mehr mit blöder Röthe färben.
Der aufgeklärte Geiſt der Welt,
Dem keine Thorheit mehr gefällt,
Wird nun nicht, wie vorhin, vor eitler Angſt verderben.

Wie bebte vormals Stadt und Land,
Wenn eine freche Zauberhand
Sich murmelnd in den Kreis beſchwerner Zeichen zirkte?
Wenn Fauſt auf ſeinem Mantel fuhr,
Und zur Beſchimpfung der Natur
Mehr Wunder in der Welt, als Moſes Stecken, wirkte.

Nun ſteht der kahle Blocksberg leer,
Der Hexen Körper iſt zu ſchwer,
Kein Geiſt kan ſolche Laſt durch leichte Lüfte führen:
Kein heiſſer Scheiterhaufen ſchmaucht,
Kein angeflammter Holzſtoß raucht,
Es iſt itzt keine Spur der Zauberey zu ſpüren.

Wie zitterte die Vorderwelt!
Wie? Sah man nicht den gröſten Held
Die nächtliche Gewalt der Poltergeiſter glauben?
Denn alles fiel, und nichts zerbrach,
Ein Wort, das man von ſpücken ſprach,
War ſtark und kräftig gnug uns Herz und Muth zu rauben.

Kein Kind entſetzt ſich mehr davor,
Es ſcheint, daß itzo unſer Ohr
In dieſem Abſehn taub, das Auge blind geworden.
Geſpenſter ſind uns unbekannt,
Die Poltergeiſter ausgebannt,
Drum wird Betrug und Angſt itzt keinen Menſchen morden.

Noch mehr! ein andrer Irrthum ſchwindt,
Der ſich bey feigen Seelen findt,
Wenn ſie in ihrer Zeit gewiſſe Stuffen zählen.
Man nennet es ein Stuffenjahr,
Und pflegt mit Krankheit und Gefahr
Mit ſchwerer Todesfurcht die bange Bruſt zu qvälen.

Mein Lau! dein eigen Beyſpiel weiſt,
Daß ſich der oft betrogne Geiſt
Verirrter Sterblichen mit leeren Aengſten plaget.
Kein Stuffenjahr erſchreckte dich,
Dein groſſer Geiſt erhöhte ſich,
Wenn mancher blöde Sinn aus früher Furcht verzaget.

Be-

Beglücktes Haupt! das ſeine Zeit,
Nicht durch vergebne Traurigkeit,
Mit ſelbſt gemachter Angſt und eigner Schuld verkürzet.
Geſetzter Muth! der ſeine Zahl
Nicht mindert, nicht durch Gram und Qval
Sich ſchleunig in den Schlund des offnen Grabes ſtürzet.

Dein theures Haus iſt froh dabey
Und wird von allem Kummer frey,
Da heute wiederum dein Wiegenfeſt erſchienen.
Auch deines Dieners treue Bruſt
Ergetzet ſich bey ſolcher Luſt,
Und will dich, groſſer Mann, durch dieſen Wunſch bedienen.

Des Himmels Schild bedecke dich,
Dein hohes Alter mehre ſich,
Bis deine Jahre ganz an deine Tugend reichen.
Gott ſegne deine Wanderſchaft,
So wirſt du voller Muth und Kraft
Dem Neſtor, ſo an Zeit als ſeltner Klugheit, gleichen.

II. Ode.

An Jungfer Ludovica Adelgunda Victoria, gebohrne Kulmus.

1729. im Jun.

Victoria! du haſt geſieget,
Ich bin dein Knecht, Victoria!
Den ſeine Dienſtbarkeit vergnüget,
So bald er deine Schönheit ſah.
So laß mich denn die Feſſel küſſen,
Die deine Macht mir angelegt;
Und wenn dein Stral mich niederſchlägt,
Nicht meiner Schwachheit Fehler büſſen;
Die leichter Feinde, Schwerdt und Mann,
Als deinen Angriff, hemmen kan.

Des hohen Geiſtes Frühlingsfrüchte,
Die Werke deiner klugen Hand,
Sind durch das preiſende Gerüchte
Mir ſchon vor langer Zeit bekannt.
Dort, wo in Meißens fetten Auen
Die ſchlanke Pleiße rauſchend fließt;
Dort, wo der Muſenhügel iſt,
Darauf ganz Deutſchland pflegt zu ſchauen;
Da hat es mir zuerſt geglückt,
Daß ich ein Lied von dir erblickt.

Im

Im weitentlegnen Sachſenlande
Ertönte deiner Seyten Klang;
Von dem entfernten Weichſelſtrande,
Entzückte mich dein Luſtgeſang.
Die Nymphen jener Philurenen,
Sammt jeder muntern Huldgöttinn
Entſetzten ſich in ihrem Sinn
Vor ſolchen Proben einer Schönen;
Und zweifelten wohl gar dabey:
Ob Famens Nachricht glaublich ſey?

Ich ſelber ſprach in meinem Herzen:
Wer weis, ob mich der Ruf nicht trügt?
Vielleicht will jener Freund nur ſcherzen,
Indem er merkt, daß michs vergnügt.
Ich wagte mich, an dich zu ſchreiben,
Da ſah ich bald ein neues Blatt,
Und an des alten Zweifels ſtatt,
Nichts, als Erſtaunung, übrig bleiben:
Weil jede Zeile deiner Schrift
Faſt Wunſch und Hoffnung übertrifft.

Erwünſchtes Schickſal! ſey geprieſen,
Daß deiner Führung Wunderzug
Mir That und Wahrheit ſelbſt gewieſen,
Als mich dein Wink nach Danzig trug.
Der edlen Kulmus Seelengaben
Erhöht der friſchen Jugend Pracht,
In welcher ſo viel Anmuth lacht,
Als hundert andre Schönen haben,
Die doch, denn ihr Verſtand iſt blind!
Nur todte Marmorbilder ſind.

O wären meine Lobgesänge
Der Schönheit deiner Bildung gleich,
Und so, wie deiner Glieder Länge,
An reizerfülltem Wesen reich!
Ach, unvergleichliche Louise!
So würde bald ein Blatt erfüllt,
Darauf ich dein entzückend Bild
In lebhaftschönen Farben wiese.
Allein du bist ganz ungemein;
Wie kan mein Lied dir ähnlich seyn?

Was sag ich von der klugen Zungen,
Die durch der Sprachen Zierlichkeit,
Der Franzen zartes Ohr bezwungen,
Sammt unsrer deutschen Lüsternheit?
Auf deinem holden Rosenmunde
Ist aller Charitinnen Sitz;
Und deiner heitern Augen Bliz
Steht mit Minerven selbst im Bunde;
Weil jeder Stral, der von dir schiest,
Ein Herold deines Geistes ist.

Ihr sanften Hände, last mich wissen,
Ob euch Mercur so schnell gemacht;
Der an den schwarzen Höllenflüssen
Die Schatten ausser sich gebracht?
Schlägt Orpheus selbst durch euch die Seyten,
Der auch den Cerber eingewiegt,
Und Plutons harten Sinn besiegt,
Die todte Gattin zu erbeuten?
Nein! Phöbus und sein Chor zugleich
Begeistert, rührt und treibet euch.

Zu zaubern scheint ihr, nicht zu spielen,
So bald man eure Laute spürt:
Ja Mark und Adern können fühlen,
Wenn ihr den Flügel kaum berührt.
O Reichthum neuer Fantasien!
Wie schnell, wie fertig, voll und schön
Hört man die bunten Fugen gehn?
Wie wenig dörft ihr euch bemühen?
Weil, wie man deutlich hört und sieht,
Was höhers Nerv und Finger zieht.

O sollt ich sie doch alle küssen!
O sollt ich es doch zehnmal thun!
So könnte mein gestillt Gewissen,
Als nach erfüllter Dankpflicht, ruhen.
O könnt ich täglich sehn und hören,
Wie schön, geschickt und klug du bist!
Und, weil ein Odem in mir ist,
Dein ungemeines Wesen ehren:
So gäbe mir mein zeitlich Glück
Den allerschönsten Gnadenblick!

Ach dörft ich solches auch nur hoffen!
Doch wie vergeht sich Hand und Kiel?
Was hat sie für ein Fall betroffen?
Verstumme, mattes Seytenspiel!
Die Vorsicht deckt mit dunkeln Tüchern
Die Spuren ihrer Fügung zu;
Und will, man soll in stiller Ruh
Sich ihrer steten Huld versichern.
Wohlan, ich bin damit vergnügt:
Sie hat es stets sehr wohl gefügt.

Voriſo reißt mich mein Geſchicke
Mit Macht aus dieſer Weichſelſtadt,
Dahin es mich, durch ſüſſe Blicke,
Gelockt, doch nicht beſtimmet hat.
Ach! ſoll ich dich denn nicht mehr ſprechen?
O hartes Wort! o ſchwerer Satz!
Die Feder macht den Thränen Platz,
Und will das Reimen unterbrechen.
O hätt ich dich doch nie geſehn!
So dörfte nicht der Riß geſchehn.

Ach! tröſte mich bey ſolchem Schmerze,
Ach tröſte mich, galantes Kind!
Und ſchaffe, daß mein mattes Herze
Durch deinen Zuſpruch Kraft gewinnt.
Die Krone der gelehrten Damen,
Die voller Geiſt und Klugheit iſt,
Und der du völlig ähnlich biſt,
Verdient den Philoſophennamen;
Und könnte mir in dieſer Pein
Durch weiſe Lehren nutzbar ſeyn.

Vergiß nur, engliſche Louiſe!
Vergiß nur deines Dieners nicht,
Der dich ſehr gern nach Würden prieſe,
Doch itzt für Gram ſein Rohr zerbricht.
Entſchuldige mein freyes Schreiben,
Und wenn ich gleich entfernet bin:
So glaube doch, daß Herz und Sinn
Dir ewiglich ergeben bleiben;
Und meiner feſtbeſchloßnen Treu
Die Trennung ſelbſt nicht ſchädlich ſey.

* * *

* *

III. Ode.

Bey dem frühzeitigen Grabe der Frau Hofräthinn Dathin in Weissenfels.

Betrübte Pflicht der Sterblichkeit!
O Tod, du Feind der Adams Kinder!
Vollstreckst du denn an unsrer Zeit
Des Himmels Urtheil stets geschwinder?
Wir haben kaum die Welt erblickt,
Und liegen oft noch in der Wiegen,
So wird dein Pfeil schon abgedrückt,
So müssen wir schon unterliegen.

Vor Zeiten war der Lebenslauf
Der armen Sterblichen doch länger.
Itzt reibt dein Arm uns früher auf,
Itzt steckt er uns das Ziel weit enger.
Von tausenden, die man begräbt,
Und die ganz reif zum Tode waren,
Hat einer sich kaum satt gelebt,
Sind zehne kaum von funfzig Jahren.

Wie sonst bey warmer Frühlingszeit,
Wenn Saft und Kraft die Bäume nähret,
Ein Sturmwind oft mit Heftigkeit
Durch die belaubten Wälder fähret;
Wie da sein Grimm die Zweige streift,
Und manchen Ast vom Stamme reisset,
Da, wenn ein Blitz sein Wüten häufet,
Auch Eichen aus den Wurzeln schmeisset:

So

So sieht man oft der Krankheit Wuth,
Auch in des Lebens Frühlingstagen,
Des Menschen Kräfte, Geist und Muth
Ganz unverhofft zu Boden schlagen.
Sie reißt die schönsten Körper ein,
Sie schonet nicht der stärksten Glieder;
Ein unbesorgter Leichenstein
Schlägt tausend junge Häupter nieder.

Freund, dörfte nur dein mattes Herz
Der edlen Dathin nicht gedenken,
Die du, mit ungemeinem Schmerz,
Zu früh in ihre Gruft siehst senken!
O, dörften deine Freunde nur
Die herbe Zeitung nicht erfahren:
Sie zahlt die Schulden der Natur,
Und stirbt in ihren besten Jahren!

Kaum hatte dich und sie das Band,
Das selbst der Himmel knüpft, umschlungen;
Kaum sah man, daß dein Ehestand,
Nach euer beyder Wunsch, gelungen;
Kaum hatte man die Frucht gesehn,
Die von des Höchsten Segen zeuget:
So ists um alle Lust geschehn,
Da deiner Gattin Haupt sich neiget.

Betrübter Wittwer, fasse dich,
Und suche deinen Gram zu stillen,
Das Schicksal selbst erkläret sich,
Und wird sein Werk an dir erfüllen.
Gedenk, es ist die Vaterhand,
Die dennoch liebt, wiewohl sie schläget;
Und selber jedes Eheband
Zu trennen, wie zu knüpfen, pfleget.

So angenehm das Wesen war,
Das du an ihr so bald verlohren;
So deutlich stellt dein Sohn es dar,
Den sie zu deinem Trost gebohren.
Dem zeige nun die Zärtlichkeit,
Die seine Mutter fordern könnte,
Dafern Gott ihrer Lebenszeit
Ein zweifach längres Ziel vergönnte.

Es schmerzt dich freylich dieser Fall;
Wer reißt sich gern ein Stück vom Herzen?
Doch Christen hemmen überall
Den starken Ausbruch ihrer Schmerzen.
Ich weis, du hast es auch gethan,
Und deinen Willen dem ergeben,
Der dann erst recht erfreuen kan,
Wenn wir in Gram und Kummer leben.

IV. Ode.

Als

Ihro Hochwohlgebohrnen,

Herr Christian von Looß,

die Präsidentenstelle im Königl. und Churfürstl. Kirchenrathe 1730. zu Dreßden erhalten.

Wie gern hätt ich dein Fest verehrt,
Erhöhter Looß, und dich besungen:
Wenn Famens Neid mich nicht gestört,
Und mir dieß Glück nicht abgedrungen.
Nur mir verbarg den schönen Tag
Das sonst geschwätzige Gerüchte,
Und stahl mir, wenn ichs sagen mag,
Ein treues Lob- und Wunschgedichte.

Zuletzt erfuhr ichs, als du schon
Der keuschen Liebe Zweck erlanget,
Allwo auf Hymens Rosenthron
Der schönen Penzig Tugend pranget.
Nun, hieß es, kommt ihr viel zu spät,
Ihr unverhofft versäumten Lieder!
Vielleicht bringt Eifer und Gebeth
Den Anlaß bald gedoppelt wieder.

Zween

Zween Monden floſſen kaum vorbey:
So hörte man aus Dreßden ſagen;
Daß Bünaus Redlichkeit und Treu
Ein höher Amt davon getragen;
Und daß darauf dein Stern und Glück
Auf die von ihm verlaßnen Stuffen,
Durch einen höchſtgerechten Blick,
Dich, theurer Looß, hervor geruffen.

Dieß war nun meiner Wünſche Ziel,
Hier ſollten meine Lieder klingen,
Hier ſollte Mund und Seytenſpiel
Von Phlurenens Glücke ſingen;
Hier ſollte mich der Muſen Huld
Die allerbeſten Töne lehren,
Nach Vorſchrift meiner Pflicht und Schuld,
Ihr neues Haupt dadurch zu ehren.

Wie ſehr ich Friedrich Auguſts Wahl
An Bünaus Beyſpiel, jüngſt geprieſen:
Das wiederhohl ich noch einmal,
Indem ers auch an dir erwieſen;
An dir, du wohlverdienter Looß,
Aus dem der Geiſt des Bruders blißet;
Der ſelbſt, auf ſeines Königs Schooß,
In unverrückter Gnade ſitzet.

Die Muſen um den Pleiſſenſtrand
Verehren noch die ſüſſen Zeiten,
Da dein begieriger Verſtand
Bemüht war, Weisheit zu erbeuten.
Sie ſehen noch dein Einſigſeyn,
Und die gelehrt verkürzten Nächte,
So klar, als ob der Sterne Schein
Sie heute noch zurücke brächte.

Sie ſtellen ſich das Wort noch vor,
Das ſie ſchon damals ſehr erfreute;
So oft Apollo ihrem Chor
Dein weiſes Aufſehn prophezeihte.
Da ſeht ihr, hieß es, einen Freund,
In deſſen ungemeinen Gaben,
Wir, eh das zehnte Jahr erſcheint,
Ein Oberhaupt zu hoffen haben.

Ihr ſeht ihn hold und freundlich an,
Als einen, der die Künſte liebet:
Doch bald ſeyd ihr ihm unterthan,
Wenn er euch Maaß und Regeln giebet.
O freuet euch doch zum voraus!
In ſeinen angenehmen Mienen
Iſt auch für unſern Lorberſtraus,
Ein neues Glücksgeſtirn erſchienen.

So ſprach er, und ſie glaubtens kaum,
So wenig ſonſt ſein Ausſpruch trüget:
Doch itzo giebt ihm alles Raum,
Indem es klar am Tage lieget.
Sie preiſen itzo voller Luſt,
Die Aufſicht, der ſie ſich vertrauen:
Und wollen dir mit treuer Bruſt,
Erhabner Looß, ein Denkmahl bauen.

Sie werdens auch unfehlbar thun:
Wie ſoll denn ich, ihr Schüler ſchweigen,
Bey deinem Glücke ſträflich ruhn,
Und meine Freude nicht bezeugen?
Nein, theures Haupt, ſo zärtlich dich
Dein reizendes Gemahl vergnüget:
So ungemein ergetzt es mich,
Daß ſich dein Schickſal ſo gefüget.

Dein Auge ſieht auf Witz und Fleiß,
Bey denen, ſo die Künſte lehren.
Drum wird der Wiſſenſchaften Preis
Durch deine Sorgfalt ſich vermehren.
Du pflegſt in Hippocrenens Fluth
Die Feder oftmals ſelbſt zu netzen:
Was deine Hand nun ſelber thut,
Wird dich an andern auch ergetzen.

Hier haſt du nun ein ſchlechtes Lied
Von meiner neuen Seyten Tönen;
Dafern dein Blick es gnädig ſieht,
Wird es den Glanz von dir entlehnen.
Wer weis, wie bald die Muſe dir
Von neuem ihre Pflicht bezeuget:
Wenn dein Verdienſt, (es ahndet mir)
Vielleicht in kurzem höher ſteiget.

V. Ode.

An
Herrn Joh. Tobias Klumpf,
bey erlangter Doctorwürde zu Altorf,

1731. J. f. N.

Auf! rächender Justinian,
Bestrafe doch der Dichter Wahn,
Die dich und die Gesetze schänden;
Die deiner Wage Glanz und Ruhm,
Der Themis liebstes Eigenthum,
Der höchstbeschimpften Welt entwenden:
Erhebe dich, und zeige frey,
Wie schwer dein strenger Eifer sey.

Vor andern wär es Naso werth,
Dafern man noch sein Grab erfährt,
Ein Opfer deines Zorns zu werden.
Durch seines Geistes Fabelsucht,
Ersann er auch der Götter Flucht
Von der durchaus verderbten Erden;
Und ließ, o sträfliches Bemühn!
Zuletzt Asträen auch entfliehn.

Verwegner Dichter! hast du dich
Die Göttinn denn so freventlich,
So frech zu lästern, unterfangen?
War dir Astråa nicht bekannt?
Wer hat dich sonst aus Rom verbannt?
Wer ließ dich keine Gnad erlangen;
Wenn die vertriebne Poesie
Vergebens um Erbarmung schrie?

Asträa thats! Sie zeigte dir,
Daß dein verirrter Wahn von ihr
Sehr falsch geträumt, sehr falsch gesungen.
Der wilden Scythen rauher Strand
Sah deutlich ihre Rächerhand,
So oft dein Scytenspiel erklungen:
Denn Straf und Seufzen ließ ja sehn,
Asträens Flucht sey nie geschehn.

Ach Freund! durch den der Göttinn Geist
Sich heut in neuem Schimmer weist;
Weil du sie stets so hoch geschätzet:
Ach Freund, dem sie mit frohem Muth
Den wohlverdienten Lehrerhut
Auf die gelehrte Scheitel setzet:
Dein eigner Fleiß hat fest gestellt,
Asträa sey noch in der Welt.

Ja, ja! sie herrscht, sie schützt uns noch,
Und läßt der Laster hartes Joch
Durch ihrer Kinder Arm zerbrechen.
Sie bleibt noch, was sie vormals war,
Ein Schutz der Unschuld in Gefahr,
Man sieht sie noch die Tugend rächen;
Sie ist es noch, wie sonst, gewohnt,
Daß sie der Frevler nie verschont:

Du hast, o Freund! in ihrer Kraft
Den Geist mit ächter Wissenschaft,
Das Herz mit Redlichkeit gerüstet.
Man sah ja, wie dich jederzeit,
Mit unverdroßner Munterkeit,
Nach ihrer Söhne Schmuck gelüstet.
Und itzo wird dein Wunsch erfüllt,
Weil Alterf dem Verlangen stillt.

Dein werther Vater iſt erfreut,
Und Frankfurth räth dir ſelbſt, die Zeit
Des Auſſenbleibens abzukürzen.
Zeuch hin! die Wünſche folgen dir,
Und hält mich Philuris gleich hier,
Sollſt du mir doch den Kummer würzen;
Obwohl ich deinen Ehrentag,
Nur in Gedanken ſchauen mag.

Das Glück eröffne dir die Bahn,
Und ſey Aſträen unterthan,
Die dich bisher ſo zart geliebet.
Dafern es dich nun eifrig ſucht,
Und dir des edlen Fleiſſes Frucht
Mit nächſtem zu genieſſen giebet:
So denke nur gewiß dabey,
Daß ich von Herzen frölich ſey.

VI. Ode.

Bey dem Hübſch- u. Walteriſchen Hochzeitfeſte

in Pforta den 14. November 1730.

J. ſ. N.

Das ungemeßne liebesreich
Erſtreckt ſich an der Erden Gränzen;
Sein Umfang iſt dem Himmel gleich,
So weit die güldnen Lichter glänzen.
Das Grübeln menſchlicher Vernunft
Ergründet auch die Zahl der Sternen:
Doch kan ſie der Verliebten Zunft
In keine Ziffern ſchlieſſen lernen.

So wenig man die Blätter zählt,
Womit der Lenz die Zweige putzet,
Wenn Flora ſich ein Feld erwählt,
Wo ſie mit tauſend Blumen ſtutzet:
So ſchwer wird man in Amors Staat
Die Zahl verliebter Seelen nennen,
Wo Kayſer, Unterthan, Soldat,
Von ungeſtörten Flammen brennen.

Es brennt in Wahrheit Jung und Alt;
Es ſtehet Reich und Arm in Flammen.
Auch Sclaven treibet die Gewalt
Der angenehmen Glut zuſammen.
Der allergrauſamſte Barbar,
Läßt hier kein grauſam Herze ſpüren,
Wenn ihn bey Cypripors Altar
Der Schönheit zarte Funken rühren.

Was Purpur, Gold und Seide trägt,
Und was den Leib mit Lumpen decket;
Was sich in Pelz und Häute schlägt,
Und was im blanken Harnisch stecket;
Was schiffend auf den Wellen schwimmt,
Und in der Erden Höhlen gräbet:
Das alles brennt, das alles glimmt,
Wenn es der Liebe Glut belebet.

Der eine lodert offenbar,
Des andern Hitze glimmt im Stillen:
Hier nimmt man reine Flammen wahr,
Dort scheint sie Dampf und Rus zu füllen.
Wenn diesen eine Wärme nährt,
Die mäßig, und doch kräftig heizet,
Wird jener durch den Brand verzehrt,
Dazu ihn Sodoms Schwefel reizet.

Beglückt! wen eine Glut erhitzt,
Die von der Tugend selbst entspringet;
So wie es dir im Freyen itzt,
Hochwerthgeschätzte Braut, gelinget.
Die Funken, so in deine Brust
Zum allererstenmal gedrungen,
Sind nicht von tadelhafter Lust,
Sind von der Keuschheit Stral entsprungen.

Kein Wunder ists; denn dein Verstand,
Den alles, was dich kennt, geliebet,
Verdammte stets den geilen Brand,
Dem sich die Lasterbrut ergiebet.
Wer in der Tugendschule sitzt,
Kan nicht so frech und sträflich brennen,
Wird, wo ein schnödes Feuer blitzt,
Sich selbsten nie gerührt erkennen.

Das zeigt dein ſchönes Beyſpiel an,
Das wahre Muſter kluger Liebe.
O freue dich, beglückter Mann!
Was laben dich für reine Triebe!
Ergreife ſelbſt dein Seytenſpiel,
Das Erato dir längſt geſtimmet,
Und preiſe durch den Dichterkiel,
In was für Luſt dein Herze ſchwimmet.

Hier iſt ein Wunſch für dieſes Band,
Das dich und dein Gemahl verbunden:
Der Himmel ſegne dieſen Stand,
Durch lauter glückerfüllte Stunden!
Es müſſe deiner Liebe Kraft
In ungedämpfte Flammen ſchlagen,
So wird, wie deine Wiſſenſchaft,
Dein Ehbett auch viel Früchte tragen.

VII. Ode.

Auf das Absterben der Frau geheimten Räthinn Bernin.

O Tugend! Hilf uns itzt ein Lied
Von unsrer edlen Bernin singen,
Und lehr uns das vor allen Dingen,
Was sonst kein sterblich Auge sieht.
O Tugend! stärke Kiel und Mund,
Erhöhe selber Geist und Blicke,
Und mache dieß dein Meisterstücke
Zuvor uns selbst, dann allen kund:
Es wird von deiner Tochter Wesen
Die späte Zeit dieß Loblied lesen.

Wir sind erhört: Sie zeigt sich schon,
Doch nicht in sonst gewohntem Schimmer:
Ihr Tempel ist ein Trauerzimmer,
Es grenzt ein Sarg an ihren Thron.
Ein Schleyer hüllt die Scheitel ein,
Der ihrer Augen Stral verdecket;
Die Glut, so hier verborgen stecket,
Scheint von den Thränen matt zu seyn.
Man sieht so gar die welken Wangen
Mit finsterm Flore tief verhangen.

Die

Die Baare, ſo zur Seiten ſteht,
Wo ſie voll Gram und Wehmuth ſitzet,
Hat ihr den linken Arm geſtützet,
Der ihr geſunknes Haupt erhöht.
Von weitem ſteht ein Leichenſtein,
Der zeigt uns dieſe Zentnerworte:
Steh, Wanderer! An dieſem Orte
Grub man der Tugend Tochter ein.
Die Vernun wars! Nun geh und lerne
Von ihr den Weg ins Reich der Sterne.

Sie regt das Haupt, und ſchlägt den Flor
Mit aufgeworfner Hand zurücke;
Und trägt uns, mit bethränten Blicke,
Die Urſach ihres Kummers vor.
Seht, heißt es, meiner Zähren Grund,
Seht dieſes Grabes dunkle Schwelle
Iſt itzo meines Jammers Quelle:
Hier ſchlug der Tod mein Herze wund!
Allhier hab ich ein Haupt verlohren,
Das mir zur Freude war gebohren.

Wer hat die ſchöne Margaris
Aus Winklers Stamme nicht geprieſen;
Als ihre Jugend kaum gewieſen,
Was uns der Tod mit ihr entriß?
War nicht die erſte Blüthe ſchön,
An ſittſamtugendhaftem Weſen,
An Geiſt und Schönheit auserleſen?
Ja, ſprach ſie nicht den Laſtern Hohn,
Die nach der Zeit, bey reifern Jahren,
Noch gröſſern Haß von ihr erfahren?

Ach, Tochter! dreyfach echtes Kind!
Ach könnt ich dich aufs neu beleben,
Und allen itzt zum Muſter geben,
Die dir an Gaben ähnlich ſind!
Die alte Gottesfurcht fällt hin,
Die Kindheit ſtrotzt von Eitelkeiten,
Die Laſterliebe neuer Zeiten
Betäubet endlich Herz und Sinn;
Und hat, wenn graue Haare kommen,
In allen überhand genommen.

Du aber warſt und bliebeſt rein,
Und folgteſt deiner Mutter Lehren;
Die zwar ſo ſchwer nicht anzuhören,
Doch ſchwerer in der Uebung ſeyn.
Die böſe Luſt, der Jugend Gift,
Hat deinen Wandel nicht beflecket;
Auch nie den ſchnöden Trieb erwecket,
Der nur gemeine Seelen trifft:
So haſt du dir, durch reine Sitten,
Ein allgemeines Lob erſtritten.

Dieß ſah der Themis theurer Freund,
Aſträens Prieſter und Verehrer,
Der groſſe Born, ein Rath und Lehrer,
Den Sachſen lang hernach beweint.
Er hatte die geliebte Gruft
Der werthen Vern kaum verlaſſen;
Kaum ſchien ſein Herze ſich zu faſſen,
Und ſchöpfte nach dem Aechzen Luft:
Als Margaris, die Tugendhafte,
Ihm neuen Troſt im Kummer ſchaffte.

Er

Er ſah der Augen holden Stral,
Die friſche Blüthe junger Wangen;
Er ſah der Unſchuld edles Prangen,
Und Eigenſchaften ohne Zahl.
Sein Herz empfand den ſanften Trieb
Nach ſo viel hohen Seltenheiten;
Es war umſonſt ihn auszureuten,
Er folgt ihm, und gewann ſie lieb:
Und wer beſchreibt die frohen Stunden,
Darinn er ſich mit ihr verbunden?

Hier merkt euch doch ein Muſter an,
Ihr Sclaven von verkehrten Trieben!
Von Seelen, die vernünftig lieben,
Und die kein Vorwurf tadeln kan.
Ein Mann von prüfender Vernunft
Sucht warlich mehr, als Schönheitsgaben;
Die ſonſt zwar viel Verehrer haben,
Doch meiſtens aus der blöden Zunft,
Die endlich allzuſpät bereuet,
Daß ſie aus Unverſtand gefreyet.

Zwar Margaris war gleichfalls ſchön,
Doch nicht nur an Geſtalt, zu nennen;
Ihr Wort und Werk gab zu erkennen,
Wie Geiſt und Witz den Leib erhöhn.
Was hilft ein zarter Gliederbau?
Ein Antlitz voller Milch und Roſen?
Die Kunſt recht zärtlich liebzukoſen?
Und kurz, die allerſchönſte Frau?
Wenn nicht Vernunft und edle Sinnen
Des klugen Freyers Herz gewinnen.

So ward die muntre Winklerin
Von ihrem Born bewähret erfunden:
Drum gab er ihr die Ruheſtunden
Der überhäuften Aemter hin.
Auch ſie ſah mehr auf einen Mann,
Den Stand, Verdienſt und Ehre ſchmückten,
Als das, worauf die Eiteln blickten,
Die ein Adonis feſſeln kan;
Die, wenn ſie den Narciß geſehen,
Vor banger Sehnſucht faſt vergehen.

Erleſnes Paar! beglücktes Band!
Wie ſelten ſieht man deines gleichen?
Auch Edens Garten muß dir weichen,
Wo man doch lauter Anmuth fand.
In dreyßig Jahren ſüſſer Eh
War lauter Luſt in ihren Blicken;
Er konnte ſie, ſie ihn erqvicken,
Und keins erweckte Gram und Weh:
Ja in entſtandnen Kümmerniſſen
Konnt eins des andern Laſt verſüſſen.

Zwar ließ des Himmels Segenskraft
Ihr Ehbett nicht in jungen Zweigen,
Die Frucht der keuſchen Liebe zeigen,
So Aeltern ſonſt Vergnügen ſchafft.
Doch Erben ſind nicht ſtets ein Lohn;
Wie oft gieng Jacob nicht im Leide?
Und hier war eins des andern Freude,
Sie ſeine Tochter, er ihr Sohn.
So dorfte keins den Schimpf der Seinen,
Noch ihr zu frühes Grab beweinen.

Jedoch

Jedoch ich irre! Born nahm ab,
Der theure Born verlohr die Kräfte,
Verließ die ſchweren Amtsgeſchäffte,
Und ſank erblaßt und ſtarr ins Grab.
O! wer beſchreibt allhier den Schmerz,
Den die betrübte Wittwe ſpürte,
Der ihr die matte Seele rührte;
Und wer entwirft ihr banges Herz,
Das ſich der Fluth gerechter Zähren
In vieler Zeit nicht mocht erwehren?

Es fiel ihr Haupt und alles hin,
Und ſie ward ſelber faſt zur Leiche:
Denn die Gewalt von dieſem Streiche
Betäubte gänzlich Geiſt und Sinn.
Wie, wenn ein Blitz den Ulmbaum ſchlägt,
Die Rebe, ſo ſich an ihn henket,
Sich auch mit ihm zur Erden ſenket,
Und in den Staub zu Boden legt:
So hat die Bornin Schlag und Wunden
Von ihres Gatten Fall empfunden.

Allein wie ſtark war ihre Bruſt!
Wie wußte ſie auch hier zu zeigen,
Daß dieſer Fall ſie zwar zu beugen,
Doch nicht ins Grab zu ziehn gewußt.
Sie klagte, doch mit Maaß und Ziel;
Sie weinte, doch mit frommen Zähren,
Die Gott noch für gerecht erklären;
Sie ſeufzete, doch nicht zu viel:
Und ſchickte, nach zerrißnem Bande,
Sich in Geduld zum Wittwenſtande.

Die Demuth und Gelaſſenheit,
Des tadelfreyen Wandels Stille,
Ein völlig gottgeweihter Wille,
Und die geprieſne Mildigkeit;
Das war nunmehr der reine Schmuck,
Der ihren Boy und Schleyer zierte,
Dadurch ſie jeden überführte,
Wie unverſtellt ſie Leide trug:
Und wie ſie, auch im Trauerkleide,
Sich chriſtlich ihrer Pflicht beſcheide.

Ihr, die oft Noth und Mangel drückt,
Wenn euch die Nahrungsſorge qvälet:
Geſtehts, hats euch an Troſt gefehlet,
Wenn meine Tochter euch erblickt?
Kommt her und rühmt, was ſie gethan,
Und wie ſie euch, mit milden Händen,
Gewußt die Wohlthat zuzuwenden;
Ja zeigt es allen Menſchen an:
So wird ihr Beyſpiel euch zu ſchützen
Auf ſpäte Zeiten vielfach nützen.

Wiewohl dieß alles hat ſie nicht
Von Schwachheit, Tod und Gruft befreyet:
So ſehr ſie mir ihr Herz geweihet,
So traur ich, da ihr Auge bricht.
Ach Tochter! Vermin! Margaris!
Hier ſtockt der Tugend matte Zunge;
Der Schmerz, der ſie zum Seufzen drunge,
Wird ihrer Klagen Hinderniß:
Sie läßt den Flor ins Antlitz fallen,
Und überläßt den Schluß uns allen.

Was

Was ſetzen wir noch mehr hinzu?
Wie können wir ſie beſſer loben,
Als ſie der Tugend Mund erhoben?
Genug! man bringe ſie zur Ruh.
Ihr Preis beſteht, ihr Nachruhm blüht,
Ihr Name lebt in tauſend Seelen;
Bis einſt ihr Körper aus der Höhlen
Zum Chore der Gerechten zieht:
Und da, wo ſie das Lamm bekränzet,
Gleich andern Auserwählten glänzet,

VIII. Ode.

Bey dem

Ernest- und Ritschischen

Hochzeitfeste in Arnstadt,

den 23 Jenner 1731.

Im Namen der Brüder des Bräutigams.

Wir sitzen noch um jenes Grab,
Und trocknen uns die Thränen ab,
Die Strömen gleich hervor gedrungen;
Seit dem die Macht der Sterblichkeit
Den Schmuck der Lehrer unsrer Zeit,
Den hochbegabten Nutsch, bezwungen.
Wir seufzen noch mit enger Brust
Um jenen Schlag, den wir erlitten;
Um einen Mann, der stets mit Lust
Für Gott und Zions Heil gestritten.

Ach! heben wir voll Jammers an,
So fiel der treue Gottesmann!
Hier liegt er in der Gruft verborgen!
Nun welkt das Herz, die Brust, der Mund,
So stets in vollem Eifer stund,
Für seiner Heerde Wohl zu sorgen.
Der muntre Wächter schläft allhier,
O Gotha! der für dich gewachet,
Und dir, mit brennender Begier,
Die Bahn zum Himmel leicht gemachet.

Du

Du höchſte Weisheit! darf man dich,
Mit Ehrfurcht, und beſcheidentlich
Um deiner Schlüſſe Grund befragen:
So zeig uns, warum deine Hand
Uns dieſes Haupt ſo bald entwandt?
Warum du uns ſo hart geſchlagen?
Wie mancher lebt, der itzo noch
In ungleich höhern Jahren grünet;
Und deiner wahren Kirche doch
Nicht halb ſo viel, als Nitſch, gedienet!

Allhier fällt Gotha ſelber ein,
Und läßt auf ſeinen Leichenſtein
Viel ungezwungne Thränen fallen.
Indem dieß unſer Auge ſieht,
Vernimmt man ſchon ein frohes Lied
Auf unſers Bruders Hochzeit ſchallen.
Ein zartes Reis aus Nitſchens Stamm
Vermählt ſich mit verwandten Zweigen:
Drum darf bey Braut und Bräutigam
Sich unſer Herz nicht traurig zeigen.

Vergieb nur, werthgeſchätztes Paar,
Daß unſer Schmerz ſo lebhaft war,
Da dieſes Feſt doch luſt begehret.
Der Kummer läßt ſo bald nicht nach.
Kein Wunder, daß der Thränenbach
Bis an die Myrtenreiſer währet.
Doch da die Braut noch ſelbſt das Leid
Um ihren Vater nicht vergeſſen:
So iſt auch uns die Traurigkeit
Nicht als ein Fehler beyzumeſſen.

Wie soll euch nun der Reim erhöhn?
Soll er den Weg der Schmeichler gehn,
Und euer Lob in Reime zwingen?
Ein Lob von Brüdern giebt Verdacht,
Und was die Nitschin trefflich macht,
Das ist zwar leichtlich beyzubringen:
Doch wer sie kennt, bedarf es nicht;
Und ihre Demuth heißt uns schweigen,
Genug, wenn man nur kürzlich spricht:
Verstand und Tugend ist ihr eigen.

O seltner Ruhm! drum seyd erfreut,
Und dämpft die alte Bangigkeit,
Ihr werthen Mütter dieser Kinder!
Bezeugt ein schwesterliches Band;
Denn euer beyder Wittwenstand
Wird durch die neue Lust gelinder.
So tröstet euch des Himmels Huld,
Nachdem er euch genug betrübet;
Weil ihr bisher so viel Geduld
Bey seinen Schlägen ausgeübet.

Der sieh auch euch, Vermählte! bey,
Daß Haus und Ehstand glücklich sey,
Und dieses Band euch nie gereue.
Erlangt ein spätes Lebensziel,
Und seht der schönen Tage viel,
Daran sich dieses Fest erneue.
Vollstreckt der edlen Tugend Lauf,
Wie von den Vätern ist geschehen;
Doch zieht auch Kind und Enkel auf,
Daran wir eure Bilder sehen.

* * * IX. Ode.

IX. Ode.

Als
Hr. D. Johann Gottfried von Diesseldorf,

Kayserl. Pfalzgraf und Bürgermeister der Stadt Danzig 1731. den 24 May durch Leipzig nach dem Carlsbade gieng.

J. f. N.

Was regt ihr euch, ihr stillen Seyten?
Was klingst du, sanfter Cytherten?
Vielleicht, weil mancher Musensohn
Um seines Phöbus Huld will streiten!
Ja, Diesseldorf, der Weichsel Ehre,
Begrüßt das schöne Pleißathen;
Und da ichs kaum von andern hört,
Wie eifrig sie sein Lob erhöhn:
Empfind ich, aus besondern Pflichten,
Den allerstärksten Trieb zum Dichten.

Zwar hat mich Danzig nicht gezeuget,
Der Ort, wo an dem weiten Belt
Mercur und Thetis Hofstadt hält,
Wo Pracht und Reichthum täglich steiget;
Doch hat mich eine Stadt gebohren,
Die Preussen sonst die Schöne hieß,
Die zwar den alten Glanz verlohren,
Seit alles Unglück auf sie stieß;
Doch stets, mit schwesterlichen Trieben,
Dem andern Tyrus hold geblieben.

Drum tret ich freudigſt zu den Söhnen
Der königlichen Weichſelſtadt,
Die mirs vorlängſt erlaubet hat,
Nach ihrer Art mich zu gewöhnen.
Ich hab in ihrem Muſenſitze,
Der mancher hohen Schule gleicht,
Der Wiſſenſchaften Grund und Stütze,
Der freyen Künſte Kern erreicht:
Und bin aus ihrer Väter Orden,
Auch Dieſſeldorfs Verehrer worden.

Ja, theures Haupt, dein weiſes Rathen
Erhält den Flor der Vaterſtadt,
Die mehrern Ruhm im Handel hat,
Als viele von den gröſten Staaten.
Du ſchützeſt ihrer Freyheit Rechte,
Und drückeſt Volk und Bürger nicht,
Die ein tyranniſch Haupt als Knechte
Zu Boden tritt, ja gar zerbricht.
Man ſieht im Strafen und im Schonen
Was Väterliches in dir wohnen.

Wie werth iſt nicht dein Urtheilſprechen
Der Göttinn der Gerechtigkeit,
Wenn Frevel und Verwegenheit
Die Regeln der Geſetze brechen?
Sie rühmt ſich noch der ſchönen Zeiten,
Da du ihr Prieſteramt geführt,
Und ihres Tempels Trefflichkeiten
Durch deinen Witz und Fleiß geziert;
Und ihre Kinder angetrieben,
Sie brünſtiger als ſonſt zu lieben.

Sehr! thut nicht selber Philurene,
Vergnügungsvoll, so manchen Blick
In die verflossne Zeit zurück,
Auf dich, das Muster ihrer Söhne?
Du warst ja, rufft sie, an der Fleisse
Der Gratien und Musen Lust:
Denn beyde sahn an deinem Fleisse
Ein Labsal ihrer klugen Brust,
Und wünschten oftmals um die Wette:
Ach! wer ihn doch zu eigen hätte!

Das hat dich auch an unsre Linden
Schon mehr als einmal hergebracht;
Allwo du nicht umsonst gedacht,
Manch Denkmahl alter Lust zu finden.
Und warlich, Strassen, Gärten, Fluren,
Und was sonst diese Gegend schmückt,
Das zeigt noch überall die Spuren,
Von dem, was vormals dich entzückt;
Und was so manchen schon bewogen,
Daß er sie allem vorgezogen.

Nun kommt, ihr Nymphen unsrer Auen,
Versammlet euch in grosser Zahl,
Des edlen Diesseldorfs Gemahl
In euren Mauren anzuschauen.
Bemerkt, mit was für Geist und Tugend
Ein nordisch Land die Schönen ziert;
Und wie die Anmuth ihrer Jugend
Den trefflichsten Gemahl gerühret.
Gesteht, es sey in euren Gründen
Nichts würdigers für ihn zu finden.

So iſt es, doch er ſcheint zu eilen,
Es ruffet ihn die Brunnencur.
Ja, theurer Gönner! laß mich nur
Den treuen Glückwunſch erſt ertheilen!
Es müſſen dir der Erden Säſte
Die Qvellen neues Lebens ſeyn;
Daß deines Herbſtes neue Kräfte
Zu lauter Fruchtbarkeit gedeihn;
Und Danzig, wie bisher geſchehen,
Dein Stammhaus ſtets im Flor mag ſehen.

X. Ode.

Auf den Geburtstag eines Mannes, im Namen seiner Ehegattin.

1731. den 21. Dec.

Nimm hin dieß höchsterfreute Blatt,
Geliebter Schatz, von deren Händen,
Die sich vorlängst entschlossen hat,
Dir Herz und Seele zu verpfänden.
Nimm hin das Zeichen wahrer Treu,
Das zarte Liebe dir geweihet,
Und glaube, daß mein Sinn dabey
Sich über deine Wohlfahrt freuet.

Dein froher Jahrstag stellt sich ein;
Und was kan mir vergnügter fallen,
Als wenn nach überstandner Pein
Mir Blut und Adern freudig wallen?
Die Traurigkeit hat dieses Jahr
Um meines Vaters Graft geweinet;
Nun stellt sich auch das Glücke dar,
Da dein erwünschtes Fest erscheinet.

Mein nasses Auge, stille dich,
Und sey bemüht, dich aufzuklären;
Der Thränenbrunn verstopfe sich;
Was soll das Aechzen länger währen?
Die Leichen können von der Fluth
Nicht den geringsten Trost verspüren;
Und wenn man noch so kläglich thut,
So läßt sich doch der Tod nicht rühren.

So kehr ich denn den frohen Blick,
Mein andres Herz, nach deiner Wiegen,
Und seh darinnen auch mein Glück
Mit dir auf weichen Küssen liegen.
Der Himmel hat dich ausersehn,
Und mir zum Ehgemahl erkohren;
Ja, dieß ist auch bey mir geschehn;
Ich selber bin für dich gebohren.

Ich denke noch der langen Zeit,
Der Zeit von zweymal sieben Jahren,
Die mir von deiner Zärtlichkeit
Die allerstärksten Zeugen waren.
Ich denke deiner Treue noch,
Die mir ganz unverrückt geblieben,
Bis meine Brust sich endlich doch,
Auch dir geneigt zu seyn, verschrieben.

Zwey volle Jahre sind es fast,
Seit dem sich Herz und Hand verbunden,
Seit dem ich dich, in Lust und Last,
In Lieb und Leid, bewährt erfunden.
Je länger unser Ehstand währt,
Je fester wird das Band sich schlingen;
Und da die Zeit auch Stahl verzehrt,
Mit uns bis in die Grube dringen.

O sollt ich nur den Jammertag
Von deinem Sterben nicht erleben!
Denn was ein Mensch ersinnen mag,
Das wollt ich, dich zu retten, geben.
O würde mir dereinst von dir
Mein sterbend Auge zugedrücket:
So glaubt ich, daß der Himmel mir
Die grösste Wohlthat zugeschicket.

Drum lebe, liebſter Schatz, vergnügt,
Genieuß die Luſt von deinen Jahren.
Der Himmel hat es wohl gefügt,
Indem er uns gewußt zu paaren.
Dein Wohlſeyn bloß vergnüget mich,
Denn deine Luſt iſt mein Ergetzen.
Sonſt kan ich alles, auſſer dich,
Für ſchlecht und für verächtlich ſchätzen.

Der Höchſte ſtärke Geiſt und Leib,
Kein Zufall kränke Haupt und Glieder.
Denn was dich ſchmerzet, ſchmerzt dein Weib,
Und deine Schwachheit ſchlägt mich nieder.
Erlebe dieſen Tag noch oft,
So werden ſich die Freunde freuen;
So hab ich, was mein Herz gehofft;
So wird ſich meine Luſt verneuen.

XI. Ode.

Ueber den Tod
Herrn Christian Ludewigs,

der heiligen Schrift Doctors und Professors
des Organ. Arist. zu Leipzig.

1732. den 20 Jenner.

Im Namen des Colleg. U. L. F.

Seit dem der Weise von Stagyr
Dem Denken Regeln vorgeschrieben,
Und unsre forschende Begier
Bis auf den höchsten Punct getrieben;
Seit dem der neuen Lehrer Zunft
Die Kunst noch mehr geprüft, gebessert und erläutert:
Sind auch die Kräfte der Vernunft,
Durch ungemeinen Fleiß, unendlich sehr erweitert.

Des Erdballs Umkreis ist erkannt,
Sein Inhalt durch und durch gemessen;
Die lange Ruh ist ganz verbannt,
Darinn er vor der Zeit gesessen.
Er muß, nach der Planeten Art,
Um seinen Mittelpunkt, den Sonnenkörper, rollen:
Wenn dieser seinen Lauf erspart,
Und alle Sterne sonst geruhig stehen sollen.

Man

Man schreibt dem Laufe der Natur
Die ordentlichsten Grundgesetze;
Man kömmt auf ihrer Kräfte Spur,
Und findet der Bewegung Schätze.
Man weis, was in den Lüften kracht,
Und was den Ocean zu Fluth und Ebbe zwinget?
Was Schlossen, Sturm und Regen macht?
Warum die Erde bebt; warum ihr Abgrund springet?
Man hat den Menschen selbst erforscht,
Und seiner Glieder Bau zerleget;
Man weis, was unsern Leib zermorscht,
Und wie das Herz im Busen schläget.
Man hat den Gliedern nachgespürt,
Die manchen Nervengang in das Gehirne schicken,
Von dem, was sie von aussen rührt,
Dem Geiste, der da wohnt, die Bilder einzudrücken.
Man hat so gar des Geistes Kraft,
Der uns zu Menschen macht, ergründet;
Und kennt mit guter Wissenschaft,
Was in uns schliesset und empfindet.
Man thut sein einfach Wesen dar,
Das keine Fäulniß trennt, kein Moder kan verderben;
Und macht es durch Beweise klar,
Daß unsre Seelen nicht so, wie die Körper, sterben.
Was giebt nicht ferner der Verstand
Für auserlesne Sittenlehren?
Er zeugt das Recht, der Völker Band,
Und hilft der Staaten Wohlfahrt mehren.
Er schafft den Bürgern Sicherheit;
Und wollte man sich stets nach seinen Regeln richten:
So brächt er gar die güldne Zeit,
Davon die Alten sonst die schönsten Fabeln dichten.

O sinnes

O himmlisch wirkende Vernunft!
O unbeschreiblich edles Wesen!
Was Dank verdient der Weisen Zunft,
Die dich zu ihrem Zweck erlesen!
Du gleichfalls, hochverdienter Greis!
Verdienst das ganze Lob, womit wir sie gepriesen;
Indem du, wie ganz Leipzig weis,
Die Regeln der Vernunft so manches Jahr gewiesen.
Gewiesen? Ja! doch auch zugleich
Im Thun und lassen angewendet;
Im Unglück warst du niemals weich,
Kein grosses Glück hat dich verblendet.
Du dientest Gott, der Welt, dem Staat,
Und wolltest jedem gern mit ganzen Kräften dienen:
So daß an dir, aus jeder That,
Ein wahrer Philosoph und rechter Christ erschienen.
Es lebt dein Ruhm in mancher Schrift,
Was darf ihn dieses Blatt beschreiben?
Das leichtlich Wurm und Milbe trifft,
Da jene wohl unsterblich bleiben.
Ruh sanft in deines Grabes Nacht,
Du werther Ueberrest, bis dich die Macht belebet,
Die einst der Welt ein Ende macht,
Und dich, wie deinen Geist, zur Herrlichkeit erhebet.

XII. Ode.

Auf
Hrn. Heinr. Gottlieb Klausings
Magisterpromotion.

den 21. Febr. 1732.

So weit die Kräfte der Vernunft,
Gelehrter Freund, bisher gedrungen,
Seit dem die Philosophenzunft
Der Weisheit schärfer nachgerungen:
So sehr hat man dabey bemerkt,
Daß niemand es aufs höchste treibe,
Und täglich diesen Satz bestärkt:
Daß unser Wissen Stückwerk bleibe.

Daher verwarf Pythagoras
Den stolzen Namen eines Weisen,
Und hieß uns, nebst der Thorheit Haß,
Nur seine Weisheits-Liebe preisen.
Daher hat Socrates bekannt,
Daß seine Weisheit gar nichts wüßte;
Und daß der trefflichste Verstand
Sich keines andern rühmen müßte.

Und wirklich ist kein Strudelschlund
So unerforschlich tief zu nennen,
Als aller Philosophen Mund
Es von der Weisheit muß bekennen.
Die Wahrheit liegt sehr tief versteckt,
Wer kan den theuren Schatz ergründen?
Ja, wenn man gleich die Spur entdeckt,
So kan man doch sie selbst nicht finden.

Zwar

Zwar einigen gelingt es auch,
In Pallas Heiligthum zu blicken:
Doch ihrer Opfer dicker Rauch
Scheint bald das Auge zu erſticken.
So viel man ſieht und ſehen kan,
So wenig iſt es noch zu nennen;
Ein jeder ſeufzt: O könnte man
Das andre gleichfalls recht erkennen!

Dieß iſt der Philoſophen Art,
Die auch auf ihre Schwachheit ſehen;
Und ſich nicht bloß auf ihren Bart,
Und auf den Meiſtertitel blähen.
Beſcheidenheit ziert Kunſt und Fleiß,
Und Demuth hebt ſie zu den Sternen:
Drum bleibts dabey: Wer etwas weis,
Der ſuchet täglich mehr zu lernen.

Das zeigeſt du, gelehrter Freund,
Da dich Minervens Lorber zieret:
Denn, wie aus deinem Thun erſcheint,
So hat kein Hochmuth dich verführet.
Du nimmſt den Lehrertitel zwar;
Doch ſieht man dich beſcheiden bleiben,
Und nicht, in der Pedanten Schaar,
Den Uebermuth aufs höchſte treiben.

O fahre fort! Ich wünſche Glück!
Der Himmel wird ſein Amen ſprechen,
Bis durch ſein gütiges Geſchick,
Dein Lohn wird aus den Knoſpen brechen.
Ich will es mit Vergnügen ſehn,
Und, meine Freude zu bezeugen,
So wenig, als itzund geſchehn,
Von deiner Tugend Ruhme ſchweigen.

XIII. Ode.

Bey dem Hintritte
Herrn Johann Caſpar Pundts,
aus Bremen,

der heil. Schrift und Weltweisheit Befliſſenen.

den 19 Jun. 1732. J. ſ. M.

Daß unſre ganze Wiſſenſchaft
In gar zu engen Grenzen bleibe;
Und ſtets mit gar zu matter Kraft
Die ſchwachen Sproſſen aufwerts treibe;
Daß Witz, Gedächtniß und Verſtand,
So viel ſie gründliches erkannt,
Gleichwohl noch nichts Vollkommnes wiſſen:
Das hat ohn allen Unterſcheid,
Das Alterthum und unſre Zeit
Erkennen und geſtehen müſſen.

Beklaget nicht der Weiſen Zahl
Des Menſchen gar zu früzes Sterben?
Und wünſchen ſie nicht manchesmal,
So ſpät als Neſtor zu verderben?
Die Kunſt iſt groß, das Leben klein;
Man wollte gern ein Meiſter ſeyn,
Und muß als Schüler ſchon erblaſſen:
Die Wiſſenſchaft iſt noch nicht da,
Doch iſt man ſchon dem Grabe nah;
Doch muß man ſchon die Welt verlaſſen.

Ist diese Wahrheit allgemein,
Und trifft sie auch die grauen Alten;
Die auch den spätsten Leichenstein
Für ihres Wissens Grenzstein halten:
Was darf sich denn die Jugend viel
Um das zu nah gesteckte Ziel
Des kurzen Lebenslaufs beklagen?
Zehn Schritte minder, oder mehr;
Die achtet sonst kein Läufer sehr,
Wo niemand kan den Preis erjagen.

Erblaßter Pundt, dein Lebenslicht
Verlischt in deinen besten Tagen.
Wir sehn mit nassem Angesicht,
Dich zeitig in die Grube tragen.
Der Tod und dein so frühes Grab
Reißt dir zu schnell den Faden ab,
Daran dein kluger Fleiß gesponnen:
Doch hat auch so dein edler Geist,
Indem er sich der Welt entreißt,
Durch den Verlust weit mehr gewonnen.

Du rückst aus dieser Lindenstadt
Zur hohen Schule weiser Frommen;
Die den zu ihrem Lehrer hat,
Von dem Verstand und Wahrheit kommen.
Du siehst nun aus der Ewigkeit
Wie fruchtlos wir die meiste Zeit
Auf Wissenschaft und Künste wenden;
Beklagst auch unsern Unverstand,
Wenn wir uns oft mit eigner Hand
Die blöden Augen vollends blenden.

O selig!

O selig! wer so weit schon ist,
Wo selbst die Lehrer lernen können,
Wir sehen, daß du glücklich bist;
Wie kan man dir den Stand nicht gönnen?
Man sehnet sich vielmehr zugleich,
Und wünschet gleichfalls, bald so reich
An wahrer Wissenschaft zu werden.
So sehr man hier nach solcher strebt,
So manches Jahr man auch erlebt:
So wenig wohnt sie hier auf Erden.

Ihr Aeltern, weint, doch denkt zugleich,
Der liebste Sohn sey nicht verlohren;
Ihr hattet ihn nicht nur für euch,
Nein, auch zur Ewigkeit gebohren.
Da ist er glücklich angelangt,
Und weil er schon mit Kronen prangt,
So ist er gar nicht zu betrauren.
Und folgt ihr selbst ihm endlich nach:
So werdet ihr den Thränenbach,
Nicht aber seine Gruft, bedauren.

XIV. Ode.

An

Herrn Johann Ernſt Kulmus,

zu der 1732. den 19 Sept. in Leipzig

erlangten

Medicinischen Doctorwürde.

Im Namen anderer.

O! Phöbus, zweer Künſte Schuz,
Der Aerzte Gott, und Haupt der Dichter,
Erwecke deines Pindus Lichter,
Erſt uns, dann deinem Sohn zu Nuz.
Dein werther Kulmus wird belohnt,
Und ſchmecket ſeines Fleiſſes Früchte;
Wir ſehn mit ſtarrem Angeſichte
Den Hügel, den dein Chor bewohnt,
Ob ſich von deinen Lorberzweigen
Vielleicht ein Blatt zu uns wird neigen.

Du haſt ihm ſtets viel Huld geſchenkt,
Und ihn die Heilungskunſt gelehret,
Das macht, er hat dich längſt verehret,
Und ſtets ſein Herz zu dir gelenkt.
Drum iſt er guter Lieder werth,
Drum ſollten wir ihn recht beſingen:
Allein, was wird ein Mund erzwingen,
Dem deine Gunſt nicht wiederfährt?
So ſchenk uns doch, nur ihm zum Beſten,
Ein Reis von deinen Lorberäſten.

Wo nicht, ſo wecke den Virgil,
Der dich in beyden Künſten ehrte,
Den Rom von Helden ſingen hörte,
Und dem die Heilungskunſt gefiel.
Laß ihn ein ſanftes Schäferlied
Auf unſern Freund und Gönner dichten,
Und das an unſrer ſtatt verrichten,
Warum wir uns umſonſt bemüht:
So wird gewiß dieß Lied vor allen,
Die man ihm weiht, der Welt gefallen.

Geht dieß nicht an, ſo mag Mercur
Den deutſchen Flemming wiederbringen,
Der ebenfalls, ſo wohl im Singen,
Als Heilen deine Huld erfuhr.
Die Pleiſſe ſelbſt vergaß den Lauf,
Wenn er vor hundert Jahren ſpielte:
Die Elſter, die ſein Zaubern fühlte,
Schwoll in den Ufern freudig auf.
O ſängen itzt doch unſre Zungen,
Wie er der Wolga vorgeſungen!

Kan dieß nicht ſeyn, ſo laß zuletzt
Nur Günthers Leyer wieder tönen,
Den gleichfalls unter deinen Söhnen
Die Dicht- und Heilungskunſt ergetzt.
Du warſt in beyden ihm geneigt,
Er war zu reich an deinen Trieben:
O! wär er länger hier geblieben,
Was hätt er hier für Luſt bezeugt!
Wie würd er unſers Kulmus Gaben
Durch Kiel und Mund erhoben haben!

Umsonst! auch dieser schläfet schon,
Auch dieser kömmt so leicht nicht wieder.
Wo nehmen wir denn rechte Lieder?
Wer stimmt uns denn den rauhen Ton?
Getrost! es ist in unsrer Welt
Noch itzo mancher Arzt und Dichter,
Weil Preussens Pietsch, und Holsteins Richter
In beyden Künsten Ruhm erhält;
Und Meissens Triller auch in Schriften
Sich weis ein zwiefach Lob zu stiften.

Apollo rufft: Ihr fehlet weit,
Mein Kulmus geizt nach keinem Lobe,
Und giebt dadurch die schönste Probe
Der edelsten Bescheidenheit.
Er ist vergnügt, daß er erkannt,
Was er zu wissen nöthig achtet:
Was brauchts, daß er nach Ruhme trachtet?
Es rühmt ihn Tugend und Verstand.
Und diese, die ihn so erhoben,
Die können ihn am besten loben.

In Wahrheit, Phöbus hat ganz recht.
Doch fährt er fort mit seinen Lehren,
Und suchet unsern Gram zu stören,
Und rühmt sein würdigstes Geschlecht.
Des Vaters Lob, des Vetters Ruhm,
Den sie durch Fleiß und Kunst erstiegen,
Beschreibt er uns mit viel Vergnügen,
Und setzt sie in sein Heiligthum;
Wo die berühmten Namen prangen,
Die ewig Preis und Dank erlangen.

Man hört ihn noch ein halbes Wort
Von zwo gelehrten Schweſtern ſagen:
Doch eh wir ihn darum befragen,
Entweicht er uns, und eilet fort.
Genug, o werthgeſchätzter Freund!
Du nimmſt an ſtatt der That den Willen;
Und kan man nicht die Pflicht erfüllen:
So iſt es doch ſehr gut gemeynt.
Drum denke ſtets, wer wir geweſen,
So oft du dieſes Blatt wirſt leſen.

XV. Ode.

An Jgfr. L. A. V. Kulmus.

Günther.

Glaube, Kind! der heiſſe Trieb, der in mir dein Bild erleſen,
War kein kindiſches Vergehn oder flatterhaftes Weſen.
Dein Verſtand zieht kluge Seelen von gereinigter Vernunft!

So wahr ich redlich bin,
Entfernte Schäferinn!
Bin ich, es bleibt dabey!
Dir bis zur Grube treu.
Ach fühlte nur mein Herz
Nicht ſtündlich einen Schmerz,
Der täglich weiter geht,
Und bloß daher entſteht;
Daß ich den erſten Kuß
Von dir entbehren muß.

Zwar als es mir geglückt,
Daß ich dich einſt erblickt;
Und dir in kurzer Zeit
Mein ganzes Herz geweiht:
Da that mein blöder Mund
Dir noch ſo viel nicht kund.
Ich hieß es ein Vergehn,
Und freches Unterſtehn;
Aus Furcht: Ihr ſtrenger Muth
Heißt dirs unmöglich gut.

Denn

Denn da ichs einſt gewagt,
Und dir auch ungefragt,
Mit groſſer Liſt einmal
Ein halbes Mäulchen ſtahl:
Hilf Himmel! wie erhitzt
Haſt du auf mich geblitzt;
Und mir ſo ſehr gedroht,
Als ob der ärgſte Tod
Noch lange nicht zu ſchwer
Für meinen Fehler wär.

Drum hab ich nach der Zeit,
Mit mehr Beſcheidenheit,
Nur deiner ſchönen Hand
Die Küſſe zugewandt.
Das lieſſeſt du zwar zu,
Doch meiner Seelen Ruh
Ward dadurch nicht geſtillt:
Obgleich dein Engelsbild
Mir, bis auf dieſen Tag,
Noch ſtets im Sinne lag.

Ward mirs hernach erlaubt,
Was ich ſonſt nie geglaubt,
Zu ſagen, Schäferinn!
Daß ich der Deine bin:
O was für Himmelsluſt
Ergetzte meine Bruſt!
Allein, was half es mir?
Ich war entfernt von dir;
Drum konnte meine Pein
Noch nicht geſtillet ſeyn.

Oft geb ich zwar im Traum
Den Phantaſeyen Raum;
Da ſtellt dich Morpheus mir
Nach Herzenswunſche für.
Doch alle Luſt iſt hin,
So bald ich munter bin:
Da ſeh ich, was mir fehlt,
Und mich auch ſchlafend qvält;
Weil mich des Schickſals Macht
So weit von dir gebracht.

Verhängniß, ändre dich!
O Schönſte! tröſte mich:
Denn denke mir einmal,
Was hilft dir meine Qval?
Ach gieb hinfort nicht mehr
Der Sprödigkeit Gehör;
Und ſchreibe mir ein Blatt,
Das dieſen Inhalt hat:
Dir, Schäfer, ganz allein
Will ich ergeben ſeyn.

Schreib auch, dafern du meynſt,
Daß du die Zeit beweinſt,
Da du aus Härtigkeit
Mir gar zu ſehr gedreut.
Dann ſeufz einmal nach mir:
O wär er wieder hier!
Wie er ſonſt bey mir ſaß,
Und ſich faſt ſelbſt vergaß:
So gäb ich jeden Blick
Ihm doppelt ſtark zurück.

Kind! ſeufzeſt du alſo:
So bin ich wieder froh,
Und mein erqvicktes Herz
Vergißt den alten Schmerz.
Vielleicht erblickt mich bald
Dein ſchöner Aufenthalt:
Alsdann thu ich mit Luſt,
Die Triebe meiner Bruſt
Dir, durch den treuen Mund,
In tauſend Küſſen kund.

XVI. Ode.

Bey dem frühzeitigen Hintritte
Hrn. M. Heinr. Gottl. Klausings.

Im Jahre 1732. den 29 Sept.

J. f. M.

Wie sehr, o Mensch! vergehst du dich
Mit deinen weitgestreckten Blicken!
Du wähnst und hoffst, es müsse sich
Nach deinen kühnen Wünschen schicken:
Du willst dich von der Menschlichkeit
Vor Uebermuth und Stolz entfernen,
Und steckest aus Verwegenheit
Dein Ziel oft über allen Sternen;
Bis unverhofft die Todesnacht
Dir Blick und Ziel zuschanden macht.

Bald willst du dir dein Marmorhaus
Bis über alle Wolken bauen:
Doch mußt du der Verwesung Graus
Vor halb vollbrachter Arbeit schauen.
Bald willst du dir der Erden Mark
Durch deiner Schlösser Rost versichern;
Indeß umschließt dich selbst dein Sarg
Mit unverhofften Grabetüchern.
Dann schluckt der Abgrund Fleisch und Bein
Statt des geraubten Goldes ein.

Der

Der eine Thor läßt Speis und Trank
Aus Oſten, Süd und Weſten bringen.
Kaum iſt er ſatt, ſo wird er krank;
So will ihn ſelbſt die Gruft verſchlingen.
Ein andrer klimmt ſich an den Thron
Der kleinen Götter dieſer Erden,
Und will, wo nicht ihr liebſter Sohn,
Doch Freund und Rath und Diener werden:
Jedoch eh ihn das Glück gekannt,
Bedeckt ihn ſchon des Grabes Sand.

Will mancher nicht durch Brand und Mord
Den halben Erdkreis wüſte machen?
Doch muß er unverſehens fort,
Und wirkt der frohen Welt ein Lachen.
Ward nicht der tollen Herrſchſucht gar
Die weite Menſchenwelt zu enge?
Doch eh ſie damit fertig war,
Begieng man ſchon ihr Leichgepränge;
Und ſo blieb auch der ſichre Mond
Von ihrer Waffen Wuth verſchont.

O dörfte nur die Tugend nicht
Der Todesſichel unterliegen,
Und könnte nur der Weisheit Licht
Der Gräber Finſterniß beſiegen!
Doch dieſer unumſchränkten Macht
Kan keines Menſchen Stärke pochen:
Auch hier wird oft durch Tod und Nacht
Der ſchönſte Vorſatz unterbrochen:
Auch wer nach Witz und Klugheit ſtrebt,
Hat oft zu zeitig ausgelebt.

Erblaßter Klauſing! werther Freund!
Du frühes Beyſpiel dieſer Klagen!
Wer hätt es wohl ſo bald gemeynt,
Dich in die kühle Gruft zu tragen?
Was hilfts, daß dein bemühter Fleiß
Den Wiſſenſchaften nachgerungen,
So, daß Minervens Lorberreis,
Schon dein gelehrtes Haupt umſchlungen?
Was hilft dir aller Muſen Gunſt?
Der Tod fragt nichts nach Geiſt und Kunſt.

Dein ſanftes Weſen, dein Gemüth,
Dein tugendhaftes ſtilles Leben
Hat in der Welt umſonſt geblüht,
Und kan ihr keine Früchte geben.
Drum klagt, wer dich nur halb gekannt,
Drum müſſen deine Freunde weinen:
Denn wer dich liebenswürdig fand,
Mag hier nicht unempfindlich ſcheinen.
Mir ſelbſt iſt herzlich leid um dich,
Mein Jonathan, mein andres Ich!

Ihr, theuren Aeltern, thut zwar recht,
Daß ihr den liebſten Sohn beklaget;
Zumal ihr euer ganz Geſchlecht
Mit ihm zugleich zu Grabe traget.
Doch denkt an den, der ihn geraubt;
Iſts nicht der Vater aller Liebe?
Da gehts ihm beſſer, als ihr glaubt;
Als wenn er länger bey uns bliebe:
Da werdet ihr nach kurzem Flehn
Ihn voller Freuden wieder ſehn.

* * * XVII. Ode

XVII. Ode.

An Herrn Hof- und Juſtizrath Benemannen,

über den Verluſt

ſeines einzigen Sohnes,

1733.

Du weinſt, betrübter Benemann?
O dörft ich das von dir nicht ſagen!
Ja, ja dein Herz iſt wund geſchlagen,
Daß es den Schmerz nicht bergen kan.
Du weinſt? o jammervolle Pflicht!
Du herbes Opfer zarter Liebe!
Wir ſehn die Macht der Vatertriebe,
Doch ihre ganze Gröſſe nicht.
Du weinſt, und die gerechten Zähren
Kan dir die Weisheit ſelbſt nicht wehren.

Dein Sohn erblaßt, dein Sohn fällt hin!
Der hoffnungsvolle muntre Knabe,
Von deſſen unverhofftem Grabe
Ich auch entfernt gerühret bin.
O! muß dein einziger Aſcan,
Der Spiegel deiner Eigenſchaften,
An dem ſo viele Gaben haften,
So zeitig auf die Todtenbahn?
So iſts! Er ſtirbt, und wirft die Glieder
Zu früh in kühlen Moder nieder.

Ich ſeh allhier, ſo wie mich dünkt,
Wie deiner Gattin ſeltnes Weſen,
An Geiſt und Körper auserleſen,
Vor Kummer faſt in Ohnmacht ſinkt.
Ich ſeh der heitern Stirne Pracht
Im finſtern Trauerflor verhüllet;
Den Blitz, der ſonſt ihr Auge füllet,
Verlöſcht der Thränenwolken Nacht:
Ihr angenehmer Mund im Sprechen
Kan ſich der Seufzer nicht entbrechen.

Ich hör ihn ſchon ganz bitterlich,
Mit halbgebrochnen Worten, klagen:
O warum hab ich dich getragen!
Ach liebſter Sohn! wie beugſt du mich?
Iſt denn dieß unverhoffte Leid
Der Lohn der zärtſten Mutterliebe?
Iſt das die Frucht der edlen Triebe,
Darauf ich mich bey dir gefreut?
Umſonſt! die Hoffnung iſt verlohren!
O hätt ich lieber nie gebohren.

Du ſelber, hochgeſchätzter Mann!
Du ſelbſt kanſt mit geſetztem Herzen
Den harten Schlag nicht gleich verſchmerzen,
Wie jeder leicht begreifen kan.
Du ſahſt die wohlgerathne Frucht
In deines Ehſtands Garten blühen;
Und dein recht väterlich Bemühen
Gieng bloß auf eine weiſe Zucht:
Wozu ſo wenig Väter Gaben,
Verſtand, Geduld und Eifer haben.

Wie wußteſt du das zarte Reis
Mit klüglichſanfter Hand zu beugen,
Die oftmals auch den wilden Zweigen
Den rechten Wuchs zu geben weis.
Wie hemmteſt du den eitlen Trieb,
Der auch die beſten Seelen reget;
Doch, da er leicht zu wurzeln pfleget,
In deinem Sohne kraftlos blieb:
Wie Gärtner ſonſt mit ſcharfen Blicken
Das Unkraut ſchon im Keim erſticken.

Jedoch es keimte hier nicht viel;
Sein Geiſt war edel und erhaben,
Und jede Neigung dieſes Knaben
Umſchränkte kein gemeines Ziel.
Die Hand der bildenden Natur
Verſchwendet ſelten die Geſchenke;
Jedoch, wenn ich zurücke denke,
Was man von deinem Sohn erfuhr:
So konnt ein jeder leicht ermeſſen,
Sie hätt ihr Sparſamſeyn vergeſſen.

Wie ſchleunig wuchs in ſeiner Bruſt
Der angebohrne Zug zum Wiſſen?
Was andre mühſam lernen müſſen
Begriff ſein muntrer Witz zur Luſt.
Das unvergängliche Latein,
Darinn es ihm ſo bald gelunge,
Und Frankreichs anmuthevolle Zunge
Schien ihm natürlich leicht zu ſeyn:
Ja, was vermocht er in Geſchichten
Nicht gleichſam ſpielend auszurichten?

Wo bleibt ſein offnes Angeſicht,
Mit den beſcheidenfreyen Minen;
Daraus der edle Geiſt erſchienen,
Von dem die Stirn, als Herold, ſpricht?
Wo bleibt der hellen Augen Paar,
Die Roſenblüthe vollen Wangen,
Daran ein ungekünſtelt Prangen
Der ſchönen Mutter Abriß war?
Das alles iſt in wenig Stunden
Geſchwächt, verwelket und verſchwunden.

Gebeugter Vater! faſſe dich,
Und denk an deiner Großmuth Stärke:
Erwege deines Geiſtes Werke;
Was gilts, er ſelber faſſet ſich!
Du kennſt ja längſt den Lauf der Welt,
Natur und Ordnung aller Dinge:
Was iſt ſo groß, was ſo geringe,
Das nicht zuletzt vergeht und fällt?
Hier iſt dirs leicht, auf unſre Sachen,
Und auf dich ſelbſt den Schluß zu machen.

Erhebe Sinnen und Gemüth,
Bis in des Himmels blaue Ferne,
Wo, wie du weiſt, in jedem Sterne,
Ein ganzer Sonnenkörper glüht.
Dreht jeder nicht um ſeine Glut
Ein Heer von Welten in die Runde?
Belebt ſie nicht zu jeder Stunde
Der warmen Stralen Silberfluth?
Und gleichwohl hat man wahrgenommen,
Daß mancher Lichtqvell ſchon verglommen.

Des Pöbels Schrecken, ein Comet,
Mit ſeinem ungeheuren Schwanze,
Was iſt er, in dem trüben Glanze?
Ein Erdball, der zu Grunde geht!
O! gehn hier ganze Welten ein,
Wenn Froſt und Hitze ſie verheeret;
Und werden Sonnen auch verzehret:
Wie kan ihr Bürger ewig ſeyn?
Wie kan der Menſch, der Wurm auf Erden,
Dem Untergang entriſſen werden?

Betrachte ferner See und Land,
Und merke die verrückten Grenzen:
Itzt ſieht man da die Schuppen glänzen,
Wo ſonſt ein feſter Atlas ſtand.
Der Abgrund reibt oft Inſeln auf,
Und ſpeyet Felſen aus dem Rachen,
Die Städt und Dörfer öde machen:
Wie ändert ſich der Ströme Lauf?
Auch Cedern ſinken, ſamt den Eichen,
Von wiederholten Donnerſtreichen.

Was hat des Menſchen Witz erdacht,
Durch Kunſt und Ehrgeiz ausgeführet,
So ſtark erbaut, ſo ſchön gezieret,
Dem nicht die Zeit den Garaus macht?
Auch Babels Mauren ſind ſchon Staub;
Aegyptens eingeſtürzte Seulen
Sind die Behauſung wilder Eulen;
Rom ſelber ward der Barbarn Raub.
Sein Reſt iſt kaum in hohlen Gründen,
Mit Schutt und Graus verſcharrt zu finden.

Wo iſt der Auswurf der Natur,
Der Weltbezwinger tolle Menge,
Die triumphirend im Gedränge
Auf tauſend warmen Leichen fuhr?
Wo ſind die Geiſſeln aller Welt,
Des menſchlichen Geſchlechtes Plage,
Die Misgeburten ihrer Tage,
Die darinn bloß ihr Lob geſtellt,
Als unerſättliche Tyrannen,
Den Erdkreis in ihr Joch zu ſpannen?

Wo ſind die Fürſten beßrer Art,
Die ihrer Völker Väter waren,
Und oft die Köpfe ganzer Schaaren
Durch ihr ſelbſt eignes Blut geſpart?
Wo ſind die Helden alter Zeit,
Die für der Menſchen Wohl gekämpfet,
Der Ungeheuer Wuth gedämpfet,
Und Friedenstempel eingeweiht;
An Feinden Sanftmuth ausgeübet,
Und ihre Bürger nie betrübet?

Ach dörft ich dieſe letzten doch
Nicht, jenen gleich, zum Beyſpiel geben:
So würd auch Friedrich Auguſt leben,
So lebte Pohlens Vater noch!
Erweg es, theurer Benemann!
Auch dieſer Held hat ſterben müſſen,
Auch der ward uns zu früh entriſſen,
Wie Sachſens Wehmuth zeigen kan:
Sprich ſelber, ſind wohl tauſend Leichen
Mit dieſem Haupte zu vergleichen?

Ich weis, du leugneſt ſolches nicht.
Wohlan! ſo widme deine Thränen
Des Landes allgemeinem Sehnen,
Und eines treuen Dieners Pflicht.
Wenn Rom den Marius verehrt,
Der, da des Sohnes Aſche lodert,
Weil ihn die Pflicht aufs Rathhaus fodert,
Sich nicht in ſeinen Aemtern ſtört;
Und gleichſam das gemeine Weſen
Sogleich an Sohnes ſtatt erleſen:

So ſieh einmal, was deine Kraft,
In Dämpfung gleicher Trauerkerzen
Und Ueberwältigung der Schmerzen,
Für Beyſtand giebt, für Vortheil ſchafft!
Ganz Sachſen braucht ja deinen Geiſt;
Wann in Aſträens hohem Rathe
Dein Mund, nebſt andern, unſerm Staate
Die Mittel ſichrer Wohlfahrt weiſt.
Soll hier das Vaterland den Leichen,
Und deine Pflicht den Thränen weichen?

Bekümmerts dich vielleicht dabey,
Daß einſt dein Name ſich verlieret;
Und daß der Ruhm, der ihn gezieret,
Auf keinem Erben ewig ſey?
Ach! denke doch, was hilft es viel,
Daß einſt die Welt die Sylben nennet,
Daran man lebend uns gekennet?
Was iſt ihr Lob? Ein Gaukelſpiel!
Was fühlen wir von dem Vergnügen,
Wenn wir dereinſt im Staube liegen?

Dein Sohn war edel! Doch wer weis,
Vielleicht wär ihm sein Sohn misrathen?
Oft schwächen schnöder Enkel Thaten,
Der Ahnherrn wohlerworbnen Preis.
Die Welt ist unser, weil wir sind!
Genug, daß dieser Punkt der Erde
Nach uns auch andre tragen werde,
Gesetzt, daß unser Lob verschwindt.
Wir selber habens ja vergessen,
Wer diesen Platz vor uns besessen.

Und was? Dein würdigstes Gemahl
Ist dir ja mehr, als hundert Kinder;
Die macht dir allen Gram gelinder,
Durch Eigenschaften ohne Zahl.
Lebt diese nur, so fehlt es Dir,
Auch bey noch grösserm Schmerz und Leiden,
Doch niemals an wahrhaften Freuden,
Denn die empfindest du bey ihr.
Nur mußt du selber ihr darneben
Ein Beyspiel wahrer Großmuth geben.

Der Frühling fängt mit lauer Hand
Die kahlen Fluren an zu schmücken,
Und Phöbus lacht mit holden Blicken
Auf Florens buntes Brautgewand.
Darum begieb dich auf dein Feld,
Daselbst, nach Art geübter Weisen,
Den Schöpfer der Natur zu preisen,
Den jedes Gras vor Augen stellt:
Da wirst du leicht, aus tausend Werken,
Die Weisheit seines Raths vermerken.

Alsdann ergreif dein Seytenſpiel,
Das dir die Muſen ſelbſt geſtimmet;
Und wenn dein Herz in Andacht glimmet:
So nimm dir Gottes Lob zum Ziel.
Entwirf uns, wie du kanſt und pflegſt,
Die wahre Hoheit weiſer Geiſter,
Und zeige, daß du, als ein Meiſter,
Die Fälle dieſes Lebens trägſt.
So wirſt du dich, bey deinen Thränen,
Nicht mehr nach meinen Liedern ſehnen.

XVIII. Ode.

Ueber des Herrn Hofprediger Colers Paßionsbetrachtungen.

Seit dem des Aberglaubens Nacht,
Durch Luthers treuen Dienſt, verſchwunden;
So, daß der Wahrheit Wundermacht
In halb Europa Platz gefunden:
Seit dem hat Zions Preis und Ehre
Sich zwar bey ſtetem Glanz geſchützt;
Doch hat das Licht der reinen Lehre
Erſt ſchwach geſtralt, dann hell geblißt.

Wie nach zertheilter Dunkelheit
Sich erſt die Morgenröthe zeiget,
Bis Titan voller Heiterkeit
Den rothen Horizont erſteiget;
Der junge Tag gebiert der Erden
Ein hoffnungsvolles Schimmerlicht,
Und läßt es immer heller werden,
Bis Sonn und Stral die Nebel bricht:

So pflegte Weisheit und Verſtand
Auch in den Geiſtern zu entſtehen;
Und, wenn der Thorheit Nacht verſchwand,
Das Licht allmählich aufzugehen.
Die Wahrheit trennt zwar Dunſt und Schatten,
So uns der Irrthum umgethan:
Doch muß man ihr auch Zeit verſtatten,
Daß ſie ſich kräftig zeigen kan.

Des reinen Glaubens erſten Schein
Hat Huß und Wickleſ längſt erblicket;
Und war die Dämmerung gleich klein:
So hat ſie doch die Welt erqvicket.
Der Morgenröthe volles Glänzen
Hat Luthers Blick zuerſt entdeckt:
Bis ſich auch in die fernſten Grenzen
Der Schrift erwünſchter Stral erſtreckt.

Sie ſtralte ſtark, doch nicht ſo ſehr,
Als nach der Zeit ihr Licht entglommen:
Da die Erleuchtung mehr und mehr
In Zions Mauren zugenommen.
Aus alter Sprachen reichen Qvellen,
Durch die geſtiegne Wiſſenſchaft
Ward ungezählten dunkeln Stellen
Ein unverhofftes Licht verſchafft.

Melanchthon, deſſen Witz und Fleiß
Germanien noch dankbar ehret,
Hat uns zuerſt, durch Müh und Schweiß,
Der Künſte Nutz und Frucht gelehret.
Er wußte, daß des Glaubens Sätzen
Der Sieg noch eins ſo wohl gelingt,
Wenn die Vernunft aus ihren Schätzen
Die Waffen auf den Kampfplatz bringt.

Wie ſchändlich hat nicht nach der Zeit
Trident und Rom mit ſeinen Schlüſſen,
Der aufgeklärten Gründlichkeit
Des groſſen Chemnitz weichen müſſen!
Wie deutlich ward durch Gerhards Werke
Die Glaubenslehre dargeſtellt;
In welchen ſeines Wiſſens Stärke
Faſt jeden Pfeiler feſter hält.

Muſeus, der das Saalathen
Durch ſeiner Lehren Kraft erhoben,
Und den wir nie genug erhöhn,
Gab nachmals faſt noch beßre Proben.
Was hätte nicht an unſern Linden
Ein Olear für Nutz geſchafft;
Wenn nicht der Tod dieß Licht der Blinden
Im beſten Schimmer weggerafft!

Wo bleibt noch Janus, deſſen Kiel
Der Wahrheit manchen Dienſt erwieſen;
Der jedem Leſer wohlgefiel,
Und den man nie zu viel geprieſen?
Fand Zion nicht Vernunft und Glauben
Auch in Buddeens Bruſt vereint?
Doch beyde mußt ihr Morta rauben,
Und beyde hat ſie ſehr beweint.

Jedoch getroſt! des Glaubens Pracht
Darf ſich, Gott lob! noch nicht verdunkeln:
Jemehr Vernunft und Witz erwacht,
Je ſtärker hebt ſie an zu funkeln.
Auf Dreßdens Leuchtern ſieht man Lichter,
Die Wiſſenſchaft und Schrift verklärt,
Und die der ſtrengſte Sittenrichter
In keinem gründlicher begehrt.

Prangt Helmſtädt nicht mit Mosheims Geiſt,
Und ſeines reifen Urtheils Stärke?
Denn alles, was man trefflich heißt,
Vereint ſein Witz in jedem Werke.
Vernünftig, geiſtreich und beleſen,
Erſcheint er uns durch jedes Blatt,
Darauf ihm Svadens muntres Weſen
Den reinen Kiel geführet hat.

Wie herrlich fängt nicht aus Berlin,
Durch Rembecks ungemeine Gaben,
Die Wahrheit an einher zu ziehn,
Die wir bisher verehret haben?
Hier sieht man sie mit neuen Stralen
Der Weisheit und Vernunft verstärkt;
Die man vorhin zu tausendmalen
An ihrem Schimmer nicht bemerkt.

Ich schweige Wagners tiefen Sinn,
Dem Stargard itzt den Fleiß belohnet;
Mein Blick geräth nach Weimar hin,
Wo Colers Geist und Feder wohnet.
Wo Colers hochberedte Zunge
Auch Fürstenohren wohlgefällt,
Und was ihr mündlich wohl gelunge,
Auch schriftlich oft ans Licht gestellt.

Man kennt dich schon, berühmter Mann!
Man kennt dich längst aus andern Schriften;
Doch diese neue Probe kan
Dir ganz allein ein Denkmahl stiften.
Hier sieht man des Erlösers Leiden
Mit neuen Farben abgemalt;
Darinn zu Zions Heil und Freuden,
Des Keltertreters Purpur strahlt.

Geist, Andacht, Witz und Deutlichkeit
Und Anmuth herrscht in allen Zeilen.
Dieß Lob wird dir auch Feind und Neid,
So schwerlich er was rühmt, ertheilen.
Was wird dir denn mein Urtheil nützen?
Was forderst du mein Zeugniß noch?
Dein Ruhm kan sich schon selber schützen,
Und schwieg ich gleich, so blieb er doch.

XIX. Ode.

Ueber den Tod einer Ehegattinn.

Im Namen ihres Mannes.

Verlier ich dich aus meinen Armen?
Entweichst du mir, mein andres Ich?
Und trägst du denn, ich bitte dich,
Mit deinem Gatten kein Erbarmen?
Ach liebste Gattinn! andres Herz!
Getreuste Freundinn! edle Seele!
Du stirbst, und deine Todtenhöhle
Qvält mich durch unerhörten Schmerz.
Du stirbst! wie kan hier Gram und Pein
Zu heftig und zu zärtlich seyn?

O Muster ungemeiner Frauen,
An Tugend, Anmuth und Verstand!
An der ich das beysammen fand,
Was wir so selten einzeln schauen.
Du stirbst, und machst mich so betrübt!
Mich, dem du stets so werth geblieben,
Mich, der ich mit den reinsten Trieben
Dich mehr, als alle Welt, geliebt;
Du stirbst! ists möglich, daß dein Mann
Dich sterben sehn und leben kan?

Wo ſind ſie doch, die ſchönen Zeiten,
Da mir der . . . . .
Auch deinetwegen wohlgefiel,
Weil deine Blicke mich erfreuten?
Wie ſchön war um dein zehntes Jahr
Schon deiner Kindheit muntres Weſen?
Da hatt ich dich mir ſchon erleſen,
Als ich um deinen Vater war,
Und ſo viel Rath in ſeiner Hand,
Als Anmuth an dir ſelber fand.

Du wuchſeſt auf an Geiſt und Gliedern,
Und meine Liebe wuchs zugleich.
Ihr ſüſſen Stunden, könnt ich euch
Die unſchuldsvolle Luſt erwiedern!
Acht Jahre hatt ich ſie gekannt,
Geliebt und inniglich verehret,
Als ich ihr keuſches Ja gehöret,
Wodurch ihr Herz ſich mir verband.
O daß ein ſo beglückter Tag
Doch nicht zweymal erſcheinen mag!

Doch wie vergeht ſich Gram und Sehnen?
Wie? weis ich nicht, daß unſer Trieb
Neun Jahre lang gleich zärtlich blieb?
Itzt wirkt er mir die erſten Thränen.
Nein, unſre Liebe nahm nicht ab.
In Freud und Leid, in Luſt und Plage
Gab uns der Ehſtand heitre Tage;
Nur itzt entſeelt mich faſt ihr Grab;
Nur itzt, ſeit dem ſie Abſchied nahm,
Vergeh ich faſt für Weh und Gram.

Nie hab ich einen Sinn gesehen,
Der das so wenig hochgeschätzt,
Was sonst ein weiblich Herz ergetzt,
Als von der Seligsten geschehen.
Nie hab ich einen Geist gespührt,
Der weniger nach Hoheit strebte,
Der minder an der Wollust klebte,
Den weniger der Geiz gerührt,
Als den, der Tugend und Verstand
In meiner Gattin Brust verband.

Wie angenehm war nicht im Schreiben
Ihr ausgelernter deutscher Kiel,
Der auch den Kennern wohlgefiel,
Die selbst der Schreibart Regeln treiben.
Wie reich war nicht ihr Geist geschmückt!
Denn weil ein sinnreich Bücherlesen
Vorlängst ihr Zeitvertreib gewesen:
So ward er fähig und geschickt;
So nahm ihr Witz und kluger Scherz
Fast jedem, der sie sprach, das Herz.

An statt der Perlen und Juwelen,
Der Nahrung stolzer Eitelkeit,
Gefiel ihr nur ein reinlich Kleid,
Der Schmuck wahrhaftig edler Seelen.
Oft lachte sie die Einfalt aus,
Die sich, um solcher Zierde willen,
Mit Stolz und Hochmuth pflegt zu füllen,
Als wär ihr Leib ein Götterhaus;
Als würd er durch die Phantasey
Dereinst von der Verwesung frey.

So

So drang ihr Blick, durch Dampf und Schatten,
Bis in den Kern der Wahrheit ein;
So reizte sie kein falscher Schein,
Mit dem sich schwache Seelen gatten.
Sie kroch nicht mit der blöden Zunft
In schnöder Thorheit, Wust und Staube:
Drum war ihr aufgeklärter Glaube
Die Frucht gereinigter Vernunft;
So daß ihr Wesen ganz und gar
Vom Aberglauben lauter war.

Was sag ich von den holden Sitten?
Die waren still und fromm und rein,
Und hatten mir fast ganz allein
Den Geist entzückt, das Herz bestritten.
Was sag ich von der Mildigkeit
Und allgemeinen Menschenliebe?
Durch deren unverstellte Triebe
Sie manchen in der Noth erfreut,
Und die der Wohlthat ganze Frucht
In ihres Nächsten Heil gesucht.

Und wie voll Großmuth war ihr Herze,
Als ihr der stärkste Feind gedroht!
Auch in der letzten Todesnoth
Erschrack ihr Muth vor keinem Schmerze.
O Abschied voller Zärtlichkeit!
O Wehmuth heisser Liebesthränen!
O dörft ich eurer nicht erwähnen:
So mehrt ich selber nicht mein Leid;
Das Leid, so mich nur schärfer kränkt,
Je mehr mein Sinn zurücke denkt.

O hätt ich nur ihr letztes Ende
Mit eignen Augen angesehn!
Wer weis, ob ich, wenn diß geschehn,
Den Gram nicht leidlicher empfände?
Ich hätt ihr noch den welken Mund
Mit meinen Lippen zugedrücket:
Dieß hätte mich vielleicht erqvicket;
Dieß machte mich vielleicht gesund.
Doch eitle Hoffnung! Nein, ach nein!
Ich würde nur noch schwächer seyn.

Gerechter Himmel! darf ich fragen,
Warum doch deine Vaterhand,
Die meine Wunden sonst verband,
Mich selber itzt so hart geschlagen?
Kam unser Bündniß nicht von dir?
War ichs nicht werth, so viele Gaben,
Als sie besaß, geliebt zu haben;
Warum verbandst du mich mit ihr?
Und war ichs werth, o harter Schluß!
Wie kömmt es, daß sie sterben muß?

Wo komm ich hin? Mein Geist wird irre!
Ein Thränenstrom ergiesset sich;
Der Jammer überwältigt mich,
So, daß ich auch ihr Lob verwirre.
Ach ließe mich des Kummers Macht
Die Ordnung in mein Aechzen bringen,
Die ihr Verstand in allen Dingen
Recht wundernswürdig angebracht:
So müßte warlich auch ein Stein
Bey diesem Reim empfindlich seyn.

Erbarmt

Erbarmt euch doch, ihr meine Freunde!
Erbarmt euch mein in dieſer Noth!
Und wünſcht dergleichen herben Tod
Auch nicht aus Rachgier eurem Feinde.
Zwar weis ichs nicht, ob überall
Die Trennung gleichen Schmerz erwecket:
Doch ſpühr ich wohl, was mich erſchrecket;
Doch fühl ich meinen Unglücksfall,
Und wünſche das, was mir geſchicht,
Auch meinem ärgſten Feinde nicht.

Hier ſitz ich nun in meinem Leide
Verlaſſen, einſam und betrübt,
Vermiſſe ſtets, was ich geliebt,
Bedaure meiner Augen Weide.
Die zarten Pfänder unſrer Eh
Vergröſſern mir die tiefen Wunden,
So, daß ich oft zu halben Stunden
Für Schwermuth unbeweglich ſteh,
Und nicht vernehme, was man ſagt,
Wie dieſes hier, dort jenes klagt.

Ach! denk ich, ihr beraubten Weyſen,
So ſehr ihr zu beklagen ſeyd,
So macht die Unempfindlichkeit,
Daß ich euch ſelbſt muß glücklich preiſen.
Ihr könnt, was ihr ſo früh verliert,
Zum Theil nur halb, theils gar nicht wiſſen:
Ich weis, was mir der Tod entriſſen,
Ich hab es leider! ſehr geſpürt;
Und ſeh es für ein Wunder an,
Daß ich es überleben kan.

Drum ruhe ſanft, o meine Fromme,
Und habe Dank für deine Treu!
Dein Bildniß wohnt mir ewig bey,
Bis ich in kurzem zu dir komme.
Herr, der du mir dieß Leid geſchickt,
Was bin ich hier viel länger nütze?
Drum bringe mich zu deinem Sitze,
Wo meine Freundinn dich erblickt,
Und laß nach überſtandner Pein,
Uns ungeſchieden ſelig ſeyn.

XX. Ode.

Als Herr M. Rudolph Jünger

Paſtor Subſtitutus in Hoburg wurde.

J. ſ. N.

Beglücktes Zion, freue dich!
Dein Himmel fängt ſchon an zu tagen;
Es zeiget ſich Aurorens Wagen,
Der Wahrheit Sonne nähert ſich.
Der Finſterniſſe Macht verſchwindet,
Der trüben Nächte Reſt zerfährt;
Weil ſich des Höchſten Feur und Heerd
Nur mehr geſaubert wiederfindet.

Wie nach zerſtreuter Dunkelheit
Von Ungewitter, Sturm und Regen,
Die Wolken noch zu ſchweben pflegen,
Davon noch mancher Donner dräut:
So machten auch am Kirchenhimmel,
Nachdem ihn Luthers Licht erhellt,
So manche Lehrer in der Welt
Ein fürchterliches Streitgetümmel.

Eusebia thut manchen Blick
An ihre blaugewölbte Zimmer,
Und auf der alten Wahrheit Schimmer,
Mit äusserster Begier zurück.
Sie lobet die verfloßnen Zeiten
Des kaum entstandnen Christenthums;
Und schämt sich des geringen Ruhms,
Um welchen ihre Söhne streiten.

Sie ist von langen Kriegen matt,
Und sehnt sich nach dem süssen Frieden.
Dafern ihr Zion ihn hiernieden
Zu wünschen und zu hoffen hat.
Sie heißt uns zwar die Wölfe meiden,
Doch nicht mit Rasen auf sie gehn;
Indem die Heerden hungrig stehn,
Weil niemand sie begehrt zu weiden.

Gelehrter Jünger, sehn wir dich
Auf deines Gottes Tempelstuffen,
Dahin dich Christi Wink geruffen:
So dankt man Gott, so freut man sich.
Wir denken noch der treuen Lehren,
Damit dein Fleiß sich hier erwies,
Den deiner Hörer Anzahl pries,
Die unverrückt dein Wesen ehren.

Jtzt spüren wir mit reger Lust,
Daß du in Zions Lehrerorden
Ein wohlverdientes Mitglied worden;
Dein Glück vergnügt die treue Brust.
Du wirst bey deines Heylands Heerden,
Ein treugesinnter Hirte seyn,
Und nicht gleich vielen, bloß zum Schein,
Ein Diener der Gemeine werden.

Es freuet ſich der theure Greis,
Der ſeines Amtes Laſt getragen;
Und itzo ſich bey ſpäten Tagen
Auf deine Treu zu ſtützen weis.
Es freut ſich Tempel und Gemeine,
Die deine Gaben längſt gekannt,
Und ſie vor vielen würdig fand,
Daß ihre Kraft hinfort erſcheine.

Es freut ſich deiner Mutter Geiſt,
Die, da es ihrem Sohn gelungen,
Mit Seufzern ſchon vor Gott gedrungen;
Und ſich nun völlig glücklich heißt.
Wir wünſchen dir des Höchſten Stärke,
Der rüſte dich mit Geiſt und Kraft!
Und wenn dein Dienſt viel Frucht geſchafft,
So lohn er deiner Hände Werke.

XXI. Ode.

An die berühmte Frau Dacier.

Ihr Todten, könnt ihr uns erscheinen,
Wenn gleich der Leib im Grabe liegt;
Wo auf den modernden Gebeinen
Verwesung, Graus und Schimmel siegt;
Schwebt euer Geist noch um die Grüfte,
Bewohnt ihr noch die tiefen Lüfte:
So laßt doch meinen Wunsch geschehn.
O wollte mir ein Ruf gelingen:
So liesse sich vor allen Dingen
Die hochberühmte Dacier sehn.

Ich irre. Nein! Euch, fromme Schatten,
Erquicket das Elyserfeld:
Da kömmt euch euer Thun zu statten,
Da denkt ihr kaum der Oberwelt.
Mercur, du starker Wunderthäter,
Sey du einmal auch mein Vertreter,
Dein Ansehn ist beym Pluto groß:
Durch deinen Vorspruch kan mirs glücken;
Er giebt dir leicht mit holden Blicken
Die so verlangte Todte los.

Du fragst mich: Soll sie wieder leben?
O nein, Mercur! das wünsch ich nicht:
Sie soll nur nur den Anschlag geben,
Den sich mein Herz von ihr verspricht.
Ein Augenblick wird mich belehren,
Alsdann mag sie zurücke kehren,
Wo ihre Tugend sie belohnt.
Wohlan, ich seh den Götterbothen,
Er eilt, er fliegt ins Reich der Todten,
Wo Marter und Vergnügen wohnt.

Ich bin erhört. Des Charons Nachen,
Der immer leer zurücke fährt,
Muß nur zu gut was neues machen;
Dieweil es Pluto selbst begehrt.
Die theure Dacier kömmt zurücke,
Sie stellt sich anfangs meinem Blicke
Nach Art getrennter Geister dar:
Doch giebt Mercur mit seinem Stabe,
Durch die beruffne Wundergabe,
Ihr alles, was sie lebend war.

Sie liest. Ich seh ihr edles Wesen,
Das ihr aus Blick und Minen strahlt;
So Tracht als Gang ist auserlesen,
Kein Künstler hat sie so gemalt.
Sie kehrt die scharfen Augenlichter
Auf dich, du Vater aller Dichter,
Als dessen Schrift sie bey sich trägt:
Sie lächelt fast bey jeder Zeile,
Bis sie, nach einer kurzen Weile,
Entzückt in beyde Hände schlägt.

O welch ein Glücke, dich zu ſchauen,
Du Wunder der Gelehrſamkeit!
Erlaube mir, Schmuck aller Frauen!
Zu fragen, was dich ſo erfreut?
Kan denn Homer mit ſeinen Sätzen,
Dich auch im Tode noch ergetzen,
Der doch bey uns nicht mehr gefällt?
Ja, ſpricht ſie: Solche Seltenheiten
Bewundern auch die Ewigkeiten
In unſrer tiefen Unterwelt.

Was iſt nun ferner dein Begehren?
So fährt ſie fort: Was forderſt du?
Warum muß ich zurücke kehren?
Was ſtört man mich in meiner Ruh?
O Heldinn! deines Geiſtes Stärke
Und deines Griffels Wunderwerke,
Die haben mich dazu gebracht.
Ich habe dir was vorzutragen,
Es ſteht bey dir, ob meinen Klagen
Dein Vorſpruch bald ein Ende macht.

Du kennſt vielleicht bereits die Schöne,
Die dort am Weichſelufer ſingt;
Indem der Wohlklang ihrer Töne
Gewiß bis zu den Schatten dringt.
Du kenneſt ihres Geiſtes Gaben,
Die wenig ihres gleichen haben,
Und ihren nettgeſchnittnen Kiel;
Der oft den Franzen und den Britten
Den Preis der Schreibart abgeſtritten,
Ja Deutſchland ſchon im Druck gefiel.

Du kennſt, in der von Lambert Schriften,
Ihr Buch, vom weiblichen Geſchlecht:
Denn ſelbſt in eures Pluto Grüften
Wird ſolch ein Lob ihr nicht geſchwächt.
Dieß Werk, das jeden hier ergetzet,
Hat meine Freundinn überſetzet,
Ja faſt noch ſchöner dargeſtellt.
Noch mehr! Sie hat mit ſüſſer Zungen
Auch Rußlands Kayſerinn bezwungen,
Das Wunder unſrer Oberwelt.

Sie liebt ein kluges Bücherleſen,
Sie ſchreibt geſchickt und mit Verſtand:
Sie haßt ein abgeſchmacktes Weſen,
Und kurz, ſie ziert ihr Vaterland.
Nur eins, o Heldinn, muß ich klagen,
Sie hat mir etwas abgeſchlagen,
Was ich zu ihrem Ruhme bath;
Was keine noch vor ihren Zeiten,
Verſtand und Tugend auszubreiten,
Von deutſchem Frauenzimmer that.

Es iſt für ſie nicht ſchwer zu nennen;
Ihr Kiel vermag weit mehr, denn das:
Sie würd es ſelber wohl erkennen;
Nur ſcheuet ſie der Thoren Haß.
Es ſchrecken ſie die tollen Rotten,
Die alles läſtern und verſpotten,
Was einer Schönen Griffel wagt.
O Dacier! ſtrafe dieß Betragen,
Denn ſo will ſie mir das verſagen,
Was ſie mir heiligſt zugeſagt.

Wohlan! erfülle mein Verlangen,
Ermuntre meiner Freundinn Kiel;
Du bist ihr ruhmlichst vorgegangen,
Vielleicht wird noch dein Lob ihr Ziel.
Erschein ihr, wenn sie schläft und träumet,
Und mache, daß sie nichts versäumet,
Was ihren Ruhm unsterblich macht.
Du kanst ihr nur dein Beyspiel zeigen;
Und darfst ihr nichts von dem verschweigen,
Was dich so hoch empor gebracht.

Es soll geschehn! du wirst es spüren:
Mercur soll mich nach Preussenland
In deiner Freundinn Zimmer führen:
So sprach die Heldinn, und verschwand.
Victoria! du wirst sie sehen,
Vielleicht ist solches schon geschehen,
Dein Freund hat sie dir zugeschickt.
Drum, hast du mir dein Herz gegeben:
So mach auch, auserwähltes Leben!
Daß solch ein kleiner Wunsch mir glückt!

* *

XXII. Ode.

Bey dem

Rumpf- und Rulantiſchen

Vermählungsfeſte in Hamburg,

den 20 Oct. 1733.

J. ſ. R.

Beglückter Stand getreuer Liebe!
Du luſterfülltes Paradies!
Wo in des erſten Paares Triebe
Der Schöpfer ſelbſt die Funken blies;
Wie angenehm iſt deiner Stunden
Und heitrer Tage ſüſſer Lauf!
Allein wie ſchnell hört alles auf,
Seit Adams Unſchuld iſt verſchwunden:
Wie plötzlich ſchlägt der Tod itzund
Manch treugeſinntes Herze wund!

Der Hochzeitfackeln helle Flammen
Sind oftmals kaum recht ausgethan;
Kaum ſchmeckt das neue Paar beyſammen,
Was Lieb und Treue ſchenken kan;
Kaum ſind die zartvereinten Herzen
Einander halb und halb bekannt:
So lodert ſchon der trübe Brand
Zu früh entzündter Todtenkerzen;
So folgt auf Hymens Freudenwein
Ein unverhoffter Leichenſtein.

Hochedle Braut, vergieb dem Tone,
Der noch so rauh und traurig klingt;
Und unsers grossen Rulants Sohne
Ein kummervolles Opfer bringt.
Wer kan den Schmerz so bald vergessen,
Der uns bey seinem Fall erschreckt?
Die Gruft, die seine Glieder deckt,
Steht noch voll thränender Cypressen;
Davon ich itzt ein falbes Reis
Bey deiner Lust zu nutzen weis.

So schön dein Ehband dir gelungen,
Als Rulants Liebe dich ergetzt;
So stark hat dich der Schmerz bezwungen,
Als dich sein frühes Grab verletzt.
Der Himmel hat ihn dir gegeben,
Der Himmel nahm ihn wieder hin:
Jedoch dein gottgelaßner Sinn
Vermied hier alles Wiederstreben;
Und ließ sich, auch in Gram und Pein,
Des Höchsten Wink die Richtschnur seyn.

Doch Hamburg, das des Vaters Wesen
Mit ungeschminkter Ehrfurcht preist;
Die weise Sorgfalt auserlesen,
Sich selbst dabey recht glücklich heißt:
Ganz Hamburg wird auf spate Zeiten
Auch Grab und Denkmaal noch erhöhn,
Und seufzend aller Welt gestehn,
Wie Rulants Gaben uns erfreuten;
Und was, da wir sie eingebüßt,
Der Stadt durch ihn entgangen ist.

Jedoch genug von Gram und Leiden,
Der trübe Himmel klärt sich auf:
Ein neuer Stral erwünschter Freuden
Hemmt aller unsrer Thränen Lauf.
Der edle Rumpf ersetzt die Stelle,
Die durch den Fall erledigt war:
Nun wird dein trübes Auge klar,
Nun zeigen sich die frohen Fälle,
Vergnügte Braut, und deine Brust
Spürt abermal die Hochzeitlust.

Hochedler Gönner, solch ein Wählen,
Als du in dieser Heyrath zeigst,
Muß man zu den Beglücktsten zählen,
Weil du dein Herz so weislich neigst.
Wo Artigkeit und Tugend wohnen,
Bringt Hymen ein gedoppelt Glück:
Es schenkt dir jeder Augenblick
Weit mehr, als perlenreiche Kronen:
Und alle Welt gesteht dabey,
Daß sie dein Herze würdig sey.

Vergnüge, theures Paar, die Triebe,
Die dir das Schicksal eingeprägt;
Und mache, daß die Kraft der Liebe
Dereinst erwünschte Früchte trägt.
Der Himmel wird den Segen geben,
Der tausend Vortheil schaffen kan:
So wird hinführo jedermann
Das Wachsthum deines Glücks erheben;
Und eurer Güte sanfter Schein
Getreuer Diener Zuflucht seyn.

* * * XXIII. Ode

XXIII. Ode.

Als Herr D. Joh. Ulrich Cramer

Prof. Ordin. in Marpurg

mit

Jgfr. Cathar. Julianen Heinin

den 18 Merz 1734.

ein Ehebündniß ſchloß.

J. J. M.

Gelehrter Cramer! edler Freund,
Aſtreens Schmuck, Minervens Ehre,
Durch den die Rechts- und Weisheitslehre
Mit neuem Licht und Glanz erſcheint;
Wir ſehn dich itzo mit Vergnügen
Vor zarter Sehnſucht ganz entbrannt,
Und Julianens ſchöne Hand
In deinen treuen Händen liegen.

Wie kömmt es, Werther, ſprich einmal,
Daß du der Pallas untreu worden?
Gefällt dir Hymens groſſer Orden
Nun beſſer, als der Themis Saal?
Bisher hat Marburg deinem Weſen
Mit Luſt und Vortheil zugeſehn;
Denn alles, was durch dich geſchehn,
Das war gelehrt und auserleſen.

Was

Was Wolf, der deutſchen Weiſen Preis,
Was unſer groſſer Wolf geſchrieben,
Das iſt in dir ſo wohl beklieben,
Als man von wenig andern weis.
Du ſiehſt die ungemeinen Lehren
Bis auf die erſten Qvellen ein;
Und keines Irrthums trüber Schein
Kan dein geübtes Urtheil ſtören.

Noch mehr! der Rechte Labyrinth,
Juſtinians bejahrte Sätze
Eröffnen dir die tiefen Schätze,
So dunkel und verſteckt ſie ſind.
Was kein Tribonian vermochte,
Das macht dein ſcharfer Sinn uns klar;
Denn dieſer ſtellt uns deutlich dar,
Was der verwirrt zuſammen flochte.

Das macht, der Faden, welchen dir
Die Weisheit ſelbſt dazu verliehen,
Iſt jener Schnur weit vorzuziehen,
Und Ariadne weichet ihr.
Die Lehrart macht es, die vorzeiten
Auch den Gelehrtſten fremde blieb:
Daher ſchien alles, was man ſchrieb,
Ein Chaos finſterer Schwierigkeiten.

Dieß iſt der Ruhm, der dir gebührt,
Den dein Verſtand und Witz dir bringet;
Dadurch es deinem Fleiß gelinget,
Daß er vor andern Marburg ziert.
Das Haupt der Schweden und der Heſſen,
Der weiſe Friedrich, kennt dich ſchon:
Und wird auch auf dem hohen Thron,
Nicht dein Verdienſt und Lob vergeſſen.

Wie kömmt es nun, gelehrter Mann,
Daß dein erlangter Ruhm im Lehren
Nicht Amors ſanfte Regung ſtören,
Nicht Hymens Fackel dämpfen kan?
Iſt denn dein edler Trieb erſticket?
Verdammſt du, was dir ſonſt gefiel?
Und iſt dir dein gelehrtes Ziel
Durch einen ſanften Kuß verrücket?

Der Ehſtand pflegt ja, wie man weis,
Die Luſt zur Wiſſenſchaft zu mindern;
Und tauſend bange Sorgen hindern
Den vormals ungeſtörten Fleiß.
Minerva, ſammt den Caſtalinnen,
Hat Amors Pfeile ſtets verlacht:
Wie konnte denn die ſchlaue Macht
Des klugen Cramers Bruſt gewinnen?

Jedoch, wir merken ſchon den Grund,
Daraus dein Heyrathsſchluß entſprungen;
Und da es uns dabey gelungen,
So thun wirs mit Vergnügen kund.
Die Sorgfalt für ein häuslich Leben
Nimmt hundert edle Stunden hin,
Die ein davon befreyter Sinn
Den Wiſſenſchaften pflegt zu geben.

Ein kluges Weib befreyt alſo
Gelehrte Männer von den Sorgen;
Es bleibt ſo mancher Grant verborgen,
Und ihre Klugheit macht ſie froh.
Man denkt mit ungeſtörten Kräften
Der Wahrheit und Erkenntniß nach,
Und nicht, zu aller Künſte Schmach,
Den unbequemen Hausgeſchäfften.

Wohlan, wir loben dich, o Freund!
Und preiſen deine Wahl im Freyen,
Indem dir Segen und Gedeyen
Bey deiner Heinin ſicher ſcheint.
Des Körpers Anſehn, Pracht und Zierde
Verräth den edlen Geiſt in ihr,
Und ſie erweckt mit Recht bey dir
Die allerzärtlichſte Begierde.

Allein genug, daß du ſie liebſt,
Denn ihrem tugendreichen Leben
Kan nichts ein beſſer Zeugniß geben,
Als daß du ihr dein Herz ergiebſt.
Glück zu! Wir gönnens euch von Herzen,
Und wünſchen: Euer Wohl ſey groß!
So wird auf Julianens Schooß
Auch bald ein kleiner Cramer ſcherzen.

XXIV. Ode.

An Herrn Carl August von Brandenstein,

Als derselbe

den 7 May 1734.

zum Kreishauptmanne ernannt

wurde.

Im Namen anderer.

Nun geht, ihr Spötter, sprecht und klagt,
Daß Fürsten nicht Verdienste kennen:
Und daß die Frechheit durch ihr Rennen
Oft mehr, als selbst die Treu, erjagt.
Ihr irrt, fürwahr ihr seyd betrogen,
Die Tugend gilt noch in der Welt!
Und wer sie recht in Ehren hält,
Wird nach Verdienst hervor gezogen.

Gesetzt, daß alle Häupter nicht
Für ihrer Staaten Wohlfahrt wachen;
Doch lenkt ein Schiffer nicht den Nachen,
Wo bleibt des Amtes theure Pflicht?
Es giebt noch Helden, die von Thronen
Auf ihrer Diener Treue sehn;
Und von sich selbst, ohn alles Flehn,
Den wohlverdienten Fleiß belohnen.

Zwar

Zwar ſteigt auch oft die Hinterliſt
Durch Lügen, Heucheln und Verſtellen;
Sie weis die Redlichkeit zu fällen,
So lauter auch ihr Wandel iſt.
Sie hebt ſich durch Betrug und Tücke;
Die Tugend ſteht, und wundert ſich,
Und ſpricht: Wie ſehr verſiehſt du dich,
In deiner Gunſt, du blindes Glücke!

Allein bevor es jemand denkt,
So ſinkt Sejan von ſeinen Höhen:
Denn da kan niemand ſicher ſtehen,
Der nicht ſein Herz der Tugend ſchenkt.
Die Zeit entdeckt die faulen Ränke,
Wodurch die Bosheit ſich erhöht;
Und weil ſie ſchrecklich untergeht,
Verlacht die Welt des Glücks Geſchenke.

Drum wohl dem! der der Fürſten Gunſt
Durch nichts, als treue Dienſte, ſuchet,
Der Ehrſucht Ränke ſtets verfluchet,
Und aller Schmeichler Bettelkunſt.
Gerecht und ehrlich und getreu,
Das hebt empor und läßt nicht fallen:
Und kurz, es macht beliebt bey allen,
Und von des Glückes Wechſel frey.

Beglücktes Sachſen, freue dich!
Dein weiſer Hof dient zum Exempel:
Die Tugend baut ſich da den Tempel,
Ihr alter Glanz erneuert ſich.
Die Weisheit herrſcht auf deinem Throne;
Und ſtarb gleich neulich dein Auguſt:
So lebt doch ſeine Götterbruſt
Noch itzt in dem erhöhten Sohne.

Kaum greift sein Arm das Ruder an:
So sieht man, daß in seinen Staaten
Die List der Bösen nicht gerathen,
Die Tugend nicht verderben kan.
Die Argliſt fällt, die Treue steiget,
Augustus ist wahrhaftig groß;
Indem, vor seiner Weisheit bloß,
Sich Feind und Zwietracht selber beuget.

Du, tugendhafter Brandenstein,
Auch du kanst hier zum Beyspiel dienen;
Indem es auch an dir erschienen,
Wie glücklich Sachsens Diener seyn.
Augustus dringt mit scharfem Blicke
Auf unsrer Orla feuchten Rand;
Und da er deine Treu erkannt,
So mehrt er voller Huld dein Glücke.

Wir haben längst mit seltner Lust
Die Blüthen deines Wohls gesehen;
Denn alles, was von dir geschehen,
Ergetzte deiner Diener Brust.
Dein edles, ungemeines Wesen
Hat jedermann das Herz entführt;
Denn was man nur von dir gespürt,
Das alles ist ganz auserlesen.

Die Treue gegen Herrn und Land,
Die Einsicht in den schwersten Dingen,
Der Fleiß, dadurch sie dir gelingen,
Macht den verdienten Ruhm bekannt.
Die schönsten Proben sind vorhanden,
Dein Amt, das du bisher geführt,
Erzählt dein Lob, das dir gebührt,
Da du ihm redlich vorgestanden.

Nun lohnt Auguſt, durch ſeine Wahl,
Die vielen Gaben, die dich ſchmücken;
Er ruffet dich mit holden Blicken
Zu ſeiner gröſſern Diener Zahl.
Es eilt der Ruff, uns anzudeuten,
Das Glücke ſey dir zugethan;
Und zeigt zugleich die Hoffnung an
Vermehrter Hoheit künftger Zeiten.

Glück zu! Glück zu! ſo ruffen wir,
Denn weil wir deinen Werth erkennen,
So glaube nur, die Herzen brennen,
Vor Luſt und Freuden über dir.
Was wünſcht man dir, bey allen Gaben,
Bey deines Glückes Ueberfluß?
Nur eins: Daß bald ein keuſcher Kuß
Der ſchönſten Gattinn dich mag laben.

XXV. Ode.

Als

Hr. Lic. Urban Gottfried Sieber,

Prof. der geiſtlichen Alterthümer,

zum Doctor der heil. Schrift den 23 Sept. 1734. in Leipzig ernannt wurde.

J. ſ. M.

Gelehrter Gönner, theurer Mann!
So iſt nunmehr die Zeit vorhanden,
Da wir den Kummer überſtanden,
Den unſer Kiel nicht bergen kan.
Ein Zweifel nahm, mit groſſem Schein,
Die irrgemachten Geiſter ein,
Und ließ uns nicht zur Ruhe kommen;
Bis itzt dein ſchöner Doctorhut
Dem allzuſehr beſtürmten Muth
Des langen Kummers Macht benommen.

Vergönne, daß wir frey und kühn
Dir unſers Zweifels Grund bekennen;
Und uns von Herzen glücklich nennen,
Da wir ihn ſehn vorüber fliehn.
Der Kirchen Wohlfahrt, Heil und Glück
Bekümmerte den blöden Blick,
Und wirkte lauter Furcht und Zagen:
Seit dem der Tod, eh mans geglaubt,
So manchen Lehrer uns geraubt,
Und in die finſtre Gruft getragen.

Be-

Betrübtes Zion, dachten wir,
Die Seulen deines Tempels fallen!
Man ächzt, wenn deine Glocken schallen,
Aus tiefer Wehmuth über dir.
Buddeus, Wernsdorf, Breithaupt fällt,
Davon doch jeder, als ein Held,
Vor unsers Zions Rissen stunde:
Auch andre mehr traf nach der Zeit
Die Macht der strengen Sterblichkeit,
Der Nachdruck von dem alten Bunde.

Der alten Streiter Muth und Kraft,
Die oft den Gegnern obgelegen,
Bringt Zions Heil weit gröſſern Segen,
Als ungeprüfte Wissenschaft.
Der Feinde Wüten, List und Macht
Ist täglich eifriger bedacht,
Das kleine Häuflein auszurotten:
O! thut man da nicht Wiederstand,
So wird man noch mit Mund und Hand
Der Ohnmacht unsrer Wahrheit spotten.

Kein Heldenschwerdt beschützt uns mehr,
Die Federn sollen alles zwingen;
O Zion! soll es dir gelingen,
So gieb der Trägheit kein Gehör!
Wenn gleich der Feind vom Frieden spricht:
So traue doch der Lockung nicht!
Man suchet dich nur einzuwiegen!
Auf! rüste dich zum Glaubensstreit!
Durch deiner Lehrer Gründlichkeit
Muſst du der Gegner List besiegen.

Doch sieh, wie klein ist deren Zahl,
Die sich für dich zum Kampfe rüsten!
Erlischt in deiner Söhne Brüsten
Denn Muth und Eifer auf einmal?
Den Kanzeln fehlts an Lehrern nicht,
Die nach getreuer Hirtenpflicht
So Schaf als Lämmer treulich leiten:
Doch deren Anzahl ist zu klein,
Die da, wo hohe Schulen seyn,
Auch starke Speisen zubereiten.

So seufzten wir, gelehrter Mann,
Als unverhofft der Ruff entstanden:
Es sey nunmehr die Zeit vorhanden,
Da Leipzig wieder hoffen kan.
Drey Männer von gesetztem Geist,
Die man mit Wahrheit gründlich heißt,
Besteigen der Catheder Stuffen;
Und die vergnügte Philuris,
Ja Zion selbst, hat sie gewiß
Mit tausend Freuden aufgeruffen.

Der eine kennt der Weisen Witz,
Und kan dadurch die Spötter dämpfen,
Die wieder Schrift und Glauben kämpfen,
Ist gleich ihr Einwurf noch so spitz.
Der andre liebt den Orient,
Wo Gottes Opfer sonst gebrennt,
Die tiefe Sprache der Propheten.
Er kennt des Talmuds dunkle Nacht,
Und was die Schrift so sicher macht,
Den treuen Fleiß der Masorethen.

Du, theurer Sieber, haſt mit Ruhm
Der erſten Kirche Schatz ergründet,
Du kennſt, was man für Nachricht findet,
Und kurz, ihr ganzes Alterthum.
Du kennſt der erſten Ketzer Streit,
Der Kirchenlehrer Frömmigkeit,
Der Biſchofsthümer Macht und Ehre;
Der alten Märtrer Sieg und Grab,
Der Römer ſtolzen Hirtenſtab,
Und den Verfall der reinen Lehre.

Es kennt dich die gelehrte Welt,
Sie rühmt dein grundgelehrtes Weſen,
Und hat ſo manche Schrift geleſen,
Die du mit Ruhm ans Licht geſtellt.
Der Pabſt und mancher Cardinal
Bewunderten die kluge Wahl,
Die du darinn ſo klar erwieſen:
Und ſo hat ſelbſt das Lateran,
Dem deine Zuſchrift ſanft gethan,
Dich und das Lutherthum geprieſen.

Wie rühmlich wirſt du denn forthin
Den Hut der höchſten Lehrer tragen!
So hört man itzt faſt alle ſagen,
So ſehr biſt du nach aller Sinn.
Glück zu! o Zion, ſey vergnügt,
Daß Sieber ſich zu denen fügt,
Die künftig deine Rechte ſchützen.
Sein Kiel wird mit gewohnter Kraft,
Durch Gründlichkeit und Wiſſenſchaft,
Der wahren Kirche Wohlfahrt ſtützen.

So blühe denn, erhöheter Mann!
Und nimm von deiner Diener Händen,
Die dir ihr ganzes Herz verpfänden,
Dieß treue Blatt zum Opfer an.
So manches Wohl du uns erzeigst,
So huldreich du dich zu uns neigst:
So lange muß dein Ruhm noch steigen!
Dann werden wir uns jederzeit,
Als Zeugen deiner Gütigkeit,
Voll innigster Empfindung zeigen.

XXVI. Ode.

Bey dem wohlgetroffenen Heisling- und Schuderſchen Hochzeitfeſte in Stade.

1734.

J. ſ. N.

Der Sommer weicht, der Herbſt fällt ein,
Die gelbe Ceres weicht Pomonen,
Selbſt Bacchus koſtet ſchon den Wein,
Und will den friſchen Moſt nicht ſchonen.
Die Blätter werden gelb und fahl,
Und fallen von den ſtarren Zweigen;
Die ſich zum Theil ſchon nackt und kahl
Auf den entlaubten Gipfeln zeigen.

Was lehrt euch dieß, verlobtes Paar!
Was gilts, ihr habt es wohl verſtanden?
Ruft nicht das abgelebte Jahr:
Die Zeit zum Freyen ſey vorhanden!
Die Sonne brennt nicht mehr ſo ſcharf,
Drum kömmt des Menſchen Leib zu Kräften,
Und wird geſchickter, als er darf,
Zu Amors zärtlichen Geſchäfften.

Zwar pflegt der Frühling auch der Welt
Zum lieben Trieb und Kraft zu geben;
Wenn Flora das beblümte Feld
Durch Zephyrs Athem läßt beleben.
Es lacht manch buntes Tulpenbeet,
Ein Wald von ſilbernen Narciſſen:
Wer da gepaart ſpazieren geht,
Bekömmt unfehlbar Luſt zum küſſen.

Man leugnet ſolches freylich nicht;
Doch wie? wenn angenehme Wangen,
Im Herbſte, durch ein ſtärker Licht,
Als alle Frühlingskinder, prangen?
Wo iſt ein Herz ſo wild und hart,
Das hier nicht gleiche Regung fühlte?
Als dort in Florens Gegenwart,
Wo Zephyr mit den Blumen ſpielte.

Man ſiehts an dir, o Bräutigam!
Kan ich es gleich entfernt nicht ſehen:
Denn bin ich gleich der Lügen gram,
So glaub ich doch, es ſey geſchehen.
Dich rührt die Schönheit deiner Braut,
Ihr ſüſſer Scherz, ihr holdes Lachen,
Weit mehr, als alles, was man ſchaut,
Wenn Wild und Vögel Hochzeit machen.

Du liebeſt ſie, und das mit Recht;
Sie iſt es werth, und liebt dich wieder:
Die Blödigkeit iſt ſchon geſchwächt,
Sie ſchlägt nicht mehr die Augen nieder.
Sie reicht dir willig Mund und Hand,
Die Herbſtluft kan ſie gar nicht ſtören:
Und würd es kalt: Der liebe Brand
Wird euch die Geiſter ſchon vermehren.

Wird Sturm und Regen, Reif und Schnee
Allmählich Wald und Feld beſtreiten:
So wird dir Amor Laub und Klee,
Ja Roſenblätter gnug bereiten.
Der Liebſten Arm und Bruſt und Schooß
Wird jenen Mangel leicht erſetzen;
Was achteſt du des Winters groß,
Wenn dich die Liebe kan ergetzen?

Du wirſt, mit doppelt groſſer Luſt,
Das Pfeifen rauher Winde hören:
Doch wird es nie in deiner Bruſt
Die Funken zarter Liebe ſtören.
Sie fachen ſich noch ſtärker an,
Wenn Boreas und Eurus wüten;
Denn weder Froſt noch Rohrreif kan
Der Fackeln Hymens Glut verhüten.

So liebe denn, verbundnes Zwey!
Der Himmel ſegne deine Flammen!
Denn deine Zärtlichkeit und Treu
Kan auch kein Läſtermaul verdammen.
Ja liebe, daß von deinem Kuß,
Von deinem keuſchentbrannten Herzen;
Auch bald ein kleiner Heisling muß
In ſeiner Mutter Armen ſcherzen!

XXVII. Ode.

Als Hr. Benjamin Gottfried Hommel 1734. zu Erfurt Doctor wurde.

J. f. R.

So nimmſt du denn, gelehrter Freund!
Nach langem Fleiß in beyden Rechten,
Den Kranz, den Themis, wie es ſcheint,
So manchem Stümper pflegt zu flechten?
Du ſchämſt dich nicht den Hut zu tragen,
Den ſchon manch armer Tropf entweiht:
So, daß die Rechtsgelehrſamkeit
Auch ihre Feinde ſchon beklagen.

Es wundert mich! Denn ſiehſt du nicht,
Daß itzt Aſtreens hoher Orden,
Weil es an Männern oft gebricht,
Auch junger Knaben Raub geworden?
Man giebt den Titel der Juriſten,
Der ſonſt in groſſem Anſehn war,
Sehr oft der ungelehrten Schaar
Der Zänker und der Rabuliſten.

Wer ſeinen kleinen Struv kaum kennt,
Und Schöpfers Auszug der Digeſten;
Der fühlt ſchon, wie das Herz ihm brennt,
Den Wanſt von Sporteln dick zu mäſten.
Wenn ihm nun Volkmann beygeſtanden,
Und der Proceß ihn kühn gemacht:
So iſt, mit unverhoffter Pracht,
Ein neues Licht der Welt vorhanden.

Es ſteigt der ſtolze Candidat
Mit gröſſerm Trotz auf Themis Stuffen,
Als hätt ihn aller Götter Rath
Zur Zahl der Lehrer aufgeruffen.
Ein Schmeichler bringt gedruckte Lügen,
Und ſingt, daß kaum Accurſius,
Cujaß, und Bald und Bartolus
Den Lehrſtuhl würdiger erſtiegen.

Der neue Doctor nimmt ein Weib,
Die gern Baret und Schmaus bezahlet;
Wenn nur beym Liebeszeitvertreib
Ein Doctorring am Finger pralet.
Ein Doctorkuß ſchmeckt zehnmal beſſer!
So denkt das zärtliche Geſchlecht:
Und fände man auch dieß nicht recht,
Iſt doch der Rang der Frauen gröſſer.

Indeſſen ſitzt nun Themis da,
Und läßt ſich nach wie vor betrügen;
Zu jeder Bitte ſpricht ſie Ja!
Sie krönt faſt Kinder in den Wiegen.
Was Wunder? Ihrer Augen Binde
Läßt ihr kein reifes Urtheil frey:
Denn jedes Plaudrers Zankgeſchrey
Betäubt ihr offnes Ohr geſchwinde.

Das alles weiſt du, theurer Freund!
Und ſcheueſt doch nicht die Catheder;
Was jenem Schwarm ſo möglich ſcheint,
Das machte dich gewiß nicht blöder.
Du haſt, durch langen Fleiß in Rechten,
Aſtreens Schmuck ſchon längſt verdient;
Drum haſt du dich mit Recht erkühnt,
Dir auch den Lehrerkranz zu flechten.

Du siehst ja noch, daß hier und dar,
Auch Männer in der Würde prangen,
Die nicht, gleich jener frechen Schaar,
Bloß an der Rechte Schaalen hangen.
Sie dringen bis zum rechten Kerne,
Und schmecken da die Süßigkeit
Der wahren Rechtsgelehrsamkeit;
Und glänzen, wie die hellsten Sterne.

Freund, die Exempel reizten dich,
Nach wahrer Lehrer Ruhm zu streben.
Wohlan! auch ich erkühne mich,
Dich nach Verdiensten zu erheben.
Das Glück hat hier an deiner Ehre,
Erhöhter Hommel, keinen Theil:
Drum wünsch ich, daß es dir in Eil
Auch Proben seiner Gunst beschere!

XXVIII. Ode.

An die berühmte Kön. Hofmalerinn

Frau A. M. Wernerin

in Dreßden.

Nach so viel trefflichen Geschenken,
Verwundre dich nur nicht, gepriesne Wernerin,
Daß, ob ich gleich entfernet bin,
Doch Herz und Sinne sich noch eifrigst nach dir lenken.
Ich kan mir, auch hier an der Pleißen,
Dein witzerfüllt und gütig Haus
Noch nicht aus den Gedanken reissen,
Und drücke meinen Dank durch diese Zeilen aus.

Du hast mich gar zu sehr verbunden;
Denn was bewog doch wohl die werthe Meisterhand,
Daß sie so viel auf mich verwandt?
Wie hab ich so viel Theil an deiner Huld gefunden?
Dein Pinsel soll nur Königskronen,
Nur hohen Häuptern heilig seyn;
Nicht Schäfern, die in Hütten wohnen:
Wie stimmt nun deine Kunst mit deiner Demuth ein?

Ich kan es warlich nicht ermessen:
Ich bin von dir beschämt, und steh in tiefster Schuld;
Doch habe nur mit mir Geduld:
Mein Herz soll nichts von dem, was du gethan, vergessen.
Ach klängen meiner Cyther Seyten
So lieblich, als dein Pinsel malt:
So würde bis auf spate Zeiten
Mein Dank durch manches Lob von deiner Kunst bezahlt.

Vielleicht

Vielleicht verſtärken ſich die Lieder,
Wenn ein ſo würdig Lob den matten Kiel belebt;
Vielleicht, wenn dich mein Reim erhebt,
Schallt ſelbſt der Helikon von meinen Tönen wieder.
Die Muſen werdens leicht vergönnen,
Daß mich ein friſcher Lorber kröne,
Weil ſie nichts ſchöners fordern können,
Als daß ein Dichter ſich an deinen Ruhm gewöhnt.

Dein redlich Herz, dein frommes Weſen,
Iſt ſo, wie deine Kunſt, das iſt ganz ungemein;
Von jedem Stücke ganz allein
Soll billig einſt die Welt ganz eigne Lieder leſen.
Auch die, der ich ganz eigen lebe,
Vereinigt ihren Kiel mit mir:
Wenn ich dich nun nicht gnug erhebe,
So hoffe doch das Lob, das dir gebührt, von ihr.

Sie ſchreibet, wie dein Pinſel malet,
Ihr beyde ziert zugleich die groſſe Weichſelſtadt;
Dein Danzig, das zwo Töchter hat,
Mit welchen es fürwahr aus gutem Grunde pralet.
Wird ſie nun durch der Muſen Künſte
Dereinſt der ſpäten Welt bekannt:
So haſt du Theil an dem Gewinnſte,
Denn ſo verewigt ſie auch deine Meiſterhand.

Ende des andern Buchs.

DER
DRITTE
BUCH.

I. Ode.

Auf ein hochfürſtliches Schwarzburgiſches Beylager.

1728.

J. ſ. N.

Kan, Durchlauchter! ein Gedichte
Deiner Freude dienſtbar ſeyn:
O ſo ſtellt dieß Blatt ſich ein,
Hofft ein gnädig Angeſichte.
Eifer, Treue, Schuld und Luſt
Wollen um den Vorzug ſtreiten,
Wem das Rühren reiner Seyten,
Wem ein Wunſchlied mehr bewuſt.

Kan euch denn kein Seufzen regen?
Harte Muſen! ſäumt ihr noch?
Haßt ihr mich; ſo helft mir doch
Des vermählten Paares wegen.
Hundert andern helft ihr ein,
Tauſend Dichter lehrt ihr ſingen:
Ey ſo laßts auch mir gelingen,
Dieſer Luſt ein Lied zu weihn.

Halt! ich fühle Geist und Triebe,
Theurer Prinz! der Musen Kraft
Schenkt mir Witz und Wissenschaft,
Bloß zum Lobe deiner Liebe.
Hochbeglücktes Freudenfest!
Phöbus stimmt mir selbst die Leyer,
Da er mir, zur Hochzeitfeyer,
Reim und Wunsch gerathen läßt.

Fürstenpaar! bey deinem Scherzen
Zeigt sich Stadt und Land erfreut.
Welch ein Strom der Frölichkeit
Quillt uns allen aus den Herzen!
Deine Wohlfahrt, deine Lust
Bringt dem ganzen Volk Ergetzen;
O wer weis es recht zu schätzen!
Wie vergnügt ist Mund und Brust!

Kommt, ihr muntern Charitinnen!
Kommt, und macht den schönsten Tanz,
Schließt im Hüpfen einen Kranz
Um den Preis der Prinzeßinnen.
Ist sie nicht an Schönheit reich?
Ist sie nicht ein Bild der Tugend,
Voller Anmuth, voller Jugend?
Warlich! sie verdients um euch.

Zeuch nun ferner durch die Länder,
Zeuch, durchlauchter Christian!
Wie du sonst mit Lust gethan,
Und entdeck uns solche Pfänder.
Doch du bleibst hinfort wohl hier;
Anhalts Kleinod hält dich feste:
Bleibe dann! dieß ist das beste;
Deine Fürstinn gnüget dir.

Sie

Sie zwar dir, doch du ihr wieder,
Beyde ſchätzt ihr euch beglückt;
Doch was euer Herz entzückt,
Faſſen keines Dichters Lieder.
Hand in Hand, und Mund auf Mund,
Das iſt alles, was wir ſehen:
Würde doch was hier geſchehen,
Auch der ſpäten Nachwelt kund!

Prinz! verſchmähe nicht den Willen,
Iſt die That gleich matt und ſchlecht:
Pflicht und Schuld lehrt deinen Knecht
Seiner Ehrfurcht Wink erfüllen.
Meines Eifers treue Glut
Brennt gleich deinen Hochzeitkerzen;
Ja ich weis, daß meinem Herzen
Hier kein andres Eintrag thut.

Himmel! ſieh mit holdem Blicke
Auf dieß theure Fürſtenpaar.
Nimm doch beyder Wohlfahrt wahr,
Mehre Sondershauſens Glücke.
Unſrer Fürſten Luſt und Ruh,
Wachſe trotz den Cederſpitzen;
Ja kan ihnen ſonſt was nützen,
Wohl! Gott füg es auch hinzu!

II. Ode.

An

Herrn M. Joh. Friedrich May.

den 23 Merz 1729.

Sohn des Phöbus, Freund der Neune,
Andrer Tſcherning, liebſter May!
Siehſt du nicht, wie froh und frey
Ich voritzt vor dir erſcheine?
Höre, wie mein Rohr erklingt,
Welches, da dein Tag erſchienen,
Deiner frommen Luſt zu dienen,
Nur von unſrer Freundſchaft ſingt.

Sechzigmal hat ihren Bogen,
Mit veränderlicher Pracht,
Phöbe, das Geſtirn der Nacht,
In gewölkter Luft durchzogen.
Fünfmal hat dieß Norderland,
Auf der Tellus krummen Reiſe,
In dem länglichtrunden Kreiſe,
Sich der Sonnen zugewandt.

Fünfmal hat die laute Lerche
Florens Ankunft angemeldt;
Fünfmal zählt ſchon Stadt und Feld
Die Zurückkunft treuer Störche:
Seit daß wir, erleſner Freund,
Unſrer Freundſchaft Bau gegründet;
Und das Band, das Herzen bindet,
Täglich mehr und mehr vereint.

Habe

Habe Dank! verlaßnes Preuſſen!
Große Bergſtadt Ottocars!
Habe Dank, verhaßter Mars!
Für das zugewieſne Meiſſen.
Wäre dieſes nicht geſchehn,
Freund, ſo wäre mir in Sachſen
Manch Vergnügen nicht erwachſen;
Denn, wo hätt ich dich geſehn?

O wie ſchafft doch das Geſchicke
Aus der Kummernacht das Licht!
Führt uns das Verhängniß nicht
Durch die Trübſal in das Glücke?
Hab ich es doch ſelbſt geſpürt,
Als die Furcht und Flucht vor Feinden
Mich allhier zu beſſern Freunden,
Als ich je gehabt, geführt.

Blühe täglich mehr, du ſchöne,
Du gelehrte Philuris!
Denn du biſt und bleibſt gewiß
Eine Mutter treuer Söhne.
Sahſt du mich nicht freundlich an?
Haſt du nicht, als ich gekommen,
Mich ſo liebreich aufgenommen,
Daß ich es kaum ſagen kan?

Nichts verlaſſen, nichts verlohren,
Wenn man dich gefunden hat;
Denn in dir, o Lindenſtadt!
Wird man gleichſam neugebohren.
Biſt du doch der Muſen Sitz:
Flieſſen doch an deinen Schwellen
Aganippens Silberquellen,
Voller Geiſt, Verſtand und Witz.

Sey gesegnet! deutscher Orden,
Wo du mir das erstemal
In der andern Glieder Zahl,
Edles Herz, bekannt geworden.
Da zog uns ein gleicher Zug;
Weisheit, Witz und Deutschland lieben,
Tugend, Dichtkunst, Sprachen üben,
Das war uns zur Freundschaft gnug.

Gnug zur Freundschaft und zur Liebe,
Die von keiner Schminke weis!
Glatter Worte falsches Eis
Wird ein schlechter Grund der Triebe.
Tugend muß der Pfeiler seyn,
Der die Neigung stützt und träget:
Was sie sonst zu halten pfleget,
Sinkt und fällt von selbsten ein.

Wie viel salzerfüllte Schreiben
Machten erst durch Kiel und Hand
Uns einander recht bekannt,
Die noch itzt zum Zeugniß bleiben.
Lust und Nutzen, Ernst und Scherz,
Fragen von gelehrten Sachen,
Verse, Reden, Spott und Lachen,
Das nahm dir und mir das Herz.

O wie oft und auserlesen
Hat uns ein Gespräch verweilt,
Bis uns Hesper übereilt,
Eh wir sein recht satt gewesen.
Unsre Neigung zeigte sich;
Zimmer, Strassen, Gärten, Wälder,
Linden, Auen, Fluren, Felder
Sahen täglich mich und dich.

Da war alles das zu hören,
Was die Alten hier und da,
Tullius und Seneca,
Epictet und Marcus lehren.
Hugo Grot, Carteſius,
Lock und Leibniz folgten dieſen,
Schafftesbury ward auch geprieſen;
Endlich machte Wolf den Schluß.

Freund! das ſind die groſſen Geiſter,
Deren Einſicht und Verſtand
Dir und mir das Herz entwandt.
Dieſe waren unſre Meiſter.
Zucker, Honig und Confect
Kan den Lippen, die es ſchmecken,
Nimmermehr die Luſt erwecken,
So die Wahrheit uns erweckt.

Denke nur der ſüſſen Stunden,
Wenn wir ſelbſt auf ihrer Spur,
In dem Buche der Natur,
Unſers Schöpfers Preis gefunden:
Wenn ein Wurm, ein Staub, ein Blatt,
Welches man ſo wenig achtet,
Welches faſt kein Menſch betrachtet,
Uns auf Gott geleitet hat.

Und wo bleiben die Poeten,
Die Athen und Rom verklärt,
Die uns Gallien gewährt,
Sammt den Meiſtern deutſcher Flöten?
O wie wurden wir ergetzt,
Wenn uns Pallas, unſre Freude,
In der Dichtkunſt reinen Seide,
Oft faſt auſſer uns geſetzt!

Deutschland zwar vergißt der Alten,
Deren Häupter Phöbus doch
Auf dem hohen Pindus noch
Stets der Lorbern werth gehalten.
Opitz, Flemming, Dach und Frank,
Schoch und Tscherning rührten Seyten,
Deren starke Kraft zu Zeiten
Auch der Griechen Kunst bezwang.

Hat nicht Weidner schön gesungen?
War nicht Rachel Phöbus Sohn?
Dessen kunstgeübter Ton
Ganz Germanien durchdrungen.
Mancher, den der Hochmuth treibt,
Weil er Pimplens Schlamm gesoffen,
Hält sie längst für übertroffen,
Der doch stets ihr Schüler bleibt.

Freund! wo bleibt noch das Vertrauen,
Wenn der treugesinnte Mund
Oft des Herzens innern Grund
Ließ entdeckt und offen schauen?
Was ich denke, red und thu,
Mein Vergnügen, meine Sorgen,
Hab ich dir wohl nie verborgen,
Denn was ich weis, das weist du.

Sey beglückter in den Trieben,
Die ich längst an dir gespürt.
Margaris, die dich gerührt,
Müsse dich beständig lieben.
Dein Vergnügen macht mich froh:
Deine Lust wird mich erfreuen;
Denn ich weis, auch mein Gedeyen
Rührt dich, Werther, eben so.

Liebe, doch wie Weiſe pflegen,
Nicht nach blinder Jugend Art,
Die nicht Zeit, nicht Kräfte ſpart,
Ihrer wilden Lüſte wegen.
Doch, was ſoll die Vorſchrift da?
Deines klugen Geiſtes Wiſſen
Hat dich längſt der Zahl entriſſen,
Als den deutſchen Seneca.

Giebſt du doch dergleichen Proben,
Voller Einſicht und Verſtand,
Die des Schreibers Meiſterhand
Mehr als hundert Schmeichler loben.
Was du ſchreibeſt, iſt kein Scherz;
Du wirſt ſelber zum Exempel,
Denn du bauſt der Weisheit Tempel
Selbſt erſt in dein eigen Herz.

Thoren zweifeln an den Lehren:
Ob man ſie erfüllen kan?
Warlich nein! es geht nicht an,
Wer den Wahn der Welt will ehren.
Tugend kömmt im Traume nicht.
Wachen, Streben, Laufen, Kämpfen,
Wolluſt, Geiz und Ehrſucht dämpfen,
Dieſes iſt, was Palmen bricht.

Jahr und Tag muß man oft ringen,
Eh man eine Luſt erſtickt:
Eh man das, was uns beſtrickt,
Ganz kan aus dem Sinne bringen.
Helden ſiegen doch zuletzt;
Faule Streiter werden müde,
Machen mit dem Laſter Friede,
Welches ſie in Knechtſchaft ſetzt.

Freund!

Freund! du bist ein Sohn der Weisen,
Ihre Schriften nähren dich,
Und dieß alles reizte mich,
Deine Freundschaft hier zu preisen.
Wünschen darf ich dir nicht viel,
Denn ich weis, du bist zufrieden:
Was die Schickung dir beschieden,
Ist auch deiner Wünsche Ziel.

Mit was eifrigem Geschreye,
Mit was ungemeinem Ruhm
Preiset nicht das Alterthum
Pythias und Damons Treue?
Künftig trifft es anders ein.
Wer hinfort will Freunde nennen,
Soll und wird dabey bekennen,
Daß sie May und Gottsched seyn.

III. Ode.

Bey wiedriger Schifffahrt über die Oſtſee,

auf der Höhe von Bornholm entworfen.

1729. im Jun.

Andrer Vater deutſcher Lieder,
Edler Flemming, Phöbus Sohn,
Komm, erneure doch den Ton
Deiner edlen Laute wieder!
Haſt du Reuſſen und Circaſſen,
Und die wilde Tartarey,
Ja die Perſer hören laſſen,
Was die Kunſt der Muſen ſey;
O ſo ſtimme, wie vorzeiten,
Meiner Cythar ſchlaffe Seyten.

Stund nicht Liefland halb vernarret?
Stutzte nicht der kalte Belt?
War die halbe Norderwelt,
Bis zur Wolga, nicht erſtarret?
Deines hohen Geiſtes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefſten Schnee;
Ja das Eis ward endlich theuer
An der runden Caſperſee.
O wo iſt von deinen Trieben
Die verglimmte Glut geblieben

Eben

Eben die beſchäumten Wellen,
Deren Spiel ich itzo bin,
Sah ja dein geſetzter Sinn
Vormals zu den Wolken ſchwellen.
Aber wenn ſie rauſchend rollten,
Und durch ihrer Fluthen Fall
Deine Lieder dämpfen wollten,
Dämpfte Thetis ihren Schall;
Thetis, die das Sprudeln ſtörte,
Wenn ſie dich von weitem hörte.

Sagt, ihr blaulichten Tritonen!
Warum hört ihr mir nicht zu?
Warum wollt ihr meiner Ruh
Nicht ſo wohl, als Flemmings, ſchonen?
Doch ich kan es leichtlich merken,
Könnt ich nur mein Seytenſpiel
Recht nach ſeiner Laute ſtärken,
Die euch damals wohlgefiel;
Würdet ihr zu meinem Dichten
Williger die Ohren richten.

Raaſt denn, raaſt, ihr Waſſerwogen!
Spritzt und ſchäumet noch ſo viel;
Mein verwerflich Seytenſpiel
Iſt mit eigner Hand bezogen.
Welzt euch, ihr geſalznen Hügel!
Schwemmt mein Schiff durch Sturm und Wind,
Deſſen ausgeſpannte Flügel
Eure naſſe Nachbarn ſind;
Aber endlich legt euch wieder,
Und vernehmt auch meine Lieder.

Ich

Ich beſinge mit Vergnügen
Mein verlaßnes Vaterland,
Wo ich an Euterpens Hand
Den Parnaß zuerſt beſtiegen;
Odoacers Schloß und Brücken,
Albertinens Glanz und Pracht,
Der des Pregels breiter Rücken
Alle Länder zinsbar macht;
Und wo mit geübten Zungen
Dach und Pietſch mir vorgeſungen.

Dann erheb ich, auſſer Preuſſen,
Sachſens ſchöne Lindenſtadt,
Leipzig, das nichts gleiches hat,
Und das glückerfüllte Meiſſen;
Leipzig, wo ſich meine Flöten
Etwas beſſer ausgeſpielt,
Und im Chore der Poeten
Manches Kenners Lob erzielt;
Als von Friedrich Auguſts Thaten
Mir ein Heldenlied gerathen.

Nebſt der klugen Philurenen,
Wo ich mich bisher befand,
Rühm ich auch den Weichſelſtrand,
Und die Anmuth meiner Schönen;
Meiner dichtenden Louiſen,
Welche mich ſo ſtark gerührt,
So viel Geiſt und Witz erwieſen,
Als ich irgendwo geſpürt;
Und durch angenehme Sitten
Mir zuerſt das Herz beſtritten.

Theurer Opitz! dessen Schatten,
Dessen Gruft noch Danzig ehrt,
Hast du meinen Wunsch erhört,
So wirst du mir eins verstatten.
Sang dein süsses Rohr vorzeiten,
Von der langen Vandala,
O so rühr itzt meine Seiten,
Auf mein Licht, Victoria;
Auf mein Leben, Adelgunden,
Die mich neulich überwunden.

Sie verdients mit allem Rechte,
Sie, die Geist und Schönheit hat,
Daß sie dem unsterblich Blatt
Auf die späte Nachwelt brächte.
Doch, was braucht sie fremder Werke
Zum Gewinnst der Ewigkeit?
Ihres eignen Griffels Stärke
Trotzt schon der Vergessenheit.
Könnt ich ihr nur auch entrinnen,
Fürstinn deutscher Castalinnen!

Ist mir recht? die stolzen Wellen
Legen sich mit ihrer Wuth;
Und der Tiefen müde Fluth
Höret auf so sehr zu bellen.
Die begierigen Sirenen
Geben auf mein Singen acht,
Weil der Name meiner Schönen,
Jeden Ton ganz lieblich macht.
Seht doch, wie sich die Najaden
Scherzend um mein Schifflein baden!

Ach!

Ach! entzückst du auch die Winde,
Schönste! warum strafst du mich?
Warum zürnst du, daß ich dich
Witzig, schön und artig finde?
Soll ich blinder, als die Fluthen,
Tauber, als die Stürme, seyn?
Ist mir das wohl zuzumuthen?
Selbst die Wahrheit spricht ja: Nein.
Warum soll ich denn im Schreiben
Gegen dich ganz frostig bleiben?

Warum kanst du es nicht leiden,
Daß mein Schiff die Hoffnung heißt?
Soll denn mein getreuer Geist
Deinen Wohnplatz ewig meiden?
Warum soll ich doch nicht hoffen?
Steht entweder meinem Port
Danzigs Hafen nicht mehr offen,
Oder sperrst du selbst den Port?
Nein! Die Hoffnung und mein Glücke
Führt mich doch noch einst zurücke.

Aendre künftig die Befehle,
Zwinge meine Regung nicht.
Schilt nicht, daß ich dich, mein Licht!
Unter grosse Seelen zähle.
Ueberlaß mich nur den Trieben,
Die du selbst in mir erweckt:
Denn soll ich den Werth nicht lieben,
Den dein Wesen mir entdeckt;
O so wird noch einst auf Erden
Alles Lieben strafbar werden.

* *

IV. Ode.

Auf Seiner Excellenz,

des

Herrn geheimten Raths von Bünau,

andres Beylager.

den 23 Nov. 1729.

Weicht, ihr traurigen Cypreſſen!
Löſche nur, vergnügtes Haus,
Deine Todtenkerzen aus;
Aller Kummer ſey vergeſſen.
Schmücket Haupt und Haar mit Myrten,
Brennet Hochzeitfackeln an,
Daß die Zahl gelehrter Hirten
Bünaus Feſt beſingen kan.

Bünau iſts, und ſeine Schöne,
Sie macht ihn, er ſie beglückt.
Sie, die ihr Geſchlechte ſchmückt,
Er, das Haupt der Muſenſöhne.
Dieſe neu entbrannte Liebe
Dämpft die ſchwarze Traurigkeit;
Weil die Regung alter Triebe
Sich gedoppelt ſchön erneut.

Haſt

Haſt du doch genug geweinet,
Haſt du doch genug geklagt;
Künftig iſt dir nichts verſagt,
Was zur Freude dienlich ſcheinet.
Niemand tadelte den Jammer,
Der dein Herze niederſchlug,
Als man in die Todtenkammer
Die erblaßte Döring trug.

Itzo iſt es Zeit zum Lachen,
Zeit zum Scherzen, Zeit zur Luſt.
Deiner Heymin holde Bruſt
Kan dem Gram ein Ende machen.
Groſſer Bünau! deine Freude
Dringt auch mir durch Mark und Geiſt;
Weil ſie, nach entwichnem Leide,
Doppelt ſchön und billig heißt.

Mögen andre doch in Thränen
Faſt zerſchmelzen und vergehn;
Stets an düſtern Gräbern ſtehn,
Heißt ſich von der Welt entwehnen.
Bünau, deines Geiſtes Gaben
Braucht ganz Sachſen gar zu viel;
Drum, wiewohl du viel begraben,
Steckſt du doch dem Gram ein Ziel.

Dreßden braucht zu Staatsgeſchäfften
Manches klugen Mannes Hand,
Manchen Bünau, an Verſtand,
An Gemüths- und Leibeskräften.
Sollteſt du dich nun entziehen?
Sollteſt du der Arbeit Laſt,
Deiner Trauer wegen, fliehen,
Die du jüngſt erduldet haſt?

Nein! denn Seelen deines gleichen
Siegen über Schmerz und Tod;
Ihrer Großmuth muß die Noth,
Ihrer Pflicht der Kummer weichen.
Zwar betrübt, doch wie vor diesen,
So der Kirche, wie dem Staat,
Hast du, grosser Mann! erwiesen,
Daß dich nichts bezwungen hat.

Bald in Dreßden, bald auf Reisen,
Bald im Hof- und Kirchenrath,
Konnte man die Proben weisen,
Wie dein Geist das seine that.
Doch die Muse darf nur schweigen;
Leipzig, Zeiz und Sonnenstein
Können deines Fleißes Zeugen,
Zeugen deiner Klugheit seyn.

Bey so viel und schweren Lasten,
Dachte die gekränkte Brust
Lange nicht, durch Hymens Lust
Endlich wieder auszuraſten.
Bis dich deiner Gräfinn Jugend,
Die so Stand als Schönheit schmückt,
Reich an Geist und seltner Tugend,
Unverhofft, doch fest, bestrickt.

Liebet dann, ihr hohen Sinnen!
Gluth und Zunder fehlt euch nicht.
Bünaus heitres Angesicht
Könnt die Gratien gewinnen.
Hier ists in der That geschehen:
Denn wo hat man größre Pracht,
Anmuth, Reiz und Huld gesehen,
Als in seiner Gräfinn Nacht?

Hohe

Hohe Braut! vergiß die Triebe
Deiner kindlichzarten Treu;
Schmecke, daß nichts ſüſſer ſey,
Als des Ehſtands reine Liebe.
Aeltern ſind noch keine Freyer,
Kein Geliebter, kein Gemahl:
Und auch der iſt zehnfach theuer,
Nach ſo wohlgetroffner Wahl.

Du erfüllſt, was ihm entgangen,
Die von Döring lebt in dir;
Ja man glaubt faſt, daß er hier
Vielmal mehr, als dort, empfangen.
Was nun jene für Vergnügen
In ſo werthen Armen fand,
Das wird dich hinfort beſiegen,
Durch dein ſanftes Heyrathsband.

Schäme dich nur nicht zu ſagen,
Daß du deinen Bünau liebſt,
Dem du ſo viel Küſſe giebſt,
Als du andern abgeſchlagen:
Liebſt du ihn, er liebt dich wieder;
Beyde zärtlich, beyde treu.
Macht, ihr Muſen! meine Lieder,
Bey ſo ſchönen Flammen neu!

Lehrt mich ihren Werth beſingen,
Wie nur neulich Gruft und Schmerz:
Daß mein Reim auch Bünaus Herz
Mag mit reger Luſt durchdringen.
Aber ach! ihr könnt nicht ſpielen,
Weil man euren Trieb verſchmäht;
Wenn ihr meine Kunſt ſo vielen
Gänzlich nachgeſetzet ſeht.

Höre du nur ihre Klagen,
Schlieſſe du nur nicht das Ohr;
Deſſen Preis ich nach, wie vor,
Will auf ſpäte Zeiten tragen.
Theurer Bünau! meine Seyten
Trotzen der Vergeſſenheit;
Weil ſie ſich den Seltenheiten
Deines hohen Ruhms geweiht.

O wie will ich mich erheben,
Wenn dein ewiger Verſtand,
Nächſt den Werken deiner Hand,
Auch durch meinen Reim, wird leben!
Phöbus wird mir Kränze winden,
Deinen Namen zu erhöhn:
Nüßt ich nur an unſern Linden
Nicht betrübt zurücke ſtehn.

V. Ode.

Bey dem
Kort- u. Rochischen Hochzeitfeste,

den 20 Febr. 1730.

J. ſ. N.

Kan den Amors Nectarſee,
Auch in den gekürzten Tagen,
Mitten unter Froſt und Schnee,
In verliebte Herzen ſchlagen?
Fühlt denn auch, bey kalten Lüften,
Der bereifte Theil der Welt,
Um den kalten Norderbelt,
Was der Venus Brand kan ſtiften?

Ja, die ſtarrende Natur
Schläft in Auen, Gärten, Feldern;
Wer erblickt die mindſte Spur
Süſſer Regung in den Wäldern?
Bey den Fiſchen, Vögeln, Thieren
Scheinen alle Triebe todt:
Doch dieß mächtige Gebotb
Kan nur nicht die Menſchen rühren.

Nur der Menſch, die kleine Welt,
Will der groſſen wiederſtreben;
Weil er nichts von Regeln hält,
Will er ſtets in Freyheit leben.
Er verlacht, mit muntern Sinnen,
Kälte, Reif und Schnee und Froſt,
Will der liebe Götterkoſt
Auch im Winter lieb gewinnen.

Hymens Fackel sonderlich
Kan auch kalte Herzen schmelzen;
Wenn gleich Sonn und Wärme sich
Um den fernen Südpol welzen;
Wenn gleich Lunens Silberstralen,
Bey gestirnter Himmelspracht,
Unsers Nordens längste Nacht
Mit dem kältsten Glanze malen.

Liebste Schwester, werthe Braut
Dich hat Amor auch bezwungen.
Hymens Fackel, wie man schaut,
Ist auch dir ins Herz gedrungen.
Deines Liebsten Ruhm und Gaben
Haben dich so stark entbrannt,
Daß sie deinen Jungferstand
Auch zuletzt geschmolzen haben.

Herbst und Sommer waren nicht
Tüchtig, dich zu überwinden;
Auch kein warmes Frühlingslicht
Konnte deine Brust entzünden.
Was nun keinem noch gelungen,
Kan dem Winter möglich seyn;
Da dein Kerte nur allein
Deine keusche Brust bezwungen.

Lachet dann bey eurer Glut,
Wenn der Frost die Erde rühret;
Zeigt, daß euer heisses Blut
Stündlich neuen Zunder spüret.
Wenn die Flocken alles decken,
Seht es voller Flammen zu;
Und laßt eure süsse Ruh
Durch kein kaltes Lüftchen schrecken.

Eilt

Eilt zu Bette, werthes Paar!
Laßt euch in der Luſt nicht ſtören.
Eh noch dieß verjüngte Jahr
Den verlängten Tag wird mehren;
Eh euch noch die frühen Schatten,
Zeitiger den Flor entziehn;
Eh die ſpäten Sterne fliehn,
Könnt ihr euch was mehr verſtatten.

Künftig wird der Herbſt gewiß
Früchte von dem Samen tragen,
Der, bey aller Hinderniß
Dieſer Jahrszeit, angeſchlagen.
O! wie will ich mich vergnügen,
Wenn ſich ſo mein Wunſch erfüllt;
Daß man ſiehe des Vaters Bild
Von der jungen Mutter wiegen.

VI. Ode.

Bey dem Grabe
Der Fr. geh. Räthinn Pflugin, gebohrne von Bünau.

den 6 Aug. 1730.

Im Namen ihrer Tochter u. ihres Schwiegersohns.

Wer kan ein so theures Haupt,
Wer kan solche seltne Gaben,
Sonder Schmerz und Gram begraben,
Als der Tod uns hier geraubt?
Fließt ihr höchstgerechten Zähren!
Eurer schämt sich niemand nicht,
Euren Strom wird niemand wehren,
Der aus Antrieb seiner Pflicht,
Die es treu und redlich meynet,
Voll von zarter Regung weinet.

O du thränenwerthes Grab,
Und du mütterliche Leiche!
Wie entsetzlich sind die Streiche,
Die dein früher Fall uns gab!
Mitten in den schönsten Tagen,
Mitten unter Glück und Ruh,
Hört man dich von Krankheit klagen,
Drückt man dir die Augen zu,
Muß dein matter Leib erblassen,
Und der Geist den Körper lassen.

Ach was ſoll, was kan man thun,
Theure Mutter! dich zu retten?
Sollſt du künftig in den Ketten
Dieſes Schlummers ewig ruhn?
Zucht, Gerechtigkeit und Treue,
Unverfälſchte Redlichkeit
Rühmten ſonſt, und hier aufs neue,
Daß dein Herz ſich jederzeit,
Durch ein tugendhaftes Leben,
Ihrer aller Dienſt ergeben.

Komm doch wieder, ſchöner Tag!
Da ihr mütterlicher Segen,
Unſrer Hochzeitfackeln wegen,
Beyden auf der Scheitel lag;
Da ein treues Händeküſſen
Unſrer Ehrfurcht Opfer war.
O wie viel iſt uns entriſſen!
O wie ſehr wirds offenbar:
Keine Luſt kan lange dauren,
Auf die Freude folgt das Trauren.

Du geliebtes Ehrenhayn!
Dein Vergnügen, dein Ergetzen,
Iſt dem Gram weit nachzuſetzen,
Dem wir unterworfen ſeyn.
Deine Schönheit wird zur Wüſten,
Deine Flur ein Todtenhaus;
O daß wir nicht ſagen müßten:
Ehrenhayn füllt Angſt und Graus!
Iſt, wo wir die Wahrheit kennen,
Beſſer, Jammerhayn zu nennen.

Nennt es künftig anders nicht,
Wenn ihr sein gedenken sollet,
Die ihr uns nicht kränken wollet,
In Erfüllung unsrer Pflicht.
Seine Felder, seine Wiesen
Reizen uns zum Kummer an;
Jeder Ort, der uns vor diesem
Manchen frohen Dienst gethan,
Trägt hinfort von unsrer Leichen
Nur betrübte Trauerzeichen.

Himmel! warum wußtest du
Keinen Theil von unsern Jahren
Für die Seligste zu sparen?
Leg ihn ihr noch itzo zu!
Doch das Seufzen kömmt zu späte;
Wer erlöst sie von der Gruft?
Wenn man noch so brünstig bäthe,
Würde kaum die taube Luft,
Bey Bezeugung unsrer Schmerzen,
Durch ein trübes Echo scherzen.

Ruhe sanft, entwichner Geist!
Aus der Welt erlöste Seele!
Wir verehren deine Höhle,
Bis die Zeit uns folgen heißt.
Unsers theuren Vaters Liebe
Soll uns statt der Mutter seyn;
Denn mit seinem Tugendtriebe
Stimmt auch treue Sorgfalt ein:
Und so hofft man, daß im Grabe
Man auch dich verehret habe.

* * * VII. Ode.

VII. Ode.

Auf das Hebenſtreit- u. Schütziſche Hochzeitfeſt in Leipzig.

den 25 Aug. 1730.

Eile, viel zu ſpätes Lied!
Eile zu den letzten Stunden,
Weil dich Pflicht und Ehrfurcht zieht,
Die dich Schützens Haus verbunden.
Einen Kranz von Myrthenzweigen
Nehm ich an der Lorbern ſtatt,
Die mein Arm, ums Haupt zu beugen,
Unverhofft verſäumet hat.

Holde Braut! ſo ſchön der Ton
Deiner Seyten ſtets geklungen,
So viel Dichter haben ſchon
Deiner Tugend Lob beſungen.
Sind nicht unſre beſten Flöten,
Iſt nicht Seidels Rohr dabey,
Den die Richter der Poeten
Rühmen, daß er Meiſter ſey?

Läßt ſich nicht das edle Paar
Von Philanders Söhnen hören?
Die das ſind, was er ſonſt war,
Die man einſt gleich ihm wird ehren.
Iſt nicht Hebenſtreit ein Dichter,
Stimmt er hier nichts frohes an?
Der, wie Flemming, Pietſch und Richter,
Phöbi beyde Künſte kan.

Theurer Schütze! deſſen Huld
Ich ſo manches Jahr verehret,
Siehſt du, was mir meiner Schuld
Längſt beſchloßnen Abtrag ſtöret?
Deiner Tochter Hochzeitkerzen
Schreckten meine Muſe nur;
Weil ich, mit beſtürztem Herzen,
Beſſrer Lieder Ton erfuhr.

Dennoch wag ichs eifersvoll,
Furcht und Zweifel müſſen weichen;
Meine Pflicht gebeut, ich ſoll:
Drum ſo nimm dieß Freudenzeichen.
Nimm dieß Merkmaal treuer Triebe,
Da den wackern Hebenſtreit
Chriſtianens keuſche Liebe,
Sie, ſein kluger Geiſt erfreut.

Dieſes iſt die erſte Frucht
Deiner väterlichen Sorgen;
Denn wem iſt die weiſe Zucht
Deiner Pflanzen wohl verborgen?
O wie ſchön iſt ſie gerathen,
Wenn man deine Töchter ſieht!
Deren Geiſt, in Wort und Thaten,
Warlich um die Wette blüht.

Schöne Schweſtern! folget auch!
Folgt doch bald im Hochzeitkleide;
Geht es doch nach Landesbrauch,
Macht den Eltern neue Freude.
Glaube, die modernden Gebeine
Regen ſich in jener Gruft,
Die euch, von dem Leichenſteine,
Ein Glückzu! entgegen rufft.

Ja!

Ja! Ihr kennt der Mutter Wort:
Lebt, ihr Kinder, im Vergnügen!
Gieng ich früh an diesen Ort,
Ihr solltt langsam bey mir liegen.
Eure Wohlfahrt blüh im Segen,
Diesen will ich mütterlich
Allen auf die Scheitel legen,
Lebt beglückt, und denkt an mich!

Trifft das ein, vergnügtes Paar,
Sprich, was darf man dir erbitten?
Gottes Hand wird wunderbar
Dich mit Segen überschütten.
Wer es sieht, der ist erfreuet,
Tausend Wünsche stimmen ein.
O! wenn alles dieß gedeihet;
Mußt du völlig glücklich seyn.

VIII. Ode.

Bey der im Jahre 1730. den 1 Nov.
vollzogenen
Leyser- und Wellerischen Eheverbindung in Dreßden.

Im Namen eines Bruders.

Sinnt doch auf ein Hochzeitlied,
Holde Musen! helft mir dichten,
Helft, was mich umsonst bemüht,
Doch durch euren Trieb verrichten!
Führt mich von der alten Bahn
Der gemeinen Hochzeitlieder,
Und bekehrt auch eure Brüder
Von dem eingerißnen Wahn,
Daß man von verliebten Dingen,
Als ein Heyde, müsse singen.

Soll ich meines Bruders Lust,
Die der Ehstand wird erwecken,
Soll ich seiner Schönen Brust
Durch ein schmutzig Blatt besiecken?
Soll ich denn, statt eurer Gunst,
An Catullus Schriften kleben?
Soll Properz mir Regeln geben,
Oder gar des Naso Kunst?
Soll Petron mich unterrichten,
Ein verbuhltes Lied zu dichten?

Oder

Oder soll die neue Welt,
Die wir singend reden hören,
Mich durch einen Operheld
Die verliebte Sprache lehren?
Soll ich Feinds und Postels Kiel
Oder Hunolds Worte wählen,
Meinem Bruder zu erzählen
Wie ihm seine Braut gefiel?
Oder gar den Firniß holen,
Den man Welschland abgestohlen?

Nein, Marino, dein Adon
Speise sich mit Amberkuchen,
Und der Venus kleiner Sohn
Mag die schlaffen Bogen suchen.
Cypripor, der lose Gast,
Mag sich hundertmal verwandeln,
Schiessen, jagen, werben, handeln,
Hier ist längst der Schluß gefaßt:
lieber gar kein Wort zu schreiben,
Als dergleichen Zeug zu treiben.

Wär es doch so künstlich nicht,
Etwas neues auszuhecken,
Und den kleinen Böswicht
In den Weinberg zu verstecken.
Würd ihm nicht ein Winzerkleid
Artiger, als sonst was, stehen?
Und was könnt ihm da entgehen,
Wo er Most und Trauben beut?
Denn ich spräche, dieß Geschenke
Gäbe lauter Liebestränke.

Aber nein! mein stolzer Sinn
Schämt sich solcher Fabelpossen;
Und die schöne Wellerin
Hätte dieß gewiß verdrossen.:
Ihr gereinigter Verstand
Liebt nur wohlgerathne Sachen,
Und sie würde mich verlachen,
Wenn ich ihr Vermählungsband,
Das der Himmel selbst gestiftet,
Durch dergleichen Tand vergiftet.

Darum bleib ich auf der Spur,
Die Vernunft und Tugend lehret,
Und den Schöpfer der Natur
Auch in seiner Stiftung ehret.
Auch der Ehstand ist sein Thun,
Er verbindet Hertz und Seelen,
Und der Menschen ganzes Wählen
Muß allein bey ihm beruhn;
Soll es anders wohl gelingen,
Segen, Heil und Wohlfahrt bringen.

Und da rührt das Band auch her,
Werther Bruder, das dich bindet.
Hier fällt mir der Wunsch nicht schwer,
Den die Pflicht für nöthig findet.
Lebe, theures Paar! beglückt,
Lebe stets vergnügt und lange!
Wisse nichts von Gram und Zwange,
Bis man voller Lust erblickt;
Daß dereinst bey grauen Tagen
Lieb und Ehstand Frucht getragen.

* * *

IX. Ode.

An

Herrn Capelldirector Graun,

bey ſeiner Verbindung

mit der

Jungfer Schmielin.

J. ſ. N.

Neuer Orpheus deiner Zeiten!
Deſſen wundervolle Seyten,
Ohn ein ſonderlich Bemühn,
Bäum und Felſen nach ſich ziehn;
Edler Graun! wenn deine Liebe
Nicht die alte Freundſchaft ſtört:
So nimm hin, was dir gehört,
Dieſe Frucht der treuſten Triebe;
Kan gleich meiner Muſen Lallen
Dir nicht, wie du mir, gefallen.

Warlich, o du Freund der Neune!
Wäre deine Kunſt die Meine,
Säng ich, wie dein Bogen ſpielt,
Den man in der Seele fühlt;
Könnt ich ſo die Herzen regen,
So bezaubern, wie du thuſt:
Würd ich dir bey deiner Luſt
Adern, Mark und Bein bewegen;
Und von lauter ſchönen Dingen
Deiner Auserwählten ſingen.

Aber sprich, wer kan dir gleichen,
So geschickt die Seyten streichen,
So genau die Nieten sehn,
So gewiß den Wirbel drehn?
Deine süssen Harmonien
Nehmen Ohr und Herzen ein.
Und was klingt so ungemein,
Als die sanften Melodien?
Welche trösten und entzücken,
Schrecken, dräuen und erqvicken.

Sage selbst, verliebte Schöne!
Wie gefällt dir sein Getöne?
Doch, du denkst, ein blosser Klang
Ist nicht das, was mich bezwang.
Freylich hat er andre Gaben,
Witz, Verstand und Höflichkeit,
Eine Brust, die sich dir weiht,
Und was sonst die Freyer haben:
Dieß bewog dich, wie wir denken,
Ihm dein treues Herz zu schenken.

O wie wohl heißt das getroffen!
Itzo kanst du alles hoffen,
Was der Hochzeitfackeln Pracht
Angenehm und heiter macht.
Denn wie seine Violine,
Auch die zärtsten Striche fühlt;
So empfindt auch, der sie spielt,
Seiner Schönen zärtste Mine:
Weil ein Blick, der von ihr stammet,
Gleich sein ganzes Blut entflammet.

Der Music geweihte Seelen
Sind sehr ekel im Erwählen:
Denn nicht jedes Haberrohr
Fällt gleich angenehm ins Ohr.
Aber was sie lieb gewinnen,
Lassen sie durchaus nicht mehr,
Und dieß zärtliche Gehör
Leitet auch die andern Sinnen;
Drum verspricht dir Graumens Liebe
Unauslöschlich heisse Triebe.

Sollte dich der Tod ihm rauben,
O so kanst du sicher glauben:
Orpheus und Euridice
Fühlte kaum ein herber Weh!
Gieng nun der mit schnellen Schritten
Seufzend nach der Unterwelt,
Das, was ihm der Tod gefällt,
Durch die Laute zu erbitten:
Ey so würden Graumens Seyten
Dich gewiß zur Gruft begleiten.

Und wer weis, was noch geschähe,
Wenn ihn Pluto spielen sähe,
Ob nicht deine Wiederkehr
Seiner Kunst Belohnung wär!
Doch kein trauriges Besorgen
Schickt sich hier zur Hochzeitlust,
Drum vergnüget eure Brust,
Werthes Paar! bis an den Morgen.
Aber gebt auch bald die Proben,
Daß ihr sie nicht aufgeschoben.

Soll ich euch noch Wünſche machen?
Ja, man möchte mich verlachen,
Daß ich ſchon ſo viel gereimt,
Und das Beſte doch verſäumt.
Nun, das gütige Geſchicke
Sey der Harmonie geneigt,
Die ſich an euch Beyden zeigt;
So beſtrömt euch alles Glücke.
Denn wo Lieb und Treu ſich zeigen,
Hängt der Ehſtand voller Geigen.

X. Ode.

An seine Excellenz,

Herrn Christian von Looß,

wegen der Geburt

seines ersten Sohnes.

Im Monat Februar. 1731.

Hab ich nicht mit froher Zungen
Dich, erhöhter Looß! besungen,
Als dich Hymens erste Nacht
Kurz zuvor vergnügt gemacht?
Klungen nicht die sanften Seyten
Von des Gottes keuscher Glut,
Der noch täglich Wunder thut,
Ungeschwächten Lieblichkeiten?

Ja! die Muse läßt michs wissen,
Die mich damals hingerissen.
Clio sagt mir: Zweifle nicht;
Denn das war ja deine Pflicht.
Sprich, warum die Laute schweiget;
Da sich itzund auf dem Schooß
Unsers trefflichen von Looß
Seines Ehbetts Erstling zeiget?

Gruft und Leichen zu verehren,
Muß ich täglich ſingen hören;
Soll die Wiege denn allein
Keines Liedes würdig ſeyn?
Sarg und Baare raubt der Erden,
Was die Wiege wieder giebt;
Soll ſie denn nicht mehr geliebt,
Zehnmal mehr beſungen werden?

Sang nicht dort, im Schäfertone,
Maro ſelbſt dem erſten Sohne,
Der dem Pollio gerieth,
Ein Geburts- und Ehrenlied?
Looß liebt gleichfalls unſre Flöten;
Singſt du ſchon nicht, wie Virgil;
So gehört dein Seytenſpiel
Doch zum Chore der Poeten.

Nun ich folge, ſpiel und ſinge;
Gieb nur, daß es wohl gelinge!
Holde Muſe, leite mir
Geiſt und Hand auf rechter Spur!
Laß mich deine Regung fühlen;
Dämpfe hier den ſtarken Ton;
Denn ich muß auf Looßens Sohn
Sanfte Wiegenlieder ſpielen.

Zarter Erſtling, ſüſſer Knabe!
Du, des Himmels eigne Gabe,
Die ſo ſchön als edel iſt;
Sey willkommen! ſey gegrüßt!
Biſt du nicht beglückt zu ſchätzen?
Stammhaus, Zeit und Vaterland
Biethen dir erwünſcht die Hand,
Dich recht hoch empor zu ſetzen.

Deutschland schenket dir das Leben,
Das der Welt Gesetze geben,
Dem der wilde Muselmann
Nichts mehr abgewinnen kan.
Deutschlands Kern, das kluge Meissen,
Wo durch eifriges Bemühn,
Witz und Wissenschaften blühn,
Läßt sich deine Mutter heissen.

Dreßden hilft dich selber wiegen,
Dessen Glanz so sehr gestiegen;
Dreßden, diese Königsstadt,
Die kaum ihres gleichen hat.
Dreßden, wo seit vielen Zeiten
Kunst und Ueberfluß und Macht,
Schönheit, Artigkeit und Pracht
Neidisch um den Vorzug streiten.

O welch ein unschätzbar Glücke!
Aber wirf auch deine Blicke
Auf der Völker Lieb und Lust,
Den unsterblichen August;
Auf den Vater seines Landes,
Aller Fürsten Musterbild,
Seines Adels Schutz und Schild,
Und den Trost des Bürgerstandes.

Seinem Zepter Ehre geben,
Heißt in voller Freyheit leben:
Unter ihm gebohren seyn,
O das Glück ist ungemein!
Die beseligten Provinzen
Preisen stets sein Regiment;
Und wer seinen Namen nennt,
Nennt ein Muster weiser Prinzen.

Ferner blick auf dein Geschlechte;
Dieß verdient mit allem Rechte,
Daß ein edler Zweig dabey
Stolz auf seinen Stammbaum sey.
Sieh die Reihe grauer Ahnen,
Und was sie so groß gemacht!
Dieses kan zu Glück und Pracht
Dir dereinst die Wege bahnen.

Endlich wirf die Augen wieder
Auf das letzte Paar der Brüder;
Beyde sind dem Glück im Schooß,
An Verdienst und Ehren groß.
Schaue nebst des Vaters Zügen,
Deiner Mutter Schönheit an;
Und, dafern ichs fordern kan:
So bezeige dein Vergnügen.

Laß uns durch dein Lächeln wissen,
Wenn sie dich aus Liebe küssen,
Mit was hochvergnügtem Geist
Du ihr Sohn und Erbe seyst.
Aeltern kan man zwar nicht wählen:
Aber stünds in deiner Wahl;
Würdest du kein einzigmal
Dieß gepriesne Paar verfehlen.

Bald wird ihr getreues Sorgen
Nicht, gleich andern, Hülfe borgen;
Sondern selbst geschäfftig seyn,
Dich der Tugend einzuweihn.
O wie schön ist ihr Exempel,
Das der Regeln Werth bestärkt!
Dieses führt dich unvermerkt
In den Glücks- und Ehrentempel.

So

So wirſt du dem edlen Sachſen
Recht zu Troſt und Luſt erwachſen:
Ja, es wird gewiß geſchehn,
Daß man dich erhöht wird ſehn.
Wenn dann einſt dein Vater ſteiget,
Folgt ſein erſtgebohrner Sohn:
So wie Bünaus Stammhaus ſchon
Solch ein ſeltnes Beyſpiel zeiget.

Lallſt du nicht mit zarter Zungen,
Daß ich ſchon genug geſungen?
Nein, du ſchlummerſt, kleiner Looß!
Schlummre dann und werde groß!
Werde groß an Glück und Ehren:
Künftig ſoll noch alle Welt,
Wenn dir nur mein Lied gefällt,
Deines Ruhmes Nachklang hören.

O wie will ich mich erfreuen,
Wenn mein frühes Prophezeyhen,
Wozu mich mein Phöbus zwingt,
Schleunig zur Erfüllung dringt!
Hab ich dann die ſchönen Auen,
Wo die ſanfte Pleiſſe rauſcht,
Um kein fernes Feld vertauſcht,
Will ich dich von nahen ſchauen!

XI. Ode.

An Jungfer L. A. V. Kulmus.

1731. den 11 April.

CONSTANCY.

Fear not, My Dear, a Flame can never dye,
That is once kindled by so bright an Eye.
View but thy self, and measure thence my Love,
Think what a Passion such a Form must move.
For, though Thy Beauty first allurd my Sight,
Now I consider it, but as the Light,
That led me to the Treasury of Thy Mind,
Whose invard Virtue in that Feature shin'd.
That knot, be confident, will ever last,
Which Fancy ty'd, and Reason has made fast;
So fast that Time, allthought it may disarm
Thy lovely Face, my Faith can never harm:
And Age deluded, when it comes, will find,
My Love remov'd and to Thy Soul assign'd.

Schönste Muse deiner Zeit,
Unvergleichliche Louise!
Hilf doch meiner Schüchternheit,
Die dich itzt so gerne priese.
Lehre du mich selber dichten,
Hilf mein schlechtes Rohr erhöhn;
Denn dein Lob so rein und schön,
Als du singest, einzurichten,
Muß mein Lied so ungemein,
Als dein ganzes Wesen seyn.

Warlich!

Warlich! ein ſo edler Geiſt
Wird nicht überall gefunden,
Der, was Witz und Tugend heißt,
Durch ein feſtes Band verbunden.
Selbſt bey Männern ſieht man ſelten
Solcher Güter Zahl vereint;
Als in deinem Thun erſcheint,
Wo ſie warlich zwiefach gelten:
Weil man niemals mehr Verſtand
Bey ſo zarter Jugend fand.

Kan doch weder Stolz noch Geiz
In dein ſtarkes Herze dringen,
Noch der Eitelkeiten Reiz
Deine groſſe Seele zwingen!
Deiner Mutter Witz und Tugend,
Einſicht und Beleſenheit
Führt dich zur Gelehrſamkeit,
Und vergöttert deine Jugend;
Welche ſo ſchon, wie du biſt,
Engliſch mehr, als menſchlich iſt.

Pallas ſelbſt iſt nie ſo fern
In der Künſte Feld gedrungen,
Als es dir, der Weisheit Kern
Gründlich einzuſehn, gelungen.
So viel Frauenzimmerſpiele
Man bisher bey uns vernahm,
Klingen ſchlecht, ja matt und lahm
Gegen deinem Dichterkiele;
Welcher nicht nur ſie verlacht,
Nein! auch Männer neidiſch macht.

Künftig darf sich dein Geschlecht
Seiner Schwachheit nicht mehr schämen,
Und der Dichtkunst Meisterrecht
Gleich den stärksten Dichtern nehmen.
Adelgunde wird mit Ruhme
Unsres Preußens Sappho seyn:
Ja dieß Lob ist dir zu klein,
Deutschland trotzt dem Alterthume;
Denn du fängst viel stärker an,
Als es Sappho enden kan.

Wird die kluge Lambert nur
Nechst, durch dich, auch deutsch gelesen,
Kömmt man leichtlich auf die Spur,
Welch ein Geist dabey gewesen.
Doch wer weis, obs jemand glaubet?
Der, wenn ihn die Schrift ergetzt,
Dich, die du sie übersetzt,
Des verdienten Ruhms beraubet:
Weil er solcher Schreibart Preis
Noch von keiner Schönen weis.

Dieses Geistes seltne Pracht,
Dieser edlen Seele Gaben,
Würden mich entzückt gemacht,
Würden mich bezaubert haben;
Hätt ich gleich am Weichselstrande
Deine Schönheit nie erblickt:
Denn dadurch ist mirs geglückt,
Daß ich meinem Vaterlande;
Welch ein herrlicher Gewinn!
Nun nicht mehr gehäßig bin.

Selig

Selig seyst du, süsses Licht!
Daß du sie zur Welt gebohren!
O was hätte Deutschland nicht,
Ohne dich an ihr verlohren!
Seyd gegrüßt, ihr schönen Stunden!
Eurer Morgenröthe Schein
Soll mein liebster Anblick seyn,
Der sich jemals eingefunden:
Kommt noch oft, und stellt sie mir,
So wie jüngst, im Traume für.

Lies dieß Blatt, Victoria!
Als ein treues Ehrfurchtszeichen.
O wär ich dir itzt so nah!
Was könnt mir an Freude gleichen?
Doch der Himmel kan es fügen,
Daß mein Wunsch sich bald erfüllt:
Und indessen soll dein Bild
In Gedanken mich vergnügen;
Bis ich, (wenns doch bald geschäh!)
Dich persönlich wieder seh.

XII. Ode.

Auf den Tod
eines
Jungen Frauenzimmers
in Bremen.

1731.

J. ſ. N.

Fließt nur, ihr gerechten Thränen!
Fließt bey unverſtelltem Sehnen;
Da der ſchönen Kruſin Gruft
Euch aus euren Qvellen rufft.
Antonettens Geiſt und Tugend
Sind der zärtſten Wehmuth werth;
Da ſie, ach! in früher Jugend
Zu der Zahl der Todten fährt.

Konnte dich denn nichts erweichen,
Du Gebiether blaſſer Leichen?
Haſt du ſie nicht angeſehn,
Harter Tod! eh dieß geſchehn?
Rührten dich die ſchönen Wangen
Und die muntern Augen nicht;
Eh ſie noch den Pfeil empfangen,
Der auch uns ins Herze ſticht?

Schallten

Schallten aus dem klugen Munde
Nicht noch in der letzten Stunde
Holde Worte, deren Klang
Deine Grauſamkeit bezwang?
Hielte denn die edle Seele
Nicht durch jeden matten Blick,
O du Fürſt der dunklen Höle!
Deinen ſtrengen Arm zurück?

Nein, es kan dich gar nichts regen,
Nichts kan deine Bruſt bewegen:
Schönheit, Tugend und Verſtand
Iſt und bleibt dir unbekannt.
Möchteſt du doch alles haben!
Räumt man dir doch alles ein!
Nur bey Antonettens Gaben
Sollteſt du gelinder ſeyn.

Aber ach! es iſt geſchehen!
Alle, die ſie nur geſehen,
Sie gekannt und hochgeſchätzt,
Sind in tiefes Leid verſetzt.
Niemand kan die Zähren hemmen,
Jung und Alt und Frau und Mann
Muß die Wangen überſchwemmen;
Sieht man ihren Sarg nur an.

Schlagt die naſſen Augenlieder,
Theure Eltern, werthe Brüder,
Schöne Schweſtern, wieder auf;
Seht der Todten Tugendlauf.
Solch ein Kind, ſo ein Geſchwiſter
Trifft man warlich ſelten an,
Das die Wahrheit ins Regiſter
Der Vollkommnen ſchreiben kan.

Hat ſie nicht durch reine Sitten,
Sich den edlen Ruhm erſtritten,
Daß ihr Wandel ganz und gar
Unbefleckt und köſtlich war?
War ſie nicht der Unſchuld Tempel,
Und der Keuſchheit Eigenthum?
Warlich, ein ſo ſchön Exempel
Bringt der Tugend neuen Ruhm.

Freylich habt ihr viel verlohren:
Aber, war ſie denn gebohren,
Dieſer Eitelkeit allein
Ewig unterthan zu ſeyn?
Schuff ſie Gott nur dieſer Erden,
Die doch nur ihr Gaſthaus hieß?
Nein; ſie ſollt ein Engel werden,
Und ein Schmuck ins Paradies.

Faßt euch denn, ihr Hochbetrübten!
Antonette, die wir liebten,
Unſrer Jugend Preis und Zier,
Iſt weit glücklicher, als wir.
Ihre Scheitel trägt die Krone,
So ſie glaubensvoll erreicht:
Wo ſie vor des Lammes Throne
Lämmern an der Unſchuld gleicht.

Spare dich für deine Heerde,
Vaterherz! dem die Beſchwerde
Der gehäuften Traurigkeit
Eine jähe Nachfahrt bräut.
Deine Schafe brauchen Weide,
Wenn nun ſtets der Hirte klagt,
Wird bey gar zu vielem Leide
Ihnen auch die Flur verſagt.

Doch,

Doch, was will ich andre tröſten?
Iſt mein Schmerz doch faſt am größten;
Der, ſeit alles ſie verehrt,
Stets mein Klagelied geſtört.
Meiner Cither ſchlaffe Seyten
Sprungen mir für Kummer ab,
Wenn ich ihren Trefflichkeiten
Ein bethräntes Opfer gab.

Daß ich nun nicht länger ſäume;
Ey ſo nehmt die ſpäten Reime,
Dazu ich verbunden bin,
Mit geneigten Händen hin.
Antonette wird begraben,
Doch das Grab ſchließt ſie nicht ein:
Antonettens Geiſt und Gaben
Werden unvergeßlich ſeyn.

XIII. Ode.

Auf

Herrn Professor Fischers

und

Herrn Gerlachs

Rückkunft von Reisen.

1731.

Sehn wir unsern Gerlach wieder?
Ja, er kömmt vergnügt zurück!
Singt, ihr Musen, neue Lieder,
Wünscht auch seinem Mentor Glück.
Beyde sind nach langen Reisen,
So sie glücklich abgelegt,
Billig durch ein Blatt zu preisen,
Welches Geist und Feuer hegt.
Wüßt ich nur die frohen Pflichten
Recht geschickt ins Werk zu richten.

Freue dich, belobtes Preussen!
Deine Söhne sind dir treu;
Eilen, selbst allhier in Meissen,
Unsre Lindenstadt vorbey.
Jauchzt, ihr Fürsten aller Flüsse,
Die der weite Belt empfäht;
Ihr bekommt viel treue Grüsse,
Wenn ihr diese wieder seht,
Die, seit vier erfüllten Jahren,
Fremder Ufer Gäste waren.

So

So viel Länder ſie durchzogen,
So viel Städte ſie beſucht,
Ward euch alles recht gewogen;
Pries faſt alles eure Frucht.
Denn aus zween ſo edlen Gäſten
Ward der ſichre Schluß gemacht;
Daß ihr ſie, bloß euch zum beſten,
So geſchickt hervor gebracht:
Weil ſie ſelbſt in ihren Landen
Faſt nicht ihres gleichen fanden.

Gerlachs angenehme Sitten,
Gerlachs Witz und Munterkeit,
Schien den Franzen und den Britten
Selber eine Seltenheit.
Fiſchers tiefgelehrtes Wiſſen,
Fiſchers gründlichen Verſtand,
Hat die Schelde preiſen müſſen,
Hat die Themſe ſelbſt erkannt,
Seine, Rhone, Po und Tyber
Hatten ihr Vergnügen drüber.

Wie ein Schiff, mit kühnen Maſten,
Manch entlegnes Meer durchſtreicht,
Bis es die gewünſchten Laſten,
Als den Zweck der Fahrt, erreicht:
Wie es da mit guten Winden
Endlich in den Hafen ſchwimmt;
Der, mit freudigem Empfinden,
Theil an ſeiner Rückkunft nimmt:
Denn der theuren Ladung wegen
Kömmt die halbe Stadt entgegen.

Alſo wird nach langen Fahrten
Danzig, die geprieſne Stadt,
Euch, ihr Freunde! ſchon erwarten,
Die ſie längſt vermiſſet hat.
Denn ihr habt von fernen Reiſen
Manchen Reichthum, manche Frucht,
Manchen Vortheil aufzuweiſen,
Den man ſonſt vergeblich ſucht,
Weil es jedem nicht gelinget,
Daß er ihn nach Hauſe bringet.

Auf, ihr ſchönen Weichſelinnen!
Flechtet Kränze, ſammlet euch;
Euren Gerlach zu gewinnen,
Zeigt euch ihm an Anmuth reich:
Zeigt ihm, daß von fremden Nymphen,
Die ſo ſtolz und trotzig ſind,
Keine darf ſein Danzig ſchimpfen,
Wären ſie nicht willig blind:
Weil ſie da, an Geiſt und Gaben,
Hundert ihres gleichen haben.

Nehmt die Schweſter in den Reihen,
Die beliebte Gerlachin;
Ihren Bruder zu erfreuen,
Tritt ſie freudig zu euch hin.
Klein eröffnet euch den Garten,
Der mit Seltenheiten prangt,
Und mit Pflanzen fremder Arten,
Schon ſo manchen Ruhm erlangt.
Klein wird ſelber mit Ergetzen
Euch und ihn zu Tiſche ſetzen.

Eyler, Rosenberg und Kade,
Werden seine Gäste seyn!
Wär ich auch da! Ewig Schade!
Träfe doch mein Wünschen ein.
Fischern werden sie umfassen,
Fischern wird dieß Kleeblatt nicht
Eher aus dem Zimmer lassen,
Bis der nächste Tag anbricht,
Und mit weisheitsvollen Sinnen
Ihn auf ewig lieb gewinnen.

XIV. Ode.

Bey dem Todesfalle
Herrn M. Juſt Gotthardt Rabeners,

Veſperpredigers zu St. Thomas in Leipzig.

den 24 Aug. 1731.

J. ſ. M.

Freunde! Rabner eilt von hinnen!
Klagt mit ſchmerzerfüllten Sinnen.
Fromme Muſen! ſeyd bemüht,
Lehrt uns hier ein Grabelied;
Preiſet Rabners Ruhm und Ehre,
Die er lebend ſich erwarb;
Daß es auch die Nachwelt höre,
Wie bedauernswerth er ſtarb.

Leipzig klagt bey ſeinem Tempel,
Wo ſein Lehren und Exempel,
Seine Wachſamkeit und Müh
Täglich mehr und mehr gedieh.
Kanzel und Altar bezeugen,
Daß er ſtets, mit Redlichkeit,
Sich des Höchſten Dienſt zu eigen,
Und der Kirchen Heil geweiht.

Und

Und wie ſeufzt nicht Phaurene!
Dieſe Mutter edler Söhne
Rühmt die Fruchtbarkeit und Kraft
Seiner groſſen Wiſſenſchaft.
Denn ſie zählt ihn zu den Lehrern,
Derer Mund ſo manches Jahr
So viel eifersvollen Hörern
Eine Weisheitsquelle war.

Svada rühmt die kluge Zunge,
Die durch tauſend Herzen drunge;
Und den Kiel, der, wenn er ſchrieb,
Muſſens Ruhm noch höher trieb.
Seine witzerfüllte Schriften
Sind ein Muſter, wie man ſchreibt,
Wenn man ſich ein Lob will ſtiften,
Welches unvergeſſlich bleibt.

Kommt, hör ich ſie ſelber ſprechen,
Die ihr eure Mundart rächen
Und der deutſchen Sprache Gold
Bis aufs höchſte läutern wollt;
Merkt auf Rabners Meiſterſtücke,
Seht der Schreibart Reinigkeit;
Und erkennt es für ein Glücke,
Wenn ihr ihm recht ähnlich ſeyd.

Und wie klagt nicht ſein Geſchlechte,
Welches ihn, mit vollem Rechte,
Zwar nur Sohn und Bruder hieß,
Aber faſt als Vater prieß!
Ja, wie klagen nicht die Freunde,
Die ſein Umgang ſtets ergetzt:
Da ſein Tod auch manchem Feinde
Die erſchrocknen Wangen netzt.

Ist er nicht in jungen Jahren
In die Gruft dahin gefahren;
Da er muthig und gesund,
Recht in vollem Wachsthum stund?
Ach! der Tod reißt unser Hoffen
Warlich recht zur Unzeit ein;
Und der Schlag, der uns getroffen,
Könnte kaum betrübter seyn.

Küsset noch die milden Hände,
Die bisher, bis an sein Ende,
Euch, die Noth und Armuth plagt,
Hülf und Zuschub nie versagt.
Aetzt die Anzahl seiner Gaben
Auf die Decke seiner Gruft:
So wird er ein Denkmaal haben,
Bis die letzte Stimme rufft.

Ruhe sanft in deinem Staube!
Wir bedauren bey dem Raube,
Welcher dich der Welt entzieht,
Mehr was uns, als dich bemüht.
Dein erhöhter Geist genieſſet
Salems Lust und Freudenwein:
Da hier unser Auge fließet,
Da wir voller Kummer seyn.

XV. Ode.

Auf den Geburts- und Namenstag Seiner Aeltern.

Im Jahre 1732. den 7 Sept.

Aeltern! die der Himmel mir
Aus beſondrer Gunſt verliehen,
laßt mich itzt aus Dankbegier,
Seyten auf die Laute ziehen.
Laßt mich in den fernen Auen,
Wo die kleine Pleiſſe rauſcht,
Auf die fetten Fluren ſchauen,
Die ich zwar vorlängſt vertauſcht;
Aber gleichwohl unterdeſſen
Noch zur Zeit nicht ganz vergeſſen.

Mein, geliebtes Vaterland!
Die ſind noch bey dir am leben,
Die mir, nächſt des Himmels Hand,
Athem, Geiſt und Leib gegeben;
Die mich aus den dunkeln Schätzen
Der Natur ans Licht gebracht,
Und, mit innigſtem Ergetzen,
Nach und nach geſchickt gemacht,
Das, was wir die Weisheit nennen,
Gott, die Welt, und mich zu kennen.

Theurer

Theurer Vater! dessen Huld
Mich von Jugend auf belebet,
Daß die Grösse meiner Schuld
Mir noch stets vor Augen schwebet;
Dein erhöhtes Alter dringet
Durch das grosse Stuffenjahr,
Und dein graues Haupt bezwinget
Frisch und munter die Gefahr,
Die Gefahr, die mancher scheuet,
Weil sie Sarg und Baare bräuet.

Liebste Mutter! deren Hand
Ich schon lange nicht geküsset,
Nimm dieß treue Demuthspfand,
Womit dich dein Sohn begrüsset.
Da dein Namensfest erschienen,
Das mich schon so oft erfreut:
So verehr ich auch Reginen,
Hab ich dir dieß Lied geweiht;
Um die treuen Kindespflichten
Dir mit Freuden zu entrichten.

Beydes fällt auf einmal ein,
Und verdoppelt mir die Freude;
Sonst besang ich eins allein,
Itzt verehr ich alle Beyde.
Beyde hat das höchste Wesen,
Dessen Wink die Welt regiert,
Mir zu Aeltern auserlesen;
Beyde hat er so geführet,
Daß sich Zeit und Ort gefunden,
Da der Ehstand sie verbunden.

Lehrt mich beyder zarten Sinn,
Musen! lehrt mich Gottscheds Liebe,
Gottscheds, und der Viemannninn,
Als ein Muster reiner Triebe.
Denn ich weis, ihr könnt es wissen,
Weil ihr selbst sein Rohr benetzt,
Wenn er sonst ans Pindus Flüssen
Oft ein deutsches Lied gesetzt.
Ja ihr wißt von seinen Tönen,
Auf den Jahrestag seiner Schönen.

Ihre Tugend, ihr Verstand,
Ihrer Jugend frische Blüthe,
War das anmuthreiche Band
Für sein redliches Gemüthe.
Sein gelehrt und frommes Wesen
War, was ihrer Brust gefiel:
Ja, dieß Paar war auserlesen,
Wie der keuschen Triebe Ziel;
So nach beyder Wunsch und Hoffen,
Durch die Hochzeit eingetroffen.

Sey gegrüßt, beliebter Wald!
Grüner Berg, an dessen Grunde
Dieses Paar den Aufenthalt,
Ja sein andres Eden funde.
Sey gegrüßt, o mein Judaten!
Wo ich erst das Licht erblickt,
Wo in frommen Schäferhütten
Mich der Mutter Brust erquickt;
Wo ihr mühsames Erziehen
Mir zu lauter Heil gediehen.

Mir zum Heil, und dir zur Luſt,
Werthe! die du meinetwegen
Oft von keiner Ruh gewußt,
Nächte ſonder Schlaf gelegen.
Deine Sorgfalt und dein Wachen
Stund der ſchwachen Kindheit bey,
Machte mich wohl gar vom Rachen
Des beſorgten Todes frey;
Wenn die Seufzer deiner Zungen
Mich dem Himmel abgedrungen.

Und wie rühm ich deinen Fleiß,
Theurer Vater! dein Beſtreben,
Mir von allem, was ich weis,
Selbſt den erſten Grund zu geben?
Wie der Deutſche, Griech, Lateiner
Und Hebräer ſchreibt und ſpricht,
Dieſes wies mir ſonſten keiner,
Als dein treuſter Unterricht;
Den ich, falls ich wechſeln ſollte,
Gegen nichts vertauſchen wollte.

Selbſt der Redner edle Kunſt
Haſt du mir zuerſt gewieſen,
Und der Muſen ſüſſe Gunſt
Durch dein Beyſpiel angeprieſen.
Und ſo wuchſen mir die Flügel
Unter deiner Vaterzucht,
Bis ich ſelbſt den Königshügel,
Albertinens Sitz, beſucht,
Wo nebſt Odoacers Mauren,
Margraf Albrechts Künſte dauren.

Hier

Hier empfand ich erſt die Kraft
Deiner väterlichen Lehren;
Hier konnt ich die Wiſſenſchaft
In erwünſchter Freyheit hören.
Und was war es dir für Freude,
Wenn dein Sohn die Proben wies,
Und im langen Prieſterkleide
Sich mit Beyfall hören ließ;
Ja mit herzlicherm Vergnügen
Die Cathedern oft beſtiegen.

Pallas ſchmückte kaum das Haar
Durch den blauen Hut der Weiſen,
Als die deutlichſte Gefahr
Mir befahl, davon zu reiſen.
Damals gab ich deinen Gaſſen,
Königsberg! die gute Nacht:
Doch ich kan dich noch nicht haſſen!
Nein! ich habe ſtets gedacht,
Daß, wenn ich kein Leipzig wüßte,
Ich dich noch betrauren müßte.

Hier gedenk ich an den Gram,
liebſten Aeltern! an die Zähren,
Die mir, als ich Abſchied nahm,
Faſt den Aufbruch wollten wehren.
Doch der wohlgemeynte Segen
Folgte mir auf jedem Schritt,
Gieng, auf unbekannten Wegen,
Bis ins edle Meiſſen mit;
Wo ich nun, ſeit ſieben Jahren,
Täglich ſeine Kraft erfahren.

O wie frölich und vergnügt
War die Zeit vor zweyen Jahren,
Als es sich so schön gefügt,
Daß wir an der Weichsel waren!
Danzig sah in seinen Wällen
Sohn und Aeltern ganz entzückt,
Die einander, ohn Verstellen,
Oft an Mund und Brust gedrückt;
Endlich aber ganz zufrieden
Sich getrennet und geschieden.

Lebt denn glücklich, theure Zwey!
Werdet alt bey guten Tagen,
Machet euch von Sorgen frey,
Laßt euch keinen Kummer nagen.
Euren Söhnen wirds nicht fehlen,
Wenn sie nur in allem Thun
Euch zum Tugendmuster wählen,
Und in Gottes Fügung ruhn;
Der, wie man an euch gespüret,
Stets die Seinen wohl geführet.

Ja des Vaters Redlichkeit,
Sammt der Mutter Menschenliebe,
Gaben mir, seit langer Zeit,
Ein Exempel edler Triebe.
Müßt ihr aber endlich sterben,
Werthe, folgt ihr der Natur:
O so laßt mich eins nur erben,
Laßt mir eure Tugend nur!
Laß ich diese bey mir wohnen,
Hab ich mehr, als Millionen.

* * * XVI. Ode.

XVI. Ode.

An Herrn D. Schön.

1731.

Theurer Freund, den in den Rechten
Selbſt Aſtrea Lehrer nennt,
Dem die Muſen Kränze flechten,
Wenn ſein Geiſt im Dichten brennt;
Laß mich doch nur frey geſtehen,
Daß dein Klagen mich gerühret,
Und mich ſelbſt zu jenen Höhen,
Wo dein Schatz iſt lebt, geführet.

Dein Betrüben, Aechzen, Flehen
Scheint mir gar nicht ungerecht;
Freylich iſt dir Weh geſchehen,
Da der Tod dein Wohl geſchwächt.
Mariette ward begraben,
Aller Schönen Schmuck und Preis,
Der dein Herz, an Witz und Gaben,
Keine zu vergleichen weis.

So viel Schönheit, ſo viel Tugend,
So viel Luſt zur Wiſſenſchaft,
Ward in gar zu früher Jugend
Durch den Tod dahin gerafft!
Dieſes regt ſchon mein Erbarmen;
Doch es klingt mir doppelt hart,
Daß ſie gar aus deinen Armen,
Werther Freund! geriſſen ward,

Sprich, wie war dir bey dem Raube
Deiner schönsten Braut zu Muth?
Thatst du nicht, wie eine Taube
Bey des Gatten Falle thut?
Ja, du girrtest, weintest, riefest,
Du verweyster Bräutigam!
Daß das Lager, da du schliefest,
Oft von deinen Thränen schwamm.

Du bist von den edlen Seelen,
Die kein schnöder Trieb entzündt,
Aber die, so bald sie wählen,
Zärtlich und beständig sind.
Deine Brust war schwer zu zwingen,
Aber da sie Fessel trug,
Wollte sie für Gram zerspringen,
Weil der Tod dieß Band zerschlug.

Doch du hast dieß Leid ertragen,
Als ein Weiser, als ein Christ:
Der auch bey den zärtsten Klagen
Standhaft und gelassen ist.
Ja, ich seh dein starkes Wesen
Gleichsam mit Erstaunen an,
Weil es das, was du erlesen,
So gesetzt bedauren kan.

Freund und Gönner! darf ichs wagen,
Und dir, zwar mit Verbedacht,
Aber im Vertrauen sagen,
Was mich so empfindlich macht?
Bloß die Fühlung eigner Triebe
Hat mich so geschickt gemacht,
Daß ich deiner zarten Liebe
Mehr, als andre, nachgedacht.

Ich hab auch ein Herz gefunden,
Das durch Tugend und Verſtand
Meine zarte Bruſt gebunden,
Wie dich Mariette band.
Pallas ziert ſie durch ihr Wiſſen,
Denn ſie ſpricht und ſchreibt gelehrt:
Wenn an Hippocrenens Flüſſen
Phöbus ſelbſt ſie ſingen lehrt.

Doch ſie lebt in groſſer Ferne,
Wir ſind leider! ſehr getrennt:
Wie das Licht der Nebelſterne
Weit von unſern Augen brennt.
Nur ein Blatt voll kluger Zeilen
Stellt mir ihren Geiſt oft dar,
Seit ein Weg von achtzig Meilen
Gröſſrer Luſt zuwieder war.

Sprich nun ſelbſt, wer von uns beyden
Billiger bekümmert ſey?
Zwar die Trennung und das Scheiden
Iſt hier völlig einerley:
Aber deiner Schönen Freude
Macht auch dich allhier vergnügt,
Wenn dir gleich, bey tiefem Leide,
Noch ihr Bild im Sinne liegt.

Mich hergegen nagt der Kummer,
Der die treue Seele qvält,
Wenn ihr oftmals Ruh und Schlummer
Bloß um meinetwegen fehlt.
Wenn ſie oft, bey ſpäten Nächten,
An den frohen Tag gedenkt,
Der ihr einſt den Kranz wird flechten,
Welchen ihr die Unſchuld ſchenkt.

Aber noch ist nichts zu hoffen,
Seufzt und fleht sie noch so viel!
Steht mir gleich die Rennbahn offen,
Schreckt mich doch das ferne Ziel.
An Bestand wird mirs nicht fehlen,
Wär es auch noch einst so weit:
Aber meiner Freundinn Qvälen
Zwinget mich zur Traurigkeit.

Würde doch das Grab ihr Bette!
Ruf ich oftmals überlaut.
Stürbe sie, wie Mariette,
Unsers Schöns geliebte Braut!
Warlich, ihre Todtenkammer
Wirkte nicht so viel Verdruß,
Als vorizt der lange Jammer,
Den ich ihr erwecken muß.

Hege Mitleid bey den Schmerzen,
Die du glücklich übermannst,
Wo du bey verletztem Herzen
Fremden Gram empfinden kannst.
Stünde Mariettens Leben
Noch für Blut zu kaufen dar;
Wollt ich gern von meinem geben,
Weil sie deine liebste war.

XVII. Ode.

Antwort auf des Herrn D. Schöns Ode.

1731.

Wie der Thau die matten Saaten
Und das welke Laub erqvikt:
So erqvickend und geſchickt
Iſt das Treſtlied dir gerathen,
Das dein Kiel, gelehrter Schön,
Ließ an deinen Freund ergehn.

Sanfter kan kein Oel den Wunden,
Als dein Reim dem Herzen ſeyn,
Das des Liebens herbe Pein
Seit geraumer Zeit empfunden;
Und gleichwohl, bey Schmerz und Flehn,
Seines Grams kein Ziel geſehn.

Doch das macht, ſeit vielen Jahren
Iſt dein eigner Geiſt betrübt:
Denn du haſt, gleich mir, geliebt,
Und faſt gleiche Noth erfahren;
Welche doch, ſo groß ſie hieß,
Meiner manchen Vorzug ließ.

Glaub indeſſen, daß mein Lieben
Nicht von bloſſer Schönheit rührt:
Nein! die Glut, ſo ich geſpürt,
Stammt von doppelt edlen Trieben,
Denn der Zunder, der ſie nährt,
Wird durch keine Zeit verzehrt.

Schönheit ſchwindet, wie die Nelken,
Die ein rauher Sturm verletzt:
Aber das, was mich ergetzt,
Kan ſo leichtlich nicht verwelken.
Nein, es bleibt auch dann recht ſchön,
Wenn Geſtalt und Reiz vergehn.

Ja, das Kind, ſo ich erleſen,
Iſt kein bloſſes Wolluſtbild;
Nein, es iſt mit Witz erfüllt,
Und von ſehr erhabnem Weſen:
So, daß es, an Leib und Geiſt,
Pallas mehr, als Venus heißt.

Edel iſt der Leib an Gaben,
Edel iſt ſo Blick als Gang;
Und der Geiſt, der mich bezwang,
An Verſtand und Muth erhaben:
Beydes raubt, durch Ernſt und Scherz,
Jedem, der es ſieht, das Herz.

Edel iſt ſie auch an Sitten,
All ihr Thun iſt tugendhaft:
Und aus Luſt zur Wiſſenſchaft,
Liebt ſie Frankreich ſammt den Britten;
Deren Sprachen ſie verſteht,
Und durch Mund und Kiel erhöht.

Blicke die gedruckten Blätter
Der gelehrten Lambert an!
Warlich, was die ſchreiben kan,
Trotzt in Deutſchland Zeit und Wetter;
Wenn es ihr nur ſtets gelingt,
Daß mans ſo ins Deutſche bringt.

Prüf auch ſelbſt die erſten Proben
Ihrer jungen Poeſie:
Iſt nicht Sinn und Harmonie
Aller Zeilen höchſt zu loben?
Setzt auch wohl ihr kluger Geiſt
Nur ein Wort, das thöricht heißt?

Und das iſt nun meine Schöne!
Gegen der ich warlich nur
Alle Nymphen dieſer Flur
(Aber insgeheim) verhöhne.
Werther Gönner! ſage du,
Ob ich hier ſo unrecht thu?

Gleichwohl iſt mirs noch entfallen,
Wie ſie Ohr und Herzen zwingt,
Wenn Clavier und Laute klingt:
Denn die Zaubertöne ſchallen,
Daß auch, kämn ein Orpheus her,
Seine Kunſt verächtlich wär.

Möchte mir mein Wunſch gelingen,
Träfe mich ein gutes Glück:
So wollt ich dieß Meiſterſtück
In die Meißneraun bringen;
Und da ſäh die Lindenſtadt,
Was mein Preuſſen ſchönes hat!

Du vor andern würdeſt ſehen,
Auserwählt vertrauter Freund!
Daß ich nicht umſonſt geweint;
Wenn ſie dort, bey ſtillem Flehen,
Ob ſie wohl mehr denkt, als ſagt,
Meine Langſamkeit beklagt.

Nimm dieß Blatt auf deine Zeilen,
Als ein ſichres Zeichen hin,
Daß ich dir verpflichtet bin
Für den Troſt, den ſie ertheilen:
Trifft dereinſt mein Wunſch noch ein,
Will ich dir auch dankbar ſeyn.

XVIII. Ode.

An Sr. Hochwohlehrwürden,
Herrn M. Romanus Teller,

bey ſeiner 1732. den 27 Febr.
geſchehenen Verbindung
mit einer geſchickten und angenehmen
Schützin.

Werther Teller, deſſen Gaben
Mehr als eine Stadt verehrt;
Deſſen lippen Werte haben,
Die man mit Vergnügen hört;
Deſſen Abſchied Zions Mauren,
Die dein Wächteramt geſehn,
Weil er allzufrüh geſchehn,
Noch in Merſeburg bedauren:
Hilf, und laß itzund mein Singen,
So wie deine Reden, klingen.

Komm und zeige mir die Quellen,
Wo du Wort und Einfall nimmſt,
Wenn du auf den Rednerſtellen
Von geweihtem Eifer glimmſt.
Lehre mich in meinem Dichten,
So wie du im Lehren pflegſt,
Wenn du Ohr und Herz bewegſt,
Ausdruck und Gedanken ſichten:
Daß mein Lied von deinem Glücke
Dich und deine Braut entzücke.

O wie wohl hast du gewählet!
Da dein Herz ein Priesterkind,
Dem nicht Geist, nicht Anmuth fehlet,
Treu und redlich lieb gewinnt.
Deiner Schützin Mund und Sitten
Sind an Witz und Tugend reich,
Und es kömmt ihr keine gleich,
Die um deine Huld gestritten:
Sollten sie gleich alle glauben,
Ihr das Vorzugsrecht zu rauben.

Soll ich euch, ihr Schönen! sagen,
Was die Braut so edel macht,
Der in nechst verwichnen Tagen
Teller Hand und Herz gebracht?
Ach! es sind nicht Eitelkeiten,
Nicht Verstellung, Putz und Scherz,
Die sein priesterliches Herz
Zu der Zärtlichkeit verleiten;
Selbst die Hoffnung grosser Schätze
Zog den Freyer nicht ins Netze.

Und was denn? Ihr könnt es rathen:
Ein gesetzter kluger Geist,
Der in Worten und in Thaten
Sich recht tugendhaft erweist.
Ein Verstand von munterm Wesen,
Der sich, weil ihn Pallas nährt,
Täglich mehr und mehr verklärt;
Ein bedächtig Bücherlesen;
Und ein Herz, das alles liebet,
Was der Tugend Vorschub giebet.

Statt

Statt der schnöden Lomberkarten
Nahm sie stets ein Buch zur Hand;
Und die Musen abzuwarten,
Hat sie manchen Tag verwandt.
Schlägt sie nicht die Seyten schöne?
Spricht sie nicht den Franzen nach?
Selbst wie Rom vor Zeiten sprach,
Das sind ihr bekannte Töne;
Und wem thut die Art von Zügen
Ihrer schönen Schrift kein Gnügen?

Und gleichwohl fehlt ihr deswegen
Auch der Wirthschaft Uebung nicht.
Ihr ist keine überlegen,
Die doch stets wie Martha spricht.
Küch und Keller, Schrank und Kammer
Hat die Schützin nie versäumt;
Und was mancher Grübler träumt,
Das erweckt mir lauter Jammer:
Weil, wie diese Braut mich lehret,
Eins das andre gar nicht störet.

Sucht euch auch studirte Schönen,
Ihr gelehrten Freyer! aus:
Niemand kan die Wahl verhöhnen,
Seht nur itzt auf Tellers Haus.
Aber zieht auch weise Töchter,
Wenn euch Gott damit begabt,
Wie ihr Schützens Beyspiel habt:
Denn das zieret die Geschlechter;
Wenn auch diese von dem Wissen
Ihrer Väter zeigen müssen.

Du, mein Teller! sey zufrieden,
Wenn dich deine Muse küßt;
Hat dir doch das Glück beschieden,
Was allhier sehr selten ist.
Diese Wahl kan dich nicht reuen,
Selbst der Himmel segnet dich;
Und ich selbst vergnüge mich,
Wenn dein Ehstand wird gedeihen;
Dörft ich dich nur auch bemühen,
Mir dergleichen Braut zu ziehen.

XIX. Ode.

Als Ihre Hochfürſtliche Durchl.
die
Herzoginn von Hollſtein,
im Jahre 1732.
nach glücklich überſtandenem erſten
Wochenbette
Dero Kirchengang
in Dreßden gehalten.

Fürſtinn! deren Geiſt und Pracht
Auch Göttinnen ſchamroth macht;
Die du itzt die Schmerzensſtunden
Deines Kindbetts überwunden;
Fürſtinn! dich und deinen Sohn
Heute würdig zu beſingen,
Müßte mir der ſchönſte Ton,
Nächſt den Muſen ſelbſt, gelingen.
Gleichwohl wag ichs, da mirs glückt,
Daß ich dich geſund erblickt,
Und was öffentlich geſchehen,
Mit Vergnügen angeſehen.
Gleichwohl wag ichs, durch dieß Lied,
Dich und deinen Sohn zu ehren;
Wenn nur das, was andre zieht,
Mir nicht wird die Reime ſtören.

Deine Schönheit, dein Verſtand
Sind der halben Welt bekannt,
Und dein männlichmuntres Weſen
Nennt der ganze Hof erleſen.
Deine reizende Geſtalt,
Sammt der ſchlanken Glieder Länge,
Hemmt die frohe Zunge bald,
Wenn ſie noch ſo fertig ſänge.

Zarter Prinz, wo biſt denn du?
Deckt dich Gold und Sammet zu?
Nein, ich ſeh dich, ſtatt der Wiegen,
In den ſchönſten Armen liegen.
Dieſer Anblick ſtört mich auch:
Hier darf niemand Lieder bringen,
Dich, nach andrer Kinder Brauch,
Recht zur Unzeit einzuſingen.

Schlafe nicht, und ſieh ſie an,
Die ſo zärtlich küſſen kan;
Wenn ſie dich mit Mutterblicken
Weis an Mund und Bruſt zu drücken.
Sieh ſie an, und lächle nur,
Wenn der Fürſt mit dir will ſcherzen;
Denn der Vaterliebe Spur
Regt ſich ſchon in ſeinem Herzen.

Carl hat dir den tapfern Muth,
So, wie Hollſteins Heldenblut,
Das ſo rein in ihn gefloſſen,
In die Adern eingegoſſen.
Folge ſeinem Beyſpiel nach,
Lerne bald den Degen führen;
Doch, nach manchem Ungemach,
Auch im Lieben triumphiren.

Schlinge dich um ſeinen Hals;
Laß die Mutter ebenfalls
Deiner kleinen Arme Spielen
Um die weiſſen Schultern fühlen.
Fürſtinn! ſieh, wie buhlt er ſchon!
Sollte dich ein Heyde kennen,
Würd er dich und deinen Sohn
Venus und Cupido nennen.

Hengt ihm Amors Köcher um,
Ey, ich gebe was darum,
Wenn er ſo mit Pfeil und Bogen
Zur Redoute kömmt gezogen.
Da wird dieß vermummte Kind
Tauſend Herzen an ſich ziehen,
Und was nicht der Sohn entzündt,
Doch der Mutter nicht entfliehen.

O wie wohl biſt du vermählt!
Dieſes hat dir noch gefehlt.
Schönſte Fürſtinn! dein Vergnügen
Iſt bishero ſtets geſtiegen.
Da du nun ſchon Mutter biſt,
Mußt du, nebſt dem muntern Knaben,
Der dem Vater ähnlich iſt,
Etwas, das dir gleichet, haben.

XX. Ode.

An

Jungfer L. A. V. Kulmus.

1732.

Schmäht, ihr läſtrer unſrer Kunſt,
Schmäht, ihr tollen Dichterfeinde!
Unſrer Flammen reine Brunſt;
Schmäht der Dichtkunſt wahre Freunde.
Eurer ſchnöden Zungen Gift
Kan die Tugend nicht erſchrecken;
Denn was ihren Glanz nicht trifft,
Kan denſelben nicht beflecken.

Seht Petrarchens Beyſpiel an,
Wie beſtändig konnt er lieben?
Iſt er nicht der Tugendbahn
Lebenslang getreu verblieben?
Laurens Schönheit, Geiſt und Wiß,
Sammt der edlen Seele Gaben
Waren einzig Stral und Bliß,
Die ſein Herz entzündet haben.

Weit entfernt, und doch getreu,
Kaum ein einzigmal geſprochen,
Gleichwohl ſonder Heucheley
Sein Gelübde nicht gebrochen;
Dieſes ſind für eure Brut
Warlich viel zu edle Proben;
Doch dafern ihrs gleichfalls thut,
Will ich euch gedoppelt loben.

Aber nein! ihr könnt es nicht,
Das gehört für edle Seelen,
Die ſich kein verführend Licht,
Statt des Leitgeſtirnes, wählen.
Dichter, die der Himmel treibt,
lieben nur des Himmels Kinder.
Nur die Glut, die irdiſch bleibt,
Die verlodert auch geſchwinder.

Auch in Laurens Tode gar
Kan ſein Lieben nicht erkalten.
Nein, er will es, wie es war,
Bis zur kalten Gruft erhalten.
O, was Wunder! daß ſie noch
In Petrarchens Liedern lebet,
Da er ihrer Liebe Joch
Auch zerdrümmert noch erhebet.

Schönſte Laura dieſer Zeit!
So wird dich dein Dichter ehren;
Denn von Unbeſtändigkeit
Sollſt du wahrlich niemals hören.
Biſt du doch des Himmels Kind,
Der mich ſelbſt zu dir geführet:
Darum bleib ich treu geſinnt,
Bis mein letzter Puls ſich rühret.

XXI. Ode.

Auf das

Gröbel- und Menzische Eheverbündniß in Langensalze.

1732. den 10 Nov.

J. f. N.

Sagt, ihr Spötter! was ihr wollt,
Von des Ehstands Bitterkeiten;
Rühmt der Freyheit edles Gold,
Helft für ihren Vorzug streiten:
Alles, was ihr sagt und schreibt,
Kan mich noch nicht überzeugen;
Und wenn Wahrheit Wahrheit bleibt,
Bring ich euch noch selbst zum Schweigen.

Zählt mir nur die Sorgen her,
Die vermählte Leute plagen;
Macht den Kummer noch so schwer,
Den sie oft im Herzen tragen;
Rechnet mir der Stunden Zahl,
In den Tagen, in den Nächten,
Die nur lauter Schmerz und Qual
In verbundne Seelen brächten.

Nennt

Nennt mir Theurung, Miswachs, Brand,
Schlechte Nahrung, böſe Zeiten,
Die ſich über dieſen Stand
Jährlich pflegen auszubreiten.
Nennt mir böſer Kinder Brut,
Und ein liederlich Geſinde;
Dann ſagt, daß ein ledig Blut
Solches alles nicht empfinde.

Dieſes alles glaub ich nicht,
Wenn ich auf den Weltlauf ſehe,
Und mein ſcharfes Augenlicht
Auf ſo manchen Ehſtand drehe.
Sieht man nicht ſo manches Paar
In erwünſchter Wohlfahrt leben,
Und dadurch ganz offenbar
Eurem Wahne wiederſtreben?

Ja, was mehr iſt, ſieht man doch
Manchen mehr, als einmal, freyen.
Dieſe muß ja wohl das Joch
Ihres Ehſtands nicht gereuen.
Scheut ſich ein gebranntes Kind
Vor der Glut empfundner Kohlen?
O! ſo wären alle blind,
Die den Ehſtand wiederhohlen.

Zählt die klugen Männer ab,
Die als Wittwer nicht verzagen,
Und nach ihrer Weiber Grab
Noch einmal das Lieben wagen.
Zählt der Wittwen groſſe Schaar,
Die bey ihrer Männer Särgen,
Deren Tod ſo ſchmerzlich war,
Oft die Freyer nicht verbergen.

Alle dieſe wußten ſchon,
Was der Ehſtand bey ſich führet;
Gleichwohl hat der Venus Sohn
Sie zum andernmal gerühret.
Wäre nun ſein Joch ſo hart,
O! ſie hättens wohl verſchworen!
Und es mit ins Grab verſcharrt,
Wo ſie es einmal verlohren.

Und genug! was braucht es noch,
Unſre Gegner zu vergnügen?
Kan ſie dein Exempel doch,
Werther Bräutigam! beſiegen.
Sieht man dir nicht abermal
Hymens holde Kerzen brennen;
So, daß dich bey deiner Wahl
Alle klug und glücklich nennen?

Ja, dein Hannchen macht dich froh,
Und vergnügt dein Herz von neuen.
Du vergnügſt ſie eben ſo:
Ey wer wollte denn nicht freyen!
Dieſe wiederhohlte Luſt
Bringt die erſte lebhaft wieder;
Und die Trauer deiner Bruſt
Sinkt nunmehro völlig nieder.

Seyd vergnügt, verbundne Zwey!
Liebt und lacht, und ſcherzt und lebet,
Bis ihr ſchmerz- und kummerfrey,
Aller Welt die Lehre gebet:
Daß ſich noch kein Eheſtand
Noth- und kummervoll befunden;
Wenn nur Tugend und Verſtand
Sich ſo, wie bey euch, verbunden.

* * *

XXII. Ode.

An

Den Herrn Abt Mosheim,

über den frühzeitigen Verluſt
Seiner herzlichgeliebten Gattinn.

1733.

Hab ich jemals was beſungen,
Das mir bis ans Herz gedrungen,
Wenn auch oft ein eigner Gram
Mir bis an die Seele kam;
Hab ich je ein wahres leiden
In verletzter Bruſt geſpürt,
Wenn ein allzufrühes Scheiden
Uns was treffliches entführt:
So muß ich bey deiner Pein,
Groſſer Mosheim! zärtlich ſeyn.

Ja, ich ſchien erſtarrt zu bleiben,
Als dein thränenreiches Schreiben
Neulich mir den Fall entdeckt,
Welcher dich ſo hart erſchreckt.
Alle Sylben waren Pfeile
Und durchbohrten Bein und Mark;
Ja, es ward bey jeder Zeile
Meine Traurigkeit ſo ſtark,
Daß, was deinen Schmerz erregt,
Mich nicht minder ſelbſt bewegt.

Schreibst du sonsten aller Orten
Mit erlesnen Zentnerworten,
Deren Kraft ins Herze dringt,
Und den Geist zum Beyfall zwingt;
Pflegst du sonst in allen Stücken,
Wo man mit dem Irrthum kriegt,
Dich so männlich auszudrücken,
Daß Vernunft und Glaube siegt;
Und die Thorheit mit Verdruß
Dir die Palmen reichen muß:

So ward hier kein Wort gefunden,
Welches nicht den Schmerz der Wunden,
Die dir solch ein Fall gemacht,
Herzbewegend vorgebracht.
Geist und Witz und Einfall schwiegen,
Bloß dein Herze nahm den Kiel,
Und beschrieb mit matten Zügen,
Was der Kunst unmöglich fiel;
Was Verstellung, Müh und Fleiß
Nimmermehr zu schildern weis.

„O wie viel hab ich verlohren!
(Schallt dein Ruff mir in die Ohren,)
„Da mein liebstes auf der Welt,
„Kalt aus meinen Armen fällt.
„Die, so sich in wahrer Tugend,
„In Verstand und Witz geübt;
„Die, so ich von erster Jugend
„Unverrückt, bis itzt, geliebt;
„Die, ach leider! ist dahin,
„So, daß ich fast trostlos bin.

Doch

Doch der Zwang gereimter Lieder
Schlägt der Klagen Nachdruck nieder,
Schwächt die Sprache der Natur
Und ihr zartes Weſen nur.
Wüßt ich ſelbſt nur recht zu ſagen,
Was mein reges Herz empfand;
Als der Anblick deiner Klagen
Meine Wehmuth überwand:
Würde man, was dir geſchehn,
Gleichſam hier im Spiegel ſehn.

Aber nein, auch dieſe Schmerzen
Fühlt man leichter in dem Herzen,
Als ein ſchwacher Mund und Geiſt
Sie durch Wort und Kiel erweiſt.
Ja! Wer Mosheims Feder führte,
Welche ſich die deutſche Welt,
Wie ſichs allerdings gebührte,
Längſt zum Muſter vorgeſtellt:
Der vollzöge das vielleicht,
Was mir halb unmöglich deucht.

Soll ich nun vor Kummer ſchweigen?
Oder ſoll ich dir noch zeigen,
Wo des Troſtes Waſſer quillt,
Das dergleichen Jammer ſtillt?
Soll ich den die Großmuth lehren,
Der ſie mehr geübt, als ich?
Oder deſſen Kräfte mehren,
Der ſonſt keinem Unfall wich;
Und ſich ſtets geſetzt erwies,
Wenn ein Wetter auf ihn ſtieß?

Soll ich mich vielleicht erkühnen,
Dir durch ihren Ruhm zu dienen,
Weil doch deiner Freundinn Preis
Dich allein zu laben weis?
Recht! Ich will den Griffel schärfen,
Und dir dein verlohrnes Gut,
Deiner Gattinn Werth entwerfen,
Schönheit, Tugend, Geist und Muth:
Warlich, dieses Bild kömmt dir
Tröstlicher, als alles, für.

Doch, was kan ich bessers schreiben,
Ihren Ruhm recht hoch zu treiben,
Als daß du ihr selbst die Hand,
Ja dein Herze zugewandt?
Die, fürwahr, der sich vor allen
Eines Mosheims Herz ergiebt;
Die, so einer Brust gefallen,
Welche nichts gemeines liebt;
Die verdient es zweifelsfrey,
Daß ihr Nachruhm ewig sey.

Pflegt die Brut gemeiner Seelen,
Nichts, als Geld und Gut, zu zählen,
Wenn sie mit verstellter Glut
Den verliebten Antrag thut:
So besiegt erhabne Geister
Nichts als Großmuth und Verstand;
Nichts, wird ihrer Triebe Meister,
Als was Mosheims Seele band;
Nichts, als was die Braut geziert,
Die ihm einst das Herz entführt.

Nun, ſo komm denn ſelbſt und melde,
Was die Treffliche zum Felde
Vor viel Tauſenden geſchmückt,
Als ſie vormals dich entzückt;
Laß die Anmuth ihrer Jugend
Noch in vollem Glanze ſehn;
Lehr uns ſelber ihre Tugend,
Als wodurch ihr Sieg geſchehn;
Setz uns noch vielmehr hinzu,
Denn wer kennt ſie ſo, wie du?

Sind nun deines Kummers Wunden
Dodurch noch nicht ganz verſchwunden;
So erneure deiner Bruſt
Die Empfindung alter Luſt.
Denk an die, aus deinem Orden,
Die, wiewohl ſie zart geliebt,
Doch ſo glücklich nie geworden,
Daß ſie erſt der Tod betrübt:
Weil ihr Leben ſelbſt ſo gar
Bittrer, als dieß Sterben, war.

Will dein Gram ſich noch nicht ſtillen?
Blick um ihrer Liebe willen;
Blick, in wachſender Geduld,
Auf die Pfänder keuſcher Huld.
So viel Erben du erblickeſt,
So viel Bilder ſinds von ihr;
Wenn du ſie ans Herze drückeſt,
Iſt die Mutter ſelbſt bey dir:
Weil ihr Weſen, Geiſt und Blut
Hier ſchon halbe Wirkung thut.

Denk an deine Tugendproben,
Die dich warlich beſſer loben,
Theurer Abt! als dieſer Kiel,
Als mein mattes Seytenſpiel.
Sieh zurück auf manches Leiden,
Das du herzhaft überwandſt;
Eh du einen Stral der Freuden
In dem werthen Helmſtädt fandſt:
O ſo wird auch dieſe Pein,
Dir nicht unerträglich ſeyn.

Denk an deinen Ruhm im Lehren,
Und an die erlangten Ehren,
Die dein Herzog, der dich liebt,
Dir vor ſo viel andern giebt.
Sieh auf die beliebten Schriften,
Die du ſchon der Welt verehrt,
Welche dir ein Denkmaal ſtiften,
Davon halb Europa hört,
Bis der Witz aus Norden zieht,
Und ins heiſſe Südland flieht.

Denk hernach an dein Verſprechen,
Unſers Glaubens Schimpf zu rächen;
Wenn dein Cudworth im Latein
Wird der Spötter Geiſſel ſeyn.
Sieh an ſtatt der Grabestücher,
Die du nun genug beklagt,
Auf die edlen Sittenbücher,
Die du neulich zugeſagt;
Die dein Beyſpiel, groſſer Mann!
Noch viel edler machen kan.

Endlich

Endlich denk auch an den Orden,
Deſſen Haupt du jüngſt geworden;
Der um ſo viel ſchöner blüht,
Seit er auf dein Muſter ſieht.
Hat ihn Menkens [illegible] erhoben;
Deutſchland hofft noch mehr von dir:
Ja man wird dich doppelt loben,
Schleuß nur deinem Gram die Thür!
Klag und traure nicht ſo ſehr,
Denn die Welt bedarf dich mehr!

XXIII. Ode.

Bey dem wohlgetroffenen

Tönnies- und Luisischen

Hochzeitfeste in Hamburg.

den 12 Jenner des 1734 Jahres.

J. f. N.

Edles Paar! so willst du doch,
In des Jenners rauhen Tagen,
Dich in Hymens sanftes Joch
Und in Amors Schule wagen?
Schaue, wie sich in den Lüften
Die gefrorne Wolke welzt;
Weil kein Hauch aus warmen Klüften
Die erstarrten Dünste schmelzt.

Fühle, wie aus Mitternacht,
Wo die kalten Lappen wohnen,
Aeols Diener aufgewacht,
Unser Hollstein nicht zu schonen.
Fühle, wie dem scharfen Blasen
Zephirs lauer Athem weicht;
Wenn ihr ungestümes Rasen
Ueber unsre Fluren streicht.

Schaue,

Schaue, wie die halbe Welt
Sich in warme Pelze hüllet;
Wenn der Schnee das flache Feld,
Und das Eis die Ströme füllet.
Aus den Auen, aus den Feldern
Iſt die Liebe ganz verbannt;
Und ſo gar in dichten Wäldern
Allen Thieren unbekannt.

Sieh! die Saaten ſind bereift;
An der Bäume nackten Rinden,
Die die Herbſtluft abgeſtreift,
Iſt kein einzig Blatt zu finden.
Höre, wie die Winde pfeifen,
Wenn ihr Strom, dem alles weicht,
Ganze Hügel aufzuhäufen,
In die lockern Flocken ſtreicht.

Sage ſelbſt, wo ſcherzen nun
Die gelehrten Luftſirenen?
Die doch ſonſt ſo zärtlich thun,
Mit den buhleriſchen Tönen.
Spürt man wohl der Nachtigallen
Angenehmes Frühlingslied?
Oder hört man ſonſt was ſchallen,
Das die Liebe nach ſich zieht?

Nein, in Wahrheit, edles Paar!
Du allein willſt itzo lieben;
Gleich als ob der Januar
Funken in die Bruſt getrieben.
Glut und Jugend füllt die Herzen
Mit den zärtſten Flammen an;
So, daß dein verliebtes Scherzen
Nun das Ziel erreichen kan.

Jſts nicht wahr, du ſtellteſt dir
Bey des rauhen Winters Wüthen,
Alle Küſſe heiſſer für,
Als bey friſchen Roſenblüthen?
Drauſſen mag es immer frieren,
In der liebſten Schooß und Arm,
Da iſt lauter Glut zu ſpüren,
Da macht eins das andre warm.

Wie viel ſanfter ſchläft es ſich
In dem Schatten langer Nächte;
Als wenn ſonſt Aurora dich
Zeitig aus dem Schlummer brächte!
Kurz, das lieben in dem Mayen
Iſt bey Thieren zwar gemein:
Doch im kalten Jenner freyen,
Das, das muß recht menſchlich ſeyn!

Glück zu ſolcher Zärtlichkeit!
Tugenhaftverlobte Beyde!
Auf! gebrauchet euch der Zeit,
Macht den Aeltern lauter Freude.
Streut die Saat bey Schnee und Schloſſen,
Pflanzt bey kühlem Mondenſchein;
Daß die Kraft von ihren Sproſſen,
Nächſten Herbſt mag fruchtbar ſeyn.

XXIV. Ode.

Als Herr Franz Ludwig,

Des H. R. Reichs Graf zu Oettingen, und des hohen Domcapitels zu Augſpurg Canonicus,

im Jahre 1734. den 12 May

auf der Univerſität Helmſtädt den Doctorhut

erhielt.

Wie die Königinn der Sterne,
Bey verlängter Winternacht,
In des Himmels heitrer Ferne,
Alle Lichter ſchamroth macht;
Wie Orion faſt verſchwindet,
Wie man kaum die Aehre ſieht,
Kaum den Sirius noch findet,
Der doch ſonſt ſo eifrig glüht;
Weil Dianens Silberwangen
In dem gröſten Lichte prangen:

So verdunkelt Helmſtädts Ehre
Itzund aller Städte Preis,
Wo die Rechts- und Weisheitslehre
Längſtens ihren Wohnplatz weis.
Elb und Oder, Saal und Pleiſſe,
Ja der Warn und Pregelfluß,
Spürten jüngſt in ihrem Fleiſſe,
Den empfindlichſten Verdruß;
Ueber Ludwig Rudolphs Blicke,
Auf der Muſen Ruhm und Glücke.

Hörte man doch alle fragen:
Kan denn Helmſtädt ganz allein
Seiner Fürſten Glanz ertragen,
Ihrer Gnade würdig ſeyn?
Leucorea, Viadrine,
Sammt der ſchönen Philuris,
Der Parnaß der Albertine,
Und der neuen Salanis,
Sind ja längſt in gleichem Orden
Aller Welt zum Wunder worden.

Warum hat uns unſrer Prinzen
Gegenwart nicht auch beehrt;
Die zwar Ländern und Provinzen,
Doch nicht minder uns gehört?
Julia, dein edles Weſen,
Eifer, Fleiß und Alterthum,
Alles iſt zwar auserleſen,
Und verdient den größten Ruhm:
Doch zu dieſen Gnadenproben
Hat dich bloß dein Glück erhoben.

Solche Misgunſt, ſolch ein Streiten,
O Franz Ludwig! zieheſt du,
Als ein Phönix unſrer Zeiten,
Helmſtädts frohen Muſen zu.
Machte ſie dein vieles Wiſſen,
Dein geläuterter Verſtand,
Die wir ſo bewundern müſſen,
Nicht von neuem ſo bekannt:
Könnte ſie, bey ſtillen Freuden,
Ihrer Schweſtern Neid vermeiden.

Graf von altem Heldenblute,
Doch von ungleich edlerm Sinn,
Was zog dich mit ſolchem Muthe
Zu der Muſen Hügeln hin?
Sind der Sprachen dunkle Schätze
Beſſer, als Bellonens Schwerdt?
Und der Themis Staatsgeſetze
Mehr, als Helm und Harniſch werth?
Oder kan der Preis der Ahnen
Dir den Ehrenpfad nicht bahnen?

Zeuch doch mit umſtählten Lenden,
Wo Eugen das Lager ſchlägt,
Der mit unbeſiegten Händen
Carls gereizten Donner trägt.
Geh, verſtärke Deutſchlands Söhne,
Schütze den beſtürmten Rhein!
Denn ein kriegriſches Getöne
Kan dir doch nichts fremdes ſeyn;
Da von deines Stammes Helden
Aller Zeiten Schreiber melden.

Zeuch nach Welſchland, wo die Franzen,
Weil ſich niemand wiederſetzt,
Lauter Siegesfahnen pflanzen;
Carlos Eid und Pflicht verletzt.
Greif Savoyen nach dem Heſte,
Welches Mäyland gar verſchlingt;
Und, durch Deutſchlands eigne Kräfte,
Nach der Mutter Unglück ringt:
Da kanſt du, vor tauſend Zeugen,
Lorbern um die Scheitel beugen.

Oder fragst du nicht nach Kränzen,
Füllt kein edler Trieb die Brust:
So ergetze dich mit Tänzen,
Und entzeuch dir keine Lust.
Spiel und Wollust, Wein und Speisen
Kürzen auch die lange Zeit:
Pflegt kein Dichter dieß zu preisen;
Ey! ihr Lob ist Eitelkeit.
Was dir Glück und Stand gewähren,
Kan dir auch der Schlaf bescheren.

Wirf den Wust bestäubter Blätter
Weit von deinem Angesicht;
Denn der Erden hohe Götter
Qvälen sich mit Büchern nicht.
Oder willst du ja noch lesen;
Ließ, was Paphos ausgedacht,
Wo Cytherens geiles Wesen
Jede Zeile schlüpfricht macht.
Was der Schulwitz sonst erfunden,
Ist nur eine Pest der Stunden.

Doch dein Trieb ist nicht zu hemmen,
Den auch Fürsten oft gespürt:
Nichts kan deinen Lauf umdämmen,
Der dich zu der Weisheit führt.
Merkt, ihr Zeiten, dieß Exempel!
Merkt, was unser Graf hier thut;
Themis schenkt in ihrem Tempel
Ihm der Rechte Lehrerhut;
Der fast seinen Zweck verlieret,
Mehr gezieret wird, als zieret.

Nennt

Nennt nun dieſen Schmuck nicht eitel,
Die ihr bloß mit Helmen prangt;
Hat doch unſers Grafen Scheitel
Neuen Glanz dadurch erlangt.
Und dieß war kein falſches Weſen,
Kein verwerflich Puppenſpiel:
Ihr könnts hören, ihr könnts leſen!
Was man hört und lieſt, iſt viel;
Denn er kan mit Mund und Schriften
Sich ſchon ſelbſt ein Denkmaal ſtiften.

Doch, was darf man dich viel loben?
Ludwig Rudolph war dabey!
Deines Wiſſens echte Proben
Waren groß und mancherley.
Die gelehrtſte Schrift verfechten,
Allen Zweifeln wiederſtehn;
Und der Lehre von den Rechten
Doch getreulich nachzugehn;
Das hat jedermann entzücket,
Ja den Herzog ſelbſt erqvicket.

Wies die theureſte Chriſtine,
Deines Stammes Glanz und Licht,
Dir nicht ſelbſt, mit holder Mine,
Ein vergnügtes Angeſicht?
Dörften wir, nach Art der Alten,
Durch der Dichter Fabelreich,
Menſchen noch für Götter halten:
So geſtünd ein jeder gleich;
Daß ſich damals in Luiſen
Pallas ſelber dir gewieſen.

Wer kan dich nun mehr erheben,
Theurer Graf! als solch ein Paar;
Das, dem Feste Glanz zu geben,
Selbst dabey zugegen war?
Stimmen gleich Astreens Söhne
Dir manch frohes Loblied an;
Gleichwohl müssen ihre Töne,
Gleichwohl muß ein jedermann,
Spricht dieß Paar durchlauchter Zeugen,
Voller Scham und Ehrfurcht schweigen.

Wie beherzt, ja wie vermessen
Hat sich denn mein Kiel gewagt;
Daß er seine Kraft vergessen,
Nichts nach deiner Höh gefragt?
Sollt ich nicht bey deinem Feste
Lieber schweigend blöde seyn?
Als die welken Lorberäste
Deiner Doctorwürde weihn;
Da ich alles, was geschehen,
Nur gehört, nicht selbst gesehen.

Aber nein! die Musen bringen
Mich auf den verwegnen Schluß,
Daß ich von so seltnen Dingen
Auch in Leipzig singen muß.
O sie kennen deine Triebe,
Theurer Graf! zu ihrer Kunst;
Sie sind stolz auf deine Liebe,
Hoffen viel von deiner Gunst:
Denn du kanst ja, was sie dichten,
Trotz den besten Meistern, richten.

O wo bin ich? Und was zeiget,
Was entdeckt Apollo mir?
Wiſſenſchaft und Tugend ſteiget,
Stab und Inful ſeh ich hier!
Fürſtenthronen, Städt und Länder,
Chur und Purpur blenden mich:
Ja, mich dünkt, der Wappen Bänder
Tragen F. und L. an ſich.
Muſen, was für güldne Zeiten
Wird euch dieß Geſicht bedeuten!

XXV. Ode.

Auf eine

Vornehme Hochzeit.

J. f. M.

Werther Bruder, kan es seyn?
Gehst du mitten in den Kriegen
Ein verliebtes Bündniß ein,
Wo nur Amor pflegt zu siegen?
Schreckt dich nicht Gefahr und Noth,
Unglück, Raub, Verwüstung, Tod,
Und die Wuth an kalten Leichen?
Wird denn Mars mit strenger Hand
Seiner wilden Fackeln Brand
Einem sanften Hymen reichen?

Nein, du schmeichelst dir zu viel,
Mavors läßt sich nicht erbitten;
Denn sein täglich Kinderspiel
Ist nur alle Welt zerrütten.
Venus selbst erschrickt und fleucht;
Amor zittert, eilt und weicht,
Wenn er seine Lanze reget,
Bis ihn nach erfochtner Schlacht
Jene wieder zärtlich macht,
Dieser gar in Fessel schläget.

Blicke

Blicke nur bis an den Rhein,
Wo die beyden Heere kämpfen,
Und der Hochzeitkerzen Schein
Durch den Rauch des Pulvers dämpfen.
Da vergißt der Buhler Herz
Gar zu leicht den ſüſſen Schmerz,
Der die Adern ſonſt entzündet;
Und wo ſpürt mans um den Po,
Daß man ſorglos, frey und froh
Sich von Mirthen Kränze windet?

Sind wir Deutſchen denn ſo ſehr
In der Sicherheit verſunken?
Werden wir denn mehr und mehr
In der Luſt und Trägheit trunken?
Will man mitten in Gefahr,
Die faſt niemals gröſſer war,
Dennoch in der Wolluſt baden?
Trotzt man denn noch dem Geſchick,
Oder meynt man unſerm Glück
Könne gar kein Zufall ſchaden?

Nein, mein Bruder! Sachſenland,
Das des Himmels Gnade decket,
Fühlt noch nicht den Jammerſtand,
Der ſo manches Volk itzt ſchrecket.
Friedrich Auguſt und ſein Recht,
Und das kriegriſche Geſchlecht
Seiner tapfern Heldenſcharen
Können uns noch lange Zeit,
In erwünſchter Sicherheit,
Vor der Feinde Wuth bewahren.

Darum bleibt sein Unterthan
Auch in stiller Ruhe sitzen;
Denn er weis: Sein König kan,
Ja sein König wird ihn schützen.
Darum handelt, reiset, wacht,
Ackert, jaget, scherzt und lacht
Jeder Bürger ungestöret;
Darum liebt die Jugend frey,
Weil sie noch kein Feldgeschrey
Dieser Neigung drohen höret.

Und so sieht man auch an dir,
Froher Bruder! ein Exempel;
Denn du führst in voller Zier
Eine Liebste nach dem Tempel.
Da verknüpft sich Hand und Hand,
Und der Herzen sanftes Band
Wird durch Ja und Ja geschlungen.
O wie glücklich hat dich doch
Hymen, und sein schönes Joch,
In der besten Zeit bezwungen!

Liebe denn, und sey vergnügt,
Und geneuß der Jugend Früchte!
Wenn die ganze Welt gleich kriegt:
So verlache das Gerüchte.
Lache der gedrohten Pein;
Sachsen wird schon sicher seyn,
Weil Eugen und Adolph streiten.
Glücklich sey dein neuer Stand!
Denn des Himmels Segenshand
Wird dich, weil du lebst, begleiten.

* * * XXVI. Ode.

XXVI. Ode.

Bey dem hohen Geburtsfeste Sr. Durchlauchten, Herrn Heinrichs,

Postulirten Administrators des hohen Stifts zu Merseburg ꝛc. ꝛc.

im Jahre 1735. den 12 Septembr.

J. s. N.

O du Sitz der schönsten Freuden,
Merseburg, belobte Stadt!
Die, da tausend Städte leiden,
Lust und Glück die Fülle hat:
Schau aus deinen frohen Thoren
Theils nach Welschland, theils zum Rhein;
Wo sich Freund und Feind, zur Pein
Der Provinzen, fest verschworen;
Wo itzt ganze Völker flehn,
Und der Noth kein Ende sehn.

Mit was ungezählten Lasten
Sind die Städte doch beschwert!
Sieh den armen Bürger fasten,
Den des Krieges Wuth verzehrt!
Sieh des Landmanns dünne Garben,
Die kein Deutscher ihm entwandt,
In der wilden Franzen Hand;
Sieh die müden Schnitter darben,
Wo sie nicht, sammt Weib und Kind,
Stolzer Sieger Beute sind.

Ach! wie selig sind die Fluren,
Wo dein heller Saalstrom rauscht!
Den mit seinen Segensspuren
Niemand für den Rhein vertauscht.
Wer will hier für alle Reben,
Deren Last sein Ufer drückt,
Weil sie Mars itzt selber pflückt,
Unsrer Felder Aehren geben?
Deren Saft, so braun er fleußt,
Sichrer Dörfer Labsal heißt.

Ueberfluß und Lust und Lachen
Füllen Wald und Feld und Stadt;
Weil, wo Heinrichs Augen wachen,
Alles Ruh und Frieden hat.
Merseburg! du wirst es wissen;
Denk einmal vergnügt zurück!
Schien sich nicht dein volles Glück
Recht mit Strömen zu ergiessen,
Als dein theurer Herzog kam,
Stab und Inful übernahm?

Was für Wünsche, was für Segen
Schickten dir, gepriesner Fürst!
Stift und Herzogthum entgegen;
Denen du zum Vater wirst!
Wie viel Seufzer, wie viel Thränen
Sandte dir dein Spremberg nach!
Denn sein mattes Herze brach,
Wie sich zarte Kinder sehnen;
Wenn ein Vater, der sie liebt,
Durch den Abschied sie betrübt.

Haupt

Haupt und Fürſt! Ach willſt du ſcheiden?
Rief des treuen Bürgers Mund:
Macht mir nicht dieß ſchwere Leiden
Billig Herz und Augen wund?
Liebſter Herzog! kanſt du bleiben,
O ſo bleibe länger hier!
Alle Seelen wollen dir
Lieb und Treu noch höher treiben.
Bleib, o Vater! kan es ſeyn!
Doch der Himmel ſelbſt rief: Nein!

Nein! des Herzogs Huld und Güte
Muß ein gröſſrer Schauplatz ſehn.
Solch ein fürſtliches Gemüthe
Muß in weitern Schranken ſtehn.
Bleibt ihr doch in ſeinem Schutze,
Sorgt er doch hinfort zugleich,
Auch entfernt annoch für euch;
Doch zu Meißens gröſſerm Nutze,
Weiſ ich ihm zur Tugendbahn
Einen ſchönern Laufkreis an.

Und ſo kamſt du, Luſt der Deinen!
In dein neuererbtes Land,
Wo dein Anblick Gram und Weinen,
Noth und Kummer ausgebannt.
Alles jauchzte voll Vergnügen,
Alles brannte für Begier,
Theurer Herzog! ſich vor dir
Mit getreuer Bruſt zu ſchmiegen.
Und wer weis nicht, was geſchah,
Als das Volk dein Antlitz ſah?

Seit du nun mit weiſen Sinnen
Deines Landes Ruder lenkſt,
Und durch fürſtliches Beginnen
Täglich neues Heil erdenkſt;
Seit du Hof und Adel ſchmückeſt,
Stadt und Bürger glücklich machſt,
Auch für deinen Landmann wachſt,
Den du ebenfalls beglückeſt:
Hat dein höchſtvergnügtes Land
Noch kein Ungemach gekannt.

Und was Wunder? Dein Bezeigen,
Groſſer Herzog! macht ſie froh.
Gnad und Güte ſind dir eigen,
Ja du biſt wie Salomo.
Niemand hat durch dich verlohren,
Was ihm Glück und Leben gab;
Dein ergriffner Biſchofsſtab
Hat viel neues Heil gebohren:
Ja ich ſelbſt bekenne frey,
Herr! daß ich dein Schuldner ſey.

Ward mein Vater mir entriſſen,
Der zwar nicht dir ſelbſt gedient,
Doch mit redlichem Gewiſſen
Sich kein Unrecht je erkühnt;
Wußt ich in verlaßner Jugend,
Bey ſo mancher Feinde Trutz,
Nirgends Zuflucht, Rath und Schutz,
Als in unſchuldvoller Tugend:
So nahmſt du ganz gnädiglich
Deines Vorfahrs Amt auf dich.

Herr!

Herr! was kan ich gröſſers ſagen?
Wie kan ich dich mehr erhöhn?
Soll ich mich zurücke wagen,
Und auf deine Jugend gehn?
Soll ich dich im Harniſch malen,
Den du einſt ſo tapfer trugſt,
Als du Frankreichs Heere ſchlugſt,
Ludwigs Meyneid zu bezahlen?
Da, wo Schelde, Maaß und Rhein,
Dir noch itzund Kränze weihn?

Oder ſoll ich Ungarn wählen,
Wo du vormals auch gekämpft?
Und des Kayſers Siege zählen,
Die des Frevels Wuth gedämpft?
O! da trug, bey andern Helden,
Auch dein Arm den ſcharfen Stahl,
Und die Nachwelt wird einmal
Auch Prinz Heinrichs Namen melden:
Der auf dieſer Ehrenbahn
Manche tapfre That gethan.

Nein, mein Herzog! ich muß ſchweigen:
Denn dein Lob iſt mir zu ſchwer;
Und der Welt dein Bild zu zeigen,
Wo nähm ich die Kräfte her?
Schallt nicht itzt in allen Gaſſen
Deiner Bürger Luſtgeſchrey,
Die ſich alle friſch und frey
Dir zu Ehren hören laſſen;
Da dein Jahrestag ſie erregt,
Und ein jeder Weyrauch trägt?

Ja! Ich weiche so viel Zungen,
Die dein Fest so freudig macht;
Die des Herzogs Huld bezwungen,
Und zu Wünschen aufgebracht.
Ich verbinde meine Lieder
Mit den Liedern deiner Stadt;
Denn da seufzt, was Athem hat:
Schönstes Fest, komm oftmals wieder!
Himmel! gieb, daß dieser Tag
Uns noch oft erfreuen mag.

Auch die Musen an der Pleisse,
Die du, Herr! so gnädig deckst,
Sehn in ihrem muntern Fleisse,
Wie du Merseburg erweckst.
Fahre fort in deiner Liebe,
Womit du die Kunst beglückst:
Aber wenn du auf sie blickst,
Denk auch meiner Weisheitstriebe;
Weil mich Themis täglich lehrt,
Wie man solche Fürsten ehrt.

* *

XXVII. Ode.

Auf

Die tugendhafte Margaris, an ihrem Geburtstage.

Sagt, ihr Schäfer! habt ihr nicht
Unsre Margaris gesehen?
Wißt ihr, was nach nach unsrer Pflicht
Ihr zu Ehren muß geschehen?
Unsers Damons Seytenspiel
Hat ihr Lob bereits besungen:
Spielt und singt ihr auch so viel,
Bis es euch, gleich ihm gelungen:

Kennt ihr nicht dieß Tugendbild?
Kennt ihr nicht ihr edles Herze?
Rühmt den Witz, der sie erfüllt,
So im Ernste, wie im Scherze.
Lobt die Zucht und Artigkeit,
Die bey angenehmen Sitten,
So viel Nymphen dieser Zeit
Manchen Vorzug abgestritten.

Nichts verstelltes hängt ihr an,
All ihr Thun ist ungezwungen:
Ob der Zwang gleich jedermann
Seine Regeln aufgedrungen.
Nein, sie folgt der sichern Spur,
Die Vernunft und Tugend lehret:
So, daß selber die Natur
Sich in ihrem Wesen ehret.

Dieß hat Damon nicht gerühmt,
Ob er wohl sehr viel gepriesen:
Thut also, was euch geziemt,
Singt ihr Lob auf allen Wiesen!
Setzt hinzu, was Kunst und Fleiß
Oft durch ihre Hände zeigen:
Denn wer dieß zu rühmen weis,
Kan nicht sonder Sünde schweigen.

Und wo bleibt ihr froher Muth?
Sie versteht die Kunst zu lachen,
Und ein mittelmäßig Gut
Durchs Vergnügen groß zu machen.
Dieß ergetzt Alcanders Brust,
Der sich ihr so treu verbunden,
Und die Wurzel vieler Lust,
Durch das Band mit ihr, gefunden.

Endlich, Schäfer! wünscht mit mir,
Daß dieß Fest noch oft erscheine,
Und das Schicksal es mit ihr
Stets nach ihrem Werthe meyne.
Doch ich weis, es kan sie nie
Ungemach und Gram besiegen:
Wer vernünftig ist, wie sie,
Dem fehlt niemals ein Vergnügen.

Ende des dritten Buchs.

Gesänge.

I. Geſang.

Auf das Rohde- und Roßiſche Hochzeitfeſt in Königsberg.

1723. den 24 Febr.

Verlegner Grillenkram! der ſo viel Zeiten lang
Ein ſchnöder Zeitvertreib des Alterthums geweſen,
Ihr Schriften! die ein Mönch, auf ſeiner Lehrerbank,
Mit dunklem Wörterpracht, den Brüdern vorgeleſen,
Als ein Scholaſticus in Kloſterzellen ſaß,
Und mehr ſein Organon, als die Propheten, las:
Die kluggewordne Welt ſucht eure Brut zu dämpfen;
Und läßt manch ſchimlicht Buch mit Staub u. Motte kämpfen.

Denn eh der Wahrheit Glanz den Flor der Dunkelheit
Den hohen Schulen jüngſt von dem Geſicht gezogen;
Eh noch Vernunft und Witz die Finſterniß zerſtreut,
War dir das blinde Volk umſonſt ſo ſehr gewogen.
Man ſparte keine Müh, man ſchonte keinen Schweiß,
Man übte Tag und Nacht den ſauren Bücherfleiß;
Doch blieb die rohe Schaar mit Schimpf und Spott beflecket,
Weil ihr verwirrt Gehirn nur Würmer ausgehecket.

Die Künſte, ſo man itzt zwo Seelenaugen nennt,
Verblendten dazumal den ganzen Lehrerorden;
Der Witz, dadurch ein Menſch ſich von den Thieren trennt,
War der gelehrten Welt faſt ganz umnebelt worden.
Die Lehre der Vernunft war voller Zank und Streit,
Ein leeres Plauderwerk, ein Kern der Eitelkeit,
Wo uns ein rauſchend Wort mit harten Sylben ſchreckte,
Und vieler Regeln Laſt mit Grauen überdeckte.

Der Grund, darauf der Bau der Wiſſenſchaften ſteht,
Die Metaphyſik, war ein dünnes Netz der Spinnen.
Was unſre Seelen ſind? Was Gott und Welt angeht?
Da war kein Unterricht, kein Lehrſatz zu gewinnen.
Wenn Albert, Abälard und Duns und Occam ſchreibt,
Und jeder einen Schwarm verführter Schüler treibt,
Kan niemand ſeinen Geiſt mit klugen Lehren füllen,
Weil Zaubertiſche nur zum Schein den Hunger ſtillen.

Es ſchlich ſich über das der grobe Fehler ein,
Daß ſolche Leute ſich der Artigkeit begaben:
Sie wollten allezeit mit Weisheit ſchwanger ſeyn,
Und nie den Perlenſchmuck beliebter Sitten haben.
Der ungekämmte Bart verrieth den, der ihn trug,
Man ſah von auſſen ſchon, wie viel die Glocke ſchlug;
Die ſcheußliche Geſtalt, das ungeſchliffne Weſen
Ließ die Verwirrungen des innern Geiſtes leſen.

Die Zeiten ändern ſich. Dem Himmel ſey gedankt!
Kunſt, Witz u. Welt wird licht, nachdem die Nacht verſchwunden.
Die ſchmachtende Vernunft hat endlich ausgekrankt,
Nachdem ſie Qval und Pein und Schmerzen überwunden.
Die Weisheit ſieht itzund nicht mehr ſo albern aus,
Die Weiſen ändern ſelbſt Art, Kleidung, Pracht und Haus,
Die krauſe Stirn wird glatt, ſo gar, daß die Geberden,
Die itzt ein Lehrer hat, den Jungfern lieblich werden.

Der

Der hochgelehrte Mann, der heute Hochzeit macht,
Kan dieſe Sätze leicht, durch ſeinen Wink, beſtärken,
Man preiſet zwar an ihm der Wiſſenſchaften Pracht,
Doch läßt die Artigkeit ſich auch an ihm bemerken.
So thun Eclectici! man wählt aus alt und neu,
Man nimmt das Gute an, und bleibt in allen frey,
So ſteigen Witz und Kunſt. Ja ſelbſt das Glück der Weiſen
Scheint ſolch Bezeigen uns mit Nachdruck anzupreiſen.

Mein Rhode! leugne nicht, du biſt ein Logicus,
Ein Mann, der die Vernunft und ihre Kraft verſtehet,
Ein Mann, der uns die Kunſt zu denken lehren muß,
Ein Mann, der ſelber ſtets nach ſeinen Regeln gehet.
Was Avicenna ſchwärmt, was Averroes träumt,
Das hat dein ſtarker Arm ſchon längſtens weggeräumt.
Dein Geiſt iſt aufgeklärt. Dein Thun will ſich bequemen,
Den Wohlſtand dieſer Zeit geſchickt in acht zu nehmen.

Drum gattet ſich das Glück mit Weisheit und Verſtand,
Du führſt ein Tugendbild an deiner treuen Hand;
Der Sitten Artigkeit hat ihre Bruſt bezwungen,
Noch mehr! Du biſt bey ihr ins Schlafgemach gedrungen.
Erlaube, daß mein Rohr ſich ſolche Freyheit nimmt,
Du haſt daſſelbe ja am erſten eingeſtimmt,
Drum wünſcht es, doch warum? Es kan den Wunſch erſparen,
Die Wohlfahrt wird ſich ſelbſt mit eurer Ehe paaren.

* *

II. Gesang.

Als die gelehrte Brüderschaft in Leipzig Ihr erstes Jubelfest feyerte,

nachdem sie eben hundert Jahr gestanden.

1724. den 29 Junii

Umsonst erhebt man dich, beruffnes Alterthum!
Umsonst ist man bemüht, die graue Welt zu preisen,
Umsonst verdoppelt man die Hoheit alter Weisen,
Und denket kaum einmal an unsrer Zeiten Ruhm.
Ist die Gelehrsamkeit nicht trefflich hoch gestiegen,
Nachdem die Barbarey ihr Raum und Platz gemacht?
Und sieht nicht jedermann mit herzlichem Vergnügen,
Daß man die Wissenschaft noch eins so weit gebracht?
Je, ja, drum laßt uns itzt der frohen Geister Dichten
Auf dieser Zeiten Glück, auf unsre Wohlfahrt richten.

Die göttliche Musik, die Baukunst, Malerey,
Die Kunst, aus Holz und Stein ein Menschenbild zu hauen,
Der Gärten Zauberlust, und andres läßt ja schauen,
Daß uns das Alterthum nicht gleich zu schätzen sey.
Ein stolzer Perrault denkt noch weiter fortzugehen,
Er rühmt die Poesie sammt der Beredsamkeit,
Und sucht der Franzen Lob in beyden zu erhöhen,
Obgleich Athen und Rom von Meisterstücken schreyt.
Hat Perrault obgesiegt: So darf kein Deutscher weichen;
So muß das Alter auch vor uns die Segel streichen.

Man

Man übergeht mit Fleiß, was unſre Zeit entdeckt,
Wie man in dieſer Welt noch eine Welt erfunden;
Indem die Schifferkunſt ſich ſelber überwunden,
So bald ihr der Compaß den Pharus aufgeſteckt.
Man übergeht die Kunſt, die Wunderkunſt im Drucken,
Das Pulver und Geſchüß, den feinen Porcellan,
Das Fernroſr, und das Glas, was Kleines zu bekucken,
Und was die neue Welt für Dinge mehr gethan:
Dieß alles iſt bekannt, ſo können wir indeſſen
Gar leicht des Alterthums verlohrne Kunſt vergeſſen.

So tretet dann herzu, die ihr zu lehren pflegt,
Daß unſre Väter ſich ganz ungeheuren Rieſen,
Wir ſelber aber uns kaum Zwergen gleich erwieſen,
Weil jener Kunſt den Grund zu unſerm Wiſſen legt.
Ganz recht; die neue Welt vergleicht man einem Zwerge,
Der aber ziemlich hoch auf Rieſenſchultern geht:
Und gleicht das Alterthum dem hohen Atlasberge,
So ſind wir als ein Thurm, der oben drüber ſteht,
Der kleine Zwerg ſieht mehr, als ſelbſt des Rieſen Augen,
Der Thurm kan mehr zur Wacht, als Atlas ſelber, taugen.

Bey Klugheit und Verſtand wächſt auch die Tugend an,
Man ſieht ſie Zweigen gleich aus ſolchen Wurzeln ſteigen:
Läßt ſich nun jenes leicht in unſern Zeiten zeigen;
Wer glaubet wohl dabey, daß dieſes fehlen kan?
Ja, rühmt das Alterthum die Tugend wahrer Freunde,
Die ſich durch feſte Treu zum Wunder dargeſtellt:
So ſieht man itzo zwar, ſo wie vorzeiten, Feinde,
Die ein geſchworner Haß in ſeinen Feſſeln hält;
Allein es fehlt auch nicht an wohlgeſinnten Leuten,
Die den bekannten Ruff der alten Welt beſtreiten.

Ein Beyspiel zeiget selbst die treue Brüderschaft,
So man nun lange schon in unserm Leipzig findet;
Denn da sie sich so fest zur Einigkeit verbindet,
Bemerket man gar leicht der wahren Tugend Kraft.
Vor hundert Jahren ist der Orden aufgerichtet,
Der sich nach Jonathans und Davids Art geliebt,
Ein Bündniß, welches die, so sich dazu verpflichtet,
In ungefärbter Huld und wahrer Freundschaft übt.
Ein solches Liebesband läßt uns in seinem Wesen
Noch mehr, als Pythias und Damons Treue, lesen.

Die Absicht ist gerecht, ein jeder wirds gestehn,
Man machet sich gefaßt zu schweren Trauerfällen,
Man sucht mit Rath und That getreuen Bundesgesellen,
In Krankheit, Pest und Tod, frisch an die Hand zu gehn.
Wer tadelt diesen Zweck der tugendhaften Glieder,
Die unsre Philuris als treue Söhne kennt?
Das Band ist gar genau, wir halten uns für Brüder,
Und wünschen, daß man uns mit diesen Namen nennt.
Das Wapen ist ein Arm mit fünf umfaßten Pfeilen,
Von ihrer Einigkeit ein Zeugniß zu ertheilen.

Durch Eintracht hat sich oft ein kleines Volk beschützt,
Wenn anderswo der Streit ein weites Land verheeret;
Ja Feind und Schwerdt hat sich umsonst dahin gekehret,
Wo mehr die Einigkeit, als Glut und Stahl, geblitzt.
Auch diese Brüderschaft hat bisanher bestanden,
Weil ihr getroffner Bund ganz unverletzt besteht.
Es ist noch keine Furcht vor ihrem Fall vorhanden,
Weil das geknüpfte Band nicht auseinander geht.
Nein, jedes Jahr läßt uns die Brüderschaft erneuren,
Wenn wir den Stiftungstag mit neuer Freude feyren.

Was

Was wünschen wir uns mehr, als die Beständigkeit?
Es müsse dieser Bund dem Stahl der Pfeile gleichen:
Und da wir dieses Fest zum erstenmal erreichen,
So sey es künftig hin noch zehnmal prophezeiht.
Die Nachwelt müsse froh an diesen Tag gedenken,
So wie man itzt bey uns den Nieka nicht vergißt.
Es zeige sich kein Weh, die Brüderschaft zu kränken,
Und alles sey entfernt, was tadelsüchtig ist;
So heißt es, wenn wir längst zu Staub und Asche werden:
In Leipzig blühet noch der alten Deutschen Orden.

III. Gesang.

Auf die Magisterpromotion
Herrn Adrian Stegers.

1725. den 15 Febr.

Die Welt stimmt mit sich selbst nicht ein,
Bald soll man voller Ernst, bald soll man scherzhaft seyn,
Bald soll Democritus mit vollem Halse lachen,
Bald soll sich Heraclit ein Bad von Thränen machen.
Man thue, was man will, so macht mans keinem recht,
Was einer rühmt und lobt, das nennt der andre schlecht,
Der dritte sagt wohl gar, man sey nicht wohl bey Sinnen!
Verkehrte Sterbliche! wie soll man euch gewinnen?

Wer von Natur Verstand besitzt,
Wem Klugheit und Vernunft aus allen Minen blitzt,
Wer keine Sylbe spricht, die er nicht abgewogen;
Und wohl sein Lebenlang kein einzigmal gelogen,
Der bringt es ganz gewiß in dieser Welt nicht weit.
Man sagt: Der albre Tropf weis nichts von Artigkeit,
Der Kerl ist ein Pedant, er hecket lauter Grillen,
Drum schickt zum Doctor hin und hohlt ihm gute Pillen.

Seht, spricht man, seht den Cato an,
Ey Wunder! daß er noch drey Worte sprechen kan,
Da sitzt er als ein Klotz, er weis ja nichts zu sagen,
Es sey denn, daß er fragt: Wie viel die Uhr geschlagen?
Kurz um, er taugt zu nichts, er ist ein Sauertopf,
Ein tummer Tacitus, ein ungeschickter Kopf,
Ein Simpler, ein Phantast, . . und wer kan alles zählen,
Womit man insgemein die Stillen pflegt zu qvälen.

Ein

Ein andrer wird dieß bald gewahr,
Darum bequemt er sich den Leuten ganz und gar:
Er schwatzt, er scherzt, er lacht, erzählet grosse Plätze,
Und machet oft aus Nichts die lieblichsten Geschwätze.
Da heißt es abermal: Ach seht den Wäscher doch,
Des Morgens hebt er an, des Abends währt es noch,
Das Maul steht ihm nicht still, es muß sich immer rühren,
Aus Furcht, es möchten ihm die Lippen gar gefrieren.
Ach Schade! ruffst man fernerhin,
Ach Schade! daß ich doch kein Messendecter bin;
Sonst könnte dieser Kauz in Worten und Geberden,
Die lustige Person auf meinem Schauplatz werden.
So bald er zu mir kömmt, so bin ich taub und stumm;
Er trägt die Zeitungen der ganzen Stadt herum,
Er macht sich allezeit aus Plaudern ein Vergnügen;
Ich weis, was er erfährt, das bleibet nicht verschwiegen.
So urtheilt die verkehrte Welt,
Die fast kein einzigmal die Mittelstrasse hält.
Man sieht, wie schwer es ist den Leuten zu gefallen,
Wer vielen wohlgefällt, gefällt darum nicht allen.
Wer schätzt indessen wohl den Menschen nicht beglückt,
Der sich zu rechter Zeit zum Scherz und Ernste schickt,
Das rechte Mittel trifft, und mitten in dem Lachen,
Der allzugrossen Lust ein Ende weis zu machen.
Vielleicht ist dieß ein bloßer Dunst.
Wer lehrt uns, fragt man mich, die ungemeine Kunst?
Wer dieses wissen will, muß dich, mein Steger, fragen,
Dich, der du sie nicht längst in Schriften vorgetragen.
Du hast Natur und Art des Scherzes eingesehn,
Du zeigest, daß er oft mit Nutzen kan geschehn,
Du lehrest, daß man zwar kein Cato dörfe bleiben,
Doch auch die Stachelkunst nicht gar zu hoch soll treiben.

Ich

Ich sah das als was Schweres an,
Es war auch wirklich schwer; doch hast du es gethan.
Die grundgelehrte Schrift liegt aller Welt vor Augen,
Und lehret uns, was ein Scherz zu rechter Zeit kan taugen.
Kein Wunder ist es dann, daß die Gelehrsamkeit
Dir durch des Phöbus Hand die Lorberzweige beut,
Und ob die Jugend gleich in deinem Wesen blühet,
Doch das, was du verdienst, dir länger nicht entziehet.

Nimm, Werther! den Magisterhut,
Ermuntre dir dadurch den nie gesunknen Muth.
Der Titel ist ein Sporn zu grössern Ehrenstuffen,
Wozu das Schicksal dich hinführe denkt zu ruffen.
Wiewohl dein eigner Trieb ist stark genug dazu,
Ich weis, er läßt dir kaum in spaten Nächten Ruh,
Die Tugend, die du liebst, wird dich schon unterscheiden,
Ich sehe schon dein Glück, und jauchze voller Freuden.

Seht! Themis winkt dir mit der Hand,
Sie reichet dir ein Buch, du machst es dir bekannt.
Astrea eilt indeß den neuen Kranz zu flechten,
Der itzt Magister ist, wird Doctor in den Rechten.
Das Glücke setzt dich einst an deines Vaters statt,
Der selbst des Vaters Platz mit Ruhm bekleidet hat.
Das ist der Steger Art. Ihr Geist ruht auf den Erben.
Was schliesset man daraus? Ihr Nachruhm kan nicht sterben.

IV. Geſang.

Bey der

Scharno und Waltheriſchen Eheverbindung.

den 20 Nov. 1726.

J. ſ. N.

Wie oft wird nicht der Trieb aus Unverſtand erſtickt,
Den muntrer Knaben Geiſt in früher Jugend zeiget;
Wenn mancher ſeinen Sohn zu ſolchen Dingen neiget,
Die doch das arme Kind nur mit Verdruß erblickt.
Kaum iſt die zarte Frucht ans Licht der Welt getreten:
So ſchreyt die Mutter ſchon: Mein Sohn ſoll Prieſter ſeyn!
Ich hab ihn bloß von Gott zum Predigtamt erbethen;
Und nachmals nimmt ihr Wort den jungen Menſchen an,
Den weltgeſinnten Geiſt dem Tempeldienſt zu weihen,
Und wieder ſeinen Trieb der Welt zu prophezeihen.

Ein Kriegsmann zeugt ein Kind aus ſeinem Heldenblut,
Und ſchwört: Der Junge ſoll dereinſt den Türken ſchlagen!
Doch da der Junge wächſt, kan ihn die Trommel jagen;
Und wer den Degen bloßt, benimmt ihm allen Muth.
Ach lieſſe man ihm da die Bücher in den Händen!
Was gilts! Er würde noch ein nützlich Glied der Welt.
Er würde noch geſchickt, manch Unheil abzuwenden;
Wenn ihn des Fürſten Wink in ſeinen Rath geſtellt,
Und könnte durch Verſtand weit mehr, als durch die Waffen,
Dem Vaterlande Nutz, ſich ſelber Ehre ſchaffen.

Wer nimmt allhier nicht wahr, daß uns die Einsicht fehlt,
Den eingepflanzten Trieb der Jugend zu ergründen?
Wir können oft ein Kind zu Sachen tüchtig finden,
Dabey der Ausgang zeigt, man habe schlecht gewählt.
Gott selbst, der Herr der Welt, schreibt jedem in das Herze,
Wozu sein weiser Rath ihn dermaleinst bestimmt:
Darum geschieht es stets mit ungemeinem Schmerze,
Wenn uns der Väter Zwang die freye Wahl benimmt.
Ihr Aeltern, merkt euch dieß: Man muß ein Kind nicht zwingen,
Ihr eigner Trieb geht vor, und wird gewiß gelingen.

Mein Werther! den man itzt mit Myrthenzweigen ziert,
Erlaube, daß ich dich allhier zum Beyspiel wähle;
Erlaube, daß ich dich zu solchen Söhnen zähle,
Die eignen Trieben nach ihr Glück hinaus geführt.
Dein Vater, wie du weißt, sah deines Geistes Gaben
Für reich und stark genug zu dem Studiren an,
Und dachte: Solch ein Pfund ist schade zu vergraben,
Dadurch mein Sohn einmal mit Vortheil wuchern kan:
Allein dein innrer Trieb war diesem Schluß zuwieder;
Drum legtest du sehr bald so Buch als Feder nieder.

Der Handel reizte dich durch seine Trefflichkeit,
Der Handel, der das Glück der größten Städte gründet,
Darinnen man das Mark der besten Güter findet,
Der Handel, der ein Volk von Dürftigkeit befreyt.
Wie konnte Holland doch zu solcher Macht gelangen,
Dadurch es Königen und Kayfern schrecklich ward?
Ach! wäre nicht das Volk dem Handel nachgegangen,
Und hätt es im Gewerb so Witz als Fleiß gespart;
Der sieben Pfeile Band, das wäre längst zerrissen:
Noch mehr; man würde noch von ihrem Staat nichts wissen.

So

So weiſteſt du dich denn der edlen Kaufmannſchaft,
Und ſiehe! Gottes Hand war ſtets bey dir zu ſpüren.
Du wußteſt dich dabey ganz klüglich aufzuführen,
Und alles, was du thatſt, war niemals tadelhaft.
Zwar kömmt auf Zeit und Glück, das iſt auf Gottes Segen,
Wohl freylich allezeit der Menſchen Wohlfahrt an:
Doch iſt an ihrem Fleiß und Klugheit viel gelegen;
Und dieß erfährt gewiß ein rechter Handelsmann,
Der ſo, wie du, gethan, zwar ſtets auf Gott vertrauet;
Doch auch mit Fleiß und Witz auf ſein Geſchäffte ſchauet.

Dort hatte Jacob nichts, als er von Hauſe gieng,
Als einen dürren Stab zur Stütze ſeiner Glieder:
Allein er kehrte bald mit zweyen Heerden wieder,
Dem Segen, welchen er von ſeinem Gott empfieng.
Mein Bruder! eben ſo bedünket mich dein Handel.
So klein der Anfang war; ſo wohl iſt er gerathen.
Denn Leipzigs Kaufmannſchaft kennt deinen klugen Wandel
Und lobet deinen Fleiß, dein glückliches Bemühn.
Die Fremden kennen dich und deine Sammetſchachte,
Und ich erfreue mich bey meines Bruders Glücke.

Nichts fehlte dir bisher, als bloß der Eheſtand;
Drum willſt du heute dich mit einer Liebſten paaren.
Sie kennt dich, wie du ſie, bereits vor vielen Jahren:
Und deſto feſter wird das neugeknüpfte Band.
Wenn Braut und Bräutigam ſich öfters übereilen,
Und freyen, was ſie kaum ein einzigmal geſehn:
So dient dein Beyſpiel uns ein Muſter zu ertheilen,
Wie jede Heyrath ſoll mit Vorbedacht geſchehn.
Dann wird ſie, wie allhier, auch keinen Theil gereuen,
Dann wird ſich Mann und Frau der klugen Wahl erfreuen.

Got-

Gott gebe, werthes Paar, daß dieß beſtätigt ſey!
Mein Bruder, zweifle nicht, ob mich dein Glück vergnüget?
Hier iſt mein froher Wunſch, der jeden Wunſch beſieget,
An Worten iſt er kurz; doch iſt viel Ernſt dabey.
Der Himmel ſegne dich und alle dein Beginnen,
Der Ehſtand ſey an Glück nur deinem Handel gleich:
So wirſt du, wie bisher, ſtets lauter Seide ſpinnen;
So wirſt du und dein Schatz an aller Wohlfahrt reich.
Die Sammtfabrike mag in dreyen Vierteljahren,
Zum Fallhut ungefehr ein Stückchen Samme erſparen.

V. Geſang.

Auf das Mollerſtain- u. Fellerische Hochzeitfeſt in Görlitz.

den 26 Nov. 1726.

Im Namen eines andern.

Geliebter! keine Poſt hat mich ſo ſehr ergeßt,
Als dieſe, daß du dir was liebes ausgefunden,
Und daß des Hymens Schluß, bey höchſtvergnügten Stunden,
Dir das, was du gewünſcht, in Arm und Schooß geſetzt.
Der Eyſtand iſt ein Werk, das niemand leicht vermeiden,
Das beyderley Geſchlecht nicht leicht entbehren kan:
Drum hört man überall von lauter Hochzeitfreuden,
Drum trifft du ſelber ihn mit froher Seelen an.

Allein, was hilft es mir, da ich entfernet bin?
Ich kan dir, Werther! kaum durch neun u. zwanzig Meilen,
Zum Zeichen meiner Pflicht, dieß ſchlechte Blatt ertheilen;
Und dieſer weite Weg bekümmert meinen Sinn.
Zwar Görlitz weis mein Geiſt ſo ziemlich abzuſchildern,
Ich bilde mir dein Haus und dich ganz deutlich ein;
Wiewohl die Aehnlichkeit von allen dieſen Bildern
Kan nur ein ſchlechter Troſt bey deiner Hochzeit ſeyn.

Wo bleibt das Bild der Braut? Wo bleibt ihr voller Schmuck?
Wie weis ich nur ſo recht die Trauung vorzuſtellē?
Wo bleibt der Jungfern Zahl, ſammt allen Junggeſellen?
Fürwahr, wem ſo viel fehlt, dem fehlet ſchon genug.
Es gienge leichtlich an, in zwey bis dreyen Tagen,
Mein liebes Vaterland, und deine Luſt, zu ſehn:
Es könnte mich die Poſt in eure Grenzen tragen:
Allein für dieſesmal kan ſolches nicht geſchehn.

Auf hohen Schulen ist der Sitz der Emsigkeit,
Man hört die Lehrer stets ohn allen Aufschub lesen;
Und wer ein einzigmal nicht mit dabey gewesen,
Bedauret bald hernach Versäumniß, Geld und Zeit.
Ihr Lehren ist ein Strom, den nichts im Laufe hindert,
Sie gehen immer fort, und warten nicht auf mich.
Wie würde nun mein Zweck durchs Reisen nicht gehindert?
Nein, Hochzeitlust und Fleiß, die widersprechen sich.

Die Bücher sind also mein ernster Zeitvertreib,
Dann kürzet mir ein Freund die langen Nebenstunden.
Man lobt zuweilen den, der den Taback erfunden,
Denn dieß gepriesne Kraut erqvicket Geist und Leib.
Man unterredet sich oft von gelehrten Sachen;
Bald lieset man mit Lust des Zeitungsschreibers Blatt;
Bald giebt uns Halle selbst was neues zu belachen,
Wenn sich bald hie, bald da was zugetragen hat.

Jedoch, was sag ich viel von meinem Aufenthalt?
Ein jeder weis ja schon die Art der hohen Schulen.
Denn wo vom Anbeginn Studiren, Schmausen, Buhlen
Und Balgen üblich war; da ändert sichs nicht bald.
Dieß alles hilft mir nichts für mein bekümmert Herze:
Ich wünsche nach wie vor, die Hochzeit anzusehn;
Es träumet mich so gar von dem beliebten Scherze,
Der zweifelsfrey itzund in Görlitz wird geschehn.

Es sey indessen so; was nicht zu ändern steht,
Das soll man jederzeit vergnügt geschehen lassen.
Wohlan, ich kan mich auch in diesem Falle fassen,
Obgleich mein Wunsch dießmal nicht wohl von statten geht.
Um desto besser soll der Wünsche Zahl gelingen,
Die für das neue Paar in meiner Brust geschehn.
Dieß Blatt soll euch davon den kurzen Auszug bringen,
Gott lasse sie nur bald an euch erfüllet sehn!

Lebt allezeit vergnügt; ſeyd immerdar beglückt;
Der höchſte ſetze dich, mein Bruder, ſtets zum Segen;
Er wolle ſeinen Schutz um deine Wohnung legen,
Und alles von dir thun, was manchen Ehſtand drückt.
Dein Schatz ſey allezeit die Freude deiner Seelen,
Du, ihr geliebtes Haupt, ſie, deiner Augen Luſt.
So werdet ihr gewiß vergnügte Jahre zählen;
Sieh, Bruder, dieſes wünſcht dir eines Bruders Bruſt.

* *

VI. Geſang.

Bey dem frühzeitigen Hintritte ſeines Bruders, Herrn Johann Friedrich Gottſcheds.

den 22 Junii 1726.

Ach Bruder! ſoll ich dich denn niemals wieder ſehn?
O unverhoffter Riß, der uns auf ewig trennet!
Wie? war der Abſchied denn, der zwiſchen uns geſchehn,
So zärtlich, als man ſonſt den letzten Abſchied nennet?
Ach nein, mein Bruder! nein. Zwey Jahre ſind vorbey,
Nachdem ich Königsberg und dich zugleich verlaſſen.
Allein ich hoffte dich noch wieder zu umfaſſen,
Es ſchien zum wenigſten, daß ſolches möglich ſey;
Entweder, wenn ich ſelbſt nach Preuſſenland gekommen,
Wo nicht? wenn du den Weg nach Sachſen unternommen.

Dieß letzte war dein Wunsch, dein Schreibē hats entdeckt,
Womit die kalte Hand mich noch zuletzt ergetzet:
Ach! hieß es, was für Lust ist nicht in mir erweckt,
Seit dem ich mir den Zug durch Leipzig vorgesetzet?
Der Tag soll ganz gewiß, (dieß war dein eignes Wort)
Der allerglücklichste von meinem Leben heissen,
An dem ich mich mit dir, (ich muß den Satz zerreissen,
Mein thränend Auge fehlt der Zeilen rechten Ort;)
An dem ich mich mit dir recht brüderlich vergnügen,
An dem ich Hand in Hand, und Mund auf Mund will fügen.

Umsonst gefaßter Schluß! umsonst gehoffte Lust!
Geliebter! soll ich dich mein Lebenlang nicht küssen?
Wie wallt mein mattes Herz in der bestürzten Brust!
Mein Arm soll deinen Hals hinfort nicht mehr umschliessen.
Doch was? Ich sehe dich, ich seh ein Bild von dir,
Du schwebst mir Tag und Nacht ganz lebhaft in Gedanken;
Mein Bruder! irrt dein Geist um deines Grabes Schranken:
So komm und stelle dich mir nur im Traume für.
Doch nein, du bist verklärt, geneuß nur deiner Freude,
Dein Glück vergnüget mich auch mitten in dem Leide.

Ihr Freunde! die ihr uns von Jugend auf gekannt,
Kommt her, man fordert euch, ihr sollt mir heute zeugen,
Sagt, ob man irgend wo vertrautre Brüder fand?
Wiewohl, die Wahrheit zeugt: Ihr dürft nur wieder schweigen!
Wir waren wie der Klee, daran ein dreyfach Blatt
Das Bild der Einigkeit mit grüner Farbe malet,
Darüber eine Schrift mit goldnen Zügen stralet,
Die Davids Geist und Kiel dazu bestimmet hat,
Und die wir allezeit in unsre Brust geschrieben:
Wie fein und lieblich ists, wenn Brüder Eintracht lieben!

Was ſoll ich, Seliger! von deiner Seelenkraft,
Von deiner Fähigkeit und Neigung zum Studiren,
Von deiner durch den Fleiß erlangten Wiſſenſchaft,
Von deiner Munterkeit für herbe Klagen führen?
Ich weis, daß Königsberg von dir bezeugen kan,
Daß unter hunderten, die deinesgleichen hieſſen,
Kaum einer ſich, wie du, der Wiſſenſchaft befliſſen,
Und keiner an Verſtand es dir zuvor gethan.
Die Lehrer liebten dich und lobten deine Gaben,
Ja jeder wollte dich zu ſeinem Schüler haben.

Du warſt ein Philoſoph, du warſt ein Medicus,
Von beydem hatte man die Proben ſchon geprieſen.
Wie Gottes Gegenwart verſtanden werden muß: (a)
Das hatteſt du mit Ruhm aus der Vernunft erwieſen.
Wie gründlich zeigte dich die Opponentenbank,
Die du ſo oft mit Muth und Fertigkeit beſeſſen; (b)
Dabey die Hörer oft den Stundenſchlag vergeſſen,
Wenn deiner Schlüſſe Kraft die ſtärkſten Gegner zwang.
Ich ſchweige von der Schrift, die du zuletzt beſchützet,
Darinnen du gezeigt: Was kluges Reiſen nützet. (c)

Die Tugend deiner Bruſt - - jedoch du hemſt den Kiel,
Du forderſt nur von mir, die Fehler zu bedecken.
Wer wundert ſich dabey? dieß iſt das alte Spiel,
Die frömmſte Jugend iſt, gleich Pardern, voller Flecken.
Doch ſah der Selige die Nichtigkeit der Welt
Und aller ihrer Luſt mit aufgeklärten Sinnen;
Er war im Ernſt bemüht, die Weisheit zu gewinnen,
Die unſern Leib für nichts, den Geiſt für alles hält.
Ich weis, es wird ſein Tod die Kranken ſelbſt betrüben,
Für die er ohn Entgeld, die Mittel vorgeſchrieben.

Ach daß sein Lebenslicht so bald verloschen ist!
Er fällt, o früher Fall! vor zwey und zwanzig Jahren.
Was pochest du, o Mensch! daß du kein Graukopf bist?
Du kanst, als Jüngling auch, des Todes Macht erfahren.
Ein Leib, der Milch und Blut im Angesichte zeigt,
Ist oft im Leben schon ein Nest verhaßter Schlangen:
Und blühn die Rosen gleich mit Purpur auf den Wangen;
Wer weis, wie bald die Pracht sich in den Moder neigt?
Wer weis, wie bald ich selbst, und alle, die dieß lesen,
Ein Fraß der Würmer sind, und in der Gruft verwesen.

Ihr Aeltern, weint doch nicht! vermehrt nicht eure Noth;
Gott hat euch, wie es scheint, was hartes zugeschicket.
Zwey Söhne sind entfernt, den dritten raubt der Tod,
So gar der vierte wird nicht oft von euch erblicket.
Allein ihr wißt ja wohl, der Gott, der alles thut,
Hat euren Ehstand auch aus lauter Huld gesegnet,
Derselbe hat verhängt, was euch itzund begegnet:
Doch alles, was er schickt, ist unvergleichlich gut.
Wer dieß wahrhaftig glaubt, wird sein Gemüth schon fassen,
Und seines Schöpfers Hand geduldig walten lassen.

Entseelter! nimm also die letzte Bruderpflicht,
Die du mir schwach und matt, ja sterbend anbefohlen:
Ach träfe sie mich nur in der Entfernung nicht!
Ach könnt ich deinen Geist zum Leben wiederhohlen!
Jedoch, verwirrter Mund, stell alle Seufzer ein,
Das Wünschen ist umsonst, wo Todtenfackeln scheinen,
Die Leichen wissen nichts von ihrer Freunde Weinen,
Das Nützlichste kan hier ein Denk- und Grabmaal seyn:
Mein Bruder hats verlangt, ich folge seinem Willen,
Wohlan! so laßt den Stein mit dieser Schrift erfüllen:

Allhier,

Allhier,
neugieriger Leſer,
liegt

Johann Friedrich Gottſched,

gebohren in Judithenkirch 1704. den 18 Merz,
geſtorben in Wötterkam 1726. den 22 Jenner.

Ein wohlgegründeter Chriſt,

nicht aus blinder Leichtgläubigkeit;
ſondern nach reifer Religionsprüfung.

Ein junger Gelehrter,

der in ſeinem Erkenntniſſe ſo weit gekommen,
daß er alle Gelehrſamkeit
für nichts gehalten.

Ein Liebhaber der Wiſſenſchaften,

der aber gründlich einſahe,
daß man ein ſehr weniges gewiß,
nichts ganz vollkommen wiſſe.

Ein Arzneybefliſſener,

der die Mittel wieder den Tod geſuchet,
aber durch ſeinen frühen Hintritt erwieſen,
daß er ſie ſo wenig, als andere
gefunden,

Endlich auch ein Weltweiſer,

der ſein Grab für eine Stuffe zu gröſſerer Vollkommenheit
angeſehen.

Gehe hin, Leſer,
und lerne das, was der Todte verſtanden!

(a) In der 1723. den 12 May gehaltenen Diſp. de Omnipræſ. Divina. (b) Es iſt faſt in zweyen Jahren keine medicinische Diſputation gehalten worden, dazu der Selige nicht als Opponent eingeladen werden. (c) Seine eigene Diſp. de peregrinatione Medicorum.

VII. Gesang.

Ueber das Absterben
Fr. Catharina Maria Happelin,
verwitwete Clemens,

in Schmalkalden.

den 21 November 1726.

Im Namen ihres Sohnes.

Erblichne! soll ich dich denn niemals wieder sehn?
O gar zu harter Fall, der meine Seele beuget!
O gar zu trüber Tag! an welchem es geschehn,
Daß meiner Mutter Haupt sich in den Tod geneiget.
Ich armer bin entfernt, und sehe nicht einmal
Den längst besorgten Schluß von der erlittnen Qval;
Genieſſe nicht den Rest von ihren schwachen Blicken,
Und habe nicht das Glück ihr Auge zuzudrücken.

Lacht nur, ihr Spötter! lacht bey eurer Väter Grab;
Ergetzt den frechen Geist bey alter Mütter Leichen;
Wischt durch des Erbtheils Schwamm die seltnen Thränen ab,
Und spottet, wenn man euch den Trauerflor will reichen:
Weit anders zeiget sich ein treugesinntes Herz.
Ein wohlgerathnes Kind kan niemals ohne Schmerz,
Kan niemals ohne Leid der Väter Sarg beschauen,
Auch niemals ohne Gram der Mutter Grabmaal bauen.

Mein

Mein Auge thränet noch für zarter Traurigkeit,
Wenn der bemühte Geiſt an jenen Tag gedenket,
An welchem nur der Tod ſehr bald und vor der Zeit
Den Vater hingerafft, und unſer Haus gekränket.
Je jünger damals ich und mein Geſchwiſter war;
Um deſto deutlicher ward unſer Unglück klar;
Das ſehr vergröſſert ward, weil wir nicht fähig waren,
Den Jammer einzuſehn, der allen wiederfahren.

Hier nahm die Selige ſich einzig unſer an,
Sie ganz allein erzog uns vaterloſe Weyſen.
Was eine Mutter je an Kinder wenden kan,
Das können wir mit Recht an unſrer Mutter preiſen.
Denn aller Unterhalt und Zucht und Unterricht,
Und hundert andres mehr, was tauſenden gebricht,
Ward uns die ganze Zeit von ihrem theuren Leben,
Theils von ihr ſelbſt ertheilt, theils mittelbar gegeben.

Ihr Schweſtern! die ihr ſie im Tode habt geſehn,
Ach tröſtet mich itzund an dieſem fernen Orte!
Entdeckt mir, wenn und wie ihr Abſchied iſt geſchehn?
Erzählt, was waren doch der Todten letzte Worte?
Sagt, hat ſie auch einmal an ihren Sohn gedacht?
Hat euch ihr letzter Kuß auch ſehr beſtürzt gemacht?
Und habt ihr auch geweint, indem der fromme Segen,
Von mütterlicher Hand, auf eurem Haupt gelegen?

Ach! wäre dieſer Ort, wo man die Weisheit lernt,
Nicht ſelbſt auf ihr Geheiß und Wort von mir bezogen;
Ach! hätt ich mich von ihr ohn ihren Wink entfernt,
Und hätte mich ihr Rath nicht ſelbſt dazu bewogen:
Fürwahr, ich würde faſt für Kummer, Gram und Pein,
Um die verſäumte Pflicht mein eigner Henker ſeyn;
Die ſchnöde Läſſigkeit verdammen und verfluchen,
Und meinen Fehler ſelbſt mit Ernſt zu rächen ſuchen.

Allein der Seligen Befehl und Sorgfalt hat
Mich längst von dieser Schuld ganz frey und losgesprochen.
Sie selber sandte mich in diese Pleißenstadt,
Und wer gehorsam ist, der hat ja nichts verbrochen.
Die lange Krankheit war kein sicherer Bericht,
So schwach sie war und blieb, so wußte man doch nicht,
Wie bald ihr frommer Geist der siechen Glieder Bürde,
Den Sitz der Eitelkeit und uns verlassen würde.

Nun ist sie schon befreyt. Der welke Körper ruht.
Der Schmerzen Ungemach ist allbereit zum Ende,
Der aufgelöste Geist genieſſet Gottes Hut,
Denn diesem gab sie ihn noch sterbend in die Hände.
Schlaf, theure Mutter, sanft! nimm auch den Dank noch an,
Den dein betrübter Sohn nur schriftlich geben kan.
Wie freudig will ich einst, wenn die Posaunen schallen,
Und alles aufersteht, dir in die Arme fallen!

VIII. Gesang.

Auf die Verbindung Herrn D. Volkmanns,

mit der

Jungfer Wolfersmannin.

Im Namen anderer.

Ihr Nymphen! die ihr stets bey eurer Nadel sitzt,
Und wenn ihr müde seyd, beym Caffeschälchen schwitzt,
Mit eurer Wäscherey die edle Zeit verderbet,
Den Haarputz anders macht, und eure Wangen färbet;
Ihr Nymphen! die ihr kaum die Bibel lesen könnt,
Und andern Büchern nie ein kurzes Stündchen gönnt,
Ach kommt und seht einmal mit einem scharfen Blicke,
Auf diesen Hochzeittag, und auf Helindens Glücke.

Wenn tausende von euch für Kummer fast vergehn,
Und öfters Tag und Nacht in schweren Aengsten stehn:
Wo doch der Hochzeittag, wo Amor mit den Pfeilen,
Und wo die Freyer sich so ungemein verweilen?
Wenn manche sehnlich wünscht, daß doch der nächste Tag,
Der Oval der Jungferschaft ein Ende machen mag:
So kan Helinde sich, in ihren besten Jahren,
Nach Wunsch u. höchst vergnügt, mit ihrem Volkmann paaren.

Wenn

Wenn endlich euer Stolz nach hohem Stande steigt,
Und sich am Ende doch sehr tief hinunter beugt,
Indem ein sprödes Kind es endlich muß beklagen,
Daß sich sein Schnäbelchen so trefflich hoch getragen;
Dieweil an statt des Raths, den sie sich prophezeiht,
Ein Freyer ohne Rang ihr grobe Fäuste beut:
So kan Helindens Brust mit herzlichem Vergnügen,
Euch allen zum Verdruß, in Doctorarmen liegen.

O schämt euch, träges Volk! doch kommt und lernet hier,
Seht an, die Wissenschaft und Klugheit wohnt in ihr,
Helindens hoher Geist ist in der Musen Orden,
Den unser Deutschland ehrt, längst aufgenommen worden.
Sie hat den muntern Kopf mit Künsten angefüllt;
Sie weis es, wo der Brunn der Hippocrene qvillt;
Sie geht mit Büchern um, und kan mit starken Schwingen,
Den Männern selbst zu Trotz, bis auf den Pindus dringen.

Wie manches kluge Blatt hat sie schon dargelegt,
Dem sie ein deutlich Bild der Gaben eingeprägt,
Die ihre Brust besitzt; wir können sie in Meissen,
Mit Wahrheit und Bestand die deutsche Sappho heissen.
Man starret, wenn man sieht, was ihre Feder schreibt,
Indem es jedermann ein rechtes Wunder bleibt,
Ob es wohl möglich sey, so viele Lieblichkeiten
Aus einer Schönen Witz und Dichtkunst herzuleiten?

Ach prale ferner nicht mit deiner Schurmannin,
Du stolzes Niederland! Werft euren Hochmuth hin,
Ihr frechen Gallier! Auch Deutschland zeigt uns Schönen,
Die euren Trotz gar leicht durch ihren Kiel verhöhnen.
Ach hätt Helinde nur nicht aus Bescheidenheit
Ihr Dichten so verhehlt, wir würden allbereit
Ein Buch von ihrer Art und ihrem hohen Wesen,
Sowohl als von der Frau Deshoulieres lesen.

Erfreue

Erfreue dich darum, du höchstbeglückter Freund!
Mein Volkmann, freue dich, der Himmel, wie es scheint,
Hat dir für Tausenden dieß Kleinod ausersehen,
Durch dessen weisen Schluß ist dieses Band geschehen.
Du kömmst aus Schlesien in unser Sachsenland,
Du wirst von ungefehr mit deinem Schatz bekannt;
Du siehst, du liebest sie, das Glück ist dir gewogen,
Du hast ihr kluges Herz zugleich an dich gezogen.

Wenn dumme Weiber sonst der Männer Hölle sind,
So wird dir ganz gewiß dein aufgewecktes Kind,
Durch ihre Wissenschaft, ein Paradies auf Erden,
Ein halbes Himmelreich, wo nicht ein ganzes werden.
Wenn dich ein Kummer drückt, der andre niederschlägt,
Und ihr geschickter Arm die sanfte Cither regt,
Schlägt ihr beliebter Mund durch eigne Tröstungslieder,
Den Kummer aus der Brust, und bringt die Freude wieder.

Ihr Nymphen Schlesiens! dafern ihr irgend wißt,
Daß eine Dichterinn ein seltsam Wildpret ist:
So kommt, versammlet euch in den beliebten Auen,
Die Liegnitz um sich hat, dieß Wunderwerk zu schauen.
Seht! Leipzig schickt euch was, dergleichen diese Stadt,
So voller Witz sie steckt, nicht mehr zu zeigen hat.
Empfanget sie mit Lust, verehret ihre Gaben,
Und strebt doch auch einmal dergleichen Lob zu haben.

IX. Gesang.

Als

Herr Carl Erasmus von Maltitz,

aus dem Hause Kotschka,

im Jahre 1727. den 25. May selig entschlief.

J. f. N.

Mein Vetter! rührt dein Grab, dein frühes Grab mich nicht,
Und kan ich sonder Schmerz an deinen Tod gedenken:
So müsse mir die Luft den Odem nicht mehr schenken,
So gönne mir hinfort kein Tag das Sonnenlicht.
Jedoch, was braucht es viel? Ich weis, dein theurer Schatten
Erinnert sich annoch, wie hoch ich dich geschätzt,
Und was für Ehrfurcht wir im Leben vor dir hatten,
Die niemand unter uns mit Vorbedacht verletzt,
Und zieht den Schluß daraus: Wer mich vorher geliebet,
Den hat auch zweifelsfrey mein Todestag betrübet.

Ja, hochgeschätztes Haupt, dein Abschied fällt mir schwer!
Was hab ich nicht an dir besessen und verlohren?
Du warst ja mir zum Heil in Rath und Trost gebohren,
Aus dieser Quelle floß mir mancher Vortheil her.
Ich war zwar vaterlos, allein dein kluges Rathen
Ersetzte, was mir noch in manchem Stück gebrach:
Weil deine Regeln mir der Lehren statt vertraten,
Die mir mein Vater zwar im Leben selbst versprach;
Doch die hernach sein Tod mir zeitiger entrissen,
Als ich mein Glücke selbst recht fest zu gründen wissen.

Was

Was kan ich dir itzund für solche Vatertreu,
Für Dankbarkeit und Preis im Sarge noch entrichten?
Wie zahlt dir meine Hand den Abtrag ihrer Pflichten?
Wer sagt mir, wie die Schuld recht zu entgelten sey?
Soll ich ein Ehrenmaal aus Erz und Marmor setzen,
Das mehr den Lebenden als Todten Ehre bringt;
Und in den Tafelstein mit heller Goldschrift ätzen,
Daß hier die Sterblichkeit ein solches Haupt bezwingt,
Das wegen prächtiger und ungemeiner Gaben,
Die Unvergeßlichkeit zum Eigenthum wird haben?

Wiewohl Metall und Stein bezwingen nicht die Zeit;
Ihr Zahn verzehrt die Pracht der schönsten Ehrenmäler,
Und schonet oft das Lob der allergröbsten Fehler
Der irrenden Natur, aus blinder Zärtlichkeit.
Kan nicht die Schmeicheley auf der Tyrannen Grüften,
Die doch Vernünftigen nur Mörderkammern seyn,
Manch unverdientes Denk- und Dankgerüste stiften?
Und flößt uns solch ein Blick nicht die Gedanken ein:
Wenn todte Laster auch mit solchem Lohne prangen,
Wie kan die Tugend denn dergleichen Sold verlangen?

Nein, edler Maltitz, nein! dein Lob muß fester stehn.
Du hast die Ewigkeit durch Tugenden erworben,
Drum wird dein hohes Lob, obgleich du abgestorben,
Vielweniger als Erz, Metall und Stein vergehn.
Wie hat nicht deine Faust fürs Vaterland gefochten,
Als deine Tapferkeit in Braband Waffen trug?
Und was für Kronen hat dir dein Verstand geflochten,
Wenn deine Seele nie ein Unfall niederschlug?
O könnt ich alles dieß nach Herzenswunsch beschreiben!
Es sollte nichts von dir der Nachwelt fremde bleiben.

Nur Schade! daß dein Stamm mit dir zu Grunde geht,
Daß dein erworbner Ruhm auf keinen Erben fället;
Dein Wandel würde sonst zum Muster vorgestellet,
Und deinem Sohn zum Sporn um destomehr erhöht.
Doch dein Geschlecht verlischt. Dein Wapen wird zerschlagen.
So geht uns abermal ein Schmuck des Landes ab!
Und wer hinführo wird nach dem von Maltitz fragen,
Den weiset man betrübt an meines Vetters Grab,
Und spricht: Seht da! dieß Grab verdeckt in seinem Grause
Den allerletzten Zweig von diesem Ritterhause.

Ich weis, Betrübteste! die kind- und schwesterlich
Den schmerzlichen Verlust des Seligsten beklagen,
Die Wunden sind sehr tief, die ihnen Gott geschlagen;
Doch ihre Großmuth selbst erhält und stärket sich.
Sie sind von Heldenart, kein Fall kan sie besiegen;
Kein Schmerz, so groß er ist, bezwinget Ihren Muth.
Dann spürt ihr frommes Herz an allem ein Vergnügen,
Was Gottes weiser Rath mit schwachen Menschen thut.
So will ich denn, an statt sie späten Trost zu lehren,
Des theuren Maltitz Grab mein Lebenlang verehren.

X. Geſang.

Bey dem Stipper- und Weidlingiſchen Hochzeitfeſte.

den 7 Febr. 1730.

Du freyſt, gelehrter Freund! und thuſt ſehr wohl daran,
Dein Junggeſellenſtand ſteht dir nicht länger an;
Du haſt dein täglich Brodt und kanſt es auch erwerben,
Was darfſt, was ſollſt du denn verweyſt und ehlos ſterben?
Ein Haus, darinn ein Mann ganz einſam Tafel hält,
Iſt niemals ſo beglückt, iſt nie ſo wohl beſtellt;
Als wo ein kluges Weib die Sorgen mit ihm theilet,
Und, wenn es übel geht, des Kummers Wunden heilet.

Du freyeſt ferner ſo, daß ſelber deine Zeit,
Dein Alter und dein Stand ein ſolches dir gebeut.
Du wirſt zwar erſt ein Mann, doch warſt du es an Jahren;
Eh man dich mit der Braut ſah durch den Prieſter paaren.
Auch deine Liebſte ſelbſt iſt kein verſcheuchtes Kind,
Weil ihrer Tage faſt ſo viel, als deiner, ſind.
Ein Jahr hat dich und ſie ans Licht der Welt gebohren,
Als ob euch die Natur einander auserkohren.

Du übereilſt dich nicht in deiner Heyrathswahl,
Kein Glückstopf bringet dich an dieſes Ehgemahl;
Es iſt kein blinder Trieb, der manchen bald entzücket,
Doch kaum die erſte Nacht das Hochzeitpaar beglücket.
Du kenneſt deine Braut. Ach, das iſt viel geſagt!
Die Liebſte kennt auch dich: Drum habt ihr nichts gewagt;
Drum dörft, drum kömt ihr nicht den nähern Umgang ſcheuen,
Drum wird und kan die Wahl euch nimmermehr gereuen.

Du liebest deine Braut; nicht Stand, Geschlecht u. Geld,
Dabey manch stolzes Weib den Mann verächtlich hält,
Du sahest selbst nach ihr, und nicht mit fremden Augen,
Die oft vermögend sind, aus Rosen Gift zu saugen.
Und so gefiel sie dir. Sie war galant und schön,
Beredt, geschickt und klug dem Hause vorzustehn,
Kurz um, es war dein Ernst. Sie konnte dich nicht hassen:
Was brauchtest du noch mehr die Heyrath abzufassen?

Itzund vollziehst du sie; doch ohne Staat und Pracht,
Der nur den Beutel schwächt, und keinen gröſſer macht.
Du überhängst den Leib mit keinen Fantaseyen,
Dabey der Pöbel starrt, die Krämer sich erfreuen.
Zwar könntest du es thun; doch deine Klugheit spricht:
Es ist ein Ueberfluß. Die Braut verlangt es nicht.
So dörft ihr beyderseits den Kummer nicht besorgen,
Den andre sich zugleich mit ihrem Putz erborgen.

Noch mehr, gelehrter Freund! du achtest das Gericht
Der schnöden Neubegier in unsern Gassen nicht.
Dein Herz ist ganz gesetzt; man hört dich niemals fragen,
Viel minder ängstlich thun, was doch die Leute sagen?
Was wird doch nicht gesagt! Ein Kluger hört es an,
Und glaubt, so viel er will, und als er glauben kan.
Denn wollte sich ein Mensch in alles Sagen schicken;
Wie würde man ihm nicht das beste Ziel verrücken?

Da hast du, werther Freund! was mir an dir gefiel;
Ich stimme für dießmal kein hohes Seytenspiel,
Die Freundschaft trieb mich an, die Wahrheit zu beschreiben,
Das Dichten und die Kunst muß hier zurücke bleiben.
Dieß ist ein schlechter Vers, kein prächtig Lobgedicht.
Das fordert auch von mir dein ehrlich Herze nicht;
Noch weniger mein Trieb, der deine Freundschaft ehret:
Ob man gleich itzt von mir nichts schmeichelhaftes höret.

Und

Und was? der Muſen Trieb iſt dir nicht unbekannt,
Du ſchreibſt und dichteſt ſelbſt mit wohlgeübter Hand;
Und ich beſorge faſt, dir in ſo matten Zeilen,
Als dieſe wirklich ſind, den Glückwunſch zu ertheilen.
Denn freylich ſind ſie nicht ſo munter, als die Braut;
Und hätt ich ſie vielleicht nur öfter angeſchaut,
Nur öfter nachgedacht, wodurch ſie dir gefallen,
Mein unbelebter Reim ſollt angenehmer ſchallen.

Ich wünſche dir ganz kurz ein Leben voller Glück,
Und das verſpricht dir ſchon dein gütiges Geſchick.
Der Anfang iſt gemacht, und aus ſo ſchönen Zweigen
Wird künftig Blüth und Frucht in groſſer Menge ſteigen.
Der Himmel mache nur der Freunde Hoffen wahr,
Wie deiner Mutter Wunſch: So zeigt das nächſte Jahr,
Wenn eurer Liebe Frucht auf ihrem Schooße lachet:
Daß kluger Söhne Wahl den Aeltern Freude machet.

XI. Gesang.

Auf das Absterben Herrn von Lüttigs.

Im Namen seiner dreyen Söhne.

Ach unser Vater stirbt! Es sinket Haupt und Herz;
Die Glieder beben uns, o ungemeiner Schmerz!
Verhängniß! halte still mit deinen Donnerschlägen;
Sie sind für uns zu hart, o Herr! laß dich bewegen!
Jedoch du höreſt nicht. Man öffnet schon das Grab;
Man senkt des Vaters Leib und unsre Lust hinab.
O stürben wir mit ihm! so dürften unsre Klagen
Ihn nicht mit Gram und Leid und Schmerz zu Grabe tragen.

O zürnendes Geschick! warum bist du entbrannt,
Und warum reisseſt du, mit zornerfüllter Hand,
Nicht solche von der Welt, die durch verderbte Sitten,
Dadurch sie Pflicht, Vernunft und Tugend überschritten,
Ein Scheusal worden sind; die nur der Welt zur Qval,
Den Frommen zum Verdruß, und ihrer Kinder Zahl
Nur zum Verderb gelebt, indem ihr böses Leben
Ein allzudeutlich Bild der Bosheit abgegeben?

Warum wird dieſes Haupt, des Adels Schmuck u. Ruhm;
Warum wird dieſe Brust, der Tugend Eigenthum;
Warum wird dieſer Geist, ein Muſter des Verstandes;
Warum wird Lüttig doch, die Zier des Sachsenlandes,
Der Vater, der sein Haus mit solchem Witz regiert,
Der uns mit Wort und That zur Tugend angeführt;
Warum wird solch ein Mann, den alle preiſen müſſen,
So früh, so unverhofft der Unterwelt entriſſen?

O Tag!

O Tag! der unſre Luſt, als dünnes Glas, zerſchlägt;
O Glockenſchlag! der mehr ein kindlich Ohr bewegt,
Als wenn ein ſtarker Knall aus finſtern Wolken brüllet,
Die Stadt, das Feld, den Wald mit Bangigkeit erfüllet,
Die Thürme niederwirft und Eichen niederſchmeißt,
Den allerſtärkſten Stamm aus ſeinen Wurzeln reißt,
Den dicken Strumpf zermalmt, die feſten Aeſte ſplittert,
Und durch ſein Krachen macht, daß Grund u. Boden ſchüttert.

Geliebtes Vaterherz! wir ſchauen noch zurück,
Wie treulich ſorgteſt du für deiner Kinder Glück!
Wir ſehn dich itzo noch, mit ernſtlichem Bemühen
Und väterlicher Zucht, uns zu der Weisheit ziehen.
Du ſollſt uns künftig auch, durch deiner Tugend Schein,
Ein Leuchtern auf der Bahn zum wahren Lobe ſeyn;
Dein Beyſpiel ſoll uns noch, zur Folge deiner Ahnen,
Auch da das Grab dich deckt, die rechten Wege bahnen.

Wie würdig haſt du ſonſt den Hauptmannsſtab geſchmückt;
Wie tapfer hat dein Arm das ſcharfe Schwerdt gezückt,
Das Vaterland beſchützt, dem Fürſten treu gedienet,
Der Billigkeit gemäß ſich keiner That erkühnet,
Die Grauſamkeit und Wuth in Kriegeszeit verübt;
Der mitten in der Schlacht Erbarmen ausgeübt,
Und nicht, wie Barbarn thun, durch Eiſen, Brand u. Morden
Den wilden Bären zwar, nicht Helden, gleich geworden.

So wie ein junger Baum, der keinen Gärtner hat,
Ohn alle Wartung ſteht, krumm, ungeſtalt und matt,
Verwildert und verwirrt den ſchwachen Gipfel neiget,
Weil ihn ein jeder Wind bis an die Erde beuget,
Wo er im Kothe liegt, verfaulet und verdirbt,
Wenn Rinde, Saft und Mark für Feuchtigkeit erſtirbt:
So kan es uns ergehn, da wir beſtürzt empfunden,
Durch dieſen Todesfall ſey unſre Zucht verſchwunden.

Ihr Freunde! nehmt euch doch verlaßner Weyſen an,
Erſetzet, was uns fehlt, thut das, was der gethan,
Der uns ſo weit gebracht; und zeigt an eurer Güte,
Wo nicht ein väterlich, doch ein geneigt Gemüthe.
Und, du Allmächtiger! der du die Weyſen pflegſt,
Und zarten Müttern gleich, in Liebesarmen trägſt,
Entzeuch uns nicht die Huld; denn wo wir die nur haben:
So iſts, als hätten wir den Vater nicht begraben.

Indeſſen ruhe wohl, du hochgeſchätztes Haupt!
Da dir ein früher Tod des Alters Krone raubt;
So wird ein Sternenkranz, in Salems güldnen Zimmern,
Als deiner Tugend Lohn, auf deiner Scheitel ſchimmern.
Ach nimm den letzten Dank für deine Sorgen an!
Denn da man deinen Leib nicht ferner ehren kan,
Soll weder Tod noch Staub die Kindespflicht verwehren:
Wir küſſen deine Gruft, und netzen ſie mit Zähren.

XII. Gesang.

An

Jungfer L. A. V. Kulmus.

Ein Jahr ist hin, o Schönste! daß mein Bild
Sich schon bey dir zum Opfer eingefunden:
Doch ist mein Wunsch nach deinem nicht erfüllt;
So sehr seit dem die Herzen sich verbunden.

Erfreue mich, dafern du lieben kanst,
Und laß dein Herz durch keinen Einwurf stören.
Ja, wo du mich nicht aus der Brust verbannst:
So laß dein Bild mich deine Neigung lehren.

Der edle Geist, der deine Stirn erhebt,
Der helle Bliß, aus deinen klugen Blicken,
Wird deinen Freund, der nur durch dich noch lebt,
In manchem Gram, an deiner statt, erquicken.

Victoria! Mein Leben, Herz und Licht!
Fleh ich umsonst um deinen bloßen Schatten;
So schmeichle mir mit deiner Liebe nicht:
Wie schwer wird sich das Wesen selber gatten?

* *

XIII. Gesang.

Bey dem Grabe

Herrn Christian Ludewigs,

der heil. Schrift Doct. und Prof. Org. Arist. in Leipzig.

1732. den 20 Jenner.

Ihr Freunde! darf ich wohl bey eures Vaters Gruft,
Dahin mein eigner Gram und euer Wink mich ruft,
Auch den verstimmten Klang der Seyten hören lassen,
Und meiner Wehmuth Kern in wenig Reime fassen?
Ja ja, ich kan, ich darf, ich will und muß es thun:
Der Kummer meiner Brust läßt Hand und Kiel nicht ruhn,
Und reizt mich allzustark, um eurer Freundschaft wegen,
Auch meine Lorbern itzt auf seinen Sarg zu legen.

Nimm diese Blätter hin, du hochverdienter Greis!
Nachdem ich anders dir nicht mehr zu dienen weis.
Im Leben hab ich dich mit Wort und That erhoben,
Im Tode muß ich dich auch noch in Schriften loben.
Du bist es beydes werth. Dein treffliches Verdienst,
Daran du stets geblühet, daran du itzt noch grünst,
Und ewig leben wirst, muß auch durch mich erschallen,
Ja noch in später Zeit der Welt ins Auge fallen.

Die Schriften zeigen dieß, die sein bemühter Fleiß
Davon ans Licht gestellt, wie fast ein jeder weis.
Es zeigets auch der Lohn, der seine Müh bekränzet,
Wenn bald der Doctorhut auf seiner Stirn geglänzet;
Wenn seine Schulter bald den blauen Mantelschmuck
Bald gar im Rectorat den hellen Purpur trug;
Dabey man denn gesehn Minervens Zepterspitzen
Vor seinen Schritten her mit reinem Golde blitzen.

Beglücktes Vaterland! verbanne doch den Neid,
Wenn deine Kinder hier die Bahn der Ewigkeit
Mit starken Schritten gehn; und durch ihr edles Leben
Dich selbst und deinen Ruhm, so sehr, als sich, erheben!
So lange Leipzig wird im Flor und Ansehn stehn,
So lange man den Fleiß, das Wissen wird erhöhn;
So lange Ludwig lebt in seines Witzes Proben,
So lange wirst auch du durch seinen Ruhm erhoben.

Ihr Freunde, richtet euch in eurem Kummer auf!
Erwegt zu eurem Trost des Vaters Tugendlauf.
Verscharren wir sein Haupt bekümmert in der Erden;
Was euer Vater war, das könnt ihr beyde werden.
Sein Geist beseelt euch auch; Ihr wandelt schon die Bahn,
Darauf er keinen Schritt vergebens hat gethan.
Ihr fahret eifrig fort, dem Ziele nachzustreben;
So wird einst Ludewig in seinen Söhnen leben.

* *

XIV. Gesang.

An

D. Ludwig August Schröter,

Stiftscanzler der meißnischen Stiftsregierung zu Wurzen, und Dechant des Obercapitels daselbst,

über das Absterben

Seiner Eheliebsten.

1732. den 28 Dec.

Im Namen anderer.

Wie sich die wilde See bey Wind und Wetter regt,
Der Wellen graue Fluth ohn Unterlaß bewegt,
An allen Ufern schäumt, und selbst den Landmann schrecket,
Den doch der Felsen Schutz vor ihrer Wuth bedecket:
So ist der Lauf der Welt; hier herrscht der Unbestand,
Hier beut ein Ungestüm dem andern stets die Hand;
Wer ihren Fluthen traut, kan nirgend stille stehen,
Und muß oft, eh er glaubt, zerscheiternd untergehen.
Allein, wie dorten sich ein kluger Steuermann
Durch Tau und Anker doch ganz fest erhalten kan,
Wenn gleich der Winde Zorn auf Mast und Segel stürmet,
Und das empörte Meer sich noch so gräßlich thürmet:
So kan auch in der Welt ein Christ geruhig seyn,
Denn stürmt das Eitle gleich auf seine Großmuth ein,
So bleibt sein Herze doch in reicher Tugendfülle
Mit Gottes Rath vergnügt, und in gelaßner Stille.

Dieß

Dieß iſt dein Ebenbild, erblichne Canzlerinn!
So ſchildert unſer Schmerz den ungeſtörten Sinn,
Der dich bisher geſchmückt; an Tugend und Verſtande
Warſt du gewiß der Preis der Stillen in dem Lande.
Ein Anker hielte dich, das war die Frömmigkeit,
Die mitten in dem Strom und Strudel dieſer Zeit
Ein Herze ſicher macht, und mitten in den Stürmen
Der ſchnöden Eitelkeit die Seelen kan beſchirmen.

Dein Ehſtand war gewiß ein ruhig Paradies,
Wo Lieb und Eintracht ſich in voller Schönheit wies,
Wo Treu und Zärtlichkeit dein Ehgemahl vergnügte,
Wenn beyder ſtille Glut kein Unglücksſturm beſiegte.
Wie keiner Wolken Flor des Himmels Antlitz deckt
Da, wo des Atlas Haupt ſich durch die Luft erſtreckt:
So war, o Canzlerinn! die wir itzund beklagen,
Dein Ehſtand, wie ein Jahr von lauter ſtillen Tagen.

Wie ſanft war nicht dein Wort und angenehmer Mund,
Wie klug die Kinderzucht! Wie wußteſt du den Grund
Der wahren Gottesfurcht ſo meiſterlich zu legen,
Wenn andre nur ihr Kind der Welt zu opfern pflegen;
Darum gelung dirs auch! darum ſahſt du ſo früh
Die höchſterwünſchte Frucht der angewandten Müh,
Darnach viel Aeltern ſich mit gar zu ſpäten Thränen
Aus eigner Schuld ſehr oft, wiewohl vergebens, ſehnen.

Ihr alle, die ihr ſonſt die Seligſte gekannt,
Geſteht, wie theuer ſie der Liebe feſtes Band
In Einigkeit bewahrt. Ihr Armen! laßt uns leſen,
Wie eifrig ihre Hand im Wohlthun ſtets geweſen.
Nahm ſie der Hochmuth ein? Hat ſie der Stolz bethört,
Daß ſie des Nechſten Noth nicht willig angehört?
Nein! keine Grauſamkeit hat ihr das Herz verſchloſſen,
Weil oft ihr Augenbrunn aus Mitleid ſelbſt gefloſſen,

So

So lange ruhig ſeyn, als Sonn und Glücke lacht,
Iſt lange nicht ſo ſchwer, als wenn ein Wetter kracht:
Und gleichwohl hat auch hier die Seligſte gezeiget,
Daß ihr geſetztes Herz kein Unglücksſturm gebeuget.
Der Tod beraubte ſie! Man trug faſt alles hin,
Was ihr am Herzen leg. Doch unſre Canzlerinn
Hat nie der Schickung Schluß durch Murren u. Beſchweren,
So hart er ihr oft fiel, geſuchet zu verwehren.

Ihr eignes Ende gar hat ſie nicht ſehr erſchreckt,
Ihr eignes Grab hat ihr nicht Furcht und Angſt erweckt:
Sie hieß die ſtille Gruft und ihre Todtenkammer
Die Freyſtadt aller Noth, die Zuflucht vor dem Jammer.
Da ruht ihr Leib nunmehr, der Geiſt iſt bandenlos,
Geneußt der Stille dort in Gottes Vaterſchooß,
Wo ihn kein Unfall ſchreckt, und wo, nach Sturm und Wellen,
Die Auserwählten ſich vergnügt zufrieden ſtellen.

Du höchſtbetrübtes Haus, folg ihrem Beyſpiel nach!
Man tadelt dich zwar nicht, daß dir das Herze brach,
Als du ſie eingebüßt. Doch laß dir Gottes Willen,
Der ſtets dem Beſtes ſchafft, die herben Thränen ſtillen.
Bekümmerter Gemahl! befriedige die Bruſt,
Und gönn ihr unterdeß des Himmels Ruh und Luſt,
Bis du, nach Gottes Wink, den Weltſturm überſtanden,
Und frölich wirſt bey ihr im Himmelshafen landen.

XV. Gesang.

An

Jungfer L. A. V. Kulmus.

1733. den 31 Jenner.

So willst du mir hinführo seltner schreiben?
Victoria! Mein Leben, Herz und Licht!
Soll mir dein Kiel die Antwort schuldig bleiben?
Ach! strafe mich doch so empfindlich nicht!
Was hab ich denn versehen und verbrochen?
Verdammst du mich ohn alle Missethat?
Ach ja, mir ist mein Urtheil schon gesprochen,
Bevor man mir einmal die Schuld genennet hat.

Ja ja! So ists. Ich soll gemartert werden,
Dein eigner Kiel verkündigt mir die Pein.
Fühlt nicht mein Herz schon Kummer und Beschwerden,
Daß ich von dir so weit getrennt muß seyn?
Doch nicht genug! Ein Weg von achtzig Meilen
Läßt meinen Trieb noch gar zu stark und neu;
Drum will man gar, daß auch kein Blatt voll Zeilen
Von deiner schönen Hand sein neuer Zunder sey.

O schönste Hand! Mein Labsal und Vergnügen!
Wie froh macht mich ein süsser Brief von dir!
Kaum seh ich ihn, so laß ich alles liegen,
Und küß ihn oft mit lüsterner Begier.
Ich bebe recht vor sehnlichem Verlangen,
Sein Siegel geht mir stets zu langsam los,
Und wenn ich ihn zu lesen angefangen,
Dann sitz ich, wie mich dünkt, dem Glücke selbst im Schoeß.

Da

Da steht kein Wort, das nach der Einfalt schmecket,
Die Männern wohl sehr oft ein Schandfleck ist:
Da wird dem Geist mir mehr und mehr entdecket,
Daran du doch ganz unvergleichlich bist.
Ein kluger Scherz, ein ernsthaftedles Wesen,
Würzt überall dein witzerfülltes Wort:
Und wenn ichs denn wohl zehnmal durchgelesen,
Denn leg ich erst das Blatt, und doch mit Mühe, fort.

Was denkst du nun, bey diesen stillen Freuden?
Sprich, Engelskind! misgönnst du mir die Lust?
Erkühnt man sich, dieß Glücke zu beneiden,
Das einzige, davon ich noch gewußt?
O! sinne nach, ob meiner zarten Liebe
Die Probe nicht zu hart und grausam sey?
Und mache doch die Neigung deiner Triebe,
Wie deinen muntern Kiel, von diesem Zwange frey.

Jedoch umsonst! Du schreibst es mir im scherzen,
Du ehrst den Zwang, als eine theure Pflicht:
Wohlan! so reiß dein Bild noch aus dem Herzen,
Denn, wie es scheint, auch das gönnt man mir nicht.
Ach! merkst du nicht die List bey diesen Ränken?
Wenn mir dein Kiel nur erstlich seltner schreibt:
So weis man schon, daß auch im Angedenken
Allmählich mir bey dir kein Plätzchen übrig bleibt.

Wie man die Glut von stark entbrannten Flammen
Nicht mit Gewalt auf einmal dämpfen kan;
Die Hitze drängt sich destomehr zusammen,
Und facht sich nur um desto schärfer an:
Doch, will man nicht das wilde Feuer hegen,
So sucht man ihm die Nahrung zu entziehn;
Da wird die Brunst sich von sich selbst schon legen,
Und leichten Funken gleich in dünner Luft entfliehn.

Erwege

Erwege dieß, o engliſche Louiſe!
Und denk einmal auf deine letzte Schrift!
Wie? Wenn ich dich auf dein Verſprechen wieſe,
Womit dein Schluß itzt ſchlecht zuſammen trifft.
Iſt das die Huld, die du mir zugeſchworen?
Iſt das die Treu, die du mir zugeſagt?
Denn hat dein Wort ſo bald die Kraft verlohren:
So haſt du mich dadurch aufs heftigſte geplagt.

So ſchweige dann, und laß mich gar verſchmachten;
Und mache mich zum Opfer deiner Pflicht:
Doch willſt du mich der Antwort unwerth achten;
So ſchweig ich doch von meiner Sehnſucht nicht.
Bey ſpäter Nacht will ich dich träumend plagen,
Im Wachen ſelbſt dir ſtets vor Augen ſtehn;
Und dich, mein Licht! ohn Unterlaß befragen:
O Grauſame! ſoll ich ohn alle Schuld vergehn?

Tanfaen.

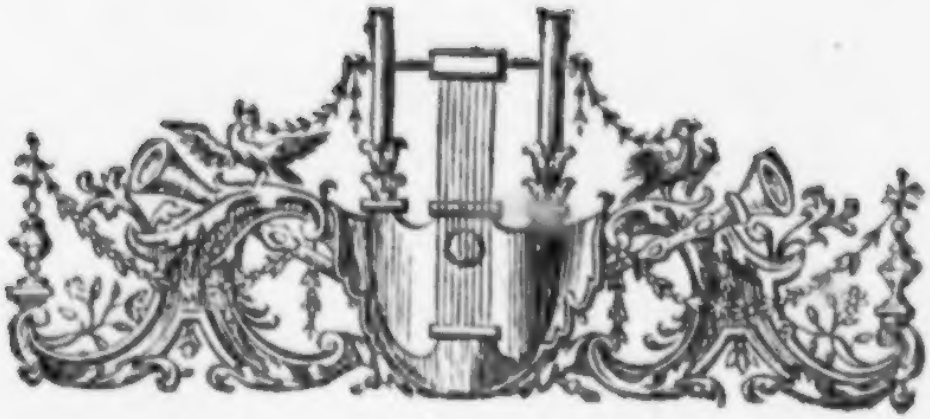

I.

Bey Beerdigung

Frauen

Annen Dorotheen Kreuſchnerin,

gebohrnen Langerfeldin,

in Königsberg, 1722. den 22 Merz.

Cantata.

Aria.

Eile fort, erlöſter Geiſt!
Aus dem Kerker deiner Glieder!
Wirf den ſchweren Körper nieder,
Der dich zu der Erden reißt:
Schwinge dich, erfreute Seele!
Aus der angſterfüllten Höhle!
Eile fort, erlöſter Geiſt!

Ihr eiteln Herzen! ſchauet an,
Wie eine Chriſtum hier die Welt verſchmähen kan.

Choral.

Nicht nach Welt, nach Himmel nicht meine Seele wünſcht und ſtehnet; Jeſum wünſcht ſie und ſein Licht, der mich hat mit Gott verſöhnet, der mich frey macht vom Gericht. Meinen Jeſum laß ich nicht.

Das iſt kein groſſer Ruhm,
Wenn ſich geplagte Chriſten
Zur Reiſe nach dem Himmel rüſten;
Nein! Nein!
Mit vielem Glück beſeligt ſeyn,
Und doch mit brünſtigem Verlangen,
Die Todespoſt empfangen,
Bleibt hoher Seelen Eigenthum.
Ein Hieb kan mit Lachen,
Wenn ihn der Jammer qvält,
Sein Grab im Aſchenhaufen machen:
Er preiſelt nicht,
Mit freudigem Geſicht
Den Pfeil des Todes anzuſehen;
Weil ihm kein Unglück fehlt:
Allein mit Salomon,
Luſt, Ehre, Reichthum, Kron und Thron,
Als Eitelkeiten zu verſchmähen,
Das kan kein Heyde thun.
Erblaßte Kreuſchnerin!
Man rechnet dich zu denen hin,
Die ſich bey manchem Glück und Segen,
Aus bloſſer Luſt, bey Gott zu ruhn,
In ihre Todeskammer legen.

Choral.

Du, o ſchönes Weltgebäude, magſt gefallen, wem du willt. Deine ſcheinbarliche Freude iſt mit lauter Angſt umhüllt. Denen, die den Himmel haſſen, will ich ihre Weltluſt laſſen: Mich verlangt nach dir allein, allerſchönſtes Jeſulein.

O ſeliger Entſchluß!
Dareb man faſt erſtaunen muß,
Den die Verblichne abgefaſſet.
Sie war noch nicht erblaſſet,
Als ſie gen Himmel wies,
Und dieſe Worte hören ließ:

Leichentext.

Im Eſaia am 61 Capitel und deſſen 10 Verſe.

Ich freue mich im Herrn, und meine Seele iſt frölich in meinem Gott. Denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rocke der Gerechtigkeit bekleidet.

Wer nimmt hieraus nicht deutlich ab,
Wie frölich ſie ihr Grab
Und ihren Abſchied angeſehen;
Ach möcht es auch von uns geſchehen!

Aria.

Oeffnet euch, verſtopfte Ohren!
Hört der Glocken Klaggeläut:
Nähert euch zu dieſen Grüften,
Die von ſüſſen Lehren düften,

Flieht der Erden Eitelkeit.
Sehnet euch nach Zions Thoren,
Wo euch Gott die Hände beut.
Oeffnet euch. Da Capo.

Laßt, Sterbliche! euch künftig hin,
Das Grab der theuren Kreuzschnerin
Zu einer Kanzel werden:
Sie predigt von der Lust der Erden,
Und zeiget ihre Mängel an.
Nicht Wollust und Ergetzlichkeit,
Womit der reiche Mann
Sein irdisch Herz erfreut;
Nicht Stolz und Pracht, kein hoher Muth,
Womit sich Hamans Brüder plagen;
Nicht Geld und Gut,
Darum sich Mammons Knechte schlagen;
Muß Christenseelen hindern,
Dem Himmel hold zu seyn:
Sie lassen ihre Lust nicht mindern,
Und stimmen williglich mit der Entseelten ein:

Choral.

Freu dich sehr, o meine Seele! und vergiß all Noth und Qual; weil dich nun Christus, dein Herre rufft aus diesem Jammerthal. Seine Freud und Herrlichkeit sollst du sehn in Ewigkeit, mit den Engeln jubiliren, und ohn Ende triumphiren.

✲ ✲ ✲

* * * \

Ach laß doch
Dieses Joch
Meine Schultern nicht mehr drücken,
Nimm es selbst auf deinen Rücken;
Denn du willst mich ja erqvicken.

Gott. Allein erkenne, daß du wieder den Herrn, deinen Gott, gesündiget hast.

Sünder. Ach, ich bin ein Kind der Sünden!
Ach, ich irre weit und breit ꝛc.

Gott. Bekehret euch von eurem bösen Wesen.

Arioso.

Sünder. Herr, wie soll ich mich bekehren?
Fleisch und Blut
Ist nicht gut,
Daß es sollte Böses hassen.
Du mußt selbst mich dieses lehren.
Herr, wie soll ich mich bekehren?

Gott. Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig.

Sünder. Herr, ich glaube, hilf mir Schwachen!
laß mich ja verzagen nicht ꝛc.

Gott. Sey getrost, mein Sohn! dir sind deine Sünden vergeben.

Choral.

Sünder. Ach, ich höchstbetrübter Sünder!
Jesus nimmt mich wieder an,
Und der grosse Ueberwinder,
Der allein mir helfen kan,
Reicht mir seine Gnadenhand,
Und zerreißt das Sündenband:
Ja, mein Heyland wirft die Sünde
In die tiefsten Meeresgründe.

Gott.

Gott. Nun ſiehe, du biſt geſund worden, ſündige hinfort nicht mehr.

Choral.

Sünder. Hinfort ſoll mein Leben dir zu Ehren
Nimmer ſich von deinem Dienſt abkehren,
Denn will ich bleiben,
Keine Welt ſoll mehr von dir mich treiben.

Aria.

Bis ich nach Verlauf der Jahre,
Die du mir haſt zugedacht,
Selig aus dem Elende fahre,
Und du mich dahin gebracht:
Wo ich dich, mein Heil, mein Licht!
Schauen werd vom Angeſicht,
O da will ich deinen Namen
Ewig, ewig preiſen. Amen!

III.

Als sich

Hr. M. Joh. Heinrich Kreuschner

mit

Jungfer Louise Charlotte,

gebohrnen Hinzin,

in Königsberg verbunden hatte.

J. s. n.

Cantata.

Aria

Komm, angenehme Nacht!
Ihr Schatten! scherzet um die Wette,
Umhüllet Kreuschners Hochzeitbette,
Worinn ein holder Engel lacht;
Komm, angenehme Nacht!

Gewiß, der Himmel ist
Dir, Wohlehrwürdiger! gewogen,
Er baut dir nicht nur hohe Ehrenbogen,
Worauf man deinen Ruhm
Tief eingegraben liest:
Er hat nicht nur gezeigt,
Als man dir jüngst den Priesterrock gereicht,
Daß seine Weisheit dich
Geschickt erfunden,
Die Wunden,

Womit

Wenn sein Zion sich
Ganz überhäufet sieht, zu heilen:
Sein Arm will dir noch mehr ertheilen.
Denn er ist stets mit dir,
Begleitet dich auf sichern Wegen,
Und giebt zu deinen Thaten Segen.
Ist jemand hier,
Der daran zweifeln kan?
So schau er dich nur itzo an,
Da Gott dir ein Gemahl geschenket,
Das dich in deinem Amt mit süsser Anmuth tränket,
Ja dich in solche Flammen setzt,
Die selbst dein Feind beneidenswürdig schätzt.

Aria.

Fliehet, geile Seelen! flieht!
Kreuschner brennt in keuschen Flammen;
Denn sein reiner Priesterarm
Wird bey einer Schönen warm,
Wo Verstand und Zucht beysammen,
Artigkeit und Anmuth blüht:
Wer will diese Glut verdammen?
Fliehet, geile ꝛc.

Dieß, o belobter Mann!
Sehn deine Diener frölich an;
Denn da du dich verbindest,
Empfinden wir, was du empfindest:
Die höchste Lust,
Die itzt dein Herz durchfliesset,
Rührt unser aller Brust.
Eins aber kränkt uns sehr,
Wenn die gestörten Geister denken,

Wie du vor kurzer Zeit,
Mit seltener Gelehrsamkeit,
Uns mehr und mehr
Zur Weisheit pflegtst zu lenken.
Uns dünkt, wir sehn die Stunden noch,
Da wir begierig um dich sassen,
Und gleichsam Götterspeisen aßen.
Dein Lehren war kein Sclavenjoch,
Was ein Pedant auf seine Schüler welzet;
Ach nein! ein Honigthau,
Der auf den Lippen schmelzet,

Aria.

Ach! wie seufzen Herz und Lippen,
Theurer Mann! nach deiner Kunst.

Ist eine Zärtlichkeit
In aller Welt zu finden?
So wissen wir den mindsten Unterscheid
Von deiner Lehrart zu ergründen;
Das Urtheil der verwöhnten Ohren
Spricht: Was es auch für Lehrer hört,
Die man gebührend ehrt:
Mein Kreuschner ist verlohren!

Ach! wie seufzen Herz und Lippen,
Theurer Mann! nach deiner Kunst.

Eröffnet eine Muschel sich,
Im Thau die Perlen zu empfangen?
So sehen wir allein auf dich,
Um Weisheit zu erlangen.

Drum,

Drum, gelehrter Mund! beglücke
Deine Diener mit der Gunſt,
Daß dein Lehren ſie erqvicke:
Lindre ihrer Seelen Brunſt!
Ach! wie ſeufzen ꝛc.

Ja ja! wir hoffen insgeſammt,
Du wirſt dieß Bitten nicht verſchmähen!
Vielleicht läßt dein geheiligt Amt
Dieß, uns zum Troſt, geſchehen.
Indeſſen müſſen wir,
Nach ſchuldigſter Gebühr,
Dir, Werthester! dieß Opfer bringen;
Um dein verdientes Lob,
Sammt dieſem Wunſch zu ſingen.

Aria.

Theureſter Kreuſchner! dein itziger Stand
Müſſe dir lauter Vergnügen gebähren.
Und des Allmächtigen gütige Hand,
Welche hier ſelber dein Herze gewandt,
Immer ein gröſſeres Glücke gewähren.
Theureſter ꝛc.

IV.

An dem zum erstenmale

Eingefallenen Jubelfeste

der roßgärtischen Kirchen zu Königsberg.

1723.

Oratorium.

Aria.

Tochter Zion.

Auf, ihr jauchzenden Gedanken!
Derer gottgeweihte Kraft
Mich fast selber aus mir rafft.
Alles Aechzen muß itzt schweigen,
Da sich Freudenstunden zeigen,
Die der Herr mir selber schafft.
Auf ihr ꝛc. Da Capo.

Komm, frohes Christenvolk!
Der Höchste läßt dich ruffen,
Betritt itzt deines Tempels Stuffen,
Worinn er dich ein Jubelfest
Nach hundert Jahren feyren läßt.

Psalm 118. v. 24.

Gemeine. Dieß ist der Tag, den der HERR machet. Laßt uns freuen und frölich drinnen seyn.

Gottes Stimme. Du höchstgeliebte Schaar!
So wird denn die Verheissung wahr,
Die ich dir längst gethan:

Dieß

Dieß Haus soll meine Rechte schützen,
Des Höllenfeindes Blitzen
Soll dir nicht schädlich seyn,
Denn du bist mein.

Hier ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen; denn es gefällt mir wohl.

Choral.

Meine Treu bleibt gegen dir, Zion, o du meine Zier! du hast mir das Herz besessen, deiner kan ich nicht vergessen.

Aria.

Tochter Zion.

Nie empfundne Süßigkeit
Tränkt mich itzt mit vollen Schaalen,
Gott! ich kan dirs nicht bezahlen,
Deine Huld ist täglich neu,
Meiner Lippen Dankgeschrey
Preiset dich zu tausendmalen:
Denn ich schmeck itzt auf das Leid
Nie empfundne Süßigkeit.

Gottes Stimme.

Sag an, o kleine Heerde!
Hat dir bisher auch irgend was gefehlt?
Hat dich, nachdem ich dich erwählt,
An deiner Seelenweide
Ein Hunger oder Durst gequält?
Hab ich dich nicht im Leide,
Mit Quellen süsses Trosts getränkt,
Und dieses Haus mit Sicherheit beschenkt?

Gemeine.

Dein Schäflein thust du weiden wohl, im Busen du sie trägest. Dein Arm hast du der Lämmer voll, des Schwachen treulich

treulich pflegeſt, niemand reißt dir eins aus der Hand, dein Blut haſt du daran gewandt, uns theur erkauft zum Leben. Ja, weil du uns gezeichnet haſt, nicht zu ſchwer machſt des Kreuzeslaſt, ſo ſey dir alls ergeben.

Nur fahre, treuer Hort!
Hinführo ferner fort,
Uns deinen Gnadenſchutz zu gönnen,
Daß wir dich freudig rühmen können.

Eſa. 54. vers 10.

Gottes Stimme. Es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade ſoll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen, ſpricht der Herr, dein Erbarmer.

Aria.

Tochter Zion. Miſchet euch, rinnende Freudenkryſtallen,
Miſchet euch mit Lob und Dank.
Seufzer und Lachen
Müſſen itzt ein Bündniß machen,
Deñ wir verknüpfen ein thränendes Lallē
Mit Seyten und Klang.
Miſchet euch ꝛc. Da Capo.

Gemeine. Doch Herr! wenn bringt uns deine Hand,
Aus dieſem Weltgetümmel,
In deinen Freudenhimmel,
Ins rechte Vaterland?

Wenn

Wenn ſchlieſſt uns deine Stadt in Mauren ein,
Wo alle Gaſſen Gold, die Thore Perlen ſeyn,
Wo keine Sonne ſcheint,
Wo niemand weint,
Wo auſſer dir, Herr Jeſu Chriſt!
Kein Tempel iſt?
Mich dünkt, mein fernes Ohr
Vernimmt von weitem ſchon ein lied im höhern Chor.

Die Schaar der Seligen.

Ach, Jeruſalem, du Schöne! ach! wie helle glänzeſt du? Ach! wie lieblich Luſtgetöne hört man da in ſanfter Ruh? O der groſſen Freud und Wonne! Itzo geht uns auf die Sonne, itzo gehet an der Tag, der kein Ende nehmen mag.

Göttliche Antwort.

Matth. 24. v. 13.

Wer bis ans Ende beharret, der wird ſelig werden.

Du biſt mir ſtets vor den Augen, du liegſt mir in meiner Schooß, wie die Kindlein, die noch ſaugen, meine Treu zu dir iſt groß. Mich und dich ſoll keine Zeit, keine Noth, Gefahr und Leid, ja der Satan ſelbſt nicht ſcheiden, bleib getreu in allem Leiden.

✲ ✲ ✲

V.

Cantata auf Ostern.

Aria.

Flieht, düstre Trauerwolken, flieht!
Denn der erstandne Heyland zieht
Aus dem verschloßnen Felsengrabe.
Ihr Thränen! fahret hin,
Daß den bisher betrübten Sinn
Ein Stral der Freuden labe. Da Capo.

Betrübte Christenheit!
Laß dein gemehrtes Grämen
Itzund ein Ende nehmen.
Die schmerzerfüllte Leidenszeit,
Die dein Erlöser ausgestanden,
Ist schon vorbey.
Auch von des Todesbanden
Macht unser Held sich frey.
Sieh! wie er aus dem Grabe geht,
Und rüstig aufersteht.

Aria.

Theures Zion! freue dich!
Laß in deines Tempels Chören
Lauter Jubellieder hören;
Fülle deinen Mund mit Lust,
Nimm den Flor vom Angesichte;
Labe die gekränkte Brust,
Nahe dich zum Freudenlichte,
Christi Grab eröffnet sich. Da Capo.

Wie.

Wiewohl es iſt noch nicht genug,
Du mußt dem Herren ähnlich werden.
Der Tod, der ihn zu Boden ſchlug,
Muß auch von dir
Empfunden werden.
Die Lüſte müſſen für und für
Im Leibe deiner Sünden
Das Kreuz empfinden.
Drum tödte nur in deiner Bruſt
Des alten Adams böſe Luſt;
Das Fleiſch laß untergehn
Und deinen Geiſt mit Chriſto auferſtehn,
Ja dem erfolgten Leben
Ein neues Anſehn geben.

Aria.

So wird erſt der Oſtertag
Auch zu deinem Heil gedeihen;
So wird Chriſti Purpurſchein
Deine Morgenröthe ſeyn,
Und da er im Grabe lag,
Wird dein Herz ſich hoch erfreuen.
Ja, ſo wird der Oſtertag
Auch zu deinem Heil gedeihen.

VI.

Cantata
Bey einer Leichenpredigt.

Vor der Predigt.

Leichentext. Pſalm 30. v. 11. 12.

Herr! höre und ſey mir gnädig, Herr! ſey mein Helfer. Du haſt mir meine Klage verwandelt in einen Reigen; du haſt meinen Sack ausgezogen und mich mit Freuden gegürtet.

Ja, Herr, ſo pflegſt du es zu machen,
Verbirgeſt du dein Angeſicht:
So fängt der Erdkreis an zu zittern,
Wie Felſen in den Ungewittern,
Davon des Himmels Feſte bricht,
Bis in den Abgrund krachen.
Doch kläret ſich dein Antlitz aus:
So ſieht man alles lachen.

Aria.

Sanfte Vaterblicke!
Euer Sonnenſchein
Iſt der Frommen Glücke,
Kan das Herz erfreun.
Aechzen, Klagen, Weinen
Wird zu lauter Luſt,
Läßt der Höchſte unſrer Bruſt
Nur ſein Gnadenantlitz ſcheinen. Da Capo.

Choral.

Choral.

Freu dich ſehr, o meine Seele ꝛc. Seine Freud und Herrlichkeit ſollſt du ſehn in Ewigkeit, mit den Engeln jubiliren, in Ewigkeit triumphiren.

Zwar muß ich erſtlich hier
Des ſüſſen Anblicks wegen,
Und vor des Himmels Kronenzier,
Das grobe Kleid der Sünden niederlegen.
Ich weis, daß dieſes Fleiſch und Blut
Gemeiniglich ſehr wehe thut.
Allein getroſt!
Es muß einmal geſtorben ſeyn,
Und unſer Grab ſchließt uns nicht ewig ein.

Aria.

Nein, der Tod wird ſelbſt erſtaunen,
Wenn die Stimme der Poſaunen
Aus der Gruft
Alle Todten wieder rufft.
Unſern Leib wird Gott verklären,
Und kein Moder, Graus und Duft
Soll ihn ewiglich verzehren. Da Capo.

So geht, und ſterbt mit Freuden,
Ihr matten Glieder! legt euch ſicher hin.
Auch der Verluſt iſt ein Gewinn;
Denn Gotteslamm wird euch viel ſchöner kleiden
Und dort vor ſeinem Stule weiden.

Choral.

Seyd getroſt und hocherfreut, Jeſus trägt euch, meine Glieder, gebt nicht ſtatt der Trau-

rigkeit, sterbt ihr, Christus rufft euch wieder, wenn einst die Trompet erklingt, die auch durch die Gräber dringt.

Nach der Predigt.

Joh. 5. v. 24.

Wahrlich, Wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kömmt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen.

O ewig festes Wort!
Das solch ein theurer Mund gesprochen,
Des Todes Stachel ist zerbrochen,
Des alten Drachen Gift gedämpft,
Die Hölle selbst bekämpft,
Und so kan denen, die da glauben,
Kein Feind forthin ein ewig Leben rauben.

Choral.

Der jüngste Tag wird zeugen an, was er für Thaten hat gethan. Alleluja, Allel. Wie er der Schlangen Kopf zerknickt, die Höll zerstört, den Tod erdrückt. Allel. Allel.

Aria.

Triumph, du hast gesiegt!
Triumh, erlöste Seele!
Dein Heyland rufft dich aus der Höle,
Da das, was dir bisher gedroht,
Sünd, Hölle, Teufel, Tod
Zu Fussen liegt. Da Capo.

Wohlan,

Wohlan erhebe dich
Zu jener Auserwählten Menge.
Du ſiehſt ja wohl die Palmen in den Händen,
Ihr Jauchzen wird ſich niemals enden;
Denn dieſe feyren ewiglich
Ein ungeſtörtes Siegsgepränge.

Choral.

Da wird ſeyn das Freudenleben, da viel tauſend Seelen ſchon ſind mit Himmelsglanz umgeben ꝛc.

O du beglückte Himmelsbraut!
So haſt du denn, nach langem Flehen,
Das Ende deiner Qval
Und herben Kümmerniß geſehen.
Gott hat dich gnädig angeſchaut,
Dein Heyland, Gottes Lamm,
Iſt ſelbſt dein Bräutigam,
Und rufet dich zum Abendmahl.

Aria.

Komm her, geh ein, o meine Taube!
O meine Fromme! komm herein!
Wie herrlich ſchmücket dich dein Glaube;
Wie ſtandhaft haſt du dort gerungen;
Wie ſchön haſt du die Welt bezwungen;
Nun ſoll dein Lohn vollkommen ſeyn. D. C.

Choral.

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden ꝛc.

* * *

* *

VII.

An dem Geburtsfeste
Der Fürstinn zu Anhalt-Zerbst.

Serenata.

Serveſta. Stolzer Friede!
Deiner ſegensvollen Luſt
Wird die Bruſt
Freyer Völker niemals müde.
Unter deinen Palmenſchatten
Kömmt dein Heil auch mir zu ſtatten,
Iſt mir lauter Glück bewußt.
Stolzer Friede ꝛc.

Der Friede. Serveſta! freylich iſt es ſo,
Germanien hat ſchon in vielen Jahren
Kein Kriegsgeſchrey erfahren,
Und iſt, wie du, bey ſeiner Ruhe froh.
Doch wie?
Ergetzt ſonſt nichts die freudigen Gemüther?
Und ſchmeckt der Bürger Anzahl hie,
Nicht ſo viel andre Güter?
Mich dünkt, ein Regiment,
Wobey ſich alles glücklich nennt,
Iſt noch weit mehr zu preiſen,
Denn auch die Zepter ſind oft, wie die Schwerdter, Eiſen.
Auch im Frieden
Drücket oft die Laſt das Land,
Macht ſich ein Tyrann bekannt.

Jauchzet

Jauchzet, glückliche Provinzen!
Denen Gott an ſtatt der Prinzen,
Holde Väter hat beſchieden. Da Capo.

Serveſta. Ich nehm es dankbar an,
In meines Oberhaupts Regieren
Iſt freylich nichts zu ſpüren,
Das meine Ruhe ſtören kan.
Er herrſchet väterlich,
Und Hedwig ſelbſt, aus Würtenberg erkohren,
Iſt mir zur Mutter, wie gebohren;
So liebt, ſo pflegt ſie mich.
O könnt ichs ihr vergelten!
O fehlte mirs an Opfern nicht:
So ſollte man die Säumniß meiner Pflicht
In meinen Thaten gar nicht ſchelten.

Die Dankbarkeit. Ein bloßes Wollen und Beſchlieſſen
Macht wahrlich noch kein dankbar Herz.
In Freudenthränen flieſſen,
Den Saum des Purpurs küſſen,
Das, das iſt etwas mehr, als Scherz.
Ein bloßes Wollen ꝛc.

Serveſta, nein!
Willſt du erkenntlich ſeyn,
So laß die Zeichen deiner Liebe
Und ehrfurchtsvollen Triebe
Auch itzt in frohen Wünſchen ſehn:
Und das muß heute noch geſchehn.
Du ſiehſt ja, daß die frohen Stunden,
Von deiner Landesmutter Feſt,
Sich glücklich eingefunden.
Der Himmel rufft dir ſelber zu,

Die ſchönſte deiner Pflichten
Mit Ernſt und Eifer auszurichten.
Serveſta, auf! was ſäumeſt du?

Serveſta. Meine Fürſtinn, mein Ergötzen
Iſt unendlich hoch zu ſchätzen.
Ihre Tugend, ihre Gaben,
Ihres edlen Weſens Pracht
Kan in Süd und Mitternacht
Schwerlich ihres gleichen haben. D.C.

Der Friedr. So komm und laß uns denn den Tag,
Der ſchöner nicht erſcheinen mag,
Mit frohen Wünſchen ehren.

Die Dankbarkeit. Auch ich bin ſchon bereit,
Denn Eifer und Erkenntlichkeit
Läßt ſich ganz willig hören.

Serveſta. Ich muß die erſte ſeyn;
Und will vor allen Dingen
Von meiner Fürſtinn Tugend ſingen,
Und mich ihr ſelbſt zu eigen weihn.

Die beyden erſten. Wir andern ſtimmen gleichfalls ein.

Alle wechſelsweiſe.

Hedwig lebe! Hedwig blühe!
Friderica ſey beglückt!
O wie wird das Land gedeihen!
O wie wird das Volk ſich freuen!
Wie wird ihr Gemahl erqvickt! D.C.

Anhalt wachſe, Anhalt ſteige,
Zerbſt erweitre ſeinen Flor.
O wie wird ſein Glücksſtern ſcheinen!
O wie ſchieſſet bey den Seinen
Ein beſtändig Wohl empor. D.C.

VIII.

Bey einer Glückwünschungsrede
an dem
hohen Geburtsfeste
Sr. Königl. Maj. in Pohlen.
1730. den 12 May.
Im Namen der deutschen Gesellschaft.

Cantata.

Mars und Bellona.

Mars. Zum Lager! Bell. zum Waffen! Mars zur Uebung! Bell. zur Lust!

Mars. Es ruffet der König! Bell. Es winket August.

Beyde. Wie brennen den Helden die muthigen Herzen!
Sie machen zum Ernste das Vorspiel im Scherzen,
Und härten im Felde durch Uebung die Brust! D. C.

Mars. Gemahl! ich folge dir,
Ja, Ja, was säum ich hier?
Die kriegerische Pracht,
Die Zelt und Heer so unvergleichlich macht,
Ist schon durch meines Sohns,
Des wunderwürdigen Augusts, Bemühen,
Ganz zur Vollkommenheit gediehen.
Ich habe nichts mehr anzuschaffen;
Es fehlt kein Mann, kein Roß,

Kein

Kein Pulver, kein Geschoß,
Kein Proviant und keine Waffen.
Wohlan, es bleibt dabey:
Mars, komm! Ich höre schon das muntre Feldgeschrey.

Ich sehe der muthigen Streiter Getümel,
Ich höre den Schall;
Die staubigte Wolke verdunkelt den Himel,
Und blitzt überall.
Es blinken die Schwerdter, es schüttert die Erde,
Es scharren und wiehern die schnaubenden Pferde,
Dañ doñert darunter das hohle Metall.

Da Capo.

Mercur. Ach eilet nicht so sehr!
Die Fremden, die mein Handel hergezogen,
Die meine Pracht weit mehr,
Als euer Lagerplatz, hieher zu ziehn bewogen;
Sind auch in kurzer Zeit
Euch nachzufolgen willig und bereit:
Drum laßt es doch geschehn,
Daß Süd und Ost und West und Norden,
Wo Leipzigs Ruhm durch mich so groß geworden,
Durch sie dieß Wunderwerk mag sehn.
Denn so wird man das Lob des Helden,
Der solches angestellt, der ganzen Welt vermelden.

Durch den Mund der Kaufmannschaft
Spricht das flüchtige Gerüchte;
Giebt ihr Zeugniß kein Gewichte,
Bleibt ein Ruff ganz mangelhaft.

Ihrer

Ihrer schnellen Briefe Siegel
Uebertreffen Famens Flügel.

Apollo. Nein, nein!
Habt ihr denn ganz allein,
Der Sachsen Land so sehr erhoben?
Könnt ihr wohl halb so gut, als meine Schwestern loben?
Der Helden Preis, Auguſt,
Germaniens, und der Sarmaten Freude,
Iſt auch des Muſenhügels Luſt;
Wo er regiert, da weis man nichts vom Leide.
Auch heute tritt mein Chor
Mit tauſendfacher Luſt hervor,
Und iſt bemüht,
Sich dankbar zu erweiſen;
Und da der Held ſein Jahrfeſt wieder ſieht,
Ihn für den Schutz, den er ihm gönnt, zu preiſen.

Höre, Mars! Bellona, höre!
Meiner Muſen frohes Chor
Geht an Ehrfurcht allen vor.
Sinnet nur auf Ruhm und Ehre,
Haltet einen Freudenkampf,
Füllt die Luft mit Glut und Dampf,
Wir verdoppeln unſre Chöre;
Höre, Mars! Bellona, höre!

Nach gehaltener Rede.

Apollo. Seht ihr nun, wie wohl mein Sohn
Für mein ganzes Chor geſprochen?
Meiner Muſen Seytenſpiel
Macht zu ſeiner Lieder Ziel,

Was

Was des Helden Ruhm und Leben
Wird auf spåte Zeit erheben;
Mund und Laute regt sich schon.
Nun ist euer Stolz gebrochen!
Seht ihr nicht ꝛc.

Mars. Ihr thut sehr wohl daran,
Daß ihr euch so vergnügt erweiset,
Und wenn ich selbst die Zahl verstärken kan,
Die Friedrich Augusts Thaten preiset:
So bin ich jederzeit
Mit Stahl und Glut bereit.
Der Stücke Donner soll es zeigen,
Und wenn ihr Knall wird schweigen;
Soll der Racketen schneller Flug
Des hohen Namens Wunderzug,
Mit funkenreichen Stralen,
In die gestirnten Lüfte malen.

Bellona. Auch die Pauken und Trompeten,
Unsrer Läger Pracht und Lust,
Sollen nebst der Musen Flöten,
Und den Liedern der Poeten,
Gegen unser Haupt, August,
Bey dem Feste, das wir feyren,
Ehrfurcht, Dank und Lob erneuren.

Mercur. Ich trete mit hinzu,
Und will, wenn euer Lied wird klingen,
Für die, von ihm, auch mir geschaffte Ruh,
Des Helden Ruhm, so gut ich kan, besingen.

Apollo, das Muſenchor, und die andern alle.

Das Schickſal verlängre dir, gnädigſter König!
Dir, gütigſter Vater! dein glückliches Reich.
Beherrſche zugleich
Die treueſten Sachſen, die edlen Sarmaten;
So bleiben ſie Beyde geſegnete Staaten,
An Sicherheit, Wohlfahrt und Ueberfluß reich.
Das Schickſal verlängre ꝛc.

Beſtrale noch länger, du Schutzgott der Muſen!
Du Pfleger der Künſte! dein deutſches Athen;
Wo wir dich erhöhn,
Mit jährlichen Opfern, mit täglichem Triebe.
So mehrt ſich der Wiſſenſchaft edelſte Liebe,
So hoffet ſie ferner im Wachsthum zu ſtehn.
Beſtrale noch länger ꝛc.

* *

IX.

Cantata
Auf eine Hochzeit.

J. ſ. N.

Aria.

Dein Glück iſt offenbar,
Vergnügtes Hochzeitpaar!
Glück zu den ſchönen Flammen;
Wer kan die Glut verdammen?
Die Funken eurer Liebe
Entſtehn ganz Sonnenklar
Selbſt von des Himmels Triebe.
Dein Glück ꝛc.

So ſtimmet einer Freundinn Pflicht
Bey deiner Hochzeitfackeln Licht,
Geehrtes Paar! den frohen Glückwunſch an,
Weil ſie die Luſt nicht bergen kan.
Du kennſt die Wirkung wahrer Treue,
Den unverfälſchten Sinn,
Womit ich dir ergeben bin;
Und wenn ich mich bey deinem Wohl erfreue:
So ſollen itzo Reim und Seyten
Den Ausdruck meiner Luſt begleiten.

Aria.

Kommt, ihr Nymphen! ſinnt auf Tänze,
Flora, komm und winde Kränze,
Bunte Kränze für die Braut.

Schmücke

Schmücke Haupt und Bruſt nicht minder
Durch den Glanz der Frühlingskinder,
Als man Tellus prangen ſchaut. D.C.

Doch was bedarfſt du fremden Schmuck?
Die blumengleiche Jugend,
Die Schönheit und die Tugend
Sind dir, belobte Braut! genug.
Dein Liebſter ſieht nicht auf geborgten Schimmer;
Ein wohlgezognes Frauenzimmer
Vergnügt ihn mehr in dir,
Als alle weitgeſuchte Zier:
Und wer ihn lobt, daß er ſo wohl gewählet,
Der lobet allemal
Auch deinerſeits die Wahl;
Indem du dich an ihn vermählet.

Aria.

So liebet und lebet recht glücklich, recht lange,
Verbundene Zwey!
Seyd ewig von Kummer und Ungemach frey?
Und macht euch hinführo was Trauriges bange:
So denket der Hochzeit und lachet dabey.
Verbundene Zwey!
So liebet und lebet recht glücklich recht lange!

* *

X.

Auf das andere Jubelfeſt

wegen der augſp. Confeßion

1730. den 25 Jun.

An

Herr D. Carl Wilhelm Gärtner,

damaligen Rector der Univerſität Leipzig.

J. f. N.

Serenata.

Das Chor der Gläubigen.

Güldne Wahrheit! komm und blitze
Durch Aegyptens dicke Nacht.
Reiß an Goſens ſanften Flüſſen
Jacob aus den Finſterniſſen,
Zeig uns deines Schimmers Pracht,
So, wie dort im Sternenſitze.
Güldne Wahrheit! komm und blitze
Durch Aegyptens dicke Nacht.

So ſeufzten vor zwey hundert Jahren,
Du theures Muſenhaupt!
Der Gläubigen ſehr hart bedrängte Schaaren.
Altar und Tempel war beraubt,
Und ein bekümmertes Gewiſſen
Ward täglich mehr zur Sclaverey geriſſen.
Der Himmel hörte Zions Flehn,
Und ließ in Sachſens edlen Grenzen
Nach langer Dunkelheit die Wahrheitsſonne glänzen,
So bald die Antwort nur geſchehn:

Die

Die göttliche Stimme.

Aria.

Tochter Zion, blick empor!
Deine Wonne,
Meiner Wahrheit helle Sonne,
Bricht mit vollem Glanz hervor.
Wittenberg und Augſpurg lehren,
Was die halbe Welt wird hören,
Oefne beyden Herz und Ohr.
Tochter Zion ꝛc.

Sogleich erſchien ein lichter Stral,
Der drang aus Sachſenland in Augſpurgs Fürſtenſaal,
Zu Carls des Fünften Kayſerthrone,
Um welchen ſich Germanien geſtellt.
Von hier zerſtreute ſich
Der neuentwölkten Wahrheit Schimmer,
Aus dieſes Helden Zimmer
In alle Welt;
Und ſchien, der Finſterniß zum Hohne,
Zwey hundert Jahre lang ganz unveränderlich.
Gott lob! Des Glaubens Reinigkeit
Iſt noch in ſo viel weiten Landen,
So ſehr ihr Neid und Feind gedräut,
Ganz unverletzt verhanden.
Drum läßt itzt Zion dem zu Ehren,
Der ihr ſein Wort noch leuchten läßt,
Auf dieſes Jubelfeſt
Ein freudig Loblied hören.

Zion.

Was für Opfer, was für Gaben
Sollſt du, Vater alles Lichts!
Sollſt du für die Wohlthat haben?
O was ſoll ich dir doch geben!
Nimm mein Herze, nimm mein Leben,
Nimm mich ſelbſt, ſonſt hab ich nichts.
Was für Opfer ꝛc.

So, theurer Mann! beſingt das Lutherthum
Des Allerhöchſten Ruhm.
Dieß frohe Pleißathen
Iſt auch bemüht des Himmels Huld zu preiſen.
Wie könnten wir denn unempfindlich ſtehn,
Und keine Dankbegier erweiſen?
Nein, wir erſcheinen hier,
Erlauchtes Muſenhaupt! vor dir,
Vor dir, bey deſſen Regiment
Der Lindenheliken ſich glücklich nennt;
Und laſſen unſer ſchwaches Lallen,
Bey Zions Jubelluſt, durch dieſes Lied erſchallen.

Chor der Muſen an der Pleiße.

Es ſteige des Lutherthums Wahrheit und Ehre,
Es wachſe des Glaubens bisheriges Glück!
Des Himmels Geſchick
Vertheidige Zions gereinigte Lehre.
Es fehle derſelben an keinen Bekennern,
An keinen Verfechtern und redlichen Männern:
Bis endlich die Welt,
Bis Himmel und Erden in Aſche zerfällt.
Es ſteige des Lutherthums Wahrheit und Ehre,
Es wachſe des Glaubens bisheriges Glück!

XI.

Bey dem Geburtstage Herrn Günthers,

Fürſten zu Schwarzburg-Sonders-hauſen.

1730. den 24 Aug.

J. f. M.

Cantata.

Aria.

Die Wohlfahrt. Erwünſchter Tag! Fama. Vergnügtes Feſt!

Die Ehrf. Willkommen, luſterfüllte Stunden!

Das Glück. Wie ſchön habt ihr euch eingefunden!

Die Hoffn. Was iſt es, das uns zagen läßt?

Alle. Erwünſchter Tag, vergnügtes Feſt!
Willkommen, luſterfüllte Stunden!

Die Wohlf. So recht, ihr Schweſtern! ſtimmt nur ein;
Was könnt uns wohl auf deutſcher Erden,
Ergetzenders zu Theile werden,
Als Günthers wegen froh zu ſeyn?
Durch ihn und ſeinen Schutz
Bieth ich in Schwarzburgs landen
Dem Unglück und dem Kummer Trutz:
Wo er regiert, da bin ich ſtets vorhanden.

Aria

Fama. Selber mein Posaunenschall
Tönt von Günthers Seltenheiten.
Ueberall,
In und außer Deutschlands Grenzen,
Sieht man seinen Namen glänzen:
Und so trotzt er allen Zeiten.
Selber mein Posaunenschall
Tönt von Günthers Seltenheiten.

Die Ehrf. Ich ehre mit vergnügter Brust
Das Haupt des Vaterlandes,
Der Unterthanen Lust.
Er ist ein Friedensheld!
Durch Brennen, Plündern, Morden,
Ist er nicht groß geworden;
Sein weises Regiment
Zeigt Proben des Verstandes,
Daran man wenig Fürsten kennt.
Wiewohl ist es um mich bestellt!
Da täglich Günthers seltne Tugend,
Mit ungemeiner Pracht,
So Reich, als Arm, das Alter, wie die Jugend,
Zur Folge reizt, sich selber ähnlich macht.

Aria.

Die Hoffn. Hoffe mehr! Ehrf. Ich bin zufrieden!
Die Hoffn. Hoffe künftig zehnmal mehr!
Glück und Wohlfahrt wachsen sehr,
Wenn um die geweihten Thronen
Witz, Verstand und Tugend wohnen.
Die Ehrf. Welch ein Glück ist mir beschieden!
Die Hoffn. Hoffe mehr! Ehrf Ich bin zufrieden!
Die Hoffn. Hoffe künftig zehnmal mehr!

Ja,

Das Glück. Ja ja, ich bin bereit,
Und erfre Günthern Rad und Flügel,
Des Wankelmuthes Spiegel;
Zum Zeichen der Beſtändigkeit.
Ich will von Sondershauſens Wohl
Mich niemals ſcheiden, niemals trennen;
Und Günthers weiſen Augenſtral,
Wie ſein durchlauchtigſtes Gemahl,
Für mein Geſchick und Leitgeſtirn erkennen.
Auf, Fama! breite Schwarzburgs Haus
Und Sondershauſens Glück in Süd u. Norden aus.

Arioſo.

Fama. Überall, wo Menſchen leben,
Wo man hört und denkt und ſpricht,
Will ich ſtets, nach meiner Pflicht,
Ein ſo würdig Haupt erheben.
Wo man Famens Ruff verſteht,
Wird auch Günthers Lob erhöht.

Aria Tutti.

Die Wohlf. So lebe mein Günther! Fama. So wachs er an Ehren!
Das Glück. So falle ſein Jahrfeſt ſtets glücklicher ein!
Die Ehrf. So will ich ihn täglich von neuem verehren;
Die Hoffn. So ſoll ſich die Wohlfahrt in Schwarzburg vermehren;
Alle. Weil Günther ein Muſter der Fürſten wird ſeyn.
Die Wohlf. So lebe mein Günther! Fama. So wachs er an Ehren!
Alle. So falle ſein Jahrfeſt ſtets glücklicher ein.

* * *

XII.

Bey dem Geburtstage
Herrn Heinrich Friedrichs
vom Ende.

1731. den 19 Dec.

J. f. N.

Cantata.

Aria.

Beglückter Tag, vergnügte Stunden!
Wie schön habt ihr euch eingefunden?
Wie angenehm war euer Licht?
Es schien ja Titans heller Wagen,
So spät er itzt die Schatten bricht,
Auroren früher zu verjagen:
Und diese wiederstrebte nicht.
Beglückter Tag ꝛc.

Ja, theures Haupt! gepriesener vom Ende!
Dein hohes Jahrfest stellt sich ein;
Und was kan uns vergnügter seyn,
Als dein erwünschtes Wohlergehen?
Wir haben deinen Schmerz bisher,
Der uns so ängstend, hart und schwer,
Als dir kaum selber fiel, bekümmert angesehen.
Da schickten wir ein heisses Flehen

Vor

Vor Gottes Gnadenthron.
Wir ſind bereits erhöret,
Drum wird durch dieſen Freudenton,
Des Höchſten Vaterhuld verehret.

Aria.

Groſſer Schöpfer! Dank ſey dir,
Sey geprieſt für ſolche Güte!
Herz und Lippen opfern wir
Mit erkenntlichem Gemüthe;
Haus und Land bedarf der Gaben,
Die wir nicht ſo häufig haben,
Theils zur Stütze, theils zur Zier,
Als des Adels Preis und Blüthe.
Groſſer Schöpfer ꝛc.

So ehren wir das auserwählte Feſt,
Hochwohlgebohrnes Haupt!
Um ſo vielmehr, da man es kaum geglaubt,
Was uns der Herr erleben läßt.
Dein theureſtes Gemahl
Empfindet ſelbſt der Freudenſonne Stral,
Und dein Geſchlecht, die Pfänder deiner Liebe,
Verehren dich mit neuem Triebe;
Als Erben auserleſner Art,
Für die der Herr dein Leben noch geſpart.
Auch ich, dein tiefſter Knecht,
Erkühne mich bey ſo erwünſchten Zeiten,
Und bringe dir dieß Opfer ſchwacher Saiten.
O wär es nur nicht gar zu ſchlecht!
Doch was ihm fehlt, erſetzet Wunſch und Flehn,
Gott laß es uns erfüllet ſehn!

Aria.

Höchſter! halt den theuren Ende,
Als ein Siegel deiner Hände,
Laß ſein Haus noch ferner grünen!
Gieb ihm ſelber neue Kraft,
Laß den Arm, der alles ſchafft,
Seiner Bruſt zum Labſal dienen.
O! ſo wächſt des Hauſes Flor,
Täglich mehr und mehr empor!
Höchſter! halt den ꝛc.

* * * \

Daß du ſo reizend biſt?
Daß ſich mein Aug auf deinen Lügenwangen,
Die ſchen ſo manches Herz gefangen,
Verirrt, vertiefet und vergißt?

Aria.

Klage dich nur ſelber an;
Deiner Augen Zauberkerzen
Zwingen hundert zarte Herzen,
Daß dich keines haſſen kan: Da Capo.

Das Unrecht ſchien ihm allzugroß,
Das Phillis hier begangen.
Drum ſchwieg er etwas ſtill; doch endlich brach er los:
Wie! ſteht es frey, des Himmels Prangen
Mit ſtarren Augen anzuſehn?
Und Phillis will von mir verlangen,
Es ſoll kein Blick nach ihr geſchehn?
Nein, ihr Verboth kan mich nicht rühren,
Nein, ſie wird nichts dadurch von ihrer Pracht verlieren.

Aria.

Soll ich mein Verbrechen büſſen,
Strenge Phillis! ſtrafe mich!
Sage nur, ich ſolle dich
Mit verbundnen Augen küſſen;
So will ich aus Mund und Augen
Meiner Seelen Nectar ſaugen. Da Capo.

✲ ✲ ✲

XIV.

Als Se. Magnificenz,

Herr D. Carl Otto Rechenberg,

im October 1732.

die Aufſicht in dem Königl. und Churfürſtl. Convictorio zu Leipzig übernommen hatten.

J. ſ. N.

Cantata.

Aria.

Die Dankbarkeit.

Muſenſöhne!
Strengt die Töne
Der geübten Seyten an:
Laßt euch hören,
Dem zu Ehren,
Deſſen Aufſicht eurer Liebe,
Eurer ehrfurchtvollen Triebe
Sich ſo würdig machen kan.
Muſenſöhne ꝛc.

Ihr ſeht ja wohl den edlen Rechenberg
Für euer Wohlſeyn wachen:

Hier

Hier muß euch ja das Herze lachen,
Hier ſeht ihr ja der Vorſicht Werk!
Wie könnt ihr denn ſo unempfindlich ſeyn?
Erkennt ihr nicht des theuren Mannes Gaben?
Sie ſind ja wahrlich ungemein,
Und werden nicht viel gleiches haben.
Drum auf! beglücktes Chor,
Und trage deinen Dank in frohen Liedern vor.

Aria.

Das Chor der Muſenſöhne.

Himmel! wie vergnügt ſind wir,
Mit den weiſen Schlüſſen.
Deines Schickſals Weiſe
Dient zu deinem Preiſe:
Denn dieß Opfer bringt man dir,
Aus Erkenntlichkeit, dafür;
Weil wir dich verehren müſſen.
Himmel! wie vergnügt ꝛc.

Du ſeheſt uns, o ſelme Luſt!
Den theuren Rechenberg zum Haupte;
Dem, wie ein jeder billig glaubte,
Man keinen vorzuziehn gewußt.
Wir ſollen itzt ein Jahr
Uns ſeiner Aufſicht freuen:
Hier wird es offenbar,
Der Himmel gönn uns ein Gedeihen;
Und zeige deutlich an,
Daß unſer Wunſch ihn rühren kan.

Aria.

Heiſſe Seufzer bringen
Schleunig Himmel an;

Und ihr ſtiller Weihrauch kan
Hülf und Segen bringen.

Die Dankbarkeit. Wie kömmt es aber, daß ihr euch
So langſam eurer Pflicht beſinnen?
Und warum habt ihr nicht, an Luſt u. Freude reich,
Die rechte Zeit dazu gewonnen?
Die träge Langſamkeit,
Mit ihren abgezählten Tritten,
Kömmt oft zu ſpät zum Opfertiſch geſchritten,
Und hat ſo manchen ſchon gereut:
Denn was man will wohl aufgenommen ſehen,
Das muß ſehr bald geſchehen.

Aria.

Eifrige Triebe
Brennender Liebe
Nehmen ſich nicht lange Zeit:
Und der Dankbegierde Flammen,
Die aus muntern Seelen ſtammen,
Lodern voller Heftigkeit.
Eifrige ꝛc.

Das Ubel der Menſchen. So iſt es freylich insgemein;
Allein, wer kan bey ſolchen Hinderniſſen,
Wo Pflicht und Eifer weichen müſſen,
Von ſeinen Thaten Meiſter ſeyn?
Der hochgeprieſne Mann,
Den wir aufs redlichſte verehren,
Sieht auch bey unſern Chören
Die Herzen mehr, als Tag und Stunden, an.
Die Erſten nach dem Wollen
Sind oft die letzten im Erfüllen:

Weil ſie das Schickſal ſelber ſtöret.
So wird auch itzt, durch unſern Mund,
Der Auszug treuer Wünſche kund,
Die, weil ſie redlich ſind, der Himmel bald erhöret.

Aria.

Ewige Gottheit! beglücke
Rechenbergs theureſtes Haupt!
Laß den geprieſenen Mann,
Bey ruhigen Jahren,
Alles erfahren,
Alles genieſſen,
Was ihm ſein Leben verſüſſen,
Was ihn beſeligen kan.
Gönne ihm gnädige Blicke,
Ewige Vorſicht! beglücke
Rechenbergs theureſtes Haupt

XV.

Vorspiel.

Das im Frieden vergnügte Deutschland und Weissenfels.

Personen des Vorspiels zu der Operette.

Mars, Sarmatia, Germania, dessen Schutzgeist, Leucovetra.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz öffnet sich mit einem kriegerischen Getöne der Pauken und Trompeten. Mars erscheinet mitten auf einem Gerüste von Waffen und Harnischen umgeben, dabey viel überwundene Sclaven zur Erden gestrecket liegen. Sarmatien steht seitwerts mit verhülltem Antlitze, als ob sie weinte. Hinter ihm stehen bewaffnete Schaaren.

Aria.

Mars. Auf! muthige Helden, auf! tapfere Söhne,
Ergreifet die Waffen, Stahl, Pulver und Bley,
Das Donnern der Stücke, der Feinde Geschrey
Ist kämpfenden Streitern das liebste Getöne.
Ihr habt schon im Frieden zu lange geschlafen,
Drum werdet itzt munter, die Länder zu strafen.
Auf! muthige Helden, auf! tapfere Söhne,
Ergreifet ꝛc.

Sarm.

Sarm. Ja Wüterich, ich hab es schon gefühlt,
Was deiner wilden Kinder Wuth,
Durch Stahl und Glut,
In meinen Grenzen angerichtet.
Du hast dein Mütchen schon gekühlt,
Und meine Wohlfahrt halb vernichtet;
Hast meiner Söhne Schwerdt auf meine Brust gekehret,
Und Dorf und Feld verwüstet und verheeret.
Ich kan bey solcher Noth,
Vor allem Plündern, Morden, Brennen,
Mich selber kaum erkennen:
Und doch wird mir noch mehr von dir gedroht.
Ach! stecke deine Schwerdter ein
Und laß mich wieder ruhig seyn.

Aria.

Komm, Irene!
Sanfte Schöne,
Grosse Göttinn! steh mir bey!
Dein Erbarmen
Rette mich aus Mörderarmen,
Mache mich von Fesseln frey.
Komm, Irene!
Sanfte Schöne, Da Capo.

Mars. Umsonst, umsonst, Sarmatia!
Dein Schicksal heißt dich leiden;
Der Anfang deiner süssen Freuden
Ist lange noch nicht da.
Du bringst durch Zwiespalt, Zank und Streit
Germanien um seine Sicherheit,
Die Frankreichs Herrschsucht schon gestöret.
Hesperien steht allbereit

In vollen Kriegesflammen.
Wer weis, wo ſich die Glut noch ſonſten mehret!
Man trägt ſchon überall die Nahrung friſch zuſammen.

Aria.

Mars! und Sarmatia.

Mars. Hoffe nicht! Sarm. Ich will noch hoffen,
Beyde. Daß der Frühling Ruhe bringt.
Mars. Alles iſt des Schlafens müde,
Alles ſeufzt nach Krieg und Streit:
Sarm. Komm doch, komm, erwünſchter Friede!
Bring uns Ruh und Sicherheit.
Mars. Nein, Bellonens Thor ſteht offen.
Sarm. Wiſſe, daß ihr nichts gelingt. Da Capo.

Der andre Auftritt.

Germania mit einer Kayſerkrone gekrönt, und einen Zepter in Händen tragend, hat ein Kleid an, das mit lauter Kronen, Chur- und Fürſtenhüten geſticket iſt, und die vorigen.

Germ. Ja, Schweſter, hoffe nur,
Die Sonne ſcheint nach Sturm und Blitzen,
Und man erblickt bereits die Spur,
Wie Sachſen dich und all dein Wohl wird ſchützen.
Verehre nur dein neuerwähltes Haupt
Mit ungetrenntem Triebe.
Gewinnſt du Friedrich Auguſts Liebe:
So hat der Tod dir nichts geraubt;
Du wirſt in viel beglückten Jahren
Des ganzen Landes Flor,
So wie zuvor,
Eh noch dein Vater ſtarb, erfahren.

Aria.

Aria.

Einigkeit, Kleinod der Länder!
Schmücke doch ferner mein glückliches Reich!
Lenke die Prinzen,
Mache die weiten Provinzen
Friedlichverknüpften Familien gleich.
Eintracht und Liebe sind köstliche Pfänder.

Da Capo.

Ach dörft ich nur nicht fremde Wuth erfahren!
So wär ich wohl vergnügt.
Sarmatien, da dein getrenntes Volk
Selbst wieder sich zu Felde liegt,
So schrecken mich der Franzen wilde Schaaren.
Sie sind mit schleuniger Gewalt
Auf meinem Boden eingedrungen,
Und haben alsobald
Den Schlüssel meines Reichs bezwungen.
Nun bin ich billig zweifelsvoll:
Wer weis, was mich noch treffen soll!

Der dritte Auftritt.

Deutschlands Schutzgeist erscheinet hier in einer glänzenden Wolke, von einem zweyköpfigen Adler getragen, der ein güldenes C auf der Brust hat: nachdem seine Ankunft mit einigen Blitzen und Donnerschlägen angekündiget worden. Er läßt sich unter Trompeten- und Paukenschall herab. Mars wendet sich seitwerts und machet ihm Raum. Die vorigen.

Aria.

Der Schutzgeist. Getrost, Germania, getrost!
Ich schütze dich mit starken Händen;
Und wär Europens ganze Macht
Auf deinen Untergang bedacht:
So wollt ich ihren Grimm doch wenden.
Was will dir nun
Ein ungerechter Nachbar thun,

So sehr er sich erboßt?
Ich schütze dich mit starken Händen;
Getrost, Germania! getrost.

Drum weiche, Mars! aus Deutschlands Grenzen,
Laß anderwerts die scharfen Schwerdter glänzen;
Doch stecke sie, so bald als möglich, ein,
Germanien soll still und frölich seyn.

Hier verliert sich Mars mit allem Kriegsgeräthe; der Schutzgeist selbst aber fährt unter Trompeten- und Paukenschall wieder in die Höhe.

Der vierte Auftritt.

Leucopetra, die an dem Sachsen-Weissenfels- und Querfurtischen Wapen kenntlich ist, und Germania.

Germ. Nun bin ich kummerfrey.
Mein Schutzgott, Carl, das Haupt der Fürsten
Eilt mir zur Hülfe selbst herbey.
Nun mag mein Feind nach Blute dürsten.
Wenn dieser Adler auf ihn blitzt:
So bin ich schon genug geschützt.

Aria.

Lacht, ihr Schwestern! scherzt, ihr Kinder!
Frohe Deutschen, seyd vergnügt!
Feyret lauter Freudenfeste,
Eure Wohlfahrt blüht aufs beste,
Selbst das Schicksal hats gefügt.
Lacht, ihr Schwestern ꝛc.

Leucopetra. Wohl mir, ich bin dazu bereit,
Denn alles treibet mich zu neuer Frölichkeit.
Ich nehme zwar an deinem Heil,
Gepriesne Mutter! theil.
Doch mein durchlauchter Christian
Hat noch vielmehr zu meinem Wohl gethan.

Sein

Sein weiser Geiſt, ſein Gottergebner Sinn
Iſt ſtets mein Schutzgeſtirn geweſen;
Das machts, daß ich ſo freudig bin,
Und dieſen Tag zu meinem Feſt erleſen.
Drum hilf mir itzt, mit neuen Weiſen,
Den Stifter meiner Wohlfahrt preiſen.

Aria.

Leucopetra. O theureſter Herzog! Germ. Du Zierde der Prinzen!

Leucopetra. Du Vater des Landes! Beyde. Wir wünſchen dir Glück!

Germ. Du Pfleger des Glaubens, Beſchützer der Tugend!

Leuc. Du Freude der Alten, du Hoffnung der Jugend!

Beyde. Es kröne dich ferner ein günſtig Geſchick,
Und bringe dein Jahrfeſt noch öfters zurück:
So jauchzen vor Freuden die treuen Provinzen. Da Capo.

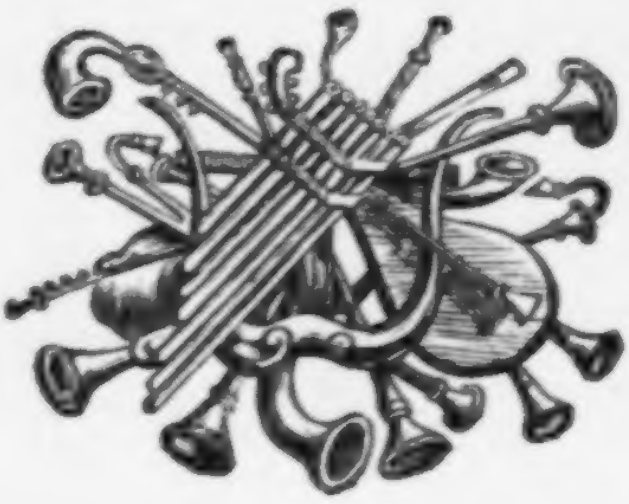

XVI.

Cantata.

Auf Sr. Wohlehrwürden,

Herrn M. Pantkens,

Trauungsceremonie.

Aria

Gott der Liebe,
Erſter Stifter keuſcher Triebe!
Segne dieſes Paar!
Mach an ſeinen reinen Flammen,
Die von deiner Fügung ſtammen,
Die verheißne Güte wahr.
Gott der Liebe ꝛc.

Du Herrſcher jener Legionen,
Die dort unſterblich, heilig, rein,
In den geſtirnten Höhen wohnen,
Du ſchuffſt den Menſchen nicht allein;
Du haſt ihm auch zum Troſt der Einſamkeit,
Zum Labſal mancher Schmerzen,
Das erſte Weib erſchaffen,
Und ſeine Liebesglut geweiht;
Du nahmſt ein Stück von ſeinem Herzen,
Und daraus ward die ſchönſte Braut
Durch deine Wunderhand gebaut;
So war der Menſch nicht einſam und allein;
So konnt er wohl zufrieden ſeyn.

Aria.

Hier kömmt dein sehnliches Verlangen,
Beglückter Adam! säume nicht,
Die schönste Gattinn zu empfangen.
Welch ein heitres Augenlicht
Stralt mit unschuldvollen Blicken;
Alles, was dich kan entzücken,
Alles, was dich wird erqvicken,
Ziert ihr holdes Angesicht. Da Capo.

Umarme nun die Freundinn seiner Art
Mit unverstellten Trieben.
Sie wird dich treu und ewig lieben,
Denn ihre Glut brennt allzuzart.
Sie ist des Himmels Kind,
Ihr Geist stammt von den Sternen;
Drum wird die Sehnsucht gegen sie,
So stark sie sich entzündt,
Sich von der Tugend nicht entfernen.
Vergiß nur deinen Schöpfer nie
Und preise jedesmal,
In diesem neuen Stande,
Den ersten Stifter deiner Bande.

Aria.

Sey gepriesen,
Höchster! daß dein Paradies
Lieb und Ehstand angewiesen;
Laß ihn doch an jedem Ort
Auch noch itzo heilsam werden,
Und entzeuch der matten Erden
Nicht dein kräftig Segenswort. D.C.

✲ ✲ ✲

XVII.

Auf den Geburtstag
Jungfer L. A. V. Kulmus.
den 11 April 1735.

Cantata.

Aria.

Schönſter Tag von allen Tagen,
Brichſt du endlich doch herein!
Endigt dem erwünſchter Schein
Alle Plagen,
Die ich bis daher ertragen?
Soll ich endlich glücklich ſeyn?
Schönſter Tag ꝛc.

So jauchzte jüngſt der frohe Jdamer,
Als ſeiner Schönen Feſt erſchienen.
Er war bemüht, ſie eifrigſt zu bedienen:
Drum lud er mit vergnügter Bitte,
Ein edles Schäfercher,
Jn Damons, ſeines Freundes, Hütte.
Kommt, ſprach er, denn die edle Schäferinn,
Die ſich mein Herz zu lieben auserkohren,
Begeht den Tag, der ſie gebohren.
Die Schöne ſelbſt, die durch den klugen Sinn
Minerven oft den Vorzug ſtreitig machte,
Der Witz und Geiſt aus allen Blicken lachte,
War auch dabey, und nach beſiegtem leiden,
Ganz voller Freuden:

Weil

Weil der, den sie entfernt geliebt,
Sie nicht durch Wankelmuth betrübt.

Aria.

Edle Seelen lieben treu.
Ihre Glut brennt, wie die Sterne,
In der Ferne
Immer hell und immer neu.
Neider, Feinde, Lästerungen
Haben sie noch nie bezwungen:
Denn es bleibet wohl dabey,
Edle Seelen lieben treu.

Von diesen Tönen klang der Wald,
So sungen die erfreuten Hirten;
So rühmten sie den Schäfer Jidamor,
Der sie nur suchte zu bewirthen.
Jedoch alsbald
Vernahm man auch das Chor
Der holden Schäferinnen:
Das war bemüht, den Preis verliebter Treue
Für die Gespielinn zu gewinnen.
Seht, unsre Schwester, sprachen sie,
Brennt gleichfalls von so treuen Flammen:
Wer kan denn ihre Glut verdammen?

Aria.

Phillis liebt nach edler Art,
Phillis, unsrer Nymphen Zierde,
Denn ihr Herz blieb treu und zart.
Selbst die Großmuth nährt die Triebe
Ihrer oft bestürmten Liebe.
Da die sehnlichste Begierde

Nun ſo lieblich eingetroffen;
Labt ſie billig, nach dem Hoffen,
Des Geliebten Gegenwart.
Phillis liebt ꝛc.

Als Fidamor nun deutlich ſah,
Daß heimlich ſchon ſo mancher Wunſch geſchah,
Das Feſt der Phillis zu verehren:
So hub er ſelbſt den frohen Glückwunſch an;
Und jedermann
Ließ ſich nebſt ihm mit Freuden hören:

Aria.

Lebe ſehr lange, du Zierde der Schönen!
Liebe doch ewig den, der dich verehrt!
Himmel! dafern uns dein Schickſal erhört,
Laß ſie das Alter mit S...er bekrönen,
Eh es ihr Neigung und Zärtlichkeit ſtört.
Lebe recht lange, du Zierde ꝛc.

Elegien.

I. Elegie.

Als er aus ſeinem Vaterlande giеng, 1724.

Mein Auge will ſich noch vor Wehmuth überſchwemmen,
Wenn der geſtörte Sinn an jenen Tag gedenkt.
Ich kan nicht mehr den Strom verhaltner Klagen hemmen,
Weil ich den Fuß ſo ſchnell aus Königsberg gelenkt.
Ein Schrecken hatte mir die Geiſter eingenommen,
Ein Schrecken, das mir Mars durch ſeine Wuth erweckt:
Daher auch der Entſchluß von meiner Flucht gekommen,
Der andre faſt noch mehr, als meine Bruſt, erſchreckt.
Ich hörte hie und da ein warnend Wort erſchallen;
Ein jeder war bemüht und ſehr beſorgt um mich.
Man ſprach: Ich würde bald in ſchlaue Hände fallen,
Ja mancher ſtellte ſich faſt allzu jämmerlich.
Bald iſt ein kleiner Brief aus guter Hand erſchienen,
Der, als ein Donnerſchlag, mein blödes Herz zerſchellt.
Bald kam ein lieber Freund mit angſterfüllten Mienen,
Und ſprach: Es werde mir betrüglich nachgeſtellt.
Bald drang ein falſcher Ruff in die beſtürzten Ohren,
Ich wäre wirklich ſchon Bellonen unterthan.
Bald hat ein kühner Mund den leeren Eid geſchworen,
Man führe mich bereits zur vollen Uebungsbahn.

Man

Man habe mich ſchon längſt ins dicke Buch geſchrieben,
Das Freygebohrne ſtracks zu Sclavenkindern macht.
So pflegte Freund und Feind mich ſtündlich zu betrüben;
So ward von jedermann an meinen Fall gedacht.
Zwar Anfangs konnte mich kein Warnungsbothe ſchrecken,
Man ſagte dieß und das: Ich lachte nur dazu.
Kein Dräuwort konnte mir die mindſte Furcht erwecken,
Ich dachte jederzeit: Wer iſt ſo frey, wie du?
Zuletzt beſiegten mich die wohlgemeynten Worte,
Die mancher treue Mund mir in das Ohr geſetzt.
Ich traute mir nicht mehr an dem beliebten Orte,
Der meinen Geiſt bisher mit vieler Luſt ergetzt.
Der unverhoffte Schluß ward plötzlich abgefaſſet,
Der Schluß, der eine Flucht aus Königsberg beſchloß;
Der Schluß, bey welchem mir das Angeſicht erblaſſet,
Als das betrübte Wort von meinen Lippen floß.
Ach! rief ich bey mir ſelbſt, du grimmiges Geſchicke!
Was treibt mich deine Hand ſo ſchleunig in die Flucht!
Verhängniß! ändre doch die zornerfüllten Blicke,
Dadurch dein Eifer nur mein größtes Unglück ſucht.
Was drohet mir dein Arm mit den verwünſchten Waffen?
Du weiſt ja, daß ich mich dem Muſenchor geweiht.
Was hab ich doch mit Mars, dem Kriegesgott, zu ſchaffen?
Der mir dennoch ſo oft mit ſeiner Knechtſchaft dräut.
Doch bald erhohlten ſich die zagenden Gedanken,
Und ſagten: Ach vielleicht befördert dieß dein Glück!
Vielleicht führt dich der Herr, in ſeiner Weisheit Schranken,
Durch den ſchon oftermals geſpürten Vaterblick.
Alſo verkehrte ſich die Furcht in ein Vertrauen,
Wiewohl ein neuer Schmerz bekränkte meinen Sinn.
Ich ſollte manchen Freund zum letztenmale ſchauen,
Dem ich verwandt, bekannt und lieb geweſen bin.

Ich

Ich ſollte unverhofft der Gönner Haus verlieren,
Die meine Schwachheit oft durch ihre Huld geſtützt.
Mein Schickſal wollte mich an fremde Oerter führen,
Wo mich, ſo viel ich weis, kein gleicher Schild beſchützt.
Ja, ja, ich fühle noch, wie dem beklommnen Herzen,
Bey manchem Letzungswort ſo ſchlecht zu Muthe war.
Sonſt pflegte hie und da mein freyer Mund zu ſcherzen,
Doch damals ſtellte ſich ein trübes Weſen dar.
Zwar wurde mehrentheils der herbe Schmerz verborgen,
Indem ich meinen Gram nicht völlig merken ließ:
Allein mein Herz empfand um deſto mehr die Sorgen,
Womit der Abſchied mich faſt gar zu Boden ſtieß.
Doch ſeht, auch dieſes iſt nicht überall geſchehen;
Die kurze Zeit verbeth die letzte Höflichkeit.
Ich kriegte manchen Freund und Gönner nicht zu ſehen,
Der mir vielleicht itzund mit ſeiner Ungunſt dräut.
Ach Werthſte! zürnet nicht. Ich habe nichts verbrochen!
Die angeſpannte Poſt hat mir den Gruß verwehrt.
Und hat euch euer Knecht gleich nicht zuletzt geſprochen:
So ſoll es doch geſchehn, wenn er zurücke kehrt.
Indeß lebt alle wohl! und bleibet dem gewogen,
Der eure Namen ſtets in treuer Seelen hält.
Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen;
Doch wer aus Preuſſen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

II. Elegie.

Bey dem Grabe
Herrn Caſpar Theodor Friccius,
Paſtors zu Hohn im Hollſteiniſchen.

1727. den 20 May.

Im Namen ſeines Sohns.

Mein Vater! ach wie tief, wie ſehr betrübſt du mich!
Du ſtirbſt, o Schmerzenswort! im Sonner deiner Jahre;
Dein Angeſicht erblaßt, die Augen brechen ſich,
Die Glieder werden ſtarr und füllen Sarg und Baare.
O längſt beſorgter Fall! o bittrer Schmerzenstag!
Ich ſah dir ja bisher bekümmert gnug entgegen;
Und da du endlich kömmſt, ſo ſcheint dein harter Schlag,
Mich mit dem Vater ſelbſt in Staub und Grab zu legen.
Ich weis nicht, wie mir war, als ich das Siegel brach,
Ich las und wußte kaum des Schreibens Sinn zu finden;
Denn weil faſt jedes Wort von Tod und Trauren ſprach,
So ſchien mir unvermerkt Geſicht und Witz zu ſchwinden.
Kaum ward mir durch ein Wort die Schreckenspoſt bewußt,
So lief der Thränenſtrom die welken Wangen nieder;
Es wallte Blut und Herz in der getreuen Bruſt,
Und vor gerechtem Schmerz erſtarrten alle Glieder.
Iſts möglich? brach der Mund bey hundert Seufzern aus,
Iſts möglich? armer Sohn! du ſtehſt in Weyſe worden.
O unglückſeliges und hochbeſtürztes Haus!
So biſt du abermal zum Trauerhauſe werden?
Neun Jahre ſind es kaum, als meiner Mutter Sarg,
Ach thränenwerthes Wort! vor deiner Thür geſtanden;
Als ſich mein Angeſicht vor Traurigkeit verbarg,
Denn was ich da verlohr, war nirgends mehr vorhanden.

Und

Und itzo, leider! sinkt die andre Stütze hin;
Der theure Vater folgt der Mutter nach dem Grabe.
Wie kömmt es, daß ich nicht sogleich des Todes bin,
Und vor Bekümmerniß noch Geist und Leben habe?
Wie, wenn ein Ungestüm durch dicke Wälder fährt,
Und den gesetzten Stamm der stärksten Eichen fället,
Sich nicht nur Strumpf u. Stiel aus seinen Wurzeln kehrt,
Indem auch Zweig und Ast zersplittert niederfället:
So sollte die Natur, bey treuer Aeltern Grab,
Auch ihrer Kinder Zahl zum kühlen Staube schicken,
Und die, durch deren Kraft sie uns das Leben gab,
Nicht schleuniger, als uns, der Eitelkeit entrücken.
Denn wie des Gipfels Pracht, der seinen Baum geziert,
Nicht länger, als der Stamm, in vollem Wachsthum grünet;
Allein so bald der Blitz den festen Stamm gerührt,
Ganz plötzlich niederstürzt und kaum zu Reisern dienet:
So trägt ein Vater zwar die Seinen hoch empor,
Er nährt, er pfleget sie, er weis sie auch zu schützen:
Allein so bald er stirbt, weis niemand, wie zuvor,
Sein bebendes Geschlecht mit gleicher Kraft zu stützen.
Ihr merkt es beyde wohl, betrübtes Brüderpaar!
Ihr seyd schon alt genug, das Unglück zu begreifen;
Und weil ihr wohl versteht, was euer Vater war,
So müssen sich bey euch die zärtsten Thränen häufen.
Auch du, mein Schwesterchen! bist itzo vaterlos,
Nachdem du schon mit uns der Mutter Grab beweinet;
Dein zärtliches Geschlecht macht deinen Schmerz so groß,
Daß deiner Brüder Gram gedoppelt leichter scheinet.
Wer nimmt hinführo sich wohl deiner Wohlfahrt an?
Wer sorgt für Unterhalt, für Kleidung und Erziehen?
O daß ich selber dir damit nicht dienen kan!
Es sollte künftig hin dein Glück beständig blühen.

Wiewohl die theure Frau, ſo itzt als Wittwe weint,
Vertritt mit Rath und That der rechten Mutter Stelle.
Sie hat mit dir und uns es immer wohl gemeynt,
Und lindert uns auch hier die ſchwerſten Trauerfälle.
Verwandte! die Geblüt und Freundſchaft uns verbindt,
Erwegt nebſt ihr den Schmerz zu früh beraubter Weyſen;
Erwegt, wie kummervoll die armen Erben ſind,
Die ſich mit Thränenbrodt und Aſchenkuchen ſpeiſen.
Vertretet Vaterſtatt und beſſert mit Verſtand,
Was ihrer Kindheit fehlt; verſorget ihre Jugend:
Der Weg zu Glück und Heil iſt ihnen unbekannt,
Drum leitet ſie forthin mit kluger Hand zur Tugend.
Wie ſchmerzlich klaget nicht der höchſtbetrübte Mund,
Der unſern Seligen bedaurenden Gemeine?
Sie macht uns den Verluſt mit tauſend Thränen kund,
Und zeigt, wie zärtlich ſie um ihren Hirten weine.
Sie rühmet ſeinen Fleiß, ſie preiſet ſeine Treu,
Womit er jederzeit die Heerde pflag zu weiden:
Sie lobet, wie beherzt ſein Muth geweſen ſey,
Für ſeiner Schafe Wohl, als Chriſti Knecht, zu leiden.
Gott lohne, ruffet ſie, Gott lohne dein Gebeth,
Dein Wachen, deine Müh, dein Pflanzen und Begieſſen!
So lange ſich die Welt in ihren Angeln dreht,
Wird dein Gedächtniß auch im Segen bleiben müſſen.
Der Heiland, deſſen Amt du hier geführet haſt,
Vergelte deinen Fleiß vor ſeinem Angeſichte,
Und ſchmücke nun dein Haupt, nach überſtandner Laſt,
Mit jenem ewigen unwandelbaren Lichte.
So ſeufzt das treue Volk, das ſeinen Tod beklagt,
Was kan, was ſoll ein Sohn zu ſolchen Wünſchen ſetzen?
Genug, wenn er zum Schluß die kurzen Worte ſagt:
Mein Vater! laß mirs zu, dich ewig hoch zu ſchätzen.

* *

III. Elegie.

An

Frau Catharina Fricciusn,

Ueber das Abſterben

Ihres Eheliebſten.

1727.

J. ſ. N.

Bekümmerte Mama! daſern, vor Schmerz und Thränen,
Ihr trübes Auge noch ein Schreiben leſen kan:
So unterbreche ſie ihr Aechzen, Flehn und Stehnen,
Und ſchaue dieſes Blatt mit muntern Blicken an.
Es kömmt von ihrem Sohn, durch mehr als ſechzig Meilen,
Aus Leipzig, welches ihn zu ſeinen Muſen zählt,
Und ſoll ihr itzt von ihm den Troſt und Rath ertheilen,
Daran es ihm doch ſelbſt in ſeinem Kummer fehlt.
Ihr Schatz, mein Vater ſtirbt. O Zufall, reich an Schmerzen!
Sie klagt, mein Auge thränt, und mein Geſchwiſter weint.
Des Höchſten harter Schluß greift allen nach dem Herzen,
Und rührt uns heftiger, als mancher denkt und meynt.
Sie ſelbſt bedauert den, den die geweihten Bande,
Den ihr der Ehebund in Arm und Herz geſchrenkt,
An deſſen Liebe ſie, auch itzt im Wittwenſtande,
Mit unaufhörlicher und zarter Wehmuth denkt.
Es war das achte Jahr, ſeit dem ſie ſich verbunden,
Seit dem ſie ihm ihr Herz, und er ſich ihr geweiht,

Und dieſer Jahre Zahl glich einer Zahl von Stunden,
So kurz, ſo angenehm bedünkte ſie die Zeit.
Ein Wille wohnte nur in zwey verknüpften Seelen,
Ein einzig Herze ſchien in beyder Bruſt zu ſeyn,
Sie konnten beyderſeits einander nichts verhelen,
Und ſo traf beyder Wunſch in allen Stücken ein.
Ich ſelber, Theureſte, ich ſelber weis zu zeugen,
Was ihre Gütigkeit, was ihre Huld gethan:
Denn alles Ihrige ward gleichſam unſer eigen,
So willig wandte ſies zu unſerm Beſten an.
O! wie viel tauſend Dank muß ich ihr ſchuldig bleiben,
Den meine Schwachheit ihr nicht zu entrichten weis.
Dieß Blatt iſt viel zu klein, denſelben zu beſchreiben,
Denn keine kurze Schrift faßt ihrer Güte Preis.
Dieß iſt der beſte Troſt, da uns der Herr betrübet,
Und durch des Vaters Tod zu armen Weyſen macht,
Daß ſeine Weisheit uns zwar ſchläget, doch auch liebet,
Da er uns, ſie, Mama, zur Mutter zugedacht.
Sie ſelber wird ſich ſchon getroſt zu faſſen wiſſen,
Es iſt das erſte nicht, daß ſie der Fall betrifft;
Ihr Ehband wird ihr ſchon das andremal zerriſſen,
Drum kennt ihr Glaube ſchon der Schwermuth Gegengift.
Sie weis ſich in Geduld nach Gottes Rath zu ſchicken,
Wenn ſeine Hand gleich droht, ſo hält ſie ruhig ſtill:
Und ſchreckt ſein Auge gleich mit zornerfüllten Blicken;
Iſt ſie doch überzeugt, daß er ihr Beſtes will.
Ich ſelber glaube das, doch Schmerzen und Betrüben
Erweckt der Zuverſicht oft Klein- und Zweifelmuth,
Wer wird mich, fragt mein Herz, ſo, wie mein Vater, lieben?
Wer iſt in aller Welt, der nur was Gutes thut?
Sie, wertheſte Mama! Sie einzig iſt die Stütze,
Darauf, nechſt Gottes Huld, itzt unſer Wohl beruht:

Denn

Denn trifft uns itzo gleich ein Stral entbrannter Blitze,
Macht ihre Sorgfalt doch den meiſten Schaden gut.
Der Höchſte ſchütze ſie noch lange vor dem Grabe,
Es fliehe ſie der Tod, ſie werde lebensſatt;
Bis ſie der Himmel einſt für alle Tugend labe,
Die ſie allhier an uns, und ſonſt erwieſen hat.
Wir werden ſie indeß als treue Kinder ehren,
Da ſie ſo mütterlich für unſer Wohl gewacht,
Und niemals in der Welt was liebers ſehn und hören,
Als wenn der Herr ihr Haus zum Segenshauſe macht.

* *

IV. Elegie.

An

Herrn Reichshofrath Bergern,

Bey ſeinem Abzuge aus Wittenberg.

J. ſ. N.

So zieht mein Berger weg? So ruft ihn Carl aus Sachſen?
Aus unſerm Wittenberg in ſeine Kayſerſtadt?
So heißt er ihn allda an Glück und Ehre wachſen,
Die ſein berühmter Fleiß verlängſt verdienet hat?
So iſt es, er erlangt den Lohn gelehrter Leute;
Der Deutſchen höchſtes Haupt hat ihn zum Rath erwählt:
Doch wir verlieren ihn, und ſehn, was es bedeute,
Wenn unſerm Elbathen ein ſolcher Lehrer fehlt.
Ach bleibe, ruffen hier die Muſen voller Schmerzen:
Ach bleibe! groſſer Mann! auf unſerm Helikon.
Allein du reiſſeſt uns ein Stück von unſerm Herzen,
Und ziehſt, da Carl dir winkt, mit Freudigkeit davon.
O blühten, Theureſter! der Themis weiſe Lehren,
Die uns hieher gelockt, in Oeſterreich und Wien!
Und könnte man dich da, wie hier geſchehen, hören,
Wir alle wollten gern mit dir aus Sachſen ziehn.
Wir alle wollten dich auf deiner Fahrt begleiten;
Dein Wagen würd uns ſelbſt ein ſichrer Leuſtern ſeyn.
Wir giengen dir vergnügt, durch Berg und Thal, zur Seiten,
Und zögen auch mit dir zum Sitz des Kayſers ein.

Da

Da wollten wir mit Luſt zu deinen Füſſen ſitzen,
Und für das Römerrecht mit neuem Eifer glühn;
Allwo der Römer Haupt, durch ſeines Adlers Blitzen,
Des Reiches Heil geſchützt, den Muſen Schutz verliehn.
So ſeufzen, groſſer Mann! die Kinder deiner Lehre,
Und Leucorea ſelbſt, als Mutter, tritt dazu;
Beklagt mit Kümmernuß die Abnahm ihrer Ehre,
Und ſpricht: Mein beſter Schmuck, o Berger! das biſt du.
Du warſt ja, bis anher, das Kleinod weiſer Väter,
Von dem mein ganzer Ruhm, mein beſter Glanz entſtand.
Du, meiner Wohlfahrt Freund! der Bosheit Untertreter,
Die deiner Weisheit Macht faſt einzig überwand.
Soll ich hinführo dich und deinen Rath entbehren?
Soll ich nach, Wittwenart, in langer Trauer gehn?
Soll meine Wonne ſich in Kümmerniß verkehren,
Und meines Glücks Geſtirn in ſteter Abnahm ſtehn?
O Werther! bleibe doch bey deiner Leucoreen,
Die dich ſo inniglich, ſo ungemein geliebt,
Die ſich ſo ſehr bemüht, dich täglich zu erhöhen,
Und die dem Abſchied itzt ſo tauſendfach betrübt.
Aſträa ſelber weint, und geht im Trauerkleide,
Ihr hartgerührtes Herz iſt matt und kummervoll;
Indem ihr Haupt allhier, und ihrer Augen Weide,
So früh, ſo unverhofft entzogen werden ſoll.
Sie rufft dir traurig nach: Ach laß dich doch bewegen!
Allein des Kayſers Ruff durchdringt dein offnes Ohr.
Du lieſſeſt dich zwar gern durch ihre Seufzer regen:
Doch Deutſchlands höchſtes Haupt geht ihrem Flehen vor.
Germanien wird froh bey den geführten Klagen,
Der Muſen Schmerz erweckt ihr lauter Freudigkeit;
Und ſieht ſie Wittenberg den Wittwenſchleyer tragen,
So hat ſie ſich daher viel Gutes prophezeiht.

Ach Tochter! weine nicht, ſo lauten ihre Worte;
Ach Tochter! weine nicht, um dieſen theuren Mann.
Verlierſt du ſeinen Rath von ſeinem alten Orte:
Wer weis, was er in Wien dir künftig nützen kan?
Ich weis, du gönneſt mir die mütterlichen Rechte,
So gönne mir denn hier den ungeſtörten Schluß:
Du gäbeſt mir dich ſelbſt, dafern ich dran gedächte;
Wie kömmts denn, daß ich hier dich lange tröſten muß?
Ich brauche Bergern mehr, als deine Muſenſöhne;
Ein ſolcher Geiſt, als er, iſt größrer Würde werth:
Darum entſchlage dich der trüben Trauertöne!
Bishero war er dir, nun iſt er mir beſchert.
Was ſoll die Arme thun? Sie weicht der Mutter Willen,
Sie wiſcht die Thränen ab, und zwingt ſich froh zu ſeyn:
Doch kan ſie nicht ſogleich die herben Fluthen ſtillen,
So heftig regte ſie die vorempfundne Pein.
Zeuch hin, ſpricht ſie zuletzt, zeuch hin, berühmter Berger!
Dein Glück erfreut auch mich, wie meiner Mutter Sinn;
Ich bin dir zwar zu klein, doch liebe mich nicht kärger,
Und glaube, daß ich dir noch ſtets ergeben bin.
Dein Schickſal ruffet dich zu hohen Ehrenbühnen,
Der Kayſer ſieht dich ſchon als ſeinen Hofrath an:
Dein Geiſt wird künftig hin dem ganzen Reiche dienen,
Was iſts, das Wittenberg dawieder ſagen kan?
Ich bin beglückt genug, daß du in ſo viel Jahren,
Auch mir zum Heil gewacht, auch meinen Glanz gemehrt.
Ich habe Vortheils gnug von deinem Fleiß erfahren,
So lange du allhier mit Nutz und Ruhm gelehrt.
Sey fernerhin beglückt! erhöhe dein Geſchlechte,
Als deſſen Adel einſt von deinem Ruhm entſteht;
Und zeige, daß Verſtand und Wiſſenſchaft der Rechte
Mit Tapferkeit und Muth in gleichem Paare geht.

So

So wünſchet Wittenberg: Was ſoll ich ſelber ſagen?
Soll ich noch heftiger in meinen Schmerzen ſeyn?
Soll ich mit Gram und Leid des Himmels Werk beklagen?
Die Neigung ſaget ja; doch die Vernunft ſpricht nein!
Nein, nein, ich ſehe wohl, der Führer aller Dinge
Hat dich, berühmter Mann! zu ſeinem Dienſt erſehn.
Das kleine Wittenberg war deinem Geiſt zu gringe,
Drum muß itzund mit dir die Aenderung geſchehn.
Zwar ich verliere viel: Allein das Reich gewinnet,
Germanien erlangt in Wahrheit deſto mehr.
Ein Geiſt, der auf das Wohl des Vaterlandes ſinnet,
Giebt keiner Eiferſucht noch Ungeduld Gehör.
So nimm denn dieſes Blatt, als meiner Ehrfurcht Probe,
Und nicht als einen Feind von deinem Wachsthum, an.
Denn künftig ſprech ich ſtets mit ungeſchminktem Lobe:
Wahrhaftig! Berger war ein ungemeiner Mann.

* *

V. Elegie.

Auf das Abſterben
Des Herrn Doct. und Prof.
Wernsdorfs.

1729. den 11 Jun.

J. ſ. N.

Beſtürztes Lutherthum! wie hart wirſt du gebeuget,
Da Wernsdorf Haupt u. Hand im Grabe niederlegt,
Da dieſer Pfeiler ſich an deinem Zion neiget,
Und dich durch ſeinen Fall zugleich darnieder ſchlägt.
O ſchmerzerfüllter Tag! wie ſtörſt du unſer Hoffen,
Wie reiſſeſt du den Grund an unſern Tempeln ein!
Da unſer Heiligthum ſo mancher Sturm betroffen:
So ſoll es noch dazu ohn alle Säulen ſeyn.
Ach! Vater, ſtirbeſt du? Entzeuchſt du dich der Erden,
Da deines Eifers Kraft uns mehr als nöthig iſt?
Und ſoll die Heerde nun ein Raub des Wolfes werden,
Der täglich ärger tobt, und weiter um ſich friſſt?
Ach! Vater, ſtirbeſt du? Bedenke deine Söhne,
Die deiner Lehren Milch ſo manches Jahr getränkt;
Die deiner Stimme Kraft und eifriges Gethöne,
Wie Moſes Iſrael, zum wahren Gott gelenkt.
Ach! Vater, ſtirbeſt du? Elias deiner Zeiten!
Dein Feuereifer fiel den Baaliten ſchwer;
Sie waren viel zu ſchwach, mit deinem Geiſt zu ſtreiten,
Und hinkten ganz umſonſt um ihren Altar her.

O meine

O weine, Wittenberg! ihr Kinder der Propheten!
Beweint den harten Schlag, den eure Seele fühlt;
Erhohlt euch aber bald aus den erlittnen Nöthen,
Und thut der Nachwelt kund, was eure Brust durchwühlt.
Entdeckt der Christenheit mit ungeschmückten Worten,
Was für ein grosser Geist den theuren Mann belebt;
Und zeigt dem Lutherthum an allen End und Orten,
Daß Wittenberg an ihm der Lehrer Haupt begräbt.
Sprecht: Unser Vater stirbt, der uns mit treuem Munde
Den sichern Glaubensweg in Lehr und Leben wies,
Und die bewährte Kraft von dem erneuten Bunde,
Durch Wort u. Werk so wohl, als hundert Schriften pries.
Sprecht: Unser Meister stirbt! der falscher Schriftgelehrten
Und Pharisäer Stolz recht muthig wiedersprach;
Ein rechtes Donnerkind, das wir erstaunend hörten,
Wenn seiner Gründe Blitz durch ihre Wolken brach.
Sprecht: Unser Schild zerbricht! der aller Feinde Pfeilen
Durch seine Festigkeit die Spitzen stumpf gemacht,
Und aller Rotten Schwarm beschämt und voller Beulen,
Ja ganz und gar besiegt, zu schnöder Flucht gebracht.
Sprecht endlich: Unser Trost, Schutz, Streiter, Held u. Sieger,
Sprecht, Luthers wahrer Sohn und Calovs Bild verdirbt!
Wiewohl das alles macht die späte Zeit nicht klüger,
Als wenn ihr kürzlich sagt: Der grosse Wernsdorf stirbt!
Doch nein, verkündigts nicht bey der Philister Töchtern;
Ach! sagt es nicht zu Gath bey unsern Feinden an,
Damit sich Ascalon in Häusern und Geschlechtern
Bey unsrer Traurigkeit nicht froh bezeigen kan.
Verhöhlt den Todesfall, und laßt ihn die nur wissen,
Die lebend dieses Haupt mit treuer Brust verehrt;
Die, als ihn Tod und Grab der armen Welt entrissen,
Die herbe Schreckenspest mit Thränen angehört.

Nur

Nur die sind dessen werth; nur die sind zu beklagen,
Weil ihres Eifers Glut von seiner Hitze stammt;
Und weil, auch da man ihn in seine Gruft getragen,
Der reinen Lehre Trieb ihr redlich Herz entflammt.
Vor allen aber sagts der trüben Leucereen,
Die sich für Gram und Schmerz itzt gar nicht trösten läßt;
Und der ein solcher Fall auf ihren wüsten Höhen
Fast ohne Zahl und Maaß die Thränen ausgepreßt.
Mich dünkt, sie tritt hervor in ihrem Trauerkleide,
Und leget ihren Harm mit Seufzern an den Tag,
So, daß auch Kalk und Stein am heiligen Gebäude,
Darinn er sonst gelehret, die Wehmuth spüren mag.
Sie klaget, ächzt und girrt, gleich einer Turteltaube,
Die ein verhaßt Geschoß um ihren Gatten bringt,
Und voller Einsamkeit auf Aesten, bloß vom Laube,
Ganz trostlos und verweyst, Verlust und Noth besingt.
Zuletzt erhohlt sie sich mit nassem Angesichte,
Und wendet ihren Blick getrost dem Himmel zu.
Herr, spricht sie, mache du mein ganzes Leid zunichte,
Denn der uns schlägt und heilt, o Vater, das bist du!
Du setzest Lehrer ein, und nimmst sie Zion wieder,
Du sendest jeden Knecht, der deinen Weinberg baut;
Drum schlag ich mein Gesicht mit Scham u. Ehrfurcht nieder,
Weil man am besten thut, wenn man sich dir vertraut.
Herr! streite du für mich und deines Tempels Zinnen;
Du mußt der Wächter selbst auf meinen Mauren seyn:
Bist du nicht unser Schutz; wie können wir gewinnen?
Wie treiben wir den Feind mit schwachen Armen ein?
Du wirst nach deinem Rath schon tapfre Streiter finden,
Die, wie mein Wernsdorf that - - Hier bleibt die Zunge stehn.
Hier will sie Gram und Pein von neuem überwinden.
Genug, ich selber kan für Schmerz nicht weiter gehn.

VI. Elegie.

Bey dem

Leyser- und Wellerischen Hochzeitfeste in Dreßden.

1730. den 1 Nov.

J. f. M.

Beglücktes Hochzeitpaar! hier kömt ein frohes Schreiben,
Das eines Bruders Hand zu euren Myrten legt;
Denn muß ich von der Lust gleich selbst entfernet bleiben,
So zeiget doch dieß Blatt, wie euer Glück mich regt.
Mein Bruder! welchen ich als meine Seele liebe,
So fühlst du endlich auch den süssen Liebeszug;
Und nährst in heisser Brust den Zunder keuscher Triebe,
Der dort in Eden schon in volle Flammen schlug?
So groß die Unschuld war, die Adams Seele schmückte,
So viel Gerechtigkeit noch Herz und Sinn besaß:
So ward er doch gerührt, als er nach Even blickte,
Und ihrer Schönheit Pracht und Anmuth recht ermaß.
Der wundervolle Bau der wohlgestalten Glieder,
War eines Meisters Werk, der nichts verwerflichs macht.
Er sah sie schamhaft an, sie schlug die Augen nieder;
Und so ward sie zu ihm, als seine Braut, gebracht.
Wie zart umfieng er sie! wie ließ er sich umfassen!
Es hieß, du bist doch nichts, als Bein von meinem Bein:
Drum wird ein Mann forthin der Aeltern Haus verlassen,
Und seinem Weibe bloß getreu und eigen seyn.

Dieß

Dieß war die reine Glut der ersten Hochzeitkerzen,
Bevor der Apfelbiß die Lippen noch befleckt;
Bevor das Sündengift die unschuldvollen Herzen
Des neuerschaffnen Paars mit Lastern angesteckt.
Wer unterfängt sich nun den Ehestand zu tadeln,
Der in der Unschuld selbst die ersten Quellen fand?
Der selbst, das Paradies durch reine Lust zu adeln,
Die Tugend und den Reiz der Zärtlichkeit verband?
Es mag die rohe Welt in wilden Lüsten brennen,
Und mit der schnöden Brut der Wollust schwanger gehn.
Wer Edens Stiftung kennt, der wird sogleich bekennen,
Daß solche Flammen nicht nach alter Art entstehn.
Die Liebe rechter Art blüht nur im Ehestande,
Hier herrschet noch ein Rest von reiner Zärtlichkeit:
Und nichts zeigt deutlicher von grobem Unverstande,
Als weñ der Spötter Schwarm auf diese Stiftung schreyt.
Was Gott zusammen fügt, das soll der Mensch verehren;
Nun wirkt der Himmel ja den ganzen Heyrathsbund:
Drum darf kein Sterblicher das große Werk zerstören,
Denn daraus wird vielmehr des Stifters Weisheit kund.
Auch du, verlobtes Paar! begiebst dich in den Orden,
Den dir des Höchsten Schluß, als nöthig, zugedacht:
Die schöne Wellerin ist Leysern eigen worden,
Und ihr zu gut giebt er der Freyheit gute Nacht.
Wer kennt in Dreßden nicht ihr priesterlich Geschlechte?
Wer weis nicht, daß die Braut aus Aarons Stam̃ entspringt?
Kein Wunder, wenn man schon aus diesem Grunde dächte,
Daß dieses neue Band unfehlbar wohl gelingt.
Der Aeltern Segensspruch baut frommen Kindern Häuser,
Der theure Weller liebt sein wohlgerathnes Kind;
Wohlan, erfreue dich, du neuvermählter Leyser!
Weil deine Sehnsucht hier was Herrliches gewinnt.

Ja

Ja wohl! erfreue dich des Weibes deiner Jugend,
Ihr Anblick, Wert und Werk iſt wahrlich ungemein;
Sie wird Penelope an Keuſchheit und an Tugend,
An Witz Abigail, an Schönheit Rahel ſeyn.
Was Salomon verlängſt von klugen Weibern lehrte,
Das ſtellt dir in der That von ihr den Abriß dar:
Denn ſie hat ſtets gedacht, daß dieß für ſie gehörte,
So bald dieß Frauenlob ihr vorgekommen war.
Was fehlt dir ferner noch zu der beglückten Ehe?
Mein Bruder! nenne mirs, daß ich dirs wünſchen kan:
Vielleicht, das bald dein Tiſch umringt von Kindern ſtehe?
Ganz recht! Gott geb es dir, und hebe zeitig an!

VII. Elegie.

Ueber den frühzeitigen Hintritt Herr M. Joh. Heinr. Kreuſchners,

Predigers zu Königsberg.

Mein theurer Kreuſchner ſtirbt! ihr Muſen! helft: ihr klagen!
Ihr könnt bey ſeiner Gruft nicht ſonder Wehmuth ſeyn:
Doch wollt: ihr mir die Fluth aus eurem Brunn verſagen,
So tauch ich meinen Kiel in lauter Thränen ein.
Mein Lehrer! weiſes Haupt! du Schmuck von unſerm Preuſſen!
Ach ungemeiner Mann! wie ſchmerzlich iſt dein Grab!
Wie zeitlich mußte dich der Tod der Welt entreiſſen,
Als uns dein Sommer kaum die erſten Früchte gab.
Dein grundgelehrter Geiſt, dein nutzerfülltes Wiſſen,
Dein tugendvoller Sinn, dein redlich deutſches Herz,
Dein hochbegabter Mund, kurz, Kreuſchner iſt entriſſen:
Wer ſtraft, wer tadelt hier den allergrößten Schmerz?
Betrübtes Königsberg! ich weis, du gehſt im Leide,
Da deiner Lehrer Preis, der dich bisher vergnügt,
Da deiner Redner Haupt, der frommen Herzen Freude,
So früh verlohren geht, ſo bald im Staube liegt.
Betrübter Kneiphof! ſprich, hat wohl, ſeit dem dein Tempel,
Dein hochberühmter Thum, auf ſtarken Pfeilern ſteht;
Hat wohl dein Predigtſtuhl ein prächtiger Exempel
Der wahren Rednerkunſt mit gröſſerm Recht erhöht?
Sein unerſchöpfter Geiſt war eine Nectarquelle,
Die von der Zunge ſich in vollen Strömen goß:

Denn-

Denn wer ward nicht gerührt an der geweihten Stelle,
Wenn seiner Reden Kraft in Ohr und Herzen floß?
Da war kein frostig Spiel weit hergesuchter Sprüche,
Da war kein leerer Schall, dem Geist und Nachdruck fehlt;
Kein thörichter Gebrauch vermeynter Rednerschliche,
Die nur ein schwacher Kopf zu seiner Vorschrift wählt.
Nein! lauter Geist und Kraft, ein philosophisch Wesen,
Ein unerschrockner Muth, ein männlichfreyer Mund;
Ein Vortrag an Gewalt und Anmuth auserlesen;
Das alles ward an ihm in vollem Maaße kund.
Das macht, er hatte sich in allen Weisheitslehren
Der richtigsten Vernunft bey Zeiten fest gesetzt;
Und wußte Gottes Wort, als Priester, so zu ehren,
Daß Glauben und Natur einander nie verletzt.
Komm wieder, schöne Zeit! kommt wieder, süsse Stunden!
Da meine Jugend noch zu seinen Füssen saß;
Da ich in Kreuschners Mund die Süßigkeit gefunden,
Darüber ich entzückt mich selber oft vergaß.
Komm wieder, schöne Zeit! da ich zu halben Tagen
Besonders bey ihm war, und seine Huld gewann;
Ihm oft mein ganzes Herz vertraulich vorgetragen,
Dergleichen sich von mir sonst niemand rühmen kan.
Er selber hat sich oft auch gegen mich erkläret,
Mir seine Wissenschaft und Einsicht mitgetheilt,
Mich öfters angespornt, und manchen Rath gewähret,
Wenn meine Jugend sich in etwas übereilt.
Zehn Jahre sind es itzt, da solches angegangen;
Vier ganzer Jahre lang hat dieß, mein Glück, gewährt,
Bis es der Schickung Schluß ganz unverhofft verhangen,
Daß ich der Vaterstadt den Rücken zugekehrt.
Da fiel mir nichts so schwer, als mich von dem zu scheiden,
Der mir recht väterlich die letzten Lehren gab:

Der Schmerz nahm überhand; für Wehmuth floß uns beyden
Ein warmer Thränenguß das Angesicht herab.
Mein Kreuschner! habe Dank für deine zarte Liebe,
Mein Lehrer! habe Dank für deinen Unterricht!
Ich ehre deine Gruft mit tugendhaftem Triebe,
Bis mir der Tod dereinst, wie dir, die Augen bricht.
Dein Beyspiel soll mir stets in den Gedanken schweben,
Dein grundgelehrter Geist soll stets mein Muster seyn,
Und überall will ich von dir das Zeugniß geben:
An ihm büßt Königsberg was Ungemeines ein.
Ihr Hügel Otrears! ihr matten Pregelinnen!
Bedauret den Verlust, klagt Albertinens Schmuck!
Besuchet dieses Grab, laßt tausend Zähren rinnen,
Und zeigt, daß Kreuschners Fall euch alle niederschlug.
Und du, berühmter Pietsch! du Preis des Vaterlandes!
Der du, nach Neukirchs Tod, der deutsche Phöbus bist,
Bedaure doch den Riß des festen Freundschaftsbandes,
Und zeige, daß dein Amt das Lob der Tugend ist.
Hier, wo die Pleisse mich an ihren Ufern höret,
Beschweret dich mein Kiel, dein äußerstes zu thun,
Und da ich Philuris schon Kreuschners Ruhm gelehret,
So wird dein Rohr ja nicht in solcher Nähe ruhn.
Verewige den Geist in deinen edlen Schriften,
Auf dessen Hochzeitlust du sonst ein Lied gemacht:
Man weis ja, daß ein Blick nach finstern Todtengrüften,
Dein Seytenspiel wohl ehr zum Klagen aufgebracht.
Folgt eurem Lehrer nach, ihr Meister schöner Lieder!
Mein Bock, mein Arnold, stimmt die trüben Flöten an!
Legt hier den stolzen Schmuck der hohen Lorbern nieder,
Und gebt Euterpen Raum, die Herzen rühren kan.
Doch nein! erhebt ihn nur mit allen Dichtergaben;
Der Schmerz verrückte mir mein vorgestecktes Ziel:

Bey

Bey andern ſchilt man oft, daß ſie geſchmeichelt haben,
Allein, wer Kreuſchnern lobt, der ſaget nie zu viel.
Du Schöneich, den der Herr an ſeine Statt beruffen,
Bedenke, wer es war, an deſſen Platz du ſtehſt;
Ich weis, du ſteigeſt nie auf Kneiphofs Kanzelſtuffen,
Daß du nicht bey dir denkſt, in weſſen Spur du gehſt.
Ich weis, es lieben dich die traurende Gemeine,
Sie wußte keinen ſonſt, der ihm ſo ähnlich ſchien:
Und ich vergnüge mich, wenn ich um Kreuſchnern weine,
Doch daran, daß der Herr dir ſeinen Platz verliehn.
Zuletzt, betrübte Frau! muß ich auch dein gedenken,
Ach Wittwe, ſonder Troſt! wie groß iſt deine Pein!
Wie heftig muß dein Herz, dein zartes Herz ſich kränken!
Wie wird der Thränenſtrom bey dir zu ſtillen ſeyn!
So ſüß dein Ehſtand war, ſo ſchmerzlich ſind die Wunden,
Die deine treue Bruſt ſo unverhofft verletzt.
Ja, ja, denn ſolch ein Schmerz wird deſtomehr empfunden,
Jemehr ſein Leben dich mit reiner Luſt ergetzt.
Doch faſſe deinen Geiſt, und ehre Kreuſchners Liebe;
Ja wenn du ſeinen Tod gleich kummervoll beweinſt,
So dämpfe mit Vernunft auch die gerechten Triebe,
Daß du ſo troſtlos nicht, als andre Wittwen, ſcheinſt.

VIII. Elegie.

An Herr Georg Schulz,

Bürgermeiſter zu Dirſchau.

J. ſ. N.

Wohledler, iſts nicht ſo? Poeten ſind Prophęten:
Die Frage ſcheint für dich, mein Gönner! leicht zu ſeyn,
Und mein erfreuter Kiel hat keine Kunſt vonnöthen;
Du ſtimmſt ſchon von dir ſelbſt mit meiner Meynung ein.
Ganz Dirſchau weis es noch, wie Gott vor wenig Jahren,
Dich, hochgeſchäzter Mann! in ſeinen Rath geſezt.
Ich denke noch daran, wie wir erfreuet waren,
Und wie dein Glück dabey vornemlich mich ergezt.
Ich zeigte meine Pflicht durch wohlgemeynte Zeilen,
Darinn ich Luſt und Wunſch dir an den Tag gelegt:
Du warſt auch ſo geneigt, mir Blicke zu ertheilen,
Womit dein Auge ſonſt manch Herz zu feſſeln pflegt.
Ich weis nicht, wie mir war, ein Trieb zu prophezeihen
Erfüllte dazumal mein freudenvolles Herz.
Ich wünſchte dir zuerſt ein tauſendfach Gedeihen,
Und ſchickte manchen Blick und Seufzer himmelwerts.
Zulezt erhizete was Höhers mein Geblüte,
Ein ungewohnter Zug nahm Geiſt und Feder ein.
Ich ſchrieb: Mein Gönner wird dereinſt, durch Gottes Güte,
In meiner Vaterſtadt ein Bürgermeiſter ſeyn.
Das kam nicht ungefehr. Es war ſchon ſo verſehen,
Von dem, der unſer Glück nach ſeinem Willen lenkt,
Der alle Dinge macht, die in der Welt geſchehen,
Ja ſolche, die man oft am wenigſten gedenkt.

Nun

Nun ſieht mans offenbar. Die Ahndung hats getroffen.
Mein Gönner wird das Haupt in meiner Vaterſtadt.
O höchſterwünſchter Tag! der mein beliebtes Hoffen,
Und was ich prophezeiht, ſo wohl erfüllet hat.
So nimm denn, werthes Haupt! die neuerlangte Würde
Des Bürgermeiſteramts mit neuem Segen an:
Und bringt der Ehrenſtand gleich neue Laſt und Bürde;
Genug, daß deine Kraft ſie ſchon ertragen kan.
Man kennet deinen Geiſt, man weis von deinen Gaben,
Drum hat man dir dieß Amt zu führen anvertraut:
Und meine Vaterſtadt wird Luſt und Vortheil haben,
Da ſie Verſtand und Muth an ihrem Haupte ſchaut.
Zwar iſt ſie nicht mit Rom und London zu vergleichen;
Ein dunkler Fixſtern zeigt kein helles Sonnenlicht.
Ein kleiner Apfelbaum muß hohen Cedern weichen:
Jedoch dieß ſchwächt den Glanz von deinem Ruhme nicht.
Ein Schiffer, der ein Kahn im Sturme wohl regieret,
Wird auch auf Schiffen leicht ein kluger Steuermann:
So wird, hochwerther Mann! aus deinem Thun geſpüret,
Daß ſich ein groſſer Witz im kleinen zeigen kan.
Es wachſe nun dein Glück zu deiner Diener Freude,
Der Himmel ſegne dich und dein geehrt Geſchlecht!
So troßeſt du mit Luſt der Misgunſt und dem Neide;
So ſchreibt, ſo wünſcht, ſo hofft dein treuergebner Knecht.

IX. Elegie.

Ueber das Abſterben
Hrn. D. Friedrich Heinrich Grafs,
Advocatens des Oberhofgerichts.

1731. den 3 Dec.

J. ſ. N.

Nimm hin, erblaßter Graf! der treuen Wehmuth Zeichen,
Nimm hin dieß Klagelied, das deine Gruft erzwingt:
Und wenn wir unſern Zweck nicht bey dir ſelbſt erreichen,
Genug, wenn unſre Pflicht ein Thränenopfer bringt.
Dieß fordert das Geblüt, es forderts unſre Liebe;
Die Ehrfurcht ſelber ſpricht, daß wir es ſchuldig ſind.
Wer wiederſtünde wohl dem dreyfach ſtarken Triebe,
Der ſich mit reger Glut in unſern Seelen findt?
O Himmel! mußte dann das feſte Band zerreiſſen,
Das zwiſchen ihm und uns dein eigner Arm verſchränkt;
Und ſollten wir ihn denn nur darum Bruder heiſſen,
Daß uns die Wehmuth itzt mit herben Zähren tränkt?
Verwandtſchaft! ſüſſes Wort, wenn deine Knoten dauren,
Wenn kein zufrüher Tod den Lebensfaden trennt;
Verwandſchaft! herber Ton! wenn wir um Leichen trauren,
In deren treuer Bruſt der Schweſtern Liebe brennt.
Was hilft uns nun der Ruhm ſo naher Anverwandten?
Da die Benennung uns ſo unverhofft betrübt:
Was hilft es, daß wir ihn ſo zärtlich Bruder nannten?
Da dieſes Beywort uns zu Thränen Anlaß giebt.

O hät

O hätt er ſich nur nichts aus unſerm Blut erkohren!
So träf uns dieſer Fall fürwahr nicht halb ſo hart.
O hätten wir an ihm ein fremdes Haupt verlohren!
So würd uns durch ſein Grab nur halb ſo viel verſcharrt.
Jedoch erwegen wir auch ſeiner Freundſchaft Proben,
Betrachten wir den Trieb, womit er uns geliebt:
So bleibt ſein ſeltner Ruhm vor Tauſenden erheben,
So bleibt auch unſre Bruſt gedoppelt ſtark betrübt.
Wie mancher Blutsfreund lacht bey ſeiner Freunde Jammer;
Und leugnet durch die That die Wirkung der Natur?
Verſchließt man ſolche nun in ihre Todtenkammer:
So ſieht man nirgendwo der Thränen mindſte Spur.
Wir ſeufzen um ein Haupt, das uns mit Vaterſinnen
Von Herzen zugethan und ſtets gewogen war.
Theils ſuchten wir ſein Herz ſtets beſſer zu gewinnen,
Theils both er ſelber uns ſtets neue Proben dar.
Sein Umgang war beliebt, ſein Scherz und Ernſt erleſen,
Sein Herz voll Redlichkeit, die Lippen voller Treu:
Und kurz, ſein ganzes Thun und ungemeines Weſen
War edel und gerecht und von Verſtellung frey.
Wo bleibet ſein Verdienſt, warum wir ihn verehren?
Die echte Gottesfurcht und Rechtsgelehrſamkeit,
Der Fleiß, des Nächſten Wohl durch Rath u. That zu mehren,
Und was für Tugenden er ſonſten ſich geweihe.
Ihr Stellen, wo das Recht in unſerm Leipzig wohnet,
Ihr Häuſer, wo das Schwerdt der ſtrengen Themis blißt,
Wo man die Bosheit ſtraft, wo man die Tugend lohnet;
Ihr wißt, wie oft ſein Mund der Unſchuld Haupt beſchützt.
Es läſtre nur der Neid auf redliche Juriſten,
Die doch Aſträens Volk, der Städte Seulen ſind:
Was man mit Grund verwirft, trifft ſchnöde Rabuliſten,
Dergleichen Unkraut ſich in allen Ständen findt.

Hier fällt ein wackrer Mann, ein Schutz gerechter Sachen,
Ein Freund der Billigkeit, des Eigennutzes Feind:
Der niemals sich bemüht das Krumme gleich zu machen,
In dessen Fürspruch noch die Wahrheit nicht geweint.
Hier spiegle sich die Zahl gelehrter Advocaten,
Wer ihm recht ähnlich ist, der sey damit vergnügt:
Wo nicht, so wähle man zum Beyspiel seiner Thaten,
Den wohlverdienten Graf, der itzt im Sarge liegt.
Wie billig ist der Schmerz der thränenvollen Augen,
Die so ein harter Fall mit herben Tropfen netzt?
O könnte nur ihr Salz zu wahrer Lindrung taugen,
So würd ihr bittrer Strom ganz billig fortgesetzt.
Allein ermuntre dich, o Schwester! in dem Leide,
Ein langer Kummer kürzt auch dir das Leben ab,
Wir fühlen selbst die Last von deinem Trauerkleide,
Doch kröne durch Geduld sein allzufrühes Grab.
Ihr Weysen! fasset euch in dem gerechten Kummer,
Der Himmel lebt ja noch, der euch den Vater nahm:
Misgönnt ihm nicht die Ruh in seinem Todesschlummer,
Obwohl er, wie es scheint, für euch zu zeitig kam.
Sein Wandel bleibet euch ein Muster wahrer Tugend,
Sein Leben dienet euch zur Sittenlehrerinn.
Verlaßt euch nur auf Gott, den Vater frommer Jugend,
Und küsset seine Ruth in demuthsvollem Sinn.
Wir selber ehren hier das himmlische Geschicke,
Das unser Lebensziel allein in Händen hat;
Wir gehn von seiner Gruft weit muthiger zurücke,
Und ehren Lebenslang die theure Lagerstatt.

✡ ✡ ✡

X. Elegie.

Bey der Teller- und Schützischen Verbindung in Leipzig.

1732.

J. f. N.

Mein Gönner, denkst du noch an Merseburg zurücke,
Wo dein Verdienst nur jüngst im größten Ansehn war:
So stelle dir einmal mit hochgeneigtem Blicke
Auch meiner Ehrfurcht Trieb von neuem wieder dar.
Man hatte kaum das Glück dich öffentlich zu hören,
Als deine Gaben uns aufs innigste ergetzt.
Es rührten unsre Stadt die ungemeinen Lehren,
Und jede Seele ward fast ausser sich gesetzt.
Es floß dein süsser Mund von lauter Zuckerworten,
Davon die Qvelle doch das Wort des Höchsten war:
Und wenn uns einige fast Mark und Bein durchbohrten,
So brachten andre bald das Heilungsmittel dar.
Dein Vortrag gleichte stets den schönsten Silberschaalen,
Von welchen jegliche voll güldner Aepfel steht,
Und deine Predigten den fetten Abendmahlen,
Von welchen jeder Gast vergnügt nach Hause geht.
So sehr dich jedermann bey solcher Lehrart liebte,
So viele Gunst und Huld erfuhr ich selbst bey dir:
Da ich mich, wie noch itzt, in Gottes Lehren übte,
So thatst du, war ich gleich entfernet, viel an mir.
Kaum hattest du ein Jahr in Merseburg vollendet,
Daß jedem schleuniger, als man gedacht, verlief,

Als dich des Höchsten Wink, der Zion Lehrer sendet,
Nach deiner Vaterstadt zu deiner Freundschaft rief.
O, was erhuben sich für Seufzer und für Klagen!
Wie schmerzlich hat die Stadt sich da nach dir gesehnt!
Dein Abschied kam zu bald, man mußte leide tragen,
Weil sich so Geist, als Ohr, an deinen Mund gewöhnt.
Es that mir selber weh; doch spür ich mit Vergnügen,
Daß dich dein Leipzig so, wie Merseburg, verehrt;
Daß deine Mildigkeit so sehr, als du, gestiegen,
Und daß sich deine Gunst mir ebenfalls gemehrt.
O sollte dieses doch dein theurer Vater sehen,
Der itzt in seinem Sohn aufs neue wieder lebt!
Denn was er stets gewünscht, das ist an dir geschehen,
So glücklich hat der Sohn dem Vater nachgestrebt.
Ja, sollt er ferner sehn, wie wohl du dich vermählest,
Indem dein Auge sich ein Priesterkind ersehn:
Wie du mit kluger Brust die schöne Schützin wählest,
Was würde nicht bey ihm für eine Lust entstehn.
In Wahrheit, deine Wahl, mein Gönner! ist zu loben,
Es heißt sie selbst dein Feind, ja selbst die Misgunst gut,
Die sonst fast allezeit bey deinen Tugendproben
Die Nase spöttisch rümpft und ganz verächtlich thut.
Allein, wo war denn wohl was Artigers zu finden,
Als die an Geist und Zucht ganz ungemeine Braut?
Was konnte Würdigers ein Priesterherz entzünden,
Als diese, die man dir nunmehro anvertraut?
Der Jugend Artigkeit, der Sitten stilles Wesen,
Die liebliche Gestalt, die Demuth, der Verstand,
Der Sprachen Wissenschaft, ein kluges Bücherlesen
Und ihre Wirthlichkeit, das war es, was dich band.
Was konntest du noch mehr an deiner Braut verlangen?
Der Himmel hat dir selbst was Seltnes zugedacht,

Der

Der theure Schütz soll dich als Schwiegersohn umfangen,
Ein Glück, das billig dir, vor andern, Ehre macht.
Geneuß desselben nun in deinem neuen Stande,
Vergnüge deinen Geist an deiner Gattinn Witz:
Sie giebt dir Hand und Herz zum Liebesunterpfande,
Und macht hinfort dein Haus zu einem Segenssitz.
Dein hochbegabter Mund wird dich noch mehr erheben,
Dein Amt wird voller Frucht bey Christi Heerden seyn:
Drum wird der Höchste dir auch Leyn und Gnade geben,
Denn dein Bemühen stimmt mit seiner Vorschrift ein.
Laß deinen Diener nur in deiner Huld und Güte,
So, wie bisher geschah, auch künftig feste stehn:
So wünscht mein dankbares und redliches Gemüthe
Dir, theurer Gönner! stets ein gröſſer Wohlergehn.

XI. Elegie.

An eine junge Poetinn in Dreßden.

1732.

Poetinn, was ich jüngst von deiner Hand geleſen,
Hat mich von Anfang zwar mit vieler Luſt ergetzt:
Doch ſchade! daß ſie nicht auch dauerhaft geweſen,
Weil mich der Schluß gelehrt, was du dir vorgeſetzt.
Du willſt, ſo droheſt du, den Muſenberg verlaſſen,
Den doch dein Auge ſchon, ſo nahe vor ſich ſieht;
Und das gelehrte Chor der klugen Schweſtern haſſen,
Ob deine Neigung dich gleich ſie zu lieben zieht.
Iſts möglich? darf ich dir in dieſem Stücke glauben?
Und ſchreibt dein Kiel nicht mehr, als dein Gemüthe denkt?
So ſprich, was kan dir wohl die Luſt zum Dichten rauben?
Und was hat dich ſo ſchnell auf dieſen Schluß gelenkt?
Hat Phöbus dich erzürnt? Hat eine von den Schönen,
Die ſeine Schweſtern ſind, dich höniſch angeſehn?
O nein, das thun ſie nicht; ja ſelbſt von ihren Söhnen
Iſt deiner Poeſie bisher kein Leid geſchehn.
Du ſprichſt hier: Dieſes iſts, was ich hinführo ſcheue.
Man ſchont euch Dichter nicht, u. ſticht euch oft den Staar.
Geſchieht nun auch an mir, was ich mir prophezeihe,
So wird auch dermaleins mein Vorwitz offenbar.
Doch, ſchöne Dichterinn! die Furcht iſt ungegründet,
Die weiter nichts beſorgt, als dieſe Tadelſucht:
Und wenn dein ſcharfer Sinn nichts mehr zu fürchten findet,
So nimmſt du vom Parnaß noch viel zu früh die Flucht.

Er-

Erwege nur einmal mit ungeſtörten Sinnen,
Daß Männer unter ſich ganz ungezwungen ſind.
Man ſchenkt einander nichts, und läßt ſich nie gewinnen,
So lange Momus ſelbſt noch einen Tadel findt.
So, wie mans andern macht, ſo machens andre wieder,
Das Echo ſchallt zurück, wie man zum Walde ſchreyt.
Ein aufgebrachter Kiel legt alle Sanftmuth nieder,
Und weis aus Rachgier oft von keiner Höflichkeit.
Ganz anders geht es zu, wo ſchöne Kinder ſingen:
Wer wollte da ſo ſcharf auf ihre Lieder ſeyn?
Wer lieſſe ſich ſo gar den Unverſtand bezwingen,
Der zarten Laute gleich den Untergang zu dreun?
Fürwahr, das hieſſe ſich der Grobheit ganz ergeben,
Das wäre zweifelsfrey der gröbſte Baurenſtreich.
Wo bliebe wohl dabey die Art geſchickt zu leben?
Was wär an Aberwitz dergleichen Spöttern gleich?
Sieh auf das Alterthum, und die darinn geſchrieben;
Sieh auch zu dieſer Zeit die Dichterinnen an.
Ja blick auf alle die, ſo Phöbus je getrieben,
Und ſprich, ob irgend dich ihr Schickſal ſchrecken kan?
Wer hat die Sappho denn ſo grimmig angefochten?
Wer hat die Scudery und Schurmannin verhönt?
Kein Wunder! Phöbus ſelbſt hat ihren Kranz geflochten,
Und ihre Scheiteln auch mit eigner Hand gekrönt.
Zwar hab ich auch gehört, daß kurz vor unſern Zeiten
Der Preuſſen Möllerin den Läſterzahn empfand:
Allein, was hatte doch das Unglück zu bedeuten?
Da ihre Großmuth es mit Lachen überwand.
Ihr Name blüht gleichwohl, man ehret ihre Schriften,
Doch ihrer Spötter Zahl deckt die Vergeſſenheit:
Was ſäumſt denn du ſo ſehr, dir auch ein Lob zu ſtiften?
Warum verachteſt du den Beyfall ſpäter Zeit?

Ermun-

Ermuntre deinen Fleiß, den Muſtern nachzueilen,
Die dir mit ſolcher Pracht bereits vor Augen ſtehn!
Wer Ruhm erjagen will, der muß nicht viel verweilen,
Und niemals furchtſam ſeyn, auf edler Spur zu gehn.
Entſchleuß dich alſo nur, die Muſen abzubitten,
Die du, ohn ihre Schuld, ſo ſehr beleidigt haſt.
Ich ſelber ſieh ſie an, den Zorn nicht auszuſchütten,
Den ſie und Phöbus ſelbſt ſchon wieder dich gefaßt.
Ich weis, ſie werden dir den Fehler leicht verzeihen,
Wenn du nur frömmer wirſt und Beſſerung verſprichſt.
Und wie wird ſich Berlin bey deinem Ruhme freuen,
Wenn du den Lorber einſt, als ſeine Tochter, brichſt.

* * * \

Wie das? ſprichſt du, dein Herz? du haſt ja ſtets geſchwiegen,
Wenn andre mich damit aufs eifrigſte beſchenkt;
Und haſt es irgend ſchon, mit herzlicherm Vergnügen,
Auf ſonſt was artiges, das dir gefällt, gelenkt.
Ach freylich, ſchwieg ich wohl, wenn ſich zwo ſtolze Schönen
In meiner Gegenwart um deine Huld bemüht:
Warum? Sie ſchienen nur mein Weſen zu verhöhnen,
Weil alles itzt auf Geld, auf Staat und Anſehn ſieht.
Doch, Werthe! prüfe nur mein redliches Gemüthe,
Komm, wäge meine Treu, und jener Schmeicheln, ab:
So findeſt du gewiß mein Herz von echter Güte,
Da dir ſo mancher Mund nur leere Worte gab.
Wiewohl du keüſt mich ſchon, und wirſt mich nicht verſchmähen,
Brennt gleich mein kleines Licht bey jenen Sonnen ſchwach.
Ja ſoll ich gleich dein Herz nicht ganz von innen ſehen,
So öffneſt du mir doch des Herzens Vorgemach.
Ich bin vergnügt damit, und habe nichts verlohren,
Wenn gleich Angelica bey gröſſerm Glücke lacht:
Und wenn ſich gleich die Bruſt der ſtolzgeſinnten Floren
Daſſelbe, wie ſie glaubt, zur Reſidenz gemacht.
Ein Vorzug bleibt mir doch, der meine Großmuth mehret,
Daß die Verwandtſchaft mich, nicht ſie, mit dir verbindt.
Denn da mein Bruder dich als eine Schweſter ehret,
So glaub ich, daß wir ſchon genau verſchwiſtert ſind.
So nimm denn, ſchönſtes Kind! mein Herz zum Angebinde,
Und glaube, daß es dich, bis in die Grube, liebt;
Ja, daß ich bloß in dir mein ſchönſtes Labſal finde,
Dergleichen mir gewiß mein eigen Glück nicht giebt.
Der Himmel ſchenke dir nur bald ein männlich Herze,
Das dich ſo treu und zart, als meine Seele meynt;
So ſprech ich dermaleinſt, bey dem verliebten Scherze:
Der Himmel hab an euch das ſchönſte Paar vereint.

XIII. Elegie.

Ueber das Abſterben Herrn Heinrichs des XIII. Grafen zu Reuſſen, 1733.

J. ſ. N.

So fällt denn unſer Haupt? So muß des Landes Ehre,
Des Reuſſenſtammes Preis gleichwohl in Sarg u. Grab?
Ach ja! die Schmerzenspoſt, die ich erſchrocken höre,
Dringt meinen Augen Salz, dem Herzen Seufzer ab.
So iſts; das Trauerblatt, das wir vorlängſt geſcheuet,
Stellt ſich nach kurzer Friſt vor unſern Augen ein.
Die Krankheit, die ihm längſt die lange Nacht gebräuet,
Verlacht der Aerzte Kunſt und heiſcht den Leichenſtein.
Ich ſahe ganz erſtarrt: auf jenes Berges Hügeln,
Der unſre Burg bedeckt, des matten Bothen Lauf:
Die Ahndung ſchreckte ſchon mit ſchwarzen Trauerſiegeln,
Und endlich hub ſein Wort den ganzen Zweifel auf.
Es hieß: Der Herr iſt todt! und ein beglaubtes Schreiben
Bekräftigte darauf ſein trübes Klaggeſchrey.
Was Wunder, wenn wir da vor Schrecken ſprachlos bleiben?
Denn unſer aller Schmerz iſt völlig einerley.
Ach! ſeufzten wir zuletzt: So iſt es doch geſchehen,
Was unſre Kümmerniß bisher beſorget hat:
So fand des Landes Gram, der treuen Diener Flehen,
Bey dir, Barmherziger! für dießmal keine ſtatt?
Warum ſoll dein Geſchick und zürnendes Entſchlieſſen,
Zu ganzer Völker Qval ſo unerbittlich ſeyn?

Wie

Wie? ſtellſt du, ſtrenger Arm! wenn unſre Thränen flieſſen,
Das angedrohte Leid nicht mehr, wie vormals, ein?
O nein! der edle Stamm der hochgeprieſnen Reuſſen
Verliert ſein älteſtes Haupt, das eine Stütze war;
Ja, was wir unſern Schmuck und unſre Krone heiſſen,
Liegt ſtarr, entſeelt und kalt auf einer Todtenbaar.
Der Neſtor unſrer Zeit, an Weisheit und Verſtande,
Den Wiſſenſchaften klug, Erfahrung reif gemacht;
Dem der Geſchichte Licht, von mehr, als einem Lande,
Von jedem Reich der Welt, die Staatskunſt beygebracht.
Ein rathender Ulyß in Regimentsgeſchäfften,
Der über alles Glück und Unglück Meiſter blieb,
Und jedes Ungemach mit ungemeinen Kräften,
Und feſtgeſetzter Bruſt beherzt zurücke trieb.
Ein Titus ſeines Volks, an Sanftmuth und Verſchonen,
Der ſich die Gnade ſtets zur Richtſchnur auserwählt;
Ja, wär es keine Pflicht, die Laſter ſcharf zu lohnen,
So hätt er wahrlich gern auch dieſe losgezählt.
So ächzen Stadt und Land, die Berge ſammt den Flüſſen,
So ſeufzet Hof und Volk und jeder Unterthan;
Die Elſter ſelber ſtockt in ihren Waſſergüſſen,
Weil die erſtarrte Fluth nicht freudig wirbeln kan.
Die Saale rinnt ganz matt in ihren krummen Gängen,
Ihr murmelndes Geräuſch verſtummt für Mattigkeit:
Nur bloß der Trauerton von unſern Klaggeſängen
Verdoppelt ſeinen Schall, und dringt noch eins ſo weit.
Das ächzende Metall auf unſern Thürmen ſtehnet,
Das Erz der Glocken klagt und ſeufzt ohn Unterlaß:
Und da ſich alles ſo nach ſeinem Haupte ſehnet,
Macht mir der Kummer ja die Wangen billig naß.
Mir, der ich mehr an ihm, als ſonſt ein Menſch, verlohren,
Mir, deſſen Vater ſchon ſo manche Gnad empfieng:

Mir, den die Mutter faſt zu ſeinem Knecht gebehren,
Mir, dem es gar zu wohl in ſeinen Dienſten gieng.
O ſollte hier der Mund die Gnadenproben zählen,
Die vierzehn Jahre lang mein treues Herz ergeht:
So würd, ich weis gewiß, es mir an Worten fehlen,
Und ich vollbrächte nie, was ich mir vorgeſetzt.
Mein Glücks- und Schutzgeſtirn iſt unſer Graf geweſen,
Mein Thau und Sonnenſchein war ſeine Gnad u. Huld;
Drum läßt mein frommer Kiel hier dieſen Nachruhm leſen:
Ich bleibe bis ins Grab in ſeiner ſteten Schuld.
Der Höchſte lohne dir in jenem Freudenſaale,
Was deine milde Bruſt hiernieden Guts gethan;
Und labe dich dafür mit jenem Abendmahle,
Wobey nichts Sträfliches zu Tiſche ſitzen kan.
Dieß eine, theurer Graf! erleichtert unſern Kummer;
Dieß eine tröſtet uns bey überhäufter Pein:
Es wird dein echter Sohn in unſerm Trauerſchlummer,
Dein wahres Ebenbild, des Landes Sonne ſeyn.
Es ſtralt ja ſchon, der Glanz der väterlichen Tugend
Aus ſeinem Angeſicht, aus Wort und That hervor:
Und ſo verjüngſt du dich faſt ſelbſt in ſeiner Jugend,
Ja ſteigſt, als Phönix, neu, aus deiner Aſch empor.
Der Himmel ſegne denn ſein gnädiges Regieren,
Und mach ihm ſtets die Laſt der neuen Herrſchaft leicht:
Bis ihn des Vaters Lob und hoher Preis wird zieren,
Bis er die Ewigkeit durch gleichen Ruhm erreicht.
Dein Bild, erhöhter Graf! dein theures Angedenken
Entweicht aus meiner Bruſt, ſo lang ich lebe, nicht.
Ja, wird man einſt auch mich in kühlen Staub verſenken:
So denkt die Aſche noch an ihre Schuld und Pflicht.

✡ ✡ ✡

XIV. Elegie.

Bey dem
Hoyer- und Biemanniſchen
Hochzeitfeſte in Königsberg.

1735. im Jan.

Dafern du mich noch kennſt, hochwerthe Jungfer Muhme!
Seit dem eilf Jahre mich von Königsberg getrennt;
Dafern mein Name dir im Tadel oder Ruhme,
Seit dem mich Meiſſen nährt, zuweilen iſt genennt:
So nimm dieß frohe Blatt von deines Oheims Händen,
Der dich in Leipzig ehrt, mit holden Blicken an;
Und glaube, daß man ſich zwar in die Fremde wenden,
Jedoch ſein Vaterland nicht ganz vergeſſen kan.
O nein, es wacht ein Trieb in Adern und Geblüthe,
Der uns die Heimat nicht ſo gar verbannen läßt:
Am wenigſten hab ich ein ſo verſtockt Gemüthe,
Daß Königsberg mir nicht oft Seufzer ausgepreßt.
Von Seufzern ſchreib ich hier; doch wirkte ſie kein Leiden;
O nein, die Sehnſucht nur, nach Kindern deiner Art:
Dabey mir Sachſen oft, auch mitten in den Freuden,
Daran mirs nie gebrach, zu einer Wüſten ward.
Zehn Jahre hatten mich am Pregelſtrom geſehen,
Wo Albertine mich an Kräften reich gemacht:
Als ſchnell und unverhofft der ſtrenge Riß geſchehen,
Der mich um alles das, was mich vergnügt, gebracht.
Geſchwiſter, Aeltern, Luſt und Hoffnung gieng verlohren;
Wie manch verwandtes Haus ward mir zugleich geraubt!

Bey vielen, die ich mir zum Scherz und Ernst erkohren,
Ward mir, wie hart es fiel, kein Abschiedskuß erlaubt.
Wie traurig fuhr ich doch durch die beliebten Gassen,
Die ich, der Ahndung nach, zum letztenmale sah!
Und suchte sich mein Geist gleich mit Vernunft zu fassen:
So waren mir doch oft die heissen Thränen nah.
Auch Biemanns theures Haus war in der Zahl zu finden,
Auf dessen Schwellen man mir kläglich nachgesehn:
Denn niemand konnte noch des Schicksals Schluß ergründen;
Ob durch die Trennung mir wohl oder weh geschehn.
Ich dachte tausendmal an die vergnügten Stunden,
Die mir, belobte Braut! dein edles Haus geschenkt;
Bey dem ich mehrentheils den besten Schutz gefunden,
Wenn mein Vertrauen sich zu seiner Huld gelenkt.
Und was für Gütigkeit hab ich von der erfahren,
Die dich, du schönes Kind! als ihre Tochter liebt:
Die kluge Taßmannin, die dir in frühen Jahren
Den besten Bräutigam zum Eigenthume giebt.
Ich ehre sie dafür, und werd es nie vergessen;
Es ziert sie Redlichkeit, und Tugend und Verstand.
Wer dieses lesen wird, kan leicht daraus ermessen,
Daß ich in Meissen noch dergleichen Haus nicht fand.
Allein, wen wundert das? Sieht nicht an jedem Orte
Ein jeder nur auf sich und seines Hauses Flor?
Wo es an Golde fehlt, da finden güldne Worte,
Und sprächt ein Engel sie, kein aufgeschloßnes Ohr.
Die Tugend dringt zwar durch, doch erst nach langem Streiten;
Das Wissen hebet zwar, doch nur durch sauren Fleiß:
Jedoch, es ist vorbey! Was hat es zu bedeuten?
Ein Kranz steht doppelt schön auf Arbeit, Müh u. Schweiß.
Wohl dem! der seinen Schatz im Kopfe bey sich träget,
Der Tugend eifrig dient, wenn er das Laster höhnt,

Geduld

Gedult und Emſigkeit in ſtarkem Herzen heget:
Kein Zweifel, daß zuletzt ihn auch das Glücke krönt!
Nur eins vergnügt den Sinn, wenn er zurücke denket,
Daß keine Nymphe mich am Pregelufer band;
Daß ich in Königsberg mein Herze nie verſchenket,
Woſelbſt man doch ſo viel galante Kinder fand.
Ihr Schönen! laßt euch nur mein Trotzen nicht misfallen!
Ich hab euch ſtets verehrt, und hätt euch gern geliebt:
Allein es war beſtimmt, ich, ſollt aus Preuſſen wallen;
Wie hätt ich euch dadurch, wie hätt es mich betrübt!
Wie ſchmerzlich ſcheidet ſichs, wo eine Liebſte weinet?
Wo man ſich trennen ſoll, und gar nichts hoffen darf:
Und wenn die Wiederkunft wohl gar unmöglich ſcheinet,
In Wahrheit, ſolch ein Riß verletzet gar zu ſcharf!
Doch davon wußt ich nichts. Cupidens Roſenbande
Riß damals meine Fauſt ohn alle Müh entzwey.
Mich hielt in Preuſſen nichts, und ſelbſt im Meißnerlande
Blieb meine ſtarke Bruſt von Amors Stricken frey.
Zwar hatte mich einmal ein ſchönes Kind gebunden,
Doch als ein andrer kam, ſo fand er gleich Gehör.
Und weil ich dergeſtalt die Treue nicht gefunden;
So ſchwur ichs Amorn zu: Ich lieb hinfort nicht mehr!
Wiewohl der loſe Gaſt hat ſich an mir gerochen,
Er lockte mich ſehr ſchlau bis an den Weichſelſtrand:
Da ward mein ſprödes Herz durch ſeine Macht gebrochen,
Da fühlte meine Bruſt ein unbezwinglich Band.
Doch Amor nicht allein; das Chor der Caſtalinnen
Und Pallas ſelber hat dieß Band ſo feſt gemacht.
Weil dieſe ſich vereint, ſo mußten ſie gewinnen,
Sonſt hätt ich Amors Pfeil unfehlbar ſtets verlacht.
Sechs Jahre ſind es faſt, daß ich die Feſſel trage,
Die Zeit und Ferne nicht zu brechen fähig war.

Geliebtes Vaterland! vergieb mir, wenn ich sage:
Du stellst der Welt dadurch ein seltnes Beyspiel dar.
Verzeih es, schöne Braut! daß ich mit meiner Liebe,
Bey deiner Hochzeitlust, dir so beschwerlich bin;
Und stört dir dieses Blatt im mindsten deine Triebe:
So wirf den schlechten Reim nur ungelesen hin.
Dein theurer Bräutigam muß keinen Kuß vermissen:
Erlaub ihm, was er wünscht, er hat ein Recht dazu.
Er liebt dich, wie er soll; ich kan es leichtlich schlüssen,
Und glaub, in Königsberg ist nichts so schön, als du.
Gedenk ich der Gestalt, die deine Kindheit zeigte,
Als du noch nicht einmal das sechste Jahr erfüllt:
So weis ich, daß dein Blick schon Herzen zu sich neigte;
Denn deine Schönheit war der Mutter Ebenbild.
Wie wird die Anmuth nicht bey reifern Jahren stralen!
Nur schade, daß ich dich nicht selber küssen soll!
Ich thät es ganz gewiß zu wiederholten malen,
Und spräche: Dieses ist der nahen Freundschaft Zoll.
Laß, werther Bräutigam! dich nicht den Scherz verdrüssen,
Mein Drohen ist umsonst, ich bin zuweit entfernt.
Ein Oheim dörfte sonst noch wohl die Muhme küssen:
Doch itzt hat sie die Kunst zuerst von dir gelernt.
Wohlan, beglücktes Paar! geniesse deiner Jugend,
Gebrauche dich der Zeit, das Glücke lacht dich an:
Damit auf nächsten Herbst ein Abdruck deiner Tugend
Der neuen Großmama im Schooße spielen kan.

Poetiſche Sendſchreiben.

I. Schreiben.

An den

Herzog zu Schleßwig-Hollſtein,

Herrn Friedrich Ludewig,

bey dem im Jahre 1724.

zum neun und dreyßigſten male

gefeyerten Hochzeitfeſte.

Held! deſſen Scheitel kaum mit ſo viel Myrthen glänzt,
Als Lorberzweige ſonſt dein fürſtlich Haupt umkränzt,
Und deſſen Arm ſowohl die Feder, als den Degen,
Zu dieſes Reiches Wohl bemüht iſt anzulegen;
O Held! wenn mich bisher die Ehrfurcht ſchweigen hieß,
Wenn ich zu deinem Ruhm kein Lied erſchallen ließ:
So wollte ſich dein Knecht nicht zweifelhaft bedenken,
Ob er auch ſchuldig ſey, dieß Opfer dir zu ſchenken?
Ach nein! das war der Grund des langen Schweigens nicht;
Ich fand mich noch zu ſchwach zu einem Lobgedicht,
Und mußte mich noch ſtets bey deinem Glanze ſcheuen,
Durch rauher Seyten Klang dein Jauchzen zu entweihen.

So ſchränkte ſich mein Trieb, nach meinen Kräften, ein,
So ließ ich meinen Schwung den Flügeln ähnlich ſeyn:
Weit klüger, als wenn ſich Verwegne unterwinden,
Dir, Herr! an Weihrauchs ſtatt Wacholdern anzuzünden.
Denn da ich ſelbſt bisher, in der gekrönten Schaar
Der Muſen Königsberg ein junger Lehrling war:
Vertrieb ich mir die Zeit mit kleinen Nebenwerken,
In Hoffnung, daß die Kunſt ſich mit den Jahren ſtärken
Und höher ſteigen würd, als bis anher geſchehn.
Indeſſen, wenn man dich, o Fürſtenhaupt! geſehn,
In unſers Königs Dienſt, des Abends, wie am Morgen,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Preuſſen Heil beſorgen;
So, daß dich auch dein Feind darum nicht ſchelten kan:
Dann hub ich oftermals die heiſſen Seufzer an:
Ach! könnte doch die Kunſt den hohen Grad erreichen,
Und meine Poeſie des Herzogs Thaten gleichen:
So ſollte künftighin mein Dichten ganz allein
Zu dieſes Helden Lob von mir gewidmet ſeyn.
Ich brannte gleich für Luſt den ſchlechten Reim zu adeln,
Ich fieng bald dieß, bald das, an andern an zu tadeln,
Und beſſerte dabey der eignen Cither Klang,
Indem ich viel und oft geringe Lieder ſang,
Das ungeübte Rohr, durch wiederhohltes Singen,
In der belobten Kunſt zur Fertigkeit zu bringen.
Zuletzt beſann ich mich auf ein geſchicktes Blatt,
Das deinen Ruhm, o Held! zu ſeinem Endzweck hat.
Wiewohl der Vorſatz fängt mich plötzlich an zu reuen,
Mein Räuchwerk taugt noch nicht, auf dein Altar zu ſtreuen.
Ja, Herr! ich hätte dieß wohl nimmermehr gethan,
Ich bliebe, wie zuvor, auf der gemeinen Bahn,
Wo heiſche Sänger ſich mit lahmen Stimmen wagen,
Und doch voll Hoffnung ſind, ein Lob davon zu tragen.

Allein,

Allein, was war zu thun? Dein Haar iſt längſt beſchneyt'
Dein hohes Alter wächſt, und reifet mit der Zeit,
Und möchte mir vielleicht inskünftige verwehren,
Den demuthsvollen Blick auf deinen Glanz zu kehren.
Wer allzulange harrt, verſäumt zuletzt die Pflicht:
Drum wagte ſich dein Knecht (mein Herzog, zürne nicht!
Viel andre thun es ja, die nicht viel beſſer ſingen)
Dieß Lied, ſo hart es klingt, vor dein Gehör zu bringen.
Doch, allzuviel gewagt! es reut mich abermal,
Was dringt mein kühner Fuß in deinen Hochzeitſaal?
Mein finſtres Auge ſtarrt, wo tauſend Fackeln brennen,
Und kan vor Glanz und Licht und Schimmer nichts erkennen.
Was greift mein heiſrer Mund, der dich kaum nennen kan,
Dein Lob, das rechte Werk der gröſten Dichter, an?
Wie kan mein matter Arm die ſtumpfe Feder ſchärfen,
Der Anmuth ſeltne Pracht, o Fürſtinn! zu entwerfen,
Die noch itzund die Spur des Weſens blicken läßt,
Das dich vor langer Zeit, am erſten Hochzeitfeſt,
Zur Göttinn hat gemacht. Wie könnt ich wohl des Helden,
Des groſſen Fürſtenſohns erworbnen Ruhm vermelden;
Des Sohns, in dem der Geiſt des tapfern Vaters ſitzt,
Auf den mein König ſelbſt mit Gnadenſtralen blitzt.
Wie weis mein blöder Blick mit unverwandten Sinnen,
Das ſternengleiche Licht erlauchter Prinzeſſinnen
Von nahem anzuſehn? Nein, nein! das iſt zu ſchwer,
Wo nähme wohl mein Geiſt dergleichen Kräfte her?
Drum, Herr! verzeihe mir, ich habe mich vergangen,
Ich will mich niemals mehr ein gleiches unterfangen.
Dein allzuſchweres Lob erſetzt dieß Wunſchgedicht:
Gott trenne noch das Band der feſten Ehe nicht,
Ein immerwährend Glück müß Hollſteins Haus vergnügen!
Mehr kan, mehr darf ich nicht zu dieſen Zeilen fügen.

II. Schreiben.

An Herrn M. Webern,

bey ſeiner Promotion in Halle.

1724.

Mein Freund! dem die Natur mehr Gaben eingeprägt,
Als ſich ein andrer wohl kaum halb zu wünſchen pflegt,
Und deſſen muntrer Kopf in wenig Viertelſtunden
Mehr Witziges erdacht, als Mops im Jahr erfunden;
Mein Freund! wenn ich bisher ganz unempfindlich blieb,
Und kein verdientes Lied zu deinem Ruhme ſchrieb:
So mochteſt du vielleicht von deinem Freunde denken,
Er wolle dir aus Stolz kein Lobgedichte ſchenken.

Allein, das iſt gefehlt. Dein Argwohn trüget ſich;
Mein Hochmuth hat nicht Schuld, ein Zweifel ſchreckte mich.
Ich wollte mich nicht gern auf den Parnaſſus bringen,
Und durch ein hartes Lied von deiner Ehre ſingen.
Ich kenne meine Kraft und meine Schwäche ſchon;
Ich bin nicht ſo beglückt, als mancher Muſenſohn,
Der ungezweifelt glaubt, daß ſeiner Cythor Seyten

Mit aller Alten Kunſt um Rang und Vorzug ſtreiten;
Der in Gedanken ſteht, Homerus und Virgil,
Die Wunder der Natur, beneiden ihm ſein Spiel,
Weil Midas und ſein Chor, die ſeine Lieder hören,
Aus lauter Unverſtand den harten Ton verehren.
Ach nein, gelehrter Freund! ſo glücklich bin ich nicht:
So bald ich dichten ſoll, erröthet mein Geſicht.

Ich

Ich muß mich vor mir ſelbſt und meinen Verſen ſchämen;
Drum mag ich auch den Kiel nicht in die Hände nehmen.
Man ſieht ja mit Verdruß, daß Sqvenz, der Sylbenheld,
Wenn Pallas ihrer Schaar die Kränze zugeſtellt,
An ſtatt des Pegaſus ſich auf ein Maulthier ſchwinget,
Und denn mit aller Kraft gezwungne Lieder ſinget.
Daher kömmt mancher Vers, wo alles mager ſieht,
Wo lauter Aberwitz die Blätter überzieht;
Wo unverſtändlich Zeug die leeren Zeilen füllet;
Wo manche Redensart von falſcher Hoheit ſchwillet;
Wo faſt kein einzig Wort ſich recht zur Sache ſchickt;
Wo man den deutſchen Rock mit welſchen Lumpen flickt;
Ja, wo die Reime ſelbſt nicht auf einander treffen,
So, daß auch Kinder oft den dummen Dichter äffen.

Ein ſolch Exempel hat mich ſo verzagt gemacht,
Daß ich bisher geſäumt. Ich habe mich bedacht,
Ob meine Finger auch, bey deinen Freudentagen,
Vermögend würden ſeyn, ein reines Lied zu ſchlagen.
Ich ſprach: Wo dein Geſang nicht recht gelingen will:
So ſchweige, mattes Rohr! ſo ſchweige lieber ſtill!
Was nützt, was hilft es dir, von fremdem Ruhme dichten,
Und bey des Freundes Glück ein Liebeswerk verrichten:
Wenn jeder harte Reim, den deine Kunſt erzwingt,
Von ſeines Meiſters Schimpf ein wahres Zeugniß ſingt?
Mein Freund darf immerhin mit neuen Würden prangen;
Ich mag mein Antlitz nicht vor Scham herunter hangen.

So ſprach ich bey mir ſelbſt, und die geſtörte Hand
Warf Blatt und Feder weg. Der herrſchende Verſtand
Bezwang für dieſesmal die Stärke meiner Triebe,
Der eigne Ruhm galt mehr, als meines Freundes Liebe.

Di:

Die Wallung des Geblüts verlohr sich allgemach,
Mein Herz ward wieder kalt und seine Schläge schwach;
Ich fieng auch endlich an die Stümper auszulachen,
Die durch der Gönner Ruhm sich selber Schande machen.
Ein solcher, rief ich aus, ist ganz gewiß ein Thor,
Er zieht ein fremdes Lob der eignen Ehre vor.
Nach allem schien es gar bey diesem Schluß zu bleiben:
Ich werde niemals mehr ein Lobgedichte schreiben.

Ich kam in kurzer Zeit, geehrter Freund! zu dir,
Da ward mein Schluß verkehrt. Du zogst ein Blatt herfür,
Das dir ein werther Freund aus Hamburg überschicket,
Darinnen er dein Lob in Reimen ausgedrücket.
Ich las es eilends durch. Indem es nun geschah,
Daß ich ein deutlich Bild von deiner Tugend sah,
Von deiner Emsigkeit, dazu du dich gewöhnet,
Bis dich Apollons Hand mit seinen Lorbern krönet:
Fieng mein erloschner Trieb von neuem wieder an;
Ich dämpfte seine Kraft, so gut man immer kan,
Doch alles war umsonst. Die Glut fuhr fort zu toben,
Sie feuerte mich an, und zwang mich, dich zu loben.

Ich schrieb ein grosses Blatt von deiner Tugend hin;
Indessen kam mir auch die Demuth in den Sinn,
Die alle Praleren verderbter Seelen fliehet,
Sich mehr um Werk und That, als Ruhm und Ruff bemühet.
Durch die Betrachtungen erstickte sich die Glut:
Wie eine Feuersbrunst in starkem Regen thut.
Die Hand warf alsobald den stumpfen Griffel nieder,
Die zitternde Vernunft ergriff den Zepter wieder.
Was nützt es, sprach der Mund, die Tugend durchzugehn,
Die selber nicht verlangt, man solle sie erhöhn?

So

So ſiegte der Verſtand, nachdem der Trieb gewichen;
Und dein verfaßter Ruhm ward vom Papier geſtrichen.

An deſſen Stelle kömmt dieß ungeſchickte Blatt,
Die Schrift, ſo dir vielleicht durchaus misfallen hat;
Doch die zum wenigſten im Schluſſe wird bezeigen,
Daß ich bey deinem Glück unmöglich könne ſchweigen.
Ein Wunſch, ein heiſſer Wunſch erfüllet meine Pflicht;
Was beſſers kan und hat dein Freund und Diener nicht.
Ich weis, du biſt vergnügt: Denn mein getreues Weſen
Läßt nicht die kleinſte Spur verſteilter Liebe leſen.

Der Höchſte, welcher dich bishero ſehr geliebt,
Der in der Weisheit dir den Lehrernamen giebt,
Erhebe dich noch mehr, zum Nutze ſeiner Heerden,
Und laſſe dich gar bald zum Kirchenlehrer werden.

* *

III. Schreiben.

An

Herrn M. Joh. Jacob Dornfeld,

bey ſeiner in Leipzig

erhaltenen Doctorwürde.

1724.

Im Namen der deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft.

Ach Werther! fordre doch dieſsmal kein Lobgedicht,
Ach fordre doch von uns die Pflicht der Freundſchaft nicht.
Du biſt dazu befugt, du ſtehſt in unſerm Orden,
Dir iſt auf dieſen Tag ein Lied verſprochen worden;
Wir leugnen dieſes nicht: Allein vergiß dein Recht,
Wir kommen ſchon zu ſpät, die Laute klingt zu ſchlecht;
Wir können heute nicht nach unſerm Wunſche ſingen,
Geſchweige denn dein Lob in gute Reime bringen.

Du hörſt ja ſelber wohl, daß itzo Feld und Wald,
Daß Stadt und Wall und Burg von tauſend Liedern ſchallt.
Die Pleiſſe ſteht entzückt bey den vermiſchten Tönen,
Sie weis nicht, wie es kömmt, daß unter ihren Söhnen
Ein ſolch Getümmel wird. Sie ſtreckt ihr naſſes Ohr
Durch den befrornen Schilf. Sie hebt den Hals empor.
Sie hört das Pauken nicht, ſie fragt nicht nach Trompeten,
Sie merkt nur auf die Zahl der Redner und Poeten.

Wie kömmt es, rufft der Mund, daß alles Verſe macht?
Was iſt es für ein Feſt, bey deſſen ſeltner Pracht,
Sich alles, was nur kan in den geſtörten Gaſſen,
Der frohen Lindenſtadt mit Singen hören laſſen?
Der ungewohnte Klang betäubt mir das Gehör.
Ach! was die Pleiſſe ſchreckt, erſchreckt uns noch vielmehr;
Der Schall zerſtreut den Sinn, er ſtöret uns im Dichten:
Drum Werther! fordre nicht die Leiſtung unſrer Pflichten.
Es fällt uns ohnedem ein guter Einfall ſchwer,
Wo nimmt man allezeit was Ungemeines her?
Was Altes klingt zu matt, man ſoll was Neues ſagen,
Was noch kein Bauchpoet vor Geld herum getragen.
Das edle Leipzig lacht, wenn mancher raaſt und lermt,
Und doch nur ſauren Kohl zum zehntenmale wärmt,
Nichts anders reimt und ſchreibt, als was vor hundert Jahren,
Da Kunſt und Sprache noch in ihrer Wiege waren,
Schon mehr als funfzigmal ein Wunſch geheiſſen hat.
Man wird ja mit der Zeit der beſten Biſſen ſatt.
Wer lobt den albern Koch, der einer Gattung Speiſen
Nur durch der Schüſſeln Art verändert pflegt zu weiſen?
So macht es ein Poet, der ganze Nächte ſinnt,
Eh er den neuen Putz für alte Grillen ſpinnt.
Dann miſcht er Tag und Nacht, verſchwiſtert Licht u. Schatten,
Ein Stern muß ſich zu Koth, das Eis zu Flammen gatten,
So, daß der ſchwache Witz ſich ſelbſt dabey vergißt,
Und endlich ſelbſt nicht weis, was ſeine Meynung iſt:
Genung, wenn nur Hans Tumm den hohen Sänger ehret,
Der, was er nicht begreift, am allerliebſten höret.
Geehrter! dir gefällt nur die Vernunft allein,
Drum würde ſolch ein Ruhm dir unerträglich ſeyn.
Wir kennen deinen Sinn, man ſchlieſt ihn aus den Werken:
In deinen Schriften iſt kein Tadel anzumerken.

Jedoch nicht nur dein Lob bekümmert unsern Sinn,
Auch die Erfindungen sind insgesammt dahin:
Die Brunnen sind erschöpft, eh wir dazu gekommen,
Die besten Stücke sind von andern weggenommen.
Der Vorzug unsrer Zeit ist deutlich dargethan,
Man sieht das Alterthum mit spröden Augen an.
Der Dichter Fähigkeit zu Lehrern in den Rechten,
Trifft herrlich bey dir ein und läßt sich leicht verfechten.
Allein es ist zu spät. Eh unser Kiel sich rührt,
Ist dieser Hauptsatz schon von andern ausgeführt.
Das Sprüchwort ist bekannt: Juristen, böse Christen:
Dawieder könnten uns die schönsten Gründe rüsten;
Wiewohl auch dieses kan itzund nicht mehr geschehn,
Der Vortheil ist uns längst von andern abgesehn.
Man schweigt des übrigen, was uns dießmal entgangen,
Weil wir nicht zeitiger zu dichten angefangen.

Dein Name könnte zwar die letzte Zuflucht seyn,
Wie leicht fiel uns dabey das Feld der Dornen ein,
Das dein gelehrter Fleiß nunmehro überwunden,
Nachdem dein muntrer Schritt Asträens Schloß gefunden?
Allein das Namenspiel ist ein verlegner Kram,
Daraus Hans Sachse kaum den Stoff zum Liede nahm:
Drum darf auch dieses nicht bey deinen Ehrenbühnen,
Beglückterhöhter Freund! zum Wunsch und Lobe dienen.

Noch eins, der erste Schnee hat in verwichner Nacht,
Die harten Felder weiß, die Strassen licht gemacht.
So scheint der Himmel selbst durch seine Silberflocken,
Das Volk der ganzen Stadt zu eurer Lust zu locken.
Doch halt, das klingt zu hoch! es sieht zu künstlich aus,
Ein Kluger machte gar ein grosses Phöbus draus:

Drum

Drum ſey es auch verbannt, und da uns nichts will flieſſen;
So mag noch dieſer Vers das ganze Blatt beſchlieſſen.

Wir alle, Wertheſter! ſind ungemein erfreut,
Wir ſehen voller Luſt dein neues Ehrenkleid,
Den rothen Purpurhut, den Ring und andre Sachen,
Die deinen neuen Stand recht unvergleichlich machen.
Dein treffliches Verdienſt iſt dieſes alles werth,
Und Themis hat dir nichts, als deinen Lohn, beſchert:
Drum mag ſie künftig hin auf andre Mittel denken,
Zum Zeichen ihrer Huld dich würdig zu beſchenken.

* *

IV. Schreiben.

An den Generallieutenant von Schulenburg,

bey dem Antritte des 1725 Jahres.

J. ſ. N.

Erlauchter Schulenburg! du hochberühmter Held!
Den Pohlen an das Haupt der Legionen ſtellt,
Die für des Reiches Wohl mit muntern Augen wachen,
Und das beglückte Land vor Feinden ſicher machen.
O Held! beſtrafe nicht dieß allzukühne Blatt,
Du ſieheſt, daß dein Knecht den Schluß gefaſſet hat,
Weil Zeit und Wohlſtand ſich itzund bey dir erneuren,
Des Jahres erſten Tag durch einen Wunſch zu feyren.

Bläſt Famens lauter Hall das hochgebohrne Haus
Der Schulenburge nicht in Oſt und Weſten aus?
Erſchrickt nicht Stambols Reich vor deines Bruders Thaten,
Bey deſſen Tapferkeit ihm manche Schlacht mislathen?
Erfreut ſich Corfu nicht, weil ihm ein deutſcher Held
Das angedrohte Joch der Sclaverey zerſchellt,
Der Barbarn Uebermuth, der Türken Macht gedämpfet,
Und für die Chriſtenheit ſo manchen Sieg erkämpfet?
Ach ja! Venedig hat den Heldenmuth erkannt,
Dem groſſen Schulenburg und ſeiner tapfern Hand
Die Lorbern überreicht, ja gar in Ehrenſeulen
Sein würdig Lob geſucht, der Nachwelt mitzutheilen.

O Herr

O Herr! du zürneſt nicht, wenn mein erfreuter Kiel
Von deinem Bruder ſchreibt. Du ſelber biſt das Ziel.
Es dient zu deinem Ruhm, es dient zu deinen Ehren,
Wenn wir ſein hohes Lob in Welſchland ſchallen hören.
Das Blut, ſo jenen regt, das regt ſich auch in dir:
Der Geiſt, der jenen treibt, erweiſet ſich auch hier.
Mars iſt euch beyden hold. Du haſt es oft bewieſen,
Man hat in Dampf und Blut die ſtarke Fauſt geprieſen,
Man hat in mancher Schlacht die Heldenart geſehn,
So oft durch deinen Arm der Feinde Fall geſchehn.
Der Pohlen edles Volk wird dein erhabnes Weſen,
So lang der Weltkreis ſteht, in hundert Schriften leſen,
In Schriften, die kein Zahn der langen Zeit verzehrt:
Denn weil die Barbarey auch Seulen umgekehrt,
So iſt ein Ehrenmaal weit beſſer in Geſchichten,
Als in gegoßnem Erzt und Marmor aufzurichten.
Drum qvälet dich, o Held! kein innerlicher Neid,
Wer arm an Thaten iſt, ſchmäht fremde Tapferkeit:
Allein, wer ſo, wie du, dem groſſen Bruder gleichet,
Und wem ſein eigner Muth den Palmenkranz gereichet,
Sieht mit Gelaſſenheit die fremde Tugend an,
Er ſelbſt erfreuet ſich, wenn andre was gethan.
Er ſelber faßt den Schluß: Man muß die That belohnen!
So, Held! ſo freuſt du dich bey deines Bruders Kronen.
Dein Glück, erlauchter Graf! iſt deiner Tugend gleich,
Der Höchſte machet dich an aller Wohlfahrt reich.
Du biſt zwar nicht vermählt, du ſtehſt nicht in dem Orden,
Der oftermals gerühmt, auch oft verworfen worden:
Doch ſtört dein freyer Stand dein wahres Glücke nicht.
Wenn ein Verehlichter von tauſend Sorgen ſpricht,
Kan dein vergnügtes Herz von dem erwünſchten Leben,
Das jener niemals ſchmeckt, den beſten Abriß geben.

Ja, wenn kein Name gleich auf keinen Erben fällt,
So bleibt er doch bekannt und herrlich in der Welt:
Wie des Themiſtocles und andrer, ſo die Schlachten,
Darinn ſie obgeſiegt, zu Sohn und Tochter machten.

Berühmter Schulenburg! ſo wird dein Nachklang ſeyn.
Indeſſen bricht itzund das neue Jahr herein,
Und lehrt, es werde ſich die Zahl von deinen Jahren
Noch ferner ungeſtört mit neuem Glücke paaren.
Dein Diener wünſcht es dir. Es mehre ſich dein Preis,
Den itzo ſchon mein Rohr nicht recht zu rühmen weis.
Die Wohlfahrt müſſe ſich auch auf die Deinen gieſſen,
Und auf dein ganzes Haus mit vollen Strömen flieſſen.
Jedoch, dafern dein Glanz noch höher kommen ſoll,
So macht die Ahndung hier das Maaß der Ehren voll:
Wird Achmet ſich einmal an Pohlens Grenzen wagen,
So ſoll ihn Schulenburg, wie dort ſein Bruder, ſchlagen.

V. Schreiben.

Antwort an die Frau D. Volkmannin.

1726.

Helinde! deine Schrift, damit du mich beehrt,
Hat neulich lauter Stolz in meiner Bruſt empört.
Wie troßte nicht mein Herz, als ich dein Blatt geleſen?
Ich bin ja, ſprach der Mund, was Lohenſtein geweſen;
Ich bin, was Opitz, Gryph und Hofmannswaldau war:
Ja, Gottſched ſteht nun auch in jener Dichter Schaar,
Dadurch ſich Deutſchlands Ruhm ſo hoch empor geſchwungen,
Wenn ſie Athen und Rom den Vorzug abgeſungen.
Hier hat kein Zweifel ſtatt. Helinde! die dich kennt,
Und ſelbſt ſo herrlich ſingt, von Phöbus Flammen brennt,
Der Muſen Schweſter iſt, vergleicht ja deine Früchte
Mit der Vollkommenheit der herrlichſten Gedichte.

Die Naſe hub ſich ſchon; ich trug das Haupt empor.
Indeſſen kam ein Freund, und ſagte mir ins Ohr:
Gemach, betrogner Geiſt! du mußt dich beſſer kennen,
Als Schmeichler, die zum Scherz dich einen Dichter nennen.
Wie ſonſt ein ſteiles Rohr den ſchwachen Nacken neigt,
Wenn die bewegte Luft den ſtolzen Gipfel beugt
Und ihn zur Erden drückt: So ſchlug dieß Wort mich nieder,
Und meine Eitelkeit verſchwand allmählich wieder.

Nur eins, o Dichterinn! hat mich bisher gereut,
Daß meines letzten Reims verwünschte Dunkelheit
Dir den Verdacht erweckt, als hätt ich mich vergessen,
Und dir, zur Ungebühr, ein Laster beygemessen;
Ein Laster, dessen Spur ich nie an dir gesehn,
Das du so sehr gehaßt, als selten wo geschehn:
Indem du stets geglaubt, der Musen keuscher Orden
Sey niemals der Gewalt der Liebe zinsbar worden.
Nein, Werthe! glaub es nicht. So sehr es dir auch scheint,
So wenig hat dein Knecht es neulich so gemeynt.
Sprich selber, kan ein Vers nicht ohne Schuld entzücken;
Kan Orpheus durch sein Spiel nicht Baum u. Thier entrücken,
Und nimmt die Poesie nicht tausend Herzen ein,
Die gleichwohl nicht verliebt, viel minder unkeusch seyn?
Ich weis, du giebst mir recht; was willst du mich denn qvälen?
Was klagst du über mich? Was hebst du an zu schmälen?
Was hat dein Diener Schuld, wenn Geist und Feder irrt,
Daß ungefehr ein Reim ein wenig dunkel wird?
Was hab ich wieder Zucht und Ehrbarkeit verbrochen?
Hab ich wohl je zu dir ein arges Wort gesprochen?
Fürwahr! ich schwöre drauf, seit dem du mich gekannt,
Hast du mich selber wohl den Züchtigen genannt.
So lieblich du auch warst, hab ich mich doch beschieden,
Und allen freyen Scherz der jungen Welt gemieden:
Und hab ich was versehn, so ist der Fehler klar,
Daß ich an deiner Hand fast gar zu blöde war.
Wie konntest du nun jüngst so scharf mit mir verfahren?
Wie konntest du doch nicht Verweis und Eifer sparen?
Wiewohl du zürnst nicht mehr. Auch ich bin schon versöhnt.
Der Himmel hat bereits dein keusches Haupt gekrönt.
Dein Volkmann liebet dich mit unverfälschtem Triebe,
Und schmecket auch bey dir die Kraft der ersten Liebe.

Was

Was mir das Glück beſtimmt, iſt mir noch unbewußt:
Man erndtet nicht ſo bald des Ehſtands reine Luſt,
Wenn uns ein fremdes Land die Staffeln zu dem Glücke
Mit Noth betreten läßt. Man weiſet uns zurücke.
Die Kinder gehen vor; Ein Fremder mag nur gehn,
Und ewig in der Zahl der Erſpectanten ſtehn.
Doch was? Kömmt Zeit, kömmt Rath! Kan Gottſched noch nicht lieben:
So mag er ſich indeß in guten Künſten üben.

Hier dringt ſich ein Geſchenk zu deiner werthen Hand.
Wer weis, ob ich die Zeit nicht übel angewandt;
Ein ſeltſam Ketzerbuch im Deutſchen auszudrücken:
Wie glücklich es geſchehn, das wirſt du ſelbſt erblicken.
Allein entdecke mirs, wenn das, was ich geſetzt,
Durch ſeinen Uebelklang dein zartes Ohr verletzt.
Verhehle mir nur nichts, vergiß die Kunſt zu loben;
Ich hab es dir nur bloß zum prüfen aufgehoben.

Noch liegt ein ſchlechter Vers von meiner Art daben,
Eröffne mir zugleich, was deſſen Fehler ſey.
Mein Freund, den du begrüßt, empfiehlt ſich deiner Güte,
Und hat noch, wie zuvor ſein ehrliches Gemüthe.
Er liebet noch, wie wir, die edle Poeſie;
Verlangſt du den Beweis, wohlan, ſein Blatt iſt hie.
Ich grüſſe deinen Schatz, und willſt du mich verbinden,
So ſchreibe mir nur bald von deinem Wohlbefinden.

* *

VI. Schreiben.

Bey dem

1727. den 28 Apr. vollzogenen

Beyer- und Spathiſchen Hochzeittage.

Im Namen der deutſchübenden Geſellſchaft.

Du biſt es werth, o Freund! daß unſre Muſenzunft
Dein Hochzeitfeſt beſingt. Zwar deine Wiederkunft,
Die wir bisher gewünſcht, iſt ferner nicht zu hoffen,
Nachdem dir Hymens Glut dein reges Herz getroffen.
Und ſo verlieren wir ein werthgeſchätztes Glied,
Die Schöne, ſo ſich itzt in deinen Armen ſieht,
Schien beſſer, als das Chor der armen Pierinnen,
Durch ſchmeichlende Gewalt dein Herze zu gewinnen.
Jedoch, wer kan dafür? Du folgeſt der Natur,
Und zwar weit rühmlicher, als giengeſt du der Spur
Der geilen Venus nach, die mit verbothnen Küſſen
Schon manchen von der Bahn der Tugend abgeriſſen.
Vielleicht verliert dich auch die Dichtkunſt nicht ſo gar,
Apollo, deſſen Trieb dir ſonſt ſo günſtig war,
Wird ferner deine Bruſt durch ſeine Flammen regen:
Geſetzt, du ſängeſt nur um deiner Liebſten wegen.
Macht doch Petrarchens Kunſt, daß Laura ewig lebt,
Und wenn ein Opitz ſelbſt die Galather erhebt,
Wiewohl er nur ihr Freund und nicht ihr Mann geweſen:
Was wird man nicht dereinſt von Beyers Muſe leſen?

Ein

Ein Zweifel kränkt uns nur: Wer ſonſt Minerven liebt,
So gar, daß er darum dem Pindus Abſchied giebt,
Um ſo viel eifriger der Weisheit obzuliegen:
Dem bringt ja, wie es ſcheint, das Dichten kein Vergnügen.
Und das thuſt du, o Freund! Dein kluges Saalathen,
Dein Halle, wo du lebſt, wird frey heraus geſtehn,
Daß Beyer ſich bisher den lehren groſſer Weiſen
Mit ganzem Ernſt geweiht. Dein Vorſatz iſt zu preiſen.
Wer haſſet wohl, o Freund! Sophiens Heiligthum,
Als der es noch nicht kennt? Die Weisheit bringt ja Ruhm,
Erleuchtet den Verſtand und lenkt zugleich den Willen.
Wie kömmt es, daß wir oft ein Rieß Papier erfüllen,
Und ſchreiben ungeſcheut Gedanken in die Welt,
Daraus doch anders nichts, als Unvernunft erhellt?
Exempel ſind verhaßt. Man ſchreyt von Fataliſten,
Vernünftlern, Stoikern, und groben Spinoziſten;
So bald man einen merkt, der neue Sätze lehrt.
Der Wiſſenſchaften Lauf und Fortgang wird geſtört.
Man kennt die Weisheit nicht, und will ſie doch verdammen;
Vermiſchet Tag und Nacht, ſucht Waſſer in den Flammen;
Beweiſt und demonſtrirt, nach unerhörter Art:
Und wenn man einen Lock mit dem Vanninus paart,
Zu Adlern Schlangen ſetzt, und Drachen zu den Tauben,
Verlangt man ſchon vorher, der Leſer ſolle glauben,
Was zu erweiſen war. Wer ſieht die Thorheit nicht?
Wer merkt nicht, daß alſo das eingegoßne Licht
Vernunft und Witz erſtickt; die Gott uns doch verliehen,
Die Wahrheit aus der Nacht der Barbarey zu ziehen.
Wie wohl thuſt du, o Freund! daß du die Weisheit ehrſt,
Und, was die Blindheit ſchmäht, mit klugen Männern lehrſt.
So oft das ſchwarze Bret ein Blatt von dir gewieſen,
Hat dich Minervens Mund, als ihren Sohn, geprieſen.

Dein

Dein erster Anschlag hieß, die Denk- und Redekunst.
Ein Schwätzer, der nicht denkt, verhandelt Wind und Dunst;
Ein Grübler, der doch schweigt, ist fast ein Kloß zu nennen:
Hingegen du verknüpfst, was andre vielmals trennen,
Und was der wissen muß, der was zu lernen denkt.
Wen nicht ein gleicher Trieb zu beyden Künsten lenkt,
Wird mit genauer Noth, nach vielerley Beschwerden,
Ein Wunder unsrer Zeit, ein Strohkranzredner werden.

Dein andres Blatt, o Freund! schrieb weise Regeln vor,
Wie man recht tadeln soll. O wie so mancher Thor,
Der dieses nicht verstund, hat sich so gar vergessen,
Und andrer Leute Kleid nach seinem Rumpf gemessen.
Du weist wohl, daß ein Fleck kein Zierrath heissen kan,
Und daß ein Tadelblatt nichts Thörichtes gethan,
Das Laster, Laster hieß; und Tugend, Tugend nannte:
Wenn mancher gleich für Grimm das arme Blatt verbrannte,
Das ihm die Beulen stach. Zwar eine Spötterzunft,
Die nichts als lästern kan, und voller Unvernunft
Aus Splittern Balken macht, und jeden sucht zu rupfen,
Mag sich bey deiner Schrift beschämt die Nase zupfen.
Doch wenn ein Wahrheitsfreund, aus billigem Verdruß,
Daß stets die Thorheit herrscht, die Tugend weichen muß,
Der WespenNest gestört, und manchen Schwarm vertrieben;
Dem hat dein Kiel, o Freund! die Rettungsschrift geschrieben.

Wir schweigen diesesmal von deiner letzten Schrift,
Die, gleich den vorigen, was wichtiges betrifft.
Sie wies den sichern Grund, wie man philosophiren
Und Weisheit suchen soll. Auch daraus ist zu spüren,
Daß deine Fähigkeit noch täglich wächst und steigt;
Und daß dein muntrer Fleiß sich stets beschäfftigt zeigt.

Wohl!

Wohl! fahre ferner fort, die Weisheit hoch zu ſchätzen.
Du wirſt dich künftig zwar an deinem Schatz ergetzen,
Und nach des Tages Laſt in ihren Armen ruhn:
Doch wird die Liebe nie den Trieben Einhalt thun,
Womit dein kluger Geiſt der Pallas nachzubuhlen,
Und das, was du verſtehſt, zum Nutz der hohen Schulen
Gern anzuwenden pflegt. So recht, gelehrter Freund!
Wer Fleiß und Tugend haßt, der ſey hinfort dein Feind:
Das Schickſal aber wird ſich dir geneigt erklären,
Und dir inskünftige noch manches Glück gewähren.
Wir freuen uns mit dir in ſolcher Zuverſicht:
Vergiß indeſſen nur die deutſchen Muſen nicht.
Die Nymphen an der Saal, die Witz und Geiſt beſitzen,
Verehren jedes Lied, das von den lauten Spitzen
Des Muſenhügels tönt. Drum ſinge manchesmal,
Und zeige, daß du ſelbſt in der geweihten Zahl
Kein Fremdling heiſſen kanſt. Laß dich den Wahn nicht ſtören,
Ein Dichter könne nicht Minervens Tempel ehren.
Nein! wiſſe, zum Beſchluß, daß auch ein weiſer Mann
In Liedern voller Geiſt die Weisheit lehren kan.

VII. Schreiben.

An Herrn Samuel Seidel,

bey seiner Magisterpromotion.

1727. den 30 April.

Im Namen der deutschübenden Gesellschaft.

Wie kömmt es, daß der Kranz, den du vorlängst verdient,
Erst heute, werther Freund! um deine Scheitel grünt;
Und daß Minervens Hand, die manchen Zweig verschwendet,
Dir nicht vor langer Zeit die Lorbern zugewendet?
Sah denn ihr scharfer Blick, der alle Welt durchdringt,
Und den in Ost und West der Dichter Mund besingt,
Nur dich bisher nicht an? Und da sie dich gesehen;
Wie kömmts denn, daß es erst auf diesen Tag geschehen?

Gieb Antwort, Werthester! Wir sehnen uns darnach.
Allein, du sprichst vielleicht, wie jener Alte sprach,
Den, weil er viel Verdienst und Tugenden besessen,
Ein guter Freund befragt: Warum man ihn vergessen,
Warum Athen ihm doch kein Ehrenbild gesetzt?
Freund! sprach er, was du fragst, hat mich weit mehr ergetzt,
Als wenn ich etwa dich und andre forschen hören:
Warum sucht doch Athen den Mann dadurch zu ehren?
Die Antwort war sehr schön. Wir wissens auch, o Freund!
Daß deine Würdigkeit um so vielmehr erscheint,
Wenn andre hier von uns dergleichen Fragen lesen.
Man schliesst: Du seyst vorlängst der Lorbern werth gewesen:

Und

Und dieſer Schluß trifft ein. Allein wir zweifeln ſehr,
Ob uns die Antwort gnügt? Wir fragen deſtomehr:
Wie kömmt es, daß dein Fleiß und deine Tugendproben
Dich, Werther! nicht vorlängſt zum Lehrerſtuhl erhoben?

Man klagt hier, wie du ſiehſt, nicht dich, gelehrter Mann!
Man klagt die Langſamkeit der weiſen Pallas an;
Der Göttinn, die zwar ſtets Magiſterkränze windet,
Und jeden, der ſich ſelbſt der Lorbern würdig findet,
Mit übereilter Hand, durch dieſen Schmuck beſchenkt:
Doch oft der Würdigſten zu allerletzt gedenkt.
Es ſcheint, Minerva ſey von dem verwegnen Orden
Der Titelſüchtigen ſo gar betäubet worden;
Daß ſie aus Ueberdruß dem Ungeſtüme weicht,
Und ſtets der kühnſten Fauſt die erſten Zweige reicht.
Sie folgt der Art der Welt. Wer itzt aus Demuth ſchweiget,
Aus Sittſamkeit nicht pralt und ſein Verdienſt nicht zeiget,
Den ſieht das dumme Volk nicht mit den Rücken an.
Allein, wer wacker pocht und kühnlich fordern kan,
Wer frech und unverſchämt von groſſer Weisheit prahlet,
Und jedem, der ihm glaubt, mit Wind und Worten zahlet,
Der hat an Gunſt und Glück den gröſſten Ueberfluß;
Da die Beſcheidenheit indeſſen darben muß.

Mein Kind, gehorche mir, ſo hat vor wenig Wochen
Herr Eiſenbart, ein Arzt, zu ſeinem Sohn geſprochen:
Willſt du einmal ſo reich, berühmt und glücklich ſeyn,
Als ich, dein Vater, bin; ſo bilde dir nicht ein,
Du werdeſt mit Geduld, Gelehrſamkeit und Wachen,
Die leeren Kiſten voll, dich ſelbſt zum Wunder machen.
O nein, der Irrthum trügt! Verwirf die Blödigkeit:
Wer gar zu furchtſam iſt, verdirbt zu dieſer Zeit.

Du mußt von Stadt zu Stadt auf alle Messen reisen,
Auf hohen Bühnen stehn, und deine Curen preisen,
Und schreyen: Eilt herzu! Hier steht der Wundermann,
Dem keiner in der Welt das Wasser reichen kan.
Dann wird der Pöbel sich nach deinen Pillen dringen,
Die Kranken werden dir mehr Gold und Silber bringen,
Als du dir wünschen wirst. Das Beyspiel nimm von mir;
Denn so hab ichs gemacht: Ein gleiches rath ich dir.
Die Tauben pflegen uns nicht selbst ins Maul zu fliegen,
Und wer nicht wacker pralt, der bleibt im Staube liegen.

So klingt, gelehrter Freund! der Väter Unterricht,
Nach unsrer Zeiten Art: Doch du verlangst ihn nicht.
Wer hat doch wohl gesehn, daß du bey deinem Wissen,
Dich jemals ungestüm und frech zu seyn beflissen?
Du folgtest nicht der Zahl, die vor der Zeit begehrt,
Was sie noch nicht verdient. Du warst es längstens werth,
Sophiens Lehrerhut und ihren Ring zu tragen,
Und konntest dich mit recht zu ihrem Tempel wagen.
Jedoch, wenn andre sich zum Helikon gedrängt,
So hast du dich noch nie in ihren Schwarm gemengt,
Und ruhig zugesehn, wie sie dir vorgekommen,
Und das, was dir gebührt, begierigst weggenommen.
Uns, die wir dich gekannt, verdroß das innerlich,
Und zwar mit allem Recht; indem Minerva dich,
Durch jene Schaar gestört, fast gar vergessen sollen.
Itzt sieht man, daß sie dich doch auch belohnen wollen,
Itzt reicht sie dir den Kranz, den sie für dich gespart.
Gewiß, kein Zweig daran ist von gemeiner Art:
Was Wunder! denn bey wem viel Wissenschaften wohnen,
Dem flicht der Pallas Hand auch auserlesne Kronen.

Wir haben noch bisher der Tugend nicht gedacht,
Die deine Wissenschaft gedoppelt trefflich macht.
Was hilft es, Witz und Kunst in seiner Brust verbinden?
Ein lasterhafter Geist befleckt sie nur mit Sünden.
Wie fromm, wie rein, wie treu dein stiller Wandel ist,
Und wie beliebt du längst in Winklers Hause bist;
Davon du oftmals pflegst aufs rühmlichste zu sprechen:
Das alles soll dießmal ein kurzes Lob nicht schwächen.

Kaum daß dein blöder Arm den neuen Kranz ergreift,
Als schon der Musen Chor mit Freuden überhäuft,
Auf Lobgesänge sinnt. Sie lassen sich schon hören,
Dich, Werther! unsern Freund, als ihren Sohn zu ehren.
Sie selber haben dir dein Seytenspiel gestimmt;
Dein Dichten, welches uns oft Herz und Geister nimmt,
Ist ihrer Triebe Werk: Drum könnte dir dein Singen,
Das Lob, so du verdienst, am besten selber bringen.
Dieß Blatt ist nur ein Brief; kein prächtig Lobgedicht:
Drum klingt es auch so schön, als deine Lieder, nicht.
Genug. Wo bleibt der Wunsch? Man wird ihn sparen können,
Du weist schon, Werthester! daß wir dir Gutes gönnen.

VIII. Schreiben.

An seinen Herrn Vater, zu seinem Geburtstage.

1727. den 7 Sept.

Theurer Vater! Pflicht und Eifer feuren mich itzt doppelt an,
Daß ich dein Geburtsfest heute schweigend nicht entehren kan;
Daß sich meine Dankbarkeit mit gestärkten Trieben reget,
Und dir dieß getreue Blatt freudenvoll vor Augen leget.
Unsre Trennung, treuster Vater! schwächet meine Liebe nicht;
Hat gleich mein entferntes Auge dein geehrtes Angesicht
Schon bis in das vierte Jahr sehnsuchtsvoll entbehren müssen:
So ist doch dein werthes Bild nicht aus meiner Brust entrissen.
Stündlich stellt sich in Gedanken dein Gesicht, dein graues Haar,
Und des wohlgewachsnen Körpers ehrenwerthes Ansehn dar.
Stündlich siehet dich mein Geist in dem langen Priesterkleide,
Und ergetzet sich an dir mit der allerzärtsten Freude.
O wie wallte mir das Herze, wenn ich oft die Post empfieng,
Daß es dir u. deinem Hause glücklich und nach Wunsche gieng;
Daß dein hochgeschätztes Haupt, bey des schweren Amtes Bürde,
In Gesundheit, Kraft und Heil, mit Vergnügen grauer würde.
Und wie sehr war ich bekümmert! wenn mir ein betrübtes Blatt
Manchen Schmerz, der dich betroffen, wehmuthsvoll berichtet hat;
Wenn dich bald ein Zufall traf, der des Leibes Kräfte schwächte,
Bald ein herber Todesfall, der entweder dein Geschlechte,

Oder

Oder gar dein Haus beraubte, dir bis in die Seele drang,
Und auch mir die heiſſen Zähren häufig in die Augen zwang.
Hier gebricht es mir an Kunſt, hier gebricht es mir an Bildern,
Was mein Herz dabey gefühlt, klar und lebhaft abzuſchildern.

Doch was war dieß alles Wunder? Wäre gleich mein Herz ein Stein,
Könnt es doch bey deiner Freude nicht ohn alle Regung ſeyn;
Könt es doch bey deiner Qval nicht ganz unempfindlich bleiben:
Denn, mein Vater, dir allein hab ich alles zuzuſchreiben.
Zwar ich weis ſo gut, als jemand, daß der Herr der ganzē Welt,
Und kein Menſch, mir Leib und Seele ſelbſt gebildet und erhält.
Doch ich weis auch, daß er ſelbſt, da ich faſt noch nichts geweſen,
Dich, o werthgeſchätzter Mann! mir zum Vater auserleſen.
Tauſend Dank ſey deiner Güte, Schöpfer! der du mich gemacht,
Daß du mir nach deiner Weisheit dieſen Vater zugedacht.
Hundert andre mögen ſich murrend über dich beklagen,
Und ſich voller Ungeduld oft mit den Gedanken ſchlagen:
Warum hat mich doch kein König, Herzog oder Graf gezeugt?
Warum war mir doch das Schickſal nicht ſo wohl, als dem, geneigt,
Dem ein Crösus dieſer Zeit, nicht allein ſein Leib und Leben,
Sondern auch viel Geld u. Gut, Adel und Geſchlecht gegeben?
Nein, ich wünſche keinen Vater, wie ihn mancher Thor begehrt,
Denn ich fände keinen beſſern, als der mir das Glück beſchert:
So, daß wenn ich hundertmal ſelber einen wählen ſollte,
Ich auch hundertmal nur ihn, keinen andern nehmen wollte.
Kein Verſtellen oder Heucheln bringt mir dieß Bekenntniß ab,
Wie wohl ehr ein Ungerathner fälſchlich die Verſichrung gab.
Nein, mein Vater! deine Gunſt darf ich mir nicht erſt gewinnen,
Noch zu Dämpfung deines Zorns neue Schmeicheley erſinnen:

Denn da du mich ſtets geliebet, o ſo ſchwör ich dir getreu,
Daß mein Wort ein ſchlechter Ausdruck innerſter Empfindung ſey.
Hätteſt du mich nur erzeugt, würd ich dir ſchon Dank erweiſen,
Hätteſt du mich nur verſorgt, würd ich dich gedoppelt preiſen:
Aber dieß war dir zu wenig; du haſt mehr an mir gethan,
Als auch von dem beſten Vater je ein Sohn verlangen kan.
Deiner Lehren Honigſeim, dein getreues Unterrichten,
Kan mich wahrlich tauſendfach zur Erkenntlichkeit verpflichten.

Ach! ich denke noch der Stunden, als mir durch mein andres Jahr
Kaum der zarte Fuß zum Gehen ſtark genug geworden war;
Als der Mund kaum fähig ſchien, dir die Sylben nachzulallen,
Wie dir meine Lehrbegier damals ſchon ſo wohl gefallen.
Ich erinnre mich der Zeiten, da ich dir im Schooße ſaß,
Und nach deiner Unterweiſung etwa deutſch und römiſch las.
O wie lieblich wußteſt du bald mit lockenden Geſchenken,
Mit Verſprechen, Scherz und Luſt meine Neigungen zu lenken.
Durch die väterliche Klugheit ward die Arbeit mir ein Spiel,
Denn ſie machte, daß mir alles, was mir nützte, wohlgefiel.
Mit den Jahren wuchs dein Fleiß, u. ſo iſt mein Schülerorden,
Der viel tauſend Knaben qvält, mir ein Paradies geworden.

O wie lieblich ward mir ferner aller freyen Künſte Grund,
Durch die väterlichen Lippen, ſchon in früher Jugend kund!
War doch keine Wiſſenſchaft, die ſich nur für Knaben ſchicket,
Die mir deine Sorgfalt nicht mit Vergnügen eingedrücket.
Schon in meinem zwölften Jahre führteſt du mich bey der Hand
In das Chor der deutſchen Muſen, welches du verlängſt gekannt.
Dein Exempel gieng mir vor; denn nach deiner Seyten Tönen
ließ ſich meines neuen Rohrs ungeübter Klang gewöhnen:

Bis

Bis mir endlich Albertine, wo der Muſen Wohnplaß war,
Mehr Geduld und Luſt zum Dichten, mehr Geſchick und Stoff gebahr.
O wie wär ich hier geneigt, meine Lehrer zu erheben!
Doch dieß Blatt erlaubt mir kaum ihre Namen anzugeben;
Rohde, Gehrke, Bläſing, Meyer, Sanden, Fiſcher, Gregorov,
Kreuſchner, Liljenthal und Langhans, Hahn und Qvandt und Maſecov,
Pietſch und Raſt, euch weis ichs Dank, daß mich euer kluges Wiſſen
Aus des Unverſtandes Nacht an der Weisheit Licht geriſſen.
Hier erfüllet meine Feder mit Vergnügen ihre Pflicht,
Wollt ihr mich noch mehr verbinden; ſchämt euch eures Schülers nicht!
Wird die ſpäte Welt dieß Blatt unter meinen Liedern leſen,
Soll ſie euch zum Ruhme ſehn, weſſen Lehrling ich geweſen.

Aber dir, geehrter Vater! bleibet doch der erſte Ruhm,
Alles, was ich bin und habe, nennet ſich dein Eigenthum.
Deine weisheitsvolle Zucht führte meine ſchwache Jugend,
Die ſonſt leichtlich wankt und fällt, auf die rechte Bahn der Tugend.
Ach! wie nützlich war dein Strafen und dein Warnen meiner Bruſt,
Und wie oft entzog dein Drohen mich den Netzen böſer Luſt!
Oftmals ſchwieg dein kluger Mund, aber ſelbſt dein ernſtes Schweigen,
Wußte beſſer, als der Zwang, meine Pflichten mir zu zeigen.
Blickte mich dein ſtrenges Auge nur von einer Seiten an;
Wußt ich beſſer, was du wollteſt, als es jemand glauben kan.
Deine Schärfe pflegte ſich mit Gelindigkeit zu würzen;
Kinder nach Tyrannenart nur in Sclavenfurcht zu ſtürzen,

Iſt dein Werk wohl nie geweſen: Huld und Sanftmuth war das Band,
Deſſen Zug ich mehr empfunden, als die Strafe deiner Hand.
Itzt erkenn ich allererſt, was mir deine Zucht genützet;
Itzo ſeh ich, daß Vernunft all dein Weſen unterſtützet;
Itzt verehr ich deine Tugend, welche mit Gelaſſenheit
Mehr gewirkt, als oft ein ander, mit Gewalt und Heftigkeit.
Wenn der Bosheit Wuth und Liſt dir zu ſchaden ſich erkühnet,
Sprachſt du ruhig: laßt es ſeyn! deñ wer weis, wozu es dienet?
Dieß hat mir bey böſen Stundẽ oftmals neuen Muth gemacht,
Und nunmehro durch Erfahrung ganz zu deiner Art gebracht.
Du ſollſt mir ein Muſter ſeyn, und dein tugendhaftes Leben
Soll mir künftig bis ins Grab meiner Sitten Vorſchrift geben.
Habe Dank, o liebſter Vater! daß du mich ſo wohl geführt;
Habe Dank für deine Regeln, deren Frucht ich längſt geſpürt;
Habe Dank für deine Zucht; habe Dank für dein Exempel,
Welches mich faſt mehr erbaut, als dein Lehren in dem Tempel.
Lebe glücklich! lebe frölich! Gebe Gott, daß dieſer Tag,
Der dir ſo beglückt erſchienen, noch ſehr oft erſcheinen mag!
Sorge nicht für deinen Sohn; denn das Schickſal wachet oben,
Und hat mir, nach ſeinem Rath, meinen Platz ſchon aufgehoben.
Fehlt mirs doch an keinem Dinge, was ich ſelber wünſchen kan:
Geht mirs künftig nur nicht ſchlimmer, nehm ichs voller Freuden an.
Meiner liebſten Mutter Hand will ich in Gedanken küſſen.
Sollt ich aber ihren Kuß lebenslang entbehren müſſen:
Soll doch meine zarte Liebe gegen ſie beſtändig ſeyn,
Und ich weis, ihr Mutterſegen folgt mir bis zum Grabeſtein.
Werthſte Aeltern, thränenvoll ſahe ihr mich aus Preuſſen ſcheidẽ:
Gott erfüll euch jederzeit mit den allerzärtſten Freuden!
Ich beſchlieſſe dieſe Zeilen: Lebe wohl, geehrtes Paar!
Ich bin ewig, theurer Vater! was ich unverändert war.

* *

IX. Schreiben.

An Jungfer L. A. V. Kulmus.

1727. den 19 October.

Poetinn! zürne nicht, daß ſich ein Fremder wagt,
Und dir den treuſten Dank in ſchlechten Reimen ſagt,
Den dein Geſchenk verdient. Die allerliebſten Zeilen,
Die du durch unſern Freund, mir neulich zu ertheilen
Geneigt beliebet haſt, erfordern zweifelsfrey,
Daß ich dir, ſchönes Kind! dafür erkenntlich ſey.
Allein, wie ſtell ichs an? Was giebt dein Knecht dir wieder?
Ich leſe ganz entzückt die geiſterfüllten Lieder,
Die du mir zugeſandt; und ſeufz in meinem Sinn:
Ach ſchade, daß ich doch ſo weit von Danzig bin!
Wie zärtlich wollt ich dir allda zu danken wiſſen?
Wie zärtlich wollt ich nicht die ſchönen Hände küſſen,
Die ein ſo muntrer Geiſt belebt, bewegt und rührt;
Wann er den Dichterkiel, troz allen Männern, führt.
Allein, ich bin entfernt! Wer kan durch achtzig Meilen,
Dir alle Dankbarkeit, die du verdienſt, ertheilen?
Ich kenne dich ſo gar nur deinem Geiſte nach:
Dem Geiſte, der ſo ſtark aus jeder Zeile brach,
Die du mir zugeſandt; ſo, daß ich ſchweren ſollen,
Daß deine Mutter ſich in dir verjüngen wollen.
Ich weis, was Fiſcher mir von ihrer Klugheit pries;
Als er, und Gerlach, ſich in Leipzig ſehen ließ.
So ſpricht ſchon Famens Mund von ihrem ſeltnen Weſen;
Allein ich hab es ſelbſt von ihrer Hand geleſen.
Was ſie für Geiſt, Vernunft und Wiſſenſchaft beſitzt,
Und wie die Weisheit ihr aus allen Worten blizt.

Von solcher Mütter Zucht entstehen solche Kinder,
Als du, o Schöne! bist. Vor allem, wenn nicht minder
Die Väter eifrig, sind sie klüglich zu erziehn:
Da müssen in der That dergleichen Pflanzen blühn.
Ach dörft ich nur nicht selbst mein Unvermögen schelten,
Wie gerne wollt ich dir die Gütigkeit vergelten,
Die du mir schon erzeigt. Nimm diese Blätter an,
Bis ich dir, schönes Kind! was bessers liefern kan.
Das ist, du weist es schon, die Poesie der Preussen,
Dadurch ich auch so gar die Nymphen an der Pleissen
Einst schamroth machen will. Denn sind dieselben gleich
An Geist und Artigkeit, Verstand und Schönheit reich:
So ist doch keine dir, so viel ich weis, in Sachsen,
So jung und zart du bist, im Dichten recht gewachsen.
Du ehrst dein Vaterland durch deinen schönen Kiel,
Dein Preussen wird dereinst dein reines Seytenspiel
Aus Stolz verewigen. Drum fahre fort im Singen,
Du Muse deiner Zeit! Denn deine Lieder klingen
So rein, so angenehm, so munter und beliebt,
Daß jeder, der sie hört, dir Kranz und Lorber giebt.
Was sonst die Möllerin in Königsberg gewesen,
Das wird dein Danzig einst von seiner Kulmus lesen:
Und ich will frölich seyn, wofern es einst geschieht,
Daß auch die Welt dein Lob in meinen Reimen sieht.
Laß deine Aeltern sehn, was dir dein Knecht geschrieben.
Und sprich, er werde dich stets rühmen, ehren, lieben:
Weil dein Verstand und Witz, der mehr sein Herze zwingt,
Als alle Schönheit thut, auch in die Ferne dringt.
Und mit vergnügter Brust gestehen, und bekennen,
Er schätze sich beglückt, sich deinen Knecht zu nennen.

✡ ✡ ✡

* *

X. Schreiben.

An Herrn George Soterius,

bey ſeiner

Magiſterpromotion in Leipzig.

1728.

J. ſ. N.

Hat je ein Lorberkranz ein würdig Haupt geſchmückt:
So iſt es der, o Freund! den man an dir erblickt;
Den heute dein Verdienſt Minerven abgedrungen:
Wenn mancher ihn durch Geld erhandelt und erzwungen.
Man ſieht ja, wie es geht bey der verderbten Welt,
Wo Seide, Sammt und Gold dem Witz die Wage hält;
Wo ein verbrämtes Kleid die Oberſtelle krieget,
Ein weiſer Diogen halb nackt im Faſſe lieget.

Jedoch, was klag ich viel? dieß iſt der alte Lauf.
Sucht nur im Juvenal, und ſchlagt den Flaccus auf,
So werdet ihr mit Luſt dieß umgekehrte Weſen
Von dem bejahrten Rom und ſeinen Bürgern leſen.
Schon damals hieß der klug, der Geld und Gut beſaß;
Der edel von Geſchlecht, der prächtig trank und aß;
Der, hoch und wohlgelahrt, der als ein Glücksgeſchenke,
Ein wohlgeputzt Gemach voll groſſer Bücherſchränke,
Zum bloſſen Staat und Pracht, den lieben Schmeichlern wies,
Von welchen jeder ihn, als einen Plato, pries.
Man leſe Lucians gewürzte Spöttereyen,
Darüber ſich noch itzt die Grajermuſen freuen,

So wird man lachend sehn, wie der Sophisten Schaar
Zu seiner Zeit so stolz, als voll von Einfalt war:
Weil Mantel, Stab und Bart zu Philosophen machten,
Und sonder Witz und Kunst beym Pöbel Ansehn brachten.

Man frage den Despreaux, der Franzen Persius,
Wie Damon aus Paris aufs Dorf entfliehen muß:
Weil Hof und Stadt und Volk der Musen edle Gaben,
Die er der Welt gezeigt, mit Schimpf vergolten haben,
Und ihn so schlecht belohnt, daß, als er durch ein Lied
Von ihnen Abschied nahm, und in die Wüste schied,
Er ganz und gar zerlumpt, vermagert von Gesichte,
Und matt an Gliedern war. Mein Freund! dieß Strafgedichte
Traf freylich wohl Paris: doch gleiche Phantasey
Legt Canitz, Deutschlands Preis, auch unsern Sitten bey,
„Wo, seit die Heucheley der Fürsten Ohr bestritten,
„Die arme Tugend kaum im Vorsaal wird gelitten:
„Wo Weisheit betteln geht, der Thor in Kutschen sitzt,
„Weit stolzer, als sein Roß, das sie mit Koth bespritzt,
Wie dort Heraus schreibt. Doch was ist viel zu sagen?
Du, Freund! verdienst den Kranz, den du davon getragen.

So ists, das herrliche, gelehrte Pleißathen,
Wo Kunst und Wissenschaft im ersten Paare stehn,
Weis die Gelehrsamkeit von so getreuen Söhnen,
Die Phöbus selber liebt, nach Würdigkeit zu krönen.
Du bist den Musen hold. Dein ungemeiner Fleiß,
Der stets beschäfftigt ist, und nie zu ruhen weis,
Hat dich in ihrer Gunst so rühmlich angeschrieben,
Daß sie dich insgesammt, als ihren Bruder, lieben.
Dein werthes Vaterland ist sehr dabey erfreut,
Und wartet hoffnungsvoll auf die beglückte Zeit,

Da du ihm zeigen wirſt, was an den holden Linden
Gemüther deiner Art für edle Nahrung finden?

Nur Jammer! daß die Gruft, die deinen Vater deckt,
Dir heute bey der Luſt nur Traurigkeit erweckt;
Und daß der werthe Mann nicht noch, bey grauen Haaren,
Die Poſt von ſeines Sohns erlangtem Glück erfahren.
Er wünſchte dich zu ſehn: Allein des Himmels Schluß,
Vor dem ein Sterblicher mit Ehrfurcht beben muß,
War anders abgefaßt. Gott rief ihn von der Erden,
Und ließ ihn ſelbſt ein Glied im Engelchore werden.
Du erbeſt ſeinen Ruhm an Frömmigkeit und Treu,
Das redliche Gemüth, den Haß der Heucheley;
Und wirſt der Vaterſtadt hinführo klärlich zeigen,
Verſtand und Gottesfurcht ſey dir nicht minder eigen.

Ich wünſche Glück dazu, geliebtes Vaterland!
Empfange deinen Sohn mit wohlgeſinnter Hand,
Sey eifrig ſein Verdienſt, dadurch er ſich erhoben,
So bald er wiederkehrt, in Werk und That zu loben.
O möcht es, Wertheſter! inskünftige geſchehn,
Daß, wenn uns Dacien in ſeinem Schooß wird ſehn,
Wir beyde, ſo wie hier, in dem beglückten Sachſen,
Wo Pallas uns geſäugt, an Freundſchaft könnten wachſen.

XI. Schreiben.

An Se. Hochreichsgräfl. Excell.

den

Herrn Grafen von Dehn.

1729.

Graf! den der Vorſicht Schluß mit reifem Vorbedacht
Zum Diener dieſes Staats und ſeines Haupts gemacht,
Und den Verſtand und Geiſt ſamt andern Seelengaben,
Weit mehr, als Glück und Gunſt, empor geſchwungen haben;
Europa kennt dich ſchon: Denn Frankreich, Engeland,
Und Deutſchlands Kayſerſitz, dahin man dich verſandt,
Des Vaterlandes Wohl, des Reiches Heil zu mehren,
Weis dich und dein Verdienſt nicht ſattſam zu verehren.
Dein Herzog, den die Welt zu Deutſchlands Seulen zählt,
Hat niemals mehr gezeigt, wie klug er Diener wählt,
Als da er dich erſehn, für Braunſchweigs Staat zu ſorgen.
Ich ſage nicht zu viel. Denn wem iſt wohl verborgen,
Daß du, durch deſſen Rath er land und Volk regiert,
Der Arm zu nennen biſt, der Stab und Ruder führt;
Und den, ſo ſehr das Glück dich allgemach erhoben,
Doch deine Neider ſelbſt, gleich andern Bürgern, loben?

Erlauchter! da dich denn ſo manches land und Stadt
Geſehn, geliebt, verehrt, gerühmt, bewundert hat:
So darf wohl kein Geſetz der Dichtkunſt unterſagen,
Sich durch ein kühnes Blatt an deinen Glanz zu wagen.

Sie

Sie weis, daß du kein Feind von ihren Lorbern bist,
Apollo schmeichelt sich, daß er dein Günstling ist.
Dein feuerreicher Geist entspringt von seinen Trieben,
Du bist von Jugend auf in seiner Zucht geblieben.
Der Wissenschaften Zahl vereinigt sich in dir,
Dein weiter Geist umfaßt der freyen Künste Zier.
Dein trefflicher Geschmack läßt sich in Meisterstücken
Der Bau- und Malerkunst aufs deutlichste erblicken.
Dein grosser Herzog baut ein prächtig Fürstenhaus,
Und schmückt die Residenz mit neuen Schlössern aus:
Du folgst dem Beyspiel nach, und zeigest uns im Kleinen,
Was dort im Grossen bald ganz fürstlich wird erscheinen.

Dein schönes Gartenhaus, das Braunschweigs Mauren schmückt,
Ist das, erlauchter Graf! was mich daselbst entzückt;
Ein kleiner Inbegriff von tausend Lustbarkeiten,
Da Fleiß, Natur und Kunst uns auf einmal bestreiten.
Die Anmuth und die Pracht verschwistert sich dabey.
Hier ist kein schnödes Werk der wilden Phantasey,
Die, wenn sie Bürger drückt, und sich in Schulden stecket,
Nur Labyrinthe zeugt und Misgeburten hecket.
Du hast es mehr der Stadt, als dir, zur Lust erbaut;
So, wie man aus der Schrift auf beyden Thoren schaut,
Die jedem, der sie liest, und anfangs fast nicht glaubet,
Den offnen Eingang zeigt, den Eintritt selbst erlaubet.
Das macht der edle Trieb der wahren Menschlichkeit!
Dein grosses Herz verdammt den Eigennutz und Neid,
Der als ein toller Hund auf seinen Knochen lieget,
Und weder sich dadurch, noch seinen Gast vergnüget.

Du bauſt, doch nicht für dich; die Luſt ſoll allgemein,
Soll allen Bürgern frey, ſoll Fremden offen ſeyn:
Drum bleibt auf dein Geheiß dein Garten unverſchloſſen,
Und dir entdeckt dein Buch, wer ſolcher Huld genoſſen.
Dieß iſt dein ganzer Lohn für die verſchaffte Luſt.
Daran ergetzet ſich die großmuthvolle Bruſt,
Wenn bey der Wiederkunft das Zeugniß vor dir lieget,
Wie viel ſich Fremde ſchon an deinem Bau vergnüget.
Jemehr du Namen ſiehſt, jemehr erfreut es dich,
Und biſt du ſelber da, ſo zeigt die Gnade ſich
Nur deſto deutlicher. Du weicheſt oft den Gäſten,
Und opferſt deine Luſt dem allgemeinen Beſten.
Da iſt man dann erſtarrt und ſtutzet zweifelsvoll,
Worüber ſich das Herz am meiſten wundern ſoll,
Ob es der Garten ſey, der Pracht und Anmuth zeiget?
Obs der Beſitzer iſt, der alles überſteiget?

O dörfte ſich mein Kiel die Kühnheit unterſtehn,
Was mich bezaubert hat, ausführlich durchzugehn,
Und jedes Meiſterſtück im Bauen, Schnitzen, Schildern,
Das kühle Grottenwerk, die Koſtbarkeit in Bildern,
Maſchinen voller Kunſt, den kleinen Bücherſchatz,
Der Waſſerkünſte Sprung, den wohlgetheilten Platz
Allmählich anzuſehn und völlig zu beſchreiben:
Wie lieblich könnt ich mir dadurch die Zeit vertreiben!
Allein, das alles iſt für meinen Reim zu viel;
Es ſchweiget ohnedem der überhäufte Kiel
Die ſeltne Mildigkeit, die du, o Graf! erwieſen,
Und die noch niemand recht, wie du verdienſt, geprieſen.
Ein groſſes Armenſtift, das arme Wittwen nährt,
Hat täglich Hand und Blick für dich zu Gott gekehrt.

Und

Und jedes Bibelbuch,, das du umſonſt verſchenkeſt,
Erhebet deinen Ruhm, wenn du es gleich nicht denkeſt.

So ſchließt die Muſe nun dieß demuthsvolle Blatt,
O Graf! darinn ſie dich ganz rein verehret hat.
Kein ſchmeichelhafter Trieb hat ihre Bruſt geblendet,
Daß ſie, wie oft geſchieht, den Weihrauch hier verſchwendet.
Die Wahrheit und der Ruf, der Deutſchland angefüllt,
Entwarf ihr allererſt dein ungekünſtelt Bild;
Und Braunſchweig hieß es mich in dieſe Reime binden,
Dir, Graf! auch unbekannt ein Opfer anzuzünden.

XII. Schreiben.

Bey dem Hochadelichen Kirchbach- u. Vitzthumischen Beylager.

1729.

Im Namen der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

Wir sehn zwar, theurer Mann! voll deutscher Redlichkeit,
Die Hochzeitfackeln nicht, so Hymen dir geweiht:
Doch ehren wir entfernt die Glut so reiner Kerzen,
Und fühlen einen Trieb bey deiner Lust zu scherzen.
Die Musen, die mit dir so gern beschäfftigt sind,
Und das genaue Band, das uns mit dir verbindt,
Dein Geist, Geschmack, Verstand u. deutschgesinntes Wesn,
Das alles und die Pflicht giebt dir dieß Blatt zu lesen.

Wer so, wie du, gelebt, und wenn er sich vermählt,
Nicht nach gemeiner Art erhitzter Jugend wählt,
Vernunft und Tugend sucht, und lieber Seelengaben,
Als ein entzückend Bild im Arme wünscht zu haben;
Wem nicht des Goldes Glanz die Augen blenden kan,
Und wenn er größtentheils sein Vatergut verthan,
Den ausgeleerten Schatz in guten Stand zu bringen,
Den Geldsack, nicht die Braut, ins Hochzeitbett läßt zwingen;

Wer

Wer nicht aus blinder Luſt dem erſten Liebreiz weicht,
Erſt den Verſtellungsflor vom Angeſichte ſtreicht,
Darinn die Schönen ſich faſt überall verſtecken,
Und als ein weiſer Mann die Herzen kan entdecken;
Kurz, wer vernünftig freyt, der freyet ſo, wie du,
Dem folget Luſt und Glück, dem ſchneyt der Segen zu;
Dem giebt ſein Hochzeittag durch ſüſſe Morgenblicke,
Nur einen Vorſchmack ab, von zehnfach gröſſerm Glücke.

Doch, edler Bräutigam! dein künftiges Gemahl
Beſtraft auch äuſſerlich nicht die getroffne Wahl.
Die Anmuth der Geſtalt, die reizenden Geberden,
Gang, Stellung und Perſon ſind werth geliebt zu werden.
Du wählſt, wie Opitz that. Verwirf das Beyſpiel nicht,
Du weiſt, daß man von ihm mit vielem Lobe ſpricht;
Er war ein Edelmann, obgleich nicht ſo gebohren,
Sein Stamm entſtund mit ihm und gieng mit ihm verlohren.
Du liebſt die Dichtkunſt auch, und legeſt den Geſchmack
Des Schwans von Boberfeld, durch Proben, an den Tag;
Und weiſt, daß ein Poet am allerbeſten wiſſe,
Was küſſenswürdig iſt und was man lieben müſſe.
Was liebte nun der Mann? Die lange Vandala.
Ihn band das ſchwarze Haar der wilden Flavia.
Die letzte, wie er ſchreibt, mit ihren ſchwarzen Augen,
Kont' ihm ſo Mark als Blut aus Bein und Adern ſaugen.
Freund! ſiehe da dein Bild. Was Opitz einzeln fand,
Geht dir in deiner Braut verſchwiſtert an der Hand.
Es ſchießt ein heiſſer Stral aus deiner Vitzthum Blicken,
Ihr cederngleicher Leib kan deinen Geiſt entzücken,
Und ihr pechſchwarzes Haar vergleichet ſich der Nacht,
Die aller Sterne Glanz gedoppelt heiter macht.

Das heißt ja wohl gewählt! Das heißt vernünftig lieben!
Wer tadelt wohl die Glut von deinen keuschen Trieben?

Noch mehr, was sie gesucht, das fand sie bloß in dir,
Wie du, was dich vergnügt, sonst nirgends, als in ihr.
Dein Herz verrieth sich längst. Bereits auf hohen Schulen,
Wo Seelen deiner Art nur um die Musen buhlen,
Hast du, wenn Lust und Wein bey Freunden Scherz erweckt,
Von deiner Buhlschaft uns den Abriß schon entdeckt:
Daß man verwundernd sieht, wie schön es dir geglücket,
Da dich ein solch Gemahl, als du entwarfst, bestricket.
Doch du besiegst auch sie: Dein wohlberedter Mund
That deinen Antrag ihr mit solchem Nachdruck kund,
Daß sie bezwungen ward. Die edle Philurene,
Ganz Sachsen nennt dich noch das Muster edler Söhne
In der Beredsamkeit. Die Königinn erblich,
Und deine Zunge pries ihr Lob so meisterlich,
So edel, so belebt, daß jener Schmuck der Alten,
Der Römer Plinius, nicht viel voraus behalten.
Das macht, du hattest dich der Weisheit ganz geweiht,
Dein bester Zeitvertreib war die Gelehrsamkeit,
Die Wissenschaft dein Spiel, die Sprache dein Ergetzen,
Die so viel Kluge schon der Uebung würdig schätzen.
Wer liebt sein Vaterland und dessen Mundart mehr?
Wer kennt wohl ihre Kraft und Zärtlichkeit so sehr,
Als du sie kennst und liebst? Wenn andre trotzig pochen,
Weil sie das dritte Wort mit Sylben unterbrochen,
Die weder welsch, latein, noch recht französisch sind;
Wenn andre diesen Wust, aus Wahn und Einfalt blind,
Als Lehrer in der Kunst den Deutschen angepriesen:
Hast du, beredter Freund! das Gegentheil gewiesen.

Die

Die Probe liegt im Druck, dadurch du, wie man weis,
Nur neulich unter uns, den aufgesetzten Preis,
Mit Ruhm gewonnen hast. Wer sie nur selbst gelesen,
Wird wissen, wie gerecht das Urtheil hier gewesen.

Wir schweigen, edler Freund! daß du ein Bergmann bist,
Der in Metall und Erz und Schachten kundig ist;
Den selbst August bestellt, die Klüfte zu besorgen,
In welchen die Natur ihr theures Mark verborgen.
Dieß ist des Landes Dienst, des Fürsten Hauptgewinn!
Genug; du eilst und zeuchst bereits nach Freyberg hin,
Und fährest glücklich ein. Die treuen Arbeitsleute
Erblicken dein Gemahl vergnügt an deiner Seite,
Und stimmen schon ihr Spiel. Ihr männlicher Gesang
Begleitet dich und sie, durch den beliebten Klang,
Bis in das Schlafgemach. Wir wollen dich nicht stören:
Hier mußt du Lieb und Lust, und nicht die Musen, hören.

XIII. Schreiben.

An Se. Hochedelgebohrnen,

Den Hrn. Appellationsrath Born in Leipzig,

als ſelbigem die Bürgermeiſterwürde daſelbſt aufgetragen wurde.

J. ſ. M.

Ich ſtuße, theurer Born! mit zweifelhaftem Sinn,
Ob ich dir ſelber itzt den Glückwunſch ſchuldig bin?
Und ob ich nicht vielmehr der Stadt ihn widmen ſollte,
Wenn ich dein neues Amt nach Würden ehren wollte?

Der Himmel, deſſen Wink die Obrigkeiten wählt,
Hat heute dich bey uns den Häuptern beygezählt.
Das Rathhaus iſt erfreut; man ſpüret ein Gedränge;
Die Bürger zeigen ſich in ungemeiner Menge,
Erheben jene Wahl, ſo dir zu gut geſchehn,
Und jeder will dich gern als Bürgermeiſter ſehn.
Das zeigt, daß du gewiß der Würde werth geweſen,
Indem das ganze Volk dich ſchon vorher erleſen;
Und daß der Bürger Wohl mit deiner Ehre ſteigt,
Weil jedes Knie und Haupt ſich voller Freude beugt;
Ja ſelbſt der Neid nicht murrt: Denn er verbirgt ſein Grämen,
Und muß, was er gedenkt, ſich zu entdecken ſchämen.

Dieß iſt es, was man ſieht, und freudig ſagen kan,
Die ſchnöde Schmeicheley hat keinen Theil daran.

Ein

Ein Heuchler mag von ihr die freche Feder borgen,
Und, weil er Wahrheit haßt, für ihren Beyſtand ſorgen,
Auf Leute, die das Volk geplagter Bürger flieht,
So bald man ſie erhöht auf gröſſern Stuffen ſieht;
Aus Furcht, es mehre ſich die Anzahl der Tyrannen,
Die ſtets ein härter Joch um ihre Hälſe ſpannen.
Bey dir, geprieſner Born! hat lauter Wahrheit ſtatt,
Wer dieſe ſagen will, füllt leicht ein ganzes Blatt,
Mit lauter Lob und Ruhm. Dein redliches Gemüthe,
Dein leuchtender Verſtand, dein Herze voller Güte,
Dein tiefgelehrter Sinn, dein unermüdter Geiſt,
Und was man ſonſt an dir für ſeltne Gaben preiſt,
Sind dir ein Lobgedicht. Die Bürgermeiſterwürde
Giebt Leipzig neuen Glanz, dir nichts, als neue Bürde.
Der Vortheil trifft die Stadt, die zwar ſchon itzo blüht;
Jedoch durch dich hinfort mehr Wohlfahrt vor ſich ſieht,
Ja ewig wachſen wird: Wenn künftig nur im Wählen,
Nicht Männer deiner Art, nicht kluge Borne fehlen.

Ganz Leipzig ehrt ja noch den hochverdienten Mann,
Den ewig werthen Born, der jedes Herz gewann,
Der dieſes Amt vor dir mit ſolchem Ruhm beſeſſen,
Daß niemand ihn gekannt, der ihn ſo leicht vergeſſen
Und nicht bedauren wird. Und wem iſt unbekannt,
Wie würdig man dazu auch deinen Vater fand?
Den ungemeinen Mann, der alles ausgeſchlagen,
Was Rathhaus, Stadt und Glück ihm willigſt aufgetragen.
Fürwahr ein edles Werk! das zwiefach ſchöner klingt,
Als wenn die Eitelkeit ſich ſelbſt in Aemter dringt,
Und, wenn ſie niemand liebt, und mancher gar verflucht,
Doch täglich, wo nicht ſteigt, dennoch zu ſteigen ſuchet.

Dein theurer Vetter selbst folgt diesem Beyspiel nach,
Und da er sich nur jüngst der Ehre selbst entbrach,
Erfüllest du den Wunsch, dem alle Bürger thaten,
Die Gott um einen Born zum Bürgermeister bathen.

Regiere denn beglückt, du neuerwähltes Haupt!
Wenn dir der Sorgen Last des Nachts die Ruhe raubt:
So denke, daß zugleich viel treue Bürger wachen,
Die heisser Andacht voll, zu Führung deiner Sachen,
Um Stärke, Muth und Geist für dich zum Höchsten flehn,
Und täglich ihr Gebeth von Gott erhöret sehn.
Dein hoffnungsvoller Sohn, der schon so zeitig zeiget,
Wie eifrig er dereinst zum Ehrenhügel steiget,
Sey deines Hauses Schmuck und stütze dein Geschlecht,
Das zwar an Ehre wächst, doch an der Zahl sich schwächt:
Und trete dermaleinst, wenn Glück und Stadt ihn rufen,
Auf die, gepriesner Born! von dir betretnen Stuffen.

Ich, den die Dankbarkeit ins Buch der Schuldner schreibt,
Und den ein reiner Trieb zu tausend Wünschen treibt,
Die dieses Blatt nicht faßt; erhebe Herz und Hände,
Erbitte dir von Gott ein Wohlseyn sonder Ende,
Und tröste mich hinfort der ungemeinen Huld,
Die mich bisher erfreut. Und wächst gleich meine Schuld
Bey jeder Wohlthat an: So rühmt die Welt indessen,
Daß Bürgermeister Born nie wohlzuthun vergessen.

XIV. Schreiben.

An den Herrn General Baudiß.

J. ſ. N.

Hier füget ſich ein Blatt, geprieſner General!
So vielen Wünſchen bey, die deiner Diener Zahl
Dir allbereit gebracht, und wünſcht ſich deine Blicke,
Und wünſcht ſich deine Gnad, als ein beſondres Glücke.
So ſehr dein Heldenmuth dich längſt berühmt gemacht;
Wenn dein bewehrter Arm, in mancher ſtrengen Schlacht,
Die Völker angeführt, und mit entblößtem Degen
Der Tapferkeit Beweis wußt an den Tag zu legen;
So hefftig dich der Feind auf deinem Hengſt geſcheut,
Weil deine Gegenwart dem zweifelhaften Streit
Den ſichern Ausſchlag gab, wenn die erleſnen Schaaren
Dem Beyſpiel deiner Fauſt zu folgen eifrig waren:
So ſehr, ſo heftig ſtrebt dein demuthsvoller Knecht,
Der gegen dir, o Held! zwar unbekannt und ſchlecht,
Doch voller Eifer iſt, einſt unter dir zu fechten,
Sich auch durch Krieg und Sieg den Lorberkranz zu flechten.

Herr! ſtrafe doch an mir dieß Unterſtehen nicht;
Ich weis wohl, was ich bin, und kenne meine Pflicht:
Doch Blut und Adel treibt mich auf die Bahn der Ehren,
Und will, ich ſoll den Ruhm der Ahnen ſelbſt vermehren.
Drum ſann ich hin und her und dachte fleißig nach,
Was für ein Kriegeshaupt vor andern Lorbern brach,
Und fand doch ſonſten nichts, was mich ſo ſtark beweget,
Als deinen Heldenruhm, der ſo viel Palmen träget.
Dieß Muſter dient für mich! ſo rief mein freyer Mund:
Ich that den Verſatz bald in aller Demuth kund,

Und wünschte mir das Glück, und hab es auch erlanget,
Daß dein Exempel itzt vor meinen Augen pranget.
Das stell ich mir nun vor. Und o! wie manche Nacht
Hab ich aus Ehrbegier schon schlafles zugebracht:
Weil ich zwar Spuren seh von deinen hohen Siegen,
Doch fast verzweifeln muß, dir jemals nachzufliegen.

Mein Trieb ist allzu frech, ich selber merk es schon:
Allein ich höre nie der muntern Pauken Ton,
Ich höre nie den Klang der freudigen Trompeten,
Da meine Wangen nicht vor reger Scham erröthen.
Dann straf ich bey mir selbst die träge Langsamkeit,
Die sich bishero noch den Waffen nicht geweiht.
Wie, sprech ich, ringst du so nach tapfern Ritterfahnen?
Bezeigst du so das Blut der hochberühmten Ahnen;
Wenn du Bequemlichkeit vielmehr als Ehre liebst,
Dich nur zum Zeitvertreib in Fechterkünsten übst,
Nie wahres Blut gesehn, und die polirten Klingen
Des Rostes wegen schonst? Heißt das nach Ehre ringen;
Wenn dich der helle Tag erst aus dem Schlummer treibt,
Wenn deine Zärtlichkeit in warmen Zimmern bleibt,
Und dich nicht eher darfst in Frost und Regen wagen,
Als bis du dir den Pelz wohl zehnfach umgeschlagen?
Nein, das ist Weiberart. Auf! rüste Geist und Muth,
Und zeige selbst einmal ein unerschrocknes Blut!
Betritt die rauhe Bahn so vieler tapfern Helden,
Und laß der Nachwelt einst in den Geschichten melden:
Daß du zu deiner Zeit nicht ganz umsonst gelebt,
Dem Könige gedient, nach Ehr und Ruhm gestrebt,
Und für das Vaterland mit starker Faust gefochten,
Dafür Bellona dir den Lorberkranz geflochten.

So

So ſtraft, ſo muntert mich ein ſtiller Eifer auf:
Doch nichts erhitzt ihn mehr, als wenn ich deinen Lauf,
Erhabner Baudiß! ſeh; und voller Luſt erwege,
Wie weit dein groſſes Lob bereits zu ſchallen pflege.
Eugen, der deutſche Mars, der Oſt und Weſt erſchreckt,
Die Donau und den Rhein durch ſeine Siege deckt;
Daß Türk und Franzmann fliehn und vor den Ungewittern,
Vor Donner, Stral und Blitz des deutſchen Adlers zittern.
Eugen, der Helden Preis, hat ſelbſt von dir geſagt,
Als ihn dein König einſt um guten Rath gefragt:
Daß Baudiß als ein Held zu Pferde kämpfen könne,
Und daß der Kriegesgott ihm allen Vortheil gönne.
O welch ein Ruhm iſt das! Das Lob, das einer giebt,
Der ſelber, was er lobt, noch niemals ausgeübt,
Selbſt keinen Ruhm erlangt; iſt faſt für nichts zu ſchätzen:
Allein, wen ſolch ein Held ſich will zur Seiten ſetzen,
Der ſelbſt ein Kriegsmann iſt, und den ſo manche Schlacht,
So manch erfochtner Sieg zum Wunderwerk gemacht;
Und deſſen Name ſtets wird in Geſchichten prangen,
Das heiſſet allererſt ein wahres Lob erlangen.
Ein ſolches Lob haſt du, und biſt es zwiefach werth,
Und da mir ſelber itzt die Ehre wiederfährt,
Dein Schüler in der Kunſt von Krieg und Sieg zu werden,
So ſchätz ich mich beglückt vor tauſenden auf Erden.
Held! nimm dieß Opfer an, das meine Hand dir bringt;
Der Himmel gebe nur, daß mir mein Wunſch gelingt,
Daß deines Lebensziel ſich lange mag entfernen,
Und ich von deiner Fauſt die Tapferkeit mag lernen:
So will ich für dieß Blatt, das mir die Muſen leihn,
Ein Opfer andrer Art zum Demuthszeichen weihn;
Und deines Feindes Kopf, auf blutbeſpritztem Degen,
Zur Probe meines Muths, zu deinen Füſſen legen.

XV. Schreiben.

Als Herr Joh. August Ernesti

1730. in Leipzig Magister wurde.

Der Tag ist glücklicher, als mancher glaubt und denkt,
An dem Minerva dir den Lehrertitel schenkt,
Ernesti, werther Freund! dieweils ihr selten glücket,
Daß sie was würdigers, als deine Scheitel, schmücket.
Ich kenne dich nunmehr bereits ein ganzes Jahr,
Ich weis, wie wohl dein Geist schon vorbereitet war,
Ich sah schon dazumal die ungemeinen Schätze
An Regeln der Vernunft und kluger Weisheit Sätze,
Samt Gaben der Natur, die Gott in dich gelegt,
Als er sein Ebenbild in deinen Geist geprägt.
Bisher nahm alles zu; die Einsicht in den Sachen,
Die Kunst und Fertigkeit den Vortrag recht zu machen,
Belesenheit und Witz, und dein gesetzter Muth,
Der mehr als männlich ist, und nichts gemeines thut.
Itzt da du fähig bist, der Welt und Gott zu dienen,
Muß billig um dein Haupt der Pallas Krone grünen.

Auf! rüste denn dein Herz mit doppelt starker Kraft,
Entdecke nun den Schatz der wahren Wissenschaft,
Den du gesammlet hast, so, wie es dem gebühret,
Der mehr den Titel schmückt, als ihn der Titel zieret.
Wenn Fackeln ohne Licht, und Sterne sonder Schein,
Und Aehren ohne Frucht, und Trauben ohne Wein,
Und Meister ohne Kunst, und Lehrer sonder Lehren,
Gleich Misgeburten sind, davon wir häufig hören:

So weis ich doch von dir, daß deine Schüchternheit
Den Lehrertitel schon vor einem Jahr gescheut;
Als Wittenberg ihn dir mit innigstem Behagen,
Vielleicht nicht ohne Grund, von selbsten angetragen.
O! wer die Ehre selbst so klug verschieben kan,
Der nimmt den Titel nicht des Titels halber an;
Der will die Würdigkeit durch Werk und That bezeugen,
Sonst würd er nimmermehr auf die Catheder steigen.

Dieß konntest du, mein Freund! drum hoff ich viel von dir.

Du kömmst und praleſt nicht mit der erkauften Zier
Des blauen Lehrerschmucks; an dem die Wissenschaften,
Die man besitzen soll, doch ohne dem nicht haften.
Wie mancher hat ihn nicht, und ist dennoch gelehrt!
Wie mancher trägt ihn auch, wiewohl er nie gehört,
Was wahre Weisheit ist; der die Vernunft verdammet,
Von deren Lehren doch sein Meistertitel stammet.
Doch den, der sie verdammt, verdammt sie desto mehr,
Bedauret ihr Geschick, beklagt den Misbrauch sehr,
Der fast zur Regel wird. Wie? spricht sie, meine Feinde
Erklärt man öffentlich für meine treusten Freunde?
Die, so mich nie gesehn, und ehr Schlaraffenland,
Als den geweihten Fuß des Helikons gekannt;
Die, so von Sinnen stumpf theils sind, theils bleiben sollen;
Die, so mich ungescheut zur Närrinn machen wollen;
Die, so mich oft geschmäht, (verkehrte Raserey!)
Daß ich dem Himmel gram, des Glaubens Feindinn sey:
Die nennet man nach mir? die heißt man meine Söhne?
Was spottet man mich so? Was soll mir das Gehöne?
Verdammt sey jeder Kranz! der solche Scheiteln schmückt,
Das Reich der Wahrheit stört, der Weisheit Ziel verrückt,

Und

Und mir zum Schimpfe dient. Ich fliehe von der Erden,
Dafern mein Heiligthum so soll entweihet werden.

Doch fliehe nur noch nicht, Minerva! meine Lust!
Es weiht sich hier und da noch manche treue Brust
Zu deinem Dienst und Ruhm. Es finden sich noch Seelen,
Die dich zur Führerinn des ganzen Lebens wählen;
Die deinen hohen Preis recht gründlich eingesehn.
Die sind der Kränze werth! drum laß es nur geschehn,
Daß deine Pracht sie schmückt. Sie werden sich befleissen,
Zu seyn, was andre nur begierig sind zu heissen.
Sie werden deinen Glanz aus Nacht und Nebel ziehn,
Sie werden stets die Spur des Unverstandes fliehn,
Und, wie Erneſti, einst durch hundert klare Proben
Erweisen, daß du sie zu deinem Ruhm erhoben.

Tritt denn, erhöhter Freund! zur Philosophenzunft,
Und lehre den Gebrauch der richtigen Vernunft;
Der unerschöpften Kraft, die Gott in uns geleget,
Der Kraft, dadurch der Mensch des Schöpfers Bildniß träget.
Komm! zeige, daß Vernunft und Wahnwitz zweyerley,
Das erste Gottes Werk, das andre menschlich sey;
Ja teuflisch noch dazu: Daß jene Tugend lehret,
Wenn man nur übt und thut, was man von ihr gehöret;
Und dieser lastern fröhnt, ja ins Verderben stürzt.
Freund! wird dein Lehrerstand durch dieses Salz gewürzt:
So wird man einst von dir und diesem Tage lesen,
Er sey weit glücklicher, als mancher denkt, gewesen.

✡ ✡ ✡

* *

XVI. Schreiben.

An

Herrn M. Joh. Friedrich May,

als er ihm

an ſeinem Geburtstage

1730. den 23 Merz

eine Ueberſetzung von Lucians Abbildung eines wahren und falſchen Redners überreichte.

Mein Freund! dein Jahrfeſt kömmt und lehrt mich meine Pflicht;
Ich opfre dir dabey kein groſſes Lobgedicht,
Du haſt dergleichen ſchon von meinem Kiel vernommen,
Und manches wird vielleicht bis auf die Nachwelt kommen.
Ich liefre dir verſtzt was Ueberſetztes ein,
Das ſoll ein Ehrenmahl von deinem Tage ſeyn,
Ein ewiger Beweis von unſern Freundſchaftstrieben,
Dadurch wir uns bisher aus reiner Abſicht lieben.

Hier wiederhohl ich nur den längſtgeſchloßnen Bund,
Und mache durch dieß Blatt vor hundert Zeugen kund,
Daß Weisheit und Vernunft, durch dein unſträflich Leben,
Dem Haufen, der ſie ſchmäht, ein Tugendmuſter geben,
Dabey er ſchamroth wird. Du legeſt Proben ab,
Daß Gott uns nicht umſonſt Verſtand und Willen gab;
Und daß ein heitrer Geiſt, durch ein gegründet Wiſſen,
Nachdem er ſich bekehrt des Pöbels Wahn entriſſen,

Auch

Auch Thaten üben kan, die ſonder Tadel ſind.
Denn, iſt ſchon die Vernunft in Glaubensſachen blind;
So lehrt ſie doch ſehr wohl der Menſchen Thun und Laſſen,
Wenn man nur ſelber will, nach Tugendregeln faſſen.
Dein ſtiller Wandel zwar erſcheint nicht öffentlich;
Du haſt kein groſſes Amt: Denn, wer gedenkt an dich?
Da du die Kunſt nicht kanſt, durch Betteln, Flehn und Heucheln,
Den Groſſen dieſer Welt den Beyſtand abzuſchmeicheln.
Allein, du nützeſt viel; indem du dich bemühſt,
Der Zeit, die nach uns kömmt, geſchickte Bürger ziehſt,
Die Jugend Künſte lehrſt; und tauſend Luſt empfindeſt,
Wenn du in einer Bruſt der Tugend Trieb entzündeſt.

Genug zu deinem Ruhm! Nun lies einmal dieß Blatt,
Das dir mein Kiel geweiht und zugeſchrieben hat.
Du pflegſt die Redekunſt und Weisheit zu verbinden,
Und wirſt auch hier die Spur der alten Redner finden,
Die Lucian gerühmt. Du weiſt ſchon, wer er war,
Und wenn er ſpöttiſch ſchrieb, ſo iſts doch ſonnenklar,
Und jede Schrift von ihm läßt gar zu deutlich leſen,
Daß er der Weisheit hold, der Thorheit feind geweſen.

So wies nun Lucian den Schwätzern ſeiner Zeit,
Daß ſie den rohen Mund der Plauderkunſt geweiht,
Der alten Redner Bahn für Ungeduld verfehlet,
Und aus Bequemlichkeit der Neuern Steg gewählet.
Hat Deutſchland, werther Freund! nicht auch aus gleichem Wahn,
Die wahre Redekunſt faſt in den Bann gethan?
Wenn ſo viel Lehrer uns den Irrweg angewieſen,
Und für den Cicero den Lohenſtein geprieſen.

Die

Die Zeiten ſind vorbey. Die Einfalt wird verlacht,
Man ſchreibt und ſpricht nicht mehr mit aufgeblähter Pracht;
Die Wahrheit nimmt den Sitz auch in der Redner Munde,
Und alles, was ſie ſpricht, hat die Vernunft zum Grunde.
Ich weis, du freueſt dich bey unſrer Zeiten Glück,
Und legeſt ſelbſt, o Freund! manch edles Meiſterſtück
In Svadens Tempel ab; allwo dich alle lieben,
Die ſich mit uns zugleich in ihren Regeln üben.

So nimm denn dieſe Schrift zum Freundſchaftszeichen an,
Weil ich durch Wünſche nicht dieß Blatt verderben kan.
Ich ſage dir dabey, daß ich dich lieb und ehre,
Wenn ich das Schickſal gleich durch keine Vorſchrift ſtöre.
Dir fehlt auch wahrlich nichts: Denn du biſt ſtets vergnügt,
Weil alles, was geſchieht, ein weiſes Weſen fügt,
Das dich nicht haſſen kan! wir wollen ihm nur danken,
So wird auch künftighin dein Glücke niemals wanken.

* *

XVII. Schreiben.

Als

Herr Wilhelm Sneider, genannt Smid,

zu Halle 1730. den Doctorhut erhielt.

J. ſ. N.

Wie freudig hör ich doch, vertrautgeliebter Freund!
Daß dein gelehrtes Haupt im Doctorhut erſcheint;
Und daß dir Themis ſelbſt, für deinen Fleiß in Rechten,
Den Putz der Lehrer ſchenkt, und um das Haupt will flechten.
Ich ſag es noch einmal, Freund, ich erfreue mich!
Denn wer dein Weſen kennt, der rühmt und lobet dich,
Daß du dir endlich auch den Schmuck belieben laſſen,
Der deine Scheitel itzt ſo würdig kan umfaſſen.
Nun kehr ich wieder um, und gebe gar nicht mehr
Der alten Tadelſucht der frechen Welt Gehör,
Die alle Titel ſchilt; als ob ihr hoher Orden
Zu zahlreich, zu gemein, und ganz verächtlich worden.
Ich leugne ſolches nicht, ich hab es mitgemacht,
Weil ich den ſeichten Grund des Urtheils nie bedacht,
Nie reiflich überlegt. Itzt will ich mich bemühen,
Und ihm den ganzen Schein der Richtigkeit entziehen.

Ja, ſpricht man, dazumal verſtund man noch das Jus,
Als ein Tribonian, als ein Accurſius,

Nach

Nach vierzig Jahren kaum zu ſagen ſich erkühnten,
Daß ſie der Themis recht, wie ſichs gehörte, dienten.
Nun aber dünkt ſich ja ein junger Practicus,
Der kaum recht ſchreiben kan, ſo klug, als Bartolus;
Und ſtürbe faſt für Scham, dafern ihn die Clienten
Schlecht weg, Herr Advocat, und nicht Herr Doctor nennten.

Zum Theil hat man ſchon recht. Was Rang u. Anſehn giebt,
Iſt unſrer ſtolzen Zeit weit mehr, als je, beliebt.
Man borgt und bettelt Geld, dafür zu promoviren,
Und hungert herzlich gern, den Staat nur auszuführen.
Kein Wunder! daß darnach, wer ſchwere Beutel hebt,
Der armen Kunſt zu Troß, bey reicher Thorheit, ſtrebt,
Und, weil die Jungfern auch nach Rang und Titeln wählen,
Sehr viele Hut und Ring, die Braut zu äffen, ſtehlen.
Daher entſteht denn auch ein groſſer Uebelſtand,
Der Graduirten Zahl nimmt täglich überhand,
Und könnte mit der Zeit zu einer Laſt der Erden,
Wie ſonſt das fromme Stift der Tempelherren, werden.
Die Jugend ſtürmt ja ſchon der Themis Aufenthalt,
Ihr Schwerdt beſchützt ſie nicht vor dringender Gewalt,
Die Kränze werden ihr leicht aus der Hand gewunden,
Was Wunder? ſind ihr doch die Augen zugebunden.
Doch hebt ja den Gebrauch der Misbrauch niemals auf:
Wer ſchilt die Kaufmannſchaft im Handel, Kauf, Verkauf,
Ob gleich ſich hier und da Betrüger eingeſchlichen,
Aus deren ganzem Thun die Billigkeit entwichen?
Es ſchmückt der Lehrerhut noch manche kluge Stirn,
Und giebt er, wenn es fehlt, gleich ſelber kein Gehirn;
So trifft mans doch noch an, wie guten Wein bey Kränzen,
Wo man die Scheitel ſieht mit dieſem Schmucke glänzen.

Genug! dein Beyſpiel ſelbſt, mein Freund! beſtärket mich,
Du raubſt der Themis nichts, ſie ſelber liebet dich.
Dein Witz, dein Emſigſeyn und dein gelehrtes Wachen
Kan dir der Göttinn Huld und Herz zu eigen machen.
Da haſt du nun den Lohn, da haſt du nun die Frucht,
Darnach du längſt geſtrebt, die du ſo ſehr geſucht.
So pflegt in der Natur auf Schweiß und Samenſtreuen,
Den Schnitter bald darauf die Erndte zu erfreuen.

Glück zu, belohnter Freund! die Wohlfahrt folge dir,
Dein werthes Vaterland, dein Frankfurt winket mir,
Und will, ich ſoll dich nur zu fernerm Fleiß entzünden,
Den Lohn dafür ſollſt du in ſeinen Mauren finden.
Du thuſt es von dir ſelbſt; drum ſchweig ich mit Bedacht,
Und da auch Venus oft den Themiskindern lacht:
So wünſch ich, wenn du ſelbſt es wirſt für rathſam ſchätzen,
Daß dich die ſchönſte Braut aus Frankfurth mag ergetzen.

XVIII. Schreiben.

An den jungen Herrn Baron von Gersdorf,

bey dem Geburtstage Seines Herrn Vaters Excell.

den 19 April. 1730.

Den jungen Telemach führt dorten Mentor an,
Daß er den Vater ſucht, den er nicht finden kan;
Die Bahn der Ehren geht, und wo der Weg ſich ſcheidet,
Wie vormals Herkules den Steg der Laſter meidet.
Mein Gersdorf iſt zwar auch an Jahren Telemach,
Doch eilt er von ſich ſelbſt dem groſſen Vater nach,
Braucht keinen fremden Zug der Tugend nachzugehen,
Und bleibet nicht einmal am Scheidewege ſtehen.
Er zweifelt nicht einmal, wohin er treten ſoll,
Sein Geiſt iſt ungetheilt, ſein Herz der Triebe voll,
Die ihn zum Guten ziehn. Soll ich die Urſach ſagen:
Die Zucht des Telemachs war Fremden aufgetragen.
Ulyſſes, den der Krieg an Trojens Ufer zog,
Der ſo viel Jahre lang die weite See durchflog,
Hat ſeine Vaterpflicht an ihm nicht ſelbſt erfüllet,
Darum ward auch ſein Wunſch nicht allerdings geſtillet.
Hingegen Gersdorf wuchs vor ſeinem Vater auf;
Genoß die kluge Zucht, und ſah den Tugendlauf

Des ſchönſten Beyſpiels ſelbſt mit ungetrennten Blicken,
Das konnt in ſeine Bruſt die beſten Bilder drücken.
Nun ſehen wir in ihm des Vaters Abdruck an,
Der ſich am Sohne ſelbſt im Spiegel ſehen kan.
Was Wunder iſt es denn, daß an des Vaters Tage
Ich Wunſch und Weihrauch nur zum edlen Sohne trage?
Was einem wiederfährt, iſt beyden ſchon geſchehn;
Und dieſer wird ſehr leicht für jenen angeſehn.
Der Himmel gebe denn, daß deines Vaters Glücke,
Dich, ihm zur Freude, bald an ſeine Seite rücke.

XIX. Schreiben.

An
Jungfer Luiſe Adelg. Victoria Kulmus.

1730. den 23 September.

Victoria! Wie froh erbrach ich jüngſt das Blatt,
Das deines Bruders Hand mir eingeliefert hat.
Nun bin ich wieder froh, daß ſich dein Geiſt beqvemet,
Und ſich der deutſchen Art im Schreiben nicht geſchämet.
Die Worte flieſſen dir ſo ſanft, ſo zart und rein,
So munter, deutlich, voll, ſo ſchön und ungemein,
Als hätte Clio ſelbſt den Kiel, den du gebrauchet,
In Hippocrenens Fluth am Pindus eingetauchet.
Die Franzen werden ſtolz, wenn du franzöſiſch ſchreibſt,
Und zu der Miſſethat auch deinen Diener treibſt,
Der doch auch deutſch verſteht. Verſpare doch dein Wiſſen
Für jene, die vielleicht, wie Hunde, bellen müſſen,
Wenn man ſich nicht beqvemt und ihre Mundart ſpricht:
Bey Deutſchen ſchimpfe nur durchaus das Deutſche nicht.
Ich ſelber hab es ſchon dem Himmel abgebethen,
Daß ich Germanien ſo ſehr zu nah getreten.

Allein, Victoria! warum beſchlieſſeſt du
Den ſonſt geführten Krieg, und giebeſt dich zur Ruh?
Du biſt ja ſtark genug, an Muth und Kraft zu ſchätzen,
Was dir ſo wohl gelingt, noch ferner fortzuſetzen.

Ich bin der Gegner nicht, der dich beſiegen kan,
Du trifſt fürwahr ſo leicht nicht deinesgleichen an:
An Schönheit biſt du leicht den Schönen überlegen,
Und Männer ſcheuen dich, um deines Geiſtes wegen.
Von beyden hat mich längſt die volle Kraft gerührt:
Wie ſchnell war ich beſiegt! Wie bald hab ich geſpürt,
Daß auch ein ſtarkes Herz, das nicht ſo leicht verzaget,
Sich niemals ungeſtraft an deine Gröſſe waget.

Was Panthea betrifft, ſo glaub ich ganz gewiß,
Daß ſie mir ſelbſt durch dich die Antwort ſchreiben ließ.
Sie lebt ja noch in dir, an Geiſt, Geſtalt und Gaben,
Der Stand gebricht dir nur; den darfſt du auch nicht haben:
Ja du verlangſt ihn nicht, ſeit dem du mit Verſtand,
Nach Philoſophenart, der Stände Werth erkannt.
Du haſt ja eingeſehn, daß ſonder Witz und Tugend
Auch Fürſten Sclaven ſind; und deine weiſe Jugend,
Durch Zucht und Artigkeit und vieler Gaben Pracht,
Weit mehr, als edel iſt, ja Fürſten ſchamroth macht.
Doch hab ich mit Bedacht, was du befahlſt, geleſen.
Und wie beſchämte mich dein witzerfülltes Weſen,
Womit du mich berückt! Indeſſen, wie mich deucht,
Fällt dir die Antwort ſelbſt, in meinem Namen leicht.
Ich bin kein Biedermann, an Aufenthalt und Jahren;
(Vom Höcker ſag ich nichts) und hab es oft erfahren,
Daß eine weiſe Frau auch einen klugen Mann,
Durch Lieb und Eheſtand, recht glücklich machen kan.
Das ſchönſte Beyſpiel ſchwebt dir täglich vor den Augen:
Warum ſoll Panthea denn nicht zur Liebe taugen?

Ich bin im übrigen ſehr wohl damit vergnügt,
Daß dein vollbrachtes Werk ſo wohl verwahret liegt;

Und

Und werde mich gewiß ohn Unterlaß befleiſſen,
Die arme Prinzeßinn dem Kloſter zu entreiſſen.
Sie hat ſich ja verjüngt; was ſoll das arme Kind
Denn in der Finſterniß, wo Geiſt und Luſt verſchwindt?
Und willſt du mir erzürnt den edlen Raub verwehren:
So will ich dich auf Treu und Redlichkeit beſchwören,
Die dir gewiß befiehlt, die Misgunſt zu verſchmähn,
Auf deiner Schweſtern Nutz und deinen Ruhm zu ſehn;
Ja, müßt ich, dich zu ſehn, nach Pindus Spitzen blicken,
Mir ſelbſt den Pegaſus geneigt herabzuſchicken.

Ich ſchlieſſe. Lebe wohl und ſo vergnügt, als ich!
Doch denke, wenn du kanſt, zuweilen auch an mich!

* *

XX. Schreiben.

Bey dem Schorch- und Uthiſchen Hochzeitfeſte in Erfurth.

1730. den 14 Nov.

J. ſ. N.

Freund! den des Himels Huld mit neuem Glück beſchenkt,
Erlaube, daß mein Herz an deine Huld gedenkt,
Und ſich mit dir erfreut. Du weiſt, ſeit vielen Jahren,
Als wir in Leipzig noch Minervens Söhne waren,
Was für ein feſtes Band der Freundſchaft uns vergnügt,
Davon das Denkbild mir noch ſtets im Sinne liegt,
Und nicht verſchwinden wird, als dermaleinſt im Grabe;
Dafern ich nicht auch da davon die Fühlung habe.

Man höret, Wertheſter! du habeſt dich vermählt,
Und dir, durch kluge Wahl, ein ſolches Herz erwählt,
Das Stand und Tugend ſchmückt, der Anmuth zu geſchweigen:
Dieß treibt mich, auch entfernt, die Regung zu bezeigen,
Die meine Seele rührt. Mir ſchwebt noch immerdar
Ganz lebhaft in dem Sinn, wie ſtark dein Herze war,
Wenn deine kalte Bruſt die Reizung unſrer Schönen,
Die man ſo ſelten wen mit Großmuth ſieht verhönen,
So leichtlich überwand. Kein Scherz, kein Artigſeyn,
Kein heiſſer Buhlerblick nahm deine Sinnen ein.
Die Schönheit ſchien bey dir die Kräfte zu verlieren;
So wenig ließ dein Herz dieſelbe triumphiren.
Wie vormals Herkules die Wolluſt überwand,
Die ſein geſetzter Blick am Scheidewege fand;

Denn

Denn ſo bemüht ſie war ſein junges Blut zu regen,
So ungerührt blieb er, weil er der Tugend wegen,
Die ihm weit mehr gefiel, ſich ihrer Hand entriß,
Und auf die ſchöne Bahn der Ehren leiten ließ.
So gieng es auch mit dir. Du giengſt mit muntern Schritten
Den Wiſſenſchaften nach. Die Reinigkeit der Sitten
War deiner Jugend Schmuck. Die artige Geſtalt
Bewog faſt jedes Herz, durch ſiegende Gewalt,
Dir zugethan zu ſeyn, und mit den zärtſten Trieben,
Wie mich mein Beyſpiel lehrt, dich mehr, als ſich, zu lieben.

Das iſt der wahre Grund, warum ich oft gedacht,
Daß auch anitzo noch der Tugend ſanfte Macht
Nicht ganz geſchwächet ſey. Man lieſt vom Alterthume,
Was ihre Kraft gewirkt, mit ungemeinem Ruhme.
Zuweilen tadelt man den Abfall dieſer Zeit,
Darinnen man faſt nichts von alter Redlichkeit,
Von wahrer Ehrbegier und Menſchenliebe höret;
Als wäre der Natur der alte Lauf geſtöret.
Allein, wer giebt wohl recht auf die Exempel acht,
Dadurch manch edles Herz ſich noch zum Wunder macht?
Man ſchwärzt der Tugend Glanz mit neidiſchem Gemüthe,
Und dämpfet ihren Trieb dadurch in erſter Blüthe.
Man ſchilt es Heucheley, wenn ſie ihr Weſen zeigt.
Wer ſelbſt in Laſtern ſteckt, iſt denen nicht geneigt,
Die durch ihr weiſes Thun der Thoren Wahn beſchämen,
Als müßte man durchaus den Laſtern ſich bequemen;
Als gienge es gar nicht an, ein junger Menſch zu ſeyn,
Und ſich in rechtem Ernſt den Tugenden zu weihn,
Die kaum das Alter übt. Ja, wer ſich nicht bemühet,
Den oft beſtrickten Fuß nicht aus den Schlingen ziehet,

Die ihm die Welt gelegt; den Geiſt mit Thorheit nährt;
Der innerlichen Luſt den Ausbruch nicht verwehrt,
Bevor die Fertigkeit im Böſen zugenommen:
Dem iſt es freylich ſchwer, der Tugend nachzukommen.
Allein, wer ſo, wie du, mit früher Kraft gekämpft,
Die Knoſpen böſer Luſt in ſeiner Bruſt gedämpft,
Und glücklich übermannt; der iſt ſchon werth zu ſchätzen,
Daß wir dem Alterthum ihn an die Seite ſetzen.

Ich lobe hier, o Freund! das Prächtigſte von dir:
Allein, wo bleibet noch der Eigenſchaften Zier,
Die deine Tugenden der Welt gefällig machten,
Und dir der Menſchen Gunſt vorlängſt zuwege brachten?
Ganz Erfurt kennt dich ſchon. Dein Wiſſen nützt der Stadt,
Der dein getreuer Sinn ſich ganz gewidmet hat.
Sie ſieht dich in der Zahl der klugen Väter ſitzen,
Und ihrer Wohlfahrt Bau mit weiſem Rathe ſtützen.
O! welch ein herrlich Lob, das jeder Bürger preiſt,
Der dich den trefflichſten von Erfurths Söhnen heißt.
Das andre, das dich ſchmückt, ſo groß es iſt, muß weichen,
Und ich darf nur zuletzt den Glückwunſch überreichen.

Hier iſt er kurz und gut. Dein Ehſtand ſey beglückt!
Es werde dir das Ziel der Hoffnung nie verrückt,
Das ſich dein Wunſch geſteckt! Geneuß in jungen Jahren
Die Ehre, der oft kaum die Greiſe würdig waren!
Dein Haus vermehre ſich, und ſchenke deiner Stadt
Ein tugendhaft Geſchlecht, das dich zum Muſter hat!
Dieß iſt mein ganzer Wunſch, wozu ich dieß noch füge:
Verſtatte, daß dein Freund ſich ſtets an dir vergnüge!

✡ ✡ ✡

XXI. Schreiben.

An Se. Königl. Maj. in Pohlen,

Herrn Friedrich Auguſt,

bey dero Geburtsfeſte.

1731. den 12 May.

J. ſ. N.

Dein Feſt iſt wieder da, großmächtigſter Auguſt!
Daran dein treues Volk, mit ungemeiner Luſt,
Für deine Wohlfahrt fleht; und deines Lebens wegen,
Viel tauſend Wünſche pflegt vor Gottes Thron zu legen.
Wie jauchzt nicht abermal dein fremmes Sachſenland,
Daß Gott dein theures Haupt, ſein Glücks- u. Segenspfand,
Bisher erhalten hat! Wie eifrig ſieht ganz Meiſſen
Sein hocherfreutes Volk ſich, für dein Heil, befleiſſen,
Dem Himmel, der dich ſtärkt, den reinſten Dank zu weihn,
Und für dein ewig Wohl in Andacht brünſtig ſeyn!
Die treue Lauſnitz ſelbſt kömmt auch hinzu getreten,
Erhebt der Hände Paar zum Danken und zum Beten,
Und ſchreibt dein Lebensfeſt zu ſolchen Tagen an,
Die bey der Bürgerſchaft, wie bey dem Ackermann,
Der göldnen Zeit zu Troß, davon die Fabeln ſchreiben,
Bis auf die ſpäte Welt ein Wunder ſollen bleiben.

Ja, Herr! auch ich, dein Knecht, den Bauzen Bürger heißt,
Verehre dieſen Tag mit demuthsvollem Geiſt.

Mein

Mein Vaterland gebeuts, es heiſchens meine Triebe:
Ach, daß mir Mund und Kiel nur ungehindert bliebe!
Ach! dörfte nur mein Herz, bey allgemeiner Luſt,
Nicht voller Kummer ſeyn; der die beklemmte Bruſt
In aller Freude ſtört, und durch erpreßte Zähren,
Mir itzt den Glückwunſch hemmt u. meine Pflicht will wehren.

O Held! den jedermann mit Herzensluſt erblickt!
O König! deſſen Arm den Bürger nie gedrückt!
O Vater! deſſen Huld viel tauſend Lippen preiſen;
Vor Schmerzen kan ich mich voritzt nicht froh erweiſen.
Ich war von Jugend auf den Künſten zugethan,
Die Muſen führten mich auf ihrem Hügel an,
Minerva tränkte mich mit ihren Nahrungsſäften,
Und mein geſtärkter Geiſt kam allgemach zu Kräften:
Nur Mars verſtörte mich in meiner Emſigkeit,
Entriß die Feder mir, und trieb mich in den Streit,
Und ſchlug mir durch die Macht der Waffen, die mich blenden,
Mein Liebſtes auf der Welt, die Bücher, aus den Händen.

Dieß trug ſich damals zu, als deines Heeres Pracht
Europa ganz erſtaunt und faſt entzückt gemacht;
Als deine Schaaren, Herr! in leichten Hütten wohnten,
Und in der Kriegeskunſt nicht Schweiß, nicht Kräfte ſchonten.
Was ferner da geſchah und aller Welt gefiel,
Und was dich ewig macht, das ſchreibt ſchon mancher Kiel
In den Geſchichten auf. Ich hab es auch geſehen.
Doch iſt es nur aus Zwang und ſonder Luſt geſchehen.
Die Muſen lagen mir noch allezeit im Sinn,
Und zogen meinen Geiſt noch ſtets nach Bauzen hin,
Wo meine Schüler noch nach ihrem Lehrer fragten,
Und ihre Lehrbegier zu keinem andern wagten.

Da war mein ganzes Herz, im Lager nur der Leib,
Die Waffen ſchienen mir ein ſaurer Zeitvertreib;
Und da ſie Tauſenden die ſchönſte Luſt erwecken:
So wollte dennoch mir die rauhe Koſt nicht ſchmecken.
Die bloße Hoffnung, Herr! hat mich bisher genährt,
Es hätte nun mein Gram die längſte Zeit gewährt.
Man hat mirs zugeſagt, mich wieder frey zu nennen,
Sobald ſich von Zeithayn das Lager würde trennen.
Dieß iſt bereits geſchehn; das ganze Jahr iſt voll,
Doch wünſch ich noch den Tag, der mich befreyen ſoll!
Ich wünſche, doch umſonſt! Ich bitte, doch vergebens!
Und kürze, durch den Gram, die Helfte meines Lebens.
O König! rühret dich ein treuer Unterthan:
So ſchaue meinen Schmerz und meine Wehmuth an.
Ich habe dir gedient, und bin getreu geweſen;
Drum laß mich auch nunmehr den Abſchied wieder leſen.
Wo man gezwungen geht, da bleibt man ſtets zurück,
Nur was man gerne thut, befördert unſer Glück.
Wenn dir mein Dienſt bisher noch brauchbar hat geſchienen:
So will ich dir weit mehr durch Buch und Feder dienen.
Es fehlt an Leuten nicht in deiner Länder Zahl,
Die dir zu Tauſenden, mit Pulver, Bley und Stahl,
Zu dienen fertig ſtehn, und alles für dich wagen:
Nur ich bin ungeſchickt, die Waffen recht zu tragen.
Nun, Herr! ich bin getroſt und voller Zuverſicht,
Denn du verſchmäheſt mich und meine Klagen nicht.
Den Muſen biſt du hold, und pflegſt ſie auch zu ſchützen:
Drum wird dein Gnädigſeyn auch meiner Wohlfahrt nützen.
Ein Wort macht mich beglückt. Sprich nur ein Wort, o Held!
So wird mein ganzes Glück auf einmal hergeſtellt;
So wird mein froher Mund, zugleich mit Bauzens Weyſen,
Die meine Schüler ſind, dein Vaterherze preiſen.

* *

XXII. Schreiben.

An

Se. Königl. Majest. in Pohlen, Friedrich August.

J. f. N.

Zwey Monat sind es fast, o gnädigster August!
Als dein getreuster Knecht mit hartbeklemmter Brust
Vor deinem Throne lag, sein Flehen und sein Bitten
In deinen Vaterschooß mit Wehmuth auszuschütten.
Dein gütiger Befehl erlaubte, was geschah,
Daß ich dein Angesicht in solcher Nähe sah,
Dein göttlich Angesicht, das nur der Bosheit dräuet,
Und jeden Unterthan, der redlich ist, erfreuet.
Du selber riefest mich in dein Gemach hinein;
So gnädig wolltest du vor tausend Fürsten seyn,
Die, wenn der Bürger Noth sie zwinget anzuklopfen,
Tyrannen ähnlich sind, und Ohr und Herz verstopfen.

Nein, Herr! so herrschest du in deinen Ländern nicht,
Du hast ein Vaterherz, das für Erbarmen bricht,
Wenn seine Kinder ihm des Kummers Grösse klagen;
Und ich kan selbst davon aus eigner Fühlung sagen.
Du, Herr! befreytest mich von meiner Dienstbarkeit;
Und o! wie ungemein ward ich dadurch erfreut!
Mein ganzes Herz empfands; mein Kummer war gebrochen,
So bald dein sanfter Mund mich selber losgesprochen.

Die

Die Sonne ſcheint ſo ſchön in Frühlingstagen nicht,
Als ſo ein Gnadenſtral aus deinem Angeſicht:
Denn dieſes war ſo reich an hulderfüllten Minen,
Daß mir ſein Anblick faſt was göttliches geſchienen.

Indeſſen, groſſer Held! verzeihe deinem Knecht,
Ich wag es noch einmal, und fleh um Gnad und Recht.
Was hilft dein Gnädigſeyn, wenn die es hindern wollen,
Die deine Diener ſind, und dir gehorchen ſollen?
Du ſprichſt mich ſelber los; dein Wort wird kund gethan;
Ich geh und melde mich bey meinen Obern an;
Ich rühme deine Huld, dein königlich Bezeigen:
Doch hör ich jedermann von der Erfüllung ſchweigen.
Man ſchiebt ſie täglich auf. Ich laſſe doch nicht nach,
Ich preiſe hundertmal, was mir dein Mund verſprach:
Allein man hört es nicht, man will es nicht verſtehen,
Und läßt mich unerhört und traurig von ſich gehen.

O Herr! erkenne nun, was mich bisher gequält,
Wiewohl es nicht an dir und deiner Huld gefehlt.
Ich habe ſtets geglaubt, was Gott und Fürſten ſprechen,
Das dörfte nie ein Menſch, kein Diener unterbrechen.
Wie kömmt es denn allhier, daß deiner Gnade Preis
Der Ungehorſam noch zu hintertreiben weis?
Die Sonne ſtralt zwar ſtets an den gewölbten Zimmern,
Allein, man ſieht ihr Gold nicht ſtets auf Erden ſchimmern:
Weil dicke Wolken ſich nur allzu oft bemühn,
Den Einfluß ihres Lichts den Menſchen zu entziehn:
Bis ihr geſtärkter Stral durch Dampf und Dünſte dringet,
Und der betrübten Welt die Wärme wiederbringet.

Zerſtreue doch auch du die Nebel meiner Noth,
Mein König und mein Herr! Das ſüſſe Morgenroth,

Woma

Womit dein Antliß lacht, hat mich ſchon angeblicket,
Und meine Bruſt bereits recht innizlich erqvicket.
Iſt ſo die Demmerung von meinem Glück geſchehn:
Ach! laß mich endlich auch den vollen Mittag ſehn;
Vertreibe ganz und gar die Schatten meiner Sorgen
Und zeige mir das Licht, das mir der Neid verborgen.
Man giebt dir ſonſt ein Lob: Was König Auguſt ſpricht,
Das trifft unfehlbar ein, das trüget wahrlich nicht!
Der Ungehorſam, Herr! ſucht dir den Ruhm zu rauben,
Und will, man ſoll hinfort nicht deinen Worten glauben.

Wohlan, ich hoffe ſchon! mein Wunſch wird noch geſchehn,
Wie eifrig will ich nicht für meinen König flehn!
Was wird mein Vater ſelbſt, um dieſer Gnade wegen,
Für Dankbarkeit und Treu für ſeinen Zepter hegen!
Sechs Wochen hat er ſchon in Dreßden zugebracht,
Und täglich mit Begier mich frey zu ſehn gedacht;
Ja, in der ganzen Zeit ſein Haus und Hof vergeſſen,
Allwo er, ohne mich, in Kümmerniß geſeſſen.
Der, als dein treuſter Knecht, ja meine Vaterſtadt,
Die mich, als ihren Sohn, bisher vermiſſet hat,
Wird, theureſter Auguſt! mit innigſtem Ergetzen
An Gnad und Gütigkeit dich unvergleichlich ſchätzen.

XXIII. Schreiben.

An den

Hrn. D. Andreas Wagnern,

bey der Magiſterpromotion

Seines älteſten Herrn Sohnes.

1731.

Wie ſehr ich dich bisher, mein Wagner! hochgeſchäzt,
Wie ſehr mich dein Verſtand und redlich Herz ergeßt,
Und kurz, dein tugendhaft, gelehrt und kluges Weſen
Laß ich zum erſtenmal in dieſen Zeilen leſen.
Ich hätt es längſt gethan, aus Antrieb meiner Pflicht,
Es fehlte mir dazu an Luſt und Vorſaz nicht:
Allein, ich wünſchte ſtets, mit ſehnlichem Verlangen,
Mehr Anlaß, als bisher, zur Lobſchrift zu empfangen.
Ich dringe mich nicht gern durch Schmeicheleyen ein,
Mein Griffel wollte nur der Wahrheit Herold ſeyn;
Und wartete mit Fleiß auf öffentliche Proben,
Um deine Trefflichkeit auch öffentlich zu loben.

Daran gebrach es mir. Denn ob dir wohl kein Tag,
Kein Augenblick vergeht, der nicht bezeigen mag,
Wie nüzlich dein Bemühn der Stadt, dem Vaterlande,
Und Sachſens Nachbarn iſt; indem man mit Beſtande
Gar wohl behaupten kan, daß deinen Wiz und Fleiß
Halb Deutſchland ſchon genießt, und ſehr zu rühmen weis:
So war doch dieſes mir, wenn ich dich loben wollte,
Kein ſattſamer Beweis, der andern zeigen ſollte,

Warum ich dich gerühmt. Die Welt verlangt was mehr,
Und giebt uns eher nicht ein gütiges Gehör,
Als bis man öffentlich was ſonderbares findet,
Worauf man denn das Lob berühmter Häupter gründet.
Daher geſchieht es denn, daß oft ein Namensfeſt,
Oft noch was wenigers, den Anlaß finden läßt,
Zu preiſen, wen man ehrt. Allein das heißt gezwungen:
Drum hab ich meinen Reim dir ſo nicht aufgedrungen.

Das nächſtverwichne Jahr verſprach mir ſchon ſehr viel;
Das Schickſal zeigte mir das längſtgeſuchte Ziel,
Indem ich ſchon vernahm, daß endlich Wunſch und Hoffen,
Durch dein vergröſſert Glück vollkommen eingetroffen.
Man ſprach, der Sachſen Haupt, (welch ein gerechter Held!)
Auguſtus, hätte dich in ſeinen Rath geſtellt,
Der Hof und Land regiert. Es war auch kein Gedichte,
Die Wahrheit ſchützte ſelbſt das flüchtige Gerüchte.
Du hatteſt in der That die Ehre längſt verdient,
Ob deine Demuth gleich ſich niemals recht erkühnt,
So hoch empor zu ſehn; und gar das Glück zu zwingen,
Durch Gunſt u. Geld, den Lohn für dein Verdienſt zu bringen.
Wie rühmlich war dirs nun, was dazumal geſchah,
Daß Hof und König ſelbſt auf jeden Vorzug ſah,
Der dich vor andern ſchmückt, und ohne dich zu fragen
Die neue Würde dir aus Gnaden angetragen.

Allein hier zeigte ſich auch die Beſcheidenheit,
Die deine Tugend ziert. Das Gift der Eitelkeit
Hat dich wohl nie befleckt. Du pflegſt durch bunte Schaalen,
Darinn der Kern gebricht, der Welt nichts vorzupralen.
Und haſt du dieſen nur, ſo achteſt du es nicht,
Wenn gleich von auſſen dir ein groſſer Schein gebricht.

So

So gieng es denn auch hier. Du wareſt ſchon zufrieden,
Mit dem, was dir das Glück und dein Verdienſt beſchieden,
Und ſchieneſt, da ſich ſchon des Alters Vorſpiel zeigt,
Zu keiner Aenderung der Lebensart geneigt:
Zumal es beſſer bleibt, verdienen, und nicht haben,
Als leer an Würden ſeyn, und ſich an Titeln laben.

So ward indeſſen mir der Anlaß auch geraubt,
Den ich, zu deinem Ruhm, zu haben ſchon geglaubt.
Ich ſchwieg alſo bisher, und lernte mit Ergetzen,
Dein Weſen, theurer Mann! faſt täglich höher ſchätzen.
Dein Bruder, der wie du, des Landes Wohlfahrt ſtützt,
Gerechtigkeit und Recht durch manchen Ausſpruch ſchützt,
War ebenfalls, wie du, ein Vorwurf meiner Augen,
Und konnte mir, nebſt dir, zum Muſterbilde taugen.
Zum Muſter, daß ſich noch ein tugendhafter Mann
Durch Fähigkeit und Fleiß zu Ehren bringen kan.
Doch mußt ich alles das noch allezeit verſchweigen,
Und dorft es eher nicht, als heute, deutlich zeigen.

Denn itzt erſcheint der Tag, da dein geſchickter Sohn
Minervens Liebling wird, indem des Fleiſſes Lohn,
Der ſchöne Lehrerſchmuck im Philoſophenorden,
Mit allgemeinem Ruhm auch ihm zu Theil geworden.
Ganz Leipzig ſieht dabey die wohlgerathne Frucht,
Das ſchönſte Probeſtück von Wagners kluger Zucht;
Des Vaters Ebenbild in ſeines Sohnes Jugend,
Und dieſen auf der Spur der väterlichen Tugend.
Man ſiehts und lobet dich, und rühmt den Sohn zugleich,
Und wer nicht neidiſch iſt, wird am Vergnügen reich,
Und wünſcht der Vaterſtadt viel Väter deinesgleichen,
Viel Söhne, wie dein Sohn, dem tauſend Söhne weichen.

Ich merke, daß man hier vielleicht den Einwurf macht,
Es sey kein Lob für dich, was ich hier ausgedacht;
Das hieſſe gar nicht viel, den Sohn dahin zu führen,
Wo ſo viel andre ſtehn, und ſich mit Lorbern zieren;
Und wo die Würdigkeit nicht ſtets alleine macht,
Daß ihnen ſolcher Schmuck vor andern wird gebracht.
Das ſey kein groſſer Ruhm, den Sohn nach zwanzig Jahren
Magiſtermäßig ſehn; nachdem man oft erfahren,
Daß hier und ſonſten oft ein funfzehnjährig Kind,
Bey dem Verſtand und Witz noch gar nicht zeitig ſind,
Der weiſen Pallas Ring, nicht ohne Ruhm, gewonnen:
Und alſo hätt ich dir ein ſchlechtes Lob erſonnen.

Jedoch, was ich gethan, iſt mit Bedacht geſchehn.
Ich habe deines Sohns Geſchicklichkeit geſehn,
Und ſeinen Fleiß erkannt, und dich und ihn geprieſen,
Wenn beyder edles Thun ſich ſo geſetzt erwieſen;
Nicht gar zu ſehr geeilt, wie ſo viel andre thun,
Die nachmals müde ſind, und deſto länger ruhn:
Nein, ſondern Schritt vor Schritt die rechte Bahn gegangen,
Um deſto ſicherer zum Zwecke zu gelangen.

Das wird gewiß geſchehn; man ſieht es ſchon voraus.
Erfreue dich dabey, du hochgeſchätztes Haus!
In kurzem wird die Welt aus tauſend Früchten leſen,
Wie edel dieſes Reis, wie ſchön ſein Stamm geweſen.

XXIV. Schreiben.

Als Herr Joh. Friedrich Wilhelm von Jeruſalem

die philoſophiſche Lehrerwürde in Wittenberg annahm. 1731.

So nimmſt du endlich doch den Schmuck der Pallas an,
Den mancher, werther Freund! ſo ſchwer erwerben kan;
Und zeigeſt, daß du dich nicht übereilen wollen,
Obwohl die Göttinn dir ihn längſt ſchon ſchenken ſollen.
Fünf Jahre ſind es faſt, daß Leipzig deinen Geiſt
Mit Witz, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft geſpeiſt:
Und dein Bemühn iſt hier ſo glücklich angeſchlagen,
Daß dein Verſtand und Fleiß viel Ruhm davon getragen.

Ja, Freund! die Ehre folgt der wahren Tugend gern.
Man unterſcheide nur die Schalen und den Kern;
Vermiſche nicht An Blatt voll ſchmeichelhafter Lügen,
Daran ſich meiſtentheils die Thoren nur vergnügen,
Mit einem echten Ruhm, den ſelbſt die Wahrheit giebt.
Man weis, wie ſehr der Stolz der Heuchler Weihrauch liebt;
Darum erzwingt er ihn mit Schmauſen, Spielen, Sauſen,
Ja, pfleget ihn wohl gar mit Gelde zu erkaufen.
Alsdann heißt ſolch ein Held, den Phöbus nie gekannt,
Minerva nie geliebt, vielminder Sohn genannt,
Die Muſen nie genährt, der Abſchaum eitler Geiſter;
Ein kurzer Inbegriff der ſieben weiſen Meiſter.

Mich, Werther! kennſt du ſchon u. haſt vielleicht bemerkt,
Daß meine Muſe nie der Laſter Wahn geſtärkt.

Mein Lob iſt für Geſchenk und Gold nie feil geweſen,
Und wer es dafür hofft, kriegt nie ein Blatt zu leſen.
Es kan zwar wohl geſchehn, daß auch mein Urtheil fehlt,
Und dieſen oder den zur Zahl der Weiſen zählt,
Der ſolches nicht verdient: Weil oft der Anblick trüget,
Wenn der verdeckte Schalk zu tief verborgen lieget.
Allein, ich opfre doch die Wahrheit nicht dem Nutz,
Ich ſchmück ein thöricht Thun durch keinen falſchen Putz:
Mit Vorſatz lüg ich nicht; und hab ich je gelogen,
So hat der Schein mich ſelbſt gewiß zuerſt betrogen.
Bey dir geſchah dieß nie, ſo lang ich dich gekannt.
Der Thorheit warſt du feind, und haſt vor Luſt gebrannt,
Der wahren Weisheit Kern und Innerſtes zu ſchmecken:
Wer konnte dir ſo viel, als du gewünſcht, entdecken?
Das iſt der Wahrheit Art. Jemehr man ſie erblickt,
Um deſto heftiger wird man von ihr entzückt.
Wie ein Verliebter ſonſt an ſeiner Schönen hänget,
Die durch der Anmuth Netz ihn immer beſſer fänget,
Und endlich ſo beſtrickt, daß Bruſt und Geiſt zuletzt
Sich ſelbſt an Amors Joch und Sclaverey ergetzt:
So gieng es auch mit dir. Des groſſen Leibnitz Lehren
Bewogen dich zuerſt, ſie fleißig anzuhören.
Jemehr du dieß gethan, jemehr empfand die Bruſt
An ihrer Gründlichkeit und Ueberzeugung Luſt.
Wo bleibt dein edler Fleiß in Svadens Heiligthume?
Denn nicht der kleinſte Theil von deinem wahren Ruhme
War die Beredſamkeit. Es gab dir die Natur
Den Geiſt und Mund dazu: Du folgteſt ihrer Spur,
Und giengſt den Regeln nach, die niemand darf verlaſſen,
Der uns Verſtand und Herz am rechten Orte faſſen
Und überreden will. Der alten Griechen Bahn,
Darauf ihr ſiegend Wort manch Wunderwerk gethan,

War auch dein liebſter Pfad. Hier haſt du dich geübet,
Und ihre Muſter mehr, als neuen Tand geliebet.
Nun ſchreibſt und ſprichſt du wohl. Das macht, du denkeſt erſt,
Verſtehſt und glaubeſt ſelbſt, bevor du andre lehrſt:
Und darum kan es dir an Beyfall nicht gebrechen;
Wer dir nicht glauben will, der höre dich nur ſprechen.
So klingt das kurze Lob, das dir mein Griffel giebt:
Doch ſeht! wird nicht der Neid nach ſeiner Art betrübt?
Er wirft den Zweifel ein: Was man von dir geprieſen,
Das ſey noch öffentlich durch keine Schrift erwieſen.
O Einwurf ohne Grund! Mein Freund! wer ſchließt denn ſo?
Dort ſchreibt Herr Gernegroß ein Buch in Folio;
Drum iſt er grundgelehrt: Socrat hat nichts geſchrieben;
Drum iſt er lebenslang ein Ignorant geblieben.
Heißt das nicht demonſtrirt? Wie mancher ſchreibt doch nicht,
Von dem hernach die Welt mit gutem Grunde ſpricht:
Ach! hätte doch der Mann die Bücher nicht geſchrieben,
So wäre noch ſein Witz in mehrerm Ruff geblieben!
Doch, Freund! indem dich itzt Minervens Lorber ſchmückt,
So wirſt du uns zugleich aus Leipzig weggerückt.
Ach! ſchade, daß wir dich bereits verlieren ſollen,
Da ſich die Muſen erſt an dir recht laben wollen!
Wiewohl dein Osnabrück verlanget dich zu ſehn.
Zeuch hin! doch ſag ihm auch, wie ſchmerzlich es geſchehn.
Zeuch hin! denn haſt du hier an Pallas Bruſt geſogen;
So biſt du doch allda gebohren und erzogen.
Zeuch hin! und mache bald die ſchönen Gaben kund,
Die dein verklärter Geiſt, die dein beredter Mund
Zurück nach Hauſe bringt. So wird ſich niemand ſcheuen,
So manches Jahr, als du, der Lehrbegier zu weihen.

✲ ✲ ✲

XXV. Schreiben.

Bey der
glücklichen Ankunft in Leipzig

Herrn Johann Gottfrieds von Diesſeldorf,

Bürgermeiſters in Danzig. 1731.

J. ſ. N.

Geprieſner Diesſeldorf! hier kommt ein frohes Blatt,
Das allen ſeinen Werth von deinem Namen hat,
Und von der treuen Pflicht, womit wir uns erkühnen,
Durch unſer Seytenſpiel dich eifrigſt zu bedienen.
Zwar ſchließt uns Danzig nicht, ſo wie vor kurzem, ein,
Doch ſoll der Ehrfurcht Macht darum nicht ſchwächer ſeyn,
Dir freudig dazuthun, daß auch allhier in Sachſen
Der Eifer für dein Wohl, ſo wie dein Ruhm, gewachſen.
Du Zierde deiner Stadt, du, deiner Bürger Luſt,
Dein ſtetes Wohlergehn erfreut die treue Bruſt
Der Muſen, die dein Lob zum Zeitvertreib erleſen.
Wer ehrt und rühmt dich nicht? Dein ungemeines Weſen
Gab dir vorlängſt den Preis des Römers Tullius,
Den Rom und alle Welt noch itzt verehren muß;
Weil er das Heil der Stadt und ſeiner Bürger Rechte
Mit ganzer Macht beſchützt. Das menſchliche Geſchlechte
Verehrt von Anbeginn die Häupter alter Zeit,
Die für ſein Heil gewacht. Zwar Muth und Tapferkeit

Sind

Sind Heldentugenden, die ganzen Völkern nützen;
Doch auch zur Friedenszeit der Bürger Wohlfahrt ſtützen.
Der Freyheit Schutzherr ſeyn, den Laſtern Einhalt thun,
Und in der Tugend Dienſt zu keiner Stunde ruhn,
Sind Thaten, theures Haupt! die mehr, als andre Sachen,
Das Lob der Sterblichen durchaus unſterblich machen.

Und die verrichteſt du, mit recht geprieſner Mann!
Man ſchaue nur den Flor des edlen Danzigs an,
Das Glück der Bürgerſchaft, im Handel, in Geſchäfften,
Und ſehe denn, wie du bisher mit allen Kräften
Für das gemeine Heil der Vaterſtadt gewacht,
Und ſtets an deinen Nutz zu allerletzt gedacht:
So wird man ſelbſt geſtehn, daß ſolche Friedensthaten
Dir zu viel gröſſerm Ruhm, als Helm und Schwerdt, gerathen.

Hat ſich die Weichſelſtadt durch Reichthum, Glanz u. Macht
Nicht auf der Städte Thron am ganzen Belt gebracht?
Wo ſieht ein Handelsplatz mehr bunte Flaggen wehen,
Als Danzigs Münde läßt in ihrem Hafen ſehen?
Hier läuft halb Engeland mit reicher Ladung ein,
Hier nennt der Batave die Anfurt ungemein,
Und führt ihr alles zu, was er viel tauſend Meilen
Aus Indien gebracht. Selbſt Frankreich bringt zuweilen
Die Frucht Burgundiens und ſein Gewebe hin,
Dafern nicht Holland ihm, aus Liebe zum Gewinn,
Den weiten Weg erſpart. Die Dänen, Schweden, Reuſſen,
Als Meiſter von der See, ja ſelbſt das Haupt in Preuſſen,
Das groſſe Königsberg, verfügt ſich mit Begier
In ſeiner Wälle Kreis, und ankert gern dafür.
Da pflegt denn Maſt an Maſt, und Bort an Bort zu rühren,
Da iſt auf klarer Fluth ein dichter Wald zu ſpüren,

Da ſchwimmet eine Stadt auf ſanften Wellen her,
Die alles in ſich hält, was das entlegne Meer,
Was Oſt und Süd und Weſt an Koſtbarkeit und Schätzen
Dem Norden zinſen muß. Hier hört man mit Ergetzen
Die Sprachen aller Welt. Man ſieht der Völker Art
So deutlich als daheim, wo jedes Bürger ward.
So ſteigt der Ueberfluß durch Handel und Gewerbe,
Und ſo wird Stadt und Land ein recht geſegnet Erbe.

Doch wie vertieft ſich hier der halbentzückte Kiel?
Zwar ſchreibt von Danzigs Ruhm nicht leicht ein Rohr zuviel:
Das Lob der Vaterſtadt entzückt die regen Geiſter,
Und ſo vergißt man faſt den Preis der Bürgermeiſter.
Allein, wer Städte lobt, der lobt auch die zugleich,
Die ihre Väter ſind. Und wenn ein Haupt ſo reich
An edlen Trieben iſt, als Dieſſeldorf ſich zeiget,
Durch deſſen Sorg und Fleiß die Wohlfahrt täglich ſteigt:
So hört es nichts ſo gern, als von der Bürger Flor,
Und zieht den Ruhm der Stadt dem eignen Lobe vor,
Ja findet in der That kein herzlicher Vergnügen,
Als wenn die Vaterſtadt auch unter ihm geſtiegen.

Dieß rühmet man von dir, auch wo die Pleiſſe fließt,
Allwo der Muſenbrunn ſich reichlicher ergießt,
Als irgend anderwerts. Hier zeigt man unſrer Jugend
Die Bahn zur Wiſſenſchaft, doch auch zu deiner Tugend
Hier treffen wir noch ſtets die edlen Spuren an,
Darauf du Tauſenden es längſt zuvor gethan.
Und dieſes Beyſpiel läßt uns oft ſo wenig ſchlafen,
Als den Themiſtocles die lorberreichen Waffen,
Wodurch Miltiades ſein Ehrenmaal verdient.
Verzeihe nur, daß hier ſich unſre Pflicht erkühnt,

Ein

Ein ſchwaches Bild von dir in Reimen zu entwerfen,
Wozu die Muſen ſelbſt die Federn ſollten ſchärfen.
Wir ehren dein Verdienſt, und da es ſich gefügt,
Daß deine Gegenwart in Leipzig uns vergnügt,
Verdoppelt ſich in uns der Eifer, der uns treibet,
Daß Herz und Hand und Kiel die treuen Wünſche ſchreibet.

Zeuch glücklich hin und her, du ſelbſt und dein Gemahl,
Das dich durch Tugenden, wie durch der Schönheit Stral,
Und Geiſt und Witz ergetzt: Zeuch hin auf ſichern Wegen!
Es müſſe ſich kein Wind um deine Scheitel regen,
Der dir beſchwerlich ſey. Die blühende Natur
Erfriſche deine Kraft auch in der Brunnencur,
Und ſchenke deiner Bruſt verjüngter Adler Stärke,
Daß Danzig ſelbſt die Frucht von unſern Wünſchen merke.

XXVI. Schreiben.

An die

Frau D. Volkmannin.

1732. im Jenner.

Belobte Volkmannin! du ſchreibeſt mir ſo ſchön,
Daß ich mir ſchwerlich darf die Antwort unterſtehn.
Die Reime flieſſen dir ſo rein und ungezwungen,
Als ſie vor Zeiten kaum der Sapphe ſelbſt gelungen:
Jedoch ich tadle ſie, (du haſt es mir erlaubt)
Und habe kaum davon das zehnte Wort geglaubt.
Was meynſt du nun von mir? Mich dünkt, du wirſt mich ſchelten,
Und läſſeſt mich den Spruch durch deinen Zorn entgelten.
Doch, was kan ich dafür? du haſt mirs auferlegt,
Drum nimm damit vorlieb, wie man zu ſagen pflegt;
Und zwinge niemand mehr zu Leiſtung ſolcher Pflichten,
Die ſo vermögend ſind, ein Unheil anzurichten.

Allein, ich fahre fort, nachdem ich es gewagt,
Und dir ſo deutſch und rund die Wahrheit hergeſagt:
Denn dieſe ziert allein die Schriften der Poeten,
Und wo man ſie vermißt, da muß das Blatt erröthen.
Nicht ſo? du giebſt mir recht, geſchickte Dichterinn!
Wie kömmts denn, daß nur ich nicht werth geweſen bin,
Die Wahrheit, die dir ſonſt beſtändig lieb geweſen,
In deiner letzten Schrift, nach alter Art, zu leſen?

Du

Du lobſt mich gar zu ſehr, und ſetzeſt keinen Reim,
Den nicht die Schmeicheley, durch ſüſſes Honigſeim,
Ganz überzogen hat. Wie hab ich das verdienet?
Hat deine Muſe ſich nicht gar zu viel erkühnet?
Wenn ſie ein Lob beſingt, das ſo verächtlich iſt,
Und wo man überall der Wahrheit Spur vermißt.
Doch daß du wiſſen magſt, was mir im Sinne lieget:
So glaube, daß mich nie ein Schmeichelwort vergnüget.

Ich weis wohl, was du denkſt. Mich dünkt, du rufſt mir zu.
Mein Freund! wer lobte wohl bisher ſo gern als du?
Ganz recht, ich kenne mich, und will es frey geſtehen,
Ich kan mich ebenfalls, wie ſonſt ein Menſch, vergehen.
Ich habe gern gerühmt, und ſtimmte manches Lob
Mit groſſem Jauchzen an, das den und die erhob.
Zuweilen wuſte ich gar aus den geringſten Sachen,
Die Star und Mops verübt, ein Wunderding zu machen.
Ich pries was mäßiges als unvergleichlich an,
Und ob ich gleich dadurch der Wahrheit weh gethan:
So war die Abſicht doch nicht völlig zu verwerfen;
Ich ſuchte durch den Ruhm den Tugendtrieb zu ſchärfen.

Doch, als die Weisheit mir nach dieſem vorgeſtellt,
Man fände nichts ſo ſchön und trefflich in der Welt,
Das ohne Tadel wär, und keine Flecken hätte:
So ſeufzt ich oftermals mit jenem um die Wette,
Der ſtets mit Traurigkeit der Menſchen Schwachheit ſah,
Wenn, nach des Pöbels Wahn, die gröſte That geſchah.
So iſt denn, war mein Wort, kein Sterblicher zu leben?
So wird denn all ihr Thun ganz unverdient erhoben?
So iſt denn keine That in allen Stücken rein?
Ja ja, wer loben will, der muß ein Lügner ſeyn.

Thalia muſte mich alsbald zum Schüler nehmen;
Ich fieng ſatiriſch an, die Thorheit zu beſchämen,
Ich deckte manches auf, das ſchön von auſſen war,
Und ſtellte manch Geſicht in ſeiner Blöſſe dar:
In Hoffnung, dergeſtalt, durch die entlarvten Flecken,
Die gleißneriſche Welt vom Böſen abzuſchrecken.

Allein, es war umſonſt, die Lauge biß zu ſcharf.
Es hieß: Wie geht es zu, daß der ſo läſtern darf?
Wer hat ihm immermehr das Strafamt aufgetragen?
Und wer wird endlich was nach ſeinen Lehren fragen?
So war mein Hoffen aus. Ich merkte, daß die Welt
In allem, was ſie thut, nicht viel auf Regeln hält,
Und lieber blindlings tappt, als recht im Lichte gehet,
So nah ihr ſichrer Fuß an tauſend Fallen ſtehet.
Drum hab ich nach und nach Thalien abgeſchafft,
Und weil mich Phöbus noch, mit ungeſchwächter Kraft,
Zur Dichtkunſt angeſpornt: So hat mir unter allen,
Die ſeine Schweſtern ſind, Melpomene gefallen.

Die hat mich, ſeit der Zeit, mit vielem Ernſt gelehrt,
Wie man der Tugend Werth in klugen Fabeln ehrt,
Der Alterthümer Nacht in hellen Tag verwandelt,
Und in dem Trauerſpiel von Sittenlehren handelt;
Wie man die Weisheit malt, der Großmuth Stärke zeigt,
Wenn ein geſetztes Herz kein harter Zufall beugt;
Wie hoch die Beſtheit wächſt, wenn ihr die Frevelthaten
Erſt wohl von ſtatten gehn, und recht nach Wunſch gerathen;
Und wie des Himmels Zorn mit ſich nicht ſcherzen läßt,
Wenn ſein gereizter Arm zuletzt der Laſterneſt,
Mit ſiegender Gewalt im größten Wüthen wehret,
Und ihre Ketzerey auf ihre Scheiteln kehret.

Dieß

Dieß iſt die ſichre Bahn, darauf mein Geiſt ſich übt,
Wo er nicht ſchmeicheln darf, auch nicht das Tadeln liebt;
Nur bloß die Tugend lobt, nur bloß das Laſter ſchändet,
Weil weder Eigennutz, noch Furcht ſein Auge blendet.

Doch, wo geräth ich hin? Du kanſt hieraus erſehn,
Daß deiner Poeſie kein Unrecht iſt geſchehn,
Belobte Dichterinn, wenn ich dir vorgerücket,
Daß ſie mein kleines Lob mit Reimen ausgeſchmücket.
Mehr hab ich nicht bemerkt, daß auszuſetzen ſey.
Philander, den du ehrſt, verdient es zweifelsfrey,
Und läßt ſich für den Gruß, durch meinen Kiel bedanken,
Doch zählt der theure Mann ſich längſtens zu den Kranken.
Die Augen werden ſtumpf, es ſchwindet alle Kraft,
Und ſo fällt nach und nach des Geiſtes Eigenſchaft,
Davon die halbe Welt bisher die Frucht geleſen;
Und kurz, er iſt kaum halb, was er bisher geweſen.

Dein Hofmann grüſſet dich, ſo wie mein Jonathan;
Verrichte dieß von mir an deinen werthen Mann,
Und was dir angehört. Viel Glück zum neuen Jahre!
Gott gebe, daß man ſtets viel Guts von dir erfahre.

XXVII. Schreiben.

An

Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen,

bey Gelegenheit der im Jahre 1732.

in Dreßden

angeſtellten Faſtnachtsluſtbarkeiten.

Nun hab ichs ſelbſt geſehn, nun weis ich, wie es iſt,
Mein König! wenn dein Volk des Kummers ganz vergißt;
Indem es voller Luſt nach deinen Zimmern eilet,
Und da die Faſtnachtsluſt mit deinem Hofe theilet.
Ich hatt es längſt gehört: Allein, wer glaubt ſo leicht,
Wenn alles, was man ſagt, uns unbegreiflich deucht,
Und fabelhaftig klingt? Nun hab ichs ſelbſt geſehen,
Nun weis ich, daß noch mehr, als man erzählt, geſchehen.

Ja, theureſter Auguſt! du biſt bewunderswerth.
In allem, was du wirkſt, und was dir wiederfährt,
Erſcheint ein königlich und ungemeines Weſen,
Dergleichen wir nicht leicht von andern Fürſten leſen.
Ich ſchmeichle nicht, o Herr! wie doch ſo mancher pflegt,
Der dir was Göttliches in Dingen beygelegt,
Die doch noch menſchlich ſind, und andern auch gelungen,
Wenn ſie durch Witz und Macht manch groſſes Werk erzwungen.
Dein ſtarker Heldenarm und deine Kriegesmacht,
Dein Hof, dein Staat, dein Schatz, dein Bauen, deine Pracht;

Das

Das alles iſt zwar groß und wunderbar zu nennen,
Für göttlich aber kan ich keins davon erkennen.

Das eine kömmt mir nur ganz übermenſchlich für,
Und das bewundert man mit gröſſerm Recht an dir;
Herr! deine Gütigkeit. Dein väterlich Gemüthe
Beſteht faſt ganz und gar aus lauter Huld und Güte:
Und das iſt Götterart. Der Höchſte haſſet nichts
Von dem, was er gemacht. Die Kraft des Sonnenlichts,
Des Thaues Fruchtbarkeit und andre Segensquellen
Verſchwendet er der Welt, an ſo viel tauſend Stellen,
Er theilt ſich allen mit, und fragt nicht allezeit:
Wodurch verdient der Menſch dergleichen Gütigkeit?
Nein, es iſt ſeine Luſt, durch Wohlthun, Gunſt und Gaben
Die armen Sterblichen ohn Unterlaß zu laben.

So thuſt du auch, o Herr! in Thur und Königreich.
Die Gnade für dein Volk macht dich dem Höchſten gleich,
So weit es möglich iſt. Dein väterlich Bezeigen
Macht ſich der Bürger Herz durch lauter Wohlthun eigen.
Es iſt dir nicht genug, daß du mit Sorgfalt wachſt,
Dein ganzes Land umher von Feinden ſicher machſt,
Von innen Ruhe ſchaffſt, Geſetze giebſt und ſchützeſt,
Die Tugend gern belohnſt, und auf die Laſter blitzeſt.
Es iſt dir nicht genug, daß nur der Adel blühe,
Der Handelsmann Gewinn aus dem Gewerbe ziehe,
Der Künſtler Arbeit hat, um Fleiß und Witz zu zeigen,
Der Landmann frölich kan in volle Scheuren ſteigen:
Nein, deine Gnade geht bis auf die Luſtbarkeit;
Dein Unterthan genießt bey dir der güldnen Zeit,
Darinn Saturn requert. Man ſah auf kein Geſchlechte,
Es war kein Unterſcheid der Edlen und der Knechte,

Ein jeder war ſein Herr, und allen andern gleich,
Die Welt ſtund offen da, und jedermann war reich.
So, König, iſt dein Schloß, wo alle Freyheit blühet,
Von deſſen Schwellen uns kein Wächter rückwerts ziehet,
Wo Fürſt und Edelmann und Bürger ſich vermengt,
Wohin der Pöbel ſelbſt ſich nicht vergebens drängt,
Wo lauter Freude wohnt, wenn bey den lauten Seyten
Die Tänzer nur an Luſt um Rang und Vorzug ſtreiten.

Herr! wenn ich ſagen ſoll, was ich bey mir gedacht,
Als dieſer Anblick mich zuerſt erſtaunt gemacht,
So wird es dieſes ſeyn: Ich ſtrafte die Tyrannen,
Die alle Luſtbarkeit aus ihren Staaten bannen;
Durch Wachten, Thür und Schloß ſich ihrem Volk entziehn,
Und ihre Bürger ſo, wie ſie die Bürger, fliehn.
Was kan wohl, ſprach ich hier, ein ſo bekümmert Leben
Dem Fürſten, der es führt, für ein Vergnügen geben?
Er drücket Volk und Land, ihn drückt der Bürger Haß;
Drum ſcheut er jedermann, und bebt ohn Unterlaß,
Und ſieht in jedem Knecht, der ihm zur Seiten gehet,
Den Feind, der ihm wohl gar nach Kron und Leben ſiehet.
So machts Auguſtus nicht. Er kan ſchon ſicher ſeyn:
Drum öffnet ſich ſein Schloß, und alles dringt hinein.
Er liebt die Bürger ſelbſt, drum darf er ſie nicht ſcheuen,
Und miſcht ſich ſelber oft in die verkappten Reihen.
Die meiſten kennt er nicht, ſo ihm zur Seiten ſtehn;
Gleichwohl darf niemand hier aus Furcht zurücke gehn:
Ein jeder kennt ihn ſchon an Mienen und Geberden,
Ein jeder wünſcht ſo gar von ihm erkannt zu werden.

Gerieſnes Sachſenland! erkenne doch dein Glück,
Und ſieh die Faſtnachtsluſt mit einem ſchärfern Blick,

Als kleine Kinder an, die an den Larven kleben,
Auf Schmuck und Kleidung ſehn, und eifrig Achtung geben,
Wie manche Fackel brennt, und was für eine Pracht
An Silber, Gold und Sammt die Zimmer koſtbar macht;
Wie groß die Summen ſind, die mancher Spieler ſetzet,
Der nur ein blindes Glück für ſein Vergnügen ſchätzet;
Wo Bild und Spiegel hängt, wie manche Maske tanzt,
Wo die Trabanten ſtehn, wohin man Schweizer pflanzt.
Wer hieran kleben bleibt, und gar nicht weiter ſiehet,
Der iſt des Glücks nicht werth, daß er den Athem ziehet,
Wo Friedrich Auguſt herrſcht: Weil er die Schalen zählt,
Und nach der Kinder Brauch den rechten Kern verfehlt,
Der in des Oberhaupts erwünſchter Huld beſtehet,
Auf deſſen Spuren auch ſein theurer Prinz ſchon gehet.

So, gnädigſter Auguſt! ſo dacht ich ehrfurchtsvoll;
Drum nimm dieß ſchlechte Blatt als meiner Treue Zoll.
Ich bin dein Unterthan; und bin ichs nicht gebohren,
So hab ich doch dein Land zum Aufenthalt erkohren.
Ich weis, die Zahl iſt groß, die eben das gethan:
Doch blickt dein Auge mich mit Gnadenblicken an,
So laß, nebſt andern, mich noch dieſes Glück erwerben,
Auch als dein Unterthan, und ehr als du, zu ſterben.

XXVIII. Schreiben.

An

Hrn. D. Gottfr. Thomas Ludewig,

bey ſeiner Verheyrathung.

1732.

Geliebter Ludewig! Man ſpricht: Ein Wort, ein Mann!
So heißt der Deutſchen Spruch, den man nicht bre-
chen kan.
Denn was man ſo verſpricht, das pflegt, nach Art der Alten,
Ein rechter Biedermann ganz unverrückt zu halten.
So geht es itzo mir, indem dein Hochzeitfeſt
Ein Blatt von mir verlangt, und mir nichts übrig läßt,
Was ſonſt zur Ausflucht dient; daſern man ſein Verſprechen,
So gern mans halten will, genöthigt wird zu brechen.
Ich bin ein deutſches Blut und halte gern mein Wort;
Ich hab es zugeſagt, drum lag mirs immerfort
Bey Tag und Nacht im Sinn: Und dabey muß es bleiben;
Ich ſoll und muß dir noch ein Hochzeitcarmen ſchreiben.

Du biſt es in der That für hundert andern werth.
Dein Herz iſt ohne Falſch, dein Geiſt iſt aufgeklärt,
Dein Umgang angenehm, dem Wiſſen auserleſen:
Noch mehr, du biſt auch ſtets den Muſen hold geweſen.
Die Dichtkunſt ehret dich, als ihren beſten Freund;
Du kenneſt, was ſie ſchmückt, und was nur zierlich ſcheint,
Und pflegſt ein Meiſterſtück vor ſchlechter Sudler Werken,
So zart iſt dein Geſchmack, vernünftig anzumerken.

Allein,

Allein, wie geht es an, dir itzt ein Lied zu weihn?
Die Muſe, die mich treibt, ſcheint müd und matt zu ſeyn,
Indem ſie faſt noch nie ſo viel zugleich geſungen,
Als Pflicht und Schuldigkeit ihr kürzlich abgedrungen.
Seit ich aus Dreßden bin, iſt dieß das achte Blatt,
Das man bald hier, bald da von ihr gefordert hat.
So ſcheint ſie ganz erſchöpft an Reimen und Gedanken.
Soll ich, an ihrer ſtatt, mich mit dem Hübner zanken:
So wär es vollends nichts; denn da giebt mancher acht,
Wie oft der Reim den Vers, nicht dieſer den gemacht.
Ein andrer ſprächе gar, der Einfall ſey entlehnet,
So würde, wie du weiſt, mein ganzes Blatt verhönet.

Was reim ich nun auf dich, da dich der Prieſter ſchon
Mit deiner Braut vermählt? Und was für einen Ton
Geb ich Euterpen an, darnach ſie dich beſingen,
Und deinen Ehſtand ſoll in neue Lieder bringen?
Ich thu auch, was ich will, ſo komm ich itzt zu ſpät,
Und wer zu langſam kömmt, wird ganz gewiß verſchmäht;
Geſetzt, daß alles ſonſt untadelhaft geweſen.
Drum, muſt du ja von mir ein Blatt voll Reime leſen:
So nimm damit vorlieb, was Pflicht u. Freundſchaft ſchreibt,
Weil meine Muſe dir das Ihre ſchuldig bleibt.

Nun laß mich auch ein Wort von deiner Heyrath ſagen,
Die unſrer Lindenſtadt, in den verwichnen Tagen,
Ein halbes Wunder war. Doch da iſt nichts geſchehn,
Das dir ein Vorwurf iſt. Du haſt verlängſt geſehn,
Was deine Reichelin für Tugenden gezieret,
Und deine kluge Bruſt war längſt dadurch gerühret.
Du freyeſt freylich nicht aus Geiz und Eitelkeit;
Wie ſonſt die meiſten thun, die es hernach gereut,

Wenn das vermeynte Glück ſich auf ein Unglück endet,
Und ſie zu ſpät geſtehn, daß ſie der Schein geblendet.
Zwar kenn ich ſelber kaum das Antlitz deiner Braut;
Doch da du ſie erwählt und dir itzt anvertraut,
Ja längſt zuvor gekannt: So ſchließ ich aus dem allen,
Du habeſt wohl gewählt, bloß weil ſie dir gefallen.

Was braucht es auſſer dem, als daß ſie ſelbſt dich liebt?
Und das iſt offenbar, da ſich ihr Herz ergiebt,
Und dir zugleich verſpricht, dir ewig treu zu bleiben:
So ſcheint uns deine Wahl ein Muſter vorzuſchreiben.
Wohlan, es fehlt dir nichts, als ein beſtändig Glück,
Und das verheißt dir auch dein gütiges Geſchick.
Verſichre dich der Kraft von deines Vaters Segen.
Wie zärtlich wußteſt du ſein krankes Haupt zu pflegen!
Du wareſt ſtets ſein Mund, ſein Fuß und ſeine Hand,
Dein Arm hat ihn geſtützt und alles angewandt,
Was den gelähmten Leib in ſeiner Schwachheit ſtärkte;
So, daß man nie bey dir die Ungeduld vermerkte.
Wer ſo den Eltern dient, dem kans nicht übel gehn,
Es muß ihm Glück und Heil auf jedem Schritt entſtehn:
Und weil ichs auch an dir, gelehrter Freund! geſehen,
So prophezeih ichs dir: Es wird gewiß geſchehen!

XXIX. Schreiben.

An des Herrn von Burgsdorf Hochwohlgebohrne.

1732.

Dein Schreiben, edler Freund! womit du mich ergeſt,
Hat mich ganz unverhofft in deine Schuld geſetzt.
Ich muß die Antwort dir und zwar in Verſen ſchreiben,
Und deiner Muſe nichts im Reimen ſchuldig bleiben.
Allein, es fällt mir ſchwer. Mein Phöbus will nicht dran,
Weil ich mich ſeiner Gunſt nur ſelten rühmen kan:
Drum glaube, wenn du hier wirſt magre Reime leſen,
Apollo ſey dießmal mir nicht geneigt geweſen.

Ich denke noch ſehr oft der angenehmen Zeit,
Da dein gewißter Scherz und Umgang mich erfreut,
Und preiſe noch das Glück der luſterfüllten Stunden,
Darinn ich einen Freund von deiner Art gefunden,
Der nicht ſein edles Blut durch Stolz und Einfalt ſchimpft;
Nicht bey der Wiſſenſchaft die edle Naſe rümpft,
Vielmehr der Muſen Chor und deſſen Freunde liebet;
Ja ſelber Kiel und Geiſt in ihren Künſten übet.
So war mein Caniz einſt, an deſſen Stamm du reichſt.
O wohl dir! daß du nicht von ſeinen Spuren weichſt.
O wohl dir! wenn ihm einſt, im deutſchen Dichterorden,
Kein Edler, auſſer dir, mein Burgsdorf! ähnlich worden.

Hier haſt du, werther Freund! mein redliches Gemüth,
Das mehr auf deinen Witz, als deine Wohlthat ſieht.

Denn hätteſt du mir gleich noch zehnmal mehr erwieſen,
Und wärſt ein Muſenfeind; du würdeſt nicht geprieſen.
Ich brächte dir den Dank, den deine Huld verdient,
Und thäte weiter nichts. Doch da dein Lorber grünt,
Da ſich die Muſen ſchon auf deine Lieder freuen:
So hab ich Fug und Recht, dir auch ein Lob zu weihen.

Nun wiſſe, daß ich dir recht ſehr verbunden bin.
Nach Halle nahmſt du mich in deinem Wagen hin,
Empfiengſt mich wohl bey dir, und haſt mich noch begleitet,
Als ich zurücke fuhr. Was hat das wohl bedeutet,
Als daß du mir geneigt und ſehr gewogen ſeyſt?
Verdien ich es nur halb, und ſieht dein edler Geiſt
Mehr auf das kleine Pfund, das Phöbus mir verliehen:
So will ich künftig mich aufs eifrigſte bemühen,
Den Trieb von ſeiner Glut auf Wucher auszuthun.
Laß deinen muntern Kiel nur nicht im Schreiben ruhn,
Und laß nur eheſtens auch hier in unſern Chören
Ein aufgewecktes Lied von deinen Sayten hören.

Dein Wilke grüſſet dich, und deinen Bruder, ſchön,
Ein gleicher Gruß von mir ſoll auch an ihn ergehn.
Die ſchöne Parodie hab ich mit Luſt geleſen,
Und bleibe ſtets dein Knecht, wie ichs bisher geweſen.

XXX. Schreiben.

An Herrn Nicolaus Kelz,

zu ſeiner Magiſterpromotion.

1735.

Glück zu, beliebter Kelz! zu dieſer neuen Pracht,
Dazu dein edler Fleiß dich ſelbſt geſchickt gemacht.
Die Weisheit ſchmücket dich durch ihrer Lehrer Hände,
Als ob ſie ſich dir ſelbſt zum Eigenthum verbände.
Sie hats mit Luſt geſehn, wie deinen muntern Geiſt,
Der ſich mit aller Macht der Niedrigkeit entreißt,
Die Wiſſenſchaft genährt: Sie hat ihn ſelbſt geſtärket,
So, daß man täglich faſt dein Wachsthum angemerket.
Du kennſt nunmehr die Welt, dich ſelbſt, und Gottes Kraft,
Die allenthalben wirkt und lauter Gutes ſchafft.
Du ſpürſt der Weisheit nach, die jedes Gras uns lehret,
Und nimmſt der Güte wahr, die man erſtaunend ehret.
Du kennſt auch das Geſetz der redenden Natur,
Der Laſter ſchnöden Schein, der wahren Tugend Spur;
Und merkeſt klüglich an, warum der Menſchen Thaten
Nicht ſtets nach ihrem Zweck zu ihrem Heil gerathen.
Du ſelbſt biſt auch bemüht, die rechte Bahn zu gehn,
Dein wahres Wohl zu baun, dein Glücke zu erhöhn.
Und darum konnte dirs Minerva nicht verſagen,
Der weiſen Meiſter Schmuck, den Lehrerhut, zu tragen.

Das iſt noch nicht genug. Auch Swoda lobte dich,
Denn Pallas kennt auch die und liebt ſie ſchweſterlich.
Es hieß: Du hätteſt dich mit vielem Ernſt befliſſen,
Der größten Meiſter Kunſt im Reden recht zu wiſſen;

Du hätteſt jener Bahn der Alten nachgeſpürt,
Die Svadens eigne Hand zur Ehrenburg geführt.
Und würdeſt dir einmal der Männer Preis erwerben,
Die, was den Ruhm betrifft, in Wahrheit niemals ſterben.
Auch dieß hat dir, o Freund! Minervens Gunſt erweckt;
Sie liebt die Reden ſehr, darinnen Weisheit ſteckt:
Drum ſcheinſt du doppelt werth den Titel zu erlangen,
Womit von Alters her der Weisheit Lehrer prangen.

Jedoch, belohnter Kelz! was ſagt Budorgis nun?
Budorgis, welches droht uns in den Bann zu thun;
Wenn wir am Pleiſſenſtrom, im Reden oder Dichten,
Uns nicht nach jedem Ton der Obermuſen richten.
Du weiſt ja mehr als wohl, was deine Vaterſtadt
Für Eiferſucht und Zorn auf unſre Linden hat.
Du weiſt, wie ſehr ſie zürnt, wenn unſre Meißnerflöten
Sich auch einmal erkühnt, mit Schleſiens Poeten
Den Wettſtreit einzugehn; wenn ſich ein Grübler wagt,
Den Lohenſtein verwirft, den Königsdorf verklagt.
Wie kömmt es denn, o Freund! daß du dich nicht geſcheut,
Und nebſt der Weisheit, dich der Redekunſt geweihet,
So, wie ſie Leipzig liebt? das iſt den Trieb verdammt,
Der ehmals auch allhier die Geiſter angeflammt;
Und das, nachdem es mehr Natur und Wahrheit kennet,
Geſchwollner Reden Dunſt nur Schaum und Blaſen nennet.

Mich hat kein Schleſien, kein Meißnerland gezeugt:
Das ferne Preuſſenland hat meinen Mund geſäugt,
Den Geiſt mit Unterricht und Wiſſenſchaft verpfleget,
Und mir zugleich die Luſt zum Dichten eingepräget.
Drum gilt mirs beydes gleich, ob dieſe Meißnerwelt,
Ob jener Oderſtrom die Oberhand behält.

Ich frage nichts darnach, wenn gleich die Niederſachſen
Die Franken an der Kunſt im Schreiben überwachſen.
Was nützt ein ſolcher Zank, der nie zum Ende geht?
Wer deutſch kan, iſt mir werth, wenn er es recht verſteht.
Des Pöbels Redensart pflegt überall zu fehlen,
Wer richtig ſchreiben will, der muß aus allen wählen.

So geht mich denn, o Freund! der Oder Zorn nichts an!
Ich weis, daß Schleſien und Meiſſen dichten kan.
Ich lieb und haſſe nicht das Vaterland der Dichter,
Denn beyde zeugten ſonſt die allergrößten Lichter.
Als dort ein Opitz ſang, war Flemming hier ein Held,
Dem Preuſſen ſeinen Dach mit Recht zur Seite ſtellt.
Doch als dort Lohenſtein und Hofmannswaldau ſungen,
Hat Ziegler auch allhier Vernunft und Sinn verdrungen.
Durch die ward dort und hier der reine Witz verderbt,
Den von dem Opitz Gryph, vom Flemming Schoch ererbt:
Bis dorten Neukirchs Kiel, und hier Philanders Gaben,
Wie Pietſch in Preuſſenland, den Wuſt verbannet haben.

Wo iſt der Fehler nun, den Breßlau eifrig ſchilt,
Wenn Lohenſtein bey uns nicht mehr, wie vormals, gilt?
Wenn wir vom Weizen Spreu, vom Golde Schlacken ſcheiden,
Und keinen leeren Schwulſt in ſtolzen Worten leiden?
Wir ehren die Vernunft, wie Opitz auch gethan.
Warum blieb Lohenſtein nicht gleichfalls auf der Bahn
Der Wahrheit und Natur? Was hat ihn doch getrieben,
Den Wind der Spanier, der Welſchen Dunſt zu lieben?
Thats nicht ſein groſſer Pan, ſein Hofmannswaldau bloß?
Nur dieſem gieng er nach, nur dieſer ſchien ihm groß.
Was Rom und Griechenland für Muſter nachgelaſſen,
Das war ihm viel zu ſchlecht, das ſchien er gar zu haſſen.

Ein

Ein Irrlicht ſpäter Nacht verführt den Wandersmann,
Der nicht die Straſſe kennt. Wer ihn nur warnen kan,
Der thut es freylich gern; wenn er den Freund nur höret,
Der ihn zu retten denkt: Doch wenn ihn gar nichts ſtöret;
Wenn er ſich klüger dünkt; den Freund für thöricht hält:
So lachet man ihn aus, wenn er in Sümpfe fällt.
Die Deutung iſt gar leicht. Auch in gelehrten Sachen
Pflegt Vorurtheil und Wahn oft taub und blind zu machen.

Auf, edles Schleſien! Auf, liebſt du Lob und Ruhm?
Schau! Opitz iſt dein Schmuck, dein wahres Eigenthum.
Sey ſtolz auf dieſen Held, durch den in Deutſchlands Grenzen
Die freyen Künſte nun mit vollem Schimmer glänzen.
Vier Jahre ſind noch hin bis an ſein Todesjahr;
Begeh ein Jubelfeſt, und mach es offenbar,
Wie ſehr du ihn verehrſt. Man ehrt ihn auch in Meiſſen,
Und dürfte dir vielleicht den Vorzug gar entreiſſen.
Mein Preuſſen ehrt ihn auch, denn es bewahrt ſein Grab.
Ein Grabmaal fehlt ihm nur, das ihm noch niemand gab.
Wir müſſen beyde Theil an ſolchen Pflichten haben,
Weil Bunzlau ihn gezeugt und Danzig ihn begraben.

Du aber, werther Kelz! ſey fernerhin bemüht,
Der Ehre nachzugehn, ſo wie mans heute ſieht:
Damit auch Breßlau einſt, gleich andern ſeiner Söhne,
Wie Leipzig heute thut, dich nach Verdienſten kröne.

XXXI. Schreiben.

Auf den Namenstag Seiner geliebten Ehegattinn.

1736. den 30 Jenner.

Wie glücklich bin ich doch, mein auserwähltes Licht!
Wie ſehr ergetzet mich dein frohes Jahrfeſt nicht,
Das dich zum erſtenmal in meinen Armen findet,
Seit dem ein ehlich Band uns beyderſeits verbindet.
Ein volles Jahr iſt hin, ſeit ich zum erſtenmal
Den allzuſchönen Tag, in werther Freunde Zahl,
Mit wahrer Luſt begieng; den Tag der Adelgunden,
Daran ich zwar ſchon oft die ſtille Luſt empfunden,
Die treue Liebe bringt, wenn man an das gedenkt,
Was durch der Anmuth Macht das Herz in Feſſel ſchränkt.
Erſt damals that ichs kund, daß du mich längſt beſtricket,
Erſt damals gab ichs zu, daß es auch mir geglücket,
In deiner Huld zu ſtehn. Wie ſonſt zur Sommerszeit
Sich oft nach ſchwüler Luft des Himmel Heiterkeit
In dicke Wolken hüllt, die bald darauf zerflieſſen,
Und ſich, den Strömen gleich, auf Berg und Thal ergieſſen;
Wie da ein kleiner Bach zuerſt allmählich ſchwillt,
Bald merklich höher ſteigt, ſein hohes Ufer füllt,
Und endlich überläuft, bis wir die nahen Auen
Vollkommen überſchwemmt und voller Waſſer ſchauen:
So hatte Freud und Luſt mein Weſen übermannt,
Daß kaum mein Herze Raum in meinem Buſen fand.
Warum? Die Sicherheit in deiner Gunſt zu ſtehen,
Die Hoffnung, bald mit dir ein Bündniß einzugehen:

Ein

Ein Bündniß ſteter Treu; o Freundinn! das war hier
Der Urſprung aller Luſt und Frölichkeit bey mir.
Ein jeder ſah mirs an, ein jeder hats geſpüret,
Mein Geiſt war gar zu ſtark von ſeinem Glück gerühret.
Man kannte dich zwar nicht; doch merkte man daran,
Wie ſehr dein edler Blick ein Herz entzücken kan,
Wie heftig Witz und Geiſt der muntern Adelgunden,
Mich vor ſechs Jahren ſchon bezwungen und gebunden.

So ſchloß man dazumal: Allein, was denkt man itzt,
Nachdem mein Arm den Schatz zehn Monden lang beſitzt,
Den Wunſch u. Hoffnung ihm vielleicht nur ſchätzbar machte,
Und der doch ſchlechter war, als er entfernt gedachte?
Iſt nicht die Liebe blind, wie ſonſt das Sprüchwort ſagt?
Wie mancher hat nicht ſchon ihr Zauberwerk beklagt!
Sie kehret Spreu in Gold, aus Raben macht ſie Pfauen;
Jedoch an Bräuten nur, und niemals an den Frauen.
Der ſüſſe Honigſeim wird oft in kurzer Zeit
Ein herber Wermuthwein voll Gall und Bitterkeit.
Was Freyern engliſch dünkt, das fliehen ſonder Zweifel
Die Männer oft ſo ſehr, ja ärger, als den Teufel.

Ach Freundinn ſeltner Art! den Einwurf weis ich ſchon,
So gehts auch oftermals: Dieß Unglück iſt der Lohn,
Den Wolluſt, Geiz und Stolz und Uebereilung bringen:
Was kan daraus wohl mehr, als Reu und Leid, entſpringen?
Dieß iſt der Lauf der Welt. Man liebt und weis nicht wie;
Man wählt und weis nicht was: Darum gelingts auch nie.
Die allerſchönſte Braut iſt über wenig Tage
Des ſatten Herzens Oval, der ekeln Augen Plage.
Was nur das Auge liebt, das macht ſie leichtlich ſatt.
Wer freyt nach Tugenden, davon er ſelbſt nichts hat?

Wer fragt nach Wiß und Geiſt, darans ihm ſelber fehlet?
Kein Freyer, der bereits im Geiſt die Thaler zählet;
Auch keine Braut, die nichts, als Eitelkeit, vergnügt,
Und die des Freyers Werth nach Kutſch und Pferden wiegt.
Sie wünſchte Puß und Gold, und bunte Libereyen,
Die hat ſie durch den Mann: Nun mag ſein Thun ihn reuen.
Denn ſie geht rechts, er links. Ich ſetze nichts hinzu.
Wer kennt die Weltart nicht? Ganz anders liebteſt du,
Mein auserwähltes Herz! Darum hat unſer Hoffen
Von beyden Theilen auch weit beſſer eingetroffen.

Ja, Freundinn! ich fand mehr, als mir mein Herz verſprach.
Des Freyers Ahndung giebt des Manns Erfahrung nach.
Dein weiſer Geiſt iſt mir, durch Hymens ſanften Orden,
Aus allem, was du thuſt, erſt recht bekannt geworden.
Dein anmuthsvoller Mund, dein Umgang, Wiß und Scherz,
Dein kluges Häuslichſeyn, dein philoſophiſch Herz,
Dein ungemeiner Kiel, der Männerwiß beſieget,
Hat mich bisher weit mehr, als alle Welt, vergnüget.
Du haſſeſt Stolz und Pracht, und liebſt die Reinlichkeit;
Die Kleidung ziert dich nicht, du zierſt ein jedes Kleid.
Dich reizt kein thöricht Spiel, der Abgott ſchwacher Sinnen;
Ein Buch und die Muſik kan dich weit mehr gewinnen;
Die göttliche Muſik, die manche Stunde kürzt,
Und der Geſchäffte Laſt durch Luſt und Anmuth würzt,
Dadurch es deiner Hand bey mir ſo ſehr gelungen,
Als jenes Meiſters Kunſt, der Baum und Fels bezwungen.
So kannt ich dich kaum halb, als ich dich ſchon geliebt,
Da die Erfahrung mir nun alles doppelt giebt;
Da deine Tugenden mich täglich mehr ergetzen;
Wie ſollt ich mich bey dir nicht doppelt glücklich ſchätzen!

Ich thu es: Aber was? wo bleibt die reine Gunſt,
Die mir dein Herze weiht? die Neigung ohne Kunſt,
Die mir das Leben giebt; dein emſiges Bemühen,
Mir das, was Unmuth wirkt, mit Sorgfalt zu entziehen,
Mich ſtets vergnügt zu ſehn? O Freundinn! was du thuſt,
Das zielet ſonſt auf nichts, als deines Gatten Luſt.
Wie trefflich haſt du jüngſt des Freundes Art beſchrieben,
Der deine Wahl verdient! Die Kunſt war hoch getrieben;
Es war ein Meiſterſtück von Geiſt und Gründlichkeit:
Die Schreibart iſt ſo ſchön, als ſie zu dieſer Zeit
Der Beſte ſetzen mag. Ihr, fremde Schreiberinnen:
Sollt alle nicht den Preis in Svadens Kunſt gewinnen,
Wenn ſie nebſt andern kämpft. Allein, wer glaubet dir,
Geliebte! wenn du ſchreibſt, der weiſe Freund ſey mir
In vielen Stücken gleich? Ach könnt ich dieſes ſagen,
So wär ich dich doch werth. Wiewohl ich muß beklagen,
Dein Ziel iſt mir zu hoch, und meine Kraft zu klein:
Doch wär ich ſo ein Freund, ſo müßt ich deiner ſeyn.
Ich wär es auch mit Luſt; denn du allein auf Erden
Verdienſt ſo zart, ſo treu, ſo klug geliebt zu werden.

Der Himmel gönne dich ſo lange nur der Welt,
Bis deine Tugend einſt den rechten Lohn erhält,
Bis dein Verſtand und Witz durch jährlich neue Proben
Dich auch an Glück und Ruhm, wie du verdienſt, erhoben.
Gott ſtärke künftig nur des ſchwachen Körpers Kraft,
Und ſchenk ihm eheſtens des Geiſtes Eigenſchaft,
Der Männerſtärke zeigt: So wird die Nachwelt leſen,
Daß niemand ſo beglückt, als ich durch dich, geweſen.

✲ ✲ ✲

* *

XXXII. Schreiben.

An Se. Hochw. Magnificenz,

Herrn D. Johann Jacob Ovandten,

Königl. Oberhofpr. Conſiſtorialrath und erſten Prof. der Theol. zu Königsberg ꝛc.

als er 1736. im Jul. durch Leipzig gieng.

Heuch hin, gelehrter Ovandt, du theurer Gottesmann!
Den Preuſſens Kirche nun nicht länger miſſen kan,
Du, den mein Königsberg das Haupt der Lehrer nennet,
Für deſſen Wohlergehn der Bürger Andacht brennet.
Zeuch hin, berühmtes Haupt! das Leipzig gleichfalls ehrt,
Von dem es ſchon vorlängſt viel Rühmliches gehört,
Doch itzo ſelbſt geſehn, daß deines Geiſtes Gaben
Was Ungemeines ſind, nicht leicht was gleiches haben.
Die gröſten Lehrer hier beſtätigen den Satz,
Bewundern insgeſammt der Wiſſenſchaften Schatz,
Den dein Verſtand beſitzt, die Einſicht tiefer Lehren,
Den Eifer deiner Bruſt der Kirchen Heil zu mehren,
Dein redlichfrommes Herz, und die Gelaſſenheit,
Die deinen Wandel ſchmückt: Kurz, deine Trefflichkeit.
So viel, und noch vielmehr iſt von dem Lehrerorden,
Der unſre Linden ziert, dir nachgerühmet worden.
Sehr viel, doch nicht genug. Mir iſt ein mehrers kund,
Wo bleibt noch auſſer dem dein hochberedter Mund,
Du Aaron deines Volks! Wo ſeyd ihr, ſüſſe Stunden!
In welchen vormals ich die Kraft davon empfunden,

Wenn seiner Lippen Strom mit Zentnerworten floß,
Und lauter Honigseim in Ohr und Herzen goß.
Ich hab euch längst vermißt! doch itzt, nach so viel Jahren,
Nachdem ich mehr gesehn, gelesen und erfahren,
Was wahre Redner sind; itzt sag ich, stellt mein Ohr
Das Glücke jener Zeit sich lebhaft wieder vor;
Und hört es gleichsam noch, was damals mich entzücket,
Als sich dein Unterricht in meine Brust gedrücket.
So angenehm und schön sprach kein Chrysostomus,
So feurig Mäyer nicht, auch nicht Lassenius,
So klug kein Tillotson. Wie groß war mein Vergnügen,
So bald du öffentlich den Lehrerstuhl bestiegen!
Wie drang nicht arm und reich, wie drang nicht groß u. klein
Mit brennender Begier in jeden Tempel ein,
Wo du zu hören warst! wie ward man da gerühret!
Und was für Nachdruck ward von jedem Wort gespüret!
Ihr Edlen Königsbergs! Ihr Bürger dieser Stadt!
Ihr Herzen, die sein Mund zu Gott gezogen hat!
Ihr Frommen, deren Trieb und Andacht er erwecket!
Ihr Sünder, die sein Wort, dem Donner gleich, erschrecket!
Ihr alle wißt und kennt die ungemeine Kraft
Von seiner Gottesfurcht, von seiner Wissenschaft,
Von seiner Lieblichkeit, von seinem Ernst im Strafen,
Von seiner Hirtentreu und Liebe zu den Schafen.
Auch dieß ist nicht genug. Wie hoch hob deinen Ruhm,
O mein Gamaliel! der Jüden Alterthum,
Der Glanz Jerusalems, die Sprache der Propheten,
Der Morgenländer Witz, der Fleiß der Masorethen!
Wie kräftig schützest du die Göttlichkeit der Schrift!
Wie treulich wiesest du der starken Geister Gift!
Wie männlich konntest du die Gegner übermannen,
Die sich bisher bemüht, den Glauben zu verbannen!

Nur

Nur ſchade, daß das Werk, darinn du ſie beſiegt,
Nicht längſt der klugen Welt gedruckt vor Augen liegt:
Sonſt würde jedermann das grundgelehrte Weſen,
Dadurch du triumphirſt, mit tauſend Freuden leſen.

Jedoch die Demuth bloß verhindert dich daran,
Die Demuth, die ſich ſelbſt kein Gnügen leiſten kan,
Die jedem Stolzen weicht, und auſſer deiner Bürde,
Die du für andre trägſt, gern allen weichen würde.
Allein, das kanſt du nicht, das darfſt du auch nicht thun,
Du ſiehſt der Kirchen Heil auf deiner Sorgfalt ruhn;
Du ſiehſt, wie Herrſchſucht, Geiz und Tücke ſie verwirren;
Du ſiehſt ganz Preuſſenland nach Schutz und Hülfe girren,
Die niemand ſchaffen kan, wenn du ſo furchtſam ſchweigſt,
Und deinem Könige nicht ihre Bosheit zeigſt.
Dieß öffnet dir den Mund; du ſprichſt für die Gemeinen:
Unfehlbar wird der Tag des Troſtes bald erſcheinen.
Wenn dich der König hört, ſo muß er deutlich ſehn,
Was wieder ſeinen Zweck ſo ungerecht geſchehn;
Den Misbrauch ſeiner Macht, die man verehren ſollte,
Dafern man Gott und ihm getreulich dienen wollte.
Wer ſorgt ſo väterlich, als er, für Volk und Land?
Der Heuchler Herrſchſucht nur verdreht mit frecher Hand
Die Abſicht ſeines Raths zu ihrem Nebenziele,
Macht Gott und König nur zu einem Kinderſpiele.

Auf! treuer Knecht des Herrn! auf! rüſte deinen Muth!
Wer weis, was Gott durch dich noch für ein Wunder thut.
Geh! zeuch nur muthig hin, wo Friedrich Wilhelm thronet,
Bey dem Gerechtigkeit und ſtrenge Rache wohnet.
Dein Preuſſen ſeufzt für dich, der Himmel hört ſein Flehn:
Du wirſt den ſtolzen Feind gewiß erniedrigt ſehn.

So manches weiſe Haupt, das ſeinem Zepter dienet,
Sieht ſchon ganz deutlich ein, was ſich der Schwarm erkühnet,
Der ſtets von Gottesfurcht, von Seel und Himmel ſchreyt,
Doch alles, was er thut, den eignen Lüſten weiht.
Durch dieſer Helden Schutz wird dirs gewiß gelingen,
Das arme Preuſſenland aus ſeinem Joch zu bringen.

O! käme doch die Cur, die deinen Leib geſtärkt,
Dir noch weit mehr zu gut, als du bisher gemerkt.
O brächte doch das Bad, mit ſeinen Heilungsſäften,
Dich, hochgeſchätztes Haupt! zu zehnmal gröſſern Kräften!
Sein mineraliſch Salz mag ſonſt zwar insgemein,
Doch würd es hier gewiß von groſſem Nutzen ſeyn.
Es würd ein ganzes Volk, das ſeines Lehrers Leben
Dadurch verlängert ſäh, es tauſendfach erheben.
Es würde Königsberg in vollen Freuden ſtehn,
Und dieſer Qvellen Kraft, ſo lang es ſteht, erhöhn.
Es würde der Parnaß der klugen Albertinen,
Mit Liedern neuer Art, zu ihrem Preiſe dienen.
Es würde Zion ſelbſt, das ſeinen Wächter ehrt,
Weil ſich durch Qvandtens Heil ſein eigen Heil gemehrt,
Nicht minder dankbar ſeyn. Ich hoff, es wird geſchehen,
Wir werden unſern Wunſch gewiß erfüllet ſehen.

Erfreute Preuſſen, auf! empfanget euren Qvandt,
In Deutſchland hab ich noch nichts trefflichers gekannt.
Verehrt ihn, weil er lebt, genieſſet ſeiner Gaben,
Und hört ihr ihn, ſo denkt: Man kan nichts gröſſers haben!

✲ ✲ ✲

Lehrgedichte.

I. Lehrgedichte.

Daß der Menſch ſelbſt an ſeiner Verdammung Schuld iſt.

Bey

Gelegenheit eines Donnerwetters.

1718.

So fahrt nur immerfort in eurer Sicherheit!
Verſäumet unverſchämt die kurze Gnadenzeit,
Verzagte Sterbliche! die ihr den Höchſten haſſet,
Und euer blindes Herz den Sünden überlaſſet.
Wie läuft doch euer Fuß ſo hurtig höllenwerts,
Erweichet doch einmal das felſenharte Herz.
Die Gnade Gottes will auch euch zum Himmel bringen,
Doch keinen mit Gewalt zum frommen Leben zwingen.

Gott hat uns insgeſammt zween Wege vorgelegt,
Wo einer vernicht iſt, der andre Roſen trägt;
Der eine führet uns zum unverwelkten Leben,
Der andre kan uns nichts, als Tod und Marter, geben.
Er läßt un übrigen uns Menſchen allzumal
Die unumſchränkte Macht, die mehr als freye Wahl,

Den Roſen hold zu ſeyn, die Dornen auszuleſen,
Der Höllen zu zu gehn, und ewig zu geneſen.
So iſt die Schuld alsdann nur unſer ganz allein,
Wenn wir ſo bosheitsvoll, ſo thöricht wollen ſeyn,
Daß der verirrte Geiſt den Himmel von ſich ſchiebet,
Und nach verkehrter Art die gröbſten Laſter liebet.

Dem allen ungeacht, iſt Gott ſo liebesvoll,
Wenn ſein ergrimmter Arm die Sünder ſtrafen ſoll,
Daß er die Miſſethat nicht gleich ſo völlig lohnet,
Und erſte die Leiber ſtraft, die Seelen noch verſchonet.
Gewiß, es mangelt ihm an ſchweren Strafen nicht;
Er weis ſo manche Qval zu ſeinem Zorngericht.
Es fehlt dem Höchſten nie an ſcharfen Donnerſchlägen,
Ein ungehorſam Volk ins ſchwarze Grab zu legen.

Drum denkt, ihr Sünder denkt, was ihr für Greuel thut!
Macht euren Glauben rein und euren Wandel gut,
Sonſt möchte Gott, der Herr, mit gleichen Schwefelkeilen
Zum wohlverdienten Lohn begangner Sünden eilen.

II. Lehrgedichte.

Die Nothwendigkeit und Pflicht theologiſcher Lehrer,

als

Herr Johann Gottlob Pfeifer,

der heil. Schrift Licent. und Prof.

1724. den 27 Apr.

die Doctorwürde zu Leipzig

erlangte.

Ein Thor, der ſich der Schaar der Spötter beygeſellt,
Der den Confucius für ſeine Bibel hält,
Der vom Spinoſa mehr, als Moſis Schriften, machet,
Und allen Gottesdienſt des Chriſtenvolks verlachet;
Ein Läſtrer, der von nichts, als Aberglauben, ſchreyt,
Und unſern Glaubensbau herum zu ſtoſſen dräut,
Wird heute, da er ſieht acht Glaubenslehrer krönen,
In ſeiner Phantaſey, das ganze Werk verhöhnen.
Ich höre, wie mich dünkt, der frechen Mäuler Wort,
Sie ruffen: Blinde Welt! was willſt du fort und fort
Dem matten Chriſtenthum mehr neue Seulen ſchnitzen,
Und das geſchwächte Reich des Unverſtandes ſtützen?
Ach! warum willſt du ſtets mit Maulwurfs Augen ſehn?
Laß doch den freyen Blick zur Wahrheitſonne drehn,
Und deine Kinder nicht, auf hundert hohen Schulen,
So eifrig um das Bild des Aberglaubens buhlen.
So bald der Doctorhut die ſchwachen Häupter drückt,
So bald das Mantelkleid die ſtolzen Schultern ſchmückt,

Wird auch der blöde Geiſt mit dunklem Flor verhangen,
Denn der verhaßte Schmuck nimmt allen Witz gefangen.
Wer die Vernunft erhebt, der wird ihr ärgſter Feind,
Sie lieben nichts, als das, was unbegreiflich ſcheint,
Und will man nicht den Tand verlachter Fabeln glauben,
So wird man uns gar bald Stand, Guth und Leben rauben.
So rufft das tolle Volk in ſeiner Raſerey,
Und ſetzet ſich hernach den ſtarken Geiſtern bey,
Die ſich an Thorheit zwar, als ungeheure Rieſen,
Doch am Verſtande ſelbſt noch viel zu ſchwach erwieſen.
Wiewohl Euſebia ſieht den verdammten Wahn
Der eiteln Spötterzunft nur mit Erbarmen an,
Sie ſeufzet, ſie beginnt die Stimme zu erheben,
Und will, voll Sanftmuth, dieß zur klugen Antwort geben:
Wie jammert mich, o Menſch! dein grober Unverſtand?
Hat unſer Glaube nicht den Aberwitz verbannt?
Ein Chriſt muß die Vernunft und Offenbarung lieben,
Denn beydes hat ihm Gott zur Richtſchnur vorgeſchrieben.
Die Wahrheit iſt ihm lieb, erlogne Fabeln nicht,
Er flieht, was der Natur der Seele wiederſpricht:
Das ganze Chriſtenthum läßt nur geſunde Lehren,
Hingegen nicht ein Wort vom Aberglauben hören.
Vergebens iſt alſo die freche Läſterung,
Des Chriſtenglaubens Grund iſt feſt und ſicher gnung,
Man darf die Spötterey und das vergebne Dräuen
Verwegner Läſterer in Ewigkeit nicht ſcheuen.
Wenn mancher Grotius für unſre Wahrheit kämpft,
Huet und Abbadie der Gegner Hochmuth dämpft,
Verſtummt der feige Schwarm beſiegter Atheiſten.
Wie kömmt das? Die Vernunft ficht ſelber für die Chriſten.
Kein Wunder, daß man itzt der Helden Zahl vermehrt,
Wodurch die Chriſtenheit der Spötter Heer zerſtört,

Die

Die Gläubigen beſchützt, den kühnen Feind beſtreitet,
Und das verirrte Volk auf beßre Wege leitet.
Weg dann! mit eurer Wuth aus unſerm Freudenſaal,
Verberget oder hemmt des argen Herzens Qval,
Die Männer, die ihr ſeht zu gröſſern Würden ſteigen,
Die ſollen euch gar bald den ſchnöden Irrthum zeigen.
Drum auf! mein Pfeifer! auf! ergreife Schmuck u. Hut,
Die dein Verdienſt dir giebt. Was ſoll der blöde Muth,
Der dir bisher geraubt, was dir vorlängſt gebühret,
Wenn dein gelehrter Fleiß die Lindenſtadt gezieret?
Man frage nur die Schaar, die deine Lehren kennt,
Die itzt bey deinem Glück von Luſt und Freude brennt,
Ich weis, ich weis gewiß, ſie wird ſogleich geſtehen,
Daß nichts, als dein Verdienſt und Tugend dich erhöhen.
Noch mehr, ganz Leipzig hat den Eifer längſt geſpürt,
Der manches Felſenherz, dem Donner gleich, gerührt,
Wenn du mit Muth und Kraft, zu jedermanns Vergnügen,
Den hohen Predigtſtuhl im Tempel oft beſtiegen.
Dein Vortrag iſt ſehr weit von jenem Wahn entfernt,
Der manchen Mund bethört, daß er nur künſteln lernt.
Du ſucheſt keinen Ruhm, du wünſcheſt zu erbauen,
Und läſſeſt, was du lehrſt, in deinem Wandel ſchauen.
Glück zu, belobter Mann! zu deiner neuen Tracht!
Der Himmel, der dir ſelbſt die Würde zugedacht,
Wird ferner ſeine Gunſt, wird ferner ſeinen Segen,
Zu deinem Lehreramt, zu deiner Arbeit legen.
Dein Name zeiget ſchon dein groſſes Weſen an,
Man weis, was vormals hier ſchon Pfeifers Fleiß gethan;
Jedoch man prophezeiht aus hundert guten Zeichen:
Der erſte Pfeifer wird dem andern völlig weichen.

✲ ✲ ✲

III. Lehrgedichte.

Die verbeſſerte Lehrart der Evangeliſchen im Predigen.

Als die gröſſere und ältere mondtägliche Predigergeſellſchaft in Leipzig ihr erſtes hundertjähriges Jubelfeſt feyerte.

Im Namen der deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft.

1724. im Decemb.

So weit das Sternenfeld die blauen Zächen ſtreckt,
Womit ihr hohles Rund den Erdkreis überdeckt,
So weit erſtrecken ſich die offenbarten Lehren,
So weit läßt ſich der Schall des Wortes Gottes hören.
Vom Süderpole her, bis über Nordens Belt,
Von Japan durch Madrit, bis in die neue Welt,
In China, Malabar, bey Caffern und bey Mohren,
Da dringt der Wahrheit Ruff in tauſend Ohrenthören.
Ach aber wie betrübt iſt doch der Unterſcheid!
Ein Geiſt der Spaltungen erreget Zank und Streit.
Ein jeder Hauſe lehrt, was andre ganz verdammen,
Und viele dreyen ſich mit Schwerdtern, Glut und Flammen.
Wiewohl es iſt zu ſchwer, die Lehren durchzugehn;
Wir bleiben diesmal nur bey der Lehrart ſtehn,
Wann Scherz und Unverſtand und abgeſchmackte Grillen
In tauſend Predigten den gröſten Platz erfüllen.

Wo:

Wie iſt mir? was erſchallt für ein bekannter Ton?
Ein Sancta Clara ſteigt auf ſeinen Kirchenthron:
Der Pöbel ſieht ihn kaum, ſo fängt er an zu lachen,
Der liebe Pater pflegt was luſtiges zu machen.
Er öffnet kaum den Mund, ſo iſt es lauter Scherz;
Er ſpricht kein ernſtlich Wort, und hat wohl gar das Herz,
Dafern ein Einfall nur der Mühe ſcheint zu lohnen,
Höll, Himmel, Sacrament, Gott ſelber nicht zu ſchonen.

Dort tritt ein andrer Held auf ſeine Kanzel hin,
Er eifert, keucht und ſchwitzt, er wiſcht Stirn und Kinn,
Er zückt Geſicht und Leib, er weis ſich ſchnell zu wenden,
Er ſchreyt mit aller Macht, und ſchleudert mit den Händen.
Mein Gott! was will der Mann? was fehlt ihm immermehr?
Warum erboſt er ſich? wer reitzet ihn ſo ſehr?
Er wird vielleicht ſo ſtark für Gottes Ehre ſorgen.
Ach nein! er predigt nur vom Ritter Sanct Georgen.

Tartüffe faſſet zwar die Bibel in die Hand,
Er ſucht und lieſt den Spruch, allein mit Mißverſtand.
Er kan die Sprachen nicht. Was iſt von ihm zu hoffen?
Der Ueberſetzer hat den Sinn nicht recht getroffen.
Wie herrlich wird ſo dann der dunkle Satz erklärt!
Die eigentliche Kraft der Worte wird verkehrt:
Er ſucht Geheimniſſe, und kan Sanct Peters Nachen,
Wenn hätte das geträumt? zum Kirchenſchiffe machen.

Herr Sauerteig weis ſein die Sprüche zu verdrehn.
Denn wo man Salben lieſt, da ſieht er Chriſtum ſtehn,
Wo Gott von Opfern ſpricht, da predigt er von Meſſen,
Und faſten heißt bey ihm, ſich fein an Fiſchen eſſen.

Das

Das Wort: Getroſt mein Sohn! enthält den Ablaßkram.
Kein Scheingrund iſt ſo ſchwach, kein Einfall klingt ſo lahm,
Kein Wortſpiel iſt ſo ſchlecht, bey ihm muß alles binden:
So muß ſich Babels Thurm auf Streh u. Steppeln gründen.

Das Evangelium iſt dieſer Lehrart feind,
Der Schöpfer der Vernunft iſt kluger Lehrer Freund,
Und Luther, Gottes Knecht, iſt unſerm Prieſterorden,
So gar im Predigen ein herrlich Muſter worden.
Der groſſe Mann verwarf ſo manche Phantaſey,
Die Kanzel ward durch ihn von tauſend Fehlern frey,
Der Weiſe von Stagir muß von dem Pulte weichen,
Mein Luther läßt ſich nur die deutſche Bibel reichen.
Durch dieſes Beyſpiels Kraft iſt auch das Predigtamt
Der Evangeliſchen entzündt und angeflammt;
Man predigt Gottes Wort, man haſſet leere Grillen,
Und ſucht die Lehren nicht mit Fabeln anzufüllen.
Man fängt das ſchwere Werk in frühen Jahren an,
Denn weil man wohl begreift, was Fleiß und Uebung kan,
So ſieht man tauſende, auf allen hohen Schulen,
Um die belobte Kunſt geſchickter Redner buhlen.

Auch ihr Geehrteſte! die Gott ein Jubelfeſt,
Nach eures Herzens Wunſch, mit Luſt begehen läßt,
Auch ihr müßt insgeſammt mit euren Rednergaben,
Den wohlverdienten Ruhm für eure Tugend haben.
Seit hundert Jahren iſt der Orden eingeſetzt,
Den jedermann mit Recht für einen Garten ſchätzt,
Darinn manch groſſer Mann, zum Vortheil unſrer Sachſen,
Und andrer Länder Ruh, zum Lehrer aufgewachſen.
Ihr alle danket Gott, ihr alle freuet euch,
Und wer die Kirche liebt, erfreuet ſich zugleich,

Der

Der andachtvolle Trieb iſt glücklich durchgedrungen,
Und hat den Wiederſtand, die Hinderniß bezwungen.
Auguſt, der Sachſen Haupt, hat euch das Lob vergönnt,
Das ihr itzt öffentlich dem Höchſten erſtern könnt:
Drum läßt auch euer Mund, den Himmel zu verehren,
Ein lautes Freudenlied in ſeinem Tempel hören.

Viel Glück zu dieſer Luſt, du Gott geweihte Zahl!
Ihr feyret dieſes Feſt zum allererſtenmal,
Doch die Geſellſchaft ſoll ganz unverändert bleiben,
Und dieſe Redner kunſt bis auf die Nachwelt treiben.
Der Himmel ſelber ſorgt für euer Wohlergehn,
Ihr ſollt ganz unverrückt in ſeinem Schutze ſtehn,
Die Stiftung aber bleibt, bis die Poſaunen ſchallen,
Und dieſer Erdenball in Aſche wird zerfallen.

IV. Lehrgedichte.

Ob ein künftiger Arzt sich auf die Philosophie legen müsse?

Bey der Magisterpromotion

Herrn Caspar Bosen

in Leipzig. 1725.

So bleibt es denn dabey, wie ich versichert bin,
Du gehst, geehrter Freund! nach der Catheder hin,
Du stellst dich an den Ort, wo Pallas ihren Söhnen
Den steten Fleiß belohnt. Apollo will dich krönen.
Man sieht, er wartet dein; du kömmst, er freuet sich:
Der Musen kluge Zahl ist höchst bemüht um dich;
Er nimmt den Lorberkranz, und will mit dessen Zweigen
Dein kluges Haupt geschmückt, und dich als Lehrer zeigen.

So ist dein Wunsch erfüllt, hochwerthgeschätzter Freund!
Die Weisheit, die dein Geist so sehr zu lieben scheint,
Ja, die er wirklich liebt, nimmt dich in ihren Orden,
Du bist mit ihr bekannt, verlobt, vermählet worden.
Du gehest voller Lust in ihren Tempel ein,
Du willst inskünftige ihr treuer Priester seyn,
Du wirst ihr Heiligthum mit reinen Opfern ehren,
Und jeden, der es wünscht, Verstand und Tugend lehren.

Allein, Geehrtester! hast du dich auch befragt,
Was dein Hippocrates zu diesem Stande sagt?
Was sagt dein Galen? Was wird dein Celsus sprechen?
Mich dünkt, ihr strenger Zorn wird deinen Vorsatz brechen.

Wer

Wie kan die Weisheit doch mit ihrer Kunſt beſtehn?
Ein Ariſtoteles wird nie zum Kranken gehn,
Was kan ein rechter Arzt? Purgiren, ſchröpfen, ſchwitzen.
Wer dieſes lernen will, was wird dem jene nützen?
Die liebe Logik hilft für keine Colica,
Was nützt der beſte Schluß im klugen Barbara?
Wo hat ein Patient ein Sorytima vonnöthen?
Kein hitzig Fieber weicht bey ſolchen Amuleten.
Die Metaphyſik weis von keiner Heilungskraft,
Das Podagra erſchrickt vor keiner Wiſſenſchaft,
Und Averroes kan, mit tiefgeſuchten Grillen,
Wie Duns und Albert ſelbſt, kein kleines Zahnweh ſtillen.
Was ſoll die Saitenkunſt beym Krankenbette thun?
Geſetzt, ſie wären ſchwach, ſie könnten gar nicht ruhn.
Wird doch kein Socrates, mit allen Wunderſachen
Der herrlichſten Moral, die Schmerzen leidlich machen.
Und wenn die Staatskunſt ſelbſt ihr Aeuſerſtes verſucht,
So bleibt ihr ganzer Fleiß ohn alle Kraft und Frucht.
Der Kranken Hauzt iſt matt von ungeſunden Dünſten,
Was hilft der theure Kram von allen ſieben Künſten?
Jedoch ich höre ſchon ein Murmeln und Geſchrey,
Du gehſt ja, ruffet man, die Phyſik ganz vorbey,
Die lehrt der Natur; die muß vor allen Dingen,
Den Meiſtern unſrer Kunſt den gröſten Vortheil bringen.
Ganz recht, ihr irret nicht, der Einwurf iſt vergönnt,
Dafern ihr offenbar und deutlich zeigen könnt,
Was zu des Kranken Heil die groſſe Luftmaſchine,
Ein Bläschen von Mercur, ein ſtralend Theilchen diene?
Indeſſen hat gewiß ein Molière recht,
Die ganze Heilungskunſt iſt ungewiß und ſchlecht:
Sie braucht keinen Witz, kein ernſtes Studieren,
Ein altes Weib kan oft am glücklichſten curiren.

Die Aerzte wissens wohl, was ihrem Handwerk fehlt,
Allein die Schwäche wird mit Fleiß vor uns verhehlt:
Die Welt verlangt es so, sie läßt sich gern betrügen,
Wohlan, (so denkt ein Arzt) drum glaube sie der Lügen!

Wiewohl dieß allzumal, was man von Stümpern spricht,
Trifft, werthgeschätzter Freund! gelehrte Männer nicht.
Ein kluger Arzt wird nie der Weisheit Gold verwerfen,
Er sucht durch Wissenschaft sich den Verstand zu schärfen.
Wer nur von Theriak und langen Würmern schreyt,
Bedarf zu seiner Kunst nicht viel Gelehrsamkeit:
Doch wer die Heilungskraft der Körper sucht zu wissen,
Der kan wohl nimmermehr der Weisheit lehren missen.

Du selber, Werthester! hast dieses längst erkannt,
Drum hast du so viel Fleiß und Arbeit angewandt,
Zuerst ein Philosoph, hernach ein Arzt zu werden.
Du forschtest die Natur des Himmels und der Erden,
Die Lehre von der Welt, die Geisterwissenschaft,
Der guten Sitten Art, und des Verstandes Kraft:
Und da du dieß verstehst, erlangest du die Kronen,
Womit Apollo pflegt die Weisheit zu belohnen.
Dein Phöbus giebt sie dir mit grosser Freudigkeit;
Er weis, daß du dich längst der Heilungskunst geweiht:
Er selber ist ein Arzt, er hat zuerst erfunden,
Wie man der Kräuter Saft, bey Kranken und Gesunden,
Zur Stärkung brauchen soll; drum lobt er dein Bemühn,
Und denkt dich ehestens noch mehr hervor zu ziehn.
Glück zu, Geehrtester! Dein Heilen soll gedeihen!
Und dein getreuer Freund wird sich dabey erfreuen.

✡ ✡ ✡

V. Lese-

V. Lehrgedichte.

Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

An ein Paar Freunde,

bey ihrer Magisterpromotion.

1729.

So geht und tretet denn auf die gewünschten Stuffen,
Dahin euch Glück u. Recht, ihr werthen Freunde! rufen.
Empfanget nach Verdienst der Lorberzweige Schmuck,
Wer ihn so würdig trägt, der trägt ihn würdig genug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dieß Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heissen soll, wenn sie von ihren Söhnen
Die Anstalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflichte,
Ja selbst den hohen Werth von dieser Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschnen Händen,
Minervens Heiligthum und Götterhayn zu schänden.
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein eitles Wort so gar,
Entdeckt hernach von ihm, daß er im Lehrerorden,
Den er vergrössert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wißt es zwar, und habt es längst bedacht,
Was eurem blauen Hut so sehr verächtlich macht;

Ja selber euch gescheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu schwingen.
Ich weis es gar zu wohl. Doch hört mich diesmal an;
Weil das, was ihr schon wißt, doch andern nutzen kan.
Und wie? gefiel euch sonst mein treugesinntes Lehren,
So schämt euch heute nicht den Schluß davon zu hören.
Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schnödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Deckenwerk der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gyps auf ihrem Angesicht,
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Kein niederträchtig Herz kan ihre Wohnung seyn,
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Es muß ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seinen Kräften seyn, der sie zur Freundinn haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit haßt, der Einfalt Abschied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich selber ausstudirt, und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;
Wenn nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt,
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,
Verdruß und Kummer weis, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kan; Wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kommt, kurz: Wer nicht denkt u. lebt,

Wie weiſe Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und ſchmeichelt ſich umſonſt die Göttinn zu gewinnen.

So, ſo war Socrates, Minervens echtes Kind,
So war auch Epicur, der groſſe Mann, geſinnt;
Der darinn nur gefehlt, daß er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geſchick der Gottheit ganz entzogen.
So hat ſich Zeno ſtets und Plato dargeſtellt;
So wies ſich Epictet als einen Tugendheld;
So war auch Cicero mehr in der Zahl der Weiſen,
Als in der Redner zunft, für ungemein zu preiſen.
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn, erſchreckt,
Als er ſein graues Haupt dem Mörder hingeſtreckt.
So iſt ein Seneca in Pallas Dienſt geſtorben;
So hat ſich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod geſcheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgeſtrebet.
Ihr Ruhm verſchwindet nicht, ſo lange Sonn und Mond
Die Zeiten theilen wird, der Menſch auf Erden wohnt.

Das ſind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn ſie euch die muntre Scheitel zieret.
Wie ſie, als Mentor dort, dem jungen Telemach
Nur von Ulyſſens Muth, Ulyſſens Tugend ſprach:
So reizt ſie einen Geiſt, der von dem Himmel ſtammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der faſt vergeſſnen Spur der Alten nachzugehn,
Und ſich, wie ſie gethan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die ſich zeigt durch ein vernünftig Wiſſen,
Die Gott und Menſchen dient, und ſich dem Wahn entriſſen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerinn!
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeinen Sinn,
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wohl nicht aus Prahlsucht an. Ihr braucht ihn, als ein Mittel,
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft,
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret,
Forscht selber fleißig nach, was Wolf und Leibnitz lehret,
Was Hell- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Welschland selber steckt.
Die Kunst ist nicht erschöpft: Wer kan sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weis, kan hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Daß niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum laßt uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kömmt doch mit den Jahren.
Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weis.
Wir müssen unser Pfund, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurtheil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Werken, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Thun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die That von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Tadel nicht.

✲ ✲ ✲

VI. Lehrgedichte.

Die rechte Art zu predigen.

An des

Herrn M. Romanus Tellers,

der heil. Schrift Bacc. Hochwohlehrwürden,

Bey Gelegenheit deſſen wohlverdienter Beförderung nach Merſeburg.

Und endlich kömmt, o Freund! die ſchöne Zeit heran,
Da Neid und Misgunſt dich nicht länger hindern kan,
Zum Kirchenlehreramt, dazu man dich beruffen,
Dich eingeweiht zu ſehn. Betritt nunmehr die Stuffen
Des hohen Predigtſtuhls, mit Eifer, Geiſt und Kraft.
Es fehlt dir weder Muth, Verſtand und Wiſſenſchaft,
Noch wahre Gottesfurcht; ob gleich die Feinde toben,
Die durch ihr Läſtermaul dich nur am ſchönſten loben.
Beglückt iſt, wer, wie du, der Schmähſucht Gift beſiegt,
Wem ſeiner Unſchuld Pracht ganz klar am Tage liegt.
Beglückt, wer ſo, wie du, durch Großmuth überwunden,
Was die Verläumdung auch für Lügen ausgefunden.
Ich, dem die Poeſie der Tugend Lob gebeut,
Erinnre mich dabey der ſüſſen Schuldigkeit,
Die ſie mir auferlegt. Ich ſoll nichts falſches dichten,
Und nur durch Schmeicheley der Thoren Stolz verflichten.
Ich ſoll nicht ganz erſtaunt vor kleinen Geiſtern ſtehn,
Und was ich nie geglaubt, durch eiteln Ruhm erhöhn.
Die Wahrheit winket mir, die Wahrheit, der ich diene,
Wenn ich den Wahn der Welt zu ſtören mich erkühne.

Ich weis, du ſiehest dieß mit muntern Sinnen an,
Weil das, was dich nicht trifft, dich nicht verletzen kan.
Wer ſich getroffen fühlt, der mag ſich kundbar machen;
So kriegt die kluge Welt das Recht ihn auszulachen.

Du wirſt ein Geiſtlicher, und zwar zu einer Zeit,
Da mancher, der ſich auch dem Predigtſtuhl geweiht,
Die Hand vom Pfluge zieht: Ein ſchreckliches Verbrechen!
Wenn man den Pöbel hört ſein altes Urtheil ſprechen.
Allein, wen wundert das, der auch nur halb bedenkt,
Wie ſehr die Mode ſchon die Kanzeln eingeſchränkt,
Und wie genau man ſich, ein Aemtchen zu erhalten,
Der eingeführten Art ganz ähnlich ſoll geſtalten.
Man redet hier, o Freund! von unſern Lehren nicht,
Die wahr und göttlich ſind. Wer dieſen widerſpricht,
Iſt freylich ſelbſt verkehrt. Man redet nicht von Kennern
Der wahren Redekunſt, von hochgelehrten Männern,
Die unſers Sachſens Schmuck, der Kirchen Ehre ſind:
Wer dieſe ſchelten will, iſt ſelbſt aus Thorheit blind,
Ja vieler Strafe werth. Man redet nur von Moden,
Die Menſchen Witz erdacht, und künſtlichen Methoden,
Die, die ſind eine Laſt, die manche Schulter ſchreckt,
Daß ſie den Mantel flieht, der ſo viel Pein erweckt,
Und unerträglich wird. Doch ich kan alles waren;
Du, werthgeſchätzter Freund! haſt dieſes ſelbſt erfahren.

Seit dem des Höchſten Geiſt, mit wunderbarer Kraft,
Nicht mehr Propheten treibt, nicht mehr Apoſtel ſchafft;
Seit dem die Sendung nicht unmittelbar geſchieht,
Weil das geſchriebne Wort allein die Herzen zieht:
Seit dieſer erſten Zeit muß Fleiß, Beleſenheit,
Der Sprachen Weſenſchaft, und die Beredſamkeit

Den

Den frommen Lehrerſtand, bey Verſehn und bey Wachen,
Zu der Gemeinen Dienſt geſchickt und tüchtig machen.
Je weiter man es nun in dieſen Stücken bringt,
Je mehr man in den Schatz der Heiligthümer dringt,
Je mehr man ſich bemüht, die Wahrheit recht zu lehren,
Um deſto mehr iſt auch ein ſolcher Mann zu ehren.
Wer ſein vertrautes Pfund nur redlich angelegt,
Des Höchſten Weinberg baut, ſo, daß er Früchte trägt,
Den darf kein fremder Knecht in ſeiner Arbeit ſchelten,
Und deſſen Sorgfalt muß, gleich andrer Dienſten, gelten.
Freund! dieß iſt ſonnenklar: Allein, wer weis auch nicht,
Daß hier der Eigenſinn ein ſtrenger Urtheil ſpricht.
Was? heißt es, ſollte ſichs ein junger Menſch erkühnen,
Und unſrer Kirche bloß nach eignem Kopfe dienen?
Nein, Regeln aufgeſetzt! darnach der Lehrerſtand
Sich hier und anderwerts, ja durch das ganze Land,
Gebührend richten muß. Geſetze vorgeſchrieben!
Die Pflicht des Predigens nach einer Art zu üben.
Methoden ausgedacht! darnach man jedermann
Die Kanzelrednerkunſt recht mühſam zeigen kan.
Was bloß die Bibel ſagt, was die Vernunft erfunden,
Läßt junge Leute noch zu frey und ungebunden.
Drum ſpanne man ſie mehr ins Joch der Lehrart ein,
Und wer ſich nicht ergiebt, der ſoll nicht zünftig ſeyn.
Entfernet jemand ſich, ſo muß man ihn verdammen:
Man bring ihn in Verdacht, nehm alle Liſt zuſammen,
Bis er geſtürzet iſt. Dann ſage man der Welt:
Er ſey in Meynungen und Lehren ſchlecht beſtellt,
Man hab ihn, als die Peſt des Glaubens, zu vermeiden,
Und müß ein faules Glied vom Kirchenkörper ſcheiden.
Dieß iſt der Lauf der Welt, geſchwätzberedter Freund!
Der oft noch ärger wird, als mancher glaubt und meynt,

Zumal, wer ſo, wie du, ſich nicht an Moden bindet,
Und doch erbaulich lehrt, und doch viel Beyfall findet.
Da flucht der Handwerksneid; da ſchilt er auf die Art,
Darnach, als er ſtudirt, noch nicht gepredigt ward;
Nennt alles Neuerung, was ſich von dem entfernet,
Was er zu ſeiner Zeit, doch auch als neu, erlernet.
Wie kömmt es, daß er ſchmäht? Wie könts, daß er dich haßt?
Bloß, weil dein Schuh ſich nicht auf ſeinen Leiſten paßt.
Bloß, weil dein Hut ſich nicht auf ſeinen Kopf läßt drücken,
Und deine Kleider ſich auf ſeinen Rumpf nicht ſchicken.

Du wundergroſſer Mann! vergötterter Serpil!
Durch deſſen grundgelehrt- beredt- und frommen Kiel
Ein tröſtlich Werk entſtund; O lankiſch, reich an Gaben!
Und du, geprieſſner Mahn! Ihr könnt nichts gleiches haben.
Ihr habt der rohen Welt die rechte Kunſt gezeigt,
Wie man recht Bibelfeſt auf ſeine Kanzel ſteigt.
Ihr unterdrücket faſt die Menge der Poſtillen,
Und lehrt die Predigten aus Liederbüchern füllen.
Wer die mit Sprüchen nuſcht, darf weiter nichts verſtehn,
Als mit den Texten ſelbſt methodiſch umzugehn;
Nach der Zergliederkunſt ſie künſtlich zu zertrennen,
Die Theile ſonderbar und klappend zu benennen.
Die Fragen, wer? und was? warum? und wie? und wo?
Wodurch? und wenn? beſehn; heißt Diſpoſitio.
Hierinn ſteckt alle Kunſt! Miſanders Leckerbiſſen
Und Schieblers Goldbergwerk wird niemand mehr vermiſſen.

Du lacheſt, werther Freund! und das nicht ohne Grund,
Doch ſage mir einmal, ob jener güldne Mund,
Johannes von Byzanz, von dem wir Reden leſen,
Nach deiner Meynung wohl ein Redner ſey geweſen?

Wer-

Vermuthlich ſprichſt du ja, und alle Welt ſtimmt ein:
Allein, verzeihe mir, ich ſelber ſage Nein!
Iſts möglich, daß man den mit Recht beredſam nennet,
Der nicht das A. B. C. der Homiletik kennet?
Nein! Nein! Chryſoſtomus iſt überall zu ſchlecht,
Macht keinen Eingang hübſch, formirt kein Thema recht;
Theilt ſolches niemals ab, kan nicht exegeſiren,
Weis nicht der Sylben Kraft im Grundtext nachzuſpüren;
Cutirt die Sprüche nicht, und plaudert ungefähr
Nur lauter Menſchenwitz und eigne Worte her;
Gebraucht, an ſtatt der Schrift, die Redekunſt der Heyden,
Und pflegt das Chriſtenthum ganz weltlich einzukleiden.
Iſt das ein Homilet? Unmöglich, werther Freund!
Ich hab es auch gedacht, ich hab es auch gemeynt:
Doch, als ich neulich ſelbſt ſein Predigtbuch geleſen;
Nahm ich erſtaunend wahr, daß er ein Kind geweſen.
Noch mehr! Lutherus ſelbſt, der theure Gottesmann,
Verdient den Lobſpruch nicht, daß er die Lehrart kan.
Zwar iſt ſein Vortrag ſtets voll Eifer, Geiſt und Leben,
Wie ſeine Schriften noch das ſichre Zeugniß geben.
Er dringt durch Mark und Bein, er ſtrafet, drohet, ſchreckt,
Ermahnet, tröſtet, warnt, ermuntert und erweckt:
Allein, was hilft ihm das, wenn die Methode fehlet,
Und jeder, der ſie ſucht, ſich ganz vergebens quälet!
Ach ſtünde Luther doch nur itzo wieder auf!
Er gäbe ganz gewiß ſein Feuer in den Kauf,
Und nähme Regeln an. Er würde gern bekennen,
Sein ganzes Predigen ſey ein Geſchwätz zu nennen:
Er kaufte ſich den Leigh und Lehmanns Pentas ein,
Er würde Wiedemanns getreuer Schüler ſeyn,
Und ganze Jahre lang, nach hundert Arten, lernen,
Sich künſtlich von dem Sinn des Geiſtes zu entfernen.

Du

Du lebeſt itzt, o Freund! und thuſt es dennoch nicht.
Was denkſt du immermehr? Ach drehe, wie man ſpricht,
Dein jeder Kluge thuts, den Mantel nach dem Winde.
Wie zürnet nicht bereits Demetrius Geſinde,
Daß ſein Gewerbe fällt! Es ſtürmet auf dich zu.
Bedenke doch dein Glück, bedenke deine Ruh!
Es kan dich mit der Zeit noch in der That gereuen;
So bald die Zunft nur wird: Groß iſt Diana! ſchreyen.
Allein ich ſehe ſchon, du nimmſt kein Warnen an,
Weil dein beherzter Muth ſo leicht nicht zittern kan.
Du ſchreibeſt gar ein Buch, und ſucheſt einzuſchärfen,
Was allegoriſch klingt, das müſſe man verwerfen.
Das heißt zu viel gewagt. Freund! haſt du auch bedacht,
Wie arm dieß Unterſtehn dich an Erfindung macht?
Wie matt wird künftig nicht dein kaltes Thema klingen?
Was nicht ſchematiſch iſt, kan nicht ins Herze dringen.
Denn man verſteht es gleich, und hat die Freude nicht,
Daß der gemeine Mann zu ſeinem Nachbar ſpricht:
Das iſt was artiges! das iſt ſchwer auszuführen!
Im Texte wenigſtens iſt nichts davon zu ſpüren.
Du guter Laye, du! was weiſt doch du davon?
Ein rechter Homilet verſteht den Kunſtgriff ſchon!
Wer wird ſich ſo genau an Chriſti Worte binden?
Man muß in jedem Text auch jedes Thema finden.
Denn wäre dieſes nicht; wie wär es auszuſtehn,
Ein Evangelium ein ſchockmal durchzugehn;
Und dennoch allezeit die längſt bekannten Sachen,
Durch einerley Verſtand, beliebt und neu zu machen.
Ein hübſcher Ueberguß macht ſaure Speiſen ſüß,
Und Dank ſey dem geſagt, der uns die Lehrart wies,
Was in dem Texte fehlt, durch Kunſt hinein zu bringen,
Und was nicht fließen will, ein wenig zu erzwingen.

Kein

Kein Jahrgang iſt ſo ſchlecht, er giebt ein Muſter ab,
Wie artig man dem Text die neue Deutung gab:
Daß die Apoſtel ſelbſt ſich eſt im Engelerden
Gewundert, daß ihr Spruch ſo ſchön verſtümmelt werden.

Vergieb dem freyen Scherz, mein Teller! werther Freund!
Du weiſt es ohnedem, wie gut mein Herz es meynt:
Ich kenne dein Verdienſt, und ehrete dein Lehren,
So eſt es nur geglückt, dem Predigen zu hören.
Dein Merſeburg gewinnt, und wir verlieren viel;
Doch unſer Wünſchen iſt nicht ſtets des Himmels Ziel.
Noch mehr, ich freute mich, ſo eſt ich nur bedachte,
Wie viel dein Unterricht geſchickte Schüler machte.
Ach! ſprach ich bey mir ſelbſt, der Mann wird ungemein,
Wird unſerm Leipzig einſt ein andrer Mosheim ſeyn:
Er wird den bunten Kram der Kunſtmethoden ſtören,
Und die Beredſamkeit der alten Väter lehren;
Die ungezwungen fließt, und voller Geiſt und Kraft,
Verſtand und Willen lenkt und tauſend Ruhen ſchafft.
Wie glücklich ſind nicht die, die ſchon von dir gelernet,
Wie löblich ſich der Mund vom Schlendrian entfernet,
Der alles überſchwemmt. Wiewohl ich hoffe noch!
Wer weis, was bald geſchieht? So kan dich Leipzig doch
Auf ſeinem Lehrſtuhl ſehn. Kommt, kommt, erwünſchte Zeiten!
Und heiſt zu Tellers Ruhm ein beſſer Lied bereiten.

VII. Lehrgedichte.

Lob und Tadel.

Bey der

Seidemann- und Waltherischen Eheverbindung. 1731.

Wofern ich, werther Freund! vergnügt, ja freudenvoll,
Bey deinem Hochzeitfest mein Wort erfüllen soll,
Den treuen Glückwunsch dir in Versen abzusingen;
So sey es mir erlaubt, ein Sprichwort vorzubringen.
Du hältst es sonst zwar auch mit unsrer neuen Welt;
Doch weil dir Ehrlichkeit und alte Treu gefällt,
Dergleichen Tugenden die lieben Alten trieben:
So wirst du auch ein Wort von ihren Lippen lieben;
Ein Wort, darinn die Spur von alter Weisheit steht,
Die leider! täglich mehr bey uns zu Grunde geht.

Es heißt, damit ich auch fein nach der Ordnung schreibe,
Und dir das Thema nicht so lange schuldig bleibe:
Willst du getadelt seyn, so geh, und nimm ein Weib,
Willst du gelobet seyn, so stirb und wirf den Leib
In Gruft und Moder hin! Bey diesen zweyen Theilen,
Soll mein Gedichte sich für diesesmal verweilen.
Zu Anfang handelt es das späte Lob und Grab,
So dann die Lästerung bey dem Vermählen ab.
In beyden will ich dir den Lauf der Welt erklären,
Und dann den Wunsch an dich und deine Braut gewähren.

Zum erſten iſt es wahr, die Welt lobt keinen leicht,
Bevor er in der Gruft ſein letztes Ziel erreicht.
So lange jemand lebt, wird alles, was er machet,
Beginnet und vollbringt, getadelt und verlachet,
Sein Weſen nennt man ſchlecht. Man lobt und billigt nichts.
In allem, was er thut, gedenkt und ſagt, gebrichts,
An hundert wenigſtens, wo nicht an tauſend Stücken:
Denn beſſer pflegt es auch dem Klügſten nicht zu glücken.
Allein er ſterbe nur, da geht das Loben an!
Was nie ein Menſch vermocht, was niemand glauben kan,
Was hunderte vor ihm vergebens unternommen,
Das alles iſt durch ihn in rechten Stand gekommen.
Er hat die Frömmigkeit und Tugend ſtets geliebt;
Er hat durch Wort und Werk kein kleines Kind betrübt;
Ihm iſt die Vaterſtadt für all ihr Heil verbunden;
Bey ihm hat allezeit das Armuth Rath gefunden.
Er war der Weyſen Troſt, der Wittwen Schirm und Schild,
Und kurz: Der Unſchuld Schutz, der Tugend Ebenbild.
Ja wär er in der That von allem nichts geweſen:
So läßt mans doch gedruckt in mancher Lobſchrift leſen.
O merkt euch dieſes an, die ihr aus Eitelkeit
Von toller Ehrſucht krank, nach Lobe durſtig ſeyd!
Was qvälet ihr euch viel, berühmt und groß zu werden?
Iſt euch mit Ruhm gedient? verkriecht euch in der Erden.
So lang ihr lebend hofft am Lobe reich zu ſeyn:
So trifft der Wunſch gewiß nur bey den Schmeichlern ein;
Der abgeſchmackten Brut, in deren blöden Augen
Die ärgſten Fehler auch zu Wunderdingen taugen.
Seyd froh, wenn euch der Hof zu ſeinen Dienern zählt,
Da glaubt nur, daß es euch an keinem Lobe fehlt.
Aus Hoffnung eurer Gunſt wird alles ſich bemühen,
Wenn ihr gleich Zwerge ſeyd, euch Rieſen vorzuziehen.

Doch

Doch wem ein ernſtlich Lob, ohn Eigennutz, gefällt,
Der mache ſich je ehr je lieber aus der Welt.
Alsdann erfüllt ſein Ruhm den weiten Kreis der Erden,
Ja was er niemals war, das wird er dann erſt werden.

Das war mein erſter Theil. Zum zweyten merk ich auch,
Nach meines Sprüchworts Sinn, den häßlichen Gebrauch
Des klugen Pöbels an, der, wenn man ſich vermählet,
Die Fehler, die man hat, wohl zehnmal überzählet.
Du ſeyſt auch, wer du ſeyſt, ein Junggeſell, ein Mann,
Ein Mägdchen, oder Weib; ſo biſt du übel dran,
Dafern du freyen willſt. Was du von Kindesbeinen
Begangen oder nicht, wird hier entdeckt erſcheinen.
Was du dein Lebenlang geredet und gedacht,
Das wird hervor geſucht, zur Läſterung gemacht,
Und wacker ausposaunt. Ja, was du nie verrichtet,
Ja, was du nie geträumt, wird doch von dir erdichtet.
Bald ſchrecket man die Braut mit ihres Freyers Art;
Erzählt, wie vielmal er ſich wöchentlich den Bart
Herunter nehmen läßt? Wie oft er ſchon purgiret,
Geſchwitzt und Ader ließ, und wo das hergerühret?
Wie manches Mägdchen er bald hie, bald da geküßt?
Was er bezahlet hat, und was er ſchuldig iſt?
Bald ſchildert man das Bild der Bräute bey den Freyern:
Die, heißt es, läßt ſich ſtets das Angeſicht erneuern;
Die hat ſo manchen ſchon durch ihren Kuß vergnügt;
Die hat kein baares Geld, und nur ihr Staat betrügt;
Die hat ein loſes Maul, und ſonſten böſe Flüſſe;
Die iſt an Händen plump, und die hat krumme Füſſe.

So pflegt es denen auch, in ihrer Art, zu gehn,
Die ſonſt Verdienſt und Glück zu Aemtern will erhöhn.

Da

Da pflegt ein jedes Maul den Neiderzahn zu ſchärfen,
Und ihm bald dieß, bald das, aus Bosheit, vorzuwerfen.
Bald ſpricht der Unverſtand: Die Schrift iſt ihm ein Spott!
Bald ruft die Kühnheit nach: Er glaubet keinen Gott!
Bis endlich, wenn die Treu ihr Amt geſchickt erfüllet,
Die Läſterung ſich ſchämt, die Unvernunft ſich ſtillet.

Wie glücklich iſt denn nicht ein kluger Freyersmann,
Der, wenn er freyen will, es heimlich halten kan,
Und weil dieß nicht gar oft gelinget und gedeihet:
Wie klüglich handelt der, der lieber gar nicht freyet!

Doch nein, geehrter Freund! dein Beyſpiel ſtraſet mich,
Du freyeſt offenbar, und hier erweiſet ſich
Dein unerſchrocknes Herz, das Gott und Tugend ehret,
Und ſich in aller Welt an keine Läſterer kehret.
Man ſage, was man will, du haſt doch wohl gethan,
Du folgteſt jederzeit der wahren Ehrenbahn:
Und biſt durch Fleiß und Glück nunmehr ſo weit gedrungen,
Daß dir die Heyrath auch nach Herzenswunſch gelungen.
Was ſchadt es, wenn der Neid bald dieß, bald jenes ſpricht?
Auf andrer Leute Wort beruht dein Glücke nicht.
Und wenn ein neues Paar einander herzlich liebet,
Den Schwätzern keinen Raum zu leerem Plaudern giebet,
So lebt es doch vergnügt, und lacht in ſeinem Sinn:
Wie du, mein Seidemann mit deiner Waltherin.
Glück zu! (der Wunſch iſt kurz) der Himmel wird es lenken,
Und eurer neuen Eh ſehr viel Vergnügen ſchenken.

✡ ✡ ✡

VIII. Lehrgedichte.

Von der Schändlichkeit der Läſterung.

Bey dem Abſterben

Hrn. M. Juſt Gottfried Rabeners,

1732. den 27 Febr.

Ach Freund! ſo war für dich kein ſpäter Ziel zu hoffen?
O unverhoffter Schmerz, der unſre Bruſt betroffen!
Fünf Tage ſahen dich geſund und krank und blaß,
Und auf der Baare ſtehn. Ach! wer gedachte das,
Als du vor kurzer Zeit bey guten Freunden ſaſſeſt,
Und in erlaubter Luſt die letzte Mahlzeit aſſeſt?
Die letzte, wo du dich in dieſer Welt ergetzt,
Und wo der Traurigſte den Gram beyſeite ſetzt;
Die letzte, wo dein Mund gelachet und geſcherzet,
Und keiner das beſorgt, was uns nunmehro ſchmerzet.
Was thut der Pöbel nun, den ſonſt dein Geiſt gehört?
Er lacht und freuet ſich, wenn er uns klagen hört,
Und glaubt, nun ſey es Zeit, da deine Lippen ſchweigen,
Den alten Groll einmal ganz ungeſcheut zu zeigen.
Wie ſonſt der kühne Leu, der ganze Wälder ſchreckt,
Nach welchem, weil er lebt, kein Thier die Klauen ſtreckt,
Wenn er erſtarrt und ſtirbt und ſeine Kräfte ſcheiden,
Auch feiger Haſen Spott und Uebermuth muß leiden.
So lang er lebend war, ſchien auch der Wiederhall
Von ſeiner Stimme ſchon ein harter Donnerknall,
Doch itzt hat alles Herz, ſich frech an ihn zu wagen,
Itzt will kein fauler Hund an ſeiner Kraft verzagen.

Allein

Allein, wie geht es zu, Freund! der du uns ergetzt,
Daß man im Leben dich ſo fürchterlich geſchätzt?
Und daß der Pöbel ſich nicht länger kan enthalten,
In unſer Klagelied ſein Läſtern einzuſchalten?
Sein ſchwarzes Thun hat Schuld, daß er die Billigkeit,
Die deinen Mund belebt, ſo wie das Licht geſcheut.
Daher entſtund die Furcht, du möchteſt Maal und Flecken,
Die er zu ſehr geliebt, durch deinen Witz entdecken.
Dein Blick durchdrang die Nacht, darinn die Thorheit wohnt,
Die tauſend Laſter heckt, und gern im Dunkeln thront.
Umſonſt war ſie bedacht, ihr lächerlich Bemühen,
Das ſie für Klugheit hält, dir gänzlich zu entziehen.
Dein allzuſcharfer Sinn erforſchte bald den Grund,
Und ein geſalznes Wort that oft dein Urtheil kund,
Und wußte mit Vernunft, in ungereimten Werken,
Den Tadel, der ſie traf, recht ſinnreich anzumerken.
Das war dein Fehler, Freund! dieß hielte man von dir,
Dieß rückte dir der Schwarm der laſterhaften für;
Der ſelbſt ſo witzig iſt, da ihn doch Balken drücken,
Dem Nächſten, der ihn ſtraft, auch Splitter vorzurücken.
Durchgeht, dafern ihr wollt, die Gaſſen unſrer Stadt,
Und fraget jedermann, der nur zwo Lippen hat,
Wie dieſer Nachbar heißt? was er für Titel führet?
Womit er ſich erhält? wie er ſein Haus regieret?
Ob ihn ſein Weib auch ehrt? wie Sohn und Tochter lebt?
Was er bereits erlangt? wornach er künftig ſtrebt?
Und was dergleichen mehr für Fragen fallen können;
Wenn man der Läſterung ein offnes Ohr will gönnen.
Da wird der gröſte Thor, der noch ſich ſelbſt nicht kennt,
Kaum ſeinen Namen weis, recht ausſpricht, oder nennt,
Doch ſeines Nachbars Thun, Stand, Weſen und Bemühen
Aufs unbarmherzigſte durch ſeine Hechel ziehen.

Dieß iſt die alte Peſt, die alles angeſteckt;
Die durch ihr Schmähen oft die Großmuth ſelbſt erſchreckt;
Und wenn ſie gar nichts weis, der Tugend Schuld zu geben,
Die gröbſten Lügen ſpeyt, ihr etwas anzukleben.
Was einer ausgeheckt und hämiſch vorgebracht,
Wird in der ganzen Stadt viel tauſendmal belacht,
Vergröſſert, umgekehrt, vergiftet und vergället:
Wie ſonſt ein Schneeball wächſt, der vom Gebürge fället.
So klein er anfangs iſt, ſo greulich wächſt er an,
Indem er tiefer rollt, und nirgends ruhen kan,
Bis endlich ſolch ein Klump, der Menſch und Thiere ſchrecket,
Ein ganzes Thal erfüllt, und Feld und Dorf bedecket.
Apelles, der einmal ſo angefeindet ward,
Beſchämte, durch ein Bild von ſonderbarer Art,
Die ſchwarze Läſterung, die ſich an ihm gerieben:
Denn anders dacht er nicht die Rach an ihr zu üben.
Er malte rechter Hand den dummen Midas hin,
An dem das Eſelsohr den ungeſchliffnen Sinn
Und ſchnöden Vorwitz wies; zwey Weiber ihm zur Seiten,
Dadurch den Unverſtand und Argwohn anzudeuten.
Zu dieſem eilte ſehr die ſchnöde Läſterſucht,
Ein ſchön geſchmücktes Weib; die ſonder Scham und Zucht
Halbraſend vorwerts ſtrebt, und zornig im Geſichte
Megären ähnlich ſieht. Die Fackel geht zunichte,
Die ihre linke trägt, indem die wilde Glut
Sie ganz verſchmelzt und frißt, und ihr faſt Schaden thut.
Die Rechte ſchleyrt das Haupt der Unſchuld bey den Haaren,
Die einem Jüngling gleicht, der ihren Grimm erfahren.
Er ſtreckt der Arme Paar, ſo hoch er immer kan,
Und rufft den Himmel ſelbſt um Hülf und Beyſtand an.
Es geht ein Mann verher, mit eingefallnen Wangen,
Ganz bleß und abgezehrt, wie die, ſo was begangen.

Sein

Sein Name heißt der Neid; Er dürſtet recht nach Schmach.
Von hinten treten ihr zwey andre Weiber nach,
Als Argliſt und Betrug, die Läſterung zu ſchmücken.
Am Ende läßt ſich nur die Reue noch erblicken;
Sie trägt ein Trauerkleid, ſieht thränend hinterwerts,
Und klaget voller Scham der Wahrheit ihren Schmerz,
Die ganz von weitem folgt. So war das Bild erfunden,
Womit Apelles dort die Läſtrer überwunden.
O ſtünd er wieder auf, und käm in unſre Stadt,
Wo ſeines Pinſels noch ſo mancher nöthig hat:
Was würd er nicht auch hier der armen Unſchuld dienen,
Die von der Läſterſucht oft unterdrückt geſchienen!
Gleichwohl, da jeder Thor ſich ſelbſt zum Richter ſetzt,
Den Nächſten nicht einmal verhörungswürdig ſchätzt
Und hinterrücks verdammt, will man ſich noch beklagen,
Wenn Kluge hier und dar die trockne Wahrheit ſagen;
Wenn Männer, deren Wort mit Salz gewürzet iſt,
Von deren Lippen nur Vernunft und Wahrheit fließt,
Die Thorheit ihrer Zeit zuweilen mit belachen,
Doch nie, wie andre thun, aus Lügen Wahrheit machen.
So war nun Rabners Scherz, ſo lang ich ihn gekannt,
Nichts anders, als die Frucht von Wahrheit und Verſtand.
Wer hat ihn je gehört der wahren Tugend ſpotten?
Wer iſt ſo unverſchämt, daß er ihn zu den Rotten
Der Glaubensſpötter zählt, die Gott und Schrift verſchmähn?
Wer hat ihn in der Zahl der Schmeichler je geſehn,
Die um ein fettes Maul, um Hoffnung, Gunſt und Gaben,
Der Thoren ſchnödes Thun ſo oft vergöttert haben?
O nein! er that es nicht! von ſolcher Sclaverey
War ſein erhabner Geiſt und edler Griffel frey.
Sein Griffel, der auch oft der Groſſen nicht geſchonet,
Und ihre Fehler nie mit falſchem Ruhm belohnet.

Sein Griffel, der ſo ſchön, ſo rein, ſo lebhaft ſchrieb,
Daß er der deutſchen Welt ein deutlich Muſter blieb,
Wie man recht ſchreiben ſoll; wenn man mit Witz will ſchreiben,
Und unſrer Sprache Schmuck bis auf das Höchſte treiben.
Der groſſe Petrus lebt, zum Wunder aller Welt,
Und Rabners Kiel zugleich, der ihn ſo vorgeſtellt,
Daß ihn die ſpäte Zeit, die dieſes Buch wird kennen,
Den deutſchen Xenophon, und Curtius wird nennen.
Dieß iſt dein wahres Lob, zu früh erblaßter Freund!
Ein Lob, das dir vielleicht zu hoch getrieben ſcheint,
Doch mir zu klein bedünkt. Dein aufgewecktes Weſen,
Das uns dein Umgang wies, war edel und erleſen.
Dein witzerfüllter Mund ſchien Frankreich, Rom, Athen
An Artigkeit und Salz und Anmuth gleich zu gehn.
Ihr Freunde! ſammlet doch ſein Scherzen und ſein Lachen:
So wird noch Rabners Geiſt uns Deutſchen Ehre machen;
Und Leipzig rühmlich ſeyn, das ſeiner Kinder Preis,
Aus Neid, nicht allemal nach Werth zu ſchätzen weis:
Und oft bey Welſchen ſucht, bey Franzen und bey Britten,
Worinn es ihnen ſelbſt den Vorzug abgeſtritten.
Wo bleibet noch dein Tod, dem dein geſetzter Muth
Getroſt entgegen gieng; als dir dein eignes Blut,
Der edle Lebensſaft, des Lebens Ende dreute?
Wer ſah, daß hier dein Geiſt ſein nahes Sterben ſcheute?
Du ſtelltest deinen Sinn, in Gottes Herz und Sinn!
Darauf verſchied dein Geiſt; und zweifelsfrey dahin,
Wo die Gerechten ſtehn, die ſo, wie du, hiernieden,
In feſter Zuverſicht auf Gottes Huld verſchieden.
Geneuß der Herrlichkeit, die dir beſtimmet iſt,
Und glaube, daß du hier ganz unvergeßlich biſt;
So lange man nicht wird von klugen Federn ſchweigen,
Und deine Schriften noch von deinem Geiſte zeugen.

IX. Lehr-

IX. Lehrgedichte.

Wodurch die Medicin beſchimpft werde.

Als

Herr Johann Ernſt Kulmus

1732. den 18 Sept.

zu Leipzig Doctor wurde.

Ja, Freund! du biſt es werth, u. nimmſt, was dir gehört,
Da Medicine dich mit ihrem Beyfall ehrt.
Und Phöbus thut ganz recht, da er von ſeinen Söhnen
Dir läßt dein kluges Haupt mit ſeinem Hute krönen.
Wer deinen edlen Fleiß in dieſer Kunſt erwegt,
Davon du ſo geſchickt die Proben abgelegt;
Der ſieht die Billigkeit von dem erlangten Lohne,
Und wünſcht dem Aeſculap viel Glück zu ſolchem Sohne.

Doch, werther Kulmus! ſprich: Haſt du auch recht bedacht,
Wozu dein Witz und Fleiß und Eifer dich gebracht?
Haſt du es auch gewußt, daß dein erwählter Orden,
Seit langer Zeit, ein Spott der klugen Welt geworden?
Du ſprichſt: Was hindert das? Sehr viel, gelehrter Freund!
So weit die Poeſie noch um Molieren weint,
Bey deſſen Grabmaal ſtets ſo mancher Satir hürſet,
Wird aller Aerzte Schimpf mit ſeinem Ruhm verknüpfet.
Du lacheſt zwar dazu: Doch das iſts nicht allein.
Mit nichten! welche Stadt, welch Dorf iſt wohl ſo klein,
Allwo die Kranken nicht mit ungezählten Haufen,
Nach Mutter Urſein mehr, als nach dem Doctor, laufen?

Die hochberühmte Frau weis beſſer, als Galen,
Wie oft ein Kranker ſoll des Tags zu Stuhle gehn.
Sie half der Nachbarinn, die nur vor wenig Wochen,
Wahrhaftig, es iſt wahr! die Mutter weggebrochen.
Haus Veiten klagt den Kopf; ſie ſpricht, es iſt die Milz:
Der Mann erſchrickt, und glaubt, und kratzt ſich unterm Filz;
Indeſſen daß die Frau für Stolz die Naſe rümpfet.
O Freund! heißt dieſes nicht die Medicin beſchimpfet?
Ich weis, du tadelſt mich, und ſprichſt: Es folge nicht!
Ganz recht; der Schluß iſt falſch, und ſchändet mein Gedicht:
Wohlan, drum will ich itzt den wahren Schimpf erwegen,
Den eure Meiſter ſelbſt der Kunſt zu machen pflegen.
Ich weis, gelehrter Freund! du liebſt die Wiſſenſchaft,
Du kennſt des Menſchen Geiſt, des Körpers Bau u. Kraft,
Die Pracht des Erdenballs, des Himmels Wunderwerke,
Und ſchlieſſeſt dann daraus des Schöpfers Macht u. Stärke.
Du ſiehſt Natur und Welt mit andern Augen an,
Als mancher, der nichts denkt, als was er greifen kan;
Und findeſt mit Vernunft, in jedem Körnchen Sandes,
Die ſonnenklare Spur des ewigen Verſtandes.
Euclides, den du liebſt, hat dich geſchickt gemacht,
Die Schönheit dieſer Welt, an Ordnung, Glanz und Pracht,
Nach Maaß, Gewicht und Zahl zu prüfen, zu ergründen,
Und täglich gröſſre Luſt in dem Bemühn zu finden.
Wer dich nur halbigt kennt, dem iſt dieß ſchon bewußt:
Wie kömmts denn immermehr, daß deine kluge Bruſt
Sich bloß die Heilungskunſt zum Gegenſtand erwählet,
Der alle Gründlichkeit, ja faſt die Wahrheit fehlet?
Was iſt ſo ungewiß, als dieſe Wiſſenſchaft?
Was ſag ich Wiſſenſchaft? Das klingt zu pralerhaft!
Was können Aerzte ſonſt, als rathen, glauben, träumen,
Und tröſten, bis man ſieht den Tod im Halſe ſchäumen?

Wie ſchickt ſich nun dazu ein Mathematicus,
Der alles, was er ſagt, ſo klar erweiſen muß,
Als dieß, daß zwey mal drey nicht mehr als ſechſe machen?
Wer wird nicht, ſage mir, des guten Stephans lachen,
Der ſeinen todten Hund mit Hand und Fingern wies,
Und ſolch ein Zeigen ſchon ein Demonſtriren hieß?
Du lacheſt ſelbſt, o Freund! Allein, wenn die Chymiſten
Sich ſtets mit Salz, Mercur und lauter Schwefel brüſten;
Daraus, nach ihrem Wahn, ein jedes Ding beſteht:
Wenn jene groſſe Zunft ſich offenbar vergeht,
Der Körper Wirkungen den Körpern abzuſtreiten,
Und der Arzneyen Kraft von Geiſtern herzuleiten;
Geſundheit, Krankheit, Tod, ja Beine, Fleiſch und Blut,
Sammt allem, was der Bau des bloſſen Leibes thut,
Der denkenden Vernunft des Menſchen zuzuſchreiben:
Wie kan denn eure Kunſt in wahrem Anſehn bleiben?
Denn hier begreift man nichts; weil lauter Zauberey
Und unverſtändlich Zeug die blinde Phantaſey,
An heller Wahrheit ſtatt, mit Hirngeſpinſten äffet:
So daß ihr, wenn ihr ja das rechte Fleckchen treffet,
Kein gröſſer Lob verdient, als wenn ein tappend Kind,
Im Spiel der blinden Kuh, den Spielgeſellen findt.
Hygea zürnt vielleicht auf meiner Muſen Schelten:
Jedoch, wer kan dafür? Ich laß es die entgelten,
Die ſelbſt der edlen Zunft ein Schimpf und Schandfleck ſind.
Denn, wer das mindſte weis, der macht den meiſten Wind,
Erzählet überall die Wunder ſeiner Curen,
Und übertäubt die Welt mit Pulvern und Tincturen.
Du ſelbſt, gelehrter Freund! kennſt ſie ſo gut, als ich;
Du weiſt, wie jener einſt zur Patientinn ſchlich,
Und nach der ſchnellen Puls, die wie ein Uhrwerk ſpielte,
Nicht an der ſchönen Hand, wo denn? am Herzen fühlte.

Du weiſt, wie mancher oft mit ſeinem Stocke dreht;
Was meynt der Mann damit? Es heißt: ihr Leute ſeht!
Seht Band und Stockknopf an, die Ermel ſammt den Spitzen!
Seht meinen Demantring, die Ermelknöpfe blitzen!
Wie machts Aqvarius, der groſſe Waſſermann,
Der durch ein Glas Urin unfehlbar wiſſen kan,
Wie groß und alt man iſt, wie oft man krank geweſen,
Und was man lebenslang für Bücher durchgeleſen.
Er ſieht ſo ernſthaft aus, als wär es alles wahr,
Indeſſen glaubt es ihm der klugen Weiber Schaar:
Ob gleich des Kranken Magd das Glas, an ſeiner Stelle,
Von neuem angefüllt; nachdem ſie auf der Schwelle
Das erſte fallen ließ. Erwege das, mein Freund!
Und ſage mir nunmehr, ob dirs nicht ſchimpflich ſcheint,
Nach andrer Stümper Art, mit ſchwitzen und purgiren,
Clyſtier und Aderſchlag, uns hinters Licht zu führen?
Umſonſt! du fährest fort und endeſt deinen Lauf:
Ganz recht; der Misbrauch hebt doch den Gebrauch nicht auf.
Man muß behutſam ſeyn, den Unterſcheid zu machen,
Und alle Stümper zwar, doch nicht die Kunſt, verlachen.
O freylich, werther Freund! denn wäre dieſes nicht:
So ſchrieb ich dir itzund gewiß kein Lobgedicht;
Nachdem, ich ſag es ſelbſt, der edle Dichterorden
Von Stümpern mancher Art ſo oft entweihet worden.
Ja, Meditrine lacht die Handwerkspfuſcher aus,
Die ſich in Aeſculaps geweihtes Götterhaus
Mit ungewaſchner Hand und leerem Kopfe wagen,
Und nichts nach ſeinem Ruhm, u. nichts nach Wahrheit fragen.
Sie rühmt Apollons Wahl, der heute dich erhöht,
Weil dein bemühter Fuß auf deren Spuren geht,
Die Witz und Gründlichkeit und Wiſſenſchaft geliebet,
Bevor ſie den Verſtand in einer Kunſt geübet,

Die täglich höher ſteigt, ſeit dem Vernunft und Fleiß
Sie mehr und mehr verklärt. Du kennſt und ehrſt den Greis,
Den Leiden ſo erhebt, und den, der Halle ſchmücket:
In welchen beyden man mit vieler Luſt erblicket,
Daß noch Hippocrates, daß noch Galenus lebt.
Du haſt auch hier bey uns den Männern nachgeſtrebt,
Die Weisheit und Vernunft und Uebung ſtets verbinden,
Und manche Heimlichkeit in der Natur ergründen.
Du haſt des Vetters Bild vor deinen Augen ſtehn;
Du darfſt nur auf der Bahn des theuren Vaters gehn,
Des Vaters ſeltner Art! der dich zuerſt gelehret,
Was zu der Wiſſenſchaft, die du erlangt, gehöret.
Dein Danzig ehrt ihn noch, wiewohl die Sterblichkeit
Ihn uns zu früh geraubt; und winkt dir allbereit,
Und hoffet das von dir, was man an ihm verlohren,
Und hat dich gleichſam ſchon an ſeiner ſtatt erkohren.

Zeuch hin, man wartet dein! Das Glücke ruffet dir:
Doch laß mir einen Theil von deiner Neigung hier.
Vergiß die Freundſchaft nicht, die wir bisher geflogen,
Und ſchreibe künftig mir, auf ganz gefüllten Bogen,
Von deinem Wohlergehn, von deines Hauſes Glück:
So ſchreib ich dir gewiß ein jedesmal zurück;
Und will von meiner Treu dir ſo viel Proben geben,
Als in der Medicin und Dichtkunſt Pfuſcher leben.

X. Lehrgedichte.

Warum es ſo viel alte Junggeſellen giebt?

Bey der Verheyrathung

Hrn. M. Joh. Heinrich Winklers.

Du freyeſt, werther Freund! und thuſt ſehr wohl daran,
Weil dieſes Band dein Glück vollkommen machen kan:
Du haſt ein Herz erwählt, das dir gewiß vor allen,
An Häuslichkeit und Zucht und Tugend, wohlgefallen.
Du haſt es längſt gekannt, bevor du es erwählt,
Du haſt nicht bloß das Geld und Erbtheil überzählt,
Wie mans zu machen pflegt, wenn man nach Beuteln freyet,
Doch die vergüldte Braut an Leib und Seele ſcheuet.
Daher gelingt dirs auch. Dein Freyen dünkt mich ſchön,
Und ſollt ich dir dabey des Herzens Grund geſtehn,
So ſpräch ich, da du dir ein liebes Weib genommen;
Daß ich faſt ſelber, dir zu folgen, Luſt bekommen.

Der Junggeſellenſtand iſt traurig und verhaßt,
Und macht uns oftermals die Einſamkeit zur Laſt.
Natur, Vernunft und Schrift gebiethen uns, zu lieben,
Der Schöpfer hat es ſelbſt in jedes Herz geſchrieben.
Doch fürcht ich mich dafür! die Jahre flieſſen hin,
Und ob ich gleich noch nicht der allerältſte bin:
Doch ſollte Niſa nur das Urtheil von mir fällen,
Sie wieſe mich zur Zahl der alten Junggeſellen.

Geſetzt, ich wär es auch; ſo bin ichs nicht allein.
Die Zahl, die Leipzig hegt, wird kaum zu zählen ſeyn;

Ja gar, dafern man ſie mit etwas darf vergleichen,
Den alten Jungfern ſelbſt an Menge faſt nicht weichen.
Wie mancher wackre Menſch wird nicht allmählich alt,
Verlieret Muth und Kraft, wird grau und ungeſtalt,
Entziehet ſich der Welt, und dem gemeinen Weſen,
Weil er, mit Vorbedacht, den Mönchenſtand erleſen?
Man geh die Stände durch; man frage Land und Stadt,
Und ſeh, was jeder Ort für Junggeſellen hat:
Nicht ſolche, denen kaum der Bart beginnt zu keimen,
Denn dieſe denken oft, ſie würdens gar verſäumen;
Und ſprängen, ſtimmten nur die lieben Aeltern ein,
Am liebſten heute noch ins Hochzeitbett hinein.
Von ſolchen red ich nur, die bey gereiften Jahren
In Amt und Nahrung ſtehn, und gleichwohl ſich nicht paaren.
Die Zahl iſt gar zu groß! Und gieng es füglich an,
Was Lacedämon ſonſt, was nachmals Rom gethan:
So ſollte man dieß Volk durch die Geſetze zwingen,
Den Ehſtand ferner nicht ſo in Verdacht zu bringen.
Drum hab ich oft bey mir verwundernd nachgedacht,
Was doch den Heyrathsbund ſo gar verächtlich macht?
Was Juvenal davon, und was Deſpreaux geſchrieben,
Das hat bisweilen mir mit Luſt die Zeit vertrieben.
Sie drohn den Männern ſtets der Weiber ſchlechte Treu,
Und treibens gar zu hoch, wie groß das Unglück ſey,
Die Kinder ſeiner Frau für Kinder zu erkennen,
Die bloß aus Höflichkeit die Väter Väter nennen.
Wiewohl das zeigt nur bloß die Klagen alter Zeit,
Und iſt doch nicht der Grund, warum man itzt nicht freyt.
In Rom und in Paris mag dieſe Drohung gelten,
Bey uns iſt keine Frau in dieſem Stück zu ſchelten.
Die deutſchen Weiber ſind den Männern immer treu,
Und niemand weis bey uns, was ein Actäon ſey.

Ja,

Ja wüßt es jemand gleich, wer wird es jedem sagen,
Und einen frommen Mann mit Schimpf und Argwohn plagen?

Was schreckt denn immermehr der Junggesellen Zahl?
Was stört ihr Freyen doch? Was hindert ihre Wahl?
Das artige Geschlecht mag mir dießmal vergeben,
Ich sag es rund heraus, und kostet es mein Leben!
Der Aufwand auf die Braut macht, daß man ungern freyt;
Die grossen Kosten sinds, die mancher Freyer scheut!
Was fordert nicht ein Weib, nach Leipzigs edlen Sitten,
Bevor der Mann mit ihr das Hochzeitbett beschritten?
Wägt sie mit Haut und Haar, nehmt Kleider, Strümpf und Schuh,
Den weiten Fischbeinrock, und allen Staat dazu;
So kostet jedes Loth Ducaten, ja Duplonen,
Bevor mans euch erlaubt, ihr ehlich beyzuwohnen.
Das ist ein theures Fleisch! und gleichwohl kauft man sie;
Ja, was ein Bräutigam, mit Sorgen, Schweiß u. Müh,
Seit zwanzig Jahren her ersparet und erlaufen,
Das geht auf einmal hin, sich eine Braut zu kaufen.
Geht, zählt die Summen nur an euren Fingern ab,
Die jener Freyer jüngst für seine Doris gab.
Fünfhundert für das Kleid; für tausend Thaler Ringe,
Für Perlen auch so viel. Was kosten andre Dinge?
Juweien mancher Art, die Messen, mancher Schmaus?
Was lockt das Trinkgeld nicht für manchen Thaler aus?
Was wird in Gärten nicht verspielet und verzehret?
Wo bleibt das andre noch, wenn man spazieren fähret,
Und zu Gevattern steht? Wo Spitzen, Band u. Schmuck?
Des grossen Mogols Schatz ist hier kaum reich genug,
Ein Mägdchen nach der Art, wie wirs in Leipzig haben,
Als Freyer, so daß sie vergnügt sey, zu begaben.

Ja,

Ja, ſpricht man, dieſes habt ihr Männer aufgebracht;
Wer hätte ſonſt von uns an allen Kram gedacht?
Ihr ſeyd zuweilen alt und ſtörrig in Geberden,
Und gleichwohl wünſchet ihr von uns geliebt zu werden.
Da gebt, da ſchenkt ihr uns faſt alles, was ihr habt;
Und wenn ein halber Kuß den kalten Freyer labt,
So wagt er alles dran. Wer wollt es nun nicht nehmen?
Ihr Männer ſolltet euch der eignen Thorheit ſchämen.

So wahr ich redlich bin, ihr Schönen! habt ganz recht;
Die Schuld trifft groſſentheils das männliche Geſchlecht.
Was thut ein Freyer nicht, die Liebſte zu gewinnen?
Allein, was macht ihn toll? wer bringt ihn ſo von Sinnen?
Iſts nicht der Eigennutz, der euch im Herzen ſteckt,
Und der ſo manchen ſchon vom Freyen abgeſchreckt?
Ihr ſelber ſchadet euch. Ein Armer darf nicht kommen;
Doch eh er was verdient, iſt ſchon die Glut verglommen,
Die man bey Freyern ſucht, und die euch ſo gefällt.
Und alſo ſpielt ihr ſelbſt die umgekehrte Welt.
Die Jungen wollt ihr nicht; ſie können nicht viel geben!
Die Alten mögt ihr nicht; ſie haben gar kein Leben!

Was habt ihr nun davon, daß ihr ſo geizig ſeyd?
Ihr bringt ſo manchen Tag in ſtrenger Einſamkeit
Mit Furcht und Hoffnung zu; und müſſet ſtets beſorgen,
Es hab euch Hymen gar ſein Angeſicht verborgen.
Die Jahre wachſen an, ihr werdet matt und alt,
Dann bleibt der Männer Herz bey euren Blicken kalt.
Man ehret euch nicht mehr, wie vormals in der Jugend,
Wo keine Schönheit ſtralt, da ſieht man keine Tugend.
Ein alter Junggeſell iſt doch noch ehrenwerth;
Er dient der Vatersſtadt, und hat, was er begehrt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19126/051

Ganz anders gehts mit euch, wenn euch das Alter drücket,
Und die geschminkte Haut mit tiefen Runzeln schmücket.
Ach kehrt bey Zeiten um, und setzt dem Geiz ein Ziel!
Und wenn ein Freyer kömmt, so fordert nicht zu viel.
Denn das, was eine Braut von ihrem Schatz bekommen,
Das hat sie nicht nur ihm, sie hats sich selbst genommen.

Wie glücklich freyst denn du, o werthgeschätzter Freund!
Dein Hannchen hält dich werth, und hat es wohl gemeynt,
Wenn sie nur dich geliebt, nur dich gewinnen wollen.
O hätte mancher auch so glücklich freyen sollen!
Er sässe noch vergnügt in Segen, Lust und Glück,
Und dächte nicht betrübt an jenen Tag zurück,
Daran er sich vermählt, doch auch in Schuld gestecket;
Dafür ihm itzt die Frau ein Dutzend Kinder hecket.
Er nährt dieselben zwar, jedoch mit Angst und Noth:
Das Weib versalzet ihm fast jeden Bissen Brodt,
Und will, er solle noch durch Tisch und Kleidung prangen,
Und so verschwendrisch seyn, als er es angefangen.
Drauf kömmt der Gläubiger und nimmt ihm Hof und Haus,
Und jagt den armen Mann beraubt zum Thor hinaus.
Die Frau, die er beschenkt, darf keinen Heller zahlen,
Und kan, indem er darbt, mit seinem Gelde pralen.
So tret ich nimmermehr, in Lieb und Ehstand ein,
Und sollt ich bis ins Grab ein Junggeselle seyn!

* *

XI. Lehrgedichte.

Ob ein Junggeselle eine Wittwe heyrathen solle?

Bey der Verbindung

Herrn M. Joh. Jacob Greifs,

Pfarrers zu Mölbis, den 3 Nov. 1733.

Wir halten unser Wort, o werthgeschätzter Freund!
Hier ist ein kleines Blatt, darauf wir uns vereint,
Den Tag, der dich vergnügt, durch einen Wunsch zu ehren,
Und deiner Gäste Lust auch dadurch zu vermehren.
Wir haben neulich dich und deine Braut gesehn;
Doch wußten wir noch nicht, was allbereit geschehn,
Und dachten insgeheim: Wie? wenn sichs irgend fügte,
Daß unsern werthen Freund der Mohrin Huld vergnügte.
Die Ahndung wird erfüllt: Wir wünschen Glück dazu.
Wie mancher Bräutigam ist nicht so froh, als du;
Indem ihn seine Wahl am Hochzeittage reuet,
Wenn er aus Unverstand und ohne Gott gefreyet.
Kein eitles Tändelwerk und junges Kinderspiel,
Die Tugend und Vernunft war deiner Liebe Ziel:
Und diese findest du bey deiner klugen, frommen
Und angenehmen Braut, beglückter Freund! vollkommen.

Doch, werther Bräutigam! du kennst die Art der Welt,
Die alles tadeln kan, und welcher nichts gefällt,
Als was sie selber macht, als was sie selbst erdenket:
Vermeynst du, daß sie dir ihr strenges Urtheil schenket?

O nein! Du weist es schon; die Hechel ist zu scharf,
Als daß ein neues Paar hier Gnade hoffen darf.
Man schont auch Freunde nicht, nicht nahe Blutsverwandten;
Viel minder noch das Thun der Nachbarn und Bekannten.
Hier macht es niemand recht. Der eine freyt zu bald,
Der andre gar zu jung, der dritte gar zu alt,
Der vierte gar zu hoch, der fünfte gar zu niedrig.
Bald ist Geschlecht und Haus dem klugen Spötter wiedrig;
Bald ist die Braut zu arm, und bald ist sie zu reich;
Bald weis die Stadt von ihr so manchen Liebesstreich,
Den Bosheit ausgedacht, die Misgunst ausgebreitet,
Der Argwohn fest geglaubt, und schimpflich ausgedeutet.
Ach Freund! erzittre doch! auch dich verschont sie nicht,
Und wenn sie gleich von dir, nichts von dem allen spricht:
So wird es ihr doch nicht, sich selbst damit zu qvälen,
An Glossen mancher Art und tausend Grillen fehlen.
Wenn Jungfer Naseweis von deiner Heyrath hört,
Und das Gerüchte sie von deiner Wahl belehrt,
Daß sich der wackre Greis zu einer Wittwe wendet,
Und ihr sein freyes Herz auf Lebenslang verpfändet:
Ihr Leute! rufft sie gleich; seht doch, ein Junggesell,
Der eine Wittwe nimmt! Allhier verdreht sie schnell
Die Augen und den Kopf und klatschet in die Hände:
Zum Henker! fährt sie fort, hat es denn noch kein Ende,
Daß man so ungleich freyt; die Jungfern übergeht,
Und Wittwen, deren Glück doch schon ganz sicher steht,
Von neuem lieben mag? Hat man den Witz verlohren?
Wie? sind wir Jungfern denn umsonst zur Welt gebohren?
Sind wir nicht liebenswerth? Das männliche Geschlecht,
Wahrhaftig, ist ganz blind, und äfft sich selber recht!
Das heißt ja seinen Mund an mattem Weine laben.
Ist denn in aller Welt kein Mägdchen mehr zu haben?

Kan

Kan eine Wittwe denn, die ſich ſchon ſatt geküßt,
Und die ihr erſter Mann ſchon überdrüßig iſt,
Noch mehrern Appetit, noch gröſſre Luſt erwecken,
Als Lippen, welche noch nach friſcher Unſchuld ſchmecken;
Die jung und hitzig ſind, ſo daß ein jeder Kuß,
Wie bey Bauſen dort, gleich Junge hecken muß?
Fürwahr, ich wollte mich der ſchnöden Thorheit ſchämen,
Und, wär ich nur ein Mann! mir keine Wittwe nehmen.

Und was? man ſehe nur geſcheidte Wittwer an,
Ob eine Wittwe ſie wohl noch vergnügen kan?
Sie lieben mehrentheils die allerjüngſten Kinder:
Und ſind gewiß nicht dumm, denn das iſt viel geſünder.
Der alte David nimmt Abiſag in den Arm,
Die giebt ihm neue Glut, und macht ſein Alter warm.
Wie ſchändlich iſt es denn, wenn ſich die Junggeſellen
Im Lieben ſo verkehrt und unverſtändig ſtellen?
Begreifen ſie denn nicht, daß ſelbſt die Billigkeit
Die Ehen ſolcher Art mit allem Ernſt verbeut?
Wo ſollen endlich noch ſo viele Mägdchen bleiben,
Die ſich mit Ungeduld und Gram die Zeit vertreiben,
Indem kein Freyer kömmt, der ihrer ſich erbarmt?
Wenn jeder Junggeſell der Wittwen Hals umarmt,
Und mit verkehrter Luſt ſich eine Frau erwählet,
Die nachmals immer was vom erſten Mann erzählet!

So ſchreyt, vergnügter Freund! das kluge Spöttermaul.
Allein, wen wundert das? Zum Guten iſt es faul,
Nur wenn es läſtern kan, dann iſt es reich an Sprüchen,
Und hätt an Weisheit kaum dem Salomon gewichen.
Jedoch, der irret ſich, der bey dem allen glaubt,
Daß ſie dir ungeſchmäht den Hochzeitag erlaubt,

Dafern du dir zur Braut ein junges Kind genommen:
Umsonst, wofern sie dich nicht selbst zum Mann bekommen.
Ihr Jungfern dieser Zeit! hier merkt euch doch einmal
Die Ursach solches Thuns, die Gründe solcher Wahl.
Der Stolz und Eigensinn, dem ihr fast alle fröhnet,
Die freche Wollust machts, daß man euch oft verhönet.
Ein Kluger fürchtet sich, dafern er euch erst kennt.
Wie mancher hat sich schon, den Motten gleich, verbrennt!
Die edle Freundlichkeit, die Demuth in Geberden,
So doch von Herzen kömmt; die Kunst beliebt zu werden
Gebricht euch meistentheils. Ihr wollt Göttinnen seyn,
Doch alles, was ihr denkt und vornehmt, ist gemein.
Ihr kennt ja den Verstand oft kaum bey seinem Namen,
Und wißt ihn kaum so halb mit Plaudern nachzuahmen.
Die Thorheit nimmt in euch die schönsten Farben an,
Daß sie die Einfalt nur dadurch berücken kan.
Verschwendung, Kleiderpracht, und das verdammte Spielen,
Das sind die Blendungen, darauf die meisten zielen,
Wenn sich ein Freyer zeigt: Drum lob ich einen Mann,
Der sich ein edles Weib zum Schatze wählen kan,
Die beßre Sitten hat, und tausend Eitelkeiten,
Als Fehler dieser Zeit, gewohnt ist zu bestreiten.
Ein solch erwünschtes Gut und würdiges Gemahl,
O höchstvergnügter Freund! betraf auch deine Wahl.
Drum trifft dich auch bey ihr nur Segen und Vergnügen.
Es wird sich Glück und Lust zu deiner Seiten fügen.
Dein frommes Priesterhaus wird tugendhaft und rein,
Und Gott so angenehm, als Obed-Edoms, seyn;
Und sich so schön und neu, in wohlgerathnen Zweigen,
Als Luthers Werke schon durch dein Bemühen, zeigen.

✡ ✡ ✡

* *

XII. Lehrgedichte.

Daß ein heutiger Gottesgelehrter auch in der Vernunft und Weltweisheit stark seyn müsse.

Als Hr. Christian Gottlieb Jöcher

den 23 Sept. 1734.

den theol. Doctorhut in Leipzig

erhielt.

Glück zu, berühmter Mann! und auserlesner Freund!
Wie freudig bin ich doch, indem der Tag erscheint,
Da deine Würde steigt! Nun hat mein altes Hoffen
Durch deinen Doctorhut doch völlig eingetroffen.
Besinne dich nur selbst, was ich dir oft gesagt,
Wenn du mir den Verfall der Gründlichkeit geklagt,
Der unsern Glauben schimpft. Wir sahen ganze Rotten
Den hohen Inbegriff des Christenthums verspotten:
Und gleichwohl schien die Zahl der Eifrer viel zu klein,
Im Streiten ungeübt, an Waffen schwach zu seyn,
Die es verfechten soll. Hier regten, von der Liebe
Zur Gottsgelahrtheit, sich in mir die alten Triebe.
Indessen war mir auch dein gründlicher Verstand,
Der Sprachen Wissenschaft und muntrer Witz bekannt.
Ich wußte, wie geübt dein süsser Mund im Lehren,
Dein Kiel im Schreiben war, der Kirche Wohl zu mehren.
So gieng denn schon vorlängst mein ganzer Wunsch dahin:
(Du weist, gelehrter Freund! daß ich kein Schmeichler bin.)

Dich, werther Jöcher! einſt im Doctorſchmuck zu kennen,
Und unſers Glaubens Schutz, der Spötter Trotz zu nennen.
Nunmehr trifft alles ein. Wir habens jüngſt gehört,
Was du zum Probeſtück uns öffentlich gelehrt;
Wie du von Tyndals Buch, das man ſo ſehr geprieſen,
So bündig und gelehrt den ſeichten Grund gewieſen.
Wir haben auch geſehn, wie du ſo meiſterlich
Den Woolſton wiederlegt; als deſſen Thorheit ſich
Ganz frevelhaft erkühnt, an Chriſti Wunderthaten
Die Schwäche des Gehirns und Witzes zu verrathen.
O! dacht ich, dieſes thun die Waffen der Vernunft,
Als deren Uebung ihm in unſrer Weiſen Zunft
So vielen Ruhm gebracht. Man kennt ſchon Jöchers Stärke!
Man lobt die Gründlichkeit in jedem ſeiner Werke;
Die Kenntniß der Natur, des Geiſtes und der Welt,
Des Schöpfers, deſſen Kraft ſie ſchaffet und erhält;
Die ſchnelle Fertigkeit im Denken und Erweiſen,
Und was wir ſonſt an ihm, ſeit vielen Jahren, preiſen.
Das alles ſteht ihm bey, das hat ihn ſtark gemacht,
Daß er der Feinde Spott in Sicherheit verlacht;
Der Glaubensläſtrer Schwarm ſo ruhig wiederleget,
Und ihrer Zweifel Heer ſo leicht zu Boden ſchläget.
So ſoll, ſo muß es gehn, wenn man den Glauben ſchützt!
Hier hilft die Bibel nichts, die ſonſt ſo herrlich nützt,
Wenn man mit Ketzern kämpft: Denn deren freches Wagen
Kan mancher ſtarke Spruch gewaltig niederſchlagen.
Wer Gottes Wort erkennt, die Offenbarung ehrt,
Des Geiſtes Sinn erforſcht, die Männer Gottes hört,
Der läßt ſich durch die Kraft der Schrift am beſten lenken,
Da darf man auſſer ihr an keine Gründe denken.
Wo aber die Vernunft ſich ſelber Weihrauch ſtreut,
Die Schrift nicht hören will, von Vorurtheilen ſchreyt,

Nur

Nur lauter Schlüſſe macht, und aus geprüften Gründen
Die zweifelhafte Spur der Wahrheit ſucht zu finden:
Da muß ein Glaubensheld auch anders wiederſtehn;
Er ſelbſt muß in das Feld der Weisheitlehren gehn;
Aus Quellen der Natur der Wahrheit Bäche leiten,
Und die Vernünftler ſelbſt aus der Vernunft beſtreiten.
Das fordert dieſe Zeit, darinn ſich jene Brut
Der Spötter aufgemacht, die mit ſo frecher Wuth
Des Glaubens Burg beſtürmt. Es ſind nicht Ketzereyen;
Man will ſich von dem Joch des Chriſtenthums befreyen!
Was Celſus und Porphyr vorzeiten ausgeheckt,
Das wird gefährlicher von neuem auferweckt,
Verſtärket, ausgeputzt, ergänzet und vermehret:
Dadurch wird hier und dar der Kirche Flor verſehret.
Denn was ein Cherbury, ein wilder Toland ſchreibt,
Was Mandeville ſucht, wohin es Collins treibt,
Was Woolſton, Tyndal, Chubb, ſammt andern angeſponnen,
Das iſt dem Chriſtenthum zum Untergang erſonnen.
Hingegen, was Euſeb und Origen gethan,
Das braucht itzt gröſsre Kunſt. So gar die gute Bahn,
Die ſonſt Mornäus brach, die Grotius gegangen,
Und die Huet betrat, erfüllt nicht das Verlangen.
Der bündigſte Beweis ſcheint itzo noch zu klein,
Er ſoll noch gründlicher, ja unumſtoßlich ſeyn.
So mußten endlich auch die Kirchenlehrer denken,
Durch Regeln der Vernunft die Spötter einzuſchränken.
Dieß war ſchon Boylens Zweck, durch deſſen Frömmigkeit
In London, jedes Jahr, in dieſem Glaubensſtreit
Ein Lehrer achtmal kämpft, die Wahrheit zu verfechten.
Hier ſuchte Bentley ſich den Siegeskranz zu flechten.
So kämpfte Jaquelot, le Clerc und Abbadie,
Auch Bernard, Limberch, Clark und Scherlock wieder ſie.

Wo bleibet Cudworth noch? wo Ditton, Houteville?
Hier wies sich der Verstand in aufgeklärter Fülle!
Die lauterste Vernunft verwarf der Thorheit Gift,
Und rettete die Kraft und Göttlichkeit der Schrift.
Die Weisheit schützte den, von welchem sie entsprossen,
Und führte zu dem Qvell, aus welchem sie geflossen.
Der Schöpfer der Vernunft scheut ihre Prüfung nicht,
Er haßt den Aberwitz, nicht des Verstandes Licht.
Wer dieses recht gebraucht, der wird, aus guten Gründen,
Den Weg zum Christenthum und zur Erleuchtung finden.
Auf denn, gelehrter Freund! dieß Werk gehört für dich.
Das Lutherthum steht fest, die Wahrheit freuet sich,
Weil Leipzig dich erhöht, und dich auf größre Stuffen,
Dem Glauben zum Gewinn, so feyerlich geruffen.
Vor diesem hast du schon in Schriften dargethan,
Daß die Philosophie den Ketzern steuren kan.
Itzt fährst du weiter fort, und hilfst die Spöttereyen
Der starkvermeynten Brut, durch die Vernunft, zerstreuen.
Geselle dich demnach den grossen Männern bey,
Die solches längst gethan. Verwirf die Phantasey,
Daß ein Theologus den Menschenwitz verlassen,
Die Weisheit, die Vernunft und das Naturlicht hassen,
Ja ganz verschwören muß. Sey stets der Wahrheit Freund,
Dem Aberglauben gram, und aller Spötter Feind.
Dein Beyspiel mache wahr, daß wohlerwiesne Lehren
Des Glaubens Aehnlichkeit auf keine Weise stören;
Daß Gott, der Weisheit Brunn, kein Freund der Tyranney,
Und unser Lutherthum kein Köhlerglaube sey,
Dem Licht und Ordnung fehlt: So wird in späten Tagen
Die wahre Kirche noch von deinem Ruhme sagen.

✡ ✡ ✡

* *

XIII. Lehrgedichte.

Daß Gott der Menſchen Schickſal von Ewigkeit beſtimmt habe.

Bey der Punſchel- u. Haſperiſchen Eheverbindung.

den 16 Nov. 1734. J. f. N.

Da haſt du nun die Braut, die nach des Himmels Schluß,
Sehr werthgeſchätzter Freund! dein eigen werden muß.
Da haſt du nun den Schatz, der im vermählten Orden,
Bereits von Ewigkeit für dich beſtimmet worden.
Geſtehſt du mir noch nicht, was ich dir längſt geſagt,
Wenn wir uns oftermals um dieſen Punct befragt:
Ob nicht der Höchſte ſchon vom Anbeginn erwählet,
Was ſeine Weisheit uns auf Erden zugezählet?
Ob Gott nicht ausgemacht, was uns betreffen ſoll?
Es ſchien dir dieſer Satz faſt immer fehlervoll.
Du glaubteſt: Bloß der Menſch ſey in der Schuld geweſen,
Wenn er zur Ehe ſich ein böſes Weib erleſen.
Es käm auch unſer Glück, in ſolcher Dinge Zahl,
Nicht von der Vorſicht her; nur bloß von unſrer Wahl.
Und dieß verſprach man dir, der lautern Wahrheit wegen,
Aus Gründen der Vernunft und Schrift zu wiederlegen.
Wohlan, vergiß einmal die Schönheit deiner Braut,
Bis du es ausgemacht, ob Gott ſie dir vertraut?
Fürwahr, ſie wird hernach, wie Gottes Thun in allen,
Als ein Geſchenk von ihm dir deſtomehr gefallen.
Du biſt ein Philoſoph, mein werthgeſchätzter Freund!
Der gründlich eingeſehn, was andern nur ſo ſcheint.

Du weiſt, daß dieß Gebäu des Himmels und der Erden
Nicht konnte von ſich ſelbſt ſo eingerichtet werden.
Der Klügling, Epicur, hat deinen Beyfall nicht,
Der nur von leerem Raum und kleinen Stäubchen ſpricht,
Die ſich von ungefehr in eine Welt verbunden,
Als jedes nach und nach den rechten Platz gefunden.
So glaubt er keinen Gott, der was erſchaffen hat:
Hier hat kein Vorbedacht und keine Weisheit ſtatt.
Der blinde Zufall muß die todten Körper lenken,
Die ſich ins weite Nichts durch ihre Schwere ſenken.
Gleichwohl entſteht ein Bau, der Pracht und Schönheit zeigt;
Ein Himmel, wo ein Stern den andern überſteigt;
Ein Erdball, der den Schooß mit Gras u. Blumen ſchmücket,
Davon uns jedes Blatt durch ſeine Kunſt entzücket;
Ein Meer, wo alles lebt, was Haut und Schuppen trägt;
Das Land, wo Thier und Wurm ſich tauſendfältig regt;
Die Luft, an Vögeln reich, und ungezählten Schaaren,
Die itzt geflügelt ſind, und vormals Würmer waren.
Noch mehr, der Menſch entſteht, der Menſch, das kluge Thier,
Voll grüblender Vernunft, voll lüſterner Begier,
Der durch die ſchwache Hand auch Elephanten zähmet,
Den ſchnellſten Vogel fängt, den Wallfiſch ſelber lähmet.
O Thorheit! die man ſonſt für Weisheit angeſehn,
Von dir, gelehrter Freund! wird dieſes nie geſchehn.
Du weiſt, es war ein Gott von Ewigkeit vorhanden,
Und bloß durch deſſen Kraft iſt auch die Welt entſtanden.
Ganz recht! Doch ſage mir, als er dieß Werk gemacht,
Hat ſeine Weisheit denn es nicht vorher bedacht?
War es ein blinder Schluß? Hat er denn nichts erwogen,
Und irgend nichts gethan, als nur ein Looß gezogen?
Wie reimt ſich das zu Gott? Wo hebt ein weiſer Mann,
Auch unter Sterblichen, ein Werk ſo blindlings an?

Er

Er überlegt ja ſtets den Ausgang ſeiner Sachen,
Er pflegt die Anſtalt gern nach ſeinem Zweck zu machen:
Kein Mittel wählt er je, das nicht zur Abſicht dient.
War Xerxes nicht ein Thor, indem er ſich erkühnt,
In offenbarer See dergleichen Bau zu gründen,
Den wir zu Lande kaum recht feſt und ſicher finden?
In Wahrheit, werther Freund! ſo baut der Höchſte nie!
Er ſetzt ſich Werke vor, und er vollführet ſie.
Kein Mittel mangelt ihm, er weis es anzubringen,
Kein Vorſatz ſchlägt ihm fehl, kein Werk kan ihm mislingen.
Das mächtigſte Geſchöpf geht immer ſeinen Weg,
Auch wenn es wiederſtrebt, erfüllet Gottes Zweck,
Den er ſich vorgeſetzt, dieß zeigt der Welt am Ende:
Daß Gott die Thorheit ſelbſt geſchickt zum Beſten wende.
Ja ſprichſt du, wie mich dünkt: Wo bleibt die Freyheit nun?
So kan ja niemand was nach eignem Willen thun!
Warum nicht, werther Freund? wir thun ja, was wir wollen:
Und thun doch allezeit, was wir verrichten ſollen.
Gott lenkt uns ſtets mit Glimpf, und nicht durch harten Zwang,
Das Gute lieben wir, wir fliehn den Untergang,
Und was ihn wirken kan. So kan uns Gott regieren:
Er zeigt uns beydes nur, das wird uns ſelbſt ſchon rühren.
So giengs mit deiner Braut. Gott zwang dich nicht zu ihr,
Er gieng gar unvermerkt den beſten Weg mit dir.
Er führt dich an den Ort, wo du ihm treulich dieneſt:
Und da du nun geneigt zum Eheſtande ſchieneſt,
So wies er dir ein Kind voll Tugend und Verſtand;
Sogleich ward ihr dein Herz recht kräftig zugewandt.
Der, ſo die Herzen prüft, hat dieß vorher geſehen,
Er hat es auch gewollt, und doch iſts frey geſchehen.
Jedoch du liebſt die Schrift: Wohlan ich geh es ein,
Sie ſoll in unſerm Streit der letzte Richter ſeyn.

Geſteht

Gesteht nicht David dort: Es sey auf seiner Zungen
Kein Wort, das Gott nicht kennt, eh es hervor gedrungen;
Es habe Gottes Hand die Tage seiner Zeit
Schon in sein Buch gebracht, eh noch die Sterblichkeit
Ein Recht an ihm gehabt; Gott seh auch die Gedanken
Von ferne schon vorher. Wer kan also die Schranken
Der Vorsicht übergehn, die alles schafft und thut?
Wer macht sonst in der Stadt Glück, Unglück, Bös u. Gut?
Fällt ohne Gottes Wink ein Sperling wohl zur Erden?
Kan uns, wenn er nicht will, ein Haar geraubet werden?
Der Heyland selbst spricht nein! Wer zweifelt denn daran?
Sonst niemand, als wer Gott nur menschlich richten kan:
Nach Leuten, die fast stets das Künftige nicht wissen,
Nach Schwachen, die sich oft nach andern richten müssen.
Nein, Freund! so ist Gott nicht! Bevor er dich gemacht,
Hat er dich schon gekannt; hat er schon ausgedacht,
Was er dir geben wollt. Es ist nunmehr am Tage,
Und selbst dein Herz gesteht, daß ich die Wahrheit sage.
Erwege nur den Weg, den dich sein Rath geführt!
Sprich, hast du denn noch nie die stille Hand gespürt,
Die dich gelind und sanft, und doch gewiß geleitet?
Nun siehst du, was sie dir in dieser Welt bereitet.
Es ist unfehlbar gut, wie alles, was er schafft.
Erfülle nun sein Werk mit ungestörter Kraft;
Erkenne seine Huld; so wie ichs selbst erkenne,
Wenn ich dich meinen Freund, ja treuen Lehrer, nenne.
Ich ehre noch den Fleiß, den du an mich gewandt:
Und wünsche dir daher, daß auch dein neuer Stand
Dir tausendfache Lust und lauter Wohlfahrt bringe,
Und zwar nach Gottes Rath, doch auch nach Wunsch gelinge.

✡ ✡ ✡

Ueber-

Uebersetzungen
und
Nachahmungen.

I. Ueberſetzung.

Anacreons erſte Ode.

Auf die Leyer.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Cadmus preiſen:
Doch meiner Leyer Seyten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechſelte noch neulich
Die Seyten ſammt der Leyer,
Und ſang Alcidens Thaten:
Doch meine Leyer ſpielte
Von nichts, als lauter Liebe.
Drum gute Nacht, ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

II. Uebersetzung.

Anacreons andre Ode.

Ueber das Frauenzimmer.

Den Rindern gab Gott Hörner,
Den Rossen starke Lenden,
Den Hasen schnelle Beine,
Den Leuen Schlund und Zähne,
Den Fischen glatte Schuppen,
Den Vögeln leichte Flügel,
Den Männern Witz und Klugheit.
Das Weib war noch vergessen.
Was gab man ihm? Die Schönheit!
Die dient ihm statt der Pfeile,
Statt aller andern Waffen:
Denn alles Stahl und Feuer
Bezwingt die blosse Schönheit.

III. Uebersetzung.

Anacreons dritte Ode.

Auf den Amor.

Als der grosse Bär am Himmel
Sich, bey später Nacht im Norden,
Vor Bootens Händen schwunge,
Und die Welt, von Sorgen müde,

Schlafend auf dem Lager ruhte:
Hört ich Amorn an die Thüre
Des verſchloßnen Hauſes klopfen.
Wer, ſo ſprach ich, klopft denn drauſſen,
Und wer ſtöret mich im Träumen?
Thu nur auf, war Amors Antwort:
Scheu dich nicht, ich bin ein Knabe,
Ganz beregnet und erfroren,
Und bey ſpäter Nacht verirret.
Das bewegte mich zum Mitleid;
Drum ergriff ich meine Leuchte,
That ihm auf, und ſah den Knaben,
Mit dem Köcher und dem Bogen,
Und mit Flügeln auf dem Rücken.
Darauf ſetzt ich ihn zum Feuer,
Und erwärmte Hand und Finger,
Selbſt mit meinen eignen Händen;
Drückte gleichfalls, aus Erbarmen,
Ihm das Waſſer aus den Locken.
Als er ſich nun kaum erholet,
Sprach er: Laß uns itzt verſuchen,
Ob im Regen meinem Bogen
Auch die Sehne ſchlaff geworden?
Plötzlich ſchoß er, und durchbohrte
Mir die Bruſt, wie Weſpen ſtechen;
Sprang und lachte voller Freuden,
Sagend: Lieber Wirth! ſey frölich,
Denn mein Bogen kan noch ſchieſſen;
Doch dein Herz wird Qval empfinden.

✲ ✲ ✲

IV. Ueberſetzung.

Die vierte Ode Anacreons.

Auf ſich ſelbſt.

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern
Will ich liegen und eins trinken.
Amor ſoll, mit nackter Schulter
Und halb aufgeſchlagnem Kleide,
Mich aufs artigſte bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft ſo ſchnell, als unſer Leben,
Und da bleibt von unſern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabſtein ſalben
Und den ſchnöden Wuſt der Grüfte?
Salbt mich ſelber, weil ich lebe,
Krönet mich mit friſchen Roſen;
Ruft mir her die ſchöne Freundinn!
Amor! eh ich von hier ſcheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

V. Ueberſetzung.

Anacreons fünfte Ode.

Ueber die Roſe.

Laßt uns doch Cupidens Roſen
Mit des Bacchus Luſt vermiſchen.
Laßt uns doch mit Roſenkränzen
Unſre munre Scheitel krönen,
Und bey zartem Lachen trinken.
Roſe! Königinn der Blumen!
Roſe! jedes Frühlings Zierde,
Roſe! Liebling aller Götter,
Roſe! die Cytherens Knabe,
Mit den Charitinnen tanzend,
Selbſt auf ſchöner Stirne träget.
Krone mich denn, lieber Bacchus!
So will ich dem Lob beſingen,
Und mit einer ſchönen Dirne,
In den beſten Roſenkränzen,
Deinen Feſttag tanzend ehren.

VI. Uebersetzung.

Anacreons sechste Ode,

Ueber ein Gastmahl.

Mit bekrönter Stirn und Scheitel,
Wollen wir in Rosenkränzen,
Ganz betrunken, zärtlich lachen.
Seht das Mägdchen nach der Leyer
Mit den zarten Füssen tanzen,
Wenn ihr Stab, den Epheu zieret,
In der Hand vom Schütteln rauschet.
Hört zugleich den schönen Jüngling,
Dessen Lippen lieblich düften,
In die süssen Citherseyten
Reizendschöne Lieder singen.
Aber Amor, gelb von Locken,
Mit dem lieben Vater Bacchus,
Und der lieben Göttinn Venus,
Schmausen bey dem muntern Greise,
Dem beliebten Festgott, Konnus.

* *

VII. Ueberſetzung.

Horazens ſechſte Ode des dritten Buches.

Du wirſt, verderbtes Rom! der Väter Schulden tragen,
Ach, nimm die Wohnungen der Götter mehr in acht!
Die Tempel fallen ein; die Bilder ſind beſchlagen,
Die Rauch und Dampf zum Scheuſal macht.

Weil du die Götter ehrſt, kanſt du die Welt regieren,
Dein ganzes Glück entſtund aus deiner Frömmigkeit.
Läßt Welſchland gegen ſie ein laulicht Weſen ſpüren:
So wird dir Noth und Zorn gedräut.

Monäſes und Pacor hat unſre Kriegesleute
Schon zweymal übermocht, weil ſie nicht Gott gefragt.
Nun prangt der Barbarn Hals mit Ketten von der Beute,
Die man uns Römern abgejagt.

Der Dacier, der Mohr hat unſre Stadt verwüſtet,
Wo Aufruhr und Gewalt die eignen Bürger ſchlägt,
Von welchen dieſer ſich mit ſtarken Flotten rüſtet,
Da jener Pfeil und Bogen trägt.

Die Zeiten, die vorhin an Laſtern fruchtbar waren,
Befleckten allererſt den Ehſtand und das Haus.
Aus dieſer Qvelle brach das Unheil mit den Jahren
Auf Vaterland und Bürger aus.

Ein mañbar Mägdchen tanzt, nach fremder Völker Tritten,
Es zwingt aus Uebermuth und ſchnürt den ſchlanken Leib,
Es liebt von Jugend auf die Geilheit frecher Sitten,
Das Buhlen iſt ſein Zeitvertreib.

Ein wildes Ehweib läßt den Mann bey Wein und Gäſten,
Und nimmt ſich Jünglinge zu Ehebrechern an:
Doch wählt ſie nicht einmal; die erſten ſind die beſten,
Wenn ſie die Fackeln weggethan.

Noch mehr, ſie bricht den Bund mit ihres Mannes Willen,
Er liefert ſie für Geld, und wuchert ſelbſt mit ihr.
Sie muß der Krämer Brunſt, der Schiffer Lüſte ſtillen,
Denn die bezahlen gut dafür.

Ganz andrer Aeltern Zucht hat vormals in die Meere
Carthagens Blut gemiſcht, des Pyrrhus Macht bekämpft,
Die ungeheure Wuth von Antiochus Heere
Und Hannibals Gewalt gedämpft.

Es war ein männlich Volk, aus tapfern Bauerlenden,
Das ſelbſt mit eigner Fauſt den Ackerbau beſtellt,
Und auf der Mutter Wink, mit ſeinen ſtarken Händen,
Im nächſten Walde Holz gefällt.

Ein Volk, das insgemein, ſo bald der Abend kommen,
Des ſchweren Joches Laſt von ſeinen Rindern nahm,
Und mit ſich ſelbſt vergnügt die Mahlzeit eingenommen,
Indem der Wagen höher kam.

Doch wie verſchlimmern ſich die Zeiten auf der Erden!
Die Aeltern waren arg, noch ſchlimmer ward das Kind.
Ihr Römer! fraget nicht: Wie wird die Nachwelt werden?
Noch ärger, als wir ſelber ſind!

✲ ✲ ✲

* *

VIII. Ueberſetzung.

Boileaus Zuſchrift an den König in Frankreich.

HHeld voll Muth u. Kraft! der ſeiner Weisheit Frucht
Nicht auf dem ſpäten Schnee des trägen Alters ſucht;
Der du nach Götter Art, das Reich, das du beſitzeſt,
Mit eignen Augen ſiehſt, mit eignen Schultern ſtützeſt.
O König! wenn bisher, durch einen klugen Trieb,
Mein blöder Mund vor dir in ſteter Stille blieb:
So ließ in meiner Bruſt ſich gar kein Zweifel finden,
Ob ich dir ſchuldig ſey ein Opfer anzuzünden?
Ach nein! ich weis die Kunſt, geſchickt zu loben, nicht;
Die ſchwache Muſe wagt ſich an kein Lobgedicht,
Und ſcheut ſich bey der Pracht, die wir an dir verſpüren,
Mit allzufrecher Hand die Lorbern anzurühren.

So hat kein eitler Wahn mir Witz und Sinn geſchwächt,
So bleibt mein matter Schwung gleich meinen Flügeln ſchlecht:
Weit beſſer, als das Volk, das ſich nicht pflegt zu ſcheuen,
Sein ſchlechtes Räuchwerk, Held! auf dein Altar zu ſtreuen;
Das auf der Dichterbahn, dahin der Geiz es bringt,
Sich matt und athemlos an deinem Namen ſingt,
Und täglich durch den Schall aus ſeinem rauhen Rachen,
Die eignen Thaten dir verdrüßlich pflegt zu machen.

Der ſchreibt ein Schäferlied mit groſſem Wörterpracht,
Und wenn er von ſich ſelbſt den langen Vortrab macht,
Durch eigne Praleren das halbe Blatt bewiſchet,
Hat er ein Narrenlob zum Heldenruhm gemiſchet.

Ein andrer, der sich oft ganz matt und müde flickt,
Den Reim wohl zwanzigmal in neue Falten rückt,
Sucht dich, o seltner Geist! dem alle Geister weichen,
Am Ende des Sonnetts der Sonnen zu vergleichen.

Der hohe Helikon hat stets mit ganzer Macht,
Durch aller Musen Mund, dieß schnöde Volk verlacht:
Drum will Calliope kein Wort mit ihnen sprechen,
Und Pegasus für sie der Flügel Macht nicht schwächen.
Indessen, wenn man sieht, wie manches Lobgedicht,
In ihrem Namen, dir des Pindus Huld verspricht:
So dächte mancher fast, daß sie das Recht erhalten,
Den ganzen Musenberg, wie Phöbus, zu verwalten.
Apollo hat dein Lob, dein grosses Lob, o Held!
Wo mans nur glauben will, in ihre Hand gestellt;
Durch ihre Lieder wird dein Name noch auf Erden,
In Süden, Ost und West, ganz unvergeßlich werden:
Wiewohl sie ohne dich und deines Namens Licht,
Das durch den dunkeln Reim mit vollem Glanze bricht,
Die Proben ihrer Kunst in finstern Mottengrüften
Verwesen würden sehn. Der Schandfleck aller Schriften
Trifft einen sichern Schuß bey deinem Namen an:
Wie uns ein schwacher Baum im Felde lehren kan,
Der, wenn er sich nicht stets an seine Stütze schmieget,
In faulem Kothe kriecht, auf tiefer Erde lieget.

Jedoch mein kühner Reim ist frey von aller Schuld;
Er straft nicht die Begier nach deiner Fürstenhuld:
Und Phöbus kennet schon, ich darf es nur gestehen,
Wer dich durch seinen Ruhm geschickt ist zu erhöhen.
Ich weis wohl, daß allda, wo so viel Sänger sind,
Sich unter Stümpern oft ein guter Dichter findt:

Nur

Nur das verdreuſt mich ſo, daß, wer kaum weis zu reimen,
Dem ſtolzen Geiſte gleich läßt von Poeten träumen,
Und ſich durch deinen Ruhm ſo gar vergeblich qvält.
Zu des Auguſtus Lob iſt nur Virgil erwählt.
Ein groſſes Fürſtenhaupt heiſcht groſſer Dichter Lieder;
Denn wer dieſelben lieſt, der ſieht ſein Bildniß wieder.
Und nichts war ſo gerecht, als daß der Griechen Held
Nicht jedem Maler gleich die Freyheit zugeſtellt,
Mit ungeſchickter Fauſt ſein Bildniß aufzutragen;
Ein Werk, daran ſich nur Apelles ſollte wagen.

Ich, dem Apollo ſich noch ziemlich fremde ſtellt,
Der ich mich nicht vorlängſt den Muſen beygeſellt,
Erwartte, daß mein Geiſt ſich mit der Zeit ſoll ſtärken,
Und übe mich indeß in leichten Nebenwerken.
Wenn nun dein ſtarker Arm den Blitz in Händen trägt,
Beſiegten, wie er will, Geſetze vorgelegt,
Und durch die Strafen ſucht, die Frevler zu vertreiben:
Bemühet ſich mein Kiel, die Laſter zu beſchreiben.
Ich nehme mich erſt ſelbſt und all mein Thun in acht;
Dann wird mein ganzes Herz ans Tageslicht gebracht.
Da muß, wie einem Schwarm zum Fleiß gewohnter Bienen,
Die Thorheit dieſer Zeit mir, ſtatt der Blumen, dienen;
Daraus, ſo bald mein Trieb ſich aus dem Schlafe reißt,
An ſtatt des Honigſeims nur bittre Galle fleußt.
Ich folge dann getroſt, wohin ſich dieſer lenket,
Die freye Muſe wird durch keinen Zwang umſchränket,
Die ſcharfe Feder eilt in ungehemmtem Lauf,
Und ſchreibt bald dieß, bald das mit ſchnellen Zügen auf.

Das Schlimmſte nur iſt dieß: mein ſtrenges Scheltgedicht
Verſchweiget auch ſo gar die Namen ſelber nicht.

Das ſetzt zu dieſer Zeit die Geiſter in ein Schrecken,
So ihre ſchwarze Haut mit weiſſen Federn decken.
Sie zittern voller Angſt, wenn mein erhitzter Geiſt
Von manchem Angeſicht die falſche Larve reißt:
Aus Furcht, er möchte ſich an ihre Sitten wagen,
Und, ſonder alle Scheu, die nackte Wahrheit ſagen.
Die alle, die das Wort Satire ſchon erſchreckt,
Verdammen jedes Blatt, das eine Luſt erweckt.
Sie ſind es, welche man halb raſend ſchreyen höret,
Daß halb Paris ertönt: Der Erdkreis ſey zerſtöret!
Erſchallt ein kleiner Ruff, daß Momus unſrer Zeit
Der Heuchler Tugendglanz zu Spott zu machen dräut:
Wird das verfluchte Blatt des Feuers werth geſchätzet.
Man ruft: Es ſtört den Staat! der Höchſte wird verletzet!
Indem ſich nun ihr Herz mit falſcher Andacht ſchmückt:
Hat ihm die Wahrheit ſelbſt die Schwären aufgedrückt.
Vergebens will der Geiſt, den Stolz und Hochmuth füllen,
Sich in das ſchöne Kleid der ſtrengſten Demuth hüllen:
Ihr Herz, das Gott nur äfft, und gern im Dunkeln bleibt,
Erſchrickt, ſo bald man nur was vom Tartuffe ſchreibt.
Allein was flammt mich hier ein ſchneller Eifer an?
O Herr! mein Fehler iſt, daß ich nicht heucheln kan.
Ich weis die Zwerge nicht, wie Rieſen, zu erheben.
Wer wird Alcidens Ruhm verlaufnen Haſen geben,
Bey Groſſen dieſer Welt ein ſteter Sclave ſeyn,
Und Fürſten, ohn Verdienſt, verſchwendriſch Weihrauch ſtreun?
Man wird mich nicht einmal, o König! dir zu Ehren
Ein abgenöthigt Lied gezwungen ſingen hören.
Man nenne deine Macht auch noch ſo unumſchränkt;
Wo nicht mein eigner Trieb die Hand zum Schreiben lenkt:
Läßt ſich durch Geld und Gut, ſo wenig, als mit Zwingen,
Nicht der geringſte Reim aus meiner Feder bringen.

Da

Da man dich aber ſieht in ſteter Hitze ſtehn,
Und nur mit ſtarkem Schritt auf gröſsre Staffeln gehn,
Den Königen zum Schimpf, die Fleiß und Arbeit ſcheuen,
Und ſich nur auf den Glanz des Kronengoldes freuen;
Wenn man die Weisheit ſpürt, die deinen Ländern Kraft
Den Unterthanen Glück und Ueberfluß verſchafft,
In Rom und in Madrit den Hochmuth unterdrücket,
Und uns ins weite Meer, als ſichre Felder, ſchicket;
Wie deiner Helden Heer dein Abſehn ausgeführt;
Wie du des Adlers Muth mit neuer Kraft gerührt;
Wie Frankreich unter dir ſein eigen Glück beſieget;
Wie unſrer Flotten Macht in zweyen Meeren lieget;
Wie wir durch Wind und Fluth nach Gold u. Schätzen gehn,
Dahin, wo Lucifer gewohnt iſt aufzuſtehn:
Alsdann, Apollo mag mit allen Muſen toben,
Fängt mein entbrannter Geiſt dich plötzlich an zu loben.

Doch bald, wenn die Vernunft ein Wort dazwiſchen ſpricht,
Das angefangne Werk bey Zeiten unterbricht,
Und mich begreifen lehrt, daß, ob mein Blut ſchon wallet,
Die ſchwache Stimme doch noch viel zu heiſer ſchallet:
So gleich verdreuſt es mich, und mein geſtörter Sinn
Wirft die empfundne Laſt von ſeinen Schultern hin.
Ich breche plötzlich ab, die Lobſchrift wird verkürzet,
Wie ſonſt ein Schiffer thut, den Sturm und See geſtürzet:
So macht es auch mein Geiſt. Er ſchwimmt ans Ufer an,
Er rettet ſich in Eil, und ländet, wo er kan.

✲ ✲ ✲

IX. Ueberſetzung.

Die ſiebende Satire aus dem Boileau.

Beſinne dich, mein Geiſt! ſtell alles Tadeln ein;
Das Handwerk iſt zu ſchlimm, ein Läſterer zu ſeyn.
Wer darauf ſich befleißt, der bringt ſich ſelbſt in Schaden,
Und wird durch Tadelſucht nur Feindſchaft auf ſich laden.
Ein Spötter iſt gewiß an Geiſt und Sinnen blind,
Weil er, an ſtatt des Ruhms, nur lauter Schande findt:
Und Verſe, die zuerſt ſehr ſchön und luſtig ſcheinen,
Muß ihr Erfinder oft, wiewohl zu ſpät, beweinen.

Ein abgeſchmackter Ruhm, ein kaltes Lobgedicht
Verſtockt im Bücherkram, und weiter kömmt es nicht.
Es fürchtet keinen Spruch, kein Urtheil unſrer Zeiten;
Darf, auſſer Staub und Wurm, mit keinen Feinden ſtreiten.
Allein, ein böſer Menſch, der immer ſcherzt und lacht,
Der öfters Weinende zum Lachen aufgebracht,
Den man im Leſen ſchilt, doch gerne pflegt zu leſen;
Der ſich durch ſeine Luſt, und aufgewecktes Weſen
Faſt alles unterſteht; dem wird der Leſer feind,
Der oft am heftigſten dabey zu lachen ſcheint.
Ein allzufreyer Vers kan uns gar leicht erzürnen.
Ein jeder denkt: Sieh da! die Flecken unſrer Stirnen!
Man rühmt die Redensart; man lobt des Dichters Kunſt,
Und nährt im Herzen doch des heiſſen Eifers Brunſt.
Darum, verwöhnter Kiel! der Scherz ſey aufgehoben!
Doch wenn du reimen willſt, ſo übe dich im Loben.

Er=

Erwähle dir ein Haupt, das deiner Dichterey,
Vor andern in der Welt, am beſten würdig ſey.

Wiewohl, es iſt umſonſt, ich kan mich nicht bezwingen.
Ich weis nicht einen Reim zur Lobſchrift aufzubringen;
Ich denke nur daran, ſo iſt der Trieb verjagt,
Der Kopf wird ganz zerkraßt, die Nägel ſind benagt,
Doch heckt mein träger Geiſt nur eben ſolche Jungen,
Als jener Wittekind, den Peſtel dort erzwungen.
Ein Werk geht übel fort, was nur gezwungen geht,
Weil Feder und Papier den Händen wiederſteht.
Allein, ſo bald ich mich zu Scherzgedichten lenke,
Erhitzet ſich mein Blut, ſo bald ich dran gedenke;
Es kocht, es wallt, es ſchäumt: Alsdann bemerkt mein Sinn,
Daß ich, wie Juvenal, ein guter Dichter bin.
So bald ich ſpotten will, ſcheint Phöbus mich zu lehren;
Die Wörter laſſen ſich in guter Ordnung hören.
Verlangt man einen Kerl, der närriſch heiſſen kan,
So ſchreibt die Feder gleich den tollen . . .
Verlanget man ein Paar bekannte Wolluſtſclaven,
So lehret mich der Reim die reichgeweſnen . .
Begehrt man eine Schaar, die ſchlechte Verſe ſchreibt:
So ſpür ich, daß ein Zug mich wieder Willen treibt;
Es läßt ſich gleich ein Vers von lauter Namen hören:
Herr . . . . . .
Viel andre, die der Vers nicht alle nennen ſoll,
Die machten, ohne Zwang, noch zwanzig Zeilen voll.
Dann kützelt ſich mein Geiſt, bey ſolchen Heldenthaten,
Und lacht, daß ihm der Reim ſo trefflich wohl gerathen.

Vergebens will ich oft den Trieben Einhalt thun:
Ich ſelber ſtrafe mich, der ſcharfe Kiel ſoll ruhn:

Allein

Allein es iſt umſonſt, der Reim will keinen ſcheuen,
Das Schonen würde mich auf friſcher That gereuen.
So bald die Triebe nun in meiner Bruſt entſtehn,
Muß alles, was ich ſeh, durch meine Hechel gehn.
Ich weis zwar das Verdienſt, nach Würden, hochzuſchätzen,
Doch Thoren ſcheinen mir die Seele zu verletzen.
Mein Zorn verfolget ſie, ſo weit er immer kan;
Mein Auge ſieht ſie kaum, ſo ſchreyt der Mund ſie an.
Jedoch, nicht alle Zeit vergeblich zu verſäumen,
So weis ich, wie mans macht, daß ſich zwo Zeilen reimen.
Drum kleid ich meinen Scherz in Vers und Lieder ein,
Und das wird, wie mich dünkt, mein beſter Lobſpruch ſeyn.

So mag mir nun der Tod, das Leben heute rauben;
Es mag mir Gott vielleicht ein ſpätes Ziel erlauben;
Ich mag nun meine Zeit in Frankreich, oder Rom,
Am Tagus, oder gar am kalten Wolgaſtrom,
In Pohlen, oder hier in Sachſenland verbringen:
So hör ich doch nicht auf, ein Stachellied zu ſingen.
Ja, wäre gleich mein Reim der ganzen Welt verhaßt,
Den Deutſchen ein Verdruß, mir ſelber eine Laſt;
Ich mag nun reich und arm, betrübt ſeyn, oder lachen:
Soll doch mein freyer Kiel noch ſtets Satiren machen.

Du Armer! ſpricht man hier, du biſt bedaurens werth;
Ach dämpfe doch die Wuth, die dein Gehirn verkehrt!
Gieb acht, daß niemand dir, erlittnen Schimpf zu rächen,
Die Schmähſucht und den Hals auf einmal möge brechen.
Ey was? Wie war es dann, als Flaccus und Lucil
In Romuls Stadt gelebt? als ihr geſchärfter Kiel,
Der oft, durch ſeinen Scherz, die halbe Stadt erſchrecket,
Den Laſtern ſeiner Zeit die Larven aufgedecket?

Wie

Wie wars, als Juvenal durch ein erzürntes Blatt,
Das nichts, als Gall und Gift und Spott gewieſen hat,
Das ganze Römervolk verhönet und verlachet?
Ward ihrem Leben denn ſo bald ein Schluß gemachet?
Ach nein! drum fürcht ich auch den leeren Eifer nicht.
Mein Vers kömmt ohnedem faſt keinem vors Geſicht.
Man ſieht mich ja kein Pack zu Thomas Frutſchen ſchicken,
Und in den neuen Theil von Hofmannswaldau rücken.
Kaum, daß mein Auge ſelbſt ihm einen Anblick giebt,
Wenn es ein Freund verlangt, der Tadelſchriften liebt.
Der mich vielleicht nur äfft, wenn er mich ſcheint zu loben,
Und mich im Herzen höhnt, wenn mich der Mund erhoben.
Kurz, es gefällt mir ſo; ich thue, was ich will,
Ich rede zwar nicht wohl, doch bin ich ſelten ſtill,
Und wenn mein muntrer Geiſt ein Scherzwort aufgetrieben,
Kan ich nicht eher ruhn, als bis ichs hingeſchrieben.
Ich folge der Gewalt, die mich zum Dichten reißt.
Allein genug geſagt. Bezwinge dich, mein Geiſt:
Die Hand will dieſesmal im Schreiben ſchon ermüden;
Auch Morgen iſt ein Tag. Anitzo ſey zufrieden.

* *

X. Ueberſetzung.

Die achte Satire, aus dem Boileau.

Von allem, was ſich nur in freyer Luft bewegt,
Auf feſter Erde geht, und ſich im Waſſer regt,
Von jenem Eismeer an, bis wo die Mohren brennen,
Iſt, wie mich dünkt, der Menſch das dümmſte Thier zu nennen.

Wie? ſprichſt du, ſoll ein Wurm, der an dem Staube klebt,
Ein kriechendes Geſchmeiß, das kaum ein wenig lebt,
Ein Ochs, der wiederkäut, die Ziegen in den Gründen,
An Geiſt und an Verſtand, den Menſchen überwinden?
Ja freylich iſt es ſo. Ich ſeh, du wunderſt dich:
Mich dünkt, dein ſtrenger Mund, Herr Doctor! ſtraſet mich.
Du denkſt, der Menſch iſt ja ein Herr der ganzen Erden;
Wald, Wieſe, Feld und Vieh muß ihm gehorſam werden.
Er hat allein Vernunft. Allein wer kan davor?
Dieß alles zeigt mir an, er ſey der gröſte Thor.

Du ſprichſt: Der Satz iſt gut, Satiren draus zu machen;
Der Leſer, der es ſieht, bekömmt gleich was zu lachen:
Doch laß uns den Beweis, und zwar in Schlüſſen, ſehn.
Ganz gerne, werther Freund! Es kan gar leicht geſchehn.
Tritt her, und ſage mir, was wahre Weisheit heiſſet?
Ein feſtgeſetzter Muth, den nichts zu Boden reiſſet,
Der nichts verlangt, nichts ſcheut, und wenn er etwas macht,
So wohl bedächtig geht, als wenn, in voller Pracht,
Ein Schuldecanus zieht, der Schritt und Stuffen zählet,
Wenn er herunter ſteigt, nachdem man ihn erwählet.
Iſt dieß geſetzte Thun der wahren Weisheit Ruhm?
Mein Freund! ſo iſt ſie nicht des Menſchen Eigenthum.

Die

Die Ameis ſieht man wohl den ganzen Sommer laufen,
Sie ſammlet Nahrung ein, und trägt ſie in den Haufen,
Und wenn der Nordenwind, bey kalter Winterzeit,
Die ſtarrende Natur mit Flocken überſtreut,
Liegt das verſorgte Thier in ſeiner Kluft begraben,
Und kan ſich ungeſtört, an ſeinen Früchten, laben.
Hingegen das ſtimmt nie mit ihrem Weſen ein,
Im warmen Sommer faul, im Winter eifrig ſeyn,
Im Jenner, wenn es friert, das rauhe Feld durchfliegen,
Und wenn der Frühling kömmt, im Müßiggange liegen.
Allein des Menſchen Herz iſt niemals völlig ſtill;
Es denkt, es ſucht, es ſinnt, weis ſelbſt nicht, was es will.
Es flattert hin und her, mit flüchtigen Gedanken,
Man ſieht es, wie ein Schiff auf wilden Wellen, wanken.
Was ihm voritzt gefällt, das mag es morgen nicht.
Fürwahr das Volk iſt toll, und weis nicht, was es ſpricht:
Ich? ſollte mir ein Weib, das untreu wäre, nehmen,
Und mich ſo blindlingshin zur Hahnrehzunft bequemen?
Der Narren giebts genug, davon die ganze Stadt,
Auch ohne mich, bisher ſo viel zu reden hat:
Sprach neulich ein Marqvis, der ſchon vor vierzehn Tagen,
Der frommen Männer Lohn, den Hörnerſchmuck, getragen.
Er glaubt, das ſchöne Weib, das er ſich anvertraut,
Sey ihm von Gott mit Fleiß ſo treu und keuſch erbaut.
So thöricht iſt der Menſch! bey ihm ſtimmt nichts zuſammen;
Was er des Morgens lobt, das wird er ſpät verdammen.
Er trotzet aller Welt, und iſt doch ſelber blind;
Er iſt voll Unbeſtand, wie ſeine Moden ſind.
Er iſt ein Wetterhahn, und kan nicht feſte ſtehen;
Bald will er in den Krieg, und bald ins Kloſter gehen.
Indeſſen ſeht ihn nur in ſeiner Eitelkeit,
Wenn ſeine Phantaſey ihn innerlich erfreut.

Er dient der ganzen Welt zum Pfeiler und zum Grunde;
Der Himmel dreht für ihn die Wirbel in die Runde:
Der Menſch, ſo prait er ſelbſt, beherrſcht der Thiere Zahl.
Du ſprichſt: Wer zweifelt dran? Vielleicht thu ichs einmal.
Ich frage dießmal nicht, ob in den Wüſteneyen
Die wilden Bären uns, wie wir die Bären, ſcheuen?
Und obwohl ein Befehl der Hirten in Barcan
Aus Lybien die Zahl der Löwen bannen kan?
Muß der vermeynte Herr, der euch ſo groß geſchienen,
Der Menſch, der Thiere Fürſt, nicht andern Fürſten dienen,
Wenn Hochmuth, Geilheit, Haß, und die Begier nach Geld
Den ſclavengleichen Geiſt in ſtarken Feſſeln hält?

Der ſüſſe Schlummer iſt den Augen kaum entwichen,
So ſchreyt der Geizhals: Auf! Die Nacht iſt ſchon verſtrichen!
Ach laß mich doch! Heraus! Ein wenig! Hörſt du nicht?
Man macht die Läden auf. Es iſt ja noch nicht licht!
Ey Poſſen! ſteh nur auf! Was hab ich viel zu machen?
Durchſchiffe Meer und Welt nach tauſend Wunderſachen;
Aus Japan ſchaffe dir Zibeth und Porcellan,
Aus Goa Pfeffer, Moſch, Cubeben, Ingwer an.
Ich bin ſchon reich genug, und habe nichts vonnöthen.
Ach! man hat nie zu viel. Du mußt auch nicht erröthen,
Wenn dir im Handel gleich ein falſcher Eid entfährt:
Ein reichlicher Gewinnſt iſt Froſts und Hungers werth.
Ja hätteſt du Rumors verſpieltes Geld in Händen:
So mußt du dennoch nichts auf Putz und Diener wenden.
Wenn du gleich Weizen haſt, ſo friß nur Gerſtenbrodt;
Denn pfenningswerth Verluſt iſt ärger, als der Tod.
Was nützt die Sparſamkeit? Wie? iſt es dir verborgen?
Nein; daß dein Erbe ſich, befreyt von allen Sorgen,
Des Schatzes freuen kan, der dich zu qvälen pflag,
Und durch den groſſen Staat die Stadt erſchrecken mag.

Was

Was mach ich? ey nur fort, das Schiff iſt ſegelfertig.
Und iſt man dieſes Wahns vom Geize nicht gewärtig:
So iſt der Ehrgeiz da, der den geſtörten Geiſt
Des Menſchen aus dem Schooß der ſchönſten Ruhe reißt,
In Krieg und Schlachten führt, bis man auf Cäſars Wegen
Ein lahmer Krüppel wird; und wenn ſie Breſchen legen,
Wo man im Sturme ſelbſt dem Tod entgegen läuft,
Des Zeitungsſchreibers Blatt durch ſeine Kühnheit häuft.

Ja, ſprichſt du: Das iſt ſchön! Freund! ſchreibe doch was klüger;
Dieß Laſter war vorlängſt die Tugend tapfrer Sieger.
Wird Alexander denn von dir ein Thor genannt?
Wer? Jener Raſende, der Herr von Griechenland?
Der unruhvolle Narr, der, nach bezwungner Erden,
Noch andrer Welten mehr Beherrſcher wollte werden?
Der Tolle, welcher zwar ſein angebohrnes Land,
Als ein gerechter Prinz, mit Weisheit und Verſtand,
Zu ſchützen fähig war; allein aus ſtolzen Trieben,
Sich ſelbſt zum Gott gemacht, und gleich den ärgſten Dieben,
Die nirgends wohnhaft ſind, durch Mord u. Raub u. Schlacht,
Den halben Kreis der Welt voll Jammers hat gemacht?
Ach! hätten dazumal die guten Macedonen
Ein Tollhaus aufgebaut, worinn Verrückte wohnen,
Und durch des Vormunds Hand, klug und gewiſſenhaft,
Nach ſeines Vaters Tod, ihn da hinein geſchafft:
Sie wären noch beglückt, und Aſiens Provinzen
Verehrten noch itzund der Perſianer Prinzen!

Allein, was heb ich doch dergleichen Umſchweif an?
Was führ ich Sachen aus, die H . . lehren kan?
Ich mag die Neigungen in kein Regiſter bringen,
In Verſen predigen, Capitelweiſe ſingen.

Das iſt von T. . ja, und B. . ſchon geſchehn.
Laßt uns den Menſchen nur vom beſten Ende ſehn.
Er lebet ganz allein in feſter Städte Wällen;
Er weis die Ehrbarkeit in Sitten darzuſtellen;
Er wählet Könige, ſetzt Obrigkeiten ein,
Lebt artig und geſchickt, und kan gehorſam ſeyn.
Ganz recht: Doch ſieht man wohl die ungezähmten Bären,
Die keiner Obrigkeit den Eid der Treue ſchwören,
Die nicht in Angſt und Furcht vor Scherg und Henkern ſtehn,
Mit andrer Bären Zahl erhitzt zu Felde gehn?
Kein wildes Tygerthier, in öden Wüſteneyen,
Zertheilt Hircanien in ſtreitende Parteyen.
Kein Wolf hat irgendwo mit Wölfen Krieg geführt:
Wird unter Habichten wohl je ein Streit geſpürt?
Wo zeigt uns Africa in unbewohnten Gründen,
Daß, um ein rechtes Haupt zum Könige zu finden,
Ein Leu mit Leuen kämpft, ein Freund mit Freunden kriegt,
Bis der geſchwächte Staat, aus Neid, verwüſtet liegt?
Das allergrauſamſte, das die Natur gebiehret,
Verehret alles das, was ſeine Bildung führet:
Es mäßigt ſeinen Zorn, es hemmet ſeine Wuth,
Lebt ſtill in ſeiner Art, ohn Zank und Uebermuth.
Noch niemals hat den Fuchs, der wo ein Huhn betrogen,
Ein andrer ſeiner Art vors Richteramt gezogen.
Die Hindinn in der Brunſt hat nie den Hirſch verklagt,
Der unvermögend iſt, und ihr die Pflicht verſagt.
Kein Richter hat den Spruch vom Beyſchlaf abgefaſſet,
Ein Wort, davor aus Scham Papier und Schrift erblaſſet.
Bey ihnen weis man nichts von Urtheil und Mandat,
Von Kammer, Schöppenſtuhl, von Hofgericht und Rath.
Sie wiſſen unter ſich in Sicherheit zu leben,
Und bloß der Billigkeit vergnügt Gehör zu geben.

Der

Der Menſch, der Menſch allein, das raſendtolle Thier,
Bricht ſelber ſein Genick, aus blinder Ehrbegier.
Daß ſein verfluchter Witz die Höllenkunſt begriffen,
Salpeterſtaub gekörnt, das Eiſen ſcharf geſchliffen,
Das war ihm nicht genug. Zum Schaden aller Welt,
Hat er das klare Recht verwirrter dargeſtellt;
Durch dunkler Gloſſen Nacht den hellen Text verſtecket,
Die Wahrheit durch die Laſt der Bücher überdecket,
Und die Beredſamkeit der Schwätzer dieſer Zeit,
Des Advocatenſchwarms, gerichtlich eingeweiht.
Nur ſtille! ſageſt du, laß deinen Zorn vergehen;
Begierden hat der Menſch, das wird man leicht geſtehen.
Er iſt dem Meere gleich, das niemals ſtille liegt,
Wiewohl ſein Gutes weit die Fehler überwiegt.
Wenn hat ein ander Thier die Wunderkunſt beſeſſen,
Durch Zirkel und Compaß den Himmel auszumeſſen,
So, wie der kluge Menſch, der alle Dinge kennt?
Er forſchet die Natur, weis, wie das Feuer brennt,
Warum das Waſſer netzt, woher die Donner knallen,
Wie Thau und Reif entſtehn, wie Schnee und Regen fallen?
Wo hört man, daß ein Thier auf hohe Schulen geht,
Man weis bey ihnen ja von keiner Facultät:
Da will kein Ulpian den Scharlachmantel nehmen,
Kein Doctor läßt das Kleid mit Hermelin verbremen.
Ganz recht: Man hört auch nicht, daß irgend durch Arzney,
Den Thieren zum Verderb, ein Wald vergiftet ſey.
Kein Lehrer hat allda, mit höchſtverwegnen Schlüſſen,
Sich auf der hohen Bank beherzt herum gebiſſen.
Doch, itzt zu übergehn, ob jemals der Verſtand
Was gründliches gewußt, und wirklich was erkannt:
Geſtehe nur nur ſelbſt, ob itzo, da wir leben,
Gelehrſamkeit und Kunſt den Menſchen wohl erheben?

Willſt du dereinſt den Hof vor deiner Thüre ſehn,
Und ſoll einmal durch dich manch herrlich Werk geſchehn:
(So hat ein Vater jüngſt dem Sohne zugeſprochen,
Dem ſchon das gelbe Haar im Milchbart ausgebrochen,)
So folge meinem Rath: Wirf alle Bücher hin,
Und merke fleißig an, wie ich geſtiegen bin.
Was zinſen, zehn pro cent, im Jahre, tauſend Franken?
Gleich hundert. Das iſt recht. Mein Kind! verlaß die Schranken
Der Schulgelehrſamkeit. Du weiſt die ganze Kunſt.
Was wartet nicht auf dich für Ehre, Glück und Gunſt!
Mein Söhnchen übe dich in dieſem hohen Weſen,
Du mußt, an Platons ſtatt, Finanzenbücher leſen.
Erforſche, welches Land die Pachter reich gemacht,
Was ungefähr das Salz dem König eingebracht.
Verhärte Bruſt und Herz, wie Tartarn und Corſaren,
Du mußt gewaltſam, falſch und ungerecht verfahren.
Die Großmuth muß von dir durchaus verbannet ſeyn,
Dann ſchlucke mit Begier das Blut der Bürger ein.
Wenn nun dein kühner Witz den Colbert ſelbſt betrogen:
So baut die Grauſamkeit dir Glücks- und Ehrenbogen.
Der Redner groſſe Zunft, die Dichter allzumal,
Der Sternverſtändigen und andrer Grübler Zahl,
Wird dir den beſten Platz der alten Helden geben,
In hundert Schriften dich bis an den Himmel heben,
Auf griechiſch und latein dein ſtolzes Lob erhöhn;
Ja du wirſt ſelbſt den Kern der Wiſſenſchaft verſtehn.
Dem Reichen fehlt ja nichts. Bey Armuth am Verſtande,
Iſt er, an Wiſſenſchaft, der gröſte Mann im Lande.
Geiſt, Tugend, Muth, Geſchlecht, Verdienſte, Rang u. Ruhm,
Geblüt und Tapferkeit ſind ſtets ſein Eigenthum.
Die Groſſen ſind ihm hold, das Frauenvolk gewogen;
Wo iſt ein Präſident verachtet abgezogen?

Die

Die Häßlichkeit wird ſelbſt vom Glanz des Goldes ſchön,
Allein wo Armuth iſt, wird alles häßlich ſtehn.
So lehrt der kluge Mann den Sohn in wenig Stunden,
Was er für einen Weg zu allem Glück erfunden.
Und wahrlich, alle Kunſt, die manchen groß gemacht,
Iſt, zweymal ſechs iſt zwölf, und vier davon, iſt acht.
Herr Doctor! willſt du nun zu deiner Bibel gehn:
So merke jeden Ort, wo ſchwere Sprüche ſtehn;
Durchforſche dieſes Buch mit heiligem Erſchüttern,
Und laß vor deinem Kiel Socin und Memo zittern.
Entſcheide Streit und Zank der längſt verſtrichnen Zeit;
Erläutre durch dein Licht der Juden Dunkelheit,
Damit man einſt dein Buch, in Corduan gebunden,
Vergüldet auf dem Schnitt und in Papier gewunden,
Um ganz geringen Preis zu Tagelöhnern trägt,
Die dieſes Bibelbuch, ſo trefflich ausgelegt,
Doch kaum durch ein Habt Dank! an ſich zu kaufen denken.
Will ſich dein ſtolzes Herz nach gröſſern Ehren lenken:
So werde Schul und Bank und Doctorhut verdammt,
Erwähle dir dafür ein vortheilhaftes Amt;
Geh ſtracks zum Schreibepult und in die Wechſelbänke;
Verlaß des ſpitzen Duns, des Thomas Schulgezänke,
Und ſchlieſſe dann zuletzt, ſo, wie auch ich zuvor:
Der gröſzte Doctor iſt der allergröſzte Thor.
Ein Doctor, ſageſt du? Du wirſt dich ſelbſt verſtehen;
Die Muſe, die dich treibt, ſcheint allzuweit zu gehen!
Doch, daß ihr über mich nur nicht zu zürnen habt,
So ſagt mir, iſt der Menſch nicht mit Vernunft begabt?
Iſt dieſes nicht ſein Licht, ſein leuchtender Pilote?
Ach ja! allein was hilfts? Sie warnt ihn in dem Boote:
Allein er hört ſie nicht; das Anker wird gelöſt,
Kein Fels begegnet ihm, an welchen er nicht ſtöſzt.

Was hilfts . . . doch, wenn die Vernunft gleichſchreyet:
Narr! ſchreibe doch nichts mehr, dein Vers wird angeſpeyet?
Wenn dieſer gute Rath ihn dennoch nicht bezwingt,
Ja ſeine Reimſucht noch in gröſsres Raſen bringt?
Wenn er ein Lied verlieſt, ſo ſieht man ja mit Haufen
Die ganze Nachbarſchaft aus ſeinem Zimmer laufen.
Denn wenn ſein böſer Geiſt ihn nach Gewohnheit treibt:
So ſcheints, daſs auch die Magd nicht gerne bey ihm bleibt.
Ein Eſel folget doch den innerlichen Trieben,
Die ihm des Schöpfers Wink natürlich vorgeſchrieben,
Er geht nicht in den Wald, und ſchreyt einmal hinein,
Als könnte ſein Geplerr ein Klang der Vögel ſeyn:
Es fehlt ihm an Vernunft, doch geht er ſeine Wege;
Der Menſch, der ſie beſitzt, verirrt auf ſeinem Stege,
Bedient ſich ihres Raths, und machet doch nichts recht,
Und iſt in allem Thun des Unverſtandes Knecht.
Er haſſet, was er liebt, er kan faſt nichts ertragen,
Ohn Urſach wird er froh, ohn Urſach kan er klagen.
Wo ſtellt ſich ſo, wie er, ein Bär und Panterthier
Sein eigen Hirngeſpinſt zur ſchweren Folter für?
Man ſieht kein Thier, wie ihn, gewiſſe Zahlen ſcheuen,
Nicht zittern, wenn ein Paar verſcheuchter Raben ſchreyen.
Wo hat ein Thier ſich je ein Götzenbild gemacht,
Dem Menſchen, ſeinem Gott, ein Opfervieh gebracht?
Vor ihm, als einem Herrn von Wetter, Wind und Regen,
Gebückt und demuthsvoll bey dem Altar gelegen?
Hingegen hat manch Thier wohl tauſendmal geſehn,
Ein abergläubiſch Volk den Blick nach Bildern drehn,
Die es ſich ſelbſt gemacht, ja ſich in einen Affen,
Der auf dem Altar ſitzt, als ſeinen Gott, vergaffen;
Geſehn, Aegyptenland, das einem Crocodill,
O ſchnöder Aberwitz! ein Räuchwerk opfern will.

Was

Was taugt das Beyſpiel hier, das uns beſchimpfen kan?
Was gehn uns, fragſt du mich, Aegyptens Götzen an?
Wie will dem freyer Mund den frechen Satz erweiſen?
Muß man den Eſel mehr, als einen Doctor, preiſen.
Den Eſel, den man nur zum Spott zu brauchen pflegt,
Das allerdümmſte Thier, das ſo viel Martern trägt,
Durch deſſen Namen man ſchon kan Satiren machen,
Ja freylich! aber ſagt, warum wir ihn verlachen?
Warum man ihn beſchimpft? Ach! hielte dieſes Thier,
Als Doctor, uns einmal der Menſchen Laſter für;
Und wenn der Himmel ihm, damit es ſtrafen könnte,
Den nöthigen Gebrauch der Redekunſt vergönnte,
Uns klarlich darzuthun, was es ſich heimlich klagt:
Mein Freund! was würde nicht (doch unter uns geſagt)
Der Eſel von der Welt für Worte hören laſſen?
Was meynſt du, was er denkt, indem er durch die Gaſſen
Der groſſen Städte geht, und hin und wieder ſieht,
Was für ein tolles Volk an allen Enden zieht,
Der grau, der andre ſchwarz, der dritte ſchamieriret?
Was denkt er, wenn der Arzt, den Pferd und Wagen führet,
Den Tod im Futteral zu ſeinem Kranken bringt?
Wenn ein Pedantenſchwarm durch volle Straſſen dringt,
Wo Diener und Pedell des Rectors Pracht begleiten;
Wenn die Gerechtigkeit umringt von allen Seiten,
Verbrecher, nach der Kunſt, zum Scheiterhaufen führt;
Wenn er von ungefähr zur Mittagsſtunde ſpührt,
Welch gräßliches Getön das weite Rathhaus füllet,
Indem bey Zank und Streit ein Zungendreſcher brüllet?
Was denkt er, wenn er ſieht Soldaten, Granadier,
Bediente, Geiſtliche, Verwalter, Officier?
O wenn der Eſel dann, wie zu Aeſopens Zeiten,
Noch wüßte, was der Ton der Wörter kan bedeuten,

Und ſäh er überall der Menſchen Thorheit ein;
Mein Freund! was würde wohl alsdann ſein Urtheil ſeyn?
Vergnügt mit ſeiner Laſt, würd er, bey ſtillem Lachen,
Uns Menſchen mehr, als ſich, zu dummen Eſeln machen.

* *

XI. Ueberſetzung.

Martial im VI. Buche die XIX. Sinnſchrift.

Auf den Sachwalter Poſthumus.

Ich habe nicht von Mord und Gift zu ſtreiten:
Ich rechte nur um drey geſtohlne Ziegen;
Die hat der Dieb, mein Nachbar, mir entwendet,
Das hab ich nun dem Richter zu erweiſen.
Du aber hebſt vom Hannibal bey Canna,
Vom Mithridat, und von Carthagens Wüthen,
Vom Marius, vom Mucius und Sylla,
Mit Mund und Hand gewaltig an zu ſchreyen.
Nun, Poſthumus! wo bleiben die drey Ziegen?

* * * \

Wo ſich die Zeugekraft und Tapferkeit verband.
Da fiel nun alles zu, als wenn in Feindes Land,
Allwo kein Wiederſtehn den Ueberwinder hindert,
Der ſiegende Soldat bezwungne Städte plündert.
Ein jeder Sperling wies, was Noth und Hunger kan,
Und füllte durch den Fraß den leeren Magen an.

Die Hüner ſehn den Feind, der ihren Platz verheert,
Bald ſcheint er ihres Zorns, und bald verachtens werth.
Den Zorn will ihrer Bruſt der Speiſe Raub erwecken;
Doch keines will ſich gern durch träges Blut beflecken.
Zuletzt regt ſich ein Geiſt von feuriger Natur,
Der vormals durch Euphorbs und Platons Körper fuhr;
Ein Funke von der Glut, die in den Sternen blitzet,
Hat dieſes Küchleins Bruſt mit ſeltner Kraft erhitzet.
Daher verachtete ſein Muth das Lebenslicht,
Und ſcheute Wunden, Kampf, ja ſelbſt ſein Ende nicht;
Indem es ſicher war, nach viel verfloßnen Jahren,
Von neuem wiederum in einen Leib zu fahren.
Ich weis nicht, ob ſein Stamm von jenen Helden kam,
Von welchen Griechenland vor Troja Rache nahm;
Das weis ich, daß es ſich, mit pfeilgeſchwinden Füſſen,
Bis mitten in die Schaar des Spatzenvolks geriſſen.

So gleich verſcheuchet es die Vögel allzumal.
Die Weiber eilen fort; es flieht der Kinder Zahl:
Der Vater bleibt allein ganz unerſchrocken ſtehen,
Ganz willig und bereit, den Zweykampf einzugehen.
Er brennt für Tapferkeit, und rüſtet ſich zur Schlacht;
Der glatte Hals wird kraus, der Schnabel aufgemacht,
Die Augen fangen an vor heiſſer Wuth zu blitzen,
Die Beine ſtemmen ſich auf ihrer Klauen Spitzen;

Die

Die Flügel heben ihn bisweilen hoch empor;
Ihr flatterndes Geräuſch erfüllt des Feindes Ohr.
Der junge Hahn erſchrickt, und will es faſt beklagen,
Daß ihn ſein Muth erhitzt, dergleichen Kampf zu wagen.
Jedoch die edle Scham vertreibt die Furchtſamkeit:
Der Feind iſt gar zu klein; drum waget er den Streit.
Sein Haupt bemühet ſich, den Kamm hervor zu recken;
Und iſt er gleich zu jung, denſelben auszuſtrecken:
So ſchießt ihm doch dießmal das erſte Blut hinein.
Man ſieht den offnen Hals mit Spreu erfüllet ſeyn.
Der Sperling, der den Blick auf jeden Umſtand lenket,
Wird dieſes kaum gewahr, als er im Eifer denket,
Daß eben dieſer Ort des Feindes Schwäche ſey;
Drum trachtet er darnach, ſpringt unverhofft herbey,
Und beißt dem Hähnchen ſtracks nach dem gedehnten Schlunde,
Verückt ſich aber ſelbſt, in ſeines Gegners Munde.
Wie ſonſt ein ſtarkes Thier aus der Moloſſer Art,
Das man am Stricke führt und auf ein Wildpret ſpart;
So bald es etwas ſieht, die Seile faſt zerreiſſet,
Entkömmt, die Beute haſcht, und ſie ſo grimmig beiſſet,
Daß es ſie zwar erhält, allein ſich ſelber fängt,
Dieweil ſein tiefer Zahn ſo feſt im Felle hängt,
Daß es, ob gleich das Wild nicht ferner kan entfliehen,
Sich ſelber nicht vermag dem Wilde zu entziehen.
Der Pöbel irret ſehr, der das für tapfer hält,
Wenn es ſein eigen Wohl ganz ins Vergeſſen ſtellt,
Und lieber Fuß und Schwanz und Rumpf verlieren wollte,
Als daß es ſeinen Feind entkommen laſſen ſollte.
Denn heimlich wünſcht der Hund, daß ſolches nie geſchehn,
Und daß er dieſes Wild ſein Tage nicht geſehn,
Ja ſcheint durch ſein Geheul den Jäger anzuſprechen,
Ihm ſelber Maul und Zahn gewaltſam aufzubrechen.

So

So war des Sperlings Wunſch, als ihn ſein Gegner fieng,
Dem er beſiegt und matt, am Schnabel abwerts hieng.
Er ſchlug der Flügel Paar, und ſchien für Angſt zu ſchreyen:
Ihr Götter! helft mich doch nur dieſesmal befreyen!
Damit mir Thörichten ein ſolcher Unglückstag
Durch Schaden nützlich ſeyn und andre lehren mag,
Wie raſendtoll es ſey, wenn man nach Unglück ringet,
Und ſich in gröſsre Noth, als ſeine Feinde, bringet.

Doch alles war umſonſt; er ward nicht wieder frey;
Es fand ſich alſobald der Kinder Schaar herbey,
Die nahmen dieſen Raub aus ſeines Siegers Rachen,
Und wuſsten ſeinen Spott zu ihrer Luſt zu machen.
Ein Faden hat ihm bald die Freyheit eingeſchränkt;
Die Flügel ſchlug man lahm; der Fuſs ward auch verrenkt.
Zuletzt verſtieſs man ihn zum dunkeln Todtenreiche.
Geht, fromme Spatzen! geht, begrabt die ſeltne Leiche.

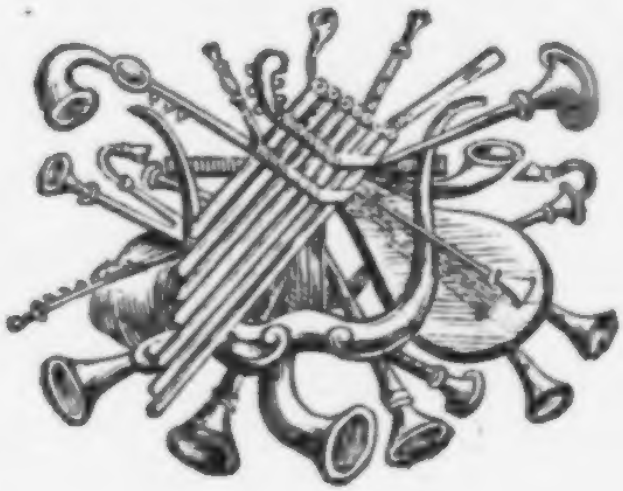

XIII. Ueberſetzung.

Aus dem Franzöſiſchen des Herrn le Maitre,

Predigers in Bayreuth.

Die Meiſter in der Kunſt ſind ſehr geſchickt zum Reimen,
Und können oft von Nichts gefüllte Bogen träumen.
So bald man einen Held mit Lob erhöhen ſoll,
Der reichlich zahlen kan, wird mehr als einer voll,
So, daß des Helikons berühmte Zauberinnen,
Von denen Tauſende den Lorberkranz gewinnen,
Erfindung, Geiſt und Kraft durch Wünſche ganz erſchöpft.
So bald der Gönner ſchwitzt, den zarten Arm geſchröpft,
Und ſonſten was gethan, muß ſich die Muſe regen,
Und eilt ihm durch ein Blatt voll Poeſie entgegen.
Ganz recht; des einen Haus erfüllt der Ueberfluß,
Der andre weis die Kunſt, womit man betteln muß.
So hilft ein Sterblicher dem andern aus Beſchwerden;
So muß des einen Glück des andern Wohlfahrt werden.
Vielleicht beſtrafſt du mich, daß ich ſo weiſe thu;
Du ſprichſt: Wer kan die Kunſt zu betteln ſo, wie du?
Wahrhaftig, könnte nur mein ſchlechter Reim gefallen:
So ließ ich ihn gewiß im Bettlerton erſchallen.

Mein Freund! was meynſt du wohl, wo dieß geſchrieben iſt?
Ach! wiſſe, daß mich itzt ein ſolcher Ort umſchließt,
Allwo ich zwar, Gott lob! ein hohes Amt verwalte,
Jedoch, nach Art der Welt, den kleinſten Sold erhalte.

Man

Mein Zimmer und mein Kopf berührt des Hauſes Dach;
Dieſelbe Kammer heißt mein Staats- und Schlafgemach;
Im Sommer und im Herbſt, ja gar in Winterstagen,
Sieht mich ein jedermann dieſelbe Kleidung tragen.
Mein Rock iſt kurz und kahl, und zeigt ganz offenbar,
Daß er vorzeiten ſchwarz und nach der Mode war.
Zwar hab ich mich bisher nach Nothdurft ſatt gegeſſen;
Doch muß ich meinen Tiſch nach meiner Einkunft meſſen.
Den Mittag ſchreibt der Wirth auf meine Rechnung an,
Des Abends geb ich acht, wen ich beſchmauſen kan.
So arm und kümmerlich muß ich mein Leben führen,
Noch größre Dürftigkeit läßt ſich an Büchern ſpühren:
Kaum zwanzig gute ſind in meinem Schrank zu ſehn,
Der ſchlechten ſelber ſind zur Noth kaum zehnmal zehn.
Wer mich einmal beſucht, wird mich in allen Stucken,
Nach Eremiten Art, ganz ſchlecht geputzt erblicken.
Ein Keller, Boden, Weib, ein Geldſack und ein Kind,
Sind mir ſo unbekannt, als nöthig ſie mir ſind.
Wie ſoll ich, werther Freund! bey ſo geſtalten Sachen,
Mir um die Bettelkunſt noch ein Gewiſſen machen?
Es iſt ja offenbar, mein hochbetrübter Stand
Verdiente wohl mit Recht den Zuſchub milder Hand:
Und ſprich, in weſſen Schooß, und wenn iſt wohl mein Bitten
So füglich, als itzund, in deinen auszuſchütten?

Vielleicht beleidigt dich der Inhalt dieſer Schrift;
Vielleicht machſt du den Schluß, daß der Verſchwendung Gift
Mich heftig angeſteckt, und räthſt, nach Art der Alten:
Freund! lerne doch die Kunſt fein ſparſam hauszuhalten!
Ganz recht! der kluge Rath iſt aller Weisheit voll.
Ein Misvergnügter iſt nach meiner Meynung toll,

Und

Und wenn ein armer Kauz will troz den Reichen leben,
Dem ſoll man Nieſewurz für ſein Gehirne geben.
Bethörte Sterbliche! Wer prägt es euch doch ein,
Daß nur die Reichen bloß beglückte Leute ſeyn,
Und daß kein Menſch vergnügt und ehrlich leben könne,
Daſern das Glück ihm nicht gefüllte Kaſten gönne?
Was ſoll mein Klagen denn? Die Reimer ſind ja blind,
Die, ihrer Meynung nach, ſtets unglückſelig ſind.
Was klaget denn mein Mund mit dieſem ſtolzen Orden,
Daß meine Tugend nur noch ſchlecht belohnet worden?
Nein, Freund! das thun nur die, ſo ich bisher verwarf.
Ich wünſche mir nichts mehr, als ich zur Noth bedarf;
Doch ſollte mir einmal das Glück vom Himmel regnen,
Fürwahr ich würd ihm nicht mit träger Hand begegnen.

Ich warte noch der Zeit. Indeſſen zeiget ſich
Dein theurer Namenstag, und ich vergnüge mich,
An dem, was dich betrifft, mit Freuden Theil zu nehmen,
Und mich der Landesart im Wünſchen zu bequemen ꝛc. ꝛc.

* *

XIV. Ueberſetzung.

Auf das Abſterben der Ehegattinn
Des Herrn Abt Mosheims.

Aus den lateiniſchen Hendecaſyllabis des Hrn. Prof. Majus aus Kiel.

O Mosheim! Luſt und Zierde dieſer Zeiten!
Du Wunderwerk der grundgelehrten Männer,
Das alles Lob bey weitem überſteiget;
Euſebiens und ihres Tempels Ehre,
Du eifriger Erforſcher ſchwerer Dinge,
Und Juliens berühmter Lehrer Krone;
O was enthielt dein ſchwarzgeſiegelt Schreiben,
Das du nur jüngſt von da mir überſchicket,
Für ſchmerzliche, für unterbrochne Worte!
Wie ſeufzeſt du, und was für herbe Klagen
Hat ihm dein Kiel ganz bebend einverleibet?
Was forderſt du von mir gebundne Zeilen,
Die keinen Kranz von Lorberlaub verdienen?
Was heiſcheſt du für Lieder und für Klagen,
Die Schmerz und Gram, bey ſolchen theuren Leichen,
Sonſt ſingen heißt und faſt verſchwenden lehret.
Doch ja! So iſts! Der liebſten Gattinn Scheiden,
Ach ach! ihr Tod iſt dir verkündigt worden.
Nun iſt es aus! Geh! Geh! Sie iſt verſchieden!
Nun hat ſie dich, und Haus und Bett geſegnet.
Eliſe ſtirbt! Ach Margaris! die ſchöne,
Die liebliche, die honigſüſſe, zarte,

Die

Die reinliche, die Gold und Schnee beſchämte,
Die iſt dir früh, ach! allzufrüh entriſſen.
Die grauſame, die harte Hand der Parcen
Hat ihr ſo ſchnell den Faden abgeſponnen,
Als ſonſt ein Strom in engen Ufern ſchieſſet.
Dieß Schickſal drückt und preßt dein mattes Herze,
O theurer Freund! den ich vor andern liebe.
Iſt wohl dein Schmerz hier ungerecht zu nennen?
Wer kan die Fluth der bittern Thränen ſchelten,
Die Seufzer ſchmähn, durch welche du faſt alle,
So je geweint, weit hinter dir gelaſſen?
Sieh! welche Luſt und ſanft verliebtes Scherzen,
Was Schmeicheley, und was Ergetzlichkeiten,
Und welch ein Meer entzückendholder Freuden
Hat eine Nacht, die Nacht von böſen Stunden,
O harte Nacht! dir plötzlich weggenommen.
Welch ein Gemüth! Ach, wie viel Leibesgaben,
Und Reizungen und keuſche Liebesküſſe;
Hat dieſer Sarg auf einmal eingeſchloſſen:
Ach! dieſer Sarg, der nie vergeſſen werden,
Der ſtets beklagt, der ſtets beweint ſoll werden.
Doch ſie iſt hin! Sie iſt bereits erblichen.
O! Margaris, die artige, die nette,
Der Schmuck und Preis von Helmſtädts edlen Müttern,
Liegt allbereits in kühlen Staub geſenket.
Ja! ſie iſt hin, dein Leben und Vergnügen,
Dein beſter Troſt, dein einziges Ergetzen
Bey mancher Laſt von zentnerſchweren Sorgen,
So wohl im Ernſt, als angenehmen Scherze ꝛc. ꝛc.

✡ ✡ ✡

* *

I. Nachahmung.

Die zweyte Satire des Boileau an den ſel. Hofrath Neukirch.

1724.

Du ſeltner Wundergeiſt, o Neukirch! deſſen Bruſt
Im Dichten niemals was von meiner Pein gewußt;
O Neukirch! deſſen Kiel die Marter nie empfunden,
Dabey mir oftermals Geduld und Luſt verſchwunden;
O Neukirch! Phöbus Luſt, der Muſen echtes Kind,
Der du ſo wohl verſtehſt, was gute Verſe ſind;
O Neukirch! ſchaue doch, wie ſich mein Dichten ſäumet,
Und ſage mir einmal: Wie macht mans, wenn man reimet?

Du ſprichſt: Ich weis es nicht, es fällt mir alles ein.
Ganz recht; die Poeſie ſcheint dir ein Spiel zu ſeyn.
Die Zeilen pflegen dir, wie Ströme, zuzufliessen,
Man ſieht dich keinen Vers gezwungner Weiſe ſchliessen.
Kein ausgedehntes Wort verſtellt dein Lobgedicht,
An Fehlern mangelts dir, an Reimen aber nicht.
Weit anders geht es mir, den ein ergrimmt Geſchicke
Zu dieſer Thorheit treibt, daß ich an Reimen flicke;
Dem ein verborgner Trieb, der uns zu leiten pflegt,
Zur Strafe dieſen Zug zur Dichtkunſt aufgelegt.
Ich weis, wie ſehr ich oft, bey dieſer Arbeit, ſchwitze,
Wenn ich, um einen Vers, wohl halbe Stunden ſitze;
Ich weis, wie oft ich matt und überdrüßig bin,
Wenn ich das Elend ſeh, da mein bemühter Sinn
Sich ganze Tage lang zermartert, qvält und kränket,
Und doch am Ende kaum ein Wort zum Reim erdenket.

Denn,

Denn fällt mir Sara ein, ſo reimt ſich Jeſabel,
An des Mäcenas ſtatt, reimt nur Ahitophel.
Ich ſinn auf Mosheimsleb, doch ſpricht der Reim von Pfaffen:
Und alſo weis ich mir faſt niemals Rath zu ſchaffen.
Man fragt mich: Welches mag der beſte Dichter ſeyn?
Da denk ich nun zwar Pietſch! Doch reimt ſich Lohenſtein.
Sing ich von Wolfens Ruhm, ſo ſchreyt der Vers von Langen,
Und endlich weis ich ſelbſt für Scham nichts anzufangen.
Ich mache, was ich will, es geht mir niemals an,
Die Reime ſtören mich, daß ich nicht dichten kan:
Was ich bejahen will, das wird der Vers verneinen,
Und wenn ich lachen ſoll, ſo reimt ſich nur das Weinen.

Drum hab ich auch ſchon oft ſo vieler Jahre Frucht,
Mein ganzes Dichterwerk, verwünſchet und verflucht.
Ich habe mich bemüht, die Seile zu verbannen,
Die meinen freyen Geiſt ins Joch der Muſen ſpannen.
Ich ſchwöre tauſendmal, daß ich nicht dichten will,
Jedoch der Mund iſt kaum von ſeinen Eiden ſtill,
Kaum bin ich etwas froh, daß Phöbus mich verlaſſen:
So fangen unvermerkt die Wörter an zu paſſen.
Mein Feuer zündet ſich, auch wieder Willen, an,
So, daß ich Kiel und Blatt nicht länger miſſen kan;
Mein eitler Schwur geräth allmählich ins Vergeſſen,
Und ich fang eilends an die Sylben abzumeſſen.

Doch weiſt du, was mich oft am heftigſten verdrießt?
Daß mein verwöhnter Kiel ſo eigenſinnig iſt,
Und kein vergeblich Wort in ſeinen Verſen leidet,
Ja den geringſten Zwang mit ſtrengem Ernſte meidet.
Der kleinſte Fehler macht die blöden Wangen roth:
Geſchähe dieſes nicht, was hätt es dann für Noth?

Ich wollte ja ſo gut, als andre Stümper, flicken,
Und was ſich gar nicht ſchickt, in meine Zeilen rücken.
Die Wörter **rum** und **raus**, die Sylben **rab** u. **rein**,
Die ſollten oft ein Troſt in meinem Kummer ſeyn.
Wollt ich die kluge Welt mit Büchern übereilen:
So ſchrieb ich allezeit in ungleich langen Zeilen.
Wie mancher hat das nicht zu dieſer Zeit gethan!
Allein, ich ſcheue mich vor ſolcher Stümper Wahn;
Denn könnte ſich mein Geiſt bey allen Lumpenſachen,
Nach unſrer Pfuſcher Art, ein gut Gewiſſen machen:
So wäre mir gewiß ein ganzer Band ſo leicht,
Als ein geſchicktes Lied mir itzo mühſam deucht.
Es ſollte ſich kein Blitz ſo unverhofft entzünden,
Als ich für jeden Ton zehn Reime wollte finden.
Doch itzo qvält mich oft ein ungeſchicktes Wort,
Bald fehlts, bald fällt mirs ein; bald werfs ich wieder fort.
Ich pflege meinen Vers wohl zehnmal durchzuleſen,
Und zwanzigmal zu ſehn, ob alles recht geweſen?
Das allerſchönſte Wort erwecket mir Verdruß,
Dafern es nur ein Loch im Verſe füllen muß:
Und wenn ich öfters ſchon ſechs Zeilen aufgeſchrieben,
Iſt doch zuletzt davon kaum eine ſtehn geblieben.
Verdammt ſey jener Thor! der dieſe Kunſt erdacht,
Und ſeinen Sinn zuerſt in Verſen vorgebracht:
Der, wenn er durch den Reim das arme Wort gezerret,
Zugleich Vernunft und Witz in einen Stock geſperret.
Verdammt ſey jener Tag! der meinen Geiſt gelenkt,
Daß er zum erſtenmal die Sylben eingeſchränkt.
Ach hätte mir kein Menſch die Dichtkunſt angeprieſen!
Ach hätte man mich nie im Reimen unterwieſen!
So könnte doch mein Geiſt, befreyt von aller Pein,
Sein lebenlang vergnügt und ohne Sorgen ſeyn;

Ich

Ich dürfte ſonſt nichts thun, als ſingen, ſcherzen, lachen,
Und mir, nach Art der Welt, vergnügte Tage machen.
Ich könnte manchesmal fein bald zu Bette gehn,
Ich hätte nicht ſo früh, als itzund, aufzuſtehn,
Und wüßte meine Zeit mit angenehmern Dingen,
Als dieſer Marterkunſt des Dichtens, hinzubringen.
Ich bin, vor tauſenden, von Gram und Sorgen frey:
Ich weis in Wahrheit nicht, was ſchnöde Wolluſt ſey;
Ich weis den kleinen Stolz, der in mir wohnt, zu dämpfen,
Und werde nimmermehr um hohe Titel kämpfen.
Ich bethe nicht das Glück an Fürſtenhöfen an,
Und da mir auch der Geiz das Herz nicht feſſeln kan:
So wett ich, daß ich ſtets ein Glückskind bleiben ſollte,
Wenn Phöbus mich nur nicht zum Dichten zwingen wollte.
Allein, nachdem die Sucht, die Mark und Bein verzehrt,
Durch dicke Dünſte mir die Phantaſie verkehrt;
Nachdem ein böſer Geiſt mir, durch ſein tolles Raſen,
Die Luſt zur Zierlichkeit im Schreiben eingeblaſen:
So martert meine Bruſt ein täglicher Verdruß,
Indem ich allezeit an Verſen zimmern muß:
Und endlich fang ich an, in meinem größten Leiden,
* * * groſſes Glück im Dichten zu beneiden.
Beglückt iſt * * * der groſſe Reimemann,
Der ganze Predigten in Verſen halten kan.
Dieß Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gaſſen
Des prächtigen * * mit Verſen pflaſtern laſſen.
Das Reden fällt ihm ſchon in Proſa ziemlich ſchwer;
Er ſtürzet ſein Gedicht, in ganzen Strömen, her,
Und weis ein länger Lied im Huſten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend iſt zu ſingen.
Und iſt das magre Zeug ſchon kraftlos, kalt und matt,
Daran ein Witziger Verdruß und Ekel hat:

So wird es ihm doch nie an dummen Leſern fehlen,
Die des Verlegers Ohr um ſeine Schriften qvälen.
Sie ſind mit ihm vergnügt, wenn nur das Reimwort klingt,
Und fragen nicht darnach, wie ſich das andre zwingt.
Denn hört man nur das Paar der letzten Sylben paſſen:
So iſt es ihm vergönnt, zehn andre wegzulaſſen.
Hingegen iſt ja der ein rechtes Unglückskind,
Der leichter Wörter Zahl nach ſchweren Regeln bindt.
Ein Stümper, der da reimt, kan mit Vergnügen dichten,
Und ſein beliebtes Werk mit Herzensluſt verrichten.
Warum? er qvält ſich nicht; denn was ſein kluger Sinn
Am erſten ausgedacht, das ſetzt er ſchleunig hin.
Er kan ſich in ſich ſelbſt und ſeine Kunſt verlieben,
Und wundert ſich hernach, daß er ſo ſchön geſchrieben.
Allein ein ſtrenger Geiſt iſt niemals recht vergnügt,
Weil Pegaſus ihm nie nach ſeinem Sinne fliegt.
Er dünkt ſich ſelbſt zu ſchwach, vor andern ſeines gleichen,
Den vorgeſetzten Grad der Höhe zu erreichen.
Er tadelt und verwirft ſein herrlichſtes Gedicht,
Was aller Welt gefällt, gefällt ihm ſelber nicht:
Und wenn die Klügſten ſich an ſeiner Schrift vergnügen,
Beklagt er tauſendmal, daß er nicht gar geſchwiegen.
O Neukirch! ſchaue dann, was meine Muſe qvält,
Wenn ihr Geſchick und Art im Verſemachen fehlt:
Drum laß mein Bitten nicht in tauber Luft verſchwinden,
Und lehre mich die Kunſt das Reimwort bald zu finden.
Wiewohl ich merke ſchon, es wird vergebens ſeyn.
Ich bin nicht lehrhaft gnug, mir fällt ſo bald nichts ein,
Darum erbarme dich! hilf meine Triebe zäumen,
Und lehre mich die Kunſt, hinfort nicht mehr zu reimen.

✡ ✡ ✡

* *

II. Nachahmung.

Die dritte Satire des Boileau.

Mein Freund! wie ſiehſt du aus? Was fehlt, was ſchadet dir?
Wie keucheſt du ſo ſehr? Mein Freund! entdeck es mir.
Die Lippen ſind dir blaß, die Wangen eingeſchlagen,
Mein Freund! entdecke mirs, was hat ſich zugetragen?
Was iſt dir heute doch für ein Verdruß geſchehn?
Du pflegſt ja, wie mich dünkt, ganz anders auszuſehn?
Iſt dir dein Vater todt? Iſt dir dein Schatz geraubet?
Hat dir ein ſchlauer Dieb die Taſchen ausgeklaubet?
Ach ja! das wird es ſeyn! So pflegt es hier zu gehn,
Ich hab es oft gehört. Willſt du mich nicht verſtehn?
Ach ſage doch ein Wort: Es ſcheint, du willſt mich äffen,
Wie kan ich von mir ſelbſt dein Misvergnügen treffen?

Gemach, gemach, mein Freund!.. Nur einen Augenblick,
Der Athem iſt mir weg, . . . o ſchweres Ungelück!
Mein Freund! ich war zu Gaſt, und bin davon gelaufen,
Der Herr von A * * * mit ſeinem wilden Haufen,
Hat mich alſo verwirrt. Das hab ich wohl gedacht!
Der Menſch hat mich bisher faſt taub und dumm gemacht.
So bald er mich nur ſah, fieng er mich an zu plagen:
Monſieur! ſie werden mir nicht das bonheur verſagen,
Ich wünſche ſie einmal in mein logis zu ſehn,
Ma foi! es könnte mir kein ſolch plaiſir geſchehn,
Als wenn ſie ſans façon, ohn alle Complimenten,
Mon frere wollten ſeyn. Mon Dieu! wir ſind Studenten:

Der Bürger iſt ſo gut, als jeder Edelmann.
Monſieur! ſie ſagen nur, wie ich ſie dienen kan.
Das iſt ſein altes Lied, was er mir vorgepfiffen;
Er hat ſich faſt den Hut darüber kahl gegriffen:
Doch hat es mir bisher, wenn er mich ſo gequält,
An ausgedachter Liſt kein einzigmal gefehlt.
Bald lief ich auf die Poſt, mich ſeiner zu entreiſſen;
Bald muſte mein Geſchäfft ein ſtarker Vorwand heiſſen;
Bald hieß es: Ach! daß ich ſo überhäufet bin!
Ich muß den Augenblick zum Doctor = = hin.
So hab ich öfters mich der nahen Qval entzogen.
Ich ſchweige, wie ich oft die Straſſen durchgeflogen,
Wenn ich den Federbuſch, der ſeine Scheitel ſchmückt,
Und ſeine Herkunft zeigt, von unverhofft erblickt.
Kein Weg war mir zu weit, der Marter zu entgehen,
Und wenn er mich gleich rief, ſo blieb ich doch nicht ſtehen.
Doch ſeht, der ſchlaue Fuchs hat dennoch mich verführt.
Als ich zur Kirchen gieng, hat er mir nachgeſpürt;
Er wartete mich ab, als ich zurück gekommen,
Da ward ſein Schlendrian von neuem vorgenommen.
Monſieur! ſie ſtellen ſich auf ein Taß Caffe ein,
Ein guter Freund von ſie wird heute bey mir ſeyn;
Der Herr von Rittersdorf hats ebenfalls verſprochen.
Durch dieſen Namen ward mein Wiederſtand gebrochen,
Ich gieng und folgte nach. Kaum kam ich an die Thür:
So hieß es: Ach Monſieur! ſie pardoniren mir,
Ich habe ſie dießmal ein wenig hintergangen;
Ich gratulire mir, daß ich ſie aufgefangen.
Ihr Freund, den ich genannt, beſucht mich heute nicht.
Ach! ſprach ich bey mir ſelbſt, du arger Böſewicht!
Jedoch, was war zu thun? Ich muſte mich bequemen,
Es war bereits zu ſpät, die Flucht von ihm zu nehmen.

Mein

Mein Weigern war umſonſt. Wir ſtiegen allgemach
Drey Treppen in die Höh, bis an des Hauſes Dach.
Da hörte man den Schall vom Schreyen und vom Singen,
Daß ich davor erſchrack, durch alle Wände dringen.
Darauf eröffnete mein Fegefeuer ſich,
Ein blaugewölkter Dampf ſtieß mit Gewalt auf mich.
Man konnte durch den Qvalm die Menſchen kaum erblicken,
Und ich beſorgte gar im Rauche zu erſticken.
Fürwahr, es ſauſte mir für Schrecken in dem Ohr;
Das Sauſneſt kam mir recht, als eine Hölle, vor.
Die Sonne ſelber half, durch ihrer Stralen Blitzen,
Das durch des Ofens Glut entflammte Zimmer hitzen.
Willkommen! rief mein Wirth, der böſe Menſchendieb;
Ach bien venu, Monſieur! ſie ſind mir herzlich lieb.
Er kriegte mich darauf bey einer Hand zu faſſen,
Und alſo mußt ich mich am Tiſche niederlaſſen.

Da gieng nun allererſt die rechte Marter an;
Verzeihe, wo ich ſie nicht recht beſchreiben kan.
Ich ſaß da, wie verkauft. Ich ſah von allen Seiten
Den Auszug und den Kern von wohlgeputzten Leuten.
Die Federn zeigten mir von jedes Vogels Art.
Der Kleidung war, an Gold und Silber, nichts geſpart.
Die Hüte waren meiſt mit Federn überzogen;
(Denn als der Venus jüngſt die Schwanen weggeflogen,
Hat Amor ſie geſucht, und als er jedes Land,
Und jede Stadt durchzog, und doch nichts wiederfand,
Hat er ſie ganz zuletzt, wiewohl mit tauſend Wunden,
Erbärmlich ausgerupft in . . . gefunden.)
Der ſeidne Strumpf ſchien auch vortrefflich wohl zu ſtehn;
Die Zwickeln waren ja recht unvergleichlich ſchön,

Man

Man ſah ſie den Verluſt der Waden zu ergänzen,
Bald ſilbern, bald von Gold, an ihren Knöchеln glänzen.
Kurz, alles war allhier mit ungemeiner Pracht,
Dem Papageyenvolk zum Trotz, ſo bunt gemacht.
Ich Armer aber war nicht anders anzuſchauen,
Als weiſſe Tauben ſonſt bey farbenreichen Pfauen.

Wiewohl die Kleidung langt an ihre Sprache nicht,
(Sieh, wie mir noch der Schweiß aus Stirn und Wangen bricht!)
Man höret beſſer deutſch am Rhein, im Elſaß, ſprechen,
Woſelbſt die Franzen doch das Deutſche radebrechen.
Bey jedem Worte kam galant, galanterie,
Eſprit, toûjours content, tendreſſe, courteſie,
Charmant, un baiſe-main, canaille, contentiren,
Mon frere, ma beauté, mechant, fripon, charmiren,
Je vous ſuis obligé, de grace, ſerviteur,
Valet, à la ſanté, vilain, le point d'honneur,
Comment vous portez vous? mon ange, ma maitreſſe!
Je ſuis un galant homme, en prince, politeſſe.
Das Wörtgen à propos war ſonderlich geſchickt,
Und ward wohl tauſendmal im Reden eingerückt.
Ich weis in Wahrheit nicht, was es ſo oft will ſagen,
Wiewohl ichs allbereit im Pomey nachgeſchlagen.

Dieß alles ward von mir geduldig angehört;
Allein wie ward ich nicht in meiner Bruſt geſtört,
Wenn mancher ſich faſt ſchien, im Schwören und im Fluchen,
Die herrlichſte gloire (ſo reden ſie) zu ſuchen.
Fürwahr, der Donner hat, von Anbeginn der Welt,
Noch ſo viel Keile nicht mit Krachen weggeprellt,

Als mancher freche Mund durch einen Hauch erzeugte:
Es blitzte Stral auf Stral, wenn er die Fliegen scheuchte.
Der Höllen Abgrund ist an schwarzen Geistern reich,
Allein ich bebe noch, und bin für Schrecken bleich;
Man rief wohl zehnmal mehr, sammt allen Schwefelflammen,
Zum Scherz, aus bloſſer Lust, im Augenblick zusammen.
Da hieß es: Dieser hohl und der zerreisse mich.
Das letzte schien mir nur fast gar zu wunderlich.
Es war hier in der That nicht anders anzuhören,
Als könnten sie die Zahl von ihren Seelen mehren.
Denn eine war nur kaum, durch Schwur und Eid, verflucht:
So ward die andre schon getrost hervorgesucht:
Ja endlich merkte man, mit Zittern und Entsetzen,
Man schien ein ganzes Schock kaum Pfennings werth zu schätzen. ꝛc. ꝛc.

* *

III. Nachahmung.

Die zehnte Satire aus Horazens erstem Buche.

Ich habe jüngst gesagt: Schmierander singet schlecht;
Wer ist so unverschämt, und spricht: Er reimet recht?
Doch weil die ganze Stadt bey seinen Liedern lachet:
So wird von seiner Kunst ein grosses Werk gemachet.
Man lobt ihn, das ist wahr; doch er verdient es nicht:
Sonst schrieb auch Bavius ein herrliches Gedicht.
Es ist zuweilen gut, das Lachen zu erwecken,
Allein im Verse muß was sonderbares stecken.
Man schreibe kurz und rund, die Rede fliesse rein;
Doch muß sie auch kein Klang von leeren Schellen seyn.
Bald singet man betrübt; bald mischet man den Zeilen
Ein lustig Scherzwort ein. Man stürmt auch wohl zuweilen,
Nach grosser Rednerart, auf seinen Leser los;
Bald macht die Mäßigung den klugen Dichter groß.
Der Scherz ist ostermals dem Ernste nicht entgegen,
Und weis ein grosses Werk am besten beyzulegen.
So haben ihn schon längst die Alten angebracht;
So habens auch bisher die Neuen nachgemacht:
Allein so klug ist noch Schmierander nicht gewesen;
Er kennt die Alten nicht, und hat sie nicht gelesen.
Er ist für sich ein Mann, ein Dichter und ein Held,
Und hat sich niemals was zum Muster vorgestellt.
Drum fliegt sein Pegasus mit ungewissen Schwingen,
Drum kan sein rauher Mund nur lahme Töne singen.

Doch halt! ist das nicht schön? Er mischet das Latein
Mit ungemeiner Kunst in seine Lieder ein.

Das

Das macht den Dichter groß; da spüret man im Lesen
Wie fertig der Poet im Priscian gewesen!
O langsames Gehirn! die Kunst ist gar nicht schwer.
Gebt mir ein grosses Pack der ärgsten Stümper her,
Die alle sieht man auch das bunte Wesen treiben.
Du sprichst: Es ist erlaubt, sein untermischt zu schreiben:
So wie man keinen schilt, der süssen Alicant
In herben Rheinwein mischt. O himmlischer Verstand!
Gestehe mir, mein Freund! was soll ein Dichter nützen,
Der, wenn er suchen soll, der Deutschen Ruhm zu schützen,
Fürwahr, ein schweres Werk! sein Vaterland vergißt,
An Sprachen ungewiß, an Worten vielfach ist.
Machts Opitz etwa so? Hat Flemming so geschrieben?
Ist Canitz, Neukirch, Gryph und Pietsch nicht deutsch geblieben?
Ich, den ein deutsches Land ans Licht der Welt gebracht,
Sang vormals auf Latein: Allein bey später Nacht
Ist mir der Deutschen Held, der grosse Carl, erschienen:
Halt inne! war sein Wort, was soll die Arbeit dienen?
So thöricht einer thut, der Holz zum Walde bringt:
So toll ist ein Poet, der fremde Lieder singt.

Ich will Schmierandern auch der Ehre nicht berauben;
Er bleibet ein Poet, man mag es immer glauben.
Ich habe nur gesagt, daß er so unrein schreibt,
Daß nach der Sauberung sehr wenig übrig bleibt.
Ihr zürnt; doch saget mir, wie hat doch Schoch gesungen?
Ist ihm sein Dichten stets nach eurem Sinn gelungen?
Gefällt euch Rachel ganz? Wie reimet Lohenstein?
Und muß nicht Tscherning oft ein Spott der Tadler seyn?
Wie soll Schmierander denn was ganz vollkommnes machen?
Warum verdrießt es euch, wenn wir den Reim verlachen,

Und

Und ſprechen, daß die Schuld an ſeiner Dichtkunſt liegt,
Wenn uns der harte Reim nicht allezeit vergnügt.

Wer in den Verſen nichts, als bloß die Füſſe, zählet,
Der wird bey ſeiner Kunſt durch keine Müh gequälet.
Vor Tiſche ſchmieret er zweyhundert Zeilen hin,
Und nach der Mahlzeit bringt ſein aufgeräumter Sinn
Noch eins ſo viel hervor. Er kan den Strom nicht ſtillen,
Und eh die Glocke ſchlägt, ein ganzes Blatt erfüllen;
Ja oft noch eins dazu: Wie jener Wundermann,
Der, wie ein Qvell die Fluth, die Verſe ſpeyen kan:
Denn dieſer wird dereinſt den ſeltnen Nachruhm haben,
Daß man ihn in Papier von ſeiner Kunſt begraben.

E N D E.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des I Bandes 1 Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Julii 1745.

Geneigter Leſer.

Ob gleich itzo gar kein Mangel an deutſchen Monatſchriften iſt: ſo erkühnet man ſich doch, dir eine neue vorzulegen. Das Feld der Wiſſenſchaften iſt ſo groß, und wird heute zu Tage von unzähligen gelehrten Arbeitern, ſo fleißig angebauet, daß man unmöglich alles überſehen kann, was darinnen geſchieht. Man muß alſo nothwendig durch andre, Nachricht davon einziehen, die als Augenzeugen ſolche Bemühungen wahrgenommen haben. Dieſes ſind nun die Verfaſſer guter gelehrter Tagebücher, die als aufmerkſame Beobachter alles aufzeichnen, was im Reiche der Gelehrſamkeit merkwürdiges vorgeht. Ein jeder begreift hier aber von ſich ſelbſt, daß einzelne und wenige Perſonen, weder alles wahrnehmen, noch alles bemerkte bekannt machen können.

Daher haben ſich denn die neuern Verfaſſer deutſcher Monatſchriften, mit ſehr gutem Grunde in dieſe weitläuftige Arbeit getheilet. Einige haben ſich

bloß theologiſche Sachen erwählet, und den Vorſatz gefaſſet, Auszüge von dahin gehörigen Büchern, und Nachrichten von dahin gehörigen Sachen zu geben. Andere haben ſich den Rechten gewidmet, und entweder ganze Schriften der Rechtslehrer, oder kurze Streitfragen und Beantwortungen, oder endlich einen bloßen Briefwechſel berühmter Juriſten, den Liebhabern ſolcher Sachen bekannt zu machen geſucht. Noch andere haben ſich nur der Arzneykunſt und der damit verbundenen Theile der Naturlehre, angenommen; und theils beſondre Fälle, die berühmten Aerzten bey ihren Kranken vorgekommen, geſammlet; theils auch von den beſten Werken und Abhandlungen der Arzneygelehrten, Nachrichten mitgetheilet. Auch die Weltweisheit hat endlich ſeit kurzem ihre eigene Geſchichtſchreiber erhalten; ſeit dem ſich einige Liebhaber derſelben befliſſen, ihren Landsleuten von allerley neuen philoſophiſchen Sachen das Merkwürdigſte bekannt zu machen. Kurz zu ſagen, wir haben auch critiſche, exegetiſche, homiletiſche, öconomiſche, chymiſche, moraliſche, muſicaliſche und viele andre Monatſchriften zu leſen bekommen, deren Anzahl faſt nicht zu beſtimmen iſt. Da nun alſo das weite Feld der akademiſchen Gelehrſamkeit völlig erſchöpfet ſchien: ſo haben ſich auch gelehrte Männer gefunden, die uns von Schulſachen, und vielen dahin gehörigen kleinen Schriften, die täglich in unſerm Vaterlande ans Licht treten, unterrichtet haben.

Wie löblich dieſe ſorgfältige Abtheilung des ſämtlichen gelehrten Bücherweſens ſey, das braucht hier keiner

keiner weitläuftigen Ausführung. Man merke es nur unsern Landsleuten zu einem besondern Lobe an, daß sie die ersten Erfinder dieser Eintheilung gewesen; indem es, so viel mir wissend ist, noch keinem Ausländer in den Sinn gekommen, dergleichen verschiedene Monatschriften heraus zu geben. Es ist wahr, man hat sich auch wohl in die verschiednen Länder getheilet, und sich bald von welschen, bald von französischen, bald von großbritannischen, bald von deutschen gelehrten Sachen allein, zu handeln vorgenommen. So wenig man dieses überhaupt tadeln kann: so wenig thut es denen eine Gnüge, die den rechten Vortheil unsrer oben erzählten bessern Eintheilung einsehen. Kein Mensch, und also auch kein Tagebuchschreiber ist in allen Wissenschaften gleich geschickt. Derjenige, z. E. der in theologischen Sachen sehr gründlich ist, wird vielleicht eine seichte Erkenntniß der Weltweisheit; in den übrigen Facultäten aber, wohl gar keine Einsicht besitzen: u. s. w. Wie will sich nun ein solcher Mann ganz allein im Stande befinden, von allen Arten der Bücher, die in einem Lande heraus kommen, ein richtiges Urtheil zu fällen?

Man kann sich zwar einen, oder mehrere Gehülfen zu solcher Arbeit wählen: allein, wie vielen Schwierigkeiten ist man dabey nicht ausgesetzt, wenn man lauter recht geschickte Leute dazu finden will? Gesetzt aber, man fände sie: wie lange wird man sie behalten? Reisen, Beförderungen, andre Arbeiten, ja gar der Tod, pflegen, ehe man sichs versieht, solche Gesellen sehr oft zu trennen: wo nicht noch

vorher, der ſchädliche Eigennutz, die liebe Bequemlichkeit, oder oft ein bloſſer Eigenſinn die löblichſten Bündniſſe zerreiſſen. Wieviel beſſer iſt es da nicht, daß ein einziger Gelehrter ſich an ein beſondres Feld der Gelehrſamkeit machet, dem er vor andern gewachſen iſt? Hier wird er, durch die Uebung ſelbſt, immer ſtärker werden. Hier wird alles aus einerley Quelle flieſſen, und deſto beſſer übereinſtimmen. Hier wird keine Spaltung der Verfaſſer, oft der beſten Monatſchrift ein frühes Ende machen.

Von Seiten der Leſer findet ſich eine neue Beſchwerlichkeit bey ſolchen allgemeinen Tagebüchern. Die meiſten von denſelben ſind keine Polyhiſtores. Sie lieben nur eine, höchſtens ein paar Arten der Wiſſenſchaften: alle übrige achten ſie nicht. Von ſechs oder mehr Bogen einer Monatſchrift, dienet alſo vielleicht jeden Monat nur ein einziger, oder vielleicht gar keiner in ihren Kram. Die übrigen wiſſen ſie nicht zu nutzen, und bezahlen ſie alſo umſonſt. Das ganze Jahr hindurch lernen ſie von ihrer Hauptwiſſenſchaft, kaum fünf oder ſechs Bücher kennen; da doch ihrer vielleicht funfzig oder ſechzig im Drucke erſchienen ſind. Alle übrige nun, die von andern, vielleicht nicht ſo nöthigen, verdrungen worden, bleiben dieſen Liebhabern der Gelehrſamkeit gänzlich unbekannt: zumal wenn ſie an Orten wohnen, wo es ſchwer iſt, viele Monatſchriften zu bekommen; oder, wenn ſie die Mittel nicht haben, mehr als eine, auf eigene Koſten kommen zu laſſen.

Mehr darf ich wohl nicht ſagen, theils die genaue Abtheilung der Monatſchriften überhaupt;

theils

theils auch mein besondres Vorhaben in der gegenwärtigen zu rechtfertigen. Denn so reichlich auch eben alle Wissenschaften bereits mit ihren eigenen Geschichtschreibern versorgt zu seyn geschienen: so leicht getraue ich mir zu behaupten, daß noch nicht alle Aemter dabey besetzt sind. Die schönen Wissenschaften und freyen Künste sind bisher noch mit keinem besondern Tagebuche versehen gewesen; und diesem augenscheinlichen Mangel, bin ich willens hierdurch einigermaßen abzuhelfen.

Man wird verhoffentlich in dieser Benennung keine Dunkelheit anzutreffen glauben: da es ja heute zu Tage bekannt genug ist, daß außer der Dichtkunst und Beredsamkeit, auch die Geschichte, die Alterthümer, die Musik, die Malerkunst, ja selbst die Sprachkunst dahin gerechnet werden. Dieses sind Künste und Disciplinen, die kein wohlerzogner artiger Mensch gänzlich versäumen kann, ohne sich den Vorwurf einer schändlichen Unwissenheit und Grobheit zuzuziehen. Kann man ja nicht in allen gleich geschickt seyn, so muß man doch von etlichen derselben etwas wissen, oder vielleicht von allen was weniges verstehen. Wir leben ohne dieß in solchen Zeiten, da die Gelehrsamkeit nicht mehr so handwerksmäßig getrieben wird, als vormals. Auch die so genannten Unstudirten, die weder mit dem Predigen, noch Proceßführen und Urtheilsprechen, noch mit Krankenbesuchen ihr Brodt verdienen wollen, bekümmern sich um Bücher, und neue Sachen; und wollen wenigstens zu einem anmuthigen Zeitvertreibe etwas lesen. Nun kann man aber aller Orten nicht

alle neue Bücher bekomen, oder erfahren. Man will also wenigstens aus einem Tagebuche Nachricht haben, was in diesen angenehmen Wissenschaften, die sich für alle Lebensarten und Stände schicken, herausgekomen, und was etwa von solchen Sachen zu halten sey.

Diesem so billigen Verlangen nun soll in dieser Monatschrift ein Gnügen geschehen. Man wird sich Mühe geben, von den wichtigsten neuen Schriften aus allen oben berührten Classen alle Monate kurze Auszüge zu geben. Man wird sich hierinn an keine gewisse Sprache binden, darinn solche Schriften etwa herauskommen möchten. Nicht nur deutsche, sondern auch englische, französische und italiensche Sachen werden hier ihren Plaz finden; wenn sie ihn durch ihre Wichtigkeit, oder andrer Umstände wegen, verdienen werden. Ja man wird auch zuweilen ganze kleine Schriften und kurze Abhandlungen hier einrücken; wenn sie wohl geschrieben sind, und zur Aufnahme der freyen Künste dienen können.

Man wird sich aber bey den Auszügen, weder alle Freyheit benehmen, irgend ein Urtheil oder eine bescheidene Anmerkung über die vorkommenden Schriften, einfließen zu lassen; noch auch, über jede mangelhafte Abhandlung, ein unbarmherziges Blutgericht hegen. Es hat Leute gegeben, die viel von der critischen Gerechtigkeit, der sie doch selbst alle Augenblicke zu nahe getreten, zu reden gehabt: aber von der critischen Billigkeit und Leutseligkeit ist ihnen niemals was im Traume vorgekommen. Dieser beyden Tugenden wird man sich hier sonderlich befleißigen; und sich auch wohl bey offenbaren

Män-

Mängeln und Gebrechen der Bücher fleißig erinnern: daß Irren menschlich sey. Wir fehlen ja alle mannigfaltig, und daher ist es billig, daß man einander liebreich ertrage, und bescheiden zurecht helfe. Es ist auch ein großer Unterscheid, an den Werken der Gelehrten etwas zu erinnern finden; oder die Urheber derselben, öffentlich zur Staupe hauen: wie wohl in neulicher Zeit, dergleichen schändliche Gewohnheit einreißen wollen. Sollte aber jemand von solchen unbilligen Urtheilsprechern zur Ungebühr beleidiget worden seyn: so wird man sich hier befleißen, seine gute Sache auf der gehörigen Seite zu zeigen, und den bedrückten Verdiensten Recht zu schaffen: wobey man hiermit die Beleidigten selbst, um ihren Vorschub und Beystand gebührend anspricht.

Wer der Verfasser dieser Monatschrift seyn werde, das ist zwar eben keine Frage, die hier beantwortet werden müßte. Wenn nur die obigen Regeln beobachtet werden: so kann es einem jeden gleich viel gelten, von wem es geschieht. Indessen kann man versichern, daß der Haupturheber derselben kein Anfänger in den freyen Künsten und Wissenschaften ist, sondern sich bereits vor mehr als zwanzig Jahren, mit öffentlichen Proben aus verschiedenen Theilen derselben gewiesen hat. Er wird indessen nicht ohne alle Gehülfen arbeiten; aber sich dazu lauter solche Mitarbeiter wählen, die mit einer gründlichen Gelehrsamkeit ein reifes und männliches Urtheil verbinden. Es werden Männer seyn, die in verschiedenen Theilen von Deutschland in öffentlichen Aemtern stehen, u. dann und wann einige Artikel einschicken werden, wenn ihnen

merkwürdige neue Sachen in die Hände fallen werden, die in dieſes Feld gehören. Weil auch in den vorigen letzten Jahren verſchiedenes in den ſchönen Wiſſenſchaften ans Licht getreten iſt, deſſen noch in keiner deutſchen Monatſchrift gedacht worden: ſo wird man ſich kein Bedenken machen, ſolche Sachen nachzuholen; zumal, wenn es ausländiſche Schriften ſind, die in Deutſchland noch nicht ſehr bekannt geworden.

Wie man ſich nun ſchmeichelt, daß man bey ſolcher Einrichtung den Beyfall der Kenner verdienen wird: ſo verſpricht man auch von dieſer Monatſchrift, jeden Monat ein Stück von ſechs Bogen zu liefern, und alle halbe Jahre, zu ſechs Stücken ein Regiſter auszufertigen; damit man ſie bald in bequeme Bände binden laſſen könne. In jedem Stücke ſollen wenigſtens ſechs neue Bücher; oder an der Stelle von einem, eine kleine Abhandlung vorkommen. Am Ende wird man auch von etlichen Neuigkeiten kurze Erwähnung thun, die dahin gehören, und keine große Auszüge nöthig haben. Wenn alſo Buchhändler, oder Schriftſteller wünſchen, daß ihre Sachen durch dieſes Mittel bekannt werden ſollen: ſo haben ſie dieſelben, oder die Nachricht davon, nur an den Verleger dieſer Monatſchrift einzuſenden. Unter dieſen aber will man auch geſchickte Kupferſtecher und Maler, Componiſten, mechaniſche Künſtler, Baumeiſter, u. a. d. verſtanden haben; deren Arbeiten zu kennen, auch zu der ſchönen Gelehrſamkeit gehöret.

Hiermit lebe wohl, vernünftiger Leſer, und ſey dieſen neuen Bemühungen dir zu dienen, künftig gewogen.

I.

I.

Historische Nachricht von des löbl. Hirten und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr, mit Kupfern gezieret und verfässet, von dem Mitgliede dieser Gesellschaft, Amarantes. Nürnb. bey Christ. Riegel, Buch- und Kunsth. 1744. groß 8. 2 u. ein halb Alph.

Wie es nicht zu leugnen ist, daß gelehrte Gesellschaften theils überhaupt zur Aufnahme der Wissenschaften, theils auch insonderheit der Sprachen und freyen Künste, nicht wenig beygetragen: also verdienen diejenigen unstreitig Dank, die uns von dem Ursprunge und Wachsthume derselben gute Nachrichten geben. Die Gelehrten haben so viele Historien und Erzählungen von italienischen kleinen Akademien, mit Erkenntlichkeit aufgenommen: ungeachtet sie oft von gar keiner Erheblichkeit gewesen, nicht lange gedauret, wenige Mitglieder gehabt, und oft mit ihren Stiftern wieder erloschen sind. Von den englischen, französischen, berlinischen und petersburgischen Societäten der Wissenschaften hält man gleichfalls alle Nachrichten im gebührendem Werthe: und die Nachwelt wird es mit Dank erkennen, daß man ihr von so rühmlichen

chen Anſtalten zulängliche Nachrichten hinterlaſſen hat.

Wie aber wir Deutſchen insgemein ſehr aufmerkſam und ſorgfältig in Anſehung alles ausländiſchen; hergegen ſehr nachläßig und ſorglos, in Abſicht auf unſre einheimiſche Sachen zu ſeyn pflegen: ſo hat man dieſes bisher ſonderlich wegen der verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften bemerket, die ſeit vielen Jahrhunderten bey uns entſtanden, und oft ſehr berühmt geworden. Denn wenn ich dasjenige ausnehme, was von der uralten Geſellſchaft der Meiſter Sänger, von Wagenſeilen und andern geſchrieben worden: ſo hat man ſich kaum Mühe gegeben, von der zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften, durch den berühmten Conrad Celtes geſtifteten Geſellſchaft; und denen durch den edlen Ritter, Johannſen von Schwarzenberg, zu Ausbreitung der freyen Künſte in deutſcher Sprache, gemachten Anſtalten, und eigenen rühmlichen Bemühungen, etwas ausführliches zu ſchreiben. Wollte man den hier verſpürten Mangel auf die Schwierigkeit der Sache, und auf den Mangel der Nachrichten aus ſo alten Zeiten ſchieben: ſo kann man auch eine Menge neuerer Sachen anführen, davon die Nachrichten noch leicht aufzutreiben wären; und die gleichwohl, noch zur Zeit, keinen Geſchichtſchreiber gefunden haben.

Man rechnet hieher vornehmlich die im vorigen Jahrhunderte geſtiftete fruchtbringende Geſellſchaft, oder den edel gekrönten Palmenorden; der gewiß ſeines Urſprungs und vieler beſondern Umſtände willen, für einen der merkwürdigſten Orden zu halten iſt, der

jemals

jemals in irgend einem Lande gestiftet werden. Wo bleiben so viel andre kleinere Gesellschaften, die unter dem Namen der hamburgischen deutschgesinnten Genossenschaft oder Rosengesellschaft, der Schwanen- Tannen- Leopoldenorden, u. d. m. eine Zeitlang geblühet, oder doch von sich zu reden gemacht? Wir wissen sehr wenig davon, und gleichwohl wären oft auch solche mislungene Anstalten werth, daß sie andern zur Lehre, fleißig beschrieben und der Vergessenheit entrissen würden. Es wäre also sehr zu wünschen, daß der berühmte Herr Hofrath Weichmann, sein in der Vorrede des zweyten Theils der Poesie der Niedersachsen gethanes Versprechen, nach seiner schon bekannten Geschicklichkeit in dergleichen Sachen, endlich erfüllen möchte. Eben das wird auch von denen an so vielen Orten entstandenen, und zum Theil schon wieder vergangenen deutschübenden, poetischen, Redner- und deutschen Gesellschaften zu sagen seyn: indem es schon die Mühe belohnen würde, wenn sich ein Liebhaber solcher Untersuchungen ehestens darüber machte, und von allen denselben diejenigen Nachrichten zusammentrüge, die itzo noch leicht zu haben sind, in kurzem aber vielleicht verschwinden, und in eine ewige Vergessenheit sinken werden.

In dieser Absicht verdienet nun gegenwärtiges Werk, und sein fleißiger Herr Verfasser, sehr vielen Ruhm. Wir erhalten von ihm eine vollständige Geschichte von dem Ursprunge des pegnitzischen Blumen- oder Hirtenordens; der nunmehr schon völle hundert Jahre gedauret hat. Sein wahrer Namen heißt, Johann Herdegen, dermaliger Prediger

an

an der Kirche zum heil. Geist und Prof. Publ. zu Nürnberg: und sein Zunamen Amarantes, muß also nicht mit dem Beynamen eines meißnischen Poeten, der im Anfange dieses Jahrhunderts bekannt geworden, verwechselt werden.

In der kurzen Vorrede urtheilt der bescheidene Herr Verfasser, „daß Auswärtige, die mit der löbl. „Blumengesellschaft in keiner Gemeinschaft stehen, „dieser geringen Schrift gar wohl entbehren könnten„. Allein solcher Ausspruch darf darum nicht in aller Schärfe genommen werden. Es giebt ja heute zu Tage patriotische Liebhaber der freyen Künste genug, die sich auch um alles das bekümmern, was ihrem Vaterlande, oder ihren Landsleuten Ehre macht. Folglich kann es auch einem Buche nicht an Lesern fehlen, welches einen so wichtigen Theil der deutschen gelehrten Historie in sich hält.

Im 1680. Jahre hat schon Herr Georg Wolfgang Carbach, in Altdorf eine lateinische Rede de palmariis iisque hodie florentibus Eruditorum Societatibus gehalten, und drucken lassen, auch darinn des Blumenordens Erwähnung gethan. Herr Professor Omeis schickte dieselbe, an den damaligen Vorsteher dieser Gesellschaft, Sigism. von Birken: wodurch dieser veranlasset wurde, zu erkennen; es wäre nöthig bald was vollständigers von der Pegnitzschäferzunft zu schreiben. Doch hat sichs damit in die Länge gezogen, bis Omeis selbst, der unter dem Namen Damon, nachmals Vorsteher geworden, in seiner Anleitung zur Reim und Dichtkunst etwas mehr davon erwähnet hat. Aber auch in dieser wird der bis dahin

hin gewesenen Mitglieder der Gesellschaft, gar nicht gedacht: ja man findet nicht einmal das Jahr angemerket, darinnen, und den Anlaß, dabey Herr Harsdörfer diese Gesellschaft gestiftet.

Nach dessen Tode hat **Lilidor**, der nächstfolgende Vorsteher, den sämtlichen Gesellschaftern schriftlich angelegen, eine richtige Nachricht von dem Ursprunge und Fortgange ihrer Gesellschaft, durch einen aus ihrem Mittel abfassen zu lassen. Das damalige älteste Mitglied, **Poliander**, wurde von allen für geschickt dazu gehalten, da er am längsten mit dem **Floridan** umgegangen war, welcher noch unter Strephons Praesidio gestanden hatte. Dieser hatte auch wirklich etwas davon aufgesetzet: aber die rechte Ausführung blieb wegen der Nachläßigkeit des Consiliarii und Secretarii der Gesellschaft liegen. Die neuen Mitglieder bekamen nichts als die Gesetze des Ordens, nebst einem Verzeichnisse aller ihrer Vorführen von **Floridans** Zeiten an. Endlich hat sich Herr **Herdegen**, oder Amarantes, darüber gemacht, und alle geschriebene und gedruckte Nachrichten, die in dem Gesellschaftsschreine verwahrlich aufbehalten wurden, mühsam durchgelesen und in Ordnung gebracht. Und dieser Bemühung haben wir gegenwärtiges Werk zu danken.

Man will hierdurch, außer oberwähnten Absichten, auch diejenigen widerlegen, die sich und andere bisher beredet, die löbliche Blumengesellschaft hätte bereits aufgehöret. Imgleichen will man die Neugierigkeit vieler Auswärtigen vergnügen, welche zu wissen verlangen, wer doch diejenigen sind, die bisher

unter

unter so vielen Gesellschaftsnamen verborgen gelegen. Und hierbey können wirs nicht leugnen, daß diese Art, sich immer mit fremden Namen zu nennen, einem Leser, auch in dieser Historie, sehr beschwerlich fällt. Man sieht sich dadurch gleichsam in eine andre Welt, oder in ein bezaubertes Land versetzt, wo die Hexen herrschen, und aller Ankömmlinge Gestalten verwandeln. Es wäre also zu wünschen gewesen, daß der Herr Verfasser in dem ganzen Verlaufe dieser Geschichte, sich lieber der wahrhaften Namen seiner Vorfahren und Gesellschafter bedienet hätte: weil man es doch einem jeden Leser nicht zumuthen kann, sich die neue Nomenclatur von mehr als hundert Namen erst ins Gedächtniß zu prägen. Ja man könnte wetten, daß die Herrn Pegnitzschäfer selbst, alle ihre Blumengenossen nicht auswendig wissen, oder an diesen Ordensnamen erkennen können.

Die ganze Abhandlung ist in 14 Hauptstücke abgetheilet. Das erste handelt von der löblichen Blumengesellschaft Anfange und Ursprunge. Herr Georg Philipp Harsdörfer war, unter dem Namen des Spielenden, in den Palmenorden aufgenommen worden; und zwey Jahre darauf stiftete er in Nürnb. den Pegnesischen Blumenorden: damit er seinen Landsleuten Anlaß geben möchte, als gebohrne Deutsche sich der Reinigkeit der deutschen Sprache, so wohl im Reden, als im Schreiben zu befleißigen. Der Herr Verfasser macht hier aus Floridans österreichischem Ehrenspiegel die Anmerkung, daß schon zu Zeiten Kaisers Rudolphs des I. die nürnbergische Canzelley in zierlicher

licher deutscher Ueberſetzung aus der der lateiniſchen Sprache, alle andere übertroffen, und alſo den Preis der Sprachkündigkeit davon getragen. Man kann es hier vielleicht ohne Bedenken einräumen, was er von dieſen alten Zeiten ſagt: aber was die neuern Zeiten, ſeit ein paar Jahrhunderten, anlanget, ſo hat die Erfahrung gewieſen, daß ſich ganz andere Städte und Provinzen in Deutſchland den höchſten Ruhm in der Schönheit der Sprache zugezogen. Wenigſtens wird die heutige fränkiſche Canzley, die vor etlichen Jahren zu Nürnberg, wegen des Münzweſens, verſchiedene Schriften ausfertigte, welche ſehr undeutſch ausſahen, den Preis der Sprachkündigkeit nicht davon tragen.

Es ſollte aber dieſe neue Geſellſchaft, ſo wohl als die zu gleicher Zeit, von Johann Riſten geſtiftete Elbſchwanen Geſellſchaft, zu einer Pflanzſchule dienen, neue Glieder für den Palmenorden anzuziehen. Melibäus, oder auf Deutſch Joh. Klay, von dem wir noch eine deutſche Sprachkunſt haben, war anfänglich das einzige Mitglied, dieſer neuen Zunft. Er war ein Meißner, und hatte ſein Glück in Nürnberg geſucht. Dieſen würdigte Harsdörfer ſeines Umganges, und übte ſich mit ihm in gebundener und ungebundener Rede: ja ſie ſungen 1644. bey einem adelichen Vermählungsfeſte, in einem Schäfergedichte um die Wette.

Dieſes gab nun zur Aufrichtung der pegneſiſchen Blumengeſellſchaft Anlaß. Es iſt werth, daß man dieſes mit den eigenen Worten des Klajus beſchrei-

ben höre, der den Floridan in einem Hirtengeſpräche, das 1645. gedruckt worden, alſo davon benachrichtiget. „Wiſſet derohalben, ſchreibt er, daß das Gerüchte:

„Die Göttinn welche ſtets mit tauſend Augen ſieht,
„Was auf dem Erdenkreis, auf dieſer Welt geſchieht,
„Die tauſend Ohren ſpitzt und die verhehlten Sachen
„Mit tauſend Zungen weis ſogleich bekannt zu machen;

„Damals, als ſie Strephon und mir, das hochzeitliche Feſtbegängniß zweyer edlen Paar Verlobten „angekündet, und zugleich auch beeden aufgetragen, „dieſelben mit einem und dem andern Lobgedichte zu „beehren, uns beyden einen Preis aufgeworfen, „nämlich einen Blumenkranz, welcher dem zugehören ſollte, der es in der Poeſie dem andern zuvor „thun würde. Nun verſuchten wir unſere Kräften. „Fama kam wieder zu uns, und löſete beſagten „Kranz von ihrer Poſaune; aber ſie wollte weiter „keinen Ausſpruch geben, ſondern ertheilte allein unſern Gedichten einen Lobſpruch, und verſchwand alſobald vor unſern Augen, nachdem ſie zuvor den Preis „an den Aſt eines Buchenbaumes geſtecket. Wer war „übler zufrieden als wir? nachdem unſre unparteyiſche Richterinn ihr Richteramt verlaſſen hatte? Ich „wiche aber meiner Seits dem Strephon willig, „wie es auch billig war: ich nahm den Kranz von „dem Baum, und ſatzte ſelben ihm auf das Haupt, „entgab mich auch zugleich aller meiner Anforderung, die ich dazu haben möchte. Es wollte aber „Strephon nicht, daß ich, in eigener Sache ſollte

Rich-

„Richter seyn, vielweniger begehrte er den Kranz, „auf meinen Zuspruch für sich zu behalten; sondern „er nahm mich bey der Hand, und führte mich un„fern von hier, zu einem Felsen, in dessen vielfältig „unterbrochenen Hölen und Klüften, die Nymphe „Echo ihre Wohnstellen hatte. Dieser Ort sagte „er, soll uns in dieser Sache entscheiden. In alle „Wege, gab ich zur Antwort; und damit fingen wir „an, dem Gegenhall unsre Strittigkeit vorzutragen: „allein auch dieser ertheilte uns keine richtige Ent„scheidung. Endlich sagte Strephon; itzt verstehe „ich, was uns der schwätzige Fels zu erkennen geben „wolle. Er nahm darauf den Kranz, zerschnitte „das, was ihn zusammen hielte, und verlangte, „ich sollte mir daraus, von denen Feldblumen und „Gewächsen etwas ausersehen. Also erwählte „ich mir den Klee, und er selbst ihm das Mayen„blümchen, das übrige fassete er wieder mit dem „Faden, und hieng den entgänzten Kranz an den „nächsten Baum, sagende: Klajus behalte sein „Feldkraut, und ich will meine Blume behal„ten. Die Blumen sollen das Merkmaal unserer „Hirtengesellschaft seyn, welche forthin die Gesell„schaft der Blumenhirten, heißen mag. Wird sich „aber nach der Zeit, einer oder der andere Lieb„haber der deutschen Sprach belieben lassen, zu „uns zu treten, der soll von uns, mit einer Blu„me aus jenem Kranz, nach seinem Gefallen be„schenket, und in unsre Gesellschaft aufgenommen „werden ꝛc.“.

So wunderbar, poëtiſch und ſchäfermäßig iſt der Anfang dieſer Geſellſchaft geweſen: und was Wunder iſt es, daß ſie auch nach der Zeit bis auf dieſe Stunde mit gleichem Geſchmacke fortgeſetzet worden? Der Herr Verfaſſer erläutert dieſes alles mit ſeinen gelehrten Anmerkungen, und beſtimmet den eigentlichen Anfang der Geſellſchaft in dem 1644. Jahre.

Das II. Hauptſtück handelt von denen verſchiedenen Namen, welche dieſe Geſellſchaft führet. Hier werden die Hirten- und Schäferbenennungen ſehr andächtig, aus dem hohen Liede Salomonis gerechtfertiget; auch verſchiedene Proben beygebracht, wie die Pegnitzhirten Ferrando, Myrtillus und Floridan ſich in geiſtlichen Gedanken über die Blumen geübet; die aber anzuführen uns zu weitläuftig fallen.

Das III. Cap. handelt von des Ordens Sinnbildern. Dieſes iſt erſtlich die Panspfeife, mit der Ueberſchrift: mit Nutzen erfreulich, geweſen. Hernach hat man dazu geſchrieben: alle zu einem Ton einſtimmend. Durch den Pan haben ſie nicht den heydniſchen Pan, ſondern den dreyeinigen Gott verſtehen wollen, der Eph 1. v. 23. Πᾶν, d. i. Alles in allem genennet wird. Nach Strephons Tode hat Floridan die Granadill, oder Paßionsblume zum Sinnbilde der Geſellſchaft erwählet: von welcher Veränderung die Veranlaſſung weitläuftig erzählet wird. Beyde Sinnbilder ſind hier gar fein in Kupfer geſtochen, und es wird auch das weiße ſeidene Geſellſchaftsband jedes Mitgliedes ausführlich beſchrieben.

Das

Das IV. Cap. handelt von denen Satzungen und Verordnungen des pegnesischen Blumenordens; die man in dem Buche selbst nachsehen kann. Hier wird auch die, von des Nürnbergischen ansehnlichen Stadtmagistrats wegen, 1716 dem Orden ertheilte Bestätigung eingerückt; welche den damals beliebten Gesetzen in 4. vorgedruckt worden.

Das V. Cap. handelt von den Präsidenten, oder Vorstehern des Blumenordens. Wir wollen diese nach der Ordnung, theils mit ihren wahrhaften, theils mit den erwählten Namen hier nahmhaft machen, auch die Jahre ihrer Wahl mit anmerken.

1644. Strephon, oder Georg Philipp Harsdörfer.
1652. Floridan, oder Sigmund von Birken, sonst Betulius.
1681. Mirtillus II. oder M. Martin Limburger, Kaiserl. gekr. Poet, und Pastor zu Kraftshof.
1697. Damon, der Norische, oder Magn. Daniel Omeis, Comes Pal. und Prof. zu Altorf.
1708. Lilidor I. oder Hr. Christoph Fürer, der VII. von und zu Haimendorf ꝛc. Kaiserl. wirklicher Rath. Churmainzischer ꝛc. geh. Rath.
1732. Florando, oder Herr Joachim Negelein, Oberpfarrer an der Hauptkirche zu St. Laurenz zu Nürnberg, der noch am Leben ist.

Von allen diesen würdigen Vorstehern des Pegnitzordens, werden durch den Fleiß des Herrn Verfassers sehr viele Merkwürdigkeiten, z. E. Geschlechtsregister, Lebensumstände, Schriften, Briefwechsel, Gedichte, und andre sonderbare Stücke, die man hier nicht suchen sollte, die aber allerdings angenehm zu

leſen ſind, beygebracht. Wir müſſen ſie aber der Kürze halber übergehen.

Das VI, Capitel erzählet die ſämmtlichen Geſellſchafter, die unter Strephons Aufſicht, aufgenommen worden. Auch dieſe, als die erſten, wollen wir nach obiger Art nennen. Sie waren

1. Melibœus, Joh. Clajus aus Meißen, anfängl. Schulcollege, und endlich Paſtor in Kitzingen.
2. Myrtillus der I. Samuel Hund, aus Meißen I. V. L. Churſächſ. Rath und Hiſtoriographus.
3. Floridan, ſiehe oben.
4. Montano, Joh. Hellwig aus Nürnberg, M. D. und Phyſic. Ordin.
5. Lerian, Chriſtoph Arnold, aus Herspruck, Diac. und Prof. Publ. beym Gymn. zu Nürnberg.
6. Alcidor, Johann Sechſt, von Einbogen in Böhmen, Collega an der Schule zu St. Sebald, in Nürnberg.
7. Periander der I. Friedrich Lohner, aus Oels in Schleſien, Canzley Regiſtrator zu Nürnb.
8. Diana, die I. Herrn D. Nicolai, Canzlers zu Stade Frau Eheliebſte.
9. Daphnis aus Cimbrien, Herr Joh. Riſt Com. Pal. und Paſtor zu Wedel.
10. Fontano der I. Juſt. Georg Schottel, Fürſtl. Braunſchw. Hofrath.
11. Helianthus, D. Joh. Georg Volkammer Kaiſerl. Rath und Leibm. Com. Pal. Caeſ. Acad, Leopold. Nat. Cur. Praeſes &c.
12. Amyntas, Georg Conrad Oſthof, von Zelle.
13. Philancho, Anton Burmeiſter, aus Lüneburg.

14. Sil-

14. Silvius der I. Christoph Frank, aus Nürnberg Theol. D. und Prof. Publ. zu Kiel.

Das VII. Capitel handelt von den Gesellschaftern die unter Floridans Aufsicht, angenommen worden. Diese heißen

15. Myrtillus der II. S. oben die Präsidenten.
16. Palämon. Joh. Gabriel Maier, P. L. C.
18. Ferrando der I. Joh. Ludwig Faber.
18. Damon der I. oder der Preuße, ist M. Martin Kempe kaiserl. gekr. Poet, und Churbrandenb. Historiographus zu Königsberg in Preußen gewesen, woher er auch gebürtig gewesen. Hier steht ein langes sehr wohlgerathnes Gedicht von ihm, an den Floridan und die Pegnitzhirten, eingerücket.
19. Rosidan, Damon der II. oder Norische, siehe oben bey den Präsidenten.
20. Silvia, Fr. Catharina Marg. Dobeneckerinn, eines Brandenb. Bareuthischen Kammerraths Ehegattinn, und kaiserl. gekr. Dichterinn.
21. Dorilis, Frau Maria Catharina Stockflethinn, Herrn Lic. Stockfleths Ehegattinn, und kaiserl. gekr. Dichterinn.
22. Dorus, Hr. Heinrich Arnold Stockfleth, P. L. C. S. S. Th. Lic. und Brandenb. Bayr. Kirchenrath.
23. Fontano der II. M. Simon Bornmeister.
24. Silvius der II. Sebastian Seelmann.
25. Magdalis, Frau Regina Magdalena Limburgerinn, kaiserl. gekr. Dichterinn, Myrtills des II. Eheliebste.

26. Daphne, Frau Barbara Juliana Penzlinn, kaiſerl. gekr. Dichterinn, eines hohenloiſchen Hofdiaconi Eheliebſte.

27. Macariſto, M. Chriſtian Betulius, P. L. C. Floridans Bruder, Coll. Gymn. Aegidiani.

28. Melibœus II. der Melchior Pauck.

29. Philadon, Joachim Heinrich Hagen.

30. Meleager, Gottfried Zamehl.

31. Lyſis, Matthias Pellicer.

32. Thirſis der I. Joh. Georg Pellicer.

33. Cleander der I. Friedrich Hofmann, Rector des elbingiſchen Gymnaſii in Preußen.

34. Hylas, Daniel Bärholz, K. G. P. und Secretär zu Elbing.

35. Philemon, David Nerreter, Gen. Superint. in Hinterpommern und königl. preuß. Conſiſtorialrath.

36. Thirſis II. der Oberſächſiſche, Georg Neumark, fürſtl. ſächſ. geh. Secretär.

37. Orontes, Joh. Salomo Betulius, Churländiſcher fürſtl. Hofprediger zu Mietau.

38. Uranius, Chriſtian Franc. Paulini M. D. et Com. Pal. Caeſ. in Copenhagen.

39. Mornille, Frau Gertrud Möllerinn, kaiſ. gekr. Dichterinn, D. Pet. Möllers, Prof. Med. zu Königsberg Eheliebſte, von welcher hier ſehr viel rühmliches angeführt wird.

40. Periander II. M. Carl Friedrich Lochner.

41. Amintas II. Jacob Hieron. Lochner.

42. Lilidan. M. Johann Tepelius. K. G. P.

43. Polyanthus, Johann Leonhard Stöberlin.
44. Poliander, Andreas Ingolstätter.
45. Celinde, ein Fräulein von Senitz.
46. Leucophron, M. Caspar Nieblich.
47. Philander, Quirin Moscherosch.
48. Prutenio, Michael Kongehl, aus Preußen.
49. Florinda, Sigmunds von Birken zweyte Eheliebste.
50. Philinde, Helena Ingolstätterinn.
51. Dorinde, Dorothea Ursula Stöberlin.
52. Asterio der I. ꝛc. und wie die andern alle heißen; indem Floridan allein 58. neue Gesellschafter zu den vorigen vierzehn, des Strephons, hinzugesetzet hat; so, daß bey seinem Tode deren 70 an der Zahl gewesen.

Zu diesen werden in dem VIII. Capitel noch neun andre gezählet, die unter dem Myrtillus aufgenommen worden. Im IX. Cap. werden abermal 16 neue hinzugethan, die unter Damons des II. Präsidentenamte die Mitgenossenschaft erhalten. Ferner im Xten Cap. kommen diejenigen Glieder, an der Zahl 21 vor, die Lilidor; endlich im XIten diejenigen 14, die der itztlebende Vorsteher Florando aufgenommen. Dergestalt ist nun die sämtliche Zahl der Pegnitzschäfer in dem ersten Jahrhunderte bereits auf 130 angewachsen gewesen. Wir übergehen von den meisten derselben die Namen mit Fleiß, um dem neugierigen Leser das Buch selbst desto beliebter zu machen. Er wird auch darinnen mit besonderm Vergnügen eine merkwürdige Sammlung von Lebensumständen, Verzeichnisse von Schrif-

ten, Briefe und andere solche Sachen, überflüßig antreffen, die ihm die angewandten Kosten reichlich ersetzen werden.

Das XII. Cap. handelt von den Mitgliedern des Blumenordens, die auch mit andern gelehrten Gesellschäften verbunden gewesen; das XIII. aber von des Blumenordens Zusammenkünften, und Beschäfftigungen. Hier ist zuerst das sogenannte Poetenwäldlein bey Nürnberg an der Pegnitz in Kupfer abgebildet, wo Harsdörfer mit seinen ersten Gesellen sich zu erlustigen und zu versammlen pflegen. Darauf folgen der zweyte und dritte Versammlungsort, unter den folgenden Vorstehern. In eben diesem Capitel ist der Herr Verfasser so aufrichtig, ein Bekenntniß von der gezwungenen, spielhaftigen und seltsamen Schreibart seiner Vorfahren zu thun; welches ich hier mit seinen Worten anführen will: weil es ihm zu Ehren gereichet. Es heißt so.

a. d. 88sten S.

Nach dem Tode des sel. Myrtillus, als der vortreffliche Damon, der löbl. Blumengesellschaft Vorsteher wurde, war man nicht nur darauf bedacht, wie dieselbe mit gelehrten Mitgliedern möchte vermehret werden; sondern man hatte vornehmlich, da die Gesellschaftsversammlungen hier zu Nürnberg in unsers hochpreislichen Herrn Lilidors Behausung, und zuweilen auch in dem Irrhayn angestellet worden, dieß zum Augenmerke gerichtet: wie man sich künftig einer reinern und bessern Schreibart bedienen möchte, als deren ein und andre vorher gebrauchet. Wir können nicht leugnen,

daß

daß es beſſer wäre geweſen, wann einige der ältern Mitglieder mit Philipp von Zeſen nie eine Bekanntſchaft gepflogen hätten. Dieſer Sonderling verurſachte, daß man von ſeiner Art etwas angenommen, welches unſrer deutſchen Mundart ganz zuwider iſt. Es wäre auch beſſer gethan geweſen, wenn man ſich den vortrefflichen Opitz, deſſen Gedichte, je älter ſie werden, deſto milder ſie werden, und niemals veralten, imgleichen den lieblichen Hoffmann von Hoffmannswaldau, zu nachahmenswürdigen Muſtern vorgeſtellet hätte.

Ich nehme mir die Freyheit hierbey zu erinnern, daß zwar die Einſicht der Blumengeſellſchaft in dieſem Stücke höchſt zu loben, aber doch noch nicht völlig ohne Ausnahme iſt; da ſie dem geſunden Opitz, auch den, durch die damaligen verderbten welſchen Dichter, verführten Hoffmannswaldau, an die Seite ſetzet. Es könnte auch viele bedünken, die meiſten Hrn. Pegnitzſchäfer hätten oft ſehr nach dieſes letzten Schleſiers Art, ihrer Phantaſie und ſpielendem Witze nachgehangen, ohne, daß ſie dadurch zu untadelichen Muſtern geworden wären. Doch ich will in dieſem Urtheile nicht weitläuftiger ſeyn, da der Herr Verfaſſer ſelbſt die Aufrichtigkeit hat, u. aus Damons des II. oder Omeiſens Dichtkunſt, eine Stelle anführt, darinn Floridans und Claji Schreibart gänzlich gemisbilliget wird: wie Morhoff in ſeinem Unterrichte von der deutſchen Sprache und Poeſie ſchon vorher gethan hatte. Es iſt nur zu wünſchen, daß der löbliche pegnitziſche Blumenorden fortfahre, ſich in der Schreibart einer ſolchen Richtigkeit zu befleißi-

gen,

gen, die von allen provinzial Redensarten, Spielen des unrichtigen Witzes, und andern Tändeleyen ihrer Vorfahren gesäubert seyn möge. Auch in dieser Sammlung wimmelt es noch von solchen Proben der alten Blumenhirten, die dergleichen Fehler häufig in sich fassen; und die man dem Orden zu Ehren, mit besserm Rechte ausgelassen hätte. Allein der Herr Verfasser, hat, als ein aufrichtiger Geschichtschreiber, lieber diesen Vorwurf leiden, als die Gesetze dieser Kunst überschreiten wollen.

Bey dem Namen der Blumenhirten kann man nicht umhin, eine kleine Anmerkung zu machen: welche zwar nur grammaticalisch ist, aber doch in der Benennung einer ganzen Gesellschaft desto mehr in die Augen fällt. Uns dünkt, es sey keine analogische Zusammensetzung, wenn man denjenigen Hirten, der ein Liebhaber von Blumen ist, einen Blumenhirten nennet. Schafhirten, Ziegenhirten, u. s. w. heißen solche Hirten, die Schafe, Ziegen oder sonst ein Vieh weiden, warten und pflegen. Aber kann man denn auch Blumen weiden? und diese Bedeutung fällt einem gleichwohl ein, wenn man von einem Blumenhirten höret. Es wäre also besser, wenn man nach dem Horatianischen Winke: Humano capiti cervicem pictor equinam &c. lieber eins von beyden beybehalten, das andre aber weggelassen hätte. Ein Blumenorden, wäre gut gewesen; ein Orden der Pegnitzschäfer läßt sich auch hören. Aber aus Blumenhirten, weis man nicht, was man machen soll.

Es ist noch das letzte und XIV. Capitel von dem Nürn-

Nürnbergischen Irrhayne übrig, wo sich die löbliche Blumengesellschaft zuweilen zu versammlen pflegt. Derselbe liegt bey Kraftshof, und ist der Gesellschaft eigen. Sein Abriß ist hier gar sauber in Kupfer gestochen, und es wird sein Ursprung und allmählicher Anwachs ausführlich beschrieben. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten. Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquæ. Jedes Mitglied hat seine eigne Laube darinn, die es unterhalten muß. Es können auch andre Leute sich daselbst erlustigen, wenn sie sich zur Erfrischung etwas mit hinausbringen. Die Gesellschaft aber erhält ihn auf ihre Kosten. Ihre Gesellschaftscasse rührt von Vermächtnissen und freywilligen Geschenken ihrer Mitglieder und Vorsteher her.

Hiermit könnte man diesen Auszug schließen, wenn nicht noch etwas merkwürdiges zu erinnern wäre. Im XII. Cap. auf der 855sten u. f. Seite rückt der Herr Verfasser ein ziemlich langes Verzeichniß von denjenigen Mitgliedern des Palmenordens, oder der fruchtbringenden Gesellschaft ein, die in Neumarks neusprossendem Palmbaume fehlen. Es ist nämlich selbiger mit seinem Verzeichnisse nur bis auf 1668. gekommen, und hat mit dem 806. Mitgliede desselben aufgehöret. Weil er es doch aber nach der Zeit fortsetzen wollen, und den schriftlichen Aufsatz davon, bis ins 1680ste Jahr, dem von Birken in Nürnberg zugesandt: so hat der Herr Pastor Herdegen nicht ermangeln wollen, dieses merkwürdige Stück hiermit bekannt zu machen. Es enthält, so wohl die Namen, als die Beynamen,

und

und Sinnbilder aller folgenden Mitglieder, deren gesamte Anzahl sich auf 890 beläuft. Weil auch das letzte Durchl. Oberhaupt dieses Ordens, der damals regierende Fürst zu Anhalt-Köthen, im 1680sten Jahre gestorben: so scheint es, daß diese berühmte, ansehnliche, zahlreiche, und fleißige Gesellschaft, seit der Zeit keinen Zuwachs mehr bekommen, und also nach und nach allmählich ausgestorben seyn werde.

* *

II.

Oeuvres de Mr. de Voltaire.

Tome Sixieme, contenant des Pieces, qui ne se trouvoient pas dans cette Edition, & d'autres Morceaux tres curieux, qui n'ont jamais paru jusqu'à present. A Amst. et Leipf. chez Arkstée et Merkus 1745.

d. i.

Der Werke des Herrn von Voltaire

sechster Band, darinn solche Stücke enthalten sind, die in den vorigen Theilen nicht stunden, auch zum Theil noch gar nicht gedruckt waren ꝛc. in gr. 8. 420. S.

Herr Voltaire, der unter den itzlebenden französischen Dichtern das meiste von sich zu reden machet, fährt noch immer fort, die lieb-

Liebhaber ſeiner Muſe zu vergnügen; ohngeachtet man gar deutlich ſpüret, daß ſie auf dem Rückwege von ihren ſchönen Jahren iſt: wie die Franzoſen von ihren älternden Schönheiten zu reden pflegen. Seine Henriade, und ſeine Trauerſpiele hatten ihm einen ziemlich gegründeten Ruhm erworben; und er würde in richtigem Beſitze und Genuſſe deſſelben bis in ſein Alter geblieben ſeyn, wenn er ſich nicht in die Geſchichte, Naturlehre, Metaphyſik, u. a. m. gemiſcht hätte, dabey er gar nicht aufgewachſen war. Es haben alſo die Verſtändigſten von ſeinen Gönnern und Freunden längſt gewünſcht, daß er doch bey der Poeſie allein bleiben, und die andern Arten der Ehre, darnach er zu ſtreben geſchienen, andern Leuten überlaſſen möchte, die beſſere Gaben dazu beſitzen, und mehr Anführung dazu gehabt haben. Allein, man hat noch nicht genug damit gewünſchet. Man hätte auch wünſchen ſollen, daß er auch bey dem guten Geſchmacke ſeiner Vorgänger in der erhabenen Dichtkunſt bleiben; nicht aber auf Dinge verfallen möchte, die längſt von den beſten Kunſtrichtern ſeiner Nation, für Früchte des verderbten Geſchmackes erkläret worden.

Dieſer VI. Band ſeiner Werke liefert uns die Proben von dem Verfalle ſeiner Poeſie, und der Verderbniß ſeines bisherigen ziemlich richtigen Geſchmackes. Wer hätte es denken ſollen, daß der epiſche, der tragiſche Dichter, Voltaire, ſich bis aufs Operntheater erniedrigen, und eine Art von Gedichten ausarbeiten würde, die St. Evremont, la Brinere,

ere, Boileau, Racine, und andre große Männer mehr, längſt für ungereimt, und abgeſchmackt erkläret haben *? Allein es ſey nun, daß eine natürliche Flüchtigkeit und Unbeſtändigkeit der Gemüthsart; oder eine unmäßige Ehrliebe; oder die Begierde einem gewiſſen hohen Haupte zu gefallen, daran Schuld gehabt, ſo müſſen wir geſtehen: der Urheber der Henriade, des Brutus, der Alzire, u. ſ. w. iſt endlich ein Opernmacher geworden.

Das erſte Stück, was dieſer neue Band ſeiner Werke in ſich faſſet, ſtellt uns den hebräiſchen Helden Simſon, in einem Singeſpiele dar. Auch dieſe Wahl des Inhalts kann Kenner der Poeſie befremden. Denn geſetzt, daß man nun entſchloſſen geweſen, eine Oper zu machen: mußte man denn die Geſchicht dazu aus der heiligen Schrift, und zwar aus einer Zeit nehmen, da das unnatürliche Singen der Opern, am aller unwahrſcheinlichſten klingt? Gab es denn nicht im Amadis, oder Calprenede, im Urſe, oder in einem andern Chimärenlande poetiſcher Fabeln, Helden und Heldinnen genug, die ihre Geſchäffte mit ſingen treiben, und aus Liebe zur Weichlichkeit die natürliche Rede vergeſſen konnten? Muß denn eben Simſon, dieſer von Gott ſelbſt zur Errettung ſeines Volkes erweckte Held, deſſen Muth und Arm die Philiſter mehr als einmal mit Graus und Schrecken erfahren haben, einen Sänger abgeben?

Wenn

* Man ſehe die Stellen dieſer berühmten Scribenten, darinn ſie die Opern verworfen haben, beyſammen, in der Leipz. Crit. Dicht. II. Theil. 12. Capitel.

Wenn es der Mühe werth wäre, dieſes ganze Singſpiel nach den Regeln der Dichtkunſt zu unterſuchen: ſo würde es leicht ſeyn zu zeigen, daß es alle Fehler andrer Opern an ſich hat. Weder Ort noch Zeit ſind darinn beobachtet. Das Stück öffnet ſich auf einem Felde, wo die Iſraeliten am Ufer eines Fluſſes liegen. Die Worte lauten in der Ueberſchrift der 1. Scene ſo: Les Iſraelites conchez ſur le bord du Fleuve. Adonis deplore leur captivité. Wer dieſes für die rechte Lesart des Urhebers hält, der wird ſich ſchwerlich einbilden können, wie Adonis, der, wie bekannt iſt, der Venus Liebling geweſen, die Gefangenſchaft der Iſraeliten habe beweinen können. Es iſt wahr, Herr Voltaire entſchuldigt ſich in der Vorrede, warum er die Venus und den Adonis in dieß Stück gebracht; und alſo das Weltliche ins Geiſtliche gemenget habe. Er meynt das Philiſterland, oder Paleſtina ſey das eigentliche Gebieth der Göttin Venus geweſen; weil Cicero in ſ. B. von der Natur der Götter, ſagt, die Göttinn Aſtarte, die von den Syrern angebethet worden, ſey die Venus ſelbſt geweſen, die den Adonis geheirathet hätte. Allein, geſetzt dem wäre alſo, und die Philiſter hätten dieſe Göttinn Aſtarte für eine Liebesgöttinn gehalten und angebethet: ſo muß doch darum ihr Adonis nicht zu Simſons Zeiten leben, und die Gefangenſchaft der Iſraeliten beklagen. Man ſieht auch die Erfüllung dieſer Ueberſchrift in dem ganzen erſten Aufzuge nicht. Hier ſind nur zween Anführer von Chören (Coriphées) die mit dem Chore der Iſraeliten ſprechen, dazu

der philiſteiſche Götzenprieſter kömmt, der den Iſraeliten befiehlt, bey ſeinem Opfer zugegen zu bleiben; worauf Simſon mit einer Löwenhaut erſcheint, und ſeine Altäre umwirft, die Götzendiener erwürget, und die Iſraeliten durch ſeinen Beyſtand muthig zu machen ſuchet. Dieß iſt der Inhalt des ganzen erſten Aufzuges; und wie man hier kein Wort vom Adonis findet: ſo muthmaße ich vielleicht nicht unrecht, die Ueberſchrift des erſten Auftrittes müſſe einen groben Schreib- oder Druckfehler in ſich halten, den man dem Verfaſſer nicht wohl zur Laſt legen kann.

Im II. Aufzuge ſieht man die Seulenreihe von dem königlichen Pallaſte der Philiſter. Man ſoll durch die Seulen, Wälder und Hügel ſehen! im Hintertheile der Seulen aber ſitzt der König auf ſeinem Throne, mitten unter ſeinem orientaliſchen gekleideten Hofe. Hier ſieht man nun eine ſeltſame Verbindung vieler Oerter, die aber auch ſonſt den Opern eigen iſt: ſo wie auch vorher das Opfern des Prieſters auf dem Felde geſchah, wo die Iſraeliten am Ufer des Fluſſes lagen. Es iſt auch merkwürdig, daß der Poet es den Leſern ſagt, daß die Philiſter orientaliſch gekleidet gegangen: gerade, als ob ſichs jemand in den Sinn würde kommen laſſen, zu glauben, ſie wären in ſteifen Pariſerkleidern mit reichen Weſten, weißen Strümpfen und Beutelperrücken gegangen! Doch vielleicht hat er hier nur den Operiſten eine Warnung geben wollen, bey der Vorſtellung dieſer Opern ja nicht in die gewöhnlichen Fehler ihrer Mitbrüder, der franzöſiſchen

zöſiſchen Comödianten zu fallen, die insgemein allerley römiſche und griechiſche Helden, mit groſſen geknüpften Perrücken, dreyeckigten Hüten, weiſſen Handſchuen und kleinen Pariſerdegen auf die Bühne ſtellen.

Hier erſcheint im andern Aufzuge der König der Philiſter, der ſich über der Iſraeliten Ungehorſam erzürnet. Er erfährt, daß Simſon ſie ſo amuſeure, und giebt Befehl ihn zu tödten. Hinter der Scene hört er das Geſchrey der fliehenden Philiſter, die Simſon bis ins königliche Schloß verfolget. Er bringt ſelbſt mit einer Keule und einem Oelzweige in der Hand vor den König, und es folgen ihm viele Hebräer nach. Simſon ſpricht ſehr trotzig:

Roi, Prêtres ennemis, que mon Dieu fait trembler,
Voyez ce ſigne heureux, de la paix bienfaiſante,
Dans cette main ſanglante,
Qui vous peut immoler.

D. i. „O König, und ihr, o feindſellge Prieſter, die „mein Gott erſchrecket: ſeht dieß glückliche Zei„chen des heilſamen Friedens, in dieſer blutigen „Hand, die euch alle aufopfern kann“. Eine ſo drohende Sprache, erbittert den König, und er fragt, wer der Gott ſey, dem er gehorchen ſolle? Simſon beantwortet dieſe Frage mit etlichen Wunderwerken, die faſt noch gröſſer ſind, als die Moſes vor dem Pharao gethan hat. Er befiehlt den Marmorſteinen des Pallaſts, den Augenblick Quellen und Bäche von ſich ſtrömen zu laſſen. Das Volk erſtaunt; der König bleibt verſtockt. Simſon fährt fort, und läßt Feuer vom Himmel fallen,

welches ihre Felder und Saaten verzehrt. Der König erſchrickt zwar, und will den Gott Iſraels nicht weiter erzürnen; doch aber ſeine Götter zuvor befragen: worauf Simſon ihm befiehlt, ſich noch vor Sonnenuntergange zu entſchlieſſen, ob er die Iſraeliten aus der Dienſtbarkeit laſſen wolle, oder nicht.

Hier kann ein jeder leicht ſehen, mit was für einer Freyheit er auch in geiſtlichen Geſchichten verfährt. Wie die Legendenſchreiber der Katholiſchen es mit ihren Heiligen machen, daß ſie ihnen nämlich Wunder dichten, wo ſie keine finden: ſo macht ers mit der heiligen Schrift. Wir finden nirgends, daß Simſon als ein Wunderthäter die Elemente beherrſchet hätte: allein Herr Voltaire kömmt ihm als ein Poet, mit dieſer Wunderkraft zu Hülfe.

Es iſt unſere Abſicht nicht, mit einer critiſchen Schärfe alle Fehler dieſes Stückes aufzuſuchen und anzumerken. Genug, daß wir einen Vorſchmack, von den Erfindungen des Dichters gegeben, und gewieſen haben, daß auch ein groſſer Poet, was ſchlechtes machen müſſe, ſo bald er ſich an die muſikaliſche Schaubühne wa[illegible]et. Indeſſen wollen viele glauben, Herr Voltaire würde ſich niemals an dieſe Art der Gedichte gemacht haben, wenn er es nicht mit einer empfindlichen Kränkung wahrgenommen hätte, daß an einem gewiſſen groſſen Hofe in Deutſchland, wo man ihn ſonſt überaus hochzuſchätzen ſcheint, gleichwohl ſeine tragiſchen Gedichte nicht aufgeführet werden: da man doch recht königliche Unko-

ſten

ſten auf die welſchen Singſpiele verwendet. Man verſichert, dieſem zu folge, Herr Voltaire habe es verſuchen wollen, ob er nicht durch eine Oper der Ehre theilhaftig werden könne, die bisher ſeinen Trauerſpielen verſaget werden. Ob es ihm damit gelingen werde, das wollen wir der künftigen Erfahrung überlaſſen. Wer den großen Unterſcheid der franzöſiſchen Poeſie und Muſik von der Welſchen einſieht, der wird billig daran zweifeln. Unſre Tonkünſtler ſo wohl, als die Italieniſchen, ſind nicht im Stande, franzöſiſche Arien zu ſetzen; da dieſe von den Welſchen und Deutſchen ſo ſehr unterſchieden ſind. Dieſe haben eine ordentliche jambiſche, trochäiſche oder daktyliſche Scanſion: die franzöſiſchen aber nicht. Dieſes giebt im Componiren einen weſentlichen Unterſchied; andrer Stücke voritzo zu geſchweigen. Geſetzt aber, daß Herr Voltaire eines franzöſiſchen Muſikmeiſters Compoſition aus Paris verſchaffte: ſo würde doch weder eine deutſche oder welſche Operiſtenbande ſie aufführen; noch ein deutſches, zu beſſern Muſiken gewöhntes Ohr, das Geheul der franzöſiſchen Muſik ertragen können.

Nach dieſer Oper folgt auf der 55ſten u. f. Seite eine Sammlung kleiner flüchtiger Stücke, von Hrn. Voltairens Arbeit. Das erſte davon ſind Variantes ſur la Henriade. Was dieſe verſchiedenen Lesarten ſeyn, oder wo ſie herkommen, das hat uns weder der Urheber, noch der Herausgeber erkläret. Es giebt zwar verſchiedene Auflagen von der Henriade, und ſie gehen faſt alle von einander ab. Allein wie man Urſache hat, die Lesart der neueſten, allen

Aeltern vorzuziehen, weil der Urheber ſelbſt ſein Gedicht ausgebeſſert hat: ſo ſieht man auch nicht, warum man uns die nunmehr verworfnen Stellen wiederum aufwärmen ſollte. Denn ſo abergläubiſch die Bewundrer des Alterthums mit den Griechen und Römern umgehen, wird man doch wohl nicht ſchon bey Leibesleben mit heutigen Dichtern verfahren wollen.

Es ſind aber auch, die Wahrheit zu ſagen, keine Variantes, ſondern, wie man ſie ſonſt unter den Gelehrten nennet, Addenda, oder neue einzurückende Stellen, die der Verfaſſer etwan bey einer neuen Auflage ſeines Heldengedichts eingeſchaltet haben will. Es iſt alſo nur die Ueberſchrift unrecht angebracht. Wir wollen aber von der Sache ſelbſt eine Probe geben. Im IVten Geſange ſollen nach den Zeilen

Entre & parle en ces mots à l'auguſte aſſemblée,
Par qui, des Citoyens la fortune eſt reglée.

folgende Verſe hinzugeſetzet werden.

Mercenaires appuis d'un Dedale de Loix,
Plebeïens, qui penſez être tuteurs des Rois,
Lâches, qui dans le trouble, & parmi les cabales
Mettez l'honneur honteux de vos grandeurs venales,
Timides dans la guerre, & Tirans dans la paix,
Obeiſſez au Peuple, écoutez ſes decrets.
Il fut des Citoyens, avant qu'il fut des Maitres:
Nous rentrons dans nos droits, qu'ont perdu nos ancêtres.
Le Peuple fut longtems par vous même abuſé,
Il s'eſt laſſé du ſceptre, & le ſceptre eſt briſé.
Effacez ces grands noms qui vous genoient ſans doute,
Ces mots de plein pouvoir, qu'on hait & qu'on redoute,
Jugez au nom du peuple, & tenez au Senat,

Non

Non la place du Roi, mais celle de l'Etat.
Imitez la Sorbonne ou craignez ma vengeance &c.

Von gleicher Stärke ſind die andern Stellen auch, die er in den VI. VII. VIII. und X. Geſang eben des Gedichtes eingeſchaltet haben will; wiewohl einige noch länger ſind. Am beſten werden dieſelben in einer neuen Auflage der Henriade zu leſen ſeyn.

Eben das kann von den folgenden Variantes, wie ſie ebenfalls ganz unrichtig genennet werden, die ſeinen Verſuch von der epiſchen Dichtkunſt betreffen, gelten. Es ſind ein paar ziemliche Stellen einzurücken, welche theils das, was er von dem portugieſiſchen Poeten Camoens geſaget hatte, zu verbeſſern, theils dasjenige zu erläutern dienen, was dieſer Dichter von der Venus und dem Mars in ſein Heldengedicht einfließen laſſen. Ein gewiſſer Ueberſetzer giebt nämlich vor, durch die Liebesgöttinn habe Camoens die Jungfer Maria, durch den Mars aber den Herrn Jeſum verſtanden. Herr Voltaire aber zeigt, daß das Gedichte auch durch dieſe gezwungene Auflöſung nichts gewinne, worinnen er allerdings recht hat.

Nunmehr folgen etliche Diſcours en Vers ſur L'homme, oder poetiſche Reden über den Menſchen. Man weis, daß der berühmte Pope ſich, mit ſeinem Eſſay on Men, oder Verſuche über den Menſchen, ſo wohl in England, als dieſſeits des Meeres, einen allgemeinen Beyfall erworben hat. Herr Voltaire ſieht alſo, daß dieſes ein Weg iſt, Ehre zu erwerben. Was hindert ihn nun, nicht einen Nebenbuhler des Pope abzugeben? Er wagt ſich alſo in dieſelbe Rennbahn, darinn dieſer Engländer

bisher vielleicht nur darum den Preis davon getragen, weil er keinen Wettläufer neben ſich gehabt, der ihm den Sieg ſtreitig gemacht hätte. Allein ſo frey ihm dieſes geſtanden hat, ſo ſehr hätte ſich Hr. Voltaire vorher vom Horaz ſollen zurufen laſſen:

Sumite materiam, veſtris, qui ſcribitis aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Man will damit nicht ſagen, daß in dieſem Gedichten nicht auch hin und wieder gute und ſinnreiche Gedanken vorkämen. Nein, wer Herrn Voltairens Schreibart kennet, der kann ſich leicht vermuthen, daß er ſchon was Leſenswürdiges geſchrieben haben werde. Allein, diejenige Materie, davon er hier ſchreiben wollte, wohl abzuhandeln, mußte man ein größerer Weltweiſer ſeyn, als er war: und daher hätte er beſſer gethan, wenn er eine neue Tragödie gemacht hätte; als daß er ſich in ein Feld gewaget, wo es ſo ſchwer war, Popen zu übertreffen. Wir wollen aus dem erſten, welches von der Gleichheit aller Stände handelt, eine Stelle zur Probe anführen. Es heißt:

Eh! qui? me dira-t-on, quelle erreur eſt la votre?
N'eſt il aucun état plus fortuné qu'un autre?
Le Ciel a-t-il rangé les mortels au niveau?
La Femme d'un Commis, courbé ſur ſon bureau,
Vaut-elle une Princeſſe auprès du Trone aſſiſe?
N'eſt il pas plus plaiſant pour tout Homme d'Egliſe,
D'orner ſon front tondu d'un chapeau rouge ou vert,
Que d'aller, d'un vil froc obſcurement couvert,
Recevoir à genoux, apres Laude ou Matine,
De ſon Prieur cloitré vingt coups de diſcipline?
Sous un triple mortier, n'eſt on pas plus heureux,
Qu'un Clerc enſeveli dans un Greffe poudreux?
Non: Dieu ſeroit injuſte; & la ſage Nature
Dans ſes dons partagez, garde plus de meſure, &c.

Ob dieſes nun ſolche Bilder ſind, die mit ihrer Stärke an Popens Pinſel reichen, das mögen unſre Leſer ſelbſt beurtheilen. Das zweyte Gedicht handelt von der Freyheit, und das dritte vom Neide, woraus ich ein paar Stellen anführen will. Die erſte geht ſonder Zweifel den Herrn Crouſaz an, der in ſeinem Eifer wider die leibnitziſche Weltweisheit, auch den Poeten Pope nicht verſchonet hat: weil er die Lehrſätze derſelben, in Verſe gebracht, und die Lehre von der beſten Welt ausgebreitet hat. Es heißt

Pope eſt un ſcelerat, de qui la plume impie
Oſe vanter de Dieu la clemence infinie;
Qui pretend follement, O le mauvais Chretien!
Que Dieu nous aime tous, & qu'ici tout eſt bien.

Hierauf kömmt er auf die unzeitigen Büchertadler, die ſich aus Eigennutz zu Kunſtrichtern aufwerfen, und ihre Dinte und Raſerey dem Meiſtbietenden verkauften; auf die Läſterer, die ſich über die Pillen beklagen, die ſie oft verſchlucken müſſen; und, da ſie am Geſchmacke verächtlich, und an Sitten abſcheulich ſind, als ekelhafte Satirenſchreiber ſagen: daß alle Schriften ihnen Ekel erwecken, und imer ſchreyen, daß die Welt einen verderbten Geſchmack habe; ſolches auch ſehr wohl, wenigſtens durch ihre Schriften, beweiſen.

Cent fois plus malheureux, & plus infame encore,
Eſt ce Fripier d'Ecrits, que l'intereſt devore,
Qui vend au plus offrant ſon encre & ſes fureurs,
Mepriſable en ſon gout, deteſtable en ſes moeurs.
Mediſant, qui ſe plaint des brocards qu'il eſſuie,
Satirique ennuyeux, diſant que tout l'ennuye,
Criant que le bon gout, s'eſt perdu dans Paris,
Et le prouvant tres bien, du moins par ſes Ecrits.

Wir getrauen es uns aus den Umſtänden zu muthmaßen, daß Herr Voltaire hier den Abt des Fontaines meynet, der zu Paris ſeit geraumer Zeit eine Art gelehrter Zeitungen heraus gegeben, und ſich zu einem allgemeinen Richter aller neuen Sachen aufgeworfen. Weil es nun in Deutſchland, ich ſage nicht in welcher Provinz, auch dergleichen boshafte Bücherhenker giebt, die obigen Character an ſich haben, ſo wollen wir ihnen folgende Ermahnung mit voltairiſchen Worten zurufen.

Deteſtons à jamais un ſi dangereux vice,
Ah! qu'il nous faut cherir ce trait plein de juſtice,
D'un Critique modeſte, & d'un vrai bel Eſprit:
Qui, lorsque Richelieu follement entreprit,
De rabaiſſer du Cid la naiſſante merveille,
Tandis, que Chapelain oſoit juger Corneille,
Chargé de condamner cet ouvrage imparfait,
Dit, pour tout jugement: *Je voudrois l'avoir fait.*
C'eſt ainſi, qu'un grand coeur, ſait juger d'un grand homme!

Das vierte Gedicht handelt von der Mäßigung, die man in allen Stücken, im Studiren, in der Ehrbegier, und in den Ergetzlichkeiten, beobachten muß; und das fünfte von der Natur der Vergnügung. Das ſechſte führt die Natur und den Doctor redend ein; und in einem ſiebenten, das aber nicht mit zu den vorigen gezählet iſt, wird unterſuchet, was die Tugend ſey?

Nunmehro kömmt ein Verfolg der Anmerkungen des Herrn Voltaire über Pascals Gedanken von der Religion. Wem die erſtern davon bekannt ſind, die bey einigen Auflagen ſeiner Briefe über die Engländer ſtehen, der wird auch von dieſen ſchon einen Begriff

Begriff haben. Allerdings hat Pascal sehr viel falsche Gedanken von Religionssachen auszubreiten gesucht, und man hat es an seinem Exempel nicht gesehen, daß die großen Meßkünstler in andern Stücken eben so richtig denken, als wo von lauter Linien und Zahlen die Rede ist. Herr Voltaire entdecket verschiedene von seinen falschen Urtheilen und Schlüssen, deren die wahre Religion nicht nöthig hat. Allein auch dieser scharfe Richter ist noch nicht strenge genug gewesen: und wir würden leicht Proben davon geben können, wenn solches uns nicht in die tiefste Gottesgelahrheit führen würde, welches aber wider die Absichten dieser Monatschrift läuft.

Nunmehr folgen verschiedene Briefe, und Oden. Eine von diesen handelt von der Fanatisterey, dadurch der Verfasser allen Religionseifer versteht. Auch Jansenisten und Molinisten, die papistische Inquisition, u. d. gl. sind bey ihm Fanatiker, welches eine ganz neue Bedeutung des Wortes giebt. Er stellt allen diesen Leuten die Atheisten zum Exempel vor, die bey ihren Irrthümern doch gesellig leben.

On a vu du moins des Athées,
Sociables dans leurs erreurs:
Leurs opinions infectées,
N'avoient point corrompu leurs moeurs.

Es ist wahr, so lange die Gottesleugner, Gottlob! noch keine eingeführte herrschende Secte machen, so verfolgen sie einander über ihre verschiedene Einfälle nicht. Wenn aber solches zum Unglücke, einmal irgendwo geschähe, so würde man unfehlbar über die Anbether einer Gottheit ein Ketzergericht aufrichten.

Vor-

Voritzo sind sie freylich in ihren Irrthümern untereinander gesellig. Aber sind denn andre Secten es nicht auch unter sich, wenn sie einerley Meynungen beypflichten? Wie unverderbt aber die Sitten der Atheisten zu seyn pflegen, das sieht man ja itzo, an so vielen Exempeln heutiger Freygeister so deutlich, daß dieser Ausspruch des Herrn Voltaire keiner Widerlegung bedarf.

In der zweyten besingt er die Glieder der pariſischen Akademie der Wissenschaften, die am Nordpole und unter der Linie die Figur der Erdkugel gemessen haben. Es ist Feuer genug, ja vielleicht zu viel darinnen, so gar, daß der Dichter dadurch auf falsche Gedanken verfällt. Z. E. Er sagt, die Hölle wäre bey dem Rufe von ihrer Reise erschrocken! Er sähe die alten griechischen Helden erscheinen, die das Ufer des alten Kolchis bewundert hätte. Darauf redt er die Argonauten, als Halbgötter der Griechen, den Castor, Pollux, Orpheus und Jason an, die das goldne Vließ aus Kolchis erobert haben, und sagt: daß sie sich ihrer Thaten schämen müßten, wenn sie die Verrichtungen unsrer großen Männer sähen. Sollte das wohl wahr seyn? Und haben denn die französischen Gelehrten, die nach Schweden und America gefahren sind, nachdem die Schiffarth lange im vollkommensten Stande gewesen, so viel Künste dazu nöthig gehabt, als da man das erste Kriegsschiff Argo zugerüstet, und sich ohne Compaß, ohne Seekarte und ohne erfahrnen Steuermann in eine vorhin ganz unbekannte, ja übelberüchtigte See gewaget? In Wahrheit, hierzu gehörte sehr viel und über-

überhaupt ist man zu undankbar gegen die ersten Erfinder und Vorgänger in allen Künsten und Wissenschaften, ohne welche wir vielleicht noch in der Barbarey sitzen würden. Meines Erachtens ist Thales, der die erste Sonnenfinsterniß vorher gesaget, ein größerer Mann, als Herr Maupertuis mit allen seinen Gehülfen, die die Figur der Erdkugel gemessen haben. Denn jener fand etwas, das sich vor ihm niemand hatte träumen lassen; diese aber nur etwas, das ihnen Hungen und Neuton, schon aus vernünftigen Gründen dargethan hatten. Die Franzosen machen doch aus allen ihren Kleinigkeiten sehr viel Wesens. Gleichwohl müssen sie gestehen, daß sie den größten Theil dieser Ehre den Deutschen und Engländern schuldig sind. Wir wissen nämlich itzo nichts mehr von der Figur der Erdkugel, als wir vor ihrer doppelten Reise gewußt haben. Allein sie wollten doch auch gern was dabey gethan haben!

Hierauf kommen allerley vermischte, verliebte, philosophische, vermischte, scherzhafte Poesien, an Comödiantinnen, Marquisinnen, Prinzen, Bischöfe, Herzoge und dergleichen Personen mehr. Die merkwürdigsten sind wohl an einen großen Monarchen in Deutschland gerichtet, der durch seinen Beyfall, schon als Kronprinz, unsern Dichter gar zu stolz gemacht hat. Diese Leidenschaft, wie es scheint, hat ihn auch getrieben, daß er nicht nur seine Briefe an diesen großen Prinzen, sondern auch die Antworten desselben hier mit eindrucken lassen; die er aus Bescheidenheit, auch bloß darum hätte unterdrücken sollen, weil sie zu viel Rühmliches von ihm sagen.

Mehr

Mehr erlaubet die Ehrfurcht, die man gekrönten Häuptern ſchuldig iſt, nicht zu ſagen: ſo viel aber iſt gewiß, daß Herr Voltaire von dem letztverſtorbenen Könige etwas zu frey und unbeſcheiden geurtheilet hat, zumal, da er an einen Sohn und Thronfolger deſſelben ſchrieb, der in den meiſten Stücken ſeines Vorgängers Grundſätze gebilliget und beybehalten hat. In vielen Stücken aber thut er ihm auch offenbar unrecht. Z. E. Wenn er den Hrn. Canzler Wolf in Halle ſo anredet:

Et toi, dont la vertu brilla perſecutée,
Toi, qui prouvas un Dieu, mais qu'on nommoit Athée,
Martyr de la raiſon, que l'envie en fureur
Chaſſa de ſon Pays par la main de l'Erreur,
Reviens, il n'eſt plus rien, qu'un Philoſophe craigne.
Socrate eſt ſur le Trone & la Verité regne.

So macht er eine Anmerkung, darinn er dem hochſel. Könige von Preußen die ganze Verbannung des Herrn Kanzlers Wolf zur Laſt legt, ſeine Wiedereinſetzung aber Sr. itztregierenden Königl. Maj ſtät allein zueignet. Wie aber? hat denn nicht ſchon König Friedrich Wilhelm das Unrecht eingeſehen, das dieſem großen Manne wiederfahren war? hat er ihn nicht ſchon etliche Jahre vor ſeinem Tode wieder in Halle gewünſchet, nachdem die zu Unterſuchung der Sachen niedergeſetzte Commißion ihn unſchuldig befunden hatte? Und würde nicht wirklich Herr Wolf wieder nach Halle gekommen ſeyn, wenn er dazumal ſeinen Erlaß in Marpurg erhalten, oder ihn, ohne ſich in den Verdacht der Undankbarkeit zu ſtürzen, hätte ſuchen können?

Bey den übrigen Stücken die dieser Band enthält, können wir uns nicht aufhalten, weil die meisten nur in Kleinigkeiten bestehen, dergleichen bey uns auch in sogenannten Hochzeit und Leichenversen vorkommen, wenn sie von guten Federn herrühren. Nur der Widerlegung des Herrn Professor Kahls in Göttingen, müssen wir mit ein paar Worten gedenken. Herr Voltaire hat es ihm übel genommen, daß er ihm so deutlich gewiesen, Neuton sey entweder gar kein Metaphysicus gewesen, oder müsse doch leibnitzen unendlich nachstehen. Darauf schreibt er nun eine Courte reponse, aux longs discours d'un Docteur Allemand. Den Namen seines Gegners, hat er aus Stolz oder Verdruß nicht nennen mögen. Genug, es ist ein deutscher Doctor. Was kann aber aus Nazareth gutes kommen? Und was antwortet er ihm denn? Dieses: die ganze Metaphysik sey ungewiß, und tauge nichts. Das ist nun zwar kurz, aber darum nicht gut geantwortet. Glaubte denn Herr Voltaire eben das, als er den Neuton durchaus zum Metaphysico machen wollte?

Hierauf folgen verschiedene prosaische Schriften. Z. E. Ein Brief von dem sogenannten französischen Esprit, ein Discours sur le Deisme, ein andrer sur les Contradictions de ce monde, und einer sur ce qu'on ne fait pas, & sur ce qu'on pourroit faire. Das Fragment eines Briefes von der Verderbniß der Schreibart unter den Franzosen, ist merkwürdig, und das Urtheil eines solchen Kenners als Herr Voltaire ist, vermehrt die Anzahl derer, die

unter

unter seinen Landesleuten schon vor ihm öffentlich so geurtheilet haben. Herr von Fontenelle selbst hat unlängst einem Reisenden, der ihn besuchet, vorhergesagt, daß in dreyßig Jahren eine völlige Barbarey in Frankreich seyn würde. Der Hauptfehler, den Herr Voltaire in der itzigen Schreibart seinen Landsleuten vorrücket, ist die Vermengung verschiedener Schreibarten in einer Schrift. Sonderlich tadelt er die Sucht, in allen ernsthaften Sachen possirlich, spaßhaft und pöbelhaft lustig zu schreiben; wovon er auch sehr lächerliche Exempel anführt. Uns dünkt, daß auch unsre junge Scribenten einestheils, mit eben dieser Sucht angesteckt sind, wenn sie bey den ernsthaftesten Materien Lustigmacher abgeben wollen. Sie mögen Mathematik, oder Philosophie, oder Historie, oder Theologie unter Händen haben, so guckt allemal ein Harlekin hervor.

Die Anschläge an einen gelehrten Tagebuchschreiber zeigen, daß Herr Voltaire ein Polyhistor seyn will. Denn er giebt Regeln, wie man philosophische, historische, tragische, und andere poetische Sachen, vermischte Anmerkungen aus der Litteratur, u. a. m. beschreiben und erzählen soll. Er kömmt auch auf die Schreibart, die sich für einen Verfasser von Monatschriften schicket, und verwirft mit gutem Grunde die Nachläßigkeit und Niederträchtigkeit des Ausdruckes, die Bayle in seinen Sachen eingeführet hat, und die unzähligen heutigen Franzosen ein Muster geworden zu seyn scheint. Sie bewundern nämlich ihren Bayle durchgehends. Auch wenn er pöbelhaft, schlüpfrig und unflätig schreibt, reden sie ihm das

Wort,

Wort, welches doch offenbare Schandflecken ſeiner Schriften ſind. Es iſt indeſſen doch gut, daß die deutſche Ueberſetzung des bayliſchen Wörterbuchs dieſe Mängel theils gemildert, theils durch beygefügte Anmerkungen, die Leſer davor gewarnet und verwahret hat.

Uebrigens muß man wiſſen, daß Herr Voltaire nicht nur mit Königen, und Prinzen, ſondern auch mit Cardinälen im Briefwechſel ſteht. Er hat die Sorgfalt gehabt, uns einen Brief vom Cardinal Fleury, und gar noch einen vom Cardinal Alberoni an ſich, mit drucken zu laſſen. In der nächſten Sammlung ſeiner neuſten Schriften, wird unfehlbar einer vom Pabſte an ihn befindlich ſeyn: der ihm vielleicht danken wird, daß er die ganze katholiſche Kirche für fanatiſch erkläret hat.

Zur Erläuterung des obigen, daß Herr Voltaire wünſchen muß, ſeine Trauerſpiele in Berlin aufgeführt zu ſehen, müſſen wir eine Stelle aus ſeinem Schreiben an den König auf der 387ſten Seite anführen, wo er ſo ſchreibt: Je connois quelques Acteurs tragiques, qui ne ſont pas ſans talens, & qui pourroient convenir à Votre Majeſté: *car je me flate, qu'Elle ne ſe bornera pas à des galimatias Italiens, & à des gambades françoiſes.* Le Heros aimera toujours le Theatre, qui repreſente les Heros. Puiſſiez vous, Sire, jouir bientôt de toutes ſortes de plaiſir, comme vous avez acquis toutes ſortes de gloire! Mich dünkt das heißt einem Monarchen ziemlich deutlich in die Augen geſagt, daß ſein Geſchmack an wälſchen Opern und franzöſiſchen Tänzern nichts taugt, und daß er ſich

franzöſiſche Tragödien muß vorſtellen laſſen, wenn er recht was Kluges ſehen will. So höflich gehen franzöſiſche Poeten mit gekrönten Häuptern um! Alle Voltairiſche Briefe von der Art, wimmeln von ſolchen Stellen.

Wir müſſen abbrechen, obgleich von der **Voltairomanie** noch etwas zu ſagen nöthig wäre. Herr Voltaire hat das Unglück gehabt, auch von Pasquillanten angegriffen zu werden, die die Welt einer Raſerey beſchuldiget haben, weil ſie ihn ſo ſehr vergöttert. Man hat den Abt des Fontaines im Verdachte, daß er der Urheber ſolcher Schmähſchrift geweſen: und der Vorwurf bringt ihm deſtomehr Schande, da Herr Voltaire ſein großer Wohlthäter geweſen, und ihn aus einem ſchimpflichen Gefängniſſe befreyet hat. Hier kann man die Beweiſe davon nach der Länge leſen. Man ſieht daraus, daß es in Frankreich eben ſo zugeht, wie bey uns, wo gleichfalls ein ſchändlicher Undank der Lohn erwieſener Wohlthaten zu ſeyn pflegt; zumal bey frühzeitigen Witzlingen, die ihre Lehrer, vor der Welt zu verkleinern ſuchen, damit ſie ſelbſt für größer angeſehen werden mögen.

Eben da wir ſchließen wollen, fällt uns ein neues Sinngedicht in die Hände, welches Herr Voltaire auf den tapfern Marſchall von Sachſen gemacht hat, bey Gelegenheit der neulichen Schlacht, da derſelbe die Franzoſen von einem augenſcheinlichen Verderben gerettet hat. Wir wollen es unſern Leſern mittheilen; weil es was ſeltnes iſt, daß ein Franzoſe einen Deutſchen lobt. Es heißt:

Aus

Aux Champs de Fontenoi, volez, accourez tous!
Voyez ce fier Saxon, *qu'on croit né parmi nous*,
Maurice, qui touchant à l'infernale rive,
Rappelle pour ſon Roi ſon ame fugitive,
Et qui demande à Mars, dont il a la valeur,
De vivre pour un jour, & de mourir vainqueur.
Conſervez, juſtes Cieux! ſes hautes deſtinées!
Pour Louis, & pour nous prolongez ſes années!

Wir wollen in dieſem Gedichte nicht mit Fleiß Fehler ſuchen, die wider den guten poetiſchen Ausdruck ſind: ſonſt würde die erſte Zeile ſchon Stoff dazu geben. Volez, ſagt vielmehr, als accourez; denn fliegen iſt ſchneller, als laufen: gleichwohl ſoll der Ausdruck an Stärke nicht abnehmen, ſondern wachſen; zugeſchweigen, daß man aus dieſen beyden Wörtern nicht ſieht, ob der Poet ſelbſt bey Fontenoi iſt, oder nicht; denn das eine heißt: Fliegt hin, und das andere lauft herzu! welches ſich offenbar widerſpricht. Wir wollen nur den ſchönen Ausdruck der andern Zeile anmerken, darinnen der Poet, dem Grafen von Sachſen die Ehre anthut, zu glauben, er ſey unter den Franzoſen gebohren. Wahrhaftig! es muß doch eine vortreffliche Sache ſeyn, in Frankreich gebohren zu ſeyn, da unter hunderttauſend Mann, die bey Dornick im Felde liegen, ja unter allen übrigen Marſchällen und Prinzen von Frankreich, kein einziger iſt, der ein Kriegsheer mit ſo vieler Klugheit und Tapferkeit zu führen weis, als ein deutſcher Graf; dem der König ſelbſt ſein Leben, und ſeine Ehre, vor allen ſeinen andern Feldherren anvertrauet hat! Aber ſo eitel iſt dieſes Volk, daß es ſich auch bey offenbarem Mangel an Verdienſten, auch darum ſchon groß ſchätzet, weil es auf ſeinem Lande gebohren iſt.

Wir erinnern uns hierbey noch eines deutlichern Ausdruckes, den ein gewiſſer andrer Franzoſe, nämlich der junge Marquis Broglio, bey dem vorigen Feldzuge, von eben dieſem großen Sächſiſchen Helden geſchrieben hatte: Le brave Comte de Saxe, qui lave ſi bien par ſa valeur, la honte, d'être né Allemand &c. d. i. Der wackere Graf von Sachſen, der ſich durch ſeine Tapferkeit ſo vortrefflich von dem Schandflecke reiniget, daß er ein gebohrner Deutſcher iſt. Wenn werden wir doch endlich die unerträgliche Eitelkeit dieſes Volkes wahrnehmen, und ihm ſeinen lächerlichen Hochmuth dämpfen lernen!

* *

III.

Love of Fame, the univerſal Paſſion, in ſeven characteriſtical Satires. The fourth Edition. London 1741.

D. i.

Die Liebe zum Ruhme, als die allgemeine Leidenſchaft, in ſieben Satiren vorgeſtellt. Vierte Auflage.

Der Herr Verfaſſer dieſer Gedichte, wählet einen ganz neuen Weg in der Satire. Er nimmt nicht, wie andere Satirenſchreiber, ſo wohl bey den Römern, als auch bey den Deutſchen und Franzoſen, vor ihm gethan, vielerley Laſter, oder

Fehler

Fehler vor: sondern bleibt in allen diesen Strafgedichten, allein bey dem Durste nach der Ehre stehen, und betrachtet selbigen bey allen Ständen und Lebensarten, ja bey beyden Geschlechtern, auf eine so glückliche als körnichte Art. Es wäre zu wünschen, daß unter unsern Landsleuten, irgend ein Liebhaber der satirischen Schreibart, diesem schönen Muster folgen und z. E. die Wollust, den Geiz, die Häucheley und andere dergleichen Laster, in ihren Quellen aufsuchen und bestrafen möchte. Können wir durch diesen Artikel auch nur einige Gelegenheit dazu geben; so wollen wir unsere Mühe für vollkommen belohnet halten.

Auf das Werk selbst zu kommen, so bezeuget der Herr Verfasser (der von einigen für den Herrn Glover gehalten wird, dem wir das Heldengedicht Leonidas zu danken haben,) zuförderst in der Vorrede, daß er gegen keine einzige Person, durch alle Charactere, die er beschreibt, die mindeste Feindschaft hege, und niemanden vorsetzlich gemeynet habe. Dieses zeigt ein redliches Herz an, dem es an der wahren Besserung der Leser, und nicht an Stillung eines unzeitigen Kützels gelegen ist. Er drücket sich hievon so aus: „Die allgemeine Aufführung der Menschen, „ist einem vernünftigen und tugendhaften Manne, „nichts minder als eine gleichgültige Sache. Nun „dünket mich, es sey am rathsamsten, dieselbe zu ver„lachen, und sie lächerlich vorzustellen. Denn die„ses verdrießt uns selbst weniger, und thut dem La„ster und der Thorheit den meisten Schaden; und „dieses deswegen, weil das, wornach die Menschen

„dadurch ſtreben, gemeiniglich die öffentliche Mey-
„nung und Hochachtung iſt. Dieſe Wahrheit iſt
„die Materie folgender Strafgedichte, und verbindet
„ſie mit einander, als ſo viele Zweige aus einer einzi-
„gen Wurzel. Dieſer Einheit hat ſich, wie mich
„dünkt, noch keine Sammlung von Satiren hiebevor
„befliſſen.

Er fället hierauf ſein Urtheil von verſchiedenen Satirenſchreibern und ſagt: „Die lachende Satire
„kömmt am glücklichſten fort. Die Welt iſt zu ſtolz,
„daß ſie einen ernſthaften Vormund lieben ſollte: und
„wenn ein Schriftſteller böſe wird, ſo geht insge-
„mein, wie in Geſellſchaften, das Gelächter über ihn
„her. Nur dieſe Art von Satiren hat etwas zärt-
„liches an ſich. Und dieſe Zärtlichkeit hat Horaz
„am beſten in ſeiner Gewalt gehabt. Er ſcheint lu-
„ſtig zu ſeyn, wenn er tadelt; und daher hat ſein Ta-
„del deſto mehr Gewicht, weil er aus der Urtheils-
„kraft und nicht aus Leidenſchaften zu entſpringen
„ſcheint. Juvenal iſt allemal zornig, er hat we-
„nig ſchätzbares an ſich, als ſeine Beredſamkeit und
„Sittenlehre; und dieſe letzte habe ich allemal vor Au-
„gen gehabt . . . Boileau hat dieſe beyden römi-
„ſchen Satirenſchreiber mit gutem Erfolge verbun-
„den; allein in ſeiner ſehr ernſthaften Satire über
„das Frauenzimmer, iſt er allzu juvenaliſch, da
„ſie doch eigentlich die luſtigſte von allen hätte ſeyn ſol-
„len . . . Einige ſatiriſche und witzige Köpfe la-
„chen, gleich ihrem Vater Lucian, über alles ohne
„Unterſcheid: welches einen ſolchen Mangel des Wi-
„tzes anzeigt, der nicht zugiebt, daß man eine Sache

zufrie-

„zufrieden lasse; und einen solchen Mangel der Tu-
„gend, der dieselbe gar einem Spaße nachsetzt. Sol-
„che Schriftsteller machen dem Laster und der Thor-
„heit, die sie bestreiten wollen, nur mehr Muth, in-
„dem sie dieselben mit bessern Dingen in eine Reihe
„stellen: und da sie sich bestreben, alles in Verach-
„tung zu bringen; wie können sie hoffen, daß nur
„allein ihre eigne Gaben entwischen sollen? Diesen
„Fehler begehen insonderheit einige französische Schrift-
„steller, wie auch einige von den unsrigen . . . .
„Daher kömmt es, daß der Ausdruck, ein Witzling,
„ein Vorwurf geworden ist.

So vernünftig und tugendhaft bezeugt sich unser Satirenschreiber in seiner Vorrede. Nunmehro wollen wir zu dem Werke selbst schreiten. In der ersten Satire, die an den Herzog von Dorset gerichtet ist, schreibt er, nach einer kurzen Vorrede, an denselben und an die satirische Muse:

Why slumbers *Pope*, who leads the tuneful train,
Nor hears that Virtue, which he loves, complain?
Donne, *Dorset*, *Dryden*, *Rochester* are dead,
And guilt's chief foe in *Addison* is fled;
Congreve, who crown'd with lawrels fairly won,
Sits smiling at the Goal, while others run,
He will not write! and (more provoking still)
Ye Gods! he will not write, and *Maevius* will!

D. i. „Warum schlummert Pope, der Anführer des
„singenden Chores? Warum höret er die Tugend,
„die er liebet, nicht klagen? Donne, Dorset, Dry-
den und Rochester sind todt, und des Verbrechens
„ärgster Feind ist im Addison entflohen. Con-
„greve, der mit Lorbern, die auf eine schöne Art

„erlangt worden ſind, gekrönet iſt, ſitzt lächelnd am „Ziele, indem die andern laufen. Er will nicht „ſchreiben, und (was noch ärger iſt!) Ihr Götter! „er will nicht ſchreiben; Mävius aber will.

Hierauf beſchreibt er, wie die Begierde nach Ruhm in allen Herzen regiere; wie der Stolze, um denſelben zu erlangen, ſich es ſauer werden laſſe; wie der Beſcheidene ihn fliehe, um ihn deſto gewiſſer zu erlangen; wie dieſe Begierde über Zepter und Thronen ſchwebe, und die mitternächtliche Lampe in den Studierſtuben ernähre; wie ſie bethe, predige, Proceſſe führe, in dem Senate rede, und auf Mummereyen lärme; des Tänzers Abſätzen und des Schriftſtellers Kopfe beyſtehe, und die Felder mit Bergen von Todten bedecke. Hierauf beſchreibt er den Stolz der Scheinheiligen, die mit demüthigem Stolze Buße thun, und viel verbrecheriſcher aus der Kirche heimkommen, als ſie hingegangen ſind. Er ſagt von ihnen endlich

(*They*) Pray to the *Gods*: but would have *Mortals* hear;
And when their ſins they ſet ſincerely down,
They'll find that their *Religion* has been *one*.

D. i. „Sie bethen zu Gott, allein ſie möchten gern „von Menſchen gehört werden. Und wenn ſie ihre „Sünden getreulich aufzeichnen ſollten; ſo würden „ſie finden, daß ſelbſt ihre Religion eine mit ſey.

Hierauf nimmt er die Ruhmbegierde der Gelehrten, und der Sprachrichter vor, die mit vielen Noten pralen wollen. Und nachdem er dieſes alles beyläufig berührt hat, ſo fängt er eigentlich die Abhandlung ſeiner Materie an. Es heißt:

Begin.

Begin! Who firſt the *Catalogue* ſhall grace?
To *Quality* belongs the higheſt place.
My Lord comes forward: forward let him come!
Ye Vulgar! at Your peril give him room!
He ſtands for *Fame* on his Foreſather's feet,
By Heraldry prov'd *valiant*, or *diſcreet*. . . .
If Virtu's at his noble hands You crave;
You bid him raiſe his Father's from the grave.

D. i. „Fange an! Wer ſoll zuerſt dieß Verzeichniß „zieren? Dem hohen Stande kömmt wohl der ober„ſte Platz zu. Mylord kömmt hervor: er komme „denn vorwärts! Du Pöbel! mache ihm, auf deine „eigene Gefahr, Platz. Des Ruhmes wegen ſteht „er zu den Füſſen ſeiner Vorväter; die Wapenkunſt „beweiſt, daß er tapfer oder verſtändig ſey. . . . „Fordert man Tugenden an ſeinen edlen Seiten; ſo „befiehlt man ihm ſeine Ahnherren aus dem Grabe „zu holen„. Und gleich darauf kömmt dieſe ſchöne Stelle.

Let high Birth triumph! What can be more great?
Nothing - but Virtue in a low eſtate.
To Virtue's humbleſt Son let none prefer,
Vice, tho' deſcended from the *Conqueror*.
Shall *men*, like *figures*, paſs for high, or baſe,
Slight, or important, only by their place?
Titles are marks of *boneſt* Men, and *wiſe*:
The Fool, or Knave, that wears a Title, *lies*.

D. i. „Die hohe Geburt prale nur! Was kann wohl „größers ſeyn? Nichts, als die Tugend im niedern „Stande. Es ziehe ja niemand dem geringſten „Sohne der Tugend das Laſter vor: und ſollte es „auch vom Eroberer (Wilhelm Conqueſtor) ab„ſtammen. Wie? ſollen denn die Menſchen, gleich „den Bildſeulen, für hoch oder niedrig, für ſchlecht,

„oder wichtig, nur des Platzes wegen, angesehen „werden? Die Titel sind Kennzeichen ehrlicher und „weiser Leute, und der Narr oder Geck, welcher einen „Titel führet, lüget.

Hierauf nimmt er die Thorheit derer Großen vor, die ihr Geld im Bauen verschwenden, um einen Ort zu haben, aus welchem sie Schulden halber, flüchtig werden können. Von diesen schreitet er zu der eingeschränkteren Ehrsucht eines **Pygmalion**, der nicht in Paläste, sondern in Bildseulen vergafft ist. Die Pachter kommen und begehren, er soll seine **Venus** in Gold verwandeln; er aber sagt, er wollte lieber im Gefängnisse verrotten, als die griechischen Künste für eine engländische Bürgschaft verpfänden: und hierauf sagt der Dichter:

> Such *Heads* might make their very *Busto's laugh*,
> His Daughter *starves*, but *Cleopatra's safe*.

D. i. „Ueber solche Köpfe möchten so gar ihre eigne „Brustbilder lachen. Seine Tochter verhungert; „aber **Cleopatra** (ein berühmtes Schnitzbild) ist in „gutem Stande.

Von hier wendet er sich zum Gedränge des Hofes und betrachtet den Stolz zweener Lords, deren einer eben gefallen und der andere in Gnade gekommen ist. Er bewundert die Unparteylichkeit des Ehrgeizes der den Menschen im Glücke umgiebt, und auch im Unglücke nicht verläßt. Er betrachtet die betrüglichen Gesichter, die man an solchen Personen bemerkt, und wie sie mit einer ängstlichen Sorgfalt sich bemühen, lustig zu scheinen. Ein Geck lächelt den andern an, und beyde ertragen, mit einer mehr als stoischen Gelassen-

lassenheit, die Ergetzungen des Hofes, ohne einen einzigen Seufzer dabey zu thun. Er wünscht sich endlich ein eingezogenes Leben, fern von dem wohlgesitteten Hasse und der sklavischen Hoheit, und beschließt diese erste Satire endlich so:

Here breathe my Muse! and than thy task renew,
Ten thousand fools unsung are still in view. &c.

D. i. „Hier erhole dich einmal, o Muse! und dann „fange dein Werk wieder von neuem an. Denn es „zeigen sich noch viele tausend Narren, die noch nicht „besungen sind.

Die zweyte Satire fängt mit einer Ermunterung an seine Muse an. Ihre Feinde, sagt er, wären alle Freunde des Lasters und der Thorheit, und wenn dieses wäre, so sey es sehr boshaft, den Zorn zu unterdrücken. Würden indessen seine Verse irgend eine edlere Feder reizen; so wolle er sich über jeder Zeile freuen, die er nicht geschrieben hätte. Er fängt hierauf an, die heftigen Liebhaber der Jagd und der Blumen vorzunehmen. „Warum wird die Erde „fruchtbar? Warum zerfließt der schöne Frühlings„Himmel? Warum scheint die Sonne? Damit „Paul Diak! (eine gewisse Tulpe) hervor treiben „könne„. Von diesen kömmt er auf diejenigen, so mit schönen Büchern stolziren, und den Epictet z. E. dem Bande nach, zu einem rechten Stutzer machen. Ihre Bücher sagt er, sind ein bloßer Hausrath, und Tonson (ein Verleger in London) müsse ein Tapezierer werden, um mit den vergüldeten Bänden die Zimmer solcher Büchergecken aufzuputzen. Hierauf heißt es:

Not

Not in his Authors' *liveries* alone
Is *Codrus'* erudite ambition ſhown.
Editions various, at high prices bought
Inform the world what *Codrus* would be *thought*.
And to this coſt, another muſt ſucceed,
To pay a Sage, who ſays that he can *read*,
Who *Titles* knows, and *Indexes* has ſeen;
But leaves to -- what lies between,
Of pompous books who ſhuns the proud expence,
And humbly is contented with their *ſenſe*.

D. i. „Doch Codrus zeigt ſeinen gelehrten Stolz „nicht allein in der äußern Livrey ſeiner Schriftſtel„ler. Nein die verſchiedenen theuer erkauften Aus„gaben, müſſen die Welt noch lehren, wofür Co„drus angeſehen ſeyn will. Und auf dieſe Koſten „folgen noch andere: Man muß auch einen Gelehrten „bezahlen, welcher ſagt, daß er leſen kann; welcher „die Titel weis und Regiſter geſehen hat: dem „= = aber überläßt, zu wiſſen was dazwiſchen ſteht. „Dem = = welcher die ſtolzen Koſten prächtiger Bü„cher ſcheut und ganz demüthig mit ihrem Inhalte „zufrieden iſt". Er ſcheint mit den letzten drey Zeilen auf einen gewiſſen Gelehrten zu zielen, an den er noch ſechs andere voller Höflichkeit, richtet. Von hier wendet er ſich zu denen, die ihre Ehre in witzigen und ſtachlichten Ausdrücken ſuchen. Dieſe Stelle iſt ſo ſchön, daß wir ſie ganz herſetzen müſſen.

What? tho' *wit* tickles! Tickling is unſafe,
If ſtill' tis *painfull* while it makes us *laugh*.
Who, for the poor renown of beeing *ſmart*,
Would leave a ſting within a Brother's heart?
Parts may be prais'd, *good-nature* is ador'd;
Then draw Your *wit* as ſeldom as Your *ſword:*
And never on the *weak*; or You'll appear
As *there* no Hero, no great Genius *here* . . . .
The fame Men give is for the *joy* they find:
Dull is the jeſter, when the joke's *unkind*. D. i.

D. i. „Ungeachtet der Witz kützelt: so ist das Kützeln doch nicht gesund: indem es uns auch dann, „wenn es uns zu lachen macht, beschwerlich fällt. „Wer würde doch wohl, für den armseligen Ruhm, „daß er beißend sey, einen Stachel in seines Bruders Herz hinterlassen wollen? Die Geschicklichkeit „kann zwar gelobet werden! ein gutes Herz aber „wird verehret. Gebrauche dich daher deines Witzes „so selten als deines Schwertes, und niemals gegen einen Schwachen; sonst wirst du, weil dort „kein Held ist, auch kein großer Geist zu seyn scheinen. Der Ruhm, den die Leute ertheilen, ist für „das Vergnügen, so sie empfinden: der Scherzende ist aber dumm, wenn der Scherz unfreundlich ist". Vielleicht wären Partridge, Philippi und Sievers, noch diese Stunde unbekannte Namen, wenn alle Liebhaber des Spottes eine so billige Vernunft hätten brauchen wollen.

Hierauf nimmt er diejenigen seichten Köpfe vor, die sich ein sehr tiefsinniges Ansehen geben, und thun, als ob sie die wichtigsten Wahrheiten und größten Geschäffte überlegten. Er vergleicht dieselben mit den geringern Krämern, die das Bild eines großen Helden vor einem Laden aushängen, darinnen Stecknadeln verkauft werden.

Er wendet sich zu den Stutzern, und erzählt wie der junge Florello unlängst auf Whites Caffeehaus ganz verstört und verwirrt gewesen wäre. Der Muth wäre ihm ganz entfallen gewesen; denn er hätte ein einfaches Kleid angehabt. Den folgenden Tag wäre seine Brust wieder zu ihrem gewohnten Frie-

den

den gelanget; denn sein Geist hätte sich durch eine silberne Tresse wieder erholet gehabt. Ein besonderer Künstler, der mit angenehmen Arbeiten beschäfftigt zu seyn gewohnt wäre, hätte mit Kämmen, und wohlriechenden Oelen, entweder von ungefähr oder durch den Beystand eines Gottes, seine Locken dermaßen berühret, daß seine Seele ganz lebhaft geworden wäre. Seine goldene Uhr hätte ihm, gleich einem guten Gewissen, ob sie gleich im verborgenen gelegen, eine innerliche Zufriedenheit eingeflößt. u. s. w.

Von diesem gezierten artigen **Stutzer**, kömmt er auf den schmutzigen **Morosus**, der ungemein beschämt ist, wofern man ihn in weißer Wäsche, oder in einer ordentlichen Perrücke antrifft. Seine Kleider scheuen keine Flecken, und werden, gleich den Leoparden, eben darnach geschätzt. Er trägt einen berühmten Oberrock, der vor diesem einmal blau gewesen, und sein Fuß schwimmt in einem weitläuftigen Schuhe. ꝛc.

Endlich kömmt er auch auf sich selbst, und bekennet, er mache es wie die schlechten Hausväter, die auswärts guten Rath ertheilen und auf ihr Hauswesen nicht sehen. Ihn treibe gleichfalls ein heimlicher Trieb nach Ehre zum Schreiben, und das Mittel was er darzu erwählte, wäre nicht das rechte: Er fienge zu spät an, Verse zu machen, und sey dem Tode in dieser Zeile schon näher, als er ihm in der vorgehenden gewesen. Hiermit endet sich die zweyte Satire.

Die dritte Satire, welche dem Herren Dodington gewidmet ist, fängt sich mit einer kleinen Vor-

Vorrede an denſelben an, worauf eine Beſchwerde über das in Verfall gerathende England folget. „Wenn hat es, heißt es, Brittanien jemals ſo ſehr „an ſchönen Muſtern gefehlet? Seine Gelehrſamkeit und Fähigkeit nehmen zugleich ab; ſein Alter „iſt finſter und hinfällig, und, als wenn die Menſchen anjetzt von ganz andrer Art wären: ſo leben wir „bloß von dem Allmoſen verfloſſener Jahrhunderte“. Hierauf heißt es:

„*Your Work is long!* the *Critics* cry: 'tis true:
And lengthens ſtill, to take in Fools like You.
Shorten my Labour, if its length You blame,
For, grow but wiſe, You rob me of my game.
As hunted *hogs*, who, while the dogs purſue
Renounce their four legs, and ſtart up on two.

D. i. „Deine Arbeit iſt lang! ſchreyen die Criti„ci. Es iſt wahr; und ſie wird noch immer länger, „um ſolche Narren einzuſchließen, als ihr ſeyd. „Verkürzt nur mein Werk, wofern ihr deſſen Länge „ſcheltet. Werdet nur weiſe; ſo werdet ihr mir mein „Spiel rauben. So wie die gejagten Eber, denen „die Hunde nachſetzen, ihren vier Beinen entſagen, „und ſich auf zweyen aufrichten“.

Er verſpricht, ſich an ihr Schnauben nicht zu kehren, und tröſtet alle, die von dieſer unſeligen Art von Kunſtrichtern angebellet werden, folgendergeſtalt:

For what ambitious fools are more to blame
Than thoſe, who *thunder* in the *Critic's* name?
Good Authors damn'd, have their revenge in *this*
To ſee what *wretches* gain the praiſe they miſs.

D. i. „Denn was für ehrſüchtige Thoren ſind wohl „ſtrafbarer, als diejenigen, welche unter dem Na-

„men

„men der Kunſtrichter donnern? Gute Schriftſtel„ler, die man verurtheilet, werden dadurch gerä„chet, daß ſie ſehen, was für Elende dasjenige „Lob erhalten, was man ihnen entzieht“. Er geht weiter und ſagt:

One judges as the *Weather* dictates, right
The poem is at Noon, and wrong at night; - - -
Another judges by the Writer's *look*:
Another judges, *for he bought the book.*
Some judge, their knak of *judging-wrong* to keep;
Some judge, becauſe it is too ſoon to *ſleep.*
Thus all will judge, and with one ſingle aim
To gain themſelves, not give the Writer, Fame - - -
None are at leiſure others to *reward:*
They ſcarce will *damn*, but out of *ſelf-regard.*

D. i. „Einige urtheilen, wie es das Wetter an die „Hand giebt; zu Mittage iſt der Vers gut, auf „den Abend iſt er ſchlecht. Ein andrer urtheilet „nach dem Geſichte des Schriftſtellers. Ein andrer „urtheilet, weil er das Buch gekaufet hat. Einige „urtheilen, um ihre Geſchicklichkeit, ſchlecht zu urthei„len, beyzubehalten. Einige urtheilen, weil es noch „zu früh iſt, zu ſchlafen. Auf ſolche Art will ein „jeder urtheilen, und alle haben einerley Endzweck; „nämlich, ſelbſt Ruhm zu erlangen; nicht aber den „Schriftſteller berühmt zu machen. . . keiner hat „Zeit, andere zu belohnen: Sie verurtheilen faſt „nicht einmal anders als aus Selbſtliebe“. Man ſollte faſt denken, dieſe Zeilen wären in Deutſchland geſchrieben: nur, daß unter den Urſachen zum Urtheilen, noch der Hunger und Durſt vergeſſen ſind. Es iſt uns indeſſen lieb, dergleichen Kunſtrich-

richtern allhier zu zeigen, was ein so verständiger Mann, als unser Dichter ist, von ihnen denkt.

Hierauf macht er diejenigen lächerlich, die, wie er sagt, den Weg nach Ehre im Essen suchen:

- And *eat* their Way to Fame - - - -

Mit ängstlichem Ueberlegen wird die Butte dem Lachse vorgezogen. Der December soll die Früchte des Mayes schaffen. Die verschiedene Sorge dieser Leckermäuler ist im Hauptzwecke eins: das große Hauptgeschäffte ihres Lebens ist, Essen.

Diesen folget ein närrischer Cottil, der mit allen Großen bekannt seyn will. Er winkt einem Pair freundlich zu, dessen Namen er kaum kennet. Die Augen einer gewissen vornehmen Dame, haben Narren ermordet, die sie nie gesehen hat. Der zerstreute Brabantio strebt auch nach Ehre, er übt sich in Verbeugungen, und besinnt sich nicht auf seines eignen Bruders Namen. Seine Worte und Gedanken sind in eine richtige Unordnung gesetzt, und er hält ein Pro Memoria zum vergessen. Der lustige Tityrus birst schon fast vor Lachen, noch ehe er den Spaß gehöret hat; und warum sollte er auch so lange warten? Denn wenn man ihm den Streich erzählet haben wird: so werden seine Zähne nicht weißer seyn, als zuvor.

Is there of *these*, Ye Fair! so great a dearth
That You need purchase *Monkeys* for Your mirth?

D. i. Sind denn dergleichen (Becken) ihr Schönen! „so selten, daß ihr zu eurer Lust nach Affen oder Meer„katzen kaufen müßt?

Vincenna weis wohl, daß Selbſtlob Schande nach ſich zieht, daher ſtrebt er durch Ränke nach Ruhm. Es iſt mein Fehler, ſagt er, mich in Kleinigkeiten zu irren. Es verſteht ſich, daß man ihm antworten muß: E. G. ſind deſto richtiger in großen Dingen. Meine Schreibart, ſagt er, iſt rauh und voller Fehler. Ey! heißt es, aber wie klug und körnicht in Gedanken iſt ſie nicht! Er muß geſtehen, daß ihm die Kenntniß der Algebra fehlet. Aber, antwortet man, kein Heldenmuth unſer Kriegsheer zum Siege zu helfen. Ja freylich, ſpricht er, da erinnert ihr mich was! Ich geſtehe, es war unſinnig, da mirs von tauſenden widerrathen ward, den nicht zu hoffenden und übel überlegten Anfall zu wagen. Ein jeder ſchrie, es wäre tollkühn; und ich leugne es nicht: kein Thor hatt jemals den Tod mehr verdient als ich. u. ſ. w. Der Dichter räth dieſem Thoren, ſich von Hofe fort zu machen, weil man da eben nicht ſehr auf Verdienſte zu ſehen pflegt.

'Tis true, great fortunes ſome *great Men* conferr;
But often ev'n in doing *right*, they *err*.
From *caprice*, not from *choice*, their favours come:
They *give*, but think it *toil*, to know to *whome*.

D. i. „Es iſt wahr, die Großen ertheilen zuweilen „große Güter; allein oftmals irren ſie ſich, auch in„dem ſie recht thun. Ihre Gutthaten entſpringen „aus dem Eigenſinne, und nicht aus einer Wahl. „Sie geben wohl; aber zu wiſſen, wem? das wäre eine Laſt.

Hier-

Hierauf kömmt er auf die Liebe zu den Opern, und sagt:

Italian Musik's sweet; because 'tis *dear*
Their *Vanity* is tickled no their *ear*.
Their Tastes would lessen, if the prices fell;
And *Shakespear's* wretched stuff do quite as well.
Away the disinchanted fair would throng,
And own, that *English* is their *Mother-tongue*.

D. i. „Die italienische Musik ist angenehm: denn „sie ist theuer. Ihre (der Schönen) Eitelkeit „wird gekützelt und nicht ihre Ohren. Sollte nur „der Preis fallen: so würde auch der Geschmack ab„nehmen und Schackespears elende Sachen würden „eben so viel ausrichten. Die unbezauberten Schö„nen würden sich heraus drängen und gestehen, daß „das Englische ihre Muttersprache sey".

Er sagt von dieser Sache noch: um zu zeigen wie sehr unser nordischer Geschmack sich bessere: so übertreffen die von auswärts eingeführten Nymphen bereits die Gemahlinnen unserer Pairs. Der Handelsmann verhungert; aber diese Philomelen sind munter: denn großmüthige Lords, die schenken lieber als sie bezahlen.

Hierauf wendet er sich noch zu dem Lächerlichen der Mummereyen, und beschließt diese Satire mit einer kurzen Schlußrede, an den Herren Dodington.

Die vierdte Satire ist an den Herrn Spencer Compton gerichtet und beschreibt bald anfangs den milzsüchtigen Chremes der für das eitele Gehalt des Nachruhms, seinen Dienst dem Staate und der Krone widmet. Er weis alle Anschläge, und ungeachtet Brittanien undankbar ist! so liebt dieser Patriot dasselbe

dennoch. Allein die Patrioten ſind mancherley. Einige vergießen ihr Blut fürs Vaterland! dieſer trinkt ſeinen Caffee für das gemeine Beſte. Dieſen heiligen Dampf zieht er zu rathe, und dann ſieht er die Stürme und den Sonnenſchein im voraus, den die Vorſehung beſchloſſen hat.

What makes *him* model Realms and counſel Kings?
An incapacity for ſmaller things.
Poor *Chremes* can't conduct his *own eſtate*;
And thence has undertaken *Europ's fate.*

D.i. „Was bewegt ihn doch Königreiche umzuſchmel„zen und Königen zu rathen? Eine Unfähigkeit zu „geringern Dingen. Der arme Chremes kann ſein „eigen Hausweſen nicht verwalten: daher hat er „das Schickſal von ganz Europa übernommen".

Gelzemo, ein andrer Thor, löſet dieſen ab. Derſelbe ſtrebet noch nach höhern Dingen als Chremes.

To raiſe a *Name*, th'ambitious Boy has got
At once a *Bible*, and a *Shoulder-knot.*
Deep in the ſecret he looks thro' the whole
And pities the dull rogue that *ſaves his ſoul.*
To talk with reverence you muſt take good heed;
Nor ſhock his *tender reaſon* with the *creed.*
How-e'er *well-bred*, in publick he *complies*:
Obliging freinds alone with *Blaſphemies.*

D.i. „Um ſich einen Namen zu machen, ſo hat „der ehrſüchtige Knabe, ſich auf einmal eine Bibel „und ein Achſelband gekauft. Er ſieht das Ge„heimniß, und alles überhaupt recht ein, und hat ein „Mitleiden mit dem armen Tölpel der ſeine Seele „errettet. Man muß recht ehrerbiethig mit ihm

reden

„reden und ſeine zärtliche Vernunft nicht mit dem „Glauben beleidigen. Gleichwohl, da er auch „wohl erzogen iſt, ſo macht er öffentlich alles mit; „und macht ſich nur allein ſeine Freunde, durch Got„tesläſterungen verbindlich“. Dieſe Beſchreibung iſt ſo ſchön, als viele Originale ſie auch bey uns hat. Folgende Zeilen aber müſſen wir ihrer Gründlichkeit wegen herſetzen:

Health chiefly keeps an *Atheiſt* in the dark.
A *Fever* argues better than a *Clark*.
Let but the *Logick* in his *Pulſe* decay,
The *Grecian* he'll renounce and learn to *pray*.
While *C.* mourns with an unfeigned zeal,
Th'apoſtate Youth, who reaſon'd *once* ſo well.
C. who makes ſo merry with the Creed;
He almoſt thinks he *diſbelieves* indeed
But only thinks ſo: to give *both* their due
Satan, and *he*, believe and tremble too.
Of Fame for Glory, ſuch the boundleſs rage
That they' re the *blackeſt ſcandal* of their Age.

D. i. „Die Geſundheit iſt das hauptſächlichſte was „einen Gottesleugner in der Finſterniß erhält. Ein „Fieber macht viel ſtärkere Schlüſſe, als ein Geiſt„licher. Die Logik ſeines Pulſes gerathe nur in „Abnahme; ſo wird er bald Grecians * abſagen „und bethen lernen. Sieht man doch den C . . . „mit unverſtelltem Eifer, den abgefallenen Jüngling „bedauren, der ehedem ſo trefflich reden konnte. „C . . der ſich über den Glauben ſo luſtig macht, „daß er auch ſchon denkt; er glaube in der That „nichts. Allein er denkt es auch nur; denn, damit

* Dieſes iſt ein berühmtes Caffeehaus in London, wo ſich ſonderlich die ärgſten Freygeiſter und Gottesleugner einzufinden pflegen.

„beyden ihr Recht geſchehe! ſo glauben Satan und „er, und zittern noch dazu. Aus dem Durſte nach „Ruhme raſen dieſe Zügelloſen dergeſtalt, daß ſie „der ſchwärzeſte Schandfleck ihrer Zeit ſind“.

Narciſſus ſchimpft auf dieſe hölliſche Rotte: einen Freymäurer neñet er nicht ohne Schrecken. Der Neid ſelbſt kann ihm nicht nachſagen, daß er ſeit vielen Jahren die Kirche, und die Schauſpiele verſäumet hätte. Er macht zwar kein großes Aufſehen im Parlemente! aber er bezahlet ſeine Schulden und Beſuche richtig. Sein Character und ſeine Handſchuh ſind allemal rein. Er leiht der Stadt ſein ſchönes Geſicht zur Zierde, an allen öffentlichen Orten. Er kömmt zu den Verſammlungen ſo gewiß als die Karten. Wenn das Lomber ruft, ſo ſind ſein Herz und ſeine Hände frey, und wenn Zweene beyſammen ſind; ſo unterläßt er nicht die Zahl drey voll zu machen

Narciſſus is the Glory of his Race:
For who does *nothing* with a better grace?

D. i. „Narciſſus iſt die Ehre ſeines Geſchlechtes. „Denn wer thut wohl mit einer beſſern Art nichts“?

Dieſem wird ein andrer entgegen geſtellt, der aus Ehrſucht ein Sonderling und Grillenfänger iſt. Er nennt ihn den theuren Gegenfüßler des menſchlichen Geſchlechts. An den Geburtstägen kleidet er ſich ſchlecht an. Den Klugen nennet er dumm; den Dummen, klug. Die Ströme laufen ſeiner Meynung nach von Natur zurück, die Steine rollen hinan, die Flammen lodern hinunter, u. ſ. w. Er ſchläft des Tages, und wachet des Nachts. Er

errö-

erröthet, wofern man ihn ertappet, daß er recht thut. Hier heißt es:

Nothing exceeds in ridicule, no doubt,
A *Fop* in *faſhion*, but a Fool that's *out*.
His Paſſion for Abſurdity's ſo ſtrong,
He cannot bear a Rival in the wrong.
Tho' wrong the mode, comply! more ſenſe is ſhewn
In wearing *other's* follies, than Your *own*.
If, what is *out* of faſhion muſt You prize,
Methinks You ſhould endeavour to be *wiſe*.

D. i. „Wahrlich! nichts übertrifft einen modiſchen „Gecken an Lächerlichkeit ſo ſehr, als ein altfränki„ſcher Geck. Seine Neigung zur Ungereimtheit „iſt ſo groß, daß er auch ſeinen Nebenbuhler nicht „einmal kann unrecht thun laſſen. Geſetzt die Mo„de ſey nun närriſch: ſo bequeme man ſich ihr doch. „Man zeigt allemal mehr Vernunft, wenn man „anderer Leute Thorheiten erträgt, als wenn man ſei„ne eigene duldet. Wenn euch ja das, was unge„wöhnlich iſt, ſo ſehr gefällt: ſo ſolltet ihr euch doch „beſtreben klug zu ſeyn".

Hierauf kömmt die Reihe an den Liebhaber der alten Ueberbleibſel, z. E.

des bunten Rocks, den Joſeph nie getragen.
-- *Painted coat*, which Joſeph *never* wore.

Die er gleichfalls nach allen ihren Arten ſehr ſcharfſinnig durchgeht, und von dieſen wendet er ſich zu dem höfiſchen Lico, der bey dem Aufſtehen aller großen Herren zugegen ſeyn muß. Mylord gehe wohin er wolle, ſo ſind gewiß ſein Schatten und Lico hinter ihm: oder er hält ſich, wie der Morgenthau, nahe an deſſen Elbogen. Allein nachdem ſie beyderſeits mehr als ſieben Jahre mit einander herum getanzet

haben, ſo iſt das däniſche Windſpiel mit Sr. Gnaden bekannter als Lico.

Von hier kömmt er auf

The *writing tribe*, who ſhameleſs *auctions* hold
Of *praiſe*, by inch of candle to be ſold
All Men they flatter, but themſelves the moſt
With *deathleſs fame*, their everlaſting boaſt . . .
'Till ſome God whiſpers in his tingling ear:
That fame's unwholeſome taken whithout *meat*,
And life is beſt ſuſtain'd by what is *eat*.
Grown *lean* and *wiſe*, he curſes what he writ,
And wiſhes, all his wants were in his *wit*.

D. i. „Die Zunft der Schreiber, welche ſonder „Scheu einen Ausruf von Lob hält, das man durch „etliche Ellen Licht erkauft. Dieſe ſchmäucheln einem „jeden, ſich ſelbſt aber am meiſten, mit einem im„merwährenden Nachruhme, womit ſie beſtändig „pralen. . . . Bis irgend ein Gott ihnen in das „gällende Ohr ziſchet: daß der Ruhm ungeſund ſey, „wenn er ohne Eſſen eingenommen wird; und daß „das Leben am beſten, durch das was man ißt, er„halten werde. Wenn ſie denn nun endlich hager „und klug geworden ſind, ſo verfluchen ſie was „ſie geſchrieben, und wünſchen, daß alle ihr Man„gel in ihrem Witze, ſtecken möchte".

Er fällt hierauf auf die Nichtigkeit eines ſolchen Gutes, als der Ruhm iſt, in deſſen Beſitz man erſt nach dem Tode kömmt; und bewundert die Verſchlagenheit des Buchführers Lintot, der ſeine Autores Hungers ſterben läßt; damit nur ihre Schriften deſto beſſer abgehen mögen:

This truth ſagacious *Lintot* knows ſo well,
He *ſtarves* his Authors, that their Works may *ſell*.

Endlich

Endlich beschließt er diese Satire mit noch etlichen schönen und feinen Einfällen über allerley Thorheiten des Ehrgeizes und darauf nimmt er in der 5. 6. u. 7. Satire die **Ruhmsicht des Frauenzimmers** vor, von welchen Stücken wir allhier, wegen Enge des Raumes nichts ferners sagen können; als daß wir vielleicht künftig einmal einen Auszug davon machen möchten. So viel kann man überhaupt versichern, daß auch dieselben sich in gleichem Feuer und in einerley Schönheit und Neuigkeit der Einfälle erhalten. Wie wir denn überhaupt die Deutlichkeit und ungezwungene Schreibart dieses Strafdichters loben, insonderheit aber diejenige Tugend an ihm preisen müssen, welche bey seinen meisten Landsleuten so selten zu finden ist, nämlich die genaue Beobachtung des Wohlstandes und der Ehrbarkeit; wider welche er fast auf keiner Stelle in diesen sieben Gedichten verstoßen hat. Doch vielleicht höret die engländische Nation auf in eben der Zeit unfläthig zu schreiben, da unter unsern Landsleuten viele Dichter ihren Ruhm in zweydeutigen, schmutzigen, oder wie sie es nennen, schalkhaften Gedichten, zu suchen anfangen, und auch bey einigen Liebhabern solcher Schriften, denselben glücklich erlangen.

* *

IV.

Vorläufige Nachricht von dem Collegio Carolino zu Braunschweig *.

Vernünftige haben schon längst die Anmerkung gemacht, daß das gemeine Wesen von der grosten Anzahl der Gelehrten, die es ernähret, den Nutzen nicht empfinde, den es mit Recht davon erwarten könnte. Denn was ist unter allen natürlichen Mitteln geschickter, den Verstand und die Sitten der Menschen zu verbessern, und die Erkenntniß der Wahrheit und des Guten allgemein zu machen, als die Wissenschaften? Wo sollte man also unter den Gelehrten einen bessern Geschmack, und in allen Ständen einen größern Flor vermuthen, als zu unsern Zeiten, da alle Theile der menschlichen Erkenntniß mit so vielem Eifer untersucht werden; da alle Länder mit hohen und niedrigen Schulen versehen,

* Dieses vortreffliche Stück, welches eine Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Braunschweig höchstrühmliche Anstalt beschreibet, ist werth, von Wort zu Wort auch von uns der Welt mitgetheilet zu werden. Alles was nur zu Beförderung des guten Geschmacks in den freyen Künsten, ja der gesunden Vernunft und wahren Religion, und überhaupt der Wohlfahrt eines Landes, bey der Jugend gewünschet werden kann, wird durch eine solche Pflanzschule der Jugend aufs vollkommenste bewerkstelliget werden. Und was kann man nicht hoffen, wenn theils solche Männer, als die Aufsicht darüber führen, theils in dieser Schrift die Feder geführet, ihre Einsicht und Aufmerksamkeit dabey brauchen werden?

hen und angefüllet; und die Schulen wiederum mit ſo vielen geſchickten Männern beſetzt ſind, die alle Jahre eine neue Menge junger Leute zu den ſchönſten und nützlichſten Wiſſenſchaften anführen. Und dennoch muß man bekennen, daß die Welt ein ſehr gegründetes Recht habe, weit reifere und vollkommenere Früchte ſich davon zu verſprechen, als ſie bis itzo noch genießet.

Die öffentlichen Schulen haben das Unglück gehabt, am meiſten darüber in Verdacht zu kommen: und viele ſind der Meynung, daß die Lehrart, die in denſelben üblich iſt, für den vornehmſten Grund des ganzen Uebels zu halten ſey. Nun iſt zwar nicht zu leugnen, daß die Lehrart, wornach die Jugend in den öffentlichen Schulen unterrichtet zu werden pflegt, noch in vielen Stücken einer Verbeſſerung bedürfe; und die Mittel, die einige Gelehrte dazu vorgeſchlagen, werden allezeit den rühmlichſten Beweis von ihrer groſſen Einſicht ſeyn, und einen unausbleiblichen Nutzen ſchaffen. Aber man würde vergeblich auf die Erfüllung hoffen, wenn man glaubte, mit einer verbeſſerten Lehrart das ganze Uebel gehoben zu haben.

Unter denen verſchiedenen Urſachen, die man davon anführen könnte, befinden ſich vornehmlich zwo, die als die vornehmſten davon anzuſehen aber auch mit der eigentlichen Einrichtung der Schulen ſelbſt ſo genau verknüpft ſind, daß alle Geſchicklichkeit der Lehrer nicht vermögend iſt, ſie völlig zu heben: ſo lange der Landesherr nicht ſelbſt den Bemühungen, ſie zu verbeſſern, den nöthigen Nachdruck giebt.

Die

Die erſte Urſache iſt unſers Bedünkens dieſe: daß die niedern Schulen mit den höhern, oder Univerſitäten, nicht genau und nahe genug verbunden ſind. Die andere aber ſcheint uns dieſe zu ſeyn: daß alle Schulen nur zur Unterweiſung derjenigen eingerichtet ſind, die von der Gelehrſamkeit beſonders ihr Geſchäffte machen wollen.

Die mehreſten niedern Schulen ſcheinen vornehmlich nur die Erlernung der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zum Endzwecke zu haben. Dieſe Einrichtung iſt an ſich nicht zu tadeln. Man würde die Jugend zu den höhern Wiſſenſchaften nicht beſſer vorbereiten können, als wenn man ihr die Schriften der alten Griechen und Römer aufs bekannteſte machte. Aber man erreicht dieſen Endzweck ſelten. Dieſe vortrefflichen Ueberbleibſel des guten Geſchmacks der alten Zeiten haben in den neuern, bey dem großen Haufen, durch den davon gemachten ſchlechten Gebrauch, ein ſehr vieles von ihrem Werthe verlohren. Man ſieht ſie als Bücher an, die zu nichts dienen, als die beyden Sprachen daraus zu erlernen. Und ſo bald man es höchſtens zu einer mittelmäßigen Erkenntniß darinn gebracht hat, ſo vereinigt ſich der Unverſtand der Aeltern mit der unvernünftigen Eitelkeit ihrer Kinder, daß ſie glauben, alle Stunden wären verlohren, die ſie in der Schule noch länger zubringen würden.

Mit dieſem armſeligen Vorrathe von lateiniſchen und noch wenigern griechiſchen Worten, eilet man alſo nach den höhern Schulen, ſich alle Schätze der Gelehrſamkeit damit zu erwerben. Der Verſtand iſt in-

indessen in keine Ordnung gebracht; man hat keinen Geschmack von dem, was wahr, schön oder nützlich heißt; man kennet den Umfang und die Geschichte der Wissenschaften nicht, denen man sich widmen will; man weis ihre Hülfsmittel nicht; man hat gar keinen Begriff, von dem, was man hergekommen ist zu hören: und dennoch will man so unbereitet die höchsten Wissenschaften die Gottesgelahrheit, die Rechte, und alle Geheimnisse der Natur auf einmal erlernen. Man hat zwar auf den höhern Schulen alle nur zu wünschende Anleitung, die dazu vorbereiten könnte. Aber welche Lehrer lesen daselbst mit wenigerm Beyfalle, als diejenigen, deren Amt es vernehmlich ist, die schönen Wissenschaften der Jugend vorzutragen? Und sind es nicht in den Augen der mehresten nur die Nebenstunden, die man zu einer flüchtigen Anhörung der Vernunftlehre, der Erklärung des Wesens überhaupt, der Natur, des Guten und Bösen, der menschlichen Handlungen, der Erkenntniß der Gröſten und deren Nutzanwendung, widmet: ungeachtet alle Vorstellungen des Verstandes ihren letzten Grund in einem von diesen Lehrfächern finden. Die eingerissene Eitelkeit vor der Zeit, nach der einmal eingeführten Art, gelehrt werden zu wollen, macht die besten Bemühungen der Lehrer unfruchtbar; und die Kürze der Zeit und die kostbare Lebensart hält wiederum viele von den Lernenden zurück, daß sie die Gelegenheit, so wie sie sollten, sich nicht zu Nutze machen können. Man muß und will, in zwey, höchstens drey Jahren, wenigstens alles ins Gedächtniß gebracht haben, wodurch man seine und des gemeinen Wesens Glückseligkeit zu

befördern gedenket. Man kömt also mit einem Schatze von rohen Edelgesteinen wieder zurück, die weder geschliffen noch gefasset sind, und die mit denen unedlern Steinen, womit man sie aufgerafft, beständig vermischt bleiben. Kann aber für das gemeine Wesen, von einer so flüchtigen und unvollkomenen Erlernung der Wissenschaften auch ein wahrer Nutzen erfolgen? Die Wissenschaften behalten ihren unschätzbaren Werth. Sie sind das geschickteste Mittel, den Verstand und das Herz der Menschen zu verbessern, und ihre Wohlfahrt zu befördern. Aber wird man diesen Endzweck auch erreichen, so lange man sie mit einer solchen Nachläßigkeit treibt, und mit so weniger Vorbereitung auf die hohen Schulen geht, als man, vornehmlich in den letztern Zeiten, angefangen hat? Man würde die gröste Unbilligkeit begehen, wenn man hieraus zum Nachtheile der Lehrer, die in den öffentlichen Schulen die Jugend unterrichten, einen Schluß machen wollte. Die gröſten Verdienste derer Männer, die zum Theil noch dergleichen Aemter bekleiden, zum Theil aber zu höhern Bedienungen itzo beruffen sind, würden dergleichen Beschuldigungen am deutlichsten widerlegen. Diese sind es selbst, die über dieses Verderben am meisten klagen, und denen ihre Bedienungen durch nichts beschwerlicher werden, als daß sie ihre Einsicht und Gelehrsamkeit der Jugend und der Welt nicht nützlicher machen können. Denn was kann Männern, die sich den schönen Wissenschaften gewidmet haben, unerträglicher seyn, als daß sie selbst in dem Stande, der zur Aufnahme derselben eigentlich verordnet ist, so selten Gelegenheit finden, ihre Geschick-

schicklichkeit anzuwenden; sondern ohne Aufhören mit der ekelhaftesten Erklärung leerer Worte sich beschäfftigen müssen? Aber was sollen sie thun? Sie sehen den Schaden, sie empfinden ihn; aber es ist nicht in ihrem Vermögen, ihn mit aller ihrer Geschicklichkeit zu heilen. Das Vorurtheil, man könne in den öffentlichen Schulen kaum etwas, als bloße Sprachen, eine trockene Nachricht von der Erdbeschreibung und den Geschichten, und höchstens einen geringen Vorschmack von einigen andern Sächen lernen, ist einmal da, und womit wollen sie es widerlegen? Die Ungeduld der jungen Leute, die Universitäten zu besuchen, wartet so lange nicht, daß sie ihnen von den nützlichern Wissenschaften einen gnugsamen Unterricht geben könnten. So bald haben sie nicht eine magere Erkenntniß in der Latinität gefasset, so ekelt ihnen vor der Schule. Und wenn ja etliche wenige einer weitern Unterweisung fähig wären; so erfordert es die Klugheit der Lehrer, daß sie sich nach der Fähigkeit des größten Haufens richten. Jene aber besonders zu unterweisen, fehlet es ihnen an hinlänglicher Zeit; und wenn sie auch die nach mühsamer Arbeit ihnen übergebliebenen Stunden ihrer Ruhe entziehen wollten, wer kann es bey den geringen Einkünften, die der ordentliche Lohn der Schulen sind, verlangen, daß sie alle ihre Nebenstunden mit der Unterweisung einzelner Schüler zubringen. Was soll man nun aber gegen einen so allgemeinen Verfall ausrichten? Die Klagen sind hier unnütz und vergebens. Man kann die Welt nicht zwingen, man muß sie nehmen, wie sie ist; und man würde umsonst warten, wenn man

ſo lange warten wollte, bis dieſe von ſich ſelbſt von ihren Vorurtheilen zurück käme. Man muß deswegen, wenn man des Nutzens von den Wiſſenſchaften nicht länger entbehren will, auf andere Mittel ſinnen, wodurch die niedrigen Schulen mit den höhern wieder genauer verbunden werden. Man iſt auch ſchon ſeit geraumer Zeit hierauf bedacht geweſen. Die Akademien, Gymnaſia, Seminaria und Pädagogia haben daher ihren Urſprung. Sie haben auch alle ihren beſondern Werth; der Nutzen würde aber noch weit größer und allgemeiner ſeyn, wenn bey einigen von dieſen Anſtalten die Freyheit nicht allzugroß, und bey andern die Einſchränkung nicht gar zu gezwungen wäre.

Geſetzt aber auch, daß ihre Einrichtungen die allervernünftigſten wären, ſo ſcheint dennoch für das gemeine Weſen noch nicht genug damit geſorget zu ſeyn. Das gemeine Weſen hat einmal gewiſſen Wiſſenſchaften beſondere Vorzüge eingeräumet; und wir Gelehrte, die wir dieſen wichtigen Ehrentitel uns dadurch erworben, ſind ſeit undenklichen Jahren in dem Beſitze, uns einbilden zu dürfen, als wenn wir allein die Stützen der menſchlichen Geſellſchaft wären, und daß außer unſern vier Facultäten weder Heil noch Vernunft zu ſuchen ſey. Wir behalten aber Ehre genug, wenn wir gleich unſern Nächſten, die in andern Ständen leben, einen Theil, und wenn es auch die Hälfte wäre, davon überlaſſen. Diejenigen, welche in den größeſten Welthändeln der Welt nutzen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anſtalten, der Handlung, der Verbeſſerung der

Ver-

Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes, und der Landhaushaltung umgehen; die sich auf mechanische Künste legen; die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erden, das gemeine Beste suchen, machen eben einen so wichtigen Theil des gemeinen Wesens, als die Gelehrten, aus. Und dennoch hat man bey allen Unkosten, die man auf die Errichtung der Schulen und Akademien verwandt hat, für diese bisher so wenig, und oft gar nicht gesorget. Für einen großen Theil dieser erwähnten Beschäfftigungen findet man auf den Schulen gar keine Anweisung; und in Betrachtung der übrigen sind die Schreib- und Rechenschulen, die noch bey nahe unter keiner Aufsicht stehen, die einzigen Oerter, wo diese der Republik so nützliche und unentbehrliche Mitglieder können unterrichtet werden. Das übrige, ja fast alles, sind sie gezwungen, durch eine mühsame und langwierige Erfahrung zu lernen, die nothwendig ihre große Unvollkommenheiten behalten muß. Denn woher kömmt es sonst, daß so viele wichtige Theile des gemeinen Besten, alle unsere Künste, unsere Landwirthschaft und selbst die edle Handlung, in Vergleichung, was sie in andern Ländern sind, noch so mangelhaft und unvollkomm n aussehen; als daher, daß wir in Deutschland beynahe gar keine Anstalten haben, die denenjenigen, welche sich den wichtigsten Geschäfften, außer den vier Facultateten widmen, zu einer vernünftigen Anweisung dienen könnten. Wir haben erstlich in unserer Sprache wenige oder gar keine Bücher, die sie mit Nutzen lesen können;

die Wissenschaften, die den Verstand überhaupt zu schärfen vermögend sind, bleiben ihnen mehrentheils verschlossen; an die allgemeinen Regeln, die sie bey ihrem besondern Berufe zum Grunde legen könnten, gedenket gar niemand: sie können also von dem gemeinen Fußstege, den ihre Vorgänger gegangen, sich kaum entfernen; sondern sie sind gezwungen, bey dieser ihrer unvollkommenen Erfahrung zu bleiben, bis sie endlich nach vielen Jahren mit großem Verluste ihrer selbst und des Vaterlandes, und nach unzähligen vergeblich angestellten Versuchen, sich einzelne neue Anmerkungen machen, die sie weit sicherer, leichter, und vollkommener beym Antritte ihrer Geschäffte schon hätten zum Grunde legen können, wenn ihnen die nöthigen Hülfsmittel in der Jugend angewiesen, und die allgemeinen Lehrsätze davon wären bekannt gewesen. Weder unsere Schulen, noch Akademien sind aber hierzu eingerichtet. Diese haben diejenigen Wissenschaften nur zum Vorwurfe, die eigentlich zur Gelehrsamkeit gehören. Und wenn denenjenigen, die keine eigentlich so genannte Gelehrte werden wollen, gleich ein Theil davon nützlich werden könnte, so müßten sie dennoch vieles vergeblich lernen, und dabey alle Zeit verlieren, die ihnen zur Anschickung zu ihrem besondern Berufe unentbehrlich ist. So lange man also diesen beyden Mängeln, die hier angeführet sind, nicht zugleich abhilft, so lange wird das gemeine Wesen von dem großen Haufen seiner Bürger, die sich den Wissenschaften widmen, und von denen großen Kosten, die auf die Unterhaltung der Schulen und Akademien

verwendet

verwendet werden, nie den Nutzen ziehen, den es mit Fug davon erwarten könnte.

Wie viel Ursache haben wir deswegen nicht, uns glücklich zu schätzen, daß unsers Gnädigsten Herzogs Durchl. nach Dero unermüdeter landesväterlichen Vorsorge und weisesten Einsicht, auch in diesem wichtigen Stücke auf eine Verbesserung gedenken, und aus eigener höchster Bewegniß dazu den Grund haben legen wollen; von dessen Entwurfe wir in diesen Blättern mit Vergnügen Nachricht geben.

Höchstgedachte Se. Durchl. haben nämlich in Braunschweig ein neues Collegium gestiftet, worinn nicht allein diejenigen, die mit ihrer Gelehrsamkeit dereinst dem Vaterlande dienen wollen, alle mögliche Anleitung finden werden; sondern wo auch die, so den Namen der Gelehrten nicht führen wollen, die beste Gelegenheit haben, ihre Vernunft und Sitten zu bessern, und zu denen besondern Ständen, welchen sie sich gewidmet haben, sich vorzubereiten. Es kann also mit Gottes Hülfe dieses Collegium von denen nützlichen Wissenschaften, die bisher gar nicht, oder nicht auf gehörige Art vorgetragen, nicht nur eine Pflanzschule, sondern auch ein Mittel zwischen den Schulen und Universitäten seyn, das dieselben aufs glücklichste miteinander verbinden, und bey der Aufnahme, wenn Gott Segen giebt, aufs vollkommenste befördern wird.

Denn was kann die Aufnahme der hohen Schulen mehr befördern, als wenn diese hinführo solche

junge Leute zu erwarten haben, die nicht allein mit einer geübten Vernunft, und mit einer schon etwas vollständigern als historischen Erkenntniß von denen Wissenschaften, die sie erlernen wollen, hinkommen; sondern die auch durch die Regeln des Wohlstandes und der Tugend schon so gesittet geworden, daß sie auch nicht so sehr mehr in Gefahr sind, zu allen unanständigen und schädlichen Ausschweifungen verführet zu werden, wozu die ungewohnte Freyheit oft so vielen Anlaß giebt.

Für die Aufnahme der Schulen, und vornehmlich der beyden Gymnasiorum in Braunschweig, ist aber auch zu gleicher Zeit dadurch so wohl gesorget, daß man Mühe haben würde, ein geschickter und beständiger Mittel dazu auszudenken. Denn erstlich werden ohne bewegende Ursachen keine junge Leute aus den beyden Gymnasiis zur Besuchung dieses Collegii zugelassen werden, die nicht wenigstens das dreyzehente oder vierzehente Jahr erreicht haben, und in der lateinischen Sprache eine solche Fertigkeit besitzen, daß sie die Bücher, die darinn geschrieben sind, ohne Anstoß lesen, und ihre eigene Gedanken darinn ausdrücken können. Und wenn sie den Vorlesungen des Collegii, auch nur über solche Sachen, wovon der Grund in den Schulen pflegt gelegt zu werden, beywohnen wollten: so würden sie dennoch dieselben nicht eher, als nach der fleißigsten Besuchung der Schullectionen, mit Nutzen hören können, weil die Abhandlungen des Collegii so eingerichtet sind, daß diese da erst anfangen werden, wo man in den Schulen ordentlich aufzuhören pfleget.

Die

Die Claſſes ſelectae, die auf gnädigſten Befehl den beyden Gymnaſiis beygefüget ſind, haben ebenfalls nichts, als dieſer ihre beſſere Aufnahme zum Endzwecke. Denn ſie ſind allein in der Abſicht angeordnet worden, damit die Jugend darinn zur nützlichen Beſuchung der Lectionen des Collegii ſo viel beſſer möge vorbereitet werden, und werden diejenigen, welche aus obgedachten Gymnaſiis daſſelbe beſuchen wollen, die Wohlthat, den Vorleſungen in dieſem Collegio ohne Entgeld beywohnen zu können, nur mit dieſer Bedingung zu genießen haben; wenn ſie von ihren Lehrern die beglaubten Zeugniſſe ihres Fleiſſes und ihrer erfoderten Geſchicklichkeit aufweiſen können: von welchen man um ſo genauere Nachricht einzuziehen im Stande iſt, da die beyden erſten Profeſſores eines jeden Gymnaſii noch dieſen Vorzug haben, daß ſie auch in dem Carolino über diejenigen Theile der Gelehrſamkeit, worauf ſie ſich beſonders gelegt, für eine anſehnliche Vermehrung ihres bisherigen Gehalts, öffentlich leſen werden. Sollten hinwiederum unter denen, die eigentlich um dieſes Collegii willen herkommen, und welchen man ſo genaue Geſetze nicht vorſchreiben kann, einige ſeyn, denen noch eine genauere Unterweiſung in der lateiniſchen Sprache, oder ſonſt in einem Stücke, welches in den hieſigen Gymnaſiis gelehret wird, die Vorbereitung nöthig wäre: ſo werden dieſe in der Claſſi ſelecta des hart an dem Carolino gelegenen Gymnaſii Cathariniani, oder des Martiniani, wenn dieſes ihnen gefälliger, die beſte Gelegenheit haben, ſich in ihren Nebenſtunden darinnen noch zu üben,

ohne daß ſie nöthig hätten, die öffentlichen Schulen deswegen ſonſt gewöhnlicher maßen zu beſuchen, und die andern Wiſſenſchaften, die im Collegio vorgetragen werden, darüber zu verſäumen.

Um aber auf das Inſtitutum Carolinum wieder zurück zu kommen, ſo wird man überhaupt in dieſem Collegio nicht allein zu allen ſchönen und nützlichen Wiſſenſchaften, ſondern auch zu allem, was zu einen wohlanſtändigen und geſitteten Leben erfodert wird, die beſten Anweiſungen finden; und es ſind ſolche Lehrer dazu ernennet, von deren Geſchicklichkeit und Fleiße, man alles was ihnen beſonders aufgetragen iſt, mit Grunde wird erwarten können.

Die Erklärung der natürlichen und geoffenbarten Theologie iſt einigen ſehr geſchickten und verdienten Gottesgelehrten anvertrauet, die zugleich die Vorleſungen über die Alterthümer, die Kirchengeſchichte und morgenländiſchen Sprachen unter ſich theilen werden. Eine ihrer allervornehmſten Bemühungen wird aber dieſe ſeyn, daß die wichtige Lehre von der Wahrheit und Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion überhaupt, darinn aufs deutlichſte und überzeugendſte vorgetragen werde.

Zur Vorleſung der weltlichen Geſchichte, und ins beſondere des deutſchen Reiche, und dieſes Landes, ſind wiederum andere Männer ernennet, die hievon die gründlichſte Erkenntniß beſitzen, und welche dieſes den Hauptzweck ihrer Arbeit werden ſeyn laſſen, daß die Jugend zu einer fruchtbaren Anwendung der Geſchichte ſogleich angeführet werde.

Dabey wird es auch denen, die die Rechtsgelahrheit

lahrheit nach diesem zu ihrer Hauptwissenschaft machen wollen, nicht an geschickten Anweisungen fehlen. Sie werden alle Gelegenheit haben, in dem Rechte der Natur, in der Historie des bürgerlichen und geistlichen Rechts, und in den übrigen damit verbundenen Vorbereitungswissenschaften sich unterrichten zu lassen.

Ferner werden jährlich alle Theile der **Weltweisheit**, besonders aber die **Natur** und **Sittenlehre**, öffentlich gelesen werden; wobey man die **Historie** der Philosophie und **der Gelahrheit** überhaupt als zwey der vornehmsten Lehrstücke in diesem Collegio allezeit ansehen wird.

Dem Professori der mathematischen Wissenschaften wird es an keinem auch der kostbarsten Instrumente fehlen, die nöthigen Versuche in allen Theilen, die er zu lesen hat, anzustellen. Hier wird wiederum die **Mechanik** einer der wichtigsten Gegenstände seyn; daneben werden aber auch diejenigen, die sich in der **höhern Rechenkunst** und den übrigen practischen Theilen der Mathematik, im **Feldmessen**, und in den beyden Arten der **Baukunst** vornehmlich üben wollen, alle Gelegenheit dazu finden. Wogegen die wiederum, die keine Gelegenheit bisher gehabt haben, sich eine gründliche Theorie darinn zu erwerben, ihren Endzweck hier auch erreichen, und ihre Erkenntniß, die sie durch die Erfahrung gelernet, durch die allgemeinen Regeln so viel gewisser und vollkommener machen können.

Es ist aber so wenig die Absicht, die sogenannten humaniora in diesem Collegio zu versäumen, daß

dieſe vielmehr eines der allerwichtigſten Stücke darinn bleiben werden. Man wird zwar mit der bloßen Worterklärung der alten Autoren ſich nicht mehr aufhalten; denn ſo viele Erkenntniß in der lateiniſchen Sprache wird vorausgeſetzet. Dagegen wird man beſtändig die beſten Schriften der Alten, in gebundener und ungebundener Rede, nach einander vernehmen, um die unverbeſſerlichen Schönheiten, und die vernünftige und natürliche Art zu denken, die darinn herrſchen, den Zuhörern bekannt und angenehm zu machen, und ihnen die rechten Begriffe von dem, was man **Wahr** und **Schön** nennen ſoll, daraus zu lehren, und ihren Geſchmack nach und nach daran zu gewöhnen. Dabey wird man aber nicht vergeſſen, auch die Fehler, welche in den Ausdrückungen und Gedanken der alten Schriftſteller anzutreffen, gründlich anzuzeigen; ſondern man wird alle Mittel zu Hülfe nehmen, die einem jungen Menſchen in der **Dicht- und Redekunſt**, und überhaupt in der Deutſchen und in andern Sprachen auszudrücken, nützlich werden können.

Es ſind auch hierzu ſchon beſondere Lehrer ernennet, die alle Geſchicklichkeit beſitzen, die zum nützlichen Vortrage dieſer ſchönen Wiſſenſchaften erfordert wird. Die Namen aller derer Männer aber, die überhaupt zu Lehrern in dieſem Collegio beſtellet ſind, wird man in dem Catalogo lectionum finden, der mit ehеſtem auch ſoll bekannt gemacht werden.

Zur Erlernung der **fremden Sprachen** wird man ebenfalls die beſten Anſtalten antreffen. Zur Franzöſiſchen iſt wirklich ſchon ein geſchickter Lehrmeiſter

ſter angenommen, und es werden auch noch eher die Lehrer der engliſchen und italiäniſchen Sprachen vorhanden ſeyn, als ſich nur eine geringe Anzahl junger Leute finden wird, die Zeit und Begierde haben werden, ſie zu erlernen.

Zur Uebung im **Zeichnen** und der **Malerey**, in der **Muſik**, im **Tanzen** und **Fechten**, ſind zum Theil die tüchtigſten Meiſter auch ſchon ernennet; die übrigen werden alſobald angenommen, und auch zugleich zum Glasſchleifen, Drechſeln, und andern nützlichen Künſten, die nöthigen Anweiſungen geſchaffet werden.

Es hat dieſes die Abſicht nicht, daß alle junge Leute ohne Unterſchied, mit allen dieſen Lectionen überhäufet werden. Hiedurch würde man mehr Gutes bey ihnen hindern, als befördern. Man wird ſich vielmehr mit aller Klugheit nach ihren verſchiedenen Abſichten, Fähigkeiten und Ständen zu richten ſuchen; und denen Aeltern, die ihre Söhne herſchicken, nach ihren verſchiedenen Abſichten einen Entwurf von der anzuſtellenden Anführung vorlegen, welchen ſie nach ihrem eigenen Gefallen verändern können. Wollen ſie es aber auch der Klugheit der Hofmeiſter und der Vorgeſetzten überlaſſen, ſo können ſie dennoch verſichert ſeyn, daß man mit aller Treue und Sorgfalt einen jeden ſo anführen wird, wie es ſein künftiger Stand, welchem er ſich gewidmet, erfordert.

Zur Erlernung aller dieſer Wiſſenſchaften aber, haben der **Durchlauchtigſte Herzog**, ein groſſes und anſehnliches Gebäude in Braunſchweig einrichten laſſen, welches alle Bequemlichkeiten hat, die zu

einem so großen Endzwecke nur erfordert werden. Es ist in so viele größere und kleinere Hörsäle vertheilet, daß sechs und noch mehrere Lehrer zu gleicher Zeit darinn, ohne sich zu stören, lesen können. Es wird mit einer auserlesenen Bibliothek der nützlichsten neuesten und besten Bücher, die zu einer jeden Wissenschaft gehörig sind, versehen; dabey wird noch ein besonders Zimmer zur Aufbehaltung der mathematischen Instrumente bestimmet, ein anders zu einem Kunst- und Naturaliencabinette eingerichtet, und über diese ein geraumer Saal, worauf alle zur Mechanik und andern Wissenschaften erforderliche Maschinen in Modellen sich befinden sollen, angelegt werden. Diese Zimmer werden den jungen Leuten, unter der Aufsicht der Hofmeister und Professoren, die in dem Hause wohnen, allezeit zu ihrem Nutzen und Vergnügen offen stehen; und die wohl ausgesuchte Bibliothek wird vornehmlich diesen Nutzen haben, daß sie durch deren fleißige Besuchung gleich zur Erkenntniß der nöthigsten und besten Bücher in ihren besondern Wissenschaften gelangen, und fast niemals fehlen können, daß nicht die Kenntniß des Buchs, welches ihnen ihre Neubegierde, oder der Zufall zuerst in die Hände schafft, ihnen sollte nützlich seyn.

Der Vortrag in diesem Collegio wird durchgehends in deutscher Sprache gehalten werden. Keinem, der diese Einrichtung liest, wird hierbey die Furcht noch einfallen können, daß dieses den humanioribus nachtheilig werden möchte; vornehmlich wenn man bedenkt, daß das Latein, dessen man sich in dergleichen öffentlichen Vorlesungen zu bedienen pfleget,

pfleget, ſelten dasjenige ſey, welches die Reinigkeit dieſer Sprache ſonderlich befördern könnte. Es kömt hier fürnehmlich auf die **Wahrheit** und auf **richtige Gedanken** an. Es iſt deswegen nichts vernünftiger, als daß man eine ſolche Sprache zum Vortrage erwähle, die dem Lehrer und Zuhörer die natürlichſte iſt, und bey welcher man von jenem die leichteſten Ausdrückungen, und von dieſem die deutlichſten Begriffe hoffen darf. Die Wiſſenſchaften ſelbſt leiden dadurch nichts, daß ſie in der Muterſprache vorgetragen werden; und ſie ſind deswegen in Frankreich, Engelland und Italien nicht gefallen. Es iſt vielmehr das geſchickteſte Mittel, den Nutzen derſelben ſo viel allgemeiner zu machen, und auch denen den Weg dazu zu öffnen, welchen eine weitläuftige Erlernung der lateiniſchen Sprache, wegen der beſondern Umſtände, worinn ſie ſich befinden, unnütz ſeyn würde. Die Anſtalten unſers Carolini ſollen vornehmlich auch denen nützlich werden, die ſich dem Militairſtande, dem Hofe, der Policey, der Kaufmannſchaft, dem Landleben, den Forſten, Bergwerken und andern Ständen, auch Künſten gewidmet haben, und an deren vernünftigen Unterweiſung dem gemeinen Weſen eben ſo viel, als an dem Unterrichte derer, die in den vier Facultäten Gelehrte werden wollen, gelegen iſt. Wie will man aber dieſe Abſicht vollkommener erreichen, als wenn man auch dieſen Leuten die Gelegenheit verſchafft, daß ſie zu einer gründlichen Erkenntniß in der Religion, der Sittenlehre, der Geſchichte, der mathematiſchen Wiſſenſchaften und verſchiedener Künſte gelangen kön-

können, ohne daß sie nöthig haben, ihre Zeit mit Erlernung vieler Nebendinge zu verlieren, die sie niemals Gelegenheit haben würden, wieder anzuwenden.

Dieses aber ist noch nicht alles, wodurch unser Carolinum von allen andern Stiftungen dieser Art sich unterscheidet. Die bisher davon erzählte Einrichtung würde vieles wieder von ihrem Nutzen verlieren, wenn dabey die Jugend ohne alle Aufsicht sich selbst überlassen würde. Man kann von jungen Leuten, die noch unter zwanzig Jahren sind, nicht erwarten, daß dieselben schon solche Meister von ihren Begierden seyn, und von dem, was ihnen zuträglich ist, so vernünftig sollten urtheilen können, daß sie sich selbst regieren, und die Gelegenheiten, die zu ihrem Besten verordnet worden, auch zu ihrem Besten sollten anwenden können. Des Herzogs Durchl. haben deswegen, um ihre weise und gnädige Absichten so viel gewisser zu erreichen, in eben diesem Collegio, und in den Flügeln dieses großen Gebäudes, eine Menge der bequemsten und wohl eingerichtetsten Zimmer anlegen lassen, wo eine Anzahl junger Leute von dem besten Stande, unter der beständigen Aufsicht verschiedener geschickter Hofmeister, wohnen kann; dabey zugleich für alles, was nur zu ihrer geschickten Erziehung, und zu ihrem Unterhalte kann erfordert werden, geforget worden. Die Zimmer sind alle neu, reinlich, gesund, mit Tapeten, Spiegeln, verschiedenen Tischen, und allen übrigen Meublen versehen, die zu einem wohl eingerichteten Zimmer nur können verlangt werden. Neben einer

jeden

jeden Stube, ist eine Kammer mit einem neubehangenen Bette, Bücherschranke und andern Nothwendigkeiten, die in eine Schlafkammer gehören; und einem jeden Jünglinge ist eine solche Stube und Kammer bestimmt. Alle diese Zimmer, auch selbst die in den Flügeln, hängen durch wohl angebrachte Gänge und eine bedeckte Gallerie aneinander, daß man daraus in das Collegium gehen kann, ohne sich dem übeln Wetter auszusetzen, und die Kleider und Gesundheit zu verderben. In der Mitte dieses Gebäudes ist ein großer Hof, und an der Seite desselben ein angenehmer Garten, die beyde zur Gesundheit und zum Vergnügen der Einwohner dieses Collegii sehr vieles beytragen.

Eine jede Anzahl von sechs oder acht jungen Leuten aber hat ihre besondere Hofmeister, die der Herzog besoldet, und wozu anders keine, als solche Männer genommen werden, die dergleichen Stellen vordem schon bekleidet, und von ihrer Geschicklichkeit, junge Leute zu erziehen, schon genugsame Proben abgeleget haben. Ein jeder dieser Hofmeister hat für die Erziehung, für die Ordnung, für die Gesundheit, und für die Sittsamkeit seiner Untergebenen zu sorgen. Er trinkt z. E. zu ordentlicher Zeit mit ihnen Thee oder Caffee, er führet sie in die Stunden, wo sie unterrichtet werden, er wiederholet mit ihnen, was sie daselbst gehöret, er führet sie zur Tafel, er ist gegenwärtig bey ihren Leibesübungen und Ergetzungen, er begleitet sie bey ihrem Spazieren; er sieht dahin, daß sie zu einer ehrbaren Freyheit bey Zeiten sich

gewöh-

wöhnen, und dadurch geſchickt werden, mit andern umzugehen, ohne in Ausſchweifungen und Laſter zu verfallen. Er wird diejenigen, deren Stand und Umſtände es nützlich machen, nach Hofe und die erſten Geſellſchaften bringen, er achtet auf ihre Sachen und Kleider, er berechnet, falls nicht ein anders verlangt wird, ihre Gelder und Ausgaben, und er führet mit ihren Aeltern, Vormündern und Angehörigen die ordentliche Correſpondenz; damit dieſe von der Aufführung und dem Befinden ihrer Kinder und Pflegebefohlnen, allezeit ſichere Nachricht haben mögen. Dabey ſind ſo viele beſondere Aufwärter und Bediente angenommen, als zur bequemen und anſtändigen Aufwartung vonnöthen ſind.

Eine ordentliche Haushaltung will man aus gewiſſen Urſachen noch nicht im Collegio anlegen; dagegen aber hat man einem Gaſtgeber in der Nähe eine Wohnung eingeräumet, und mit demſelben wegen des Tiſches ſolche Bedingung gemacht, und ihm ſo viele beſondere Vortheile zugeſtanden, daß auch diejenigen, die mit aller Zärtlichkeit für ihre Kinder oder Pflegbefohlne ſorgen, dieſelben ohne Bedenken werden dahin ſchicken können: vornehmlich da die Hofmeiſter mit gegenwärtig ſind, die an der Pflege ihrer Untergebenen nichts verſäumen werden. Es ſteht auch den Aeltern und Angehörigen jederzeit frey, bey ihrer Anweſenheit in Braunſchweig ſich derſelben Tafel, ſo oft ſie wollen, zu bedienen, und ſelbſt zu ſehen, wie die ihrigen verpfleget werden.

Die-

Diejenigen alſo, welche verlangen, daß ihre Söhne oder Angehörige in dem Collegio ſelber wohnen, nnd der Aufſicht der Hofmeiſter genießen ſollen, bezahlen für die **Wohnung**, für **Feurung** und **Licht**, für **Aufwartung**, für den **Tiſch**, für die ordentliche **Unterweiſung** und für die **Aufſicht** der Hofmeiſter, jährlich **hundert Thaler**. Man überläßt dieſes aber eines jeden Freyheit. Denn wenn Aeltern, Vormünder und Angehörige ihrem Sohne, Pupillen oder Verwandten im Carolino einen eigenen Hofmeiſter, auch einen eigenen Lackeyen halten wollen, ſo ſteht auch dieſes ihnen gegen billige Bezahlung, frey. Hätten ſie auch zu Freunden, Anverwandten oder andern Perſonen in der Stadt mehr Vertrauen, und wollten derer Aufſicht die ihrigen lieber übergeben, und dieſe mit oder ohne beſondern Hofmeiſter außer dem Carolino ſich aufhalten, oder in dem Carolino wohnen, und außer demſelben ſpeiſen laſſen, ſo behalten dieſelben ihre freye Wahl, darinn völlig nach ihrer Bequemlichkeit zu verfahren, und die jungen Leute können nichts deſtoweniger alle Lectionen im Collegio, die ihnen anſtändig ſind, beſuchen, und ſich ſo lange aufhalten, als es ihre Umſtände und beſondere Abſichten erfordern. Man wird ſo dann die Bezahlung aufs billigſte ermäßigen, ſich aber dagegen auch dieſe Billigkeit verſprechen, daß man von den Vorſtehern und Lehrern des Collegii die Verantwortung von der Aufführung der jungen Leute, nicht weiter verlangen wird, als die Aufſicht und Gegenwart der Vorgeſetzten, bey den beliebten Umſtänden

den

den gehen kann. Indeſſen haben alle Fremde, ſie mögen die ihrigen in oder außer dem Collegio erziehen laſſen, dadurch, daß daſſelbe in Braunſchweig angelegt iſt, dieſe Bequemlichkeit, daß ſie zweymal im Jahre, bey Gelegenheit der Meſſen, entweder ſelber oder durch gute Freunde, von ihrem Verhalten und Befinden allezeit ſichere Nachricht erhalten können.

Dieſes iſt ungefähr der Plan dieſes neuen Collegii, den man hiemit vorläufig hat bekannt machen wollen. Die Eröffnung wird gleich nach Oſtern geſchehen; und wenn Auswärtige wären, denen es an genugſamer Bekanntſchaft in Braunſchweig fehlen möchte, und die eine genauere Anweiſung verlangten, die werden dieſelbe von dem Herrn Abt Mosheim in Helmſtädt, von dem Herrn Hofraht Erath und dem Herrn Doctor Köcher in Braunſchweig, und von dem Herrn Probſt Jeruſalem in Wolfenbüttel, die zu Curatoren dieſes Collegii gnädigſt beſtellet ſind, erhalten können.

Uebrigens darf man dieſes noch zuverläßig verſichern, daß, wie des Herzogs Durchl. die erſte Einrichtung dieſes Collegii Dero huldreichſten ganz beſondern Aufmerkſamkeit gewürdiget: Höchſtgedachte Se. Durchl. mit eben ſo vieler Gnade auch unmittelbar für die Erhaltung und fernere Verbeſſerung und Vergrößerung deſſelben ſorgen werden. Braunſchweig den 17. April 1745.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des I Bandes 2 Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat August 1745.

I.

Verſuch einer poetiſchen Ueberſetzung des taſſoiſchen Heldengedichts, genannt Gottfried, oder das befreyte Jeruſalem, ausgearbeitet von Johann Friedrich Koppen, Kön. Pohln. und Churf. ſächſ. Hof- und Juſtitien Secretar. Leipz. 1744. gedr. und verlegt durch Bernh. Chriſt. Breitkopfen.

Die deutſche Dichtkunſt ſcheint in dem itzigen Jahrhunderte zu dem höchſten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit geſtiegen zu ſeyn. Nicht nur die kleinen Arten der Gedichte, ſind von verſchiedenen glücklichen Federn zu einer Reinlichkeit und Anmuth gebracht worden, die in den vorigen Zeiten, wenn wir das, was Canitz, Beſſer und Neukirch geliefert haben, ausnehmen, ihres gleichen nicht gehabt; ſondern auch die größern Arten derſelben, ſind ſeit funfzehn Jahren mit einem ſo guten Erfolg in Uebung gekommen, daß alle Bemühungen des vorigen Jahrhunderts dadurch verdunkelt worden. Von den theatraliſchen Gedichten, behält man ſich vor, ein andermal zu reden, da uns gegenwärtiges Heldengedicht

nur auf das Meisterstück der ganzen Dichtkunst allein zu sehen veranlasset.

Dieser verdeutschte Tasso ist nunmehr das dritte epische Gedicht, welches zu unsern Zeiten ans Licht tritt. Denn nachdem uns Hofrath Neukirch seinen deutschen Telemach, und Herr Schwarz noch unlängst seine verdeutschte Aeneis geliefert, so erblickt man itzo auch eine Uebersetzung des befreyten Jerusalems. Wir können uns also rühmen, die Epopeen der alten Römer, der neuen Welschen, und der Franzosen in sehr guten deutschen Versen bey uns zu haben, welches Vortheils sich unsers Wissens, weder die Italiener noch die Franzosen, zu erfreuen haben. Es ist wahr, daß dieses nur noch bloße Uebersetzungen sind, die eigentlich zu reden, einem Volke noch die Ehre nicht erwerben, einen guten epischen Dichter hervorgebracht zu haben. Man kann auch nicht leugnen, daß die Versuche und Anfänge zu Originalheldengedichten, die wir seit hundert Jahren zu sehen bekommen, sehr unglücklich ausgefallen, und also billig ins Vergessen gerathen: allein man kann sich die sichere Hoffnung machen, daß wir noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts mehr als einen viel glücklichern epischen Dichter bekommen werden, als unsre Nachbarn selbst aufzuweisen haben.

Der Herr Secretär Kopp, der sich schon in seinen akademischen Jahren, allhier, nebst andern Wissenschaften, mit größtem Fleiße auf die Poesie befliß, und theils in eigenen dazu ausgesetzten Uebungsstunden, theils in einzeln gedruckten Bogen, die stärksten Proben darinnen abgelegt, in welchen ein geläuterter Witz

mit

mit der Reinigkeit des Ausdruckes um den Vorzug stritten, ist vor vielen andern geschickt gewesen, sich durch ein solches Werk hervor zu thun. Er übete sich schon damals durch Uebersetzung vieler Bücher aus des Palingenius Thierkreise des Lebens, gute poetische Gedanken, aus fremden Sprachen, in gute deutsche Verse zu bringen. Er gab nachmals auch eine Uebersetzung von dem voltairischen Trauerspiele Alzire heraus, welche mit vielem Beyfalle gelesen ward; ob sie gleich, wegen der langen achtfüßigen Verse, nicht hat aufgeführet werden können. Durch diese Vorübungen nun, hat er sich geschickt gemacht, sich an die größte Art der Gedichte zu machen, die der menschliche Witz erfunden hat: und Tasso hat ihm, nicht ohne Ursache, vor andern würdig geschienen, daß er seinen Fleiß darauf wendete.

So sehr man also seine Wahl hier billiget, so sehr misfällt uns der gar zu blöde und furchtsame Titel dieser Uebersetzung. Es heißt: **Versuch einer poetischen Uebersetzung** ꝛc. Wie? Ist es denn ein Versuch, wenn man ein dickes Buch von 600 Seiten in groß 8. voller heroischer Verse machet? Was soll denn eine vollständige weitläuftige Arbeit? was soll endlich ein ausführliches Werk heißen? Diejenigen Proben, die wir in den critischen Beyträgen von diesem Gedichte gesehen haben, hätten vielleicht ein Versuch heißen können; wenn der Herr Uebersetzer sie zuerst verfertiget, und dadurch das Urtheil der Welt hätte erforschen wollen. Kurz, ein so großer Versuch würde einem theuer zu stehen kommen, wenn er mislingen sollte: und da der Herr Verfasser von

BERLIN.

dem Gegentheile nach aller Wahrscheinlichkeit versichert seyn konnte: so hätte er sein Werk billig betiteln sollen, wie es im Welschen heißt: Gottfried, oder das befreyte Jerusalem, aus dem Italienischen des Torquato Tasso deutsch übersetzt, von ꝛc.

Die Zueignungsschrift ist an Se. Kön. Hoheit den durchlauchtigsten Königl. Pohln. und sächsischen Churprinzen gerichtet; einen Herrn, der die Hoffnung und Freude aller meißnischen Musen ist; und schon seit verschiedenen Jahren die deutlichsten Merkmaale, wie seiner erleuchteten Einsicht, und seines geläuterten Geschmackes an allen Wissenschaften und freyen Künsten, also auch seiner Gnade gegen die Gelehrten von allen Arten blicken lassen. Sie ist eine Ode, von einem vernünftigen und gemäßigtem Feuer, davon wir doch ein paar Strophen hersetzen wollen:

O Prinz, den Welschland voll Vergnügen
Gesehn, verehrt, bewundert hat,
Als dort dein Ruhm von Stadt zu Stadt
Bis auf den höchsten Grad gestiegen.
Hier fällt ein Dichter, den dieß Land
Für seiner Dichter Haupt erkannt,
Dir ehrfurchtsvoll zu Deinen Füßen,
Und wünscht in seiner deutschen Tracht,
Bey dir des Beyfalls zu genießen,
Der seinen alten Glanz noch ungemeiner macht.

Er sieht an dir den besten Gönner,
Den seines Herzens Wunsch begehrt:
Denn du, Herr, kennst der Musen Werth,
Und liebst sie, als ein großer Kenner.

Wer

Wer so wie du die edle Frucht
Der Wissenschaften selbst versucht
Und ihre Süßigkeit empfunden,
Der prägt sie sich auf ewig ein,
Und achtet sich mit Lust verbunden,
Aus Freundschaft zu sich selbst, ihr wahrer Freund zu seyn.

Doch dieß sind nicht die schönsten Stücke eines Gedichtes, welches das Glück gehabt hat, dem Verfasser, bey diesem durchlauchtigsten Prinzen ein jährliches Gehalt von etlichen hundert Thalern, auszuwirken: eine Gnadenbezeugung, die gewiß von wenigen Dichtern verdienet wird; und noch wenigern zu Theil zu werden pflegt.

In der Vorrede giebt der Herr Verfasser 1) von dem Leben des Tasso einige Nachricht; 2) macht er von dem Gedichte selbst einen Begriff, und 3) handelt er von seiner Uebersetzung. Von allen dreyen Stücken wollen wir das hauptsächlichste anführen.

Tasso stammete aus einem edeln Geschlechte her, welches della Torre hieß, und sich freye Herren von Valsaßina nannte. Sie wurden aber um das Ihrige gebracht, und mußten sich in die festen Oerter des Gebirges Tasso, in der Lombardey, zwischen Bergamo und Como flüchten. Dieses hat ihnen nachmals den Namen gegeben, und sie haben sich nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien und Frankreich ausgebreitet. Sein Vater hieß Bernhard Tasso, und dessen Mutter war aus dem Cornarischen Hause. Derselbe war Secretär bey dem Fürsten von Salerno, und hat ein paar Romane geschrie-

ſchrieben. Er heirathete die Portia de Roſſi, aus einem adelichen Geſchlechte, im Neapolitaniſchen, und von dieſer ward unſer Taſſo, nebſt andern Kindern gebohren. Sein Geburtsort iſt Surrento geweſen, obgleich ſich auch Bergamo, Neapolis und Salerno dieſe Ehre haben anmaßen wollen. Der 11. März des 1544 Jahrs hat ihn zur Welt gebracht, und er ſoll ſchon im ſechſten Monden ſeines Alters deutlich geredet, auch ſelten geweint oder gelacht haben, ſondern ſtets ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Er war kaum drey Jahre alt, als er einem Lehrer übergeben ward, und brachte es in Kurzem ſehr weit. Im fünften Jahre ſchickte man ihn in die Jeſuiterſchule, und im ſiebenten fieng er ſchon an die Dicht- und Redekunſt zu üben. Im achten Jahre ließ man ihn, ſeiner außerordentlichen Fähigkeit wegen, ſchon zum Abendmaale; und als ſein Vater nebſt ſeinem Herrn bey dem Kaiſer in Ungnade fiel, ward er mit zum Rebellen und Feinde des Vaterlandes erklärt. Er kam alſo nach Rom, und ward daſelbſt einem gelehrten Edelmanne in die Aufſicht gegeben, darinn er auch ſo zunahm, daß er im zwölften Jahre ſo viel Griechiſch, Latein und Philoſophie verſtund, daß er auf die Univerſität Padua geſchickt werden konnte, die Rechtsgelahrtheit zu ſtudiren. Er wurde im 17. Jahre Doctor dreyer Facultäten, und im 18ten ſetzte er durch ſein erſtes Heldengedichte Rinaldo, ganz Italien in Erſtaunen. Doch war dieſes, nach der damaligen Art, wie ein Roman eingerichtet. Ob nun wohl ſein Vater lieber geſehen hätte, daß er bey den Rechten geblieben wäre, ſo verließ er ſie doch bald

darauf

darauf gänzlich, um bey der Dichtkunſt allein zu bleiben. Er gieng noch einmal nach Padua, um die Weltweisheit und Dichtkunſt noch beſſer zu lernen, fieng auch im zwey und zwanzigſten Jahre an, dieſes befreyte Jeruſalem auszuarbeiten. Im 1565. Jahre bekam er an Herzog Alphonſen von Ferrara einen neuen Gönner; und ſieben Jahre hernach gieng er mit dem alten, nämlich dem Cardinal von Eſte, nach Frankreich, wo der Ruhm von ſeinem angefangenen Gedichte ſchon erſchollen war. König Carl der IX. hatte ſonderlich daran ein Wohlgefallen, daß der Hauptheld deſſelben, nämlich Gottfried von Bouillon, ein Franzoſe wäre. Das Jahr hernach hat er ſein Hirtenſpiel Amintas drucken laſſen; welches das erſte von dieſer Art geweſen iſt.

Um dieſe Zeit iſt Taſſo, durch ſeine Liebe gegen ein vornehmes Frauenzimmer, um alle ſeine Ruhe und Glückſeligkeit gekommen; die er doch ſo geheim gehalten, daß man dieſe Stunde nicht weis, wer ſie geweſen iſt. Er gerieth darüber in Händel, und ſchlug ſich nicht nur mit einem, ſondern ihrer vieren ſo tapfer, daß man ihm zugeſtund, er wäre im Degen ſo unüberwindlich, als in der Feder. Allein, er gerieth auch ins Gefängniß, und zufälliger Weiſe in eine tiefe Schwermuth; als er kurz zuvor, in ſeinem dreyßigſten Jahre, ſein Heldengedicht vollendet hatte. Im 33ſten entfloh er nach Turin, hatte aber auch da keine Ruhe, ſondern machte ſich nach Rom, wo er von Hohen und Niedrigen mit großer Verwunderung angeſehen ward. Wir übergehen hier die übrigen betrübten Umſtände ſeines Lebens, der

Kürze wegen. Er ſchrieb nachmals noch ein ander Heldengedicht, das eroberte Jeruſalem genannt, wodurch er den Homer viel genauer nachzuahmen vorhatte; aber keinen ſolchen Beyfall fand, als mit ſeinen übrigen Schriften. Ungefähr in ſeinem zwey u. funfzigſten Jahre wiederfuhr ihm vom Pabſte Clemens dem VIII. die außerordentliche Ehre, daß er im Triumphe aufs Capitolium ziehen, und mit einem Lorberkranze gekrönt werden ſollte; wiewohl er dieſes Vergnügens nicht theilhaftig ward, indem ihm eine harte Krankheit den 25 April 1595 das Ende ſeines Lebens brachte.

Sein Gedichte anlangend, ſo iſt es gleich dazumal ſo wohl aufgenommen worden, daß es in fünf Jahren achtmal aufgelegt, in alle Mundarten der italieniſchen Sprache, ja auch ins Lateiniſche, Spaniſche und Franzöſiſche, noch bey ſeinem Leben überſetzet worden. Ueber funfzig Gedichte wurden ihm zu Ehren gedruckt; und man glaubt, es habe kein Poet ſo viel Ehrenbezeugungen erlebt, als Taſſo. Gleichwohl hat die Akademie della Cruſca, ein ſehr widriges Urtheil von dem befreyten Jeruſalem gefället. Und ungeachtet der Herr Ueberſetzer anmerket, daß ſolches nur zweene Glieder derſelben, Herr Salviati und Roßi, in ihrem Namen verfertiget: ſo geht es doch in ſolchen Geſellſchaften allemal nicht anders, als daß einigen Mitgliedern die Ausarbeitung einer Schrift, im Namen aller andern aufgetragen wird. Es kann auch gar wohl ſeyn, daß der Tadel dieſer Akademie ſehr gegründet geweſen, das Gedicht aber dem ungeachtet noch ſehr viel ſchönes an ſich gehabt,

wodurch

wodurch es sich bey jedermann beliebt zu machen gewußt; sonderlich bey denen, die der Regeln der wahren Dichtkunst so gar kundig nicht waren. Daß es dergleichen Leute in Italien um die Zeit häufig gegeben habe, erhellet daraus, daß auch Arioſt, mit seinem rasenden Roland, nicht allein Liebhaber und Bewundrer, sondern auch solche Lobredner gefunden, die sein ungeheures und unförmliches Werk, dem Heldengedichte des Tasso weit vorgezogen. Was kann man sich nun auf den öffentlichen Geschmack eines Volkes zu gute thun, das so ungewiß in seinen Urtheilen ist, und so wohl kalt als warm, aus einem Munde bläst? Die Entschuldigung, womit Horaz Arioſt, ein Vetter Lud. Arioſts, gedacht hat, den rasenden Roland zu retten, zeiget dieses noch deutlicher. Er sagt, man müsse diese zwey Gedichte gar nicht mit einander vergleichen. Die Schreibart in dem einen sey ernsthaft und prächtig; in dem andern scherzhaft und mittelmäßig. Tasso habe Aristotels Regeln beobachtet; Arioſt aber sey bloß der Natur gefolget. Jener habe sich den strengen Regeln von der Einheit einer Handlung unterworfen, und sich dadurch eines ansehnlichen Vortheils beraubt, dessen sich dieser sehr wohl bedient hätte: nämlich der Vielheit mannichfaltiger Begebenheiten, die sich sehr angenehm lesen ließen. Beyde Dichter aber hätten ihren Zweck erreichet, nämlich dem Leser zu gefallen, ob es gleich durch verschiedene Mittel geschehen ꝛc.

So urtheilen seichte Kunstrichter, die weder wissen was Regeln sind, noch was Natur ist; und noch weniger, wem ein guter Poet zu gefallen suchen soll.

Wer

Wer die Regeln der Alten, der Natur entgegen ſetzet, der kennt weder eins noch das andere: indem bloß die Natur und Vernunft dem Stagiriten zur Quelle ſeiner Regeln gedienet. Wer ſich alſo von dieſen entfernet, der verläßt auch die Natur und Vernunft ſelbſt: man redet aber von einer ſchönen Natur, die allein das Muſter eines wahren Dichters werden muß. Denn es giebt auch eine garſtige Natur, ſo wohl in körperlichen, als geiſtlichen Dingen; die ſich aber weder ein Maler, noch ein Dichter ohne beſondre Urſachen und Abſichten zum Vorbilde erwählen wird. Hernach ſo iſt auch das Gefallen allein, ohne Unterſchied des Gegenſtandes, welchem man gefallen will, die Abſicht guter Scribenten nicht. Wäre dieſes, ſo könnte man einen Scarron dem Virgil, und einen Rabelais dem Homer an die Seite ſetzen; oder bey uns den Eulenſpiegel mit dem Aeſop vergleichen. Sie haben nämlich alle ſechs unzähligen Leſern gefallen; nur, daß ſie durch verſchiedene Wege dazu gelanget ſind. Je enger auch die Regeln der Vernunft die Bahn eines Dichters zum Gefallen machen, deſto größer iſt die Kunſt deſſelben: ſo wie die Kunſt eines Seiltänzers deſto größer iſt, je ſchmähler das Seil iſt, darauf er einher geht. Je mehr ſich ein Dichter Freyheiten nimmt, Regeln zu überſchreiten, die von den Meiſtern in der Kunſt gegeben worden; deſto leichter iſt es den Unverſtändigen zu gefallen: ſo wie auch ein Luſtſpiel mit Zoten und Harlekinspoſſen, um den Pöbel zu beluſtigen, viel leichter iſt, als eines auf den Schlag Menanders und des Terenz zu verfertigen; welches aber doch

luſtig

luſtig iſt, und den klügſten Theil der Zuſchauer vergnügt. Man kann daraus leicht urtheilen, wie weit Taſſo dem Arioſt vorzuziehen geweſen.

Der Herr Ueberſetzer rechtfertiget in dem folgenden den regelmäßigen Entwurf des befreyten Jeruſalems: davon es nicht nöthig iſt, hier viel zu ſagen; weil nunmehr das Gedicht in deutſcher Sprache allen vor Augen liegt, und von jedem mit Vergnügen geleſen werden kann. Er vergleicht es mit den berühmteſten Epopeen der Alten, und zeigt die Aehnlichkeit mit denſelben. Gottfried iſt dem Agamennon und Äneas, Reinald dem Achilles, Raymund dem Neſtor, der Einſiedler Peter dem Calchas, Tankred dem Ajax, Argant dem Mezenz, Clorinde der Camilla, und Aſprin dem Ulyſſes gleich. Doch hat er ſich mehr die Aeneis als die Ilias nachzuahmen vorgeſetzt. Der moraliſche Inhalt dieſes Werkes iſt: Ein Feldherr, der Gottesfurcht, Klugheit und Tapferkeit in ſich vereiniget, kann auch das wichtigſte Unternehmen, durch Beyſtand des Himmels zu Stande bringen.

Der Herr Ueberſetzer entſchuldigt den Taſſo auch, daß er die Namen der heidniſchen Fabellehre ſo häufig in ein chriſtliches Gedicht gemenget. Er geſteht aber, daß es ein Fehler ſey, den er mit den meiſten italieniſchen Dichtern gemein hat; ja der noch häufiger bey ihnen, als im Taſſo vorkömmt. Imgleichen kommen die ſcharfen Beurtheilungen des P. Bouhours und des Boileau, wegen einiger falſchen Gedanken vor, die man le Clinquant de Taſſo, oder ſein Flittergold genennet hat. Der Marcheſe

Orſi

Orsi hat dieſelben mit vieler andern Dichter Exempeln zu entſchuldigen geſucht, aber doch nicht ſattſam gerechtfertiget. Der Abt Terraſſon aber hat angemerket, daß dieſe tadelhaften Stellen zuſammen kaum hundert Zeilen betrügen, die ja in Anſehung ſo vieles Schönen für nichts zu rechnen wären: wie ſelbſt Horaz geurtheilet:

Verum vbi plura nitent in carmine: non ego paucis
Offendar maculis.

Nun kömmt der Herr Ueberſetzer auf die alte Deutſche Ueberſetzung, die aus der Feder eines Mitgliedes der fruchtbringenden Geſellſch. des Kaiſerl. Obriſt. Dietrichs vom Werder gefloſſen. Er merket an, daß ſich derſelbe gar zu genau an die Versart des Grundtextes gebunden, auch die dreyfachen Reime deſſelben beybehalten, die im Deutſchen einen viel gröſſern Zwang bey ſich führen, als im Welſchen. Er führt zur Probe den erſten Vers ſeiner Verdeutſchung an, ſetzet aber die Jahrzahl nicht hinzu, wenn ſelbige herausgekommen. Dieſes wäre deswegen nöthig geweſen, weil wir bemerken, daß dieſe erſte Strophe von derjenigen ſehr unterſchieden iſt, die wir in der Ausgabe dieſes Gedichts von 1626. in 4. leſen, welche wir itzo bey der Hand haben. Hier iſt ſie:

Von Wehr u. Waffen ich, u. von dem Hauptmann ſing,
Der Chriſti werthes Grab gar ritterlich erſtritte;
Mit Hand und mit Verſtand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er máchtig viel erlitte,
Die Hell zu dámpfen ihn umſonſt ſich unterfieng,
Die Heydenſchaft umſonſt auf ihn zuſammen ritte.
Dann ſeine Helden er, durchs Himels Gunſt u. Macht,
Bey alle Creuz-Panier zuſammen wiederbracht.

Allein

Allein wir sehen wohl, daß der Herr Verfasser sich der neuern Ausgabe dieser Dollmetschung bedienet hat, die 1651. zu Frankf. am Mayne, gleichfalls in 4. herausgekommen, und wie jene, mit Kupfern gezieret ist. Da hebt sich freylich der erste Gesang so an:

Von Waffen sing ich hier, ich singe von dem Held,
Dem Held, der Christi Grab, das werthe Grab erstritten,
Der mit Verstand u. Hand viel Sachen fortgestellt,
Der in dem großen Sieg auch trefflich viel erlitten;
Dem sich die Hell umsonst zuwieder aufgeschwellt,
Auf den viel Heyden auch umsonst zusammen ritten:
Als er die Fürsten hat, aus Gottes Huld und Macht,
Bey ihr groß Creuz Panier vereinigt erst gebracht.

So angenehm es ist, zu sehen, wie der Poet nach Verlauf von 26. Jahren sich zu bessern geglaubt: so leicht wird man bemerken, daß in Ansehung unsrer heutigen Poesie, eins nicht viel besser gerathen, als das andre.

Nun kömmt der Herr Verfasser auf seine eigene Uebersetzung, und erklärt sich dabey mit so vieler Bescheidenheit, als auch der strengste Tadler nur immermehr fordern kann. Er sagt, er habe sich den deutschen Telemach, und die deutsche Aeneis zu Mustern genommen, und sich bemüht, seinen Landesleuten ein regelmäßiges Heldengedicht, in einer regelmäßigen Schreibart unsrer Muttersprache zu liefern. Wir gestehen es aber zu seinem Ruhme, daß er seine beyde Vorgänger so wohl an Schönheit des Ausdruckes, als an Reinigkeit und Wohlklange der Verse weit zurückegelassen hat. Seine Poesie ist fließend,

ohne

ohne matt zu werden; angenehm, aber doch männlich; sinnreich und doch nicht voll gepfropft. Er sucht keine neue Gedanken in Sprachschnitzern, sondern zeigt, daß die allerrichtigste Wortfügung unsrer heutigen Mundart, sich mit den erhabensten, zärtlichsten und nachdrücklichsten Einfällen sehr wohl vertragen könne. Und dieses verdient desto mehr angepriesen zu werden, da itzo die Rotte gewisser Sprachschnitzler, alle Schönheiten ihrer Schreibart in halsbrechenden Wortfügungen, und unleidlichen Verstümmelungen der Redensarten zu suchen beginnet; gerade, wie man es in Rom um die Zeiten der abfallenden römischen Mundart, als Lucan, Statius, Silius, u. a. m. schrieben, gemacht hat.

Es merkt auch der Herr Uebersetzer sehr wohl an, daß sich in keinem Buche leichter Fehler und Unvollkommenheiten anmerken lassen, als in einer Uebersetzung; und daß noch keine einzige untadelhafte poetische Uebersetzung in der Welt ist, oder jemals erscheinen wird. Wenn es aber darauf ankömt, schreibt er, es besser zu machen, so werden sich gemeiniglich die wenigsten Kunstrichter, die doch mit ihrer Critik sich noch so viel einbilden, an eine so gefährliche Arbeit wagen wollen, oder können. Er hat zwar auch seine Urkunde in einer gleichen Anzahl von Versen zu geben gesucht; rühmet sich aber desselben nicht; sondern ist durch die Art der italienischen Gesänge, die allemal in gleich lange Strophen getheilet sind, gleichsam dazu genöthiget worden. Dabey aber hat er sich doch die Freyheit nicht genommen, wie wohl andre Uebersetzer

setzer vor ihm gethan, eine Strophe lang, die andre kurz zu übersetzen; als wodurch der ganze Wohlklang verlohren geht, zumal, wenn die Reime nicht in einerley Ordnung auf einander folgen: sondern er giebt jede achtzeiligte Strophe, wiederum in acht Zeilen, und zwar durchgehends in ungetrennten abwechselnden männlichen und weiblichen Reimen. Dieses giebt nun dem Gedichte eine sonderbare Anmuth im Lesen, sonderlich, weil auch die Schlußpuncte der Strophen allemal auf die rechten Stellen gebracht sind, wo sie dem Ohre nicht zur Last fallen: eine Zärtlichkeit, die noch von wenigen Dichtern recht beobachtet worden; die aber einem Gedichte, es sey von welcher Art es wolle, eine sonderliche Schönheit mittheilet.

Nun verspricht zwar der Herr Uebersetzer künftig allerhand Anmerkungen, ans Licht zu stellen, welche die innerliche Beschaffenheit dieser Epopee zeigen, und ihre besondern Schönheiten so wohl, als einige ihrer Fehler, nebst einer Vergleichung derselben mit andern Heldengedichten, entdecken sollen. Allein die beschwerliche und langwierige Krankheit, womit derselbe noch vor völlig geendigtem Drucke dieses Werkes befallen worden, scheint uns diese Hoffnung wohl zu Wasser gemacht zu haben.

Nun ist es Zeit, daß wir von der Arbeit des Herrn Secretärs selbst dem Leser einige Proben geben. Wir wollen dazu theils den Anfang, theils sonst ein paar Stellen aus der Mitte des Buches be-

ſtimmen, und das Urtheil allen Kennern einer ſchönen und ungezwungenen Poeſie ſelbſt überlaſſen.

Der erſte Geſang.

Der Feldherr iſt mein Lied und ſein gerechter Streit,
Durch den er Chriſti Grab, das große Grab befreyt.
Was that er nicht, der Held, durch Klugheit Muth und Stärke!
Wie viel erlitt er nicht bey dem berühmten Werke!
Vergebens widerſtund ihm ſelbſt der Höllen Schaar,
Umſonſt ſtritt Aſiens und Lybiens Barbar,
Die Gunſt des Himmels ließ, bey heiligen Panieren,
Sein irrend Chriſtenvolk durch ihn zuſammen führen.

O Muſe! deren Haupt kein welker Lorber ſchmückt,
Dergleichen man vielleicht auf dem Parnaß erblickt:
Nein, ſondern deren Glanz mit güldnen Sternen pranget,
Den die Unſterblichkeit der Seligen erlanget;
Entzünde meine Bruſt mit deiner Himmelsglut,
Gieb meinem Liede Kraft, und halte mirs zu gut,
Dafern ich Fabelwerk zu deiner Wahrheit ſetze,
Und oft mit andrer Zier als deiner Luſt ergetze.

Du weiſt ja, daß der Welt ein Blatt am liebſten iſt,
Das ihr die Schmeicheley des Helikons verſüßt,
Und das die Wahrheit oft, wenn ſie der Vers verſtecket,
Auch ſelbſt den Ekelſten nicht widerwärtig ſchmecket:
So nimmt ein krankes Kind das Arzeneyglas leicht,
Wenn man zuvor den Rand mit etwas ſüßem ſtreicht;
Es trinkt den bittern Saft, den ihm die Freunde geben,
Und dieſer Selbſtbetrug errettet ihm das Leben. ꝛc.

So

So schwer es fällt, aus einem Buche, darinn alles schön ist, eine Wahl zu treffen: so will man doch aus dem 16. Buche, wo der bezauberte Pallast und Garten der Armide, nebst dem verliebten Ritter, der bey ihr gefangen lag, beschrieben wird, etwas hersetzen.

18

Ihr offnes Kleid ließ Hals und Brüste nackend sehn,
Ihr fliegend Haar durchstrich der Winde kühles Wehn,
Aus Wollust that sie matt, der Schweiß auf ihre Wangen
Voll Glut vermehrte noch ihr angenehmes Prangen.
Ihr Auge funkelte vor geiler Lüsternheit,
Wie Wasser zitternd glänzt, dem Titan Stralen leiht,
In ihrem Schooße lag ihr Liebster auf dem Rücken,
Und kehrte sein Gesicht entzückt nach ihren Blicken.

24.

So schön ist nicht der Pfau, wenn er sich prächtig blähet,
Und den beaugten Schwanz voll Hoffart streckt u. dreht;
So schön ist Iris nicht, wenn sie von Golde stralet,
Und ihre krumme Schoos mit tausend Farben malet.
Allein ihr schönstes war ein Gürtel, den sie nie
Auch nackend von sich that: denselben hatte sie
Durch Zauberey gewebt, und körperlose Sachen,
Die niemand formen kann, gewußt zu Stoff zu machen.

25.

Verlangen, Weigern, Gunst, Verdruß voll Zärtlichkeit,
Lust, Schmeicheln, süßen Zwang, verliebten Zorn u. Streit,
Versöhnung, Lachen, Scherz, vertraute Freundschaftschlüsse,
Flehn, Thränen ohne Qual, gebrochne Seufzer, Küsse,

Das alles hatte sie nach ihrer Wissenschaft
Vereinigt und vermischt, und durch geheime Kraft,
Das wunderbare Werk, das jedermann entzückte,
Den Gürtel draus gemacht, der ihre Seite schmückte.

Das ganze Buch fährt auf die Art fort, die zärtlichsten Leidenschaften, und die großmüthigsten Entschließungen zu beschreiben, die niemand ohne gerührt zu werden lesen kan; und die auch im Deutschen von vollkommener Schönheit sind. Eben das kann man auch von der sterbenden Clorinde im XIII. Gesange sagen, die mit der vollkommensten Art theils von dem Dichter beschrieben, theils von dem Hrn. Uebersetzer ausgedrücket worden.

* *

II.

Rutzvanscad, il Giovine, archisopra-tragichissima Tragedia. Elaborata ad uso del buon gusto de' Grecheggianti Compositori, da Catussio Panchianio, Bubulco Arcade. In Venezia al secolo delle Lettere, per Giuseppe Bettinelli 1737. Con approb. de' Superiori.

D. i.

Rutzvanscad, der Jüngere, ein erzüberallertragischstes Trauerspiel, zum Nutzen des guten Geschmackes der griechenzenden Schriftsteller, ausgefertiget von Cattuffius Panchianus, einem arkadischen Kuhhirten ꝛc. in groß 8. 135 S. auf lichtblauem Papiere, mit rothen Kupferstichen.

Der

Der verderbte Geſchmack des vorigen Jahrhunderts in Welſchland, hat ſich mit dem Anfange des itzigen, allmählich zu verlieren angefangen. Die ganze Dichtkunſt war in allen ihren Theilen und Arten von den guten Muſtern des Petrarcha, Trißino, Taſſo, Aretino u. a. m. abgewichen, und in die äußerſte Verderbniß gerathen. Bald hatten Arioſt und Marino die Heldengedichte, bald ein Guarini die theatraliſchen, bald ein andrer Verführer des Volkes, die kleinern Arten der Gedichte, bald ein Loredano die ungebundene Schreibart, durch ſchlimme Exempel in Verfall gebracht; und den Witz ihrer Landesleute mit einem Gifte angeſteckt, welches auch über die Alpen gedrungen iſt, und halb Deutſchland verwirret hat. Allein Herr Muratori und der Marcheſe Maffei, haben mit großer Herzhaftigkeit dieſes allgemeine Uebel ihres Vaterlandes wegzuräumen, die verwöhnten Geiſter ihrer Landesleute aufzuklären, den verwilderten Witz zu reinigen, und die geſunde Vernunft in der Dichtkunſt wieder herzuſtellen geſucht: welchen dann bald darauf Gravina, Becelli u. a. m. beygetreten ſind.

Die Schrift, davon wir hier Nachricht zu geben willens ſind, veranlaſſet uns nur von der tragiſchen Poeſie ins beſondre zu reden; welche im vorigen Jahrhunderte in Italien ganz verſchwunden war, und ihren Platz auf der Schaubühne den verwirrten Singſpielen hatte einräumen müſſen. Dieſem Uebel ſuchte Herr Muratori, in ſeiner Poeſia perfetta italiana, durch eine ſcharfe Beurtheilung der Opern *,

* S. dieſelbe überſetzt, in der crit. Beyträgen 3. St. 484 S.

und Anpreisung guter Trauerspiele; und Herr Maffei durch sein Trauerspiel Merope, so viel an ihnen war, zu steuren. Beyde fanden auch einen vortrefflichen Beyfall bey Gelehrten und andern Verständigen Leuten: und sonderlich machte die Merope ein so großes Aufsehen, daß sie nicht nur in Welschland etliche vierzigmal aufgeleget, sondern auch in verschiedene andre Sprachen übersetzt wurde. Herr Muratori gab auch zu mehrerer Anfrischung des guten Geschmacks in seinem Teatro Italiano 1727 zu Verona, zwölf alte welsche Trauerspiele wieder ans Licht, die vor mehr als zwey hundert Jahren nach den Regeln und Mustern der alten Griechen waren verfertiget worden. Gravina machte selbst fünf neue Trauerspiele, und stellte sie ans Licht; andrer Bemühungen zu geschweigen, wodurch eben diese Absicht befördert wurde.

Was die Liebhaber der Opern bey diesem anwachsenden guten Geschmacke für Augen gemacht haben mögen, das kann man sich leicht vorstellen. Es ist ein gemeines Schicksal der Stifter und Erneuerer des guten Geschmackes, daß es ihnen an Feinden und Neidern nicht fehlet: und dieses hat auch Herr Maffei mit seiner Merope erfahren müssen. Das Trauerspiel, welches wir hiermit bekannt machen wollen, ist bloß in der Absicht verfertiget worden, den überhand nehmenden guten Geschmack in Italien wiederum zu ersticken, und die Urheber desselben, sammt ihren Vorgängern, den Griechen, lächerlich zu machen. Solches zeigt die Einrichtung des ganzen Werks, so wohl seinem Innern, als dem Aeus-

ßer-

ſſerlichen nach. Dieſes hat wegen des blauen Papiers, darauf es gedruckt, und der rothen Kupferſtiche, womit es geziert iſt, ein recht ſeltſames Anſehen: jenes aber iſt durchgehends poßirlich und mit Fleiß ſo eingerichtet, daß alle Regeln und Schönheiten der griechiſchen Schaubühne zum Geſpötte werden ſollen. Ja ſo gar die Kupfer zeigen dieſe Abſicht des Verfaſſers zur Gnüge, wie bald mit mehrerm erhellen wird.

Das Titelkupfer zeiget einen alten bärtigen Mann, der in einem dunkeln Gewölbe ſitzt und im tragiſchen Seneca lieſt. Zu ſeinen Füßen liegt ein Dolch nebſt etlichen Todtenknochen, imgleichen die Werke des Sophokles und Euripides, um welche ſich ein paar Schlangen winden. Zur Seiten ſteht ihm ein Todtenkaſten, darauf eine Schüſſel, mit einem abgehauenen Menſchenkopfe, Strick, Schwerdt und Giftbecher zu ſehen ſind: an denſelben lehnet ſich ein Buch, darauf Merope et Uliſſe zu leſen iſt. Von oben her gucken ein paar Leute herunter, die mit Fingern auf den Alten weiſen, und ziemlich ſpöttiſch ausſehen. Was dieſes anzeige, wird ein jeder leicht errathen.

In der Vorrede heißt es: Dieſes Stück, welches ganz unrecht den Namen eines Trauerſpiels führete, käme von einem Verfaſſer her, der alle Hochachtung gegen die griechiſchen Trauerſpiele hegte, und ſelbſt verſchiedene derſelben, nebſt einigen welſchen, die auf ihren Schlag verfertiget worden, mit Vergnügen geleſen hätte. Allein er könne ſeinen Verdruß nicht bergen, den er empfunden, ſie auf der italie-

nischen Bühne so häufig vorstellen zu sehen. Er meynt, weil heute zu Tage alle die Ursachen aufgehöret, weswegen das alte Griechenland an schrecklichen Dingen, und tragischen Aberglauben ein Belieben gefunden: so wäre es sehr seltsam, die Schaubühne der Welschen ganz knechtisch nach der griechischen einzurichten; und Sachen, die ihren Sitten und Gewohnheiten so zuwider wären, den Augen und Ohren beliebt zu machen. Doch betheuret derselbe, er habe nur den Grundsatz, oder die Lehre angreifen wollen; dabey aber schätze er die Verdienste derer hoch, die in dieser Materie mit allgemeinem Beyfalle geschrieben hätten. Er glaubt auch, man werde im Folgenden sehen, wie lächerlich die Götterspräche, die Träume, die begeisterten Reden, die abscheulichen Heirathen, und die Chöre wären, die heute zu Tage auf den Straßen nur unter Blinden Bettlern üblich wären. Gewisse Wörter, die nach dem Heldenthume schmeckten, wären nur gebraucht, um die Sitten und Meynungen der Chineser und Tartarn vorzustellen; übrigens wäre der Verfasser ein guter Katholik.

Die Personen des Trauerspiels sind 1.) **Rutzvanscad**, der jüngere, ein König von China und Nova Zembla. 2.) **Mamaluc**, sein oberster Staatsdiener. 3.) **Culicutidonia**, die Wittwe Tertinculuffs, des Tyrannen von Nova Zembla. 4.) **Abulcassem** ihr Oheim. 5.) u. 6.) **Muezim** und **Calaff**, Söhne der Culicutidonia. 7.) Ihre Amme, 8.) Eine Sternseherinn des Ortes, 9.) **Alboazen** und 10.) ein Chor von Blinden auf dem Markte. Man setzt

voraus

voraus, die Fabel habe ſich in Nova Zembla, in der Stadt Tnſznprhzmk, vor dem Thore des Königlichen Pallaſtes auf dem großen Markte, zugetragen.

Der erſte Auftritt ſtellt eine Sterndeuterinn vor, die ſich gefaßt macht, der Welt ſchreckliche Schickſale zu verkündigen: ſie meynt aber und ſagt auch: Es würde viel beſſer ſeyn, auf einer Baurenkirmes, dem dummen Volke falſche Prophezeyhungen zu ſagen; als in dieſem den Göttern verhaßten Lande ein Werk zu vollenden, dergleichen die griechiſche Schaubühne niemals geſehen hätte. Man ſieht hier gleich, wie poßirlich die Einfälle und Ausdrückungen durch einander laufen. Die Sternſeherinn iſt auch in einem rothen Kupfer zu ſehen, und hat einen Rock mit Falbeln beſetzt, nebſt einer großen Florkappe, die vorn Kreuzweiſe über die Bruſt geſchlagen iſt, und bis an die Knie herunter hängt. In der Hand aber hält ſie ein langes Sehrohr. Sie fährt fort zu reden und ſagt: „O daß ich mich mit den gelehrten „Auswürfen des Roſaccio nicht genähret hätte, ſo „würde ich die Mühe nicht haben, ſolche traurige „Begebenheiten zu verkündigen. Heute erwartet „der große Rutzvanſcad, ein Sohn des Aequi„noctii und des blonden Frühlings (weil doch „die alte Gewohnheit befiehlt, daß alle Helden aus „erhabnen Sphären abſtammen ſollen), der große „Rutzvanſcad, in den eliſiſchen Feldern, durch „dieſe unbekannte und unvermuthete Straße, den „nicht minder großen, als unglücklichen Rutzvanſcad, „ſeinen Enkel. Ach wie wird er ſeine geliebten Söh„ne wiederſehen! Ach wie wird er ihre betrübte Mut-

„ter wieder sehen! Ach was für Mordthaten und „schreckliche Sachen sehe und verschweige ich; weil „noch keine Leute auf dem Markte sind: ob gleich „die tragischen Dichter so viel Achtsamkeit nicht haben*. „ . . Gewiß, ich wäre schon von hier weg, wenn „mich nicht ein tragischer Poet versichert hätte: es „wäre gewöhnlich, daß ein Wahrsager bey traurigen „Fällen seyn müßte. Doch siehe, es öffnet sich der „unglückliche königliche Pallast, beym Anbruche des „Tages. Und weil doch die Unglücksfälle des kö„niglichen Hauses nothwendig in der kurzen Zeit „von vier und zwanzig Stunden vorgehen müssen: „o ihr holden Götter des Himmels! so macht doch, „durch euren verborgenen Trieb, daß der König sein „früh aufstehen möge". Hier geht sie ab.

Ein jeder sieht unschwer, wie leichtfertig der Verfasser die griechischen Trauerspiele zum Gelächter zu machen gesucht. Allein man sieht auch wohl, wie ungegründet diese Spöttereyen sind. Denn fürs erste, hat man es niemals zu einer Regel gemacht, daß Prophezeyhungen nothwendig zu einer Tragödie gehören; ob es wohl nach den Sitten der Alten, wo alles voller Orakel war, oft geschah, daß sich dergleichen in die Begebenheiten der Großen einmischten. Daß die Sterndeuterinn sich hier auf die tragischen Poeten beruft, von welchen sie in Nova Zembla von rechtswegen nichts wissen sollte,

* Dieser Tadel hat seinen guten Grund, trifft aber die Operndichter, und welschen Comödien weit mehr, als die tragischen Poeten der Alten und ihre heutigen Nachfolger.

te, ist zwar lächerlich: allein dieses fällt auf den Verfasser selbst zurücke, nicht aber auf die Alten, als welche dergleichen Fehler wider die Wahrscheinlichkeit nie begangen haben. Daß sie endlich wünscht, ihr König möchte früh aufstehen, weil alles in vier und zwanzig Stunden vorgehen müßte, ist auch zwar poßirlich: weil sie die Kunst der Natur zur Regel giebt, aber wiederum, so, daß solches den tragischen Dichtern zu keinem Vorwurfe gereicht; als welche die Natur der Kunst zur Richtschnur setzen. Ich übergehe mit Fleiß den Spott, über die göttliche Abkunft der Helden bey den Alten; wo es ganz natürlich war, daß die ersten Helden, Gesetzgeber, Erbauer der Städte, und Stifter der Reiche, vergöttert wurden. Was aber in diesen alten Zeiten wahrscheinlich war, ist deswegen noch niemals zu einer Regel der Schauspiele geworden, darf auch in neuern Geschichten nicht beobachtet werden. Dieses mag hier einmal für allemal zur Probe dienen, daß die Spötterenen unsers critischen Poeten nicht eben die richtigsten sind; und daß es ganz möglich sey, auf solche Art die allerbesten Sachen lächerlich zu machen.

Doch Kuzvanscad und sein Minister Mamaluc erscheinen im 11. Auftritte. Dieser spricht zum Könige: „Weil die öffentlichen Sorgen dich, Herr, „gestern so spät zu Bette gehen ließen; warum ge„fällt es dir denn noch vor Tage wieder auszugehen, „und zu großer Gefahr deiner Gesundheit, diese un„gesunde und mit vielen heterogenischen Theilen „geschwängerte Morgendämmerung einzuschlucken?

Was

„Was soll das werden? Die Sclaven selbst be„rühren mit den Rudern ihrer Galeren das Wasser „noch nicht: und du gehst schon aus den Federn „auf den Markt heraus“?

Hier sieht man leicht eine Nachahmung des ersten Auftritts in der Iphigenia des Euripides, der auch vom Racine einigermaßen beybehalten worden. Der König antwortet ihm auf eben den Schlag, als dort Agamemnon dem Arkas: „Mein lieber Ma„maluc, deiner Treue kann ich die verborgensten „Gedanken nicht verschweigen: du weist, daß ich „die große Chineserwelt beherrsche, und durch mei„ne Siege in einem gerechten Kriege, Nova Zembla „erobert habe, wo ich den barbarischen Tyrannen, „Tectrinculuff, des unrecht besessenen Thrones be„raubet habe. Daher scheint es zwar, daß kein „Mensch in der Welt mächtiger und gefürchteter seyn „könne, als eben ich: allein dem ungeachtet em„pfinde ich von aller dieser meiner Glückseligkeit und „Größe keine Freude oder Wohlgefallen, sondern „mein unseliger Geist erstücket alle meine Gedan„ken. Mamaluc antwortet: Was für Sprüche „würde ich nicht sagen, wenn ich ein Grieche wäre! „um dir zu zeigen, Herr, wie falsch das Urtheil „des Pöbels in Abmessung der irrdischen Glückse„ligkeit ist“. ꝛc.

Hier sieht man abermal, wie der Verfasser es den Tragödien der Griechen zur Last legt, daß sie ihren Personen zu viel Lehrsprüche in den Mund legt; worinn aber freylich viele neuere noch weiter gegangen sind. Und soviel ist gewiß, daß es sehr unna-

unnatürlich iſt, wenn man alle Perſonen ohne Unterſcheid große Sittenlehrer ſpielen, und den Mund nicht öffnen läßt, ohne die tiefſinnigſten Weisheitsſprüche zu ſagen. Die griechiſchen Trauerſpiele aber thun dieſes bey weitem ſo häufig nicht; und noch weniger hat es Ariſtoteles zu einer Regel der Trauerſpiele gemacht.

Nun fängt Rußvanſcad an zu erzählen, daß er vor etwas mehr als funfzehen Jahren, eine gewiſſe Schöne geliebet, die eine nicht minder ſchöne Seele gehabt, und ſehr tugendhaft geweſen. Er hätte ſie treu geliebt, und an ihr eine zarte Gegenliebe, ohne Ehrgeiz, und eine ſchamhafte Neigung gefunden. Und ob ſie gleich nicht von ſo edlem Stande geweſen, daß ſie eines königlichen Bettes würdig, und geſchickt geweſen wäre, einem ſo großen Reiche einen Nachfolger zu geben: ſo hätte er ſich doch durch ein heiliges Band mit ihr verknüpfet, und wäre bald zum Vater von männlichen Zwillingen geworden. Dieſe Sache hätte er nun vor ſeinem ſtrengen Vater Araſchid damals verbergen müſſen. Allein ein untreuer Bedienter hätte ihn verrächen, und itzo erneuere ſich ſein Schmerz, den er bis ins Grab nehmen würde. Da ſich der andre verwundert, fährt er fort: Araſchid wäre dabey heimlich ergrimmet, und hätte bey dem gelehrten Confucius geſchworen, dieß Band zu trennen, welches er den Schandfleck des Aequinoctialiſchen Blutes genennet. Er hätte auch befohlen, die unſchuldigen Kinder hinzurichten, und ihm das Herz ſeiner Geliebten, als ein leckerhaftes Eſſen zubereitet, zu eſſen zu geben.

Hierbey

Hierbey ruft Mamuluc aus: O che gran coſa! O ſchreckliche Sache! Hier würde ein tragiſcher Dichter mit einem Ausrufungszeichen, die Mahlzeit des Thyeſtes ausſchreyen, und der gar zu hypochondriſche Zuhörer wacker in die Hände klatſchen.

Rutzvanſcad. Aber ich bemerkete noch einen ſchärfern Befehl. Er befahl auch beyde elende Kinder zu entmannen, und mir dieſe Theile zu eſſen zu geben.

Mamuluc. Ich ſchwere, bey der Fieberſcheuchenden Chinchina, daß dieſes nicht minder thyeſtiſch klinget.

Rutzvanſcad. Doch der Fall erfolgte nicht. Eine ſolche Unſchuld, fand in dieſem einzigen Stücke, bey den boshaftigen Sternen Reſpect.

Mamuluc. Allen Tragödien zu Troße, freue ich mich, daß der ſchreckliche Fall nicht geſchehen iſt. Ich habe mit Fleiß dieſe zum Theil weitgeſuchten, zum Theil niederträchtigen Spöttereyen herſetzen wollen, damit man ſehe, wie ſchwer es falle, eine an ſich untadelhafte Sache mit vernünftigen und gegründeten Scherzen lächerlich zu machen.

Darauf hört man weiter erzählen, wie der beſtellte Mörder mitleidig geworden, und die Sache verrathen habe. Die Geliebte mit ihren Kindern aber wäre bey Nacht und allein entflohen, ohne von ihm Abſchied zu nehmen. Nun wären es funfzehn Jahre, daß er nicht wüßte, wo ſie hingekommen. Araſchid aber wäre darüber ſo raſend geworden, daß ihm ſein Grimm das Leben verkürzet hätte. Darauf hätte er den treuen Alboazen

ausgeſchickt,

ausgeſchickt, ſie ſuchen zu laſſen, der auch ſchon zehn Jahre über Berge und Meere herum geirret. Mamaluc macht ihm hier den Einwurf, daß er gleichwohl die Orakel nicht befraget hätte: worauf Rußvanſcad antwortet: er ſey in China gebohren, und überließe die eiteln Weiſſagungen den griechiſchen Tragödienſchreibern. Mamaluc freuet ſich, da er hier kein Orakel merkt, daß dieſer Fall niemals wird auf die Schaubühne kommen können.

Es würde zu weitläuftig fallen, alle fernere Einfälle von dieſer Art hieher zu ſetzen, und zugleich die Ordnung der Fabel anzumerken. Rußvanſcad hat einen Traum gehabt, daß er von einem Paar Löwen angefallen worden, die er erleget; die ſich aber darauf in ein paar ſchöne Jünglinge verwandelt hätten. Dieſen Traum ſoll ihm die obige Wahrſagerinn auslegen, weil doch weder ein Tireſias, noch eine Pythia vorhanden iſt.

Nun kömmt dieſelbe mit folgender Arie auf die Bühne.

Cornicaudati Demoni,
Che dall' orrendo Baratro
Eſtollete la mano ugnogrinſuta
Fermate, gittate
Il nero pettine,
Di cui con forza
Fiero - Tartarea
Dalla folta, ed irſuta orrida Coda,
Vi ſervite ad eſtrar le ignite piattole.

Wem dieſes geſchickter ſcheint die welſchen Opern, als die Trauerſpiele zu verſpotten; der muß ſich erinnern, daß man hier auf die griechiſchen Chöre

zielet,

zielet, die zuweilen auch mitten in den Aufzügen etwas zu singen pflegten. Wenigstens zielt die gezwungene Schreibart mit zusammengesetzten Wörtern und vielen Beywörtern auf die Art griechischer Ausdrücke, die in den tragischen Oden vorkommen. Allein so lächerlich es im italienischen klingt; so natürlich und erhaben klang es damals im griechischen: zugeschweigen, daß solch lächerlich Zeug keinem alten Dichter jemals in dem Sinn gekommen. Denn was für Witz steckt doch wohl hierinnen, wenn man es nur einigermaßen deutsch geben will: „Ihr horn„geschwänzten Teufel, die ihr eure greifenklauigte „Hand aus dem schrecklichen Abgrunde strecket; „werfet eure schwarze Hechel weg, deren „ihr euch mit wildtartarischer Gewalt bedienet, „aus eurem dicken, rauchen, scheußlichen Schwan„ze die feurigen Mucken zu kämmen". Endlich fängt sie an, eine Zauberformel zu sagen, die der große Zaubrer Merlin Coccai dem Charon soll in den Mund gelegt haben:

Cra, Cratif, Trasnot, Sgneflet, Canatanta, Riogna.

Wer nun hier glaubt, daß die griechischen Tragödienschreiber auf solche Art kräftig verspottet werden, der muß von einem witzigen und gegründeten Spotte gar keinen Begriff haben.

Indessen will ich doch fortfahren, vom ganzen ersten Aufzuge einen Auszug zu machen. Die Wahrsagerinn verkündigt, daß die Harpien heute an ihren Tafeln essen, und Sphinx nebst dem Minotaurus in ihren Zimmern, einen Ball halten würden. Sie

geräth

geräth in eine Begeiſterung, beſinnt ſich aber, daß ſie einen Fehler begangen, indem ſie die Diana angeruffen; da ſie doch die dreyfache Hekate hätte ſagen ſollen, und die Furien Erinnen heißen ſollten. Mamaluc heißt ſie zum T . . gehen (Vattene al Caçodemone!) und ſagt ſeinem Könige: der Theehändler mache ſchon ſeinen Laden auf, wo der geſchwätzige Pöbel zuſammen käme: und ſo gehen beyde ab.

Es kömmt aber Culicutidonia, welche ihre Leute fragt, was denn heute für ein Feſt gefeyert werde? und als ſie hört, es ſey das Feſt, daran Rutzvanſcad zum Novazenbliſchen Throne gelanget; ſo wird ſie ſehr beſtürzt. Indem ſie aber mit ihren beyden Söhnen eine wichtige Sache überlegen will, wird ſie gewahr, daß ihrer viere auf der Bühne ſtehen. Weil es ihr nun einfällt, daß nach den guten Regeln, vieren zugleich nicht erlaubt iſt, darauf zu ſeyn: ſo bittet ſie, daß einer von ihnen weggehen, und indeſſen den Thee trinken möge. Auf einen Befehl von ſo großer Wichtigkeit, geht Aboulcaſſem ab, um ſich zum Theeſchenken zu verfügen; beſinnt ſich aber anders, weil er ſich erſt muß balbieren laſſen.

Die Mutter rathſchlaget hierauf mit ihren Söhnen, und feuret ſie an, ſich an dieſem Tyrannen, dem Ueberwinder ihres Vaters, der ihnen Thron und Freyheit geraubet, zu rächen. Sie erinnert ſie dabey des Meſſeniſchen Jünglinges, Creſfonte (einer Perſon aus des Herrn Maffei Merope) der den Poliſonte, allein und unbewaffnet zu Boden geſchlagen. Sie ſollten die Hekuba des Euripides nur leſen, wo Polirena, ein junges Mädchen, lieber ſterben, als in der Sclave-

verey dienen wollen. Sie sollten nur in Aegypten auf die Cleopatra sehen ꝛc. Die Söhne nehmen sich Bedenkzeit, und gehen ab. Aboulcassem erscheint wieder, und ermahnt sie, nichts gefährliches zu wagen: allein umsonst. Sie erzählt ihm ihre vergangenen Schicksale; weswegen sie sich an dem Sohne Rutzvanscad rächen will, dessen Vater Araschid sie beleidiget hat. Aboulcassem bedauret sie in ihrer Rachgier, die sie unfehlbar ins Unglück stürzen wird, und geht ab.

Nun erscheint eine Bande blinder Bettler auf dem Markte, die ihrem neuen Könige zu Ehren ein Lied singen: um den Chor der alten Trauerspiele lächerlich zu machen. Ich muß doch das Kupfer, darinn man sie vorgestellet hat, beschreiben. Sie stehen in elender Kleidung, meistentheils in abhängenden Hüten, und alten Mänteln da. Der eine spielt ein Cithrinchen, der andre eine Geige, der dritte eine Baßgeige. Die übrigen singen; wiewohl auch die Spielenden offne Mäuler haben. Es sind ihrer sechs an der Zahl, und man kann sie sich sehr gut unter einer Bande von Bergleuten, oder sogenannten Prager Studenten vorstellen, die in Deutschland herumziehen, und vor Geld auf den Straßen oder in Häusern Musik machen und singen: nur daß hier in dem einen Kupfer, auch ein blindes Weibsmensch steht, die noch eine weit lächerlichere Figur macht. Das Lied, das dieser saubere Chor singet, ist auch nichts besser, als die schlechtesten Bergmannslieder; weswegen ich ein paar Strophen hersetzen will:

1.

Queſto è quel giorno
Lieto & adorno,
Dove d'intornb
La gioja & il riſo
Comparira.
Poiche il Re noſtro,
Che non e un Moſtro,
Con gran decoro,
Veſtito d'oro,
E in manto reggio,
Con gran corteggio,
Si vederà.

2.

Allora tutti
Giovanni e putti
Non ſaran muti,
L'alte ſue lodi
A celebrar.
E coſa certa
Ch'egli lo merta;
La ſua giuſtizia
Senza malizia
Con la clemenza
Ogni Sentenza
Sa temperar.

3.

In regal ſtato
Egli ha moſtrato,
D'aver amato
La povertà.
Poich'era caro
Piu lire al ſtaro,
In un momento
Calo il formento,
Per un quattrino
Di meno il Vino
Bevuta s'ha.

4.

Ei non e un empio,
Ma un bon eſempio,
Andando al Tempio
Dà a tutti quanti.
Il Ciel lo guardi,
Da lancie, e dardi,
E da ogni ſorte,
Di triſte morte;
Che quella ciera
Fara in maniera
Che l'orbo canti.

So endiget ſich der erſte Aufzug, wiewohl hier eigentlich, weder Auftritte noch Aufzüge unterſchieden ſind; ohne Zweifel auch die alten griechiſchen Dichter zu verſpotten, die gleichfalls ihren Lesern dieſe Theile ihrer Trauerſpiele nicht zuzählen, oder anzeigen. Allein dieſes mag genug ſeyn, einen Begriff von dem ganzen Stücke zu geben. Ich ſetze nur noch hinzu, daß der Schluß des ganzen Stückes ſo kläglich iſt, daß alle Perſonen deſſelben ums Leben kommen, nachdem ſich erſtlich der König, wie Oedipus, der Augen beraubet hat. Culicutidonia ſtirbt

unter andern auf eine ſonderbare Art, da ſie ſich in einen porcellanen Abtritt ſtürzet. Sie iſt daſelbſt in Kupfer geſtochen, wie ſie ſich erſt den Reifrock ausgezogen hat, und den Deckel aufhebt, auch wirklich im aufſteigen begriffen iſt. Die Stelle iſt ſo Harlekinmäßig, daß ich ſie noch beyfügen will, um den lächerlichen Witz, den viele Welſchen ſo ſelten bändigen können, bekannt zu machen. Aboulcaſſem ſagt:

Voi ſapete,
Che nelle Regie ſtanze
Un largo e profondiſſimo Condotto,
Di fina Porcellana adorno tutto,
Sotto di cui rapido corro il Fiume,
Fe fabricare il Re Tettinculuſſo,
Per ivi ſcaricare con grandezza
Tutta la puzzolenta Maeſtade
De Regi Sereniſſimi eſcrementi.
Là con rapido ſalto
Nel punto che arrivai, depoſti i Cerchi,
Precipito la miſera Regina;
Ed'a queſt hora del rapido Fiume,
Negli Archi ſotteranei ella è gia morta.

Als nun auch das zuletzt übrigbleibende Paar Aboulcaſſem und Mamaluc ſich zum Zweykampfe ausfordern und abgehen, und die Zuſchauer warten, was denn nun ferner vorgehen wird; auch wohl ruffen, daß die Schauſpieler heraus kommen ſollen: ſo kömmt der Einhelfer (il Suggeritore) mit ſeinem Zettel in einer, und einem großen Muffe in der andern Hand, heraus, und ſpricht:

Uditori,

Uditori, m'accorgo, che aſpettate
Che nuova della pugna alcun vi porti;
Ma l'aſpettate in van: Son tutti morti.

D. i. Ihr Zuſchauer, ich ſehe, daß ihr wartet, den Ausgang des Zweykampfs zu erfahren: aber ihr wartet umſonſt; ſie ſind alle todt. Und ſo iſt alles aus.

Nun überläßt man es einem vernünftigen Leſer, ſonderlich aber den Kennern der griechiſchen Schaubühne, zu beurtheilen: ob eine ſolche Spötterey wohl im Stande iſt, die Tragödien der Alten lächerlich zu machen? Die ſeltſamen Schnörkel, die man hier aus den Opern und welſchen Comödien in die Tragödie menget, geben ja derſelben keinen gegründeten Vorwurf. Daß man in China und Novazembla, ſo viel von der griechiſchen Fabel, und ihren Dichtern redet, wenn von Staatsſachen die Frage iſt; das iſt freylich lächerlich: aber was geht das die griechiſche Tragödie an? Haben denn etwa die Verfaſſer derſelben ſich auf chineſiſche und tartariſche Trauerſpiele und Fabeln beruffen, wenn ſie ihre Perſonen redend einführten? Auf einheimiſche Geſchichte aber, die entweder in ihren eigenen Familien vorgefallen, oder ſich doch in benachbarten Städten eräuget hatten, konnten ſich die tragiſchen Perſonen ohne alle Verletzung der Wahrſcheinlichkeit beruffen. Und man ſieht alſo, wie unverſtändige Tadler nur ſich ſelbſt lächerlich machen, wenn ſie andre unſchuldige Sachen verſpotten wollen.

Es iſt nur ein Wunder, daß man nicht auch die griechiſchen, jambiſchen, ſechsfüßigen Verſe nachgeahmet, ſondern vielmehr die lieben Operverſe, in ungleich langen Zeilen beybehalten hat. Allein dieſe Mühe wäre dem Herrn Verfaſſer ein wenig theuer zu ſtehen gekommen. Indeſſen iſt zu merken, daß dieſes Geſpötte über die griechenzenden Tragödienſchreiber, denſelben und ihren Stücken noch nicht den geringſten Schaden gethan. Die Merope des Herrn Maffei bleibt in ihrem Anſehen, und da dieſer Rutzvanſcad 1737 herausgekommen, und ſo viel uns wiſſend iſt, noch nicht wieder aufgelegt worden: ſo iſt hergegen Merope nach der Zeit zum ſieben und vierzigſtenmale aufgelegt worden; und gleichwohl wiſſen wir nicht einmal, ob dieſe Auflage die Neueſte iſt. So wahr bleibt es, was Opitz an einem Orte von ſeinen Spöttern und Feinden ſchreibt.

Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine ſtatt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken:
Ein Körper bleibet doch, ob gleich des Schattens Schein
Sich größer macht als er; die Zeit ſoll Richter ſeyn!

* * *

III.

* *

III.

Memoirs of the Life and Writings of Alexander Pope, Esq. faithfully collected from authentick Authors, original Manuscripts, and the testimonies of many Persons of Credit and Honour. With critical Observations. Adorned with Heads of divers illustrious Persons, treated of in these Memoirs, curiously engraved by the best Hands. In two Volumes. By William Ayre. Esq. London. 1745.

D. i.

Nachrichten, von dem Leben und den Schriften Alexander Popens, Esq. aus glaubwürdigen Schriftstellern, originalen Handschriften, und den Zeugnissen beglaubter und ansehnlicher Personen, getreulich zusammen getragen. Nebst critischen Anmerkungen. Mit den Bildnissen verschiedener vortrefflicher Personen, von denen in diesen Nachrichten gehandelt wird, und die von den besten Künstlern, sehr schön gestochen worden, gezieret. Durch Wilhelm Ayre. Esq. London 1745. 2 Bände in 8. deren jeder ein Alphabet enthält.

Herr Pope hat sich zu seinen Lebzeiten in und außer seinem Vaterlande, einen so großen Ruhm erworben, daß wir uns unsere Leser

verbindlich zu machen hoffen, weñ wir allhier eine etwas ausführliche Nachricht von diesem Werke mittheilen. Wir schreiten desto ungesäumter dazu, da wir versichert sind, daß man lieber die historischen Umstände vom Leben und den Schriften eines so großen Mannes, als irgend etwas lesen wird, das wir selbst allhier noch zu seinem Lobe sagen könnten.

Herr **Wilhelm Ayre**, der unter besonderer königl. Erlaubniß dieses Buch auf eigene Kosten drucken lassen, und selbiges nur von den Buchhändlern in **London** und **Westmünster** für sich verkaufen läßt, versichert gleich anfangs in der Vorrede: daß er, ungeachtet er allemal ein offenbarer Verehrer der **popischen** Muse gewesen, sich dennoch in diesem Werke aller möglichen Unparteylichkeit beflissen; indem es seine Sache nicht wäre, eine Lobschrift zu schreiben; sondern zu zeigen, was für ein Mann und was für ein Dichter **Pope** gewesen. Die zu einem richtigen historischen Leben erforderlichen Zeugnisse, hat er zum Theile selbst in Händen gehabt, theils von den vornehmsten und berühmtesten Gönnern und Freunden des Herrn **Pope** erhalten. Hierbey hat Herr Ayre es für billig gehalten, da er der Gönner und Freunde dieses Dichters erwähnte, nicht nur bloß ihre Namen zu nennen; sondern sie auch zugleich ihren Characteren nach, abzuschildern. Dergleichen sind nun, der **Herzog von Buckingham**, der **Bischof von Rochester**, der **Doctor Swift**, **Dennis**, **Rowe**, **Cibber**, **Wälsh**, **William Trumbull**, **Richard Blackmore**, **Oldmixon**, **Ensden**, **Doctor Garth**, **Welsted**, **Gay**, **Bloo-**

Bloome, Digby, Theobald, Moore, Smith und viele andere, so wohl Freunde als Feinde des Herren Pope: denn auch an diesen hat es einem so großen Manne nicht gefehlet. Ferner sagt er, daß er verschiedene Sachen in Händen gehabt, deren er, ob sie gleich der Aufmerksamkeit würdig wären, dennoch nicht gedacht hat; indem er von ihrer Gewißheit nicht recht versichert gewesen. Eben so hat er es mit einigen poetischen Stücken gemacht, von denen er zwar gewußt, daß Pope sie verfertiget, weil er selbst aber sie niemals mit seinem Namen beehren wollen: so hat auch Herr Ayre sie, nach seinem Willen, unterdrückt. Nach diesem kurzen Auszuge aus der Vorrede, schreiten wir zum Werke selbst.

Alexander Pope war im 1688. Jahre den 8. Junii in London gebohren. Sein Vater Alexander Pope war ein weitläuftiger Anverwandter vom Lord Downe. Seine Mutter war Editha, Wilhelm Turners, eines Yorkischen Esquirs Tochter. Beyder Grabmaal ist in der Kirche zu Twickenham, in der Grafschaft Middlesex, und hat folgende Aufschrift: D. O. M. Alexandro Pope, Viro innocuo, probo, pio, qui vixit annos LXXV. ob. MDCCXVII. & Edithae, Conjugi inculpabili, pientissimae, quae vixit annos XCIII. ob. MDCCXXXIII. Parentibus bene merentibus Filius fecit, & sibi.

Es würde in der That eine Ehre für irgend eine hohe Schule gewesen seyn, wenn sie die Unterwei-

sung eines so vortrefflichen Geistes, als Herr Popens seiner war, gehabt hätte: allein da er sehr schwächlich war, und seine Aeltern ihn sehr liebten, so wollten sie ihn durchaus nicht von Hause weglassen. Er ward also solchen Privatlehrern anvertrauet, die man für gelehrt hielt, und insonderheit dem Herrn Deane, der ein Römischkatholischer war, welcher Religion auch Herr Pope und seine Aeltern ergeben waren. Von diesem Lehrer lernte er die lateinischen und englischen Dichter kennen, und zeigte nicht nur ein großes Gefallen an ihnen; sondern auch, daß er selbst einer wäre: denn wenige Tage vor seinem zwölften Jahre schrieb er eine sehr schöne Ode, die hier mitgetheilet wird, und von seiner schon frühzeitigen Neigung zur Eingezogenheit und zum Nachsinnen, zeiget. Weil ihn seine Gemüthsart weder zu kindischen Zeitkürzungen lockte; noch sein kränklicher Körper ihm die Leibesübungen erlaubte: so war er schon vor seinem sechszehnten Jahre mit den vernünftigsten und gelehrtesten Männern in Bekanntschaft. Da Herrn Popens Vater selbst die Einsamkeit sehr liebte, so entschloß er sich, insonderheit auch um der schlechten Gesundheit seines Sohnes willen, die Stadt zu verlassen, und kaufte sich ein Gut in Bingfield, nahe bey dem Rittersitze Herrn William Trumbulls, welcher bey dem Könige Wilhelm Secretär gewesen war, und abgedankt hatte; an welchen Herr Pope sein erstes Schäfergedicht in seinem 16. Jahre gerichtet, und über dessen Begebung aufs Land, er sein Gedicht, the Forest betittelt, gemacht hat. Von der

Be-

Bekanntſchaft mit dieſem Herren, fängt ſich Popens erſter Eingang in die geſittete Welt an.

Zwey Jahre zuvor, ehe er ſeine Schäfergedichte ſchrieb, überſetzte er das erſte Buch der Thebais des Statius, davon Herr Ayre einen Auszug und eine Probe mittheilet. Nachdem nun ſeine Schäfergedichte von den beſten Dichtern und Kunſtrichtern gar zu ſehr waren durchgeſehen worden, als daß ihnen noch vieles hätte fehlen ſollen: ſo erſchienen ſie im Drucke, erhielten ſehr viel Bewunderung, und wurden mit den beſten Arbeiten der Schäferdichter in eine Reihe geſtellet. Hierüber entſtand ein Widerwille zwiſchen Herren Popen und Herren Philipps (dem beſten engliſchen Schäferdichter) der auch ſeitdem niemals wieder vergeſſen oder verſöhnet worden iſt. Hier rücket Herr Ayre eine große Stelle aus Steelens Aufſeher ein, allwo eine Vergleichung zwiſchen Popen und Philippſen, in Abſicht auf die Schäfergedichte gemacht, und dem Philipps der Vorzug eingeräumet wird. Herrn Popens Schäfergedichte ſind 4. Stücke: Der Frühling, an Herren William Trumbull. Der Sommer, an den D. Garth. Der Herbſt, an Herren Wicherley; und der Winter, zum Andenken der Jungfer Tempeſt.

Nach und nach zeigte unſer Dichter ſich der Welt immer mehr, und gab ein geiſtliches Gedicht, Meſſias genannt, ans Licht. Dieſes iſt eine Nachahmung von Virgils Pollio; allein nach des Herren Ayre Meynung, übertrifft es ihn gar ſehr.

Auf

Auf dieſes Gedicht folgte der Windſor Foreſt, an den Mylord Lansdown, aus welchem allhier die ſchöne Verwandelung einer Nymphe in den Fluß Loddon, mitgetheilet wird. Darauf folgte der Lockenraub, aus welchem Herr Ayre die Beſchreibung des Lomberſpiels mittheilet und eine gewiſſe zweydeutige Stelle, zu Ende des vierten Buches entſchuldigen will: allein den wenigſten wird ſie ſo leicht zu vertheidigen vorkommen; welches auch wohl die Urſache ſeyn mag, warum in der deutſchen Ueberſetzung dieſe Zeilen in zwo ganz andere verwandelt worden ſind. Dieſes Gedicht hat Herr Pope in ſeinem 24 Jahre gemacht, und Herr Ayre geſteht, daß es das luſtige und unboshafteſte von allen ſeinen ſatiriſchen Gedichten ſey.

Der Ruhm führt allezeit ſeine Widerwärtigkeiten mit ſich: ſo gieng es Popen auch. Er zog ſich den Neid vieler ſeiner zeitverwandten Dichter zu. Inſonderheit verfolgte ihn Herr Dennis, der, ob er gleich ein ſehr guter Kunſtrichter und Poet war, ſich dennoch gegen Popen vergieng. Er gab eine Schmähſchrifft unter dem Titel Anmerkungen über Herrn Popens Lockenraub, in verſchiedenen Briefen an gute Freunde, heraus. In der Vorrede dazu, ſagte er, er wäre durch die Thorheit, den Stolz, und den Uebermuth des kleinen Edelmännchens A. P- E, dazu gezwungen worden. Dieſes kindiſche Spielwerk ihn einen Affen zu nennen, (indem das letzte E mit Fleiß groß gedruckt war) womit er auf ſeine Figur zielte, denn Pope war klein, mager und pucklicht, hat ſo was läppiſches

ſches an ſich, daß es der Verachtung nicht einmal werth iſt. Hieraus folget ein Auszug aus der Critik dieſes Tadlers des popiſchen Lockenraubes, die für unſern Raum zu weitläuftig iſt. Herr Dennis führet wenig Gründliches wider Popen an, als daß er mit einer noch jetzo üblichen Kunſtrichtermine ſagt: es wäre läppiſches, elendes, abſcheuliches Zeug im Lockenraube; der Scherz wäre erbärmlich und zum Beweinen, ja endlich nennet er den Herren Pope zu guter letzt gar einen Eſel. Scheint es nicht, daß dem Dennis nur vor dem Ruhme eines Dichters bange geweſen, der unter den Poeten ſeiner Zeit der gröſſeſte bleiben wird? Herr Ayre ſetzt noch hinzu, Popens Lockenraub ſey ins Franzöſiſche und italiäniſche, obgleich mit Verluſt aller ſeiner gröſten Schönheiten überſetzet worden; man fände aber nicht, daß es des Herrn Dennis Critik auch ſo gut geworden wäre.

Ein ander Gedicht, welches Herrn Popen nicht weniger Neid, und viel mehr Ehre erwarb, war ſein Tempel des Ruhmes. (Temple of Fame) wozu ihm Chaucers Haus des Ruhms (Houſe of Fame) Anlaß gegeben: allein wer beyde Dichter mit einander vergleicht, der wird, außer einigen wenigen Stellen im dritten Buche, gar keine Aehnlichkeit unter beyden finden, und ſehen, daß Pope nur aus großer Beſcheidenheit, in der Vorrede, den Chaucer als ſeinen Vorgänger angiebt, welches ſonſt kein Menſch gemerket hätte. Nunmehro machte ſich eine Rotte lumpener Schmierer auf, an deren Spitze Herr Dennis war; welche, indem ſie

ſich

ſich beſtrebten Popens Tempel des Ruhms zu ſtürmen, nur ihre eigene Ehre zerſtörten und die ſeinige völlig befeſtigten, nachdem Steele und Addiſon ihm ihren Beyfall vollkommen ertheilet hatten.

Zu dieſer Zeit war des Herrn Popen Anſehen in der ganzen Stadt ſchon ſo hoch geſtiegen, daß er ſich es endlich unterſtund, den Namen eines Kunſtrichters anzunehmen (denn in Engeland gehören erſt eigene Verdienſte und abgelegte treffliche Meiſterſtücke dazu, ehe man ein Kunſtrichter werden kann) und andern Regeln zu geben. Dieß that er in ſeinem Eſſay on Criticism, davon allhier wiederum einige Auszüge mittgetheilet werden.

Auch dieſes Stück blieb vom Tadel nicht befreyt. Herr Dennis, der es im Buchladen zu ſehen bekam, und dieſe Zeilen las:

Some have at firſt for Wits, than Poets paſt,
Turn'd Critiks next, and prov'd plain Fools at laſt.

ſchmiß das Buch zur Erden und ſagte: Bey Gott! damit meynt er mich! Man kann leicht denken, daß er Betrachtungen über den Eſſay on Criticism werde geſchrieben haben: allein man wird ſchwerlich vermuthen, daß er davon ſaget: „Popens „Vorſchriften ſind falſch, gemein oder beydes zu„gleich. Seine Gedanken ſind rauhe und unzeitig, „ſeine Ausdrücke abgeſchmakt, ſeine Verſe ſind hart „und unmuſicaliſch, ſeine Reime pöbelmäßig und „platt. Anſtatt der Majeſtät ſehen wir Jungens„poſſen und anſtatt der Deutlichkeit, nur gar zu „oft Finſterniß und Dunkelheit. Sollte man nicht

ſchwören,

„schwören, dieser Jüngling hätte irgend eine ver„altete Muse geheirathet, die sich von einem ab„gelebten alten Sünder, des Unvermögens wegen, „scheiden lassen; und da sie von ihrem ersten Man„ne angesteckt worden, die Gicht bekommen hat, „weswegen sie so verdammt stolpert“? Was kann einem großen Manne mehr Ehre machen, als der Anfall solcher Leute?

Ehe Herr Ayre auf den Homer und die Dunciade kömmt, erwähnet er noch einiger kleinern Gedichte, nämlich eins an Herrn Jervas, nebst Fresnoys Malerkunst. Ueber einen Fächer von des Verfassers eigener Erfindung, worauf die Begebenheit vom Cephalus und der Procris stand. Auf das Schweigen. Eine Grabschrift. Noch einige Verse bey Gelegenheit einiger Buckinghamischen. Und dann folgt sein schönes Schreiben von der Heloissa an den Abälard, davon sehr viele Stellen hier eingerücket stehen. Ferner wird von seiner in die Musik zu setzenden Ode, auf St. Ceciliastag Erwähnung gethan. Herr Dryden hatte sich nämlich durch sein Feast of Alexander einen so großen Ruhm erworben, daß Pope auf vieler Bitten und Begehren, ihm auch hierinnen nacheifern wollte. Allein es zeigte sich, daß er kein so guter Kenner derer zur Musik sich schickenden Wörter, war, als es Dryden gewesen. Zween Chöre zur Tragödie Brutus, die aber nicht bekannt gemacht worden, geriethen ihm noch schlechter; worauf Pope die Feder hinlegte, mit dem Entschlusse, diesen Weg nie wieder zu betreten.

Endlich

Endlich kam Herr Pope mit seiner Uebersetzung vom Homer an den Tag, die ihm zu so vielem Ruhme, als Gelde verhalf. Dieß war nun eine neue Quaal für alle seine Feinde und Neider. Herr Dennis konnte ihn in seinen Betrachtungen über Homers Uebersetzung, nicht anders als einen Feind des Koniges, der Religion, des Vaterlandes, der Freyheit und Sicherheit der Bürger, ansehen, und nahm sich vor, diesem kleinen Esel die Löwenhaut herunter zu zerren, womit das pöbelhafte Vorurtheil ihn beleget hätte. Auch die Centlivre, ein Frauenzimmer, die durch theatralische Arbeiten bekannt ist, lehnte sich wider Popen auf; und andere gaben gar vor, Herr Broome hätte den Homer übersetzt, Pope aber hatte nur die Verse gemacht. Von diesem Vorgeben ist nur so viel wahr, daß Broome, Herrn Popen bey der Odyssee geholfen, wofür er ihm auch fünf hundert Pfund Sterlings, und noch fünf hundert Pfunde von denen Vorschußgeldern, die er aufbringen konnte, gegeben. Diesen Beystand hat auch Pope, in seiner Vorrede zur Odyssee, nicht geleugnet; bey der Ilias aber hat ihm kein Mensch geholfen. Indessen hätte Herr Pope alle diese Feinde leicht übersehen können; allein es fand sich ein anderer, der viel wichtiger war. Herr Addison, ein Mann der nicht nur wegen seiner großen Gelehrsamkeit u. Geschicklichkeit in beyderley Schreibart, in ganz Engeland in ungemeinem Ansehen stund, sondern auch bey Hofe beliebt und mächtig war, erklärte sich gleichfalls wider Popen. Hierdurch wurden nun viele, die

die ihr Glück durch diesen Mann zu machen hofften, bewogen, sich auch als Popens Lästerer anzustellen, und es auch wohl öffentlich zu werden; oder wenn ihr Herz zu einer so ruchlosen Niederträchtigkeit nicht fähig war, dennoch aus Furcht vor diesem Staatssekretäre, sich seiner gar nicht anzunehmen, und ganz gleichgültig zu thun. Die Sache war so. Ein gewisser Tickell mußte gleichfalls den Homer übersetzen, und, es sey nun, wie einige vorgaben, daß Addison selbst, unter dem Namen dieses Mannes, der Uebersetzer dieses Poeten war; oder daß ihn nur sonst die Misgunst, die auch zuweilen große Seelen reizet, besessen: so ist es doch gewiß, daß er sich in Gesellschaften und Caffeehäusern allemal wider die popische, und für die Tickellsche Uebersetzung erkläret; indem er gesagt: es sey Popen zwar nicht zu verdenken, daß er eine so gute Gelegenheit ergriffen, reich zu werden; allein seine Uebersetzung sey ein übelgerathenes Werk, und nur Tickell hätte den ganzen Geist und die Schönheiten vom Homer getroffen. Herr Gay sollte zwar, zu Popens Behuff, dem Addison Vorstellungen thun; allein da er sein Glück bey Hofe machen wollte, so war er zu furchtsam gegen diesen Gönner. Mit unserm Poeten war es nicht so: er suchte nichts und furchte nichts; gieng also zum Addison hin, und sagte ihm gerade heraus: er möchte ihn nicht zum Richter haben; er hielte ihn nicht für fähig ihn zu tadeln; er wüßte wohl, daß er eben dieselbe Gelehrsamkeit, die auf gemeine Kosten erkaufet wäre (denn Addison war auf Kosten des Hofes

gereiſet) dem Durſte nach einer groſſen Gewalt aufopfere; er wäre auf Reiſen geſchicket worden, die Gelehrſamkeit aufzumuntern, und beſtrebte ſich doch allezeit, die neu aufkeimenden Verdienſte zu unterdrücken. Kurz, ſie giengen in vollem Zorne von einander, und hierauf ſchrieb Herr Pope diejenigen Verſe, die nicht von allen für einen falſchen Character vom Herrn Addiſon gehalten werden, und die nachmals in einem Briefe an den D. Arbuthniot eingerücket worden. Man warf endlich dem ehrlichen Pope auch noch den Eigennutz vor, und verglich, in einem ſehr beiſſenden Sinngedichte, ſeine Feder mit Marlboroughs Degen, der mehr aus Geiz, als aus Ehrliebe gefochten; das Gold wäre ſein Siegs-Gott geweſen, und ſey Popens Gott der Verſe. Hierauf folgen ein Paar Briefe, die Addiſon an Popen geſchrieben, ehe ſeine Ilias noch herausgekommen, darinnen er ſeinen groſſen Beyfall und die Ehre bezeuget, die er ſich aus ſeiner Freundſchaft mache, ja ſich als ſeinen gröſten Gönner und Beförderer zu allen Dienſten erbeuth. Wir glauben aber, daß kein einziger Leſer Herrn Popen deswegen für undankbar, oder wetterwendiſch halten wird; weil er ſich von einem kleinen Hofgotte nicht ganz mit Füſſen wollen treten laſſen.

Inzwiſchen hatte Pope den Troſt, daß der Herzog von Buckingham, der ſich vor dem Addiſoniſchen Donner nicht fürchten durfte, allezeit ſein Gönner blieb. Von ſeinem Charactere, Stande, Bedienungen, Gelehrſamkeit und Schriften, theilet Herr Ayre hier eine weitläuftige Nachricht mit.

Der

Der Biſchof Atterbury war auch noch ein aufrichtiger Freund unſers Popen; allein dieſe Luſt währte nicht lange: denn derſelbe ward nach Frankreich verbannet. Man kann dieſe Geſchichte und das Leben dieſes großen Mannes allhier der Länge nach leſen. Es kommen zugleich die Abſchiedsbriefe von beyden Theilen allhier ausführlich vor, die um ſo viel ſchöner und rührender ſind, da nicht ſo wohl der Witz, als vielmehr das Herz, und zwar das Herz zweener ſo geiſtreichen, und empfindungsvollen Männer darinnen redet. Auch diejenigen welche glauben, daß ein großer Geiſt und ein trefflicher Weltweiſer und Dichter kein Verehrer der Religion ſeyn, und keine Unſterblichkeit der Seelen glauben müſſe, werden hier aus Herrn Popens Briefen das Gegentheil ſehen können.

Nunmehr kömmt eine Nachricht von einer andern Läſterſchrift, die man auf Herrn Popen gemachet. Es thaten ſich nämlich etliche ſinnreiche Köpfe, die von der Poeſie mehr verſtehen wollten, als dieſer Dichter, zuſammen, und ſchrieben eine Popias (Popiad). Von dieſem Stücke theilet Herr Ayre einen weitläuftigen Auszug mit, um ſein Verſprechen, unparteyiſch zu ſeyn, das er in der Vorrede gegeben, zu erfüllen. Wir können hier nichts mehr davon ſagen, als daß, nach dem Urtheile dieſer Schrift, Herr Pope der elendeſte Schmierer und Ueberſetzer ſey, den Engeland je getragen: daß er kein Wort Griechiſch, ja nicht einmal Engliſch verſtanden; indem ſeine Schreibart irriſch und barbariſch ſey; daß er alles homeriſche Feuer in lau-

ter Waſſer verkehrt, kurz, daß es nicht Homers Ilias, ſondern eine Popias ſey.

Man fiel Popen noch auf einer andern Seite und noch empfindlicher ſchwer. Man ſchrieb nämlich an die Frau Dacier: daß Herr Pope, weitgefehlt, daß er ihrer und ihres Homers in ſeiner Vorrede, da er doch alles ſein Licht aus ihren Noten genommen, mit vielem Lobe hätte erwähnen, ſollen; ſie vielmehr mit Stillſchweigen übergangen, und am Homer verſchiedenes ausgeſetzet hätte. Das erſte mußte ſie glauben, weil ſie kein Engliſch verſtund, und das letzte hieß ſie auf ihrer empfindlichſten Seite angreifen, indem Homer allemal der Liebling ihres Herzens geweſen war. Sie verfuhr alſo in der bald darauf erſchienenen zweyten Auflage ihres Homers, auf eine ziemlich ſtachlichte Art mit Herrn Popen. So viel in derſelben ihn betrifft, ſteht hier abermals der Länge nach eingerücket. Sie nimmt es Popen ſehr übel, daß er, wie man ihr berichtet, geſaget: Homers Gedicht ſey ein verworrener Haufen von Schönheiten, dem alle Ordnung und Schönheit fehle; und vertheidiget ihren griechiſchen Freund, mit allem ihr in dieſem Falle gewöhnlichen Eifer: wie ſie denn zuletzt auf eine ſtachlichte Art den Herrn Pope bewundert, daß er den Homer verbeſſern wollen. Sie erzählet die Begebenheit, daß Alcibiades einen Schulmeiſter, der gegen ihn gepralet, daß er in ſeinem Zimmer einen Homer liegen hätte, den er mit eigner Hand verbeſſert, zu ihm geſagt: Was! mein Freund! biſtu fähig den Homer zu verbeſſern! und verſchwendeſt deine Zeit

mit

mit Unterweisung der Kinder? O wie wichtig! ruset die Frau Dacier aus, wird Herr Pope einem Staate nicht seyn, da er den Homer verbessern kann?

Diese Feindinn nun, that unserm Dichter in Absicht auf seine Uebersetzung, mehr Schaden, als alle andere. Er schrieb an sie, und bekannte, daß ihm ihr Werk sehr genützet hätte, und bekam von ihr ein höfliches Schreiben zur Antwort, darinnen sie ihm alles zu verzeihen versprach.

Ungeachtet man nun Herrn Popen in verschiedenen Läster- und Stachelschriften wider ihn, einen Ungelehrten, einen Narren, Affen, Esel, Jungen, und ein Ungeheuer geheißen: so hielt er es doch nicht der Mühe werth, solchen gelehrten Gassenjungen und Sonnenbrüdern, die die Sprache des Pöbels in den Mund der Critik legen, zu antworten; sondern ließ sie ungestraft hingehen. Man hatte nicht minder, als zwey und sechzig Lästerschriften wider ihn geschrieben; in welchen ihn Dennis, Gildon, Thomas Burnet, Ducket, Preston, die Centlivre, Griffin, ein Comödiant, Joseph Gay, Benj. Morris, Leonhard Welsted, Thomas Coocke, die Elisabeth Haywood, Oldmixon, Verfasser einer crit. Geschichte von Engeland, Jonathan Smedley, die britischen Journale, die täglichen öffentlichen Zeitungen, Theobald, Eduard Roome, E. Curl ein Buchführer, Forton und viele andere aufs heftigste angegriffen und gelästert hatten.

Das ärgſte, was dieſe Poetaſters und Aftercritici Herrn Popen thun konnten, war, daß ſie ihm Thaten, die er nie begangen, und Schriften, die er nie geſchrieben, aufbürdeten. Die elendeſten Schmieralien wider den Staat, wider die Kirche, das Frauenzimmer u. Staatsmänner; Verſpottungen witziger und empfindlicher Köpfe, Händel mit Buchhändlern, ja ſo gar Gaſſennachrichten von Ungeheuern und Mordthaten, alles mußte Pope gemacht haben. Von allen dieſen Dingen war keines ſo gut, oder ſo ſchlimm, daß man es nicht bisweilen auf ſeine Rechnung ſetzte. Hatte es keinen Namen; ſo wollte er ſich nur verbergen. Stand eines andern Name drauf; ſo mußte doch Pope alles angeſtellet und angegeben haben. Sah es ſeiner Schreibart ähnlich; ſo war es ausgemachet, daß Pope der Verfaſſer davon ſey. War die Schreibart von der ſeinigen himmelweit entfernt; ſo hatte er ſich mit Fleiß dadurch verbergen wollen. Ja man hat zu einerley Zeit offenbare Widerſprüche von ihm behauptet.

Unter andern hatte auch ein elender Zeitungsſchreiber, Namens William Arnall, der zum Sachwalter erzogen geweſen, wider Popen in ſeinen täglichen Blättern losgezogen: und in vier Jahren nicht weniger als zehntauſend neun hundert und ſieben und neunzig Pfunde Sterlings dafür an Gehalt gezogen. Dieſes zeigte (ſagte Herr Ayre) die Leutſeligkeit eines gewiſſen großen Miniſters, welcher für die allgemeine Dummheit der jetzigen Zeit, den Verfaſſern und Druckern und Poſſenſchreibern ſolcher täglichen Läſterſchriften jährlich funf-

zig

zig tausend und sieben und siebenzig Pfund Sterlings, das heißt doppelt so viel auszahlen lassen, als wodurch Ludwig der vierzehente sich so viel Ehre erworben: der in seiner siebenzigjährigen Regierung, den gelehrtesten Männern in ganz Europa Gnadengehalte ertheilet. Hieraus kann man, wie Herr Pope in diesem Buche der Dunciade sagt, sehen, daß zuweilen auch die Thoren, einer Nation viel Geld kosten können.

Endlich ward denn Herr Pope dieses critischen Unfuges überdrüssig, und seine großen und kleinen, gelehrten und ungelehrten Gegner waren zu ihrer Strafe reif. Er verfertigte nämlich seine Dunciade, wodurch er sie allesammt auf einmal lächerlich machte, und völlig zu Boden schlug. Von diesem Meisterstücke einer Satire, welches dem D. Swift zugeeignet worden ist, (wenn man den Rehearsal ausnimmt; der aber eine ganz andere Sache betrifft) wollen wir nunmehro die Nachricht ansehen.

Damit dieses Gedicht in einer Handlung erhalten werden könnte; so brauchte Pope eine Person, die fähig wäre, ein parteyischer Schriftsteller, alberner Dichter und eingebildeter Kunstrichter zu seyn. Diese mußte nun einen Namen haben, und Pope nennte diesen Menschen anfangs Tibbald: da aber nach diesem der gekrönte Dichter und Hofpoet, Cibber, Herrn Popen böse gemachet hatte; so räumte er in einer folgenden Auflage demselben diese Ehrenstelle ein. In dem ersten Buche der Dunciade ist erst der Grundriß des Werkes, die Anrufsung und die Aufschrift enthalten. Ferner der Ur-

ſprung des großen Reiches der Dummheit und die Urſachen ſeines noch heutigen Flores. Der beliebte Sitz der Gottheit wird beſchrieben, nebſt ihren vornehmſten Bedienten, deren Verrichtungen, Thaten und ihren Wirkungen. Hierauf eilet das Gedicht in die mittlere Zeit, und ſtellt die Dummheit an dem Abende des Wahltages eines Lordmaire vor, wie ſie die lange Reihe und Folge ihrer Söhne und ſo wohl deren vergangene, als zukünftige Herrlichkeit überleget. Sie wirft ihre Augen auf den Bays: dieſer ſoll das Werkzeug des großen Ausganges dieſes Gedichtes ſeyn. Er wird beſchrieben, wie er in ſeiner Studierſtube nachſinnend ſitzt, und ihren Untergang beſorget. Nachdem er ſich nun lange bedenkt, ob er ſich zu den Rechten oder zur Politik wenden will; ſo macht er einen Altar, von gehörigen Büchern und (nachdem er brünſtig gebethet) will er alle ſeine verunglückten Schriften darauf opfern. Als nun der Haufen angebrannt iſt; ſieht die Göttinn Dummheit dieſe Flamme von ihrem Sitze, und fliegt in eigener Perſon hin, um das Feuer mit dem Gedichte Thule zu erſticken. Hierauf giebt ſie ſich ihm zu erkennen, verſetzt ihn in ihren Tempel, entdeckt ihm alle ihre Künſte, und weihet ihn zu ihren Geheimniſſen ein. Ferner kündiget ſie ihm an, daß Settle, der alte Hofpoet, dieſelbe Nacht ſterben ſoll, und erkläret ihn zum Nachfolger; ſo daß er auch wirklich, zu Ende des erſten Buches, auf den Thron der Dummheit geführet wird.

Nunmehro folgen von einem jeden, der in dieſem erſten Buche ſeinen Lohn bekömmt, theils die Verſe,

die

die auf ihn zielen, theils eine Nachricht, wodurch er sie verdienet, und was er seinem Character oder Stande nach, gewesen. Man kann nicht leugnen, daß Pope hier in allen Abfertigungen sich fast selbst übertreffen. Sie sind ungemein gesalzen, beißend und nachdrücklich abgefaßt; und was das ärgste ist, so hat man fast in ganz London das Urtheil gefällt, er habe eines jeden Schwäche genau getroffen und keinen in seine Dunciade genommen, der nicht von rechtswegen hinein gehöre. Dieß einhällige Zeugniß war nun etwas um so viel seltener, da Herr Pope mehr als jemand erfahren hatte, wie schwer es sey, viele Leute unter einen Hut zu bringen. Er hatte gesehen, daß man rechte Lumpensachen seinen schönsten Gedichten vorgezogen; und das bloß darum, weil seine Widersacher sich es vorgenommen hatten, nun einmal nichts für gut zu halten, was von ihm käme. Sie wollten alle mit einander einen andern Weg gehen; oder verneinten doch, daß er ihr Vorgänger und Muster gewesen: allein die Thoren folgen auch oft einem Blinden.

Der Innhalt des zweyten Buches der Dunciade ist folgender: Nachdem der König ausgerufen war, so ward die Feyer mit verschiedenen Spielen und Belustigungen angefangen. Hieher flogen nun die Dichter und Kunstrichter, mit ihren Gönnern, Verlegern und Buchdruckern. Der Göttinn gefällt anfangs ihr Bestreben, neue Spiele zu ersinnen, und errichtet das Gespenst von einem Dichter, den die Buchhändler zu erhaschen trachten. Hierauf folgen die Uebungen für die Dichter, das Kützeln der Ohren,

Lermenmachen u. ſ. w. Der erſte erhebt die Ränke und Gebräuche der Zueignungsſchriften; der andre, die ſtreitenden und hochtrabenden Poeten; der dritte, die tiefſinnigen, dunkeln und unflätigen Schriftſteller. Endlich ſchlägt die Göttinn zum Zeitvertreibe für die Kunſtrichter, eine Uebung vor, dabey ſie keine Geſchicklichkeit, ſondern nur Geduld brauchen. Sie müſſen nämlich die Werke zweener Bänderreichen Schriftſteller, den einen in Verſen, und den andern in Proſa, mit Ueberlegung leſen, ohne dabey einzuſchlafen. Hierüber geſchieht es nun endlich, daß nicht nur alle Kunſtrichter, ſondern auch alle Zuhörer und Spieler, ja alle Anweſende in einen tiefen Schlaf fallen, welches natürlicher und nothwendiger Weiſe, die Spiele endet.

Hierauf folgen wiederum verſchiedene Stellen aus dieſem andern Buche der **Dunciade**, und die Nachrichten von denen darinnen abgeſtraften Perſonen. Das Lob, was wir **Popen** bey dem erſten Buche gegeben, können wir ihm auch hier nicht verſagen. Nichts kann ſchöner und beißender ſeyn, als die Stelle wo die Göttinn unter andern den Dichtern aufgiebt, ſie ſollen um die Wette, wie Meerkatzen klappern, und wie Eſel ſchreyen. Wer von ihnen die übrigen übertreffen würde, der ſollte drey **Cat-Calls** (kleine Pfeifchen, womit die Stutzer in den engliſchen Schauplätzen, die Comödianten oder das Stück auszischen) zum Lohne empfangen. Sie heben alle an: und jeder macht es ſo vortrefflich, daß ſie keinem den Preis ertheilen kann; ſondern einem jeden ein eigenes Pfeifchen giebt.

In dem dritten Buche der Dunciade zeigt der Verfaſſer, daß, nachdem die andern Perſonen auf ihre gehörigen Ruheſtellen gebracht worden, die Göttinn den König in ihren Tempel verſetzet, und ihn da mit ſeinem Kopfe auf ihrer Schooß, ſchlafen legt. Dieſe Stellung hat wunderwürdige Eigenſchaften: denn ſie verurſachet alle Geſichter der wilden Entzückung, der Projectenmacher, Staatsverſtändigen, verliebten Gecken, der Baumeiſter von Luftſchlöſſern, Chymiſten und Poeten. So gleich wird er auf den Schwingen der Einbildungskraft in die elyſiſchen Schatten verſetzt, allwo an den Ufern des Fluſſes Lethe die Seelen der Theren, durch den Bavius untergetauchet werden, ehe ſie in dieſe Welt kommen. Hier begegnet ihm Settles, des ehemaligen Hofpoeten Geiſt, und lehret ihn alle Wunder dieſes Ortes kennen, ja auch diejenigen, die der König noch künftig ausrichten ſollte. Er nimmt ihn auf den Berg der Geſichter, von wannen er ihm die ehemaligen Siegsgepränge des Kaiſers der Dummheit, hierauf die gegenwärtigen, und dann die letzteren, zeiget: was für ein kleiner Theil der Welt zu allen Zeiten von den Wiſſenſchaften wäre erobert worden; wie bald dieſen Eroberungen Einhalt geſchehen, und dieſe Völker ſelbſt der Herrſchaft der Dummheit wieder unterwürfig gemachet worden wären. Hierauf zeigt er ihm Großbrittannien, und zugleich, durch was für Mittel, Perſonen und Grade, daſſelbe unter ihre Gewalt kommen ſollte. Plötzlich veränderte ſich die Scene, und es erſchien eine groſſe Anzahl von Wundern, die der König ganz und gar nicht kann-

te,

te, und wovor er ſehr erſchrack; bis er hörte, daß es die ſich von nun an anhebenden Wunder ſeiner eigenen Regierung wären. Settle wünſchet ihm, wiewohl nicht ohne Neid, Glück dazu, und prophezeihet ihm, wie das engliſche Volk erſtlich mit Poſſenſpielen, Opern und Maſchinen überſchwemmet, und der Thron der Dummheit ſich über das ganze Theater erſtrecken ſollte. Alsdann zeigt er ihm wie ihre Söhne Vorſteher der freyen Künſte und Wiſſenſchaften werden würden und läßt ihn einen Stral ihrer künftigen Herrlichkeit ſehen.

So weit geht das dritte Buch der Dunciade, und alles was 1742. davon herausgekommen iſt. Womit der erſte Theil dieſes popiſchen Lebens ein Ende hat. In dem nächſten Stücke wollen wir auch von dem andern Theile Nachricht geben.

IV.

Auszug aus dem dritten Stücke des Epilogueurs den 21 Junii 1745.

Die Schmeicheley iſt allezeit von den Weltweiſen für eine Art von Beſchimpfung gehalten worden: allein es iſt, wie man ſagt, eine gemilderte Beſchimpfung, die denen Wunden gleicht, welche

che man mit einem wohlriechenden Degen macht. Wenn man voraussetzt, daß die Hochachtung und die Beleidigung zwey widrige Dinge sind: so mögen doch ja die Fürsten einsehen lernen, daß man sie nicht ärger beleidigen könne, als durch die Schmeicheley; indem man ihnen keine geringere Hochachtung bezeigen kann, als hierdurch; und daß die Schmeicheley, man trage sie vor, auf was für eine Art man wolle, ein Weihrauch sey, der den Kopf mehr einnimmt, als er gefällt, und allezeit mehr schwärzet, als er wohlriechend macht. Die Geschichte lehret uns, daß Ladislaus König von Pohlen, ein so großer Feind der Schmeicheley gewesen, daß er auch die erste, so man gegen ihn vorbrachte, mit einer Maulschelle bezahlete; und denen, die sich hierüber beschwerten, zur antwort gab: er thäte ihnen kein Unrecht, daß er mit ihnen so verführe, wie sie mit ihm umgiengen; denn eine Maulschelle die man mit der Zunge gäbe, könnte nicht besser vergolten werden, als durch eine mit der Hand. Der Kaiser Sigismund gieng mit einem gewissen Hofmanne eben so um, der sich einbildete, er könnte sich nicht besser bey dem Kaiser in Gnade setzen, als daß er ihn mit Gott vergliche. Da nun der erschrockene Schmeichler den Kaiser plötzlich fragte, was er gethan hätte, daß er so geschlagen würde? so fragte der Kaiser ihn hinwiederum: was habe ich dir gethan, daß du mich beißest? Die Schmeicheley ist eine Scheinheilige, die den Prinzen zum besten hat, und seiner spottet; sie ist eine Verrätherinn, die sein Glück untergräbt, und, so viel an ihr liegt, seine Sachen in einen solchen Stand setzet,

daß

daß sie gewiß in Verfall gerathen müssen. Ein Prinz also, der auf seine Ehre eifersüchtig, und für seine Hoheit und den guten Erfolg seiner Unternehmungen bemühet ist, der wendet allen seinen Haß auf diese Pest, und verabsäumet nichts, sie von seinem Hofe zu verjagen. Die Schmeicheley ist eine Närrinn, die allezeit Ausschweifungen gemacht hat, und noch täglich machet. Wir wollen von denen nicht reden, worüber Griechenland erröthen müssen: hier ist eine, die sich in Rom zugetragen. Wollte die Schmeicheley den Römern nicht weis machen, Caligula würde von dem Monde geliebet? Aus dem Claudius machte sie ihnen einen Gott, der doch nur ein Entwurf und ein Anfang eines Menschen war. Sie bauete der Tochter des Nero, die in der Wiege gestorben war, einen Tempel, und stiftete ihr zu Ehren, Opfer. Sie streuete der Stimme eben dieses Nero, als der Gottheit der Ohren, Weihrauch; sie heiligte so gar seinen Muttermord und seine Schwelgereyen: weil sie, nachdem sie öffentliche Gebethe verordnet, und ein neues Dankfest, wegen der Ermordung seiner Mutter, angestellet hatte, die Fackel trug, und den Hymen zur Feyer seines Hochzeitfests mit dem jungen Pythagoras, einlud. Einige Zeit darauf wollte sie aus dem Diocletian einen Jupiter, und aus dem Maximian einen Herkules, machen. Ja nachdem Rom bereits den Christlichen Glauben angenommen hatte, so wollte dennoch die Schmeicheley den Justinian überreden, daß er unsterblich gebohren sey. Ein gewisser griechischer Weltweiser sagt, daß die Buhldirnen ihren

Liebha-

Liebhabern viel Glück und groſſe Reichthümer gewünschet; aber nicht ein Fünkchen Weisheit, nicht ein klein wenig gesunde Vernunft: weil sie mit den Weisen schlecht zu recht kämen. So geht es auch mit den Wünschen der **Schmeichler**: indem die gesunde Vernunft ein allgemeines Mittel wider die Verführungen der **Schmeicheley** ist. Sie hat sich auch noch gar nicht verändert, außer, daß sie mit den Jahren erstaunlich gröſſer geworden: sie erstreckt sich allenthalben hin, sie schleicht sich allerwegen ein; bey Hofe, wie in der Stadt; bey dem Bürger so wohl, als beym Prinzen; bey dem groſſen Herren so wohl, als bey dem Kaufmanne. Diesen verläßt sie nicht; weil er sie gut bezahlet: ich berufe mich auf so viele Zueignungsschriften, Madrigale, Hochzeitlieder und Briefe in Versen, die vielmehr an ihre Goldbörsen, als an sie selbst, gerichtet sind. Ich berufe mich, auf so viele Werke von eben der Art; ich berufe mich auf das einzige poetische Stück, welches **Boileau** nimmermehr hätte sollen herausgeben, wenn er hätte bey Ehren bleiben wollen; ich meyne seine **Ode über die Eroberung von Namur**: denn welch eine niederträchtige Schmeicheley ist sie nicht! Ich berufe mich auf das **Gedicht über die Schlacht bey Fontenoy**, welches kürzlich herausgekommen ist, und einem Dichter zugeschrieben wird, der auf diese Art des Rauches eben so begierig ist, als verschwenderisch er damit umgeht. Welch ein abscheuliches Mischmasch! welch ein Haufen, welch eine Menge von Niederträchtigkeiten, und groben Schmeicheleyen! derer

unver-

unverſchämten Ausdrücke nicht zu gedenken. Hier iſt einer im 39. und 40. Verſe:

Les voilà, ces Rivaux du grand nom de mon Maitre,
Plus farouches que nous, & moins vaillans *peut-être*;
Fiers de tant de Lauriers moiſſonnés autre-fois.

Da ſind die Nebenbuhler des groſſen Namens meines Herrn! Sie ſind wilder als wir; und vielleicht nicht ſo tapfer. Sie ſind ſtolz auf ſo viele Lorbern, die ſie ehemals eingeſammlet.

Würde man ſich wohl, wenn man den letzten Vers geleſen, einbilden, daß der Verfaſſer durch eine dumme Note das moins vaillans peut-être, erklären würde; indem er ſaget, peut-être avant l'action, ſans doute aprés. D.i. Vielleicht, vor der Schlacht, nach derſelben aber, unfehlbar. Dieß iſt eine Wirkung der Schmeicheley, die den Verſtand und die geſunde Vernunft verwirret; denn dieſe Nebenbuhler ſind ganz gewiß vor der Schlacht tapfer geweſen; weil ſie auf ſo viele Lorbern ſtolz waren, die ſie ehedem eingeſammlet: oder man muß etwa ehemals die Lorbern ohne Tapferkeit eingeſammlet haben. Sind aber ja dieſe ſtolzen Nebenbuhler vor der Schlacht nicht tapfer geweſen, warum beſchreibt der Dichter ſie denn ſo?

D'un pas rapide & ferme & d'un *front inhumain* *
S'avance vers nos rangs la *profonde* † *Colonne*,
Que la terreur devance, & la Flamme environne.

Mit

* Dieß Beywort ſieht einer Cheville oder einem Flickworte ungemein ähnlich. Un front inhumein. Ha! ha! ha!

† Dieß Beywort iſt richtig und macht einen majeſtätiſchen Begriff

Mit ſchnellem und ſichern Schritte und einer unmenſchlichen Stirne, nahet ſich die tiefe Colonne unſern Gliedern; das Schrecken geht vor ihr her, und die Flamme umgiebt ſie.

Iſt das ein Abriß von einem feigen Heere? von vielleicht tapfern Soldaten? welche durch die Geſchwindigkeit und Unerſchrockenheit, womit ſie angreifen, das Schrecken ausbreiten? Wir wollen doch ſehen, was die vielleicht tapfern Soldaten thun:

La Mort de tous cotés, la Mort inſatiable
Frappe à coups redoublés une foule innombrable.

D. i.

Der Tod, der unerſättliche Tod, ſchlägt mit wiederholten Streichen von allen Seiten eine unzählliche Menge zu Boden.

Sind das Thaten von vielleicht tapfern Leuten? Hier iſt noch eine Unverſchämtheit!

Voïez ce fier Saxon, qu'on *croit ne parmi nous*?

Schaut den tapfern Sachſen, den man unter uns gebohren zu ſeyn glaubt!

Alſo ihr Sachſen, ihr Preuſſen, ihr Deutſche, Engländer, Spanier, Ruſſen, Pohlen und Schweden, rühmet euch nur nicht mehr eurer Hel-

Begriff von einer Colonne. Der Dichter hat den Chevalier Folart geleſen.

Helden! Weicht, weicht! ihr Friedriche, Friedrich Wilhelme, ihr Herzoge von Sachsen-Weymar, ihr Montecuculi, ihr Wilhelme, ihr großen Conſalven, du großer Peter, ihr Czeremetoffs, Sobiesky und Guſtav Adolph! Ihr alle habet durchaus nicht tapfer ſeyn können: denn man hat nicht geglaubt, daß ihr unter den Franzoſen gebohren wäret. Ich bin gewiß, daß der Dichter eine ſehr ſchätzbare Nation wohl hundertmal getadelt hat, weil ſie ſo redet, wie er; denn wenn ein Engländer einen großen und wackern Menſchen ſieht, ſo ruft er insgemein aus: es iſt ſchade, daß dieſer Menſch kein Engländer iſt! Gleichwohl enthält dieſer Wunſch ſo viel lächerliches noch nicht, als der Gedanke des Dichters. Der Engländer beneidet nur andern Ländern die Ehre, einen ſo großen Mann zu beſitzen; er wünſchet, daß er in ſeinem Vaterlande gebohren wäre. Der Dichter aber giebt zu verſtehen, man müſſe gerade ein Franzoſe ſeyn, wofern man tapfer, herzhaft und gelehrt ſeyn will *. Jedoch dieß ſey genug von dieſem Gedichte, deſſen fernere Un-

* Ein gewiſſer Deutſcher, der von einer Reiſe aus Frankreich wieder kam, die er in männlichen Jahren, als ein Hofmeiſter, nach Paris gethan hatte, erzählte, daß der größte Lobſpruch, den man daſelbſt einem Fremden zu geben pflegte, dieſer wäre: Monſieur, vous meritez d'être un François: worauf aber dieſer luſtige Kopf, wenn er einen vernünftigen Franzoſen angetroffen, wiederum geſagt: Il merite d'être un Allemand.

Unterſuchung der franzöſiſchen Nation gewiß keine Ehre machen würde.

So weit der Epilogueur.

Nachdem wir dieſe vernünftige Anmerkung eines Ausländers mitgetheilet, wollen wir doch das ſo hochgeprieſene Gedicht des Herrn Voltaire mit einrücken; ſonderlich, da uns ein unbekannter deutſcher Dichter eine patriotiſche Beantwortung deſſelben, faſt in Forme einer Parodie, zugeſchicket hat. Wir halten uns verbunden, dieſes unſern Landesleuten bekannt zu machen: zumal da es den hohen Bundesverwandten, die bald den franzöſiſchen Stolz demüthigen werden, zu einem herrlichen Lobe gereichet.

* *

V.

La Bataille de Fontenoy, Poëme de Monſieur de Voltaire.

Quoi! du Siecle paſſé le fameux Satirique
Aura pris dans ſes mains la Trompette heroïque,
Aura chanté du Rhin les bords enſanglantés,
Ses Defenſeurs mourants, ſes flots epouvantes;
Son Dieu même en fureur, effrayé du Paſſage,
Cédant à nos ayeux ſon Onde & ſon rivage?
Et vous, quand votre Roi, dans des Plaines de Sang,
Voit la Mort devant lui, voler de rang en rang;
Tandis que de Tournay foudroyant les Murailles,
Il ſuſpend les aſſauts pour courir aux batailles,
Quand des bras de l'himen s'avancant au trepas
Son fils, ſon digne fils ſuit de ſi prés ſes pas;
Vous, heureux par ſes Loix, & grand pas ſa Vaillance,
François, vous garderiés un indigne ſilence?

Au Camp de Fontenoy, volés accourés tous,
Voyés le fier Saxon, qu'on croit né parmi Nous,
Maurice, qui touchant à l'infernale rive,
Rappelle pour ſon Roy ſon Ame fugitive,
Et qui demande a Mars, dont-il à la Valeur,
De vivre encore un jour & de mourir Vainqueur,
Conſervés juſtes Cieux, ſes hautes deſtinées;
Pour Louis & pour nous prolongez ſes Années!

Deja

---

* Boileau ſchreibt am Ende ſeines IV. Schreibens an den König Ludewig den XIV.

Non non, ne faiſons plus de plaintes inutiles,
Puiſqu'ainſi dans deux mois tu prens quarante villes:
Aſſuré des bons vers, dont ton bras me repond,
Je t'attend dans deux ans au bord de l'Helleſpont.

* *

Antwort

eines Deutſchen auf vorherſtehendes voltairiſche Gedicht.

Wie? Frankreichs Juvenal hat vormals Ludwigs Reich
Europen gleich gemacht, ja gar der Erden gleich;
Bey jedem feſten Platz, den Liſt u. Trug bezwungen,
Ihm ſchon vom Helleſpont ein Siegslied vorgeſungen *.
Und itzt ſoll Arouet, den Lohn und Titel treibt,
Daß er ſeit kurzem auch im Schmeicheltone ſchreibt,
Nicht gleichfalls fähig ſeyn, ein Heuchelblatt zu wagen,
Um das verbundne Heer von Dornick wegzujagen?
Er fühlt franzöſiſch Blut, das ihm im Herzen ſchlägt.
Was Wunder, daß ſein Trieb den Kiel zum Pralen regt?
Hat vormals ein Dauphin †, dem Geiſt und Muth gefehlet,
Die reichſte Dichtungskraft, durch falſchen Ruhm gequälet;
Was darf ſie itzo denn der Wahrheit treuer ſeyn,
Und Ludwigs Söhne nicht ein trüglich Leblied weihn?

Ihr Sachſen! eilt herbey, ihr Deutſchen kömt mit Haufen,
Ins Feld bey Fontenoy, begierigſt zugelaufen!
Hier ſiegt ein deutſcher Held aus Wittekindens Blut,
Giebt Frankreichs Heeren Kraft, und ihren Führern Muth.
Graf Moritz, der bey euch das Licht zuerſt erblicket,
Macht, daß den Galliern ein ſeltner Sieg geglücket.
Sein unerſchrocknes Herz, das Deutſche Luft erzog,
Sein Arm, der alle Kraft aus deutſchen Adern ſog,

zu welcher Stelle der berühmte Comte de Butli-Rabutin, geſchrieben hat: - Tarara Pomponpon! S. die Anmerkung des Herausgebers vom Boileau.

† Ludwig des XIV. Sohn, Großvater des itzigen Königes von Frankreich; der ob er gleich ſehr blöden Verſtandes war, dennoch von allen franzöſiſchen Rednern und Dichtern um die Wette geprieſen worden.

Deja de la Tranchée Harcourt eſt accouru
Tout poſte eſt aſſigné, tout danger eſt prévû;
Noailles pour ſon Roy plein d'un Amour fidelle,
Voit la France en ſon Maitre & ne regarde qu'elle;
Ce ſang de tant de Rois, ce ſang du grand Condé,
D'Eu (1) par qui des François le tonneré eſt guidé.

(2) Pentievre dont le Zéle à devance ſon âge,
Qui deja vers le Main ſignalé ſon Courage,
Baviere avec de Pons, Boufflers & Luxembourg,
Vont chacun à leur place attendre ce grand jour.
Chacun porte la joye aux Guerriers qu'il commande,
(3) Le fortuné Danoy, Chabannes, Galerande,
Le vaillant Beranger, ce defenſeur du Rhin,
Duchailat & Croiſſy, tous nos Heros enfin, (4)
Dans l'horreur de la Nuit, dans celle du Silence,
Demandent que l'Aurore & le péril commence:
Le brave Cumberland, fier d'attaquer Louis,
Fait paroitre deja ſes Battaillons hardis:
L'Escaut, les Ennemis, les Remparts de la Ville,
Tous preſenteut la Mort: & Louis eſt tranquile.

Le Signal eſt donné par cent bouches d'Airain,
D'un pas rapide & ferme & d'un front inhumain,
S'avance vers nos rangs la profonde Colonne,
Que la terreur devance & la flamme environne.

Tel

(1) Grand Maitre d'Artillerie,
(2) à l'age de 14. ans il s'etoit ſignalé à la battaille de Dettingue.
(3) Mr. Danoy fut retiré par ſa Nourrice d'une foule de Morts & de Mourans ſur le Champ de Battaille de Malplaquet.
(4) Les Lieut. Gener. chacun à leur diviſion (a) On n'a pû nommer les autres Lieus. Generaux dont les noms ſont célébres ailleurs, ou dont-on à reçu la liſte trop tard. Il en eſt ainſi des autres Officiers qui

Lehrt ihn, ſo ſchwach ihn auch Morbonens Neid gemachet,
Mit Kindern Wunder thun, ſo bald ſein Geiſt erwachet.
Ein leichter Keil wird ſchwer, wenn Herkuls Fauſt ihn rührt,
Und Frankreichs Volk beherzt, wenn deutſcher Muth es führt.
Hier taugt kein Maillebois, hier weichen die Belliſlen,
Die noch aus Böhmen her die Kraft der Deutſchen fühlen.

Was dort der Britten Fauſt am Maynſtrom noch entgieng,
Und von Georgens Huld noch Zeit zur Flucht empfieng,
Der jungen Stutzer Schaar, mit zarten Weiber-Wangen,
Die nur mit Gold und Stein und reichen Weſten prangen,
Die Mutterſöhnchen ſelbſt, von Ortolans genährt,
Sind hier, o Wunderwerk! in herzhaft Volk verkehrt.
Sie ſtehn, ſo lange ſie bey dieſem Helden fechten:
Doch treibt ihn Noth und Muth zur Linken oder Rechten;
So weicht das ſchwache Volk, ſo ſchreckt der Britten Stal,
Der ſtrengen Blitzen gleicht, die Stutzer auf einmal.
Es flieht des Königs Haus, ſo gar, daß ſich die Wellen
Der breiten Schelde ſelbſt umſonſt entgegen ſtellen:
Kein Drohn, kein Zurnf hemmt der Leibwacht feigen Lauf;
Kaum eigner Stücke Wuth hält ſie im Weichen auf.

Ein Griff, den Barbarn kaum, wie Frankreich ausgebrütet,
Iſt, wenn zerſtücktes Glas und zackicht Eiſen wütet.
Hat Ludwigs Kriegsrath dieß im Streit erlaubt geſchätzt †;
Prinz Cumberland! nur friſch, dem Beyſpiel nachgeſetzt!

ſe ſont ſignalés & qui ont-été bleſſés. On apprend dans le moment que 19. Officiers aux Gardes; 28. Offic. du Regiment du Roi; 37. de la Couronne; autant dans les Regiments des Vaiſſeaux &c. ont éte bleſſés ou tués. D'ailleurs ſi on avoit pu rendre juſtice a tous ceux qui le meritent; il eut fallû loüer tous les Offic. de l'Armée, & mettre un an à compoſer un ouvrage, qu'il à fallu faire en moins de deux jours.

† S. den Epilogueur, ingleichen die holländ. Zeitungen

Tel qu'un nüage epais qui ſur l'aile des Vents
Porte l'eclair, la foudre, & la mort dans ſes flancs.
Les voila ces Rivaux du grand Nom de mon Maitre,
Plus farouches que nous, & moins vaillants peut-étre;
Fiers de tant de Lauriers moiſſonnés autre fois;
Bourbons, voici le tems de venger les Valois.

La Mort de tous cotés, la Mort inſatiable
Frappe à coups redoublés une foule innombrable:
Chefs, Officiers, Soldats, l'un ſur l'autre entaſsés,
Sous le fer expirans, par le plomb renverſés,
Pouſſent les derniers cris en demandant Vengeance.
Grammont que ſignaloit ſa noble impatience,
Grammont dans l'Eliſée emporte la douleur,
D'ignorer en tombant, ſi ſon Maitre eſt Vainqueur.
De quoi lui ſervira ce Sceptre (1) de la gloire,
Ce ſceptre de Guerrier, honneur de ſa Memoire!
Rangs, Titres, Dignités dont-on eſt ſi jaloux,
La Mort dans nos Tombeaux vous devore avec nous.
Tu meurs, jeune Craon! (2) que le Ciel moins ſevére
Veille ſur le deſtin de ton genéreux Frere!
L'Intrepide Luttaux (3) de nos François l'honneur,
(4) Puſ, Ségur & d'Array, Meziére, Saint Sauveur,
Sanglants, couverts de coups, roulent ſur la pouſſiere.
Ardent à les venger, le jeune Daubettere
Voit de ſa Legion tous les Chefs indomptés,
Sous cent coups differents tomber à ſes cotés.
Guerriers, que Chabriant avec Brancas rallie,
Que d'Anglois immolés vont payer votre vie!

Je

(1) Le Roy lui envoja le Bâton de Marechal de France, mais il étoit expirant.

(2) 19. Offic. de ſon Regiment ont-été tués ou bleſſés, ſon frere le Prince de Bauveau ſert en Italie.

(3) Lieut. Général.

(4) Offic. de l'Etat Major, Mr. de St. George auſſi bleſſé.

Was Frankreich thut, iſt ſchön, im Kriege, wie in Sitten:
Wo nicht, ſo tauch hinfort die Schwerter tapfrer Britten,
Wenn du noch eines wagſt, in kalten Schierling ein;
Laß jeder Kugel Bley von Gifte trunken ſeyn:
So kämpft das Haus Bourbon †, ſo muß man alles wagen,
Durch Mittel neuer Art die Lorbern zu erjagen.

Der tapfern Britten Fauſt, die Frankreich oft gefühlt,
Wenn Marlborugh den Zorn durch galliſch Blut gekühlt,
Würgt hier von Glied zu Glied. Umſonſt daß tiefe Graben,
Daß Wäll und Linien den Feind umſchanzet haben,
Ihr Heldentrieb erſteigt was ſich entgegen ſtellt,
Und wenn ein Kugelſturm ihm gleich ins Antlitz prellt,
Hält Schanz und Bollwerk ihn doch allzuſchwach zurücke.
Der Franzmann ſieht den Feind, und ſtarrt beym erſten Blicke.
So dringt kein Tyger ein, ſo ſchlägt kein Löwe los!
Der arme Gallier empfindet Schuß und Stoß,
Und fühlt, daß Männer hier, nicht Knaben Waffen tragen,
Die mit vereinter Kraft für Recht und Ehre ſchlagen.
Hilf Gott! wer weicht nicht aus? Wie mancher Streiter fällt! *
Selbſt Grammont, der umſonſt ſich noch zur Wehre ſtellt,
Sein müdes Volk erhitzt, der Flucht ſich widerſetzet;
Dafür ihn ſterbend noch ein Marſchallsſtab ergetzet:
Der tapfre Grammont ſinkt! Der Kern der Ritterſchaft
Von Ludwigs Schaaren fühlt verbundner Heere Kraft.
Das blaſſe Todtenreich empfängt viel tauſend Helden,
Die dort dem Luxenburg, und dem Turenne melden,
Daß Cumberland geſiegt, daß Königseck gewann,
Daß Waldeck triumphirt, und Ludwig fliehen kann.

† Auch dieſes haben öffentliche Zeitungen gemeldet.

* Herr Voltaire ſelbſt weis nicht Worte genug zu finden, die Anzahl der gefallenen Franzoſen recht zu beſchreiben, ſonderlich die Menge der gebliebenen Befehlshaber und die Gewalt der eindringenden Engländer.

Je te pardonne, O Mars! Dieu de Sang, Dieu cruel!
La Race de Colbert ce Miniſtre immortel,
Echappe è tes Fureurs, en ce choc effroyable.
(1) Guerchy parmi les ſiens eſt ſeul invulnerable,
Vous Daché (2) Longaunay, quel ſera votre ſort?
Quel art vous peut ſauver des Ombres de la Mort?
Helas! puis-je eſperer de vous revoir encore?

GRAND DIEU, que de beaux jours finis à leur Aurore!
Que nos Lauriers ſanglans doivent couter depleurs!
Ils tombent ces Heros, ils tombent ces Vengeurs,
Ils meurent, & nos jours ſont heureux & tranquiles.
La molle Volupté, le Luxe de nos Villes,
Filent ces jours ſereins, ces jours que nous devons
Au ſang de ces guerriers au peril des Bourbons.
Couvrons du moins de fleurs ces tombes glorieuſes,
Arrachons à l'oubli ces Ombres vertueuſes;
(3) Vous qui lanciés la foudre, & qu'il frappe ſes coups,
Revivés dans nos champs, quand vous mourés pour nous.

Et quel ſeroit, Grand Dieu! le coeur dur & barbare,
Prodigue de Cenſure, & de Loüange avare,
Qui peu touché des Morts & jaloux des Vivants,
N'oſât bruler pour eux un légitime encens?
Oh! s'il eſt des eſprits dont l'infame indolence,
Inſenſible aux Grandeurs, aux pertes de la France,
Craint d'entendre ma Voix & de l'encourager,
Reveillés vous ingrats. Louis eſt en danger.

Et quoi pour Cumberland le Dieu Mars ſe déclare.
Le Roi voit le Malheur, le brave *& le repare.*

Son

(1) Sous les Officiers de ſon Regiment hors du Cambat.
(2) Mr. Daché (on l'ecrit Dapehee) Lieut. Géneral. Mr. de Longauny, Colonel des nouveaux Grenadiers, Aide Major Génér. Il eſt mort depuis.
(3) Mr. de Brocard Lieut. Général de l'Artillerie.

Kein Gallier kömmt nach, der sich erkühnt zu sagen,
Daß endlich noch das Glück des Treffens umgeschlagen.
Und sagtens hundert aus, so glaubt es Tallard nicht;
Weil doch der Leichen Zahl zu merklich widerspricht.
Sie stürzen in die Nacht von jenen schwarzen Thoren:
O! ruft er: Ludwigs Heer hat ganz gewiß verlohren;
Bey so viel Todten hat durchaus kein Siegen statt!

O Himmel! dessen Schluß den Streit entschieden hat,
Wie kam es, daß die Flucht von wenig Belger-Schaaren
Uns ließ die schlimme Post von Frankreichs Sieg erfahren?
Wiewohl ein schlechter Sieg! der so viel Streiter frißt,
Das halbe Heer verzehrt, ganz Frankreich schrecklich ist.
Ihr Mütter in Paris, die ihr bekümmert fraget:
Ob eurer Augen Lust sich auch zu weit gewaget?
Ihr Schwestern, die ihr euch nach zarten Brüdern sehnt,
Ihr Dirnen, die ihr nur nach reichen Buhlern stöhnt;
Vernehmts! hüllt euch in Flor! beweint was euch vergnüget;
So schön hat **Ludewig** bey **Fontenoy** gesieget!

Ganz Frankreich folget nach, stimmt Freudenlieder an,
Dabey kein Vater fast die Thränen halten kann.
„Mein Sohn, mein Sohn ist hin! die Hoffnung später Jahre,
„Die Stütze meines Stamms, der Trost der grauen Haare!
„O Ludwig! zwar du siegst; doch ist das Jauchzens werth,
„Da unser Jubel sich in Jammerlieder kehrt?
„Ach, siege doch nicht mehr! sonst bleibt in deinen Landen
„Kein Erbe des Geschlechts, kein altes Haus vorhanden †.

Auf, tapfrer **Cumberland**, der Welfen edles Reis!
Bellona leitet dich zu lauter Ruhm und Preis.

Der

† Briefe aus Frankreich selbst haben gemeldet, daß noch ein Sieg, wie der bey Fontenoy, und bey der Eroberung vor Dornick, ihnen den Untergang bringen würde.

Son fils ſon ſeul espoir: Oh cher Prince, arretés!
Ou portés vous ainſi vos pas precipités?
Conſervés cette vie au Monde neceſſaire,
Le Roi craint pour ſon Fils, le Fils craint pour ſon pere;
Nos Guerriers tout ſanglans fremiſſent pour tous deux.
Seul mouvement d'effroy dans ces Coeurs genereux.

D'un Rempart (1) de Gabion, foible & promte barriere,
Que l'art oppose a peine à la fureur guerriere,
Lavaugion & Crequi, d'un indomtable effort,
Arrétent une Armée, & repouſſent la Mort.
Vous qui gardés mon Roi, vous qui vengés la France,
Vous, peuple de Heros, dont la foule s'avance;
Le voici ces moment de fixer les deſtins.

Louis, ſon Fils, l'Etat, l'Europe eſt en vos mains!
(2) Maiſon du Roi, marchés, aſſurés la Victoire,
Soubise & Pequigny vous menent à la gloire;
Renversés ces Anglois, écrasés ſous vos coups,
Ces Combattans ſi fiers & ſi dignes de vous.
Richelieu qu'en tous lieux, emporte ſon Courage,
Ardent mais éclairé, vif à la fois & ſage,
Favory de l'Amour, de Minerve & de Mars,
Richelieu vous appelle, il n'eſt plus de hazards.
Il vous appelle: Il voit d'un Oeuil prudent & ferme
Des ſucces ennemis, & la cauſe & le terme;
Il vole & ſa vertu ſecondant vos grands coeurs,
Il vous marque la place ou vous ſerés Vainqueurs (3).

Ce généreux (4) Danois, que le Dieu des Allarmes
Envoya dans la France, au ſecours de nos Armes,

Admi-

(1) Les Redoutes.

(2) Les Gardes, les Gendarmes, Chevaux Legers, Mousquetairs, ſous Mr. de Montiſſon, Lieut. Général; Les Grenadiers à Cheval commandés par Mr. le Chevallier de Grille, & les Carabiniers cités avec Eloge dans la Lettre du Roy.

Der Mayn sah dich bereits an deines Vaters Seiten,
Wie dort den Hannibal bey dem Hamilkar streiten;
Schwör ihm, wie jener that, auf Deutschlands Heilsaltar,
Dem Volke feind zu seyn, das stets sein Erbfeind war.
Dein Vater fordert es, der Britten Reich desgleichen:
Was gilts? der Franzen Reich soll nie den Rhein erreichen †.

Du siehst, der scheue Feind hasst stets das freye Feld,
Wo sich kein hoher Wall um Zelt und Lager stellt.
Er gräbt sich furchtsam ein, wie Dachse vor den Hunden:
Wenn ihn kein Bollwerk deckt, ist aller Muth verschwunden.
Doch dein erhitztes Volk ersteigt auch Schanzen gar,
Sucht ihn im Lager auf, und schreckt die feige Schaar:
Die nur, weil ihr der Tod schon in die Seele dringet,
Das Schrecken fechten lehrt, die Noth zum Streiten zwinget.

Man ruft ihr ängstlich zu: denkt, Franzen! was ihr thut,
Der König ist bey euch, sein Prinz heischt euren Muth!
Bourbon ist in Gefahr! Um solcher Häupter Leben
Muß jeder Franzmann gern sein Blut zum Opfer geben.
Der zehnte hört es kaum: die Angst verstopft ihr Ohr,
Der Britt und Belger schlägt, Hannover dringt hervor;
Die Wahlstatt liegt bereits mit Leichen überdecket;
Der Sterbenden Geheul, das Graus und Angst erwecket,
Vermehrt den Weichenden den Eindruck der Gefahr.
Steht! fechtet! ruft manch Haupt: Nehmt eurer Ehre wahr!
Umsonst, sie kehren um, ihr Blut nicht zu verspritzen,
Da sie kein Wall mehr schützt, soll sie die Scheide schützen.

Der König, und sein Prinz, die Wald und Busch versteckt,
Stehn beyde ganz verwirrt, und durch die Flucht erschreckt.

Der

† Dieses ist es, wornach Frankreich nun schon seit zwey Jahrhunderten strebet.

(3) Un Ministre d'Etat, qui n'a point quitté le Roi pendant la Bataille à écrit ces propres Mots: C'est Mr. de Richelieu, qui à donné ce Conseil, & qui l'a executé.

(4) Monsr. de Loewendahl.

Admire les François, que ſa Valeur conduit.
L'Epovante, la Mort & la Victoire le ſuit.
D'Argenſon qu'enflammoient les regards de ſon pere,
La gloire de l'Etat, à tous les ſiens ſi chére,
Le danger de ſon Roy, le ſang de ſes Ayeux,
Attaque par trois fois (1) ce Corps audacieux,
Cette Maſſe de fer, ces Colonnes terribles,
Ces épais Battaillons qui ſembloient invincibles;
Il pénétre, il s'enfonce à travers mille Morts,
Eh qui n'imiteroit de ſi nobles éfforts?
(2) Le brillant Escadron, fameux par cent Battailles,
Lui, par qui Catinat fût Vainqueur a Marſailles,
Ajoute en ce moment à l'Etat de ſon Nom
Eſt-ce toi que je vois, jeune Caſtelmoron? (3)
Toi qui touches encore à l'age de l'enfance;
Toi qui d'un foible bras qu'affermit ta Vaillance,
Reprends ces Etendarts dechirés & ſanglants,
Que l'orgueilleux Anglois emportoit dans ſes Rangs.
C'eſt dans ces Rangs affreux que Cherries expire;
Monaco perd ſon ſang, & l'Amour en ſoupire.
De ce grand Dugueslin le digne deſcendant
Eſt percé de deux traits, & tombe en triomphant.

Chevreuſe à cette attaque horrible & meurtriére,
Commande á cette Trouppe, & ſi prompte & ſi fiére;
Qui tantôt de pied ferme, & tantôt en courant (2)
Donne de deux Combats le ſpectacle effrayant.

C'eſt ainſi que l'on voit dans les Champs des Numides
Differemment armés les Chaſſeurs intrepides;

Les

---

(1) Son Regiment fût repouſsé 2. fois, à la 3me il dit aux ſoldats, ſi on vous repouſſe encore, je vous quitte demain. Et il enfonça les Ennemis.

(2) La Gendarmerie. (3) Un Cheval fougueux avoit emporté le porte Etendart dans la Colonne Angloiſe.

(4) C'eſt là que Mr. de Chimene a contribué à rallier ſa trouppe.

Der Mutter Gottes Haus † soll Heil und Hülfe bringen.
„Ach hilf, seufzt Ludewig, ach laß den Sieg gelingen!
Allein ein beßrer Schutz, den ihm ein Däne schafft,
Hilft mehr, als ein Gelübd und der Kapelle Kraft.
Der wackre Löwendahl, ein Held aus jenem Norden,
Der ehmals Gallien schon allzustark geworden,
Als das beruffne Volk, das Dännemark erzeugt;
Die Normandie ersiegt, und Frankreichs Stolz gebeugt.
Ein Held, der an Gestalt dem Kriegsgott selber gleichet,
An Muth nicht dem Achill, an Kräften keinem weichet,
Des Wort und Ansehn schon bey Streitern Muth erweckt,
Und der den Tapfersten, auf den er stößt, erschreckt;
Ein solcher Held hilft dir, o Ludwig, dich zu lehren:
Dein Sieg bey Fontenoy soll dir nicht zugehören,
Soll Sachsen, Dännemark, kurz, Fremden eigen seyn.
Graf Moritz, und sein Freund, die retten dich allein!
Der eine, Herkules, Bedrängten Rath zu schaffen,
Der andre Philoctet, an Löwenmuth und Waffen.
Was hätt Castelmoron, was Monaco vollführt *
Die theils noch Knaben sind, theils Amor bloß regiert?
Was sollte doch ein Heer von bleichen Liebesrittern,
Für Wunderwerke thun, wo auch die Starken zittern?

O Deutschland! dieses ist des schnöden Kaltsinns Frucht:
Izt schlägt dich Frankreich bloß durch Helden deiner Zucht!
Belohne du sie selbst: denn, hast du sie zu Freunden,
So spotte künftig kühn des Zorns von allen Feinden.

Nimm Gallien das Volk, das deutsch von Ankunft ist;
Das Elsas und der Rhein als seine Söhne grüßt,

Das

† Gute Nachrichten geben, daß der König u. Dauphin nicht der Schlacht beygewohnet, sondern jenseit der Schelde in einem Wäldchen, und zwar in der Kapelle de Notre Dame des Secours, die Zeit mit Bethen zugebracht.

* Diese preiset der französische Sieger, ob gleich der eine noch fast ein Kind ist; und bey des andern Wunden die Liebe geweinet haben soll.

Les Coutiers écumants, franchiſſent les Guerets;
On grávit ſur les monts, on borde les forets,
L'un attend, l'autre vole, & de ſang ſont trempées
Les Fleches, les Epieux, les Lances, les Epées,
Et les Lions ſanglans percés des Coups divers,
D'affreux rugiſſements ſont retentir les airs.
Mais quel brillant Heros au milieu du Carnage,
Renverſé, relevé, s'eſt ouvert un paſſage?
Biron (1) tels on voyoit dans les pleines d'Ivry,
Tes immortels Ayeux ſuivre le grand Henry;
Tel étoit ce Crillon chargé d'honneurs ſupremes,
Nommé brave autres fois par les braves eux memes,
Tels étoient ces d'Aumonts, ces grands Monmorencis (2)
Qui tous dans Fontenoy reconnoiſſent leur fils.
Tel ſe forma Turenne au grand Art de la Guerre,
Sous un autre Saxon, (3) la terreur de la terre,
Quand la Juſtice & Mars ſous un autre Louis,
Frappoyent l'Aigle d'Autriche & relevoyent les Lys.

Comment ces Courtiſans, doux, enjoués, aimables,
Sont-ils dans les Combats des Lions indomtables?
Quel aſſemblage heureux de gracets, de valeur!
Boufflers, Meuze, d'Ayen (4) Duras bouillant d'ardeur
A la voix de Louis, courrés Trouppe intrepide.
Que les Erançois ſont grands, quand leur Maitre les guide!
Ils l'aiment, ils vaincront. L'Anglois eſt abattû,
Et la ferocité le cede à la vertu.
Clare avec l'Irlandois, qu'animent nos Exemples,
Venge ſes Rois trahis, ſa Patrie & ſes Temples.
Peuple ſage & fidéle, heureux Helvetiens,
Nos antiques Amis, & nos Concitoyens,
Aux Manes de Dillon votre main ſacrifie,
Par le feu, par le fer une foule ennemie, Tout

(1) Quatre Chevaux tués ſous lui.
(2) Mr. de Luxembourg, & Mr. de Cogny.
(3) Le Duc de Saxe Weimar, ſous qui le Vicomte de Turenne fit ſes premieres Campagnes.
(4) M. de Turenne eſt arriere Neveu de ce grand homme.

Das auch die Schweiz erzeugt, die ſelbſt mit Kindern handelt,
Und freyer Bürger Haupt in Sclavenvolk verwandelt:
Nimm alle die zurück, die deutſche Luſt gebahr;
Gieb Frankreich alles hin, was vormals galliſch war;
Vertauſche Mann um Mann, Soldaten um Soldaten:
So iſt dein Glück gewiß, und Frankreich ſchlecht gerathen:
Der Kern von ſeiner Macht ficht künftig auch für dich,
Und ſein verzärtelt Volk verliert allein für ſich.
Hat Schomberg Frankreich nicht mit deutſcher Fauſt erhoben?
Gab Sohn und Enkel nicht noch neue Heldenproben?
War Luxenbourg nicht deutſch von Ankunft und Geſchlecht?
Wie theur erwarb er ſich nicht Frankreichs Bürgerrecht?
Und wie? Turenne ſelbſt, der ſich ſo hoch geſchwungen,
Als noch kein Gallier durch Tapferkeit gedrungen,
Hat, wie der Dichter hier, zu Sachſens Ruhm, geſteht,
Durch Weimars Herzog † ſich zu ſolchem Rang erhöht;
Bey deſſen Fahnen er als Lehrling erſt gefochten,
Bevor ſein Muth ihm ſelbſt ſo manchen Kranz geflochten.

Voltaire preiſe nur die Unerſchrockenheit
Der Junker aus Paris, die voller Munterkeit,
So artig, ſanft und hold Citherens Reich vermehren,
Doch, wenn ſie Ludwig ruft, ſich ſtracks in Helden kehren.
Wie herrlich ruft er nicht, der Wolluſt in dem Schooß,
Als Herold ihres Ruhms: **Wie groß iſt ein Franzos!**
Wenn das die Löwen ſind, die alle Feinde ſchlagen,
Was ſoll man von der Wuth der Batterien ſagen?
Vor dieſen wich man nur! doch das thät Herkul auch:
Wie, wenn der Wolken Nacht des Schwefels dünnen Rauch
Und des Salpeters Dampf, mit feuchten Dünſten miſchet;
Bis die erzeugte Glut von lichten Blitzen ziſchet,
Mit lauten Wirbeln knallt, und alles niederſchlägt:
Wie dann auch Caukaſus und Atlas ſelbſt ſich regt,

Und

† Herr Voltaire ſetzt die Note dazu: der Herzog von Sachſen Weimar; unter welchem der Marſchall von Turenne ſeine erſten Feldzüge gethan.

Tout tombe devant nous, tout fuit ſous notre effort,
Et l'Anglois à la fin craint Louis & la Mort.

Allés braves d'Eſtrés, achevés cet-ouvrage!
Pourſuivés ces vaincûs échappés au Carnage;
Que du Roy qu'ils bravoient ils implorent l'appuy.
Ils ſeront fiers encore, ils n'ont cedé' qu'à lui.
Ils verront mon Heros; Ils le verront reprendre
Ces (1) Murs, que Malborough mit autre fois en cendre;
Ces premiers fondemens de l'empire des Lys,
Sous ſes puiſſantes mains deſormais affermis.

Peuples, ne penſés point, que ce jour de Victoire
Soit aſsés pour Louis, & ſuffiiſe à ſa Gloire;
C'eſt peu, que le front calme, & la mort dans les mains,
Il ait lancé le foudre avec des yeux ſereins.
C'eſt peu d'étre Vainqueur, il eſt modeſte & tendre;
Il honore de pleurs le ſang qu'il fait repandre;
Entouré des Heros qui ſuivirent ſes pas,
Il prodigue l'Eloge & ne les reçoit pas;
Il veille ſur des jours hazardés pour lui plaire:
Le Monarque eſt un homme, & le Vainqueur un Pére;
Il daigne conſoler juſqu'à ſes Ennemis.
Ah! quels Coeurs deſormais ne lui ſeront ſoumis?
Il va regler l'Europe, il va calmer l'Empire.

Grand Roi! Vienne ſe tait, Londres pleure & t'admire;
La Baviere confuſe au bruit de tes exploits,
Gemit d'avoir quitté le Protecteur des Rois.
Naples eſt dans la joye, & Turin dans les larmes;
Tous les Rois de ton Sang triomphent par tes Armes;
Et de l'Elbe à la Seine en tous lieux on entend,
Le plus cheri des Rois & auſſi le plus Grand.

---

(1) Tournay principale Ville des François, priſe en 1709. par le Duc de Malborough.

† Man weis, daß die Franzoſen das abziehende verbund-

Ja Felſen untergehn, die vor den Ungewittern,
Voll himmliſcher Gewalt, zerberſten und zerſplittern.

Eilt doch, ihr Franzen, eilt, und holt den Flüchtling ein!
Nun er geſchwächet iſt, wirds leicht zu ſiegen ſeyn.
Er wird wohl zweifelsfrey um Ludwigs Gnade bitten!
Doch wie? Was ſäumet ihr mit ſo verzagten Schritten?
Was gilts, ihr ſeyd zu matt? Das heißt nur halb geſiegt!
Ihr fühlt die Wunden auch, die man euch zugefügt:
Noch mehr, die Klugheit räths, das freye Feld zu ſcheuen,
Es könnte leicht den Feind ſein Abzug noch gereuen †.

Ihr Völker! glaubt doch nicht, daß der Verbundnen Macht,
Es bey dem Treffen läßt, bey dieſer einen Schlacht:
Nein, Frankreichs Troz u. Stolz muß noch gedämpfet werden!
Der Fürſten Majeſtät braucht keinen Gott auf Erden;
Und das will Ludwig ſeyn! Allein der große Bund,
Der Recht und Freyheit ſchützt, thut allen Ländern kund:
Man werde ſich ſo leicht vor keinem Götzen beugen,
Noch ruhig ſehn, Bourbon Europens Thron beſteigen.
Georg, Thereſia, Auguſt und Niederland,
Thun dieſer Herrſchbegier noch länger Widerſtand.
Selbſt Bayern haßt das Joch der Helfer, die mir drücken;
Und will viel ruhiger ſich durch den Churhut ſchmücken,
Als zu des Reiches Schimpf nur Frankreichs Feldherr * ſeyn.

Erzittre dann, Paris! Der Himmel ſtimmet ein,
Madrit iſt halb verzagt, bey den mislungen Zügen;
Don Philipp iſt ſchon matt, und hofft nicht mehr zu ſiegen.
Franz Stephan könnt bereits dem armen Rhein zum Schutz!
Ihr Kreiſe! waffnet euch, und biethet Frankreich Trutz.
Bald wird der Kaiſerſchmuck, die Liljen zu verhöhnen,
Ein Kronenwerthes Haupt, des Reiches Retter krönen.

---

ne Kriegsheer keinen Schritt außer ihren Linien, zu verfolgen, das Herz gehabt.

* Der vorige Kaiſer ward, als Churfürſt, zum franzöſiſchen General-Lieutnant erkläret.

. . . . . .

VI.

Unterſuchung von dem Alterthume der Malerey *.

Alle diejenigen, welche von einer gewiſſen Kunſt reden, fangen gemeiniglich dabey an, daß ſie deren Urſprung unterſuchen. Dieſes fordert die natürliche Ordnung; denn außer daß die Kenntniß von den Anfängen irgend einer Sache, dem Verſtande eine Genüge thut, und der Materie die man erklären will, ein großes Licht ertheilet; ſo dienet ſie auch ſehr dazu, derſelben wahren Werth zu entdecken.

Eben hierdurch hat der Abt Fraguier geglaubt, einer Kunſt, die an ſich ſelbſt ſchon ſo ſchön iſt, nämlich der Malerey, einen neuen Glanz zu geben. Von dem Alter dieſer Kunſt hat derſelbe im 1709. Jahre der Akademie eine Abhandlung vorgeleſen, welche von der Frau Dacier in ihren Noten über das dritte Buch von Homers Ilias, mit Ruhme angeführet worden iſt.

Es iſt moraliſcher Weiſe wahr, je älter eine Kunſt iſt, deſto vortrefflicher iſt ſie auch; dieſe Vortrefflichkeit beſtehe nun in einer Aehnlichkeit und Verhältniß mit der Natur, davon doch eine jede Kunſt nur eine Nachah-

* Siehe den erſten Band der Hiſtorie de l'Academie roïale des Inſcriptions et des belles Lettres. a. d. 49. u. f. Seite.

Nachahmung, oder ein Zuſatz iſt; oder dieſe Aehnlichkeit und Verhältniß habe die Nothdurft des Lebens zum Endzwecke. Nun kann man nicht zweifeln, daß nicht ſchon die Natur von ſich ſelbſt, zu denen Dingen geneigt geweſen ſey, die ihr nothwendig oder angenehm waren; und daß ſie ſich nicht mit aller Geſchwindigkeit und mit allem Eifer daran gemacht haben werde, nachdem nämlich die Nothwendigkeit, oder das Vergnügen ſo ſie daran gehabt, gröſſer oder kleiner geweſen ſind: ſo wie man aus der Unentbehrlichkeit gewiſſer Dinge, oder aus dem Vergnügen welches die Menſchen empfinden, faſt unfehlbar auf deren Alterthum ſchlieſſen kann. Wenn man alſo findet, daß dieſer oder jener Gebrauch, ſchon ſeit den erſten Zeiten gewöhnlich geweſen: ſo kann man vernünftiger Weiſe ſchlieſſen, daß dieſer Gebrauch der Verfaſſung der natürlichen Menſchen ſehr gemäß; und daß er ihnen entweder zu ihrem Leben ſehr nöthig, oder daß er ſehr angenehm geweſen ſey.

In dieſe letzte Claſſe, das heißt unter diejenigen Sachen, die bloß angenehm ſind, muß man, wie es ſcheint, die Malerey ſetzen: indem die Malerey, da ſie gar keine Verhältniß mit demjenigen hat, was man recht ausdrücklich die Nothwendigkeiten des Lebens nennet, ganz allein zur Luſt der Augen und des Verſtandes dient. Das Vergnügen, welches aus der Nachahmung und gleichſam aus einer Art von Wiederhervorbringung und Vermehrung derſelben Gegenſtände entſpringt, hat ſeinen Grund in uns ſelbſt: allein dieſer Grund iſt nicht ſo leicht zu errathen. Vielleicht hängt er einigermaßen mit dem ſo geheimen

men und ſo natürlichen Vergnügen der Unſterblichkeit zuſammen, welches die göttliche Vorſehung nicht nur dem Menſchen, ſondern überhaupt allen Weſen, die einer Empfindung fähig ſind, eingepräget hat.

Die Dichtkunſt ſowohl, als die Malerey, die eine Tochter des Vergnügens iſt, hat ſowohl als ſie, nur das Vergnügen zum Endzwecke. Nun hat zwar in der Folge der Zeit, die Tugend, um den Menſchen einen angenehmern und lebhaftern Eindruck zu machen, die Reizungen dieſer zwo Schweſtern entlehnet: eben wie Homers Juno, den Gürtel der Venus borgte, um den Augen ihres Jupiters deſto angenehmer vorzukommen. Wenn alſo die Tugend verſucht hat, auf dieſe Weiſe den Werth der Dichtkunſt und der Malerey zu erhöhen; ſo iſt dieß eine Wohlthat, die dieſe zwo Künſte ihr zu danken haben, und die im Grunde ihnen ganz und gar fremde iſt.

Sie haben beyderſeits einerley Endzweck. An und für ſich ſelbſt ſuchen alle beyde nur zu gefallen. Die Nothwendigkeit hat ſie auch nicht hervorgebracht; und ſie haben derſelben ihren Urſprung nicht zu verdanken: man müßte denn aus einer gewiſſen Muthmaßung ſagen, daß die Nothwendigkeit des Vergnügens, in unſern Seelen nicht minder ſtark und wirkſam ſey, als dasjenige, was man Nothwendigkeit nennt; wenn man dieſes Wort in einem nicht ſo edeln und in genauerm Verſtande nimmt. Und unfehlbar iſt es in dieſer

ſer Abſicht geſchehen, daß Sokrates in Platons Göttermahle, der Liebe die Dürftigkeit zur Mutter giebt.

Dieſe Aehnlichkeit, dieſe ſo ausdrückliche Verſchwiſterung, geben dem Verfaſſer Gelegenheit, im Vorbeygehen zu unterſuchen, ob die Dichtkunſt, oder die Malerey älter ſey? Man giebt zu, daß ſie Schweſtern ſind. Sie haben auch einerley Abſichten: die Mittel die ſie erwählen, um zu ihrem Endzwecke zu gereichen, ſind einander auch ähnlich, und weichen nur dem Gegenſtande nach, von einander ab. Malet die eine für die Augen, machet ſie ſich durch die Augen einen Weg um den Verſtand zu rühren, und ihm zu ſchmeicheln: ſo malet die andere unmittelbar für den Verſtand und erfüllet ihn, durch den Eindruck den ſie auf denſelben macht, dermaßen; daß dieſer Eindruck bis in die Sinne geht, ſo gar, daß er dasjenige zu ſehen ſcheint, was er ſich doch nur einbildet. Allein die Malerey zieht die Seele an ſich und nimmt ſie durch Beyhülfe der Sinne gefangen; und vielleicht iſt dieß im Grunde das ſicherſte Mittel, ſie an ſich zu ziehen und zu fangen. Sie bedienet ſich der Macht aller Sinne, unter denen das Geſicht der lebhafteſte und geſchwindeſte iſt; und folglich hat ſie, den Augenblick da ſie ſich zeiget, auch ihre Wirkung gethan. Die Wirkung der Dichtkunſt iſt langſamer und nicht ſo allgemein. Eine auserleſene Malerey gefällt allen Menſchen, ja die Thiere ſelbſt ſind, nach ihrer Art, dabey empfind-

lich. Alles was Augen hat, wird dadurch gerühret; dahingegen die Dichtkunſt, welche keine andern Reizungen hat, als die Worte, auch nur diejenigen Menſchen rühren kann, die den meiſten Verſtand haben, und die Sprache, der ſie ſich bedienet, vollkommen verſtehen.

Welches iſt denn nun aber die älteſte von dieſen Schweſtern? Und was kann man, bey der Finſterniß der entfernten Zeiten, darinnen ſie ihren Urſprung genommen, wohl für ſichere Wege nehmen, um zur Kenntniß ihrer Geburt zu gelangen, und hernach einer von dieſen zwo Schweſtern den Vorzug vor der andern zu geben? Weil die Denkmäler des Alterthums uns nichts davon lehren, ſo muß man einigermaßen bis auf die unbekannteſten Zeiten zurücke gehen, und die Menſchen in demjenigen Zuſtande betrachten, darinnen ſie waren; als ſie noch in voller Unwiſſenheit ſtunden, und zuerſt anfiengen Betrachtungen anzuſtellen, und durch die Erfindung der Künſte, dasjenige zu erſetzen, was dem Elende der Natur abgieng. Dieſes iſt eine Freyheit, die man ſich bey Unterſuchungen von dieſer Art nicht verſagen darf, deren Folgen die wirklichen Dinge auf gar keine Weiſe angehen: indem diejenigen, die von den Geſetzen und der Staatskunſt handeln, gleichfalls anfangen, die Menſchen vor den gleichſeitigen Verbindungen zu betrachten. Sie ſchränken den Umfang ihrer Freyheit ein, bis auf die Zeit, da die Geſetzgeber ſie dem Joche der Geſetze unterworfen haben. Wir wollen uns deſſelben Rechtes bey

einer

einer Frage von viel geringerer Wichtigkeit, und dabey man viel weniger Gefahr läuft, wenn man ſich auch gleich betrüget, bedienen.

Der erſte Zuſtand der Menſchen hat ſo kurze Zeit gewähret, daß man die erſten Zeiten der Welt, als die Zeit der Unwiſſenheit und als das Reich der Barbarey, anſehen kann. Der Menſch wußte noch nichts von der Vortrefflichkeit ſeiner Natur; und ohne, daß er ſich desjenigen Theiles ſeiner ſelbſt, deſſen Würde ihn einigermaßen der Gottheit gleich macht, bediente, ſo dachte er ganz allein auf ſeine Erhaltung. Seine Gedanken erſtreckten ſich nicht viel weiter, als auf die Nothdurft ſeines Körpers. Die Dichter, deren Kunſt alles verſchönert, haben dieſe plumpen Zeiten, in Zeiten voller Glückſeligkeit und Unſchuld, verwandelt: ja ſie haben ihr goldenes Weltalter daraus gemacht. Aber wieder auf die rechte Einfalt zu kommen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Menſchen, welche, nach dem Vorgeben der Dichter, Eicheln gegeſſen, ſich noch nicht ſehr über den übrigen Theil der Thiere erhoben. In dieſem Stande nun, legte ſich der Menſch, der zum nachahmen gebohren iſt, und indem die Neigung alles nachzumachen, vielleicht eben keine Tugend iſt, von ſich ſelbſt auf die Nachahmung. Alles in ihm both dieſer Neigung die Hand. Die Unwiſſenheit ſtärkte ihn, wie ſie ihn noch heute zu tage bey den Kindern und bey denjenigen Leuten ſtärket, bey welchen die Einſicht des Verſtandes und der Urtheilskraft nur eine mittelmä-

ßige Stärke haben. Die Gegenstände, die er vor Augen hatte, schienen ihn zum Vergnügen der Nachahmung einzuladen, und die Natur selbst, die, durch Beyhülfe des Tages und Schattens, alle Sachen entweder im Wasser, oder auf denen Körpern malet, deren Oberflächen glatt sind, lehrte ihn durch die Nachahmung, seinem Geschmacke eine Genüge thun. Der Mensch thut demselben auch zu gleicher Zeit zwiefach eine Gnüge, weil er, indem er die Körper nachahmet und nachzeichnet, zugleich die Natur nachahmet, die dieselben auf so vielerley verschiedene Art bezeichnet und abbildet. So lehrte denn nun die Sonne, welche Plato, auf eine sinnreiche Art, den geschicktesten von allen Malern nennet, die Menschen, die ersten Anfänge zur Malerey.

So war, allem Ansehen nach, der erste Entwurf dieser Kunst beschaffen. Denn man muß sich nicht bey gewissen Begebenheiten aufhalten, die man insgemein erzählet, wenn man von dem Ursprunge der Malerey redet. Man sagt, z. E. daß eine Schäferinn, um das Bildniß ihres Geliebten zu bewahren, denjenigen Schatten mit ihrem Schäferstabe nachgezeichnet, den das Gesicht dieses jungen Menschen in dem Sande gemacht. Es giebt tausend dergleichen Erzählungen, die sich ein jeder nach seiner Einbildungskraft ersinnen kann, und welche, sie mögen nun wahr oder falsch seyn, dennoch zu nichts anderm dienen, als zur Bestärkung dessen, was ich gesaget habe; ja die nur besondere Anwendungen eines allgemeinen Grundsatzes, und

gleich-

gleichſam Mährchen ſind, die man zur Erklärung einer Wahrheit erfunden.

Sind nun dieſe Betrachtungen nicht ohne allen Grund, ſo kann man mit eben demſelben Grade der Gewißheit daraus ſchließen, daß die Malerey älter ſey, als ihre Schweſter, die Dichtkunſt; ja daß ſie um ein gutes vor ihr hergegangen ſeyn müſſe. Denn nach dieſer Art zu ſchließen, die gänzlich in der Natur gegründet iſt, hat diejenige Nachahmung, die durch Beyhülfe des Schattens und Lichtes geſchieht, diejenige Nachahmung, die ſo gar durch verſchiedene Züge entſteht, dieſe Züge mögen nun gefärbt geweſen ſeyn, oder nicht, vor denen Zügen und Characteren hergehen müſſen, deren man ſich bedienet hat, um die verſchiedenen Töne der Stimme auszudrücken und gleichſam zu bemerken, und daraus die Schrift zu bilden, welche noch älter ſeyn muß, als die Poeſie *. Man hat ganz gewiß verſucht, Körper zu malen, man hat ſie vorgeſtellt, indem man ſie nachgeahmet, ehe man die Gedanken und Empfin-

* Dieſen Schluß werden wohl nicht viele Gelehrte billigen. Iſt es denn ſo ausgemacht, daß die erſten Lieder und Gedichte geſchrieben worden? Und haben die erſten Poeten nicht Lieder machen können, die ſie bloß im Gedächtniſſe behalten müſſen? Tacitus erzählt uns ja, von den alten Barden der Deutſchen, daß ſie Lieder auf die Thaten ihrer Helden geſungen: und gleichwohl ſchreibt er von ihnen: Litterarum ſecreta ignorant. Sie kannten alſo weder leſen noch ſchreiben; und dichteten gleichwohl.

pfindungen durch Züge vorgestellet, und gleichsam gemalet hat. Selbst die Natur beobachtet in allem was sie thut, eben dieselbe Ordnung. Sie fängt bey demjenigen an, was am leichtesten und nicht sehr kostbar ist. Sie hält sich so gar ziemlich lange hierbey auf, ehe sie sich an das kostbarere und schwerere waget. Wir können also sicher den Ausspruch zum Vortheile der Malerey thun. Wir können ihr den Rang vor der Dichtkunst einräumen. Allein dieser Rang kömmt, wie oftmals bey dem größesten Häufern, bloß dem Alterthume zu: da die Poesie nichts anders, als die Frucht der guten Sitten seyn können, die durch die Bemühung zu schreiben, gebessert worden. Dahingegen die Malerey ihren Ursprung mitten in der Barbarey und in derjenigen Zeit hat nehmen können, und allem Ansehen nach, wirklich genommen hat, da die Menschen noch weder an die Schrift, noch an die Sittlichkeit gedacht haben.

Doch dieß ist genug, und vielleicht schon zuviel von einer Sache geredet, davon man gar keine historische Gewißheit haben kann. Um nun auf etwas richtigers, im Absehen auf das Alterthum der Malerkunst zu kommen, so versuchet der Abt Fraguier in den ältesten weltlichen Schriften dasjenige zu entdecken, was man davon wissen kann. Unter den ältesten weltlichen Schriften, versteht er die zwey Bücher vom Homer, deren Innhalt so reich ist, daß wenn man sich bemühete, sie mit Fleiß zu studieren, man, wie

er

er sagt, finden würde, daß sie allein hinlänglich wären, zu erkennen zu geben, was zu seiner Zeit die Religion, die Staatskunst, die Polizey der Städte, die häusliche Zucht, die Künste, sowohl diejenigen die zum Kriege dienen, als diejenigen die insonderheit im Frieden blühen, gewesen sind. Wenn man noch sehr jung ist, sagt er, so bewundert man nur die Poesie dieser Bücher; allein wenn das Alter und der Gebrauch dieser Schriften unsere Gedanken auf Sachen lenket, die nicht so sehr ins Auge fallen und schon ernsthafter sind: so entdecket man einen unerschöpflichen Reichthum darinnen, und bereuet einigermaßen, alle die Zeit, als verloren, in welcher man bey dem Homer nur den Dichter, und nicht auch den Geschichtschreiber, gesuchet hat.

Wenn er übrigens den Homer für den ältesten von allen weltlichen Schriftstellern hält: so begehret er sich nicht mit denen in Streit einzulassen, welche glauben, daß Hesiodus lange vor ihm gelebet habe. Er weis gar wohl, was man von dieser Sache sagen kann; er weis auch, daß man aus einigen Stellen der heiligen Schrift vieles Licht haben könnte. Allein er hat sich vorgenommen, sich lediglich an den Homer zu halten, und aus verschiedenen Stellen seiner Gedichte zu entdecken, ob die Malerey zu seiner Zeit üblich gewesen; es sey nun, daß Homer wenige Jahre nach der Belagerung von Troja, davon er einige Begebenheiten erzählet, oder lange Zeit hernach,

gelebet

gelebet habe. Es ist nicht nöthig anzumerken, daß der Verfasser unter dem allgemeinen Namen der Malerey, so wohl von dem Risse als von den Farben redet: denn wenn der Riß die Seele der Malerey ist; so sind die Farben deren Leib.

Nach des Plinius Zeugnisse ist das Kupferstechen von der Zeit der trojanischen Belagerung an, im Gebrauche gewesen; allein er scheint nicht zu glauben, daß man damals schon etwas von der Malerey gewußt. Nach diesem Grundsatze erstaunet er, daß diese Kunst, da sie so späte angefangen, nachmals in sehr kurzer Zeit, auf einen so hohen Grad getrieben worden: Nullam artium celerius consummatam, cum Iliacis temporibus non fuisse eam appareat *. Wir habens nicht nöthig vom Plinius zu erfahren, daß das Kupferstechen, ja so gar die Bildhauerkunst, im Gebrauche gewesen, als die Griechen Troja belagerten. Man kann daran gar nicht zweifeln, wenn man nur ein wenig Acht auf die große Menge gestochener und gehauener Werke hat, von denen Homer redet. Dergleichen sind, die Bildsäule der Minerva, auf deren Knice die Trojanerinnen, auf Hektors Befehl, einen kostbaren Schleyer breiteten, den sie ihr weiheten, um sich diese Göttinn günstig zu machen. Diese Stelle stehet im 6 Buche der Ilias im 302 Verse:

Ἡ δ' ἄρα πέπλον ἑλοῦσα θεαὶ ἐνὶ καλλιπάρῃος
Θῆκεν Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασι ἠυκόμοιο.

Dieses

* Siehe des Plinius 35 Buch

Dieſes hat Virgil in folgenden Verſen aus dem erſten Buche der Aeneis, abgemalet:

- - Ad templum non aequae Palladis ibant,
Crinibus Iliades paſſis, peplumque ferebant
Suppliciter triſtes et tunſae pectora palmis.

Dergleichen ſind die Bildſäulen von Golde in dem Saale des Alcinous, die in ihren Händen Fackeln hielten, um den Ort des Nachtes zu erleuchten. Man ſieht die Beſchreibung davon im ſiebenden Buche der Odyſſee im 100. Verſe.

Χρύσειοι δ' ἄρα κοῦροι ἐϋδμήτων ἐπὶ βωμῶν.
Ἕστασαν, αἰθομένας δαΐδας μετὰ χερσὶν ἔχοντες
Φαίνοντες νύκτας κατὰ δώματα δαιτυμόνεσσι.

Dieſes hat Lucrez im Anfange ſeines andern Buchs, ſo überſetzt:

Si non aurea ſunt juvenum ſimulacra per aedes,
Lampadas igniferas manibus retinentia dextris,
Lumina nocturnis epulis vt ſuppeditentur.

Dergleichen iſt, in ſeiner Art, auch des Achilles Schild, auf welchen Vulkan ſo viel verſchiedene Sachen gegraben, deren Verbindung ſo ſchwer auszufinden iſt. Dergleichen iſt noch Agamemnons Harniſch, und viel andere dergleichen Werke, die uns nicht zweifeln laſſen, daß die Kunſt in Kupfer zu ſtechen, und die Bildhauerkunſt nicht ſchon zu Homers Zeiten, ja gar lange zuvor erfunden, und von großem Nutzen geweſen ſey. Da dieſe beyden Künſte nun das Zeichnen zum Grunde haben: ſo iſt es offenbar, daß das Zeichnen, welches zuvor da ſeyn müſſen, eine ſehr alte Kunſt ſey.

NB. Der Schluß folgt künftig.

Nachricht

* *

Nachricht von hieher gehörigen Sachen.

Jubelrede, von den groſsen Verdienſten des glorwürdigſten Churfürſten zu Sachſen, des durchl. Herzogs Mauritius, gegen die evangeliſche Religion, am andern Jubelfeſte der Königl. und Churfürſtl. Landſchule zu Meiſsen, gehalten am 3. des Heumonats im 1743. Jahre und aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, von M. Chriſtian Friedrich Weiſsen. Dritten Lehrer bey der Königl. und Churfl. Landſchule. Dresden, zu finden in der Leſch- und Hübneriſchen Buchhandlung. 1744.

Obgleich dieſe Rede ſo gar neu nicht mehr iſt, ſo verdient ſie doch den Liebhabern einer wahren und männlichen Beredſamkeit beſtens angeprieſen zu werden. Sie hat alle die Eigenſchaften, die eine gegründete, und vernünftige Lobrede haben muß. Sie iſt edel ohne Schwulſt, lebhaft ohne Ausſchweifung, voll ſchöner Gedanken ohne Spielwerke, und in einer männlichen und richtigen Schreibart ausgearbeitet, der man es gar nicht anmerket, daß ſie aus dem Lateiniſchen überſetzet iſt. Man ſieht hieraus mit Vergnügen, daß wir hier zu Lande auch wackere Schulmänner haben, die in ihrer Mutterſprache ſo ſtark ſind, als im Lateiniſchen; und darum keine Barbarey beſorgen, wenn ſie gleich auch die deutſche Beredſamkeit in einem hohen Grade beſitzen, und bey ihren Untergebenen fortpflanzen. Es iſt zu wünſchen, daß es einem ſo geſchickten Redner nicht an mehrern ſolchen Gelegenheiten fehlen möge, ſeine Beredſamkeit der Welt zu zeigen, und ſeinem Vaterlande Ehre zu machen.

* * *

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des I. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Septemb. 1745.

I.

Memoirs of the Life and Writings of Alexander Pope Vol. II.

D. i.

Nachrichten von Herrn Alexander Popens Leben und Schriften.

Der zweyte Theil dieſes Lebens fängt mit einer Nachricht von der popiſchen Ausgabe der Schackeſpeariſchen Werke an. Die Schauſpiele dieſes großen theatraliſchen Dichters waren durch ſo viel Hände gegangen, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſahen; indem ſich Leute über ſeine Ausbeſſerung gemacht hatten, die ihn ganz und gar nicht einmal verſtunden. Herr Pope ward daher von allen ſeinen Gönnern und Freunden erſuchet, er möchte doch alle Werke vom Schakeſpear herausgeben und aus der Zuſammenhaltung ſo vieler verſchiedenen Auflagen, wiederum den rechten Schackeſpear ans Licht ſtellen. Hierauf antwortete Herr Pope ganz beſcheiden, daß, da er niemals etwas dramatiſches unternommen, man ihm dieſes für eine Verwägenheit auslegen

möchte. Es antwortete ihm aber ein gewiſſer Graf: dieſes brauche ja nicht vieler Künſte und Kenntniß der theatraliſchen Regeln; ſondern es ſollten nur die Scenen von dem Unrathe geſaubert werden, womit die Comödianten, oder diejenigen, in deren Hände ſie gefallen wären, dieſelben überſchwemmet hätten. Denn nach Schackeſpears Zeiten hatten ſich die Comödianten unterſtanden, ſeine Stücke zu verſtümmeln, mit Zoten zu füllen, zu verſetzen, ganze Scenen einzuflicken, und alles damit vorzunehmen, davon ſie glaubten, es würde dem Pöbel gefallen; denn dieſer Art von Zuhörern ſuchen ſie ſich noch beſtändig zu bequemen. Der Graf ſetzte hinzu, Popens vornehmſte Sorgfalt würde nur ſeyn, den Text ſo herzuſtellen, daß er ſich leſen ließe, und von den Dunkelheiten, ja oftmals von den großen Ungereimtheiten geſäubert würde, die darinnen wären. Die dunkeln Stellen, deren eine große Menge vorhanden waren, ſollten erkläret werden, und die untergeſchobenen Zeilen, oder auch nur Wörter, ſollte man für das angeben, was ſie wären. Dieß war nun keine geringe Arbeit! Wie ſich indeſſen Herr Pope dabey verhalten, davon fället Herr Ayre ein Urtheil, welches ein abermaliger Beweis ſeiner Unparteylichkeit ſeyn kann. Er ſagt: er glaube, Pope habe den Schackeſpear an vielen Orten deutlicher, an vielen Orten aber auch dunkler gemachet, und ihm oft Gewalt angethan. Dieſer Meynung war Herr Theobald, welcher bald nach der popiſchen Ausgabe, ein ander Buch, unter dem Titel Shakespear reſtor'd, der wiederhergeſtelte Schackeſpear,

ans

ans Licht gab; und darinnen er dem Pope alle Augenblicke Falschheiten vorrückte. Alsdann rücket Herr Ayre, einige dergleichen streitige Stellen, nebst seinem Urtheile davon, ein.

Hierauf erwähnet er verschiedener Briefe, die Herr Pope an mancherley Personen abgelassen. Dergleichen sind einer in seinem 17. Jahre an Mrs. Blount; an Herrn Craggs, als er Staatssekretär geworden; an Herrn Addison, als er sein Werk von den Münzen herausgeben wollte; welches Schreiben auch bey dem Buche mit gedruckt worden. Dieser Brief ist in Versen und handelt von der Nutzbarkeit der Münzwissenschaft, indem Schaupfennige das dauerhafteste sind, was man haben kann. Hierauf folgt ein Schreiben an Herrn Jervas, bey welchem großen Künstler, Pope sich im Malen geübet, darinnen er es auch weit gebracht hat. Hierauf kömmt Herr Ayre, auf Popens Ethic Epistles, die den boshaften Menschen eben das gewesen, was die Dunciad den Thoren war. Er gehet diese Briefe der Ordnung nach durch, und hebt bey dem ersten an, welcher dem Herrn Richard Temple, Lord Cobham zugeeignet ist, und von der Wissenschaft und dem Character der Menschen handelt; woraus verschiedene Stellen, nebst denen dazu gehörigen Betrachtungen und Erklärungen angeführet werden. Hierauf folget der andre Brief von dem Charactere des Frauenzimmers, aus welchem Herr Ayre, aus Hochachtung gegen das schöne Geschlecht, keine Auszüge machen will. Herr Pope hatte denselben der

Mrs. Blount zugeschrieben, gegen welche er allezeit eine ungemeine Hochachtung, ja noch etwas mehr gefühlet. Herr Ayre theilet hier eine ausführliche Nachricht von dem Anfange, Fortgange und der beständigen Dauer ihrer Freundschaft, nebst vielen Briefen mit, die wir hier der Kürze wegen übergehen müssen. So viel erhellet aus allem, daß Herr Pope diese Schöne, ihres Gemüths und Geistes wegen, eben so sehr geliebt, als wegen ihrer Schönheit; und der Beyfall eines solchen Kenners des menschlichen Herzens und Verstandes, kann ihr nichts anders als Ehre bringen.

Hierauf folgen die Nachricht und einige Auszüge von einem andern Briefe, den Herr Pope an Herrn Allen, Lord Bathurst in Versen abgelassen. Er handelt von dem wahren Gebrauche des Reichthums. Aus diesem langen und schönen Schreiben, werden hier abermals verschiedene Stellen und Händel angeführet, die Herr Pope mit vielen Personen bekommen, welche sich darinnen getroffen fanden. Den ärgsten Streich spielte man damit, daß man dem Grafen Burlington weiß machte, Pope hätte in einer langen anzüglichen Stelle, auf ihn gezielet. Herr Pope mochte nun sagen, oder an seine Freunde zu seiner Vertheidigung schreiben was er wollte; so half dieß alles doch nichts: der Graf blieb erzürnet über ihn, und die ganze Stadt war wider unsern Dichter aufgebracht. Endlich sagte man Herrn Popen, es wäre zu seiner Sicherheit kein andrer Rath, als daß er im öffentlichen Drucke einen Widerruf und die Erklärung thäte,

daß

daß er den Grafen nicht gemeynt hätte. Er erhielt die Erlaubniß, eine solche Schrift an den Grafen Burlington selbst zu richten, und dieß that er den 7. März. 1731. der Brief ist allhier eingerückt, und sowohl der Lord, als auch die Stadt, waren hierauf mit Popen zufrieden.

Hierauf kömmt eine ausführliche Beschreibung von dem Anfange der Händel, die Pope mit dem Hofpoeten Cibber gehabt; imgleichen mit dem Herrn Philippe, von welchem man sagte, er hätte sich einen großen Prügel gekaufet, selbigen auf Buttons Caffeehause allen Witzlingen gezeiget, und geschworen, so bald er Popen zu sehen bekäme, ihm seinen Lohn damit zu geben. Was nun hiervon wahr oder falsch sey, das wird hier weitläuftig erzählet und verschiedene Briefe von Popen werden hier bey dieser Gelegenheit mit angeführet werden.

Ungeachtet Herr Pope mit dem vornehmsten Adel bekannt war, so war er doch nichts minder als ein Hofmann. Einige Personen vom höchsten Stande mißfielen ihm insonderheit; und unter andern der Herzog Marlborough und die Herzoginn seine Gemahlinn; wie er denn auf diesen Herrn in einem von oben erwähnten Schreiben offenbar gezielet hat. Dieses Mißfallen entstand eines Theils daher, weil der D. Swift in seinem Examiner (eine Wochenschrift die er damals schrieb) mit der Aufführung dieses Feldherrn bey dem Kriegsheere, sehr übel zufrieden gewesen war; andern theils auch, weil Pope von ihm und den Häuptern dieser Familie, den Beystand nicht erhielt, den er sich versprach. Gleich-

wohl hat Pope den Nachkommen dieſes Hauſes allemal ihr Recht wiederfahren laſſen. Daß er aber bey Hofe ſo ſchlecht zurechte kommen konnte, entſtand daher, weil er an ſeiner Perſon gar nichts einnehmendes hatte und keinem Menſchen ſchmeicheln konnte. Seine Perſon war nicht von der Art, wie man ſie bey Hofe ſucht und ſein kränklicher Zuſtand machte ihn zu den Aufwartungen unfähig. Seine Religion ſchloß ihn vollends von allen Bedienungen aus, und es wäre ihm vielleicht mehr einer nöthig geweſen, der ihn aufgemuntert hätte, als daß er andere hätte ermuntern ſollen. Kurz, er war zu ſeiner Studierſtube gebohren.

Nunmehro kömmt Herr Ayre auf Popens Freundſchaft mit dem Herrn Gay, von deſſen Leben und Begebenheiten abermals eine weitläuftige Nachricht vorkömmt. Hierauf folgt eine critiſche Unterſuchung von Popens, Philippo und dieſes Gay Schäfergedichten, die ſehr wohl geſchrieben, aber für uns zu weitläuftig iſt.

Herr Pope bekam, nach einem kleinen Frieden, neue Händel, mit einer gewiſſen vornehmen Dame, welcher man in ganz Engelland eine große Kenntniß der Wiſſenſchaften und einen ungemeinen Verſtand zugeſtund. Es war ihr nämlich berichtet worden; Pope hätte von ihr ausgeſprengt: ſie hätte, bey der Geſandſchaft ihres Gemahls an die ottomanniſche Pforte, die Erlaubniß bekommen, einen Beſuch im Seraglio abzuſtatten, und er hätte ſich über dieſem Beſuche auf eine ſehr bittre Art, in Geſellſchaften luſtig gemacht. In ſeinem Briefe über den Character

des

des Frauenzimmers, fand sie auch vieles, das ihr mißfiel; kurz; sie ergriff alle Gelegenheiten, von Popen nachtheilige Urtheile zu fällen. Z. E. daß er kein Griechisch verstünde; sondern Leute halten müßte, die ihm sagten, was Homer haben wollte; hernach hätte er nichts mehr zu thun, als schlechte Verse draus zu machen. Daß er ein unruhiger Kopf wäre, und sein Umgang gefährlich sey; daß er ein papistischer Spion sey; und tausend dergleichen Dinge mehr, die um soviel gefährlicher waren, weil sie falsch wären. Ja sie hetzte endlich, wen sie nur konnte, gegen Popen und seine Schriften auf. Dieser floh zu seiner Rettung zum Horaz und Herrn Donne, indem er den erstern nachahmete und den letztern erneuerte.

In der ersten Satire des nachgeahmten Horaz, rechtfertiget er sich, und zeiget die Ursachen, warum er so strenge schriebe, und erkläret sich, daß er auch so gar seiner selbst nicht schonen wollte. In dieser Satire nun griff er obbemeldete Dame, auf eine sehr bittere Art an. Darauf kamen zum Vorscheine: Verse eines vornehmen Frauenzimmers an den Nachahmer der ersten Satire aus dem andern Buche des Horaz. In diesen Versen wird Pope erstlich wegen seiner niedrigen Geburt, (die man dieser Dame fälschlich für schlecht ausgegeben) wegen seines unförmlichen Körpers, und wegen seines boshaften Herzens, auf das bitterste herumgenommen. Dieses nun hat den Herrn Pope dermaßen gerühret, daß er auch gegen sein Ende gesaget: er wünschte sehr, daß er seiner Liebe zum

Spotte und zur Satire nicht so viel Raum gegeben und diese Dame niemals beleidiget hätte. Herr Ayre macht hier die schöne Anmerkung: es sey schade, daß eine Privatfeindseligkeit die witzigen und gelehrten Köpfe dermaßen beherrschet, daß sie untereinander selbst uneins würden. Wenn diese wenigen (denn viele hat es noch niemals gegeben) es mit einander hielten: so würden die Thoren bald abnehmen, und das Reich der Dummheit würde zu Grunde gehen.

Die andere Satire vom Horaz, welche Herr Pope nachgeahmet hat, ist hauptsächlich eine Satire wieder die Pracht und schlechte Wirthschaft, und zeiget die großen Vortheile der Mäßigkeit. In diesem Strafgedichte zieht der Verfasser abermals mit seiner Zuchtruthe wider den größten und glücklichsten englischen Feldherrn der damaligen Zeit (Marlborough) zu Felde.

Wir haben zu Anfange gesaget, daß Pope in diesen Satiren sich hinter den Horaz und D. Donne gesteckt; daher müßen wir hier sagen, daß dieser Donne 1573. in London gebohren, und ein sehr kühner Strafdichter gewesen ist. Unter dem Namen nun, daß diese Satiren nur eine neuere Einkleidung der alten Donnischen wären, hat Pope vieles sagen können, welches ihm sonst nicht zu rathen gewesen wäre. Herr Ayre setzt allhier zur Probe eine lange Stelle von Donnes Satiren hin, und Popens Stellen dazu; woraus man wohl sieht, wie sehr er von diesem alten Dichter abgegangen, und daß er nur bloß seinen Namen zum Deckmantel gebraucht hat. Dieses sind nun die letzten Satiren,

die

die Pope geschrieben, wenn man die neue Dunciad ausnimmt. Bevor aber Herr Ayre von derselben spricht, so kömmt er zuerst auf das Essay on Man, als auf ein Gedicht, welches die meisten Verehrer und die meisten Gegner gehabt hat. Herr Ayre giebt hier von dessen Innhalte einige Nachricht; die wir aber übergehen, indem dieses Werk aus den Uebersetzungen auch bey uns Deutschen bekannt ist.

Hierauf kömmt Herr Ayre auf die boshaften Streiche, die der Buchhändler Curl dem Herrn Pope gespielet hat; indem er bey allen Personen, von denen er wußte oder muthmaßete, daß sie von diesem Dichter Briefe, oder Verse besitzen möchten, dieselben auf alle mögliche Weise an sich zu bringen gesucht, und selbige drucken lassen. Dieses unziemliche Verfahren verdroß Popen dermaßen, daß er fast einen Eid gethan hätte, keinen einzigen Brief mehr zu schreiben, und daß er alle Briefe, auf welche er sich nur besinnen konnte, sich wieder zurück geben ließ und dieselben ins Feuer warf. Ein Brief vertritt bey abwesenden Personen die Stelle der Sprache: so unbillig es nun wäre, wenn man dasjenige, was ein Freund im Vertrauen zu dem andern spricht, mit Gewalt von ihm herauspressen, und es der ganzen Welt offenbaren wollte: eben so unvernünftig ist es, Briefe, die zu der Zeit, da sie geschrieben worden, als ein vertrautes Gespräch einer Person an die andere, aufgesetzt sind, bekannt zu machen, und solchen Leuten in die Hände zu geben, die, da sie die Umstände der damaligen Zeit nicht wissen, auch nicht viel besser davon urtheilen können, als der Blinde von der Farbe.

So

So groß nun auch diese Beleidigung war, so war sie doch noch nicht das größte Unrecht, welches Herr Pope leiden mußte. Er ward von verschiedenen Leuten öffentlich beschuldiget, daß er ein offenbarer und öffentlicher Feind seines Vaterlandes sey; man sagte, er habe den König, die Königinn, den verstorbenen König, beyde Parlamentshäuser, den geheimen Rath, die bischöfliche Bank, die eingeführte Kirche, und das gegenwärtige Ministerium, gemishandelt. Man sagte, er sey in einer Verachtung gegen die heilige Schrift erzogen worden; er sey an dem Tode einer gewissen Herzoginn schuld, die er gelästert hätte; er habe den Herzog von Chanclos geschimpft, von dem er gleichwohl fünf hundert Pfund Sterlings geschenkt bekommen haben sollte. Außer diesem schrieb jemand öffentlich, man sollte einen Preis auf Popens Kopf setzen und ihn für Vogelfrey erklären. Ein andrer versichert ihn, er könne nicht wissen, was noch geschähe, räth ihm seine Person in Acht zu nehmen, indem er heftige Feinde hätte, und sagt ausdrücklich, es würde ein gröſses Glück seyn, wofern er mit dem Leben davon käme.

Herr Pope ließ sich dieß alles nicht abschrecken, sondern fuhr fort, das Laster und die Thorheit zu verspotten; Tugend und Weisheit aber zu befördern. Endlich ließ er das vierdte Buch der Dunciad drucken; darinnen der Dichter die Erfüllung seiner Weissagungen vorbringt. Nach einer neuen Anrufung, bringt er die Göttinn Dummheit hervor, welche

welche kömmt, um alle Ordnung und Wissenschaften zu zerstören, und ihr Reich auf der Erde festzustellen. Sie nimmt die Wissenschaften gefangen, und legt den Musen ein Stillschweigen auf. Ihre Kinder versammlen sich sogleich um sie herum, und bringen noch viele mehrere Personen mit sich, die ihr Reich durch Nachsicht, schwachen Widerstand, oder Unterdrückung der freyen Künste, befördern sollen. Dergleichen sind die Halbklugen, die unverständigen Verehrer, die Eingebildeten, die Schmeichler der Dummköpfe, oder deren Mäcenaten. Aus dieser großen Menge, die um die Göttinn herum steht, kommen ihrer zweene hervor; der erste, der sie anredet, ist der Geist der Schulen, der ihr verspricht, ihre Sache dadurch zu befördern, daß man die Jugend bloß an Wörter binden, und von der Kenntniß der Sachen selbst abhalten wolle. Dieser Geist und die Geister der hohen Schulen, die eben das versprechen, werden von einem Schwarme gereister Stutzer, die mit ihren Hofmeistern wieder nach Hause kommen, verdrungen. Der eine davon redet die Göttinn an, und stellt ihr seinen jungen Herrn, als ein rechtes Muster eines gereiseten vollkommenen Menschen dar. Sie empfängt ihn gnädig, und ertheilet ihm die edle Gabe der Unverschämtheit. Es melden sich auch Naturforscher und Antiquarii: sie befiehlt denselben, sich auf die Untersuchung der Schmetterlinge, Muscheln, Vogelnester u. s. w. zu legen; durchaus aber niemals weiter über diese Kleinigkeiten hinaus zu sinnen, oder gar etwa den Schöpfer der Natur daraus errathen

zu wollen. Es melden sich auch Weltweise, mit denen sie eben auf solchen Schlag redet; und da nun die Jugend dermaßen vorbereitet ist, so wird sie ihr von einem Silenus übergeben, worauf es derselben erlaubt ist, aus der Schale des Hohenpriesters Magus zu trinken, welcher Trunk eine gänzliche Vergessenheit aller göttlichen, bürgerlichen, vernünftigen und moralischen Pflichten verursachet. Diesen Ihrigen nun sendet sie Priester, Gefährten und Tröster von verschiedener Art. Hierauf ertheilet sie ihnen Aemter und Ehrenstellen, und hält zuletzt eine Rede, worinnen sie einem jeden eine Befreyung ertheilet; endlich aber mit einem Gähnen beschließt, dessen Wirkungen noch heutiges Tages merklich sind.

In dieser ganzen Satire ist Herr Pope allenthalben sich selber gleich, und diese letzte Kraft seiner satirischen Feder kann ihm nicht anders als eine Befestigung seines erworbenen Ruhmes bringen. Die Beschreibungen der Wissenschaften und des gesunden Witzes, die als Gefangene neben dem Throne der Göttinn Dummheit liegen, sind unnachahmliche Meisterstücke; und das Frauenzimmer wird, wofern Pope ihm, in der zweyten Satire von dem Charactere desselben, zu viel gethan, seinen Groll allhier fahren lassen können: indem er diesem Geschlechte allhier die größten Vollkommenheiten zuschreibt, deren die menschliche Natur nur fähig ist. Wer übrigens sehr viele von den scharfsinnigsten Stellen dieses Gedichts sehen will, der kann sie in diesem Leben unsers Pope finden.

Herr

Herr Pope konnte seine Feindschaft gegen den Poeten Cibber nicht vergessen: denn es war seine Art, eine empfangene Schmach lange zu denken. Daher macht er auch hier, als einen Anhang zur Dunciad, einen Entwurf zu einer poetischen Krönung für diesen Dichter, welche ungemein satirisch, obgleich in Prosa ist. So viel von den poetischen Arbeiten des Herrn Pope.

Unser Dichter war allezeit sehr begierig gewesen, Italien zu sehen, und an denjenigen Oertern zu seyn: wo Virgil und Horaz so schön gesungen haben. Sein kränklicher Körper nur war schuld, daß er diese Gedanken mußte fahren lassen. Vor dem letzten Frühlinge welchen er erlebte, verwechselte er diese Lust zur italiänischen Reise, mit einem beständigen Aufenthalte in Twickenham, und blieb daselbst ein ganzes Jahr, ohne mehr als einen oder höchstens zween Tage in London zuzubringen.

Endlich giebt Herr Ayre noch von Popens allgemeinem Gebethe Nachricht, welches er mit so vieler Andacht und Gottesfurcht aufgesetzt hat, daß auch dieses zu keinem geringen Lobe unsers Dichters gereichet.

Nach diesem ließ Herr Pope seine Feder ruhen; indem er auch nicht fähig war, vielmehr zu schreiben; weil seine Augen und sein Körper schwach waren: und da er fand, daß seine Kräfte allmählich verschwanden, so schloß er daraus, daß sein Leben, welches ohnedem länger gewähret hatte, als er es sich vermuthet gehabt, zum Ende gienge. Gleichwohl ließ er sich noch ins warme Bad nach Bristol brin-

gen,

gen, allwo er Anfangs auch einige Hoffnung zur Besserung hatte: allein da er die Abführungen zu stark brauchte, so ward es ärger mit ihm, und er begierig, näher bey seiner Wohnung zu seyn, welches auch geschah. An dem 12 December 1743. machte er, bey völliger Gelassenheit gegen den Tod, sein Testament, darinnen er dem Lord Bullingbrocke alle seine Handschriften vermachte, und die Mrs. Blount zur Haupterbinn seines Vermögens ernennete.

Nachdem er nun seine Sachen dergestalt in Ordnung gebracht, so bekümmerte er sich ferner gar nicht mehr darum, sondern stand die zunehmenden Schmerzen seines Leibes mit dem gelassensten Gemüthe aus, und folgte dem Rathe, den er so oft andern gegeben, in allen Fällen gelaßen zu seyn. So blieb es einige Zeit; bis endlich die Zufälle sich vermehrten, ungeachtet er seinen Verstand bis ans Ende behielt, und er den 30 May 1744. zu Twickenham verstarb; allwo sein Körper, neben seinen Aeltern, so wie er es in seinem letzten Willen befohlen, begraben liegt.

Dieses ist ein kurzer Auszug aus dem Leben des Herrn Pope. Wir haben freylich sehr viele merkwürdige Umstände und schöne Stellen auslassen müßen; insonderheit viele Briefe, welche gezeigt haben würden, wie trefflich dieser große Dichter auch die ungebundene Schreibart in seiner Gewalt gehabt. Allein unser Platz hat nichts mehrers vergonnt.

Zum Beschlusse müssen wir noch erinnern, daß man uns die Gestalt und Bildung des Herrn Pope bey diesem Werke auf eine sehr seltsame Weise geliefert

fert hat. Sein kurzbeschorner Kopf bis an den Hals liegt auf einer glatten Fläche; wie etwa ein Tisch oder Bret, nicht anders wie das Haupt Johannis in einer Schüssel gehalt zu werden pflegt. Da nun dieses nicht anders aussieht, als ob er von dem Rumpfe getrennet wäre, oder der gute Dichter das Unglück gehabt hätte, enthauptet zu werden: so thut es in den Augen eines Anschauenden eine sehr üble Wirkung. Man sieht hier, wie sehr heute zu Tage die Begierde der Maler und Kupferstecher, was neues zu erfinden, zum Ueberschweifen geneigt ist; und da unsre Künstler insgemein Affen der Ausländer zu werden pflegen; so haben wir sie zum wenigsten warnen wollen, mit berühmten Männern, deren Gestalt sie uns überliefern wollen, nach ihrem Tode nicht so leichtfertig zu verfahren.

II.

Oeuvres diverſes de Mr. de Fontenelle, de l'Academie Françoiſe, Tome Sixieme Nouvelle. Edition augmentée par l'auteur, a la Haye chez Pierre Gôſſe 1744.

D. i.

Der verſchiedenen Werke des Herrn von Fontenelle, Gliedes der franzöſiſ. Akademie, VI. Theil. Neue und von dem Verfaſſer vermehrte Ausgabe ꝛc.

Herr von Fontenelle iſt noch einer, und vielleicht der letzte von den franzöſiſchen Sternen erſter Gröſſe, die aus den Zeiten Ludwigs des XIV. übrig geblieben ſind. Sein hohes Alter, welches ſich nun beynahe an die 90. Jahre erſtrecken muß, zeiget, daß er in dem vorigen Jahrhunderte die beſte Hälfte ſeines Lebens zurücke geleget, und alſo für einen Uebereſt deſſelben zu halten iſt. Gleichwohl gleicht auch ſein hohes Alter einem ſchönen Herbſte, der noch nicht aufhöret, nach und nach einige ſpäte Früchte hervorzubringen. Sind dieſe nicht ſo ſaftig und zärtlich, als die erſten Kinder des Frühlinges, ſo ſind ſie dennoch ſchmackhaft und von einer dauerhaften Reife. Dieſes iſt das Urtheil, welches man auch von den neueſten Schriften deſſelben fällen muß.

In dem 1727ſten Jahre traten die geſammten Werke dieſes berühmten Schriftſtellers in drey groſſen Quart-

Quartbänden ans Licht: und hierinn war alles das enthalten, was er damals geschrieben hatte, und für das Seine erkannte: das einzige mathematische Werk ausgenommen, welches er von der Infinitesimalrechnung besonders heraus gegeben. Diese prächtige Sammlung war vielen Käufern zu theuer, zumal da sie mit vielen schönen Kupfern versehen war. Daher ward sie denn im kleineren Formate nachgedruckt, welche Ausgabe fünf Bände in groß 12. ausmachte. Doch Herr von Fontenelle hat mehr der Zeit nicht aufgehört fleißig zu seyn. Jetzt hat einige Stücke von seiner Feder, die er damals schon fertig gehabt, allererst nach der Zeit ans Licht stellen wollen. Und diese werden uns in diesem sechsten Bande nunmehr geliefert; wofür man dem Verleger allerdings Dank wissen muß.

Das erste und wichtigste Stück dieser Sammlung heißt: Vie de M. Corneille, avec L'Hiſtoire du Theatre françois, jusqu'à lui & des Reflexions ſur la Poetique: d. i. Des Herrn Corneille Leben, nebst einer Historie der französischen Schaubühne, bis auf ihn; und einigen Betrachtungen über die Dichtkunst. Wir wollen den Auszug daraus so machen, als ob Herr Fontenelle selbst, in eigner Person redete, alle die Umschweife zu ersparen, die eine beständige Wiederhohlung der Formel: Herr Fontenelle schreibt, oder meldet ꝛc. erfordern würde.

Das Leben des Herrn Corneille giebt, in so weit er ein Privatmann war, nichts sonderbares an die Hand, außer in so weit es eine Erzählung seiner Werke ist. Allein diese recht zu machen, muß man

erst melden, wie es mit der französischen Schaubühne vor ihm ausgesehen hat. Dieses wird eine unvermerkte Lobschrift von demselben abgeben.

In den ersten sieben Jahrhunderten des französischen Königreichs, kömmt nichts von der Schaubühne zu betrachten vor. Die Einfälle nordischer Völker hatten alle Wissenschaften erstickt: so daß das eilfte Jahrhundert mit Recht die Zeit der Unwissenheit heißen kann*. Gleichwohl sind darinnen die Poeten entstanden, die in Romanischer, das ist in verderbter lateinischer Sprache, zu schreiben anfiengen, welche nunmehr der Pöbel schon durchgehends redete †. Im XII. Jahrh. wurden sie unter dem Namen der Trouverres, oder Troubadours, Conteours, Chanterres und Jongleours bekannt. Die ersten waren rechte Poeten, die selbst dichteten. Die letzten beyden sungen nur die Reime der ersten in ihre Seytenspiele.

Die Ursprünge aller Dinge sind uns fast unbekannt, und also auch der französischen Poesie: aber ver-

* Man muß hierbey anmerken, daß unsre teutsche Dichtkunst viel älter ist, indem wir schon aus dem neunten Jahrhunderte Otfrieds Evangelia in deutschen Reimen haben, auch viele andre Proben aufweisen können, die Schilter, Goldast, Morhof, Wagenseil u. a. m. theils gesammlet, theils beschrieben haben.

† Um diese Zeit haben unsre alten Meistersinger, Meister Klingsohr, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweid, Reichard von Zweckstein, Johann Bitterolz, lauter Edelleute, und Heinrich von Afterdingen, ein Bürger zu Eisenach; sonderlich aber Winsbeck und seine Gemahlinn, an Kaisers Friedrichs des Rothbarts Hofe gelebt.

vermuthlich iſt ſie eben ſo entſtanden, wie die Poeſie der alten Griechen †. Die Natur allein machte Dichter; die Troubadours wußten nicht, ob es jemals Griechen gegeben hätte. Kaum die Gelehrteſten hatten etwas von gewiſſen Alten gehöret. Daher waren denn ihre Werke ohne alle Regel und Richtigkeit. Eine treuherzige Einfalt, und gewiſſe ſonderbare Einfälle des Witzes machten ihre ganze Anmuth aus.

Alle dieſe Verſe wurden geſungen. Bey dem Gaſtmahle eines Prinzen fand ſich ein unbekannter Trouverre mit ſeinen Muſicanten ein, die in ihre Cithern oder Harfen ſeine Lieder abſungen. Bisweilen hatte der Dichter auch die Weiſe ſelbſt gemacht, und dann hielt man ihn deſto höher. ††. Sie wurden reichlich belohnt, und ſelbſt das vornehme Frauenzimmer verliebte ſich zuweilen in ſie.

NB. „Wenn man ſich wundert, daß eine ſolche „Nation, wie die franzöſiſche iſt, die allezeit die

† Wenn Herr Fontenelle Deutſch könnte, würde er das nicht ſagen. Denn die Griechen hatten kein Volk neben ſich, von dem ſie die Poeſie lernen können: die Franzoſen aber hatten die deutſchen Franken zu Nachbarn, die etliche hundert Jahre vorher gedichtet und gereimet hatten. Dieſen durften ſie ja nur nachahmen, haben es auch wirklich gethan.

†† In Deutſchland haben wir an unſern Bergleuten noch itzo lebendige Exempel ſolcher alten franzöſiſchen Poeten; die wir aber deswegen für keine Troubadours halten, vielweniger den Urſprung unſrer Poeſie von ihnen herleiten.

„Gaſtfreiheit verachtet hatte, und ſelbſt iſo, von „dieſer Art der Barbarey ſich noch nicht recht erholet „hat; ja ſo gar Edelleute und vornehme Herren „Verſe gemachet haben: ſo kann man nichts anders „ſagen, als daß man dieſelben ohne alle Kunſt und „Wiſſenſchaft machte, und folglich der Adel dadurch „nicht entehret ward (ſind des Hrn. Fontenelle Worte.)

Will man eine Probe der damaligen Poeſie ſehen, ſo iſt dieß eine vom Chriſtian von Troies:

Car tiex à paouré Cuer & laſche
Quant voit un preudhom qui enache
De ſor ſoi tote une beſongne,
Li cort ſus, & ſi jette ſors
Le pauvre Cuer qu'il a el cors,
Et ſi li donne plainement
Cuer de preud homme & hardement.

In dem Roman von den ſieben weiſen Meiſtern und andern Büchern von der Art, findet man mehr ſolche Stücke; und es haben Grafen von Anjou und von Provence, Herzoge von Bretagne und Brabant, Könige von Navarra, ja gar Kaiſer, Friedrich der Rothbart *, ſolche Verſe gemacht. Dieſe Arten des Witzes nun, blühten ſonderlich an den beyden Enden des Königreichs, nämlich in Provence und in Picar-

* Es kann leicht ſeyn, daß ſich Herr Fontenelle hier irret. Dieſer Kaiſer hat wohl Verſe gemacht, aber keine Franzöſiſche, ſondern Deutſche; die etwa hernach von ſolchen Trouhadours mögen überſetzt, und ihm zugeeignet worden ſeyn. Um ſeine Zeit und an ſeinem Hofe hat die deutſche Poeſie aufs herrlichſte geblühet, indem ſie eine Luſt der Fürſten und Grafen geweſen. Siehe Morhofs Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie a. d. 328 S.

cardie *. Den erstern hätte ihre heiße Himmelsgegend den Vorzug geben sollen; aber die letzten wichen ihnen darum gar in nichts. Der provenzalischen Poesie größte Ehre ist, daß sie die Italienische zur Tochter bekommen †. Sie machten auch allegorische und moralische Fabeln, (Fabliaux) wo die Tugenden und Laster miteinander streiten, als z. E. die von der Honte und Puterie, davon die letzte die erstere, weil sie ihr nicht folgen will, von der Brücke zu Paris in die Seine schmeißt; welche denn ersauft: woher es kömmt, daß itzt keine Schamhaftigkeit mehr in Paris ist. Auch Historien haben diese Poeten geschrieben, und zwar fast lauter verliebtes Zeug, welches ganz Frankreich verbuhlt gemacht hat.

Im XIV. Jahrhunderte nahm der poetische Geist in Frankreich sehr ab. Viele kleine Grafschaften und Fürstenthümer vereinigten sich allmählich mit der Krone, und also giengen die kleinen Höfe ein, wo die Poeten sich so wohl befanden. Sie erlosch endlich gar in Provence. Indessen fand sich doch in diesem Jahrhunderte ein tragischer Poet, **Pavasol**, der fünf schöne Tragödien von den Thaten der Königinn **Johanna von Neapolis** gemacht hat. Er starb 1383, ein Jahr nach dieser Königinn, und hat sie

* Oder vielmehr außer dem Königreiche, als welches sich damals so weit noch nicht erstreckte. Mitten in Frankreich war noch lauter Barbarey.

† Dieß muß Herr Fontenelle mit den Italienern ausmachen, welche ihre Poesie aus Sicilien herleiten. S. Lilium Gyraldum in der Histor. Poetar. sui temporis.

alſo bey ihrem Leben auf die Schaubühne gebrachet. Hierauf gieng die Poeſie in Frankreich ganz zu Grunde *.

Im XV. Jahrhunderte iſt eigentlich die theatraliſche Poeſie in Frankreich erſt gebohren worden. Die älteſten Comödien, die ſie haben, ſind die ſogenannten Myſteres de la Religion. Dieſes waren niederträchtige, und oft ſehr poßirliche Vorſtellungen der bibliſchen Geſchichte und Glaubenslehren. Z. E. Am heiligen Dreykönigefeſte ſtellte man drey Könige vor, die von einem Sterne zur Krippe geführet wurden; dergleichen ſchon im XIV. Jahrhunderte geſchehen war. Am Weihnachtfeſte hat man zu Rouan eine Vorſtellung gemacht, La Feſte des Aſnes betitelt. Hier erſchienen alle Propheten des Alt. Teſt. und Bileam auf ſeinem Eſel. Ein kleiner Engel hinderte ihn, und jemand, der dem Eſel im Leibe ſteckte, antwortete für ihn. Wenn ſolche Dinge in der Kirche vorgeſtellet wurden, ſo ſpielte man auf den Kirchhöfen Comödien, die nichts beſſer, aber viel luſtiger waren. Eine ſolche Paßions-Comödie ſoll ein Biſchof von Angers, in der Hälfte des XV. Jahrhund. gemacht haben, der im Geruche der Heilig-

* Um dieſe Zeit haben bey uns die berühmten Meiſterſänger gelebt, z. E. Frauenlob, der ſchon 1317. geſtorben, Henrich von Veldeck, der uns einen Auszug vom Virgil in deutſche Verſe gebracht, wovon auf der hochfürſtl. gothiſchen Bibliothek eine alte Abſchrift vorhanden iſt; imgleichen Hugo von Trimberg der Urheber des ſogenannten Renners, davon unſre Paulinerbibliothek eine alte Abſchrift aus dieſem Jahrhunderte beſitzt. In Welſchland lebte Petrarcha ſchon.

keit gestorben ist †. Solche Stücke waren lang, und konnten in einem Tage nicht gespielet werden. Man hörte also auf, wo man wollte; und kam morgen wieder, das Folgende zu sehen. Z. E. Ein solches Stück von Johannes dem Täufer hebt dieser selbst also an:

Ysaïe s'escript ce tiltre,
En son quarantieme Chapitre,
Parlant en sainte Prophetie,
De la venue du Messie,
Et je vous le vuel reciter,
Afin de vous admonester,
Que vous devez en votre cueur,
Preparer la voye du Sauveur,
En toute oeuvre de rectitude
Et en devote solitude &c.

Und das Ende dieser Predigt heißt:

Il vous faut faire penitence,
Et vous acquerrez sans doubtance,
En la haute Ierusalem
Une eternelle gloire. Amen.

Mit einem Worte, die Juden leben hier genau nach christlicher Art, und da dieß eine Wirkung der damaligen Unwissenheit war, die uns itzo lächerlich vorkömmt; warum dünkt es uns denn nicht possirlich, wenn man uns noch heute zu Tage auf unsrer Bühne, die Griechen und Römer, ja was noch ärger

† Um diese Zeit übersetzte man bey uns schon den Terenz ins Deutsche. S. den III. Th. der deutschen Schaubühne, wo im Anfange des Verzeichnisses deutscher Schauspiele, zwo Uebersetzungen stehen, die 1486 und 1499 gedruckt worden.

iſt; die Türken, nach franzöſiſcher Art verliebt thun läßt? Kömmt es nicht auch aus einer Unwiſſenheit ihrer Sitten her? Die Sache iſt an ſich ſelbſt lächerlich genug; es fehlt nur an aufgeklärten Zuſchauern, die darüber lachen könnten †.

Von den Paßionscomödien etwas zu melden: ſo fängt man in einer, von der Verſuchung Chriſti an. Als der Teufel unverrichteter Sache in die Hölle kömmt: ſo läßt ihn Lucifer wacker ausprügeln, ſo gar, daß er ganz lahm wird, und bey großem Lachen der Zuſchauer über die Bühne hinkt.

Die Tochter des Cananäiſchen Weibes, redet in der Beſitzung nicht allein viel närriſches, ſondern auch viel freches und üppiges Zeug: ungeachtet der Urheber ein Geiſtlicher, ja ein künftiger Heiliger war. Eben ſo geht es faſt mit der Magdalena; ob ſie gleich ſagt, es hätte nur auf ihrem Willen beruhet,

De ſolatieux touchements,
Et autres plaiſans coucheiments,

zu genießen. Wenn die Scene aus iſt, ſteht dabey: Rodigon kann beym Abſchiednehmen die Magdalena und ihre Kammerfrauen küſſen.

Der Tod des Judas iſt was vortreffliches. Er verflucht ſeine That, und ruft alle Teufel Leviathan, Belphegor, Cacodämon, Behemoth und

† Herr Fontenelle zielet hier auf die racíniſchen Trauerſpiele, die längſt deswegen getadelt worden, daß er faſt alle Alten, z. E. den Alexander und Porus, in franzöſiſche Stutzer verwandelt hat. Es wird noch deutlicher unten vorkommen.

Asmodäus an; und damit nichts fehle, ſo ſetzt er noch die Tiſiphone, Alecto und Megära dazu *. Hier kömmt die Verzweiflung mit einer teufliſchen Rotte, und will ihn abholen. Judas aber ſagt, er habe gebeichtet, und das Geld wieder gegeben, ja die That ſo bereuet, daß ihm faſt das Herz geſpalten; welches ihm die Verzweifelung recht theologiſch beantwortet; und ihm die Wahl läßt, womit er ſich umbringen will. Als er nun lange zaudert, ſagt ſie: Depeche-toy, car tout ſe gâte. Als er ſich gehangen hat, ſchreyt Lucifer aus der Hölle, man ſolle ihm die Seele bringen; aber ſie iſt nirgends zu finden. Aſtharoth ſagt:

Que Diable eſt l'ame devenue?
Cerberus, donne-t-en bien garde!

Cerberus ſuchet oben und unten, und da er nichts findet, glaubt er, ſie ſey vernichtet worden. Beziby frogt: Ou Diable ſeroit elle allée? Die Verzweifelung antwortet; zum Maule ſey ſie nicht heraus gegangen. Man ſchließt alſo, er ſey nicht todt: die Seele müſſe noch im Wanſte ſtecken; weil der Mund, der ſeinen Heiland geküſſet, eine ſo unflätige

ge

* Dieſe Vermengung des Heidniſchen mit dem Chriſtlichen hat zu großer Schande folgender Zeiten, noch bis auf unſre Tage gewähret. Taſſo, Marino, Milton und andre ſind voll davon: ja ſo gar des Herrn von Fontenelle Schriften ſind bey der großern Auflage mit picartiſchen Kupfern gezieret, wo in dem Reiche der Todten, bey dem Pluto ein Teufel mit Hörnern und einem Schwanze Schildwacht ſteht.

ge Seele nicht heraus lassen wollen. Wo ihm also nicht der Wanst berste, so würde dieselbe nimmermehr heraus kommen. Dabey steht: hier birst Judas, das Eingeweide fällt heraus, und die Seele fährt aus. Wie schön das auf der Bühne muß zu sehen gewesen seyn, kann ein jeder leicht denken.

In den Zeiten Franciscus des ersten, kamen die Griechen und Römer aus ihren Hölen hervor, wo sie so lange gesteckt hatten *. Unter diesem Könige lebte **Anton Forestier**, ein Pariser, der Comödien gemacht hat, und **Jacob Burgeois**, der 1545. La Comoedie des Amours d'Erostrate drucken lassen, und dem Könige zugeschrieben hat. Aber alles dieses ist verlohren †.

Allererst unter Henrich dem II. stund ein **Jodelle** auf, der einen Schritt weiter in der theatralischen Dichtkunst gieng. Gleichwohl sagt Pasquier von ihm, daß er kein gutes Buch gelesen gehabt, wiewohl sein Naturell unvergleichlich gewesen. NB. „Von „geschickten Leuten breitet sich ein gewisses Licht aus, „wel-

* Herr Fontenelle irret sich etwas in der Zeitrechnung. Sie waren schon im vorigen Jahrhunderte bekannt geworden, als kaum die Buchdruckerey erfunden war: und ich habe oben gewiesen, daß wir schon lange vor Francisco, deutsche Uebersetzungen des Terenz gehabt haben.

† Um diese Zeiten hat unser Hans Sachs von 1518 an, bis 1563, nahe an dreyhundert Tragödien, Singspiele und Fastnachtsspiele gemacht: welche noch alle vorhanden sind; unzählicher andern theatralischer Poeten zu geschweigen, deren Comödien auch noch im Drucke zu haben sind.

„welches alles um ſie her erleuchtet. Der gute Ge„ſchmack, den ſie aus Wahl annehmen, wird bey „den übrigen zur Mode: und die wahren Lehrſätze „kommen von denen, die ſie entdecket haben, auf „ſolche, die ſie höchſtens nur verſtehen können“. Sein erſtes Trauerſpiel war **Cleopatra**, mit Chören; dafür er von etlichen andern Poeten, nach Art der alten Griechen, zum Spaſſe, mit einem Bocke beſchenket ward: welches ihnen aber von andern, als eine heydniſche Abgötterey ausgelegt worden. Man ſehe auch das bäyliſche Wörterbuch im Art. **Jodelle** nach. Damals lobten die Poeten einander noch, und **Baif** druckte den erſtaunlichen Beyfall, den dieß Stück fand, in Verſen aus; * ſonderlich in einem Lobgeſange auf den Bachus, wo das Jach, Evoe! jach, ja, ha! u. d. g. fleißig vorkömmt, auch viel Mythologie angebracht iſt. Herr Fontenelle ſchreibt dabey: Quel jargon! Et à quel point l'amour du Grec peut faire extravaguer les Auteurs! d. i. Was für ein Geſchwätze! und wie ausſchweifend kann nicht die Liebe zum Griechiſchen die Schriftſteller machen. Jodelle hat auch eine **Dido** und verſchiedene Comödien gemacht, davon hier Auszüge gegeben werden. Die Sitten ſind darin in Anſehung der Liebe, überaus frey; ſo gar, daß man es den Männern auch in die Augen ſagt, wie

* Um dieſe Zeit haben wir ſchon eine gute Anzahl von Comödienſchreibern, unter andern ſolche, die den Plautus und Sophokles verdeutſchet haben. Originalſtücke verfertigten damals bey uns **Michael Pabſt** von Rochlitz, **Drockind**, **Spangenberg**, **Friſchlin** u. a. m.

wie man mit ihren Weibern lebt, ohne daß ſie böſe werden: Es heißt

Il faut maintenant qu'entre nous
Tout mon penſer ſe décele:
J'aime ta femme, & avec elle
Je me couche le plus ſouvent.
Or je veux, que doresnavant
J'y puiſſe ſans ſouci coucher.

Guillaume.

Je ne vous y veux empecher,
Monſieur, je ne ſuis point jalous.
Et principalement de Vous.
Je meure ſi j'y mis en rien.

Engeur.

Va, va, tu es homme de bien!

Doch ſagt man, ſeine Comödien wären ihm beſſer gerathen, als die Tragödien; ob er wohl von jeder Art nur zwey gemacht. Baif hat in ſeinem Lallebras den Militem gloriolum, franzöſiſch gemacht. Johann von Peruſe, und Robert Garnier, haben auch tragiſche Stücke gemacht; ja der letzte hat gar mit dem Jodelle um den Vorzug geſtritten, und nach Ronſards Ausſpruche gewonnen. Alexander Hardi, ein Pariſer hat ſechs hundert Stücke gemacht; allein ſie ſind auch darnach *. In ſeinen Comödien wird immer geküßt. Sagt der Liebhaber von einem Kuße; ſo will die Geliebte tauſend haben; und ein alter Schäfer ruft ihnen zu:

Pour

* Wir können ihn mit unſerm Ayrer vergleichen, der gleichfalls einen ganzen Folianten voll Tragödien, Comödien und Faſtnachtsſpiele gemacht hat, die auf Hans Sachſens Art gerathen ſind.

Pour un moment moderez cette braise,
Vous baiserez chez moi plus à votre aise.

Dieser Hardi hat keine Thöte mehr gemacht, und ist mit einer Bande im Lande herumgezogen, die seine Stücke spielete: worinn er mit dem Schakespear der Engländer übereinkommt, der auch zu seiner Zeit gelebt hat.

Sein unmittelbarer Nachfolger war Peter Corneille, den eine unverhoffte Gelegenheit zum dramatischen Poeten machte. Ein junger verliebter Mensch führt ihn, als einen guten Freund, zu seiner Liebsten: diese verliebt sich in denselben, und also wird der erste verdrungen. Dieses gefällt Corneillen so gut, daß er eine Comödie daraus macht; die ungemeinen Beyfall erhielt, und ihn hernach veranlassete mehrere zu machen.

Doch hat Mairet, noch vor dem Corneille, den Hardi zu übertreffen gesucht. Im 1636. Jahre hat er seinen Duc d' Ossonne drucken lassen, darinn er sagt, daß er in seinem 26. Jahre der älteste dramatische Poet in Frankreich gewesen, indem er seit seinem 16ten den Anfang dazu gemacht. Auch Rotrou und Scudery haben Stücke für die Bühne gemacht, bis Corneille sie alle verdunkelt hat. Und so weit geht die Historie der Schaubühne vor seiner Zeit, itzo folge seine Lebensbeschreibung, nebst der Zeitrechnung seiner Arbeiten.

P. Corneille war 1606 zu Rouan gebohren. Sein Vater war ein Sachwalter, und ließ seinen Sohn bey den Jesuitern studiren, bis er auch die

le-

Lebensart seines Vaters ergriff, aber schlechtes Geschicke dazu zeigte. Unverhofft entdeckte sich auf obenwähnte Art seine Gabe zur Schaubühne; und seine erste Comödie hieß Melite, welche 1625 zum erstenmale vorgestellet ward *. Es entstund fast ihm zu gefallen eine neue Bande. Wenn man bedenket, daß die sechs ersten Stücke vom Corneille heute zu Tage für sehr schlecht gehalten werden: so muß man sich billig darüber wundern, daß sie damals so viel Aufsehens gemacht. Allein zu seiner Zeit, da er so schlechte Vorgänger gehabt hatte, war es schwer, was bessers zu machen: und man muß schon ein großer Geist seyn, wenn man nur alle seine Vorgänger durch etwas mittelmäßiges übertreffen will. „Ein mäßiger Geist erreichet auch „nicht einmal den Grad der Vollkommenheit, den „man zu seiner Zeit sieht; die guten Köpfe gelangen „zu demselben: aber die großen übersteigen ihn; „wofern er noch überstiegen werden kann". Wo nicht; so fällt der gute Geschmack wieder ab: oder die witzigen Köpfe, die sich durchaus unterscheiden wollen, gerathen auf Abwege, damit sie nur was besonders für sich haben mögen. „Eben daher können zween Schriftsteller, deren Werke gleich gut sind,

* Corneille ist also ein Zeitgenoß unsers berühmten Opitz, wiewohl dieser doch in dem Briefe an Zinkgräfen, den er Anno etliche dreißig aus Paris geschrieben, mit keiner Sylbe ihn gedenkt. Vermuthlich ist er erst durch seinen Cid so berühmt worden, der etliche Jahre nach Opitzens Abreise, und wohl gar in seinem Sterbejahre zum erstenmale aufgeführet worden.

„sind, sehr ungleiche Geister seyn: der eine, der „zuerst die Meister seiner Zeit übertroffen, ein sehr „großer; der andre aber, der es diesem seinem Vor„gänger nur gleich gethan, nur ein mittelmäßiger „Geist“.

Die ersten Stücke machte Corneille ohne diese Regeln zu wissen, aber in dem 1630 Jahre, fieng man an zu muthmaßen, es müßte doch wohl welche geben. Die erste war diese, daß die Zeit eines Schauspieles, nicht über 24 Stunden gehen sollte allein man machte sich noch nicht viel daraus, wie Corneille selbst in der Vorrede seines Clitandre, der 1632 gedruckt ist, zu verstehen giebt. Allein 1634 in seiner Wittwe, sagt er: „er wolle sich nicht alter Freyheiten bedienen; welches allen Arten der Gedichte „übel stünde; sonderlich den Dramatischen, die allezeit die regelmäßigsten gewesen wären“. Ganz anders redete Durval 1636, in seinem Agarite davon. Er spottet recht, über die Einigkeit des Orts und der Zeit †. und macht sich sehr lustig dabey. Herr Fontenelle sagt hierl: „man solle sich „nicht einbilden, daß die Wahrheit gleich siege, so „bald sie sich zeigt: sie siege zwar endlich; aber sie „müsse Zeit haben, sich die Geister zu unterwerfen“.

Dieses Stück des Corneille (die Wittwe) ward nun sogar von allen damaligen Poeten als ein Wunder gelobet. Rotrou schrieb:

Pour-

† Gerade wie es die Stümper unsrer Zeit noch machen, wenn sie den Opernwust vertheidigen wollen.

Pour te rendre Juſtice, autant que pour te plaire,
Je veux parler Corneille, et me taire;
Juge de *ton merite*, *à qui rien n'eſt egal*;
Par la confeſſion de ton propre Rival.

Herr von Fontenelle ſagt hier: „die Gewohnheit, den „Verdienſten ihr Recht zu thun, und noch das zu „loben, was man nicht ſelbſt gemacht hatte, wäre „damals noch nicht unter den Schriftſtellern verbannet, und die gröſten Dichter waren zu der Zeit „noch vernünftige Männer“. (Eine Anmerkung die ſich gewiſſer maßen auch auf Deutſchland ſchickt.) Ein gewiſſer de la Fineliere, von Anjou, hat 1635 einen Hippolytus drucken laſſen, wo er ſich in der Vorrede entſchuldiget, daß er ſich gewagt, ſeines Vaterlandes Namen auf den Titel ſeines Werkes zu ſetzen; da man ſeit einiger Zeit aus der Normandie ſeyn müßte, um ein vortrefflicher Poet zu ſeyn; ſo wie man vormals in Griechenland, um artig zu heißen, aus Athen, und für tapfer gehalten zu werden, aus Lacedämon ſeyn müſſen. Er geſtehe, daß der große Cardinal Perron, Bertaud, Malherbe, Boisrobert, Scudery, Rotrou, St. Amand, und Benſerade, lauter Normänner; und zugleich die trefflichſten Köpfe in Frankreich wären. (Allein, er meinte, Anjou wäre doch auch nicht hinter dem Polarzirkel, oder in den arabiſchen Wüſteneyen; noch auch in den Inſeln die von Meerkatzen, Ungeheuern und Barbarn bewohnt würden, gelegen. Herr von Fontenelle, welcher ſelber aus der Normandie iſt, merkt dabey an: es ſey doch artig, daß es eine Zeit gegeben, da man ſich ver-

bun-

bunden gehalten, sich vor der Welt zu entschuldigen, daß man kein Normann wäre *. Um diese Zeit war die Tragicomödie noch im Schwange, wo man das traurige mit dem lustigen, beydes von unrechter Art, vermischte: wie auch unsere so genannten Haupt- und Staatsactionen, die immer mit Harlekins Lustbarkeiten vermischt waren, auszusehen pflegten. Bisweilen hieß ein ganz ernsthaftes Stück Tragicomödie, bloß, weil sein Ausgang glücklich war. Man setzte auch einen langen Innhalt vorher, die Leser dadurch aufmerksam zu machen.

Corneille bekömmt indessen überhaupt das Lob, daß er die Schaubühne ehrbar und bescheiden gemacht. Anfänglich zwar, hatte die Freyheit seiner Vorgänger auch ihn angesteckt. In seinem Clitander kömmt Calliste und besucht den Rosidor im Bette. Nun sollen sie zwar nächstens Hochzeit halten: allein was gehen einen Zuschauer die Vorspiele ihres Ehestandes an? Diesen Auftritt hat er aber in neuern Auflagen ausgelassen.

* Dieses sieht bald so aus, als wie es bey uns im vorigen Jahrhunderte mit den Schlesiern gegangen; bis doch itzo, so wie die Normänner in Frankreich, nur auf die vorigen Zeiten stolz thun können. Da aber die Normandie, ein nordisches, das ist dänisches, norwegisches Volk, das sich daselbst niedergelassen, in sich hält: so sieht man wie ungegründet viele Franzosen den nordischen Völkern den Witz absprechen. Der Card. Perron, der solches von uns Deutschen gethan, hätte sich besinnen sollen, daß er selbst unser Stiefbrüder war.

Rotrou, der ſich doch rühmte, er habe ſeine Muſe ſehr beſcheiden, und aus einer Weltdame zu einer Nonne gemacht, läßt doch in ſeiner Celiane, eine Niſa von ihrem Liebhaber im Bette beſuchet werden; der ſich an weiter nichts ſtößt, als was für eine Art des Vergnügens ihm erlaubt ſey. Sie ſagt zwanzig ehrbare Verſe her, indeſſen, daß er das erwählte Vergnügen genießt. Den Verſtand muß man lieben, ſagt ſie, und nur dieſer iſt unſerer Flammen werth; küſſet ihr meine Haare, ſo thut ja meine Haube eben das. Pamphilus der nicht viel darauf hörte, ſagt, er wäre vor Vergnügen geſtorben, wenn ſie nicht ſo ſchöne Reden geführet hätte.

Auch die Trauerſpiele hatten ſich ſolche Freyheiten genommen, und Du Ryer hat gar eine Lucretia auf ſolche Art vorgeſtellet. Die Liebhaber duzeten damals einander auf der Bühne, wie man auch in Corneillens Horaz ſieht, wo es Curiaz und Camilla noch thun, welches itzo wider die guten Sitten laufen würde. Doch Corneille ſchritt zu ſeinem ſiebenten Schauſpiele, Medea, fort; und ſtieg von der comiſchen, durch Hülfe des Seneca, bis zur erhabenſten tragiſchen Poeſie. Aber er blieb noch nicht dabey, und verfertigte bald darauf ſeine Illuſion Comique, die ſehr ſchlecht iſt, und lauter närriſches Zeug in ſich hält. Alle Charaktere ſind faſt ſo hoch getrieben, daß ſie keinen Menſchen treffen. Hierauf folgte der Cid, der ſo berühmt geworden, daß auch die unwiſſendſten Leute nichts anders von Schauſpielen zu nennen wußten, als den Cid. Corneille hat

Ue-

Uebersetzungen davon, in allen heutigen Sprachen, ausgenommen in der sclavonischen und türkischen, in seiner Studierstube gehabt: und Herr Fontenelle spottet der holländischen Gewissenhaftigkeit, weil der holl. Uebersetzer das Stück von Zeile zu Zeile verdollmetschet hatte. Von den Spaniern bemerket er, daß sie ein Stück übersetzet, welches aus ihrer eigenen Sprache erborget gewesen *. Ins Deutsche ist Cid zweymal poetisch, und einmal prosaisch übersetzt worden; welches Herr Fontenelle nicht einmal gewußt, indem er nur einer Uebersetzung denkt.

Hier wird nun der seltsame Character des Cardinals **Richelieu** eingeschaltet, den man nach Verfließung von hundert Jahren nunmehro nach dem Leben abschildern kann. So lange muß oft die Wahrheit in Geduld stehen, ehe sie sich ans Licht wagen darf: wenn Macht und Gewalt die wahren Verdienste unterdrücken. Dieser Cardinal hatte den unersättlichsten Hochmuth von der Welt. Die Ehre, ganz Frankreich zu beherrschen, das Haus Oesterreich zu demüthigen, und ganz Europa zu verwirren, war ihm nicht genug. Er wollte auch noch Comödien machen; ja zu gleicher Zeit, auch Gebethbücher schreiben; dem verbuhlten Frauenzimmer

* Gleichwohl hat niemand den Corneille einen Dieb, oder Zusammenstoppler geheißen. Herr Fontenelle sagt nur: Les Espagnols avoient bien voulu copier eux mêmes une Copie, dont l'Original leur appartenoit. Cid ist also so wenig ein ganz französisches Original, als es der sterbende Cato im Deutschen ist.

durch seine Gestalt gefallen, ja endlich Hebräisch, Griechisch und Arabisch verstehen: so gar, daß er auch des le Jay seine Polyglotte mit hundert tausend Thalern erkaufen wollte, um sie unter seinem Namen heraus zu geben. Die Begierde um, ein Dichter zu seyn, machte ihn neidisch auf den Cid. Desmaret war sein Vertrauter in poetischen Sachen, und an den Sachen, die derselbe heraus gab, hatte der Cardinal einigen Theil: sonderlich an der Miriame, einer schlechten Tragödie. Diesem Stücke zu gefallen ließ er den großen Saal in seinem Palaste bauen, der noch itzt zu Schauspielen gebraucht wird; und ihm zwey bis 300000 Rthl. gekostet hat. Wenn die Zuschauer, die wohl wußten, daß der Cardinal Theil daran hatte, es lobten; so ward er ganz entzückt, legte sich mit halbem Leibe aus seiner Loge, und geboth oft das Stillschweigen, um noch schönere Stellen zu hören. Er hat noch an einem großen Schäferstücke Theil gehabt, imgleichen an Desmarets Europa, welches eine politische Allegorie in sich hielt, darinn er selbst eine gewisse Rolle spielt. Francion und Iberus sind in Europen verliebt; buhlen doch aber auch um eine geringere Prinzessinn, Austrasia ꝛc.

Als nun der Cid herauskam, erschrack der Cardinal so sehr, als wenn die Spanier vor Paris gestanden hätten. Er hetzte alle Poeten dagegen auf, an deren Spitze Scuderi war. Dieser gab eine Beurtheilung davon heraus, die an die französische

Aka-

Akademie gerichtet war *. Ja auch diese, sollte und mußte noch selbst dawider schreiben; und Corneille mußte aus Furcht, dem Cardinal zu misfallen, seine Bewilligung dazu geben. Und wie hätte er solches abschlagen können, da ihn der Cardinal zwar als Poet verfolgte, aber als Minister belohnte? Eigenschaften, die sich selten beysammen finden. Die Critik der Akademie ward ein Meisterstück, und angehende theatralische Dichter können überaus viel daraus lernen. Sie tadelte aber, und lobte zugleich: Corneille indessen antwortete nicht darauf. „Dieselbe Ursache, weswegen sie gemacht worden, hindert mich darauf zu antworten"; sagte Corneille. Allein Cid blieb Cid, und ist es noch; da hingegen die Critik darüber ganz ins vergessen gerathen ist †.

Nach diesem Stücke, welches den Corneille über alle Dichter seiner Zeit erhoben hatte, folgte sein Horaz, sein Cinna, und Polyeukt: Stücke, die wir alle auch im Deutschen kennen; und über

* Dieß ist das Schicksal aller Trauerspiele, die zuerst in einem Lande das Eis brechen, daß sich schlechte Critici darüber hermachen. Daß es in Welschland der Merope des Herrn Maffei so gegangen, haben wir neulich gesehen. Und wer weis nicht, wie es bey uns mit dem Cato ergangen?

† So wird es vermuthlich mit gewissen heutigen Tadelschriften auch gehen, die wider gewisse Trauerspiele herausgekommen: zumal, da sie weder an Gründlichkeit noch an Bescheidenheit, der Critik der französischen Akademie das Wasser reichen.

welche, nach Herr Fontenellens Urtheile, gar nichts geht. Nunmehr hatte Corneille durch das Lesen des Aristoteles, und Horaz, durch Nachsinnen und Erfahrung, die wahrhaften Regeln der Schaubühne erlernet, die er auch in den Vorreden seiner Stücke der Welt bekannt machte, und also der wahrhafte Vater der französischen Schaubühne ward. Er hat ihr zuerst eine vernünftige Gestalt gegeben; er hat sie auf ihren höchsten Gipfel gebracht, und sein Geheimniß denen hinterlassen, die sich desselben bedienen können.

Ehe Polyeukt gespielt wurde, las Corneille ihn in dem Pallast von Rambouillet vor, wo damals die Residenz des guten Geschmackes war. Man lobte zwar das Stück, aber etliche Tage darauf kam Voiture zum Verfasser, und sagte ihm mit allerley höflichen Weitläuftigkeiten: sein Stück hätte nicht so viel Beyfall gefunden, als er dächte; sondern das Christenthum sonderlich, wäre auf der Schaubühne sehr mißfällig geworden. Corneille wollte hierauf den Schauspielern das Stück wieder wegnehmen: allein auf das Wort eines gewissen Comödianten, der ihn des Gegentheils versicherte, ließ ers dennoch spielen. Darauf folgte sein Pompejus; alsdann der Lügner, ein Lustspiel, das er fast ganz aus dem spanischen genommen hatte; wie andre mehr damals thaten, die das lustige nur in wunderlich ausgesonnenen Begebenheiten, nicht aber in dem menschlichen Herzen, einer unerschöpflichen Quelle des Lächerlichen suchten. Hierauf hat er seine Rodogune gemacht, die Herr Fontenelle dem Cinna an die Seite setzt; doch so, daß

daß er ihnen beyden noch ein ander Stück vorzieht. Gilbert, ein andrer Poet, hatte den Entwurf davon durch List zu sehen bekommen, und ihn gleichfalls ausgearbeitet. Allein seine Rodogune ist vergessen, und Corneillens seine besteht noch. Es ist ein Wunder, daß sich nach solchen Proben, als Corneille schon abgelegt hatte, noch jemand erkühnet hätte, mit ihm umdie Wette zu dichten. Nunmehro folgten Theodor, Heraklius, Don Sancho von Arragon, Andromeda, Nikomedes und Pertharit; davon etliche schlecht aufgenommen wurden, das letzte aber ganz verworfen ward. Wie gieng das zu? Herr Corneille hatte Frankreich selbst verwöhnet: wenn man also lauter Meisterstücke von ihm forderte, so hatte er selber Schuld. Doch Don Sancho hatte dem Könige nicht gefallen: daher misfiel er dem ganzen Hofe: Exemple assez commun de la soumission des François, à de certaines autorités, sagt Herr Fontenelle. Im Pertharit hergegen wollte ein König ein Königreich für seine Gemahlinn abtreten: wie hätte das einer Stadt erträglich seyn können, die fast von der ehelichen Liebe nichts mehr weis? Kurz, Corneille, der große Corneille, fiel bey seinem Leben noch bey derjenigen Nation ganz in Verachtung, die ihn kurz zuvor fast vergöttert und angebethet hatte. Ein merkwürdiges Exempel, beydes, des Glücks witziger Köpfe, und der französischen Unbeständigkeit. Herr von Fontenelle sagt gar, daß ein Belisarius, der betteln geht, keine größere Verwunderung verdiene, als hier Corneille. Das übrige folgt nächstens.

III.

Fortsetzung der Untersuchung vom Alterthume der Malerkunst.

Allein war denn auch die Kenntniß der wahren Malerey, die Kunst nämlich, einen Riß mit Farben auszumalen, oder mit Farben zu zeichnen, in jenen entfernten Zeiten schon üblich? Es ist wahr, daß die griechischen Wörter γράφειν und ζωγράφος, die man so oft in denen Dichtern findet, welche nach dem Homer geschrieben haben, weder in der Ilias noch in der Odyssee stehen. ζωγράφος wird darinnen gar nicht gebraucht, und wenn man ja γράφειν darinnen findet; so ist es doch nicht in dem Verstande von malen, sondern heißt zum höchsten nur schreiben. Allein aus gewissen Betrachtungen, die man über verschiedene von denen Stellen dieser zwey Gedichte machen kann, scheint es, man könne schließen: daß wenn ja der Name nicht da ist, dennoch die Sache selbst da sey, und daß die Malerey, die im Zeichnen und in den Farben besteht, schon zu Homers Zeiten, und wahrscheinlicher Weise, seit dem trojanischen Kriege gebräuchlich gewesen. Man muß, um sich hiervon zu überzeugen, einige Anmerkungen machen, und zwar erstlich, über die Sachen, die auf des Achilles Schilde gestanden; zum andern, über die Tapetenarbeiten, womit das Fraenzimmer sich damals beschäfftigte, wie sich noch heute zu Tage das unsrige damit beschäfftiget.

Der

Der Abt Fraguier redet von Achillens Schilde so: Es ist wahrscheinlich, daß man gemalet habe, das heißt, daß man um die Gegenstände vorzustellen, ordentliche Farben gebraucht, ehe man dieselben Gegenstände mit derjenigen Farbe vorgestellet, die die Wirkung des Feuers auf die Metalle ihnen giebt. Denn eines ist viel leichter, als das andere, und die Art von Malerey, die durch den Eindruck des Feuers entsteht, und die man einigermaßen enkaustisch nennen kann, ist nur eine Nachahmung derjenigen Malerey, welche mit Pinseln und Farben geschieht. Nun findet man auf dem Metalle, woraus Achillens Schild bestanden, verschiedene Gegenstände, die durch die Macht des Feuers gefärbet worden sind. Es folget also ziemlich wahrscheinlich daraus, daß Vulkans Arbeit nur eine Nachahmung der Malerey gewesen, und daß folglich die Malerey schon zu Homers Zeiten bekannt und im Gebrauche gewesen; wofern anders Vulkan diesen Schild wirklich gemacht hat. Man darf sich auch in der That gar nicht einbilden, daß Homer allhier von einer unbekannten Sache geredet, oder eine neue Kunst entdecket habe; und obgleich der Werkmeister ein Gott ist, so hat doch der Dichter, welcher selbst der Gott war, nur einer bereits erfundenen Kunst folgen dürfen. Nunmehro ist es nicht schwer zu beweisen, daß viele von denen Sachen, die man auf diesem Schilde gesehen, durch Farben unterschieden gewesen. Man darf nur die Beschreibung davon lesen. Man bemerkte z. E. darauf, einen Ackersmann, der auf dem Felde Furchen machte. Nach dem Maaße nun, wie

die

die Pflugschaar die Erde theilte, schien diese Erde, ungeachtet sie von lauterm Golde war, schwarz zu werden, und zeigte sich so, als sie wirklich wird, wenn der Pflug durchfähret:

Ἡ δὲ μελαίνετ' ὄπισθεν, ἀρηρομένῃ δὲ ἐοικὼς
Χρυσείη περ ἐοῦσα.

Wenn der Dichter hierauf von einem Weinberge redet, welchen Vulkan auf diesem Schilde vorgestellet, so sagt er, daß die Weintrauben schwarz gewesen, ungeachtet der Weinberg an sich selbst von Golde war:

Ἐν δ' ἔτιθει ταφυλῇσι μέγα βρίθουσαν ἀλωὴν,
Καλὴν, χρυσείην· μέλανες δ' ἄνα βότρυες ἦσαν.

welches nicht anders statt haben kann, als daß das Gold durch die Vermischung mit einem andern Metalle braun geworden ist, und daß das Feuer auf beyde seine Wirkung gethan.

Vulkan hat sich auch der bloßen Farben der Metalle bedienet: und wenn er die jungen Kühe recht natürlich vorstellen wollen; so hat er Gold und Zinn, das heißt, weiß und gelb, genommen:

Αἱ δὲ βόες χρυσοῖο τετεύχατο καττιτέροιο.

Zweene Löwen zerreißen einen Ochsen, sie saugen dessen Blut in sich, und dieß Blut ist schwarz, μέλαν αἷμα λαφύσσετον: es sey nun, daß diese Farbe durch die Gewalt des Feuers auf irgend einem Theile des Metalls entstanden ist, oder daß dieses Metall von sich selbst ins Schwarze gefallen.

Man

c) Man könnte noch über andre Stellen dieſes Schildes eben dergleichen Betrachtungen machen; allein dieſe ſind ſchon zureichend, uns auf die Meynung zu bringen, daß, ſo wie die amulirten Werke, zu Homers Zeiten und vor denſelben bekannt geweſen, die Malerey gleichfalls bekannt geweſen ſey.

Obgleich dieſe Probe nun ſtark genug zu ſeyn ſcheint, zu beweiſen, daß die Kunſt zu malen älter ſey, als man denkt, und als Plinius ſelbſt es geglaubt hat: ſo iſt es doch nicht unnützlich, daß man noch die Kunſt dazu nehme, die man aus dem Tapetenwirken ziehen kann; allwo man ſieht, daß die Frauen, welche ſich mit dergleichen Arbeiten beſchäfftigten, und die ſich für ſie ſo wohl ſchickten, daß man auch deren Erfindung einer Göttinn zuſchrieb, verſchiedene Farben gebrauchet haben.

Um bey der klärſten Stelle anzufangen, welche gleichſam zum Schlüſſel aller andern dienet, ſo bemerket der Abt Fraguier, daß, als Paris und Menelaus auf dem Puncte geweſen, durch einen Zweykampf den troſaniſchen Krieg zu enden, die Iris, welche der Helena davon Nachricht geben will, eine fremde Geſtalt annimmt, und dieſelbe bey einer Tapezereyarbeit antrifft, in welcher ſie denjenigen Krieg vorſtellte, daran ihre Reizungen ſchuld geweſen:

ἡ δὲ μέγαν ἱστὸν ὕφαινε
δίπλακα, μαρμαρέην. πολέας δ' ἐνέπασσεν ἄεθλους
Τρῳῶν ἱπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων,
οὕς ῥ' Ἄρεος εἵνεκ' ἔπαχον ὑπ' Ἀργεῖοι παλαμάων.

Wenn

Wenn Telemach vom Menelaus abreiſet, ſo ſchenkt ihm Helena ein Stück von ihrer Arbeit, das von ſie eine groſſe Menge hatte, die alle von ihrer Hand waren.

Nun darf man nicht glauben, daß dieſe Art von Tapeten aus einer einzigen Farbe beſtanden, und daß die Arbeit der Helena unſern Damaſten ähnlich geweſen, oder was man in der Malerey einfarbigt nennt. Denn man gab ſich gewiß nicht weniger Mühe Feldſchlachten, als Früchte, vorzuſtellen. Und man findet im 22. B. der Ilias, daß in dem Augenblicke, da die Andromacha den Tod ihres Gemahls Hektors erfuhr, ſie an einem Stücke Tapezerey gearbeitet, davon der Dichter ausdrücklich ſaget, daß ſie Blumen von verſchiedenen Farben hineingewirket hat.

Ἀλλ' ἦγ' ἰσὸν ὑφαίνε μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο,
Δίπλακα, μαρμαρέην· ἐν δὲ θρόνα πόλλ' ἔπασσε,

Und wenn in dem 4. B. der Odyſſee die Spindel, ſo man der Helena bringt, nur allein mit violetter Farbe bewunden iſt:

ἰοδνεφὲς εἶρος ἔχουσα.

ſo folget daraus noch gar nicht, daß ſie nur allein mit Wolle von dieſer Farbe, die der Dichter allhier gewählet, gearbeitet hat; indem das griechiſche Wort ἰοδνεφὲς ein ſehr ſchönes Wort iſt: und da das Violet eine Art von Purpur iſt, ſo ſchickte es ſich ſehr gut für eine ſolche Perſon, als Helena war. Allein weil wir ſehen, daß in dergleichen Tapezereyen ver-

verſchiedene Farben gebrauchet worden, ſo muß man von einer auf die andern ſchließen und glauben, daß der koſtbare Schleyer, welcher im 6. B. der Ilias von den Trojanerinnen der Minerva gebracht wird, und der eine Arbeit des ſidoniſchen Frauenzimmers war:

- - - ἔργα γυναικῶν
Σιδονίων,

auch eben die Art gearbeitet geweſen. Homer ſcheint dieſes ausdrücklich zu ſagen: denn da er überhaupt von denen Stücken Zeug redet, von welchen Hekuba eine große Menge hatte, ſo ſaget er:

Ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλοι.

und da er insbeſondere von demjenigen redet, welchen die Hekuba auserleſen, um ihn der Göttinn zu bringen, ſo heißt es:

Ὃς κάλλιστος ἦν ποικίλμασιν.

und er ſetzet hinzu, daß dieſes Werk gleich einem Sterne geglänzet, ἀστὴρ δ' ὡς ἀπέλαμπεν. Dieſes wiederholet er auch in der Odyſſee, bey Gelegenheit der Arbeit die die Helena dem Telemach gegeben.

Dieſes kömmt ziemlich mit der Art von Panieren überein, worinnen die Streite der Götter vorgeſtellet waren, und die man mit groſſen Umſtänden, durch die Stadt Athen, bey den panathenäiſchen Feſten, herumtrug: wie viele alte Schriftſteller, inſonderheit aber Plato in ſeinem Geſpräche Eutyphron beti-

telt,

telſa anmerken. Eben das muß man von dem Mantel der Juno ſagen, welchen Minerva ſelbſt ſich die Mühe gegeben auszupußen, wie Homer im 14. Buche der Ilias ſaget:

Ἀμφὶ δ' ἄρ' ἀμβρόσιον ἑανὸν ἕσσατ', ἐν οἱ Ἀθήνη
Ἔξυσ' ἀσκήσασα, τίθει δ' ἐνὶ δαίδαλα πολλά.

Dieſes giebt auch von dem Gürtel der Venus einen Begriff, davon man in eben dieſem Buche der Ilias eine ſo ſchöne Beſchreibung findet, allwo Homer, wenn er von der Venus redet, ſaget:

- - ἀπὸ στήθεσφιν ἐλύσατο κεστὸν ἱμάντα,
Ποικίλον. ἔνθα δὲ οἱ θελκτήρια πάντα τέτυκτο, &c.

und von der Arbeit der Circe, im 5. Buche der Odyſſee:

αἰ δ' ἔσον ἐπονεῖτην, χρυσείῃ κερκίδι φαίνων,

und von den Tapeten, welche Priamus dem Achilles, für den Leichnam ſeines Sohnes Hektors gab. Unfehlbar iſt es einer ſolchen Arbeit wegen geweſen, daß im 6. Buche der Ilias, die Aretea, eine Mutter der Nauſikaa ihre Spulen mit purpurfarbener Wolle bewunden hat:

Ἠλάκατα στρωφῶσ' ἁλιπόρφυρα, θαῦμα ἰδέσθαι.

Und im 18. Buche eben dieſes Gedichtes, findet man unter den reichen Geſchenken, die die Liebhaber der Penelope derſelben ſchicken, einen Schleyer von verſchiedenen Farben:

- - - περικαλλὲς πέπλον

Ποικίλον. Dieſe

dieſe Kunſt, ſolche ſchöne Arbeiten zu machen, hat Minerva, die Töchter des Pandarus gelehret, wie Homer im 20. B. der Odyſſee ſaget:

Ἔργα δ' Ἀθηναίη δέδαε κλυτὰ ἰργάζεσθαι.

Aus allen dieſen Umſtänden von der Tapezereyarbeit, machet man eben denſelben Schluß, als aus den Anmerkungen über Achillens Schild. Es iſt wahrſcheinlich, daß man auch ſelbſt die Farben zum malen gebraucht, ehe man noch mit denſelben die Wolle gefärbet, um damit etwas auszurichten, daß der Malerey gleich käme. Es iſt unfehlbar natürlicher und leichter, die Farben mit dem Pinſel zu brauchen, als eine Kunſt zu erfinden, welche durch die vielfach gefärbten Fäden, die mit Mühe einer neben den andern gelegt werden, dasjenige ausrichtet, was ſich mit den Farben auf der Palette mit geringerer Mühe und Schwierigkeit thun läßt. Gleichwohl ſieht man dieſe Kunſt zu Homers Zeiten, ſchon an vielerley Orten im Schwange, und er redet davon, als von einer Sache, die ſeit dem trojaniſchen Kriege ganz bekannt geweſen. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie in der Zwiſchenzeit entſtanden ſey, welche ſeit dieſer berühmten Belagerung bis auf Homers Zeiten verfloſſen iſt, und daß dieſer Dichter, nach dem Rechte, was die Poeſie ertheilet, die Sachen zuweilen zurück zu ſetzen, dieſelbe auf eine ſpätere Zeit verſetzet habe. Die Kunſtrichter ſind in Abſicht auf das Alter derer Sachen die Homer erzählet, ziemlich eins: und es iſt auch wahrſcheinlicher, daß das damalige Frau-

enzimmer, wie noch heute zu tage unſere beſten Künſtler, eines gemalten Vorbildes zur Tapetenwirkerey nöthig gehabt, wenn ſie in dieſer Arbeit, Blumen oder Figuren vorſtellen wollten. Wenn man alſo ſchon in denen Zeiten, Zeuge und Tapeten findet, worauf Blumen vorgeſtellet worden, und worinnen man Schlachten ſieht: ſo muß man glauben, daß die Frauen, welche dergleichen Arbeiten gemachet, auch gewiſſe Muſter, oder gefärbte Zeichnungen, vor Augen gehabt. Dieſes ſind nun nichts anders als Bilder geweſen: folglich iſt die Malerey, der Meynung des **Plinius** zuwider, ſchon zur damaligen Zeit erfunden geweſen; welches gleichwohl die entfernteſte Zeit iſt, davon wir noch einige Kenntniß, durch die Beyhülfe der weltlichen Schriftſteller, haben.

Der wahre Urſprung dieſer Kunſt und aller andern Künſte, ſteckt in einer ungemeinen Dunkelheit. Es iſt genug, wenn man nur ziemlich wahrſcheinlich gezeigt hat, daß die Malerey ſo alt ſey, daß man ihren erſten Urſprung nicht entdecken kann, als welcher vielleicht bald auf den Anfang der Welt gefolget iſt.

Der Abt **Fraguier**, hat wegen des Alterthums der Malerey, nur allein das Zeugniß des älteſten von allen weltlichen Schriftſtellern angeführet. Denn in denen Poeten, die nach dem **Homer** gefolget ſind, iſt ſie ſchon ganz bekannt und gebräuchlich, und man hat gar keine Mühe ſie zu ſuchen. Man kann dieſes gleich aus dem **Anakreon**, **Euripides**, **Aeſchylus** und den andern Dichtern ſehen, die nach ihnen geblühet haben.

Virgil, der Homers Gedichte mehr gelesen und besser untersuchet hatte, als jemand, hat keine Schwierigkeit gemacht, wenn er von diesen Zeiten redet, die Malerey schon als erfunden und in aller Stärke vorauszusetzen. Er hat sich nicht gefürchtet, die Wahrheit oder den Gebrauch zu verletzen, wenn er in den Tempel der Juno zu Carthago Bilder setzet, und vorgiebt, sein Aeneas habe sich daselbst unter den Helden erkannt, die allda abgemalet waren:

Se quoque principibus permistum agnovit Achivis.

Und damit man nicht zweifeln möchte, daß diese Figuren gemalet gewesen, so sagt er ausdrücklich:

- - - Animum pictura pascit inani.

L. A. V. G.

* *

IV.

Christophori Saxi de Henrico Eppendorpio Commentarius &c.

Das ist

M. Christoph Sachsens Nachricht von Heinrich Eppendorfen, darinnen bisher ungedruckte Briefe von Herzog Heinrichen, dem Erasmus von Roterdam und Eppendorfen befindlich sind. Im Anhange hat man eben desselben Eppendorfs rar geworde-

ne Schutzſchrift wider die ehrenrührigen Beſchuldigungen des Eraſmus beygefüget. Leipzig 1745. in 4. anzutreffen bey Joh. Chriſt. Langenheimen 13 Bogen.

Eppendorfs Andenken hat ſonderlich um zweyerley Urſachen willen verdienet erneuert zu werden: erſtlich weil ſich aus dem heftigen Streite, der ſich dazumal zwiſchen ihm und dem groſſen Eraſmus von Roterdam erreget, des letztern eigentliche Gemüthsbeſchaffenheit am deutlichſten erkennen läßt; zum andern weil Eppendorfs Fleiß nicht wenig zur Verbeſſerung unſerer Mutterſprache beytragen helfen. Beydes hat ſich der Hr. Verfaſſer bemühet in gegenwärtiger Schrift zu zeigen. Damit aber der Leſer von den übrigen Umſtänden dieſes Gelehrten genauere Nachricht erhalten möchte, ſo hat derſelbe geſuchet, weit ein mehreres von ihm bekannt zu machen, als man bisher in dem trefflichen bayliſchen Wörterbuche von ihm antreffen können. Es finden ſich zwar außer Baylen noch mehrere Schriftſteller, welche deſſen Erwähnung thun: allein wir übergehen ſie hier billig mit Stillſchweigen, ob ſie gleich von dem Verfaſſer alle angemerket werden; weil alle ihre Erzählungen entweder aus den Quellen dieſes großen Kunſtrichters, oder doch aus des Albinus meißniſcher Land- und Berg-Chronik gefloſſen ſind. Alſo kömmt es hierinnen bloß auf dieſe beyden Zeugen an, und was dieſe aufgeſchrieben haben, das iſt bisher als ein untrüglicher Beweis, in Anſehung ſeiner Perſon und übrigen Lebensumſtände an-

angesehen worden. Allein dem Hrn. Verfasser schienen diese mitgetheilten Nachrichten oftmals mangelhaft und nicht so zuverläßig zu seyn, als man es wünschen konnte. Denn obgleich Bayle den obberührten Streit sehr artig und mit vielem Witze zu erzählen gewußt: so muß man sich doch wundern, daß er, als ein großer Kenner rarer Bücher, weder Eppendorfs Schriften selbst gesehen, noch die Erasmischen Briefe, und Albinum, der es vor allen andern verdienet hätte, zu rathe gezogen; sondern wohl gar einige Vorurtheile von seinem Adelstande zuerst geheget, auch in dem Irrthume gestanden, als wenn sich Eppendorf durch nichts anders in der gelehrten Welt, als durch diese Mishälligkeiten hervorgethan hätte. Dieses ist vermuthlich daher gekommen, weil er, als ein Franzos, es nicht für beträchtlich angesehen, sich die in deutscher Sprache geschriebenen Bücher bekannt zu machen. Allein, wie man ihm diesem Fehler leicht verzeihen kann, also hat Herr M. Sachs es für unumgänglich nothwendig angesehen, alle seine Schriften, so viel als man derselben irgendwo auftreiben können, zuvor zu sammlen, ehe er an die Ausarbeitung seiner Lebensgeschichte Hand anzulegen sich erkühnete. Nachdem es ihm nun geglücket, daß er entweder die meisten selbst besitzen, oder doch die ihm abgegangenen durch Beyhülfe guter Freunde zu seinem Zwecke anwenden, insonderheit aber die so genamte Klage wider Erasmi kleine Schrift, welche vtilis admonitio aduersus mendacium et obtrectationem betitelt ist, nach vielem Suchen endlich erhalten können: so hat er sich aus

Liebe zu seinem Vaterlande verbunden erachtet, das Leben und die Verdienste dieses Gelehrten, und die schönen Wissenschaften, in gegenwärtiger Abhandlung zu beschreiben. Denn ungeachtet man freylich bekennen muß, daß Eppendorf keinen Platz unter den großen Geistern des sechzehenden Jahrhunderts verdiene: so muß man ihm doch das Recht wiederfahren lassen, daß es ihm weder an Geschicklichkeit, noch Fleiß, noch Erfahrung in der deutschen Sprach- und Geschichtskunde gemangelt habe. Daher darf man sich nicht wundern, daß ihm Albinus die Ehre anthut, und seinen Namen nebst andern gelehrten Meißnern, die sich insgesammt trefflich hervorgethan haben, auf die Nachkommenschaft zu bringen gesucht. Der Hr. Verfasser hat also um desto weniger Bedenken getragen, das bishero ganz verloschene Andenken seines Mitbürgers und Landsmanns in gehöriges Licht zu setzen. Demnach erweiset er gleich Anfangs, daß Eppendorf aus dem Dorfe gleiches Namens, ohnweit Freyberg in Meißen, gebürtig gewesen; aber keinesweges aus adelichem Geschlechte entsprungen sey, wie Erasmus anfänglich geglaubet, und wie er sich selbst dafür auszugeben geschienen, weil er sich gemeiniglich selbst Heinrich von Eppendorf geschrieben und benennen lassen. Ob man nun gleich aus solcher Zweydeutigkeit nicht eben schließen kann, daß Eppendorf eine strafbare Eitelkeit gehabt, sich für etwas auszugeben, das er nicht gewesen: so läßt sich doch aus andern Umständen klärlich abnehmen, daß seine Vorfahren vielleicht nicht im allerschlechtesten Anse-

hen

schönen Wissenschaften weiter zu üben, und an andern Orten von dem Umgange gelehrter Leute Früchte zu genießen. Nun fügte sich es, daß man damals Herzog Georgen von Sachsen einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Geschicklichkeit beybrachte, und ihn dahin vermochte, daß er ihn reisen ließ; in der Absicht, ihn einmal am Hofe, oder auf hiesiger hohen Schule gebrauchen zu können. Derowegen wendete er sich nach Löwen, zum Erasmus, und erwarb sich durch seine gute Aufführung dergestalt dessen Liebe und Freundschaft, daß ihm Erasmus in unterschiedenen Briefen an Herzog Georgen nicht geringe Lobsprüche beylegete. Dergleichen hat er besonders in zween Briefen gethan, welche der Verfasser zuerst an das Licht gestellet. Bald darauf gieng Erasmus nach Basel, und Eppendorf trug kein Bedenken ihn dahin zu begleiten, woselbst er genauen Umgang mit gelehrten Leuten unterhielt, und insonderheit zu Freyburg Ulrich Zasium, einen der größten Rechtsgelehrten in Deutschland, hörete. Was ihn aber eigentlich für ein Schicksal genöthiget, wider Vermuthen Freyburg zu verlassen, und nach Basel zurück zu kehren, das kann man aus seiner Querela nicht sattsam erkennen. So viel ist wahrscheinlich, daß Erasmus schon dazumal angefangen habe, seinen Namen mit allerley hinter dem Rücken geschehenen Verleumdungen verhaßt zu machen. Mitlerweile trug sichs zu, daß Hutten um Erasmi Willen nach Basel kam, und ihn wegen der bisher wider D. Luthern ausgestreuten harten Schriften auf andere Ge-

Gedanken zu bringen ſuchte. Allein Eraſmus ſchlug dieſen Beſuch entweder aus Furchtſamkeit, oder andern geheimen Urſachen aus, und brauchte Eppendorfen zum Unterhändler in der Sache. Eppendorf mochte wohl ſchon vorher mit Hutten heimliche Freundſchaft gehalten haben: daher verließ er auf einmal Eraſmi Partie, und ſuchte Hutten auf alle erſinnliche Weiſe zu vertheidigen. Hutten nahm die Verachtung, welche Eraſmus in Baſel gegen ihn blicken laſſen, ſehr übel auf, und ſchrieb ein Buch unter dem Titel: Vlrichi ab Hutten cum Eraſmo Roterodamo Presbytero, Theologo, expoſtulatio. Eraſmus konnte leichtlich muthmaßen, auf weſſen Anſtiften dieſes Buch geſchrieben und an das Licht getreten war; daher nahm er hierdurch die Gelegenheit, Eppendorfen auf das heftigſte zu verfolgen: und unerachtet er ihm in ſeiner ſpongia aduerſus aſpergines Hutteni etlichemal öffentlich ſchmäuchelte, ſo verleumdete er ihn doch heimlich in den Briefen an ſeine guten Freunde; und inſonderheit brachte er Herzog Georgen, oder vielmehr des Herzogs geheimen Schreiber und Liebling, Emſern, wider ihn auf, welcher aus einer andern Privatabſicht nicht ſäumete, des Herzogs Gnade von ihm abzuwenden; unter dem Vorwande, als wenn ſich Eppendorf gänzlich zu den Feinden der katholiſchen Religion u. des Aberglaubens geſchlagen hätte. Wie empfindlich ihn alſo Eraſmus in heimlichen Briefen angegriffen, kann man inſonderheit ganz deutlich aus der ſo genannten epiſtola arcana ad M. Conr. Goclenium erſehen:

weshalben ſie der Hr. Verfaſſer allhier ganz eingerücket, und die dunkeln Stellen derſelben mit den beygefügten Noten erkläret, auch zuweilen Eppendorfs Unſchuld wider einige ungegründete Beſchuldigungen gerettet hat. Eppendorf gab indeſſen auf Eraſmi Bewegungen fleißig acht: und weil ihn etliche gute Freunde in Straßburg, als wohin er ſich nach Huttens Tode gewendet hatte, benachrichtigten, Eraſmus habe in einem Schreiben an Herzog Georgen, ſeiner Perſon nicht zum beſten gedacht; ſo ſuchte er ſich vor allen Dingen dieſes Briefs zu verſichern, und nachdem er ſolchen erhalten, eilete er nach Baſel und wollte Eraſmum vor den daſigen Stadtgerichten der Verleumdung halber verklagen. Eraſmus wußte zwar dieſen Brief geſchickt von ſich abzulehnen; weil er aber wohl vorher ſehen konnte, daß er den Proceß leicht verlieren dürfte: ſo ſuchte er erſtlich durch Herzog Georgens Anſehen einen harten Befehl von Herzog Heinrichen, als dem rechtmäßigen und eigentlichen Landesherrn von Eppendorfen, auszuwirken; dadurch er glaubete, Eppendorf würde ſo gleich von dieſem Unternehmen abſtehen. Allein Eppendorf machte nicht allein in ſeiner Antwortsſchrift, welche hier im Drucke erſcheint, gehörige und beſcheidene Gegenvorſtellung; ſondern fuhr auch in ſeiner Klage fort, und ließ ſich weder durch Eraſmi Drohungen, noch durch einen abermaligen Warnungsbefehl Herzog Heinrichs, welcher gleichfalls hier mitgetheilet wird, in dieſer vorgenommenen gerichtlichen Handlung ſtören: bis endlich die

Sa-

Sache, durch Beati Rhenani und Bonifacii Auerbachii Vermittelung, gütlich beygelegt ward. Es währete aber nicht lange, so erhub sich dieser Krieg wieder von neuem. Erasmus gab Eppendorfen schuld, er habe sich seines erfochtenen Siegs bey aller Gelegenheit gerühmet, und Eppendorf glaubete, Erasmus sey demjenigen gar nicht nachgekommen, was er vermöge der Vertragsartikel zu leisten versprochen hätte. Weil sich nun Erasmus einbildete, daß viele in Deutschland, insonderheit die Evangelischen über Eppendorfs Muth und erhaltene Ehrenrettung frolockten, so gab er eine Schrift unter folgender Aufschrift aus: Aduersus mendacium et obtrectationem vtilis admonitio, welche aber Eppendorf so gleich beantwortete; und zu Hagenau im 1531. Jahre drucken ließ: Ad. D. Erasmi Roterodami libellum, cui titulus: aduersus mendacium et obtrectationem vtilis admonitio, justa Querela. Diese kleine Schrift hat der Hr. Verfasser ihrer Seltenheit halber, am Ende dieser Lebensgeschichte beydrucken lassen. Und hiermit nahm diese Beschwerlichkeit des Streites ein Ende. Eppendorf suchte hier auch seine Zeit besser anzuwenden, und bereicherte die gelehrte Welt mit seinen deutschen Uebersetzungen alter und neuer Schriftsteller, als des Plutarchus, Plinius, Florus, Eutropius, Ignatius, Capella, Vives, Fontanus, und anderer mehr, welche alle in der Abhandlung nach der Zeitordnung nahmhaft gemacht worden. Insonderheit aber hat sich Eppendorf die Freunde der historischen Wissenschaften

sehr

ſehr verbindlich gemacht, daß er Cranzens däniſche, ſchwediſche und norwegiſche Chronik zuerſt an das Licht geſtellet, und eine freye Ueberſetzung in deutſcher Sprache davon verfertiget hat.

Das Jahr ſeines Todes kann man nicht beſtimmen, und es ſtehet zu erwarten, ob nicht in Straßburg vielleicht noch ein Denkmal übrig ſeyn dürfte, welches uns auf die Spuren der Wahrheit und Gewißheit bringen könne. Man hat indeſſen Urſache, dem gelehrten Hrn. M. Sachſen, für die ſo rühmlich angewandte Mühe ſehr verbunden zu ſeyn.

* *

V.

Verſuch über die Critik, aus dem Engliſchen des Herrn Popen, nebſt einem Verſuche einer Critik über die deutſchen Dichter, auch einer Zugabe einiger kleinern Schriften von M. Gottfr. Ephraim Müllern. Dresden 1745. in 8. 164. Seiten ohne die Vorrede.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkleins, von welchem wir ſchon eine Sammlung deutſcher Gedichte, einen Tempel des Geſchmackes, nach dem Muſter des Voltairiſchen, und einige Ueberſetzungen haben, iſt der gelehrten Welt nicht mehr ſo unbekannt, daß man ihn allererſt hieraus kennen lernen müßte. In ſeiner Vorrede giebt er Rechenſchaft, warum er die Stücke, die hier erſchei-

ſcheinen, geliefert habe. Die popiſchen Regeln der Critik halten ſo viel gründliches und ſcharfſinniges in ſich, daß man die darauf verwandte Arbeit mit Dank erkennen muß. Er iſt auch viel gewiſſenhafter dabey zu Werke gegangen, als der Abt Resnel bey den Franzoſen: der ſelber von ſich geſteht, daß er bisweilen das forderſte zu hinterſt gekehret, zugeſetzt, und weggelaſſen, wie es ihn gut gedünket. Der Herr Verfaſſer iſt auch zu loben, daß er ſich weder der Poeſie der Faulen, noch der allzulangen Versart, bedienet hat, wo zuweilen ein Zwerg zwiſchen zwanzig Rieſen zu ſtehen kömmt. Die Anmerkungen unter dem Texte hat er theils in der Urſchrift ſchon gefunden; theils ſelbſt hinzu geſetzt: wiewohl es ihm leicht geweſen ſeyn würde, nach der heutigen Beſchaffenheit des poetiſchen Reichs in Deutſchland, noch einmal ſo viele zu machen; wenn er nur dasjenige hätte ſagen wollen, was ihm dabey eingefallen iſt. Es wird aber witzigen Leſern darum nicht unbekannt bleiben.

Der Herr Ueberſetzer erzählt ferner die bisherigen Ueberſetzungen popiſcher Schriften, darunter er dem Lockenraube deſſelben, den wir voriges Jahr bekomen haben, das Zeugniß giebt: daß ſelbiger glücklich, genau und wohllautend gerathen, und deswegen ſehr ſchätzbar ſey. Uns wundert aber, warum er von der drollingeriſchen Ueberſetzung dieſes critiſchen Gedichtes nichts gedacht: doch vielleicht hat er ſie nicht nennen mögen, weil ſie das Unglück gehabt, in einer Sammlung zu erſcheinen, die ehrliebende Leute zu kennen, oder zu nennen ein Bedenken tragen.

Die

Die Lebensumſtände des Herrn Popen ſind nunmehr aus dieſem Bücherſaale ſchon ausführlicher bekannt, als der Herr Verfaſſer ſie anzuführen vermocht. Doch als er ſie ſchrieb, wußte man in Deutſchland nicht viel mehr.

Von dem Verſuche einer Critik über die deutſchen Dichter, meldet der Herr Verfaſſer, daß ſie 1737. wider ſeinen Willen, bey Swifts Kunſt zu kriechen, gedruckt worden. Wenn er dieſer Geſellſchaft den geringen Abgang derſelben zuſchreibt, ſo hat er vielleicht nicht unrecht: weil dieſe Ueberſetzung ſchon ſeit dem 1734 Jahre in den Läden gelegen, und keine Käufer gefunden hatte. Als nun ſein an ſich ſchönes Gedicht nur dienen ſollte, eine verlegene Waare an den Mann zu bringen: ſo mislung es freylich. Allein, daß die gelehrten Zeitungen darum ſchlecht geurtheilet haben ſollten, weil man einer andern Ueberſetzung von Swifts Tractate, Abgang verſchaffen wollen, iſt wohl ein bloßer Argwohn. Der Antilongin, war ſchon drey Jahre lang gut abgegangen, weil er mit deutſchen Exempeln verſehen war; daran es der andern Ueberſetzung fehlte: und die ſchlechten engliſchen Dichter waren in Deutſchland gar nicht bekannt. Dieſes iſt die wahre Urſache, warum die eine Ueberſetzung eben deſſelben Buches gut aufgenommen worden, die andre aber nicht: und bloß von dieſer Geſellſchaft iſt es hergekommen, daß dieſe an ſich ſchöne Critik der deutſchen Dichter, nicht eher recht bekannt geworden, als bis ſie der Herausgeber der critiſchen Beyträge mit eingerücket. Nunmehro erſcheint ſie vermehrt und verbeſ-

ſert:

ſert: und die Geſellſchaft der popiſchen Critik wird ihr vermuthlich viel beſſer zu ſtatten kommen, als die damalige.

Was ſich der Herr Verfaſſer am Schluſſe von denen, die von ſeiner Arbeit urtheilen wollen, ausbittet, nämlich **Vernunft, Glimpf** und **Urſache**, ſind zwar Stücke, die in den Schriften der heutigen vermeynten Kunſtrichter faſt aus der Mode gekommen ſind. Doch wollen wir uns, dieſer Mode zu Troß beſtreben, daß er ſie bey uns finden ſoll. Ein Mann, der von den alten Dichtern ſo vernünftig geurtheilet hat, verdienet auch, daß man mit ihm auf gleiche Weiſe verfahre.

Man kann es leicht denken, daß unſer Auszug, aus Stücken von dieſer Art, in nichts anders, als in etlichen Proben von denſelben, und in wenigen beſcheidnen Anmerkungen darüber beſtehen wird. Wir fangen alſo bey dem erſten an; und wollen gleich den Anfang davon herſetzen. Er heißt ſo:

Wer ſagt mirs, welcher wohl der Ungeſchickteſte bleibt,
Ob der, der elend denkt? ob der, der übel ſchreibt?

Mit des Herrn Verfaſſers Erlaubniß, dünkt uns, daß hier der Sinn des Grundtextes nicht völlig ausgedruckt worden. Es heißt:

'Tis hard to ſay, if greater want of ſkill,
Appear in writing, or in judging ill.

D. i. „Es iſt ſchwer zu ſagen, ob es einen größern „Mangel an Geſchicklichkeit anzeige, wenn man „ſchlecht ſchreibt, oder wenn man übel urtheilt“.

Al-

Allein der Herr Verfaſſer hat es ohne Zweifel eben ſo gut proſaiſch zu geben gewußt, als wir: nur Reim und Sylbenmaaß haben ihn gehindert, zu ſagen, was er wohl wußte. Wir bekennen es auch, daß wir es in zwey Zeilen nicht beſſer zu machen wiſſen: und von Rechtswegen ſoll man nichts tadeln, als was man beſſer machen kann. Doch das folgende iſt ihm deſto beſſer gerathen:

Doch unter beyden iſts ein ſchlimmeres Verbrechen,
Den Witz uns zu verdrehn, als die Geduld zu ſchwächen.
Nun hat man zwar nicht hier, doch dort noch minder Recht;
Was einer elend ſchreibt, das tadeln zehne ſchlecht.
Vordem hat ſich ein Thor für ſich allein verlohren;
Itzt macht ſein albrer Reim in Proſa noch mehr Thoren.

Hat unſer Urtheil nicht mit Uhren viel gemein?
Ein jeder, ſind ſie ſchon im Gang nicht überein,
Wird doch der ſeinen traun. Giebts lauter gute Dichter?
Und ſind die Critici nicht oft die ſchlechtſten Richter?
Wen zur Critik und Kunſt des Himmels reines Licht
Nicht von Natur beſtimmt, der taugt zu beyden nicht.
Laßt andre, die's verſtehn, auch andre herzhaft tadeln,
Die lehren, die ſich ſelbſt durch eigne Schriften adeln.
Auf eignem Witz beſtehn iſt der Scribenten Brauch:
Thuns nicht die Critici mit ihrem Urtheil auch?

Will man die Urtheilskraft mehr und genau ergründen:
So wird man ihren Sitz faſt bey den meiſten finden.
Man bringt zwar von Natur ein dunkles Licht heraus,
Doch auch den ſchwächſten Strich zieht man vollkommen aus.
Entwerft den beſten Riß vom großen bis zum kleinen,
Und wählt die Farben ſchlecht, wie elend wird er ſcheinen?
So ſchadet falſche Kunſt der trefflichſten Natur.
Der Schulen Irrlicht führt auf manche falſche Spur:

Und

Und manchen macht der Wahn und Dünkelwitz zum Thoren,
Und wenn er Weisheit ſucht, geht ſein Verſtand verlohren.
Drauf zieht er andre durch, daß er ſich ſchützen kann,
Wer ſchreibt, den feindet er als Nebenbuhler an,
Und jene können nicht den Witz an dieſen leiden
Faſt wie Verſchnittne thun, die Liebende beneiden,
Die ſind es, welche ſtets der Spötterkutzel ſticht,
Und die verſäumen wohl die Zeit zum Lachen nicht.
Reimt Matz, der Kunſt zum Trotz, ſo kommt gleich ein Verächter,
Höhnt, was er ſchlecht geſchmiert, und tadelt doch noch ſchlechter.

Auf ſo viele wohlgerathne Zeilen, folgen nunmehr auch ein Paar, die nicht ſo gar glücklich getroffen zu ſeyn ſcheinen: es heißt:

Der bliebe witzig genug, zur Noth auch ein Poet,
Ey! daß er zur Critik und dann zur Narrheit geht.

Das Original lautet ſo:

Some have at firſt for Wits, then Poets paſt,
Turn'd Critiks next, and prov'd plain Fools at laſt.

D. i. „Einige ſind anfänglich für witzig, hernach „für Dichter mitgelaufen; bald darauf aber Kunſt„richter, und zuletzt offenbare Narren geworden". Dieſer Sinn iſt nun ungleich ſtärker, und trifft auch zu unſern Zeiten beſſer ein. Doch es folgt gleich was beſſers:

Und manche kann man doch, nicht klug, nicht critiſch nennen:
So wie wir ein Geſchlecht der trägſten Thiere kennen,
Die dennoch weder Pferd, doch auch nicht Eſel ſind:
Ein halbgelehrtes Volk, das man ſehr häufig findt,
Das itzt ein jedes Land, wie Ungeziefer decket:
So wie es, halbgeſtalt, den Rand des Nils bedecket.

Ein Ding, das man nicht kennt, unförmlich um und an,
Und dem man sein Geschlecht nicht wohl bestimmen kann.
Kann man nicht ihre Zahl mit hundert Zungen zeigen:
So kanns ihr schwatzhaft Maul, vor welchem hundert schweigen.

So wie nun diese Arbeit sich selbst und ihren Meister lobet: so ist es auch mit der Critik über die deutschen Dichter beschaffen. Sie erscheint hier, wie wir bereits erwähnet haben, in einer verbesserten Auflage, als sie vorhin, theils einzeln, theils in den critischen Beyträgen erschienen; war es auch werth, der Welt nochmals vorgelegt und bekannter zu werden. Die Urtheile darinn sind gesund, männlich und beschelden; doch gehen sie nur auf die bereits verstorbenen Dichter, außer demjenigen, der vor einem Jahre in Dresden gestorben ist. Allein auch dieses Stillschweigen redet zur Gnüge, und man sieht die Ursachen desselben sehr wohl ein, wenn man im Schlusse folgende Verse liest:

Die sind nichts weiter werth, als der Vergessenheit;
Man giebet ihnen nur durch Tadel Ewigkeit,
Die sie doch nie verdient; zum mindsten nicht durch Dichten:
Neumeisters scharfer Kiel mag diesen Pöbel richten.

Doch wir wollen eine Probe von des Herrn Verfassers Art zu denken, hieher setzen:

Man sagt, die Poesie hab aus verwöhntem Triebe,
Einst die Musik geliebt; die Frucht von dieser Liebe
Kam endlich an das Licht: doch da mans recht besah
Wars eine Misgeburt; man hieß sie Opera.
Vernunft schien nur umsonst ihr Wachsthum zu verwehren,
Die eitle Sinnenlust ließ dieses Kind ernähren.

Und

Und endlich trat es frech, da Witz und Weisheit fiel,
Auf unſern Schauplatz auf, vertrieb das Trauerſpiel;
Sprach Zucht und Tugend Hohn, die Laſterthat zu ſegnen,
Verjagte die Vernunft, und ließ es Götter regnen.
Und dehnte, welche Kunſt! durch bebenden Geſang
Ein elend A und O oft Viertelſtunden lang.
Dieß Unding hat ſich zwar in Welſchland angefangen,
Doch unſre Deutſchen ſind dem Irrlicht nachgegangen.
In dieſer hohen Kunſt hat Hunold ſich gezeigt,
Wiewohl an Widerſinn ihn Feind * noch überſteigt.
Was kann man nun für Troſt aus ihrem Spiel erwerben?
Im Lieben närriſch ſeyn, und in Verzweiflung ſterben.

Hat nun Herr M. Müller in einem Lande, wo gewiß die Opern in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit erſcheinen, alſo davon urtheilen müſſen: was würde er in Kaufmannsſtädten davon ſagen, wo ſie nur in einem Bettelſtaate aufgeführet werden?

Unter den Zugaben dieſer beyden wichtigen Stücke befindet ſich eine, die gar nicht von geringerer Wichtigkeit iſt. Es iſt ein Anfang von der Ueberſetzten Ilias des Homerus. Ungeachtet wir ſchon faſt vor 150 Jahren eine ſolche Ueberſetzung der Ilias von M. Joh. Sprengen in Augſpurg erhalten haben, die auch verſchiedenemal theils im größten, theils im mittlern Formate aufgeleget worden: welches denn von ihrer damaligen guten Aufnahme ſattſam zeiget: ſo wäre es doch ſehr zu wünſchen, daß uns Herr M. Müller, nach der Stärke, die er in der Dichtkunſt beſitzet, und in der heutigen reinen und

* Hierbey ſteht folgende Note: Ein hamburgiſcher Opernbichter, deſſen deutſche Gedichte 1708. heraus gekommen

vollkommenern Poesie dieses Meisterstück des Alterthums, ganz liefern möchte. Seine Probe, die er uns hier mittheilet, bringet uns diesen Wunsch ab, und er hat hier die beste Gelegenheit, sich um sein Vaterland so verdient zu machen, als Pope sich um das seinige gemacht hat. Es ist wahr, kalte Wortgrübler, die nur an griechischen und lateinischen Sylben kleben bleiben, den Sinn der Alten aber insgemein nicht erreichen, werden vielleicht hin und her was zu schreyen und zu klagen finden; als wenn Homer nicht erreichet, oder gar verstümmelt worden sey: allein da diese luchsäugigten Tadler andrer Werke selbst niemals was taugliches hervorbringen können; so würden wir lange, und doch wohl vergebens warten müssen, bis wir einen deutschen Homer von ihnen erhalten würden. Wir wiederholen also unsern Wunsch, daß Herr W. Müller seine Nebenstunden der Ausführung eines so großen Werkes einzig und allein widmen möge. Wir wollen auch dem Leser, zum voraus, zu dieser Arbeit eine Lust zu machen, eine Probe davon hieher setzen; zuförderst aber aus der alten Uebersetzung in Knittelversen, eben dasselbe Stück dagegen halten. So hebt sich die Ilias hierinnen an.

Sag mir du Göttin hochgebohren,
Den ungestümen wilden zoren,
Dadurch Achilles hart verletzt,
Viel Griechen hat in Noth gesetzt
Der Helden auch ein große Zal
Geschicket in das tödlich Thal
Vnnd ihre Cörper geben Preyß
Als er sie macht zu einer Speyß

Den

Den Vöglen vnnd den Handen grob
So ihnen kam zu ſchlechtem Lob.

Gott Jupiter verheyget das
Als Agamemnon König was,
Vber das Griechiſch Heer, vnnd ſich
Thet mit Achille grimmiglich
Entzweyen, vnd erzürnen hefftig.
Ich frag was für ein Gott geſchefftig
Hett die zwen Männer mit Vndanck,
Gereitzet an zu dieſem Zanck.

Denn dieſer Prieſter Lobeſam
Bald für die Schiff der Griechen kam
Vnd wollt ſein liebe Tochter haben
Dieſelb erledigen mit Gaben,
Bracht deren eine groſſe Zahl
Für die Kriegsoberſten zumal
Von Gold und Silber auch ein Kron
Apollinis des Gottes Fron,
Ein guldin Zepter in der Hand
Erſucht die Griechen mit Verſtand,
Fürnemblich Agamemnonem,
Vnd Menelaum ganz bequem,
Die beede König hochgebohrn
Des Atrei Söhn auserkohrn,
Als hochverſtändig u. groſſmüthig
Fieng an, unnd ſprach mit Worten gütig ꝛc.

Nun wollen wir auch hören, wie ungleich ſchöner der Vater aller Dichter in einer heutigen Poeſie klinget:

Auf, Muſe, laß uns nun den Zorn des groſſen Helden,
Der von dem Peleus ſtammt, die Wuth Achillens melden,
Die das Achiverland, mit mancher Noth gedrückt,
Und manchen tapfern Geiſt dem Pluto zugeſchickt.

Da an dem todten Fleiſch die Geyer ſich indeſſen,
(Weils ſo dem Jovs gefiel) nebſt Hunden ſatt gefreſſen.

Sag, welche Gottheit wars, die den Achill verhetzt,
Daß er der Griechen Haupt, das ſie ſich vorgeſetzt,
So trotzig widerſtund? Was Atreus Sohn bewogen,
Daß er Achillens Zorn und Wuth auf ſich gezogen?
Latona und ihr Sohn, den Jupiter gezeugt;
War dieſem Könige ſehr gram und abgeneigt,
Drum ward, durch eine Peſt, der Griechen Volk verheeret,
Weil Agamemnon ſelbſt den Chryſes nicht gehret;
Der Phöbus Prieſter war, und zu den Griechen kam,
Die er auf Schiffen fand, und Gaben mit ſich nahm,
Die Tochter zu befreyn. Zum Mitleid ſie zu wenden
Trug er Apollens Kranz und Zepter in den Händen,
Apollens, der weit ſchließt. Er bath die Griechen ſehr,
Er bath der Griechen Haupt, des Atreus Sohn, noch mehr:
Ihr Führer dieſes Volks, ihr wohlberittnen Griechen,
O daß ſchon eurem Muth des Priams Stadt gewichen,
Und ganz zerſtöret wär! O! daß ihr froh und greß
Nach Hauſe wiederkämt: nur gebt die Tochter los!
Und nehmt das Löſegeld, damit ich euch verſühne,
Und ehrt in mir den Gott, dem ich als Prieſter diene.

Die Griechen hören ihn mit vieler Ehrfurcht an,
Man glaubt, daß man das Geld zur Löſung nehmen kann.
Nur Agamemnon will der Vorſchlag nicht gefallen,
Drum läßt er, ganz erbeßt, das harte Wort erſchallen:

Ach, Alter, geh, verlaß das Lager unverweilt,
Und packe dich hinweg, eh dich mein Zorn ereilt,
Und komm nicht weiter her. Dein Amt wird dir nichts nützen,
Noch dich vor meinen Grimm des Phöbus Anſehn ſchützen.
Doch deine Tochter, die vom Vaterland entfernt,
Zu Argos künftig hin die Wirkerey erlernt,

Und

Und für mein Bette ſorgt, wird nie in meinem Leben,
Zum mindſten nicht ſo jung und artig losgegeben.
Vermeide meinen Zorn, und packe dich nur fort.

So ſprichts er: und der Greis hört kaum das Drohungswort,
So eilt er nach dem Meer, ſieht mit erzürntem Blicke,
Der Griechen Lager an und läßt den Fluch zurücke.

Man hat mit Fleiß ein gröſſeres Stück von der neuen, als von der alten Ueberſetzung hergeſetzt; weil jene leicht einen Ekel erwecken konnte, den man durch dieſe wieder zu vertreiben hoffte. Auf dieſen Schlag hat nun der Herr Ueberſetzer ſchon über die Hälfte des erſten Buches der Ilias mitgetheilet: ohne Zweifel die Urtheile der Kenner darüber zu vernehmen. Sollten nun ja dieſelben nicht durchgehends gleich ausfallen, und einige wohl gar etliche Kleinigkeiten dabey zu erinnern finden: ſo wird es auch bey dem Deutſchen wohl heiſſen, wie Horaz von dem Originale geurtheilet hat:

Verum operæ in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Man muß aber auch mit eben dieſem Kunſtrichter ſo billig ſeyn, und bey ſo vielem Gutem, kleine Gebrechen überſehen.

Verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cavit natura.

Die übrigen Stücke der Zugabe werden von dieſer homeriſchen Probe ſo ſehr verdunkelt, daß wir nichts davon ſagen, ſondern ſie dem geneigten Leſer ſelbſt zu beurtheilen überlaſſen.

* *

VI.

De la Reformation du Theatre,

par Louis Riccoboni. 1743.

d. i.

Von der Verbesserung der Schaubühne,

von Ludwig Riccoboni, gr. 12. 337. S. ohne die Vorrede und Register.

Die Verdienste des Herrn Riccoboni um die Schaubühne sind so groß, daß wir seiner sämmtlichen Schriften, die unstreitig zu der Aufnahme der freyen Künste gehören, nach und nach in diesem Büchersaale werden gedenken müssen. Wir machen den Anfang von dieser Schrift desselben, die ohne Zweifel die neueste ist, und erst vor einem Jahre in Deutschland bekannt geworden; werden aber hernach auch die andern nachholen, die schon vor etlichen Jahren herausgekommen sind. Er ist ein Abkömmling von dem vormaligen gelehrten und berühmten **Anton Riccoboni** in Padua, der Aristotels Redekunst 1587 lateinisch übersetzt, und mit seiner Umschreibung herausgegeben hat. Im 1716ten Jahre, ward er von dem damaligen Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich, als Principal einer welschen Schaubühne, nach Paris gerufen; und hat sich seit der Zeit beständig daselbst auf-

aufgehalten; aber vor etlichen Jahren die Aufsicht über die dasige Bühne aufgegeben. Er lebt also seit der Zeit, als ein Gelehrter, und wendet seine Muße dazu an, wozu die wenigsten von seiner ehmaligen Profeßion geschickt sind: nämlich zur Untersuchung und Erklärung der wahren Regeln der Schaubühne, wovon fast alle seine Schriften handeln.

Die gegenwärtige Schrift ist an die Kaiserinn Elisabeth von Rußland gerichtet. Er sagt ausdrücklich in der Zueignungsschrift, daß die Verbesserung der Schaubühne bey Völkern, wo sie schon eingeführt ist, sehr schwer hergehe; weswegen er sich an eine Nation gewandt, wo noch kein gewisser Geschmack davon eingeführet wäre, als welche sich am leichtesten nach guten Regeln bequemen würde. Er meynt auch, und das nicht ohne Grund, daß die Einführung einer Schaubühne in rußischer Sprache, und zwar nach dem von ihm gemachten Entwurfe, eine der Durchl. Tochter Peters des Großen, höchstanständige Unternehmung seyn würde; weil sie dadurch der Jugend beyzeiten eine gesunde Sittenlehre beybringen könnte. Rußland würde einen neuen Glanz in den schönen Wissenschaften dadurch bekommen, und andern Reichen ein Muster geben, welchem sie nachfolgen würden ꝛc. Er versichert sie, daß er nichts zum Zwecke habe, als eine Zeitkürzung zu erhöhen und nüzlich zu machen, die zu einer Schule der Tugend werden könnte, wenn das Laster und die Weichlichkeit daraus verbannet wären. ꝛc.

In der Vorrede bemerkt er, daß man von Anbeginn, alles was die Schauspiele zu tadeln, oder zu verbessern geschrieben worden, nicht wohl aufgenommen habe. Er will sich also nicht wundern, wenn seines Buches Titel ein gleiches Schicksal haben wird: zumal da es von einem Manne käme, der mehr als vierzig Jahre ein Comödiant gewesen. Er erinnert sich überdem, daß er in seiner Histoire du Theatre Italien die 1727 herausgekommen, sich alle Mühe gegeben, seine Lebensart zu vertheidigen, wobey er den Thomas Aquinas und den h. Antonin angeführt, die eine wohlgesittete Comödie erlauben. Allein er fragt, ob wohl eine solche Comödie voll guter Sitten, auf einer öffentlichen Bühne anzutreffen sey? und glaubt, daß in ganz Europa, unter alten und neuen wenige zu finden seyn werden, die den Beyfall dieser Kirchenlehrer verdienen möchten. Allein er gesteht, daß er damals noch selbst auf der Schaubühne gestanden, und vielleicht seine wahre Meynung erstücket hätte. Itzo aber, da er sie verlassen, könne er frey heraus reden.

Er gesteht also aufrichtig, daß er den großen Vortheil in aller seiner Größe einsieht, den die gänzliche Abschaffung und Aufhebung der Schaubühne bringen würde; giebt auch alles zu, was ansehnliche und vortreffliche Männer davon gesagt haben.

A 3

* Ohne Zweifel zieht er hier unter andern auch auf den P. Porée, der in einer schönen Rede untersucht hat, ob die Schaubühne eine Schule guter

Allein, da die Schauſpiele nun einmal erlaubt ſind, ſo würde es umſonſt ſeyn, an ihrer Abſchaffung zu arbeiten: weswegen er ſeine Abſicht nur auf ihre Verbeſſerung gerichtet; damit ſie, wo möglich, zum Beſten der Sitten und der menſchlichen Geſellſchaft gereichen mögen, welches er vorhin, als ein wirklicher Schauſpieler nicht hätte unternehmen können. Uebrigens bezeugt er hoch und theuer, daß er ſeit 50 Jahren, da er zum erſtenmale die Bühne betreten, ſie niemals anders als von der böſen Seite angeſehen, und allezeit Gelegenheit geſuchet habe, ſie zu verlaſſen. Dieſes habe ſich nun allererſt 1728. in ſeinem drey und funfzigſten Jahre thun laſſen; ungeachtet ihn ſein mäßiges Vermögen ſehr zweifelhaft dabey gemacht. Seit zwölf Jahren habe er alſo für ſich gelebt; aber den Geſchmack der Welt zu erfahren, in ſeinen Obſervations ſur la Comedie & ſur le genie de Moliere, ſeine Gedanken von weitem eröffnet. Man habe auch dieſelben nicht gemisbilliget, weil er den Moliere zum Muſter ſeiner Regeln angenommen. Kurz darauf habe er ſeine Gedanken von der guten Ausſprache und Vorſtellung in eben der Abſicht bekannt gemacht; aber dieſelbe nur dunkel ausgedrückt.

Endlich aber hat er ſein letztes Werk: Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe, ans Licht geſtellt, worinn er ſeine Gedan-

guter Sitten ſeyn könne. Wir haben dieſelbe auch von Herrn Profeſſor Mayen deutſch zu leſen bekommen.

danken deutlich heraus gesagt; indem er gezeigt hat, daß alle Schaubühnen verbessert zu werden verdienten, auch gegenwärtiges Werk darinn versprochen. Weil also dieses itzige Buch auf jenes zu allernächst gegründet ist: so wollen wir nächstens auch von demselben einen Auszug mittheilen, um dieses desto besser zu verstehen. Es wird auch verhoffentlich unsern Lesern nicht unangenehm seyn, daß wir ihm den Lebenslauf eines Mannes, der so gute Absichten mit so vieler Fähigkeit verbindet, und zwar aus seinen eigenen Nachrichten, bekannt gemacht haben. Herr Riccoboni hat auch Recht, wenn er glaubt, daß eben ein solcher Mann, als er ist, von der Verbesserung der Schaubühne habe schreiben müssen, der sich nämlich mitten aus dem Verderben zu retten, das Glück gehabt; und also besser im Stande gewesen, so wohl die Quellen des Verderbens, als die Gegenmittel desselben anzuzeigen. Er beweist also in diesem Werke erstlich die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Schaubühne; sodann schlägt er eine Art, und gewisse Regeln darzu vor: unterwirft sich aber auch gern der Beurtheilung derer, die sich aus den Regeln der guten Sitten nicht viel machen; indem er versichert ist, daß rechtschaffene Leute ihm dennoch Dank wissen werden. Und dieser ihr Beyfall wird ihm Lohns genug seyn.

Der I. Theil des Buches vergleicht, im ersten Hauptstücke, die alte Schaubühne mit der neuern. Er hebt vom **Plato** an, der dieselbe unter die schädlichen Dinge gerechnet, die man in keinem gemei-

meinen Wesen dulden müßte; ob er gleich nur gute Bürger zu ziehen, im Sinne hatte. Der Anfang der griechischen Schaubühne war satirisch, erstlich zwar allgemeine Laster, hernach aber besondre Personen zu striegeln, deren Namen so gar gebrauchet wurden. Als diese Frechheit verbothen ward, verfiel man auf bürgerliche Liebesverwirrungen und andre Characteres, um sie lächerlich zu machen. Folglich hatte die griechische Bühne allezeit die Verbesserung der Sitten zum Zwecke. Die Lateiner folgten ihnen genau; und es ist schade, daß wir die Stücke des Roscius und Virginius nicht mehr haben, denen Cicero und Plinius der jüngere das Lob geben, sie wären in Ansehung der Sitten untadelich gewesen.

Ganz anders waren die Atellanischen Stücke der Römer beschaffen, die von jungen Leuten mit großer Frechheit gespielet wurden. Der Beyfall, den sie fanden, steckte allmählich auch die gute Comödie an, die sich gern auch beliebt machen wollte. Er führt von der ersten des Livius VII. B. aus Scaligers Poetik das 1. B. aus Casaubons Tractat de Poesi Satirica, das 2. B. und des Valer. Max. 2. B. 4. Cap. an. Obgleich Plautus sich am meisten von der attellanischen Frechheit verführen lassen, so sind doch seine Captivi, und sein Trinumus so schamhaft und züchtig, daß auch, nach des Verfassers Meynung, die ehrbarste von den heutigen Comödien, zur Schande der Christen, von einem Heyden übertroffen wird.

Auf

Auf diesen Schlag fährt Herr Riccoboni fort, die Veränderungen der Schaubühne bis auf die itzigen Zeiten zu erzählen; wobey wir uns nicht aufhalten wollen, da es bekannt genug ist, wie die heutige Comödie bey Ausländern und Deutschen aussieht. Die Liebe, und zwar nicht eben die beste Art derselben, herrschet überall; und wenn sie ja aufs Heirathen abzielt, so geschieht es doch fast immer wider Willen der Aeltern und Vormünder. Die vertrauten Aufwärterinnen des Frauenzimmers sind Kupplerinnen; und die Bedienten herrschen fast immer über ihre junge Herren, und rathen ihnen nichts gutes. Die Welschen haben, an statt der Bedienten, alte Männer und Weiber zu Kupplern eingeführt; welches aber auf eins hinaus läuft. Dieses ist nun der Grund der heutigen Schaubühne, so daß man es mit Recht eine Schule der Frechheit und böser Sitten nennen kann: weil die erste Absicht der Griechen, die Sitten zu verbessern, ganz verlassen worden. Sieht man gleich dann und wann einen lächerlichen Character darinn durchgezogen: so ist er doch fast immer mit schlimmen Liebeshändeln durchwirkt, welches mit dem molierischen Geizhalse erläutert wird.

Das II. Hauptst. handelt von der Liebe auf der Schaubühne. Nach dem Urtheile der ansehnlichsten Männer sind die Weibebilder und die Liebe das hauptsächlichste, was auf den Schaubühnen gebessert werden muß: wer dieses aber im Ernste vorschlagen oder abschaffen wollte, der würde fast durchgehends ausgelachet werden. Indessen unter-

suchet

sichet Herr Riccoboni beydes sehr vernünftig. Er räumet ein, was nicht zu leugnen ist, daß nämlich die verliebten Comödien viel Schaden thun, indem sie die Jugend verführen; und stellet die Gefahr sehr lebhaft vor, die aus den Vorstellungen der heftigsten Liebe auf der Schaubühne, und zwar an den Hauptpersonen, die sonst so vortrefflich in die Augen fallen, entsteht. Er sagt nicht ohne Grund, daß dieses die stärksten Eindrücke in das Gemüth junger Leute machet, und z. E. die ganze Zucht einer klugen Mutter bey ihrer Tochter untergräbt. Wir können uns nicht länger dabey aufhalten: allein alles was er sagt, ist wohl werth überlegt zu werden, und es wäre gut, daß dieser ganze Tractat auch deutsch übersetzt würde. Er beantwortet auch alle Einwürfe sehr gut, die man ihm machen kann; und beschämet uns Christen mit dem Exempel der alten Heiden, die nur selten die Liebe auf die Schaubühne gebracht, da sie bey den Neuern fast den Grund aller ihrer Fabeln ausmachet. Wie nun dieses entweder eine gänzliche Verderbung der Sitten in unsern Zeiten anzeiget, oder den Mangel des Witzes bey den Dichtern verräth: also schlägt er verschiedenes vor, dadurch auch die Vorstellung der Liebe lehrreich werden könnte. Z. E. man sollte die eheliche Liebe, die väterliche, die kindliche Liebe, und die Liebe des Vaterlandes vorstellen; welches der Erfindungskraft neue Quellen verschaffen würde. Viel andre schöne Vorschläge übergehen wir der Kürze wegen. In Griechenland ward man der Lieder zum Lobe des Bachus endlich so überdrüs-

drüßig, daß die Athenienser in dem Schauplatze schryen: keinen Bachus! keinen Bachus mehr. Herr Riccoboni wundert sich, daß man heute zu Tage, da alle Comödien und Tragödien nur immer einerley, das ist Liebe, und Liebe, und lauter Liebe vorstellen, ihrer nicht auch endlich überdrüssig wird: und zu rufen anfängt: keine Liebe, durchaus keine Liebe mehr!

Dieses zu bestätigen zeigt er im III. Cap. daß die neuere Schaubühne vor dreyhundert Jahren, nicht mit der Liebe, sondern mit geistlichen Stücken angefangen. Dieses ist nicht nur in Welschland und Frankreich, sondern auch in Deutschland richtig. Dadurch hat sich nun die Schaubühne erst beliebt gemacht, und da sie auf solche Weise geduldet worden, ist sie aus der Art geschlagen, und hat die leichtfertigsten und lasterhaftesten Dinge vorzustellen angefangen. Hätte sie hiemit zuerst anfangen wollen: so würde man sie gleich in den ersten Keimen erstickt haben. Allein die Veränderung ist nicht plötzlich, sondern stufenweise geschehen. Man fieng an gleichgültige weltliche Geschichte zwischen etlichen geistlichen Vorstellungen aufzuführen; und das schien eine unschuldige, ja mit der Zeit eine nöthige Belustigung für diejenigen zu seyn, die sich nach ihrer Arbeit wieder ergetzen wollten. Allmählich aber sind die geistlichen Stücke gar verschwunden; und itzo denkt fast niemand mehr daran, daß die Bühne zur Besserung der Sitten erfunden worden. Gleichwohl, wenn eifrige Männer, die auf die Wohlfahrt des gemeinen Wesens sehen, wider

wider das Theater reden oder schreiben: so nimmt man, zur Vertheidigung desselben, allemal die Zuflucht zur Verbesserung der Sitten, die doch weder von den heutigen Dichtern, noch von den Comödianten im geringsten gesuchet wird. So braucht man denn die alte Absicht der Griechen zum Deckmantel der heutigen Unordnung.

Das IV. Hauptstück handelt von den Schauspielerinnen. Die Schamhaftigkeit sollte das Eigenthum des weiblichen Geschlechts seyn, ist es auch eine Zeit lang gewesen, bis die Verderbniß endlich mehr und mehr eingerissen. Die Musik und das Tanzen sind die ersten Klippen gewesen, daran die Eingezogenheit und Ehrbarkeit des Frauenzimmers gestrandet hat: sogar, daß auch seit der persischen Monarchie, bis auf die letzten Zeiten der Römischen, nur Metzen und Buhlschwestern sich darinnen hervorgethan haben. Unter Griechen und Römern, ob sie wohl Heiden waren, hat kein Weibsbild die Schaubühne betreten, außer bey den verderbten Pantomimen oder in Atellanischen Spielen. In neuern Zeiten hat das weibliche Geschlecht allererst 1560 die Bühne zu besteigen angefangen; und also haben die Neuern auch in diesem Stücke die Bühne verderbet: außer in Rom, wo es diese Stunde noch nicht erlaubt ist, daß Weibspersonen auftreten. Gleichwohl will Herr Riccoboni die Weibesbilder nicht ganz von der Bühne verbannen; so groß auch die Unordnungen sind, dazu sie fast überall, wo Schauspiele sind, Anlaß geben.

Im V. Cap. giebt er den vornehmſten Bewegungsgrund zur Verbeſſerung der Schaubühne an. Dieſe iſt die gute Kinderzucht, durch welche die heute zu Tage eingeriſſene Verderbniß der Sitten, in allen Ständen am beſten abgeſtellet werden könnte. Er beweiſt es ſehr klar, daß die Schaubühne in groſſen Städten zu Verderbung der Jugend ſehr viel beyträgt: und wir beklagen es, daß wir dieſes Capitel hier nicht ganz einrücken können. Die Hochachtung womit Kinder von Schauſpielen reden hören, die Verzierungen der Bühnen, die vielen Lichter, die prächtigen Kleider, die ſchöne und oft bezaubernde Muſik, die vornehmen Zuſchauer, kurz, alles Aeußerliche, nebſt den reizenden Stellungen, Geberden und Stimmen der Schauſpieler, trägt alles mögliche dazu bey, daß das in den Spielen ſelbſt ausgebreitete Gift, in den zarten Gemüthern recht gefährlich und anſteckend werde. Der beſte Sittenlehrer, ein neuer Seneca, ein Zuſchauer und Mentor kann hier nicht vortrefflicher ſchreiben, als Herr Riccoboni. Quelles atteintes mortelles ne peuvent pas donner à leur innocence le nombre infini de maximes empeſtées, qui ſe debitent dans les Tragedies, & ſur tout dans les Opera; les expreſſions & les images licentieuſes, que preſente tres ſouvent la Comedie! Ils ne les effacent jamais de leur memoire; ils agiſſent en conſequence, lorsqu'ils jouiſſent de leur liberté; & les voilà corrompus, dans le coeur & dans l'eſprit. pour le reſte de leurs jours! Da könnte nun allerdings

durch

durch die Verbeſſerung der Schaubühne nicht nur eine ſo kräftige Verderbniß der Auferziehung verhütet, ſondern auch ein mächtiges Hülfsmittel einer guten Erziehung eingeführet werden, welches hier augenſcheinlich erwieſen wird *.

In dem VI. Hauptſtücke ſucht er die Hinderniſſe einer ſolchen Verbeſſerung beyſeite zu ſchaffen; und glaubt die ganze Sache könnte durch einen einzigen Befehl der Obrigkeit völlig zu Stande gebracht werden: welches er mit Exempeln, aus

* Morhof ſchreibt davon a. d. 734. S. ſeines Tract. von der deutſchen Sprache und Poeſie alſo: Der Autor des Buchs de la Connoiſſ. des bons Livres, welcher von dem Nutzen der Schauſpiele gar weitläuftig gehandelt, erwähnet p. 273 daß ein vornehmer Herr in Frankreich geweſen, der auf ſeine Koſten, einen Profeſſorem Poeſeos Theatricae ſtiften wollen, welcher öffentliche Lehrſätze geben ſollte, wie die Schauſpiele anzuſtellen ſind, und das ungebührliche davon zu thun. Er hat vorgeſchlagen, eine ſo genannte Akademie anzurichten, worinn nur vornehmer Leute wohlerzogene Kinder in ſolchen Actionibus ſich üben ſollten; damit hinführo die Schauſpiele von den Schandflecken, die ihnen nichtswürdige und gewinnſüchtige Leute anhingen, geſaubert würde. So ſollten auch aus dem Magiſtrat gewiſſe Cenſoren verordnet werden, die die Comödien unterſuchten, ob in ihnen etwas der Kunſt und dem Wohlſtande zuwider laufendes anzutreffen, daß alſo keine ohne derſelben Verwilligung erhalten würde. Es ſind gewiß dieſe Verſchläge nicht zu verwerfen, und es würde nicht undienlich ſeyn, wenn dergleichen ins Werk gerichtet würde. ꝛc.

den Zeiten Carls des Großen, Eduards Königs aus England, und Cosmus des III. Großherzogs von Florenz beweiſet, welche alle Schauſpiele ſchlechterdings verbothen haben. Ihr Befehl iſt ohne Widerrede vollzogen worden, ob er gleich viel ſchärfer war, als er zu einer bloßen Verbeſſerung erfordert wird. Man darf alſo nur die verwerflichen Stücke zu ſpielen verbiethen; und keine andre neue aufführen laſſen, als die nicht nur unſchädlich, ſondern auch nützlich, und der Tugend beförderlich ſind. So behält das gemeine Weſen eine Beluſtigung, die Poeten und Schauſpieler verlieren ihre Ehre und ihren Vortheil nicht; und die Republik wird dabey allmählich ſehr viel gewinnen. Er ſtellt hierbey vor, daß weder die Zuſchauer, noch die Schauſpieler, noch die Poeten den Anfang zu dieſer Beſſerung machen werden: folglich müſſen die Obrigkeiten den Anfang machen.

Das VII. Hauptſt. lehret, wie denn die Comödie nach der Verbeſſerung ausſehen werde. Dieſe Abhandlung hält ſolche vortreffliche Sachen in ſich; daß ſie ganz verdiente geleſen zu werden. Es läuft aber dahinaus, daß wir eine Schaubühne nach Art der alten Griechen bekommen würden, die kein Sittenlehrer tadeln könnte; die ein Bild des menſchlichen Lebens wäre, und eine Schule der Tugend würde. Die Thoren und Unwiſſenden würden daraus lernen, wie verächtlich, und die Laſterhaften begreifen, wie lächerlich ſie ſind. Die verſchmitzten Aufwärterinnen würden ſo wohl als die

die durchtriebenen Bedienten die Strafe ihrer Bosheit erfahren; der Geizhals würde an seinem Ebenbilde sehen, wie er bestohlen wird, und der junge Verschwender die Armuth, der er so begierig zueilet, erblicken ꝛc. Wobey er eine schöne Stelle aus dem Dio Chrysostomus anführet.

Der II. Abschnitt seines Werkes hält die Art und Weise in sich, wie die Verbesserung der Schaubühne vorzunehmen wäre. Hier kommen gleichfalls viel gelehrte Sachen von allen Arten der Schauspiele bey den Alten vor, die zur Einleitung zu den Verordnungen dienen, die er in Vorschlag bringt. Er will, daß in jeder Republik, wo man eine Schaubühne hat, ein Rath niedergesetzet werde, der einen Präsidenten im Namen des Landesherrn oder des gemeinen Wesens, und ein Glied des Magistrats der Stadt; zween theologische Doctoren, zween theatralische Poeten, von reifem Alter, und die von Stücken zu urtheilen fähig sind, und ein paar alte Schauspieler zu Beysitzern habe. Diese sollten erstlich keinen Comödianten annehmen, der nicht von ehrlichem Herkommen und ordentlichem Wandel wäre, auch verspräche, sich künftig wohl aufzuführen, bey Strafe der Verstoßung. II. Soll aus allen künftigen neuen Stücken die Liebe ganz ausgeschlossen seyn, es wäre denn, daß ein Poet das Geheimniß erfände, dergleichen Vorstellung den Zuschauern nützlich und lehrreich zu machen. III. Man soll alle alte Stücke durchgehen, und diejenigen aussuchen, die noch ausgebessert werden können. IV. Es soll kein Weibsbild bey den Bühnen gelit-

ten werden, die nicht verheirathet ist, und bey ihrem Manne lebt; und die das geringste Aergerniß giebt, soll, wie in Holland geschieht, abgeschaffet werden. V. Es soll künftig keine Weibesperson auf der Schaubühne tanzen; sie sey nun selbst eine Comödiantinn, oder nicht. VI. Ehe ein neues Stück dem Rathe zur Beurtheilung übergeben wird, soll es vorher vier besondre Untersuchungen ausgestanden haben, 1. soll der Policeyrichter sehen, ob nichts der Regierung des Ortes zuwider laufe. 2. Soll einer von den geistlichen Beysitzern sehen, ob es auch der Religion und den guten Sitten zu nahe trete. 3. Soll einer von den Poeten auf die Schreibart, die Verse, den Inhalt, die Einrichtung und dergl. sehen und es beurtheilen, ob alles kunstmäßig sey. Endlich 4. soll ein Comödiant von den beyden Beysitzern, sein Bedenken von der Vorstellung und theatralischen Aufführung eröffnen; auch die poßirlichen Ausdrückungen und Zweydeutigkeiten prüfen, die im Lesen nicht in die Augen fallen, aber in der Vorstellung merklich werden ꝛc. Nach allen diesen Erinnerungen soll der Verfasser sein Stück erst ausbessern ꝛc. Von den Opern glaubt der Herr Riccoboni nicht, daß es möglich sey, sie ganz zu verbessern. Solches aber nur halb und halb zu thun, sey nicht der Mühe werth. Er überläßt es der Obrigkeit, die Unordnungen, die dabey vorgehen, zu hemmen: besorgt aber, das Uebel sey so groß, daß die Patientinn, wenn man alle nöthige Mittel brauchen wollte, über der Cur sterben möchte.

Wir übergehen, der Kürze wegen, das übrige, um noch den Inhalt des III. Abschnittes einigermaßen anzuzeigen. Hierinn werden uns diejenigen Trauerspiele gezeiget, die man auf der verbesserten Schaubühne noch wird behalten können. Diese sind, Athalia, Iphigenia in Aulis, Heraklius, Stilicon, Andromacha, Don Sancho d'Arragon, Polieuktes, Manlius Capitolinus, die Thebais vom Racine, Esther, Ines de Castro vom la Motte, Atreus und Thyest vom Crebillon, Radamist und Zenobia von eben demselben, Cäsars Tod von Voltairen, Orest und Pylades vom la Grange, und Brutus von Voltairen. Von einer jeden zeigt er die Ursachen kürzlich an, warum er sie für untadelich hält, die auch bey vernünftigen Lesern gewiß Beyfall finden werden.

Im IV. Abschnitte erzählt er die Stücke, die man wird ausbessern müssen, um sie beybehalten zu können: und diese sind Britannicus, Cinna, Oedipus, die Horazier, Sertorius, Geta, Penelope, Medea vom Longepierre, Agrippa vom Quinault, Romulus vom la Motte, Jugurtha vom la Grange, und Amasis von ebend. Auch hier wird überall dasjenige angezeigt, was zu verbessern ist, und zureichende Ursache davon gegeben.

Im V. Abschnitte kommen die Stücke vor, die man bey der Verbesserung der Schaubühne ganz wird abschaffen müssen: und diese sind der Cid, Berenice, Pompejus, Mithridates, Rodogune, der Graf Esser, Phädra, Alexander und Porus, Wenceslaus, Bajazeth, Astrates vom Quinault, u.

a. m. Von allen giebt er abermal die Urſachen an, verſchweigt aber viel neuere Stücken, deren Verfaſſer noch leben.

Der VI. Abſchnitt kömmt auf die Comödie, wovon er folgende beybehalten will: den Miſantrop, das gelehrte Frauenzimmer, die lächerlichen Sprö-den, und die Verdrüßlichen (les Facheux,) alle vom Moliere, und die Spieler vom Düfreny.

Verbeſſern will er den Geizhals, die verbuhlte Mutter des Quinault, die Proceßſüchtigen vom Racine, die Normänniſche Ausſöhnung vom Düfreny, und den eingebildeten Hahnrey.

Ganz verwirft er die Schule der Männer, die Schule der Weiber, und den Georg Dandin: und von allem giebt er zureichende Urſachen, worauf er das ganze Werk mit einem kleinen Anhange verſchiedener Anmerkungen, die zu ſeiner Abſicht gehören, beſchließt.

Wir Deutſchen können uns bisher glücklich ſchätzen, theils, daß wir die meiſten guten, und ſehr wenige von den böſen Stücken unſrer Nachbarn überſetzet haben; theils, daß unſre Originalſtücke, die wir ſeit einiger Zeit, ſonderlich in der deutſchen Schaubühne bekommen haben, den Regeln des Herrn Riccoboni vollkommen gemäß ſind; indem aus den meiſten derſelben die Liebe völlig, aus den übrigen aber doch die ſtrafbare verbannet iſt. Wir haben alſo dem Wunſche dieſes verſtändigen Mannes bey uns eine Gnüge gethan, auch ehe uns derſelbe noch bekannt geweſen, welches uns unfehlbar ſeinen Beyfall erwerben wird.

Nachricht

* *

Nachricht von einigen hieher gehörigen Sachen.

I.

Des P. von Neufville Lob- und Trauerrede auf Se. Eminenz den Herrn Cardinal von Fleuri, Königl. Staatsrath ꝛc. auf Befehl des Königes in der Kirche zu Paris den 25. May 1743 gehalten, und in der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen übersetzet, von einem ordentlichen Mitgliede. Auf Kosten der Gesellschaft. Königsberg mit Reußnerischen Schriften. Dieses ist die erste Probe, die man von einer neugestifteten deutschen Gesellschaft zu sehen bekömmt: und man muß gestehen, daß sie derselben Ehre macht. Eben dieselbe französische Rede ist schon von einem Gliede der hiesigen deutschen Gesellschaft übersetzet worden; und die Liebhaber solcher Sachen werden aus Gegeneinanderhaltung beyder Dollmetschungen mit Vergnügen sehen, wie verschieden beyde die Gedanken der Grundschrift ausgedrücket. Wir überlassen es ihnen auch zu beurtheilen, wer hierinn nach der Schönheit und Richtigkeit der deutschen Sprache am glücklichsten gewesen; und bemerken nur, daß es zweyerley Arten zu übersetzen giebt. Die erste bindet sich sehr genau an das Original, und suchet so wohl die Schönheiten als Fehler desselben beyzubehalten; damit der Leser

der Dollmetschung nichts vom Grundtexte verliere: die andre aber suchet ihren Grundtext noch zu verschönern, und auch die Fehler desselben in der Uebersetzung unsichtbar zu machen, oder zu vermindern. Die Leipziger Dollmetschung scheint uns das erste; die Königsbergische aber das letztere geleistet zu haben: und man gesteht es gern, daß sich dieselbe besser liest, als das Original selbst. Es ist zu wünschen, daß uns diese königliche Gesellschaft bald die Beschreibung von ihrer Stiftung, und mehrere Proben von ihren Arbeiten liefern möge. Diese Rede ist bey Bernhard Christoph Breitkopfen allhier zu haben.

II.

Neujahrsrede, an die gnädigen Herren Räthe, und Ein- und Zwanziger, der Königlichen freyen Stadt Straßburg, in offener Rathsstube den 28. December 1744 gehalten von Elias Christoph Lautz, ICto und hochgedachter Stadt Consulenten. Straßburg bey Johann Heinrich Heitz, Universitäts Buchdruckern in 4. 3 Bogen. Da man meynen sollte, die deutsche Sprache würde nun in Straßburg bald ins Vergessen gerathen, da die neue Herrschaft insgemein auch eine neue Sprache einzuführen pflegt: siehe so fängt sie gleichsam an, ihr Haupt recht empor zu heben, und sich in verschiedenen glücklichen Proben der Poesie und Beredsamkeit zu zeigen. Der Herr Consulent Lautz, ist einer von denen, die das letztere mit sehr glücklichem Erfolge thun. Man sieht aus dieser Rede einen Mann an ihm, der

Klug-

Klugheit und Gelehrſamkeit verbindet, und beydes mit einer ſolchen Stärke des Witzes zieret, die wenigen eigen zu ſeyn pflegt, die ihr Leben den öffentlichen Geſchäfften groſſer Städte gewidmet haben. Sein Ausdruck iſt edel und männlich, ſeine Schreibart für einen Elſaſſer ſehr rein und richtig; ungeachtet freylich nach der hieſigen geläuterten Mundart zu urtheilen, manche kleine Flecken, in ſo vielen Provincialredensarten darinnen vorkommen. Doch dieſe benehmen der Stärke ſeiner Beredſamkeit nichts; und es iſt zu wünſchen, daß der Herr Verfaſſer mehrere ſolche Proben einer patriotiſchen Geſinnung gegen ſeine Vaterſtadt, abzulegen Anlaß finden möge; damit wir allmählich einen ganzen Band ſeiner Reden zu ſehen bekommen mögen.

III.

M. Johann Gottlieb Vorſatzens, Paſtoris zu St. Stephani vor Zeiz, Initia Encyclia, oder deutſchlateiniſch und lateiniſchdeutſcher Donat, in welchem die Anfangsgründe, zur Erreichung des erſten Grads beyder Sprachen nach grammatikaliſcher Ordnung mit einander verbunden, deutlich vorgetragen werden. Hildburghauſen und Meinungen 1745. bey Haniſchen in 8. Der Herr Paſtor, hat den erſten Entwurf dieſes Donats zum Nutzen ſeiner eignen Söhne, und ihren Privatlehrern zur Anweiſung aufgeſetzt; und ſich bey Abfaſſung der Anfangsgründe der deutſchen Sprache und Rechtſchreibung, vornehmlich der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie ꝛc. Bödickers, Freyers ꝛc. bedienet. Man

muß

muß geſtehen, daß ſeine Lehrart leicht und deutlich, auch in den meiſten Stücken wohlgegründet iſt. Er hat auch den Beyfall eines gelehrten Lateiners, des geſchickten Rectors in Zeiz, Herrn M. Leisners dabey erhalten: ſo daß es wohl zu wünſchen wäre, daß ein ſo nützliches Buch, daraus man beyder Sprachen Anfänge und Grundregeln zugleich lernen kann, auf die untern Claſſen der Schulen eingeführt werden möchte. Denn man ſieht ja täglich ſehr herzhafte Schriftſteller aufſtehen, die ſich zu gelehrten Sprach- und Kunſthelden aufwerfen; aber kaum eine Zeile ſchreiben können, ohne zu verrathen, daß ſie keinen Donat gelernet haben.

IV.

Iohannis Friderici IVGLERI, in Regimine Sereniſſimi Ducis Saxo-Querf. et Weiſſenf. Adſeſſoris, ORATIO, de CICERONOMANIA Eruditorum, recitata publice: quum in illuſtri Gymnaſio Weiſſenfelſenſi, Iuris Nat. Polit. Eloquent. & Hiſtor. Litter. Profeſſionem Ordinariam d. 23 Sept. 1744. auſpicaretur. *Horat. Epiſt. L. I. ep. 19.*

O! imitatorum ſeruum pecus, vt mihi ſaepe
Bilem, ſaepe iocum veſtri mouere tumultus!

Obgleich ſchon vor zweyhundert Jahren Erasmus, das große Licht unſers gelehrten Deutſchlandes, die damalige Sucht gewiſſer ciceroniſcher Sprachaffen in ſeinem ſogenannten Ciceronianus, Geſprächsweiſe zum Spotte gemacht: ſo haben ſich doch auch in folgen-

den Zeiten wieder Leute gefunden, die, da ſie dem vortrefflichen Cicero weder an Gelehrſamkeit und Beredſamkeit, noch an Tugend und patriotiſcher Liebe ihres Vaterlandes gleich waren, dennoch mit ciceroniſchen Worten und Redensarten prangen, und ſich dadurch über alle andre Gelehrten erheben wollen, die ihre Vorzüge mehr in Sachen als in Worten ſuchen. Dieſe nun hat der Herr Regierungs-Aſſeſſor Jugler, beym Antritte ſeiner Profeßion zu Weiſſenfels, zu beſchämen, und die ſtudirende Jugend vor einer ſo ſclaviſchen Nachahmung zu warnen geſucht. Er zeigt, daß den Anlaß zu der Ciceronomanie vormals eine gewiſſe Secte von Scribenten gegeben: Qui, vt vulgari eximerent ſe turbae, vt inuſitati quidquam introducerent, et quod aliis forte modis efficere non contigerat, nominis ſui famam in plurimas propagarent orbis partes, inaudito adhuc exemplo, dicendi genus adſectabant, quod non obſcurum tantum eſſet, ac difficillimum intellectu, ſed obſoletum etiam, aſperum, hirſutum, vnoque verbo: deteſtabile. Ein lebhaftes Bild einiger neuern Deutſchen, die ſo, wie jene ihren Meiſter Apulejus aus Africa holten, ſich ihre Muſter der deutſchen Schönheit außer Deutſchland ſuchen. Dieſes hat damals Gelegenheit gegeben, auf das Widerſpiel zu fallen, und den Cicero dem Apulejus entgegen zu ſtellen; welches zwar an ſich ſehr gut war, aber endlich zu einer gleich ſtarken Ausſchweifung getrieben ward. Verum enim vero, quae eſſe ſolet mortalium indoles, vt rariſſime mediocritatem ſeruent, iuſtosque intra limites ſe con-

tine-

tineant, de recta quoque via mox deflectebant iſti Latinitatis vindices, et adeo ſe Ciceronis lectione efferebant, adeo exardeſcebant ad imitationem eiusdem, *vt ſe ſolos Phoebi ſacerdotes crederent, et reliquos ſcriptores omnes tamquam ſtipites*, aut ſi quid hiſce excogitari vilius poteſt, reiicere, ac non ſine ſupercilio adſpernari viderentur. Wie man aus dieſen Proben ſieht, ſo ſchreibt der Herr Profeſſor ſelbſt ein Latein, deſſen ſich kein Gelehrter zu ſchämen hat, und giebt dadurch ſeinen Gründen ein deſto ſtärker Gewicht. Die damaligen Ciceronianer ſind geweſen Bembus, Longolius, Manutius, Dudithius, Sadoletus, Nizolius, Corteſius und Caſtellio; von welchen allen lächerliche Proben ihrer ciceronianiſchen Sucht angeführet werden. Wie aber? Soll man denn den Cicero gar nicht nachahmen? Nein. Sic imitemur virum eximium, ſchreibt der Herr Verfaſſer: quemadmodum imitatus ipſe eſt Demoſthenem, Iſocratem, Platonem, Hortenſium! Vortrefflich! Aber wie ahmte Cicero die erſten drey nach? Schrieb er griechiſche Reden? Nein, er bemühte ſich in lateiniſcher Sprache Attiſch zu ſchreiben. Das müſſen wir heute zu Tage auch thun, und in deutſcher Sprache alle ciceroniſche Kunſtgriffe der Ueberredungskunſt auszuüben ſuchen. Dann wird das kindiſche Nachäffen der Redensarten von ſich ſelbſt wegfallen. Dieſe Anmerkung hat der Herr Profeſſor zu machen vergeſſen, obgleich nichts natürlicher war, als darauf zu gerathen. Indeſſen hat man Urſache, Weißenfels, zu dieſem und andern

ge-

geſchickten Lehrern, womit es itzo pranget, Glück zu wünſchen.

V.

Der deutſchen Schaubühne VI. und letzter Theil, herausgegeben von Johann Chriſtoph Gottſcheden. Leipzig. 1745. bey Breitkopfen. Hierinn ſind nach einer kurzen Vorrede enthalten. I. Die pariſiſche Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra, ein Trauerſpiel, von einem Unbenannten. II. Das Teſtament, ein Luſtſpiel eines Unbenannten. III. Agis, König von Sparta, ein Trauerſpiel von Joh. Chriſtoph Gottſcheden. IV. Der Hypochondriſt, ein Luſtſpiel von Theod. Joh. Quiſterpen B. R. L. V. Der Unempfindliche, ein Luſtſpiel in Verſen, eines Ungenannten. VI. Herr Witzling, ein Nachſpiel, in ungebundener Rede. Und VII. die mit den freyen Künſten verſchwiſterte Schauſpielkunſt, ein Vorſpiel in Verſen. Dieſes iſt der Beſchluß dieſer Sammlung deutſcher Schauſpiele, darinn alles in allem 38 Stücke, und zwar 15 Ueberſetzungen, und 23 deutſche Originale, ſo wohl an tragiſchen und comiſchen, als Schäferſtücken enthalten ſind. Künftig hat man von dem Herausgeber eine Hiſtorie der deutſchen Schaubühne zu erwarten; wozu er bereits einen Vorrath von anderthalbtauſend gedruckten deutſchen Schauſpielen geſammlet hat; ſich aber der Liebhaber und Beſitzer noch mehrerer theatraliſcher Sachen, fernere Nachrichten und Beyträge ausbittet.

Von

VI.

Von Opitzens Gedichten iſt in Zürch nunmehr der erſte Theil erſchienen. Von dieſer Ausgabe ſoll nächſtens ausführlicher gehandelt werden.

VII.

Lucians von Samoſata auserleſene Schriften. Auch hiervon ſoll eheſtens mehr Nachricht ertheilet werden.

VIII.

Herrn Hofrath Drollingers Gedichte. Man wird, ſo bald ſichs thun läßt, dem geneigten Leſer auch davon den Inhalt und Werth bekannt machen.

IX.

Johann Adolph Scheibens königl. däniſcher Capellmeiſters, critiſcher Muſicus, neue, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopf 1745 in gr. 8. In kurzem ein mehrers davon.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des I. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat October 1745.

I.

Three Treatiſes. The firſt, con-

concerning Art. The ſecond, Muſic, Painting and Poetry. The third, concerning Happineſs. By J. H. London. 1744. groß 8. ein Alphabet.

D. i.

Drey Tractate. Der erſte handelt von der Kunſt. Der andere von der Muſik, Malerey und Poeſie. Der dritte von der Glückſeligkeit. Durch J. H.

Die kurze Vorrede dieſer drey Abhandlungen lautet ſo: „Unter drey Tractaten, „die man allhier bekannt machet, iſt „folgende Verbindung. Der erſte han„delt von der Kunſt nach ihrem begreiflichſten Verſtan„de, indem ſie als eine Gattung, zu verſchiedenen untern „Arten betrachtet wird. Der andere erwäget drey „von dieſen untern Arten, deren Schönheit und Zier„de allen Menſchen wohl bekannt ſind. Der letzte „handelt von derjenigen Kunſt, die die Aufführung „des menſchlichen Lebens betrifft, und die man gar

„billig für die wichtigſte von allen Künſten halten „kann, wofern ſie fähig iſt, uns zu dem vorgeſetzten „Endzwecke zu leiten“.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung hat ihr die Geſtalt eines Geſpräches gegeben, das er mit einem Freunde auf dem Lande gehabt, und davon er hier dem Grafen Schaftesbury Nachricht ertheilet. Zuerſt haben ſich alſo dieſe zween Freunde bemüht, den eigentlichen Sinn des Wortes Kunſt zu beſtimmen; ein Wort, welches alle Menſchen im Munde führen, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich damit ſagen wollen. Hierzu nun zu gelangen, war kein beſſer Mittel, als die verſchiedenen Stücke zu erwägen, die man mit dieſem Namen belegt. Denn es iſt nicht leicht zu beweiſen, daß die Muſik, die Malerey, die Arzneykunſt, die Poeſie, der Ackerbau und ſo viele andere Sachen, alle mit einerley Namen ſollten genennet werden; wenn nicht in einer jeden von ihnen etwas anzutreffen wäre, das ſie alle mit einander gemein haben. Nun iſt die Arzneykunſt eine Urſache der Geſundheit; der Ackerbau eine Urſache des fruchtbaren Wachsthums der Feldfrüchte; die Poeſie eine Urſache, der theatraliſchen Gedichte, Satiren, Oden u. ſ. w. Mit der Muſik, Bildhauerkunſt, Baukunſt, und dergleichen, kurz mit allen Künſten, wie ſie Namen haben, geht es eben ſo. Es wird daher der erſte Grundſatz feſt geſtellet: eine jede Kunſt ſey eine Urſache.

Iſt nun eine jede Kunſt eine Urſache; ſollte denn auch jede Urſache eine Kunſt ſeyn; Nein, nicht eine jede Urſache, ſondern nur eine willkührliche und vorſetz-

ſetzliche Urſache iſt es: indem die Kunſt nicht nur eine Urſache, ſondern überdieß den Vorſatz, die Vernunft, das Wollen und Bewußtſeyn in ſich ſchließt. Jedoch, da wir z. E. beym Eſſen, oder Sehen, die Urſache, und noch dazu die vorſetzliche Urſache ſind, daß einige Speiſen verzehret, und einige Gegenſtände geſehen werden; und man gleichwohl nicht ſagen kann, daß dieſes eſſen und ſehen von der Kunſt herrühre: ſo iſt auch die Kunſt nicht nur eine Urſache von etwas, ſondern eine vorſetzliche Urſache; und nicht nur eine vorſetzliche Urſache, ſondern eine vorſetzliche Urſache, die ſich auf eine Uebung gründet, eine Fertigkeit.

Es kann alſo nichts, was ſich in dem Reiche der Natur zuträgt, eine Kunſt genennet werden. Z. E. Ebbe und Fluth, die Winde, die Schwere, die anziehende Kraft: denn dieſe alle eräugen ſich nach ſtetigen Geſetzen. Auch alle Werke der thieriſchen Welt fallen hier weg, die wir ſonſt wegen ihrer Schönheit und Ordnung, auf eine metaphoriſche Art künſtlich zu nennen pflegen. Z. E. Ein Spinnengewebe, ein Bienenkuchen, ein Bieberhaus, u. ſ. w. Denn alle dieſe Thiere wirken aus einem natürlichen Triebe, und haben nie gelernet, ſo ſinnreich zu ſeyn. Ja ſelbſt diejenige göttliche Macht, welche allen Dingen eine gegeben, kann, als ſie dieſes gethan, nicht nach der Kunſt gehandelt haben: denn wie kann man von demjenigen Weſen, welches alle Vollkommenheiten im höchſten Grade beſitzt, ſagen daß es einige Macht habe, die ſeiner Natur nicht urſprünglich eigen ſey? daß es etwas zu lernen brauche,

ſo es nicht bereits von Anfange gewußt? oder da es ganz vollkommen iſt, noch etwas zufälliges brauche? Denn alle Kunſt iſt etwas erlerntes, erworbenes, und keinem Weſen, ſo es beſitzt, von Natur eigen.

Die Kunſt kömmt alſo ganz allein der menſchlichen Natur zu: denn eine jede andere Natur iſt entweder allzu vortrefflich, oder allzu ſchlecht darzu. Man muß alſo ſagen, die Kunſt ſey eine Urſache von etwas; ſie ſey aber einem Menſchen eigen, der die Urſache eines Dinges wird; oder eine vorſetzliche und aus einer Fertigkeit entſpringende Urſache, die ein Menſch unternimmt.

Dieß iſt indeſſen noch kein vollſtändiger Begriff von der Kunſt. Es iſt nämlich nicht nöthig, daß der Menſch wirklich die Urſache von etwas werde; ſondern, daß er nur die Macht der Fähigkeit habe, es zu werden, wenn er auch dieſe Fähigkeit gleich nicht wirklich ausübet. ꝛc.

Wir haben nur dieſe kleine Probe von des Verfaſſers Art zu verfahren, mittheilen wollen. Er fähret auf gleiche Weiſe in ſeiner Abhandlung fort, und zieht zuletzt die Summe aller ſeiner Folgerungen ſo zuſammen: die Kunſt iſt ein fertiges Vermögen bey einem Menſchen, zu folge eines Syſtems verſchiedener und gebilligter Vorſchriften, die Urſache einer Wirkung, zu werden. Fragt man, an was für Gegenſtänden die Kunſt wirke? ſo geſchiehts auf etwas zufälliges, welches ſo beſchaffen iſt, daß die menſchliche Macht darauf wirken kann. Fragt man weswegen die Kunſt wirke, ſo iſt die Antwort: um ir-

irgend eines entfernten Gutes willen, das zum menſchlichen Leben gehöret, und vom Menſchen erreichet werden kann; aber dennoch über ſeine natürliche und ununterrichtete Fähigkeit erhaben iſt. Fragt man endlich, wo denn die Wirkungen der Kunſt ein Ende haben: ſo heißt es, entweder in einer Kraft und Wirkſamkeit, oder in irgend einem Werke.

Wir wollen allhier unſere Nachricht von dieſer Abhandlung ſchließen und zur andern ſchreiten, die von der Muſik, Malerey und Dichtkunſt handelt. Dieſelbe iſt in ſechs Capitel abgetheilet. In dem erſten wird nach einer kurzen Anleitung unterſuchet, in wieweit dieſe drey Künſte mit einander übereinſtimmen, und worinnen ſie unterſchieden ſind. Sie ſtimmen darinnen überein, daß ſie alle nachahmen. Unterſchieden ſind ſie, weil ſie durch verſchiedene Mittel nachahmen. Die Malerey durch die Zeichnung und Farben; die Muſik durch den Klang und die Bewegung; die Muſik und Malerey durch Mittel, welche natürlich ſind; die Dichtkunſt aber größtentheils durch ein Mittel, welches künſtlich iſt. Hierauf wird unterſuchet, welche von dieſen dreyen Künſten die trefflichſte ſey: und dieſes kömmt darauf an, welche am genaueſten nachahmet, und wie groß die Würde des nachgeahmten Gegenſtandes ſey.

Nunmehro folget im zweyten Capitel eine Unterſuchung der Gegenſtände, die die Malerey nachahmet, und derer, die die Muſik nachahmet, nebſt einer Vergleichung dieſer zwo Künſte. Die Malerey ahmet alle belebte Dinge und Gewächſe nach; ja auch die Bewegungen und Töne der Thiere,

in ſoweit ſie mit ſichtbaren und merklichen Zügen verbunden ſind. u. ſ. w. Zur Nachahmung für die Muſik ſchicken ſich alle die Dinge am beſten, die ſich am allermeiſten durch die Bewegung und den Ton unterſcheiden. Dergleichen ſind das Rieſeln, Murmeln, Sprudeln, Brauſen, und andere Zufälle des Waſſers, des Donners, und der Winde; die Stimme einiger Thiere, inſonderheit der ſingenden Vögel; einige Bewegungen und Tone der Menſchen, inſonderheit die Töne, die der Schmerz und die Angſt hervorbringen.

Nunmehro werden beyde Künſte mit einander verglichen; und hier muß man bekennen, daß da die Muſik nur allein die Bewegungen und den Ton nachahmen kann; da es weder in der thieriſchen noch unbelebten Welt viele Bewegungen giebt, die vor allen andern Gattungen nur einer einzigen zukäme; da die Muſik auch ſelbſt dieſe Töne, nur unvollkomen nachahmet; und hergegen, die Figuren, Stellungen, und Farben, nicht nur eine jede ſichtbare Gattung, ſondern auch ein jedes, ja meiſtentheils auch die verſchiedenen Kräfte und Leidenſchaften eines jeden unterſcheiden; da ferner die Malerey im Stande iſt, alle dieſe Farben und Figuren mit der vollkommenſten Richtigkeit nachzuahmen, und, indem die Muſik nur gleichende Begriffe zu erregen ſuchet, dieſe, recht eben dieſelben Begriffe erwecket, u. ſ. w.: ſo muß man geſtehen, daß die muſikaliſche Nachahmung der maleriſchen ungemein nachzuſetzen ſey, und daß ſie höchſtens ein unvollkommen Ding iſt.

Im

Im dritten Capitel wird von denen Gegenſtänden geredet, die die Dichtkunſt nachahmet, doch nur durch natürliche Mittel, oder bloſſe Töne; worauf die Vergleichung der Dichtkunſt nach dieſer Fähigkeit mit der Malerey und Muſik folget. Die poetiſche Nachahmung begreift in ſich alles, was durch die Nachahmung der Malerey und der Muſik entſtehen kann; denn ihre Materialien ſind die Worte, und dieſe ſind Zeichen der Begriffe. Da nun die Wörter langſam oder ſchnell, gelinde oder rauh ausgeſprochen werden können: ſo haben ſie auch eine natürliche Verbindung mit allen dergleichen Tönen und Bewegungen in der Natur; welches hier mit etlichen Verſen aus den Alten und Neuern erwieſen wird. Und alſo hat zum theil auch ſo gar die poetiſche Nachahmung ihren Grund in der Natur. Wobey denn gezeiget wird, daß die poetiſche Nachahmung, welche ſich bloß auf die Aehnlichkeit der Natur gründet, weit unter der Nachahmung der Malerey ſtehe, und der muſikaliſchen gleich ſey.

Im vierten Capitel wird von denen Dingen gehandelt, die die Poeſie nicht durch bloſſe Töne oder natürliche Mittel, ſondern durch bedeutende Worte nachahmet. Wobey man zugleich ſolche Gegenſtände nimmt, wozu die beyden Künſte auch am allergeſchickteſten ſind. Da nun die Dichtkunſt fähig iſt, Töne ausfindig zu machen, die alle Arten der Begriffe andeuten: ſo kann es weder in der moraliſchen noch muſikaliſchen Nachahmung etwas geben, darnach nicht auch ſie ſtreben könnte; da alle Dinge und Zufälle, ſie mögen nun beſchaf-

ſen ſeyn wie ſie wollen, ſich auf gewiſſe Art mit Worten ausdrücken laſſen. Nun fragt es ſich nur: ob die Poeſie, in dieſem Stücke, es der Nachahmung der zwo andern Künſte gleich thue? Und da wird aus verſchiednen Gründen, inſonderheit aus der groſſen und allgemeinen Deutlichkeit, die die Farben und Zeichnungen von einem Dinge machen, feſtgeſtellet, daß die Dichtkunſt in dieſem Stücke abermals der Malerey weichen müſſe, der Muſik aber vorzuziehen ſey.

Das fünfte Capitel handelt von ſolchen Gegenſtänden, die die Dichtkunſt durch bedeutende Worte ausdrückt, und dazu die zwo andern Künſte ſich nicht ſchicken. Dergleichen iſt nun alles, was die innere Beſchaffenheit eines Menſchen ſichtbar machet, was ſeinen Character, ſeine Sitten, ſeine Leidenſchaften und Empfindungen an den Tag leget. Dergleichen Materien aber rühren am meiſten; ſie beſſern am meiſten; und das Gemüth hat den ſchönſten Eindruck davon. Da nun dieſelben von der Malerey und Muſik ganz und gar nicht; von der Dichtkunſt aber vollkommen ausgedrückt werden können: ſo iſt die Poeſie unfehlbar ihren beyden verſchwiſterten Künſten weit vorzuziehen; da man gewieſen hat, daß ſie in der genauen Nachahmung es ihnen gleich thue; und noch dazu ſolche Sachen nachahmen könne, die ſo wohl an Nutzbarkeit als an Würde, alles andere leicht übertreffen.

Das ſechſte Capitel handelt 1) von der Muſik, nicht als von einer Nachahmung, ſondern inſoweit ſie ihre Wirkung aus einer andern Quelle leitet.

2) Von

2) Von ihrer durch dieſes Mittel vereinten Wirkung mit der Poeſie. 3) Wird ein Einwurf gehoben, den man wider die Muſik macht. 4) Wird der Vortheil gezeigt, der ſo wohl ihr, als der Dichtkunſt daraus entſteht, wenn ſie beyde miteinander vereiniget ſind.

Wir ſchreiten nunmehro zu der dritten Abhandlung von der Glückſeligkeit; welcher der Verfaſſer abermals die Form eines Geſprächs gegeben. Nach einer kurzen Einleitung wird die Frage aufgeworfen, worinn das höchſte Gut beſtehe? Denn in dieſem beruhet auch unſere Glückſeligkeit. Und hier wird feſtgeſetzt, das höchſte Gut ſey dasjenige, deſſen Beſitz uns glücklich macht. Nun fragt ſichs aber, wie wir daſſelbe beſitzen? Ob es ſinnlich oder intellectualiſch ſey? Alle Menſchen halten das gröſte oder höchſte Gut nicht für dasjenige, was nur bloß zu unſerm Daſeyn und Weſen führet; denn hierzu ſind die Nothwendigkeiten des Lebens allein hinlänglich: ſondern das höchſte Gut muß uns auf etwas leiten, das über das bloße Daſeyn erhaben iſt; und dieſes kann nichts anders ſeyn, als unſere Bequemlichkeit. Ferner muß dieſes wahre Gut ſich auf alle Zeiten und Oerter ſchicken. Das höchſte Gut iſt alſo, nach dem Urtheile aller Menſchen, etwas, das ſich zu unſerer Natur ſchickt, uns zur Bequemlichkeit führet, zu allen Zeiten und an allen Orten ſtatt hat, beſtändig iſt, und uns nicht geraubet werden kann.

Nunmehro wird die Unterſuchung angeſtellet, ob die Menſchen ſich in dem Beſtreben nach dieſem höchſten Gute irren, oder nicht? Um dieſes zu entdecken, muß man ihre Lebensarten unterſuchen, und dieſe

wer-

werden in die zwo allgemeinen Classen, des geschäfftigen Lebens, und des müssigen Lebens eingetheilet: die sich wiederum in die vier untern Arten, des politischen und erwerbenden, des beschaulichen und vergnüglichen Lebens eintheilen. Diese alle werden nun ausführlich erwogen, und endlich der Schluß gemacht, daß einem solchen Wesen, als der Mensch ist, der einen solchen Körper, solche Leidenschaften, solche Sinne, und einen solchen Verstand hat; der in eine solche Welt gesetzt und solchen Leidenschaften unterworfen ist, keine einzige von diesen Lebensarten dieses höchste Gut verschaffen kann, von welchem alle Menschen einerley Begriffe haben, und dem sie alle in einer oder der andern von diesen Lebensarten nachstreben.

Dieses ist ein ganz kurzer Auszug aus dem ersten Theile dieser Abhandlung. In dem zweyten Theile wird bey Erwähnung, daß so wohl Cäsar, als Brutus eines unzeitigen Todes gestorben, untersuchet: ob das wahre Gut im Ausgange unsrer Handlungen bestehe, oder in der Art wie wir sie führen? Daß es in dem letztern allein zu suchen sey, wird mit dem Beyspiele eines Schiffers bewiesen, dessen Geschicklichkeit man nicht nach dem glücklichen Verlaufe seiner Reise beurtheilet; sondern nach der Vorsichtigkeit, womit er sein Schiff auch vielleicht beym Scheitern selbst, regieret hat, und weswegen man ihm lieber sogleich wieder ein Schiff anvertrauen würde, ungeachtet er jenes nicht glücklich in den Hafen gebracht; als einem andern, der mit seinem Schiffe wohlbehalten angekommen, woran aber vielleicht nicht seine

Kunst,

Kunst, sondern die guten Umstände zur See schuld gewesen. Es wird daher der Satz voraus gesetzt: daß das höchste Gut in der Richtigkeit unserer Aufführung bestehe; und daß es mit allen denen Begriffen, die im ersten Theile fest gestellet worden, übereinstimme, das wird hier der länge nach bewiesen. So sucht z. E. ein Jäger sein Vergnügen nicht in dem Besitze eines getödteten Hasen oder Fuchses; sondern in der Verfolgung desselben, in den Schwierigkeiten die er dabey antrifft, in den Fehlern die er verbessert, und in der Einrichtung der ganzen Jagd. Die Erfüllung seines Bestrebens, ist so wenig dasjenige, was ihm Vergnügen macht, daß vielmehr der Augenblick da er das gesuchte erlanget, aller seiner Lust ein Ende macht. Was nun hier vom Jäger gilt, das gilt von allem andern Bestreben der Menschen ebenfalls:

- - Meus est amor huic similis; nam
Transvolat in medio posita, et fugientia captat.
Horat.

Nunmehro wird durch die grösten Beyspiele des Alterthums, eines Sokrates, Epikurs, Porsenna u. a. m. gezeiget, daß sie ihr höchstes Gut nicht in dem, was ihnen äußerlich begegnete, sondern in sich selbst gesuchet und gefunden. Oder wem diese wenigen Beyspiele nicht hinlänglich vorkommen, der wird auf die unzählbare Menge tapferer Streiter geführet, die alle um ihrer Pflicht nachzukommen, den gewissen Tod nicht gescheuet, und sich damit getröstet, daß sie das Ihrige gethan, und sich nichts vorzurücken hätten. Hier nun führet der Verfasser seine Leser auf den schönsten von allen Gegenständen, auf den

den wahrhaftig vollkommenen Menſchen, der ohne Abſehen auf Vergnügen oder Schmerz, weder von Glück noch Widerwärtigkeit getrieben, über die Welt und deren beſte oder ſchlimmſte Zufälle erhaben, ſein ganzes Gut auf die Richtigkeit ſeiner eignen Aufführung ſetzen kann; beſtändig, unveränderlich und männlich ſtehen bleibt, indem er dieß, und dieß allein, für gänzlich hinlänglich hält, ihn glücklich zu machen.

Nun fragt es ſich noch, ob es ein ſo vollkommenes Weſen in der Welt gebe? Dieſes wird mit der Geſchichte jenes Malers bey den Alten beantwortet, der um die ſchönſte Helena zu machen, die es je gegeben, alle Schönen, die zu der Zeit in der Stadt lebten, zugleich ſitzen ließ, um von einer jeden etwas zu borgen, und daraus ein vollkommenes Bild zu verfertigen. Eben ſo ſind auch die Vollkommenheiten, die zu einem ſolchen Menſchen gehören, vielleicht unter ſehr vielen Menſchen zerſtreuet: man muß ſie aber zuſammen nehmen, um ſich dasjenige Muſter zu bilden, dem man ſich ähnlich machen will. Wie dieſes aber geſchehen könne, das wird bis zum Ende dieſer Abhandlung auf eine ſehr gründliche, ordentliche und einnehmende Art gezeiget.

Wir wollen zur Probe eine Stelle, gegen das Ende dieſes Werks, hieher ſetzen: „Doch weiter; denn „hier bleibe ich noch nicht ſtehen. Ich verfolge dieſes geſellſchaftliche Beſte, ſo weit ich meinen verſchiedenen Verbindungen nachgehen kann. Ich gehe „von meinem eigenen Geſchlechte, von meiner eige-

„nen Nachbarschaft, von meinem eigenen Volke, zu „dem ganzen Stamme des menschlichen Geschlechts, „so wie er über die ganze Erde vertheilet ist. Bin „ich nicht mit ihnen allen durch die gegenseitigen „Hülfleistungen des Handels, durch den allgemei„nen Einfluß der Künste und Gelehrsamkeit, ja durch „die gemeinschaftliche Natur verwandt, die wir alle„sammt genießen? Muß ich nicht ferner Essen und „Kleider haben? Ohne eine gehörige Wärme verge„he ich den Augenblick. Bin ich nun, in dieser Ab„sicht, nicht so gar mit der Erde selbst verwandt? „mit der entfernten Sonnen, von deren Strahlen ich „Kraft und Stärke empfange? mit der erstaunen„den Ordnung der unendlichen Gäste des Himmels, „durch welche die Stunden und Jahreszeiten bestän„dig auf einerley Art abwechseln? Sollte diese Ord„nung einmal verwirret werden, so würde ich wahr„scheinlicher Weise nicht einen Augenblick überleben: „so gar durchaus hänge ich von diesem allgemeinen „Wohlseyn ab.

„Was habe ich denn nun also zu thun, als die „Tugend noch mit der Gottesfurcht zu vermehren? „Nicht nur die Ehre und Gerechtigkeit, und was ich „den Menschen schuldig bin, ist meine Pflicht; son„dern auch die Dankbarkeit, die Zufriedenheit, die „Ergebung, Verehrung und alles was ich diesem „großen Staate, und seinem größern Herrscher, un„serm allgemeinen Vater, schuldig bin.

„Wenn nun aber alle diese moralischen und göttli„chen Tugenden meine Pflicht sind, so brauche ich ja „gewiß nicht, mich noch nach etwas bessern umzuse„hen

„hen. Ich habe eine Pflicht, die mit dem Grunde, „auf welchem ich lebe, verträglich iſt; eine Pflicht, die „beſtehen kann, ohne daß die allgemeine Ordnung „der Vorfälle gebeſſert oder verderbet werde. Ich „kann alles, was ſich nur eräuget, mit einer männ„lichen Großmuth ertragen; ich kann in dem Guten, „was ich beſitze, zufrieden und völlig glückſelig ſeyn; „und kann durch dieſen ungeſtümen, wankelmüthi„gen, vergänglichen Zeitpunct, ohne mich zu bekla„gen, ohne Neid, Murren, oder Aechzen, hindurch „wandern ꝛc.

Zu Ende folgen einige Bogen voller gelehrten Noten, darinnen der Verfaſſer ſeine Meynungen allemal mit auserleſenen Stellen aus den alten Griechen und Römern erhellet oder beſtätiget, und auch dadurch zeigt: daß er das Beſte, was er von dieſer Materie bey ihnen zerſtreuet gefunden, allhier nur in einem ſchöneren Zuſammenhange liefern wollen.

Wir ſchließen die Nachricht von dieſem Werke mit der Verſicherung, daß es von niemanden, der einen Geſchmack an erhabnen Wahrheiten hat, die auf eine edle Art vorgetragen worden, ohne großes Vergnügen geleſen werden wird. Der Verfaſſer iſt ein glücklicher Nachahmer desjenigen Vortrages, deſſen ſich der Graf Schaftsbury in ſeinen vortrefflichen Characteriſticks bedienet hat: und ſein Vaterland kann von dieſem Werke nichts anders, als Ehre haben. Druck und Papier ſind überaus ſchön, und vermehren auch äußerlich den Werth dieſes Buchs.

II. Fort-

* *

II.

Fortsetzung des Auszuges, aus den Oeuvres diverſes de Mr. de Fontenelle Tome Sixieme &c.

Wir ſind neulich bey dem gänzlichen Verfalle des großen Corneille, des Vaters der guten franzöſiſchen Schaubühne, ſtehn geblieben: nachdem etliche von ſeinen Stücken keinen Beyfall gefunden hatten. Er ward daher der theatraliſchen Poeſie überdrüßig; und erklärte ſich ſelbſt in einer Vorrede vor dem Pertharit, für gar zu alt zur Dichtkunſt. Herr von Fontenelle billigt dieſe Urſache, und ſagt, es gienge mit dem Witze, wie mit der Schönheit, die ſich nur bey der Jugend findet: doch ſagt er, daß das Alter bey der Seele nicht ſo zeitig, als bey dem Körper komme: und uns dünkt, es ſey ſchwer zu beſtimmen, wenn es anfange. Virgil hatte gewiß in ſeiner erſten Jugend ſich nur mit kleinern Gedichten, wie ſeine Eklogen, ſind beſchäfftiget. In männlichen Jahren verfertigte er ſein Gedichte vom Feldbaue, welches weit vollkommener iſt; an ſeiner Aeneis aber, hat er die letzten Jahre ſeines Lebens gearbeitet, ja iſt darüber geſtorben, als er gewiß kein Jüngling mehr war. Eben das ließe ſich von andern Urhebern großer Gedichte, z. E. vom Homer, Ovid, und Milten behaupten: bey welchen letztern man ſagen könnte, ſie wären noch nicht

einmal weit genug über die Jugend weggeweſen, als ſie ihre großen Werke geſchrieben, weil ſie noch gar zu viel wildes Feuer in ſich haben, welches ein reiferes Alter verbannet haben würde.

Was den Corneille anlangt, ſo verlohr er freylich ſobald ſeinen erhabenen edeln Geiſt nicht, den er gehabt hatte: er ward nur etwas härter, ſo wohl in Erfindungen, wo er zuweilen die Sachen zu hoch trieb; als in der Schreibart. Von dem erſten zeiget ſein Pertharit, wo er dichtet, daß eine Königinn einen Tyrannen, den ſie verabſcheuet, heirathet, damit er nur ihren einzigen Sohn ermorden ſolle. Eine ſolche Vorſtellung iſt zu barbariſch, und hat den Zuſchauern nicht gefallen können.

Doch um der Poeſie nicht ganz zu entſagen, überſetzte Corneille das ſchöne Buch des Thomas Kempis von der Nachfolge Chriſti, in Verſen; welches Werk einen erſtaunlichen Beyfall fand. Indeſſen findet Herr Fontenelle die vornehmſte Schönheit des Originals, das iſt, die Einfalt, und das ungekünſtelte Weſen deſſelben in der Ueberſetzung nicht. Die gar zu prächtigen Verſe, deren er gewohnt war, verderbten alles: und Herr von Fontenelle glaubt, es ſchickte ſich gar nicht, dieſes Werk in Verſe zu bringen; weil eine gewiſſe Nachläßigkeit in der Schreibart ſelbſt viel dazu beytrüge, daß dieſes treffliche Buch die Herzen einnähme.

So verfloſſen zwölf ganzer Jahre, daß Corneille nichts für die Schaubühne arbeitete: und Morhof in ſeinem Tractate von der deutſchen Sprache und Poeſie verſichert gar, er habe ſie nach der Zeit

ſeines

ſeines erſten Verfalles ganz und gar verlaſſen. Allein auf Anhalten des Herrn Fouquets, Oberaufſehers der Finanzen, und vielleicht auch aus eigenem Triebe, hub er von neuem an, der Melpomene zu dienen, und wählte ſich von dreyen Materien, die ihm jener vorſchlug, den Oedipus. Dieſer gelung ihm vortrefflich, ſo daß es ſchien, er wäre in zwölf Jahren nicht älter, ſondern jünger geworden. Darauf folgte das güldne Vließ, bey Gelegenheit der Vermählung des Königes; imgl. Sertorius und Sophonisbe. Sertorius zeigete alle Größe der alten Römer; und Sophonisbe übertraf Mairets ſeine ſehr weit, vor der er ſich anfänglich gefürchtet hatte: wovon Herr Fontenelle die Urſache angiebt. Ageſilas und Otto kamen auch bald darauf, in deren letzterer er aus dem Tacitus, die ganze Verderbniß des römiſchen Hofes abgeſchildert hat. Und nun urtheile man, ob ſein männlicher Witz unfruchtbarer geweſen, als ſein jugendliches Feuer.

In währender Zeit hatten ſich auf der Schaubühne ganz andere Stücke hervorgethan, darinn aber weder eine ſo herzhafte Tugend, noch ſolche erhabene Gedanken, ſelbſt mitten in der Liebe herrſcheten, als in den ſeinigen. Sie hatten aber eine zärtere, leichtere und lebhaftere Liebe; und Gedanken, deren Originale ſich häufiger finden ließen. Man hatte weniger zu bewundern, aber mehr zu empfinden. Die Verſe waren auch angenehmer und durchgehends ſchöner; und dieſe kamen von einem jüngern Verfaſſer her, deſſen Schreibart folglich auch jünger war. Daher gefielen ſie dem Frauenzimmer, deſſen Urtheil

damals von der Schaubühne galt: und Corneille hieß bey ihnen nur der alte Corneille; einige ausgenommen, die ſo gut als Männer waren.

Hier führt H. von Fontenelle den St. Evremond an; deſſen Stärke und Kenntniß in den ſchönen Wiſſenſchaften bekannt ſind. Dieſer erklärte ſich öffentlich für den Corneille, ungeachtet er in England lebte, und kein Trauerſpiel aufführen ſah. Er ſchrieb eine Abhandlung von dem Alexander des Hrn. Racine, und tadelte offenbar den Geſchmack der franzöſiſchen Nation, die des Corneille ſeine Sophonisbe nur darum des Mairet ſeiner nachgeſetzet hatte; weil dieſer ſie als eine ordentliche Buhlſchweſter aufgeführt, da jener ſie nach dem Livius abgeſchildert hatte. Mr. Corneille, ſagt St. Evremond, eſt presque le ſeul, qui ait le bon gout de l'Antiquité: il a ſurpaſſé nos auteurs, & s'eſt peut être ici ſurpaſſé lui même. Corneille dankte ihm für dieſes öffentliche Zeugniß, und erklärte eben dieſe Sophonisbe für ſein beſtes Stück. Er ſetzt noch die merkwürdigen Worte hinzu: Vous m'honorez de votre eſtime, en un tems, ou il ſemble, qu'il y ait un parti fait, pour ne m'en laiſſer aucune: Vous me ſoutenez, quand on ſe perſuade qu'on, m'a battu.

Es hatte ſich auch wirklich eine Partey wider ihn verbunden. Diejenigen, die er verbuhlte und luſtige Leute (doucereux et enjoués) nennet, machten einen großen Theil von Paris und vom Hofe aus; und wollten nicht nur den neuen Dichter loben, welches er denn ſchon werth war; ſondern ihn auch

über

über die Ruinen des Alten erheben. Sie hatten die meiſten Stimmen, und machten ein gewiſſes verwirrtes Geräuſche, welches in ſolchen Fällen faſt alle betäubet. Sie verſäumten auch nicht, ſich immer mehr Anhang zu werben, und das half allemal etwas. Alle kleine Vortheilchen einen neuen Ruhm zu vergrößern, und den Flug des Gerüchtes zu beſchleunigen, wurden ſorgfältigſt angewandt: ja man brauchte ſogar wider ſeinen fürchterlichen Gegner die Pfeile eines berühmten Satirenſchreibers, der geübt war, ſchlechte Schriftſteller niederzuſchlagen.

In währender Zeit dieſes Auflaufs, und der Empörung wider eine rechtmäßige Hoheit, hielt Corneille ſich eingezogen in ſeiner Studierſtube, und zwar ohne alle mächtige Beſchirmer, ohne verſuchte Streitgenoſſen; und wußte keine andere Ehre zu finden, als die ihn von ſich ſelbſt ſuchen kam. Ja er trauete derſelben nicht einmal ſattſam, und war weder im Stande, noch geſonnen, ihr ein wenig von außen aufzuhelfen. Er ſah, daß ſich der Geſchmack ganz auf die zärtlichſte Liebe lenkte, daran der Heldenmuth gar keinen Antheil hatte: aber er wollte ihm durchaus nicht nachgeben, ob er gleich geſchickt dazu war; wie man aus des Mollere Pſyche ſieht, wo er unter fremdem Namen verliebte Sachen ſchrieb, die er für ſich ſelbſt, und in eigenem Namen, ſich für ſchimpflich geachtet hätte.

Er könnte ſeine Zeiten nicht ärger beſchimpfet haben, als da er ſeinen Attila, den großen König der Hunnen, herausgab. Es herrſcht in dieſem Stücke eine gewiſſe edle Wildheit, die Corneille allein erreichen

chen konnte. Um dieſe Zeit fiel die Gemahlinn des Dauphins, Prinzeſſinn Henriette Anna von Engelland, darauf, die beyden Poeten in einen Zweykampf zu verwickeln. Sie brauchte viel Geſchicklichkeit, die beyden Streitenden auf einen Kampfplatz zu bringen: aber endlich gelung es ihr, und Berenice war das Stück, welches ſowohl vom Corneille, als vom Racine, in dieſer Abſicht verfertiget ward. Allein wer trug den Sieg davon? Ohne Zweifel der Letztere, deſſen Stück viel zärtlicher und verliebter war.

Nun ſind noch Pulcheria und Surena übrig; aber beyde ſind beſſer, als ſeine Berenice, und beyde dem Alter eines groſſen Namens anſtändig: und durch dieſe beyde Stücke hat er ſeine theatraliſchen Arbeiten beſchloſſen. Sieht man auf die ganze Folge ſeiner Stücke, ſo bemerkt man, was natürlicher Weiſe einem groſſen Geiſte begegnen muß, der bis ans Ende ſeines Lebens fortarbeitet. Sein Anfang iſt ſchwach, und unvollkommen; aber in Anſehung ſeiner Zeiten ſchon wunderwürdig: darauf ſteigt er ſo hoch, als ſeine Kunſt nur gehen kann; endlich aber wird er ſchwächer, und erliſcht allmählich, ſo daß er ſich ſelbſt nur dann und wann noch ähnlich iſt.

Im 1675. Jahre* alſo, entſagte Corneille der Schaubühne ganz und gar; der Liebe aber gegen ſeine Stücke ganz

* Aus dieſer Jahrzahl ſehen wir, daß unſre tragiſchen Dichter Gryph, Lohenſtein und Hallmann mit Corneillen und Racinen zu einer Zeit gelebet und geſchrieben haben.

ganz und gar nicht. Denn als er ſah, daß der König 1676 ſich zu Verſailles, nach einander, den Cinna, Pompejus, Horaz, Sertorius, Oedipus und die Rodogune vorſtellen ließ, ſo wachte ſeine Muſe wieder auf, und ſchrieb:

Eſt il vrai, grand Monarque? & puis je me vanter,
Que tu prennes plaiſir, à me reſuſciter?
Qu'au bout de quarante ans, Cinna, Pompée, Horace,
Reviennent à la Mode, & retrouvent leur place?
Et que l'heureux brillant de mes jeunes Rivaux,
N'ote point leur vieux luſtre à mes premiers travaux?
Acheve, les derniers n'ont rien qui degenere,
Rien qui les faſſe croire enfans d'un autre Pere.
Ce ſont des malheureux étouffés au berceau,
Qu'un ſeul de tes regards tireroit du tombeau.
On voit Sertorius, Oedipe & Rodogune,
Retablis par ton choix dans toute leur fortune;
Et ce choix montreroit, qu' Othon & Surena,
Ne ſont pas des Cadets indignes de Cinna.
Sophonisbe à ſon tour, Attila, Pulcherie,
Reprendroient pour te plaire une ſeconde vie,
Ageſilas en ſoule auroit des Spectateurs,
Et Berenice enfin trouveroit des Acteurs.
Le Peuple, je l'avoüe, & la Cour les degradent,
Je foiblis, ou du moins ils ſe le perſuadent.
Pour bien ecrire encor, j'ai trop long tems ecrit,
Et les rides du front, paſſent juſqu'à l'eſprit.
Mais contre cet abus, que j'aurois de ſuffrages,
Si tu donnois les tiens à mes derniers ouvrages!

haben. Denn Gryphs Leo Armenius iſt 1657. ſein Papinian 1659. und Carl Stuart 1663. gedruckt; ja es ſind ſchon 1639. bey Elzeviern Gedichte von ihm herausgekommen. Lohenſteins Agrippina iſt 1665. Epicharis

D.i. Iſt es wahr, groſſer Monarch, und kann ich mich rühmen, daß du ein Belieben trägſt, mich wieder zu erwecken? daß Cinna, Pompejus und Horaz, nach vierzig Jahren wieder Mode werden, und auf der Bühne ſtatt finden? und daß der glückliche Glanz meiner jungen Nebenbuhler, meinen erſten Arbeiten nicht allen ihren alten Schmuck raubet? O fahre fort! die letzten Trauerſpiele ſind mir auch nicht aus der Art geſchlagen; und zeigen nichts an ſich, woraus man ſie für Kinder eines andern Vaters halten ſollte. Es ſind unglückliche, die man in der Wiege erſticket hat, die aber ein Blick von dir aus der Gruft ziehen könnte. Man ſieht, daß Sertorius, Oedipus und Rodogune, durch deine Wahl in ihr ganzes Glück wieder gelanget ſind, und dieſe Wahl würde zeigen, daß Otto und Surena nicht ſchlechter ſind, als Cinna. Sophonisbe gleichfalls, würde wie Attila und Pulcheria, dir zu Gefallen, ein neues Leben erhalten: Ageſilas würde eine Menge Zuſchauer bekommen, und Berenice einmal Schauſpieler gewinnen, die ſie vorſtellen würden. » Es iſt wahr, das Volk und der Hof verachten ſie. Ich werde ſchon matt, oder wenigſtens bilden ſie ſichs ein. Ich habe ſchon zu lange geſchrieben, als daß ich gut ſchreiben könnte; und die Runzeln von der Stirne erſtrecken ſich auch bis auf den Witz. Allein, wie viel Stimmen würde ich nicht wider dieſen Irrthum haben, wenn du nur, o König, meinen letzten Stücken, die Deinige geben wollteſt!

Bey

auch 1665. und Ibrahim Sultan 1673 gedruckt. Hallmanns Urania 1667. Mariamne 1670. Sophia 1671. Adonis aber 1674 heraus gekommen.

Bey der Berenice ist zu merken, daß bey dem Wettstreite mit des Racine seiner, davon oben gedacht wurde, dieser die List oder das Glück gehabt, die beste Bande der Comödianten wegzufischen, um die seinige aufzuführen; Corneillens Stück aber nur von einer schlechten Bande aufgeführet worden. Was dieß für einen merklichen Unterscheid mache, wissen alle, die einigermaßen die Schaubühne kennen. Indessen gesteht Herr Fontenelle, daß diese letzten Stücke sich heute zu Tage, da man lauter große Bewegungen fordert, sie mögen nun noch so übel gegründet, und übel angebracht seyn, sich nicht mehr auf die Bühne bringen lassen: welches aber mehr eine Schande für den heutigen Geschmack der Franzosen, als für Corneillen ist.

Hierauf bereitete er sich nun ernstlich zum Tode, und starb wirklich 1684. Er war der Doyen, oder Aelteste der französischen Akademie, in welche er 1647 war aufgenommen worden. Weil der Director dieser Akademie allemal die Sorge für das Begräbniß eines verstorbnen Mitgliedes zu führen hat; und es zweifelhaft war, ob er unter des Racine, oder des Abts Lavau Directorate gestorben war: so stritten diese beyde um solche Ehre; überließen aber der Akademie den Ausspruch, welche sie dem Abte Lavau zuerkannte. Benserade sagte dabey zum Racine folgenden Einfall: Wenn jemand es hätte begehren können, Corneillen zu begraben, so wären sie es gewesen, mein Herr: gleichwohl haben sie es nicht gethan!

Herr Fontenelle ſagt, die Zeit hätte dieſes völlig wahr gemacht. Die Hitze der Gemüther habe ſich allmählich geleget, und es endlich zu einem allgemeinen Ausſpruche gedeihen laſſen. Corneille habe den erſten, und Racine den zweyten Platz bekommen. So urtheilt man in Anſehung der Stücke: allein in Anſehung der Perſonen iſt die Ungleichheit noch weit größer. Es iſt noch ungewiß, ob ein Racine gekommen ſeyn würde, wenn kein Corneille vor ihm geweſen wäre: aber es iſt gewiß, daß Corneille durch ſich ſelbſt groß geworden.

Dieſes Leben des Corneille iſt ſchon 1729 in der Hiſtoire de l' Academie Françoiſe gedruckt erſchienen, welche der Abt d' Olivet herausgab. Nach der Zeit hat man einen neuen Band kleiner Gedichte vom Corneille, zu der neuen Ausgabe ſeiner theatraliſchen Sachen von 1738 beygefügt. Dabey ſtehen in der Vorrede noch einige andre hiſtoriſche Umſtände vom ſeinem Leben. Hierbey nimmt Herr von Fontenelle Gelegenheit, von der Heirath ſeines Poeten etwas zu erzählen. Corneille erſchien einmal ſehr traurig und tiefſinnig bey dem Cardinal Richelieu. Dieſer fragte ihn, ob er ein neues Werk im Kopfe hätte: worauf jener verſetzte: weitgefehlt, daß er auf etwas neues ſinnen ſollte, ſo wäre er wegen ſeiner verliebten Gedanken, nicht vermögend an etwas anders zu denken. Er mußte endlich beichten, daß er in des General Lieutnants aus der Normandie Tochter verliebt wäre, die ihm aber der Vater nicht geben wolle. Der Cardinal ließ an denſelben Befehl geben, ſich in Paris zu ſtellen. Er kam

auch

auch mit zittern an; ward aber nicht wenig getröſtet, als er vernahm, daß ſeine ſo plötzliche Berufung nichts anders, als eine Heirath ſeiner Tochter zum Grunde gehabt. Er gab ſie alſo einem Poeten, der ſo viel Anſehen bey Hofe hatte, und Corneille hatte bald Marien von Lamperier als Braut an der Hand. Die erſte Hochzeitnacht, die zu Rouan gefeyert ward, befiel den Bräutigam eine ſo heftige Krankheit, daß man nach Paris ſchrieb, Corneille wäre tod: und in den lateiniſchen Gedichten des Hrn. Menage ſteht etwas auf dieſen falſchen Tod. Man kann leicht denken, daß die pariſiſchen Poeten bey ſolcher Gelegenheit nicht werden geſchwiegen haben.

Sonſt hat Corneille etliche kleinere Gedichte und Ueberſetzungen aus dem lateiniſchen des P. de la Rue, auf die Feldzüge des Königs gemacht. Er ſelbſt hat auch auf den Flandriſchen Feldzug von 1667 ein lateiniſches Gedicht gemacht, welches man nicht nur ins Franzöſiſche, ſondern aus dieſem wiederum ins Latein gebracht. Er hat auch die beyden erſten Bücher der Thebais des Statius franzöſiſch gemacht, und ſoll nebſt dieſem Poeten auch den Lucan, und tragiſchen Seneca ſehr geliebt haben. Vielleicht kömmt es daher, daß ſeine Trauerſpiele ein wenig zu ſchwülſtig in der Schreibart ſind; wie ihm Herr von Fenelon vorgerücket hat.

Von Perſon war Corneille ziemlich groß und völlig; von ungekünſteltem und gemeinem Weſen, nachläßig in Kleidung, und hielt wenig auf ſein äußerliches. Sein Geſicht war angenehm, er hatte eine große Naſe, einen ſchönen Mund, Augen voller Feuer,

eine

eine lebhafte Bildung und sehr kenntliche Züge, die auf einem Schaurfennige, oder Brustbilde von Bildhauerarbeit, leicht hätten verewigt werden können. Seine Aussprache aber war nicht recht rein: und er las seine Verse zwar mit Nachdrucke, aber ohne Anmuth.

Er verstund die schönen Wissenschaften, die Geschichte und Staatskunst, in soweit, als sie sich auf die Schaubühne schickten. Zu allen andern Arten der Gelehrsamkeit hatte er weder Zeit, noch Lust. Er redete sehr wenig, auch nicht einmal, von der Materie, die er so vollkommen verstund: und wenn er redete, so wußte er seine Materie gar nicht auszuputzen. Um also den großen Corneille zu finden, so mußte man ihn lesen. Er war übrigens von schwermüthigem Naturelle, welches sich nicht leicht in Freude, aber leicht in Furcht und Traurigkeit setzen ließ. Im Umgange war er, dem Scheine nach, etwas störrig und hitzig: aber übrigens ein gütiger Vater, Ehmann und Freund, der zart und liebreich war. Zur Liebe war sein Temperament ziemlich geneigt, aber niemals zu üppigen Ausschweifungen, und selten zu einer heftigen Leidenschaft. Er hatte eine stolze und ununterwürfige Seele, die zu keinem Nachgeben, zu keiner List gemacht war: welches ihn zwar die römische Tugend zu schildern geschickt, aber sein eigen Glück zu machen, sehr ungeschickt gemacht hat. Den Hof liebte er nicht, und niemand kannte ihn daselbst von Person. Zu Geschäfften war er ganz ungeschickt, und ungeneigt. Er liebte das Geld mehr, als er es zu erwerben wußte, oder Lust hatte. Bey

so

ſo vielem Lobe, das er erhalten hatte, war er doch nicht unempfindlich dagegen geworden; und ob er es gleich gern hörte, ſo ward er doch nicht eitel davon. Bisweilen verließ er ſich zu wenig auf ſeine ſeltne Verdienſte, und glaubte gar zu leicht, daß er Mitwerber haben könnte.

Bey vieler Ehrlichkeit und rechtſchaffenem Weſen, iſt er auch ſein Lebenlang ſehr gottesfürchtig, und viel frömmer geweſen, als ſeine Art von Beſchäfftigungen es zu erlauben ſchien. Er hat ſich oft Gewiſſensſcrupel, wegen ſeiner Schauſpiele gemacht; iſt aber von den Caſuiſten allezeit losgeſprochen worden: weil er ſich ſo ſehr befliſſen, die Schaubühne zu reinigen, edle Gedanken und Neigungen einzuführen, und die Tugend, ſelbſt in der Liebe, herrſchen zu laſſen. Dieſes iſt die Abbildung, die uns Herr Fontenelle von dem größten franzöſiſchen Dichter gemacht, deſſen Schuldner und Schüler alle andre nach ihm bleiben werden, ſie mögen ihn, nach ihrer Meynung, noch ſo ſehr übertreffen.

Nach dieſem erſten Stücke dieſer Sammlung folgen des Herrn von Fontenelle Reflexions ſur la Poetique; oder Betrachtungen über die Dichtkunſt. Sie beſtehen in 74 Abſätzen, und gehen von der 85ſten bis auf die 136ſte Seite. Die Kürze, und der große Werth derſelben bewegen uns keinen Auszug daraus zu machen, ſondern eine völlige Ueberſetzung davon nach und nach in dieſen Bücherſaal einzurücken. Wir hoffen unſern Leſern, als Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften, dadurch einen größern Gefallen zu thun, wenn wir ihnen die Gedanken eines wahrhaf-

tig

tig gelehrten Franzosen, von altem Schrote und Korne vorlegen; als wenn wir ihnen zwo oder drey neue Mißgeburten der heutigen elenden Scribenten bey den Ausländern in Auszügen bekannt machten. Sonderlich wird dieses Stück sehr viel zu der bessern Einsicht in theatralische Stücke beytragen: welches zu dieser Zeit sonderlich nöthig ist, da so viele theils selbst die dramatische Dichtkunst auszuüben, theils davon zu urtheilen begierig sind. Beyde werden ihren Geschmack dadurch verbessern lernen.

Hierauf folgt eine Abhandlung des Herrn v. Fontenelle von dem Daseyn Gottes. Dieses Stück war schon in dem III. B. der Quartausgabe im Drucke erschienen. Sie ist auf eine neue Art, aber sehr nach dem Begriffe aller Menschen, und dennoch sehr gründlich eingerichtet. Der Herr Verfasser nimmt den Grund, daß ein Gott seyn muß, von dem Daseyn der Thiere her. Diese sind vorhanden, und das kann niemand leugnen. Der Augenschein giebts, daß sie sich itzo durch die Zeugung fortpflanzen; welcher Weg dem ersten Paare von jeder Gattung, den Ursprung nicht kann gegeben haben. Ein blinder Zufall kann es auch nicht gethan haben: denn sonst müßte er es noch zuweilen thun, und neue Arten großer und kleiner Thiere hervor bringen. Diesen Schluß setzet Herr von Fontenelle in ein vortreffliches Licht, und auch diese Schrift wäre werth, übersetzt zu werden. Ein längerer Auszug davon aber, würde wenigstens in diese Monatschrift nicht gehören; weil sie in den ernsthaftesten Theil der Weltweisheit gehört,

gehört, der ſich zu den ſchönen Wiſſenſchaften nicht zählen läßt.

Nach eben der Art müſſen wir von der Abhandlung vom Glücke (Du Bonheur) urtheilen, welche darauf folget. Sie war auch ſchon vormals in den fontenelliſchen Schriften bekannt, und iſt alſo nichts neues zu nennen. Sie iſt aber ſchön, und gründlich zugleich, wie das meiſte, was aus dieſer Feder fließt.

Die Schrift von dem Urſprunge der Fabeln, die darauf kömmt, gehörte zwar eigentlich für uns: und wir würden einen Auszug davon geben müſſen, wenn ſie nicht ſchon in den eigenen Schriften der hieſigen Deutſchen Geſellſchaft überſetzt ſtünde. Sie verdient indeſſen bey dieſer Gelegenheit nachgeleſen zu werden, weil ſie das vernünftigſte iſt, was man davon ſagen kann.

Nunmehro folgen verſchiedene kleine Schreiben und Anreden an hohe Häupter, die Hr. von F. bey gewiſſen Gelegenheiten, im Namen der Akademie der Wiſſenſchaften, hat machen müſſen. Die erſten ſind an den erſten Kaiſer von Rußland, Peter den Groſſen gerichtet; die dritte iſt an den König Ludewig den XV. bey ſeiner Krönung 1722 gehalten, als Hr. von F. Director der Akademie geweſen: u. ſ. w. Aus ſolchen kleinen Stücken aber läßt ſich kein Auszug machen. Etwas länger iſt die Antwort, an den Card. du Bois, damaligen oberſten Staatsminiſter in Frankreich, als ſelbiger 1722 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen worden. Sie enthält viel Lobſprüche und Schmäucheleyen, wie es bey ſolcher Gelegenheit gewöhnlich iſt; doch ſind ſie auf

ſol-

ſolche Art vorgetragen, die etwas neues und angenehmes in ſich hält. Eben das kann man von den Beantwortungen an den Herrn Chalamont de Viſclede, an Hr. Mirabaud, und an den Biſchof zu Lucon ſagen. In allen werden die verſtorbnen Mitglieder gelobt, an deren Stelle die neuen Glieder kommen, und hier iſt ſonderlich die letzte merkwürdig, darinn der Hr. de la Motte gerühmet wird. Da uns die Gelegenheit von einem ſo berühmten Poeten zu reden, ſo leicht nicht wieder vorkommen möchte, ſo wollen wir etwas weniges daraus anführen. Es iſt Hr. von Font. der nunmehro redet.

Man iſt bisweilen von der Natur ſehr eingeſchränkt. Man ſoll nur ein guter Poet ſeyn; das iſt ſchon ſehr wenig: allein man ſoll es auch nur in einer gewiſſen Art von Gedichten ſeyn; und mancher kann es auch nur in den Trinkliedern allein heiſſen. Hr. de la Motte, hat ſich faſt in allen Arten gewieſen. Die Ode war ſeit Malherbens Zeiten ſehr vergeſſen. Ihre Hoheit und ihr Zwang, hatten ſie vertrieben; als ſich plötzlich ein unbekannter Jüngling mit einem Bändchen Oden wies, darunter ſehr viele Meiſterſtücke waren; und auch die ſchwächſten große Schönheiten hatten. Pindar iſt in den ſeinen allezeit Pindar; Anakreon allezeit Anakreon: Hr. de la Motte ward beydes nach einander. Er gieng zur tragiſchen Bühne über, und fand in dreyen Stücken von verſchiedenem Charactere einen allgemeinen Beyfall. Seine Maccabäer ſind ſo erhaben und majeſtätiſch, als es die wahre Religion fordert. Romulus zeiget die angehende römiſche

Größe

Gröſſe, mit einiger Wildigkeit vermiſcht. Ines de Caſtro aber drücket die zärtlichſten Empfindungen der Natur aus. Die ganze theatraliſche Hiſtorie hat kein Exempel, daß ein Stück mit ſo allgemeinem Beyfalle wäre aufgenommen worden. Dieß Stück hat wohl keinen einzigen Zuſchauer gehabt, der es nicht mehr als einmai ſollte geſehen haben *.

Eine andre Art der Schaubühne hat ihn auch beſchäfftiget, wo ſich nämlich die Muſik mit der Poeſie verbindet, und ſie zwar bisweilen zieret; aber allezeit in einer ſtrengen Sclaverey hält. Große Poeten haben dieſelbe großmüthig verachtet: Herr de la Motte hätte ein Recht gehabt, ein gleiches zu thun; aber er hat zeigen wollen, daß er auch hier glücklich ſeyn könnte. In andern Arten der Dichtkunſt iſt es ihm nicht ſo gelungen. Als ſeine erſten Stücke herauskamen, hatte er ſich durch keine ſchwache Verſuche bekannt gemacht. Man war alſo nicht auf ſeiner Hut, gegen die Bewunderung. Aber mit der Zeit nahm man ſich beſſer in acht; und lauerte mit einem heimlichen Widerwillen auf ihn: denn es würde gar zu viel gekoſtet haben, wenn man ihm völlige Gerechtigkeit hätte wiederfahren laſſen.

Er ſchrieb eine Ilias, nach Homers allgemeinſtem Entwurfe; und man nahm es übel, daß er ſich ſolches erkühnete, ohne ihn anzubethen. Er gab Fabeln heraus, davon er die meiſten ſelbſt erfunden hatte: und man fragte: warum er ſich ſolches, nach dem Fontaine, unterſtanden hätte? Und hierauf faßte man

* Gleichwohl iſt es auch durch eine lächerliche Paredie, Agnes de Chaillot, verſpottet worden.

den Entſchluß, weder ſeine Ilias, noch ſeine Fabeln zu leſen; ja ſie gar zu verdammen.

Gleichwohl hat man ſich, wegen der Fabeln, eines andern beſonnen: und ich bin Zeuge, daß eine groſſe Anzahl Leute von gutem Geſchmacke, ſchon anfangen zu ſagen; daß ſie viel ſchönes darinn finden: denn daß ſie ſelber ſchön wären, erkühnen ſie ſich noch nicht zu ſagen.

Bey der groſſen Anzahl ſeiner Verdienſte vergeſſe ich faſt ſeiner Comödien, die, ob er ſie gleich nur proſaiſch gemacht hat, dennoch zur Poeſie gehören; und davon man neulich eine in Verſe gebracht hat, um ihre Würde zu erhöhen. Doch auch das iſt noch nicht alles. Er hat auch noch viele Pſalmen, geiſtliche Cantaten, Schäfergedichte, und verliebte Sachen gemacht, die die Welt noch nicht kennet; und die er aus Freundſchaft gegen mich, noch zurückgehalten hat. Doch war ſeine Liebe noch von einer viel beſondrern Art, als des Voiture ſeine, gegen die Prinzeßinn von Rambouillet. Nur eine Art von Gedichten hat dieſem ſo allgemeinen Poeten gefehlet; die Satire: aber es iſt ihm rühmlicher, daß dieſe ihm gefehlet, als daß er alle andere beſeſſen hat.

Bey dieſem allen aber war doch Hr. de la Motte kein Poet: wie einige geſagt, und tauſend andre nachgeſagt haben. Es war keine widerwillige Begeiſterung, die ihn ergriff, keine göttliche Raſerey: es war ein Vorſatz Verſe zu machen, den er ausführete, weil er viel Witz hatte. Wie aber? ſoll denn dasjenige am ſchätzbarſten an uns ſeyn, was am wenigſten auf uns ankömmt? was ohne unſer Zuthun

am

am meiſten in uns wirket, und einem thieriſchen Triebe am ähnlichſten iſt? Die Bienen machen freylich ein ſehr geſchicktes Werk; welches aber nur darum bewundernswerth iſt, weil ſie es machen, ohne darauf gedacht zu haben, und ohne es zu verſtehen. Soll nun ein Poet dieſem Thiere ähnlich werden? Es iſt wahr, ein Poet muß Naturell und Witz, und eine Begeiſterung haben: aber auch zugleich ſoviel Vernunft beſitzen, die dem Werke vorſtehe; und ihr den Zügel nicht weiter ſchießen laſſe, als es ſich ſchickt. Daher kömmts, daß ein großer Poet ſo ſelten iſt. Hierinn kann nun einer etwas mehr, ein andrer etwas weniger thun; und darinn herrſchet die Verſchiedenheit des Geſchmackes, die aber von beyden Theilen zu dulden iſt.

Was dem Hrn. de la Motte am meiſten geſchadet hat, iſt dieſes, daß er zuweilen ſeine Gedanken aus einer ganz andern Quelle, als aus der Hippokrene geſchöpfet hat: ich meyne aus der Philoſophie, ja gar aus der Metaphyſik. Viele Leſer nun, wiſſen nicht mehr wo ſie ſind, ſobald ſie nicht mehr die Flora nebſt den Zephyren, den Mars und die Minerva, und andre ſolche gewöhnliche Zierrathe erblicken. Ein Mann alſo, der gründlicher dachte, als man gewohnt war, konnte kein Poet mehr ſeyn: ein Vorwurf, der der Poeſie ſchimpflicher war, als ihm: zumal da er neben ſeinen gründlichen Gedanken auch viel Geiſt, Hoheit, und Lebhaftigkeit in ſeine Sachen zu bringen wußte.

Soll ich von dem Haufen ſeiner Tadler reden, die ſeine Verdienſte ihm erwecket haben? Soll ich

ihre Abſichten befördern helfen, ſie aus ihrer Dunkelheit zu ziehen? Nein, ich mag es nicht thun. Ihre Pfeile kamen aus einer gar zu großen Tiefe, als daß ſie ihn hätten erreichen können. Wir wollen ihnen die Ehre laſſen, einen wirklich großen Namen angetaſtet zu haben; weil ſie doch ſonſt keine haben können. Mögen ſie doch den niederträchtigen Gewinn genießen, den ſie davon gehoffet, und den andre durch eine ordentliche Fortſetzung ehrenrühriger Tadelſchriften zu vergrößern geſuchet! Ich weis, daß man ſie verachtet hat, (denn wie konte man anders?) und ihnen, ehe man ſie noch las, alle die verhaßten Namen gegeben, die ſie verdienten. Aber aller Eindruck, den ſie machen konnten, iſt ſehr vergänglich geweſen; und nichts iſt ſo ſtark, als die Wahrheit. Des Hrn. de la Motte Name wird leben, und der Name ſeiner ungerechten Tadler fängt ſchon an, ſich in die ewige Vergeſſenheit zu ſtürzen, die ſie erwartet.

Manche, die am geizigſten in ihrem Lobe gegen ihn wären, gaben ihm doch den erſten Platz in der ungebundnen Schreibart; damit ſie ihm nur in der Poeſie denſelben nicht zugeſtehen dörften. Und wie hätte er auch nicht ſchön ſchreiben ſollen, da er einen Verſtand voller geſunder und wohlgeordneter Begriffe, nebſt einem ſtarken, edlen und beſonders anmuthigen Ausdrucke, auch ſogar in ſeinen täglichen Geſprächen beſaß? Alles dieſes aber hatte er ſich ſelbſt zu danken. Er war von Jugend auf blind geweſen, und hatte alſo weder aus dem Umgange, noch aus Büchern viel lernen können. Er bediente ſich alſo der Augen eines Neffen, der ihm ganze vier

und

und zwanzig Jahre aufgeopfert hat, und ihm alles vorlesen mußte, was er hören wollte. Was man sich kann vorlesen lassen, das langet in der Gelehrsamkeit nicht sehr weit: und also kann man gestehen, daß Hr. de la Motte nicht gelehrt gewesen; aber so, daß sein Ruhm sich dadurch verdoppelt. Und dieß Beyspiel würde wider die unumgängliche Nothwendigkeit der Kenntniß der Alten zeugen, wenn man nicht antworten könnte: daß ein so außerordentlicher Mann zu keiner Folge dienen könne.

Er war zu allem fähig, und wenn er gleichwohl weder ein Naturkündiger, noch ein Meßkünstler, noch ein Gottesgelahrter war: so sah man wohl, daß es ihm nur an den Augen gefehlt hatte, alles zu werden, was er gewollt hätte. Indessen hatte er von allen Wissenschaften etwas gefasset, so wie es ihm aus verschiedenen Büchern, die man ihm vorgelesen, und aus den Unterredungen kleben geblieben. Aber alles was auf die Vernunft ankam, besaß er sehr vollkommen. Sein Witz erstreckte sich auf alles, auch so gar auf den gesellschaftlichen Umgang, welches so vielen Gelehrten zu fehlen pflegt. Seine Sitten, seine Redlichkeit, Aufrichtigkeit, und eifrige Erfüllung seiner Pflichten, sind allemal einhällig gelobet worden. Dabey war er weder neidisch, noch eifersüchtig. Er lobte andre von ganzem Herzen, so daß es schien, er vergnügte sich an fremden Gaben. Er sah zwar die Fehler derselben auch; aber die leichte Ehre, sie zu entdecken, vielweniger dieselbige bekannt zu machen, rührte ihn nicht. Er hatte auch seine eigene Schreibart nicht zur Richtschnur

aller Federn ausgeſetzet. Er wußte wohl, daß die Schönheiten derſelben mannigfaltig ſind. Sonſt aber breitete ſich in allen ſeinen Schriften ein gewiſſer Geruch der Tugend aus.

Ein merkwürdiger Umſtand des Streites wegen des Vorzugs der Alten oder der Neuern, war dieſer: daß auf einer Partey die Gelehrſamkeit, unter der Geſtalt der berühmten Frau Dacier; auf der andern aber der Witz, (ich will nicht ſagen die Vernunft) unter der Geſtalt des Hrn. de la Motte, erſchien. Umſonſt zwang ſich die erſte, im Anfange, zu derjenigen Mäßigung, die uns von den heutigen Sitten vorgeſchrieben wird: ſie fiel aber bald auf ihre alte Schreibart voller Bitterkeit, Stolz und Hitze. Der Witz hergegen blieb ſanft, beſcheiden, und ruhig; er war zuweilen gar aufgeräumt; allezeit aber gegen die Gelehrſamkeit, und gegen ihre Verfechterinn ehrerbiethig. So weit der Hr. von Fontenelle.

Nach einem Briefe an die Verfaſſer des Journals des Savans, und einer Rede an die franz. Academie, bey einer öffentlichen Verſammlung 1741. den 23. Aug. folgen nunmehro eine gute Anzahl Lobſchriften, die er als Secret. der Acad. der Wiſſenſchaften auf ihre verſtorbene Mitglieder abgefaſſet hat. Es ſind dieſelben P. Sebaſt. Truchet, Herr Bianchini, Herr von Valincourt, Herr Duverney, der Graf Marſigli, Herr Geoffroy, Herr Ruyſch, Herr Chirac, der Chev. von Louville, Herr v. Lagny, Herr von Reſſons, Herr Saurin, der Meßkünſtler, Herr Boerhave, Herr Manfredi, u. Herr du Fay. In allen dieſen Stücken herrſchet die ge-

gewöhnliche weitlauftige Gelehrſamkeit des Herrn Fontenelle, und ſeine beſondre Gabe, von den trockenſten Sachen, auf eine anmuthige Art zu handeln; darinn er vielleicht ein Phönix aller Zeiten geweſen iſt, der nicht ſo leicht wieder kommen wird. Allein weil alle dieſe Dinge nicht zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehören, ſo ſind wir der Mühe überhoben, ein mehrers davon zu ſagen.

* *

III.

La Merope, Tragedia del Marcheſe Scipione Maffei. Edizione XLV, Riveduta diligentemente & corretta. In Verona, per Jacopo Vallarſi. in 8.

D. i.

Merope, ein Trauerſpiel des Marcheſen Maffei. Die 45ſte Auflage, fleißig überſehen und verbeſſert ꝛc. 80 Seiten in 8.

Wir haben neulich von einem ſatiriſchen Trauerſpiele, Rutzvanſcad, Nachricht gegeben, wodurch man, in Italien, den Geſchmack der nach griechiſcher Art eingerichteten Trauerſpiele, lächerlich zu machen geſucht. Wir haben dabey melden müſſen, daß darinnen ſonderlich, auf des berühmten Marcheſen Maffei Merope, geſtichelt worden; ein tragiſches Stück, welches in Welſchland

die längſt vergeſſene Art regelmäßiger Trauerſpiele wieder auferwecket, und den guten Geſchmack wieder auf die Schaubühne zu bringen geſucht hat. Es würde höchſt unbillig von uns ſeyn, wenn wir nur die Bosheit der Neidiſchen, die dem berühmten Verfaſſer ſeinen dadurch erworbenen Ruhm gern vernichten wollen, in Deutſchland bekannt machen; nicht aber auch die Verdienſte eines ſo großen Mannes um die theatraliſche Dichtkunſt anpreiſen wollten. Wir haben uns einmal anheiſchig gemacht, die angegriffene Tugend zu vertheidigen: und wie könnten wir das beſſer thun, als wenn wir ſie in ihrem wahren Glanze darſtellen? Sie wird alsdann am kräftigſten für ſich ſelbſt ſprechen, und alle ihre Misgünſtigen nachdrücklich zu beſchämen wiſſen.

Wir haben alſo kein Bedenken getragen, auch von dem berühmten Trauerſpiele Merope, einen getreuen Auszug allhier mitzutheilen; ungeachtet dieſes Stück nicht mehr neu iſt. Denn wir haben bemerket, daß es noch zur Zeit in Deutſchland nicht ſo bekannt geworden, als es verdienet; indem alles, was theatraliſche Sachen liebt, bloß aufs Franzöſiſche fällt. Seit dem aber neulich Herr Voltäre eine Nachahmung dieſer maffeiſchen Merope auf die pariſiſche Bühne gebracht, ſind viele begierig geworden, auch das Muſter, nach dem ſelbiger ſich gerichtet, kennen zu lernen. Hernach verdient auch ein ſolches Stück ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit aller Liebhaber der freyen Künſte, welches in einem ſo aufgeklärten Lande, als Italien iſt, bereits 45mal aufgeleget worden.

Die

Die Lebensumstände des berühmten Herrn Maffei wird hier wohl niemand von uns fordern; indem sein Ruhm ihn schon in ganz Europa bekannt genug gemacht hat. Noch neulich hat ihn der so gelehrte als berühmte Herr Pastor Brucker in Augspurg, durch seinen vortrefflichen Büdersaal, der Gestalt und den Verdiensten nach in Deutschland, bekannter zu machen gesucht. Auf diesen verweisen wir den geehrten Leser, und eilen vorjetzo zu dem Auszuge aus der vortrefflichen Merope. Wir werden den ganzen Zusammenhang der Fabel, von Auftritte zu Auftritte durch alle Aufzüge derselben verfolgen; hin und wieder aber die merkwürdigsten Reden der Hauptpersonen ganz einrücken. Daraus wird denn erhellen, daß dieses Stück wohl vor vielen andern werth wäre, deutsch übersetzet zu werden. Wir besinnen uns, daß bereits vor zehn und mehr Jahren, der Herr Prof. Stähelin in Petersburg, als er noch hier in Leipzig studirte, diese Arbeit vollendet hatte. Er hatte es noch dazu gewaget, nach dem Muster der italienischen Trauerspiele, auch im Deutschen reimlose Verse zu brauchen. Allein eben dieses war die Ursache, warum unsre Comödianten solche Arbeit aufzuführen Bedenken trugen. Dem ungeachtet aber hätte der Herr Uebersetzer seine Arbeit der Welt im Drucke mittheilen sollen: ja wenn unser Wort bey ihm etwas gilt; so wollen wir ihn hiermit öffentlich darum ersuchet haben.

Die Perſonen der Merope ſind folgende.

Polyphontes, der Mörder des meſſeniſchen Königes Cresphon, und unrechtmäßiger Beſitzer dieſes Thrones.
Merope, die Gemahlinn des entleibten Cresphons.
Aegyſthus, der verſteckte Prinz Cresphon.
Adraſt, ein getreuer des Tyrannen.
Euriſus und Iſmene } getreue Bediente der Merope.
Polydor, der Pflegevater des verſteckten Prinzen.

Erſter Aufzug.

Polyphontes dringet in die Merope, ſich mit ihm zu vermählen, welche dagegen ihren gerechten Abſcheu bezeiget. (1. Auftr.) Indem hinterbringet Adraſt dem Könige, er habe einen Fremdling gefänglich eingeführet, welcher an der Brücke des Pamiſus, Mord und Raub begangen. (2. A.) Polyphontes fordert dieſen Verbrecher, Namens Aegyſthus, vor ſich, welcher ſich aber mit der Nothwehre vertheidiget, und die Fürbitte der Königinn Merope verdienet. (3. A.) Aegyſthus bewundert ihre huldreiche Majeſtät, und flehet den Adraſt an, ſeiner Unſchuld einen gleichen Beyſtand zu leiſten. Dieſer ſagt ihm ſolchen zu, und legt ihm ein Beweisthum ſeiner beſondern Gewogenheit darinnen vor, daß er dem Könige nichts von dem Ringe eröffnet, welchen Aegyſthus dem ermordeten abgenommen haben ſollte. Allein dieſer ſchwöret, er habe ihn von ſeinem Vater

er-

erhalten, welches hingegen Adraſt, in Betrachtung ſeines armſeligen Standes, nicht glauben kann. (4. A.)

Zweyter Aufzug.

Iſmene klaget dem Euriſus, daß Arbas, welchen Merope als Kundſchafter nach ihrem verborgenen Prinzen zu ſchicken gewohnt war, mit der leidigen Nachricht zurückgekommen ſey: wie gedachter Prinz ſich heimlich aus dem Hauſe ſeines Pflegevaters weggeſtohlen habe, um die Städte Griechenlandes zu beſehen. (1. A.) Die betrübte Königinn kömmt dazu, und erkläret ihnen ihre gegründete Furcht: es möchte der an der Brücke des Panuſus erſchlagene Fremdling ihr geliebter Cresphon geweſen ſeyn. (2. A.) Polyphontes unterredet ſich mit dem Adraſt von den Mitteln, ſich auf dem wankenden Throne zu befeſtigen, da dann die Vermählung mit Meropen hauptſächlich in Betrachtung kömmt. (3. A.) Iſmenen wird die Bothſchaft der königlichen Abſichten an die Merope aufgetragen; welche ſich dann nach vielen vergeblichen Einwürfen und Ausflüchten gezwungen ſieht, die Befehle zu befolgen. (4. und 5. A.)

Euriſus verſtändiget Meropen, daß der Entleibte, der Prinz Cresphon nicht ſeyn könne; immaßen Aegyſthus demſelben, nach Außage des Adraſtus, einen koſtbaren Ring abgezogen; den man bey einem armen Pflegeſohne nicht vermuthen dürfe. Merope läßt ſich dieſes Kleinod weiſen, und erkennet ſolches zum Unglücke für dasjenige, ſo ſie dem Pflegevater ihres Prinzen mitgegeben hatte, um ihm ſolches bey

reiſe-

reiferem Alter einzuhändigen. Sie geräth darüber in äußerſte Traurigkeit, und bricht unter andern in dieſe ſchmerzhafte Worte aus: Was verweile ich nun länger? Und was hält mich weiter in dieſem bittern Leben auf? Eine einzige Hoffnung hat mich ſo viele Jahre unterhalten: nun iſt ſie dahin; nichts bleibt mir übrig; ich werde meinen Sohn niemals wieder ſehen! Nun wird Polyphontes beſtändig, Polyphontes wird ruhig herrſchen. O ihr ungerechten Götter! Den Meyneidigen, den Ungerechten, den Verräther, den Wütrich; denjenigen, welcher an Grauſamkeit, an Bosheit, und Betrug die laſterhafteſten Seelen, ſo jemals geweſen, weit übertrifft; dieſen beſchützet ihr? über dieſen ſchüttet ihr eure Gunſt aus? und gegen das Geblüte des rechtſchaffenen Cresphons, gegen dieſe unglückliche und unſchuldige Sproßen, vergnügt ihr euch, die Pfeile abzudrücken? Und veilleicht ſchmerzet es euch, daß niemand mehr davon übrig iſt, auf den ihr ſolche ſchießen könnt! (6. A.)

Dritter Aufzug.

Der erfreute Polyphontes erzählet dem Adraſt, wie er von einem verrätheriſchen Bedienten der Merope vernommen, Cresphon ſey derjenige geweſen, welchen Aegyſthus entleibet. Er ſteht bey ſich an, ob er nun die Vermählung mit der Merope vollziehen ſolle. Adraſt aber hält dieſes für nöthig, um die erbitterten Gemüther der Meßenier zu beſänftigen. Er iſt ſo gar der Meynung, man müſſe den Leichnam des vermeynten Prinzen prächtig zur Erde beſtatten laſſen: welchem Rathe Polyphontes end-

endlich Beyfall giebt. Aegysthus danket dem Könige für seine Begnadigung: welcher hingegen mehrere Umstände, von dem Erschlagenen, aus seinem Munde erfahren will; durch die Ankunft der Merope aber darinn gestöret wird. (2. A.) Aegysthus hält folgende Dankrede an die Merope.

O Königinn! du Beyspiel der Tugend und der Ehre, laß zu, daß ich in diesem unterthänigem Rockkusse mein Herz zerfließen lasse. Ich bin gewiß, daß dieß Erbarmen, so mich dem schrecklichen Gefängnisse entzogen, und zu meinem Besten in die Schatten der tödtlichen Gefahr geblitzet, von dir allein Bewegung und Licht empfangen hat. Die ewigen Götter lassen beständig ihre Gaben in deinen Schoeß regnen; und wenn du jemals in einen Unglücksfall gerathen solltest: so wollen sie dir die Hand reichen, wie du sie andern darzubiethen pflegest. Ich will dir in Ermangelung eines bessern Vermögens, einen Tempel in meiner Brust aufrichten; allwo ich, so lange der Geist diese Glieder beherrschen wird, und wohin mich Fremdling mein Schicksal trägt, dein Gedächtniß und deine Wohlthat verehren werde. Aber du höreſt mich mit Verwirrung und ohne Empfindung an, wo du mich anders anhöreſt; du würdigest mich keines Blickes! Vertiefen etwa hohe Gedanken deine königliche Seele, und rede ich vielleicht zur Unzeit? Ach! verzeihe meinem Fehler, und leide doch, daß ich dich um die Vollendung des Werkes anflehe. Ich seufze nach der völligen Freyheit; du allein kanst machen, daß ich die geliebten väterlichen Hausgötter wieder sehe, und auf dir beruhet meine ganze Hoffnung. (3. A.)

Me-

Merope läßt den unschuldigen Aegysthen durch den Eurisus an eine Seule binden, um den geglaubten Mord ihres Prinzen an ihm zu rächen. Zuletzt verräth sich Aegysth, daß er Polyders Sohn sey; (4. A.) und beklaget sich gegen den ankommenden Polyphontes wegen dieser Gewaltthätigkeit. (5. A.) Dieser verweist solches Meropen, und stellt ihr spottend vor: sie habe vorher selbst für den Aegysth gebethen; ihr Prinz könne auch nicht von ihm erschlagen worden seyn, weil solcher nach ihrem eigenen Geständnisse, in ihren Armen gestorben. Die ergrimmende Merope antwortet also: Ha! Bösewicht, du spottest meiner noch, du verstellest dich nicht mehr; du entdeckest dich endlich! Vielleicht hoffest du auf das Vergnügen, mich vor Schmerzen sterben zu sehen: aber du sollst es nicht haben; der Schmerz ist von dem Zorne überwunden. Ich will leben! um mich zu rächen; ich habe nun nichts mehr zu fürchten; ich werde durch die Straßen laufen, Kleid und Haare zerreißen, mit Schreyen und Weinen das ganze Volk zur Wuth anfeuren, und zu den Waffen antreiben. Wer wird mir nicht folgen? Du wirst mich bey deinem ruchlosen Hause mit tausend Fackeln sehen. Ich will Mauren und Dächer verbrennen und umreißen, ich will deine Liebsten umbringen, und in deinem Blute will ich meine Wuth sättigen. Wie vergnügt, wie freudig werde ich seyn, wenn du zergliedert und verstreut vor mir liegst? Ach! was sage ich? Was denke ich? Ich werde alsdann vergnügt, ich werde freudig seyn? O ich Elende! dieses alles wird meinen Sohn nicht wieder lebendig machen!

die-

dieſes hätte man thun ſollen, indem noch jemand da geweſen, für den man es thun konnte: was hilft es itzo? Wehe mir! wer hat jemals ſolche Angſt ausgeſtanden? Ich habe meinen geliebten Gemahl, ich habe zwey zarte Söhne mir mit Gewalt entreißen und tödten geſehen. Kaum war einer davon überblieben: ich habe ihn von meiner Schooß getrennet, und weit hinweg geſchicket, um ihn zu retten. Er wuchs heran, man bereitete ſich ſchon ihn auf den Thron zu ſetzen, und ich gedachte bereits, ihm die Herrſchkunſt ſeines guten Vaters beyzubringen. Und ſiehe! ein unverſehener Streich des blutigſten Todes raubet mir ſolchen auf ewig; und ohne daß ich ihn ein einzigmal ſehen, oder ſeine Aſche wenigſtens haben können, warum habt ihr (Götter) ihn nicht in den unglücklichen Tagen unſeres Untergangs umkommen laſſen, da der Schmerz ſeines Todes, mit dem Leide ſo vieler Leichen vermengt geweſen wäre. Aber du, der du mir alles genommen, läſſeſt mir noch mein Leben: warum verſchmäheſt du mein Blut, da du deſſen ſo begierig biſt? Werden wir dich immer zu meiner Qual barmherzig ſehen? haſt du dich doch gegen meinen Sohn nicht alſo bezeiget! Wenn du für den Thron beſorgt wareſt, wer verboth dir denn, ſolchen zu der niedrigen Lebensart der Hirten im Gebirge und in Wäldern zu verdammen? Grauſamer! behalte dir dein Reich, und gieb mir meinen Sohn wieder. (6. A.)

Vierter Aufzug.

Adraſt läßt die Merope durch Iſmenen bedrohen, daß bey fernerweitiger Verweigerung ihrer Hand,

Poly-

Polyphontes ihre liebſten Freunde und Getreuen auf die Schlachtbank liefern werde. (1. A.)

Aegyſthus forſchet bey Iſmenen, warum Merope ſo erboßt auf ihn ſey, welches ſie ihm bey ihrer Wiederkunft zu entdecken verſpricht. (2. A.) Unterdeſſen lobet Aegyſthus ſein Landleben gegen ſich ſelbſt, und läßt ſich endlich auf einen Marmor nieder, um etwas zu ſchlafen. (3. A.) Polydor, welcher der Spur ſeines entwichenen Pflegeſohns nachgefolgt, wird von dem Euriſus in das Schloß geführet, und beſinnet ſich, dieſen vorzeiten an Cresphons Hofe geſehen zu haben. (4. A.) Nach verſtatteter Einſamkeit ſucht er einen Ort, wo er ſich verbergen konnte, und wird den ſchlafenden Aegyſth gewahr. Er iſt im Begriffe, ſich zu ihm zu nahen (5. A.) wird aber von der Ankunft der Merope und Iſmene geſtöret, wovon jene willens iſt, den Aegyſth in einen ewigen Schlummer zu verſenken. (6. A.) Da ſie eben den Streich vollführen will, hält Polydor die rachgierige Königinn auf, und erkläret ihr, daß Aegyſthus ihr Prinz, er aber Polydor ſey; immittelſt der erwachte Aegyſth entfliehet. Merope will ſogleich nach erhaltener Nachricht ihrem Prinzen nachlaufen, und ihn umarmen; Polydor aber dämpft ihr hitziges Verlangen, mit klugen Vorſtellungen. (7. A.)

Fünfter Aufzug.

Polydor zeiget dem Aegyſth ſeine hohe Geburt an, worüber dieſer unter andern ſeine Regungen alſo ausdrücket:

In

In diesen Adern läuft also das Geblüte des grossen Alcides. O was fühle ich für eine Regung, die mich über mich selbst erhebt! Ach hättest du mir dieses, nur dieses einzige eröffnet, so hätte ich meine Jahre in keinem so niederträchtigen Müßiggange zugebracht. Das Gerüchte würde vielleicht bereits meinen Namen ausrufen, und die Meßenier hätten mich vielleicht nach sovielen abgelegten herkulischen Proben bereits angenommen, und das Joch des grausamen Tyrannen abgeworfen. Das Blut meines Vaters ist also auf diesem Boden verspritzt worden? hier sind die unschuldigen Brüder.. und der Nichtswürdige herrschet noch? und pranget noch immer mit einem Zepter, der nicht sein ist? Gehe ich nicht sogleich hin, ein Eisen zu holen? Ja, ich will es ihm ganz in die Brust stoßen! Hier, mitten unter seiner Leibwacht, will ich dieses thun. Ich will, daß dieses ohne Anstand erfolge; für das übrige wird der Himmel Sorge tragen.

Polydor mäßiget die Hitze des Prinzen, und giebt ihm Bewegungsgründe der Klugheit. (1. A.) Polyphontes befiehlt dem Adrast, die Merope in den Tempel zu führen, mittlerweile er sich dem Volke, welches er sammt seinen tauben Göttern verhöhnet, zu zeigen beschließt. Nun spricht er: Welcher Mensch, welche Gottheit kann mir den Zepter aus den Händen ringen; nachdem alle diejenigen, welche mit ihren Ansprüchen auf dieses Reich pralten, Staub und Schatten sind? Meine Tapferkeit, meine Einsicht, Adrast, sind meine Götter gewesen. Mit diesen habe ich die Schmach eines niedrigen Schick-

fals abgeschüttelt, und mir durch Waffen, Blut und Gefahr den Weg zu einem Throne gebahnet; mit diesen werde ich beständig festen Fuß darauf fassen; es knirsche nur vergebens Erde und Himmel. Mich dünkt, ich höre die Merope: sorge du ihrentwegen, und wenn sie noch widerstrebet, so stoß ihr einen Stahl in das Herz. Wenn sie sich nicht mit mir vermählen will, so mag sie mit dem Pluto Hochzeit halten. (2. A.) Adrast führet die Merope in den Tempel, wohin ihr Ismene (3. A.) und darauf Aegysthus nach Hinterlaßung des Polydors folgen. (4. A.) Unterdessen trifft Eurisus den alten Polydor an, und giebt solchem auf Befragen: warum er nicht der königlichen Vermählung beywohne? den traurigen Bescheid: Merope sey seit langer Zeit entschlossen, bey dem Trauungsaltare Hand an sich zu legen; vor welchem Anblicke er Abscheu trage. (5. A.) Immittelst, daß Polydor die Königinn zum voraus beweinet, kömmt Ismene mit der schönen Nachricht: der Tyrann sey vom Aegysthus, seinem Pflegesohne, mitten in dem Tempel, sammt dem Adrast umgebracht worden. (6. A.) Hierauf höret man die Merope dem Gefolge der Meßenier schwören: daß dieser Aegysthus ihr dritter Prinz, Cresphon sey, welches sie durch das Zeugniß des Polydorus bestätiget. Eurisus unterwirft sich im Namen der andern dem neuen Könige, und dieser vermahnet sie, aller Furcht sich zu entschlagen, weil er in Gesellschaft solcher Freunde Waffen und Wuth verlache. (7. A.) Endlich eilt der Held zu dem Volke, welches ihn mit Schmerzen erwartet. (letzter Auftritt.)

Adel-

* *

IV.

Adelgar, die gotthiſche Prinzeßinn,

in einem Helden-Luſt-Spiel vorgeſtellet. Und zugeſchrieben dem Herrn Brokkes, Fürſten der Teutſchen Poeten, von ſeinem Bewundreren A. L. K.

Die Gab iſt klein: deine Verdienſt ſind groß:
Daß Meer empfangt auch Bäch in ſeine Schooß.

Freyburg in Uchtland. bey Innocenz Dietrich Hautt 1736.

Da wir um die Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne in dieſen Gegenden bisher ſo eifrig bemühet geweſen: ſo iſt es uns faſt eine Schande, daß wir gegenwärtiges Meiſterſtück eines ſchweizeriſchen Schauſpiels ſo ſpät zu ſehen bekommen. Unſers wiſſens iſt es auch noch das einzige, welches der neuere alpiniſche Parnaß bisher hervorgebracht, und verdienet alſo nach dem alten Sprüchworte: Quod rarum carum, deſto mehr bewundert zu werden. Wie man uns verſichert hat, ſo haben die Herren Zürcher vorgehabt, eine eigene Eidgenoſſiſche Schaubühne für ihren eigenen Leib zu bauen: dazu denn jeder Canton ſein eigen Stück beytragen ſollen. Da ſich aber die meiſten löblichen Stände geweigert, eine ſolche poetiſche Conföderation einzugehen; ſo hatte auch der vörderiſte

Canton, wie ſich Zürch nennet, angeſtanden, ſich allein ans Licht zu wagen. Nur das freyburgiſche Stück war einmal fertig; und alſo hat es der Verfaſſer nicht wollen umkommen laſſen, wofür wir ihm allerdings verbunden ſeyn müſſen. Es iſt aber zweifelsfrey aus Verdruß über den mislungenen poetiſchen Bundſchuh geſchehen, daß er dieſe theatraliſche Erſtgeburt nicht den critiſchen Obermeiſtern in Zürch, wie es doch billig geweſen wäre; ſondern einem berühmten niederſächſiſchen Poeten zugeſchrieben. Die Herren Zürcher haben ſich aber weidlich dafür gerochen, da ſie dieſes Stück nicht gewürdiget, in ihre geiſtvolle Sammlungen einzurücken, und ihm dadurch das Siegel des guten Geſchmackes aufzudrucken. Wir laſſen indeſſen dieſe Anekdote in ihrem Werthe und Unwerthe beruhen, und ſehen unſer Helden-Luſt-Spiel etwas genauer an.

Die Vorrede hebt ſo an: An den günſtigen Leſern. Wann du bey Ableſung dieſes Helden-Luſt-Spieles kurze oder lange Weile haſt, kanſt du dich gegen Plautus bedanken, oder beklagen: dann dieſer hat mich zu Verfertigung dieſes Werkleins angetrieben, durch das wiederholte Lob, welches er ſeinem eigenen Luſt-Spiel Captivi beygeleget hat, da er zuerſt in der Vorrede oder Vor-Auftritt geſaget:

Profecto expediet fabulae huic operam dare;
Non pertractate facta eſt, neque item ut ceterae.
Neque ſpurcidici inſunt verſus immemorabiles;

Hic

Hic neque periurus leno eſt, nec meretrix mala,
Neque miles glorioſus.

Und bey dem Ende des Spiels, oder bey der Abdankung deren Zuhörern, ſpricht er wieder:

Spectatores! ad pudicos mores facta eſt haec fabula - -
Huiusmodi paucas Poetae reperiunt Comoedias,
Ubi boni meliores fiant - - -
Qui pudicitiae eſſe vultis praemium, plauſum date!

So rauh die deutſche Sprache hier lautet, ſo gut und lobenswerth iſt gleichwohl die Abſicht des Verfaſſers, die unzüchtigen Poſſen von der Schaubühne wegzulaſſen: Und da ſtiege mir auf, fährt er fort, ein Luſtſpiel zu machen, das auch von dieſem befreyet ſeyn ſollte. Hactenus bene! Aber wenn der Verfaſſer bey dieſem ihm aufſteigenden Vorhaben gläubet, er müſſe einen ernſtlichen Vorwurff erkieſen, und auf dem Fuß eines Trauerſpiels abhandeln, daher er gegenwärtiges Gedicht erwehlet, ſelbes Heldenartig zu behandeln, nit achtende, ob der gemeine Mann eine Freud dabey haben wurde: ſo ſcheint es, als ob er ein züchtiges und ehrbares Luſtſpiel für ein Unding hielte, oder auch glaubte, als ob noch kein ernſthaftes Trauerſpiel vor ihm in der Welt geweſen; indem zwiſchen dem Plautus und ihm, eine ungeheure Lücke auf der Schaubühne geherrſchet. Seine Perſonen erzählt er ſo:

„Ich habe außerſehn Adelgar, eine junge hitzige „Fürſtin, deren die Auferzihung in Manlichen Klei-

„dern, und Übungen den angebohrnen Muth und „Herzhaftigkeit gestärket: Allebrand, einen Kö„nig in dem Befehlen erahtet, demme der eigene „Will das einzige Gesatz ware: Kunigund, eine „Königin, ganz milde, mitleidig und gutthätig, die „nur was billig und gerecht liebete: Teuterich, ein „Fürsten, demme die Treu gegen seinen König im„mer und vor allem aus obgelegen ware: Reine„traut, eine Prinzeßinn, die den habenden Geist „mit wohl zu meistern wuste: Und endtlichen Fro„hilf, eine listige Hof-Katz.

„Diese Eigenschaften hat er sonderlich in den ein„samen Uberlegungen des vergangenen und Konfti„gen zu entwerfen getracht, wohlwissende, daß „obschon die Harmonia oder liebliche Thönung „deren Versen und Reimen die Beste wäre, „dannoch denen Sinnen der Zuhörern kein satsa„mes Vergnügen geben wurde, wan die Natur, „oder Einstimmung und Ähnlichkeit mit unserm Thun „und Lassen nit darinn spielete". Da haben wir nun das zürcherische Glaubensbekäntniß, daß die Schönheit und der Wohlklang der Verse mit guten Gedanken, und der Nachahmung der Natur nicht bestehen könne: ein Grundsatz, der uns schon so eine Menge von Dichtern gezeuget, die den habenden Geist in grammatischen und prosodischen Schnitzern zu zeigen gesucht; ungeachtet die Möglichkeit des Widerspiels uns schon längst von einem trefflichen Hagedorn, noch neulich aber von den angenehmen Dichtern Koppen, Gleimen, Gellerten, Gärtnern, und so vielen andern gewiesen worden.

Nun-

Nunmehro folgt der Inhalt des Helden-Luſtſpiels, unter dem Titel wahrſcheinliche Geſchichte. Hier möchte nun wohl ein ſeichter Kunſtrichter mit einem ſchalen Gehirne fragen: In welchem Geſchichtſchreiber doch immermehr dieſe Geſchichte ganz, oder zum Theile zu finden ſey; oder in welchem Lande ſich dieſelbe zugetragen habe? Denn Ariſtoteles ſowohl, als Horaz wollen haben: die Trauerſpiele ſollen keine gänzliche Hirngeſpinſte ſeyn, ſondern eine wirkliche Begebenheit zum Grunde haben; wie ſolches auch die Beyſpiele der ſämmtlichen griechiſchen und römiſchen Trauerſpiele darthun. Allein wir können die Antwort leicht vorherſehen: daß dieſes nämlich eine ſclaviſche Nachahmung, oder Anbethung der Alten ſey, wenn man ſich an ihre Regeln und Exempel binden will. Was hat uns der närriſche Stagirit, und der eigenſinnige Flaccus zu befehlen? Was geht es uns an, daß uns dieſer, nur aus einer blinden Hochachtung der Griechen, zugerufen:

Vos Exemplaria graeca
Nocturna verſate manu, verſate diurna!

Und noch einmal:

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Muſa loqui, praeter laudem nullius avaris!

Nun möchte zwar mancher denken, die Namen der Perſonen in dieſem Helden-Luſt-Spiele zeigten ja zur Gnüge, daß es eine deutſche Geſchicht ſeyn müßte. Ganz gut, die Namen ſind deutſch, aber wo ſind deutſche Sitten darinn? Wo haben die

alten Deutſchen, ſolche Könige gehabt, denen der eigene Wille das einzige Geſatz wäre; wie hier Allebrand, in den Befehlen eraltet, ſeyn ſoll? Noch mehr, wo haben die Deutſchen ein Geſatz gehabt: daß wann ein König keine Manliche Erben, ſondern nur weibliche Kinder zeugete, er bey Erwachs- und Verehligung der Aelteſten Prinzeßinn Tochter den Thron räumen, und dem Tochtermann überlaſſen ſollte; wie es hier in dem Inhalte heißt. Dieſes Gottland alſo, wo die gottiſche Prinzeßinn zu Hauſe iſt, muß gewiß in Schlaraffenland liegen; wenigſtens iſt es in Europa nicht anzutreffen.

Doch man thut dieſer gottiſchen Adelgar zu viel Ehre an, wenn man eine ernſthafte Unterſuchung darüber anſtellen will. Wir wollen unſern Leſern durch dieſes Helden-Luſt-Spiel keine finſtere, ſondern eine heitere Stirn machen: wie es die Abſicht des Verfaſſers geweſen iſt. Wir wollen daher alle die Helden-Luſt-Spiel-mäßigen Kunſtgriffe bekannt machen, womit er ſeinen Zweck glücklich erhalten hat, uns zum lachen zu bewegen; auch ſogar, wo er von den traurigſten Dingen zu handeln ſcheint. Die Abſicht unſres Bücherſaals iſt überdieß nicht zu critiſiren, ſondern bloß Nachrichten zu geben.

Das Stück hat nur drey Abhandlungen; abermal eine Probe von der Freymüthigkeit eines rechtſchaffenen Zürcheriſchen Eidgenoſſen und Verächters der Alten. Der erſte Auftritt fängt ſo an:

Adel-

Adelgar, Frohilf.

Adelgar.

Mein Frohilf, alles iſt im Freudenmeer erſoffen:
Muß das nicht luſtig zugegangen ſeyn? Doch weiter!
Es ſcheint, ich ſelbſten könn nichs freudigers mehr hoffen:
Das ganze Volk des Reichs, mit herzlicher Begier,
Zu ſchweren Huld und Treu, verſamlet ſich ſchon hier.
Ich ſoll, wan morgen ſich die Sonn wird wieder zeigen,
Mit königlichem Pracht, der Getten Thron beſteigen. ꝛc.

Frohilf.

Ach Prinz, dein edles Hertz iſt ſchon genug bekannt,
Man weiſt, daß deine Sinn zu unſerm Heil geſpannt,
Ich ſelbſt genieße ſtehts ganz unverdiente Gnaden,
Dein Güte hat mich mit Wohlthaten überladen.
Mein Leben ſo darum dir vilfacht ſchon verpfänd't,
Wird morgen dir mit Freud auch endlich zugewendt.
Wann aber meiner Treu ein Wort erlaubt zu ſagen,
Mein Prinz, ſo ſcheint mich an, daß zu den Freuden Tagen,
Dein Angeſicht was trüb und nit gar frölich ſey:
Solch Trauren tauget nit zu dieſem Froh-Geſchrey.

Adelgar.

Was willſt der Traurigkeit, mein Frohilf, mich beſchulden,
Da ich die deinige in Freundlichkeit mag dulden.
Dein Antlitz iſt verſtellt, und komt nit überein,
Mit dem, ſo in dein Hertz muß eingeſchloſſen ſeyn.
Der Unluſt deines Sinns zuruck auf meinen prallet,
Und deines Traurens Laſt vollkommen auf mich fallet.
Du weiſt, daß du mir lieb, und birgeſt deine Plag,
Sag, welche billicher, mein oder deine Klag?
Bekenne keck heraus, was leideſt du für Schmertzen?
Surrt und ſchwermt etwan nit die Lieb in deinem Hertzen?

Wem nun dieſes Surren und Schwermen der Lieb im Herzen nicht ſchön dünkt, der verſteht es nicht, was zu einem Heldenluſtſpiel gehört, und iſt ein ſchaler Kopf. Das Ende dieſes Auftrittes, und der Anfang des zweyten iſt auch ſchön.

Adelgar.

Ich fang zu zettlen an, wird aber vieles Koſten,
Eh daß ich mein Gewch : : :

Zweyter Auftritt.

Adelgar. Kunigund.

Kunigund.

: : : Mein Kind nur dich zu troſten,
Die ich ſelbſt Troſts bedarf, zugleich auch eine Bitt,
Bey dir zu legen ein, leit ich her meine Schritt.
Dir iſt nun nicht mehr neu, wie Allbrand mich betrübet,
Da er in Thron, mehr als in eignes Blut verliebet,
Den greulichen Befelch mir hat getragen auf,
Daß gleich bey der Geburt ich deinen Lebenslauf
Soll enden: diß aus Forcht, daß er einſt muß abtretten
Dem Tochtermann den Thron. Dich von dem Tod zu retten
Verſchwieg ich dein Geſchlecht.

In Wahrheit, hier iſt mehr als Lohenſtein! Nun bekommen wir im dritten Auftritte einen verliebten Morgenſegen von der Prinzeßinn zu leſen. Er iſt an die Liebe ſelbſt gerichtet, die wohl an dem altgottiſchen Hofe muß angebethet worden ſeyn; ohngeachtet uns Tacitus u. a. m. nichts davon berichten.

Du Liebe, die du zwar ganz blind wirſt abgemalet,
Die du doch manchen ſchon mit hellem Glanz beſtralet,

Du

Du weiſt, daß ich es keuſch, treu und aufrichtig meyn.
Dich ruf ich herzlich an, leucht mir mit deinem Schein,
Leit mich auf guten Weg, hüt mich vor falſchen Tritten,
Sey nun vergnügt mit dem, ſo ich bis itzt gelitten,
Nimm dermaleinſt von mir die Marter und Beſchwerd,
Gib, daß mir Teutrichs Herz geneigt, hold, günſtig werd!

So lautet ihre Andacht, und da ſie ſich ſelber damit gefällt, ſo ſetzt ſie gleich hinzu:

Gut, das Gebet iſt ſchön; der Handel iſt gewonnen:
Die Schmertzen, Angſt und Pein, ſind völlig ſchon zerroſten.

Wollen wir einige Machtwörter neuer Art wiſſen, womit man nach der Zürcher Dichtkunſt ſeine Rede aufſtützen kann: ſo giebt uns der vierte Auftritt dergleichen. Reinetraut ſpricht zum Teutrich.

Dein Aufwart ware nicht ein laut're Höflichkeit,
Sie war mit weis was mehr eintringendem begleit't.
Kurtz, mit den brinnenden und doch verſtohlnen Blicken,
Erluffreteſt dein Feur, daß es nicht möcht erſticken.

Wer etwa denkt, daß Reinetraut nicht Gleichnißweiſe reden könne, der leſe folgendes:

Ich hüte mir gar wohl, und ſag es im Vertrauen,
Mit kleinen Kindern will von Letten Häuſer bauen.
Ohn Zweiback auf der See, und ohn ſüß Waſſer ſchifft,
Wer gleich der Liebe glaubt, und ſelbe vor nit prüfft,
Mit Treu und B'ſtändigkeit.

Wem dieſe herzhaft verbiſſene Sylbe in B'ſtändigkeit gefällt, dem müſſen wir Teutrichs Antwort auch herſetzen, der die Kunſt zu verkürzen noch beſſer kann:

Man

Wan durch die Zahl der Jahren
Man die Beſtändigkeit mit G'wißheit kan erfahren;
Prinzeßinn, haſt du ſchon der Meinigen die Prob:
Ich d'rühme mich mit Fug, du giebſt mir ſelbſt das Lob.
Auch meiner Treu kanſt dich nit weniger verg'wiſſen,
Du weiſt, daß außert dir ich alles hab gemiſſen.

Doch, da ſchöne Allegorien vor allen andern Dingen die tragiſche Schreibart zieren, ſo muß man auch hierinn die Stärke des Dichters bewundern. Teutrich läßt ſeine geliebte Prinzeßinn vorm Altare in die Wochen kommen; doch nur mit einem metaphoriſchen Kinde, das iſt, mit einem Jaworte; welches ganz neu und ſchöpferiſch gedacht iſt. Im VI. Auftr. heißt es:

Und wan ich ſelbſt nit wär bey diſer Werbung g'weſen,
Sie wär des Ja-Worts gleich und ohne Schmerz geneſen.

Doch da er über ihre Untreue böſe wird, ſo drückt ſich der Affect noch auf eine edle Art im Schluſſe der Scene aus:

Geh hin, ich hab dich g'liebt, dein Glück ich dir wohl gonne:
Schau, daß dich nit der Printz mit gleicher Müntz belohne.

Eben ſo klingts im VII. Auftritte:

Ich bitte um Genad, mein Printz, ich will nit ſagen,
Daß ich woll wider dich die Liebes-Zelt aufſchlagen:

Und bald darauf kommen ſo viele Schönheiten zuſammen; daß man wohl ſieht, er ſey kein Schüler von Johann Hübnern in Hamburg geweſen:

Mein Marter wäre kurtz, hingegen jenes Band,
Das Band gezwungner Eh' ſo lebenlänglich dauret,

Indem

Indem durch lange Nächt und trübe Täg man trauret,
Iſt ein ſo harte Nuß, ſo bittrer Myrrhen-Wein,
Daß des verkoſtens frey verſchlipfet gern will ſeyn.

Bald darauf redet Adelgar ſehr ſchön in ſeinen Sprüchwörtern:

Er braucht kein groſſen G'walt: Ein Nagel treibt den andern,
Ein neue Liebe kan, die erſte heißen wand'ren.

Und Teutrich geſteht endlich, daß ſeine Liebe hölzern ſey:

Sie hört mich gnädig an, und läſſet ſich bekümmern,
Daß etwan meine Lieb in kurzem geh zu trümmern.

Damit man auch nicht denke, die Prinzeßin habe vorhin von ungefähr vom Stachel geredt: ſo wiederholt ſie die ſchöne Allegorie:

Schau lieber Teuterich,
Dein itzgemachter Schluß behaltet nicht den Stich,

Teuterich aber, der mit ſich im VIII. A. allein redt, ſpricht erſt recht tiſchlermäßig:

Wan Reintraut Treu noch wär, könt mich die Hoffnung kitzlen,
Gut: aber ihr und mir wurd ich das Unglück ſchnizlen.

Hernach aber drückt er ſeine Meynung wieder in Sprüchwörtern aus:

Wer iſte? Ich bin verruckt! Ich weis nit was ich ſag,
Herz, Sinn, Gemüht, und Mund gehn nit auf einen Schlag.

Nein,

Nein, Teutrich, nein, ver dir dich ſelbſten nit verſtecke.
Es liget anderes ſchon unter diſer Decke.

Pfui! wo iſt dein Verſtand?

Sie iſt ſechzehen Jahr; wo iſt ſie bishehr g'weſen?
Hat man ſie erſt ganz reiff ab einem Baum geleſen?

Und damit man auch die edle Verachtung der Grammatik bey dem Poeten ſehen möge, die ſich zwar bisher ſchon deutlich genug gewieſen: ſo ſchließt Teutrich in dem IX. A. den erſten Aufzug ſo:

Wir müſſen ſeiner Kron
Erweiſen Ehr, Forcht, Lieb, und opfern Leib und Leben,
Saũt allem was uns hät d'Natur und d'Welt gegeben.

Dergleichen Blümchen nun kommen noch mehr vor. z. E. z' überführen, demüthigiſt, auf d'lezte, ein ſchaller Freund, auf Morndrig hohes Feſt, die Geheimd, ins Grabe, wann mich gleich hinderſinn; die Lieb hat mich gesädmet ein. Und mit etwas recht ſchönem zu beſchließen, ſo ſpricht die verzweifelnde Reinetraut im VI. A. des III. Aufz. ſo maleriſch;

Vergieß ein Zähersfluß, wasch deine Hände ab,
Auch diſes klecket nit, ich trag ſie in das Grab.
Dein glatt, zart, weiße Haut hat itzt Zeit ſich mit Fallten
Zu kreuſen zierlich aus, und ihr, die ihr, hoch prallten
Haarlocken ſchwellt nit auf, zieht eure Wirbel ein,
Zerreiſſet euer Netz, es fallt kein Raub mehr drein.

Aus dieſen auserleſenen Proben nun kann man ſich leicht vorſtellen, wie tröſtlich und lieblich das ganze Helden-Luſt-Spiel zu leſen ſeyn müſſe. Gleichwohl hat der Verfaſſer keine ſo gar ſchlechte Meynung davon gehabt, wie aus dem Beſchluſſe erhellet. Denn da entſchuldigt er ſich, warum der neunte Auftritt im 1. Aufzuge nicht ganz ausgearbeitet worden, folgendergeſtalt:

„NB. Der neunte Auftritt der erſten Abhand„lung ſollte erfüllet werden, durch Teutrich und ei„nen Sternſeher, oder Wahrſagern, welcher let„ſtere den Teuterich aufmunterte, ihme ſeine Ehre „vorſagte, auch langer und Helbenmüthiger Nach„kommenſchaft, berichtete, da dann ſolche Nach„kommenſchaft die Voreltern eines Fürſten, vor „welchem dieſes Helden-Luſt-Spiel gehalten wur„de, ſamt deren Heldenthaten begreiffen ſollte. Der „gelehrte Leſer wird wohl merken, daß in bemeldetem „Auftritt der Feldherr Frohlif mit ſeinen Höflichkei„ten nur eingeſetzet worden, indeſſen die Lucke zu „erfüllen“.

Das heißt ja wohl recht: Plus ſemper homines ſperant de facultatibus ſuis. Der gute Mann hat doch gedacht, es würde ſich etwa ein deutſcher Fürſt in ſein Stück ſogar verlieben, daß er es, irgend an einem großen Feſte, bey Hofe aufführen ließe! Ob es irgendwo ſo weit gekommen ſey, das haben wir zwar nicht erfahren; können es uns aber auch ſchwerlich einbilden: da wir gewiß viel andre und beſſre

Stü-

Stücke gesehen haben, denen diese Ehre noch nicht wiederfahren ist. Was konnte indessen ein Dichter von sich nicht hoffen, der zwischen des Plautus und seinen eigenen Zeiten keinen Poeten kannte, der Schauspiele ohne Zoten geschrieben hätte? Vielleicht aber hat der Stadt-Schuldheiß zu Freyburg im Uchtlande, bey der Rathswahl seines Cantons, sich die Freude gemacht, dieses Stück aufführen zu lassen. Es kann seyn! Aber dieses ist ein Glück, welches wir ihm von Herzen gönnen, und unser Lebenlang nicht beneiden werden.

* *

V.

Lucians von Samosata auserlesene Schriften, von moralischem, satirischem und critischem Inhalte, durch verschiedene Federn verdeutscht, und mit einer Vorrede vom Werthe und Nutzen der Uebersetzungen ans Licht gestellt, von Joh. Christoph Gottscheden, der Weltw. und Dichtk. öffentlichen Lehrern. bey Bernh. Chr. Breitkopfen 1745. in 8. 520. Seiten ohne die 4 Bogen der Zuschrift und Vorrede.

Nachdem uns vor ein Paar Jahren, die gelehrten Männer Hemsterhuys und Reiz, bey Wettsteinen in Amsterdam eine vortreffliche Ausgabe der sämmtlichen lucianischen Werke in groß Quart

Quart aus Licht gestellet; wobey sich auch der Fleiß des berühmten Herrn Professor Geßners, in Göttingen, sehr geschäfftig erwiesen: so fehlte nichts mehr, als daß wir von diesem sinnreichen alten Schriftsteller auch noch eine deutsche Uebersetzung zu sehen bekämen. Die Franzosen hatten dieses Vergnügen, die besten lucianischen Schriften in ihrer Muttersprache zu lesen, schon längst, durch des beliebten d'Ablancourts fleißige Feder genossen: uns Deutschen waren aber bisher nur einige auserlesene Stücke davon im Deutschen mitgetheilet worden. In den eigenen Schriften der deutschen Gesellschaft allhier, waren uns theils von dem Herrn Prof. Gottsched, theils von dem seligen Herrn Prof. Lotter, dem seligen Assessor Stübner, und itzigen Hrn. Prof. Bärmann in Wittenberg, einige Stücke verdeutschet: doch diese hatten die Lust der deutschen Leser und Liebhaber sinnreicher Sachen, mehr erwecket als gestillet. Wir erinnern uns hierbey, daß schon vor alten Zeiten einige Stücke aus dem Lucian deutsch übersetzet worden; und wundern uns, daß der Herr Prof. Gottsched, derer selben hier mit keinem Worte gedacht, da er sie doch in seinen critischen Beyträgen selbst der Vergessenheit entrissen hat. Gleich in dem III Stücke des I. B. a. d. 455. S. wird einer alten Uebersetzung des ciceronischen Tractats de finibus gedacht, wobey als ein Anhang steht: Ein schöner Dialogus, des spöttischen Luciam, vom Todenschifflein, da wir all unser Haab und Gut müssen dahinten lassen, soll uns der Charon überführen zum Garten der Seligen, 1536. 4. Im II. Stücke des

III. Bandes eben dieser Beyträge a. d. 228sten S. findet man Lucians Apelles, eine schöne Historie wider die Verleumder, erstlich von Lucian no Griechisch geschrieben, nachgehends von Mycillo Lateinisch, Comödienweis gemacht, itzt in deutsche Reimen gefasset, durch Jacobum Cornerum. Frankf. 1589. Eben dieses Stück ist auch von Nic. Glasern bey Agapets Regentenbüchlein, zu Bremen 1619. 4. deutsch heraus gekommen. Lucians Traum ist in der griechischen Sprachübung zur Lehrart, ins Deutsche gebracht: wie der Titel heißt, die zu Köthen im Anhaltischen 1620. in gr. 8. herausgekommen, a. d. 94sten und f. S. anzutreffen. Endlich ist auch der Hermotimus nur in diesem Jahrhunderte 1713. mit des sel. Prof. Stollens Vorrede, von Kromayern ans Licht gestellet worden. Zu allen diesen Nachrichten, die wir aus den critischen Beyträgen gezogen, setzen wir aus unserm Vorrathe noch ein andres lucianisches Stück, welches von Gabriel Rollenhagens, des alten Rectors zu Magdeburg, Urhebers des Froschmäuselers, damals allhier studirenden Sohne, schon 1603 ans Licht gestellet, auch 1717. in desselben so genannten wahrhaften Lügen, von geistlichen und natürlichen Dingen ꝛc. Zu Frf. und Leipzig in 12. wieder aufgeleget worden. Es ist selbiges, Lucians wahrhafrige Geschichte, oder wie es hier heißt; von der wunderbarl. Schiffahrt Luciani, die in zwey Theilen beschrieben wird, und geht von der 85sten bis auf die 210. S.

Doch

Doch was wollen wir viel sagen? Der Herr Prof. G. hat so gar etliche lucianische Stücke, die er selbst vor 18. bis 20. Jahren deutsch ans Licht gestellt, verschwiegen. Es stehe ja schon im der vernünftigen Tadlerinnen 1. Th. von 1725. im 26. Stücke, das 7te 10te und 17te Todtengespräch Lucians: und noch ein anders steht in dem Discurs von Gesprächen überhaupt, den er seiner Uebersetzung der fontenellischen Gespräche der Todten vorgesetzet hat. Was können wir nun anders daraus schließen, als daß es seine Absicht nicht gewesen seyn muß, solche einzelne Stücke zu erzählen: indem doch so viel gewiß ist, daß vor derjenigen Sammlung, die er heraus giebt, noch keine andere im Deutschen erschienen, darinnen so viele lucianische Stücke enthalten wären. Dieses erhellet auch aus dem Schlusse seiner Vorrede, wo er die Leser vor dem betrüglichen Titel einer kleinen schuppischen Streitschrift warnet, die der deutsche Lucian heißt; und gar leicht in einem Bücherverzeichnisse, für eine Uebersetzung aller oder vieler lucianischen Werke gehalten werden könnte.

Wir treten also vorizo dieser Sammlung etwas näher, und da finden wir zuerst eine Vertheidigung der Uebersetzungen überhaupt, die der Herr Prof. in seiner gelehrten Vorrede unternommen hat. Es ist bekannt, daß bisher in gewissen gelehrten Zeitungen bald auf das Uebersetzen überhaupt, bald auf das Dollmetschen alter lateinischer und griechischer, bald auch neuerer französischer und englischer Bücher, gescholten; bald über die höhnisch also genannte Uebersetzungssucht, gespöttelt worden. Nun ist zwar

der Herr Prof. Gottsched eben derjenige nicht, der das meiste übersetzet hätte. Also hätte er denn eben nicht Ursache gehabt, solcher ungegründeten Censur sich anzunehmen. Allein da er gleichwohl einige von andern übersetzte Sachen übersehen, und mit Vorreden und Anmerkungen ans Licht gestellet; auch itzo abermal an dieser lucianischen Uebersetzung auf solche Art Theil nimmt: so hat er billig diese Sache zu führen und zu vertheidigen übernommen.

Denn nachdem er die Absicht entdecket, warum dieser deutsche Lucian ans Licht gestellet wird, welches eben dieselbe ist, warum von den andern Liebhabern des Alterthums die griechischen und lateinischen Urschriften herausgegeben worden: so erklärt er sich gleichfalls für die Meynung derjenigen gelehrten Männer, welche die Ueberbleibsel des alten Athens und Roms für die reinesten Quellen der gesunden Vernunft, der Weltweisheit, der Geschichte und wahren Scharfsinnigkeit halten. Und da ihm von einigen Uebelgesinnten sein bisheriger Eifer in Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, oft als eine Verachtung oder Feindschaft gegen die Alten, ausgeleget worden: so nimmt er hier Gelegenheit, sich deswegen zu erklären. Er gesteht, daß er diesen großen Lehrmeistern des menschlichen Geschlechts sehr viel, ja das meiste zu danken habe: er erinnert auch, daß er solches fast in allen seinen Schriften unzählichemale gestanden; und keine Gelegenheit versäumet, solche lautre Quellen der Einsicht und des guten Geschmackes, seinen Lesern und Zuhörern anzupreisen. Ja er glaubt, sonder

der Ruhmredigkeit von sich sagen zu können, daß er NB. einer von denen sey, die seit 20 Jahren, die wahren Schönheiten der alten Poesie und Beredsamkeit in Deutschland wiederum bekannt gemacht; nachdem sie vorher durch so viele andere neufränkische Regeln und Exempel, einer so genannten curiösen, sententiösen, galanten, und politischen Oratorie und Poesie fast gänzlich waren verdunkelt worden.

Weil wir nun bemerket haben, daß dieses Geständniß dem Herrn Prof. von gewissen Leuten übel aufgenommen, boshaft verkehret, und als eine Pralerey ausgeleget worden: so finden wir uns verbunden, solche Beschuldigung von ihm abzulehnen. Fürs erste sagt ja der Herr Prof. nicht, daß er den guten Geschmack in der Beredsamkeit und Dichtkunst in Deutschland zuerst eingeführet; sondern nur nach einer langen Verdunkelung, wiederum bekannt gemacht. Er hat es vielmehr oft selbst, Opitzen, Buchnern, Flemmingen, Canitzen, Beßern, und Neukirchen nachgerühmet, daß sie den guten Geschmack im Deutschen, und in der Dichtkunst besessen, und gemein zu machen gesucht. Es kann es aber auch gewiß niemand leugnen, daß theils nach, theils neben diesen Sternen erster Größe, auch viele Verderber des Geschmacks in gebundener und ungebundener Schreibart aufgestanden, großen Anhang gefunden, und sich bey nahe der Oberherrschaft auf allen hohen Schulen bemächtiget. Wer kennet nicht den Unfug, den die hoffmannswaldauischen lohensteinischen, weisianischen, weidlingischen, riemerischen, talandrischen, menantischen u. a. solche

Schriften in dem Reiche der Beredſamkeit und Dichtkunſt, am Ende des vorigen, und Anfange des itzigen Jahrhunderts angerichtet hatten? . Und wem haben wir wohl den nunmehrigen gänzlichen Verfall derſelben mehr zuzuſchreiben, als denjenigen Anweiſungen zu beyden Künſten, die nach den Regeln und Muſtern der Alten abgefaſſet worden? Die Sache iſt notoriſch, und kann ſo wenig, als das helle Tageslicht geleugnet werden.

Allein ſo weit geht der Herr Prof. nicht einmal. Seine Beſcheidenheit läßt es nicht zu, daß er ſich für den einzigen Verbeſſerer des Geſchmacks, oder Wiederherſteller der wahren Dichtkunſt und Redekunſt ausgeben ſollte. Er giebt ſich nur, für NB. einen von denen aus, die ſolches gethan haben. Wer kann hieran etwas ausſetzen, ohne ſich einer Unbilligkeit ſchuldig zu machen? Ein anderer, der auch noch ſo ſparſam in ſeinem Lobe ſeyn wollte, würde geſagt haben: der Herr Prof. ſey der erſte, oder vornehmſte unter den Verbeſſerern des vorigen verderbten Geſchmackes. Allein er ſelbſt legt ſich darinn gar keinen Vorzug bey, und iſt zufrieden, daß er einer mit von denen iſt, die ꝛc. Es iſt auch umſonſt, wenn man darzu ſetzt: es habe allezeit wackere Kenner und Liebhaber des Alterthums, auf hohen und niedrigen Schulen gegeben, die ihre Schriften erkläret und angeprieſen hätten. Dieſes leugnet ja der Herr Prof. nicht; ſagt aber nur, daß junge Leute mehr auf die Schönheiten der alten Sprachen, als auf die alten Kunſtregeln geführet worden. Und wer kann auch dieſes leugnen? Daher iſt denn

ge-

kommen, daß man im vorigen Jahrhunderte, ja auch im Anfange des itzigen, allemal gute Griechen und Lateiner auf hohen Schulen gefunden; obgleich der Geschmack im Deutschen sehr verderbt war. Das macht, die Lehrer der lateinischen Beredsamkeit bekümmerten sich nicht um das Deutsche; diejenigen aber, so sich hier zu Führern aufwarfen, kannten und lasen die Alten nicht. Daher kam es denn, daß das Reich der Beredsamkeit gleichsam aus zween entgegen gesetzten Haufen bestund. Die glückliche Vereinigung der alten Regeln und der deutschen Sprache, ist gewiß, was die Redekunst betrifft, (von der Dichtkunst dießmal nicht zu gedenken) erst zu unsern Zeiten, durch die vortrefflichen Exempel des Herrn Abts Mosheim, und die Regeln des Hrn. Prof. Gottscheds, bewerkstelliget worden.

Doch auch das wenige, was dieser hier von seinen Bemühungen und Verdiensten auf eine gemäßigte und bescheidne Art gesaget, ist ihm von seinen Gegnern und Lästerern abgedrungen worden. Er führet daher zu seinem Schutze eine Stelle aus dem Plutarch an, darinn dieser gründliche Kopf gezeigt hat, wie man sich selbst, ohne deswegen verdacht zu werden, loben könne. Der Herr Prof. Gottsched hat die Fälle darinn solches geschehen kann, nicht anführen wollen. Wir aber wollen es thun, und die Deutung auf seine Umstände, dem vernünftigen Leser überlassen. Plutarch sagt bald von Anfange dieser Abhandlung. „Es könne kommen, daß ein patri„otischer Mann auch von sich selbst etwas sagen „könne: nicht aus Ruhmsucht, sondern weil es die

„Gelegenheit und Sache selbst erfordern, so wie an„dere Wahrheiten, also auch von sich selbst zu sagen; „sonderlich wenn es zur vorhabenden Absicht gehört, „freymüthig zu melden, er habe dieß oder jenes ge„than oder ausgeführt. Denn solch ein Lob bringt „eine gute Frucht; sintemal ein wohlgearteter Mann „die Ehre nicht als eine Belohnung der Tugend for„dert, oder als eine Gefährtinn seiner Thaten um„armet; sondern weil es ihm zu noch schönern Tha„ten Grund und Anlaß giebt, wenn er schon für „einen rechtschaffenen Mann gehalten wird. Denn „Leuten, bey denen man schon beliebt ist, kann man „desto leichter und besser dienen: wer aber verdäch„tig scheint, oder mit Lästerungen beschweret ist, der „kann seine Tugend an denen nicht einmal ausüben, „die seine Dienste nicht annehmen wollen". Dieses sagt er überhaupt von dem Selbstlobe, und nachdem er einige unächte Arten desselben verworfen hat, so giebt er die Fälle an, wenn man sich selbst auf untadeliche Weise loben darf; „nämlich 1. wenn man es thut, „Lästerungen, oder grosse Beschuldigungen dadurch „abzulehnen: wie Perikles that ꝛc. Denn er hat „nicht nur das Laster des Stolzes und der Pralerey „vermieden, als er so rühmlich von sich sprach; son„dern auch seinen erhabenen Muth, und die Größe „seiner Tugend gewiesen: die eben dadurch den Neid „unterdrückte, weil sie nicht verzagte, oder klein„müthig ward. Wenn nun solch ein Selbstlob „wahr ist, so wird es von den Leuten nicht verwor„fen, sondern aus einem innerlichen Triebe vereh„ret, und mit Freuden aufgenommen ꝛc. Zwar die

„Rö-

„mer haben es nicht leiden können, wenn Cicero im„mer von seiner Unterdrückung des Catilina geredet: „allein den Scipio haben sie gekrönt ins Capitol ge„führt, als er einmal sagte: **Diejenigen müßten „über den Scipio kein Urtheil sprechen, die „es demselben bloß zu danken hätten, daß sie „noch die Freyheit hätten, Gericht zu halten.**

II. „Kömmt auch denen ein Selbstlob zu, die „irgend unglücklich geworden ꝛc.

III. „Denen, deren gute Thaten getadelt werden: „weil sie sich nicht so wohl loben, als vertheidigen. „Dieser Umstand hat dem Demosthenes eine herrli„che Freyheit erworben, als er in der Rede, von „der Krone, sich fast von Anfange bis zum Ende „gelobet hatte; indem er sich aller der Gesandschaf„ten, und Rathschlüsse rühmte, die man angeklagt „hatte

Diese Betrachtungen überlassen wir, wie gesagt, des Lesers Beurtheilung und gehen weiter. Die Vertheidigung der Uebersetzungen ist übrigens so eingerichtet, daß sie die Bemühungen aller derer rechtfertiget, die aus unbekanntern Sprachen in bekanntere übersetzen, und so viel an ihnen ist, die Gelehrsamkeit, den Witz und guten Geschmack dadurch gemeiner zu machen suchen. Wir können uns aber dabey nicht länger aufhalten. Nur das merken wir an, daß der Herr Prof. bey Gelegenheit einer angeführten Stelle aus dem Huet, de claris Interpretibus, nicht übel gethan hätte, wenn er zugleich das schimpfliche Urtheil desselben von den Deutschen widerleget, oder doch gebührend gezüchtiget hätte. Als

wir nämlich gedachte Stelle nachschlugen, fielen uns gleich auf der 224 S. der haagischen Ausg. von 1683. in 8. folgende Worte in die Augen: Proximos iis (Italis) in diuidendo Germanos posuimus, homines ad artium omnium Tractationem a natura *satis quidem factos*; sed iis etiam, *quae a natura habent*, *non valde magna* diuturno vsu, et constanti meditatione excolendis et augendis gnauos prae ceteris, atque industrios. Wer sieht hier nicht, wie verächtlich dieser stolze Franzose den Deutschen, nur eine so ziemliche natürliche Fähigkeit zuschreibt; ja gar heraus sagt, sie hätten von der Natur eben keine sonderliche Gaben bekommen; selbige aber durch lange Uebung und beständiges Nachsinnen, fleißiger als andere ausgebessert. Heißt das nicht: die Deutschen sind Dummköpfe von Natur, und lastbare Thiere in der Arbeit? Wie schön wäre diese Veranlassung nicht gewesen, eine Schutzrede für den natürlichen Witz der Deutschen zu machen, wie es denn ganz leicht gewesen wäre; und zu zeigen, daß ihnen ihr Fleiß zu größerer Ehre gereiche, als den Ausländern ihr flüchtiger Unfleiß, der sie oft in die lächerlichsten Fehler und Vergehungen gestürzet hat?

Wir kommen auf die Uebersetzungen selbst. Außer denen, die wir oben schon gemeldet haben, sind alle übrige Stücke von einigen gewesenen Zuhörern des Herrn Professors gemachet, denen er es vor etwa anderthalb Jahren angerathen, diese Arbeit zu übernehmen. Ihre Namen nennt er zwar nicht, weil sie sich selbst bey ihren Stücken nur mit Buchstaben nen-

nennen wollen: wir können sie aber ohne Bedenken hier bekannt machen, weil sie durch ihre Bemühung sich keine Schande erwerben werden. Sie sind als Hr. M. Heyde, Hr. M. Kramer, Hr. Schlegel der jüngere, Hr. Mylius und Hr. Istrich; wiewohl sie nicht alle gleich viel dazu beygetragen haben. Sie sind indessen in der deutschen Feder alle ziemlich stark, und machen durch diese Proben Hoffnung, daß sie sich künftig auch mit eigenen Arbeiten der Welt auf eine vortheilhafte Art werden zeigen können; wie denn einige von ihnen bereits bey verschiedenen Gelegenheiten gethan haben.

Was an dieser Sammlung besonders zu loben ist, ist dieses, daß sie keines von den anstößigen Stücken Lucians in sich enthält, die diesen alten Scribenten mit so vielem Grunde vorgerücket werden. Der Hr. Prof. hat dieselben zu wählen widerrathen, und man ist ihm auf eine löbliche Art gefolget. Manchmal hat man eine gar zu freye Redensart des Originals im Dolmetschen gemildert oder gar übergangen: und was aus einem so rühmlichen Eifer für die guten Sitten herkömmt, das kann man niemanden für ein Verbrechen, wider die Regeln einer guten Uebersetzung, ansehen; zumal da es nur an ein paar Stellen geschehen dörfen. Gleichwohl ist diese Dollmetschung Lucians viel gewissenhafter und genauer, als die französische vom Ablancourt, die selbst von seinen Landesleuten La belle infidelle genennet worden. Die deutsche Sprache hat es nicht nöthig, um ihrer Schwäche halber, ganze Sätze, oder Perioden der Alten oder Ausländer wegzulassen: so wie jener es,

unter

unter dem Vorwande, daß die französische Sprache solches nicht litte, an unzählichen Stellen gemacht hat. Man liest also hier den wahren Lucian, so wie er im Griechischen lautet, unverfälscht und unverstümmelt: nur daß noch nicht alle Werke desselben, die eine Uebersetzung verdienen, beysammen sind. Aber so wohl der Herr Verleger, als die Hrn. Uebersetzer werden nicht ermangeln, mit noch einem solchen Bande ans Licht zu treten; wenn, wie nicht zu zweifeln ist, auch die Erfahrung schon zeiget, dieser erste gut sollte aufgenommen werden. Dieser zweyte Theil wird alsdann alles dasjenige in sich halten, was vom Lucian übersetzenswürdig ist; die schmutzigen Stücke nämlich ausgenommen. Ja es wäre zu wünschen, daß die Herren Uebersetzer sich auch an Plutarchs moralische Werke machten, und Deutschland mit einer deutschen Uebersetzung dieser vortrefflichen Stücke beschenken wollten: so wie wir schon die Hoffnung haben, daß uns der Herr Verleger bald einen Band von den plutarchischen Lebensbeschreibungen großer Männer verdeutscht liefern wird.

Wie es aber nicht leicht möglich ist, daß Werke von dieser Art ohne alle Flecken erscheinen können: so merken wir auch hier einige Kleinigkeiten an, die mehr für Versehen, als für rechte Fehler zu halten sind, auch leicht von jedem Leser verbessert werden können. Wir wollen einige solche Fehler, wo uns der Verstand entweder nicht völlig, oder selbst falsch getroffen zu seyn scheint, hieher setzen. Im Pro-

me-

metheus sagt Merkur zum Prometheus p. 15: Der Adler soll gleich kommen, und dir die Leber ausfressen, damit du alles für deine schöne sorgfältige Schöpfung haben mögest. Dieses letztere soll nach dem Griechischen eigentlich also heißen: damit du für deine schöne und künstliche Schöpfung der Menschen, deinen völligen Lohn bekommen mögest. Auf eben der Seite heißt es vom Merkur: hast du nichts Böses gethan, Prometheus? da du, der du über die Austheilung des Fleisches gesetzt worden; welches nach dem Griechischen also heißen muß: Wie? Prometheus, du hättest nichts Böses begangen, da du einst den Göttern die Speisen vorlegen müssen, und so betrügerisch, u. s. w. Im Ikaromenippus auf der 19 Seite sagt Menippus: es waren also dreytausend Stadia von der Erde bis in den Mond, wo mein erster Stathmus war: Nach dem Griechischen sollte es wirklich also heißen: Wo mein erster Rasttag war, wie auch in der Anmerkung erinnert worden; weil man sonst den Verstand der Worte des Menippus nicht einsieht. Auf der 138 Seite muß für Jude, Jnde, oder besser Jndianer gelesen werden, wie solches der Augenschein gleich zeigt. Auf der 267. S. steht Bellephoron für Bellerephon. Auf der 377 Seite scheint es, als ob man dem gelehrten Hrn. Geßner schuld geben wollte, daß er geglaubt: Xenophon, von welchem im falschen Wahrsager geredet wird, sey ein Arrianer gewesen. Jn der Anmerkung des Herrn Gesners findet sich nur Xenophon Arrianus. Non video, sagt er, quo

minus

minus intelligatur Xenophon Arrianus. Auf der 409. S. heißt es in der 9 Zeile: daß ich nicht ohne Ursache zum Narren geworden bin, welches besser also übersetzt seyn würde: daß ich mich nicht ohne Ursache, wie es scheint, so närrisch anstelle. Der Zusammenhang giebt es, daß das Griechische, μαινομαι hier also übersetzt werden müsse. Gleich in der Lebensbeschreibung hat man Herrn Gesnern mit Herrn Basnagen verwechselt: indem Herr Prof. Gesner behauptet, daß in der Philopatris die Rede von den Christen sey. Wir schließen diesen Auszug durch das

Verzeichniß der in dieser Uebersetzung enthaltenen Stücke.

Lucians Traum übersetzt von M. Friedrich Wilh. Stübnern.

Prometheus, oder Kaukasus, von J**.

Abbildung einer vollkommnen Schönheit von Joh. Christ. Gottscheden.

Ikaromenippus, der über die Wolken fliegende, v. M.

Das Lob des Demosthenes von Professor Joh. Georg Lottern.

Daß man Verläumdungen nicht leicht glauben solle von K.

Vom Leidtragen von K.

Der Verkauf der Philosophen von K.

Der Lehrer der Redner von Prof. Georg Friedrich Bärmannen.

Anacharsis von den Leibesübungen von M.

Timon, oder der Menschenfeind, von S.

Von

Von der Astrologie, von M.

Abhandlung wie eine Historie zu verfertigen ist, von S.

Halcyon, von der Verwandlung von M.

Wider einen Ungelehrten, der sich viele Bücher ankauft, von M. Joh. Daniel Heyden.

Nigrin, oder von den Sitten eines Weltweisen, von M.

Bagoas, oder der Verschnittne von M.

Der critische Herkules von M.

Von dem Agtsteine, oder von den Schwänen von M.

Der wahren Historie erstes und andres Buch von S.

* *

VI.

Von etlichen Ursachen der dunklen Schreibart. *

Unter den guten Eigenschaften einer Schrift oder Rede, behält wohl die Deutlichkeit mit Recht den obersten Platz. Keine Eigenschaft geht den Hauptzweck derselben so genau an, als diese; und man hat daher alles andern billig nachzusetzen, wo die Deutlichkeit darunter leiden sollte. Darum reden und schreiben wir, daß wir wollen verstanden werden, und wer nicht darauf sieht, der ist

* Dieser Aufsatz hat einen gelehrten Schulmann im Fränkischen, Hrn. Rector Prechtlein zum Urheber.

iſt billig nicht werth, daß man ihn höre, oder ſeine Schrift leſe. Es iſt daher allezeit in der Anweiſung zur Redekunſt dieſes, als eine der allererſten und hauptſächlichſten Regeln angeſehen worden, daß man alle Dunkelheit vermeiden, hingegen alles ſo klar, als möglich iſt, vortragen ſolle. Die Urſachen, durch welche man unverſtändlich wird, ſind vielerley, und müſſen theils in der Vernunftlehre, theils in der Sprachlehre, vornehmlich aber wie ſchon erwähnt worden, in der Redekunſt ausgeführet werden. Unnatürliche und unrichtige Gedanken, ein verworrener Vortrag, ungebräuchliche Worte, unrichtige Wortfügungen, und noch viele dergleichen Fehler ſind gleichſam die trüben Quellen, aus welchen nichts helles hervorfließen kann, und die oft dieſes und jenes Gelehrten Schriften ganz beſonders kenntlich machen. Meine Abſicht iſt nicht von allen dieſen Dingen hier etwas zu ſagen, denn ich müßte das wiederholen, was gar oft geſagt worden. Ich will etliche beſondere Anmerkungen von dieſer Sache herſetzen, welche ich mich nicht erinnere geleſen zu haben, die ich auch nicht für ſo gar wichtig ausgebe; von denen ich aber doch mit Recht behaupten kann, daß ſie in dieſe wichtige Sache einen Einfluß haben. Dabey ſetze ich nur folgende Grundſätze zum voraus, auf welche das folgende gebauet iſt. Wenn ein Leſer oder Zuhörer, um der Schreibart willen, erſt Mühe hat, den rechten Sinn zu erreichen, ſo kann ſie dunkel genennet werden. Denn weil viele die Zeit und Geduld zu ſolcher Mühe nicht anwenden, oder mögen, ſo wird

auch

auch bey vielen der rechte Verſtand nicht getroffen. Ich ſage aber mit gutem Bedachte, um der Schreibart willen: denn es kann bisweilen an dem Leſer und Zuhörer, oder auch an andern Dingen liegen, daß ein Misverſtand entſteht, den man nicht gleich der Schreibart zur Laſt legen kann. Ich bemerke ferner dieſes, wenn Worte, welche mit einander zu einem Begriffe gehören, weit aus einander geſetzet ſind, und viele andere dazwiſchen ſtehen, ſo machet es einige Schwierigkeit ſie zuſammen zu ſuchen, und das gehörige zu verbinden; mithin folget daraus eine Dunkelheit. Hieraus wird nun folgendes ſich deſto leichter beurtheilen laſſen. Eine Urſache der Dunkelheit, welche ich aus der Erfahrung jezuweilen bemerket habe, iſt unter andern auch der ungeſchickte Gebrauch der Fürwörter. Dieſe haben für ſich eigentlich keine Bedeutung, wie aus der Grammatik bekannt iſt, ſondern ſie ſtehen an ſtatt der Nennwörter, bisweilen auch ganzer Sätze; deren Bedeutung ſie daher, als ihre Stellvertreter, jedesmal annehmen. Man gebrauchet ſie einzig und allein darum, daß man jene nicht alſobald wiederholen darf, und alſo der Uebelklang vermieden werde. Der Leſer und Zuhörer muß daher jedesmal, wenn er ein Fürwort höret, an das zurück denken, worauf es ſich beziehe. Man ſollte nicht denken, daß jemand ſo unvorſichtig ſeyn würde, ein Fürwort zu gebrauchen, ohne vorher das Nennwort, oder den Satz angeführet zu haben, an deſſen Stelle es ſtehen ſoll. Denn was kann man in ſolchem Falle jenem für eine Bedeutung zueignen? Es wäre

denn, daß man erſt in dem folgenden die Erklärung, oder doch einige deutliche Kennzeichen hinzufügte. Indeſſen begegnet es nicht nur der unachtſamen Jugend, wenn ſie erſtlich anfängt, ihre Gedanken mit eignen Worten zu Papier zu bringen, daß ſie die Fürwörter auf ſolche Weiſe übel gebraucht: ſondern es wiederfährt auch wohl Erwachſenen in der Eile, zumal denen, die nicht gewohnt ſind, mit allen ihren Worten gewiſſe Begriffe zu verknüpfen. Dieſe laſſen ſichs genug ſeyn, daß die Gedanken ihrer Meynung nach, in ihrem Verſtande richtig ſtehen; unterſuchen aber nicht, ob dieſelben auch alleſammt mit richtigen Worten angedeutet ſind. Sie meynen, andere müßten ſich eben die Begriffe bey ihren Reden machen, die ſie dabey gehabt hätten. Weil wir aber eines andern Gedanken nicht unmittelbar ſehen können, ſondern nach den Worten, als äußerlichen Zeichen beurtheilen müſſen: ſo muß freylich, wenn man die Fürwörter alſo gebrauchet, die Schreibart dunkel, ja bisweilen gar unverſtändlich werden. Hiervor nehmen ſich wohl bedachtſame Leute durchgängig in Acht. Man kann aber auch noch auf eine andere Art durch die Fürwörter dunkel werden, die noch leichter begangen wird. Es fehlet jezuweilen nicht daran, daß das Wort oder der Satz noch nicht angeführet wäre, an deſſen Stelle das Fürwort ſteht; wohl aber iſt es ſchon zu weit entfernet, und verſchiednes darzwiſchen geſagt worden. Hier iſt das Gemüth des Leſers oder Zuhörers ſchon auf allerhand andere Gedanken gebracht, und von jenem Begriffe abgelenket worden. Das

Für-

Fürwort hat nun für ſich keine Bedeutung, und weiſet nur auf jenes zurück: nothwendiger Weiſe machet es alſo einige Schwierigkeit, bis man das wieder findet, was es eigentlich bedeuten ſoll, und mithin eine Dunkelheit; welche deſto gröſſer oder kleiner iſt, nachdem vieles darzwiſchen ſteht, und der Leſer mehr oder wenig aufmerkſam und ſcharfſinnig iſt. Imgleichen rechnet man billig unter die Urſachen einer dunklen Schreibart die weitläuftigen Perioden. Man ſaget insgemein, daß jeder Menſch von Natur zu dieſer und jener Schreibart geneigt ſey, daher er ſich auch ſolche Muſter zur Nachahmung vorſtellen ſolle, welche ſeiner Neigung gemäß wären. Ich will dieſe Meynung und dieſen Rath nicht eben gänzlich verwerfen, doch finde ich folgendes dabey zu erinnern. Wenn die Jugend recht angewieſen wird, wie jedesmal ein ſo genannter logikaliſcher Satz, es ſey ein einfacher oder zuſammengeſetzter, der Grund und das Hauptweſen in einer Periode ſey; wenn ihr ferner recht deutlich gezeiget wird, wie hernach jedes Hauptwort, auf dieſe und jene Weiſe umſchrieben und erweitert würde. So kann es nicht fehlen, daß ſie nicht eben ſo leicht kurze, als weitläuftige Perioden ſollte machen können. Und ſolches iſt auch ſo wohl um der Abwechſelung, als auch um der verſchiedenen Gattungen der Schriften willen, vonnöthen. Hernach weis ich nicht, ob man einem jungen Menſchen, der ſchon aus eignem Triebe alles weitläuftig hinſetzet, ſolche Muſter in die Hände geben ſoll, die ihn darinnen noch weiter führen, weil

er gewißlich leicht bis zur Ausſchweifung gerathen, und dadurch dunkel werden kann. Dieſes deutlicher zu machen, will ich nur unterſuchen, um welcher Urſachen willen die Perioden weitläuftig werden. Es ſind derſelben hauptſächlich zwo. Entweder ſind die Hauptſätze, in ſehr viel Nebenbeſchreibungen gleichſam eingewickelt, oder eingekleidet; da man denn freylich ſo dann Mühe hat, die Hauptwörter heraus zu ſuchen, und die darinn enthaltene Wahrheit zu errathen. Oder es ſind wirklich viele Sätze zuſammengebracht, und vermittelſt der Bindewörter an einander gehänget. Auch hier wird der Verſtand überhäufet, und dadurch leicht in Verwirrung geſetzet. Am allerverdrießlichſten ſind derjenigen Schriften zu leſen, welche gewohnt ſind, immer etwas zwiſchen den ordentlichen Zuſammenhang einzuſchieben. Der ſo genannte Stilus curiae giebt davon die klärſten Proben; der aber auch noch um vieler andern Urſachen willen, mehr zu tadeln, als zu loben iſt. Dieſe gerathen in unvermeidliche Dunkelheit, wenn ſie es zumalen nicht einmal bey einem Einſchiebſel bewenden laſſen, ſondern oft in das eingeſchobene aufs neue einſchieben. Es wird dadurch das Subject und Prädicat eines Satzes ſo weit auseinander geſetzet, daß man alle Seelenkräfte gleichſam anſpannen muß, jenes bey ſo vielen Zwiſchenſätzen nicht zu vergeſſen, bis man dieſes erreicht. In der deutſchen Sprache iſt noch dieſe ſonderliche Unbequemlichkeit, daß gar oft ein Hülfwort der vergangenen und künftigen Zeit, um etliche Zeilen voranſteht; da hingegen, was noch zu Vollendung

dung des Zeitworts gehöret, weit hinten nachkömmet. So geht es auch bey uns mit den Vorwörtern, mit welchen die Zeitwörter zusammen gesetzet sind, als welche ordentlich bald vor denselben, bald bey weitläuftigen Perioden, weit hinten nachstehen. Bey den Lateinern suchet man auch bisweilen eine Zierlichkeit darinnen, wenn man die sonst zusammengehörigen Wörter etwas auseinander setzet. Es verlieben sich aber heutezutage manche dergestalt darein, daß man bey jedem Worte ein Comma, oder einen Beystrich sieht. Diese sollen die Deutlichkeit herstellen, indem man daraus sehen kann, daß die neben einander stehenden Worte in der Zusammenfügung nicht zusammen gehören. Man merket aber, daß solche Beystriche eben noch mehr Schwierigkeit machen, indem man ordentlicher Weise die Periode zwey oder wohl dreymal lesen muß, bis man die zusammen gehörigen, und doch zertrennten Wörter zusammen findet. Und warum sollte dieses nicht eine dunkle Schreibart können genennt werden, und der natürlichen Schönheit zuwider seyn? Doch diese Männer folgen vermuthlich dem Sprüchworte: was schwer ist, das ist schön. Ich erinnere mich auch unlängst gelesen zu haben, daß jemand des sel. Speners Schriften, welchen wohl nicht leicht jemand von einiger Dunkelheit frey sprechen wird, damit entschuldigte: der Mann sey gar sehr reich an Begriffen gewesen, welche er in der Kürze vorzutragen gewohnt gewesen; daher habe der Leser freylich einige Mühe ihn zu verstehen. Es werde aber solche Mühe durch den Reichthum der Gedanken wohl vergol-

ten und erſetzet. Ich laſſe die Entſchuldigung gelten, und begehre den ſeligen Mann ſo wenig, als andere zu tadeln; denn es ſind doch einem nicht alle Gaben mitgetheilet. Indeſſen iſt gewiß, daß auch aller Reichthum der Gedanken in deutlicher Schreibart kann vorgetragen werden, da man ſie ſodann mit mehrerm Vergnügen und Nutzen lieſt. Nur dieſes iſt demnach die Lehre, welche ich daraus ziehen und feſt ſetzen will: daß Lehrmeiſter, ſo bald ſie merken, daß junge Leute hierinnen ausſchweifen, dieſelben alſobald auf den rechten Weg führen, und ſolche Fehler deutlich zeigen müſſen. Denn es läßt ſich allerdings bald merken, wozu ein Knab oder Jüngling auch hierinnen geneigt ſey. Und weil, wie im Anfange geſagt worden, die Deutlichkeit allen andern Tugenden der Schreibart vorgeht; folglich, wo die Schönheit ihr einigen Abbruch thun will, letztere billig nachſteht: ſo werden dieſe Regeln gegründet ſeyn. Man gebrauchet lieber ein Nennwort, im Falle man ein Fürwort an deſſen Stelle ſetzet: NB. wenn ſchon viel dazwiſchen geſagt worden. Man läßt lieber eine und andre, zwar zierliche, doch unnöthige Erweiterung in einer Periode weg, um den Hauptverſtand deutlicher zu machen; als durch allzugroße Weitläuftigkeit dunkel zu werden.

* *

Anmerkung
wegen des III. Art. im I. Stücke dieſes Bücherſaals.

Man hat neulich in gewiſſen Zeitungen die Welt überreden wollen, der Verfaſſer deſſelben Artikels verſtünde kein Engliſch: aber zum Unglücke ſolche Beweiſe davon gegeben, die ſolches nicht darthun können. Wir wollen die wichtigſten von dieſen getadelten Stellen, ohne alle Bitterkeit rechtfertigen, und übrigens dem Leſer das Urtheil überlaſſen: ob man Urſache gehabt, ein ſolches Lärmen über einen Artikel zu machen, der dieſen Büchertadlern vielleicht ſonſt im Wege geweſen; weil ſie ihren eigenen Abriß, und zwar in den Verſen des engliſchen Dichters gefunden.

Die erſte Stelle betrifft das Wort Figures, in den Verſen, darinn die Thorheit des Stolzes auf die Ahnen, durchgezogen wird:

Shall men, like *Figures*, paſs for high or baſe,
Slight, or important, only by their place?

Hier will der Tadler das Wort Figur, nicht von Bildſäulen, wie es von dem Verfaſſer des Artikels gegeben worden, und wie es in allen Wörterbüchern erkläret wird: ſondern von Ziffern verſtehen, die von ihrer Stelle den Werth bekommen. So leicht ein jeder das letzte weis, ohne in der Mathematik wei-

ter gekommen zu seyn, als die geringste Rechenschüle einen zehnjährigen Knaben bringen kann: so wenig pflegt man doch Zifern oder Zahlen so schlecht weg Figuren zu nennen. Kein engl. Wörterbuch zeiget diese Bedeutung an; und eben so wenig ist es die Absicht des Dichters gewesen, so zu reden. Aber wie? Kann denn eine Bildsäule, durch die Stelle wo sie steht, was anders werden, als sie ist? Dieses sagt fürs erste der Uebersetzer nicht. Es heißt nur: sollen denn Menschen, gleich den Bildsäulen, für hoch, oder niedrig, für schlecht, oder wichtig, nur ihres Platzes wegen, angesehen werden? Das heißt ja nicht, daß die Pferde beym Capitolio für Schafe, oder für Esel; sondern für schlechtere, oder bessere Kunststücke, für höher oder niedriger angesehen werden; nachdem sie hoch oder niedrig gestellet worden. Weis man denn nicht aus der Optik, (wenn ja alles mathematisch seyn muß) daß der verschiedene Gesichtspunkt, die verschiedene Stellung und Entfernung einem Gegenstande ein ganz ander Ansehen geben kann?

Doch wir wollen die Sache nicht mit Muthmaßungen, sondern mit unumstößlichen Beyspielen darthun. Tzetzes schreibt Chil. VIII. hist. 193. Atheniensis cum in animo haberent, insigne aliquod simulacrum super excelsa columna Mineruae consecrare, *Phidiae* atque *Alcameni* dederunt in mandatis, vt singuli, quam possent optimum eius deae signum sculperent; quo deinde geminarum imaginum vnam, quae omnium judicio primas ele-

elegantiae ferret, dedicarent. *Alcamenes*, Geometriae atque Optices expers, talem Deam fecit, vt nihil ea prope adſpectantes elegantius fieri potuiſſe iudicauerint: at *Phidias*, circa plurium artium ſpecies praeſtantiſſimus, praecipue tamen in Opticis et Geometricis verſatiſſimus, *conſiderans pro ratione altitudinis*, totam quoque rerum faciem immutari, *labia Deae aperta fecit*, *nares eius conuulſas*, et caetera ad hunc modum. In medium itaque prolato vtroque ſimulacro, atque omnium oculis expoſito, parum abfuit, quin Phidiam vniuerſa multitudo lapidibus inceſſeret: donec tandem imaginibus in deſtinatam altitudinem euectis, immane quantum diſcrimen omnes deprehenderunt. Totius itaque rei, caſu adeo manifeſte verſo, Alcamenem inſignis infamia, *Phidiam* vero debita laus et gratulatio ſunt proſecuta. Phidias und Alkamenes machen alſo jeder ein Schnitzbild von der Minerva, welches auf einer hohen Seule aufgeſtellt werden ſoll: der letzte macht es ſehr fein und ſchön, wenn man es in der Nähe betrachtet; der erſte aber grob und rauh, mit offenem Maule, und mit plumper Naſe, ſo daß der Pöbel ſchon die Steine aufhebt, ihn wegen Beſchimpfung dieſer Göttinn zu beſtrafen. Als man aber beyde Kunſtſtücke in die Höhe bringet, ſo kehrt ſich das Blatt. Alkamenes wird mit ſeinem zarten Bilde verworfen; Phidias aber behält den Preis, und wird aufs höchſte geprieſen. Nun urtheile ein jeder, ob nicht eine Bildſeule ihren Werth von der Stelle bekommen kann, wo ſie ſteht? und ob nicht

der Poet dieſes im Sinne gehabt, als er obige Verſe geſchrieben?

Die Stelle:

He ſtands for Fame on his Forfathers feet.

hätte man eben ſo buchſtäblich zu überſetzen gewußt, als der Tadler; wenn man es für gut Deutſch und verſtändlich gehalten hätte, zu ſagen: Er ſteht auf ſeiner Ahnen Füſſen. Solche Redensarten überläßt man gewiſſen Ueberſetzern, und befleißigt ſich den Deutſchen nicht undeutſch zu werden.

Daß die Hexen in England mit Hunden gehetzt werden, iſt eine neue Entdeckung. Daß aber in dem londonſchen Hetzgarten allerley wilde und zahme Thiere gehetzet werden, iſt bekannt und kann allenfalls im London Spy, und im Taſte of the Town nachgeleſen werden. Eine Hexe heißt Hagge, und ein Schwein Hog. Ein Buchſtab kann leicht ein Druckfehler ſeyn; wie es denn auf der Stelle des Büchersaals wirklich aus Verſehen ein a geblieben.

Daß Clark vom Daſeyn Gottes geſchrieben, iſt uns viel eher bekannt geweſen, als dem Tadler. Aber a Clark, heißt natürlicher weiſe ein Geiſtlicher: und das Wort Clergyman gieng nicht in den Vers. Da nun der Sinn eben ſo geſchickt iſt, man mag einen Geiſtlichen überhaupt, oder D. Clarken ins beſondre nennen, ſo wird es wohl, ohne des Verfaſſers eigene Entſcheidung, ewig ungewiß bleiben, an wen er gedacht hat. Iſt es übrigens ein Tropus, aus einem Nomine proprio ein appellatiuum zu machen: ſo iſt es nicht minder einer, unter dem Genere die Speciem, ja ein indiuiduum zu verſtehen.

Die

Die übrigen Kleinigkeiten sind nicht werth erinnert zu werden; und daß Herr D. Young, (wofern anders des Tadlers Nachrichten von dem Urheber des Buches besser sind, als die unsrigen) die hamburgischen Auctionsordnungen gelesen haben soll, ist uns sehr lächerlich vorgekommen: ob man gleich so viel gesteht, daß aus Versehen, Inch aus einem Zolle zur Elle geworden. Und da (wie man wohl in seiner Muttersprache nicht vom Fehlen frey ist, wenn man gleich ein Ding weis) dieses einzige Wort von allem getadelten mit recht getadelt worden: so urtheile der geneigte Leser, wie gründlich man in der Critik erwiesen, daß der Urheber dieses Artikels gar kein Englisch verstehe?

* *

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Sammlung einiger Predigten, vor den durchlauchtigsten Herrschaften zu Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel gehalten, von Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Braunschweig, verlegts sel. Ludwig Schröders Wittwe. 1745. Ob es wohl unsre Absicht überhaupt nicht ist, ins theologische Fach zu greifen: so können wir doch nicht umhin, von diesem Bändchen geistlicher Reden etwas zu erwähnen, da sie in das Feld der wahren Beredsamkeit laufen, und einen so gesunden und vernünftigen Geschmack an sich haben, als noch wenige Predigten bey uns gewiesen. Der Hochehrwürdige Herr Verfas-

ser,

ser: ist ein Mann, der sich nicht zwingt, ein Redner zu seyn, und es doch ist; der keine Zierlichkeit in der Schreibart zu suchen scheint, aber nicht anders als schön schreiben kann; der nicht künstelt, aber doch alle Regeln der Kunst beobachtet; der nicht witzig thut, und weder in Gedanken noch in Worten, spitzfündigen Einfällen, oder seltsamen Redensarten nachjaget; sondern bloß darum ordentlich, vernünftig und schön denket und redet, weil er nicht anders kann: wie man solches unter den Alten von dem Demosthenes und Cicero geurtheilet hat. Bloß der Eifer und die Begierde seine Zuhörer zu überzeugen und zu rühren, legen ihm alle Worte in den Mund. Er scheint dazu gebohren zu seyn, auch den erhabenen Häuptern der Erden Wahrheiten zu sagen, die sonst sehr selten in ihre Ohren dringen; und sich in dem Vortrage derselben solcher Ausdrücke zu bedienen, die ihnen einen unfehlbaren Eingang in fürstliche Gemüther verschaffen können.

Eben dieses scheint eine in dergleichen Arbeiten geübte Feder bewogen zu haben, die siebente Predigt, die ins besondre große Herren angeht, ins Französische zu bringen, und sie dadurch auch solchen Prinzen vor die Augen zu legen, die aus wunderlichem Ekel gegen ihre Muttersprache, nichts Deutsches lesen mögen. Sie ist unter dem Titel Discours sur l'Evangile de St. Matth. Ch. XXII. v. 15-22. servant à prouver, que la Religion Chrêtienne, bien loin d'être contraire aux formes des Gouvernemens Politiques, sert absolument à les perfectionner; prononcé en presence de la Cour de Brunsvic

wič par Mr. J. Fr. W. Jeruſalem, traduit par un Anonyme, gedruckt. Dieſe vortreffliche Ueberſetzung, eines, wie verlauten will, erhabenen Staatsmannes, kann aber unter andern auch dienen, unſre ſtolze Nachbarn zu überzeugen: daß wir in Deutſchland nicht nur Leute haben, die deutſch wie Bourdaloue predigen; ſondern auch Federn, die fremde Sprachen ſo vollkommen in ihrer Gewalt haben, als die gröſten Meiſter unter ihren eigenen Landsleuten.

II. Der Aufſeher oder Vormund, aus dem Engländiſchen ins Deutſche überſetzt, von L. A. V. G. Zween Theile, in gr. 8. Leipzig bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen 1745. Dieſes iſt die unter dem Namen des Guardians, oder im Franzöſiſchen, des Mentor Moderne, bekannte Fortſetzung, und der völlige Beſchluß des engliſchen Zuſchauers: ſo uns von der Frau Prof. Gottſchedinn, als einer ehmaligen fleißigen Gehülfinn bey der Ueberſetzung ſolches gröſſern Werkes, nunmehr ganz allein, deutſch geliefert wird. Wir wollen nächſtens ausführlicher davon reden.

III. Plutarchs von Chäronea Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, aus dem Griechiſchen überſetzt. Leipzig bey Bernh. Chriſt. Breitkopfen. Hierinn ſind enthalten, das Leben des Theſeus und Romulus; des Lykurgus und Numa, und des Solons und Valerius Poplicola. Die Herren Ueberſetzer haben verſchiedene Anmerkungen beygefügt, theils ihre Ueberſetzung zu rechtfertigen, theils den Text zu erläutern.

IV. Des Herrn von St. Evremond Gedanken, von dem rechten Gebrauche des Lebens, wurden in

der

der königlichen deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg in Preußen überſetzet, von George Leonhard Nordhof, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Befliſſenen. Königsberg 1745 den 27. März. bey Hartungen in gr. 8. 3 Bogen. Man ſieht wohl, daß die Ueberſetzung dieſer Schrift mehr ein gemeinſchaftliches Werk der ganzen löblichen Geſellſchaft, als des einzelnen Mitgliedes iſt, welches auf dem Titel ſteht. Es iſt mit beſonderm Fleiße verfertiget, und ſehr wohl gerathen; auch übrigens dem würdigen Präſidenten der königlichen Geſellſchaft, dem Herrn Oberhofprediger und Generalſuperintendenten von ganz Preußen zugeeignet. Da uns auch verſchiedene andre kleinere Schriften der Mitglieder dieſer Geſellſchaft, z. E. des Herrn Johann Chriſtoph Kreuſchners Rede, auf das Leiden und Sterben des Erlöſers; des Herrn St. Evremonds Abbildung eines Frauenzimmers, ſo man weder nun noch jemals antreffen wird, von Herrn Carl Ludwig Lübecken, und d. gl. zu Geſicht gekommen: ſo wünſchet man nochmals, bald einen ganzen Band ihrer geſammleten Schriften in öffentlichem Drucke zu ſehen; und wundert ſich, daß die daſigen Hrn. Buchhändler, die uns bisher ſchon verſchiedene ſchöne und nützliche Sachen geliefert haben, ſich in dieſem Stücke ſo ſaumſelig erweiſen.

V. Da die Liebe zu Schauſpielen bey unſeren Landsleuten mehr und mehr zunimmt: ſo glauben wir, daß vielen ein Gefallen geſchehen wird, wenn man ihnen dasjenige hier bekannt macht, was ſeit ein paar Jahren in dieſer Art der freyen Künſte deutſch heraus-

ge-

gekommen iſt. Wir machen alſo hiermit ein kleines Verzeichniß alles deſſen, was uns davon bisher neues zu Geſicht gekommen, und bey dem V.ten Theile der deutſchen Schaubühne noch nicht ſteht.

Deutſche Originale.

1. Die Franzoſen in Böhmen, eine theatral. Comödie ꝛc. 1743.

2. Harlekin der ungeduldige; aber mit Gewalt geduldig gemachte Hahnrey. 1743.

3. Die Weiberliſt, ein Nachſpiel in Verſen: Hamb. 1743. 8.

4. Die Geiſtlichen auf dem Lande, ein Luſtſpiel. Frankf. und Leipzig 1743.

5. Die drey Brüder und Nebenbuhler. Hamb. 1743.

6. Verbeſſerungen und Zuſätze des Luſtſpiels, die Geiſtlichen auf dem Lande: in zwoen Handlungen ſammt dem Nachſpiele. Frf. und Leipzig 1744.

7. Der blöde Schäfer in 8. Berlin 1745.

8. Der Zügelloſe, ein Schauſpiel in fünf Abhandlungen Frf. und Leipzig 1745.

9. Sylvia ein Schäferſpiel in einem Aufzuge, von C. F. Gellert. Leipz. bey Bernh. Chriſt. Breitkopf 1745.

10. Die Aerzte, ein Luſtſpiel in V. Aufzügen. 8. 1745.

11. Der faule Bauer von N.N. Uhlich. Hamb. 1745.

12. Die Bethſchweſter, von M. C. F. Gellerten. bey Langenheimen. Leipzig 1745.

13. Spindlers theatraliſcher Anhang zum poetiſchen Briefbuche, darinn 4 Schauſpiele enthalten ſind. Leipz.

Ueberſetzungen.

1. Das Geheimniß der Freymäurer, in einem Schauſpiele eröffnet, aus dem Franz. überſetzt. 1742.

2. Die

2. Die erkannte Semiramis, in einer Oper zu Prag, bey der Krönung der Kön. Maria Thereſia aufgeführet, und deutſch überſetzt, von Joh. Leop. von Ghelen. 1743.

3. Sechs Luſtſpiele des Hr. Hollbergs aus dem Däniſchen überſetzt, von J. C. L. von A. Hamb. und Leipz. 1743.

4. Hypermneſtra, ein Singeſpiel des Herrn Metaſtaſio, bey der Vermählung der durchlauchtigſten Erzherzoginn Maria Anna von Oeſterr. mit Prinzen Carl Alexandern von Lothringen, zu Wien aufgeführet und überſetzt, von Anton Prokoff, Hung. und Böhm. K. M. Poeten. 1744.

5. Die verſtellte Staatsthorheit, oder Archelaus König in Cappadocien, ein Trauerſpiel und Luſtſpiel, aus dem Ital. des Hrn. Pariati. Frankf. und Leipzig. 1744.

6. Die verſtellte Kammermagd, eine luſtige Opera, überſetzt, Wien 1744.

7. Die Philoſophen, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, aus aus dem Franzöſiſchen. Hamburg. und Leipz. 1744.

8. Der neugierige Ehemann, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Alainval überſetzt. Sorau 1744.

9. Sechs Luſtſpiele aus dem Däniſchen des Herrn Hollbergs II. Band.

10. Eben deſſelben III. Band Hamburg und Leipzig 1744.

11. Der Gefällige, ein Luſtſpiel aus dem Franz. Hamb 1745.

12. Ludwig Hollbergs drey Luſtſpiele, die im Däniſchen geſchrieben, und noch nicht überſetzt worden, Copenhagen 1745.

13. Demophoon ein Schauſpiel, in drey Abhandlungen, aus dem ital. des Herrn Abts Metaſtaſio, deutſch überſetzt. Frankfurt und Leipzig. 1745.

14. Don Ramudo de Collibrados, oder Armuth und Hoffart, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Hollbergen, aus dem Däniſchen, Cop. und Leipz. 1745.

15. Die Fallitinn ein Luſtſpiel aus dem Pohlniſchen überſetzt.

16. Der Ruhmredige, ein Luſtſpiel in Verſen aus dem Destouches überſetzt. 8. 1745.

17. Der Caffeſchenke, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Rouſſeau. Hannover. 8. 1745.

18. Das Orakel, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, aus dem Franzöſiſchen. Hamburg 8. 1745.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des I. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat November 1745.

BERLIN

I.

Nouveautés Critiques, Litteraires et Poetiques. A Liege chez G. Barnabé 1745. in 8. 148. S.

D. l.

Critiſche, philologiſche und poetiſche Neuigkeiten. Lüttich ꝛc.

Der franzöſiſche Witz, der ſich nunmehr ſchon, auf alle mögliche Arten gewieſen, die ihm theils rühmlich, theils auch verkleinerlich ſind, hat ſich auch in dieſer kleinen Sammlung neuer Stücke auf eine ſonderbare Art hervorgethan. Ob ſie ihren Urhebern Ehre oder Schande machen, wollen wir nicht ſelber ſagen: der vernünftige Leſer wird nach einer kurzen hiſtoriſchen Nachricht ſelbſt das Urtheil fällen können, was davon zu halten ſey.

Dieſe Neuigkeiten beſtehen nun wirklich aus neuen, und noch nie geſehenen Arten von Schriften. Die erſte davon hat ihren beſondern Titel: Bien-Aimé, Allegorie. Qui poteſt capere, capiat. Imprimé

d'un coup de Baguette, par la Feé de la Librairie, dans les Eſpaces imaginaires. 1745. D. i. Vielgeliebt, eine Allegorie. Wer ſie faſſen kann, der faſſe ſie. Gedruckt mit einem Schlage der Zauberruthe, durch die Hexe der Buchhandlung, in dem eingebildeten Raume. 1745. Wer ſich aus dieſer Aufſchrift keinen Begriff von dem wichtigen Inhalte des Werkes machen kann, der wird doch unſchwer daraus urtheilen können, wie es in dem Kopfe des Schriftſtellers ausſehen müſſe, der ſo denken und ſchreiben kann. Daß er indeſſen keine üble Meynung von ſich gehabt haben müſſe, ſieht man aus der Zueignungſchrift. Sie heißt Epitre au Roi. Wenn man wiſſen will, an welchen König dieſes Schreiben gerichtet iſt, ſo können wir ihm keine zuverläßige Nachricht geben. Denn ſeit dem faſt an alle große Herren von Europa franzöſiſche Zuſchriften Mode geworden ſind; ſo kann es kein Oedipus errathen, an welchen Roi dieſe gegenwärtige gerichtet ſey: man müßte denn aus dem Titel, der in dem eingebildeten Raume gedruckt worden, ſchließen, daß es an den Roi de Cocagne, oder an den König von Utopia gerichtet ſey.

In dem Schreiben ſelbſt bedauret der Poet, daß ſein König nicht zu Homers Zeiten gelebet habe; oder daß dieſer Poet nicht vielmehr unter dem glücklichen Regimente ſeines Königes gebohren worden. Der Himmel, der ihn ſo groß gemacht, ſollte wohl die Welt durch beſſere Verſe benachrichtigen, wie ſehr beliebt er ſich bey den ſeinigen machet;

A quel point tu gagnes nôtre eſtime.

Dann

Dann wünſcht er, daß er doch auf Erzt, welches ſo dauerhaft als die Welt iſt, dieſe Abbildung von ſeiner Hand, eingraben könnte; die er alſo ohne Zweifel für die beſten Verſe halten muß, die auf ſeinen König gemacht werden. Sie lauten ſo:

Louis fut de Vertus une ſource feconde,
Heros au champs de Mars, des malheureux l'appui,
Il regnoit ſur les ſiens plus en pere, qu'en Maitre,
Poſterité, ſi tu le veux connoitre,
Ne lis jamais les Vers, que l on à fait pour lui.

Wie kann dieſe letzte Zeile anders zu verſtehen ſeyn, als daß alle Poeten, die auf den König Ludewig (denn ſo ſoll er heißen, wie wir hier erfahren) gedichtet haben, und alſo auch Herr von Voltaire, demſelben Schande machen; und daher nicht werth ſind, von der Nachwelt geleſen zu werden? Doch das laſſen wir dieſen Poeten ſelbſt verantworten, und gehen zu dem Werklein ſelber. Es heißt: Bien aimé, conte allegorique: d. i. **Vielgeliebt, ein allegoriſches Mährchen.** Beſſer hätte es der Verfaſſer ein **Herenmährchen** nennen können, denn es iſt auf alle Weiſe ein ſolches: wie man gleich aus der Ueberſetzung des Anfanges ſehen wird.

Es war einmal ein König, heißt es, der über das allerſchönſte Land von der Welt herrſchte. Die Hexen, welche dieſen jungen Prinzen und ſein Königreich beſchützten, begabten ihn, nach der Gewohnheit damaliger Zeiten, mit allen erſinnlichen ſchönen Eigenſchaften. **Schönheit** bildete ſein Antlitz; **Lebhaftigkeit** feuerte ſeine Augen an; **Herzhaftigkeit**

knetete ſein Herz aus dem göttlichen Tone, deſſen ſich die Götter bedienen, wenn ſie ſich Körper ſchaffen, eine Zeitlang unter den Menſchen zu wohnen.

Vielgeliebt, ſo hieß der Monarch, deſſen erſten Feldzug ich entwerfe, hatte ſich alle Ehre erworben, die ſich ein großer König im Frieden verſchaffen kann, indem er ſeine Völker glücklich macht; ward aber endlich gezwungen, ſeinen ſtolzen Nachbarn den Krieg zu erklären. Da er unerſchrocken und unermüdlich gebohren war, ſo koſtete es ihn keine Mühe, ſich dazu zu entſchließen, als er es für nothwendig hielt.

Man beſchloß ihn alſo, mit einhälligen Stimmen, in einem großen Rathe, woſelbſt, Herrſcherinn, die Königinn der Hexen, den Vorſitz hatte. Alles ward in der Wage der Billigkeit abgewogen.

Vielgeliebt, vergoß etliche Thränen ꝛc.

Friedliebinn, die im Rathe zugegen war, ſah wohl, daß man der Nothwendigkeit weichen müßte. Dieſe liebenswürdige Hexe bedeckte ſich mit einer Hand das Geſicht, und ließ die Palmzweige aus der andern fallen ꝛc. Sie warf einen zärtlichen und ſanften Blick, nach dem Könige, und wollte weggehen. Vielgeliebt aber hielt ſie bey dem Rocke feſt ꝛc.

Herrſcherinn, die den Vielgeliebt nicht verlaſſen wollte, führte ihn zur Raſenden, der ſchrecklichſten von allen Hexen, der das Schickſal das Reich des Krieges übergeben hat. (Hier wird ihr Aufenthalt beſchrieben.)

Als ſie auf die Spitze des Berges gekommen waren, ſo entdeckten ſie die diamantnen Mauren des fürchterlichen Pallaſts der barbariſchen Raſenden,

wo

wo über mehr als hundert Thürmen von erſchrecklicher Höhe, ein unaufhörlicher Donner wettert. In demſelben erſchien die Raſende auf einem ehernen Throne, der von vier feuerſpeyenden Löwen gehalten wurde. Eine eiſerne Krone deckete ihre Stirn, ſchreckliche Schlangen waren ihre Haare, und die Fackel der Zwietracht war der Zepter ihrer mörderiſchen Hand.

Hier kommen nun etliche Hexen zum Vorſcheine, davon der König eine zu ſeinen Dienſten wählen ſoll. Unter andern kömmt Philorabie (ſoll Liebe zur Wut heißen, von Φιλος und rabies) als eine Wilde gewaffnet; die bisher ihre Wut nur über barbariſche Völker ausgeübet hatte. Man ſieht ſie mehr an der Spitze von Böſewichtern, die kein ander Geſetz als ihre Grauſamkeit erkennen; als vor einem Kriegsheere. Kaum erſchien ſie, als ihr die Raſende ungariſche Kleider und Waffen umwarf, und ihr befahl, einer Königinn zu Hülfe zu eilen, die ſie um Beyſtand erſuchet hatte. Philorabie, der alle Laſter folgten, und die nur nach Wut dürſtete, nahm gleich ihren Weg nach der Donau.

Uns dünkt, nunmehro wird das Räthſel dieſes allegoriſchen Mährchens ſich zur Gnüge aufgelöſet haben; und wir überlaſſen unſern Leſern alle ihre Gedanken: 1) über die ſeltſame Erfindung, groſſe Herren durch Hexenmährchen zu loben; 2) über die Art, wie ſolches hier geſchehen iſt; 3) über die Billigkeit, die man auch gegen die Feinde ſeines Landesherrn ausüben ſoll. Es iſt aber kein Zweifel, daß es auch vortreffliche deutſche Patrioten geben

wird, die dieſe ganze Schrift bewundern werden; bloß weil ſie franzöſiſch iſt, und weil doch alles ſchön und witzig iſt, was aus Frankreich kömmt.

Doch, wie kein Buch ſo ſchlimm iſt, darinn nicht auch etwas gutes ſtehen ſollte: ſo geht es auch hier. Auf der 34ſten Seite beſchreibt er den Einzug des Prinzen Vielgeliebt, nach ſeiner Geneſung, in Lutetia, wiewohl er nur in währender Krankheit, in einem Geſichte geſchehen ſeyn ſoll: und bemerket hierbey auf eine feine Art, die dabey vorgegangenen Fehler. Bey dem Feuerwerke heißt es: „Er, der „Prinz, würde ohne Zweifel, durch eine weit ſtär„kere Verwunderung dabey gerührt worden ſeyn, „wenn nicht zum Unglücke das Gebäude, welches „einem ſo ſchönen Feuer zur Schaubühne dienen ſoll„te, ganz ſeitwärts geſtanden hätte. Denn es war „ſo gebauet, daß man es nicht ſehen konnte, wenn „man gerade davor ſtund. Der Angeber hatte „das kleine Verſehen begangen, und nun bloß ver„geſſen, daß er für die Stadt und für das Volk „arbeitete; die aber das Vergnügen nicht haben konn„ten, ein Meiſterſtück zu ſehen, welches mit ſo groſ„ſen Koſten für ſie aufgeführet worden“.

Der König ſah auch ſeinen Palaſt, wo die Freude überall hervorleuchtete. Indeſſen erſchrack er doch über die tiefe Stille und Finſterniß, die in einem Hofe deſſelben herrſchete, der mit größen Gebäuden umgeben iſt: die aber ſchon von der Zeit vernichtet worden; obgleich ein kleiner Theil davon beſtim-

met

met iſt, die Unſterblichkeit * zu beherbergen. Er fragte: was doch für Leute, an dieſem Orte wohneten? Die Zauberinn antwortet: Es ſind Geiſter, mein König. Wie? Geiſter? verſetzt dieſer. Sollten es auch Geſpenſter ſeyn, die uns bisweilen erſcheinen, und die in dergleichen verfallenen Gebäuden wohnen ſollen?

Die Geiſter die hier wohnen, ſind von etwas andrer Art, verſetzte die Herrſcherinn. Sie haben Körper, und gleichen jenen nur darinnen, daß ſie beyde von weitem gröſſer ſcheinen, als ſie ſind. Anfänglich glaubt man, man ſähe was; wenn man aber näher kömmt, und es unterſuchet, ſo iſt es nichts. Ich zweifle nicht, daß nach dem Beyſpiele eurer andern Unterthanen, auch dieſe erhabnen Geiſter etwas dafür thun werden, daß ihr ſie beherberget. Man ſagt, ſie würden ſich verſammlen; und ich will euch in ihre Geſellſchaft führen, euch die Zeit zu vertreiben. Morgen ſollt ihr dieſer ganzen prächtigen Verſammlung beywohnen: ohne Zweifel wird man zu eurem Lobe irgend ein Meiſterſtück, oder doch ein Compliment ableſen. Vor kurzem, habt ihr an der Spitze eurer Heere geſtanden: morgen ſollt ihr mitten unter allem Witze eures Königreichs ſtehen, und eine allgemeine Muſterung davon anſtellen.

Dieſen Tag war die Verſammlung ſtark. Zwanzig anſehnliche Perſonen von allen Altern und Stän-

* Die franzöſiſche Akademie, die ſich ſonſt gerühmet, die Schlüſſel zu der Unſterblichkeit zu beſitzen.

den, machten den Rath der Dialektos aus *. Dieſe Beherrſcherinn der Wörter, deren Macht ſich nicht bis auf Gedanken erſtrecket, ſaß in der Vertiefung des Saales, auf einem Throne, der aus Werken beſtund, die den neuern Schriftſtellern zum Muſter dienen. Der Gebrauch, die Mode, und der Eigenſinn ſtunden zu ihrer Seiten. Die vier und zwanzig Buchſtaben machten eine Gaſſe, als ihre Leibwacht. Auf ihren Knien hielt ſie einen Folianten, voll ihrer Schätze, daran vierzig ihrer getreuſten Diener vierzig Jahre gearbeitet haben **.

„Als alles ſich geſetzt, hielt Dialektos eine An„rede an die Verſammlung. Ihr, die der blinde „Zufall, † (ſpricht ſie) erwählt hat, nebſt mir, das „weite Reich der Wörter zu regieren“. Kurz, ſie ermuntert alles den König zu loben, und alle ihre Heere von Wörtern in geſchickte Ordnung zu bringen. Kaum hat ſie ausgeredet, ſo vermiſchen ſich die Buchſtaben vor ihrem Throne, und bringen unzählige Wörter hervor. Die dreyhundert abgeſchmackten und tändelnden Wörter, (fades et doucereux) die alle ihre Mitbrüder aus den Opern verdrungen haben, um in dieſen bezauberten Gegenden allein zu herrſchen, ſtellen ſich.

Die

* Dieſe ſoll die franzöſiſche Sprache bedeuten. Es iſt zu wiſſen, daß die franz. Akademie aus 40 Gliedern beſteht; und daß hier auf ihre Nachläßigkeit bey den Verſammlungen gezielet wird.

** Das Dictionaire de l'Academie françoiſe.

† Zielt auf die Art, wie man ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie wird.

Die zärtlichen Wehmüthigen, die Baſtarte ihrer Art, die aus der tragiſchen Sphäre in die comiſche übergegangen, fanden ein Haupt für ſich; einen tragicomiſchen Schriftſteller, oder der keins von beyden iſt, welcher ſie alle annahm †. Es kamen darauf die ſpitzfindigen, gezirkelten, hüpfenden Wörter, wahre Stutzer ihrer Art; die ſich mit andern verbanden, und die artigſten Phraſes von der Welt ausmachten: Ausdrücke, die einer Buhldirne glichen, wenn ſie von ihrem Nachttiſche kömmt. Es gab auch noch ſtolze, ſchwülſtige, auf Stelzen gehende und rauſchende Wörter, die Kopfs länger waren, als andere, und ſich vielmehr einbildeten, als die andern; aber mit dem Winde, der ſie aufbließ, nur Dumme betriegen konnten.

Dialektos glaubte, ein jeder würde nun die ſeinigen brauchen, die Rückkunft oder Geſundheit des Königes zu beſchreiben. Allein umſonſt. Der erſte Anführer entſchuldigte ſich, er wäre zu alt, ſich noch ans Licht zu wagen. Der andere gab vor, er hätte allen weltlichen Schriften entſaget, nachdem er auf der Schaubühne unglücklich geweſen. Der dritte, ein Geiſtlicher, gab vor: er könnte nur Leichenreden halten, womit er dem Könige nach ſeinem Tode dienen wollte. Der Sprachlehrer ſtellte vor: ſein Amt wäre nur Anmerkungen über die Sprache zu machen ꝛc. Ein andrer ſagte, wenn die Engländer was davon ſchrieben, ſo wollte er es überſetzen. Eine

† Zielt auf den Fehler einiger Poeten, die traurige Comödien zu machen geſucht.

ne Standesperſon, die von ohngefähr da war, ſagte, ſie wäre nicht in der Akademie, zu arbeiten, ſondern nur derſelben ein Anſehen zu geben. Kurz, ein jeder entſchuldigte ſich nach ſeiner Art, und alſo ward einhällig beſchloſſen, man wollte dießmal nichts ſchlieſſen.

Man wollte ſchon nach Gewohnheit unſchlüſſig aus einander gehen, als noch einer von den Mitgliedern ſagte: ſie wären nicht zum arbeiten, ſondern andre zu beurtheilen. Die gemeinen Schriftſteller mögen was poetiſches oder proſaiſches machen, ſo wollen wir es beurtheilen! Dieß Wort fand Beyfall, und die traurige Dialektos deckte ſich die Hand aus Schamhaftigkeit übers Geſicht.

Was? ſagte die Beherrſcherinn: haben ſie ihr Geld nicht verdient, mein König? Dieſer antwortet: **Weil ſie Invaliden ſind, ſo dörfen ſie nicht mehr ſtreiten.** Die witzigen Köpfe eures Königreichs, verſetzt die erſte, gleichen den Heeren eurer Feinde: **Die Panduren thun alles; die ordentlichen Völker, beobachten nur den Feind.**

Dieſes mag genug ſeyn, uns den Zuſtand der heutigen franzöſiſchen Akademie abzubilden, und zwar durch den Pinſel eines ihrer Landesleute; um zu wiſſen: ob die ſchönen Wiſſenſchaften in Frankreich im Wachsthume, oder in der Abnahme ſtehen? Ein gleiches zeigt der Verfaſſer, im folgenden von ihren ſämmtlichen Schaubühnen, wo entweder ein gänzlicher Verfall, oder große Verwirrung herrſchet. Wir wollen dieß ſowohl, als die Beſchreibung des

franz.

franzöſiſchen Parnaſſes, die ſchon im vorigen geſtanden hatte, auf ein andermal verſparen.

Auf der 49ſten Seite, denn ſo weit geht dieß Mährchen, kömmt eine andre Neuigkeit, Les Poetes Lyriques genannt. Es iſt eine Ode des Abts Berny, von dem wir ſchon vor einiger Zeit einen kleinen Verſuch von Gedichten bekommen haben. Sie hat eine Vorrede, darinn geſagt wird, die Muſen, die ſeit langer Zeit geſchlafen hätten, wären von dem Geräuſche der königlichen Eroberungen aufgewachet; und ſeine Geneſung, hätte auch die lyriſche Poeſie ermuntert, die ſeit Rouſſeaus Tode ganz matt geweſen. Man kann hieraus den Inhalt und die Abſicht des Verfaſſers zur Gnüge ſchließen. Er hält die Ode in ſeiner Sprache aus folgender ſchmäuchelhaften Urſache für ſchwer: Sages, et peu hardis, nous rejettons les inverſions * et les metaphores †: nous voulons, que l'enthouſiaſme reſpecte l'autorité de la raiſon, & que le pretendu deſordre de l'Ode, ne ſoit en effet, qu'un ordre plus caché. Tout cela ne prouveroit il pas, que *nous avons plus de juſteſſe d'eſprit*, que de chaleur d'imagination; & que le genie ne domine pas en nous, puisque nous pouvons lui donner des loix? Allerdings

* Was würde P. Cerceau dazu ſagen, der da behauptet hat, die ganze Poeſie der Franzoſen beſtehe nur in Verſetzung und Verkehrung der Wortfügungen?

† Auch dieſes würde niemand ſagen, der da bemerkt hat, daß ein Franzoſe faſt nicht ohne Metaphoren den Mund aufthut. Man ſehe P. Büffiers Schriften davon nach.

dings haben die Herren Franzoſen alle Vorzüge und gute Eigenſchaften, die ſie ſich ſelbſt zu geben belieben werden. Sie ſind alles, was ſie ſelbſt wollen: denn bald beweiſt ein P. de la Sante, daß die Franzoſen an Witze alle Völker des Erdbodens übertreffen; bald aber verſichert uns ein andrer, daß ſie an Richtigkeit der Vernunft ſtärker ſind, als an Lebhaftigkeit des Witzes. Uns dummen Nachbarn dieſes allein klugen Volkes, iſt nur die Ehre überlaſſen, ſelbiges zu bewundern.

Gleichwohl hat ſich der Verfaſſer dieſer Oden bemüht, und es mit Zittern gewagt, dem Geſchmacke der Alten zu folgen, ohne von den franzöſiſchen Regeln abzuweichen. Man könnte hier fragen, ob ſich dieſe beyde Stücke zuwider wären? Denn wofern das wäre, ſo taugte eins von beyden nichts. Entweder die Alten hätten einen andern Geſchmack haben; oder die Franzoſen hätten andre Regeln geben ſollen. Sind ſie aber beyde einſtimmig, ſo kann es ja nicht ſchwer ſeyn, beyden zugleich eine Gnüge zu thun: indem gute Regeln zu dem Geſchmacke der Alten führen müſſen. Er glaubt indeſſen nicht unbillig, er habe ſich hier von der Sclaverey der Methode losſagen müſſen; ganz anders, wie einige von unſern Kunſtrichtern von einer Ode reden, wenn ſie eine Baukunſt darinn ſuchen; die doch weder Pindar, noch Horaz beobachtet haben. Ob aber deswegen, eine Ode, als ein Kind der Einbildungskraft, mit der Logik im Streite liegen müſſe, wie der Verfaſſer redet; das iſt eine andre Frage. Es iſt wahr, viel erklären und be-

beweiſen muß eine Ode nicht: aber auch in klaren Bildern, guten Einfällen und edlen Gedanken kann Wahrheit und Vernunft herrſchen; und ſo lange das geſchieht, hat auch die Logik nichts dawider zu ſagen.

In den beyden erſten Strophen vergleicht der Verfaſſer die Poeten, als ſchaffende Geiſter, mit dem Adler, der ſich hoch in die Wolken ſchwingt, und unverwandt in die Sonne ſieht; da hergegen das ſtolze Volk der übrigen Schriftſteller nur im finſtern kriecht. Das erläutert die dritte Strophe mit dem Beyſpiele Pindars, des Tyrtäus und Horaz; die vierdte mit dem Malherbe und Quinaut; die fünfte mit dem Rouſſeau, den er mit dem Amphion und Arion, ja mit dem Könige David vergleicht. In der ſechſten bedauert er, daß Rouſſeau auch Satiren geſchrieben, und gar zu gezwungene Verſe gemacht. In der ſiebenten verwirft er den la Motte, welcher wenig Feuer, aber gar zu viel Spitzfindigkeit gehabt, mehr ein Weltweiſer als Poet geweſen ſeyn ſoll. Wir wollen die Strophe herſetzen.

La Motte a peu ſenti la flame,
Dont bruloient ces Chantres divers,
Les vains eclairs de l'Epigramme
Brillent trop ſouvent dans ſes vers.
Plus Philoſophe, que Poete,
Il touche une Lyre muette,
La raiſon lui parle, il ecrit.
On trouve en ſes ſtrophes ſenſées
Moins d'images, que de penſées,
Et moins de talens que d'eſprit.

Die

Die Critik iſt ziemlich richtig, und ſollte vielen neuen Dichtern mit güldenen Buchſtaben vor die Augen gemalet werden, die auf eben die Art zu fehlen pflegen. Allein, aus der bisherigen Auflöſung des Anfangs dieſer Ode ſieht man nicht, daß ihr Verfaſſer eben ſo feurig und lebhaft dächte. Wie hätte wohl ein proſaiſcher Kunſtrichter, der von der Ode eine hiſtoriſch-critiſche Abhandlung ſchreiben wollen, ordentlicher verfahren können, als er bisher verfahren iſt. Das hat Boileau nicht gewollt, wenn er ſchrieb:

Loin ces Rimeurs craintifs, dont l'eſprit phlegmatique
Garde dans ſes fureurs un ordre didactique!
Art. poet. Ch. II.

Allein überhaupt, wer kann das leiden, daß ein Poet, der eine Ode machen will, ſeinen König zu beſingen, die ganze Lehre von der Ode zum Eingange macht, und erſt ein critiſches Regiſter von allen Odendichtern abfaßt? Bisher haben wir gedacht, eine ſolche Grille hätte nur einem deutſchen Hofpoeten einkommen können, der vor zwanzig Jahren, auf die Geburt einer königl. Prinzeßinn, erſt ein Gebeth an die Poeſie machte, und ihr vorſchrieb, wie ſie ihn ſollte ſingen lehren, daß es auch eine gute Ode würde. Itzo ſehen wir, daß ein Franzoſe die Kunſt auch kann, ſeinem Könige die Regeln der Dichtkunſt vorzuſingen, da er von ſeiner Geneſung ſingen will. Wie? wenn künftig der Satirenſchreiber erſt die Regeln der Satire, der Elegiendichter die Kunſtgriffe der Elegie, der Schäferpoet die Regeln der Schäfergedichte vortragen wird, ehe er etwas macht?

Ich

Wir ſind aber nicht fertig geweſen, unſers Poeten Critik zu erzählen. Er geht noch in einer Strophe die franzöſiſchen Opern, in einer andern ihre Trinklieder, in einer dritten den Herrn Voltäre, in der vierten den Herrn von Fontenelle, mit ſeinen Verdienſten durch. Und darauf kömmt er allererſt auf den iſsigen Krieg, der die Poeten aufmuntern ſoll, zu ſingen. Nunmehr geräth er auf die Krankheit des Königs: und hier muß man es geſtehen, daß er ſeine beſte Stärke gewieſen hat. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten; und ſagen nur ſoviel, daß der Kopf dieſer Ode größer geworden, als der Rumpf. Zwölf Strophen, handelten von Poeten; nur achte reden vom Könige. Iſt aber ſeine Hauptabſicht das erſte geweſen, wie es aus der Ueberſchrift Les Poetes Lyriques faſt ſcheinen ſollte: ſo hätte er gewiß nicht ganzer acht Strophen, von den lyriſchen Dichtern abweichen, ja ſie gar vergeſſen ſollen. Dadurch iſt nämlich ſeine Ode ein Zwitter geworden, die halb Menſch, halb Fiſch iſt, wider Horazens Verboth.

Humano capiti, ceruicem pictor equinam
Iungere ſi uelit, et varias inducere plumas;
- - - vt turpiter atrum
Deſinat piſcem mulier formoſa ſuperne.

Nun folgt das III. Stück dieſer Sammlung. Es hat zum Titel Memoires de l'Academie des ſciences, Inſcriptions, belles Lettres, beaux Arts &c. nouvellement établie à Troyes en Champagne. D.i. Nachrichten von der Akademie der Wiſſenſchaften, der Aufſchriften, der ſchönen Litteratur, freyen Künſte ꝛc. die neulich

zu Troyes in Chlompagne geſtiftet worden. Das Exempel der pariſiſchen Societäten, hat in verſchiedenen Städten von Frankreich mehrere gelehrte Geſellſchaften hervorgebracht. Marſeille, Bourdeaux, Pau, Troyes, u. a. m. gehören zu dieſer Zahl, und haben bisher vielen Ausländern die vortheilhafte Meynung von Frankreich beygebracht, als ob die Gelehrſamkeit daſelbſt ihre güldne Zeit erlebet hätte; dagegen in Deutſchland lauter Barbarey herrſchete. Wie ſchlecht es aber mit dieſen kleinen Societäten, oder wie man ſie daſelbſt nennet, Akademien, beſtellet ſey, das können uns theils die Gereiſeten erzählen, die Gelegenheit gehabt, ſelbige näher zu kennen; theils kann es uns auch gegenwärtige Schrift zeigen. Es heißt auch hier, multa videntur, et non ſunt: und nicht alles, was ſich bey den Ausländern eine Akademie nennet, iſt der Mühe werth, ſich darum zu bekümmern.

Der Verfaſſer dieſes Stückes hat ein feines Mittel erdacht, die Schwäche dieſer neuentſtandenen Akademien zu entdecken. Er theilt eine Antrittsrede mit, die Herr * * * bey ſeiner Aufnahme in dieſe Geſellſchaft gehalten, nebſt der Bewillkommung ihres Vorſtehers: merket aber zuförderſt an, daß die Geſellſchaft entſchloſſen geweſen, nur aus ſieben Mitgliedern zu beſtehen; doch aber, aus beſondrer Gunſt, die nicht zur Nachfolge dienen ſoll, den Herrn * * * zum achten Gliede aufgenommen habe. Der Tag der Aufnahme ſoll der 19 März 1743. geweſen ſeyn: denn wir getrauen es uns nicht zu ſagen, ob wirklich eine wahre Aufnahme eines ſolchen angenehmen und

und gründlichen Schriftſtellers vergegangen; oder ob nur dergleichen erdichtet worden: doch dünkt uns das erſte wahrſcheinlicher zu ſeyn. Weil die erſte Rede kurz iſt, wollen wir ſie ganz überſetzen.

Meine Herren.

Die ſieben Mündungen des Nils, die ſieben Arme des apokalyptiſchen Leuchters, die ſieben Wunder der Welt, und die ſieben Weiſen von Griechenland * hatten ſie bewogen, ihre Akademie bey der geheimnißvollen Zahl ſieben einzuſchränken. Eine ſo vernünftige Einrichtung hatte aus dieſer Verſammlung verſchiedene Männer von ſeltenen Verdienſten ausgeſchloſſen, die ſich um einen Platz darinn beworben hatten. Hätte ich nun wohl hoffen können, daß ſie in Anſehung meiner, eine ſo ſchmäuchelhafte Ausnahme machen würden? Gleichwohl iſt dieſes die Gewogenheit, dafür ich mich heute bey ihnen zu bedanken die Ehre habe.

O! daß es mir erlaubt wäre, ihnen hier meine ganze Erkenntlichkeit bekannt zu machen, und ihnen den ſchuldigen Zoll meiner Lobſprüche zu entrichten! Wie viel Gaben und Wiſſenſchaften würde ich nicht zu preiſen haben! Geometrie, Naturlehre, Sittenlehre, Geſchichte, Critik, Aſtronomie, Aſtrologie, Beredſamkeit, Dichtkunſt, Logogryphen, Akroſticha,

* Schade, daß der Verfaſſer nicht noch die ſieben Planeten, die ſieben Tage in der Wochen, die ſieben Engel mit Schalen und Poſaunen, und die ſieben Sterne in der rechten Hand des erſten Engels: oder gar die ſieben Plagen in der Offenbarung Johannis auch angebracht hat.

Zeitungen, kurz, alles: denn die Weitläuftigkeit ihrer Gaben begreift alles.

Deſſen ungeachtet iſt die letzte von itztgenannten Wiſſenſchaften diejenige, die ſie am meiſten beſchäfftiget. Ja, meine Herren, ihr vornehmſter Gegenſtand ſind die Zeitungen. Da ſie ſich aber hauptſächlich an die franzöſiſchen Zeitungen, als an die aufrichtigſten und glaubwürdigſten Denkſchriften halten: ſo zeigen ſie zur Gnüge, wie erleuchtet ihr Verſtand, und wie rechtſchaffen ihr Herz ſey.

Um nun der Welt einen Schatz mitzutheilen, den ihnen eine ſo reiche Quelle verſchaffen muß, haben ſie diejenige allgemeine Zeitungsconcordanz unternommen, die den Glauben der Nachwelt, wegen aller Begebenheiten dieſes Jahrhunderts feſt ſetzen ſoll. So hat vormals, aber in lange nicht ſo erleuchteten Zeiten, die franzöſiſche Akademie, als ſie kaum entſtanden war, und weil ſie ſich die Vollkommenheit ihrer Sprache zum Gegenſtande erwählet hatte, deren Gebrauch ſie in Richtigkeit ſetzen wollte; gemeinſchaftlich das große allgemeine Wörterbuch unternommen, welches ihr ſo viel Ehre gemacht hat.

Ich ſchließe, meine Herren, indem ich ſie von der vollkommenen Hochachtung eines Mannes verſichere, der bisher ein eifriger Verfechter problematiſcher * Tugenden geweſen iſt.

Als Hr. . . aufgehöret hatte zu reden, antwortete ihm der Director der Akademie folgendergeſtalt. Mein

* D. i. Ungewiſſer, zweifelhafter. Man hat obiges Wort wegen der leichtfertigen Abſicht des Verfaſſers beybehalten müſſen.

Mein Herr,

Die Akademie danket ihnen für das feine Lob, welches ſie derſelben itzo verſchwendet haben. Wenn ſelbige, ungeachtet der abſchlägigen Antworten, die ſie bisher vielen Liebhabern gegeben, ſie voritzo in ihren Schooß aufnimmt: ſo kömmt ſolches daher, daß ſie dieſelben zu ihrer Vollkommenheit für nöthig erachtet hat. Vorhin vereinigte ſie ſchon alle verſchiedene Stände der bürgerlichen Geſellſchaft in ſich: nur ein Gelehrter fehlte ihr noch; und dieſen hat ſie an ihnen angetroffen.

Sie haben indeſſen unſre Beſchäfftigungen und Abſichten vollkommen errathen, mein Herr. Die Zeitungen ſind in der That, unſer vornehmſter Augenmerk; und was hätten gute Patrioten, wie wir, in ſolchen unruhigen Zeiten, als die unſrigen ſind, ſich für einen beſſern wählen können? Wenn aber das Uebel nicht ſo dringend, wenn der Friede, der nach unſern Verbindungen, unverzüglich geſchloſſen werden muß, weniger politiſche Betrachtungen von uns fordern wird, alsdann werden wir uns auch einige andre Ergetzlichkeiten erlauben, und uns bis zur Naturwiſſenſchaft und Meßkunſt herunter laſſen können.

Wie es aber ſeichte Geiſter giebt, die den Zeitungen nicht alles gebührende Recht wiederfahren laſſen: ſo ſind wir ſehr vergnügt, daß wir hier ein öffentliches, und mit Gründen beſtätigtes Zeugniß von unſrer Hochachtung gegen dieſe Art von Schriften ablegen können.

Wir erklären uns alſo deutlich, daß die Zeitungen für uns dasjenige ſind, was die Schriften Ho-

mers ſo vielen Bewundrern des Alterthums geweſen ſind: das iſt, daß wir ſie für einen Inbegriff aller Künſte und Wiſſenſchafften für die ſicherſte Sittenregel, für den vollkommenſten Schmelztiegel anſehen, den Verſtand zu läutern und ins feine zu bringen.

Allein außer dieſen allgemeinen Vortheilen der Zeitungen, ſcheinen uns dieſelben das beſte Muſter zu ſeyn, wie man die Hiſtorie ſchreiben ſoll. Eine feine und eindringende Einſicht, eine unerſchöpfliche Quelle zu Betrachtungen und Vernunftſchlüſſen, eine edle Einfalt, eine durchgängige Schönheit der Schreibart, eine weitläuftige Gelehrſamkeit, die zugleich die Geſchichte aller Länder begreift: das, das ſind ihre unterſcheidenden Merkmaale.

In unſerer allgemeinen Concordanz, und in den hiſtoriſchen, politiſchen, metaphyſiſchen, moraliſchen und critiſchen Anmerkungen, womit wir ſie zu bereichern geſonnen ſind, werden wir allen dieſen Wahrheiten, den höchſten Grad der Deutlichkeit geben. In währender Zeit hat die Akademie beſchloſſen, um einen Preis kämpfen zu laſſen; und dazu die Art, wie man die Zeitungen nützlich leſen und ſtudiren ſolle, aufgegeben.

Indem wir dergeſtalt, diejenigen Schätze, daran wir einen Ueberfluß haben, verſchwenden, arbeiten wir zugleich an Erziehung ſolcher Jünger, die dermaleinſt unſre Stellen bekleiden könne. Der Wink der Vorſehung, mein Herr, wird ſie der Akademie bald wieder rauben, und ſie in ein Land zurück rufen, welches der einzige Aufenthalt der Künſte und

Wiſſen-

Wiſſenſchaften zu ſeyn glaubet. Folgen ſie ihrem Schickſale, und lehren ſie das erſtaunte Paris, daß es auch mitten in Champagne einigen Witz und guten Geſchmack giebt.

So ſchließt die Beantwortungsrede dieſes würdigen Directors der trefflichen Zeitungsakademie; und man muß geſtehen, daß ſie nicht minder merkwürdig iſt, wenn ſie wahrhaftig ſo gehalten worden, als wenn ſie nur zum Spaße ausgeſonnen worden. Man ſieht in dieſem letztern Falle zwar, daß es eine bloße Nachahmung von der Aufnahme des berühmten Matanaſius in die franzöſiſche Akademie iſt, die bey dem Dictionaire Neologique angehänget iſt: allein auch die Nachahmungskunſt iſt nicht einem jeden gegeben, und verdient Lob, wenn ſie geſchickt ausgeübet wird.

Es folgt auf der 68ſten Seite ein neues Stück: Diſſertation ſur un ancien Uſage, lüe dans l'Academie de Troyes, le 28 May 1743, par Mr.*** l'un des ſept. Tantum de medio ſumtis accedit honoris. Hor. art. poet. D. i. Abhandlung über einen alten Gebrauch, verleſen in der Akademie zu Troyes ꝛc. Man ſieht wohl, daß man dieſe Akademie recht berühmt zu machen, auch etwas von ihren andern Arbeiten der Welt mittheilen will. Man ſieht auch zugleich, mit was für Dingen ſie ſich beſchäfftiget, nämlich mit Unterſuchung der Alterthümer, und zwar ſolcher, die nicht nur in die Hiſtorie ihres Vaterlandes, ſondern in die Geſchichte der älteſten Völker, der Hebräer, Aegypter, Griechen und Römer einſchlagen. Um

nun dem geneigten Leſer das Vergnügen zu gönnen, dieſe Materie aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, wollen wir ihnen den kurzen Eingang dieſer Abhandlung ganz überſetzt zu leſen geben.

„Die Hiſtorie lehret uns, meine Herren, die „Kriege, die Siege, und die Niederlage der be„rühmteſten Völker des Alterthums. Allein durch „ein Schickſal, darüber man ſich mit Rechte be„ſchweret, ſieht ſie die Kenntniß der Sitten und „Gebräuche für etwas verächtliches an, und ſcheint „ſelbige den Muthmaßungen und Streitigkeiten „der Briſſonier, Seldener, Lipſier und Sal„maſier überlaſſen zu haben.

„Soll aber eine ſolche Akademie, als die unſrige „iſt, ſich in Gefahr ſetzen, bey der Nachwelt eben „dieſen Verweis zu bekommen? Nein mein Herr; „und damit ich für meine Perſon denſelbigen vermei„den mögen, habe ich meine ſchlafloſen Nächte der„jenigen Abhandlung gewidmet, die ich ihnen vor„zulegen die Ehre habe.

„Sie hat zu ihrem Gegenſtande die uralte Ge„wohnheit, in der Holzgaſſe allhier, diejenige na„türliche und nothwendige Handlung vorzunehmen, „die man vor Alters auf Hebräiſch heſich raghlav; „nachmals bey den Griechen χέζειν; bey den latei„nern cacare, vorizo in Deutſchland ſch- -n, in „England to ſhite; in Italien wie bey den Römern „cacare; in Spanien cagar benennet; und die wir „in Frankreich gemeiniglich durch das Wort chier „bezeichnen. Das iſt, ich werde die Ehre haben,

Sie

„Sie von der Gewohnheit, in der Holzgaſſe zu ſch..
„zu unterhalten.

„Dieſe Materie war noch eine Jungfer. Inten-
„tatam noſtri liquere Poetae. Und ich geſtehe es,
„mein Herr, daß ſie mich lüſtern gemacht hat.
„Uebrigens betrifft ſie eine der weſentlichſten Noth-
„wendigkeiten des Menſchen; welches ein zureichen-
„der Grund iſt, ihr ein großes Recht über mein
„Herz zu geben. Homo ſum, nihil humani à me
„alienum puto. Kurz, ich habe geglaubt, daß
„wir in dieſem Gebrauche einen unſtreitigen Beweis
„von dem Alterthume unſrer Stadt antreffen. Dieß iſt
„die Ordnung die ich mir in dieſer Abhandlung zu beob-
„achten vorgenommen habe. Ich will erſtlich die Art
„und Weiſe feſt ſetzen, wie dieſer Gebrauch itzo in der
„Holzgaſſe im Schwange geht. II. Will ich dar-
„thun, daß er auf eben die Art bey den berühmte-
„ſten und weiſeſten Völkern des Alterthums, Jü-
„den, Aegyptiern, Griechen und Römern beobach-
„tet worden; ja daß man ihn als einen Religionspunkt
„angeſehen hat. III. Daß er aus Aegypten nach
„Gallien gekommen, woher die Druiden ihn mit
„ihrer Religion, lange vorher, ehe die Phocenſer
„nach Marſeille gekommen, überbracht haben“.

Es ſind noch zween Punkte übrig; allein genug davon, um von dem feinen Witze, der darinn herr-ſchet, eine Probe zu geben. Denn von der Aus-führung ſelbſt darf ich wohl nichts ſagen. Man wird ſich leicht vorſtellen, daß im erſten Theile eine ſchmutzige Erzählung von einer garſtigen Sache; in den übrigen aber eine verſchwendete Beleſenheit

vieler rabbiniſchen, griechiſchen und römiſchen Schriftſteller vorkommen wird: recht nach der Art, wie ſonſt antiquariſche Diſſertationen in der Akademie des Inſcriptions et belles Lettres zu Paris abgehandelt werden. Die Rabbinen Akiba, Barajetha in Maſſech Berachot, Alexander ab Alexandro, Athenäus, Diodorus Siculus, Clemens Alexandrinus, Hieronymus, Cäſarius, Plinius, Kircher, Heſiodus, Diogenes Laertius, Plutarchus, Ariſtophanes, Homerus, Petronius, Martialis, Lactantius, Makrobius ꝛc. ſind alle angeführet. Die Göttinn Caca, der Gott Sterculius, oder Stercutius; die alten Abtritte der Römer, gewiſſe Schwämme die man auf den Gaſſen überall einführte, der Tod des Ketzers Arius, und tauſend dergleichen ſeltene Stücke ſind hier nicht vergeſſen. Kurz es iſt eine recht garſtige Beleſenheit und ſchmutzige Gelehrſamkeit hier beyſammen: ſo daß man wohl ſagen kann, nihil tam putidi foedique dici poſſe, quod non dictum ſit ab aliquo Antiquorum, vel Antiquariorum.

Wir wollen hierbey dem Leſer nur dreyerley Betrachtungen an die Hand geben, und ſie Fragweiſe vorbringen, damit uns niemand einer Parteylichkeit wider die Franzoſen beſchuldige.

I. Iſt es wohl wahr, was P. Bouhours, (in ſeinen Entretiens d'Ariſte & d'Eugene Dial. II. ſur la Langue Françoiſe) von der franzöſiſchen Sprache gerühmt hat, daß ſie ſo ehrbar und ſchamhaft

ſey,

ſey, daß ſie nichts unflätiges, nichts anſtößiges und ſchmutziges leiden könne?

II. Iſt es wohl wahr, daß die Artigkeit der Sitten nirgends ſo hoch getrieben iſt, als in Frankreich; da man dergleichen Dinge nicht nur redet, ſondern ſchreibt, nicht nur ſchreibt, ſondern auch drucken läßt, nicht nur drucken läßt, ſondern auch einer neuen Akademie zur Laſt legt?

III. Iſt es endlich wohl mit der Ehrfurcht, die man gekrönten Häuptern ſchuldig iſt, einſtimmig, wenn man in einem Buche, das einem Könige von Frankreich zugeeignet wird, Unflätereyen einrückt? Was ſoll man von dem Verfaſſer? was von dem Könige denken?

Nunmehro folgen auf der 92. bis zur 100ſten Seite gewiſſe Reflexions hiſtoriques Critiques et morales, ſur un Proverbe: luës le 6. Iuillet 1743 Par. Mr. *** l'un des ſept. *In promtu cauſſa eſt.* Ovid. remed. Am. l. 1. D. i. Hiſtoriſche, critiſche und moraliſche Betrachtungen über ein Sprüchwort, vorgeleſen, von einem der ſieben Glieder. Auch hiervon wollen wir die Einleitung des Verfaſſers ganz kürzlich herſetzen, um dem Leſer den ganzen Eindruck der Neuigkeit zu gönnen.

Meine Herren.

Oftmals kömmt eine ſchlechte Spötterey, wenn ſie durch die Bosheit in Schwang gebracht, und eifrig fortgepflanzet wird, in den Credit einer ausgemachten Wahrheit; nicht anders, wie die meiſten böſen Spaße des Boileau, gleich damals zu Sprüchwörtern geworden ſind. Soll-

Sollte nicht auf gleiche Weiſe auch die Meynung von unſrer Dummheit, und dasjenige Sprüchwort entſtanden ſeyn, wodurch man ſagt: das 99 Schöpſe, und ein Champanier, hundert Beſtien ausmachen *.

Dieſes Sprüchwort, mein Herr iſt mir allezeit ärgerlich geweſen; und ich wollte, daß ich Witz genug hätte, um Ihnen, durch eine ordentliche Abhandlung zu beweiſen, daß es in allen ſeinen Theilen falſch und lächerlich iſt. Wenn ich aber nicht Gaben genug beſitze, eine ſo kühne Unternehmung auszuführen: ſo will ich ihnen zum wenigſten einige Betrachtungen darbiethen, die mir ſolches an die Hand gegeben hat.

Es iſt mir allezeit vorgekommen, daß dieſes Sprüchwort ſowohl den Schöpſen zu nahe träte, als den Champaniern: deswegen habe ich mein Werk in zween Theilen abgeſondert. Der erſte, der von den Schöpſen handeln wird, ſoll mir zwo Betrachtungen an die Hand geben. Ich werde 1. unterſuchen, ob die Schöpſe auch wahrhaftig Beſtien ſind? 2. Ob die 99, die mit dem einen Champanier in Geſellſchaft ſtehen, aus Champagne gebürtig ſeyn müſſen; oder ob man ſie ohne Unterſcheid anders woher nehmen könne?

Der andre Theil, der von den Champaniern handeln ſoll, wird mir gleichfalls zwo Anmerkungen dar-

* Dieſes Sprüchwort ſteht in einer franzöſiſchen Reiſebeſchreibung, die 1723 bey Saugrain gedruckt worden auf der 164. S. Ohne Zweifel werden in dieſem Buche noch mehr ſchöne Sachen ſtehen, die uns Deutſchen nützlich zu wiſſen wären. Es wäre gut, daß ein hübſcher Verleger es überſetzen ließe.

darbiethen. Ich werde 1. die Gründe unterſuchen, die Gelegenheit haben geben können, uns für dumm zu halten. In der andern werde ich beweiſen, daß wir witzige Köpfe ſind.

Nach einem ſolchen Eingange kann man ſich wohl leicht vorſtellen, wie die Ausführung klappen muß. Bey dem erſten Theile z. E. hat der Verfaſſer ausgerechnet, daß, wenn auf jeden Champanier 99 Schöpfe gerechnet werden, Champagne aber 500000 Einwohner hat, nothwendig 4, 950000 Schöpfe darinn ſeyn müſſen. Wichtige Entdeckung! Eben dergleichen kommen in dem folgenden vor. Z. E. Zum Beweiſe, daß die Einwohner von Troyes verſchlagene Köpfe ſind, wird angeführt, daß ſie keine Jeſuiten bey ſich leiden; daß Champagne gleichwohl den Boucherat, Colbert, Girardon, Mignard, Camuſat, Le Cointe, Pythöus, Themiſeuil, Paſſerat, und La Fontaine, hervorgebracht hat. Nur muß man ſich wundern, daß er ſich nicht des Beweiſes von dem Champagner Weine bedient hat, der gewiß der flüchtigſte und geiſtreicheſte in Frankreich iſt; und alſo, nach der franzöſiſchen Philoſophie, welche den Witz der Menſchen aus dem Himmelsſtriche und der Sonnenwärme, darinn ſie leben, oder aus dem Getränke das ſie trinken, herleitet, (und weswegen kein deutſcher Biertrinker witzig ſeyn kann) unmöglich dumme Leute machen kann.

Hierauf folgt ein Diſcours prononcé dans la Seance publique du 30me Iuillet 1743, jour de l'anniverſaire de l'Academie. D. i. eine Rede, die in der öffentlichen Verſammlung der Akademie

den

den 30. Jul. als an ihrem Stiftungstage gehalten worden. Sie handelt von den großen Verdienſten ihrer Akademie, und da vergleicht man ihren Urſprung, mit der unverhofften Erſcheinung eines Cometen, der aber gleich alle Geſtirne der Nacht verdunkelt. u. d. m. Alles obige kömmt hier mit einigen Zuſätzen wieder vor, die eben ſo ſpöttiſch ſind.

Den Schluß des Werkes macht endlich die Diſſertation ſur les Ecreignes, Luë le 3. Sept. 1743. par Mr. *** l'un des ſept. Dieſe Materie läßt ſich nicht Deutſch überſetzen. Furetiere ſchreibt dieß Wort anders: Eſcrennes, und ſagt: es ſtünde im Tacitus, daß die alten Deutſchen dergleichen gehabt; itzo aber würde bey einigen Schriftſtellern von den Eſcrennes Dijonnoiſes, und Champenoiſes, geredet. Der Verfaſſer erkläret ſich endlich, er verſtehe dadurch unterirrdiſche Stübchen, oben mit Miſthaufen bedeckt; worinn das Weibsvolk auf den Dörfern des Abends zum Schwatzen und Spinnen zuſammen kömmt, und wo mancher verliebter Streich vorgeht. Mehr davon zu ſagen, verlohnt ſich nicht die Mühe, da man auch dieſe Herrlichkeit den Franzoſen gern überläßt.

Man ſieht indeſſen doch, an was für edlen Gegenſtänden ſich der franzöſiſche Witz zu üben anfängt. Und es war billig, von dieſen Satiren oder Pasquillen unſrer Nachbarn auf ſich ſelbſt, auch unſren Landsleuten einen Begriff zu geben, da einige der unſern ſo liebreich geweſen, auch deutſche Schmähſchriften ins Franzöſiſche zu überſetzen; oder in ſolchen Monatſchriften zu erzählen. Wir werden beyde gleichviel Ehre davon haben.

Ab-

* *

Abhandlung von der Nachahmung.

Fortſetzung des zweyten Abſchnittes. (*)

§. 22.

Bey dem Vergnügen, das aus der Nachahmung entſtehen ſoll, wird nothwendig vorausgeſetzt, daß das Bild und Vorbild in der Einbildungskraft derer jenigen, bey denen die Nachahmung einen Eindruck machen ſoll, gegen einander gehalten werden: folglich werden in dieſer Einbildungskraft zwo Vorſtellungen erfordert, nämlich eine von dem Vorbilde und die andre von dem Bilde; und die ganze Wirkung der Nahahmung fällt hinweg, ſo bald eine von dieſen beyden Vorſtellungen mangelt. Dieſer Mangel kann ſich finden,

1) Wenn ſich das Bild dem Vorbilde in allem ſo gleich vorſtellet, daß der Verſtand das wirkliche von dem nachgeahmten nicht mehr

*) Weil die Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit mit dem VIII. Bande, oder 32ſten Stücke beſchloſſen worden; und die erſten Stücke dieſer Abhandlung darinnen enthalten ſind: ſo hat uns der Herr Verfaſſer den Beſchluß derſelben hier einzurücken überlaſſen.

mehr unterſcheidet, ſondern beyde für eins hält. Ich habe davon in dem Schreiben zur Vertheidigung der gereimten Comödie weitläuftiger gehandelt. Den Einwurf habe ich nur noch wenigſtens, nach einiger verſtändigen Freunde Meynung zu heben: ob eine ſolche Gleichheit des Bildes und Vorbildes möglich ſey? Der philoſophiſche Satz, daß zwo Sachen einander nicht vollkommen gleich ſeyn können, hat hieher keinen Einfluß. Denn ſie können ſich doch wenigſtens einander vollkommen gleich vorſtellen. Der Verſtand giebt in Gegeneinanderhaltung der Dinge nicht auf kleine und unmerkliche Unterſchiede Achtung, die nicht anders, als durch eine gröſsre Aufmerkſamkeit entdecket worden. Ueber dieſes ſind die Vorſtellungen von dem Vorbilde meiſtentheils in verſchiednen Dingen unbeſtimmet; weil ſie gröſstentheils in allgemeinen Begriffen beſtehen: und ſo bald der Verſtand alſo etwas gewahr wird, das ihm unter dieſen allgemeinen Begriff vollkommen zu gehören ſcheint; ſo nimmt er es nicht mehr für ein Bild an, ſondern für eine wirkliche ſolche Sache, davon er den Begriff in ſeinen Gedanken hat. Er unterläſst alſo die Aehnlichkeiten der nachgeahmten Sache mit einer wirklichen zu unterſuchen: weil es kein Vergnügen giebt, zu entdecken, daß eine Sache ſich ſelber ähnlich ſey; eben ſo wenig, als es einem ein ſolches Vergnügen erwecken kann, das die Nachahmung giebt, wenn ich ſehe, daß ein Ey dem andern ähnlich iſt, oder daß ein Baum die wirklichen Eigenſchaften eines Baums hat. Wir haben ein Exempel von einer ſo natürlichen Nachahmung in den Geſichtern, da man

von

von Unterſcheid des wirklichen und nachgeahmten zu großem Verdruſſe der Zuſchauer nicht mehr von einander unterſcheiden können. Ein Mimus ſollte die Perſon eines raſenden vorſtellen, und anſtatt in den geſetzten Schranken einer nachgeahmten Raſerey zu bleiben, und mit Verſtande zu raſen, gab er alle Kennzeichen eines wirklich unſinnigen Menſchen von ſich. Er befriedigte ſich nicht allein damit, auf dem Theater über die Maaße zu wüten; ſondern er lief auch unter die Zuſchauer, und übte daſelbſt verſchiedne Ausſchweifungen aus, daß man dabey auf die Gedanken gerieth, er wäre wirklich raſend worden. Und niemand von allen Zuſchauern wußte ihm dieſen Betrug Dank.

2) Der zweyte Fall, wo der Endzweck der Nachahmung durch den Mangel eines nothwendigen Begriffes in der Einbildungskraft unſrer Zuhörer, oder Zuſchauer, oder Leſer verlohren gehen kann, iſt, **wenn dieſelben keinen Begriff von dem Vorbilde haben.** Ein Conterfey verliert ſeine größte Schönheit bey allen denenjenigen, die die Perſon ſelbſt nicht kennen, und bleibt nicht weiter ſchön, als in ſoweit es einem Menſchen überhaupt ähnlich iſt. Ein Dichter muß alſo die Begriffe ſeiner Leſer kennen, wenn er nicht vergebens und gleichſam für eine andre Nation nachahmen will: und die Exempel und Gleichniſſe, die man vor einigen Zeiten aus den Reiſebeſchreibungen von indianiſchen Gewächſen und Thieren, und von allem was nur fremde Namen hatte, hernahm, ſind alſo Dinge, die ſich zur

Nachahmung ſehr wenig ſchicken. Die Beſchreibung einer Hennen, eines weiblichen Thieres,

Das von dem leichten Volk, ſo ſich in Federn kleidet,
Des Kammes kronen gleiche Zier
Die Wachſamkeit (die Phyllis nie beneidet)
Und treue Dummheit unterſcheidet;
Das blinden Aberwitz von guten Männern borgt,
Und junge fremder Art, als ſeine Zucht verſorgt.

iſt hundertmal mehr werth, als die Schilderey von einem Phönix, wenn gleich eine Henne gegen einen Phönix gerechnet, nur unter den Pöbel des Federviehes zu gehören ſcheint. Eben dieſes iſt auch von gelehrten Beſchreibungen in denenjenigen Gedichten zu ſagen, welche nach der Abſicht des Verfaſſers nicht zum Vergnügen gelehrter, ſondern zur Ergetzung aller Arten von Leuten gemacht ſeyn ſollen. Das Vorbild mangelt in dem Verſtande der Leſer, und dieſe Bilder ſind alſo ohne Kraft und machen den Leſer nur verdrießlich. Die natürlichſte Beſchreibung eines heidniſchen Gottes kann itzo die Wirkung nicht mehr haben, die ſie zu Zeiten Virgils hatte, und ſcheint nur für Liebhaber des Alterthums gemacht zu ſeyn. Die Beſchreibung:

Wenn holdes Weigern, ſanftes Zwingen,
Verliebter Diebſtahl, reizend Singen,
Mit Wolluſt beyder Herz berauſcht;
Wenn der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug voll ſeichter Thränen
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

wird einer ungelehrten Perſon viel reizender ſeyn, als der Gürtel der Venus und die Beſchreibung, die

Ho-

Homer davon macht. Hieraus folgt darum noch nicht, daß diejenigen Dinge nicht nachzuahmen sind, die unsre Leser nicht wirklich gesehen haben. Denn wenn ihnen nur die Theile des Vorbildes bekannt sind: so werden sie das Vorbild in ihren Gedanken selbst daraus zusammen setzen können. Es folgt auch nicht, daß wir keine Schildereyen von einer neuen und zuvor noch nie bekannten Gattung der Dinge machen dürfen. Es vermehret vielmehr das Vergnügen des Lesers unendlich, wenn wir, indem wir ihm ein Bild einer solchen Sache geben, ihn zugleich ein neues Wesen, entweder in der Natur, oder in dem Reiche der Möglichkeiten kennen lehren, und dadurch seine Wissenschaft zugleich vermehren; zumal wenn diese fremden und unbekannten Dinge etwas an sich wunderbares und einnehmendes an sich haben. Nur folgt daraus so viel, daß wir entweder Dinge zur Nachahmung wählen sollen, von welchen diejenigen, zu deren Vergnügen wir arbeiten, schon Begriffe haben; oder daß wir in denenjenigen Fällen, wo wir Ursache haben unbekannte Dinge nachzuahmen, Mittel und Wege suchen sollen, mit dem Bilde zugleich einen Begriff vom Vorbilde zu geben. Von diesen Mitteln fallen mir voritzo dreyerley ein, welche besonders in der Dichtkunst dienen: womit ich doch nicht leugnen will, daß es deren mehrere geben kann. Ein solches Mittel ist, wenn man sogleich zu der Schilderey einer Sache, eine solche Beschreibung derselben setzet, die dazu dienen kann, erstlich, einen Begriff von der Sache zu geben. Dieses geschieht z. E. wenn man vorher den Cha-

rakter einer Perſon macht, deren Handlungen man nachahmet. Wenn man in den Beſchreibungen der Poeten nachſehen will, ſo wird man auch ſehr oft an dem Namen der beſchriebnen Sache einen kleinen Anhang finden, der die Sache in etwas kenntlich macht. Es iſt wahr, daß dieſer Anhang, der öfters in einem Beyworte, oder einer kleinen Umſchreibung beſteht, zuweilen ein Glied der Schilderey iſt; zuweilen aber dient er auch zu der Abſicht, dem Leſer eine Vorſtellung von einer unbekannten Sache zu machen, damit ihn hernach das folgende Gemählde deſto beſſer vergnügen könne. Ein anders dergleichen Mittel eine Vorſtellung von dem Vorbilde einer unbekannten Sache zu machen, iſt wenn man die Beſchreibung ſo gliedweiſe verträgt, daß bey einem jeglichen Gliede derſelben derjenige, der auf die Beſchreibung der Sache Achtung giebt, zugleich auf einen Theil des Vorbildes geführet wird, und die ihm unbekannte Sache aus ſchon bekannten Theilen zuſammen ſetzen lernet. So wird jemand, der niemals eine Vorſtellung vom Sphynx gehabt, dennoch Vergnügen genug an einer Beſchreibung deſſelben haben, wo alle ſeine erborgte Gliedmaßen bezeichnet und dabey abgeſchildert ſind. Endlich das dritte Mittel einen Begriff von einem unbekannten Vorbilde zu geben, iſt das Gleichniß. Dieſes vertritt, ſo oft es zum Unterrichten gebraucht wird, die Stelle des Vorbildes, und iſt deſto angenehmer, weil es zugleich ein Bild einer ganz andern Sache, und ein Vorbild der Sache davon geredet wird, abgiebt: ſo daß alſo dabey doppelt ſo viel Ordnung,

und also ein doppeltes Vergnügen wahrgenommen werden, nur weil doppelte Bilder zugegen sind.

3) Man sollte nicht meynen, daß ein Nachahmender auch vergessen könnte, in seinem Leser eine Vorstellung des Bildes zu erwecken. Aber dennoch geschieht dieses in allen magern Gedichten, wo man an statt der Beschreibungen nichts als die Namen der Dinge findet. Diese Namen geben dem Leser bloß das Vorbild; und wenn er nunmehro glaubt, daß er das Bild zu sehen bekommen soll; so hat er nichts. Wenn ich sage: ein Frosch quäckt: so ahme ich den Frosch noch nicht nach. Dennoch wird man Gedichte finden, in welchen alles was darinnen gesagt wird, auf diese Art heraus kömmt, und wo man nicht mehr Bilder sieht, als in diesen itzt angeführten Worten. Dieser Mangel der Bilder aber kann niemals vorfallen, wenn man dasjenige ins Werk zu richten suchet, was ich oben in der ersten Abtheilung gesagt habe; da ich mich zu zeigen bemühet, wie es mit der poetischen Nachahmung zugehe.

§. 23. Daß eine stärkere Empfindung eine schwächre unterdrücket, ist ein Satz, welcher in der Lehre von der Seele behauptet, und sonst überall für bekannt angenommen wird. Es folgt also, daß auch die Ordnung, die aus der Nachahmung entsteht, nicht empfunden werden kann, wenn etwas ist, das zu eben solcher Zeit die Einbildungskraft derjenigen, die man nachahmet, stärker einnimmt, als sie thut. Für diejenigen Empfindungen, die öfters ganz wo anders, als aus der Nach-

ahmung und dem Bilde, welches vergnügen soll, herkommen, und den Geist von der Betrachtung des Bildes anders wohin lenken, kann die Nachahmung nicht stehen; und er muß solche als Zufälle des Glücks betrachten, welche, ohne daß er sie voraus sehen oder ändern können, seinen Endzweck zerstören. Wer in Bestürzung und Traurigkeit durch eine Gallerie voll schöner Schildereyen geht, von dem ist es nicht zu verwundern, wenn er dieselben nicht einmal gewahr wird, geschweige denn das natürliche davon betrachtet. Aber ein jeglicher der da nachahmet, würde wider seinen Endzweck handeln, wenn er durch seine Bilder selbst zu so heftigen Empfindungen Anlaß gäbe, daß das Gefühl von der Schönheit der Nachahmung, dadurch entweder geschwächt oder ganz und gar unterdruckt würde. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen: daß es nicht möglich wäre, durch die Nachahmung eine Empfindung zu wege zu bringen, welche das Vergnügen davon unterdrücken könnte. Etwas das sich einem Blicke in der Einbildungskraft vorstellet, hat niemals so starken Eindruck, als was man wirklich wahrnimmt. Diejenigen Empfindungen aber, welche von einem Bilde außer dem Vergnügen, das es zu wege bringt, erwecket werden, sind nicht wirkliche Empfindungen einer Traurigkeit, eines Schreckens, eines Ekels oder dergleichen; sondern es sind nur Vorstellungen derselben Sachen, welche folglich niemals so stark seyn können, als diese Leidenschaft selbst. Folglich könnte

man

man ſagen, können ſie auch nicht ſo kräftig ſeyn, daß ſie eine wirkliche Empfindung des Vergnügens, ſo ein Bild erwecket, erſticken könnten. Aber ungeachtet es wahr iſt, daß das Vergnügen, welches die Aehnlichkeit wirket, meiſtentheils die einzige wirkliche Empfindung iſt, die aus einem Bilde entſteht, und daß bey nahe alle andre Empfindungen, die dadurch hervorgebracht werden, nichts anders, als lebhafteſte Einbildungen ſind: ſo kann dennoch die lebhafteſte Einbildung einer nicht ſo gewaltſam einnehmenden Sache überwiegen. Das Unglück eines andern rührt uns nicht ſo ſehr, als unſer eignes. Dem ungeachtet wird ein großes Unglück eines andern uns ſtärker bewegen können, als ein kleiner Verluſt, den wir ſelbſt erlitten. Unterdeſſen iſt auch bey vielen Bildern, wenn ſie der Einbildungskraft durch einen Eindruck der Sinnen mitgetheilet werden, außer dem Vergnügen, das aus der Nachahmung herſtammt, etwas, welches wirkliche Leidenſchaften und nicht bloße Einbildungen in dem Verſtande der Menſchen erwecket. Die Furien des Aeſchylus, die ſich auf dem Theater zeigten, machten eben dadurch ein ſo großes Schrecken, weil ſie in die Sinne fielen, und ſie wirklich rührten. Es giebt auch Empfindungen, bey welchen es in der That ſo ausgemacht nicht iſt, daß eine Vorſtellung in der Einbildungskraft nicht ſo ſtark wäre, als eine Vorſtellung in den Sinnen von eben derſelben Sache. Denn zuweilen fühlt die Vorſtellung in der Einbildungskraft, daß man eine Sache genauer zergliedert, von welcher man die Augen hinwegwenden

würde, wenn man ſie von außen ſähe. Der Ekel dünkt mich von dieſer Art zu ſeyn. Er wird lange nicht ſo ſehr durch den Anblick einer ekelhaften Sache, als durch eine vollſtändige Erzählung erwecket. Und ich bekenne, daß ich viel lieber ein recht häßliches altes Weib ſehen, als eine recht ausführliche Schilderey davon leſen will. Dieſen Fehler alſo zu vermeiden und bey denenjenigen, für die man nachahmet, nicht ſchlechten Dank zu verdienen, weñ wir ihnen an ſtatt vergnügter Empfindungen verdrießliche verurſachten, muß man überlegen, wie ſtarken Eindruck eine jegliche Art der Nachahmung, ſo wohl im Abſehen auf ihre Aehnlichkeit, als im Abſehen auf die Empfindungen die ſie ſonſt zuwege bringt, verurſache, und ſie ſo einrichten, daß die Empfindung der Aehnlichkeit allezeit einen Vorzug vor allen übrigen Empfindungen behalte. Jegliche Art der Nachahmung hat hierinnen ihre eignen Wirkungen. Einem Maler iſt es erlaubt, eklere Sachen zu ſchildern, als einem Poeten; weil eine genaue Erzählung einer ekeln Sache viel unangenehmer iſt, als ein geſchwächter Anblick derſelben. Auf epiſche Art iſt es erlaubt ſchrecklicher nachzuahmen, als durch theatraliſche Vorſtellungen. Und wenn man alles dieſes unterſuchet hat und findet, daß eine gewiſſe Sache Eigenſchaften hat, die einen verdrießlichen und einen ſtärkern Eindruck machen würden, als den die Beobachtung der Aehnlichkeit macht: ſo hat man nur zwey Mittel dieſem Fehler auszuweichen. Entweder man läßt eine ſolche Sache gar fahren, oder wenn ſie mit ſo vielen Schönheiten verbunden iſt, daß es Schade

wäre,

wäre, die Nachahmung zu unterlassen: so verbirgt man dasjenige, was diese ungleichen Empfindungen machen könnte; man schwächt bey der Nachahmung die Kraft desselben, und schildert eine Sache lieber weniger lebhaft und weniger natürlich ab, ehe man die ganze Frucht seiner Nachahmung durch eine allzuhochgetriebne Natürlichkeit verlieren sollte. Es würde den Zuschauern als etwas, das den Wohlstand beleidigte, einen verdrießlichen Eindruck machen, wenn wir die Venus, oder die Amerikaner nackend, oder nur in so einer Kleidung, die dem Nackenden gleich sähe, auf das Theater bringen wollten. Ehe wir aber dessentwegen alles dasjenige entbehren, was diese Caraktere für schönes in unserm Verstande wirken können: so ist es besser ihnen eine Kleidung zu geben, die von ihrer eigentlichen Art sich zutragen, so wenig als möglich, abgehet, und uns an ihnen zu vergnügen, wenn sie wider die Natur gekleidet sind; als uns an ihnen zu ärgern, wenn sie der Natur nach ungekleidet erschienen. Wenn man das Zucken eines Sterbenden, und das Schäumen eines Rasenden auf dem Theater in einem etwas hohen Grade zu sehen bekäme: so würde es Entsetzen verursachen. Es ist also besser, aus diesen beyden Dingen, was sie leidliches haben zu wählen, und einen Tod ohne Entsetzen, und eine Raserey, die nichts Abscheuliches hat, vorzustellen, als entweder sich diesem Abscheu auszusetzen, oder sich des Vergnügens zu berauben, das man aus guten Bildern dieser Sachen schöpfet.

§. 24. Wenn die Ordnung die durch die Nachahmung gewirket wird, und aus der Aehnlichkeit des Bildes und Vorbildes entstehet, noch mit andrer Vollkommenheit in dem Bilde verknüpft ist, ohne daß die Aehnlichkeit des Bildes dadurch undeutlicher wird: so entsteht daraus noch mehr Vergnügen, als die Aehnlichkeit allein und an sich selbst erwecket. Da aber das Vergnügen der Hauptzweck unsrer Nachahmung ist: so ist es wohl gethan, wenn man derselben Zweck außer dem Hauptmittel auch durch Nebenmittel zu befördern suchet, und das abgezielte Vergnügen durch allerley Wege, die nur etwas dazu beytragen können, vermehret. Unterdessen sind diese letztern Ordnungen nicht etwas nothwendiges bey der Nachahmung; sondern sie sind etwas willkührliches, welches aber in den meisten Künsten aus weiser Ueberlegung mit der Nachahmung verbunden worden ist. Diese Nebenmittel das Vergnügen zu befördern, sind entweder in dem Vorbilde und in den Eigenschaften desselben, oder sie sind in dem Subjecte des Bildes. Wenn die Beschaffenheiten eines Vorbildes viel Annehmlichkeit und Ordnung an sich selbst haben: so wird alle diese Ordnung zugleich mit in das Vorbild hinüber getragen. Und man kann leicht denken, daß es viel angenehmer sey, wenn ein prächtiger Palast den Augen abgezeichnet vorgestellet wird, als wenn ein bloßer viereckiger Tisch abgemalt ist. Die-

ſe Ordnung, die in dem Vorbilde iſt, hat die Eigenſchaft, daß ſie die Schönheit der Nachahmung niemals verdunkeln kann, ſondern allezeit erheben muß: weil bey einer Sache, die ordentlich iſt, die Gleichmäßigkeit der Theile unter einander deſto beſſer in die Augen fällt, und je mehr ſich dieſe zeiget, deſto beſſer kann man auch die ähnlichen Verhältniſſe zwiſchen Bild und Vorbild wahrnehmen. Man kann ſich in der Aehnlichkeit einer wilden Gegend, worinnen kein Stück mit dem andern ein geſchicktes Verhältniß hat, bey der Vergleichung mit einem Bilde derſelben weit leichter irren, als in der Aehnlichkeit eines Palaſtes, woran alle Theile abgemeſſen ſind. Ich ſage dieſes nicht, als ob nicht eine wilde Gegend andre Schönheiten hätte, derentwegen ſie verdiente nachgeahmt zu werden; ſondern nur dieſe beſondre Vollkommenheit eines Vorbildes zu erläutern. Kurz! je mehr Ordnung an dem Vorbilde ſelbſt iſt, je mehr Vollkommenheiten es beſitzt; deſto ſchöner iſt es zur Nachahmung, wenn alles übrige dabey übereintrifft: nämlich wenn das Subject geſchickt iſt, die Aehnlichkeit eines ſolchen Vorbildes anzunehmen, und wenn der Nachahmende einer ſolchen Nachahmung gewachſen iſt. Eine der gröſten Vollkommenheiten eines ſolchen Vorbildes, wenn es zumal mehr in den Verſtand als in die Sinne fällt, iſt, wenn das Vorbild unterrichtet. Es vergnügt den Verſtand des Menſchen nichts ſo ſehr, als was ihn lehret, zumal ohne daß es ihn zu lehren ſcheint. Denn auch alle diejenigen, die das Anſehen haben, daß ſie ſich allem Unterrichte widerſetzen, widerſtreben nicht dem

Un-

Unterrichte selbst, und dem Glücke etwas zu lernen, sondern nur dem Scheine, daß sie etwas nicht gewußt hätten, und es von andern lernen sollten; da sie hingegen ein großes Vergnügen haben, wenn sie unter einem andern Scheine ihre Wissenschaft vermehren können. Folglich sind diejenigen Vorbilder die angenehmsten, welche die lehrreichsten sind. Außer diesem hat man allezeit die Vorstellung von einer lehrreichen Sache, als welche am ehesten der Mühe werth ist, gemerket zu werden, viel deutlicher in seinem Verstande, als die Vorstellung von Kleinigkeiten. Folglich kann man auch die Aehnlichkeit von dem Bilde einer solchen Sache viel deutlicher einsehen. Endlich ist es allezeit eine Sache, welche die Klugheit rathen wird, mit einem so angenehmen Hauptzwecke eine so edle Nebenabsicht, zu verbinden, da man sie beyde zugleich erhalten kann, und eines das andre befördert. Es ist deswegen nicht zu befürchten, daß man allezeit auf einerley Vorbild fallen würde, wenn man allezeit das Vollkommenste wählen sollte. Es ist sehr selten, in zwey verschiednen Fällen, einerley Vorbild das Vollkommenste; weil bey einer ieglichen Nachahmung andre Nebenabsichten zusammen kommen, welche immer einem andern Vorbilde den Vorzug vor den übrigen zuwege bringen. Wenn ich alle Regeln von der Wahl des Vorbildes hier zusammen bringen wollte: so würde ich nicht allein einen besondern Abschnitt hierzu nöthig haben; sondern ich würde auch aus einer allgemeinen Abhandlung ausschweifen, und mich in die Untersuchung der Vorbilder bey einer jeden Kunst be-

son-

sonders einlassen müßten. Endlich würde ich auch in der Dichtkunst etwas überflüßiges thun, nachdem man von der Wahl der Materie und von der Kunst derselben ein neues Ansehen und mehrern Glanz zu geben, von dem Wunderbaren, das sich in dem Inhalte eines Gedichtes befindet, und von dergleichen Dingen schon Abhandlungen hat, welche sattsam ausgeführet sind. Dergleichen willkührliche Ordnung und Vollkommenheit, womit man die nothwendige Ordnung, die aus der Nachahmung entsteht, verknüpft, kann auch in dem Subjecte der Nachahmung seyn. Und auch diese kann zuweilen etwas beytragen, die Ordnung die aus der Aehnlichkeit entsteht, deutlicher zu machen, zuweilen kann sie gegen dieselbe gleichgültig seyn. Von der erstern Art ist in der Dichtkunst dasjenige, was man poetische Schreibart nennete. Es ist möglich, eine Schilderey von einer Sache zu machen, ohne sich dessentwegen solcher Worte zu bedienen, die von andern Sachen entlehnt, und bey dieser Gelegenheit nur Gleichnißweise gesagt sind. Die Strophe des Herrn Prof. Gottscheds, die ich schon angeführt habe:

Schaue, wie sich Haupt und Glied
Fleisch und Bein so künstlich fügen,
Wie sich Flächs und Sehne zieht,
Wie die vollen Muskeln liegen.
Gieb auf deiner Adern Menge
Und des Blutes Kreislauf acht,
Den das Herz mit reger Macht
Durch sein spritzendes Gedränge,

In die kleinſten Zäſern treibt,
Daß kein Pünktchen ſaftlos bleibt.

iſt, wie mich dünkt, von dieſer Art. Und wenn das Vorbild ſeine ſehr große Vollkommenheit hat, ſo hat es des Hülfsmittels einer geblümten Schreibart am wenigſten nöthig. Aber wenn man eine Schilderey die entweder länger als dieſe, oder nicht von ſo vollkommnen Dingen hergenommen wäre, mit lauter eignen Worten machen wollte: ſo würde dieſelbe matt und kraftlos werden. Ich darf ebenfalls nicht weiter ausführen, was eine ſolche Schreibart der Nachahmung für Dienſte thut, da es ſchon von vielen Alten und Neuen ſattſam ausgeführet iſt; und da dieſes Hülfsmittel der Poeſie öfters für das wahre Weſen derſelben angeſehen worden. Alles was man von Figuren ſagt, was von Gleichniſſen geredet wird, gehört, in ſo weit es zu einer epiſchen Beſchreibung gebraucht wird, zu dieſen Zierrathen der poetiſchen Nachahmung. Nur dieſes will ich anführen. Wie die willkührlichen Zierrathen der Nachahmung, wenn ſie mit Maaße gebraucht werden, die Bilder lebhafter machen: alſo verdunkeln verſchiedne derſelben die Bilder, wenn dieſe Schönheiten allzuhäufig angebracht werden, und machen, daß man das Bild und die Aehnlichkeit deſſelben in währender Betrachtung dieſer Nebenſchönheiten aus den Gedanken verliert, und ſich von dem Hauptzwecke verirret, indem man auf angenehmſcheinende Nebenwege geführet wird.

Dieſes ſind in einem ganz kurzen Begriffe meine Gedanken von der poetiſchen Schreibart, welche in

einer

einer Abhandlung von der Nachahmung nicht ausgeführet werden können, ſondern eine eigne Abhandlung erfordern; welche ich aber nicht nöthig haben vorzunehmen, indem dieſelbe unter allen Materien der Dichtkunſt diejenige iſt, ſo man am meiſten und beſten ausgeführet findet. Man wird gleichwohl in allem dem, was ich jemals geſagt habe, nichts finden, welches zu der Beſchuldigung die man mir gemacht, Anlaß geben können: daß ich nämlich jemals einen Dichter aus dem Grunde getadelt hätte, weil ſein Ausdruck unerhört wäre. Meines Erachtens ſollte man niemals von einem Ausdrucke das Urtheil fällen, daß er zu verwegen oder unerhört ſey: weil weder die Verwegenheit; noch die Neuigkeit, ſondern nichts, als die Unrichtigkeit eines Ausdruckes ſtrafbar ſeyn kann, wenn derſelbe entweder an ſich ſelbſt, oder in Abſicht auf den Carakter der Perſon die ihn vorbringt, übel geſagt iſt. Und an ſtatt, daß man zu den dunkeln Worten verwegen und unerhört ſeine Zuflucht nehmen ſollte: ſo ſollte man lieber die Gründe dieſer Unrichtigkeiten ſuchen, welche die Sache allemal gewiſſer entſcheiden könnte. Uebrigens iſt das Wort unerhört, einer ſehr großen Zweydeutigkeit unterworfen. In dem gemeinen Leben ſagt man: das iſt unerhört! wenn man ſagen will, das iſt ausſchweifend, das iſt ſo wunderlich, daß man niemals vermuthet hätte, etwas dergleichen zu hören. In einer edlern Schreibart aber wird dieſes Wort öfter für etwas, welches noch nicht gehöret worden, und neu und wunderbar iſt gebraucht. Ich führe dieſes darum an, weil ich wünſchte, daß dieſes

ſes Wort behutſamer gebraucht würde; damit man in den Streitigkeiten, ſo über das unerhörte in der poetiſchen Schreibart entſtanden ſind, wenigſtens den Misverſtand vermeiden möchte.

Das Sylbenmaaß in der Dichtkunſt iſt ebenfalls eine ſolche Vollkommenheit, welche das Vergnügen zu befördern mit der Nachahmung verbunden iſt. Und die erſten Erfinder der Dichtkunſt haben, dieſe willkührliche Sache ſo genau mit derſelben verknüpfet, daß man von dem Weſen derſelben abgeht, und eine neue Art der Nachahmung erfindet, wenn man der Dichtkunſt das Sylbenmaaß benehmen will. Dieſes iſt, was ich von der Nachahmung überhaupt zu ſagen gefunden. Ich zweifle nicht, daß ein anderer noch ein mehrers finden wird, wenn er eine Wiſſenſchaft in der Muſik, in der Malerey, in der theatraliſchen Vorſtellungskunſt und in andern Künſten, die Natur nachzuahmen beſitzet, von denen ich mich keiner beſondern Kenntniß rühmen kann. Ich habe aber wenigſtens dasjenige, was ich über dieſe Sache gedacht, andern mittheilen und denſelben überlaſſen wollen, was ich abgehandelt, entweder zu verbeſſern oder zu gebrauchen.

J. Elias Schlegel.

Herrn

* *

III.

Herrn Theodor Johann Quiſtorps,

B. R. Lic. in Roſtock, Erweis, daß die Poeſie ſchon für ſich ſelbſt ihre Liebhaber leichtlich unglückſelig machen könne.

Daß es von je her und zu allen Zeiten unglückſelige Poeten gegeben habe; und faſt kein Stand unter den Gelehrten zu finden ſey, der ſo viele unglückſelige Mitglieder gehabt hat, als der Poetenſtand; das kann wohl niemanden eine unbekannte Wahrheit ſeyn. So hat nur z. E. Joſeph Barberius ein eigenes Buch de miſeria poetarum graecorum geſchrieben, ſo den bekannten analectis de calamitate litteratorum, welche zu Leipzig im Jahr 1707 mit einer Vorrede des ſel. Herrn Johann Burch. Menkens herausgekommen ſind, beygedrucket iſt: und worinn er allein, ſich ſelbſt mit eingerechnet, 183 unglückſelige griechiſche Poeten angeführet, und beſungen hat. In der Vorrede aber verſpricht er noch zwo dergleichen Sammlungen, wovon die eine die unglückſeligen lateiniſchen Dichter, die andere aber die Schaar der unglückſeligen italiäniſchen Poeten aufführen ſollen; die aber nach dem Zeugniſſe des Herrn Menkens, ſeines Wiſſens, das Licht nicht erblicket haben. Von Dichtern, die ſich durch die Satire unglücklich gemacht haben,

hat insbeſondere der geſchickte und berühmte Herr Baumeiſter eine eigene gelehrte Abhandlung anfüllen können, die mit unter ſeinen kleinen gelehrten Aufſätzen und Schriften zu finden iſt. In des Hn. Philanders von der Linde, oder des ſel. Herrn Hofr. Menkens Unterredung von der deutſchen Poeſie, wie auch in eben deſſelben Vorrede zu ſeinen ſcherzhaften Gedichten, kommen gleichfalls hin und wieder traurige Nachrichten von unglückſeeligen Dichtern vor. Und, was braucht es, die Beyſpiele alter Zeit mühſam zu ſuchen; da uns die neuen, ja wohl gar die neueſten und noch gegenwärtigen Zeiten durch die Erfahrung lehren können, daß es noch itzo in keinem Lande, wo Dichter aufſtehen, angefangen habe, an unglückſeligen Dichtern zu mangeln.

Nun iſt zwar bey genauer Unterſuchung der beſondern Umſtände, welche eigentlich dieſen oder jenen Dichter unglückſelig gemacht haben, nicht zu leugnen; daß nicht dieſer und jener vielmehr durch allerhand Unglücksfälle, und durch ſein beſonderes Schickſal und die böſen Zeiten, als durch ſich ſelbſt unglückſelig, geworden: und daß dieſe daher billiger unglücklich, als unglückſelig zu nennen ſeyn möchten. Denn es iſt bekannt, was unter dieſen beyden Wörtern und ihrer eigentlichen Bedeutung für ein großer Unterſcheid iſt. Bey den meiſten Dichtern aber wird man doch finden, und beſonders bey den ſatiriſchen, und theatraliſchen, daß ſie ſelbſt an ihren betrübten Umſtänden und Zufällen Urſache geweſen ſind; und ſich alſo ſelbſt unglückſelig gemachet haben.

Und

Und von dieſer eigenen Schuld wird man auch, bey näherer Erwegung aller Umſtände, ſelbſt diejenigen nicht völlig freyſprechen können, denen ein widriges Schickſal zu ihrem Verderben geholfen hat. Vielmehr ſpüret man, daß ſie ſelbſt auch ihrem widrigen Geſchicke zu ihrer Unglückſeligkeit behülflich geweſen ſind. Da wir alſo finden, daß dieſe Unglückſeligkeit denen Dichtern, beſonders als Dichtern, von je her ſo gar ſehr gemein geweſen iſt, und noch iſt; ſo muß man nicht unbillig daher ſchließen: daß davon der eigentliche Grund, und die wirkende Urſache in der Poeſie ſelbſt zu ſuchen ſey; und daß alſo dieſe ſchon für ſich, ihre Liebhaber leichtlich unglückſelig machen könne.

Da alſo dieſer mein Satz durch die Erfahrung ſo vielfältig beſcheiniget, wo nicht auch gar bewieſen wird; ſo wird nur alles darauf ankommen, daß ich aus der Natur der Sache ſelbſt zeige: wie, und warum eben die Poeſie ihre Liebhaber ſchon für ſich, ohne Beyhülfe anderer Nebenumſtände, und ungefähren Unglücksfälle, ſo leichtlich unglückſelig machen könne; wir wir aus der Erfahrung gemuthmaßet haben.

Und da darf ich wohl nicht erſtlich weitläuftig erörtern, worinn eigentlich die Glückſeligkeit, und Unglückſeligkeit eines Menſchen beſtehe? was zum Stande der Unglückſeligkeit gehöre? und wodurch eigentlich ein Menſch unglückſelig werde? Es wird ſolches in der Sittenlehre zu reichlich aus einander geſetzet: der Raum erlaubet es mir auch nicht, davon umſtändlich zu reden. Genug, daß ein jeder

mir willig einräumen wird, daß die ſittliche oder geiſtliche Sklaverey, wie ich ſchreiben ſoll; oder die Herrſchaft der Sinnen, der Einbildungskraft, und der Affecten, welche die Seele mit ihrer Freyheit und ihrem Willen in eine Sklaverey ſetzen; ſo wohl eine Quelle, als auch der weſentlichſte Theil der menſchlichen Unglückſeligkeit iſt. Denn ſo beweiſet unſer vortrefflicher Weltweiſer, der Herr Kanzler **Wolf**, mit dem unſer Deutſchland ſchon allein allen ſeinen Nachbarn Trutz biethen kann, bereits in ſeinen **vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele des Menſchen**, im 491ſten §. daß, weil der Menſch bey den Affecten nicht bedenket, was er thut; und er demnach ſeine Handlungen nicht mehr in ſeiner Gewalt hat; er gleichſam gezwungen wird, zu thun und zu laſſen, was er ſonſt nicht thun noch laſſen würde, wenn er deutlich begriffe, was es wäre. Welcher Zuſtand eines Menſchen denn, nicht allein an ſich eine wirkliche Unglückſeligkeit iſt; ſondern auch den Menſchen noch immer weiter in einen noch unglückſeligern Zuſtand ſtürzen muß. Noch deutlicher aber beweiſt eben dieſer unſer groſſer Weltweiſer in ſeinen **vernünftigen Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen**, im 183. §. daß dieſe Sklaverey des Willens eine Hinderniß ſey, daß der Menſch das Geſetz der Natur, (und aus eben dem Grunde ſo, wie dieſes, auch die göttlichen und weltlichen Geſetze) nicht beobachtet, und folgends ſeine Glückſeligkeit verabſäumet; dahingegen ſich unglückſelig machet. Ja er beweiſet ferner am angezogenen

Or-

Orte im 275. §. daß ſich dieſe ſittliche Sklaverey auch auf das Gute ſowohl erſtrecket, als auf das Böſe: indem auch ein Sklave des Guten ſich gar ſehr leicht, und ohne die geringſte Mühe, zum Böſen, und folglich zu ſeiner Unglückſeligkeit verleiten und verführen laſſe. Die Sklaverey des Willens iſt alſo auf beyden Seiten eine Quelle der Unglückſeligkeit; der Menſch befinde ſich in einer Sklaverey des Guten oder des Böſen. Die Sklaverey des Böſen aber kann ihren Sklaven nicht anders, als unglückſelig machen.

Beweiſe ich demnach nur, daß die Poeſie ihre Liebhaber vermöge ihrer Natur leichtlich unter ſolche Herrſchaft der Sinnen, der Einbildungskraft und Affecten bringt; folglich ihre Liebhaber leichtlich in eine Sklaverey des Willens führet: ſo wird mir auch niemand den unmittelbaren Schluß zu leugnen begehren: daß die Poeſie ſchon für ſich ihre Liebhaber gar leichtlich unglückſelig machen könne. Dieſes aber will ich mit leichter Mühe aus dem Weſen, der innern Beſchaffenheit, und Natur der Poeſie deutlich genug darthun, und erweiſen.

Zeit und Raum erlauben mir dießmal nicht, mich über der Frage, worinn eigentlich das Weſen und die innere Natur der Poeſie beſtehe, eine Frage, die heutiges Tages ſo verſchiedentlich beantwortet wird; mich vollſtändig herauszulaſſen. Ich bleibe bey dem Begriffe, wozu uns Ariſtoteles, unſer erſter und gröſter Kunſtrichter in der Dichtkunſt überhaupt, in ſeiner Poetik im II. und III. Hauptſtücke Anleitung genug gegeben hat: nämlich

daß das Wesen der Poesie in der Nachahmung der Natur überhaupt, und besonders der sittlichen Natur der Menschen und ihrer Handlungen bestehe: einer Nachahmung, die ordentlich und gemeiniglich in gebundener Rede geschieht. Denn Gedichte in ungebundener Rede scheinen mir doch noch immer in einem Stücke mangelhaft zu seyn: so angenehm auch sonst schon der französische Homer der Frau Dacier, des Hrn. Fenelons Telemach, und die prosaische Uebersetzung des getreuen Schäfers des Hrn. Guarini, die uns Hr. Tappati in französischer Sprache zu Nürnberg 1668. in 12. geliefert hat; zu lesen sind. Ich halte es auch für eine wesentliche Eigenschaft und Schönheit eines regelmäßigen Gedichtes, daß die Schreibart desselben, so viel möglich ist, sinnlich seyn muß. Diejenigen aber, welche in der bloßen Sinnlichkeit der Rede das Wesen der Poesie setzen, scheinen mir eine gemeine Eigenschaft für das ganze vollständige Wesen der Poesie anzunehmen, und nicht allein das eigentliche Wesen derselben, sondern auch eine andere Nebeneigenschaft der Poesie gänzlich aus den Augen zu setzen. Es schadet auch nicht, daß sie vermöge dieses ihres selbstgemachten Begriffes die schönen Wissenschaften genauer bestimmen und auseinander setzen können: denn damit hat sich auch schon der berühmte Baco von Verulamio in seinem gelehrten Buche von den Vermehrungen der Wissenschaften, unsägliche Mühe gemacht; und hat gleichwohl ihre alten Begriffe und Schranken nicht umstoßen, noch verrücken können. So unterscheidet auch der Herr

Pro-

Profeſſor Gottſched in ſeiner Dichtkunſt im II. Hſt. im 6. und f. §§. durch dieſen Begriff, die Dichterey, oder Poeſie ganz deutlich von allen übrigen freyen Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften. Und in der That hätte dieſen gar zu ſyſtematiſchen Kunſtrichtern ihr Unfug nicht beſſer und nachdrücklichter gezeiget werden können, als durch die wohlgerathene Abhandlung vom Werthe der Dichter geſchehen iſt; die eine geſchickte Feder gleich in daſſelbige Stück der gelehrten Greifsw. Geſell. Crit. Verſuche, worinn des Herrn Prof. Baumgartens Diſſ. de poëmate recenſiret worden, einrücken laſſen: und welchen Aufſatz ich ſo lange für eine Satire anſehe, bis ich mich werde überreden können, daß jemals ein wirklicher Dichter des Hrn. Baumgartens Begriff annehmen könne. Denn ſollte dieſer Begriff von einem Gedichte jemals allgemein werden könnten; ſo iſt gewiß unſer platdeutſcher Landsmann, der ſel. Laurenberg, allen übrigen, auch den kundbar größeſten Dichtern alter und neuer Zeiten, unſerm Opitz, Flemming, Canitz, Beſſer, und vor allen andern dem Hrn. Breitinger und Haller unendlich weit vorzuziehen. Denn er ſchreibt oftmals ſo ſinnlich, daß man die Naſe vor dem Dichter zuhalten muß. Und wie eigentlich ſchicken ſich hieher die Worte meines Lehrmeiſters in der Poeſie, des unvergleichlichen Hrn. Prof. Gottſcheds? wenn er im 2. Hauptſtücke ſeiner Dichtkunſt im 2. §. ſchreibt: die Leichtſinnigkeit der Menſchen ſucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geſchieht es da, daß Leute von

keiner Einsicht, an statt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entstehen, auf scheinbare verfallen, die oft die bloße Sinnlichkeit eben so sehr belustigen, als die ersten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war hoch geschätzet worden. Die übrigen unreifen Einfälle junger frühzeitiger Kunstrichter in der Dichtkunst aber verdienen fast überall keiner Antwort. Meinentwegen mag sich auch ein jeder einen absonderlichen Leisten zu seinen Gedichten erfinden, wie ein zientisischer Schustergeselle zu seinen cum razione zuffiziente zusammen geflickten Schuhen: wenn man nur nicht anderer ihre poetische Meisterstücke hernach, alle über diesen einwilligen Leisten zu zerren sich einfallen läßt. Wahre Gedichte nehmen sich schon von selbst vor den Stümpereyen aus.

So aber kann ich mich für dießmal zu gutem Glücke bey den beyden vornehmsten Meynungen der Kunstrichter, von dem eigentlichen Wesen der Poesie, ganz syncretistisch verhalten: da ich nur meinen angenommenen Satz beweisen; keinesweges aber mich sonst weiter über die Poesie erklären soll. Man mag das Wesen des Dichtens in der Nachahmung der sittlichen Handlungen der Menschen; oder in Verfertigung einer vollkommen sinnlichen Rede setzen: so läßt sich aus beyden Begriffen zeigen, wie die Poesie ihre Liebhaber leichtlich in eine Sklaverey der Affecten führen könne.

Der Herr Prof. Alexander Gottlieb Baumgarten zu Frankfurt, ehmaliger Lehrer in Halle, ist,

ist, wie bekannt, der Stifter derjenigen Secte, die nur eine vollkommen sinnliche Rede für das Wesen der Poesie annimmt, und ausgiebt. Nach desselben Begriffen und Sätzen, die er in seiner zu Halle 1735 gehaltenen Disputation ausgeführet hat, muß ich also auch hier meinen Beweis einrichten. Die Fertigkeit ein Gedicht zu machen, heißt die Poesie. Ein Gedicht aber ist nach ihm nichts anders, als eine vollkommen sinnliche Rede. Eine Rede ist eine Verknüpfung von Wörtern, die verknüpfte Gedanken anzeigen: und dieselbe ist sinnlich, wenn sie solche Begriffe andeutet, welche durch den untern Grad der Vorstellungskraft erkannt worden; das ist, die entweder dunkel, oder zum wenigsten doch verwirrt-klar von uns vorgestellet werden: und je mehr alles in einer solchen Rede zu dieser Sinnlichkeit übereinstimmt, desto vollkommner ist sie. Hier haben wirs also, was ein Gedicht, und die Poesie ist. Diesemnach je dunkeler die Worte und Begriffe sind, deren sich ein Dichter bedienet, und je dunkeler das Gedicht an Worten und Begriffen ist; desto vollkommner ist er, und dasselbe: denn desto sinnlicher, und folglich desto schöner ist das Gedicht. Doch nein, ich irre noch: je mehr verwirrt-klare Wörter und Begriffe in einem Gedichte sich finden, desto vollkommner soll es seyn. Warum? das weis ich eben nicht: wenigstens kann ich es aus der gegebenen Erklärung nicht vernünftig begreifen. Wer das vorhergehende begriffen hat, der wird nicht leugnen, daß sich deutliche, vollständige, ausführliche und tiefsinnige Begriffe in ein Gedicht nicht

schicken: nur dunkele und verwirrte Vorstellungen gehören in dasselbe. Daher ist denn auch ferner nach den Lehrsätzen des Hrn. Baumgartens die Erregung der Leidenschaften eine Pflicht des Dichters: und je mehr sein Gedicht vermögend ist, Leidenschaften bey uns zu erregen, desto vollkommener ist es auch. Und hiemit habe im nun schon Stoff genug, nach diesem Begriffe von dem Wesen und der innern Natur der Poesie, den versprochenen Beweis zu vollführen. Nun will ich aus dem andern und ältern Begriffe, den uns Aristoteles, ein gleichfalls philosophischer Kunstrichter, an die Hand gegeben hat, nur erst eben so viel Stoff zu dem Beweise sammlen, den ich versprochen habe; und alsdann aus beyden Begriffen besonders den gemeinschaftlichen Beweis führen, daß die Poesie schon für sich selbst, und ihrer Natur nach, ihre Liebhaber leichtlich in eine Sklaverey des Willens stürzen könne.

Nach Maßgebung des aristotelischen Lehrgebäudes also nun, wobey der Herr Prof. Gottsched billig geblieben ist, und solches vollständiger ausgeführet hat; ist die ganze Poesie nichts anders, als eine Nachahmung der Natur überhaupt, hauptsächlich aber der menschlichen Handlungen. Diese Nachahmung geschieht von einem Poeten durch eine tactmäßig abgemessene Rede; oder, welches gleichviel ist, durch eine harmonische und wohlklingende Schrift, darinn eine gewisse Ordnung steigender und fallender Töne beobachtet wird: die wir ein Gedicht nennen. S. das II. Hauptst. seiner Dichtkunst im 4 u. 5. H. Da nun die Poesie überhaupt in einer Nahahmung der Natur besteht, so fließt hieraus von selbst: daß der-

derjenige, der die gröſteſte Geſchicklichkeit im Nachahmen an ſich blicken läßt, auch die gröſteſte Fähigkeit zur Poeſie beſitzt; e. d. im 9. §. am Ende: und daß ein Poet eine ſtarke Einbildungskraft, viel Scharfſinnigkeit, und einen groſſen Witz ſchon von Natur beſitzen muß, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will. e. d. §. 11. Vornehmlich aber ahmet ein Poet die Handlungen der Menſchen nach, die von ihrem freyen Willen, und ihrer ſinnlichen Natur herrühren; und vielmals aus den verſchiedenen Neigungen, und heftigen Affecten ihren Urſprung haben: Er muß z. E. einen Geizigen, Stolzen, Verſchwenderiſchen, Zänkiſchen, Verliebten, Traurigen, Verzagten, u. ſ. w. recht zu charakteriſiren wiſſen: er muß thörichte Leute thöricht, und ſo ferner Abergläubiſche abergläubiſch, Leichtgläubige leichtgläubig, Vernünftler vernünftelnd, Grübler grübelnd, Zweifler zweifelnd, Einfältige einfältig, Spitzfündige ſpitzfündig, Verſchlagene verſchlagen, Dumme dum̃, Kluge klug; kurz, alle Arten von Menſchen nach ihren verſchiedenen guten oder böſen Neigungen, Läſten, Meynungen, Sitten und Begierden abſchildern und nachahmen können, eb. d. §. 16. Dieſe poetiſche Nachahmung nun, die durch ein Gedicht geſchieht, hat drey Gattungen. S. das 4te Hauptſtück der gottſchediſchen Dichtkunſt. Die Nachahmung der Natur nämlich, darinn das Weſen der ganzen Poeſie beſteht; kann auf dreyerley Art geſchehen. Die erſte iſt eine bloſſe Beſchreibung; oder ſehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache, oder Begebenheit. Daſ. im 15 §. Die andere Art

der

der Nachahmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet; oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Geberden und Handlungen vorſchreibt, und an die Hand giebt, die ſich in ſolchen oder ſolchen Handlungen für ihn ſchicken. Hier ahmet man überall die Art eines in ſolchen Leidenſchaften ſtehenden Gemüths ſo genau nach, und drücket ſich mit ſo natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey ſich empfände, eb. d. §. 3. Und auf dieſer Kunſt beruhet faſt die ganze theatraliſche Poeſie; was nämlich die Charaktere einzelner Perſonen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlanget. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten der Gedichte, wo man auch zuweilen andere redend einführet, muß ſich gleichfalls dieſelbe weiſen, §. 5. Die dritte, und haupſächlichſte Gattung der poetiſchen Nachahmung iſt die Fabel §. 6. Die Fabel aber wird wiederum eingetheilet in die epiſche und dramatiſche. Jene wird bloß erzählet; dieſe wird wirklich geſpielet und alſo lebendig vorgeſtellet. Zu der Epiſchen gehören die Heldengedichte, die Romane, die unwahrſcheinlichen und vermiſchten Faben: §. 9. Zu der dramatiſchen rechnet man alle Tragödien, Comödien, Schäferſpiele, imgleichen alle kleine dramatiſche Gedichte, die wirklich aufgeführet werden können. §. 11.

Nunmehro, nachdem ich auch dieſes vorausgeſetzet habe; ſoll es mir nicht ſchwer fallen, den verſprochenen Beweis zu vollführen, daß die Poeſie ſchon für ſich, und ihrer innern Natur nach, ihre Liebhaber gar leicht in eine Sklaverey des Willens,

oder eine sittliche Knechtschaft stürzen könne: insonderheit die epische, und theatralische oder dramatische.

Denn man folge nun entweder dem Begriffe, und den übrigen Lehrsätzen des Hrn. Prof. Baumgartens von der Poesie: so geht dieselbe ihrem Wesen nach nur mit dunkeln, oder zum wenigsten doch nur verwirrten Vorstellungen um: und die Erregung der Leidenschaften ist eine ihrer Hauptvollkommenheiten. Und da eben die Fertigkeit hierinnen den Poeten ausmachet: so muß ein Liebhaber der Poesie sich eine Fertigkeit in dunkeln und verwirrten Vorstellungen, und in Erregung der Affecten erwerben. Die dunkeln und verwirrten, oder undeutlichen Vorstellungen sowohl, als auch die Affecten, entstehen nach den bekanntesten Sätzen der Seelenlehre, von den Sinnen und der Einbildungskraft. Ein Dichter muß sich daher eine Fertigkeit erwerben, seine Sinnen und seine Einbildungskraft wirken zu lassen; und in Affecten sich eine gleiche Fertigkeit angewöhnen. Denn das glaube ich doch, giebt mir ein jeder ohne einen weitläuftigen Beweis unschwer zu, daß derjenige, der jemand in Affect setzen will, ihm vielerley Gutes oder Böses auf einmal undeutlich vorstellen muß. Aus einer solcher Vorstellung nämlich entspringt eben ein Affect. Nun aber kann ich ja natürlicher Weise keinem andern etwas vorstellig machen, wofern ich es mir nicht zuvor selbst vorgestellet habe, und es mir noch itzt also vorstelle. Da nun aber eben aus einer solchen undeutlichen Vorstellung vieles Guten oder Bösen auf einmal, ein Affect entspringt: so kann niemand einen andern in Affect setzen, der ihn nicht zuvor

vor ſelbſt empfunden hat, und noch wohl itzo empfindet. Und aus dieſem Grunde hat man denn auch dieſe Hauptregel in der Lehre von Erregung der Affecten erfunden: daß man ſich zuvor ſelbſt in den Affect ſetzen ſolle, den man bey einem andern erregen will. Folglich muß denn derjenige, der eine Fertigkeit beſitzen will, andere in Affect zu ſetzen, nämlich hier ein Poet; auch eine Fertigkeit haben, ſich ſelbſt in Affect zu ſetzen. Kann ihn aber dieſe ſeine Fertigkeit, ſeine Sinnen und ſeine Einbildungskraft wirken zu laſſen; und dieſe ſeine Fertigkeit in Affecten, nicht gar leichtlich mit ſeinem Verſtande und Willen unter die Herrſchaft der Sinnen, der Einbildungskraft und der Affecten bringen? Darinn beſteht aber eben die ſittliche Sklaverey; die Sklaverey des Willens, wie wir oben gehöret haben. Folglich kann denn die Poeſie, auch dieſer ihrer angeblichen Natur nach, ihre Liebhaber leichtlich in eine ſittliche Sklaverey ſtürzen: welches eben der zu beweiſende Satz war.

Oder wir bleiben bey dem weit eigentlicher zuſammenhängenden ariſtoteliſch-gottſchediſchen Lehrgebäude vom Weſen und der eigentlichen Natur der Poeſie. Hier ſchließe ich nun ſo: die Poeſie beſteht in der Nachahmung der Natur überhaupt, hauptſächlich aber der ſittlichen Handlungen der Menſchen. Dieſe rühren gröſten Theils von den Sinnen und Affecten her: und ſie ſind entweder gut, oder böſe. Folglich muß ſich ein Dichter eine Fertigkeit erwerben, anderer Menſchen ihre, aus den Sinnen und Leidenſchaften herrührende ſittliche Handlungen nachzuahmen; ſie mögen nun entweder gut oder böſe ſeyn. Wer jemand nachahmet, der ſuchet ſich demſel-

selben ähnlich zu machen; das ist, in demjenigen, worinnen er ihm nachahmet, mit ihm einerley zu seyn. Ein Poet muß also eine Fertigkeit besitzen, anderer ihre sinnliche Lüste und Leidenschaften anzunehmen; sie seyn gut oder böse: und sich ihnen hierinn gleich zu stellen. Und je mehr er sich demnach im Dichten übet, desto größer wird diese seine Fertigkeit. Muß er sich also hiedurch nicht zuletzt eine Fertigkeit erwerben, sich allenthalben und ohne Unterlaß sinnliche Lüste und Leidenschaften zu erregen? Kann diese Fertigkeit nicht gar sehr leicht seine Sinnen und Leidenschaften zu Meistern über seinen Willen machen? In dieser Herrschaft der sinnlichen Lüste und Leidenschaften, die von den Sinnen und der Einbildungskraft herrühren, über die Freyheit des Willens, bestehe eben die sittliche Sklaverey: und dieselbe erstrecket sich sowohl auf das gute, als böse: wie ich oben aus des Hrn. K. Wolfs Sittenlehre, §. 375, gewiesen habe. Kann also die Poesie nicht, vermöge ihrer eigentlichen Natur schon, ihre Liebhaber leichtlich in eine sittliche Sklaverey stürzen? wie ich zu beweisen versprochen habe.

Was ich nun überhaupt von der Poesie erwiesen habe, das gilt insonderheit auch noch hauptsächlich von der epischen, und dramatischen oder theatralischen Poesie. Wer da aus den Regeln der epischen und dramatischen Fabeln, welche der Herr Prof. Gottsched im 2ten Theile seiner critischen Dichtkunst, im 9. 10. 11. und 12ten Hst. so deutlich und umständlich vorgetragen hat, eigentlich weis, was zu einer epischen und dramatischen Fabel gehöret;

und

und daß in den vielfältigen Charakteren der Perſonen, die der Dichter redend und handelnd, entweder nur erzählungsweiſe, oder auch handelnd in mancherley Verbindung, mit einander, die größeſte Schönheit, und das rechte Leben der epiſchen Fabel, und das rechte Weſen der dramatiſchen beſteht; dem darf ich nicht beweiſen, daß in dieſen Gedichten eine Mannigfaltigkeit widerſprechender Charaktere, und einander entgegen geſetzter Lüſte, Leidenſchaften, Meynungen und Handlungen von allerhand Menſchen, in einer beſtändigen Verknüpfung und Miſchung mit einander vorgeſtellet werden. Hier muß alſo ein Dichter nicht allein die Fertigkeit haben, alle dieſe einander oft widerſprechende Charaktere der Perſonen, ihre guten und böſen Leidenſchaften, ihre erhabenen und niederträchtigen Meynungen, ihre rühmlichen und ſchändlichen Thaten recht lebhaft anzunehmen, und natürlich auszudrucken: ſondern auch ſie alle auf einmal beſtändig unverändert beyzubehalten, und ſo, wie in ſeiner Fabel, alſo auch in ſeiner Seele mit einander zu verknüpfen. Er muß auf einmal allen alles werden, und ſo wie in den Reden und Handlungen ſeiner Perſonen, alſo auch in ſeiner Seele alle augenblicke darinn abwechſeln können. Den Augenblick muß er tugendhaft, den Augenblick muß er gottlos; den Augenblick ehrgeizig; den Augenblick niederträchtig; itzt geizig, itzt verſchwenderiſch; itzt ſterblich verliebt, itzt miſantropiſch; itzt hitzig, itzt kaltſinnig denken und handeln: den Augenblick darauf aber wiederum der vorige ſeyn. Gewiß, dieſes erfordert eine unglaubliche Fertigkeit in Meynungen, Lüſten und Lei-

Leidenſchaften: eine ungemeine Abwechſelung und Vielfältigkeit in denſelben, und mit einem Worte, einen rechten Zuſammenfluß widerſprechender Meynungen, Lüſte und Leidenſchaften, in einer einzigen Seele; in einer einzigen Vorſtellungskraft; in einem einzigen begehrenden oder verabſcheuenden Willen, wenn wir das Wort in ſeinem weitläuftigen Verſtande nehmen. Wie leicht, wie gar ſehr leicht muß nicht dieſe Uebung zu einer Herrſchaft der ſinnlichen Lüſte und Affecten, die beyde aus den Sinnen und der Einbildungskraft herrühren, über die Seele und den freyen Willen des Dichters führen. Wie leicht muß nicht durch ſie die Poeſie ihre Liebhaber in eine ſittliche Sklaverey ſtürzen können? zumal, wenn ſolche oftmals wiederholet wird: wenn jemand ein Meiſter in epiſchen und dramatiſchen Fabeln werden will.

Nachdem ich alſo nun gezeiget habe, daß und warum die Poeſie überhaupt, inſonderheit aber die epiſche und theatraliſche, ihre Liebhaber leichtlich in eine Sklaverey des Willens führen könne: ſo will ich nun auch kürzlich zeigen, wie es dann eigentlich damit bey dem Dichter zugeht.

Nach des Hrn. Prof. Baumgartens Lehrart muß der Dichter ſein Hauptwerk mit ſeyn laſſen, durch ſeine Gedichte ſo viel möglich, Affecten zu erregen. Will er dieſes: ſo muß er durch ſeine Gedichte vielerley Gutes, oder Böſes auf einmal undeutlich vorſtellig machen. Er muß alſo ſeine Scharfſinnigkeit zu einer Fertigkeit und Hurtigkeit bringen, auf einmal an einem Dinge, oder einer

Handlung vielerley Gutes oder Böſes zu entdecken, und ſeine Einbildungskraft, ihm ſolches bey jeder Gelegenheit, wieder vorzuſtellen; ſeinen Witz aber, unter vielen guten oder böſen Vorſtellungen hurtig eine Aehnlichkeit, und Uebereinſtimmung wahrzunehmen. Da wir uns nun aber natürlicher Weiſe vielerley Gutes oder vielerley Böſes auf einmal nicht anders, als undeutlich vorſtellen können: eine ſolche undeutliche Vorſtellung von vielerley Gutem oder Böſem auf einmal, uns auch wider unſern Willen in einen Affect ſetzt, wie ſolches in der Seelenlehre erwieſen wird: ſo entſtehen bey einem Dichter, ſo oft er einen Affect erregen will, gleichfalls ſinnliche Lüſte und Affecten: ſeine Einbildungskraft ſetzet ihn in neue, und ſein Witz iſt geſchäfftig, auch noch andere ähnliche in ihm zu erregen. Hat er ſich demnach erſt einmal eine Fertigkeit im Dichten erworben, die eben die Poeſie heißt; und nach derſelben Vollkommenheit fleißig getrachtet, die aber in Erregung der Affecten beſteht: ſo ſtellet er ſich hernach, vermöge dieſer ſeiner erlangten Fertigkeit, auch wann er nicht dichtet, bey einem jeden Dinge, das ihm vorkömmt, und bey einer jeden Handlung, die er vornimmt, kraft dieſer ſeiner hurtigen Schärfſinnigkeit, Einbildungskraft und ſeines geübten Witzes, den Augenblick eine Menge Gutes oder Böſes vor; ſelbſt wenn es ihm zuwider iſt. Er iſt alſo alle Augenblicke von ſinnlichen Lüſten, und Affecten umgeben, gefangen und gefeſſelt. Kurz, er geräth in eine ſittliche Sklaverey ſeines Willens.

Nach

Nach des Hrn. Prof. Gottscheds Lehrart besteht die Poesie hauptsächlich in einer Nachahmung der Menschen: sie mögen gut oder böse seyn. Und der Dichter muß durch seine Poesie selbst diejenige Person annehmen und vorstellen, deren Handlungen er nachahmet. Durch eine solche fleißige Nachahmung erlanget er nun eine Fertigkeit, alle Lüste und Leidenschaften, die ein Mensch haben kann, anzunehmen. Er gelanget also ebenfalls zu einer beständigen Fertigkeit in Lüsten und Affecten; und die fleißige Nachahmung und Annehmung derselben machen sie ihm zuletzt ganz natürlich und fast nothwendig: wie das in der Sittenlehre gezeiget wird. Er ist also gleichfalls, bey einer jeden vorkommenden Gelegenheit, leicht den Augenblick mit Lüsten und Leidenschaften umgeben, angefüllet, und von ihnen überwunden. Und also führet ihn seine Poesie leicht in eine Sklaverey des Willens, und in eine sittliche Knechtschaft.

Dürfte oder wollte ich, so könnte ich diesen meinen Beweis nunmehro noch mit todten und lebendigen Exempeln vielleicht gar schön erläutern. Und wenn ich mich erstlich überreden könnte, daß ich auch bereits ein Dichter wäre: so möchte ich vielleicht bey mir selber in der Poesie den Grund finden, warum es mir nicht schwer fällt, mich so wohl in angenehme als niedrige Affecten zu setzen. Allein ich eile zum Ende; und will es dießmal bey dem bloßen Beweise bewenden lassen. Und der ist in seinem ganzen Umfange zusammen genommen nunmehro dieser: dasjenige was uns seiner Natur und innern

Beſchaffenheit nach, leichtlich in eine Sklaverey des Willens, und ſittliche Knechtſchaft führen kann, das kann uns ſchon für ſich leichtlich unglückſelig machen. Die Poeſie iſt ſo beſchaffen, daß ſie uns ihrer Natur und innern Beſchaffenheit nach, leichtlich in eine ſittliche Knechtſchaft ſtürzen kann: und ich habe nicht allein gezeiget, daß, und warum, ſondern auch wie ſolches geſchehen kann. Alſo behaupte ich nicht ohne Grund, ſondern vielmehr mit zulänglichen Beweisgründen, daß die Poeſie ſchon für ſich, uns, und ihre Liebhaber leichtlich unglückſelig machen könne; wie denn auch die alten und neuen Zeiten an unglückſeligen Dichtern reich geweſen ſind, und noch ſind.

* *

IV.

Die Dichterinſel, nach ihren verſchiedenen Landſchaften, und denen darinnen befindlichen Einwohnern, ſowohl als nach derſelben Gottesdienſt, Staats und Kriegsverfaſſung, unparteyiſch beſchrieben, benebſt einem Lob und Heldengedichte. Leipzig und Wittenberg bey Johann Friedr. Schlomach, 1745. in 8. 128 S. ohne die Vorrede und Anhang.

Was die Franzoſen im Anfange dieſes Jahrhunderts in Anſehung der Critik, durch gewiſſe ſinnreiche Fabeln und Erzählungen geleiſtet haben, das ſchwebt noch einem jeden Lieb-

ha-

haber der freyen Künste im frischen Andenken. Der Streit, der sich in Paris wegen des Vorzuges der Alten und Neuern erhoben, hatte dazu Anlaß gegeben; und da bemüheten sich witzige Köpfe, entweder die streitenden Theile auf eine so feine Art aus einander zu setzen, oder doch sonst den guten Geschmack zu läutern. Furetiere, war unsers Erachtens der erste, der durch seine Historie poetique de la guerre nouvellement declarée entre les Anciens et les Modernes, in Form eines prosaischen Heldengedichtes, seine Meynung davon aufdeckte. Ein andrer Ungenannter schrieb darauf eine Nouvelle Allegorique sur les dernieres Troubles, arrivées dans le Royaume de l'Eloquence, welche gleichfalls nicht zu verachten war, ob es gleich dem erstern bey weitem nachstehen mußte. Und endlich kam noch ein andres Werkchen dieser Art zum Vorscheine, welches unter dem Titel: Beschreibung des Landes der Alten und Neuern, und des zwischen ihnen entstandenen Krieges, von dem sel. Prof. Krausen übersetzet, und dem ersten Bande der hiesigen gelehrten Zeitungen beygefüget worden.

Nachdem unsre Landsleute sich auf eine ernsthafte Art in den freyen Künsten hervorgethan, haben sie sich auch auf der sinnreichen und angenehmen Seite zeigen wollen. Der Dichterkrieg in den Belustigungen des Verstandes und Witzes machte den Anfang, critische Dinge auf eine lustige und scherzhafte Art vorzutragen: itzo aber liefert uns Herr Justi, (denn so nennet sich der Verfasser des obenwähnten Tractats am Ende der Zuschrift an Se. Kön Hoheit, den Prinzen

Franz Xaver von Pohlen und Sachsen,) eine geographische und historische Beschreibung des Reiches der deutschen Poesie. Man denke aber nicht, daß dieses etwa eine blosse Uebersetzung, oder gezwungene Nachahmung, obiger französischen Werkchen seyn werde: nein, es ist ein vollkommnes Original, das mit allen obigen nichts gemein hat. Ja man sollte denken, der Herr Verfasser hätte keins von allen denselben jemals gesehen, oder gelesen: so unähnlich ist seine Erdichtung den Erfindungen der Franzosen; und so eigen ist ihm diejenige Ehre, die er sich dadurch erworben hat.

Die Vorrede, darinn sich der Herr Verfasser über die gewöhnliche Art der Vorreden lustig macht, ist gerade das schlechteste Stück seines Buches. Er tadelt unter andern an ihnen, daß sie den Lesern sagen, was sie in ihrer Schrift abhandeln wollen. Uns dünkt, dieses sey nicht eben dasjenige, was an den Vorreden zu tadeln ist: und zwar um so viel weniger, da der Herr Verfasser selbst sich genöthiget gesehen, nach einigen satirischen Anmerkungen aus dem Boileau, wieder auf den gewöhnlichen Weg der Vorredenmacher einzulenken: Ich habe also, spricht er, auf der 5ten S. nur die Ehre, von dem, was ich in meiner Schrift abhandle, mit meinen Lesern zu reden.

Er thut aber sehr wohl daran, weil dieses das wesentlichste Stück einer Vorrede ist; dagegen alle die sinnreichen Umschweife mancher Schriftsteller dem Leser nur Ekel und Verdruß bringen: weil sie entweder die Eitelkeit eines Scribenten zeigen, der sich über

über alle seine Vorgänger erheben will; oder einen überflüßigen Witz verrathen, der gern viel schönes sagen will, und doch nicht viel zu sagen weis, als daß er es nicht eben so machen will, wie es andre gemacht haben. Unser Herr Verfasser theilet die Poeten unsrer Zeit in fünf Gattungen. Die Isten nennt er wahrhafte Poeten; die II. elende Reimenschmiede; die III. sollen die Liebhaber von poetischen Tändeleyen, als Bilderreimen, Buchstabenwechseln ꝛc. ausmachen, die doch noch nicht gänzlich aufgehöret. Die IV. „sind die fruchtbaren Geister, die reich an Ein„bildungskraft sind, ohne auf die Natur der Sachen, „von denen sie reden, einige Betrachtung zu haben. „Sie haben allzuviel wildes Feuer, und haben sich in „das prächtige verliebt, welches vielleicht aus Lesung „des tragischen Seneca, und des Lohensteins entstan„den ist. Da ihnen aber ein guter Geschmack feh„let, welcher den Ausbruch ihrer wilden Flammen „mäßigen könnte, so verfallen sie in Schwulst. Endlich V. giebt es elende Geister und Pöbelvolk, die die Dichtkunst lieben, ohne die geringste Kenntniß und Geschicklichkeit darinnen zu besitzen: diese machen Knittelverse ꝛc.

Ob diese Eintheilung der Dichter sehr aus dem innersten Grunde der Dichtkunst hergeholet sey, wollen wir voritzo nicht untersuchen. Soviel scheint uns aber in die Augen zu fallen, daß die drey letzten Classen nichts anders als untergeordnete Arten, der zweyten Gattung, nämlich der schlechten Poeten sind. Doch in dem Verfolge unsrer Dichterinsel wird so gar viel nicht darauf ankommen. Denn hierinn hat der Herr

Verfasser alle diese Arten der Dichter denen zum besten beschrieben, deren Stand und Beschäfftigung es nicht erlaubet, sich eine vollkommene Kenntniß in der Dichtkunst zu erwerben; daher aus Mangel nöthiger Einsicht ein Stümper oft so gnädig angesehen wird, als der beste Dichter. Die ernsthaften Bücher von der Dichtkunst lesen solche Leute nicht; daher muß man ihnen die nöthige Einsicht in solche Sachen, auf eine scherzhafte und satirische Art beyzubringen suchen. Dieß ist die Absicht des Herrn Verfassers: und wie dieselbe sehr zu billigen ist, also wünschen wir, daß er an demjenigen Hofe, wo er geschrieben hat, seinen Endzweck je eher je lieber erreichen möge.

Der Herr Verfasser ist auch so aufrichtig, uns zu gestehen, was ihn auf diese Erfindung gebracht. Der englische Zuschauer, hat den Krieg des wahren Witzes mit dem falschen, imgleichen das Land der Traurigkeit beschrieben. Diese Stücke haben ihn auf den Entwurf seiner Dichterinsel gebracht. Er verspricht uns übrigens eine Abhandlung von der poetischen Fabel, und dabey eine Rede zum Lobe der elenden Poeten für die lustigen Leser; für die ernsthaften aber eine Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit in der Dichtkunst, sonderlich in Heldengedichten und Trauerspielen. Es ist zu wünschen, daß alle diese Stücke in einem Bande erscheinen mögen; damit eins dem andern zur Würze dienen könne.

Von seinem angehängten Gedichte nimmt der Herr Verfasser Gelegenheit zu sagen: daß er noch mehr dergleichen liegen habe, sie aber der Welt nicht mittheilen wolle; weil an poetischen Sachen kein Man-

gel

gel sey. Ja er will gar nicht mehr dichten, weil er glaubt, daß heute zu Tage der beste Dichter bey den allerschönsten Gedichten würde verhungern müssen, wenn er sonst nichts zu leben hätte. Es nimmt uns Wunder, daß der Herr Verfasser solches an einem Orte schreiben wollen, wo ihm die Exempel von deutschen und welschen Poeten nicht unbekannt seyn konnten, die 600, 1000, ja 1500 Thaler jährliche Besoldung gezogen. Doch vielleicht sind das eben nicht die besten Dichter gewesen; und wir wollen es freylich keinem rathen, aus der Poesie allein ein Handwerk zu machen.

Dennoch aber verspricht uns der Herr Secr. Justi dereinst ein Gedicht zu Stande zu bringen, welches bereits zur Hälfte fertig liegt, und zum Lobe Gottes nach einer aus der Vernunft und Natur möglichen Erkenntniß dieses allerhöchsten Wesens, gewidmet ist. Er will es nur darum zu Stande bringen, damit er auch einmal zur Ehre Gottes singe, nachdem er so oft mit seinen Liedern der Eitelkeit gefröhnet hat. Und wer kann einen so löblichen Vorsatz misbilligen?

Nach einem kurzen Eingange erzählt der Verfasser, daß er sich den 27ten Jun. des 1731 Jahres, früh, in seinem Garten der Morgenluft bedienet, und eine geschriebene Schrift gelesen, die sein Vater für drittehalb Groschen erstanden; und worinnen rechte Wunderdinge enthalten seyn sollen. Das erste so darinn gestanden, wäre die Kunst, auf zwölf Füssen * zu laufen, gewesen. Kaum versuchte der Verfasser dieselbe,

* Dieß scheint ein Druckfehler zu seyn. Denn zwölffüßige Verse hat man wohl in keiner Sprache gemacht.

selbe, so gelung sie ihm. Sein Schriftsteller beschrieb darauf sein Vaterland, die Dichterinsel, so reizend, daß ihm die Lust ankam, dieses wunderbare Land kennen zu lernen. Er fand auch im folgenden das Mittel vorgeschrieben, wie man dahin kommen könne. Selbiges heißt in seinen eigenen Worten also: Wenn jemand nach dieser lustigen Insel reisen will, so muß er ungefehr eine Stunde vorher ein paar Maaß alten guten Wein zu sich nehmen: denn dieses wird ihn vor dem Schwindel bewahren. Er muß sodann sich auf eine grüne Wiese, in ein Gehölze, oder in einen Garten, begeben, daselbst entweder steif vor sich nieder sehen, oder mit unverwandten Augen in die Höhe blicken. Kann er eine Feder von einer siebenjährigen Gans, die am Freytage vor der Sonnen Aufgang ausgekrochen ist, in den Mund nehmen und daran käuen, so ist es desto besser ꝛc. Kaum wird er dieß gethan haben, so wird sich ein geflügeltes Pferd vor seinen Augen zeigen, nebst einem Frauenzimmer von ungemeinem Liebreize. Dieses wird ihm des Pferdes Zügel in die Hand geben, und ihn darauf setzen. Das Pferd aber wird ihn ohne Anstoß in die Insel überbringen.

Gesagt, geschehn. Er that was er sollte; Pferd und Frauenzimmer erschienen; er saß darauf, ohne zu wissen wie es damit zugegangen, und ritt mit solcher Behendigkeit davon, daß er Seen, Flüsse, Berge und Thürme aus dem Gesichte verlohr, dem Monde aber desto näher kam. Er sah, daß derselbe nichts weniger, als eine Welt, sondern ein ungeheurer Klump Silber war; welches auch die Neben-

densarten der Poeten bestärkte; die ihn allezeit silberfarben heißen. Doch sein Pferd läßt sich wieder herab, und er steigt an dem felsigten Strande eines Meeres ab. Sein Frauenzimmer ist wieder da, sagt ihm, dieß wäre die gesuchte Insel und verschwindet.

Ein Fußsteig führet ihn in ein Gebüsche, und über einen Hügel nach einer großen Stadt. Er benennt uns dieselbe, wie alle andre Oerter, nicht so, wie sie von ihren Einwohnern, sondern wie sie in dem vornehmsten Kreise dieser Insel, nämlich in der Landschaft Dichtkunst genennet werden. Diese erste Stadt hieß Sprachverderb. Sie hat 2 Tagereisen im Umkreise, und liegt auf 37 Hügeln erbauet. Ihre Häuser sind elend, und die Bauart ihrer Gassen so wilde, als ob sie von einer Tartarhorde herrührte. Anstatt der Mauren hat sie bald ein Stück Zaun, bald eine Leimwand, bald spanische Reuter, bald ein Stück schlechte Mauer. So schlecht sie also befestiget ist, so sicher schätzen sich ihre Einwohner; weil sie niemals bekrieget worden. Sie verlassen sich aber auf eine schlechte Schanze Uebelreim genannt. Diese ist sehr übel angelegt; und liegt sowohl als die Stadt, an dem Flusse Dumm; der der größte von der Welt, aber sehr trübe und stinkend ist, und auf dem Berge Schwachheit entspringet, auch aus dem Meere Unsinn etliche unterirrdische Zuflüsse hat. Doch glaubt der Verfasser, daß alle heimliche Gemächer der ganzen Insel sich hier zusammen ziehen. Gleichwohl scheut sich kein Einwohner seine Speisen hieraus zu kochen.

Die

Die Landschaft, um diese Hauptstadt, heißt Knittelhardland, eine sehr unfruchtbare Gegend; bloß weil die Einwohner faul sind. Sie sind aber auch demüthig, und verehren alle Fremden: am wenigsten sind sie neidisch; welches der Fehler der übrigen Einwohner dieser Insel ist. Doch sagen einige hier: ihre Vorfahren wären die ersten und rechtmäßigen Besitzer der Insel gewesen; daher nennen sie die Einwohner der andern Provinzen, Aufrührer und Neulinge. Und freylich haben diese durch Reisen in fremde Länder einsehen gelernet, daß ihr Land eben sowohl angebauet werden könne, als ein anders; daher sie denn keinen Fleiß gesparet, sich eine mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen. Die Regierungsart ist demokratisch. Es fällt aber auch nichts wichtiges vor, darüber viel zu rathschlagen wäre. Ein jeder lebt nach seinem Kopfe: und wenn er sich das höchste Ansehen erworben hat, so zieht er in das benachbarte Reimland.

Man verehrt hier in Knittelhardland die Göttinn Thorheit; deren Tempel in der Hauptstadt steht, und vor Alter fast einfallen will. Man flicket und bessert ihn aber mit einer Art bunter Steine, die in Frankreich gebrochen werden. Die alten Gothen oder Wenden sollen ihn gebauet haben: und die innern Wände sind mit Barden und Druiden gezieret. Die Göttinn sitzet auf einem Altare von Rasen, und sieht aus wie ein Mädchen, das auf einem Affen reitet. Sie hat eine papierne Mütze auf, daran 10 bis 12 Schellen hangen; und hält eine Klapper und ein Stück Glas in der Hand, davon viel

viel fabelhaftes erzählet wird. Man verehret sie mit dem Blasen gewisser Kuhhörner; und wenn man ihr gefällt, so klappert sie; oder nickt gar mit dem Kopfe.

Auf gleiche Art erzählt der Verfasser von diesem Lande noch verschiedenes, wir eilen aber zu dem folgenden Reimlande, welches ungleich besser angebauet ist, als das vorige; aber doch lange nicht so gut, als es seyn könnte: weil die Einwohner nur fingertief ackern, und es für eine Ehre halten, in einem Tage zwanzig Morgen zu pflügen. Ueberhaupt sind es lustige Leute, die keine Mühseligkeit des Lebens empfinden. Sehr reinlich und zierlich sind sie nicht: aber sehr gesellig, und aller Welt Freunde. Sie bezeugen auch ihre Liebe bey aller Gelegenheit öffentlich. Denn wenn man sich etwa einen bessern Hut, oder eine Perrücke mit Zipfeln gekauft hat, so stellen sie sich mit Flöthen an die Thüren, und verehren einen mit ihrem Blasen: man muß ihnen nur zu essen und zu trinken geben, wo sie nicht aufhören sollen, unsre Freunde zu seyn. Ihre Hauptstadt heißt Gedankenarm. Ihre Häuser sind nur ein Stockwerk hoch, klein und enge, so daß man auf einen Blick die Vorder- und Hinterthüre im Gesichte hat. Sie sehen sich auch alle ganz ähnlich, so daß man sich in ihren Gassen verirren muß. Der Fluß Mager läuft durch die Stadt, ist aber sehr seicht, und hat nicht das gesundeste Wasser, wie einige Fremde erfahren haben.

Ihre Göttinn heißt Unwissenheit. In ihrem Tempel herrscht eine dicke Finsterniß, ausser daß eine

kleine

kleine Lampe sie selbst beleuchtet. Sie sieht wie eine 18 jährige Weibsperson mit großen Augen und offenem Maule aus, die sich worüber verwundert. Ihr Haupt hat einen Kranz von Eichenlaub, und ihre Nase trägt eine Brille. Sie trägt ein Buch voll weißes Papiers und eine Papageyfeder in Händen. Aus ihren Brüsten fließt etwas, daß eine ungeheure Menge Mücken ernähret. Diese stechen die Anbether der Göttinn, und das ist dem verletzten eine Ehre. Es giebt zween Priesterorden alda, der eine heißt Zurluſt, der andre **Umsbrodt**. Die ersten erklären den Leuten im Tempel alles was vorkömmt. Sie sagen ihnen über ein Gänseblümchen über einen Nesselstrauch, u. d. gl. ganz unerwartete Gedanken. Dem Verfasser wollte man über seinen Stockknopf Erklärungen geben. Die andern sind erst seit 29 Jahren im Lande, da sie vorhin den Spielwerkianern eigen gewesen: nach einem 47jährigen Kriege sind sie erst den Reimländern überlassen worden. Sie bleiben immer in ihren Hauscapellen; und werden von Fremden besucht, die aus der Liebes-Trauer- oder Freudeninsel ankommen. Nach diesem Unterschiede derselben richten sie ihre Andacht ein; werden auch nach Beschaffenheit der Mühe, doch selten über 16 Gl. hoch belohnet. Beyde Arten sind in steter Feindschaft.

Die Schanzen **Nurreim** und **Uebelreim**, die Städte **Worrreich**, **Niedrigkeit**, und **Reimtrost**, übergehen wir, der Kürze wegen. Bey dieser letzten wohnt ein Zauberer, der hier zu Lande, **Register**, anderwärts aber **Reimregister** genennet

net wird: und zu ihm nimmt in zweifelhaften Fällen alles seine Zuflucht. Nicht weit von der Grenze von Spielwerk liegt das prächtige Lustschloß Quodlibet, wo die Reimländer zu gewissen Zeiten rasend werden; ob sie gleich vorgeben, daß sie auf die Affenjagd gehen. Denn es ist zu merken, daß zwischen diesen beyden Ländern das Affengebirge * liegt, ob es wohl schon zu Spielwerk gehört. Es hat seinen Namen von den Thieren, die hier häufig anzutreffen sind.

Von diesem Gebirge ist das Land Spielwerk größtentheils zu übersehen; und es sieht überall wie ein Lustgarten aus. Alle Aecker Gärten und Wiesen haben gewisse Figuren; bald wie ein Herz, bald wie ein Kranz, bald wie ein Schaaf, bald wie ein Baum: und das hat nicht die Natur, sondern der Fleiß der Einwohner gemacht. Noch mehr, die Schaafe weiden in ordentlichen Gliedern; die Schweine auch, so daß auf jedem Flügel ein Rind steht. Denn diese Leute sind sehr arbeitsam, und zufrieden, wenn sie in vielen Tagen sehr wenig verrichten. Ihre Geduld entspringt aber aus dem Ehrgeize: denn sie wollen gerne große Künstler seyn. Z. E. Ein Zolleinnehmer, wollte seinem Butterfladen gern die Gestalt einer Schneppe geben. Als er zwey Stunden daran gearbeitet hatte, brach der fast fertigen Schneppe ein Bein ab. Ehe nun der Künstler diesen verstümmelten Vogel gegessen hätte, gab er ihn lieber dem Hunde, und fastete noch drey Stunden, bis er erst einen andern, ohne Fehler, fertig bekam.

Die

* Das Land der Pritschmeister und Hofpoeten.

Die Hauptstadt Kunst liegt am Flusse Zwang, und ist nicht groß, aber künstlich gebauet. Die Hauptstraße hat die Figur einer gekrümmten Schlange; das Rathhaus sieht wie ein Ey aus, und jede Hausthüre stellt den Anfangsbuchstaben, von dem Namen des Besitzers vor; so unbequem auch manchem der Eingang dadurch wird. Die Gottheit dieses Landes heißt, Falschwitz; dessen Tempel nach gothischer Baukunst, mit untermischten korinthischen Seulen gebauet; und so mit Zierrathen von außen beschwert ist, daß man eins vor dem andern nicht erkennen kann. Er selbst hat eine Riesengestalt, in einer Hand einen stumpfen Pfeil, und in der andern eine Stecknadel, dadurch er dem ersten eine Schärfe geben will. Neben ihm steht der vermeynte Schleifstein des Verstandes, oder vielmehr des falschen Witzes, nach welchem alle Opfer beurtheilet werden. Man opfert aber Mäuler von Purpur, Brüste von Eis, Herzen von Stein ꝛc. Die hohe Schule allhier ist die Mutter aller Künstlichkeit; wo Lehrer und Lernende alles verachten, was nicht künstlich ist. An die Stelle eines öffentlichen Lehrers der Wortspiele ist letzlich der berühmte Tomhumsibi aus England beruffen.

Wir übergehen den Prophetenbusch, worinnen man durch das Zählen der Blätter, großen Herren allerley weissaget. Bey den übrigen Landschaften der Dichterinsel, ist Spielwerk sehr verachtet; außer bey Knittelhardland. Es hält sich aber zu dem bevölkerten Reimlande, weil es besorgen muß, von dem Lande Schwulst, welches immer nach der Herrschaft

schaft strebet, verschlungen zu werden. Vor etwa sechzig Jahren hatte sichs ein Lehrer auf der hohen Schule allhier, mit Namen Christian, in den Kopf gesetzt, die ganze Dichterinsel seinem Vaterlande zu unterwerfen. Er schaffte zu dem Ende die öffentlichen Reden ab, und führte Schauspiele ein. Die Sache gefiel, weil sie künstlich war: denn weil er viel Tyger, Elephanten, Löwen, Bären, Kronen und Scepter anschaffte, auch Pyramiden, Triumphbogen, Seen, Schiffe und Berge vorstellete; wobey er die Studirende gewisse Worte sprechen ließ: so griff dieses seinen Mitbürgern ans Herz. Ganze Striche Landes schlugen sich schon zu Spielwerk; und erklärten Christianen für ihren Beschützer: er aber verlangte nichts mehr, als daß man den Gott, der in Spielwerk verehret ward, für den wahren Witz halten sollte. Man wird leicht sehen, worauf diese Geschicht zielt, sie fällt uns aber zu lang, als daß wir das Ende des ganzen Krieges hier beybringen könnten. Der wahre Witz siegte endlich, durch die Feuerflammen, die aus seinen Augen schossen, und den falschen Witz zuerst erlegten.

Neben der Hauptstadt von Spielwerk, liegt die Schanze Unnützerfleiß. Das Volk darinn macht Schanzkörbe von Papier, und Pallisaden von Rohr; auch thönerne Stückkugeln. Augenfall und Wortlust, imgleichen Ziffern, sind kleine Oerter des Landes, die hier weitläuftig beschrieben werden. Wir eilen zum Lande Schwulst.

Drey Meilen hinter Ziffern liegt das meteorische Gebirge, dessen Gipfel in die Wolken gehen, und

das ganze Land Schwulst umgeben, auch alle Fremdlinge abhalten, die tiefsinnigen Einwohner desselben so leicht nicht zu stören. Hier erstaunte der Verfasser über alles was er sah. Die Bäume trugen güldne Blätter, die Früchte waren Edelgesteine, die Blumen aber künstliche Gewebe von Gold und Silber; wie auch ihr Geruch lauter Ambra und Zibeth war. Der Thau bestund aus Perlen. Die Vögel hatten goldne Schnäbel, und wohl gar menschliche Stimmen. Die Luft seufzete, und die Winde trugen verliebte Bothschaften. Die Bäche führten Crystall bey sich, und rieselten liebliche Melodien. Von den aufgehenden Sonnenstralen verwandelte sich die Spitze eines Felsens in lauter Gold u. s. w. Aus den Augen einer Bauermagd im nächsten Dorfe, fuhren Blitze und Flammen auf ihn, als sie eben ausmistete.

Ueberhaupt sind die Schwulstianer Leute von übermenschlicher Einsicht. Sie entdecken an den geringsten Dingen Seltenheiten, und wissen Eigenschaften daran zu sagen, die andern Leuten niemals beyfallen. Es ist wahr, daß ihnen diese Entdeckungen auch erst Mühe kosten: aber sie bringen es auch viel weiter darinn, als wir. Der Verfasser glaubt, daß ihre äußerlichen Werkzeuge der Sinne anders beschaffen seyn müssen, als die unsrigen: z. E. daß ihre Augen etwas funkelndes in sich haben, welches ihnen alle Dinge glänzend abbildet ꝛc. Sonst sind sie tiefsinnig und von langsamer Sprache, welches aus dem unermeßlichen Hochmuthe kömmt, den diese Leute besitzen. Sie gehen daher alle auf Stelzen um gröſſer

zu

zu scheinen, als andre Leute; ja sie thun solches so gar in ihren Häusern: ein Mann z. E. wird mit seiner Frauen, ein Sohn mit seinen Aeltern niemals ohne auf Stelzen sprechen. Auch in Schauspielen thut man es, und fragt nichts darnach, daß die Stelzen unter den Völkern, die man vorstellen will, nicht üblich gewesen. Auch ein Held, der der Feuerprobe halber, die er ausstehen müssen, die Stelzen abgelegt hatte, als er verdammet worden, hatte nicht das Herz zu sterben, er hätte denn zuvor die Stelzen wieder angelegt gehabt.

Die Hauptstadt des Landes heißt **Prunk**, und alle ihre Häuser sind Paläste, nicht nur von Marmor, sondern gar von Crystall und Edelsteinen aufgeführet, und fast alle mit Golde gedeckt. Die Fenster sind ungeheure Diamanten, und das Holz der Balken ist lauter Zimmet und Muscatenholz. Selbst statt des Kothes liegt ein wohlriechendes Harz auf den Gassen.

Der Fluß **Unähnlich**, der die Stadt bewässert, ist die Quelle alles ihres Reichthums, den er im Ueberflusse zuführet. Man kann vor allen Kostbarkeiten sein Wasser kaum erkennen. Er entspringt auf dem Berge **Uebelbegriff**, und empfängt den meisten Zufluß aus dem See des **Vorurtheils**: er überschwemmt hernach den Wald **Unnatürlich** wo alle die theuren Sachen in Menge zu finden sind.

Der Gott **Vorurtheil** hat hier einen prächtigen Tempel von Jaspis, mit Golde gedeckt; dessen Eingang eine Ehrenpforte ist. Er sitzt auf einem porphyrnen Altare, in Mannesgestalt, dessen Gesicht

aber mit einem beständigen Nebel bedeckt ist. Diesen halten die Einwohner für das rechte Merkmaal seiner Gottheit. Zur Seiten steht ihm der Eigensinn, und auf der Schulter sitzt ihm eine Meerkatze. Ein Abgesandter aus dem Lande Dichtkunst hat den Verfasser versichert: Seine Göttinn, Wahrheit würde diese Stadt und ihren Tempel endlich zerstören; und den Nebel des Gottes mit ihren Stralen zerstreuen; wovon alte Prophezeihungen vorhanden wären. Eben dieser Gesandte hat ihm auch die Geschichte der Prinzessinn Schwulst und des Prinzen Caspars erzählet, die so merklich ist, daß wir sie etwas berühren müssen. Wir gestehen aber gern, daß wir den ganzen Sinn der Allegorie nicht begreifen, und wenigstens den alten Reinlieb so wohl, als den Gottfried nicht zu deuten wissen.

Reinlieb, ein Beherrscher eines glücklichen Landes, erzog seinen Sohn Caspar * der eine große Fähigkeit hatte. Er schickte ihn auch in fremde Länder. Zum Hofmeister gab er ihm den geheimen Rath Vernunft, auf dem die Regierung des Landes meistens beruhete. Kurz vor der Abreise redete er seinen Sohn beweglich an, und empfahl ihm theils seinem Hofmeister zu folgen; theils das Beyspiel seines Großvaters Gottfried vor Augen zu haben, der sich beflissen, die vorigen wilden Einwohner seines Landes zu geschickten Menschen zu machen. Er pries ihm sodann an, sich die Alterthümer von Griechenland und Rom

* Da dieser Caspar eine wirkliche Person ist, so scheint sich ein allegorischer Vater, und eine allegorische Braut nicht recht zu ihm zu schicken.

Rom gut bekannt zu machen; weil Bilder darunter wären, daraus ein Prinz eine bescheidene und natürliche Stellung erlernen könne.

Prinz Caspar versprach alles, reisete ab, und folgte anfangs in allem dieser Vorschrift. Nur der Zauberer **Vorurtheil** verführte ihn, der ein Bastard des falschen Witzes und des Willens war; und sich aus allen Kräften bemühete, dem wahren Witze Abbruch zu thun. Als der grosse Gottfried die Republik Dichtkunst gründete, suchte dieser ihn schon zu hindern. Er machte sich einen Anhang, ward deswegen verbannet, trennete sich darauf von dem Staate Dichtkunst, und stiftete ein eigen Volk, daraus hernach das Land **Spielwerk** erwachsen ist. Aus Rachgier suchte er sich itzo an den Prinzen zu machen, und ihm seine Sitten zu verderben: welches er aber nicht anders thun konnte, als dadurch, daß er die Gestalt seines Hofmeisters Vernunft annahm; den rechten Hofmeister wegjagte, und den Prinzen theils zur Empörung wieder seinen Vater, theils auch zur Liebe einer bezauberten Prinzeßinn anreizte. Sie nannte sich **Edelausdruck**; und da sie in einem unsichtbar gemachten Schlosse, mit allen ihren Kostbarkeiten und Schätzen verwahret wurde: so mußte er das Herz fassen, sie zu erlösen. Der wahre Name der Prinzeßinn aber war **Schwulst**, und weder ihr Geschlecht war so vornehm, noch ihr Reichthum so groß: denn sie bestunden aus falschem Golde, und falschen Edelgesteinen, die man für ächt hielt; weil die rechten Probiersteine, seit Kaisers Augusts Zeiten, waren verlohren gegangen.

Kurz, die Befreyung ward unternommen, und vollführt. Sie sahen und liebten einander, und schwuren sich eine ewige Treue. Prinz Caspar vermählte sich bald öffentlich mit ihr, und der Zauberer sann nur auf Mittel, ihn bey seinem Vater mit der neuen Gemahlinn beliebt zu machen. Es geschah, aber zu des alten Reinliebs Schaden; denn durch die Verschwendung falscher Schätze, zog das junge Paar das Land an sich, und zwang den Vater, ihm einen Theil an der Regierung zu geben. Endlich brachte man ihn ganz um sein Ansehen, und einige wollten ihn gar zwingen, den Bauren auf der Zither vorzuspielen; welches aber der Sohn nicht zugab. Gleich darauf starb Caspar, und die Prinzeßinn Schwulst mit dem Zauberer regierten zum Verderben des Landes. Reinlieb sah den Verfall aller guten alten Einrichtungen, und wollte sich vor Verdruß in ein ander Land begeben; als sich der rechte geheimte Rath Vernunft unverhofft wieder fand. Er war bisher bezaubert gewesen, und hatte als eine Dienstbothinn elend leben müssen; bis ihm die Göttinn Wahrheit seine wahre Gestalt wieder gegeben, und ihn zu seinem Herrn geschickt, ihm aus der Noth zu helfen.

Dieses that er, als eben der Anfall auf Reinliebs Person geschehen sollte. Es kam zu einer Schlacht, wo Vernunft und Vorurtheil die beyden Heerführer waren. Die Wahrheit selbst erschien, ein starkes Licht gieng vor ihr her, und zerstreute die Blendungen des Zauberers. Das getreue Volk erhub ein Freudengeschrey, und jene ergriffen die Flucht; bis in ein kleines Ländchen, das mit

hohen

hohen Bergen und Alpen umgeben ist. Man nennt es itzo von der Prinzeßinn Schwulst, und den See, nach dem Zauberer Vorurtheil. Reinlieb hergegen hat seine Hauptstadt, nach seinem geh. Rathe Vernunft genennet; die Göttinn Wahrheit aber, neben dem Witze im Tempel aufgestellet; und sein Reich nach seinem Tode in eine Republik verwandelt. Die Hauptstadt soll zwar so wohl fest seyn, als die Stadt Ueberflüssigbeywort: allein beyde würden sich doch gegen eine Belagerung der Heere aus Dichtkunst nicht lange halten. Das Leibregiment ist so sehr mit Gold und Silber beladen, daß es unter der Last kaum stehen kann; und es müssen allezeit zwey bis drey Soldaten auf einem und demselben Posten Schildwache stehen.

Das Städtchen Hochlieb ist prächtig genug, und liegt am Fluss: Hochgetrieben. Die Einwohner tragen Absätze einer Viertheelelle hoch. Ein gewisser Bürger aus Dichtkunst besitzet hier ein Lustschloß, wo er sich NB. gröstentheils aufhält; ungeachtet es sonst nicht gewöhnlich ist, daß dasige Bürger im Lande Schwulst Güter haben.

In dem Lande Dichtkunst herrscht weder eine abgeschmackte Künstlichkeit, noch eine unnatürliche Pracht. Die Bäume haben keine goldne Blätter, und die Blumen bestehen nicht aus Purpur; sondern man läßt die Natur in ihrer Einfalt wirken. Die Ströme rauschen nicht nach Melodien; kurz, man wird hier in kein Erstaunen, aber wohl in ein großes Vergnügen gesetzt. Unter den Heerden der Schafe gehen keine Ochsen: vielweniger beobachten

sie alle eine Ordnung. Der Verfasser sagt, man müßte selbst ein Einwohner dieses Landes seyn, seine Schönheiten recht zu beschreiben; indem es leichter wäre, falsche Zierrathe zu erdichten, als die wahren abzuschildern.

Wer nach der Hauptstadt geht, der kömmt auf das Städtchen Gutergeschmack. Die Bürger darinn sind höfliche, vernünftige und gesittete Leute. Sie merken leicht die Fehler andrer Leute, ohne sie erst lange zu untersuchen; und richten durch ihren Verstand alles, bis auf ihre Kleidung sehr artig ein. Ihre natürlichen Gaben thun ihnen große Dienste; aber ihre Reisen in fremde Länder haben sie noch geschickter gemacht. Sie haben auch das Vorrecht, daß niemand in der Hauptstadt ein Haus bauen darf, der nicht vorher bey ihnen das Bürgerrecht erlanget hätte. Sie lieben die Musik, und spielen sonderlich eine Flöte von wunderbaren Eigenschaften. Sie erregen alle Leidenschaften damit, wie der Verfasser selbst erfahren hat.

Auf dem Affengebirge hatte er sich zur Lust einen Affen gekauft: weil es daselbst die Mode ist, daß jeder ansehnlicher Bürger ein solch Thier haben muß. Er liebte selbigen, theils wegen der Lust, die er ihm machte, theils wegen der tiefen Unterthänigkeit, die er ihm bezeigte. Dieses Thier starb ihm in dem Lande Dichtkunst, weil es die Luft darinn nicht vertragen konnte: und er betrübte sich über diesen Verlust so sehr, daß sein Wirth zu seiner Flöte greifen und ihm seine Traurigkeit vertreiben mußte.

Die-

Dieſes Mittel wirkte ſo kräftig, daß er faſt gar getanzet hätte.

Doch haben die Dichtkunſtlianer auch Fehler. Einige junge Kerle wiſſen ſich in ihrer Luſt keine Grenzen zu ſetzen, und hüpfen nicht nur zum Klange ihrer Flöten herum, ſondern machen auch ärgerliche Geberden darzu. Andre ſuchen nur das Frauenzimmer zum Tanze zu reizen; und bilden ſich viel ein, wenn es ihnen gelingt: ſtiften aber dadurch viel Böſes, indem ſie davon üppig werden, und ſelbſt das männliche Geſchlecht weibiſch machen: wobey man eine Klage eines ehrbaren Mannes aus Sittland (Epiktets) anführt. ꝛc.

Ihre Hauptſtadt heißt Vernunft, am Strome Natur gelegen. Hier herrſchet die Baukunſt der alten Griechen und Römer. Die Häuſer ſind erbentlich, und dazu bequem, wozu ſie beſtimmt ſind. In dem Tempel des Witzes liegen eine Menge Riſſe, davon ſich ein jeder der bauen will, einen holen muß. Das Waſſer im Fluſſe iſt zwar hell; hat aber ſonſt nichts vor gemeinem Waſſer voraus, fließt auch eben ſo krum, als andre Ströme. Der Gott Witz der hier verehret wird, ſteht auf einem Altare gegen Morgen, und alle ſeine Ahnen ſind daran vorgeſtellet. Erfindung, Wahrheit und Munterkeit ſind die weiblichen, Nachſinn, Urtheil und Verſtand aber die männlichen.

Wir können uns bey dieſer nachdenklichen Beſchreibung nicht länger aufhalten, weil alles geleſen zu werden verdient. Sonderlich iſt die Beſchreibung der allhier geſtifteten Geſellſchaft merkwürdig, die

auf die Einrichtung der Töne, und des Flötenspiels acht giebt. Sie hat es so weit gebracht, daß die Einwohner in Dichtkunst itzo schon weit schöner spielen, als man es sonst für möglich gehalten; und die bunten Lappen, womit sie ihre Kleider sonst besetzten, abgeschaffet haben. Doch sehen noch nicht alle Einwohner der Insel, und der von Sprachland, den wahren Nutzen dieser Gesellschaft ein; wollen ihr auch nicht folgen: wodurch sie aber sich selbst und ihr Vaterland beschimpfen.

Es giebt auch irrende Ritter, die sich fälschlich für Bürger ausgeben, und ein grosses Geschrey wider die Gesellschaft in der Hauptstadt anheben; über ihre Tyranney klagen, und vorgeben: ihre Freyheit wäre in Gefahr, wenn sie sich nach dem Dünkel etlicher wenigen kleiden sollten. Allein sie gehen so unordentlich und abgeschmackt einher, als möglich ist: und ein jeder sieht wohl, daß sie einer Verbesserung nöthig haben.

Zum Beschlusse wird noch von den Verdiensten des grossen Gottfrieds und seines Sohns Reinlieb, um die gute Einrichtung dieses Landes geredet. Die Vestung Gesundergedanke, die Städte Edlerausdruck und Ordnung werden beschrieben; und da erscheint dem Verfasser sein Frauenzimmer mit dem geflügelten Pferde wieder, die ihn wieder nach Hause bringen. Kurz, dieses sinnreiche Werkchen

macht unsrer Zeit Ehre.

V. Bild.

* *

V.

Bildnisse berühmter Maler, nach Original-Malereyen, in schwarzer Kunst vorgestellet, von Johann Jacob Haiden, Malern und Kupferstechern in Augspurg.

Der Name des Herrn Haide, kann den Liebhabern der schönen Wissenschaften, und insonderheit denenjenigen, welche die Bildnisse berühmter Männer sammeln, nicht unbekannt seyn. Der von ihm herausgegebene Bildersaal berühmter zu unsrer Zeit lebender Schriftsteller, welchen der berühmte Hr. Brucker mit Abschilderungen der Schicksale des Lebens, der Verdienste und Schriften derselbigen begleitet, wovon wir dem fünften Zehenden entgegen sehen, ist so unbekannt nicht, daß wir uns nicht auf denselben beruffen sollten. Es hat auch Hr. Haide in denen in dieser Sammlung gelieferten Bildnissen, gewiesen, daß er nicht nur in der Malerkunst gründlich erfahren, sondern auch in Ausdrückung der ihm eingesandten Bildnisse glücklich sey. Denner, Huber, und andere noch lebende Meister haben ihre Zufriedenheit über die Nachahmung seiner Kunst bezeiget: und ist er noch etwas in einem oder dem andern Originale schuldig geblieben: so sind vielleicht die Malereyen daran schuld gewesen, von welchen abzuweichen ihm nicht erlaubt gewesen ist. Gegenwärtige Bildnisse berühmter Maler sind Zeugnisse

niſſe von ſeiner großen Geſchicklichkeit, die beſten Originalmalereyen in ſchwarzer Kunſt auszudrücken. Er hat das Glück gehabt, daß ihm Abſchilderungen berühmter Maler, die theils von ihnen ſelbſt verfertiget, theils von großen Künſtlern gemacht worden, mitgetheilet worden ſind. Und wann dem Urtheile vieler geſchickten Kenner zu trauen iſt, ſo hat ſie Herr Haid alſo in ſchwarzer Kunſt vorgeſtellet, daß ſich die Urheber ſolcher Malereyen, derſelbigen gar nicht zu ſchämen haben. Da auch einige davon noch leben, und uns von Angeſichte bekannt ſind: ſo können wir wohl, ohne uns einer Schmäucheley ſchuldig zu machen, ſagen: daß er weder der Natur noch der Kunſt Abbruch gethan habe; da jenes der Augenſchein, dieſes das Urtheil dieſer großen Meiſter ſelbſt bekräftiget hat. Die Richtigkeit der Zeichnung, die Gewißheit des ausgedruckten Characters, die Lieblichkeit und Zärtlichkeit der Arbeit, unterſcheiden dieſe Bildniſſe von einer Menge anderer, welche der Kunſt zur Schande, und um des Brods willen faſt täglich ausgeheckt werden; und weiſen dem Herrn Haiden nach dem Urtheile aller Kenner künſtlicher Portrait-Malereyen, eine Stelle unter denjenigen Männern an, welche er abgeſchildert hat. Die Einfaſſungen und Nebendinge, welche bey dieſen Bildniſſen angebracht worden, ſind ebenfalls von beſondrer Art u. zum Theil von großen Künſtlern gezeichnet worden, welche einen feinen Geſchmack und erhabenen Witz mit einem guten Urtheile zu verbinden gewußt haben. Man hat alſo der Malerkunſt Glück zu wünſchen, daß ſich aus ihren Söhnen jemand

ge-

gefunden hat, der ihre Ehre der Unsterblichkeit übergeben wollen, und was ehedem Sandrart vorgenommen, in einem viel gröſsern Grade der Vollkommenheit ausgeführet hat.

Diese Bildnisse sind zwar mit keinen Lebensbeschreibungen versehen, sondern nur mit lateinischen Unterschriften nach dem Geschmacke der alten Römer meistens bezeichnet, welche einen kurzen Inhalt der Lebensumstände, und einen bündigen Lobspruch, nebst dem Charactere desjenigen Künstlers enthalten, dessen Bildniß vorgestellet wird. Und vielleicht schickt es sich noch, daß zu seiner Zeit Beschreibungen und Abschilderungen ihrer Personen, Geschichte, Umstände, und Verdienste hinzukommen; wofern diese Bildnisse wohl aufgenommen werden. Damit wir aber doch indessen etwas zu diesem bisher gröſsten Theils verlassen gewesenen Theile der schönen Wissenschaften beytragen: so wollen wir einiges von diesen berühmten Malern berühren, welche der Herr Haide in Kupfer vorgestellet hat; davon wir hoffen, daß es den Liebhabern dieser schönen Kunst nicht unangenehm seyn werde.

Herr Haide hat dermalen zwölf solche Bildnisse fertig, nämlich, 1 Johannes Kupetzky, 2. Johann Rudolph Huber, 3. Jacob Anton Arland, 4. Georg Philipp Rugendas, 5. Franz Solimena, 6. Jacob Frey, 7. Johann Georg Berkmaller, 8. Gregorius Brandmüller, 9. Gabriel von Gabrielli, 10. Joachim Franz Beich, 11. Johann Carl Hedlingern. 12. Johann Elias Ridinger. Sie sind alle in ihrer

Kunst

Kunst so groß, daß sie verdienen besonders betrachtet zu werden.

1. Johann Rupezky war ein Böhme. Die Liebe zur Malerkunst machte, daß er seinem Vater entlief, und sich bey einem schlechten Maler in Ungarn verdingte. Nach ausgestandener kurzer Lehrzeit ging er gerade zu nach Italien. Als er nach Rom kam, empfand er zwar die große Schwachheit seiner Kräfte, da es ihm elend genug gieng: doch als die Vorsehung ihn zu einen Galerenmaler führte, der ihm so viel Arbeit verschaffte, daß er in der Hälfte einer Woche so viel verdienen konnte, als er auf die ganze Woche nöthig hatte; so bekam er Lust und Zeit, die übrigen Tage zu bessern Arbeiten, und zum Studieren anzuwenden. Sein glückliches Naturell und unermüdeter Fleiß setzten ihn auch bald in den Stand, Köpfe zu malen, welche von den Kennern bewundert wurden. Nach einigen Jahren gieng er nach Wien, und hatte das Glück, daß ihn seine Kunst achtbar und beliebt machte. Und da kam er zu derjenigen Stärke und Vortrefflichkeit, darinnen er andere übertreffen, und die ihm eine Stelle unter den Meistern von der ersten Größe zuwege gebracht hat. Seine Stücke hatten auch das Glück, daß sie von großen Herren und vornehmen Standespersonen gesuchet, geliebet und in hohem Werthe bezahlet worden sind.

Rupezky verdient auch die Bewunderung der Kenner. Er hat auf Köpfe seinen meisten Fleiß verwendet; und die Colorit und sein freyer Pinsel, haben etwas ganz annehmend schönes, und ziehen billig das Auge

des

des Kenners also an sich, daß daraus eine Verwunderung entstehen muß, welche sich nur durch solche Dinge einnehmen läßt, welche nicht nachgeahmet werden können. Man darf sich auch darüber nicht wundern; denn er wendete allen seinen Fleiß allein aufs Malen, und nahm sich daher keines Dinges, das zum menschlichen Leben und Umgange erfordert wird, an. Das machte nun, daß er eigensinnig und besonder wurde, welche Gemüthsart auch fürstliche und andere hohe Standespersonen zu unterbrechen, nicht vermögend waren. Aber damit erhielt er auch seine Stärke im Malen in gleicher Kraft, bis an sein Ende: so daß seine letzten Stücke so gut waren, als diejenigen, welche er in seinen blühenden Jahren verfertiget hatte. Er starb zu Nürnberg 1740. im 73sten Jahre seines Alters.

II. Johann Rudolph Huber, ist zu Basel gebohren, und hat sich durch seine Kunsterkeit und Geschicklichkeit in besondern Ruhm und Hochachtung gesetzet. Seine vortreffliche Art zu malen, brachte ihn bey dem Herzoge zu Würtenberg, Eberhard Ludwig, in besondern Credit. Dieser mit einem auserlesenen und sehr richtigen Geschmacke versehene Fürst, wurde durch die Schönheit seiner Stücke bewogen, ihn zu seinem Hofmaler zu berufen. Herr Huber zeigte auch seine Stärke in so vielen Stücken, daß gedachter Herzog nebst andern fürstlichen Gnaden, ihn auch mit einer güldenen Gnadenkette beehrete. Sein Vaterland war auch nicht undankbar gegen einen Sohn, der ihm Ehre brachte, und nahm ihn unter die Zahl seiner Rathsherren auf. Daselbst lebt er noch in seinem 77.

Jahre.

Jahre. Wann ſonſt nichts, als ſein Fleiß, anzumerken wäre, ſo verdiente er doch ſchon beſondere Hochachtung. Denn ſchon vor dreyen Jahren iſt uns ein Portrait zu Geſichte gekommen, auf welches er ſelbſt die Zahl 3005 gezeichnet, als auf welche damals die Zahl ſeiner gültigen und guten Stücke geſtiegen war. Allein, dieſes iſt noch nicht alles; ſo viel er gemalet hat, ſo iſt doch alles vortrefflich, und zeuget von einem lebhaften Geiſte und ſehr muntern Witze. Sein Pinſel iſt fertig, willig und weich, die Colorit ſehr angenehm und doch natürlich. Und bey aller Lieblichkeit iſt er doch überaus feſt und richtig. In dem zweyten Zehende des Bilderſaals, hat Herr Haide das Bildniß des groſſen Mathematici, Hrn. Joh. Bernoulli, des ältern, das Hr. Huber gemalet, verſtellig gemacht, und wer es ſiehet, muß geſtehen, daß dieſer geſchickte Maler eine richtige Stelle unter den vornehmſten Meiſtern verdiene.

III. Jacob Anton Arlaud, iſt zu Genf im 1668 Jahre gebohren, und 1743 geſtorben. Er malete vortrefflich, und meiſtens in Miniatur, und zwar ſehr natürlich; aber dabey mit ungemeinem Witze und nachdenkendem Fleiße: ſein Pinſel war munter und ſeine Art ungemein edel, ſo daß man ſeine Stücke nicht genug betrachten kann. Seine Erfindungen ſind fremde, aber doch allezeit ſo gründlich und wahrhaftig, daß ſie einen gewiſſen Beyfall und eigenen Vorzug haben. Seine meiſten und beſten Stücke ſind in groſſer Herren Cabineter gekommen, und zumal von dem ehemaligen Regenten in Frankreich, dem Herzoge von Orleans ſorgfältig aufgeſucht worden. Die Fortſetzung folgt künftig.

(o)

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des I. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat December 1745.

I.

Nicolai Calliachii, DE LVDIS SCENICIS MIMORVM ET PANTOMIMORVM, ſyntagma poſthumum, quod e tenebris erutum recenſuit ac præfatione auctum, PETRO GARZONIO, Senatori ampliſſimo dicauit, *Marcus Antonius Madero*, Venetae Bibliothecae Curator. Patauii Typis Seminarii. MDCCXIII

ohne die Vorreden 98. Seiten in 4.

Das iſt

Nicolaus Calliachius, von den Schauſpielen der Mimen und Pantomimen bey den Alten ꝛc.

Da wir uns gleich Anfangs vorgenommen, in dieſem Bücherſaale uns nicht eben an die allerneuſten Bücher zu binden; ſondern auch einige Schriften nachzuholen, die ſchon vor einiger Zeit ans Licht getreten: ſo haben wir auch dieſes ſo gelehrte als angenehme Werk eines berühmten Griechen nicht vorbey gehen können. Es iſt ſelbiges in Deutſchland eben noch nicht ſehr bekannt geworden, und wir befinden uns

nicht in einer deutschen Monatschrift was davon gelesen zu haben: es verdient aber, sonderlich zu dieser Zeit, gekannt zu werden, da man auch auf unsrer deutschen Schaubühne, Pantomimen vorzustellen angefangen hat. Da nun die alte Schaubühne der Griechen und Römer das beste Muster derer abgeben muß, die sich durch solche Art sinnreicher Werke beliebt machen wollen: so ist es gut, daß man aufgeweckten Köpfen, die nicht allemal Lust und Geduld genug haben, die zerstreuten Nachrichten der Alten selbst zu sammlen, solche bereits fertige Arbeiten, vor Augen zu legen, und ihnen dadurch eine Mühe zu ersparen sucht.

Der Herausgeber Herr **Madero**, redet in der Vorrede von der Glückseligkeit des itzigen Jahrhunderts, darinn alle Künste und Wissenschaften zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden; und erzählt darauf kürzlich das Leben desjenigen Schriftstellers, dessen Werk er liefert; davon schon **Carl Patin** in seinem Lyceo Patauino etwas beygebracht, als **Calliachius** noch gelebt. Es ist aber derselbe 1645, auf der Insel Creta gebohren, als die Barbarn daselbst grausam hausten; und auch seine Aeltern desjenigen Vermögens beraubeten, welches ihm künftig dienen sollte, seinen Fortgang in den schönen Künsten zu erleichtern. Er kam schon als ein Knabe nach Rom, in das gregorianische Collegium, und erhielt nach neunjährigem Fleiße im Griechischen und Lateine, imgleichen in der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, in diesen beyden die Lehrerwürde. Als sein Ruhm sich bis nach

Venedig

Venedig ausbreitete, gefiel es den Aufſehern der Paduaniſchen hohen Schule, ihn in dem auf Unkoſten des Thomas Flanzius neugeſtifteten Seminario zum Lehrer der griechiſchen Sprache zu ruffen; ja man trugs ihm auch auf, dieſe neue Stiftung nach dem Muſter des römiſchen Seminarii einzurichten. Hier that er nun die trefflichſten Dienſte eilf Jahre lang: da er 1678 zum Lehrer der ariſtoteliſchen Analytik an der hohen Schule ſelbſt geſetzet wurde. Doch auch bey dieſem Amte ließ man ihn nicht lange, denn 1681 bekam er den oberſten Lehrſtuhl in der Weltweisheit, wobey er ſich den größten Ruhm erwerben. Hierauf ward ihm das Amt, die Beredſamkeit zu lehren anvertrauet, welches Octavius Ferrarius vor ihm verwaltet hatte: wobey er theils durch eine Einladungsſchrift, theils durch ſein Exempel bewies, daß niemand, als ein Weltweiſer, ein recht guter Redner ſeyn könne *. Dieſes Amt hat er bis an ſein Ende verwaltet; ob er gleich eine ſchwächliche Geſundheit hatte. Er ſtarb in ſeinem zwey und ſechzigſten Jahre, auf einem Landgute, wo er ſich jährlich einmal zu vergnügen pflegte. Seine hinterlaſſenen Schriften verwahret Herr Madero, die alle von einer auserleſenen Gelehrſamkeit zeugen; und vielleicht noch ans Licht treten dörften: wozu auch der Anfang mit der gegenwärtigen gemacht worden.

Es hebt aber dieſer Tractat ganz von vorne an, und handelt von den Schauſpielen überhaupt. Das I. Cap. erklärt das Wort Scene, welches von dem

* Optimum oratorem niſi Philoſophum eſſe non poſſe.

Schatten (απο της σκιας) hergeleitet, aber hernach in vielerley Sinne genommen worden. Anfänglich hat Scene ein Gezelt, eine Laube, oder eine leichte Hütte, aus Zweigen, Rohr und Brettern, oder Häuten bedeutet, um vor Sonne und Regen zu ſchützen. So beſchreibt Ovid den Schauplatz, den Romulus auf kurze Zeit erbauet, als er die Sabinerinnen rauben wollte. Nachmals als man dauerhafte Bühnen bauete, ward das Vordertheil derſelben die Scene genennet, und was darauf vorgeſtellt ward, das hießen Ludi ſcenici, oder gleichſam Schattenſpiele.

Im II. Cap. werden die zwey Haupttheile der Schaubühne beſchrieben, der innere, der mit Vorhängen verdeckt war, damit die Zuſchauer nicht ſehen könnten, was dahinter vorgienge; und den äußern (Proſcenium) die Vorbühne, worauf ſich die Schauſpieler ſehen ließen, und der alſo offen ſtund. Der Vorhang, der am Ende jedes Aufzuges, vorgezogen wurde, hieß in den Trauerſpielen Aulæum, in den Luſtſpielen Siparium: wiewohl Feſtus dieſen Unterſchied aufhebt; welchem Calliachius folget. Die aufgezogene Bühne ward in den mittlern, rechten und linken Theil unterſchieden; welche denn in Trauerſpielen, Comödien und Bauer- oder Landſtücken, (Satyricis ludis) verſchiedentlich ausſahen. Es waren auch in dieſen dreyen Theilen drey Thüren: da denn aus der mittelſten die Hauptperſonen, aus der zur rechten, die nächſten; aus der linken aber diejenigen Perſonen kamen, die nur die kleinſten Rollen ſpielten. An der mittelſten waren noch gewiſſe

Theile,

Theile, die sich umdrehen ließen; wie denn überhaupt Servius uns zweyerley Scenen meldet, versatiles, die sich umwenden, und ductiles, die sich wegziehen, oder verschieben ließen; um dadurch den Zuschauern einen andern Anblick zu verschaffen, und einen andern Ort vorzustellen. Zu dem äußern Theile der Bühne, oder Proscenio gehörte das Pulpitum oder λογειον, welches Pollux θυμέλη nennet; weil ein Altar dahin gestellet war, die Opfer darauf zu legen. Etwas niedriger als die Bühne war die Orchestra, oder der Raum, worauf bey den Griechen der Chor und die Tänzer gestellet wurden; bey den Römern aber, wo dieses auf der Bühne selbst geschah, die Rathsherren ihren Sitz hatten.

Im III. Capitel handelt er die Frage von der Veränderung der Scenen ab. Es fragt sich nämlich, ob die alten Dichter schon nach Verschiedenheit der vorgestellten Sachen, auch die Scenen so plötzlich, und so oft haben wechseln lassen, als man heute zu Tage in den Opern thut? Aus der Erklärung, die Servius über gewisse virgilianische Verse giebt, sollte man solches schließen können; zumal da es Scenas versatiles gab, die auf allen Seiten die schönsten Gemählde verstellten, und schnell umgedreht werden konnten. Allein der Verfasser zeigt sehr gründlich, daß in einem und demselben Schauspiele niemals die Scene, oder der Ort des Stückes verändert worden; wobey er sich die Beschreibungen des Pollux und Vitruvius von der Schaubühne zu Nutze macht. Es lehrt nämlich der letzte, es habe drey Gattungen der Scenen auf jeder Schaubühne gege-

ben: die tragiſchen, die comiſchen und die ſatyriſchen; die zu Trauerſpielen, Luſtſpielen und Schäferſpielen gebraucht wurden. Wenn nun etliche ſolche Stücke hinter einander geſpielet wurden, wie in den ſo genannten Tetralogiis geſchah, da man vier kurze Stücke nach einander vorſtellte: ſo änderten ſich freylich auch die Scenen; doch nicht mitten in den Stücken, ſondern am Ende jedes Stückes. Hiervon reden die Alten, wenn ſie uns die unſägliche Pracht der römiſchen Schaubühne beſchreiben; denken aber von den öftern Aenderungen mitten im Stücke mit keiner Sylbe; woraus ſie doch noch eine größere Pracht hätten beweiſen können, wenn ſie gewöhnlich geweſen wäre. Wie hätte ſie aber eingeführt ſeyn können, da ſie wider die Wahrſcheinlichkeit, als die Hauptregel der alten Dichter lief; die gleich ihre ganzen Fabeln und Schauſpiele ſo einrichteten, daß alles an einem Orte vorgieng, und alſo nichts an der Scene zu ändern nöthig war *.

Das IV. Capitel enthält den erſten Urſprung der Schauſpiele, und geht des ganzen Alterthums Feſttags Luſtbarkeiten durch. Er beweiſt zuerſt, daß die Schauſpielkunſt anfänglich, aus gewiſſen unſtu-

dir-

* Weil doch die Liebhaber der Opern, dieſes nicht begreifen wollen, ſo wollen wir die Worte des Verfaſſers ſelbſt hören. Auf der 16. Seite heißt es; Cum itaque nusquam legamus huiusmodi Scenarum mutationes, neceſſe eſt omnino fateri, illas minime in vſu fuiſſe: adeoque ſemel inſtructis Scenis, in illis integras fabulas repraeſentatas. Noch ſtärker redet der Herausgeber in der Vorrede davon: Quarto

dirten poetiſchen Verſuchen entſtanden, die man bey dem Götzendienſte, theils zum Lobe, theils zur Verſöhnung derſelben, angeſtellt. Athenäus ſagt, daß dieſes hauptſächlich zur Zeit der Weinleſe geſchehen ſey, worinn auch Maximus Tyrius, und Horaz beyſtimmen. Hiebey wird auch die Urſache dieſer Benennungen, nach den Alten angegeben.

Im V. Cap. wird der Urſprung und das Wachsthum der Schauſpiele bey den Bachusfeſten ausgeführet. Die Opfer der Alten waren nichts anders, als öffentliche Gaſtmahle, die Göttern und Menſchen angerichtet wurden, wobey man denn auch gewiſſe Spiele, doch ſehr mäßig und ehrbar anſtellete; weil man ſie gleichſam vor den Augen der Götter hielt. Doch verfiel man dabey mit der Zeit in Trunkenheit und Frechheit: ſo daß auch die Spiele voller Schimpf und Poſſen wurden, womit man einander durchzuziehen pflegte. Weil dieſes nun die Zuſchauer beluſtigte, ſo entſtunden daraus die ſatyriſchen, tragiſchen und comiſchen Stücke.

Im VI. Capitel wird der Urſprung der Mimorum ins beſondre erkläret; welcher nicht dem Phili-

to denique loco, ſpricht er, quia nulla ratione veriſimiles ſunt tales ſcenarum mutationes: quis enim adeo rudis hermas putabit, Regiam v. c. momento temporis in ſyluam aut pelagus fuiſſe conuerſam? Ergo ſicut artis poeticae peritiſſimus ſpectatorem ab vno ad aliud tempus longe diſtitum numquam transferet; ita ſi ſapit, numquam illum momento temporis ad loca diſtantia traducet.

ſtion, wie Caſſiodorus glaubt, auch nicht dem noch ältern Sophron, deſſen Mimen Plato ſo geliebet, daß er dabey gemeiniglich eingeſchlafen; ſondern den erſten Urhebern derſelben, zuzuſchreiben iſt, die ſich auf die Nachahmung des Lächerlichen zuerſt geleget. Sophron und Xenarchus hätten ſelbige theils in ungebundner, theils in gebundner Rede geſchrieben, und alſo wären ſie den varroniſchen, oder den petroniſchen Satyricis ähnlich geweſen.

Im VII. Capitel bringt er die verſchiedenen Arten derſelben bey den Griechen, ihre Namen, Abſtammungen, Kleidungen, imgleichen den Inhalt und die Geſtalten ſolcher Gedichte bey; wo er denn aus dem Athenäus und ſonſt, ſeine ſchöne philologiſche Wiſſenſchaft zeiget.

Im VIII. handelt er von den Mimen der Lateiner, ſonderlich den Planipedibus, oder Barfüßigen, deren Erklärung aus des Diomedes III. B. gegen den Voſſius vertheidiget wird. Er beſchreibt ihre Kleidungen und Zierrathe, und begegnet einigen Einwürfen.

Das IX. Capitel handelt von dem erſten Urſprunge der Pantomimen ſehr weitläuftig und gelehret: und wie er eben die Mimen aus dem Gebiethe der Comödie in Freyheit geſetzet; ſo zeiget er hier, daß aus jenen allmählich die Pantomimen entſtanden, die nicht mit Worten und Geſange, ſondern mit Geberden, Händen und Füßen, ganze Fabeln vorgeſtellet. Er leitet dieſes pantomimiſche Tanzen von Ariſtotels Zeiten her, nicht aber nur aus Auguſts Zeiten, vom Pylades und Bathyllus; wie Suidas und andre vorgegeben.

Im

Im X. Capitel ſtreitet er mit dem Salmaſius, welcher behauptet, Pylades hätte zuerſt die Tanzkunſt von der Tragödie und Comödie abgeſondert, und auf der Schaubühne eingeführet; aber ſolches mit keinen tüchtigen Zeugen behaupten kann. Unſer Calliachius aber behauptet, durch des Livius Worte, daß das Tanzen lange vor der Tragödie und Comödie auf der römiſchen Bühne üblich geweſen, auch lange vor dem Pylades und Bathyllus abſonderliche pantomimiſche Tänze im Schwange gegangen. Es bezeigen nämlich Suetonius, und in ſeinem Fragmente, Diomedes, die Abſonderung der Mimen von der Tragödie und Comödie ſey damals geſchehen, als an ihrer Stelle die Tibiae pares et impares eingeführet worden: welches alſo vor dem Terenz geſchehen ſeyn muß, der doch zwiſchen dem erſten und zweyten puniſchen Kriege gelebt hat.

Der älteſte Urſprung der Pantomimen, wird im XI. Capitel aus den innerſten Gründen unterſuchet. Lucian lehrt im Tractate von dem Tanzen, daß das pantomimiſche Tanzen ſo alt als die Welt ſey, und zur Nachahmung der Sterne und ihrer Bewegungen erfunden worden. Unter allen Meynungen aber gefällt dem Verfaſſer die ariſtoteliſche am beſten, die er im 4. Capitel ſeiner Poetik, vorgetragen: daß nämlich die Tanzkunſt, und Dichtkunſt, als ein paar Zwillinge gleich alt wären. Daher hätte es ſowohl tragiſche und comiſche, als ſatyriſche Tänze gegeben, welche Sitten, Leidenſchaften und Handlungen vorgeſtellet: welches ſich aber hernach die Pantomi-

tomimiſchen Tänze ſonderlich zugeeignet, um Fabeln mit Geberden und Bewegungen vorzuſtellen.

Das XII. Cap. erklärt die Künſte des Pantomimiſchen Tanzens aus den alten Schriftſtellern ſo deutlich, daß man ſie nicht zu leſen, ſondern gleichſam vor Augen zu ſehen glaubet. Im Anfange haben ſich die Pantominen erſtlich von den Sängern dasjenige vorſingen laſſen, was ſie durch ihre Stellungen ausdrücken wollten: allmählich aber eine ſolche Stärke in den Vorſtellungen erlangt, daß ſie ohne Muſik und Geſang, ganze Fabeln durch bloße Geberden deutlich und verſtändlich zu ſpielen vermocht. Hierbey zeigt er, wider den Makrobius l. 2. c. 7. daß Bathyllus und nicht Hylas, mit ſeinem Lehrmeiſter Pylades um die Wette getanzet habe.

Im XIII. Cap. wird der Pantomimen Zurüſtung, ihre Bühne, Kleidungen und muſicaliſche Inſtrumente beſchrieben: wobey er ſich einer Stelle des Vitruvius L. V. c. 8. ſehr geſchickt bedienet, zu zeigen, wie die Tragödie, Comödie und Satyre in ihren Zurüſtungen verſchieden geweſen. Von den Pantomimiſchen aber führt er den Apulejus L. X. Metamorph. an: wo er des Paris Urtheil beſchreibt, welches pantomimiſch getanzet, oder vorgeſtellet worden. Ihre Bühne iſt entweder tragiſch, oder comiſch, oder ſatyriſch geweſen; daher auch Vitruv keine vierte Art derſelben beſchreibt. Die römiſche Toga dorften ſie nicht brauchen, um ſie nicht verächtlich zu machen; ſondern nur die Pallam und Tunicam: wobey aber die Frage vorfällt, wie es möglich ge-

we-

weiſer in ſolchen langen und weiten Kleidern zu tanzen? Ferrarius l. 3. de Re veſtiaria c. 18. hat hierauf nicht völlig geantwortet; es iſt aber ſo, daß die Bewegungen der Pantomimen mehr mit den Händen, als mit den Füßen gemacht worden: daher dieſe auch χειροτεχναι genannt wurden. Haupt, Augen, Arme, und der ganze Leib thaten übrigens mit einer tacktmäßigen ordentlichen Bewegung mehr dabey; als hohe Sprünge, die ſich ohne dieß für ehrbare Perſonen nicht ſchickten. Faunen aber, Satyren, und Sillenen vorzuſtellen, hatten ſie auch andre Trachten. Die neuern Pantomimen haben auch Chöre gehabt, und alles was dieſe geſungen, aufs genaueſte ausgedrücket.

Im XIV. Cap. wird unterſucht, was die κροκοτταιαι in den Pantomimen geweſen ſey. Wider Salmaſens Auslegung einer lucianiſchen Stelle wird erſt erwieſen, daß es kein Tacktſchlagen geweſen ſey; weil das griechiſche Singen durch die Hände, und nicht durch die Füße regieret worden. Er beweiſt alſo, daß ſelbiges Fußſtampfen nur die Pfeifer und Spielleute, nicht aber die Tänzer angegangen; und eigentlich eine gewiſſe Art von Orgeln geweſen, die von den Füßen, mit hölzernen, auch wohl eiſernen Solen, nach dem Tacte getreten werden; und einen Ton von ſich gegeben, der von der Luft in gewiſſen Pfeifen gemacht worden. Das geſchah nun zweifelsfrey von den Muſikanten, und nicht von den Tänzern: wie Nicol. Abramus, über eine ciceroniſche Stelle, aus der Rede für den M. Cellus, geglaubet. Dieſer Tritwerke müſſen bis vier-

ſig geweſen ſeyn; doch ſo, daß ſie keine verſchiedene, ſondern einerley Töne von ſich gegeben (συντονα) wie Salmaſius glaubet: wie man denn auch andre ſolche Klappwerke bey den Alten gehabt, die nur bloß durch das tacktmäßige Schlagen, in einerley Tone ſich haben hören laſſen, nach Art unſrer Caſtagnetten.

Das XV. Cap. unterſucht die von den Pantomimen abgetanzten Fabeln. Die älteſten haben ὑποχηματα geheißen, und waren bloße Lieder, die man ſang, und mit allen Geberden begleitete, die ſich dazu ſchickten. Daher unterſcheidet Lucian zwo Arten der Tänzer; 1. ἁπλως χορευοντων, derer die allein tanzten, ohne zu ſingen; 2. ὑποχχεμενων, derer die einen Geſang mit Geberden ausdrückten. Als aber die Kunſt auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, ſo konnten die Pantomimen ohne Unterſcheid alle tragiſche, comiſche, und ſatyriſche Fabeln vorſtellen. Hauptſächlich aber hielten ſie ſich doch an Götterfabeln, die den Zuſchauern am bekannteſten waren: ſo dann an die Heldenfabeln, die entweder μονοπροσωποι waren, wenn ein einziger Pantomimus z. E. den Ajax, Herkules ꝛc. vorſtellete; oder πολυπροσωποι, wo viele Perſonen aufgeführet wurden. Und von dieſer Art ſind des Pylades und Bathyllus Tänze geweſen; doch ſo, daß ſich jener in tragiſchen, dieſer aber in comiſchen Fabeln ſtärker gewieſen.

Im XVI. und letzten Capitel werden die Wettſtreite der Pantomimen vorgeſtellet, da es ſich fragte, wer die Fabeln anmuthiger und lebhafter vorſtel-

ſtellen könnte? So ſtritten Pylades und Bathyllus, wer den Agamemnon beſſer abbilden würde. Sie wurden auch gekrönet, wenn ſie ſiegten, ob es gleich Lucian zu leugnen ſcheint: wie ſolches verſchiedene Aufſchriften erweiſen. Ja das Volk zu Rom ward endlich ſo erpicht darauf, daß der Kaiſer Tiberius ſie aus der Stadt und ganz Italien vertreiben mußte: theils weil ſie gar zu üppiges Zeug trieben; theils wegen der Aufrühre, die ihrenthalben entſtunden, wie Tacitus, (Annal. L. 4.) und Dio (L. 57.) melden.

So weit iſt der gelehrte Calliachius in dieſer Abhandlung gekommen; würde aber vielleicht noch weiter darinnen gegangen ſeyn, wenn ihn nicht der Tod darinn gehemmet hätte. Mehr hat uns der Herausgeber alſo nicht liefern können; wie er ſich in der Vorrede deswegen entſchuldiget. Wir müſſen es ihm Dank wiſſen, daß er uns dieſes nicht vorenthalten wollen: weil es uns von einer der dunkelſten und doch zugleich angenehmſten Materien des Alterthums ein ſchönes Licht angezündet hat; wie alle diejenigen geſtehen werden, die ſich die Mühe nehmen werden, das Werkchen ſelbſt zu leſen.

* *

II.

Des Herrn von Fontenelle Betrachtungen über die Dichtkunſt.

Aus dem VI. Theil ſeiner Oeuvres div. überſetzt.

§. 1.

Es geſchieht zuweilen, daß auch unregelmäßige Stücke, wie z. E. der Cid* iſt, dennoch ungemeinen Beyfall finden. So bald nun dieſes geſchieht, ſo gleich fängt man an die Regeln zu verachten. Die Regeln, heißt es, ſind eine unbequeme und unnütze Schulfüchſerey: und es giebt eine gewiſſe Kunſt zu gefallen, die über alles erhaben iſt. Allein, was iſt denn eigentlich dieſe Kunſt zu gefallen? Das kann man ſo genau nicht beſchreiben. Man kömmt ſo von ungefähr darauf, und man iſt gar nicht ſicher, daß man ſie noch einmal treffen werde; kurz, es iſt eine Art einer ganz unbekannten Zauberey. Vielleicht iſt indeſſen dieß alles nicht wahr. Es iſt ſehr glaublich, daß, wenn die unregelmäßigen Stücke gefallen, dieſes nicht um der unregelmäßigen Stellen willen geſchehe; und es iſt eben ſo gewiß, daß man kein theatraliſches Stück hat, welches in gewiſſem Verſtande, ſo regelmäßig wäre, als der Cid. Allein es könnte wohl kommen, daß noch nicht alles das, was für die Schaubühne erheblich iſt, in Regeln gebracht worden, oder daß es wenigſtens nicht ſehr bekannt wäre. Diejenigen Regeln, die noch gar nicht gemacht ſind, oder die nicht

* S. der deutſchen Schaubühne I. Theil.

nicht ein jeder weis, die werden wohl, allem Anſehen nach, die Kunſt zu gefallen ſeyn; und darinnen beſteht eigentlich dieſe Zauberey.

§. 2. Um die Regeln der Schaubühne ausfündig zu machen, ſo muß man bis auf die erſten Quellen des Schönen zurück gehen. Man muß entdecken, welches diejenigen Dinge ſind, deren Anblick den Menſchen gefallen; das heißt, ihren Verſtand beſchäfftigen, oder ihnen das Herz auf eine angenehme Art bewegen kann: und dieß iſt ſchon eine weitläuftige Arbeit, und erfordert eine ſehr genaue Prüfung. Nachdem man die Handlungen entdeckt, die ihrer Natur nach, zum gefallen geſchickt ſind, ſo müßte man unterſuchen, was für Veränderungen die Schaubühne, entweder aus Noth, oder bloß der Anmuth wegen, darinnen macht: und wenn dieſe Unterſuchungen mit aller gehörigen Richtigkeit und Schärfe angeſtellet würden; alsdann würde man nicht nur die Regeln der Schaubühne entdeckt haben, ſondern auch gewiß ſeyn können, daß man ſie alle entdecket hätte. Wäre aber ja in der ausführlichen Abhandlung, irgend eine entwiſchet, ſo würde man ſelbige doch ohne Mühe zu denen einmal feſt geſetzten Grundſätzen bringen können.

§. 3. Wenn man nun gleich alle Regeln der Schaubühne gefunden hätte; ſo würde dennoch dieſes nicht die ganze Dichtkunſt ſeyn. Man müßte auch dieſe verſchiedene Regeln mit einander vergleichen und von ihrer verſchiedenen Wichtigkeit urtheilen. So iſt faſt allezeit die Art derer Materien beſchaffen, die nicht alle Arten der Schönheit annehmen: hier muß

man eine Wahl treffen und eine Schönheit der andern aufopfern. Es würde also sehr nützlich seyn, wenn man eine Wage hätte, auf welcher man gleichsam die Regeln abwägen könnte. Da würde man sehen, daß sie nicht alle ein gleiches Ansehn verdienen. Es giebt einige, die muß man nach aller Schärfe beobachten; es giebt aber auch andere, die man übergehen kann: und wenn ich so reden darf, so erfordern jene eine aufrichtige Unterwerfung, diese hergegen sind mit einer scheinbaren Unterwürfigkeit zu frieden. Wenn man erst die verschiedenen Quellen entdeckt hätte, woraus dieselben entspringen: so würde es nicht schwer werden, einer jeden ihren wahren Werth zu bestimmen.

§. 4. Dieser Entwurf einer Dichtkunst, so wie ich ihn mir vorstelle, ist fast unermeßlich, und würde eine unendliche Richtigkeit des Verstandes erfordern. Ich werde mich also in nichts weniger, als in ein solches Unternehmen einlassen. Ich will hier nur zeigen, daß dieser Entwurf kein solches Hingespinnst sey, als es wohl anfangs einigen Personen vorkommen könnte. Ich will also eine geringe Probe davon machen, und wofern ich kann, irgend jemanden ermuntern, selbige zu vollführen. Für mich wird es genug seyn, wenn ich von der erstaunlichen Anzahl von Absichten die man dabey haben muß, nur einige ergreife, und von dem großen Ganzen, welches ich nicht fassen kann, nur einen Theil ergreife.

5. §. Unser Verstand sieht, oder wirket gern, welches beydes ihm einerley ist; allein er will auch ohne

ohne Mühe ſehen, oder thätig ſeyn. Und es iſt ſehr merkwürdig, daß, ſo lange man ihn in den Grenzen deſſen hält, was er ohne Mühe thun kann, ſo lange macht man ihm deſtomehr Vergnügen, jemehr man ihm zu ſchaffen giebt. Bis auf einen gewiſſen Punct iſt er thätig: treibt man ihn höher, ſo iſt er ungemein träge. Gegentheils, liebt er auch die Abwechſelung der Gegenſtände und der Beſchäfftigung; man muß alſo zu gleicher Zeit ſeine Neugierde erwecken, ſeine Trägheit ſchonen, und ſeiner Unbeſtändigkeit zuvor kommen.

§. 6. Alles was wichtig, was neu, was ſonderbar, in ſeiner Art ſelten, und deſſen Ausgang ungewiß iſt, das reizt die Neugierde des Geiſtes. Was einig und einfach iſt, das iſt ſeiner Trägheit gemäß; was aber mannichfaltig iſt, das ſchickt ſich zu ſeiner Unbeſtändigkeit. Hieraus iſt leicht zu ſchließen, daß der Gegenſtand den man ihm vorſtellet, alle dieſe Eigenſchaften beyſammen haben müſſe, um ihm vollkommen zu gefallen.

§. 7. Die Wichtigkeit der Handlung eines Trauerſpiels rühret von der Würde der Perſonen, und von der Größe ihrer Angelegenheiten her. Wenn die Handlungen ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich auch unter Perſonen von geringer Wichtigkeit zutragen könnten, ohne etwas von ihrer Schönheit zu verlieren: ſo ſind die Namen der Prinzen und Könige nur ein fremder Anputz, den man der Materie giebt; gleichwohl iſt dieſer Putz, ſo fremde er auch iſt, ſehr nothwendig. Wenn Ariane gleich nur eine Bürgerinn wäre, die von ihrem Geliebten und von ihrer

Schweſter verrathen wird, ſo würde dennoch das Stück, welches ihren Namen führet, ganz und gar beſtehen können: allein dieſes ſo angenehme Stück würde dabey eine ſehr große Zierde verlieren. Ariadne muß nothwendig eine Prinzeßinn ſeyn: ſo ſehr ſind wir einmal dazu beſtimmt, uns von den hohen Titeln blenden zu laſſen. Die Horazier und Curiazier ſind nur Privatperſonen; es ſind bloße Bürger zwoer kleinen Städte: allein das Schickſal zweener Staaten, iſt mit dieſen Privatperſonen verbunden. Die eine von dieſen zwo kleinen Städten hat einen großen Namen, und erweckt allezeit in Gedanken einen großen Begriff: mehr aber braucht es nicht, die Horazier und Curiazier zu erheben.

§. 8. Die großen Angelegenheiten laufen darauf hinaus, daß man in Gefahr ſtehe, das Leben, oder die Freyheit, oder einen Thron, oder ſeinen Freund, oder ſeine Geliebte zu verlieren. Nun fragt man gemeiniglich, ob der Tod einer von den Perſonen im Trauerſpiele nöthig ſey? Ein Todesfall iſt in der That ein wichtiger Umſtand; allein oftmals dienet er mehr zur Erleichterung der Auflöſung in der Fabel, als zur Wichtigkeit der Handlung; und die Todesgefahr iſt zuweilen nichts nöthiger darinnen. Was iſt es, das den Rodrich der Aufmerkſamkeit ſo würdig macht? Iſt es die Gefahr, darein er ſich durch den Zweykampf mit dem Grafen, mit den Mohren und dem Don Sancho begiebt? Im mindeſten nicht! Es iſt die Nothwendigkeit, darinnen er ſteht, die Ehre, oder ſeine Geliebte, zu verlieren; es iſt die Schwierigkeit, von der Chimene, deren Vater

er

er entleibet hatte, Vergebung zu erlangen. Die großen Verwirrungen, das iſt es alles, was die Menſchen heftig beweget, und es giebt Augenblicke, da die Liebe zum Leben, ſie nicht eben am ſtärkſten rühret.

§. 9. Es ſcheint, daß die großen Begebenheiten ſich in zwo Gattungen theilen laſſen: einige ſind edler, z. E. die Erlangung oder Erhaltung eines Thrones, eine unumgängliche Pflicht, eine Rache, u. ſ. w. die andern ſind rührender, z. E. die Freundſchaft, oder die Liebe. Einer oder der andere von dieſen Umſtänden giebt der Tragödie, in welcher er herrſchet, ſeinen Charakter. Natürlicher Weiſe ſoll das Edle den Vorzug vor dem rührenden haben, und Nikomedes der ganz edel iſt, ſteht in einer höhern Claſſe als Berenice, die nur allein rührend iſt. Was aber außer allem Streite alles übrige bey weitem übertrifft, das iſt dieß, wenn das Edle mit dem rührenden vereiniget iſt. Der einzige Kunſtgriff hierbey iſt dieſer, daß man die Liebe, der Pflicht, der Ehrliebe, oder der Ehre ſelbſt entgegen ſetze, ſo daß ſelbige ſie alle heftig beſtreite, und zuletzt von ihnen beſieget werde. Alsdann ſind dieſe Handlungen in der That wichtig, weil die entgegen geſetzten Umſtände groß ſind. Die Stücke werden auch zu gleicher Zeit durch den Kampf der Liebe rührend, und durch deren Unterdrückung werden ſie edel. Dergleichen ſind Cinna, der Cid und Polyeuktes.

§. 10. Die Alten haben faſt keine Liebe in ihre Stücke gebracht, und von einigen werden ſie deswe-

gen gelebet, daß sie ihre Schaubühne nicht mit solchen niedrigen Empfindungen verunehret haben. Was mich betrifft, so fürchte ich, daß sie vielleicht nicht gewußt haben, wozu ihnen die Liebe dienlich seyn könnte. Ich sehe noch nicht recht ein, was denn für eine Schönheit dahinter stecken könnte, wenn man dergleichen Materien, als der Cinna und der Cid sind, gar nicht abhandeln wollte. Die ganze Sache kömmt nur darauf an, daß man die Liebe auf die rechte Stelle bringe: das heißt, daß man sie unter irgend eine andere edlere Leidenschaft setze, gegen welche die Liebe sich zwar heftig, aber dennoch vergeblich empöret. Diese Regel ist nur für die allerbesten Stücke nöthig, und es hat sie außer dem Herrn Corneille fast niemand in Ausübung gebracht.

§. 11. In dem Ausgange des Stückes und in den Characteren, kann etwas neues und besonderes statt haben; jedoch wir werden auf einer andern Stelle eigentlicher davon reden können. Allhier wollen wir nur davon reden, was in den Leidenschaften neues und sonderbares seyn kann. Das Wahre allein ist nicht hinlänglich die Aufmerksamkeit des Geistes zu erwecken, es muß auch etwas wahres seyn, das nicht sehr gemein ist. Alle Menschen kennen die Leidenschaften der Sterblichen, bis auf einen gewissen Grad: geht man weiter hinaus, so werden sie den meisten Menschen ein unbekanntes Land, darinnen aber dennoch ein jeder einige Entdeckungen machen will. Wie viel zärtliche und feine Wirkungen haben die Leidenschaften nicht, die sich aber nur

nur ſelten zutragen; oder die, wenn ſie ſich auch gleich eräugen, nicht von genugſam geſchickten Leuten bemerket werden? Ja was noch mehr iſt, ſie brauchen nur ausnehmend zu ſeyn: denn wir ſehen ſie faſt niemals anders, als mittelmäßig. Wo ſind doch die Leute, die vollkommen verliebt, oder ehrſüchtig, oder geizig ſind? Wir ſind ja in keinem Dinge vollkommen, auch nicht einmal im Böſen.

§. 12. Ein Liebhaber, der mit ſeiner Geliebten misvergnügt iſt, werde ſogar aufgebracht, daß er ſagt: er verliere eben nicht viel, wenn er ſie gleich verlöre, und ſie ſey eben nicht ſo ſehr ſchön; das heißt den Verdruß ſchon hoch genug treiben. Ein Freund, mit welchem dieſer Liebhaber redet, geſtehe zu, daß in der That dieſe Perſon nicht ſo gar viel Schönheit beſitze, daß ſie z. E. gar zu kleine Augen habe: und der Liebhaber ſage hierauf, man müßte eben nicht ihre Augen tadeln, ſie wären ſehr angenehm: der Freund greife hierauf den Mund an, und der Liebhaber vertheidige denſelben ebenfalls. Eben ſo gehe es mit der Haut, und Geſtalt: dieſes wird eine Wirkung einer nicht ſehr gemeinen, feinen, zärtlichen Leidenſchaft ſeyn, die überaus angenehm zu betrachten iſt. Dieß Exempel, ob es gleich comiſch und aus dem bürgerlichen Edelmanne genommen iſt, ſchien mir meine Gedanken ſo deutlich zu erklären, daß ich mich nicht entſchließen können, ein ernſthafter Beyſpiel anzuführen. Wir wiſſen es nur ſelbſt nicht, wie reich die Romanen unſers Jahrhunderts an dergleichen Einfällen ſind, und wie

hoch darinnen die Kenntniß des menschlichen Herzens getrieben ist.

§. 13. Die Feinheit, die Zärtlichkeit und kurz, die Anmuth der Wirkungen dieser Leidenschaft, besteht ziemlich oft in einer Art von Widerspruch, der sich darinn befindet. Man thut das, was man nicht zu thun glaubt, man sagt das Gegentheil von dem, was man sagen will; oder man wird von einer Empfindung beherrschet, die man überwunden zu haben glaubte, und man entdecket das, was man mit so vieler Mühe verbirgt. Die Liebe ist unter allen Leidenschaften diejenige, die dergleichen Spiele am häufigsten darbiethet, und vielleicht ist sie gar die einzige, die es thut. Die Obliegenheit, die das Frauenzimmer hat, dieselbe zu überwinden, oder doch zu verbergen; und die Zärtlichkeit der Ehrliebe, nach welcher sie dieselbe so gar vor sich selbst verhelen; das sind sehr fruchtbare Quellen dieser angenehmen Widersprechungen. Die Mannsleute befinden sich in dieser Absicht sehr selten mit dem Frauenzimmer in einerley Umständen; wie denn auch die Liebe an ihrer Person nicht so sehr gefällt. Die Ehrsucht, die Rachgier haben an und für sich selbst keine so widrige Wirkungen: und diejenigen die ihrem Charactere nach diese Leidenschaften lebhaft empfinden können, die ergeben sich ihnen ohne ihnen zu widerstreben, oder sie zu verbergen.

§. 14. Sehr selten sind diejenigen, welche sich zu erheben oder zu rächen trachten, wegen der Mittel dazu zu gelangen, sehr zärtlich; die Liebenden hergegen sind mit den Mitteln zum Besitze des

Ge-

Geliebten zu gelangen ungemein behutſam. Die Hoffnung geliebt zu ſeyn, oder die Furcht, es nicht zu ſeyn, die beruht auf einem Blicke, auf einem Seufzer, auf einem Worte; kurz, auf Dingen, die faſt unmerklich ſind und nur zweifelhaft ausgelegt werden können: da hingegen die Hoffnung, oder die Furcht, welche den Ehrgeiz und die Rache begleiten, deutlichere, beſtimmtere, und kennbarere Dinge ſind. Selbſt diejenigen, die geliebet werden, können noch zweifeln, ob es auch wahr ſey, oder doch alle Augenblicke fürchten, daß ſie nicht mehr geliebet werden, oder ſich grämen, daß ſie nicht genug geliebt werden: hat man ſich aber gerächet, hat man das Ziel ſeiner Ehrſucht erlanget; ſo iſt alles aus. Kurz, die Liebe bringt mehr ſonderbare Wirkungen hervor und die angenehm zu betrachten ſind, weil ihre Gegenſtände feiner, ungewiſſer und veränderlicher ſind. Ich ſehe, daß man dieſe Vergleichung der Liebe mit den andern Leidenſchaften noch weiter treiben könnte, und daß die Liebe allezeit mit Ehren davon kommen würde. Doch mich dünket, ich habe genug geſagt, um zu beweiſen, daß keine andre Leidenſchaft an und für ſich ſelbſt auf der Bühne ſo viel Anmuth haben kann. Auch die Gemüthsverfaſſung der Zuſchauer trägt das ihrige hierzu bey: denn, giebt es nicht viel mehr Liebe, als Ehrſucht und Rache in der Welt.

§. 15. Die Seltſamkeit, oder der zärtliche Eigenſinn der Wirkungen einer Leidenſchaft, iſt ein Schauſpiel, welches viel geſchickter zum gefallen iſt, als die einzige Heftigkeit derſelben; indem ſie zu

einer gröſsern Entdeckung Anlaſs geben. Es iſt wahr, daſs dieſe zwo Schönheiten vereint werden können, und eine beſondere Wirkung einer Leidenſchaft bemerkt zu gleicher Zeit deren Heftigkeit. Hieraus folget nun abermals, daſs die Liebe auf der Schaubühne mehr wirken müſſe, als die Rachgier oder Ehrſucht, die faſt keine andere Anmuth haben, als ihre Heftigkeit; und denen es an unendlich vielen Zärtlichkeiten fehlet, die nur allein die Liebe zu ihrem Erbtheil hat. Eine Perſon die nur verliebt iſt, kann ein ganzes Stück erfüllen, wie Ariane und Berenice dieſes beweiſen; allein kein anderer Character kann eben dieſes thun. Die Liebe iſt von allen Empfindungen die reichlichſte und fruchtbarſte.

§. 16. Alles was in ſeiner Art ſelten und vollkommen iſt, das muß unfehlbar Aufmerkſamkeit erwecken. Daher muß man die Charactere allezeit in einem erhabnen Grade ſchildern; nichts muß mittelmäſsig ſeyn, es ſeyn nun Tugenden oder Laſter. Die Tugenden werden groß, durch die groſsen Hinderniſſe, die ſie überwinden. Der alte Horaz opfert die väterliche Liebe der Liebe des Vaterlandes auf, wenn es heiſst (in der deutſchen Schaubühne I. Theil im VI. Auftr. des III. Aufz.)

Julia.
Welch ander Mittel war denn wider Drey?
Der alte Horaz.
Der Tod!

Das iſt ja wohl eine groſse Liebe für das Vaterland! Die Paulina will trotz der Liebe, die ſie zum Severus trägt, den ſie nach dem Tode des Polyeuktes hätte heirathen können, dennoch haben daſs eben der Severus dem Polyeukt das Leben retten

retten soll: dieß ist eine große Neigung zu ihrer Pflicht. Ein einziger solcher Zug wäre hinlänglich einen großen Character zu bilden.

§. 17. Die Laster haben ebenfalls ihre Vollkommenheit. Ein halber Tyrann wäre kaum werth, daß man ihn sähe; allein die Ehrsucht, die Grausamkeit, und der Neyneid, wenn sie auf den höchsten Gipfel getrieben werden, so entstehen große Gegenstände daraus. Das Trauerspiel aber will, daß man sie auch, so viel es möglich ist, zu schönen Gegenständen mache. Es giebt nämlich eine Kunst, auch die Laster selbst zu verschönern, und ihnen ein edles und erhabenes Ansehen zu geben. Die Ehrsucht ist z. E. edel, wenn sie auf nichts, als auf Thronen bedacht ist: die Grausamkeit wird einigermaßen edel, wenn sie durch eine sonderbare Großmuth der Seelen unterhalten wird: ja selbst die Treulosigkeit ist edel, wenn sie mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit verknüpfet ist. Die Cleopatra in der Rodogune, Phocas und Stilikon, sind in allen diesen Trauerspielen sehr schöne Charactere. Die Schaubühne ist eben keine Feindinn des Lasterhaften, sondern nur dessen was niederträchtig und geringe ist. Nur dieses ist es, was den Character des Nero und Mithridates verderbt, so wie sie in zweyen sehr bekannten Trauerspielen vorkommen, die übrigens sehr große Schönheiten besitzen. Der eine versteckt sich hinter eine Thüre, zween Verliebte zu belauschen: der andere bedient sich, um ein junges Frauenzimmer zu überraschen, und ihr ein Geheimniß auszupressen, eines kleinen comischen Kunstgriffs; und der noch dazu schon sehr altfränkisch

ist.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 1912/052

ist. Diese beyden Personen sind sonst grausam und treulos genug, daran fehlt es ihnen eben nicht; allein sie sind es auf eine niederträchtige Weise.

§. 18. Indessen hat gleichwohl Herr Corneille zween ziemlich niedrige Characteres auf die Bühne gebracht; diese sind Prusias und Felix, und sie finden dennoch alle beyde Beyfall: allein man muß merken, daß Nero und Mithridates niederträchtige Handlungen thun, davon der Zuschauer Zeuge ist, diese aber höchstens nur niederträchtige Empfindungen haben: Empfindungen aber, die nur in Reden bestehen, sind lange so widerlich nicht, als wirkliche Handlungen. Noch mehr, die Niederträchtigkeit der Empfindungen des Prusias und Felix, ist in denen Umständen, darinnen sie sich befinden, so natürlich, daß nur das Herz eines Helden davor gesichert seyn könnte; ja sie stellt so gar die ersten Bewegungen des Herzens eines Helden vor. Nun ist es aber gar nicht nothwendig, daß Nero und Mithridat eben so handeln müssen, als sie thun. Kurz, jene beyden Characteres dienen dazu, einige andere vollkommen heroische zu erheben, welches des Nero und Mithridates Characteres nicht thun. Wenn auch noch über dieses alles Felix bekennet, daß ihm der Tod seines Eidams nicht zuwider seyn würde, weil er seines Glücks wegen einigen Vortheil daraus ziehen könnte: so hat doch Herr Corneille die weise Vorsicht gebraucht, ihm eine Scham wegen dieses Gedankens beyzulegen, und wer nur die Art wie er dabey verfährt, etwas näher untersuchen will, der wird erkennen, wie viel Kunst dazu gehöret,

ret, dergleichen Charactere vorzustellen, und wie schwer es sey, sie so einzurichten, daß sie sich zum Theater schicken, welches dieselben ordentlicher Weise verwirft. Nur ein Geist aus der obersten Classe ist fähig, eine niederträchtige Person abzuschildern.

§. 19. Wenn man diejenigen Schriftsteller rechtfertigen will, die fast keine andere Charactere gemacht haben, und dabey keine Kunst gebraucht; oder die nur gewöhnliche Charactere geschildert haben, die in ihrer Art schwach sind, so sagt man: **ha! das ist die rechte wahre Natur!** Es ist wahr, allein giebt es denn nicht etwas anders, das noch vollkommner, noch seltner in seiner Art, noch edler, und gleichwohl auch die Natur ist? Das eben aber möchte man gern sehen! Was würde man wohl von einem Maler sagen, der die Menschen nur so schildern wollte, als sie gemeiniglich sind, klein, übelgewachsen, übelproportionirt, u. die ein schlechtes Ansehen haben? Das würde doch gleichwohl auch die Natur seyn!

§. 20. Ein großer Kunstgriff die Neugierde anzufeuren ist dieser, daß man den Ausgang ungewiß mache. Zu diesem Ende muß die Verwirrung der Fabel so beschaffen seyn, daß man Mühe hat, deren Auflösung vorher zu sehen, und die Auflösung muß bis ans Ende, ja wo möglich, bis in den letzten Auftritt, ungewiß seyn. Wenn im Stilikon, Felix in eben dem Augenblicke getödtet wird, da er dem Kaiser die Verschwörung entdecken will; so sieht Honorius deutlich genug, daß Stilikon oder Eucherius, seine zween Lieblinge, die Häupter der Verschwörung sind: weil sie die einzigen waren, die

es wüßten, daß der Kaiſer dem Felix ein geheimes Gehör ertheilen würde. Dieſes nun iſt ein Knoten, der den Honorius, den Stilikon und Eucherius in ſehr verwirrte Umſtände ſetzet, und es iſt ſehr ſchwer, ausfündig zu machen, wie ſie ſich heraus helfen werden. Wer wollte aber das Stück hier wohl liegen laſſen? Alles was den Knoten noch mehr zuſammen zieht, alles was deſſen Auflöſung noch ſchwieriger macht, das alles muß nothwendig eine ſchöne Wirkung thun. Ja man ſollte noch, wenn es möglich wäre, dem Zuſchauer bange machen, daß der Knoten ſich gar nicht glücklich auflöſen laſſen würde.

§. 21. Wenn die Neugierde einmal erreget iſt, ſo mag ſie nicht gern lange ſchmachten, man muß ihr beſtändig eine Befriedigung verſprechen, und ſie gleichwohl, ohne ſie zu befriedigen, bis an das vorgeſetzte Ziel führen. Man muß den Zuſchauer allemal dem Schluſſe nähern, und ihm denſelben gleichwohl allezeit verbergen. Er muß (wofern ſichs thun läßt) nicht wiſſen wohin er geht; er muß aber doch ſehen, daß er weiter kömmt. Die Fabel ſelbſt muß geſchwinde zueilen; denn ein Auftritt, der nicht ein neuer Schritt zum Ende iſt, der taugt nichts. Auf der Schaubühne muß alles voller Handlungen ſeyn, und ſelbſt die allerſchönſten Reden würden unerträglich fallen, wofern ſie nichts als Reden wären. Die lange Berathſchlagung des Auguſtus im andern Aufzuge des Cinna, würde, ſo wunderſchön ſie auch iſt, die elendeſte Sache von der Welt ſeyn, wenn man nicht zu Ende des erſten Aufzuges, in

Un-

Ungewißheit geblieben wäre, was doch Auguſtus den beyden Häuptern der Verſchwörung, die er vor ſich fordern laſſen, ſagen will; wenn es nicht ein ſo großes Erſtaunen erregte, daß er von ſeiner allerwichtigſten Sache ſich mit zween Leuten berathſchlaget, die ſich wider ihn verſchworen haben; wenn ferner dieſe nicht beyderſeits ihre geheimen Abſichten hätten, zwo entgegen geſetzte Parteyen zu ergreifen, die der Zuſchauer mit Vergnügen erräth; kurz, wenn diejenige Huld, die Auguſtus ihnen bezeugt nicht die Urſache der Rede und der Unſchlüßigkeit des Cinna wäre, welche beyden Leidenſchaften die große Schönheit dieſer Stelle ausmachen.

§. 22. Eine Auflöſung des Knotens, die bis an das Ende verſchoben wird, und nicht vorher zu ſehen iſt, hat ihren ſehr großen Werth. Die Camma entſchließt ſich, um dem Soſtrates den ſie liebt, das Leben zu retten, endlich den Sinorix zu heirathen, den ſie doch haſſet und auch haſſen muß. Im fünften Aufzuge ſieht man die Camma und den Sinorix aus dem Tempel wiederkommen, in welchem ſie vermählet werden. Nun weis man wohl, daß dieß daß Ende nicht ſeyn kann; man kann ſich nicht vorſtellen, worauf alles dieß hinaus laufen werde, und um ſo viel weniger, da Camma dem Sinorix entdecket, daß ihr ſein größtes Verbrechen bekannt ſey, davon er glaubte, ſie wüßte es nicht, und daß ſie, ungeachtet ſie ihn gehieratet hat, dennoch von dem Zorne gegen ihn nichts fahren laſſen. Er muß hinaus gehen, und ſie höret die Klagen ihres Liebhabers gelaſſen an, der ihr Vorwürfe über demjeni-

nigen macht, was sie doch bloß gethan, um ihm zu beweisen, wie sehr sie ihn liebte. Alles wird hier mit großer Kunst ungewiß gelassen, bis man erfährt, daß Sinorix an einem Zufalle gestorben sey, der ihm plötzlich zugestoßen, und Camma sich gegen den Sostrates erklärt, daß sie den Trauungsbecher vergiftet, aus welchem sie mit dem Sinorix getrunken, und daß auch sie bald sterben werde. Es ist sehr selten, eine so unerwartete Auflösung, und die doch zugleich so natürlich ist, zu finden.

§. 23. Da die meisten Materien historisch sind, so giebt schon die Benennung eines Stückes allein den Ausgang zu erkennen: und in diesem Falle müßte man, wo möglich, einen solchen Weg erwählen, der das Ansehen hatte, als führte er gar nicht auf die, aus den Geschichten bekannte Auflösung, und welcher gleichwohl darauf führte. Diejenigen, welche es gleich voraus wissen sollten, daß die Camma den Sinorix umbringt, würden dennoch im fünften Aufzuge selbst noch nicht fähig seyn, zu errathen, wie der Dichter zu diesem Ausgange kommen werde, wenn er die Heirath der Camma mit dem Sinorix geschlossen sähe: und in diesem Falle ist das Erstaunen noch größer, als wenn man die Geschichte gar nicht gewußt hätte; weil man Sachen sieht, die demjenigen was man erwartet, ganz zuwider laufen. Allein ich sage es noch einmal, dergleichen Entwickelungen sind selten. Alles was man bey andern, die auch schon, aus den Geschichten bekannt, oder doch aus der Beschaffenheit der Materie leicht zu errathen sind, noch thun kann, ist dieß,

dieß, daß man sie wenigstens für die spielenden Personen erstaunlich mache, wenn es sich für die Zuschauer nicht thun läßt. Zu Ende des vierten Aufzuges der Ariane, entschließen sich Theseus und Phädra mit einander zu flüchten; da ist nun die Entwickelung dem Zuschauer deutlich genug angekündiget. Es wird ihn gar nicht Wunder nehmen, wenn er im fünften Aufzuge hört, daß Theseus und die Phädra fort sind; Ariane aber wird darüber sehr erstaunen, insonderheit über die Flucht ihrer Schwester Phädra, die sie zärtlich liebt und nicht für ihre Nebenbuhlerinn hält. In diesem Falle nun erwartet der Zuschauer mit Ungeduld die Erstaunung und Verzweifelung der Ariane. Aus tausend andern Beyspielen erhellet ebenfalls, daß der Zuschauer eine Erstaunung, die auch nur für eine spielende Person, und nicht für ihn ist, mit Vergnügen empfindet. Alsdann hat die Neugierde nicht mehr die Fabel selbst zu ihrem Gegenstande, sondern die Wirkung, die sie bey der spielenden Person haben wird, und eine dergleichen Auflösung ist allezeit sehr angenehm. Selbst dieser fünfte Aufzug der Ariane ist es in hohem Grade.

§. 24. Und das ist es nun ungefähr, was der Verstand bey den Sachen, in Absicht auf seine Neugierde begehrt; übrigens aber will er, er sey nun eingeschränkt oder faul, daß dasjenige, was man ihm vorstellt, einfach und ungekünstelt sey. Es ist offenbar, daß zwo Handlungen, die mit einander zugleich ausgeführet würden, den Zuschauer auf eine unangenehme Weise zerstreuen würden, er würde

gar bald eine von beyden wählen, und diejenige, an die er ſich hienge, würde ihm die andere nur verleiden. Aus einer Handlung, die durch etwas fremdes oder unnützes unterbrochen wird: würde eben das geſchehen, daher iſt denn alles für die Einheit geneigt.

Das übrige folgt künftig.

* *

III.

Die Oden des Horatius. Zur Erläuterung ſind einige poetiſche Stellen aus den Schriften der Alten hinzugefügt. Das erſte Buch. Lüneburg in der Sterniſchen Buchdruckerey 1745.

Nachdem uns 1690 Gotthelf Flamin Weidner, die Lieder des berühmten lateiniſchen Poeten Q. Horatius Flaccus in hochdeutſche Reime überſetzet, wie der Titel des Werkleins damals hieß: ſo haben wir von keinem neuern deutſchen Poeten etwas beſſeres in dieſem Stücke zu ſehen bekommen. Denn ungeachtet uns von dem ſeel. Aſſeſſor Reichhelm aus Halle ein ganzer verdeutſchter Horaz geſchrieben hinterlaſſen worden; den auch ein anſehnlicher Buchhändler an ſich gekauft, und ans Licht zu ſtellen Hoffnung gemacht: ſo iſt doch nach genauerer Betrachtung der Arbeit, die dem heutigen feinern Geſchmacke keine Genüge gethan

gethan haben würde, solches Vorhaben längst geändert worden. Auch der sel. Herr M. Schilling, wohlverdienter Rector zu Michaelstein, hatte vor, uns die horatianischen Oden deutsch zu liefern; und wir besinnen uns selbst, daß er bey seiner Durchreise durch Leipzig uns einen guten Theil derselben fertig gewiesen, und zur Beurtheilung übergeben: allein vermuthlich hat uns der frühzeitige Tod dieses geschickten Schulmannes, alle Hoffnung benommen, dieselben jemals im Drucke zu sehen.

Um so viel angenehmer wird es den Liebhabern der Alten seyn, daß sich ein anderer geschickter Dichter, Herr M. **Johann Christian Bröstädt**, an diese Arbeit gemacht hat. Es bekleidet selbiger die Conrectorstelle zu Lüneburg, und ist darinn dem gelehrten Herrn Lemker gefolget, der vor einiger Zeit zum Predigtamte in dasiger Gegend befördert worden. Es ist ein Vorzug unserer Zeiten, daß es hin und wieder gelehrte Schulmänner giebt, die mit der Kenntniß der alten Sprachen, auch eine geoße Stärke in der unsrigen besitzen, und der ihr anvertrauten Jugend nebst jenem gleich in frühen Jahren einen guten Geschmack in den Kunstwerken des deutschen Witzes beyzubringen wissen. Dieses verkündigt uns in wenigen Jahren eine weit allgemeinere Liebe zu den schönen Wissenschaften in unserer Muttersprache, als man vor zehn oder zwanzig Jahren sich hätte einbilden können. Und dadurch wird endlich unser Vaterland den Vorwurf eines ungeschliffenen Geistes von sich abzuwälzen im Stande seyn, der ihm schon seit langer Zeit, wiewohl ohne sattsamen

samen, Grund von seinen stolzen Nachbarn gemachet worden.

Die Zueignungsschrift dieses kleinen Werkchens ist an den Reichs-Grafen Heinrich den Eilften, aeltern Reuß, gerichtet: und da sie kurz ist, und von des Verfassers eigenen Gabe zum Dichten eine Probe giebt, so wollen wir sie mittheilen.

Es hat, was Flaccus sonst gesungen
Die Gnade selbst sonst angehört,
Und ist der Huld ins Ohr gedrungen,
Die seiner Lieder Preis vermehrt.
Sind Weisheit und Vollkommenheiten
Die Eigenschaften seiner Seiten,
So dünkt den Musen doch dabey:
Daß sein so würdiges Geschicke
Ihr höchster Ruhm und Zierde sey.

Dieß ist noch itzt ihr Glanz und Ehre,
Erlauchter Graf, der sie ergetzt:
Wenn Deine Huld, wenn Dein Gehöre,
Dein Beyfall ihr Bemühen schätzt.
So kann der Ehrfurcht Unterfangen
Auch hier den Gnadenblick erlangen,
Sie weiht Dir Herr was Flaccus sang:
Ist gleich der Ausdruck deutscher Töne,
Nicht wie des Römers, reizend schöne;
Gnug, merket doch Dein Ohr den Klang.

In der Vorrede sagt der Herr Verfasser, daß man bisher bey uns viele solche Schriften herausgegeben, die zur Belustigung und Erbauung abgezielt gewesen. Dabey glaubt er nun, „es sey nicht eben „nothwendig, daß solches im Vortrage erst erfun„dener Gedanken, oder in neu eingekleideter Vor„stellung alter Wahrheiten bestehen müsse, die sich „durch

„durch die Aufschrift einer Benennung, die aus den „tiefsten Winkeln der Erfindungskunst hervorgesucht „worden, oder sonst eines ehrwürdigen Namens aus „der ehrlichen Welt ein Ansehen zu wege bringen.“ Er hat auch allerdings recht, daß das, was an sich selbst schön und angenehm ist, auch ohne allen Nebenschmuck zum Vergnügen und zur Belustigung dienen könne. Dieses deutet er auf die horatianischen Gedichte, die gewiß nicht nur wöchentlich, sondern täglich gelesen zu werden verdienen. Daher meldet nun der Herr Verfasser seinen Vorsatz, wöchentlich einige seiner Oden, worauf auch die Briefe und etliche Satiren folgen sollen, in einer so viel möglich richtigen Uebersetzung in deutschen Versen zum Vorscheine zu bringen. Von den andern sonst bekannten Arbeiten dieser Art sagt er, es gäbe es zum Theile der Augenschein, daß man dabey weder mit gehöriger Sorgfalt, die Aehnlichkeit mit dem Grundtexte, noch die Reinlichkeit in der Poesie beobachtet habe.

Um nun von der Arbeit des Herrn Uebersetzers den Liebhabern einen Vorschmack zu geben, und denen zu dienen, die Weidners schon selten gewordene Uebersetzung nicht gegen einander halten können, wollen wir von beyden etliche Stücke hier einrücken, und dem verständigen Leser das Urtheil davon überlassen: wer es theils in der genauen Ausdrückung des Textes, theils in der Reinigkeit der Sprache und Poesie am besten getroffen. Wir wollen gleich bey der ersten Ode Maecenas atavis edite regibus etc. bleiben. Weidner hat selbige so gegeben:

Du Held, von fürſtlichem Geblüthe;
Mein Freund Mäcen, durch deſſen Güte,
Ich ſicher und beſchützet bin:
Es träget mancher ſeinen Sinn
Zu den olympſchen Ritterſpielen:
Da will er Preis und Ruhm erzielen,
Und ſetzet ſich durch braven Lauf,
Den Lorberkranz mit Ehren auf.

Die Herren aber dieſer Erden
Die in der Welt berühmet werden,
Durch ihre große Kriegesmacht,
Und durch der Siegespalmen Pracht;
Die mühen ſich mit ihrem Wagen
Das ferne Ziel vorbey zu jagen.
Und dieſe ſetzt ihr Ruhmgeſchrey
Den groſſen Göttern ſelber bey.

Wenn dieſer ſich aus ſeinen Schranken
Erhebet durch der Römer Wanken,
Wenn jener ſeinen Acker egt,
Der ihm viel tauſend Garben trägt;
So wird ſich keiner unter ihnen
Aufs wilde Meer zu gehn erkühnen;
Trüg ihnen gleich ein Steuermann
Des reichen Attals Güter an.

Ein Kaufmann, der auf ſeinen Schiffen
Durch Sturm und See wird angegriffen,
Lobt in der Angſt das ſtille Land,
Und einen ſchlechten Baurenſtand.
Bald läßt er die zerſchellten Stücken
Hinwiederum zuſammen flicken,
Weil kein begierger Handelsmann
Die Dürftigkeit ertragen kann.

Ein andrer ſucht die kühlen Schatten,
Und will auf den begrünten Matten,

Bey einem ausgelegnen Wein
Nicht weit vom kühlen Bache seyn.
Die Pauken, Trommeln und Trompeten,
Schallmeyen mit den frischen Flöten,
Und was zum Kriege sonst bequem
Ist vielen Leuten angenehm.

Ein Jäger spürt auf allen Straßen,
Er muß die zarte Frau verlassen
Er bringt viel Nächte sonder Ruh
Auch unter freyem Himmel zu:
Er pflegt geduldig aufzulauren
Und läßt sich keine Mühe dauren;
Bis ihm ein Hauer, oder Wild,
Die aufgestellten Netze füllt.

Der Epheukranz, den ich erwählet,
Hat mich den Göttern beygezählet:
Der Satyren und Nymphen Tanz
Entfernt mich von dem Pöbel ganz.
Wenn meine Lieder dir gefallen,
So wird mein Ruhm viel weiter schallen;
Als da die Sonn in Ost und West,
Die Stralen auf und nieder läßt.

So lautete vor 55 Jahren die Leyer eines der besten deutschen Dichter. Nun wollen wir einmal hören, wie eine heutige klinget, die um eben so viel Jahre jünger ist.

Mäcenas, du Enkel berühmter Regenten
Mein großer Beschützer, mein herrlichster Preis.
Wie manche sind, welche vor Freuden entbrennten,
Den Wagen im Sande vom Ziele mit Fleiß
In jenen olympischen Spielen zu lenken,
Daß er ihm mit brennenden Rädern entgeht,
Wodurch sie den Sieg zu erjagen gedenken,
Der irrdische Herren als Götter erhöht.

Wenn dieſen, bey ſtattlichen Aemtern und Titeln.
Der wankende Pöbel begierig erhöht,
Wenn jener bey reichlichem Vorrath und Mitteln,
Vom lybiſchen Acker im Ueberfluß lebt;
Der täglich gewohnt iſt, beym Pflügen und Egen,
Sich über ein väterlich Erbe zu freun,
Wird keinen des Attalus Reichthum bewegen,
Ein Spielwerk myrtoiſcher Wellen zu ſeyn.

Der Handelsmann, welchen das nächtliche Toben
Ikariſcher Fluthen in Schrecken geſetzt,
Pflegt furchtſam die Ruhe des Landes zu loben,
Und rühmet, wie ſehr ihn ſein Städchen ergetzt.
Bald aber beſiehlt er die Schiffe zu beſſern,
Und kann es nicht lernen, in Armuth zu ſeyn.
Wie mancher ſucht lieber bey maßiſchen Fäſſern,
Die Stunden der Arbeit dem Schmauſen zu weihn.

Bald wünſcht er im Schatten am Baume zu liegen,
Bald ruht er an einem geheiligten Bach.
Viel andre ſonſt ziehen in Schlachten und Kriegen,
Den Müttern zum Jammer dem Feldgeſchrey nach.
Der jaget, und fragt nichts nach regnen und frieren,
Und wenn ſich auch ſeine Geliebteſte kränkt,
So geht er mit Hunden nach Hirſchen zu ſpuren,
Und ſchaut, ob ein Eber durchs Netze geſprengt.

Mich will die Belohnung der Weisheit durch Kränze
Von Epheu, ſelbſt bis zu den Sternen erhöhn.
Wald, freudige Nymphen und Satyren-Tänze
Vergönnen mir über dem Pöbel zu ſtehn.
Euterpe ſtört auch nicht das Klingen der Flöten,
Polymnia nimmt ſich des Seytenſpiels an:
Setzt aber dein Beyfall mich zu den Poeten,
Erreich ich der Sternen erhöhete Bahn.

Doch das iſt noch nicht genug von dieſem erſten Buche der Lieder des Flaccus geſagt, wenn wir gleich

gleich hinzuſetzen, daß alle acht und dreyßig Oden mit gleicher Munterkeit und gleichem Glücke ausgedrücket worden. Der Herr Verfaſſer hat wohl geſehen, daß manche Stelle des römiſchen Dichters, deutſchen Leſern, die nicht allemal in den Alterthümern ſo bewandert ſind, als es wohl nöthig wäre, denſelben zu verſtehen, einer Erklärung nöthig haben würde. In ſolchen Fällen nun, pflegen ſich andre Ueberſetzer mit proſaiſchen Anmerkungen zu helfen, und durch dergleichen gelehrte Ausführungen ihren Leſern ein Licht anzuzünden. Dieſer Weg hat unſerm Herrn Ueberſetzer nicht gefallen. Er ſchilt ſolche Anmerkungen trocken und überflüßig, und glaubt, es werde nicht unangenehm ſeyn, an ihrer Stelle bisweilen ein und andere zur Erläuterung dienende Stelle, aus den Schriften der Alten beyzubringen. Ein Exempel macht die Sache klar. In der erſten Ode, enthalten die Zeilen

Den Wagen im Sande, vom Ziele mit Fleiß,
In jenen olympiſchen Spielen zu lenken.

eine Anſpielung auf ein Kampfſpiel der alten Griechen. Dieſes zu erklären, überſetzt uns Herr Bröſtädt, aus dem 23ſten Buche der Ilias, Neſtors Erinnerung, die er ſeinem Sohne Antilochus giebt, wie er ſich im Fahren, bey den angeſtellten Wettläufen zu verhalten habe. Auch dieſes wollen wir zur Probe herſetzen.

Es haben zwar bereits in deinen jungen Jahren
Dich, mein Antilochus, die Kunſt, geſchickt zu fahren,
Neptun und Jupiter ſelbſt gründlich gnug gelehrt,
So daß mein Unterricht nicht mehr darzu gehört.

Du pflegest dich recht wohl im Lenken vorzusehen,
Jedoch es könnte leicht ein schlimmer Fall geschehen:
Weil deine Pferd im Trab sehr schwach und langsam sind.
Der andern ihre gehn ganz hurtig und geschwind;
Doch sie verstehen sich nicht mehr als du zu hüten.
Drum muß ich dich den Rath recht wohl zu fassen bitten,
Auf daß so Preis als Lohn dir nicht entgehen kann.
Es kömmt mehr auf die Kunst als Stärk im Fahren an.
Ein Steurmann muß durch Kunst sein schnelles Schiff regieren,
Und durch das halbe Meer durch Sturm u. Wellen führen:
Im Fahren machet auch die Kunst den Unterscheid,
Daß dieser jenem leicht stets Sand ins Auge streut.
Doch die so nur allein auf Pferd und Wagen trauen,
Wird man bald da bald dort ganz thöricht irren schauen.
Die Rosse rennen frey im Schranken her und hin,
Denn man bemüht sich nicht sie künstlich anzuziehn.
Allein wer jederzeit, was nützlich ist, bedenket,
Versteht, wie man geschickt auch schlechte Pferde lenket.
Er wendet kurz, und nimmt das Ziel genau in acht,
Er weis, daß man zuerst den Zügel länger macht,
Jedoch daß man dabey ihn fest und sicher fasse,
Und auch das fordre Pferd nicht aus den Augen lasse.
Vernimm nun wie das Maal, es stehet zwar ganz frey,
Zu deiner Sicherheit wohl zu bemerken sey.
Es wird ein dürrer Pfahl von Eichen oder Fichten,
Die Sturm und Regen schont, sich in die Höhe richten,
Fast einer Ellen groß. Man kann von weitem sehn,
Daß beyderseits um ihn ganz weiße Steine stehn.
Es ist der Weg zwar eng, doch selbst die Bahn ganz eben:
Die Alten haben schon allhier das Maal gegeben;
Wofern es nicht vielmehr ein altes Grabmaal ist.
Achilles hat es itzt aufs neu zum Maal erkiest,
Der Held, der ganz allein im schnellen Lauf stets sieget.
Wenn sich dein Wagen nun fast bis dahin verfüget;
So treib die Pferd und ihn ganz nah ans Maal hinan,
Und leg auf deinem Sitz so gut sichs schicken kann,

Dich

Dich nach der linken Hand. Dann wirst du rufen müssen;
Treib gleich das Handpferd an, laß ihm den Zügel schießen,
Das andre treib alsdann beym Maal ganz nah vorbey,
Daß Nab und Felge dir zugleich im Auge sey.
Such auch dabey mit Fleiß die Steine zu vermeiden,
Daß Pferd und Wagen nicht Gefahr und Anstoß leiden,
Damit du dich nicht schimpfst und andre sich nicht freun.
Geliebter, du mußt klug und sehr behutsam seyn:
Denn kannst du nur dem Ziel, wie sichs gebührt, entweichen,
So wird im stärksten Trab dich keiner mehr erreichen,
Wenn auch Adrastus selbst durch des Arions Flucht,
Des göttlich edlen Pferds, dich einzuholen sucht.
Käm auch Laomedon mit seinen schönsten Pferden
Die sonst zugleich für ihn allhier erzogen werden.

Auf gleiche Weise nun sind auch aus andern alten lateinischen und griechischen Dichtern große Stellen, als Anmerkungen, unter den Text gesetzt. Bey der andern Ode z. E. steht aus dem I. B. der ovidischen Verwandlungen die 7. Fabel von der Sündfluth, und die Anrede, womit Deukalion seine Frau im 351 u. f. V. getröstet; bey der III. Ode aber ist ein großes Stück aus dem Hesiodus, vom Prometheus und seiner Schöpfung der Pandora; imgleichen aus dem Oedipus des Seneca, die Erzählung vom Dädalus, und aus eben desselben rasendem Herkules, von der Höllenfahrt des Alcides, u. s. w. manches lange Stück übersetzt. Gleichwohl hat es der Herr Verfasser auch an andern prosaischen Anmerkungen hin und wieder nicht ganz fehlen lassen: doch so, daß sie in Ansehung der poetischen Stellen wenig Raum einnehmen, diese hergegen den Text selbst bey weitem übertreffen; als der sonst unmöglich durch die 38. Oden des I. B. 128. Seiten hätte füllen können.

nen. So neu und mühsam diese Art von Erklärungen und Zusätzen bey einem übersetzten Schriftsteller ist, so angenehm wird sie vielen Lesern und Liebhabern der Alten vorkommen: weil sie dergestalt sehr viel schöne Bissen aus alten Poeten zugleich zu sehen bekommen, und mit einem, der sich zwischen einem bunten Blumenbeete belustiget, ein ähnliches Vergnügen genießen können. Doch dörften andre vielleicht besorgen, Horaz, dessen Gedichte der Herr Verfasser ganz zu liefern verspricht, würde dadurch zu einer Polyanthee werden; und, weil er gleichsam alle Poeten in einem liefern wollte, ein sehr theures Buch ausmachen. Wir selbst treten diesem Urtheile bey, weil wir, wegen ersparter vieler Mühe bey den Noten, den ganzen Flaccus desto eher würden zu sehen bekommen; da denn hernach der Herr Verfasser seinen rühmlichen Fleiß vielleicht mit gröfserm Nutzen auf einen andern alten Dichter, als z. E. den Hesiodus, würde wenden können.

Uebrigens wollen wir uns in keine Critik, weder in Vergleichung mit dem Grundtexte, noch in Ansehung der deutschen Sprachkunst und Verskunst einlassen. Das wenige, was dabey etwa zu erinnern seyn möchte, ist durch das viele schöne, so reichlich ersetzt, daß es fast unsichtbar wird: und der Herr Verfasser wird es vielleicht selbst mit der Zeit noch zu ändern wissen. Wir wünschen nur, daß wir die übrigen Bücher der Oden nicht einzeln, sondern zugleich, und so auch künftig die Briefe und Satiren erhalten mögen.

IV.

* *

IV.

Les Dieux traueſtis, ou l'Exil d' Apollon, Comedie en un acte, en vers, par Mr. G. de Merville, repreſentée ſur le Theatre italien, le 2 d'Aout. 1747. a Paris 1742.

d. i.

Die vermummten Götter, oder die Verbannung des Apollo, ein Luſtſpiel von einem Aufzuge ꝛc.

Ob man zwar ſonſt von den Schauſpielen der italieniſchen Bühne zu Paris, nicht viel Weſens zu machen pflegt; weil ſie insgemein die Regeln der theatraliſchen Poeſie ſehr aus den Augen ſetzen: ſo hat uns doch dieſes Stück würdig geſchienen, den Deutſchen bekannt gemacht zu werden. Der Verfaſſer deſſelben iſt noch nicht ſonderlich bekannt, ſcheint aber ſchon mehr theatraliſche Stücke verfertiget zu haben; darunter der Dedit inutile ziemlichen Beyfall gefunden haben mag. Ein gewiſſes andres Stück: Le Medecin de l'Eſprit genannt, welches ihm auch zugeeignet worden, aber keinen Beyfall gefunden hat, will er nicht für das Seine erkennen; ob er gleich geſteht, daß er einen Auftritt darinn gemacht habe, davon er auch einige Strophen in dieſe vermummten Götter gebracht

hat

hat. Er schimpft indessen in der Vorrede über einige Midasbrüder dieser Zeit, die ein Stück eines seiner Mitbrüder einem Stücke von seiner Arbeit vorgezogen haben. Doch was gehen uns seine Zänkereyen an? Wir wollen den Inhalt dieses Stückes ansehen.

Da man auf der welschen Schaubühne zu Paris, (die aber schon längst nichts Welsches mehr aufführt, weil die Franzosen nichts, als französisch verstehen,) mehr das Wunderbare als das Natürliche liebt: so hat auch Herr **Merville** seine Zuflucht zu den Götterfabeln genommen, seine Absicht dadurch auszuführen. Diese war, wie der ganze Zusammenhang des Stückes zeiget, den gänzlichen Verfall der schönen Wissenschaften, der Tugend und des guten Geschmackes zu Paris, zu beschreiben. Er dichtet zu dem Ende, daß Apollo, um irgend eines Fehlers halber, von dem Jupiter aus dem Himmel verbannet worden, und in der Welt sein Glück zu machen sucht. Er kömmt in solcher Absicht nach Paris: Jupiter aber, der ihm doch einen Zeitvertreib schaffen will, hat den andern Göttern und Göttinnen befohlen, ihm in verkleideter Gestalt zu erscheinen, und ihm zu zeigen, daß Paris kein Ort sey, wo man sich durch wahre Verdienste, Gaben und Geschicklichkeit empor schwingen könne.

In dem I. Auftr. erscheint Minerva und Diana, die erste, als Staatsdame gekleidet, die andre in Amazonenhabite, wie die Gespielinnen des Königes im vincennischen Walde mit ihm zu jagen pflegen. Sie redet Minerven an:

Que

Que vois-je? Minerve à Paris!
Dans un lieu ſi pervers! la rencontre m'étonne.

d. i. Was ſehe ich? Minerven zu Paris! an einem ſo verkehrten Orte! Das ſetzt mich in Erſtaunung! Minerva iſt nicht minder über den Anblick der Diana, und zwar im Louvre, und in Amazonenhabite, erſtaunt. Dieſe verſetzt, ſie hätten heute früh bey Vincenne einen Hirſch verfolget, der ſich in die Seine geworfen und verfolget worden. Da hätte ſie nun ein geheimer Trieb nach Paris gezogen. Sie wäre hier von allem, was ſie erblickt, gerühret worden; wolle aber wiſſen, was Minerva hier bey Hofe mache? Dieſe antwortet: das gemeine Beſte, die Sitten und die Gaben, die alle unter ihrem Gebiethe ſtünden, hätten ſie hergezogen; welche an dieſem traurigen Orte, zur Schande der menſchlichen Natur, unter der Laſt gewaltſamer Uebel zu Grunde giengen.

Et dans ces triſtes lieux, ſous des maux violens,
Je vois, au deshonneur de la Nature humaine,
Exſpirer ces dons excellens!

Doch wollte ſie die Stadt, um des Hofes willen, nicht ganz verlaſſen, ſondern ihren Bruder Apollo derſelben widmen; der um eines kleinen Fehlers halben eine Zeitlang verdammet worden ſey, in Geſtalt eines Schäfers zu leben. Der ſolle der Pariſer Herzen reinigen, ihren Verſtand aufklären, und ſowohl ihre Aufführung, als ihre Werke vollkommen, und in aller Welt berühmt machen.

Darüber erſcheint Apollo in dem II. Auftritte, und freuet ſich, ſie beyde beyſammen zu finden; und

Mi-

Minerva ſagt ihm: er ſolle diejenige Glückſeligkeit, die er vormals in Theſſalien eingeführet hätte, auch in Paris einführen. Das Uebel der Verderbniß wäre nirgends größer. In allen Ständen wäre alles angeſteckt, die Menſchlichkeit erloſchen, und die Natur erſticket. Das Laſter erfülle das Herz, und der Irrthum den Verſtand; die Tugend werde verachtet und beſchimpfet, die Wahrheit verfluchet, die lüderliche Frechheit aber geliebet. Solche Geiſter und Herzen nun ſolle Apollo beſſern.

Il n'en eſt aucune autre, ou les maux ſoient ſi grands,
Et dignes d' un plus prompt remede.
Dans tous les états et dans tous les rangs
A la Contagion tout cede.
L'Humanité s'éteint. la Nature perit;
Le Vice eſt dans le Coeur, et l' erreur dans l'eſprit.
La Vertu mepriſée eſt en butte à l' Outrage;
On deteſte la Verité,
On cherit le libertinage.

Apollo glaubt, daß er, ob er gleich wenig Geld im Vorrathe hätte, dennoch mit ſeinen Gaben und mit ſeiner Ehrlichkeit die Armuth vermeiden wollte. Minerva will ihn bey Hofe befördern, und trennt ſich von ihm, ſo wohl als Diana. Gleich darauf erſcheint ihm Merkur in Geſtalt eines jungen Stutzers. Apollo kennt ihn nicht, und Merkur bringt ihm einen Gruß von einer Schönen, die ihn im Vorbeygehen geſehen, und ſogleich von ſeinem edlen Gange eingenommen worden; weswegen ſie ihn zu ſprechen wünſchte, und in der Thuillerie auf ihn wartete. Apollo erſchrickt, daß man ſich mit einem Unbekannten beſprechen wolle; hört aber, es ſey

ſchon

ſchon genug zur Bekanntſchaft, daß man ihn geſehen hätte. Denn das äußerliche Weſen ſey der beſte Freyheitsbrief in Frankreich.

Il ſuffit qu'elle Vous ait vû,
Pour être de ſa Connoiſſance:
Vôtre avez pour ce titre un don ſuperieur,
Et le merite exterieur
Eſt le paſſeport de la France.

Apollo ſchöpft daraus gute Hoffnung von ſeinem Glücke, und eilt an den beſtimmten Ort. Mercur bleibt allein, und erzählet den Zuſchauern, daß Venus in Geſtalt einer Opernnymphe ihn dahin beſchieden habe. Er macht ſich zwar den Einwurf, ſein Kupplerhandwerk ſchicke ſich zu ſeiner Kleidung nicht ſonderlich: allein er glaubt, die Stutzer ließen ſich zu allem brauchen.

Darauf erſcheint der Schmausgott **Momus**, als ein reicher Finanzenpachter gekleidet, nebſt dem Momus. Dieſen fragt Mercur, warum er noch in ſeiner Kleidung ſey? welcher verſetzt, **Momus** müſſe den Anfang machen. Dieſer fragt nun, wie er, ſeine Kleidung, ſein Anſehen, ſein Bauch u. ſ. w. ihnen gefalle; und man verſichert ihn, daß er dem **Popinot**, (vielleicht einem gewiſſen Financier,) vollkommen gleich ſehe. Mercur fragt, wo die andern Götter blieben, die wider den Apollo verbunden wären; und hört, daß außer ihnen und der Flora niemand kommen würde: weil Neptun, Vulcan, Cupido und Bachus zuviel zu thun hätten. Momus geht ab, ſich umzukleiden, und Mercur, dem Jupiter Nachricht davon zu geben.

Apollo kömmt voller Erſtaunen und Abſcheu gegen die Sitten des pariſiſchen Frauenvolks zurück, und ſagt;

Quelle licence! Quelle horreur!
Le Sexe à cet exces porter l'effronterie?

Komus fragt, warum er ſo aufgebracht ſey? und Apollo ſagt: Was iſt das für ein Land! Ich habe auch zwar Weiber geſehen, aber keine ſolche nicht, als bey euch; ich ſchäme mich recht!

Ah Monſieur, quel Païs! Oh, j'ai bien vû des femmes,
Mais je n'en vis jamais, comme on en voit chez vous.
J'en ſuis honteux!

Als ihm Komus befiehlt, mit Ehrerbiethung vom Frauenzimmer zu reden; ſo verſetzt er: man ſolle ihm nur eins zeigen, das ein redliches Herz, eine reine und keuſche Seele, mit der Anmuth des Witzes und dem Reize der Bildung vereinigt hätte: ſo wäre er bereit, es anzubethen. Aber die er itzo geſprochen hätte, wünſche er, ſowohl ihrer Sitten als Reden wegen, ewig zu vergeſſen. Komus fragt ſehr begierig: ob ſie auch artig geweſen ſey? Und als er hört, daß ſie vollkommen ſchön, aber ſehr laſterhaft geweſen; will er wiſſen, wo ſie wohne, und bittet den Apollo, zu ihr zu gehen, um ſie auszuforſchen: er wolle ihn reichlich bezahlen. Apollo ſagt, er wolle lieber arm und ehrlich ſeyn, als durch dergleichen Bothſchaften reich werden; worüber er von dem Komus mit ſeiner Ehrlichkeit ausgelacht wird: weil das Geld allein itzo alles in allem ſey; die Tugend aber nur unglücklich mache. Apollo meynt, wenn dieſe nur mit Gaben und Geſchicklichkeit verſehen wäre,

ſo

ſo könnte ſie nicht lange darben; und erklärt ſich, daß er die Gaben des Witzes und des Geſchmackes, z. E. in der Muſik und Poeſie, verſtehe.

Pfuy, mein Herr, ſagt Komus! Doch die Muſik laſſe ich noch gelten, wenn ich ſie von einer Angelica durch Triller und Sprünge erheben höre: aber die Poeſie . . . Apollo ſagt: ſie iſt gleichwohl ihre Schweſter, und muß gar noch den Vorzug vor ihr haben: weil ſie viel lehrreicher iſt. Ihr ſeyd alſo ein Poet? verſetzt Komus. Und ein Muſikant zugleich, erwiedert Apollo. Gut, ſpricht jener, mein guter Burſch, mache Opern, und hilf ihnen durch dein Singen auf; ſo wirſt du Geld genug verdienen. Was? ich Opern machen? ſagt Apollo. Ich ſollte die lüderliche und trockene Mechanik ausüben, die der Gott des Pindus aus ſeiner Dichtkunſt auf ewig verbannet hat; und ein paar hundert Wörter, die dieſen Gedichten eigen ſind, durch eine froſtige Abwechſelung verſetzen; und mit einer frechen Stimme die wollüſtige Liebe als die einzige Quelle der Glückſeligkeit anpreiſen: ſo daß alle Ehre davon dem Muſikanten, und alle Schande dem Poeten zufällt? Eher ſoll man mich über Hals und Kopf in die Seine werfen; ehe man das von mir erleben wird.

Mais par une futile et ſeche Mechanique,
Qu'à jamais de ſa Poetique
Le Dieu du Pinde ſequeſtra,
Paſſer et repaſſer, pour faire un froid Placage,
De cent ou deux cens mots, qu'un ridicule uſage
A ce Poeme conſacra
Etaler et prôner d'une voix indiſcrete
Le gout voluptueux de l'amoureux lieu.

Comme la source et le soutien,
De la felicité perfaite;
Et comme le souverain bien,
Pour voir tomber, d'une Oeuvre à la note jujette;
Tout l'honneur au Musicien,
Et toute la honte au Poete!
Si l'on m'y prend jamais, je permets, et veux bien,
Qu'au fond de la Seine on me jette.

Hierauf schlägt ihm Komus das französische Theater vor, wo die Verfasser besser angesehen wären. Aber zu diesem Ende müßte er mit den Comödianten bekannt seyn. Apollo meynet: darauf käme ja nichts an. Seine Stücke würden ihn schon beliebt machen, und wenn gleich die Schauspieler Tyrannen der Poeten wären. Komus sagt: er solle lieber wünschen, daß seine Stücke ihnen misfielen; denn es wäre nun einmal ein gewisses Schicksal, daß alle Stücke, die ihnen gefielen, keinen Beyfall fänden, und umgekehrt. Aber es möchte gehen, wie es wolle, so würde man ihn mit seinen Stücken zwey bis drey Jahre warten lassen, und sie endlich doch nicht spielen. Er räth ihm also, weil es der französischen Bühne an guten Comödianten fehle; so solle er selbst einer werden: sonderlich da es an guten theatralischen Dichtern mangle, und man des Corneille und Racine überdrüßig wäre, so könne es ihm nicht fehlen; zumal da man itzo nur der Schauspieler halber den Schauplatz besuchete. Apollo macht keine Schwierigkeit; Komus umarmet ihn dafür, und verspricht, ihm zu Liebe, ein rechtes Complot zu machen.

Et je vais, pour votre succès,
Faire une Cabale du Diable!

Apollo meynt, es brauche keines Complots, wenn man nur Geschicklichkeit besäße; da man hergegen durch ein erkauftes Lob nichts besser würde. Aber Momus sagt, die besten Verdienste brauchten unterstützt zu werden, und er gienge gleich itzt hin, eine Rotte zu werben. Apollo solle nur seine Rolle gut lernen. Im Weggehen sagt er beyseite; seine Rotte solle den Apollo nicht loben, sondern auszischen.

Indem erscheint Momus, als ein Poet gekleidet, und ruft die Musen an, ihm das Feuer Juvenals und das Salz des Boileau zu verleihen, damit er einen ihrer Geißeln züchtigen könne. Apollo fragt, wer ihn so böse gemacht? Er versetzt: Ein parteyischer, frostiger, matter, verdrüßlicher Schriftsteller, ein schwarzgalligter Satirenschreiber, ein ekelhafter Lobredner, ein wahres Muster aller Fehler: der nach einiger Meynung keinen Geschmack, nach andern keine Regeln ꝛc. nach seiner Meynung aber keinen Witz hätte. Hierauf macht er eine Lobrede auf den Witz. Dieser allein gefalle, der allein sey die Stütze, die Regel, und der Schiedsrichter des Geschmacks: ja durch ihn blühe die heutige Comödie! Denn was fände man darinn? Witz. Die Tragödie gleichfalls, das prächtige Schauspiel, das Frankreich so berühmt gemacht, halte itzt nichts anders in sich, als Witz:

Que remarquerez vous dans la plus applaudie?
De l' Esprit, de l' Esprit! de cet Esprit charmant!
Qui de sons et de mots heureux assortiment,
Porte comme un éclair dans la tête engourdie?

Et d'Admiration et de ravissement,
Vne celeste melodie;
Qui sans reflexion on entend clairement,
Et que l'on n'entend plus, si tôt, qu'on l'étudie.

Da haben wir einen vollkommenen Abriß der heutigen französischen Poesie, die nur hinten und ferne Witz; und lauter Witz, aber sonst nichts gründliches mehr hat: die auch sehr witzig aussieht, wenn man sie zum erstenmale liest, aber ganz unverständlich wird, wenn man sie prüfen und untersuchen will.

Apollo versteht von diesem Lobe nichts, und muthmaßet, daß der Poet, der mit ihm spricht, eifersüchtig sey, und die Verdienste eines andern Dichters nicht leiden könne; meynt auch, es sey ja recht, durch Reden und Handlungen die Sitten zu bessern. Momus sagt: Was Handlungen? Es giebt sehr viele Stücke bey uns, die keine Handlungen in sich halten, und wo keine Person was thut. Was hebt denn immermehr ihre Reden? fragt Apollo; und bekömmt zur Antwort: Der Witz, mein Herr, der Witz!

Et quel Esprit encor? La Raison dogmatique
Qui pour faire avec art, gouter au genre humain,
Les austeres leçons de sa Morale antique,
Qu'apres plus d'un subtil Romain
Savamment elle sophistique;
De mouches, de fard, de carmin,
Enjolive la face étique,
Et vient nous parfumer de fleurs, qu'en son chemin,
Au milieu des accès de sa verve mystique
Elle repand à toute main.

Auf diese Art fährt er fort, die neuen Kunstgriffe der französischen Komödienschreiber abzumalen; er setzt hinzu: zu diesem Witze komme noch

L'art de

L'art de dire tout, comme on ne le dit point:

d. i. die Kunſt alles ſo zu ſagen, wie man es nicht zu ſagen pflegt; um dadurch ſehr ſinnreich zu ſcheinen. Apollo verſteht das alles, als eine Satire über die Poeten; wird aber als ein Menſch, der vom Dorfe kömmt, und nichts verſteht, ausgelacht. Momus ſetzt hinzu: die pariſer Comödie ſtelle itzt nicht mehr Bürger, ſondern lauter große Helden und Könige vor. Apollo meynt, es gienge noch wohl an, wenn man ſie nur zum Gelächter machte; höret aber mit Beſtürzung, daß man darinnen weinete: ob gleich dann und wann eine närriſche Perſon erſchiene, die zu lachen machte; welches denn eine wunderwürdige Wirkung thäte. Momus macht eine Lobrede über dieſe treffliche Erfindung, da der Zuſchauer mit einem Auge weinen, und mit dem andern lachen müßte; geht aber ab, um einen wunderbaren Roman in eine Comödie zu verwandeln.

Apollo erſtaunt über den ſeltſamen Geſchmack, und kann ſich nicht entſchließen, Theil daran zu nehmen; als ihm im XII. Auftritte, Flora in dem verbuhlteſten Habite erſcheint; um ihm zu zeigen, was für eine Herrſchaft die pariſiſchen Damen über die Herzen haben. Apollo ruft aus:

Dieux! quelle immortelle Puiſſance,
Sût allier dans cet objet charmant,
Le plus coquet ajuſtement
A tant de dignité, de grace et de decence!

Ob er nun gleich ſieht, daß der Putz nur eine Kunſt ſey, die Natur zu verſchönern: ſo hört er doch bald aus ihren Worten, daß ſie ihn bloß aus dem äuſ-

ſerlichen für liebenswürdig ſchätzt; und es ihm anſieht, daß er ſchön ſingen könne, weswegen ſie ihm ein Duett anbiethet. Er will ſich entſchuldigen, hört aber: bey dem pariſiſchen Frauenzimmer ſey jedes Wort ein Befehl, dem man gehorchen müſſe. Er gehorcht alſo, und ſingt mit ihr! Als es aus iſt, ſo iſt er Paris glückſelig, dafern es ihre Geburtsſtadt wäre; hört aber zur Gegencareſſe: wenn er nicht aus Paris wäre, ſo verdiente ers doch zu ſeyn; ja ſie erklärt ihn, ſeiner Gaben und Höflichkeit wegen, zum Pariſer; und nöthigt ihn auch, mit ihr zu tanzen. Er weigert ſich; aber er muß. Darauf heißt es, nun wäre ſein Recht auf Paris vollkommen: denn ein jeder, der ſänge und tanzte, wäre ſchon ein naturaliſirter Franzoſe. Doch ſie will noch in Verſen von ihm gelobet ſeyn. Er ſollte aber denken, ihr ganzes Geſchlecht ſtünde itzo vor ſeinen Augen, davon ſie vielleicht am wenigſten liebenswürdig wäre. Apollo gehorcht, und ſagt ihr vier Zeilen Verſe vor; worauf ſie wünſcht, daß er ſolche auch empfinden möge. Er geſteht ihr, daß er es ſchon zur Gnüge empfände; und ſie triumphirt zwar beyſeite über ihren Sieg, fragt ihn aber: wie er ſo tiefſinnig ſey? Er geſteht, daß er ſein Lebenlang keinen gefährlichern Gegenſtand geſehen, und, um ihr zu widerſtehen, ſie nothwendig fliehen müſſe. Nein ſagt ſie, ich komme euch zuvor, weil meine Ehre das erfordert: aber euer Schickſal iſt, morgen vor meinen Knien zu liegen, und ein Jahrlang umſonſt nach mir zu ſeufzen:

Oui, demain, dans la matinée

A mes

A mes genoux, entendez vous?
Pour y languir toute une année.

Apollo ſetzt ſich vor, alles Frauenzimmer zu fliehen, und Momus kömmt als ein Comödiant wieder, und macht allerley tragiſche und comiſche Poſituren, zu gewiſſen abgebrochenen Worten, die er dazu ſpricht. Er ſetzt mit den unnatürlichſten Geberden den Apollo in Verwunderung, und dieſer räth ihm, eine Weile aufs Land zu kommen, damit er wieder natürlich reden lerne. Momus lacht darüber, und giebt ihm ein Muſter ſeiner guten Ausſprache und Stellungen, bey einem Stücke aus einer Tragödie. Apollo findet beydes ſehr hart und trocken, im Anfange zu ſtark, und am Ende zu ſchwach; ja muß endlich gar über den Ton der Sprache lachen, den er ein Geheule und Gebrülle, aber kein Reden nennt. Als Momus hört, daß Apollo ein Comödiant werden will, droht er, ihn durch eine beſtellte Rotte auszizchen zu laſſen; und ſagt ihm: alle alte Comödianten würden es zu hindern ſuchen, daß er, als ein neuer, nicht aufkommen könnte, er möchte es nun ſo gut machen, als er wollte. Apollo verſchwört es alſo auch, ein Comödiant zu werden; und ſeine Schweſtern Diana und Minerva erſcheinen ihm von neuem. Die erſte will ihm bey Hofe eine Stelle beym Jagdweſen verſchaffen; doch Mercur erſcheint in eigener Geſtalt, und verkündigt ihm: Jupiter ſähe wohl, daß er die Menſchen nur verderbe, und gäbe ihm Befehl, wieder in den Himmel zu kommen. Sie freuen ſich alle drey über die gute Zeitung, doch muß Apollo noch erſt einen Schäfertanz anſehen, dazu

Diana die Leute mitgebracht hat: wobey denn eine Arie geſungen wird. Darauf folgt noch ein Vaudeville, oder ein Gaſſenlied, welches allezeit mit der Zeile ſchlieſſt: Voila le monde! z. E.

On a des habits ſomptueux,
Un equipage faſtueux,
Une maiſon, ou tout abonde:
Mais tel n'eſt ſous ce riche éclat,
Qu'un petit ſot, ou qu'un grand fat.
Voila le monde!

Und ſo beſchlieſſt dieſe nach dem Leben gemachte Abſchilderung des pariſiſchen Geſchmacks.

* *

V.

Der Aufſeher oder Vormund, aus dem Engländiſchen ins Deutſche überſetzt, von L. A. V. G. Leipz. bey Bernh. Chr. Breitkopf. II. Theile in groß 8. Der erſte, ohne Vorrede und Regiſter 452 Seiten, der zweyte 436 S. ſtark.

Wir haben dieſe Ueberſetzung einer von denjenigen Federn zu danken, die vor etlichen Jahren, den engländiſchen Zuſchauer mit ſo glücklichem Erfolge verdeutſchet haben, daß er mit völligem Beyfalle von unſern Landsleuten aufgenommen worden. Nun ſind der damaligen Ueberſetzer,

ſetzer, ſo viel uns, aus genauen Umſtänden bekannt iſt, drey geweſen: Hr. Prof. Gottſched, der ſeine Blätter allemal am Ende mit einem † bemerket hat; die Frau Profeſſerinn, welche die ihrigen mit einem * bezeichnet, und der Herr M. Schwabe, der die ſeinigen ohne alle Bezeichnung gelaſſen hat. Wir haben nicht umhin gekonnt, dieſe bisherige Anekdote, den Liebhabern ſolcher gelehrten Nachrichten zum Beſten, hier zu verrathen; da wir hier Urſache haben, die geſchickte Ueberſetzerinn dieſes Aufſehers zu nennen; obgleich ihre Beſcheidenheit ſich nur durch die Anfangsbuchſtaben ihres Namens bekannt machen wollen. Sie geſteht es nämlich in der Vorrede, daß ſie an der damaligen Arbeit des verdeutſchten Zuſchauers Theil gehabt; wiewohl abermal mit ſo beſcheidenen Worten, daß man denken ſollte, ſie hätte den geringſten Antheil daran gehabt: da doch diejenigen, die ſich die Mühe nehmen wollen, nach oben angegebenem Schlüſſel, die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke nachzuzählen, bald wahrnehmen werden, daß ſie die allermeiſten Stücke überſetzt habe. Wie aber dieſes dem Werke mehr zum Vortheile, als zu irgend einem Vorwurfe gereicht; alſo werden die Kenner ihrer beliebten Feder deſto vergnügter ſeyn, daß ſie nunmehro auch das berühmte Werk des engländiſchen Guardians von derſelben allein überſetzt leſen können.

In ihrer wohlgeſetzten Vorrede ſucht ſie zuförderſt den Werth ihres Originals durch Meldung ſeiner Urheber, Addiſons, Steelens und Popens, anzupreiſen. Die Frau Profeſſorinn ſchreibt ihrem

eige-

eigenem Urtheile hier so wenig zu, daß sie sich auf die Meynung einiger Personen beruft, deren, gereinigtem Geschmacke und seiner Urtheilskraft sie noch niemals ohne Grund getrauet, und welche diesen Aufseher jenem Werke, noch vorgezogen. „Er erhält sich, setzt sie hinzu, in einer ununterbrochenen „Reihe nützlicher und angenehmer Materien. Man „verliert den witzigen, den fein scherzenden, den „gründlich philosophirenden, den wohlgesitteten, den „ohne Aberglauben gottseligen Verfasser, niemals aus „den Augen. Die eingerückten Sachen sind mit „einer scharfen Untersuchung gewählet: und auch „dann, wann die Verfasser ihre eigene Gedanken „nicht mittheilen wollen, tritt ein ihnen nicht unähnlicher Schriftsteller an ihre statt.“ Hierauf folgt das Urtheil des französischen Uebersetzers, welches sie aus dessen Vorrede anführt; und welches ihm sehr rühmlich ist: wir dörfen es aber nach der Länge hier nicht hersetzen, da auch das obige sich schon Glauben genug erwerben kann.

Doch die Frau Professorinn führt noch einen besondern Vorzug dieses Werkes an, der sie fast hauptsächlich bewogen, diese Arbeit zu übernehmen. Sie bemerkt, daß neben dem vielen Guten, welches seit einigen Jahren, durch die Kenntniß der engländischen Sprache, uns Deutschen zugeflossen, sich auch viel Böses eingeschlichen, welches ohne dieselbe gewiß viel später bekannt geworden wäre. Sie zielt damit auf die Frechheit einiger brittischen Schriftsteller, womit sie das Ansehen der sittlichen und göttlichen Wahrheiten zu untergraben bemüht gewesen, und

und zum Theil noch sind. Dieses Gift habe nun, bey einigen, und vielleicht nur gar zu vielen Gemüthern unter uns, einen schnellern Eingang gefunden, als zum Besten der künftigen Zeiten zu wünschen wäre. Es gäbe viel junge und bereits erwachsene Leute, welche glaubten: ein großer Geist und ein Freygeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter, ein geistreicher Mann und ein Wollüstling, das wäre einerley; und es wäre zu bedauren, daß dieser Irrthum nur gar zu oft solche Köpfe einnähme, von denen das Vaterland außer diesem die größten Vortheile, und alle Ehre zu hoffen hätte. Dergleichen Leute nun würden hier einen, oder vielmehr einige der besten engländischen Schriftsteller erblicken, die alles ihr Vermögen anstrengeten, diesem Unheile zu steuren. Es wären tiefsinnige Weltweisen, die sichs für keinen Schimpf hielten, Christen zu seyn. Es wären witzerfüllte Männer, die diese Gabe nicht zur Verachtung der Diener des Herrn anwendeten. Es wären Leute, die den feinsten Spott in ihrer Gewalt hätten, und dennoch damit, weder der Unschuld, noch den guten Sitten zu nahe träten. Es wären Leute, die die Welt gesehen hätten, und dennoch nicht glaubten, daß es ein Uebelstand sey, mäßig, bescheiden und keusch, in Thaten und Ausdrücken zu seyn. Es wären Personen, die gewiß unter den Geschöpfen von ihrer Art im obersten Range stünden, und dennoch keinen Ruhm der Tiefsinnigkeit darinnen suchten, an dem Daseyn ihres großen Urhebers zu zweifeln. Es wären endlich solche große Geister, die es für kein Zeichen der Dummheit hielten,

ten,

ten, eine ewige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit zu erwarten.

Wir haben uns mit Fleiß der eigenen nachdrücklichen Worte der so gründlich denkenden, als im Ausdrucke starken Frau Uebersetzerinn bedienet, um zugleich dadurch eine Abbildung ihres wohlgeordneten und edlen Herzens zu machen. Dieses läßt sie nämlich hoffen, es könnte vielleicht dieser Anblick einige von unsern Freygeistern auf bessere Gedanken bringen, oder doch denen nützlich seyn, die sich nur durch fremde Beyspiele verführen liessen, und bloß vom Hörensagen glaubten, daß alle Engländer Freygeister und Wollüstlinge wären. Und sie erklärt sich, daß sie ihre Mühe, bey Erhaltung dieses Endzweckes, für hinlänglich vergolten halten wolle.

Hierauf rüget die Frau Uebersetzerinn das willkührliche Verfahren des französischen Uebersetzers, dessen Dollmetschung 1723. im Haag herausgekommen. Dieser hat sich die Freyheit genommen, aus 175 Stücken des Originals, nur 146 zu machen, und also ganze 29 Blätter auszulassen: andere aber zu verkürzen, und zu verstümmeln. Nun entschuldigt er sich zwar, daß er nur solche Stücke übergangen, die sich auf die Sitten der Engländer bezögen, und auf die Sitten der Franzosen sich nicht schickten. Allein die Fr. Prof. merket ganz wohl an, daß er hauptsächlich solche Stücke ausgelassen, die absonderlich die französische Nation angiengen: wie man in dem Verzeichnisse wahrnehmen wird, wenn man nur diejenigen durchlaufen will, die zu dem Ende mit einem * bemerket sind, damit man sehen könne,

könne; welche von dem Franzosen ausgelassen worden; anderer zu geschweigen, die ihm zu dollmetschen zu schwer gefallen. In der deutschen Uebersetzung hergegen ist nichts übergangen worden: so daß allemal die Zahlen der Stücke vollkommen mit dem Engländischen übereinstimmen, wie solches bereits im Zuschauer beobachtet worden.

Sodann rechtfertiget Sie sich noch mit wenigem, warum sie das engländische Wort Guardian, welches der Franzose Mentor moderne, und andere im Deutschen, den Hofmeister gegeben, durch Aufseher oder Vormund ausgedrücket; wobey wir nichts zu erinnern finden. Indem sie sich hierauf dem Urtheile vernünftiger und belobter Personen bescheidentlich unterwirft, und ihre Gleichgültigkeit, gegen spöttischer Tadler vergällte Ausspräche bezeigt: so nimmt sie Gelegenheit auf das ungezogene Verfahren zu kommen, welches man in der Vorrede zu den Gedichten eines verstorbenen Hofpoeten, mit Widerwillen und Abscheu gesehen hat. Es ist wahr, daß es kein Mensch hat begreifen können, womit die Frau Professorinn zu einem so unbescheidenen Betragen gegen sie Anlaß gegeben; da sie sich gewiß in das neuliche unartige critische Gezänke niemals eingelassen hat, und ihre Feder billig für viel zu gut gehalten, als daß sie dieselbe zu solchen ihr unanständigen Bemühungen hätte brauchen sollen. Man kann es schwerlich errathen, was ein Muthwillen von solcher Art zur Absicht haben könne; außer, daß er sich vielleicht von allen möglichen Seiten

habe zeigen wollen, die ihn bey allen Verſtändigen in Haß und Verachtung bringen könnten.

Es fällt uns, indem wir eben dieſen Aufſeher durchblättern, das 72ſte Stück des I. Theils in die Augen, darinn der Verfaſſer ſeine Gedanken über die Schmähſucht eines Oxfordiſchen Terrae Filii, ausläßt; welches wir in der Abſicht hieher ſetzen wollen, um dadurch zugleich eine Probe von des Urhebers Art zu denken, und von der deutſchen Ueberſetzung zu geben. Auf der 383 S. meldet man, daß ſich zu Zeiten der luſtigen Regierung Kön. Carls des II. die Mode eingeſchlichen, über alles was ernſthaft war, zu ſpotten, und ſelbſt mit dem Frauenzimmer ſeinen Muthwillen zu treiben. Hiervon drückt ſich nun der Aufſeher ſo aus:

„Dieß ward nun grob und garſtig genug getrie„ben, und zwar an einem Orte, allwo die allgemei„ne Redlichkeit und Einfalt der Sitten, die Erwäh„nung ſolcher Verbrechen, welche bey Höfen und in „großen Städten, den ſcheinbaren Namen der Artig„keit und Galanterie führen, ſchwerlich ertragen „konnte. Ich erſtaune, daß jemand, der bey der „Wiſſenſchaft, der Gelehrſamkeit und Menſchlich„keit erzogen worden, aller Schamhaftigkeit und „Zärtlichkeit ſo gar entſagen könne, daß er vor mehr „als tauſend Leuten auftritt, und dergleichen Schmach„reden vorbringt, davon ich gehört, oder die ich gele„ſen habe. Ein ſolcher bekenne doch nur, daß er „Narren und kluge Leute krank mache, und daß er „in den Augen nachdenkender Leute weniger Scheu „habe, als der Henker; und weniger Schamhaftig„keit,

„keit, als die ärgſte Gaſſenhure. Die Ehrloſigkeit „iſt ein ſo ſchmerzliches Uebel, daß die meiſten Leute, „die nur eine etwas erhabene Seele haben, ſelbige „für ärger halten, als den Tod. Diejenigen, in deren „Macht es nicht ſteht, ſich zu rächen, die vergehen „oft vor Betrübniß, und ſcheuen ſich vor ſich ſelbſt: „diejenigen aber, die ſich rächen können, ruhen nicht „eher, bis ſie es gethan haben. Daher will ich „mich in dieſem Blatte bemühen, zu zeigen: wie „gottlos und niederträchtig es ſey, das Frauenzim„mer zu ſchmähen, und wie gefährlich es ſey, ſol„ches mit gelehrten und in Aemtern ſtehenden Män„nern zu wagen, als welche überhaupt der Gegen„ſtand ſolcher Schmähungen geweſen.„

Dieß iſt nun der Eingang zu der ganzen Abhandlung, und wir brechen dabey mit Fleiß ab, um die Leſer ſelbſt begierig zu machen, die ganze Ausführung nach der Länge aufzuſchlagen und nachzuleſen. Man halte auch dasjenige dagegen, was in dem 41ſten Stücke eben dieſes Theils, zur Vertheidigung eines jungen vornehmen Fräuleins geſaget werden, die von dem Unterſucher, als einer alſo genannten londenſchen Wochenſchrift, auf eine muthwillige Art war angegriffen worden. Auf der 209ten S. heißt es: „Bey dieſer Sache betrifft es keine einzel„ne Parten, ſondern ein jeder, der ein tugendhaf„tes Frauenzimmer zur Ehegattinn heſſet, der ſein „Kind vertheidigen, oder ſeine Gattinn ſchützen „will, muß dieſen Schimpf ſo aufnehmen, als wäre „er ihm ſelbſt wiederfahren.“ Und auf der folgenden: „Wofern das Leben ſelbſt nicht ſo ſchätzbar

„und theuer ist, als die Ehre und der gute Ruf; wie „es denn bey Leuten von solchem Stande, als der „Untersucher hier angreift, ordentlich sey soll: so ist „der Untersucher ärger, als ein Mörder. Wir haben „dabey gestanden, und es gelassen angehört, als er „das Unglück eines Tapfern und Unglücklichen ver„größert hat. Wir haben ihn die Angst eines un„glücklichen Menschen vermehren; wir haben ihn die „Asche der Todten mit Füssen treten gesehen: indes„sen hat alles dieses nur das Leben der Großen be„treffen, und nur öffentliche Bedienungen rühren „können; unser privat und häuslicher Nutzen ward „dabey nur von weitem versehret. Aber wenn man „der Ehre des Frauenzimmers die gehörige Hoch„achtung entzieht, so wird alle menschliche Gesell„schaft bestürmet ꝛc. ꝛc.

Wir übergehen nunmehro die Antwort auf ein philosophisches Schreiben eines Unbekannten, welche die Fr. Prof. hier am Schlusse der Vorrede mit eingerücket hat, weil sie zu unsern Absichten nicht gehöret, und melden nur: daß vor jedem Theile ein sehr richtig abgefaßter Inhalt aller Stücke desselben steht, der von einer scharfen Beurtheilungskraft der Uebersetzerinn zeuget, da er weder im Englischen noch im Französischen befindlich ist; bey welchem auch die Namen der Verfasser der meisten Blätter angemerket sind.

Und so könnten wir diesen Auszug beschließen, wenn wir nicht den Einwurf voraus sehen könnten, daß eine solche moralische Schrift, als der Aufseher ist, gar nicht in diesen unsern Büchersaal der schö-

nen

nen Wissenschaften gehöre. Wir würden diesen Vorwurf einräumen müssen, wenn der Aufseher mit nichts, als lauter Sittenlehren angefüllet wäre. Allein er hält in diesem Stücke eben die Art, die von dem Zuschauer schon bekannt ist. Man findet nämlich fast eben so viele Blätter darinnen, die auf die Verbesserung des guten Geschmackes in den freyen Künsten, als die auf die Besserung der Sitten abzielen. Um dieses unsern Lesern zum voraus desto glaublicher zu machen, wollen wir ihnen ein kleines Verzeichniß verschiedener dahin gehörigen Materien mittheilen, die hier abgehandelt worden. So handelt z. E. das 4te Stück von den Zueignungsschriften; das 12te von der Art wie Gedichte beurtheilet werden soll, das 15te von der fließenden Schreibart, und das 16te von den Regeln, die man in Liedern zu beobachten hat; das 21 und 22ste von den Schäfergedichten; das 25ste aber von der historischen Schreibart Verulams. Das 28ste enthält eine Beurtheilung der alten und neuen Schäferdichter: das 30ste dergleichen, von den englischen Schäfergedichten; das 31ste stellt den Unterscheid der alten und neuen Schäferdichter in einer Fabel vor. Das 33ste handelt von dem Trauerspiele Cato, das 36ste von Wortspielen, das 37ste von dem Trauerspiele Othello, das 40ste von der Bauersprache in Schäfergedichten, darinnen wir aber nicht des Aufsehers Meynung sind; das 42ste von der Art Histörchen zu erzählen, das 43ste abermal vom Trauerspiele Cato u. s. w. so vieler Beschämungen der Freygeister, imgleichen artiger Erdichtungen und Träume zu geschweigen. Um nun auch von dieser Art der

Ausführungen den Liebhabern der schönen Wissenschaften ein Muster zu geben, wollen wir aus dem 78sten St. des ersten Theiles, welches von den Heldengedichten handelt, das Recept zu einem Heldengedichte mittheilen; welches den Kennern desto angenehmer seyn wird, da es den berühmten Dichter und Kunstrichter **Pope** zum Verfasser hat.

Ein Recept zu einem Heldengedichte.

Zur Fabel.

„Nimm aus irgend einem alten Schriftsteller, Historienbuche, Romane, oder Legende (Z. E. „Gottfrieds von Monmouth, oder Don Belianis „von Griechenland) solche Stücke der Geschichte, „die den meisten Anlaß zu langen Beschreibungen „geben. Thue diese Stücke zusammen, und menge „alle Begebenheiten, die du dir ersinnst, in eine Erzählung. Alsdann nimm einen Helden, den du „nach dem Klange seines Namens wählen kannst, „und setze ihn mitten unter die Ebentheuer. Da laß „ihn arbeiten, daß zwölf Bücher davon voll werden. „Zu Ende derselben kannst du ihn wieder herausnehmen, nur daß er bereit sey, entweder zu siegen, oder „zu heirathen: denn es ist nöthig, daß der Schluß „eines Heldengedichts glücklich sey.

Eine Zwischenfabel zu machen.

„Nimm eins von den übrig gebliebenen Ebentheuern aus vorigem, darein du auf keine Art deinen Helden bringen kannst; oder nimm sonst eine „glück-

„glückliche Begebenheit, die zum Wegwerfen zu gut „ist. Diese kannst du mit gutem Nutzen einer an„dern Person beylegen: denn es schadet dem ganzen „Gedichte gar nichts, wenn der Leser sich gleich bey „dessen Durchlesung einmal verirret.

Zur Sittenlehre und Allegorie.

„Die kannst du nach diesem bey guter Muße aus „der Fabel ziehen. Siehe aber ja zu, daß du sie „gehörig ausdehnest.

Zu den Sitten.

„Für den Helden nimm die allerbesten Eigen„schaften, die du bey den vortrefflichsten und berühm„testen Helden des Alterthums finden kannst. Wol„len sie sich nicht zusammenschmelzen lassen; so lege „sie alle auf einem Haufen auf deinen Helden. Sie„he aber wohl zu, daß es solche Eigenschaften seyn, „von denen dein Patron gern wollte, daß man sie „ihm beylegte. Um auch allem Misverstande ver„zubeugen, darein die Welt verfallen könnte, so „suche aus dem A. B. C. die großen Buchstaben „aus, die seinen Namen ausmachen, und setze sel„bige an die Spitze einer Zueignungsschrift deines „Heldengedichts. Dem ungeachtet bemerke nicht „eine genaue Größe dieser Tugenden; indem es noch „nicht ausgemacht ist, ob es nothwendig sey, daß „der Held eines Gedichtes ein ehrlicher Mann sey, „oder nicht. Die niedern Characteres nimm aus „dem Homer und Virgil, und verändere die Na„men, wie die Umstände es erfordern.

Zu den Maſchinen.

„Nimm Gottheiten, männliche und weibliche, „ſo viel als du brauchen kannſt. Theile ſie in zween „gleiche Theile, und halte den Jupiter im Mittel. „Laß ihn die Juno ins Gähren bringen, und die „Venus ihn erweichen. Vergiß aber nicht bey aller „Gelegenheit den flüchtigen Mercur zu brauchen. „Brauchſt du Teufel, ſo nimm ſie aus Miltons „verlohrnem Paradieſe, und ziehe deine Geiſter „aus dem Taſſo. Der Nutzen dieſer Maſchinen „iſt ſonnenklar: denn da wohl kein Heldengedicht „ohne dieſelben beſtehen kann, ſo iſt das klügſte, daß „man ſie nur zur dringenden Nothdurft auf bewahre. „Wenn du deinen Helden durch gar kein menſchli„ches Mittel mehr aus einer Noth retten, oder dir „ſelbſt durch deinen eigenen Witz nicht helfen kannſt; „ſo hole den Himmel herbey, und die Götter werden „dir gar bald aushelfen. Dieſes iſt nach der Vor„ſchrift des Horaz in ſeiner Anweiſung zur Dicht„kunſt.

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice *Nodus*
Inciderit. - - -

„Das heißt, ein Dichter ſoll niemals die Göt„ter zum Beyſtande rufen, als wenn er in gro„ſſer Angſt iſt.

Zu den Beſchreibungen.

Zu einem Sturme.

„Nimm den Eurus, Zephir, Auſter und Bo„reas, und wirf ſie alle in einen Vers. Hier„zu

„zu thun Regen, Bliz, und vom lauteſten Donner,
„den du kriegen kannſt, quantum ſatis. Menge die
„Wolken und Waſſerwogen gut unter einander, und
„trübe deine Beſchreibung hier und da mit Triebſand,
„Braue das Ungewitter wohl in deinem Kopfe, ehe
„du es anfangen läßeſt zu ſtürmen.

Zu einer Schlacht.

„Klaube eine groſſe Menge Bilder und Beſchrei-
„bungen aus Homers Ilias, und ein oder zwey
„Gewürze aus dem Virgil: und behältſt du etwas
„überley, ſo kannſt du es zu einem Scharmüzel bey
„Seite legen. Würze alles wohl mit Gleichniſſen;
„du wirſt eine vortreffliche Schlacht haben!

Zu einer brennenden Stadt.

„Brauchſt du nothwendig eine ſolche Beſchrei-
„bung, indem freylich im Virgil eine ſteht; ſo
„haſt du das alte Troja brennend bey der Hand.
„Fürchteſt du aber, man möchte dieß für geſtohlen
„halten: ſo werden ein oder zwey Capitel, aus Burneis
„Theorie von Verbrennung der Welt, wohl be-
„ſchrieben und in Verſe gebracht, ein gutes Succeda-
„neum ſeyn.

„Was die Gleichniſſe und Metaphoren be-
„trifft, ſo kannſt du ſie überall in der Schöpfung
„finden. Der Allerdümmſte kann ſie ſammlen; aber
„die Gefahr iſt, wie man ſie brauche. Hierüber be-
„rede dich mit deinem Verleger.

Zur Sprache.

„(Ich meyne die Schreibart) hier wirst du „wohl thun, daß du dem Milton nachahmest: „denn du wirst es viel leichter finden, ihm hierinnen „nachzuahmen, als in irgend einem andern Stücke. „Ebräische und griechische Redensarten kannst „du bey ihm finden, ohne daß du die Mühe brauchst „diese Sprachen zu lernen. Ich kenne einen Maler, „der gleich unserm Dichter, kein Naturell hatte, und „dessen Geschmiere für Originale gehalten wurden, „weil er sie in den Rauch stellte. So kannst auch „du deinem Stücke das ehrwürdige Ansehen des Al„terthums geben, wenn du es hier und da mit al„tem Englisch verfinsterst. Und hieran kann dirs „bey keiner Gelegenheit fehlen; du darfst nur das „Wörterbuch nachschlagen, welches gemeiniglich zu „Ende des Chaucers gedruckt wird.

„Ich darf nicht schliessen, ohne daß ich alle Dich„ter sonder Naturell, in einem Puncte warne; näm„lich daß sie sich nur ja niemals fürchten sollen, daß „ihre Werke gar zu feurig werden möchten: ich „ermahne sie vielmehr, ihre hitzigsten Gedanken zu „nehmen, und sie auf ihre Blätter auszuschütten; „denn man hat angemerkt, daß sie erkalten, ehe sie „noch gelesen werden.“

Eben dergleichen artige Stücke kommen auch im II. Bande vor, ohngeachtet wir zu Ersparung des Raumes sie so ausführlich nicht namhaft machen wollen. Indessen werden das 86ste, 88ste und 95ste

das

das 103te, 110te, 115te, 117te, 119te und 122ste einen jeden vergnügen; zumal diese letztern, darinn der Verfasser aus des Strada Prolusionen eine sehr sinnreiche Vorstellung, von dem Character der vornehmsten alten Heldengedichte der Lateiner, gemacht hat. Kurz das ganze Werk wird so wohl dem schönen Geschlechte und jungen Leuten, die zum Zeitvertreibe lesen; als ernsthaften und gesetzten Männern, die angenehmste Unterhaltung darbiethen.

* *

VI.

Historische Erläuterung des bekannten Problematis, ob unter der Regierung Kaiser Friedrichs des II. glorw. Andenk. auf dem großen Reichstage zu Maynz, im Jahre Chr. 1235. den 3 Aug. der Reichsabschied zum allererstenmale in deutscher Sprache abgefaßt und publicirt worden sey; und ob folgends dieser merkwürdige Reichsschluß vor kurzer Zeit, im Jahre Chr. 1735. ein feyerliches Andenken, und Begehung seines fünfhundertjährigen Alters, von obgedachter Epocha oder Denkzeit an, gerechnet, zur Ehre unsrer deutschen Sprache verdienet hätte? entworfen, und mit einigen historischen Anmerkungen ans Licht gestellet, von Friedr. Jacob Beyschlag,

Pfarr. zum H. G. in des Heil. R. R. Stadt Hall in Schwaben. Nürnb. bey Rönnageln 1737. in fol. 68 S.

Da die deutsche Sprache nicht nur diejenige ist, welche unter allen heutigen lebendigen Sprachen die ältesten Schriften und Denkmäler aufzuweisen hat: so ist sie zweifelsohne auch zuerst in öffentlichen Canzleyen großer Herren gebraucht worden, als man sich in den übrigen mittäglichen und abendländischen Reichen noch überall eines barbarischen Lateins bedienete. Diesen unstreitigen Vorzug derselben gestehen ihr auch die Ausländer zu; und derselbe ist dem gelehrten Herrn Verfasser itzt gemeldeter Schrift so wichtig vorgekommen, daß er das älteste deutsche Reichsgutachten einer genauern Untersuchung gewürdiget hat.

Die Ueberschrift derselben ist so deutlich und ausführlich gerathen, daß er es nicht für nöthig gehalten, sich in der Vorrede weitläuftiger zu erklären: zumal da die Sache selbst auch so beschaffen ist, daß sie die Begierde der deutschgesinnten Leser schon reizen kann, diese Bogen ganz durchzulesen. Er meldet nur die Gelegenheit, die ihn dazu veranlasset, fast mit folgenden Worten: Es habe sich 1736. gefügt, daß in den Schurzfleischischen Briefen, die 1700. ans Licht getreten, ihm die XXIII. Epistel vor die Augen gekommen, darinn er seinem Mäcenas, Heinrich von Friesen, über ein paar Puncte seine Meynung eröffnet. Der erste betrifft die Streitigkeit, wegen der allerersten Reichssatzung in deutscher Sprache,

davon

davon er geglaubt, daß ſie 1236. unter Friederich dem II. zu Maynz abgefaſſet worden. Wie er aber dieſen Punct nicht für ganz gewiß ausgeben will, alſo hält er dafür, es könne mit keinem tüchtigen Zeugniſſe bewieſen werden, daß Kaiſ. Rudolph der I. von Habsburg, ein Edict ausgehen laſſen, daß man ſich bey Abfaſſung der Reichsſatzungen ꝛc. keiner andern, als der deutſchen Sprache bedienen ſolle.

Es iſt alſo ſein Vorſatz nach verfloſſenen 500 Jahren, von dem 1235. (nicht 1236. wie Schurzfleiſch will) gehaltenen Reichstage zu Mainz, einige Anmerkungen über dieſen Brief zu machen, und die angeführten Stellen aus vielen hiſtoriſchen Büchern denen zu gut zuſammen zu tragen, die ſolche nicht gleich bey der Hand haben möchten.

Nun folgt die Schrift ſelbſt mit der Ueberſchrift: Epocha linguae germanicae in conſtitutionibus Imperii publicis; oder hiſtoriſche Erläuterung der Epochae des allererſten deutſchen Reichsabſchieds. Den Eingang dazu macht Hr. Beyſchlag mit dem Lobe der Gotwichſchen Chronik, welche unter Carls des VI. Regierung ans Licht getreten, und demſelben zugeſchrieben worden. In des I Tomi 1 B. auf der 70ſten S. werden darinnen drey deutſche Kayſer, als Carl der groſſe, Rudolph der I. und Maximilian der I. als ſolche Herren gelobt, die ſich um die deutſche Litteratur ſehr verdient gemacht; wobey Hr. Lic. von Seelen, Hr. Prof. Köler, und Hr. D. Heumann angeführt werden, die von Carls des großen Gelehrſamkeit gelehrte Beweiſe gegeben haben. ꝛc.

Im

Im 2 §. kömmt der Herr Verfaſſer auf die Verdienſte der ſchwäbiſchen Kaiſer, ſonderlich Friederichs des I. und des II. um die deutſche Sprache. Er meynt, daß das Lob der Liebe zur Gelehrſamkeit, den Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte faſt allgemein geweſen; außer daß von Conraden dem III. widrige Zeugniſſe vorhanden ſind: wovon die Beweiſe allemal beygebracht werden. Kaiſer Friederich der III. iſt ſonderlich ein Muſenpatron geweſen, und hat die wieneriſche Univerſität geſtiftet; wie ein davon angeführtes Diploma zeiget, davon wir den Anfang herſetzen wollen:

Das iſt Reyſer Friedrichs (II.) von Rom und zvv Jeruſalem Kunig und zvv Sycily hantveſt.

In dem Namen der Heiligen und ungeteilten drivaltigkayt Wir Fridrich von gots gnaden Römiſcher Reyſer zvv allen Zeiten ein Merer des Reichs Und Kunig zvv Jeruſalem und zvv Sicili Römiſch Reich das geſatzt iſt zvv einem Scherm des glauben und zvv einer Ordnung und Nodlung alles volckes von des obriſten Kuniges ſun der himliſche und Jrdiſche ordent und modelent und beſchaffet die Reich und beveſtent die Reyſerthumb mit der gab der obriſten ſpeiſung das hat kraft und gewalt ſeiner wirdigkeyt empfangen von der göttlichen ausgebung das es ſein underthanes volck heppe und haie in Reichthum des frids und gwiſt der gerechtigkait ꝛc.)

welches

welches ganze Document Hr. geh. R. Moser in seiner Bibliotheca Manuscriptorum maxime anecdotorum p. 15. ganz eingerücket hat. Es ist aber diese Stiftung der Wiener hohen Schule 1237. geschehen; wie Hr. D. Kuchelbecker in seinen Nachrichten von Wien angemerket hat. Es ist bey Goldasten in der Sammlung, die er Reichshandlungen betitelt hat, noch eine andere altdeutsche Satzung von 1240. zu finden; die den Titel führet: Keyser Friederichs des Andern Antwortung van dem Keyserdom ind van dem hilligen Roemschen Rych, dat eyn ind bouen all syn sal. Sie hebt so an: Dye Keyserliche gebiedende Gewalt ind die Könignkliche Mogenheit is niet alleyn vpkommen durch die Nature dem geineynen Nutz zo goide mer ouch durch vnsern Heren Jhesum Cristum Gods Sone in des Hant stain alle Ryche der Weelt, als he dat mit worden ind mit Wercken bewysthait. ꝛc. ꝛc.

Hr. Beyschlag muthmaßet ganz recht, daß dieses eine gleichzeitige Uebersetzung einer lateinischen Urschrift sey. Wir merken dabey nur an, daß diese Uebersetzung unmöglich in Schwaben oder Oesterreich, sondern nothwendig in Sachsen gemacht worden seyn müsse; weil sie ganz plattdeutsch klingt, und von der hantveste Schreibart himmelweit unterschieden ist. Es ist auch in dem letzten Worte bewysthait, entweder ein Schreib- oder Druckfehler vorgegangen, indem es unstreitig heißen muß bewyst hat; das ist, bewiesen hat.

Im

Im dritten §. kömmt er nun auf den 1235. zu Maynz ausgeſchriebenen Reichstag, wovon der Mönch Godefried zu Colln, ein bewährter Geſchichtſchreiber des XIII. Jahrhunderts, bey gedachtem Jahre folgender geſtalt ſchreibt: Curia celeberrima in aſſumptione Beatae Mariae apud Maguntiam indicitur, ubi fere omnibus Principibus regni Teutonici convenientibus pax juratur, vetera jura ſtabiliuntur, nova ſtatuuntur, et *Teutonico ſermone*, in membrana ſcripta, omnibus publicantur.

Ohne Zweifel werden unſre Leſer begierig ſeyn, etwas von dieſer ſo merkwürdigen Reichsſatzung zu ſehen: und wir wollen ihre Neubegier durch den Anfang derſelben zu ſtillen ſuchen, ſo wie ſie uns von Goldaſten am obenangezogenen Orte aufbehalten worden.

Keyſer Friderichs deß Andern Recht,

Geſetzt und beſtätiget mit der Fürſten Rade, und mit andern großen Herrn und Wyſen zu dem großen Hoff zu Maugantze und geſchahe nach unſers Herrn Chriſti geburd, zwelff hundert und ſechs und dryſſig jare, zu Sand Marien im dritten Augſte.

CAP. I. Da ein Son kriegt mit ſym Vatter.

Wir ſetzen und gebieten by des Richs Hulden und von unſerm Keyſerlichen Gewalt, und mit der Fürſten rad, und andern des Richs hulden und getruwen. Welcher Son ſym Vatter

Vatter von synen burgen, oder von andern syne gute verstosset, oder entphrymmet, oder raubt, oder zu sines Vatter finden sich macht mit eyden oder mit trumen, daz es uff synes Vatters ere geet, oder vff sin verderpnysse: bezeuget yne deß sin Vatter zu den heiligen für syne Richter mit zweyn Sempermannen, dy nymant mit rechte verwerffen mag, der sone soll sin vrteylt eygens und lehens und farens guts ewiglichen, daß er von Vatter vnd von Mutter erben solt, also daß yme der Richter nach Vatter nymer wider gehelffen mag; daß er keyne recht zu dem gutte nimmer gewynnen möge. ꝛc.

Dieses mag zu einer Probe dieses alten ehrwürdigen Reichsgesetzes genug seyn; welches bey uns Deutschen die Stelle der römischen zwölf Tafeln vertreten kann: aber nach Verlauf einer so langen Zeit uns noch viel verständlicher ist, als den Römern um Ciceros Zeiten, die Gesetze ihrer Zehnmänner gewesen. Es sind aber der sämmtlichen Capitel dieses Reichsabschiedes in allem XXVII, und machen zwey volle Folioblätter, mit ziemlich dichter Schrift aus; und er wäre schon werth, daß er mit andern solchen Ueberbleibseln dieses Jahrhunderts, dazu uns der gelehrte Hr. Pastor Brucker in Augspurg, in den critischen Beyträgen Hoffnung gemacht hat, mit Erklärungen und Anmerkungen über die alten Wörter ans Licht gestellet würde. Wir thun bey dieser Gelegenheit mit gutem Bedachte öffentliche Anregung, um diesen berühmten Mann zu Erfüllung seines Versprechens

sprechens zu bewegen; ersuchen ihn auch, alle dergleichen Urkunden, die in Goldasten und sonst, von diesem, und dem folgenden Jahrhunderte anzutreffen seyn möchten, als eine Fortsetzung des Schilterischen Thesauri, zusammen zu nehmen, und den Deutschen zur Ehre baldigst ans Licht zu stellen.

Nunmehro kömmt Hr. Beyschlag auf die drey Hauptfragen, die bey dieser alten Urkunde vorgefallen:

I. Was von Godefrieds Zeugnisse, von diesem deutschen Reichsabschiede zu halten sey?

II. Ob man aus dessen Worten sicher schliessen könne, daß damals die allererste deutsche Reichssatzung in deutscher Sprache abgefaßet, und öffentlich verkündiget worden?

III. Ob die aus Goldasten abgedruckte Constitutio Fridericiana ein authentisches Monument der deutschen Sprache sey, das nunmehro ein 500jähriges Alter erreichet, und ein feyerliches Andenken zur Ehre der deutschen Sprache verdienet hätte?

Bey der ersten Frage fällt der Zweifel vor, wie es doch zugehe, daß andre zeitverwandte Schriftsteller, als Albrecht von Stade, die Ellwangische Chronik, imgleichem Alberich, und Engelhaus in ihren Chroniken, gar mit keiner Sylbe davon gedenken; ob sie gleich diesen Maynzischen Reichstag ausführlich beschrieben haben. Der Hr. Beyschlag aber begegnet diesem Zweifel, durch eine artige Stelle des Herrn D. Heumanns: Habent sua ἅπαξ λεγομενα Grammatici; habent et Historici ἅπαξ λεγομενα, quae non debent pro fabulis reiici,

reiici, niſi aliis de cauſis ſuſpecta ſit narrantis fides; vel narratio ipſa unum alterumve contineat falſi indicium. Hierauf gründet nun der Herr Verfaſſer ſein Urtheil von des Mönchs Godefrids Stelle. Denn nachdem er ſie geprüft, ob ſie richtig, und nicht untergeſchoben, oder verfälſcht ſey; wobey ſich aber gar kein Verdacht äußern will, da auch die gelehrteſten und in der hiſtoriſchen Critike erfahrenſten Männer, Freher und Struv, keine Spur einiger Verfälſchung dabey wahrgenommen: ſo ſchließt er billig, daß man keine Urſache habe an der Richtigkeit dieſes Zeugniſſes zu zweifeln.

Was die zweyte Frage betrifft, ſo iſt ſelbige etwas gröſſern Schwierigkeiten unterworfen. Es iſt nämlich nicht zu leugnen, daß nicht ſeit Kaiſer Rudolphs Zeiten auch bey Reichstagen und Kirchenverſammlungen von einigen Kaiſern die deutſche Sprache gebrauchet worden; wie denn ſolches Hecht (in Germ. ſacra et Litter.) theils vom Kaiſer Otto dem großen, theils von Friedrich dem I. dargethan. Allein es iſt nur die Frage, ob auch ein ſchriftliches Reichsgeſetz im deutſchen abgefaſſet worden: und da iſt es gewiß, aus dem Zeugniſſe des Mönchs Godefrieds überaus klar, daß er die Worte, teutonico ſermone, in deutſcher Sprache, mit großem Bedachte, und in der Abſicht geſchrieben, daß man dieſen Reichsabſchied für das allererſte deutſche Reichsgeſetz anſehen und halten ſolle. Hieben führt der Hr. Verfaſſer eine ſchöne Stelle aus Lyſkern, de idiomate imperiali an, der gleiche Meynung davon gehegt hat. Ja er beſtätigt dieſe Meynung durch

den Beyfall ſehr vieler der gelehrteſten Männer, aus dem XVI. XVII. und XVIII. Jahrhunderte.

Es iſt ſchade, daß der gelehrte Herr Beyſchlag uns ſeine Gedanken und Unterſuchungen von der III. Frage nicht auch bey dieſer Gelegenheit mittheilen wollen. Denn nachdem er obiges der Länge nach ausgeführt, ſo beſchließt er auf der 32ſten S. mit folgenden Worten: **Was im übrigen den §. 13. berührten III. Punct von der beym Goldaſt befindlichen** Conſtitutione Fridericiana **anbelangt, ſo ſoll davon bey nächſt künftiger Gelegenheit g. G. ausführlich gehandelt werden.**

Auf dieſen erſten Theil gegenwärtigen Werkchens folgt nunmehr der zweyte, der den Titel führt: Collectio Epiſtolarum de Epocha Linguae Germanicae in Conſtitutionibus Imperii Publicis, et uſu eiusdem ſermonis publico medii aevi, aliisque argumentis connexis agentium, in quibus etiam imprimis de Conſtitutione valde commemorabili FRIDERICI II. Imper. Moguntina 1235, quam primam omnium Imperii Sanctionum publicarum, vernacula Lingua editarum, plerique putant, Obſeruationes occurrunt, in nuperam Friderici conſtit. memoriam quinque-ſaecularem, Collectionem hanc epiſtolicam data opera inſtituit, et proxime a ſe editae dilucidationi Hiſtoricae, notiſſimi Problematis de iſta Conſtitutione, loco mantiſſae attexuit, *Frid. Beyſchlagius*, Paſtor ad Spir. S. Halae Suev. Norimbergae apud Endteri filiam Mayriam, 1737.

Dieſe ausführliche Aufſchrift zeigt zur Gnüge den Inhalt dieſer Sammlung von Briefen. Die

Vor-

Vorrede aber belehrt uns noch deutlicher, daß der Herr Verfasser vier Monate nach der ans Licht gestellten obigen Schrift, der gelehrten Welt, diesen Briefwechsel mittheilen, und sich zugleich entschuldigen wollen, warum er die Beantwortung der dritten Frage noch schuldig geblieben. Er sagt nämlich, er habe zeitig gemerket, er würde dieselbe nicht eher geben können, bis er die venetianische Ausgabe von der güldenen Bulle, und einiger andern Reichssatzungen, darunter auch die obige befindlich wäre, gesehen hätte. Selbige soll 1476 beym Jenson herausgekommen seyn, wie ihm solches der hochw. Abt zu Gotwich, Gottfried von Bessel im II. und III. Briefe dieser Sammlung berichtet hat. An deren Stelle aber, weil sie schwer zu finden seyn möchte, könnte auch die Augspurgische Ausgabe von demselben Jahre dienen; dafern vielleicht selbige ein Nachdruck von jener, oder umgekehrt, jene von dieser seyn sollte. Um die Uebersendung dieser beyden Ausgaben nun ersuchet Herr Beyschlag die Liebhaber von Büchern, oder Aufseher grosser Bibliotheken; und verspricht es mit Danke zu erkennen. Von der Baseler Ausgabe von 1577. hat ihm der berühmte Wolfenbüttelsche Bibliothekar, Hr. Hofrath Burkhard, in Ansehung dieser Constitution Nachricht gegeben. Uebrigens hat ihm Hr. D. Senkenberg seine Meynung von dieser Sache dahin eröffnet: daß dieser deutsche Reichsabschied weder feyerlich zu Papier gebracht, noch öffentlich bekannt gemacht worden; sondern wie es vielen Reichsschlüssen dieser Art ergangen, nur den Fürsten und Richtern zur Regel gedienet, und zu den

Acten (in Regeſtis) geleget worden. Denn das Volk wäre damals insgemein ſchlechterdings an den Richter gewieſen worden, und hätte von ihm hören müſſen, was zu thun und zu laſſen ſey. Uebrigens verſpricht der Herr Verfaſſer noch eine Fortſetzung dieſer Sammlung mitzutheilen; und wir wünſchen, daß ſolche, dafern ſie noch nicht erſchienen iſt, bald erſcheinen möge.

Das I. Schreiben iſt von dem Herrn Beyſchlag an den Abt zu Gotwich, Gottfried von Beſſel, und hält vier Fragen, die dieſe Materie betreffen, in ſich. Die erſte betrifft Schurzfleiſchen; die andere iſt, wo Goldaſt die obige Reichsſatzung hergenommen haben mag? die dritte: ob man ſich auf dieſer beyden Kunſtrichter Anſehen verlaſſen könne, auf des einzigen Godefrids Zeugniß zu glauben, daß dieſer Reichsabſchied wirklich deutſch abgefaſſet worden? die vierte, ob nicht auch Petrus de Vineis, bey aller übrigen Geſchichtſchreiber Stillſchweigen, etwas davon gedacht habe? Beyläufig fragt er ihn, was ihm, als einem deutſchen Mabillon, von der Schreibart dieſer Urkunde dünke, und ob ſie ihm wohl aus dieſem XIIIten Jahrhunderte zu ſeyn ſcheine? Endlich fünftens verlangt er von ihm zu wiſſen, ob man daraus, daß gedachtes Reichsgeſetz in dem maynziſchen Archive nicht vorhanden iſt, ſicher ſchließen könne, daß obiger Reichsabſchied Friedrichs des II. nicht 1235. gemacht worden?

Hierauf antwortet nun dieſer gelehrte Abt, auf die Hauptfrage, daß gedachte Urkunde nicht die älteſte deutſche Urkunde ſey; und das zwar aus vier Urſachen

chen. 1) Weil ſchon unter den Carolingiſchen Kaiſern die Capitula Imperatorum, ſonderlich unter Ludovico Pio, 823 in der gemeinen Sprache vorgetragen worden. 2) weil der Theilungsvergleich unter Ludewig dem deutſchen Könige, und Carln dem kahlen, Könige in Frankreich, 842. in beyder Reiche Mutterſprache geſchrieben worden. 3) Weil bald darnach 847. befohlen worden, die Predigten entweder in der lateiniſchen Bauerſprache, oder in deutſcher Sprache verzutragen, damit der gemeine Mann ſie verſtehen könne. 4) Weil auch aus dem Coblenziſchen Vertrage, und den Eiden, die obgedachte beyde Brüder 860. einander deutſch geleiſtet, ſattſam erhellet, daß ſchon damals die öffentlichen Geſchäffte in unſrer Mutterſprache abgehandelt worden.

Es hält alſo dieſer gelehrte Abt mit Schiltern dafür, es ſey das, was 1235. zu Maynz geſchehen, nichts neues geweſen; doch ſo, daß, erſtlich auf dem Reichstage die Stimmen der Stände (die auſſer den Geiſtlichen, mehrentheils kein Latein verſtanden) deutſch gegeben, der Schluß von dem Erzkanzler lateiniſch abgefaſſet, aber von jedem Reichsſtande ſeinen Landſchaften deutſch ausgeſchrieben worden. Doch lenkt er endlich ein, und geſteht, daß im XII. und XIII. Jahrhunderte wirklich ſchon einige Reichsſchlüſſe in deutſcher Sprache gegeben, im XIVten ganz gemein geworden, im XVten aber ganz überhand genommen haben. Es gelte auch der Schluß, von dem Mangel ſolcher Schriften in den Archiven, auf die Falſchheit ſolcher alten Nachrichten gar nicht;

zumal da man auch noch lange nicht alle Archive deutscher Fürsten durchsuchet hätte.

Wir übergehen viele andre schöne Sachen, die von dergleichen Materien aus der innersten Kenntniß deutscher Alterthümer angeführet worden. Herr Beyschlag hat ihm darauf geantwortet, und ist abermal mit einer Antwort beehret worden, darinn er ihm zwey deutsche alte Diplomata, das I. von Kaiser Heinrichen, welches er 1009. zu Merseburg, gegeben, das II. von König Ottokarn aus Böhmen vom 1269 Jahre, deren erstes unstreitig älter ist, als das obige von 1235: wiewohl er anmerket und gesteht, daß beyde nur Uebersetzungen wären, deren lateinische Originale noch vorhanden sind.

Von den übrigen Briefen müssen wir der Kürze wegen schweigen, wollen aber dem geneigten Leser das Werckchen selbst nachzulesen bestens angerathen haben.

* *

VII.

Fortsetzung der Leben der berühmten Maler, die bey Haiden in Kupfer zu haben sind.

IV.

Georg Philipp Rugendas, hatte die, schon von zwey hundert Jahren her, der Maler-Zeichnungs- und Kupferstecher-Kunst wegen, berühmte Reichsstadt Augspurg zur Vaterstadt, wo er 1666. gebohren worden. Seine natürliche Neigung zum Malen

len wurde durch einen geschickten Lehrmeister wohl angeführt, und er in den Stand gestellet, nach Italien gehen zu können. So stille und gelaßen sein ganzes äußerliches Wesen war, so hatte er doch eine besondere Neigung und Lust zu Feldschlachten und Pferdestücken. In derselbigen wurde er sehr gestärkt, da er Gelegenheit bekam, von dem berühmten Meister Burgognon dergleichen Gemählde zu sehen, und sie nachzuahmen. Er war auch überaus glücklich in diesem Vorhaben, denn seine Geschicklichkeit in dieser Art der Zeichnung nahm so zu, daß er in Italien und hernach in Deutschland den größten Künstlern zur Bewunderung wurde, indem er in der Proportion und Festigkeit der Zeichnung vor Burgognen einen Vorzug hatte: daher auch seine Bataillenstücke mit vieler Sorgfalt gesuchet und aufbehalten werden. Seine Malereyen haben eine treffliche Haltung und Entfernung, er war im Zusammensetzen voll reichen Witzes, und hatte eine saftige und annehmliche Colorit, die dabey sehr natürlich war, daher sich seine Manier Feldschlachten zu malen, von andern sehr unterscheidet, und hervorsticht. Er starb im 1741sten Jahre.

V. Franciscus Solimena, ist ein vortrefflicher und berühmter Historienmaler, gebohren zu Nocera di Pagani, im Neapolitanischen 1657. Es zeigte sich bey ihm gar zeitlich etwas besonders und edles in der Malerkunst, welches ihm die Hochachtung vieler Cardinäle und Prälaten zuwege brachte. Und das war ihm auch ein Sporn, seine Kräfte zu verdoppeln, welches ihm so glückete, daß er bey seiner ganz eigenen Manier zu malen, und dem fremden Geschmacke, den er sich erwählet,

ob er ſichgleich die römiſche und neapolitan. Schule zum Grunde geleget, dennoch eine beſondere Hochachtung aller Kenner der Kunſt erhalten. Er iſt in ſeiner Manier zu malen ſo feſt und eigen, daß man einen großen Meiſter alſobald daraus erkennet, und ſeine Stücke von allen andern unterſchieden werden können. Daher wurden ſie auch ſo geſuchet, daß er den wenigſten damit dienen konnte, u. ſie ſind ihm ſo theuer bezahlet worden, daß er zu einem großen Vermögen gelanget iſt. Da er nun unverheirathet war, ſo erkaufte er ſich ein Marquiſat, u. da er groſſe Luſt u. viel Geſchmack am bauen hatte, ſo verwendete er ſein meiſtes Vermögen zu demſelbigen.

* *

VIII.

Neue Schriften.

I.

Bau-Anſchlag, oder richtige Anweiſung, wie alle Bau-Materialien, deren Koſten und die übrigen Baukoſten ausfindig zu machen, von Joh. Friedr. Penthern, K. Gr. Br. Rathe, Prof. zu Göttingen, und Ober-Bau-Inſpectorn. Augſpurg, in Verlag Johann Andreas Pfeffels, Kaiſerl. Hof-Kupferſtechers, fol. 2 alph. 5 Bog. 16 Bogen Kupfer.

II. Eben deſſelben Anleitung zur bürgerlichen Baukunſt, erſter Theil, enthaltend ein Lexicon Architectonicum, oder Erklärungen der üblichſten Kunſtwörter der Baukunſt, wie auch der ſchweren Vitru-

Vitruvianiſchen Wörter. Augſp. bey eben demſelben, fol. 1 alph. 18 Bog. 28 Bog. Kupf.

III. Eben des Werkes zweyter Theil, worinnen durch zwanzig Beyſpiele gewieſen wird, die Erfindungen von allerhand Wohngebäuden zu machen, Haupt-Grund und Aufriſſe orthographiſch und perſpectiviſch vorzuſtellen, und darnach wirklich aufzuführen, jedoch noch ohne Säulen-Ordnung; ibid. 1745. fol. 2 alph. 3 B. 70 Bog. Kupfer.

IV. Verzeichniß einiger veralteten, oder unbekannt gewordnen deutſchen Wörter, welche in denen Lüneburgiſchen Landes-Conſtitutionen vorkommen, nebſt deren muthmaßlichen Erklärung. Der gelehrte Hr. Paſtor Lemker bey Lüneburg, hat bey einer neuen Ausgabe der Lüneburgiſchen Landesgeſetze, darüber ihm die Aufſicht aufgetragen worden, verſchiedene alte Wörter bemerket, die nicht einem jeden Leſer bekannt und verſtändlich ſind. Daher hat er ſeinen Fleiß nicht rühmlicher anwenden können, als wenn er dieſelben in einem Anhange dazu erklärete. Er hat dieſes mit vieler Geſchicklichkeit gethan, und es wäre gut, daß dieſes kleine Gloſſarium, auch beſonders häufiger zu haben wäre. Es beträgt 7 bis 8 Bogen in 4.

V. Hr. Friederich Gedicke, Guarniſon und Veſtungsprediger zu Spandow, der ſich ſchon durch die Ueberſetzung der **Marolliſchen Gedanken von der Vorſehung**, und durch die Decadem Epiſtolarum ſelectiſſimarum Leibnitii, Schurzfleiſchii, Thomaſii, Schilteri, Sebaſt. Schmidii, Iobi Ludolfi, Ioh. Buxtorfii, Clodii et Molani, die er aus den

eigenen Handschriften derselben, als einen Vorbothen einer grössern Sammlung davon, die er aus des sel. Hrn. Probsts Gedicke hinterlassenem Vorrathe, ans Licht stellen will, bey der gelehrten Welt bekannt gemacht, ist auch Willens, eine Uebersetzung französischer Predigten herauszugeben. Der Verfasser derselben ist gewesen Heinrich Chatelain, ehmaliger berühmter Pastor zu Amsterdam; und seine geistliche Reden sind nur im vorigen Jahre ans Licht getreten. Sie sind auch sogleich mit solchem Beyfalle aufgenommen worden, daß man bereits auf eine neue Auflage derselben bedacht ist. Da nun bisher die Uebersetzungen verschiedener französischen Predigten sehr wohl bey uns aufgenommen worden: so ist der Hr. Past. Gedicke schlüßig worden, auch hiervon seinen Landesleuten eine Verdeutschung zu liefern. Er hat zu dem Ende eine Nachricht und Probe von seiner Arbeit drucken lassen, in Hoffnung, daß sich bald ein erkenntlicher Verleger dazu finden werde. Nach der Probe selbst zu urtheilen, können wir nicht anders sagen, als daß so wohl des französischen Urhebers Art zu denken, als die Schreibart des Hrn. Uebersetzers sehr zu loben ist: und dafern der letztere bey dieser erwählten Art zu schreiben bleibt, so wird er gewiß noch mehr Beyfall damit finden, als mit den Marollischen Gedanken, denen wir übrigens ihren Werth nicht absprechen wollen. Um unsere Leser und die Verleger selbst begierig darnach zu machen, dörfen wir nur die Probe selbst mittheilen, die ihnen sattsam zeigen wird, wie edel und geistreich der Verfasser derselben sich auf der Kanzel

auszu-

auszudrücken gewußt. Nur die Rechtſchreibung könnte hin und wieder noch wohl einſtimmiger und grundrichtiger ſeyn, als wir ſie bemerket haben, weswegen wir ſie auch hier nicht beybehalten haben. So lautet die Probe:

Erſte Rede
Von den unergründlichen Tiefen der Wege Gottes.

Text Hiob 26, 14.

Siehe! alſo gehet ſein Thun, aber davon haben wir ein gering Wörtlein vernommen.

Stolz und Hoffart ſind dem verderbten Menſchen bereits natürlich, und die geringſten Vortheile dieſes Lebens ſchmeicheln ſeiner verblendeten Eigenliebe. Hohe Titel, anſehnliche Ehrenſtellen, wohlberittene Pferde, eine Menge glänzender Bedienten, und alle Vorrechte des Reichthums ſind nichts anders, als ein Futter ſeines hochmüthigen Herzens und erhalten das verborgene Feuer der bethörten Selbſtliebe in beſtändiger Glut. Allein kaum iſt etwas, ſo ihn in ſeinen Augen mehr erhöhet und die vermeſſenſten Gedanken von ſich ſelbſt einflößt, als Kunſt und Wiſſenſchaft, und er iſt leider nur oft der letzte, der ſolches ſelbſt zu ſpät wahrnimmt. Zu allen Zeiten hat man Stolz und Eigenſinn den Gelehrten, als ihnen inſonderheit eigne Laſter vorgeworfen, und die Erfahrung hat gewieſen, wie wenig ſie Antwort und Widerſpruch von andern dulden können. Es iſt wahr, meine Brüder, ein gelehrter und aufgeweckter

weckter Kopf macht billig die Gesellschaften der Menschen schätzbar und angenehm, und versüsset oft die beschwerlichste Einsamkeit. Wäre auch Hoffart und Eigensinn ja auf einige Art an Sterblichen zu ertragen, wie wir doch nicht einräumen; so möchte es noch am ersten bey denen nachgesehen werden, die doch durch die trefflichste Einsicht, seltensten Gedanken und grösten Verdienste ihren Namen groß machen, und dessen Gedächtniß bey der Nachwelt rühmlichst verewigen. Allein, was ist dem allen ohnerachtet der gründlichste Gottesgelehrte, der scharfsinnigste Philosoph, und der in Gesetzen und Gewohnheiten geübteste Rechtsgelehrte? Sinds nicht Menschen, die eine unendliche Menge von Sachen wissen, die dem einfältigen Pöbel verdeckt bleiben; Menschen, die von Gott und seinen erhabensten Werken, von den weisen Wegen seiner Vorsicht, von den Kräften der Natur, und von den Pflichten der Regenten und Unterthanen richtiger denken und sprechen, als jener mit Unwissenheit und Vorurtheil kämpfende Haufe? Allein lasset nur diese grossen Männer Zeit und Stunden zusammen rechnen, und Mühe und Fleiß erwegen, so ihnen die Eroberung der edelsten Schätze der Wahrheit gekostet; lasset sie das, was sie noch nicht wissen und lernen sollen, mit dem, so sie bereits wissen, sorgfältig abwiegen: werden sich nicht ihre höchste Gedanken bald herunter setzen, werden sie nicht selbst alsdann ihre Unwissenheit empfindlich fühlen müssen? Werden sie nicht gern gestehen, daß ihre Begriffe oft noch dunkel und unvollständig, ihre Einsichten zweifelhaft, ihre Meynungen betrieglich,

ihre

ihre Erkenntniß ungewiß, und ihr gröstes Wissen dennoch Stückwerk bleibe, so lange sie allhier das Land der Unvollkommenheit bauen? Werden sie nicht allenthalben Ursache finden, sich vor dem erhabensten Throne dessen zu erniedrigen, der alles, auch die Tiefen der Gottheit forschet, und Zunge und Mund vor dem willigst in den Staub zu stecken, der auch den Staub am Meere und die kleinsten Stäublein zählet. Sollten sie nicht hier dem heiligen Hiob mit Recht die Worte abborgen: **Siehe! also gehet sein Thun, aber davon haben wir ein gering Wörtlein vernommen.**

Bildad hatte im nächst vorhergehenden Capitel einen Lobredner der Hoheit und Herrlichkeit Gottes abgegeben, und die unendliche Majestät des grossen Schöpfers mit der Nichtigkeit seiner Geschöpfe verglichen. Sein Absehen war hiebey sonderlich auf den Hiob gerichtet. Er wollte seinen Freund lehren, wie wenig er sich vor den allsehenden Augen dessen, vor dem Engel und Sterne selbst nicht rein sind, vollkommen und ohne Mängel achten dürfe; dafern er sich nicht einer strafbaren Vermessenheit selbst schuldig machen wollte. Hiernächst zeiget er ihm, daß auch das sanfteste Zeugniß des Herzens von unsrer Redlichkeit, so der Neid selbst bekräftige, dennoch vor Gott unzulänglich und verwerflich bleibe. ꝛc. ꝛc.

Verzeichniß
der in dem erſten Bande dieſes neuen Bücherſaals beurtheilten Bücher.

I. Stück.

1. Amarantes hiſtoriſche Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das hundertſte Jahr Seite 11.
2. Oeuvres de Mr. de Voltaire, Tome ſixieme 30
3 Love of Fame, the univerſal Paſſion, in ſeven characteriſtical ſatires 52
4 Vorläufige Nachricht von dem Collegio Carolino zu Braunſchweig 73

II. Stück.

1 Koppens, Joh. Fr. Verſuch einer poetiſchen Ueberſetzung des taſſoniſchen Heldengedichts, genannt Gottfried, oder das befreyte Jeruſalem 99
2 Rutzvanſcad, il Giovine, archiſopra-tragichiſſima Tragedia 116
3 *Will. Ayre* Memoire of the Life and Writings of Alexand. Pope, Eſq. 137
4 Auszug aus dem dritten Stücke des Epilogueurs den 21 Junii 1745 156
5 La Bataille de Fontenoy, Poëme de Mr. de Voltaire, nebſt der Antw. eines Deutſchen auf vorhergehendes Ged. 164
6 Unterſuchung von dem Alterthume der Malerey 170
7 Nachricht von hieher gehörigen Sachen 180

III. Stück.

1 Memoirs of the Life and Writings of Alex. Pope. T. II. 195
2 Oeuvres diverſes de Mr. de Fontenelle de l'Academie Françoiſe. Tome ſixieme 210
3 Fortſetzung der Unterſuchung vom Alterthume der Malerkunſt 234
4 *Chriſt. Saxi* de Henrico Eppendorpio Commentar. 243
5 Verſuch über die Critik, aus dem Engliſchen des Hrn. Popey, nebſt einem Verſuche einer Critik über die deutſchen Dichter,

Dichter, auch einer Zugabe einiger kleinen Schriften, von M. G. F. Müllern 252
6 De la Reformation du Theatre, par Louis Riccoboni 264
7 Nachricht von einigen hieher gehörigen Sachen 281

IV. Stück.

1 Three Treatiſes. The firſt, concerning Art. The ſecond, Muſic, Painting, and Poetry. The third, concerning Happineſs. By. I. H. 291
2 Fortſetzung des Auszugs aus den Oeuvres diverſes de Mr. de Fontenelle, Tome ſixieme 305
3 La Merope, Tragedia del Marcheſe Scipione Maffei 327
4 Adelgar, die gothiſche Prinzeſſin, in einem Helden- Luſtſpiel vorgeſtellt von A. L. K. 339
5 Lucians von Samoſata auserleſene Schriften, von moraliſchem, ſatiriſchem und critiſchem Inhalte 352
7 Prechtleins von etlichen Urſachen der dunkeln Schreibart 367
7 Anmerkung wegen des 3 Art. im I. Stücke dieſes Bücherſaals 375
8 Neue hieher gehörige Sachen. 379

V. Stück.

1 Nouveautés Critiques, Litteraires et Poëtiques 388
2 Abhandlung von der Nachahmung 415
3 Theod. Joh. Quiſtorps Erweis, daß die Poeſie ſchon für ſich ſelbſt ihre Liebhaber leichtlich unglückſelig machen könne 433
4 Die Dichterinſel, nach ihren verſchiedenen Landſchaften, und denen darinnen befindlichen Einwohnern 452
5 Bildniſſe berühmter Maler, nach Original-Malereyen, in ſchwarzer Kunſt vorgeſtellt, von Joh. Jac. Heiden, Malern und Kupferſtechern in Augſpurg 475

VI. Stück.

1 *Nic. Calliachii*, de Ludis Scenicis mimorum et pantomimorum ſyntagma poſthumum, quod e tenebris erutum recenſuit etc. Marcus Antonius Madero. 483

Des

2 Desh. v. Fontenelle Betrachtungen über die Dichtkunst aus dem VI. Theil seiner oeuvres divers. übersetzt 596
3 Die Oden des Horatius. Zur Erläuterung sind einige poetische Stellen, aus den Schriften der Alten hinzugefügt 511
4 Les Dieux travestis, ou l'Exil d'Apollon, Comedie, en un Acte, en vers, par Mr. G. de Merville 525
5 Der Aufseher, oder Vormund, aus dem Engländischen ins deutsche übersetzt von L. A. V. G. 538
6 Historische Erläuterung des bekannten Problematis, ob unter der Regierung Kaiser Friedrichs des II. auf dem großen Reichstage zu Maynz im Jahre 1235. den 3 Aug. der Reichsabschied zum allererstenmale in deutscher Sprache abgefasset und publiciret worden sey ꝛc von Friedr. Jac. Beyschlag 553
7 Fortsetzung der Leben der berühmten Maler, die bey Haiden in Kupfer zu haben sind 566
8 Neue Schriften 568

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des II. Bandes 1. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Januar 1746.

I.

Leonidas, a Poem. The ſecond Edition. Dublin 1737. in 8.

Das iſt

Leonidas, ein Heldengedicht ꝛc.

Unter den neuern Heldengedichten der Engländer, iſt nach dem King Arthur, den Blackmore am Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegeben, unſtreitig dieſer Leonidas, den uns Herr R. Glover geliefert hat, am beſten aufgenommen worden. Der erſte ward deswegen von den tiefſinnigſten Männern in England, als Locken und Molyneux, gelobet, und bewundert; wie aus ihren Briefen, in dem III. Bande der lockiſchen Werke, erhellet*. In dieſem Jahrhunderte aber hat er ſo gar viel Beyfall bey ſeiner Nation nicht gefunden. Vielleicht hat ihm die gar zu hochtrabende Schreib-

* Locke ſagt p. 573. Though Sir R. Blackmore's Vein in Poetry be what every Body muſt allow him to have an extraordinary Talent in &c. Und Molineux p. 568. I had Prince Arthur before, and read it with Admiration &c. All our Engliſh Poets, have been meer Balladmakers in Compariſon to him.

art geſchadet, weswegen ihn der bekannte Swift in ſeinem Tractat περι βαθους, oder dem Anti-Longin, wie er im Deutſchen heißt, hin und her ſehr mitgenommen. Doch ließe ſich leicht zeigen, daß der König Arthur auch in dieſem Stücke, in Gegeneinanderhaltung des verlohrnen Paradieſes, noch ſehr zu entſchuldigen ſeyn würde; welches gleichwohl von etlichen Kunſtrichtern der Britten über alles erhoben werden. So geht es aber bisweilen bey dieſen Herren. Milton war todt, und ſein Lob that ihnen keinen Eintrag: Blackmore aber lebte zu ihrer Zeit noch, und ſollte nicht groß werden.

Dat veniam coruis, vexat cenſura columbas.

Wenn man nach des P. Boſſu Regeln von den beyden Helden des Blackmore, und des Hrn. Glovers urtheilen ſoll: ſo hat jener noch beſſer gewählt, als dieſer. Jener hat ſich den engliſchen König, Arthur, dazu auserſehen, deſſen Thaten und Begebenheiten einem jeden rechtſchaffenen Britten näher angehen, als alles fremde und ausländiſche: Leonidas aber, den ſich Herr Glover beſingen zu erkohren, iſt zwar ein ſehr edler Gegenſtand; allein den Zeiten und Ländern nach mit England in gar keiner Verbindung. Homer und Virgil hatten ſich inländiſche Helden auserleſen, die ihre Landsleute und Leſer näher angiengen: und es iſt kein Zweifel, daß auch Herr Glover mehr Beyfall und Ruhm erlanget haben würde, wenn er ſich unter den brittiſchen Helden einen erwählt hätte, deſſen Ehre ſeinem Volke und Vaterlande mehr zu Herzen gegangen wäre.

Doch

Doch uns, die wir keine Engländer sind, kann das gleich viel gelten. Leonidas kann uns wenigstens eben so lieb seyn, als Achilles, Ulysses oder Aeneas: und wir wollen nur auf die Kunst des Dichters sehen, der ihn besungen hat; die allerdings so beschaffen ist, wie sie bey einem Heldendichter in diesen erleuchteten Zeiten seyn muß. Sonderlich hat dieses statt, wenn er von einer That singt, die sich mit keinen Abentheuern und seltsamen Wundergeschichten ausschmücken läßt: weil die Geschichte gar zu deutlich davon reden, als daß es dem Dichter frey stehen sollte, viel dazu zu dichten; oder die Misgeburten seiner Einbildungskraft mit den Thorheiten des Wahns und Aberglaubens zu vermischen.

Den Grund des ganzen Gedichtes führt Herr Glover in der Vorrede, seinen Lesern zur Nachricht, kürzlich an; und wir müssen also unsern Auszug auch damit anfangen. Als Darius, des Xerxes Vater, noch in Persien herrschte, waren Kleomenes und Demaratus, beydes Abkömmlinge des Herkules, Könige zu Lacedämon. Demaratus, ward durch allerley Künste des Kleomenes, und seines Verwandten, Leotychides, entsetzt; ob er gleich dem Staate durch seine Tapferkeit nicht wenige Dienste gethan hatte. Er verbannte sich also freywillig, gieng nach Asien, und fand Schutz beym Darius: Leotychides aber ward an seiner statt König. Als Kleomenes starb, folgte ihm Leonidas, der Held unsers Gedichtes; zu dessen Zeiten Xerxes den Einfall in Griechenland that. Die Anzahl der Land und Seemacht dieses asiatischen Monarchen,

mit allen Knechten, Weibern und übrigem Gefolge deſſelben, ſoll ſich nach dem Herodot, auf fünf Millionen Menſchen belaufen haben. Dieſer Geſchichtſchreiber lebte kurz hernach, und las ſeine Geſchichte bey den olympiſchen Spielen ab, wo ganz Griechenland, und alle ſeine Colonien verſammlet waren. Hätte er alſo wider die Wahrheit geſchrieben, ſo würde man ihm unfehlbar widerſprochen haben; wogegen er vielmehr das höchſte Lob erlangte, und für einen Vater der Geſchichte geprieſen ward.

Bey dem erſten Gerüchte dieſes Feldzuges hielten die Griechen eine Verſammlung auf der Landenge bey Korinth, für die gemeine Sicherheit zu ſorgen. Die Spartaner ſandten Bothen nach Delphos, das Orakel wegen des Ausganges dieſes Krieges zu befragen: und dieſe kamen mit der Antwort wieder: Entweder ein König, der vom Herkules abſtammete, müßte ſterben, oder ganz Sparta würde untergehen. Sogleich erboth Leonidas ſich, ſein Leben für das Heil von Sparta aufzuopfern; er zog mit dreyhunderten ſeiner Landsleute nach dem Paſſe bey Thermopyle, und beſetzte denſelben, zur Sicherheit von Griechenland: da indeſſen die übrigen Städte von Peloponneſus, nebſt den Thebanern, Theſpiern u. ſ. w. ein Kriegsheer von ungefähr achttauſend Mann zuſammen brachten.

Soviel iſt nach unſrer Abſicht genug aus der Vorrede angeführt; wiewohl darinn die ganze Geſchicht aus verſchiedenen griechiſchen Schriftſtellern ſehr genau, und deutlich ins Licht geſetzt wird. Im

Schluſſe

Schluſſe derſelben, ſagt der Verfaſſer, daß er dieſes ſein Gedicht dem Lord **Viscount Cobham**, zugeeignet haben wolle; und zwar bloß wegen ſeines uneigennützigen Eifers, und ſeiner unwandelbaren Treue gegen ſein Vaterland, ſo wohl im Rathe als im Felde: weswegen ihm denn ein Gedicht von der Liebe zur Freyheit, ſchon ſeines bloßen Inhalts wegen, zugeſchrieben werden müſſe. Der Inhalt des Gedichtes iſt folgender.

Das erſte Buch

Schildert uns die Verſammlung der Abgeordneten aller griechiſchen Staaten bey Korinth, und ihre Berathſchlagungen ab, wie dem Feinde am beſten zu begegnen ſey. Kaum hört man, daß Xerxes ſchon im Anzuge gen Thracien begriffen ſey, als man beſchließt, den engen Paß **Thermopyle**, an der thraciſchen und theſſaliſchen Seite zu beſetzen. **Alpheus**, ein ſpartaniſcher Abgeſandter, kömmt in ſeiner Stadt zurücke, und bringt die Nachricht von dieſem Entſchluſſe der Griechen mit. **Leotychides**, der eine König, räth dem Volke, nicht weiter, als bis in die Landenge bey Korinth, zu rücken; welche den Peloponneſus von dem übrigen Griechenlande abſonderte: aber Leonidas widerräth ſolches. Agis, ein Bruder der Gemahlinn des Leonidas, und einer von denen, die man an das Orakel geſandt, kömmt mit der Antwort, die wir oben erwähnet haben, an; und kündigt Sparta den Untergang an, wo nicht einer ihrer Könige umkäme. Hier erbiethet ſich Leonidas in einer Rede, die voller Feuer und

Groſsmuth iſt, ſelbſt das Opfer zu ſeyn. Dreyhundert Spartaner werden erwählt, ihn nach Thermopyle zu begleiten, und Leonidas nimmt von ſeiner Gemahlinn Abſchied. Als er nach ſechs Tagen bey der Landenge ſein Lager ſchlägt, kömmt ihm Alpheus, der wieder nach Korinth gegangen war, aus der Verſammlung der Griechen entgegen, und erzählt ihm die Bundsgenoſſen, die daſelbſt ſeiner warten; und beſchlieſst mit der Gefangenſchaft ſeines Bruders Polydors, in Perſien.

Das zweyte Buch.

Als Leonidas zum Iſthmus kömmt, empfangen ihn alle Führer der übrigen griechiſchen Völker, und die Abgeordneten, bey der daſigen Verſammlung. Er redet ſie an, und rücket mit der vereinigten Macht nach Thermopyle: Dithyrambus ſtöſst zu ihm, und den vierten Tag langt er daſelbſt an. Der theſpiſche Heerführer Demophilus empfängt ihn, und Anaxander, der Thebaner, empfiehlt ihm verrätheriſcher Weiſe den Epialtes, welcher durch eine prächtige Beſchreibung der perſiſchen Macht, die griechiſchen Feldherrn verzagt zu machen ſucht; als ſie eben von dem Berge Oeta das feindliche Lager beſichtigen. Dieneces aber und Diomedon antworten ihm, als rechtſchaffene Patrioten. Xerxes ſendet den Tigranes und Phraortes, ins griechiſche Lager, wo Leonidas ſie abfertiget, und durch den Dithyrambus und Diomedon zurücke ſchickt: wobey dieſer durch den Uebermuth des Tigranes ſo aufgebracht wird, daſs er

ihm

ihm verächtlich begegnet: ja gar ein Zweykampf, so wohl zwischen ihnen beyden, als zwischen dem Dithyrambus und Phraortes entsteht. Nachdem Epialtes mit dem Anaxander eine Unterredung gehalten, entdeckt er sein Vorhaben, wieder zum Xerxes zu kehren.

Das dritte Buch.

Tigranes und Phraortes gelangen wieder zum Xerxes, und finden ihn auf seinem Throne mitten unter seinen Satrapen, in einem prächtigen Zelte sitzend; indessen, daß die Magi vor ihm stehen, und einen Gesang von der Religion Zoroasters absingen. Ungeachtet der Gründe seiner Brüder Hyperanthes und Abrokomes, mißt selbiger den Gesandten keinen Glauben bey; die da erzählen: daß die Griechen entschlossen wären, den engen Paß gegen ihn zu behaupten. Er befiehlt aber dem Demaratus, einem vertriebenen spartanischen Könige, mit ihm auf seinen Wagen zu steigen, weil er selbst die Griechen zu besichtigen willens wäre. Er fährt mitten durch sein Heer, welches aus vielen an Waffen, Sitten und Gewohnheiten, sehr verschiedenen Völkern bestund. Er gelangt bis zum Eingange des Passes, und da er sich über das Bezeigen der Spartaner wundert, welche sich in Waffen übten, und sich die Haare sehr sorgfältig putzten: so erklärt ihm Demaratus, was für ein Unterscheid, unter besoldeten Soldaten, als Lohnknechten, und freyen griechischen Bürgern sey, die aus eigener Liebe des Vaterlandes fechten. Als dieser

seine Landsleute erblickt, weinet er vor Freuden, und wird vom Hyperanthes getröstet. Xerxes aber ist noch ungläubig, und befiehlt dem Tigranes und Phraortes nächsten Tages die Griechen gebunden vor ihn zu bringen; und begiebt sich wiederum in sein Gezelt.

Das vierte Buch.

Bey Tages Anbruche führt Leonidas eine Schaar Arkadier mit den Thespiern und Platäern in dem Theile des thermopylischen Passes zur Schlacht, der unter den phocensischen Walle lag; von welchem er eine Anrede an sie hält. Der Feind nähert sich. Diomedon erschlägt den Tigranes im Zweykampfe. Beyde Heere gerathen ins Treffen. Dithyrambus erschlägt den Phraortes. Die Perser werden gänzlich geschlagen, und mit vielem Metzeln vom Diomedon und Dithyrambus bis an den Ausgang des engen Weges verfolget. Die griechischen Gebiethiger ziehen sich, um sich vom Nachjagen zu erholen, in eine Höle an dem Berge Oeta. Leonidas ruft sie ins Feld zurück, und schickt ihnen neue Völker zu. Diomedon und Dithyrambus, mit den Platäern, dörfen im Felde bleiben. Auf Diomedons Rath rücken die Griechen in den breitesten Theil des Passes, wo sie sich in ein Treffen stellen, das dreyßig Mann tief ist; und aus Platäern, Mantinäern, Tegäern, Thebanern, Korinthiern, Phliasiern und Mycenäern besteht. Der Angriff wird erneuert, und die vornehmsten persischen Heerführer, Hyperanes

ranthes, Abrokomes u. a. m. greifen die Griechen, an der Spitze einiger auserlesenen Schaaren, sehr hestig an.

Das fünfte Buch.

Indem Hyperanthes, in Erwartung einer Verstärkung, zu fechten nachläßt, kömmt Teribazus, aus dem Hausen, einem verwundeten Freunde beyzuspringen. Seine Gelehrsamkeit und Verdienste machten ihn vor andern merkwürdig, und hatten ihm des Hyperanthes Freundschaft erworben; seine Leidenschaft aber gegen des Königs Darius Tochter hatte ihn unglücklich gemacht. Diophantus, der Mantinäer, greift ihn an, und als er denselben überwunden und eben mit dem Dithyrambus anbinden will, wird er selbst erlegt. Hyperanthes eilet ihm zu Hülfe, und es folgt ein allgemeines Treffen. Hyperanthes und Abrokomes, waren theils durch ihre Tapferkeit, theils durch die Treulosigkeit der Thebaner, welche ihre Schlachtordnung verließen, auf dem Punkte, die Griechen zu überwältigen, als sie von den Spartanern zurück geschlagen wurden. Hierauf erwählt Hyperanthes eine auserlesene Schaar aus dem persischen Heere; verbessert etwas in ihrer Kriegszucht, und erneuert den Angriff: worauf auch Leonidas die Ordnung seines Heeres verändert, und den Hyperanthes mit den geschicktesten persischen Feldherren aus dem Felde schlägt. Viele tausend Barbarn, werden in dem engen Passe umringet, und gänzlich vertilget.

Das

Das sechste Buch.

Die Nacht bricht ein, und die Griechen bezie-hen ihr Lager. An den phocensischen Wall wird unter der Anführung des Agis eine Wache gestel-let. Dieser läßt bey Nacht ein persianisches Frau-enzimmer, mit einem einzigen Sclaven ins Lager, und führt sie zum Leonidas; allwo sie sich ent-deckt: sie sey Ariana, eine Schwester des Xerxes und Hyperanthes; und komme nur, den Körper des ermordeten Teribazus zu suchen. Als sie denselben unter den Erschlagenen findet, ermordet sie sich selbst über ihm. Der Sclave, der sie be-gleitete, beweiset, daß er Polydor sey, des Al-pheus und Marons Bruder, und daß er vor-mals, durch einen phönicischen Seeräuber in die Gefangenschaft geführet worden. Darauf bringt er in einer Versammlung der Häupter eine Beth-schaft des Demaratus an die Spartaner, dadurch die Verrätherey der Thebaner und des Malia-ners Epialtes entdeckt wird: welche unternom-men hatten, einen Theil des persischen Heeres durch einen Paß des Gebirges Oeta zu führen. Diese Nachricht erweckt eine große Unruhe in der Ver-sammlung, die aber Leonidas stillet; welcher den Alpheus sendet, die Bewegungen der Perser zu beobachten; den Dieneces aber abschicket, mit einer Schaar Spartaner die Phocenser zu unterstü-tzen, welchen man die Beschützung der Päße auf den Bergen anvertrauet hatte. Mittlerweile sen-det Agis die Körper des Teribazus und der Ari-ana in des Xerxes Lager.

Das siebende Buch.

Diese beyde Leichen werden vor den Xerxes gebracht; als eben ein Gerücht erschollen war, daß seine halbe Seemacht Schiffbruch erlitten hätte. Der ganz außer sich gesetzte persische Monarch wird vom Argestes beredet, einen Bothschafter an den spartanischen König zu senden. Argestes selbst wird dazu erwählet, und als dieser dem Leonidas seinen Antrag heimlich gethan, wird er von ihm in die Versammlung aller Griechen geführet, woselbst er seine Antwort bekömmt. Indessen kömmt Alpheus zurück und meldet, daß die Feinde sich der Päße auf den Hügeln bemächtiget hätten, und schleunig nach Thermopyle anrückten. Leonidas erbeut sich sogleich die ganze Kriegsmacht entgegen zu senden, und nur seine dreyhundert Spartaner zu behalten. Allein Diomedon, Demophilus, Dithyrambus, und Megistias wollen ihn nicht verlassen. Darauf erläßt er den Argestes, eröffnet den Griechen sein Verhaben, die Perser bey Nacht anzugreifen; und nachdem er alle nöthige Anstalten gemacht, begiebt er sich in sein Zelt.

Das achte Buch.

Um drey Uhr nach Mitternacht steht Leonidas auf, und erzählt den Heerführern einen Traum, den ihm Megistias erklärt. Herkules sein Anherr, wäre ihm erschienen, und hätte ihm befohlen, aufzustehen, und ihm zu folgen. Sie wären auf einen hohen Berg gestiegen, dessen Spitze die Wolken zertheilet hätte. Bald hätten sie das Geheul

der

der Wölfe und Hunde, bald das durchdringende Geschrey der Geyer gehöret; ja alle Raubthiere hätten ihre Stimmen vermischet. Als er sich umgesehen, hätte er einen unermeßlich weiten Raum mit Blut besudelt, und ein ungeheures Aas, welches die Geyer gefressen, erblicket. Ferner hätte er auf ein ander Geräusch, ein Meer erblicket, welches Stücke von gestrandeten Schiffen und todten Körpern ans Ufer geworfen ꝛc. Hierauf hätte er seinen Führer gefragt, woher alle diese Verwüstung käme? Der ihm geantwortet: er solle nur, was er itzo mit Abscheu gesehen, noch einmal betrachten. Worauf er gewahr worden, daß die erste Gegend, ein Aufenthalt des Ueberflusses auf Hügeln und Thälern, voll reicher Städte, und prächtiger Kunstwerke geworden wäre. Nachdem ihm Megistias daraus die Siege der Griechen geweissaget, waffnet er sich, und zieht mit seiner ganzen Schaar, auf eine nahe Aue, den Musen zu opfern. Er ruffet den Beystand dieser Göttinnen an, muntert seine Gefährten auf, und rücket an ihrer Spitze, bey Tages Anbruch, gegen den Feind.

Das neunte Buch.

Leonidas und die Griechen dringen durch das persische Lager, bis an des Xerxes Gezelt, der seinem Untergange durch die Flucht entkömmt. Die Barbarn werden in unsäglicher Menge niedergemetzelt, und ihr Lager wird in Brand gesteckt. Leonidas führt seine Leute zurück nach Thermopyle, und läßt sich mit den Persern ein, die von den Hügeln

geln herab gekommen waren. Unzählige von ihren beſten Helden fallen; aber unzählige Spartaner finden endlich nach der tapferſten Gegenwehr, rings um ihren Feldherrn, gleichfalls ihr Ende. Endlich läßt ſich Leonidas mit dem Hyperanthes in einen Zweykampf ein, der allem Blutvergießen dieſes Tages ein Ende macht. Der Perſer fällt von der Hand des ſpartaner Königs, der von allen ſeinen Landsleuten noch allein übrig war. Sogleich kömmt ein Schauer von unzählbaren feindlichen Pfeilen, auf ihn zugeflogen: ſo daß ſein tapfres Blut aus vielen Wunden zugleich zu fließen anfängt. Er ſieht ſelbiges mit muntern Augen rinnen, ſo lange, bis ſich dieſelben zum letzten male ſchließen. Der Schluß des ganzen Gedichtes heißt ſo:

Fame can twine
No brighter laurels round his glorious head;
His virtue more to labour Fate forbids,
And lays him now in honourable reſt,
To ſeal his country's liberty in death.

Dieſes iſt nun ein kurzer Auszug des ganzen Heldengedichtes, den man vor Augen haben muß, wenn man von der Erfindung des Dichters, und von der Kunſt urtheilen will, die er in demſelben gebraucht hat. Wir wollen einige Anmerkungen hinzufügen, um die Schönheiten deſſelben, nach den vornehmſten Regeln zu bemerken, die Ariſtoteles und Le Boſſu davon gegeben haben.

Der Name des Gedichts zeigt den Helden an, der darinn beſungen wird, wie es Homer in der Odyſſee, und Virgil in der Aeneis gemacht haben.

ben. Das Vorhaben des Poeten nebſt der Anruffung ſind im Eingange gleichfalls, nach dem Muſter Homers in der Ilias und der Odyſſee, ohne vieles Geprale, und ohne alle verſtrickte Dunkelheit, entdecket. Es heißt:

Rehearſe, o Muſe the deeds and glorious death,
Of that Fam'd Spartan, who wituſtrood the pow'r
Of Xerxes, near Thermopyle, and fell
To ſave his Country. d. i.

„Erzähle, o Muſe! Die Thaten und den rühmlichen Tod, des berufnen Spartaners, der der „Macht des Xerxes, nahe bey Thermopyle, widerſtanden hat, und ſein Vaterland zu retten, gefallen iſt".

Die Handlung des Helden, die der Poet beſingt, iſt von gehöriger Größe, indem ſie weder zu viel, noch zu wenig Zeit, ſondern ungefähr zwey bis drey Monate in ſich begreift, und alſo zwiſchen den Homeriſchen und Virgiliſchen das Mittel hält. Sie iſt auch ganz: denn ſie enthält den Anfang des ganzen griechiſchen Feldzuges, und alles was darauf gefolgt iſt, bis die That des Leonidas, ſein Leben für das Heil ſeines Vaterlandes zu laſſen, vollendet iſt. Hätte der Dichter bey den perſiſchen Anſtalten zum Kriege wider Europa angefangen, oder noch das ganze Ende des Krieges bis zur letzten Flucht des Xerxes erzählet: ſo wäre die Fabel zu lang geworden, und hätte keine einzige, ſondern eine vielfache Handlung beſchrieben.

Die That an ſich ſelbſt iſt auch edel, und groß: weil ſie zur Erhaltung Griechenlandes abzielte,

frey-

freywillig unternommen, und völlig ausgeführt ward. Das Orakel verlangt den Tod eines Königes vom Stamme der Herakliden: Leonidas erbiethet sich dazu, und ficht so lange, bis er stirbt. Sein Tod ist ihm also nicht schimpflich, sondern rühmlich. Er erlegt noch, ehe er fällt, den besten persianischen Helden, und sinkt nur von einem Hagel unzählicher Pfeile, die ihn von weitem verwunden; und denen er also nicht entgehen kann, oder mag.

Die Charactere, sowohl des Leonidas, als der andern Helden, sind wohl gebildet, und glücklich beybehalten. Gleich aus den ersten Worten und Thaten des Leonidas sieht man, wie er sich künftig bezeigen wird. Die Ehrliebe, Großmuth und Liebe des Vaterlandes, leuchten überall bey ihm hervor. Xerxes wird auch so geschildert, wie ihn die Geschichte beschreibt: ja selbst Demaratus, und die Prinzeßinn Ariana haben solche Charactere, die einen jeden rühren, der ihre Geschichte liest.

In Beschreibungen ist der Dichter stark, in Gleichnissen reich und glücklich, in der Erzählung natürlich und ungekünstelt. Seine Ausdrückungen sind witzig, aber nicht so ausschweifend und regellos, als Milrons seine. Er menget nicht seine neuere Belesenheit in alte Geschichte, oder das Christenthum ins Heidenthum, wie die Welschen insgemein thun: sondern erhält sich bey der Wahrscheinlichkeit der Zeiten, die er beschreibt, aufs genaueste.

Endlich hat er in dem Wunderbaren ein Maaß gehalten, welches billig allen neuern Dichtern, die

Heldengedichte machen wollen, anzupreisen ist. Er hat die Fehler Homers und Virgils in diesem Stücke völlig vermieden, die zu viel Götter in die menschlichen Thaten gemenget, und zu viel andre unglaubliche Geschichte und Verwandlungen erzählet haben. Und warum? Die Begebenheit des Leonidas war nicht mehr aus dem mythologischen, sondern aus dem historischen Weltalter, und also viel zu neu, als daß man wider die Nachrichten des Herodotus und so vieler andern Scribenten, mit einiger Wahrscheinlichkeit solche Sachen hätte brauchen können. Nur der Orakelspruch, nur der Traum des Leonidas, nur der Tod der Ariana waren solche Stücke, die hier die Stelle des Wunderbaren, so wie es sich mit dem Wahrscheinlichen vereinigen läßt, vertreten konnten.

Will man schließlich noch die Lehre wissen, die das ganze Gedicht in sich hält: so sieht man ja wohl, daß es keine andre ist, als diese: pro Patria mori pulcrum; **Es ist was edles, für sein Vaterland zu sterben.** Diese herrschet vom Anfange bis zum Ende darinn, und wird nicht nur durch das Beyspiel des Leonidas, sondern aller dreyhundert Spartaner erwiesen. Die verrätherischen Thebaner, die dem Feinde Vorschub thun, und ihr Vaterland in dessen Hände liefern, sind einem Schatten zu vergleichen, dadurch das Licht destomehr erhoben wird. Man verabscheuet sie destomehr, je mehr man die großmüthigen Spartaner bewundern und loben muß.

Man

Man könnte noch verſchiedene ſolche Anmerkungen über die Sitten, Gedanken, ganze Reden und einzelne Ausdrückungen, die in dieſem Gedichte durchgehends ſchön ſind, herſetzen; wenn es unſre Abſicht wäre, ſelbiges ſo weitläuftig anzupreiſen, als es Addiſon mit dem Milton gethan hat. Aber ein guter Wein braucht keinen großen Kranz; und wir überlaſſen viele Kleinigkeiten denjenigen fruchtbaren Federn kleiner Wortkünſtler, welche die ganze Stärke eines Gedichts aus ſchwülſtigen, dunkeln, fremden und ſeltſam gedrechſelten Redensarten beurtheilen; das Ganze aber zu überſehen, und nach dem Grundriſſe zu ermeſſen unvermögend ſind.

Aemilium circa ludum faber imus & vngues
Exprimet, & molles imitabitur aere capillos:
Infelix operis ſumma; quia ponere totum
Neſciet. *Horat.*

Uebrigens wünſchen wir, daß eine gute poetiſche Feder, daran wir ja itzo keinen Mangel in Deutſchland haben, ſich nach dem Muſter des Leonidas, an das heldenmüthige Ende des unſterblichen **Guſtav Adolphs** machen möge; der zwar nicht für die Freyheit des Vaterlandes, aber, welches noch größer iſt, für die **proteſtantiſche Gewiſſensfreyheit**, ſein Heldenblut vergoſſen hat. Dieſe That wäre allerdings werth, auf eine heroiſche Art verewiget zu werden; und würde einen guten Dichter eben ſo wohl zum Wunder der Nachwelt machen, als dieſer engliſche Leonidas dem Hrn. Glover bey ſeinen Landesleuten die Unſterblichkeit erwerben wird; wenn dieſe nur erſt von der miltoniſchen Bezauberung erwachen werden.

* *

II.

M. Angelii Ioh. Dan. Aepini de vulgarium opinionum vſu pöetico diſſertatio. Roſtochii 1744. 4. 5. pl.

d. i.

Hrn. M. Angel. Joh. Dan. Aepins, akademiſche Abhandlung vom Gebrauche des gemeinen Wahns in Gedichten. Roſtock im Jahre 1744. 5. Bogen in 4.

Es iſt gleich in der Vorrede zu dem erſten Stücke dieſer Monatſchrift erinnert worden, daß, weil in den vorigen letzten Jahren verſchiedenes in den ſchönen Wiſſenſchaften ans Licht getreten iſt, deſſen noch in keiner deutſchen Monatſchrift gedacht worden; man ſich kein Bedenken machen wolle, ſolche Sachen nachzuhohlen. Da nun gegenwärtige akademiſche Abhandlung zwar wohl in den gelehrten pommeriſchen Nachrichten angezeiget, aber weder daſelbſt, noch ſonſt irgendwo unſers Wiſſens, vollſtändig recenſiret worden; ſo verdienet ſie billig noch hier einen Platz.

Des Herrn Verfaſſers Abſicht iſt demnach, auszumachen, daß es allerdings einem Poeten erlaubt und anſtändig ſey, ſich des gemeinen Wahnes in ſeinen Gedichten zu gebrauchen. Und, da dieſe Abhandlung ins beſondere der in den Leipz. Critiſchen

tischen Beyträgen im 30sten St. 254 u. f. Seite befindlichen critischen Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahns bedienen müsse? entgegen gesetzet zu seyn scheint; so hat er dieselbe in zween Abschnitte getheilet: davon der erste den Gebrauch des gemeinen Wahnes in Gedichten beweisen; der letztere aber, die entgegen gesetzte Meynung beurtheilen soll.

Dieser Abtheilung und Ordnung zu Folge, setzet er im ersten Abschnitte im 1. §. fest; daß eine jede Wissenschaft und Kunst, außer denen allgemeinen logischen, auch noch ihre besondern eigenthümlichen Regeln habe. Und daher verdienten diejenigen insonderheit Ruhm, die sich angelegen seyn ließen, die wesentlichen und artigen Bestimmungen einer Wissenschaft, die mit andern meistentheils übereinkömmt, und ihre besondere Merkmaale genau fest zu setzen. Dahin rechnet er nun die Redekunst und Dichtkunst: weil beyde mit der Erkenntniß des Menschen beschäfftiget sind; weil beyder ihr Endzweck, ihre allgemeinen Mittel, ihre Gegenstände, ja selbst ihre Art der Ausübung, gar sehr übereinkämen; und weil ihr Unterscheid von einander, beyden zum größten Schaden, bisher gemeiniglich nicht genau genug bemerket zu werden pflegte. Aus dieser Nachläßigkeit wäre es denn gekommen, daß es uns noch bis itzo an gewissen und deutlichen Gründen fehlete, nach welchen wir von der Vollkommenheit, Schönheit und Beschaffenheit einer Rede, oder eines Gedichts, ein gesetztes und gewisses Urtheil fällen möchten: und daher rührten

denn auch die unerträglichen critischen Zänkereyen her.

Der Herr Verfasser hält es demnach im 2. §. für der Mühe werth, den Unterscheid zwischen der Beredsamkeit und Poesie vorher kürzlich zu untersuchen; ehe er sich zur Hauptsache selbst anschickt. Er setzet solchen in der zwiefachen Art der Vorstellungskraft unserer menschlichen Seelen; der öbern nämlich und der untern: davon jene in einem Vermögen, sich die Dinge deutlich und mit Verstande vorzustellen; diese aber nur in einem Vermögen verwirrt-klarer und sinnlicher Vorstellungen besteht. Die erstere Vorstellungskraft, nämlich die öbere, gehöre allein und eigenthümlich für die Weltweisheit, und den Weltweisen. Die letztere aber, nämlich die untere, oder die sinnliche, gehöre so wohl für die Beredsamkeit, als Poesie: doch mit Unterschiede. Die Beredsamkeit nämlich, welche er durch eine Wissenschaft, jemand von einer Wahrheit sinnlich zu überführen, erkläret; gehe so wohl mit deutlichen, als undeutlichen, oder sinnlichen Vorstellungen um: d. i. so wohl die öbere, als untere Vorstellungskraft werde durch sie beschäfftiget: allein die Poesie behielte nichts, als die letztere allein für sich übrig.

Damit man nicht meyne, daß der Herr Verfasser dieses nur so bloß selbst beliebig annähme: so führet er im 3. §. folgende Gründe an. Seine gegebene Erklärung von der Beredsamkeit, daß sie eine Wissenschaft sey, jemand von einer Wahrheit sinnlich zu überführen, rechtfertiget er folgender

Ge-

Gestalt. Ueberführet wird derjenige, dessen Erkenntniß von einer Wahrheit gewiß gemachet wird. Dieß geschieht nun aber entweder durch solche Gründe, die allein der Verstand begreift: oder durch solche, die auch die sinnliche Vorstellungskraft fassen, und als wahr begreifen kann. Die letztern rechnet er zur sinnlichen Ueberführung: und diese schreibt er der Beredsamkeit vor; wiewohl die erstern nicht gänzlich auszuschließen sind. Hierinn sollen auch alle Lehrer der Redekunst mit ihm eines Sinnes seyn. Das sucht er erstlich aus Aristotels Erklärung, im 1. B. im 2. Cap. seiner Rhetorik, durch Schlüsse, und vermittelst Aufführung zweer Stellen aus des Hrn. Prof. Gottscheds ausführlicher Redekunst, die im 1. Theile derselben im 1. Hauptst. im. 5. und 7. §. stehen, zu erweisen. Ein Redner soll allerdings mit gewissen, und ungezweifelten Gründen seinen Hauptsatz überführend darthun; nicht bloß überreden: aber gleichwohl nicht als ein Weltweiser dabey verfahren. Die Ueberführung eines Redners nämlich unterscheidet sich darinn von den Ueberführungen der Weltweisen, daß ein Redner sich solcher Gründe bedient, die der sinnlichen Vorstellungskraft gemäß sind: vermittelst derer er in dem Verstande seiner Zuhörer endlich nützliche, nothwendige, und zur Tugend führende Wahrheiten erwecket. Ferner führt er den Herrn Kanzen für sich an: und bringt auch aus desselben Erklärung von der Beredsamkeit, die er in seiner Redekunst im 15. §. giebt, diesen Unterscheid heraus. Und zwar beruft er sich ins besondere auf

dieſen ſcharfſinnigen Mann um deswillen, weil derſelbe alle andern Erklärungen der Lehrer der Redekunſt daſelbſt vom 10. bis 16. §. mit der ſeinigen entweder verglichen; oder verworfen hat. Endlich ſchließt er, auch des Hrn. Prof. Gottſcheds ſeine, welche am ang. O. im 1. T. 1. Hauptſt. in 4. §. befindlich iſt, könne ihm nicht zuwider ſeyn: weil er durch das Wort: überreden, Ueberredung, unmöglich eine bloße Perſuaſionem verſtehen könnte: die nach des Hrn. C. Wolfens Erklärung in ſeiner Logik §. 1001. in einem, nur unzureichend dargethanen Sätzen, gegebenen Beyfalle, beſtünde; er auch am ang. O. im 4. Hauptſt. im 16. §. ſelbſt das Gegentheil lehrete; welchen §. man mit Nutzen nachſchlagen könnte.

Hier muß ich das erſtemal ein wenig ſtehen bleiben; und den Hrn. Verfaſſer fragen: ob nicht die Redekunſt ein Theil der praktiſchen Philoſophie ſey? Und ob nicht ein Redner ſelbſt, da er redet, nach Verſchiedenheit ſeiner Hauptſache, wirklich bald einen theoretiſchen Weltweiſen, Gottesgelehrten, Rechtsgelehrten, u. ſ. w. bald einen praktiſchen Weltweiſen, oder Sittenlehrer, itzt aus der weltlichen, itzt aus der geiſtlichen Sittenlehre abgeben müſſe? * Wie mag alſo ein Redner einem Philoſo-

* Ariſtot L. I. Rhet. c 2. (Edit. Riccob. Hanov. 1630. p. 11.) Quo fit, ut Rhetorica, tanquam agnatum quoddam dialecticae ſit, & ejus, quae de moribus eſt traditionis, quam juſtum eſt appellare Politicam. Quare etiam ſubit perſonam Politicae Rhetorica.

ſophen; und die Beredſamkeit der Weltweisheit ſo gerade entgegen geſetzet werden, als die untere Vorſtellungskraft der Seele, der obern? Und endlich, was ich gleich Anfangs fragen ſollen; macht denn bloß die deutliche Erkenntniß, und nicht vielmehr eine vernünftige Erkenntniß, und die Beybringung der Gründe der Dinge und Wahrheiten, einen rechten Philoſophen aus?

Weiter ſo ſtimmt zwar des Hrn. Prof. Gottſcheds ſeine Erklärung von der Beredſamkeit dem Sinne nach, mit der Ariſtoteliſchen gänzlich überein: aber wohl keine von beyden mit des Hrn. M. Aepins Meynung und Erklärung. Beyde erfordern eine Ueberredung des Zuhörers: und ſind alſo freylich mit keiner ſolchen bloßen Beredung zufrieden; die der H. Wolf am a. O. erkläret. Dergleichen Begriff aber, als ihn ſich der Hr. M. Aepin von der Beredſamkeit, und der Beſchaffenheit der Gründe eines Redners macht, hat wohl keiner von beyden ſich jemals einfallen laſſen. Wenigſtens bin ich von dem letztern, dem Hrn. P. Gottſched, als ein ehemaliger Schüler deſſelben, eines beſſern verſichert.

Es wird alſo auch nicht der Mühe unwerth ſeyn, wenn ich mit wenigem hier bey dieſer Gelegenheit den wirklichen Sinn beyder Erklärungen, ſo wohl des Ariſtotels ſeiner, als des Hrn. Pr. Gottſcheds ſeiner, etwas deutlicher mache; und beyde nach den Regeln der Logik nothdürftig rechtfertige: weil ſich doch ſchon viele abſtracte Köpfe an dieſelben geſtoßen haben.

Der Hauptſatz eines Redners iſt entweder ungezweifelt wahr; und kann alſo auch aus ungezweifelten Gründen demonſtrativiſch dargethan werden *: oder er iſt an ſich nur wahrſcheinlich; und kann alſo auch nur aus wahrſcheinlichen Gründen behauptet werden. Hier beliebe man auch einen gegründeten Unterſcheid unter einer philoſophiſchen Wahrſcheinlichkeit, und einer hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit zu erkennen. Jene, die philoſophiſche, beſteht in einem Schluſſe von der Wirklichkeit, oder dem Daſeyn einiger zur Wirklichkeit einer zufälligen Sache und Wahrheit erforderlichen Stücke, auf die Wirklichkeit und das Daſeyn der übrigen; und alſo der Sache ſelbſt. Dieſe, oder die hiſtoriſche aber, in einer der Natur gemäßen Uebereinſtimmung aller beygebrachten Umſtände einer

* Daß dieſes der Meynung des Ariſtoteles gemäß ſey, zeiget ſein 2. Capitel der Rhethorik, wo er die Beweiſe in ἐνθυμήματα, und παραδείγματα eintheilt, deren jenes einen Vernunftſchluß, (Syllogiſmum) dieſes aber die Beyſpiele, (Inductionem) an die Hand gebe. Contingit autem (ſagt er p. 15. l. c.) concludere ſyllogismo, et colligere alia quidem ex ſyllogismo concluſis prius, alia vero ex non concluſis quidem ſyllogismo, ſed indigentibus ſyllogismo, propterea quod non ſint probabilia. Da haben wirs, daß ein Redner durch Vernunftſchlüſſe auch ſolche Dinge erweiſen müſſe, die nicht wahrſcheinlich ſind. Er ſieht aber auch die Schwierigkeit ſolcher Beweiſe ein; 1) Weil ſie weitläuftig werden. 2) Weil die Zuhörer mehrentheils einfältig ſind. Ac neceſſe eſt illud quidem non eſſe facile ad conſequendum, propter

einer Sache, Handlung, und Geſchichte. Iſt denn alſo der Hauptſatz des Redners nur wahrſcheinlich; ſo iſt er wiederum entweder ein dogmatiſcher, oder ein hiſtoriſcher Hauptſatz. Und da wird es nach den verſchiedenen Beſtimmungen deſſelben, ob ſeine Wahrſcheinlichkeit philoſophiſch, oder hiſtoriſch iſt, auch nach Verſchiedenheit derſelben, einem Redner obliegen, verſchiedene Regeln im Beweiſe zu beobachten: die ſich aber ſo kurz weg nicht beſtimmen laſſen; weil die Lehre von der Wahrſcheinlichkeit noch ſo ſchlecht von den Weltweiſen ausgeführt iſt. In beyden Fällen aber wird der Redner mit bloß wahrſcheinlichen Gründen zufrieden ſeyn müſſen: weil ihm die Natur der Sache keine beſſere erlaubet. Allein, die Gründe die er hat, muß, oder kann er doch allerdings, deutlich machen, und vollkommen deutlich vortragen *.

Iſt

pter longitudinem. Nam diſceptator ſupponitur eſſe ſimplex; haec vero minus appoſita ad perſuadendum, quia nec ex conſeſſis ſunt, neque ex probabilibus. Damit man dieſes noch deutlicher ſehe, leſe man auch die 16 und 17. Seite des angeführten Ortes: wo er ausdrücklich zeigt, die Enthymemata, würden ex veriſimilibus et ſignis, hergenommen; davon die letztern nothwendige Folgen gäben, die man Demonſtrationes nennet. Atque ex his, quod neceſſarium eſt, τεκμήριον eſt; ac neceſſaria quidem voco, ex quibus ſit ſyllogiſmus. Und der Schluß p. 19. heißt: Ac ex quibus quidem ducatur quae videtur eſſe fides demonſtratiua, dictum eſt.

* Cicero giebt im I. B. von der Erfindung im XXXIV. u. f. §. von der Ratiocinatione oder dem Vernunftſchluſſe

Iſt aber dahingegen der Hauptſatz ungezweifelt wahr, und gewiß: ſo kann der Redner ihn auf ſeiner Studierſtube, wenn er ſeine vier Wände zu Zuhörern nimmt, aus überzeugenden Gründen demonſtrativiſch darthun. Allein, wenn er nunmehr auf dem öffentlichen Rednerſtuhle ſteht: ſo hat er Leute vor ſich, um derentwillen er eben redet. Dieſe haben entweder alle die Fähigkeit, mit dem Redner auf die erſten entfernteſten Gründe der Wahrheit hinaufzuſteigen, und aus demſelben die Wahrheit des

ſchluſſe der Redner Unterricht, und verlanget ausdrücklich, daß man förmliche Schlußreden mit drey Sätzen machen, ja noch dazu keinen Förderſatz ohne Beweis laſſen ſolle. Im XXXVI. §. ſchreibt er: Eſt autem quaedam argumentatio, in qua propoſitio non indiget approbatione; et quaedam, in qua nihil valet abſque approbatione &c. - - Er giebt auch dieſes Exempel davon: Si oportet ſapere, dare operam philoſophiae conuenit. Haec propoſitio indiget approbationis; non enim perſpicua eſt, neque enim conſtat inter omnes: propterea, quod multi nihil prodeſſe philoſophiam, plerique etiam obeſſe arbitrantur. Aſſumtio perſpicua eſt haec: Oportet autem ſapere. Hoc autem, quia ipſum ex re perſpicitur, & verum eſſe intelligitur, nihil attinet probari. Quare ſtatim concludenda eſt argumentatio: Igitur dare operam philoſophiae conuenit. Hieraus kann nun zur Gnüge erhellen, daß auch dieſer größte römiſche Redner und Redekünſtler, der Meynung geweſen, daß ein Redner gründlich und recht philoſophiſch beweiſen müſſe, wenn es die Materie, und die Fähigkeit ſeiner Zuhörer zuläßt: wiewohl man noch viel andre deutlichere Stellen aus ihm anführen könnte.

des Satzes nachher demonstrativisch zu übersehen; d. i. durch einen überführenden Beweis, auch wirklich überführet zu werden: oder sie haben diese Fähigkeit nicht; wenigstens nicht alle mit einander. Der erste Fall wird sich selten finden, und der letztere desto öfter. Und wenn sich denn auch der erstere zuweilen fände, woher weis es der Redner? wofern er nicht vorher einem jeden absonderlich seine Rede vorgehalten, und ihn gefragt hat: hast du es begriffen? Folglich ist es so gut, als ob er sich nimmer zutrüge. Oder, muß er nicht auch besorgen, daß einige von seinen Zuhörern, oder viele, in den ersten Gründen seines Beweises nicht mit ihm einerley Sinnes seyn möchten: da sie gleichwohl die nächsten Beweisgründe, aus andern Grundsätzen, allerdings als wahr zugeben? Dahingegen läßt sich natürlicher Weise ein Satz, den ich aus den ersten entferntesten Gründen, vermittelst zusammenhängender Vernunftschlüsse, überführend darthun kann; auch aus seinen nächsten Mittelgründen erweisen. Und hier kann ein Redner allemal sicher hoffen, daß ihn ein jeder Zuhörer, der nur einen mittelmäßigen Verstand und gemeine Einsicht besitzet, fassen werde: und, daß er sowohl bey diesen, als denen, die eine höhere Einsicht haben, und also diese des Redners Gründe wiederum schon für sich, aus ihren obern Gründen begreifen, Beyfall erhalten werde †.

Sol-

† Das will Quintilian im 14 Cap. f. V. Buches. Namque ego vt in oratione Syllogismo quidem aliquando vti nefas non duco, ita constare totam aut cer-

te

Solche Gründe nun heißt der Herr Prof. Gottsched auch wahrscheinliche Gründe, in seiner ausf. Redek. im 1. Theile 1. Hauptst. §. 10 und 11. und das zwar darum; weil alsdann der Zuhörer die Verknüpfung des Hauptsatzes bereits mit einigen Wahrheiten einsieht: und also daher schließt, daß derselbe auch mit allen übrigen Wahrheiten sich reime; folglich wahr sey. S. ebend. am ang. O. 1. Th. 6. Hauptst. §. 3. Was ist dieß nämlich anders, als eine philosophische Wahrheit; womit zugleich eine historische Wahrscheinlichkeit verknüpfet ist, wenn nämlich alles in den vorgetragenen Wahrheiten so übereinstimmt, wie sonsten Wahrheiten mit einander zusammen zu hängen pflegen. Ein Beyfall nun, der durch solche wahrscheinliche Gründe erhalten wird, heißt eine **Ueberredung**: dafür eine **Ueberölpelung** durch ein bloßes wortreiches Gewäsche, Ansehen, Amtseifer oder Amtstruß, bloße Erregung der Affecten, u. s. w. wohl zu unterscheiden ist: worinn die bloße Be-

te confertam esse aggressionum aut enthymematum, minime velim. - - Nobis ad aliorum iudicia componenda est oratio, et saepius apud omnino imperitos, atque aliarum certe ignaros litterarum loquendum est, quos nisi et delectatione allicimus, et viribus trahimus, et nonnumquam turbamus affectibus; ipsa, quae iusta ac vera sunt tenere non possumus. Locuples et speciosa vult esse eloquentia: - - - feratur igitur, non semitis, sed campis; non vti fontes angustis fistulis colligantur, sed vt latissimi amnes totis vallibus fluat, ac sibi viam, si quando non acceperit, faciat.

Beredung beſteht, die alſo freylich ein ohne zureichliche Gründe erhaltener Beyfall iſt. Dadurch aber, daß ein Redner nur wahrſcheinliche, das iſt, die nächſten Gründe ſeines Hauptſatzes gebrauchet, wird ihrer Deutlichkeit nichts entzogen. Vielmehr müſſen ſie deutlich ſeyn, wofern anders der Redner ſeine Abſicht, das iſt, die Ueberredung ſeiner Zuhörer erlangen will. Und wenn ſie an ſich nicht deutlich genug ſind; ſo muß er ſie durch gute Erklärungen und Erläuterungen ſogleich deutlich und begreiflich machen.

Dahingegen erhellet denn, ſogleich hieraus ſo viel, daß die Ueberredung in der Beredſamkeit allezeit, bey allen Hauptſätzen ohne Unterſcheid, und bey allerley Zuhörern ſtatt hat: ein überführender Beweis aber nicht allezeit, nicht bey allen Hauptſätzen, nicht bey allen Zuhörern gebrauchet werden kann: die Ueberredungskunſt iſt demnach eine beſtändige Eigenſchaft der Beredſamkeit; die Ueberzeugung eine unbeſtändige; eine oft fehlende, unſtatthafte.

Nun laßt uns die Logik zur Hand nehmen. Eine jede taugliche Erklärung ſoll mir von der erklärten Sache ein beſtändiges Merkmaal angeben; das ſich bey der Sache jedesmal findt, und wodurch ich dieſelbe von allen andern ähnlichen Dingen, zu allen Zeiten, unter allen Umſtänden und Verhältniſſen erkennen, und unterſcheiden kann. Soll nun alſo nicht die Ueberredung, oder vielmehr die Ueberführung dieſes beſtändige Merkmaal der Beredſamkeit ſeyn? Sind alſo Ariſtotels und Gottſcheds

ſcheds Erklärungen von der Beredſamkeit nicht richtig? Soll und kann ein Redner allezeit überführen? Müſſen aber um des willen ſeine Gründe nur ſinnlich, das iſt, undeutlich ſeyn?

Ganz gerne gebe ich es indeſſen zu, und der Hr. Prof. Gottſched auch, daß ein Redner bisweilen überführen kann, und darf: wenn es nämlich der Sache Beſchaffenheit, und ſeiner Zuhörer Einſicht erlaubet. Siehe deſſelben ausf. Redek. 1. Theil 6. Cap. §. 15 und 16. Allein, was bisweilen angeht, geht das denn auch allezeit an? Gehts nun aber nicht allezeit an: ſo lehret uns ja wiederum die Logik, daß ein unbeſtändiges Merkmaal in keine gute Erklärung kommen ſoll. Dahingegen lehret uns aber dieſelbe, daß die beſtändigen Merkmaale einer Sache die unbeſtändigen nicht ausſchließen: ſo wenig, als dieſe wiederum jene. Auch dann, wann überführet wird, bleibt die Ueberredung das beſtändige Merkmaal der Beredſamkeit: denn wo Ueberführung iſt, da iſt auch gewiß, nach unſerer oben gegebenen Erklärung, Ueberredung. Und kurz, es gelten auch hier die Regeln der Erklärungen von Dingen, die einen höhern und geringern Grad zulaſſen. Iſt der geringere Grad beſtändig, und ſchließt den höhern nicht aus, der unbeſtändig iſt; ſo muß man den geringern zum Merkmaale der Sache annehmen. Sind beyde unbeſtändig, und höbe ſodann die Beſtimmung eines Grades den andern auf; keinen von beyden. Hat die Sache verſchiedene Grade, und kömmt einem Dinge im höchſten, andern in einem geringern, und zwar jenem beſtän-

beſtändig, dieſen nur unbeſtändiger Weiſe zu: ſo kann man auch wohl den höchſten zum beſtändigen Merkmaale der Sache annehmen: wie Herr Kanzl. Wolf in der Erklärung der Weltweisheit gethan hat. (Der Verfolg des Auszuges folget künftig.)

* *

III.

Fortſetzung der fontenelliſchen Gedanken über die theatraliſche Dichtkunſt.

§. 25.

Wir wiſſen weder gar zu wohl, was die Alten unter den Epiſodien verſtanden haben, noch was ſo gar wir ſelbſt mit dieſem Worte ſagen wollen. Zu allem Glücke iſt auch eben nicht viel daran gelegen. Iſt das Epiſodium etwas, das nur in die Handlung mit eingeſchoben wird, und auch davon abgeſondert werden könnte, ohne ihr dadurch Schaden zu thun, ſo wie die Liebe der niedern Perſonen in einigen Opern, allwo ſie gleichwohl ſehr artige Auftritte verurſachet: ſo iſt das ganze Epiſodium fehlerhaft. Verſteht man hingegen durch Epiſodium die Angelegenheiten der Nebenperſonen, die, ob ſie gleich nicht die hauptſächlichſten Urheber der Handlung ſind, dennoch etwas dazu beytragen: ſo ſind die Epiſodien ſehr gut, und oftmals nothwendig.

§. 26. Wenn ich ſage, daß die Nebenperſonen etwas zur Handlung beytragen: ſo verſtehe ich darunter nicht, daß ſie zu irgend einer Maſchine behülflich ſind, die wohl ohne ſie, obgleich etwa nicht ſo bequem beſtehen könnte; ſondern ich verſtehe, daß ihre Beyhülfe durchaus nothwendig ſey. Ja dieſe Beyhülfe muß nicht einmal verzögert ſeyn, das heißt, daß man die Nothwendigkeit dieſer Nebenperſonen nicht eher als ſpäte, und gegen das Ende des Stückes merke: denn auf ſolche Weiſe werden ſie ſo oft den Zuſchauern lange Weile gemacht haben, als oft ſie bis dahin vorgekommen ſind. Die Eriphile iſt zur Auflöſung des Knotens in der Iphigenia nöthig: ſie iſt das Reh aus der Fabel, und man konnte ihrer nicht entbehren. Allein ſie iſt erſt zu Ende des letzten Aufzuges nöthig, und dieſes entſchuldiget ihre Anweſenheit in den vorigen Aufzügen nicht hinlänglich.

§. 27. Die Einheit muß ſich mit dem Einfachen verbinden. Eine einfältige Handlung nenne ich diejenige, die man leicht verfolgen kann, und die den Verſtand nicht durch eine gar zu große Menge von Zwiſchenfällen ermüdet. Man muß ſich nicht einbilden, daß die Einfältigkeit an und für ſich ſelbſt einige Anmuth habe: und diejenigen, welche die griechiſchen Stücke von dieſer Seite loben, die haben wohl eine Begierde zu loben, allein ſie verſtehen ſich ſehr ſchlecht auf das Lob. Hingegen iſt Heraklius mit Sachen und Zwiſchenfällen gar zu ſehr überladen, und vom Einfachen gar zu ſehr entfer-

fernet. Es ist also in der Einfalt zwar etwas gutes: allein worinn besteht es denn eigentlich?

§. 28. Die Einfalt an und für sich selbst gefällt nicht; sie erspart nur dem Verstande eine Mühe. Die Verschiedenheit hergegen ist schon für sich selbst angenehm: denn der Verstand liebet eine Abwechslung der Handlungen und Gegenstände. Eine Sache gefällt eben nicht darum, weil sie einfach ist, und sie gefällt nicht um destomehr, weil sie noch einfacher ist, sondern sie gefällt dadurch, daß sie vielfältig und dennoch einfach ist: je vielfältiger sie ist, ohne daß sie deswegen aufhöret einfältig zu seyn, destomehr gefällt sie. In der That wird von zweyen Schauspielen, deren keines den Verstand ermüdet, dasjenige, was ihn am meisten beschäfftiget, ihm das angenehmste seyn. Man bewundert die Natur nicht deswegen, weil sie alle Gesichter aus einer Nase, einem Munde und aus zweyen Augen zusammen gesetzt hat: sondern man bewundert sie deswegen, daß, da sie dieselben alle aus diesen Stücken zusammen gesetzt, sie dennoch selbige so verschieden gemacht hat. Hier gefällt also die Einfalt und die Verschiedenheit durch ihre Vereinigung. Die eine verdienet nicht sehr, daß man sie in Betrachtung ziehe, allein es ist ein leichtes sie zu betrachten; ihr größtes Uebel ist, daß sie abgeschmackt ist. Die andre ist reizend, sie verdienet unsere Aufmerksamkeit: allein sie erstreckt sich unendlich weit, und würde unsern Verstand gar zu sehr verwirren. Daher kömmt es denn, daß wenn beyde sich vereinigen, daß die Einfalt der Mannigfaltigkeit die gehö-

rigen Grenzen setze, und daß diese hingegen den andern ihre Anmuth ertheile.

§. 29. Die Verschiedenheit der Handlung: wofern man so reden darf: ist also fast eben so wichtig, als die Einheit und Einfalt. Die Spanier untermengen gemeiniglich ihre Stücke dadurch, daß sie viele Liebshändel und Zwischenfälle hinein bringen. Verkleidete Prinzen, oder die selbst nicht wissen wer sie sind, zweydeutige Briefe, oder die in unrechte Hände gerathen, verlohrne Bildnisse, Versehungen die bey Nacht geschehen, erstaunliche Begegnisse, die man gar nicht voraus sehen können; dergleichen Spielwerke und Verwirrungen können sie niemals zu viel haben. Wir Franzosen haben sie ebenfalls eine Zeit lang geliebet; allein unser Geschmack hat sich in diesem Stücke geändert. Vielleicht haben auch die Spanier, welche wegen des großen Zwanges, in welchem das Frauenzimmer bey ihnen lebet, der Ebentheuer gewohnter sind als wir, mehr Ursache deren Vorstellung zu lieben: vielleicht macht ihre Lebhaftigkeit, daß ihnen dasjenige ungekünstelt und leicht vorkömmt, was uns verwirrt und beschwerlich vorkommen würde; vielleicht gefallen ihnen aber auch, (und dieß scheint am wahrscheinlichsten zu seyn,) die mit allerley Ränken vermischten Stücke nur darum, weil sie keine bessern haben.

§. 30. Was dergleichen verwirrten Stücken bey uns am meisten geschadet hat, das ist dieß, daß wir eben so ränkvolle und dennoch zugleich nicht so verworrene Stücke gesehen haben. Man vergleiche

nur

nur den Heraklius und Horaz. In beyden giebt es viel Verschiedenheit und Zwischenfälle; kaum bleiben die Personen zween Auftritte nach einander in derselben Verfassung; alles ist beständig in Bewegung. Allein wie erfährt man das ganze Spiel mit dem Heraklius? Durch eine lange Erzählung derer Sachen, die sich vor dem Anfange des Trauerspiels zugetragen: eine Erzählung, die freylich ziemlich schwer zu behalten, und allezeit ein wenig dunkel ist, ungeachtet, sie mit ungemeiner Kunst entdeckt wird. Alle verschiedene Zufälle im Horaz hingegen, entstehen ganz ungekünstelt, einer aus dem andern, und vor den Augen der Zuschauer. Heraklius ist nach spanischer Art, gar zu voller Händel, gar zu verworren und ermüdend; Horaz hergegen ist, wo ich sagen darf, nach französischer Art, sehr vervielfältigt, ohne alle Verwirrung.

§. 31. Um das ganze Geheimniß zu entdecken, wie man eine Handlung vermannigfaltigen könne, so dörfte man nur die Kunst ausforschen, womit das Trauerspiel Horaz ausgeführet ist. Die drey Horazier streiten für Rom, und die drey Curiazier für Alba, zween Horazier bleiben todt, und der dritte, ob er gleich allein übrig bleibt, findet dennoch ein Mittel, die drey Curiazier zu überwinden. Dieß ist es alles, was die Geschichte an die Hand giebt; und nichts kann einfältiger seyn. Nunmehro untersuche man, was für Zierrathe, und wie vielerley verschiedene Zierrathe der Dichter hinzugesetzt hat: je mehr man dieses untersuchen wird, desto mehr wird man erstaunen. Er dichtet, daß die

Horazier und Curiazier mit einander verbunden ſind, und eben im Begriffe ſtehen, ſich noch näher zu verbinden. Einer von den Horaziern hat die Sabina, eine Schweſter der Curiazier geheirathet; und einer von den Curiaziern liebet Camillen, eine Schweſter der Horazier. Indem der Schauplatz eröffnet wird, liegen Rom und Alba mit einander im Kriege; und noch denſelben Tag ſoll eine endliche Schlacht vor ſich gehen. Sabine beklagt ſich, daß ſie ihre Brüder in einem Kriegsheere, und ihren Gemahl in dem andern hat; und folglich an dem glücklichen Erfolge weder der einen, noch der andern Theil nehmen könne. Camilla hoffet noch denſelben Tag den Frieden, und glaubt einem Orakelſpruch zufolge, den ſie bekommen hatte, daß ſie den Curiaz heirathen ſollte. Allein ein Traum hat von neuem ihre Furcht erwecket. Indeſſen kömmt Curiaz und meldet ihr, daß die Häupter von Alba und Rom, da ſie eben im Begriffe geſtanden, die Schlacht anzuheben, einen Abſcheu vor allem dem Blute empfunden, welches vergoſſen werden ſollte, und ſich alſo entſchloſſen, dieſen Krieg durch ein Gefechte, zwiſchen ihrer dreyen gegen andere drey zu endigen, und daß man bis dahin einen Waffenſtillſtand gemacht habe. Camilla höret dieſe glückliche Zeitung mit Entzücken, und Sabina hat eben ſo viel Urſache zufrieden zu ſeyn. Nachmals werden die drey Horazier erwählet von Seiten Roms zu ſtreiten, und Curiaz wünſchet ihnen zu dieſer Ehre Glück: wobey er ſich nur beklaget, daß entweder ſeine Schwäger um-

kom-

kommen, oder ſeine Vaterſtadt Alba, Rom unterwürfig ſeyn ſolle. Allein wie ſchmerzlich fällt es ihm nicht abermals, als er erfährt, daß ſeine zween Brüder und er auserſehen ſind, von albiſcher Seite zu fechten! Was für eine Verwirrung erreget dieß nicht bey allen Perſonen! Der Krieg ſelbſt war nicht ſo ſchrecklich für ſie. Sabina und Camilla ſind unruhiger als jemals: die eine muß entweder ihren Mann, oder ihre Brüder; die andere aber ihre Brüder, oder ihren Geliebten verlieren, und dieſe alle zwar, einen durch des andern Hände. Die Streiter ſelbſt ſind bewegt und zärtlich gerühret: indeſſen müſſen ſie fort, und betreten das Wahlfeld. Indem beyde Kriegesheere ſie ſehen, ſo will keines leiden, daß Perſonen, die ſich ſo nahe verwandt ſind, mit einander kämpfen ſollen, und man ſtellet ein Opfer an, um den Sinn der Götter zu erfahren. Die Hoffnung lebet in dem Herzen der Sabina wieder auf; Camillen aber ahndet nichts gutes. Man kömmt auch endlich, und ſagt ihnen, es ſey nun nichts mehr zu hoffen, die Götter hielten das Gefechte genehm, und die Streiter wären ſchon im Handgemenge miteinander. Dieß wirkt eine neue Verzweifelung! ein viel größer Schrecken als die vorigen! Hierauf kömmt die Zeitung, daß zween Horazier getödtet ſind, endlich auch der dritte geblieben ſey, und die drey Curiazier die Wahlſtatt behalten hätten. Camille bedauert ihre zween Brüder, und hat eine heimliche Freude, daß ihr Liebhaber lebendig und Sieger ſey: Sabine aber, die weder ihre Brüder noch

ihren Mann verloren, ist zufrieden. Der Vater der Horazier aber, den einzig das Wohl der Stadt Rom rühret, die nunmehro der Stadt Alba soll unterworfen seyn, und die Schande, die auch auf ihn zurück fällt, daß sein Sohn geflohen sey, schwöret: daß er ihn wegen seiner Zagheit strafen und ihm das Leben mit eigener Hand nehmen wolle; welches denn die Sabine in eine Unruhe setzet. Endlich aber bringt man dem alten Horaz eine ganz entgegen gesetzte Zeitung. Die Flucht seines Sohnes nämlich war nur ein Kunstgriff gewesen, dessen er sich bedienet, um die drey Curiazier umzubringen, welche wirklich auch auf dem Schlachtfelde tod geblieben sind. Nichts ist schöner, als die Art, wie diese Sache abgehandelt wird; man wird weder bey den Alten ein Original dazu, noch bey den Neuern eine Copie davon finden.

§. 32. Die Kunst bey dieser Ausführung besteht meines Erachtens darinnen, daß man eine Handlung in so viel Theile eintheile, als verschiedene Empfindungen sie bey den Personen erregen kann; es sey nun, daß diese Empfindungen von entgegen gesetzter Art sind, oder es sey, daß in derselben Art die einen mehrere Stärke besitzen, als die andern. Die Personen von der Freude zum Schmerze, von der Furcht zur Hoffnung, oder von einer geringern Freude, von einer mindern Furcht zu einer größern übergehen zu lassen, das sind zwo Gattungen von Widrigkeit. Die erste ist die angenehmste, weil die Widrigkeit vollkommner ist. Die andere thut zwar auch große Wirkungen; allein überhaupt würde

ein Stück, allwo eine und dieſelbe Empfindung immerfort, oder doch faſt beſtändig herrſchte, ob ſelbige gleich immer ſtärker würde, nicht ſo gut gefallen, als wenn es mit vielerley entgegen geſetzten Empfindungen untermiſcht wäre. In der Malerey thun die Gewänder eine viel beſſere Wirkung, als unſere gewöhnlichen Kleidungen, weil ſie beſſer ſpielen und mehrere Falten werfen. So iſt es auch gut, daß der Stoff des Trauerſpiels ſo zu reden überlaufend ſey, daß er verſchiedene Seiten zeige, und mancherley Bewegungen habe.

§. 33. Außer der Widrigkeit, die in den verſchiedenen Theilen der Handlung ſeyn kann, thun die widrigen Charactere der Perſonen, ein ſehr vieles zur Verſchiedenheit. Zwo Figuren auf einem Bilde, die gerade einerley Stellung haben, ſind nichts fehlerhafter, als zwo Perſonen in einem Trauerſpiele die einerley Character beſitzen. Berenice Titus und Antiochus, ſind allerſeits nur eine einzige Perſon unter drey verſchiedenen Namen. Die ärgſte Widrigkeit entſteht unter zwo entgegen geſetzten Gattungen, z. E. eines Ehrſüchtigen und eines Liebhabers, eines Tyrannen und Helden: allein auch in einer und derſelben Gattung kann man eine überaus angenehme Widrigkeit finden. So ſind ſich z. E. Horaz und Curiaz, obgleich beyde tugendhaft, beyde von der Liebe zum Vaterlande gleich ſtark eingenommen ſind, ſich dennoch, auch ſelbſt in denen Empfindungen einander nicht ähnlich, die ihnen beyden gemein ſind. Der eine beſitzet eine edle Wildheit, der andere etwas zärtliches

und menſchliches. Jedoch es iſt nicht allen Menſchen gegeben, das entgegen geſetzte auch unter ähnlichen Dingen vorzuſtellen. Kurz, wenn zwo Perſonen nicht recht merklich von einander unterſchieden ſeyn können, ſo iſt es zum mindeſten gut, daß man ihnen beſondere Urſachen beylege, warum ſie nicht einerley Meynung ſind, oder in einerley Grade der Leidenſchaften ſtehen: und dieß iſt abermal ein Meiſterzug, den Herr Corneille in ſeinem Horaz angebracht hat. Sabine und Camille haben einerley Character, ja faſt einerley Beſorgniß, insgemein aber wenn die eine fürchtet, ſo hoffet die andere. Es wäre auch nicht unrecht, wenn die Vertrauten gegen ihre Herren nicht ſo gar gefällig wären, als ſie gemeiniglich ſind, und daß ſie ſich die Freyheit nähmen, dieſelben durch gute Gründe zu widerlegen. In einem Geſpräche wird ein Widerſetzen und ein Spiel erfordert, ſonſt iſt es ein Geſpräch, darinnen nur eine einzige Perſon redet.

§. 34. Die Vorfälle der Schaubühne ſind unendlich und begreifen alles, was entweder den Zuſchauer, oder eine von den Perſonen in Verwunderung ſetzen kann; alles das, was eine ganz andere Wirkung hat, als man vermuthen konnte: und es iſt augenſcheinlich, daß nichts die Neugierde mehr vermehre. In dem Augenblicke, da Cinna der Aemilia von der Verſchwörung Rechenſchaft giebt, davon er und Maximus die Häupter ſind, meldet man ihm an: daß Auguſtus ihn und den Maximus zu ſprechen verlange. Hier iſt es nun unmöglich, daß Cinna ſich nicht für verrathen hal-

halte, und daß der Zuschauer nicht mit Ungeduld erwarte, was der Kaiser mit ihm machen werde. Wenn nun Cinna und Marim bey dem August erscheinen: so sieht man, daß er sie bloß rufen lassen, um mit ihnen zu überlegen, ob er das Kaiserthum niederlegen solle? Allhier gerathen Cinna, Maximus und der Zuschauer, in ein gleiches Erstaunen; und dieß sind die rechten wunderwürdigen Kunstgriffe! Es giebt noch andere Theaterstreiche, die nur wenige Personen, nicht aber den Zuschauer betrügen, oder in Erstaunen setzen. So vertrauet sich die Ariane ihrer Schwester an, von der sie nicht weis, daß sie ihre Nebenbuhlerinn ist, und dieses Spiel ist sehr schön, obgleich der Zuschauer dadurch nicht betrogen wird. In dergleichen Fällen aber genießt er den Irrthum, oder die Unwissenheit des Spielers, und sieht mit Vergnügen das Erstaunen voraus, darein er gerathen wird, wenn ihm die Augen aufgehen werden. Gleichwohl, wenn man alles wohl erwäget, so scheint es, daß die erstere Art etwas vollkommnes an sich habe. Die Lustspiele sind fruchtbarer an solchen Streichen, als die Trauerspiele; gleichwohl giebt es einige, die sehr schön, und doch ganz leer davon sind.

§. 35. Bis hieher haben wir bey der Handlung nur dasjenige betrachtet, was dem Verstande gefallen kann; das ist aber noch nicht genug, wir müssen auch an das Herz gedenken. Mit allen denen Eigenschaften, davon wir geredet haben, könnte eine Handlung zwar wohl bemerkenswerth seyn, allein es giebt noch etwas mehrers: sie muß, wo möglich,

auch

auch rührend gemacht werden. Man will beweget und gerühret werden; man will Thränen vergießen. Dieſes Vergnügen, welches man beym Weinen empfindet, iſt ſo ſeltſam, daß ich mich nicht enthalten kann, darüber eine Betrachtung anzuſtellen. Würde man wohl ein Belieben daran tragen, jemanden, den man liebt, in dergleichen Umſtänden zu ſehen, worinnen ſich Roderich im Cid befindet, nachdem er den Vater ſeiner Geliebten umgebracht? Nein gewiß nicht! gleichwohl gefällt die außerordentliche Verzweifelung des Rodrigo, die Gefahr die er läuft, alles was ihm am theuerſten iſt zu verlieren, eben um der Urſache willen, weil die Zuſchauer den Rodrigo lieben. Wie kömmt es alſo doch immermehr, daß man von der Vorſtellung einer Sache auf eine angenehme Weiſe gerühret wird, die uns betrüben würde, wenn ſie wahr wäre?

§. 36. Das Vergnügen und der Schmerz, zwo ſo verſchiedene Empfindungen, ſind ihrer Quelle nach nicht ſo gar ſehr unterſchieden. Es erhellet aus dem Beyſpiele des Kützelns, daß eine vergnügende Bewegung, wenn ſie zu hoch getrieben wird, zu einem Schmerze gedeihet, und daß die Bewegung des Schmerzens, wenn man ſie ein wenig mildert, ein Vergnügen wird. Eben daher kömmt es noch, daß es eine gelinde und angenehme Schwermuth giebt, und dieß iſt ein geſchwächter und geminderter Schmerz. Das menſchliche Herz liebt von Natur die Erregung; es ſchicken ſich alſo die traurigen Gegenſtände, ja ſo gar die ſchmerzlichen Gegenſtände recht wohl für daſſelbe; nur daß ſie

durch

durch etwas versichert werden. Es ist gewiß, daß auf der Schaubühne, die Vorstellung fast die Wirkung der Wirklichkeit hat; allein sie hat sie doch nicht vollkommen. Man sey von dem Schauspiele auch noch so sehr hingerissen als man will; die Sinne und die Einbildungskraft mögen auch noch eine so starke Gewalt über die Vernunft nehmen: so bleibt doch allezeit im Innersten des Verstandes, ich weis nicht was für ein Begriff von der Falschheit dessen, was man sieht. Dieser obgleich schwache und dunkle Begriff ist hinlänglich genug, den Schmerz zu mindern, daß man einen, den man liebet, leiden sehe, und diesen Schmerz auf denjenigen Grad hinunter zu setzen, allwo er anfängt, sich in ein Vergnügen zu verwandeln. Man beweinet die Unglücksfälle eines Helden, dem man günstig geworden ist, und tröstet sich auch noch in demselben Augenblicke deswegen; weil man weis, daß es eine Erdichtung ist. Eben aus dieser Vermischung der Empfindungen aber entsteht ein angenehmer Schmerz und solche Thränen, die uns Vergnügen bringen. Da auch übrigens eine solche Betrübniß, die durch den Eindruck empfindlicher und äußerlicher Gegenstände verursachet wird, stärker ist, als der Trost, der nur aus einer innerlichen Betrachtung entspringt: so müssen in dergleichen Werken die Wirkungen und Kennzeichen des Schmerzens die Oberhand behalten.

§. 37. Diejenigen Personen, welche dergleichen Thränen aus den Augen locken sollen, müssen rührend

rend und liebenswerth seyn; allein wie soll man sie rührend und liebenswerth machen? Zuvörderst ist es genug, wenn sie nur unglücklich sind. Bey allen empfindlichen Leuten ist es schon ein Verdienst, daß man in große Drangsalen gerathe, denn diese ziehn von selbst die Zuneigung nach sich, wofern sonst nichts ist, das dieselbige zurück treibt. Der Held oder die Heldinn eines Stücks finden hiedurch den Zuschauer in sehr geneigter Verfassung: und um daß er ihre Unglücksfälle bedaure, braucht es nichts mehr, als daß sie ihm nur in keinem Stücke misfallen.

§ 38. Man muß aber wohl acht geben, daß dieser Satz nur von denen Personen gilt, die aus der Geschichte nicht sehr bekannt sind, und von denen man keinen gar zu erhabenen Begriff hat: diese machen uns gar leicht aufmerksam. Dergleichen ist **Antiochus** in der **Rodogune**. **Cäsar** und **Alexander** aber werden nicht sehr rührend seyn, wofern sie demjenigen keine Genüge thun, was man von diesen Namen erwartet. Es ist auch nicht genug, daß man nur in der Folge des Stücks große Thaten von ihnen erzähle: man muß auch sehen, daß sie in währendem Stücke wirklich welche thun. Die Geschichte der vergangenen Zeit rühret den Zuschauer sehr wenig, der so zu reden, nur seinen Augen glaubt. Daher eben kömmt es, daß **Alexander** so wenig rühret und eine so geringe Person in dem Stücke ist, was seinen Namen führet. Es ist wahr, man erzählet in demselben viel schöne Sachen von ihm; allein, wenn man ihn selbst sieht, so

ist

ist er mit nichts, als der Liebe zu einer gewissen Cleophile beschäfftiget, die der Zuschauer eben nicht sonderlich hoch schätzet. Gleichwohl thut Alexander noch zuletzt eine großmüthige That, indem er dem Porus seine Staaten wieder zurücke giebt: allein man rechnet ihm dieselbe fast für nichts an, weil er sich bis dahin keine große Aufmerksamkeit erworben hat.

§. 39. Eine unverdiente Unterdrückung zu erdulden, mit Undank belohnet zu werden, eine ruchlose Treulosigkeit zu erleben, das sind diejenigen Unfälle die denjenigen, die darein gerathen, die meiste Neigung zuzieht: und die Macht so sie haben die Herzen an sich zu ziehen, ist so groß, daß auch selbst Medea, die doch ihren Vater und ihr Vaterland verrathen ja ihren Bruder in Stücken zerrissen hat, liebenswürdig und rührend wird, da sie zu Korinth vom Jason verlassen ist. Ein jeder ist auf ihrer Seite, und wider die unschuldige Kreusa selbst.

§. 40. Wie vielmehr muß denn nicht die unschuldige Tugend rühren! Allein man muß die Tugend auch zu malen wissen: und hierinnen ist außer dem Herrn Corneille fast niemand glücklich gewesen. Man darf auch gar nicht fürchten, daß alle tugendhafte und vollkommene Charactere einander gleich sehen, und alle Helden der Schaubühne einer und derselbe Held seyn werden. Es ist zwar wahr, daß in dergleichen Characteren alle Tugenden zugleich sind, allein sie leuchten nicht alle hervor. Es giebt allemal eine, welche wegen derer Sachen, davon

von die Rede ist, und wegen der Umstände darinnen der Held sich befindet, die Oberhand gewinnt, und so zu reden die gegenwärtige Zeittugend wird. Die andern bleiben im Dunkeln und in der Vergessenheit, indem sich keine Gelegenheit für sie zeiget; gnug daß man nichts sieht, was ihnen zuwider wäre. Man halte diese Betrachtung mit des Hrn. Corneille Helden und Heldinnen zusammen: man wird finden, daß sie fast alle gleich, und dennoch verschieden tugendhaft sind. Er macht ihre Characteres verschieden, nicht durch die Vermischung der Laster oder Mängel, sondern durch die verschiedenen Tugenden, die er darinnen hervor leuchten läßt.

§. 41. Diejenige Person, welche man tugendhaft schildern will, muß von allen Fehlern frey seyn. Die Liebe wird entweder für keine Schwachheit gehalten, oder sie ist doch die einzige, die man den Helden der Schaubühne zu gute hält: gleichwohl müssen sie, wie bereits gesaget worden, dieselbe gewissen edlern Empfindungen aufopfern. Man muß auch noch ferner bedenken, daß die Helden auch nur Heldinnen, das heißt, Personen lieben müssen, die ihrer vollkommen würdig sind; und einer von Alexanders Fehlern ist der, daß er die Cleophile liebt, deren Character ziemlich schlecht ist. Hier verunehret sich der Held durch seine üble Wahl. Im Polieukt hergegen wird Severus nur um desto größer, weil er von einer solchen Person geliebet wird, als die Paulina ist.

§. 42. Der Held muß ferner niemals unrecht haben, und man muß hierinnen sogar den mindesten

Schein

Schein vermeiden. Hat er ja eine ſchwache Seite, ſo muß der Dichter ſolche zu verbergen und ihn von der guten Seite zu ſchildern wiſſen. Man muß den Alexander als einen Ueberwinder der Welt, nicht aber als einen Trunkenbold und Grauſamen vorſtellen. Herr Corneille hat wider dieſe Regel, obgleich auf eine ziemlich unmerkliche Weiſe, geſündiget. Nikomedes, deſſen Character ſehr ſchön und voller edlen Ehrliebe iſt; trotzet und beſchimpfet ſeinen jüngern Bruder Attalus ohne Unterlaß, und machet folglich dem Zuſchauer, welcher ſehr geneigt iſt, der Meynung des Helden zu ſeyn, den er liebt, einen ſchlechten Begriff von demſelben. Gleichwohl übet Attalus gegen das Ende eine großmüthige That aus, die den Nikomedes ſelbſt aus einer großen Gefahr errettet. Hier iſt man nun verdrießlich, daß Nikomedes den Attalus ſo ſchlecht gekannt, und einen Menſchen ſo ſehr verachtet hat, der es ſo wenig verdiente. Zudem ſo iſt es dem Nikomedes einigermaßen ſchimpflich, daß er von demjenigen errettet wird, aus dem er ſich ſo wenig machte. Man muß alſo allemal darauf rechnen, daß der Zuſchauer die Helden zärtlich liebt, und daß die mindeſte Sache, die demjenigen Begriffe zuwider läuft, den er ſich von ihm gemacht hat, ihm verdrießlich ſey.

§. 43. Die tugendhaften und angenehmen Characteren theilen ſich in zwo Claſſen ein, einige ſind ſanft, zärtlich, voller Unſchuld; die andern ſind edel, erhaben, herzhaft und ſtolz. Man bringt dieſelben allerſeits in ſchmerzhaften Umſtänden auf die Bühne,

und diejenigen, die bey ihrem Leiden empfindlicher sind und mehr Worte anwenden, um sich zu beklagen, die bewegen den Zuschauer gar leicht und erregen ein Mitleiden. Die andern, welche bey ihren Drangsalen eben so viel Muth als Empfindlichkeit besitzen, denen es nicht gut genug ist, sich zu beklagen, die erregen entweder nur Bewunderung, oder doch ein mit Bewunderung vermischtes Mitleiden, ein Mitleid ohne Thränen, welches auch bey den erhabensten Herzen Eingang haben kann. Die erstern beklagt man, und wenn man sich in ihre Stelle setzet, so bebet man vor Furcht; die letztern aber bewundert man in so hohem Grade, daß man sich fast ihr Unglück, zusammt ihren Empfindungen wünschen möchte. Die Andromacha und Cornelia sind zwo Wittwen, beyde sehr unglückselig und beyde sehr geschickt, den Unterschied dieser zwo Arten des Mitleidens zu zeigen. Die gelinden Charactere können durch eine zärtliche und feine Liebe rühren, und ihre Art zu lieben, wird ihnen zu einem neuen Verdienste. Dergleichen sind Britannicus und Junia, Bajazet und Athalide. Die erhabenen Charactere haben auch eine erhabenere Liebe, der man diese bewegliche Weichmüthigkeit nicht beylegen kann. Sie haben aber dabey den Vortheil, daß die Bewunderung, die sie erregen, sie viel liebenswürdiger machet, als das Mitleid selbst thun würde; oder daß sie gar das Mitleid und die Bewunderung zugleich erwecken.

§. 44. Nikomedes wird durch das Ansehen unterdrückt, welches seine Schwiegermutter bey dem Pru-

Pruſias hat, und durch die argliſtige Staatskunſt der Römer. Er aber beklaget ſich niemals; niemals ſucht er die Zuhörer zu erweichen: ſondern die Standhaftigkeit ſeines Muthes, die Unerſchrockenheit, womit er die größte Macht anſieht, die damals auf dem Erdboden war, die edlen Spöttereyen, ſo er darüber ausläßt, dieß alles gewinnet ihm die Herzen vielmehr, als die bitterſten Klagen von der Welt thun würden: und wenn er nicht zuweilen ein wenig gar zu jung thäte; ſo wäre ſein Character der allerſchönſte, den man auf der Schaubühne ſehen kann. Sein Character iſt an und für ſich ſelbſt ſo liebenswerth, daß er auch dann gefället, wenn er laſterhaft iſt. In dem Trauerſpiele **Wenceslaus** iſt **Ladislaus** ſtürmend, unbändig, heftig, verwägen, ungerecht: und gleichwohl iſt er bey allen dieſen Laſtern liebenswerth. Alles was das Anſehen der Herzhaftigkeit, des Erhabenen und der Unabhänglichkeit hat, das ſchmäuchelt ſchon für ſich ſelbſt unſerer Neigung, die allezeit der Stärke mehr zuſchreibt, als der Vernunft, und dem Muthe mehr, als der Klugheit. Hingegen hat das, was geordnet und verſtändig iſt, etwas kaltes an ſich, das zuweilen gar ins Lächerliche fällt. Gleichwohl muß man auf der Schaubühne nicht gar zu oft ſolche junge Narren aufführen, als **Ladislaus** iſt: denn ohne Zweifel ſind die vernünftigen und tugendhaften Characterе vorzuziehen; allein man muß ihnen von dem laſterhaften Charactere des **Ladislaus** ſo viel Stärke und Hitze beylegen, als nur immermehr möglich iſt.

§. 45. Hier biethen sich nun ziemlich natürlich etliche Betrachtungen über die Nützlichkeit der Trauerspiele dar. Ich habe nie die Meynung gehabt, die Leidenschaften durch die Leidenschaften selbst zu reinigen; also will ich nichts davon sagen. Geschieht es, daß jemand durch dieses Mittel gereiniget wird, so sey es immerhin! Ich sehe dennoch nicht sehr deutlich ein, wozu es dienen soll, daß man von dem Mitleiden geheilet werde. Mich für mein Theil dünkt, der größte Nutzen der Schaubühne sey dieser, daß die Tugend den Menschen angenehm gemachet, und sie gewöhnet werden, sich ihrer anzunehmen, und ihr Herz nach ihr zu lenken; daß man ihnen große Beyspiele von Standhaftigkeit und Muth in Unglücksfällen vorstelle, um dadurch ihre Empfindungen zu stärken und zu erheben. Hieraus folget, daß man nicht nur tugendhafte Charactere vornehmen müsse, sondern, daß sie auch auf eine so erhabene und stolze Art tugendhaft seyn müssen, als des Herrn Corneille seine sind, welche das Herz stärken, und rechte Regeln zum Heldenmuthe geben. Andere Charactere, die zwar auch tugendhaft, aber der gewöhnlichen Gemüthsart der Menschen gemäßer wären, die würden die Seele nur weibisch machen, und die Zuschauer zur Schwachheit und Niedergeschlagenheit gewöhnen. Die Liebe betreffend, weil dieselbe ein nothwendiges Uebel ist: so wäre es zu wünschen, daß die Stücke des Herren Corneille dieselbe den Zuschauern nicht anders einflößten, als sie sie ihnen vorstellen.

(Das übrige folgt nächstens.)

IV.

Plutarchs von Chäronea Lebensbeschreibungen der berühmten Männer, des Theseus, Romulus, Lykurgs, Numa, Solons und P. Val. Publicola, aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen. Leipz. bey Bernh. Christoph Breitkopf. 1745. in 8. 556. S. ohne die Vorrede und Chronol. Tafel.

Ungeachtet wir dieses Werk bereits vor etlichen Monaten als fertig angekündiget: so können wir nicht umhin, etwas ausführlicher davon zu reden. Theils die Wichtigkeit des Originals, theils die Beschaffenheit der Uebersetzung fordert solches von uns. Plutarch ist unstreitig unter den alten Geschichtschreibern allezeit für einen der gelehrtesten und verständigsten gehalten worden: ja man könnte sagen, daß er auch einer der gewissenhaftigsten gewesen, der auf eine höchst unparteyische Art Gutes und Böses von seinen Helden erzählet hat. Dazu kömmt noch, daß er auch als ein scharfsinniger Staatskundiger und Kunstrichter im sittlichen Felde, die Tugenden und Fehler grosser Männer gegen einander zu halten und genau abzuwägen gewußt; wie die Vergleichungen, die jedem Paare von Lebensbeschreibungen beygefüget

sind, einem jeden vor Augen legen. Daher ist es ohne Zweifel gekommen, daß gewisse grose Bücherkenner, auf die Frage: welche Bücher sie sich vor andern erwählen würden, wenn sie sich nur ein paar oder höchstens drey, aus einer so unzählichen Menge derselben, auslesen dörften? so geantwortet haben, daß sie Plutarchs Werke dabey fast oben an gestellet *.

Dieses Bändchen hält zwar nur die sechs ersten Leben, berühmter Männer in sich, ist aber auch nur als ein Vorläufer der übrigen anzusehen. Der Hr. Verleger hat nämlich die ganze Uebersetzung derselben käuflich an sich gebracht, die der sel. Prof. Schulz in Halle, ein in den gelehrten Sprachen und schönen Wissenschaften gleich berühmter Mann, noch vor seinem Ende zu Stande gebracht. Dieses nun setzet ihn in den Stand, unsern Landesleuten, die nun an dem Lesen der Alten von neuem einen Geschmack zu bekommen scheinen, nachdem man ihnen dieselben in einer anmuthigern Gestalt und leslichern Sprache zu liefern angefangen, bald das ganze Werk zu liefern. Und wir können ihnen eine desto ungeduldigere Begierde dazu erwecken, da der sel. Mann auch selbst eine ziemliche Anzahl gelehrter Anmerkungen dazu verfertiget hat, die ohne Zweifel den Beyfall aller Kenner verdienen werden.

Die Herren Uebersetzer dieses ersten Theiles haben sich nicht anders, als durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen der Welt bekannt zu machen belie-

* S. Morhof. Tom. 1. lib. 1. c. 5. §. 12.

beliebet: daher wollen wir sie auch nicht bekannter machen. Herr M. J. C. K. hat uns den Theseus, Lykurg, und Numa, Hr. M. A. B. S. aber den Romulus, Solon und Publicola geliefert. Nun hat zwar in einer berlinischen Zeitung die Nachricht gestanden, als ob diese Uebersetzungen sämmtlich unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Gottscheds allhier herausgekommen. Allein da dieser sich keiner fremden Ehre anzumaßen pflegt, so hat er uns veranlasset, hiermit zu erklären: daß außer dem Anschlage, den er theils dem ersten von den Hrn. Uebersetzern, und dem Hrn. Verleger gegeben, nichts dabey von ihm herrühre; außer, daß er die schöne londensche Ausgabe der Vitarum parallelarum, die August Brianus 1729 in fünf großen Quartbänden ans Licht gestellet, und Daciers französischen Plutarch dazu hergeliehen; und irgend über die erste Probe der Uebersetzung, die der Hr. Verfasser ihm zu zeigen beliebet, demselben einige Gedanken eröffnet habe.

Die Zueignungsschrift ist an Se. Königl. Hoheit den Durchl. königl. pohlnischen und sächsischen Churprinzen gerichtet, und nicht unrecht abgefasset. Und wem hätte man ein Werk welches die trefflichsten Beyspiele großer Männer in sich hält, mit besserm Grunde widmen können, als einem so hocherleuchteten Prinzen, der gleichsam den Schuß der ganzen Gelehrsamkeit übernommen hat; andrer großen Eigenschaften zu geschweigen, die an ihm um die Wette hervorleuchten.

In der Vorrede wird anfänglich von Plutarchs großen Verdiensten gehandelt; und diejenige Sammlung einiger von seinen kleinen Schriften bedauret, die durch die Nachläßigkeit der finstern Jahrhunderte verlohren gegangen. Man vertheidiget ihn gegen den Vorwurf, der einigen gar zu fruchtbaren Federn gemacht worden: daß nämlich die Vielschreiber auch insgemein viel schlechtes schrieben. Man rühmet ihm eine vollkommene Erkenntniß der Weltweisheit in allen ihren Theilen, der ganzen Geschichte, der Alterthümer, der heidnischen Götterlehre, und überhaupt aller freyen Künste und schönen Wissenschaften nach; und zwar alles mit gutem Rechte.

Was die Weltweisheit betrifft, so ist er kein sectirischer, sondern ein eklektischer Philosoph gewesen, der sich aus allen Schulen der alten Weisen das beste erwählet hat. In Beschreibung des heidnischen Gottesdienstes scheint er alle Heimlichkeiten der Aegypter, der eleusinischen Feste, und der römischen Feyerlichkeiten, ausstudirt und gekannt zu haben. Handelt er ein Stück aus der Sittenlehre ab, so ist er ein eifriger Herold der Tugend, und tiefsinniger Erforscher des menschlichen Herzens. Ueberall aber leuchtet ein lebendiger Trieb aus ihm hervor, alle Menschen tugendhaft zu machen, und ihnen einen Abscheu vor den Lastern beyzubringen.

Man setzt hinzu, daß sich Plutarch gleichwohl in diesen historischen Schriften in seiner vollen Stärke gewiesen. Rom, Athen, Sparta, Carthago und andere Staaten mehr, liegen hier gleichsam

ganz bloß vor seinen Augen. Er sieht die Quellen ihres Flors und Verfalles aufs vollkommenste ein. Er scheint ihrer Gesetzgeber Rath, und der Zuchtmeister ihrer Tyrannen zu seyn. Die Kriege und Schlachten beschreibt er, als ob er den Feldherren zur Seite gestanden hätte. Ueber die Ruhe und Sicherheit der Völker kann er sein inniges Vergnügen nicht bergen; und seine Helden stellt er uns so lebhaft vor, daß man sie mit Augen zu sehen, ja mit ihnen selbst zu sprechen glaubt. Kurz, diese Leben halten gleichsam den Kern aller griechischen und römischen Geschichte in sich: und er führt seine Leser aus den ältesten Zeiten, da Theseus gelebet, bis in die neuesten, die er noch selbst erlebet hat, fast in einer ununterbrochenen Reihe der merkwürdigsten Weltgeschichte. In den römischen Begebenheiten aber haben seine Erzählungen noch diesen Vorzug, daß er als ein Ausländer uns so manchen Gebrauch beschreibt, den ein gebohrner Römer, als bekannt, übergangen haben würde.

Wir übergehen die übrigen Vortheile, die dem Plutarch hier mit gutem Grunde nachgerühmet werden; darunter sonderlich dieser zu merken ist, den künftige Regenten daraus ziehen können. Denn wenn überhaupt die Geschichtbücher die beste Schule der Regenten zu nennen sind: so ist gewiß Plutarch der vortrefflichste Lehrer darinnen; welches hier ausführlich dargethan wird. Aber auch Privatpersonen finden hier viel zu lernen, weil er auch diejenigen Eigenschaften seiner Helden entwirft, die sie als Menschen an sich gehabt. Kurz Plutarch

erweist sich überall als einen guten Patrioten, und zwar als einen solchen, der auch seine Leser dazu zu machen suchet.

Hierauf erzählt der Hr. Verfasser, was Plutarch für Nachfolger in solchen Lebensbeschreibungen gefunden. Um Antonins Zeiten hat schon Ammyntianus dergleichen einige aufgesetzt. Varillas hat Kaiser Carl den V. mit Franciscus dem I. Kön. in Frankreich ꝛc. St. Evremond den Alexander mit dem Cäsar ꝛc. Rapin, den Cicero mit dem Demosthenes ꝛc. und Lombard den Mezeray mit dem P. Daniel verglichen. Und noch neulich hat Hr. Prof. Holberg in Copenhagen zwey ganze Bände solcher Vergleichungen aus neuern Zeiten heraus gegeben.

Man vergißt auch der Uebersetzer nicht, darunter Lapus, Philelphus, Guarinus von Verona, Acciajolus, Aretinus, Barbarus, Grynäus, Cruserius und Xylander zu merken sind. Unter den Franzosen haben Amiot und Dacier diese Arbeit ausgeführt: Meziriac aber ist die Ausführung seines Vorhabens schuldig geblieben. Ins Englische, Welsche und Spanische sind auch verschiedene Stücke davon übersetzt worden; im Deutschen aber hat uns Hieronymus Boner schon 1547. und also fast vor 200 Jahren eine Uebersetzung dieser Leben geliefert. Und ob zwar der Herr Vorredner glaubt, daß diese Arbeit mit Amyots seiner gar nicht zu vergleichen sey; auch deswegen keiner Entschuldigung nöthig zu haben glaubt, daß man sie von neuem übernommen; so hätte er doch unmaßgeblich bedenken

ken ſollen, 1) daß auch Amiots ſeine bey nahe um funfzig Jahre neuer iſt, als des ehrlichen Boners ſeine; 2) daß die Rauhigkeit der Deutſchen Sprache vor zweyen Jahrhunderten, es noch nicht zugelaſſen, etwas ſo vollkommenes zu liefern, das heute zu Tage nicht verbeſſert werden könnte. 3) Daß auch Amiots ſeine, ſelbſt nach Meziriacs Angeben, über zweytauſend Hauptfehler in ſich halte; da es noch ſehr ungewiß iſt, ob Boners ſeine ſo ſehr davon wimmele? und endlich 4) daß es auch heute zu Tage faſt unmöglich ſey, die altväteriſche Schreibart Amiots zu ertragen; geſchweige denn mit Vergnügen zu leſen. Es hat nämlich nur an neuern Ausgebern gefehlt, die Boners Arbeit nach und nach hätten verbeſſern und in einer neuern Sprache darſtellen können: ſo würde ein deutſcher Plutarch längſt ein Handbuch der deutſchen Hofleute, Feldherren, ja des Adels und der Kriegsleute geworden ſeyn. Unſrer Meynung nach, muß man diejenigen aller Ehren werth halten, die an der Ausbreitung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo viel es ihre Zeiten zuließen, zuerſt gearbeitet haben. Wir würden vielleicht noch im Finſtern tappen, und unſre Mutterſprache würde noch rauh und barbariſch ſeyn; wenn nicht in dem XVI. Jahrhunderte ſo viel wackere Männer ſich mit dem Dolmetſchen der alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller beſchäfftiget hätten. Die beſte Art, ſie der Unvollkommenheit zu überführen, iſt, wenn man ſie durch eigne Arbeiten übertrifft.

Nunmehro folget Daciers chronologische Tabelle über alle Lebensbeschreibungen Plutarchs, die theils nach den Jahren der Welt, theils nach den Olympiaden, theils nach der Erbauung der Stadt Rom, theils nach der Geburt Christi eingerichtet ist. Nichts ist angenehmer, als hierinnen eine ordentliche Folge der wichtigsten Begebenheiten des Alterthums, nach der Zeitordnung zu durchlaufen. Die Wasserfluth Deukalions fängt an, die sich funfzehn Jahre vor dem Ausgange der Israeliten aus Aegypten zugetragen hat. Darauf folgen Minos der I. und sein Enkel, Minos der II. König in Creta: welchem Theseus, der erste von denen Helden folget, dessen Leben Plutarch beschrieben hat. Wir wollen doch hier denen von unsern Lesern, die den Plutarch noch nicht kennen, eine Lust zu der bevorstehenden deutschen Ausgabe zu machen, die sämmtlichen Namen, nach der Zeit, wie sie gelebt haben, hersetzen, und nur die Jahrzahl vor oder nach der Geburt Christi beyfügen. Es lebte also

	Jahre vor Ch. Geb.		Jahre vor Chr. Geb.
Theseus	1228	Perikles	429
Lykurgus	904	Nicias	413
Romulus	751	Alcibiades	410
Numa	712	Lysander	403
Solon	598	Artaxerxes Mnem.	399
Publicola	506	Agesilaus	395
Coriolan	488	Camillus	386
Aristides	481	Pelopidas	366
Themistokles	478	Timoleon	363
Cimon	468	Dion	350

Jahr

Jahre vor Chr. Geb.		Jahre vor Chr. Geb.	
Demoſthenes	355	Paul Aemil.	166
Alexander	334	Die Grachen	121
Phocion	316	Marius	105
Eumenes	314	Sylla	93
Demetrius	312	Sertorius	81
Pyrrhus	278	Pompejus	79
Aratus	249	Cicero	78
Agis und Cleom.	225	Lucullus	71
Philopömen	221	Jul. Cäſar	57
Flaminius	196	Brutus	42
Cato Cenſor	194	Marcus Antonius	40

Jahre nach Chriſti Geburt.

Galba	1	Otto	71

Hier kann nun ein jeder leicht abnehmen, daß in dieſen Lebensbeſchreibungen ſo vieler berühmten Männer ein Zuſammenhang der wichtigſten Begebenheiten des Alterthums in einer faſt ununterbrochenen Reihe anzutreffen ſey, welches denn dieſes plutarchiſche Werk, doppelt ſchätzbar macht.

Nunmehro folget die Ueberſetzung der ſechs erſten Leben, davon wir nur eine Probe geben, und dem Leſer ſelbſt das Urtheil davon überlaſſen wollen; hernach aber noch etwas von den Anmerkungen ſagen werden, die bey dieſer Ausgabe befindlich ſind. Zur Probe ſoll uns ein Stück aus Lykurgs Leben, auf der 221ſten und folg. bis 228. Seite dienen.

„Die andere und verwegenſte Anordnung des Ly„kurgs war die Austheilung der Aecker. Es war

unter

„unter ihnen eine große Ungleichheit, und die Anzahl „der unbegüterten und armen vergrößerte sich, weil „aller Reichthum etlichen wenigen zugeflossen war. „Um nun den Uebermuth, den Neid, die Ungerech„tigkeit und Schwelgerey, und die noch größern und „im gemeinen Wesen verjährten Krankheiten, näm„lich den Reichthum und die Armuth, zu verbau„nen, beredete er sie, daß sie alles Land hergaben, „sich aufs neue darein theilten, und alle, als solche, „die einander gleich waren, und alles gemein hatten, „mit einander lebeten. Daß sie ferner der Tugend „allen Vorzug ließen, und daß zwischen einem und „dem andern kein anderer Unterschied, und keine „andere Ungleichheit war, als diese, welche der Vor„wurf schändlicher Dinge, und das Lob rühmlicher „Thaten bestimmte. Dieses ins Werk zu setzen, „theilte er Lakonien in dreyßig tausend Theile, und „gab sie denen ein, die um Sparta herum wohne„ten; die bey der Stadt gelegenen Felder aber thei„lete er in neuntausend Theile, und überließ sie den „Spartanern. Wie einige vorgeben, hat Lykurg „nur sechstausend Theile gemacht, und Polydor in „den folgenden Zeiten noch dreytausend darzu ge„than, doch behaupten auch andere, daß Polydor „die eine Hälfte dieser neuntausend Theile, und Ly„kurg die andere gemacht hat. Eines jeglichen „Theil war so groß, daß er einem Manne siebenzig „Scheffel Gerste, einer Frau aber zwölf Scheffel, „und beyden nach dieser Verhältniß einen Vorrath „von flüßigen Früchten einbrachte. Sie glaubten, „daß ihnen so viel Einkünfte zu ihrer Versorgung

„und

„und Gesundheit zureichend wären, und daß sie „ein mehrers nicht brauchten. Man erzählt, daß „Lykurg darauf, während der Erndte, bey der Zurück„kunft von einer Reise, durch diese Felder gegan„gen ist, und, da er lauter gleich große Haufen ge„sehen, zu den beystehenden lächelnd gesagt hat: „daß es ihm vorkäme, als wäre die ganze „spartanische Gegend nur neulich unter Brü„der ausgetheilet worden.

„Hierauf nahm er auch die Eintheilung der be„weglichen Güter vor, um vollends alle Ungleich„heit zwischen ihnen aufzuheben. Allein er merkte „bald, daß sie über eine offenbare Entziehung ihrer „Güter unwillig werden würden, und gieng daher „einen andern Weg, und suchte in den Gemüthern „seiner Bürger die Begierde nach ihnen zu unter„drücken. Vor allen Dingen schaffete er alle gül„dene und silberne Münzen ab, und befahl, daß „man sich allein der eisernen Münzen bedienen sollte. „Einem schweren und großen Stücke Eisen gab er „einen geringen Werth, daß man für zehn Pfund „so viel bekam, daß man, um es weg zu führen, „einen zweyspännigen Wagen, und einen großen „Platz im Hause brauchte. So bald diese Münze „gangbar wurde, fielen zu Sparta viele Arten von „Ungerechtigkeiten weg. Denn wer hätte etwas „stehlen, oder Geschenke nehmen, oder einen andern „bevortheilen, und etwas rauben sollen, da er es „nicht hätte verbergen können, und dessen Besitz ihn „nicht glücklich gemacht, und welches auch nicht „einmal mit Nutzen hätte können zerhauen werden?

Denn

»Denn Lykurg hat, wie man saget, das Eisen,
»wenn es glüend gewesen ist, in Eßig löschen und
»härten, und ihm dadurch seine Eigenschaften neh-
»men lassen, daß es zu andern Dingen nicht mehr
»hat können gebraucht, noch verarbeitet werden.
»Hierauf vertrieb er die unnützen und überflüßigen
»Künstler, welche sich ohne dem, wenn sie auch
»niemand vertrieben hätte, wegen der gangbaren
»Münze, würden weggewandt haben, weil sie ihre
»Arbeit nicht verkaufen konnten. Denn man konn-
»te die eiserne Münze nicht in andere griechische
»Städte bringen, bey denen sie verachtet war, und
»nichts galt. Es fand daher bey ihnen kein Han-
»del mit fremden Waaren, auch nicht einmal mit
»den allerschlechtesten statt. Es lief in den sparta-
»nischen Häfen kein Schiff mit Kaufmannsgütern
»ein. Es kam auch kein Sophist, kein herumir-
»render Wahrsager, kein Hurenwirth, kein Künst-
»ler, der güldenes und silbernes Geschmeide verfer-
»tiget hätte, nach Lacedämon, weil daselbst kein
»Geld anzutreffen war. Da es nun also an solchen
»Leuten fehlete, welche die Schwelgerey einführen,
»und unterhalten; so fiel sie in kurzem von sich selbst
»weg. Die vieles besaßen, hatten nicht mehr, als
»andere, da sie keine Gelegenheit hatten, andern
»ihren Reichthum zu zeigen, und ihn sehen zu lassen,
»sondern derselbe zu Hause ganz todt, und eingeschlos-
»sen liegen mußte. Daher kam es, daß der täg-
»liche Hausrath, und den man immer braucht, als
»Betten, Stühle und Tische, bey ihnen am aller-
»besten verfertiget wurde. Vornehmlich war, nach

dem

„dem Berichte des Kritias, das lacedämoniſche „Trinkgeſchirr, Kothon, wegen ſeines Nutzens bey „Feldzügen, in großem Rufe, weil man das Waſ„ſer, welches man da aus Noth trinken muß, und „vor welchem den Augen ekelt, vor ſeiner Farbe „nicht ſehen konnte, auch ſich das unreine inwendig „anhieng, und von den Rändern abgehalten wur„de, daß alſo nur das reine an den Mund kam. „Auch hiervon war der Geſetzgeber Urſache. Denn „die Künſtler bewieſen an den nothwendigen Din„gen alle ihre Geſchicklichkeit, weil ſie von den un„nützen abgezogen wurden.

„Da er aber ferner darauf bedacht war, wie er „der Schwelgerey und der Begierde nach dem „Reichthume, noch mehr ſteuern möchte; ſo machte „er dieſe dritte und ſehr ſchöne Einrichtung, und ver„ordnete, daß ſie alle beyſammen ſpeiſen, und ſich „mit gemeinen und verordneten Speiſen begnügen „mußten. Niemand von ihnen durfte ſich zu Hau„ſe auf prächtigen Polſtern und Tiſchen, von Gaſt„wirthen und Köchen ſpeiſen laſſen, damit ſie ſich „nicht im verborgenen, wie vielgefräßige Thiere, „mäſten, und wenn ſie alſo in allen Lüſten und in „der Völlerey ausgelaſſen wären, nicht nur ihre „Körper, ſondern auch ihre Sitten verderben möch„ten, und daher lange ſchlafen und ausruhen, wie „auch ſich warmer Bäder bedienen, und täglich „wieder ausheilen müßten. Dieſes war ſchon etwas „großes, aber noch etwas größeres war es, daß „er es dadurch, daß ſie beyſammen eſſen mußten, „und durch die Sparſamkeit im Eſſen und Trinken

„so weit brachte, daß der Reichthum, wie Theo-
„phrast saget, sicher vor den Dieben, und noch
„mehr vor dem Neide, und gar kein Reichthum
„mehr war. Ein großer Hausrath war unnöthig,
„weil man ihn nicht brauchen, und andern zeigen,
„noch sich damit sehen lassen konnte, da der Reiche
„so wohl, als der Arme, in eben das Gasthaus ge-
„hen mußte, daß also das bekannte Sprüchwort
„bey dem einzigen Sparta unter allen Städten un-
„ter der Sonnen eingetroffen ist: daß der Reich-
„thum blind sey, und, wie ein Gemählde,
„tod und unbeweglich da liege, und verwahret
„werde. Es durfte keiner vorher zu Hause essen,
„und mit vollem Bauche in dieses gemeine Gasthaus
„kommen. Denn die übrigen gaben auf denjenigen,
„der mit ihnen nicht aß und trank, genau Achtung,
„und beschimpften ihn, als einen unmäßigen Men-
„schen, dem die Speisen nicht schmecken wollten".

So klingt nun unser deutscher Plutarch, und es ist kein Zweifel, daß er sich von einem jeden mit Vergnügen wird lesen lassen. Was aber die Anmerkungen betrifft: so hatte freylich ein Buch von dieser Art verschiedene Arten derselben nöthig. Die Herren Uebersetzer haben es also auch daran nicht fehlen lassen; und sie haben sich darinnen nicht nur hin und wieder bemühet, ihre Uebersetzung zu rechtfertigen, sondern auch verschiedenes zu besserm Verstande des Textes beygebracht. Die Arbeiten ihrer Vorgänger haben sie auch völlig in den Stand gesetzt, solches zu leisten, und man bemerket hierin-

nen nicht nur ihre vernünftige Wahl, sondern auch Deutlichkeit und Ordnung. Ein Exempel wird die Sache klärer machen. Bey der angeführten Stelle, könnte es jemanden Wunder nehmen, warum Lykurgus der Stadt Sparta nur 9000. Hufen Landes gegeben. Hierauf dienet die unter dem Texte, auf der 222. 223. S. befindliche Anmerkung.

„Diese Ungleichheit der Einkünfte gründet sich darauf, weil ein Mann, als der Hausvater, seine „Kinder und sein Gesinde von seinem Theile erhalten mußte. Es mag sich aber die Anzahl der „Spartaner damals ungefähr auf neuntausend erstrecket haben, daß also ein jeglicher ein Loos bekommen hat. Wenn die Anzahl der Bürger anwuchs, welches wegen der beständigen Kriege selten geschah: so entledigte sich der Staat, weil diese neuntausend Looſe weder verkauft, noch in kleinere Theile durften eingetheilet werden, von der „Last der armen Bürger, und schickte eine Anzahl „von ihnen in fremde Länder, wo sie sich anbaueten, „und den Spartanern dadurch, daß sie ihre getreuen Bundsgenossen blieben, zur Behauptung der „Oberherrschaft in Griechenland vieles beytrugen. „Allein ob gleich die Gesetze dem Ehestande viele „Vorzüge einräumeten, und die Väter, welche drey „oder vier Kinder gezeugt hatten, nach den Gesetzen, von der Wache und von allen öffentlichen „Abgaben frey waren, wie solches Aristoteles im 2. „Buche seiner Politik, und Aelian im 6. Cap. des 6. „B. bezeugen: so fehlte es dem ungeachtet Sparta

„fast beständig an Bürgern, wie denn ihre Anzahl „einstmals auf tausend, und auf noch wenigere soll „geschmolzen seyn, daß daher diese neuntausend Loo„se, an etliche wenige, und vornehmlich an die „Weiber fielen. In den folgenden Zeiten wollte „der König Agis, bey der Vermehrung der Bür„ger, diesem Uebel abhelfen, und den Besitz dieser „Loose wieder auf den alten Fuß gesetzet wissen, und „brachte unter andern diese Gesetze in Vorschlag: „daß den Schuldnern ihre Schulden sollten „erlassen, und die Aecker wieder gleich einge„theilet werden, wozu er auch selbst seine reiche „Mutter beredete, die sehr viele Theile besaß. Al„lein er fand nicht allein bey seinem Vetter Agesi„laus, sondern auch bey den Aufsehern so großen „Widerstand, daß er dieses so löbliche Unternehmen „so gar mit dem Leben bezahlen mußte, wovon wir „in seinem Leben ein mehrers sehen werden.

Wir wünschen zum Beschlusse nichts mehr, als daß der Herr Verleger uns bald die folgenden Theile dieses trefflichen Schriftstellers zu liefern im Stande seyn, und sich dadurch sein Vaterland, wie durch seinen übrigen Verlag, aufs neue verbindlich machen möge.

* *

V.

Von denen Belohnungen und Ehrenzeichen, welche von den Griechen und Römern denenjenigen zugeſtanden worden, die ſich entweder in den Wiſſenſchaften, oder in der Kriegskunſt hervorthaten *.

So ſchätzbar auch die Tugend an und für ſich ſelbſt iſt, ſo hat man doch faſt zu allen Zeiten dafür gehalten, daß ihr Name und ihre Reizungen allein nicht hinlänglich wären, die Menſchen zu deren Nachfolge anzureizen. Eben dieſes erſte Bekenntniß der menſchlichen Schwachheit nun hat den Gebrauch der Belohnungen, und der äußerlichen Merkmaale des Ruhmes und Vorzuges eingeführet. Auf ſolche Art ward denn die Ehre der gewöhnliche Weg zur Tugend; ein Begriff, der der Meynung jenes weiſen Römers gerade zuwider lief, welcher, da er einer jeden von dieſen Gottheiten einen Tempel bauete, dieſelben neben einander ſetzte, und ſie dergeſtalt ſtellte, daß man zum Tempel der Ehre nicht anders, als durch den Tempel der Tugend kommen konnte.

* Siehe die Hiſtoire de l'Acad. roïale des Inſcript. et belles Lettres. Tom. I. p. 144.

Es wäre also keine unnützliche und unangenehme Untersuchung, wenn man mit einer gewissen Ordnung die verschiedenen Gattungen der Belohnung oder der Ehrenzeichen durchgienge, welche die Griechen und Römer denen zugestanden haben, die sich entweder durch eine tiefe Weisheit, oder durch einen richtigen Verstand, oder durch einen unstreitigen Heldenmuth, vor andern berühmt gemacht. Dieses nun ist in einem Tractate geschehen, welchen der Herr Boze im 1705. Jahre unternommen, und aus welchem er der Akademie verschiedene Stücke vorgelesen hat.

Der erste Theil dieses Tractats enthält den Ursprung, und gewissermaßen auch die Geschichte der Bildsäulen, der Aufschriften und Schaumünzen.

Der andere Theil handelt von der Pracht der großen und kleinen Siegsgepränge, und von den Triumphbögen und Trophäen, von den unterschiedenen kriegerischen Kränzen, von den Austheilungen der Halsbänder, der goldnen Schilde, der Pfeile, der gestickten Standarten, u. s. f.

Der dritte Theil handelt von den öffentlichen Zuruffen, von den glorwürdigen Beynamen, die daher entsprangen, und zuweilen sogar auch den Nachkommen derer, die solche verdienet hatten, noch beygeleget wurden; von den Leichenreden, von dem Rechte der Bildnisse der Ahnen, von den Consecrationen, u. s. w.

Der vierdte endlich besteht in einer Vergleichung aller dieser bey den alten bekannten Belohnungen, mit denen die in den letzten Jahrhunderten üb-

üblich gewesen, oder auch noch diese Stunde bey uns gewöhnlich sind.

Von den Zurüffen.

Die Zurüffe sind zu allen Zeiten und in allen Ländern gebräuchlich, aber niemals weder häufiger noch auch sonderbarer gewesen, als unter den römischen Kaisern. Der römische Pöbel, der fast von sonst nichts, als von der Freygebigkeit des Regenten lebete, und der Senat, der nur noch den bloßen Schatten seines ehemaligen Ansehens übrig hatte, diese beyde suchten ihm ihre Ergebenheit durch die schmäuchelhaftesten Lobsprüche, und durch die herrlichsten Titel zu bezeigen. Ja diese Verderbniß schlich sich auch so gar in die Arbeiten der Gelehrten ein, welche bey den öffentlichen Vorlesungen ihrer Werke ebenfalls dergleichen Beyfall suchten.

Man kann daher die Zurüffe in folgende drey Gattungen einschränken: in den Zuruff des Pöbels, sodann des Senats, und in die Zurüffe der Versammlungen gelehrter Männer: und in eben dieser Ordnung hat Herr Simon im 1705. Jahre bey der Akademie davon gehandelt.

Es erhellet aus den Vorreden und den gewöhnlichen Schlußreden bey den alten Comödien, daß die Zurüffe auch so gar bey den Schauspielen, vom Anfange der Republik an, nichts unbekanntes gewesen. Allein sie waren ganz ungekünstelt. Plausus tunc arte carebat, sagt Ovidius Es war nichts, als ein verwirrtes Geschrey, aus welchem mit der Zeit eine Art von Concert ward. Der Gesang (Canti-

eum) deſſen Phädrus erwähnet, Laetare incolumis Roma ſaluo Principe, den man für den Auguſt gemacht hatte, und welcher den lächerlichen Irrthum eines Flötenſpielers, Princeps genannt, veranlaſſete, bemerket zur Gnüge, daß die muſikaliſchen Zurüffe ſchon zur Zeit ſeiner Regierung gebräuchlich geweſen: Reuertentem ex prouincia modulatis carminibus proſequebantur, ſagt Sueton, der uns noch ein ander Beyſpiel dieſer Art, zu Tibers Zeiten, darbeuth. Nachdem ſich zu Rom das falſche Gerücht von des Germanicus Geneſung ausgebreitet, ſo lief das Volk haufenweiſe zum Capitol, mit Fackeln und Schlachtopfern in den Händen, wobey es ſang: Salua Roma, ſalua Patria, ſaluus eſt Germanicus.

Nero, der ſich recht übermäßig der Muſik ergeben hatte, ließ ſich angelegen ſeyn, die Muſik bey den Zurüffen auf einen vollkommneren Fuß zu ſetzen. Er war von der Harmonie bezaubert worden, womit die Alexandrier, welche nach Neapolis gekommen waren, die daſigen Spiele zu ſehen, ſein Lob beſungen hatten. Er ließ daher eine noch größere Anzahl kommen, um die jungen Leute zu unterrichten, welche theils aus den Rittern, theils aus dem Pöbel ausgeſucht wurden, und ſie die verſchiedenen Arten der in Alexandrien üblichen Zurüffe zu lehren.

Dieſe muſikaliſchen Zurüffe hatten auch mit dem Tode des Nero kein Ende; ſondern haben bis zu Theodoriche Regierung fortgedauret. Das Volk aber machte nicht allezeit nur einen einzigen Chor aus:

aus: denn zuweilen theilte es sich in zween, die einander wechselsweise antworteten. So gaben Burrhus und Seneca, die dem Nero zur Seiten saßen, wenn er auf dem Schauplatze die Leyer spielte, ein Zeichen durch ein Händeklopfen. Sogleich stimmten fünftausend Soldaten, die man Augustales nannte, sein Lob an, welchen Gesang die Zuschauer, insonderheit aber die Standespersonen, wiederholen mußten. Alles dieses geschah unter der Aufsicht eines Musikmeisters, der Mezochoros, oder Pausanius genennet ward.

Die Lobeserhebungen begleiteten die Zurüffe, und es gab deren dreyerley Gattungen. Die erste nennte man Bombos, weil sie das Geschwärme der Bienen nachahmeten. Die andern nennte man Imbrices, weil sie einen Klang hatten, der dem Regen ähnlich kam, wenn er auf die Dächer fällt. Die dritte hieß Testae, weil sie den Ton der Muscheln oder Castagnetten nachahmete. Alle diese Lobsprüche würden nach einer gewissen Cadanz ertheilet, diese aber ward zuweilen durch das Landvolk verderbt; welches in die Stadt gekommen war, dergleichen Schauspiele zu sehen, und im übrigen nicht wohl unterrichtet war.

Es gab noch verschiedene andere Arten des Beyfalls, z. E. daß man aufstand; daß man beyde Hände zum Munde brachte, und sie hernach gegen diejenigen ausreckte, denen man die Ehre erweisen wollte: und dieses nennte man adorare, oder basia iactare. Ferner, daß man die Hände zusammen geschlossen, und mit gekreuzten Daumen in die Höhe

hob, und endlich eine Falte der Toga flattern ließ. Da aber dieses beschwerlich war, so kam der Kaiser Aurelian darauf, daß er dem Volke gewisse Stücken Zeug zu diesem Gebrauche austheilen ließ.

Die Ehrenbezeugungen der Zurüffe wurden insonderheit den Kaisern, deren Kindern, ihren Lieblingen, und denen obrigkeitlichen Personen erwiesen, die den Spielen vorstunden. Zuweilen ertheilte man sie auch solchen Personen, deren Verdienste ausnehmend waren, wie es nach Quintiliano Berichte, dem Cato und Virgil widerfahren ist. Die gemeinsten Formeln waren: Feliciter, Longiorem vitam, Annos felices. Selbst die spielenden Personen, die sich vor andern hervorgethan, und die in den Laufkreisen (Circis) den Preis erlanget hatten, waren davon nicht ausgeschlossen.

Man kann zu den Zurüffen bey den Schauspielen noch die Zurüffe der Soldaten und des Volkes bey den Siegsgepränge hinzusetzen. Das siegende Kriegsheer gieng mit seinem Feldherrn zum Capitol und wiederholte bey denen Versen, die es zu seinem Lobe sang, vielemal die Worte: Io Triumphe! worauf das Volk mit eben demselben Freudengeschreye antwortete.

Die Soldaten beehrten auch durch Zurüffe ihren Feldherrn mit dem Titel Imperator, wann er irgend eine wichtige Schlacht gewonnen hatte; er behielt denselben auch nur bis zum Triumph. Da aber Julius Cäsar denselben beybehielt, als er das Reich an sich riß: so ward er hernach der eigentli-

che

che Titel seiner Nachfolger und ihrer unumschränkten Macht.

Die Zurüffe des Senats schienen allerdings ernsthafter zu seyn, als die Zurüffe des Volks: allein sie kamen doch aus eben der Quelle, das heißt, aus der Begierde, dem Prinzen oder denjenigen zu gefallen, auf die derselbe sein Vertrauen gesetzet hatte.

Sie hatten auch denselben Endzweck, es sey nun um dem Prinzen die allgemeine Einwilligung und den Eifer der Gesellschaft zu bezeugen; oder ihm wegen seiner Siege Glück zu wünschen, oder endlich, um ihm neue Betheurungen ihrer Treue abzulegen.

Diese Art des Zuruffs geschah gemeiniglich nachdem der Senator, der den Vortrag zu thun hatte, ausgeredet hatte. Alle andere bezeugten alsdann ihren einhälligen Beyfall durch den Zuruff: Omnes, omnes! oder Aequum est, Iustum est. Zuweilen machte man auch wohl mit den Zurüffen den Anfang. Zuweilen endigte man auch gleich damit, ohne alle fernere Ueberlegung. Auf diese Weise sind alle Wahlen und Ausruffungen der Kaiser geschehen, wozu das Ansehen des Senats gehörte. Die Geschichtschreiber sind voll solcher Beyspiele. Die Lobsprüche, die man dergleichen Prinzen ertheilte, sind in prächtigen Ausdrücken abgefaßt. Da aber die Schmäucheley oder die Nothwendigkeit der Zeit-Umstände dieselben den guten und bösen Prinzen ohne Unterscheid zutheilte: so waren es zwar Ehrentitel für diejenigen, so dieselben verdienten; es waren aber auch wahrhafte Beschimpfungen für alle, die derselben unwürdig waren.

Eben

Eben das kann man von denen Zurüffen sagen, damit man die Schriftsteller beehrte, die ihre Werke öffentlich vorlasen. Diese Vorlesungen geschahen an öffentlichen Orten, mit großen Zubereitungen, z. E. im Capitol, in den Tempeln, und im Athenäo, welches eine Art von Akademie war; oder auch in den Palästen der großen Herren. Man schickte allenthalben Zettel herum, um eine ansehnliche Versammlung zusammen zu bekommen. Insonderheit befliß man sich auf eine große Zahl Bewunderer, und daß die Zurüffe mit aller möglichen Pracht geschehen möchten. Die reichen Leute, die gern für witzig angesehen seyn wollten, hatten dergleichen Bewunderer in ihrem Solde; und liehen dieselben ihren Freunden. Andere aber suchten dieselben durch Geschenke und Mahlzeiten an sich zu ziehen. Philostratus berichtet von einem jungen Menschen mit Namen Varus, daß er einigen Gelehrten Geld geliehen, und denen, die seine Arbeit gelobet, die Zinsen erlassen. Es war auch sehr gefährlich diese Leute, die ums Brod lobten, zu beleidigen, weil es nur bey ihnen stand, die besten Stücke in Verachtung zu bringen.

Bey diesen Zurüffen gieng es fast eben so zu, als bey den Zurüffen der Schauspiele, und dieß so wohl im Absehen auf die Musik, als der Nebenstimmen. Sie sollten sich zur Materie und zu den Personen schicken. Für die Weltweisen gab es besondere; für die Redner andere; noch andere für die Dichter und Geschichtschreiber. Es würde indessen schwer seyn, alle deren Formeln anzuführen. Eine der gemein-

gemeinſten nannte man Sophos! und wiederholte ſie dreymal. Martial aber hat in folgendem Verſe noch einige andere ziemlich gemeine eingeſchloſſen:

Effaete, graviter, cito, nequiter, euge, beate!

Die Römer waren ſo wohl als die Griechen in dieſer Sache ſehr fruchtbar. Sie verſchwendeten ſo gar die Namen der Götter, oder zum mindeſten der berühmten Männer, bey denen, welchen ſie ihren Beyfall ertheilen wollten. Man war auch nicht zufrieden, daß dieſes nach jedem Abſatze der Rede, inſonderheit nach dem Eingange geſchah; ſondern man erneuerte die Zurüffe bey den ſchönen Stellen, oftmals bey jeder Periode; und die Verfaſſer waren derſelben zuweilen ſo müde, daß ſie die Zuhörer um ein Stillſchweigen bitten mußten. Hingegen waren ſie ganz troſtlos, wenn der Saal von dem Schalle ihres Lobes nicht nach Wunſche ertönte. So beſcheiden auch Plinius der jüngere war, ſo ſehr beſchwert er ſich doch, über die Bosheit gewiſſer mürriſchen Köpfe, die mit Fleiß keinem Beyfall geben wollten. Dem Paul von Samoſata gieng die Sache noch mehr zu Herzen: denn der ſchimpfte gar, wenn das Volk, welches ſeine Predigten zuhörte, ihn nicht loben wollte, und die Schnupftücher nicht mit genugſamem Eifer flattern ließ: denn dieſes war eine Art des Beyfalls.

Dergleichen Zurüffe nun waren nicht nur denen, welche öffentlich redeten, eine Ehre; ſie halfen ihnen auch viel, wenn ihnen das Gedächtniß verſagte. Denn alsdann verdoppelte man dieſelben, damit ſie Zeit gewännen, ſich zu beſinnen.

VI.

Ad capeſſendos in Philoſophia et L. L. A. A. Honores ſummos inuitat, et de Antiquiſſima Aeneidos Verſione Germanica. HENRICI de VELDECK ante DC fere annos concinnata, cuius Codex MStus aſſeruatur in Bibliotheca SER. DVCIS SAXO-GOTHANI pauca diſſerit, Ampl. Ord. Philoſ. Lipſ. h. t. Procancell. Io. Chr. Gottſched. Phil. prim. et rat. P. P. O. Poeſ. Extr. Lipſ. 1745. in 4.

Das iſt:

Eine kurze Nachricht von der älteſten deutſchen Ueberſetzung der Aeneis, Heinrichs von Veldeck, deren Abſchrift in des Durchl. Herzogs zu Sachſen-Gotha Bibliothek befindlich iſt ꝛc. in einer Einladungsſchrift: von Johann Chriſtoph Gottſcheden.

So klein gegenwärtige Einladungsſchrift iſt, ſo verdient ſie doch, ihres Inhalts wegen, deſtomehr einen Platz in unſrer Monatſchrift, je weniger ſolche akademiſche Blätter ſonſt an andern Orten bekannt zu werden pflegen; daſern ſie nicht mit der Zeit in gröſſere Sammlungen eingerückt erſcheinen. In der Vorrede zu der neueſten deutſchen Ueberſetzung der Aeneis, welche Herr Schwarz

Schwarz vor etlichen Jahren geliefert hat, hat der Herr Prof. zwar von allen virgilianischen Dolmetschungen bey uns Deutschen, ausführlich gehandelt; aber dieser veldeckischen Arbeit damals noch mit keinem Worte gedacht: vermuthlich, weil sie ihm erst nach der Zeit bekannt geworden. Um desto merkwürdiger aber muß dieselbe den Liebhabern der freyen Künste vorkommen, da sie schon ein so ehrwürdiges Alter hat, daß unsere östlichen, südlichen und westlichen Nachbarn schwerlich in ihren heutigen Mutterſprachen etwas werden aufbringen können, welches ihr gleichzeitig zu schätzen wäre.

Der Herr Prof. hebt die Abhhandlung selbst mit einer Art der Entschuldigung an; indem er das Lesen alter deutscher Schriften, durch die berühmten Beyspiele, eines Hickes, Spelmanns, Junius, Goldasts, Frehers, Schilters, Morhofs, Wagenseils, u. a. m. rechtfertiget, die solche Ueberbleibsel unsrer Vorfahren entweder gesammlet und ans Licht gestellet, oder doch sehr hoch geschätzet und angepriesen haben. Er beruft sich auch auf das Exempel der ciceronischen Zeiten, da man gleichwohl die Gedichte der ältesten römischen Poeten zu lesen sich für keine Schande gehalten; und glaubt, ein Deutscher habe desto weniger Ursache solches zu thun, je trefflichere Lehren der Weisheit, und Spuren unsträflicher Sitten gemeiniglich darinn enthalten wären. Hierzu käme noch, daß man bey Durchblätterung solcher alten Denkmäler überall die deutlichsten Spuren sähe, daß unser Deutschland, auch mitten in der Barbarey der mittlern Zeiten,

so

ſo barbariſch nicht geweſen, daß es nicht alle übrige europäiſche Völker an Scharfſinnigkeit und Witz, ja ſelbſt in glücklicher Nachahmung der römiſchen Gelehrſamkeit übertroffen hätte.

Er will ſich nicht bey Erzählung der ſämmtlichen poetiſchen Ueberbleibſel des IX. X. XI. und XII. Jahrhunderts aufhalten, die ſeit Carls des Großen Zeiten, bis auf Kaiſer Friedrichen den I. oder den Rothbart, geſchrieben worden, und noch in großer Anzahl vorhanden ſind. Nur dieſes einzigen höchſtſeltnen und gröſſern Werkes will er erwähnen, welches noch wenige geſehen, das kein einziger Gelehrter noch recht gekannt hat, das noch niemals gedruckt worden, und davon die einzige vorhandene Abſchrift in des Durchl. Herzogs von Sachſen Gotha berühmter Bibliothek anzutreffen iſt.

Es iſt ſelbiges die vor mehr als fünfhundert und funfzig Jahren, von einem damals berühmten Dichter, Heinrich von Veldeck, oder wie ihn andre nennen, von Veldig, verfertigte freye Ueberſetzung der virgilianiſchen Aeneis. Goldaſt, Morhof, Wagenſeil, und Omeis gedenken derſelben öfters, wiſſen aber weiter nichts davon anzuführen; da ſie doch vieler andern ſchlechtern Stücke Proben eifrigſt aufzubehalten geſucht. Da dieſes den Herrn Prof. billig Wunder nahm, ſo trug ſichs vor etwa zweyen Jahren zu, daß er durch gnädige Vermittelung des großen Mecänaten, Sr. Excellenz des Herrn Reichsgr. und Cabinetsminiſters von Manteufel, von der Durchlauchtigſten Herzoginn von Sachſen Gotha, einer Fürſtinn, die

die an großem Verstande, und großmüthiger Beschirmung aller Arten der Gelehrsamkeit, ihres gleichen nicht hat, die Gnade erhielt, dieses schöne und schätzbare Werk, auf etliche Wochen nach Leipzig zu bekommen. Hier sah und las er nun, mit dem größten Vergnügen, diese uralte deutsche Aeneis, ja auf erhaltene gnädigste Erlaubniß, nahm er auch eine genaue Abschrift davon. Und da er selbige zum Nutzen der gelehrten Liebhaber unsrer Muttersprache bestimmet hat: so giebt er hier einen Vorschmack davon, nebst einigen Anmerkungen, daraus man sowohl die Versart, als das Alter, und andre solche Stücke, die zur Geschichte des Werkes gehören, abnehmen kann.

Ehe und bevor er dieses aber thut, bemerket er ein Versehen des berühmten Altdorfischen Professors Magnus Daniel Omeises, der in seiner Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst im 3. Cap. auf der 37. S. der Nürnb. Auflage von 1712. gemuthmaßet: daß die 1606 zu Jena in 8. gedruckte Aeneis, vielleicht eben diese veldeckische Uebersetzung seyn möchte; die nur auf eine unbedachtsame Weise nach einer neuern Mundart verderbet worden. Allein da der Herr Prof. dieselbe bey der Hand gehabt, und sorgfältig hiermit verglichen: so versichert er, wie er schon in oberwähnter Vorrede gethan, daß diese jenische Ausgabe nichts anders sey, als eine neue Auflage der murnerischen Uebersetzung der Aeneis, die zuerst 1515. zu Straßburg in Fol. gedruckt worden. Mehrerer Ueberzeugung wegen, setzt er von diesen beyden dem Anfang neben Heinrichs von

Veldeck Arbeit zur Seiten, daraus denn ganz deutlich erhellet, daß der wackere Omeis nicht glücklich gemuthmaßet; indem ihm die murnerische Arbeit ganz unbekannt gewesen; und bey der jenischen Auflage der Verfasser, oder Uebersetzer gänzlich verschwiegen worden. Wir verweisen aber hievon billig die Leser zu der Vorrede des schwarzischen Virgils, wo hiervon ausführliche Nachricht gegeben worden.

Veldecks Aeneis, hebt in dem gothischen Exemplare, welches fest eingebunden, rein und sauber erhalten, und weder forne noch hinten verstümmelt ist, ohn alle Vorrede an: ja sie hat nicht einmal eine Ueberschrift, oder ein Titelblatt. Wir wollen den Anfang davon, so weit ihn der Herr Professor mitgetheilet, hieher setzen, und so wie er gethan, keinen Buchstaben in der alten Rechtschreibung ändern.

Ihr habt wol vernommen daz
Wie der Kunig Menelaus besaz
Troyen die reichen
Vil gewaldechlichen
Do her sie zu vuren wolde
Durch paris schulde
Der ihm sein Weip hette genomen
Nicht ee wolde her dannen komen
Ee den her troyen gewan
Vil manic weip und man
Bleib do yemerlichen tot
Do was vil michel not
Da man die burg sach vallen
Und der luten allen
Der vil luzzel do genas
Manic rich pallas

Wart

Wart da zu vuret
Von Marmel gemuret
Und manic gut hus
Da wart der Kunig priamus
Jr ſlagen zu tode
Alle ſturben ſie node
In dem ſturme hartte ſchiere
Und ſeiner ſune viere.
Jz muſte do alſo weſen
Da ne mochten nicht gneſen
Die Geſunden noch die ſiechen
Sint daz die criechen
In die burg qwamen
Elenam ſie namen
Und gaben ſie menelao widder
Und brachten troyen darnider
In der burg an einem ende
Gegen dem ſoder winde
Da wonte eyn richer man
Den ich genenne wol kan
Das was der here Eneas
Der do Herzoge was
Des Kunigs tochter was ſein weip
Der geuerte ſeinen Leip
Virgilius der mere
(*deeſt Verſus a ſcriptore emiſſus*)
Von ien Goten geborn
Die ſie betten bie bevorn
Unde das Venus die gottynne
Die Vrowe was über die mynne
Were ſein mutter
Und Cupido ſein Bruder. ꝛc.

Aus dieſem Anfange nun ſieht man ſchon, daß dieſer alte Poet nicht ſowohl eine genaue Ueberſetzung, als vielmehr einen Auszug aus der Aeneis, und ein eigenes Gedicht habe machen wollen. Denn

zuweilen weicht er merklich vom Grundtexte ab, läßt manches aus, das vielleicht zu seiner Zeit nicht Beyfall gefunden haben würde, ja setzt auch wohl hin und her etwas hinzu. Ja er hat sein Werk nicht einmal in Bücher abgetheilt, sondern nur in kürzere Abschnitte durch große Anfangsbuchstaben abgesondert, die auf allen Seiten etliche mal vorkommen.

Von größerer Wichtigkeit ist die Frage, wie weit der Poet die Fabel fortgeführet habe: indem man leicht denken kann, daß er sie nach alter Art nicht ohne Zusätze gelassen haben werde. Heinrich von Veldeck beschreibt auch wirklich nach des Turnus Tode, des Aeneas Beylager mit der Lavinia, und vergleicht die Pracht desselben mit einem gewissen Feste, welches Kaiser Friedrich der I. zu Maynz angestellet, als er seinen beyden Söhnen, in Gegenwart vieler Fürsten, den Degen übergeben. Diese Feyer nun will er theils selbst gesehen haben, theils versichert er, daß er von keinem Rittersmanne, der es mit angesehen und noch lebte, gehöret hätte, daß irgendwo mehr Fürsten beysammen gewesen wären. Die Stelle heißt so:

Do von sprach man so wite
Ich vornam von hochzite
In aller wile mere
Die a'so groz were
Alse do bete Eneas.
Wan die do zu menze wâs
Die wir selber sagen
Wir en durfften nicht vragen

Die

Die was betalle vnmeylich
Da der Keyſer Friederych
Gab zweyn ſynen ſunen ſwerter
Manch tuſent marcke werter
Vorzeret wart vnd gegeben
Ich wene alle die nu leben
Nich eine grozen habe geſehen
Ich weiz, was noch ſolle geſchehen
Des kan ich v nicht bereyten
Ich vornam von ſwertleiten
Nie werlich mere
Do ſo manch vurſte were
Und mancher flachte lvte
Jr lebet gnuc noch hute
Die ez wiſſenn werliche
Dem Keyſer Frederiche
Geſchach ſo manch ere
Das man iemer mere
Wunder do von ſagen mac
Bis an den iungeſten tac.

Dieſes führt der Hr. Prof. an, dadurch den Zeitpunct unſers Gedichtes feſt zu ſetzen. Man weis nämlich, daß Kaiſer Friedrich auf ſeinem Creuzzuge zu Tarſen im gelobten Lande, als er ſich in einem Fluſſe baden wollen, ertrunken ſey. Dieſes iſt 1190 geſchehen; und es muß alſo dieſes maynziſche Feſt, etliche Jahre vor ſeinem Tode gefeyert worden ſeyn. Da nun der Poet von des Kaiſers Tode keine Sylbe erwähnet, der doch merkwürdig genug war, ein paar Verſe davon mit einfließen zu laſſen; auch des Nachfolgers im Reiche nicht gedenket; ſondern vielmehr durch dieſe Vergleichung, die er ſo ſehr weitläuftig macht, ſich bey dem Kaiſer einſchmäucheln zu wollen ſcheint: ſo iſt es ſehr wahr-

wahrscheinlich, daß Veldeck dieses Gedicht noch bey Lebzeiten des Kaisers geschrieben; welcher ohne dieß, als ein Liebhaber der Poesie und Beschützer der Poeten in den Geschichten bekannt genug ist. Unten wird solches noch klärer erhellen.

Nach dem Beylager des Aeneas, beschreibt er auch den Tod des Königs Latinus, dessen weites Reich auf ihn gefallen, die Stadt so er erbauet; ja auch seine Nachkommenschaft. Nach dem Ascan, oder Julus soll erst Sylvius, sodann Aeneas Sylvius, ferner noch ein Aeneas regiert haben. Gleich nach diesem nennet er den Romulus und Remus, als die Erbauer der Stadt Rom; nach ihnen aber kömmt er plötzlich auf den Julius Cäsar, und den Kaiser August, unter welchem Jesus gebohren worden sey: wobey er, nach einer geistlichen Betrachtung den Schluß macht, und so wohl seinen Namen, als die Quellen, daraus er das alles geschöpfet, folgendermaßen anzeiget.

Das ist genuc wizzentlich
Als iz do tichte Heinrich
Der iz vz den walischen buche las
Das vz latine getichtet was
Al nach der Warheit
Das buch heisset eneidt
Das virgilius do von screip
Do vor uns die rede bleip
Der tod ist vor manchem iar
Lovc her nicht so ist iz war,
Das heynrich machte darnoch
Ine was zu der rede nicht zu ioh
Das her von syner schulde
Den sin vorterben wolde

Sindt

Sindt das her sichz vnderwant
Wan als her do geschreben vant
Als hat hers vns vorgezogen
Das her anders nicht hat gelogen
Wan als her an dem buche las
Ob das nicht gelogen was
So wil her vnschuldic sin
Als ist walsch vnd latin.
Ane misse wende
Hie sey der rede ein ende

Hierbey ist merkwürdig, daß der Poet, sich auf einen wälschen und lateinischen Schriftsteller zugleich beruft; und also bekennet, er habe sich neben dem Grundtexte auch einer damaligen italienischen Uebersetzung bedienet, und nichts von dem Sinne desselben verderben wollen. Die heutigen Italiäner werden aber kaum im Stande seyn, eine so alte Uebersetzung der Aeneis aufzuweisen: da sie wenig oder nichts nennen können, das bey ihnen vor dem Dantes geschrieben worden, der über zwey hundert Jahre nach unserm **Veldeck** gelebet hat; ja vor der Eroberung von Constantinopel nicht einmal die lateinischen Dichter bey ihnen sehr bekannt gewesen. Gleichwohl ist es ungewiß, ob der Poet hier, durch das wälische Buch, ein italienisches oder ein französisches verstanden habe; da es gewiß ist, daß man auch die Franzosen vormals **Wahlen**, das ist **Waller**, oder Gallier geheißen; und noch heute zu Tage in Holland die französischen Gemeinen Wallonische genennet werden.

Auf den obigen Schluß des Urhebers selbst, folgt noch ein Anhang eines andern Dichters, welcher

hier von deſſelben Abſchreibers Hand in einem fort hinzugeſchrieben iſt. Dieſer erzählt uns nun theils das Schickſal des Buches, theils ſeines Verfaſſers etwas unſtändlicher; wie man heute zu Tage etwa in einer Vorrede thun würde. Er ſagt nämlich: der Urheber hätte bereits den gröſten Theil des Gedichts fertig gehabt, als er um ſelbiges gekommen wäre; daher er die ganze Arbeit vor Verdruß liegen laſſen. Er hatte nämlich das fertige Stücke einer Gräfinn von Cleve gegeben, die bey ihrem Beylager mit dem Landgrafen Ludewig, von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg, des Landgrafen Bruder, darum gebracht worden. Der Verfaſſer hätte alſo neun ganzer Jahre nicht gewußt, wo ſein Buch hingekommen; bis er es endlich in Thüringen, bey dem Pfalzgrafen zu Sachſen, Herrmann, der zu Nüenburg an der Unſtrut ſeinen Siz gehabt, wieder gefunden: da er es denn endlich, auf Bitten deſſelben, vollends zum Ende gebracht hätte.

Es iſt aber bey den Geſchichtſchreibern des XII. Jahrhunderts ausgemacht, daß dieſer Landgraf Herrmann in Thüringen um das 1200. Jahr gelebt, und faſt alle Meiſterſänger damaliger Zeit an ſeinem Hofe verſammlet habe. Hannemann erzählt in ſeinen Anmerkungen zu Opizens Poeterey, aus Spangenburgs Mſpte, von der Meiſterſinger holdſeligen Kunſt, auf der 510. u. f. S. daß damals die berühmteſten Poeten, **Wolfram von Eſchenbach**, **Walther von der Vogelweide**, **Reinhard von Zweckſtein**, **Heinrich Schreiber**, **Johann Bitterolf**, lauter Edelleute, und Heinrich

von

von Aſterdingen, den etliche, Eſterdingen, Oſterdingen, ja gar Oſterdingen, (ſo ſteht es in dem Heldenbuche Ausg. von 1560 auf der letzten Seite) nennen, ein Bürger von Eiſenach, an dem Hofe dieſes Landgrafen gelebet. Er muß alſo derjenige Fürſt geweſen ſeyn, der nach Kaiſers Friedrichs des I. Tode, den deutſchen Muſen bey ſich eine Zuflucht verſtattet hat, und bey welchem auch unſer Veldeck die verlohrne Hälfte ſeines Gedichtes angetroffen hat. Und dieſes kann allerdings noch bey Friedrichs des I. Leben geſchehen ſeyn: weil Goldaſt, in den Anmerkungen zu Winsbecks, der dieſes Kaiſers oberſter Staatsdiener war, Ermahnungen, ausdrücklich Heinrichen von Veldig unter die Poeten dieſer Zeit rechnet, die er in der Schobingeriſchen Bibliothek geſehen. Die merkwürdigen Worte dieſes Beſchluſſes lauten alſo:

Nv ſulle wir enden das buch
Jz ducht den meiſter genug
Der iz vz der waliſche kerte
In dutzſche herz uns lerte
Das was von veldecken heynrich
Das iſt noch wiſſentlich
Das her tichten konde
Her hette eyne lange ſtunde
Das mere teil gedichtet
In duzces bericheet
Rechte do der here Eneas
Vrowen Lavinen brieff las
E dan herz wolde vol machen
Das meynete in ſachen
Her liez iz durch eynen zorn
Wan her hete das buch vorlorn

Her liez iz eyne vrowen
Lesen vnde schowen
E dan man iz voll schribe
Das was die gravinne von clive
Die milde vnde die gute
Und die mit vreiem mute
Wol gros zimt geben
Und wol herliche leben
Als iz wol vrowen gezam
Do si der lantgrave nam
Da wart iz zu clive gestoln
Eyne iuncfrowen, der siez hete bevoln
Des wart die grevinne vil gram
Von swarzburg grawe heynrich der iz nam
Und iz dannen sande
In doringen heym zu lande
Da wart mer von geschreben
Dan ob iz dem meyster were bleben
Das man sagen vor war
Sindt was das Buch wol nuwen jar
Dem meister heynrich genomen
Da her nirgen mochte komen
Da herz hete vunden
Biz her zu eyner stunden
Quam zu doringen in das land
Do her den pfalzgraven vant
Von sachsen der ime das buch wider liez
Und iz in vol tichten hiez
Wan herz in bat vnd iz ime riet
- - (*deesse videtur linea.*)
Wan das herz in hiez tvn
Des Lantgraven Ludewiges svn
Durch den herz vol machen began
Der phalentzgrave herman
Von der nuenburg bie der vnstrut
Wan die rede duchte in gut
Und das getichte meisterlich

Do

Do vol mächten Heinrich
Durch ſein gebot und durch ſein bete
Wan her ime allen dienſt tete
Wie her mochte vnd konde
Und iz ime wol gende
Sinde daz her ſin kunde gewan
Das was der phalentzgrave herman
Des lantgraven Bruder
Von Vater vnd von muter
Und der grave Friderich
Dem diente gerne Heynrich.

Hier ſchließt nun der Herr Profeſſer, ein jeder würde hieraus ſelber ſehen, wie werth man dergleichen alte Ueberbleibſel deutſcher Dichter aus dieſem XII. Jahrhunderte zu halten habe. Und ob er ſelbſt gleich nicht das Herz hätte, mit Taubmannen (in der Vorrede zur Auslegung über den Culicem Virgil.) zu ſagen: Dieſes wären ſolche Gedichte, gegen welchen einem rechtſchaffenen Deutſchen vor den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern ein Ekel ankäme*: ſo glaubt er doch ohne Vorurtheil ſagen zu können: Es ſchicke ſich weit beſſer, daß ein Deutſcher ſich mit Aufſuchung und Erklärung ſolcher deutſchen Alterthümer beſchäfftige, als daß er die Geſetze der zwölf Tafeln, und andre veraltete Wörter der Oſcier und Volſcier auszulegen, oder zu zeigen ſuche, wie Evanders Mutter geredet habe? Beyläufig merkt er zum Beſchluſſe noch an, daß Morhof geirret, wenn er in ſeinem Tractate von der deutſchen Sprache

* Haec talia ſunt, prae quibus genuinus aliquis Germanus, Græcos Latinosque Poetas faſtidiat.

che und Poeſie ſagt: die neueſte Ausgabe des ſogenannten Heldenbuches, welches gleichfalls um Kaiſers Friedrichs des I. Zeiten geſchrieben worden, ſey 1560. zu Frankfurt heraus gekommen. Denn er ſelbſt habe eine Ausgabe in Händen, die 30 Jahre hernach, zu Frankfurt bey Sigismund Feyerabenden in 4. heraus gekommen.

Wir ſetzen nichts mehr hinzu, als daß es zu wünſchen wäre, daß dieſes Veldecks alte Aeneis, eben ſo wohl der Länge nach im Druck erſcheinen möchte, als ſolches mit dieſem Heldenbuche, den Winsbeckiſchen und andern ſolchen alten Gedichten, in gewiſſen größern Sammlungen geſchehen iſt.

* *

VII.

Kurzgefaßte Unterſuchung, woher es eigentlich komme, daß die Kinder ſich in den öffentlichen Leſeſchulen ſo etwas ſingendes angewöhnen *.

Der Herr Prof. Gottſched widerräht in dem II. Hauptſt. im I. Th. ſeiner Ak. Rêdekunſt, daß man Kinder, die gut leſen lernen ſollen, nicht in öffentliche Leſeſchulen gehen laſſen möge: weil ſie ſich daſelbſt ein ſingen-

* Dieſe Anmerkung hat der geneigte Leſer dem Hrn. Lic. Quiſtorp in Roſtock zu danken.

ſingendes Weſen im Leſen angewöhneten; welches ihnen hernach auch in anwachſenden Jahren ſo ſtark anklebete, daß ſie es nicht wieder los werden könnten. Die Erfahrung iſt da: allein ich habe es immer für einen nur zufälligen Fehler der öffentlichen Leſeſchulen gehalten, dem wohl könnte abgeholfen werden. Als ich aber neulich auf die Mittel ſann: ſo habe ich gefunden, daß dieſer Fehler vielmehr in der Natur einer öffentlichen Leſeſchule gegründet, und alſo derſelben weſentlich ſey. Ob ich nun recht urtheile, daß mag man aus folgender Anmerkung entſcheiden. In eine öffentliche Leſeſchule gehen viele Kinder, die alle leſen lernen ſollen. Und das Leſen lernet ſich eigentlich dadurch, daß ein Kind dem Ton eines jeden Buchſtabens und jeder Sylbe recht ausſprechen, dieſe Töne zuſammen ſetzen, und ſo dann in einer Reihe, mit erforderlicher Beſtimmung jeder Sylbe, jedes Wortes, Abſchnittes u. ſ. w. das geſchriebene laut herſagen, und mit den Tönen die Zeichen derſelben, und ihrer Verhältniſſe merken muß. Hieraus folget, daß ein Kind, ſo erſt leſen lernet, es laut lernen muß. Zur Zeit nun kann der Schulmeiſter nicht mehr, als eines ſolcher vielen Kinder vornehmen. Die übrigen müſſen indeſſen überleſen. Iſt nun dieſes hier nichts anders, als eine eigene Uebung in Leſen lernen, wie es denn nichts anders iſt: ſo muß auch dieſes laut geſchehen. Alle Kinder leſen alſo in öffentlichen Leſeſchulen zugleich laut über: und, der izt vorgenommen wird, auch laut. Hierzu kommt noch dieſes, daß ſonſten der Schulmeiſter nicht wiſſen kann, ob auch ein jedes

des fleißig ist, und auch nicht besser den Muthwillen unter ihnen verhüten kann. Lesen nun alle zugleich laut: so will ein jedes seine eigene Töne und Worte gerne für sich hören, und auch vor andern seinen Schulmeister hören lassen. Daher strenget sich ein jedes an, seine Nebengesellen zu überrufen. Allein die Stimmen der Kinder sind gar zart, fein, hell, und ungesetzet, und daher gerathen sie ins singen, stöhnen und schreyen. Man lege es also nicht den Schulmeistern, sondern den öffentlichen Leseschulen selber zur Last, daß sich die Kinder in ihnen so etwas singendes in der Aussprache angewöhnen.

Neue hieher gehörige Nachrichten und Schriften.

Nachdem Se. Königl. Majest. in Preußen sich in vorigem Jahre entschlossen, der von Ihnen vor etlichen Jahren gestifteten und mit verschiedenen Vorrechten begabten königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg, ein eigenes Zimmer zum Sitze ihrer Bibliothek und ordentlichen Versammlungen auf Dero königlichem Residenzschlosse daselbst einzuräumen: so hat erwähnte königliche Gesellschaft den 22sten November des jüngstabgelaufenen Jahres, selbigen neuen Aufenthalt wirklich bezogen. Se. Excellenz der wirkliche Königliche Staatsminister, Herr Ober-Marschall von Wallenrod, als Protector derselben, geruhete die feyerliche Einweihung dieses Zimmers, durch eine wohlgesetzte Anrede,

rede, selbst zu bewerkstelligen. Der Gesellschaft Director, Herr Professor Flottwell, beantwortete dieselbe, indem er theils für die neuen Proben der Fürsorge des Herrn Protectors dankete, theils die Frage abhandelte: Ob die Arbeiter, oder Beschützer der Sprachverbesserung in Deutschland mehrern Dank verdienen? theils die Gesellschaft aufs neue seiner Gnade empfahl. Ein Mitglied derselben, Herr Kanholz, hielt hierauf eine kleine Lobrede auf Friedrichen, den Beschützer der Wahrheit und Tugend, als die wesentlichsten Stücke eines Redners; und ein gedrucktes Gedichte ward ausgetheilet. Der Herr Obermarschall hatte, dieses neue Zimmer desto ansehnlicher zu machen, der Gesellschaft das Bildniß Sr. Königlichen Majestät von Preußen geschenket, und itzo wurde der gröste Theil derselben von ihm zur Tafel gezogen. Ehe man sich noch dahin verfügte, erneuerte der Präsident der Gesellschaft, der Königl. Oberhofprediger und General Superint. Herr D. Quandt, in einer kurzen Rede den Dank gegen den König, und den Herrn Protector, ermunterte die Gesellschafter zum Fleiße und überlieferte den sämmtlichen Mitgliedern folgende zween Sätze, zur Ausarbeitung: und zwar in ungebundner Rede: Den Pulsschlag, als einen Beweis, daß ein Gott sey; in gebundner Rede aber: Die Lobsprüche, als die größten Hindernisse der Gelehrsamkeit. Hierauf wurden verschiedene eingelaufene Schreiben der Membrorum honorariorum vorgelesen, und die ganze Feyer mit Vergnügen beschlossen.

* *

I.

Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet, und mit einer Vorrede heraus gegeben, von Johann Christoph Gottscheden. Zweyter Theil, neue verbesserte Auflage. Leipzig bey Bernhard Christoph Breitkopfen 1746. Dieser Theil enthält, wie in der ersten Ausgabe. I. Die Iphigenia des Racine. II. Die Opern des von St. Evremond. III. Die Cornelia aus der Mad. Barbier. IV. Das Gespenste mit der Trummel, aus dem Addison und Hrn. Destousches. V. Die Zaire des Herrn Voltairt, von Herrn M. Schwaben übersetzt. Endlich auch VI. den Jean de France des Herrn Prof. Hollbergs, vom Herrn Prof. Detharding in Altona. Diese Ausgabe ist durchgehends in vielen Stücken verbessert; und die übrigen Theile werden gleichfalls nach und nach folgen.

II. D. Daniel Heinrich Arnolds, ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der königsbergischen Universität. Erster Theil. Königsberg in Preußen, verlegts und druckts Joh. Heinrich Hartung 1746. in groß 8. Von diesem wohlgeschriebenen Werke des Herrn Hofpredigers D. Arnolds, wollen wir nächstens ausführlicher handeln.

Druckfehler.

p. 16. l. 7. lies who withstood.

* * *

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des II. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Hornung 1746.

BERLIN

I.

Des Hrn. von Lavaur Geſchichte der Fabel, in Vergleichung mit der heiligen Geſchichte, worinnen gezeiget wird, daß die groſſen Fabeln, der Götzendienſt, und die Geheimniſſe des Heidenthums, nichts als verfälſchte Copeyen von Geſchichten, Gebräuchen und Traditionen der Hebräer ſind. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von M. Joh. Dan. Heyden. Leipz. 1745. Bey Bernh. Chr. Breitkopf. in 8.

Die Fabeln der alten Griechen und Römer ſind philoſophiſchen Köpfen lange ein Anlaß zur Verwunderung geweſen. Man hat es nicht errathen können, wie es möglich geweſen, daß ein ſo witziges und kluges Volk, als die erſtern, auf ſolche gröſtentheils abgeſchmackte und ungereimte Dinge verfallen, ſo lange dabey verharren, ja gar ihren ganzen Gottesdienſt darauf gründen können. Und ſo gewiß die Sache einen Urſprung und eine Veranlaſſung gehabt haben muß, ſo ſchwer iſt es geweſen, denſelben zu erfinden.

Derer voritzo nicht zu gedenken, die, wie Natal. Comes, in den Fabeln phyſikaliſche und moraliſche

Deutungen gesucht haben; so hat der Abt Banier dieselben in den weltlichen Geschichten zu finden geglaubt: und man kann ihm nicht allerdings unrecht geben. Die ältesten Zeiten hatten noch einen Mangel an Geschichtschreibern; daher pflanzten sich die merkwürdigen Dinge, die etwan vorfielen, bloß durch die mündliche Sage fort. Diese aber konnte nicht leicht aus einem Munde in den andern übergehen, ohne vielfältig verändert, verstümmelt, vergrößert oder verkleinert zu werden. Die alte Welt war einfältig, und liebte das Wunderbare; oder es kam ihr vielmehr alles, aus Unwissenheit der Ursachen, wunderbar vor. Die nun etwas erzählten, hälfen diese Neigung vermehren, indem sie alles so einrichteten, wie es derselben gemäß war: und daher kommen zweifelsfrey unzählige Fabeln bey den Alten.

Der Abt Plüche hat indessen einen ganz andern Weg betreten. Er hatte bemerkt, daß die Griechen die meisten von ihren Götterfabeln von den Phöniciern, diese aber von den Aegyptern gelernet hatten. Dieses gab ihm denn Anlaß zu muthmaßen: daß vielleicht die alte Bilderschrift der Aegypter, die man lange, vor Erfindung einer andern Art von Buchstaben, daselbst gebraucht, zu den so vielfältigen Gottheiten Anlaß gegeben haben könnte. Dieses hat er in seiner Historie des Himmels so wahrscheinlich erwiesen, daß ein unparteyischer Leser genöthiget wird, ihm in den meisten Stücken Beyfall zu geben: zumal, wenn man die glücklichen Etymologien der griechischen Benennungen, aus der alten phönicischen, palästinischen und hebräischen Sprache, nach Anleitung

leitung Bocharts und andrer, mit in Betrachtung zieht.

Doch auch diese Meynung ist nicht allen zulänglich vorgekommen, und Hr. Lavaur hat daher den Schluß gefaßt, noch ein neues Lehrgebäude der Fabel anzugeben. Er geht auf der Spur des großen Huetius einher, und will uns bereden: die geistliche Geschichte des jüdischen Volkes, und ihrer Vorfahren ganz allein, sey die erste Fabelquelle der Heyden gewesen. Und von dieser Abhandlung wollen wir, bey Gelegenheit der deutschen Uebersetzung des Hrn. M. Heyden, Nachricht geben. Dieser geschickte Mann hat uns schon vor etlichen Jahren einen verdeutschten Persius, mit einigen Zusätzen geliefert, auch neulich an dem deutschen Lucian einigen Antheil gehabt. Man kann also auch dieses Buch als eine neue Probe seiner Geschicklichkeit ansehen, und ihm für die angewandte Mühe Dank wissen.

In der Vorrede giebt der Hr. M. einige Nachricht von denen, die sich angelegen seyn lassen, die Fabeln zu erklären. Ovidius, Natalis Comes, Clericus, Hermann von der Hardt, Thomasin und Banier finden hier ihre Stellen; wobey auch Morhof und Jurieu angeführt werden. Auch die philosophischen Ausleger der Fabeln, Palaphatus, Heraklitus, Phurnutus, Cicero, Thomas Gale, und die Frau Dacier sind nicht übergangen worden. Hierauf finden diejenigen ihren Platz, die in der Schrift den Ursprung derselben gesucht haben, wie Bochart, Huet, Crösius, Huelsius, Dickinson, und Mirus. Der Herr Verfasser erklärt sich dabey auf eine vernünftige

Weise für keine von diesen Meynungen allein; sondern meynt, daß darum keiner von diesen gelehrten Männern das Ziel getroffen, weil ein jeder nur aus einer einzigen Quelle alle Fabeln herleiten wollen; da man sie doch billig hätte zusammen nehmen sollen.

So unparteyisch urtheilt Hr. M. Heyde auch von dem Schriftsteller, den er übersetzet. „Weil „er nur einen einzigen Grundsatz angenommen, und „alles aus der heil. Schrift hat erklären wollen: so „ist er gleichfalls von dem Fehler nicht frey, daß er „vieles hat zwingen müssen.“ Indessen hat er auch recht, wenn er ihm, dem ungeachtet, bey seinem Witze eine sehr gesunde und sorgfältige Beurtheilungskraft beylegt: wobey er verschiedene Monatschriften anführet, die auf eben die Weise davon geurtheilet haben. Er selbst merkt noch einen besondern Satz des Hrn. Lavaur an, dem er nicht beyfallen könne, nämlich diesen: Es sey nicht möglich, daß zwo Personen, eine jedwede ins besondre, eine Fabel oder Geschichte erfinden könnten, von welchen die eine mit der andern übereinkäme; wenn nicht die eine von ihnen, die Fabel der andern vorher gelesen oder gehöret. Diese Unmöglichkeit kann er nicht einsehen; und wir gestehen, daß es uns eben so geht. Doch thut der Herr Uebersetzer wohl, daß er darum den ganzen Lehrsatz des Hrn. Lavaur nicht in Zweifel zieht, oder es gänzlich leugnet, daß aus biblischen Geschichten Fabeln geworden.

Endlich meldet er noch, daß seine Grundschrift 1730 in zween Theilen zu Paris, und 1731. in Amsterdam gedrucket worden. Von ihrem Verfasser kann er uns keine fernere Nachricht geben, weil er in keine ausländ-

ausländiſchen Monatſchrift ſonſt etwas von ihm angetroffen. Seine Ueberſetzung anlangend, ſo überläßt er ſie der Güte des Leſers; hoffet aber, es werde niemanden reuen, einige Stunden auf ihre Durchleſung gewendet zu haben.

In der vorläufigen Abhandlung hat der Verfaſſer ſein ganzes Lehrgebäude feſt zu ſetzen geſucht, ehe er auf die Erklärung beſondrer Fabeln fortſchreiten können. Alles kömmt hier darauf an, daß nach der Sündfluth, der Satan, da er die unauslöſchlichen Begriffe von Gott und ſeinem Dienſte nicht aus der Seele der Menſchen ausrotten können, dieſelben doch zu verwirren und zu verſtellen geſucht. Dieſes habe er zwar erſt in dem Hauſe des Noah, durch ſeine Kinder aber in aller Welt zu bewerkſtelligen geſucht; ſo daß erſtlich Chams, ſodann auch Sems Nachkommen von der Abgötterey angeſtecket worden.

Auf dieſen Grund baut er nun alles. Er legt das ganze Heidenthum dem Teufel zur Laſt, und führt ſo wohl den Sokrates als den Numa zu Zeugen der Wahrheit an, daß die Abgötterey verwerflich ſey: und zwar dieſen, weil er in einem Buche, welches er griechiſch geſchrieben und vergraben haben ſoll, wie Clemens Alexandrinus berichtet, allem demjenigen widerſprochen, was er in lateiniſcher Sprache vom Gottesdienſte der Römer verordnet hatte. Ob nun alle Leſer in dieſem Stücke, und darinn, daß Numa die Bücher Moſis geleſen haben ſoll, mit ihm einſtimmen werden, das kömmt uns etwas zweifelhaft vor: wenn gleich Plutarch berichtet, Numa ſey von einem Barbar in der Religion unterwieſen worden.

Was den Homer, Plato und Cicero betrifft, so haben diese in verschiedenen Orten ihrer Schriften, Sätze einfließen lassen, die den Lehren ihrer äußerlichen Religion ganz zuwider waren. Ja selbst die römischen Zolleinnehmer fiengen endlich an zu philosophiren, „daß die Aecker derjenigen Gottheiten nicht „Zollfrey seyn könnten, von denen man es wüßte, daß „sie Menschen gewesen wären.“

Die Abgötterey hat ihren Anfang von den himmlischen Körpern genommen *. Man glaubte zwar nicht, daß kluge und geschickte Leute wirklich Götter, oder Gestirne geworden wären: sondern lehrte nur, daß die Gestirne von gewissen geistigen Wesen beseelet würden; wie Virgil gelehret, aber Cicero widerlegt hat. Gleichwohl glaubten viele, daß eine oberste Intelligenz diese alle regierte; und Augustin sowohl als Lactanz, haben diese Art der Abgötterey für die erträglichste gehalten.

Die Aegypter werden für die ersten Urheber der Abgötterey gehalten: doch der Verfasser will diese Ehre, und die Erfindung der Sternkunst lieber den Chaldäern gönnen. Daselbst sey auch Sems Familie und Abrahams Stamm davon angesteckt worden. Dieser Patriarch brachte die wahre Lehre mit sich nach Aegypten und Phönizien; wo sie von seinen Nachkommen lange Zeit erhalten worden. Hier legt er auch

* Hier hätte der Verfasser billig zeigen sollen, warum eben der Teufel die Menschen zur Verehrung der Gestirne verführen müssen; und daß nicht die Einfalt selbst darauf fallen können, z. E. die Sonne für eine sehr gütige und wohlthätige Gottheit zu halten.

auch den Iſraeliten die Ehre bey, die Aegypter in allen ſchönen Wiſſenſchaften unterichtet zu haben; wiewohl wir in der Schrift keine Spuren davon finden, auch die Juden, als Viehhirten, wie ſie ſich ſelbſt nennen, keine gelehrte Leute waren; Moſes aber an Pharaons Hofe in aller Weisheit der Aegypter unterwieſen worden.

Auf gleichen Schlag fährt der Verfaſſer fort, auch den Urſprung der Vergötterung der Menſchen zu beſchreiben: wobey er ſich ſonderlich auf den Herodot, Sanchoniathon, und Diodor aus Sicilien beruft, die einer Zeit gedenken, da dieſe Art der Abgötterey noch nicht im Schwange gegangen. Er ſetzt aber hinzu: Man möchte nun die älteſte Erkenntniß geoffenbarter Wahrheiten bey den Chaldäern oder bey den Aegyptern ſuchen; ſo komme ſie doch von den Juden her. Den Beweis davon führt er nach der Länge aus; und es kommen hier die gelehrteſten Anmerkungen aus den dunkelſten Alterthümern vor, die allein verdienten, daß das Buch ihrenthalben geleſen würde: wenn man gleich in der Sache ſelbſt mit ihm nicht einſtimmig wäre. Wir können uns aber dabey nicht ausführlicher aufhalten; genug, wenn wir ſagen: der Verfaſſer habe alles, was in der Schrift und in allen Profanſcribenten, vortheilhaftes für ſeine Meynung anzutreffen iſt, zuſammen genommen, um darzuthun, daß die Juden die allgemeinen Lehrer des menſchlichen Geſchlechts geweſen, und daß die weiſen Männer der Heyden nichts anders, als eine geſtohlne Wiſſenſchaft beſeſſen, womit ſie ſich bey ihren Landsleuten breit gemacht, ohne ihnen die rechten Quellen davon zu entdecken.

Der Verfasser zeigt schlüßlich, was für Vortheile aus diesem Lehrsatze zu hoffen seyn würden, wenn er von den Gelehrten durchgehends angenommen und behauptet würde. Er versichert aber dennoch, daß er nicht glaube, etwas neues vorgetragen zu haben; imgleichen, daß er alle Aufmerksamkeit angewandt, um nicht betrogen zu werden; daß er sich nur bey unstreitigen Aehnlichkeiten aufgehalten, u. s. w. Er hoffet auch, daß andre das noch verbessern werden, was er unvollkommen gelassen hat. Und so schreitet er zum Werke selber fort.

Der erste Abschnitt handelt von den Orakeln. Er erklärt sich hier freymüthig für die Meynung derer, die selbige den Eingebungen des Teufels zuschreiben; und giebt dem P. Baltus ohne Bedenken Recht, der die von dem Hrn. von Fontenelle behauptete Meynung des gelehrten von Dale, in einem dicken Buche widerleget hat.* Wir überlassen hier die Entscheidung der gegenseitigen Gründe billig der Einsicht des vernünftigen Lesers; gestehen aber, daß er uns nicht überzeuget hat. Die ganze Absicht gehet aber bey ihm dahin, daß er zeigen will, Gott habe es dem Teufel erlaubt, seinen Propheten nachzuahmen: ein Lehrsatz, der schwer mit der Güte Gottes zu reimen ist. Er bemühet sich auch zu erklären, wie der Teufel, als ein endlicher Geist, dennoch zukünftige Dinge habe wissen können.

Der

* S. davon des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Uebersetzung des fontenellischen Tractats von den Orakeln; wobey auch ein Auszug vrn seines Gegners Buche, nebst einer Antwort darauf befindlich ist.

Der II Abſchnitt handelt von den Sibyllen. Er glaubt, daß an der Wahrheit ihres Daſeyns nicht zu zweifeln ſey. Das einhällige Zeugniß der Alten ſcheint ihm die Sache außer Zweifel zu ſetzen. So viel Ehrfurcht wir auch gegen ſo viel berühmte Schriftſteller hegen; ſo aufrichtig bekennen wir doch, daß wir bey ihren Nachrichten noch nicht den Grad der Wahrſcheinlichkeit antreffen, der uns davon überzeugen kann. Weil dieſer Zweifel manchem etwas ſonderbar ſcheinen könnte; ſo wollen wir ihm etwas zulänglicher entdecken, und einige Gründe davon anführen.

1. Iſt es gewiß, daß alle Scribenten, die der Sibyllen gedenken, ſie ſelbſt nicht gekannt, vielweniger einige Prophezeihungen von ihnen erhalten haben. Sie ſollen faſt alle mit einander noch in der fabelhaften Zeit gelebt haben; von der man keine ſonderliche Gewißheit hat. Folglich verliert das Zeugniß der Geſchichtſchreiber viel von ſeinem Anſehen, und behält höchſtens nur die Kraft einer Tradition, oder Sage.

2. Sind alle die ſibylliniſchen Verſe, die noch vorhanden ſind, nach einhälligem Geſtändniſſe der Gelehrten, untergeſchobene Werke. Sie beweiſen alſo zwar, daß es Leute gegeben, die ſie geſchrieben; aber nicht, daß es Sibyllen gegeben habe. Auch das iſt keine Folge, daß es doch etliche wahre Verſe von der Art gegeben haben müſſe; nach deren Muſter die andern verfertiget worden. Es iſt ſchon genug, daß nur ein Ruf vorhanden geweſen, daß gewiſſe Sibyllen geweißaget hätten.

3. Dieſen Ruf kann man zugeben, ohne deswegen

gen wahrhaftige Sibyllen oder Prophetinnen, die vom Satan getrieben worden, einzuräumen. Die Einfalt der Welt hat diesen Ruf hervorbringen können: wie noch heute zu Tage, in etwas einfältigen Provinzen, fast kein Dorf ist, das nicht seine Hexe zu haben glaubt, welcher der Pöbel allerley übernatürliche Dinge zutrauet. Vorzeiten würde man eine solche Crystallseherinn, oder Wahrsagerinn, eine Sibylle genennet haben: und es ist kein Wunder, daß man derselben in verschiedenen Ländern einige zu haben geglaubt.

4. Es kann gar wohl seyn, daß solche alte Vetteln, zu der Zeit, als noch fast das halbe menschliche Geschlecht in Hölen und Klüften gewohnet, auch einen solchen einsamen Ort, in einem Walde oder Gebirge erwählet, wo das Grausen des Orts allen Ankömmlingen einen Schauer erwecket hat. Hier hat sie sich der Einfalt der Fragenden zu ihrem Vortheile bedienet; und durch gewisse dunkle Antworten sich bey einigen, denen sie einzutreffen geschienen, in Hochachtung gesetzet. Von etlichen solchen glücklichen Fällen ist ihr Ruf weit und breit erschollen: und was war leichter, als einem so dummen Haufen, der damals die Welt bewohnte, etwas weis zu machen?

5) Wie aber die Orakel nachmals in Versen ihre Antwort gegeben; so haben witzige Köpfe, die durch die Sage, etwas von den Weissagungen der Sibyllen gehöret, meistentheils nach geschehenen Sachen, auch auf ihre Rechnung Verse gemacht. Denn, man hielt einmal dafür, daß die Poesie die Sprache der Götter sey, und sichs für Prophetinnen nicht geschicket

cket haben würde, in Proſa zu reden. Dieſes wird um deſto wahrſcheinlicher, da die Sibyllen mehrentheils in Zeiten und Ländern gelebet, da die Kunſt zu ſchreiben noch nicht erfunden geweſen; folglich ihre Ausſprüche nicht aufbehalten werden konnten.

Doch wir wollen uns bey dieſer Muthmaſſung nicht aufhalten, ſondern ſie dem Nachdenken der Liebhaber des Alterthums zur fernern Unterſuchung überlaſſen. Denen aber, die bey der gewöhnlichen Meynung zu bleiben Luſt haben, wird allerdings Herrn Lavaurs Abhandlung davon ziemlich wohl gefallen.

Der III. Abſchnitt handelt von dem Worte EI, welches über der Thüre des Tempels zu Delphis angeſchrieben geſtanden. Die Sachen, die hier vorkommen, ſind allerdings Ueberlegens werth, und aus einer guten Beleſenheit hergefloſſen. Dieſe drey Puncte nun ſind gleichſam ſoviel allgemeine Einleitungsſtücke, die den Leſer zu dem folgenden vorbereiten ſollen.

Nunmehro folgt die Abhandlung von dem Anfange der Welt und der Götter, wobey der Herr Verf. uns den Saturn, Janus, Jupiter, Neptun, Prometheus, Pluto, Merkur, Vulkan, Japet, die Minerva und den Bachus, aus der heil. Geſchichte zu erklären ſucht. Alles was er davon beybringt, iſt allerdings leſenswürdig, manches auch ſehr wahrſcheinlich; einiges iſt auch wohl gar für ausgemacht zu halten. Wir können uns aber bey allen einzeln nicht aufhalten, weil wir nur die Neubegierde der Leſer reizen, aber nicht vergnügen wollen. Auf gleiche Weiſe werden darauf, auch die Halbgötter überhaupt, ſo dann inſonderheit Jaſon mit den Argonauten erkläret, aus welchem

er

er durchaus den Josua machen will: und hiermit endet sich der erste Theil des Buches.

Der II. Theil hebt mit dem Herkules an, geht zum Orpheus mit seiner Euridice fort, nimmt dess Simonides mit, erklärt die Fabel vom Philemon und der Baucis, imgleichen die Niobe, welche Hiobs Frau seyn soll; ferner den Phaeton, die Iphigenia, und den Idomeneus, den Sanherib, den Laomedon, den Paris nebst seinem Urtheile, und den Untergang von Troja. Darauf folgen die Opfer, die Vogeldeuter, und, was man hier vielleicht nicht suchen würde, die Wünschelruthe. Die Loose sind auch nicht vergessen, welche sowohl bey Jüden als Heyden im Schwange gegangen: und endlich kömmt zum Beschlusse die Erklärung der bekannten Fabel von der Psyche, oder der Seele des Menschen. Um nun theils von des Hrn. Verfassers Art zu denken, theils von des Herrn Uebersetzers Geschicklichkeit im Dollmetschen eine Probe zu geben, wollen wir den Anfang dieses Capitels hieherſetzen, und damit diesen Auszug beschliessen, wenn wir nochmals versichert haben, daß in dem ganzen Buche eine weitläuftige Belesenheit und nicht gemeine Gelehrsamkeit herrschet, die sich mit Vergnügen lesen läßt, wenn man gleich nicht in allem des Verfassers Meynung beypflichtet.

Psyche, oder die Seele.

Psyche ist nichts anders, als die Seele, aber die Seele des Menschen, welche, wenn sie mit dem Leibe vereiniget ist, den Menschen ausmacht: wie solches Plato in seinem Gespräche erkläret, das den Titel

tel Cratylus, oder von dem rechten Urſprunge der Wörter, führet. Er ſagt daſelbſt, ψυχὴ oder Pſyche, bedeutet die Seele, welche, wenn ſie mit dem Leibe vereiniget iſt, macht, daß er lebt, Othem hohlt und ſich beweget.

Dieſes iſt die große Fabel, welche Apuleius in ſeinem Werke vorgetragen hat, das den Titel führet: Der güldene Eſel. Damit nun dieſer platoniſche Weltweiſe dieſelbe deſto beſſer vorſtellen, und ſeinen Roman vollkommen machen möchte: ſo hat er einige lächerliche Erzählungen und Meynungen der Platoniker ſeiner Zeit darunter gemiſcht. Allein ſie hat ſo viele Aehnlichkeit mit der erſten Geſchichte der Bücher Moſis und ihren vornehmſten Umſtänden, daß kein Zweifel übrig zu ſeyn ſcheint: es ſey eben dieſe Geſchichte die Quelle der Fabel, von welcher wir reden.

Der phönicifche Sanchoniathon gedenket in der Geſchichte ſeines Landes, welche aus den öffentlichen und geheiligten Nachrichten genommen iſt, der Geſchichte des Adams, der Eva, des verbothenen Baumes und der Schlange. Andere Schriftſteller haben gleichfalls davon geredet, und der Rabbi Maimonides, den Grotius anführet *, bezeuget, ſie wäre zu ſeiner Zeit den Götzendienern in Indien bekannt geweſen. Dieſes wird durch die aufrichtige Nachricht beſtätiget, welche der P. Bouchet in ſeinem Briefe an den Herrn Huetius, den wir gegen das Ende der vorläufigen Abhandlung angeführet haben, von den erſten Traditionen der Religion der Indianer

* Lib. I. de veritate Religion. Chriſt. c. 16. de teſtimoniis veterum.

ner mitgetheilet hat. Daher können die Fabeln von den Schlangen entstanden seyn, welche, wie man sagte, mit den Weibern einen Umgang hatten *: wie man solches von der Olympias, der Mutter des Alexanders, geschrieben hat.

Eusebius † hat sehr wohl angemerket, die Geschichte, welche Plato in seinem Gastmahle * abgeschildert, und aus einer Unterredung des Sokrates, unter dem Namen des Porus und der Penia, vorgetragen hat, wäre nichts anders, als die Geschichte von der Schlange, welche den Adam und die Eva betrog. Wir wollen hören, wie sie Plato selbst vorträgt.

„Einer von den Geistern, sagt er, ist die aus„schweifende Liebe der Wollüste, deren Ursprung ich „itzo erzählen will. Bey der Geburt der Venus „feyerten die Götter solches Fest. Unter diesen war „der Porus, der Sohn der Weisheit und des Ra„thes ‡, welcher den Ueberfluß bey sich führte. Nach„dem das Gastmahl vorbey war, gieng Porus in „den Garten des Jupiters, und schlief in demselben „ein. Hierauf kam die Penia, das ist, die Ar„muth, aus Antrieb ihres Elendes, vor die Thüre „dieses Gartens, und nachdem sie ein Mittel gefun„den hatte, sich in denselben hinein zu schleichen: so „legte sie sich neben dem Porus nieder; sie hintergieng „ihn, indem er von dem Nectar trunken war, und „em-

* PLVTARCHVS in vita Alexandri.
† Praeparat. Euangel. Lib. XII. c. 11.
* Pag. 293. Column. 1.
‡ Consilii filius.

„empfieng davon einen Sohn, der die Liebe iſt, und „welcher ſeit ſeiner Geburt eine Neigung zur Wol„luſt und zur Venus bey ſich verſpürete. Er iſt we„der ganz arm, noch ganz reich, indem er durch ſei„ne Mutter den Ueberfluß verlohren hat, den er von „ſeinem Vater haben ſollte. Er iſt zum Theil ſterb„lich, und zum Theil unſterblich. Es iſt ein wun„derbarer Weiſe von Weisheit und Unwiſſenheit oder „Thorheit zuſammen geſetztes Ding.„ So viel ſagt Plato.

Man erkennet hierinnen die erſte Frau unter dem Namen der Venus, und unter dem Namen des Porus den erſten Mann, den die Weisheit gebildet hatte. Man ſieht, wie er ſich in dem Garten Gottes, oder in dem irdiſchen Paradieſe befindet, und in einen geheimnißvollen Schlaf verfällt. Penia iſt die Schlange, die auf der Erde kriecht, und ſich in dieſen Garten ſchlich, wo ſie den erſten Menſchen betrog, deſſen Nachkommenſchaft, welche dadurch ein Sclave der Leidenſchaften geworden, eine wunderbare Vermiſchung des Guten und Böſen, der Hoheit und der Dürftigkeit, der Weisheit und der Unwiſſenheit, der Sterblichkeit und der Unſterblichkeit iſt. Hier haben wir die Erbſünde, welche das ganze menſchliche Geſchlecht in ſeinem Stammvater angeſtecket hat. Dieſes giebt auſſer den Beweiſen, die wir an einem andern Orte beygebracht haben, zu erkennen, daß die Bücher der Juden vor der Regierung Alexanders den Griechen bekannt geweſen ſind ꝛc.

II.

An Enquiry into the Life and Writings of Homer, The ſecond Edition, London printed in the Year 1736. in med. 8. d. i. Eine Unterſuchung über Homers Leben und Schriften. Ohne das weitläuftige Regiſter von 5. Bogen, 346. S.

So lange dieſes ſchöne Werk bereits ans Licht getreten, ſo wenig iſt es in Deutſchland bekannt geworden. Zwar haben ſich gewiſſe bekannte critiſche Schriftſteller, vieler darinn enthaltenen gelehrten Betrachtungen und Anmerkungen, ihrer Gewohnheit nach, als ihrer eigenen Erfindungen bedienet; aber ſich allemal ſehr gehütet, denjenigen zu nennen, mit deſſen Kalbe ſie gepflüget. Vielleicht haben ſie es auch für deſto erlaubter gehalten, dergeſtalt Beute zu machen, da der Urheber ſelbſt ſeinen Namen verſchwiegen. Da indeſſen auch in der gelehrten Republik, eine gewiſſe Billigkeit einem jeden das Seine zuzuſtellen befiehlt: ſo wollen wir den Auszug aus dieſem Buche deſto geſchwinder vor die Hand nehmen; je mehr man daraus leſen wird, wem die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften gewiſſe Entdeckungen zu verdanken haben.

Der Titel des Werks verſpricht viel weniger, als der Inhalt deſſelben wirklich geleiſtet hat. Denn an ſtatt des Lebens Homers, und einer Nachricht von ſeinen Schriften allein zu liefern, hält es bey nahe ei-

ne vollſtändige gelehrte Geſchichte des älteſten Weltalters bis auf die Homeriſchen Zeiten in ſich. Die erſten beyden Stücke waren bereits von ſo vielen Federn, und noch letzlich von der Frau Dacier, und Herrn Popen abgehandelt, daß man ſie mit einigem Rechte für erſchöpft halten konnte. Dieſes letzte aber öffnete dem Verfaſſer ein neues Feld, in welches ſich noch wenige gewaget hatten: und er wußte Vortheile daraus zu ziehen, die uns zur Beurtheilung ſowohl der Homeriſchen Fähigkeiten, als ſeiner beyden Heldengedichte, und der darinn beobachteten Kunſtregeln, leiten können.

Die kurze Nachricht, die den Platz einer Vorrede einnimmt, beſteht aus neun oder zehn Zeilen, und betrifft nur die Anmerkungen des Werkes, darinn oft ziemlich lange Stellen, aus griechiſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen, italiäniſchen, und franzöſiſchen Büchern vorkommen, und davon man die Ueberſetzungen entſchuldiget. Darauf folgt eine Landkarte von denjenigen Ländern, die um Homers Zeiten bekannt geweſen, und in ſeinen Schriften vorkommen. Es ſind auch die beyden Reiſen des Ulyſſes und Menelaus, nach der Eroberung von Troja, daraus zu ſehen, deren die erſte mit Puncten, die letzte aber mit kleinen Pfeilen gezeichnet iſt. Ueberhaupt iſt das Werk bey jedem Abſchnitte, deren an der Zahl zwölfe ſind, mit ſchönen, wohl erfundenen und nettgeſtochenen Anfangs-Kupfern gezieret, die allezeit mit dem Inhalte eine ſinnreiche Uebereinſtimmung haben.

Der erſte Abſchnitt hebt mit der Anrede an einen Lord an, dem das Buch gewidmet iſt, deſſen Namen

aber der Verfaſſer nur mit dem Anfangs Buchſtaben A**** Earl of **** nennet. Welches eine ganz ſonderbare Art von Zueignungsſchrift abgiebt. An dieſen Gönner nun richtet er, das ganze Werk hindurch, ſeine Rede. Die Frage, welche nach einem kurzen Eingange, aufgeworfen, und in dem Buche beantwortet wird, iſt dieſe: Durch was für ein Schickſal, oder beſondre Einrichtung der Dinge es ſich zugetragen habe, daß innerhalb zweytauſend ſiebenhundert Jahren, ſeit dem Homer geſchrieben, noch niemand ihm in der epiſchen Dichtkunſt gleich gekommen iſt: ja auch vor ihm, ſoviel uns bekannt iſt, ihn niemand übertroffen hat? Denn er ſey derjenige, deſſen Schriften ſo viele Jahrhunderte durch, ſowohl die Luſt der Prinzen, und die Stütze der Geiſtlichkeit, als das Wunder der Gelehrten geweſen, und noch itzo ſind. Zu Smyrna, wo man ihn vergöttert gehabt, oder zu Chios, würde es vorzeiten nicht rathſam geweſen ſeyn, darnach zu fragen; weil man ſeine Werke einer göttlichen Eingebung zugeſchrieben. Heute zu tage aber, da in Anſehung der Religion ſolche glückliche Veränderungen vorgegangen, dörfe man keine Verbannung beſorgen, wenn man gleich behauptet: daß Homers Gedichte menſchliche Werke ſind, die von keiner höhern Eingebung, ſondern von ſeinen natürlichen Fähigkeiten, mit Beyhülfe der Zufälle ſeiner Auferziehung, herrühren. Mit einem Worte, daß ein Zuſammenlauf natürlicher Urſachen übereingeſtimmet, dieſen groſſen Geiſt zu bilden und

zu üben, ihm auch das edelste Feld zu öffnen, welches jemals einem Dichter zu Theile geworden.

Hierbey nimmt der Verfasser Anlaß, ein wenig über dieses sonderbare Phänomenon zu philosophiren, welches über zwey tausend Jahre der poetischen Welt so in die Augen gestralet, daß sie fast davon verblendet worden, und es mehr angegaffet, als untersuchet hat, wer es hervorgebracht, oder wo es hergekommen? Da nun Horaz den Grundsatz festgesetzet, daß der gröſßte Geist nicht ohne Bearbeitung der Kunst, noch die beste Auferziehung etwas edles, ohne natürliche Gaben, hervorbringe: so schließt er daraus: Homer müsse in beydem glücklich gewesen seyn. Bey Homers Geburt hält er sich nicht auf; und ist zufrieden, daß er in klein Asien, unter einer gemäßigten und glücklichen Himmelsgegend gebohren worden; die nicht so fett ist, als die Gegenden um Babylon, oder am Nilstrome, ihre Einwohner weibisch und faul zu machen: sondern durch die Güte der Luft, und des Bodens, der Ströme, und des Handels, der ihnen aus allen griechischen Inseln alles zuführte, die sanfte Gemüthsart und muntre Phantasie gewirket, die eine weitläuftige Fähigkeit des Geistes und die feinsten Begriffe von der Natur und Wahrheit zuwege bringen konnten. Denn man habe allezeit bemerket, daß die kalten Himmelsstriche starke dauerhafte Leiber und martialische Geister; die hitzigen, läßige Körper und halsstarrige Leidenschaften; die mäßigen aber, einen feinen Begriff und eine Gabe zur Beredsamkeit hervorbrächten. Eine gesunde Vernunft zwar sey die Frucht aller Länder; aber ein

reicher Wuchs derselben, und ein schöner Witz, kämen nur, wie die besten Pflanzen, auf dem besten Boden, und in der schönsten Himmelsgegend glücklich fort.

Klein Asien hat den Ruhm, daß es nebst den anliegenden Inseln, die trefflichsten Weltweisen, Geschichtschreiber und Dichter hervorgebracht. Thales, Anaximander, Anaximenes, Pythagoras, Heraklitus, Hermagoras, Chrysippus, Zeno, Anaxagoras, Xenophanes, Kleanthus u. a. m. gehören zu der ersten: Hekatäus, Pherecydes, Hellanikus, Theopompus, Ephorus, Ktesias und Herodotus zur andern; und Hesiodus, Mimnermus, Archilochus, Tyrtäus, Thales der Dichter, Epimenides, Anakreon, Simonides, Arion, Terpander, ja Sappho und Alcäus u. a. m. gehören zur dritten Art.

Homer muß bald nach dem ersten oder zweyten Menschenalter gelebet haben, seit dem diese glückliche Pflanzstäte, aus dem steinigten Peloponnesus bevölkert worden: eine Aenderung, in welcher die Natur ihre besten Kräfte anwendet, und alle ihre Schätze verschwendet. Ist er nun in solchen Zeiten und Orten zur Welt gekommen, so fragt sichs, wie und von was für Umständen er empfangen worden, in was für einer Verfassung er die Welt angetroffen, und was selbige in einem erhabenen und fähigen Geiste gewirket? Was Unterricht und Anführung thun können, ist bekannt; indem sie die Menschen mehr umschmelzen, als eine Circe oder Urgande. Die Beyspiele und Zucht haben einen solchen Einfluß, daß viele sie für die Quelle unsrer Sitten gehalten. Die

ersten

erſten Eindrücke ſonderlich, die ein junger Menſch bekömmt, laſſen tiefe Spuren in ſeinem ganzen Leben nach ſich. Ein Menſch, der ſehr unglücklich geweſen, iſt leicht von einem andern zu unterſcheiden, der immer im Glücke gelebt. Die Umſtände alſo, die den Homer gebildet haben, mögen folgende geweſen ſeyn.

1. Der Zuſtand des Landes, darinn er gebohren und erzogen worden, nebſt den Sitten der Einwohner, ihrer bürgerlichen und geiſtlichen Verfaſſung, mit ihren Urſachen und Folgen.

2. Die Sitten ſeiner Zeiten überhaupt, oder was für Lebensarten damals im Schwange gegangen. Hierzu kömmt noch die beſondere Erziehung und die eigene Lebensart, die man erwählt, nebſt dem Glücke, ſo man dabey hat.

Von dieſen Stücken handelt er nun in den folgenden Abſchnitten. In dem II. Abſchnitte bemerkt er alſo, daß bey allen Völkern eine gewiſſe Reihe oder Folge von Sitten beobachtet werden könne, die größten Theils von ihrem Glücke abhängt. Oft ſind dieſelben eine lange Weile ſehr einträchtig, und ihre Aenderungen unmerklich. Wenn aber entweder ein feindlicher Ueberfall, oder eine Eroberung vorgeht; oder die Einwohner aus der Wildheit und Grobheit durch Policey und Ordnung zu Reichthum und Macht gelangen, ſo werden die Stufen ihres Fortganges merklich. Alles wächſt, und der Geiſt deſſelben erwachet zu größern Unternehmungen, und zu freyern Sitten.

Von dem alten Griechenlande bemerkt man drey Zeitalter. Das erſte hebt von den finſtern Zeiten

an, worinn man wenig oder keine Erkenntniß hatte; und geht bis auf den trojanischen Krieg. Das andre hebt bey der Zerstörung Troja an, und währt bis zum Persianischen Einfalle des Xerxes. Das dritte geht von hier bis zum Verluste ihrer Freyheit, zuerst von den Macedoniern und hernach von den Römern. In dem ersten ward Griechenland bevölkert. In dem andern wuchs es, und bekam seine bürgerliche Verfassungen. Im dritten genoß es dieselbe, und war in aller seiner Größe. Aus den beyden ersten hat Homer alle seine Bilder und Sitten genommen; ja seine Sprache und der Inhalt seines Gedichts selbst sind daher entlehnet: weswegen wir uns genauer darum bekümmern müssen.

Das eigentliche Grâcia, war nur ein rauhes Land; ob es gleich hin und her feine fruchtbare Thäler haben mochte. Es war daher im Anfange nicht sehr bewohnt, und diese Leute hatten viel zu besorgen. Sie hatten noch keine festen Sitze, sondern konnten leicht von einem Orte zum andern ziehen, wenn ein Stamm den benachbarten vertrieb. Doch war das Unglück dabey so groß nicht, als wir itzt denken. Denn da man keine solche Lebensart hatte, als itzt, und mit den bloßen Nothwendigkeiten zufrieden war; so hatten sie weder angebaute Felder, noch dauerhafte Häuser; sondern nur leichte Hütten, sich vor dem Wetter zu beschirmen. S. Lucrezens V. B. Sie konnten also nicht viel verlieren, und fanden überall ihre Nothdurft wieder. Ihre Lebensart zur See war nichts besser, so bald die Schiffarth erfunden war. Sie legten sich auf die Seeräuberey, und hielten das Plündern

dern und Rauben für Muth und Tapferkeit. Dieß thaten nicht nur die Armen, sondern auch die Großen und Mächtigen; überfielen fremde Küsten, schlugen die Männer todt, schleppten Geld und Gut, Weib und Kind auf ihre Schiffe, und fuhren davon. Thucidides sagt, daß es noch zu seiner Zeit in gewissen Gegenden so zugegangen. Und was waren doch Jasons Feldzug, und des Paris Raub der Helena anders, als solche Seeräuberstreiche zu nennen?

Das waren nun zu Homers Zeiten die Sitten der Menschen; und so hat er sie in seinen Gedichten entworfen. Ulysses kömmt unerkannt, zu seinem alten Diener Eumäus, und auf Befragen, wer? und woher er sey? sagt er: Er sey aus Creta, des berühmten Castors natürl. Sohn. Nach dessen Tode hätten ihn seine Brüder aus dem Hause getrieben, und seines Erbtheils beraubet: dem ungeachtet hätte ihm seine Tapferkeit ein hübsches Vermögen erworben. Denn, sagt er, die Götter hätten ihm eine kriegerische Seele gegeben. Heißt das nicht offenbar gestehen, daß er als ein Seeräuber gelebe? Nestor fragt den Telemach, nachdem er ihn erst wohl bewirthet hatte, ob er, und seine Gefährten etwa Räuber wären? Andrer solcher Beweiße, die der Verf. anführt zu geschweigen.

Hieraus entstund nun die Nothwendigkeit, die Städte mit Mauren zu umgeben, welches ihnen Sicherheit, und denen die an der See lagen, allmählich Reichthum und Ansehen verschaffte. Von Phöniziern und Aegyptern lernten sie bald den Handel: und Chalcis, Korinth, und Mycene wurden nach den Inseln

die ersten Handelsstädte. Daraus entstund nun ein Unterscheid der Bürger. Die Reichen und Tapfern wurden um Schutz angeflehet, und bedienten sich der Armen zu ihren Geschäfften. Doch herrschte die Armuth noch sehr im Lande, als Pelops, mit einem grossen Reichthume aus Asien kam; und durch allerley Geschicklichkeit in nützlichen Künsten, sich solch Ansehen erwarb, daß ein großes Theil des Landes nach ihm genennet ward.

Seine Nachkommen, Atreus und Thyest, vergrößerten ihre Länder, und dem ältesten gab das Glück noch ein neues Reich. Atreus scheint der erste gewesen zu seyn, der eine Flotte ausgerüstet; denn er ließ dem Agamemnon nicht nur ein Reich auf dem festen Lande, sondern auch verschiedene Inseln; die er ohne Seemacht nicht im Gehorsame hätte halten mögen. Dieser war auch mehr wegen seiner Macht, als wegen des Eides, den er dem Tyndarus geschworen, verbunden, seines Bruders Schimpf zu rächen. Allein die Länge des Krieges, und die unglückliche Heimkunft vieler Prinzen, die zum Theile noch erschlagen wurden, machte daß die vorige unruhige Lebensart wieder einriß, und ein Volk das andere aus seinem Sitze trieb? Doch nunmehr kostete dieses mehr Blut: die Städte waren schon fester, und die Kriege wurden langwieriger, weil die Völker mehr Kriegserfahrung hatten.

In dem zweyten oder dritten Alter dieses Zeitraums nun ward Homer gebohren, zu einer Zeit, da er ein Zuschauer aller dieser verschiedenen Schauspiele werden, und so wohl unglückliche als glückliche Völker

ker ſehen konnte. Griechenland war in der Zeit im Bauen, Schiffen und Handel, wie in der Kriegskunſt vollkommener geworden; und ſelbſt die bürgerlichen Anordnungen hatten ſich ſehr verbeſſert. Dazu kam noch, daß faſt jede Stadt frey und ununterwürfig war, mit ihrer Nachbarinn um den Vorzug eiferte, und alſo alle Bürger ſich um die Urſachen des Flors und Wohlſtandes ihrer Nachbarn bekümmerten. Dieſe Freyheit brachte Muth und Kriegszucht hervor; ſo daß zehen tauſend Griechen dem Könige in Perſien, mit aller ſeiner Macht gewachſen waren.

Geſchah nun dieß gleich lange nach dem Homer, ſo ſah er doch die Vorſpiele davon mit Augen. Die Waffen waren in Ehren, und die Gewalt entſchied das Eigenthum. Er ſah Städte plündern, Männer ermorden, und Weiber zu Sklavinnen machen. Er ſah ihre verzweifelnden Geberden, er hörte ihre ächzenden Klagen, und das Seufzen der wimmernden Mütter zu den Ueberwindern, für ihre Säuglinge.

Andern Theils ſah er auch mächtige und geſegnete Städte voller Triebe zur Freyheit. Er ſelbſt war nirgends angeſeſſen, ſondern wanderte von einer Stadt zur andern herum. Er betrachtete alles. Hier führte man eine neue Pflanzſtadt auf: da gab man Geſetze, und machte Ordnungen. Dort ſorgte man für die gemeine Sicherheit. Dieß gab ihm nun eine ſo weitläuftige Einſicht, in alles, was die Mutter aller Künſte, die Nothdurft, nur immer mehr veranlaſſen konnte.

Dieſes recht zu verſtehen, merkt der Verfaſſer an, daß es ein großes Vergnügen giebt, wenn man

natür-

natürliche und einfältige Sitten abgeschildert sieht. Wer eine menschliche Empfindung hat, der fühlt auch fremden Mangel, und die Leidenschaften einer ungekünstelten Seele, die denselben auf eine unschuldige Art ein Genügen zu thun sucht. Man will viel lieber mit solchen ehrlichen Gemüthern, als mit verschlagenen, aber falschen Leuten zu thun haben. Diesem zu folge beschreibt Homer, die Häuser, Mahlzeiten und Lebensarten der Alten sehr ausführlich, und wir lesen sie noch itzo mit Vergnügen: ob sie gleich sehr einfältig und ungekünstelt sind. Hergegen unsere eigene Arten zu handeln, können wir in einem etwas erhabenen Gedichte nicht ertragen. Wir müssen ihnen eine natürlichere Gestalt geben, und sie in andre verwandeln, die bey uns fremde sind. So viel fehlt daran, daß wir die Dichtkunst mit neuen Bildern bereichern könnten; daß es uns auch bieweilen schwer fällt, die Alten zu verstehen. Wir stecken unser Leben lang in Städten, und kennen die Schönheiten der Natur nicht. Daher dünken uns die alten Gleichnisse niedrig, oder gar abgeschmackt. Man bewundert itzo nur den Pracht, der eine Frucht des Reichthums ist; und raubet sich also die lieblichsten Bilder der Natur, wodurch sich sonst die Poesie zierte. Staat und Verschwendung verstellen den Menschen; Ueppigkeit und Schwelgerey ersticken die Natur. Daher kömmts, daß eine weitläuftige Beschreibung eines Aufzugs des Lord Maire, oder eine andre Procession dieser Art * sehr ekelhaft werden; wenn alle Kleinigkeiten genau mitgenommen sind.

Hier-

* Z. E. Diejenigen, so im 1 Gesange von Königs August im Lager angetroffen werden.

Hieraus zieht der Verfasser eine Folge, die alle Heldengedichte aus den neuern Zeiten für unmöglich erklärt. Das Wunderbare ist die Seele der Heldengedichte, aber was können in ordentlichen wohl eingerichteten Staaten für wunderbare Dinge vorgehen? Alles geschieht nach der Tablatur der Gesetze. Was kann sich da großes zutragen? Allein in einem Zustande der Unordnung und Verwirrung, wenn die Gesetze schweigen, und die großen Triebfedern der Menschen, Furcht, Noth, Rachgier, Zorn und Ehrliebe erwachen; dann kann ein Dichter Vorbilder finden, die seines Pinsels würdig sind *.

Kurz, man kann vom Homer, und von jedem Dichter, der wohl geschrieben hat, sagen, daß er das beschrieben, was er gefühlt und gesehen, da sie in Ansehung der Dichtkunst auf ihrem höchsten Gipfel, und in der besten Mischung gewesen sind.

Im III. Abschnitte kömmt der Verfasser auf die Sprache. Diese hat insgemein das Schicksal der Staaten, darinn sie geredet wird. Sie wächst, blüht und fällt mit den Sitten derselben. Sind dieselben und die Gedanken eines Volks, dessen Ausdruck sie sind, edel, frey und unverworren; so wird auch die Rede desselben damit übereinkommen. Daher wird eine Gesellschaft geschiedter und verständiger Männer, die ein gemeines Wesen zu regieren haben, natürlicher Weise beredte Leute hervorbringen. Verlassen

* Auf eben die Art hat der Verfasser des Gesprächs von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit behauptet, daß in einem wohleingerichteten Staate keine große Beredsamkeit entstehen könne.

lassen diese die Stadt, so werden sie von allem, was der Anblick der Natur ihnen zeiget, mit eben der Freyheit, und glücklichen Art des Ausdruckes sprechen. Giebt es aber in einem großen Lande viele Mundarten, so wird sich ihre Sprache derselben bedienen, und sich mit neuen Worten, Redensarten und Metaphoren, nach dem Naturelle dieses Volkes, bereichern.

Hier merkt der Verfasser an, was für ein verächtlicher Anblick der älteste Zustand des menschlichen Geschlechts gewesen:

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter,
Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricauerat vsus:
Donec verba, quibus voces sensusque notarent,
Nominaque invenere.

Horat. Sat. III. L. I.

Die Sprache hat also die Menschen zuerst gezähmt, und nahm ihren Ursprung aus gewissen rauhen Tönen, die ein Schwarm solcher nackter und wilder Männer irgend von ungefehr von sich hören ließ. Hieraus folgt, daß die ersten Menschen ihre Worte viel lauter und heftiger ausgesprochen, als wir thun; indem sie bey ihnen gemeiniglich eine Wirkung von Furcht, Schmerz, Erstaunen, Haß und Liebe gewesen. Sie suchten daher auch durch ihre Worte die Sachen so zu beschreiben, wie sie dieselbe in ihrer Gegenwart gehört, gefühlt, oder gesehen hatten. Aus dieser Art lebhaft zu reden, entstand eine gewisse Art von Musik, oder Gesang. Daher bedeutete ἀοιδὴ anfäng-

anfänglich schlechtweg sprechen, welches itzt, mit einer geringen Verkürzung (ἀείδειν) singen bedeutet: und daher kömmt auch die Meynung, die uns so wunderlich klingt, daß die Poesie vor der Prosa gewesen.

Strabo erzählt, daß Kadmus, Hekatäus und Pherecydes zuerst den Wohlklang und das Sylbenmaaß aus der Sprache genommen, und dasjenige, was vorhin Poesie gewesen, in Prosa verwandelt habe. Und Longin sagt: (περὶ μετρῶν ἀποσπασματ.) „Das Sylbenmaaß, wie es die verschiedenen Leidenschaften und ihre Sprache ausdrücket, und sich der „Erdichtungen und Fabeln bedienne; gehört eigentlich zur Poesie; welches natürlicher Weise Wohlklang und Harmonie hervorbringt. Aus dieser Ursache drückten die Alten sich in ihren ordentlichen „Reden lieber in Versen, als in Prosa aus.“ Selbst die Benennung der Tragödie und Comödie, welche Vorstellungen der alten Lebensart waren, beweiset, daß sie ursprünglich gesungen worden*. Auch die ältesten Dinge, die in Griechenland geschrieben wurden, als Orakel, Gesetze, Erzählungen, Prophezeihungen, waren in Versen: und gleichwohl hießen sie nur ἔπεα, d. i. Worte, oder Sagen; wie die alten Römer sie fata, von fari, oder sprechen, genennet. Ueberdem waren die allererſten Töne der Sprachen meistentheils rauhe, unabänderliche, unwandelbare, einsylbige Wörter, die gemeiniglich Ausdrücke der höchsten

* Dieß gilt aber nur von den Liedern der Chöre, die zwischen Aufzügen eines jeden Stückes gesungen wurden. Die Auftritte selbst sind wohl nur auf eine lebhafte Art gesprochen worden.

sten Leidenschaft und solcher Vorfälle waren, die ihnen in einem einsamen, wilden Leben begegnen konnten: welches der Verfasser in einer Anmerkung mit vielen Exempeln aus alten und neuen Sprachen sehr gelehrt darthut.

Hieraus folget nun, daß die alten Sprachen der Menschen voller Metaphorn haben seyn müßen, und zwar voll kühner, verwegener und natürlicher Metaphorn: weil Worte, die aus der bloßen Natur herfließen, und in den heftigsten Leidenschaften, als Schrecken, Wuth oder Elend erfunden worden, diejenige Begeisterung ausdrücken müssen, die solchen wilden hülfsbedürftigen Geschöpfen eigen ist. Ihre Sprache muß gebrochen, holpericht und hart gewesen seyn; ein Wort, oder Laut, muß nach der Aehnlichkeit zu vielen verschiedenen Begriffen gedienet haben: eine Eigenschaft, die wir fälschlich für einen Nachdruck halten; da es vielmehr eine Armuth, und ein Fehler ist.

Auf diesen ersten Zustand der Sprache ist in den entstandenen Gesellschaften, wo mehr Sicherheit war, eine andre Leidenschaft, nämlich Erstaunen und Verwunderung an die Stelle getreten. Dieses ist die Gemüthsregung roher und unerfahrner Leute. Der große Kunstrichter der Alten (Aristoteles) legt sie jungen Leuten; ein neuerer, den Frauenbildern; und ein englischer Dichter den Thoren bey. Allen diesen sahen die ersten Bewohner der Städte gleich. Sie waren unwissend, und ohne große Absichten: Furcht und Aberglauben regierten bey ihnen. In ihrer Seele war ein großer leerer Raum. Sie wissen von nichts

wie

wie es laufen wird; alles findet sie unbereitet, alles ist ihnen neu, wie kleinen Kindern, die alles angaffen. Und nach diesen Empfindungen richtet sich auch ihre Sprache.

Dieses zeigen noch itzo Türken, Araber und Indianer, die eine sehr einsame ungesellige Lebensart führen. Sie sprechen nur selten: aber wenn sie, nach ihrer Art zu reden, ihren Mund aufthun, und ihrer Einbildungskraft den Zügel lassen; so sind ihre Worte sehr metaphorisch. Sprechen, ist bey ihnen eine so wichtige Sache, daß sie einem erst vorher Nachricht davon geben: Sie wollten ihren Mund aufthun, ihre Zunge lösen, ihre Stimmen hören lassen, und mit ihren Lippen reden: wie wir schon im Homer, Hesiod, Orpheus, ja gar im Virgil noch finden. Diesem zu Folge nun muß in der alten Sprache der Welt Einfalt und Verwunderung herrschen; und mit der Lebensart und dem Witze des Volks muß auch die Sprache wachsen.

Wenn wir Homers Mundart erwägen, so finden wir, daß sie nicht mehr die ursprüngliche, sondern eine aus ältern zusammen gesetzte gewesen. Sie scheint hauptsächlich auf einen pelasgischen Grund, und auf die Sprache der nordlichern Einwohner von Griechenland erbauet gewesen zu seyn. Den größern Theil ihrer Zusätze hat sie aus Asien, Phönicien und Aegypten, durch Cypern und Creta bekommen. Diese nebst den andern Inseln, die von Kariern bevölkert worden, haben zuerst die Künste der Nothdurft des Lebens gefasset; und weil sie der Schiffart und Handlung oblagen, so wurden sie die Lehrmeister

der übrigen Griechen. Dieſe wohnten in Ländern, wo man nicht ſo einſam lebete, und wo der Mangel den Müßigang unterſagte. Durch Arbeit und Handel, und die Eiferſucht benachbarter freyer Städte, wuchs die Sprache bald zu einem höhern Grade des Reichthums und der Schönheit, als bey ihren Lehrern. Endlich kam auch noch die Weltweisheit und Gelehrſamkeit hinzu, nebſt der Beredſamkeit, die in freyen Staaten herrſchet, in deſpotiſchen aber unnütze wird. Dieſe Stufen hat die griechiſche Sprache nach und nach, aber ſo langſam durchſtiegen, daß ſie von einer jeden ſattſame Eindrücke angenommen. Sie dauerte aber auch deſto länger, indem ſie die lateiniſche weit überlebte. Denn ein blühendes glückliches Volk, welches im Anfange eine Weile rauh iſt; dann nach langer Unruhe, und vielen Verſuchen, in allen Kriegs- und Friedenskünſten vortrefflich wird: ein ſolch Volk muß die edelſte Sprache reden; ob ſie gleich, wegen der Unbeſtändigkeit menſchlicher Dinge, nicht ewig ſeyn kann.

Hieraus erhellet nun, daß Homer zu einer Zeit geſchrieben, als der oberwähnte Fortgang der griechiſchen Sprache ſo weit gekommen war, daß ſie die beſten und tapferſten Empfindungen der Menſchen ausdrücken konnte, und noch eine ſattſame Anzahl von ihren urſprünglichen, erſtaunenden, metaphoriſchen Ausdrückungen beybehalten hatte. Man ſehe nur die Werkzeuge an, deren er ſich bedienet. Der gröſßte Theil derſelben iſt natürlich, und wird von ihm, außer was die ägyptiſchen und orphiſchen Allegorien betrifft, die er ſeinen Göttern in den Mund

legt,

legt, in der herrſchenden Landesſprache ausgedrückt. Es wird in der Dichtkunſt die Regel gegeben, die gemeinen Zufälle des Lebens nicht in ihrer gewöhnlichen Tracht vorzuſtellen; ſondern ſie einer höhern Macht zuzuſchreiben, um ihre Würde dadurch zu erheben; und daß man unbeſeelten Dingen ein Leben geben, ſie zu Perſonen machen, und ihnen gehörige Eigenſchaften beylegen ſolle. Aber wenige bilden ſichs ein, daß die gemeine Sprache damals dieſen metaphoriſchen Habit getragen. Denn ſonſt würde es in der That unverantwortlich ſeyn: poetiſche Ausdrückungen in anderer Leute Mund zu legen, als in der Poeten ihren. Es würde eine wahrhaftig üble Schreibart ſeyn; wie ſie in ſo vielen Scribenten bemerket wird. Homers großer Nachfolger, der aus zweyen Heldengedichten eins gemacht hat, ſcheint einem aufrichtigen Richter davon, ſeinem Vorgänger darinn nicht gleich gekommen zu ſeyn. Herr de la Motte bemerkt nämlich mit Grunde, Aeneas ſey im Virgil ein viel zu großer Poet! und geſteht, er könne nicht dafür, daß er dieſe uneigentliche Art des Ausdruckes in dem ganzen II. und IIIten Buche der Aeneis wahrnähme; wo des Helden Erzählung eben ſo zierlich und künſtlich iſt, als des Poeten eigene.

Virgil ſchrieb ſo lange nach dem Homer, und in einer Sprache, die ſchon viel zu geziert für die alten Sitten war, daß man dieſen Uebelſtand deſto mehr wahrnehmen muß. Aber zu den trojaniſchen Zeiten hatte die Sprache nebſt den Sitten noch ſehr viel morgenländiſches an ſich. Ihre Theologie war eine Fabel, und ihre Sittenlehre eine allegoriſche Erzäh-

lung. Wenn Priamus kömmt, seines erschlagenen Sohns Leichnam zu erbitten, so tröstet ihn Achilles mit einer parabolischen Geschicht von den zweyen Gefäßen, aus welchen Jupiter jedem Menschen Gutes und Böses austheilet. Und Glaukus erzählt dem Diomedes: daß wie die Blätter auf den Bäumen erst grünen, dann abfallen; so auch die Geschlechter sterblicher Menschen beschaffen wären *.

Hier schließt der Verfasser den III. Abschnitt, und wir bleiben dießmal dabey stehen. Da aber das Buch von großer Gründlichkeit und Schönheit ist; und schwerlich zu hoffen steht, daß sich ein Verleger zum Drucke einer Uebersetzung entschließen möchte: so sind wir entschlossen, in den künftigen Fortsetzungen unserer Monatschrift, auch aus dem übrigen einen so ausführlichen Auszug zu liefern.

* Aus diesen Anmerkungen können auch die Streitigkeiten von den Gleichnissen in Trauerspielen ein Licht bekommen. Wenn nämlich die Helden nicht aus den trojanischen Zeiten, oder aus den Morgenländern sind, so sind solche lange Gleichnisse in ihrem Munde sehr unnatürlich.

* *

III.

Von den Riesen *.

Die Frage von dem Daseyn der Riesen, welche man so oft aufgeworfen hat, scheint eben keine so schwere Aufgabe zu seyn. Das ganze

* Siehe die Histoire de l'Acad. des Inscript. et Belles Lettres. T. I. p. 158.

ganze Alterthum gedenket gewisser ungeheuren Leute, deren Länge außerordentlich gewesen, und die man zu verschiedenen Zeiten gesehen hat. Selbst die heilige Schrift redet verschiedene male davon: die weltlichen Geschichtschreiber aber, die Reisenden, und insonderheit die Dichter sagen erstaunliche Dinge von ihnen. Gleichwohl, wenn man alle diese Zeugnisse näher untersuchet; wenn mann die Worte der heil. Schrift, derer sie sich in dieser Sache bedienet, in ihrer natürlichsten Bedeutung nimmt; wenn man die poetischen Vergrößerungen auf einen vernünftigen Verstand bringt; wenn man die Geschichtschreiber und Reisenden bey demjenigen hält, was sie selbst wirklich gesehen, oder von glaubwürdigen Zeugen gehört haben; ja wenn man endlich der weisen Analogie der Natur nachgeht, die in demjenigen, was sie hervorbringt, fast immer einförmig bleibt: so sieht man wohl, daß die Sache so gar leicht nicht zu entscheiden ist, als man es anfangs geglaubt hatte.

Der Abt Tilladet hat der Akademie im 1704 Jahre seine Betrachtungen hierüber mitgetheilet. Die Schriftsteller, welche vor ihm davon geschrieben, haben verschiedene Meynungen ergriffen. Einige, die gar zu leichtgläubig gewesen, haben sich von den meisten Träumereyen der Poeten und Rabbinen verführen lassen; und wenn sie gleich nicht geglaubt haben, daß die Riesen den Berg Ossa auf den Pelion getragen, um den Himmel zu erklettern: so haben sie zum mindesten geglaubt, es habe Menschen gegeben, die so ungeheuer groß gewesen, daß ihre Länge anderer Leute ihre etliche mal übertroffen.

Einige klügere und verständigere Schriftsteller, die nicht gänzlich leugnen konnten, daß es Leute gegeben, die viel größer gewesen, als diejenigen sind, mit denen wir leben, haben sich bemühet, diejenigen Bücher, so davon reden, mit critischen Augen zu betrachten. Sie haben hierinnen auch der ansehnlichsten Schriften, z. E. der h. Schrift, nicht verschonet, und da sie das Maaß derer Riesen, deren sie Erwähnung thut, z. E. Ogs, des Königes zu Basan, Goliaths, und einiger andern, auf das genaueste genommen; so haben sie gefunden, daß diese ungeheuren Menschen nicht über zwölf bis funfzehn Schuhe lang, gewesen. Das Bette des ersteren, wovon die Rabbinen so viel ausschweifendes Zeug erzählen, hat selbst nach den eigentlichen Worten der heil. Schrift, nur neun Ellen, das heißt, zwölf oder 13 Fuß in der länge gehabt. Sie haben auch gar wohl gesehen, daß die Wörter Nephilim und Gibborim, welche von den siebenzig Dollmetschern durch Riesen übersetzet worden, eigentlich nur Leute bedeuten, die in abscheuliche Laster verfallen, und durch ihre Unbändigkeit viel abscheulicher sind, als durch ihre länge. So haben Theodoret, der h. Chrysostomus, und nach ihnen unsere gelehrtesten Neuern diese Wörter übersetzet. Man sieht übrigens wohl, daß der Grund, weswegen Josephus und einige Kirchenväter nach ihm geglaubet haben, es hätte Riesen gegeben, offenbar falsch ist: weil sie voraussetzen, dieselben wären aus dem Umgange der Engel mit den Töchtern der Menschen entsprungen; welches Mährchen sich auf ein Exemplar der siebenzig Dollmetscher,

und

und auf das Buch Enochs beziehet, als welche an statt der Kinder Gottes, das heißt der Nachkommen Seths, die sich mit Cains Töchtern verheirathet, das hebräische Wort durch Engel übersetzet haben.

Es ist nicht schwer gewesen, alles, was die übrigen Schriftsteller von den Riesen berichten, auf einen eben so vernünftigen Sinn zu bringen: da die meisten von ihren Zeugnissen sich nur auf falsche Nachrichten, oder auf ungetreue Erzählungen stützen.

Wenn der Abt Tillader indessen hierbey keine andere Absicht gehabt hätte, so würde seine Abhandlung vielleicht nichts neues in sich enthalten; allein er denket von dieser Sache auf eine Art, die ihm ganz eigen ist. Er glaubt nicht nur, daß es wirklich Riesen gegeben, sondern so gar, daß es ganze Riesenvölker und Riesenstädte gegeben habe; daß unsere ersten Aeltern dergleichen gewesen; insonderheit aber die hauptsächlichen Anführer der ersten Völkerzüge. Nach diesem Lehrgebäude muß Adam ein wahrhafter Riese gewesen seyn; und dieses ist ein Vorrecht, welches man ihm um so viel lieber einräumet, da man sich bestrebet, aus physikalischen Ursachen zu beweisen, daß der Vater und die Mutter der Riesen, selbst Riesen seyn müßen. Man könnte aus den Rabbinen sehr seltsame Ursachen von dieser Materie entlehnen: allein man ist so verständig gewesen, daß man diese Wahrheit ohne fernern Beweis vorausgesetzt hat; als der Unmöglichkeit, daß eine Mutter, die nur 5 oder 6 Schuh hoch ist, ein Kind bey sich tragen soll, welches, da es zu einem Riesen bestimmt ist, wahr

scheinlicher Weise bereits wenige Tage nach der Empfängniß, zum mindesten diese Länge schon haben muß.

Wofern nun Adam ein wirklicher Riese gewesen; so haben die Patriarchen gewiß eben dasselbe Vorrecht gehabt: und man sieht nicht, wie Noe z. E. anders die Arche bauen können, worinnen das ganze menschliche Geschlecht von der Sündfluth errettet wurde, und welche nicht einmal fähig gewesen wäre, alle Thiere zu fassen, welche er hinein nahm, wofern man die Ellen, deren die h. Schrift erwähnet, nicht für Riesenellen rechnet. Man sieht auch nicht, wie die Baumeister des babylonischen Thurns dieses Werk hätten unternehmen können, wenn sie nicht wahre Riesen gewesen wären. Endlich hat man die Annehmung dieser Meynung noch nöthig, um das lange Leben der Patriarchen zu erklären, und man bedient sich dieses Grundes, daß, da das Leben in der ursprünglichen Feuchtigkeit (humido radicali) und der Tod in deren Verschwindung besteht, dasselbe bey einem Riesen länger dauren müße, als bey einem andern Menschen. Man könnte zwar wohl einwenden, daß da die Verzehrung dieser ursprünglichen Feuchtigkeit bey einem Riesen größer ist, als bey einem Zwerge, derselbe auch nichts länger leben dörfe: so wie es gewiß ist, daß wenn die Dochte eine gewisse Verhältniß haben, ein Wachsstock so lange brennen muß, als eine dicke Kerze. Allein man muß dem Urheber einer neuen Meynung, der vielleicht nicht alles sogleich vorausgesehen haben mag, nicht so gar sehr zusetzen. Der Herr Tillader wickelt sich aus dem Einwurfe, den er

sich

sich selbst, wegen der so merklichen Abnahme der Menschen macht; indem er, um aus dieser Schwierigkeit heraus zu kommen, seine Zuflucht zu der Güte der damaligen Lebensmittel, und zu der Fruchtbarkeit der damals noch ganz neuen Natur, nimmt.

Von den Patriarchen kömmt der Herr Tillabet auf die Stifter der Monarchien, und die Anführer der ersten Colonien. Er vergißt hierbey den Nimrod so wenig, als diejenigen, welche die Stadt Hebron erbauet, welche die Riesenstadt genennet wird. Dieses waren sonder Zweifel Leute, die ihrer Länge nach sehr ungeheuer waren: indem ihre Nachkommen, Achiman, Sisai und Tholmai, gegen welche Caleb, der das Land auskundschaften sollte, streiten mußte, wirkliche Riesen waren. Kurz, das ganze Land, welches von den Enakskindern bewohnt ward, gegen welche die Jsraeliten sich wie Heuschrecken hielten, war ein Riesenland. (Terra Gigantum.) Die Colonie, welche das Königreich Basan stiftete, war ebenmäßig ein Riesengeschlecht. Og, der letzte König desselben, war, wie schon gesagt, ungeheuer von Gestalt. Man kann, setzt der Verfasser hinzu, von den Ammoniten, und verschiedenen andern Völkern eben das sagen, und seiner Meynung nach müßen wohl diejenigen, welche das Land Virginien, die magellanischen Jnseln, und einige andere Länder bevölkert haben, allwo die Menschen noch itzo so groß sind, selbst wirkliche Riesen gewesen seyn. Denn nach seiner Meynung können die Menschen wohl immer kleiner werden, und werden

es auch wirklich noch beständig; allein sie können nicht um ein ansehnliches zunehmen.

Der Verfasser hätte seine Muthmaßungen noch weiter treiben können. Er hätte noch mehrere Heerführer von der begehrten Gestalt gefunden. Antheus, der sich in Lybien gesetzt, war 60 Ellen hoch, wenn man nach demjenigen geht, was man von seinem Körper erzählt, den man dem Sertorius gezeiget hat. Pallas, Evanders Sohn, der aus Arkadien nach Italien gekommen war, war länger von Leibe, als die Mauren zu Rom. Herkules, der nach den gemäßigsten Schriftstellern zum mindesten sieben Schuh lang war, und auf eine Mahlzeit einen ganzen Ochsen verzehrte, könnte ja wohl für einen Riesen gelten. Und wer hindert uns vom Cekrops, dem Stifter der Stadt Athen, eben das zu glauben? Der Zunahme *biformis* den man ihm gab, und das Land Phönicien, daraus er entsprossen war, das nach dem Bochart diesen Namen vom Enak, dem Vater der Riesen, angenommen hatte, würde diese Muthmaßung so wahrscheinlich machen, als es nöthig ist, um den andern Beweisen gleich zu kommen.

* *

IV.

Erklärung der Stelle im Horaz:*

Qui Musas amat impares
Ternos ter Cyathos attonitus petet.
Carm. L. IV. Od. 15.

Es

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres. T. I. p. 173.

Es kömmt darauf an, ob derjenige, der ternos ter cyathos getrunken, neunmal, oder nur einmal getrunken? Da dieſe Frage in der Geſellſchaft aufgeworfen worden war, ſo übergab Herr Boivin der jüngere, um ſeine Meynung zu beweiſen, der die allermeiſten zugethan waren, im 1708ten Jahre, eine Abhandlung, davon der Inhalt folgender iſt:

Cyathus war keine Schale, ſondern ein ſehr kleines Becherchen, womit man den Wein oder das Waſſer maß, welches in die Schalen gegoſſen ward.

Der Sextarius war ein Maaß, welches zwölf Cyathos enthielt; und gerade ſo viel war, als ein mäſſiger Menſch ordentlicher Weiſe bey Tiſche an Wein zu ſich nahm. Sextarius, ſexta pars Congii. Congius, octaua pars Amphorae.

Auguſtus trank nur zween Cyathos Wein auf einmal, und ſein gröſtes Maaß auf eine ganze Mahlzeit war der Sextarius. Man ſagt aber nicht, wie viel Waſſer er darunter gemiſchet hat.

Der Cyathus war in Abſicht auf den Sextarius, was die Unze im Abſehen auf das As, oder ein Pfund war. Daher gab man den Theilen des Sextarius eben die Namen, welche man den Theilen des Aßis gab. So war z. E.

Der zwölfte Theil des Sextarius ein Cyathus, oder Vncia.

Zween Zwölftheile, duo Cyathi, oder Sextans.

Das Viertheil, tres Cyathi, oder quadrans.

Das Dritttheil, quatuor Cyathi, oder triens.

Fünf

Fünf Zwölftheile, quinque Cyathi, oder quincunx.
Die Hälfte, ſex Cyathi, oder ſemis.
Sieben Zwölftheile, ſeptem Cyathi, oder ſeptunx,
Zween Drittel, octo Cyathi, oder dodrans.
Zehn Zwölftheile, decem Cyathi, oder dextans.
Eilf Zwölftheile, vndecim Cyathi, oder deunx.

Wenn Horaz allein aß, ſo hatte er gemeiniglich auf ſeinem Tiſche, oder vielmehr auf ſeinem Schenktiſche, zwo Schalen und einen Cyathum:

———Et lapis * albus
Pocula cum Cyatho duo ſuſtinet.

Der Cyathus diente dazu, daß man damit den Wein oder das Waſſer in eine von beyden Schalen goß.

Torrentius merket, nach dem Turnebus, über dieſe Stelle folgendes an: *Delphicam* menſam plurimis poculis onerari ſolere, ſed numero ſemper pari. Vnde & *Cicero*, SCYPHORVM PARTI COMPLVRA. At *Horatio*, qui ſolus accumberet, par vnum ſatis erat, *vna* cum *Cyatho*, quo certa menſura vinum & aquam à vaſis haurirent, & defunderent in pocula, quod κυαθίζειν *Græci* appellabant: quique id faciebant, ad *Cyathos* ſtare dicebantur.

Der Gebrauch des kleinen Bechers, Cyathus genannt, hatte indeſſen auch ſeine Unbequemlichkeit: denn derjenige, welcher zu trinken einſchenkte, mußte um eine einzige Schale zu füllen, vielemale und faſt neun bis zehnmal in dem Crater, welches ein großes Gefäß voller Wein war, ſchöpfen. Hierbey ward nun

* l. c. Abacus, der Schenktiſch, welcher gemeiniglich von Marmor war. Horaz in der IV. Sat. im I. B.

nun dem Durſtigen die Zeit lang. Ja ſelbſt der Wein, welcher aus dem Crater in den Cyathus und wieder aus dem Cyathus in die Schale gegoſſen ward, konnte indeſſen verrauchen und ſeine Stärke verlieren.

Um alſo allen dieſen kleinen Beſchwerden vorzubeugen, ſo erfand man den Gebrauch der ungleichen Schalen. Man ließ deren kleine, mittlere und groſſe machen.

Die kleinen waren:

Der Sextans und enthielt 2. Cyathos.
Der Quadrans enthielt 3.———
Der Triens enthielt 4.———

Die mittlern:

Der Quincunx enthielt 5. Cyathos
Der Semis oder Heminæ enth. 6.———
Der Septunx enthielt 7.———
Der Bes enthielt 8.———

Die großen waren:

Der Dodrans und enthielt 9. Cyathos.
Der dextans enthielt 10.———
Der deunx enthielt 11.———

Torrentius, den man bereits angeführet hat, bringt bey dem horazianiſchen Verſe pocula cum Cyatho &c. eine Stelle aus dem Athenäus bey, aus welcher erhellet, daß die Griechen eben ſo wohl als die Römer, die Cyathos und ungleichen Schalen gebrauchet haben. Athenäus führt nämlich einen Menſchen ein, welcher ſich zehn Cyathos Wein in eine einzige Schale gießen läßt, und läßt denſelben ſo reden: *παῖ τὴν μεγάλην δὸς, ὑποχίας φιλίας*

κυά-

κυάθους. τῶν παρόντων τετλαχας. Τοὺς τρεῖς δ' ἔρωτος. προσαποδώσεις ὕστερον καὶ Ἀντιγόνῳ τῷ βασιλέως υἱῷ καλῶς. καὶ τῷ νεανίσκῳ κυαθον Δημητρίῳ. Φέρε τὸν δεκατον Φίλης Ἀφροδίτης.
Du Mundschenk! bringe eine grosse Schale. Schenke die Cyathos hinein, die man auf des Geliebten Gesundheit zu trinken pfleget. Vier für diejenigen, die hier bey Tische sind, und drey für die Liebe. Giesse auch noch einen Cyathum für den König Antigonus hinein. Hola! Noch einen für den jungen Demetrius. * Nunmehro geuß den zehnten zu Ehren der liebenswürdigen Venus ein. Das sind nun zehn Cyathi in eine einzige Schale gegossen, um auf einmal ausgetrunken zu werden.

Wenn man zu Martials Zeiten, bey den Römern die Gesundheit eines Freundes, oder einer Freundinn trinken wollte, so forderte man so viele Cyathos als Buchstaben die Person im Namen hatte, welcher zu Ehren man trinken wollte. Dieß ist der Sinn folgendes Sinngedichts aus dem Martial:

Nœuia sex Cyathis, septem *Justina* bibatur,
Quinque *Lycas*, *Lyde* quatuor, *Ida* tribus &c.

Dieß ist auch der Sinn folgender zwo Zeilen aus eben diesem Martial:

Quincunces, & sex Cyathos, bessemque libamus,
Caius vt fiat, *Julius*, & *Proculus*.

Aus allem was bisher angemerket worden, erhellet, daß wenn Horaz gesagt hat:

Qui

* Der Sohn des Königes Antigonus.

Qui Muſas amat impares
Ternos ter cyathos attonitus petet
Vates. Tres prohibet ſupra
Rixarum metuens tangere Gratia.

er ſo viel ſagen wollen: ein guter Trinker, der ein Freund der Muſen iſt, muß zu Ehren dieſer neun Göttinnen, auf einmal neun Cyathos austrinken; die Huldgöttinnen aber erlauben nicht, daß man mehr als drey Cyathos auf einmal trinke.

Nun iſt es ein groſſer Unterſcheid, ob man neun Cyathos, oder ob man neunmal trinkt.

Neun Cyathos trinken, das heißt nur eine Schale trinken. Neunmal trinken aber, das hieße neun Schalen trinken.

* *

V.

Erklärung des 74ten Verſes aus Juvenals viertem Strafgedichte. * Pegaſus *attonitæ* poſitus modo Villicus *urbi*.

Peter Petavius, Lubinus, Brittannicus, Grangäus, Autumnus und Nicolas Rigaltius, ſind alle miteinander in einer Sache eins, die gewiß iſt; nämlich, daß der Pegaſus von welchem Juvenal hier redet, der berühmte Rechtsgelehrte ſey, welcher zu Alba gebohren war, von dem ein gewiſſes Senatus conſultum den Namen führet, und deſſen Pomponius im letzten Abſatze Tit. 2. der Dig. de Origene iuris gedenket. Er war vom Kaiſer

* Siehe die Hiſt. de L'acad. des Inſcript. de belles Lettres. Tom. I. pag. 178.

ſer Veſpaſian zum Præfecto Villarum gemachet worden, welches unſern Dichter veranlaſſet zu ſagen:

Poſitus modo Villicus vrbi.

Einige ſeiner Ausleger erklären das Wort Villicus durch Cuſtos, welches eben ſo viel als Præfectus oder Verweſer heißt. Andere wollen daß Juvenal ſich hier des Wortes Villicus in ſatiriſchem Verſtande bedienet habe, um anzuzeigen, daß Domitians Grauſamkeit und Tyranney die Stadt Rom ſo entvölkert und durch die Hinrichtung unzähliger Standesperſonen, ſo wüſte gemachet hätte, daß man ſie damals vielmehr für einen Meyerhof, oder für ein Luſthaus dieſes Prinzen, als für die Hauptſtadt der Welt hätte halten ſollen. Es ſcheint auch, daß dieſe letztern den Sinn des Dichters beſſer getroffen haben.

Die ganze Frage kömmt darauf an, was die Wörter Vrbi attonitæ an dieſem Orte bedeuten? Nun erklären alle Ausleger, ſonder Ausnahme, dieſelben durch die Niedergeſchlagenheit und allgemeine Beſtürzung der Stadt Rom, welche aus der tyranniſchen Regierung dieſes Kaiſers entſtanden. Allein, ungeachtet dieſe Erklärung bald anfangs natürlich genug zu ſeyn ſcheint, ſo kömmt ſie dennoch dem Herren Valeſius gar zu unbeſtimmet und allgemein vor, indem ſie ſich eben ſo gut auf Tibers, des Caligula und Nerons Zeiten ſchicket, die gewiß nichts beſſer waren, als Domitian. Er hat alſo im 1706ten Jahre in der Geſchichte eine beſondere Urſache geſuchet, weswegen Juvenal allhier der Stadt Rom den Beynamen attonita giebt, und er glaubet dieſelbe ge-

gefunden zu haben. Juvenal ſagt er, will zu verſtehen geben, daß, da der verwunderns würdige Platteis, deſſen er zu Anfange ſeines Strafgedichtes erwähnet, im adriatiſchen Meere gefangen und dem Domitian gebracht worden, Pegaſus, der Stadthalter zu Rom, welcher als ein ſolcher, einer der erſten Beyſitzer des Raths war, ſich eiligſt auf das Schloß begab, um daſelbſt mit dem Kaiſer und den Großen, die Art zu überlegen, wie, dieſer ſehr große Fiſch geſotten und auf die Tafel des Kaiſers gebracht werden ſollte. Er giebt der Stadt Rom den Beynamen attonita, einer abgematteten, um auf eine feine Art Domitians Weichlichkeit anzuzeigen, der die Zeit mit Berathſchlagung über dergleichen Ausſchweifungen in derjenigen Zeit verſchleuderte, da die ganze Stadt über der traurigen Zeitung erſchrocken war, daß man den Aufſtand des Lucius Antonius in Oberdeutſchland erfuhr. Eine Sache die nichts anders vermuthen ließ, als daß man einen ſchweren Krieg von dortaus würde zu überſtehen haben. Dieſes iſt nun nach Valeſii Meynung der eigentliche Verſtand dieſes Verſes und der einzige den man ihm beylegen muß; weil er glückſeliger Weiſe mit der Hiſtorie ſo gut übereinſtimmet. Die ganze Entdeckung aber iſt er dem Plutarch ſchuldig: denn nachdem derſelbe in Paul Aemils Leben, vieler Siege gedacht hat, davon die Nachrichten gleichſam als durch ein Wunderwerk eingelaufen waren, ſo ſetzt er unter deren Zahl des Lucius Antonius Rebellion ungefähr in folgenden Worten: „Eine Sache die zu unſerer „Zeit geſchehen iſt, kann alle dieſe Wunderdinge glaub-

„würdig machen. Als Lucius Antonius sich wi-
„der den Kayser Domitian auflehnete, so war die
„Stadt Rom darüber sehr erschrocken, weil man
„von Deutschland her einen großen Krieg zu gewarten
„hatte. In dieser Verwirrung und allgemeinen Be-
„stürzung indessen, breitete sich mit eins unter dem
„Volke ein Gerücht aus, daß Lucius Antonius ge-
„schlagen und sein ganzes Heer in Stücken gehauen
„sey.„ Dieses Gerücht ward für so groß und gewiß ge-
halten, daß viele Mitglieder des römischen Senats,
die demselben Glauben beymassen, den Göttern Opfer
brachten, um für diesen Sieg zu danken. Da man
indessen untersuchte, wer dieses Geschrey zuerst ausge-
bracht hätte, so wollte sich keiner melden: einer schob
es auf den andern; so daß sich solches unter der Men-
ge des Volkes, als in einem tiefen Meere verlor. So
verschwand denn diese Zeitung aus Rom eben so ge-
schwinde, und mit eben solcher Ungewißheit, als sie hin-
ein gedrungen war. Domitian indessen, der sich
mit seinen Legionen auf den Weg begeben, um dem
Antonius entgegen zu ziehen, fand unterwegens
Briefe und Schnellbothen, die ihm ganz gewisse
Nachrichten vom Siege brachten, und es fand sich,
daß selbiger eben den Tag war erfochten worden,
da sich das Geschrey davon in Rom ausgebreitet,
ungeachtet diese Stadt über hundert und fünfzig Mei-
len davon entfernet war. So muß man die Worte
δισμύριους ϛαδίους auf dieser Stelle im Plutarch
übersetzen, denn es ist hier ein ganz sichtbarer
Fehler; weil, wenn man sie dem Buchstaben nach

über-

überſetzt, Plutarch geſaget haben würde, daß von Rom bis Deutſchland zwölf hundert und funfzig Meilen wären, welches ganz abgeſchmackt wäre.

* *

VI.

D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche und mit Urkunden verſehene Hiſtorie der Königsbergiſchen Univerſität. Erſter Theil. Königsberg in Preuſſen, verlegt und druckts Johann Heinrich Hartung 1746. in groß 8.

Es ſind nächſten Sommer zwey Jahre verfloſſen, daß die Univerſität zu Königsberg in Preuſſen, ihr zweytes hundertjähriges Jubelfeſt gefeyret hat. Viele in Deutſchland, die von einer außer ihren Grenzen liegenden hohen Schule keinen rechten Begriff hatten; oder auch wohl aus gewiſſen Vorurtheilen nicht haben wollten, wünſchten eine ausführlichere Nachricht von derſelben zu erhalten: weil ſie von Männern, die in der gelehrten und Kirchengeſchichte erfahren ſind, hörten; daß dieſe Univerſität eine von den merkwürdigſten ſey, die ſeit der Reformation geſtiftet worden. Dieſem Verlangen und Wünſchen nun hat der Herr D. Arnold, der zugleich königlicher Hofprediger, und ordentlicher Lehrer der Theologie daſelbſt iſt, eine Gnüge thun wollen, indem er ſich entſchloſſen, dieſe ausführliche

Historie derselben abzufassen; und man kann ohne Heucheley sagen, daß diese Geschichte nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können.

In der Vorrede meldet der Herr D. daß er bereits vor 20. Jahren sich an die Geschichte der dasigen Universität gewaget, davon der Entwurf in dem IV. Bande des erläuterten Preussens, welches der berühmte Herr Prof. Lilienthal ans Licht gestellet, eingerücket worden. Die damalige Jugend aber des Herrn D. dienet ihm itzo zur Entschuldigung, warum dieselbe nicht ganz vollkommen gerathen. Es sind auch in dem V. Buche desselben Erl. Preußens bereits einige Zusätze und Verbesserungen dazu gemacht worden. Als nachmals der Herr Verfasser selbst unter die Zahl der öffentlichen Lehrer der Königsbergischen Schule gesetzet ward, bekam er mehr Gelegenheit seine vorige Sammlung dahin gehöriger Umstände zu ergänzen, und zu vermehren; ob er es gleich noch nicht Willens war, eine ausführliche Geschichte der Universität auszufertigen. Allererst das obterwähnte Jubelfest, hat ihm diesen Entschluß veranlasset: doch da die Materien ihm unter der Hand gewachsen, hat er sich auch entschliessen müssen, die Arbeit in zwey Bände abzutheilen; davon itzo der erste wirklich erschienen ist.

Der Herr Verfasser entschuldiget sich, daß vielen von seinen Lesern, manches, was darinn enthalten ist, überflüßig bedünken möchte. Allein erstlich ist dieses bey solchen Arten von Schriften schwerlich zu vermeiden: sodann, ist einheimischen Lesern manches deswegen unnöthig, weil sie es schon wissen; da es doch

doch Auswärtigen und Fremden gemeldet werden muß: wie denn auch diesen bisweilen etwas gar nicht nützen kann, welches doch den einheimischen eine nöthige Nachricht giebt. Manches aber hat er freylich auch darum entweder kurz fassen, oder gar auslassen müssen, weil er keine Nachrichten davon gehabt. Hierbey rühmt er nun die Güte verschiedener Gönner, die ihm mit nöthiger Hülfe an die Hand gegangen: wo er sonderlich den auf der akademischen Bibliothek vorhandenen Vorrath rühmet. Die Schreibart entschuldiget er sonderlich, wegen der in akademischen Sachen häufig vorkommenden griechischen und lateinischen Wörter, die nicht wohl zu vermeiden gewesen. Sonst kann man aber dem Herrn D. das Zeugniß geben, daß er in der historischen Schreibart sich der rechten Mittelstraße bedienet, und weder zu schwülstig und künstlich; noch zu niedrig und pöbelhaft geschrieben habe.

Das I. Cap. handelt von dem Zustande der Gelehrsamkeit in Preußen vor Stiftung der Universität. Zu den Zeiten des Ordens hat man an die Aufnahme der Wissenschaften nicht viel gedacht. Es gieng, wie sonst überall im Pabstthume, vor der Reformation, her: außer daß der Hohemeister Winrich von Kniprode, der von 1351. bis 1382. regieret, etwas zu thun bemüht gewesen. Er soll nämlich gesagt haben: es würde dem Orden zwar nicht an Geld und Gut, aber wohl an Klugheit und getreuer Leute Rath fehlen. Er hielt deswegen in Marienburg, wo damals der Sitz des Ordens war, gelehrte Leute, aus Deutschland und Italien, welche die Ordensbrüder un-

unterweisen musten: brachte es auch soweit damit, daß viel fremde Herren nach Preußen reiseten, sich die daselgen Verfassungen bekannt zu machen. Man schickte auch von ferne schwere Sachen zur Entscheidung dahin; und hatte das Sprüchwort: Wer sich klug dünke, der solle versuchen, ob er die Brüder in Preußen betrügen könne. Er hat also in den andern Städten sowohl, als sonderlich zu Königsberg, und hier zwar zwo Schulen zugleich, angelegt: wie denn auch in Elbing schon eine gute Schule gewesen seyn muß, weil die Königsb. Cathedralschule nach ihrem Muster angelegt worden.

Conrad Zöllner von Rottenstein, war der folgende Hochmeister, und suchte 1387. zu Culm, die vormals die Hauptstadt in Preußen war, eine hohe Schule anzulegen. Pabst Urban gab den Freyheitsbrief dazu, davon hier in den Beylagen der Abdruck befindlich ist. Sie erhielt alle Freyheiten und Vorrechte der Akademie zu Bononien; auch das Recht Doctoren aller Facultäten zu machen. Allein durch die Nachläßigkeit der Mönche ist diese hohe Schule längst in Verfall gerathen: und seit 100. Jahren wird nur ein Professor von Cracau geschickt, der über die dasigen Schulen die Aufsicht hat, und selbst die Rhetorik und Poesie lehret.

Vom 15ten Jahrhunderte findet man wenig Nachrichten, die etwas hieher gehöriges beträfen. Als Uladislaus Jagelle, bey Tannenberg, den berühmten Sieg über den Orden erhielt, hat er 1410. den Danzigern gewisse Befreyungen ertheilet, aber das Jus Patronatus über die Marienkirche und Pfarrschule

sich

sich selbst vorbehalten; und also ist damals auch in Danzig schon eine Schule gewesen. In Thorn muß auch schon dergleichen geblühet haben; weil man findet, daß Nic. Copernicus, die große Zierde von Preußen, der 1472. gebohren worden, den Grund seiner Studien darinnen gelegt: wie Gassendus in seinem Leben berichtet. Auch zu Culm ist außer der Akademie, noch eine Schule gewesen, wie Zamelius erwiesen hat: wiewohl sie nachmals auch in Abnahme gerathen ist. Der letzte Rector derselben ist M. Wildenberg, ein Schlesier gewesen: der, als im Anfange des sechszehnten Jahrh. eine Theurung in Preussen gekommen, seine Schüler beredet, mit ihm nach Goldberg zu ziehen, da denn eine neue Schule gestiftet worden.

Zur Zeit der Reformation Lutheri aber gewann es ein ganz ander Ansehen um die Wissenschaften, wie überall, also auch in Preußen. Die eingegangnen Schulen wurden wieder in Stand gesetzt, und selbst die Päbstischen nahmen sich evangelische Rectoren. Man wollte auch die hohe S. zu Culm wieder aufrichten. Allein der treffliche Marggraf Albrecht, erster Herzog in Preußen, hat sich den größten Ruhm in Beförderung der Gelehrsamkeit erworben. Er sah wohl, daß wofern die evangelische Lehre, die er angenommen, und in Preußen eingeführet hatte, dauerhaft seyn sollte; nothwendig ein Vorrath von tüchtigen Schul und Kirchenlehrern verhanden seyn müßte. Aus Deutschland dieselben kommen zu lassen, war zu kostbar und weitläuftig. Wo sollten auch damals in Wittenberg so viele Leute herkommen, als

man in Preußen zu Besetzung so vieler Pfarren und Schulämter nöthig hatte; die noch zum Theil der polnischen, oder auch der Littauischen Sprache kundig seyn mußten? Die jungen Leute alle auf deutsche Universitäten zu schicken, war auch zu kostbar. Daher faßte der gottsel. Markgraf den Entschluß, selbst eine hohe Schule zu stiften.

Nachdem er nämlich die niedern Schulen seiner Vorsorge gewürdiget, und sie in bessern Stand gesetzet, richtete er ein Archipädagogium auf, und zwar als einen Vorläufer der Universität selbst. Sobald Johann Brißmann nach Königsberg gekommen, an der Thumkirche das Pfarramt zu bekleiden, hat er auch in dem Refectorio Canonicorum für junge Leute die Theologie gelesen: wie denn seine Anmerkungen über die Epist. an die Römer die er 1534. daselbst vorgetragen, auf der Königsb. Stadtbibliothek vorhanden sind. Um das 1534ste Jahr hat der Markgraf auch die Schloßbibliothek angelegt, die 1540. merklich vermehret worden, in der Absicht, daß sie der vorhabenden Akademie zu Diensten seyn sollte. Dahin gehört auch die, 20. Jahre vor der gestifteten Universität, zu Königsberg angelegte Buchdruckerey: die also 1524. schon ihren Anfang genommen.

Das Zweyte Capitel handelt von dem Königsbergischen Pädagogio. Wir werden uns dabey aber nicht lange aufhalten, weil dieses Gymnasium nur eine neue Stufe gewesen, dadurch die dasige Gelehrsamkeit hinaufgestiegen. Es ist auch selbiges bald nach gestifteter Universität ganz aufgehoben, und die Einkünfte desselben sind dieser zugeschlagen worden.

Die

Die Stiftung desselben ist 1541. den 24. October unterschrieben. Es wurden darinn außer den freyen Künsten, auch die höhern Facultäten schon gelehret, und zwar alles umsonst. Der Rector desselben ward Archipædagogus genennet; zur Versorgung desselben und der übrigen Lehrer wurden jährlich 3000. Mark gezahlet, ein neues Gebäude dazu aufgeführet u. s. f. Es hat selbiges sich aber nicht länger, als bis 1619. erhalten, da es Churf. Joh. Sigismund, auf Ansuchen der Akademie aufgehoben hat.

Die Archipädagogi desselben sind nach der Ordnung gewesen. 1.) M. Abraham Culmensis. 2.) Guilielmus Gnapheus 3.) M. Georg. N. 4.) M. Bonaventura vom Stein 5.) M. Nicolaus Jagenteufel. 6.) M. Urban Stürmer 7.) M. Johann Rücker. 8.) M. Joh. Campingius. 9.) M. Val. Lauben. 10.) M. Paul Weiß 11.) M. Andr. Iris 12.) M. Georg Schalastinus 13.) M. Joh. Olearius 14.) M. Laur. Pantänus, 15.) M. Mart. Winter 16.) M. Casp. Perband 17.) M. Joach. Cindarsus 18.) M. Casp. Clee. 19.) M. Joh. von Geltern 20.) M. Ge. Mylius 21.) M. Ge. Reimann 22.) M. Ge. Radicius 23.) M. Andr. Krebs 24.) M. Friedr. Heileberger. 25.) M. Matthäus Reimer und 26.) M. Crispin Klugmihel. Die meisten von diesen sind ihrer guten Verdienste wegen, wieder zu andern Aemtern befördert worden.

Im dritten Cap. wird die Stiftung der Universität selbst beschrieben. Kaum hatte das Gymnasium zwey Jahre gestanden, so erfüllte der Markgraf sein Versprechen: obwohl die förmliche Einweihung erst

vier Jahre hernach geschehen konnte, als nämlich schon Professoren und Studenten genug vorhanden waren. Von diesen waren schon viele in die Matrikel geschrieben, als Ge. Sabinus, der erste Rector Magnificus, in Königsberg ankam. Gnapheus gab 1543. ein Drama, Hypocrisis genannt, heraus, welches er einige Wochen vorher in der Zuschrift datirt hat, in Academia recens ibi tum instituta Anno sal. nostr. 1543. VIII. Cal. Aug. Und Melch. Isinder, hat auf der lat. Uebersetzung des Briefes, welchen Melanchthon an den Markgr. Albrecht de aperiendo ludo litterario liberalium artium im Jul. 1544. gestellet, sich bereits Professorem novæ Academiæ Regiomontanæ genennet. Hieraus sieht man denn, daß sich der gottsel. Markgr. des Raths der gelehrtesten Männer bey seinem Vorhaben bedienet habe.

Der Herr Verfasser berichtet hierauf, was diesen Herrn bewogen, mit Stiftung der Akademie zu eilen: welche Worte wohl werth sind, aus dem den 20. Jul. 1544. ausgegeb. Programma angeführt zu werden. Er bezeuget nämlich daselbst: „Er habe sich „hierzu um Gottes willen verbunden geachtet, als „welchem kein angenehmer Opfer gebracht werden „könne, als wenn für die Fortpflanzung und Ausbreitung der heilsamen Lehre Sorge getragen wird. Es „fordere solches auch die Dankbarkeit gegen seine „Preußische Unterthanen, ihrer bey manchen gefährlichen Umständen, ihm erwiesenen Treue und Tapferkeit wegen. Er habe aber auch den benachbarten und angrenzenden Ländern und Provinzen, gleichfalls zu Hülfe zu kommen gesucht, und wünsche, bey

„sei-

„seiner ganzen Regierung nichts so ernstlich, als durch „die Ausbreitung des Erkentnisses GOttes, bey der „Nachwelt und allen Völkern sich aufs beste verdient „zu machen.„

Hierzu ist noch die besondre Liebe Markg. Albrechts zur Gelehrsamkeit gekommen. Er hat oft den theologischen Disputationen, ja auch so gar den Vorlesungen der Professoren beygewohnet; und muß also selbst das Latein verstanden haben. Auch die angelegte Schloßbibliothek zeiget ein gleiches: von welcher der berühmte Gottesgelehrte Martin Chemnitius in der Zuschrift seines Examinis Concilii Tridentini, an den jungen Marggr. Albrecht Friedrich rühmt: daß er es für das gröste Glück ansieht, welches ihm GOtt zur Zeit seines Studirens widerfahren lassen, daß er sich derselben zu bedienen Gelegenheit gehabt. Auch Draconites giebt derselben das Zeugniß: er habe dergleichen Bibliothek nie gesehen, die so voll brauchbarer Bücher aller vier Facultäten gewesen. Endlich zeiget auch davon die Freygebigkeit des Markgrafen, gegen auswärtige Gelehrte, z. E. den berühmten Erasmus Reinhold, Professorn der Mathematik zu Wittenberg, der an denen, aus Copernici Libris Revolutionum cœlestium gezogenen Tabulis, sieben Jahre gearbeitet, und wozu ihm Mg. Albrecht die Unkosten reichlich gegeben; wie dieser selbst in der Zueignungsschrift an denselben rühmt und ihn deswegen dem Könige in Castilien Alphonsus, billig an die Seite setzet, auch seine Tabulas darum Prutenicas genennet hat.

Auf-

Außer diesem hatten die Landstände inständigst darum angehalten, ja selbst die durchlauchtigste Gemahlinn des Marggrafen, Dorothea, eine königl. Dänische Prinzeßiun, hat viel dazu beygetragen: wie Sabinus in der III. Elegie des VI. Buchs schreibt:

Illa suum Dominum, quo conderet atria Musis;
Impulit, hocque pium sedula iuvit opus.

Ja sie selbst hat zehn junge Edelleute auf ihre Kosten studiren lassen; und selbst aus ihrem Leibgedinge einen ziemlichen Theil der akademischen Gebäude aufgeführet. Endlich haben auch der preußische Canzler D. Joh. von Kreuzen, und der damalige Bischof von Samland, Georg von Polenz, nicht wenig zu Stiftung dieser Universität beygetragen.

Daß nun die Stadt Königsberg eben dazu erwählet worden, kam theils daher, weil schon das Gymnasium daselbst war, welches der Akademie zur Seite stehen sollte: theils weil dieses die Residenz des Marggrafen war, urd ihm also Gelegenheit gab, das Verhalten der Lehrenden und Lernenden desto besser zu bemerken. Hierzu kam, daß Königsberg, als eine blühende Handels- und Seestadt, durch das starke Gewerbe mit allen auswärtigen Landen viele Vortheile verschaffte, die anderswo nicht allemal zu haben sind. Zu geschweigen, daß an einem Orte, wo alle hohe Collegia, die zu einer Landesregierung gehören, befindlich sind, auch die studirende Jugend besser Gelegenheit hat, sich in solchen Dingen umzusehen, die sie dereinst zu solchen Aemtern geschickt machen. Endlich rechnet der Hr. D. noch zu den Vortheilen der Universitäten, die in großen Städten angelegt worden,

den, daß die Professores daselbst durch Bedienungen bey den Kirchen und hohen Gerichten, auch durch die Medicin mehr Gelegenheit haben, ihren Unterhalt reichlicher zu finden; und NB. es nicht nöthig haben, des Brodts wegen, die gelehrte Welt mit unnützen und überflüßigen Schriften zu beschweren. Es könnte aber leicht kommen, daß andre solche Nebenbedienungen der Professoren auf Universitäten, nur für Hinderniße ihres Fleißes ansähen, den sie sonst ganz und gar dem Lesen und Schreiben hätten widmen können. Wenigstens besinnen wir uns, daß die geistlichen Lehrer einer benachbarten Universität, eben von dieser Seite den Werth der königsbergischen hohen Schule niederzuschlagen gesucht. Denn daß es so schlechterdings ein Lob für akademische Lehrer sey, wenn sie nichts schreiben, wird wohl der Herr Verfasser selbst nicht behaupten; da wir theils von ihm, theils von andern gelehrten Männern der Königsbergischen Universität verschiedene wohlgerathne Schriften in Händen haben. Unnütze Bücher aber gehen nicht ab, und finden keine Verleger, bringen also auch nichts ein, und verbiethen sich also von sich selbst.

Gleichwohl ist man einmal auf die Gedanken gekommen, die Universität von Königsberg nach Welau, einer sieben Meilen von da gelegenen Stadt zu verlegen, die nachmals durch die berühmten Pacta Welavienſia berühmt geworden. Allein der Tod Markgr. Georg Wilhelms, der mit diesem Vorhaben umgegangen, hat es gänzlich unterbrochen; und so ist die Akademie 200 Jahre beständig da geblieben, wo sie zuerst gestiftet worden.

Hier-

Hierauf theilt der Hr. Verfaſſer einen Abriß derjenigen Schaumünze mit, die im Golde vier Ducaten ſchwer, auf die Stiftung der Univerſität geſchlagen worden: und giebt uns das Verzeichniß der Profeſſoren, die gleich anfangs daſelbſt geweſen. Sie ſind: I. Georg Sabinus, Rector. II. Rapagellanus, Theologus. III. Jonas, Iureconſultus. IV. Placotomus, Medicus. V. Culvenſis. VI. Iſinder, Decanus artium. VII. Hoppe. VIII. Reinich. IX. Gnapheus, Archipädagogus. X. Mittag. XI. Pontanus.

Noch in dem Jahre der Einweihung ſchrieb Sabinus an ſeinen alten Freund und Gönner, den Card. Petrus Bembus, daß der Markgr. auch die neue Univerſität gern beſtätiget zu ſehen wünſchen möchte; damit ſie auch Promotionen anſtellen könnte; daher er ein päbſtliches Privilegium zu haben wünſchte. Man machte aber in Rom Schwierigkeiten, und wollte erſt des Kaiſers Confirmation ſehen: da doch Preuſſen gar nicht zum Reiche gehörte; ſondern damals bey Pohlen zu Lehn gieng. König Sigismund Auguſt ertheilte alſo 1560. den 28 Merz zu Wilna das Privilegium, ſo unter den Beylagen No. 10. befindlich iſt, dadurch dieſe neue Univerſität eben der Freyheiten theilhaftig worden, die der Cracauiſchen vorlängſt eigen geweſen.

Das vierte Cap. handelt von den Beſoldungen der Profeſſoren; wobey wir uns nicht aufhalten können. Das fünfte von den Privilegien der Akademie, welche allerdings ſo anſehnlich ſind, als irgend eine in Deutſchland ſich zu haben rühmen kann. Sie hat die

die völlige Jurisdiction über alle ihre Glieder, Bediente und Verwandte, auch in Criminalsachen, sogar wenn sie capital sind; die Befreyung von allen bürgerlichen Beschwerden, von der Accise, Miethe und Quartiergeldern; die Freyheit, daß jeder Professor jährlich ein Gebräude Bier, ohne Abgaben, brauen, imgleichen im Pregelstrome fischen, und Handwerker in seinem Hause setzen darf: ja auf dem Markte sollen sie auch den Vorkauf vor andern Leuten haben ꝛc. Sie haben ein freyes Begräbniß für sich, ihre Frauen, Wittwen und unverehlichte Kinder; sie dürfen ihre Bücher und Kleider nicht in die Theilung bringen; die Universitätsverwandten sind auch von der Quarta detractus, oder dem Abzugsgelde frey. u. s. w.

Das VI Cap. handelt von den akademischen Statuten und Verordnungen überhaupt. Das VII von den Verordnungen für die Lehrenden. Das VIII von den Verordnungen wegen der Lernenden. Das IX von den Anstalten für arme Studirende, wobey denn eine ausführliche Nachricht von verschiedenen Stiftungen befindlich ist, z. E. von dem Convictorio, oder der Communität, darinn täglich zweymal über 100 Studirende, um ein geringes gespeiset werden; von den königl. Alumnis, die ganz umsonst speisen und wohnen; von der Aufsicht, und den halbjährigen Prüfungen derselben; von dem Oeconomo und seinen Einkünften, u. d. gl. Von diesem allen sind viel artige und merkwürdige Dinge angeführet; darunter sonderlich zu wissen ist, daß die Alumni so wohl frühe, (und zwar im Sommer um fünf, und im Winter um 6 Uhr) als Abends um 8 Uhr zu einer Betstunde sich versamm-

verſammlen müſſen, wobey einer ihrer Inſpectoren zugegen iſt, der ihnen hernach eine nützliche Sache vorträgt. Hierbey kommen die Verzeichniſſe der Inſpectorum primariorum, die ſeit mehr als hundert Jahren lauter Profeſſores ſind; und der Secundariorum, welches insgemein von den älteſten Magiſtris, auch wohl Profeſſores extraordinarii zu ſeyn pflegen. Die Zahl der erſten hat ſich in den 200 Jahren auf XXI. erſtrecket, davon der itzige noch wirklich lebende, Hr. D. Chriſtoph Langhanſen iſt, Profeſſor der Mathematik, und der Theologie, wie auch königlicher Hofprediger. Die Zahl der letztern geht ſchon bis auf 64, weil ſie gemeiniglich zu andern wichtigern Aemtern befördert zu werden pflegen. Der 59ſte darunter iſt der berühmte Hr. Prof. Lilienthal geweſen, ein Mann, der durch ſeine gelehrte Schriften ſich um die gelehrte Hiſtorie, und ſonderlich die preußiſche Geſchichte verdient gemacht. Deſſen geſchickter Hr. Sohn, iſt ſeit 1744. auch in dieſem Stücke, in ſeines Hrn. Vaters Fußtapfen getreten; auch dabey Theol. D. und Prof. extraord. geworden.

Hier hört der I. Theil dieſer Hiſtorie der königsbergiſchen Univerſität auf, wobey wir aber noch der vielen Beylagen und Documenten gedenken müſſen, die allein 500 Seiten austragen, da die Geſchichte an ſich ſelbſt nur vierthalb hundert Seiten füllet. Es ſind aber auch die völligen Statuten der Univerſität überhaupt, und aller Facultäten, nebſt vielen andern in Kirchen und Schulſachen ergangenen markgräflichen, Churfürſtlichen und königlichen Verordnungen, merkwürdigen Briefen und andern Stücken mehr dabey

bey befindlich; die den Liebhabern der gelehrten Historie nicht anders, als angenehm seyn können.

Der andre Theil wird nächsten Sommer, und vielleicht auf nächste Ostermesse schon fertig werden, und hier in Leipzig bey dem Verleger dieser Monatschrift, nebst dem ersten zu haben seyn. Er wird in sich halten,

Das X. Cap. von den Stipendien, in welchem von allen im ganzen Lande befindlichen Stipendien eine zulängliche Nachricht ertheilet werden wird.

Das XI. Cap. von den akademischen Gebäuden.

Das XII. Cap. von den Buchdruckern und Buchführern.

Das XIII. Cap. von dem akademischen Senate, nebst einem Verzeichnisse der sämtlichen Rectoren dieser Akademie, von 1544. an, bis jetzo.

Das XIV. Cap. von der theologischen,

Das XV. XVI. und XVII Cap. von den übrigen Facultäten, nebst den vornehmsten Lebensumständen, und einem Verzeichnisse der Schriften aller Professoren, so bey dieser Akademie, von derselben Stiftung an, gestanden, auch eine Anzeige aller, so bey den obern Facultäten promoviret haben.

Das XVIII Cap. von den akademischen Schicksalen, in welchem zugleich von denen außer ihrem Vaterlande berühmt gewordenen Preußen, so allhier studieret, gehandelt, und zum Beschlusse eine kurze akademische Chronik, oder ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten Dinge, so bey dieser Akademie vorgefallen, hinzugesetzt werden soll.

Der Druck dieſes Buches iſt ſo ſchön, als man ihn hier in Leipzig, aus den beſten Druckereyen gewohnt iſt. Und ein jeder wird unſchwer ſehen, daß man dem fleißigen Hrn. D. Arnold für die auf dieſes Werk verwandte Mühe vielen Dank ſchuldig iſt. Es wäre nur zu wünſchen, daß der Hr. Doctor auch die Acta Iubilaei II. Academiae Regiomontanae, entweder dem II Bande dieſer Hiſtorie beyfügen, oder ſie doch beſonders zuſammen gedruckt ans Licht ſtellen möchte: weil man in Deutſchland, wegen Entlegenheit der Oerter, von ſolchen kleinen Schriften wenig oder nichts zu ſehen bekömmt; viele aber auf die Gedanken gerathen, eine Univerſität ſey ausgeſtorben, von der man in unſern Buchläden nichts zu ſehen bekömmt.

. . . . . .

VII.

Fortſetzung der Fontenelliſchen Gedanken von der Dichtkunſt.

§. 46.

Wir haben geſehen, was dazu gehöret, daß eine Perſon rührend werde; dieß wirken nämlich entweder ihre Unglücksfälle, oder ihre Tugenden: die Perſonen werden aber noch viel rührender, wenn ſie alles beyſammen, ſowohl Tugenden, als große Unglücksfälle beſitzen. Wie wärs es indeſſen, wenn gar die Tugend ſelbſt Unglücksfälle

nach

nach ſich zöge? Hier würde gewiß die Liebe des Zuſchauers noch viel weiter gehen. Ein Unglück iſt um ſo viel rührender, je weniger derjenige, den es betrifft, ſolches verdienet hat. Wenn Roderich, ſo tugendhaft und edel er auch iſt, eine Geliebte verlöhre, von der er zärtlich geliebet wird, ſo würde man ihn allerdings beklagen: allein er verlieret ſie darum, weil er ſeiner Pflicht gegen ſeinen Vater eine Genüge gethan hat: was iſt ihm nunmehro der Zuſchauer nicht für Mitleid ſchuldig? Chimene iſt in eben den Umſtänden: aber freylich iſt auch dieſe Materie die ſchönſte, davon man jemals gehandelt hat.

§. 47. Nach denen Unglücksfällen, darein man ſeiner Tugend wegen geräth, ſind diejenigen die rührendſten, darein man wegen fremder Verbrechen, oder aus Ungerechtigkeit anderer Leute verfällt. Die unterdrückte Unſchuld iſt allemal liebenswerth, und die Liebe, ſo man zu ihr trägt, wird durch den Haß noch verdoppelt, den man auf ihre Verfolger wirft. In dergleichen Materien kann man nun die Tyrannen mit nie zu ſchwarzen Farben ſchildern; indem der Abſcheu, den man vor ihnen bekömmt, dem Helden zum Vortheile gereichet. Cleopatra und Nero machen, daß man den Britannicus und die Rodogune liebet. Die Liebe zur Tugend, oder der Haß des Laſters, das ſind einerley Empfindungen unter zwo verſchiedenen Geſtalten, und es iſt zur Abwechſelung und Verwirrung der Schaubühne gut, daß ſie ſie alle beyde annehmen.

§. 48. Es giebt auch noch eine Art beweglicher Unglücksfälle, und das ſind diejenigen, darein der

Held durch eine Schwachheit fällt, die zu entschuldigen ist; die einzige Schwachheit aber, die man einem Helden vergiebt, ist, wie bereits gesaget worden, die Liebe. Man beklagt nämlich diejenigen, die dadurch unglücklich werden, fast eben so sehr, als diejenigen, welche durch ihre Tugend in Unglück kommen, wie dieß aus dem Beyspiele der Ariane und Berenice erhellet. Gleichwohl muß man sich erinnern, daß eben diese Zuschauer, die der Liebe so sehr gewogen sind, übel zufrieden seyn würden, wenn selbige über irgend eine edlere Empfindung siegen sollte. Es ist also der Liebe zwar erlaubet, den Helden in Unglück zu bringen, aber nicht, ihn in Schande zu stürzen.

§. 49. Die Unglücksfälle endlich, darein man weder durch eigene Tugend, noch durch anderer Laster, noch durch eine Schwachheit, die zu entschuldigen ist, sondern durch ein bloßes Schicksal verfällt, wie z. E. des Oedipus Unglück ist, diese schicken am wenigsten zu rühren: nicht als ob sie nicht einen gewissen Abscheu erregten; allein sie rühren die Leute nicht so, daß man vielen Antheil daran nimmt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der von demjenigen vergeben wird, den er in seinem Testamente zum Erben erkohren, ja dem er so gar noch im Sterben viel zärtliche Sachen sagt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der vom Donner erschlagen worden: was für Empfindungen werden wohl diese zwo Begebenheiten in uns erregen? Es ist wohl wahr, daß eines Theils die Schändlichkeit des Undanks, und auf der andern der Donnerschlag einem ein Schaudern erwecken: allein dieser

abscheu

abſcheuliche Undank macht uns demjenigen gewogen, der ihn auszuſtehen hat, und man beklaget ihn zärtlich; dahingegen der Donnerſchlag uns gegen denjenigen, der davon erſchlagen worden, ſehr gleichgültig läßt, denn ſeine Perſon wird uns deswegen nicht theurer. Man haſſet, ja man verfluchet den Giftmiſcher; denjenigen aber, der den Donner entſtehen laſſen, den kann und ſoll man nicht haſſen. Kurz, dieſer letzte Zufall macht einem einen entſetzlichen Begriff, davon man die Einbildungskraft ſobald als möglich abwendet; dahingegen der andere in uns ein Mitleiden erreget; das man mit einer gewiſſen Art von Gefälligkeit unterhält, und ein Beweis hiervon iſt, daß man gar gern auf alle Umſtände von dem Tode dieſes vergifteten Menſchen acht geben, und ſie mit einer Art eines Vergnügens alle recht ins Licht ſtellen wird. Nun iſt gar leicht zu ſehen, daß des Oedipus Unglück, mit dem Donnerſchlage einerley iſt, und nichts mehrers wirken kann, als jener. Man hat vom Oedipus, und denen Stücken, die ihm gleichen, nichts als eine unangenehme und fruchtloſe Ueberzeugung, von dem Elende der menſchlichen Natur.

§. 50. Wenn die Perſonen einmal liebenswürdig ſind, es ſey nun wegen ihrer Tugend, oder wegen ihrer Unglücksfälle, oder wegen aller beyden zugleich, wenn unſer Herz einmal für ſie eingenommen iſt; ſo rühret uns alles, was ihnen begegnet: ihre Freude und ihr Schmerz iſt auch unſere Luſt und Misvergnügen. So zärtlich wir indeſſen auch gegen ſie geſinnet ſind, ſo ungern würden wir ſie dennoch beſtändig in Freuden ſehen, und man kann ſie uns gar

wohl das ganze Stück hindurch im Schmerze vorstellen. Woher kömmt doch aber diese so seltsame Grille? Allem Ansehen nach daher, weil alle Menschen zu Schmerzen empfindlicher sind, als zur Freude. Da nun der Schauplatz, so wie wir vorhin erkläret, alle Empfindungen vermindert; und diese beyden auf gleiche Art vermindert werden: so behält der Schmerz noch Stärke genug, um uns zu rühren, die Freude aber wird zu schwach. Daher muß ein Auftritt zweener vergnügten Liebenden sehr kurz seyn; der Auftritt unglücklicher Liebhaber hingegen, die bey allen Umständen ihres Unsterns stehen bleiben, kann ziemlich lang seyn, ohne verdrießlich zu werden. Hierzu kömmt noch eine andere Ursache, die aber vom Verstande hergenommen ist. Die Neugierde nämlich hat bey glücklichen Leuten nichts mehr zu thun: sie verläßt also dieselben, wofern sie nicht etwa Ursache hat, vorauszusehen, daß sie bald wieder in Unglück gerathen werden, und damit beschäfftiget ist, diese Stelle zu erwarten. Alsdann verändert dieses Widerspiel dasjenige, was man dem Verstande vorstellet, und die Leidenschaften, die das Herz erregen, auf eine angenehme Art.

§. 51. Die Empfindungen, welche man gegen den Helden hat, müßen, wo möglich, beständig zunehmen: zum mindesten würde es unerträglich seyn, wofern sie in Abnahme geriethen. Eine Schwachheit, sie sey so geringe sie wolle, an einem Charactere, der bis dahin erhaben zu seyn geschienen; eine mindere Gefahr, ein kleiner Unglück, das auf ein größeres folgte, alles dieses müßte nothwendig mißfallen.

Wenn

Wenn das Herz einmal an eine lebhafte Bewegung gewöhnet ist, so ist es weder mit der Ruhe, noch mit einer gelassenern Empfindung zufrieden.

§. 52. Je mehr der Held geliebt wird, desto besser ists, daß man ihn zuletzt glücklich werden lasse. Man schicke ja den Zuschauer nicht mit dem Schmerze nach Hause, daß er das Schicksal eines tugendhaften beklage. Wenn man lange genug seinetwegen gezittert hat, so ist es gewiß, daß man sich befriediget findet, wenn man ihn außer Gefahr läßt: und wenn dieses gleich, wo möglich, bis auf den allerletzten Auftritt verspäret, und der Zuschauer gleich nur einen einzigen Augenblick davon gerühret wird, so ist doch eben dieser Augenblick sehr wichtig; denn es scheint, daß dessen Wirkung sich auf das ganze Stück zurück erstrecke, ob es gleich schon vorbey ist, und alles, was man gesehen, verschönere. Es giebt eine gewisse Ordnung der Dinge, welche will, daß die Tugend glücklich seyn soll, und dasjenige Stück, welches dieselbe so lange verletzet, muß wenigstens in der Auflösung des Stückes die Sache wieder gut machen. Die schönste Lehre, welche das Trauerspiel den Menschen geben kann, ist, daß selbiges sie lehre: daß die Tugend, ob sie gleich unterdrücket und verfolget wird, dennoch zuletzt den Sieg behalte.

§. 53. Ein von dem Helden selbst erwählter Tod, um dadurch einem größern Unglücke zuvor zu kommen; ein Tod, wie Catons seiner, wie der Sophonisbe ihrer, oder des Camma seiner, der muß allhier nicht mit unter diejenigen unglücklichen Auflösungen gezählt werden, die den Zuschauer misvergnügt lassen.

Der Held stirbt zwar; das ist wahr! allein er stirbt edelmüthig; er macht sich sein Schicksal selbst; man bewundert ihn so sehr, als man ihn bedauret. Und ob er gleich ein Beyspiel läßt, welches anitzt unter uns sehr böse ist; so ist es dennoch ein Beyspiel, welches nicht eben sehr gefährlich ist. Die unangenehmen Auflösungen sind diejenigen, wo der Held in der Unterdrückung stirbt, oder das Laster über die Tugend den Sieg erhält.

§. 54. Ungeachtet wir bisher das Trauerspiel in Absicht auf den Verstand und das Herz betrachtet haben; so haben wir solches dennoch nur auf einer gewissen Seite besehen: und um zu zeigen, was dieses für eine sey; so müßen wir ein wenig weiter zurücke gehen. Man stelle sich Lucians Beschauer vor, welcher mitten in den Wolken betrachtet, was sich unter den Menschen zuträgt. Es ist unstreitig, daß dieser Mensch sich bey gewissen Gegenständen viel lieber aufhalten wird, als bey andern. Sähe er etwas wichtiges, das unter ansehnlichen Leuten vorgienge, deren Character sehr selten wäre; und wenn nun in der Folge nichts vorgienge, als was eine Neugierde ungeduldig machte, hingegen auch nichts, welches dieselbe nicht erweckte, und in Erstaunen setzte, nichts, dessen man sich nicht sehr lebhaft annähme; kurz, wenn eine solche Handlung alle Eigenschaften hätte, die wir bisher von einem Trauerspiele erfordert haben: so würde der Beschauer unfehlbar dieselbe viel lieber, als irgend eine andere mit den Augen verfolgen; und sie würde sich auch unfehlbar auf der Schaubühne sehr gut ausnehmen.

§. 55.

§. 55. Woher kömmt es aber, daß gewiſſe Umſtände dabey ſeyn könnten, die unſerm erdichteten Beſchauer gefallen würden; und dennoch denenjenigen misfallen könnten, die dieſelben auf der Schaubühne ſähen? Daß z. E. in dem Augenblicke, da dieſe Handlung am allerhitzigſten, und der Ausgang derſelben am aller ungewiſſeſten wäre, dieſelbe ſich durch etwas ändete, das man durchaus nicht voraus ſehen können; durch einen ungefähren Zufall, oder durch eine Perſon, die bis dahin gar nichts mit der Sache zu thun gehabt hätte. Der Beſchauer wird dieſe Auflöſung mit einer Verwunderung erblicken, die um ſo viel angenehmer iſt, je weniger er ſich ſolche vermuthet hatte: man bringe hergegen eben dieſe Auflöſung auf die Schaubühne, ſo wird jedermann ein Misfallen daran haben. Es ändere jemand, der in gedachte Handlung mit verwickelt iſt, entweder aus Ueberdruß, oder aus natürlicher Unbeſtändigkeit ſeine Gedanken und Entſchließungen: ſo wird dieſes dem Beſchauer gefallen; ja welch ein weites Feld von Betrachtungen würde ſolches nicht demjenigen eröffnen, der das Herz der Menſchen gern erforſchet! Auf der Schaubühne hergegen würde nichts unerträglicher ſeyn. Würde dem Beſchauer wohl was daran gelegen ſeyn, daß die ganze Handlung eben an einem und demſelben Orte, und durchaus innerhalb vier und zwanzig Stunden geſchähe? Nichtsweniger! denn wir ſetzen voraus, daß er allenthalben, wohin er wollte, mit gleicher Leichtigkeit ſchauen könnte, und daß, wenn gleich die Handlung länger als vier und zwanzig Stunden daurete, ſeine Neugierde gleichwohl immer begierig bleiben wür-

würde. Die Schaubühne hingegen erfordert durchaus die Einheit der Zeit und des Ortes. Woher kömmt nun immermehr dieser Unterschied unter dem Beschauer, und den Zuschauern, die ein Trauerspiel vorstellen sehen? Warum thut dasjenige, was dem einen eine Gnüge thut, dem andern nicht auch eine Gnüge? Warum ist ihrer beyder Geschmack so unterschieden?

§. 56. Eine Handlung, die wirklich vor unsern Augen geschähe, würde ihre Natur in etwas ändern; bringt man sie auf das Theater, so ists eine wirkliche Sache gewesen, anjetzo aber nichts mehr, als eine bloße Vorstellung: sie war so zu reden, ein wirkliches Werk der Natur; anjetzo ist sie ein Werk der Kunst. Hierdurch nun eben wird sie neuer Schönheiten und neuer Fehler fähig. Bisher haben wir nur die Schönheiten oder Fehler untersuchet, die sie an und für sich selbst in ihrem wirklichen und natürlichen Stande haben könnte, so wie sie außer dem Schauplatze seyn würde: und ungeachtet wir geglaubet haben, es wäre eine unnütze und gar zu beschwerliche Mühe, daß wir in allem was bisher gesaget worden, die Ausdrücke vermieden haben, die sich auf die Schaubühne beziehen und selbige vorauszusetzen scheinen; so haben wir uns doch genau an solche Begriffe gebunden, die nicht nothwendig dazu gehören, und nicht bloß eine Handlung voraussetzen, die sich nur vor den Augen des Lucianischen Beschauers zutrüge. Nunmehr wollen wir sehen, was ihm von neuem begegnet, weil es eine Vorstellung, und ein Werk der Kunst ist: und durch diese zween Puncte werden wir auf die Fragen des vorhergehenden §. antworten.

§. 57.

§. 57. Weil dieſe Handlung eine Vorſtellung iſt, ſo hat ſie die Wahrheit nicht mehr, und man muß ſelbige erſetzen: denn die Menſchen wollen nun einmal etwas wahres, oder doch etwas das ihm ähnlich iſt. Anfänglich muß man alſo, wo möglich, bekannte Gegenſtände nehmen, z. E. den Horaz, den Pompejus: ſind ſie nicht ſehr bekannt, ſo müſſen ſie zum mindeſten wahr und hiſtoriſch ſeyn. Dergleichen ſind der Cid und Polyeuktes. Sind ſie weder bekannt noch hiſtoriſch, ſo müſſen ſie zum mindeſten etwas hiſtoriſches und bekanntes in ſich haben, z. E. Heraklius, der nichts wahres an ſich hat, als den bloſſen Namen. Zuweilen hat man mit gutem Erfolge ganz unbekannte und fabelhafte Sachen abgehandelt, wie z. E. der Timokrates iſt; allein dieſes Unternehmen iſt nicht ohne alle Gefahr. Bey den bekannten Materien muß man nur das Hauptwerk der Entwickelung oder Auflöſung ſchonen: die Art aber wie die Sache ſich eräuget hat, die Urſachen woraus ſie entſprungen iſt, die Umſtände ſo ſich dabey zugetragen, alles dieſes ſteht in des Dichters freyer Macht. Nichts iſt ſchöner als ein Stück, allwo der Dichter alles was der Geſchichte gemäß war, beybehalten, und Sachen dazu geſetzet hat, die ſich gut dazu ſchicken. Hier ſcheint er nichts gethan zu haben, als daß er nur die Lücken der Geſchichte erfüllet, und uns dieſelbe beſſer gelehret hat, als wir ſie zuvor wußten.

§. 58. Die Wahrheit und die Wahrſcheinlichkeit ſind ziemlich unterſchieden. Wahr iſt alles, was wirklich iſt; wahrſcheinlich iſt das, was wir glauben daß es ſeyn kann: und wir urtheilen nur nach gewiſſen

Be-

Begriffen davon, die aus unſerer gewöhnlichen Erfahrung entſpringen. Das Wahre erſtrecket ſich alſo unendlich viel weiter, als das Wahrſcheinliche: weil das Wahrſcheinliche nur ein kleiner Theil vom Wahren iſt, welcher mit unſern meiſten Erfahrungen übereinſtimmt. Die Wahrheit braucht keiner Beweiſe, es iſt genug, daß ſie ſey, und daß ſie ſich zeige: die Wahrſcheinlichkeit hergegen hat der Beweiſe nöthig, ſie muß, um angenommen zu werden, ſich auf unſere gewöhnlichen Begriffe beziehen. Wir ſind, und mit ſehr gutem Grunde, wegen der unendlichen Möglichkeit der Dinge ſehr ungewiß: daher nehmen wir nichts als möglich an, als was demjenigen gleicht, was wir oftmals ſehen. Alles was obiger Beſchauer ſehen würde, das würde wahr; und eben dadurch hinlänglich bewieſen ſeyn: auf der Schaubühne aber, allwo alles erdichtet iſt, da muß die Wahrſcheinlichkeit nothwendig an die Stelle der Wahrheit treten.

§. 59. Man muß ſich alſo ſehr genau an die Wahrſcheinlichkeit halten, ſowohl was die Begebenheiten, als was die Charactere betrifft: es müßte denn, was aus dieſer Abweichung entſtünde, entweder aus den Geſchichten gewiß oder ſehr bekannt ſeyn; in welchem Falle die Wahrheit ihr Recht behauptet: und gleichwohl iſt es noch gefährlich etwas Wahres vorzuſtellen, das nicht wahrſcheinlich iſt. Wenn Horaz die Camilla umbringt, ſo misfällt uns dieſe That, nicht nur weil ſie ſehr barbariſch iſt; ſondern weil es nicht ſonderlich wahrſcheinlich iſt, daß ein Bruder ſeine Schweſter, gewiſſer hitzigen Worte wegen, tödten ſoll, die der Schmerz, ihren Geliebten verloren zu haben,

ihr abdringt. So gar die Geschichte scheint die Wahrheiten, die nicht sonderlich wahrscheinlich sind, nicht wohl zu ertragen; sie mildert so viel es ihnen möglich ist, die gar zu seltsamen Sachen; sie erdenkt sich Absichten und Bewegungsgründe, die der Grösse der Begenbenheiten und Thaten gemäß sind; sie bemüht sich die Charactere einstimmig und gleichförmig zu machen: und eben diese Liebe zur Wahrscheinlichkeit stürzet sie zuweilen in den Irrthum. Es fehlt gar viel daran, daß die Natur nicht auch denen kleinen Regeln unterworfen seyn sollte, die unsere Wahrscheinlichkeit ausmachen, und daß sie sich denen Bedürfnissen unterwerfen sollte, die es uns beliebt hat, uns zu erdenken. Der Dichter muß sich vielmehr denselben unterwerfen, und sich in den engen Grenzen halten, darein die Wahrscheinlichkeit eingeschlossen ist.

§. 60. Die einmal festgestellten Charactere müssen sich selbst immer ähnlich bleiben; denn das Theater leidet an denselben die Ungleichheit und Vermischung nicht, die die Natur selbst ihnen wohl verstatten würde. Macht man seltsame Charactere, so muß selbst diese Seltsamkeit ihre Regel haben und einförmig seyn. Sobald der Verstand an denselben keine gewisse Folge mehr bemerkte, so bald würde er an der Wahrheit zweifeln; so bald würde der Zuschauer gewahr werden, daß er im Schauplatze ist. So auch, wenn die Personen nicht aus den Geschichten bekannt sind: so muß man die Charactere nach denen Begriffen bilden, die man gemeiniglich von ihrem Stande, von ihrem Alter, oder von ihrem Vaterlande hat. Kurz, der Dichter denke beständig daran, daß er den

Zu-

Zuschauer betrügen muß, und daß er hierzu nicht anders, als durch eine Art von Gefälligkeit gegen alle seine Vorurtheile gelangen kann.

§. 61. Die edlen und erhabenen Charactere stehen am meisten in Gefahr, zuweilen wider die Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Man muß sich vor dem Uebertriebenen hüten und selbst des Corneille Helden sind hiervor nicht alle gesichert geblieben; nicht als ob es nicht auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Helden gäbe, welche von derjenigen sehr unterschieden ist, die die ordentlichen Menschen betrifft: allein auch diese Wahrscheinlichkeit hat dennoch ihre Grenzen, die sehr leicht zu merken und sehr schwer zu bestimmen sind. Im zweyten Aufzuge des Horaz misfällt die Sabine ungemein, indem sie ihrem Gemahl und ihrem Bruder vorschlägt, es solle einer von beyden sie ermorden, damit der andere sie rächen könnte, und sie dadurch rechtmäßige Feinde würden. Die Pauline hergegen bezaubert und entzücket uns, wenn sie vom Severus, den sie liebet, und den sie durch des Polyeuktes Tod heirathen könnte, begehret: daß er alles sein Ansehen anwenden solle, um für den Polyeuktes, den sie nicht liebet, Vergebung zu erlangen. Von diesen beyden Thaten, deren eine jede eine erhabene Seele erfordert, ist die eine natürlich und schön, die andere ist falsch und unerträglich. Um nun die Quelle dieses Unterscheides zu entdecken und zugleich fest zu setzen, wie weit die Großmuth eigentlich gehen könne, müßte man sich in gar zu moralische Betrachtungen einlassen. Alles was ich hier sagen kann, ist dieses, daß eine großmüthige Handlung un-

unwiderſprechlich natürlich zu ſeyn, entweder aus einer feſtgegründeten Hoffnung einer groſſen Ehre, oder was bey edlen Seelen wenigſtens eben ſo mächtig iſt, aus einer übergroſſen Liebe zur Tugend hervorkommen muß; welche leztere noch edler iſt, als jene zween Antriebe. Nun befindet ſich Sabine in keinem von beyden Fällen, ſie erhält gar keine Ehre, ſie vermeidet keine Schande, ſie thut auch nichts für die Tugend. Paulina hergegen thut alle dieſe drey Dinge zugleich. Zwar hat die Verachtung des Lebens, welche die Sabine blicken läßt, etwas edles an ſich: in der Art aber wie ſie ſterben will, ſezt ſie gar keine vernünftige Abſicht zum Grunde. Der Vorſchlag den ſie thut, hat auch noch einen ſeltſamen Umſtand; nämlich, daß er weder von dem Gemahle, noch von dem Bruder jemals angenommen werden kann; nichts aber ſieht ſchlechter aus, als eine großmüthige Anerbiethung, die man ohne Gefahr, daß ſie angenommen werde, thut. Vielleicht iſt dieſes lächerliche zum theil mit Schuld, daß die alte Gewohnheit der Liebhaber von der Schaubühne verbannet worden, welche in der Verzweifelung ihren Gebietherinnen das Schwert übergaben, und dieſelben auf den Knien bathen, ſie damit zu durchbohren.

Der Beſchluß folgt künftig.

* * * \

Schau doch das belaste Thier,
Mit viel bunter Federn Zier!
Es trägt träge Midas-Ohren,
Ist zu Spott und Hohn gebohren,
Seiner hellen Schellen Klang
Leitet ihn in gleichem Gang,
Seine Augen sind geblendet,
Und nur für sich aus gewendet,
Es kömmt aus Arkadia,
Und ist seiner Sprache Ja.
Denn er folget seines gleichen,
Die Kunstspötter zu bezeichnen.
Daß gleich seinem Schrey geacht,
Was dein Klügelsinn verlacht,
Dein Verstand ist gleich der Pfützen,
Die das Thier pflegt auszusprützen.

Wir können es nicht errathen, was den Hrn. Verfasser zu diesem Zorne bewogen haben kann: da unsers Wissens die Etz- und Kupferstecherkunst, wenigstens heute zu Tage, in keiner solchen Verachtung steht, daß man Ursache hätte, auf ihre Feinde so zu schimpfen. Sind Kupferstiche, und zumal wohlgerathene, jemals in gutem Ansehen gewesen, so sind sie es gewiß itzt. Wer liebt nicht Sammlungen von schönen Kupfern? Wer schätzet nicht Bücher hoch, die damit ausgezieret sind? Ja ist nicht bey den Ausländern fast eine Art der Verschwendung darinn eingerissen, die Bücher oft ohne Noth mit überflüssigen Bildern zu zieren, und sie nur theuer dadurch zu machen?

Doch wir gehen zu dem Werke selbst, und da erinnert der Verfasser, es sey seine Meynung nicht, von der allgemeinen Ez- und Stechkunst zu handeln, da man in Stein, Glas, Eisen, Metall, Holz u. d. gl. etwas graben oder stechen könne. Auch will er von dem Alterthume derselben nicht handeln, da freylich dieselbe schon um Mosis Zeiten üblich gewesen. Er will bloß von der Etzkunst handeln, die durch Scheidewasser, auf ebenen Kupferplatten verrichtet wird, um hernach die Figuren mit schwarzer, oder andrer Farbe auf weißes oder andres Papier abzudrucken. Von dieser glaubt er nicht, daß sie älter sey, als die Erfindung der Buchstaben.

Er theilt sie auch in zwo Arten, nämlich die eigentliche Kupferstecherkunst, die alles mit einem saubern Grabstichel allein, oder auch vermittelst des Scheidewassers zugleich, verrichtet: und dann, in die Etzkunst, die keinen Grabstichel braucht, sondern alles bloß mit Scheidewasser ätzet. Die erste hält er für die älteste; die letztere aber sey itzo so hoch gestiegen, daß man Stücke findet, in welchen man kaum einigen Unterscheid von den erstern bemerken kann. Er erklärt darauf die Art der Arbeit auf eine deutliche Art, und rühmet unter den Meistern der Aetzkunst, erstlich den **Simon Frisius**, einen Holländer, der die Spitze der Radiernadel mit großer Freyheit geführet, und in seinen Strichen der Zärtlichkeit des Grabstichels sehr nahe gekommen: ob er gleich seine Erfindungen und Stellungen hier nicht in Betrachtung zieht. Ferner hat sich **Matthäus Mariani**, ein Schweizer, hervor gethan, ob er wohl die Spitzen seines

ner Striche zu stumpf gemachet. Beyde haben sich des weißen Aetzgrundes bedienet. Darauf ist Jacob Callot, ein Lothringer, sehr vollkommen worden, sonderlich was kleine Stücke betrifft; hat sich aber des starken Aetzgrundes bedienet.

Er selbst setzt die Vollkommenheit der Kunst darein, daß es scheine, die gebeizten Kupfer wären mit dem Grabstichel gestochen: und dazu zu gelangen räth er sich die Arbeiten Sattlers, Vilamens, Schwanenburgs; imgleichen des Martius, Antonius, Cornelius, Corlius und Augustin Caratius zu Mustern zu nehmen, doch mehr der ersten, als der letztern.

Um nun die Schwierigkeiten, so sich dabey finden, zu erleichtern, hat er der erste seyn wollen, der etwas im öffentlichen Drucke davon ans Licht stellete: welches allerdings viel Lob verdienet, zumal, da er es mit vieler Deutlichkeit, Ordnung und Vollständigkeit gethan. Insgemein bringen es die Künstler in den Wissenschaften, und im Gebrauche der Feder so weit nicht, daß sie von ihrer Kunst etwas tüchtiges zu schreiben im Stande wären. Man hat es also mit Dank und Ruhme anzunehmen, wenn solche geschickte Männer sich finden, die ihre Kunst in Regeln bringen, und nicht nur den Unterricht der Anfänger, sondern auch wohl die Vollkommenheit der Meister dadurch befördern.

Darauf lehret das I Capitel wie man den harten Firniß machen, und vermittelst desselben mit Scheidewasser auf die Kupfer ätzen solle: das II. wie das Unschlit und Oel zuzurichten sey, die Platte damit zu be-

streichen; wenn man nicht haben will, daß das Scheidewasser weiter einfresse. Das III. wie das Scheidewasser zum harten Firnisse zuzubereiten sey. Das IV. wie man das gute Kupfer erkennen, dasselbe zu Platten schmieden, und polieren solle. Das V. wie man den Firniß auf die Kupferplatte streichen, und selbige schwarz machen solle; wobey eine Figur die Sache klar macht. Das VI. lehrt, wie man den Firniß auf der Kupferplatten mit dem Feuer dörren und härten soll, wobey auch eine Figur befindlich ist. Das VII. wie man sich verhalten soll, wenn man sein Vorhaben auf der gefirnißten Platte entwerfen will. Das VIII. Cap. wie man die guten Nadeln erkennen, und zum radieren bequem machen soll. Das IX. wie man die Nadeln schleifen soll, nebst einer Figur. Das X. XI. und XII. wie man seine Figur auf dem Firnisse zeichnen, den Firniß erhalten, und darein radieren soll. Das XIII. und XIV. wie man die Radiernadel regieren, und mit Stiften grobe Striche machen solle; nebst 2 Figuren. Das XV. XVI. und XVII. zeigt, wie man die Kupferplatte zurichten soll, daß sie das Scheidewasser annehme, und wie man dieses wirklich darüber gießen soll, nebst etlichen Figuren. Endlich das XVIII. wie man den Firniß von der Kupferplatte, nach geschehener Arbeit, wieder weg machen solle. Und das war der I. Theil.

Der II. Theil lehret, wie man den weichen Firniß oder Aetzgrund machen, und sich dessen bedienen solle, und zwar eben so ausführlich, als der vorige Theil, in VII. Capiteln und etlichen Figuren, dabey wir uns nicht aufhalten wollen.

Der

Der III. Theil lehret, wie man die geſtochenen oder geätzten Kupferplatten auf weis Papier abdrucken ſoll, wie auch die Druckerpreſſe nebſt allem Zugehör angeordnet werden müſſe; wobey abermal deutliche Figuren die ganze Sache ſehr erläutern, in XVI. Capiteln. Aus dieſem Theile könnten unſre Kupferdrucker ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit um ein vieles verbeſſern lernen; als welche es noch zur Zeit den Ausländiſchen bey weitem nicht gleich thun.

Nun folget der Anhang, der von der Herold- Mahl- und Reiskunſt handelt, ſo viel man davon beym Kupferſtechen zu wiſſen nöthig hat; nebſt beygefügten Figuren, und Beſchreibung unterſchiedlicher Sinnbilder, nebſt ihren Auslegungen. In der Vorrede dieſer Zugabe ſagt der Verfaſſer nur, daß er nicht die ganze Wapenkunſt abhandeln, ſondern nur lehren wolle, was ein Kupferſtecher davon zu wiſſen nöthig habe. Das I. Cap. handelt alſo von den Farben, und durch was für Striche ſie angedeutet werden. Das II. von den Fahnen, und ihren Farben. Das III. von den Ausbildungen der menſchlichen Begierden, Tugenden, Laſter, Künſte und Lehren, die dem Künſtler zu wiſſen nöthig ſind. Und hier iſt es gewiß, daß insgemein, aus Unwiſſenheit vieler Maler, Kupferſtecher, auch wohl Gelehrten, die ſolche Dinge unrecht angeben, vielfältig gefehlet wird. Hier giebt nun der Verfaſſer Anleitung, wie man eine kenntliche Abbildung des Aberglaubens, der Abgötterey, u. d. gl. malen ſoll. Die Abgunſt, oder Neid ſcheint uns aber vielmehr die Nacheiferung vorſtellen zu ſollen, weil man ſie als ein ſchönes Frauenbild malen

ſall, und ihr ein grünes Kleid voller Blumenknöpfe, als die Zeichen der Hoffnung, und einen Sporn oder hohle Dörner in Händen, zum Anreizen, beylegt, auch nackende Arme und geflügelte Füße giebt, ihre Hurtigkeit anzuzeigen. Kurz, es iſt dem Hrn. Verfaſſer nur der rechte Name nicht eingefallen. Auf gleiche Weiſe wäre noch bey verſchiedenen eins und das andere zu erinnern, wenn es hier der Ort dazu wäre. Wir wollen alſo nur die Namen der Bilder ſelbſt erzählen, dazu hier Anleitung gegeben wird. Das 4) iſt der Ablaß, oder die Vergebung, 5) der Adel, 6) das Alter, 7) das Allmoſen, 8) das Anbrechen des Tages, 9) das Anbrechen der Nacht, 10) die Andacht, 11) die Angenehmheit, oder beſſer, die Anmuth, 12) die Anſehnlichkeit, oder beſſer, das Anſehen, 13) der Argwohn; wobey man nur erinnern will, daß Namen, die im deutſchen zum männlichen Geſchlechte gehören, durchaus nicht in weiblicher Figur gebildet werden ſollten, wie die Vorſchrift hier lautet, 14) die Argliſt, 15) die Armuth, 16) der Aufruhr, 17) der Bankrott, 18) die Barmherzigkeit, 20) die Beredſamkeit, 21) die Baukunſt, 22) die Begierde, 23) die Bekehrung, 24) die Bekümmerniß, 25) die Belohnung. Dieſes muß nothwendig ein Druckfehler ſeyn, der aber dreymal wiederholt wird, und ſoll die Verhöhnung heißen; wie theils die angegebenen Merkmaale einer ausgeſtreckten Zunge, und der ausgereckt Zeigefinger der rechten Hand; theils auch das Wort Verſpottung zeiget, welches in der Beſchreibung mit eingefloſſen iſt, 26) der Betrug, 27) die Beweiskunſt, oder Logica, wobey uns merkwürdig, aber auch unrichtig vorkömmt,

daß

daß man ihr einen Raufdegen oder Rappier, wie es der Verfaſſer erkläret, beylegt, um den ſcharfen Verſtand anzuzeigen. Denn ein Rappier, deſſen Spitze einen Knopf oder Ball hat, iſt ganz ungeſchickt, ſolchen zu bedeuten; zumal da das Gefechte mit Rappiren nur ein Spiegelfechten iſt, die Vernunftlehre aber in den ernſtlichſten Sachen gebraucht wird. Die vier Schlüßel in der linken Hand, ſind weit geſchickter die vier ſyllogiſtiſchen Arten der Schlußreden anzudeuten. Auch der Helm, auf deſſen Kamme ein Falk ſteht, iſt nicht übel angebracht; weil dieſer Vogel ein ſcharfes Geſicht hat: wie wohl der Verfaſſer eine andre Urſache angiebt. 28) die Buchdruckerkunſt iſt auch hier nicht ſonderlich bezeichnet, wenn wir die Druckerpreſſe und den Schriftkaſten ausnehmen. Denn was ſoll die Schallmey? Die Blume Semperviv, wie man ſie nennt, oder Amaranth, mit der Beyſchrift ſemper, iſt auch zu allgemein. Es folgen zum 29) die vier Theile der Welt, und 30) machen die vier Jahrszeiten den Beſchluß.

Ein jeder wird wohl ſehen, daß dieſes nur eine Probe, oder ein Vorſchmack von allen den allegoriſchen und bedeutenden Bildern ſey, welche die Malerkunſt vorſtellen kann. So reichlich die Buchſtaben A und B mit Wörtern und Begriffen verſehen ſind, die ſich abſchildern laſſen, ſo viele würden ſich auch in den meiſten übrigen finden. Doch man muß mit einiger Anführung zufrieden ſeyn, die Anfänger auf einen guten Weg zu leiten. Es ſind auch bereits ausführlichere Werke davon vorhanden.

Wir eilen zu dem Kunſtverſtändigen Diſcurſe von der edlen Malerey, der nunmehr auf der 175ſten u. f. S. folget. Hier erklärt der Verfaſſer erſtlich das Wort Gemählde; und ſuchet darinn das malen (pingere) das Maal (ſignum) davon Grabmaal, Denkmaal, und die Mahlzeiten, als Gaſtmahl, Mittagsmahl, Abendmahl, unter eine und dieſelbe Wurzel zu bringen; welches aber der Bedeutung nach, unſtreitig drey ganz verſchiedne Sachen ſind. Doch bey den erſten beyden ließe ſichs noch einiger maßen durch die Aehnlichkeit mit dem Worte Zeichen, behaupten. Denn wie von demſelben das zeichnen, als eine Art der Malerey hergeleitet wird: ſo könnte auch von Maal, welches gleichfalls ein Zeichen bedeutet, das malen hergeführet werden. Im Niederdeutſchen, ſagt der Herr Verfaſſer, nennte mans ſchildern; weil nämlich die Schilde der alten Deutſchen gemalet worden. Doch braucht man auch im Hochdeutſchen die Benennung der Schildereyen ſehr häufig; es müßte denn ſeyn, daß im Fränkiſchen bloß dieſes nicht geſchähe.

Der zweyte Punct unterſucht, was das Gemählde ſey? und erkläret es mit dem Sokrates beym Xenophon durch eine Gleichheit deſſen das man ſehen kann; worauf verſchiedene Lobſprüche derſelben folgen. Er theilt ſie aber in zwo Arten: 1.) wenn ich eine Sache male, wie ſie zu Geſicht kömmt; als einen Menſchen, eine Landſchaft, eine Geſchichte. 2.) Wenn das Gemählde einen heimlichen Verſtand hat, und daher ein Sinnbild genennet wird.

Den Urſprung der Malerkunſt unterſuchet der IX. Punct. Sie iſt ſehr alt, und deswegen wird ſie auch edel genennt. Die Heiden haben ſie für eine Erfindung der Götter gehalten ꝛc. Er führt auch den Homer an, der der Minerven einen Schild beylegt, in welchem das Schlangenhaupt (ohne Zweifel meynt man den Kopf der Meduſa mit Schlangenhaaren) gemahlt geweſen. Hierbey nun führt er das V. B. der Ilias; imgleichen den Schild des Achilles u. d. m. an, von welchem ſolches doch zweifelhaft, oder gar falſch iſt; indem es vielmehr getriebene Arbeit, als gemahlte Bilder, geweſen. (*) Er führt den Plinius L. VI. Hiſt. Nat. an, der den Aegyptern die Erfindung der Malerey beylegt. Pyrrhus mit dem Beynamen Dädalus, hat ſie in Griechenland getrieben. Quintilian berichtet, man habe zuerſt nach dem Schatten gemalet, weswegen man bey kleinen Bildern dazu ſchreiben müſſen: Das iſt ein Pferd, und kein Eſel. Hierüber ſcherzt ein gewiſſer Franzoſe und ſagt: es wäre beydes zugleich wahr geweſen; denn das Gemählde wäre ein Pferd, der Maler aber ein Eſel geweſen. Kleophant von Korinth hat die Farben, und Apollodor von Athen den Pinſel erfunden. Apelles aber hat die Kunſt ſo hoch getrieben, daß einer von den Alten über ſeine Gemählde geſchrieben: Res ipſa: es wären die Dinge ſelbſt, und keine Bilder.

Im IV. Puncte werden die Maler unterſchieden, denn etliche legen ſich nur auf Bildniſſe, etliche auf Hiſtorien allein, etliche auf Landſchaften, etliche auf die

* S. eben in dem 2. Th. dieſes Bücherſaals die Abhandlung von der Erfindung der Malerey 180. S.

Perſpectiv, etliche auf Seeſtücke, etliche nur auf kleine, etliche auf große Hauptgemählde. * Auch die Gemählde ſind vielerley; denn etliche ſind nur Riſſe, oder Zeichnungen, die nachmals in Kupfer gebracht werden: wovon der berühmte Rubens geſagt: er wolle lieber mit Weiß und Schwarz einen guten Büchertitel zeichnen, als ein Bild mit Farben malen; weil dieſes wenigen, jenes aber vielen zu Geſichte käme, und den Namen des Meiſters bey der gelehrten Welt verewige. Etliche werden ſchwarz, bläulicht, roth ꝛc. getuſcht. Andre werden mit trockenen Farben, etliche mit Milchfarben, etliche mit Leimfarben, etliche mit Oelfarben gemacht, welches die dauerhafteſten ſind. Hernach ſind noch die Maler entweder Erfinder, etliche Copiſten, etliche Nachahmer fremder Stücke: doch ſo, daß ſie allerley ändern, und was eigenes dazu thun.

Die Verwandtſchaft der Malerey mit andern Künſten macht den V. Punct aus. Hier ſteht die Poeſie oben an, nach des Horaz Ausſpruche:

Der Maler und Poet hat gleiche Macht zu dichten.

Hier merket der Verfaſſer, daß die Studien einem Maler höchſt nöthig ſind: doch ſo daß die Natur ſelbſt ſein großes Buch bleibe. Wir merken hierbey an, daß dieſe Regel von denjenigen Frucht- und Blumenmalern ſehr aus den Augen geſetzt wird, die oft in einem Bilde Frühlings- Sommer- und Herbſtfrüch-

* Hier fehlen unſers Erachtens noch die Thiermaler die Blumen- und Fruchtmaler; die Maler der Nachtſtücke, der Ruinen ꝛc.

früchte oder Blumen zuſammen paaren; die doch in der Natur niemals beyſammen, oder zugleicher Zeit gefunden werden. Was die Alterthümer, Geſchichte, Gebäude, Kleidungen, Aufzüge der alten und Ausländer betrifft, das ſoll ein Maler, wie der Verfaſſer lehrt, von den Poeten lernen, oder ſelbſt einer ſeyn. Doch da das letzte zu ſchwer iſt, ſo iſt es beſſer, daß Dichter und Maler Freunde ſeyn, ſonderlich wenn emblematiſche oder allegoriſche Sachen vorkommen. Uebrigens iſt auch das Wachstreiben, die Bildhauer- und Baukunſt, mit dieſer Malerkunſt verwandt: wie denn Michael Angelo Buonaroti in allen dreyen vollkommen geweſen; auch dafür eine dreyfache Krone erhalten, die neben ſeinem Bildniſſe zu Florenz aufgehangen worden, mit der Ueberſchrift:

Tergeminis tollit honoribus.

Verulam hat beobachtet, daß die Weltreiche durch die Kriegskünſte geſtiegen: wenn aber die Wolluſtkünſte, wie die Malerey und Muſik, aufs höchſte geſtiegen, wiederum in Verfall gerathen. Er ſchleußt alſo, daß die Malerkunſt nur wegen der Baukunſt nützlich ſey: welches aber der Verfaſſer beantwortet.

Im VI. Puncte wird gewieſen, was zu einem ordentlichen Gemählde erfordert werde, wobey wir uns nicht aufhalten können. Der VII. handelt von maleriſchen Erfindungen; der VIII. von dem Ebenmaße und der Stellung der Bilder, wo ſehr hübſche Anmerkungen vorkommen. Der IX. von dem Lichte und dem Schatten. Hier wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer den verwirrten Begriff, den viele Maler von einem einfallenden Lichte haben, ein wenig deutlich

lich gemacht, und eingeschränkt hätte. Denn es werden viele Fehler damit begangen, wenn man z. E. viele Personen im freyen Felde, wo kein Schatten von etwas fällt, so malet, daß die eine ganz licht, die andere ganz schwarz aussieht u. d. gl. welches ganz wider die Natur ist. Der X. von den Bewegungen des Gemüthes; der XII. von eines Malers rühmlichen Eigenschaft; das XI. endlich enthält einige Erzählungen von der Malerey, die nicht zu verwerfen sind; aber so wohl, als das vorhergehende, um ein vieles hätten vermehret werden können.

Endlich folgt noch die auf dem Titel versprochene Kunst zu tuschen, und Risse zu machen, sonderlich den Kriegsbaumeistern und ihren Schülern zum besten. Die Grenzen unserer Blätter aber erlauben es nicht, uns länger dabey aufzuhalten. Wir sagen nur soviel, daß alle solche Anleitungen zu den schönen practischen Künsten viel Lob verdienen, und der Herr Verfasser also seines Ruhmes auch nicht zu berauben sey.

* *

IX. Neue Schriften.

Von den Predigten des Hrn. Hofpredigers und Probsts Jerusalem zu Braunschweig, sieht man abermal ein paar gedruckt, die vermuthlich von derselben geschickten Feder, eines vornehmen Mannes ins französische übersetzt worden, der wir die neuliche zu danken hatten. Die erste hat den

Titel: Discours sur l' Evang. de St. Matth. ch. II. v. 13. 18. servant à devoiler la Folie de ceux; qui vont á leurs fins par des Actions contraires à la volonté de Dieu. Da hier der Hr. Verfaſſer ſolche Abſchilderungen von dem Könige Pharao, und Könige Herodes macht, die zu einigem Nachdenken Anlaß gegeben haben: ſo hat der Herr Ueberſetzer in einer gelehrten Anmerkung, den Hern Hofprediger gerechtfertiget; und aus dem Joſephus, dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber, gewieſen, daß dieſe Beſchreibungen keine bloß redneriſche Kunſtgriffe, ſondern nach dem Leben geſchilderte Charactere wären. Ja er zeigt, daß ſo gar Hr. Voltaire in ſeinem Trauerſpiele Mariamne, eben denſelben Character vom Herodes gemacht; wie denn auch die Vorrede deſſelben dieſe merkwürdigen Worte enthält: Un Roi, à qui la terre à donné le Nom de Grand &c. La paſſion furieuſe de ce Roi, ſi fameux par ſes vertus & par ſes crimes, ſes cruautés paſſées, ſes rémords preſents &c. Die II. hat den Titel: II. diſcours ſur l' Evangile de St. Matth. Ch. XV. 21. 28. ou il eſt demontré, que la Confiance en Dieu eſt le vrai moyen de ſe tranquilliſer dans les malheurs. Beyde ſind ſo gerathen, daß ſie ſowohl dem deutſchen Originale, als der Feder die ſie überſetzt hat, Ehre machen, und wenigſtens in dieſer fremden Tracht, einigen Großen der Welt eine Aufmerkſamkeit auf dieſe Reden eines deutſchen Redners veranlaſſen werden; deſſen Originalſtücke ſie nur darum nicht leſen, weil ſie in ihrer Mutterſprache geſchrieben ſind.

2. Grundriß von dem merkwürdigen Leben des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts des ältern, Markgrafen zu Brandenburg, in Preußen, zu Stetin, Pommern, der Cassuben und Wenden Herzogs, Burggrafen zu Nürnberg und Fürsten zu Rügen ꝛc. bey Gelegenheit der zweyten Jubelfeyer der von ihm mildest gestifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen: aus vielen gedruckten und geschriebenen Nachrichten und zum Theil seltenen Urkunden ans Licht gestellet, von M. Friederich Samuel Bock. Königsberg bey Johann Heinrich Hartungen 1745. in 8. Hiervon soll ehestens mehr Nachricht gegeben werden.

3. Erste Sammlung neuer Lustspiele, welche theils übersetzt, theils selbst verfertiget hat A. G. U. Danzig und Leipzig bey Joh. Heinrich Rüdiger, 1746. in 8. Wenn es gleich Leuten, die nach einer lateinischen Zote des Plautus die Finger lecken, zu Seufzern über den heutigen Geschmack der Deutschen Anlaß giebt, die sich an deutschen Lustspielen so belustiget, als sich vormals die Römer an lateinischen ergetzet haben; und heute zu Tage Welschen, Franzosen und Engländer an den ihrigen vergnügen: so sehen es doch unzählige andre gern, daß auch unter uns solche zeitkürzende und nützende theatralische Sachen ans Licht treten. Man kann es also dem Herrn Verfasser und Uebersetzer dieser Sammlung nicht verargen, daß er den Liebhabern dramatischer Sachen seine Stücke mitgetheilet hat: und zwar um soviel weniger, da er selbst seiner Profeßion nach, ein Schauspieler ist; wie er in der Vorrede selbst gesteht.

Er

Er hat dieſelben allen vernünftigen und beſcheidenen Kunſtrichtern zugeeignet, und ihnen, als unumſchränkten Richtern die Freyheit gegeben, ſie entweder auf einmal in der erſten Geburt zu erſticken, oder beym Leben zu erhalten. Das erſte würde gar zu unbillig gehandelt ſeyn, weil man, wenn ja hier und da etwas zu erinnern wäre, dadurch viel gutes zugleich unterdrücken würde. Das I. heißt: der Schlendrian, oder des berühmten Booksbeutels Tod und Teſtament, ein Luſtſpiel von 3. Aufz. Das II. der Geizige, ein Luſtſpiel von V. Aufzügen, aus dem Franz. des Hrn. Moliere überſetzt. Das III. der verpfändete Baurenjunge, ein Luſtſpiel von 3. Aufz. aus dem Däniſchen des Hrn. Prof. Hollbergs. Das IV. der plauderhafte Schäfer, ein Luſtſpiel von einem Aufzuge, in Verſen, ein deutſches Original. Das V. der Mohr, ein Luſtſpiel von einem Aufzuge, in ungeb. R. ein Orig. Das VI. das Abendſtändchen, oder der lächerliche Liebhaber, ein Luſtſpiel, von einem Aufzuge, aus dem Holländiſchen überſetzt, in Verſen. Aus dem Titel iſt zu ſchließen, daß wir noch eine zweyte Sammlung von dieſer Feder zu gewarten haben. Wir hören auch, daß die Sylvia, und der Unempfindliche, in der deutſchen Schaubühne, aus eben derſelben Feder gefloſſen ſeyn ſollen.

4. Die Königliche deutſche Geſellſchaft zu Königsberg hat des Preußiſche Friedensfeſt auf dem Königlichen Reſidenzſchloſſe daſelbſt, wo ſie ſeit einiger Zeit ihren Sitz hat, mit einer öffentlichen Rede gefeyert, dazu ſie vorher ihre Mecänaten, Gönner und Freunde, durch einen deutſchen, gedruckten Bo-

gen

gen eingeladen. Der Tag ihrer Feyer war auf den 24sten Jenner, als den hohen Geburtstag ihres Königes und Stifters angesetzet; und nachdem die Rede in vornehmer und zahlreicher Versammlung verschiedener Staatsminister, Hofbedienten und Gelehrten von dem Director der Gesellschaft Hrn. Professor **Cölestin Christian Flottwellen** gehalten worden; ist dieselbe dem Drucke überlassen worden. Sie handelt den **Frieden, als den glorreichesten Triumph eines Monarchen ab**; und man muß gestehen, daß dieselbe so gerathen ist, wie sie diesen Feste sowohl, als der löblichen Gesellschaft Ehre machen kann. Man wiederholet hier nochmals den Wunsch, daß von diesem, und andern solchen wohlgerathenen Stücken der Mitglieder dieser Gesellschaft, bald eine Sammlung im Drucke erscheinen möge.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des II. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Merz 1746.

UNIVERSITÄTS BERLIN

I.

Johann Adolph Scheibens, Königl. Dän. Capellm. Critiſcher Muſicus. Neue vermehrte und verbeſſerte Auflage, Leipzig bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen 1745. in gr. 8.

Da zu unſern Zeiten, das iſt irgend ſeit zwanzig Jahren, alle freye Künſte und ſchöne Wiſſenſchaften ein merkliches Wachsthum in Deutſchland erfahren haben; und wenigſtens ſehr aus ihrer vormaligen Rauhigkeit geriſſen worden: ſo würde es ein Wunder ſeyn, wenn die Tonkunſt ganz allein nichts von dieſen glücklichen Umſtänden empfunden hätte. Allein die Verwandſchaft der Muſik mit der Dichtkunſt und Beredſamkeit iſt viel zu groß, als daß ein Schickſal, welches jene beyde Schweſtern betroffen, ſich nicht auch auf dieſe hätte erſtrecken ſollen. Sie hängen alle drey,

großentheils von einerley allgemeinen critiſchen Regeln ab, und da dieſelben in den erſtern einmal glücklich entdecket, und bekannt gemacht waren: ſo durfte nur ein Kopf darüber kommen, der in der Muſik geſchickt, und in jenen kein Fremdling war, um dieſelben auch in ſeine Kunſt überzutragen, und vermittelſt derſelben eine merkliche Verbeſſerung in der Muſik zu veranlaſſen.

Doch die Zahl der Muſikverſtändigen iſt insgemein nicht ſehr groß, ob es wohl von Tonkünſtlern überall wimmelt. Noch ſeltner aber ſind unter den erſtern, die man ſonſt Componiſten nennet, diejenigen, die außer ihren Noten, auch ſonſt was ſtudiret haben. Die meiſten glauben, das bloße Naturell, nebſt wenigen mechaniſchen Kunſtgriffen, und den Muſtern gewiſſer berühmten Muſikmeiſter, wären ſchon überflüßig zureichend, einen zum Componiſten und Capellmeiſter zu machen: viele aber, die auch wohl merken, daß ihnen noch ſonſt etwas fehlt, haben das Glück nicht gehabt, ſo erzogen zu werden, daß ſie ſich ſelbſt helfen könnten. Das ſchlimmſte dabey iſt, daß die wenigen, denen es geglückt, durch viele Mühe und Fleiß in andern Wiſſenſchaften, auch eine tiefere Einſicht in die Muſik zu bekommen, von den übrigen handwerksmäßigen Spielleuten insgemein als Grillenfänger verachtet und ausgelachet zu werden pflegen.

Unter die kleine Anzahl ſolcher gelehrten Muſikverſtändigen, die mit allen freyen Künſten zugleich in Bekanntſchaft ſtehen, iſt nun auch der Hr. Capellmeiſter Scheibe zu zählen, dem wir dieſen critiſchen

Muſicus zu danken haben. Er hat ſich durch den wenigen Dank, den die critiſchen Verbeſſerer der ſchönen Wiſſenſchaften ins gemein erhalten, nicht abſchrecken laſſen, vor ſieben Jahren ohngefähr, in Hamburg Hand an die Muſik zu legen. Hier lebte er damals, ob er wohl ein gebohrner Leipziger war, und daſelbſt etliche Jahre ſeine Studien mit Fleiß getrieben hatte. Er gab alle 14 Tage einen halben Bogen, unter dieſem Titel heraus, und machte dadurch alle diejenigen aufmerkſam, welche den guten Geſchmack in freyen Künſten, eine ſchöne Schreibart, und eine tiefe Kenntniß der Tonkunſt zu unterſcheiden wußten. Er ſetzte dieſe Schrift ein paar Jahre beſtändig fort: hatte aber auch das Schickſal vieler andern, die in Weſpenneſter ſtören, daß er nämlich hin und her ihre Stacheln fühlen mußte. So wohl in Ober- als Niederſachſen fanden ſich Gegner, die ſich durch einige ſeiner Blätter beleidiget, oder doch getroffen fanden; und ihm ſolches nicht ſchenken wollten. Herr Scheibe antwortete ihnen auch zuweilen, wenn er es für nöthig hielt; endlich aber ward er mit ſeiner Schrift, und ſeine Gegner mit ihren Streitſchriften fertig.

Dabey blieb es nun etliche Jahre, und die Liebhaber einer geläuterten Theorie in der Muſik laſen ſeine Blätter mit Vergnügen: gleichwohl bemerkten einige Freunde des Herrn Verfaſſers, der indeſſen Königl. Däniſcher Capellmeiſter ward, daß zu den Abhandlungen gewiſſer Materien, noch verſchiedenes hinzu geſetzet werden könnte. Sie rieſſen alſo demſelben an, noch einmal Hand ans Werk zu legen, und eine neue Ausgabe ſeines Buches zu veranſtalten. Er

ſah ſelber wohl ein, daß er in dem engen Raume eines halben Bogens, den ſeine Blätter jedesmal eingenommen, nicht allemal Platz gehabt, ſeine Gedanken von manchem Stücke der Tonkunſt ausführlich genug zu entdecken; wie er in der Vorrede geſteht: daher faßte er den Entſchluß, dieſen Mängeln abzuhelfen, und der Welt ein Buch zu liefern, welches ſich gegen ſeine Gegner gleichſam ſelbſt vertheidigen könnte.

Der Herr Verfaſſer giebt von einigen Umſtänden, die den Abdruck des Werkes verhindert haben, in der Vorrede Nachricht, und entſchuldiget ſich dadurch, daß er verſchiedener muſikaliſchen Neuigkeiten darinn nicht gedacht, ſo ſich in der Zeit eräuget haben. Daher hat er dieſe Vorrede beſtimmt, einige ſolcher Anmerkungen einzurücken, die ins Werk nicht haben kommen können: giebt aber zuvor Nachricht, wie er dieſen Tractat verbeſſert habe, und was dieſe Auflage von der erſten unterſcheidet.

Erſtlich alſo hat er von dem Buche ein ganz neues Manuſcript machen müſſen; weil er außer obigen Urſachen, einige Blätter in der Eile hatte verfertigen müſſen, wie es in ſolchen wöchentlichen Schriften zu gehen pflegt. Auch die Schreibart hatte eine Verbeſſerung nöthig: bey welcher Gelegenheit wir es dem Herrn Verfaſſer als ein beſonderes Verdienſt nachrühmen, daß er in einer Kunſt, worinn bisher eine ſolche kauderwälſche Sprache geherrſchet, und wo alles mit übelverdauten Brocken der Ausländer überſchwemmet geweſen, dennoch ſehr reines Deutſch geſchrieben; ſo viel es nämlich die bisherige italieniſche Sucht der deutſchen Muſikmeiſter zugelaſſen hat.

Frey-

Freylich ſind noch hin und wieder einige fremde Kunſtwörter übrig blieben: allein wer konte einen ſolchen Stall auf einmal ſäubern? Der Herr Capellmeiſter hat genug gethan, daß er den großen Reichthum unſerer Mutterſprache in den allermeiſten Stücken gewieſen: andre werden wohl thun, wenn ſie auf ſeiner Bahn fortgehen werden. Dieſes nun veranlaßte ihn, viele Blätter umzuſchmelzen, andre mit Zuſätzen zu verſehen; aus einigen etwas wegzulaſſen, viele Anmerkungen und neue Abhandlungen beyzufügen: ſo daß der itzige critiſche Muſicus faſt noch einmal ſo ſtark geworden iſt; als er in der erſten Auflage geweſen war.

Weil wir vorausſetzen können, daß der Hauptinhalt deſſelben, den Liebhabern der Muſik längſt bekannt geweſen, ſo wollen wir uns hier dabey nicht aufhalten; ſondern nur von den Verbeſſerungen reden, dadurch die itzige, zu einem von den trefflichſten Büchern geworden, welches zu unſern Zeiten herausgekommen iſt.

Da der Herr Verfaſſer in der Verbeſſerung des Textes auf die Wahrſcheinlichkeit der Zeit zu ſehen hatte, als ſeine Blätter zuerſt in Hamburg herausgekommen: ſo hat er alles, was ſich dahin nicht ſchickte, in die Anmerkungen gebracht. Die Zuſätze alſo betreffen den Text ſelbſt; die Anmerkungen aber enthalten verſchiedene Materien, die nicht im Texte ſtatt finden konnten, und doch zum Verſtande der Sachen nöthig waren. Er hat darinnen verſchiedenen Einwürfen begegnet, muſikaliſche Kunſtwörter erkläret, u. d. gl. So iſt nun ſein Werk nicht nur für Muſikver-

ſikverſtändige, ſondern auch für diejenigen, die ſolcher Kunſt ganz unkundig ſind, dennoch aber daraus gern etwas verſtehen wollen, brauchbar geworden.

Das II. III. und XVte, das XXI. XXIV. und XXV. St haben die wichtigſten Zuſätze und faſt ein neues Anſehen erhalten. Alle Stücke die von der theatraliſchen Muſik handeln, wie auch das XXXVII. XXXVIII. und XLſte St. imgleichen die meiſten, die von denen zum Kammerſtyl gehörigen Vocalſtücken reden; ferner das XLII. XLVIII. und LVſte Stück haben gleichfalls ſtarke Verbeſſerungen bekommen. Bey dieſem letztern iſt eine ſchöne Stelle von Kirchenmuſiken, aus dem engliſchen Zuſchauer beygefügt. Sodann iſt das LVI. LXIIII. LXVII. LXVIIII. bis LXXIIII. imgleichen das LXXVIII. merklich beſſer ausgeführet: ja es wird ſo leicht kein einziges ohne alle Veränderung, oder ohne Zuſatz geblieben ſeyn.

Unter den Anmerkungen ſind folgende merkwürdig: Beym IIten Stücke beweiſt er, daß die Meynung, Pythagoras habe in der Schmiedeeſſe die Proportion der Töne erfunden, fabelhaft ſey; und bey der 7ten Anmerkung deſſelben Stückes, das vom Alterthume der Opern handelt, führt er itzo noch das bäyliſche Wörterbuch, im Art. Rinuccini und Sulpitius an, wo man zumal in der deutſchen Ausgabe, mehrere Nachricht davon finden kann. Die 6te Anmerkung beym VII. Stücke betrifft die Fehler der Sänger und Sängerinnen, in Anſehung der Action auf der Schaubühne, theils auch die Beurtheilung der Oper überhaupt.

In dieſem ganzen Stücke wird man ſehen, daß ein groß r Meiſt r in der Muſik, ein berühmter Capellmeiſter und Componiſt, ja was noch mehr iſt, ein gelehrter und critiſcher Kenner der Muſik, eben ſo von den Opern urtheilet, wie ſchon im 1730ſten Jahre in der critiſchen Dichtkunſt davon geurtheilet worden. "In unſern meiſten Opern, ſo hebt er an, herrſchet ein niederträchtiges und abgeſchmäcktes Weſen, welches der Vernunft und allen Regeln ſo augenſcheinlich widerſpricht, daß man ſich nicht wenig wundern muß, daß es noch Leute giebt, die dieſe ungereimten Dinge hören, und ſo gar bewundern können. ꝛc. Die lächerlichen Ausſchweifungen, welche darinnen zu unſern Zeiten überhand genommen haben, verdienen die Verachtung aller Vernünftigen. Deswegen bin ich auch gezwungen öffentlich zu geſtehen, daß ich nicht unter diejenigen gehöre, die dieſe Thorheiten billigen, und die eiteln und hirnloſen Einfälle unſrer meiſten Operndichter durch ihren Beyfall vermehren.

Wen dieſes Urtheil verdrießt, der muß dieſes ganze Blatt nachleſen, wo er die Urſachen ausgeführt finden wird, warum die Opern ſo lächerlich und unordentlich ſind; davon die erſte an den Poeten, die zweyte an den Componiſten, und die dritte an den Sängern liegt. Was r von dem erſten Stücke ſagt, iſt ſo gründlich und der Erfahrung gemäß, daß man ſchwerlich etwas dagegen wird aufbringen können. Von den Fehlern der Poeten führt man ein paar

Proben an, da theils Pompejus, theils Hannibal, ein paar lächerliche Arien singen. Am seltsamsten aber ist diese, die in einer der neuesten Hamburgischen Opern vorkommen soll, wo ein stoischer Weltweiser so singen muß:

Wie Katzen und Hunde sich beißen,
Einander die Jacke zerreißen;
Bald aber sich wiederum lecken,
Und Junge zusammen wohl hecken:
So machen die Menschen es auch.
Sie wollen selbst auf ganzer Haut nicht schlafen;
Sie machen sich muthwillig viel zu schaffen,
O schändlicher Gebrauch!

Wir könnten dem Herrn Capellmeister aus unserer Samlung alter Opern noch viel lustigere Bißchen mittheilen; wenn wir nur die vom Hamburgischen Ochsenschlachten, und die Eisennachische, von den löblichen Anstalten der Obrigkeit im Bierbrauen, ein wenig durchblättern wollten. Doch der Raum leidet solches hier nicht, und wir sparen solches auf andre Zeit. Soviel ist aber wahr, wie der Herr Capellmeister Scheibe auf der 70sten Seite urtheilt: "Gewiß, wir haben wenig solche Männer, die in der „Oper den guten Geschmack bewiesen. Im Gegentheile giebt es eine große Menge, solcher hirnloser „Dichter, die die Größe der Poesie, und die Ehrbarkeit der Schaubühne auf das stärkste verunehren, so daß auch daher die Oper bey den Vernünftigen in die größte Verachtung gerathen ist.„ Und ungeachtet der Herr Verfasser unter die guten Opernditchter, denjenigen rechnet, unter dessen Namen die

Oper

Oper Sancio ſonſt bekannt iſt; indem er eine Stelle anführet, die Sinilde zu ihrem Sohne ſagt: ſo iſt doch bekannt, daß dieſe Oper nur eine Ueberſetzung aus dem italieniſchen iſt, und alſo dem Urheber, und nicht dem Dollmetſcher zur Ehre gereichet; zumal da die deutſchen Verſe ſo hart und gezwungen, auch zum Theil ſehr undeutſch klingen. Von ſeinen eigenen Opern könnten wir allenfalls ſolche lächerliche Proben anführen, als irgend ein anderer Opernmacher gegeben hat; wenn es der Mühe werth wäre.

Die zweyte Urſache des Verfalls, drückt der Herr Verfaſſer ſo aus: "Die meiſten Componiſten ſind „in den Wiſſenſchaften noch unerfahrner, als unſre „poetiſche Helden. Sie verſtehen ſo gar ihre eigene „Mutterſprache nicht. Sie haben keinen Begriff „von der Rede, von dem Ausdrucke und von dem „Steigen und Fallen der Worte und Sylben. Sie „ſetzen das Recitativ nicht nach der Natur des Reden„den, ſondern nach einigen harmoniſchen Regeln, die „nur allein auf den Zuſammenhang, und auf den „bloßen Abfall der Töne und Intervallen gehen. „Die Gemüthsbewegungen auszudrücken ſind ſie am „wenigſten geſchickt; und die Zuhörer in eben die Lei„denſchaft zu ſetzen, die ſie vorſtellen ſollen, iſt ihr „Werk nicht. Und doch iſt ſolches allerdings nöthig. „Ein italieniſcher Einfall iſt ihnen allemal ſo ſchön, „daß ſie ſich nicht entbrechen können, ihn auf ſolche „Worte zu ſetzen, dahin er gar nicht gehöret. Die „weiten Ausdehnungen der Wörter und Sylben ſind „allezeit nothwendig, wenn auch der Verſtand und „die Sachen kaum erlauben, daß der Sänger bey

„den

„den schlechtesten Noten einige wenige Manieren hin-
„zuthue. Ein Italiener wiederholet z. E. die Wor-
„te Io voglio verschiedene male, und unterbricht auch
„wohl den Gesang durch einige Pausen, ehe man noch
„weis, daß er lieben will. Er läßt seinen Helden
„unzählige mal alla, alla singen, und man erfährt
„erst in einer viertel Stunde, daß er sagen will alla
„vendetta! Die Deutschen haben gehört und gese-
„hen, daß diese Italiener ihre unnatürliche Wieder-
„hol'ung mit einem wohlklingenden Gesange begleitet
„haben. und daß diese Leute berühmte Meister in der
„Musik sind, die sich einen großen Ruhm erworben
„haben. So wird denn der Schluß gemacht: da
„solches berühmte Männer gethan haben, so können
„wir es auch thun; gleich als wenn angesehene Leu-
„te keine Thorheiten begehen könnten.

Auf gleichen Schlag fährt der Herr Verfasser fort, den Componisten voriger Zeiten den Text zu lesen; der abermal mit demjenigen ganz einstimmig ist, was Herr Prof. Gottsched ihnen schon vor 16. Jahren in seiner critischen Dichtkunst für Vorwürfe gemacht hatte. Hierauf kömmt er auch auf die Sänger und Sängerinnen, und auch davon müssen wir etwas anführen:

"Endlich, heißt es, müssen wir auch von den
„Sängerinnen noch etwas reden. Diese sollten bil-
„lig nicht allein ihre Rollen gut und deutlich absin-
„gen, sondern sie sollten auch die Handlungen natür-
„lich und ihrem Character gemäß vorstellen. Wir
„werden aber unter einer großen Menge sehr wenige
„finden, die daran denken, daß sie noch zu etwas

„mehr

„mehr, als zum Singen da ſind. Wir ſehen die „Traurigen mit einem lachenden Munde ihre Triller „machen. Ja das Wort Dolore oder morir, wird „durch kräuſelnde Figuren zu einer luſtigen Sache ge„macht. Sie bemühen ſich um die Wette ihre Ge„ſchicklichkeit im Singen zu zeigen, die Melodien zu „verderben, die Menge ihrer Manieren anzuwenden „und dadurch die Worte zu verdrehen und die Aus„drückungen zu ſchwächen. Das alles thun ſie mit „ſolcher Freyheit, als ob ſie gar nicht auf der Schau„bühne ſtünden, wo ſie ſich ihrem Character gemäß „zu verhalten haben. Es trifft bey ihnen ein, was „ehemals Herr von Canitz von den Poeten ſagte:

„Er ſucht ihm fremde Spur,
„Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
„Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

„Die meiſten Sängerinnen ſchicken ſich am beſten, ver„liebte Geberden zu machen, und die zarten Gemü„ther ihrer jungen Zuhörer, durch ihre aufgeſtellten „Reizungen zu beſtricken. Aber die Tugenden in „ihrer Größe vorzuſtellen, und die Zuhörer durch ih„re Vorzüge zu erbauen, kömmt ihnen keinesweges „ein. Denn hat wohl jemals ein Opernfrauenzim„mer eine Sittenlehrerin abgeben wollen?

Wir brechen ab, und verſichern übrigens, daß der Herr Verfaſſer kein Feind von allen Opern überhaupt iſt; ſondern ſelbſt im 30ſten Stücke Vorſchläge und Regeln ertheilet hat, wie dieſe Art von Gedichten etwas beſſer und vernünftiger eingerichtet werden könnte: wobey er des Metaſtaſio u. a. neuern Welſchen ihre Singeſpiele zu Muſtern anpreiſet.

Nach

Nach dieser Einschaltung fahren wir fort, die vornehmsten Zusätze und Anmerkungen dieser neuen Ausgabe zu erzählen. Bey dem XXI. St. wird gewiesen, daß eine gute Musik dem Gehöre allemal angenehm sey; worinn der gute Geschmack bestehe; was das heiße, eine Melodie beziehe sich auf einen Hauptton; und was die Absicht der Musik in Ansehung der Affecten sey? Bey dem XXX. wird von den Feinden der Kirchenmusik gehandelt. Beym dem LXIV. wird von der Telemannischen und einigen andern Odensammlungen geredet. Beym LXIIX. wird der Rhythmus erkläret: andre zu geschweigen, die wider einige Einwürfe des Hrn. M. Mitzlers und Hrn. Mattheſons gerichtet sind.

Die neuen Abhandlungen, womit diese Auflage vermehret worden, sind 1) an statt der Uebersetzung der aristotelischen Gedanken von der Musik, im XXXXIX. L. und LIsten Stück, eine freye Abhandlung von der Fuge; die so frey und ungezwungen abgefasset ist, daß sie auch ein bloßer Liebhaber von der Musik verstehen kann; den Musikverständigen aber als eine Aufgabe dienen kann, alle Arten musicalischer Künsteleyen aufzulösen. 2) Das erste Stück im IV. Theile, worinn die Eintheilung der Musik, aus den ersten Gründen erkläret wird; daher es der Herr Verfasser den gelehrten und vernünftigen Musikverständigen zur Beurtheilung übergiebt. 3) Eine Abhandlung vom Recitative. 4) Eine Abhandlung vom Geschmacke; davon der Herr Capellmeister denselben Begriff beybehält und auf die Musik anwendet, der in der Leipz. Critischen Dichtkunst von

der

der Poeſie gegeben worden. Hierbey kömmt in der Vorrede etwas von der in Hamburg ans Licht getretenen **Neueſten Unterſuchung der Singſpiele, nebſt beygefügter Geſchmacksprobe** vor: indem der Herr Verfaſſer verſichert, daß dieſe Anklage des heutigen Geſchmacks in der Muſik, ungegründet ſey, und keinem einzigen wahren Meiſter in der Muſik zum Nachtheile gereichen könne. Er begegnet ferner einigen Sätzen aus der Schrift **Ariſtoxenus des jüngern**; die wir aber bey ihm ſelbſt nachzuleſen rathen. 5) Eine neue Ueberſetzung der ariſtoteliſchen Gedancken von der Muſik, die beſſer nach dem Sinne dieſes alten Weltweiſen gerathen iſt, als die vorige.

Uebrigens iſt dieſe Ausgabe mit einem Anhange derjenigen Streitſchriften vermehret worden, die der Herr Capellmeiſter über ſeinen critiſchen Muſicus mit verſchiedenen gewechſelt hat; wobey denn auch verſchiedene Anmerkungen vorkommen, die ſolche Sache erläutern können. Nun halten zwar viele dafür, derſelbe hätte dieſe alle mit einander der Vergeſſenheit überlaſſen können: allein da es ihm gefallen, auch ſeine Feinde ſelbſt der Nachwelt aufzubehalten: ſo kann es ſeinem Buche auch nichts ſchaden. Den Schluß macht ein Regiſter; welches gut und zureichend iſt.

Man muß geſtehen, daß dieß ganze Buch leſenswerth, und ſehr wohl geſchrieben iſt; auch unſern Zeiten, unſerm Vaterlande und den großen Meiſtern der Muſik, die Deutſchland itzo aufzuweiſen hat, und womit es allen Ausländern trotzen kann, zu beſon-

drer Ehre gereichet. Schließlich ist diese Auflage auch des Druckes und Papiers wegen, sowohl als wegen verschiedener saubern Zierrathe, für ein Muster eines schönen Buches zu halten, welches dem Hrn. Verleger Ehre macht.

* *

II.

Fortsetzung des Auszugs, aus dem Enquiry into the Life and Writings of Homer.

Nächst dem Ursprunge einer Sprache, wird dieselbe hauptsächlich durch die Religion eines Landes, und die Sitten der Zeit eingerichtet. Dieses handelt der Verfasser in dem IV. Abschnitte ab; ob er gleich im folgenden erst von dem Ursprunge der Griechischen Religion und Gelehrsamkeit genauer handeln will. Hier begnügt er sich zu sagen, daß selbige von der großen Mutter aller heiligen und bürgerlichen Einrichtungen, dem Königreiche Aegypten hergekommen. Dieses weise Volk scheint zuerst die Schlupfwinkel menschlicher Neigungen, und die Mittel eine große Gesellschaft zu regieren, eingesehen zu haben. Sie sahen die allgemeine Neigung der Menschen, zu bewundern was sie nicht verstehen: und über unbekannten Kräften zu erstaunen, die sie sich als nützlich oder schädlich vorstellen. Ihre Religionspuncte und Ceremonien richteten sie also nach dieser Gemüthsart ein; machten ihre Ceremonien

monien geheimnißvoll und trugen ihre allegoriſchen Lehren mit einer tiefen und heiligen Heimlichkeit vor.

Hieher kam nun die Menge ungeheurer Götterhiſtorien; welche die älteſten Weiſen in Griechenland, die in Aegypten geweſen waren, ihren Lehrlingen beybrachten. Unter dieſe rechnet der Verfaſſer den Heſiod und den Homer auch. Allein als nachmals auch Leute von hitziger Einbildungskraft darauf geriethen, die ſich einbildeten, ſie könnten eben ſowohl dichten, als ihre Lehrer: ſo mehrte ſich die Zahl der Fabeln. Bisweilen aber gieng die allegoriſche Deutung ganz dabey verlohren. Dieſes waren die ἱεροὶ λογοι, die heiligen Traditionen, deren Herodotus ſo oft gedenket, und die Orpheus ſo angeprieſen hat; ob ſie gleich Juſtin der Märtrer in andrer Abſicht angeführt hat;

Εἰς δὲ ΘΕΙΟΝ ΛΟΓΟΝ βλέψας ταῦτα προσέφησε

In Griechenland fand dieſe allegoriſche Religion einen bequemen Boden. Sie ſchlug tiefe Wurzeln in den ganz dummen und unwiſſenden Gemüthern des Volkes, welche noch von keiner andern etwas wußten. Sie ſetzten auch hinzu, ſo viel ſie wollten; und in wenigen Menſchenaltern hatte ſie ſich ihren Sitten und ihrer Sprache ganz einverleibet, und war allgemein geworden. Zu einer ſolchen Zeit nun erſchien Homer in der Welt; als dieſelbe ihre Stärke erreichet, und doch die Anmuth der Neuigkeit und Jugend noch nicht verlohren hatte. In einem ſolchen Zeitpuncte will ein jeder in der herrſchenden Art des Ausdruckes reden, und wenn dieſes mit dem metaphoriſchen Schwunge der Mundart zuſammen genom-

men wird: so erhellet daraus die Quelle der beständigen Allegorie in alten Schriften.

Man hat Exempel genug, wie sehr der Glaube an eine gewisse Secte macht, daß man in der angenommenen Sprache derselben redet und schreibt. Man mengt dieselbe in die Geschäffte, in die Belustigungen, in alles; sonderlich, so lange die Lehre blüht, und in vollem Schwange geht: bis endlich die Meynungen etwa alt und verächtlich werden, oder gar verschwinden.

Hierauf kömmt der Verfasser auf die Sitten der Zeit, wodurch er die Lebensarten und eingeführten Studien versteht, die denen, so darinn vortrefflich sind, Ehre bringen. Diese richten sich insgemein nach dem Schicksale des Volkes. In den oberwähnten Zeiten waren diejenigen Künste die vornehmsten, die dem natürlichen Bedürfnisse abhelfen und ihren Personen und Gütern Sicherheit schaffen konnten. Diese adelten ihre Erfinder. Als aber Ueberfluß und Reichthum entstund, so wurden diejenigen merkwürdig, welche die Ergetzlichkeiten verschönern, und den Pracht höher treiben lehrten. Zu Homers Zeiten giengen nur die ersten noch im Schwange; und sein gutes Glück machte ihn von den zwey Lastern frey, denen Longin den Verfall der Dichtkunst zuschreibt: nämlich dem unersättlichen Triebe nach Reichthümmern, und der niedrigen, entkräftenden Wollust; oder der Liebe zu Lustbarkeiten.

Kurz, die Waffen waren damals die vornehmste und ansehnlichste Beschäfftigung, und ein patriotischer Geist, war der rühmlichste Character. Beyde

brauchte

brauchte man dazumal. Wer seine Stadt tapfer vertheidigte, sein Land erweiterte, oder für die gute Sache starb, der ward als ein Gott verehret. Die Liebe zur Freyheit, die Verachtung des Todes, nebst ihren Folgen, als Ehre, Redlichkeit und Mäßigkeit, waren ein wahrhaftes Lob. Wer sie nicht hatte, der mußte schimpflich leben, und in der Sclaverey sterben. Kein Wunder, daß diejenigen, die sie also aus Noth lernten, sie besser inne hatten, als Schulen und Lehrbücher sie beybringen können; und daß Abschilderungen solcher natürlichen Charactere, welche die Kennzeichen der Wahrheit an sich tragen, alles das übertreffen, was nur nachgeäfft, oder nach unrechten Mustern gemacht ist.

In den meisten griechischen Städten waren die Policey und die Gesetze kaum entstanden, als Homer in die Welt kam. Die ersten Aufsätze davon waren sehr einfältig, und nach der ungekünstelten Lebensart ihrer Einwohner eingerichtet. Das große Gesetz der Gastfreyheit war fast die vornehmste Anordnung. Einen Fremden zu verletzen, der in unserm Hause eingekehret, an unserm Tische gegessen, oder bey unserm Feuer gesessen, das war die höchste und abscheulichste Gottlosigkeit. Die übrigen waren nur überhaupt Verbothe der Gewaltthätigkeiten, die uns itzo unnöthig, oder wilde vorkommen. Man fieng erst recht an, in den Mauren neuangelegter Städte zu leben; und hatte noch nicht Zeit gehabt, rechte bürgerliche Einrichtungen zu machen. Man lebte natürlich, nach dem Triebe der Neigungen, die in jeder Brust ihren Sitz haben. Daher sprach und

handelte man auch ohne Zwang, so wie man dachte nach den eigenen Begriffen von dem, was gut und übel, gerecht und ungerecht war. Dieß alles giebt nun sehr natürliche Bilder.

Dieses hatte nun einen besondern Einfluß in die Sprache; nicht nur in so weit sie natürlich, sondern auch offenherzig, und redlich ist. So lange ein Volk so einfältig und aufrichtig ist, bekommen alle seine Worte ein Gewicht von der Wahrheit. Seine Gedanken sind stark und ehrlich, und bringen allezeit geschickte Worte hervor, solche auszudrücken. Diese Ausdrückungen sind gesund, und ungekünstelt, nicht verstellt; und brechen in lauter ungezwungene Redensarten aus. Sie sind an das artige Geschwätz der Complimenten nicht gewöhnt; vielweniger mit spitzfindigen Einfällen, und Wortspielen versehen; welches nach der Zeit in allen Ländern, in Griechenland aber lange nach den trojanischen Zeiten eingerissen ist. Daher kömmt es nun, daß fast alle Völker ihre alten Poeten so gern lesen. Denn wir fühlen die Kraft ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken viel besser, als wenn die Sprache schon zu einer verschnitzten Falschheit, und feinen Schmäulen abgerichtet worden.

Im gemeinen Leben ist ein aufgeweckter scherzhafter Kopf eine Gabe, die hochgeschätzt wird. Aber ein solcher ist kein Held für ein Episches Gedicht, ja er findet keinen Daumen breit Platzes darinnen. Im wichtigen Dingen einen Witzling zu spielen, das ist gefährlich, und läuft endlich auf einen Possenreißer hinaus.

Virgil

Virgil hat die Wichtigkeit dieſer Anmerkung ſo ſehr eingeſehen, daß er die alten Sitten allezeit nachgeahmet, und vom Ennius die veralteten Wörter nebſt den abgekommenen Wortfügungen der Sätze erborget. Ja er hat ſo viel alte Formeln und Gewohnheiten bey Opfern, Spielen, Einweihungen und d. gl. angenommen, als ſein vortreffliches Gedicht nur erlaubet hat.

In dem V. Abſchnitte kömmt der Verfaſſer auf einen Gedanken, der ſeiner Einſicht viel Ehre macht. Er findet, daß ohne Tugend, keine wahrhafte Dichtkunſt ſtatt habe. Die Sitten eines Volks bilden ſeinen Character und beſeelen ſeine Sprache. Sind ſie alſo geſund, und unverderbt, ſo wird ihre Mundart damit überein ſtimmen: ſind ſie aber gar edel und heldenmüthig, (wie ſie denn zur Poeſie ſeyn müſſen) was ſind ſie denn anders, als die Tugend ſelbſt, in ihrem vollen Glanze?

Der Verfaſſer zieht noch einen andern Satz aus den vorigen Anmerkungen, der ihm ſo ſeltſam vorkömmt, daß er nicht weis, was er damit machen ſoll. Denn, ſagt er, es klingt vor dem Gerichtſtuhle Apollons verrätheriſch, wenn man ſagt: eine zierlich ausgearbeitete Sprache ſchicke ſich für einen großen Poeten nicht: und wenn dieſer Satz wahr iſt; daß auch niemand etwas gut beſchreiben könne, als was er geſehen hat; vielweniger etwas ungezwungen und meiſterlich beſchreiben könne; außer in der Sprache, der er gewohnt iſt. Was den erſten Satz anlanget, ſo iſt derſelbe von einigen neuern, bey uns Deutſchen, dahin gezogen worden, als ob man ſich in

Versen keiner grammatischen Richtigkeit, sondern eines rauhen und barbarischen Ausdruckes bedienen müsse, wenn man große und edle Gedanken sagen will. Das ist aber die Meynung unsers Verfassers nicht. Denn wenn ihm jemand den Lehrsatz schuld geben wollte, daß ein Mischmasch aus der Irrischen, Wallischen und Schottischen Mundart, mit gewissen unrichtigen und pöbelhaften Englischen Wörtern versetzt, eine schöne poetische Schreibart mache, so würde er gewiß übel mit ihm zufrieden seyn. Denn ein anders ist eine solche unrichtige, ein anders aber, eine etwas männliche, altfränkische und ungekünstelte Art des Ausdruckes. Jene ist von groben Fehlern nicht frey, die allen Sprachen Schande machen; diese aber ist nur der neumodischen Umschweife und der gar zu gezierten Ausdrückungen überhoben, womit die Weichlichkeit neuerer Zeiten die herzhaften Redensarten der Alten vertrieben hat.

Hernach aber ist es auch nicht allerdings wahr, wenn der Verfasser sagt: that, vvhat we call polishing, diminishes a Language; daß das Ausputzen einer Sprache sie nur ärmer mache. Denn obgleich einige Wörter, die an sich selbst entweder ungeschickt, oder übelklingend sind, abgeschafft zu werden pflegen, wenn eine Sprache feiner wird: so folgt es doch nicht, daß sie darum arm werden müsse. Virgil hat viele Wörter, die im Ennius und Plautus stehen, abgeschafft: aber wer merkt seiner geläuterten Mundart einen Mangel in Ausdrückungen an? Opitz hat viel altväterische Redensarten des Hans Sachsen und andrer nicht gebraucht: aber was geht

ihm

ihm dadurch ab? Eben so kann man auch heute zu Tage noch unrichtige Wortfügungen und Sprachschnitzer der Alten sorgfältig vermeiden; und doch darum einen Ueberfluß an guten Ausdrückungen behalten: wie die Beyspiele unsrer besten und reinsten Dichter darthun.

Darinn aber stimmen wir mit dem Verfasser völlig überein, daß eine heutige, gar zu zierliche und gekünstelte Schreibart sich zu der alten Einfalt der Sitten, die zu einem epischen Gedichte unumgänglich erfordert wird, ganz und gar nicht reime. Dichten wir nun unsern Helden altväterische Sitten, so müssen wir uns auch bemühen ihre Schreibart nachzuahmen. Dieses beweist der Verfasser mit Fenelons Exempel, der in seinem Telemach eine Folge der Odyssee verfertigen wollen; aber ein Mischmasch alter und neuer Sitten hineingebracht hat: indem er die alte Heldentugend mit der neuern Politik vereinigen wollen, und die Poesie Staatsregeln hat predigen lassen.

Ueberhaupt merket er an, daß ein unumschränktes Regiment, sowohl in die Mannigfaltigkeit der Charactere, als in die Sprache selbst, einen schädlichen Einfluß habe. Er meynt, ein Engländer dörfe nur rings um sich her, auf die artigsten Völker in Europa sehen, die entweder unter den strengsten Gesetzen, oder unter einer despotischen Gewalt seufzen; so würde man dieses sehen. Allein er vergißt entweder, daß es noch verschiedene freye Völker in Europa giebt; oder er will mit Fleiß nicht daran denken, um die Glückseligkeit seiner Nation desto mehr zu erheben.

Er meynt auch, daß man in solchen Staaten, wo ein Monarch regiert, sich in allen Kleinigkeiten nach dem Muster des Hofes richten müsse; daß das bloße Beyspiel die Kraft eines Befehls habe; und daß jeder nach einer Vorschrift reden und schreiben müsse, damit kein verdächtiges Wort in die Ohren der Großen falle. Dabey verlöhre manches Ding seinen rechten Namen, oder würde mit nichts bedeutenden Benennungen bezeichnet: und wo diese fehlten, da müßten Umschreibungen gebraucht werden; aus Furcht, durch die Wahrheit sich Feinde zu machen.

Das seltsamste scheint ihm dieses zu seyn, daß in solchen Regierungen besondre Einschränkungen und Censuren auf Schriften und Bücher gesetzt sind. Was für ein klägliches Ansehen haben itzo nicht diejenigen Länder, die vormals die Mütter aller Freyheit und Munterkeit gewesen? Wie eingeschränkt ist da nicht die wahre Gelehrsamkeit? Wie unförmlich das wenige, was sie liefern; indem es die Zeichen der Tyranney an sich trägt, darinn es gebohren und erzogen worden? Anstatt der männlichen Gedanken, die Tugend und Laster nach Würden schätzen; anstatt der kühnen Schildereyen von Dingen und Menschen, aus itzigen Zeiten, müssen sie sich mit dem Zusammenraspeln von Mönchsfabeln und Legenden behelfen. Oder wenn sie sich ja bis zur Vernunft wagen; so müssen sie bey sehr allgemeinen Grundsätzen stehen bleiben, und sie bey sehr entfernten Geschichten anwenden; sich aber sehr in acht nehmen, nicht ihre eigene Zeiten zu berühren. Dahingegen in England alles anders ist, wo eine glückliche Verbindung zwischen

der

der Freyheit und Gelehrſamkeit herrſchet; weswegen ihre Sprache männlich und edel, und weit reicher und mannigfaltiger ſey, als irgend eine heutige Sprache.

Wir ſehen hier, daß die Engländer von ihrer eigenen Sprache eben ſolche Gedancken hegen, als die Franzoſen von der ihrigen; vielleicht aber beyde, ohne die Vorzüge der ſpaniſchen, welſchen und deutſchen recht zu verſtehen. Doch das mögen ſie ſelbſt zuſehen. Nichts kömmt ihm indeſſen mitleidenswürdiger vor, als ein armer Poet, der unter dem Schrecken der Inquiſition ſchreibt. Dieſer kann niemals wiſſen, ob nicht dieſer Vers vielleicht dem ehrwürdigen Pater Inquiſitor; ein andrer dem ehrwürdigen Pater Prior; dieß Gleichniß dem Pater Reviſor, und jene Anſpielung etwa gar dem Vicarius ſelbſt, als gefährlich vorkommen wird. Kein Wunder, daß ein ſo ſchüchterner Dichter, der an ſtatt der Muſen mit ſolchen Geſpenſtern umgeht, ungeſtalte Geburten zur Welt bringt. Ihre Erſcheinung muß ja jeden freymüthigen Gedanken in ihm erſticken. Sein Geiſt darf ſich nicht regen, ſondern muß unter dem paniſchen Schrecken der Cenſur erliegen; die noch von dem weltlichen Arme verſtärket wird. Was kann man nun für Anmuth und Stärke in einem Werke hoffen, welches in ſo betrübten Umſtänden gemacht worden? Die Herrn Patres bringen es auch gemeiniglich ſoweit, daß außer ihnen ſelbſt, ſonſt niemand etwas ſchreibt.

So hart ſtellt ſich unſer Verfaſſer das Schickſal der Dichter in gewiſſen Ländern vor; ſetzt aber auch die Anmerkung hinzu: daß auch in der Zwiſchenzeit,

zeit, zwischen einer völligen Freyheit und der Sclaverey eines Staats etliche gute Werke hervorzukommen pflegten. Nach einigen politischen Anmerkungen über den Verfall eines Staats, der aus dem Ehrgeize und der Schwelgerey unfehlbar entstehen muß; welche Laster ein freyes Volk zur Herrschaft eines Tyrannen reif machen, weil sie es zum geben und nehmen vorbereiten: nach diesen und dergleichen Anmerkungen, sage ich, zeigt er, daß ein Mensch in Geschäfften und großen Bewegungen zu großen Fähigkeiten kömmt, die ihn der Aufmerksamkeit eines Dichters würdig machen. Er beweist dieses durch das Beyspiel von Griechenland, wo Gewalt vor Recht gieng, als Homer sein unsterbliches Gedicht schrieb; und von Welschland, wo die Guelfen und Gibellinen einander in den Haaren lagen, als Dantes seine Schildereyen menschlicher Leidenschaften machte. Virgil lebte gleichfalls zu einer Zeit von öffentlicher Unruhe und Verwüstung; ja selbst Miltons verlohrnes Paradieß, soll von den Cronwellischen Händeln in England seine Muster und Bilder herhaben, die unter Engel und Teufel vertheilet worden.

Hier macht sich der Verfasser den Einwurf, wie es denn zugehe, daß die Lustspiele neuerer Zeiten die alten übertroffen hätten; da sie doch unter dem Einflusse der Verschwendung, und der macedonischen Herrschaft gestanden, und die große Freyheit der Sitten und Sprache voriger Zeiten nicht mehr gehabt? Er antwortet aber sehr gut darauf, indem er zeiget, was für ein großer Unterscheid unter einem Heldengedichte,

gedichte, und einer Comödie sey: deren jenes lauter große und ernsthafte; diese aber lauter niedrige und lustige Charactere erfordere. Diese letztern kann es also auch in ruhigen und wollüstigen Staaten geben, und der Poet kan sie nach der Natur schildern: dahergegen nichts unkomischer, oder ungeschickter zur Comödie ist, als ein wahrhaftig großer Mann. Hier kommen verschiedene Anmerkungen über die athenienſische Republik zu Aristophans Zeiten vor: wo die Rauhigkeit der Sitten, und die ungebundne Frechheit dem Dichter noch verstattete, mit allen Großen der Stadt Spott zu treiben; zu Menanders Zeiten hergegen, die Freyheit des Volks noch nicht sowohl unterdrückt, als in Ordnung gebracht, ihre Sitten aber noch gebessert und feiner geworden waren. So gewiß ist es, "daß jede Art von Schriften, sonderlich „die poetischen, auf die Sitten der Zeit ankommen, „worinn sie hervorgebracht werden.„ Die besten Dichter schildern die Natur ab (aber nur in so weit sie dieselbe kennen) und liefern sie uns, wie sie sie finden; aber wiederum in den Umständen, darinn sie sich befinden. Verliehren sie dieses Original aus den Augen, so schreiben sie falsch; ihr Talent sey so groß als es wolle. Tasso und Arioſt können dieß beweisen; die zwar einen glücklichen Geist und reichen Witz hatten; aber als sie das gemeine Leben verliessen, und sich auf Hirngespinste und utopische Charactere legten, ihre Gedichte mit Heren und Gespenstern erfüllet haben, welche bey den Neuern die Stelle des Wunderbaren und Erhabenen vertreten müssen. Uns nimmt es Wunder, daß der Verfasser dieses

dieſes nicht noch in weit höherm Grade in ſeinem Milton gefunden hat.

Der VI. Abſchnitt wirft gleich anfangs die Frage auf: Wenn alſo die Verbindung der Umſtände und die Sitten der Zeiten Poeten machen; wie es denn komme, daß wir nur einen Homer haben? Und warum ein Zeitraum von zwey bis dreyhundert Jahren, da es in Griechenland und klein Aſien auf einerley Art zugegangen, nicht etliche ſolche Dichter hervorgebracht? Die Antwort darauf iſt leicht. Obgleich nämlich das erwähnte zu Hervorbringung eines guten Poeten nöthig iſt, ſo iſt es doch nicht das einzige, das dazu erfordert wird: ſonderlich aber ein allgemeiner und erhabener Geiſt; eine ſo ſeltene Eigenſchaft, daß der berühmte Ritter Temple geſagt hat: Daß unter allen Menſchen, die in einem Jahrhundert gebohren würden, gegen einen, der geſchickt wäre ein großer Poet zu werden, wohl tauſende zur Welt kämen, die große Feldherrn, und Staatsminiſter werden könnten, die in den Geſchichten berühmt würden. Der Verfaſſer hält dieſes zwar für eine Vergrößerung, glaubt aber doch, daß ſehr viele Lebensumſtände, Vortheile der Auferziehung, und Gelegenheiten die Welt kennen zu lernen, ja auch die Kenntniß beſondrer Begebniſſe, die ſich zur Poeſie ſchicken, dazu gehören, die ſelten bey einem Menſchen zuſammen treffen.

Nur eines einzigen zu gedenken, ſo ſind große Reiſen und vielfältige perſönliche Anmerkungen, das Looß der größten epiſchen Dichter geweſen. Hierbey haben ſie Anlaß gehabt, ſich mit vielen Originalen ihrer

ihrer Erdichtungen bekannt zu machen. Dieſes wiederfährt aber wenigen, die eine poetiſche Fähigkeit haben. Gemeiniglich ſind ſie nicht die geſundeſten, und viel zu ſchwach von Leibeskräften, die Beſchwerden und Gefahren weiter Reiſen zu erdulden. Als nun Homer lebte, und alle Umſtände ihn zum Poeten machten, war die Welt ſchon dem Linus, dem Orpheus, dem Olympus, dem Muſäus und Amphion viel Dank ſchuldig, die uns von den Alten als Meiſter in der Poeſie angeprieſen werden. Selbſt Heſiodus iſt zu eben dieſer Zeit gebohren worden. Es hat alſo um dieſe Zeit an Dichtern nicht gefehlt; und wir werden hernach noch verſchiedene andre angeführt finden.

Der Verfaſſer erweiſt den großen Einfluß, den die öffentlichen Sitten der Zeit in die Gedichte haben, aus der großen Aehnlichkeit, die alle alte Schriften mit einander haben. Nichts kann mehr übereinkommen, als die alten Orakel, die ſogenannten Ueberreſte des Orpheus, und die alten Lobgeſänge der Götter, mit Homers und Heſiods Schriften. Hier findet man einerley Beywörter bey Göttern und Menſchen, einerley Lehrſprüche und Anſpielungen, einerley Wohlklang und Wortfügung; ja oft gar dieſelben Ausdrückungen und Redensarten. u. d. g. m. welches weiter ausgeführet wird; und wobey eine Stelle aus dem Vellejus Paterculus vorkömmt, da er ſagt: daß eine jede Kunſt und Wiſſenſchaft ihre großen Meiſter kurz hintereinander, ja faſt zugleich hervorbringe. (*)

Wir

(*) Quis enim abunde mirari poteſt, quod eminentiſſima eiusdem profeſſionis ingenia, in eam formam & in

Wir übergehen die groſse Untersuchung, woher dieſes komme? ob der Einfluß des Himmels, oder die Stellung der Planeten und Gestirne gegen einander, solches wirke? Denn ohne Zweifel ist es am glaublichsten, daß die Eifersucht solche Vollkommenheit unter den zeitverwandten Künstlern und Meistern der Wissenschaften hervorbringe. Dieß ist des Vellejus Meynung; die aber unserm Verfasser noch keine Gnüge thut: indem er sich auf die verschiedenen Stuffen beruffe, die ein Volk in seinem Wiße und Wachsthume der Gelehrsamkeit allmählich durchgehen muß. Hier ist es gewiß wahr, was eben der Vellejus sagt: daß dasjenige, was mit der gröſsten Bemühung aufs höchste getrieben worden, zwar den obersten Gipfel erreiche, aber nicht lange darauf stehen bleibe: weil natürlicher Weise das, was nicht weiter fortgehen kann, zurücke gehen muß (**). Indessen ist der Nacheifer der Zeitverwandten nicht auszuschlieſsen, der sonderlich bey den Dichtern viel vermag.

Daß

in idem artati temporis congruant spatium. Vna, neque multorum annorum spatio divisa aetas, per divini Spiritus viros, Aeschylum, Sophoclem, Euripidem, illustrauit tragoedias: vna priscam illam et veterem sub Cratino, Aristophane, et Eupolide comoediam; ac nouam comicam Menandrus aequaleseque eius actatis, magis quam operis Philemon ac Diphilus, et inuenere intra pauciſſimos annos, neque imitanda reliquere. Philosophorum quoque ingenia etc.

(**) Alit aemulatio ingenia: et nunc invidia nunc admiratio incitationem accendit: Naturaque quod summo studio petitum est, ascendit in summum, difficilisque in perfecto mora est: naturaliterque, quod progredere non potest, recedit. Vellej. P. Hist. Rom. L. I.

Daß aber um Homers Zeiten das Poetenvolk, oder die sogenannten ΑΟΙΔΟΙ, d. i. Sänger oder Dichter, eine rechte zahlreiche Profeßion oder Zunft ausgemacht, erhellet aus dem Hesiod, der in seinen Ἔργ. καὶ Ἡμερ. schreibt:

Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει, καὶ τέκτονι τέκτων;
Καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονέει, καὶ ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔῼ.

In den ältesten Zeiten des griechischen Staats, fehlte es den wilden und barbarischen Einwohnern an dem Beystande der Musen, der sie besänftiget und gezähmet hätte. Sie mußten durch eine Furcht eines höhern Wesens, dem nichts widerstehen konnte, und durch die Neigung zur Gesellschaft gelenket werden. Es mangelte ihnen an einer Mythologie, oder Religion, um durch Scheu und Furcht zu einem Gefühle der natürlichen Ursachen, und ihres Einflusses auf ihr Leben und Wandel gebracht zu werden. Die Weisen und Gütigen unter den Alten sahen diese Bedürfniß, und halfen ihr ab. Die ältesten von dieser begeisterten Zunft waren:

Pii vates, et Phoebo digna locuti. *Virg.* Aen. VI.

Die Religion war der Inhalt, und das Beste des menschlichen Geschlechts der Zweck ihrer Lieder. Wie ungleich ist ihnen doch eine Menge neuerer Scribenten unter uns! die kaum wissen, warum sie wider die Religion ihres Vaterlandes schreiben, und uns um unsre glückliche Verfassung bringen wollen; ohne etwas bessers, oder bequemers an dessen Stelle einzuführen: bloß, wie es scheint, um das Vergnügen zu haben, niederzureißen, und Unheil anzurichten.

Allein

Allein die ersten Stiffter der Wissenschaft in Griechenland kannten die menschliche Natur besser, und wußten die Vortheile gewisser Gebräuche, wenn sie in einer verschiedenen Schreibart abgefaßt sind. Die Schöpfung der Dinge, die Geburt der Götter, ihre Eigenschaften und Wirkungen, gaben den ersten Stoff ihrer Lieder. Nach diesem wurden die Helden gepriesen, welche Tyrannen ausgerottet, Ungeheuer und Räuber überwältiget hatten. Sie besungen Deukalions Wasserfluth, und die Herstellung des menschlichen Geschlechts, die Kriege der Centauren, und das Schicksal der Riesen.

Et saevos Lapithas, et nimium mero
Hylaeum, domitosque Herculea manu
Telluris iuuenes; unde periculum
Fulgens contremuit domus
Saturni veteris.

Hor. Carm. L. II. Od. 12.

Dieses waren ihre Materien; einige von den Gesängen die Menschen zu zähmen, βροτων τελκτηρια, wie Penelope sie im I. B. der Odyssee nennt. Sie sind so alt, als unser Kenntniß in den griechischen Alterthümern nur langet; und die ΑΟΙΔΟΙ oder Barden und Sänger, die sie gemacht und gesungen haben, sind die frühesten Weisen derselben gewesen. Dieses erhellet aus den Nachrichten, die uns Homer selbst von ihnen giebt; sonderlich wenn er berichtet, wie der größte Fürst der verbundnen Griechen seine schöne Gemahlinn, unter die Aufsicht eines solchen Barden gegeben, und uns versichert: dieselbe sey nicht eher

eher zu verführen gewesen, als bis dieser treue Aufseher beyseite geschafft worden. Viele solche Sänger lebten zu Homers Zeiten. Kein Fürstenhof scheint ohne einen, oder mehrere von solchen Dichtern gewesen zu seyn, die bey den groſsen Festen und Feyerlichkeiten, in ganz Griechenland, den Opfern beywohnten, und das Volk in der Andacht erhielten. Wir wissen einiger ihre Namen, die ihre Leyren von obgedachten Materien hören lieſsen: ihre Lieder aber sind verlohren, und mit denselben manche schöne Probe von wahrer Dichtkunst und Nachahmung.

Hier schlieſst der sechste Abschnitt. Die übrigen sollen nächstens folgen.

. . . . . .

III.

Beschluß der Fontenellischen Abhandlung von der Dichtkunst.

§. 62.

Es giebt in Absicht auf die Begebenheiten, eben wie in Ansehung der Characterе, zweyerley Arten des Wahrscheinlichen: die eine ist gewöhnlich und ungekünstelt, die andere ausschweifend und ganz sonderbar. Dergleichen sind die Ebentheuer der Romanen, welche zwar möglich sind, sich aber niemals zutragen. Das Sonderbare in den Characteren thut auf der Schaubühne eine ungemeine

Wirkung; in Ansehung der Begebenheiten aber ist es ganz anders: zum mindesten schickt sich die romanhafte Seltsamkeit zum Trauerspiele nicht sonderlich gut. Das macht, das Trauerspiel sieht mehr auf das Herz als auf den Verstand; es rühret lieber durch die Charactere und die Empfindungen, so dieselben hervorbringen, als daß es nur durch unerwartete Begebenheiten in Erstaunen setzen will. Ja selbst diese Begebenheiten würden auch in Ansehung des Verstandes fehlerhaft seyn, indem sie die Erdichtung gar zu sehr verrathen. Ist wohl auf der Bühne etwas erstaunlichers, etwas, das die Neugierde mehr erregte, als Timokrates, der zu gleicher Zeit an der Spitze zweyer feindlichen Kriegsheere steht, und von dem man begehret, er solle wider sich selbst streiten? Dieß ist aber ganz romanhaft, und giebt gar zu sehr zu erkennen, was es ist. Eine Erfindung, die nicht gänzlich von dieser Art, aber etwas kühn wäre, nur einmal in einem Stücke vorkäme, und gehörig angebracht würde, sollte gewiß Beyfall finden: allein gemeiniglich muß man ungekünstelte Begebenheiten wählen, welche dennoch lebhafte Empfindungen verursachen. Es ist auch sehr angenehm, wenn man was Unerwartetes mit anbringt; allein dasselbe muß aus der Verfassung der Personen vielmehr, als aus der Seltsamkeit der Ebentheuer entspringen.

§. 63. Weil das Amt der Wahrscheinlichkeit in einem Stücke darinnen besteht, daß sie den Verstand verhindere die Erdichtung wahrzunehmen: so ist auch diejenige Wahrscheinlichkeit die beste, die am besten betriegt, und diese eben wird nothwendig. Ein erdichte-

ter Character, der, ſo erdichtet er auch iſt, wahrſcheinlich iſt, der muß nothwendig gewiſſe Wirkungen hervorbringen, und andere hervorbringen können, oder nicht. Ein weiſer Regent kann die Nachricht von einer wider ihn entſponnenen Meuterey nicht in den Wind ſchlagen, allein er kann aus verſchiedenen Staatsabſichten dieſe Aufwiegelung entweder verzeihen, oder beſtrafen. Wenn in dem Charactere dieſes Regenten die Wahl dieſer zwey Mittel unterſchieden iſt, ſo wird dasjenige, welches der Dichter erwählet, den Zuhörern keine völlige Genüge thun. Sie werden ihn zwar nicht tadeln, daß er es ſo, und nicht anders gemachet hat: allein ſie werden doch nicht wiſſen, warum er es nun eben ſo, und nicht anders gemachet hat; ſie werden hierzu keine andere Urſache ſehen, als die Nothwendigkeit des Stücks, und eben dieſes muß man ſie niemals merken laſſen. So würde z. E. des Auguſtus Huld gegen den Cinna, ob ſie gleich wahrſcheinlich iſt, ſehr fehlerhaft ſeyn; weil ſie nicht viel wahrſcheinlicher iſt, als die ihr entgegen geſetzte Grauſamkeit: allein ſie wird hinlänglich gerechtfertiget, weil ſie hiſtoriſch und wahr iſt. Das iſt aber ſehr unwahrſcheinlich, daß ſolche Ruchloſe, als Cleopatra in der Rodogune und in der Athalia Mathan, Vertraute haben ſollten, denen ſie unverholen und ohne dringende Nothwendigkeit das abſcheuliche Innerſte ihrer Seelen entdecken ſollten.

§. 64. Der höchſte Grad der Vollkommenheit iſt der, daß man die Perſonen ſo handeln laſſe, daß ſie ihrem Charaktere nach gar nicht anders hätten handeln können: und dieſe Nothwendigkeit welche, die

Characteren in Anſehung der Entſchließungen mit ſich bringen, ſchließt darum die Ueberlegungen und Gemüthskämpfe nicht aus, als welche das ſchönſte Spiel des Theaters ſind; vielmehr werden eben dieſe Ueberlegungen und Gemüthskämpfe deſto nothwendiger. Da Roderich brünſtig verliebt und zugleich ſehr ehrgeizig war, ſo iſt es eben nothwendig, daß ihn erſt der Vortheil ſeiner Liebe gewaltig beunruhigen muß, ehe er den Vater der Chimene antaſtet; und daß dem ungeachtet die Ehre endlich den Sieg behalte. Wenn der Entſchluß, den die Perſonen ergreifen, nicht eben ſehr nothwendig iſt, ſo muß er doch, ihrem Character nach, einigen Vorzug vor allen übrigen haben. Die Wahrſcheinlichkeit, die ſich in eine Nothwendigkeit verkehret, verſtattet dem Zuſchauer nicht den mindeſten Zweifel, an der Gewißheit deſſen was er ſieht: allein derſelbe wird die Erdichtung nur gar zu leicht gewahr, wenn die Wahrſcheinlichkeit ſchwach und zweifelhaft iſt.

§. 65. Dieſe Nothwendigkeit aber, die wir wünſchen, gehört nur zu denen Vorfällen, die aus den Characteren der Perſonen entſpringen: die andern Zufälle, die ſich im Stücke eräugen, ſollen und können auch dieſem Geſetze nicht unterworfen ſeyn. Ein Gerücht nämlich erſchalle zu dieſer oder zu einer andern Zeit; eine Schlacht daure kürzer oder länger; ein Gift wirke einige Augenblicke geſchwinder, oder ſpäter: alles dieſes iſt bloß zufällig, und wird es auch ſeiner Natur nach allemal bleiben. Alhier alſo kann der Dichter bloß ſeinen Vortheil zu rathe ziehen, und dasjenige wählen, was ihm bequem iſt, ohne daß

er

er von ſeiner Wahl Rechenſchaft geben dörfe. Es iſt z. E. gar nicht nöthig, daß Auguſtus den Cinna eben in derſelben Zeit rufen laße, da er mit der Aemilia beyſammen iſt, und ihr ſagt, wie die Sache mit der Verſchwörung ſtehe. Es war hier eben ſo wahrſcheinlich, daß der Befehl zu einer andern Zeit käme; allein genug, daß er auch zu dieſer kommen konnte. Der Zuſchauer iſt billig genug, die Nothwendigkeit, auch nur bey ſolchen Vorfällen zu fordern, welche gerade aus einer Urſache ſtammen, wodurch ſie hätten nothwendig werden können.

§. 66. In der genauen Wahrſcheinlichkeit, bey Vorſtellung einer Geſchichte, ſind auch die zween Puncte, Zeit und Ort, mit begriffen. Wir haben geſehen, daß es Lucians Beſchauer ſehr gleichgültig ſeyn würde, ob die ganze Handlung an einem und demſelben Orte vorgienge, und noch darzu in vier und zwanzig Stunden. Wenn aber eben dieſe Handlung auf den Schauplaß kömmt, ſo iſt es unfehlbar zu wünſchen, daß ſie an und für ſich ſelbſt nicht länger währe, als ihre Vorſtellung die Augen des Zuſchauers beſchäfftiget; und ganz und gar auch an demſelben Orte vorgehe, wohin der Zuſchauer gleich anfangs verſetzet worden. Denn wofern man ihn von einem Orte zum andern herum führete, oder ihm weiß machen wollte, er habe in zwo Stunden alles geſehen, was ſich in einem ganzen Jahre zugetragen: ſo würde er ſonder Mühe den Betrug merken, und die Bezauberung würde ein Ende haben. Dieß heißt nun die Einheit der Zeit und des Ortes, und wenn man beydes im vollkommenſten Grade nimmt, ſo

muß die Handlung des Trauerſpiels nur zwo Stunden währen, und alle Auftritte müßen an eben demſelben Orte vorgehen, allwo der erſte Auftritt geweſen. Läßt eine Materie dieſe Vollkommenheit zu, ſo iſt es deſto beſſer: wo nicht, ſo muß man doch ſo wenig als möglich davon abgehen, und ſich tröſten, daß man ſie nicht gänzlich erreichen kann, weil ſie an ſich ſelbſt nicht ſehr wichtig iſt. Machen wir uns denn in allen Opern aus der Einheit des Ortes was? und aus der Einheit der Zeit? ich meyne der recht genauen Einheit, faſt in allen unſern Trauerſpielen, eben ſo gar viel?

§. 67. Die Regel von 24 Stunden iſt keine Regel; ſie iſt nur eine vortheilhafte Ausdehnung der rechten Regel, welche der Handlung eines Trauerſpiels nur ſo viele Dauer vergönnet, als lange die Vorſtellung währet. Warum geht aber dieſe Ausdehnung ſo weit, bis auf 24. Stunden? oder warum geht ſie nicht weiter? Sie iſt doch nur eine bloß willkührliche Beſtimmung, die gar kein Anſehen haben ſollte. Indeſſen iſt gleichwohl die Regel der 24. Stunden von allen Regeln der Schaubühne die bekannteſte; ja man hält ſie auch am meiſten in Ehren, und ſie iſt auch zu der Zeit, als die Regeln in der Welt wieder zum Vorſcheine kamen, zuerſt aus der Finſterniß der Vergeſſenheit hervorgetreten. Sie kann zum Beyſpiele dienen, wie geneigt die Menſchen ſind, Lehrſätze anzunehmen, die ſie nicht verſtehen, und ſich von ganzem Herzen daran zu halten.

§. 68. Es ſcheint, daß die Einheit der Zeit wichtiger ſey, als die Einheit des Ortes. Man kömmt in einen Schauplatz, und weis gar wohl, daß alles,

was man ſehen wird, an einem ganz andern Orte geſchehen ſey, als derjenige iſt, wo man ſich befindet. Die Auszierung des Schauplatzes hilft dieſen Betrug vermehren: verändert ſie ſich, ſo glauben wir ſonder Mühe, daß die ſpielenden Perſonen auch auf einen andern Ort gekommen: und da wir nie geglaubt haben, bey ihnen zu ſeyn, ſo ſind ſie es, die man wo anders hinbringt, und nicht wir. In Abſicht auf die Zeit aber kommen wir nicht mit dem Vorurtheile dahin, daß das was wir ſehen, ſich in einer längern Zeit begeben werde, als wir zu deſſen Anſchauung anwenden werden. Zu dieſem Irrthume reizet uns nichts an, und die Dauer von zwo Stunden iſt nothwendiger Weiſe das Maaß deſſen, was vor unſern Augen in ſolcher Zeit vorgeht. Gleichwohl wird die Einheit des Ortes, ob ſie gleich vielleicht nicht ſo gar wichtig iſt, mehr in acht genommen, als die Einheit der Zeit. Es iſt leichter alle Perſonen, zwar wohl eben nicht in daſſelbe Zimmer, aber doch in daſſelbe Schloß zu verſetzen, als es iſt, eine wichtige Begebenheit in zwoen Stunden vorzuſtellen.

§. 69. Wenn ſich dieſe zwo Einheiten mit der natürlichen Verfaſſung der Materie nicht vertragen wollen; ſo muß man doch verhindern, daß der Zuſchauer deren Mangel nicht gewahr werde, und alsdann muß man ſeine Aufmerkſamkeit von dieſen Umſtänden der Zeit und des Ortes abwenden. Nur dieſes muß man wohl bemerken, daß jede Handlung ſich an einem und demſelben Orte zutrage, und in ſo kurzer Zeit als die Vorſtellung davon währet. Verändern aber die Perſonen den Ort, oder geſchieht etwas, das

eine längere Zeit in ſich hält, als die Vorſtellung davon: ſo muß alles dieſes zwiſchen zwo Handlungen eingeſchaltet werden. Dieſer Zwiſchenraum nämlich iſt gleichſam eine Gnadenzeit, davon die Zuſchauer eben keine ſo gar genaue Rechnung fordern. Er währet nur einige Minuten, und man läßt ihn dem Dichter gleichwohl für viele Stunden, ja oftmals für eine ganze Nacht gelten. Deswegen muß man auch, wenn man den Ort verändern will, dieſe Veränderung in eben dieſem Zwiſchenraume vornehmen, indem der Zuſchauer ſo gar wenig acht drauf giebt.

§. 70. Wir haben uns vorgenommen, das Trauerſpiel, nicht nur als eine Vorſtellung, ſondern auch als ein **Werk der Kunſt** zu betrachten, und auch als ein ſolches kann es noch ſeine Fehler und ſeine Schönheiten haben. Der einzige Begriff von der Geſchicklichkeit der Kunſt, oder deren Mangel verderbet oder verſchönert eine und dieſelbe Sache, die an ſich ſelbſt weder Schönheit noch Anmuth hat. So geben z. E. wenige Leute drauf acht, warum doch die Reime, die einen Theil der Anmuth der Verſe ausmachen, in der ungebundenen Schreibart unerträglich ſind; warum der ſchönſte Abſatz von der Welt durch den Nachklang zweyer ſich reimenden Wörter, unerträglich wird? Haben wir denn andere Ohren zu der ungebundenen Schreibart, als zu den Verſen? woher kömmt doch wohl dieſer Unterſchied? Die Urſache iſt dieſe, weil die Reime in der Poeſie eine Schwierigkeit ſind, die man durch Kunſt überwinden müßen; in Proſa hergegen ſind ſie eine Nachläßigkeit, welche man nicht ſorgfältig genug vermieden hat.

Unter

Unter einer von dieſen beyden Geſtalten gefällt uns der Reim; unter der andern misfällt er uns. Es iſt alſo gewiß, daß der einzige Begriff der Schwierigkeit den Reimen ſchon eine Anmuth ertheilet, die doch an ſich ſelbſt gar keine haben; und daß man gern gewahr wird, daß die Kunſt den Dichter im Zwange gehalten. Hingegen iſt auch dasjenige unangenehm, was eine Wirkung des Zwanges der Kunſt zu ſeyn ſcheint. Z. E. ein Vers, der an ſich ſelbſt erträglich iſt, und in Proſa gar wohl könnte gelitten werden, der aber ſo bloß des Reimes wegen da ſteht, dem wird es an Spöttern nicht fehlen. Dieß alles klingt nun ziemlich ſeltſam! Man liebt die Reime, weil ſie ſchwer ſind, und man haſſet doch dasjenige, was aus der Schwierigkeit der Reime entſteht! Die Kunſt muß ſich nothwendig zeigen: denn wenn man nicht wüßte, daß der Reim recht geſuchet worden, ſo würde er kein Vergnügen erwecken; ja vielleicht würde er uns durch ſeine Einförmigkeit vielmehr zuwider ſeyn. Die Kunſt muß ſich verbergen, und ſobald man dasjenige merkt, was des Reimes wegen erzwungen iſt, ſo grauet einem davor. Dieß iſt ja wohl eine ſchöne Materie zu einer von ſolchen Fragen, die man, weil man ſie nicht recht einſieht, mit gleicher Wahrſcheinlichkeit bejahen und verneinen kann.

§. 71. Man weis zur Gnüge, worinnen die natürliche Schönheit einer Rede beſteht, nämlich in der Lebhaftigkeit und Richtigkeit der Gedanken, in der glücklichen Wahl der Ausdrücke, u. ſ. f. Zu allem dieſem ſetzt nun die Dichtkunſt, ohne alle Noth, ohne daß es die Sache ſelbſt erforderte, noch den Reim und das

Sylbenmaaß hinzu. Durch dieſen einzigen Eigenſinn der Kunſt, und bloß darum, weil ſie dem Dichter beſchwerlich fallen werden, und man gern ſehen will, wie er ſich doch auswickeln wird, ſind ſie nunmehr eine Schönheit geworden. Sagt nun der Dichter, dieſer neuen Unterwürfigkeit wegen, etwa gezwungene oder unnöthige Sachen; ſo wie ſie der natürlichen Schönheit der Rede zuwider ſind: ſo iſt man darüber viel erzürnter, als man über dasjenige gerühret iſt, worinn er dem Reimzwange eine Gnüge gethan. Denkt er aber, trotz dieſem Zwange, eben ſo gut, und drückt ſich auch eben ſo gut aus, als ob er gar nicht gezwungen geweſen wäre: alsdann kömmt zu dem natürlichen Vergnügen, welches die Schönheit der Rede erwecket, noch das künſtliche Vergnügen, da man ſieht, daß der Zwang nichts verderbt habe. Die Kunſt iſt ein Tyrann, der die Unterthanen gern drücket, und doch nicht haben will, daß ſie gezwungen ausſehen ſollen: und hier beſinne ich mich auf die Maldiver, allwo die Könige die Tyranney ſo hoch getrieben, daß es ſo gar ein Staatsverbrechen war, wenn einer traurig ausſah. Es müſſen ſo gar diejenigen, die es auch nicht wüßten, daß der Dichter gereimet hat, ſolches nicht gewahr werden; und diejenigen die es wiſſen, müſſen erſchrecken, daß ſie ſolches nicht merken.

§. 72. Alles dieß läßt ſich gar leicht auf das Trauerſpiel anwenden. Eine Geſchichte ſey an ſich ſelbſt ſo merkwürdig und rührend, als ſie wolle; die Vorſtellung ſey auch ſo wahrſcheinlich, als ſie wolle; ſo iſt doch dieſes nicht genug: die Kunſt legt hier noch neue

Geſetze

Geſetze auf. Von dieſen aber ſind einige ganz willkührlich, z. E. der Reim in Verſen: die andern aber haben einigen Grund. Daß jede Geſchichte in 5 Theile getheilet ſey; daß dieſelben ſich einander faſt gleich ſeyn müſſen: das iſt gewiß nicht in der Natur der Sache gegründet! es iſt eine bloße Grille der Kunſt. Allein folgende Regeln ſind gegründeter: es iſt eben ſo natürlich, daß eine Geſchichte ſich durch eine That ende, die von außen herkömmt, durch eine fremde Sache; als durch einen Zufall, deſſen Urſachen in der Geſchichte ſelbſt liegen. Cleopatra in der Rodogune hat ſo viele Verbrechen begangen, daß ſich gar leicht auch außer dem Stücke jemand finden ließe, der aus beſonderer Rachgier, ſich wider ſie verſchwöre und ſie tödtete; alsdann würde alles Unglück ein Ende haben, was ſie dem Antiochus und der Rodogune verurſachet. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß, da ſie für den Antiochus und die Rodogune ein Gift zubereiten laſſen, welches ſie nicht trinken wollen, Cleopatra ſolches ſelber trinkt, um ihnen allen Verdacht zu benehmen, und in demſelben Augenblicke ſtirbt, da dieſe ihr nachtrincken wollen. Unter dieſen zwo Entwickelungen aber, die beyde, gleich natürlich und wahrſcheinlich ſind, wählet die Kunſt das letztere, welches eine Folge von allem dem iſt, was das Stück in ſich enthält; und ſchließt das erſtere, welches außer dem Stücke genommen iſt, gänzlich aus. Hieraus nun entſteht eine allgemeine Regel ſonder Ausnahme. Und in der That iſt es angenehm, eine Fabel zu ſehen, die ſchon in ſich ſelbſt den Saamen zu der Auflöſung enthält; der aber unmerklich,

merklich, vor den Augen verborgen liegt, und sich nur nach und nach, ohne fremde Beyhülfe, entwickelt, bis er endlich diese Entwickelung hervorbringt. Fast aus eben dieser Ursache hat die Kunst festgesetzt, daß alle Saamen zur Entwickelung bereits in dem ersten Aufzuge verborgen liegen, alle Personen in demselben bereits vorkommen, oder darinnen gemeldet werden sollen: und es ist klar, daß nach dem natürlichen Laufe der Dinge, zu Ende der Geschichte gar wohl gewisse Personen vorkommen können, die an dem Anfange keinen Theil gehabt. Dieser Regel der Kunst aber ungeachtet, wird das Stück überhaupt weit angenehmer zu betrachten: weil es mehr Uebereinstimmung hat, mehr in sich selbst verschlossen ist, und weniger Lücken hat.

§. 74. Hier ist noch eine Ursache; die aber allgemeiner ist. Lösen sich die Stücke durch etwas fremdes auf, oder durch Personen, die man nicht gleich anfangs gekannt hat; so würde man den Zwang des Dichters, eine Auflösung ausfündig zu machen, und die Schwierigkeit sie zu finden, gar zu sehr merken. Aus eben dieser Quelle sind noch mehr Regeln entstanden, oder doch wenigstens Gebräuche, die eben so gut sind als Regeln. Warum könnte nicht eine Person, die sonst zu dem Stücke gar nicht gehöret, uns dessen Inhalt erzählen kommen, wie die Alten gethan? Warum könnte man man nicht, welches gewiß noch viel feiner wäre, in die erste Handlung jemanden einführen, dem die Geschichte so man erwählet, ganz unbekannt wäre; und die, indem man sie ihr erzählte, zugleich die Zuschauer unterrichtete, wie in der Ro-

dogune

dogune geſchieht? Darum nicht: weil man gar zu ſehr merken würde, daß der Dichter dieß alles zu ſeiner Bequemlichkeit erdacht hat. Er muß es, ſo viel möglich, ſich gar nicht merken laſſen, daß er ein Stück machen wollen: er muß, wie ein geſchickter Staatsmann, das Beſte der Sache ſo gut zu verheelen wiſſen, daß man ihn nicht einmal überzeugen kann, er habe es auch nur im Sinne gehabt.

§. 75. Und dieß ſind nun ungefähr die hauptſächlichſten Quellen der tragiſchen Regeln. Sie ſind entweder aus der vorhergehenden Geſchichte ſelbſt, oder aus ſich ſelbſt, oder aus der Vorſtellung auf der Schaubühne genommen. Betrachtet man das Trauerſpiel an ſich ſelbſt, ſo bezieht es ſich auf den Verſtand und das Herz; betrachtet man es auf dem Theater, ſo iſt es eine Vorſtellung und ein Werk der Kunſt. So viel Geſtalten hier ſind, ſo viel verſchiedene Abſichten und Regeln findet man auch. Nun ſollten wir zwar unſerer Abſicht nach, noch alle dieſe Regeln mit einander vergleichen, und feſtſetzen, welches die wichtigſten ſind, welche man im Nothfalle den andern vorziehen ſolle: und um dieſe Vergleichung anzuſtellen, würde es eine große Erleichterung ſeyn, wenn man die wahren Quellen derſelben entdecket hätte. Allein ich geſtehe gar gern, daß mir mitten in dem Werke die Kräfte und der Muth gebrechen: vielleicht werden andere ſelbiges glücklicher ausführen können; wofern anders der Weg, den ich gegangen bin, eine Nachfolge verdienet. Dergleichen Unterſuchungen machen diejenigen, die untüchtig dazu ſind, nicht zur Sache geſchickt; ſie helfen auch denen

nicht

nicht viel, die die Fähigkeit besitzen: und oftmals sind selbst die fähigen Köpfe zur Hülfe des Nachsinnens ungeschickt. Wozu dienen sie denn nun? Einige Köpfe, die das Nachsinnen lieben, und denen es eine Lust ist, alles unter die Fahne der Philosophie zu bringen, was auch noch so unabhänglich davon zu seyn scheint, und davon man glaubt; es sey bloß dem Eigensinne des Geschmacks anheimgestellt, bis auf die ersten Begriffe dessen, was schön ist, zu leiten.

L. A. V. G.

ENDE.

IV.

Weil. Gottlieb Siegmund Corvini, sonst Amaranthes, letztere Poesie und Abschieds-Ode.

Vorerinnerung

Von den berühmtesten Meißnischen Dichtern.

Seit dem der unsterbliche Martin Opitz die deutsche Dichtkunst auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie sich mit der Poesie aller Ausländer in einen Wettstreit einzulassen gar nicht scheuen dörfen: so haben sich zwar in vielen deutschen Provinzen edle Geister hervorgethan, die auf seiner Spur einhergegangen: doch haben sich außer Schlesien

sien, wo er gebohren worden, und Preußen, wo er seine letzten Jahre zugebracht, sonderlich in Meißen gute Dichter gefunden, die mit jenen um die Wette geeifert.

Der erste darunter war **Paul Flemming**, aus Hartenstein in Meißen gebürtig. Er studirte die Arzneykunst, und gieng in dem angegangenen dreyßigjährigen Kriege, mit der großen Hollsteinischen Gesandtschaft, die Olearius beschrieben hat, über Liefland, Moscau, Astrakan, u. s. w. nach Persien. Ob er nun gleich als ein Reisearzt gebraucht ward: so ließ er doch nicht nach, bey aller Gelegenheit seine Muse zu üben, die ihm schon in akademischen Jahren so viel Ehre gebracht hatte. Er beehrte alle seine Gönner und gute Freunde mit artigen, und zuweilen auch erhabenen Gedichten: weil die Poeten damals noch glaubten, es sey ihnen nicht schimpflich, sich durch ihren Witz Freunde zu machen. Er wieß dabey einen recht opitzischen Geist, eine männliche Stärke in Gedanken, und einen vernünftigen Ausdruck, nach dem Geschmacke der gesundesten Dichter unter den Alten, der durch kein Flittergold verunehret war. Nur in den Oden, darinn er doch bisweilen durch einen recht pindarischen Schwung, Opitzen selbst übertraf, hat er noch zuweilen etliche Wortspiele, als Ueberreste des übeln Geschmacks einfließen lassen. Er starb mit Opitzen fast zugleich und so wie er, außer seinem Vaterlande. Seine Gedichte sind oft aufgelegt worden: und wir hoffen von Hrn. Hofrath Trillern noch dereinst eine verbesserte Ausgabe davon zu erhalten.

Der

Der zweyte war David Schirmer, von dem wir Rosengepüsche und Rautengepüsche aufzuweisen haben. Die ersten hat er schon 1634. zu Leipzig als ein Glied der teutschgesinnten Genossenschaft, wo er der Beschirmende geheißen, ans Licht gestellt; und ist also Opitzens und Flemmings Zeitgenoß gewesen. Er ist hernach Churfl. Sächsischer Bibliothekar in Dresden geworden, und hat noch 1657. eine neue vermehrte Ausgabe seiner Rosen- und Rautengepüsche ans Licht gestellt. Seine Poesie ist auch der Opitzischen Zeiten nicht unwürdig, von gutem gesundem Geschmacke, männlich und wohlklingend, in Oden lebhaft und rührend, und in heroischen Gedichten edel und erhaben. Es ist kein Lob für seine Nachkommen, daß man ihn so gar ins Vergessen gerathen lassen, do er wohl werth wäre, vor vielen neuern gelesen zu werden; die ihn zwar in Fehlern übertroffen, aber an reinem Feuer und lauterm Witze nicht erreichet haben.

Der dritte ist August Buchner, Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, gewesen, der den Ruhm hat, daß er die daktylischen Verse zuerst im Deutschen gemacht. Seine Anleitung zur deutschen Dichtkunst ist bekannt; der er sich nicht geschämet hat, ob er gleich ein starker lateinischer Redner und Poet war, wie die Sammlungen seiner Reden, Briefe und Gedichte zeigen. Er war ein vertrauter Freund von Opitzen, und man findet viel einzelne Gedichte von ihm in deutscher Sprache hin und wieder zerstreut. Nur Schade, daß keine vollständige Sammlung davon gemacht worden, dieselben vor dem Untergange

zu bewahren. Denn er ist von allen guten Dichtern seiner Zeit gelobet und bewundert worden.

Der vierte war **Johann Georg Schoch**, dessen poetischer Lust- und Blumengarten, von hundert Schäfer- Hirten- Liebes- und Tugendliedern ꝛc. 1660. hier in Leipzig herausgekommen. Diese Gedichte zeigen noch einen schönen Geist, einen reichen und natürlichen Witz, und fließenden Wohlklang. Nur der Geschmack ist nicht allemal so fein als er wohl seyn sollte; denn er fällt sehr oft ins niedrige. Seine und Finkelthausens Lieder sind dazumal von aller Welt gesungen worden; und sie verdienen noch itzo gelesen zu werden: ja es wäre zu wünschen, daß sie jemand wiederum einmal in einer neuen Auflage ans Licht stellte.

Der fünfte war **M. Michael Schirmer**, aus Leipzig, Kaiserlicher gekrönter Poet, und Conrector am Gymnasio zu Berlin. Er hat 1672 daselbst seine verdeutschte Aeneis ans Licht gestellt, die gewiß Aufmerksamkeit verdient, da er sie zuerst in langen heroischen Versen gedollmetschet. Man findet auch hin und wieder andre Gedichte von ihm; ob aber eine ganze Sammlung eigener Gedichte von ihm herausgekommen, ist uns nicht bekannt. Doch ist seine Versart etwas härter und unreiner, als seiner Vorgänger: vielleicht, weil er in einer Uebersetzung mehrerm Zwange unterworfen gewesen.

Der sechste war D. **Caspar Ziegler**, aus Leipzig gebürtig, der nachmals, als oberster Professor der Rechte zu Wittenberg, 1690 gestorben. Dieser war

neben seinen andern Verdiensten auch ein guter deutscher Poet, und der erste, der in Deutschland gewiesen, wie man gute Madrigale machen solle. Man hat eine solche Sammlung von seiner Arbeit, die sehr gut gerathen ist, und in dieser Art zum Muster dienen kann. Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen, ist ein Lausitzer von Geburt gewesen; daher wir ihn hieher nicht rechnen können. Ein gleiches ist von Christian Weisen zu sagen. Justus Sieber aber, ist ein Sachse gewesen.

Der siebente ist D. **Johann Christoph Wenzel** gewesen. Dieser hat sich erst zu Jena durch Poesie und Beredsamkeit hervorgethan, ist hernach Director des Gymnasii zu Altenburg und endlich Director des Zittauischen Gymnasii geworden. Seine Gedichte sind in verschiedenen Bänden, unter dem Titel des Cedern- und Cypressenwaldes, des Altenburgischen Rosengepüsches u. s. w. herausgekommen. Die Schreibart derselben ist rein und fliessend, voller Witz und Einfälle; nur nicht allemal von dem lautersten Geschmacke, sondern hin und her etwas zu ausschweifend, in seltsamen Ausdrückungen und gar zu häufigen Anspielungen und sogenannten Realien.

Der achte meißnische Dichter ist D. **Johann Burkhard Menke**, Königlicher und Churfächsischer Hofrath, und Professor der Geschichte, allhier geworden. Seine unter dem Namen Philanders von der Linde, ans Licht gestellte poetische Werke, zeigen

zeigen sattsam von seinem ungleich feinern Geschmacke, den er sich durch seine große Kenntniß der Alten und der besten Ausländer erworben hatte. Sie sind etliche mal wieder aufgelegt worden, und werden seinen Zeiten allemal Ehre bringen. Seine übrige Gelehrsamkeit, seine große Einsicht in den Geschichten, und seine lateinische Beredsamkeit, werden ihn unstreitig der Nachwelt viel ansehnlicher machen, als seine deutsche Poesie allein thun würde.

Den neunten meißnischen Dichter können und müssen wir wohl den unlängst verstorbenen **Gottlieb Siegmund Corvinus** nennen, der so wohl, als der vorhergehende, ein gebohrner Leipziger und sein genauer Zeitgenoß gewesen; ob er ihn gleich um mehr als dreyzehn Jahre überlebet hat. Seine Proben der Poesie, in galanten, verliebten, vermischten, schertzhaften und satirischen Gedichten sind unter dem angenommenen Namen Amaranthes 1710 zu Frankfurth und Leipzig in 8. herausgekommen; und nach der Zeit hat er auch in groß 8. eine ansehnliche Sammlung unter dem Titel reiferer Früchte herausgegeben. Es sind darunter viele lesenswürdige Stücke zu finden; obwohl freylich auch, zumal unter den ersten Proben, viele von Wenzelschem Geschmacke befindlich sind. Da derselbe das übrige, was an seinen Sachen zu erinnern ist, auch sterbend selbst gestanden, so wollen wir nichts davon erwähnen, und seine Sterb- und Abschiedsode so mittheilen, wie er sie hinterlassen, und der Welt bekannt zu machen befohlen hat. Wir thun solches desto

lieber, da ſie lehrreich iſt, und eine gute Gemüthsfaſſung ihres Urhebers zeiget, die vielen zum Muſter dienen kann. Den bekannten Menantes oder Hunold haben wir demjenigen zu melden überlaſſen, der einmal die thüringiſchen Dichter wird erzählen wollen.

Mortis Meditatio optima.

Hier iſt, o Welt! dein Scheidebrief,
Den Dir ein Pilgrim überbringet!
Nicht meyne, daß er mir zu tief
Und gar zu nah ans Hertze dringet.
Ich geb' ihn Dir mit munterm Sinn
Und ganz gelaßner Seele hin,
Du kannſt mich leicht, ich Dich vergeſſen.
Schau her, ob auch mein Abſchiedsblatt
Die mindſte Spur von Thränen hat,
Die mir der Harm ſucht auszupreſſen?

Gar nicht! mir iſt, als wenn ich hier
Ein frohes Myrthenlied noch ſänge.
Warum? Dein weites Luſtrevier
Wird mir nunmehr zu bang und enge.
Mein Geiſt will aufgelöſet ſeyn;
Der Glieder Reſt blickt nach dem Schrein;
Er ſeufzt: O Herr! ach wie ſo lange!
Weg mit dem duſtgen Meſechsthal,
Man ſitzet ja, zu ſeiner Quaal,
In Kedars Hütten recht gedrange.

Es mag ein blinder Buhler dich,
Der dir sein Herz zum Opfer giebet,
Und, eitles Weltgebäude! sich
In deine Herrlichkeit verliebet;
Ein Musterbild von Paradieß,
Das dort der erste Garten wieß,
Vor zärtlichem Verlangen nennen:
Ich tret ihm Platz und Anrecht ab,
Und greife nach dem Wanderstab,
Der mich und dich nunmehr soll trennen.

Wohl mir! ich seh zu meinem Glück
Den Erbfeind schon die Sense schärfen;
Drum laß mich nur noch einen Blick
Auf deinen Kreis zurücke werfen;
In dessen Mauern, die er hegt,
Ich meine Wallfahrt beygelegt,
An welche mich die Flucht heißt denken.
Mein Geist, der nach dem Halljahr schreyt,
Soll sich nach der verschwundnen Zeit
Zurückgelaßner Schatten lenken.

Betrügt mich nicht mein Augenpaar,
Das trüb und halb gebrochen heißet:
So werd ich dort ein Licht gewahr,
Das mein Geburtsgestirne weiset.
Es schimmert zwar sehr hell und rein,
Bey angenehmem Frühlingsschein;
Doch will es mir vorher entdecken:
Ich fände, würd ich in der Welt
Vermeynten Rosenthal gestellt,
Gehäufte Disteln, Dorn und Hecken.

Welch hartes Wort! Es traf auch zu,
Und dieß schon in den Unschuldjahren,
Bey welchen mich die Kinderschuh
Schon drückten, mir beschwerlich waren.
Denn der, der mich, sein Ebenbild,
Mit in sein Fleisch und Bein gehüllt,
Aus dessen Lenden ich gestiegen,
Verließ bey früher Himmelfahrt,
Mich leider auch, nach Rabenart,
Die bald von ihren Jungen fliegen.

Doch wie der weisen Vorsicht Lauf
Nicht ihr Geschöpfe läßt verderben:
So ließ Sie gleichfalls kurz darauf
Mich einen andern Vater erben.
Denn da bey solchem Ungemach
Mein einger Hoffnungsanker brach,
So legte sich Orcan und Welle:
Weil **Scheffler** mir zu Hülffe kam,
Und mich in Schutz und Pflege nahm;
Drum ward der Himmel wieder helle.

So wie bey seines Gärtners Fleiß
Ein Stamm sich leichte wird bequemen,
Gar bald das aufgepfropfte Reis
An Kindesstatt mit anzunehmen:
So ließ auch **Schefflers** Redlichkeit
Von Jugend auf, und allezeit
Das Kindesrecht mir angedeyen;
So konnt ich mich nunmehr gewiß,
Nach dem ersetzten Raub und Riß,
Als Jüngling meiner Jugend freuen.

Und dieſe Huld und Liebe ſoll
Mit mir auch in den Bogen ſteigen;
Wiewohl ſich noch ein ſtiller Groll
In meiner Bruſt zugleich will zeigen.
Wie ſchändlich habt ihr mich verführt,
Wenn ich mein Seytenſpiel gerührt?
Euch iſt die Schuld bloß beyzumeſſen,
Daß mein zu froh- und wilder Klang,
Den Zug und Jugendhitze zwang,
Vernunft und Wohlſtand oft vergeſſen.

Dieß iſt der Zoll, den insgemein
Die jungen Dichter leider! geben;
Die ſcharf und ſinnreich wollen ſeyn,
Und nur nach ſchönem Einfall ſtreben.
Sie haben ſich an Hoffmanns Gifft,
Und andrer Buhler ihrer Schrift
Vergafft, drum muß die Schaam verſchwinden.
Blickt, Dichter! nach der Chloris Schooß,
Folgt der Natur, und mahlt ihn bloß;
Was ſchildert ihr? ein Bild der Sünden.

Doch der, ſo Herz als Nieren prüft,
Hat, da ſich Jahr und Witz verſtärket,
So ſehr ich mich vorher vertieft,
Den Haß und Abſcheu längſt gemerket.
Mir ekelt vor dem Kinderſpiel;
O ſollt ich doch nach Wunſch und Ziel,
(Die Welt kan ſolchen Tand vermiſſen,)
Aus meiner erſtern Schriften Land,
Dieß Unkraut, das des Feindes Hand
Geſät, ganz ausgerottet wiſſen!

Durchlauf ich die verrauschte Zeit
Von männlich- und gesetzten Jahren,
Zu sehen, was für Herrlichkeit
Ich in der Welt Pallast erfahren;
Und ob das Glücke mir zum Trost
Durch Füll und Reichthum liebgekost:
So brauch ich wenig Zeit zu zählen;
Ich hab auch nie dieß Götzenkind,
So viel es Opferknechte findt,
Mit meinem Rauchfaß wollen quälen.

Wie manchem pflegt sein Guth und Geld
Das Sterbeküssen hart zu machen?
Gnug; daß der Vormund aller Welt
Beständig schien für mich zu wachen.
Denn ob mein Geist gleich dann und wann
Verzagt auf künftge Zeiten sann,
Und mich so Furcht als Zweifel beugte;
So ward ich doch noch immer satt,
Weil noch ein wenig Mehl im Cad,
Und Oel in meinem Krug sich zeigte.

Ihr Götter! die ihr höchst bemüht
Die Pierinnen pflegt zu schützen,
Die man in unsern Linden sieht
Auf dem gelehrten Hügel sitzen;
Und ihr! die ihr bey Stab und Beil,
An eurer Bürger Flor und Heil
Gewohnt seyd, Tag und Nacht zu denken;
Laßt mich mit Ehrfurcht noch einmal
Der Augen schon geschwächten Stral
Nach eurer beyder Schranken lenken.

Ich geh zu meinen Vätern hin;
Da will ich euer Lob erhöhen,
Und mit aufrichtgem Herz und Sinn
Den Ruhm, euch beyden zugestehen;
Der eurer Trefflichkeit gebührt,
Die unsre Mauern schmückt und ziert,
Doch sollten sie vielleicht mich fragen:
Ob euer Arm, der viele setzt,
Mich auch erhebenswerth geschätzt?
Sprecht, was ich soll zur Antwort sagen?

Wiewohl ich auch das Glücke darf
Nicht gar zu eigensinnig nennen,
Das oft auf mich sein Auge warf,
Mir einen holden Blick zu gönnen:
Indem zwey große Höfe mich
Aus hoher Gnad und Huld zu sich
Ganz unvermuthet ließen ruffen:
Ein Wink, der Glanz und Ansehn gab,
Und dennoch hielt die Furcht mich ab;
Ich scheute solche hohe Stuffen.

Wie so? Vernunft und Nachsinn bließ
Hierbey mir heimlich in die Ohren:
Ich wär, weil ich zu schüchtern hieß
Gar nicht für Hof und Staat gebohren.
Und freylich ist der Marmor glatt,
Den man da zu betreten hat;
Wie bald kann man nicht fallen, gleiten?
Dieweil die Mißgunst hier nicht ruht,
Auch dem, der nach den Pflichten thut,
Ein heimlich Fallbret zu bereiten.

Dieß brachte mich auf den Entſchluß,
In meiner Vaterſtadt zu bleiben;
Ob gleich oft Anmuth und Verdruß
Den Vorſatz wollten hintertreiben;
Und mir, den doch die Unſchuld deckt,
Der Wurm den ſcheelen Neid erweckt,
Den Kürbis ſtach, und mürbe machte;
Bey welchem ich doch ganz gewiß,
Wenn die Geduld vor Hitze riß,
Viel Schatten anzutreffen dachte.

Da dacht ich, (ſchaue doch den Trieb,
Mein Leipzig! den zu deinen Mauern
Mir die Natur ins Hertze ſchrieb,
Und der bis in den Tod wird dauern)
Da ſprach ich, wo mich an der Welt
Ihr Licht der Mutter Bruch geſtellt,
Und man die Wiege hörte geben;
Da ſoll, wenn nach geraubtem Licht,
Der Tod mir einſt das Auge bricht,
Mein Todtenbret auch gleichfalls ſtehen.

Das einge, was mir deinen Kreis
Recht angenehm zu machen wußte,
Und mir noch, wie der Himmel weis,
Den Lebenslauf verſüßen mußte;
War ächter Freunde Redlichkeit,
In deren Umgang allezeit
Ich alle Huld und Gunſt genoſſen.
Warum? Ihr Mund und Herze hieß,
Wie That und auch Erfahrung wieß,
Aus einerley Metall gegoſſen.

Glaubt,

Glaubt, edle Freunde, daß von mir
Euch noch wird Aſch und Moder lieben,
Denn eure Namen waren hier
Recht tief in Seel und Herz geſchrieben.
Wie gerne wollt ich, könnt es ſeyn,
Sie gleichfalls auf den ſchmalen Schrein,
Zum Dank mit goldnen Littern ätzen;
Damit euch doch ein Merkmaal blieb,
Wie hoch ich euch, wie werth und lieb
Auch noch muß in dem Sande ſchätzen.

Was bleibt denn dem, der Kiel und Schrift
Von mir geſchmäht, den Groll entdecket,
Und ſelbge mit des Neides Gift,
Warum? dieß weis ich nicht, beflecket?
Ein Herze, das voll Sanftmuth iſt,
Das, wie ihr, liebſten Feinde, wißt,
Nur ſtatt der Rache ſchien zu lachen.
Hier ließ ſich ſtets ein Cato ſehn,
Er that, als wär ihm nichts geſchehn;
Dieß wird vielleicht euch ſchamroth machen.

Doch weg! mit allem eiteln Tand,
Ich mag nichts von der Welt mehr wiſſen;
Mein Schweißtuch liegt mir ſchon zur Hand,
Und nahe bey dem Sterbeküſſen.
Wie lieblich reiß ich mir mein Grab
Im Geiſt und in Gedanken ab,
Worein der Leib ſchachmatt wird gehen.
Mir iſt, als ſäh ich zuvoraus
Den Sarg, der andern Furcht und Graus
Erweckt, mit Luſt zur Seite ſtehen.

Behält-

Behältniß! das an Glanz und Pracht
Der Fürsten Zimmer übersteiget,
Und nach des Wetters Sturm und Nacht
Uns den zufriednen Hafen zeiget.
Du bist von Rosenholz gebaut,
Dein Creutz, wovor so manchem graut,
Das doch so Blum- als Laubwerk zieret,
Beschämt, weil es den Preis behält,
Das schönste Blumenbeet und Feld,
Das man in unsern Gärten spüret,

Nur nicht so frech, großmüthger Kiel!
Die Welt wird dich verwegen nennen;
Du schreibst vielleicht auch wohl zu viel,
Und wirst den Wüterich noch nicht kennen;
Der Held- und Riesen, wie man hört,
Betäubt, in Espenlaub verkehrt,
Und als ein Abschaum von Tyrannen,
Mit sterbenden erbärmlich haust,
Wenn seine Henkermäßge Faust
Die Folterbank sucht aufzuspannen.

Ach bilde dir, es kann nicht seyn,
Doch nicht bey deinem freyen Singen,
So süß und leicht das Sterben ein,
Man kan nicht gleich in Bogen springen.
Der Würger hält bey solchem Lauf
Den armen Pilgrim schmerzlich auf;
Wie lange schleicht der Schreckenkönig,
Bey wiederholter Pein und Quaal,
Mit ihm nicht durch das finstre Thal?
Auch Tag und Nacht heißt oft zu wenig.

Dieß

Dieß weis ich wohl und gar zu gut;
Und dennoch macht es mich nicht feige,
Weil ich mit unerschrocknem Muth
Mein künftig Schlafgemach besteige.
Wer unsre Welt, wie hier geschehn,
Schon acht und sechzig Jahr gesehn,
Und selbiger hat fröhnen müssen;
Der wird doch bey dergleichen Gang,
Auch eine halbe Stunde lang
Wohl und gesetzt zu sterben wissen.

Ich bin ein Mensch, den andern gleich,
Voll Schwachheit, Fehler, Fleck und Mängel;
Denn hier in diesem irrdschen Reich
Findt man nicht mehr, wie sonsten, Engel;
Allein ich seh im Geist und Sinn,
Nach jenem Berg und Hügel hin,
Wo sich der Stamm des Fluches zeiget;
Da wird sogleich mein Augenpaar
Ein Trostbild in der Angst gewahr,
Das auch für mich sein Haupt geneiget.

Erwünschter Anblick! meine Schuld
Ist durch den Heiland abgetragen,
Der zahlt für mich aus Lieb und Huld;
Der Menschen Erbfeind kan nicht klagen:
Befreyter Schuldknecht! sieh doch hier,
Wie schöne theilt er nicht mit dir;
Ihm bleibt der Dorn, und dir die Rosen.
Du hengst bey deiner Sorgenlauf,
Den Kummer an den Nagel auf,
Den man durch Hand und Fuß gestoßen.

Ja,

Ja, könnte man der Fehler Zahl,
Die allen Menschen erblich bleiben,
Auch in den größten Riesensaal
Nicht völlig an die Wände schreiben;
So deckt sie doch das schmale Blatt,
Das nicht mehr als vier Littern hat,
Und sein geheiligtes Haupt umschließet.
Der Schwamm, den ihm der Jüde gab,
Wischt meine Sündentafel ab;
So wird der bittre Tod versüsset.

Man sah mich zwar, es ist bekannt,
Nie mit gesenktem Haupte stehen,
Noch weniger mit gefaltner Hand
Durch Gaß- und Straßen, seufzend gehen:
Denn mit verstellter Heiligkeit
Und Gleißnerey kömmt man nicht weit;
Ein freyer Geist, der aufwerts siehet,
Denkt eher, was dort oben ist,
Als jener, der bey Trug und List
Den Kopf betrübt zur Erden ziehet.

Doch der, der aus der Wolken Kreis
Sein Aug auf Menschenkinder lenket,
In Herzen schaut, und alles weis,
Was man darinnen dicht und denket;
Kennt von dem Meinigen den Grund:
Wie seufzt ich nicht, wenn Tauf und Bund
Durch einen Fehltritt ward gebrochen?
Dieß sag ich, Splitterrichter! dir:
Ich habe mit dem Schöpfer hier,
Wohl mehr, als mit der Welt, gesprochen.

Ein

Ein Menſch muß, wie das Mondenlicht,
Zwar mit der Welt Gewerbe treiben,
Doch auch darbey, wie Schuld und Pflicht
Es heiſcht, dem Himmel treu verbleiben.
Wer wird bey ſeiner Tageſahrt,
Nach ſtolzer Phariſäerart
Sich vor dem Volk mit Werken brüſten?
Von außen ſtill, im Herzen rein,
Und heimlich GOtt ſein Opfer weihn,
Dieß iſt das Merkmaal wahrer Chriſten.

Was iſt noch übrig? gar nichts mehr,
Als daß ich mich noch vor dem Ende,
Nach euch mit Dank für das Gehör,
Und eure Huld, ihr Muſen wende;
Wodurch ihr mich, eh Morta ſiegt,
Nach Wunſch zum letztenmal vergnügt,
Mein Vorſatz iſt durch euch gelungen.
Werd ich gleich nicht zum Schwan geſetzt,
So hab ich doch wie der zuletzt,
Mir ſelbſt mein Sterbelied geſungen.

Schließt euch nunmehr, ihr Augen! zu;
Komm, ſtreck, o Tod, die mürben Glieder.
Erlöſter Geiſt! geneuß der Ruh,
Wirf jauchzend Laſt und Bürde nieder.
Nun biſt du von der Ewigkeit
Beperlten Pforten nicht mehr weit,
Es öffnet ſich die Grabeshöle.
Geſchwiſter, Freunde, gute Nacht!
Der Kampf iſt aus, der Sieg vollbracht,
Die Engel warten auf die Seele.

Sit mihi Terra leuis, molliter Oſſa cubent.

V.

Lehrreiche Fabeln aus dem Reiche der Thiere, zur Verbeſſerung der Sitten, und zum al dem Unterrichte der Jugend, neu entworfen, erſter, zweyter, dritter Verſuch, herausgegeben von Johann Elias Ridingern, Malern in Augſpurg 1744. med. fol. 10. halbe Bogen, mit 12. Kupfern.

Wir haben hiemit das Vergnügen, den Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften den Anfang eines Werkes vorzulegen, welches ſowohl ſeinem Verfaſſer, als auch unſerm Deutſchelande Ehre macht. Herr Ridinger, von deſſen Lebensumſtänden und Stärke in dem Zeichnen, zumal der Thiere, in dem vorhergehenden fünften Stücke einige Nachricht gegeben worden, und der nunmehr die Stelle eines Directors bey der Zeichnungs- und Maler-Academie in Augſpurg vertritt, hat hiemit eine Probe gegeben, wieweit es ſein aufgeweckter Geiſt, und ordentlicher Witz, durch einen beſtändigen Fleiß und Aufmerkſamkeit auf die Natur und Eigenſchaft der Thiere gebracht habe. Seine bisher von dieſer Gattung der Geſchöpfe heraus gegebene Werke haben Natur und Kunſt zum Grunde, und den allgemeinen Beyfall, theils der Kenner einer richtigen und feſten Zeichnung, theils der Naturkündiger, zum Lohne bekommen. Das hat ihn ermuntert, das Angenehm-

nehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und seine Stärke in Zeichnung der Thiere dazu anzuwenden, daß mit der Naturwissenschafft auch die Sittenlehre dadurch unterstützet würde. Und da das Wunderbare gemeiniglich die Aufmerksamkeit der Leser und Beschauer am stärkesten und lebhaftesten unterhält, so ist er auf die Gedanken gekommen, moralische Fabeln, aus dem Reiche der Thiere, zu entwerfen. Er hat sich sowohl an die Regeln, die ihm Natur und Kunst in Zeichnung der Thiere vorgelegt, mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Fertigkeit gehalten; als auch der Natur der Fabeln eine Genüge zu thun gesucht: und beydes ist ihm also gelungen, daß man diese Fabeln als schöne Früchte eines reichen und fruchtbaren, aber dabey ordentlichen Witzes ansehen kan, und Ursache hat, dem Herrn Ridinger Leben, Gesundheit und Jahre zu wünschen, viele solche Versuche herauszugeben, und damit sowohl zu bessern, als zu ergetzen.

Sein Endzweck geht allein auf das Reich der Thiere, und es gereichet diesen Fabeln zu einem besondern Lobe, daß ihr Verfasser sich einen solchen Gegenstand erwählet, worinnen ihm gar wenige unserer Zeit gleich kommen, niemand aber es zuvorthut. Er hat sich unendlich viel Mühe gegeben, und viel Unkosten aufgewendet, die Gestalt, Natur und Weise der Thiere, nicht, wie die meisten pflegen, aus Büchern, davon die allermeisten mit erdichteten, oder doch unrichtigen Nachrichten angefüllet sind; sondern aus lebendigen Mustern selbst, und dem Unterrichte derjenigen, welche lange mit diesen Geschöpfen umgegangen sind, zu erlernen. Dieses hat ihm bey Erfin-

dung und Zeichnung dieſer Fabeln einen doppelten Vortheil gebracht. Dann einmal ſo war er dadurch im Stande, den Stein des Anſtoßes zuvermeiden, an welchem verſchiedene, ſonſt nicht unglückliche Fabeldichter geſtrauchelt haben; nämlich keinem Thiere eine Handlung beyzulegen, welche nicht deſſen Art, und Beſchaffenheit gemäß wäre. Hernach ward er auch dadurch vollkommen geſchickt, und erlangte eine beſondere Stärke in Zeichnungen und Abſchilderungen der Thiere, und der Handlungen, welche ihnen die Fabel beylegt. Es werden auch die Kenner der Sache geſtehen müſſen, daß es dem Herrn Ridinger vollkommen gelungen, und er die Charactere der Thiere ſo geſchickt auszudrücken gewußt hat, daß ihnen in ſeinen Kupfern nichts, als das Leben fehlet.

Was er in Abſicht auf die Kunſt gethan, daß hat er ſich auch in Abſicht auf die Sittenlehre zum Augenmerke geſtellet. Sein löblicher Endzweck war, kluge und heilſame Lehren, nach der von dem eisgrauen Alterthume ſchon beliebten Lehrart, ſeinen Leſern beyzubringen. Und weil ſonderlich die Jugend zum Anſchauen und Betrachten der Gemählde geneigt; eine Erzählung aber, zumal wann ſie was wunderbares und unerwartetes an ſich hat, anzuhören begierig iſt: ſo hat er ſich nicht ohne Grund Hoffnung gemacht, es würde durch dieſes Mittel auch derſelben ein heilſamer Unterricht von Verbeſſerung der Sitten beygebracht, und die Liebe zur Tugend deſto tiefer eingeprägt werden können, je nachdrücklicher der Stachel wäre der ſolchen Fabeln beygefügt würde; der mit einer angenehmen Süßigkeit in die Gemüther dränge,

und ein empfindliches Nachdenken und Gefühl hinter sich ließe. Es sind derowegen in diesen Fabeln diejenigen Sittenlehren, welche den Grund zu der Fabel geben, zwar am Ende jederzeit ausgedrücket; ungeachtet sie die Verbindung der Umstände einem nur mittelmäßig nachdenkenden Leser von sich selbst vor Augen legt, damit die Jugend desto weniger aufgehalten werden möchte: worinnen er den Vater der Fabeldichtkunst, den Aesopus, zum Vorgänger hat. Allein diese Lehrsätze sind jederzeit in den Umständen der Erzählung also eingeflochten worden, daß sie eine ungekünstelte und natürliche Scharfsinnigkeit, die aber nicht über den Begriff der ganzen Fabel ist, der Erwägung würdig machet. Die Einrichtung der Fabeln selbst ist der Natur der Sache gemäß. Sie erwählet sich ein Reich der Thiere, denen sie zwar menschliche Handlungen beylegt; aber auf eine solche Weise, daß dadurch ihre natürliche Eigenschaften nicht beleidiget werden. Z. E. Es wird den Hähnen eine muntere Wachsamkeit, der Eule ein räuberisches und mörderisches Auge, dem Bären eine plumpe Aufführung und Trunkenheit, dem Löwen ein unparteyisches Richten, u. s. w. beygelegt. Damit wird das Wunderbare dennoch nicht unnatürlich, und so fremde in dem Reiche der Thiere menschliche Handlungen scheinen: so muß man doch die Erzählung rechtfertigen, wann man einmal eine andere mögliche Welt zugegeben hat, in welcher die Thiere menschlicher Handlungen fähig sind. Dabey hat man sich sorgfältig gehütet, keine Umstände anzubringen, als welche entweder der Inhalt und die Folge, oder der Wohlstand der

Fa-

Fabel erforderten. Damit aber der Endzweck erhalten und die in dieſem allegoriſchen Körper verborgene Seele, die Sittenlehre, erkannt würde: ſo iſt die Erzählung ohne alle Schminke natürlich, deutlich, und ungekünſtelt vorgetragen worden. Und ein unparteyiſcher Leſer wird geſtehen müſſen, daß ſich der Verfaſſer nicht unglücklich bemühet habe, das lehrreiche und Erbauliche, mit dem Angenehmen und Wunderbaren zuverbinden. Die beybehaltene Wahrſcheinlichkeit bekräftigt die ſorgfältige Nachahmung der Natur der Thiere genugſam. In einigen wenigen hat der Herr Verfaſſer der Erzählung einige Neuigkeit zuwege zu bringen geſucht, welche ſelten ſcheint: wann er z. E. gleich in der erſten Fabel, den Fuchs mit Augengläſern und einem Halskragen, wie einen Schulredner, vorſtellet; in dem er dichtet, daß er eine Lobrede von dem Vorzuge der Vögel halten wolle. Imgleichen, wann er ihn in ſolcher Geſtalt in der zweyten Fabel als einen Protocolliſten mit der Feder hinter dem Ohre abmalet. Allein da bekannt iſt, daß viele Thiere die Menſchen in ihren Handlungen auch in der Natur nachahmen; ſo wird es kein Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit ſeyn, wann ſie in einem Reiche der Thiere, wo ſie nach Menſchenart reden und urtheilen, auch in menſchlichem Aufzuge erſcheinen.

Damit aber die Ausarbeitung einer geſchickten Erfindung in einem richtigen Vortrage erſcheinen möchte; ſo hat Herr Ridinger ſich eines in der gelehrten Welt hochberühmten Mannes bedienet, der der ſchönen Wiſſenſchaften kundig und der deutſchen und

lateinischen Sprache mächtig ist. Diesem hat er nicht nur den Entwurf seiner Gedanken und Zeichnungen zur Prüfung übergeben, und sich dessen Erinnerungen bedienet, um dem Wesen der Fabel genug zu thun; sondern auch dieselben in einen richtigen deutschen und lateinischen Vortrag einkleiden lassen. Und dieser hat sich bemühet, ordentlich, deutlich und rein, was beyde Sprachen anbetrifft, alles vorzutragen; damit in beyden Sprachen die Jugend ein Muster der Nachahmung haben möchte. Damit auch der Gebrauch dieser Fabel allgemeiner würde, ist auch eine französische Uebersetzung beygefügt worden.

Der Herr Verfasser hat bisher jederzeit vier solche Fabeln auf einmal herausgegeben, theils sich die mühsame Arbeit zu erleichtern, theils dem Käufer es leichter zu machen. Er nennet es aus Bescheidenheit Versuche, davon nunmehr drey herausgekommen sind. Jedem Versuche sind Sinngedichte von dem berühmten Hamburgischen Dichter, dem Herrn Brockes, beygefügt, der als ein grosser Kenner der Zeichnung für Herrn Ridingers Arbeit ganz besondere Hochachtung hegt, und dieselbe schon öfters mit seinen Gedichten beehret hat. Sie erklären dieselben, und drücken auf eine scharfsinnige Weise die Fabel, ihren Inhalt und ihre Lehre aus. Künftig dürften auch von andern berühmten Dichtern Deutschlandes zur Zierde des Werkes, Gedanken in gebundener Schreibart erscheinen.

Zur Probe wollen wir eine dieser Fabeln hieher setzen. Der Elephant und der Fuchs:

Die

Die Rache eines niedrigen an einem höhern iſt ſchädlich.

Der Elephant that eine Reiſe nach Europa, um ſich die Sitten unter den Thieren bekannt zu machen, und Vortheil daraus zu ziehen. Er kam durch einen großen Wald, und hatte das Unglück, einem jungen Fuchſe, der aus Vorwitz, ihn zu ſchauen, ihm zunahe getreten war, den Schwanz abzutreten. Der Fuchs, aus Beſchämung und Schmerzen, fieng ein gräßliches Geſchrey an, und rief den ſeinigen, dieſe Schmach und Beleidigung zu rächen, welche dieſer Ausländer ihm angethan hätte. Alle wurden darüber eins, und überlegten, wie ſie es angreifen könnten, daß ihre Rache ausgeführet würde. Es mangelte zwar nicht an Liſt und Wuth, aber es lief dennoch übel ab. Der Elephant zertrat einige; andere ergriff er mit dem Rüſſel und warf ſie in die Höhe, um ſie zuerdrücken. Einem alten Fuchſe gieng ſo ſehr zu Herzen, daß er mit vollem Halſe zu ſchreyen anfieng: O tyranniſches Bezeugen! Nein, ſprach der Elephant: auf eine ſolche Rache, folgt ein ſolcher Lohn.

Des Herrn Brockes Gedanken darüber ſind dieſe:

Die armen Füchſe fühlen hier die Strafe der Vermeſſenheit.
Ihr ganzer Hauſe, theils gewürgt, und theils zertreten,
heult und ſchreyt.
Es fließt ihr Blut, die Knochen ſplittern, man hört ein
knirſchendes Geräuſch,

Von abgetretnen Adern, Sehnen, Gelenken und zerquetschtem Fleisch.
Allein des ungeheuren Wunders im Reich der Thier erblickte Größe
Erschröckt mich, daß ich vor Erstaunen der armen Leidenden vergesse.
Doch fällt mir, da ich mich besinne, zuletzt noch diese Lehre bey:
Wie schädlich gegen einen Großen der Widerstand des Kleinen sey.

* *

VI.

Grundriß von dem merkwürdigen Leben, des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts des Aeltern, Markgrafen zu Brandenburg, in Preußen ꝛc. Herzogs, Burggrafen zu Nürnberg und Fürsten zu Rügen ꝛc. ꝛc. bey Gelegenheit der zweyten Jubelfeyer der von ihm mildest gestifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen, aus vielen gedruckten und geschriebenen Urkunden ans Licht gestellet, von M. Friedrich Samuel Bock. Königsberg bey Johann Heinrich Hartung 1745.

Da wir neulich von dem I. Theile der Historie der Königsbergischen Universität unsern Lesern Nachricht gegeben: so können wir vorizo

itzo nicht umhin, ihnen auch von dem Leben ihres Stifters, des preiswürdigen Markgraf Albrechts, ersten weltlichen Herzogs von Preußen, einen zulänglichen Auszug zu ertheilen. Es ist sehr zu loben, daß der Herr Verfasser dieses Buches sich die Umstände der Zeit antreiben lassen, alles, was von alten Nachrichten übrig war, aufzusuchen, und in einen ordentlichen Zusammenhang zu bringen. Es werden heute zu Tage Lebensbeschreibungen die Menge, und zwar von solchen Helden geschrieben, die kaum angefangen auf den Schauplatz der Welt zu treten, und bisweilen wohl noch gar nichts denkwürdiges gethan haben. Wie viel besser wird denn nicht das Andenken eines wahrhaftig großen Fürsten wieder auferwecket, der sich mehr als auf eine Art unsterblich gemacht? Je mühsamer auch diese Arbeit dem Herrn Magister Bock geworden: desto mehr Lob verdient er, nicht nur von seinem Vaterlande, sondern von allen Liebhabern der Geschichte, ja von allen Verehrern der Wissenschaften und freyen Künste, denen dieser großmüthige Herzog so freygebig aufzuhelfen gesuchet hat. Es ist freylich ganz ein anders, aus den Zeitungen ein elendes Gerippe eines sogenanten Lebens zusammen zu stoppeln; als aus alten Chroniken, Documenten, Manuscripten, und andern Ueberbleibseln voriger Jahrhunderte, eine ausführliche Historie großer Prinzen zu verfertigen: zumal wenn alle diese Quellen in verschiedenen öffentlichen und Privat-Bibliotheken, Cabinettern und Archiven zerstreuet sind, und sehr mühsam zusammengesucht werden müssen. In der preußischen Historie muß man sich auch deſtoweniger

über den Mangel alter Nachrichten wunderbar, daß Lucas David, im 8ten Buche seiner Chronik auf das 1082. S. meldet, daß des deutschen Ordens Schrifften und Privilegien 1525. von Pohlen dem Reiche überliefert worden: und daß Markgraf Albrecht selbst vier Fuder voll Documenten und Chroniken dem Könige Sigismund in Pohlen zugeschicket hat. Daher hat sich aber auch der Herr Verfasser nicht auf einmal gewaget, ein ganz ausführliches Werk von den Geschichten seines Helden zuschreiben; sondern gleichsam nur diesen kurzen Auszug davon zum Vorläufer gemacht. Jenes dörfte, wie er den Ueberschlag macht, sich leicht auf zwölf Alphabethe belaufen; da dieses kaum anderthalb ausmacht. Das erste würde alsdann auch mit allen den Urkunden und Documenten versehen seyn, darauf er sich hier nur bezogen hat; auch mit einigen Kupfertafeln gezieret seyn. Da es würde darinn eine vollständige preußische Historie, vom Anbeginn, so weit sich von diesem Lande etwas mit Gewißheit sagen läßt, bis auf Markgraf Albrechts Tod, darstellen. Es würden darinn alle wichtige Privilegien und Statuten, die vor, und unter diesem Herzoge gestellet worden, vorkommen; und die preußischen Landtagsacten alter Zeiten, die noch vorhanden sind, würden ihm reichen Stoff dazu an die Hand geben. Auch ein für verlohren gehaltenes Mscr. von Simon Grunauen, hat ihm verschiedene Nachrichten geliefert, die bisher noch unbekannt gewesen sind. Dieses größere Werk liegt nun bereits zum Drucke fertig, und wir wünschen, daß es ihm nicht lange an einem Verleger fehlen möge.

Die

Die preußische Historie kann füglich nach den verschiedenen Religionen, die in diesem Lande geherrschet, in drey Haupttheile abgesondert werden. Der erste begreift die heidnischen Zeiten, vor der Ankunft des deutschen Ordens in sich, und geht bis aufs dreyzehente Jahrhundert. Der zweyte hält das päbstische Wesen unter der Regierung des Ordens in sich, und geht bis auf die Zeit der Glaubensreinigung im sechszehenten Jahrhunderte. Die dritte endlich hebt mit Herzog Albrechten an, und geht bis auf itzige Zeiten. Weil selbst in Preußen die alten Schicksale dieses Landes bey den meisten ins Vergessen gerathen sind; so hat der Herr Verfasser es für nöthig gehalten, einen Blick in die Zeiten vor seinem Herzoge zu thun, und, wiewohl flüchtig, den damaligen Zustand seines Vaterlandes zu beschauen. Wir werden ihm darinn folgen, und gleichfalls etwas weniges daraus anführen, welches zu bessern Verstande der folgenden Geschichte dienen kann. Daraus nämlich werden die großen Eigenschaften eines Prinzen desto deutlicher erhellen, der ein so verfallenes, und durch die Schuld der deutschen Ritter, oder Kreuzherren, in das tiefste Elend gerathene Land, in den besten Wohlstand gesetzt, und vor aller Welt ansehnlich gemacht hat.

Preussen ist ein Land, welches an der Ostsee liegt, und von dem Großfürstenthume Litthauen, Pohlen und Pommern eingeschloßen wird. Es ist funfzig deutsche Meilen lang, und an einigen Orten bis auf 40 Meilen breit. Vorzeiten hat ein Volk hier gewohnet, welches die Römer die Aestier genennet*. Man

sah

* Sollten nicht die Estländer, die noch einen Theil von

ſah dieſelben als einen Theil der Veneder oder Wenden an, welche zu dem großen europäiſchen Sarmatien gerechnet wurden. Doch waren ſie ſelbſt keine Sarmaten. Tacitus ſagt (L. de mor. germ. c. 45.) es hätten die Aeſtier am ſueviſchen Meere gewohnt, und zwar ſuebiſche Sitten und Trachten, aber eine Sprache, die der brittanniſchen ähnlich geweſen, gehabt. Die Sueven aber waren ein deutſches Volk; ſo wohl als die alten Einwohner Brittanniens deutſche Colonien geweſen ſeyn müſſen. Nach der Zeit ſind die Gothen, die aus dem Norden gekommen, durch Pommern nach Preuſſen gerücket. Dieſe mögen nun die Aeſtier theils nach Liefland getrieben haben, ſind aber ſelbſt auch weiter gezogen, und vielleicht gar bis ans ſchwarze Meer gerücket: da denn Preußen von ſeinen alten Einwohnern wieder beſetzet worden, die es auch bis zur Ankunft der deutſchen Ordensbrüder inne gehabt.

Als dieſe im 13ten Jahrhunderte ins Land kamen, in dem Vorhaben, mit Feuer und Schwert die Heiden zu bekehren, brachten ſie allerley Volk, aus verſchiedenen deutſchen Landſchaften mit. Die Fruchtbarkeit des Landes, und die Gaſtfreyheit der Einwohner lockte nachmals noch mehrere Einwohner hieher; ſogar, daß auch auf einmal 3000 meißniſche Bauren nach Preußen gekommen, wie Lucas David in ſeiner Chronik berichtet: ſo vieler ſchleſiſchen, lauſitziſchen, brandenburgiſchen und pommeriſchen Colonien nicht

Liefland inne haben, ein Ueberbleibſel von dieſen Aeſtiern ſeyn? zumahl, da ihre Sprache mit der curländiſchen und alten preußiſchen eine Verwandtſchaft hat.

nicht zu gedenken. Von allen diesen kommen die heutigen preußischen Geschlechter her, wie denn auch ihr Adel, bis auf wenige Familien, die alter preußischer Abkunft sind, aus Deutschland herstammet.

Wegen seines Börnsteins ist Preußen schon vor Christi Geburt den Griechen und Römern bekannt gewesen. Eginhard bezeigt: daß noch zu seiner Zeit die Aestier die Küsten des baltischen Meeres bewohnet; doch so, daß sich ihre Grenzen viel weiter erstrecket, als das heutige Preußen geht. Um das zehnte Jahrhundert haben sie zuerst in den Geschichten den Namen Pruſſi bekommen; doch so, daß sie bald Prizen, bald Bruzier, bald Bruchier, bald Pruter genennet, ihr Land aber bald Pruccia, bald Pruzia, bald Poruzzia genennet worden, nachdem es die Mundart der Geschichtschreiber mit sich gebracht. Dieser letzte Name soll aus dem pohlnischen Worte Po bey, und dem Strome Ruß, der pohlnisch Niemen, lat. Chronus heißt, und in Preußen durch das Curische Haf in die See fällt, zusammen gesetzt seyn, und also ein Land bedeuten, das bey und um den Strom Ruß gelegen ist. Eine andere Ableitung hat Prätorius angeben wollen; weil er bemerket, daß in der alten preußischen Sprache Pruota, so viel, als Prudentia, die Klugheit, bedeute: daher meynt er, die alten Preußen hätten sich diesen Namen selbst beygelegt, weil sie sich für klüger, als andre angrenzende Völker gehalten hätten.

Ueberhaupt hat man die alten Preußen wilder und ungeschlachter beschrieben, als man es mit vielen glaubwürdigen Nachrichten zusammen reimen kann.

kann. Sie haben sich gegen die Unglücklichen, die an ihrer Küste Schiffbruch gelitten, allezeit menschlich und freundlich erwiesen. Sie waren gastfrey und milde, und es gab keine Bettler unter ihnen; weil die Reichen sich der Armen nachdrücklich annahmen. Todschlag und Diebstahl wurden hart, und mit dem Leben bestraft; die Ehebrecher aber verbrannt, und ihre Asche auf die Landstraße gestreuet. Gold und Silber hatten und brauchten sie nicht; denn ihr Land gab ihnen alles, was sie glücklich machen konnte, im Ueberflusse.

Doch kann man nicht leugnen, daß die Preussen etwas länger, als die Sachsen, Wenden und Pohlen Heyden geblieben: ob sich gleich die Litthauer noch später zum Christenthume bekehret haben. Aus dem heydnischen Aberglauben floßen nun freylich allerhand seltsame Gewohnheiten: z. Ex. daß sie ihren alten Aeltern vom Leben halfen, viel Weiber nahmen, den Trunk liebten, u. d. gl. worinn sie gleichwohl viele andere für sehr klug gehaltene Völker zu Gesellen gehabt haben. Zu Kaiser Valentinians Zeiten sollen sie die königliche Würde bey sich eingeführet haben, indem sie den Widewut, zu ihrem Könige, seinen Bruder Pruteno aber, der solche Ehre abgeschlagen hatte, zu ihrem Hohenpriester, den sie Krivo Kriwaito nannten, gemacht. Andere setzen diese Geschichte in neuere Zeiten; andere nennen sie eine Fabel; andere sagen, daß Widewut ein Amtenamen aller ihrer Beherrscher gewesen. Widewut soll nun das ganze Land unter seine vilf Söhne getheilt haben, davon die Provinzen in Preußen ihre Namen bekommen.

men. Noch andere meynen, dieß wären nur die Unterrichter und Vorsteher der kleinern Landschaften gewesen, die aber alle unter dem obersten Richter gestanden, den man Widewut geheißen.

Die alten Preußen sind auch ein tapferes Volk gewesen. Dieses haben die deutschen Ritter zur Gnüge erfahren, als sie über funfzig Jahre zugebracht, sie zu bezwingen, und unzählige Kriegsheere darüber aufgeopfert. Sie würden auch vielleicht gar nicht damit zu Stande gekommen seyn, wenn die Preußen alle zusammen gehalten, und für einen Mann gestanden hätten. Allein, sie wurden einzeln aufgerieben; und gleichwohl mußte König Ottokar aus Böhmen mit einer Armee von 60000. Mann kommen, nur die einzige Provinz Samland zu bezwingen. Der Herr Verfasser meynt hier zwar, der große Carl habe schon einen Theil von Preußen, was nämlich diesseit der Weichsel liegt, bezwungen: allein erstlich ist die Sache sehr ungewiß, ob er jemals weit über die Elbe, oder nur bis an die Oder gekommen; hernach aber haben die Preußen auch allemal nur jenseit der Weichsel ihren Sitz gehabt, diesseit aber haben die Pommern oder Pommereller gewohnt. Eben das ist von Heinrich dem Vogler, und Otto dem großen zu sagen, deren Waffen sich niemals bis an die Weichsel erstrecket haben.

Boleslaus Chrobry, König in Pohlen, hat Preussen zuerst zinsbar machen wollen; aber mit seinem Schaden erfahren, daß es so leicht nicht sey, ein seine Freyheit liebendes Volk zur Sklaverey zu bringen. Er nahm die Gelegenheit daher, daß der vormalige Erzbischo

bischof von Gnesen, Adalbert, der sichs hatte in den Sinn kommen lassen, der Preußen Apostel zu werden, erschlagen worden. Was dieser Glaubensbothe, und noch Bruno aus Querfurt dazu, nicht hatte ausrichten können, das sollten die gestiefelten Apostel ausrichten. Er fiel mit einer großen Macht in Preußen, und zerstörte Romove, den Sitz ihrer Andacht und Religion; zwang sie auch 1015 daß sie sich anheischig machten, einen Tribut zu zahlen. Doch das daurete nicht lange: denn seinen Nachfolger nöthigten die Preußen, ihnen einen großen Theil von Pommern abzutreten. u. s. f.

Wir übergehen die übrigen Kriege der Pohlen mit Preußen, vor der Zeit der Schwertbrüder; welche Herzog Conrad zu Masau, oder Mazovien, wie man es izo nennet, als der nächste Nachbar von Preussen, zu Hülfe rief. Der Pabst ernannte 1215. den Cistercienser Mönch Christian, zum Bischofe über Preussen. Dieser hatte das Glück, daß ihm zween bekehrte vornehme Preußen die Culmische Landschaft verehrten. Der Orden der Schwertträger, den der liefländische Bischof Albrecht 1204 gestiftet hatte, und die in ihrem weißen Mantel ein eingewirktes Schwert trugen, halfen zwar dem Herzog Conrad das Bekehrungswerk mit der Faust treiben; wurden aber so wohl als er, mit blutigen Köpfen zurück getrieben, und giengen wieder nach Liefland. Die Preussen lernten das Kriegshandwerk durch die Uebung immer besser: und auf Bischof Christians Ansuchen, schrieb Pabst Honorius 1215. einen ordentlichen Kreuzzug wider Preussen aus; gerade, als wenn hier, so wohl als im gelob-

gelobten Lande ein heiliges Grab zu erobern gewesen wäre. Das gieng nun eine Weile gut, und die Preuſſen verlohren eins und das andere: bis ſie ſich 1224 wieder ermanneten, alles verlohrne wieder eroberten, alle Kirchen und Klöſter zerſtörten, den Abt und alle Brüder von Oliva gefangen führten, und ermordeten; ja dem Herzoge von Maſau ſein Land verwüſteten, und ihn Tribut zu geben zwangen, wie er ihnen vorher gethan hatte.

Hierauf wandte ſich Biſchof Chriſtian an den damaligen Hohemeiſter des deutſchen Ordens, Herrmann von Salza, und trug ihm das wenige; was er noch im Culmiſchen und Dobriniſchen hatte, an, wenn er nach Preußen kommen, und die Heyden mit dem Degen in der Fauſt bekehren wollte. Es iſt bekannt, daß dieſer Orden 1190 im heiligen Kriege zu Ptolemais entſtanden, als einige Lübeker und Bremer Kaufleute die kranken Soldaten zu verpflegen Anſtalt gemacht. Pabſt Cöleſtin hatte dieſe Anſtalt, als einen geiſtlichen Orden beſtätiget; die Kaiſer hatten ihnen auch gewiſſe Vorrechte zugeſtanden: und ihre Kleidung war ein weißer Mantel, worauf ein ſchwarzes Kreuz geſticket war; weswegen man ſie auch Kreuzherren, imgleichen von ihrer Patroninn Maria, die Marianer, oder ſchlechtweg, die deutſchen Ritter, zu nennen pflegte.

Dieſe Ordensritter nun haben, nachdem ſie aus dem Oriente unverrichteter Sachen, nach und nach vertrieben worden, nicht ohne viele Mühe, innerhalb ohngefähr 50 Jahren, das iſt erſt im 1283ſten Jahre ſich des ganzen Preuſſenlandes bemächtiget: würden aber

nimmermehr damit zu Stande gekommen seyn, wenn ihnen nicht fast alle Fürsten aus Deutschland, sonderlich Brandenburg, Braunschweig, Meißen, Mähren, Oesterreich, und endlich der böhmische König Ottokar, so oft, und so redlich beygestanden hätten. Doch hatten sie dazumal nur Preußen jenseit der Weichsel: Danzig, und was diesseits der Weichsel, unter dem Namen von Pomerellen liegt, gehörte noch zu Pommern; bis sich die Ritter im 1310ten Jahre auch dieses Landes, bis gen Stolpen in Pommern, bemächtigten: weil die Pohlen, nach Herzog Mestwins Tode, sich dasselbe zu eigen machen, und als ein Reichslehn ihrem Königreiche einverleiben wollten. Im 1342sten Jahre kam der Friede zu Stande, darinn der Orden dieses, das Culmische und Michelauische Gebiet behalten; das Dobrinische und Cujavische aber den Pohlen überlassen sollte: doch so, daß diese sich des Titels und Wapens von Pommern gänzlich enthalten sollten.

Wir übergehen hier die Kriege, die der Orden nach der Zeit mit den heidnischen Litthauern geführet, und die wenigstens über 300000 Mann gefressen haben. Den Hauptsieg wider dieselben erfocht der tapfre Feldherr Schindekopf, unter dem Hohemeister Winrich von Kniprode 1378 in der rudauischen Schlacht; dem zu Ehren eine Gedächtnißsäule aufgerichtet worden, die noch vorhanden ist. Allein noch was merkwürdigers war es, daß der Hohemeister Conrad von Jungingen, von dem Kaiser Sigismund die neue Mark Brandenburg um 16000 Goldgülden erhandelte; und

dadurch

dadurch ſeine Macht noch weiter nach Deutſchland ausbreitete. Dieſes zeigte nicht nur von ſeinem Reichthume: ſondern gab auch eine Vorbedeutung, daß Preußen dazu erſehen wäre, dermaleinſt die ganze Mark Brandenburg, und viele benachbarte Länder zu beherrſchen. In Preußen ſelbſt ſind damals die güldenen Zeiten geweſen. Der Reichthum und Ueberfluß hat ſich damals bis auf die Bauren erſtrecket. Denn es gab unter andern in dem Dorfe Nickelswalde einen, der ſich ſchon eilf ziemliche Gelten voll baares Geldes geſammlet hatte, und nun noch die zwölfte zuſammen ſparete. Als der Hohemeiſter das vernommen, und ſolchen Reichthum ſelbſt in Augenſchein genommen hatte: machte ers ganz anders, als man es nach heutiger Art vermuthen ſollte, und ſchenkte dem Bauren aus ſeinem eigenen Schatze ſo viel, daß die zwölfte Gelte auch noch voll ward.

Doch da bey dieſer Glückſeligkeit des Landes auch der Stolz des Ordens wuchs: ſo band derſelbe ferner mit den Litthauern an; bis Jagello ihr Fürſt ſich genöthiget ſah, wie Dlugloſſus berichtet, ihm Samogitien abzutreten. Dieſes Glück machte ihm Muth, ferner mit den Pohlen anzubinden; die aber mit einem ſo großen Heere erſchienen, daß der Orden nothwendig den Kürzern ziehen mußte. Er verlohr nämlich 1410 bey dem Dorfe Tannenberg eine ſo große Schlacht, daß der Hohemeiſter ſelbſt, der Großcomthur, der Großmarſchalk, der Spittler, und 600 Ritter, nebſt 40000 MannGemeinen auf dem Platze blieben, 14000 Mann aber gefangen wurden.

Dieſes Sieges bediente ſich König Jagello, einen ziemlichen Theil von Preuſſen zu erobern, trug auch noch einen Sieg davon. Endlich aber dünkte ihn doch der Friede beſſer, als ein längerer Krieg, und gab 1411 dem Orden alles wieder, was er ihm genommen; nur daß Samogitien nach ſeinem und Vitolds Tode erſt an den Orden fallen, dieſer hingegen den Polen 100000 Schock böhmiſche Groſchen zahlen ſollte: welcher Friede auch 1436 mit Vladislao dem V. beſtätiget ward.

Hätte ſich der Orden dieſes alles beſcheidener machen laſſen, ſo wäre es gut geweſen. Allein, ſo viel Ritter er hatte, ſo viel Tyrannen hatte das Land, die alle Geilheit, Ueppigkeit und Ungerechtigkeit darinnen ausübten. Ihre damalige Verſchwendung überſtieg faſt allen Glauben. Daher entſtand, wegen großer Bedrückung des Landes, ein Aufruhr. Danzig, Thoren, Marienburg und Elbing, und die Biſchöfe zu Culm, Pomeſan und Ermland, vereinigten ſich 1454. wider ihn, und ergaben ſich freywillig in pohlniſchen Schutz. So ward nach langem Kriege der Hohemeiſter von Erlichshauſen genöthiget, den weſtlichen Theil von Preußen an Pohlen zu überlaſſen, und den öſtlichen von dieſem Reiche zu Lehne zu nehmen. So ſchwächte ſich nun die Macht des Ordens, und was durch ganz Pohlen nicht hatte bezwungen werden können, das fiel durch innerliche Unruhen zu Boden. Das übrige, von Marggraf Albrechten ſelbſt, wollen wir auf das nächſte Stück erſparen.

* *

VII. Gelehrte Neuigkeiten.

No. I.

Verzeichniß aller derjenigen akademischen und andern Schriften, die zu Königsberg, seit dem zweyten Jubelfeste dieser hohen Schule ans Licht getreten.

Weil wir in dem vorigen Stücke dieses Büsaals über den Mangel an Nachrichten von der Universität Königsberg und ihren gelehrten Beschäfftigungen geklaget: so hat sich einer der berühmtesten dasigen Lehrer die Mühe nicht dauren lassen, uns mit einem Aufsatze zu versehen, worinn alles dasjenige kürzlich verzeichnet ist, was seit anderthalb Jahren ohngefähr, daselbst so wohl an Dissertationen, als andern Schriften ans Licht getreten ist. Nun gehören zwar nicht alle Arten der hier erzählten Sachen, in die engen Schranken dieses Bücherſaals, der bloß den schönen Wissenschaften gewidmet ist. Weil aber doch die gelehrte Historie überhaupt mit zur Zahl der angenehmen Studien gehöret; und es vielen Lesern in Deutschland angenehm seyn wird, von einer so entlegenen hohen Schule doch einige zuverläßige Nachricht zu bekommen: so wollen wir nicht nur dieses Verzeichniß einrücken, sondern werden auch künftig fortfahren, von Zeit zu Zeit dasjenige bekannt zu machen, was uns von einigen Gönnern und Freunden daselbst für Neuigkeiten aus dem

gelehrten Fache zugefertiget werden möchten. Was man faſt in keiner Monathſchrift oder gelehrten Zeitung findet, das wird auch in dieſem Bücherſaale angenehm ſeyn.

Im 1744ſten Jahre ſind allhier zu Königsberg von der Jubelfeyer an bis zu Ende des Jahres folgende Schriften heraus gekommen.

M. *Theod. Chriſtoph. Lilienthalii* zwey theologiſche Diſputationen ſub Tit. gloria angeli fœderis cum Jacobo colluctantis ex Gen. XXXII. 24 ſqq. et Hoſ. XII, 4. adſerta, et a dubiis Anonymi Angli vindicata; davon er die erſte pro gradu unter dem Vorſitz des Hrn. Doct. Salthenii, die andere aber pro loco Prof. Theol. extraord. als Præſes vertheidiget hat.

Joan. Henr. Dan. Moldenhaueri V. D. M. acta Paulli chronologice digeſta, oder zwey theologiſche Inaugural-Diſputationen, deren erſte er unter Hrn. D. Salthenius pro gradu, die andere aber pro loco Prof. Theol. extraord. als Præſes vertheidiget hat.

Joann. Adam Gregorovius jun. diſputirte pro gradu Doctoris de differentiis Juris Prutenici, et civilis Romani, in materia reſtitutionis in integrum Prætoriæ.

Es kamen auch folgende Diſſertationes und Specimina pro gradu Doctoris in Medicina heraus:

Godfr.

Godfr. Roſe de conſuetudine;

Abrah. Sauer de marasmo ſenili;

Chriſtian Kaſling, de felici praxeos ſucceſſu, ex intima remediorum notitia obtinendo;

Joan. Chriſtoph. Wulff de XXIII. plantis in Boruſſia repertis, et nondum deſcriptis.

Henr. Ludolph. Harmes de cauſſis morborum et mortis, ſubiecti cuiusdam maniaci.

Joan. Joſeph Falck; cur poſt-diluviani non illum ſenectutis gradum attingant, quem Patres ante diluvium habuerunt?

Jacob Friedr. Becker de ſpeciali ſanguinis in cerebro circulatione.

Es diſputirten auch um die Zeit

D. Reinhold Fried. de Sahme, de privilegiis academiae Regiomontanæ.

D. Theod. Boltz Prof. jur. ord. de ludis publicis

D. Steph. Waga Prof. jur. extr. de eo quod juſtum eſt, circa inceſtum civilem.

D. Joann. Bernh. Hahn Prof. OO. LL. ord. de anno Jobheleo Ebræorum.

Bald darauf erſchienen auch die bey den angeſtellten Promotionen von den Brabeuten gehaltenen Reden, als:

D. Joann. Dav. Kypke Prof. Theolog. ord. de Coſmologia Paulina ex 1 Cor. VII. 31.

D. Theod. Boltzii Oratio de lætitia publica.

D. Chriſtoph Dan. Meltzers Rede, in welcher die Verdienſte derer in dem letzten Jahrhunderte bey dieſer

Akademie geſtandenen Profeſſorum Medicinæ angezeiget werden.

D. Joann. Adam Gregorovii ſen. Orat. de electricitate morali.

Es diſputirte auch *M. Andr. Halter*, pro recept. in facult. philoſoph. de ſignis vel vexillis veterum.

M. Joann. Aug. Lübek de neceſſitate et criteriis divinae revelationis. und

D. Chriſtian Kæsling ließ ein ſpecimen de medicamentis ſaponaceis, eorumque virtute egregie reſolvente drucken.

D. Joann. Bernh. Hahn diſputirte auch um dieſe Zeit, als neu ernannter Profeſſor der Arzneykunſt, pro loco Prof. Med. extraord.

D. Joann. Friedr. Schweder de olfactu.

Pro gradu Doctoris Iuris diſputirte der Kriegsrath *Joann. Ludov. l'Eſtocq* de navibus pro derelicto habendis vel non, ob diſcrimen tempeſtatis maritimae.

Das Weihnachtsprogramma, ſo Herr Doctor Lillenthal verfertiget, handelt de primogenito in orbem terrarum introducto, ex Ebr. 1, 6.

Im 1745ſten Jahre ſind folgende Sachen allhier gedruckt.

Pro receptione in facult. philoſ. haben diſputiret:

M. Joh. Wilhelm Milo de Kabala recentiori, Spinoziſmi genitrice.

M. Georg. Dan. Edler, de providentia divina circa res creatas omnes.

D. Joan

D. Joann. Adam Gregorovius jun. de natura entium moralium eorumque a reliquis differentia.

Pro recept. in facult. jurid. *D. Georg. Theod. Schinemann*, de renunciatione ſui juris, non valida.

Pro loco Prof. Theol. ordin. *D. Joh. Behm* Græc. Lingv. Prof. ord. de Fidelium παρακλησει ex Ebr. VI. 18. ſqq.

Pro loco Prof. Iur. ordin. *D. Stephan. Waga* diſſ. 3tia jur. militar. de militum habilitate.

Pro loco Prof. Jur. extraord. *D. Joann. Adam Gregorovius* iun. diſſ. prior. de actione ex pacto nudo moribus valida.

Pro loco Prof. Med. extr. *D. Joann. Chriſtian Laubmeyer*, de vitiis propagationem hominis impedientibus.

Noch ward unter dem Vorſitze des Hrn. Canzlers von Sahme de relegatione, eaque in terris Pruſſo-Brandeb. abrogata.

Und unter Hr. Prof. Carl Andr. Chriſtiani, de vera religione, ceu firmiſſimo civitatis conſervandæ vinculo, diſputiret.

Das Oſterprogramma iſt über Coloſſ. III. 3. 4. von Hrn. D. Rypke geſchrieben.

Das Pfingſtprogramma handelt de dicti Ioan. III. 16. perſpicuitate et genuina lectione, und iſt Hrn. D. Salthenii Arbeit.

Das Weihenachtsprogramma hat Herr D. Behm über Luc. II. 9. geſchrieben.

Sonſten hat Hr. M. Friedr. Sam. Bock eine Ueberconcordanz in groß Octav herausgegeben: imgleichen hat derſelbe das Leben des Markgrafen Albrechts

brechts von Brandenburg, des ältern, in Octav drucken lassen.

Herr M. Johann Friedrich Buck, so allhier dociret, hat in Danzig seine Gedanken von der Schreibart der heiligen Schrift drucken lassen, imgleichen eine Schrift vom Tode und der Auferstehung der Seelen, in Octavo. So ist auch

Herrn Prof. Lilienthals biblischer Archivarius über das N. Test. in Quarto herausgekommen.

Es hat auch derselbe eine Sammlung von Betrachtungen und Gebethen zum Gebrauch der Kranken in groß 8vo herausgegeben.

Georg. Leonh. Northoff hat des Herrn von St. Evremond Gedanken von dem rechten Gebrauche des Lebens ins deutsche übersetzt und in groß 8vo drucken lassen. Auch ist gedruckt,

D. *Ioan. Heinr. Dan. Moldenhaueri*, Introductio in omnes libros V. & N. T. in groß 8vo 1744. welcher seine acta Paulli vermehrter beygedruckt sind.

Derselbe ließ auch zu Ausgange des 1744. Jahres eine Sammlung von Predigten, unter dem Titel: Evangelisches Zeugniß von JEsu, in groß 8vo drucken und zu Ausgange des 1745. gab er des seel. D. Georg. Friedr. Rogalls Predigten über den Brief an die Römer, nebst desselben akademischen Vorlesungen über diesen Brief, auch vielerley andern Predigten desselben, in Quarto heraus.

Zu geschweigen der in den wöchentlichen Anzeigen vorkommenden gelehrten Anmerkungen, darinnen zum öftern merkwürdige Dinge abgehandelt werden, und andrer kleinen Schriften, Reden, Predigten u. s. w.

Die

Die moraliſche Schrift, ſo im vorigen Jahre unter der Aufſchrift des ehrlichen Alten herauskam, wird nunmehro unter dem Namen des Redlichen, fortgeſetzet.

Auch hat *Friedr. Godfr. Abel*, practicus zu Halberſtadt, oder im Jubilão abweſend allhier promoviret, ein ſpecimen pro gradu Doct. Med. 1744. de ſtimulantium mechanica operandi ratione, allhier druckenlaſſen.

Endlich hat auſſer der neulich ſchon gemeldeten Rede auf das Königl. preußiſche Friedensfeſt, Herrr Prof. Flottwell, der Königl. deutſchen Geſellſchaft Director, an Lutheri Sterbtage, den 18. Febr. eine feyerliche Lob- und Gedächtnißrede gehalten; wozu er durch eine kurze Einladungsſchrift, in den ordentlichen Verſammlungsort der Geſellſchaft auf dem Königlichen Reſidenzſchloſſe, eingeladen. Gleich darauf hat er dieſelbe, unter dem Titel drucken laſſen: das durch Martin Luthern beglückte Preußen, wurde 1746. den 18. Febr. an dem Sterbenstage dieſes unſterblichen Lehrers, von der Königlichen deutſchen Geſellſchaft, in einer feyerlichen Lob u. Gedächtnißrede abgebildet, von Cöleſt. Chriſt. Flottwellen, der Königsb. Acad. Prof. Ord.

II. M. Georg Friedr. Meiers Vertheidigung der Baumgartiſchen Erklärung eines Gedichts wider das 5te Stück des I. Bandes des neuen Büchersaals der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte. Halle, bey Hemmerden 1746. drittehalb Bogen in 8. Wir erwähnen dieſer Schrift nur darum, damit wir Gelegenheit haben mögen, uns zu erklären, daß wir weder auf dieſe, noch auf eine andre zu Berlin, wieder unſere Monatſchrift herausgekomme-

ne Streitſchrift etwas antworten werden. Solche Zänkereyen würden uns nur in dem allgemeinen Vorhaben ſtören, welches wir zu befördern ſuchen; weswegen wir auch einer neulichen Zurechtweiſung in gewiſſen Zeitungen, die ohne dieß von keiner Erheblichkeit war, nicht geantwortet haben; und es mit Lachen anſehen können, daß der Verfaſſer durch ſeine Brille überall Ziffern und Zahlen erblickt. Was den Herrn Lic. Quiſtorp in Roſtock anbetrifft, ſo hat derſelbe Gelehrſamkeit und Muth genug, ſeine Schrift zu vertheidigen, wird auch, wie wir Nachricht haben, ſeinem Gegner nichts ſchuldig bleiben. Die Einwendungen des Herrn M. Meiers wider die ariſtoteliſche und gottſchediſche Erklärung von der Dichtkunſt, werden auch nicht ſo leicht einen Lehrling dieſes letztern irre machen; indem ſehr leicht darauf zu antworten iſt. Vielleicht wird Herr Prof. Gottſched ſelbſt, irgend bey einer neuen Ausgabe ſeiner Dichtkunſt ſeine Erklärung durch ein paar Anmerkungen, gegen ſolche Einwürfe in Sicherheit ſetzen, die nur aus einem willkührlichen Misverſtande herkommen. Daß aber die breitingeriſche Dichtkunſt vollſtändiger ſeyn ſollte, als die gottſchediſche; werden alle diejenigen leicht zugeben, die in einer Dichtkunſt, weder die Regeln des Heldengedichts, noch des Trauerſpiels, noch des Luſtſpiels, noch der Schäfergedichte, noch der Oden, noch der Satiren u. ſ. w. ſondern nur eine tiefſinnige Metaphyſik voll weitgeſuchter Speculationen ſuchen; durch welche noch niemals ein Poet gebildet geworden. Uebrigens ſieht ein jeder, daß eine Dichtkunſt, die für Anfänger geſchrieben worden, wie die

Gott-

Gottschedische, nicht alles das in sich halten kann, was Scaliger in einem Folianten, und Muratori in zween Quartbanden geliefert haben. Herr Magister Meier verspricht indessen, uns noch viel solche kleine Büchlein herauszugeben.

III. Die von der Vorsicht nach Sachsen abgeschickte Irene, oder Göttinn des Friedens. In einem Gedichte, an dem Friedensfeste, so in dem Gymasio zu Görlitz 1746. den 31. Jan. feyerlichst begangen wurde, vorgestellet von M. Friederich Christian Baumeistern Rect. Gymnasii. Görlitz bey Richtern in 4. vier Bogen; wobey noch angehängt ist, eine Ode auf den Frieden, zwischen Sachsen und Preußen, von Gottlob Ephraim Herrmann. Da bisher alle sächsische, oder meißnische Musen verstummet zu seyn geschienen, und man sich billig wundern müssen, daß die kriegerischen Zeiten, die an grossen Thaten so fruchtbar sind, gleichwohl noch keinen anständigen Dichter zu begeistern vermocht: so kömmt die Lausitz diesem Mangel zu statten. Der erwünschte Friede hat einen gelehrten Mann erwecket, den wir sonst noch nicht unter der Zahl deutscher Poeten gesehen haben. Der Herr Rector Baumeister, hat bey seinen übrigen Verdiensten um die Weltweisheit und um das schöne Latein, auch die Zahl derjenigen wackern Schulmänner vermehren wollen, die ihren Untergebenen, auch in ihrer Muttersprache gute Muster geben, und sie dadurch zur Liebe derselben aufmuntern. Es ist dieß Gedichte zwar in langen heroischen Versen geschrieben; doch so, daß hin und wieder zur Abwechselung, etliche Oden eingeschaltet worden: die

er aber allemal der Irene in den Mund legt. Es ist eine lebhafte Dichtung darinn, die sich bis ans Ende erhält; und man findet viel schöne Beschreibungen, und wohlausgeführte Gleichnisse darinnen, anderer Schönheiten zu geschweigen. Die beygefügte Ode, die von einem noch in Görlitz studirenden jungen Dichter ist, zeigt, wie kräftig die Aufmunterungen eines so gelehrten Anführers gewesen sind. Sie ist wohl geschrieben, und zeigt einen ziemlich fruchtbaren und reinen Witz, nebst einer untadelichen Richtigkeit des Ausdruckes, und einer anmuthigen reinen Versart: so daß man sich künftig von ihm noch was mehrers versprechen kann.

IV. Bey der Feyer des Festes, über den, zwischen den hohen Berlin, Wiener und Dresdenischen Höfen, den 25sten December 1745. höchsterfreulich geschlossenen Frieden, wurde den 21. Jenner 1746. in dem öffentlichen Stadt und Rathhause zu Frankfurt an der Oder, zu Bezeugung der allerunterthänigsten Ehrfurcht des Magistrats und der Bürgerschaft, gegen Sr. Kön. Maj. ihren allergnädigsten Herrn, nachstehende Rede vorgetragen, von Joh. Samuel Ungnad, beyd. R. D. und Stadtsyndico daselbst. Diese ganz wohlgerathene Rede ist dem sogenannten **frohlockenden Frankfurt an der Oder**, angehängt, und giebt dieser Sammlung eine besondre Zierde. Der Herr Verfasser hat keinen übeln Geschmack von der Beredsamkeit, und seine deutsche Schreibart ist unzählichemal besser, als man sie sonst auf den Rathhäusern vermuthet und findet. Nun dörften zwar einige, die in den besten Mustern deutscher Red-

ner

ner beleſen ſind, und ein gar zu gutes Gedächtniß haben, hin und wieder ziemliche Stellen aus Canitzens Lobrede auf die brandenburgiſche Churprinzeßinn; aus Fleſchiers Lobrede auf den Turenne, aus der verdeutſchten Rede Ciceros für den Ligar, u. a. m. antreffen wollen. Allein dieſe würden dem Herrn Verfaſſer damit nichts neues, ſondern nur eben das ſagen, was er ſelbſt im Eingange von ſich geſtanden hat, indem er meynt, „daß die Sache an ſeiner ſtatt „werde alſo reden, daß er auch unvermerkt, und wenn „er dabey ſeiner Rede einige Gedanken groſſer Red„ner zu eigen gemacht ꝛc.„ Wer ſo aufrichtig geſteht, daß er etwas geborgt habe, den kann man unmöglich eines Diebſtahls beſchuldigen: zumal wenn er, wie der Herr Verfaſſer, gar wohl fähig wäre, ſich auch ohne dieſes Entlehnte zu behelfen. Wir bedauren nur, daß er es nicht hat thun wollen; denn er würde gewiß noch mehr Ehre damit eingelegt haben, wenn alles ſein eigen geweſen wäre: da er itzo einem gewiſſen ſächſiſchen Redner gleich geworden, der vor ſechs Jahren, Sr. Königl. Maj. in Preußen zum Antritte ſeiner Regierung, in lauter zuſammen geſtoppelten Brocken andrer Redner, Glück gewünſchet.

V. Der ältere Herr Bernigerod hat von Sr. Hochfürſtl. Durchl. dem regierenden Herzoge zu Sachſen Weißenfels und Querfurt, einen ſo wohlgetroffenen, als trefflich ausgearbeiteten Kupferſtich geliefert, daß wir nicht umhin können, denſelben den Liebhabern ſauberer Kupfer anzupreiſen. Er zeigt dadurch, daß ihm die Kunſt und Geſchicklichkeit ſeines ſel. Vaters erblich ſey; ja daß er im Stande ſey,

den-

denſelben vielleicht noch zu übertreffen. Es iſt zu wünſchen, daß er uns ein halbes Dutzend ſolcher fürſtlichen Bildniſſe mit gleicher Kunſt, und in gleicher Größe liefern möge; damit wir allmählich auch in dieſem Stücke den franzöſiſchen Künſtlern beherzt unter die Augen ſehen können,

Auch hat der jüngere Bruder gleiches Namens, der vor ein paar Jahren die ſaubern Kupfer in dem popiſchen Lockenraube verfertiget hatte; neulich die pariſiſchen Zeichnungen von dem Geheimniſſe der Freymäurer, ſo ſauber nachgemacht, daß man ſie von den Originalen faſt nicht unterſcheiden kann. Wer alſo von dieſer verſchwiegenen Geſellſchaft ſich noch fürchterlichere Vorſtellungen machen will, als man ohne dieß ſchon davon hat; der wird ſeine Neugierde hier für 18. gute Groſchen ſtillen können; da er für die franzöſiſchen Kupfer fünf bis ſechs Thaler würde zahlen müſſen. Es wäre zu wünſchen, daß ein ſo geſchickter Griffel uns nach und nach, die Leipziger Gärten, die beſten Gebäude und Proſpecte, auch die ſchönſten Landgüter der Groſſen in Sachſen, ans Licht ſtellen möchte: ſo wie wir dergleichen Sammlungen von weit ſchlechtern Sachen in Italien, Frankreich und Holland, bekommen haben.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des II. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat April 1746.

I.

Poeſie d'Aleſſandro Guidi, non più raccolte, con la ſua vita nouamente ſcritta dal Signor Canonico Creſcimbeni, & con due Ragionamenti de Vincenzo Gravina non piu divulgati. In Verona. in 12.

Das iſt:

Gedichte des Herrn Alexander Guidi, nebſt ſeinem Leben, welches der Domherr Creſcimbeni aufgeſetzt, und mit einem paar Abhandlungen von dem Herrn Vincenz Gravina ꝛc.

Dieſe Gedichte gehören mit unter die Beſten, die in dieſem Jahrhunderte in Welſchland ans Licht getreten; und verdienen alſo wohl den deutſchen Liebhabern toſcaniſcher Muſen bekannter zu werden, als ſie ihnen bisher geweſen. Außer dieſem verdienen auch die beygefügten Stücke, ihrem Inhalte nach, einen Auszug; indem ſie uns die heutigen Begriffe erklären, welche die berühmteſten Männer in Welſchland von der Poeſie überhaupt, und ihrer Landsleute ins

besondre, sowohl im vorigen, als ihrigen Jahrhunderte hegen. Die Zueignungsschrift des Buches, ist von dem Verleger an die gelehrte Gräfinn Donna Clelia Grilla Borromea, gerichtet; der er nicht nur eine große Wissenschaft in der Weltweisheit und den freyen Künsten, sondern auch einen starken Trieb, die schönen Wissenschaften zu beschirmen und zu befördern, zuschreibt. Hierauf folget ein wohlgemachtes Kupfer des Poeten, und das Leben desselben, welches Herr Crescimbeni entworfen hat. Wir wollen von demselben das vornehmste mittheilen: weil es den Liebhabern der freyen Künste zu vieler Aufmunterung gereichet, wenn sie die Schicksale berühmter Männer kennen lernen, die mit ihnen einerley Neigung gehabt haben.

Alexander Guidi ist den 14 Jun. 1650 zu Pavia gebohren, und noch denselben Tag Carl Alexander getaufet worden: welchen ersten Namen er aber hernach weggelassen. Sein Vater, Bernhard Guidi war ein ansehnlicher Bürger daselbst; und seine Mutter hieß Magdalena Figarola. Sie gaben ihm eine gute Erziehung; und nach geendigten Schulstudien, gab er die trefflichsten Proben seines Witzes, so daß ihm auch der Herzog zu Parma Ranuccio II. an seinem Hofe große Gnadenbezeugungen erwies. Er hatte sonderlich einen starken Trieb zur Poesie in seiner Muttersprache, sogar, daß er auch in ungebundner Rede sehr poetisch zu schreiben pflegte. In Oden erwarb er sich vornehmlich viel Beyfall; und sah sich 1681. schon ge-

nöthiget, die einzeln herumfliegenden Stücke zuſammen drucken zu laſſen; worbey auch ein Singſpiel Amalaſunta genannt, befindlich war.

Zu dieſer Zeit, ſagt Herr Creſcimbeni, war der Geſchmack in der Dichtkunſt auf den höchſten Gipfel der Verderbniß geſtiegen. Denn man hatte den Gebrauch unmäßiger Hyperbeln, fehlerhafter Metaphoren, falſcher Bilder, ſeltſamer Erfindungen, ausſchweifender Einfälle, unrichtiger und barbariſcher Redensarten, ſo hoch getrieben; daß die ſo ſchöne toſcaniſche Poeſie, alle Grenzen der Artigkeit überſchritten, und ſich in den Abgrund alles Freſtes geſtürzet hatte *. Dieſen Verfall ſahen nur einige wenige, die noch die rechten Regeln der Kunſt beybehielten, ſo wie ſie ſelbige von ihren Lehrern bekommen hatten; die aber in keine Betrachtung kamen, und ſehr geringe geſchätzet wurden, mit einer innigſichen Betrübniß an. Eine ſo ſchädliche Nahrung aber zog auch unſer Guidi anfänglich in ſich; ließ doch aber unter dem Unflate ſeines Jahrhundert einige Stralen der ſchönen Edelgeſteine blitzen, die ſein trefflicher Kopf nachmals, zu einer andern Zeit, und unter einem andern Himmel hervorbrachte. Er konnte alſo dazumal den guten Geſchmack nicht bekommen:

* Wer auf einige unſrer itzt beliebteſten Dichter acht hat, der wird finden, daß der heutige deutſche Geſchmack, ſich allmählich zu eben der Verderbniß ſenket, darinn die Welſchen und wir Deutſchen ſelbſt im vorigen Jahrhunderte geſtecket haben.

er erwarb sich doch aber durch seine Geschicklichkeit in den wichtigsten Geschäfften, sowohl die Gnade des Fürsten, als die Gunst des Adels.

Im 1683. Jahre gieng er auf Erlaubniß des Fürsten nach Rom, woselbst sein Name schon bekannt geworden war. Er machte sich bey den Großen, sonderlich aber bey der Königinn in Schweden Christina bekannt; welche ihn auch, so bald sie seine Poesie kennen lernte, an ihrem Hofe haben wollte. Als daher die Zeit seines Urlaubes zum Ende lief, begab er sich zwar wieder nach Parma: allein, auf Ansuchen der Königinn, machte sich der Herzog eine Ehre daraus, daß einer seiner Unterthanen das Glück hätte, dieser großen Prinzessinn Gnade zu verdienen. Er gab ihm also 1685. Befehl, sich an ihren Hof zu begeben; woselbst er sogleich in die königliche Gesellschaft aufgenommen ward, die aus den gelehrtesten Männern in Rom bestund. Hier fand nun Guidi zwar eben die Schreibart im Schwange, die er aus Parma mitbrachte: lernte doch aber aus dem Umgange mit etlichen Gelehrten, die solch ein Verderben beseufzeten, und an ihm einen schönen Witz bemerkten, der ihn zu einem pindarischen Wesen geschickt machte, daß er nicht auf dem rechten Wege wäre. Sie riethen ihm also, sich Pindars Schönheiten bekannt zu machen; und verwiesen ihn auf desselben großen Nachahmer, Chiabrera. Sie priesen ihm ferner den Dantes und Petrarcha an, Namen, die damals den Poeten unbekannt waren; ungeachtet keine poetische Schreibart in

Ita-

Italien, ohne ihre Muſter, vollkommen werden kann. Endlich war er überzeuget, daß das Lob, welches er bis dahin erhalten hatte, nur dem übeln Geſchmacke, der damals herrſchete, nicht aber dem Beyfalle der Kenner zuzuſchreiben wäre *. Dieſes bekennet er ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu den Homilien des Paxſtes Clemens XI. die er in Verſe gebracht hat. Als er daher wiederum nach Parma kam, ſo änderte er ſeine ganze Schreibart: und ob er gleich noch nicht alle alte Vorurtheile ablegte; ſo fand er doch bey ſeiner Rückkunft nach Rom, auch ſchon bey vielen klugen Kennern Beyfall, die wohl ſahen, was für ein Geiſt in ihm verborgen ſteckte.

In dieſem neuen Geſchmacke nun fand er einen ſo großen Beyfall, daß die Königinn von Schweden ſich ſeiner Feder bey einem großen Feſte bediente, welches ſie 1678. Jacob dem II. Könige in England, zu Ehren anſtellen ließ: als ſelbiger zum Throne gelanget war, und einen Geſandten an den Pabſt ſchickte. Dieſes beſtund in einer Rede und muſikaliſchen Aufführung eines Gedichtes. Die erſte hielt der beredteſte unter den römiſchen Geiſtlichen, Joh. Franciſc. Albani, der nachmalige Pabſt Clemens XI. Das andere aber

* Wer ſich bey uns nicht auf Neukirchen beſinnet, der anfangs in dem lohenſteiniſchen Geſchmacke Beyfall erhalten hatte, bis ihm in Berlin die Augen geöffnet worden; der leſe die Vorrede zu ſeinen Gedichten, die vor ein paar Jahren beyſammen herausgekommen ſind.

machte Guidi, der beste Poet. Dieses ward unter dem Titel, Academia per Musica gedruckt; und wies, daß die musikalischen Gedichte eben so vieler Schönheiten fähig wären, als andre; ob es gleich den unwissenden Musikmeistern nicht gefallen wollte: weil sie nicht solche leichte laufende Verse darinn antrafen, als sie gewohnt waren. Noch mehr: die Königinn hatte selbst eine neue Art dramatischer Gedichte ausgesonnen, und zwar in der Fabel vom Endimion, welche sie dem Guidi auszuführen auftrug. Er vollzog solches so sehr nach ihrem Sinne, daß es schien, die Königinn hätte mit seinem Verstande gedacht, er aber mit ihren Gedanken geschrieben.

Gleichwohl entzog ihm in seiner Abwesenheit der Herzog von Parma seine Gnade nicht, sondern ließ ihm durch seinen Minister, noch immer von Zeit zu Zeit seine Besoldungen zehlen. Hierzu kam noch eine fette Präbende, die gedachte Königinn ihm beym Pabste Innocenz dem XI. ausbath. So konnte er nun ganz reichlich leben, und in aller Ruhe die neue Art im Dichten zur Vollkommenheit bringen, die er sich vorgesetzet hatte. Im 1689 Jahre starb indessen die Königinn Christina; und der Herzog von Parma wies ihm eine freye Wohnung in seinem Pallaste zu Rom an. Er bedauerte den Tod seiner Wohlthäterinn, und verehrte ihr Andenken, mit einem vortrefflichen Gedichte, woraus sowohl sein Geist, als seine Erkenntlichkeit hervorleuchteten. Gleich darauf verlohr er den Cardinal Azzolini, der ihn der Königinn be-

bekannt gemacht hatte; hatte aber das Vergnügen daß Albani, ſein neuer Gönner, Cardinal, ja endlich Pabſt ward: da er denn zugleich die Stelle der Königinn vertreten konnte.

Im 1691. Jahre wagte es Guidi, Gedichte, die nach der neuen Art abgefaſſet waren, in einer Samlung der arkadiſchen Schäfer ans Licht zu ſtellen. In verſchiedenen der vornehmſten Städte von Welſchland, war der bisherige Irrweg und diejenige Eitelkeit im poetiſiren nun ſchon verdächtig geworden, welche die Begierde nach etwas Neuem, und die wenige Kenntniß in andern Wiſſenſchaften eingeführet hatten; und man fieng ſchon hier und da an das Joch der Barbarey abzuſchütteln: nur wußte noch niemand ein Mittel, den übrigen ihre Verblendung recht vor Augen zu ſtellen. Noch ſchwerer war es, ganz Italien zu der guten Art im Dichten zu leiten; weil vielleicht eine ſo große Ehre nur für Rom ſelbſt aufgehoben war. Rom nahm alſo auch eine ſo ſchwere Unternehmung über ſich, und vollführte, ohne ſich ſeinen Vorſatz merken zu laſſen, in kurzer Zeit dieſes Vorhaben aufs glücklichſte. Denn hätte man in die kleinen Akademien, die damals blüheten, eine Verbeſſerung einführen, oder ſonſt irgend was thun wollen, daraus man ſolches hätte ſchließen können: ſo würde man ſich bey der unzählbaren Menge der Versmacher lauter Haß und Zorn zugezogen haben. Man entſchloß ſich alſo, die Ehre dem Glücksfalle zu überlaſſen: und wie zu der Zeit die wenigen, die dergleichen Gedanken hegten, oft mit einander insgeheim

zusammen kamen, und einander ihre Arbeiten vorlasen; so ward in dergleichen Versammlungen die grosse Anstalt gemachet, die sie im Sinne hatten.

Im 1690. Jahre den 5. Octob. ward ihr der Name von Arkadien erwählet, um zu erkennen zu geben: daß man nicht eine neue Akademie stiften wolle, um die Alten eifersüchtig zu machen; sondern nur eine schlechte, oder bürgerliche Umgangsgesellschaft aufzurichten. Die Gesetze wurden auch nicht nach der Art eingerichtet, wie sonst bey dergleichen Akademien gebräuchlich ist; sondern so, wie es sich für Leute schickte, die vorgaben: sie giengen aus der Stadt aufs Land, um ein Schäferleben zu führen, und daselbst eine demokratische Republik zu stiften, worinnen sich ein jeder mit einem Hirtennamen verkleiden sollte, damit eine vollkommene Gleichheit unter ihnen seyn möchte *. Es ist nicht auszusprechen, was die Neuigkeit dieser Sache für ein Aufsehen in Rom gemacht, und welch ein unglaublicher Zulauf von Leuten sich gefunden, die diesen Versammlungen beywohnen wollen. Allein es ward nicht einem jeden verstattet; ja es war nur unter gewissen Bedingungen erlaubt, ihnen zuzuhören. Diejenigen nun, die dazu kamen, breiteten in der ganzen Stadt das Lob derjenigen Stücke aus, die sie daselbst verlesen gehöret:

* Man weis, daß bey uns, theils in der fruchtbringenden Gesellschaft, theils in dem Orden der Pegnitzschäfer vor mehr als hundert Jahren eben das geschehen ist. Siehe das 1. Stück des 1. Bandes in diesem Büchersaale.

höret: und die Neubegier trieb bald die gelehrteſten und vornehmſten Prälaten, auch viel andre gelehrte Männer, kurz, einen rechten Ausbund der römiſchen Gelehrſamkeit, ſich auf die Schönheit dieſer neuen Schreibart zu legen. Ja man fieng an, alles andre ganz ekelhaft zu verabſcheuen, was nicht nach der Art der neuen Arkadier geſchrieben war. So wurden alle italieniſche Städte mit Colonien aus Arkadien bevölkert, und zwar ſo glücklich, daß die Barbarey überall ausgerottet, und die gewünſchte Abſicht allenthalben befördert wurde. Guidi nun, war zwar eben einer der erſten, der dieſe arkadiſche Geſellſchaft ſtiftete; ward aber erſt 1691. den 2. Jul. nebſt vielen andern berühmten Männern darein aufgenommen, als ſie nur neun Monate geſtanden hatte.

Sein erſtes Gedicht, das er daſelbſt zum Vorſcheine brachte, war Endimion, der von dem Leben der Königinn noch nicht gedruckt worden war. Es ward in der Verſammlung, in Gegenwart einer großen Menge von Zuſchauern, von dreyen Arkadiern, aufgeführet, und durchgehends, wegen der neuen und glücklichen Verbindung der Schäfereinfalt, mit einem majeſtätiſchen Weſen und erhabenen Gedanken, bewundert. Anfänglich hatte dieß Stück nur drey Aufzüge, weil es die Königinn von Schweden hatte muſikaliſch aufführen laſſen: allein da dieſe Urſache weggefallen, ſo hat es der Verfaſſer nach alter Art in fünf Aufzüge abgetheilt, auch Chöre dazu gemacht; und das Stück 1692. unter ſeinem Hirtennamen Erilus Cleoneus, ans Licht gegeben.

geben. Hernach ward ihm aufgetragen, die Abweisung des Apollo von der Daphne in einer Cantate vorzustellen; worinn er eben so glücklich war, und das Vergnügen hatte, zu sehen, daß die Herzoginn von Zagarolo sie in ihrem Garten aufführen ließ. Endlich fieng er an, sich auf Oden zu legen, und brachte ein so ordentliches Sylbenmaaß, und so vielen Wohlklang hinein, daß alle Zuhörer dadurch entzückt wurden: ob ihm gleich andre riethen, er sollte sich nicht so binden, und seinen Geist nicht so sehr einschränken, um desto mehr edle Gedanken auf eine prächtige Art auszudrücken *. Allein er ließ sich dieses nicht irren: und wie er der Urheber einer neuen Schreibart war, so wollte er auch der Stifter einer bessern äußerlichen Einrichtung der Verse seyn. Und in der That muß mans gestehen, und wir wollens hernach mit Exempeln darthun, daß Guidi ganze Oden in einer so richtigen jambischen oder trochäischen Scansion geschrieben, als sonst von den Welschen kaum in den kurzen Operarien beobachtet zu werden pflegt: indem sie in ihren übrigen Gedichten insgemein nur die Sylben zählen, und auch das noch wohl ziemlich nachläßig und willkührlich thun.

Allein, endlich hat er sich doch noch überwinden lassen, und wieder angefangen, sich, aus Begierde nach

* So pflegen auch einige Verderber unsres deutschen Geschmacks zu sagen, wenn man ein richtiges Sylbenmaaß, und wohlklingende Reime von ihnen fordert; welches beydes sie nur für ein obscritisches Klappenwerk ausschreyen wollen.

nach dem Beyfalle ſeiner Rathgeber, in das vorige wilde Sylbenmaaß der meiſten italieniſchen Dichter zu begeben; welche Gedichte machen, denen man keinen Namen geben kann, als daß ſie Verſe ſind. Das erſte dieſer Art von ihm hub ſich an,

O noi d' Arcadia fortunate genti! &c.

Herr Creſcimbeni aber merket hierbey an, daß wenn er nicht auch in dieſen freyen Verſen, nach ſeinem bloßen Gehöre, einen ſolchen Wohlklang beobachtet, und ſowohl die ganzen als gebrochenen Verſe, nebſt den Reimen, mit beſondrer Vorſichtigkeit geſetzet, und ſelbſt die Unterſcheidungszeichen ſo bedachtſam angebracht hätte: ſo würden ſeine ſchönſten Geſänge nur ein zufälliger Haufen von Verſen zu ſeyn geſchienen haben. Wir merken dieſes mit Fleiß an, weil auch bey uns Deutſchen diejenigen Dichter, die uns die meiſten regelloſen Verſe geliefert, das wenigſte Gehör gehabt, und die wenigſte Sorgfalt gebraucht, ſie auch wohlklingend und anmuthig zu machen.

Im 1700ſten Jahre, ward Card. Albani Pabſt, und dieſes ſchützte ihn gegen die ungleichen Auslegungen, die man über eine ſeiner Eklogen gemacht hatte. Im 1704. Jahre, ſahe er ſich im Stande ſeine erſte Sammlung arkadiſcher Gedichte heraus zu geben, und dem Pabſte Clemens XI. zuzueignen. Man urtheilte von ſeinem Geſchmacke, daß derſelbe mehr nach Art der Hebräer als der Griechen eingerichtet wäre, und mehr etwas prophetiſches, als pindariſches an ſich hätte. Er überſetzte auf dieſe Art etliche Homilien dieſes Pabſtes in Verſe, die auch

in

in dieser Sammlung nebst dem lateinischen Originale vorkommen, und 1712. zuerst heraus kamen. Wir übergehen viel andre Umstände seines Lebens der Kürze halber, und setzen nur noch etwas von seinem äußerlichen hinzu. Er war von mäßiger Größe, weis und roth von Gesicht, nicht zu fett, nicht zu mager, doch schlank von Leibe und dabey gesund. Eine Nervenkrankheit nur hatte er sich durch gar zu eifriges Studiren zugezogen; die er aber durch eine ordentliche Lebensart geschwächet hat. Das rechte Auge fehlte ihm überdem, und sonst war er gebrechlich auf dem Rücken und an der Brust*: daher man ihn nur von der Seite und ohne den Oberleib, nur bis an den Hals gemalet hat. Gleichwohl hatte er eine so angenehme Stimme im Lesen, daß er bey allen Zuhörern damit Beyfall und Ehre fand. Sein Gemüth aber war leutselig, und wuste sich bey allen beliebt zu machen. Selbst bey seinen erhabenen Gedanken und Einfällen, konnte er die Critik sehr wohl vertragen, war gelehrig, und ließ andrer Meynungen so viel gelten, daß er sich auch darnach verbesserte. Sonst hatte er gute Sitten; und war keiner Leidenschaft, außer der Ehrliebe ergeben. In dieser konnte er nicht Maaß halten, sondern machte sich dadurch viel Feinde, daß er sich für den größten Dichter seiner Zeit hielt. Gleichwohl hat er seinen Ruhm niemals durch Untertretung seiner Zeitgenos-

* Es ist merkwürdig, daß auch der englische Verbesserer des poetischen Geschmacks, Alexander Pope, eben so wie dieser Welsche pucklicht gewesen.

genoſſen geſucht; ſondern einen jeden nach ſeinen Würden geſchätzt. Er ſtarb an einer Schlafſucht in ſeinem 63ſten Jahre, 1712. als er eben im Begriffe war, ſeine Ueberſetzung der päbſtlichen Familien dem Pabſte zu überreichen: daher dieſer auch noch, zum Andenken dieſes Clienten, dem Poeten Bernardino Perfetti, welcher 1725. im Capitolio die poetiſche Lorberkrone erhalten hat, befahl, dem Guidi zu Ehren, in einer anſehnlichen Verſammlung, ein Lobgedicht abzuleſen. Und weil der Todte gewünſchet hatte, nahe bey dem Taſſo begraben zu werden, den er allezeit ſehr hochgeſchätzet hatte: ſo gab der Pabſt Befehl, daß ſolches geſchehen mußte. Dem Ritter Odam aber, einem Arkadier, und großen Freunde des Poeten ward aufgetragen, den Entwurf zu ſeinem Grabmaale zu machen.

Das Werk ſelbſt enthält 1) Rime alla ſua Santita, &c. oder Verſe an den Pabſt Clemens den XI. ein Gedichte von vier Blättern in regelloſen Zeilen. Darauf folgen etliche Gedichte, die er als ein Arkadier in der ſo genannten Akademie abgeleſen, und die in einem Schäfercharactere abgefaßt ſind; aber gleichfalls mehrentheils in ſolchen regelloſen Zeilen. Ein jedes davon iſt einem Cardinale, Biſchofe oder ſonſt einem Gönner des Poeten zugeeignet. Auf der 56. Seite aber kömmt eine Ode vor, die in einem beſſern Sylbenmaaße abgefaßt iſt, als man ſonſt bey Welſchen zu finden pflegt. Wir wollen daher etliche Strophen davon hieher ſetzen, ſonderlich in der Abſicht, damit man ſehe, daß es den Welſchen auch möglich iſt, recht ſcandirte Verſe

zu

zu machen, wie wir Deutſchen nach dem Muſter der Griechen und Römer thun; obgleich die Franzoſen ſolches nicht einſehen können. Die Ueberſchrift heißt

Si duole, che non ſi ſcriva di coſe Eroiche.

Gia le Muſe
Eran uſe
Celebrar forti Guerrieri;
Ma per l'acque or d'Ippocrene
Sol Sirene
Son di canti luſinghieri.

Febo iſteſſo,
Che in Permeſſo
Al valor teſſea corona;
Or gli nicga i chiari allori,
E gli onori
Dentro i regni d'Elicona.

Non c'e carme,
Che tra l'arme
Oggi cerchi il gran LORENO,
Quando tutto l'Oriente
Fremer ſente
Le ſue trombe, e ne vien meno. ꝛc.

Wer den Wohlklang dieſes Sylbenmaaßes im Welſchen nicht merken kann, dem zu Liebe wollen wir eine deutſche Strophe herſetzen, die eben ſo klingt, und ungefähr den Sinn ſeiner erſten Strophe ausdrückt.

Tapfrer Helden
Ruhm zu melden,
War vorhin das Werk der Muſen,
Doch itzt hört man nichts ertönen,
Als Sirenen
Voller Scherz und Luſt im Buſen.

Es giebt noch mehr ſolche Stücke in unſerm Dichter, die zwar eine andre Abwechſelung der Zeilen

und

und Reime, aber eine gleiche Harmonie und Schönheit haben: und es iſt zu bedauren, daß ein ſo großer Dichter nicht durchgehends bey dieſer metriſchen Art der Verſe geblieben; dadurch er allen künftigen welſchen Dichtern ein Muſter der Nachfolge geworden ſeyn würde. Eins von der Art ſteht auf der 85. S. über den Tyberſtrom, und hebt ſo an:

Jo credea, che in queſte ſponde
Sempre l'onde
Giſſer limpide, ed amene;
E chi qui ſoave, e lento
Steſſe il vento
E che d'or foſſer l'arene.

Nach der 102. Seite gehen die ſechs Homilien des Pabſts Clemens des XI. an; die er in eine lange Ode von ungleichen Strophen überſetzt hat, und welche in der vaticaniſchen Kirche 1703. unter den Meſſen abgeſungen worden. Der lateiniſche Text ſteht immer auf der linken Seite gegen über, und dieſe Arbeit füllet über 100. Seiten an. Nun folgt ein Gedichte, deſſen jede Strophe ein Sonnet iſt, welches er auf den Tod eines jungen Herrn della Cerda gemacht, der in einer Seeſchlacht geblieben. Es beſteht aus dreyzehn Sonnetten, die in erhabener und beweglicher Schreibart, aber ohne Scanſion abgefaßt ſind. Auf der 113. Seite geht ſein Schauſpiel Endimion an, deſſen oben gedacht worden, ſo wie er es nach dem Tode der Königinn Chriſtina verbeſſert hat. Er hat es dem Cardinal Albani in Verſen zugeeignet; und ungeachtet es nicht mehr als eine Oper aufgeführet werden ſollen, ſo

beſteht es doch aus Recitativen und Arien. Bey dem Inhalte der Fabel können wir uns hier nicht aufhalten; weil uns dieſes allein einen ganzen Artikel an die Hand geben könnte.

So weit gehen nun die eigenen Werke unſers Dichters Guidi in dieſer Sammlung. Nun folget ein Diſcours, oder eine Abhandlung eines arkadiſches Mitgliedes, das ſich unter dem Namen Bion Crateus verbergen wollen. Dieſe Abhandlung ſcheint nur dem vorherſtehenden Endimion zur Vertheidigung gemacht zu ſeyn, der den damaligen Kunſtrichtern unter die Hände gefallen, und gar zu unbillige Urtheile erfahren müſſen. Der Verfaſſer handelt darinn erſtlich den ganzen Urſprung, und allgemeinſten Begriff aller Wiſſenſchaften und Künſte ab; kömmt ſo dann auf die Dichtkunſt, und ihre vornehmſten Gattungen; erklärt die Dramatiſche, und unterſucht, zu welcher Art derſelben, der Endimion gehöre. Hierbey geſteht er zwar, daß ſelbiger, weder eine Tragödie, noch Comödie, noch Tragicomödie ſey; meynt aber doch, man könne ihn darum nicht aus der Poeſie ausſchließen; weil er eine Vorſtellung der Liebe Endimions und der Diana wäre. Es nimmt uns wunder, daß ſich dieſer Crateus nicht auf die ſatiriſchen Spiele der alten Griechen beſonnen, davon uns Caſaubonus einen Tractat geſchrieben; und davon wir ein einziges Muſter an des Euripides Cyklops übrig behalten haben. Dieſe Art von dramatiſchen Stücken war auch weder ein Trauerſpiel, noch ein Luſtſpiel; ſondern das, was wir heute zu Tage ein Schäferſpiel

ſpiel, oder ein Landſtück nennen. Denn da die Poeſie eine Nachahmung, ſonderlich des menſchlichen Lebens iſt: ſo muß es auch ſo viele Arten der Nachahmung deſſelben geben, als es Lebensarten giebt. Nun giebt es außer dem Hofleben der Großen, und dem Bürgerſtande in Städten, noch ein Landleben. Wird aber das erſte in dem Trauerſpiele, und das andre in dem Luſtſpiele dramatiſch abgebildet: ſo muß ja auch das letzte von der Poeſie nachgeahmet werden können; und das geſchieht in den dramatiſchen Schäferſtücken. Dahin gehören nun unſtreitig der Endimion des Guidi, und des Herrn Fontenelle, den wir ſchon vor 20. Jahren, auch in einer deutſchen Ueberſetzung zu leſen bekommen haben *. Doch ſcheint uns dieſer Schriftſteller noch nicht auf dem rechten Pfade der guten Critik und wahren Dichtkunſt zu Hauſe geweſen zu ſeyn, wie aus verſchiedenen Urtheilen von ſeinen welſchen Dichtern erhellet, denen er alle mögliche Ausſchweifungen gut ſpricht, wenn ſie nur viel gelehrte Gedanken, hohe und ſpitzfindige Einfälle, ed altri lumi poëtici, u. ſ. w. angebracht haben.

Nunmehro folgen die auf dem Titel verſprochenen Diſſertationen, oder Abhandlungen des Joh. Vincenz Gravina, eines der vornehmſten Verbeſſerer des neuen italieniſchen Geſchmackes. Die erſte handelt in italieniſcher Sprache Della diviſione d'Arcadia, und iſt an den Herrn Scipio Maffei

* Siehe des Herrn Fontenelle Geſpräche von mehr als einer Welt, in der erſten Auflage von 1725.

gerichtet. Der Verleger hat so wohl diese, als folgende, hauptsächlich deswegen mit beydrucken lassen, weil darinn des Dichters Guidi auf eine besonders vortheilhafte Art gedacht worden. In dieser ersten wird nun von der alten und neuen arkadischen Akademie gehandelt, und was für Streitigkeiten darüber entstanden sind. Dieses Stück kann denen angenehm seyn, die sich um die Historie der italienischen kleinen Akademien so sehr bekümmern. Doch leuchtet hier überall ein feiner und richtiger Geschmack des Alterthums und viele Belesenheit hervor: daher wir vielleicht nicht übel thun werden, wenn wir künftig einmal eine so artige und zu den schönen Wissenschaften eigentlich gehörige Schrift, in einer deutschen Uebersetzung unsern Lesern mittheilen; zumal da sie kurz ist, und kaum einen Bogen dieses Büchersaals betragen wird.

Die andre von diesen Dissertationen, überhebet uns der Mühe der Uebersetzung, da sie lateinisch geschrieben ist, und also den meisten Lesern unsrer Monatschrift schon an sich selbst verständlich seyn muß. Sie gehört auch in dieses Feld, und ist auf eben die Art, als ein Schreiben an den Herrn Scipio Maffei, gerichtet; enthält auch solche schöne Betrachtungen über die Dichtkunst überhaupt, daß wir nicht glauben, den Liebhabern dieser edlen Kunst so leicht etwas schöners mittheilen zu können. Die wahren Quellen poetischer Schönheiten werden darinnen so klar entdeckt und ins Licht gesetzt, und die Abwege vieler seichten Geister, die sich nur durch Neuerungen hervorzuthun suchen, so in ihrer Blöße dar-

geſtellt; daß wir auch unſern Zeiten, aus der Bekanntmachung dieſes Stückes, einen beſondern Vortheil verſprechen.

Den Beſchluß machen endlich noch drey Stücke des Poeten Guidi. Das erſte iſt poetiſch, und heißt Accademia per Muſica, fatta in Roma nel Real Palazzo della Maeſtà di Criſtina, Regina di Svezia, per feſteggiare l'aſſontione al Trono di Jacopo II. Re d'Inghilterra; und man ſieht wohl, daß es ein Singgedicht ſeyn wird, welches die Königinn in Schweden zu Rom, bey Jacobs des II. Gelangung zum engliſchen Throne hat aufführen laſſen; als dieſer Herr ſolche dem Pabſte in einer feyerlichen Geſandtſchaft kund gethan hatte. Das zweyte iſt gleichfalls eine Cantate, und heißt Daphne, davon ſchon oben gedacht worden; und das dritte endlich führt den Titel: Raggionamento d'Erilo Cleoneo, in morte di Ranuccio II. Duca di Parma. Ne' cui famoſi Orti, ſul Palatino ſi ragunavano gli Arcadi, recitato nel boſco Parraſio a 12. Giugno 1685. Es iſt dieſes alſo eine kleine Gedächtnißrede, die er bey dem Tode ſeines Wohlthäters des Herzogs von Parma, in deſſen Garten zu Rom, ſich die arkadiſche Geſellſchaft verſammlete, gehalten hat. Doch wir können hier nichts mehr davon ſagen.

II.

I. Vincentius Gravina Scipioni Maffeio, Marchioni. S. P. D.

Quærenti mihi ſæpenumero, Maffei doctiſſime, cauſam, cur initio Graeci Poetas pro Diis coluiſſent, Romani autem ſero admodum eos honoraſſent, cum Cato crimini daret Marco Nobiliori, quod Ennium Poetam ſecum in prouinciam duxerit; ea demum occurrit ratio potiſſima, quod Graecis publica neceſſitas, Romanis vero priuata voluptas Poeſim initio commendarit. Quippe Romanis oratio ſola prudentium ſufficiebat ad ſuadendum, tribuendamque ſummam humanitatem: cuius virtutis leges homines latino ſub coelo nati, vltro parturiunt. Graecis vero ad exuendam feritatem, ac fraudolentiam compeſcendam ſenſuum illecebris opus fuerat, & melodia, qua ſimul cum auribus arriperentur etiam animi, ac flecterentur ad praecepta virtutis, quae modulatione, ac numeris infundebantur: adeo vt apud eos ſapientia, & eruditio a Poeſi & Muſice raro diſiungeretur, omnisque doctrina Muſices appellatione veniret, quia ſine Muſice nullus doctrinae publicus fuiſſet vſus.

Nimirum praeter Cacum, aliumue quemdam nulla memorantur in Latio portenta immanita-

nitatis, qualia tam crebro inuenias inter Graecos: vt Thuccidides initio hiſtoriarum referat, eos vitam in latrocinio, & rapina publice inſtitutam habuiſſe, verſutiamque, atque violentiam in ciuilem diſciplinam converttſſe. Vnde non vnum, aut alterum, quorum nomina ſuperfuerunt, ſed innumeros, nullo nomine notos, oportet apud eos erupiſſe Pythones, Procuſtas, Schyrones, Lycaones: quorum plurimos haud fortaſſe diſſimiles inter Deos retulerunt, vt communia gentis vitia pro ſummis virtutibus in coelo collocarent, & ſcelerum auctoritatem a Numinibus ducerent.

Quare quid mirum, ſi Homerus, qui teſte potiſſimum Ariſtotele, ac Platone, homines aetatis nationiſque ſuae, tales, quales natura ipſa reddidit; generoſitatis veſtigium prope nullum delineauerit, ceterarum virtutum vero perrarum: cum exempla libidinis, auaritiae, feritatis, ſingulis prope verſibus effuderit. Quae hominum, regionum, temporumque vitia in diuini Poetae dedecus detorquent homines imperiti potiſſimum antiquitatis. Quaſi heroibus ſuis, quibus nomen hoc vires, & virtus militaris meruerant, adſcribere ſalua imitationis lege debuiſſet Homerus, virtutes illis ignotas: quas non modo nationes barbarae; ſed & ipſimet recentiores Graeci, qui Philoſophorum vocibus eas vane iactauerant, non ante conferre coeperunt in

morem, quam exemplis, & inſtitutis aſſue-ſcerent Romanorum.

Nam, obſecro, antequam ea inſtituta cum Romanis armis Graeciam ingrederentur, quae fides, quaeue aequitas, aut iuſtitia, vel quae foederum ſanctitas verſabatur, non dicam inter liberarum Vrbium rectores, atque Magiſtratus praecipue Athenienſes; quibus, teſte Cheriſopho apud Xenophontem, veluti ſolemne fuerat diripere opes publicas, atque hoſtibus vendere ciues ſuos; ſed inter magnanimos illos Alexandri duces, quorum regna exordium, & curſum duxerunt a perfidia, Caſſandros nimirum, Lyſimachos, Seleucos, Antigonos, Ptolemaeos, eorumque ſucceſſores: quorum maiores, vtcumque virtute militari, & munificentia regia claruerint; imperia tamen eorum parricidiis, proditionibus, & pupillorum caedibus adeo ſcatuerunt, vt non multo diſcreparint ab Argiuis illis, & Mycenaeis, atque Thebanis regnis, quæ ſegetes fuere Tragoediarum.

Quamobrem Propertius hanc potiſſimum inter laudes Italiae ponit, quod nec Ceraſtas pepererit, neque Andromedæ ſtrepentes de ſcopulo catenas audierit, neque humanarum dapum foeditate Solem auerterit, nec materno furore aut Meleagro vitam exuſtam, aut Penthea diſcerptum viderit, neque Iphigeniam tulerit, neque foeminam vllam ſub vaccae ſpecie pauerit, neque homines pinuum

ramis

ramis vtrinque nexos, illisque diſcedentibus diuulſos, aut Scironia ſaxa hoſpitum in exitium dederit.

At non ſquameſo labuntur ventre Ceraſtae,
Itala portentis nec furit una nouis.
Non hic Andromedae reſonant pro matre catenae,
Nec tremit Auſonias, Phoebe fugate, dapes.
Nec cuiquam abſentes arſerunt in caput ignes,
Exitium nato matre parente ſuo.
Penthea non ſaeuae venantur in arbore Bacchae,
Nec ſoluit Danaas ſubdita cerua rates.
Cornua nec valuit mutare in pellice Iuno,
Aut faciem turpi dedecorare bouis,
Arboreaſque cruces Scinis, & non hoſpita Graiis
Saxa, & curuatas in ſua fata trabes *.

Enim vero Graeci pariter, ac barbari rationem a potentia; Romani vero potentiam a ratione ordiebantur, eamque tuebantur grauitate, atque conſtantia: quae cum in libris habitaret Graecorum, exularet a moribus, crebrae mutationes Rerumpub. apud eos oriebantur, & mutuae caedes, & inteſtina diſſidia, & ex priuatis odiis publicae ruinae; vt Athenienſium ſtatum Cleonis potius temeritas, & Alcibiadis volubilitas euerterint, quam Thebanorum arma, & Lacedaemoniorum. Quarum deinde potentiam iidem Thebani, qui odio Athenienſium eam auxerant, mutatis confeſtim poſt victoriam animis, perfregerunt; vt ſe demum cum omni Graecia domeſticis, & voluntariis cladibus

* *Elg. 22. lib. 3.*

attrita deduxerint in Macedonum poteſtatem. Contra Romanorum inter ſe odia domeſticis conſiliis ſaepe quieſcebant, neque niſi poſt annos fere ab V. C. ſexcentum in ciuilia bella erupere. Quae bella vtcumque noua, & extraordinaria imperia inuexerint in Remp., ipſam tamen Remp. numquam deleuerunt, eamque hoſti nulli externo prodiderunt. Exemplo ſit Sertorius, qui Mithridatis opem ſibi oblatam noluit accipere, ſub ea conditione, vt eriperetur Aſia populo Romano, cuius ipſe armis opprimebatur; & Pompeius, qui fuſus, atque fugatus a Caeſare, durius morte ſibi Parthorum auxilium iudicauit; cum Graecae ciuitates certatim ſibi Pharnabazi, aut Tiſſafernis alicuius gratiam apperent, vt per eos, aliosue conterminos Satrapas communem hoſtem, nempe Perſarum regem contra propriam nationem vrgerent.

Quae variae inter ſe notae, atque imagines animorum a principibus vtriuſque populi Poetis, Homero, & Virgilio, mirifice exprimuntur. Siquidem Homeri Duces, & Reges rapacitate, libidine, atque anilibus quæſtibus, lacrymiſque puerilibus Graecam leuitatem, & inconſtantiam referunt; Virgiliani vero Principes ab eximio Poeta, qui Romanae ſeueritatis faſtidium, & latinum ſupercilium verebatur, & ad Heroum populum loquebatur, ita componuntur ad maieſtatem Conſularem, vt quamuis ab Aſiatica mollitie, luxu-

luxuque venirent, inter Furios, atque Camillos nati, educatique videantur: neque ſuam vllo actu Aeneas originem prodidiſſet, niſi a praefractiore aliquanto pietate, fudiſſet crebro copiam lacrymarum: quas revocaſſet, vt & hodie reuocat, parentum etiam, & natorum in funere natiua ſoli huius grauitas ab oculis Romanorum: vt, mirum dictu! parcant in cognatorum, amicorumque morte lacrymis, qui nullis laboribus in morbo, nullis pietatis, & caritatis officiis pepercerunt.

Qua meliorum expreſſione morum, hac aetate non modo Virgilius latinorum Poetarum princeps, ſed quiuis inflatiſſimus vernaculorum Homero praefertur: cum hic animos Proceribus induerit ſuos, ille vero alienos; & inter Poetas non de perſonarum, quas inducunt, dignitate, ſed de imitationis veritate contendatur; nec minus conferat expreſſio deteriorum ad praecavendum, quam meliorum ad imitandum: vt hinc palam Platonis arguatur liuor, qui gloriam ſummorum Poetarum, quam ſuis ipſe verſibus aſſequi nequibat, ingenioſis cauillis, per cauſam honeſtatis tuendae, conuellere conabatur.

Quamobrem varietas morum, qui carmine reddebantur, & hominum, ad quos ea dirigebantur, inter latinam, graecamque Poeſim non inuentionis tantum attulit, ſed & elocutionis diſcrimen illud, quod praecipue inter Homerum, & Virgilium deprehenditur:

cum

cum ſententias, & ornamenta, quae Homerus ſparſerat, Virgilius Romanarum aurium cauſa contraxerit, atque ad mores, & ingenia retulerit eorum, qui a Poeſi non petebant publicam, aut priuatam inſtitutionem, quam ipſi marte ſuo inuenerant; ſed tantum delectationem: exceptis lyricis Poetis, & elegiacis, qui eam artem verterunt in rem ſuam, & carminibus aut potentiorum, quos laudarent, aut mulierum, quas amarent, gratiam, plerumque captabant.

Inter haec ratio in mentem ſubit, cur Graeci Poeſim ante ſolutam orationem arripuerint; nempe quia ſapientes, qui communi cum ceteris lingua vtebantur, vt a vulgo, a quo procul ſententiis recedebant, etiam oratione diſcederent, numerum inuenerunt certum, & praefinitum, quo attollentes, & variantes orationem a vulgo diſtinguerentur. Quod in mentem primum venit oraculorum auctoribus, qui nouitate, ac miraculo numerorum, diuinam auctoritatem dictis ſuis attribuebant. Quamobrem vetuſtiorum Poetarum carmina ſimpliciora ſunt, & placidiora: & quamuis poetico ſpiritu introrſum exaeſtuent, fluantque mira ſuauitate modulationis; tamen exteriori motu, atque complexione verborum, & ſono Rhetorum, & Hiſtoricorum numeroſam orationem exmplo ſuo praeiſſe videntur. Nam antequam Rhetorum arte in orationem ſolutam numerus commi-

graſ-

graſſet, Poetae ſuis numeris ſatis habebant effugere communem loquendi vſum, a quo leui qualibet pedum elatione ſecludebantur. At poſtquam Rhetores orationem etiam ſolutam a communi locutione diſtinxere, numeris vtcumque liberioribus; Poetae, qui metri lege alligabantur, numerum ſuum extulerunt altius, orationemque validius intenderunt, vt non ſolum a vulgi, ſed a Rhetorum quoque ſermone procul irent. Hinc vetuſtiora Poemata naturae proximiora ſunt, rebuſque ſimiliora, quas exprimunt.

Hinc lyricae Poeſis numerus poſterior fuit heroicis carminibus: quia priuſquam numerum aliquem ſoluta oratio ſuſcepiſſet, ſufficiebat Lyricis heroicum contorquere carmen. At poſtquam Epici numerum heroicum inflauerunt: Lyrici quaerere ſibi nouos, & elatiores coacti fuere numeros; ne ſi heroicos adhuc tenerent, aequis paſſibus cum Epicis viderentur incedere. Nec numeris, ſed vocabulis, atque dicendi generibus Poetae, ne vel hac in parte prorſus cum vulgo confunderentur, excellere ſtuduerunt: adeo ut linguam non ſibi tantum pepererint, ſed & Oratoribus, qui a Poetis, quorum ſcripta praceſſerunt, linguam accepere ſelectiorem illam, atque ſublatiorem, longeque ſplendidiorem, vtpote non e populari faece venientem, ſed a ſublimitate Poetarum, qui veteribus aliquando vocabulis reuocatis, inuentiſque

tiſque nouis, & peregrinis etiam aliquot adſcitis, vel natiuis translatione, atque artificio illuminatis, reiectiſque plebeiis, cum vulgo ſenſum quidem vnum retinuere communem, vt ab omnibus intelligerentur; at ſeorſum a vulgo ſermonem protulere literarium, quo ſecum Oratores, & Philoſophi, bonarumque praeceptores artium vterentur.

Quamobrem literariam linguam Graecorum quidem praeter omnes Homerus, Latinorum potiſſimum Ennius, & Italorum praeceteris Dantes Aligerius condidere. At ſane Homerus non ex tota Graecia modo nobiliores omnes, verum & e barbaris etiam regionibus iucundioris ſoni collegit aliquot, confuditque voces, quas ceterorum poſtea triuit, ac leniuit vſus, vt indigenarum iure potirentur. Cuius etiam Ennius exemplum imitatus, eadem libertate cum graecis vocabulis multis, dicendi genera Graecorum longe plura in latinam deduxit linguam, quae fere omnis in recentiorum, cultiorumque Scriptorum orationem conuenere, aſſiduaque conſuetudine latinitatem ac ciuitatem accepere Romanam. Quod Aligerio, qui & ipſe tota ex Italia, qua illuſtrem linguam patere merito cenſebat, & ex latino ſermone voces collegit multas, admiſſis exterarum nationum paucis; non tamen admodum feliciter proceſſit, propter muliebrem Scriptorum, qui ei ſucceſſere, mollitiem: qua effectum eſt,

vt

vt multa ſermoni noſtro neceſſaria, quae Dantes obtulerat, finibus excluderentur noſtris, atque vſus auctoritate deſtituerentur.

Igitur Poetarum opera praeter communem vulgi ſermonem ſermo emerſit illuſtrior ad Oratorum quoque, atque Hiſtoricorum, Scriptorumque aliorum conſuetudinem, & commodum: cuius voces etſi omnes vulgo non vſurpentur, ab omnibus tamen intelliguntur. Eumque ſermonem Grammatici ſtabiliunt exemplis, reguliſque cuſtodiunt, ne vulgi volubilitate feratur, atque corrumpatur, neue ingruente contagione demum intereat. Quapropter Oratores a Poetarum oratione, a quibus ſumſere numeros, & locutiones, non niſi libertate numerorum, & ſimplicitate locutionis diſtinguuntur; quandoquidem curſu numerorum, vſuque verborum propius, quam Poetae, ad vulgi conſuetudinem ferunтur Oratores; vtcumque a Poetis illuſtriora dicendi genera mutuentur, quae tamen multitudinis moderantur auribus. Ac ſane integra valetudine floret eloquentia, donec acumen cogitandi, & ornatus verborum, concinnitaſque numerorum naturalem conſeruat animorum communiſque ſermonis imaginem, qualem Graeci, Latinique ad Auguſti aeuum, Itali toto Leonis X. ſaeculo expreſſerunt. Cum vero inueniendi ſubtilitas, verborumque, ac numerorum luxus adeo increbreſcit, vt extinguat naturae ſimilitudinem; tum in eloquen-

quentiae locum ſuccedit verborum, & argumentorum luxuries, ipſa barbarie abſurdior. Furenti enim eſt, quam loquenti ſimilior, quiſquis eloquentiae ſuae laudem a loquentium diſſimilitudine petit. Eſt autem, vt ait Horatius, omnibus in rebus; at in eloquentia praeſertim certus, ac praefinitus ab arte, ſiue a ratione modus, quem qui ſubtilius inueniendo, aut exquiſitius ornando tranſiuit, tota prorſus aberrabit via. Quamobrem ſicuti cibum condimentorum copia labefactat, & mulier quamuis pulchra, ſi mundo, ſimpliciquo cultui fucum addiderit, faciem dehoneſtabit: ita & Lucanus, Statius, Plinius Iunior, & alii, quos deinceps habuerunt, vitiis quidem longe maiores, virtutibus vero prorſus diſſimiles, vtramque corruperunt eloquentiam, dum Virgilium, & Tullium, aetatemque illorum acumine mentis, & artificio, cultuque verborum, vana ſpe ſuperaturi, modum, ab illis poſitum, exceſſerunt. Quem rectum cogitandi, ornandique modum, duobus ante ſaeculis cum Itali repetierimus, iidem poſtea turpiter propulimus per ſcriptores tumidiſſimos, prae quibus audaciſſimus quiſque veterum Latinorum, Plautino Soſia meticuloſior habeatur.

Refluxit enim iamdiu longe inſolentius, atque intemperantius apud nos in latinam linguam turgeſcentium ſcriptorum colluuies, cum argutiarum glacie, luxuque ornamentorum.

Quae

Quae ſuperiori ſaeculo corripuit etiam Scriptores vernaculos iisdem in locis inſtitutos: qui novis verborum portentis,& inauditis numerorum tonitribus, inſaniſque translationibus Pindaricum ſcilicet, & Horatianum ſpiritum ſimul cum ſenſili eorum, ac prope animabili, ſpirantique dictione putarunt in vernaculam linguam allaturos. Cuius linguae lyrica Poeſis vtcumque traxerit a Petrarcha plurimum, illius tamen, aut imitatorum carminibus ſuſcitandis, Muſa nequaquam opes omnes exhauſit ſuas: neque ademit poſteris nouorum & locutionum, nouarumque ſententiarum facultatem: etſi facultatem eam infeliciter exercuiſſent ii, qui proximo ſaeculo in nouam viam ſe dederunt abſque Muſarum commeatu; quique Latinorum & Graecorum imitationem, aut ſine neceſſaria earum linguarum cognitione, vt inter ceteros Fuluius Teſtius; aut ſine iudicio ſuſceperunt, vt Ciampolus: cui eruditio ſumma non defuiſſet, niſi maluiſſet perquam ſimilis eſſe veteribus. Marino enim, quem nemo naturae felicitate ſuperauit, abfuit vtrumque. Chiabrera vero, etſi eruditionis, & iudicii, nouorumque luminum haberet ſatis, tamen ſuamet copia merſus amiſit limam, delectumque neglexit rerum, & linguae cultum: vt nouitate ſua nihil tamen veteribus Petrarchae imitatoribus dederit inuidendum. Quamobrem recentiores dum graecas, latinasque virtutes nullis

Idoneis inſtrumentis ad vernaculum ſermonem traherent, & carerent arte illa veterum, qua ſcientiarum abſtruſiora ſenſibus admoventur, & corporis expertia oculis ſubiiciuntur, noua monſtra ſuſcitarunt, ac dum nouas locutiones moliuntur, nouum barbariae genus aduexerunt. Cum debuiſſent a Petrarcha, & imitatoribus eius arripere dictionem, qua nulla purior, nulla floridior, & ſenſus, ac tropos, coloresque mirificos Graecorum, ac Latinorum ad linguam transferre vernaculum; eaque arte nouum lyricae Poeſeos genus tradere Italis, non alium agnoſcentibus lyricorum principem praeter Petrarcam: qui Poeſim ſuam Platonica, quae tum falſo ferebatur, philoſophia, ita obnubilauit, adeoque ignotis implcuit ſenſibus, vt non e Circo, vel e Foro, ſed e Scholis euocare cogatur auditores. Quamobrem populares aures, quarum cauſa Poeſim, praeſertim lyricam, inuentam ſcimus, non modo Petrarchae defuerunt, ſemperque deerunt, ſed eius etiam imitatoribus: qui hodie omnes eadem prorſus chorda oberrant, ſeque beatos putant, ſi poetica in ſcena feliciter egerint Iudaeum interpolatorem. Nam Caſa, qui alter haberi poſſit, a Petrarca, Lyricorum apud nos princeps, non aliud attulit, niſi vulgaribus in ſententiis nouos verborum complexus, nouumque in numeris ſonum. Et Bembus, Molza, Nauagerius

cum

cum eorum aequalibus, qui optime potuiſſent lyricam noſtram Poeſim vocare ad Graecorum Latinorumque libertatem, ac varietatem, longe magis ad reſtituendum latinitatis candorem XV. ſaeculorum tenebris obrutum, quam ad tropos, modos, numerosque nouos in italica lingua ferendos incubuerunt.

Quamobrem Itali, qui non meo, ſed multorum, & quidem doctiſſimorum iudicio, ſolo Dante, atque Arioſto cum veteribus non improbe contenderimus, quique vno Torquato vincimus exteros, quibus in omni eloquentiae genere antecellimus, lyrica tamen Poeſi non minus, quam tragica, & comica vtcumque praeſtemus aliis, Graecis tamen, ac Latinis longo interuallo cedimus: cum praeter Petrarcham, vetereſque illius imitatores, eiusdemque praeſentes deſcriptores, ſobrios alios Lyricos habuerimus nullos, neque ſperemus habituros, niſi retenta veteri dictione, adhibitoque temperamento, ac iudicio, quo ſimul cum dictione pura, & candida veterum, nugatores proximi ſaeculi caruerunt, varietatem rerum quaeramus maiorem, euentusque intexamus lepidiores, ac res interſeramus graecis, latinisque ſimiles, animorumque motus, & imagines ingeniorum popularibus coloribus ad communem cognitionem, ac ſenſum exponamus. Quod blaterones noſtri cum admodum inſulſe tentaſſent, atque infeliciter, ac more ſtultorum

vitandis vitiis in contraria cucurriſſent, vtque ſterilitatem fugerent, ſupra modum intumuiſſent, adeo aetate noſtra ſtomachum hominibus integrioris iudicii commouerunt, vt ad vnius Petrarchae imitationem, tamquam ad aram maximam, ſecuritatis cauſa ſe retulerint, repetentes toties ab aliis recantata, ne aliam ineuntes viam in illorum inauditas ineptias dilaberentur; quaſi lyricum carmen vernacule modulaturus, aut redditurus aliena ſit, aut cum Achillino, & Baptiſta, & Artalio debacchaturus. Nam Rhedus, Filicaia, Magius, Lemenius ſcientia quidem, & eruditione praeſtantes, tamen vt nouorum inſignoribus vitiis, ita & praecipuis veterum virtutibus caruerunt.

Inuentus vero eſt hoc aeuo Alexander Guidus noſter amiciſſimus, qui primus mortales tollere contra ſit oculos auſus, primuſque nouorum inſolentiam, candore atque caſtitate veteris locutionis, & imitatorum ſervitutem moderata levatione ſpiritus, & colorum nouitate declinarit. Eum excepere novi coetus Arcades, qui & ipſi latina, vernaculaque lingua lyricam Graecorum inter nos, Latinorumque Poeſim nouo ſpiritu fundunt: quos inter ii, quos nos iuriſprudentia potiſſimum, & in ſolemnibus vacationibus eloquentia excolendos ſuſcepimus: & quotquot denique rectam intelligentiam, rectumque vſum Poeticae noſtrae Rationis aſſequuntur.

Quam

Quam Poeticam Rationem non minus ad malos Poetas amoliendos edidimus, quam ad diſſoluendos ingeniorum laqueos a vulgaribus praeceptis, falſisque iudiciis contextos. Sed quoniam illis in libris nimium verbis pepercimus, minusque conſulimus Imbecilioribus, quibus inſidiae tenduntur, erroreſque obiiciuntur a praeſentibus poeticarum ſordium collectoribus, a quibus eadem incogitantia, qua carmina propria effutiuntur, de carminibus iudicatur alienis; minime patiemur hoc Italiae dedecus excurrere latius, eosque ſine fraude, doloue malo, ſe, aliosque decipientes peculiari dialogo eorum cauſa vernacule ſcribendo quam poſſumus humaniſſime admonebimus, doſque beneuole docebimus quanto difficilius ſit recte iudicare, quam confuſe, atque immodice ſcribere.

Interea Tu, qui ſcriptis tuis Nobilitatis diſciplinam falſa virtutis imitatione, abſurdaque ſpecie honoris prolapſam, miro ingenii acumine, doctrinaque praeſtantiſſima, ac ſingulari ad rationis normam reuocaſti, has habe paucas de diſciplina Poetarum animaduerſiones, quas hic tibi perfuſorie collegimus, vt hac occaſione ſcribendi beneuolentiam erga nos aleremus tuam, & noſtram erga te, obſequii qualecumque hoc tenue argumentum praeberemus. Vale, ac ſapientiſſimum Triviſanum, cui plurimam obſeruantiam debeo, valere iubeto verbis meis.

* *

III.

Ueberſetzung eines engliſchen Schreibens aus dem Commonſenſe, das Heldengedicht Leonidas betreffend.

Da wir in dem Stücke dieſes Bücherſaals einen Auszug von dem Gedichte **Leonidas** gemacht haben: ſo hoffen wir unſern Leſern nicht zu misfallen, wenn wir ihnen allhier ein Schreiben eines **Engländers**, dieſes Gedicht betreffend, mittheilen. Es iſt allemal angenehm zu wiſſen, was verſchiedene Köpfe von einer Arbeit denken. Hier iſt das Schreiben, ſo wie es in der 10. **Num.** eines engländiſchen Journals Common Senſe genannt, eingerücket ſteht:

Mein Herr,

„Ich bin ein Menſch bey Jahren, dem die Ver„nunft, und vielleicht noch mehr die Faulheit, eine „Liebe zur Einſamkeit beygebracht haben. Ich be„ſitze Vernunft genug, um zu ſehen, daß die Sachen „übel gehen; und Redlichkeit genug, um zu wün„ſchen, daß ſie beſſer gehen möchten: allein ich ha„be nicht Muth genug, mich ihrer Wiederherſtel„lung ſelbſt zu unterziehen, und von der Thätigkeit „derer, die ſich auf eine oder die andere Seite ge„ſchlagen haben, hoffe ich nicht ſonderlich viel. Bey „dergleichen Empfindungen nun, habe ich mich gänz-

lich

„lich dem Bücherleſen ergeben, um wo möglich, den „betrübten Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten, „zu vergeſſen.

„Da nun die poetiſchen Werke zu dieſem Zwecke „die geſchickteſten ſind: ſo ſind ſie auch mein haupt„ſächlichſter Zeitvertreib; inſonderheit Homer, der „in meiner Stube allezeit neben der Bibel lieget, „die zum Gebrauche meiner Familie beſtimmt iſt. „Nächſt dieſem heiligen Buche, wird er ſo gar von „meiner Frauen u. meinen Kindern am höchſten ge„ſchätzet: denn ich flöße ihnen Liebe und Hochach„tung gegen dieſen Dichter ein, der ſie nicht anders, „als tugendhaft machen kann. Ihr müßt wiſſen, „mein Herr, daß dieſer allerliebſte Homer, weder „des Barneſius, noch des Clarke ſeiner iſt; ſon„dern des Herrn Pope Homer, der ihn eben ſo „gut engländiſch reden läßt, ja zuweilen noch beſſer, „als er griechiſch redet. Ich habe alſo Urſache, „genug für mein Vaterland eingenommen zu ſeyn, „um dieſen Dichter in derjenigen Ueberſetzung zu le„ſen, die unter allen denen, welche ich noch in ir„gend einer Sprache geſehen, der Stärke und „Schönheit des Ausdrucks wegen, einem Originale „ähnlich ſieht.

„Nächſt dem Homer ſind Virgil und Milton „meine Lieblinge, und der Taſſo würde mir noch „beſſer gefallen, wenn er die zween erſtern nicht ſo „häufig abgeſchrieben hätte: denn die Hälfte ſeines „Werkes, iſt bloß eine Wiederholung deſſen, was „ſie geſaget haben. Ich habe daher ſchon ſehr lan„ge gewünſcht, daß doch die Muſen, zu meiner

„Zeitkürzung und Befriedigung, einen groſſen Geiſt „erwecken möchten, welcher Erfindungskunſt genug „beſäße, noch ein neues Heldengedicht, nach dem „wahren Geſchmacke der Alten zu wege zu bringen, „ohne ſich bis zur Entlehnung ihrer Gedanken zu „erniedrigen. Ich konnte mir aber nicht ſchmäu„cheln, einen ſo ſchlecht gegründeten Begriff jemals „erfüllet zu ſehen; ich machte mir auch von den „Gaben meiner Zeitgenoſſen eine ſo nachtheilige „Vorſtellung, (eine Sache die bey Leuten von mei„nen Jahren ziemlich gewöhnlich iſt,) daß ich einen „jeden der mir geſaget hätte, die Sache ſey ſo un„möglich nicht, für lächerlich und ſchwärmend an„geſehen haben würde.

„Um mich eines beſſern zu belehren, überſandte „man mir die vergangene Woche ein neues Gedicht, „Leonidas betittelt, und ich nahm es mit einer ſo „wenig vortheilhaften Vorbereitung an, als nur „möglich iſt. Denn erſtlich war mir der Name „des Verfaſſers unbekannt. Man ſagte mir, er lebe „in der Stadt; er wäre ein Handelsmann; ein „junger Menſch von fünf und zwanzig Jahren; und „letztlich hatte ich das Herz nicht, ein Heldengedicht von „neun Geſängen zu leſen. Dieſes allein war genug „bey dem erſten Anblicke einen Leſer abzuſchrecken, „der ſo faul iſt, als ich mich beſchrieben habe. Euch „die rechte Wahrheit zu ſagen, mein Herr, ſo war „meine Gemüthsverfaſſung gar nicht vortheilhaft „für ihn, weil man mir dieſes Werk nicht vor dem „Drucke mitgetheilet hatte: denn ich ſehe mich für „einen ziemlich wichtigen Kunſtrichter an; und als

„ein

„ein solcher, war ich wider den Verfasser gar sehr „ergrimmt, daß er mir nicht sein Manuscript „überschickt hatte, wie einige berühmte Schriftstel„ler gethan haben.

„Alle diese Ursachen machten mich so voller Vor„urtheile gegen den Leonidas, daß ich im Begrif„fe war, ihn dem Buchhändler wieder zu schicken, „ohne ihn gelesen zu haben: meine Frau aber, welche „die Neuigkeiten liebt, beredete mich, es zu durch„blättern, und sowohl den Schwung, als die Schreib„art in acht zu nehmen. Ich fieng also an, dieß Ge„dicht zu lesen; ungeachtet ich versichert war, daß „ich es bey dem zweyten Gesange würde weglegen „müssen.

„Ich verwunderte mich sogleich, als ich sah, daß „die Schreibart deutlich war; eine Herniederlassung „die man bey den Verfassern reimfreyer Verse selten „anzutreffen pflegt: allein unser Dichter besitzt die „Kunst, die Stärke der Gedanken und den maje„stätischen Ausdruck mit der Richtigkeit der Sprach„lehre zu vereinbaren. Die Einfalt und Fleißig„keit seiner Schreibart, sind Beweise, daß die weit„gesuchten Ausdrücke, und die gekünstelten Schwün„ge, zu dieser Art von Versen nicht nöthiger sind, „als zu denen, die die Zierde des Reimes haben. „Hätte der große Milton selbst sich ihrer nicht so oft „bedienet, so würde er zwar nicht so gelehrt ausge„sehen, und dadurch dem Geschmacke unserer eng„ländischen Schönen nicht geschmäuchelt haben; „welche allezeit dasjenige am meisten bewundern, „was sie am wenigsten verstehen: allein er würde,

„auch viel vollkommener ſeyn, und den meiſten ſei-
„ner Nachahmer, die ihm faſt in nichts, als hierin-
„nen nachäffen, kein böſes Beyſpiel gegeben haben.

„Da ich nun fand, daß Leonidas ſo leicht zu
„verſtehen war, ſo gefiel er mir ſogleich. Je länger
„ich las, je ſchöner fand ich ihn; ich ward ſo belebt
„und erhitzt, daß ich weder eſſen noch ſchlafen konn-
„te, bis ich die neun Geſänge durchlaufen hatte.

„Und ſeit der Zeit bin ich von den großen Schön-
„heiten, die ich in dieſem Gedichte gefunden, der-
„maßen eingenommen, daß ich mich nicht enthalten
„kann, mich ſchriftlich mit euch zu unterreden, und
„meine Landsleute zu ermahnen: daß ſie mit
„mir das Vergnügen theilen mögen, dasjenige zu
„bewundern, was ihrer Bewunderung ſo würdig
„iſt. Folgen ſie dem Rathe, den ich ihnen gebe, ſo
„werden ſie außer dem Vergnügen, auch noch Un-
„terricht antreffen. Niemals hat ſich ein Dichter
„einen ſo edlen und nützlichen Zweck vorgeſetzt ge-
„habt; da ſein ganzer Grundriß und Entwurf da-
„hin geht, zu zeigen, wie weit die Freyheit der
„Knechtſchaft vorgehe: und wie ſehr die Tugend,
„die Liebe des Vaterlandes, und die Neigung zur
„Uuterwürfigkeit, ſowohl ihrer Natur, als ihren
„Wirkungen nach, dem Reichthume, der Pracht
„und einer tyranniſchen Gewalt, vorzuziehen ſind.

„Dieſe große Moral die ſo vieler ſchönen Lehren fähig
„iſt, ſteht allhier in allem ihrem Lichte; und zwar durch
„eine That, die unter allen denen die man in alten und
„neuern Geſchichten leſen kann, am geſchickteſten iſt
„deren Vortheile zu entdecken. Sie wird mit der

„erha-

„erhabenſten Poeſie unterſtützet; durch alles, was „eine lebhafte Einbildungskraft angenehmes hat, „verſchönert, und durch eine gründliche Urtheils„kraft, gemildert. Sie hat die Kraft gehabt, mich „aus derjenigen Schlafſucht zu reiſſen, darein mei„ne natürliche Trägheit mich geſtürzt hatte, und hat „mir einen ſo großen Eifer für das allgemeine Wohl „eingeflößt, daß ich, auch in meinem ſechzigſten „Jahre ein Spartaner werden möchte. Sie wird „vielleicht eben dieſe Begierde inſonderheit den jun„gen Leuten beybringen, deren Leidenſchaften ſich ſo „leicht entzünden laſſen. Ich glaube daher, mein „Herr, es ſey unſer beyder Pflicht den Werth die„ſes Gedichts der Welt kund zu machen, und dieß „wird eine Probe unſerer Liebe zu unſerm Vater„lande ſeyn; inſonderheit aber wird eure Anpreiſung „der Sache ein großes Gewicht geben.

„Außerdem hat dieſes Gedicht noch ein ganz be„ſonderes Recht auf euren Schutz: denn ich kann „wohl ſagen, daß noch kein Heldengedicht mit dem „Senſu communi in ſo großer Verbindung ſteht. „Der Verfaſſer hat dem Vorrechte entſaget, wel„ches ſeine Vorgänger an ſich geriſſen, die Gren„zen der geſunden Vernunft zu überſchreiten, ſie „aus den Augen zu ſetzen, und in die Gegend der „Hirngeſpinſte in die poetiſche Mythologie zu „ſchweifen. Es ſind weder ſtreitende Götter, noch „zänkiſche Göttinnen, noch Wunderwerke, noch „Zaubereyen, noch Ungeheuer, noch Rieſen, in „dieſem Gedichte: man ſieht nichts darinnen, als „das wunderwürdigſte, das erſtaunlichſte und das

erha-

„erhabenſte was die menſchliche Natur an ſich „hat.

„Zwar lieſt man im achten Buche eine ſchöne „Erdichtung, allwo Leonidas im Schlafe, den „Herkules, einen ſeiner Anherrn ſieht, welcher ihm „in einem prophetiſchen Geſichte den Erfolg des „Krieges ankündiget, den er anfangen wollte, und „in welchem er das Leben einbüſſen ſollte. Dieß „war ein nöthiges Kunſtſtück, um den Leſer ſowohl „als den Helden zu unterrichten, und ſie im voraus „ſehen zu laſſen, daß die ganze Handlung ſich glück„lich enden würde. Hierinnen aber geht er von der „geſunden Vernunft nicht ab: denn ein Grieche „kann wohl geträumt haben, daß er den Herkules „geſehen, und mit ihm geredet hat; daß es aber „wirklich geſchehen ſey, das wäre eine abgeſchmack„te Erdichtung geweſen.

„Ich ſehe wohl zum voraus, daß gewiſſe Kunſt„richter, nach den Regeln des Boſſu und Rapin, „den Herrn Glover tadeln könnten: daß er „die Einfälle der Einbildungskraft verworfen, um „ſich in die Grenzen der Vernunft und Natur ein„zuſchränken; welches mir aber der höchſte Gipfel „der Urtheilskraft zu ſeyn ſcheint. Uebrigens kann „ſich dieſer Tadel auf nichts, als auf Homers und „Virgils Beyſpiele ſtützen: allein jeder vernünfti„ge Mann wird zugeſtehen, daß der fabelhafte „Theil dieſer beyden Gedichte, der unangenehmſte „ſey. Was Longin vom Homer ſagt, das läßt „ſich auch vom Virgil ſagen, und von allen denen, „die dieſe zween epiſchen Dichter nachgeahmet haben;

„nämlich, daß ſie aus ihren Göttern nur Menſchen „und zuweilen gar noch was ſchlechters gemacht ha„ben: denn ich glaube nicht, daß es jemals eine „Zeit gegeben, darinnen die Könige ſich ihrer un„umſchränkten Macht auf eine ſo lächerliche Weiſe „bedienet hätten, als die fabelhaften Gottheiten in „der ganzen Ilias und Aeneis thun. Gleichwohl „um dieſe Ungereimtheiten zu entſchuldigen, ſo kann „man ſagen, daß in dieſen ſo unwahrſcheinlichen „Hiſtorien damals die griechiſche und römiſche „Religion beſtanden, und daß ſie folglich dem Leſer „gefallen können. Allein in einem Jahrhunderte, „und unter einem Volke, welches von dieſem Aber„glauben frey iſt, würden dergleichen Mährchen, „oder auch andere an ihrer Stelle, bey verſtändigen „Leuten ihr Glück nicht machen.

„Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

„Es gehöret gewiß viel Geſchicklichkeit und eine „an ſich ſelbſt ſehr erhabene Materie dazu, um der„gleichen glänzende Poſſen entbehren zu können. „Die Götter, die Göttinnen, die Zaubereyen und „Wunderwerke, kommen vielmehr dem Dichter, „als dem Helden zu Hülfe. Herr Glover aber „braucht dieſes Beyſtandes nicht: ſeine Stärke iſt „dem ſchwerſten Unternehmen gewachſen, und ſein „Held iſt gröſſer, als die Götter anderer Dichter.

„Man kann ihm ferner vorrücken, ſeine Mate„rie habe gar keine Verwandtſchaft mit England. „Allein, mein Herr, ich antworte hierauf, daß die „Vertheidigung eines freyen Staates, eine Sache „ſey, die uns eben ſo ſehr rühret, und uns eben ſo

viel

„viel Eifer einflößen muß, als irgend ein altes „Mährchen vom Geofroy, Monmouth, oder „die Annales Sax. vom Roger Hoveden. Seit „der Regierung Wilhelms des Eroberers, weiß „ich nur zwo, die uns Thaten darbiethen könnten, „welche Heldenmäßig genug zu einem eriſchen Ge„dichte wären. Dieſes ſind die Regierungen „Eduards des V. und Heinrichs des VI. Allein „zu allem Unglücke waren die Thaten dieſer beyden „Prinzen unſerm Beſten zuwider, und würden uns „unfehlbar verderbet haben; wenn wir dasjenige „nicht wieder verlohren hätten, was ihre Siege uns „in Frankreich erfochten; indem Engeland in „kurzer Zeit nur bloß eine Provinz davon würde ge„worden ſeyn. Die Tapferkeit des Leonidas hin„gegen beſtätiget Griechenland in ſeiner Ununter„würfigkeit, und erhob es einmal für allemal über „Perſien.

„Eine neuere Geſchichte (z. E. wie unſere bür„gerlichen Kriege) würde zu einem Haupteinwurfe „Anlaß gegeben haben. Man hätte nämlich dem „Verfaſſer vorrücken können, er habe die Feder nur „dieſer oder jener Partey zum beſten ergriffen. „Ich lobe daher den Hrn. Glover, daß er in ei„nem ſo entferneten Lande, als Griechenland iſt, „ein Stück der Geſchichte geſuchet hat, welches auch „nicht den mindeſten Verdacht einer Gleichheit, in „Abſicht auf die Umſtände der Zeit, und auf die „Gemüther derer die am Ruder ſitzen, oder in dem „Staate irgend ein Amt verwalten, verſtattet. „Hiedurch hat er ſich bey allen Parteyen beliebt

machen

„machen müſſen, weil keine einzige ſagen kann, man „habe ſie hier antaſten wollen; ſie müßte ſich denn „zugleich für eine Feindinn der Freyheit erklären: „denn dieſes Gedicht zielet auf nichts, als, die Liebe „zu ihr, allen Herzen einzuprägen.

„Die andern Tadler werden ſich, wie ich zum „voraus ſehe, lieber an allgemeine Einwürfe wider „die epiſche Poeſie, als an beſondere Einwendungen „gegen das Gedicht Leonidas, halten. Ein jun„ger Stutzer wird etwa ſagen, er verabſcheue alle „Schlachten; ein andrer wird ſagen, die Verſe oh„ne Reime wären ihm unerträglich; ein dritter „wird ſchwören, daß er die vertrackten barbariſchen „Namen nicht ausſprechen könne. Ein artig Frau„enzimmer wird die Materie für gar zu ernſthaft „halten; eine andere wird bey dem bloßen Namen, „Spartaner, in Ohnmacht fallen: und überhaupt „wird man ſagen, das Gedicht ſey zu lang. Allein „man erwarte nur einen oder höchſtens zween Mo„nate, ſo werden alle dieſe ſchönen Tadeleyen fal„len, und alle werden einhällig dieſes Werk eben ſo „ſehr bewundern, ohne die Urſache zu wiſſen; als ſie „es itzo verachten, ohne zu wiſſen warum.

„Ich zweifele auch gar nicht, daß das ſchöne „Geſchlecht ſich zuerſt dafür erklären werde: denn „der natürliche Geſchmack des Frauenzimmers, wel„cher durch keine ſchulfüchſiſche Erziehung verderbet „worden, wird viel eher eine ſchöne Stelle erhaſchen; „als wir mit allem unſerm Wiſſen uns werden rüh„men können. Außerdem hat dieß Geſchlecht von „dem ſchönen Charactere der Ariane, und von der

lace-

„lacedämoniſchen Königinn, ſo viel Ehre, daß „dieſes allein (wenn es ſonſt nöthig wäre, Stimmen „zuſammen zu betteln: die Schönen bewegen „muß, den Herrn Glover dem Virgil vorzu„ziehen; der mit ihnen ſo übel umgeht, daß er auch „in ſeinem ganzen Gedichte nicht ein einziges tu„gendhaftes Frauenzimmer aufführet.

„Es iſt mir nicht möglich, euch in einer ſo kurzen „Schrift alle Schönheiten dieſes Werks anzuzeigen, „die in ſo großer Zahl und ſo abwechſelnd ſind. „Ich ſage nur, daß das Feuer welches allenthal„ben darinnen hervorleuchtet, allein hinlänglich „wäre, viele Fehler zu entſchuldigen; und daß es „mir gleichwohl ſo wohl ausgeführt und richtig „vorkömmt, als lebhaft, rührend und erhaben es iſt.

„Dieſes Werk hat noch eine beſondere Tugend. „Bey allem Anſehen eines alten epiſchen Gedichts, „hat es kein einziges Gleichniß, das von den Alten „entlehnet wäre: und ich wüßte kein Gedicht, „darinnen eine ſo große Verſchiedenheit ſchöner „Gleichniſſe wäre; ſo ſehr hat der Verfaſſer ſich „auf den Umfang und auf die Fruchtbarkeit ſeiner „Einbildungskraft verlaſſen können. Die ſinnrei„che Ausführung ſeines Hauptentwurfs; die Kunſt „womit jede Epiſode verbunden und ausgeſuchet „worden; die Verſchiedenheit der Charactere, die „allezeit durch irgend eine ihnen eigene Empfindung „unterhalten, und von einander unterſchieden wer„den, dieſes alles ſind ſo viele Vollkommenheiten „an dem Gedichte Leonidas, die es den Kunſt„verſtändigen ſchätzbar machen. Selbſt diejenigen

„welche

„welche von Natur keinen Geschmack zur Poesie „noch zu irgend einem Werke der Einbildungskraft „haben werden, in diesem Gedichte solche gründliche „Gedanken, so viel gesunde Vernunft, so viel wich„tige Sachen, eine so tiefsinnige Kenntniß finden; „sie werden in demselben jede öffentliche und privat „Tugend, auf eine so angenehme Weise und mit „so vieler Stärke vorgetragen sehen, daß sie es mit „Lust und Nutzen lesen werden

„Kurz, mein Herr, ich setze dieses Gedicht in „die kleine Zahl seltener Werke: und es wird ge„wiß bis auf die Nachwelt kommen. In der gan„zen Reihe verflossener Jahrhunderte, hat es nur „zwey oder drey Länder gegeben, die uns dergleichen „haben liefern können; und ich wünsche meinem „Vaterlande Glück, daß es nach dem Milton, „anitzund zween solche Dichter blühen sieht, als „Pope und Glover sind. Der erste hat keinen „der es ihm zuvor thut, wofern es ja einige giebt, „die ihm in den verschiedenen Gattungen der Dicht„kunst, in denen sein unerschöpflicher und beredter „Geist sich gewiesen hat, gleich kommen; niemand „sage ich, thut es ihm, auch so gar von den vor„nehmsten unter den Alten, zuvor. Dennoch ha„ben wir noch kein Heldengedicht von ihm; das „heißt, ein Heldengedicht von seiner Arbeit, wel„ches von seinen Uebersetzungen unterschieden wäre. „Es ist ihm aber in diesem Stücke genug, daß er uns „einen Homer in einer so natürl. Schreibart, die „dem Originale in nichts nachgiebt, geliefert hat. „Das menschliche Leben ist zu kurz, um noch einmal

„ein ſo ſchweres Werk zu unternehmen; ja ich könn-
„te noch hinzuſetzen, welches die Grenzen der menſch-
„lichen Natur überſchreitet. Es blieb alſo für
„den Herrn Glover ein ſchöner Weg übrig, und
„wie weit hat er es auf demſelben nicht gebracht?
„Ein jeder deſſen Geſicht gut genug iſt, wird ihm
„auf ſeiner erhabenen Bahn folgen. Die Kunſtrich-
„ter der Sinngedichte und Sonette aber, die nicht
„weiter ſehen, als bis an den Fuß des geheiligten
„Muſenberges, die mögen von ihm und Popen
„ja ſtille ſchweigen. Gleichwohl muß man ge-
„ſtehen, daß Pope ſehr die Bahn gebrochen,
„indem er die Ungleichheiten des engliſchen Par-
„naſſes eben gemacht, und die Wurzeln und Dorn-
„hecken womit er vorhin verwachſen war, ausge-
„rottet hat: ſo, daß wenn die Schreibart im Lee-
„nidas fließender iſt, und die Verſe beſſer klingen,
„als man ſie im verlornen Paradieſe ſieht, der
„Dank dafür Herren Popen gebühret, der unſere
„Verſe verbeſſert und vollkommner gemacht hat.

„Ich habe die Ehre nicht, dieſe zween Herren zu
„kennen; allein da beyde ſehr verdienſtvolle Män-
„ner ſind, ſo zweifele ich nicht, daß ſie einander
„nicht gleichſeitig hochſchätzen ſollten: und nichts kan
„für einen geſchickten Kopf der erſt anfängt, ſich zu
„zeigen, ſo vortheilhaft ſeyn, als der Beyfall des
„Herrn Pope". Ich bin ꝛc.

* *

IV.

Traité de la Proſodie Françoiſe,

. par Mr. l'Abbé d'Olivet. A Paris, nouvelle Edit. 1746. in 8.

Das iſt

Des Abts von Olivet Tractat, von der franzöſiſchen Proſodie ꝛc. .

Die erſte Ausgabe dieſes Büchleins iſt ſchon 1736. zu Paris herausgekommen, es iſt auch hernach, wo wir nicht irren, mit einer andern Schrift des Verfaſſers zuſammengedruckt worden. In Deutſchland wird es indeſſen noch nicht vielen bekannt ſeyn, und da es der Mühe werth iſt, zu wiſſen, was denn unſre Nachbarn, die, ſoviel aus ihren eigenen Scribenten und Kunſtrichtern bekannt iſt, kein Sylbenmaaß haben, und nicht wiſſen, was in ihren Verſen die Scanſion iſt, durch die Proſodie verſtehen: ſo wollen wir einen kurzen Auszug aus den Lehren eines ihrer beſten Kunſtrichter von dieſer Materie geben.

Der Hr. Abt theilt ſein Werkchen in fünf Abſchnitte. Der 1. davon handelt etliche vorläufige Fragen ab; Der II. handelt von den Accenten; Der III. von dem Hauche oder der Aſpiration; Der IV. von der Quantität, oder Sylbenlänge; im V. endlich will er zeigen, wozu die Kenntniß der franzöſiſchen Proſodie dienen könne. Damit

niemand denke, es wäre eine Kleinigkeit, ſich um Sylben zu bekümmern, ſo merkt er an, daß die erſten Gründe und Anfänge aller Wiſſenſchaften nichts prächtiges und glänzendes an ſich haben, und daß man nichts nöthiges zu verachten habe. Man muß entweder die Beredſamkeit, Dichtkunſt, und Sprachkunſt wegwerfen; oder geſtehen, daß wenn es ſchön iſt, die ſchönen Wiſſenſchaften zu treiben, die dem menſchlichen Verſtande Ehre machen, man auch die Gründe nicht verachten müſſe, ohne welche ſie nicht vollkommen ſeyn können. Er ſetzt hinzu, daß vielleicht nach aller angewandten Mühe die franzöſ. Sprache noch nicht den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit erreichet habe; und daß vielleicht, in derjenigen Mundart, die ſie zu verſtehen glauben, noch eine neue Sprache entſtehen werde, wenn man auf dem von ihm gebahnten Wege fortgehen wolle.

Die erſte Frage des Hrn. Olivet iſt, was die Proſodie ſey? Und er ſagt, ſie ſey die Art eine jede Sylbe regelmäßig, das iſt nach dem gehörigen Accente, dem Hauche, und der Länge, die jeder Sylbe beſonders zukommen, auszuſprechen. Dieſe drey Stücke erklärt er einigermaßen; und meynt, daß aus der Erhebung des Tones in der Ausſprache der Accent, aus der Rauhigkeit oder Gelindigkeit die Aſpiration, und aus der Dauer der Zeit, die man im Ausſprechen einer Sylbe zubringt, die Länge oder Kürze entſtehe. Von dieſen dreyen Stücken glaubt er, daß ſie allen Sprachen eigen ſind. Denn was iſt den Ohren unerträglicher, als eine beſtän-

beſtändige Monotonie? Selbſt in dem Geſchreye der Thiere, oder was ſonſt einen fortdaurenden Ton giebt, wird eine Veränderung wahrgenommen.

Sind aber die Grundſätze der Proſodie willkührlich, oder feſtgeſetzt? Der Herr Abt glaubt das erſte, von denen gar zu neuen, und von denen noch unausgearbeiteten Sprachen, die nur noch unter einem groben Volke geredet werden: das letzte hergegen, von denen, die ſchon ein gewiſſes Alter haben, und bey geſcheidten und witzigen Völkern im Schwange gehen. Im Anfange ſind alle Sprachen rauh und grob geweſen: allmählich aber ſind die Menſchen aus einen natürlichen Triebe zur Ordnung und Anmuth eins geworden, auch die Töne mit den Werkzeugen der Sprache in eine gewiſſe Verhältniß und Uebereinſtimmung zu bringen. Worinn dieſelben hier beſtehen, iſt eine phyſikaliſche und ſehr ſchwere Frage: man hat ſie aber auch nicht nach Regeln, ſondern durch die Uebung erfunden *. Es iſt etwas langſam damit hergegangen; allein es giebt hier keinen andern Weg, ſowohl unſrer Nothdurft zu ſtatten zu kommen, als unſer Vergnügen zu befördern. Doch in einem Lande hat dieſes ſchleuniger geſchehen können, als in einem andern, wo nämlich die Natur irgend Menſchen mit geſchicktern Werkzeugen der Sprache

* Eben dieß iſt von der lateiniſchen und griechiſchen Proſodie wahr; welche nach dem bloßen Gehöre dieſer Völker erfunden worden, ehe die Kunſtrichter ſie in gewiſſe Regeln gebracht.

hervorgebracht hat. Denn diese haben gleich ihrer Mundart eine bessere Gestalt; und einen sanftern Wohlklang gegeben: da hergegen anderwärts alles viele Jahrhunderte beym Alten bleibt. Man weis, daß die Griechen ihre Prosodie, sowohl als die Römer, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht: wenigstens, was die Länge und Kürze der Sylben betrifft. Den Accent betreffend, haben die heutigen Chineser ein so scharfes Gehör, daß ein und dasselbe, und zwar einsylbige Wort, bis eilf verschiedene Bedeutungen hat, wenn es in verschiedenem Tone ausgesprochen wird.

Höher als auf Francisci des 1. Zeiten kann ein Franzose nicht zurückgehen, wenn er wissen will, wenn die Prosodie in seinem Lande bekannt gewesen *. Die gelehrten Männer und guten Köpfe womit derselbe seinen Hof zierte, gaben ihrer Sprache einen Wohlklang und ein gelehrtes Ansehen, das sie vorhin nicht gehabt hatte. Er nennt daher also diesen König nicht den Wiederhersteller sondern den Vater der schönen Künste in Frankreich **. Unter Carl dem IX. war die Dichtkunst in Frankreich im höchsten Ansehen; und selbst die Grün-

* Hier zeiget sich das größere Alterthum der unsrigen angenscheinlich: denn wenn man ja dem Ottfried, der im IX. Jahrh. geschrieben, kein Sylbenmaaß zugestehen wollte: so ist es doch unleugbar, daß Winsbek im XII. Jahrh. es bereits beobachtet hat.

** Dieses ist bey uns Carl der Große, jener aber Friedrich der Rothbart gewesen.

Gründe zu dem allen, was unter Ludewig dem XIV. gebauet worden, ſind damals geleget worden. Hier muß man alſo die erſten Spuren der franzöſiſchen Proſodie ſuchen; und da wird man mehr davon finden, als in allen heutigen Sprachlehren und Redekünſten der Franzoſen.

Zwar den Accent der Alten kann man itzo nicht mehr wiſſen: denn der gedruckte Accent iſt nicht der proſodiſche. Die heutige Aſpiration aber hält der Hr. Abt noch für dieſelbe, die vormals üblich geweſen. Allein die Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, iſt bey den Alten viel bekannter und ausgemachter geweſen, als heute zu Tage. Jodelle einer von der poetiſchen Plejas, unter Heinrich dem II. hat im 1553. J. ein Diſtichon, das aus Spondäen und Dactylen beſtund, drucken laſſen *. Er hat alſo geglaubt, die franzöſiſche Sprache ſey eines griechiſchen und römiſchen Sylbenmaßes fähig. Und er hat ganz recht gehabt; obgleich unſer Verfaſſer es hier noch nicht entſcheiden will, und es nachmals, aus gewiſſen unzulänglichen Gründen gar verwirft. Wenigſtens muß man dazumal die Quantität der Sylben für etwas bekanntes gehalten haben.

Pasquier erzählt, daß der Graf von Alcinois, Hendecaſyllaben gemacht; dergleichen er ſelbſt, auf

* Bey uns hat Rebhuhn ein evangeliſcher Prediger zu Plauen ſchon im 1540. Jahre ein Buch in Verſen voll allerhand jambiſcher und trochäiſcher Verſe, mit darüber geſetzten Quantitäten herausgegeben. S. der Crit. Beytr. 1. B. p. 682. u. f.

des Ramus Erſuchen, auch gethan, wie er denn ein ſolch Gedicht zur Probe mittheilet, welches acht und zwanzig Zeilen lang iſt. Dieſe hatten bisher die Reime weggelaſſen; aber man war derſelben gar zu gewohnt, als daß man ſie nicht hätte vermiſſen ſollen. Daher nahm man nunmehr beydes zuſammen: und dieſes ſoll zuerſt Marcus Claude von Buttet 1561. gethan haben. Die übrigen Dichter, die ſolches verſuchet, übergeht Hr. Olivet mit Stillſchweigen, weil ſie ganz ins Vergeſſen gerathen ſind *. Indeſſen hat doch dieſe Neuigkeit damals zu einer gelehrten Geſellſchaft Anlaß gegeben, die 1570 geſtiftet worden, pour travailler à l'avancement du language François, et à remettre ſus, tant la façon de la Poeſie, que la Meſure et reglement de la Muſique anciennement uſitée par les Grecs et Romains. Baif der Poet, und Courville der Tonkünſtler, waren die vornehmſten Urheber derſelben, und ſie erhielten von Carl dem IX. der die pariſer Bluthochzeit veranſtaltet hat, eine königliche Beſtätigung, darüber; darinn er ſich auch ſelbſt für ihren Beſchützer erklärte. Heinrich der III. ſein Bruder und Nachfolger, war eben ſo gnädig gegen dieſe Geſellſchaft: allein die bürgerlichen Kriege und Baifs Tod haben ihr ein Ende gemacht.

Indeſ-

* Daher ſieht man, daß ſolche Art ſcandirter Verſe den Franzoſen zu ſchwer gefallen; da hergegen dieſelben bey uns durchgehends eingeführt worden, und ganz überhand genommen haben.

Indeſſen haben doch Paſſerat, Desportes, u. a. m. nicht aufgehört, ſcandirte Verſe zu machen: aber ſie ſind auch die letzten geweſen. Der Verfaſſer bedauret es, daß ſie dieſe ihre Kunſt nicht in Regeln gebracht, und hinterlaſſen haben: denn freylich haben ſich ihre Nachfolger, die nicht alle ein ſo zartes Gehör hatten, ohne eine Anweiſung nicht finden können, was ſie für lang oder kurz halten ſollten. Heinrich Stephanus * hat nur obenhin davon gehandelt: Theodor Beza aber iſt hierinn auf den Grund gegangen; † nur daß er zu kurz, auf vier oder fünf Seiten, die ganze Sache erſchöpfen wollen. Aubigne, in der Vorrede zu gewiſſen metriſch überſetzten Pſalmen, ſagt: daß nicht Jodelle oder Baif die Erfinder dieſer Versart im Franzöſiſchen wären; ſondern er habe eine franzöſiſche Ilias und Odyſſee in Hexametern geſehen, die Mouſſet gemacht und drucken laſſen, ehe jene noch in der Welt geweſen. Der Abt Olivet kann ſich aber nicht darinn finden, daß jene Dichter und Ramus, und Pasquier das nicht ſollten gewußt haben: und in der That, müßte doch eine ſolche gedruckte Ilias und Odyſſee noch irgendwo aufzutreiben ſeyn, wenn ſie jemals vorhanden geweſen wäre.

Nun wirft Herr Olivet die Frage auf, warum doch die franzöſiſche Proſodie, die vormals ſo bekannt

* In ſeiner Precellence du langage François. p. 12. 13. 14. und in Hypomneſibus de Gallica Lingua.

† In Tract. de Francicae linguae rectâ pronuntiatione. Geneuae 1584.

kannt gewesen, itzo so unbekannt sey? Die erste Ursache ist, weil man, wie er sagt, dieselbe nicht nöthig zu haben geglaubt. Bey Griechen und Römern, meynt er, sey nichts nothwendiger, und folglich auch leichter gewesen, als ihre Prosodie aufs genaueste zu wissen: weil nämlich dieselbe nicht nur einen Zierrath, sondern selbst das Wesen ihrer Verse ausgemacht. Und da das Lesen der Poeten den vornehmsten Theil ihrer Auferziehung ausgemacht: so hätten sie die Verse von Kindheit auf, gut aussprechen gelernet. Ein Athenienser oder Römer aus dem geringsten Pöbel würde einen Schauspieler ausgezischet haben, wenn er auf der Bühne eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz ausgesprochen hätte. Allein ein Franzose wird alt, ohne es jemals weder gelesen, noch gehöret, noch selbst bemerket zu haben, daß es längere, oder kürzere Sylben giebt. Die Griechen und Römer mußten also durchaus scandiren. Bey den Franzosen aber würde es höchstens nur eine Nebenzierde, eine kleine Anmuth seyn, wenn man es ja thun wollte. Und gleichwohl glaubt Herr Olivet, daß die Franzosen übel thun, daß sie ihre Prosodie verlachläßigen. Denn weil die Worte einmal das Werkzeug der Gedanken sind: so sey es löblich, sie so einnehmend, überredend und gefällig zu machen, als es nur möglich ist.

Die zweyte Ursache warum die französische Prosodie so unbekannt ist, schiebt Herr Olivet auf diejenigen, die zwar am geschicktesten wären, ihre Regeln zu untersuchen, aber gerade die meisten Vorurtheile dage-

dagegen einführen. Ein Gelehrter versteht Griechisch und Latein; er bewundert die Schönheit dieser Sprachen, und zwar mit Grunde: daß er aber denket, unsre Prosodie sey deswegen ein Unding, weil sie der Alten ihrer nicht ganz gleich ist; das ist ein großer Irrthum. Eine jede Sprache hat ihre Art. Z. E. eine allgemeine Regel im Lateine ist, daß eine Sylbe lang ist, darinn nach dem Selbstlaute zwey stumme Buchstaben folgen: im französischen, sagt unser Abt, sey gerade das Gegentheil *. Denn eine Sylbe mit verdoppelten Mitlautern sey kurz. Von den Vocalen, sey es im Lateine eine ziemlich allgemeine Regel, daß ein Selbstlaut vor einem andern kurz sey: im französischen hergegen, werde da, wo ein stummes E das Wort schließt, die vorhergehende Sylbe lang †. Daraus schließt er

* Der Herr Abt macht hier zuerst die lateinische Regel zu allgemein; und besinnt sich nicht auf die mutas und liquidas, die keine Sylbe lang machen. Hernach ist es auch im französischen nicht richtig, daß eine jede Sylbe kurz ist, die zwey Mitlauter nach dem Selbstlauter hat. Der Selbstlaut erhält zwar einen scharfen Ton, aber die Sylbe bleibt lang. Z. E. Etönnemẽnt, dieß Wort hat zween Jamben in sich und gerade die beyden Sylben sind lang, die doppelte Mitlauter haben. Eben so ist es in Parent, talent, moment, amant, u. a. m. Doch ist es freylich nicht überall so.

† Auch hier bedenkt der Hr. Abt nicht, daß außer dem Falle des stummen E. am Ende, allemal die Selbstlaute, die vor einem andern Selbstlaute stehen, kurz sind: als Union, Orient, aimions, allusion, faineant, Craon, Lion, u. d. gl.

er: ein Gelehrter, der ihre Prosodie studieren wolle, müsse seine Vorurtheile ablegen. Quinault soll nichts als französisch gekonnt haben; und gleichwohl sind seine Verse besser zum Singen gewesen, als derer Poeten, die Griechisch und Latein gekonnt haben. **

Die dritte und letzte Ursache, warum die französische Prosodie sich je mehr und mehr verliert, das sind die Aenderungen der Rechtschreibung, die seit sechzig und mehr Jahren eingeführet worden. Man hat die meisten Buchstaben, die in der Aussprache nicht gehöret worden, ausgelassen: allein das billigt Herr Olivet nicht, weil diese Buchstaben die Aussprache fest setzen konnten; weit gefehlt, daß sie ihr hätten schaden sollen. Man schrieb z. E. il plaist, il paist, anzuzeigen, daß man die Sylbe lang ziehen müsse: da man hergegen itzo fait und fait ganz kurz weg spricht. Man verdoppelte auch vormals die Selbstlauter in aage, roole, baailler, raaler; um die Sylben zu verlängern; hergegen verdoppelte man die Mitlauter, um sie (oder vielmehr den Selbstlaut) zu verkürzen. Herr Olivet glaubt, die Alten hätten nichts hierinn ohne guten Grund gethan:

** Diese Folge beweist nicht viel: weil die heutigen Musikmeister auf die Länge der Sylben, die sie in Noten setzen, gar nicht acht geben: sondern entweder allen gleichlange Noten geben, oder wohl gar den langen Sylben kurze, und den kurzen lange setzen. Dadurch verliert nun die Poesie in allen musikalischen Gedichten ihren Wohlklang ungemein. Nur in des Clerambault französischen Cantaten hat sich dieser Musikmeister vor diesem Fehler sehr in acht genommen.

than: ſo gar, daß ſie auch zuweilen wider die Ableitung dieſes letztere gethan, damit man gewiſſe Sylben nicht kurz ausſprechen möchte, welches wider die Art der Lateiner gelaufen wäre; als in couronne, und perſonne, die von corona und perſona kommen †.

Indeſſen klagt er, daß man bey ihnen täglich neue Aenderungen macht, und unter dem Vorwande, den Ausländern die Ausſprache zu erleichtern, es ſoweit bringen wird, daß die Franzoſen ſelbſt keinen Führer haben werden, wie ſie ihre Sprache ausſprechen ſollen. Er geſteht, daß die alte Rechtſchreibung ihre Unbequemlichkeiten gehabt: aber ſie ganz umzukehren, das würde noch ärger ſeyn. Er giebt es alſo zu, daß man die ſtummen auslaſſen könne, die nur anzeigen, daß ein Selbſtlaut lang ſeyn ſoll, wie in teſte, paſte; weil ein Accent tête, pâte, eben das thun kann. Aber er hält es für nöthig, tette, patte zu ſchreiben, obgleich das eine T. nicht gehöret wird; weil die Verdoppelung des Mitlauts nöthig iſt, die Sylbe (wie er redet, oder vielmehr den Selbſtlaut) kurz oder ſcharf zu machen. Eben das hätte er von dem c. l. und m ſagen können, welche von einigen Neulingen überall ausgemuſtert werden, wo ſie doppelt ſtehen; als in acomoder, alonger; da man doch ſprechen muß accommoder, allonger. Er beruft ſich dabey auf die franzöſiſche Academie, die in der

† Hier widerlegt ſich der Verf. ſelbſt; indem er zeigt, daß ein doppelter Selbſtlauter die Sylbe lang zu machen, und nicht zu verkürzen dient: ob er gleich den Vocal kurz, oder vielmehr ſcharf macht. Die Lehre de tribus moris der Sylben iſt hier gut.

der dritten Ausgabe ihres Wörterbuches die rechte Mittelstraße halten wird. Je mehr die Rechtschreibung wankend wird, desto nöthiger wird es, die Prosodie fest zu setzen, dafern es irgend möglich ist.

In dem allen hat der Abt Olivet vollkommen recht; und wir könnten seine Sätze durch den völligen Parallelismum unsrer Sprache darthun, wenn es sich hier schickte. Auch bey uns wollen einige Neulinge alle doppelte Buchstaben, wider alle etymologische und prosodische Gründe abschaffen, und andre Seltsamkeiten mehr einführen; die doch durch die die Natur der guten Aussprache, und den Gebrauch der besten Scribenten völlig verworfen worden. Man muß also auch hier das rechte Mittel halten, und zwar das Ueberflüßige wegwerfen, aber auch die nöthigen Verdoppelungen sorgfältig beybehalten *.

Von der zweyten Abhandlung, die von den Accenten handelt, würden wir uns der Mühe begeben können, zu handeln; da sie hauptsächlich die Sprachmeister angeht, und Anfängern im Lesen eine Richtschnur geben soll: wir wollen aber dennoch etwas davon gedenken. Es unterscheidet der Verfasser den prosodischen, oratorischen und musikalischen, von dem nationalen und gedruckten Accente. Durch den prosodischen versteht er der Griechen ihren scharfen, schweren und gezogenen Accent; beantwortet sich aber

* Siehe hiervon den Streit der doppelten Buchstaben, in der andern Ausgabe der Nachricht von der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

aber den Zweifel nicht, der dawider gemacht werden kann. Denn dieſe drey Accente ſtimmen heute zu Tage mit der wahren Proſodie der Griechen ſehr ſchlecht überein, ja ſind derſelben oft gar zuwider; indem eine proſodiſch kurze Sylbe, oft einen Accent kriegt, der ſie in der Ausſprache verlängert, und dadurch den metriſchen Wohlklang verderbet. Bey uns Deutſchen geſchieht dieſes niemals, ſondern unſre kurzen Sylben bekommen niemals einen Accent. Den oratoriſchen Accent erklärt er ganz gut, er kann aber ſchwerlich in Regeln gebracht werden, und kömmt auf das lebhafte Naturell und die gute Urtheilungskraft deſſen an, der da redet; iſt aber auch nach Beſchaffenheit der Länder und Provinzen mancherley. Den muſikaliſchen muß man zwar den Componiſten anheim ſtellen: aber der Hr. Abt hätte ihnen nur vorſchreiben ſollen, keine proſodiſch-lange Sylbe, mit einer kurzen Note zu ſchwächen; und keine kurze durch den Geſang länger zu dehnen, oder eben ſo lang zu machen, als die dabey ſtehende längere. Dieſes geſchieht nun bey den Franzoſen faſt in allen ihren Chanſons, wo mehr als eine Strophe nach derſelben Weiſe geſungen wird. Denn da wird die natürliche Länge und Kürze der Sylben insgemein ſo zerläſtert, daß man Mühe hat zu verſtehen, was geſungen wird; wo man dieſes kauderwelſchen Singens nicht ſchon ſehr gewohnt iſt. Hieraus hätte er am beſten die Nothwendigkeit der Proſodie in der franzöſiſchen Dichtkunſt darthun können; ſonderlich für Poeten die Lieder machen. Denn die ſollten wenigſtens alle andre Strophen, nach dem

Syl-

Sylbenmaaße der erſten einrichten; damit auch die Melodie der erſten ſich dazu ſchicken könnte, welches ſie aber niemals thun.

Weil hier eine bequeme Gelegenheit iſt, dieſe Anmerkung zu machen: ſo will ich das, was ich ſage, mit einem bekannten Exempel erläutern. Riviere du Freny hat im VI. B. ſeiner Werke ein Lied mit Noten in Kupfer ſtechen laſſen, welches offenbar, und ſtatt aller andern zeiget, daß die franzöſiſchen Muſikmeiſter, die Proſodie ihrer Sprache gar nicht verſtehen, und dem Poeten ſeinen Text zu verhunzen pflegen. Die erſte Strophe heißt ſo:

Vn ſõt qüi vẽut faïrẽ l'hãbilẽ
Dit qu'en liſãnt il prẽtẽnd toũt ſavoïr.

Nun frage ich einen jeden, der nur die Länge und Kürze der Noten kennt; ob dadurch die Länge der Sylben nach der täglichen Ausſprache der Franzoſen wohl ausgedrücket worden? Iſt es nicht ſo? wenn man dieſe Zeilen recht lieſt, ſo ſpricht man ſie folgendermaßen aus.

Vn ſõt, qüi vẽut, faïrẽ l'hãbilẽ,
Dit, qu'en liſãnt il prẽtẽnd tõut ſavoïr.

Wer ſie anders ausſprechen wollte, dem würde ſein Sprachmeiſter mit recht einen Verweis geben, und ſagen, daß er wider den Accent verſtieße. Allein, wie hat der Componiſt ſie geſetzt? Nach dem Werthe und der Gültigkeit der Noten, muß man ſie ſo ſingen, wie ſie vorhin geſetzet und bezeichnet waren. Mehr iſt es nicht nöthig davon herzuſetzen. Wer kann aber hier immermehr, das ũn ſõt, das faïrẽ, und

und das prétend, ertragen, oder erdulden? Würde man nicht in Paris für einen Gaſconier, Niederbretagnier, oder gar für einen Schweizer ausgeſchryen und ausgelachet werden, wenn man ſo reden wollte? Und gleichwohl ſingen die artigſten Pariſer nach einer ſo barbariſchen Proſodie, die faſt allen Sylben ihren natürlichen Ton und Accent benimmt. Doch trifft es freylich nicht allezeit ſo ſchlimm; wie denn auch in der folgenden Hälfte der Strophe etliche Zeilen ganz wohl zur Proſodie paſſen. Wie nun aus dieſem Exempel erhellet, daß die Componiſten den Poeten ihre Kinder verwahrloſen: alſo iſt es auch gewiß, daß die Poeten den Muſikmeiſtern das gute componiren ihrer Stücke unmöglich machen; indem in ihren Oden oder Liedern keine einzige Strophe mit der andern in der Proſodie übereinſtimmet. Geſetzt nun, der Componiſt hätte die erſte Strophe ganz genau nach der Quantität der Sylben in Melodie gebracht: ſo wird ſich dieſe zu allen folgenden gar nicht ſchicken; ſondern der Sänger wird ſich oft genöthiget ſehen, ein ſogenanntes e muet, ein ſtummes und folglich höchſt kurzes E. welches in der täglichen Ausſprache gar nicht einmal eine Sylbe macht, ſo lang zu zerren, und mit Läufern oder Trillern auszudehnen, als ob es ein recht gezogener und emphatiſcher Doppellaut wäre. Wie erbärmlich das aber den natürlichen Ton der franzöſiſchen Ausſprache verſtümmele, das laſſe ich alle diejenigen beurtheilen, die ſolche franzöſiſche Chanſons oder Tiſch- und Trinklieder mit unparteyiſchen Ohren haben ſingen hören.

Von dem Nationalaccente erinnert er, daß sowohl die verschiedenen Abänderungen der Stimme, als auch die Länge der Sylben darunter begriffen werden. Er merkt hier sonderlich den gasconischen und normännischen Accent an, die von dem pariſischen sehr abgehen, und versichert, daß man eine Redensart aus dem Umgange, in Montpellier oder Bourdeaux unmöglich so, wie bey Hofe aussprechen könne; da man doch eine französische Oper nach Canada schicken, und sie zu Quebec von Note zu Note könne absingen lassen, so wie sie zu Paris gesungen worden.

Was den geschriebenen Accent anlangt, so merkt er an, daß die französischen Accente, ob sie wohl so wie die Griechischen heißen und aussehen, doch nicht einerley Absicht und Nutzen mit denselben haben. Dieses ist bekannt; denn man setzt dieselben nur über etliche Selbstlaute, als e und a, um ganz was anders anzuzeigen, als die Erhöhung des Tones, oder die Vertiefung desselben. Bey dem la, a, ou, ändert ein Accent gar die Bedeutung des Worts. Bey dem bête, tôt, animât zeigt er einen ausgelassenen Buchstaben an, der vormals gedient, die Sylbe lang zu machen. Dergestalt schließt er: die gedruckten französischen Accente dienten höchstens die Sylbe lang zu machen; nicht aber sie zu erheben, oder zu vertiefen, wie die griechischen: und also wären sie nur durch einen Misbrauch zu ihrem Namen und zu ihrer Figur gekommen.

Er kömmt also zu dem prosodischen Accente zurück, als über welchen allein man gewisse Regeln

geben

geben kann. Daß Römer oder Griechen ſolche Accente in der Ausſprache gehabt haben, dadurch man nach dem bloßen Gehöre, in Wörtern von einerley Buchſtaben, verſchiedene Bedeutungen unterſcheiden können, das will der Herr Abt den alten Sprachlehrern zu gefallen glauben. Man ſollte aber denken, er könnte es aus dem Worte Lepores ſelbſt ſchließen, welches man auf zweyerley Art ausſpricht, nachdem es Haſen oder artige ſinnreiche Reden bedeuten ſoll. Was er und wir in dieſem Falle können, das konnten die Alten in allen ſolchen Fällen. Hier wirft er nun die Frage auf, ob die franzöſiſche Sprache Sylben habe, die an ſich ſelbſt, und außer der Verbindung mit andern betrachtet, erhöhet, oder niedergedrücket werden müſſen? Und ſo meynt er ſich deutlich erkläret zu haben.

Allein uns dünkt fürs erſte, daß dieſes nicht die rechte Meynung ſey, wenn man von der proſodiſchen Länge und Kürze redet. Denn dazu iſt es eben nicht nöthig, daß eine Sylbe einzeln betrachtet, ihrer Natur nach ſchon lang ſey. Iſt denn z. E. im Lateiniſchen der Buchſtab A, ſeiner Natur nach allemal lang, oder allemal kurz; und kann er nicht beydes werden, nachdem er entweder in der Nennendung, oder in der Nehmendung vorkömmt? Eben ſo kann es ja in andern Fällen kommen, daß eine Sylbe uns durch das Gutachten, oder durch die Ausſprache eines Volkes lang oder kurz wird; ja wohl in verſchiedenen Wörtern beydes ſeyn kann. Hernach iſt auch ſo viel wahr, daß eine Sylbe, die aus vielen lauten und ſtummen Buchſtaben

beſteht, mehr Zeit in der Ausſprache erfodert, als eine andre, die weniger Theile hat. Denn die Zunge und Lippen müſſen ſie doch nacheinander bilden und hören laſſen. Dieß giebt nun zu verſchiedenen Regeln der latein. Proſodie den Grund ab: z. E. daß die Doppellaute, oder eine Sylbe, wo zwey Mitlauter auf den Selbſtlaut folgen, lang; ein Vocal vor dem andern aber, kurz ſeyn ſollen. Allein dieſe Regeln allein entſcheiden weder im Lateine noch im Griechiſchen aller Sylben Länge und Kürze; leiden auch hin und wieder ihre Abfälle. Daher kann man, unſers Erachtens die Frage von der Proſodie der franzöſiſchen Sprache, ſo nicht erklären, als der Herr Abt gethan hat: zu geſchweigen, daß manche Sylbe, die an ſich ſelbſt lang genug ſeyn würde, in der Nachbarſchaft einer noch längeren, oder die nur einen willkührlichen Accent von einem Volke bekommen hat, kurz zu werden ſcheint, weil ſie den Ton verliert.

Dieſer unſrer Meynung iſt unter den alten Franzoſen auch Theodor Beza zugethan geweſen; den der Herr Olivet anführt. Er entſcheidet die obige Frage kurz und gut; indem er ſagt *: „Eine jede „Sylbe die den Accent in der Ausſprache hat, ſey „lang, und alle übrigen kurz". Dieſe Regel gilt bey

*) Illud autem certo dixerim, ſic concurrere in Francica lingua tonum acutum cum tempore longo, vt nulla ſyllaba producatur, quae itidem non attollatur; nec attollatur vlla, quae non itidem acuatur: ac proinde ſit eadem ſyllaba acuta, quae producta, & eadem grauis quae correpta. p. 74. l. c.

bey uns Deutſchen auch, und hat allem Anſehen nach auch bey Griechen und Römern gegolten, ehe man bey jenen die wunderlichen Accente eingeführt hat, die ihrer alten Proſodie ganz zuwiderlaufen. Aber Herr Olivet will dieſem großen Kenner der Proſodie doch nicht ganz, ſondern nur in den meiſten Fällen recht geben.

Wir übergehen den Schluß dieſes Artikels, um aus dem V. noch etwas von dem Nutzen der Proſodie anzuführen. Denn nachdem er ſehr ſubtile Regeln von dem franzöſiſchen Sylbenmaaße gegeben, und man nun denket, er werde dadurch die franzöſiſchen Verſe metriſcher und wohlklingender zu machen ſuchen, als ſie bisher geweſen: ſo ſteht auf der 101. S. Er habe gar nicht ſagen wollen, daß eine metriſche Versart im franzöſiſchen möglich ſey; oder wenn ſie möglich wäre, ſich für die Franzoſen ſchicken würde. Hier möchte nun jemand fragen, warum er doch immermehr dieß Buch geſchrieben? Er ſucht indeſſen beyde Sätze ſo gut er kann zu beweiſen. 1) Meynt er die franzöſiſchen Wortfügungen litten keine ſolche Verſetzungen als die alten Sprachen gelitten; daher ſey es unmöglich ein gewiſſes Sylbenmaaß ungezwungen herauszubringen. Allein der P. Cerceau hat behauptet, die ganze franzöſiſche Poeſie beſtünde in lauter Verſetzungen: wie reimet ſich nun dieſes zuſammen? Ja man könnte dem Hrn. Abt Olivet leicht viele Zeilen, aus ſeinen beſten Poeten vorlegen, die von ungefähr ganz jambiſch, tröchaiſch, oder anapäſtiſch gerathen ſind. Und wie müſſen

wir Deutſchen es machen, da wir auch nicht wie Griechen und Römer die Wörter untereinander werfen dörfen, und doch metriſch ſcandiren? 2) Will er doch noch gewiſſermaßen einen Nutzen der Proſodie einräumen, wenn man nur von den Poeten bloß den freyen Wohlklang fordert, den die Alten von den Rednern gefordert haben. Das iſt aber in der Poeſie nicht genug. Endlich geſteht er, daß auch die muſikaliſchen Gedichte etwas beſſer nach dem Geſange könnten eingerichtet werden, wie wir oben bemerket haben. Er führt ein Zeugniß an, welches zugiebt, was wir daſelbſt forderten: que le chant doit faire ſentir exactement par la durée des ſons, la quantité de chaque ſyllabe; et c'eſt ignorance ou negligence au Muſicien, d'en violer les regles. Er führt auch den Voſſius an, der in ſeinem Tract. de viribus Rhythmi, eben das gefordert hat, und giebt ihm einigermaßen recht. On eſt content du Muſicien, lorsque ſon air exprime le ſens des paroles: peut-être, qu'en meme tems il pourroit repondre à la Proſodie; et ce ſeroit une nouvelle ſource d'agremens. Doch davon wollen wir ein andermal reden.

V.

Il Sogno di Scipione, dramatico componimento, da rapreſentarſi nel regio Teatro di Berlino, per ordine di ſua Maeſtà. In Berlino 1746. in 8.

Das iſt:

Der Traum des Scipio, ein Singſpiel ꝛc.

So wenig wir ſonſt geneigt ſind, den muſikaliſchen Schauſpielen das Wort zu reden, oder in dieſer Monatſchrift Auszüge davon zu machen: ſo merkwürdig iſt uns doch das gegenwärtige vorgekommen. Sowohl die Quellen daraus es geſchöpft worden, als die Erfindungen des Dichters, unterſcheiden es von dem groſſen Haufen welſcher und deutſcher Singſpiele über die maßen. Ja ſelbſt die Art der Ausführung, weis von keinen verliebten Tändeleyen, zärtlichen Zuckerworten, und andern ſolchen gewöhnlichen Zierrathen der Opern etwas. Dieſes iſt alſo ein rechter Phönix unter den Singſpielen, ein recht heroiſches Drama, darinn lauter Helden und Gottheiten auftreten; und nichts als edle Gedanken in den anſtändigſten Ausdrückungen vortragen: wo man nicht die Tugend zu erſticken, und der Zärtlichkeit auf den Thron zu helfen; ſondern die Weichlichkeit zu verbannen, und die Menſchenliebe, die Verachtung

der irrdiſchen Gröſſe, und die Begierde nach einer glückſeligen Unſterblichkeit nach dieſer Welt, einzuflöſſen ſucht. Kurz wenn es viel ſolche Opern gäbe, oder geben könnte, und ſowohl die Dichter, als Componiſten, nebſt den Sängern, ihre Pflicht recht beobachteten: ſo könnte man uns in unſerm bisherigen Urtheile von dieſer Art dramatiſcher Stücke noch mit der Zeit wankend machen.

Was der Traum des Scipio ſey, iſt den Gelehrten aus dem Cicero bekannt; den deutſchen Leſern aber kann es aus den Schriften der deutſchen Geſellſchaft, und Hrn. Hofrath Trillers Schriften, auch nicht ganz unbekannt ſeyn. Die gelehrteſten Männer alter und neuerer Zeiten haben dieſe kleine ciceroniſche Schrift im höchſten Werthe gehalten. Von den erſtern wollen wir nur den **Makrobius**, und von den letztern den Ludov. Vives * nennen: Beyde haben gelehrte Auslegungen darüber gemacht: ja Planudes hat ſie gar, nebſt des erſten Auslegung, ins Griechiſche überſetzt. Cicero führt darinn den jüngern Scipio redend ein, und läſſt ihn erzählen, daſs er in Afrika, als er in dem Carthaginenſiſchen Feldzuge dahin gekommen, mit dem alten Könige Maſiniſſa, einmal bis in die ſpäte Nacht, ſonderlich von ſeinem Groſsvater dem ältern Scipio, den jener noch gekannt hatte, eine Unterredung gepflo-

* Dieſer urtheilt ſo davon: De hoc ſomnio hoc poſſum affirmare: nulla vnquam hominum memoria ſcriptum eſſe librum, (ſacros noſtrae religionis ſemper excipio) in quo plus rerum, plus artis, plus eloquentiae ſit comprehenſum atque infartum.

geflogen, und was ihm darauf geträumet habe. Es ſey nun, daß wirklich Scipio etwas dergleichen geträumet, welches hernach Cicero ausführlicher erzählet, und ausgeſchmücket; oder daß dieſer es durchgehends erdichtet, wie er, nach platoniſcher Art in ſeinen Geſprächen öfters gethan: ſo bleibt es ein Meiſterſtück in ſeiner Art, welches man ohne Erbauung und Rührung nicht leſen kann.

Der welſche Dichter, der den glücklichen Einfall gehabt, ein muſikaliſches Drama daraus zu machen, hat es für nöthig gehalten, noch ein paar Perſonen dazu zu dichten. Er hat dazu die Standhaftigkeit, und das Glück erwählt, die als ein paar Göttinnen, dem im Traume liegenden Scipio erſcheinen und ſich um ſeine Gunſt bemühen. Er ſcheint hier den Traum Lucians vor Augen gehabt zu haben, wo gleichfalls die Bildhauerkunſt und Gelehrſamkeit dem träumenden Knaben erſcheinen, und ſich demſelben beyde beliebt zu machen geſucht. Sonſt iſt es freylich nach den Regeln der theatraliſchen Dichtkunſt ein Fehler allegeriſche Perſonen mit wahrhaftigen zu vermiſchen. Allein hier, da das ganze Drama einen Traum vorſtellt, fällt dieſe Regel weg: denn alle Perſonen ſind Einbildungen eines Schlafenden. Eine iſt eben ſo wirklich, als die andere, und alſo wird dieſe Critik hier gar keine ſtatt haben. Uebrigens ſind dieſe beyde Gottheiten auch wohl gewählt; weil freylich ein ſiegreicher Held, ſich entweder bloß dem Glücke überlaſſen, oder der Standhaftigkeit in ſeinen großmüthigen Abſichten ergeben kann. Dieſe nämlich ſcheint der

Dichter dabey zu verſtehen; da ſonſt die Standhaftigkeit im Böſen kein Lob für ſeinen Helden abgeben würde. Vielleicht hätte er nicht übel gethan, wenn er ſolches etwas deutlicher zu verſtehen gegeben, oder gar die Tugend oder Großmuth an ihre Stelle geſetzt hätte.

Sobald alſo Scipio im Traume dieſer beyden Göttinnen anſichtig wird: ſo rufen ihm beyde zu, er ſolle ihnen folgen. Er erwachet gleichſam davon, und erſtaunet über die Klarheit, darinn er ſich befindet, fraget auch ſeine Gefährtinnen, wo er ſey, und wer ſie ſeyn? Die eine nennt ſich die Ernährerinn der Helden, die andre, die Austheilerinn aller Güter in der Welt. Eine jede dringet darauf, er ſolle ſie ſein lebenlang zur Gefährtinn erwählen. Er kann ſich nicht entſchlieſſen, und fordert Bedenkzeit; begehrt auch erſt aus ſeinen Zweifeln geriſſen zu werden. Man verſpricht ihm zu antworten, aber kurz. Er hört alſo, er ſey nicht mehr in der Reſidenz des Maſiniſſa; ſondern im Himmel, wo tauſend Sterne um ihn funkeln, und die Harmonie der himmliſchen Sphären ſich hören läßt. Als er ſich dieſes erklären laſſen, fragt er, wer ſich denn hier aufzuhalten pflege? Das Glück zeigt ihm ſeinen herannahenden Großvater, **Publius Cornelius Scipio**, und ein Chor ruft ihm zu:

Germe di cento Eroi,
Di Roma onor primiero,
Vieni, che in Ciel ſtraniero
Il nome tuo non è.

Mille

Mille trovar tu puoi
Orme degli Avi tuoi
Nel lucido ſentiero
Ove inoltraſti il piè.

D. i. Du Zweig von hundert Helden
Der Römer Preis und Ehre,
Komm, denn auch hier im Himmel
Biſt du nicht unbekannt.
Du trifſt hier tauſend Schatten.
Von deinen großen Ahnen,
Auf den beſtirnten Pfaden,
Die du betreten, an.

Es wäre gut, wenn die deutſche Ueberſetzung, die dieſer Oper beygefügt iſt, die Arien durchgehends auch nur in ſolche reimloſe Zeilen überſetzet hätte, die nach den Melodien des wälſchen Textes geſungen werden könnten, wie wir es mit dieſer Arie verſuchet haben. Denn eine bloß ungebundene Ueberſetzung klingt viel zu matt, wenn ſie die Schönheiten der Poeſie ausdrücken ſoll.

Nunmehro geht das Geſpräch des Scipio mit ſeinem Großvater an; welches der Poet überaus-glücklich ausgedruckt hat. Es hat ſich daher jemand die Mühe genommen, es in deutſche, aber alexandriniſche Verſe zu überſetzen, als ob es ein Stück aus einem Trauerſpiele wäre. Weil wir unſern Leſern den Inhalt deſſelben gern vor Augen legen wollen; ſo kann ſolches am füglichſten durch die Mittheilung dieſer beyden Scenen geſchehen, die auch unſtreitig die erhabenſten und beſten in dem ganzen Singſpiele ſind. So lauten ſie.

Scipio,

Scipio, der ſeinen Groſsvater kommen ſieht.

Ihr Götter! iſt es wahr? Iſt das nicht Scipio,
Mein groſser Anherr ſelbſt? Ja, ja, es iſt alſo!
Er iſts; der groſse Held, der Africa bezwungen,
Und unſrer Römer Joch Carthagen aufgedrungen.

Publius.

Ich bin es, zweifle nicht.

Scipio.

Ich ſtarre, ſchreckensvoll!
So können Todte denn, allhier am Sternenpol = =

Publius.

So iſts, mein Scipio. Ich bin nicht ganz geſtorben.

Scipio.

Doch hat dich Rom beweint, und was du dir erworben,
Ein prächtig Ehrenmaal dem Reſt von dir geweiht.

Publius.

Ach ſchweige, werther Sohn! der Glieder Sterblichkeit,
Die deinen Geiſt umgiebt, und deines Leibes Höle;
Das iſt nicht Scipio! Die dauerhaftre Seele,
Die keinen Moder kennt und nie die Kraft verliert,
Das iſt der Scipio, der kein Verweſen ſpürt!
Das Schickſal würde ja die Tugend ſchlecht belohnen,
Wenn es der Geiſter nicht im Sterben wollte ſchonen;
Und wenn nach eurer Welt nichts mehr zu hoffen wär.
Der Weſen Urſprung, Gott, thut nichts von ungefähr:
Auch nach dem Grabe will er unſer Thun vergelten.
Hier oben ſiehſt du ja, die Menge beſſrer Welten,
Die dienen dem zum Lohn, der dort ſein Vaterland
Geliebt, und für ſein Wohl die letzte Kraft verwandt;
Gemeiner Ruh zu gut die eigne nicht genoſſen,
Ja für der Bürger Heil ſein eigen Blut vergoſſen.
Soll dich, mein werther Sohn, die Wohnung einſt erfreun:
So denk, von wem du ſtammſt, erinnre dich auch mein!
Wer ſo, wie wir erblaßt, der kann hier ewig ſchweben,
Und wer für ſich nur lebt, der iſt nicht werth, zu leben.

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Scipio, Publius, Aemil, das Glück, die Standhaftigkeit.

Scipio.

Was hör ich? wenn alſo die Helden hier noch leben : :

Das Glück.

Was ſäumſt du, Scipio, den Ausſchlag nun zu geben?
Mir ſchwindet die Geduld. Entſcheide, wen du wählſt.

Die Standhaftigkeit.

Erlaub ihm Zeit und Raum, anſtatt daß du ihn quälſt.
Je mehr er ſieht und hört, je beſſer wird er wählen.

Scipio.

Wenn hier die Helden noch beglückte Tage zählen,
Warum erblick ich denn nicht meinen Vater hier,
Den kriegriſchen Aemil?

Das Glück.

Da ſteht er ja vor dir,
Nur du bemerkſt ihn nicht.

Scipio.

Mein Vater! ach verzeihe,
Das ich dich nicht erblickt. So ſehr ich mich erfreue:
So ſtarrt mein Augenlicht und iſt erſtaunensvoll;
Doch ſo, daß aus der Bruſt dein Bild nicht weichen ſoll.
Ja ja, du biſt es ſelbſt. Ich ſeh in deinen Blicken,
Die vorge Majeſtät, die jeden kannt entzücken.
Ich fühl in meiner Bruſt der Ehrfurcht regen Trieb,
Doch wie empfängſt du mich? Haſt du mich nicht mehr lieb?
Freuſt du dich nicht, gleich mir, da du mich wieder ſiehſt?

Aemil.

Mein Sohn, des Himmels Luſt, wenn du der Welt entfliehſt,
Iſt viel beſtändiger, als alles was ihr kennt.
Hier weis man nichts von dem, was ihr Vermählniß nennt.

Scipio.

Scipio.

Ich bin ganz außer mir. Hier ſcheint mir alles neuer,
Als in der Welt zu ſeyn.

Aemil.

Iſt ſie dir noch ſo theuer,
Da du von ihr getrennt und bey den Sternen biſt?
Wirf deinen Blick hinab, wo jene Kugel iſt.
Siehſt du den hellen Punct, der ganz im Nebel ſtecket?

Scipio.

O Himmel! hab ich da vielleicht die Welt entdecket?

Aemil.

Das iſt der Erdball, Sohn.

Scipio.

Und See und Meer zugleich?
So vieler Länder Zahl, an großen Völkern reich,
Die Tyber, unſer Rom, und was es überwunden?

Aemil.

Das alles iſt ein Punct: ja, iſt faſt gar verſchwunden.

Scipio.

Mein Vater! wie ſehr klein iſt doch der Erden Pracht,
Der Schauplatz, wo man ſich ſo viel zu ſchaffen macht!

Aemil.

Ach ſollteſt du, mein Sohn, der Menſchen Herzen ſehen,
Die Träume, die man hegt, ihr thörichtes Vergehen;
Die Thorheit, die bey dem, was Lachenswürdig iſt,
In Wuth und Zorn geräth, vor Liebe faſt zerfließt;
Bald voller Freuden jauchzt, und bald vergeht von Weinen:
Wie viel verächtlicher wurd er dir nicht erſcheinen!
Ihr lacht dort unten oft, wenn ein betrübtes Kind
Um eitles Tockenwerk in Thränen faſt zerrinnt:
Hier lacht man über euch bey allem, was ihr treibet,
Weil ihr als Greiſe noch den Kindern ähnlich bleibet.

Scipio.

Mein Vater! iſts erlaubt, ach ſo vergönne mir,
Hier ſtets bey dir zu ſeyn. Ich bleibe willig hier,
Und will den Unglücksſitz, den Erdball gerne fliehen.

Das

Das Glück.

Das iſt noch nicht erlaubt.

Die Standhaftigkeit.

Umſonſt iſt dein Bemühen!

Publius.

Noch ſteht es dir nicht frey.

Scipio.

Ich habe gnug gelebt;
Genug, genug für mich, der Tugend nachgeſtrebt.

Aemil.

Allein, noch nicht genug, nach höhern Götterſchlüſſen;
Noch nicht genug für Rom, dem Römer dienen müſſen;
Auch für die ganze Welt und für den Himmel nicht!

Publius.

Du haſt zwar viel gethan, und thatſt nach deiner Pflicht:
Allein man heiſcht noch mehr. Du führſt noch nicht den Titel
Den Africa mir gab. Ich fand zuerſt das Mittel
Carthagens Stolz gezähmt, und Rom getreu zu ſehn:
Durch dich muß erſt ſein Fall und Untergang geſchehn.
Geh und bereite dich zum Unglück, wie zu Siegen!
Die Tugend bleibt zwar groß, und kann nicht unterliegen:
Allein, das Schickſal pruft ſie oft durch Schlag und Fall.
Doch wenn man denkt, ſie fällt, ſo ſiegt ſie überall.
Wie an den Hügeln ſonſt bey ungeſtümen Winden,
Die ſtarken Eichen ſich nur immer feſter gründen:
Und muß im Winter gleich des Laubes Schmuck entgehn,
Schlägt doch die Wurzel tief, daß ſie noch feſter ſtehn.

Scipio.

Weil dieß das Schickſal will, ſo muß ich mich bequemen ꝛc.

Hier heben nun die beyden Göttinnen ihren Kampf von neuem an, und nachdem ihm eine jede erkläret hat, was ſie ihm für Güter gewähren kann:

ſo

ſo greift er nach der Standhaftigkeit und läßt das Glück fahren. Dieſes erzürnt ſich, und thut ihm grauſame Drohungen. Darüber erſchrickt Scipio etwas, indem ſich Wolken, Ungewitter, Finſterniſſe und Donnerſchläge einfinden. Doch er faſſet ſich und will dem Glücke ferner trotzen, als er erwacht, und ſich wieder in der Reſidenz des Maſiniſſa befindet. Hier vermiſſet er zwar den Himmel, ſeinen Vater und Großvater; fühlt aber die Standhaftigkeit noch in ſeiner Bruſt, und entſchließt ſich, dem Willen der Götter, den ſie ihm alſo entdeckt hatten, lebenslang zu folgen.

Wir glauben, man dörfe den Leſern die Vorzüge einer ſo heroiſchen Fabel, nicht weitläuftig erklären. Der Eindruck, den ſie bey einem jeden macht, wird ſattſam das Wort für ſie führen. Was die allegoriſche Bedeutung und Anwendung derſelben, auf denjenigen Monarchen betrifft, an deſſen Hofe ſie aufgeführet worden: ſo überlaſſen wir dieſelbe gleichfalls unſern Leſern zu errathen. Wir wünſcheten, daß dasjenige Carthago, der weſtliche Erbfeind des deutſchen Reichs, welches Friedrich der I. König in Pr. mehrmals durch ſeine Waffen gedemüthiget, Friedrich Wilhelm aber allezeit gehaſſet hat, von ihrem tapfern Enkel und Sohne völlig geſtürzet werden möge. Dieß iſt die größte Ehre, die ſich ein ſo heldenmüthiger Prinz in der Welt noch erwerben kann.

So gut indeſſen dem Poeten ſeine Arbeit in dieſem Singeſpiele gelungen iſt: ſo ſehr kömmt uns wiederum der Zweifel an, ob nicht das beſtändige

Sin-

Singen einer Oper, zumal in den künstlichen Arien, die Majestät der großen Scipionen, sehr erniedriget und entkräftet haben wird. Sollten diese Helden vielleicht gar von Discantisten vorgestellet worden, die Göttinnen aber in groß:n Reifenröcken erschienen seyn: so gestehen wir, obwohl mit Unwillen, daß wir der Vorstellung dieser an sich schönen Fabel, ohne Lachen und Abscheu nicht hätten beywohnen können.

Man erfreuet sich schlüßlich, daß gleichwohl die theatralische Religion in Berlin, den Voltärianern zu Troße, noch die Unsterblichkeit der Seele hat predigen dörfen; eine Lehre, die auch von weisen Heyden eingesehen worden. Es ist wahr, daß dergleichen Wahrheiten durch Noten und Maschinen schlecht demonstriret werden: aber gleichwohl vertreten auch edle Empfindungen, die bey erhabenen Seelen erreget werden, die Stelle mäßiger Beweisgründe; zumal wenn auf der andern Seite nichts als kalte Spöttereyen und frostige Einfälle vorhanden sind.

* *

VI.

Nachricht von einer poetischen Uebersetzung des Buches Hiobs.

Das Buch Hiobs, ist nach vieler gelehrten Meynung das allerälteste, das in der Welt vorhanden ist. Es haben sich daher viele

Liebhaber der alten Weisheit groſſe Mühe gegeben, daſſelbe recht zu verſtehen und zu erklären. Man weis unter andern, wie von den Neuern der berühmte Scheuchzer und Joh. Adolph Hofmann ſich in dieſer Beſchäfftigung hervorgethan. Man hat aber in dieſem trefflichen Buche nicht nur Religion und wahre Weisheit; ſondern auch vortreffliche Muſter einer erhabenen Dichtkunſt angetroffen. Der engliſche Zuſchauer hat viele Stellen darinnen, mit einigen andern ähnlichen, aus dem Homer und Virgil verglichen, und den groſſen Vorzug der hebräiſchen Poeſie vor der griechiſchen und lateiniſchen deutlich gewieſen.

Eben daher mag es vielleicht gekommen ſeyn, daß viele deutſche Dichter ſich bereits mit poetiſchen Ueberſetzungen dieſes ſo ſchätzbaren Buches beſchäfftiget haben. Friedrich von Derſchau, ein preuſſiſcher Poet hat 1697. eine ſolche in ziemlich wohlgerathenen Verſen gemacht, und in 8. zu Königsberg ans Licht geſtellt. Anna Rupertina Fuchſin, eine gebohrne von Pleitner, aus Elbing, hat in ihren poetiſchen Schriften, die Hr. Rothſcholz 1726. ans Licht geſtellet, ſich eben die Mühe gegeben, und den ganzen Hiob in ein dramatiſches Gedichte verwandelt, welches bald aus Arien und Recitativen, nach Art der Opern, bald aus langen Verſen beſtehet. Andre, die ſich vielleicht auf eben die Art daran gemacht haben, und die wir itzo nicht bey der Hand haben, werden einigen von unſern Leſern von ſelbſt einfallen.

Wir

Wir wollen eben nicht behaupten, daß die ganze Geſchichte Hiobs nichts anders, als ein tragiſches Gedicht ſey, womit ein heiliger Scribent die Jüden in der ägyptiſchen Dienſtbarkeit aufzurichten, und zu tröſten geſucht: ob es gleich an Gelehrten nicht gefehlt, die ſolches vorgegeben haben. Soviel iſt aber gewiß, daß der ganze Inhalt deſſelben eine ſehr traurige Begebenheit in ſich hält, die mit vielen poetiſchen Zierrathen, edlen Gedanken, beweglichen Unterredungen und erhabenen Lehren von Gottes Allmacht und Vorſehung ausgeſchmücket iſt, und ſich alſo zu einer dramatiſchen Einkleidung überaus wohl ſchicket.

Dieſes hat vermuthlich einen geſchickten jungen Dichter, der ſich ſchon durch andre Proben von dieſer Art bekannt gemacht hat, veranlaßet, ſich auch einmal an das Buch Hiobs zu machen, und ſelbiges in eine, nach dem heutigen reinern Geſchmacke eingerichtete Poeſie, einzukleiden. Da derſelbe ſich auf die Gottesgelahrheit befleißiget, ſo iſt dieſe Arbeit um ſo viel weniger für überflüßig zu halten. Denn wo könnte ein künftiger geiſtlicher Lehrer eine nachdrücklichere Beredſamkeit, erhabnere Gedanken von Gott und ſeinen Eigenſchaften, lebhaftere Beſchreibungen von den Werken der Natur, und edlere Ausdrückungen von hundert wichtigen Materien antreffen, als in dieſem unſchätzbaren Ueberreſte des orientaliſchen Alterthums? Es wäre zu wünſchen, daß viele Candidaten des H. Predigtamts ihre Wohlredenheit fleißiger aus dieſen reinen Quellen, als aus andern ſeichten homlietiſchen

Kunſtgriffen ſchöpfen möchten; ſo würden wir nachdrücklichere und feurigere Reden an heiliger Stäte zu hören bekommen, als an vielen Orten zu geſchehen pflegt.

Da uns ein Stück aus dieſer neuen Einkleidung Hiobs in die Hände gefallen: ſo wollen wir es unſern Leſern als eine Probe mittheilen. Wir erinnern nur, daß nicht das ganze Werk, ſondern nur dieſe Klage Hiobs, nach Art einer Elegie ausgedrücket worden; alles übrige aber in heroiſcher Reimart abgefaſſet iſt.

Hiobs Verfluchung ſeines Geburtstages.

Verflucht ſey dieſer Tag! die Stunde ſey verlohren!
Verflucht ſey dieſe Nacht! die Nacht, die mich empfieng!
Da man mit Freuden ſprach: ein Männlein iſt gebohren!
Durch den ich in die Welt, doch auch ins Elend gieng!
Tag! Unglücksvoller Tag! mit Finſterniß erfülle
Dich deines Schöpfers Macht! Er frage nie nach dir!
Kein Glanz erhelle dich! und Dunkelheit verhülle,
Und ſtete Finſterniß verberge dich vor mir!
Die Wolken laſſen dich der Sonne Licht nicht ſchauen,
Durch Nebel und durch Dampf verdunkle ſich die Luft!
Du ſeyſt ein Schreckenstag! ein Tag voll Furcht u. Grauen!
Es ſchwärze dich, o Tag! ein gifterfüllter Duft.
Du magſt, verworfne Nacht! vom Dunkel eingenommen,
Dich in dem Jahre nie mit andern Tagen freun!
Du Nacht, magſt in die Zahl der Monden niemals kommen!
Kein Jauchzen ſey in dir! du müſſeſt einſam ſeyn!
Es müſſen dich, o Nacht! die Flüche ſtets erſchrecken,
Die der Verfluchter Mund des Tages von ſich haucht!

Die durch Beſchwörungen den Leviathan wecken,
Wenn ihr gereizter Zorn, ihn zu der Rache braucht.
In ihrer Dämmerung erlöſchen deine Sterne!
Hoff auf des Lichtes Glanz, und ſieh es nimmer nicht!
Es bleib, o Nacht! von dir die Morgenröthe ferne!
Und wenn ſie kommen will, verliere ſie ihr Licht.
Warum verbargſt du nicht vor meinen ſcheuen Blicken
Das Unglück, das mein Herz durch ſteten Jamer bricht?
Warum mußt die Geburt doch meiner Mutter glücken?
Warum verſchloſſeſt du des Leibes Thüre nicht?
Warum erblaßt ich nicht, da ich den Leib verlaſſen?
Ach! warum ward mir nicht der Mutter Leib ein Grab?
Warum mußt man vergnügt mich auf dem Schoß umfaſſen?
Warum ſog ich die Bruſt, die mir die Nahrung gab?
Ich ſchliefe, wäre ſtill, und könnte ſicher liegen,
Hätt ich, ich Armer! nicht das Licht der Welt geſchaut!
Mit Herrſchern, welche Städt an neue Städte fügen,
Und die das wüſte Land bevölkert, und gebaut;
Mit Fürſten würd ich ruhn, die Gold mit Golde häufen,
Und deren Wohnungen des Silbers Menge füllt.
Verborgen würd ich ruhn, kein Schmerz würd mich ergreifen,
Wie Kinder, welche noch der Mutter Leib verhüllt;
Wie die Geburt, die nie in ihrer Reif erſcheinet.
Den Jammer kennt ich nicht, der mich zum Klagen treibt!
Dann hätt ich Armer nie aus Herzens Angſt geweinet!
Ich wäre nichts, wie ſie, weil ſie verborgen bleibt!
Im Grabe legt ſich der Frevler Wut und Toben,
Da ruhn die, welche Noth und Müh und Angſt beſchwert!
Gefangne ſind daſelbſt der Trübſal überhoben,
Da iſts, wo nicht ihr Ohr, des Drängers Stimme hört.
Die Reichen dieſer Welt, die Herrſcher dieſer Erden,
Der, den das Elend treibt, das er um Rettung ruft,
Die, ſo der Dienſtbarkeit aus Huld erlaſſen werden,
Und den geplagten Knecht, vergleicht zuletzt die Gruft.
Warum haſt du das Licht Mühſeligen gegeben,
Die ihres Unglücks Laſt, und Gram zu Boden drückt?

Gott! warum läßt du doch betrübte Herzen leben,
Die bey dem Kummer nicht dein ſtarker Troſt erquickt?
Die, da der Tod nicht kömt, ums Leben ſich betrüben,
Und unter Schmerz und Gram zu ihm nach Hülfe ſchreyn;
Die ihn erfreut und froh aus dem Verborgnen grüben,
Und ſich voll Zuverſicht des ſtillen Grabes freun.
Was nützt das Leben dem, den ſtetes Elend ſchrecket,
Aus Kummer ſich verzehrt, und im Verborgnen lebt?
Vor dem der Höchſte ſelbſt den eignen Weg verdecket,
Der vor des Leidens Zahl, das ihn verfolgt, erbebt?
Dann, wann ich eſſen ſoll, ſeufz ich bey meinen Plagen;
So wie ein ſtarker Strom, entfährt mein Heulen mir.
Was ich zuvor beſorgt, muß ich Elender tragen!
Was meine Furcht gedroht, das kömmt, das iſt ſchon hier!
Wie glücklich war ich nicht? in Ruh, und in Vergnügen,
Lebt ich die erſte Zeit: itzt bin ich Lebens ſatt!
Und unter dieſer Laſt muß ich itzt faſt erliegen,
Die meines Schöpfers Hand mir aufgebürdet hat!

* *

Neue Schriften.

I.

Memoriam ſaecularem Funeris et ſepulcri D. Martini Lutheri recolere ſtudet D. Carolus Gottlob Hofmannus S.S Theol. Prof. Circ. Elector. Saxon. Generalis Superint. &c. Der Hr. General Superintendent D. Hofmann hat hier eine löbliche Probe ſeines Eifers für die reine evangeliſche Kirche gegeben, indem er den Sterbetag des theuren Luthers durch dieſe gelehrte Unterſuchungs - und Widerlegungsſchrift beehret: eines Mannes, der auf mehr als eine Art groß zu

heißen

heißen verdienet. Er fertiget darinn hauptsächlich den Card. Bellarmin mit seinen Lügen von D. Luthers Leiche ab, die er dem Cochleus nachgeschrieben; und zeigt, daß sich die Päbstler in solchen Lästerungen selbst widersprechen. Auch Carl Creutzius, und Maimburg werden so wohl, als Weislinger, mit ihren Falschheiten zu Schanden gemacht; wie denn auch Bayle und Gottfried Arnold nach Verdienste gezüchtiget werden. Darauf zeigt er die Quellen an, daraus er die Historie von D. Luthers Tode geschöpfet, und erzählt sie selbst mit einer schönen und fließenden lateinischen Schreibart. Es ist dieser Historie noch ein Anhang beygefügt: dieser enthält I. Philipp Melanchthons lateinische Leichenrede auf des Verstorbenen Luthers Tod. II. D. Bugenhagens Leichenpredigt, die er zu Wittenberg auf denselben gehalten. III. D. Justi Jonä Leichenpredigt, zu Eisleben gehalten. IV. M. Michaelis Cölii Leichenpredigt, eben daselbst gehalten. Im Anfange ist ein saubres Kupfer befindlich, welches das Bildniß Lutheri, wie er im Sarge gelegen vorstellet; so wie solches als ein Originalstück auf der hiesigen Paulinerbibliothek aufbewahret wird.

II.

Zu dem erbaulichen Andenken des Sterbetages unsers sel. Hrn. D. Martin Luthers, wurde die Gemeine des Hrn. in Wittenberg, am 18. Febr. 1746. als an dem zweyhundertjährigen Gedächtnißtage seines sel. Abschiedes aus dieser Welt ermahnet, von D. Carl Gottlob Hofmann, General Superintend. Wittenb.

Wittenb. Verl. Joh. Joach. Ahlfeldt. in 4. Dieſes iſt eine geiſtl. Gedächtnißrede, die mit der dem Hrn. Verfaſſer gewöhnlichen Beredſamkeit abgefaſſet iſt; und ſehr viel Lob verdienet.

III.

De Concilio Tridentino ex morte Lutheri ante victoriam triumphante, diſſerit et parentalia D. Martino Luthero XII. Cal. Mart. adornata indicit, Ioach. Sam. Weickhmann. S. S. Theol. D. eiusd. in Acad. Wittenb. Prof. P. O. et Alumn. Elect. Ephorus. Dieſe wohlgeſchriebene Einladungsſchrift kündiget eine Rede an, die der Hr. Doctor Weickhmann, gleichfalls Luthero zu Ehren gehalten hat; und die man noch im Drucke zu gewarten hat. Weil der Inhalt dieſer Schrift in unſern Bezirk nicht läuft, ſo ſagen wir nichts mehr davon.

IV.

Ode in welcher der ſterbende Lutherus an dem zweyhundertjährigen Gedächtnißtage ſeines ſeligen Todes den 18 Febr. zu Wittenberg in der Stadt ſeines Begräbniſſes beſungen worden, von Chriſtian Friedrich Zelbich. Wittenberg. bey Ahlefeldten in 4. 3. Bogen. Weil es billig war, daß auch die deutſche Poeſie, ihrem großen Verbeſſerer zu Ehren ſich hören ließe, nachdem ſie nach ſeiner Zeit ſchon viel höhere Stufen der Vollkommenheit erſtiegen; ſo iſt der Verfaſſer gegenwärtiger wohlgerathenen Ode ſehr zu loben, daß er ſeine Muſe mit einem ſo edlen Gegenſtande beſchäfftigen wollen. Er hat

dadurch

dadurch eine schöne Probe von seiner Dichtkunst abgelegt: es ist nur zu bedauren, daß er hin und wieder ein wenig gar zu sehr in die historische Schreibart gesunken, welches sich sonderlich für eine Ode nicht gar zu wohl schicket. Dieses hindert aber nicht, daß nicht noch viel schöne und erhabne Stellen darinn enthalten seyn sollten. Davon wir einige hieher setzen wollen. Z. E. die 7. Strophe heißt so:

Ja, lache nur, doch dir zum Schmerzen,
Du stolzgethürmtes Capitol!
Ja segne dich in deinem Herzen,
Bey unsers Bergs erhöhtem Wohl.
Wo Gottes Brünnlein strommeis fließen
Sich vom Gebirg in Thäler gießen,
Was ists, daß sich die Tyber bläht?
Umsonst der Hohn der sieben Hügel!
Der weiße Berg führt Gottes Siegel,
Darauf sein fester Grund besteht.

Die erste auf dem dritten Bogen, lautet so:

Ein solch Geleit in großer Menge
Läßt schön, weil es den Todten ziert,
Jedoch weit schöner das Gepränge,
Dabey die Seele triumphirt.
Wie schön! wenn jenes Chor von oben,
Den selgen Geist zu Gott erhoben,
Wie schön läßt das, ja wie geehrt!
Wenn zu des Himmels Reichsgenossen,
Mit so viel heilgen Feuerrossen
Germaniens Elias fährt.

Und die eilfte auf demselben ist fast noch feuriger gerathen.

Man denkt des Himmels alter Gnade,
Man denkt auch dein, man schaut dir nach,
Man seufzt bey Zions Bundeslade:
Wo ist der Gott Eliä hier?
O Luther! reiß dich aus den Schatten
Die dich so lang umnebelt hatten.
Fürwahr man braucht itzt deinen Geist!
Jedoch die Hand ist nicht verkürzet,
Die Dagons Rumpf und Schädel stürzet,
Und wunderliche Hülf erweist.

Kurz, man hätte aus diesem Stücke, durch bloße Auslassung des dritten Theiles der Strophen, ein vollkommen schönes Stück machen können.

V.

Historische Nachricht von der wittenbergischen Gedächtnißfeyer, des vor zweyhundert Jahren selig verstorbenen Herrn D. Mart. Luthers. Nebst einem Verzeichnisse der itztlebenden sämmtlichen Hrn. Professorn, Rathsglieder und Geistlichen allhier. Wittenb. bey Ahlfeldten in 4. 3 Bogen. Die Schreibart in dieser Schrift eines Ungenannten ist rein und fließend, wie sichs zur Historie schickt; nur ist sie zuweilen mit weitläuftig eingeschalteten Lobsprüchen gar zu sehr unterbrochen, wodurch die Sätze zu weitschweifig und unangenehm werden. Uebrigens wird es vielen angenehm seyn, den völligen Verlauf von dieser wittenbergischen Gedächtnißfeyer aus dieser Nachricht zu vernehmen, andern aber auch zu einer Aufmunterung wo nicht, gar zur Beschämung dienen.

VI.

Sammlung einiger auserlesener Gedichte, welche auf die von Sr. Königl. Maj. von Preußen erfochtenen Siege sind verfertiget worden. Berlin, bey A. Haude und Joh. Carl Spenern 1746. in groß 8. 4 Bogen. Diese Sammlung enthält erstlich unter dem Titel, freudiger Gedanken über den Sieg bey hohen Friedberg, eine wohlgerathene Ode von zehnzeiligten Strophen. Der Dichter hat sich nicht genennt, wird sich aber gewiß Ehre dadurch erwerben, wenn man ihn wird kennen lernen. Das II. Stück heißt das befreyte Schlesien, Siegesgedichte, entworfen durch Christian Gottlieb Stöckeln, von Münsterb. aus Schlesien, der deutschen Gesellschaft zu Fr. an der Oder Mitglied. Es ist in heroischen Versen abgefaßt, die uns von der frankfurtischen Gesellschaft einen sehr guten Begriff machen. Wer Pietschens Gedicht auf Carl den VI. kennt, der kann sich hiervon einige Vorstellung machen. Alles ist feurig und erhaben; doch sind die Verse voll Wohlklanges und ungezwungen. Das III. St. ist der Sieg bey Sorr, als eine Fortsetzung des vorigen, von eben demselben Verfasser. Es ist von gleicher Stärke mit dem vorigen. Das IV. ist eine Ode auf das eroberte Kosel. Hierinn herrscht viel Begeisterung und ein muthiges Feuer, welches sich in allen Strophen bis ans Ende zeiget. Sie ist aber kurz, und ohne Namen des Verfassers. Das V. Stück ist eine Ode auf den letzten Sieg des 1745. Jahres. Sie kömmt aber der ersten und vorigen Ode gar nicht gleich; weder

in

in Gedanken, noch in Ausdrückungen. Kurz, an ihrer Stelle würde die treffliche Ode des Hrn Prof. Stissers in Stetin, die voriges Jahr in den berliner Zeitungen gemeldet worden, diese Sammlung weit besser gezieret haben. Es ist Schade, daß man dieselbe der Welt hier nicht mitgetheilet hat.

VII.

Trauerrede auf Se. Excell. den weil. Hochgebohrnen Herrn Arnold Christoph von Waldau, Rittern des schwarzen Adlerordens, Königl. Preuß. Generallieutenants von der Reuterey ꝛc. am Tage seiner feyerlichen Beerdigung vor Breslau den 17. Apr. 1743. gehalten, von M. Ernst Hoyern, Predigern des hochlöblichen Kyovischen Regiments. Breslau, in der baumannischen Erben Buchdruckerey, druckts Joh. Theoph. Straubel, Factor.

Der Hochehrw. Herr Verfasser dieser Leichenrede, der itzo Superintendent zu Brandenburg in der Mark ist, hat darinn eine schöne Probe seiner Beredsamkeit abgelegt, die es verdient, daß sie andern angepriesen werde, ob sie gleich schon drey Jahre alt geworden, ehe sie uns zu Gesichte gekommen. Es ist in der Beredsamkeit und Dichtkunst anders, als in der Musik, wo nur dasjenige, was neu ist, hochgeschätzt, alles alte aber verworfen wird. Was hier einmal gut ist, bleibt es auch beständig, wird auch durch die Jahre nicht schlechter. Die Gedanken sind in dieser Rede edel, vernünftig und wahr; der Ausdruck ist regelmäßig, natürlich, und doch erhaben. Das Lob selbst aber ist so männlich,

als gemäßigt, und wird eben dadurch glaublich, daß es nicht zu hoch getrieben iſt. Kurz man hat Urſache zu wünſchen, daß man eheſtens mehrere Proben von der Beredſamkeit eines ſo ſtarken Redners zu ſehen bekommen möge.

VIII.

Geſchichte der Juriſtenfacultät der Univerſität zu Roſtock, aus den bisherigen Sammlungen der gelehrten roſtockiſchen Sachen, und andern Quellen, gezogen, als der weitern Nachrichten einziges Stück, des Jahres 1745. Roſtock. bey Fritſchen in 8.

Da wir in dem vorigen Jahre von der Univerſität zu Königsb. eine ausführl. Hiſtorie erhalten haben, ſo hat uns der berühmte Herr Doctor und Prof. Manzel auch einen Theil von der roſtockiſchen Univerſitätshiſtorie liefern wollen. Nichts iſt löblicher, als dieſen Theil der gelehrten Geſchichte aus der Vergeſſenheit zu retten, ſo lange noch Urkunden, Denkmäler und Nachrichten davon vorhanden ſind; die mit der Zeit verlohren gehen könnten. In dieſer mühſam und wohl ausgearbeiteten Schrift findet man zwar nur von der Juriſtenfacultät zu Roſtock eine zureichende Nachricht: aber auch dieſe Arbeit verdient allen Dank; weil ſie vielleicht eine andre Feder anreizen wird, auch von den übrigen Facultäten ein gleiches zu leiſten.

IX.

Kurze Abhandlung von der Moralität der Schauſpiele, wobey zu Anhörung eines Trauerſpieles Oedipus, genannt, welches den 7. 9. und 10. Febr.

Nach-

dieſes 1746. Jahres auf dem Zelliſchen Rathhauſe Nachmittags um vier Uhr aufgeführet werden ſoll, eingeladen wird, von Johann Heinrich Steffens, des Lycei Conrectorn. Zelle in 4. 2 Bogen.

Der geſchickte Herr Conrector Steffens zu Zelle hat es für rathſam und thulich befunden, die ihm anvertraute Jugend, auch durch Aufführung eines Schauſpieles, in dem guten Vortrage deſſen, was ſie gelernet hat, zu üben. Da nun dieſe Art der Schulübungen, die von den größten Männern, als Luthero, Werenfelſen und andern mehrern gebilliget worden, in Zelle niemals gewöhnlich geweſen: ſo hat er es für nöthig gehalten, vielen, die dagegen mit Vorurtheilen eingenommen ſeyn möchten, erſt einen beſſern Begriff davon beyzubringen. Dieſes hat er durch dieſe Einladungsſchrift zu vollführen geſucht, und darinn ganz deutlich gezeiget, daß es 1) heute zu Tage viel ſchwerer ſey, ein gutes Schauſpiel zu verfertigen, als im vorigen Jahrhunderte, da die wahren Regeln guter Schauſpiele in Deutſchland ſo bekannt noch nicht waren, als ſie ſeit 15. Jahren geworden. Sodann zeiget er 2) daß die Schauſpiele, weder verwerflich, noch ſchädlich; ſondern der ſtudierenden Jugend nützlich ſind; ſonderlich aber die Trauerſpiele. Hier entdeckt er die falſchen Schlüſſe, die von einigen, wider dieſe Uebungen gemacht zu werden pflegen. Endlich zeigt er, daß er ſich dießmal, die Geſchichte des berühmten thebaniſchen Königes Oedipus dazu erſehen habe; und eröffnet, wie er dieſelbe, zu dreyen verſchiednenmalen, von verſchiedenen Perſonen werde aufführen laſſen.

laſſen. Es iſt uns aber bekannt worden, daß die vornehmen Zuſchauer dieſer Vorſtellung, auch an einer dreymaligen Vorſtellung dieſes Stückes nicht genug gehabt, ſondern noch die vierte und fünfte gefordert und erhalten haben. Von dem bereits gedruckten Oedipus, wollen wir nächſtens mehrere Nachricht geben. Hier merken wir nur an, daß bey dieſer Einladungsſchrift außer dem Inhalte des Trauerſpiels, auch die Arien enthalten ſind, die nach dem Vorredner, zwiſchen den Aufzügen, endlich auch vor und nach dem Nachredner, muſikaliſch aufgeführet worden.

X.

Da wir neulich ein Verzeichniß von den Schriften zu geben geſucht, die zu Königsberg in Preußen, ſeit dem zweyten Jubelfeſte der daſigen Univerſität, im Drucke erſchienen: ſo ſind uns nach der Zeit noch folgende bekannt geworden, die ihrer guten Art und Abſicht halber gekannt zu werden verdienen.

1) Unterthänige Lobrede, welche der durchlauchtigſten Aſche Albrechts, des erſten Herzoges in Preußen, eines gnädigen Beförderers der Gelehrſamkeit, bey ſeiner dankbaren Tochter, der Albertine, zweytem Jubelfeſte, im Namen der freyen Geſellſchaft gewidmet hat, Reinhold Martens, aus Königsberg in Preußen den 29. des Auguſts 1744. in 4. 2 Bogen.

2) Als Se. hochwohlg. Excell. Herr Joh. Ernſt von Wallenrod, Sr. Kön. Maj. in Preuß. geheimter Staats und Kriegsminiſter, von dero Geſandtſchaft, im Jenner 1745. mit vielem Ruhme beglückt zurück kamen, hat dieſelben im Namen der freyen Geſellſchaft

schaft unterthänig bewillkommet, Joh. Carl Halter, aus Riesenburg in Preußen, in 4. in Versen.

3) Das Lob der Einigkeit hat bey dem abermal gefeyerten Stiftungstage der freyen Gesellschaft, in einer Rede entworfen, Christian Friedrich Regge, aus preußisch Litthauen den 11. des Mäymonats 1745. in 4.

4) Das an Friedrichs seines unüberwindlichen Königes, höchsterfreulichem Geburtsfeste über den siegreichen Frieden, frohlockende Preußen, hat im Namen der freyen Gesellschaft allerunterthänigst vorgestellet, Johann Carl Halter, aus Riesenburg in Preußen in 4. 1746.

5) Die Heldenthaten des großen Friedrichs, hat an dem höchsterfreulichen Friedensfeste, in der freyen Gesellschaft, in folgender Rede bewundert, David Bruhn, aus Memel in Preußen 1746. in 4.

Es ist zu merken, daß diese freye Gesellschaft unter der Aufführung, des Herrn Hofrath Güthers, Graec. Lingu. Prof. Extr. und der Wallenrodischen Bibliothek ansehnlichen Bibliothecarii, eines sehr geschickten Redners, und gelehrten Mannes steht. Es hat derselbe eine Historie Friedrichs des I. Königes in Preußen, aus lauter Schaupfennigen und Gedächtnißmünzen, unter Händen; die ehestens nach dem Muster der Histoire Metallique de Louis XIV. mit Kupfern, im Drucke erscheinen dörfte.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des II. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat May 1746.

La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso, con le Figure di Giambatiſta Piazzetta, alla Sacra Real Maeſtà di Maria Teresa d'Auſtria, Regina d'Ungheria, e di Boemia &c. in Venezia 1745. Stampata da Giambatiſta Albrizzi Q. Girol.

Das iſt

Das befreyte Jeruſalem des Torquato Taſſo, mit den Figuren des Joh. Baptiſta Piazzetta ꝛc. in groß Fol. 254 Bl. ohne die Vorreden und vielen Kupfer.

Da wir voriges Jahr von einer neuen deutſchen Ueberſetzung dieſes Heldengedichts Nachricht gegeben: ſo können wir nicht umhin auch von dieſer ſchönen Auflage des welſchen Grundtextes eine zulängliche Beſchreibung zu machen. Die Welſchen fangen auch an, ihren alten und guten Dichtern die Ehre anzuthun, die den Franzöſiſchen von den Holländern wiederfahren iſt; welche mehrentheils in den anſehnlichſten und prächtigſten Ausgaben ans Licht getreten ſind. Taſſo iſt zwar nicht ihr erſter, aber doch unſtreitig

ihr größter Dichter gewesen: und daher hat man denn vieler andern ansehnlichen Auflagen ungeachtet, ihm noch eine größere Ehre anthun wollen. Dieses ist nun durch dieses Meisterstück von der Buchdrucker und Kupferstecherkunst so vollkommen geschehen, daß man nicht leicht ein schöneres Buch wird aufweisen können. Das Papier ist groß und trefflich weiß, und zugleich stark. Die Kupfertafeln sind von neuer und wohlgerathener Erfindung; unvergleichlich ausgearbeitet, und sehr sauber abgedrucket. Ja auch ihre Anzahl ist ansehnlich. Denn außer dem Anfangskupfer, welches den Parnaß mit dem Apollo und allen Musen vorstellet, wo in der Höhe ein paar fliegende Famen das Bildniß des Tasso tragen, unten aber ein geharnischter Held sitzt, dem Curido sein Schlachtschwert genommen hat; und außer dem Bildnisse der Königinn in Ungarn, oder itzigen Kaiserinn Majestät, sind bey allen zwanzig Gesängen, oder Büchern dieses Heldengedichts, so viel große Kupferblätter, die den Inhalt des folgenden Buches vorstellen: alle von der schönsten Arbeit, und mit den schönsten Rändern von Blumenschnüren, Lorberzweigen, Liebesgöttern, Fruchthörnern, Vögeln, Thieren und dergleichen Dingen mehr eingefasset. Ein jedes von diesen Bildern ist insbesondre einem eigenen großen Namen gewidmet, die wir hier erzählen wollen: Das I. dem Cardinal Querini. Das II. dem Cardinal Stampa, das III. dem Päbstlichen Nuntio, am Königl. Pohlnischen Hofe, dem Herrn Serbelloni, Erzbischofe zu Patrasso. Das IV. dem Grafen Ottolini, einem

Ver-

Veroneſer. Das V. der Gräfinn Paulina Contarini. Das VI. dem General Feldmarſchall des Königs von Sardinien, Baron von Rehbinder. Das VII. Seiner Excellenz Herrn Cabinetsminiſter und Reichsgrafen Heinrich von Brühl. Das VIII. dem Königlichen Ungariſchen Geheimen Rathe, Grafen Pertuſati. Das IX. des Herrn Cron-Großcanzlers in Pohlen, Grafen Zaluski Excellenz. Das X. dem Ritter Moroſini. Das XI. dem Herrn Duca di Montaperto, am Kön. Sicilianiſchen Hofe. Das XII. der Frauen Eliſabeth Cornaro, Procuratesſa Foſcarini. Das XIII. ihrem Gemahl, Herrn Marco Foſcarini, Procuratorn von St. Marco zu Venedig. Das XIV. dem Cardinal Paolucci. Das XV. dem Herrn Contarini, gleichfalls Procurator von St. Marco. Das XVI. dem Grafen von Sanvitale. Das XVII. dem Ritter Erizzo. Das XVIII dem Grafen von Uhleſeld, Rittern des goldnen Vließes. Das XIX. dem Grafen von Löwenwolde, in königlichen Ungariſchen Dienſten, und das XX. dem Grafen von Rhevenhüller.

Außer dieſem allen aber hat noch jedes Buch, ſeine wohl erfundenen Anfangs und Schlußkupfer, die man ſonſt Vignetten nennet, hier aber von beſondrer Schönheit und Erfindung ſind, auch zuweilen ſo groß fallen, daß ſie ganze Seiten einnehmen. Kurz, wer die Kupfer allein in Betrachtung zieht, der wird kein poetiſches Werk zu nennen wiſſen, welches prächtiger gedruckt wäre: aber der Druck an ſich ſelbſt, iſt gleichfalls von beſondrer Schönheit.

Die Schriften sind durchgehends neu, groß, und von schönem Schnitte, dergleichen man sonst in italienischen Büchern nicht gewohnt ist. Selbst des Cardinals Aquaviva, unter dem Namen, Selvaggio Porpora ins Wälsche übersetzte, und 1728 ans Licht gestellte Thebais des Statius, ist so schön bey weitem nicht; ob sie gleich auf eines Cardinals Kosten, in groß Quart, und zwar in Rom gedruckt worden. Und kurz, man kann diesen Tasso für das Meisterstück der italienischen Buchdruckereyen ausgeben, welches diesem ganzen Lande Ehre macht.

Alles dieses hat der Verleger **Albrizzi**, wie er selbst in der Zueignungsschrift sagt, mit Fleiß, in der Absicht unternommen, und ins Werk richten lassen, damit diese Ausgabe des befreyten Jerusalems, alle die, obwohl auch prächtigen Auflagen übertreffen möchte, die man sonst schon gemachet hat. Er sagt, daß er außer der genauesten Richtigkeit des Textes, sonst keine Auslegungen oder Verbesserungen des Italienischen hinzugesetzet; weil er wohl gewußt, daß die Königinn von Ungarn, oder itzige Kaiserinn, dasselbe, so wie die deutsche Sprache vollkommen besäße, ja auch noch so viele andere Mundarten, der ihrem Zepter unterworfenen Völker inne hätte, daß man sie mit dem Könige Mithridates vergleichen könnte; der mit allen seinen Unterthanen ihre eigene Sprache geredet hat. Er sagt ferner, er habe dieses Werk derjenigen Figuren nicht berauben wollen, dadurch der berühmte Maler Giov. Battista Piazzetta, die vornehmsten Begebenheiten dieses Gedichts sehr fleißig entworfen; und

und zweifelt nicht, die Kaiſerinn, die von Jugend auf zum Zeichnen angeführet worden, werde alle Schönheiten derſelben einſehen. Er hoffet alſo, ſie werde bey müßigen Stunden dieſes Werk durchblättern, und darinn die merkwürdigſten Beyſpiele von Religion und Frömmigkeit, von Standhaftigkeit im Unglücke, von Mäßigung im Glücke, und Ueberlaſſung in den göttlichen Willen, antreffen. Dieſes wären die Lehren, die aus dieſem wunderwürdigen Werke hervorleuchteten, und wovon man in der noch nicht fünfjährigen Regierung der Königinn das vollkommenſte Exempel geſehen hätte. Im Schluſſe merkt er noch an, daß Gottfried von Bouillon, der Held dieſes Gedichts, ein Vorfahr ihres Durchl. Gemahls, des Herzogs von Lothringen, oder itzigen Kaiſers, Franciſcus, geweſen; mit welchem hohen Namen, er ſeine Zuſchrift deswegen am liebſten beſchließen will, weil er das angenehmſte wäre, was man der Königinn, ihrem ſchönen Herzen nach, nennen könnte.

Nach der Befreyungsſchrift der venetianiſchen Republik, folgt das Verzeichniß derer die Vorſchuß gethan haben; deren Anzahl ziemlich groß iſt, ungeachtet ſich derſelbe auf acht Zechinen, oder welches faſt einerley iſt, auf ſoviel Ducaten belaufen hat. Anſtatt einer Vorrede des Herausgebers iſt hier des Taſſo eigene Vorrede vorgeſetzt; darinn er die allegoriſche Einrichtung ſeines Werkes hat erklären wollen. Da weder der alte deutſche Ueberſetzer des erlöſten Jeruſalems, noch auch der neuere, deſſen wir etwa vor einem Jahre Erwähnung gethan, ſich die

Mühe genommen, diese Stück deutsch zu übersetzen; so wollen wir hier, in Ermangelung anderer Stücke, davon man den Lesern einige Nachricht geben könnte, etwas davon erwähnen; weil die wenigsten von unsern Landsleuten wissen, auf was für eine sonderbare Art Tasso selbst, sein Gedicht, als er es schon fertig gehabt, auszulegen für gut befunden. Zu dem Ende müssen wir aber den Anfang davon übersetzen.

„Die heroische Dichtkunst, ist gleichsam wie ein „Thier, aus zweyen Theilen zusammengesetzt, „nämlich aus der Nachahmung und Allegorie: mit „welchen sie die Gemüther und Ohren der Menschen „anlocket, und auf eine wunderbare Weise belusti„get; und sie entweder in der Tugend oder in der „Wissenschaft, oder in beyden zugleich unterrichtet. „Wie nun die epische Nachahmung nichts anders „suchet, als die Aehnlichkeit: also pflegt die Alle„gorie der epischen Dichter, eine Abbildung des „menschlichen Lebens zu seyn. Allein die Nachah„mung geht nur auf die Handlungen des Menschen, „die den äußerlichen Sinnen unterworfen sind; und „da sie mit denselben vornehmlich beschäfftiget ist, „so sucht sie dieselben mit kräftigen, nachdrücklichen „und solchen Wrrten vorzustellen, die geschickt sind, „die vorgestellten Sachen ganz klärlich vor die kör„perlichen Augen zu legen. Sie betrachtet nicht „die Sitten derselben, die Gemüthsbewegungen, „und die Gedanken des Herzens, in soweit sie in„nerlich sind; sondern nur in soweit sie ausbrechen, „und sowohl im Reden, als im Thun, und in den „Werken, die Handlungen begleiten. Hergegen be„trach-

„trachtet die Allegorie die Leidenſchaften, Meynungen und Sitten, nicht nur ſoweit ſie ins Auge „fallen, ſondern vornehmlich nach ihrem innern „Weſen; und deutet ſie noch dunkler, durch geheimnißvolle Merkzeichen an, die nur von den Kennern der Natur allein vollkommen verſtanden werden können. Wenn wir hier die Nachahmung beyſeite ſetzen, ſo wollen wir von der Allegorie reden, „welches unſer Vorhaben iſt. Wie nun das Leben „der Menſchen zweyerley iſt, ſo pflegt ſie auch bald „von einem, bald von dem andern eine Abbildung „zu werden. Durch einen Menſchen verſteht man „gemeiniglich dieſes Zuſammengeſetzte aus Leib, „Seele, und Geiſt: und alsdann nennt man dasjenige das menſchliche Leben, welches einem Zuſammengeſetzten eigen iſt; zu deſſen Wirkungen „alle ſeine Theile etwas beytragen, und dadurch „diejenige Vollkommenheit erlangen, dazu ſie ihrer „Natur nach fähig ſind.

„Bisweilen, obgleich ſeltener, verſteht man „durch einen Menſchen, nicht das Zuſammengeſetzte, ſondern den edelſten Theil des Menſchen, das „iſt, den Geiſt deſſelben: und nach dieſer Bedeutung muß man ſagen, das Leben des Menſchen beſtehe in der Betrachtung, oder in der Wirkung „des Verſtandes: ſo, daß dieſes Leben viel göttliches an ſich zu haben, und faſt engliſch zu werden „ſcheint. Von dem beſchaulichen Leben nun eines „Menſchen, iſt die Comödie des Dantes *, und

* Dieſe ſogenannte Comödie des Dantes iſt nichtsweniger als eine Comödie, ſondern ein heroiſches Gedicht von der Höllen.

„Odyssee fast durchgehends eine Abbildung: das bür-
„gerliche Leben aber wird in der Ilias, und noch in
„der Aeneis abgeschildert; obgleich in dieser fast eine
„Mischung von Wirksamkeit und Betrachtung ent-
„halten ist. Weil aber der betrachtende oder nach-
„sinnende Mensch allein, der geschäfftige aber im
„bürgerlichen Leben zu seyn pflegt: daher kömmt es,
„daß Dantes und Ulysses in seiner Abreise von der
„Calypso, nicht in Begleitung ihrer Kriegsvölker,
„oder mit vielem Gefolge, sondern einsam gedichtet
„werden: da hergegen Agamemnon, und Achilles
„beschrieben werden, theils als ein Feldherr der
„Griechen, theils als ein Führer vieler mirmidoni-
„scher Schaaren: Aeneas auch, begleitet erscheint,
„wenn er streitet, aber wenn er in die Hölle und die
„elysischen Felder steigt; so läßt er seine Gefährten und
„sogar seinen getreuen Achates zurück, der sich von
„seiner Seite niemals zu entfernen pflegte. Der
„Poet dichtet auch nicht ohne Ursache, daß er ganz
„allein geht, weil in dieser Reise eine seiner Be-
„trachtungen über die Strafen und Belohnungen,
„vorgestellet wird, die der frommen und boshaften
„Seelen in der andern Welt warten. Aus diesen
„Ursachen und nach diesen Vorbildern habe ich, die
„Allegorie meines Gedichtes folgendergestalt ein-
„gerichtet.

„Das Kriegsheer, welches aus verschiedenen
„Prinzen und andern christlichen Soldaten besteht,
„bedeutet den erwachsenen Mann, der aus Leib und
„Seele besteht, die aber nicht einfach, sondern mit
„vielen verschiedenen Kräften versehen sind. Jeru-
„salem

„ſalem, eine feſte Stadt, die in einer bergigten Ge-
„gend liegt, nach welcher, als nach dem letzten
„Zwecke, alle Unternehmungen des chriſtlichen Krie-
„gesheers gerichtet ſind, bedeutet hier die bürgerliche
„Glückſeligkeit: doch ſo, wie ſich ſelbige für einen
„Chriſten ſchicket, wie ſich weiter unten zeigen wird;
„welche ein ſchwer zu erlangendes, und auf dem
„Gipfel des hohen Gebirges der Tugend gelegenes
„Gut iſt, und nach welcher alle Handlungen eines
„guten Bürgers, als nach dem letzten Ziele gerich-
„tet ſind. Gottfried, der von dieſer ganzen Verbin-
„dung der Feldherr iſt, vertritt die Stelle des Ver-
„ſtandes, ſonderlich desjenigen, der nicht die noth-
„wendigen, ſondern die zufälligen Dinge erwäget;
„die ſich auf verſchiedene Weiſe begeben können. Die-
„ſer iſt durch Gottes und der Fürſten Willen zum
„Feldhauptmann in dieſer Unternehmung erwählet:
„weil der Verſtand von Gott und der Natur zum
„Herrn über alle andere Gemüths- und Leibeskräfte
„geſetzt iſt, und über jene mit obrigkeitlicher, über
„dieſe aber mit königlicher Gewalt herrſchet. Rin-
„aldo, Tankredi, und die andern Fürſten, vertre-
„ten die Stelle der andern Seelenkräfte: und der
„Körper wird durch die andern geringern Soldaten
„vorgeſtellet. Und weil wegen der Unvollkommen-
„heit der menſchlichen Natur, und durch ihres Fein-
„des Liſt, der Menſch zu dieſer Glückſeligkeit, nicht
„ohne viel innerliche Schwierigkeiten, und äußerli-
„che Hinderniſſe gelangen kann: ſo ſind ihm dieſe
„alle poetiſcher Weiſe angedeutet. Der Tod des
„Sueno, und ſeiner Gefährten, die nicht mit dem

„La-

„Lager vereinigt sind, und entfernt umkommen, kann „den Verlust der Freunde und Anhänger, und ande„rer äußerlichen Güter anzeigen, den ein Mensch oft „leidet; welche Werkzeuge und Gehülfen der äußer„lichen Glückseligkeit sind. Die Kriegsheere von „Asien und Africa, und die unglücklichen Schlach„ten sind nichts anders, als die Feinde und Unfälle, „und unglücklichen Begebenheiten. Aber auf die „innerlichen Hindernisse zu kommen, so bedeutet „die Liebe, welche den Tankredi nebst den andern „Rittern unsichtbar machet, und vom Gottfried „entfernet; und der Zorn, der den Rinaldo von dem „Unternehmen abführet, den Zwiespalt, den die „vernünftige Begierde mit der sinnlichen Liebe und „dem sinnlichen Hasse hat, nebst der Empörung „dieser beyden. Die Teufel, die da rathschlagen, „wie sie die Eroberung Jerusalems verhindern wol„len; sind sowohl Vorbilder als Nachbilder, und „bedeuten sich selbst, indem sie sich unserer Glückse„ligkeit widersetzen, ob sie gleich nicht eben eine Lei„ter zur ewigen Seligkeit ist. Die beyden Zaube„rer, Ismeno, und Armida, als Diener des „Satans, die sich bemühen die Christen vom Krie„ge abwendig zu machen, sind zwo teufelische Ver„suchungen, von welchen alle Sünden herrühren. Und so weiter.

Aus diesem Stücke der Vorrede unsers Tasso zu seinem Heldengedichte, wird nun verständigen Lesern zur Gnüge in die Augen fallen, was für wunderliche und unrichtige Begriffe, dieser sonst grosse Dichter von dem Heldengedichte gehabt. Er hat

Ari-

Ariſtoteles Regeln davon entweder niemals geleſen, oder doch nicht recht verſtanden. Es iſt wahr, die Erzählung eines Poeten in epiſchen Gedichten kann allegoriſch genennet werden; weil ſie eine Sittenlehre in ſich halten ſoll, zu deren Einkleidung die ganze Geſchichte oder Fabel mit Fleiß ſo, und nicht anders eingerichtet worden. Allein deswegen muß nicht eben das ganze menſchliche Leben, alle Gemüths- und Leibeskräfte, die Verſuchungen des Teufels, und was dergleichen mehr iſt, in einem Heldengedichte allegoriſch vorgeſtellet werden. War es denn z. E. in dem befreyten Jeruſalem nicht genug, die Lehre zum Grunde zu legen, daß ein Menſch, der ſeine Sachen mit Gott, in guter Abſicht, und auf eine vernünftige Weiſe anfängt, ſtandhaft und unermüdet dabey iſt, und durch keine Schwierigkeit ſich davon abſchrecken läßt, auch den Segen Gottes und einen glücklichen Erfolg dabey zu gewarten habe? Mich dünkt, dieſe Wahrheit liegt ganz deutlich in dem ganzen Zuſammenhange des Gedichtes, ſo wie uns Ariſtoteles aus der Ilias dieſe Lehre gezogen: daß die Uneinigkeit der Häupter eines Volkes viel verderbliches nach ſich ziehe; in der Odyſſee aber die Wahrheit gefunden: daß die Abweſenheit eines Regenten einen Staat zu Grunde richte, die Gegenwart aber alles wieder in Ordnung bringe. Mehr Allegorie hätte auch Taſſo in ſein Gedichte nicht hinein zwingen dörfen; und es war ganz unnöthig, den Gottfried zum Verſtande, die Helden zu andern Seelenkräften, und die Soldaten zum Körper zu machen; die Stadt Jeruſalem zur Glückſeligkeit, die

Heren-

Hexenmeister aber zu teuflischen Versuchungen zu machen.

Doch auch damit ist er noch nicht zufrieden gewesen. Er sagt noch ferner, Armida, die schöne Zauberinn bedeute die Versuchungen der sinnlichen Begierde. Ismeno mit seinen Zaubereyen im Walde, bedeute die falschen Vernünfteleyen, und Einbildungen, die sich in der Menge der menschlichen Meynungen und Reden, wie in einem Walde, finden.

Das Feuer, der Wirbelwind, die Finsterniß, die Ungeheuer, und andre solche Erscheinungen wären die betrüglichen Schlüsse, die uns ehrbare Bemühungen und rühmliche Gefahren, unter dem Scheine des Uebels abbilden: die Blumen, Brunnen, Bäche, musikalische Instrumente und Nymphen, wären die falschen Schlußreden, welche uns die Ergetzungen der Sinne, als was Gutes vorstellen. Der diamantne Schild, den Raimond bekömmt, und der zu Gottfrieds Vertheidigung gebraucht wird, soll den besondern Schutz Gottes bedeuten. Die Engel stellen die Hülfe Gottes, oder die göttlichen Eingebungen vor. Der Weise, der vorher ein Heyde gewesen, aber ein Christ geworden, soll andeuten: daß die Weltweisheit bey den Aegyptern und Griechen erfunden worden, aber sehr stolz, ungläubig und verwegen gewesen, bis der heilige Thomas, (ohne Zweifel der von Aquino,) und andre heilige Väter der Kirchen sie unter den Gehorsam des Glaubens gebracht. u. d. m.

So

So ſehr der Dichter durch dieſes alles ſeine Gelehrſamkeit beweiſet, ſo wenig ſchönes würde man in ſeinem Gedichte vermiſſt haben, wenn er dieſe ganze gar zu gekünſtelte Anlegung weggelaſſen hätte. Seine Erdichtungen würden doch ihre Anmuth behalten haben, und lehrreich geblieben ſeyn, wenn er ſich gleich nicht mit dieſen gebrechſelten Deutungen derſelben den Kopf zerbrochen hätte. Indeſſen iſt es kein Zweifel, daß nicht unſre Zeiten, an dem engliſchen Gedichte Leonidas, ein ſolches Heldengedicht hervorgebracht, welches dem befreyten Jeruſalem, verlohrnen Paradieſe und raſenden Rolande ſo weit vorzuziehen iſt, als der aufgeklärte Geiſt unſers Jahrhunderts, dem Witze vom Jahrhunderte des Taſſo, Miltons und Arioſts vorzuziehen iſt.

* *

II.

Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer.

Die Maler und Poeten haben zwar von je her die Freyheit zu erdichten, nicht ohne Grund für ein altes Vorrecht ihrer Kunſt gehalten; allein es wäre auch zu wünſchen, daß, da ſie ihre Geburten mit dieſem edlen Rechte ſo kühnlich zu ſchützen wiſſen, ſie auch zugleich bedenken möchten, daß ihnen dieſe Entſchuldigung nur alsdann zu ſtatten

ten kommen könne, wenn sie sich dieser Freyheit, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, in gehöriger Mäßigung bedienen, und sich von den Vorschriften der Vernunft so wenig als möglich entfernen. Diese vortreffliche Lehrerinn, biethet ihnen ohnedem eine unzählbare Menge von Bildern und Veränderungen zur Nachahmung dar, und überhebet sie eben dadurch der Mühe, neue Gestalten der Dinge, als so viele Misgeburten zu ihrem eigenen Schaden zu erdichten: indem die getreue Uebereinstimmung mit der Natur, doch beständig die gültigste Richtschnur bleibt, wenn man die Würde dieser Kunstwerke bestimmen will.

Ins besondere aber scheint der Maler vor allen übrigen Künstlern an eine getreue Nachahmung der Natur gebunden zu seyn. Er hat es gröstentheils mit den Flächen der sichtbaren Dinge zu thun. Diese soll er nach denen von der Natur ihm vorgebildeten Zügen und Farben kenntlich entwerfen. Hierinn aber kömmt ihm keine andere Freyheit zu statten, als daß er sich die schönsten und seltensten Vorwürfe der Natur zu seiner Nachahmung wählen darf. Meines Erachtens wird also die Freyheit, in der Malerey etwas zu erdichten, nur darinnen bestehen, daß man aus einzelnen in der Natur vorkommenden Stücken und Begebenheiten, neue und der Natur der Sachen gemäße Zusammensetzungen erfinde, und dadurch seine Gedanken auf eine begreifliche Art an den Tag lege.

Der Mangel eines wahren Begriffs von dieser Freyheit, und anderer zur Vollkommenheit dieser

ver-

vortrefflichen Kunſt unentbehrlichen Wiſſenſchaften, ſcheint die Urſache des Verfalls von dem guten Geſchmacke in einem Theile der Malerey zu ſeyn, der ſonſten fähig wäre, die gröſſeſte Freyheit anzunehmen.

Es iſt bekannt, daß in dem weitläuftigen Felde der Malerey vielerley Erdichtungen gewöhnlich und erlaubt ſind. Unter dieſen ſind nun die Fabel, und die Allegorie die hauptſächlichſten. Allein mit dieſen beyden Gattungen, an welche ſich niemand anders, als ein großer Meiſter wagen ſoll, habe ich hier gar nichts zu thun; ſondern der gegenwärtige Gegenſtand meiner Anmerkungen, betrifft nur die heutige neue Art, Verzierungen an Gebäuden, Gefäßen und dergleichen, anzubringen, als worinnen gleichſam auf einmal ein ganz neuer und ungewöhnlicher Geſchmack eingeriſſen iſt, der durch ſein fremdes Anſehen erſtlich die Sinnen eingenommen, und ſich dadurch allmählich die Nachſicht der Vernunft erſchlichen hat. Man hat ſich um neue Schönheiten außerhalb der Natur bemühet, eine willkührliche und regelloſe Zuſammenfügung des natürlichen mit dem unnatürlichen verſuchet, ja dieſe Ausſchweifungen ſogar, zur Schande der Kunſt und des itzigen ſo erleuchteten Weltalters, den prächtigſten Gebäuden und Denkmälern einverleibet.

Da nun aber aus dergleichen Verfahren, nichts natürlicher, als eine neue Art der Barbarey in die freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften ein-

reißen würde *; und ich beſtändig dafür gehalten, daß ein jeder Weltbürger verbunden ſey, nach ſeinem obgleich geringen Maaße des Vermögens, zur Aufnahme des guten Geſchmacks in Künſten und Wiſſenſchaften etwas beyzutragen: ſo habe ich, durch einige hiehergehörige Anmerkungen, meine Pflicht lieber einigermaßen, als gar nicht erfüllen wollen. Ich geſtehe alſo frey, daß ich die anitzo gewöhnlichen Verzierungen an Gebäuden, Gefäßen und dergleichen, niemals habe betrachten können, ohne daß mir deren wilde und unnatürliche Geſtalten ihre unwahrſcheinliche und öfters unmögliche Verbindungen, den Wunſch abgenöthiget, daß ſich doch endlich die Meiſter dieſer Kunſt, oder hierinnen erfahrne Kunſtrichter möchten bewegen laſſen, durch ihre critiſche Beſtrafungen, die außerhalb den Gränzen der Vernunft irrende Einbildungskraft wieder zu rechte zu weiſen, und dadurch den Weg zur Erkenntniß und Erfindung wahrer Schönheiten zu bahnen.

Augſpurg und Nürnberg ſind ſchon ſeit langen Jahren berühmte Sammelplätze der geſchickteſten Künſtler in der Malerey und Kupferſtecherkunſt geweſen, welche die Welt durch ihren Fleiß bereichert, und allen übrigen Künſtlern, Einfälle und Erfindun-

* Daß die Beſorgniß des Herrn Verfaſſers nicht zu weit gehe, haben uns ſchon in der Beredſamkeit und Dichtkunſt verſchiedene Proben ſolcher Verfaſſer gewieſen, die auch aus Begierde was Neues zu verſuchen, auf ungereimte Erfindungen, und ausſchweifende Arten des Witzes, ſowohl im Ganzen, als in der Schreibart verfallen ſind.

dungen gleichſam vorgeſchrieben haben. Ihre zahlreiche Sammlungen, und ins beſondere ihre akademiſche Zeichnungen haben auch ſehr viel Gutes geſtiftet, indem ſie der Jugend zu gültigen Muſtern gedienet, die Anfangsgründe dieſer edlen Mutter ſo vieler Künſte zu erlernen.

Allein ihre Zierrathen, die ſie zum Gebrauche für allerley Künſtler ſelbſt entworfen, oder doch wenigſtens durch den Druck bekannt gemacht, ſind, größtentheils von ſchlechten Meiſtern verfertiget; aber dem ungeachtet dennoch von andern Künſtlern, aus Mangel eigener Erfindung, ohne Prüfung häufig nachgeahmet, und bey Gelegenheit angebracht worden. Und alſo hat ſelbſt dieſer lobenswürdige Fleiß zu einer Quelle vieler Ungereimtheiten dienen müſſen.

Damit ich aber nicht länger ohne Beyſpiele reden, und meine Beſchuldigungen dadurch verdächtig machen möge: ſo will ich einige der neueſten Sammlungen, der ſo genannten neuerfundenen Schilde, vor mich nehmen, und aus deren Inhalte mein Vorgeben zu rechtfertigen ſuchen.

Martin Engelbrecht in Augſpurg, hat die Erfindungen eines Meiſters, der ſich Carl Püer Elvaci nennet, in ſchönen Kupferſtichen heraus gegeben, die auch, ſo viel ich anzumerken Gelegenheit gehabt, den Bilderhändlern fleißig abgekauft worden. In derſelben findet man nun zwar eine freye und fertige Hand: allein die beſte Malerey, und der freyeſte Kupferſtich ſind meinem Bedünken nach, nicht im Stande, den Mangel der Wahr-

ſcheinlichkeit und des Witzes in Kunſtwerken zu erſetzen *.

Dieſe Schilde ſollen gleichſam Rämen und Einfaſſungen abgeben, in deren Feldern nach Erforderung derjenigen Stellen, wo ſie angebracht werden ſollen, Landſchaften, Fabeln oder kleine Hiſtorien gemalet, oder geſchnitzet werden können. Allein ihre ſchiefe Lage **, die bald enge zuſammengezogenen, bald wieder unförmlich weit ausgedehnten Seiten und Winkel, die wunderlichen Aus- und Einbiegungen der Seitenzierrathen, ſcheinen gleichſam mit Fleiß die erſte Abſicht zu verhindern; indem der Wohlſtand derjenigen Malerey ſehr verhindert werden muß, die in dergleichen unordentliche Grenzen eingeſchloſſen werden ſollte †.

Bey allen dieſen Verzierungen, hat man die mannigfaltigen Verwendungen gewiſſer Seemuſcheln zum

* Dieſes gilt auch von der Wohlredenheit und Dichtkunſt; wo freylich wohl mancher Einfall, oder Ausdruck, eine gewiſſe Gelehrſamkeit, Beleſenheit, oder eine Art von Witz in ſich hält, aber deswegen doch nicht zu billigen iſt; wenn die Vernunft, Ordnung und Abſicht etwas einfältigers, natürlichers und deutlichers vorſchreiben.

** Von dieſer ſchiefen Lage iſt zu merken, daß auch viele Kupferſtecher in Bildniſſen der ordentlichen Stellung der Gemählde überdrüßig geworden: daher ſie dieſelben bald in dieſen, bald in jenen Winkel des Kupferſtiches zuwerfen, ſie links und rechts herab zu ſenken; oder gar perſpectiviſch zu zeichnen angefangen.

† Hierbey hätten auch die neuen Bildhauer mit ihren ſchiefen oder verbogenen Bilderrähmen einen Text verdienet gehabt; imgleichen die Goldſchmiede, mit den wunderlich gezierten Tabacksdoſen, Uhrgehäuſen u. d. m.

zum Grunde geleget, ſo daß öfters der ganze Zierrath einer wunderlich verbogenen Muſchel ähnlich ſieht; wobey man ſich aber, an die den Muſcheln eigene und natürliche Verbiegungen gar nicht gekehret, ſondern die Zacken derſelben bald wie Locken zuſammen gerollet, bald wiederum ſo ſteif und ſtrack auslaufen laſſen, als es der Urheber für gut befunden *.

Dieſe muſchelartigen Verwendungen, die mit einigen Leiſten zuſammengefüget und verbunden ſind, werden ſodann mit allerley Geräthe aus dem Reiche der Natur und Kunſt gezieret. Schilf, Bäume, Schlangen, Drachen, kleine Kinder und Engel, Lanzen, Spieße, Degen, Morgenſterne; Feuermörſer, und alle andere Gattungen von kleinem und grobem Geſchütze, werden auf dem Papiere auf diejenige Stelle geſetzet, auf welcher ſie in des Erfinders Einbildungskraft geſtanden: wenn es gleich wider alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit wäre, daß ein öfters ſo ſchwach gemalter Grund eine ihm viel zu ſchwere Laſt ertragen ſollte †.

* Hierbey iſt noch zu merken, daß manche von dieſen Muſcheln ſo ungeheuer groß ſind, daß viele Menſchen und Thiere darinnen Raum haben, und ganze hiſtoriſche Bilder ſo vorgeſtellet werden, daß alles vor, oder in einer Muſchelſchale vorgeht, die alles überſchattet. S. etliche augſpurgiſche Calender voriger Jahre.

† Wenn alſo Bilder auch einen Grund brauchen, wo werden denn die ſeltſamen Einfaſſungen gewiſſer Kupfer, zum Exempel in Scheuchzers Bibel, auch in dem vorhin gemeldeten venetianiſchen Taſſo bleiben? Hier ſchwe-

Das 204ſte Blatt ſeiner Sammlungen hat mir vor allen übrigen wohlgefallen. Ich will an den muſchelformigen Schild ſelbſt, anitzo nicht gedenken, welcher gewiß nicht ſo leicht zackigter hätte erdacht werden können: weil mir ein Nebenzierrath zu unterſt an dem Schilde, einen lebhaftern Eindruck von des Erfinders Art dargebothen hat. Aus einer dunkelen Oeffnung gucket ein munteres Kind hervor, welches mit beyden Händen eine Schlange feſt hält, die wenigſtens noch einmal ſo lang iſt, als es ſelbſt. Damit nun vermuthlich dieſe Laſt dem Kinde nicht zu ſchwer fallen möchte; ſo hat man an dem Muſchelwerke bequeme Löcher und Zacken anzubringen gewußt, durch welche die Schlange ihren Kopf durchſtrecken und ſich ſelbſt befeſtigen könnte. Die Verbiegung der Schlange ſtellet die bekannte Schlangenlinie vor, auf deren unterſten Bogen wiederum ganze Reihen von jungen Schlangen oder Vipern, Schildkröten, und Schnecken gleichſam zum Spaß angebracht ſind *, ſo daß man daraus nichts ge-

ſchweben z. E. Kinder, ohne Flügel in der Luft, haben eine Traube oder ein Füllhorn in der Hand, und ganze Blumenſchnüre an den Füßen hängend, ohne daß man ſieht, worauf die ganze Laſt ruhet, u. d. g.

* Eben dahin gehören die fürchterlichen Einfaſſungen der ſcheuchzeriſchen Kupferbibel; die gleichfalls aus Ottern und Schlangen, und allen Arten der ſcheußlichſten Ungeziefer beſtehen. Es iſt wahr, ſie ſind alle ſehr ſchön geſtochen; allein, daß man ſie dem ungeachtet zu Zierrathen brauchet, das kömmt mir eben ſo vor, als wenn man auf einen Aufſatz von Confect, ſtatt der Blumen, Neſſeln und Diſteln ſtecken wollte.

gewiſſers abnehmen kann, als daß es des Erſinders ernſtliche Abſicht gar nicht geweſen ſeyn muß, weder ein natürliches Kind, noch die verbenannten Ungeziefer, auf eine ihre Natur gemäße Art zu malen: ſonſten würde ihm der Abſcheu der Kinder vor Schlangen gewiß nicht geſtattet haben, dieſelben ihnen als Spielſachen in die Hände zu geben; oder, ſo vieles Ungeziefer, ungeachtet ihrer einander zu widerlaufenden Natur, in ſo friedlichen Reihen, neben einander Platz nehmen zu laſſen *.

Will man ſich nun dergleichen Freyheiten herausnehmen, ſo ſollte man auch billig vorher beweiſen können, daß die Wahrſcheinlichkeit in dergleichen Werken der Malerey, überflüßig und entbehrlich wäre. Hätte man dieſes einmal mit zureichender Gründlichkeit gethan, ſo glaube ich auch, daß man um ſo viel eher die Beſcheidenheit haben würde, in Beurtheilung dergleichen Erfindungen ſeine Vernunft gefangen, und allerley Gedanken ohne Unterſcheid mit Dank anzunehmen.

Um aber zu meinen folgenden Anmerkungen deſto mehrern Grund zu haben, und um zugleich zu zeigen, daß die Uebereinſtimmung vieler Erfinder dieſe Art zu verzieren ziemlich allgemein gemacht habe: ſo will ich noch aus zwoer anderer Erfinder

* Dieſes hat Horaz ausdrücklich ſo wohl den Malern, als den Poeten verbothen:

Non tamen vt mitibus cocant immitia, non vt
Serpentes auibus geminentur, tigribus agni. d. i.

Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh,
Kein Tyger heck ein Lamm, kein Adler zeuge Schlangen.

Ausgaben, einige Stellen anmerken, in welchen man ſich eben dieſer, und noch größerer Freyheiten bedienet hat.

Herr Cuvillies, Raht und Baumeiſter eines der vornehmſten deutſchen Höfe, hat unterſchiedliche Sammlungen ſeiner Erfindungen von dieſer Art in Kupfer ſtechen laſſen. So gleich auf demjenigen Schilde, dem der Titel des Buches, und der Name des Verfaſſers eingezeichnet iſt, finde ich einige derjenigen Freyheiten, die ſich ſchwerlich dörften verantworten laſſen. Auf der einen Seite erblicket man einen Delphin, der auf einer Muſchelverbiegung auf dem Kopfe zu ſtehen, oder ſich mit den Zähnen feſte zu halten ſcheint. Den Schwanz ſchwingt er in die Luft, und ſprützet auf einmal ſo viel Waſſer von ſich, als er ſeiner Größe nach wahrſcheinlicher Weiſe kaum beherbergen konnte. Dieſes iſt nun an dieſer Stelle um ſo viel ſtrafbarer, da ſich dieſer Fiſch außerhalb ſeines Elements in freyer Luft befindet, woſelbſt er kein Waſſer einziehen kann, um es wieder von ſich zu ſprützen *. Ja bey

* Hieher gehöret aus dem venetianiſchen Taſſo, in den Einfaſſungen ein Hirſch, der hinten ein Fiſch iſt, und und von einem andern Meerwunder, welches halb Menſch, halb Fiſch iſt, und hinter ihm her in der See ſchwimmet, bey den Hörnern ergriffen wird. Wo ſind doch ſolche Misgeburten anders, als in der verwirrten Phantaſie der Maler? Sagt nicht Horaz davon recht:

Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis appingit, fluctibus aprum.

Wer ſich bemüht ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen,
Malt den Delphin ins Holz, den Eber in die Wellen.

bey den übrigen Nebenzierrathen, ſollte man faſt auf die Gedanken gerathen, der Herr Verfaſſer hätte den Prometheus an herzhafter Entſchließung weit übertroffen, in dem dieſer dem Himmel nur etwas Feuer, jener aber die Sonne ſelbſt, dem Neptun ſeinen Dreyzack, dem Mercur ſeinen beflügelten Stab, und dem Herkules ſeine Keule genommen, um ſich dadurch ein prächtiges Anſehen zu geben. Wie glücklich auf den folgenden Blättern den Schilden Drachenflügel, und andere Seltenheiten angeheftet worden, um dadurch ſeinen Zierrathen einen neuen Schwung zu geben, will ich anitzo vorbey gehen; weil ich in der dritten Sammlung von dergleichen Verzierungen viel freyere Erdichtungen finde, die an Seltſamkeit die vorigen beyden weit übertreffen.

Die Erfindungen dieſes Meiſters, der ſich de la Joue nennet, ſind ebenfalls in Augſpurg herausgegeben worden, und ſchließen einen ungemeinen Reichthum von herzhaften Einfällen in ſich; indem man ſelten einen Schild antreffen wird, zu deſſen Verzierung nicht alle vier Elemente zur Hülfe gerufen worden.

Er bedienet ſich zwar des Muſchelwerks nicht ſo häufig, als die übrigen: allein er beſtanzet daſſelbe dagegen mit feuerſpeyenden Mörſern, die, ob ſie gleich mit keinem Geſtelle verſehen ſind, dennoch losbrennen kön̄en, ohne ſich von ihrer Stelle zu rücken. Erzürnte Männer ſtreiten auf ſeinen Bildern mit dem Degen in der Fauſt, gegen wilde, und dem

Ansehen nach ganz ergrimmte Hähne *. Meerwunder, zerplatzende Feuerkugeln, brennende Schiffe, der Vorrath eines ganzen Zeughauses, von Europäischen und asiatischen Waffen, müssen seine Erfindungen zieren: dagegen zwar nichts zu sagen wäre, wenn ein jedes dieser Stücke auf eine feine, seiner Natur gemäße Art wäre angebracht worden **.

Mich deucht, diese Beschreibung wäre zureichend genung, die Art desjenigen Geschmackes begreiflich zu machen, von dem ich rede. Was zeiget derselbe aber wohl deutlicher an, als daß alle diese Erfinder, indem sie einen neuen Geschmack einführen wollen, sich eben dadurch von der Bahn des guten Geschmacks entfernen, und selbst unvermerkt in das gothische Buntwerk gerathen werden, davon sich doch die neuern Künstler so glücklich heraus-geholfen †.

Es ist noch so lange nicht, daß man ganze Wände prächtiger Zimmer zum Zierrathe über und über

* Wenn es noch ein Streit der Pygmäen mit Kranichen wäre! Aber erwachsene Menschen, mit Hähnen? das ist eine offenbare Ungereimtheit.

** Horaz tadelt die Dichter, die an unrechten Stellen den Rheinstrom, den Regenbogen, und einen Hayn und Altar der Diana abschilderten: und setzt hinzu:

Sed nunc non erat his locus.

Das alles ist sehr gut, nur hier gehörts nicht her.

† Man könnte mit Recht sagen, sie würden es endlich noch ärger machen, indem dieses noch niemals bey den Bildern oder Schnitzwerken der alten Deutschen, Gothen oder Longobarden bemerket worden; so buntscheckigt sie auch ihre Baukunst gemacht haben.

über mit Kürbisranken zu bemalen pflegte: zwischen welchen man große und kleine Jagten so glücklich anzubringen wußte, daß es in der That recht lustig anzusehen war, daß die Jäger und Thiere so klein gemalt waren, daß sie fast alle zusammen in einem holen Kürbis hätten Platz nehmen können *. Sind nun die vorerwähnten Erfindungen gleich nicht so lächerlich, als diese, so sind dieselben doch bereits auf solchem Wege, der sie dem lächerlichen und Abgeschmackten immer näher führet.

Ich vermuthe es zwar, daß einige, die Werke von dieser Art unter diejenigen Kleinigkeiten zählen werden, über die man sich billig nicht ärgern sollte. Da aber ein großer englischer Kunst- und Sittenrichter (der Zuschauer), die Beurtheilung der öffentlichen Schilde, mit welchen die Handwerker ihre Häuser zu bezeichnen pflegen, nicht allein für einen würdigen Gegenstand seiner Bemühung gehalten; sondern auch der Meynung gewesen, daß man die Achtlosigkeit in dergleichen Sachen, die entweder Beweise eines schlechten oder guten Geschmacks abgeben, einem ganzen Volke zur Last legen könnte: so glaube ich auch, daß ein deutscher Liebhaber des gesunden Geschmacks, es uns so viel mehr zu gut halten werde, daß wir über den verdorbenen Geschmack einer anderen Art von Schilden einige Gedanken mit Freyheit an den Tag geleget, da dieselben

* Und was sieht man noch diese Stunde auf den ausgepurschen Goldpapieren, als vieles Laubwerk darauf Hasen, Hirsche und Hunde, nebst den Jägern selbst herumklettern; wo sie nicht gar aus den Bäumen selbst heraus gewachsen sind.

ſelben nicht ſo wohl an gemeinen Gebäuden, als vielmehr an groſſen Paläſten, die billig Tempel des guten Geſchmacks ſeyn ſollten, koſtbare Zierrathen ausmachen. Sie ſind alſo um ſo viel ſtrafbarer, je mehr Kunſt und Koſten darauf verwendet werden, und man könnte noch überdem dieſes, als die angenehmſte Frucht ſeines Verſuchs anſehen; wenn er durch ſeine Verwegenheit gröſſere Kenner und Meiſter gereizet hätte, mit Verwerfung aller ſeiner Gründe hierüber ausführlicher zu reden.

Die ganze Sache aber ſcheint meinem Ermeſſen nach, auf die Beantwortung der Frage anzukommen, ob es nicht möglich ſey, Zierrathen zu erfinden, die das Auge und die geſunde Vernunft zugleich befriedigen, und neben dem äuſſerlichen Wohlſtande zugleich eine genaue Wahrſcheinlichkeit in ſich ſchlieſſen? Iſt dieſes aber möglich, warum will man denn ſeine Zuflucht zu dem unnatürlichen und abgeſchmackten nehmen?

Wer könnte aber wohl das erſtere anders verneinen, als derjenige, der unter den ſchönen Werken der Natur und Kunſt, als ein Fremdling herumgeirret, und keines vernünftigen und lebhaften Eindruckes ſolcher Seltenheiten fähig geweſen? Die ganze Natur biethet einem aufmerkſamen Künſtler faſt unendliche Gegenſtände zu ſeinem Gebrauche dar. Eine unzählbare Menge von Früchten, Blumen, Kräutern, Bäumen, Gegenden und Geſchöpfen umgeben ihn gleichſam rund herum, unter welchen allen er nur eine geſchickte Wahl zu treffen,

und die einzelnen Stücke auf eine natürliche Art zu vereinigen hat *.

Was für einen weitläuftigen Vorrath von schönen Zierrathen, gewähret einem Künstler nicht die Kenntniß der Alterthümer und der Fabeln? Kostbare Waffen, prächtige Gefäße und Opfergeräthe, Tempel, Ehrensäulen und Triumphbogen, biethen ihm so viele vortreffliche Gegenstände dar, aus welchen er nach Beschaffenheit desjenigen Orts, den er auszieren soll, dasjenige nehmen kann, welches an derselben Stelle das wahrscheinlichste ist. Und kurz, fehlet es einem Erfinder nur nicht an denen zur Vollkommenheit seiner Kunst unentbehrlichen Wissenschaften, und einer unterscheidenden Urtheilskraft, so wird es ihm gewiß niemals an Stoffe zu schönen und regelmäßigen Zierrathen fehlen können.

Hieraus ist es nun leicht abzusehen, daß es nur einzig und allein den geschicktesten Meistern überlassen werden müßte, dergleichen Vorschriften zu verfertigen. Diese würden neben der Kenntniß der einzelnen Stücke zugleich die Kunst verstehen, das Ganze auf eine solche Art zusammen zu setzen, daß

es

* Man merke hier, auf eine natürliche Art. Denn auch in dieser Art der Malereyen, wird oft wider die Natur verstoßen; wenn man Früchte und Blumen zusammen paaret, und auf einem Stücke entwirft, die die doch einander so zu reden, niemals gesehen haben, weil sie in den entlegensten Jahreszeiten hervorkommen. Man sieht ja oft Fruchtstücke, wo Erdbeeren, frühe Kirschen, und Weintrauben zugleich erscheinen; imgleichen Blumenstücke, wo Hiacinthen und Aurikeln mit Sonnenblumen und Tuberosen gepaaret sind. Wer kann das dulden?

es einen schönen Zierrath auszumachen, und zugleich eine angenehme Haltung anzunehmen fähig wäre. Oder zum wenigsten wäre es doch billig, daß in denjenigen Städten, in welchen mit großen Künstlern besetzte Akademien anzutreffen sind, die Kupferstecher eben so wenig, als die Buchdrucker auf Universitäten, befugt seyn müßten, ohne vorhergängige Prüfung und Gutachten der Akademie, dergleichen Erfindungen heraus zugeben.

Zuletzt muß ich noch gleichsam im Vorbeygehen anmerken, daß mir die ausländischen Namen der Erfinder einen neuen Beweis von der gar zu großen Gefälligkeit unserer Landesleute gegen den fremden Witz gegeben haben *.

Deutsche Kupferstecher haben diese Grillen fremder Erfinder an das Licht gegeben, ohne vielleicht zu bedenken: daß es viel nachtheiliger sey, etwas schlechtes nachzuahmen, und so gar durch den Druck bekannt zu machen, als es selbst zu erfinden. Man entschuldiget uns noch viel eher, wenn wir unsern eigenen Schwachheiten zu viel Gutes zutrauen.

Al-

* Hier kömmt der Herr Verfasser auf die wahre Quelle dieser seltsamen Zierrathen. Nicht Deutschland, sondern die Meisterinn so vieler unreimten Moden, Frankreich, ist auch die Erfinderinn dieses so verderbten Geschmackes geworden. Der geschobene und und verbogene Schwung dieser Zierrathen ist also auch eine französische Grille, die mit Recht von einigen grossen Künstlern in Deutschland. z. E. Dem Herrn Giese in Berlin, verabscheuet wird. Und wenn es gleich von vornehmen Leuten, ihm mehr als einmal zugemuthet worden, sich auch der Mode zu bequemen: so hat er es doch großmüthig abgeschlagen. So machen es wahre Künstler.

Allein, wenn man fremde Fehler nicht nur duldet, sondern auch so gar annimmt, so machet man sich derselben theilhaftig; welches um so viel strafbarer ist, da wir unser Urtheil über fremde Sachen mehr, als über eigene in unserer Gewalt haben.

Möchten doch die Deutschen ihre eigenthümliche Fähigkeit, die ihnen in den größten und vortrefflichsten Erfindungen einen gegründeten Vorzug erworben, mit mehrerer Zuversicht erforschen und anwenden: so würden sie finden, daß sie es gar nicht nöthig hätten, in Kleinigkeiten Witz bey den Ausländern zu borgen, und mit der Ausbreitung fremder Thorheiten ihre eigene Schande zu verewigen. Zumal, da der Verfall des guten Geschmacks in manchen Künsten, mit dem Verfalle der Wohlanständigkeit in den Sitten, bey einigen benachbarten Ausländern, immer deutlicher zu werden anfängt. Vor diesem herrschete bey unsern Nachbarn eine anständige und vernünftige Freyheit in der Art zu leben und zu denken; und damals war die Begierde der Deutschen, sich mit den guten Eigenschaften der Fremden zu zieren, allerdings lobenswürdig. Allein anitzo, da diese wohlanständige Freyheit sich in eine ungezogene Ausgelassenheit verwandelt; da die unverschämte Dreistigkeit den Platz der höflichen Freyheit erhalten; und da diese Veränderungen sich auch so gar in ihren Kunsterfindungen äußern; allwo diejenige regelmäßig angebrachte Freyheit, welche die Kunst mit der Natur immer näher vereinigte, sich in eine wilde und regellose Ausschweifung verwandelt; da man die schöne und sichere

Bahn

Bahn der Natur verläßt, und ungereimten Künsteleyen nachläuft, und mit der Abweichung von der Natur sich zugleich von Schönheit und Richtigkeit entfernet: so sollten die Deutschen um so viel eher in sich selbst zurücke kehren, und sich vielmehr bemühen, ihren Witz nach der Vorschrift einer gereinigten Vernunft, als nach der öfters verworrenen Einbildungskraft ihrer Nachbarn zu bilden, und durch würdige Proben der Welt zur Beurtheilung vorzulegen. R.

* *

III.

Platons Urtheil von der Poesie. *

Einige Zeit darauf, als der Abt Massieu seine Vertheidigung der Poesie abgelesen hatte, welche man in dem andern Bande der Memoires de l'Academie findet, und in welcher er anzugeben scheint, Plato habe alle Poesie ausdrücklich aus seiner Republik verbannet: so unternahm der Abt Fraguier, (von welchem man auch in eben dem Bande eine Abhandlung findet, wozu Plato die Poeten brauchet) die wahrhafte Meynung des Plato von dieser Sache, genauer zu erklären. Er behauptete, dieser Philosoph sey nicht wie man gemeiniglich glaubt, ein Feind von der Poesie überhaupt gewesen; sondern habe nur den Ge-

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres, T. I. p. 216. seqq.

Gebrauch dieſer Art von Nachahmung beſtimmen wollen: ſo wie er die Art von Nachahmung feſtgeſetzet hat, die durch die Muſik und das Tanzen geſchieht. Er habe auf nichts gedacht, als die Menſchen vollkommener zu machen, und kein Mittel verworfen, welches dazu dienen kann. Da nun die Nachahmung des Guten, welches dieſelben vermehret, eins der beſten iſt: ſo war Plato gar nicht geſonnen, das Gute zu verwerfen, welches aus der Poeſie entſpringt. Wenn man daher glaubt, er habe ſie ganz und gar verworfen, ſo behauptet man, nach des Herrn Fraguier Meynung, daß man eine ſo ſchöne Gabe nicht anders, als auf eine verderbliche Weiſe gebrauchen könne; daran er aber nie gedacht hat. Zwar kennet Plato etwas, das noch viel beſſer iſt, als ſich allein an die Nachahmung zu halten; nämlich, wenn man ſelbſt was thut, das nachahmungswürdig iſt: allein er ſchließt von der Nachahmung nichts aus, als was ihm böſe vorkömmt. Inſonderheit hat er ſich bemüht den Misbrauch der Dichtkunſt und Redekunſt zu zeigen; weil diejenigen, welche entweder Dichter oder Redner waren, ihre Gaben insgemein ſehr übel anwendeten, und gleichwohl über alles erhaben zu ſeyn glaubten; ohne zu bedenken, daß dasjenige, welches die Menſchen wirklich über alles andere erhebt, nichts anders ſeyn kann, als die Tugend, deren Anführung den größeſten natürlichen Geſchicklichkeiten erſt den rechten Werth ertheilet; welche an und für ſich ſelbſt weder Lob noch Tadel verdienen, und dennoch eins oder des andern würdig werden, nach-

dem man ſie gut oder ſchlecht anwendet. Man kann hieraus urtheilen, daß der Abt Fraguier, dieſe neue Abhandlung ſowohl in der Abſicht unternommen, Platons Strenge gegen die Poeſie zu rechtfertigen, als auch ihn mit den Dichtern auszuſöhnen. Um nun zu beweiſen, daß Plato wirklich die Poeſie erlaube, ſo ſetzt er folgendes feſt:

1. Habe Plato gewollt, daß man ſich zum Unterrichte der Menſchen, der Fabel bedienen ſolle; ja da er ſich ſelbſt an ſo vielen Stellen ſeiner Werke derſelben bedienet, ſo behalte er ja dasjenige bey, was eigentlich den Grund der Poeſie ausmacht, und das rechte Weſen davon iſt.

2. Da er den Gebrauch der Geſänge und Lieder zur Ehre der Götter und Menſchen vorgeſchrieben: ſo behalte er auch das erhabenſte von der Dichtkunſt bey, welches der wahren Schönheiten und der Begeiſterung einer Seele, die voller ſchönen Empfindungen iſt, am fähigſten iſt.

3. Daß er den Dichtern erlaube, von den Laſtern zu reden, um deren Häßlichkeit zu zeigen, und die Guten durch das Beyſpiel der Böſen, in der Tugend zu beſtärken.

4. Wolle er nur, daß ein poetiſches Werk, es ſey neu oder alt, der Unterſuchung der Obrigkeit unterworfen ſeyn ſolle; damit in ſeinem Staate dasjenige nicht geſchehe, was ſich täglich bey uns eräuget: daß die Geſetze von der Theologie und Morale eine Sprache reden, der die Sprache des Dichters gerade zuwiderläuft.

Frey-

Freylich würden, nach der Vorſchrift dieſer Unterſuchung, wenige von denen Dichtern, die vor dem Plato gelebet haben, beybehalten werden: allein eine gute Verfaſſung des Staates, könnte doch wohl den Sinn der Dichter auf die Grundſätze der wahren Philoſophie lenken, und machen, daß der Innhalt ihrer Arbeiten eben ſo nützlich wäre, als die äußere Form bewundernswerth iſt.

Hierauf ließ ſich der Herr Fraguier in eine ziemlich weitläuftige Beſchreibung derer Urſachen ein, die Plato gehabt hatte, die theatraliſche Dichtkunſt auszuſchließen. Er ſagt, 1. daß, die Leidenſchaften ſo zu erregen, wie das Trauerſpiel thut, nach Platons Meynung, dieſelben nur verſtärken heiße. Dieſer Weltweiſe habe ſich nicht einbilden können, daß man die Leidenſchaften beſänftige, wenn man ſie erreget. Dieſe Meynung wäre für den Ariſtoteles aufgehoben geweſen, deſſen Erklärung dieſes Punctes, ſo wie vieler andern, unter ſeinen Auslegern nicht allemal gleich iſt. Und nichts ſey demjenigen mehr entgegen, was Plato im Phädon und im IX. und X. Buche ſeiner Republik ſaget.

2. Daß die komiſche Nachahmung, deren Ergetzung von ihm in dem Philebus verworfen worden, dem Plato, als einem freygebohrnen Menſchen unanſtändig vorgekommen, und ſich nur für niederträchtige Sklaven zu ſchicken geſchienen. Herr Fraguier beſtäliget alle dieſe Sätze mit den Worten des Plato ſelbſt, die er meiſtentheils aus den

Büchern von der Republik und von den Geſetzen hergenommen *. Hierauf berührt er, was die Beredſamkeit betrifft, weil der Abt Maſſieu auch davon geredet hatte, und beſchließt: daß Plato ſo wenig die ganze Poeſie und Beredſamkeit aus ſeiner Republik verbannet habe, als ein Prinz alles Gold und alles Silber aus ſeinen Staaten verbannen würde; weil er etwa nur lauter ſehr reines Silber und Gold eingeführet wiſſen wollte.

Hierauf brachte der Abt Couture die Frage vor: welches denn eigentlich Platons wahre Meynung von der Dichtkunſt geweſen? Seine Abſicht hierbey war, zu unterſuchen, ob der Abt Maſſieu, oder der Abt Fraguier, Platons Sinn beſſer eingeſehen? Es kam unter ihnen auf die Frage an, ob Plato die ganze Poeſie aus ſeiner Republik verbannet habe? und hiervon glaubt der Abt Couture, daß er es gethan. Er gründet ſich hierinn auf folgende Urſachen. Plato ſchließt alle diejenigen aus, welche, weil ſie von einer poetiſchen Begeiſterung eingenommen werden, nicht mehr Meiſter ihrer Einbildungskraft ſind, deren Feuer ſie ohne Unterſcheid in ſehr lebhafte Schildereyen und Nachahmungen alles deſſen verleitet, was ſie beſchreiben ſollen; in zwar bekannte, aber doch ſeltſame Ausdrücke von den Göttern, und in eine Sittenlehre, die eben ſo wenig Maaß hält, als unrichtig ihre Theologie iſt. Nun ſteht es mit einem

* Plato de Republ. Lib. 2. 3. 5. p. 468. u. 10. de Leg. 7. p. 800. C. 801. 802. B. 816. E. 829. B 654. E. 835. ed. de Leg. 11. p. 937. D. 12. p. 947. B. in Philebo p. 48. 49. etc.

nem jeden wahren Dichter nicht anders! Dieſe Schlußrede, deren Theile Herr Couture ſehr gelehrt beweiſet, giebt ihm unzählige Sachen von Platons Abſicht, von dem Weſen eines Dichters, von der poetiſchen Begeiſterung u. ſ. w. an die Hand. Herr Fraguier gab den erſten Satz zu, allein er erklärte einen gewiſſen Gebrauch der Begeiſterung, (welcher nichts anders iſt, als die Einbildungskraft, die von einem ſchönen Feuer regieret wird,) deren Stärke bey einem Dichter, welcher voller tiefſinnigen und praktiſchen Wahrheiten iſt, nichts anders hervorbringt, als die Nachahmung edler Sachen, wahre und richtige Begriffe von der Gottheit, und Sätze, die aus einer ſehr weiſen Morale fließen. Dergleichen ſind z. E. die Chöre in der Eſther und Athalia: der Lobgeſänge in der heiligen Schrift, und der Pſalmen zu geſchweigen; welche noch von einer erhabnern und ganz göttlichen Art ſind.

* *

IV.

Epitres diverſes ſur des ſujets diffèrens. à Londres. 1740.

D. i.

Einige Briefe über verſchiedene Materien. London. 1740. in 8. 17. Bogen.

Wir würden alle unſere Liebe zu unſerm Vaterlande verleugnen müſſen, wenn wir in dieſem Bücherſaale noch länger von

einem Werke ſchweigen wollten, welches ſeinem Verfaſſer und Deutſchland ſo viel Ehre macht. Der Verfaſſer deſſelben iſt nämlich ein Deutſcher, ſo ähnlich auch ſeine franzöſiſche Poeſie den beſten galliſchen Dichtern iſt. Er fürchtet zwar in ſeiner gar zu beſcheidenen Vorrede, daß man ihm dieſen Vorzug in Frankreich nicht einräumen werde; allein wir glauben, daß kein vernünftiger Franzoſe ihm denſelben ſtreitig machen wird: es müßte denn, die in Frankreich ſo ſehr übliche Höflichkeit gegen die Ausländer, nur allein auf dem franzöſiſchen Parnaſſe nicht ſtatt haben. Zwar können wir nicht leugnen, daß es uns nach unſerm angebohrnen Eifer für die Ehre unſerer Mutterſprache, ſelber lieber ſeyn würde, wenn der Herr von Bar dieſe Briefe in deutſcher Sprache geſchrieben hätte. Es iſt unmöglich, daß ein Mann, der ſo ſchön denkt, ſich nicht auch gut ausdrücken ſollte. Zu dem ſo hat er ſie ja in einer Zeit geſchrieben, wo man mit aller Gewalt das neue Geſetz zu gründen ſucht, daß man eines ſchönen Gedankens wegen, die ärgſten Sprachſchnitzer verdauen müſſe. Sein Werk würde alſo gewiß in Deutſchland bewundert worden ſeyn, geſetzt das es auch nicht in der zierlichſten Schreibart erſchienen wäre. Allein, da der Herr Verfaſſer ganz anderer Meynung iſt, als obige poetiſche Geſetzgeber, und ſich in der Vorrede erkläret, daß er die franzöſiſche Sprache nur darum gewählet, weil er ſich getrauet in derſelben viel beſſer zu ſchreiben, als es ihm in ſeiner Mutterſprache möglich ſeyn würde: ſo müſſen wir die Hand auf den

Mund

Mund legen, und geſtehen, daß es der deutſchen Ehre noch vortheilhafter iſt, dieſes Werk in einer ausländiſchen Tracht erhalten zu haben, als wenn es ganz und gar unterdrückt worden wäre: denn es wird allemal ein Vorzug mehr ſeyn, den unſer Land vor ſeinen ſtolzen Nachbarn erhalten hat.

Wir ſchreiten zu dem Werke ſelbſt. Es beſteht aus zwölf ſatiriſchen Briefen in Verſen. Da nun der Dichter in franzöſiſcher Sprache ſchreibt, ſo hat er ſich auch oftmals ſolche Perſonen, an die er ſeine Briefe richtet, erwählet, die in Frankreich ihrem Charactere nach, überall bekannt ſind. So iſt das 1. Schreiben an den Alceſte, den Menſchenfeind im Moliere. Das 2. iſt an den Tartüffe, aus eben demſelben; das 3. an den Jourdain, den bürgerlichen Edelmann, a. e. d. Das 4. an den Sganarelle, den gezwungenen Arzt, a. e. d. das 5. an den George Dandin, den betrogenen Ehmann, a. e. d. Das 6. an den Geronte, den Teſtamentmacher, das 7. an den Sancho Panſa, das 8. an den berühmten engländiſchen Calendermacher und Sterndeuter, Partridge, das 9. an den Ritter Martin, der aus Swifts Mährchen von der Tonne bekannt iſt, das 10. an den großen Diamant, das 11. an des Dichters Vaterland, das 12. an den Buchhändler Peter Marteau, gerichtet. Wir wollen, ſo viel es ſich thun läßt, von allen dieſen ſchönen Stücken etwas ſagen.

In dem erſten Briefe an den Menſchenfeind, welcher die Aufſchrift hat:

Humani generis mores tibi noſſe volenti
Sufficit vna domus: paucos conſume dies, et
Dicere te miſerum, poſtquam illine veneris, aude.
Juven. Sat. XIII.

ſagt der Dichter dem Alceſte, man müſſe ſich nie ſoweit ernidrigen, daß man alle Menſchen überhaupt haſſe. Der Menſchenhaß ſey eine Kränkheit, und keine Tugend; ſie quäle den Geiſt, nähme den Körper ſelbſt bald ein, und entzöge uns den Lebendigen, ohne uns den Todten zuzugeſellen. Er (der Dichter,) würde niemals einem Böſewichte, der mit den Meyneiden verſchwendriſch umgeht, und durch Läſtern ſeine Redlichkeit beſleckte, oder einem Judas, welcher verrätheriſch mit ihm umgienge, die Ehre anthun, daß er ſie haſſen ſollte.

Le plus vil des humains pourra m'aſſaſſiner,
Mais ne parviendra point jusqu'à me chagriner.

Der ärgſte Sterbliche kann mich durchs Schwert entſeelen;
Doch ſteht es nicht bey ihm durch Grämen mich zu quälen.

Hierauf ſagt er, daß dieſe Gelaſſenheit keine Gabe der Natur des Dichters, ſondern eine Wirkung der Vernunft, und Ueberlegung ſey. Seitdem er ſich ganz allein der Unterſuchung des Menſchen ergeben, fände er wenig Sterbliche, die ſeines Haſſes würdig wären. Und allerdings, wenn kein einziger Zufall das Herz eines Philoſophen bewegen ſoll; wenn der Weiſe auch in Ketten frey, und bey dem Untergange der Welt ſelbſt, unerſchrocken ſeyn ſoll: mit was für einer Frechheit will denn ein Menſchenfeind ſich über die Sitten ſeiner Zeit beſchweren?

Hier-

Hierauf geht er die Klagen des Alceſte durch. Ein Richter, der vielleicht übel berichtet, vielleicht auch unwiſſend, oder gar beſtochen iſt, ſpricht ihm, einem Böſewichte zu gefallen, der mit den ärgſten Laſtern beflecket iſt, ſein rechtmäßiges Gut ab. Dieſer krönet ſeine Laſterthaten noch mit der Beſchimpfung ſeines Gegners. Die Welt hält ihn für den Böſewicht der er iſt; allein Alceſte muß doch ſchuld haben. Die Liebe kömmt noch dazu; eine verbuhlte und ſchmähſüchtige Wittwe, gefällt ihm und nimmt ſein Herz ein; ſie hat ihn zum beſten, und verräth ihn auf das ſchändlichſte. Allein alles dieſes geſchieht dem Menſchenfeinde nicht allein; es geht täglich in der Welt ſo. Was man nun aber alle Tage vor Augen ſieht, daß muß einen nicht verdrießlich oder mürriſch machen. Er erzählt hierauf, daß man ihn ſelbſt durch einen unbilligen Richterſpruch um ſein Vermögen gebracht, welches ihm, ſo lange er lebe, von rechtswegen niemand, als Gott allein hätte ſollen nehmen können. Allein ſagt er, deswegen weil man mich beſtehlen kann, hat man das Mittel noch nicht erfunden, mich verzweifelnd zu machen. Wer auf meine Koſten verdammt werden will, der iſt nur gar zu ſehr zu beklagen. Er iſt ein raſender Thor, den ich ſcheuen muß, und dem ich, um ihn los zu werden, gern die Güter abtrete, die das Glück mir ohne Zinſen geliehen hatte.

Der Dichter ſchreitet hierauf zum andern Puncte, das Frauenzimmer betreffend, wo er allerdings die Sachen zuweilen zu hoch treibt. Z. E. daß keine eheliche Verbindung beglückt zu nennen, als des

venetianiſchen Dogen ſeine, mit dem adriatiſchen Meere. Allein man muß ihm dieß als einem Satirenſchreiber zu gute halten: zumal da er nicht allem Frauenzimmer alle Verdienſte abſpricht, und auch durch dieſe Billigkeit den Character eines vernünftigen und tugendhaften Mannes beybehält. Zum Beſchluſſe räth er dem Menſchenfeinde noch die Welt nicht zu fliehen: denn ein Flüchtling bezeige ſich nicht als ein Held. Er ſagt:

Demeure, & ſache enfin, qu'à force de ſouffrir,
L'Homme apprend les deux arts, de vivre & de mourir.
Je plains le Fortuné qu'aucun malheur n'afflige,
Il me ſemble en effet que le Ciel le neglige;
Je ſuis tout glorieux de pouvoir me vanter
De mille & mille maux, que j'ai pû ſupporter.
Endure, ſans t'aigrir, tous ceux que Dieu tolère,
Et contre tes defauts epuiſe ta colère.

O bleib! und lerne dann, daß durch beſtändig Leiden,
Der Menſch die Kunſt erlernt zu leben und zu ſcheiden.
Das Glückskind dauret mich, das gar kein Unfall plagt,
Es ſcheint, der Himmel hab ihm alle Gunſt verſagt.
Ich bin recht ſtolz darauf, manch ſchweres Leid zu nennen,
Das ich, ſo hart es war, doch überſtehen können.
Erdulde, ſonder Groll, die, die Gott leiden kann:
Nur deine Fehler ſich mit ſtetem Zürnen an. . . .

Auf dieſe ſchöne philoſophiſche Art fährt er bis zum Schluſſe des Briefes fort, davon wir ferner nichts ſagen und zum zweyten Schreiben ſchreiten wollen.

Es iſt wie gemeldet worden, an den ſcheinheiligen Tartüffe gerichtet; und enthält ſehr ſchöne und lebhafte Abſchilderungen vieler ſeiner Mitbrüder, ſonderlich in der römiſchen Kirche. Inſonderheit iſt das abſcheuliche Verbrechen des berüchtigten P. Girards allhier mit ſehr lebhaften Farben abgeſchil-

ſchildert. Man kann dieſe Stelle nicht leſen, ohne von neuem allen den Abſcheu zu empfinden, den das ſchändliche Verfahren dieſes Ruchloſen ehemals bey allen Tugendliebenden erwecket hat. Nachdem der Dichter einen Theil dieſer Schandthaten erzählet, ſagt er:

Le Ciel laſſé permit qu'enfin ce ſeducteur
Demaſqué par le tems parut en ſa laideur.
La Juſtice en fremit, & ſur ce miſerable
Leva d'un bras vengeur ſon glaive formidable;
Le peuple s'attendoit qu'un Trone de fagots
Recevroit dignement le Roi des faux Devots;
Mais, o Juſtice! o Tems! le Santon Catholique,
Des flammes du Bourreau, ſauva ſon corps étique.
En vertu d'un arrêt, par la Brigue extorqué
Il ſe voit innocent & de nouveau maſqué.
La Fievre l'étranglant, au defaut du Tonnere
Son cadavre inhumé déshonore la Terre.

Des müden Himmels Schluß vergönnte, daß die Zeit
Den Böſewicht entdeckt, in voller Häßlichkeit.
Der Richterſtuhl erſchrock! mit rächerfüllten Händen
Sah man des Strafbeil ſich nach dieſem Frevler wenden.
Das Volk erwartete, zum wohlverdienten Lohn
Für dieſes Heuchlerhaupt den nahen Holzſtoß ſchon.
Allein, o Zeit! o Recht! des Kloſtervolks Bemühen
Wußt den verdorrten Leib den Flammen zu entziehen.
Durch eines Ausſpruchs Kraft, den ſeine Rott erhält,
Sieht man ihn Unſchuldsvoll auf freyen Fuß geſtellt.
Der Donner fehlt! drum muß das Fieber ihn verzehren,
Und ſein begrabnes Aas den Erdball noch entehren.

Nachdem er ferner von der Wolluſt der Tartüffen auf ihren Geiz kömmt, heißt es:

Le ſeul Dieu qu'il adore & qu'il croit ſage & bon,
N'eſt pas un Dieu de pâte en forme de jetton.
C'eſt un Dieu plus puiſſant, le Tyran de la Terre
C'eſt le Dieu pour lequel nos Rois ſe font la guerre.

Der

Der Gott den er verehrt, für weis und gütig hält,
Iſt nicht ein Gott von Teig aus Andacht aufgeſtellt.
Es iſt der Gott der Welt, ein ſtarker Gott im Siegen,
Es iſt der Gott, um den die Fürſten ſich bekriegen.

Nachdem er in einer erhabenen Schreibart und mit einer, ſeiner Materie gemäßen Bitterkeit, noch ferner fortfährt, ſo kömmt er endlich auch auf die Bethſchweſtern:

Tels ſont tous nos Devots; & ſ'il eſt ſous les Cieux
Un Etre plus mechant, plus faux, plus furieux,
C'eſt la Femme devôte, Amazone ſacrée,
Ou plûtôt du Demon Prophetelle inſpirée.

So ſehn die Häuchler aus! und wird uns in der Welt
Was böſers, wüthenders und fälſchres vorgeſtellt,
So iſts die Betherinn: (die heilgen Amazonen!)
Der Prophetinen Herz, darinn die Teufel wohnen.

Der Dichter läßt dieſen lächerlichen und boshaftigen Geſchöpfen ihr völliges Recht widerfahren, und erhält ſich bis an das Ende der Satire in einem gleichen Feuer; welches ſeinem Eifer für die ungehäuchelte Gottesfurcht Ehre bringt.

Das dritte Schreiben an den bürgerlichen Edelmann, enthält bald anfangs die bekannte Fabel von der Fledermaus, welche ganz kurz und körnicht vorgetragen iſt. Er zeigt hierauf dem Jourdain, wie unrecht er thue, die Kaufmannſchaft zu verachten, die ſolche nützliche und begüterte Bürger lieferte. Der Adel ſey manchem eine große Laſt, der, um ſich nicht zu erniedrigen, lieber elend und arm leben müßte; ſo wie das Hermelin lieber umkömmt, als ſein Fell befleckt. Die Beſchreibung, die er dem Jourdain von allem dem macht, was

ein

ein Edelmann heut zu Tage alles wiſſen muß, iſt ſehr angenehm zu leſen. Denn ob es uns gleich ſcheint, daß der Herr Verfaſſer ein wenig zu weit geht, wenn er hierzu die Kenntniß aller alten Schriftſteller, die griechiſche und hebräiſche Sprache, den Ariſtoteles, Plato, Carteſius, Newton, Bernoulli, Leibnitz, Wolf, Reil, Clarke, Bayle, Locke, die ganze Mathematik, die Hiſtorie, eine vollkommene Geſchicklichkeit in den Rechten u. ſ. w. rechnet: ſo iſt dieß vielleicht nur ein oratiſcher Kunſtgriff, um ſeinen Correſpondenten deſto mehr abzuſchrecken. Wir ſtreiten dem Herrn Verfaſſer eine ſo weitläuftige Kenntniß der Gelehrſamkeit nicht ab; allein wir glauben, daß er wenig Mitbrüder haben werde. Der Dichter geſteht es auch bald ſelbſt, daß die groſſe Geſchicklichkeit und Tugend keine weſentliche Eigenſchaft des Adels ſey:

Ennemi de l'Orgueil, j'eſtime & je revére
Le Fils, le digne Fils, qui ſurpaſſe ſon Pere.
Mais lorsque l'argent ſeul, dans le Negoce acquis,
Fait le nouveau Baron, le Comte, le Marquis:
Je dis à ces Seigneurs, deſerteurs de Mercure,
Que tout Titre acheté n'eſt qu'une groſſe Injure.
Je conviens volontiers, que par un lâche abus,
Nous ſommes tous exemts de prouver des vertus:
Et qu'un ſot ſans mérite, en faveur de ſes Titres,
A Cologne à Strasbourg entre dans des Chapitres.
Ou le Fils du grand Turc ſe verroit refuſé,
Quand méme par le Pape il ſeroit batiſé. . . . . .

Ich bin dem Stolze feind; ich ſeh mit Ehrfurcht an,
Den Sohn der an Verdienſt dem Vater trotzen kann.
Doch wenn das bloße Geld durch ein Gewerb erbeutet
Den neuen Freyherrn nur und Grafen, zubereitet;

So

So ſag ich ſolchem Herrn, der dem Merkur entwich:
Erkaufte Titel, ſind ein wahrer Schimpf für dich,
Ich geb es freylich zu (dem Misbrauch iſts gelungen!)
Es wird beym Adel auch auf Tugend nicht gedrungen.
Ich weis, daß mancher Thor mit Ahnen ausgeſchmückt
In Cölln und Straßburg ſich zum Domcapitel ſchickt.
Käm aber einſt der Sohn des Großſultans gegangen,
Vom Pabſte ſelbſt getauft; er würde nichts erlangen.

Wir brechen der Weitläuftigkeit wegen ab; und empfehlen dieſes ſchöne Schreiben dem fernern Nachleſen unſerer Leſer, ſonderlich derer, die eine gleiche Sucht mit dem Jourdain plagt.

Das vierte Schreiben an den gezwungenen Arzt, fängt ſich mit einer Ermahnung an den Sganarelle an: er ſollte ſich nur ſeinem Schickſale ergeben, und immerhin einen Beruf antreten, wozu er ſich nicht ſchickt. Er hätte unter Hohen und Niedrigen Beyſpiele genug, die es eben ſo machten.

Un Fat peut éviter les pièges d'un Flatteur,
Mais dés qu'aux yeux du monde un puiſſant Protecteur
Veut bien le revetir d'une charge honorable,
Ce Fat peut-il prévoir, qu'il en eſt incapable? . . .
Voulez-Vous qu'à l'inſtant il rejette ſon office,
Qu'on offriroit peut-être à plus grand ſot, que lui? ..
Voulez-vous vous piquer de ſentir des ſcrupules
Autre-fois très-ſenſés, aujourd'hui ridicules?

Ein Geck kann leicht dem Garn der Schmäucheley entgehen;
Will aber vor der Welt ein Gönner ihn erhöhen
Und ſchenket ihm ein Amt das Würden in ſich ſchließt:
Kann denn der Geck es ſehn, daß ers nicht würdig iſt? ...
Soll er den Augenblick ſein ſchönes Amt verſchmähen,
Und größern Thoren noch als er iſt, geben ſehen? . . .
Willſt du alleine dir viel kluge Zweifel machen,
Die man ſonſt Weiſe nannt, und itzt pflegt auszulachen?

Der

Der Dichter geht einige Stände durch, darinnen es viel Misvergnügte giebt, die das, was ſie ſind, nicht gerne ſind. Unter andern heißt es:

Je vous crayonnerois l'Homme de probité,
A la Cour malgré lui par ſon ſort arrêté.
Qui doit, pour ſubſiſter d'un ſalaire aſſez mince,
Souſcrire aveuglement aux crimes de ſon Prince.

Bald ſchilderte ich dir des frommen Manns Verdruß,
Der wider Willen ſich bey Hofe zeigen muß:
Er muß, ſoll ihm ein Lohn der klein genug iſt, bleiben,
Des Fürſten Laſterthat nur blindlings unterſchreiben.

Auf dieſe Art geht der Brief bis ans Ende fort, und erhält ſich durchgehends in einer angenehmen ſatiriſchen Schreibart.

Das fünfte Schreiben an den George Dandin, zeigt auf eine feine und angenehme Art alle Verdrießlichkeiten, die der Heyrath einer bürgerlichen Perſon mit einer adelichen zu folgen pflegen. Es iſt lebhaft, ob gleich hier und da ein wenig gar zu ſatiriſch und parteyiſch geſchrieben.

Der ſechſte Brief an den Teſtamentmacher Geronte, handelt gleich anfangs von der Schwierigkeit ein Teſtament zu machen. So ſchwer es iſt, bey Lebzeiten, ein großes Vermögen vernünftig zu verwalten, ſo ſchwer iſt es auch nach ſeinem Tode daſſelbe vernünftig und billig auszutheilen. Der Herr Verfaſſer iſt überhaupt dem Teſtamentmachen faſt ganz zuwider. Er ſagt:

Je ſuis homme & Chrêtien; un père, à mon avis,
Ne ſauroit ſans horreur, exhéreder un fils.
Le Fils peut encor moins déſheriter ſon pere;
Le frere de ſes Biens n'oſe exclure le frere.
Quiconque t'appartient, dès qu'il eſt indigent,
Acquiert par la Nature un droit ſur ton Argent.

Ich

Ich bin ein Mensch und Christ: dem Vater stehts nicht an,
Daß er ohn Uebelstand den Sohn enterben kann.
Dem Sohne stehts nicht frey, den Vater auszuschließen;
Kein Bruder soll mit Recht des Bruders Erbschaft missen.
Wer dein Verwandter ist und lebet arm und schlecht,
Der hat schon von Natur auch auf dein Gut ein Recht.

Von der Rache aber die zuweilen durch Testamente ausgeübet wird, sagt der Dichter:

Qui se venge en testant, n'a qu'une ame de boue,
Et de quelque Vertu que d'ailleurs on le loue.
C'est un lache vangeur, qui dans son Testament
A sa propre infamie élève un Monument.

Die Rache dieser Art ist Niederträchtigkeit;
So vieles Lob man auch sonst seiner Tugend weiht,
So schändt die Rach ihn doch: sein Testament auf Erden
Muß seinem eignen Schimpf ein ewig Denkmaal werden.

Er redet auf diesen Schlag ferner fort, und führet unter andern das Beyspiel des **Plinius** an, welcher nie in einem Testamente Fehler finden wollte; weil ihm schon der bloße Name einer solchen Schrift so heilig war, als ein römischer Rathschluß. Die ganze Satire giebt den vorigen an Schönheit nichts nach.

Nun folgt der siebente Brief an den **Sancho Pansa**; dessen Sprichwort, todos los duelos con pan son buenos; **alles Unglück ist erträglich, wenn man nur Brod hat**, gleichsam der Hauptsatz dieser Satire sind. Sie ist überaus angenehm geschrieben, und erhält sich durchgehends in einem sinnreichen Scherze, den die bekannten Ebentheuer dieses ehrlichen Menschen, welche einem jeden der dieß Schreiben liest, von neuem einfallen müssen, noch angenehmer machen. Der Dichter

billige

billigt das Sprichwort des Sanſcho Panſa vollkommen; verſteht aber unter dem Brode, welches am ſüſſeſten ſchmeckt, dasjenige, dafür man niemanden anders zu danken hat, als dem Himmel allein. Das Brod, was man an den Tafeln der großen Herren ißt, iſt ihm allezeit hart und grob, es ſey auch noch ſo fein und weiß.

A l'horreur d'obeïr aux Caprices d'un Grand,
Je preſère l'honneur de vivre indépendant.
Au ſeul mot de ſervir, mon eſprit indocile
N'attache qu'une idée abſolument ſervile.

Der Furcht dem Eigenſinn der Großen nachzugeben,
Zieh ich die Ehre vor für mich allein zu leben;
Schon mit dem Worte Dienſt verknüpft mein ſtolzer Geiſt
Stets einen ſolchen Sinn, der völlig ſclaviſch heißt.

Wir wollen weiter von dieſer Satire nichts ſagen, als daß ſie uns eine von den ſchönſten zu ſeyn ſcheint, und gewiſſer Urſachen wegen wohl werth wäre, von einer geſchickten Feder ganz überſetzt zu werden; welches doch wegen der häufig darinnen vorkommenden Sprüchwörter große Schwierigkeiten haben wird.

Es folget der achte Brief an den Partridge. Er hebt ſo an:

Confident du Deſtin, ſcrutateur des Planètes,
Partridge, enſeigne-moi le Métier des Prophètes.
Je ſuis las d'éplucher, en mille ecrits divers
Les forfaits ſcandaleux des Grands de l'Univers.

Vertrauter des Geſchicks, Erforſcher der Planeten,
Partridge, lehre mich das Handwerk der Propheten.
Man wird des Blätterns ſatt, wenn man in mancher Schrift
Das ſchändliche Vergehn der Erdengötter trifft.

Er ſagt, wer die Geſchichte lieſt, der läſe eine Satire auf das menſchliche Geſchlecht. Er gehe mit ſeiner Zeit rathſamer um, als daß er ſich ferner den Kopf mit allem dem füllen wolle, was Rollin zuſammen getragen. Er wolle ſich alſo zum Parkridge in die Schule begeben.

Dieſe ganze Satire iſt ein Meiſterſtück in ihrer Art, und wir würden ſie faſt ganz herſetzen müſſen, wenn wir alles anzeigen wollten, was uns darinnen gefallen hat. Allein, da ſie mit ſcharfen Zügen gewiſſe Perſonen ſchildert, die man nicht leicht ungeſtraft beleidiget; ſo verweiſen wir die Leſer lieber an das Original ſelbſt, und wünſchen, daß alle Hofbediente ſie auswendig lernen möchten.

Es folgt die neunte Satire an den Ritter Martin. Sie fängt ſich ſo an:

De quel oeil voïez-vous, Martin, vos Protecteurs
Jadis brûlans de zèle, aujourd'hui deſerteurs,
Proſternés humblement aux Pieds de Mylord Pierre,
Vous accabler d'affronts, devant toute la Terre!

Was dünket dich, Martin, wenn deiner Gönner Schaar
Anitzt von dir entweicht, die ſonſt ſo eifrig war;
Wenn ſie voll Demuth itzt vor Mylord Petern kniet,
Und dich vor aller Welt in Schimpf und Schande ziehet?

Man kann leicht denken, auf was für Art der Dichter fortfährt. Weil wir aber nicht in London überſetzen, ſo wie er daſelbſt geſchrieben hat; ſo brechen wir bey dieſen vier erſten Zeilen ab. Man muß ohnedem mit dem Mährchen von der Tonne ſehr bekannt ſeyn, wenn man den feinen Spott dieſer Satire überall einſehen will, und es wäre zu weitläuftig, unſern Leſern, die ſelbiges noch nicht ken-

nen

nen, hier einen Begriff von dieſem Buche zu machen.

Der zehnte Brief iſt an den groſſen Diamant gerichtet, den ein Engländer Pitt, dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich für zwey Millionen und 500000. Pfund verkauft hat, und den man für den größten in Europa gehalten. Dieſes Schreiben nimmt gleich anfangs die Juwelenſucht auf eine ſehr ſchöne Art herum. In den ſtoiſchen Augen des Dichters iſt dieſer Stein nichts mehr als ein Stein. Er hat keine einzige Kraft, die uns nützen könnte; nur die Thoren ſetzen einen Werth darauf, wie die Kinder auf ein buntes Kieſelſteinchen. Es heißt:

Si je ne ſavois pas, que les Hommes ſont fous,
Je l'apprendrois du prix qu'ils mettent aux Bijoux.
A ces honteux temoins de nôtre extravagance
Qui, pour ſurcroit d'horreur, corrompent l'Innocence.
Oui, mon beau Diamant! ſans les Fous & les Rois,
Tu vaudrois encor moins, qu'une Fêve ou qu'un Pois;
Sans les Rois & les Fous, quel Mortel raiſonnable
Te tiretoit jamais de la boue & du ſable?

Und wüßt ich nicht bereits, daß Menſchen Thoren ſind:
So lehrt' es mich der Preis, den ſolch ein Stein gewinnt.
Der ſchändliche Beweis von unſerm tollen Irren,
Muß, was am ärgſten iſt, die Unſchuld noch verwirren.
Ja, ſchöner Diamant! wär nur kein Fürſt und Thor;
So zög man gewiß dir Bohn und Erbſe vor:
Denn welcher Sterbliche würd, außer Fürſt und Narren,
Dich aus dem dürren Sand und aus dem Kothe ſcharren?

Der Raum verbeut uns, von dieſem Schreiben ein mehrers zu ſagen, als daß es den übrigen an Schönheit und Wahrheit gleich iſt.

Es folgt die eilfte Satire auf des Dichters Vaterland. Wir gestehen es frey, daß uns dieses Schreiben, in gewisser Absicht, nicht gefällt. Nicht wegen der Gedanken, oder Ausdrücke; denn hierinnen ist der Herr Verfasser allemal sich selbst ähnlich: sondern wegen des Gegenstandes den er sich erwählet hat. Die Liebe zum Vaterlande nämlich, scheint uns mit der Liebe gegen die Aeltern eine so große Aehnlichkeit zu haben, daß beyde nicht ohne Verletzung des Wohlstandes, scheinen verletzet werden zu können. Wir haben die Anmerkung gelesen, die der Herr Verfasser zu seinem Schutze zu Anfange des Textes hingesetzt hat; allein der Herr le Clerc hat uns weiter von nichts überzeuget, als daß er sein Vaterland nicht geliebt hat, und fähig gewesen wäre, ebenfalls eine Satire darauf zu machen, wenn er die Poesie so gut in seiner Gewalt gehabt hätte, als unser Dichter. Es wird in dieser Sache allerdings viel darauf ankommen, was man unter dem Worte Vaterland verstehe? Allein man setze selbigem solche enge Grenzen, als man immer wolle: so wird es sich, in genauem Verstande, niemals an uns so sehr vergehen können, daß wir ihm alle Liebe aufsagen könnten; oder daß wir ihm nicht wenigstens allezeit diejenige Hochachtung erweisen müßten, die Kinder auch denen Aeltern schuldig sind, denen sie weiter nichts, als das Leben zu danken haben; ja die wohl gar auf eine barbarische, unnatürliche und unvernünftige Art mit ihnen verfahren sind. Wenigstens scheint die Erkenntlichkeit, diese so unentbehrliche Tugend einer edlen Seele, nichts anders

zu

zu erlauben. Wir hoffen, daß der Herr Verfaſſer, der die Freyheit zu denken ſo ſehr liebt, und in den übrigen Stücken dieſelbe auf eine dem menſchlichen Geſchlechte ſo erſprießliche Art gebraucht hat, auch dieſes unſer freymüthiges Urtheil nicht übel nehmen werde; welches übrigens der Hochachtung, die wir gegen ihn haben, nicht den mindeſten Abbruch thut.

Der zwölfte Brief iſt endlich an den Peter Marteau, Buchhändlern in Cöln gerichtet, welcher ſeines nicht gar zu feinen Geſchmacks, (wie viele wegen ſeiner Amtsgenoſſen,) bekannt iſt. Der Dichter zürnt mit ihm, weil er ſeine Briefe nicht drucken wollen, ob er gleich viel andres elendes Zeug verleget; und ſelbſt meldet, er werde künftig nichts als Legenden und Pfaffenmährchen drucken laſſen, die ſich für Cölln, als den Ort ſeines Aufenthalts ſchicken.

Wir ſchließen unſere Arbeit, mit der Verſicherung, daß wir nächſtens auch den zweyten Theil dieſer Briefe vornehmen wollen. Man kann von einem Buche nicht zu viel ſagen, welches ſo viel Tugend, Kenntniß der Welt, Gelehrſamkeit, Stärke der Gedanken und des Ausdrucks zeiget, als dieſes; und welches, wenigſtens in unſerem Urtheile, die Satiren des Boileau nicht mehr die beſten ſeyn läßt, welche die franzöſiſche Sprache aufzuweiſen hat. L.A.V.G.

V.

Oedipus, ein Trauerſpiel in Verſen, nach dem Sophokles eingerichtet, von Joh. Heinrich Steffens, des Zelliſchen Lyc. Conrectorn. Zelle 1746. in 8. 96 Seiten ohne die Vorrede.

Seit dem unſre Schaubühne eine andre Geſtalt bekommen hat, als ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts gehabt, haben ſich verſchiedene geſchickte Dichter gefunden, die denen Aufmunterungen und Anweiſungen zufolge, die man ihnen gegeben, ſich in das theatraliſche Feld gewaget haben. Es ſind etwa ſechzehn Jahre verfloſſen, ſeit dem der ſterbende Cato ein Muſter gab, wie ein deutſches Trauerſpiel ausſehen müßte, wenn es auf der Bühne mit Beyfall und Rührung des Schauplatzes, erſcheinen ſollte. Dieſem Muſter, und der das Jahr darauf im Drucke erſchienenen Iphigenia folgten nun bald verſchiedene Ueberſetzungen einiger der beſten Stücke aus dem Franzöſiſchen: aber an Originalſtücke wollte ſich noch niemand recht wagen, bis die ſogenannte deutſche Schaubühne nach und nach ans Licht trat, und neben einigen überſetzten Stücken, auch eine groſſe Anzahl urſprünglich deutſcher Luſt und Trauerſpiele in ſich hielt. Nunmehro wachten verſchiedene muntre Köpfe auf, und giengen auf dem einmal gebahn-

ten

ten Wege friſch einher. Doch bemerkte man, daß die Anzahl der Luſtſpiele, von einer Meſſe zur andern immer ſtärker ward; die Trauerſpiele aber faſt gänzlich zurücke blieben. Wenn man auch die neulich in dieſem Bücherſaale erwähnte gottiſche Prinzeßinn, Adelgar, den hamburgiſchen Timoleon, und den roſtockiſchen Alceſtes, nennet: ſo hat man alle Originaltragödien genennet, die ſeit zehn Jahren bey uns einzeln ans Licht getreten ſind.

Doch nunmehr ſcheint ſich auch für die tragiſche Schaubühne, ein günſtiger Geſchick zu zeigen. Der gegenwärtige Oedipus, und ein noch unter der Preſſe ſchwitzendes neues Trauerſpiel, davon wir nächſtens gedenken wollen, machen uns die Hoffnung, daß auch Melpomene bey uns Liebhaber und Verehrer finden werde, ſo wie Thalia bisher die übrigen gefunden hat.

Der Herr Conrector Steffens in Zelle iſt derjenige, der hier andern, mit ſeinem löblichen Exempel eine Aufmunterung geben wollen: und der Augenſchein lehrt, daß er in ſeiner Arbeit nicht unglücklich geweſen iſt. In der Vorrede ſagt er: der Fleiß unſerer Dichter würde ſich die Zeit her mehr auf der Schaubühne gewieſen haben, wenn man nicht ihre Freyheiten gar zu ſehr eingeſchränket hätte. Unſre Zeiten hätten ſich dieſes Recht angemaßet, und ſpotteten der bisherigen Haupt- und Staatsactionen, als ungereimter Dinge. Man verwürfe alles, was nicht nach dem alten griechiſchen und römiſchen Geſchmacke eingerichtet wäre. Man rede ſo viel von einer regelmäßigen Schaubühne, daß vie-

vielen die Nothwendigkeit auferleget würde, entweder zu schweigen, oder sich darnach zu richten. Solchergestalt würde manche schöne Erfindung in der Geburt erstücket, weil sie sich mit der beschwerlichen Regel der Wahrscheinlichkeit von Ort und Zeit nicht zusammen reime: da man sonst in einem Schauspiele bisweilen einen Schauplatz der alten, mittlern und neuern Zeiten, zugleich vorstellen sah. Auch die Einheit der Handlung würde nach dem Muster der Alten sehr eingeschärfet: und das wäre ein neuer Zwang, weswegen man unzählige hübsche Einfälle weglassen müßte, die man sonst sehr gern angebracht hätte, um die magerste Haupthandlung trostreich, gelehrt und weitläuftig zu machen.

Der Herr Conrector gesteht, daß er selbst diese Gesetze der Schaubühne für zu strenge gehalten, und sich, bey der Veranlassung seines Amtes, junge Leute dramatisch auftreten zu lassen, bey jenen Gesetzgebern, nach einem Vorwande größerer Freyheiten umgesehen. Er dachte sich hinter sie zu stecken, und Schutz bey ihnen zu finden, wenn er etwa abweichen möchte. Allein umsonst. Er fand nichts, das er mit Recht zu seiner Vertheidigung hätte brauchen können; und sah sich also genöthiget, ihrer Vorschrift zu folgen: woraus denn dieser Oedipus seinen Ursprung genommen.

Hierauf entschuldigt er die Unvollkommenheiten desselben. Erstlich hat er den Oedipus beym Seneca, hernach bey dem Sophokles gelesen: sodann aber des Corneille seinen dagegen gehalten, und in der Hauptsache eine Aehnlichkeit gefunden. Anfangs

fangs hat er einen bloßen Ueberſetzer abgeben wollen, hat aber bey der Wahl Schwierigkeiten gefunden. Seneca war ihm zu ſchwülſtig, und Corneille zu verliebt; daher wollte er den Sophokles vorziehen. Allein er hatte mehr Perſonen, die etwas zu reden haben wollten, als er bey dieſem Griechen fand. Er faßte alſo den Schluß, dieſes Stück mit etlichen Perſonen zu vermehren. Dazu gaben ihm die Chöre deſſelben einiges Recht, die er nach heutiger Art nicht beybehalten konnte: und alſo hörte er auf, ein genauer Ueberſetzer zu ſeyn, band ſich nicht mehr ſo genau an ſeinen Text, behielt nur die Ordnung der Hauptſache, überſetzte, veränderte, that hinzu und ließ weg, was und wo und wie es ihm gut dünkte.

Hierinn kann man ihn nun freylich eben ſo wenig, als den Seneca, und Corneille tadeln; die es eben ſo gemachet haben. Es kömmt nur auf die Zahl der Perſonen, und die Art an, wie ſie angebracht worden. Hiervon giebt der Herr Verfaſſer Rechenſchaft. Etliche derſelben ſtehen gar nicht im Sophokles; etliche ſind wohl da, aber ohne Namen. Die erſten ſind die Kinder des Oedipus und der Jokaſta, Ereokles, Polynices und Antigone, wie ſie Euripides nennet. Hierzu kömmt noch die Manto. Wer ihm den Einwurf machet, daß bey einigen Alten die Mutter der Antigone Eurigenia genennet worden, dem antwortet er theils mit den Worten des Hrn. Prof. Gottſcheds, wo er ſich gegen einige Einwürfe wider ſeinen Cato verantwortet hat; theils mit andern Zeugniſſen der Alten, die

ihm die völlige Freyheit gaben, nach Belieben damit zu verfahren. Diese Personen nun hat er auch auftreten und etwas reden lassen, theils das Stück zu verlängern, theils selbiges desto beweglicher zu machen. Eteokles ist verwegen, Polynices bescheidener, Antigone zärtlich gebildet. Die Manto ist aus dem Seneca entlehnet.

Die andern im Sophokles vorhandenenen aber ungenannten Personen sind Kleanthes, Dynas, Iphikrates und Phorbas. Die beyden ersten sind Vorsteher des Volkes, der dritte ein korinthischer Abgeordneter, und der letzte ein alter Bedienter des erschlagenen Königs Lajus: welche Namen er dem Corneille abgeborget hat. Er gesteht auch, daß er zuweilen aus dem Lateiner und Franzosen etliche Stellen sich zugeeignet; ja auch den Voltaire, gebraucht haben würde, wenn seine Werke zu Zelle zu haben gewesen wären. Indessen ist doch die Zahl der Personen nicht übrig groß geworden, indem ihre Zahl sich nur auf dreyzehn erstreckt; die stummen Gefolge des Oedipus, und der Jokaste ungerechnet. Die übrigen Fehler, wie der Herr Verfasser redet, die er auch zum Theil selbst schon gesehen haben will, empfiehlt er auf eine bescheidene Art, der Gelindigkeit des Lesers.

So weit geht dasjenige, was wir aus der Vorrede des Hrn. Verfassers haben melden müssen. Nunmehr schreiten wir zu dem Trauerspiele selbst. Der erste Auftritt des ersten Aufzuges hebt so an.

Oedipus

Oedipus, und ein alter Prieſter Jupiters nebſt etlichen andern.

Oedipus.

Ihr Leute, welcher Schmerz hat euch hieher gebracht?
Warum erſcheint ihr hier in dieſer Trauertracht?
Ich ſehe in der Stadt den Weihrauch häufig glimmen;
Ich höre überall die Trauertöne ſtimmen:
Und darum komm ich ſelbſt die Nachricht einzuziehn;
Weil eure Liebe mir, dieß zu befehlen ſchien.
Sprich, Alter, du biſt werth für die das Wort zu führen,
Sprich, was erſcheint ihr hier ſo traurig vor den Thüren?
Hat etwan eine Furcht, die uns ein Unglück droht,
Euch dieſen Platz gezeigt? O ſagt mir eure Noth!
Ich brenne vor Begier euch ſämmtlich beyzuſtehen.
Wer iſt hieben ſo hart? Wer kann den Jammer ſehn,
Und unempfindlich ſeyn?

Der Prieſter.

Mein König, ja du ſiehſt,
Da du dein Herz noch nicht von uns zurücke ziehſt;
Du ſiehſt uns Prieſter hier uns vor den Tempel wagen,
Der Füße Mattigkeit will uns den Dienſt verſagen.
Wir können gröſtentheils, o Herr, nicht weiter gehn.
Ich bin dem Zeus geweiht, und dieſe, die hier ſtehn,
Sind mir nur zugeſellt. Die übrigen hingegen
Bemühn ſich in der Stadt die Götter zu bewegen.
Die Stadt iſt, wie du ſiehſt, von Trauren überſchwemmt,
Uns hat die gröſte Noth, das Herz und Bruſt beklemmt.

So fährt nun der Prieſter weiter fort, das in der Stadt wütende Uebel der Peſt zu beſchreiben, und den Oedipus ſelbſt um Hülfe anzuruffen. Er ſchließt.

O! blieb doch, wie du warſt. Ein volkreich Land regieren
Muß ja wohl beſſer ſeyn, als da den Zepter führen,
Wo alles wüſte liegt. Was nützet ein Palaſt,
Der nichts als Einſamkeit in ſeinen Umfang faßt?

Oedipus.

Oedipus.

O Fremde! was ihr ſucht, gehöret zu den Pflichten,
Die Fürſten ihrem Staat aus eignem Trieb entrichten.
Mir iſt gar wohl bekannt, was dieſe gute Stedt,
Bisher für Herzeleid gehäuft betroffen hat.

Auch hier folgt der Herr Verfaſſer der Spur des Sophokles getreulich, und ſcheint ſich an die Beurtheilungen des la Motte und Voltaire, über dieſen erſten Auftritt nicht gekehret zu haben. Er ſchließt ſo, von dem aus Orakel abgeſchickten Kreon:

So wahr ich König bin, die Antwort ſo er bringt,
Will ich durchaus vollziehn.

Der Prieſter.

So recht, dein Wunſch gelingt,
Man meldet uns itzund der Kreon ſey gekommen:

Oedipus.

Gott gebe Glück dazu! haſt du nicht auch vernommen,
Was ſein Geſichte zeigt.

Der Prieſter.

Er ſcheint vergnügt zu ſeyn.
Man ſagt, ein Lorberkranz ſchließt ſeine Scheitel ein.

Oedipus.

Das werden wir bald ſehn. Mich deucht er kömmt gegangen.
Er iſts. Mein Kreon, ja! mein Freund laß dich umfangen.

Hier hebt nun der zweyte Auftritt an, darinn Kreon die Antwort des Orakels bringet. So klingt ſie:

Wohlan ſo höre denn der Götter Ausſpruch an!
Apollo hat dir dieß ausdrücklich kund gethan.
Das Flehen iſt umſonſt: der Wunſch wird nicht erreichet
Bevor die Blutſchuld nicht von dieſem Lande weichet.

Oedipus verlangt die Erklärung davon, und vernimmt, daß man den Mörder, entweder aus dem

Wege

Wege räumen, oder aus dem Lande bannen solle. Da er aber auch dieses nicht versteht, und fragt:

Wen meynt Apelle denn, bey wem trifft dieses ein?

so sagt Kreon.

Bevor dich Gott bestimmt, hier unser Haupt zu seyn,
War Lajus unser Herr.

Oedipus.

Ich hab ihn nicht gesehen,
Man hat es mir erzählt.

Creon.

Und dem soll recht geschehen.

Oedipus läßt sich auch dieses erklären, und hört, der Königsmörder sey noch unter ihnen anzutreffen; könne ihnen aber bey dem geringsten Versehen entgehen. Jener fragt, wo denn Lajus gestorben sey? eine Frage, die ebenfalls von den Kunstrichtern getadelt worden, wie aus der Leipz. critischen Dichtkunst zu ersehen ist: denn in der That, sollte das Oedipus, sein Nachfolger im Regimente und Ehbette wohl längst erfahren haben. Allein der Herr Verfasser ist hier treulich bey dem Sophokles geblieben. Wir ersparen also den Auszug davon, und kommen auf den Schluß dieses Auftritts, der billig bey dem Abgehen der andern Personen der dritte Auftritt heißen sollte, worinnen der Priester mit seiner Tochter Manto spricht. Diese hält folgendes Gebeth, welches im Griechischen nicht steht.

Was macht uns dein Befehl, o Himmel! itzt bekannt?
Ach! eines einzgen Mord verstört das ganze Land.
Ich zittre, mir wird angst, mein Herz fängt an zu beben.
Kaum bin ich noch geschickt die Hände aufzuheben.

Ich hebe sie empor, ich strecke sie zu dir,
O großer Jupiter! o Vater zeige mir.
Was hast du über uns inskünftige beschlossen?
Ach! ist denn nicht die Zeit des Zornes bald verflossen?
Minerva! die du ihm die liebste Tochter bist!
Diana, deren Thron uns ewig heilig ist,
Apollo, den das Volk in tiefster Demuth ehret,
Anbethenswerthe Drey, für die der Ruhm gehöret,
Daß sonst der Krankheit Wuth vor eurer Gottheit weicht,
Hat unser Elend sonst, durch euch das Ziel erreicht;
O so vergringert doch auch itzund unsre Plagen,
Helft, helft die Pestilenz aus unsern Mauren jagen.
O seht doch, rührt euch denn dieser Anblick nicht?
Seht, hört, wie winselnd dort die arme Mutter spricht,
Die ihren Augentrost kaum halb zur Welt gebohren;
Da sie ihn durch die Pest schon wiederum verlohren.
Seht, seht, wie ist die Stadt mit Leichen angefüllt!
Seht, welche Traurigkeit das ganze Land umhüllt.
Da steht die dürre Trift, da liegt die matte Heerde,
Dort steigt ein schwarzer Duft aus der geplagten Erde.
Hier neigt ein schlanker Baum sein ausgedorrtes Haupt;
Dort ist ein ganzer Wald des grünen Schmucks beraubt.
Da klagt ein Sterbender noch über Durst und Hitze;
Er wälzet sich gekrümmt zu einer faulen Pfütze:
Hier labt er sich zuletzt, wird starr und bleibet todt.
Ihr Götter! ach! erbarmt, erbarmt euch solcher Noth.
Eilt, eilt, der armen Stadt doch endlich beyzustehen,
Sonst muß eur Heiligthum mit ihr zu Grunde gehen.

Wir haben diese Anrufung mit Fleiß hergesetzt, um die Leser auch da mit dem Hrn. Verfasser bekannt zu machen, wo er für sich selbst dichtet: wiewohl er auch hier etwas aus dem ersten Chore des Seneca nachgeahmet hat. Hier ist nun der erste Aufzug zum Ende.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir aus allen übrigen eben so viel anführen wollten. Allein, Kenner werden hieraus schon sehen, wie stark der Herr Conrector Steffens in der Poesie sey, wie

wie genau er den Alten gefolget, und wie behutſam er auch für ſich den Character derſelben nachahmen kann, wenn er gleich von ihnen abweicht. Es iſt wahr, ſein Ausdruck geht nicht auf Stelzen; ſondern iſt natürlich, und ſo, wie er ſich für Perſonen ſchickt, die zwar von Stande ſind, und von wichtigen Dingen ſprechen; aber doch keine Poeten ſind. Dieſe Regel hat Sophokles allemal beobachtet; Seneca und Corneille aber vielmal aus den Augen geſetzt, wie der ſcharfſinnige Fenelon, in ſeinen Gedanken von der Dichtkunſt, ſehr wohl erinnert hat *. Dieſer große Kunſtrichter führt bey der Gelegenheit eine ſehr ſchöne Stelle aus dem Sophokles an, wo Oedipus, nach der völligen Entdeckung ſeines Zuſtandes, in die bitterſten Klagen ausbricht, aber nicht anders redet, als wie ein wahrhaftig Betrübter reden würde, ohne ſich mit ſchwülſtigen Metaphoren und weitgeſuchten tiefſinnigen Spitzfindigkeiten einzulaſſen. Es iſt mehr ein Schreyen: Ἰὼ, ἰὼ: αἰ αἰ αἰ αἰ: φεῦ φεῦ; als ein Reden. Ach! ſagt er, nun iſt alles klar! O Tag! itzt ſehe ich dich zum letztenmale. Ach, ach! Ich Unglückſeliger! wo bin ich? und warum bleibt mir plötzlich die Stimme weg? ꝛc. Doch wir wollen lieber ſehen, wie unſer Herr Verfaſſer, dieſe merkwürdige Stelle deutſch gegeben hat. Ueberhaupt hat er den fünften Aufzug des Trauerſpiels ſehr beweglich eingerichtet, ſo daß man die Kunſt des Dichters darinnen ſehr deutlich ſieht, wie ein jeder im Leſen ſelbſt wahrnehmen wird.

Der

* Siehe der deutſchen Schaubühne I. Theil nach der Vorrede.

Der sechste Auftritt stellt, nachdem sich Jokaste ermordet, und Oedipus sich der Augen beraubet hat, diesen letzten so vor, wie er von Bedienten geführet wird, und so spricht:

So recht, da führt mich hin!
Seht ihr Thebaner, seht! wie ich gestrafet bin . .
Ach! ach! o wehe mir! wo bist du Glück geblieben . .
Wie hast du dein Gespött, o Glück! mit mir getrieben!
Wie kömmts . . daß mir so gar, die Stimme auch gebricht!
Erbarmt euch! Nein, erbarmt euch weiter meiner nicht.
Ich Unglückseliger! was kann mir dieses Leben
Mir, Scheusal der Natur, noch für Vergnügen geben?
O Nacht! o Finsterniß . . da kömmt die Raserey,
Wie grausam fallen mir itzt meine Laster bey?
Vertilgt, vertilget mich, o Freunde! von der Erden.
Laßt Theben meinen Tod ein Gegenmittel werden.
Verbannt mich wenigstens, so bald ihr immer könnt,
Macht, daß kein einziger mich mehr mit Namen nennt.
Vermaledeyte Hand! die dort von meinen Füßen,
Die Stricke losgemacht! itzt muß ich dafür büßen.
O Unbarmherzigkeit! wie glücklich würd ich seyn . .
So würde sich die Welt nicht itzo vor mir scheun . .
So hätt ich auch gewiß den Vater nicht erschmissen,
Und meiner Mutter Mann auch niemals heißen müssen.
Ach ich Armseliger! was hab ich doch gethan!
Ihr Leute speyet aus! ja, speyet mich nur an.
Mein Vater hat durch mich sein Leben dort geendet,
Ach! und die Mutter ist von mir! von mir geschändet.
O wehe! wehe mir! der Leib, der mich gebracht,
Hat mich zum Ungeheur der Menschlichkeit gemacht.

Wir würden auch die sechs Zeilen, die nach der Antwort des Kleanthes noch folgen, hieher setzen, wenn wir glaubten, daß dieselben nicht ein wenig zu weit giengen. Andre Kleinigkeiten, die vielleicht

leicht einer oder der andere als tadelhaft in dieſem Trauerſpiele anmerken könnte, übergehen wir, als Dinge, die den wahren Schönheiten deſſelben keinen groſſen Abbruch thun. Das Hauptwerk iſt hier gut und wohl ausgeführet: und wo iſt der Poet, an deſſen Arbeit ein ſcharfer Richter nicht noch eins und das andere zu erinnern fände? Sonderlich übergehen wir auch die etwas ſeltſame Rechtſchreibung des Herrn Verfaſſers, die ſeinen Gedanken und Worten, bey etwas ekeln Leſern, gewiß Eintrag thut. Die Verbannung faſt aller H und Y, auch ſo gar da, wo ſie aus dem Griechiſchen ſtammen; die Verwandelung des dieſes in dis, das hemiſche für hämiſch, das tot, für todt, greßlich für gräßlich, u. d. gl. m. die wider die Ableitung laufen; imgleichen die hin und her vorkommenden Sperrungen der Selbſtlauter, am Ende und Anfange auseinander folgender Wörter: alles dieſes wird der gelehrte Herr Conrector vielleicht bey reiferer Ueberlegung ſelbſt verwerfen, oder es mit zu der Zahl der Druckfehler rechnen, die er auf einem beſondern Blättchen ſchon zum Theile angezeiget hat.

Wir wiederholen hier aber ſchließlich den Wunſch, daß entweder der Herr Verfaſſer ſelbſt fortfahren möge, uns die Schaubühne der Griechen auf dieſe Art bekannter zu machen; oder daß ſein Exempel andere geſchickte Schulmänner anreizen möge, ein gleiches zu thun. Die Fabeln der Alten ſind einmal ein Theil der Gelehrſamkeit, deſſen Kenntniß kein Gelehrter ganz entbehren kann: auf was für eine angenehmere Art

aber kann ein geſchickter Schullehrer ſie ſeinen Untergebenen beybringen, als wenn er ſie ſelbſt durch die Schaubühne erneuert, und ihren Gemüthern einpräget?

* *

VI.

Der Dichter
auf ſeiner Reiſe nach Leipzig.

In England hat man aus dem ſogenanten Bauer-Poeten Stephen Duck vor etlichen Jahren viel Weſens gemacht, und er hat endlich gar von der großmüthigen Königinn Carolina ein jährliches Gehalt bekommen. Uns Deutſchen hat es zwar an einem dergleichen Dichter auch nicht gefehlet, in dem uns das Oldenburgiſche den bekannten Janſen geliefert hat; der es jenem wo nicht zuvor, doch gewiß gleichgethan hat. Gleichwohl kann es nicht ſchaden, daß man dann und wann den Kennern neue Proben von guten Köpfen vorleget, die von ſchlechter bäuriſcher Ankunft, ſich durch einen muntern Witz, und welches noch ſchöner iſt, durch ein edles Herz erheben. Vielleicht erwecken dieſe Proben ihrem Urheber irgend einen Mäcenaten, der ſich ein Vergnügen macht, die Dürftigkeit eines ſo tüchtigen Schülers der Muſen zu erleichtern. Den Namen deſſelben wird man bey dem Herausgeber dieſes Bücherſaals mündlich oder ſchriftlich erfahren können.

Mit zitterm Herz und Knie, und ängſtlich ſuche ich
Der Linden Heiligthum. O! Vorſicht leite mich!
Durch dich beſteht die Welt, du ſtützeſt ihre Theile.
Du ſchaffſt, daß ich beglückt nach Brod und Künſten eile.
Wer nicht, wie du befiehlſt, den Finger beugt und regt,
Hat als ein Thor dis Glied gebogen und bewegt.
Sprich! hat wohl dein Beruff zum Büchern mich erleſen?
Wie? oder bin ich denn zum Pflug beſtimmt geweſen?
Dort rufft ein innrer Trieb und hier des Vaters Spur;
Der erſte mich zur Kunſt, der ander noch der Flur.
Geburt und Ort befahl auf der gebirgſchen Erden,
Nach meiner Väter Art, ein Ackersmann zu werden.
Kaum wußt ich, daß ich war, als ſchon die junge Hand,
Die oft die Ruthe traf, ihr Brod durch Spinnen fand.
Vom Flachs und Arbeit frey, folgt ich des Pfarrs Exempel,
Und predigt als ein Kind und baute manchen Tempel.
Oft hat der Geiſel Knall vom Wald zurück gebrauſt,
Ich trug als Kühmonarch, den Zepter in der Fauſt.
Doch hierbey merkt ich auch was Luſt und Triebe gelten,
Ich wußte manche Kuh lateiniſch auszuſchelten,
Die mir rebelliſch ward. Ich klagts dem ganzen Staat,
Und warf, vom Zorne roth, ſie oft mit dem Donat.

Wenn itzt die Sommernacht des Tages Glanz verdunkelt,
Die Pracht des Abendroths noch friſch in Weſten funkelt:
So weis ich nicht, was du für Feuer in mir brannt.
Ich ſah das reine Blau und das bethaute Land,
Und wünſchte: möchte mir doch itzt ein Lied gelingen,
Wie wir am Sabbathtag in unſrer Kirche ſingen!
Ich thats. Ich ſatzt auch wohl manch Blatt ſatiriſch ab;
So oft ein Nachbarskind mir was zu ſpotten gab.
Ich Bauer-Knabe thats. Iſts ein Beruf zu nennen?
Gewiß, ich weis es nicht. Ich fühle zwar ihn brennen,
Doch fühl ich auch dabey den Zweifel, der mich drückt,
Die Armuth nennet mich zur Weisheit ungeſchickt.
Ich wünſch nicht Überfluß, mich ſtolz und faul zu maſten;
Es roſten hier und da vom Geiz bethränte Käſten!
O! hätt ich von dem Geld, auf welches Harpax haucht,
Nur was er ehrlich hat nur was mein Hunger braucht.
Mein Vater kann mit Noth, wo Böhmens Höhen liegen,
Auf Kies und kargem Land kaum ſoviel Brod erpflügen,
Als er durchs laufe Jahr mit ſeinen Kindern ißt.
Hier bleibt kein Theil für mich. Gott! den der Rabe ernährt,

Wenn ihn der Hunger quält, der alles Fleiſch erhascht,
Den Wallfiſch in der See, ſo groß er iſt, ernährt:
Du haſt mich, ein Geſchöpf, das Witz und Wille zeigt,
Gewiß zu meiner Pein nicht in die Welt geführet.
Die Weisheit ſchuff mich arm: warum? Es ſoll auf Erden,
Vielleicht durch meine Noth, ein Reicher milde werden.
Kommt, Gram und Dürftigkeit, Gefährten ſchlimmer Art!
Seyd mir in Leipzig auch, was ihr in Freyberg ward.
Geſetzt, daß Gott und Glück noch lange ſich verſtellten,
Mein Wohl blüht endlich doch; vielleicht in andern Welten.
Es iſt mir zugedacht und ſchon von Ewigkeit;
Nur deckt es itzo noch der Nebel künftger Zeit.

So wie bey düſtrer Nacht, der Trank für durſtge Fieber,
In ſchwarzer Wolken Dunſt ſich über Berg und Wälder
Um Erd und Himmel wälzt, und ein Gewölbe ſtellt;
Ein armer Wandrer irrt und tappt und greift und fällt
Durch Fluth u. Wetter hin; u. weicht nicht von dem Stege,
Und findet, eh ers denkt, ein Wirthshaus an dem Wege:
So ſteht wohl unvermerkt und bringt mit größrer Luſt
Ein unverhofftes Glück vereinſt in meine Bruſt.
Mit gleichem Vortheil iſt mein Unglück mir verborgen.
Trifft Morgen mich ein Schmerz, ſo wein ich auch erſt morgen.
Doch wüßt ich Kreuz und Glück, das mir begegnen ſoll:
So würd ich da zu ſtolz, und dort verzweiflungsvoll.
Gott! hat Gebeth und Wunſch durch dich je eingetroffen,
Das treue Väter thun, ſo kann ich vieles hoffen.
Die Thränen ſteigen auf, denk ich der Einfalt noch,
Wie er, mein beſter Freund, beym Abſchied ſorgt und ſprach.
Sein Rath: Sohn! bethe nur, Gott wird dich nicht vergeſſen,
Und thu niemanden leids! lehrt michs genung ermeſſen.
Gott hat ihn arm gemacht, und arm hat er mich lieb:
So lieb als ein Papa. Es zeigt ſein frommer Trieb
Des beſten Vaters Herz. Und wenn ein Herr der Erden,
Sein königliches Kind mit prächtigen Geberden,
Mit Vieh, Vieh und Geld zu ſeinem Nachbar ſchickt:
Wer weis, ob er nach ihm ſo lang und ſehnlich blickt?
Auf eines Berges Haupt blieb er voll Andacht ſtehen,
In flachen Thälern hin mir lieberich nach zu ſehen.
O Herr! der du durch ihn mein Weſen hergebracht,
Gib, daß ich ſeiner Bruſt, die redlich für mich wacht,
Mich heimlich Joſeph nennt, mit Hülf und Troſt begegne,
Und einſt dem lieben Greis ſein armes Alter ſegne.

Auf

Auf den Herbſt.

Nicht Sommergluth, nur ſanfte Blicke
Wirft hier, wo ich mein Herz entzücke,
Die Sonn in den entlaubten Wald.
O Herbſt! der ſtolz vorüber ſchreitet,
Vom fetten Überfluß begleitet,
Wie göttlich biſt du von Geſtalt!

Laß Dienſt und Demuth dich veranlaſſen,
Da der Natur aus Ehrfurchts-Zähren
Die ſtolze Pracht von Gliedern fällt.
Das Dorf will dich zum Lächeln reizen.
Sein Schnitter ſcheucht den bleichen Weizen,
Und ſetzt Aexte in das Feld.

Der Linden Wirfel wird dich inne:
Ihr Hayn ſteht ſchon von Blättern dünne,
Daß ſich dein Einzug fürſtlich zeigt.
Die vollgeſtreuten Wege flehen:
Herbſt! ſäumſt du überhin zu gehen?
Schau, wie das Laub vor Harm erbleicht.

Mit Ehrfurcht tanzen um Lyäen,
Der Winzer Reihn, auf fernen Höhen,
Und jauchzend tanzen ſie herab.
Sie tanzen frey vom Aberglauben,
Bis zu dem Gott der rothen Trauben,
Der Lieder heiſcht, und Dichter gab.

Anakreon laß frohe Seyten,
Den Moſt zu zähmen, mächtig ſtreiten,
Des junger Muth die Feſſel brach?
Doch lauſchet er beſiegt in Fäßern,
So geh von ſtärkenden Gewäſſern,
Dem milden Herbſte ſpielend nach.

Durchs krumme Horn an grünen Hüften,
Lebt über mir ein Schall in Lüften,
Der die Gewalt der Jäger preist.
Gebeut, o Herbst! Ja, auf dein Winken,
Seh ich schon Hirsch und Hauer sinken,
Die heißes Bley und Hund zerreißt.

Ein Zaubrer bauet grüne Grotten,
Gleich, als der Herbst den Vogelrotten
Befehl zum schnellen Abzug gab.
Sie thuns, doch zieht ein süsses Tönen,
Der blindgewesenen Syrenen,
Von Wolken sie ins Garn herab.

Dort stirbt in eingebeerten Tonnen,
Was hier kein Zauberlied gewonnen:
So reizt die Wollust jeden Sinn!
O! Wollust ... still! verwegne Reime,
Es scherzt die Göttin süsser Träume
Selbst muthig vor dem Herbste hin.

Das Volk der Ernte, braun vom Schweiße,
Verfolgt der trägen Wagen Gleiße,
Weil Kraft und Sonne sich verlohr:
Der Herbstthau stäubt, sie zu erfrischen,
Und ostenwärts kommt hintern Büschen
Der große Mond gemach hervor.

Mein Fuß irrt heim, die Stoppeln rauschen:
Herbst! morgen will ich dich belauschen;
Herbst, morgen zeige dich, wie itzt.
Eh noch dein Feind aus Norden steiget,
Der Eis im Helm und Panzer beuget,
Und sich mit Schnee und Wirbeln schützt.

VII.

Betrachtungen über Virgils Aeneis. (*)

Man muß ſich billig wundern, daß Homer, in einer ſo großen Anzahl von Verſen, nicht die mindeſte Spur, weder von ſeinem Urſprunge, noch von der Geſchichte ſeiner Zeit, hinterlaſſen. Denn ungeachtet man glauben kann, daß er den älteſten Zeiten, Sitten beygeleget, an welche er gewöhnet war, und die Gebräuche, die er vor Augen hatte; ſo würde es dennoch ſchwer werden, da man keine Gewißheit davon hat, in dieſer Sache einen Ausſpruch zu thun. Er bleibt ganz und gar bey der Erzählung einer Sache ſtehen, die faſt vierhundert Jahre vor ſeiner Zeit geſchehen iſt. Die Ilias enthält nur wenige Tage; die Odyſſee faſt eben ſoviele: und in dieſen zwey Gedichten, aus denen man einen Theil desjenigen erfähret, was vor Troja vorgefallen iſt, und einen Theil deſſen, was ſich ſeit der Einnahme dieſer Stadt, bis zu des Ulyſſes Wiederkehr auf der Inſel Ithaka begeben, findet man ferner nichts, was ſich bis auf die Zeit zugetragen, in welcher Homer gelebet hat. Dieſer Dichter iſt lediglich bey ſeiner Materie ſtehen geblieben, und hat niemals in ſeinem eigenen Na-

* Siehe Hiſt. de l' Acad. des Inſcript & B. L. T. i. p. 220. ſeqq:

men geredet; er hat auch gar keine vorzügliche Liebe zu irgend einem Theile von Griechenland blicken laſſen, woraus man ſchlieſſen könnte, er nähme mehr Theil an einer Gegend, als an der andern. Dieſe Unabhänglichkeit iſt eine Folge derjenigen Freyheit, deren zu ſeiner Zeit die meiſten Staaten, es ſey in klein Aſien, (allwo er ſchrieb,) oder auch in Griechenland, genoſſen. Denn man muß ſich nicht einbilden, daß er nur um denen Prinzen zu gefallen, die in Theſſalien regierten, und folglich einige Verwandtſchaft mit dem Achilles haben konnten, eben den Achill, und keinen andern zu ſeinem Helden erwählet habe.

Mit dem Virgil iſt es ganz anders beſchaffen, der in ſeiner Aeneis ſich ſelbſt ehren wollen, indem er Italien Ehre erwies, und ſich die Gnade des Auguſtus zuzuziehen trachtete, indem er ſeinem Ehrgeize ſchmäuchelte. Aus dieſer Urſache hat er ohne Zweifel in ſeine Aeneis alles eingeſchaltet, was er nur in der italiäniſchen Geſchichte von den älteſten Zeiten an, bis auf die Zeit, da Aeneas daſelbſt angekommen, ſchönes und merkwürdiges finden können; und daß er die Kunſt ausgefunden, auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe alles hinein zu bringen, was man in der römiſchen Geſchichte von des Aeneas Ankunft in Italien, bis auf die Schlacht bey Actium, die den Auguſt in den Beſitz des römiſchen Käiſerthumes ſetzte, merkwürdiges leſen kann.

Ganz Griechenland hat an Homers Ehre Theil genommen; und viele Städte haben ſich um

den

den Vorzug gestritten, diesen großen Geist hervorgebracht zu haben. Virgil hat die Neigung der Menschen an mehr als einem Orte zu rühren gewußt. Das an großen Männern so fruchtbare Italien, hat ihn, als den größten Dichter angesehen, den es hervorgebracht hat; allein außer dieser Ursache die es hat, stolz zu seyn, hat es auch die Aeneis mit eben den Augen angesehen, womit es so viele Helden angesehen, die in seinem Schooße gebohren waren; und hat dieses treffliche Gedicht eben so lieben müssen, als es seine eigene Ehre liebte. Vielleicht ist es eben dieses, was zu folgendem Verse des Properz, in Absicht auf die Ilias Anlaß gegeben:

Nescio quid majus nascitur *Iliade.*

Da es nun erlaubt ist, von einem so grossen Dichter als Virgil war, oft zu reden, so hat der Abt Fraguier, welcher die Gesellschaft oft von ihm, insonderheit von der Art, wie er den Homer nachgeahmet, unterhalten, geglaubet, es würde ihr nicht zuwider seyn, wenn er sie einer andern Abhandlung erinnerte, davon wir hier Nachricht geben wollen. Sie handelt von demjenigen, was Virgil von der alten Geschichte seit den ersten Zeiten, von denen man eine Kenntniß hat, bis auf den Aeneas beybehalten; und was er von dem Aeneas an, bis auf die Schlacht bey Actium, hauptsächliches hinein gerücket hat. Hier liegt unfehlbar der große Schatz seines Gedichtes verborgen; und wenn er in der Art diese verschiedenen Sachen herbey zu holen,

eben zu erzählen, zwar den Homer nicht aus dem Gesichte verlohren: so hat er doch den Grund dieser Sachen, und den Anschlag, der ihm so schön gelungen ist, seinem Vaterlande und seinem Prinzen Ehre zu machen, bloß sich selbst zu danken. Auf dieser Seite ist er dem Homer nichts schuldig, indem ihm Homer kein Beyspiel davon gelassen. Von allem, was Herr Fraguier deßwegen anführet, wollen wir nur folgendes erwähnen, welches auch sonder Zweifel das merkwürdigste ist.

In dem achten Buche der Aeneis, erzählet Virgil, es habe Aeneas, da er die Tyber aufgefahren, um von dem Evander Beystand zu begehren, diesen alten König und sein Hausgesinde mit einem feyerlichen Opfer zu Ehren des Herkules beschäfftiget gefunden, als dessen Tapferkeit das Land von den Streifereyen eines berühmten Verwüsters befreyet hatte. Dieser so glücklich gewählte Augenblick, den Aeneas und Evander einzuführen, und der uns eine so edle und prächtige Sache vor Augen stellet, ist offenbar aus dem Homer genommen; allein was der Kenntniß der römischen Alterthümer durch diese Zusammenkunft zuwächst, das ist lediglich vom Virgil.

Evander wohnte nämlich gerade an demselben Orte, wo nach der Zeit Rom gebauet ward. Dieser Anfang von Rom aber war, wie der Anfang aller großen Städte, von demjenigen Prachte und Reichthume sehr entfernet, in welchem Rom sich zu Virgils Zeiten befand. Dieser Dichter, welcher gar wohl wußte, daß das Widerspiel einem

Gedichte

Gedichte nicht minder Anmuth ertheilet, als einer Schilderey, ſah wohl ein, daß er gewiß gefallen würde, wenn er in ſeinem Gedichte den Römern zeigte, aus was für einer Niedrigkeit ihre Voräl-tern die Stadt Rom zu demjenigen Grade der Herrlichkeit erhoben hätten, darinnen es damals ſtand. Eine ſolche Vergleichung beſchäfftiget auch in der That ſowohl die Weiſen, als diejenigen, welche ſich von der Pracht blenden laſſen. Denn vernünftige Leute betrachten die Armuth und Einfalt ihrer Vorältern, als die wahren Quellen der bürgerlichen und kriegeriſchen Tugenden, die die Hoheit eines Staates zuwege gebracht haben: die andern aber, da ſie glauben, ſie hätten ihre Erhöhung lediglich ſich ſelbſt zu danken, halten ſich für größer und wichtiger, als ihre Ahnen, weil ſie reicher und wollüſtiger ſind. Dieſes hat unfehlbar den Virgil bewogen, in ſeine Aeneis die Beſchreibung von Rom ſo anzubringen, wie es zu Zeiten Evanders geweſen.

Virgil erzählt alſo, daß den Morgen, nach dem dem Herkules zu Ehren angeſtellten Opfer, Aeneas von ſelbſten Gelegenheit gefunden, den Evander auf das Geſpräch von den Inwohnern und den Gebräuchen des Landes zu bringen, wo er ſich aufhielt. Dieſer König nun, der ſo hoch anfängt als er nur kann, erzählet ihm die alte Geſchichte des römiſchen Gebiethes, und den Zuſtand in welchem dieſe Gegend geweſen, ſeitdem er aus Arkadien gekommen, und die Ländereyen längſt dem Ufer der Tyber bewohnet hatte. Dieſe

Wäl-

Wälder, sagt er, waren ehemals von Nymphen und Faunen bewohnet, die ihren Ursprung keinem andern Lande zu danken hatten; die Menschen waren plump und grob, wie die Bäume der Wälder, daraus sie entsprungen waren. Sie waren von allen artigen Sitten so weit entfernet, daß sie auch nicht einmal die Ochsen vor einen Pflug zu spannen, noch von demjenigen zu leben wußten, was sie doch hätten einernten können. Saturnus, den sein Vater aus dem Himmel gejaget hatte, flüchtete nach Italien, und das war ein Glück für dieses Volk. Er versammlete die Menschen, welche zuvor auf den Bergen zerstreuet herum irrten, und gründete, durch Beyhülfe derer Gesetze, die er ihnen gab, diejenige glückselige Zeit, welche von den Dichtern das goldene Weltalter genennet wird. So regierte nun Saturnus die Menschen in der Ruhe eines vollkommnen Friedens. Seine Flucht und seine Rettung dahin, gaben diesem Lande den Namen Latium. Allein die Wuth des Krieges und der Geiz änderten endlich eine so glückliche Verfassung. Das Volk aus Ausonien und die Einwohner von Sicilien, bemächtigten sich einiger Oerter des Landes, und verursachten, daß selbiges seinen Namen mehr als einmal veränderte. Das Volk ward endlich Königen unterworfen, unter welchen derjenige, den man Tybris nennet, seinen Namen dem Flusse gab, der ehedem Albula genennet ward. Hierauf erzählet Evander, wie das Verhängniß ihn nach Italien geführet, und welches diejenigen Denkmäler wären, an welchen die

die ganze Nachkomenschaft sich seiner Ankunft daselbst erinnern würde. Nachdem er nun dem Aeneas einige besondere Oerter gezeiget, so führte er ihn, sagt Virgil, auf den Ort, wo anitzt das Capitol steht, und welcher damals voller Wurzeln und Sträucher war. Ein gottesfürchtiges Schrecken, sagte er, nahm sogleich diese Männer bey dem Anblicke dieses Ortes ein; der Fels selbst und das Holz, mit welchem er bewachsen war, erweckte ein heiliges Schaudern. Dieser Wald, sagte Evander, und dieser Hügel, auf welchem die Bäume einen so dichten Schatten machen, die werden von einem Gotte bewohnet. Man weis nicht, was für ein Gott es sey: die Arkadier glauben, daß sie oftmals den Jupiter selbst da gesehen, wenn er mit der rechten Hand den Donnerkeil bewegt, und in den Lüften ein Donnerwetter erreget. Bemerke nur, sagte Evander zum Aeneas, die Trümmern von zwey alten Schlössern, deren eines, welches Janus gebauet, Janiculum, das andere, welches Saturnus bauen lassen, Saturnia genennet worden. In diesem Gespräche, sagt Virgil, wären Evander und Aeneas zu Evanders Hause gekommen, und hätten das Brüllen der Ochsen gehöret, welche an demselben Orte geweidet, wo nachdem der berühmte römische Markt geworden. Indem nun Evander nach Hause kam, sagte er zum Aeneas: Herkules, der Ueberwinder so vieler Feinde, hat dennoch dieses Haus nicht verachtet und keinen andern Palast bezogen; verachte daher auch du, erlauchter Fremdling, den Glanz

der

der Herrlichkeit, und bequeme dich den Sitten derjenigen Gottes, den wir an diesem Orte angenommen; gib uns so wenig als er gethan, die Armuth unserer Hütten zu bemerken.

Unter den verschiedenen Betrachtungen, die diese Stelle zu veranlassen scheint, bleibt der Herr Fraguier bloß bey derjenigen stehen, wo Virgil sich so bemüht hat, das Capitol zu beschreiben; gleich als wenn Jupiter, der nach diesem Jupiter Capitolinus genennet worden, schon von den ältesten Zeiten her sich diesen Ort vor allen andern erwählet hätte, um sich daselbst als ein furchtbarer Gott, welcher die ganze Welt mit Ehrfurcht erfüllen könnte, sehen zu lassen. Dieß Capitol war nach der Meynung des Volkes die Stütze und der Grundstein des ganzen römischen Reiches. Von daraus entstand diese unumschränkte Gewalt, vor welcher alle Völker zitterten. Die Juno selbst drücket in der Rede, welche Horaz sie an die Götter thun läßt, die römische Größe nicht anders aus, als durch diese Worte: Stet Capitolium fulgens; und gleich als ob von der Dauer des Capitols das Glück des ganzen Reiches abhienge, so setzet sie noch hinzu: Triumphatisque possit Roma ferox dare iura Medis; und um die ewige Dauer des römischen Reiches zu bemerken, so redet Horaz von der Dauer des Capitols so:

Dum Capitolium scandet cum tacita virgine Pontifex

Und Virgil:

Dum

Dum domus Aeneae Capitoli immobile ſaxum
Accolet, Imperiumque Pater Romanus habebit.

Horaz aber, anſtatt zu ſagen, das römiſche Reich, ſagt ſchlechtweg das Capitol: Dum Capitolio Regina demenſes ruinas, funus et imperio parabat. Dieſer Ausdruck vom Virgil iſt einer von denen, die ihm eigen ſind, und die, da ſie mit keiner Stelle im Homer etwas gemein haben, ihm alle Ehre laſſen, die einem großen Geiſte gebühret; ohne daß man ihr etwas durch den Vorwurf eines Diebſtahls, oder einer Nachahmung abbrechen könne.

* *

VIII.

Unterſuchung, ob es einer Nation ſchimpflich ſey, wenn ihre Poeten kleine und ſogenannte Gelegenheitsgedichte verfertigen.

Man hat zu den Zeiten unſrer Väter, ja von Opitzen an, bis auf unſre Zeiten, eine große Menge poetiſcher Sammlungen gedruckt, die faſt aus lauter Hochzeit-Namens-Geburtstags- und Leichengedichten beſtanden haben. Hierzu ſind noch ſogenannte Glückwünſche bey Beförderungen, Doctor- und Magiſterpromotionen, angetretenen oder zurückgelegten Reiſen, Badcuren, u. d. m. gekommen, die den obigen nicht ſehr unähnlich geſehen haben. Endlich hat die Liebe der

Dichter

Dichter, gegen gewisse wahrhafte oder eingebildete Schönen, in eigenem oder auch in fremden Namen, eine gute Anzahl solcher kleiner Verse zuwege gebracht, die bey gewissen Begebenheiten, da die Geliebte etwas gesagt, oder gethan, oder erlitten, veranlasset worden. Alle diese Gedichte nun kann man mit dem allgemeinen Namen der Gelegenheitsgedichte benennen: und es ist gewiß, daß ihre Anzahl bey uns Deutschen, die Menge der grössern Poesien, als Heldengedichte, Trauerspiele, Lustspiele, Lehr- und Strafgedichte, wo nicht übertrifft, doch beynahe erreichet.

Dabey ist es auch nicht zu leugnen, daß nicht unter einer so großen Menge kleiner Poesien, die meisten sehr schlecht gerathen seyn sollten. Eben dasjenige Schicksal, was die prosaischen Scribenten trifft, drückt auch die poetischen: daß nämlich des Unkrauts allemal eine größere Anzahl wächst, als der nützlichen und eßbaren Kräuter. Es ist aber noch in keinem gemeinen Wesen für dienlich befunden worden, weder die eine noch andre Art elender Schriften aus den Buchläden zu verbannen, oder mit Feuer und Wasser zu vertilgen. Hat man dieses nun bey den prosaischen noch nicht für nöthig befunden, die gewiß in der größten Menge vorhanden sind: so wird man es gewiß in der Poesie noch viel weniger für nöthig achten; als welche kaum den zehnten Theil des Raumes einnehmen, den ein Buchhändler mit seinen Waaren anfüllet. Am größten würde die Schwierigkeit seyn, nach wessen Urtheile man sich in Ausmerzung der schlech-

ten

ten Gedichte richten ſollte: indem es auch hier ſo viel Sinne als Köpfe giebt, und nach Horazens Ausſpruche heißen würde:

> Non eadem miramur; eo diſconuenit inter
> Meque et te. Nam quae deſerta et inhoſpita tesqua
> Credis, amoena vocat, mecum qui ſentit, et odit
> Quae tu pulcra putas.

Wenn es nach dieſes Dichters Urtheile in Rom gegangen wäre, ſo wären Plautus, und Lucilius und Laberius als elende Scribenten ganz verworfen und abgeſchaffet worden; die gleichwohl zu ſeiner Zeit ihre großen und vielen Liebhaber hatten.

Eine andere Frage aber iſt es, ob es nicht vielleicht rathſam wäre, alle dieſe kleinen Gedichte auf einmal abzuſchaffen? Auf dieſen harten Ausſpruch ſind in neuern Zeiten einige gerathen, die ſichs, man weis nicht, aus was für Urſachen, in den Kopf geſetzet, daß dieſe Art von Poeſien uns Deutſchen zur Schande gereiche, und eine Probe unſers verderbten Geſchmackes abgebe. Wenn ein guter und patriotiſcher Eifer für die Ehre des Vaterlandes, die wahre Quelle ſolches Urtheiles iſt: ſo kann man daſſelbe ſo ſchlechterdings nicht verwerfen. Ein jeder rechtſchaffener Bürger, und noch mehr ein Gelehrter, ſoll darauf ſehen, daß ſein Vaterland von allen Bemühungen ſeiner Einwohner Ehre habe; und dasjenige zu verhindern und zu erſticken ſuchen, was demſelben bey Ausländern, oder bey einer erleuchteten Nachwelt, Schimpf und Schande machen kann. So einig man alſo in dieſem Grundſatze mit unſern Eiferern wider die Ge-

legenheitsgedichte ist: so wenig kann man noch einsehen, daß selbige wirklich Deutschland schimpflich sind, oder einen verderbten Geschmack anzeigen.

Dieses etwas klärer ins Licht zu stellen, setzen wir voraus, daß bey allen Völkern wo eine Dichtkunst im Schwange gegangen, die Anzahl der kleinen Gelegenheitsgedichte größer gewesen, als der großen poetischen Werke. Wieviel Homere und Hesiode haben wir denn im Griechischen? Oder wieviel tragische und komische Dichter, sind dem Unfalle der Zeiten entgangen? Ihre Zahl erstrecket sich kaum auf vier oder fünfe: hergegen haben wir eine große Menge Dichter übrig behalten, die nur kleine Gelegenheitsgedichte verfertiget haben. Es ist wahr, daß viele von der ersten Art verlohren gegangen: allein, es ist nichts gewisser, als daß eine noch ungleich größere Anzahl der letztern auch umgekommen. Man darf nur die Verzeichnisse derselben ansehen, die Tan. Faber, Vossius und Fabricius davon gemacht haben: so wird man überzeuget seyn, daß wir nicht unrechtes behaupten.

Was sind nun aber z. E. Pindars Oden anders, als Gelegenheitsgedichte, die auf die Siege der olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen Kampfspiele verfertiget worden? Eben derselbe Poet, der so willig und bereit war, auf einen jeden Ueberwinder, für Geld und gute Worte ein Gedicht zu machen; würde auch auf eine Doctor- oder Magisterpromotion ohne Schwierigkeit gesungen haben: es wäre denn, daß man es für etwas edlers hielte, ein guter Stallknecht zu seyn, der die Pfer-

de

de gut abzurichten weis; oder in Fäuſten ſtark zu ſeyn; als in Wiſſenſchaften, einen gewiſſen Grad der Gelehrſamkeit erlanget zu haben. Vom Bachchylides und Simonides kann man gröſtentheils eben das ſagen, weil ſie beyde Siegslieder gemacht haben. Was wir vom **Alcäus**, dem **Anakreon** und der Sappho übrig haben, ſind entweder verliebte Stücke, oder Trinklieder; dergleichen es gewiß bey unſern Verfaſſern kleiner Gedichte in Menge giebt. Daß Steſichorus auch Leichengedichte gemacht, erhellet aus etlichen beym Stobäus befindlichen Stellen: z. E. in Conſolatoriis ſteht:

Ἀτελὴς γὰρ καὶ ἀμήχανα τὰ ἰσόττας ἐλπίσι.

und bey eben demſelben:

Ὅτι τῶν ἐλπτῶν μετὰ θανατον ἡ μνήμη διαρρέει τάχεως,
Θανοντος ἀνδρὸς πας' ἐλπτ' ἀνθρώπων χάρις.

Alkman iſt gleichfalls ein verliebter Poet geweſen; nur aus ſeinen wenigen Ueberbleibſeln kann man nicht recht ſehen, bey was für Gelegenheiten er gedichtet hat. Eins darunter ſcheint aber freylich ein Trauergedicht geweſen zu ſeyn. Hephäſtion hat uns etwas davon aufbehalten; und ſo lautet es:

Καταθναισκει Κυθερη αβρα Ἀδωνις· τι τοδαμεν;
Κατθνατοιδε παρθε καὶ κατερυκοδε χιτωνας.

Von dem Archilochus, und andern unbekanntern Dichtern, davon uns wenige Zeilen übrig geblieben ſind, kann man nicht viel ſagen. Theokritus hat außer ſeinen Schäfergedichten, auch ein Idyllium über den Tod des Adonis gemacht. Wo bleiben

nun die sogenannten Anthologien, oder Blumenlesen griechischer Dichter, darinn eine Menge kleiner Sinngedichte vorkömmt, die nicht von wichtigerm Inhalte sind, als wenn es bey den neuern zuweilen heißt: Als sie sich zur Ader lies; als sie einen neuen Putz aufsetzte, u. d. m. Des Bion und Moschus Schäfergedichte sind ebenfalls entweder unter die Gelegenheitsgedichte zu zählen, dazu sie durch gewisse Begebenheiten veranlasset worden; oder haben auch bey uns ihres gleichen gefunden. Will man aber ja noch sagen, daß wir bey den Griechen auch Hymnos oder Lobgesänge der Götter, imgleichen ein Gedichte von den Eigenschaften der Thiere, und vom Tzetzes dreyzehn Chiliaden kleiner Historien in Versen finden: so kann man das alles einräumen, und im Deutschen eben solche große poetische, theils historische, theils dogmatische Werke aufweisen.

So sieht nun die Sache bey den Griechen aus: noch besser aber finden wir unsere Rechnung bey den Römern. Denn auch hier sind die Verfertiger großer Gedichte in weit geringerer Anzahl, als die Verfasser kleiner Gedichte anzutreffen. Von dem Catullus den Anfang zu machen, so hat er ja außer einer Menge kleiner Sinngedichte, ausdrücklich auf die Hochzeit der Julia und des Mallius ein Epithalamium, d. i. ein Hochzeitgedicht gemacht; und zwar ein ziemlich langes von etlichen 40 Strophen. Er hat auch so gar den Wunsch am Ende nicht vergessen, wenn er dem neuen Paare Kinder wünschet; eine Sache, worüber sich einige unsrer Spötter so sehr aufhalten. Es heißt:

Ludlie

Ludite vt lubet, et breui
Liberos date. Non decet
Tam vetus ſine liberis
Nomen eſſe: ſed indidem,
Semper ingenerari.

Torquatus volo paruolus,
Matris e gremio ſuae
Porrigens teneras manus,
Dulce rideat ad patrem,
Semihiante labello.

Sit ſuo ſimilis patri
Manlio, et facile inſciis
Noſcitetur ab omnibus,
Et pudicitiam ſuae
Matris indicet ore. - -

Claudite oſtia virgines!
Luſimus ſatis: et boni
Coniuges, *bene vivite!* et
Munere aſſiduo valentem
Exercete iuuentam.

Doch dieß iſt nicht ſein einziges. Gleich darauf folgt ein anders in heroiſchen Verſen, welches er ausdrücklich Carmen Nuptiale betitelt, und ſich alſo nicht geſchämet hat, ein Hochzeitdichter zu ſeyn. Es fängt an:

Veſper adeſt, iuuenes, conſurgite! &c.

Hat er nicht ferner an den Ortalus eine Elegie über den Tod ſeines Bruders, und noch eine, gleichſam als eine Grabſchrift auf denſelben, gemacht, die ſich ſo ſchließt:

Accipe fraterno multum manantia fletu,
Atque in perpetuum, frater aue atque vale!

Vom Tibull viel zu ſagen iſt unnöthig. Faſt alle ſeine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte: ja er hat ausdrücklich auf die Geburtstage ſeiner Liebſten gedichtet. Wie denn auch des Ovidius Epiſtolae ex

Ponto, und Libri Triſtium für nichts anders zu rechnen ſind. Allein hat er nicht auch außer dieſen allen auf den Tod Tibulls eine Elegie gemacht? eine Art der Gedichte, die man itzo mit dem verächtlichen Namen eines Todtenfluchs zu verhöhnen ſuchet? Als dem Properz ſeine Liebſte krank war, machte er ein Gedichte darauf. Als ihm was von ihr geträumet hatte, that er ein gleiches. Auf den Tod des geizigen Pätus, hat er auch gedichtet, und den Geburtstag ſeiner Liebſten mit Verſen beehret; vieler andern Arten zu geſchweigen.

Ich komme auf den Horaz, und wer kann es wohl leugnen, daß ſeine meiſten Oden und Briefe Gelegenheitsgedichte geweſen ſind? Hat er nicht dem Virgil zu einer Reiſe über See ein Gedicht gemacht? Hat er nicht den Tod des Cäſars und des Quintilius Varus mit einer Ode bedauret; auf des Brutus Feldzug, auf des Auguſtus Wiederkunft von einer Reiſe, und auf des Pompejus Varus Rückkunft aus dem Kriege, Gedichte gemacht? Als Mäcenas krank war, that er ein gleiches: anderer unzähliger ſolcher Poeſien zugeſchweigen, die den Liebhabern und fleißigen Leſern dieſes Dichters, ohne mein Erinnern einfallen werden.

Claudian iſt in dieſem Stücke auch in die Fußtapfen ſeiner Vorgänger getreten. Bey ihm findet man Gedichte auf Kriege und Siege, Glückwünſche auf erhaltene Würden, z. E. Conſulate; Lobgedichte auf den Stilicon und ſeine Gemahlinn Serena; Hochzeitgedichte auf den Honorius und die Maria; imgleichen auf den Palladius und die Celerina. Und wo bleiben noch ſeine Sinngedichte, dar-

darunter ſogar eins auf ein Geſchenk iſt, welches Honorius von ſeiner Gemahlinn Serena bekomen hatte.

Zum Beſchluſſe will ich noch vom Statius etwas ſagen, deſſen ſogenannten Silvä, oder poetiſche Wälder, ganz voll von ſolchen Gelegenheitsgedichten ſind: z. E. auf die ſchönen Häuſer des Manlius Vopiſcus und des Pollius; auf des Stella und der Violantilla Hochzeit; auf des Rutilius Geneſung, auf des Hetruſcus Badſtube, auf den Tod des freygelaßnen Glaucias, u. d. gl. m. Wie ich denn auch den Martial und verſchiedene andere, als den Prudenz, u. ſ. w. mit Fleiß übergehe.

Nun frage ich einen jeden, ob alle dieſe alte Dichter ihrem Vaterlande vormals durch dergleichen kleine Stücke ihrer Poeſie Schande gemacht? Das Gegentheil bezeugen ja, ſeit der Wiederherſtellung der freyen Künſte, alle die gelehrten Kunſtrichter, die uns auch ſolche kleine Gedichte als Meiſterſtücke in ihrer Art angeprieſen, und die vielen Schönheiten die darinnen befindlich ſind, als Muſter des guten Geſchmackes gerühmet haben. Es iſt wahr, daß in den abweichenden Jahrhunderten, die Schreibart der Lateiner nicht mehr ſo rein, ſo ſchön und natürlich geweſen, als zu den Zeiten Ciceros und Auguſts. Allein, das thut zu unſerer Frage nichts: genug, daß man auch zu den beſten Zeiten ſolche Gedichte gemacht hat, die Rom und Griechenland keine Schande gemacht haben.

Und geſetzt, daß in kleinen Gedichten, ſehr wenige Schönheiten Platz finden; da hergegen in größern ſich mehrere und größere anbringen laſſen: ſo kömmt es doch nur auf die Geſchicklichkeit des Dich-

ters an, der etwas schreibt. Gute Poeten machen auch dann nichts ganz schlechtes, wenn sie ein flüchtiges Gedichte von der Faust wegschreiben; schlechte aber, würden dennoch nichts Gutes zu wege bringen, wenn sie gleich niemals ein Hochzeit- oder Leichengedichte machten. Wie viel schöne Stücke dieser Art haben wir nicht von Opitzen, Flemmingen, Dachen, Neukirchen, Günthern, ja selbst von Bessern und Canitzen erhalten; die darum nicht zu verwerfen sind, weil sie auf gewisse Begebenheiten gemacht sind. Und endlich so leben ja die Poeten in der Welt, und werden eben sowohl, als andere Menschen durch die vorfallenden Umstände, die sie rühren, in Bewegung gesetzt. Wer will es also fordern, daß sie bey allen Glücks- und Unglücksfällen ihrer Freunde, steifch und unempfindlich seyn sollen? Ein kleines Sinngedicht, eine kurze Ode, oder Elegie zu rechter Zeit, ist geschickter sich Freunde zu machen, und Freundschaften zu erhalten, als ein langes Gedichte, welches wenige lesen, und noch wenigere machen können.

Man darf sich auch nicht auf die Ausländer berufen. Derjenige müßte ihre Dichter gar nicht kennen, der da sagen wollte, sie hätten solche Gedichte nicht gemacht. Vom Petrarcha bis zum Guidi haben die Welschen; und vom Marot, Ronsard und Desportes, bis auf den Fontenelle und Voltaire haben die Franzosen, solche Gelegenheitsgedichte in ungeheurer Menge gemacht: nur, daß die Gewohnheiten bey einem Volke insgemein etwas anders sind, als bey dem andern. Z. E. Die Franzosen haben die Etrennes, oder Neujahrsgedichte, welche wir

wir nicht häufig bey uns finden. Sie machen aber auch viel bouts-rimez, virelais, vaudevilles und andre solche Lappereyen, die wir nicht machen; und daraus man viel eher unsern guten Geschmack beweisen könnte; als aus den Gelegenheitsgedichten den schlimmen. Von den Engeländern, müßte man weder den Cowley, noch den Waller, noch den Prior, noch Steelens oder Swifts Gedichte, noch auch Drydens, Popens oder Addisens Sachen kennen, wenn man sich auf sie berufen wollte.

Endlich so kann ja ein guter Dichter, bey Gelegenheit einer Hochzeit, oder leicht Anlaß nehmen, einen guten Einfall, oder sonst einige artige Gedanken, auszuführen, darauf er sonst wohl nicht gekommen wäre. Es bekommen auch bey dergleichen Begebenheiten unzählige Einwohner einer Stadt gute Gedichte einzeln zu lesen, die wohl niemals eine ganze poetische Sammlung, oder ein großes ausführliches Gedichte gekauft oder gelesen hätten. So breitet sich aber der gute Geschmack auch unter die Unstudirten, und Halbgelehrten aus, denen er sonst ewig unbekannt geblieben wäre.

Dieses alles durch ein neueres Exempel darzuthun, wollen wir ein Hochzeitgedicht des berühmten Herrn Professor Richeys hier mittheilen, welches uns neulich von ungefähr in die Hände gefallen. Der Inhalt desselben ist so sinnreich, so gründlich und zu unsern Zeiten so erbaulich, daß man ein sehr mürrischer Tadler seyn müßte, wenn man es für eine Probe des übeln Geschmackes der Deutschen ausgeben wollte, daß dergleichen Hochzeitgedichte gedruckt und gelesen werden.

Ach! längst entwichne güldne Zeiten,
Wann denkt ihr einmahl wieder heim?
Wann gilt einst wieder bey den Leuten
Ein Meister-Spruch? ein Leber-Reim?
Wie hat sich doch die Welt verkehret!
Wie feilt man alles nun so spitz!
Was itzt ein Dichter lernt und lehret,
Ist nichts als Witz, und aber Witz.

Du edle Einfalt kluger Alten,
Wie glückte dir die Poesie!
Wie leicht fiel alles in die Falten!
Man übertrieb die Geister nie.
Es mochte kriechen oder traben;
Wenns nur sich willig reimen ließ.
Wer wußte damals, was erhaben,
Was niedrig, und was lebig hieß?

Wer schmiedete kritische Versuche?
Man kannte dieses Wort noch nicht.
Es schwitzte noch von keinem Fluche
Des ersten Dichters Angesicht.
Wer quälte sich mit allen Moden?
Wem ging der schwere Streit ans Herz,
Um neuverfochtnem Heldenodem?
Man unterschied nur Ernst und Scherz.

Ach! wäre nur ein Blatt erblieben
Von Adams ächter Poesie;
So hört ich schon Beweis getrieben,
Ach! gäb' ein Rabbi sich die Müh,
Und suchte dort in Seirs Gründen,
Wo Serh die Seulen hinsetzt!
Man würde, glaub' ich, Verse finden,
Die nur der Sündfluth unverletzt.

Vielleicht, als Jubal Hochzeit machte,
Schrieb Lamech selbst ein Hirtenlied,
Das Jubal in die Noten brachte;
Und Thubal-Kain war bemüht
Die Meisterhand in Erz und Eisen,
Durch einen saubern Kupferstich,
An diesen Zeilen zu beweisen.
Nur Schade! sie verlohren sich.

Ihr Trockenkammler alter Stellen,
Die ihr durch manche Winkel stöbert,
Und mehr, als Mutterns Gesellen,
Nach Staub und Mauch unsterblich riecht;
Vielleicht verstecken sich noch Blätter
Von Keren-Happuchs Dichtern.
Es mangelt ihnen nur ein Retter,
Der so, wie ihr, gesinnet sey.

Ja, Keren-Happuch, schönste Seele!
Des grossen Hiobs würdigs Kind,
Wer weis, in welcher alten Höle
Dich noch von dir ein Werkchen sitzt?
Dein Vater war der Dichter Krone.
Du ehrst deines Vaters Sinn:
Und also warst du Zweifels ohne
Auch glücklich eine Dichterinn.

Als Mirjam in die Pauken sange,
Wer machte da die Worte schöner?
Kein Barack ward beym Liede bange.
Wie einsmals auf Simsons Hochzeit her?
Da ward kein grosser Bücherhaufen
Von lauter Witz zur Schau gebracht.
Man hört ein kluges Räthsel laufen,
Es gut es Simson selbst gemacht.

Du Kern der Welt, ihr alten Deutschen,
Wie unerkünstelt sunget ihr hin!
Geschärfte Regeln durchzupeitschen
War nicht für euren Helden-sinn.
Ihr wußtet Thaten zu erheben,
Doch so, wie sichs beym Trunke schickt.
Die Lust ward lehrreich aufgegeben,
Die Lehre lustig ausgedrückt.

Die theure Zunft der Meistersänger
Vebiet die alte Unschuld bey.
Da wußte noch kein Gemsenfänger,
Daß dichten mehr, als reimen sey.
Mit Opitz, und mit seines gleichen
Brach alles Unglück in die Welt.
Man darf kein Blatt mit unterschleichen,
Das nicht im Feuer Probe hält.

Man treibt ein critisches Gerichte,
Bis mancher Richter gar verreißt,
Daß auch das schönste Kunstgedichte
Kein Hauptwerk erster Pflichten ist.
Jetzt will die superfeine Feile
Mit L und Z geklämpelt seyn.
Die Dichtkunst tanzet auf dem Seile,
Und schlägt in lauter Wunder ein.

Sie machts, wie ihre liebe Schwester,
Die auf Natur fast wenig hält.
Das schickt sich für kein Welsch Orchester,
Was nicht ins Wunderbare fällt.
Gesang und Rührung gehn verlohren,
Vor Zauberey mit Mund und Hand.
Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
Denn, was man höret, ist Verstand.

Von

Wenn Hamburg nur noch blieben wäre
Auf Heinrich Müllers ebner Bahn,
So blieb auch noch ein Quentlein Ehre
Für meines gleichen Lobesan.
Allein auch hier gilt keine Rede,
Die nicht noch Ambra riechen muß.
Du armer Wurm, gereimte Prose!
Wie tritt man dich nicht unters Fuß!

Wer nicht, wie B . . . s Adler, fliegt,
So stark nicht denkt, als H . . . n.
Wer B . . . s großen Geist nicht kriegt,
Den schätzt man besser unverworren.
Wer nicht so schön, als R . . . t singt,
So edel schreibt, als Z . . . n,
Als S . . . t an die Herzen dringet,
Den sieht man kaum noch seitwärts an.

O! heißt mir meine Alten leben!
Die machten noch dem Schimpf Muth.
Ein Reim verhunzt, ein Wort verschoben,
Und nichts erdacht, war alles gut.
Ein künstlicher Gedankentriller
Verschwerte keinen Wortverfang.
Gesegnet nochmals Heinrich Müller,
Der Sylben nur im Reime zwang!

Hochedler Vater, das Bild der Alten
Muß billig mir zum Muster stehn.
Unmöglich kann ich mich enthalten,
Nach ihrer Art ans Werk zu gehn.
Von edler Frechheit jener Lieder
Ist mein beschwerter Kopf zu voll.
Ich schreibe, was ich denke, nieder,
Vielleicht nicht denkend, wie ich soll.

Die

Die Zeiten ſind für mich von Eiſen,
Wo lauter Kunſt die Einfalt ſchreckt;
Wo nichts für gültig aufzuweiſen,
Als was nach Götterwürze ſchmeckt.
Der ſcharfe Witz erhabner Geiſter
Dient mir nicht mehr zum Augenmerk.
Die gar zu ſtrengen neuen Meiſter
Verleiden mir das Dichterwerk.

Wie ſitzt? mir kömmt Ihr Schmunzerlachen,
Holdſeelge Braut, verdächtig vor.
Mich deucht, ſie will mich ernſthaft machen,
Und raunt dem Liebſten was ins Ohr.
Gelt, ſagt ſie, dieſer arme Ritter
Sucht ſeiner Blöße Schirm und Schild.
Der wird des Alterthums Verbitter,
Wer ſelbſt bey Neuern wenig gilt.

Ich werde roth, Sie hats getroffen,
Man hilft ſich je, ſo gut man kann.
Wenn ſonſt kein Feigenblatt zu hoffen,
So klagt man gern die Zeiten an.
Die Muſen ſind mit mir verlegen:
Der krumme Sprung will nicht mehr fort.
Drum mach' ichs, wie die Alten pflegen,
Und rede nur der Alten Wort.

Allein, wie kalt auch ſchon die Hüllen,
Worinn bey mir die Dichtkunſt ſteckt,
Mein allertheuerſter von Seelen,
So wird ſie doch durch Dich erhitzt.
Du Anverwandt derer, die ich ehre,
Mein vielgepriſter Herzensfreund,
Du weiſt wol, wo ich hingehöre,
Und wie es meine Treue meynt.

Es mag mir Pracht und Schmuck gebrechen,
Wenn dir mein Herz sich öffnen soll;
Ich lasse Lieb' und Wahrheit sprechen,
So wird schon Mund und Feder voll.
Die Kunst vermehrt mir keine Triebe;
Vergeblich wend' ich Farben an:
Weil dein Verdienst, und meine Liebe
Durch Kunst nicht stärker werden kann.

Ich schrieb Dich damals schon ins Herze,
Und nahm an Dir was trefflichs ab,
Als Deiner Tugend schöne Kerze
Noch junge Strahlen von sich gab.
Da schlangst Du schon um mich die Kette,
Und Deiner Ehrerbietung Ruhm
Wuchs mit der Weisheit in die Wette,
Als Dein gedoppelts Eigenthum.

Wen hab' ich so, wie Dich, gefühlet?
Wer hat es so, wie Du, verdient!
Wie schön ist noch, wie unverletzet,
Was aus so tiefer Wurzel grünt!
Wenn Glück und Sonne lieblich lachten,
War unsre Freude stets vereint.
Du hast, wenn harte Wetter krachten,
Mit mir, und ich mit Dir, geweint.

Nichts kann mich so durchdringlich rühren,
Als Dein vollkommnes Wohlergehn.
Ich habe längst das Wunderführen
Von Gott an Dir, mit Lust gesehn.
Itzt, da er Deinem Warmerleide
Das Ende so erwünschet bestimmt,
Bin ichs, o Freund, der an der Freude
Den allerstärksten Antheil nimmt.

Laß mich bey deiner Lust nur lallen,
Wenn ja kein Singen mehr gelingt.
Ich seh' in deine Arme fallen,
Was aller Last Erleichterung bringt.
Nun werden Dir die sauren Stunden,
Die sonst Dein Leben abkürzt,
Mit Anmuth durch und durch verbunden,
Und mit Vergnügen angewürzt.

Dich labt Dein Schooß mit klugem Scherze,
Und bringt Dein Haus durch Fleiß empor.
Ihr wirkig frommes Mutterherze
Geht liebreich und erbaulich vor.
Wer wird die Wahl nicht preisen müssen?
Dein Gott hat selbst für Dich gewählt.
Du kannst nun eine Seele küssen,
Der nichts von schönen Seelen fehlt.

Gesund bis an die grauen Haare,
Bey süsser Arbeit, süsse Ruh.
Das Mißgefallen hoher Jahre
Geh' unempfunden auf Dich zu.
Ein jeder wird den Wunsch begleiten,
Der Deinen Werth und Ruhm erkennt.
Der aber hasst die Zier der Zeiten,
Wer Dir kein langes Leben gönnt.

Die Welt kann Dich noch nicht verschmerzen:
Noch genießt Du viel zu schmerzlich ab,
Dein Lübeck trägt Dich auf den Händen,
Und baut Dir gern ein hohes Grab.
Ja lebe, Theurer Männer Krone!
Und wann Dein höchstes Maaß erfüllt;
So leb' in Deinem wackern Sohne
Dein unvergängliches Ebenbild.

✕ ✕ ✕

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des II. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Junii 1746.

I.

Martin Opitzen von Boberfeld deutſche Gedichte in vier Bände abgetheilt, von neuem ſorgfältig überſehen, allenthalben fleißig ausgebeſſert, mit nöthigen Anmerkungen erläutert von Daniel Wilhelm Trillern, Phil. und Med. D. Hochfl. Sachſenweißenfelſiſchen Hofrathe, erſtem Leibmedico und Phyſ. & Med. Prof. Und mit Kupfern gezieret durch Martin Tyroff. Mit Königl. Pohln. und Churfl. Sächſiſcher Freyheit. Frf. am Mayn bey Franz Varrentrapp 1746. in groß 8.

Endlich erſcheint nun dieſe ſchöne Ausgabe der Opitziſchen ſämmtlichen deutſchen Gedichte, der wir ein paar Jahre her mit Verlangen entgegen geſehen haben. Der Herr Hofrath Triller, der ſchon durch ſeine eigene Gedichte ganz Deutſchland bekannt, und wegen ſeiner großen Wiſſenſchaft in der heilſamen Kunſt allenthalben berühmt iſt, liefert uns itzo dieſen

ſen Vater unſrer Poeſie, in einer ihm anſtändigen Geſtalt: ſo daß wir ihn künftig den ſchönſten Ausgaben unſerer andern Poeten an die Seite ſtellen können. Es erſcheinen auch alle ſeine poetiſchen Werke auf einmal, welches ohne Zweifel den Liebhabern und Käufern weit angenehmer iſt, als wenn ſie dieſelben nur nach und nach, oder Stückweiſe erhalten hätten. Man hat alſo Urſache, dem Herrn Verleger, der ſonſt keine Unkoſten geſparet hat, dieſe Auflage anſehnlich und ſchön zu machen, auch hiefür verbunden zu ſeyn. Wir wollen indeſſen alles, was daran merkwürdig iſt, nach der Ordnung wiewohl kürzlich erzählen.

Die Zueignungsſchrift iſt im Namen des Verlegers an Se. Kaiſerl. Majeſtät Franciſcum den I. gerichtet. Es war billig, daß ein Poet, der den Geſchmack von ganz Deutſchland gebeſſert hat, auch dem höchſten Haupte des deutſchen Reiches zugeeignet würde. Weil die Zuſchrift poetiſch abgefaßt iſt: ſo wollen wir doch ein paar Strophen davon herſetzen.

Großmächtigſter Monarch, ein würdiger Poet,
Dem Fürſten, Könige, nebſt Helden günſtig waren,
Den Kaiſer Ferdinand vor mehr als hundert Jahren
Aus ſonderbarer Huld in Adelſtand erhöht,
Der leget ſich durch mich allhier zu deinen Füßen,
Und will den letzten Saum von deinem Purpur küſſen.

Verſchmäh den Dichter nicht; obgleich ein Heldenlied
Von angerührtem Blut, dich zu den Waffen treibet:
So werden doch von dir die Muſen auch geliebet.
Es haſt du doch dabey auch Kunſt und Weisheit lieb.
Es wird in Holland noch zu deinem Ruhm geprieſen,
Wie gnädig du dich dort als Muſenfreund erwieſen.

Der-

Dergleichen Strophen folgen nun noch zehne, und der ganzen Zueignung iſt ein ſaubres Kupfer Sr. Kaiſerlichen Majeſtät vorgeſetzet: ſo wie vor dem ganzen Werke ein Titelkupfer ſteht. Dieſes ſtellet einen Ehrentempel vor, in, oder vor welchem das geſchnitzte Bruſtbild von Opitzen, auf einem Fußgeſtelle ſteht, darauf die Worte zu leſen ſind. Gloria Pieridum ſumma. *Ouid.* Zur Rechten des Dichters ſtehen etliche mit Lorbern gekrönte alte Dichter, darunter drey mit Bärten, die vermuthlich Griechen ſeyn ſollen, und einer mit einem glatten Geſichte iſt, der allem Anſehen nach einen Römer vorſtellen ſoll. Auf der Linken ſitzen vier neuere Poeten, wie man aus der Kleidung und den Perrücken ſchließen kann, gleichfalls mit Lorberkränzen gezieret. Zweene darunter erkennet man deutlich für Canitzen und Beſſern; die andern beyden ſind ſo kenntlich nicht: vermuthlich aber ſollen es auch ein paar unſerer beſten Dichter aus dem vorigen Jahrhunderte ſeyn, die auf der opitziſchen Bahn geblieben, darunter man unſtreitig Paul Flemmingen und Simon Dachen oben an ſetzen muß.

In der Vorrede ſagt der Herr Herausgeber, daß er ſich nichts weniger eingebildet, als, daß er eine Ausgabe der opitziſchen Gedichte beſorgen würde. Es habe ihm die bey Holländern und Deutſchen zeither eingeriſſene Gewohnheit, ſich auf fremde Koſten leicht berühmt zu machen, nicht angeſtanden, da man berühmter Leute Schriften mit eigennützigen Zuſchriften und magern Vorreden neu auflegen läßt, unnöthige, oder doch leichtentbehrliche An-

merkungen beyfüget, und dann seinen Namen mit ansehnlichen Buchstaben versetzet, und also grosse Werke mit kleiner Arbeit heraus giebt. Diese müßigfleißigen Leute, kommen dem Herrn Hofrathe wie diejenigen vor, welche prächtige Gebäude mit schlechten Farben anstreichen, und ihren Namen darüber schreiben; als ob sie die Baumeister gewesen wären. Hierzu wäre endlich gekommen, daß von drey bis vier Orten her prächtige neue Ausgaben der opitzischen Gedichte angekündiget worden, die er mit großer Gelassenheit erwartet hätte. Diese gelehrte Drohungen aber wären eine Zeitlang unerfüllet geblieben *; und weil nach den opitzischen Gedichten überall starke Nachfrage geschehen: so sey der Herr Verleger schlüßig worden, selbst eine neue Auflage der opitzischen deutschen Schriften unter die Presse zu geben. Diesen Vorsatz habe er vor zweyen Jahren dem Herrn Hofrath Triller entdecket, und dessen Hülfe verlanget: die er denn auch versprochen, ohne vorher zu sehen, daß sie ihm so viel Zeit und Mühe kosten würde, als er hernach erfahren. Hierauf erzählt er nun, was er bey dem Werke selbst geleistet habe.

I. Hat man nur Opitzens deutsche, nicht aber lateinische Schriften liefern wollen: und daher alles wegge-

* Wenn es bey dem guten Vorsatze, den man in Leipzig gehabt, einen so herzhaften Verleger gegeben hätte, oder so viele Nachfrage geschehen wäre, als willig der Herausgeber gewesen, das seine dabey zu thun: so würde Opitz schon vor etlichen Jahren hier in einer noch schönern Auflage ans Licht getreten seyn.

weggelaſſen, was zu dieſem gehörete. Z. E. den Librum ſtrenarum, den Ariſtarchum, die Libros III. Silvarum und L. Epigrammatum, die varias Lectiones, die verſchiedenen Panegyricos und langen Vorreden, wie auch die weitläuftigen Anmerkungen zu Catonis Diſtichis etc. Es glaubt zwar der Herr Hofrath nicht, daß dieſe Stücke des Dichters nicht leſenswürdig wären; ſintemal derſelbe im Lateine eben ſo ſtark, als im Deutſchen geweſen: ſondern man habe das Werk ungeleherten und unerfahrnen Leſern nicht ohne Noth verdrüßlich, oder gar zu weitläuftig machen wollen. Doch hat man die griechiſchen und lateiniſchen Sinngedichte beybehalten, damit man von der epitziſchen Ueberſetzung deſto beſſer urtheilen könne. Man will aber auch dieſe ausgelaſſenen Stücke, nebſt dem alten Leblede auf den Heil. Anno, mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen vermehret und verbeſſert ans Licht geben. Von dieſem alten Gedichte, fället der Herr Hofrath ein ſehr hartes Urthell; er heißt ſeinen Verfaſſer einen ſchwärmenden, der ſeine Arbeit mit ſinnloſen Einfällen und fieberhaften Träumen auf das Lächerlichſte angefüllet, und ſagt, ſeine Thorheit ſey ſchwerer geweſen, als daß ſie mit ſechzehn Pferden hinweg geführet werden können: hält auch dafür, daß es weder des Leſens noch des Nachahmens würdig ſey. Von dem letzten wird ihm ein jeder recht geben, aber was das erſte betrifft: ſo verbeſſert der Herr Verfaſſer ſelbſt ſein Urtheil in den Worten: wofern nicht das ehrwürdige Alterthum der deutſchen

Sprache, und Opitzens gelehrte Anmerkungen ꝛc. wobey er auch diesen alten Reim mit dem Persius vergleicht, von welchem Jos. Scaliger, wegen der Anmerkungen, des vielwissenden Casaubonus geurtheilet, daß die schmackhaftige und kräftige Brühe besser wäre, als der Fisch selbst.

Endlich hat man auch von der epitischen Prosodie, Enoch Hanmanns Anmerkungen weggelassen; die den Herrn Verfasser nichts als ungesunde Urtheile, und lächerliche Kleinigkeiten in sich zu halten bedünken; wie man z. E. Eyer, Geigen, Pfeifen, Orgeln, Pocale, Pyramiden, Leuchter, Lichtputzen; auch Pfauen und Affen, in Bilderreimen machen solle. Er führt auch ein paar andre poetische Brocken von demselben an; da er z. E. den Tod, den eiskalten Streckebein schilt, und ihn mit einem jungen Zeiselbären vergleicht; imgleichen von dem Satan sagt:

Eh noch der Höllenmolch,
In seiner Perlenmütz, der Schlange, kroch herver.

Welches doch nach einiger heutigen Kunstrichter Meynung, sehr malerisch, und folglich sehr schön und poetisch geschrieben heißen wird.

II. Hat der Herr Hofrath die deutschen Gedichte mit verschiedenen ansehnlichen Zusätzen vermehret. Z. E. in das Gedicht von der Gemüthsruhe, hat er aus der alten liegnitzischen Ausgabe vom 1656sten Jahre 26. Verse eingerücket. Auf der 434. Seite hat er zween Buchstabenwechsel, in Versen, wieder beygefüget, die der Herr Hofrath artig nennet; da er doch vorher die Bilderreime, weit schärfer beur-

theil-

theilete. Die Ueberſchriften hat er mit fünf Grabſchriften vermehret, welche nur in den älteſten Ausgaben von 1625 und 1629 befindlich waren. Endlich iſt das II. Buch der Ueberſchriften mit einem Sinngedichte auf das eroberte Magdeburg bereichert worden; eines Zuſatzes von acht Verſen bey dem Lobgeſange J. Chr. u. a. m. nicht zu gedenken.

III. Die Ordnung der Gedichte iſt in dieſer Auflage mit Fleiß ſo geblieben, wie ſie in den Alten von 1644. 1646 und 1690. geweſen: nicht als wenn ſelbige vollkommen gebilliget würde, ſondern weil die Umſetzung viel Mühe zu machen, und wenig Nutzen zu haben geſchienen. Und freylich hat der Herr Herausgeber darinn zwar recht, daß die chronologiſche Ordnung in Gedichten nicht nöthig iſt: doch, daß deswegen keine Ordnung die beſte Ordnung ſeyn ſollte, wie er meynt, das können wir uns darum nicht bereden, weil wir bey den alten Dichtern es anders finden. Horaz z. E. hat nicht Oden, Briefe und Satiren untereinander geworfen: Ovid gleichfalls trennt ſeine Heldenbriefe, von den Epiſtolis ex Ponto, und den ſogenannten Triſtibus; ſo daß jede Claſſe allein zu ſtehen kömmt. Pindar hat ſeine Oden gleichfalls in Claſſen getheilt, und nur diejenigen zuſammen geſetzt, die zu einander gehörten. u. d. m. Wir wünſchten aber deswegen auch nicht alle Hochzeit oder Trauergedichte beyſammen zu leſen; wie der alte Schlendrian es bey uns mit ſich gebracht, auch Opitz ſelbſt in ſeinen poetiſchen Wäldern beobachtet hat, ohne auf die Art der Gedichte ſelbſt zu ſehen. Doch die Entſchuldigung des

Herrn Herausgebers, daß er zu dergleichen Arbeit nicht Zeit gehabt, wozu mehr ein fleißiger Müßiggang, als groſſe Weisheit, gehöret, muß uns allerdings genug ſeyn; wenn wir uns nur aus dem Sinne ſchlagen, daß derſelbe ſonſt allemal ein gröſſer Liebhaber und Nachahmer der alten Griechen und Römer geweſen.

Zum IV. hat man ſich vorgeſetzt, die opitziſchen Gedichte ſo viel möglich, genau, treulich, rein, ſauber, verſtändlich und von allen Druck- und Schreibefehlern gereiniget, zu lieſern. Viele Stellen ſind durch die letztern ſo verderbt und verſtümmelt geweſen, daß Opitz ſelbſt ſie nicht verſtanden haben würde. In den Büchern von Wahrheit der chriſtlichen Religion haben ganze Zeilen gefehlet. Dieſe ſind hier ergänzet, eine einzige auf der 377. Seite ausgenommen, die man nirgends finden können. Um nun die beſte Lesart zu finden, hat er verſchiedene alte opitziſche Ausgaben gegen einander gehalten, und jederzeit bey wichtigen Stellen in den Anmerkungen Rechenſchaft davon gegeben; bey geringern aber, es mit Stillſchweigen übergangen. „Denn, (ſind des Herrn Herausgebers eigene Worte) aus allen alten Auflagen alle „Druck- Schreib- und Jugendfehler mühſam zuſammen zu tragen, und den Leſern zum Verdruß, „Ekel und Gelächter, dieſe nichtswürdigen Schätze unter den Text zu ſetzen; wie heut zu Tage die „groſſen Critici in Engelland, Holland und auch „die kleinern anderswo, gewohnt ſind; war kein „Werk für einen Mann, der das koſtbare Geſchenk der

„der unwiederbringlichen Zeit beſſer anzuwenden „hat; als daß er es mit ſolchem bunten und unnützen „Spielwerk unverantwortlich verderben ſollte. Viel„mehr gehört ſolche unglückſelige Arbeit für fleißige „Müſſiggänger, und ſtumpfſcharfſinnige Wort und „Sylbenanatomiſten, welche alle Haare an den „Raupen und alle Fäden in den Spinneweben ge„nau zählen können, und mit einem Worte, in „Kleinigkeiten groß ſeyn wollen“.

Zum V. giebt der Herr Hofrath Nachricht, welcher alten Ausgaben er ſich in Ausbeſſerung des Textes bedienet habe. Wir wollen uns dabey nicht aufhalten, ſondern nur melden, daß er nicht nur ganze Sammlungen opitziſcher Gedichte, ſondern auch einzeln gedruckte Stücke in Händen gehabt, und nur bedauret, daß er ſie nicht gleich anfangs beſeſſen, als zu dem Drucke der Anfang gemachet worden. Doch ſind dem ungeachtet ihm noch viele fehlerhafte Stellen vorgekommen, die aus keinem einzigen Exemplare haben verbeſſert werden können: daher er ſie von ſich ſelbſt, aus einer wahrſcheinlichen Muthmaßung, ausbeſſern müſſen; welches aber in den Anmerkungen allemal getreulich angezeiget worden.

Die ſchwerſte, unerträglichſte und doch zugleich unſichtbare und ſchlechteſte Arbeit, ſagt der Herr Herausgeber, iſt die Ausbeſſerung der uralten Recht- oder vielmehr Unrechtſchreibung geweſen, in welcher alle Ausgaben, aus angebohrner Faulheit der Correctoren, abgedrucket geweſen. Dieſe hat ihn oft ſo verdrüß-

lich

lich gemacht, daß er in vielen Wochen, ja Monden das Werk nicht wieder vornehmen mögen. Doch die Trefflichkeit der Gedichte und sein Versprechen haben ihn doch immer wieder aufgemuntert, diesen sisyphischen Stein, von neuem zu wälzen. Sollten indessen noch einige Fehler übersehen seyn, so hofft er, es werde zur Hauptsache nicht viel beytragen. Manche Leser und Liebaber des Alterthums werden vielleicht glauben, der Herr Hofrath hätte dieser Arbeit überhoben seyn können; wenn er nach dem Beyspiele der lateinischen Herausgeber des Plautus und Lucrez, oder der Franzosen, die den Montaigne und Marot mit allen Fehlern ihrer alten Rechtschreibung haben drucken lassen; auch dem Opitz die Art zu buchstabiren gelassen hätte, welche in denen Ausgaben vorkömmt, die bey seinem Leben herausgekommen. Allein, wir zweifeln nicht, daß er geglaubet, die Zahl derjenigen Leser oder Käufer würde ungleich größer seyn, die lieber einen nach heutiger Art buchstabirten, als altväterisch stolpernden Opitz würden haben wollen.

Zum VI. hat man erstlich die eigenen opitzischen Anmerkungen, die bald zwischen dem Texte, bald am Ende auf einem Haufen stunden, auf jeder Seite unter den Text gesetzt; sie von Druckfehlern gereiniget, ergänzet, und vermehret. Da ferner Opitz nicht alle seine Gedichte mit Anmerkungen begleitet; und gleichwohl in den meisten eine wunderwürdige Gelehrsamkeit sehen läßt, indem er beständig auf die Alten zielt, und ganze Stellen daraus anbringt: so hat der Herr Hofrath dieses seine angenom-

genehmſte Arbeit ſeyn laſſen, alle mit einander mit Anmerkungen zu erläutern, und alle die Stellen ſorgfältig anzuzeigen, wo Opitz etwas aus den alten Dichtern und Weltweiſen genommen; damit NB. junge Poeten wiſſen könnten, woher Opitz ein ſolcher groſſer Dichter geworden. Er glaubt auch nicht, daß ihm viele ſolche Stellen verborgen geblieben ſeyn ſollten; außer etlichen, die ihm nachmals noch eingefallen. Z. E. in dem Lobgedichte auf den König in Pohlen, iſt das Gleichniß von einem bey kalter Nacht ausgehenden Löwen, aus Claudians Buche de bello Getico genommen. u. a. m. Wobey er anmerket, daß Opitz den Claudian fleißig geleſen haben müſſe. Er verſichert auch, daß dieſes alles ihn wenig Mühe gekoſtet, indem er mit dieſen ehrwürdigen Griechen und Lateinern von Jugend auf, ſo vertrauten Umgang gepflogen, daß ihm die beſten und ſinnreichſten Stellen derſelben, bey den opitziſchen Worten ſogleich eingefallen. Die meiſten Anmerkungen hat der Prophet Jonas, das Troſtgedicht, und die Wahrheit der chriſtlichen Religion bekommen: ſonderlich das mittelſte, welches für Opitzens gelehrteſtes, reineſtes und vollkommenſtes Gedicht zu halten iſt.

So hoch aber unſer Herr Herausgeber Opitzen ſchätzet, ſo frey geſtehet er doch, wie auch billig war, daß er nicht allezeit gleich gut und rein geſchrieben; ſintemal er oft die Wortfügung allzuſehr verwirft, das Sylbenmaaß überſchreitet, und ſich allzuharter Reime bedienet. Dieſen Fehlern nun

hat zwar derselbe auf die gelindeste Art, theils durch leichte Versetzung der Worte, theils durch Veränderung des Reimes ꝛc. abzuhelfen gesucht; und solches in den Noten angezeigt: doch geben wir es demselben zu eigner Entscheidung anheim, ob sich die Pflicht und das Recht eines gewissenhaften Ausgebers alter Dichter soweit erstrecke? Er wird davon am besten urtheilen, wenn er überlegen will, was er von einem Bentley hält, der den Terenz, Horaz, u. a. m. nach seinem Sinne verbessert; oder was er von einem Ausgeber halten würde, der den Homer, oder Plautus, nach einer neuern griechischen oder römischen Mundart wollte reden lassen. Der Herr Hofrath bezeuget auch, daß er bey seinen meisten Anmerkungen, den Anfangsbuchstaben seines Namens beygefügt; welchen er vielleicht verschwiegen haben würde, wenn nicht die unbändigen und gallsüchtigen Mückensäuger und Camelverschlucker, daher ein unvergebliches Laster, oder gar eine strafbare Todsünde, nach ihrer Christlöblichen Gewohnheit edelmüthig erzwingen würden. Er hoffet also, daß vernünftige Leser mit ihm zufrieden seyn werden, obgleich seine Anmerkungen keine Postillen mäßige Erklärungen oder weithergeholte poetische Kunstgriffe und unergründliche Geheimnüsse in sich fassen, dergleichen welche Opitz wohl nimmermehr gedachte. Er läßt sich auch begnügen, wenn sie einige grosse und breite Kunstrichter verwerfen, und unter die bösen Geburten unsrer verderbten Zeiten rechnen werden:

werden: weil es noch gar viele elende und ſchwindſüchtige Füchſe giebt, welche die ſüſſe und reife Traube verachten, weil ſie für ſie zu hoch hängt. Hier ſieht man, daß der Herr Verfaſſer Feuer und Herz genung beſitzet, die ſonſt bey den lateiniſchen Ausgaben alter Autoren gewöhnliche critiſche Schreibart, auch im deutſchen nachzuahmen.

Zum VII. hat der Herr Herausgeber auch, ſo lange er in Frankfurt geweſen, die letzte Correctur der Probebogen ſelbſt beſorget. Dieſes hat er bey unſerer leider! teutſchfranzöſiſchen ſeichten Gelehrſamkeit und hülſenreichen magern Modephiloſophie, wobey die alte zu Opitzens Zeiten inſonderheit übliche Gelehrſamkeit dermaſſen in Verfall gerathen, daß man auch kaum den Schatten davon kennet, für höchſt nöthig gehalten. Es wird vielleicht vielen unſrer Leſer ſchwer zu begreifen ſeyn, wie die heutige Modephiloſophie den Herrn Hofrath zum Corrector eines ſeiner eignen Bücher habe machen können? da doch ſchon um des Erasmus, und ſelbſt um Opitzens Zeiten, als noch keine ſolche Modephiloſophie im Schwange gieng, die gelehrteſten Männer, nicht nur von eignen, ſondern wohl gar von fremden Werken die Probebogen geduldig ausgebeſſert; ohne über die ungelehrten Correctoren ſich ſo ſehr zu ereifern. Allein die folgenden Worte zeigen es ausdrücklich, daß ein in griechiſchen und lateiniſchen Sachen unerfahrner Corrector den Herrn Hofrath gegen die Philoſophie ſo in Harniſch gebracht: gerade

als ob dieſelbe die Leute von den Schulſtuben und gelehrten Sprachen abhielte. Er giebt uns aber keinen Beweis, daß dieſer im griechiſchen und lateiniſchen ſo unwiſſende Corrector ein gröſſer Philoſoph geweſen; welches doch ein nur halber Modephiloſoph gewiß gethan haben würde, um ſeinem Vernunftſchluſſe, oder vielmehr ſeinem Zorne, nur einige Farbe zu geben. Es iſt auch kein Wunder, daß die gelehrten Correctores in Frankfurt am Mayn, woſelbſt keine Hohe Schule iſt, ſo gar häufig nicht anzutreffen ſind. Daß aber einige derſelben ihre Weisheit nur in deutſchen Sylben und Wörtern und andern orthographiſchen Kleinigkeiten gewieſen, kann der Herr Hofrath ihnen gewiß nicht im Ernſte zur Laſt legen. Er ſelbſt hat ſich ja die Mühe genommen, die ganze Opitziſche Unrechtſchreibung umzuſchmelzen; und dieſe Umwälzung eines ſolchen Steines iſt ihm als keine Kleinigkeit vorgekommen, als er ſie ſelbſt übernahm. Es iſt auch noch von keinem Liebhaber griechiſcher und lateiniſcher Sachen für eine Kleinigkeit gehalten worden, wenn man auf die Rechtſchreibung dieſer Sprachen genau acht gegeben; wie die gelehrten Bemühungen Noriſii, Schrefleiſchens und Cellarii u. a. m. zeigen. Warum ſollte es denn einem deutſchen Corrector, der ſehr ſelten andre, als deutſche Bogen auszubeſſern kriegt, eine Schande ſeyn, ſich um das deutſche hauptſächlich bekümmert zu haben? Wir ſind auch von dem Herrn Hofrathe, als einem berühmten Deutſchen Dichter, vollkommen eines andern überführt, und wünſchten nur, daß er den ganzen Opitz ſelbſt hätte ausbeſſern können.

können. Derſelbe iſt aber mitten in dem Drucke des Werkes, durch einen Ruf an den hochfürſtlichen Weißenfelſiſchen Hof, gehindert worden, dieſen ſeinen Fleiß in Verbeſſerung der Abdrücke fortzuſetzen. Daher klaget er nun ſehr, daß in den Pſalmen, im grotianiſchen Werke von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion, und einem Stücke der deutſchen Poeterey, ſehr viele lächerliche und ungereimte Druckfehler eingeſchlichen; die er aber mit Fleiß angemerket, und beydrucken laſſen.

Hierbey entſchuldigt ſich der Herr Herausgeber auch, daß dieſes Werk nicht ſchon vor einem Jahre verſprochner maßen ans Licht getreten. Dieſes iſt dem Böhmiſchen Feldzuge zuzuſchreiben, dahin derſelbe ſeinen Durchlauchtigſten, nunmehr hochſeligen Herzog begleiten müſſen. „Dieſes mag nun, „(ſind ſeine eigene Worte) etliche hoch undeutſche „Sprachhelden, wie ich vernehme, veranlaſſet haben ziemlich vermuthlich zu ſchließen, daß dieſe unſre neue Opitziſche Ausgabe in einer unweſentlichen „Präexiſtenz verbleiben würde. Allein groſſe Leute „fehlen leicht, und kleine noch leichter, zumal in ſolchen Dingen, die man aus nicht ungerechter Furcht „einer nachtheiligen Vergleichung, nicht gern wünſchet, daß ſie wahr werden möchten. Indeſſen iſt „nun doch die Sache nicht zu ändern, und das „Opitziſche Werk iſt aus ſeiner ſogenannten Präexiſtenz, zur wahren Exiſtenz, wider ihren Wunſch „und Dank, geworden; daß ich mich ihres ſchönen „deutſchlateiniſchen Ausdrucks, mit deren gnädigen „Erlaubniß bedienen möge“.

Zum VIII. ist der Herr Hofrath Triller anfangs willens gewesen, eine ausführliche Lebensbeschreibung von Opitzen mit beyzufügen, hat auch schon einen Grundriß dazu entworfen gehabt: allein die Enge der Zeit hat es verhindert; zumal, da Herr D. Lindner zu Hirschberg, schon 1740. diesem Mangel so reichlich abgeholfen.

Zum IX. folgt eine Lobode auf den unsterblichen Opitz, von des Herrn Hofraths Trillers Arbeit, die aber, wie er sagt, mehr von seiner außerordentlichen Hochachtung gegen denselben, als von einer sonderbaren Dichtkunst zeigen soll. Diese Bescheidenheit gereichet dem Herrn Verfasser zur besondern Ehre: und ob er gleich vorgiebt, daß sie nur um der bloßen und lautern Wahrheit, die sie enthält, Beyfall finden werde; so werden doch unparteyische Leser auch den Poeten darinnen schon antreffen; ungeachtet sie eben nicht in allen Strophen himmelan flieget, oder finstre Sybillensprüche enthält, die kein Oedipus auslegen kann. Wir wollen den Anfang davon zur Probe nehmen, wiewohl es auch in der Mitte und am Ende noch schönere Stellen giebt.

Nur hinweg gemeine Flöten!
Fort gewöhnlichs Saitenspiel!
Ein Homerus und Virgil
Ja ein Opitz ist vonnöthen,
Dich, o Opitz zu erhöhn,
Dein Verdienst der Welt zu zeigen;
Besser wär es, abzustehn,
Klüger wär es, ganz zu schweigen:
Als daß dich ein Mund besingt,
Dem kein würdig Lied gelingt.

Dieß

Gleichwohl reizen mich die Triebe,
Meiner angeflammten Bruſt,
Gleichwohl treibet mich die Luſt,
Daß ich Dir ein Loblied ſchriebe.
Jeder, wer ein Deutſcher heißt
Und ein deutſches Herze träget,
Dennoch aber ſeinen Geiſt
Nicht zu deinem Ruhme reget,
Handelt wider ſeine Pflicht,
Iſt fürwahr kein Deutſcher nicht.

Wer hat aus den Finſterniſſen
Aus der ungeheuren Nacht,
Deutſchland, deiner Sprache Pracht
So beglückt, ans Licht geriſſen?
Wer brach dir zuerſt die Bahn,
Zierlich, rein, und ſtark zu ſchreiben?
Hat es Opitz nicht gethan?
Muß ihm nicht der Ruhm verbleiben,
Daß er deine Majeſtät
Wieder aus dem Staub erhöht?

Doch er will ſich weiter ſchwingen,
Es bleibt nicht beym Unterricht,
Wie man zierlich ſchreibe und ſpricht,
Nein! Er lehret dich auch ſingen:
Er verſetzt den Helikon
Deutſches Reich! in deine Grenzen,
Und läßt eine Lorberkron
Dir auf deinem Haupte glänzen,
Die vor ihm, noch keine Hand
Deinem Scheitel zugewandt.

Wer wußt was von reinen Tönen?
War nicht die Poeterey
Dazumal ein Waldgeſchrey
Wilder Faunen und Silenen?
Ordnung, Abſchnitt, Reim und Klang,
Waren unbekannte Sachen:
Nur die kurzen Sylben lang,
Und die langen kurz zu machen;
War der deutſchen Poeſie
Uebelangelegte Müh.

Von Gedanken, Sittenlehren,
Nachdruck und Gelehrſamkeit
War zu der betrübten Zeit,
Wenig, oder nichts, zu hören.
Es gebrach an Wiſſenſchaft,
Statt der Kerne, nahm man Schalen,
Keines edlen Beyworts Kraft,
Noch die Kunſt, geſchickt zu malen,
War dem blinden Unverſtand
Damals nur etwas bekannt.

Opitz kam; gleich ward es helle,
Die Vernunft und die Natur
Wieß ihn auf die rechte Spur
Zu der wahren Dichterquelle:
Ohne Beyſtand, Hülf und Rath,
Hatt er dieſes unternommen;
Auf die Bahn, die er betrat,
War vor ihm, noch niemand kommen,
Sondern er mußt ganz allein
Dieſer Kunſt Erfinder ſeyn.

Großer Geiſt! wer mag dir gleichen?
Was kömmt deiner Stärke bey,
Du bezwingſt die Barbarey
Und ſteckſt dir ein Siegeszeichen:
Du ſchaffſt eine neue Welt
Aus dem Chaos wüſter Reimen;
Wo man Fichten hingeſtellt,
Läßt du friſche Lorbern keimen,
Und dein ſanfter Saitenklang
Dämpft der Barden Waldgeſang. ꝛc. ꝛc.

Was ſchlüßlich von dem äußerlichen Vorzuge dieſer opitziſchen Ausgabe vor allen vorhergehenden gemeldet wird, das können wir nicht im geringſten in Zweifel ziehen. Sie iſt durchgehends auf ſchönes Schreibpapier gedruckt; eine Ehre, die außer Neukirchs Telemach, noch keinem deutſchen Dichter wiederfahren iſt. Sie hat vierzehn wohlgemachte

machte Kupferblätter; ob wir gleich nicht leugnen, daß wir ſie ſonſt, ſelbſt von Tyroffs Grabſtichel, noch feiner und beſſer geſehen haben. Wenn wir nun, durch den Fleiß eben dieſes Herrn Herausgebers und Verlegers nächſtens auch Flemmings Gedichte, auf eben die Art erhalten werden: ſo wird ohne Zweifel Deutſchland dieſen beyden patriotiſchen Männern einen zwiefachen Dank ſchuldig ſeyn; mit welchem wir auch den unſrigen aufrichtig verbinden werden.

* *

II.

Tugendhafter Streit der Liebe, und der Dankbarkeit zwiſchen dem Scipio und dem celtiberiſchen Allucio, welchen aus des Liuii lib. XXVI. c. L. ins Deutſche überſetzet Joh. Heinrich Acker, Phil. et Humanit. D. *

Duratura ſeculis ingenia, et quibus non praeſentes ſolum plaudant, ſed quae omnis poſteritas miretur, tunc demum fiunt, quoties cum optima natura ars perfecta conjungitur. Rud. Agricola lib. II. de Inuentione Dialectica c. 7.

* Da der gelehrte Herr Verfaſſer dieſer Ueberſetzung, ihrer Kleinigkeit wegen, keinen Verleger dazu finden konnte, und ſie mit den beygefügten Erläuterungen gleichwohl vor dem Untergange bewahret zu werden verdiente: ſo haben wir derſelben, auf ſein Erſuchen, in unſerm Büſenſale einen Platz einräumen wollen.

LIVIVS XXVI. C. L.

I.

Captiua a militibus adducitur ad Scipionem adulta virgo, adeo eximia forma, vt, quacunque incedebat, conuerteret omnium oculos.

II. Scipio percunctatus patriam, parentesque, inter cetera accepit, desponsatam eam principi Celtiberorum adolescenti, cui Allucio nomen erat.

III. Extemplo igitur parentibus, sponsoque ab domo accitis, cum interim audiret deperire eum sponsae amore, vbi primum venit,

---

Anmerkung ad §. I.

Dieſer Scipio war das Aemilii Pauli Sohn, und Scipionis Africani per adoptionem Enkel, dahero er auch P. Scipio Aemilianus genennet wird. Livius ſaget, er wäre pro viro diuinae ſtirpis gehalten worden, Lib. XXVI. c. 19. Eutropius beſchreibet ihn als einen Mann von groſſem Anſehen, in nachfolgenden Worten: Huius apud omnes ingens metus, et reuerentia erat: nam et peritiſſimus ad dimicandum, et conſultiſſimus habebatur, lib. IV. Breu. c. V.

Anmerkung ad §. II.

Celtiberi waren Celten aus Gallien, die ſich mit

Ueberſetzung.

I.

Die Soldaten brachten zu dem Scipio eine erwachſene Jungfer, welche ſie gefangen bekommen, von einer dermaßen angenehmen Geſtalt, daß ſie, wo ſie nur ihren Fuß hinſetzte, gleich aller Augen an ſich zoge.

II. Da ſich nun Scipio nach ihrem Vaterlande, und Aeltern erkundigte, vernahm er unter andern, daß ſie einem jungen Herrn der vornehmſten Celtiberer, der Allucius hieß, zur Ehe verſprochen ſey.

III. Alsbald ließ er die Aeltern, und den Bräutigam von Hauſe zu ſich holen, und da er unterdeſſen hörete, daß der junge Herr die Braut auf das höchſte liebete, richtete er gleich bey der Ankunft

---

den Spaniern vermiſchet hatten. Ex Celtis, et Iberis facti Celtiberi. Grotius lib. II. de iure belli, et pacis c. IX. §. 9. not. Sie kriegeten lange Zeit mit den Spaniern um die pyräneiſchen Gebirge herum, thaten auch denenſelben großen Schaden: endlich aber vergönneten ihnen die Spanier zwiſchen denen Flüſſen Tagus und Anas zu wohnen, und ſpaniſches Frauenzimmer zu heirathen: dahero die Poeten ſagen, Celtae miſcentes nomen Iberis. Ludwigs Erläuterung über Puſend. Einleitung p. 211. Sie ſind nach und nach ſo ſtark geworden, daß man ſie robur Hiſpaniae genennet. Florus lib. II. Hiſt. c. 17.

venit, accuratiore eum ſermone quam parentes alloquitur.

IV. Iuuenis iuuenem adpello, quo minus ſit inter nos huius ſermonis verecundia.

V. Ego, quum ſponſa tua capta a militibus noſtris ad me adducta eſſet, audiremque, eam tibi cordi eſſe, et forma faceret fidem, quia ipſe, ſi *frui liceret ludo aetatis*, *praeſertim recto*, *et legitimo amore*, et non reſpublica animum noſtrum occupaſſet, veniam mihi dari ſponſam tuam impenſius amandi vellem, tuo, cuius poſſum, amori faueo.

VI. Fuit ſponſa tua apud me eadem, qua apud ſoceros tuos, parentesque ſuos verecundia: ſeruata tibi eſt, vt inuiolatum, et dignum me, teque, dari tibi donum poſſet.

VII. Hanc mercedem, vnam pro eo munere paciſcor, amicus populo Romano ſis: et, ſi me virum bonum credis eſſe, quales patrem,

mit gutem Bedachte ſeine Rede mehr an ihn, als an ſeine Aeltern, und ſprach:

IV. Ich, als ein junger Feldherr, rede dich als einen gleichfalls jungen Herrn an: daß wir alſo uns beyderſeits nicht Urſache zu ſchämen haben, wenn die Rede etwas nach der Liebe ſchmeckendes in ſich hält.

V. Da deine Braut als eine Gefangene zu mir gebracht wurde, hörete ich, daß du ſie zärtlich liebeteſt, und die holde Geſtalt konnte dieſes ohne Zeugen beſtärken. Ich ſelbſt, wenn ich das Luſtſpiel der Jugend beſonders auf eine rechte, und erlaubte Art der Liebe, genießen dürfte, und nicht die Sorge des gemeinen Weſens mein Gemüthe ganz und gar eingenommen hätte, würde es mir nicht übel zu nehmen bitten, wenn ich ſtärkere Triebe gegen deine Braut bezeugete. Da ich mich aber in dem Stande nicht ſehe, ſo überlaſſe ich dir, nach der Macht, die ich itzund in meinen Händen habe, dieſen Vorzug, und wünſche aus günſtigem Gemüthe Glück, und Gutes zu deiner Liebe.

VI. Deine Braut hat bey mir eben die Schamhaftigkeit behalten, welche ſie bey deinen Schwiegeraltern, und ihren leiblichen Aeltern beſeſſen; ſie iſt dir bewahret worden, damit ſie als ein unverletztes, ja meines und deines Standes würdiges Geſchenke, dir gegeben werden könnte.

VII. Dieſes einzige dinge ich mir zur Belohnung für das Geſchenk aus, daß du ein guter Freund von dem römiſchen Volke ſeyn wolleſt; und wenn du aus dieſen Umſtänden glaubeſt, daß ich ein red-

patrem, patruumque meum iam ante hac gentes norunt, ſcias multos noſtri ſimiles in ciuitate Romana eſſe; nec vllum in terris populum hodie dici poſſe, quem minus tibi hoſtem, tuisque eſſe velis, aut amicum malis.

VIII. Quum adoleſcens ſimul pudore, gau-

Anmerkung ad §. VIII.

Die Alten braucheten gar oft bey dankbarer Erinnerung derer Wohlthaten, die delegation ad Deos, welche die Vergeltung erſtatten ſollten. So ſaget Aeneas zu der Dido:

- - - - grates perſoluere dignas
Non opis eſt noſtrae, Dido, nec quidquid vbique eſt
Gentis Dardaniae, magnum quae ſparſa per orbem.
Di tibi, ſi * qua pios reſpectant numina, ſi quid
Vsquam iuſtitiae eſt, et mens ſibi conſcia recti
Praemia digna ferant. - - -

Virgilius I. Aeneid. Voſſius lib. II. Rhet. c. 19.

So ſchreibt auch Ovidius an ſeinen Rufum lib. II. ex Ponto epiſt. XI.

O referant grates, quoniam non poſſumus ipſi,
Di tibi, qui referent, ſi pia facta vident.

* Hic ſermo non dubitationem, ſed adſeuerationem potius ſpirat, vt Schefferus docet in Gymnaſio ſhiſt pag. 165.

Darius

licher Mann ſey, wie mein Vater, und mein Vetter geweſen, die eure Völker ſchon vorlängſt aus ihren Thaten und Siegen kennen gelernet: ſo ſollſt du auch wiſſen, daß noch viele meines gleichen in Rom ſind, und daß heutiges Tages kein Volk in der Welt ſey, welches du weniger zu deinem Feinde, und lieber zu deinem Freunde erwählen möchteſt.

VIII. Der junge Herr, von Schamhaftigkeit und Freude

Darius ermuntert dadurch ſeine Soldaten zur Tapferkeit: digniſſimi, ſpricht er, quibus, ſi ego non poſſum, Dii pro me gratiam referant, et mehercule referent. Curtius lib. V. c. 8. Ja als er ſich beklagte, daß er dem Polyſtrato keine Dankerkenntlichkeit erweiſen könnte, ſagte er: velle ſe, vt Alexander illi, Alexandro vero Dii referrent. Curtius V. c. 13. in Supplem. §. 29. Daß dieſes auch diejenigen thäten, welche Schiffbruch erlitten, bezeuget Seneca in denen Büchern, worinnen er die Wohlthaten lobet. Vt ſcias, inquit, vero, per ſe expetendum eſſe, benefacere, aduenis modo in noſtrum delatos portum, et ſtatim abituris ſuccurrimus. Ignoto naufrago nauem, qua reuehatur, et damus, et inſtruimus. Diſcedit ille vix ſatis noto ſalutis auctore, et nunquam in conſpectum noſtrum reuerſurus *debitores nobis deos delegat*, precaturque, vt illi pro ſe gratiam referant. Seneca lib.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19128/053

gaudioque perfusus, dextram Scipionis tenens *Deos omnes inuocaret, ad gratiam illi pro se referendam: quoniam sibi nequaquam satis facultatis pro suo animo, atque illius erga se merito esset.*

IX. Paren-

---

lib. IV. de benef. XI. So schreibet auch Symmachus lib. VI. Epist. Ago gratias, et meam vicem, quia soluendo par non sum, *coelestibus delego virtutibus.* Unter den neuern Exempeln hat mir sonderlich des berühmten helmstädtischen Professoris, Christoph Schraders, Schreibart gefallen, welche er in der Dedication der aristotelischen Rhetorik an die Herren Owerbecks, seine große Wohlthäter, gebrauchet. Ich führe dieses Exempel um desto lieber an, je augenscheinlicher man daraus sieht, daß er die Worte des Allucii zur Nachahmung vor Augen gehabt: wie er denn überhaupt, welches seine schöne Programmata bezeugen, ein künstlicher Imitator des Liuii war. Die Worte fließen also: Quo diutius benigne sum habitus, eo me plura vobis omnibus

Freude zugleich überschüttet, nahm den Scipio bey der rechten Hand, und ruste alle Götter an, daß sie diesem Wohlthäter an seiner statt die Vergeltung erweisen möchten: sein Vermögen sey nicht hinreichend, die Dankerkenntlichkeit dergestalt zu bewirken, wie es der innerste Trieb des Gemüths erforderte; und die Verdienste des Scipionis wären so groß, daß keine würdige Erwiederung erfunden werden könnte.

IX. Dar-

---

debere; vt mecum sentio, ita libens profiteor. Et cum pro meo hoc animo, et tanto parentum vestrorum merito nequaquam mihi satis sit facultatis ad remunerandum: quod vnicum mihi relictum est, bona fide praestare pergam, vt et habeam semper gratiam, quantam maximam animus capit, vt Deum adorem, vt ille pro me familiae vestrae referat.

Es ist diese Delegation eine recht löbliche Sache. Sie zeuget eine fromme Dankerkenntlichkeit an, ist auch Gott sehr gefällig, welches der junge Sirach von seinen Aeltern gelernet, der also schreibt: Gott behält die Wohlthaten der Menschen wie einen Siegelring, und die guten Werke wie einen Augapfel. Sirach XVII. v. 18.

IX. Parentes inde, cognatique virginis adpellati, qui, quoniam gratis ſibi redderetur virgo, ad quam redimendam ſatis magnum attuliſſent auri pondus, orare Scipionem, vt id ab ſe donum acciperet, coeperunt; haud minorem eius rei apud ſe gratiam fore adfirmantes, quam redditae inviolatae foret virginis.

X. Scipio, quando tanto opere peterent, accepturum ſe pollicitus, poni ante pedes iuſſit: vocatoque ad ſe Allucio; ſuper dotem, inquit, quam accepturus a ſocero es, haec tibi a me dotalia dona accedent, aurumque tollere ac ſibi habere iuſſit.

XI. His laetus donis honoribusque dimiſſus domum, impleuit populares laudibus, et meritis Scipionis: veniſſe Diis ſimillimum iuuenem, vincentem omnia quum armis, tum benignitate, ac beneficiis.

IX. Darauf sind die Aeltern und Anverwandten angeredet worden; welche, weil man ihnen die Braut ohne Entgelt wieder gegeben, zu deren Befreyung sie Gold genug mitgebracht, den Scipio bathen, daß er das Geschenk annehmen möchte; zugleich aber auch versicherten, es würde diese Annehmung zu nicht minderer Verbindlichkeit gereichen, als sie die Gütigkeit der unverletzt wieder gegebenen Tochter erfreulich verpflichtet hätte.

X. Scipio wollte sich erstlich nicht darzu verstehen, da sie aber so inständig bathen, versprach er das Geschenk anzunehmen, und ließ es vor seine Füße legen. Darauf wurde Allucius geruffen, welchen der Scipio also ansprach: über die Heimsteuer, welche du von deinem Schwiegervater bekommen wirst, nimm diese Heirathsgeschenke von mir zur Beylage an; also hieß er ihn das Gold aufheben, und für sich behalten.

XI. Der junge Herr, welcher fröhlich über diese Geschenke, und Ehrenbezeugungen wieder nach Hause gelassen wurde, erfüllete seine Landesleute mit dem Lobe, und den Verdiensten Scipions: es wäre, sprach er, ein junger Feldherr angekommen, der den Göttern in allen Stücken gliche; denn seine Art sey alles, theils durch Waffen, theils durch Güte und Wohlthaten zu überwinden.

* *

III.

Probe von Johann Daniel Overbecks Ueberſetzung der Hirtenlieder Virgils *

Die fünfte Ekloge.

Menalkas. Mykon. (im lateiniſchen Mopſus.)

Menalkas.

Sind wir doch beyde gut, du auf der Hirtenflöte,
Mein Mykon, werther Freund! ich aber als Poete.
Auf! Wollen wir denn nicht zu jenen Ulmen gehn,
Die dort im dichten Forſt bewachſner Haſeln ſtehn?

Mykon.

Du gehſt mir billig vor, Menalkas! dein Belieben,
Soll mein Geſetze ſeyn! Wo wollen wir uns üben?
Hier wo der Weſtenwind mit dunkeln Schatten ſpielt?
Wie? oder wo der Duft in nahen Hölen kühlt?
Sieh, wie der wilde Wein an jener Höle glänzet,
Und ihren ſchwarzen Schlund mit Reben dünn bekränzet!

Menalkas.

In unſren Fluren iſt Amyntas unſer Held,
Der, wenn es niemand wagt, ſich dir entgegen ſtellt.

Mykon.

Kein Wunder! Solch ein Mann wird ſich gewiß nicht ſchämen,
Es mit dem Phöbus ſelbſt im Singen anzunehmen.

Menalkas.

* Dieſe Probe haben wir um deſto lieber hier einrücken wollen, da uns die Hoffnung gemacht worden, eheſtens die ganze Arbeit dieſes gelehrten Schulmannes in Lübek ans Licht treten zu ſehen.

Menalkas.

Indeſſen, Freund! fang an. Sing von der Phyllis Brunſt,
Vom Kodrus, wie er ſtarb, und von des Alkons Kunſt.
Wo nicht, was dir gefällt! doch will ich nichts gebiethen:
Und deine Heerde dort wird Tityrus ſchon hüten.

Mykon.

Jüngſt macht ich mir ein Lied, das noch ſo ziemlich klang,
Als ichs zugleich entwarf und bey mir überſang.
Vielleicht gefällt es Dir. Ich ſchnitt es in die Buchen:
Nachher ſo mag Amynt auch eins mit mir verſuchen.

Menalkas.

Freund! Schickt ein Weidenſtrauch ſich zum Olivenbaum,
So findet, wie mich dünkt, Amyntas bey die Raum.
Darf niedriger Serrunk zu vollen Roſenbüſchen,
So darf auch ſein Geſang ſich zu dem deinen miſchen.

Mykon.

Du urtheilſt gar zu gut. Allein genug, mein Sohn!
Komm höre nun mein Lied. Hier iſt die Höle ſchon.

* * *

Der edle Daphnis ſtarb, die Nymphen traurten alle,
Und weinten ohne Troſt bey dieſem herben Falle.
Ihr Bäch und Stauden habt den Nymphen zugeſehn;
Auf! gebt denn Zeugen ab, was dazumal geſchehn.
Denn ſtellt die Mutter vor und was euch die für Zeichen,
Bey ihres theurſten Sohns bejammerns werther Leichen,
Um die ſie ſich geklemmt, von Angſt und Kummer wies,
Als ſie die Götter gram, die Sterne grauſam hieß.
Es kam viel Tage lang kein Hirte zu den Ställen,
Und trieb ſein fettes Vieh hinaus zu kühlen Quellen,
Kein Stück der Heerde hat den Strom auch nur beleckt,
Noch auch ein Zärtchen von friſchem Gras geſchmeckt,
Ja, Daphnis, Wüſt und Wald in Africa erſchillet,
Weil über deinen Tod die Löwen ſelbſt gebrüllet.
Giebt uns Armenien manch freches Tygerthier,
Das zahm die Wagen zeucht? man dankts, o Daphnis, dir!
Dir, Daphnis, dankt man es, daß bey den Bacchustänzen,
Die du geſtiftet haſt, umlaubte Stangen glänzen,

Der Ulmbaum macht mit Wein, der Wein mit Trauben Staat,
Wir, Daphnis, bloß mit dir. Seit du von uns geſchieden,
Hat Pales unſre Flur, ja Phöbus ſelbſt, gemieden.
Wir pflügen Land und ſän Getreyd in Menge drauf:
Doch leider! Unkraut geht, nebſt tauben Halmen, auf.
An Statt des Veilchenflors, ſtatt röthlicher Narziſſen,
Muß man den ſtolzen Wuchs geſpitzter Diſteln wiſſen.
Ihr Hirten! Streuet Laub! Umſchattet Quell und Bach!
Denn dieſer letzten Pflicht ſieht Daphnis ſelber nach.
Werft ihm ein Grabmaal auf, und auf das Grabmaal ſchreibet
Dieß, was des Daphnis Ruhm, dieß, was die Wahrheit bleibet:
Hier iſt des Daphnis Gruft, den Wald und Himmel kennt,
Und einer ſchönen Triſt noch ſchönern Hirten nennt.

* * *

Menalkas.

O göttlicher Poet! Dein Lied hat mich ergetzet,
Wie, wenn ein Müder ſich ins Gras zu ſchlummern ſetzet;
Wie, wenn ein Wandersmann, den Durſt und Hitze drückt,
Sich durch den kühlen Trank aus reger Flut erquickt.
So wohl denn, wenn du ſingſt, als auf den ſüſſen Röhren,
Biſt du, wie ehemals dein Meiſter, anzuhören
Und o geſchickter Freund! ich weis die Welt ſtimmt ein:
Hinführo ſollſt du uns der andre Daphnis ſeyn.
Indeß erlaub auch mir, mein ſchlechtes Lied zu ſingen,
Auch ich will Daphnis Ruhm bis zu den Sternen ſchwingen;
Des Daphnis, deſſen Tod uns billig ſtets betrübt.
Auch mir war Daphnis werth, auch mich hat er geliebt.

Mykon.

O Freund! Was könntſt du mir gefälligers erweiſen?
Ein Geiſt von ſeiner Art verdients, daß wir ihn preiſen.
Und daß ſich dein Geſang für ſo ein Haupt gezieme,
Beweiſt auch Stimichon, der mir ihn längſt gerühmt.

Menalkas.

* * *

Verklärt in jener Burg, die Stern und Glanz durchhellen,
Bewundert Daphnis itzt die nie betretnen Schwellen.

Der

Der Wolken graues Heer und der Geſtirne Lauf
Erblickt er unter ſich und tritt mit Füſſen drauf.
Wen rührt nicht dieſes Glück? die Luſt beſeelt die Wälder;
Die rege Munterkeit durchdringet alle Felder;
Auch Pan iſt froh und jauchzt. Der Hirte hüpft und ſingt;
Selbſt der Dryaden Chor erluſtigt ſich und ſpringt.
Kein Wolf iſt mehr bedacht den Schafen nachzuſtellen,
Kein aufgeſpanntes Netz, den leichten Hirſch zu fällen:
Denn Daphnis liebet uns und unſer aller Ruh.
Der Luſtreiz eilet ſelbſt den rauhen Bergen zu.
Hört! ihre Stimme wälzt ſich jauchzend auf zum Himmel!
Hört! auf den Felſen hallt der Lieder Luſtgetümmel!
Ich ſelbſt vernehm ein Wort, das aus den Büſchen bricht:
Gott iſt er; er iſt Gott, Menalkas! zweifle nicht!
O ſey denn, Theures Haupt, der Schmuck und Schutz der Deinen!
Sieh! vier Altäre hier bezeugen, wie wirs meynen.
Denn zwene ſelbiger, mein Daphnis, ſollen Dein,
So wie die andere zween des groſſen Phöbus, ſeyn.
Dir ſoll mir jährlich Milch in zweenen Bächern ſchäumen:
In zweenen ſchenk ich dir den fetten Saft aus Bäumen.
Stell ich ein Gaſtmal an, wo Bacchus Freude nährt,
Soll, wenn der Winter raſt, dir um den lichten Heerd,
Im Sommer, im Gebüſch, ſtets friſcher Nektar flieſſen.
Ich will mit reicher Hand dir Wein aus Chios gießen.
Das angenehme Lied, das deinen Ruhm erhöht,
Singt, nebſt dem Lyctier, dem Aegon, der Damöt.
Auch ſoll Alphesibö die tanzenden Satyren
Sich durch den ſchlanken Leib bemühen aufzuführen.
Dieß Daphnis, halt ich dir, ſo oft die Schäferreihn
Den Nymphen dienſtar ſind, ſo oft ſie Aecker weihn;
So lang in Berg und Wald die wilden Eber wühlen,
So lang im Strome noch die ſchnellen Fiſche ſpielen,
So lange Thymian der Bienen Speiſe heißt,
So lang hinführo noch das Heupferd Thau geneußt:
So lang, o Daphnis, ſoll die Welt von deinen Ehren,
Von deines Namens Ruhm, von deinem Lobe hören.
Heißt Bachus freudenreich, und Ceres groß und gut,
Wenn ſie der Landmann ruft und ſein Gelübde thut;
So ſoll er jenen gleich, auch dich im Munde haben.
Du Daphnis, hörſt ihn denn und forderſt ſeine Gaben.

* * *

Mykon.

Ach, Freund! was schenk ich dir für dieß so schöne Lied?
So reizend tönt und rauscht kein schnell entstandner Süd,
Kein rascher Uferschlag mit Glimpf gewälzter Wellen,
Kein felsenreiches Thal mit lauten Wasserfällen.

Menalkas.

Nimm erstlich dieß, mein Freund, was ich dir reichen kann,
Nimm dieses schlechte Rohr von meinen Händen an.
Auf diesem lernt ich einst das Lied von meinem Knaben:
Das angenehme Kind, Alexis, reich an Gaben. *
Auf diesem übt ich mich noch ferner, als Poet,
Und sang das zweyte Lied: Wem hütest du, Damöt! †

Mykon.

Ich nehms und danke dir und liefre dieses Stäbchen,
Um welches ehedem das liebenswerthe Knäbchen,
Antigenes, umsonst mir in den Ohren lag.
Mich dünkt, es ist ganz hübsch an Knoten und Beschlag.

* So fängt sich die Uebersetzung der zweyten Ecloge an.
† Ist der Anfang der dritten Ecloge, im Deutschen.

* *

IV.

Johann Bödickers Grundsätze der deutschen Sprache mit dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen, durch neue Zusätze vermehret, von Johann Jacob Wippel. Nebst nöthigen Registern. Berlin 1746. 659. Seiten in 8.

Die Bemühungen, um die Beförderung der Grundrichtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache, verdienen eben so großes

Lob,

Lob, als der vormalige Fleiß der Griechen und Römer in ihrer Mutterſprache. Haben wir nun Urſache, in vielen andern Stücken der Gelehrſamkeit uns dieſelben zu Muſtern vorzuſtellen: ſo erfordern ſie gewiß auch hierinnen unſere Nachahmung. Es gebührt alſo denjenigen Männern ihr Lob, welche ſich mit einer ſo rühmlichen Arbeit beſchäfftigen und ihrem Vaterlande damit zu nutzen ſuchen. Dieſe rühmliche Abſicht hat auch Herr Wippel gehabt, denn er liefert uns aus dieſem Antriebe die bödickiſche Sprachlehre mit Friſchens Anmerkungen, und hat ſelbſt einige neue Zuſätze beygefügt. Die erſtern beyden ſind ſo bekannt, daß es etwas überflüßiges ſeyn würde, eine Nachricht davon zu ertheilen: daher wollen wir nur dasjenige anführen, was Herr Wippel bey dieſer Auflage geleiſtet hat. Davon unterrichtet er uns in der Vorrede, in welcher er zu erkennen giebt, daß die Begierde dem Nächſten zu dienen, und die Beyſpiele ſeiner beyden Vorgänger, ihm den Muth gegeben, dem Anſuchen vieler Liebhaber nicht ferner zu widerſtehen, und dieſe Sprachlehre nebſt ſeinen Zuſätzen der Welt aufs neue in die Hände zu bringen. Er wiſſe zwar, daß ſchon andere deutſche Grammatiken auf Erden ſind, und daß Herr Profeſſor Gottſched eine Sprachlehre und Herr Profeſſor Reichard einen gleichmäßigen Unterricht zugeſagt haben: dieſes aber habe ihn nicht abwendig gemacht, die bödickeriſche Grammatik von neuem heraus zugeben, weil ſie unter denen, welche ſchon vorhanden ſind, die ausführlichſte iſt; und weil die belobten Männer, welche neue heraus ge-

ben wollen, das Daseyn der bödickerischen Sprachlehre, die sie geliebt haben und noch lieben, vertragen können. Es ist dieselbe schon fünfmal im Drucke erschienen, nämlich 1690, 1701, 1709, 1723 und 1729. Die beyden von 1701 und 1709, und die beyden letzten, sind aber nur verschiedene Abdrücke, die in nichts von einander unterschieden sind: und also haben wir eigentlich nur drey Auflagen, die von einander abgehen; die itzige aber ist die vierte Auflage und der sechste Abdruck.

Er liefert uns in derselben die richtigen ungeänderten Grundsätze des Herrn Bödickers nebst seinen Anmerkungen, in ihrer eigentlichen Beschaffenheit; worinnen er sich von Herrn Frischen unterscheidet, als der die bödickerischen Regeln und Anmerkungen nach Gefallen geändert und weggeworfen hat. Er aber giebt jedem das Seinige wieder, und bezeichnet die bödickerischen Anmerkungen mit B, und die Frischischen mit F. Die Seinigen aber läßt er ohne Buchstaben. Er sagt, er habe nichts weggeworfen, als was zur Sache nicht gehört; und was er weggeworfen, das habe er angezeigt; insonderheit aber habe er die Vorreden weggelassen.

Der Herr Herausgeber verdient also zwar allerdings Lob, daß er einem jeden das Seinige wieder gegeben; wir glauben aber, daß es noch besser gewesen seyn würde, wenn er uns Bödickers völlige Sprachlehre mit allen seinen Anmerkungen ungeändert geliefert, und sich auch dieser oberwähnten mäßigen Freyheit nicht bedienet hätte. Denn er hat nicht nur Anmerkungen weggelassen, welche den

Sinn

Sinn des Verfassers wohl erklären; sondern auch viele kürzer zusammen gezogen: wie wir es bey Gegeneinanderhaltung der eignen bödickerischen Anmerkungen an verschiedenen Orten beobachtet haben. Ja der Herr Wippel hat es auch nicht allemal angezeigt, was er weggelassen; welches er doch in der Vorrede ausdrücklich versprochen. Besonders hätten wir gewünscht, daß die Schriftsteller, die Herr Bödicker zu Ende der Anmerkungen angeführt hat, wären beybehalten worden.

Da bey dieser Art von Schriften, wo bloße Anmerkungen hinzu gethan werden, keine aneinander hangende Erzählung statt hat: so wollen wir theils eine allgemeine Nachricht davon geben, theils etwas anführen, was darinnen besonders ist. Der Anmerkungen sind eine große Anzahl. Die meisten §§. sind damit versehen, einige sind auch weitläuftig: überhaupt aber folgen die Anmerkungen dieser dreyen Sprachlehrer alle nach einander; daher man sie bloß durch die Buchstaben am Ende der Absätze unterscheiden muß. In den Seinigen erklärt Herr Wippel bisweilen die Meynung seiner Vorfahren, vertheidiget, verbessert und bestimmt sie auch nach Gelegenheit etwas genauer. So, bestätiget er auf der 92 Seite die Regel Bödickers, daß man die selbstständigen Nennwörter mit großen Buchstaben schreiben solle; und geht also von Herrn Frischen ab, dessen Gründe er aber nicht widerlegt. Dieser letztere wollte uns nämlich dieser Zierde unsrer Sprache darum berauben; weil sie eine beschwerliche Schreiberlast wäre; weil man erst den Unter-

schied unter selbstständigen Nennwörtern, und den Beywörtern wissen müsse, welches man aber den Deutschen nicht zumuthen könne. Allein aus dieser Ursache könnte man alles, was Mühe kostet, verwerfen. Da aber dieser Unterschied seinen Nutzen hat, so billiget ihn Herr Wippel mit Rechte. Auf der 117 Seite fügt er zu dem 24 §. daß Wörter aus fremden Sprachen ihre Grundbuchstaben behalten sollen, diese Einschränkung hinzu: daß es erlaubt sey, die Wörter aus fremden Sprachen nur mit denjenigen Buchstaben zu schreiben, welche man in der Aussprache hört; als für Despreaux, Prideaux, Belleisle, **Despro, Pridо, Bellile**; weil sie der Leser sonst nicht ordentlich aussprechen würde. In diesem Stücke aber, werden wir ihm schwerlich beypflichten können, weil sonst die Namen oft ganz unkenntlich werden, und es den deutschen Namen bey den Ausländern wieder eben so gehen würde. Wer würde z. E. bey den Wörtern Sehne, Burdo, Schalong, Ruang, Arfard, Lard Tschenzler u. dgl. errathen, daß sie die **Seine, Bourdeaux, Chalons, Rouen, Cambridge, Oxford, Lord Chancelor** u. d. gl. vorstellen sollen. Auf der 120 Seite bestätiget er die Regel, man solle keine fremde Wörter in die Sprache mischen. In der Wortforschung billiget er die Declination, **zween, zwo, zwey**. In der Wortfügung verwirft er die Gewohnheit, in den Participien einen besondern Nachdruck zu suchen, dergleichen manchmal die Dichter thun, die ihnen eine eigene, zuweilen getrennte und verworfene Stellung geben; dadurch aber ihre Schreibart

sehr

sehr dunkel machen, und die Sprache auf einen ausländischen Leisten schlagen. Noch mehrere dergleichen Anmerkungen findet man hin und wieder, die ganz wohl angebracht sind. Jedoch hat es uns bey einigen geschienen, als wenn sie allzusehr auf die allgemeine Sprachlehre giengen; und zur Sache nicht gehörten, z. E. was von den Erklärungen der Grammatik bald im Anfange, von der Wortfügung und ihren Eintheilungen, von der 356 bis 361 Seite; von dem Ursprunge des Barbarismus und Solöcismus, auf der 450 Seite; von unterschiedenen Figuren und andern Dingen vorbringt, welche so allgemein sind, daß sie in allen Grammaticken könnten ausgeführt werden. Dergleichen gelehrte Ausschweifungen nehmen nur den besondern und nöthigen Anmerkungen den Plaß weg; und dieses ist auch hier geschehen. Z. E. wenn Bödicker auf der 88. Seite sagt; die neue Schreibart sey nicht anzunehmen: so wäre es wohl nöthig gewesen, zu erklären, worinnen dieselbe damals eigentlich bestanden; und dieses wäre aus den angeführten Schriftstellern leicht zu bestimmen gewesen. Es ist zwar wahr, daß Bödicker sagt, er wolle gar nicht anführen, worinnen sie bestehe; es sey am besten, die Jugend wisse es nicht. Allein wir hoffen, daß Herr Wippel diese Entschuldigung nicht für zulänglich halten wird, etwas wegzulassen, was eigentlich in die deutsche Grammatik und zur Erklärung seines Sprachlehrers gehört. Wäre gleich kein andrer Nutzen daher zu gewarten gewesen, als dieser, daß man gesehen, wie sich jederzeit Leute von der wahren

Rechtschreibung entfernt und auf seltsame Träume gefallen: so würde er doch von ziemlicher Wichtigkeit gewesen seyn, da dieselben auch wohl heute noch ihre Nachfolger und Erneurer finden.

Das besondere, worinnen der Herr Herausgeber hauptsächlich sich unterscheidet, betrifft die Rechtschreibung. Auf der 16 und 41 Seite redet er von dem Verlängerungs-H. Er meynt nebst einigen andern, es sey dasselbe in der Sprache nicht nöthig, und aus eben dieser Ursache hat er es auch in dieser Sprachlehre weggelassen. Es ist dasselbe schon vielen ein Anstoß gewesen, und einige alte Sprachlehrer haben darüber nicht einig werden können. Herr Wippel sucht seine Meynung zu beweisen, und zwar durch folgende Sätze, die wir kürzlich anführen und denen wir unsere Antwort beyfügen wollen. 1. Andere Sprachen wissen von keinem Verlängerungs-H. die Lateiner schreiben nicht amahre sondern amare. Erstlich ist zu merken, daß die lateinische Sprache nicht die Regel oder das Muster aller Sprachen ist: und an sich selbst viel besondres hat, welches die Griechische z. E. schon nicht gehabt. Was wäre es nun, wenn die Deutsche darinn auch was besonders hätte; und also von andern Sprachen abgienge, welche nichts davon wissen? Ferner ist es gewiß, daß doch einige Sprachen und sonderlich die ältesten, gewisse Merkmaale haben, die Länge und Kürze ihrer Selbstlauter auszudrucken, ob sie gleich kein h dazu gebrauchen. Z. E. Die Hebräer machen ihre kurze und lange Selbstlauter verschiedentlich, und die Griechen haben ihr ε

und

und η, ο und ω; der Accente vor itzo nicht zu gedenken. Es haben alſo einige Sprachen etwas, das der unſrigen gleich kömmt.

2. Einw. Man hört das h in der Ausſprache nicht: warum ſoll man es denn ſchreiben? Antwort. Zeigt es die Länge des Selbſtlauters an, wie es wirklich thut, ſo hat es doch ſeinen Nutzen. Sollten aber alle Buchſtaben weggeworfen werden, die man nicht ausſprechen hört, ſo würden viele und inſonderheit die Doppellauter ihren Abſchied bekommen, und man würde nicht die, dieſe; ſondern di, diſe ſchreiben müſſen, wie auch neulich einige Sonderlinge zu thun angefangen. 3. Einwurf. Man müßte alle lange Lautbuchſtaben entweder gedoppelt ſchreiben, oder ihnen allen ein h anhängen. Warum geſchieht es aber nur in einigen? Antwort, weil die gegenſeitigen Kunſtrichter nicht ſo kühn ſind, etwas wider den allgemeinen Gebrauch einzuführen. Denn der alte Gebrauch eines Volkes rechtfertiget in willkührlichen Dingen manches; wie ſchon Horaz erkannt hat:

Si volet VSVS,
Quem penes arbitrium eſt et ius et norma loquendi.

4. Einwurf. Die Ausſprache iſt etwas willkührliches, daher ſprechen manches Landes Einwohner die Sylben mit dem h kurz aus. Antwort. Nach der beſondern Ausſprache kann man ſich nicht richten; denn ſonſt haben wir in allen Städten andere Orthographien zu gewarten: ſondern man muß die rechte und gewöhnlichſte zu

Rathe

Rathe ziehen, die in denen Landschaften gilt, worinn dem gemeinen Ruffe nach, bey Hofe das Deutsche am besten gesprochen wird. 5. Einwurf, warum schreibt man es in solchen Sylben, welche schon wegen ihres Selbstlauters oder Doppellauters lang sind, als in Aehren? Antwort, ebenfalls zum Unterschiede der Länge: denn in Aeltern ist eben dieser Doppellauter, der in wählen, vermählen, zählen, steht: und er wird doch anders ausgesprochen.

Auf der 41 Seite hat er Gelegenheit wieder davon zu reden, und erklärt sich so. 1. Das Verlängerungs h als ein Verlängerungs h ist ein Unding. Daher muß es nicht geglaubt werden. 2. Soll es nur ein Zeichen des langen Selbstlauters seyn, so ist es doch nicht allgemein angenommen, und macht viele Zweifel und Unordnungen, darum kann es überall wegbleiben, sonderlich bey allen Diphthongen. Bey diesen zwoen Regeln berufen wir uns theils auf obige Anmerkungen, theils auf das zarte und ekle Auge unparteyischer Leser. Dieses wird ohne Zweifel einen Widerwillen spüren, wenn es z. E. eine Zal, Wal, zälen, wälen, felen, fer, mer, lere, leren, gebären, keren, verseren, vermeren, u. d. gl. Wortgespenster mehr erblicke, die sich mit nichts, als dem Eigensinne ihrer Erfinder schützen können. Die folgenden Regeln sind desto richtiger. 3. Ist das h ein Stamm h, so muß es nicht für ein Verlängerungs h angesehen werden. 4. Man muß es nicht mit den Adspirations h ver-

mengen

mengen und mit einigen für theilen, teilen schreiben. 5. Kömmt das h in der weitern Flexion zur Aussprache, so muß es als ein Stamm-h angesehen werden. 6. In gleichlautenden, aber verschiedene Bedeutungen habenden Wörtern könnte man es als ein Zeichen des Unterschiedes etwan noch passiren lassen. Jedoch ist es so unvermeidlich nicht. Damit der Herr Wippel sehe, daß wir nicht befürchten, seine Gründe möchten zu stark seyn, so wollen wir noch einen anführen. Er besteht in dem Beyspiele derjenigen, welche schon vor dreyhundert Jahren, Lere, ir, ire, Ere, verloren, Jar; an statt Lehre, ihr, ihre, Ehre, verlohren, Jahr geschrieben haben. Allein zu allem Unglücke haben wir noch ältere Schriften, darinnen sich das h befindet, und folgende drey Gründe dazu. 1. Es würde nur wider eine fast allgemeine Gewohnheit seyn; und der Gebrauch hat allemal ein großes Recht. 2. Es würde Dunkelheit und Zweydeutigkeit verursachen. Denn wie wollte man in und ihn, im und ihm und so ferner unterscheiden? Der Herr Herausgeber sieht dieses auch selbst ein, und ist so freygebig, daß er es hierinnen erlaubt. 3. Es würde die Aussprache der Anfänger und Ausländer verwirren und die Schwierigkeiten häufen.

Auf der 25 Seite sagt er von dem y seine Gedanken mit diesen Worten: „Das y unterscheidet „die gleichlautenden Worte nicht in dem Schalle „und der Aussprache, sondern nur dem Schreiben „nach, z. E. seyn esse und sein suus. Wozu aber „bedarf man dieses Unterschiedes, der so nicht einmal

„mal durch die ganze Sprache beobachtet wird;
„Man kann aus dem Zusammenhange der Rede
„gleich einsehen, wenn ein Wort einen andern Be-
„griff andeutet, als dasjenige, mit dem es etwan
„einerley in der Aussprache und dem Schreiben ist.
„Gebet, date, und Gebet precatio, Reise iter, und
„reise, proficiscere, kann ja der Leser so leicht dem
„Begriffe nach, von einander absondern, daß man
„gar keinen erheblichen Grund findet, solchen Buch-
„staben y sogleich in die Sprache mit aufzunehmen.
„Auch die Lateiner wollen ihn so ungern leiden,
„und die deutschen Schreiber haben ihn oft nur als
„einen unnützen Zierath unter ihren Zügen ange-
„bracht. Wir haben diese Ursachen deswegen mit
seinen eignen Worten angeführet, damit der Leser,
der etwan keinen Beweis darinnen finden möchte,
nicht argwohnen könne: wir hätten ihn aus Furcht
vor seiner Stärke, in unserer bloßen Erzählung ver-
lohren. Es ist auch sehr leicht darauf zu antworten.
Das y ist der Deutlichkeit wegen nöthig. Denn
junge Leute und Ausländer können doch wohl seyn
von sein, viel eher unterscheiden, wenn beyde verschie-
den geschrieben sind. Es ist auch ein allgemeiner Satz
aus der philosophischen Sprachlehre, daß soviel als
möglich, alle verschiedene Begriffe und Gedanken
mit verschiedenen Zeichen angedeutet werden sollen.
Je besser eine Sprache den beobachtet, desto deut-
licher ist sie; je mehr Zweydeutigkeiten sie aber hat,
desto schlechter ist sie zu achten. Und was ist es nöthig,
aus dem Zusammenhange erst zu erkennen, was
durch die Sache selbst geschehen kann? Auf diese

Art

Art könnten ſich alle diejenigen, welche zweydeutige Worte gebrauchen, damit entſchuldigen: es ſey aus dem Zuſammenhange klar, in welchem Verſtande man das Wort brauche; und man dürfe nur das Vorhergehende und Folgende zuſammenhalten, und einige Seiten wieder überleſen, ſo würde man es mit leichter Mühe einſehen. Allein es iſt ſo weit gekommen, daß diejenigen, welche dunkle Gedanken haben, durch die Schreibart noch dünkler zu werden ſich bemühen; und ſich daher auch einer dunkeln Rechtſchreibung bedienen. Wie wollten alsdann die Schriften nicht tiefſinnig werden! Es iſt wahr, daß der Sinn, gebet date, und Gebet precatio, unterſcheidet; aber dennoch unterſcheidet man ſie größerer Deutlichkeit wegen, in den Anfangsbuchſtaben und mit dem ſ welches dem letztern mit Recht hinten angehänget wird. Hingegen iſt es falſch, daß man keinen Grund habe, das y in die deutſche Sprache aufzunehmen. Denn einmal ſoll es nicht erſt aufgenommen werden, ſondern es hat ſich ſchon darinnen befunden, ehe man es widerrechtlich herausgeſtoßen hat. Die Alten ſchrieben ſchon vor etlichen Jahrhunderten, Paradeys, ſchray, ſy, by, eylet, an ſtatt Paradeis, ſchrey oder ſchreye, ſey, bey, eilet; und es wurde ſonderlich zu Ende an ſtat des i und ei gebraucht, wie dieſes die Engländer und Holländer noch dieſe Stunde thun; und worinnen es mit dem ſ eine Gleichheit hat, das am Ende eine andere Geſtalt, als im Anfange und in der Mitte bekömmt. Ferner giebt ſchon Butſchky, der doch ſonſt eine Menge ungereimter Dinge auf die Bahn bringt, in ſeiner hochdeutſchen Kanzeley und

zwar

zwar in dem hochdeutschen Schlüßel zur Schreibrichtigkeit folgende Regel auf der 14 Seite: „Wahr „ist es, daß das kurze (i) kein Ende oder Schluß„buchstabe ist, und niemals das Wort oder die Sylbe, „so naturgemäß auf ein i ausgehen, schlüssen soll; „sondern es wird an dessen statt das y zu schärferer „Aussprache gesetzt, als: zwey, drey, frey, Bley, ꝛc. Und auf der 15 Seite: „das y wird in der Mitte „selten gebraucht; es wäre denn in zusammenge„setzten Worten als frey-willig, frey-gebig, drey„fältig.„ Diese Anmerkungen nebst der allgemeinen Regel: unterschiedene Worte unterscheide mit verschiedenen Buchstaben; sind wichtige Gründe, wowider die Ursache, weil die Lateinische Sprache ihn nicht gerne leidet, von keinem Gewichte ist, da wir eben nicht nöthig haben, unsere Sprache auf lateinischen Fuß zu setzen.

Auf der 113 Seite giebt Bödicker den Rath: Man solle die Rechtschreibung aus guten Büchern erlernen. Herr Wippel fügt hinzu, man solle nebst denen von Bödickern angeführten Schriftstellern, unter den neuern sonderlich diejenigen lesen, welche die Rechtschreibung der Leipziger deutschen Gesellschafft angenommen haben. Wir sind mit dem Herrn Wippel hierinnen einerley Meynung; aber wir wundern uns, wie er diese Schriftsteller hat anführen können, da sie in den meisten Stücken von seiner Rechtschreibung abgehen und in allen Zeilen das Gegentheil zeigen. Denn wo schreiben Opitz, Flemming, Gryphius und andere vom Bödicker angeführte Schriftsteller, und die hiesige deutsche Gesellschaft, Son, sei,

teutsch

teutſch u. ſ. f. an ſtatt Sohn, ſey, deutſch. Hätte er nicht diejenigen anführen ſollen, welche dieſe Verwirrung und Unordnung aufgebracht, und ſich aus Mangel einer genungſamen Einſicht in die deutſche Critik, und aus einer kühnen Begierde zu Neuerungen, davon entfernet haben? Hätten dieſe nicht als Muſter einer Rechtſchreibung, die er billiget, ſollen vorgeſtellt werden? Jedoch vielleicht können dieſe es nicht in der Orthographie überhaupt, ſondern nur in den Abweichungen ſeyn.

Auf der 123. Seite verwirft er die Gewohnheit, fremde Wörter nicht zu decliniren, wenn ſie gleich keine deutſche Endungen an ſich nehmen können; da wir doch andere Völker hierinnen zu Vorgängern haben, auch keinen Nutzen, aber wohl Beſchwerlichkeit dabey finden; ſonderlich wenn unſtudirte Leute griechiſche oder lateiniſche Namen decliniren ſollen: da wir ferner keinen Grund haben, ſie in unſrer Sprache nach den Regeln der ihrigen zu verändern, welches auch die Lateiner mit den griechiſchen Namen nicht gethan haben; und da es endlich verdrießlich ſeyn würde, den Deutſchen zuzumuthen, die Declinationen der Lateiner, Griechen, Hebräer und anderer Völker zu erlernen. Seine Meynung beſtätiget er mit dieſen Worten, „Sie machen den ſingularem „und pluralem zu einerley Ding. Daher ſagen ſie „getroſt: Gymnaſiums und Schulen ſind die „Pflanzgärten des gemeinen Weſens. Eben „ſo machen ſie auch den *Genitivum* und „ſprechen: das Licht des Evangeliums, der „Geburtstag des Gymnaſiums. Wie

„neckisch aber klingt das? Uns scheinet es zwar in diesen Exempeln auch neckisch zu klingen; daher man diese Redensarten leicht ändern könnte: allein wenn es auch in diesen Wörtern etwas ungewöhnlich ist, so wird es doch gar nicht neckisch klingen, wenn man sagt, daß Leben des Cicero, oder noch besser, Cicerons Leben; im Petronius, oder noch besser, im Petron. Wird man es erst in diesen Worten gewohnt seyn, so wird es alsdann aufhören, neckisch zu klingen. Warum will man, fährt er fort, lateinische Worte nicht decliniren, da man ja deutsche decliniren muß? Darauf werden aber die Gegner antworten, weil sie sich nicht nach deutschen Declinationen decliniren lassen, oder keine deutsche Endung bequem annehmen; weil ein Deutscher muß deutsch reden können, ohne die lateinische Sprache zu verstehen; und weil andere Sprachen auch Wörter haben, die nicht decliniret werden.

Diese Proben mögen genug seyn, zu zeigen, worinnen Herr Wippel hauptsächlich abweicht, und was für Gründe er zur Bestätigung seiner Meynung vorbringt. Was die Schreibart anbetrifft, so hätten wir nicht vermuthet, in einer Sprachlehre, welche die Reinigkeit der Sprache aupreist, so oft und soviele fremde Wörter anzutreffen. Man findet usus loquendi, termini familiares, regulæ dividendi, studium Etymologicum, Dativi commodi und damni, honoris und contemtus, Exception, und andere mehr, die man im deutschen ganz wohl ausdrucken könnte: zugeschweigen, daß die grammatikalischen Kunstwörter meistentheils lateinisch

gebraucht

gebraucht sind; die doch bereits in den Schottelischen Stielerischen und andern alten Sprachlehren, imgleichen in den deutschen critischen Schriften, längst deutsch übersetzt und heute zu Tage bekannt genug geworden sind. Eben diese lateinischen Kunstwörter werden öfters declinirt, und daher nach einer von ihm gegebenen Regel mit lateinischen Buchstaben geschrieben, welches eine bunte Mannigfaltigkeit macht, und lieblich anzusehen ist: zugeschweigen daß es seine deutsche Grammatik, dem Frauenzimmer, und allen Unstudirten unbrauchbar macht, für die sie doch eigentlich geschrieben seyn sollte. Einige Redensarten haben uns auch nicht allzu gut und richtig geschienen.

In der Vorrede z. E. sagt er von Bödickern und Frischen; Die schon vollendeten Männer, welches vielleicht an statt consummatissimi viri wird stehen sollen. Das Geboth stellen, anstatt befehlen; Ich muß noch lange lernen, ehe meine Einsichten aufhören sollen, in der Vergleichung mit dem hohen Wissen solcher Vorgänger ein Garnichts zuheißen; seinem Entschluße die Thätlichkeit gönnen; ihre Weisung bekommen, an statt abfertigen oder wiederlegen; teutsch machen, an statt ins Deutsche übersetzen. Und auf der letzten Seite soll nicht der geneigte Leser, der es bisher gethan hat, sondern die Geneigtheit die Druckfehler bessern. Dergleichen Redensarten, die vielleicht in andern Büchern können übersehen werden, müssen in einer deutschen Sprachlehre vermieden werden: damit man seine

Lehren alſobald mit den Beyſpielen beſtätigt. Ueberhaupt aber halten wir des Herrn Herausgebers Abſicht, der Welt zu dienen, für lobenswürdig, und wünſchen, daß ſeine Bemühungen um die deutſche Sprache eben ſo wohl mögen erkannt werden, als edel ſeine Abſicht iſt; da er ſich bemüht, der Jugend eine Liebe zu unſerer Sprache einzuflößen, und ſie durch ſeinen Unterricht zu Erlernung derſelben anzuführen.

* *

V.

Streit unter den Anhängern Homers und Virgils *.

Der jüngere Herr Boivin verfertigte im 1706. Jahre eine Hiſtorie von dem Streite, der ſich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts unter den Platonikern und den Anhängern des Ariſtoteles entſponnen; und dieſe Geſchichte ſteht im zweyten Theile der Nachrichten (Memoires) dieſer Akademie gedruckt.

Die Aehnlichkeit der Materien veranlaſſete eben dieſen Herrn Boivin im 1707. Jahre eine Geſchichte von derjenigen andern Art eines bürgerlichen Krieges zu verfertigen, der ſich vielleicht nicht ſo bald endigen wird, nämlich der Streit, zwiſchen den Anhängern Homers und Virgils. Dieſes zweyte Stück hätte ſowohl gedruckt werden können, als

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. & Belles Lettres T. I. p. 227. ſeqq.

als das erste, wenn nicht der Verfasser selbst gefürchtet hätte, daß dasjenige, was damals neu und merkwürdig zu seyn schien, anitzo abgenützt und gemein scheinen möchte; nachdem seit drey oder vier Jahren, bey Gelegenheit der neuen Ilias, so vieles davon gesaget und geschrieben worden.

Es wird also genug seyn, allhier anzumerken, daß das Werk des Herrn Boivins, eine Sammlung und critische Untersuchung der Zeugnisse derer Schriftsteller sey, welche einem oder dem andern von diesen zween Fürsten der Dichter günstig gewesen. Diese Zeugnisse sind in zwey Hauptstücke abgetheilet, davon das erste, das Urtheil der Dichter, und das andere, das Urtheil der prosaischen Scribenten enthält.

Die Zeugnisse der Dichter sind einem jeden bekannt, wenn man einige dunkele Poeten ausnimmt, deren Beyfall nicht mitgerechnet zu werden verdienet. Uebrigens sind auch die poetischen Urtheile weder gründlich noch zuverläßig. Sie loben nun oder tadeln, so treiben sie die Sache gern zu hoch, und bekümmern sich wenig darum, das was sie sagen zu beweisen. Die Zeugnisse der prosaischen Schriftsteller scheinen also sicherer zu seyn.

Indessen muß man unter denselben abermal die Alten von den Neuern unterscheiden. Die alten Schriftsteller vom Vellejus Paterculus an zu rechnen, welcher unter dem Tiber lebte, und den Virgil noch gekannt haben mag, bis auf die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, sind alle für den Homer; oder es scheint doch, daß sie dem Vir-

gil ungemein haben ſchmäucheln wollen, wenn ſie ihn mit dieſem griechiſchen Dichter in eine Reihe geſetzet.

Nach dieſem hat man faſt tauſend Jahre lang ſie gar nicht mehr mit einander verglichen, bis Floridus Sabinus ſeine Vertheidigung der lateiniſchen Schriftſteller ans Licht gab. Er iſt damit nicht zufrieden, daß er den Virgil von denen Vorwürfen rechtfertiget, die ihm vom Laſcaris und Makrobius gemacht worden; ſondern er ſchimpft auch den Homer ohne Maaß, als wenn Virgils Ehrenrettung dadurch etwas gewönne. Julius C. Scaliger, der auf dieſen folgte, gieng mit dem Homer noch ärger um. Vergleicht er ihn ja mit dem Virgil: ſo ertheilet er doch alles Lob bloß dieſem lateiniſchen Dichter, und der Schimpf fällt ganz allein auf den griechiſchen: Virgilius, ſaget er, artem ab eo rudem acceptam lectioris naturae ſtudiis atque iudicio ad ſummum extulit faſtigium perfectionis, quodque perpaucis datum eſt, multa detrahendo fecit auctiorem. Fudit *Homerus*, hic collegit; ille ſparſit, hic compoſuit. Quantum a plebeia muliercula Matrona diſtat, tantum ſummus ille Vir a Diuino noſtro ſuperatur. Quae ſunt magnifica in *Homero*, non aequant magnitudinem *Virgilii*. *Virgilius* Magiſter eſt, *Homerus* Diſcipulus. Facit Diuina ex humilibus *Homeri*. *Homerus* humilia et humiliter; *Virgilius* grandiora et magnifice. Opprimit et obruit *Homerum*; re-

relinquit eum poſt ſe. Narratio alterius aurea, alterius plumbea. Hic verus Poëta, ille foraneus Narrator. *Homerus* moles quidem eſt, ſed rudis et indigeſta: *Virgilius* autem Deus eſt, et melior natura.

Der Geſchichtſchreiber dieſes Streites, den ein Vorzug verdrießt, welcher ihm ſo unbillig vorkömmt, kann ſich nicht enthalten, ſich ſelbſt ein wenig mit ins Spiel zu miſchen; und wiederum vom Scaliger eine Abbildung zu machen, die mit dem hohen Begriffe gar nicht übereinſtimmt, den viele Leute ſich von ſeiner Critik machen. Scaligers Namen, ſagt Herr Boivin, hintergeht uns. Er iſt ein ſehr witziger Kopf, der fertig Latein ſchreibt, ein überaus beleſener Gelehrter: aber er iſt ein Starrkopf, und wider die Griechen, aus Liebe zu ſeinen Lateinern, dermaßen eingenommen; daß er bey den letztern nur lauter Gutes, und bey jenem lauter Schlimmes ſieht, oder vielmehr zu ſehen glaubt. Man kann ſich auf ſeine Critik ſehr ſchlecht verlaſſen. Und wer wollte auch wohl auf das Urtheil eines Mannes bauen, der das Gedicht von Leander und Hero, dem alten Muſäus zuſchreibt? Ein entſetzlicher Schnitzer! da dieſes kleine Gedicht von einem Sprachlehrer des VI. Jahrhunderts gemacht worden, auch nach einem ganz neuen Geſchmacke geſchrieben iſt, und den guten und unverfälſchten Arbeiten der Alten gar nicht ähnlich ſieht.

Der Pater Rapin iſt der letzte Schriftſteller, deſſen Zeugniß vom Homer und Virgil Herr Boivin unterſuchet. Da nun ſelbiger, nachdem

er dem griechischen Dichter überhaupt ein sehr groſſes Lob ertheilet, ihn hernach auf eine vielleicht boshaftere Weise tadelt, als Scaliger gethan: so rückt ihm unser Geschichtschreiber alle Vorwürfe auf, die sein Ansehen vermindern können. „Wenn „der P. Rapin, saget er, die Ilias so fleißig „durchblättert hätte, als er es mit der Aeneis ge„macht, so würde er nicht gesaget haben, daß die „Ilias, welche nur eine Zeit von funfzig Tagen „enthält, acht oder neun Monate enthielte: und „wenn er den Quintilian recht gelesen hätte; so „würde er nicht vorgeben, daß dieser Kunstrichter „dem Virgil mehr Lob ertheilet, als dem Homer„.

Der Verfasser beschließt seine Untersuchung mit folgender Betrachtung. Die Ilias und Odyssee sind zwo groſſe Schildereyen, davon die Aeneis ein Auszug ist. Diese muß also genauer betrachtet werden. Alles muß darinnen vollkommen seyn. Die groſſen Gemälde sieht man von weitem an; es ist also nicht nöthig, daß alle Züge darinnen so ausgearbeitet und fleißig seyn. Ja es ist bey einer groſſen Schilderey vielmehr ein Fehler, wenn es gar zu mühsam ausgearbeitet ist. Oftmals hält man dasjenige für eine wahre Schönheit, was doch nur ein Putzwerk und ein fremder Zierrath ist. Es giebt keine Stelle in der schönsten Schilderey des gröſten Künstlers, der man nicht noch irgend eine Schönheit beyfügen könnte. Man lasse sie aber wie sie ist: sie wird doch allemal ein vortrefflich Stück seyn. Bessert man daran; so wird es vielleicht

leicht gezierter, aber mit allem dem minder schön werden, als es vorhin war.

Virgil hat denen Zügen, die sein Vorbild ihm dargebothen, einige neue hinzugefügt. Diese Zusätze aber sind noch nicht hinreichend, daß das Original der Copie weichen müsse; denn das Original brauchte ihrer nicht, und sie haben vielleicht darinnen gar nicht angebracht werden müssen. Die wahre Schönheit besteht nicht darinn, daß man eben alles saget, sondern daß man dasjenige, was man sagt, gut sage. Sie besteht nicht sowohl darinnen, daß man große Wahrheiten sage; als daß man geringe Sachen vortrage, ohne kriechend zu werden. Es scheint, daß an vielen Stellen im Virgil mehrere Kunst und Pracht zu finden sey, als im Homer. Allein alle diese Kunst und Pracht können es noch einer wahren Erhabenheit nicht zuvor thun, die mit einer so glänzenden Einfalt verbunden ist, welche auch in ihrer Nachläßigkeit gefällt.

* *

VI.

Fortsetzung des Auszuges, aus Marggraf Albrechts des Aeltern, ersten Herzogs von Preußen, Leben, von M. Fr. Sam. Bock. Königsb. 1745. in 8.

Wir sind neulich bey der traurigen Trennung der preußischen Lande stehen geblieben,

die durch das ungerechte Regiment, und üppige Leben des deutschen Ordens veranlasset worden. Ein dreyzehnjähriger Krieg entschied, daß das westliche Stück von Preußen unter pohlnischem Schutze stehen, der östliche aber von Pohlen zu Lehne genommen werden sollte. Die Hohemeister **Heinrich Reffle** und **Johann von Tiefen**, erkannten auch bey ihrer Erwählung, den König in Pohlen für ihren Oberherrn, und huldigten ihm. **Heinrich Reuß** aber und **Martin Truchs**, ihre Nachfolger, verschoben theils diese Lehnsnehmung von einer Zeit zur andern; theils wurden sie endlich doch durch Drohungen dazu genöthiget. Dieses schmerzte den Orden sehr, und **Johann von Teufen**, ein neuer Hohemeister, beseufzete das Versehen seiner Vorfahren sehr bitterlich, als er einsmals auf einer Reise nach Königsberg, dieser großen Stadt in freyem Felde ansichtig wurde. Man war daher eifrig darauf bedacht, wie man sich dieses pohlnischen Joches wiederum mit guter Art entschlagen könnte. Das beste Mittel dazu schien dieses zu seyn, wenn man nicht mehr wie bisher, die Hohemeister aus den Rittern, sondern aus großen fürstlichen Häusern erwählen möchte; um dadurch einen mächtigen Beystand gegen Pohlen zu gewinnen.

Der erste, auf welchen die Wahl des Ordens fiel, war Herzog Friedrich, ein Sohn Alberti Animosi von Sachsen, der die Albertinische Linie dieses durchl. Hauses gestiftet. Dieser weigerte sich nun den Pohlen zu huldigen, wie seine Vorgänger schon gethan hatten. Er zog auch zwo Comthureyen ein,

und

und legte hin und wieder Zölle an, um dadurch dem Geldmangel abzuhelfen, der ihn ohnmächtig machte, etwas gegen Pohlen zu unternehmen. Aber das langte noch nicht weit, und aus Deutschland konnte er keine Hülfe bekommen. Daher fiel ihm der Muth, etwas anzufangen; er verließ Preußen, und starb 1510. bey seinem Vetter Ernest, Erzbischofe zu Magdeburg. Darauf ward nun an dessen statt ein junger Marggraf aus dem Hause Brandenburg erwählet: und hierbey hebt der Herr Verfasser den ersten Abschnitt von Marggraf Albrechts Abstammung und Jugend an; die von 1490 bis 1511. d. i. bis zu seiner Erwählung zum Hohemeister geht.

Wir übergehen hier mit Fleiß alles, was er von dem Alterthume und Ursprunge des brandenburgischen Hauses sagt. Dieses Stück der deutschen Geschichte ist mitten in Deutschland so unbekannt nicht, als die preußische Historie, um die sich die deutschen Scribenten insgemein nicht mehr bekümmern, als die Franzosen um die deutschen Geschichte. Wir fangen also billig bey Marggraf Albrechten mit dem Beynamen, Achilles, oder auch Ulysses, an; welche man ihm wegen seiner zugleich vortrefflichen Leibes- und Gemüthsbeschaffenheiten beylegte. Von ihm hat man gesagt, er regierte unter dem Namen Kaisers Friedrichs des III. das ganze römische Reich. Er kam 1420 zur Churwürde, und 1473 stiftete er die Erbverbrüderung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen; und hinterließ von 19 Kindern, erstlich Johannsen den Großen, der 1476 seinem Vater in der Chur folgte; obgleich derselbe noch zehn

Jahre

Jahre lebte und sein Alter in Ruhe zubrachte. Zum zweyten ließ er Prinzen Sigismund, der das Land oberhalb des Gebirges, oder das Bayreuthische bekam; aber 1495 ohne Erben starb. Endlich ließ er Marggraf Friedrichen, dem, nach dem damaligen für Deutschland höchst unseligen Theilungsgeiste der Fürsten, die anspachischen Lande gegeben wurden; bis er auch bald das Bayreuthische dazu bekam.

So entstunden denn im brandenburgischen Hause zwo Linien, nämlich die Churlinie, und die fränkische; von der auch die preußische ihren Ursprung nahm. Denn Marggraf Friedrich bekam von Könige Casimirs in Pohlen Prinzeßinn, Sophia, deren vier Brüder die Krone getragen, zehn Prinzen, und sieben Prinzeßinnen. Der älteste Casimir folgte ihm in Franken. Georg der Fromme, erhielt von dem Könige in Böhmen Ludewig, dessen Hofmeister er gewesen, 1523 das Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien, und ward Marggraf von Anspach. Albrecht war der dritte, und ward, wie gedacht, zum Hohemeister des deutschen Ordens in Preußen erwählet. Die übrigen übergehen wir mit Stillschweigen.

Dem nachmaligen Churfürsten und Erzbischofe zu Cöln, Herrmann, einem gebohrnen Landgrafen zu Hessen; ward die Sorgfalt für die Auferziehung desselben anvertrauet. Zu dem hatte Albrecht an dem Hofe Kaiser Maximilians, wo sich sein Herr Vater oft aufhielt, Gelegenheit große Muster zu sehen. In den Kriegen dieses Herrn, sonderlich dem, der 1508 in Italien geführet ward, erwarb er sich auch eine Er-

Erfahrung und Tapferkeit; und die bekannte Liebe zur Gelehrſamkeit an dem Kaiſer mag auch einen ziemlichen Eindruck bey ihm gemacht haben. Dieſer Kaiſer empfahl derowegen unſern Prinzen dem deutſchen Orden, auf den Fall der erledigten Hochmeiſterwürde; weil derſelbe zu dem geiſtlichen Stande einige Luſt bezeigte, ehe nämlich die Reformation Luthers ihm die Augen geöffnet hatte. Als daher der bisherige Hohemeiſter, Herzog Friedrich von Sachſen 1510 zu Rochlitz in Meißen geſtorben, ward unſer Marggraf Albrecht, der eben zwanzig Jahre alt war, durch die meiſten Stimmen, zum Haupte des deutſchen Ordens erwählet.

Die Freundſchaft Kaiſers Maximilians, die nahe Blutsfreundſchaft mit dem Könige in Pohlen, und mit dem Churfürſten zu Brandenburg, ſeine perſönlichen Eigenſchaften, kurz, alles machte dem Orden die Hoffnung, durch dieſe Wahl ſeine verlohrnen Länder wieder an ſich zu bringen, und des an Pohlen zu leiſtenden Huldigungseides, los zu werden. Die letzten drey Hohemeiſter hatten ſich ſchon geweigert ſolchen zu thun. Dieſes machte nun den Vater unſers Prinzen etwas zweifelhaft, als die Geſandtſchaft des Ordens deswegen in Anſpach anlangte. Doch der Marſchall des Ordens, Graf Eiſenberg, hub die Zweifel, und machte dem Prinzen, von Preußen und dem Orden, einen ganz andern Begriff. Er nahm alſo die Wahl an, und ward mit vielem Gepränge nach Mergentheim begleitet, wo ihm der weiße Ordensmantel mit dem ſchwarzen Kreuze umgelegt ward.

Der

Der zweyte Abschnitt verfolgt die Regierung des neuen Hohemeisters, von 1511 bis 1525, da er den geistlichen Stand abgelegt, und ein weltlicher Herzog von Preußen geworden. In Preußen war damals alles voller Verwirrung. König Casimir von Pohlen, war zwar des Marggraf Albrechts Mutter Bruder: und diese nahe Verwandtschaft würde vieles möglich gemacht haben, wenn nicht beyde, als König und Hohemeister des Ordens, andere Pflichten auf sich gehabt hätten. Das deutsche Reich zwar gieng auf dem 1512 zu Cöln gehaltenen Reichstage damit um, daß Preußen ein neuer Kreis von Deutschland werden sollte. Allein das wollte nicht angehen, und Pohlen bestätigte die Wahl, Marggraf Albrechts; doch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß er dem Könige huldigen sollte. Ja einige riethen dem Könige, dem neuen Hoher[illegible] nicht eher den Durchzug nach Preußen zu verstatten, bis solches wirklich geschehen wäre. Allein sie fanden kein Gehör, und also fand sich Marggraf Albrecht 1512 den 22 Nov. mit 400 Pferden in Preußen ein.

Eine seiner ersten Verordnungen war die Verfügung, wegen der Einsammlung des Börnsteins, eines wahren Kleinodes von Preußen; darüber er gewisse Aufseher bestellte, um seiner Casse dadurch die Einkünfte zu vermehren. Er vertrieb auch bald einen Schwarm Mordbrenner, u. s. w. ward aber auch bald von seinem Oheim erinnert, die seit 1466 unterlassene Huldigung zu leisten. Die Aufmunterung dazu bestand darinn, daß der König ihm ein

Stück

Stück Land in Reußen und Podolien ſchenken wollte, um daraus die Heyden zu bekriegen; wozu er ihm und ſeinen Nachfolgern noch jährlich 200 Ducaten zahlen wollte.

Der Marggraf antwortete im Namen des Ordens, daß weder er, noch ſeine Ordensbrüder ſich entſchließen würden, jemals die Lehne von Pohlen zu nehmen. Viele deutſche Fürſten, Kaiſer Maximilian, ja ſelbſt der Pabſt billigten dieſen Entſchluß damals: Pohlen aber hatte mit den Tartern ſo viel zu thun, daß der Marggraf ſechs Jahre Zeit bekam, ſich zu den folgenden Kriegen gefaßt zu machen. Indeſſen dachten viele auf eine Vereinigung beyder Parteyen. Im 1516 Jahre war zu Wien eine große Verſammlung gekrönter Häupter, wo ſich Albrecht durch Geſandte einfand, und durch den Kaiſer bey dem Könige Sigismund, die Erlaſſung des Lehnseides zu erhalten ſuchte. Der Kaiſer aber ſetzte die Sache noch fünf Jahre aus, und ſtarb darüber. Der Marggraf aber bezeigte ſeinen Ernſt gegen Pohlen, als er 1519 die Ausfuhr der Waaren nach dem pohlniſchen Gebiethe hemmete. Die Pohlen thaten ein gleiches: doch ward bald beydes aufgehoben. Auf dem zweyten Beylager des Königs Sigismund, legte Marggraf Caſimir, Albrechts älterer Bruder, die letzte Hand an einen Vergleich; aber vergeblich. Marggraf Albrecht ließ alſo 237 Stücke, und 50 Mörſer gießen; ſchaffte 800 Laſt Pulver, 11000 Spathen und eben ſo viel Hacken an, und bewahrte dieſen Vorrath in dem feſten Schloſſe Balga, wo er auch eine gute Anzahl Reu-

ter

ter in Bereitschaft hatte, die auch wieder seinen Willen schon Streifereyen ins Bischofthum Ermland thaten.

Um diese Zeit verkaufte auch der Marggraf die Oberherrschaft über Liefland für eine Tonne Goldes, an den Landmeister der Schwert-Brüder daselbst, der bis dahin den preußischen Hohemeister für seinen Oberherrn hatte erkennen müssen. Ob dieses eine dem deutschen Orden vortheilhafte Sache gewesen, lassen wir dahin gestellet seyn, da ein so großes Land, als Liefland ist, die Macht des Preußischen Ordens viel ansehnlicher hätte machen können, wenn sie damit vereiniget geblieben wäre. Imgleichen trat der Hohemeister, an den Churfürsten Joachim, für eine andere Summe, die neue Mark Brandenburg ab: die seine Vorfahren für baares Geld erkaufet hatten. Auch dieses scheint nicht eben der beste Staatsstreich gewesen zu seyn; es wäre denn, daß er sich dadurch des Beystandes seines Vetters wieder Pohlen desto mehr versichern wollen.

Im 1518 Jahre gieng der Marggraf nach Deutschland, Beystand und Volk zu suchen, und diesem einen freyen Durchzug durch die Mark nach Preußen zu schaffen. Es wurden wircklich 12000 Mann darunter 2000 Reuter waren, für ihn angeworben, und er zog auch viele deutsche Kriegesbefehlshaber nach Preußen. Im 1519 Jahre schickte König Casimir den Erzbischof von Gnesen nach Königsberg; aber umsonst. Er setzte einen Reichstag in Thoren an, und wollte sich da mit dem Hohemeister vergleichen. Allein dieser traute dem Frieden nicht,

und

und blieb aus: weil der König 20000 M. bey sich hatte. Darauf ward den 28. Decemb. von pohlnischer Seite dem Marggrafen durch einen Herold der Krieg angekündiget. Den Tag darauf nahmen die Feindseligkeiten mit brennen und morden den Anfang. Marggraf Albrecht stellte sich an die Spitze eines kleinen Heeres, und zog den heil. Abend vor Neujahr aus Konigsberg, marschirte die ganze Nacht acht starke Meilen, und kam am Neujahrstage in Braunsberg an, als die Leute eben in der Kirche waren. Nur ein Thorwärter büßte sein Leben ein, so war die Stadt in seiner Gewalt. Sobald der Gottesdienst aus war, ließ er sich die Bürger auf dem Marckte huldigen. Selbst das Schloß ergab sich ohne Widerstand. So gieng es auch mit andern Oertern des Bisthums Ermland.

In folgendem Jahre ward der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgesetzet. Die Pohlen streiften, sengten und brenneten in des Marggrafen Gebiethe, er aber breitete seine Kriegesmacht in dem ihrigen aus. Stargard und Dirschau, zwo Städte im pohlnischen Preußen nahm er ein; vor Elbing aber mußte er abziehen. Die pohlnischen Völcker waren aber endlich den Seinigen an Menge überlegen; und der Marggraf selbst empfieng in einem Scharmützel Wunden. In dem Schlosse zu Preusch-Holland, ließ er sich heilen; und hier fielen die Pohlen ihn heftig an, wurden aber durch seine Besatzung und Geschütz zurück gewiesen. Zweytausend Preußen fielen aus, und zwangen die Pohlen 2000 Todte auf dem Platze zu lassen und sich mit der Flucht

zu retten. Wir übergehen viele andre Städte, die bald von dieser, bald von jener Partey eingenommen, geplündert und verbrannt worden. Und selbst die Danziger suchten dem Orden allen möglichen Schaden zu thun; den Pohlen aber mit ihren Canonen und Mörsern, soviel ihnen möglich, beyzuspringen. Sie kamen auch mit einer kleinen Flotte in das Haf, und suchten die Einfahrt aus der See, die nach Königsberg führet, zu versenken.

Königsberg selbst ward endlich von 7000 Pohlen zu Pferde und 5000 zu Fuß, gleichsam belagert. Aber die Tapferkeit der Bürger, die Ergießung der Wasser, und der Mangel an Proviant, nöthigten die Pohlen bald abzuziehen. Indessen fanden sich die Abgesandten zweener Churfürsten, zweener Herzoge und ein Bischof in Warschau ein, den König Sigismund zum Vergleiche zu bewegen. Es ward auch von dem Marggrafen selbst mit den feindlichen Heerführern vor Königsberg unter einem Gezelte ein Waffenstillstand verabredet; ehe der Feind noch die Landung auf Samland unternehmen, und in das Herz von Preußen eindringen konnte. Der Friede selbst ward in Thoren geschlossen, wo sich der König selbst, und Marggraf Albrecht in Person einfanden. Aber in währenden Handlungen brachen die Pohlen den Stillstand, und der Marggraf erhielt 2500 Mann Dänische Hülfsvölker, um Danzig einzuschliessen, und es zu nöthigen, von der Gemeinschaft mit Schweden abzustehen. Die Pohlen belagerten Braunsberg umsonst; Albrecht aber eroberte Wormditt, eine andre Stadt im Ermländischen,

ländiſchen, Heilsberg aber konnte er nicht gewinnen. Aus Deutſchland kam ein Heer 15000 Mann ſtark, eroberte Meſeritz in Pohlen, nahm Conitz, Stargard und Dirſchau ein, zerſtörte Pauzke, und lagerte ſich auf dem Biſchofsberge vor Danzig. Doch da es demſelben an Lebensmitteln zu fehlen begunnte; Danzig aber zu feſt war: ſo zog es durch Pomerellen wieder ab, und verwüſtete ſelbiges; worauf es von den Pohlen zerſtreuet wurde: dagegen Marggraf Albrecht mit ſeinen Preußen weit glücklicher focht, und verſchiedene Städte den Pohlen abnahm, auch viele Tartarn niederſäbelte.

Pabſt Leo der X, Kaiſer Carl der V, Ludewig König in Ungarn, und ſonderlich Marggraf Georg von Anſpach, legten ſich endlich ins Spiel, und es ward 1521 auf Quaſimodog. ein Stillſtand der Waffen auf 4 Jahre geſchloſſen. Man hielt auch eine Tagefahrt zu Graudenz, darinn man unſern Hohemeiſter erſuchte, die den Pohlen abgenommenen Städte widerzugeben: doch blieb die Sache ausgeſtellet. Der Marggraf aber that abermal eine Reiſe nach Deutſchland und beſtellte in ſeiner Abweſenheit eine Regierung Zuhauſe. Auf dieſer Reiſe ſprach er auch mit D. Luthern, u. bekam zu Nürnberg von dem berufenen Oſiander den erſten Begriff von der Evangeliſchen Lehre, wie der Marggr. in der Unterweiſung an ſeinen Sohn Albret Friedrich, ſelbſt ſchreibt: „durch welchen (Andr. Oſi„ander) mich der allmächtige Gott erſtlich aus der „Finſterniß des Pabſthums geriſſen, und zu ſeiner „Erkenntniß gebracht hat.

Indeſſen ward zu Nürnberg ein Reichstag ge-

halten, da unter andern auch von gänzlicher Beylegung des Krieges zwischen Pohlen und Preußen gehandelt wurde. Kaiser Carls Bruder, Ferdinand, und König Ludwig in Ungarn, suchten denselben zu vermitteln, wobey die Erzbischöfe von Salzburg und Gran sich gebrauchen ließen. Man wollte abermal Preußen mit dem deutschen Reiche verbinden; allein es ward dieser Anschlag bald wieder verlassen. Der Marggraf suchte zwar Beystand, allein weil sich der Orden niemals zu Deutschland bekannt, so fand er kein Gehör; anderer Ursachen zu geschweigen. Pabst Leo der X. scheute sich selbst an diesen Händeln Theil zu nehmen; endlich beschloß man, drey Monate vor Ablauf des Stillestands, am H. Dreykönigtsage, zu Beylegung dieses Streits, eine Versamlung anzustelle.

Marggraf Albrecht berief indessen in Preussen die Stände auf einen Landtag, und schickte Abgeordnete nach Ungarn. Sie kamen acht Tage nach H. Dreykönige zu Olmütz an, erfuhren aber, daß ihre Reise vergeblich wäre, weil der König in Pohlen die ganze Versammlung nicht bewilliget. Dieser verließ sich auf seine überlegene Macht und wollte den Stillstand nicht verlängern. Marggraf Georg der Fromme von Anspach, und Herzog Friedrich zu Liegnitz reiseten in eigener Person nach Cracau. Der erste hatte schon vorhin dem Marggraf Albrecht gerathen, die Ordensregeln zu verlassen, und evangelisch zu werden, so wie er und sein Herr Bruder zu Anspach gethan hatten. Der König in Pohlen selbst war des Krieges müde, und that den Vorschlag, ob Albrecht das Land Preußen als ein weltlicher

licher Herr erblich besitzen, und alsdann von Pohlen zu Lehn nehmen wollte; da denn seine Herren Brüder und Nachkommen die Mitbelehnung bekommen könnten.

Diesen Antrag konnten die preußischen Abgeordten nicht beantworten, weil man davon auf dem Landtage nicht gerathschlaget hatte. Weil indessen derselbe das einzige Mittel war, in Preußen den Frieden wieder herzustellen: so ließ sich Marggraf Albrecht denselben bald gefallen, und begab sich in eigener Person zum Könige in Pohlen. Den 9. April 1525 ward der völlige Friede zu Stande gebracht, und sowohl vom Könige, als den anwesenden Reichsräthen bestätiget.

D. Luther hatte schon zwey Jahre vorher dem Marggrafen diesen Weg zum Vergleiche angerathen, auch nachmals solches wiederholet, als derselbe ihm durch eine Gesandtschaft die Ordensregeln überschickte, und sein Bedenken darüber forderte. Melanchthon hatte eben das gerathen: wiewohl der Marggraf seine Gedanken mit einem klugen Stillschweigen verborgen hatte. Nunmehr aber kam dieser Rath zu völligem Stande, und zwar auf folgende Artikel:

1. Der Durchl. Fürst Albrecht, Marggraf zu Brandenburg, sollte das Land, so der Orden bis dahin gehabt, als ein Fürsten- und Herzogthum von dem Könige in Pohlen zu Lehne tragen; und nicht nur er und seine männlichen Erben, sondern auch seine drey Brüder, nebst ihren männlichen Abkömmlingen, damit belehnet werden.

2. Wenn die Nachkommenschaft dieser vier Häuser ausgestorben, so sollte dieses Lehn wieder an die Krone Pohlen fallen, (wiewohl Joachim der II. Churfürst zu Brandenburg solches Recht nachmals auch auf die Churlinie gebracht.)

3. Der neue Herzog sollte in Pohlen die nächste Stelle nach dem Könige einnehmen. Dagegen machte Herzog Albrecht sich anheischig.

1) Von seinen Ländern nichts zu verkaufen, er hätte es denn ein Jahr vorher der Krone Pohlen angetragen.

2) Im Kriege den Pohlen mit zweyhundert Pferden zu Hülfe zu ziehen.

3) Von beyden Theilen sollten keine neue Zölle, Niederlagen und Beschwerden eingeführet werden, es wäre denn mit beyder Bewilligung.

4) Der Herzog sollte sich aller Privilegien begeben, die ihm von Kaisern, Königen oder Päbsten gegeben worden. ꝛc.

Dieser Friedenschluß nun ward durch die Abgeordneten des Landes, der Stände und des Ordens bewilliget, von den fürstlichen Mittelspersonen bestätiget, und von beyden Theilen unterzeichnet. Den 10 April folgte die Belehnung und Huldigung, auf dem cracauischen Markte, woselbst ein Thron aufgerichtet war. Der König erschien in vollem Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte; und ward von dem Erzbischofe von Gnesen und cracauischen Bischofe geführet, denen noch sechs andre, nebst dem Herzoge von Masuren, vielen Woywoden, Castellanen u. a. m. folgten. Der vornehmste von den sieben Gesandten unsers Herzogs Albrechts

brechts hielt eine Anrede; die ſich anhub: Durchlauchtiger und Hochgebohrner König, allergnädigſter Herr ꝛc. Nachdem ſich der König durch ſeinen Kanzler darauf erklären laſſen; kam der Herzog in ſeinem prächtigen Ordenskleide als Hohemeiſter, vom Marggrafen Georg, ſeinem Bruder, und Herzog Friedrichen zu Liegnitz begleitet, herbey geritten, ſtieg ab und knieete vor den Thron; ward aber vom Könige gleich aufgehoben. Der Kron Truchſes Tarlo hielt ihn die Fahne vor, der Herzog griff ſie an, und ſchwur über dem Evangelien-Buche, das ihm der Erzbiſchoff zu Gneſen vorhielt, den Huldigungseid. Ich Albrecht, Fürſt in Preußen, Marggraf in Brandenburg ꝛc. Er bückte ſich zuletzt vor dem Könige, der ihn mit dem Schwerte berührte, und hierauf aus den Händen des Kronſchatzmeiſters eine goldene Kette nahm, und ſie demſelben umhieng.

Nach dieſer Aenderung änderte Albrecht auch das Wapen des Ordens, und ſetzte dem ſchwarzen gekrönten Adler, den Kaiſer Friedrich II. dem Orden verliehen, ein S. als den Anfangsbuchſtaben des Königs Sigismund auf die Bruſt. Ueberhaupt bezeugen die Geſchichtſchreiber, es ſey kein prächtigeres Feſt in Pohlen geſehen worden, als dieſe preußiſche Belehnung, Herzog Albrechts. Der Herr Verfaſſer rechtfertiget hierauf das ganze Verfahren dieſes Prinzen, durch viele Gründe, führt auch die eigenen Worte deſſelben an, die er in folgendem 1526ſten Jahre drucken laſſen: „Um „nothdürftigen Friedens und begehrter chriſtlicher „Regierung willen im göttlichen Wort, haben aus

„schuldiger, göttlicher, christlicher und brüderlicher „Liebe, die uns zum voraus gegen unsere preußische „Unterthanen verbindet, solcher geänderter Regie„rung nicht übrig seyn können, oder die abschlagen „sollen, welche auch mit Zuthun und Bewilligung „der Zeit unsrer Ordenspersonen geschehen, und al„so von uns aus dringender Noth angenommen ist.

Man darf auch nur erwegen, daß der ganze Orden nach Preußen gesandt worden, die Heyden zu bekehren, oder vielmehr auszurotten. Da nun solches geschehen war, so hatte dieß Gelübde der Ordensbrüder keinen Nutzen und Zweck mehr, konnte also ohne großes Bedenken, abgeschaffet werden. Es hatte sich auch der Orden selbst gegen seinen Hohemeister treulos erwiesen, das Land sehr gedrückt, und im letzten Kriege den Pohlen Vorschub gethan. In einer alten Chronik stehen die Worte: **Die meisten Synde waren des Ordens Volgk von Freyen und Edelleuten, die sich willig von dem Orden zu den Pohlen gaben.**

Wollten gleich nachmals einige Ritter die Welt bereden, Preußen sey nicht nur dem Orden, sondern dem deutschen Reiche entzogen worden: so war dieses doch offenbar ungegründet; indem der Orden niemals eine Verbindung mit dem deutschen Reiche glauben und einräumen wollen. Und hatte gleich Pomerellen, davon Danzig das Haupt war, vormals der römischen Kaiser Gewalt erkennen müssen: so waren doch die Waffen der Kaiser niemals bis über die Weichsel gedrungen, die eigentlich Preußens alte Grenze auf der Abendseite war. Die Hülfe, die

die dem Orden anfänglich aus Deutschland geleistet worden, konnte dem Reiche auch kein Recht auf Preußen geben: weil, sonst auch König Ottocar aus Böhmen, einen Anspruch darauf hätte machen können, welcher dem Orden die Hauptprovinz von Preußen, Samland, worinn Königsberg liegt, erobern helfen.

Hiermit schließen wir diesen Auszug, und überlassen den dritten Abschnitt von Herzog Albrechts fürstlicher Regierung, dem eigenen Nachlesen der Liebhaber historischer Sachen. Wir haben uns nämlich bey dem merkwürdigsten Stücke dieser Geschicht, mit Fleiß etwas ausführlicher aufgehalten; weil dieses der älteste und folglich unbekannteste Theil derselben war, und die Rechte des Hauses Brandenburg auf Preußen ins Licht setzte. Wir hoffen damit den Dank der Leser um so viel mehr verdienet zu haben; da es bekannt ist, daß dieses so alte und ansehnliche Haus in Deutschland, durch die wichtige Erbschaft der in Preußen erloschenen fränkischen Linie, dadurch Preußen mit Brandenburg vereiniget worden, allererst zu derjenigen Größe und Hoheit gelanget ist, die es hernach in den Stand gesetzet, in Friederich Wilhelm dem Großen dem römischen Reiche solche wichtige Dienste zu thun, und sich dadurch noch mehr zu vergrößern.

Schließlich von der Schreibart unsers Hrn. Verfassers unsere Meynung zu eröffnen, so ist zwar das meiste darinnen zu loben; und sonderlich, daß er die Urkunden oder Quellen fleißig angezeiget, woher er seine Sachen genommen. Allein an vielen Stellen

scheint

scheint er auch von der so belobten Einfalt der historischen Schreibart abgewichen, und in den stolzen Ausdruck der Lobredner verfallen zu seyn, die ihre Helden durchgehends bewundern und vergöttern. Hierzu kommen noch verschiedene gar zu gekünstelte beblümte Redensarten, die nicht einmal in einer gesunden Lobschrift statt haben würden. Dahin rechnen wir, die Ausflüsse der ehmaligen finstern Einfalt, das Entschatten veralteter Risse; von unserm Lebensalter entfernet, (d. i. von unsern Zeiten) u. d. gl. m. Dahin zählen wir auch die vielen verklärten, glänzenden, verehrenswürdigen, vermoderten, erhöheten, stürmischen, verherrlichten, unerschütterten, unerbebten, unvergleichlichen, glorreichen, dankvollen und verewigten Beywörter, die derselbe überall reichlich verschwendet hat. Wenn dergleichen Ausdrückungen der unparteyischen Feder eines Geschichtschreibers anstehen, so weis man fast nicht mehr, wo die Grenzen eines Lobredners, ja gar eines unbändigen Schmäuchlers angehen sollen. Die Thaten Albrechts schienen uns auch an sich schon so groß zu seyn, daß sie keines solchen Putzes nöthig gehabt hätten. Nichts wird von den Kennern mehr bewundert, als die edle Einfalt, womit ein Thucydides, Xenophon, Cäsar, Livius und Plutarch ihre Geschichtbücher abgefasset. Und diese haben sich auch unsre neuern Geschichtschreiber zu Mustern genommen. Der Herr Magister würde auch den Werth seines an sich guten Werkes gar nicht vermindern, wenn er bey irgend einer neuen Auflage seines Buches

ches dieſe beblümte Schreibart ein wenig mäßigte, und der nackten Wahrheit mehr Reizungen zutraute, als der gefirnißten; die ſich durch ihre Schminke ſelbſt verdächtig macht.

* *

VII.

Vitichab und Dankwart, die allemanniſchen Brüder. Ein Trauerſpiel von Benj. Ephr. Krügern. Leipzig bey Joh. Gottfr. Dyken 1746 in 8.

Dasjenige Trauerſpiel, deſſen wir neulich, ohne es zu nennen, gedacht haben, iſt nunmehr wirklich ans Licht getreten. Der Herr Verfaſſer hat ſich ſchon in der deutſchen Schaubühne vor etlichen Jahren durch Mahomet den IV. als einen geſchickten Dichter bekannt gemacht; wird aber den Ruhm, den er ſich dadurch erworben, durch dieſes noch vollkommenere Stück um ein vieles vermehren. Er hat daſſelbe der hieſigen berühmten Frau Prof. Gottſchedinn zugeeignet; theils weil ſie ſich in der theatraliſchen Dichtkunſt beſonders hervorgethan, theils weil er, der Herr Verfaſſer, der itzo ſeinen Studien in Wittenberg obliegt, die Ehre hat, ihr Landsmann zu ſeyn. Die Zuſchrift iſt in Verſen aufgeſetzt, die ſich ſehr wohl leſen laſſen. Wir wollen doch etliche Zeilen davon zur Probe herſetzen. Nach dem Eingange heißt es ſo.

Ich will, o Dichterinn, von deinem Lobe schweigen,
Den Popens Lockenraub, und den dein Cato zeigen;
Durch den Alzire rührt, und in Erstaunen setzt;
Durch den Cornelia uns Deutsche deutsch ergetzt.
Ich schweige von dem Ruhm, den dir Destouches bringet,
Der in dem Lustspiel sich bis zum Erhabnen schwinget.
Der, da ihn dein Bemühn zum Theil uns deutsch geschenkt;
So edel er gleich denkt, durch dich noch edler denkt.
Auch dieß berühr ich nicht, wie hoch dein Lob gestiegen,
Da du durch so viel Kunst in lebhaft schönen Zügen,
Durch manches Lustspiel selbst der Laster Schand entdeckt,
Und uns durch deinen Scherz zur Scham u. Reu erweckt;
Auch nicht wie oft dein Kiel durch andre Schriften nützet,
Nur Panthea allein hat meine Brust erhitzet.

Hier hebt nun der Herr Verfasser an, dieses Trauerspiel durchzugehen, und zeiget, daß er selbiges in allen seinen Schönheiten, als ein Kenner eingesehen. Wir können uns aber dabey nicht länger aufhalten, und eilen zur Vorrede.

Diese ist eigentlich nur ein Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Verfassers an einen gewissen Gelehrten in Leipzig, der aber nicht genennet wird. Er ersucht denselben um sein Urtheil über dieses Trauerspiel, welches er ihm geschrieben zugeschickt: weil er ihn für seinen Lehrer in der Dichtkunst erkennet. Er erklärt sodann kurz den Inhalt und die Absicht seines Trauerspiels. „Der Hauptinhalt meines „Gedichtes, heißt es, soll lehren, daß übereilte „Handlungen das größte Unglück nach sich ziehen, „und lauter Verwirrungen anrichten. Durch die„sen Fehler fallen Vitichab und Radogast: jener, da „er zu sehr auf sein Ansehen trotzt, sich durch seinen „Stolz übereilen läßt, und den Siegmar, ohne das

„Heer

„Heer darum zu befragen, zum Tode verdammet,
„da er ihn doch nicht für ſich ſelbſt tödten konnte;
„dieſer, da er dem Tiber zu leicht glaubet, und den
„Herzog umbringt.

Er rechtfertiget ſich ſodann wegen des Characters der Perſonen, die er aufgeführet, welche Unterſuchung wir aber Leſern überlaſſen, die das Trauerſpiel mehr als einmal ganz durchgegangen, und nach der Billigkeit prüfen wollen. Er entſchuldigt auch noch einen vermeynten Fehler, da nämlich Fredegund, drey Aufzüge beſchließt und drey anfängt. Allein wir ſehen nicht, daß dieſes ein Fehler ſeyn ſollte. Im Leſen des Trauerſpieles wird man ſolches nicht gewahr, und wenn man es in der Vorſtellung ja gewahr würde: ſo bringen es doch die Umſtände der Fabel ſo mit ſich. Es hätte alſo unſers Erachtens keiner ſo weitläuftigen Vertheidigung gebraucht. Vielmehr hätten wir gewünſcht, daß uns der Dichter einige hiſtoriſche Nachrichten von ſeinem Helden aus dem Geſchichten gegeben hätte. Denn wie es die Regeln des Trauerſpiels und die Exempel der Alten erfordern, ſo ſollen die Helden deſſelben und die Hauptbegebenheiten der Fabel, aus den wahren Vorfällen alter oder neuer Zeiten entlehnet ſeyn. Wir zweifeln auch nicht, daß der Herr Verfaſſer ſich hierinn werde zu rechtfertigen wiſſen: wie ſolches Corneille und Racine in den Vorreden zu ihren tragiſchen Stücken gethan haben. Nur iſt hier dem billigen Verlangen der Leſer kein Gnügen geſchehen, die doch gern wiſſen wollten, wenn und wo die Perſonen des Trauerſpiels irgend gelebet haben.

Wie

Wir wollen indeſſen dem ungeachtet, den kurzen Inhalt dieſes Stückes erzählen. Vitichab ein allemanniſcher Herzog, um Kaiſer Valentinians Zeiten, und Tiber, ein römiſcher Geſandter, eröffnen den Schauplatz. Dieſer kündigt dem erſtern an, daß ihn der Kaiſer zum Haupte deutſcher Fürſten, und für ſeinen Freund erkläret habe. Dieſer verwirft ſolche Freundſchaft, und will, Tiber ſolle das römiſche Heer vom deutſchen Boden zurück ziehen. Ihn könne, ſo wie ſeinen Vater Vadomir, nichts als der Deutſchen Freyheit rühren. Mit dieſen Worten geht er ab:

Schweig! nimmer wird der Eigennutz mich blenden,
Den Vater, mich, das Recht, das Vaterland zu ſchänden:
Ein edles Herz verflucht verräthriſchen Betrug,
Bereitet euch zur Schlacht! ich bin ein Deutſcher! genug!

Tiber wundert ſich; aber Fürſt Siegmar kömmt, und meldet ihm Herzog Vitichabs Befehl, ſich aus dem Lager zu machen. Dieſes bringt ihn auf, ja er droht allen Deutſchen die Knechtſchaft; und meynt, es würden ſich ſchon Verräther in Deutſchland finden, denen mit der Herrſchaft gedienet wäre; wie denn auch Herrmann darnach getrachtet hätte. Siegmar antwortet:

Was dem Auguſt geglückt, das ſoll euch nimmer glücken.
Er furchte Herrmanns Schwert, drum macht er ihn verhaßt.
Und ſo iſt dieſer Held bloß aus Verdacht erblaßt.
Der Undank reut uns noch, wenn wir daran gedenken,
Die ſpätſten Enkel wird der Väter Thorheit kränken.
Roms Herrſchucht, welche ſtets nach neuen Ländern geizt,
Hat unſre Helden nie, wie eure Herrn gereizt.
Iſt Deutſchland unſerm Ruhm, uns aber nicht zu enge;
Warum vergnügt denn euch nicht eurer Länder Menge?

Wenn

Wenn zückten wir das Schwert aus Herrſchbegier auf euch?
Die Freyheit rührt uns nur, und kein bezwungnes Reich:
Ihr aber ſucht das Joch auf unſern Hals zu bringen,
Und was die Macht nicht kann, das ſoll durch Liſt gelingen.
Den Göttern ſey gedankt, die eurer Wuth gewehrt,
Und unſern Waffen Glück, uns aber Ruh beſchert.

Tiber ſucht darauf dem Siegmar den Argwohn beyzubringen, daß Vitichab ihm nach dem Leben ſtehe; dem er doch ſeine Tochter Fredegunde verlobet hatte. Dieſer wird alſo zweifelhaft, will ſich aber noch nichts merken laſſen, als Vitichabs Mutter, die Fürſtinn Adelheid, erſcheint. Dieſe fragt den Siegmar, was ihr Sohn beſchloſſen habe, Frieden oder Krieg? Als ſie das letzte hört, erfreut ſie ſich, und ruft die Götter an, ihm beyzuſtehen:

Beglückt ſein muthig Schwert, das er auf Rom gewetzt,
Das euren Ruhm erhebt, wenn Römerblut es netzt.
Und will des Schickſals Schluß, er ſoll im Treffen ſterben,
So laßt nur ſeinen Arm die Freyheit erſt erwerben.

Siegmar bringt auf die Verbindung ſeiner Tochter mit dem Helden: Adelheid aber ſagt, ſie müſſe bis nach der Schlacht bleiben, welches ihn in ſeinem Argwohne beſtärket.

Vergiß die Hochzeitluſt!
Die Rache wieder Rom entzünde deine Bruſt.

Siegmar.

Gut: ich verſtehe dich.

Indem erſcheint Radogaſt, und meldet, ihr Sohn ſey erhitzt zur Schlacht; ſie aber ſolle durch ihr Wort ihn zurücke halten. Die Römer wären liſtige verſchlagene Leute, die oft auch durchs Weichen den Sieg erhielten. Man ſollte wenigſtens warten, bis

Gun-

Gundomad von der Stärke des Feindes Nachricht brächte: dann könnte man Maynz bestürmen ꝛc. Es müßte doch ihrer aller Glück nicht allein in des Fürsten Willen stehen. Hierauf verspricht Adelheid ihm etwas Einhalt zu thun.

Als sie abgeht, kömmt Siegmar, und redet mit seinem Sohne Radogast: den er zu Rächung seiner Schmach aufmuntert, und zwar gegen den Vitichab, der ihr ganzes Haus beschimpfet hätte. Radogast kann solches nicht glauben. Siegmar aber beruft sich auf die Adelheid, seine Mutter, die sich verrathen hätte. Hier kömmt Fredegunde, die Braut selbst, und erzählt ihrem Vater einen Götterspruch, den sie im nächsten Hayne bekommen: daß nämlich Vitichab durch seinen Bruder sterben solle. Dieses setzt sie in die größte Bestürzung. Der Vater sucht ihr aber diesen Gram und die ganze Liebe gegen den Vitichab aus dem Sinne zu reden; ja ermahnt den Radogast, den Mord an ihm zu vollziehen. Dieser aber nimmt die Vertheidigung der Schwester über sich; entschuldigt auch den Vitichab, u. spricht:

Gilt denn dein Haß bey dir, mehr als das Vaterland,
Beglücktes Rom, du siegst! da unsrer Eintracht Band
Des blinden Argwohns Macht zu deinem Nutz zerissen,
Da deutsche Schwerter selbst der Deutschen Blut vergiesen.

Siegmar zürnt auf beyde Kinder, und droht selbst, erst seine Kinder, hernach den Vitichab, hernach sich selbst zu ermorden. Fredegunde bittet ihn, von ihr zuerst anzuheben, weil sie an allem Schuld hätte, ihren Bruder aber nebst dem Vitichab zu schonen.

Rado-

Radegaſt will beyden zuvor kommen und ſich ſelbſt ermorden.

Kann ich nicht unbefleckt in deinen Augen leben:
Hier, Vater, iſt mein Blut, du haſt es mir gegeben.

Siegmar wird faſt erweichet: geht aber doch trohend ab. Fredegunde bittet den Bruder ihr zu folgen, und den Vater zu bewegen. Und hier endet ſich der erſte Aufzug.

Mit den folgenden wollen wir etwas kürzer verfahren. Fredegunde warnet ihren Geliebten vor den Nachſtellungen, die man ihm in der Schlacht zubereitet hätte. Die Römer hätten ein paar Leute, den Sido und Lothar, beſtellt, ihm das Leben zu nehmen. Vitichab ſagt, ſie ſolle alle Furcht verbannen, die Unſchuld werde ſchon ſiegen. Als ſie ihn verläßt, kömmt Radegaſt. Er hört den zärtlichen Abſchied an, und entdeckt ihm den Argwohn ſeines Vaters, geſteht auch und bereut zugleich ſeinen Entſchluß, ihn ſelber zu ermorden; bittet aber um die verdiente Strafe. Vitichab hergegen lobt ihn, wegen der edlen Quelle ſeines Vorſatzes, und umarmet ihn aufs neue als ſeinen Freund; wodurch Radegaſt ſo gerührt wird, daß er, dem hinzukommenden Rando, den einige Heerführer begleiten, durch die er ſich des Vitichabs bemächtigen will, allein widerſetzt, um den Feldherrn zu ſchützen. Vitichab ſelbſt redet die deutſchen Gebiethiger an, und nachdem er ſie beſchämt, befiehlt er den Sido und Lothar zum Gerichtsplatze zu führen, und legt ſein Amt als Herzog, mit den Worten nieder:

Ein freyer Deutſcher muß der Römer Sclaven ſcheun:
Itzt wählt ein ander Haupt, ich mag nicht Herzog ſeyn.

Sogleich erſcheint Gundomad, der ausgeſandte Kundſchafter, und ermuntert den Vitichab, aufs eiligſte Mäynz und den Feind anzugreifen; warnet ihn auch wegen derer zu ſeinem Tode erkauften Deutſchen. Allein Vitichab will nicht mehr Heerführer ſeyn; doch will er mit ihnen als ein gemeiner Soldat fechten, und ruft ſie, ihm zu folgen. Rando erſtaunt über dieſes patriotiſche Bezeugen, und bereut ſein voriges Unternehmen. Sie gehen ab, den Feind anzugreifen, wie Vitichab befiehlt; dem Radegaſt aber vertrauet er das Lager an. Dieſer hält ſich dadurch beſchimpft, weil er lieber mit fechten will, wird aber zufrieden geſprochen. Darauf erſcheint Vitichabs Mutter Adelheid, und ſeine Braut Fredegunde. Die erſte fragt, ob die Verrätherey ganz erſtickt ſey, und dieſe entdeckt ihren Götterſpruch. Beydes aber hält ihn nicht ab, in den Streit zu eilen, und bittet, auch wenn er ſterben ſollte, ihn nicht zu vergeſſen. Adelheid muntert ihn in einer lebhaften Rede zur Tapferkeit auf. Vitichab befiehlt ſeiner Mutter den Radegaſt an, dieſen aber ſoll Adelheid zum Sohne annehmen; dem ſie, im Fall er ſtürbe, die Fredegunde zur Gemahlinn geben ſollte: worüber Rando erſcheint, um den Aufbruch des Vitichabs zu beſchleunigen.

Im dritten Aufzuge ſind Adelheid und Fredegunde beſorgt, wie der Streit ablaufen werde. Die letzte ſagt, es ſtünde ein Zweykampf bevor, und ihren Vitichab davon zu retten, wollte ſie ſich gern

der Göttinn Hertha zu einer Prieſterinn weihen. Indem erſcheinet Wilibald, und meldet, ihr Vater Siegmar habe befohlen, ſie nach Herthens Wäldern zu führen: weil er den Vitichab zum Zweykampfe ausgefordert. Er ſetzt hinzu, daß er ihm zuſchweren müſſen, mit ihr zu fliehen, und ſie dem Herzoge ewig zu entziehen. Fredegunde iſt willig dazu, und nimmt von der Adelheid zärtlich Abſchied. Dieſe will es nicht zulaſſen, ſie aber will ſich ihr mit Gewalt entreißen: als Radogaſt ihr Bruder kömmt, der dieſe Flucht hindert; weil er ſeinem Vater den Argwohn ſchon mehrentheils benommen habe. Aber Fredegunde widerſetzt ſich ſeinem Willen, weil ſie ihrem Vater gehorchen müſſe. Darauf erſcheint Siegmar ſelbſt, der mit Reue geſteht, er habe aus Verrätherey ſelbſt den Römern den Sieg in die Hände geſpielet, und die Deutſchen in die Flucht gebracht. Adelheid verweiſt es ihm ſehr bitter; und dem ankommenden Gundomad gleichfalls, der aber eine beſſere Nachricht von dem Siege der Deutſchen bringt, die ſich als wieder erholet, und die Römer geſchlagen hätten. Darüber ändern ſich alle Leidenſchaften: doch der Verfolg ſeiner Erzählung lehrt ſie, Vitichab ſey vom Tiber verrätheriſch ermordet worden, den man aber gefangen habe; welches neue Beſtürzung erweckt.

Im IV. Aufzuge kömmt Vitichab und Rando (denn Radogaſt iſt ein Druckfehler.) aus der Schlacht zurück: und der erſtre dankt dem letztern, daß er ihn noch dem Tode entriſſen; weswegen er denn die Fürſtliche Würde ihm, als dem würdigſten

überlaſſen wolle. Dieſer entſchuldigt ſich mit ſeiner Unwürdigkeit, und erzählt die Umſtände, wie dem Tiber ſein Mord mislungen. Darauf kömmt Siegmar und liefert ſich der verdienten Strafe; weil er in der Schlacht geflohen wäre. Vitichab zweifelt was er thun ſoll; da er ihn theils als den Vater ſeiner Braut, theils als einen Verbrecher anſehen ſoll. Siegmar redet ihm ſolchen Zweifel aus dem Sinne:

Verbanne deine Huld von einem Uebelthäter:
Du biſt der Deutſchen Schutz, und ich bin ihr Verräther.

Rando will ihn entſchuldigen; allein umſonſt; da er ſich ſelbſt für ſtrafbar erklärt. Vitichab geht ungern an das Urtheil, verſpricht ihm auch noch ſeine Tochter zu heirathen; als Fredegunde erſcheint. Dieſe bittet für ihren Vater: Siegmar widerſpricht ihr zwar; aber ſie beut ihr eigen Blut für das ſeine an.

Sieh dein verlaßnes Kind, o Vater, dir zu Füßen,
Und haſt du was verſehn, ſo laß mein Blut es büßen.
Sieh meinen Thränen nach! du ſchweigſt ..? du zürnſt auf mich?
Ihr Götter! Vater! ach! ach ich beſchwere dich,
Bey deiner Zärtlichkeit, die ich bisher genoſſen,
Die du als Vater fühlſt; erhalt . .

Siegmar.

Es iſt beſchloſſen
Ich ſterbe!

Kurz, es bleibt dabey, und Fredegunde muß den Vitichab, dieſes harten Spruches ungeachtet, für ihren Gemahl erklären: ſie thut aber nochmals eine Fürbitte für ihren Vater, die ihr aber, der Geſetze wegen, abgeſchlagen wird. Doch wird ihm ein Zweykampf erlaubt: und Siegmar wählt ſich den

Tiber

Tiber zum Gegner. Rando macht dem Vitichab den Einwurf, ob er nicht erſt einen Kriegesrath halten wolle; weil doch nur das ganze Volk einen Feldherrn verdammen könnte. Vitichab aber verſetzt, durch die Wahl des Volks ſey ihm auch volle Herrſchaft und Gewalt gegeben, Verbrecher zu beſtrafen:

Ihr aber müſt erfüllen:
Was ich als Herzog will. Drum bleibt mein Urtheil feſt,
Ich wills! Gehorch!

Gleich darauf bedauert er den harten Spruch zwar, ermahnet aber den Siegmar, das Siegesfeſt, das er anſtellen wolle, mit Tibers, als ihres Feindes Haupte zu ſchmücken. Indem er abgeht, iſt Fredegunde vor Schmerzen über die Gefahr ihres Vaters ganz außer ſich, und bittet ihn um Erlaubniß, dem Zweykampfe zuzuſehen; welches ihr aber der Vater abſchlägt. Er vertheidigt auch die Fügung der Götter gegen ſie, und legt ſich ſelbſt alle Schuld bey; ermahnet ſie auch, ihrem Bruder gute Lehren zu geben, umarmt ſie, und nimmt Abſchied.

Im fünften Aufzuge kömmt Adelheid und Fredegunde; indem dieſe der erſten meldet, ihr Sohn wäre in Gefahr: denn ſein Freund, ihr Bruder, drohe den Herzog zu ermorden. Hier folgt der ganze Verlauf des Kampfes, worinn ihr Vater von dem Tiber erſchlagen worden. Adelheid will ſie aufrichten; indem ſie ihr die Gerechtigkeit des Schickſals vorhält, die einen jeden nach Verdienſten lohnet. Fredegunde fährt fort, die Gefahr Vitichabs zu erzählen: Radogaſt ſey ergrimmt auf den Mörder

ſeines Vaters zugelaufen, um denſelben zu erlegen: aber Vitichabs Befehl habe ihn zurück gehalten. Tiber habe ſich darauf zum Scheine, um den erlegten Siegmar, ſelbſt betrübt geſtellt, und den Radogaſt theils um Vergebung gebethen; theils ihm geſagt, Vitichab hätte ihn nur für ſeinen Kopf, und ohne Vorwiſſen des Heers dazu verdammet. Darauf ſey er ergrimmet, und habe des Herzogs Tod geſchworen. Indem kömmt Gundomad, der Vitichabs Fall beklagt.

In ihm, o Vaterland! ſahſt du den Herrmann wieder,
Die Liſt, die den geſtürzt, ſtürzt dieſen Retter auch.
Verrätheriſches Rom! du haſt es im Gebrauch
Den Weg zu unſerm Fall durch Hinterliſt zu finden,
Kannſt du durch Waffen nicht die Deutſchen überwinden.

Radogaſt nämlich habe ihm von hinten zu den Stahl ins Herz gedrückt, und den Tiber als Anſtifter ſeiner That genennet, welcher auch gleich erwürget worden. Die Adelheid klaget über ihren Sohn bitterlich, als man ihn ſterbend getragen bringt. Er geſteht ſein Verſehen ſelbſt, und ſagt verſchiedne ſchöne Betrachtungen, gegen ſeine Mutter. Er bittet ſie, dem Radogaſt zu vergeben; weil er aus Großmuth gefehlet. Dieſem iſt ſeine That ſelber leid, und er unterwirft ſich der Strafe. Vitichab aber ſpricht ihn los, und übergiebt ihm die Mutter, bey welcher er Sohns Stelle vertreten ſoll. Seiner Geliebten Fredegunde entſchuldigt er den Tod ihres Vaters: die Deutſchen aber redt er an, muthig die Freyheit zu ſchützen. Darauf wird er matt und läßt ſich wegtragen.

Indem

Indem kömmt Wilibald, und fällt der Adelheid zu Fuße, mit Bitte, des Radogaſts zu ſchonen, weil er ihr Sohn, und der letzte Zweig Vadomirs, ihres Gemahls wäre. Er hieße eigentlich Dankwart, und wäre der kleine Sohn, den ſein Vater vormals aus Furcht, einem jungen Römer gegeben, ihn zu ermorden. Denſelben hätte er erhalten, als er den Römer erwürget. Weil ihm aber Siegmar auch ſeinen Sohn aufzuheben gegeben, der ihm auf einer Flucht geſtorben: ſo hätte er dieſen Dankwart dafür ausgegeben. Zum Beweiſe bringt er ein Armband hervor, welches Adelheid erkennt. Hier hebt ſie nun eine bittre Klage über ihr Unglück an, da ihre Kinder einander ermordeten. Radogaſt aber, oder nunmehr Dankwart, redet theils ſeine Mutter, theils ſeinen Bruder ſehr beweglich an, verdammt ſich ſelbſt zum Tode, und geht eilends ab. Fredegunde bricht in Klagen aus; Gundomad aber kömmt und berichtet Vitichabs Tod, mit einigen rühmlichen Umſtänden. Als er noch redet, kömmt auch Wilibald, und berichtet, daß Dankwart ſich ſelbſt entleibt, und in ſeiner Mutter Armen geſtorben. Hier ſagt Rando:

Ach Adelheid, dein Muth,
Der Männer übertraf, muß bey dem Fall erliegen,
Das Unglück, das dich beugt, iſt gar zu hoch geſtiegen.

Und den Schluß macht. Fredegunde:

Ach Götter! haltet ein! es folget Schlag auf Schlag.
Den Bruder, Bräutigam und Vater raubt ein Tag.
Auch dich, o Mutter, muß des Unglücks Laſt erdrücken,
Kein Troſt iſt ſtark genug, uns beyde zu erquicken.

Der Schmerz, den du erregst, heilt meiner Thränen Lauf,
Ach! kommt, und richtet sie bey ihrem Jammer auf.

Aus diesem flüchtigen Auszuge nun, werden unsre Leser, auch ohne unser Erinnern schon sehen, wie stark der Herr Verfasser in der tragischen Dichtkunst sey. Er versteht die Kunst seinen Personen erst die Hochachtung der Zuschauer zu erwerben; indem er ihnen edle Triebe ins Herz, und edle Gedanken in den Mund legt. Er weis aber auch die rechten Quellen der Leidenschaften zu finden, und sie mit den lebhaftesten Worten auszudrücken. Seine Verse sind dabey nicht schwülstig, aber feurig, und nicht niederträchtig. Seine Helden reden wie tapfere Leute, die zwar alle Deutsche sind, doch auch in gewissen Stücken von verschiedenem Charactere sind. Die Liebe des Frauenzimmers selbst ist edel und tugendhaft: und ob sie gleich unglücklich ist, so hält sie doch ein jeder für lobenswürdig, und eines bessern Glückes werth. Kurz, wer dieß Trauerspiel entweder mit Bedacht lesen, oder gar aufführen sieht, der wird mit uns gestehen, daß wir nur noch ein Dutzend solche original-deutsche Stücke brauchen, um unsern Nachbarn vollends die Spitze zu biethen.

* *

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Gedächtnißrede von der Würdigkeit D. Martin Luthers, unter die Heiligen aufgenommen zu werden, am 18. Febr. 1746 als an dem Todestage dieses

dieſes vor zweyen Jahrhunderten zur Ruhe eingegangenen Mannes Gottes, bey volkreicher Verſammlung in dem obern Hörſaale der Schule zu Torgau gehalten, von M. Johann Heinrich Leidenfroſt. Torgau, druckts und verlegts Joh. Georg Peterſell. Dieſes iſt eine von denen neulich zum Andenken des lutheriſchen Todestages öffentlich gehaltenen Gedächtnißreden. Der gelehrte Herr Verfaſſer, verdient nicht nur ſeines evangeliſchen Eifers, ſondern auch wegen ſeiner deutſchen Beredſamkeit wegen, viel Lob. Er zeigt, daß er den Cicero auch in ſeiner Mutterſprache nachahmen könne; und beſchämt alſo ſehr viele andre, die dieſem großen Römer, nur in lateiniſchen Worten und Redensarten nachlallen können. Wir hoffen alſo, daß er auch die ihm anvertraute Jugend zu einer Liebe ihrer Mutterſprache anführen werde.

II. Das Andenken des nunmehr vor 200 Jahren ſelig verſtorbenen D. Martin Luthers, wollte durch eine Gedächtnißrede in der, unter Sr. M. dem Herrn Profeſſor Gottſched, in der Beredſamkeit vormittags ſich übenden Geſellſchaft, und in Gegenwart einiger außerordentlichen Zuhörer erneuern, M. Johann David Heermann, der Gottesgelahrtheit Befliſſ. Leipzig bey Zacharias Heinrich Eisfeld. Dieſe Rede hätte verdienet öffentlich gehalten zu werden. Sie iſt in einer guten Abſicht mit vieler Beleſenheit, und guter Art von Gedanken und Ausdrücken abgefaſſet, und macht ihrem Verfaſſer Ehre. Ihre Schreibart iſt indeſſen viel

kürzer und gefaßter als die obige, die ein wenig in die weitläuftige fallt, doch so, daß beyde Arten Lob und Beyfall verdienen.

III. Serenissimo ac Potentissimo Principi ac Domino, Domino Friderico, Regi Porussiae S. R. I. Archicamerario et Electori, Supremo Silesiae Duci, cetera, magno, felici, invicto, hostibus pulsis, prouinciis pace firmatis, Die 15. Ian. 1746. publice gratulata est numini maiestatique eius aeternum deuota Academia Fridericiana, interprete Friderico Wideburgio, Academiae Oratore. Nicht Straßburg allein hat an dem berühmten Herrn Schöpflin einen vortrefflichen lateinischen Redner, der die Siege und Thaten seines Königes durch eine erhabene Wohlredenheit verewigen kann: auch Halle hat einen würdigen Nachfolger des berühmten Gundlings aufzuweisen; der die Siege seines Monarchen, auf eine ihnen anständige Art zu loben weis. Herr D. Wideburg hat sich zwar vorhin schon durch allerley öffentliche Proben hervorgethan; allein durch die gegenwärtige hat er sich ohne Zweifel selbst übertroffen. Darinn aber scheint er dem Lobredner Ludewigs des XV. überlegen zu seyn, daß er mehrern Stoff zu seiner Rede gehabt, als jener zu vielen, die er jährlich halten müssen, gehabt hat. Hat dort also die Kunst darinn bestanden, daß er von wenigem viel sagen können: so ist sie hier darinn zu suchen, daß von vielem was auserlesenes u. kurzgefaßtes gesagt worden.

IV. Versuch in scherzhaften Liedern. Nos haec nouimus esse nihil. *Martial.* Erster Theil. Ber-

lin.

lin. Dieß iſt die zweyte Auflage der ſo beliebten anakreontiſchen Lieder, die der gemeine Ruf, dem geſchickten Herrn Secr. Gleim beylegt. Wer die pythagoriſche Seelenwandrung glaubte, der könnte und müßte denken, Anakreons Seele wäre in dem Herrn Verfaſſer dieſer Lieder, wieder in die Welt gekommen. In der vorigen Ausgabe ſind ihm einige ſchlüpfrige Ausdrückungen entwiſchet, die er in der itzigen verbeſſert hat. Die Natur und Artigkeit ſelbſt ſcheint ihm alle dieſe Stücke eingegeben zu haben, ſo ungezwungen und lebhaft ſind ſie. Wie ſehr iſt doch eine ſo fließende ungezwungene Ader, den rauſchenden Bächen vieler andern Dichter vorzuziehen!

V. Freundſchaftliche Briefe. Berlin, bey J. J. Schützen 1746. in 8. Dieſe Briefe ſind ganz artig und angenehm zu leſen. Man hat nicht Urſache den Franzoſen einen Voiture und Pais zu beneiden, nachdem wir ſolche deutſche Originalbriefe erhalten haben. Die Verſe, die darinn vorkommen, ſind auch voller Geiſt, und doch ſchön und ungezwungen. Nur ein wenig gar zu kurz ſcheint uns die ungebundene Schreibart zu ſeyn. Sie hat den Fehler an ſich, den man den Seneca vormals vorgerückt hat. Schade, daß die Rechtſchreibung nicht auf einen beſſern und gewöhnlichern Schlag eingerichtet iſt: denn die doppelten Kk, die ganz verbannten cz und y, auch wenn dieſe letzte aus dem Griechiſchen kömmt, als Phiſik, ꝛc. ſehen gar zu ekel aus. Wie ſehr iſt es zu bedauren, daß ſein Wunſch in dem erſten Schreiben, wohl allem Anſehen nach niemals erfüllet werden wird!

VII. Neue Comödien und Tragödien. Wir haben in dem IV. Stücke des I. Bandes dieses Bücherſ. von einer ziemlichen Anzahl neuer theatraliſcher Gedichte Nachricht gegeben. Nun ſind nach der Zeit wieder verſchiedene ans Licht getreten, die wir hier anmelden wollen. Zwoer Trauerſpiele, als des

Oedipus vom Hrn. Conr. Steffens zu Zelle, und des

Vitichabs und Dankwarts, der allemanniſchen Brüder von Herrn Krügern,

Haben wir ſchon ausführlicher gedacht. Wir wollen nur von allen die Titel melden, denn ſie ſind faſt lauter Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, und können alſo nicht mehr werth ſeyn, als ihre Originale. Sie heiſſen

Juſtina, oder der Unterſchied der Klugheit und Liſt, in einem Schauſpiele von 5 Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, 1746. in 8.

Der traurige Ritter in ſchwarzer Geſtalt in den Gebirgen Schottlandes, oder die Hiſtorie des unglücklichen Prinzens Carl Stuards, engliſchen Prätend. in einer Comödie vorgeſtellt. Aus dem Franz. überſ. von K. P. L. Cöln bey Pierre Marteau 1746. in 4.

Das Grab des traurigen Ritters, oder das Ende der Unternehmungen des Engl. Prätend. in einer Comödie vorgeſtellt und zum Gebrauch der prätend. Hofacteurs aus dem Franz überſ. von N. O. P. Q. Frf. u. B. 1746. 8.

Der Muſterplatz der Schauſpiele in einem angenehmen Schauſpiele vorgeſtellet, und aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Frf. und Leipz. 1746. in 8.

Die Poeten in einem Luſtſpiele vorgeſtellet von H*** 1646. 2 B. in 8.

Ver-

Verzeichniß
der im andern Bande dieſes Bücherſaals beurtheilten Bücher.

I Stück.

1 Leonidas, a Poem. The ſecond Edition. Pag. 1
2 M. Angelii Io. Dan. *Aepini* de vulgarium opinionum vſu poëtico diſſertatio. 20
3 Fortſetzung der fontenelliſchen Gedanken über die theatraliſche Dichtkunſt 33
4 Plutarchs von Chäronea Lebensbeſchreibungen der berühmten Männer, des Theſeus, Romulus, Lykurgs, Numa, Solons, und P. Val. Publicola, aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen 51
5 Von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche von den Griechen und Römern denenjenigen zugeſtanden worden, die ſich entweder in den Wiſſenſchaften oder in der Kriegskunſt hervorthaten 69
6 Ad Capeſſendos in Philoſophia & LL. AA. Honores ſummos invitat & de antiquiſſima Aeneidos Verſione Germanica Henrici de Veldeck ante DC fere annos concinnata, cuius Codex MStus aſſeruatur in Bibliotheca Ser. Ducis Saxo-Gothani, pauca diſſerit, Ampl. Ord. Phil. Lipſ. h. t. Procancellarius *Io. Chr. Gottſched.*
7 Kurzgefaßte Unterſuchung, woher es eigentlich komme, daß die Kinder ſich in den öffentlichen Lehrſchulen, ſo etwas ſingendes angewöhnen. 93
8 Neue hieher gehörige Nachrichten und Schriften 94

II. Stück.

1 Des Herrn von Lavaur Geſchichte der Fabel, in Vergleichung mit der heiligen Geſchichte, worinnen gezeiget wird, daß die großen Fabeln, der Götzendienſt, und die Geheimniſſe des Heidenthums, nichts als verfälſchte

fälſchte Copeyen von Geſchichten, Gebräuchen und Traditionen der Hebräer ſind. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von M. J. Dan. Heyden 99
2 An Enquiry into tho Life and Writings of Homer, The ſecond Edition. 114
3 Von den Rieſen, aus Tom. I. der Hiſtoire de l'Academie des Inſcriptions & Belles Lettres p. 158 132
4 Erklärung der Stelle im Horaz: Qui Muſas amat impares, *Ternos ter Cyathos* attonitus petet. Carm. L. IV. Od. 19. aus eben derſelben Tom. I. p. 173. 138
5 Erklärung des 74 Verſes aus Juvenals viertem Strafgedichte: Pegaſus *Attonitae* poſitus modo Villicus *Urbi*. Aus eben derſelben Tom. I. 1. p. 178 143
6 D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche und mit Urkunden verſehene Hiſtorie der königsbergiſchen Univerſität. Erſter Theil. 147
7 Fortſetzung der fontenelliſchen Gedanken von der Dichtkunſt 162
8 Abraham Boſſens, gründliche Anweiſung zur Radier- und Etzkunſt ꝛc. dieſem iſt als ein Anhang beygefügt, Herrn Gautier de Nismes Kunſt zu tuſchen, beyde mit dienlichen Kupfern 176
9 Neue Schriften 188

III. Stück.

1 Johann Adolph Scheibens, Königlichen Däniſchen Capellmeiſters, Critiſcher Muſicus. Neue vermehrte und verbeſſerte Auflage 196
2 Fortſetzung des Auszugs, aus dem Enquiry in to the Life and Writings of Homer. 408
3 Beſchluß der fontenelliſchen Abhandlung von der Dichtkunſt 225
4 Weiland Gottlieb Siegmund Corvini, ſonſt Amaranthes, letztere Poeſie und Abſchiedsode, nebſt einer Vorerinnerung von den berühmteſten Meißniſchen Dichtern voriger Zeit. 233
5 Lehrreiche Fabeln aus dem Reiche der Thiere, zur Verbeſſerung der Sitten, und zumal dem Unterrichte der Jugend, neu entworfen, erſter, zweyter, dritter Verſuch, herausgegeben von Johann Elias Ridingern, Malern in Augſpurg. 257

Regiſter.

6 Grundriß von dem merkwürdigen Leben des Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Albrechts des Aeltern, Marggrafen zu Brandenburg, Herz. in Preußen ꝛc. Bey Gelegenheit der zweyten Jubelfeyer der von ihm mildeſt geſtifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen, aus vielen gedruckten und geſchriebenen Urkunden ans Licht geſtellet, von M. Friedr. Sam. Bock 264

7 Gelehrte Neuigkeiten 277

IV. Stück.

1 Poeſie *d' Aleſſandro Guidi*, non più raccolte, con la ſua vita nuovamente ſcritta dal ſignor Canonico Creſcimbeni, & con due Ragionamenti de Vincenzo Gravina non più divulgati 291

2 Des Herrn Gravina Schreiben an Hrn. Scipio Maffei 310

3 Ueberſetzung eines engliſchen Schreibens aus dem Commonſenſe, das Heldengedichte Leonidas betreffend. 326

4 Traité de la Proſodie Françoiſe, par Mr. l'Abbé *d' Olivet*, nouvelle Edition 339

5 Il ſogno di Scipione, dramatico componimento, da repreſentarſi nel regio Teatro di Berlino, per ordine di ſua Maeſtà 359

6 Nachricht von einer poetiſchen Ueberſetzung des Buchs Hiob 369

7 Neue Schriften 374

V. Stück.

1 La Geruſalemme liberate di Torquato Taſſo, con le Figure di Giambatiſta Piazetta, in Venezia 1745 ſtampata da Giambatiſta Albrizzi Q. 388

2 Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer 399

3 Platons Urtheil von der Poeſie. Aus der Hiſt. de l' Acad. des inſcript. & belles Lettr. T. 1. p. 216 ſeqq. 416

4 Epitres diverſes ſur des ſujets differéns a Londres 1740 421

5 Oedipus

Register.

5 Oedipus ein Trauerſpiel in Verſen, nach dem Sophokles eingerichtet. von Johann Heinrich Steffens des Zelliſchen Lyc. Conrectorn 438

6 Der Dichter auf ſeiner Reiſe nach Leipzig 450

7 Betrachtungen über Virgils Aeneis, aus der Hiſt. de l' Acad des Inſcript. & belles lettr. Tom. I. p. 220 ſeq. 455

8 Unterſuchung, ob es einer Nation ſchimpflich ſey, wenn ihre Poeten kleine und ſogenannte Gelegenheits-Gedichte verfertigen, nebſt einem Richeyiſchen Hochzeitgedichte 463

VI. Stück.

1 Martin Opitz von Boberfeld, deutſche Gedichte in vier Bände abgetheilt, von neuem ſorgfältig überſehen, allenthalben fleißig ausgebeſſert, mit nöthigen Anmerkungen erläutert von Daniel Wilh. Trillern Ph. und Med. D Hochfürſtl. Sachſen Weiſſenfelſiſchen Hofrathe, erſtern Leibmedico, Phyſ. und Med. Prof. mit Kupfern gezieret durch Mart. Tyroff. 484

2 Tugendhafter Streit der Liebe, und der Dankbarkeit, zwiſchen dem Scipion dem celtiberiſchen Allucius, welchen aus des Livii Lib. XXVI. c. L. ins Deutſche überſetzt Joh. Heim. Acker. Phil. & Humanit. D 499

3 Probe von Joh. Dan. Overbecks Ueberſetzung der Hirtenlieder Virgils. 512

4 Joh. Bödickers Grundſätze der deutſchen Sprache mit deſſen eignen und Joh. Leonh. Friſchens vollſtändigen Anmerkungen, durch neue Zuſätze vermehret von Joh. Jac. Wippeln. 516

5 Streit unter den Anhängern Homers und Virgils aus der Hiſt. de l' Acad des Inſcript. & Bell. Lettr. V. I. pag. 227. ſeq. 532

6 Fortſetzung des Auszuges, aus Marggraf Albrechts des Aeltern, erſten Herzogs von Preußen Leben 537

7 Witichab und Dankwart, die allemanniſchen Brüder. Ein Trauerſpiel von Benj. Chr. Krügern 555

8 Neue hieher gehörige Sachen 568

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des III. Bandes 1. Stück.

Ba 1065. VI 14

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Julii 1746.

IVVENAL.

Quid faciam . . ? Mentiri neſcio; Libe
Si malus eſt, nequeo laudare.

I.

The Life of OLIVER CROMWELL, Lord-Protector of the Commonwalth of England, Scotland, and Ireland, impartially collected from the beſt Hiſtorians, and ſeveral Original Manuſcripts. The fifth Edition with Additions. London 1743. in greß 8.

Das Leben Olivier Cromwels, Lord-Protectors der Republik von England Schottland und Irrland; aus den beſten Geſchichtſchreibern und verſchiedenen geſchriebenen Urkunden, unparteniſch zuſammen getragen, und mit Zuſätzen vermehret ꝛc.

Wenn gleich dieſes Leben Cromwells nicht ein ganz neues Werk iſt, ſo iſt doch dieſe neue Ausgabe mit verſchiedenen Zuſätzen vermehrt; und verdient alſo um deſtomehr den Deutſchen bekannt zu werden, da die vorigen Aus-

gaben mehrentheils in England allein geblieben ſind. In der kurzen Vorrede ſagt der Verfaſſer zur Anpreiſung ſeines Werkes nichts mehr, als daß es die Geſchicht einer der merkwürdigſten Perſonen enthält, die aus einem Privatſtande entſproſſen, ſich aber in den letzten engliſchen Unruhen zu dem höchſten Gipfel der Macht und Hoheit empor geſchwungen, drey Völker beherrſchet, die mächtigſten Fürſten in der Nachbarſchaft in Schrecken geſetzt, große Thaten in Policey und Kriegsſachen gethan, in den meiſten glücklich geweſen, und nach einer langen Reihe wohlgelungner Anſchläge, in ruhigem Beſitze der höchſten Gewalt geſtorben, und mit königlicher Pracht unter die engliſchen Monarchen begraben worden; ja deſſen Tod endlich, von den größten Staaten der Chriſtenheit, durch feyerliche Geſandtſchaften an ſeinen Sohn, bedauret worden.

Da es nun eine natürliche Neubegierde wäre, das Leben derjenigen näher zu kennen, die ſich auf eine außerordentliche Art hervorgethan: ſo glaubt er billig, daß dieſe ſeine Arbeit nicht unangenehm ſeyn werde. Die meiſten, die bis dahin von Cromwellen geſchrieben, hätten ihn entweder unmäßig gelobet, oder heftig verdammet. Beydes hätte er zu vermeiden geſucht, und alles geſchehene treulich erzählet, das Urtheil davon aber dem Leſer überlaſſen; ſich auch aller ſchimpflichen Redensarten enthalten, die entweder die Erbitterung, oder Bosheit eines Scribenten anzeigen. Einiges, was die Ausländer von Cromwellen geſchrieben, dünkt dem Verfaſſer mehr ein Roman, als eine Geſchicht zu ſeyn; indem

indem es so viele Abentheuer und Verwirrungen in sich hält, davon die englischen Schriftsteller kein Wort sagten. Einige englische Schriften wären entweder mit sclavischer Schmäucheley, oder mit dem bittersten Hasse, oder in einer possenhaften Schreibart abgefasset; überhaupt aber sehr mangelhaft. Alle diese Fehler habe er vermieden, und man kann ihm das Zeugniß geben, daß er es wirklich gethan habe.

Sonderlich ist er in dem Stücke seiner Geschichte sehr genau verfahren, welches von dem Beschlusse des bürgerlichen Krieges, bis zum Tode des Königes geht. Hier kommen die Streitigkeiten des Parlaments und des Kriegsheers; die Unterhandlungen zwischen dem Könige und dem Parlamente, imgleichen zwischen dem Könige und der Armee vor. Man sieht auch, wie Cromwell bewogen worden, des Königs Partey zu verlassen, und sich mit den Aufwieglern zu vereinigen; welches denn dem Könige den Tod gebracht.

Das Werk ist in drey Theile und jeder davon in Capitel getheilet. Der erste Theil enthält die Thaten dieses großen Mannes, bey Lebzeiten Kön. Carls des I. Der andere beschreibt seine Thaten unter der republicanischen Regierung, von des Königs Tode bis zur Trennung des langen Parlaments: der dritte endlich giebt Nachricht von seinem Verhalten, in währendem Protectorate bis an seinen Tod. Zum Beschlusse hat man seinen Character, und sein prächtiges Begräbniß beygefüget, und von seinen Kindern, und der Wiedereinsetzung Carls des II. im

Anhange etwas erwähnet. Ueberall iſt er der Zeitrechnung aufs genaueſte gefolget.

Olivier Cromwell war zu Huntington 1599. den 25. April gebohren. Sein Vater Robert war ein armer Edelmann, der jährlich kaum 300 Pfund Sterlings Einkünfte hatte. Der Familien-Name hatte eigentlich Williams geheißen; bis ein gewiſſer Morgan Williams die Schweſter des berufenen Thomas Lord Cromwells geheirathet, welchen Heinrich der Achte zum Grafen von Eſſex gemacht. Wir übergehen hier das Geſchlechtregiſter mit Fleiß. In der Jugend ſtudirte unſer Olivier zu Cambridge im Sidney Collegio, war aber mehr zu thätigen, als zu beſchaulichen Dingen geneigt. Sein Vater ſtarb indeſſen, und er verließ die hohe Schule, führte aber zu Hauſe ein recht lüderliches Leben, ſo, daß ſeine Mutter ihn nach Lincolns-inn ſchickte, wo er ſich auf die Rechte legte. Es daurete aber nicht lange, ſo gieng er wieder aufs Land, und verthat ſeines Vaters Verlaſſenſchaft mehrentheils. Endlich ward er doch wieder etwas ordentlich, nüchtern und gottsfürchtig; und als er eine Erbſchaft von 400 Pfunden Sterling jährl. Einkünfte that, ſo heirathete er. Eine Zeit lang war er der engliſchen Kirche zugethan, und gieng fleißig in die Kirche. Als er aber einigen Puritanern in die Hände fiel, ergriff er ſehr eifrig ihre Partey, und ward ſo gewiſſenhaft, daß er auch einem gewiſſen Menſchen die 30 Pfunde wieder gab, die er ihm einmal im Spiele abgewonnen hatte.

Vor dem 1628. Jahre findet man nichts von seinen Bemühungen in öffentlichen Angelegenheiten. Zu König Carls des III. Zeit, ward er mit in eine Commission gesetzt, als man untersuchte, ob der Bischof von Wincheſter einige schützte, die das offenbare Pabſtthum predigten. Als der Bischof Laud sehr mächtig ward, und die Puritaner so verfolgte, daß sie sich aus dem Lande in die entfernten Colonien zogen, wollte Cromwell auch flüchten, und war schon mit etlichen andern Edelleuten auf einem Schiffe. Allein eine königliche Verordnung, acht fertig liegende Schiffe am Auslaufen zu hindern, nöthigte ihn im Lande zu bleiben. Dieß geſchah 1637. Wegen eines Dienſtes, den er der Stadt Cambridge im folgenden Jahre that, machte ihn dieſelbe 1640 zu ihrem Bürger, und wählte ihn zum Gliede in dasjenige Parlament, welches nachmals das lange Parlament genennet wurde. Hier war er in Religionsſachen sehr eifrig, und beförderte die große Vorſtellung der Nation an den König, wegen der Beſchwerden unter ſeiner Regierung; als eben in Irrland 150000 Proteſtanten, an Männern, Weibern und Kindern von den Papiſten ermordet worden. Als dieſe Vorſtellung im Unterhauſe nochmals in Erwegung gezogen wurde, ſtritt man von neun Uhr morgens, den ganzen Tag und die folgende Nacht bis um drey Uhr des Morgens darüber: ungeachtet Cromwell geglaubt hatte, daß ihrer sehr wenige dargegen ſeyn würden. Gleichwohl hatte ſeine Partey nur neun Stimmen mehr, als die andre: und Cromwell erklärte ſich, wenn

dieſe Vorſtellung nicht wäre gebilliget worden; ſo hätte er alles ſeine verkauft, und würde nimmer wieder England geſehen haben. Ja er wüßte, daß viel ehrliche Leute eben ſo geſonnen wären.

Um dieſe Zeit war die Uneinigkeit des Königs und des Parlaments aufs höchſte geſtiegen; ſo gar, daß ſie auch nach dieſer Vorſtellung zu einem offenbaren Kriege ausbrach. So bald dieſer angieng, trug das Parlament Cromwellen auf, eine Compagnie zu Pferde zu führen, die er in ſeiner Landſchaft eiligſt zuſammen brachte. In der Werbung ſah er bloß auf die ſtandhaften und muthigen; welches er folgendergeſtalt prüfte. Bey der erſten Muſterung, nahe bey einer vom Könige beſetzten Stadt, legte er heimlich ein Dutzend von ihnen, in ein Gebüſche. Dieſe ließ er mit einem Trompeter zum Treffen blaſen, und auf die andern zuſprengen: worauf etwa zwanzig von ihnen die Flucht ergriffen. Dieſen ließ er ſogleich die Pferde nehmen, und dankte ſie ab; beſetzte auch ihre Stellen mit andern, die herzhafter waren. Die Univerſität Cambridge ſchützte er, als der König eine Gewaltthätigkeit gegen ſie im Sinne hatte. Und als Thomas Connesby der Oberſheriff von Hertfordſhire, im Begriffe ſtund, den Parlamentsgeneral, Grafen Eſſex, nebſt allen ſeinen Anhängern für Verräther auszurufen: ſo ſprengte Cromwell mit einem Trupp Reuter, an einem Markttage, zu St. Albans in die Stadt, nahm den Sheriff, und ſeine Beyſtände feſt, und ſchickte ſie als Gefangene nach London; zu großem Vergnügen des Parlaments, welches ihm öffentlich

Dank

Dank dafür sagte, und sich groſse Hoffnung von seinem Dienste machte.

Im 1643. Jahre ward er zum Obersten erklärt, und warb sich selbst ein Regiment von tausend Pferden, mit welchem er den königlichen Werbungen viel Abbruch that, und viel Kriegsgeräthe erbeutete. Darauf ward er zum Generallieutnant des Grafen von Mancheſter erkläret, und da sich seine Mannschaft von lauter Freywilligen verstärket hatte, zog er dem Heere zu Hülfe, welches vor Newark lag, und entwaffnete unterwegens viele Feinde. So wuchs er auf zwey bis drey tausend Mann, und schlug die Königlichen bey Grantham. Man bemerkt hierbey an, daſs er zu seinem Heere niemanden genommen, als der fest geglaubt: er müſste für Gottes Sache fechten, und wider den König unter ihm dienen. Diese letzte That nun ist die erste gewesen, die ihn recht berühmt gemacht, daher wir sie hier angeführet haben, um seinen ersten Anwachs begreiflich zu machen. Man sieht aber zugleich, daſs er sich nicht allein, als ein Rebell wider den König aufgelehnet; sondern auf Befehl des Parlaments, das ist des englischen Volks, welches von seinem Könige, sonderlich in der Religion gedrückt wurde, zuerst die Waffen ergriffen: wozu aber allerdings sein eigen Gewissen gekommen, welches ihn zu einem Feinde aller Papisten gemachet, die im Begriffe stunden alle Protestanten auszurotten.

Hier wollen wir einen groſsen Theil des I. Theils überhüpfen, und nur die merkwürdige Geschichte von der Absetzung und dem Tode des Königs Carls

ein wenig berühren. Nach denen Schlachten nämlich, die er bey Marſtonmoor, Naſeby und Langport gewinnen helfen, ja faſt allein durch ſeinen Muth gewonnen; war des Königs Partey ſo geſchwächt, daß er nach Wallis fliehen, und daſelbſt Sicherheit ſuchen mußte. Das Parlamentsheer überſchwemmte gan; England, und nahm alle feſte Oerter ein, und der König mußte den 17 April 1646 aus Oxford, verkleidet, nach ſeiner ſchottiſchen Armee fliehen. Das Parlament forderte ſeine Auslieferung, und gegen die Bezahlung des rückſtändigen Soldes, der ſich auf 200000 Pfund Sterling belief; lieferte man den König als einen Gefangenen, in die Hände der Gevollmächtigten des Parlaments. So ward nun derjenige König, der vorhin die Parlamentsglieder aus einem Gefängniße ins andere geſchleppet hatte, ſo daß ſie ihr Vorrecht Habeas Corpus, nicht genießen konnten, ſelbſt aus einem Kerker in den andern geſtoßen, ohne Hoffnung ein Habeas Corpus zu erlangen. Und der vorhin durch ſeinen unumſchränkten Willen, ſeiner Unterthanen Güter ohne Geſetz und Recht, genommen hatte, konnte itzt ſelbſt des ſeinigen in ſeinem Hauſe nicht genießen.

So war nun der erſte bürgerliche Krieg aus. Allein es entſtunden Uneinigkeiten zwiſchen dem Parlamente und dem Kriegsheere; und zwar wegen der Zwiſtigkeit der Presbyterianer und Independenten. Man gab den erſten Schuld, daß ſie nach der höchſten Gewalt ſtrebeten, und alle andere Secten unterdrücken wollten. Und als Cromwell

der

der Independenten Partey ergriff, ward das Parlament selbst eifersüchtig über ihn. Doch wir wollen uns hier nicht tief einlassen. Die Armee wollte auch einen Theil an der Landesregierung haben, und nicht eher auseinander gehen, als bis alle ihre Rückstände bezahlt, und eine völlige Gewissensfreyheit versichert wäre. Cromwell war hierbey der General in der That, und Fairfax, ein Presbyterianer, hatte nur den Namen. Das Parlament wußte sich nicht zu helfen, und gab gute Worte. Cromwell hatte indessen alle Mühe, durch List und Verstellung sich vor des Parlaments Nachstellungen zu retten.

Der König war so lange zu Holmby gewesen; allein die Armee bemächtigte sich seiner durch einen beherzten Cornet, und führte ihn an einen andern Ort, wie Cromwell, ohne seines Generals Vorwissen, befohlen hatte. Die Ursache seines Befehls war gewesen: weil der König willens gewesen, sich mit dem Parlamente zu setzen, und dann wäre es um die Armee geschehen gewesen. Ja Cromwell kam gar auf die Gedanken, den König selbst, durch seine Independenten wieder auf den Thron zu setzen; und seine Gewissensfreyheit dadurch zu erhalten, die er von den Presbyterianern nicht hoffen konnte. Er hielt deswegen den König besser und höflicher, als man ihn vorhin gehalten hatte. Man brachte ihn nach Hamptoncourt, wo er eine Art von Hofhaltung haben durfte, und Cromwell versprach ihm: wenn er mit seiner Partey still sitzen und sich nicht wider das Kriegsheer erklären wollte; so wolle er ihm wieder auf den Thron helfen, und ihn zu dem grö-

ten Fürſten der Chriſtenheit machen. Gleichwohl ſoll er zu ſeinen Freunden geſagt haben: nun er den König in ſeinen Händen hätte, ſo hätte er das Parlament in der Taſche.

Es würde zu weitläuftig fallen, alles zu erzählen, wodurch Cromwell auch Meiſter von der Stadt London geworden; wie das Heer ſelbſt ſich getrennet, und wie endlich, auf ſein Anſtiften der König des Parlaments Vorſchlag verworfen, und aus Hamptoncourt entwiſchet. Dieſes letzte ſetzte das Parlament in neue Beſtürzung, und es verboth öffentlich: daß niemand den König beherbergen oder zur See fortbringen ſollte, ohne dem Parlamente Nachricht davon zu geben. In zween Tagen aber machte Cromwell dem Parlamente bekannt, der König ſey auf der Inſel Wight angekommen; und das zwar mit ſolcher Munterkeit des Geſichts, daß jedermann wohl merkte, der König wäre da, wo ihn Cromwell gern haben wollte. Allein die Häupter des Heers, die man Agitators nannte, fiengen neue Unruhen an, und wollten das Oberhaus ganz abſchaffen, wurden aber vom Cromwell unterdrückt. Denn als das Heer beyſammen ſtund, und jeder Soldat ein Papier am Huthe ſtecken hatte, darauf die Worte ſtunden: **Englands Recht und des Volks Einſtimmung**: ritt Cromwell in Begleitung verſchiedener Befehlshaber, mit wunderbarer Munterkeit und Lebhaftigkeit auf eins von den Regimentern zu, und befahl, das Papier von den Hüten zu nehmen. Sie weigerten ſich aber ſolches, und ſo gleich ließ er verſchiedene feſt nehmen, ſchlug auch

ſelbſt

ſelbſt mit eigner Hand zween oder dreyen an den Kopf; ſo daß die andern den Muth verlohren, und ſich unterwarfen. Einen von denen, die er feſt genommen, ließ er auf dem Platze todt ſchießen, und zerſtreute das Heer in ſeine Quartiere; ſchrieb auch den ganzen Verlauf der Sache ans Parlament, welches ihm eine feyerliche Dankſagung dafür abſtattete.

Hierauf wollte das Parlament ſich mit dem Könige vergleichen, im Falle er ihm vier Acten bewilligen wollte. Die Schotten aber proteſtirten ſehr ſtol; darwieder, und drungen auf eine perſönliche Handlung mit dem Könige zu London: worauf ſie bald eine ſehr verächtliche Antwort empfingen. Als die Abgeordneten mit dieſen vier Bills auf der Inſel Wight ankamen, waren die Schottiſchen mit ihrer Proteſtation folgenden Tages auch da. Der König hatte keine Luſt die vier Puncte einzugehen; und dachte auf eine neue Flucht. General Fairfax bekam Befehl, ihn ſchärfer zu bewachen. Als das Parlament die abſchlägige Antwort des Königs vernahm, wurden viel harte Reden wieder ihn in demſelben gehöret. Unter andern ſagte Cromwell: Er wäre zwar ein Herr von vielen Gaben und großem Verſtande, aber ſo falſch und verſtellt, daß ihm kein Menſch trauen könne: welches er mit vielen Gründen beſtätigte, und endlich den Vorſchlag that, alle Unterhandlungen mit ihm abzubrechen, und dem Königreiche, auch ohne denſelben, eine neue Verfaſſung zu geben. Die von ſeiner Partey beſtärkten dieſen Anſchlag, und nach einer

Berath-

Berathſchlagung von etlichen Tagen beſchloß das Unterhaus, 1) ſich ferner auf keine einzige Weiſe an den König zu wenden. 2) Daß auch ſonſt niemand, ohne Erlaubniß des Parlaments, ſolches thun ſolle. 3) Daß ſie keine Bothſchaften von dem Könige mehr annehmen wollten, und daß ſich niemand unterſtehen ſolle, dergleichen von ihm zu bringen. 4) Daß der des Hochverraths ſchuldig ſeyn ſollte, der dieſen Puncten zuwider handeln würde.

Ob nun gleich dadurch Parlament und Kriegsheer einig geworden, ſo waren doch die Presbyterianer ſehr übel zufrieden. Das Volk murrte ſehr über die großen Auflagen; und hub an für ſich ſelbſt mit dem Könige zu correſpondiren. Ein Tumult, und der Anwachs der ſchottiſchen Armee machten vielen wieder Muth, die ſich zu ihnen geſellten: und ſo gieng der zweyte bürgerliche Krieg an. Cromwell ſuchte einen Vergleich zwiſchen den Presbyterianern und Independenten zu ſtiften, aber umſonſt. Die Schotten fielen alſo in England ein, und Cromwell gieng auf Befehl des Parlaments ihnen entgegen. Man wollte ihn zwar des Hochverraths anklagen, aber vergebens. Er ſchlug bald die Schotten bey Preſton, und anderwerts; nahm Carliſle und Berwick ein; drang in Schottland ein, und kam bis nach Edenburg, wo er prächtig empfangen ward: von da gieng er ſiegreich zurück nach London. Hier fand er nun das Parlament wieder voller Presbyterianer, die ſich in ſeiner und des Heers Abweſenheit wieder eingefunden hatten. Dieſes

ses hatte seine Rückkunft beschleunigt. Die Armee drang nunmehr darauf, den Unruhen ein Ende zu machen; den König nicht mehr zur Regierung zu lassen, sondern als die Quelle alles Uebels zur Strafe zu ziehen; den Herzog von York vorzuladen, und auf Puncte zu vernehmen, auch auf allen Fall für einen Verräther zu erklären; das itzige Parlament zu erlassen, und neue Glieder dazu von dem Volke wählen zu lassen; künftig keinen König, außer durch freye Wahl, zu machen ꝛc. Dieses machte viel Zwist, zwischen dem Heere und Parlamente. Aber als dieses sich nicht recht erklären wollte, kam das erstere nach London, besetzte Westmünster und das Parlamentshaus, und nahm ein und vierzig Glieder desselben fest. Hundert andre wurden nicht hineingelassen; worauf die übrigen Presbyterianer selbst wegblieben, so daß nur noch 150 übrig blieben, die mehrentheils Befehlshaber des Kriegesheers waren, und also alles nach ihrer Anführer Willen thaten. Den Abend nach dieser Säuberung des Parlaments kam Cromwell in London an; und erschien folgendes Tages an seiner gewöhnl. Stelle in demselben. Das ganze Haus dankte ihm feyerlich für die herrlichen und treuen Dienste, die er dem Volke erwiesen; welches er mit besonderer Demuth, wie er allezeit gewohnt war, annahm, und nichts von allem sich selbst, sondern Gott, dem Geber aller Siege, zuschrieb.

Ob man nun gleich glaubt, er habe auch abwesend alles veranstaltet was geschehen war, so wollte er doch von dem nächsten Vortrage im Parlamente, den

König

König aufs Leben anzuklagen, seine Gedanken nicht eröffnen; sondern er wünschte nur, Gott sollte ihre Anschläge segnen. Den 16 Dec. 1648. ward der König von der Insel Wight nach Windsor gebracht und der Kriegsrath befahl, denselben nicht auf den Knien zu bedienen, und alles Staatsgepränge zu unterlassen. Den nächsten Tag hatte man eine Anklage des Hochverraths wieder Carl Stuarden, König von England aufgesetzt, und im Unterhause gebilligt. Das Oberhaus aber verwarf sie. Darauf beschloß das Unterhaus folgende Sätze: 1. Das Volk wäre nächst Gott, der Ursprung aller gerechten Gewalt. 2. Die Glieder des Unterhauses in England wären die höchste Gewalt der Nation; indem sie von dem Volke erwählet wären, und also dasselbe vorstellten. 3. Daß alles, was im Unterhause für ein Gesetz erkläret würde, die Kraft eines Gesetzes haben müßte; obgleich der König und das Oberhaus nicht einwilligten. Hierauf wurde ein Gericht niedergesetzet, welches man das hohe Gericht (The high Court of Justice) nennte, und Vollmacht bekam, den König zu vernehmen und Zeugen abzuhören. Die Zahl der Commissarien waren 125, und zwanzig oder mehrere davon hatten Macht zu verfahren. Sie bestanden aus Gliedern des Unterhauses, Befehlshabern des Heeres, Bürgern und Landedelleuten. Etwa funfzig, die man auch ernannt hatte, schlugen es ab; unter welchen der Sprecher Lenthal, und General Fairfax waren. Cromwell u. Ireton waren nächst dem Präsidenten; und in Westmünster-Hall war der Gerichtsplatz. Der Obriste

Harrison

Harriſon brachte den König von Windſor nach St. James; und wie dieſer bemerket hat, ſo hat er ſichs ſchon unterwegens verſehen, daß man feſt entſchloſſen ſey, ihn zu tödten. In der That gaben ihn auch alle ſeine Freunde in der Nähe und Ferne verlohren. Die Generalſtaaten ließen vorſtellen: dieſes Verfahren gegen den König, würde der ganzen proteſtantiſchen Sache zum Vorwurfe gereichen. Der Prinz von Wallis und Prinz von Oranien, ſandten täglich und ließen Fürbitten einlegen. Der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford, und ein paar Grafen, bothen ihre Köpfe dar, den König zu erhalten. Alle presbyterianiſche Geiſtliche predigten und bathen auch für ihn. Und die Schotten ſchickten zugleich eiligſt Gevollmächtigte, ein ſo unerhörtes Verfahren abzuwenden: ob ſie gleich ſelbſt viele Thaten des Königs tadelten, und ihm viele Frevelthaten Schuld gaben. Hierauf hielt ihnen Cromwell eine lange Rede, die königliche Gewalt betreffend, und behauptete: die Brechung der Treue ſey an einem Könige größerer Strafe werth, als irgend ein ander Laſter. Nun hätten ſie zwar den König zu ſchützen geſchworen, aber zu Vertheidigung der Religion. Wenn es nun offenbar wäre, daß der König die wahre Religion gehindert hätte, ſo daß ſelbige nicht ohne die Abſetzung des Königes beſtehen könnte: ſo könnten ihre Eide ſie nicht verbinden, ihn noch länger zu erhalten. Ferner wären ſie ja durch ihren Vertrag verbunden, alle Frevler, Mordbrenner und Feinde der gemeinen Sache zur Strafe zu ziehen. Was wären aber

alle die, welche ſchon von der öffentlichen Gerechtigkeit wären geſtrafet worden, als kleine Verbrecher, gegen den König zu rechnen, der ihnen nämlich ſolches anbefohlen hätte, und alſo ihre Hauptperſon, folglich der Schuldigſte geweſen? So ſchlug Cromwell die Schotten mit ihren eigenen Waffen.

Nachdem alle Vorbereitungen gemacht waren, hub ſich den 20ſten Jan. 1648. des Königs Verhör an. Die Anklage war: „daß er ſich bemühet „hätte, eine tyranniſche Gewalt einzuführen, und zu „dem Ende einen grauſamen Krieg wider das Par„lament angefangen und geführet hätte, wodurch er „das Land elendiglich verwüſtet, den gemeinen „Schatz erſchöpfet, viele tauſende ihres Lebens be„raubet, und viel andre Frevelthaten begangen „hätte? Man brachte den König mit einer ſtarken Wache vor Gericht, wo ihm ein Stuhl geſetzt war. Als er die Anklage gehöret hatte, wollte er ſich nicht eher darauf einlaſſen, er möchte nun ſchuldig ſeyn oder nicht, bevor er wüßte, durch was für eine rechtmäßige Gewalt er dahin gebracht wäre. Und da die Antwort, die er bekam, ihm nicht eine Gnüge that, ſo blieb er bey ſeiner Weigerung. Eben ſo gieng es den 22. und 23ſten, da man ihn abermal verhören wollte. Endlich den 27. verlangte der König, ehe das Urtheil gefället würde, gehöret zu werden; in der Abſicht, wie man vermuthete, die Krone niederzulegen und ſeinem Sohne dem Prinzen von Wallis abzutreten. Die Richter traten ab, darüber zu rathſchlagen; und als ſie wieder kamen, ſchlugen ſie es ab: weil es nur zu Verzöge-

rung

rung der Gerechtigkeit gereichen würde. Darauf hielt Bradshaw eine lange Rede, das Verfahren des Parlaments zu rechtfertigen; und gründete sich auf den Satz, daß das Volk die oberste Gewalt hätte; das Unterhaus aber sey das Volk. Als diese aus war, verlas man die Anklage nochmals, und darauf fiel das Urtheil so: Um welcher Verrätherey und Laster halber, dieses Gericht den Ausspruch thut: „daß der gedachte Carl Stuard, als ein Ty„rann, Verräther, Mörder, und öffentlicher Feind, „durch Enthauptung zum Tode gebracht werden „solle.

Ob nun gleich John Cromwell, ein Oberster und Vetter, Oliver Cromwells, von Seiten des Königs, mit Gewehrleistung der Generalstaaten, an ihn abgeschickt wurde, mit dem Ansinnen, unter solchen Bedingungen als er selbst setzen würde, dem Könige das Leben zu retten: so war doch alles umsonst. Der Platz ward den 29. Jan. ausgesucht, wo das Schavot für den König aufgebauet werden sollte. Dreyßig Commissarien unterschrieben die Gewahrsame bey der Hinrichtung an drey Obersten, und Cromwell war der dritte in der Ordnung von denen, die es unterschrieben hatten; indem Bradshaw, und Lord Grey vor ihm stunden. Denselben Tag kamen des Königs Kinder, Abschied von ihm zu nehmen. Ein außerordentlicher Bothschafter der Generalstaaten hatte in dem Unterhause Gehör, dessen Vortrag dem Könige das Leben zu retten, und ein gutes Vernehmen zwischen England und den Niederlanden zu erhalten, abzielte. Den 30. Jen-

ner um acht Uhr morgens ward der König von St. James, durch den Park nach Whitehall gebracht, und nachdem er ein paar Stunden in einem Privatzimmer zugebracht, durch das Fenster auf das Blutgerichte geführet. Nach einer Anrede, legte er seinen Orden ab, knieete vor den Block, und der Scharfrichter trennete mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe.

Nach diesem sind allerley Streitigkeiten vorgefallen, wer derjenige gewesen, der den König enthauptet hätte? wobey wir uns aber nicht aufhalten. Der König hat in allem eine ruhige gesetzte Standhaftigkeit blicken lassen, welches alles Volk um destomehr befremdet, da sie ihm nicht natürlich war. Bischoff Burnet sagt daher von ihm, er sey gröſſer gestorben, als er gelebt; und habe gewiesen, wie man an der Stuartischen Familie oft bemerkt, daß sie besser das Unglück, als das Glück ertragen könne. Er ist ein andächtiger und frommer Prinz gewesen, merkwürdig wegen seiner Mäßigkeit und Keuschheit; und ein geschworner Feind von allen Arten der Schwelgerey. Hat er ja Fehler gehabt, so sind sie doch von seinen Tugenden weit überwogen worden: glücklich, wenn sein Regiment ohne Tadel gewesen wäre! Die Klippe, daran er scheiterte, war eine unmäßige Begierde nach gröſſerer Macht, als ihm die Staatsverfassung erlaubte. Seine Regierung war eine Reihe von lauter Versehen. Er folgte seinen Neigungen unmäßig, und war sehr schwach gegen alle, denen er trauete; sonderlich die Königinn. Seine Freunde bedaureten ihn oft, daß

er

er ſich ſo ſehr von ihr regieren ließ; und andre ſagten, er wäre ein Weibermann. Er ſoll dem Pabſtthume feind geweſen ſeyn, aber ein Mittel zwiſchen ihm und der proteſtantiſchen Lehre gewünſcht haben. Kurz ſeine Aufführung hat den Satz erwieſen, daß Fehler in der Regierung mehr Prinzen geſtürzt haben, als perſönliche Laſter.

Hier macht der Verfaſſer eine Anmerkung, in wie fern des Königs Tod dem Cromwell könne zugeſchrieben werden; und zeigt, daß Ireton, ſein Schwiegerſohn viel mehr Schuld daran gehabt; welcher ein rechter Caſſius geweſen, der England durchaus zu einer Republik machen wollen. Hier ſchließt der erſte Theil des Buchs, bey welchem wir es dießmal bewenden laſſen, ungeachtet die folgenden eben ſo merkwürdige Dinge in ſich halten. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Hiſtorie von einer guten Feder deutſch überſetzt würde: denn ſie hält unſtreitig die Geſchichte eines der größten Männer in ſich, die das vorige Jahrhundert getragen hat; und ein ſolch Leben iſt unzählichemal merkwürdiger, als ſo viele andere von halbigten Generalen und kleinen Helden, als König Theodor und die jungen Prätendenten ſind, davon alle Buchläden wimmeln.

* *

II.

Anmerkungen über einige Ueberschriften in hetruriſcher, puniſcher und palmyreniſcher Sprache.*

Man hat die Akademie verſchiedenemale wegen einiger hetruriſchen, puniſchen und palmyreniſchen Ueberſchriften zu Rathe gezogen; entweder um gewiſſe Denkmäler zu erklären, die bereits von einigen Schriftſtellern ans Licht gegeben worden; oder bey Gelegenheit einiger neuen Entdeckungen.

Was nun die hetruriſchen Monumente betrifft, ſo ſind ſie in genugſamer Menge, und die mehreſten davon gut geſtochen und wohl erhalten. Sie beſtehen in Aufſchriften, die entweder auf bloßen Steinen, oder auf kupfernen Platten, oder auf Grabmälern befindlich ſind, die zuweilen Opfer, Streite der Klopffechter, und dergleichen Sachen vorſtellen. Endlich giebt es noch einige, die auf dem Fußgeſtelle gewiſſer metallenen Figuren und auf den Figuren ſelbſt ſind.

Wenn man nun dieſe verſchiedenen Aufſchriften mit einander vergleicht, ſo erkennet man, daß es einerley Buchſtaben ſind, und daß ſie viele Gleichheit

* Siehe Hiſtoire de l'Acad. des belles Lettres & Inſcript. T. I. p. 263 ſeqq.

helt mit den alten ioniſchen Buchſtaben haben, die den phönicischen oder alten hebräiſchen ziemlich ähnlich kommen. Man ſieht auch noch aus dem Zuge dieſer Buchſtaben, daß ſie, wie die phönicischen von der Rechten zur Linken haben müſſen geleſen werden: und ſie ſind durchgängig für hetruriſch erkläret worden; weil man an keinem Orte Denkmäler davon gefunden, als an ſolchen, die ganz unſtreitig auf hetruriſchem Gebiethe gelegen; als zu Perusa, zu Sanſoſta, zu Eugubio, u. ſ. w.

Die Gelehrten der zwey letzten Jahrhunderte, glaubten alle Buchſtaben dieſer Aufſchriften genugſam zu unterſcheiden, um das Alphabeth daraus zu machen, welches Gruter in ſeine Sammlung eingerücket hat. Man kann ſich dabey wohl in vier oder fünf Buchſtaben geirret haben; allein die gröſßte Schwierigkeit war weder, dieſe Buchſtaben zu unterſcheiden, noch zu leſen; indem die eugubiniſchen Tafeln, welche Gruter gleichfalls herausgegeben hat, alle mit lateiniſchen Lettern geſchrieben ſind. Die Lesart iſt unveränderlich, und jemehr ſie dieſes iſt, jemehr muß man bekennen, daß dieſe Sprache ganz und gar von allen unterſchieden ſey, die uns bekannt ſind, und daß ſie ganz keine Aehnlichkeit mit ihnen habe. So hat auch ſelbſt Scaliger, der ſie alle wußte, oder doch wiſſen wollte, geſtehen müſſen: daß dasjenige, was wir vom hetruriſchen noch übrig hätten, unverſtändlich wäre. Die gelehrteſten Männer in Toſcana, inſonderheit diejenigen, ſo an der Erklärung der Alterthümer ihres Landes gearbeitet, z. E. Vincenzo Borghi-

ni, ein sehr verständiger Schriftsteller; haben eben das davon geurtheilet, und das mit so viel mehrerem Grunde, da aus den Zeugnissen der alten griechischen und römischen Schriftsteller erhellet, daß die Hetrurier eine ganz besondere Sprache und ganz eigene Buchstaben gehabt: um sich desto leichter bey dem ehrenvollen und einträglichen Vorrechte zu erhalten, daß sie bey ihren Nachbarn, ja auch wohl in entfernetern Ländern, die Tempel und Ringmauren der Städte einweiheten, die Wunderdinge erkläreten, die Aussöhnungen verrichteten, und fast alle andere dergleichen Ceremonien bestelleten.

Die punische Sprache kam der phönicischen ungemein ähnlich, ja vielleicht war sie nichts anders, als eben dieselbe Sprache; denn es ist wenig Unterschied unter ihrer beyden Buchstaben, welche sich auf einer großen Menge alter Münzen befinden, die zu Tyrus, zu Sidon, zu Syracusa, zu Palermo, zu Carthago und an verschiedenen Orten in Spanien und Afrika geschlagen worden. Die Schrift ist sauber und wohl gezogen, und oftmals mit griechischen Aufschriften begleitet, welche allem Ansehen nach eine Aehnlichkeit damit haben. Wenn wir aber auch nichts mehr davon übrig hätten, als den Auftritt im Pönulus des Plautus, und die lateinische Uebersetzung, die gleich auf den punischen Text folget, so scheint es schon, daß man diese Sprache durch Beyhülfe der hebräischen wieder hätte aufleben sollen, die ja bekannt genug ist, und von der man bekennet, daß die phönicische eine große Verwandschaft mit ihr gehabt.

Gleich-

Gleichwohl ſind Scaliger, Bochart, Samuel Petit, Seldenus und alle, die dieſen berühmten Auftritt haben verdollmetſchen wollen, in der Erklärung, ſo ſie davon gegeben, uneins, und hieraus iſt leicht zu ſchlieſſen, ob man auf das Alphabeth dieſer Sprache ſo gar ſehr bauen könne, welches Decter Ed. Bernard, öffentlicher Lehrer auf der hohen Schule zu Orford; und nach ihm der Herr le Clerc, und Herr Spanheim, im erſten Bande ſeines Werkes, de praeſtantia et vſu Numiſmatum herausgegeben.

Was wir von der palmyreniſchen Sprache noch übrig haben, das beläuft ſich auf eine ſehr kleine Anzahl Aufſchriften, deren nur eine oder zwo von Grutern und dem Herrn von Spon, vor der Sammlung herausgegeben worden, welche 1698. unter dem Titel, Inſcriptiones Graecae Palmyrenorum, zu Utrecht herausgekommen ſind.

Herr Halifax und einige andere Engländer, die dieſe Aufſchriften nach den palmyreniſchen Ruinen abgeſchrieben, machten gleich eine Beſchreibung davon, die ungemein fähig war, die Neugierde zu erwecken; und machten große Hoffnung zu näherer Kenntniß dieſer unbekannten Sprache; allein dieſe vortrefflichen Verſprechungen brachten auch nicht einmal ein Alphabeth zuwege. Man gab nur bloß die Aufſchriften, mit einigen Muthmaßungen über die vermeynte Uebereinſtimmung dieſer Sprache in einigen Wörtern, mit dem Hebräiſchen, Syriſchen, Griechiſchen und Arabiſchen heraus.

Da es indeſſen nur wenige Leute giebt, die fähig ſind von dergleichen Betrachtungen zu urtheilen, und eine ſo ſeltene Materie ſchon ihrer bloßen Seltenheit wegen, denen die es wagen, davon zu handeln, ſchon ein ſehr gelehrtes Anſehen giebt: ſo hat ſich die Akademie auch oftmals der Unterſuchung dieſer unnützen Arbeiten unterziehen müſſen; und man kann auf das Zeugniß, welches ſie hiermit öffentlich giebt, ſich künftig nur ganz ſicher eine dergleichen Mühe erſparen: man müßte denn durch eine Art von Wunderwerke, in irgend einer von dieſen Sprachen vollſtändige Manuſcripte, ja wohl gar eine Art von Sprachlehre und Wörterbuch der damaligen Zeiten, entdecken.

Im 1706. Jahre brachte der Pater de la Chaize der Akademie die vermeynte Erklärung einer hetruriſchen Aufſchrift, welche Herr Spon a. d. 87. Seite ſeiner Miſcellaneorum Eruditae Antiq. &c. bekannt gemacht hat. Hier iſt die Abſchrift davon:

LERPIRIOR. SANTIRPIOR. DVIR. FOR. FOVFER. DERTIER. DIERIR. VOTIR. FARER. VEF NARATV VEF PONI SIRTIR.

Der Schriftſteller, welcher dieſe Erklärung unternommen, (denn ſie war nicht vom Pater de la Chaize) hatte ſo viele Wörterbücher nachgeſchlagen, und ſich dermaßen angewöhnet, die Wortableitungen zu erzwingen, oder die Buchſtaben, welche ihm in gewiſſen Wörtern beſchwerlich fielen, zu verändern, daß er ſie endlich alle aus dem einzigen Grie-

chi-

chischen herleitete. Seine Erklärung hatte allerdings keinen zusammenhängenden Sinn und keinen tüchtigen Grund; allein er schätzte sie darum nicht minder hoch. Den alten Römern, welche unfehlbar auch Griechisch verstunden, und ziemlich zeitig Herren von Hetrurien geworden sind, würde allem Ansehen nach die hetrurische Sprache auch bekannt gewesen seyn; wenn sonst keine mehrere Schwierigkeit dabey gewesen wäre. Wenn Dionysius von Halicarnaß beweisen will, daß die Hetrurier weder von den Pelasgern noch von den Lydiern abstammeten, so gründet er sich hauptsächlich darauf, daß sie weder in Sitten, noch in der Sprache mit irgend einem Volke in Italien überein gekommen. Und indem er von der That des Mucius Scävola redet, so bemerket er, daß er ohne Schwierigkeit in das Gezelt des Porsenna, Königes der Hetrurier gekommen, weil er zu allem Glücke ein wenig hetrurisch verstanden, indem er es von seiner Amme erlernet, die daher gewesen. Würden auch wohl überdem Scaliger, Salmasius, Aleander, Peirescius, und so viel andere Gelehrte des letzten Jahrhunderts, welche nach vielem vergeblichen Bestreben, dergleichen Untersuchungen mit guter Art entsaget, mitten auf einem so gebahnten Wege inne gehalten haben?

Die punischen Aufschriften, oder vielmehr etliche Wörter derselben, die man auf einigen Münzen antrifft, haben gewissen Leuten nicht minder zu schaffen gemacht, die unfehlbar begieriger nach dem Wissen, als wirklich unterrichtet gewesen. Man

hat

hat der Akademie unzählige dergleichen Erklärungen vorgeleget, deren keine einige Richtigkeit, oder nur einen Schein der Wahrheit gehabt; alle aber hatten diesen Hauptfehler, daß troß dem wenigen Verstande, den man darinnen antraf, man gleichwohl auch nicht einmal so weit gekommen war, ohne alle Augenblicke die ursprüngliche Figur der Buchstaben zu ändern.

Ein so glücklicher Oedipus nun als vorerwähnte Männer, trug 1706 eine neue Erklärung der palmyrenischen Aufschrift vor, bey welcher die Miscellanea Antiq. des Herrn Spon anfangen, und bey welcher Samuel Petit bereits Schande eingeleget hatte. Mit eben so glücklichem Erfolge strich Herr Galland, der sich ehedem der so genannten Erklärung des Herrn Petit widersetzt, wie man aus seinem lateinischen Schreiben ersieht, welches Spon eben daselbst einrückt, eben dieselben Ursachen heraus, die noch für sich bestanden.

Kurz darauf sandte Herr Poullard, französischer Consul zu Tripolis in Syrien, dem Herrn Grafen von Pontchartrain, andere griechische und palmyrenische Aufschriften zu, die von den alten palmyrenischen Ruinen neuerlich abgeschrieben waren, und bey dieser Gelegenheit ermahnte der Herr Pontchartrain die Akademie, auf diese Denkmäler von neuem acht zu haben; der Abt Renaudot aber nahm deren Untersuchung auf sich. Er sah gar bald, daß dieses eben dieselben Aufschriften wären, die man 1698 herausgegeben; und um denjenigen einmal für allemal die Augen zu

öffnen,

öffnen, die man auf ſolche Weiſe zu hintergehen ſuchet, indem man ihnen Erklärungen verſpricht, die zur Kenntniß der palmyreniſchen Sprache führen ſollen; ſo erkläret er ſich von den Aufſchriften überhaupt, in einer Schrift, die man im andern Bande der Memoires finden wird.

In gewiſſen gelehrten Materien weis man alles, was man davon wiſſen kann, wenn man deren enge Grenzen weis.

* *

III.

Ueber die Aufſchrift eines alten Aſchenkruges.

Der Pater la Chaize ſchickte alles, was er ſonderbares fand, und was einiger Aufmerſamkeit würdig ſchien, ſehr ordentlich an die Akademie. Die Regiſter erwähnen ſehr oft geſtochener Steine, alter und neuer Münzen, und andrer dergleichen Sachen, die er der Geſellſchaft mitgetheilet, und gemeiniglich mit eignen Anmerkungen oder den Betrachtungen andrer geſchickten Männer begleitete, mit welchen er in Verbindung ſtand. Im Junio 1706. brachte er der Akademie eine Urne, oder eine Art eines kleinen viereckigten Grabmaals von weißem Marmor, deren Vordertheil und die beyden Seiten mit erhabner Arbeit verſehen ſind.

Man

Man lieſt in einem viereckigten Schnitzwerke welches über der Vorderſeite ſteht, folgende Schrift in ſchönen römiſchen Buchſtaben, und zwar in folgender Ordnung:

D. M.
SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI

Das ſeltſame bey dieſer Aufſchrift beſteht in den zweyen Worten adeſte ſuperi, welches eine Anrufſung an die Himmliſchen Götter zu ſeyn ſcheint, die man Superos nennte, um dem Sulpicius Notus zu ſtatten zu kommen; der, da er todt war, und folglich unter der Gerichtsbarkeit der unterirrdiſchen Götter ſtand, die man Inferos nennete, von der himmliſchen Vorſehung weiter gar nichts zu hoffen hatte.

Dieſe Betrachtung bewog einige Mitglieder zu glauben, Sulpitius Notus, deſſen Grabmaal dieſes iſt, möchte wohl ein Chriſt geweſen ſeyn; und die Worte adeſte ſuperi! wären eine Anrufſung an Gott und die Heiligen. Die zween Anfangsbuchſtaben aber D. M. könnten ſich eben ſo gut durch Deo Magno erklären laſſen, als durch Diis manibus. Sie unterſtützten dieſen Gedanken durch einige Beyſpiele aus Mabillons Muſeo Italico, wo man Grabſchriften von Leuten findet, die unſtreitig Chriſten geweſen, und die gleichwohl die zween Buchſtaben D. M. führen: und da der Ueberreſt der Aufſchrift ein ganz heidniſches Anſehen hat; es ſey nun, daß die Familie dieſer verſtorbenen Chriſten

noch

noch in den Finſterniſſen des Heidenthums verwickelt geweſen, oder daß etwa die Furcht vor einer Verfolgung ſie abgehalten, auf dergleichen Denkmäler ein öffentliches Bekenntniß der Religion zu ſetzen, die ſie heimlich angenommen hatten. Allein jene Grabmäler, die Mabillon beſchreibt, ſind nicht ſo ſehr gezieret, als dieſes iſt, welche Zierathe ſowohl als die Aufſchrift, das lautre Heidenthum verrathen. Es ſind auch nicht ſolche Urnen, wie dieſe; welche da ſie zu nichts dienet, als Aſche in ſich zu faſſen, bey den Chriſten gar nichts nütze war, als die ihre Leichen nicht verbrannten.

Andere glaubten, die Worte, adeſte ſuperi machten einen beſondern Sinn aus, und es wäre ein ſchmerzlicher Ausdruck des Vaters, der Mutter, oder Frauen dieſes Sulpicius Notus, welche, nachdem ſie ihm den letzten Dienſt erwieſen, ausriefe: Ihr hohen Götter, ſteht mir in meiner Betrübniß bey! Wie man auch bey andern Grabſchriften wohl eine Mutter ſieht, die die Deos Manes bittet, ihre Aſche ja bald mit der Aſche ihrer Kinder zu vereinigen; oder eine Frau, die ihnen ihren Mann anbefiehlt; ja noch andere, allwo man Klagen wieder das Schickſal, ja wohl gar Flüche antrifft.

Allein da dieſer vermeynte Ausruff eines Vaters, einer Mutter, oder Ehgattin, weitgefehlt, daß ſie durch irgend einen Punct oder durch eine beſondre Linie von dem Namen des Verſtorbenen abgeſondert ſeyn ſollte, vielmehr durch die Ordnung der Zeilen recht genau daran gefüget zu ſeyn ſcheint:

SVL-

SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI.

und es übrigens in dergleichen Aufſchriften ſehr gewöhnlich iſt, daß der Verſtorbene die Freunde ſo er hinterläßt, oder die Vorübergehenden, ja zu weilen gar den Stein oder die Erde anredet, ſo ihn bedecket; ſo war auch die Meynung der mehreſten dieſe, daß die Wörter adeſte ſuperi, eine Art eines Gebethes wären, welches der Verſtorbene an die Lebenden thäte, die ihn vorübergiengen, um nicht ſeine Knochen zuzertreten, oder um einiges Opfer für ihn zu thun. Denn die Lebenden ſind im Abſehen auf die Todten, Superi, ſo wie die himmliſchen Götter es im Abſehen auf die Menſchen ſind, ſuperasque euadere ad auras. Supera parens etc.

Es iſt gleichwohl wahr, daß, man lege nun die Worte adeſte ſuperi aus, wie man wolle, es gleichwohl keine in ſolchen Aufſchriften gewöhnliche Formel ſey. Dieß iſt die erſte, wo dieſe Wörter ſtehen, und wir führen ſie ſowohl wegen ihrer Neuigkeit, als auch darum an, damit wir nur Gelegenheit haben zu bemerken: daß ein Ausdruck der neu und ſonderbar zu ſeyn ſcheint, nicht allemal große Geheimniſſe in ſich faſſe, und ſich ziemlich leicht auf den gemeinen Weg bringen laſſe; wenn man ſichs nur nicht gar zu feſt vorgenommen hat, etwas ſonderbares daraus zu machen.

* *

IV.

Jacob Saurins, ehmaligen berühmten Paſtoris in Haag, Predigten über verſchiedene Texte der heiligen Schrift VI. Theil, aus dem Franzöſiſchen überſetzet und herausgegeben von Abraham Gottlob Roſenberg, Paſtorn in Mertſchitz, und E. E. Prieſterſchaft in daſigem Kreiſe Seniorats-Adminiſtratorn. Leipzig bey David Siegerten, Buchhändlern in Liegnitz 1746. gr. 8.

Ob wir gleich ſonſt keinen Trieb haben, alle herauskommende Predigten der Welt anzukündigen, oder anzupreiſen: ſo können wir doch nicht umhin, von dieſer deutſchen Ueberſetzung der Sauriniſchen geiſtlichen Reden, etwas zu gedenken. Es iſt bekannt, daß Saurin zu ſeiner Zeit der größte franzöſiſche geiſtliche Redner geweſen, dergleichen Frankreich ſelbſt in ſeinem Schooße nicht aufzuweiſen gehabt. Denn ob uns wohl aus dem vorigen Jahrhunderte, Bourdaloue, Boſſuet, de la Rue, Maſcaron, Cheminais, u. a. m. wohl bekannt ſind, ſo werden doch Kenner, die ihre Arbeiten mit Saurins Sachen vergleichen, gar leicht ſehen, wieweit dieſer jenen verzuziehen ſey. Den Fleſchier allein kann man dem Saurin gewiſſer maßen an die Seite ſetzen; der ſich aber in einer ganz andern Art der Beredſamkeit, nämlich in Lob-

reden hervorgethan, und also hier in keine große Betrachtung kömmt. Nun haben sich zwar unter den französischen Flüchtlingen, in Deutschland, Holland, England und Dännemark auch verschiedene beredte Männer hervorgethan: allein so groß auch ihre Verdienste sonst seyn mögen, so würden sie doch vielleicht selbst gestehen, daß sie dem Saurin, an durchdringender gewaltiger Beredsamkeit, die Wage nicht halten können.

Wie ihn nun diese seine ganz besondre Gabe schon bey seinen Lebzeiten in ganz Europa berühmt gemacht, ihm auch unter seines gleichen in Holland viele Neider, Streitigkeiten und Händel zuwege gebracht, als welches bey so außerordentlichen Verdiensten nicht ausbleiben konnte: also hat man ihn denn auch gar zeitig in Deutschland kennen lernen. Schon vor zwölf Jahren gab Herr M. Steinmüller ein paar Bändchen seiner Passionspredigten deutsch übersetzt heraus. Im 1735sten Jahre stellte der Herr Pastor Rosenberg den ersten Theil seiner andern Predigten ans Licht, welcher denn mit dem größten Beyfalle aufgenommen ward, und bald in einer neuen Auflage wieder gedruckt werden mußte. In den folgenden Jahren hat dieser gelehrte und beredte Mann, in den Nebenstunden seines um die Zeit erhaltenen geistlichen Amtes, einen Theil dieser so beliebten Sammlung nach dem andern übersetzt, und der Welt mitgetheilet. Alle wahre Kenner und Liebhaber einer männlichen, starken und feurigen Beredsamkeit in geistlichen Materien, haben daher eifrig gewünscht, daß doch der Herr Pastor, dem

dem es an Stärke in der deutſchen Sprache wenige gleich thun, fortfahren möchte, auch die zween letzten Theile der Sauriniſchen Predigten zu verdeutſchen, die erſt nach dem Tode dieſes großen Redners herausgekommen ſind; ſo wie er die erſten fünf Bände überſetzet hatte.

In voriger Meſſe iſt dieſer Wunſch erfüllet worden, und wir haben nunmehr den VI. Band dieſer geiſtlichen Reden wirklich in Händen, ſollen auch den VII. und letzten vielleicht in Jahres friſt hoffen, wie wir aus guten Nachrichten melden können. Sind aber die vorigen Theile unter andern auch durch die Schönheit der Materien merkwürdig geweſen, die ihr Verfaſſer in den meiſten Reden abgehandelt hatte: ſo fehlet es gewiß dieſem Theile an einer eben ſo guten Wahl derſelben nicht. Große Redner unterſcheiden ſich gleich durch die natürlichen, und ungezwungenen, und nutzerfüllten Hauptſätze ihrer geiſtlichen Arbeiten: dahergegen die falſche Beredſamkeit, oder der homiletiſche Schlendrian, gleich in den Sätzen, die er vortragen will, ſich durch ſpielende Künſteleyen, und oft gar durch ein kindiſches Klapperwerk verräth. Von den Hauptſätzen unſers Saurins kann man, wie Horaz vom Homer ſagen:

> Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem,
> Cogitat.

Dergeſtalt handelt denn die I. Rede von der Traurigkeit über dem Tode ſolcher Perſonen, die wir lieben.

Die II. von dem Hunger nach dem Worte Gottes.

Die III. von der unbegreiflichen Barmherzigkeit Gottes.

Die IV. von dem Ernſte und Eifer Gottes.

Die V. zeiget, in wiefern der wahre Gläubige nicht Sünde thun könne.

Die VI. handelt von dem Verfalle der Gottſeligkeit.

Die VII. von den Anverwandten Jeſu Chriſti.

Die VIII. Von der Gleichheit der Menſchen untereinander.

Die IX. von der wahren Freyheit.

Die X. von den allgemeinen böſen Gewohnheiten.

Die XI. von den Vortheilen der wahren Gottſeligkeit.

Die XII. iſt am Einweihungstage der Kirche zu Voorburg gehalten.

Die XIII. handelt vom Schmerze der Frommen über den Irrwegen der Sünder.

Die XIV. endlich von der Seelenruhe, die aus der vollkommenen Liebe entſteht.

Der Raum und die Zeit würden uns gebrechen, wenn wir aus allen dieſen Reden nur etwas merkwürdiges zur Probe anführen wollten; zugeſchweigen, daß es den Abſichten unſrer Monathſchrift zuwiderlaufen würde, uns ſehr in geiſtliche Unterſuchungen einzulaſſen. Wir wollen alſo nur einige vor uns nehmen, und etwas daraus mittheilen; darinn ſich ſowohl die Geſchicklichkeit des Verfaſſers, als die Stärke des Hn. Ueberſetzers deutlich gezeiget hat.

Die erſte Predigt hat den 13 und 18. v. des IV. C. im 1. Briefe an die Theſſalonicher zum Texte. Wir wollen euch aber nicht verhalten lieben Brüder, von denen die da ſchlafen. Dieſes iſt ein ſchwerer

Text;

Text; wie alle diejenigen wiſſen, die einmal die Gedanken der Ausleger darüber zu rathe gezogen. Saurin hält ihn gleich im Eingange für eine von denen Stellen, davon Petrus urtheilet, daß ſie ſchwer zu verſtehen wären, und welche die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu ihrem eignen Verderben verwirreten. Er will zweyerley dabey thun, erſtlich, was ein guter Ausleger, 2. was ein guter Prediger dabey thun kann: und er hat in beydem Wort gehalten „Bringet nun heute, ſpricht er, meine geliebteſten „Brüder, zu einer jeden von dieſen Arbeiten ein ſol„ches Gemüthe, als ihr nöthig habet, wo ihr an„ders die rechten Früchte, aus unſern Betrachtun„gen genießen wollet. Seyd eines theils zufrieden, „wenn auch der Ausleger nicht allen denjenigen Fra„gen völlige Genüge thun ſollte, die ihr etwa „bey einer ſo dunkeln, ſo ſonderbaren, und in ge„wiſſem Abſehen ſo unergründlichen Stelle, möchtet „aufwerfen können. (Vortreffliches Beyſpiel von der „Beſcheidenheit eines geiſtlichen Lehrers!) Eröffnet „aber auch dem Prediger eure Herzen; lernet, wie „ihr dergleichen Trennungen geduldig anſehen ſollet.„ Dieß iſt der eigentliche Hauptſatz der Rede.

Der Schwierigkeiten ſeines Textes erzählet der Verfaſſer vier. „ Die erſte rühret von der Zwey„deutigkeit einiger Wörter her, die ſich in demſel„ben befinden. Die andre kömmt davon her, daß „er ſich auf gewiſſe Gedanken beziehet, welche den „Chriſten in den apoſtoliſchen Zeiten beſonders ei„gen waren, uns hingegen nicht ſehr bekannt ſind. „Die dritte entſteht daraus, daß er von gewiſſen

„Geheimnissen handelt, über welche sich die Schrift „wenig erkläret, ja von welchen die von Gott er„leuchteten heiligen Männer selbst, ein ganz geringes „Licht besessen haben. Die vierte Schwierigkeit ent„springt aus den schädlichen Folgen, die dieser Text „zu veranlassen scheint. Denn indem er uns die „Einsicht der heiligen Männer Gottes unter so „engen Grenzen vorstellet, so scheint er fast der „Lehre von ihrer unmittelbaren Erleuchtung einen „Stoß zu geben.„ Allen diesen Schwierigkeiten sucht Saurin eine Genüge zu thun; thut es auch, in so weit man es von einem vernünftigen Manne fordern kann, der nichts mehr sagen will, als was die Schrift lehrt, und den Christen zu wissen nöthig ist.

Wir wollen auf den andern Theil kommen, wo der Prediger seine Pflicht zu thun anfängt. Saurin will erklären, woher die Traurigkeit bey den Gräbern der Verstorbenen entstehe, und findet drey Ursachen. 1. Mistrauen, 2. Unglauben, 3. eine unrechtverstandne Religion. Von dem ersten drückt er sich folgender Gestalt aus, daß man wohl sieht, es sey ein Redner, den man sprechen hört. „In „der Welt ist unser ganzer Zustand so beschaffen, „daß alles bey demselben auf einen einzigen Punct „ankömmt. Ein Haus z. E. fängt sich an hervor„zuthun; es nimmt einen hohen Rang in der Welt „ein; es breitet sich mit vielem Glanze aus: und „dieses alles kömmt von einem einzigen Haupte „her. Ein einziges Haupt ist die große Triebfe„der, die das alles in Bewegung setzt. Ein großer „Patron, ein Vater, ein Freund sind uns zu allem

genug.

„genug. Allein dieſes Haupt wird uns entriſſen. „Der Gönner, der Vater, der Freund ſtirbt uns: „und mithin gehen eben dadurch Ehre, Anſehen, „Vergnügen, Ueberfluß zu Grunde; ja alle An„muth unſers Lebens ſcheint mit ihm begraben zu „ſeyn. Bey ſolchem Zufalle entſetzt ſich die Natur. „Das Fleiſch murret, der Glaube ſelbſt wird ver„dunkelt; und unſere Seele, die an ſonſt nichts „denkt, als an das, was ſie betrübt, und andrer „Verluſt als ihren eigenen anſieht, verſinket ganz „und gar in ihrem Schmerze. Davon rühren „dann jene heftige Bewegungen her! davon kömmt „jenes traurige und durchdringende Geſchrey einer „Rahel, die ſich nicht will tröſten laſſen, denn es „iſt aus mit ihren Kindern. Daraus entſtehen je„ne allzuhochgetriebenen Bilder der vorigen Glück„ſeligkeit; jene Vergrößerungen des gegenwärtigen „Uebels; jene traurige Prophezeihungen aufs künf„tige. Daraus entſteht jenes ſtürmende Geheul, „welches ein Zeuge eines tobenden Herzens iſt; je„nes entſetzliche Händeringen, bey dem es manch„mal das Anſehen hat, als ob wir Lehrer mehr ge„rufen würden, einen Beſeſſenen zu beſchwören, „als Oel des Troſtes in traurige Seelen zu gießen.

Wir könnten noch mehr ſchöne Stellen aus dieſer Rede anführen, z. E. die ſchöne Abſchilderung von der Opferung Iſaaks auf der 20 und 21 Seite. Allein, das leidet unſer Raum nicht. Doch in der zweyten Urſache der Traurigkeit, dem Unglauben, ſteht noch ein ſo ſchönes Stück, daß wir es zur Probe anführen müſſen. Er will die Chriſten überfüh-

ren, daß ſie nicht nach ihren eigenen Grundſätzen urtheilen. „Wir glauben, ſpricht er, daß die See„le unſterblich ſey. Wir glauben, daß eine ſolche „Seele im letzten Augenblicke eines guten Todes ih„ren Zug zum Himmel nehme; und daß die Engel, „die ſich bisher um ſie gelagert und beſchützet „haben, dieſelbe nunmehr in den Schooß „Gottes tragen. Wir haben geſehen, wie die unſrigen bey ihren Lebenstagen geſeufzet, wie ſie ſich geſehnet, und der Stunde ihrer Befreyung entgegen geſehen. Und wenn ſie zu dieſem Augenblicke gekommen ſind, ſo zählen wir ſie zu den Unglückſeligen! Habe ich alſo nicht Grund zu ſagen, es ſey keine einzige Gelegenheit, wo die Chriſten ihren eigenen Grundſätzen weniger gemäß urtheilen, und dem Glauben, den ſie bekennen, mehr zuwider handeln, als hier? Dieſe Perſonen waren da zu beklagen, als ſie noch bey uns in dieſem Thränenthale waren! Da waren ſie zu beklagen, als ſie noch alle Tage in Gefahr der Sünde waren, und noch ſo manchmal von ihr überwunden wurden! Da waren ſie zu beklagen, als ſie noch das Elend der Kirche nicht nur ſehen, ſondern auch ſelbſt darein verwickelt ſeyn mußten! Da waren ſie zu beklagen, als ſie noch, wenn ſie der Wahrheit nachdenken wollten, unzertrennliche Dunkelheiten dabey antrafen; und da ſie nach der Vollkommenheit trachteten, dieſelbe an einem ſo hohen Orte vor ſich ſahen, den ſie nicht erreichen konnten! Nunmehr aber, da ſie Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſehen: nun aber, da ſie zum heiligen Berge Zion gekommen, zur Stadt des le-

bendigen Gottes, zum himmliſchen Jeruſalem, zur Menge vieler tauſend Engel, und zur Gemeine der Erſtgebohrnen: nunmehr, da ſie von dieſem ſchwachen Fleiſche befreyt ſind, und da ſie das liebliche Weſen zur Rechten Gottes immer und ewiglich ſchmecken: nunmehr, da der Geiſt ſpricht: ſelig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von nun an: denn ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach: wer kann ſie da wohl für beklagenswürdig, und ihren Tod für ein Unglück halten?

So überzeugend, ſo rührend predigt ein Saurin! und ſo ſchön, ſo nachdrücklich und feurig hat ihn Hr. Paſtor Roſenberg überſetzt. Glückliche Gemeinen, die ſolche Redner zu Lehrern haben!

Wir wollen aber doch noch aus der VIII. Predigt von der Gleichheit der Menſchen untereinander, etwas anſehen. Der Text iſt aus dem XXII. der Sprüchwörter im zweyten Verſe: Reiche und Arme müſſen untereinander ſeyn; der Herr hat ſie alle gemacht. Nach einem Eingange, und einer nöthigen Erklärung der Schwierigkeiten, nimmt ſich der Redner vor, die Gleichheit aller Menſchen I. in der Gleichheit des Weſens, II. in der Gleichheit der Vorrechte, III. in der Gleichheit des beſtimmten Zweckes, und IV. in der Gleichheit des letzten Endes zu zeigen. Bey dem erſten zeigt er, daß ſie Gott mit einerley Kräften, 2) mit einerley Schwachheiten geſchaffen; wobey wir uns nicht aufhalten wollen. Bey dem IIten Stücke kömmt folgende ſchöne Stelle vor. „Laßt uns, wo möglich, den allerelendeſten Men„ſchen in dieſer ganzen Verſammlung aufſuchen.

„Laßt uns ihn aus dieser Art vom Grabe ziehen, in „welches ihn seine Niedrigkeit und sein dürftiger „Zustand gesetzt haben. Dieser Mensch, von dem „die übrigen Menschen nichts wissen; dieser Mensch, „der gleichsam nur halb da zu seyn, und noch halb in „jenem Nichts zu stecken scheint, daraus ihn sein „Schöpfer gezogen hat; dieser Mensch hat den„noch die größten und herrlichsten Vorzüge. Vor „allen Dingen, nachdem er durch die Religion mit „Gott versöhnet worden, so hat er das Recht, nach „den edelsten und erhabensten Dingen zu trachten. „Er hat das Recht, sich durch sein inbrünstiges Ge„beth zu Gott zu schwingen; und da kann er sich, „mit der größten Wahrheit versichern, daß ihn „Gott, daß ihn der große Gott, mitten in der Herr„lichkeit, die ihn umgiebt, und mitten unter den „Lobgesängen der Auserwählten, dennoch ansehe, „dennoch vernehme, dennoch erhöre. Dieser „Mensch ꝛc. Dieser Mensch hat das Recht, nach „der Glückseligkeit des unsterblichen Gottes, nach „der Herrlichkeit des unsterblichen Gottes zu trach„ten. Kömmt er zu seiner letzten Stunde, liegt er „auf dem Sterbebette, ist es so weit mit ihm ge„kommen, daß er nichts mehr um sich sieht, als „ohnmächtige Freunde, nichts mehr, als unvermö„gende Thränen: so hat er alsdann das Recht, den „Tod zu trotzen, und ihn aufzufordern, daß er der„jenigen Stille und Ruhe, die er genießt, auch „nur den geringsten Stoß geben solle. Er hat das „Recht an die Pforten des Himmels zu klopfen, und „sich dieselben aufzuthun, damit seine Seele dadurch

„ein-

„eingehe. Er hat das Recht vor ihnen auszuru-
„fen: Machet die Thüre weit, und die Thore der
„Ewigkeit hoch! Sehet da, das sind die ganz un-
„streitigen Vorrechte dieses Menschen, der so gerin-
„ge in unsern Augen war.

So schön diese Stelle war, so schön ist auch die Abschilderung des Hoflebens, die gleich darauf folget, und die jedem Leser von gutem Geschmacke unfehlbar gefallen wird. „Hier frage ich nun, heißt
„es, meine geliebtesten Brüder, haben wohl die
„Hohen der Erde einige Vorrechte, die größer und
„herrlicher wären, als diese? Jene Hofstadt, die
„sie umgiebt, jene Rosse, von denen sie gezogen wer-
„den, jene Hofleute, die um sie her sind, jene stol-
„ze Titel, die ihnen so viel Ansehen machen; giebt
„ihnen das alles wohl einen wirklichen Vorzug vor
„solchen Wesen, die eben so wohl, als sie, derglei-
„chen Vorrechte haben, als die sind, die wir nur
„vorher, obwohl ganz unvollständig erzählet haben?
„Ach! meine Brüder, es ist nichts, was uns mehr
„zeige, wie klein doch in der That die Großen der
„Erden sind, als der Eindruck, den diejenigen äußer-
„lichen Vorzüge bey ihnen machen, die sie vom übri-
„gen Theile der Menschen unterscheiden. Wisset
„ihr denn auch, was ihr thut, wenn ihr diejenigen
„verachtet, welche die Vorsehung auf eine Zeit lang
„niedriger seyn läßt, als ihr seyd? Ihr verachtet
„euch selbst, ihr setzt euch selbst von eurem Ansehen
„herunter; ihr entsaget eurer eignen Hoheit: und
„indem ihr euch solchergestalt mit einem fremden
„Ruhme schmücket, so bezeuget ihr dadurch, wie

„wenig

„wenig ihr euren natürlichen Ruhm achtet. Denn „der wahre Ruhm eines Menschen besteht eben nicht „darinn, daß er ein Herr sey; nicht darinn, daß „er ein König sey; nicht darinn, daß er reich sey; „nicht darinn, daß er edel sey. Dieß ist sein wah„rer Ruhm, und seine rechte Ehre, daß er nach dem „Bilde des Schöpfers gemacht, und zu allen den „hohen und erhabenen Dingen fähig ist, davon wir „oben etwas angeführet haben ꝛc.

Endlich wollen wir zum Beschlusse auch aus dem III. Theile noch etwas anführen; der von der Gleichheit der Absichten handelt, wozu die Menschen bestimmt sind. „Und was sind das für Absichten „Gottes, heißt es, in Ansehung des Menschen? „Was für einen Zweck hat er sich wohl vorgesetzt, „wenn er uns vorher erst dreyßig, vierzig, sechzig „Jahre auf diesem kleinen Planeten wohnen läßt, „ehe er über unser ewiges Schicksal den Ausspruch „thut? Gott hat uns in diese Welt, als in einen Ort „der Prüfung gesetzt ꝛc. Welches ist nun aber nach dieser Einrichtung der ruhmwürdigste Stand? Nicht der, der uns in der menschlichen Gesellschaft hoch und groß macht. Nicht der, so uns die größten Annehmlichkeiten des Lebens verschafft ꝛc. Eine Creatur, die zu einer ewigen Glückseligkeit fähig ist, muß nur dasjenige für ihren ruhmwürdigsten Stand ansehen, was am meisten geschickt ist, ihr zu dieser ewigen Glückseligkeit zu verhelfen, deren sie fähig ist ꝛc. Es ist etwas sehr rühmliches, einem ganzen Staate vorzustehen. Allein, wenn ich in einem kleinen Ehrenamte mehr Gutes ausrichten kann,

als in einem groſsen; ſo bringt mir das geringe Amt mehr Ehre, als das gröſsere. Und warum das? weil mir das die mehreſte Ehre bringt, wenn ich den Abſichten gemäſs handle, zu welchen mich Gott in dieſe Welt geſetzt hat. Gott hat mich in die Welt geſetzt, damit ich Gutes thun, und mich durch ein heiliges Leben, auf die ſelige Ewigkeit bereiten ſoll. Wenn man als das Haupt eines Staates guts thun will, ſo muſs man gewiſs hohe Gaben dazu beſitzen. Wo ich dieſe Gaben nicht beſitze, ſo werde ich nicht allein in ſolchem Stande nichts Gutes anrichten, ſondern ich werde auch gar Böſes ſchaffen. Ich werde den Feinden Thür und Thor zu meinem Vaterlande öffnen; ich werde ſeinen Credit zunichte machen, ſeinen Ruhm verdunkeln, ſeine Majeſtät verächtlich werden laſſen. Es wird mir alſo ganz ungleich weniger Ehre bringen, wenn ich das Haupt eines ganzen Landes bin, als wenn ich eine geringe Stelle in demſelben einnähme„.

So bündig beweiſt Saurin ſeine Sätze: und ſo deutlich, flieſsend und ſchön überſetzt unſer Hr. Paſtor Roſenberg: ſo daſs man es gar nicht gewahr wird, daſs er überſetzet, ſondern leicht die Dollmetſchung für ein ſchönes Original halten ſollte. Was kann man von dem beſten Ueberſetzer mehr fordern?

* * *

V. Epi-

* *

V.

Epitres diverſes ſur des ſujets différens. Tome ſecond. à London 1745.

Das iſt

Einige Briefe über verſchiedene Materien. Zweyter Theil. London. 1745. in 8.

Wir kommen für dieſesmal unſerm Verſprechen nach, und theilen einige Nachricht von dem andern Bändchen der Pariſchen Muſe mit. Es beſteht daſſelbe abermals aus zwölf poetiſchen Briefen, denen der Herr Verfaſſer eine Vorrede vorgeſetzet hat, die ſo viele Schönheiten in ſich hält, daß wir nicht umhin können, einige Stellen daraus unſern deutſchen Leſern hier vor Augen zu legen. Es heißt unter andern: „Gott hat uns allen auferleget, unſerm Nächſten zu „dienen; und ich glaube, ich diene ihm, indem ich „dieſen Band voll Briefe zu einer Zeit ans Licht „ſtelle, da man die Welt mit abſcheulichen Werken „überſchwemmet, die mit einem hölliſchen Stämpel „gezeichnet und um ſo viel gefährlicher ſind, da ein „wahres poetiſches Feuer in denſelben herrſchet. Das „berühmte Schreiben an Uranien, welches, ob„gleich es nicht gedruckt iſt, deswegen nichts min„der ganz Europa durchläuft, iſt ſo verführeriſch „und wohl geſchrieben, daß man es auch dem Für-

„ſten

„sten der französischen Dichter zugeeignet hat. Wir „bekommen aus Frankreich so viel nichtswürdige „Schriften, von eben dem Geschmacke, daß man „denken sollte, dieses Königreich wimmele von neu„ern Lucrezen; die, weil sie etwa mit dem Zirkel „umzugehen wissen, sich Philosophen nennen, und „die Ohngötterey in gebundener und ungebundener „Schreibart predigen. Thut man nun wohl un„recht, daß man die Feder wieder dergleichen Un„geheuer ergreift? Ich bin kein Geistlicher, viel „minder gehöre ich in die Zahl derer, die den Athei„stennamen an einem jeden verschwenden, der sich „erkühnet, über Religionsmaterien zu vernünfteln. „Ich glaube so gar, daß es zu unsern Zeiten weni„ge Vanins giebt: allein wir haben dagegen eine „Menge Freygeister, die, durch die Seltsamkeit ih„rer Meynungen, sich in der Welt ein Ansehen „erwerben wollen. Sie nennen sich Cartesianer „oder Newtonianer, nach dem der Ort ist, wo sie „leben; und es gelingt ihnen, daß sie sich durch „Beyhülfe einiger philosophischen Kunstwörter die „Bewunderung des gemeinen Mannes zuziehen, „dem sie ihre lächerlichen Lehrsätze beybringen ꝛc.

Gegen dergleichen falsche Gelehrte nun, läßt der Dichter seinen Eifer in der ersten Satire dieses Bandes aus, die an den pyrrhonischen Philosophen Marphurius gerichtet ist.

Von der politischen Verfassung des gemeinen Wesens denket der Herr Verfasser eben so edel und philosophisch. Er drücket sich bey Gelegenheit seines vierten Briefes an den Ormin so aus: „Aber

„was

„was soll ich zum Besten meines Briefes an den „Ormin sagen? an den großen Mann, der Lud„wig dem XIV. jährlich zu vierhundert Millionen „verhelfen wollte, indem er alle Küsten von Frank„reich zu berühmten Seehäfen zu machen dachte. „Ich habe diesen großen Anschlag zwar niemals un„tersuchet: allein da ich bisher tausend und aber „tausend andere gesehen, die bloß darauf abzielten, „die Fürsten reich zu machen, und unter denselbigen „auch keinen einzigen gefunden, der die Erleichte„rung des Volks zur Absicht gehabt; so habe ich „nicht übel zu thun geglaubt, meine Meynung ge„gen den vernünftigsten Projectmacher zu er„öffnen, den ich noch gekannt habe.

„Es wird mir daher erlaubt seyn, meinen Lesern „vorzustellen, daß es mir sehr hart zu seyn scheint, „daß der Bettler, welcher von Almosen lebet, sich „kein Stück Brod kaufen kan, ohne daß sein Landes„herr einen Gewinnst davon habe. Ich kenne Län„der, allwo die reichen Müßiggänger aufs leckerste „speisen, ohne eines Hällers werth davon abzugeben; „indessen daß der Bettler, in recht buchstäblichem „Verstande, sein Almosen mit dem Regenten thei„len muß; und ich bekenne, daß dieser Anblick mich „lebhaft und empfindlich rühret. Die Menschlich„keit fordert, daß man dieses Elend bedaure; und „ich schmäuchele mir, man werde meinen Eifer „entschuldigen, wenn ich, als ein Sachwalter der „Armen, einige Verse mit unterlaufen lassen, die „in den Ohren eines Finanziers zu hart klingen, „u. s. w.

Von

Von dem siebenten Briefe an den ehrwürdigen P. Giflot, wollen wir ebenfalls die Worte des Dichters herſetzen. Sie heißen ſo: „um meiner guten Meynung halber, werden mir die „Herren Geiſtlichen es zu gute halten, daß ich das „Herz gehabt, ein Paradorum zu behaupten, da „ich feſtſetze, daß die meiſten Chriſten, anſtatt, „daß ſie ſich als kluge Leute verdammt machen ſollten, es als Pöbelvolk, als Elende und als Narren thun, die nicht ein Fünkchen geſunde Vernunft „haben. Da dieſe Materie ſo reich iſt, daß ich „mich wohl entſchließen könnte, einen Tractat „von der Kunſt verdammt zu werden, abzufaſſen, ſo habe ich das Regiſter derer, die durch „das Fegefeuer in die Hölle kommen, nicht vermehren wollen; indem der Leſer bey dem mindeſten „Nachſinnen, die Wege, die gemeiniglich zur Hölle „führen, unbeſonnen und lächerlich finden wird. „Ich habe z. E. von denen noch nichts geſagt, die „durch Hochmuth verdammt werden: allein ich habe mir die Freyheit genommen, dem Herrn Graſen von Tüſiere zu eröffnen, was ich von dem „albernſten von unſern Laſtern halte„. Endlich beſchließt der Dichter ſeine Vorrede ſo: „Ich liebe die „Redlichkeit viel zu ſehr, als daß ich leugnen ſollte, „daß ich bey Schilderung einiger Charactere, gewiſſe Originale vor Augen gehabt: allein, was „für Originale? Ungeheuer, deren erwieſene Verbrechen wohl in zwanzig Büchern der Länge nach „beſchrieben, und durch die öffentlichen Zeitungen „in ganz Europa ausgebreitet worden, um vor die-

„sen Schandthaten einen Abscheu zu erwecken. Hat „die Welt dieselben bereits vergessen, so ist es eben „recht, daß man sie abmale, nicht um sie der Ver„gessenheit zu entziehen, sondern nur um zu zeigen, „wie entsetzlich die Laster sind, wenn man sie im „rechten Gesichtspuncte betrachtet. Kurz ich be„zeuge auf dem Rande des Grabes, daß die Liebe „zum gemeinen Besten, das einzige gewesen, was „mich angetrieben hat. Stimmt der Erfolg mit „meinem Hoffen nicht überein, so mögen diese Briefe „verderben! und ich halte sie meiner unwürdig.

So ungezweifelt aus dieser Erklärung des Dichters reine und tugendhafte Absichten erhellen, so sehr bestärken die Briefe selbst einen jeden Leser von der Richtigkeit dieses Urtheils. Der erste derselben ist an den **Marphurius**, einen pyrrhonischen Weltweisen gerichtet. Der Dichter verwirft ein kluges Zweifeln nicht. „Unsere Ungewißheit und Unwis„senheit, das sind die einzigen Sachen, daran man „nicht zweifeln darf„. Unsern Verstand aber vergleicht er mit **Locken**, einer Camerae obscurae: und also sey es billig, daß man zweifele. Der Dichter geht in diesem Vorsatze zu zweifeln, so weit, daß er auch dem **Newton** in seinen Rechnungen und Ausmessungen nicht einmal trauet. Er sagt: „Ich bewundere diesen Helden und großen „Mann; aber so, wie ein **Franzose** den **Pabst**, der „denselben für sein sichtbares Oberhaupt, aber nicht „für unfehlbar erkennet. Wer weis ob nicht eine „andere Zeit Menschen hervorbringen wird, die uns „eben nicht für sehr große Sternkundige halten wer-

den.

„den. Und wer ſind nun endlich dieſe ſtolzen Her-
„ren, die von der Sonne ſo bekannt und gewiß re-
„den können, als ich von irgend einem Apfel, den
„ich in dieſem oder jenem Lande gegeſſen! Fragt
„man aber einen ſo gelehrten Ergotiſten etwas
„von dem Urheber der Sonne, ſo redet er eine ganz
„andere Sprache. Er ſtammelt, er weis nicht
„was er ſagen ſoll, und da er vorhin über mein
„Zweifeln böſe war; ſo fängt er nunmehr an ein
„Zweifler zu werden„ u. ſ. w. Unſer Dichter iſt von dem Satze, daß ein Gott ſey, ſo ſehr überzeugt, und beweiſet dieſe Ueberzeugung durch dieſes Schreiben, auf eine ſo geiſtreiche und edle Art, daß wir ihn abermal unter die ſchönen Beyſpiele rechnen müſſen, welche darthun, daß man ein großer Geiſt und ein ſtarker Dichter ſeyn könne, ohne daß man ein Freygeiſt ſeyn dörfe. Wir empfehlen dieſes ſchöne Stück allen denen zum Bußprediger, die es ihrer übrigen Geſchicklichkeiten wegen, eben nicht nöthig haben, durch die Ohngötterey allein groß werden zu wollen.

Das zweyte Schreiben iſt an den Thomas Diafoirus, der aus des Moliere Luſtſpielen bekannt iſt. So dumm und ungeſittet dieſer junge Gelehrte allen denen vorkommen muß, die ihn aus der Quelle kennen: ſo verſpricht ihm doch unſer Dichter, als einem ehrlichen und redlichen Jünglinge, ſeine Tochter. Er glaubt nämlich, daß daß Herz des Diafoirus, welches von dem Gifte der Weltlüſte nicht angeſteckt, und in ſolchen Händen wäre, die es mit einer gründlichen Gelehrſamkeit anfüllen, noth-

wendig mit der Zeit, die verhofften reifen Früchte bringen würde. Einen solchen Freyer aber zieht unser Dichter allemal allen denen thörichten Stutzern vor, die die artige Welt bewundert. Der Dichter geht hierauf die gemeine Zucht der meisten jungen Herren durch, die er nicht unrecht mit den Einwohnern zu Sybaris vergleicht, und weis die Sache allerdings so lebhaft und mit so starken Meisterzügen zu schildern, daß sehr viele Leser gewiß des Verfassers Meynung werden müssen; und wenn ja ein Eydam aus zweyerley Thoren gewählet werden müßte, allerdings den pedantischen wählen werden.

Der dritte Brief ist an den **Harpagon**, oder **Harpax**, den gleichfalls **Moliere** als einen übermäßigen Geizhals geschildert hat. Diese ganze Satire hat mit einem Laster zu thun, welches gar zu gemein ist, als daß wir es nöthig haben sollten, etwas zur Anzeige seiner Schändlichkeiten anzugeben: und es ist leicht zu vermuthen, daß wenn ein so starker Dichter, als der Herr von Bar ist, sich an eine so fruchtbare Materie macht, nothwendig etwas schönes daher entstehen müsse.

Der vierte Brief ist an den **Ormin** gerichtet, von dessen Character wir bereits in dem Auszuge aus der Vorrede Erwähnung gethan. Das ganze Stück verräth eine so tugendhafte Menschenliebe und eine so tief eingewurzelte Neigung zum gemeinen Besten, welches der Dichter seinen **Abgott** und seinen **Herrn** nennet; daß man es ohne gerührt zu seyn, und dem Verfasser völlig Recht zu geben, nicht lesen kann. Zuletzt entdeckt derselbe

noch

noch ein eigenes Project, was er zum allgemeinen Besten ersonnen. Wir wollen es doch sehen; es heißt: die Begierde, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu seyn, habe ihm einen Anschlag eingegeben, der aller Großen würdig wäre, die in Cabinetten grau geworden. Ormins Vorschlag wegen der Seehäfen, hätte vielleicht wohl die französischen Regenten reich gemacht; allein des Dichters Anschlag koste weniger, sey viel herrlicher, und mache ganz Europa auf ewig glücklich.

Es sollen nämlich alle Könige und alle Prinzen, nach dem Maaße ihrer Staaten und Provinzen, bey sich mit kluger Wahl eine Gesellschaft aus ihren Unterthanen wählen, die man ein Parlament nennet. Dieses soll demjenigen ähnlich seyn, was man in England sieht. Der Dichter bricht schleunig ab, und wünscht zum Besten der Welt, ein kräftiges Amen.

Der fünfte Brief an den **Perrin Dandin**, beschweret sich über die Verzögerungen der Processe und Urtheilssprüche, und daher wird Dandin ermahnet, immer drauf los Recht zu sprechen; indem auch ein verdammender Urtheilsspruch für den Kläger allemal besser wäre, als der Proceß. Wohl einem jeden! der nach der natürlichen Einsicht der Vernunft, und nicht aus eigener Erfahrung, empfindet, wie viel Wahrheiten der Verfasser in dieser Satire vorträgt.

Der sechste Brief an den **Ragotin** scheint in einer etwas bitteren Schreibart abgefaßt zu seyn. Der Verfasser beklaget sich über sein Schicksal; doch als ein Philosoph: das heißt, als ein Mann,

der auch bey vielen widrigen Fällen, in ſich ſelbſt allemal Grund und Stoff genug findet, um glücklich, oder doch vergnügt, zu ſeyn.

Das ſiebente Schreiben iſt an den ehrwürdigen **Pater Giflot**, von dem wir, außer was ſchon aus der Vorrede davon geſaget worden, weiter nichts erwähnen wollen, als daß es ſehr wohl ausgeführet worden, und ſowohl des Auswendiglernens, als der Ueberſetzung werth wäre. Denn wir haben, leider!, in Deutſchland auch eine Heerde ſolcher Leute, für welche dieſer Brief geſchrieben iſt.

Das achte Schreiben iſt an den **Grafen von Tüfiere** gerichtet, und wendet ſich an den Stolz, die **Tugend der Pferde**, wie unſer Dichter ihn nennet. „Unſer Jahrhundert, ſaget er, iſt ganz „geſchickt darzu, die Thorheit eines Adlichen zu hei„len, der ſich mit ſeiner großen Macht viel weis. „Wenn nämlich Nichtswürdige, die aus dem Pöbel „gebohren ſind, bey Höfen zu Ehren kommen, den „Herzogen und Pairs oftmals vorgezogen wer„den, und ſelbige zur Gnüge gelehret haben, daß „ſie von wegen ihrer Verdienſte und ihres Urſprungs „wegen, nicht viel zu gewarten haben„. Auf dieſen Schlag geht der Dichter alles durch, was den Menſchen zum Stolze Anlaß zu geben pfleget, und zeigt in jedem Falle den Ungrund und die Lächerlichkeit dieſer Leidenſchaft mit ſchönen Farben.

Das neunte Schreiben an den **Caritides**, verlachet die thörichte Gewohnheit vieler Hohen und Niedern, von der Geſchicklichkeit und den Verdienſten

eines

eines Gelehrten, nach seinem äußern Ansehen zu urtheilen. So hat der große Erasmus z. E. alle Höfe von Europa besuchet und von Kaisern, Königen, Päbsten, Prinzen und Prinzeßinnen, einen Haufen schöne Versprechungen bekommen; die aber alle unerfüllet geblieben: indem der reisende Geistliche, nichts als viel Weihwasser, und prächtige Titel von ihnen erhalten. Der Dichter beweiset aber, daß dieß zum gemeinen Besten geschehen sey. Erasmus würde bey weitem ein so großer Mann nicht geworden seyn, wenn er sein Glück bey Höfen gefunden hätte. Auch Cartesius ist den Wissenschaften zum Besten, dem Kriege und einem ansehnlichen Gehalte entrissen worden, welches man ihm in Frankreich versprochen, aber nicht gegeben; worauf er nach Nordholland philosophiren gegangen. Der ganze Brief ist so wohl gerathen, daß er vielleicht manchen Gelehrten, bey seinen Widerwärtigkeiten in Glücksachen, trösten wird.

Das zehnte Schreiben ist an den Herrn von Pourceaugnac gerichtet. Der Dichter hält es nicht für unrecht, daß ein Landjunker, welcher bequem zu leben hat, sein enges finstres Landhaus verlasse und sich seinen Aufenthalt in einer großen Stadt wähle; er glaubt aber auch, daß ein anderer eben so hoch zu schätzen sey, der sein väterliches Erbe bewohnet, diejenigen Landarbeiten treibt, die uns die Natur vielmehr anbefohlen hat, als das Kriegen oder den Müßiggang der Höfe. Der ganze Brief endiget sich mit einer schönen Beschreibung der un-

ſchuldigen und philoſophiſchen Ergetzungen, die man auf dem Lande genießen kann.

Der eilfte Brief iſt an die gelehrte Armande gerichtet. Der Dichter tritt auch in dieſem Schreiben auf die Seite aller Vernünftigen, welche nie das Herz gehabt, dem Frauenzimmer die Wiſſenſchaften gänzlich zu verbiethen, oder ihm alle Fähigkeit dazu abzuſprechen. Dieß Geſchlecht, welches ſich in allen Tugenden dem männlichen faſt gleich erwieſen hat, ſollte nur allein zum Wiſſen nicht gebohren ſeyn? und oftmals bey dem vollkommenſten Herzen von der Welt, zu einem unaufgeklärten Verſtande verdammet ſeyn! Dieß findet Herr von Bar ſehr ungereimt, und ſtellt die Sache auf eine ſo feine und ſcharfſinnige Art ins Licht, daß wir glauben, er werde alle Irrgläubige in dieſer Materie bekehren.

Der zwölfte Brief endlich iſt an den Triſſotin. Er handelt anfangs von der verſchiedenen Art, wie die Sterblichen ihre Neigungen vertheilen. Jener Arzt, der ſeine Zeit bey den Kranken zubringen ſollte, wendet ſelbige ganz und gar auf ſeine Cythet. Ein anderer Gelehrter wirft um Mittagszeit bereits Feder und Bücher hin, und eilet aufs Caffeehaus, um Schach zu ſpielen. Ein Chymiſt läuft, wenn er es regnen ſieht, von ſeinem Feuer und Ofen, und eilt in den Garten, ſeine Nelken zu bedecken. Ein eben dergleichen Eigenſinn in Feſtſetzung des Geſchmacks, hat auch den Triſſotin zum Dichter gemacht; und wenn man obigen Perſonen, und

unzäh-

unzähligen andern in der Welt, ihre Grille zu gut halten soll; so muß dieser gleichfalls entschuldiget werden. Der Dichter tadelt hierauf einige französische Dichter, die sich mit lauter poetischen Kleinigkeiten, Sonnetten, Endreimen, ganzen Bänden voll lauter verliebten Verschen, und dergleichen beschäfftigen. Von diesen kömmt er auf den unverschämten Lucrez unserer Zeiten, den Verfasser des Briefes an Uranien. Er nennt ihn einen Priester des Satans, der das ganze Weltgebäu seinem Gott zu entführen denkt. Der Dichter bringt in diesem Gewebe von lauter Gotteslästerungen, nichts als die Sprache verdammter Böserichter vor: und so weiter.

Nicht alle Werke haben die Eigenschaft, daß das Ende sie krönet; diesem Buche ist dieser Vorzug unstreitig zu Theil geworden. Dieß letztere Schreiben ist so wohl gerathen, daß niemand, der nicht der Tugend und dem guten Geschmacke feind ist, es nicht mehr als einmal lesen sollte; und daß wir noch zum Schlusse unsere wahre Meynung von diesem Werke sagen: so ist es so beschaffen, daß wir es der französischen Sprache misgönnen.

VI.

Di Vinzenzo Gravina, Giurisconsulto,

Tragedie cinque in Napoli MDCCXXXXII.
Con Licenza de' Superiori.

Das ist:

Des Rechtsgelehrten Vincentius Gravina fünf Trauerspiele ꝛc. 348. Seiten in 8.

Diese Trauerspiele sind schon 1717 zum erstenmale herausgekommen; aber in Deutschland nicht sehr bekannt geworden. Daher nehmen wir bey dieser wiederholten Auflage Gelegenheit davon zu reden, ungeachtet sie von der ersten in nichts unterschieden ist. Ihr Urheber ist den Gelehrten durch so viel andere Werke bekannt, daß uns alles, was von seiner Feder kömmt, angenehm seyn muß. Wer von seinem Leben und übrigen Schriften unterrichtet seyn will, der sehe die Vorrede des Hrn. Hofraths Gottfried Mascovs nach, die er zu den Operibus Graninae gemacht, welche 1734 allhier zu Leipzig wieder herausgekommen sind.

Nach der Zuschrift dieser fünf Trauerspiele, finden wir, anstatt einer gewöhnlichen Vorrede, einen Prologum galeatum, in einer feinen lateinischen Poesie. Er hat die Ueberschrift: Ad Paullum Doriam Iambi. Vor Zeiten war es bey uns auch im Gebrauche, daß man sich gegen den Neidhard, oder gegen seine Lästerer, in einem solchen vorgesetzten

Gedich-

Gedichte verwahrete. Z. E. vor unſers alten Jacob Ayrers dreyßig ausbündigen ſchönen Comödien und Tragödien, wie der Titel heißt, ſteht auch ein ſolches Anfangs-Compliment, an den Spötter und Verächter dieß Buchs, welches wir, weil es kurz iſt, hieher ſetzen wollen:

Du Zoyle vnd Sciole
Ob es dir thut ſchon heimblich wehe,
Das diß gut Buch zu Werck iſt kommen,
Vnd hat dich niemand gfragt darumben,
Ob auch wol auf der andern Seiten,
Der Author ſelbſt ſich muſte leiden,
Sein Kunſt und Fleiß treten mit Füſen,
So ſoltu doch hingegen wiſſen.
Dqs du dazu nicht biſt gnug Manns,
Söndern vergleich dich einer Gans,
Die ein anpfeift doch ohne That,
Ich gib dir aber dieſen rath,
Wenn du dich dünckſt Gärter und klüger,
An tag zu bringen beſſere Bücher,
So Dicht, Schreib, Druck, Verleg daß kracht,
Verſuche, du haſts gar gute Macht,
Laß nur ander Leut unveracht.

Doch unſers Gravina ſeine Jamben ſind in allen Stücken von beßrer Art; zumal da er den Ruhm hat, daß er ein guter lateiniſcher Poet iſt. Man ſieht aus denſelben, daß er in ſeinem Vaterlande gleichfalls das Schickſal aller großen Männer gehabt, wider welche ſich insgemein eine Menge kleiner Geiſter auflehnen. Man bemerkt auch aus ſeiner Vertheidigung gar deutlich, worinn ſie denſelben eigentlich zu tadeln geſucht. Man hat nämlich

lich außer einigen ungegründeten Vorwürfen wider seine Sitten, ihm Schuld gegeben, daß seine Tragödien in einer gar zu niedrigen Schreibart abgefaßt wären. Diesem Vorwurfe begegnet er aber auf die gründlichste Weise. Er setzt ihnen 1) die Nachahmung der Natur bey solchen Personen entgegen, die im Trauerspiele redend eingeführt werden. Diese sind nun Prinzen und Helden; aber nicht hochtrabende Dichter, die schwülstige Gedanken, und gekünstelte Einfälle mit strotzenden Worten vorbringen. 2) Beruft er sich auf die Beyspiele der alten Griechen, und der römischen Tragödienschreiber, die vor dem Seneca gelebt, als welcher den Schwulst in das Trauerspiel eingeführt, und viele dadurch angesteckt hätte. Wer nun z. von Jugend auf dieses Vorurtheil eingesogen, daß Verse nothwendig schwülstig und dunkel seyn müßten, dem gefiele hernach nichts, als ein hochfliegender Witz, der mit weitgesuchten Reimen verbrämet wäre. Doch wir thun besser, daß wir den Liebhabern lateinischer Gedichte das Vergnügen machen, den Grundtext selbst; denen aber, die lieber was Deutsches lesen, eine reimfreye aber genaue Uebersetzung davon hier mitzutheilen.

Ad Paullum Doriam Iambi.

O Paulle, noſtri magna ſecli gloria,
Qui mente celſa peruolas ad ſidera,
Et, praeter omnes, diligis Vincentium,
Quem doctiores laudibus ſurſum efferunt,
At Phormiones obruunt calumniis.
Quidquid meis obiecerint Tragœdiis,

Horum

Horum latratus, quaeſo, tanti fecerit,
Quanti Deorum ſumma pendunt Numina,
Qui ſcripta noſtra, quique vitam carpſerint.
Nam pudorem quicumque, qui Iouem colunt,
Neque improbas adſcripſerint ſententias
Probis, neque vlla mentiantur crimina;
Et qui carent liuore, qui dimiſerint
Vanas Scholarum futilesque regulas,
Si quando fontes ebibant Ellenicos,
Nil Atticis inuenient affinius;
Nec prodiiſſe dixerint vernacule
Rotundius poema, vel ſublimius;
Sublime ni cum turgido confuderint,
Seu verba ſpectes, ſeu metri pondus neui.
Sed forte carmen congruentius lyrae
Stulte fabulantes redditura Principes.
Natura quos humana non reliquerit,
Contortiora vitat, et procul ſita
A mente, moribusque colloquentium.
Quod cum Pocta Cordubenſis ſpreuerit,
Auctoritate, quam meretur, plurima,
Nouam loquelam pectore expromſit ſuo,
Quam non Latina ſcena, non Graium dabat.
Is inde rexit omnium ſententias:
Sed malo mores, quam ſtylum regat meum.
Qui primus in theatra duxit Oedipum,
Medeam, et alter, qui furentem detulit,
Et, cum Latinis, ipſe Princeps Ennius,
Fragmenta, quantum, pauca nobis indicant,
Ornant pudice, transferuntque ſobrie.
Nam ni figuris vterentur parcius,
Intenſiore ſi metro conſurgerent,
Veros colores tollerent ſententiis.
At cui latina verba ſunt faſtidio,
Quae ſparſa noſtris offeruntur verſibus,
Quo res vocarit, atque faſtus regius,
Exſpectet ille donec emendauerit
Longa palatum lectione prologi,
Qui corrigendis ſcriptus eſt erroribus,
Et expiandis Italorum plurimis.
Sed, ſi ſaluti praeferent amentiam,
Deliriis fruantur, vt lubet, ſuis.

Nos certe eorum non egemus laudibus,
Qui iudicarunt antequam cognoſcerent.
Ineruditis, namque, qui non diſplicet,
Placere doctis ille ne ſperauerit.
Et ſi vetuſta ſaepius poemata
Latina, ſiue Graeca, quis euoluerit:
Statim probabit quod probauerat minus;
Si liuor illi non obumbret lumina.
Nam, delicatum quae poema laederent,
Seueritati congruunt tragœdiae,
Quae militares efflat ore ſpiritus,
Modosque ſaepe, et verba captat horrida.
Quin, ipſa lex ni iuſſerit poematis,
Vitare nullo quiueram negocio,
Si quae palata mordeant tenellula.
Sed, quae forent iucunda ſanioribus,
Aegris mouere ſaepe nauſeam ſolent.
Et quisquis aures educauit barbare,
Orationem ni tumentem viderit;
Niſi obſtupentes *rima* ſenſus excitet,
Nullum Poeſis nouerit veſtigium.
Namque omne mentis lumen vſus abſtulit.
At cuncta tu, qui mente ſana proſpicis,
Modos probaſti, et carminis leges mei,
Quod dictione ſurgit atque perſonat,
Imago, quantum, veritatis manſerit.
Sed ipſe ſtultus, qui velim defendere,
Quae muniuntur doctiorum legibus,
Quos Vnice vocamus ad tragoedias.
Soluentur horum plauſibus calumniae,
Auctoribus, quae decidunt, cadentibus,
Vt arbores, radice vulſa, concidunt.
Nam non Homero defuerunt aemuli,
Maro latratus perferebat ruſticos,
Neque abſtinebat Flacco ineptus Maeuius.
Sed doctiora ſcripta, pulſis aemulis,
Vt vina clarent, quando faeces ſubſident.
Et, quae iuuentus floret, illis mortuis,
Sententiis imbuta ſanioribus,
Exuta pectus liuidorum tenebras,
Ad aſtra tollit, quidquid error preſſerat.
Nam falſitati Iupiter curſum breuem,
Dies at omnes veritati praeſtitit.

Deutſch

Deutſch klingt dieſes ſo.

Berühmter Doria, du, dieſer Zeiten Preis,
Der du mit edlem Geiſt bis an die Sterne ſteigſt,
Und deinen Freund Vincenz vor allen andern liebeſt,
Den der Gelehrten Mund an manchem Ort erhöhet,
Und Phormionen nur mit Läſterzungen ſchmähn.
Was wider mein Bemühn in Trauerſpielen billt,
Das achte du ſoviel, als die den Höchſten achten,
Die meine Lebensart und meine Schriften tadeln.
Denn wer nur Scham u. Zucht u. Gott im Himmel ehrt,
Und wackern Leuten nicht Gedanken beygelegt,
Die ſo verwerflich ſind, als ungereimt ſie klingen,
Kein Laſter auf ſie leugt, und keine Misgunſt beget,
Der Schulen eiteln Tand und kahle Regeln flieht,
Und dann einmal mit Luſt der Griechen Quellen trinkt;
Der wird fürwahr geſtehn, daß ihren Trauerſpielen
Gewiß nichts gleicher ſieht; und unſre Mutterſprache
Kein edler Trauerſpiel, kein lieblichers beſitzt;
Es ſey im Ausdruck bloß, es ſey im Sylbenmaaß:
Wo man das hohe nur nicht mit dem Schwulſt
vermengt.

Jedoch vielleicht begehrt man ſtolzer Oden Zierde,
Aus thörichter Begier, auf unſrer Trauerbühne,
Worauf man das Geſpräch der Fürſten ſchildern ſoll,
Die weder die Natur noch Menſchenart verläßt,
Verſtrickte Worte flieht, und alles ſucht zu meiden,
Was von der Helden Sinn und Sitten ſich entfernet.
Das wars, was Seneca vorzeiten ganz verließ,
Der, durch ſein Anſehn bloß, das er doch ſonſt verdient,
Aus eignem Witz und Geiſt ſich eine Sprache machte,

Die

Die weder Rom vor ihm, noch Griechenland gehöret.
Der hat nun nach der Zeit der Dichter Sinn regiert,
Geschmack u. Witz verderbt, den Ausdruck angesteckt.
Allein ich mag viel ehr in Sitten, als im Schreiben
Desselben Schüler seyn, und seinem Muster folgen.

Der Dichter, der zuerst der Bühne zu Athen
Den Oedipus geweiht; der andre, dessen Kunst
Medeens Raserey recht tragisch abgebildet,
Und selber Ennius, der Fürst von Roms Poeten,
Soviel wir aus dem Rest verlohrner Stücke sehen;
Die zieren ihr Gedicht nicht geilen Metzen gleich:
Selbst ihr verblümtes Wort sieht niemals trunken aus,
Und sparten sie nicht oft das Putzwerk stolzer Tropen
Und wollten überall von strengem Witze strotzen,
So würd ihr frecher Spruch der Wahrheit Farbe tilgt.

* * * * * * *

Doch wenn sie für ihr Heil die Thorheit lieber wollen;
So mögen sie sich nur an ihrer Narrheit laben!
Ich wenigstens bedarf des Richters Lobspruch nicht,
Der, eh er untersucht, bereits das Urtheil fällt.
Wer Ungelehrten noch im Schreiben nicht misfallen,
Der hoffe ja nur nicht den Beyfall der Gelehrten.
Doch wer durch langen Fleiß, der alten Dichter Kunst
Aus Rom und aus Athen gelesen und versteht,
Der wird, wofern ihm nicht der Neid die Augen blendet,
Was er vorhin verwarf, des Beyfalls würdig achten.
Denn freylich, was das Ohr in zarten Liedern schreckt,
Das schickt sich für den Ernst des strengen Trauerspiels,
Das nach Soldatenart mit vollem Munde schnarchet,
Und manches harte Wort und rauhe Töne brauchet.

Ja

Ja hätt es das Geſetz der Dichtkunſt nur erlaubt,
So mied ich überall im Trauerſpiele das,
Was zarten Lippen hier vielleicht zu hart bedünket.
Doch was in Speiſen oft Geſunden lieblich ſchmecket,
Das würket Kranken nichts als Ekel und Verdruß.
Und wer ſein junges Ohr barbariſch angewöhnet,
Der wird, wofern er nicht ein ſchwülſtig Zeug erblicket,
Darinn ein ſchwerer Reim den ſtumpfen Sinn erweckt,
Auch nicht die mindſte Spur von Poeſie gewahr;
Weil die Gewohnheit ihm Vernunft und Sinn geraubt.
Doch du, gelehrter Freund, ſiehſt alles mit Verſtande,
Und haſt mein Sylbenmaaß und mein Gedicht gebilligt,
Das ſich ſo weit erhebt, und ſo poetiſch klingt,
Als es die Aehnlichkeit der Wahrheit nur erlaubt.
Doch, bin ich nicht ein Thor, der ich zu ſchützen ſuche,
Was der Gelehrten Wink und Regeln ſchon beſchützen,
Die man faſt ganz allein zum Trauerſpiele ruft?
Durch ihren Beyfall mag die Läſterung vergehn,
Und wer ſie vorgebracht, mag ſo zu Boden ſinken,
Wie Bäume, denen man die Wurzeln ausgehauen.
Hats dem Homer doch ſelbſt an Neidern nicht gefehlt;
Auch Maro überſtund ein bäuriſches Gebell;
So wie den Flaccus auch ein läppſcher Mäv gebiſſen.
Doch ein gelehrtes Werck ſtralt, wenn der Neid
verſchwunden,
Wie aufgeklärter Wein nach überſtandner Guhr.
Die Jugend, die noch blüht, wird nach der Neider Tod,
Von beſſern Lehren voll und von der Misgunſt freyer,
Was itzt der Irthum ſchmäht, bis an den Himmel heben.
Der Lügen hat Gott nichts, als einen kurzen Lauf,
Der Wahrheit gegentheils die Ewigkeit beſtimmt.

Nach dieſer Vertheidigung folget der Prologus oder Vorredner, der, wie es ſcheint, ſich auf alle dieſe Trauerſpiele beziehen ſoll. Er führt die Ueberſchrift, La Tragedia, und das Trauerſpiel ſelbſt wird darinnen redend eingeführt. Es hebt an:

Ecco, doppo il girar di tanti ſecoli,
Nel primiero ſembiante la Tragedia. d. i.

Hier ſeht ihr, nach Verlauf von ſoviel hundert Jahren,
In voriger Geſtalt das Trauerſpiel erſcheinen!

Es erzählet hernach ſeinen Urſprung: wie Theſpis erſt auf Wagen Lieder geſungen, bis Aeſchylus es zu mehrerer Würde erhoben, die anſtändigen Kleidungen und Larven erfunden; Sophokles aber und Euripides es zur Vollkommenheit gebracht. Darauf wäre es nach Italien gebracht worden, und hätte ſich viele Jahre hören laſſen, bis es von den Barbarn vertrieben worden. Unter Leo dem Xten wäre es mit allen andern ſchönen Künſten wieder erwecket, und auf die Regeln Ariſtotels gegründet worden. Nun wäre zwar dieſes Joch des Anſehens der Vernunft vorgezogen worden; doch an ſich ſelbſt noch beſſer geweſen, als der Thorheit derjenigen überlaſſen zu werden, die ſich nebſt den Regeln auch der Vernunft entzogen hätten. Man hätte Sitten, und Alter vermiſchet, die Natur verlaſſen, in wenigen Stunden ganze Jahrhunderte durchlaufen; die Oerter verändert, und Menſchen ohne Bewegung fortgerücket: den Barbarn römiſche Sitten, und den Römern eine phantaſtiſche Tugend gegeben; Jungfrauen ein Hurenherz, und Dienern ein herriſches

ſches Anſehen beygeleget; Zufälle ohne Urſachen, Gift, Kerker, und Mord, Ringe, Binden und Briefe, nebſt immerwährenden Kriegen erdichtet, ja Dinge ausgehecket, die mit der Vernunft, ja mit ſich ſelbſt geſtritten. Gerade, als ob die Dichtkunſt die Ordnung der Natur, des Himmels und der Menſchen verſtöret hätte, und weder Sitten noch Charactere unterſcheiden könnte, und ihrer Pflicht nicht mehr nachkommen dörfte, der Wahrheit und der Natur ähnlich zu ſeyn; ja als ob ſie keine andere menſchliche Leidenſchaften ausdrücken könnte, als närriſches Lieben, und kaltes Klagen; und als wenn ſie aus der Raſerey Ehre ziehen würde. Anſtatt daß ſie ſich auf ihre eigene Kräfte verlaſſen ſollen, hätte ſie die Kraft der Künſtler, Sänger, Maler und Bildſchnitzer gebraucht, deren verächtliche Magd ſie geworden, da ſie doch die höchſte Gewalt über ſie haben ſollen. Diejenige, der zu gut die Schaubühne erfunden worden, hätte den wenigſten und ſchlechteſten Antheil daran gehabt: weil die Sinnen über die Vernunft geherrſchet, und dieſe das Herz nicht gehabt, ſie zu verbeſſern. Dieſe neue Raſerey unſrer Zeiten (das Singſpiel,) wäre mit den Reizungen einer ungereimte Muſik bewaffnet, welche noch die Weiſeſten zwänge närriſch zu thun, wenn ſie einen Zulauf in ihren Opern zu haben verlangten. Die Gemüther wären ſchon überall eingenommen, und der Geſchmack in allen Arten verderbet; weil der Schauplatz die Schule des Volks wäre, darinn ſich die guten oder böſen Sitten fortpflanzten.

Weil nun diejenigen, denen die heiligen Heerden, sie mit Lehren und guten Exempeln zu weiden, anbefohlen wären, die öffentlichen Bühnen mit Grunde verschlossen hielten; wo nicht mehr die Beredsamkeit, auch nicht mehr der Lauf und die Ordnung des bürgerlichen Lebens herbergte, sondern Ueppigkeit, Müssiggang und eine geile Barbarey, die Sitten und Schreibart verderbten: so hätte sie, (die Tragödie) sich aus so vieler Ehrlosigkeit zu retten, die sich noch dazu mit ihrem Namen bedecket, und mit ihrem Ansehen geschützet, ihre Zuflucht zur Rechtsgelahrheit und lateinischen Beredsamkeit genommen, und mit Hülfe der critischen Lampe, durch einen Juristen, Redner und Weltweisen, (d. i. Gravina selbst) der von keinem Hofe eine Belohnung erwartet, und also den Haß desselben nicht gefürchtet, unter dem Schuße der poetischen Vernunft, welcher alle Regeln unterworfen wären, sich wieder in italienischer Sprache ihnen dargestellet.

Wir übergehen hier ein großes Stück dieses langen Gedichtes, weil unser Raum es nicht zuläßt, alles mit zunehmen. Er vertheidigt sich aber auch hier in seiner Sprache, gegen seine Tadler und Lästerer, die seine Versart d. i. die Hendecasyllabos verrachtet, die er im Welschen einzuführen gesucht; weil die Jamben der natürlichen Art zu reden sehr gemäß sind, und daher von Griechen und Lateinern auf der Schaubühne gebraucht worden. Und in der That muß man gestehen, daß seine Verse sich weit besser scandiren, als die meisten italienischen Gedichte. Er giebt auch darinn eine

große

groſse Einsicht in die verschiedenen Arten des Sylbenmaſses der Alten, und in die Ursachen zu verstehen, warum in verschiedenen Gedichten nicht einerley Sylbenmaaſs gebrauchet worden, welches seine Welschen nicht begreifen wollen. Sie kömmt ferner auf ihren Ausdruck, und sagt, er würde weder heroisch noch lyrisch seyn; weil der Verfasser auf die Natur der unterredenden Personen gesehen. Nur in den Chören hätte sie Reime gebraucht. Sie schilt auch auf die schwülstigen Reden der theatralischen Personen, die nach eines andern Jahrhunderts Geschmacke sprächen, welches aus Unwissenheit des Griechischen und Lateins, und Mangel an Vernunft herkäme, an deren Stelle man das Ansehen gewisser Scribenten stellte: die sie aber mit ihren schwülstigen Tragödien und eitlen Critiken verbannete, welche sich mit den Beyspielen der Alten nicht reimten, und nur aus den Glossen über den Aristoteles gezogen wären.

Dieses mag nun von diesem Vorredner genug seyn. Von den Trauerspielen selbst können wir überhaupt soviel sagen, daſs sie ganz auf den Schlag der alten griechischen eingerichtet sind. Sie haben auch Chöre zwischen den Aufzügen, die alle in gereimten Oden bestehen, und zum singen dienen sollen. Das I. heist **Palamedes**, und darinnen wird vorgestellt, wie dieser Erfinder vieler schönen Künste, durch die List des Ulysses, von den unbeständigen Griechen, für seine Tapferkeit und Unschuld den Lohn erhalten, daſs er als ein Gottloser und Treubrüchiger, gesteiniget worden; als ob er dem Priamus den Frieden verkauft, und die Götter

um ihre Herrschaft hätte bringen wollen. Die Personen darinn sind Polyxena, ihre Amme, Achilles, Palamedes, Agamemnon, Ulysses, Kalchas, Lydia des Palam. Sclavin, Mercur, und das Chor griechischer Soldaten. Die Scene ist im griechischen Lager vor Troja.

Das II. heißt Andromeda. Diese Prinzessinn war von der Juno, um den Stolz ihrer Mutter zu bestrafen, verdammet worden, von einem Ungeheuer gefressen zu werden; indessen, daß sie an der See an einen Felsen angeschmiedet stehen mußte. Allein sie ward durch den Perseus errettet, welcher sie zur Gemahlinn, und den Thron ihres Vaters zum Heyrathsgute bekam. Die Personen sind: Proteus, Memnon ein Priester, Cepheus, Cassiopea, Phineus, Andromeda, Triton, Cinothoe, und Perseus Der Schauplatz ist Cyrene.

Das III. ist Appius Claudius. Dieses Haupt der römischen Zehnmänner, die zu Verfertigung der Gesetztafeln erwählet waren, hatte sich in die schöne Virginia verliebet, u. hoffte seiner bösen Lust eine Gnüge zu thun. Als er aber den Vater derselben umbringt, verliert er das Frauenzimmer und die Herrschaft zugleich. Die Personen sind Appius, Icilius, Virginius der Vater, Marcus, Numitor, Virginia, Valerius, und ein Chor von Matronen. Der Schauplatz ist auf dem römischen Markte.

Das IV. heißt Papinian. Caracalla hatte seinen Bruder Geta elendiglich umgebracht: allein des Volkes Argwohn ließ ihm dabey keine Ruhe. Daher

wollte

wollte er vom Papinian, bey dem unruhigen Pöbel vertheidiget ſeyn. Dieſer aber ſchlägt es ab, und wird daher getödtet, ja auch ſein Sohn zu gleichem Schickſale verdammet. Die Perſonen ſind: Alekto die Furie, die einen ganzen Chor Furien anführt, und das Stücke anhebt. Eugenia, Papinians Mutter. Julia, des Caracalla Mutter, Caracalla, Papinian, Macrin, der Geiſt des Geta, der Geiſt Severs. Der Schauplatz iſt in Rom, im Vorſale des Kaiſerlichen Pallaſts.

Das V. heißt Servius Tullius. Tarquin, der ſeines Vormundes Tullius undankbare Tochter zur Gemahlin hatte, folgte dieſem boshaften Weibe in der größten Freveltat. Er raubte dem Tullius Thron und Leben; die Tochter aber fuhr voll einer hölliſchen Wuth, mit ihrem Wagen über den Körper ihres todten Vaters. Die Perſonen ſind Servius Tullius, König in Rom. Tarquinia ſeine Gemahlin. Tarquinius des Servius Schwiegerſohn. Tullia ſeine Gemahlin, des Königs Tochter. Sergius ein Tribun; Cellus, und ein Chor. Die Scene iſt auf dem römiſchen Markte.

Alle dieſe Stücke haben fünf Aufzüge, ſind aber nicht ſehr lang. Vermuthlich haben dieſe auf griechiſchen Fuß eingerichteten Trauerſpiele, zu dem vor einem Jahre gemeldeten Kurzvanſcad mit Gelegenheit gegeben. S. des Bücherſ.

* *

VII.

Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & des belles Lettres de Berlin Année 1645. avec les memoires pour la même année, tirez des Regiſtres de cette Academie. A Berlin, chez Ambroiſe Haude, Libraire de la Cour & de l'Academie royale 1764. in 4.

D. i.

Hiſtorie der königl. Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin, auf das 1745. Jahr, nebſt den Nachrichten von demſelben Jahre, aus den Tageregiſtern dieſer Akademie gezogen. Berlin bey Ambr. Hauden ꝛc.

Die preußiſche Societät der Wiſſenſchaften, welche unter der vorigen Regierung gleichſam in einige Mattigkeit gerathen, hat ſich unter der iſtigen Regierung wiederum erholet, ja ſo zu reden, von neuem zu leben angefangen. Der iſtige König hat unter andern rühmlichen Anſtalten, die er ſeit ſeiner Gelangung zum Throne gemacht, auch dieſe gelehrte Geſellſchaft erneuert: ſo wie er ſelbſt einen ſo erhabenen Geiſt, und ſo viele Einſicht auf den Thron gebracht, daß die Geſchichte ſehr wenige Beyſpiele davon an die Hand geben. Ein ſo hoher Vorgänger in der Liebe zu den Wiſſenſchaften, hat allen Gliedern dieſer Societät eine Nacheiferung, einen

einen Trieb und eine Wirkſamkeit gegeben, die ſie derjenigen Regierung würdig macht, darunter die Vorſehung ſie geſetzet hat. Dieſes waren die Ausdrückungen des Vorredners.

Die bisherigen Miſcellanea Berolinenſia, zu deren Anfange Herr von Leibnitz die erſten Anſtalten gemacht, und zum erſten Bande das meiſte beygetragen, waren in lateiniſcher Sprache ans Licht geſtellet worden: theils weil die deutſche Sprache im Anfange dieſes Jahrhunderts ſo geſchickt noch nicht war, von allen Künſten und Wiſſenſchaften, ohne Vermengung mit andern Sprachen, zu reden und zu ſchreiben; theils weil man durch die lateiniſche auch den Ausländern zu dienen ſuchte: eine Gefälligkeit, die auswärtige Societäten gegen uns Deutſche, und gegen die nordiſchen Völker niemals gehabt haben. Vorizo hat ſich die berliniſche Societät aus einer lateiniſchen oder Deutſchen, faſt in eine Franzöſiſche verwandelt. Sie hat nicht nur einen franzöſiſchen Präſidenten, und viele franzöſiſche Mitglieder, ſondern auch einen franzöſiſchen Hiſtoriographum bekommen; der uns folglich auch eine in ſeiner Mutterſprache geſchriebene Hiſtorie derſelben liefert. Es giebt Spötter, die da ſagen, die Urſache, warum die Herren Franzoſen lauter franzöſiſche Bücher ſchrieben, wäre leicht zu errathen, und wir entſinnen uns ſelbſt von einigen berühmten Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie zu Paris in franzöſiſchen Nachrichten geleſen zu haben, daß ſie gar kein Latein verſtünden. Allein das iſt eben keine Folge. Schreiben doch auch bey uns viele gelehrte Leute deutſche

Bücher, die gleichwohl Proben genug abgelegt haben, daß ſie auch Latein können. Es giebt uns auch Herr Profeſſor Formey, der Geſchichtſchreiber dieſer Societät, von welchem wir auch lateiniſche Schriften haben, einen ganz andern Grund in der Vorrede an. „Man hat, ſagt er, das Franzöſiſche „an die Stelle des Lateins geſetzt, um den Nutzen „dieſer Nachrichten allgemeiner zu machen. Denn „die Grenzen des lateiniſchen Landes, werden zuſe„hens immer enger: da hergegen die franzöſiſche „Sprache heutigestages, beynahe in den Umſtän„den iſt, darinn die griechiſche zu Ciceros Zeiten „war. Man lernt ſie überall, man iſt ſehr eifrig „auf die franzöſiſchen Bücher; man überſetzt alle „gute Bücher, die Deutſchland, oder England „hervorbringt, in dieſelbe. Mit einem Worte, „es ſcheint, daß ſie die einzige ſey, die den Sachen „diejenige Artigkeit und den Schwung giebt, wel„che ſich der Aufmerkſamkeit bemeiſtern und den „Geſchmack einnehmen.

So denken die Herren Franzoſen von ihrer Sprache; und eben deswegen fangen ſie mitten in Deutſchland an, dieſelbe als eine gelehrte aufzuwerfen, und die lateiniſche dadurch zu verdringen. Es könnte aber vielen bedünken, daß die gute Abſicht, die Arbeiten der berliniſchen Societät allgemeiner zu machen, durch die franzöſiſche Sprache ſchlecht erhalten werden würde. Denn das Latein wird gewiß von allen Gelehrten in ganz Europa verſtanden; (es müßte denn etwa in einem gewiſſen Lande anders ſeyn.) Das Franzöſiſche aber verſtehen ſo wohl in

andern

andern Ländern, als ſonderlich in Deutſchland, Dännemark, Schweden, Pohlen, noch lange nicht alle Gelehrten. Folglich wird man denn, dieſen zu gefallen, die berliniſchen Nachrichten noch in andre Sprachen überſetzen müſſen: ſo wie man unzählliche andre franzöſiſche Bücher, ins Wälſche, Engliſche und Deutſche überſetzt hat. Dieſes iſt alſo ein unleugbarer Beweis, daß die franzöſiſche Sprache noch lange ſo allgemein nicht iſt, als es viele glauben: ſo wie es auch noch lange nicht erwieſen iſt, daß alle gute Bücher ins franzöſiſche überſetzet würden. Es ſind unzählliche gute engliſche, italieniſche und deutſche Bücher, noch niemals ins Franzöſiſche überſetzet worden. Von den erſten will ich nur des Cudworths Intellectual-Syſtema und des Grafen Schaftesbury Characteriſticks nennen; von den übrigen aber iſt eine ſo groſſe Menge in allen Arten vorhanden, daß man ein langes Verzeichniß davon machen müßte, wenn man nur die Vornehmſten melden wollte. Doch wir wollen auf die Sachen ſelbſt kommen.

Die vier Claſſen, daraus die berliniſche Societät beſteht, begreifen alles in ſich, was in Paris die Academie des Sciences, und die Academie des belles Lettres in ſich faſſen: und von allen ſolchen Arten der Gelehrſamkeit wird man hier Schriften antreffen. Außer dem aber werden dieſe Nachrichten auch ſolche Abhandlungen in ſich faſſen, die ſonſt in dergleichen Werken nicht Platz finden: z. E. metaphyſiſche Sachen; Fragen aus dem natürlichen Rechte, endlich auch Abhandlungen

aus

aus der Sittenlehre. Dieſes wird die Beſchäfftigung der philoſophiſchen Claſſe ſeyn: und dieſes ſuchet man in der Vorrede zu rechtfertigen. Für Ausländer iſt dieſe Ausfertigung nöthig geweſen: da ſie bisher nur in der Phyſik und Mathematik allein ihre Ehre geſucht. Bey uns Deutſchen aber, wo dieſe Wiſſenſchaften nicht allein im Schwange gehen, ſondern wo auch ein Grotius und Pufendorf das Recht der Natur, ein Leibnitz und Wolf die Metaphyſik, und ſo viele andere die Sittenlehre auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, wäre dieſe Vertheidigung nicht nöthig geweſen. Sie iſt indeſſen ſehr gründlich gemacht, und zeigt, daß Herr Profeſſor Formey eine gründliche Einſicht von dieſen Theilen der Philoſophie und ihrem Einfluſſe in die übrigen beſitze.

Hierzu kömmt noch ein Grund, der etwas nachdenklicher iſt. „Die Unterſuchung dieſer Materien, „ſagt der Herr Vorredner, erfordert Geiſter, die „von den Feſſeln einer gewiſſen abergläubiſchen Ehr„furcht frey gemacht ſind, welche noch an ver„ſchiedenen Orten herrſchet, wo man die Grenzen „der Vernunft und des Glaubens noch nicht ſatt„ſam feſt geſetzet hat; in welcher Abſicht ſich die „Mitglieder der berliniſchen Geſellſchaft in der aller„günſtigſten Lage befinden, die ſie ſich nur wün„ſchen könnten„. Will das nicht ſo viel ſagen, daß man in Berlin eine vollkommene Freyheit zu denken hat, die ſich an keine abergläubiſche Ehrfurcht mehr kehret? Viele beſorgen hierbey nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß hier die geoffenbarte Reli-

Religion mit unter die Classe des Aberglaubens gerechnet werde: doch wir wollen von einem Manne, der selber eine Zeit lang ein Lehrer der Religion gewesen, so lieblos nicht argwöhnen. Es ist wahr, daß eine gewisse Freyheit den philosophischen Köpfen gegönnet werden muß: und wenn sie nur nicht dem gemeinen Wesen den Pflichten der wahren Gottseligkeit Eintrag thut, so befördert sie allerdings das Wachsthum der Wissenschaften.

Auf die Vorrede folgt die Historie von der Erneuerung der königl. preuß. Societät der Wissenschaften. Wir würden wider den Zweck unserer Monatschrift verstoßen, wenn wir aus einem so merkwürdigen Stücke der gelehrten Geschichte unserer Zeiten keinen Auszug machen wollten.

Das Andenken Friedrichs des I. Königs von Preußen wird den Ländern allezeit theuer seyn, die das Glück gehabt haben, unter seinem sanften Zepter zu leben. Nebst vielen andern guten Anstalten hat er auch eingesehen, wie nöthig die Künste und Wissenschaften in einem Staate wären. Er fand zwar, daß bereits seine Vorfahren zu Königsberg in Preußen, und zu Frankfurt an der Oder, imgleichen zu Duisburg im Clevischen, Universitäten gestiftet; so vieler Gymnasien zu geschweigen, die zu Berlin, Stargard, Magdeburg, Halle, Halberstadt, Brandenburg und anderwärts längst geblühet hatten. Er wollte aber seinen Ruhm gleichfalls auf diese Art verewigen, indem er in Halle eine Universität, zu Berlin aber eine Malerakademie, und eine

Rit-

Ritterakademie anlegete *. Allein das Merkwürdigſte unter dem allen iſt unſtreitig die königliche Societät der Wiſſenſchaften geweſen. Hier erzählt der Herr Verfaſſer die Gelegenheit, die zuerſt die Gelehrten zu ſolchen gelehrten Geſellſchaften veranlaſſet; nämlich die Eitelkeit der Lehrgebäude, die doch ſo unvollkommen waren; und die Begierde durch genauere Beobachtungen der Natur, näher hinter die Wahrheit zu kommen.

Den Anlaß zu der berliniſchen Geſellſchaft gab die Verbeſſerung des Calenders am Ende des verigen Jahrhunderts. Darzu brauchte man nämlich geſchickte Sternkundige, und ein Obſervatorium; dieſes aber führte ganz unvermerkt auf eine Societät der Wiſſenſchaften. Das Patent zu Aufrichtung der letztern ward alſo 1700 den 11. Jul. unterſchrieben. Verſchiedene Hinderniſſe verzögerten die Ausführung deſſelben, bis endlich 1701 alles gehoben war, die Societät wirklich zu Stande kam, und 1711 feyerlich eingeweihet ward **. Herr von Prin-

zen

* Hier hätte noch des Collegii Fridericiani, oder eines großen Gymnaſii, welches eben dieſer Herr zu Königsberg geſtiftet, und nach ſeinem Namen ſo genennet, gedacht werden können; eines trefflichen Weyſenhauſes für 12. adliche u 12 bürgerliche Knaben, die zum ſtudieren angeſetzet werden, zu geſchweigen.

** S. davon die kurze Erzählung, welchergeſtalt von Sr. K. M. in Preußen Friedrich dem Erſten in dero Hauptſitz Berlin die Soc. der Wiſſenſchaft ꝛc. geſtiftet worden, die 1711. in Berlin gedruckt iſt.

zen, ein Staatsminiſter, und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, ward damals Protector derſelben, und hielt eine Rede, die ihm der Oberhofprediger Jablonsky, der des abweſenden Präſidenten, Herrn von Leibnitz, Stelle pextrat, beantwortete. Bey dieſer Gelegenheit rühmt man dem Herrn von Leibnitz nach, daß er Deutſchland viel Ehre gemacht, ein Nebenbuhler des Carteſius und Newton, und endlich der vornehmſte Beförderer der Societät der Wiſſenſchaften geweſen. Seine Weisheit gab die vornehmſten Ideen dazu an die Hand; ſeine Standhaftigkeit überwand alle Schwierigkeiten, ſeine Einſicht leitete alle Mitglieder, ja er war nicht nur ihr Präſident, ſondern ſo zu reden ihre Seele, ſo lange er lebte. Es ward auch eine Schaumünze auf dieſe Stiftung geſchlagen, die hier in Kupfer geſtochen iſt.

Dieſe Societät hat ſieben Bände Miſcellanea herausgegeben, nämlich 1710, 1723, 1727, 1734, 1737, 1740 und 1743 die ſehr wohl von den Gelehrten aufgenommen worden. Wir übergehen die Umſtände und Veränderungen der Societät unter der Regierung Friedrich Wilhelms: worunter das merkwürdigſte iſt, daß das mediciniſche und chirurgiſche Collegium der Societät einverleibet worden.

Unter der itzigen Regierung hat zwar der Tod Kaiſers Carls des VI. durch die öffentlichen Unruhen, die er veranlaſſet, die Abſichten des Königes eine Zeit lang gehemmet: Allein kaum war der Friede wieder hergeſtellet, als 1744 dieſe Erneuerung vor die Hand genommen worden. Etliche Große des Hofes, als z. E. der Feldmarſchall, Graf von Schmet-

Schmettau, und der Staatsminiſter, Freyherr von Borke, ſtellten in ihren Häuſern gelehrte Verſammlungen an, die theils aus Gliedern der Societät, theils aus andern berliniſchen Gelehrten beſtunden; bis ſie endlich im königlichen Schloſſe ſelbſt ihre Zuſammenkünfte halten dorften. Darauf erhielten die Staatsminiſter von Viereck, von Marſchall und von Arnimb, zu welchen ſich noch der Graf Podewills, nebſt den obigen Herren geſelleten, königlichen Befehl, auf das Beſte der Societät bedacht zu ſeyn. Nach reifen Ueberlegungen beſchloß denn dieſe hohe Commiſſion, dieſe Societät auf den Fuß einer Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu ſetzen. Es wurden ihr vier Curatoren beſtätiget, nämlich Ihre Excellenzen, Hr. Graf von Schmettau, Herr von Viereck, Hr. Graf von Gotter, und Herr von Borke. An die Stelle des Hrn. Grafen von Gotter, als derſelbe den Hof verlaſſen, iſt der Herr von Arnimb gekommen.

Den 23 Jenner 1744 erneuerte ſich die Societät, den Tag vor des Königs Geburtstage, auf eine feyerliche Art. Alle vornehme und ordentliche Glieder verſammleten ſich, die erſten nach ihrem Rang, die andern in ihren Claſſen. Der Feldmarſchall Graf von Schmettau eröffnete des Königes Willen, und Herr von Jarriges, der Societät Secretär, verlaß die Verordnungen und Freyheiten derſelben. Die phyſikaliſche Claſſe ſchritt darauf zu den electriſchen Verſuchen, denen alle Prinzen des königlichen Hauſes, nebſt vielen auswärtigen Prinzen beywohnten;

ten; anderer vornehmen Zuſchauer nicht zu gedenken.

Seit der Zeit verſammlet ſich dieſelbe ordentlich, um ſich der königlichen Gnade immer würdiger zu machen. Sie hat auch einen Preis von 50 Ducaten aufgeſetzt, den ſie jährlich am Tage der angetretenen Regierung Sr. Majeſtät, den 31 May, demjenigen zuſpricht, der die beſte Ausarbeitung über den aufgegebenen Satz geliefert hat. Dieſer Preis iſt auch ſchon zweymal vergeben worden, und das erſtemal nach Caſſel, das zweytemal nach Paris gekommen.

Hierauf folget nun die Hiſtorie oder die Nachricht von den Bemühungen der Societät ſelbſt. Es ſind dieſes kurze Auszüge aus den wirklichen gelehrten Arbeiten der Glieder der Geſellſchaft; die der Geſchichtſchreiber derſelben daraus gezogen, um ſie auch mittelmäßigen Leſern begreiflich zu machen. Die Schriften ſelbſt folgen hernach unter dem Titel der Memoires, in dem andern größern Theile dieſes Bandes. Doch der Raum iſt uns itzo zu kurz, etwas davon zu erwähnen: wir behalten uns ſolches auf das nächſte Stück vor, weil wir viel ſchöne Sachen darinn antreffen, die Neubegierde unſerer Leſer zu vergnügen. Wir wünſchen nichts, als daß der Herr Verleger dieſes Werkes uns bald eine deutſche Ueberſetzung davon liefern möge, um den Nutzen davon in Deutſchland allgemeiner zu machen.

* *

VIII.

L'Ecole des Amis. Comedie par M. de la C. à Paris in 8. v. i.

Die Schule der Freunde, ein Luſtſpiel*.

Die Veränderungen, welche die franzöſiſchen Luſtſpiele ſeit mehr als einem Jahrhunderte erlitten, ſind ſehr merkwürdig. „Was in „den Stücken herrſchte„, ſagt Herr **Fontenelle**, „das waren die Liebeshändel und die unverhofften „Zufälle, die Irrthümer in den Namen, die Ver„kleidungen, aufgefangene Briefe, und nächtliche „Ebentheuer; und eben darum nahm man auch faſt „alle Materien von den Spaniern, die hierinnen „am fruchtbarſten ſind. Dieſe Stücke waren dem „ungeachtet ſehr luſtig und ſinnreich . . . Allein „die größte Schönheit der Luſtſpiele war gleichwohl „unbekannt: man dachte an die Sitten und Cha„ractere gar nicht, man ſuchte das Lächerliche ſehr „weit, aus ſelbſterſonnenen Begebenheiten heraus, „und kam gar nicht darauf, ſelbiges im menſchli„chen Herzen zu ſuchen, wo es doch hauptſäch„lich wohnet. **Moliere** iſt der erſte geweſen, der „es daſelbſt geſuchet und es am beſten ausgeführet „hat. Dieſem Manne iſt niemand gleich gekom„men; und die Comödie hat ihm gewiß eben ſo viel „zu verdanken, als die Tragedie dem **Corneille**„, **Moliere**

* Dieſer Artikel iſt aus dem pariſiſchen Memoires ſur les ouvrages de Litterature überſetzt.

Mollere hat den Hof und die Stadt durchforſcht, und durch wahre Abſchilderungen der Sitten, die auf eine angenehme und beißende Art entworfen waren, ſo wohl ſein eigenes Jahrhundert, als die nachfolgenden verbeſſert. Die Wahrſcheinlichkeit in den Begebenheiten, die natürlichen und lebhaften Umſtände, die wohlausgeführten Charactere, die Artigkeit in den Geſprächen, die feinen und artigen Scherze, die in allem dieſem herrſchende Anmuth, die Lebhaftigkeit der Liebeshändel, und eine zwar ungekünſtelte, aber doch ſchöne Schreibart, dieß alles hat dem Moliere den Ruhm des größten franzöſiſchen Dichters in Luſtſpielen, auf ewig vergewiſſert. Viele Dichter folgten der Bahn, die dieſer große Mann ihnen gebrochen; und ohne diejenigen alle zu nennen, die ſich durch einzelne Stücke einen flüchtigen Ruhm erworben haben, ſo kann man wohl ſagen, daß die Herren Regnard und Vericault Destouches, der Bahn des Moliere glücklich gefolget ſind. Die Spuren eines geiſtreichen Mannes, der das menſchliche Herz kennet, zeigen ſich in allen ihren Stücken. Die Stärke des Herrn du Freſny beſteht in ſeinen überaus glücklichen Einfällen; aber der Comödiant le Grand iſt auch ein rechter Proteus. Er kann die niedrigſten Sitten nachahmen, und gleichwohl drückt er die erhabenſten Charactere eben ſo glücklich aus. Auf die Scherzreden vom Fiſchmarkte, bringt er die allerfeinſten Spöttereyen vor: er ſey nun aber ein Maler oder ein Sudler, ſo ſetzt er doch nie die Natur aus den Augen. Seitdem er-

schien denn das Lustspiel unter einer metaphysischen Gestalt, und mit den kostbaren Kleidern der Artamena und des Cyrus ausgeschmücket. Das zergliederte menschliche Herz both nur ein betrübtes und verdrießliches Schauspiel dar: um nun das Lachen zu erregen, so machte der Dichter die Bauern so gar zu Metaphysik-verständigen, denen er übrigens ihre picardische und normännische Sprache ließ. Dergleichen Lustspiele sind ein rechtes Gewebe von verarbeitetem Nichts, und trockne Gespräche, darinnen der Verfasser sich recht foltert um witzig zu scheinen; ja es sind ein Haufen Räthsel, die in einer abgeschmackten und gezwungenen Schreibart vorgetragen sind. Unter dem Vorwande, fein und zärtlich zu denken, bringt der Dichter einen Haufen hochgetriebene Sachen vor, die, wenn man sie genau beleuchtet, nichts als gemeine Dinge sagen. Es sind kalte Mummereyen für die Herren Witzlinge, die alles lieben was tiefsinnig, und räthselhaft ist. Wir wollen doch einen Lobredner dieser schweren Lustspiele hören: „Ein junger Schrift-„steller hatte ein Lustspiel verfertiget, welches voll „der feinsten und zärtlichsten Züge war, und mit „lauter Witz stralete. Die Verwirrung war zwar „nicht einfach, aber sehr verständig ausgedacht, gut „ausgeführt und wohl entwickelt. Mit diesem Stü-„cke geht er zu einem berühmten Kunstrichter und „liest es ihm vor. Kaum hat er angefangen zu „lesen, so wird die Stirne des Kunstrichters von „Runzeln frey, und ein schmäuchlendes Lächeln ent-„steht fast bey jedem Ausdrucke auf seinem Gesich-

te.

„te. Die Stellen, mit denen der Verfaſſer ſelbſt „am beſten zufrieden war, erhalten auch von dem „Richter einen deutlichern Beyfall. Man höret „das Stück bis zum Ende mit einer Aufmerkſam„keit an, die ganz allein ein Lob geweſen wäre. „Nun zweifelt der junge Menſch nicht mehr an der „Güte ſeiner Arbeit. Wie gefällt ihnen nun, mein „Herr, ſagt er, was ich ihnen vorgeleſen habe? „Sie werden, antwortet der Kunſtrichter kaltſinnig, „mit dieſem Stücke keinen Beyfall erlangen. „Dreyviertel von den untern Zuhörern, werden von „denen Stellen ihres Werks, daran ſie ſelbſt das „größte Wohlgefallen haben, nicht ein Wort ver„ſtehen; ungeachtet dieſelben, unter uns geſagt, „auch mir am beſten gefallen. Alle dieſe feinen „ſpitzfündigen Gedanken werden nicht rühren! „ſie werden in den Wind geredet ſeyn. Ja es wird „ein großes Glück ſeyn, wo man ſie nicht gar aus„ziſchet. Gehen ſie mit ihrem Stücke, und leſen „es den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie „vor; aber den Comödianten geben ſie es bey „Leibe nicht! Wahrlich, fügte er noch lachend hin„zu, ſie ſind ſehr einfältig, daß ſie ſo witzig ſchrei„ben„. Ich für mein Theil mache mir einen ſchlechten Begriff von dem Geſchmacke und der Fähigkeit dieſes ſehr berühmten Kunſtrichters. Hätte er gewußt, daß das Luſtſpiel eine Nachahmung des gemeinen Lebens ſey: ſo hätte er dem jungen Schriftſteller keinen Beyfall gegeben. Anſtatt, daß er die feinen und künſtlichen Stellen bewundert hätte, die gleichwohl von drey Vierteln

der Zuhörer nicht verstanden werden sollten: so hätte er eben hieraus geschlossen, daß das Stück nichts taugte, weil es diejenigen Wahrheiten nicht ausdrückte, deren Quelle im menschlichen Herzen liegt, und die alle Geister rühret, welche einige Anleitung gehabt haben. Was macht uns doch dieser Kunstrichter für einen Begriff von der französischen Akademie, wenn er sie als eine Bewunderinn eines Stückes vorstellet, das dem guten Geschmacke so sehr zuwider ist? Ich, meines Orts, glaube, daß diese berühmte Gesellschaft, die von dem Cid so richtig geurtheilet hat, ein Lustspiel würde verlachet haben, darinnen die Natur durch eine Menge spitzfündiger Ausdrücke erstickt wird, die gemeiniglich weder unterrichten noch belustigen. Dieß sind künstliche Phosphori, die einen wohl blenden, aber auch gar bald ermüden.

Wir haben noch zu unsern Zeiten einen Dichter gesehen, dem die comische Stärke fehlete, deren Mangel Cäsar am Terenz bedaurete. Dergleichen Stücke sind eine rechte Arbeit für den Geist; die Bauart darinnen ist seltsam und romanhaft; der Dichter redet darinnen, und nicht die spielenden Personen. Ist er endlich mit einer Scene fertig geworden; so braucht er wieder eine, um die erste zu unterstützen: und so werden alle folgende an einander geflicket, bis er zur fünften Handlung kömmt. Die Schreibart dieser Stücke ist gut und richtig, aber etwas kalt; gleichwohl entwirft der Dichter seine Gedanken gut genug. Es fehlt ihm auch an feinen und zärtlichen Bildern nicht; allein es scheint,

er

er mache ſein Luſtſpiel nur bloß, um ſie dahinein zu ſchieben. Die Sittenlehre im Stücke iſt auch rein, und einem rechtſchaffenen Menſchen anſtändig; es iſt nur zu bedauren, daß das comiſche darinnen ſo traurig iſt. Der Dichter will nichts, als erbauen und rühren, und man merket, daß er zum lebhaften und feinen Spotte nicht geſchickt ſey.

Le Comique ennemi des ſoupirs & des pleurs,
N' admet point en ſes vers, de tragiques douleurs.

Das Luſtſpiel iſt ein Feind vom Seufzen und vom Weinen;
Kein trauervoller Schmerz muß je bey ihm erſcheinen.
Boileau im 3ten Geſange.

Gleichwohl erſcheinen ſeit einiger Zeit dergleichen ſeltſame Stücke mit ziemlichem Erfolge auf unſerer Schaubühne. Die Schule der Freunde, ein Luſtſpiel, welches zum erſtenmale den letzten 25 Februar aufgeführet worden, iſt von eben dieſem Schlage. Die Wahrſcheinlichkeit und denjenigen Scherz, der auf angenehme Weiſe unterrichtet, darf man darinnen gar nicht ſuchen: es iſt ein moraliſcher und hochtrabender Roman. Ungeachtet Monroſe und Hortenſia in einem Hauſe wohnen, ſo wirft gleichwohl Clorine, um des Monroſe Liebe wieder zu erregen, die ſie für eingeſchläfert hält, an ich weis nicht welchen Ort des Hauſes, das Bildniß der Hortenſia: und die ganze Liſt dieſes ſo unwahrſcheinlichen Vorgebens beſteht darinnen, daß der Baron Aramont, ein eifriger, aber un-

bedachtsamer Freund des Monrose, dieses Bildniß finden muß. Hier nun thun die Briefe treffliche Dienste. Ariste giebt dem Monrose einen Brief wieder, der seiner Unbedachtsamkeit entfahren war; und durch einen Brief beredet auch der Baron die Hortensia, daß sie eine Nebenbuhlerinn habe. Zuweilen ist auch wohl einige Gleichheit mit untergelaufen. Wenn z. E. der Marquis Dornane, ein falscher und hochmüthiger Freund, ausbreitet, der Hof habe dem Ariste das Amt und Gouvernement seines Vetters gegeben; so breitet der Baron seinerseits wieder aus, dieser Vetter habe eine reiche Erbschaft hinterlassen. Ist es auch wohl wahrscheinlich, daß in einem einzigen Tage Hortensia ins Kloster gehe, die Versiegelung bey dem Vetter wieder erbrochen werde, alle Geschäffte bey der Erbschaft verrichtet, und die Schulden des Monrose bezahlet werden; Monrose aber eines falschen Gerüchts wegen festgenommen, ganz und gar verlassen seyn, und seine Heirath geschloßen haben soll? Die Charactere indessen erhalten sich gut; der schönste von allen aber ist des Ariste seiner.

Ferner ist der Dichter nicht allemal bedacht genug gewesen, die Personen nichts sagen zu lassen, als was sich für sie schicket. Schickt es sich z. E. wohl für eine Magd, den Ausspruch zu thun, ob die Liebe vor dem Ehstande hergehen, oder erst hernach folgen soll? Gleichwohl drückt Clorine sie folgendergestalt aus:

C'est

C'eſt bien aſſez, qu'il vienne après le mariage.
L'Amour qui le prévient n'eſt pas le plus certain,
Il vaut mieux ne donner ſon coeur qu'après ſa main,
Quand on eſt ſa maitreſſe, alors c'eſt autre choſe.

D. i. Die Liebe kömmt nach der Hochzeit zeitig genung. Auf die Liebe die vorhergeht, kann man ſich nicht ſehr verlaſſen: es iſt alſo beſſer, man verſchenke ſein Herz erſt, wenn die Hand ſchon vergeben iſt. Wann man ſein eigener Herr iſt: dann iſt es ein anders!

Dergleichen Empfindungen ſtimmen mit den Sitten einer Magd nicht überein. In dem ganzen Stücke habe ich nur einen recht comiſchen Ausdruck gefunden. Monroſe beſchweret ſich, daß er in vielen Schulden ſtecke; und der Marquis antwortet ihm:

Parbleu! qui ne l'eſt pas? ſur tout parmi nous autres!
Meſsieurs tes Creanciers feront comme les nôtres:
Ils prendront patience, ils ſont faits pour cela.
Ne va pas en payant nous gâter ces gens-là.

Zum Henker! wem geht es nicht eben ſo? Zumal unter uns! Deine Herren Gläubiger werden es machen müſſen, wie unſere: ſie müſſen Geduld haben; dazu ſind ſie gemacht! Beyleibe verderbe uns die Leute durch dein Bezahlen nicht!

Der erſte Auftritt in der andern Handlung iſt nach meiner Meynung der ſchönſte. Ariſte nimmt ſich darinnen vor, dem Monroſe die Augen wegen der elenden Aufführung zu öffnen, die er bey

Hofe bezeiget, als er um die Bedienungen ſeines Vetters angehalten. Er malet ihm den Hof ſo ab:

Vous entrez dans le monde, et vous allez paroitre
Sur ce fameux Theatre, ou j'ignore comment
J'ai pu me ſoutenir, juſques à ce moment.
Vous n' êtes pas encore inſtruit de ſes myſtères,
Juſqu'ici vos emplois, vos devoirs militaires
Vous en ont écartès. La Cour eſt en tout tems
Une terre inconnue à tous ſes habitans.
Après un long ſejour, après un long uſage,
On s'y ratrouve encore à ſon apprentiſsage,
On y marche toujours ſur des pièges nouveaux,
On y vit entouré d'un peuple de rivaux,
Ou d'amis dangereux; heureux qui les devine!
On n'y peut s'élèver que ſur quelque ruine;
On n'y peut profiter que des fautes d'autrui.
Tel au gré de ſes voeux s'y maintient aujourd'hui,
Qui demain ne pourra faire tête à l'orage:
Et l'on finit ſouvent par y faire naufrage.

Ihr thut euren Eintritt in die Welt, und ſollet auf dem berühmten Schauplatze erſcheinen, auf welchem ich mich, ich weis ſelbſt nicht wie, bis anietzt erhalten habe. Ihr kennet die Geheimniſſe dieſes Orts noch nicht; denn bishieher haben euch eure Kriegsbedienungen und Verrichtungen von Hofe entfernet. Der Hof iſt zu allen Zeiten ein ſeinen eigenen Einwohnern unbekanntes Land geweſen. Nach einem langen Aufenthalte, nach langer Erfahrung, findet man doch, daß man noch in den Lehrjahren ſey. Allezeit geht man auf neuen Fallſtricken, man iſt mit einer Menge von Nebenbuhlern,

oder mit gefährlichen Freunden umgeben. Glücklich wer ſie errathen kann! Man kann ſich daſelbſt nicht anders erheben, als durch anderer Fall; nicht anders klug werden, als durch anderer Fehler. Heute erhält ſich jemand daſelbſt nach Herzens Wunſche; welcher morgen dem Ungewitter nicht wird widerſtehen können; und oftmals endet ſich das Hofleben mit dem Schiffbruche.

Es würde mir leicht ſeyn, noch einige eben ſo lehrreiche Stücke anzuführen; denn von Seiten des Unterrichts hat der Dichter gar nicht gefehlet: es geht ihm nichts ab, als die Anmuth. In den Empfindungen herrſcht Wahrheit, die Begebenheiten aber, die dazu Anlaß geben, ſind gemeiniglich erzwungen und ziemlich unwahrſcheinlich. Eigentlich zu reden, ſo hat er etwas neues erfunden, das man wohl einen moraliſchen Roman, geſprächsweiſe abgefaßt, nennen könnte; und da dieſe neue Erfindung Beyfall gefunden, ſo ſcheint es, daß die Critik etwas ſäuberlich mit ihm verfahren müſſen. Ich will hier nur noch anmerken, daß es leichter ſey, hierinnen glücklich zu ſeyn, als in comiſchen, denn es iſt ſchwerer, die Natur nach ihren wahren Farben zu ſchildern, als ſie nach der Einbildungskraft zu malen. Findet aber ja der Herr de la C. ſeine Tadler unter denjenigen, die den Vorſchrifften des Ariſtoteles, Horaz und Boileau anhangen; ſo verſichere ich ihn, daß er hinwiederum unter den ſtrengſten Caſuiſten ſeine Lobredner finden wird. Seine Art von Luſtſpielen iſt weder luſtig noch

poſſen-

possenhaft; die scherzhaften Thorheiten, die Unflätherenen und Zweydeutigkeiten, sind ganz daraus verbannet; er prediget überall eine reine und tugendhafte Sittenlehre. Solche große und wirkliche Vortheile, werden nun hoffentlich in den Augen der Verständigen, die comische Anmuth und Lebhaftigkeit ersetzen: denn so bald die Sitten nur nicht Gefahr laufen, so hat man von der Seite der Casuisten nicht das mindeste, wegen der Genehmhaltung dieser neuen Art des Lustspiels zu besorgen.

* *

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Novum Lexicon Graeco-Latinum in D. N. J. C. Testamentum, congessit et Annotationibus philologicis in vsum scholarum illustrauit, Christianus Schœttgenius. Lipsiae impensis Bernh. Christ. Breitkopfii 1746. in 8. Dieses neue griechische Wörterbuch wird denen sehr angenehm seyn, die sich auf die Grundsprache des N. Testam. legen müssen. Der Herr Rector Schöttchen hat dasselbe mit besonderm Fleiße zusammen getragen, und die große Kenntniß dieser Sprache, die er besitzet, in ihrer Stärke darinn gewiesen. Bey jedem Worte findet man alle biblische Stellen, wo selbiges in derselben, oder in verschiedenen Bedeutun-

tungen vorkömmt. Es wird also bey exegetischen Arbeiten einen vortrefflichen Nutzen haben, und die Anschaffung größerer und viel theurerer philologischer Werke ersparen können. Der Druck ist, so wohl als das Papier, so sauber als man es wünschen kann.

II.

M. T. Ciceronis Opera Philosophica ad Exemplar Londinense edita, Berolini 1745. Sumtibus Ambrosii Haude Bibliop. Reg. et Acad. Scient. privil. Hier sehen wir einen Versuch, wieweit es die Buchdruckerkunst in Deutschland, in schönen Ausgaben der alten Scribenten bringen könne. Bisher hat man wegen ihrer Richtigkeit, sonderlich die gryphischen; wegen ihrer ungemeinen Schönheit aber die elzevirischen Ausgaben hochgehalten. Aber, diese Probe zeiget, daß man in Deutschland beydes erreichen, ja durch die Vereinigung solcher Vorzüge, jene übertreffen könne. Man kann nichts schöners sehen, als den Druck und das Papier dieser niedlichen Ausgabe. Alle die daran Theil gehabt, haben rechtschaffen das Ihre gethan. Es sind freylich keine überflüßigen Anmerkungen dabey, darinn unzählige Lectiones variantes dem Leser weiter nichts helfen, als daß sie das Buch theuer machen, wie Verburgs Cicero. Dagegen ist ein richtiger Text nach Davisii englischer Ausgabe, in einem bequemen Taschenformate abgedruckt: und wir haben Hoffnung, bald die übrigen ciceronischen Werke in eben so schönen und bequemen Bändchen zu bekommen.

III. Quin-

III.

Quinti Horatii Flacci opera, ad Exemplar Londinenſe a Ioanne Pine tabulis aeneis inciſum, edita, Berolini 1745. Sumtibus Ambroſii Haude. In eben der angenehmen Geſtalt liefert uns Herr Haude auch einen Horaz. Alles was wir von dem vorigen geſagt haben, gilt von dem gegenwärtigen auch. Hier iſt ein richtiger Text, ohne unnütze ſogenannte critiſche Noten; damit man den Horaz ſelbſt deſto fleißiger leſe, und ihn durch ſich ſelbſt verſtehen lerne. Eins hätten wir gewünſcht, daß man nämlich, nach dem Exempel der kleinen Ausgabe, die uns der P. Sanadon 1743 in Paris in 16. geliefert hat, auch die Metra des Poeten beygeſetzt hätte, weil er dadurch der Schuljugend deſto brauchbarer geworden wäre. Hernach würde zu der Schönheit dieſes Dichters im äußerlichen Anſehen, viel beygetragen haben, wenn der Herr Verleger von der Regel, die er ſich bey ungebundenen Scribenten mit Recht gemacht, alles in geſpaltenen Columnen zu drucken, abgegangen wäre. Die ſo vielen gebrochenen Zeilen, zumal bey den Epoden, Satiren und Epiſteln, und der Arte Poetica, ſehen dem Auge ſehr widerlich aus, ſparen auch in der That keinen Raum. Vielleicht wird der Herr Verleger ſich künftig bey andern Poeten unſern Vorſchlag gefallen laſſen.

IV.

M. Samuel Seidels, der Schule in der Oberlauſitziſchen Sechsſtadt Lauban, Rectors, ausgeſonderte

derte Gedichte, bisher zu verſchiedenen Zeiten einzeln herausgegeben. Achte Fortſetzung. Leipzig und Lauban, verlegts Nicolaus Schill, Buchdrucker 1746. Es ſcheint, als wenn dieſe achte Fortſetzung der ſo beliebten ſeidelſchen Gedichte den ganzen Band beſchlieſſen ſollte; darum können wir nicht umhin derſelben zu gedenken. Des Herrn Rectors Seidels Verdienſte in der Poeſie brauchen unſers Lobes nicht, und haben ſich durch ſich ſelbſt ſchon Liebhaber genug erworben. Wir wünſchten nur, daß der Verleger bey einer neuen Auflage das unbequeme Quartformat verlaſſen, und alsdann dieſe Gedichte in eine beſſere Ordnung bringen möchte, ſo daß Oden, heroiſche Gedichte, Elegien, poetiſche Sendſchreiben, Sinngedichte u. ſ. w. in beſondere Claſſen kämen.

V.

Siegmund Ehrenfried Richter, in Görlitz, hat noch eine Anzahl völlige Exemplare von den belobten oberlauſitziſchen Beyträgen zur Gelahrtheit und deren Hiſtorie, die er den Liebhabern der gelehrten Geſchichte verlaſſen kann. Es ſind in allem vier Jahrtheile, die zwey bequeme Quartbände ausmachen. Sie halten überhaupt nicht nur viel artige Abhandlungen aus allen Wiſſenſchaften in ſich, ſondern geben auch Nachrichten von neuen Arbeiten der Gelehrten in dieſer Provinz, Lebensbeſchreibungen u. d. gl. Es treffen hier Theologen, Rechtsgelehrte, Arzneykundige, Weltweiſe, Chymiſten, Sprachlehrer, Geſchichtkundiger, kurz alle Arten der Gelehr-

lehrten etwas für ſich an. Man kan auch leicht denken, daß eine Landſchaft, die ſechs ſolche berühmte Gymnaſia in ſich hält, als man in den oberlauſitziſchen Sechsſtädten antrifft, gewiß weder an Gelehrten, noch gelehrten Arbeiten einen Mangel haben könne.

VI.

Man ſieht hier in Leipzig abermal ein paar geiſtliche Reden, die aus der Sammlung des Herrn Hofpredigers und Probſts zu Braunſchweig, Herrn Jeruſalems, ins Franzöſiſche überſetzt worden. Die erſte hat den Titel Diſcours ſur L'Evangile de St. Luc. Ch. XVI. 1-9. & ſur le devoir des fideles, de s'appliquer dès cette vie, à ſe procurer une heureuſe éternité, prononcé en preſence de la Cour de Brounſwic par Mr. Jo. F. W. Jeruſalem, traduit par un Anonyme 1746. Die II. hat folgende Ueberſchrift: Diſcours ſur L'Evangile de St. Jean, XV, 26. 27. & XVI. 1-4. & ſur les raiſons, pourquoi les veritez chretiennes ſont tant en averſion au monde, prononcé en preſence de la cour de Brounſwic par Mr. J. F. W. Jeruſalem, traduit par un Anonyme 1746. Da der Inhalt von beyden ſchon aus dem deutſchen Grundtexte bekannt iſt; ſo bleibt uns nichts davon übrig zu ſagen, als daß auch dieſe Ueberſetzung, einen neuen Beweis von ihrem Werthe abgiebt. Es iſt nämlich kein geringer Vorzug, einem ſo erleuchteten Kenner und Meiſter ſchöner Stücke, als dieſe Ueberſetzung zum Urheber hat, vorzüglich zu gefallen. Dieſelbe verräth nämlich überall eine Feder, die theils in der franzöſiſchen Sprache keinem gebohrnen Franzoſen etwas nachgiebt; theils alle die Stärke der Ausdrückungen und Meiſterzüge in ihrer Gewalt hat, dadurch die an ſich ſtarken Gedanken des Herrn Verfaſſers vollkommen erreichet werden können. Da nunmehro fünf ſolche Stücke Franzöſiſch zu haben ſind, ſo würde der Verleger des deutſchen Originals ſehr wohl thun, wenn er ſie in einem Bändchen zuſammen druckte, und den Ausländern in die Hände zu bringen ſuchte; um ſie mehr und mehr zu überzeugen, daß Deutſchland auch ſeine Tillotſons und Bourdaloues beſitzt, deren Schriften aller Kenner Hochachtung verdienen.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des III. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat August 1746.

IVVENAL.

Quid -- faciam ? Mentiri nescio ; Librum
Si malus est, nequeo laudare.

I.

Hiſtoria Bibliothecae Auguſtae

quae Wolfenbutteli eſt, duobus libris comprehenſa: quorum prior Ser. Brunſw. Lüneb. Ducis Auguſti, munificentiſſimi Bibliothecae Conditoris, immortalia in Eccleſiam, rempublicam, orbem praeſertim eruditum, merita; poſterior ipſius Bibliothecae proſperrima, inde a Primordiis eius ad haec vsque tempora, fata complectitur, a Iac. Burckhardt Ser. Duc. Conſ. adumbrata A. 1744. qui centeſimus eſt ex quo Bibl. Wolfenb. eſt translata.

Lipſ. typis Breitkopfianis. Sumpt. Io. Chriſt. Meisneri. Bibliop. Wolfenb.

Das iſt:

Herrn Hofraths und Bibliothecarii Burkhards Hiſtorie der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ꝛc. in 4.

Es iſt vor zweyen Jahren eben ein Jahrhundert verfloſſen, daß der in Gott ruhende Herzog Auguſtus zu Braunſchweig und Lüneburg, eine von ihm angelegte fürſtliche Bibliothek nach Wolfenbüttel gebracht, und ſie dem öffentlichen Ge-

brauche gewidmet. Es hat also der Hr. Hofr. Burkhard, dessen Verdienste der gelehrten Welt sonst schon bekannt sind, daher Anlaß genommen, die Geschichte dieses trefflichen Büchervorraths ausführlich zu beschreiben. Es ist gewiß eine Art der Vorsehung dabey zu bemerken, daß eben um die Zeit, da Deutschland, in dem dreyßigjährigen Kriege, der berühmten heidelbergischen Bibliothek beraubet worden; ein anderes durchlauchtes Haupt, seine Liebe zur Gelehrsamkeit, durch Aufrichtung eines neuen zahlreichen Büchervorraths, an den Tag geleget hat.

In der Vorrede erzählet der gelehrte Herr Verfasser die Gelegenheit, so ihm zu seiner Arbeit gegeben worden. Vor zwanzig Jahren ungefähr, ist die wolfenbüttlische Bibliothek in ein mehrentheils neues Gebäude gebracht worden, welches acht Zimmer hat. Als er nun vor drey oder vier Jahren, (dieses ist 1744 geschrieben) diese Zimmer etwas genauer durchgieng, so fand er etliche hundert eigenhändige meistens lateinische Briefe, die theils von gelehrten Männern, an den durchlauchten Stifter, theils von ihm selbst an seine Titularräthe, die er zu Straßburg, Augspurg, Nürnberg, Cöln und in andern Städten in und außer Deutschland hatte, geschrieben waren; und deren Hülfe er sich in Anschaffung der Bücher bediente. Dieses brachte nun den Herrn Hofrath auf die Gedanken, die Historie der gedachten Büchersammlung zu entwerfen; dergleichen schon der Legat. R. Hertel, welcher dreyßig Jahre Bibliothekar gewesen, versprochen gehabt.

Die-

Dieser hat seine Arbeit von 1661 anfangen wollen, als Hermann Conring seinen Brief de Bibliotheca Augusta, an den Baron Joh. Christian von Boineburg geschrieben. Allein, der Herr Verfasser hat es für rathsamer gehalten, weiter zurück zu gehen, und von dem 1604. Jahre anzuheben, in welchem der Herzog seine Hofstadt zu Hitzgera angeleget: obwohl einige vorgeben, er habe sie 1614, andere 1625, und noch andere 1643 erst zu sammlen angefangen.

Der Hr. Hofr. hält mit Recht dafür, daß die Historie der Bibliotheken sehr nützlich sey. Es ist auch höchst billig, den Stiftern öffentlicher Büchersäle ihr gebührendes Lob zu gönnen: welches ihn denn bewogen, auch dieses durchlauchtigen Herzogs Namen und Verdienste um die gelehrte Welt, nach Würden zu erneuern. Die Umstände des braunschweigischen Hauses hatten denselben genöthiget, eine Zeit lang auser der Hauptstadt Wolfenbüttel zuzubringen. Als er daher 1643 den 14 Sept. endlich seinen Einzug daselbst hielt, so pflegte er hernach, so oft an dem Tage in folgenden Jahren etwas zu unterschreiben vorfiel, hinzu zu setzen: quo die ante hac Wolfenbüttelum, vt verus Possessor, introii, vel quo die redibat ad Dominum, quod fuit ante suum. Dieser Tag muß nun auch den Gelehrten theuer seyn, weil nämlich bald darauf, auch diese Bibliothek, ihren itzigen Sitz bezogen hat.

Das I. Capitel des I. Buches hält in sich eine Erzählung aller der Schriften, die des milden Stifters dieser Bibliothek, Herzogs Augusts Leben, und

UNIV.-BIBL. BERLIN

Lob mit Fleiß beſchrieben haben. Ueber dieſem Capitel ſteht in einem Zierathe das Bruſtbild dieſes Herrn ſauber in Kupfer geſtochen. Hier ſind nun die Lobreden und Schriften, von Neſſeln, Böcklern, Joh. Val. Andreä, Joh. Sauberten, Henrich Wideburgen, Joh. Gleimen, Georg Phil. Harsdörfern, Juſt. Ge. Schotteln, Mart. Goeky, Elias Ehingern, Enoch Gläſern, Fridr. Ulr. Calixten, Joach. Hildebranden, Heinrich Meybomen, Herm. Conringen, Brand, Dätri und andern mehrern nach der Zeitordnung erwähnet. Unter dieſen hat Meybom, in ſeinem Gedichte, die Zuneigung dieſes Herzogs gegen die Gelehrten, in folgenden Verſen beſchrieben:

Sit tibi laus aeterna, Auguſti Nominis Heros,
Aonidumque Parens, et noſtri Cilnie ſaecli,
Ingeniis ponens pretium. Te iudice nemo,
Munere ſuſcepti potuit caruiſſe laboris.
Vt virtus iubet, erga alios non prodigus auri,
Nec parcus nimium in doctos, tua prodiga ſemper
Dextera, nec minui reditus cenſumque, gemiſcis;
Dum te ſola inopem doctorum copia reddat,
Et tua participent dulces aeraria Muſae.
Sola alti feruorem animi, ſtudiumque iuuandi
Bibliotheca docet, quae per Te maxima, magnis
Auſpiciis fundata ſuit. Sit maxima ſemper,
Nec ſol maiorem videat, qui non videt vsquam!

Er erzählt hierauf die Bildniſſe, die von dieſem durchl. Haupte gemacht werden; darunter ſonderlich

von

von des berühmten Kilians Hand etliche zu merken sind. Er erwähnet auch sonderlich des groſsen Fleiſses und Eifers dieses Herrn, in Verbesserung und guter Ausarbeitung der deutschen Sprache: wie solches theils aus Schottels Zeugnisse, theils aus seiner Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft erhellet, worinn er den Namen des **Befreyenden**, nicht aber des Ernährenden geführet; wie Joach. Hildebrand vorgegeben. Ja man hat noch eigenhändige Briefe von dem Stifter und Haupte dieser Gesellschaft, Herrn Ludewigen, Fürsten zu Anhalt: daraus man sieht, wie viel er auf Herzog Augusts Urtheil, in Untersuchung der deutschen Sprache gehalten habe. Unter den übrigen, die von ihm rühmlich geschrieben, wird auch **Siegmund von Birken**, in seiner Guelfis, oder dem niedersächsischen Lorberhayne gemeldet. Er hat auch ein Gedicht gemacht: das **Haus des Bücherzimmers** betitelt; worinn er so anfängt:

Dieſs Haus kañ ungefragt, dir seinen Herren nennen;
Hier unten in dem Stall steht manches gutes Pferd,
Dort oben unterm Dach, liegt Rüstung, Spieſs und Schwert,
Das Mittel ist ein Ort, da kluge Geister brennen,
Augustens Lust wohnt hier, du kannst ihn bald erkeñen.

Wir gehen zum II. Capitel und dieses enthält die beyläufigen Lobsprüche und Zeugnisse, die von den berühmtesten Männern des vorigen Jahrhunderts, in allerley ungedruckten Schriften, sonderlich in Briefen dem Herzoge Augusto gegeben worden.

Hier werden Ath. Kircher, Luc. Holstenius, Joh. Heinr. Hottinger, der Baron Boineburg, Mezeray, Patru, Dallaus, Spener, Imhof und Joh. Pet. von Ludewig, nebst verschiedenen fürstlichen Personen, Päbsten und Cardinälen angeführt, dabey wir uns aber nicht aufhalten können.

Im III. Capitel wird ein Verzeichniß der eigenen Schriften dieses durchl. Herzogs gemacht. Das erste, so man von ihm hat, ist ein Tagebuch, worinn er von seiner Jugend auf, alles angemerket, was merkwürdiges vorgefallen. Das II. führt den Titel: Augusti iunioris, Brunsuicensium et Lunaeburgensium Ducis, et Rostochiensis Academiae Rectoris, Orationes et Edicta publice proposita. Rostoch. typis Augustini Ferberi iun. 1594. in 4. Diese Sammlung hat der junge Prinz, als er Rector Magnificentiss. zu Rostock war, seinem Herrn Vater, Herzog Heinrichen zu Braunschweig, und seinen beyden Herren Brüdern, Julius Ernsten, und Franzen zugeeignet. Die Rede, die er bey Niederlegung seines akademischen Rectorats gehalten, handelte die Frage ab: An Homo sponte sit malus? Als er von hier nach Tübingen gieng, ward ihm auch daselbst das Rectorat aufgetragen, und da hielt er bey Verlesung der akademischen Gesetze eine Rede, de Legum praestantia et Vtilitate; bey Niederlegung des Amtes aber, de Reipublicae litterariae dignitate et vtilitate. Alle diese Stücke, nebst den obigen wurden 1598 wieder zusammen gedruckt, und hatten den Titel: Augusti I. Br. et Luneb. Ducis, Academiae Rostochiensis et Tubingensis Rectoris, Edicta publice proposita.

Da-

Damals war der Herzog 18 Jahr alt: und der Hr. Verfaſſer führt hierbey eine ganze Zuſchrift, des Martin Cruſius an, womit er ihm zu ſeinem Abzuge nach Straßburg Glück gewünſchet hat: worinn unter andern vorkömmt, daß er auch ſehr oft ſich mit öffentlichem Opponiren hören laſſen. Die übrigen Schriften übergehen wir mit Stillſchweigen. Wir merken nur dieſes an, daß der Name Guſtavus Selenus, unter welchem 1616 das Schach oder Königsſpiel hier zu Leipzig, bey Großen heraus gekommen, unſern Herzog zum Urheber gehabt: indem er aus Auguſtus, Guſtavus durch Buchſtabenwechſel; aus Luneburgenſis aber einen griechiſchen Namen, Selenius gemacht. Marcus Velſer hat von dieſem Werke das Urtheil gefället:

In tenui labor, at tenuis non gloria; ſi quem
Numina laeua ſinunt, auditque vocatus Apollo.

Wir kommen zum IV. Cap. welches von allen Büchern und Schriften handelt, die ſub auſpiciis dieſes großen Beförderers der Gelehrſamkeit herausgekommen ſind. Der Hr. Hofrath hat ſie alle in der Zeitordnung angeführt, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie ein ziemlich ſtarkes Verzeichniß ausmachen: die meiſten darunter aber, ſind nicht nur dem Herzoge Auguſt zugeſchrieben, ſondern auf ſeine Koſten gedruckt worden; ein Beyſpiel, welches vielleicht nach der Zeit noch ſeines gleichen in Deutſchland nicht gefunden hat. Die Liebhaber der gelehrten Geſchichte, werden in dieſem Capitel, ſo wie in allen vorigen einen großen Vorrath merk-

würdiger Nachrichten von Büchern antreffen. Wir eilen aber nunmehr zum II. Buche.

Dessen I. Capitel handelt von allen denjenigen Schriften, darinnen die wolfenbüttelsche Bibliothek von verschiedenen Schriftstellern mit Fleiß gelobt worden. Der Herr Verfasser hat sich hier abermal die Mühe nicht dauren lassen, sie alle nach der Zeitordnung zu erzählen; da sie denn von 1640 anheben, und bis auf unsere Zeiten fortgehen. Wir wollen nur die Namen derselben melden, und das übrige den Lesern des Werkes selbst überlassen. Es sind aber folgende: Brosenius, Schwarzkopf, Closius, Conring, Hottinger, Pauli, Betulius, Fabricius, u. a. m. die beyläufig angeführet werden.

Das II. Capitel führet die übrigen Lobsprüche an, die der augustäischen Bibliothek, von andern sehr gelehrten Männern gegeben worden. Dahin gehört denn erstlich Joh. Arndt, der schon 1621 diesen Büchervorrath einen sehr berühmten genennet hat. Was Wunder ist es denn, daß Hottinger z. E. von ihm gesagt, daß er fast zu einer Zeit gebohren worden, und den höchsten Grad der Vollkommenheit erstiegen, als er kaum ein halbes Jahrhundert alt gewesen. Eben so haben Morhof, Conring, Schurzfleisch, Hopfer, Stockfleth, Tollius, Tenzel und Struv, davon geurtheilet. Hierbey handelt der Herr Hofrath Burkhard die Frage ab, was von denen auf dieser Bibliothek befindlichen, dreyhundert und sechs und neunzig, in Saffian gebundenen, vergoldeten, sogenannten mazarinischen Folianten zu halten sey, die alle mit der Feder geschrieben worden?

worden? Einige haben geglaubt, der Herzog Auguſt hätte ſie 1652, als des Cardinals Mazarini Bibliothek, in ſeiner Abweſenheit, von dem Parlamente, um einen geringen Preis verkaufet wurde, erſtehen laſſen. Allein Conring hat uns längſt belehret und verſichert, daß der Herzog, aus billigem Abſcheue, gegen ein ſo ungerechtes Verfahren des Parlaments, durchaus nichts davon habe kaufen wollen; ob er gleich ſonſt zu vielen dabey befindlichen Büchern große Luſt gehabt. Ja er verſichert auch, daß der Cardinal, als er wieder in Gnaden geweſen, ſolche Großmuth nicht allein bewundert, ſondern dem Herzoge auch dafür gedanket habe. Woher nun aber dieſe Sammlung gekommen, und warum ſie die Mazariniſche genennet worden, fällt uns zu weitläuftig hier anzuführen.

Es gehören aber zu den Lobrednern dieſer wolfenbüttelſchen Bibliothek, noch Erndl, Baring, Schelhorn, Neickel, u. a. m. die man in dem Werke ſelbſt nachſehen mag.

Nun folget endlich in dem III. Capitel und deſſen I. Abſchnitte die Erzählung von dem Urſprunge der wolfenbüttelſchen Bibliothek bis ins 1636. Jahr, da ſie nach Braunſchweig gebracht worden. In dem Tagebuche des Herzoges Auguſt findet man, daß er die öffentlichen Bücherſäle auf ſeinen Reiſen ſorgfältig beſehen habe. Zudem hat er es in einem Schreiben an Hottingern geſtanden, daß er von Jugend auf Luſt gehabt, eine Bibliothek zu ſammlen. Es iſt alſo kein Wunder, daß er ſich ſchon im Anfange des XVII. Jahrhunderts ſo viel Bücher

ange-

angeschaffet, daß er 1604 den Grund zu dieser Bibliothek legen können. Es geschah solches zu Hitzgera, oder Hitzker, welches ein Schloß und Städtchen im Braunschweigischen ist, wo die Jeetz in die Elbe fällt; und ist vormals von einem frießländischen Helden Hiddo, Hiddesacker, genannt worden, weil er es als ein Raubschloß erbauet. Diesen Ort hatte sich damals Herz. August zu seinem Sitze erwählet, bis ihm wider alles vermuthen, die sämmtlichen braunschweig-lüneburgischen Lande erblich anheim fielen. Denn menschlichem Ansehen nach, hätte er, bey so vielen Agnaten dieses Hauses, die alle mit vielen männlichen Erben versorget waren, zumal, da er nur ein jüngerer Prinz war, nicht zur Regierung kommen können. Das Verzeichniß dieser Bibliothek, hat sich im 1631. Jahre, schon bis in den zweyten Folianten erstrecket; wozu der Herzog selbst das Register der Schriftsteller verfertiget gehabt. Der Herr Hofrath hat selbst einen Band davon in Händen gehabt, auf dessen äußerlicher Decke mit goldenen Buchstaben gestanden: CATALOGVS LIBRORVM BIBLIOTHECAE HITZGERIENSIS SECVNDVM MATERIAS. Auf der ersten inwendigen Seite hat Herzog August, mit eigner Hand, aus Caspar Bruschens Gedichten, folgende Verse geschrieben:

Non Liber vnus enim doctrinas continet omnes,
Vt cunctos flores non habet vnus ager.
Et Deus vni homini, prudenti aut ingenioso,
Ac docto, donum non dedit omne suum. &c.

Doch

Doch mit Anschaffung einzelner Bücher gieng die Sache langsam fort: daher fieng der Herzog an, ganze Bibliotheken berühmter Männer zu kaufen. So wurden der beyden Curionen, Vaters und Sohnes, Marquard Frehers und des Joach. Clutenius Bücherſammlungen angeschaffet: anderer zu geschweigen, die er theils nur halb, theils groſſentheils erkaufen lassen, weil er die meisten Bücher schon gehabt. Es versammleten sich auch damals schon verschiedene Gelehrte in Hitzger, sich an diesem trefflichen Schatze zu vergnügen; wie der Herr Verfasser aus verschiedenen Zeugnissen darthut. Er nennet auch die vornehmsten Büchercommissarien und Räthe des Herzogs, die sich an verschiedenen Orten in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien in seinen Geschäfften brauchen lassen; darunter nebst vielen andern, auch Elias Ehinger gewesen.

Der II. Abschnitt dieses Capitels erzählt die Schicksale derselben, da sie nach Braunschweig gekommen. Denn als Herzog Friederich Ulrich 1634 gestorben war, erwählte Herzog August Braunschweig zu seinem Pathmus, bis die Erbfolge in Richtigkeit gebracht wäre. Zwey Jahre darauf nämlich 1636 ließ er sich die Bibliothek nachbringen; weil sie in den damaligen Kriegszeiten beynahe einmal in räuberische Hände gerathen wäre. Sie ward daselbst bey der St. Blasiuskirche in das alte fürstliche Haus gebracht; und nahm durch die öftern Beyträge der Straßburgischen, Hamburgischen, und anderer Buchhändler fast täglich zu. Sie hatte

daher

daher bereits einen allgemeinen Ruhm erlanget, ehe sie noch nach Wolfenbüttel gebracht wurde.

Der III. Abschnitt verfolgt diese Erzählung bis an den Tod dieses Herzogs 1666. Nach Wolfenbüttel, wie schon gedacht worden, ward dieser Bücherschatz 1644 im Anfange des Jahres gebracht. Doch da das Haus, dahin er gebracht worden, bald zu enge ward, wurden noch andere anstoßende Gemächer dazu genommen. Das Verzeichniß, welches 1631 sich schon auf zweene Folianten erstrecket hatte, füllete nunmehro, d. i. dreyzehn Jahre hernach, schon den dritten an.

Wir übergehen hier die merkwürdige Anlegung einer fürstlichen Hofbuchdruckerey, die auf Befehl des Herzogs geschehen ist: wie auch viele andere Nachrichten, von einzelnen Gelehrten. Im 1651 Jahre wurde aus Nürnberg eine drey Centner schwere Küste mit auserlesenen geschriebenen und Pergamentnen alten Werken, dahin geschickt, die der Herzog für ein großes Geld hatte erkaufen lassen. Im 1658. Jahre ist das kostbare mazarinische Werk, von 396 Folianten, dessen oben gedacht worden, hinzu gekommen. Im 1656. Jahre hatte Nicolaus Heinsius viel geschriebene Werke aus Italien mitgebracht, und den Herzog August damit erfreuet. Im 1659. Jahre bekam derselbe drey Kisten Bücher aus Paris, die ihm der Cardinal Mazarini zum Geschenke schickte. Im 1660. Jahre trat die Sciagraphia generalis Bibliothecae Augustae ans Licht, und Conring gab seine Epistel davon heraus. In den folgenden Jahren hat der Herzog, den Made-

rus

rus theils nach Hannover, theils nach Goslar, theils nach Braunschweig geschickt, Manuscripte aufzusuchen; ja die ganze ägidianische Kirchenbibliothek gekauft. Daher kam es nun, daß ihm die Gelehrten weit und breit, gleichsam um die Wette, ihre Manuscripte theils schenkten, theils für Geld überließen; deren Briefe hier zum Theile angeführet werden.

Wir übergehen noch ein vieles, was von dem fernern Anwachse dieses trefflichen Bücherschatzes gemeldet wird, und wie groß die Freygebigkeit dieses Herrn gegen die Gelehrten gewesen, die ihm etwas zu seiner Bibliothek verschaffet, oder geschenket. Hiervon werden sonderlich ein paar merkwürdige deutsche Briefe von Athan. Kirchern eingerückt, der von einer unerhörten Freygebigkeit Sr. Hochfürstl. Durchl. redet, und nicht Worte genug finden kann, seine Erkenntlichkeit zu zeigen.

Endlich handelt der IV. Abschnitt des III. Cap. von den glückseligen Schicksalen der hochfürstlichen wolfenbüttelschen Bibliothek, nach dem Tode ihres durchlauchtigsten Stifters. Hier ist vor andern merkwürdig, daß Ludewig der XIV. König in Frankreich gleich nach Herzog Augusts Tode, seinem durchlauchtigsten Nachfolger diese treffliche Bibliothek abkaufen wollen: welchen Antrag aber dieser großmüthige Herr rühmlichst verworfen hat. In dem Verzeichnisse ihrer bisherigen Aufseher, werden unter andern des Freyherrn von Leibnitz Verdienste erzählet, der ihr sechs und zwanzig Jahre, theils allein, theils nebst Herteln vorgestanden. Doch wir können hier nichts mehr davon sagen, als

daß

daß billig die ganze gelehrte Welt, dem durchlauchtigſten braunſchweigiſchen Hauſe die gröſte Verbindlichkeit ſchuldig iſt: weil ſelbiges mit ſo unverrückter Gnade bis auf dieſe Stunde, eine ſolche Zierde von Deutſchland, als dieſer unvergleichliche Bücherſchaz iſt, nicht nur erhalten, ſondern auch von Zeit zu Zeit verſtärken und vermehren wollen. Dem Hrn. Hofrath Burkhard aber gebühret ein beſonderes Lob, daß er dieſer hochfürſtl. Freygebigkeit, in dieſer ſeiner Schrift, ein ſo anſtändiges Denkmaal aufrichten wollen.

* *

II.

Vaticinium metricum D. F. Hermanni, Monachi in Lehnin, oder Bruder Herrmanns, eines Mönches aus dem Kloſter Lehnin, der um das 1300. Jahr ſoll gelebt haben, vorgegebene Weiſſagung von den zukünftigen Begebenheiten dieſes Churfürſtenthums, inſonderheit aus dem Stamme der Burggrafen zu Nürnberg, durch und durch aus den Geſchichten erläutert, und mit nothwendigen Anmerkungen, woraus offenbar wird, daß es eine Brut neuerer Zeiten ſey, verſehen, durch Einen Erforſcher der Wahrheit. Berlin, zu finden bey Ambroſius Haudey 1746, 8.

Dieſe

Dieſe vermeyntliche Weiſſagung Bruder Herrmanns iſt ungefähr ſeit funfzig oder mehr Jahren, in preußiſchen und benachbarten Landen allererſt bekannt worden, und ſo viel uns wiſſend iſt, in dem III. Stücke des II. Bandes vom gelahrten Preußen, welches zu Thoren im 1723ſten Jahre heraus gekommen, auf der 290 und folgenden Seiten, zuerſt gedruckt worden. Viele haben dieſer Schrift, die in ſogenannten verſibus Leoninis, oder rythmicis, nach Art der alten Mönchsverſe geſchrieben worden, die Ehre angethan, ſie für eine wahre Prophezeihung zu halten. Sie haben geglaubet, weil in den alten Zeiten verſchiedenes von den brandenburgiſchen Churfürſten geweiſſagte eingetroffen: ſo könnte man ihr einen gewiſſen Grad des Glaubens auch aufs künftige nicht entziehen. Die dunkeln Ausdrückungen, und prophetiſchen Redensarten, die darinn befindlich ſind, gaben auch ſattſamen Anlaß zu Auslegungen, die ein jeder machen konnte, wie er wollte; ſonderlich was die letzten drey Könige von Preußen betrifft. Daher iſt es denn kein Wunder, daß ſeit ſechs Jahren, da das preußiſche Haus ſo viel von ſich zu reden gemacht, auch dieſe Weiſſagung wiederum hervorgeſucht, nebſt andern zuſammen gedruckt, und in verſchiedenen Abſichten fleißig geleſen worden.

Der Herausgeber dieſes Werkchens hatte bemerket, daß die Bekanntmachung dieſer alten Verſe, bey den bedenklichen Umſtänden der vorigen Jahre, in den Gemüthern der brandenburgiſchen Unterthanen

nen einen fürchterlichen Eindruck gemacht. Diejenigen Verſe nämlich, die auf den itztregierenden König in Preußen, dem Vorgeben nach, treffen ſolten, ſchienen demſelben nicht das beſte Schickſal zu prophezeihen. Um die Neugierde unſerer Leſer zu ſtillen, wollen wir dieſe wenigen Zeilen hieher ſetzen. Sie heißen:

Qui ſequitur, prauos imitatur peſſimus auos,
Non robur menti, non adſunt numina genti.
Cuius opem petit, contrarius hic ſibi ſtetit;
Et perit in vndis, qui * miſcet ſumma profundis.

Der Herausgeber hat ſie nach ſeiner Art in deutſche Verſe überſetzet.

Der ſchlimſte folgt ihm auf der ſchlimen Ahnen Wegen,
Ihm fehlt das Herz, dem Volke Schutz von Gott.
Bey dem er Hülfe ſucht findt er nun Widerſtand,
Und kömmt im Waſſer um, der alles ſelbſt umkehret.

Wer ſie aber etwas richtiger und angenehmer hätte überſetzen wollen, würde ſie vielleicht ſo gegeben haben:

Der ſchlimſte der nun kömmt, folgt ſeinen böſen Ahnen,
Dem Geiſte fehlts an Kraft, an Gott den Unterthanen.
Selbſt wo er Hülfe ſucht, da findt er Widerſtand;
Und kömmt in Fluthen um, indem die ſtarke Hand
Das Oberſt' unten kehrt.

Dieſe Verſe nun, wie der Verfaſſer ſagt, haben bey vielen große Angſt und Bangigkeit, ein ängſtliches

* In der thornischen Auflage ſteht anſtatt qui, dum miſcet &c. welches uns auch geſchicklicher vorkömmt.

liches Vorurtheil, ja kummervolle Gedanken erwecket; und er hat noch wenige gefunden, die diese vorgegebene Weiſſagung als falſch verworfen; noch niemanden aber, der ſich Mühe gegeben hatte, dieſe Meynung mit unwiderſprechlichen Gründen zu behaupten. Uns kömmt es wunderbar vor, daß in ſo erleuchteten Zeiten, dafür man die unſrigen auszugeben pflegt, ſich eine untergeſchobene falſche Weiſſagung in ſo großen Credit habe ſetzen können: da doch andere unzählige Betrügereyen, leicht und glücklich entdecket worden. Doch das iſt vielleicht der wenigen Aufmerkſamkeit zuzuſchreiben, der die Gelehrten eine ſolche im Finſtern ſchleichende Schrift gewürdiget. Seit dem aber die öffentlichen Begebenheiten ſie wieder ans Licht gezogen, beſinnen wir uns, ſchon in der deutſchen Ausgabe des bayliſchen Wörterbuchs eine Anmerkung geleſen zu haben, darinn dieſe Weiſſagung für ein untergeſchobenes Stück ausgegeben, und die Verfertigung deſſelben unter die Regierung Friedrich Wilhelms des Großen, geſetzt worden. Vielleicht hat auch der Herr Verfaſſer daher Gelegenheit genommen, dieſe Sache gründlicher zu unterſuchen.

In der That hat er in der Vorrede mit vielem Fleiſſe den Zeitpunct unterſucht, da dieß Stück verfertiget ſeyn mag: ob man gleich ganz andere Nachrichten davon findet. Einige vermeynen, die Urſchrift ſey bey Einziehung des Kloſters Lehnin, 1542 in vornehme Hände gerathen; bis der berühmte Erasmus von Seidel, Rath des Churfürſten Georg Wilhelms, ſie an ſich gebracht. Hier wäre

ſie als ein geheimer Schatz bis in die Regierung Friedrich Wilhelms des Großen verwahret, doch endlich andern mitgetheilet, und alſo bekannter worden. Alle dieſe Umſtände ſind ſehr bedenklich: zumal, da der Herr Verfaſſer von vornehmer Hand verſichert worden, daß in der Bibliothek des vor zwanzig Jahren verſtorbenen Bürgermeiſters in Berlin, Herrn von Seidel, ein geſchrieben Exemplar von dieſer Weiſſagung gefunden worden, worin̄ von gleicher Hand, verſchiedene Verſe geändert und verbeſſert geſtanden. Dieſes kann alſo wohl gar das Original von der ganzen Schrift geweſen ſeyn, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie allererſt in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms des Großen, da ſie zuerſt bekannt geworden, auch geſchmiedet ſey.

Die andere Nachricht iſt dieſe: ſie ſey eben um dieſe Zeit, oder unter dem Anfange der Churfürſtlichen Regierung Friedrichs des I. Königes in Preußen in Lehnin, wo Churfürſt Friedrich Wilhelm aus dem verfallenen Kloſter ein Schloß erbauet, und woſelbſt die beyden Herren ſich oft mit der Reigerbeiz beluſtiget, in einer alten Mauer, oder in einem Camine, in ſogenannter Mönchsſchrift gefunden worden. Dieſe Sage aber kann vielleicht von dem Urheber ſelbſt ausgeſprenget worden ſeyn; denn der Herr Verfaſſer hat von der Wahrheit dieſer Entdeckung, nicht die geringſte ſichere Nachricht erhalten können. Dabey beſinnet er ſich auf eine gleiche Liſt, die Annius von Viterbo gebrauchet, als er die falſchen Schriften auf Manethons, des Beroſus, u. a. Namen unterſchieben wollte; indem

er ſie

er ſie an einem Orte unter die Erde ſcharrete, wo bald gegraben werden ſollte. Eben ſo haben es die Jeſuiten in China gemacht. Denn ſie vergruben in der Hauptſtadt Siganfu, in der Provinz Xenſi, in einem großen Steine eine Aufſchrift, welche erweiſen ſollte, daß das Chriſtenthum ſchon vor tauſend Jahren daſelbſt geblühet hätte. Allem Anſehen nach hat es der Urheber dieſer Weiſſagung eben ſo gemacht; und ſie mit Fleiß in eine alte Mauer geſteckt, damit ſie bald darauf als ein herrliches Alterthum gefunden, ſorgfältig verwahret, und als eine fürchterliche Weiſſagung hochgeſchätzet werden möchte. Dieſes nun deſto glaubwürdiger zu machen, hat er ſich einer alten Mönchspoeſie in gereimten lateiniſchen Verſen bedienet, dergleichen vor etlichen Jahrhunderten viele gemachet werden: und man muß geſtehen, daß er die Schreibart der damaligen Zeiten nicht übel nachgemacht habe.

Nunc tibi cum cura, Lehnin, cano fata futura &c.

Die Abſicht des Herrn Herausgebers iſt alſo, dieſen liſtigen Betrieger durch gründliche Gegeneinanderhaltung der brandenburgiſchen Hiſtorie, zu überzeugen, daß ſeine Weiſſagung ein falſches untergeſchobenes Werk ſey. Er macht daher weitläuftige Anmerkungen dazu, die ſo zu reden eine kurzgefaßte Hiſtorie der ganzen Mark in ſich halten. Er hebt von den älteſten Zeiten an, und geſteht, daß es ſchwer ſey, vor den Zeiten Carls des Großen etwas zuverläßiges davon zu finden. Auch bis auf Kaiſer Heinrichen den Vogler, iſt noch alles ſehr

dunkel, außer daß die Mark damals bald unter der Herrschaft der Franken, bald unter der Bothmäßigkeit der Sachsen gewesen. Dieser Kaiser zog selbst wider die Wenden aus, die in Brandenburg ihre Hauptstadt hatten, nahm sie 928 stürmend ein, und machte Graf Siegfrieden von Ringelheim zum Marggrafen von Brandenburg. Nach diesem, der ohne Erben starb, setzte Kaiser Otto der Große, Grafen Gero von Altenburg und Merseburg zum Nachfolger; der bald den Wenden viel Abbruch that, auch die Bischofthümer Havelberg und Brandenburg zu Ausbreitung des Christenthums stiftete. Wir übergehen das übrige, was bis auf die Zeiten geht, da Bruder Herrmann seine Weissagung geschrieben haben soll, nämlich im 1300. Jahre.

Das Kloster Lehnin, oder wie man es sonst geschrieben, Lenyn, ist das älteste und berühmteste Kloster Cistercienserordens in der Mittelmark, unter dem Bischofthume Brandenburg, im Lande Zaucha, gewesen, und 1180 von Churfürst Otten dem 1. Alberti des Bären Sohne, gestiftet worden. Itzo ist es ein königl. preußisches Schloß und Amt im Brandenburgschen. Wenn man wissen will, warum der Urheber dieser Schrift selbige eben einem lehninischen Mönche zugeschrieben: so giebt der Herr Verfasser folgende an. Es ist nämlich schon vor hundert und mehr Jahren eine Rede von einer lehninischen Weissagung gegangen. Denn Heino Flörke, der das Gesicht, welches 1620 der Domküster in Berlin gehabt, von Wort zu Wort abgeschrieben, meldet in der Vorrede, von einer lehninischen Weissagung:

führt

führt aber solche Worte daraus an, die in dieser gar nicht befindlich sind. Von dieser Sage hat nun der Urheber Gelegenheit genommen, seine Prophezeihung auf eines lehninischen Bruders Rechnung zu schmieden. Man sieht auch diese Stunde noch in der Kirche zu Lehnin, im Chore, zwo Tafeln mit solchen gereimten Versen. Die erste heißt:

Anno milleno, centeno bis, minus vno,
Sub Patre Roberto, capit Ciſtercius ordo.
Annus millenus centenus et octoagenus,
Quando tu Chriſti, Lehnin, fundata fuiſti,
Sub Patre Sebaldo, quae Marchio contulit Otto,
Brandenburgenſis, Aprilis erat quoque Menſis,
Hic iacet ille bonus, Marchianus Otto Patronus,
Huius Eccleſiae, ſit precor in requie.
Hic iacet occiſus, prior Abbas, cui Paradiſus,
Slauica quem ſtrauit gens inimica - - -

Ohne Zweifel fehlt hier noch ein Wort, als etwa parauit, oder dergleichen. Die andere hat folgende Zeilen:

O FELIX LENYN, ET TVA FILIA CHORIN,
EX TE EST ORTA NOVA CELLA ET COELI PORTA.

Welches denn sattsam zeiget, daß diese Reimart nach dem Geschmacke der lehninischen Mönche gewesen ist. Hieraus sehen wir auch, daß es damals noch mehr Cistercienserklöster gegeben, nämlich Chorin, Neuzelle und Himmelsport: wie denn über-

haupt im Brandenburgiſchen damals über funfzig Klöſter geſtiftet worden; unter welchen allen aber Lehnin als die Sonne unter den Sternen hervorgeleuchtet. So lange nun der aſcaniſche Stam in Brandenburg geherrſchet, hat es freylich in vollem Flore geſtanden; mit ſeinem Untergange aber auch große Abnahme erlitten, weil die hundertjährigen Unruhen in der Mark angegangen. Davon redet der Poet oder Prophet in dem Eingange ſeines Gedichtes:

Nunc tibi cum cura Lehnin, cano fata futura,
Quae mihi monſtrauit Dominus, qui cuncta creauit.
Nam licet inſigni ſicut ſol ſplendeas igni,
Et vitam totam nunc degas ſumme deuotam,
Abundentque rite tranquillae commoda vitae,
Tempus erit tandem, quo tu * non cernis eandem,
Immo vix vllam, ſed ſi bene dixero nullam.
Quae te fundauit, gens haec te ſemper amauit,
Hac pereunte peris, nec mater amabilis eris.
Et nunc abſque mora propinquat flebilis hora
Qua ſtirps Ottonis, noſtrae decus † regionis.
Magno ruit fato, nullo ſuperſtite nato.
Tuncque cadis primum, ſed nondum venis ad imum.

In-

* Hier hat die thorenſche Ausgabe: quod Te non cernet eandem. Eine andere Abſchrift hat: quo Te non cernes eandem. Beyde ſind beſſer und verſtändlicher als dieſe.

† Hier hat die thorniſche Ausgabe: noſtrae *terrae* regionis; iſt aber ſehr falſch.

Interea diris angetur Marchia miris,
Nam domus Ottonum fiet Spelunca Leonum.

Wie nun der Verfaſſer hier durch Ottons Stamm, den aſcaniſchen Stamm, bis auf das 1322 Jahr verſteht, alſo will er durch die Löwen, die folgenden Linien der Marggrafen von Brandenburg, verſtehen, die allerſeits Löwen im Wappen führten. Denn erſt kam die Mark an das bayeriſche Haus, das einen goldenen Löwen im ſchwarzen Felde führte; hernach an das Lützelburgiſche, welches einen blauen Löwen im gelben Felde hatte. Endlich kam ſie an Landgrafen Wilhelm in Thüringen, der einen weiſſen Löwen führte. Ohne Zweifel aber will der Verfaſſer die vielen Räubereyen, und Bedrückungen, die ſie unter dieſen Herren erlitten, anzeigen. Doch wir wollen uns bey dieſen alten Zeiten nicht aufhalten, und die Liebhaber der Erklärung zu dem Buche ſelbſt verweiſen. Die Verſe ſelbſt aber wollen wir getreulich hieher ſetzen, um den Liebhabern einen Gefallen zu thun.

Ac erit extruſus, vero de ſanguine ſuſus,
Quando peregrini veniunt ad clauſtra Corini,
Cerbereos faſtus, mox tollet Caeſaris aſtus,
Sed parum tuto gaudebit Marchia ſcuto.
Regalis Leo * rurſum tendit ad altera curſum,
Nec dominos veros haec terra videbit et heros.

* Die thornſche Ausgabe hat. Regalis rurſum Leo tendit &c. iſt ohne Zweifel viel beſſer.

Omnia turbabunt Rectores damnaque dabunt,
Nobilitas diues vexabit vndique ciues.
Raptabit clerum, nullo diſcrimine rerum,
Et facient iſti quod factum tempore Chriſti.
Corpora multorum vendentur vltra decorum
Ne penitus deſit tibi qui* Marchia praeſit.

Und ſo iſt der Poet bis auf den Stifter des heutigen brandenburg-preußiſchen Hauſes, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich den I. Churfürſten, gekommen. Dieſer Herr war allerdings kriegeriſch, mußte es auch der elenden Umſtände wegen ſeyn, darinn er ſein Land antraf, anderer Urſachen zu geſchweigen. Und von hier an beſchreibt der Weiſſager alle folgende Churfürſten, ſo daß er keinen übergeht. Wir wollen daher allemal die Namen eines jeden hinzuſetzen, damit unſere Leſer ſich gleich beſinnen können, von welchem Regenten in der Prophezeihung die Rede iſt.

Fridericus I. Burggr. Noriberg.

Ex humili ſurgis, binis nunc inclita** Burgis,
Accendisque facem iactando nomine pacem,
Dum† lupos necas, ouibus praecordia ſecas.
Dico tibi verum, tua ſtirps longaeua dierum††,
Imperiis paruis patriis dominabitur aruis,

Donec

* Hier hat das thorniſche, noch das Wort *mea* Marchia eingeſchaltet; iſt auch beſſer.

** Im thorniſchen ſteht *in lire* Burgis, und geht auf Friederich den I. der Nürnberg u. Brandenburg gehabt.

† Im thorniſch. Drucke ſteht: Dumque lupos necas &c.

†† Die heutige Linie des preußiſchen Hauſes hat ſchon über

Donec proſtrati fuerint qui tunc honorati,
Vrbes vaſtabant, dominos regnare vetabant.

Friedericus II. Iohannis Alchymiſtae jüngerer Bruder.

Succedens Patri, tollit * priuilegia fratri,
Nec faciet buſtum non iuſtum credere iuſtum,
Deſeſſo bellis, variis ſortisque procellis.

Albertus Achilles.

Mox frater ſortis, ſuccedit tempore mortis,
Fortis et ille † quidem, ſed vir vaniſſimus idem.
Dum cogitat montem, vix poteſt ſcandere pontem.
En acuit enſes, miſeri vos, o Lehninenſes!
Quid curet fratres, qui vult exſcindere patres?

Iohannes Cicero.

Alter ab hoc Martem ſcit ludificare per artem,
Auſpicium natis hic praebet felicitatis,
Quod dum ſeruatur, ingens fortuna paratur.

Ioachimus I. Neſtor.

Huius erunt nati conformi ſorte beati.
Inferet at triſtem patriae tunc femina peſtem.

Femina

über 330 Jahre geherrſchet, da die vorigen von viel kürzerer Dauer geweſen.

* Im thorniſchen Drucke ſteht, tollens.

† Dieſes zieht der Herr Verfaſſer auf den Churfürſten Albert; da es doch ganz deutlich auf ſeinen Vorgänger Friedr. den II. geht, dem der Poet dieſen Albrecht vorziehen will.

Femina ſerpentis tabe contacta recentis *,
Hoc et ad vndenum durabit ſtemma venenum.

Ioachimus II. der erſte evangeliſche Herr.

Et nunc is prodit, qui te Lehnin nimis odit;
Diuidit vt culter, atheus, ſcortator, adulter. †
Eccleſiam vaſtat, bona religioſa ſubhaſtat.
Ite meus populus, protector eſt tibi nullus.
Hora donec veniet, qua reſtitutio fiet.

Iohannes Georgius, Pius.

Filius amentis probat inſtituta parentis,
Inſipiens totus, hinc audit vulgo deuotus;
Nec ſat ſeuerus, hinc dicitur optimus herus.
Huic dätur ex genere quinque qualis ipſe videre ‡
Anno funeſto vitam loco linquit honeſto.

Ioachimus Friedericus.

Poſtulat hinc turbae praeponi natus vrbe,
Spe ceteri ſobolem, ſouet hic formidine prolem;
Quod timet obſcurum certo tamen ecce futurum.

Iohan-

---

* Eliſabeth die Churfürſtinn, eine gebohrne königliche Prinzeßinn aus Dennemark, wurde der evangeliſchen Lehre zugethan.

† Dieſer Vers fehlt im thorn. Abdrucke ganz und gar.

‡ Dieſer Vers fehlet auch im thorn. Abdrucke. Er bedeutet, daß der Churfürſt ſeinen Großvater, Sohn, Enkel und Urenkel gekannt, die alle Churfürſten geweſen, oder nachmals geworden.

Iohannes Sigismundus.

Forma rerum noua mox fit patiente Iehoua *
Mille ſcatet naeuis, cuius duratio breuis,
Multa per edictum, ſed turbans plura per ictum:
Quae tamen in peius mutantur iuſſibus eius,
In melius fato conuerti poſſe putato.

Georgius Wilhelmus.

Poſt Patrem natus eſt Princeps Marchionatus,
Ingenio multos non viuere ſinit inultos:
Dum nimium credit, miſerum pecus lupus edit,
Et ſequitur ſerius domini mox fata proteruus **.

Friederich Wilhelm 1640.

Tunc venient quibus a Burgis nomina tribus †.
En creſcit latus, ſub magno Principe ſtatus ‡.
Securitas gentis eſt fortitudo regentis
Sed nil iuuabit prudentia quando cubabit.

Bis

---

* Dieß bedeutet, daß dieſer Herr zur reformirten Religion getreten.

** Dieß zielt auf den Grafen von Schwarzenberg, der gleich nach dem Churfürſten, 1640 zu Königsberg in Preußen ſtarb.

† Nämlich Burggraf von Nürnberg, Brandenburg und Magdeburg, welches dieſer Churfürſt bekommen hat; hierzu kam hernach noch Lauenburg, wovon aber der Poet nichts ſagt.

‡ Er hat Hinterpommern, Halberſtadt, Minden, Camin, Magdeburg, Lauenburg, Bütau und den ſchwiebußiſchen Kreis in Schleſien, mit ſeinen Ländern vereiniget; vornehmlich aber die Souverainität in Preußen erworben.

Bis hieher geht nun dasjenige, was der vorgegebene Prophet nicht geweiſſaget, ſondern aus den Geſchichten genommen. Man ſieht auch wohl, daß er um die Zeiten dieſes Friedrich Wilhelms gelebt haben müſſe, weil er von demſelben ſo viel Gutes ſaget: da doch ein lehniniſcher wahrhaftiger Mönch, auf ihn, als den Schutzherrn der aus Frankreich vertriebenen Hugonotten, hätte ſchimpfen ſollen. Hier aber hat er ſeine vorhin wohlgeſpielte Rolle verlaſſen. Er lobt ihn durchgehends, wegen der Erweiterung ſeiner Staaten, Tapferkeit und Klugheit: welches ein augenſcheinlicher Beweis iſt, daß er zu ſeiner Zeit gelebet habe, und ihn nicht habe beleidigen wollen. Der Verfaſſer führt noch viele andere Gründe an, womit er dieſes rechtfertiget: darinn ſind wir aber ſeiner Meynung nicht, da er auf der 269 und 270. Seite ſagt, dieſe Weiſſagung ſey erſt unter Friedrichs des III. Regierung bekannt worden. Wir haben nämlich die Ehre, einen vornehmen Miniſter zu kennen, der, wie er itzo in einem hohen Alter iſt, alſo noch den Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen gekannt; und ſichs gar wohl erinnern kann, daß ſein ſel. Herr Vater, bey dem Leben dieſes Herrn, ſolche Prophezeihung aus Berlin mitgebracht, dahin er von ſeiner Landſchaft verſchicket geweſen. Doch kann es ſeyn, daß zu der Zeit nur noch ſehr wenige Abſchriften unter vornehmen Leuten geweſen, mehrere aber erſt in folgenden Jahren, unter die Leute gekommen.

Hierauf nimt der Verfaſſer Gelegenheit, die ganzen Verſe, die den König Friedrich den Weiſen betref-

treffen, der Unwahrheit zu überführen, welches ihm auch nicht schwer fällt. Er übergeht aber dabey einen wichtigen Grund, den er von der königlichen Würde, die dem preußischen Hause zu Theil geworden, hätte hernehmen können. Denn davon sagt unser Prophet kein Wort, und ist zufrieden, daß er eine böse Abschilderung von diesem Herrn machet. Es heißt nämlich vom

Könige, Friedrich dem I.

Qui succeſſor erit, patris haud veſtigia terit,
Orate Fratres, lacrimis non parcite matres!
Fallit in hoc nomen, laeti regiminis omen.
Nil ſupereſt boni, veteres migrate coloni.
Et iacet exſtinctus, foris quaſſatus et intus.

Von diesem allen ist kein Zweifel, daß keine einzige Zeile auf König Friedrichen den I. der den Zunamen des Weisen, auch wohl des Salomons seiner Zeit erhalten hat, eingetroffen, wie der Verfasser ausführlich zeiget.

Uns ist eine Muthmaßung bekannt geworden, die zu den Zeiten Friedrichs des I. in Berlin bey Hofe, von dem wahren Urheber dieser Weissagung, herum gegangen; die wir aber, so wahrscheinlich sie klingt, keinem aufdringen, auch für kein Evangelium ausgeben wollen. Indessen, weil der Herr Verfasser nichts davon erwähnet, so wollen wir sie doch zur Ergänzung seines Tractats mittheilen.

Friedrich Wilhelm der Große hatte von seiner ersten Gemahlinn zweene Prinzen, Carl Aemil,

und

und Friedrichen. Diesem letzten prophezeihte der preußische Dichter, Simon Dach, daß er einmal über Preußen herrschen würde, weil er zu Königsberg gebohren worden; ungeachtet sein älterer Bruder noch lebte. Derselbe starb auch zu Straßburg, als er dem Feldzuge wider Frankreich beygewohnet hatte, den 26 Nov. 1674 im 19. Jahre seines Alters, und also ward jene Weissagung nachmals erfüllet.

Nun hatte aber der Churfürst die erste Gemahlinn, mit der er sich 1646 vermählet hatte, 1667 zu Berlin verlohren; und sich nachgehends, das Jahr darauf, mit einer verwittweten Herzoginn zu Braunschweig wieder vermählet. Obige beyde Prinzen erster Ehe hatten also an dieser neuen Gemahlinn eine Stiefmutter bekommen, die selbst, 1669 zu Königsberg, mit einem Prinzen, Philipp Wilhelm, und 1672 mit noch einem, Albrecht Friedrich, nieder kam: die auch nachmals unter dem Namen Marggraf Philipps zu Schwed, und Marggraf Albrechts, Heermeisters zu Sonnenburg, gelebet, und Erben nachgelassen haben. Hier sagt nun die geheime Geschichte, es habe diese durchlauchtige Stiefmutter die Prinzen erster Ehe mit scheelen Augen angesehen, und gewünschet, daß vielmehr ihr ältester Prinz dem Herrn Vater in der Regierung folgen möchte. Ja man will bey dem unverhofften Tode des Erbprinzen Carl Aemils, Ursachen gefunden haben, zu argwöhnen, als ob es damit nicht allerdings richtig zugegangen. Selbst dem überbliebenen Prinzen Friedrich, sollen Nachstellungen geschehen seyn; die aber durch den wachsamen Hofmeister dieses jungen Her-

Herren gänzlich vereitelt worden. Hier geht nun die Muthmaßung von dem Urheber der Prophezeihung eigentlich an.

Weil niemand etwas ohne Bewegungsgründe zu thun pflegt: so muß unstreitig auch der Verfasser dieser so langen und folglich mühsamen Prophezeihung eine hinlängliche Ursache gehabt haben, eine so weitläuftige Arbeit zu unternehmen. Ein eigenes Misvergnügen, gegen den Churprinzen Friedrich, hat nicht wohl statt haben können; da derselbe der gelindeste und gnädigste Herr gewesen, auch bey seines Herrn Vaters Leben keinen Antheil an der Regierung gehabt. Aber die zweyte churfürstl. Gemahlinn, hat aus obigen Ursachen und Absichten, die bevorstehende Regierung dieses Herrn beyzeiten schwarz zu machen suchen, und zu dem Ende irgend einen Gelehrten oder Secretär bey Hofe dazu brauchen können, eine solche Weissagung von ihm aufzusetzen. Solche aber desto unvermerkter unter die Leute zu bringen, hat man von allen brandenburgischen Regenten prophezeihen müssen; damit alles ganz unparteyisch heraus käme. Und daher käme nun dieser so üble Character, den man von Friedrich dem III. Churfürsten, oder I. Könige von Preußen, in dieser Weissagung läse.

Wir wollen, wie oben gesaget, für diese Erzählung die Gewehr nicht leisten; sondern überlassen sie billig der Untersuchung derer, die von dem preußischen Hofe des vorigen Jahrhunderts eine etwas genauere Nachricht haben. Unmöglich ist indessen ein solcher Ursprung dieser Weissagung nicht: we-

nigſtens giebt er einen ſattſamen Schlüſſel, warum alles übrige bisher ſo ſchlecht eingetroffen. Der Verfaſſer hat ſich viel Mühe gegeben, ſolches ausführlich darzuthun, und dabey die ganze neuere Geſchicht des königlichen preußiſchen Hauſes vollſtändig vorgetragen. Wir aber begnügen uns die noch übrigen Verſe der Prophezeihung hieher zu ſetzen, und die Liebhaber, wegen der Erklärung auf den Tractat ſelbſt zu verweiſen. Es folget alſo in der Regierung

König Friedrich Wilhelm.

Mox iuuenis fremit, dum magna puerpera gemit,
Sed quis turbatum poteſt * refingere ſtatum?
Vexillum tanget, - fata crudelia planget †
Flantibus hic auſtris, vitam vult credere clauſtris.

König Friedrich der II.

Qui ſequitur prauos imitatur peſſimus auos,
Non robur menti, non adſunt numina genti.
Cuius opem petit, contrarius hic ſibi ſtetit,
Et perit in vndis, qui miſcet ſumma profundis.

Deſſen nächſter Nachfolger.

Natus florebit, quod non ſperaſſet habebit,
Sed populus triſtis flebit temporibus iſtis.

Nam

* Das thorniſche Exemplar lieſt poterit refingere; welches freylich beſſer iſt.

† Dieſer ganze Vers fehlt im thorniſchen Abdrucke: wiewohl er in der Mitte mangelhaft iſt. In einer Abſchrift haben wir, ſed fata crudelia planget gefunden.

Nam ſortis mirae videntur fata venire.
Et princeps neſcit, quod noua potentia creſcit.

Deſſen zweyter Nachfolger.

Tandem ſceptra gerit, qui ſtemmatis vltimus erit.
Iſrael nefandum ſcelus audet morte piandum,
Et paſtor gregem recipit, Germania regem.

Beſchluß.

Marchia cunctorum penitus oblita malorum,
Ipſa ſuos audet foucre, nec aduena gaudet,
Priſcaque Lehnini ſurgent et tecta Corini,
Et veteri more Clerus ſplendeſcet honore;
Nec Lupus nobili plus inſidiatur ouili.

Der Verfaſſer merket bey dem Nachfolger Sr. itzo regierenden königl. Maj. von Preußen an, daß er Natus genennet wird, welches er durch einen Sohn überſetzt; und daraus ſchließt er abermal, daß der Prophet ſehr unrichtig wahrgeſaget, da der itzige König mit keinen eigenen Leibeserben geſegnet ſey. Allein, wenn dieſes ferner ſo bliebe, und alſo Se. königl. Hoheit, Prinz Wilhelm von Preußen zur Regierung kämen, ſo würde wenigſtens der Vers vortrefflich eintreffen:

Quod non ſperaſſet, habebit.

weil dieſer durchl. Marggraf, als ein jüngerer Bruder, ſich eigentlich keine Hoffnung zum Throne hätte machen können, und gleichwohl dazu gelangen würde. Ein Natus aber könnten dieſelben, in prophetiſchem Ausdrucke dennoch heißen, da ſie auch

bey dem Antritte der letzten Regierung ihres Herrn Bruders bereits Natus, oder gebohren geweſen. Doch dergleichen Kleinigkeiten können freylich in jeder Weiſſagung, ſie ſey ſo falſch, als ſie wolle, bisweilen ungefähr zutreffen: und wir wollen deswegen dieſer lehniniſchen Prophezeihung keinen gröſſern Werth beylegen, als ſie wirklich verdienet. Am allerwenigſten wollen wir wünſchen, daß nach den letzten Zeilen derſelben, der hohenzolleriſche Stamm in der Chur Brandenburg ausſterben und erlöſchen, die Mark aber alsdann wiederum in katholiſche Hände kommen ſolle. So leget es unſer Verfaſſer aus: aber in der thorniſchen Ausgabe verſteht man es von der Kaiſerwürde, die dem preußiſchen Hauſe noch künftig zu Theile werden ſoll; woraus man denn den Schluß ziehet, daß Herr von Beſſer in ſeinem Gedichte auf die Krönung 1701 ſehr unrecht geſungen:

Was kann man gröſſers thun? Was kann man Höhers zeugen?
Denn daß hinfort dein Haus nicht mehr kann höher ſteigen.

* *

III.

An hiſtorical Account of the Lives and Writings of the moſt eminent Engliſh Poets, whether Heroic, Epic, Lyric, Elegiac, Epigrammatiſts &c. By Gilles Jacob, Eſqu. Adorned with Cuts, the ſecond Edition. Lond. printed for Curl in Burghley Street in the Strand 1733. in gr. 8. d. ſ.

Hiſtoriſche Nachricht von dem Leben und Schriften der vornehmſten engliſchen Poeten ꝛc.

Seit dem man in Deutſchland ſich auf die engliſche Sprache zu legen angefangen, iſt man auch auf die Schriften der brittiſchen Dichter neugierig geworden. Doch iſt die Kenntniß derſelben ſo leicht nicht zu erlangen geweſen, als man wohl gewünſchet hätte. Auch diejenigen, die ſich für ſtarke Engländer halten, wiſſen ſelten, außer dem Shackeſpear, Milton und Pope einige engliſche Dichter zu nennen. Kömmt es hoch, ſo haben ſie einen Prior, Addiſon und Rocheſter noch nennen gehöret, oder in Händen gehabt. Daher bilden ſie ſich denn ein, dieſes Volk hätte bey weitem keinen ſo großen Vorrath an witzigen Köpfen und ſinnreichen Schriften aufzuweiſen, als Welſchland und Frankreich. Wie ſehr ſie ſich aber irren, wird aus folgendem ſattſam erhellen.

Schon im 1687. Jahre hatte **William Winstanley** die Lives of the most famous English Poets, or the honour of Parnassus, in a brief Essay on the Works and Writings of above two hundred of them, from the Time of King William the Conqueror, to the reign of his present Majesty, King James II. geliefert, u. darin nach chronologischer Ordnung, die meisten englischen Dichter beschrieben. Ohne Zweifel war diese Art in historischen Materien viel besser, als die alphabetische Ordnung, die in dem vorhabenden Werke von dem Herrn Jacob beliebet worden. Allein es war eine weit leichtere Arbeit, die Namen der Poeten nach dem Alphabethe, als nach der Zeitordnung zu stellen: obwohl es nach einem solchen Vorgänger, als Winstanley gewesen, so schwer nicht gewesen wäre, seinen Fußtapfen zu folgen, und die noch fehlenden einzuschalten. Vielleicht aber hat der neue Musterschreiber der englischen Dichter die Arbeit seines Vorgängers sich gar zu fleißig zugeeignet, so daß er auf eine Versteckung seines Diebstahls denken müssen. Er hat also die Zeitordnung, unglücklicher Weise fahren lassen, damit er ein neues und eignes Werk geschrieben zu haben scheinen möchte: da man ihn sonst nur für einen Fortsetzer und Vermehrer der alten Historie englischer Poeten, gehalten haben würde. Und das schlimmste bey dem allen ist, daß er bey den meisten die Zeit, wenn sie gelebet, entweder gar nicht, oder nur überhaupt, durch die Namen der englischen Könige, die damals regieret haben, angezeigt hat: daraus ein Ausländer

der, derselbige nicht eben so genau auf den Fingern her zu zählen weis, sehr wenig Trost nehmen kann.

Das Titelkupfer stellt in der Mitte den Chaucer, als den ältesten englischen Dichter vor, über welchem oben in den beyden Ecken, Milton und Buttler, der Urheber des Hudibras, unten aber Cowley und Waller stehen. Die Zueignungsschrift ist an den Herzog von Buckingham gerichtet, der selbst unter den brittischen Dichtern eine ansehnliche Stelle behauptet. In der Vorrede gesteht der Verfasser, daß er in Ansehung der neuern Dichter, vielen Zuschub, und manchen Beytrag von andern erhalten habe. Sonderlich rühmt er sich, daß der berühmte Prior ihn sehr dazu aufgemuntert habe, dieses Werk zu unternehmen. Er versichert auch, daß er aus Liebe zur Unparteylichkeit, lieber Stellen aus den Dichtern angeführt, als selbst von ihnen geurtheilet habe. Doch gesteht er, daß er von manchem Poeten etwas schlechtes angeführet, und vielleicht bessere Stücke von ihnen nicht angemerket, weil sie ihm nicht bekannt gewesen. Er entschuldigt sich auch, daß er wegen gewisser späteingelaufenen Nachrichten, sich genöthiget gesehen, noch einen alphabethischen Anhang zu machen, nachdem der erste größere Theil schon bey nahe fertig gewesen. Und in der That, wäre es besser, wenn alle in eine und dieselbe ABCrolle gekommen wären.

Als eine Einleitung hat er An Introductory Essay, on the Rise, Progress, Beauty &c. of all sorts of Poetry vorgesetzt; das ist einen Versuch von dem Ursprunge, Fortgange und der Schönheit

aller Arten der Dichtkunſt. Dieſen, wie er in der Vorrede geſteht, hat er mehrentheils aus dem Rapin, Dryden, Herzoge von Buckingham, Ritter Wilhelm Temple u. a. m. gezogen. Er beträgt aber nicht mehr als fünf Blätter, ſo daß man ſo gar viel Licht daraus nicht eben ziehen wird. Er hebt von dem Orpheus und Eumolpus an, kömmt auf den Homer und Heſiod; und bemerkt, daß die erſte Dichtkunſt nur in Liedern und Gebethen an die Gottheit, ohne Sylbenmaaß und Füße beſtanden. Er giebt ihr die Lobſprüche, daß ſie im Anfange, der Religion, Staatskunſt und den Sitten Geſetze vorgeſchrieben, ehe ſie noch von der Wolluſt, Schmäucheley und dem Stolze geſchändet worden.

Doch wir wollen uns bey dieſen allgemeinen und bekannten Lehrſätzen nicht aufhalten, die man bey andern ausführlicher und beſſer finden kann. Zum Beſchluſſe merkt er an, daß die neuere engliſche Dichtkunſt, durch das Poſſenhafte verderbet worden, welches man in den ſogenannten burlesquen Gedichten findet: gerade als ob nichts gefallen könte, als was das Lachen erwecket. Er hält dafür, dieſe Gewohnheit zu Spotten und Lächerlich zu machen, ſey nicht allein der Dichtkunſt, ſondern auch aller Tugend ſehr zuwider: und es gebe einen ſehr armſeligen, obgleich gemeinen Anſpruch auf einiges Verdienſt, wenn man ſich durch Entdeckung fremder Fehler zeigen will.

Von den Kunſtrichtern ſagt er auch etwas, das werth iſt, angemerket zu werden, ſonderlich zu unſern

ſern Zeiten: „In Anſehung der Critik, heißt es, „ſo beſtund vormals, das Amt eines Kunſtrichters „in Vertheidigung der Poeſie. Ein Kunſtrichter „mußte dunkle Schönheiten erläutern; einige Stel„len in ein beſſer Licht ſetzen, andere von boshaften „Erklärungen befreyen; der Beſcheidenheit eines „Schriftſtellers zu Hülfe kommen, und ihn gegen „die Bosheit ſolcher Leute beſchützen, die ſich unbil„lig zu Tadlern aufwerfen. Allein itzo, glauben „die meiſten unter ihnen, ihre vornehmſte Pflicht „ſey, Fehler zu finden. Die Critik, wie Ariſtote„les ſie eingeführet, war eine Kunſt wohl zu urthei„len; und der vornehmſte Theil davon war, die„jenigen ſchönen Stellen zu bemerken, die billig einen „vernünftigen Leſer beluſtigen ſollen. Wenn die Ab„ſicht, die Einrichtung, Gedanken und Ausdrücke „eines Gedichts überhaupt ſo ſind, wie ſie aus einem „wahren poetiſchen Geiſte kommen; ſo muß der „Kunſtrichter allemal ſein Urtheil auf des Verfaſſers „Seite fällen. Es iſt boshaft, über kleine Fehler „zu zanken, von welchen auch die größten Männer „nicht frey ſind; und Horaz giebt es als eine Regel an:

Sed vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura.„

Nun könnten wir leicht ein alphabetiſches Regiſter britiſcher Poeten hieher ſetzen, und hin und her von den berühmteſten einige Anmerkungen hinzufügen. Allein da wir glauben, daß eine Zeitordnung viel nützlicher ſey; den Flor der freyen Künſte in

England mit dem unſrigen zu vergleichen: ſo wollen wir lieber bey dem chronologiſchen Verzeichniſſe des oberwähnten Winſtanleys bleiben, wenigſtens ſo weit ſolches reicht.

Der älteſte engliſche Dichter war alſo Robert von Rocheſter ein Mönch daſelbſt zu Zeiten König Heinrichs des II. und ſeines Sohns Johanns; d. i. am Ende des XII. und Anfange des XIIIten Jahrhunderts. Es haben alſo die Engländer nichts älters in der Dichtkunſt aufzuweiſen, als unſers Heinrichs von Veldeck Virgil iſt. Eine Probe von ſeinen Verſen wird zeigen, daß ſeine Sprache der unſrigen noch ähnlicher iſt, als die heutige engliſche.

A Kynge ther was in brytaine, Donwallo was his Nam,
Staleworth and Hardy, a Man of grete Fam,
He ordeyned furſt that Theeves, that to Temple flowen wer,
No Men wer ſo hardy to do hem deſpit ther. ꝛc.

Richard der Einſiedler, ſein Zeitgenoß, hat das Te Deum ſo überſetzet.

We herthen the God, we knowlethen the God,
Alle the Erthe worſhips the ewerlaſting Fader,
Alle Aungels in Hewens, and alle the powrs in this World,
Cherubin and Seraphin tryen by voyce to the unſtyntyng.

Er hat auch die Pſalmen, den Glauben und das Vater Unſer überſetzt; und wir merken aus dem letztern nur dieſe Zeilen an:

Ure Fader in Hevene riche
Thi nam be haliid everliche.
Thou bring us to thi michil bliſce ꝛc.

um zu zeigen, daß das Wort michil, welches in den deutſchen Gedichten dieſes Jahrhunderts ſo häufig vorkömmt, damals auch im engliſchen noch in eben der Bedeutung vorgekommen, daß es viel geheißen: wie in dieſer Zeile.

Es folget Joſeph von Exeter, woſelbſt er gebohren war, der ſonſt Iſcanus genennet wird, von dem Fluſſe Isk, der itzo Esk heißt. Man hat ein lateiniſches Gedicht vom trojaniſchen Kriege von ihm, welches Camden für eine Ueberſetzung des Dares Phrygius in Verſe ausgiebt. Es iſt ſo ſchön gerathen, daß es die Holländer dem Cornelius Nepos zugeſchrieben. Er ward Erzbiſchof zu Bourdeaux ums 1210. Jahr.

Michael Blaunpayn, hat auch mehr im Latein als im Engliſchen gethan, und iſt aus Cornwall geweſen. Man hat ihn nur den Reimer genannt; und er hat unter Heinrich dem II. noch gelebt. Den

Matthäus Paris, hat man den Engländern ſtreitig gemacht; er iſt aber aus der Cambridger Grafſchaft gebürtig geweſen. Er hat eine Chronik vor der normänniſchen Eroberung bis ins 1259. Jahr geſchrieben. Eben ſo hat

William Ramſey verſchiedene Lebensbeſchreibungen in Verſen gemacht, und um eben die Zeit gelebt.

Alexan-

Alexander Nequam, mußte um ſeines Namens halber den Spott leiden, daß ein Abt dieſe Zeile auf ihn machte:

Si bonus ſis, venias, ſi nequam, nequaquam.

weswegen er ſeinen Namen in Neckam veränderte. Ein anderer ſchrieb dieß auf ihn.

Et niger et nequam cum ſis cognomine Nequam,
Nigrior eſſe potes, Nequior eſſe nequis.

Und weil ſelbiger Philippus hieß, ſo antwortete ihm Nequam:

Phi, nota foetoris, *Lippus* malus omnibus horis'
Phi malus et *Lippus*, totus malus ergo *Philippus*'

Er ſtarb 1217 und man ſetzte ihm folgende Grabſchrift zu Worceſter:

Eclipſin patitur ſapientia, Sol ſepelitur:
Cui ſi par vnus, minus eſſet flebile funus.
Vir bene diſcretus, et in omni morè facetus,
Dictus erat *Nequam*, vitam duxit tamen aequam.

Alexander Eſſebie, Robert Baſton, Henrich Bradſchaw, Hamilan und Johann Gower, lebten faſt alle zu einer Zeit, nämlich zu König Henrichs des IV. und Richards des II. und alſo im XIV. Jahrhunderte; wiewohl dieſer letzte erſt 1402 geſtorben iſt. Er war gelehrt, und ein vertrauter Freund

Gottfried Chaucers, des erſten großen und berühmten engliſchen Dichters; um deſſen Geburt

ſich

ſich drey Städte geſtritten. Er hatte wohl ſtudirt, und wird wegen der Lieblichkeit ſeiner Verſe mit dem Steſichorus verglichen. Er hatte Frankreich und die Niederlande durchreiſet: und hat ſich viel Mühe gegeben, die engliſche Sprache zu bereichern, und zu verſchönern; weil ſie damals noch rauh und grob war. Er folgte darinn dem Dantes und Petrarcha, die ſolches in Anſehung der Welſchen, dem Joh. Mea, der es im Spaniſchen, und dem Alain, der es im Franzöſiſchen that. Daher hat Leland von ihm geſchrieben:

Anglia *Chaucerum* veneratur noſtra Poetam,
Cui Veneres debet Patria Lingua ſuas.

Er ſtarb 1400, zwey und ſiebenzig Jahre alt. Ihm folgten

John Lydgate, John Harding, Robert Fabian, John Skelton, William Lillie und Thomas Morus, die alle im XV. Jahrhunderte gelebet; ſonderlich dieſer, der 1480 erſt gebohren worden, und alſo weit bis ins XV. gelanget hat. Dieſer große Canzler von England hatte unter andern Verdienſten auch die Dichtkunſt in ſeiner Mutterſprache in ſeiner Gewalt. Heinrich der VIII. machte ihn zum Ritter, und ſchickte ihn als einen Bothſchafter nach Deutſchland. Seine Utopia iſt bekannt, und Erasmus war ſein vertrauter Freund. Doch ſeine Ungnade, wegen der Eheſcheidung des Königes, machte, daß er 1535 enthauptet ward. Man hat auf ſein Canzleramt folgendes Sinngedichte gemacht.

When More ſome years had Chancelor been,
No more Suits did remain:
The ſame ſhall never more be ſeen,
Till More be there again.

Im XVI. Jahrhunderte ſind als engliſche Poeten berühmt geworden, Henrich Howard, der erſte brittiſche Edelmann, der ſich mit den Muſen bekañt gemacht; Thomas Wiat, der Aeltere, Chriſtoph Tye, Johann Leland, Thomas Churchyard, Joh. Higgins, Abraham Fraunce, William Warner, Thom. Tuſſer, Thomas Storer, zu Zeiten der Königinn Eliſabeth, Thomas Lodge, Robert Greene, ein Edelmann, Thomas Naſch, gleichfalls ein gebohrner Edelmann, und Philipp Sidney, der ebenfalls von gutem Adel geweſen. Von ihm müſſen wir etwas mehr ſagen, da er für die Ehre der engliſchen Nation zu ſeiner Zeit gehalten wird. Sein Vater war Henrich Sidney, ein irrländiſcher Lorddeputirter; und er ward zu Oxford erzogen. Als er in allen Wiſſenſchaften ſehr weit gekommen war, gieng er nach Hofe, wo ſein Oheim, Graf Leiceſter, bey der Königinn Eliſabeth in großen Gnaden ſtund. Hier ſchwung er ſich ſo empor, daß ihn dieſe große Prinzeßinn als Bothſchafter zum Kaiſer ſchickte. Er ward auch ſo berühmt, daß einige ſchreiben, er ſey mit im Vorſchlage bey einer pohliniſchen Königswahl geweſen. Er iſt der Urheber des bekannten Romans Arcadia, den er ſeiner Schweſter, der Gräfinn von Pembrock zugeeignet hat. Er hat auch

eine

eine Vertheidigung der Dichtkunſt geſchrieben, und viele Gedichte auf ein Frauenzimmer, die er Stella nennte, ein Meiſterſtück der Natur, Franz Walſinghams Tochter, und die er hernach heirathete, gemacht. Er überſetzte auch des Mornäus Werk von Wahrheit der Religion, anderer Schriften zu geſchweigen.

Ferner gehören in dieß Jahrhundert **Fulk Greuil**, und Edmund Spencer, der engliſche Schäferdichter. Man beſchuldigte ihn, daß er Chauceriſmos in ſeinen Gedichten machte, oder die altväteriſche Schreibart dieſes Großvaters der engliſchen Dichter zu ſehr nachahmte; und zwar nicht ohne Grund. Sein vornehmſtes Werk heißt: The Shepherds Kalendar, und es beſtund aus Eklogen auf alle Monate im Jahre. Er bediente ſich darinn der engliſchen Bauerſprache, um der Natur des Landlebens deſto näher zu kommen, und iſt deswegen von dem engliſchen Guardian gerühmet worden: weit gefehlt, daß man eine ſpitzfindige und tiefſinnige Schreibart von ihm gefordert haben ſollte. Als er ſeine Gedichte der Königinn zugeeignet hatte, befahl ſie dem Schatzmeiſter, ihm 100 Pfund Sterl. zu geben. Dieſer meynte, das wäre zu viel für ein Buch. So gebt ihm, verſetzte die Königinn, was recht iſt; (what is reaſon.) Allein der Poet bekam doch nichts. Darauf überreichte Spencer der Königinn im Vorbeygehen ein klein Papierchen, darauf die Verſe ſtunden.

I was promis'd on a time,
To have reaſon for my rime,

From

From that time unto this season,
I receiv'd nor rime nor reason.

worauf ihm das versprochene bezahlt ward.

John Harrington, John Heywood, ein Comödienschreiber, Thomas Heywood, der 220 theatralische Stücke geschrieben; Georg Peel, John Lilly, William Wager, Nicol. Breton, Thomas Rid, Thomas Watson, Thomas Overbury, ein Ritter, Michael Dreyton, Josua Sylvester, Samuel Daniel, Georg Chapman der den Homer übersetzt, Robert Baron, ein dramatischer Poet, wie auch Ludwig Carlisle, John Ford, Anton Brenner und Henr. Glapthorn sind nicht eben gar zu berühmt geworden: und hier kann man dieß Jahrhundert beschließen.

Im XVII. ist John Davis zu merken, dem D. Fuller das Lob giebt, er sey zu seiner Zeit der größte Meister in der Feder, in ganz England gewesen. Er starb mitten in der Regierung Jacobs des I. Königs von England. D. John Donne war ein Geistlicher und starb 1631. D. Richard Corler gleichfalls, und starb 1635. Benjamin Jonson aber ward viel berühmter. Er besserte die englische Schaubühne, und lehrte die Comödianten, sich nach den Regeln der dramatischen Poesie zu richten, (so weit die Engländer sich derselben rühmen können.) Indessen hat er den Shakespear, an Geiste nicht erreichet; und sich bey seinen mäßigen Gaben, und schlechter Anführung, bloß durch Fleiß und beständiges Bücherlesen empor geschwungen. Er hat 15

Comö-

Comödien und drey Trauerſpiele, Catilina, Mortimer und Sejanus geſchrieben, anderer Gedichte zu geſchweigen. Er hat ſelbſt in gewiſſen Empfehlungsverſen, zu eines gewiſſen Broans Comödie, von ſich geſchrieben:

Which you have juſtly gained from the Stage,
By obſervation of thoſe Comick Laws,
Which I, your Maſter, firſt did teach the Age.

D. i. welche ihr mit Recht von der Bühne gewonnen habt, durch Beobachtung derjenigen comiſchen Regeln, die ich, euer Lehrmeiſter, unſre Zeiten zuerſt gelehret habe. Und weit gefehlt, daß man ihm dieſes Zeugniß von ſich ſelbſt als eine Ruhmredigkeit ausgelegt haben ſollte: ſo geſteht man es ihm hier zu, daß er alle ſeine Vorgänger weit übertroffen, und der erſte Reformator der engliſchen Bühne genennet werden könne. Er ſtarb 1638 und ward von vielen Dichtern beſungen. Man rühmte ihm nach, er wäre geweſen,

The Muſes faireſt Light in no dark time,
The Wonder of a learned Age; the Line,
That none can paſt; *the moſt proportion'd Wit*
To Nature; the beſt Judge of what was fit:
The deepeſt, plaineſt, higheſt, cleareſt Pen &c.

Franz Beaumont und John Fletſcher waren beyde dramatiſche Dichter, wiewohl von verſchiedenen Gaben; indem jener mehr Urtheilskraft, und dieſer mehr Einbildungskraft beſeſſen. Sie lebten

mit dem vorigen und dem William Shakeſpear faſt zu einer Zeit, von dem wir hier nichts ſagen wollen, um künftig ins beſondere von ihm zu reden. Man weis das Jahr ſeines Todes nicht recht, doch hat er in dem Anfange des XVII. Jahrhunderts freylich etwa zehn bis zwanzig Jahre gelebt, obgleich ihn auch die Königinn Eliſabeth noch gekannt. Chriſtoph Marlow, Barron Holyday, Cyrillus Turner, Thomas Midleton und William Rowley, ſind lauter dramatiſche Poeten geweſen. Eben das iſt vom Thomas Decker, John Marſton, Jaſper Main, Jacob Shirley, Philipp Maſſingern, John Webſtern und William Brownen zu ſagen. Nun folgt Thomas Randolph, einer von den berühmteſten engliſchen Dichtern. Er hat brav luſtig gelebt, und einmal beym Trunke Händel bekommen, darüber er den kleinen Finger eingebiſſet. Benj. Johnſon nahm ihn an Kindesſtatt auf. Man hat gleichfalls Comödien und Schäferſpiele von ihm.

Nunmehr kommen Beaumont ein Baronet, und Dr. Holland der viel überſetzte; weswegen man dieß Sinngedichte auf ihn machte:

Holland with his Translations doth ſo fill us,
He will not let Suetonius be Tranquillus.

welches zugleich die damalige Art des engliſchen Witzes zeigt. Goff, Nabbes, Broome, Chamberlain, Sampſon, Sandys, Suckling, Habington und Quarles ſind keine Helden geweſen. Phinehas Fletſcher, war eines Poeten Sohn, und

zwee-

zweener Poeten Bruder. Er übertraf ſie aber alle drey. Er ſchrieb ein Gedicht, die Purpurinſel genannt, Fiſcher Eklogen, vermiſchte Gedichte und eine Fiſcher-Comödie, die auch im königl. Collegio zu Cambridge geſpielet worden.

Es würde unnützlich ſeyn die Namen aller übrigen anzuführen, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in großer Menge entſtanden ſind. Wir wollen alſo nur die vornehmſten und bekannteſten nennen. John Cleveland, war ſtark im Griechiſchen und Latein, ſonderlich aber in ſeiner Mutterſprache. Er ward ein trefflicher Redner, und großer Poet; machte ſich auch in den bürgerlichen Kriegen, durch Gedichte für des Königs Partey berühmt. Aber ſeine Epiſteln waren zu voll von Metaphoren, dadurch ſie ſchwer zu verſtehen wurden. Seine flüchtige Phantaſie ſtieg von der Spitze eines Berges auf den Gipfel des andern. Er ward Lehrer der Redekunſt, und als er ſeine Lobrede auf König Carl den I. gehalten, ließ ihn derſelbe vor ſich kommen, und gab ihm die Hand zu küſſen. Seine ob wohl harte Schreibart iſt von andern nachgeahmt worden; von denen man geſagt, daß ſie Clevelandiſirten.

Edmund Waller iſt durch verliebte Sonnette und andere Gelegenheits-Gedichte bekannt geworden. Seine Schreibart iſt ſanft und ſtark, voller Einfälle und reich an Gleichniſſen.

Johan Denham war ein Edelmann, und hat außer andern Gedichten, auch ein Trauerſpiel gemacht.

William Cavendisch, Herzog von Newcastle, hat nicht nur selbst Comödien und andere Sachen geschrieben; sondern auch eine Gemahlinn gehabt, die drey starke Bände herausgegeben. Der erste hält Reden, der zweyte philosophische Gedanken und Abhandlungen, der dritte Gedichte in sich, darunter fünf Comödien sind.

John Milton. Von diesem ist das Urtheil merkwürdig, welches unser Verfasser fället, (nämlich Winstanley). „Er war ein Mann, heißt es, „dessen natürliche Gaben ihm vielleicht einen Platz „unter den vornehmsten englischen Dichtern würde „gegeben haben, indem er zwey Heldengedichte und „ein Trauerspiel geschrieben; das verlohrne Para„dies, das wieder erlangte Paradies, und den Käm„pfer Simson. Allein sein Ruhm ist erloschen, „wie eine Lichtschnuppe; und sein Andenken wird „allemal stinken; da es doch immer leben können, „wenn er nicht ein offenbarer Verräther gewesen „wäre, und den theuren Märtrer, König Carl den I. „gottlos und schändlich belogen hätte.

Thomas Hobbes, wird auch unter die Poeten gezählet.

Graf Rochester aber ist zu seiner Zeit der größte poetische Geist gewesen. Seine Verse sind so rein und fließend gewesen, daß ihn keiner erreichet haben würde, wenn er sich etwas mehr der Ehrbarkeit beflissen hätte. Er hat eine Vertheidigung der Satire nach Horazens Muster gemacht, die so anhebt:

When

When Shakeſpear, Johnſon, Fletcher rul'd te
Stage,
They took ſo bold a freedom with the Age,
That ther was ſcarce a knave or Fool in Town.
Of any note, but had his Picture ſhown &c.

* * *

Here one, whom God to make a Fool thought fit,
In ſpight of Providence, will be a Wit.
But wanting ſtrength t'uphold his ill-made choice,
Sets up with Lewdneſs, Blaſphemy and Noiſe. &c.

Edmund Fairfax hat den Taſſo ins engliſche überſetzt. John Philipps, ein Neffe Miltens, hat poſſenhafte Dinge geſchrieben, und das fünfte und ſechſte Buch der Aeneis in ſolche Verſe überſetzt.

John Dryden, ein gekrönter Poet, und königl. Geſchichtſchreiber hat viel theatraliſche Sachen mit groſſem Beyfalle geſchrieben.

Georg Etheredge, hat zwo Comödien gemacht.

William Wicherley, iſt auch ein Comödienſchreiber geweſen.

Roger L'Eſtrange, macht den Beſchluß, in dieſem chronologiſchen Verzeichniſſe. Doch da ſelbiges nur bis auf König Jacob den II. geht, ſo ſieht man wohl, daß alle neuere engliſche Dichter fehlen, die ſeit der Zeit ſich ſehr häufig hervorgethan haben.

Unſer neuer Geſchichtſchreiber engliſcher Dichter hat alſo freylich noch verſchiedene hinzuzuſetzen gefunden, und dieſelben hin und her in ſein alphabetiſches Verzeichniß eingeſchaltet. So findet man im Buchſtaben A den Biſchof Atterbury, im B.

den Richard Blackmore, der sich durch das Heldengedicht vom Prinz Arthur, und noch ein anders, König Arthur, eine Satire auf den Witz, und verschiedene andre große, sonderlich geistliche und moralische Gedichte, hervorgethan hat: imgleichen den Satirenschreiber Thomas Brown, den Urheber des Hudibras, u. Samuel Buttlern, der einen ganz besondern Geist, in einem scherzhaften Heldengedichte gewiesen. Im Buchstaben C findet man den Thomas Creech der den Lucrez und Theokrit, den Horaz und Juvenal, und verschiedene andre unbekanntere ins englische gebracht. Im D steht noch Wentworth Dillon, Graf von Roscommon, der einen Versuch von übersetzten Gedichten; des Horaz Dichtkunst, und verschiedene andre Uebersetzungen und kleine Gedichte geliefert hat; imgleichen Richard Duke, der gleichfalls viel Uebersetzungen und kleine Gelegenheitsgedichte gemacht. Im E ist Eusden, ein gekrönter Poet, zu finden, der den Museus von Hero und Leandern übersetzt hat. Ferner folgen Dr. Garth, dessen Dispensary ihn sonderlich berühmt gemacht; John Gay der durch VI. Schäfergedichte und ein Gedicht, Panthea, bekannt ist, imgl. Will. Harrison und das Fräulein Molesworth, die unter dem Namen Marinda, verschiedene Uebersetzungen aus dem Tasso, Guarino, Petrarcha ꝛc. einige kleinere Gedichte, Oden und Singedichte, herausgegeben. Es folgt Alex. Pope, dessen Verdienste in Deutschland schon bekannt genug sind; Matthäus Prior, der sich in Oden und poetischen Sendschreiben, wie auch andern Gele-

genheits-

genheitsgedichten und ſinnreichen Ueberſchriften gewieſen hat; imgl. die Jungfer **Eliſabeth Singer**, die an den Dr. Rowe verheirathet worden, nachdem ſie ſich durch einen Band voll artiger Gedichte hervorgethan. Der **Lord Sommers**, **D. Thomas Sprat**, **Thomas Stanley**, **Richard Steele** und **D. Jothan Swift** ſind hier auch eingerückt, von welchen allen man in Deutſchland auch ſchon weis. Endlich ſind noch **Ludwig Theobald**, Popens Gegner, **Thomas Tickel**, gleichfalls ein Nacheiferer deſſelben, **Lord Villers** Herzog von **Buckingham**, und **D. Edmund Young** hier anzutreffen; der ſich durch ein Trauerſpiel Buſiris, und andre geiſtliche, moraliſche und Gelegenheitsgedichte, bekannt gemacht hat. Wir haben aber auch hier verſchiedene ausgelaſſen, die nicht ſo berühmt geworden, daß unſern Landsleuten viel an ihnen gelegen ſeyn könnte.

Doch auch hiermit war es noch nicht ausgerichtet. Unſer Verfaſſer hat noch zwo Anhänge gemacht, nachdem er die obigen ſchon in einem alphabetiſchen Regiſter hatte abdrucken laſſen. Der erſte Anhang hat den Titel, An Account of the Writtings of our Dramatick Poets, out of the Dramatick way. Und hierinn kömmt erſt **Joſeph Addiſon** vor, deſſen oben noch nicht war gedacht worden. **Mr. Thomas Otway**, **Nicolaus Rowe** und **Will. Whicherley**, ſind auch hier nachgeholet worden.

Der andere Anhang liefert ein Verzeichniß englischer Poeten, die sich nur noch erst durch einzelne Stücke hervorgethan haben. Wir wollen auch diese einigermaßen bekannt machen, indem wir ihre Namen hersetzen. Sie heißen: Amhurst, Beckingham, Bowden, Budgell, Causten, Jungfer Centlivre (von der wir schon eine Sammlung haben,) Frau Ludleigh, Chute, Cleeve, Codrington, Crisp, Lord Cutts, Daniel de Foe, Farquar (von dem wir schon einen Band Comödien haben,) Gardiner, Griffin, Hampden, Ritter Harcourt, Hill, Holdsworth, Hew, Jacob, (dieß ist der Verfasser des Buches selbst) Jackson, Doctor Kenn, (der abgedankte Bischof von Bath) Manning, Nevil, Norris, Oldmixon, Paul, Walther Pope, Purney, Reynolds, Ridout, Russel, Lord Bolingbrock, Sowill, Shippen, D. Speed, Stonestreed, Toland, Tooke, Tutchin, Ward, Wharton, Wotten.

Den völligen Schluß machet das Verzeichniß verschiedener Gedichte von ungenannten Verfassern, dabey wir uns aber nicht aufhalten können. Genug, daß wir unsern Lesern eine ziemliche Kenntniß von dem wahren Zustande des brittischen Parnasses gegeben; der gewiß eben so bevölkert ist, als der Französische oder Deutsche immermehr seyn kann.

* *

IV.

Des Herren Remond de St. Mard erſtes Schreiben von dem Anfange, Fortgange und Verfalle des guten Geſchmacks. (*)

Mein Herr,

Es iſt ſchon lange, daß Sie von mir begehren, ich ſoll ihnen die Urſachen von der Verderbniß melden, darein der gute Geſchmak ſeit kurzem in Frankreich verfallen iſt. Ich ſoll ihm in ſeinen Vergehungen folgen, und ſeine Veränderungen unterſuchen. Allein ehe man ſich auf alles dieſes einläßt, bin ich der Meynung, ich müße Sie mein Herr, erſt auf die erſten Zeiten der römiſchen Republik zurücke führen. Daſelbſt werden wir den guten Geſchmak, ſo zu reden, hervorkeimen, ſich allmählich zur Vollkommenheit erheben, von derſelben wieder zum Verderben eilen, und ich weis nicht, durch was für ein Schickſal ihn ſchnell genug wieder fallen ſehen.

Rom war, wie Sie wiſſen, in ſeinem Urſprunge eine Rotte von Spitzbuben, ein Haufen Straßenräuber, die um ſich vor der Strafe in Sicherheit

---

* Siehe Reflexions ſur la Poeſie en general etc. á la Haye 1734. p. 293.

zu ſetzen, ſich in einer alten Mauer befeſtigten, von dannen ſie zuweilen herausfielen, um die Vorübergehenden zu berauben, und welche durch langes Stehlen und Unerſchrockenheit ihren Nachbarn furchtbar wurden; die von ihnen, nachdem ſie ihnen erſt ein Schrecken eingejagt, ebenfalls geplündert wurden. In dieſem wilden und dummen Zuſtande blieb Rom eine lange Zeit; er währete noch unter den Königen, ja er währete noch unter den erſten Conſuln: und dieſe Barbarey des Verſtandes, dieſe Wildheit der Sitten nun war nun zwar geſchickt genug, Eroberer zu machen; allein Sie ſehen wohl, daß ſie ſehr unfähig war, dem Geſchmacke zu derjenigen Vollkommenheit zu helfen, zu dem er doch geſchickt war. Seelen, die an nichts anders dachten, als an Blut und Würgen; Seelen, die von einer viehiſchen Ehrſucht getrieben wurden, waren gewiß nicht im Stande, die Schönheit eines Gedankens zu empfinden. Aller Witz der Römer beſtand in der einzigen Wiſſenſchaft zu verheeren und zu überwinden, oder höchſtens bey dem Zeichen eines Gefechtes, eine kurze und lebhafte Anrede unfehlbar mit dem gehörigen Tone vorzubringen, weil ſie ſo eingerichtet war, als die Leidenſchaften ſie zu entwerfen pflegen. Hierinn beſtand der ganze Geſchmack in Rom: er war gut, aber noch ungeſtaltet; und hatte wegen der Nothwendigkeit ſich eine bleibende Stäte zu ſchaffen, auch nicht beſſer werden können.

Do ly allmählich kamen die Römer in den Stand ihren Geſchmack vollkommener zu machen. Nachdem ſie zu Herren der ganzen Welt gewor-

den

den, deren Oberherrſchaft man ihnen faſt nicht mehr ſtreitig zu machen dachte, ſo erkannten ſie die Reichthümer, deren Gebrauch ihnen unbekannt geweſen; und da der Gebrauch der Reichthümer und Ergetzlichkeiten ſie die Ueppigkeit kennen lehrte, ſo machte dieſe hingegen ihren Verſtand empfindlich. Sie wurden angenehm, ſie überließen ſich ein wenig der Gemächlichkeit, und aus dieſer Gemächlichkeit oder Faulheit entſtand eine entſetzliche Menge von Nothwendigkeiten, die ſie noch gar nicht gekannt hatten. Damals begehrten ſie ſtatt der bäuriſchen Dächer, aus welchen ihre Vorfahren ſich eine ſo große Ehre gemacht hatten, vergoldete Wandleiſten, Palläſte, und prächtige Gärten. Ihre Lüſternheit: (oder wir wollen es edler nennen:) ihr zärtlich gewordener Geſchmack erforderte Schilderenen, geſchnitzte Gefäße und Bildſeulen; und auch dieſes alles war ihnen noch nicht genug. Da ihre Neugierde durch das Lärmen des Krieges nur mittelmäßig geſtöret ward, ſo merkten ſie wohl, daß man noch etwas mehrers kennen lernen könne: und da der Müßiggang ſie trieb, welcher diejenigen die er einnimmt, zur Gnüge quälet, ſo laſen ſie mit großer Begierde die Schriften der Griechen. Mann kann leicht denken, was dieſes Leſen bey ihnen für eine Wirkung gehabt haben werde, und wie ſehr ſie, die gewiß dazu gebohren waren, das Schöne zu empfinden, dieſe Schönheiten werden bewundert haben, da ſie dieſelben bey den Griechen fanden. Indeſſen waren die Römer die Leute nicht, die nur lange bewunderten; ſie machten ſich gar bald eine Pflicht

daraus

deraus, es ihren Meistern gleich zu thun. Sie suchten ihnen gar zuvor zu kommen; sie strengten ihre Geister an: und endlich erschien unter den letzten Consuln, die so wohl angebrachte Anmuth, das schöne Feuer in der Poesie, die nachdrückliche und natürliche Beredsamkeit, und kurz, die ganze Menge von Schönheiten, die wir noch bis auf den heutigen Tag nicht genug bewundern können. Jedoch auch die Ehre hat ihre Grenzen, und diese Zeit, die so schön war, daß sie ewig hätte währen sollen, dauerte nicht lange. Die Pracht, welche den Geschmack hatte verbessern helfen, arbeitete selbst an dessen Verderbniß. Der gar zu große Ueberfluß verderbte die Römer, und da fast nichts dazu gehöret, aus einer guten Sache eine schlimme zu machen: so ward auch ihre Einbildungskraft, die durch die Wollust war verschönert und erhitzet worden, durch eben diese Wollust, die gar zu ausschweifend geworden, erschöpfet und ersticket. Bald darauf folgete auf diese schönen Fähigkeiten, das Künsteln, das gezwungene Wesen, der falsche Glanz, und kurz alle Fehler, die ein allgemeiner Geschmack mit mit sich führet, wenn er gar zu sehr ausgefeilet wird.

So weit sind wir nun, mein Herr, und vielleicht wünschen Sie, daß ich die Römer verlassen und von unsern Zeiten reden soll: weil wir eben so wohl aus der Art geschlagen sind, als jene? Aber nein: wir müssen erst sehen, was aus ihnen geworden ist, und sie bis in ihr gänzliches Verderben begleiten. Die Schwelgerey, welche den Verstand ver-

verderbet, und zuvor die Herzen verderbet hatte, machte den Fall der Römer unvermeidlich: denn es war alles bey ihnen in Verfall gerathen, und man dorfte ſie nur angreifen, um ſie zu überwinden. Zum Unglücke für die armen Römer, gab es mitten im Norden Menſchen, die halb wild waren, und da ſie ihrer Wohnung ſatt waren, ſich eine neue ſuchen wollten. Dieſe Menſchen, denen alles was man nur Kunſt nennen kan, gänzlich unbekannt war, die niemals von den ſchönen Wiſſenſchaften hatten reden hören, auch nicht davon hören mochten; die ſich aber weidlich herum ſchlagen konnten, kamen Haufenweiſe aus ihrem Lande, überſchwemmeten die Römer, und überwunden ſie ſo gar leicht, daß es faſt unglaublich iſt. Ja ſie thaten noch mehr, mein Herr; ſie brachten ſie gar unter das Joch: und Rom, dieſe ſtolze Beherrſcherinn der Erden, ward für ihre Pracht und Schwelgerey geſtraft, und mußte, wie ſie es verdienet hatte, ein Raub der Barbarn werden. Nunmehr war keine Rede mehr vom üblen Geſchmacke: denn es war überall gar kein Geſchmack. Alles war in der Finſterniß der Barbarey vertiefet, alles war unwiſſend, ein Zuſtand, der was die Unſchuld der Sitten betrifft, wohl ſo gut iſt, als irgend ein anderer, und der auch überdieß dem Verſtande nöthig war, damit er den übeln Geſchmack wieder verlernen möchte, womit er angeſtecket war. Auf dieſe Art nun hatte Rom und alle ſeine Herrlichkeit ein Ende. Europa, welches faſt gänzlich unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtand, empfand den Verfall dieſer Stadt; und damit ich

auf uns komme, so theilten wir das Unglück mit ihr, und fielen gleich ihr in die Barbarey zurück. Man verlohr in Frankreich, welches man damals Gallien nennte, alles was man einen Begriff von Litteratur nennen kann. Die Künste selbst, welche doch noch nothwendiger sind, als die Wissenschaften, verschwanden. Die völlige Grobheit unserer Ueberwinder kam auf uns; und so wie die Zeit unserer Erniedrigung allezeit länger ist, als die Zeit unserer Erhöhung, so sind wir auch bis zur Zeit Pabstes Leo des X. das heißt bis an die Regierung Franciscus des I, in diesem schimpflichen Zustande geblieben. Damals bemühte sich der gereinigte Verstand, der so zu reden durch die Dummheit, als ein sehr großes Mittel für ihn, gegangen war; der Verstand sage ich, der gänzlich geheilet und stolz darauf war, daß er seinen natürlichen Werth wieder erhalten, auch seine Kräfte fühlete, strengte sich selber an, und bemühete sich denselben vollkommen zu machen. Mit voller Liebe zu guten Sachen eröffnete man die griechischen und lateinischen Schriftsteller; man fand darinnen den Saamen zum guten Geschmacke, den man ohnedem allemal im Herzen würde gefunden haben, ungeachtet es langsamer damit hergegangen seyn würde. Was that man noch mehr? um diese Bücher desto besser zu verstehen, erlernte man die Sprachen: und da der Mensch dazu gebohren ist, alles aufs Höchste zu treiben, so erlernte man dieselben auch vielleicht gar zu eifrig; wiewohl auch dieser Eifer nöthig war: indem er, da er eines theils dem Wachsthume

thume des Geſchmackes Einhalt that, denſelben anderntheils beſtätigte, und es noch beſſer für uns war, daß die Scaliger und Salmaſen uns in den Stand ſetzten, die Anmuth und Schönheit der Alten zu empfinden, als wenn man ſich der Eitelkeit überlaſſen hätte, uns dieſe ihre Vorzüge von ſelbſt zu erwerben. Endlich kam Ludwigs des XIV. Regierung, allwo der große Geſchmack der bereits in Italien ausgebrochen war, ſich auch in Frankreich in allem ſeinem Glanze zeigte. Hier hätte man denken ſollen, es hätten ſich alle gute Köpfe beredet gehabt, um die Wette zu ſtralen. Es ſchien, als hätte die Natur, um dieſem großen Könige mehr Ehre zu erweiſen, ſich ein Vergnügen gemacht, alle große Leute, und alles was ſie nur ſeltenes hatte, hervorzubringen. Von allen Arten zeigten ſich welche: Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Weltweiſe. Inſonderheit bekamen wir damals einen Mann der uns ſehr nöthig war: dieſer große Mann hieß Carteſius, und gleich als ob er recht ausgeſandt wäre, uns zu erleuchten, ſo entſiegelte er uns die Augen; er erweckte in uns eine Scham, daß wir den Ariſtoteles ſo lange verehrt hatten, und führte in die Philoſophie ein gewiſſes geometriſches Weſen, eine klare und deutliche Lehrart, ja eine Art zu ſchließen ein, die bis dahin ſehr unbekannt, oder wenigſtens ſehr wenig bearbeitet worden war. Zu allem Glücke für uns, ſchlich ſich von dieſer Lehrart, die eigentlich nur für die Philoſophie gemacht zu ſeyn ſchien, auch etwas in die ſchönen Wiſſenſchaften ein: allein das war ſo zu ſagen nur der Anſtrich

davon. Und dieſer Schein der Richtigkeit, ſchien vom Himmel ſelbſt gekommen zu ſeyn, um dieſelben zu verſchönern. Damals ſah man, wie ſie mit aller ihrer gewohnten Lebhaftigkeit einen gelinden Anſtrich von Philoſophie vermiſchten, der die Reden abkürzte, ſelbige gründlicher machte, das gar zu große Feuer milderte, was zuweilen darinnen herrſchte, die gemeinen Redensarten verbannete, und allen Schriften einen mehrern Zuſammenhang ſchaffte. Und was bekamen wir auch in damaliger Zeit nicht für eine erſtaunliche Menge guter Bücher? Was herrſchte nicht in allen Werken für Pracht und Ordnung? Alles war darinn abgemeſſen, und doch nicht kalt; ja die Einbildungskraft ſchien die Dollmetſcherinn der Vernunft geworden zu ſeyn: weil ſie ihr niemals anders, als mit Wohlſtand und mit dem gehörigen Anſehen zu reden erlaubte.

So ſah nun der Zuſtand unſerer Herrlichkeit aus, mein Herr; ſo waren die ſchönen Zeiten der gelehrten Republik beſchaffen: Zeiten, die wie bey den Römern, nur gar zu bald vorüber giengen, und ſo wie wir beſchaffen ſind, auch nicht länger dauren konnten. Wenn wir etwas genießen, das uns gefällt, ſo bedenken wir gar nicht, was das ſey, es mit Maaße zu genießen; wir nehmen es im Ueberfluſſe zu uns; und eben ſo gieng es uns im Abſehen auf die Richtigkeit. Noch eins gab uns den letzten Stoß: nämlich die Verachtung, welche man uns gegen die Alten beybrachte, und die wir anzunehmen faſt gezwungen wurden. Man ſagte uns, um uns zu unſerer Verſchlimmerung Muth zu machen;

wir

wir wären besser, als jene sogenannten großen Männer, von denen man so viel Wesens machte. Die Natur hätte, da sie dieselben hervorgebracht, nur einen Versuch gethan, und wäre seitdem viel geschickter geworden. Um unserer Verachtung ein gegründeter Ansehen zu geben, sagte man, unsere Schlüsse wären ausführlicher und folglich deutlicher; unsere Begriffe wären nicht so sehr in den Ausdrücken vergraben; es wäre nicht so viel überflüßiges in unsern Reden. Nun muß man gestehen, mein Herr, und die Alten sind groß genug, als daß sie unsrer Schmäucheleyen nöthig haben sollten: wir wollen lieber empfinden, als erkennen, und diese großen Männer wollten, indem sie uns erleuchteten, uns zugleich rühren; ja dieß suchten sie so gar mit Gefahr, uns nicht so vollkommen zu erleuchten, als wohl sonst geschehen wäre. Aber wie? sind wir denn allesammt zu Ausschweifungen gemacht? und weil die Alten zuweilen die Anmuth gemisbrauchet, müssen wir denn deswegen allemal die Richtigkeit misbrauchen? Es scheint itzo unserm Ehrgeize, daß wir treffliche Leute sind, weil wir gelernet haben, einen Grundsaß recht fest zu setzen. Wir sehen nichts über uns, weil wir eine lange Reihe von Folgen ziehen können: man sollte fast sagen, wir wären bloß denkende Substanzen, ganz reine Geister geworden, und hätten dem Empfinden entsaget, um forthin besser im Stande zu seyn, nur bloß zu denken. In unsern Reden ist gar die Frage nicht mehr, von denen schönen Figuren, die die Seele dahin reißen, von denen lebhaften Zügen, die die Wahrheit schildern und

liebt machen; von denen ſinnreichen Ausdrücken, die auch die tiefſinnigſten Wahrheiten uns ſo zu ſagen, unter Augen ſtellen. Wir haben recht mit Vorbedacht dem ſchönen Feuer und der ſchönen Natur entſaget; wir opfern alles einer ſtrengen Vernunft auf, und da wir auf dieſe unſere Opfer ſtolz ſind, ſo ſagen wir, daß wir uns richtig ausdrücken. Betrügen wir uns aber nicht, mein Herr? und iſt es auch ganz gewiß die wahre Richtigkeit? Nein, wir wollen ihr den rechten Namen geben: es iſt Trockenheit. Es giebt nur eine wahre Richtigkeit, eine einzige ſage ich, die unſeres Beſtrebens würdig iſt; und die beſteht in der ſchönen Vermiſchung der Kräfte des Verſtandes, deren keine allein in einem Werke herrſchen muß. Eine Schrift muß ſcharfſinnig, nett, fein, angenehm und ſtark abgefaſſet ſeyn. Alle dieſe Eigenſchaften, ſo widrig ſie einander auch ſind, müſſen mit einander vereiniget ſeyn; ſie müſſen ſich einander hülfliche Hand leiſten; ſie müſſen gegenſeitig dazu dienen, ſich einander zu beſſern und folglich zu verſchönern: und alsdann, ſage ich, iſt eine Schrift richtig abgefaſſet. Sagen Sie mir ja nicht, daß nicht alle Materien fähig ſind, erwähnte Schönheiten anzunehmen: ich behaupte, und Cicero * iſt mein Bürge, daß alle Materien, ausgenommen die geometriſchen und phyſikaliſchen, eine

* Hanc enim perfectam Philoſophiam ſemper iudicaui, quae de maximis quaeſtionibus copioſe poſſet ornateque docere *Lib. I. Tuſcul.*

eine jede nach ihrer Art der eraterischen Annehmlichkeiten fähig ſind. Selbſt die Metaphyſik, deren Namen allein ſchon rauh klingt, brauchet ſie ſo nothwendig, daß ſie ihrer nicht entbehren kann; und das eben darum, weil ſie rauh iſt. Wer dieſelbe ſo trocken und ohne ſie zu verſchönern vertragen wollte, der würde ihrer natürlichen Trockenheit noch eine neue hinzufügen. Endlich mein Herr, ſo ſind wir keine Engel, und da wir nun einmal Fleiſch und Blut haben, ſo können wir auch mit Rechte fordern, daß man denen Begriffen ein Weſen und Leben gebe, die wir nur inſoweit begehren, als man die Kunſt beſitzt, ſie uns zu nähern, und ſie uns angenehm zu machen, indem man ſie uns empfindlich machet.

* *

V.

Betrachtungen über die athenienſiſchen Münzen *

Wir haben eine ziemlich große Menge athenienſiſcher Münzen; allein wir haben keine die den Stämpel der römiſchen Kaiſer führten: und man muß glauben, daß entweder die Liebe zur Freyheit die Athenienſer abgehalten habe,

* Siehe l'Hiſtoire de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. Tom. I. p. 232.

die römiſche Oberherrſchaft in ihrem Münzweſen zu bekennen; oder daß ihre Gottesfurcht ihnen nicht erlaubet habe, etwas anders als ihre Gottheiten auf dieſelben zu prägen.

Dieſe Völker * waren bey allen ihren Vorrechten erhalten worden, als die Römer Achaja eroberten; und Sylla, der ſie ſechzig Jahre ** darauf ſo grauſam züchtigte, weil ſie den Waffen des Mithridates Vorſchub gethan, verletzte die Freyheit derjenigen nicht, welche ſeiner Rachgier entwiſchet waren. Als nun in Italien die bürgerlichen Kriege angiengen, ſo nahmen die Athenienſer ſehr hitzig die Partey des Pompejus, der für die Republik focht. Julius Cäſar † rächte dieß nur mit der einzigen Erklärung, daß er ihnen in Anſehung ihrer Vorältern vergäbe. Nach Cäſars Ermordung aber, vergaßen ſie, aus Liebe zur Freyheit ſeiner Gnade. Sie richteten dem Brutus, und Caſſius Bildſeulen †† auf, die ſie nahe zu den Seulen des Harmodius und Ariſtogitons zweener alten Befreyer der Stadt Athen ſetzten, und riſſen ſie nicht eher als auf des Marcus Antonius Bitten um, der ihr Freund, Wohlthäter und ihre Obrigkeit geworden war.

Als Auguſtus ‡ im neunten Jahre ſeiner Regierung nach Griechenland kam, ſo nahm er ihnen die Inſel Aegina, die Marcus Antonius ihnen geſchen-

* Strab. L. 9. ** Plut. in Sylla.
† Dio L. 47. †† Id. L. 47. ‡ Id. L. 54.

geschenket hatte, und verboth ihnen auch das athenienſiſche Bürgerrecht zu verkaufen, welche Freyheit ſie ſchon ſeit langer Zeit gemisbrauchet hatten. Allein, es ſey nun, daß Auguſt nur von einer Begierde zu Neuerungen angetrieben worden; oder daß er ſich noch ſo wohl der Ehrenſeulen erinnert, die die Athenienſer den Mördern ſeines Vaters aufgerichtet, als auch der Ergebenheit, womit ſie ſeinem Mitwerber zugethan waren: ſo ſcheint es doch nicht, daß dieſer Kaiſer ihre Vorrechte anders angegriffen, ſo lange er auch regieret hat; ungeachtet die Geſchichte die Athenienſer beſchuldiget, daß ſie ſein Regiment unruhig zu machen geſuchet haben.

Man kann nicht recht genau wiſſen, wie es ihnen unter Auguſts Nachfolgern ergangen ſey, die ſo gar viele Aenderungen in Achaja vorgenommen. Allein ein Brief vom jüngern Plinius *, giebt uns eine genaue Nachricht von dem Zuſtande der Stadt Athen, unter dem Trajan. Folgendes ſchreibt er an den Maximus, der zum Statthalter dieſer Provinz ernennet war: „Stelle dir, mein lieber „Maximus, vor Augen, daß du nach Achaja, nach „dem wahren Griechenlande gehſt: dieß iſt das „rechte eigentliche Griechenland; von dort aus ſind „die Wiſſenſchaften und guten Sitten gekommen; „ſelbſt der Ackerbau iſt hier, der allgemeinen Mey„nung nach, erfunden worden. Bedenke, daß du „geſandt biſt Städte zu regieren, und Menſchen, die „ſo frey ſind, als es jemals welche gegeben; ja die

* Lib. 8. Epiſt. 24.

„durch ihre Tugenden, Thaten, Bündnisse, Ver-
„träge und ihre Religion, sich die Freyheit zu er-
„halten gewußt haben, die sie von der Natur erhal-
„ten hatten. Verehre die Götter, als ihre Rich-
„ter, verehre ihre Helden, die alte Ehre dieses
„Volkes, das geheiligte Alterthum ihrer Städte,
„die Würde derselben, die großen Thaten, ja so
„gar die Fabeln und die Eitelkeit dieses Volks.
„Bedenke, daß eben dieses die Quellen sind, aus
„denen wir unsere Rechte geschöpfet haben. Erwä-
„ge, daß wir ihnen nicht unsere Gesetze aufgedrun-
„gen, nachdem wir sie überwunden hatten; sondern
„daß Griechenland uns die seinigen mitgetheilet,
„als wir es darum gebethen, und ehe es noch die
„Macht unserer Waffen empfunden. Kurz, du
„gehst nach Athen! Lacedämon ist der Ort, dem
„du gebiethen sollst. Es würde unmenschlich und
„barbarisch seyn, ihnen dasjenige zu rauben, was
„sie noch von ihrer alten Freyheit übrig haben.

Wenn diese zwo berühmten Städte gleich in des Plinius Briefe nicht genennet wären, so würde man sie dennoch gar leicht an den Ausdrücken erkennen; insonderheit die Stadt Athen, von welcher das ganze Alterthum eben so geredet hat, wie dieser Schriftsteller *. Allein, was in seinem Briefe das meiste zu unserm Zwecke beyträgt, das ist dieß, daß wir einen berühmten Hofmann sehen, der in Trajans Rathe saß, welcher die Ueberbleibsel der athenienſischen Freyheit verehret, und uns eben dieſes

* Lucret. L. 6. Diod. Sic. L. 13. Cicero pro Flacco.

ſes Volk beſchreibet, wie es noch von der ehemaligen Herrlichkeit, und den Wundern ſeines Urſprunges entzücket iſt. Es iſt allezeit voll von ſeinen Göttern u. ſeiner Gottesfurcht, allezeit eifrig auf ſeine Vorrechte und Vorzüge, und unter der Herrſchaft der Römer noch eben ſo ſtolz, als bey dem höchſten Grade ſeiner Macht, und da es nach nichts geringerm, als der Herrſchaft über ganz Griechenland ſtrebte.

Die heftige Neigung des Hadrianus zu den Künſten und Wiſſenſchaften, machte ihm die Stadt Athen beliebt, die noch damals eine öffentliche Schule derſelben war *. Er war von Trajans Regierung an, Archont davon geweſen, und nachdem er ſelbſt zur Regierung gekommen war, ſo verwaltete er noch immer bey außerordentlichen Feyern die Verrichtungen eines Archonten, um ſich den Athenienſern angenehm zu machen. Kurz, die öffentlichen Gebäude womit er ihre Stadt verſchönerte, inſonderheit der prächtige Tempel des olympiſchen Jupiters, den ſo viele Regenten nicht zur Vollkommenheit hatten bringen können, und den er die Ehre hatte einzuweihen, nachdem er die letzte Hand daran geleget hatte; ſeine Ehrfurcht gegen ihre Religion; die Akademien, die Bibliotheken, die heiligen Spiele die er bey ihnen einführete; ſeine Einweihung zu ihren Geheimniſſen, ihre Geſetze, die durch ſeine Fürſorge nach Drakons und Solons, ihrer ehemaligen Geſetzgeber, Geſetzen gebeſſert wur-

* Spart. in Hadriano.

wurden †; alles dieſes machte, daß man ihn für einen andern Theſeus hielt. Sie nennten ein gewiſſes Viertel ihrer Stadt nach ſeinem Namen, ſetzten ihm unzählliche Ehrenſeulen, und wollten, daß er mit dem Jupiter die Ehre ſeines Tempels theilen ſollte. Allein ſo groß auch theils die Erkenntlichkeit der Athenienſer, theils ihre Ehrerbiethung, oder Schmäucheley gegen den Hadrian geweſen ſeyn mag; ſo ſieht man doch nicht, daß ſie weder dieſen Kaiſer, noch irgend einen von ſeinen Nachfolgern auf ihren Münzen verehret hätten: dieſe waren zu allen Zeiten lediglich ihren Göttern heilig.

Herr Oudiner, dem die Akademie 1705 aufgetragen, die athenienſiſchen Münzen zu unterſuchen, welche in des Königes von Frankreich Cabinette ſind, berichtete, daß die mehreſte Zahl derſelben in ſilbernen eiuförmigen Münzen beſtünde, die alle auf einer Seite das Bruſtbild der Minerva hätten, und auf der Gegenſeite eine Krone von Oelblättern in deren Mitte eine kleine Eule auf einem umgeworfenen und mit einem griechiſchen Buchſtaben bezeichneten Gefäſſe ſäße. Der Aufſchrift Αθηναιων ſind die Namen verſchiedener Magiſtratsperſonen beygefüget, und dieß iſt nebſt kleinen Symbolis die unten im Abſchnitte ſtehen, alles, was dieſe Münzen unterſcheidet, deren Jahrzahl man übrigens nicht recht eigentlich beſtimmen kann.

Man weis, wie groß der Gottesdienſt der Minerva in Athen geweſen, und was das Alterthum davon

† Euſeb. Chron.

davon bekannt gemacht hat *. Das athenienſiſche Gebiethe war dieſer Göttinn bey dem berühmten Streite zugetheilet worden, den ſie deswegen mit dem Neptun gehabt, allwo der Oelbaum den ſie hervorgebracht, dem Pferde vorgezogen worden; andere ſagen, er ſey dem Seewaſſer vorgezogen worden, welches Neptun aus einem Felſen ſpringen laſſen, den er mit dem Dreyzack geſchlagen **. Nichts wird von den alten Schriftſtellern ſo oft wiederholet, als dieſe Fabel, die, wie Plutarch ſchreibt ***, erfunden worden, um den Athenienſern durch dieſe Symbola zu zeigen, daß ſie den Frieden und den Ackerbau den Waſſerfahrten vorziehen ſollten. Doch einige wollen, daß dieſer Streit vom Cekrops erſtem Könige zu Athen beygeleget worden †. Andere ſagen, die Athenienſer ſelbſt hätten ihn entſchieden ††, die man deswegen mit ſammt ihren Frauen zuſammen gerufen, ſo wie das Orakel es gerathen: und endlich ſagen noch andere ‡, die Götter ſelbſt hätten den Ausſpruch gethan, welche Jupiter zu Schiedsrichtern des Streits erwählet gehabt. Uebrigens ſind ſie alle darinnen eins, daß hievon ſowohl der Name Athen, der ein Name der Minerva iſt, als auch die beſondere Verehrung der Athenienſer gegen dieſe Göttinn, herkomme, die ſie als ihre Beherrſcherinn anſahen.

* Pauſan. in Attic. ** Herod. L. 8.
*** In Themiſt. † Euſeb. Chronic.
†† Auguſt. de Civ. Dei L. 18. ‡ Apollod. L. 3.

Die Vestung Athen, oder die Akropolis, wie die Schriftsteller sie nennen, war ihr insonderheit gewidmet. Denn dieß war das Streitfeld, allwo sie über den Neptun gesieget, und man zeigte daselbst noch zur Zeit das Pausanias, Zweige von ihrem Oelbaume, die Eindrücke von Neptuns Dreyzacke am Felsen, und den Rest vom Wasser, so davon übrig geblieben. Es scheint, daß dieser Schriftsteller, der es selbst gesehen zu haben bezeuget, sich insonderheit bemühet habe, an diesem Orte dasjenige zu beschreiben, was die Minerva angeht; ihre besondern Tempel; diejenigen die sie in Gemeinschaft mit dem Vulkan und Neptun hatte; ihre verschiedenen Ehrensäulen; die Einsetzung ihrer Festtage und Priesterinnen; die Denkmäler ihrer geheimnißvollen Geburt und ihres Sieges; die Ehrenbezeugungen so man ihr unter dem Namen Hygia, Venus oder Victoria, erwies; und kurz bis auf ihren Wagen und die güldene Lampe, welche allezeit vor ihren Altären brannte.

Die mehresten von denen, die von Akropolis geredet, haben eben dasselbe berichtet: und kurz die griechischen Musen so wohl als die lateinischen, haben um die Wette die Andacht der Athenienser gegen ihre Göttinn, erhoben. Nichts aber bemerket die Größe und Dauer dieser Andacht so sehr, als ihre Münzen, auf welchen man allezeit auf einer Seite den Kopf der Minerva, und auf der andern eine Eule, in einem Kranze von Oelblättern, als die gewöhnlichen Zeichen der Minerva, erblicket.

Der Oelbaum gehörte ihr mit allem Rechte, inſonderheit ſeit ihrem Siege: und außer dem Jupiter * der zuweilen bey den olympiſchen Spielen damit gekrönet worden, hat keine andere Gottheit ihn der Minerva ſtreitig machen dörfen. Das Wunderwerk, ſo ſie zum Beſten des Oelbaums zu Akropolis gethan, bezeuget zur Gnüge, wie ſehr ſie ſich ſeiner Erhaltung angenommen. Herodot erzählet †, daß, da dieſer Baum mit dem Tempel, bey welchem er geſtanden, in die Aſche geleget worden, er nach einem Opfer, ſo man der Göttinn gebracht, wieder Kräfte bekommen, und in minder als Tagesfriſt ein Reis hervor getrieben, welches zwo Ellen lang geweſen.

Was die Eule betrifft, ſo hat man ſie ihr als ein Zeichen der Klugheit gegeben; da die Kenntniß dieſes Vogels vom Zukünftigen, von den Alten geglaubet worden. Dio Chryſoſtomus ‡ zieht deswegen die Fabeln des Aeſopus an, anzuzeigen, daß eben dieſerwegen die Eule der weiſeſten von allen Göttinnen gefallen. Dieß ſind ſeine eigenen Worte, die der Minerva mehr Ehre bringen, als die Einbildungskraft derjenigen, die ihr Eulenaugen beygelegt, um dieſes Zeichen zu beſtätigen. Allein vielleicht hat dieſes Bild auch einige Verhältniß mit den Athenienſern? Die Eule war, ſagt Antiphanes im Athenäo, ein in ihren

* Sophocl. in Oedipo.
† Lib. 8. ‡ Orat. XII.

ren Gegenden sehr gemeiner Vogel; und übrigens darf man ohne Bedenken zugeben, daß diese Göttinn mit der Stadt Athen einerley Kennzeichen gehabt. Das ist gewiß, daß man den Namen der Eule auch den attischen Münzen gegeben. Der Sklave eines reichen Lacedämoniers sagt in diesem Sinne, daß unter dem Dache seines Herren eine gewaltige Menge von Eulen nistete.

Allein, warum stehen die Eulen dieser Münzen auf umgeworfenen Gefässen, die durch verschiedene Buchstaben bezeichnet sind? Sollten wohl die Athenienser, wie die meisten Alterthumsforscher bisher geglaubet haben, dadurch andeuten wollen, daß sie zuerst die Verfertigung der irrdenen Gefässe erfunden? Diese Ehre machet ihnen niemand streitig. Man weis vielmehr, daß sie eben deswegen Prometheen genennet worden. Sie haben aber wohl wichtigere Sachen erfunden, und doch auf den Münzen damit nicht gepralet.

Was die kleinen Nebendinge anbetrifft, die diese Gegenseiten von einander unterscheiden, als ein Donnerkeil, ein Dreyzack, eine Aehre, ein Geyer, ein Pegasus, der Kopf der Sonnen, der Wagen der Victorie, und die Fackel der Ceres; so könnte alles dieß ebenfalls seine Erklärung finden, und zwar in der Religion der Athenienser, als so viele Kennzeichen ihrer andern Gottheiten: allein die Hauptfigur zeigt doch ihren wahren Gottesdienst an.

Noch eines ist, was in denen silbernen Münzen einige Aufmerksamkeit verdiente, nämlich die verschie-

ſchiedenen Namen (*) wodurch man ſie von einander unterſcheidet. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes eben ſo viele Namen von athenienſiſchen Magiſtratsperſonen ſind; allein es fraget ſich, ob es die gewöhnlichen athenienſiſchen Archonten oder andere Bediente geweſen, die dem Münzweſen vorgeſetzt ſeyn mochten. Die Unterſuchung und Vergleichung ihrer Namen könnte zur Entſcheidung einer Schwierigkeit dienen, an welche bisher noch niemand gedacht hat.

Der Gottesdienſt der Minerva herrſchet nicht minder in den athenienſiſchen metallenen Münzen als in den ſilbernen. Außer einem einzigen Kopfe vom Jupiter, ſieht man allenthalben das Bruſtbild der Minerva, und allezeit mit dem Helme, ja zuweilen mit Helm und Schild; allein die Gegenſeiten ſind mannigfaltiger als in den ſilbernen Münzen. Wir wollen die merkwürdigſten beſchreiben.

Auf der erſten ſteht ein Mars auf einer Galeere. Auf dem linken Arme trägt er ein Siegeszeichen, und ſtreckt die Rechte nach dem Hintertheile allwo eine Eule ſitzt, als das eigentliche Zeichen eines Sieges zu Waſſer, oder die Wiederkehre eines Helden nach einem Zuge über Waſſer, wobey die Weisheit das ihre gethan.

Aus der Geſchichte von Athen kann mann die Wahl haben. Dieſe Stadt hat ſich vor allen andern

* Als. Αναξιδης. Ονησιδας. Σωδαγος. Φανδιν. Μενεξενος. etc.

dern viele Jahrhunderte hindurch durch ihre Seemacht hervorgethan; allein weder die Athenienſer, noch die andern griechiſchen oder aſiatiſchen Völker, haben ſich der Münzen bedienet, um ihre Thaten kund zu machen. Höchſtens ſieht man etwas von ihren Stiftern oder fabelhaften Helden darauf. Alſo muß man nicht in den Geſchichten, ſondern in den Fabeln von Athen die Urſache dieſer Münze ſuchen; und vielleicht findet man, daß ſich nichts beßer dazu ſchicke als die Wiederkehre des Theſeus, nach verrichteter That auf der Inſel Creta.

Die andere Münze enthält eine Minerva, faſt eben ſo wie ſie vom Phidias in der ſchönen Seule vorgeſtellet worden, die er auf der Athenienſer Bitten nach der Schlacht bey Salamis machte. Sie ſteht, hat den den Helm auf, und iſt mit einem langen Rocke gekleidet, der ihr bis auf die Füſſe geht: ſie hat einen Meduſenkopf auf der Bruſt, eine Lanze in der rechten Hand, und in der linken eine Victoria.

Auf der dritten iſt abermals Minerva, die einer um einen Oelbaum geſchlungenen Schlange zu eſſen darreicht. Dieß kann ſich entweder auf den Drachen ſchicken, der ihren Tempel bewacht, und von einer ihrer Prieſterinnen ernähret ward, oder auf den Erichton, der, wie die Schriftſteller ſagen, unter der Geſtalt einer Schlange von ihr ernähret worden.

Die vierte enthält einen Oelbaum zwiſchen einer Eule und einem Gefäſſe.

Auf der fünften ſtehen Jupiter und Minerva,

einer

einer mit dem Donner, und die andere mit ihrem Schilde gerüſtet. Sie ſcheinen einander an den Seiten eines Oelbaumes die Hände zu geben; auf dem Baume ſitzt eine Eule; unten liegt eine Schlange um den Stamm herum, deren Kopf noch unten liegt.

Folgende zwo ſetzen einen gemeinſchaftlichen Gottesdienſt des Jupiters und der Minerva noch ganz beſonders feſt. Auf der einen ſieht man einestheils den Kopf dieſes Gottes, und die Göttinn an der andern Seite ſtehend, wie ſie einen Oelzweig und eine Eule hält. Die andere Münze zeiget auf einer Seite das Bruſtbild der Minerva, und auf der Gegenſeite einen mit Blumenſchnüren gekrönten Stierkopf, als ein dem Jupiter geſchlachtetes Opfer.

Es gab auch in Athen (*) viele Denkmäler auf welchen dieſe Götter ſo vereiniget ſtanden. Ein dem Jupiter zu Ehren errichteter Altar in dem Tempel der Pandroſa neben dem Altar der Minerva. Einen andern Altar in dem Tempel der Aglaura einer Schweſter der Pandroſa, allwo man dem Jupiter und der Minerva, als den Göttern des Vaterlandes, opferte. Noch einen Tempel, den ſie gemeinſchaftlich neben dem öffentlichen Schatze, unter dem Namen der Erhalter hatten. Endlich noch Ehrenſeulen, welche beyden in dem Prytanäo unter dem Namen der Senatoren oder Richter aufgerichtet waren.

Wir kennen noch andere athenienſiſche Münzen

* Pauſan. in Attic.

zen, allein es ſteht lediglich eine Minerva darauf. Die Athenienſer konnten auch der Göttinn der Weisheit nicht zu viele Ehre erweiſen, von der ſie glaubten, daß ſie ihren Rathsverſammlungen vorſtünde, über ihre Oberkeit wachte, ihren Kriegern Muth machte, ihre Dichter begeiſterte, ihnen Redner zöge, und ihren Philoſophen beyſtünde. Allein es wäre zu münſchen, daß eben die Göttin, (ihren eigenen Nutzen bey Seite geſetzt:) ihre Münzmeiſter auch ein wenig beſſer unterrichtet hätte. Andere Völker haben uns wenigſtens durch ihre Münzen etwas von ihrer Regierungsforme, von den Seltenheiten ihres Landes, und von den Zeiten gelehret, wann dieſe Münzen geſchlagen worden: allein die Athenienſer haben es für gut befunden, ihnen ſo wenig hierinn gleich zu werden, als in dem Gebrauche, den römiſchen Kaiſern zu Ehren Münzen zu ſchlagen. Sie waren ganz in ihre Religion eingeſchloſſen, und haben alle dergleichen Denkmäler vernachläßiget; ja man kann von denjenigen, was wir von den athenienſiſchen Münzen übrig haben, eben das ſagen, was man von den Ruinen der Stadt ſagt, die ehemals ſo blühend und prächtig, ein Schauplatz der menſchlichen Weisheit und Tapferkeit, und die öffentliche Schule der Wiſſenſchaften und Künſte geweſen:

Quid *Pandioneae* reſtat, niſi nomen *Athenae!*

* *

VI.

Ludewig Holbergs Assessor. Consist. et Quaest. Acad. Hafn. Metamorphoses, oder Verwandlungen in zweyen Büchern aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzet, mit Kupfern. Copenhagen und Leipzig bey Rothen 1746.

Seit dem in der deutschen Schaubühne zuerst etliche Comische Stücke von Herrn Assessor Hollbergs Arbeit bekannt gemacht worden, hat man sich um die Wette bemühet, auch seine übrige Schriften ins deutsche zu übersetzen. Die Reihe trifft nunmehr auch die Verwandlungen desselben, und der Herr Uebersetzer versichert uns, daß dieselben längst für eine Zierde der dänischen Sprache angesehen worden, daher man sie denn von neuem wieder unter die Presse gegeben habe. Er hat diese Uebersetzung nicht ohne Erlaubniß des Herrn Verfaßers unternommen, und giebt uns die Versicherung, daß er sich darinnen möglichstermaßen beflissen, die Ausdrücke des Originals beyzubehalten, soviel die Reinigkeit der Sprache zulassen wollen. Es wäre zu wünschen, daß er hierinnen allezeit glücklich gewesen wäre: allein, da eine Uebersetzung aus einer so unbekannten Sprache, zumal von einem so sinnreichen Werke, allezeit besser ist, als keine: so ha-

ben wir ihm dennoch allen Dank dafür zu sagen. Vielleicht bekommen wir mit der Zeit entweder von ihm selbst, oder von jemanden anders, eine verbeßerte Ausgabe zu lesen. Er hat sich indessen der schwedischen Uebersetzung dabey bedient, und die Abtheilung der Fabeln nach derselben eingerichtet; da der Herr Verfaßer in seinem Grundtexte, nach des Ovidius Beyspiele, alles in einem Zusammenhange weglaufen lassen. Weil der Herr Uebersetzer noch mehre Poesien von Herrn Holbergen zu übersetzen verspricht, so wünschen wir sonderlich das scherzhafte Heldengedicht desselben ehestens verdollmetschet zu sehen; welches uns von Kennern sehr gerühmet worden.

Wie Ovid in seinen Verwandlungen aus Menschen Thiere, Bäume, Felsen, Vögel und Blumen gemachet; das ist bekannt. Hier schien nun nichts natürlicher zu seyn, als daß irgend ein Poet aufstehen würde, der auch umgekehrt, aus allen diesen Dingen Menschen machte. Allein wie es das gemeine Schicksal des menschlichen Geschlechts ist, daß es auf die leichtesten und natürlichsten Sachen insgemein sehr langsam fällt, so ist es auch hier gegangen. Es hat sich vor Herrn Holbergen niemand gefunden, der auf solchen Einfall gerathen wäre; und es ist ihm allein aufbehalten gewesen, die Dichtkunst mit einer so schönen Erfindung zu bereichern. In der That öffnet sich hier ein weit schöner Feld, zu moralischen und satirischen Abbildungen; wenn man durch solche Verwandlungen von den itzigen Begebenheiten der vernünftigen Menschen

ſchen einige Urſache giebt; als wenn Ovidius, von den Eigenſchaften der Thiere und Bäume, oder Blumen, aus der vormaligen Beſchaffenheit der Menſchen Grund giebt, daraus ſie entſtanden ſind. Denn was nützt es groß, wenn man höret: aus einem wilden und gottloſen Könige Lykaon ſey ein Wolf; aus einer in die Sonne oder den Phöbus verliebten Clytie, ſey die Sonnenwende entſtanden? Weit artiger iſt es, wenn man aus dem erdichteten Urſprunge gewiſſer Arten von Menſchen begreifen lernt, warum ſie dieſe oder jene Gemüthsart, Tugend oder Laſter an ſich haben.

Doch es fällt uns ein, daß Ovid ſelbſt eine Veranlaſſung dazu gegeben, auf dieſe Art der Erfindungen zu kommen. In der Fabel von dem Deukalion und der Pyrrha, hat er uns den Urſprung des nach der Sündfluth von neuem entſtandenen menſchlichen Geſchlechts aus Steinen erzählet; und daraus den Grund anzeigen wollen, warum wir Menſchen ein ſo hartes Herz haben.

Inde genus durum ſumus, experiensve laborum
Et documenta damus, qua ſimus origine nati.

Bey dieſer Gelegenheit beſinnen wir uns noch auf einen Vorläufer, in dieſer Art von Verwandlungen. Man ſagt der alte Poet Simonides habe die Schöpfung des weiblichen Geſchlechts bereits auf die Art erkläret, daß er neun verſchiedene Thiere in Weiber verwandeln laſſen, um von den unterſchiedlichen Gemüthsarten des Frauenzimmers Grund

anzeigen zu können: und unſer Rachelius, hat in ſeinem verkehrten Weiberlobe ſich dieſer Erfindung bedienet; wiewohl es ihm ein wenig plump gerathen iſt. Doch ſolche unvollkommene Proben benehmen der glücklichen Erfindung des Herrn Holbergs nichts von ihrem Werthe; als der zuerſt auf eine reichliche Ausführung dieſes Einfalles bedacht geweſen, und ſie glücklich geleiſtet hat.

Wir wollen alſo der Fabel unſers Dichters Fuß vor Fuß folgen. Er fängt als ein glücklicher Nachahmer Ovids von den älteſten Zeiten an, doch ohne ihn abzuſchreiben. Denn er beſchreibet dieſelben recht fabelartig, als diejenigen, da die Thiere haben reden können. Den Anfang deſſelben zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Herr Holberg, bevor er dieſes gemacht, Satiren im däniſchen geſchrieben. Darauf beziehet er ſich, nach Art des virgilianiſchen: Ille ego, qui quondam etc. Es heißt:

Ich der die Menſchen nicht vom böſen können bringen,
Will, da mein Geiſt erſchöpft, von Thier u. Pflanzen ſingt.
Die Leyr iſt ungeſtimmt, und ſpielt mit Unterſchied
Anſtatt des heiſern Tons, anitzt ein Liebeslied.
Ich will von Stadt u. Land mich in den Wald verfügen,
Allwo mir Thier u. Baum den matten Geiſt vergnügen.
Ich ändere ganz und gar den vormals ſcharfen Kiel
Der Dichter Sicherheit beſteht in Kinderſpiel.
Des Phöbus großer Sohn, das Haupt von meinem Orden
Beſingt, wie Menſchen ſeyn zu Thier u. Vögeln worden;
Allein mein Dichtwerk ſchließt mehr ſeltnes in ſich ein,
Wie große Menſchen oft aus Thieren worden ſeyn.

So

So lautet des Dichters Eingang und Vortrag, nach Art der Alten, ganz ungekünſtelt, und vernünftig. Den Anfang ſelbſt hat er ſo gemacht, daß er im vorbeygehen eine ſatiriſche Abſchilderung unſrer Zeiten angebracht:

Vor Alters, ehe noch Saturnus war geflüchtet,
Bevor man Regiment, und Reiche angerichtet,
Bevor man Büberey durch Staupenſchlag vertrieb,
Und ehe man in Stahl und Marmor Rechte ſchrieb:
Bevor man Erzt und Stein begunte hochzuſchätzen,
Und ſtatt der Tugend ſich am Golde zu ergetzen;
Bevor der eine ward des andern Menſchen Knecht,
Eh man gab Leib und Seel für Rang und Hoheitsrecht.
Bevor man Schloß u. Stadt mit Wällen ſah umringen,
Die unſerm Dünken nach der Welt zwar Zierde bringen;
Doch welche, Beulen gleich, uns zeigen eine Spur,
Durch Wolluſt und durch Furcht verderbeter Natur.
Bevor man Menſchen ſah ums dein und mein ſich ziehen,
Eh man Aſträen zwang von dieſer Welt zu fliehen,
Als bloß die Schäferey der Menſchen Nahrung hieß,
Das Feld in eigner Pracht ſich ganz natürlich wies. ꝛc.

* * *

Seht! damals finde ich, daß jedes Thier geſprochen,
Daß Schwalbe, Adler, Falk in Reden ausgebrochen.
Und daß ſich Liebe, Zorn, Verdrießlichkeit und Luſt,
Durch mehr als Zwitſcherwerck hervorzuthun gewußt.
Der Eſel konnte mehr als bloß ſein J. A. ſchreyen.
Es konnte ſich der Hund durch mehr als ſchwänzeln freuen. ꝛc.

* * *

Kurz Fische, Vögel, Thier sowohl als Bäume, Pflanzen
Bedienten sich der Sprach und machten Alianzen,
Sie declarirten Krieg, und schloßen Fried und Bund,
Und machten Lieb und Haß durch Wort und Reden kund.

Hierauf erzählet der Dichter, wie es gekommen, daß die Thiere diese edle Gabe verlohren.

Doch war von kurzer Daur dieß schöne Zeitenwetter.
Als Jupiter vernahm, daß alle Untergötter
Vermaßen sich zuweit, und wollten hoch empor:
So schrieb er ihrer Macht Gesetz und Grenzen vor;
Belegte Pflanzen, Thier und Bäume mit Gebißen,
Und ließ sie ewiglich den Brauch der Sprache missen.
Ihr Reden hörte auf, und ward ein bloßer Laut:
Wiewohl man Tugenden noch itzt bey Thieren schaut. ꝛc.

Nun kömmt der Herr Verfasser auf die zweyte Fabel von der Liebe zwoer Eichen, die er Drys und Nive nennet; da denn Drys in Menschengestalt verwandelt worden. Er beschreibt einen ägyptischen Wald Daphne genannt, der ganz vollkommen gewesen, doch so, daß diese beyden Eichen alles übertroffen. Silvan, wenn er irgend in eine Nymphe verliebt geworden, setzte sich unter diesen Baum Drys. Dieses nahm Flora übel, ohngeachtet Drys weiter nichts that, als daß er dem Silvan Schatten gab. Sie geht zum Cupido, und bittet ihn, den Drys mit einem Pfeile zu verwunden; verspricht ihm einen Kranz von gelben Blumen, und die Gunst der Nymphen ꝛc. Cupido wird roth, ver-

sprichts

ſprichts und ſtirbt. Drys wird verletzt, und liebt die benarbarte Eiche Nive, und wünſcht ſich ihr zu nähern, geſetzt, daß er ein kleiner Buſch an ihrem Stamme werden ſollte. Ein Wind war ihm behülflich, ſich mit ſeinen Zweigen nach ihr zu biegen; allein eben der Wind entfernte ſeine geliebte Nive von ihm.

Ach Himmel! ſagte Drys mit Seufzen u. mit Thränen,
So oft als Nive mich ſieht bey und nach ihr ſehnen,
So oft entzieht ſie ſich. O! welche Tyranney,
Die zur Verzweifelung und gröſten Raſerey
Verliebte Seelen nur zu bringen iſt bemühet.
Steh einen Augenblick, o Nive, die mich ziehet!
Verachte mich doch nicht, erzeige mir das Glück,
Daß ſich ein Zweig von dir mit Küſſen an mich drück!
Ach! laß mich nur ein Blatt, nur einen Knoſpen herzen!

So zärtlich nun dieſes klingt, ſo ovidianiſch iſt auch die Folge der Fabel:

Sie ſchien zuletzt bewegt von ſeinen zarten Schmerzen,
Sie wendete ſich hin zu dem verliebten Baum,
Und alſo gab ſie ihm zum Scherz und Küſſen Raum.
Doch gleich wie ſich zu ihm die Nive dreymal ſtreckte,
So ſchiens, daß dieß bey ihm auch dreymal Hohn erweckte.
Die Nive ward erblaßt, und rief voll Zorn u. Schmerz:
Du äffeſt mich nicht mehr, ich ſeh dein falſches Herz!
Drys rief: Iſt dieſes nicht, das Schickſal von den Sternen,
Sich bey dem gröſten Durſt vom Bruñen zu entfernen!

Bey Feuer Brunſt und Glut den kühlen Schatten ſehn,
Und von dem Labungsort doch ſelbſt zurücke gehn?
Steh! ſchönſte Rive! ſieh noch einmal vor mir ſtille!
Dir ungetreu zu ſeyn, iſt nimmer Dryſens Wille.
Sie beuget abermal ſich mit gelaßnem Sinn,
Und Dryd weicht wiederum wie vormals von ihr hin.

Kurz, der Eichbaum grämte ſich, und vertrocknete: Pan vernahm es zu ſpät; denn Florens Liſt war gelungen.

Doch ſprach er: Dryd, du ſollſt auch deinen Tod verlachen,
Ich will dich neu beſeelt zu einem Menſchen machen.
So gleich geſchah das auch, was kaum zu glauben war,
Die Aeſte ſchickten ſich zu einem Armepaar,
Die ſich nach Menſchenart zur nahen Eiche reckten,
Und die Verwunderung der andern Thier erweckten.
Drauf ward ein Aſt zur Hand, ein Zweig zur Fingerreih,
Des Stammes Untertheil zerriß und gieng entzwey:
Kriegt andere Geſtalt, verwandelt ſich zu Füßen,
Da Wurzelwerk zu Zeh, und Nägeln dienen müſſen,
Der Gipfel ward zum Kopf, die Blätter wurden Haar,
So daß anſtatt des Baums ein Mann im Walde war.

Was nun von dieſem Eichenbaume für Menſchen in der Welt entſprungen, lehret der Beſchluß der Fabel.

Es ſtammen von ihm her Statiſten, Generale,
Rathsherren, Syndici und Kirchenprincipale,

Die

Die eine Ehrenſtuff ſtets nach der andern ziert,
Da doch ein jeder dieß von ſeinem Ahnherrn führt.
Des Holzes Eigenſchaft pflegt ihnen anzuhangen,
Daß ſie mit Blättern mehr, als wahren Früchten prangen;
Wobey ihr Schatten doch bisweilen andre ſchützt,
Ein armer Weiſer oft darunter ſicher ſitzt.

Auf dieſen Schlag ſind nun die übrigen Verwandelungen auch eingerichtet. In der 3ten z. E. wird Nive nebſt dem Hirten Tityrus verwandelt. Es

Entſteht ein Weibsgeſchlecht,
Das Luſt zu allem hat, und hält doch nichts für Recht.
Die Nichts und wieder Nichts bewegen kann zum Weinen,
Und die ſich Augenblicks um nichts zu freuen ſcheinen.
Die wie des Meeres Fluth empor und niedergehn,
Und ſich im Unbeſtand beſtändig laſſen ſehn.

In der IV. beſchreibt er das Schloß der Fama mitten im Walde, recht poetiſch:

Wo alles offen iſt, ſich nichts verdecktes findt,
Weil Thüre, Boden, Wand u. Dach durchlauchtig ſind;
Das ganze Schloß beſteht aus thönend dünnem Erzte,
So ſchallt und wiederſchallt, im Ernſte wie im Scherze.

* * *

Wo man im Vorgemach des Volkes Menge ſieht,
Die ſaget, was geſchieht, und was auch nicht geſchieht.
Hier hört man ein Gemiſch von Wahrheit u. von Lügen,
Wo alle Zeitungen gewiſſen Zuſatz kriegen.

Am Ende wird der Kuckuck zu einem hübſchen jungen Manne, der ſich zum Subſtituten alter Männer brauchen läßt.

In der V. Fabel wird die Spinne zum Spottdichter.

Statt eines Beins u. Gifts kam Kiel und Dint herfür.
Ihr Weben ward Papier. Und kurz, ſtatt dieſer Spiñe,
Entſtund ein hagrer Mann, jedoch von klugem Sinne;
Der ſtets des Waldes Luſt bey andern Leuten fand,
Und von den Hirten ward Satiricus genannt.
Von ihm hat ſich ein Volk auf Erden ausgebreitet,
Das ohne Unterlaß mit böſen Sitten ſtreitet.
Ihr Schreiben, Reden iſt ein Gift für Groß und Klein,
Und ſchneidet wie ein Schwert, dringt wie ein Pfeil hinein.
Iſt jederzeit bemüht; wiewohl ſie nichts gewinnen,
Als daß wie Spinnen ſie, ſich ſelbſt zu Tode ſpinnen.

In der VI. Fabel wird die geſchwätzige Elſter zum Barbier; in der VII. der Fuchs zum Abgeſandten, und in der VIII. der Rabe ein Notarius.

Das war nun das I. Buch. Im zweyten macht die erſte Fabel den Krebs zum Schneider; die II. den Eſel zum Dorfküſter; die III. den Fiſch zum ſtummen Reſpondenten; die IV. die Schlange zum Ackersmanne, die V. den Habicht zum Förſter, die VI. die Nachtigall zur Operiſtinn, die VII. die Sonnenblume zum Hofſräulein, die VIII. den Ochſen zum holländiſchen Matroſen, die IX. den Floh zum jungen Offizier.

Vom

Vom Flohe kam ein Mann mit Gold bebrämt herfür,
Ein luſtig hüpfender montirter Officier.
Und dieſes Ahnen Art man allenthalben kennet,
Die Kriegsmatrickel ſie ſonſt : : : nennet.
Dieſelben haben dieß mit Flöhen ganz gemein,
Sie wollen überall beym Frauenzimmer ſeyn.
Sie hüpfen, ſpringen um und gehen auf den Zehen,
Und alſo gleicht man ſie mit zweygebeinten Flöhen,
Da nach des Anherrn Art bey Nymphen man ſich nährt;
Beſonders wenn der Krieg es ihnen nicht verwehrt.

In der X. Fabel wird der Pfifferling, oder der Pilz ein Lackey.

Es kam ein Kerl hervor mit bunter Schlangenhaut,
In ſeinem Nacken ließ ein ſchwarz Gewächs ſich blicken,
Das wie ein Beutel hieng auf dem geſtreiften Rücken,
Kurz, es ward ein Lackey aus dieſem Pfifferling,
Der gleich den Wald verließ und zu den Menſchen gieng.
Und dieß Geſchlechte ſieht man viele Kinder bringen,
Die aufgeblaſen ſind, von Eigenliebe ſpringen;
Die Pfifferlingen gleich in Eile wachſen an,
Bald bürſten Stiefel, Schuh; bald gehn zur Ehrenbahn.

Die XI. Fabel endlich verwandelt den Ziegenbock, der erſt in der Hölle geweſen, und die Strafen aller Verdammten mit Verwunderung angeſehen, in einen Gelehrten.

Kurz, dieſer Ziegenbock ward ein Philoſophus,
Und nannte namentlich ſich Herr Demokritus.
Sein ganzer Stamm beſteht aus hochgelehrten Leuten,
Und aus Grammaticis, die ſich um Wörter ſtreiten:
Wobey man Hörner noch zum Streit und Stoßen findt,
Und die an Streitbarkeit dem Anherrn ähnlich ſind.

Darauf folgt nun ein Beſchluß, der da ſagt, Jupiter habe den untern Göttern die Kraft zu verwandeln benommen, und Bäumen und Thieren ein ewiges Schweigen auferleget. Doch ſieht ein jeder ohne unſer Erinnern wohl, daß in dieſer Probe ſich ein neues Feld zu mehrern ſolchen Verwandlungen eröffnet hat, das vielleicht gute Poeten auch bey uns betreten werden. Man muß dem Herrn Holberg das Zeugniß geben, daß er ſich in dieſen Erfindungen als einen glücklichen Nachahmer der Natur erwieſen, der ſeinen eigenen Witz mit einer großen Beleſenheit in den Alten zu verbinden weis. Wir wünſchen alſo nochmals, daß wir bald eine verbeſſerte Ueberſetzung von dieſen Verwandlungen bekommen mögen.

* *

I.

Neue hieher gehörige Sachen.

Miſcellanea Lipſienſia noua, ad incrementum ſcientiarum ab his, qui ſunt in colligendis eruditorum actis nouis occupati, per partes publicata. Voluminis IV. pars IV. quae vltima. Lipſiae in Offic. Haeredum Lankiſianorum 1746 in 8. Hiermit

mit liefert uns der gelehrte und berühmte Herr Hofr. Menke den Schluß des vierten Bandes ſeiner beliebten Sammlung, vermiſchter Abhandlungen, von allerley philologiſchen, hiſtoriſchen und critiſchen Materien. Dieſes 4te Stück derſelben enthält nicht minder merkwürdige Anmerkungen, als die vorigen. Die I. iſt Hrn. J. C. Harenbergs Auslegung des LX. davidiſchen Pſalms nach der Critik der Heil. Schrift eingerichtet. Die II. Hrn. Peter Zorns Abhandlung von Chriſto dem Heilande, in wieweit er bey den Muhammedanern das Wort Gottes, und der Sohn Gottes genennt wird. Die III. Hrn. Joh. Conr. Schwarzens Verbeſſerung und Vermehrung einiger Hebr. Sprachlehren. Die IV. Hrn. Joh. Georg Schelhorns beſondere Merkwürdigkeiten gewiſſer Bücher. Die V. Hrn. M. J. Fr. Friſchens Anmerkungen über Voſſens VII. C. de arte Grammatica, de vſu participii praeteriti Romano. Die VI. Hrn. Fr. Otto Menkens critiſche Anmerkungen über zwo Stellen aus dem Ovidius. So wie alle dieſe Stücke von vieler Einſicht und Beleſenheit zeigen, ſo dünken uns ſonderlich die Verbeſſerungen ovidianiſcher Stellen, ſo wohl in dieſem, als in dem vorhergehenden III. Stücke überaus glücklich und wohlausgeſonnen zu ſeyn. Wir wünſchen und hoffen, daß die gelehrten Hrn. Verfaſſer dieſer Sammlungen nicht müde werden mögen, ſich die gelehrte Welt mit dergleichen Arbeiten verbindlich zu machen.

II. Elementa Philoſophiae Wolfianae, ſeu Medulla Wolfiana, in vſum Auditorum conſcripſit I. H. *Samuel Formey*, V. D. M. Philoſ. Prof. et Reg. Scient. Acad. Berol. Sodalis ac Hiſtoriographus. Berolini im-

impenſ. Ainbr. Hande et I.C. Speneri 1746. Zum Nutzen und Gebrauch des berliniſchen Gymnaſii, wobey der Hr. Verfaſſer öffentl. Lehrer der Weltweisheit iſt, hat er dieſen Auszug aus der neuern Philoſophie verfertiget. Nach dieſen Abſichten muß man ihn beurtheilen, und alſo nur die erſten Erklärungen Grund- und Lehrſätze in dieſem Werkchen ſuchen: dadurch die ſtudirende Jugend zu den akademiſchen Lectionen vorbereitet werden kann. Es verdient aber daſſelbe vor vielen andern Auszügen ſolcher Art, ſeiner Nettigkeit und Deutlichkeit wegen, einen großen Vorzug. In der Vorrede thut der gelehrte Herr Verfaſſer ein öffentliches Geſtändniß, welches ſo wohl ihm, als der leibnitz-wolfiſchen Philoſophie Ehre machet. Er bekennt, daß er in dem erſten Laufe ſeiner Studien, ſich nicht mehr Mühe um die Weltweisheit gegeben, als diejenigen insgemein zu thun pflegen, die zur Theologie eilen. Daher wäre er in vielen Materien ſehr zweifelhaft geblieben, bis ihn der Ruf der wolfiſchen Philoſophie bewogen, ſich auf dieſelbe zu legen. Hier hätte er nun kaum die Logik durchgegangen, als ihm gleich ein neues Licht aufgegangen wäre. Je weiter er darinn gekommen, deſto heller wäre es bey ihm geworden: und ob er wohl in einem franzöſiſchen Werkchen, La belle Wolfienne einige Einwürfe, die ihn ſelber damals gequälet, dawider vorgetragen: ſo wären doch dieſe Geſpenſter von der nackten und liebenswürdigen Wahrheit nach der Zeit vertrieben worden. Nunmehro ſey er überzeuget, daß bisher noch kein philoſophiſches Lehrgebäude in einer ſchönern Ordnung und in beſſerm Zuſammenhange, die Weltweisheit vorgetragen habe.

Seit

Seit dem er also vor sieben Jahren Professor geworden, so habe er seinen Zuhörern keine bessere Lehrsätze beyzubringen gewußt, als die Wolfischen; die er denn in dieser Absicht ins kurze gebracht hätte. Nur in der Physik ist er nicht Herrn Wolfen, sondern andern Scribenten gefolget, und das aus gewissen Ursachen, die er aber nicht anzeiget, wiewohl er deswegen die Lehren des erstern nicht verwerfen will. Wir zweifeln nicht, daß dieses Werkchen nicht auf mehrern Gymnasien guten Nutzen bey der Jugend haben werde.

IV. Die erstaunlichen Wirkungen der Sympathie, oder die Begebenheiten des Herrn * * aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1746. in 8. In einem Jahrhunderte, da der französische Witz sich in einer Menge von Fabeln und Liebesgeschichten so fruchtbar erweiset, ist es kein Wunder, daß auch die Nachbarn von Frankreich dann und wann begierig werden, zu wissen, was ihre Einbildungskraft für Kinder zeuget. Gegenwärtige Uebersetzung leget ein Zeugniß davon ab. Der geistreiche Uebersetzer des befreyten Jerusalems hat sich mit derselben beschäfftiget, und darinnen die Geschicklichkeit seiner Feder auch in ungebundner Rede erwiesen. Dieses vortheilhafte Vorurtheil macht bey uns, die wir keine Romane zu lesen Zeit haben, die Meynung wahrscheinlich, es müsse viel Gutes an einer Erdichtung seyn, die ein so guter Scribent unsrer Zeit für übersetzenswürdig gehalten hat. Das Buch ist sonst ganz reinlich und sauber gedruckt, so daß man leicht die Werkstätte errathen wird, daraus es gekommen ist.

IV. In Roſtock, oder daherum, kömmt eine moraliſche Wochenſchrift heraus, die den Namen führt, der freymüthige Erdbürger. Die erſten Stücke dieſes Jahres ſind ſo betrachtungswerth nicht geweſen, als die neuern ſeit Johann ohngefähr geworden ſind. Wir ſchreiben dieſes der Aenderung derjenigen Feder zu, aus welcher dieſe Sittenſchrift fließt. Der itzige neue Verfaſſer ſcheint nämlich ſeiner Arbeit völlig gewachſen zu ſeyn, und ſowohl das menſchliche Herz, und die Art wie ihm beyzukommen iſt, als auch ſonſt die ſchönen Wiſſenſchaften zu kennen. Auch die Schreibart iſt angenehm, aufgewekt und rein, wenn wir einige niederdeutſche Wortfügungen ausnehmen, die hochdeutſchen Ohren fremde klingen. Sonderlich hat uns das Stück vom 25. Jun. ſehr wohl gefallen, darinnen der Herr Verfaſſer erkläret, in welchen Fällen ein Gelehrter lateiniſch oder deutſch ſchreiben ſolle.

V. In Schiffbek iſt ſeit dem 19. März dieſes Jahres eine Wochenſchrift, der Advocat pro und contra betittelt, herausgekommen. Es iſt ſelbige eine Ueberſetzung aus der bekannten franzöſiſchen Schrift, Pour et Contre genannt, die viel artige Materien auf eine angenehme Art abgehandelt hat. Die deutſche Schreibart iſt hierinnen ſehr fließend und ungezwungen, fällt auch nicht in den Fehler vieler Dollmetſcher, die uns das deutſche mit einer Menge ausländiſcher Redensarten und Wortfügungen verhunzen.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des III. Bandes 3. Stück.

A. 1115. 1756

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat September 1746.

IVVENAL.

Quid . . faciam ? Mentiri neſcio ; Librum
Si malus eſt, nequeo laudare.

I.

Scriptores rerum Hungaricarum

Veteres ac genuini partim primum ex tenebris eruti, partim antehac quidem editi, nunc vero ex MSS. Codd. et rariſſimis editionibus Bibliothecae Auguſtae Vindobonenſis, ab innumeris mendis vindicati &c. et ad noſtra Tempora continuati &c. cum ampliſſ. praefatione *Matthiae Belii*, et inſtructiſſimo indice in hanc formam redacti, cura et ſtudio *Io. Ge. Schwandtneri*, Auſtriaci Stadelkirchenſis. Impenſ. Io. Pauli Kraus. Bibliop. Vindebon. 1746. in fol. faſt fünf-doppelte Alphabeth ſtark.

Das iſt:

Die alten und aufrichtigen Ungariſchen Geſchichtſchreiber, theils aus Manuſcripten, theils aus ſeltnen Auflagen der kaiſerlichen Wiener-Bibliothek, herausgegeben und verbeſſert von Joh. Georg. Schwandtnern.

Das Königreich Ungarn, hat unter ſeiner itzigen preiswürdigſten Beherrſcherinn, in den letzten ſechs Jahren, eine ſo

merkwürdige Rolle in Europa gespielet, daß dadurch alle Welt begierig geworden, auch die alten Geschichte desselben etwas genauer kennen zu lernen. Nun hat uns zwar der gelehrte Pastor Belius bereits in seinem trefflichen Werke, Notitia Hungariae, einen ziemlich ausführlichen Bericht davon gegeben. Doch wie es in historischen Dingen geht, so hat dieser Vorschmack der Ungarischen Historie die Begierde, aus den Quellen selbst zu schöpfen, nicht sowohl gedämpfet, als vielmehr erreget. So geschickt und unparteyisch auch ein Geschichtschreiber ist, so will man doch in den meisten Stücken lieber mit eigenen Augen sehen, und in den Urkunden selbst nachforschen, aus welchen er seine Nachrichten genommen hat. Das Alterthum der Geschichtschreiber, ihre Art zu denken, und ihr Ausdruck selbst, giebt ihren Worten, ich weis nicht was für eine Anmuth, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt. Und es ist kein Zweifel, daß die Liebhaber der Römischen Historie auch einen Livius, Polybius, Appian, und Dionysius von Halikarnaß aus den Händen legen würden, wenn sie des alten Catons Alterthümer, einen Fabius Pictor, oder noch ältere Schriftsteller des alten Roms irgendwo zu entdecken das Glück haben sollten.

Von der Ungarischen Geschichte sind zu allem Glücke noch viele solche Urschriften vorhanden: und Herr Schwandtner hat also nicht übel gehandelt, daß er dieselben theils den Gelehrten zuerst mittheilen, theils ergänzen und ausbessern wollen. Dieser Band hält vier und zwanzig solcher Stücke in sich, die insgesamme

geſammte hiſtoriſche Nachrichten, von dem berühmten Volke der Hunnen, und ihrem europäiſchen Sitze in Ungarn darbiethen. Wir wollen von allen denſelben unſern Leſern einige Kenntniß geben, zuvor aber die gelehrten Vorreden ein wenig anſehen, die uns zu dem Werke ſelbſt vorbereiten.

Die Zueignungsſchrift iſt an Se. itztregierende Römiſch Kaiſerl. Maj. Franciſcus den I. gerichtet. Hierauf folgt des berühmten Herrn Belius Vorrede. Er beklagt darinn, daß ſeine Vorfahren, die alten Ungarn, entweder in Aufzeichnung der Thaten und Begebenheiten ihres Volkes ſo unachtſam, oder doch in Bewahrung der gehabten Nachrichten und Tagebücher ihrer Könige ſo nachläßig geweſen. Denn er kann ſichs nicht einbilden, daß die unter ihnen befindlichen Gelehrten, nicht nach dem Muſter der Griechen, oder Lateiner, und neuern Wälſchen, ſich auch, wenigſtens von ihren lebendigen Fürſten, eins und das andre aufgezeichnet haben ſollten. Nur die Nachkommen hätten es verſehen, die nämlich, aus dieſen kleinen Bächen zuſammen genommen, etwas vollſtändigers hätten machen ſollen. Hierauf erzählt er uns die vornehmſten Ungariſchen Geſchichtſchreiber nach der Zeitordnung. Der erſte ſoll M. Jo. Thuroczius geweſen ſeyn, wiewohl Herr Belius andrer Meynung iſt. Der zweyte iſt der Italiener Anton Bonfinius geworden, welchen König Matthias Corvinus in den Stand geſetzt, was Gutes zu ſchreiben; welches er aber ſo gemiſsbrauchet, daß er ihre Geſchichte, die vorher bloß und einfältig, aber doch zuſammenhangend war, überfirniſſet, und mit Fabeln

und fremden Erzählungen der Ausländer ganz verstellet hat.

Im Anfange des XVII. Jahrhunderts, hat **Nicolaus Istuanffy**, beyde Vorgänger übertroffen. Ihm ist **Wolffgang Bethlem** gefolget, hatte aber das Unglück, daß er fast in der Geburt erstücket worden. Darauf kam **Jac. Bongarsius**, der Hungaricarum Rerum Scriptores varios 1600 zu Frf. am Mayn ans Licht gestellt. Anderthalb Jahrhunderte hernach lag dieses historische Studium fast gänzlich, bis sich in diesem itzigen, verschiedene bessere Federn darinnen fanden, darunter Herr Belius selbst, unter Carl dem VI. außer seiner Notitia Hungariae, eine Collectionem Scriptorum, imgleichen einen Apparatum ad Historiam Hungaricam herausgeben wollen. Allein der Tod dieses Kaisers und die darauf erfolgten Unruhen haben ihm so zu reden, die Feder aus den Händen geschlagen, auch die Hungariam nouam, damit er beschäfftiget war, gehemmet. Er hat dieses Schicksal desto gelassener ertragen, da in der Nachbarschaft, sich andre gelehrte Männer mit eben dieser Arbeit zu beschäfftigen angefangen.

Die Bongarsische Sammlung war unsichtbar geworden, und viele wünschten, daß sie wieder aufgelegt, und vermehret oder verbessert werden möchte. Der Verleger entschloß sich dazu, und munterte gelehrte Männer auf, nicht nur jenes Werk nochmals zu übersehen, sondern auch mit den geschriebenen Exemplarien und alten Ausgaben zu vergleichen, und kleine Anmerkungen beyzufügen. Dieses ist nun hier ge-

geſchehen: und man erhielt noch überdem von der Königinn in Hungarn Maj. die Erlaubniß, andre auf der Wienerbibliothek befindliche geſchriebene Werke abzuſchreiben, und ans Licht zu ſtellen. Dieſe erzählt nun Herr Belius hier nach der Ordnung, und wir dürfen ihm nur Fuß vor Fuß folgen, um unſern Leſern einen vollſtändigen Begriff von dem ganzen Werke zu geben.

Das erſte Stück in dieſer Sammlung iſt alſo eines ungenannten Geheimſchreibers des Königs Bela, Hiſtoria Hungarica de ſeptem Ducibus Hungariae. Dieſes Werkchen iſt den Gelehrten bisher noch nicht einmal dem Namen nach bekannt geweſen; ſondern hat auf gedachter Bibliothek verſteckt gelegen, bis es 1744 zuerſt abgeſchrieben, und hier an die Spitze dieſer Sammlung geſetzet worden. Herr Belius beſchreibt es von außen und innen aufs genaueſte. Es iſt ein Pergamentener Codex, der im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts geſchrieben worden, und beſteht nur aus vierzehn Blättern. Die Schrift iſt zwar deutlich und richtig, aber ſchlechtweg und ohne Zierrath geſchrieben. Gleichwohl iſt es nicht des Verfaſſers eigene Hand oder die Urſchrift. Die obige Ueberſchrift hat ihm Sebaſt. Tengnagel gemacht: und Lambecius hat ſeiner in Diario Sacri Itineris Cellenſis, Addit. II. p. 277. gedacht. Neſſelius hat ſchon 1692 verſprochen, ihn ans Licht zu ſtellen, aber nicht Wort gehalten. Der Urheber iſt ſchwerlich heraus zu bringen. Man kann nicht wiſſen, ob man ihn beym Könige Bela dem I. dem II. dem III. oder dem IVten ſuchen ſoll.

Ein Geistlicher mag er wohl gewesen seyn, der aber viel mit weltlichen Geschäfften zu thun gehabt, wie er in der Zuschrift, an einen andern Geistlichen, der sein Schulcamerad gewesen, selbst gesteht; und durch verschiedene Merkmaale verräth. So sagt er z. E. Reges atque Nobiles Hungariae regnum habere per S. Mariae gratiam: Proleg. p. 2. am Ende. Gelehrt muß er einigermaßen gewesen seyn, weil er sich vorgenommen, nach Art des Trojanischen Krieges, welchen Dares Phrygius beschrieben, auch die Thaten der ungarischen Könige zu beschreiben. Er gefällt sich auch mit seiner Arbeit so gut, daß er ausruft:

Felix ergo Hungaria,
Cui sunt dona data varia;
Omnibus etiam horis
Gaudeat de munere sui literatoris!

Wir übergehen das übrige, was Herr Belius von ihm anmerket, und gehen weiter zu den folgenden Schriftstellern.

Der II. ist der oben gedachte **Joh. Thuroczius**, der bisher für den ältesten ungarischen Geschichtschreiber gehalten worden. Er hat aber seine Wissenschaft aus andern ältern Geschichten geholet, die zum Theil noch verhanden sind. Dergleichen ist auf der Wienerbibliothek ein pergamentenes MSt. von 73 Blättern, welches so anhebt: Anno Domini MCCCLVIII. feria tertia infra octauas Ascensionis eiusdem Domini, incepta est ista Cronica. De gestis Hungarorum antiquis et nouissimis. Ortu et progressu, victoria eorundem et audacia. Collecta

lecta ex diuerſis Cronicis veteribus. Earundem veritatem aſcribendo, et falſitatem omnino refutando. In nomine Domini. Amen. Mit dieſer alten Abſchrift nun hat Herr Schwandtner, nach Lambecii Anzeige, die Chronik des Thuroczius, der zu Königs Corvinus Zeiten gelebet, gegen einander gehalten; und befunden, daß er aus demſelben alles geborget, ja von Wort zu Wort, auch ſogar mit allen Fehlern, abgeſchrieben. Es hat ſich alſo der Mühe nicht verlohnet, auch dieſes MSt. neben dem Thuroczius abzudrucken. Die Noten aber, die Herr Schwandter bey dem Abdrucke der Bongarſiſchen Ausgabe hinzugeſetzet, zeigen genau, worinn beyde von einander abgehen. Ja man hat auch die Bilderchen, die nach alter Art, bey den Anfangsbuchſtaben gemalet ſtunden, hier in Kupfer ſtechen laſſen, und dem Werke dadurch viel Zierde verſchaffet. Endlich hat er ſich auch eines Buches dabey bedienet, welches ſchon 1473 zu Ofen, unter dem Titel, antiqua Chronica Hungarorum, in klein Fol. gedruckt worden; und ein bloßer Auszug aus Thuroczens Chronik zu nennen iſt.

Dabey nimmt nun Herr Paſtor Belius Gelegenheit, die Gelehrten in Ungarn und Siebenbürgen, ja in Croatien und Dalmatien aufzumuntern, daß ſie mit zuſammengeſetzten Kräften alle Klöſter, Bibliotheken und Cangleyen durchſuchen, die vorhandnen Nachrichten vom Untergange retten, und dem Herrn Schwandtner zuſtellen mögen, damit ſelbiger in den Stand geſetzet werde, noch viele Bände ſolcher alten Geſchichtſchreiber ans Licht zu ſtellen.

Er zweifelt auch nicht, daß nicht eine eben so starke Sammlung zusammen gebracht werden könne, als die Muratorische von Italien ist.

Hierauf folget nun eine Partey kleinere Scribenten, die bereits in der Bongarsischen Ausgabe gestanden haben. Bey allen hat der Hr. Herausgeber, das seine gethan, ob er gleich so viel nicht leisten können, weil es ihm an geschriebenen Exemplaren gefehlt, mit denen er sie hätte vergleichen mögen. Doch werden auch diese kleine Brocken, in Ermangelung größerer Werke, den Lesern lieb seyn. Gleichwohl sind auch noch verschiedene Stücke beygefüget, die in Bongarsens Sammlung nicht vorkommen. Dahin gehört Ioannis Pistorii, Niddani, Regum Hungariae Genealogia, die Herr Schwandtner bis auf unsere Zeiten fortgesetzet hat. Dahin gehört auch Martini Bronioui à Biezdzsedea Descriptio Tartariae, die derselbe, bey einer, auf Befehl Königs Stephans in Pohlen zweymal übernommenen Gesandtschaft in die Tartarey, aufgesetzet hat. Dieses Tractätchen war schon MDXCV in Cöln heraus gekommen, erscheint aber hier in verbessertem Stande: und man hat es deswegen beyzufügen für gut gehalten, weil die Tartarey dasjenige Land ist, daraus zu verschiedenen malen die wildesten Völker ausgezogen sind, welche auch Ungarn mehr als einmal verwüstet haben.

Zuletzt wünscht Herr Belius noch, daß man Herrn Schwandtern, bey der Ausgabe des Tractätchens Georg Wernhers, de admirandis Hungariae Aquis, mit einigen Dingen hätte an die

Hand

Hand gehen können. Dieſes ganze Werkchen ſoll nur ſo obenhin, oder aus mündlichen Erzählungen zuſammen geſchrieben ſeyn, hätte alſo durch verſchiedene Anmerkungen erläutert werden können. Er ſelbſt hätte dieſes um ſo viel lieber thun wollen, da er des berühmten Ofenſchen Arztes, des ältern Carl Reygers, aus der Erfahrung ſelbſt gefloſſene Anmerkungen bey der Hand gehabt: wenn er nur eher von der ganzen Einrichtung dieſes Werkes Nachrichten bekommen hätte.

Um nun unſern Leſern, denen die Bongarſiſche Sammlung Ungariſcher Scribenten nicht bekannt iſt, den völligen Inhalt dieſes I. Bandes vor Augen zu legen, wollen wir ihnen das völlige Verzeichniß aller darinn enthaltenen Schriften mittheilen. Es ſind folgende:

I. Anonymi, *Belae Regis Notarii*, Hiſtoria Hungarica de VII. primis Ducibus Hungariae.

II. *M. Io. de Thurocz* Chronica Hungarorum ab origine gentis, cum inſerta ſimul Chronica *Ioannis Archidiaconi de Kikullew*.

III. *M. Rogerii Hungari* Canonici, miſerabile Carmen, ſeu Hiſtoria ſuper deſtructione Regni Hungariae per Tartaros.

IV. *Petri Ranzani*, Siculi, Epiſcopi Lucerini, Epitome rerum Hungaricarum, a *Ioann. Sambuco* quondam continuata.

V. *Chartuiti Epiſcopi* Vita S. Stephani primi Hung. Regis, qui eos ad Chriſti religionem traduxit, a *Laur. Surio* olim edita.

VI. *Vita S. Emerici*, Stephani Hung. Regis filii,

filii, a fratre *Laur. Surio*, Carthuſiano, olim edita, nunc reſtituta et emendata.

VII. *Philippi Callimachi* de rebus a Vladislao Poloniarum atque Hungarorum Rege, geſtis, Libri III. recogniti et emendati.

VIII. *Regis Vngariae Matthiae*, Nuptiae et Coronatio Reginae, atque illorum ingreſſus Budam, a Palatino Comitis Legato deſcripta.

IX. *Galeoti Martii* Narnienſis, Biblioth. Budenſ. Praefecti, Commentarius de Matthiae Corvini Reg. Hung. egregie dictis et factis.

X. *Melchioris Soiteri* a Vinda I. C. de bello Pannonico, per Fridericum Comitem Palatinum, contra Solimannum geſto.

XI. *Io. Martini Stellae*, L. L. Doct. de Turcarum in Regno Hungariae a. 1543 Succeſſibus, ad Guil. et Mich. Mart. Stellam, Epiſtolae IV.

XII. *Wolfgangi Lazii*, Viennenſis, Regii Hiſtor. ac Medici, Rei contra Turcas geſtae 1556. breuis deſcriptio.

XIII. *Baſilii Io. Heroldi* Rerum contra Turcas, ſub Ferdinando Auſtriaco 1556. in Pannonia geſtarum, hiſtoriola.

XIV. *Petri Bizari*, Bellum Pannonicum, ſub Maximiliano II. Roman. et Solimanno Turcarum Imp. geſtum.

XV. Hiſtoria Sigethi, fortiſſimi propugnaculi, a Solymanno Turc. Imp. a. 1566. capti et Chriſtianis erepti.

XVI. Io. Iacobini, Breuis enarratio rerum, a Sereniſſimo Transſyluaniae Principe Sigismundo 1595. geſtarum.

XVII.

XVII. *Io. Piſtorii* Genealogia Regum Hungariae, ad hunc vſque diem continuata, a Io. Georg. Schwandtnero Auſtr.

XVIII. *Georgii a Reychersdorff*, Tranſiluani, Chorographia Tranſiluaniae recognita et emendata.

XIX. *Eiusdem* Chorographia Moldauiae emendata.

XX. Broniouii a Biezdzfedea, Deſcriptio Tartariae.

XXI. Georgii Wernheri, de admirandis Hungariae aquis, Hypommemation.

XXII. Io. Martini Stellae Deſcriptio et munitiones Altemburgii Hungarici, arcis dotalis Ser. Hung. Reginae Mariae.

XXIII. Felicis Petancii, Cancell. Diſſertatio de itineribus aggrediendi Turcam, ad Vladisl. Hung. et Bohem. Regem.

XXIV. Tranſiluanicae Inſcriptiones veteres nonnullae, et Annales de Templis Leutſchouienſi et Coronenſi.

Dieſes ſind alſo die kurzen Titel aller der merkwürdigen Stücke, daraus dieſer erſte Follant beſteht; und bey deren Abdrucke der Herr Schwandtner allen möglichen Fleiß, in Gegeneinanderhaltung geſchriebener Bücher, oder der beſten und erſten Ausgaben, erwieſen. Nun iſt noch übrig, daß wir von denen bisher ungedruckten Stücken unſern Leſern einen kleinen Vorſchmack geben. Wir nehmen denſelben gleich aus dem erſten Stücke, von dem Geheimſchreiber des Königs Bela. Sowohl der Anfang ſeiner

Vor-

Vorrede, als des Buches ſelbſt iſt merkwürdig. Die erſte hebt ſo an:

Incipit prologus in Geſta Hungarorum.

Praedictus Magiſter, ac quondam bonae memoriae gloriſiſſimi Belae, Regis Hungariae, Notarius N. ſuo dilectiſſimo amico, viro venerabili, et arte literalis ſcientiae imbuto ſalutem, et ſuae petitionis affectum. Dum olim in ſcholari ſtudio ſimul eſſemus, et in hiſtoria Troiana, quam ego ſummo amore complexus, ex libris Daretis Phrygii, caeterorumque auctorum, ſicut a magiſtris meis audiueram, in vnum volumen proprio ſtilo compilaueram, pari voluntate legeremus, petiſti a me, vt ſicut hiſtoriam Troianam bellaque Graecorum ſcripſeram, ita et genealogiam regum Hungariae et Nobilium ſuorum, qualiter ſeptem principales perſonae, quae *Hetumoger* vocantur, de terra Scythica deſcenderunt, et qualis ſit terra Scythica, et qualiter ſit generatus Dux Almus, aut quare vocatus Almus primus Dux Hungariae, a quo Reges Hungarorum originem duxerunt, vel quot regna et Reges ſibi ſubiugauerunt, aut quare populus de terra Scythica egreſſus, per idioma alienigenarum Hungarii, et in ſua propria lingua Mogerii vocantur? tibi ſcriberem: &c.

Das erſte Capitel aber hebt er ſolchergeſtalt an:

Cap. I. De Scythia.

Scythia ergo maxima terra eſt, quae *Dentumoger* dicitur, verſus orientem, finis cuius ab aquilonali parte extenditur vsque ad nigrum pontum, a tergo

a tergo autem habet ſlumen, quod dicitur Thanais, cum paludibus magnis, vbi vltra modum abundanter inueniuntur *Zobolini*; ita quod non ſolum nobiles et ignobiles veſtiuntur inde, verum etiam bubulci et ſubulci ac opiliones ſua decorant veſtimenta in terra illa. Nam ibi abundat aurum et argentum et inueniuntur in ſluminibus terrae illius pretioſi lapides et gemmae. Ab orientali vero parte vicina Scythiae fuerunt gentes *Gog et Magog*, quos incluſit magnus Alexander. Scythica autem terra multum patula in longitudine et latitudine. Homines autem, qui habitant eam, vulgariter Dentumoger dicuntur, vsque in hodiernum diem, et nullius vnquam Imperatoris poteſtate ſubacti fuerunt. Scythici enim ſunt antiquiores populi, et eſt poteſtas Scythiae in Oriente, vt ſupra diximus. Et primus Rex Scythiae fuit *Magog* filius Iaphet, et gens illa a Magog rege vocata eſt Moger. A cuius etiam progenie regis deſcendit nominatiſſimus atque potentiſſimus Rex Attila, qui anno dominicae incarnationis CCCCLI de terra Scythica deſcendens cum valida manu in terram Pannoniae venit, et fugatis Romanis regnum obtinuit &c.

Weil er in dem 2ten Capitel erkläret, woher die Ungarn dieſen Namen bekommen haben: ſo wollen wir daſſelbe ſeiner Kürze wegen ganz herſetzen.

Nunc reſtat dicere, quare populus de Terra Scythica egreſſus Hungari vocantur? Hungari dicti ſunt, a caſtro *Hungu*, eo quod ſubiugatis ſibi Slauis, VII. principales perſonae intrantes Terram

ram Pannoniae diutius ibidem morati ſunt. Vnde omnes nationes circumiacentes vocabant Almum filium Vgek, ducem de *Hunguar*, et ſuos milites vocabant *Hunguaros*: Quid plura? his omiſſis redeamus ad propoſitum opus, iterque hiſtoriae teneamus, et vt Spiritus S. dictauerit, inceptum opus perficiamus.

In den alten Aufſchriften, die in Siebenbürgen gefunden worden, und davon viele noch von den Zeiten der Römer herſtammen, werden die Liebhaber der Alterthümer auch ihr Vergnügen finden. Sonſt ſind auch drey Landcharten, nämlich die von Siebenbürgen, die von der Moldau und den angrenzenden Ländern, und endlich die von der kleinen Tartarey, beygefügt. Das Titelkupfer iſt ſehr wohl erfunden und geſchickt ausgeführet. Kurz, es iſt an dem ganzen Werke nichts vergeſſen, was zur Schönheit deſſelben gehören kann; da ſonderlich auch der Druck unſers Herrn Eisfelds ſchön und neu, das Papier aber weiß und ſtark iſt. Der zweyte Band dieſes Werkes iſt auch bereits unter der Preſſe, und wir werden nicht ermangeln Nachricht davon zu geben, ſobald er fertig ſeyn wird.

II. Fort-

* *

II.

Fortsetzung des Auszuges aus der Hiſtoire de l'Academie royale des Sciences et belles Lettres de Berlin, etc. T. I. in 4to.

Wir haben uns anheiſchig gemacht, noch einmal von dem Inhalte des I. Bandes der Hiſtorie der Königl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu handeln: darum halten wir ietzo unſer Wort. Den Anfang macht der Geſchichtſchreiber der Akademie von der allgemeinen Phyſik, und zwar von der Electricität: weil dieſe der erſte Gegenſtand der Mitglieder aus der phyſikaliſchen Claſſe, und ſonderlich des Herrn **Lieberkühns** und Herrn **Ludolfs** geweſen. Dieſe beyden berühmten Männer haben nicht wenig zu Unterſuchung dieſer Materie beygetragen, nachdem unſer ſeliger Herr Prof. Hauſen dieſelbe in Deutſchland zuerſt rege gemacht, und eine umgedrehte Kugel zum electriſiren gebraucht. Herr **Ludolf** hat indeſſen die Ehre, daß er zuerſt mit den Funken, die aus metalliſchen Körpern, wenn ſie electriſirt worden, fahren, eine wirkliche Flamme hervorgebracht: welches ihm hernach andere mehrere nachgemacht haben.

Der zweyte hier befindliche Artikel betrifft die electriſchen Barometer, die nämlich im finſtern leuchten. Herr **Ludolf** hat auch dieſe in ein ſolches Licht geſetzt, und zu dem Grade der Vollkommen-

heit gebracht, daß man ihm dafür verbunden seyn muß.

Das III. Stück betrifft die Hervorbringung der Luft durch die Kunst, unter einer ausgerumpten Glocke auf der Antlia. Herr Hofrath Eller ist der Erfinder davon, und macht der Akademie Ehre dadurch.

Das IV. Stück kömmt von Herrn Eulern, und trägt eine neue Meynung von der Natur des Lichtes vor, die weder Cartesianisch, noch Neutonianisch ist. Er behauptet nämlich, das Licht sey in der dünnesten Himmelluft eben das, was der Schall in unserer groben Luft ist. Die Sache verdient die Aufmerksamkeit der Gelehrten, und verbannet, wenn sie bestätiget werden sollte, den leeren Raum aus der Welt. (*)

Das V. Stück ist von eben diesem großen Naturkündiger, und handelt eine neue Meynung von den Kräften der Körper im Stoße und Drucke ab. Er behauptet, die Kraft der Trägheit, oder des Widerstandes sey die einzige in der Welt, aus welcher alle übrige Arten der Kräfte erkläret werden müßten.

Im VI. handelt ebenfalls Herr Euler die Natur der kleinsten Theilchen der Materie ab. Man gesteht itzo den Leibnitzianischen Satz des nicht zu unterscheidenden (Principium indiscernibilium) allgemein zu: und daraus fließt, daß auch in den klein-

(*) Wir besinnen uns indessen dieselbe schon in Gerhard Andr. Müllers Untersuchung der wahren Ursache von Neutons Schwere gefunden zu haben. Wir wollen derselben ehestens einmal ausführlich gedenken.

kleinſten Theilchen der Materie nicht zwey vollkommen gleich und ähnlich ſeyn müſſen. Dieſes hat zu vielen tiefen Betrachtungen Anlaß gegeben.

Der andere Theil begreift die anatomiſchen Sachen in ſich, und enthält nicht weniger merkwürdige Artikel: und hier hat ſich ſonderlich Herr **Lieberkühn**, als einer der größten Erfinder in dieſer Art hervorgethan. Die erſte Abhandlung handelt von dem künſtlichen Baue und der Wirkſamkeit der kleinen Faſern an den Eingeweiden. Herr D. Lieberkühn hat ganz eigene Vergrößerungsgläſer erfunden, die innere Beſchaffenheit dieſer Faſern zu ſehen, welches die eigentlichen Milchgefäße ſind, dadurch ſich der verdaute Nahrungsſaft in den Eingeweiden abſondert. Er macht auch eine Rechnung, daß das Blut in einer Stunde, vermittelſt dieſer Faſern, einen Zuwachs von 480 Cubiſchen Zollen, oder 25 Pfunden des Milch- oder Nahrungſaftes bekommen könne. Die Sache iſt erſtaunlich, wir können uns aber dabey nicht aufhalten.

Wir gehen zu der Aſtronomie, und da giebt der erſte Artikel neue Tafeln die Stellen der Sonne auszurechnen. So viel Mühe ſich auch die Sternforſcher bisher gegeben haben, den wahren Ort der Sonne zu berechnen, ſo unvollkommen ſind doch die bisherigen aſtronomiſchen Tabellen davon geweſen. Das macht, daß dazu ſieben Stücke erfodert werden. 1.) Das Fortrücken der Aequinoctialpuncte. 2.) Die Dauer eines Jahres, oder die mittlere Bewegung in einer gegebenen Zeit. 3.) Die mittlere Länge der Sonnen auf einen gegebenen Zeitraum, z. E. des Mittags am letzten December 1700 alten

Stils, auf die londonsche Mittagslinie. 4.) Die Bewegung des Fernpunctes, oder Apogäi, in einer gegebenen Zeit. 6.) Die Excentricität des Sonnenkreises, und 7.) die Obliquität des Thierkreises.

Hier werden nun in einer Tabelle die Rudolphinischen, Caroliniſchen, Lochiriſchen, Flamſtediſchen, Caßiniſchen, Leadbetterſchen, Brentiſchen, Louvilliſchen, Wurzelbaueriſchen und gegenwärtigen mit einander verglichen, und daraus wird die Verbeſſerung hergeleitet.

Herr Euler hat einen Kunſtgriff erfunden, in aller geometriſchen Schärfe die Lage und Art der Ellipſe zu finden, in welcher ſich die Erde oder ein andrer Planet um die Sonne bewegt. Es ſteht derſelbe in dem VII. Bande der Peterſburgiſchen Akad. der Wiſſenſch. Der Lehrſatz von der allgemeinen Schwere der himmliſchen Körper thut den Bewegungen derſelben eine ſo völlige Gnüge, daß es itzo außer Zweifel iſt, daß der Mond von der Erde, und dieſe hinwiederum von dem Monde angezogen wird. Daher ändert ſich die Bewegung dieſer beyden Körper in etwas: und es beſchreibt nicht ſowohl der Erden Mittelpunct, als vielmehr der gemeine Schwerpunct der Erden und des Mondes zuſammen genommen, einen länglichen Kreis um die Sonne. Folglich müſſen auch die aſtronomiſchen Tabellen, die Bewegung dieſes gemeinſchaftlichen Schwerpunctes um die Sonne angeben. Dieſes führt aber noch weiter, als man anfänglich denken ſollte. Der Erden Mittelpunct bleibt nicht einmal allezeit auf der Fläche des Thierkreiſes. Denn da ſich der Mond nicht allezeit

im

im Thierkreiſe erhält, ſondern bisweilen um 5° in der nordlichen oder ſüdlichen Breite davon abgeht, ſo ſteht er alsdann fünf halbe Erdedicken von der Ekliptik. Und da die Erde, wegen der gemeinſchaftlichen Verbindung mit ihm, auf der entgegen geſetzten Seite ausweichen muß, ſo rückt auch ihr Mittelpunkt aus der Fläche der Ekliptik, bald nordlich, bald ſüdlich heraus. Doch ſcheint es nicht, daß dieſes große Folgen haben könne: wir können uns auch hierbey nicht länger aufhalten.

Auf der 40 S. wird von der Bewegung der Knoten des Mondkreiſes, und über die Veränderung ſeiner Neigung gegen die Ekliptik gehandelt. So gewiß die Kepplerische Regel von den Bewegungen der Hauptplaneten iſt und bleibt; ſo ſchwer iſt es noch, dem Monde ſeinen Gang zu beſtimmen. Denn fürs erſte läuft er nicht auf dem Umfange einer gewiſſen ebenen Fläche um die Erde. Geſetzt aber, man ſtellte ſich eine ſolche Fläche vor, die durch der Erden Mittelpunct geht, ſo durchſchneidet ſie doch die Fläche des Thierkreiſes nicht allemal an derſelben Stelle. Ja ſelbſt die Neigung der Fläche ihrer Bahn, gegen die Fläche des Thierkreiſes ändert ſich. Endlich behält auch der Mond nicht einmal denſelben Abſtand von dem Mittelpuncte der Erden, ſo daß auch ſein Fernpunct und Nahepunct, von der Erden nicht allemal gleich weit abſtehen. Dieſes alles nun hat den Sternkündigen viele Mühe und Schwierigkeiten gemacht. Selbſt Neuton, der doch nach ſeiner Theorie mit den andern Planeten ſehr gut zurechte gekommen, hat gleichwohl mit dem

Monde nicht zurecht kommen können. Herr Euler aber hat die Sache auf eine neue Art angegriffen, und ist so glücklich gewesen, eine sehr leichte Auflösung davon zu geben, die wir aber den Liebhabern bey ihm selbst, in diesem Werke, nachzusehen überlassen müssen.

Auf der 44 S. steht eine Abhandlung von der Verbindung aller himmlischen Körper untereinander. Es ist eine Sache von großer Wichtigkeit, den ganzen Umfang unsers Planetenhimmels nebst allen dazugehörigen Weltkörpern zu kennen. Nun haben aber alle himmlische Körper einen großen Einfluß in einander: so daß ihre Bewegungen von einander abhängen. Ja weil die Sonne sich um den gemeinschaftlichen Schwerpunct unsers planetischen Weltbaues drehet: so kann man die eigentliche Stelle der Sonne auf jeden Augenblick unmöglich bestimmen, ohne zugleich auf die Stellung der Planeten zu sehen.

Herr Kies, der berl. Akad. der Wiss. Sternseher, hat sich daher bemühet, die Weite unsrer Planetenwelt genauer zu untersuchen, und zu dem Ende die Laufkreise einiger Cometen aus dem itzigen Jahrhunderte zu bestimmen. Der vom 1729. u. 1730sten Jahre, welcher zu Paris, vom Herrn Cassini beobachtet worden, hat sich zuerst seine Aufmerksamkeit zugezogen. Er ist um vieler Ursachen willen merkwürdig. Denn 1.) ist er ganzer sechs Monate sichtbar gewesen; welches sehr was seltnes ist. 2.) Ist er in einer viermal größern Entfernung, als die Sonne von uns stehe, gesehen worden: da doch bisher viele gelehrte Sternkundige, mit dem berühm-

ten

ten Halley dafür gehalten, man könne keinen Cometen weiter von uns ſehen, als die Sonne von uns ſteht. 3.) Endlich iſt er auch darum merkwürdig, weil er ſich faſt in den Gegenden Jupiters beweget hat; ſo daß er, wenn Jupiter eben an dem Orte ſeiner Bahn geweſen wäre, in demſelben eine merkliche Veränderung ſeines Laufes verurſachet, ja ſelber dergleichen erlitten haben würde.

Dieſer Comet hat anfänglich geſchienen wider die Zeichen des Thierkreiſes zu laufen; zuletzt aber folgte er ihrer Ordnung. Alſo iſt es leicht geweſen zu finden, daß er zu Berlin den 2. September um 10 Uhr 8 Sec. 57 Min. neuen Stils und mittlerer Zeit, und den 9 Dec. um 7 Uhr, einerley Länge gehabt, nämlich die von 10 ♑ 8° 3′ 10″ gehabt. Daraus bringt er durch eine Rechnung heraus, daß die Entfernung des Nahepuncts der cometiſchen Bahn von der Sonnen 394977, 5. geweſen. Der Comet iſt alſo der Sonnen 1729 den 22 May um 11 Uhr 36′ 43″ nach der berliner Uhr, am allernächſten geweſen.

Bey dieſer Gelegenheit merkt der Herr Verfaſſer dieſer Nachrichten zur Ehre der deutſchen Nation an, daß nicht Neuton, wie viele bisher geglaubt, die Cometenbahnen zuerſt für ſehr excentriſche Ellipſen angegeben, ſondern, wie in Deutſchland die erſte Entdeckung der Geſetze der planetiſchen Bewegung, durch Kepplern geſchehen, alſo auch die wahren Laufkreiſe der Cometen in Deutſchland ſchon bekant geweſen, ehe noch Neuton ſie in ſeinen Schriften erwieſen. Gleich im 1681ſten Jahre, unmittelbar nach der Erſcheinung

scheinung des großen Cometen gab Dörfel, ein Prediger und geschickter Sternseher zu Plauen im Vogtlande, eine deutsche Schrift heraus, darinn er zeigte, daß der Comet von dem December 1680 und vom Anfange des folgenden Jahres eben derselbe wäre, der sich im vorigen November vor Sonnenaufgange gezeiget hatte; woran viele Sternseher damals zweifelten. Da sich nun dieses durch keine vormals bekannte Meynung der Sternkundigen erklären ließ, so behauptete er ausdrücklich, daß dieser Comet eine Parabel um die Sonne, als um ihren Brennpunct beschrieben hätte; und daß alle Cometen eben eine solche Bahn hätten. Da nun dieser wackere Mann, von Neutons Erfindung damals noch nichts wissen konnte: so ist er ohne Zweifel selbst für den Erfinder dieses Lehrsatzes zu halten. Seine Abhandlung kam etliche Jahre vor Neutons Principiis Naturae heraus, und hätte wohl verdient in andre Sprachen übersetzt zu werden. Denn sie enthält, außer dieser Erfindung, noch viele sehr genaue Beobachtungen des Cometen, sonderlich ehe er noch zum Nahepuncte bey der Sonne gekommen, in sich, die Neuton selbst nur aus dem gröbsten angemerket, und die oft über einen ganzen Grad fehlerhaft sind. Ja der Autor hat, auch den Mangel genauer Instrumente, und einer nachmals erfundenen Theorie, die Entfernung eines Cometen von der Erde zu bestimmen, durch gewisse sehr tiefsinnige Vernunftschlüsse ersetzet, ja die parabolische Bahn des Cometen so genau beschrieben, daß sie nur in weniqem von Neutons Figur abweicht. Da nun aber dieses scharfsinnigen Deutschen Verdienste,

dienſte, auch ſechs und ſechszig Jahre nach ſeinem Tode hervorgeſucht, und denen bekannter gemacht werden, die ſie bisher in den lat. Act. Erud. und andern deutſchen Büchern nicht leſen wollen oder können: ſo ſieht man, daß man eben nicht Urſache habe in fremden Sprachen zu ſchreiben, wenn man was tüchtiges entdecket hat. Die Wahrheit weis ſich in allen Sprachen Luft zu machen, und bringt ihren Erfindern und Beförderern über kurz oder lang dennoch die verdiente Ehre. Wenn aber dergeſtalt Neuton die vornehmſten Dinge, die ihn berühmt gemacht, Kepplern, Hugenio, Dörfeln und Leibnitzen nur nachgeſagt, und weiter beſtätiget hat; in andern Stücken aber gar von Herrn Eulern widerleget wird: was wird ihm endlich noch ſo großes und unerhörtes zu ſeinem Ruhme übrig bleiben, dadurch er die Ehre aller ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen verdunkeln könnte?

Es folgt nunmehr die geometriſche Abtheilung. Die erſte Probe darinn handelt von einigen nützlichen Lehrſätzen der Alten, die aber dunkel von ihnen ausgedrücket worden. Sie iſt von dem ſel. Hrn. Maude. Die 2) von einigen Eigenſchaften der Kegelſchnitte, und iſt von Herrn Eulern.

Eben dieſer tiefſinnige Mann hat in der mechaniſchen Abtheilung, die nun folget, eine Betrachtung von der Bewegung biegſamer Körper angeſtellet. Imgleichen hat Herr Bernoulli ſeine Auflöſung einer Aufgabe einrücken laſſen, welche er ſelbſt dem Hrn. Euler aufgegeben hatte. Denn als dieſer dem Hrn. Bernoulli die Frage vorgelegt: wie man die ver-

änderliche Bewegung einer Röhre bestimmen könnte, die um einen festen Punct geschähe, und mit einem in ihr befindlichen beweglichen Körper angefüllet wäre: so lösete Herr Bernoulli dieselbe auf; gab aber dagegen Herrn Eulern wiederum etwas auf: wie nämlich die Röhre sich bewegen würde, wenn sie mit so vielerley Körpern erfüllet wäre, als man wollte. Herr Euler theilte die Frage dem Herrn Clairaut zu Paris mit; und beyde fanden die Auflösung, meldeten sie auch dem Herrn Bernoulli, ohne sie doch sogleich demselben zu eröffnen. Daher rückt nun derselbe hier, als ein auswärtiges Mitglied der berlinischen Akademie der W., mit seiner eigenen Auflösung heraus.

In der Baukunst hat Herr Major Humbert auf eine Art von Häusern gedacht, die den Feuersbrünsten weniger unterworfen wäre; will aber solche Erfindung besonders herausgeben, damit ihr Nutzen desto allgemeiner werde.

Eben so könnten wir noch der Chymischen Versuche, darinn Herr Pott und Herr Marggraf sich gewiesen; der botanischen, darinn Herr Ludolf sich hervorgethan, und der natürlichen Geschichte der versteinerten Seesachen, gedenken; darinn sich Herr Hofprediger Sack geschäfftig erzeiget hat. Der Ort, oder die Fundgrube, wo dieser letzte sich mit solchen steinernen Kostbarkeiten, die nur einem Weltweisen theuer sind, bereichert hat, ist nahe bey dem Dorfe Oesleben, im Homburgischen, zwischen Halberstadt und Helmstädt. Gleichergestalt könnten wir noch eine Abhandlung von den verschiedenen Salzen,

nämlich

nämlich dem Steinſalze, Seeſalze und Brunnenſalze reden, womit ſich Herr Francheville beſchäfftiget hat, und ſodann zu der Abhandlung von der Färberey der Alten und Neuern fortſchreiten, darum eben dieſer Gelehrte ſich bekümmert hat. Allein wir müßen auch den Leſern dieſer Sammlung ſelbſt etwas überlaſſen.

Wir eilen vielmehr zur philoſophiſchen Hiſtorie, darinn ſich Herr Heinius mit den Idolen des Epikurus bemühet; das ſind Bilder oder Geſtalten, die dieſer Weltweiſe theils den Göttern beygeleget, theils zur Erklärung des Sehens gebrauchet hat. In dieſen letztern entſchuldiget Herr Heinius die Meynung Epikurs, indem er zeigt, daß wirklich die von allen ſichtbaren Dingen zurückprallenden Lichtſtralen die Bilder oder Geſtalten der Dinge mit ſich führen, wie man in den Spiegeln wahrnehmen kann. Er ſchließt daraus, daß man mehr Urſache habe, die Einſicht dieſes alten Weltweiſen zu bewundern, als ihn mit dem Velleius und Cotta, bey dem Cicero von der Natur der Götter, zu verſpotten.

Eben dieſer gelehrte Mann hat, zur Ehre des Hippokrates entdeckt, daß dieſer Großvater der Arzneykunſt, die neue Meynung von den Samenthierchen bereits gekannt, wie der junge Herr Doctor Geßner in Göttingen, ſolche Stelle in deſſen I. Buche von der Diät, entdecket hat. Die Sache iſt höchſt merkwürdig, und verdient der Länge nach geleſen zu werden, zumal da ſie zur Erklärung der in Holland entdeckten Waſſerpolypen, und zwar aus Hippokratiſchen Gründen, dienen kann.

Es folgen nunmehr einige metaphysische Artikel, deren erster vom Herrn Hofrath Jarriges ist, und von dem spinosistischen Lehrgebäude handelt. Er zeigt hierinn den seichten Grund desselben sehr deutlich, und entdeckt denselben in den cartesianischen Lehrsätzen, nach welchen ein Körper und der Raum für einerley gehalten wurde. Dieses hat den unseligen Spinoza soweit geführet, daß er Gott für die einzige Substanz, und alle übrige endliche Dinge für bloße Modificationen derselben gehalten; das ist, die Welt, und alles was darinnen ist, vergöttert hat. Wer diese Abhandlung mit Bedachte liest, der wird die Ungereimtheit solcher seltsamen Meynungen deutlich einsehen, und die Schwäche ihrer Beweise nach Verdienst verlachen.

Wir übergehen des Herrn Kirchenr. Achards Betrachtung über das mathematische Unendliche, wozu ihm der Herr von Fontenelle mit seinen Elemens de Geometrie de l'Infini Gelegenheit gegeben zu haben scheint. So geschickt sich dieser gelehrte Mann in Widerlegung desselben erwiesen; eben so geschickt hat er die Lehre von der Freyheit untersucht; wenn wir dem Herrn Verfasser der Auszüge, oder der Historie glauben. Denn die Schrift selbst ist in den sogenannten Memoires so wenig, als die folgende zum Rechte der Natur gehörige Abhandlung vom Selbstmorde eingerücket. Es ist diese von dem Herrn Professor Formey selbst, und wir bedauren, daß er uns dieselbe nicht mittheilen wollen. Die Gelegenheit dazu hat ihm das zu Rinteln 1736. in 4to ans Licht getretene Buch, gegeben: Ioannis Ro-

Robeck, Calmaria Suedi Exercitatio Philoſophica de ΕΥΑΟΓΩ ΕΞΑΓΩΓΗ, ſiue Morte voluntaria Philoſophorum et bonorum virorum, etiam Iudaeorum et Chriſtianorum. Edidit cum Animadverſionibus I. Nic. Funccius. Rintel. 1736. in 4to. Hierinn hat der Verfaſſer beweiſen wollen, daß man nach den Grundſätzen der Stoiker ſich ſelbſt das Leben nehmen könne; wenn man deſſelben überdrüßig iſt. Und daß es ſein Ernſt geweſen, hat er dadurch gewieſen, daß er ſich nach gemachten Anſtalten über das Seinige, mit guter Ueberlegung, ſelbſt, drey Meilen von Bremen, von einem gemietheten Bote in die Weſer geſtürzet, und erſäufet hat. Die Scheingründe deſſelben widerlegt der Herr Profeſſor Formey, ſo ſcheinbar ſie ſind; weswegen wir ſie hier, ohne die Beantwortung, nicht einrücken mögen. Eben dieſer gelehrte Mann hat die Begriffe von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, die beym Grotius und Puffendorf vorkommen, unterſuchet; auch eine Abhandlung vom Geſetze der Natur gemacht, darinn er Herrn Wolfen folget. Aber auch dieſes ſteht nicht allhier; und wir werden auf ein Dictionnaire philoſophique vertröſtet, daran der Herr Profeſſor Formey ſeit einiger Zeit arbeitet; als in welchem dieſer Artikel mit Platz finden wird.

In der philoſophiſchen Claſſe hat Herr Marquis d'Argens verſchiedene kleine Schriften vorgeleſen, die aber ſchon bey ſeinen übrigen Sachen in Holland gedruckt worden, und hier alſo nicht ſtehen. Herr Doctor Elsner hat von der geprieſenen Fruchtbarkeit des gelobten Landes; Herr Pellourier von dem

dem Ursprunge der Römer, die er besonders herausgeben will, und von einer Stelle des Pomp. Mela gehandelt. Von der Cryptographie hat Herr Strubenrauch, den Ursprung des Zollerischen Hauses Herr Küster, und die Uebereinstimmung der Celtischen Sprache mit der Hebräischen, Herr Probst Süßmilch ausgeführet: wobey wir nur anmerken, daß schon Herr Wakius, Rector zu Regenspurg, vor vielen Jahren, eine ähnliche Abhandlung drucken lassen; daß nämlich die Steyrmärkische Mundart, aus dem Chaldäischen herkomme. Herr von Seelen hat gleichfalls 1720. bey Guil. Burtons Leipsanis veteris Linguae Persicae, nebst Marci Zuerii Boxhornii Epistola de Persicis Curtio memoratis Vocabulis, eorumque cum Germanicis cognatione, seine Anmerkungen und Vermehrungen herausgegeben. Zugeschweigen, daß Mericus Casaubonus schon im vorigen Jahrhunderte, in seinem gelehrten Tractate, de quatuor linguis, Parte I. de Lingua hebraica et Lingua Saxonica gewiesen, daß diese letztere mit der griechischen sehr genau übereinstimmet. Dieses stimmt denn vortrefflich mit demjenigen überein, was der gelehrte Herr Pelloutier in Berlin, in seiner Histoire des Celtes erwiesen hat, dafür ihm gewiß alle rechtschaffene Deutschen verbunden seyn müßen; daß nämlich selbst die alten Pelasger, Griechen, und Lateiner, celtischer oder deutscher Abkunft seyn; indem die Celten ganz Europa zuerst bevölkert haben. Außer dem aber, daß wir dem Herrn Probst Süßmilch hierinn vollkommen Recht geben, können wir uns hier nicht länger dabey aufhalten.

Den

Den Schluß machen bey der Hiſtorie der Berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, zwene Lobſchriften, oder Lebens-Beſchreibungen ihrer unlängſt verſtorbenen Mitglieder. Das erſte iſt des ſeligen Herrn Des Vignoles ſeine. Er war den 19 October 1649 in Niederlanguedok gebohren. Im 1669ſten Jahre ward er nach Genf geſchickt, ehe er noch wußte, was er werden wollte; ja als er noch, nach dem Beyſpiele ſeiner Brüder, zum Soldatenleben Luſt hatte. Nach ſeiner Zurückkunft aber ward er ſchlüßig, ein Geiſtlicher zu werden, und gieng ſtudirenshalber nach Saumur. Tanaquil Faber, Stephan Gauſſen und andere Gelehrte mehr, würdigten ihn ihrer Freundſchaft. Im 1673ſten Jahre ſah er Paris und England; und hielt ſich einige Zeit zu Oxford auf. Von hier ward er nach Aubais, in ſeine Vaterſtadt zum Prediger berufen: von da gieng er nach Cailar; wo er Zeit hatte zu ſtudiren, und ſich auf die Chronologie zu legen anfieng. Die franzöſiſchen Verfolgungen trieben ihn nach Genf, Lauſanne und Bern; und als Friedrich Wilhelm der Große, den geflüchteten Franzoſen in ſeinen Landen eine Freyſtadt gab, gieng er nach Berlin. Er ward nach und nach in Schwedt, Halle, und Brandenburg zum franzöſiſchen Prediger geſetzt; und hier gab er ſeine chronologiſche Abhandlung, von der Päbſtinn Johanna, dem Herrn Lenfant, der ſie zum IV. Theile ſeiner Hiſtorie von derſelben machte. Als die Societät der Wiſſenſchaften aufgerichtet wurde, ward Herr Desvignoles nach Berlin gezogen, wo er 40 Jahre in einem Hauſe,

Hause, nahe bey dem Observatorio gewohnet. Und hier half er dem Herrn Lenfant die Bibliotheque Germanique schreiben; ja 1727 ward er Director der mathematischen Classe. Sein größtes Werk ist die Chronologie des jüdischen Volks, welches 1738 in zween Quartbänden ans Licht trat. Alle Monatschriften haben dasselbe gerühmet; und es hat es verdienet. Herr Desvignoles ist der Aeltermann aller Gelehrten in Europa geworden; indem er 94 Jahre, 9 Monate, und 5 Tage alt, 1744 den 24sten Jul. gestorben. Das Verzeichniß seiner vielen Schriften macht den Beschluß.

Das andere betrifft den Secr. der philologischen Classe der Akademie, Herrn Lamprecht. Wir haben verschiedene Fehler in demselben bemerkt, z. E. daß er eines Kaufmanns Sohn gewesen; denn sein Vater ist ein Advocat in Hamburg gewesen, wie er uns selbst oft gesaget hat. Wir hätten verschiedene Nachrichten von seinen Umständen geben können, weil wir ihn hier in Leipzig sehr wohl gekannt. Es wird aber der Welt nicht viel daran abgehen. So viel muß man gestehen, daß dieser Band von der berlinischen Akademie der Wissenschaften und freyen Künste, unserm Deutschlande bey den Ausländern Ehre machen, und das Wachsthum der wahren Gelehrsamkeit ansehnlich befördern wird.

III. Des

* *

III.

Des Herrn Remond de St. Mard zweytes Schreiben von den Urſachen des Verfalles des guten Geſchmacks.

Mein Herr,

Sie haben Recht; ich habe in meinem erſten Briefe garzuhiſtoriſch geſchrieben: allein ich will mich beſſern, und mich in dieſem etwas philoſophiſcher verhalten. Wir wollen mit einander den Weg durchwandern, den der Geſchmack erwählet, wenn er ſich verirret: und ich werde ihnen dabey etwas ausführlichere Urſachen ſeines Verfalles anzeigen.

La Fontaine hat an einem gewiſſen Orte, wo er von der Wolluſt, von der Ehre und dem angenehmen Schalle redet, den die Lobſprüche in unſern Ohren machen, geſaget:

Nähm dieſer Ton uns nicht mit Wolluſt ein:
Wo würde wohl ein einzig Liedchen ſeyn?

Es iſt wahr, daß wir, da wir ſo träge ſind, uns um dieſe Ehre wenig Mühe geben würden. Die Ehre allein erweckt uns, ſie ſpornet uns an, ſie verſchafft in unſerer Seele die Triebfeder, die ſo nothwendig iſt, wofern wir etwas ſchönes machen ſollen: und damit ich zur Sache komme, ſo war es unfehlbar eben dieſe Liebe zur Ehre, welche, nachdem ſie die großen Männer des vorigen Jahrhunderts aufgemuntert

gemuntert hatte, ſie in den Stand ſetzte, es den Griechen und Lateinern gleich zu thun. Sollten Sie es aber wohl glauben, mein Herr, daß eben dieſe Ehrliebe uns auch wiederum geſtürzet hat? Die Vollkommenheit geht nur bis auf einen gewißen feſtgeſtellten Punct: weiter hinaus oder drunter, iſt keine Vollkommenheit. Die großen Männer des vorigen Jahrhunderts, Corneille, Moliere, ꝛc. (*) hatten dieſen wahren Punct der Vollkommenheit getroffen: und ihren Nachfolgern blieb nur eine einzige vernünftige Sache zu thun übrig; nämlich jenen nachzuahmen, und ſich Mühe zu geben, es ihnen gleich zu thun. Allein das war ſo was leichtes eben nicht. Und wenn es ihnen auch in einem ſo ſchweren Unternehmen geglücket wäre, ſo müßten ſie doch allemal dabey verlieren: denn die Ehre der neuen Erfindung mangelte ihnen. Es mußte ſie alſo nothwendig etwas koſten, daß ſie zu ſpät gekommen waren: ihre Eitelkeit hatte nur noch ein einzig Mittel übrig; und das haben ſie auch ergriffen, mein Herr. Sie ſorgten ſehr dafür, daß ſie mit ihren Vorgängern nichts gemein haben wollten; daher bahnten ſie ſich einen ganz neuen Weg zur Ehre. Sie wichen von dem Wege ab, den ihre Vorgänger gegangen waren, und eben dieſer Abweichung haben wir uns nicht widerſetzt; ja wir ſind wohl gar albern gnug geweſen, dieſelbe

(*) Man muß ſich wundern, warum der Verfaſſer hier nicht auch den St Evremond, Büßi Rabutin, Fenelon, Boileau, Racine, u. a. m. genennet, die gewiß Frankreich nicht weniger Ehre gemacht haben.

dieſelbe zu bewundern, ungeachtet ſie den guten Geſchmack und die natürlichen Schönheiten ausgetilget hat.

Sie erſtaunen wohl, mein Herr, daß es ſo gar leicht iſt, uns zu verführen: allein ich ſehe eben daraus, daß ſie uns nicht kennen. Alles was neu, und nur nicht ganz und gar albern iſt, das bezaubert uns, und beſtricket unſere Urtheilskraft dermaßen, daß da uns der Glanz deſſelben blendet, wir gar nicht ſehen, was es mangelhaftes an ſich hat, wenn es nur durch irgend eine Anmuth bedecket wird. (*) Ja man muß uns auch auf unſerer Seite, wieder Recht widerfahren laſſen. Eben dieſe gute Seite iſts, die uns allmählich an das Schlimme gewöhnet. Wäre Seneca ein mittelmäßiger Mann geweſen, ſo hätte er die römiſche Beredſamkeit nicht verderbet; man würde ſeine Mängel den Augenblick entdecket haben. Aber zu allem Unglücke war Seneca ein ſehr ſcharfſinniger Mann; er beſaß viel Gutes, das in die Augen fiel, und welches ſich doch eigentlich mit Fehlern verband: aber auch ſogar dieſe Fehler waren, ſelbſt nach der Ausſage ſeiner Feinde, liebenswürdig. Und wie hätte man denn auch den Seneca nicht bewundern ſollen! Man entdeckte ſogleich in ſeiner Schreibart eine Art von Uebereinſtimmung, welche außer dem eigenen Werthe, den ſie beſitzt, wenn man ihrer nicht misbrauchet, damals noch die Anmuth beſaß, daß ſie was neues war. Mit allem dieſem verband Seneca noch eine lebhafte Einbil-

(*) Sollte es wohl den Franzoſen nur allein ſo gehen?

dungskraft, die kühn und ſchön war; und die zwar ſchädliche, aber damals neue Fähigkeit, alles durch Sinnſprüche und kurze Lehrſätze auszudrücken. Hieraus entſprang nun allerdings eine abgebrochne harte

(*) Es iſt zu verwundern, wie Seneca die Verderbniß der Schreibart zu ſeinen Zeiten ſo lebhaft abſchildern können, da er doch ſelbſt damit angeſteckt geweſen, ja ſelbſt andern zum Verführer gedienet. Sein CXIV. Brief ſchildert dieſe Sucht ſeiner Zeitgenoſſen, ſonderbar, neu, und fremd zu denken und zu ſchreiben, ſo deutlich ab, daß es der Mühe werth iſt, dieſe Stelle unſern Leſern vorzulegen. Man wird aber zugleich wahrnehmen, wie er ſelbſt mehrentheils in die Fehler fällt, die er verwerfen will. Viele von unſern neuern Scribenten in gebundner und ungebundner Rede werden ihr Ebenbild hierinn antreffen: Quare quibusdam temporibus prouenerit corrupti generis oratio, heißt es: quaeris: at quomodo in quaedam vitia inclinatio ingeniorum facta ſit, vt aliquando *inflata* explicatio vigeret, aliquando *infracta* et in morem cantici ducta. Quare alias *ſenſus audaces* et fidem egreſſi placuerint; alias *abruptae* ſententiae et *ſuſpicioſae*, in quibus plus intelligendum eſt, quam audiendum: quare aliqua aetas fuerit, quae *tranſlationis iure vteretur immerecunde.* Hoc, quod audire vulgo ſoles, quod apud Graecos in prouerbium ceſſit: *Talis hominibus fuit oratio, qualis vita.* Quemadmodum autem vniuscuiusque actio dicenti ſimilis eſt; ſic genus dicendi aliquando imitatur publicos mores. Si diſciplina ciuitatis laborauit, et ſe in delicias dedit, *argumentum eſt luxuriae publicae orationis laſciuia:* ſi modo non in vno, aut in altero fuit, ſed approbata eſt et recepta. Non poteſt alius eſſe ingenio, alius

harte Schreibart; die aber ſehr blendend und recht dazu gemachet war, Leute zu verführen, die eine Luſt bekommen hatten, verblendet zu werden. (*)

So arteten nun dieſe ſtolzen und doch beſchei-

animo color. Si ille ſanus eſt, ſi compoſitus, gravis, temperatus, ingenium quoque ſiccum ac ſobrium eſt: illo vitiato, hoc quoque afflatur. Non vides, ſi animus elanguit, trahi membra, et pigre moueri pedes? ſi ille effeminatus eſt, in ipſo inceſſu apparere mollitiem? ſi ille acer eſt, et velox, concitari gradum? ſi furit, aut quod furori ſimile eſt, iraſcitur, turbatum eſſe corporis motum, nec ire, ſed ferri? Quanto hoc magis ingenio accidere putas, quod totum animo permixtum eſt, ab illo fingitur, illi paret, inde legem petit? — — Vbi luxuriam late felicitas fudit; cultus primum corporum eſſe diligentior incipit; deinde ſuppellectili laboratur; deinde in ipſos domos impenditur cura, vt in laxitatem ruris excurrant &c. *Cum aſſuetus animus faſtidire quae ex more ſunt, etiam in oratione quod nouum eſt quaerit;* et modo antiqua verba atque exoleta reuocat et profert, *modo fingit et ignota deflectit*, modo id, *quod nuper increbuit, pro cultu habetur, audax translatio et frequens.* Sunt, qui ſenſus praecidant, et hinc gratiam ſperent, ſi ſententia pependerit, *et audienti ſuſpicionem ſui fecerit.* Sunt qui illos detineant et porrigant; ſunt qui non vsque ad vitium accedant, ſed qui ipſum vitium ament. Itaque, vbicunque videris, orationem corruptam placere; ibi mores quoque a recto deſciuiſſe non erit dubium. Quomodo conuiuiorum luxuria, quomodo veſtium, aegrae ciuitatis indicia ſunt: *ſic orationis licentia*, ſi modo frequens eſt, *oſtendit animos quoque, a quibus verba exeunt, procidiſſe.*

denen Annehmlichkeiten der Römer aus! So gieng die majeſtätiſche Einfalt des großen Cicero zu Grunde! Und wie gieng es auch anders an, als daß die Beredſamkeit das Schickſal der Dichtkunſt erfahren mußte, deren Schönheit auch bereits durch einen andern geiſtreichen Mann war verſtümmelt worden, welcher eben nicht dazu gebohren zu ſeyn ſchien, eine ſo ſchöne Kunſt zu verunſtalten: denn niemals ſind ſo viele Geſchicklichkeiten mit einander verbunden geweſen. Sollte etwas majeſtätiſches und ſchreckliches geſchildert werden? ſo ſchilderte es Ovidius mit einer wunderwürdigen Stärke ab. Sollte es wollüſtig ſeyn? ſo war Ovidius hierinn eben ein Meiſter. Er war männlich und nachdrücklich, und dennoch zärtlich; ja man konnte ſagen, er wäre alles: aber er war nicht allezeit das, was er ſeyn ſollte. Der Ueberfluß der Schwünge verſtattete ihm nicht allezeit, den lebhafteſten zu wählen; er wollte keinen einzigen verlieren; er ſetzte ſie alle hin, und, worinn eben ſein Hauptfehler beſteht: er war faſt allemal ſinnreich. Er wußte vielleicht nicht, oder er wollte es doch nicht wiſſen, daß es nicht genug ſey, um was ſchönes zu machen, daß man nur viel Witz habe; ſondern daß man auch wiſſen müſſe, ihn zurücke zu halten, und zuweilen gar das Herz habe, gar nicht witzig zu ſeyn.

So war nun Ovidius beſchaffen: allein, was wollen wir ſagen? Horaz und Virgil waren ſeine Vorgänger geweſen. Wie ſchwer wäre es ihm nicht geweſen, beſſer zu ſeyn, als ſie? Ihnen aber gar nicht ähnlich zu ſeyn, das war ihm was leichtes; kurz,

kurz, er konnte was neues: und war folglich im Stande zu gefallen, und ſich deſtomehr hervorzuthun. Zweifeln Sie gar nicht, mein Herr, daß durch dieſe tolle Begierde vor andern hervorzuleuchten, durch dieſe ungemäßigte Sucht, zu gefallen, zum Theile die zwo ſchönſten Künſte von der Welt zu Grunde gegangen ſind; ich meyne die Dichtkunſt und Beredſamkeit. Und da die Wege der Natur einförmig ſind, ſo werden Sie bald ſehen, daß zween unſerer jetzigen Zeitverwandten, die auch damit nicht zufrieden geweſen, daß ſie es nur ſo gut machten, als ihre Vorgänger, ſeit kurzem den Geſchmack in Frankreich verderbet haben; und dieſes nicht nur durch eben dieſelben Mittel, ſondern auch nach eben denſelben Stuffen.

Wir hatten noch nicht die Betrübniß, den Verluſt der großen Männer des vorigen Jahrhunderts zu bedauren, und wir behielten noch genug, um uns wegen derer zu tröſten, die wir eingebüßet hatten; als man plötzlich auf der Rennbahn des Witzes einen jungen Menſchen erblickte, der alle gehörige Eigenſchaften beſaß, ſich in derſelben hervorzuthun. Er war von ſeinem Anſchlage, den Geſchmack zu verbeſſern, ganz voll, und mit der gehörigen Geſchicklichkeit dazu gebohren: er ſagte aber nicht ſogleich, was er wollte; ſondern, um zu ſeinem Vorhaben die Mittel einzufädeln, ſo verſuchte er es, und machte die größten Männer des Alterthums herunter. Er ſagte uns, wir wären beſſer als ſie, und um uns dieſes weis zu machen, ſo gab er etwas von ſeiner Arbeit heraus, das tiefſinnig, zärtlich, ſcharf erwieſen,

wieſen, und dennoch nicht trocken; gleichwohl aber leer an der Lebhaftigkeit, an dem ſchönen Feuer, und an derjenigen Einfalt war, die wir bey den Alten bewundern.

Man muß es geſtehen, dieſer witzige Kopf hat hundert Eigenſchaften, da eine immer ſchätzbarer iſt, als die andern. Seine Einbildungskraft iſt ſehr fein, und er verbindet eine groſſe Nettigkeit mit einem Verſtande, der ſehr weit ſieht. Da er nun mit dieſer Gabe gebohren war, die in ſo ſchlechtem Anſehen ſteht, und gleichwohl im höchſten ſtehen ſollte; da er, ſage ich, mit der Fähigkeit gebohren war, ſich zum Urſprunge der Dinge zu ſchwingen: ſo brauchte er auch, um zur Wahrheit zu gelangen, die langweiligen Umſchweife nicht, die gleichwohl ſo gewöhnlich ſind: er gelanget doch zu ihr, und führet uns auf dem kürzeſten Wege dahin; dieſen Weg aber beſtreuet er noch mit Blumen. Doch dieß iſt noch nicht ſein ganzer Vorzug. Da er ſich zu allem vortrefflich ſchickt; ſo macht er auch angenehme Verſe. Wir haben proſaiſche Sachen von ihm, die vortrefflich geſchrieben ſind. Er iſt ein Dichter; er iſt ein Weltweiſer; alles iſt ihm unterthan. Er gebiethet ſeiner Einbildungskraft, und ſie iſt ihm niemals widerſpänſtig; aber zu allem Unglücke iſt dieſe Herrſchaft über ſeine Einbildungskraft ſehr merklich. (*) Man

(*) Wie gehet dieſes zu? Es heißt man ſolle über ſeine Materie Herr ſeyn; gleichwohl ſchreibt man nur in ſo weit lebhaft, angenehm und natürlich, (wir wollen mehr ſagen) man ſchreibt nur in ſo weit

Man beschwert sich, daß sie Mühe machet, und man bereuet es, daß sie mit dem Verluste des schönen Feuers, und derer natürlichen Schönheiten erkaufet wird, welche uns rühren und bezaubern.

Uebrigens hat er zur Vergeltung für diesen Mangel des natürlich schönen, in seinen Werken nichts gespuret, was nur gefallen und verblenden kann. Soll er irgend einen gemeinen und bekannten Begriff vortragen? so erhält derselbe unter seinen Händen alle Zierlichkeit, deren er nur fähig ist: er wendet ihn auf allen Seiten herum, und macht ihn endlich durch die Kunst klar und deutlich. Kömmt ihm ein zierlicher Begriff vor; so putzet er noch eben so viel daran, als ob es ein gemeiner wäre. Er ist neidisch, daß man seine ganze Schönheit sehen soll; er ist beflissen, von seinen Gütern auch Ehre zu haben, und thut knickricht, als ob er nicht reich wäre: daher dehnet er aus, er verlängert, und zieht ihn, so zu sagen, wie einen Drath durch die Spinnlöcher. Wenn er nun bald darauf wieder plötzlich verschwenderisch wird, so kramt er seine Schätze alle zugleich aus, bestürmet den Leser mit Gedanken, verstricket den einen in den andern, und zwingt uns solchergestalt zur Bewunderung. Daher macht er sich ein Vergnügen draus, die gemeinsten Begriffe sonderbar vorzutragen, so daß man sie

weit schön, als man von eben dieser Materie dahin gerissen wird. Muß man denn, um den Leuten angenehm vorzukommen, es fast ohne sein Wissen gewesen seyn? Ja freylich! und eben dadurch ist das Naturell so sehr über den Witz erhaben.

D. S. M.

faſt für ſeltſame Sätze halten ſollte (*). Was thut er weiter? Er ſchreibt einfältig, wenn man denkt, er werde zierlich ſchreiben; und zierlich, wenn man ſich was einfältiges vermuthet. Seine größte Kunſt beſteht in Unterdrückung des Zuſammenhanges: weil ſelbiger, ungeachtet er eine Schrift feurig und natürlich machet, dennoch dem Leſer kein Erſtaunen erweckt: er will ihn aber erſtaunet machen. Nur ſeine Art, wie er ihn erſtaunet macht und verblendet, dieſe Art, die ihm am beſten gefällt, und die auch die gefährlichſte, und die geſchickteſte iſt, den guten Geſchmack zu verderben, iſt dieſe; daß, anſtatt ſo zu ſchreiben, wie ſeine Materie es mit ſich bringt, dieſelbe, ſich nach ſeiner Weiſe ſchicken muß: und dieß treibt er ſo weit, als die geometriſchen Abhandlungen. So gar die Lobſchriften der Verſtorbenen werden unter ſeinen Händen zu Spaßmaterien; indem ſein Witz, troß dem Widerſtreben der Sache ſelbſt, nach aller Herzensluſt hervorleuchtet, und von lauter Wonne überläuft.

Dieſes Spielwerk iſt zwar ſehr liebenswürdig: doch, wenn man wollte, ſo könnte man auch viel übels davon ſagen. So viel iſt gewiß, daß die Alten, die ſich gewiß auf annehmliche Sachen ſehr gut verſtunden, daſſelbe nicht begehret haben. Wie hätten

(*) Da in dieſem allen der Herr von Fontenelle gemeynt iſt: ſo kann man leicht ſehen, daß hier ſonderlich ſeine Todtengeſpräche und galante Briefe beſchrieben werden; worinn er alle dieſe Künſte verſchwendet hat.

hätten sie sich auch mit der Munterkeit vertragen können; sie, die auf die wahre Beredsamkeit so sehr viel hielten? Noch eine Ursache hatten die Alten, dieses Spielwerk zu hassen: denn außer, daß es der Beredsamkeit zuwider ist, so ist es auch zum mindesten der Natur eben so sehr zuwider. Denn man muß den Spaß nicht mit der Munterkeit vermischen. Das Spaßen oder die Witzspiele des Geistes, sind eine Art, uns ganz anders zu rühren, als wir natürlicher Weise gerühret seyn sollten; sie sind eine Art von Blendwerk, welches man dem Verstande macht; ein kleiner Possen, den man ihm spielet, und den er sich gern spielen läßt, weil er wohl merkt, daß man ihm damit nur eine Lust zu machen suchet. Allein man bedenkt nur nicht genugsam, daß es auch nur dann geschehen könne, wenn es Zeit ist zu spaßen. Dergleichen sind Briefe oder alltägliche Gespräche; in diesen kann der Witz solche Streiche wohl spielen: sonst allenthalben aber steht das Spiel des Witzes sehr übel. Man sage ja nicht, daß dieser Witz Ehre bringe, insonderheit wenn er seine Materien betrifft; denn eben dadurch gesteht ja der Schriftsteller, daß er Herr über die Materien sey, mit denen er spielet. Ja freylich macht ihm der muntre Witz Ehre: aber uns andern gefällt er selten, indem es nur wenige Materien giebt, mit denen wir gern spielen hören. Will er übrigens ja das Ansehen haben, daß er über seine Materie Herr sey: warum nimmt er denn seine Zuflucht zum Scherze? Warum bleibt er nicht natürlich? Das würde ihm eben so viel Ehre bringen,

und

und uns den Verdruß nicht machen, einen Scherz anzuhören, der immer betrübt iſt, wenn er am unrechten Orte angebracht wird. Noch mehr, denn hier iſt der Ort, es zu ſagen: außer daß das Scherzen uns misfällt, wenn es nicht in den Schranken des Wohlſtandes bleibt; ſo unterhält es uns auch nicht einmal genugſam, ſo gehörig es auch angebracht wird, wofern es zu lange währet. Voiture zieht ſich zwar ſehr oft unſere Bewunderung zu; aber ich frage einen, der ihn ununterbrochen fortlieſt, ob ihm nicht die Zeit ein wenig lang wird? Nur die natürliche Schönheit allein kann man beſtändig brauchen, weil man ſie niemals überdrüſſig wird: das übrige, z. E. das Glänzende, der Spaß, und das Künſteln, das alles kann nie behutſam genug angebracht werden. Denn kurz, wenn wir Sachen wünſchen, die uns rühren und wecken ſollen, ſo wollen wir (außer daß es billig iſt, daß ſie mit Maaße und in gehöriger Entfernung angebracht werden) daß ſie auch auf einem ungekünſtelten Grunde ruhen ſollen. Dieß aber alles findet ſich bey dem Spiele des Witzes nicht; davon ich gleichwohl nichts Böſes ſage, außer wenn er zur Unzeit angebracht, oder zu weit getrieben wird.

So iſt nun überhaupt die Einrichtung der Schreibart des Herrn von Fontenelle, eines Mannes, der gewiß ſehr viel Verſtand beſitzt, und mit vielem Geſchmacke gebohren iſt; den er auch, wenn er gewollt, rein hätte behalten können: allein wir waren, als er zum Vorſcheine kam, der guten Dinge ganz ſatt. Das Schöne fieng an, uns nicht mehr

reizend

reizend vorzukommen, weil es uns garzubekannt war. Wer uns gefallen wollte, der mußte uns erſt Appetit erwecken, und daher waren eben diejenigen, welche unſerm Geſchmacke ſchmäucheln wollten, faſt genöthiget, ihn uns zu verderben. Die Sache war überhaupt nicht ſchwer; gleichwohl mußte man behutſam zu Werke gehen. Es war nicht möglich, uns in einem Augenblicke vom guten Geſchmacke auf den böſen zu leiten: der Sprung war zu arg; allein man konnte uns wohl unmerklicher Weiſe verleiten, uns ſtuffenweiſe verführen; und das that Herr von Fontenelle. Er iſt auch bey ſeinen Kühnheiten behutſam und bedächtig: darum brachte er auch anfangs in ſeinen Werken, (wenn man die Briefe des Ritters von Her ausnimmt) nur ſoviel Zierrathe an, als nöthig waren; oder er überſchritt dieſes Maaß doch nicht ſonderlich. Als er aber ſah, daß man jemehr und mehr von den einfältigen Sachen abgerieth, daß der veraltete Geſchmack was kützelnders haben wollte: ſo ahmte er einem geſchickten Koche nach, der wenig darnach fraget, ob er ſeines Herren Geſchmack auch verderbt, wenn er nur Beyfall erhält; und würzete ſeine Arbeiten ſchon viel ungebundener. Er war nicht mehr ſo behutſam mit dem Putzwerke, und ſchrieb viel verbuhlter, als er noch je gethan. Er verſchwendete die Zierrathen nunmehr; die, da ſie von einer geſchickten Hand angebracht wurden, und auf einem Grunde ruheten, den Vortheil hatten, daß ſie gefielen; und ſo wie er es unfehlbar gehofft hatte, die Ehre erhielten, Mode zu werden.

Sobald

Sobald ein groſſer Mann zum Vorſcheine kömmt, nimmt er alle Geiſter ein, er wirft ſie unter das Joch, und ſchlägt ſie zu Boden. Man hat ihn allezeit vor Augen, man verliert ihn niemals aus dem Geſichte, und wird ſein Abſchreiber, ohne daß man ſichs vornimmt (*). Es hoffe aber ja nur niemand, daß es ſo leicht ſeyn werde, ſeine Schönheiten nachzuahmen, als ſeine Fehler. Nichts iſt leichter, als einen groſſen Mann nachzuahmen, wenn ſeine Einbildungskraft ihn zuweit führet; wenn ſie, da ſie erkaltet, ihn matt werden läßt; oder wenn er, da ihm die natürlichen Schönheiten abgehen, zu den ſtolzen Zierrathen ſeine Zuflucht nimmt. Und eben hierinn hat man auch dem Herrn Fontenelle nur nachgeahmet. Die Fehler, welche bey ihm allezeit mit ſchönen Sachen zuſammen hängen, und da ſie ſelten zu hoch getrieben waren, kaum merklich wurden, die erſchienen

(*) So iſt es dem Herrn Remond de St. Mard auch gegangen. Selbſt in ſeiner Critik über des Hrn. von Fontenelle Fehler, ahmt er ihm nach. Er will den verſchwendeten Witz tadeln, und zwingt ſich doch ſelber witzig zu ſeyn, wo er nur ernſthaft ſeyn ſollte. Seine Schreibart iſt gar zu voller Blumen, als daß ſie natürlich heißen könnte. Er iſt alſo von dem Strome mit hingeriſſen worden, ohne daß er es gemerket, wie es oben dem Seneca gegangen: es wäre denn, daß man ſagen wollte, er hätte es gemacht, wie die Lehrmeiſter junger Knaben, die, um ihnen ihre Fehler zu verleiden und lächerlich zu machen, ſie ſelbſt annehmen und nachmachen. Doch was hat man es nöthig ihn zu entſchuldigen? Er geſteht es ja ſelbſt, daß er von dem Strome mitgeriſſen worden.

erschienen bey seinen Nachäffern in voller Häßlichkeit. Man wollte aufgeweckt seyn, wenn man hitzig seyn sollte; zärtlich, wenn man männlich seyn sollte: man war sinnreich, da wo man Empfindungen forderte; man vermengete alles mit einander, und diese Frechheit verehrte man mit dem schönen Namen einer edlen Kühnheit.

Um uns nun vollends den Garaus zu machen, so kam noch ein andrer ziemlich witziger Kopf zum Vorscheine, der aber, da er gar keinen Geschmack hatte, uns von rechtswegen nicht hätte sollen verführen können. Gleichwohl erlangte er diese Ehre, und wir waren so dumm, ihn durch unsere Lobsprüche zu verwöhnen, und ihn dadurch noch gefährlicher zu machen, als er schon vorhin war: denn, mein Herr, es giebt eine Mittheilung der Pest in dem gemeinen Wesen, und bey den Schriftstellern. Die Schriftsteller verderben zuerst das gemeine Wesen; und dieses verwöhnet seiner Seits wiederum die Schriftsteller: und hieraus entsteht ein ansteckender Zirkel, der unvermeidlich ist. Dieser Mann nun, denn es ist nöthig, wieder auf ihn zu kommen, dieser Mann, sage ich, wollte auch gern etwas neues seyn. (*)

Ich

(*) Man läßt hier eine ziemliche Stelle von dem La Motte aus, weil sie von einer besondern Feindschaft gegen denselben ihren Ursprung zu haben scheint, die den Verfasser getrieben, ihn so sehr herunter zu machen. Er nimmt ihm erst alle seine Verdienste. Weder seine Oden, noch seine Fabeln, weder sein Heldengedicht, noch seine Trauer-

Ich will übrigens ſo unbillig nicht ſeyn, und ſeinen Gedichten allen Witz, oder alle Scharfſinnigkeit abſprechen: aber, großer Gott! welch eine Scharfſinnigkeit! Es iſt kein unerwarteter Spott, keine Anmuth darinnen; oder dieſe Schönheiten ſtehen faſt allezeit am unrechten Orte und werden folglich zu Fehlern. Die Begriffe ſieht er nur halb ein, und die Schreibart iſt gezwungen. Alle Tage erſchuff er ſich neue Wörter, und ſtiftete unglückliche Ehen unter den Ausdrückungen. Gleichwohl misfiel dieſe ungeheure Schreibart, dieſe ſeltſame Unordnung, den Leſern nicht. Herr **von Fontenelle** hatte ſie bereits zu einer kleinen Verwunderung gegen alles gewöhnet, was von den guten Muſtern abweichet. Vielleicht war auch die Zeit des Natürlichen ſchon ver-

Trauerſpiele; weder ſeine Opern noch ſeine proſaiſchen Abhandlungen taugen was: da er ſie doch hernach in einer beygefügten Note wieder loben muß. Er geſteht ſodann wieder, daß viele Oden ohne Fehler und vollkommen ſchön ſind; andre aber viel ſchöne Strophen in ſich haben, (welcher Meiſter aber, hat ſie jemals alle gleich ſchön gemacht?) daß ſeine Fabeln größtentheils ſchön, und NB. alle von eigener Erfindung ſind; daß ſeine Opern und Cantaten wohl gerathen wären, u. d. gl. daß er wirklich viel Witz gehabt, und ihn nur an unrechten Orten gebraucht hätte, u. ſ. w. Aus dieſen Urſachen hat man die Wirkungen eines Privathaſſes nicht noch weiter ausbreiten mögen; ſondern nur die Critik über ſeine harte und gezwungene Schreibart hier ſtehen laſſen, die ihm ſchon von andern bey ſeinem Leben gemacht worden. S. den Homere vengé des Poëte ſans Fard.

verfloſſen, und wir, die wir der Eindrücke überdrüßig ſind, die es in uns gemachet hatte, konnten itzo durch nichts beweget werden, was nicht neu, weit hergeholt, und ſeltſam war. Iſt aber dieſes, mein Herr, was will denn aus uns werden? Und wer ſteht mir dafür, daß nicht auch ich, indem ich wider den böſen Geſchmack ſchreye, mir ſelbſt mein eigen Urtheil fälle? Denn kurz, wir wollen; weder Sie noch ich, mein Herr, gar zu ſicher auf unſere Ergebenheit gegen das, was wahr, einfältig und ungekünſtelt iſt, pochen. Wenn der allgemeine Geſchmack einmal verderbet iſt, ſo muß man ſchon mit übertreten, und gewärtig ſeyn, daß man ſelbſt ein wenig verderbet werde. In dieſen Zeiten der Verderbniß ruft man nur vergebens nach der natürlichen Schönheit: ſie wird niemals ganz rein zu finden ſeyn. Es wird ſich, auch wider unſern Willen, in unſere Schreibart allezeit etwas vom böſen Geſchmacke mit einſchleichen, und ſich in unſern Werken ſehen laſſen. Vielleicht werden wir nicht gänzlich angeſteckt werden; wir werden aber dennoch angeſteckt ſeyn; und die Nachwelt wird es ſehen und uns bedauren, daß wir das Unglück haben bezahlen müſſen, in einem Jahrhunderte gebohren zu ſeyn, wo es nicht ſitte war, natürlich zu denken.

* *

IV.

Project de l'etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. A Paris, dreſſé et imprimé par C. F. Simon, Imprimeur-Libraire, ruë de la Párcheminerie 1741. in med. fol.

Das iſt:

Entwurf zu einer Veranſtaltung einer Königlichen Buchdruckerey zu Berlin; verfaßt und gedruckt von C. F. Simon, Buchdruckern und Buchhändlern zu Paris.

Da es allezeit unſere Abſicht geweſen, nicht nur neue, ſondern auch ſeltene, obgleich ſchon etwas ältere Bücher unſern Leſern bekannt zu machen: ſo gehört unſtreitig gegenwärtiges Stück unter die letzteren. Das Exemplar, ſo uns davon in die Hände gefallen, iſt vielleicht das einzige, welches nach Deutſchland geſchicket worden: denn es hat das völlige Anſehen, daß es eben dasjenige ſey, welches Seiner Königlichen Majeſtät von Preußen, gleich nach dem Antritte ihrer Regierung aus Paris überſandt worden. Das ſtarke, weiße und prächtige Papier, darauf es gedruckt iſt, und ſelbſt der dauerhafte Franzband, der an ein Werk von drittehalb Bogen in Folio gewendet worden, könnte uns ſchon ſattſam davon überreden, wenn wir ſolches

nicht

nicht sattsam aus dem Canale wüßten, durch welchen wir desselben theilhaftig geworden. Der unlängst verstorbene geheime Rath Jordan hat es kurz vor seinem Tode einem Reisenden geschenket, der durch Berlin gegangen: diesem aber haben wir es unmittelbar zu danken. Der Inhalt desselben ist so sonderbar, daß wir ihn zum Besten aller Deutschen gemein machen müssen: sonderlich werden die unter dem Königl. Preußis. Zepter stehenden Länder und Völker, zu ihrer großen Verwunderung sehen, in was für einem Credit sie, in Ansehung der Gelehrsamkeit und Menschlichkeit, zu Paris stehen.

Die Zueignungsschrift ist auf gut französisch: Au Roi de Prusse; An den König von Preußen: und die Anrede heißt nach eben solcher Art, Sire. Die Zuschrift selbst ist es werth, daß wir sie ganz übersetzen:

Der ausnehmende Schutz, den Eure Majestät den Wissenschaften und Künsten angedeihen läßt, ist mir ein sicherer Gewährsmann, daß dieselben auch den Entwurf annehmen und untersuchen lassen werden, den ich mir Ihnen zu übersenden die Freyheit nehme. Ich habe geglaubt, ich könnte nicht besser die Absichten Eurer Majestät befördern, und die wenigen Gaben, die mir der Himmel verliehen hat, nicht zu gelegnerer Zeit anwenden, als wenn ich die Mittel, eine Königliche Buchdruckerey in Berlin anzulegen, erleichterte. Es ist wahr, daß man glauben könnte: Eure Majestät würden sich an die benachbarten Staaten ihres Königreichs wenden, um die zu dieser Unternehmung nöthige Einsicht daher

zu ziehen. Allein, weil man die Vollkommenheit der Künste und Wissenschaften in Frankreich suchen muß, und die Buchdruckerkunst daselbst aufs höchste getrieben ist: so hat man alle Ursachen sich zu schmäucheln, daß Eure Majestät sich an der Entfernung der Oerter nicht stoßen werden. Ich scheue mich auch nicht zu versichern, Sire, daß der Monarch, dessen demüthiger Unterthan zu seyn, ich die Ehre habe, diejenigen Bemühungen mit Vergnügen ansehen werde, die ich mir, dieser schönen Veranstaltung wegen, zu geben gesonnen bin. Wie glücklich werde ich seyn! wenn ich einmal in der Kunst und Historie der Buchdruckerey, die ich unternommen habe abzuhandeln, auch von Eurer Majestät Buchdruckerey eine Beschreibung machen, und dem ganzen Erdkreise augenscheinliche Beweise von dem ehrfurchtvollen Eifer geben kann, womit ich die Ehre habe zu seyn,

Sire!

Eurer Königl. Majestät

demüthigster und gehorsamster
Diener
C. F. Simon.

Wir wollen in den Betrachtungen, die man über diese Zueignungsschrift anstellen kann, unsern scharfsinnigen Lesern nicht vorgreifen; sondern trauen es einem jeden derselben vollkommen zu, daß er den Herrn Simon daraus, eben so gut, als wir, werde kennen lernen. Doch wir müssen näher zum Entwurfe selbst treten. Wenn

Zeitlang durch den falschen Glanz der holländischen Ausgaben aufgehalten worden: sobald aber die Untersuchung sein Urtheil aufgekläret hätte, hätte er die wahre Schönheit dem Flittergolde vorgezogen, welches sie doch nicht nachahmen kann.

Dieses Verhalten könnte nun hier zum Muster dienen. Man wüßte in ganz Europa, mit was für Eifer, der Prinz, welcher Preußen beherrschete, sich solcher Anstalten beflisse, die ihn verewigen könnten. Die Gelehrten machten sich eine Ehre daraus, ihr Licht in dieses Königreich zu bringen (*), und man nähme sie mit solcher Hochachtung auf, daß man diesem Monarchen den Titel eines Wiederherstellers der Wissenschaften nicht versagen könnte. Hieraus schließt der Verfasser, er müsse dem Könige zweene Betrachtungen vorlegen:

1. Daß es höchstnöthig sey, eine königliche Buchdruckerey zu Berlin anzulegen.
2. Durch was für Mittel diese Anstalt gemacht werden könne.

Bey dem ersten Pünctlein wird man Ursache haben, die Gründlichkeit des Verfassers zu bewundern. Er schließt so: wo man Akademien anlegen will, da muß

(*) Wie schön klingt das von einem Lande, darinn über zweyhundert Jahre eine berühmte Universität, und drey große Gymnasia im beständigen Flore gewesen, und welches in allen Theilen der Wissenschaften gelehrte und selbst in Frankreich und Engelland berühmte Männer hervorgebracht hat? Ja welches endlich selbst von seinem Ueberflusse viele Gelehrte nach Petersburg geschicket hat, die Wissenschaften dahin zu bringen.

muß man sogleich für eine Buchdruckerey sorgen. Man könne die Wissenschaften und schönen Künste nicht treiben, ohne die Bücher zu haben, die davon handelten; ohne sie zu lesen, und sich nach den Vorschriften derselben zu richten. Nichts ist richtiger und begreiflicher als dieses; aber er fährt fort. Nun könnte zwar der Handel mit benachbarten Ländern, Preußen alle diese Bücher verschaffen: allein da dieses unstreitig viele Unkosten machen würde; würde denn die Menge von jeder Gattung der Bücher, die man diesem Lande verschaffen müßte, nicht erfordern, daß Preußen selbst in seinem eigenen Schooße, sich die nöthigen Hülfsmittel zuwege brächte?

Hier gesteht er nun, daß man dieses blühende Königreich wie eine Schule ansehen müsse, wohin die größten Meister zögen, vortreffliche Schüler zu ziehen, die Bücher von allen Arten brauchen würden. Geschichte, Sittenlehre, freye Künste, Poesie, Handwerke und Mathematik, (so ordnet er die Sachen) alles würde daselbst nöthig seyn; denn alles würde nunmehr neugierig werden. Man würde die Alten und die Neuern lesen, und der Pöbel selbst, der nunmehr gesitteter werden würde, würde wenigstens die zeitkürzenden Bücher lesen.

Ist das nicht eine güldene Zeit, davon unser Verfasser redet? Und muß er nicht einen vortrefflichen Begriff von den preußischen Landen gehabt haben, da er sich erkühnet, diesen herrlichen Entwurf aufzusetzen? Wenn man von Lappland oder Siberien redete, wohin man die Wissenschaften zu bringen

gen gedächte, so könnte man es nicht ärger anfangen. Allein der Autor redet, allem Ansehen nach, auch von der Mark Brandenburg, als einem der artigsten und politesten Theile von Deutschland, also; (denn dieses, und Preußen, und Pommern, das ist einem Pariser alles eins) woselbst doch die Universität Frankfurt, (von Halle, Stettin, Stargard, Brandenburg und Magdeburg itzo nicht zu gedenken,) fast drittehalb hundert Jahre geblühet, und wo ohne die Hülfe der Franzosen, alle Wissenschaften und freye Künste gelehret worden.

Doch er beantwortet den Einwurf, daß man die Bücher durch Handel dahin bringen könne, 1.) damit, daß die Correspondenz dem Staate beschwerlich werden, und die Bücher in Preußen entsetzlich theuer machen würde. 2c. 2.) Würde das Geld aus dem Lande gehen; da hergegen dasselbe durch angelegte Druckereyen im Lande umlaufen, und durch die schönen Auflagen auch Fremde locken würde, ihm Bücher abzukaufen. 3.) Wäre die Sache nicht eine Kleinigkeit, denn es beliefe sich auf viele Millionen. NB. Hier erzählt er, was für eine Menge Bücher man würde haben müssen, und nennt, den Cicero, Quinctilian, Horaz, Virgil, Ovid, Curtius, Martial, Sallust, Livius, und so viele andre, sagt er, (lauter Sachen die man leider! bisher in Preußen und allen preußischen Landen nicht gekannt!) Wenn man gleich nur in Berlin allein Schulen und Akademien würde anlegen (*) wollen; so würde man

(*) Man merke es wohl, daß der Verfasser vom An-

man ja von jedem derselben acht bis zehen tausend Exemplare haben müssen. Hierauf kömmt er auf die Geschichtschreiber und Wörterbücher, und rechnet wie viel Millionen die kosten würden, ganz Preußen damit zu versorgen.

Diese unermeßlichen Unkosten will nun Herr Simon dem Könige auf eine großmüthige Weise ersparen: und er meynt, man werde erstaunen, wenn man von ihm höret, daß eine Summe von dreymalhundert und siebzigtausend Livres, französisch Geld, wenn es auf einmal bezahlt worden, zureichen werde, eine Anstalt zu machen, dadurch Preußen sich auf einmal ohne die Ausländer behelfen, und dem Könige Vortheil bringen könne.

Unter diesen 370000 Livr. will er freylich nur die Druckerey, Gießerey und Buchbinderwerkstadt (denn auch an dieser muß es ganz Preußen wohl fehlen) verstanden haben; und außer dem, sagt er, wird man noch Papier kaufen, und die Aufseher nebst den Arbeitern bezahlen müssen. Allein er tröstet auch, daß sobald ein gutes Werk gedruckt wäre, die verkauften Exemplare gleich Profit geben würden. Da macht er nun einen sehr leichten Anschlag, daß, wenn die Königliche Buchdruckerey jährlich 300000 Livr. kostet, der geringste jährliche Gewinnst 125000, oder wohl gar 150000 Livr. seyn würde. Dergestalt

Anlegen redet. Wir bedauren also die berlinische und übrige preußische Jugend herzlich, daß sie so lange ohne Schulen bleiben müssen, bis dieser liebreiche Mann, sie als ein andrer Orpheus, aus der Barbarey zu reißen gesucht hat.

könnte ja der König in zwey Jahren seinen ganzen Vorschuß heraus bekommen, und eine der schönsten europäischen Druckereyen ganz umsonst haben; welches wir einem guten Cameralisten zu reifer Ueberlegung anheim stellen.

Er geht noch genauer, und rechnet, daß ein Duodezbuch von zwanzig Bogen, Ciceroschrift, tausend Exemplare gedruckt, in allem 1250 Livr. zu stehen käme; im Verkauf aber 2500 Livr. betrüge. So wäre ja der Profit gleich doppelt: und so handelte man in Frankreich und andern Ländern; welches aber freylich in Preußen noch keinem Menschen in den Sinn gekommen ist. Nun rechnet er, wenn diese tausend Bücher auch sollten anderwärts eingebunden, und nach Preußen eingeführet werden: (denn auch an Buchbindern fehlt es diesen armen Leuten) so beliefe sichs noch um ein Fünftheil höher; beschwerte also das arme Land, und beraubte also das dürftige Volk derjenigen Mittel, die es aus der Unwissenheit reißen könnten.

Der Verfasser ist so sinnreich, daß er auch den Einwurf vorher sieht: ob nicht vielleicht etliche wohl angelegte Bibliotheken zureichend seyn würden, die Gelehrten zu unterrichten. Er schämt sich aber fast, einem solchen Einwurfe zu begegnen. Denn gesetzt, sagt er, daß man in ganz Preußen, wodurch er ohne Zweifel auch die Mark und übrige preußische Lande meynt, zwölf Bibliotheken aufrichtete, (*) was für

(*) Wir wissen zwar nicht alle öffentliche Bücherſäle der preußischen Lande zu nennen, doch getrauen

für entsetzliche Kosten wird das machen? Endlich glaubt er auch, der König würde durch eine Druckerey, auch eine große Menge Schreiber ersparen können, die viele Regierungssachen abschreiben müßten: denn 30 Drucker könnten in 8 Tagen mehr drucken, als hundert Cancellisten und Copisten in sechs Monaten schrieben. Aus dem allen schließt er nun:

Es sey unumgänglich nöthig, eine Buchdruckerey in Berlin anzulegen.

Bey dem andern Abschnitte werden wir uns nicht lange aufhalten dörfen. Seine Meynung geht kürzlich dahin: 1.) Die ganze Anstalt müsse zu Paris, unter seiner Aufsicht gemacht werden. 2.) Die 270000 Livr. müßten zum Voraus bey einem Wechsler zu Paris niedergelegt werden, ehe er zu arbeiten anfienge. 3.) Unterdessen müßte der König ein Haus bauen lassen, dazu man ihm den Riß von Paris schicken wollte, darinn Druckerey, Gießerey, Buchbinderey, Niederlage und Wohnungen Raum hätten. Aber, welches NB. das Hauptwerk ist, der König müßte auch die Schulen in Berlin so einrichten lassen, daß die Knaben, die man zur Druckerey anführen müßte, schon lesen könnten, wenn alles angienge. 4.) Man will ihm Anschläge geben

trauen wir uns leicht mehrere, als zwölf zu zählen, die seit hundert, ja zwey hundert Jahren angelegt worden. In Königsberg allein sind viere wöchentlich etliche mal offen: die Königl. Schloßbibliothek, die Wallenrodische, Universitäts- und Rathsbibliothek; derer zu Berlin, Frankfurt, Halle, Stettin, Stargard, u. a. m. zugeschweigen.

geben, auch Papiermühlen um Berlin anzulegen: doch wollte man die Kosten zum Transport, bis Havre de Grace, nicht in das obige Geld mit eingerechnet haben. 5.) Sollte der König den folgenden Tag, nach Erhaltung der Druckerey, gleich drucken zu lassen anfangen, und großen Profit genießen. 6.) Will er ihm gute Lehrlinge von allen Arten ziehen. 7.) Soll man den ganzen Vorschlag geheim halten; und die Einwürfe, die man etwa haben möchte, ihm zur Auflösung mittheilen. 8.) Setzt er nochmals die ganze Rechnung der Unkosten, mehrerer Deutlichkeit wegen, hin: darunter wir 12 Druckerpressen, zwanzig Arten von lateinischen und französischen Schriften, fünf griechische, fünf hebräische, Vignetten, Noten, Zierrathe, Stempel, Buchbindergeräthe u. d. gl. antreffen.

Ein einziges scheint der liebe Mann aus der Acht gelassen zu haben: daß nämlich des Königs in Preußen seine Unterthanen keine Franzosen, sondern Deutsche sind, und also in ihrem Lande deutschen Druck werden nöthig haben; wofern man sie nicht vor Ankunft seiner Druckerey, in lauter Franzosen metamorphosiren kann. Doch, wer kann an alles denken? zumal wenn man solche große Anschläge im Kopfe hat, barbarische Völker klug zu machen, wie unser Herr Simon?

V.

Des Freyherrn Christian von Wolfs weitere Fortsetzung des Bedenkens, welches er, über die im vorigen Jahre im Haag gedruckte Schrift: La decouverte de la Philosophie et de la Religion, abgefaßet, und in die Acta Eruditorum des 1745. Jahres eingerücket hat.

Man wollte mir im vorigen Jahre in den holländischen Zeitungen aufbürden, daß ich einem Buche, welches mir weder damals, noch nachdem es gedruckt worden ist, bis diese Stunde zu Gesichte gekommen, meinen Beyfall gegeben hätte. Ich fand daher für nöthig, der gelehrten Welt den Wahn zu benehmen, als wenn ich mit diesem Buche zufrieden gewesen wäre; maßen ich nicht einmal meine Meynung davon sagen konnte, weil ich es weder geschrieben noch gedruckt in Händen gehabt habe. Ich erzählte damals auch, wie es zugegangen sey, daß der Autor meine Unterschrift erhalten habe, nämlich durch Vorzeigung eines Verzeichnisses, worauf ich die Nahmen vieler Prinzen und großer Männer sowohl, als auch unterschiedener Gelehrten antraf. Das Buch war damalen noch nicht geschrieben, und der Autor gab vor, daß er nur von philosophischen, nicht aber von theologischen

Sachen

Sachen handeln würde. Er ſetzte keinen Preis feſt, was für die Unterſchrift zu bezahlen ſey, und wollte niemanden verbinden, das Buch ihm abzunehmen, wenn es gedruckt ſeyn würde.

Da mir aber vor einigen Tagen der andere Theil des 36. Bandes der Bibliotheque raiſonnée, die zu Amſterdam heraus kömmt, zugeſchickt wurde; ſo fand ich auf der 368. Seite einen Auszug von dieſem Buche. Aus dem Titel erſah ich, daß der Autor ſich auf meinen Beyfall berufen; und auf der 384. Seite wird gar geſchloßen: es ſey dieſes Buch unter meiner beſondern Aufſicht herausgekommen. Ich kann zu dieſem ehrenrührigen Anfalle nicht ſtille ſchweigen; ſondern ich habe mir vorgeſetzet, meine Ehre zu rettten, und das Bedenken, das ich im vorigen Jahre bekannt gemacht habe, etwas umſtändlicher auszuführen.

Nicht den Titel hätte ich gut geheißen, wenn der Autor ſein Buch vor dem Drucke, meinem Urtheile unterworfen hätte, wie er doch ſolches hätte thun ſollen, um ſich auf meinen Beyfall berufen zu können. Der närriſche Gedanken, als wenn niemand bis daher die Wahrheit erkannt hätte, würde mir nicht im Traume einfallen, und es iſt mir nichts leicht ſo ſehr zuwider, als wenn man diejenigen gleich unter die Betrüger rechnet, die die Wahrheit nicht kennen, und daher einige Irrthümer vertheidigen. Ich bringe ja meine ganze Lebenszeit damit zu, daß ich die vorher ſchon erkannten Wahrheiten in ein Lehrgebäude bringe, damit ſie deutlicher erkläret, und in ihrer Verbindung, vermittelſt eines überzeu-

genden

genden Beweiſes, um deſto beſſer erkannt werden können. Ich würde gewiß unter den Betrügern oben an ſtehen, wenn ich auch nur den Titel des Buches gebilliget hätte. Wer wird mir aber wohl eine ſolche Tollheit zumuthen?

Doch genug von dem Titel, wir kommen nunmehr auf den Inhalt, ſo wie er in der Monathsſchrift angeführet iſt. Denn das Buch ſelbſt, wie ich ſchon geſaget, habe ich nicht geſehen, verlange es auch nicht zu ſehen, da mir meine Zeit viel zu edel iſt, als daß ich ſie ſo übel anwenden ſollte.

Der Autor ſchmähet und läſtert ſowohl auf Weltweiſe, als auf Gottesgelehrte, und erhebt ſich über alle. Er unterſteht ſich von den gegenwärtigen Staatsbegebenheiten zu urtheilen, und geſteht offenherzig, daß ihm kein Staatsmann beykomme. Wider den Des Cartes und den Neuten ziehet er gewaltig los, und beſtreitet ihre Begriffe von der Erſchaffung der Welt, von dem Laufe der Planeten, von dem Lichte und den Farben. Er verwirft ſchändlicher Weiſe, was die Weltweiſen ſowohl, als die Gottesgelehrten von dem Daſeyn, von der Natur und Unſterblichkeit der Seele gelehret haben; und behauptet gar, es gäbe keine andere Teufel, als die Gottesgelehrten.

Er leugnet Himmel und Hölle, ſo wie ſie die Gottesgelehrten beſchreiben. Er verwirft die Kraft der Sacramente, das Verdienſt und die Gottheit Chriſti, und behauptet, daß das Geheimniß der Dreyeinigkeit, der Natur, Vernunft, heil. Schrift und der Erfahrung zuwider ſey. Er hält den Unterſchied

terſchied deſſen, was über und was wider die Vernunft iſt, für gotteslästerlich, und giebt ihn für ein Merkmaal einer ungerechten Sache aus. Die Wunderwerke, auch ſogar die, die Chriſtus gethan hat, finden bey ihm nicht ſtatt, wenigſtens in ſofern es von Menſchen erzählet wird, daß ſie geſchehen ſind. Leibnitzens Beweis des Daſeyns Gottes, welchen er von dem Daſeyn der Welt hergenommen hat, nennet er eine bloße Rückkehr im Schließen. Selbſt die heil. Schrift gilt bey ihm nichts, weil ſie, ſeiner Meynung nach, von der Natur der Dinge nur ſo redet, wie der gemeine Mann die Begriffe davon hat. Er ſchämet ſich nicht, die Propheten Betrüger und Gotteslästerer zu nennen. Der Apoſtel Lehre findet er gut, doch glaubet er, daß ſie das Volk durch falſche Wunderwerke betrogen haben, um ſich Beyfall zu erwerben, und vor den Juden ſicher zu ſeyn. Ich will nichts mehr anführen, da aus dem, was ich gemeldet habe, ſattſam erhellet, wie ſchwach am Verſtande, und wie raſend dieſer Menſch ſey. Wer kann ſich denn nun wohl einbilden, wenn er auch gleich meine Bücher nur obenhin angeſehen hat, daß ich ſolches Zeug billige, welches meinen Lehren und meiner Art zu ſchreiben, ſchnur ſtracks zuwider iſt.

Ich habe es niemals gebilliget, und billige es bis dieſe Stunde nicht, daß man den, den man widerlegen, oder eines Irrthums überführen will, mit anzüglichen Worten angreife. Ich erweiſe § 1056. Log. daß man in Widerlegungen ſich alles Schmähens und Beleidigens enthalten müſſe, zumal, wenn

wenn man die Gegner gewinnen will. Ich rathe allen ernſtlich an, nur die Wahrheit recht zu beweiſen, weil eben dadurch die gegenſeitige Meynung zugleich widerleget wird. §. 1035. Log. Und dieſes habe ich ſchon vor mehr als 34 Jahren in meiner deutſchen Vernunftlehre gelehret, welche nebſt meinen übrigen vor vielen Jahren herausgegebenen Schriften ins Holländiſche überſetzet, und zu Amſterdam herausgekommen iſt. Das gebe ich auch zur Urſache an, warum ich mich in meinen Schriften nicht mit Widerlegung der Irrthümer aufhalte, ſondern alle Kräfte anwende, die Wahrheit in ein völliges Licht zu ſetzen. not. §. cit. In dem 6ten Theile des Geſetzes der Natur, §. 595. beweiſe ich, daß man durch Verkleinerung anderer, nicht ſeines Nahmens Ehre bauen dürfe, §. 906. daß der, welcher etwas widerleget, ſich aller Schimpfwörter enthalten müſſe, und daß die Freyheit zu philoſophiren, und nach Wohlgefallen zu denken, die Pflichten, die Gelehrte ſowohl, als alle Menſchen unter einander haben, nicht aufheben, §. 911. Ein Gelehrter müſſe, in ſofern er ein Gelehrter iſt, andern ein gutes Beyſpiel geben, §. 882. und wenn er ſolches nicht thue, daß er ſchwerer ſündige, als andere, §. 883. Das mag genug ſeyn. Wer meine Schriften lieſt, muß geſtehen, daß ich niemanden namentlich durchziehe, ſondern vielmehr anderer Ehre unangetaſtet laſſe. Er wird aber gewiß nicht finden, daß ich die Ehre ſolcher Männer, die ſich beſonders um die Wiſſenſchaften verdient gemacht haben, zu ſchmählern ſuche. Wenn mir gleich nicht alles gefällt,

fällt, was Des Cartes gesagt hat; so schätze ich ihn doch hoch, und gestehe ganz gerne, daß ich ihm vieles zu danken habe. Ich berufe mich hierinn auf die Zueignungsschrift, welche vor dem andern Theile der natürlichen Gottesgelahrtheit stehet, als in welcher ich das Lehrgebäude der natürlichen Gottesgelahrtheit aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens hergeleitet habe: nur daß ich das geändert habe, was die Gelehrten an dem Beweise des Des Cartes von dem Daseyn Gottes auszusetzen hatten. Ich mag nicht noch mehrere Stellen aus meinen Schriften anbringen, wo ich Gelegenheit gehabt habe, von den Verdiensten des Des Cartes zu reden. Wie sehr ich den Neuton werth halte, werden die wissen, die meine Schriften gelesen haben. Und es verdreust mich, wenn ich sehe, daß man sich unterstehet, seinen großen Verdiensten Abbruch zu thun. Ich pflege mich auf die Beyspiele des Des Cartes, Neutons und Leibnitzens zu berufen, wenn ich den Gelehrten die Bescheidenheit anpreise. Ich lobe selbst die Scholastiker, daß sie nicht mit Schimpfworten, sondern mit Gründen einander widerlegen, und es misfällt mir höchstens, wenn man sie, oder den Aristoteles herunter macht. Wie billig ich mit ihnen verfahre, ersieht man daraus, daß ich ihren dunkelen ontologischen Erklärungen zur Deutlichkeit verholfen habe. Ich nehme an, was Neuton von dem Weltbaue angiebt in dem vortrefflichen Werke: Mathematische Gründe der natürlichen Weltweisheit. Denn er hat durch dieses berühmte Buch die mathematische Erkenntniß von der Natur

um-

ungemein befördert. Man kann davon nachsehen die Note zum 161. §. der vor der Vernunftlehre stehenden vorläufigen Abhandlung. Selbst in meiner Naturlehre vertheidige ich die Lehre von dem verschiedenen Ursprunge des Lichts und der Farben, ob ich gleich in der Erklärung der beständigen Farben in den Körpern etwas anders verfahre. Seine Lehre von dem Aufschwellen und Zurückweichen des Meers, ziehe ich allen andern Meynungen vor. Ich urtheile also ganz anders von ihnen, als der verkehrte Hatzfeld. In dem ersten Theile der natürlichen Gottesgelahrtheit erweise ich selbst das Daseyn Gottes aus dem zufälligen Daseyn der Welt. Ich billige den Unterscheid dessen, was über und was wider die Vernunft ist, §. 454. part. I. Th. nat. und behaupte, §. 456. daß Dinge über die Vernunft keine unmögliche Dinge sind. Und daraus beweise ich §. 462. daß die Geheimnisse den Gründen der Vernunft nicht widersprechen, und zeige, daß in einer göttlichen Offenbarung Geheimnisse seyn müssen. §. 463. Ich erkläre auf eine faßliche Art, §. 472. wie Gott die Kraft, Wunder zu thun, einem Menschen oder Engel verleihen könne. Was ich aus Gründen der Vernunft von Gott und seinen Eigenschaften darthue, muß in allen Stücken mit der heiligen Schrift übereinkommen, damit diese Wahrheit durch die Uebereinstimmung der Vernunft und der Schrift desto deutlicher in die Augen falle. Ich räume gar nicht ein, daß die Schrift nach der Einfalt der gemeinen Leute rede; geschweige denn, daß ich dafür halten sollte, die Schrift rede nach den Begriffen, die

das gemeine Volk ſich einbildet. Ich erweiſe vielmehr, §. 103. daß in der Schrift, Gott Glieder des menſchlichen Körpers im weitläuftigen Verſtande beygeleget werden, nachdem eine göttliche Eigenſchaft mit dem Gebrauche eines ſolchen Gliedes übereinſtimmet.

In dem andern Theile der natürlichen Gottesgelahrtheit zeige ich umſtändlich, auf was für eine Art Gott, im höhern Verſtande, Sinne, Einbildungskraft und Leidenſchaften beygelegt werden können. In den Marburgiſchen Nebenſtunden erweiſe ich in einigen Abhandlungen, wie geheimnißvoll der Sinn der Schrift ſey, und wie man ihn herausbringe. Ob ich gleich vieles geſchrieben habe; ſo wird man doch in allen meinen Schriften nichts finden, wodurch die Freygeiſterey und die leichtſinnige Eitelkeit unterſtützt würde: daher auch die Herren Inquiſitoren, als meine philoſophiſchen Werke zu Verona nachgedruckt worden, vor einen jeden Theil das Zeugniß geſetzt haben, daß nichts darinn enthalten ſey, was dem katholiſchen Glauben zuwider wäre. Ja ich weis, daß viele Gelehrte bekennen, man könne aus meinen Schriften die beſten Waffen wider die Religionsſpötter entlehnen. Wie glimpflich ich mit den Herren Gelehrten verfahre, wenn etwa eine philoſophiſche Meynung einer theologiſchen zu widerſprechen ſcheint, kann daraus abgenommen werden, was ich von dem Galiläus, der wegen der Vertheidigung von der Bewegung der Erde, von dem römiſchen Stule verdammt worden war, in dem 168. §. der vorhin angeführten Abhandlung angemerket,

gemerket, und was ich von dem Vorſchlage der Herren Geiſtlichen, die Gemeinſchaft der Güter betreffend, in der Note des 31. §. part. iur. nat. geſchrieben habe.

Ich habe mich niemals unterſtanden, davon zu urtheilen, was Könige, Fürſten, und deren ihre Miniſters thun, und werde mir auch niemals ſolches herausnehmen, indem ich mich nirgends auf Beyſpiele, zumal unſerer Zeiten berufe.

Wer nun das, was ich bisher geſagt habe, überleget, wird leicht abnehmen, mit was für Recht Hatzfeld ſagen kann, ich billige ſein abgeſchmacktes, gottloſes, und an Schmähungen und Läſterungen überaus reiches Buch: zugleich aber wird er auch ſehen, ob der wohl einigen Glauben verdiene, der da vorgiebt, das Buch ſey unter meiner beſondern Aufſicht herausgekommen.

* *

VI.

Des berühmten D. Jonathan Swifts ſinnreiche Ausſchweifung von dem Amte eines Kunſtrichters itziger Zeiten; aus des Tale of a Tub III. Abſchnitte, mit Fleiß überſetzt.

Vorerinnerung.

Dieſes Stück, eines der ſcharfſinnigſten Köpfe von England, oder, wie man ihn mit völligem Rechte nennen könnte, des brittiſchen

schen Lucians, ist zwar schon beynahe vor zwanzig Jahren in dem Mährchen von der Tonne deutsch herausgekommen. Allein zu der Zeit war man in unserm Vaterlande noch nicht im Stande, die Schönheiten desselben zu verstehen. Es fehlte uns dazumal noch an den Originalen, die von unserm geistreichen Swift so lebhaft abgeschildert worden. Wir waren noch so glücklich nicht, eine Schaar von Kunstrichtern zu sehen, die alle Wissenschaften aus dem Grunde verstehen, ob sie selbige gleich nie gelernet haben; und was noch mehr ist, die sich zu unbarmherzigen Richtern aller Scribenten aufwerfen, die das Unglück haben, ihnen in die Hände zu fallen; kurz, die nicht eher nachzulassen entschlossen sind, als bis sie sich als Geißeln ihres Gottes Momus, furchtbar gemacht haben. An solchen critischen Helden, sage ich, fehlte es damals, die es für ihren Beruf gehalten hätten, alles gelehrte Ungeziefer auszurotten; oder vielmehr mit Don Quischoten auf Abentheuer auszuziehen, wo sie oft Windmühlen für Riesen, und Schaafheerden für Kriegesheere ansehen.

Seitdem uns aber das Schicksal in den abgewichenen Jahren günstiger gewesen; und wir auch in diesem Stücke den Franzosen und Engländern gleich geworden, daß das critisiren für das erste Probestück des Witzes gehalten wird, womit sich junge Polyhistores zu Dictatoren der gelehrten Welt aufwerfen: so ist es nöthig, daß man die artige swiftische Abhandlung wiederum bekannt mache. Sie wird voritzo nicht nur viel besser verstanden werden; sondern auch vielmehr Nutzen schaffen: indem sie

nicht

nicht nur vielen, ohne ihre Schuld an den critiſchen Pranger gerathenen Schriftſtellern zu einem Troſte gereichen; ſondern auch den irre gemachten Leſern ſolcher Schriften, eine Kenntniß von denjenigen Scharfrichtern beybringen wird, die ſolche Hottentottiſche Gerechtigkeit an ihren Feinden ausüben. Dieſer Bücherſaal aber iſt eine ganz bequeme Stelle, wo die Bekanntmachung der ſwiftiſchen Gedanken geſchehen kann. Er ſelbſt hat die Ehre gehabt, unſern critiſchen Parteygängern mehr als einmal zu misfallen, und viele darinn billig beurtheilte, und mit einigem Beyfalle aufgemunterte Schriftſteller, ſind bloß darum aufs heftigſte angefeindet worden, weil ſie hier gelobet waren. Einen Krieg mit ſolchen Widerſachern anzufangen, iſt unſer Werk nicht: ſie verdienen auch eine ernſtliche Widerlegung ſo wenig, als es ihre Abſicht iſt, etwas vernünftig zu unterſuchen, und der Wahrheit und Billigkeit Gehör zu geben. Am beſten iſt es alſo, den ſpaßhaften Swift mit ihnen ſcharmützeln zu laſſen; weil ſie eben die Leute ſind, mit denen er ſich zu thun gemacht hat.

Zu mehrerm Verſtande ſeiner Schrift aber wird es nicht undienlich ſeyn, ein kurze Abſchilderung derjenigen engliſchen Critikenmacher, mitzutheilen, die er damals in London vor Augen gehabt, als er ſeine Schrift abgefaßt hat. Wir nehmen dieſelbe aus dem London-Spy der 1709 in groß 8vo heraus gekommen, von der 224. u. f. S. Hier ſteht die Beſchreibung von the Wits Coffee-Houſe, oder dem Caffeehauſe der witzigen Köpfe, davon wir etwas mitnehmen müſſen. Beym Eintritte in daſſelbe

fand der Verfasser zwar viel Gesellschaft, aber sie war sehr still. Er zog daher eine sehr gute Ahndung für sie daraus, nach dem alten Sprüchworte, daß ein geschlossener Mund einen weisen Kopf anzeige: A close Mouth makes a wise Head. Er drang sich darauf durch die Menge dieser philosophischen Stummen, nach dem andern Ende des Saales, wo drey oder vier witzige Köpfe von der obern Classe sich zusammen gefunden hatten. Diese, wie er sagt, störten die Asche der alten Dichter, verkehrten ihre Worte und Meynungen, und machten seltsame Allegorien und Anspielungen dabey, davon ihren Urhebern niemals geträumet. Einige entschuldigten zwar gewisse kleine Fehler derselben, die in der That nur aus Versehen entstanden: andere aber vergrößerten sie durch Vorurtheile und üble Wortfügungen, dergestalt, daß niemand, NB. als ein Criticus von sehr schwacher Urtheilskraft, oder von sehr großer Bosheit (of very little judgement, or very much ill nature) den Sinn ihrer Worte, zu ihrer Beschimpfung so jämmerlich zerlästern können.

Als sie nun die alten römischen Poeten gemustert hatten, kamen sie auf die neuen englischen, von welchen sie ihre alles entscheidenden Urtheile dergestalt fälleten: Der eine sey ein Mann von großem Verstande, vieler Gelehrsamkeit und Einbildungskraft, hätte aber keine Grundsätze; (Principles) der andere hätte zwar gut geschrieben, und könnte gut schreiben, wollte aber nicht schreiben. Der dritte hätte nur ein einzig gutes Stück in seinem Leben geschrieben, und dieses widerriefe er. Der vierte hätte

zwar

zwar ein poetiſches Talent, wäre aber unter eine philoſophiſche Rotte gerathen ꝛc. So hätten nun dieſe tadelnden Momusbrüder nach critiſcher Gewohnheit, nichts, auch das beſte nicht, ihrer Beurtheilung entwiſchen laſſen, und die verdienteſten Männer wären nicht ohne einen gewiſſen Schandfleck davon gekommen, womit man den Glanz ihrer hervorragenden Verdienſte zu verdunkeln geſucht. Er merket hiebey an, daß dieſe neuen Kunſtrichter ſo begierig ſind, die Jungferſchaft eines Irrthums (ſo redet der Engländer) zu haben, daß ein jeder alle andre Fehler entſchuldiget, die er nicht ſelbſt entdecket hat; ja wohl gar in einer mit dem beſten Rechte getadelten Stelle, mehr Witz und Verſtand zu finden vorgiebt, als ſonſt in der ganzen Schrift.

Nachdem er uns nun eine ſolche hiſtoriſche Abſchilderung von den Kunſtrichtern ſeiner Zeiten gemacht, ſo giebt er uns von denſelben folgende dogmatiſche Erklärung: „Ein neuer Criticus, ſagt er, „iſt eine Vermiſchung von etwas Gelehrſamkeit, we„niger Urtheilskraft, noch weniger Witz, vieler Ein„bildung und ſehr vieler Bosheit; der in Ermange„lung wahrer Verdienſte, nicht durch eigene Arbeiten, „ſondern durch fremde Fehler nach Ruhme ſtrebt; „die er aber lieber anzuzeigen, als zu beſſern pflegt; „und die Bücher eben ſo eifrig lieſt, Fehler darinn „zu finden, als ein Weiſer es thut, ſeine Erkenntniß „daraus zu mehren ꝛc. Wenn er etwa einen Vers herſagt, ſo macht er mehr Veränderungen in ſeiner Stimme und ſeinen Geberden, als ein junger Geiſtlicher, der vom Tode und jüngſten Gerichte prediget.

Liest er aber ein Trauerspiel, so überschreyt er einen Schauspieler, und verbessert die Bühne mit seinen ausschweifenden Stellungen, u. s. w. Endlich schließt er so: „Sein Kopf ist ein wahrhaftes Zucht„haus: sein Gehirn ein Register von andrer Leute „Fehlern, und seine Zunge eine Geißel, die sie stra„fet. Er ist ein Packhaus von andrer Leute Schwach„heiten, worinn selten etwas aufgehoben wird, dessen „sich nicht die Verfasser schämeten. Sie sind die „bloßen Wespen dieser Zeit, welche nur mit unglück„lichen Stacheln versehen sind, aber kein Honig „bringen.

Wir könnten auch aus dem englischen Theophrast, der 1708 in groß 8vo zu London herausgekommen, eben dergleichen anführen. Gleich in dem ersten Capitel (From Authors, Wits, Poets, Criticks, Wills Coffee-house, Play-house) sagt er sowohl den französischen, als englichen Kunstrichtern die Wahrheit: „Rapin, St. Evremont, und einige „andre französische Kunstrichter, thun den Engländern in den Urtheilen über ihre Schauspiele un„recht. Die englischen Kunstrichter machen es eben „so mit ihnen: denn überhaupt urtheilen sie eben „so übel von der französischen Poesie. Es ist sehr „viel Scharfsinnigkeit, eine tiefe Einsicht, und die „größte Redlichkeit nöthig, wenn ein Mann geschickt „werden soll, die Poesie und sinnreichen Schriften „zwoer Nationen, als ein billiger Richter zu beur„theilen. Aus diesem Ausspruche kann man die Billigkeit unsers Schriftstellers erkennen, auch in dem, was er von den Kunstrichtern neuer Zeiten sagen wird:

„Der

„Der Name eines witzigen Kopfes iſt nicht viel „beſſer, als ein Schimpf; (Slanders) denn er wird „gemeiniglich von denen, die gar keinen haben, denen „gegeben, die ſehr wenig davon beſitzen. Wie ſelt„ſam verlieren nicht gewiſſe Wörter ihre urſprüng„liche Bedeutung! Durch einen Kunſtrichter wird „urſprünglich ein guter Richter verſtanden; itzo „aber bedeutet dieſes Wort nichts anders, als einen „Fehlerfinder. Ein Kunſtrichter in der heutigen „Bedeutung, kömmt ſelten, weder in Verdienſten, „noch an Ruhme empor: denn es bedeutet einen klei„nen grämiſchen Geiſt, der da nur immer Fehler „finden will, wobey ein redlicher Richter der Sache, „nicht nur ſeine Geſchicklichkeit vermehret, ſondern „ſich auch jedermanns Hochachtung erwirbt. Kunſt„richter ſind nützlich, das iſt gewiß; Scharfrichter „und Henker auch. Aber wer wird jemals dieſen „Leuten ihren Stand beneiden? Wie kann man ei„nen Menſchen lieben, deſſen Amt es iſt, andrer „Leute Ehre auf die Tortur zu ſpannen und hinzu„richten? Kurz, ein Criticus zu ſeyn, iſt die letzte „Zuflucht eines Prätendenten des Witzes.

Doch dieſes wenige mag genug ſeyn, uns zu belehren, mit was für Kunſtrichtern Swift zu ſeiner Zeit in London zu thun gehabt. Nun wollen wir ihn ſelbſt reden laſſen.

D. Jonathan Swifts Ausſchweifung die Kunſtrichter betreffend.

Ob ich gleich bisher ſo behutſam geweſen, als mir nur möglich iſt, bey aller Gelegenheit den Re-

geln

geln und Mustern zu folgen, die von unsern berühmten Neuern, in der Kunst zu schreiben gegeben worden: gleichwohl hat mich mein unglückliches kurzes Gedächtniß in einen Irrthum verleitet, aus welchem ich mich ungesäumt herauswickeln muß, ehe ich meine Hauptabsicht ausführen kann. Ich bekenne voller Scham, es sey ein unvergeblicher Fehler gewesen, daß ich im Schreiben dieses Buches schon so weit gekommen, ohne die nöthigen exposulirenden, supplicirenden, und deprecirenden (*) Anreden, an meine gnädige Herren, die Kunstrichter gemachet zu haben. Zu einiger Vergütung dieser schändlichen Nachläßigkeit, erkühne ich mich hier in Demuth, ihnen eine kurze Abhandlung von ihnen selbst, und von ihrer Kunst, zum Geschenke zu überliefern; darinn ich bis auf den Ursprung und Stammbaum des Worts zurück sehe, so wie es überall bey uns verstanden wird; und den alten und neuen Zustand davon kürzlich betrachte.

Durch das Wort, ein Kunstrichter oder Criticus, welches heutiges Tages in allen Gesellschaften so häufig vorkömmt, sind bisweilen drey sehr verschiedene Arten von Menschen verstanden worden, so wie ich in alten Büchern, und kleinen Tractätchen finde. Fürs erste werden dadurch diejenigen verstanden, die für sich und für die Welt zuerst Regeln erfunden und aufgesetzt, durch deren Beobachtung ein

(*) Man hat hier mit Bedacht die eigentlichen Wörter des Grundtextes behalten wollen, weil sonst die Schalkheit desselben um ein gut Theil gelitten haben würde.

ein ſorgfältiger Leſer fähig wird, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen; ſeinen Geſchmack zu einer wahren Empfindung des Erhabenen und Wunderbaren zu erheben, und jede Schönheit in Sachen und Worten von dem falſchen Scheine derſelben, der ihr nachäffet, zu unterſcheiden. In ihrem täglichen Gebrauche der Bücher, forſchen ſie den Irrthümern und Fehlern, dem ekelhaften, abſcheulichen, dummen und abgeſchmackten, mit der Sorgfalt eines Menſchen nach, der des Morgens früh in der Edenburgerſtraße geht, der ſo achtſam iſt, als möglich, den Koth auf ſeinem Wege auszuſpähen: nicht, als wenn er begierig wäre, die Farbe und Beſchaffenheit des Miſtes zu beobachten, oder ſeine Ausdehnung abzumeſſen, noch vielweniger darinn zu patſchen, oder ihn zu koſten: ſondern bloß ſo ſauber drüber weg zu kommen, als ſichs will thun laſſen. Dieſe Leute ſcheinen, obgleich ſehr irrig, die Benennung eines Kunſtrichters gar zu buchſtäblich verſtanden zu haben: als wenn der vornehmſte Theil ſeines Amtes im Loben und Losſprechen beſtünde; und als wenn ein Criticus, der nur um des Tadelns und Verwerfens halber lieſt, eine eben ſo barbariſche Creatur wäre, als ein Richter, der den Entſchluß faßte, alle Menſchen, die vor ſeinen Richterſtuhl zum Verhör gebracht würden, henken zu laſſen.

Weiter ſind durch das Wort Criticus, auch die Wiederherſteller der alten Gelehrſamkeit, verſtanden worden, die ſelbige vom den Motten, Gräbern, und dem Staube der Handſchriften errettet haben.

Doch der Stamm von dieſen beyden Arten,

iſt

ist seit einiger Zeit gänzlich erloschen; und ausserdem würde es zu meinem Vorhaben gar nichts beytragen, wenn ich noch mehr von ihnen reden wollte.

Die dritte und edelste Art derselben, das sind die wahren Kunstrichter, deren Ursprung der älteste von allen ist. Ein jeder wahrer Criticus ist ein gebohrner Held, der in gerader Linie von einem himmlischen Stamme herkömmt, und zwar durch den Momus und Hybris. Dieser zeugete nämlich den Zoilus, dieser zeugete den Tigellius, dieser zeugete Etcätera den ältern, dieser zeugete den Bentley, den Rymer, den Perrault, und den Dennis; dieser zeugete Etcätera den jüngern.

Und dieses sind die Kunstrichter, von welchen die gelehrte Welt zu allen Zeiten solche unendliche Wohlthaten erhalten, daß die Dankbarkeit ihrer Bewunderer, ihren Ursprung zu dem Herkules, Theseus, Perseus, und andern großen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts, in den Himmel versetzet. Doch die heroische Tugend selbst, ist vor dem Tadel böser Zungen nicht sicher gewesen. Denn man hat ihr vorgerückt, daß diese alte Helden, die wegen Bestreitung so vieler Riesen, Drachen und Straßenräuber berühmt geworden, in ihrer eigenen Person den Menschen viel schädlicher gewesen, als irgend ein Ungeheuer, so sie besieget; und daß man daher ihre Verdienste noch vollkommener zu machen, nach Ausrottung alles andern Gewürmes, billiger maßen an ihnen selbst diese Gerechtigkeit hätte vollstrecken sollen: wie denn Herkules solches sehr großmüthig gethan, und sich dadurch mehr Tem-

pel

pel und Verehrer erworben, als die besten seiner Cameraden. Aus diesen Ursachen, glaube ich, haben sich viele eingebildet, es würde zum gemeinen Besten der Gelehrsamkeit sehr dienlich seyn, wenn jeder wahre Kunstrichter, so bald er seine ihm angewiesene Arbeit vollführet, sich selbst sogleich dem Katzenpulver, oder Hanfstricke liefern, oder sonst von irgend einer geziemenden Höhe herabstürzen wollte: und wenn keines Menschen Ansprüche zu einer so ansehnlichen Würde auf einige Weise gelten müßten, bevor diese Operation vollzogen worden.

Von dieser himmlischen Ankunft der Critik nun, und ihrer genauen Aehnlichkeit mit der Heldentugend, ist es leicht zu zeigen, was denn die eigentliche Beschäfftigung eines wahren, alten, rechtschaffenen Kunstrichters ist; nämlich, sich durch die ungeheure Bücherwelt durchzuschlagen, die darinn ausgeheckten so ungeheuren Fehler zu verfolgen und aufzujagen; gleich dem Cacus, diese laurenden Irrthümer aus ihrer Höle zu schleppen; sie gleich der Hydra Köpfen zu vervielfältigen, und sie wie des Augias Mist zusammen zu harken; oder irgend eine Art gefährlicher Vögel zu verscheuchen, die eine verkehrte Neigung haben, die besten Zweige vom Baume der Erkenntniß zu plündern; wie jene stymphalischen Vögel, welche nur die Früchte wegfraßen.

Diese Vernunftschlüsse nun werden uns eine recht angemessene Erklärung eines wahren Kunstrichters geben, daß er nämlich ein Ausspäher und Sammler von Schriftstellerfehlern sey. Dieses

ses kann noch ferner durch folgende Demonstration außer Streit gesetzet werden. Denn wer die Schriften von allen Arten, womit diese alte Secte die Welt beehret hat, untersuchen will, der wird aus dem ganzen Inhalte derselben sogleich finden, daß die Begriffe ihrer Verfasser sich miteinander sehr bekannt gemacht, und ganz von den Fehlern und Flecken und Versehen und Vergehungen andrer Schriftsteller angesteckt sind. Da mag nun die abgehandelte Materie seyn welche sie will; so sind alle ihre Gedanken so voll von den Mängeln andrer Scribenten, daß die rechte Quintessenz von dem was schlimm ist, nothwendig in ihr eigenes Wesen abfließen muß; daher denn das Ganze nichts anders, als ein Auszug von allen Tadeleyen zu seyn scheint, die sie selbst gemacht haben.

Nachdem ich also den Ursprung und das Amt eines Kunstrichters kürzlich betrachtet habe, so wie das Wort in der edelsten und gemeinsten Bedeutung genommen wird: so schreite ich fort, und will die Einwürfe derer widerlegen, die sich auf das Stillschweigen und Uebergehen der Schriftsteller berufen. Hieraus wollen sie beweisen, daß die wahre Critik, oder Beurtheilungskunst, so wie sie heutiges Tages getrieben wird, und wie ich sie beschrieben habe, eine ganz neue Kunst sey; und daß folglich die Kunstrichter von Großbritannien und Frankreich keinen Anspruch, auf einen so alten und erlauchten Ursprung haben, als ich ausgeführt habe. Wenn ich nun das Gegentheil klärlich darthun werde, daß die ältesten Scribenten, beyde, die Person und das Amt

eines

eines wahren Kunſtrichters genau beſchrieben, und zwar nach der Erklärung die ich gegeben habe: ſo wird ihr großer Einwurf, von dem Stillſchweigen der Alten, zu Boden fallen.

Ich geſtehe, daß ich ſelbſt eine lange Zeit in dieſem gemeinen Irrthume geſtecket habe; ja ich würde mich niemals davon befreyet haben, wenn mir nicht unſre trefflichen Neuern Beyſtand geleiſtet hätten: deren höchſterbauliche Schriften ich Tag und Nacht, zu meiner eigenen Beſſerung und zum Beſten meines Vaterlandes, unermüdet durchblättert habe. Dieſe haben mit unbeſchreiblicher Arbeit durch manche nützliche Unterſuchung die ſchwache Seite der Alten entdecket (*), und uns ein vollſtändiges Verzeichniß davon gegeben. Außer dem haben ſie unwiderſprechlich bewieſen, daß die artigſten Sachen, die von den Alten herkommen, erſt lange nach der Zeit erfunden, und von weit neuern Federn hervorgebracht worden: ja, daß die edelſten Erfindungen der Alten, ſowohl in der Kunſt, als Natur, alle von dem überhohen Geiſte der itzigen Zeit entdecket ſind. Dieſes zeiget klärlich, wie klein das Verdienſt dieſer Alten eigentlich ſey, und räumet die blinde Bewunderung aus dem Wege, welche ihnen von Leuten in einem gewiſſen Winkel erwieſen wird, die das Unglück haben, mit neuern Sachen zu wenig bekannt zu ſeyn. Da ich dieſes alles reiflich überlegte, und den ganzen Umfang der menſchlichen Natur erwog,

(*) Siehe Wottens Buch von der älteren und neuern Gelehrſamkeit.

wog, so schloß ich leicht, daß diese Alten, aus Empfindung ihrer vielen Unvollkommenheiten, sich nothwendig bemühet haben müßten, in gewissen Stellen ihrer Werke dem Tadel der Leser zu begegnen, ihn zu besänftigen, oder durch Satiren und Lobsprüche auf die wahren Kunstrichter, nach Art ihrer Lehrer, der Neuern, auf etwas anders zu wenden. Nun ward ich in den Sammlungsbüchern von beyden (*) durch einen langen Fleiß und nützliches Lesen der Vorreden und Einleitungen vollkommen belehret; und entschloß mich daher, zu versuchen, was ich von beydem, in genauer Untersuchung der ältesten Schriftsteller, sonderlich derer, die von den frühesten Zeiten handeln, antreffen würde. Hier fand ich nun zu meiner größten Verwunderung, daß, ob sie gleich alle bey Gelegenheit, sich in die besondre Beschreibung eines wahren Kunstrichters eingelassen, nachdem sie durch Furcht oder Hoffnung getrieben worden; dennoch alles, was sie davon berühret haben, mit vieler Behutsamkeit geschehen: und daß sie solches nicht anders, als mythologisch oder gar hieroglyphisch gewaget. Dieses hat meines Erachtens, flüchtigen Lesern Gelegenheit gegeben, das Stillschweigen der Alten, als einen Grund gegen das Alterthum der wahren Critik, zu brauchen: obgleich die Vorbilder so bequem, und die Deutung derselben so nothwendig und natürlich sind, daß es schwer zu begreifen ist, wie irgend ein Leser von neuern Augen und Geschmacke, sie habe übersehen können.

Ich

(*) d. i. Der Satiren und Lobsprüche auf die Critikverfasser.

Ich will es wagen, von ſehr vielen nur einige wenige anzuführen, die verhoffentlich die Sache außer Streit ſetzen werden.

Es verdient wohl betrachtet zu werden, daß die alten Scribenten, die von dieſer Sache räthſelhaft geſchrieben haben, durchgehends daſſelbe Hieroglyph, oder Bild feſtgeſetzet, und die Geſchichte nur nach ihren Neigungen, oder ihrem beſondern Witze verändert haben. Pauſanias iſt der Meynung, daß man die Vollkommenheit, richtig zu ſchreiben, bloß den Grundlehren der Kunſtrichter zu verdanken habe: und daß er nur die wahre Critik verſtanden haben könne, iſt, meines Erachtens, aus folgender Beſchreibung klar. Er ſagt, es gäbe eine Art Menſchen, die ein Belieben trügen, an den Auswüchſen und an den Warzen der Bücher zu nagen; welche die Gelehrten zwar gewahr werden, aber nur zu ihrer eigenen Nachricht bemerken, um das geile, das faule, das todte, das trockne, und die wilden Aeſte ihrer Werke zu beſchneiden. Aber alles das verdeckt er unter dem Schatten einer Allegorie: daß die Nauplier, in dem Argiverlande, die Kunſt gelernet hätten, ihre Weinſtöcke zu beſchneiden; und zwar dadurch, daß, wenn die Eſel ihre Sprößlinge abgefreſſen hätten, ſie deſto beſſer getrieben, und deſto ſchönere Trauben getragen hätten. Herodotus (*) aber, der daſſelbe Hieroglyph behält, redet viel deutlicher, und recht in terminis davon. Er iſt ſo

(*) Im 4 Buche.

kühn gewesen, die wahren Kunstrichter der Unwissenheit und Bosheit zu beschuldigen; indem er uns offenbar saget, daß es in dem westlichen Theile von Lybien, Esel mit Hörnern gebe. Bey welcher Erzählung Ktesias anmerket (*), daß dieses Thier in Indien befindlich sey, und hinzusetzet: daß zwar alle andre Esel keine Galle hätten; diese gehörnten aber, solch einen Ueberfluß derselben besäßen, daß man ihr Fleisch, wegen seiner großen Bitterkeit, gar nicht essen könnte.

Die Ursache nun, warum diese alten Scribenten von dieser Materie nur durch Vorbilder und Figuren gehandelt, war diese: weil sie eine so mächtige und schreckliche Partey, als die Kunstrichter ihrer Zeiten waren, nicht offenbar anzugreifen das Herz hatten; deren Stimme so fürchterlich war, daß eine Legion von Schriftstellern zittern, und ihre Federn bey ihrem Schalle aus den Händen werfen würde. Denn so erzählt uns Herodotus an einem andern Orte ausdrücklich, wie ein ganzes scythisches Kriegsheer, durch das bloße Geschrey eines Esels, in die Flucht getrieben worden. Hieraus haben einige tiefsinnige Philologi gemuthmaßet, daß die große Ehrfurcht und Hochachtung, die von den englischen Schriftstellern rechtschaffenen Kunstrichtern erwiesen würde, von unsern scythischen Vorfahren auf uns fortgepflanzet wäre. Kurz, diese Furcht war so allgemein, daß in folgenden Zeiten, diejenigen Scribenten, die da Lust hatten, ihre Gedanken etwas freyer zu entdecken, und die Kunstrichter ihrer Zeiten

(*) Siehe die Stellen, die Photius aus ihm anführet.

Zeiten zu beſchreiben, genöthiget geweſen, den Gebrauch der vormaligen Hieroglyphen fahren zu laſſen, weil ſolche ihrem Urbilde gar zu nahe kamen, und andre Redensarten zu erfinden, die noch behutſamer und myſtiſcher waren. Wenn alſo Diodor von derſelben Sache ſprechen will, geht er nicht weiter, als daß er ſaget: In den Gebirgen des Helikons wüchſe ein gewiſſes Unkraut, welches eine Blume von ſo verwünſchtem Geruche trüge, daß es diejenigen, ſo daran röchen, vergiftete. Lucretius giebt gerad eben die Nachricht:

Eſt etiam in magnis Heliconis montibus arbos,
Floris odore hominem retro conſueta necare.
Lib. 6.

Aber Kteſias, den ich unlängſt angeführt, iſt ein gut Theil kühner geweſen. Er war von den Kunſtrichtern ſeiner Zeit ſehr ſtrenge angegriffen, und konnte alſo nicht umhin, zum wenigſten ein tiefes Merkmaal ſeiner Rache gegen die ganze Zunft zu hinterlaſſen. Seine Meynung iſt ſo leicht zu merken, daß ich mich wundre, wie ſie von denen überſehen worden, welche das Alterthum der wahren Kunſtrichter leugnen. Denn indem er eine Beſchreibung von vielen ſeltſamen indianiſchen Thieren machen will, ſo ſetzt er dieſe merkwürdige Worte hinzu: Unter den übrigen iſt eine Schlange, die keine Zähne hat, und folglich nicht beißen kann. Wenn aber ihr Speichel oder Auswurf, dazu ſie ſehr geneigt iſt, irgend auf etwas fällt, ſo erfolgt eine Fäulniß darauf. Dieſe Schlangen ſind ſonderlich in den Bergen zu finden, wo die Edelſteine wachſen: und oft

werfen sie einen giftigen Jäscht aus; wofern jemand davon trinkt, so läuft ihm das Gehirn zu seinen Nasenlöchern heraus.

Derowegen ist nun bey den Alten eine Art von Kunstrichtern gewesen, die zwar von den vorigen nicht der Natur nach, aber wohl am Grade oder Wachsthume unterschieden gewesen. Diese scheinen nur die Lehrjünger oder Scholaren der andern gewesen zu seyn, doch wegen ihrer verschiedenen Beschäfftigung, werden sie oft für eine besondere Secte angegeben. Die gewöhnliche Uebung dieser jungen Studenten, war bey den Schauspielen beständig Achtung zu geben, und die schlechtesten Stellen der Stücke auszuspähen, die sie sorgfältig anmerken, und ihren Vormündern Rechenschaft davon geben mußten. Da sie gleich jungen Wölfen, mit diesen kleinen Bissen angefrischt wurden, so wuchsen sie mit der Zeit heran, und wurden hurtig und stark genug zu einem größern Spiele. Denn man hat sowohl unter den Alten als Neuern angemerkt, daß ein wahrer Kunstrichter mit einer Metze und einem Aldermanne, diese Eigenschaft gemein hat;. daß er seinen Titel und seine Natur niemals ändert: daß ein grauer Kunstrichter gewiß einmal ein grüner gewesen; indem die Eigenschaften und Vollkommenheiten seines Alters nur die angewachsnen Gaben seiner Jugend sind; so wie der Hanf, nach der Naturkündiger Meynung, schon in seinem Saamen, von erstickender Kraft ist. Ich glaube, die Erfindung, oder wenigstens die Kunst der Vorreden, sey diesen jüngern Kunstrichtern zuzuschreiben, welcher Terenz, unter dem Namen der Maleuolorum, sehr oft und rühmlich gedenket.

Nun

Nun ist es gewiß, daß die Einsetzung der wahren Kunstrichter der gelehrten Welt schlechterdings nöthig gewesen. Denn alle menschliche Handlungen scheinen wie Themistokles und seine Gesellschaft eingetheilt zu seyn: Der eine kann fideln, und der andre kann aus einem Flecken eine große Stadt machen; und wer keins von beyden kann, verdient aus der Welt gestoßen zu werden. Die Vermeidung dieser Strafe hat zweifelsfrey der Nation der Kunstrichter die erste Geburt verschaffet, und zugleich ihren heimlichen Lästerern Gelegenheit gegeben, zu sagen: daß ein wahrer Kunstrichter eine Art eines Handwerkers sey, der mit einer Werkstatt und etlichen Werkzeugen zu seiner Arbeit, und zwar so wohlfeilen Preises, als ein Schneider, versehen ist; und daß zwischen dem Hausrathe und der Geschicklichkeit von beyden, sehr viel Aehnlichkeit sey. Des Schneiders Hölle sey das Vorbild von des Kunstrichters Sammlungsbuche, und sein Witz und seine Gelehrsamkeit vertreten die Stelle des Bügeleisens. Man brauche zum mindesten eben so wenige von diesen, einen einzigen Schüler zu ziehen, als von den andern einen Mann zusammen zu setzen. Die Tapferkeit von beyden sey auch gleich, und ihre Waffen wären von gleicher Stärke.

Man könnte viel sagen, diese neidischen Einfälle zu beantworten; und ich kann das erste kühnlich einer Unwahrheit beschuldigen. Aber im Gegentheile ist nichts gewisser, als daß es mehr Ausgaben erfordert, aus eines Kunstrichters Gesellschaft zu kommen, als aus irgend einer andern, die man nennen kann. Denn wie, um ein wahrer Bettler zu werden, es einem reichen Candidaten jeden Groschen kosten

wird, den er nur immer hat: so wird es auch einem, der ein wahrer Kunstrichter werden will, alle gute Eigenschaften seines Gemüths kosten; die vielleicht bey einer geringern Waare, nur für einen gleichgültigen Handel würde angesehen werden.

Nachdem ich also das Alterthum der Critik weitläuftig erwiesen, und ihren ersten Zustand beschrieben habe: so will ich nun die itzige Beschaffenheit ihres Reichs untersuchen, und zeigen, wie trefflich sie sich zu dem vorigen schicke. (*) Ein gewisser Scribent, dessen Werk seit langer Zeit verlohren gegangen, sagt im achten Capitel des V. B. von den Kunstrichtern: Daß ihre Schriften die Spiegel der Gelehrsamkeit sind. Dieses verstehe ich buchstäblich, und setze voraus, unser Autor meyne: wer ein vollkommner Schriftsteller werden will, der müsse in die Bücher der Kunstrichter sehen, und seine Absicht darinnen, als im Spiegel, verbessern. Wer nun betrachtet, daß die Spiegel der Alten von Erzt gewesen, und ohne Mercur, der kann darauf die zwo vornehmsten Eigenschaften eines neuern wahrhaften Kunstrichters deuten; und muß folglich schließen, daß diese allezeit so gewesen sind, und immer so bleiben müssen. Denn Erzt ist ein Sinnbild der Dauer, und wenn es geschickt geschliffen ist, so wirft es Stralen von seiner Fläche zurück, ohne daß es Queckſilber hinter sich braucht. Alle andre Gaben eines Kunstrichters verdienen nicht besonders gemeldet zu werden; da sie hierinn begriffen, und leicht daher zu leiten sind. Gleichwohl will ich mit drey Lehrsprüchen beschließen, welche theils zu einem Merkmaale dienen werden,

(*) Eine Citation, nach Art eines grosen Schriftstellers. C. Bentleys Dissert.

werden, einen wahrhaften neuern Kunstrichter von einem critischen Prätendenten zu unterscheiden; theils diesen theuren Geistern sehr nützlich seyn werden, die sich auf eine so nützliche Kunst legen.

Die erste ist: Daß die Critik ganz anders, als alle andere Gemüthskräfte, für die richtigste und beste zu halten ist, wenn sie der erste Auswurf einer critischen Seele ist: so wie die Vogelschützen ihr erstes Zielen für das sicherste halten, und selten ermangeln, das Ziel zu verfehlen, wenn sie noch einmal zielen.

Zweytens, die wahren Kunstrichter werden daran erkannt, daß sie die Gabe besitzen, um die edelsten Scribenten zu schwärmen, zu welchen sie durch einen bloßen sinnlichen Trieb gezogen werden: wie eine Ratze zu dem besten Käse, oder eine Wespe, zu der schönsten Frucht. So pflegt der König, wenn er zu Pferde sitzt, gewiß in der ganzen Gesellschaft der kothigtste zu seyn; und wer ihm am besten aufwarten will, der besudelt ihn auch am meisten.

Letzlich, ist ein wahrer Kunstrichter, wenn er Bücher liest, wie ein Hund beym Gastmahle; dessen Sinn und Gedanken und Magen nur damit angefüllet werden, was die Gäste wegschmeißen; und der daher am meisten zu murren pflegt, wenn es die wenigsten Knochen giebt.

Dieses dünkt mich, wird zulangen, mich bey meinen Patronen, den wahren heutigen Kunstrichtern zu empfehlen, und für mein bisheriges Stillschweigen sowohl, als für das künftige, das ich beobachten werde, ein Gnügen zu thun. Ich hoffe, daß ich mich um ihre ganze Zunft so verdient gemacht habe, daß ich mir ein groß-

müthiges und glimpfliches Verfahren von ihnen versprechen kann. In solcher Hoffnung schreite ich kühnlich, zu Vollführung der Abentheuer, die ich schon so glücklich angefangen habe ꝛc. ꝛc.

* *

VII.

Dissertatio historica, de Supernaculo Anglorum, Germanis von der Nagelprobe. Editio secunda, multum auctior. Lipsiae ex officina Langenhemia 1746. 4 und einen halben Bog. in 4to.

Diese gelehrte Abhandlung von einer scherzhaften Materie, ist vor etlichen Jahren, einer vergnügten Gesellschaft zu gefallen, die sich bey Dresden auf einem wohlgelegenen Landgute, nämlich auf der sogenannten grünen Wiese, wöchentlich einmal versammlet, von einem Mitgliede derselben ausgearbeitet worden. Bald darauf kam sie durch Veranstaltung des sel. Prof. Rinks in Altdorf, der eine Abschrift davon erhalten hatte, im Drucke heraus. Sie fand in dieser Gestalt noch mehrern Beyfall, als sie vorhin gefunden hatte, und im kurzen waren keine Abdrücke mehr vorhanden. Unterdessen hatte der gelehrte, und in einem wichtigen Amte stehende Herr Verfasser verschiedene Zusätze dazu gemacht; und seiner Willfährigkeit, aufgeweckten Lesern ein Vergnügen zu gönnen, haben wir die Erlaubniß zu dieser zweyten Auflage zu danken, die Hr. Langenheim allhier, so sauber als möglich geliefert hat.

Die Zueignungsschrift hat der Herr Verfasser an eben diejenige Gesellschaft guter Freunde gerichtet, der zu Liebe er sie aufgesetzet hat. Im Eingange entschuldigt er sich wegen dieser spaßhaften Ausführung, mit den Beyspielen anderer berühmten Männer, die eben dergleichen unternommen haben. Er rechnet dahin, den Mathanasius, mit seinen Noten über ein elendes französisches

zöſiſches Liedchen, den Urheber der Pica Naſi, und den Caſp. Dornavius, in ſeinem Amphitheatro Sapientiae Socraticae iocoſeriae. Er hoffet daher auf gleiche Art Vergebung zu erhalten.

Hierauf erklärt er, was das Supernaculum der Engländer eigentlich ſey. In dem Ludewigiſchen engliſchen Wörterbuche, ſteht auf der 671 Seite dieſe Beſchreibung davon: So trinken, daß man auch den letzten Tropfen, der im Glaſe bleibt, auf den Nagel ſeines Fingers nimmt, und ableckt. Es beſteht alſo aus dem lateiniſchen Worte ſuper und dem deutſchen Nagel; ohngeachtet dieſes die Engländer ſelbſt nicht wiſſen. In andern engländiſchen Wörterbüchern findet man es zwar nicht; allein, das ſteht ihm ſo wenig im Wege, als wenn das dresdniſche Wort Pletzſche, oder das Leipziger Wort, ſüße Kanne, nicht in deutſchen Wörterbüchern ſteht. Die Engländer brauchen ihr Supernaculum im gemeinen Leben, und die Sache ſelbſt, iſt nach ihrem Geſtändniſſe noch gewöhnlicher.

Die Gelegenheit zu dieſer Abhandlung hat ein ſcherzhafter Streit, über den alten Reim gegeben:

So hatten es auch,
Die Alten im Brauch,
Wenn ſie vor Jahren
Fein luſtig waren.
Sie ſchenkten voll ein
Und trunken ſo rein,
Daß man das Glas von Oben
Konnt auf dem Nagel proben.
Das war zu loben!

Da nun der Herr Verfaſſer hier die Sache etwas gründlicher, als damals ausführen will: ſo unterſucht er I. was die Engländer mit ihrem Supernaculo haben wollen. II. woher ſie dieſes Wort bekommen haben, und III. in was für einem Werthe die Sache ſelbſt in dem übrigen Theile von Europa ſtehe.

Es verſteht aber ein Engländer durch das Supernaculum, die Gewohnheit, bey Gaſtmahlen ſo herumzutrinken, daß man das Glas umgekehrt auf dem Nagel

gel setzet, und den letzten Tropfen von demselben ableket. Eine Gewohnheit nennet man es deswegen, weil die Engländer keinen Vers dabey herzusagen wissen, wie andre Nationen; und nur schlechtweg sagen: drink Supernaculum, das ist, trink ein Supernaculum. Ob dadurch in dem andern eine Verbindlichkeit entstehe, es zu thun, will der Herr Verfasser nicht untersuchen; er verweist uns aber auf des Jenischen Prof. Schröters Dissert. de immoderata adbibendi consuetudine. Nach unsrer Art, wird in ehrbaren und vornehmen Gesellschaften einem jeden freygestellt, so viel zu trinken, als er will; auch sich so wenig ins Glas zu schenken, als ihm beliebt, wenn er nur zuletzt den Tropfen auf den Nagel setzt. Daß dieses auch der Engländer Gesetz sey, zeigen folgende Verse:

Ecce Britannorum mos est laudabilis iste,
Vt bibat arbitrio, pocula quisque suo.

Auf die andre Frage antwortet der Herr Verfasser, daß die Engländer diesen Gebrauch von den Deutschen haben; wie solches auch der Urheber des obgenannten Wörterbuches angemerket. Ob aber die Engländer, von ihren alten Vorfahren, den Angelsachsen, oder von den benachbarten Niederländern diese Sitte gelernet, ist zweifelhaft. Die erste Meynung ist indessen doch die wahrscheinlichste; weil Engländer und Sachsen einander allemal für Blutsverwandte gehalten. Daher auch einem englischen Gesandten, dem in Dresden bey einem Armbrustschießen der Königsgewinnst mitgetheilet ward, der Vers zugerufen worden:

Anglum Saxoniam tantis ornare triumphis,
Non miror: prolem diligit illa suam.

Nun ist es zwar gewiß, daß die Niedersachsen mehr Recht dazu haben, als die Meißner, die von einem slavischen Volke herstammen. Allein schon Carl der IVte hat in der Belehnung Friedrichs des Streitbaren, mit Meißen, Osterland und Thüringen, gestanden, daß die sächsischen Rechte schon, seit Carls des Großen Zeiten, auch diesen Ländern zugehöret. Und wer weis nicht, daß die Sachsen nebst den Franken, im sechsten Jahrhunderte

hunderte Thüringen überwunden, und ihre Wohnungen bis hieher ausgebreitet. Endlich hat auch Heinrich der Vogler, nach vertriebenen Wenden, das Meißnerland seinen sächsischen Soldaten vertheilet.

Bey den Engländern sind noch viele Spuren ihrer deutschen Abkunft übrig: sie haben noch Geschlechter, die aus Niedersachsen herstammen; z. E. die Flemminge. Und Carl der II. hat zu Zeiten Johann Georgs des II. den Unterthanen von Churſachsen, die halbe Zollfreyheit in England, durch eine Königliche Octroy zugestanden. Das Alterthum macht hier keinen wichtigen Einwurf: denn die Tradition ist bisweilen beständiger und getreuer, als Schriften und Gesetze. Selbst die Böhmen haben noch itzo eine Gesundheit Zdlaske to Laske etc. die sich aus den hussitischen Kriegen herschreibt. Und die Engländer leiten eine andere Gesundheit, von den Zeiten der Dänen her, die in England eingefallen. Denn wenn man beym Trinken sagt: to your Health; so spricht der andere I warrant you; d. i. ich guarantire euchs; oder leiste euch die Gewehr: weil man nämlich in den damaligen Zeiten, nicht einmal in Zeit des währenden Trunkes Sicherheit hatte. Darauf glaubt der Herr Verfasser, ziele auch das deutsche Trunkfrey, oder die Trunkfreyheit.

Daß aber die Gewohnheit rein auszutrinken von den alten Deutschen herrühre, ist aus dem Tacitus schon bekannt. Und der Herr Verfasser meynt, daß sie, als wohlgewachsne Leute, freylich mehr Getränke nöthig gehabt, als die kleinen Römer. Selbst die Griechen haben außer dem Bachus einen Herculem bibacem, als einen starken Trinker, der doch nicht voll wurde, gehabt: wie Stosch de gemm. antiq. caelatis erinnert hat. Daß nun dieser alte Brauch, in unverrückter Ordnung, von unsern Vorfahren auf uns gekommen, zeigt der obige Reim, der sich ausdrücklich auf die Alten beruft. Es ist aber dabey zu wissen, daß dieser Reim manchen zu weitläuftig vorkömmt, daher sagen sie schlecht weg: die Nagelprobe, und zuletzt, das war zu loben. Manche sprechen auch die letzten Zeilen so aus:

Sie

Sie schenkten voll ein,
Und trunken rein aus,
Und stürzten, was unten ist, oben,
Das war zu loben.

Allein dieses hält der Verfasser für eine verderbte Lesart: denn erstlich fehlen vorn die Reime; die doch seit Kaiser Ludewigs Zeiten, dem das bey Schiltern befindliche Epinikion zugeruffen worden, in Deutschland im Brauche gewesen. Hernach ist das Wort stürzen hier sehr übel angebracht; als ob man die Gläser auf das Tischtuch hingestürzt haben wollte. Pancirollus zeigt: (Part. II. rer. memorab. l. 107.) daß zwar die Römer, wie aus dem Virgil und Ennius erhellet, die ausgetrunknen Becher umgekehrt; aber bey den Sachsen wäre solches für bäurisch gehalten worden. Hierzu kömmt, daß viele altdeutsche Trinkgeschirre, z. E. Deckelkrüge und Hörner, gar nicht haben umgekehrt werden können.

Hier macht sich der Herr Verfasser einen Einwurf, wegen eines besondern Trinkgefäßes, welches in dem grünen Gewölbe zu Dresden aufbehalten wird. Dieses giebt ihm Gelegenheit, Churfürst Christians des IIten Hoftrinkordnung nachzusehen; worinn folgende Worte stehen:

Erst soll man trinken die herrschaftliche Gesundheit;
Darnach soll man bringen den freudigen Bergmann,
mit dem Spruche: Glück auf!
Dann folgt die Nagelprobe, mit dem Spruche: So
hatten es auch die Alten im Brauch ꝛc.

Da nun hier ausdrücklich der Nagelprobe gedacht wird, so fällt das Umstürzen von sich selbst weg.

Wir übergehen hier, was der Herr Verfasser von dem Gesundheittrinken eines gewissen einfältigen Herzoges erwähnet, und bleiben bey dem Hofe Christians des IIten stehen. Daß damals das Herumtrinken brav im Schwange gegangen, bezeiget Petrus Eremita: und man weis auch die Spottrede Johann Casimirs, eines Pfalzgrafen am Rheine noch, als er in Dresden gewesen. Denn als der Churfürst desselben Hofmarschall

lobte,

lobte, daß er brav trinken könnte: verſetzte der Pfalzgraf: das gehöret zum Amte eines Marſchalls; womit er auf den Churfürſten ſelbſt, als Reichsmarſchall, zugleich zielete, als welcher dieſe Kunſt auch konnte. Und ein alter Hofpoet in Dresden, Meder genannt, hat einmal bey einem Nachtſchießen den Reim gemacht:

Ein Soldat, der vor ſeinem Feinde ſtirbt,
Eine Frau, ſo im Kindbette verdirbt,
Ein Obermarſchall, der ſich zu Tode ſauft und frißt,
Ein jedes in ſeinem Beruf geſtorben iſt.

Hier bedauret der Herr Verfaſſer den Verfall alter Sitten, daß man die Nagelprobe aus der Mode kommen laſſen, und den obigen Vers verſtümmelt. Er macht eine Ausſchweifung von den Trinkhörnern, und kömmt auf die Holländer, die in dieſem Stücke ganz orthodox ſind. Sie haben auch den Vers, dat man dat Potken op den Nagel kan proeven: woraus ſowohl die Nagelprobe, als das Alterthum der Sache ſelbſt erhellet; weil die Alten aus irrdenen Gefäßen, die wir einen Topf, ein Töpfchen, die Niederländer aber einen Pot, ein Pötchen nennen, zu trinken pflegten.

Was die Franzoſen, oder weſtlichen Franken anlanget, ſo haben dieſelben zwar aus Deutſchland ihren Urſprung, rühmen ſich aber doch einer größern Mäßigkeit im Trinken. Allein unſere Landsleute, die aus Paris kommen, bezeugen ein anders, wenn ſie uns erzählen, daß man daſelbſt auch nach gewiſſen alten Reimen die Nagelprobe macht. Sie ſagen nämlich:

Ainſi vivoient les Anciens,
En ſe divertiſſant bien;
Ils remplitſoient les verres pleins,
Et n'en laiſſant dedans rien,
Ils faiſoient en les renverſant,
Un Supernacle Allemand.

Da ſich nun dieſe Verſe auf die Sitten der Alten berufen, ſo unterſucht der Herr Verfaſſer die Wahrheit dieſer Sache. Bey den Rheinländern, Franken und Schwaben heißt das itzo noch more Palatino bibere; wie er ſelbſt am Pfälziſchen und Wirtenbergiſchen Hofe vielfältig erfahren.

bòret. Pancirell bezeugt eben das, der die Taubmanniſchen Verſe anführt:

Laudo meos Francos, qui ſe cervice ſupinant,
Et fundo ex imo praebita pocla bibunt.

und ſie ſo erklärt: auf gut Pfalzgräfiſch, auf ein Nägelein trinken: welches denn auch der Vers beſtätiget:

More Palatino bibimus ne gutta ſuperſit.

Man mag nun dieſe Mode mit Ditmarn von Merſeburg auf die Zeiten zurückführen, wo die Pfälzer vormals am kaiſerl. Hofe Kellerbediente waren, oder ſie ſonſt woher leiten: ſo iſt es einerley. Man ſehe auch Herrn Hofrath Maſcows gedr. Diſſert. vom Urſprunge der Hofämter des H. R. R. der bey den Franken zu ſuchen iſt. Und woher käme wohl ſonſt das franzöſiſche Sprüchwort: Boire rubis ſur l'ongle: als von dieſer Art des Trinkens? Da nämlich der rothe Weintropfen auf dem Nagel wie ein Rubin ausſieht.

Ja ſelbſt die Römer haben vormals auf die Art getrunken. Horaz bedient ſich oft der Redensart ad unguem patratum atque perfectum. Denn nichts iſt vollkommener, als ein ſo ausgeleertes Glas, das man auf den Nagel ſetzen kann. Sie ſagten auch ſiccare calices. Daß aber Juvenal ſagt:

Si trulla inverſo crepitum dedit aurea fundo &c.

Und Ennius nebſt dem Virgil. Aeneid. IX.

Indulgent vino et vertunt crateras &c.

läßt ſich der Herr Verfaſſer nicht anfechten. Denn freylich hat man den Bacchus nicht immer mit einerley Ceremonien verehret.

Der Raum verbeut uns, eines alten Manuſcripts, einer alten Münze, und andrer ſolchen nothwendigen Zierrathe einer antiquariſchen Abhandlung noch zu erwähnen. Wir müſſen alſo abbrechen; man kann es indeſſen dem vornehmen Herrn Verfaſſer nicht ſtreiten, daß er nicht alles geleiſtet haben ſollte, was in dieſer Materie nur gefordert werden konnte; und was die Grübler in Griechiſchen und Römiſchen Alterthümern, hundertmal bey Dingen gethan, die von weit geringerer Erheblichkeit ſind, als das Supernaculum der Engländer.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des III. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat October 1746.

IVVENAL.

Quid . . faciam ? Mentiri neſcio ; Libram
Si malus eſt, nequeo laudare.

I.

Des Herrn Remond de St. Mard

Drittes Schreiben,

Von den Urſachen des Verfalles des Geſchmacks.

Mein Herr,

Ich muß Ihnen noch mehrere Urſachen von der Verderbniß des Geſchmacks anführen; und dieſe Urſachen werde ich, mit Ihrer Erlaubniß, aus dem Charactere unſers Jahrhunderts hernehmen, in welchem Sie bey genauerer Prüfung, alle Eigenſchaften finden werden, die geſchickt ſind, den guten Geſchmack und die natürliche Schönheit zu vertilgen. Die Einbildungskraft brauchet, wofern ſie was Gutes hervorbringen ſoll, eine Gelaſſenheit und eine gewiſſe angenehme Freude, die aus der Muße entſteht; und was noch nöthiger iſt, einen gewiſſen und in dem Glücke der Bürger geſicherten Staat. Gegen die Mitte von Ludwigs des XIV. Regierung,

hat uns nichts von allem dieſem gefehlet: als aber der Himmel dieſen groſſen König zu ſich nahm, ja ſchon einige Zeit zuvor, ehe wir noch das Unglück hatten ihn zu verlieren, ſo verſchwand dieſe glückliche Stille. Der Krieg, welcher mitten in ſeiner ärgſten Wuth den Bürgern eben kein Schrecken gemacht hatte, erregte ihnen daſſelbe, da er zum Ende war: und da der Staat, welcher durch die unſäglichen Koſten ganz zurück gekommen war, ſich dem Wohlſtande gemäß, ſeines Schadens am gemeinen Weſen erholen konnte; ſo ſahen wir mit Betrübniß, unſer Erbtheil immer kleiner und kleiner werden. Doch das war nur erſt ein kleiner Anfang unſers Unglücks. Es kam nämlich ein Menſch mit weitläuftigen Anſchlägen nach Frankreich, die aber ſehr koſtbar waren, und wenn man ſie auf einen gewiſſen Grad hätte treiben können, ſehr nützlich geweſen wären. Allein, unſere Habſucht verderbte alles, und richtete bald darauf alle Privatperſonen zu Grunde: welche dafür geſtraſet wurden, daß ſie zu begierig oder zu faul geweſen waren; und gleichſam durch eine Zauberey ihr Geld in den Händen eines Fremdlinges ſehen mußten, der recht erſchrak, und ſich faſt ſchämte, daß er ſo reich war. Welch eine Zeit für die armen Muſen! und gleich wohl iſt ſie ſeit zwanzig Jahren nicht viel beſſer geworden*.

Ich

* Man ſieht hier ein offenherziges Geſtändniß eines Franzoſen, von den güldnen Zeiten der franzöſiſchen Muſen, davon ſich bey uns einige ſo viel ſchönes haben träumen laſſen.

Ich weis zwar, daß anitzo eine etwas heitrere Zeit uns vor dieſer Gefahr in Sicherheit ſetzt. Fleury, wachet über uns *, und folglich iſt unſer Vermögen geſichert. Allein, wenn wir gleich auf dieſer Seite ruhig ſeyn können, haben wir denn weiter nichts zu beſorgen? Wie viel Sorgfalt muß man nicht noch anwenden, ſein Vermögen zu behalten? Wie viel Bemühung, wie viele Aufſicht gehöret nicht dazu, es wider diejenigen zu ſchützen, die es an ſich zu reißen trachten? Wie viele Leute muß man nicht zu Freunden haben? Und wenn man auch merket, daß man Verſtand hat, ſo iſt es ja wohl viel natürlicher, daß man damit Reichthümer zu erwerben, oder ſie zu erhalten ſuchet; als daß man die Kräfte des Verſtandes übet, die zu einem nahen Elende führen, wenn ſie nicht durch Frechheit und Niederträchtigkeit unterſtützet werden.

Sie wiſſen es ja wohl, mein Herr, die einzige Geſchicklichkeit, die man heute zu Tage hoch zu treiben braucht; die einzige, die nur Annehmlichkeiten und die Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffet, das iſt die Sparſamkeit. Man bilde ſich ja auf kein ander Verdienſt etwas ein! es ſey noch ſo groß, ja es werde auch von niemanden geleugnet: deswegen wird man doch von niemanden angeſehen, und vielleicht nur um deſtomehr gehaßt. Es giebt ganz andere Vorzüge, durch welche man zu allem gelanget.

* Der Cardinal lebte noch als dieſes heraus kam, und alſo kann man leicht denken, wie viel davon zu glauben ſteht. Itzo iſt es ſeit 6 Jahren gewiß ſchlechter geworden.

Man ſey nur gegen die Niedern geſchmeidig und zuweilen unverſchämt, gegen die Großen ſchmäuchelhaft und ſclaviſch; laut lobe man alles, was man heimlich verachtet: ſo kann man glücklich werden, und zu hohen Ehren kommen! Ein ſolcher Witz, der von einem argliſtigen Herzen, und den ſclaviſchen Sitten unterſtützet wird, erwirbt ſich eine Rotte, die ſtärker, als eine eherne Mauer iſt; und da einem aus jedem Schritte ein neuer Beſchützer erwächſet *. Allein, man ſehe ſich auch wohl vor: denn dieſe einnehmende Anmuth, dieſer gelehrige Character, kurz, alles was uns die Menſchen geneigt machet, die man ſeines Glücks wegen zu Freunden haben will, das eben benimmt dem Verſtande alle ſeine Stärke. Man wird zu lauter Zucker und Honig; und hat man zum Unglücke von großen Dingen zu reden,

* Wahrhaftig! ein reizendes Bild von der pariſiſchen Lebensart, die vielen gereiſeten ſo unvergleichlich vorkömmt, ſo lange ſie in volle Beutel greifen können.

† Horaz hub ſchon zu ſeiner Zeit an, darüber zu klagen, daß die Cura peculii bey den jungen Römern allen Witz und Geiſt erſtickte.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo,
Muſa loqui, praeter laudem nullius auaris.
Romani pueri longis rationibus aſſem
Diſcunt in partes centum diducere &c.
At haec animos aerugo et cura peculi
Cum ſemel imbuerit, ſperamus carmina fingi
Poſſe, linenda Cedro et leui ſeruanda Cupreſſo.

Seneca klagt ebenfalls, daß die Sitten voriger Zeit auch die Schreibart verderbt hätten. Er beſchreibt des Mecänas üppiges Leben in der CXIV. Epiſtel, und

reden, oder groſſe Bewegungen zu verewigen: ſo wird die mit lauter Verſtellung und Falſchheit genährte Seele, nichts edles mehr vorzubringen wiſſen. Der weichlich gewordenen, und durch eine langwierige Schmäucheley entkräfteten Einbildungskraft, ſtellet ſich nichts anders vor, als weibiſche Umſchweiſe und Schwünge in der Schreibart, durchzuckerte Ausdrücke; und kurz, alles verräth eine niederträchtige Seele. So müſſen denn denen durch unſere Laſter bezeichneten Werken, die natürlichen Schönheiten nothwendig fehlen, die man nur aus Neid verachtet. Wenn wir den Geſchichten glauben, ſo iſt ehemals der Geſchmack der Römer durch eben die Begierde zu ſparen, und durch eine ſolche Verderbniß der Sitten in Verfall gerathen †. Der treffliche Heldenmuth, der ſich auf alles erſtreckte, die Liebe zur

und zeigt, daß ſeine ſeltſamen Ausdrückungen, ſeine verwegenen, verworfenen und dunkeln Redensarten aus einem verderbten und wollüſtigen Gemüthe gefloſſen ſind: Quomodo Maecenas vixerit, notius eſt, quam vt narrari nunc debeat: quomodo ambulauerit, quam delicatus fuerit, quam cupierit videri, quam vitia ſua latere noluerit. Quid ergo? non oratio eius aeque ſoluta eſt, quam ipſe diſcinctus? non tam inſignita illius verba ſunt, quam cultus, quam comitatus, quam domus, quam vxor? Magni ingenii vir fuerat, ſi illud egiſſet via rectiore, ſi non vitaſſet intelligi, ſi non etiam in oratione diſſlueret. Videbis itaque eloquentiam ebrii hominis inuolutam, et licentiae plenam, Maecenatis in cultu ſuo. Quid turpius *amne, ſiluisque vipa tomantibus?* Vide vt *alueum linuribus aretis, verſoque vado reuittant hortos.*

zur Freyheit, die ſie gereizet hatte, ſo viel ſchönes zu thun und zu ſagen, verſchwunden ganz und gar; und auf dieſe Neigung folgte die Begierde zum Betruge und zur Verſtellung. Da war die Frage gar nicht mehr, wenn man zu Ehren kommen wollte, ob man Verdienſte und Tugend beſäße? ſelbſt die guten natürlichen Gaben wurden unnütze. Wer zu den hohen Würden gelangen wollte, der mußte ſich bey denen, die ſie vergaben, beliebt zu machen wiſſen. Wie konnte man aber dieſen Menſchen gefallen, die ſich für Götter hielten, welche durch einen wohlzubereiteten Weihrauch, durch beſtändige Schmäuchelenen, durch Lobeserhebungen, deren Gift man ihnen geſchickt einflößete, und was noch vermögender war, durch ſeine Spöttereyen und Verläumdungen derer, die das Unglück hatten, ihnen zu misfallen, verderbet wurden. So gieng es in Rom! Ich ſage zwar nicht, daß es bey uns anitzt auch ſo geht. Gleichwohl nähert uns der wenige Beſtand, den wir bey unſerm Glücke erblicken, die Verände-

rung-

Quid ſi quis *feminae cirro criſpatae et labris columbatur?* Incipitque ſuſpirans, *vt cervice laxa feratur*, nemo tyranni, *irremediabilis factio*, *rimantur*; epulis lagenaque *tentant domos* et ſaepe mortem exigunt. *Genium feſto vix ſuo teſtem*, tenuis cerei fila et *exspacem molam*, focum mater aut vxor *inneſtiunt*. Non ſtatim, haec cum legeris, hoc tibi occurret, hunc eſſe, qui ſolutis tunicis in vrbe ſemper inceſſerit? (Nam etiam cum abſentis partibus Caeſaris fungeretur, ſignum a diſcincto petebatur.) Hunc eſſe, qui in tribunali, in roſtris, in omni publico coetu,

rungen die ſelbiges erlitten, die Beſorgung, daß wir dereinſt einer des andern Hülfe nöthig haben möchten, und endlich das Ungeheuer, welches alle menſchliche Kräfte nicht zu dämpfen vermögen; die Pracht, die faſt zum höchſten Gipfel geſtiegen iſt, ſo unlieb es uns iſt, dieſen unſeligen Zeiten gleichwohl ein wenig. Wir alle lieben, und zwar auf das äußerſte, eine gewiſſe Behutſamkeit, die eine Frucht der Ränke iſt, und zum Unglücke eine Quelle des Reichthums wird. Daher ſetzen wir, um dazu zu gelangen, unſere Einbildungskraft in eine beſtändige Sclaverey. Wir mäßigen unſere ſinnreichen Einfälle; wir erſticken alle Augenblicke deren Feuer, und kurz, die Wahrheit, die doch nie eine Schmäuchlerinn geweſen, muß alle Minuten auf unſern Lippen ſterben; welche ſich nur zu kalten und gezwungenen Lügen öffnen, nur Complimente verbringen, die ob ſie gleich ganz abgeſchmackt ſind, dennoch durch die Mode, die dieſelben zu heiligen gewußt hat, anſehnlich geworden.

coetu, ſic apparuerit, vt pallio velaretur caput, excluſis vtrimque auribus, non aliter quam in Mimo diuites fugitiui ſolent? Hunc eſſe, cui, cum maxime ciuilibus bellis ſtrepentibus, et ſollicita vrbe et armata, comitatus hic fuerit in publico: ſpadones duo, magis tamen viri, quam ipſe? Hunc eſſe, qui vxorem millies duxit, cum vnam habuerit? Haec verba tam *improbe ſtructa*, tam negligenter abiecta, *tam contra conſuetudinem omnium poſita*, oſtendunt, mores quoque non minus nouos et prauos, et ſingulares fuiſſe.

So sieht es mit unsern Sitten aus: nunmehr aber urtheilen Sie, mein Herr, von unserer Schreibart. Sie werden sich gewiß anitzt über so viele kleine Redensarten nicht mehr wundern, womit unsere Bücher durchspicket sind: diese kalten, ausgedrechselten und gekünstelten Redensarten meyne ich, die dem Verstande, der sie hervorbringt, so ähnlich sehen. Gewöhnen Sie sich nur immer an diese falsche Zärtlichkeit, worinnen heute zu tage der ganze Werth unserer Werke besteht, und die ihren Ursprung gar leicht aus unserm Umgange kann genommen haben. Was ist aber unser Umgang? was sind unsere Unterredungen? Abgebrochene Reden sind es, in welche man, wofern man gefallen will, nebst einigem Hochmuthe, nur einige Wörter muß zu mischen wissen, welche durch eine mit Fleiß eingestreuete Dunkelheit, die man einen Schwung nennet, die Leute überreden sollen, man habe Verstand, und sey so verschmitzt, daß man ihn nur nicht ganz zeigen will. Ist man aber nicht so gar zärtlich, so darf man nur, um noch auf einem andern Wege zu Ehren zu gelangen, einen schnellen Witz besitzen, der sich gleich den Blitzen zeiget. Man muß die Kunst besitzen, Einfälle zu wagen, und sich gewisse glückliche Augenblicke mit einer kurzen

* Es ist mir sehr lieb, daß ich hier anmerken kann, man müsse das Böse, was ich von unsern Werken sage, nicht zu hoch treiben. Der gute Geschmack ist, trotz allem, was ich bisher davon gesaget, dennoch nicht ganz verloren gegangen, und wenn nicht die Klugheit, welche will, daß die Verleumdung keine Person ins besondere treffe, in Absicht auf das Lob, fast eben der

gen Lebhaftigkeit zu nuhe zu machen wissen. Alle diese kleinen Vollkommenheiten indessen, machen keine guten Schriften aus. Diejenige Einbildungskraft, der es gut anstand, daß sie sich ihrem Eigensinne in Gesellschaften auf eine gute Art überließ; die Einbildungskraft, die nur zum Springen und Hürsen gemacht ist, und sich nur geübt hatte, in kurzen Einfällen zu gefallen, und, um immer was Neues zu haben, auch alle Augenblicke die Gegenstände änderte; diese Einbildungskraft sage ich, kömmt nicht weit, wenn sie bey einerley Sache stehen bleiben, dieselbe ausführen, sie entwickeln und ergründen soll. Alsdann wird ihre Zärtlichkeit ein Zwang: ihr Feuer, welches gewohnt ist alle Augenblicke zu verlöschen und von neuem zu lodern, hat nicht die Kraft, eine einförmige Hitze zuwege zu bringen, und man merket beständig, daß selbiges von der Wärme ins Kalte fällt. Dieses nun fällt den Lesern sehr verdrießlich, wie man es in einigen neuern Werken sieht, die nach dem Muster unserer Unterredungen gemacht sind; und, da sie weder einen Körper, noch ein wahres Licht besitzen, fast alle nur durch eine verstrickte Zierlichkeit funkeln, oder ein Lustfeuer von sich werfen, das weiter nichts als blenden kann *.

Der-

dergleichen befehle, so würde es mehr als einen Schriftsteller in Frankreich geben, dessen Lob ich hier ganz gern einrücken wollte. Selbst diejenigen Werke, wider welche ich hier geschrieben, und die sich unserer Bewunderung oftmals gar zu leicht bemeistert haben, verdienen noch Hochachtung. Aber (man erlaube mir dieß zu sagen,) nur in gewissen Stücken.

Einer

Dergleichen Werke nun, mein Herr, ſind unſere Muſter geworden: denn von denen koſtbaren Ueberbleibſeln, die uns das Alterthum gelaſſen, iſt gar die Rede nicht mehr. Die unvergleichlichen Schriften, die uns das vorige Jahrhundert faſt in allen Arten geliefert hat, ſind itzo faſt ganz altväteriſch. Wir haben neue Helden zu bewundern, und wer irgend ein Anſehen gewinnen will, der muß ſich an dieſelben wenden und ihnen räuchern. Die Flügel einer gewiſſen Rotte tragen ſie, durch dieſe werden ſie gehoben und unterſtützet; ſie haben die Stimmen und den Beyfall hundert kleiner anwachſender Schriftſteller für ſich, die aus ihrer Niedrigkeit zu kommen gedenken, wenn ſie ſie erheben. Ja ſie haben noch was beſſers für ſich; ſie halten eine Menge von Leuten in ihrem Solde, die, da ſie zu allem Glücke für uns, ſich nicht Verſtand genug zutrauen, ſelbſt was zu ſchreiben, ſich gleichwohl für fähig genug halten, zu urtheilen: dann heut zu Tage will ein jeder das Richten verſtehen, und der Witz iſt eine Modeſache geworden. Sie wiſſen es nur gar zu wohl, mein Herr, und

Einer unſerer groſſen Fehler iſt der, daß wir ſonder Maaß leben: die Einſchränkung beſchweret uns gar zu ſehr. Wir ſind gewohnt zu ſagen: Welch eine Verſification! Welch eine Zierlichkeit! Welch ein ungekünſteltes Weſen! Wie artig iſt das gegeben! Wie ungezwungen geſchildert! Aber alle dieſe ſchönen Sachen, die wir bewundern, haben keinen Nutzen; und ſind gleichwohl dazu gemacht, daß ſie einen haben ſollten. Man ſieht keine Verbindung, keinen Zuſammenhang der Theile; das Ganze, die Einrichtung und Zuſam-

und da dieſes eine von den gröſten Urſachen des verfallenden Geſchmackes iſt, ſo kann ich nicht genug davon reden: ſie wiſſen es nur gar zu gut, daß die Begierde witzig zu ſeyn, eine allgemeine Krankheit iſt. Man putzet ihn aus, man bearbeitet ihn; man verſchwendet Geld in Büchern, man quälet ſich mit Grübeleyen, und wir haben gewiß mehr witzige Leute als jemals; wenn man unter dieſem Namen Leute verſteht, die ſo obenhin etwas geleſen, und mit einem Bißchen Logik, und vielem Eigendünkel, eine Art von Rechenſchaft von ihren Studien zu geben wiſſen. Man ſchaffe mir aber einen la Fontaine, einen Quinaut, einen Paſcal! Man ſchaffe mir Männer, deren Verſtand männlich, ſonder Rauhigkeit; zärtlich, ohne Künſteley; und richtig, ohne Trockenheit ſey. Aber ach! mein Herr! wenn gleich die Natur uns welche lieferte; wie würden wir ſie aufnehmen? Eine gewaltige Menge Schnitzer würden wir an ihnen ausklauben. Bald würde uns ein Fehler wider die Sprachkunſt in den Harniſch bringen; bald würde es eine falſche Verſification ſeyn: denn was wir am Geſchmacke verlo-

menfügung fehlet. So reden vernünftige Leute zuweilen, aber furchtſam und mit groſſer Behutſamkeit. Sie haben nicht das Herz, es laut zu ſagen; und darüber ſieget der böſe Geſchmack, breitet ſich immer weiter aus, und bemächtiget ſich eines ganzen Volkes: welches, weil gefehlet, daß es ſein Uebel merken ſollte, ſich noch wohl was damit weis, ſtolz wird, und ſich über ſeine Veränderung freuet, als wenn es ein neues Weſen erlanget hätte, das ihm Ehre brächte. Kem. von St. Niard.

verloren, das haben wir an der ſtrengen Richtigkeit gewonnen; denn wir ſind verzweifelt kützelhärig geworden*. Leſen wir eine Schrift, ſo geſchieht es nicht um ſie zu leſen; nein, wir wollen nur dem Verfaſſer auflauren, ob er nicht Fehler habe. Hierauf ſpitzet man alle Scharfſichtigkeit; hierauf wendet man alle Kräfte des Verſtandes. Ich kenne Leute; die für witzig gehalten werden; ſie gehen in ein Trauerſpiel, und verſchließen daſelbſt, ſo zu reden, ihr Herz vor demjenigen entzückenden Vergnügen, welches aus lebhaften Vorfällen, und wichtigen Zwiſchenbegebenheiten entſteht. Warum aber opfern ſie eine ſo wichtige Sache auf? Um ſich die kleine Ehre zuzuziehen, daß ſie zuerſt einen Vers angemerket, der mit der Stärke und Schönheit, nicht eine außerordentliche Richtigkeit und Nettigkeit zu verbinden gewußt; um einen kleinen Fehler zu entdecken, den der Dichter gar wohl erkannt hat, und mit Fleiß ſtehen laſſen; weil er gewiſſe Schönheiten nach ſich zog, die verloren gegangen wären, wenn er ihn geändert hätte.

So

* Siehe zum Beweiſe davon die Poëſies diverſes par Mr. L. D. B. (Bernier) à Paris chez Coignard & Deſſaint, 1744. in groß 8.

Gleich auf der erſten Seite der Vorrede geſteht der Verfaſſer, daß es ſchwer ſey, vier franzöſiſche Verſe anzuführen, darinnen man nicht einen Fehler tadeln, oder eine Schönheit vermiſſen könne: Il n'eſt peutêtre pas aiſé, de citer quatre vers françois, où l'on ne puiſſe reprendre quelque defaut, ou deſirer quelque beauté: welches einen ſehr ſchlechten Begriff von der franzöſiſchen Sprache und Poeſie giebt. Und hierauf

merket

So groß iſt anitzt unſere Eitelkeit, und wir treiben dieſelbe ſo weit, daß wir auch unſere Empfindlichkeit nur üben, und uns alsdann erſt was damit wiſſen, wenn wir fein viel Fehler eines Werkes bemerken. Was kömmt aber aus dieſer Gemüthsverfaſſung heraus, die den meiſten Leſern, und inſonderheit denen eigen iſt, die den Ruhm auszutheilen haben? Was kömmt heraus, daß die gar zu geringe Empfindung der Schönheiten, und die gar zu große Grübeley in Anſehung der Mängel, die Schriftſteller verbindet, ihre Werke gar zu ſehr auszuputzen, ſie durch eitele und weit hergeholte Sachen zu erkälten, und durch muthwillige Aenderungen zu entkräften. Daher kommen, durch eine betrübte aber nothwendige Folge, diejenigen Schriften, die man uns mit offenen Händen verſchwendet; trockne, erſtorbene und kalte Schriften, die dazu gebohren ſind, alle Leſer durch Ekel und lange Weile zu martern.

Das ſind nun die Früchte einer Critik, die nichts minder, als die geſunde Critik iſt; welche aus einem feinen Geſchmacke entſteht, und allezeit mit denen Regeln

merket er an, daß in Brebeufs ausſchweifender Ueberſetzung zweer lucaniſcher Zeilen:

Phoenices primi, famae ſi creditur, auſi
Manſuram rudibus vocem ſignare figuris:

C'eſt de lui, que nous vient cet art ingenieux,
De peindre la parole, & de parler aux yeux;
Et par des traits divers de figures tracées,
Donner de la couleur & du corps aux penſées.

im Anfange der vierten Zeile, ein grammatiſcher Fehler vorkomme: denn es ſollte heiſſen: De donner de la &c.

Regeln übereinſtimmet, die ſo koſtbar ſind, und uns von den Griechen und Römern hinterlaſſen worden. Von dieſer Critik ſage ich durchaus kein Böſes: allein es ſey mir erlaubet, wider dieſe geringe kleine Critik loszuziehen, und dieſe küßlichte Sucht zu verfolgen, die ſich faſt aller Herzen bemächtiget hat, und woraus man, ich weis nicht warum, ſich eine ſo große Ehre macht. Man wiſſe alſo, daß wenn man mit Recht von einer Critik Ehre erwarten will, ſelbige nicht nur vernünftig ſeyn, ſondern auch nur ſolche Fehler angreifen müſſe, die die wahre gute Beſchaffenheit eines Werkes ſtören, und deſſen Schönheit merklich vermindern. Hält dieſe Critik ſich aber nur bey Kleinigkeiten auf; ſo ſage ich auch, daß ſie ihrem Urheber keine Ehre machet. Ich ſage noch mehr: es iſt ihm eine Schande, daß er eine Nachläßigkeit gewahr geworden, die ihm, wenn er vernünftig geweſen wäre, nicht einmal in die Augen hätte fallen ſollen; weil es ihm beſſer angeſtanden hätte, die Schönheiten zu bemerken, die oftmals mit vollen Händen in einem Buche ausgeſtreuet ſind.

Allein, wie ſoll man dieſer Schnitzerklauberey entrinnen, die dem guten Geſchmacke ſo ſchädlich iſt? Es giebt ja ganze Schulen, darinn ſie gelehret wird. Ja, mein Herr, wir haben kleine Witzlingsakademien; jedoch wir wollen dieſen gelehrten Winkelſchulen

* Daß dieſes in Frankreich wirklich geſchehen ſey, beſtätigt obangezogener Bernier, in den Poëſies diverſes. Gleich in dem I. Briefe an den Herz. von Riverneis flicht er gleich anfangs die gar zu ſpitzfindige Schreibart

ſchulen den eigentlichen Namen geben: wir haben Caffeehäuſer. Das ſind unſere Porticus, unſere Lycäa; dieſe ſind die Schulen unſerer jungen Schriftſteller. Allhier ſagt man ihnen, ſo bald ſie aus den Schulbänken hervorkommen, mit vieler Freundſchaft vor: ſie ſollten ſich ja hüten, den alten griechiſchen und römiſchen Scribenten ähnlich zu werden, denen Leuten z. E. die man Homer oder Virgil nennet. Hier räth man ihnen an, ſo viel als möglich, die Natur zu fliehen, weil ſie gar zu gemein, und ein altfränkiſches Mittel ſey, zu gefallen. Allhier endlich, damit dieſen jungen Leuten, die dereinſt das Muſter unſerer Enkel ſeyn ſollen, ja nichts fehle, giebt man ihnen neue Wörter an die Hand, und lehret ſie das Geheimniß, die alten Wörter auf eine ſo wunderſeltſame Art zu verbinden, daß ſie ſonderbar genug ausſehen, um uns zu verblenden; und lächerlich genug, um uns zu gefallen.

Bey ſo vielen Sachen nun, die auf einmal zuſammen ſtoßen, den guten Geſchmack zu verderben; mitten unter ſo vielen Leuten, die ſich wider ihn verſchworen, iſt es ja wohl kein Wunder, wenn er endlich zu Grunde geht: er, der zum Untergehen gemacht iſt, und auch ohne ſo viel Mühe ſich leider! wohl von ſich ſelbſt verlieren würde *. Aber wie? iſt es ein Geſetz der Natur, daß das, was nicht mehr vor ſich kann,

art ſeiner Landsleute an, indem er ſeine Verſe alſo anfänget:

Sacrifiez à la ſimplicité,
Le faux eclat d'un ſtile brillanté,

Rayon

kann, zurück weichen müſſe; wenn das auf den höchſten

Rayon ſubit, etincelle impreviie,
Qui frappe etonne, & jamais ne remuë. - -
Fuyez encor les tours trop delicats,
Des *Concetti* l' inutile fracas,
Tous les faux jours des tournures nouvelles,
D' un fade Auteur penibles bagatelles;
En aiguiſant, en limant de trop pres;
L'art affoiblit la pointe de ſes traits.
Trop de recherche avilit la peinture,
Et d'un Tableau fait une mignature.

Daß dieſes ſeine wahre Abſicht geweſen, erhellet aus den Worten auf der dritten und vierten Seite:

Il eſt encore des talents dans la France,
Qui des neufs Soeurs nourriſſent l'Eſperance.
Mais je croirois, qu'au frivole inclinés,
De la Nature ils ſe ſont detournés.
Se pourroit-il, François, que notre verve
Eut reveillé le courroux de Minerve,
Qu'on eut fondu l'or du ſiecle paſſé,
Pour y meler un clinquant effacé?
Le naturel s'eſt uſé ſous la lime,
La Symmetrie a banni le Sublime,
Et la clarté, ce flambeau du diſcours
Pâlit, s'éteint, & fait place aux faux jours.

Man fängt er an dieſen Hauptfehler ſtückweiſe durchzugehen, und kömmt zuerſt auf die Luſtſpiele oder Comödien, denen er es mit Recht als einen Fehler und Verfall zurechnet, daß ſie gar zu ſpitzfündig und ſinnreich geworden wären. Es heißt:

Trop de fineſſe affadit la ſaillie,
De la piquante & ſincere Thalie.

Er veraleicht die Scharfſinnigkeit der neuern comiſchen Poeten mit Neutons dreyeckigtem Glaſe, welches die Sonnenſtralen in Farben ſpaltet: doch ſo, daß es unmöglich iſt, die Grenzen einer jeden anzuzeigen.

höchſten Gipfel geſtiegene Vollkommene, zum Un-

 glücke

gen. Denn eben ſo ſubtil ſuchten ſie die Neigungen des menſchlichen Herzens von einander zu ſondern, und abzutheilen: welches doch eine für unſere Sitten ſehr unnütze Arbeit wäre. Dann fährt er fort:

L'art trop heureux d'inſtruire & d'amuſer,
Eſt devenu l'art de ſubtiliſer,
L'art de donner, au gré de l'impoſture,
Tout à l'eſprit, & rien à la nature. &c.

Hierauf geht er zur Tragödie fort, und tadelt, daß dieſelbe itzo auf lauter epigrammatiſche Sinnſprüche gerathen ſey, und daß Melpomene, an ſtatt der Thränen, ſich itzo mit einer genauen Zergliederung ihrer verliebten Entzückung beſchäfftige; allezeit malen, niemals rühren, alle Lehrſprüche mit Gegenſätzen feſſeln, und lieber gelobt, als hochgeſchätzt werden wolle.

Pourquoi faut-il, que Melpomene en larmes,
Le Cœur rempli de tragiques allarmes,
Et des tranſports d'un amour inhumain,
S'abaiſſe & vienne, un creuſet à la main,
Analiſer les Tranſports de ſa flamme;
Armer ſes vers du ſel de l'Epigramme,
De ſa douleur, combiner les regrets,
Peindre toujours, n'intereſſer jamais;
A l'Antitheſe enchainer la maxime,
Et tendre plus au ſuccès qu'à l'eſtime.

Auf gleiche Weiſe tadelt er im folgenden die Muſik, die Romane, die Beredſamkeit u. ſ. w. und unterſucht die Urſachen des Verfalls dieſer ſchönen Künſte. Er findet ſie in dem Ueberfluſſe, der Schwelgerey und der Ueppigkeit, darinn man in Paris lebt und erzogen wird: wo die Natur von der Verſtellung und Kunſt erſticket wird. Man müſſe alſo auf dem Lande eine unſchuldige Lebensart ſuchen und kennen; wenn man einen wahren Geſchmack natürlich ſchöner Dinge erlangen, und in den Künſten anbringen wolle.

glücke gezwungen iſt, wieder zu fallen: kurz, wenn der gute Geſchmack ja ausarten muß; ſo laßt uns doch nicht erzittern! Wir wollen uns erinnern, daß in einer ehemaligen Zeit, die der unſrigen ähnlich war, Juvenal und Quintilian, mitten im Ungewitter ſtandhaft, und faſt unbewegt ſtehen geblieben. Dieß Beyſpiel muß uns ermuntern! Wir wollen dem guten Geſchmacke getreu bleiben, unabläßig für ſeine Vertheidigung kämpfen, und das allerſchönſte Geſchenk theuer verehren, was uns die Natur gegeben hat. Mitten unter der herrſchenden Peſt, wollen wir uns eines reinen Geſchmacks befleißigen; wir wollen eine Ehre darinnen ſuchen, daß wir ihn noch beſitzen: und ſollten wir auch die Hochachtung einiger, entweder mit Vorurtheilen erfüllter, oder halbgelehrter Köpfe, daran wagen! Wir wollen den Weihrauch verlachen, den man dem übeln Geſchmacke anzündet. Wir wollen uns gar nicht ſcheuen, ihn zu verlachen; die Nachwelt wird gewiß auf unſere Seite ſeyn: denn die Mode und die Rotten werden nicht ewig währen. Ja gewiß, mein Herr, die natürlichen Schönheiten, die noch in ihren Schriften zu finden ſind, die werden einmal in aller ihrer Schönheit pralen; ſie werden die gewöhnliche Sprache unſerer Enkel werden. Urtheilen Sie, wie alsdann dieſelben, nachdem unſer Beyſpiel ſie klug gemacht, dieſes Gut werden werth halten lernen; dabey ſie ſich in unſerm Namen ſchämen werden, daß wir deſſen Reizungen nicht ſattſam empfunden haben.

Schrei-

* *

II.

Schreiben an den Herausgeber des Büchersaals.

Hochedelgebohrner,

Insonders Hochzuehrender Herr!

Die Liebe, welche Eure Hochedelgeb. zu den schönen Wissenschaften tragen, und die Bemühungen Derselben, solche in unserm Vaterlande immer bekannter zu machen, werden die Freyh.it zur Gnüge rechtfertigen, die ich mir nehme, da ich, als ein Unbekannter, Denenselben mit einer Zuschrift beschwerlich falle. Es sind bereits viele Jahre verflossen, daß Dieselben in Vereinigung mit andern vortrefflichen Männern sich auf eine solche Weise, um die itzige Zeit und um die Nachwelt verdient gemachet haben: und dieses ist schon genug, mich zu überreden, es werde Denenselben die Entdeckung eines Versuches, der auch die Beförderung der schönen Wissenschaften zu seinem Endzwecke hat, nicht misfallen, obgleich die Merkmaale von dem Unvermögen seines Urhebers, sich noch hier und da an demselben zeigen. Es betrifft solcher eine Uebersetzung der Cyropädie des Xenophons, eines Buches, in welchem, wo mich

anders die Hochachtung gegen diesen Griechen nicht betriegt, das Angenehme mit dem Nützlichen auf eine wunderbare Weise vereiniget ist. Hausväter, Staatsleute und Soldaten finden in demselben etwas, daß ihnen zu weitern Betrachtungen Gelegenheit giebt; und das Vorurtheil derjenigen, welche zu unsern Zeiten anfangen, die griechische Sprache für eine kleine Plage derer zu halten, die sich dem geistlichen Stande wiedmen, sieht sich in solchem überall widerleget. Ich habe also meine Ergetzungsstunden auf die Uebersetzung desselben gewendet, da mir ohnedem mein Amt dergleichen Bücher insbesondere anbefiehlt, und bin auch in derselben bereits ziemlich weit fortgegangen. Dabey habe ich selbst noch diesen Nutzen gespüret, daß ich, wider die Meynung einiger

Scribenten von zu dunklem Wesen,

die uns gern mit Gewalt die silberne Zeit verschaffen wollen, sehr lebhaft überzeuget worden bin: daß jene große Männer, welche man in allen Jahrhunderten mit der größten Uebereinstimmung für Muster eines gesunden Witzes erkläret hat, diesen Ruhm nicht durch die Dunkelheit im Schreiben, sondern durch eine ungekünstelte und edle Nachahmung der Natur, in ihrer Schreibart erlanget habe. Ich gestehe es, so oft ich dieses Buch des Xenophons in seiner eigentlichen Sprache betrachtet habe, so habe ich so viele Annehmlichkeiten entdecket, daß alle Uebersetzungen dadurch so weit verdunkelt worden sind, als die Schönheit der Kunst von dem Reize der Natur. Charpentier, dem Rollin in der Historie

storie der alten Völker überall blindlings, und in den augenscheinlichsten Fehlern, nachgefolget ist, hat seine Vorzüge; ist aber ziemlich frey, und zwischen diesem, und einer ängstlichen Uebersetzung von Wort zu Worte, habe ich die Mittelstraße gesuchet. Wie weit ich solche getroffen, werden Eure Hochedelgeb. aus der eingeschlossenen Probe zu ersehen belieben. Dieselben haben schon öfters dergleichen Vorhaben der Gelehrten, in Dero so nützlichem als angenehmen Büchersaale, bekannt gemacht, und vielleicht finde ich auch Dero Gutachten über das Meinige, welches dasselbe entweder befördern oder hintertreiben soll. Vielleicht erfahre ich eben da, ob nicht vielleicht eine würdigere Feder an diesem Werke arbeite: da ich denn gern, aus Hochachtung gegen dieselbe, die meinige aus den Händen legen werde. Wird dieser Versuch, welcher in dieser Art mein erster ist, der andern bekannt wird, nur einigermaßen Beyfall erhalten: so werde ich mit dem Theokritus und Hesiodus ehestens ein gleiches wagen, und dadurch insonderheit der Jugend, der ich mich gewiedmet habe, eine größere Liebe zu den Alten, als man itzo wahrnimmt, beyzubringen suchen. Ich bin mit einer wahren Hochachtung gegen Dero Verdienste ꝛc. *

* Wir können nicht umhin dieses Vorhaben des gelehrten Verfassers dieses Schreibens, der uns übrigens ganz unbekannt ist, vollkommen zu billigen; und zwar desto mehr, da uns niemand bekannt ist, der dieselbe Arbeit unternommen hätte. Diese Probe verdient allen Beyfall.

Des ersten Buches der Cyropädie,

Drittes Capitel.

Cyrus ward bis in das zwölfte Jahr, oder auch wohl ein wenig darüber, auf diese Weise erzogen, und unter allen, die mit ihm in gleichem Alter stunden, war keiner, den man mit ihm hätte in Vergleichung stellen können: so wohl in Ansehung der Fähigkeit, eine nöthige Sache geschwind zu fassen, als auch in Ansehung der Geschicklichkeit, alles, was er unternahm, gut und herzhaft auszuführen. Ungefähr um diese Zeit ließ Astyages seine Tochter, mit ihrem Sohne, zu sich holen: weil er dem Verlangen, ihn zu sehen, nicht länger widerstehen konnte; denn er hatte gehöret, daß er ein artiger und hoffnungsvoller Prinz sey. Mandane kam also zu ihrem Vater, und hatte den jungen Cyrus bey sich. Da man ihm nun sagte, daß Astyages sein Großvater wäre, fiel er ihm so gleich bey seiner Ankunft um den Hals, und küßte ihn mit einer Zärtlichkeit, die seiner ungemein leutseligen Gemüthsart gemäß war, und mit einer Freymüthigkeit, deren er sich kaum hätte bedienen können, wenn er sonst mit ihm erzogen worden wäre, und also seinen alten Freund itzt wiederum in ihm umfinge. Er bemerkte gleich, daß er sehr prächtig gekleidet wäre: denn er hatte gemalte Augen, ein geschminktes Gesicht, und einen Haarputz; welches alles damals zu der äußerlichen Pracht der Meder gehörte. Sie trugen purpurfarbene Röcke, lange

weiße

weiße und glänzende Kleider, Halsketten und Armbänder. In Persien geht man noch heute zu Tage weit schlechter gekleidet, u. es ist auch die ganze übrige Lebensart viel sparsamer eingerichtet; besonders wenn sie sich zu Hause befinden. Da er die Pracht seines Großvaters erblickte, so sah er mit unverwandten Augen auf ihn, und rief endlich aus: O liebe Mutter! wie schön ist doch mein Großvater! Als sie ihn nun darauf fragte, wen er denn wohl für schöner hielte; seinen Vater, oder diesen? So war Cyrus gleich mit der Antwort fertig: Liebe Mutter! mein Vater ist unter allen Persern der schönste; und mein Großvater ist es, so viel ich auf der Reise und Jagd angemerket habe, unter den Medern. Astyages küßte ihn dieser Worte wegen, und zog ihm ein überaus schönes langes Kleid an, putzte ihn mit kostbaren Halsketten und Armbändern; und ließ ihn, wenn er ausreiten wollte, auf ein Pferd setzen, das einen güldenen Zaum trug; eben wie dasjenige, auf welchem er selbst auszureiten pflegte. Cyrus, der etwas Schönes, nach Art der Knaben, eben so sehr liebte, als er begierig nach der Ehre war, hatte eine große Freude an dem langen Kleide, und bezeigte ein ungemeines Vergnügen über die Gelegenheit, reiten zu lernen. Denn in Persien ist es etwas sehr seltenes, wenn man ein Pferd sieht, weil die bergigte Gegend den Unterhalt derselben schwer, und das Reiten unbequem machet. Als Astyages mit seiner Tochter und dem Cyrus bey der Tafel saß, so wollte er diesem etwas besonders zu gute thun, damit er sich desto weniger

nach Hause sehnen möchte; daher lies er ihm Zuckerwerk und allerhand niedliche Speisen vorsetzen. Allein, Cyrus soll gesaget haben: Mein lieber Großvater! wie viel hast du nicht bey einer Mahlzeit zu schaffen, wenn du die Hände nach allen diesen Gerichten ausstrecken, und eine jede von diesen so mancherley Speisen kosten willst? Da nun Astyages fragte, ob eine solche Mahlzeit nicht viel besser wäre, als die, so man in Persien zu halten gewohnet wäre? So antwortete Cyrus: gar nicht, lieber Großvater! der Weg zur Sättigung ist bey uns viel schlechter und gerader, als bey euch. Denn es führet uns Brod und Fleisch dahin; aber wenn ihr euch dahin zu kommen befleißiget, so schweifet ihr durch viele Umwege auf und nieder, und gelanget endlich mit vieler Mühe dahin, wo wir schon längst hingekommen sind. Aber, mein lieber Sohn! sprach Astyages darauf, wenn wir also herum schweifen: so werden wir gar nicht müde. Versuche es nur: was gilts, du wirst auch gewahr werden, daß es nicht unangenehm sey. Gut! sagte Cyrus, aber woher kömmt es denn, daß du selbst, wie ich sehe, einen Ekel vor diesen Speisen hast. Und woraus schließest du denn dieses, mein Sohn? war die Antwort des Astyages. Weil ich sehe, versetzte er darauf, daß du die Hände niemals abwischest, wenn du das Brod anrührest; aber wenn du diese Speisen berührest, so wischest du allezeit die Hände hurtig an das Tellertuch; eben als wenn dir ekelte, daß du etwas davon zu dir genommen hättest. Gut, mein lieber Sohn! sagte Astyages, wenn du ja bey deiner

ner Meynung bleiben willſt, ſo iß wenigſtens das Fleiſch, damit du ſein groß ſeyſt, wenn du wieder nach Hauſe kömſt. Da aber Cyrus das viele Fleiſch ſah: ſprach er: ach mein lieber Großvater! giebſt du mir denn ſo vieles Fleiſch, daß ich nach meinem Gefallen damit umgehen darf? Ach ja! antwortete er, ich gebe dirs mein Sohn! Hierauf nahm Cyrus das Fleiſch, und theilte es unter die Bedienten aus, welche bey dem Großvater die Aufwartung hatten. Er ſetzte bey einem jeglichen die Urſache hinzu, warum er es ihm gab. Dir, ſprach er, geb ich es, weil du mich die Reitkunſt lehreſt; Dir, weil du mir einen Wurfſpieß gegeben haſt, den ich noch habe; Dir, weil du meinen Großvater wohl bedieneſt; Dir, weil du meiner Mutter die ſchuldige Ehrerbiethung erweiſeſt. Und dieſes gieng ſo fort, bis das Fleiſch alles war. Aber giebſt du denn, ſagte Aſtyages, dem Sakas, meinem Mundſchenken, nichts, den ich doch beſonders will hochgeachtet wiſſen? Es hatte aber Sakas ein überaus gutes Anſehen, und ſein Amt gab ihm die Ehre, diejenigen zum Könige zu führen, die darum Anſuchung thaten; diejenigen aber abzuweiſen, welche zu ungelegener Zeit kamen. Cyrus antwortete, nach Art der Kinder, ohne ſich etwas zu beſorgen, den Augenblick: warum ſteht er denn bey dir, mein Großvater, in ſolchem Anſehen? Aſtyages antwortete im Scherze: Siehſt du nicht, mit was für einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit er mir zu Trinken darreichet?

* *

III.

Gerhard Andreä Müllers, Med. Lic. Unterſuchung der wahren Urſache von Neutons allgemeiner Schwere; wie auch der bewegenden Kräfte der Körper. Weimar verlegts Sigm. Heinrich Hofmann 1743. 4.

Dieſes Werk iſt Sr. Königl. Maj. in Preußen zugeſchrieben, ob ſchon der Herr Verfaſſer in Weimar lebet, und daſelbſt ſeine Zueignungsſchrift unterzeichnet hat. In der Vorrede ſagt derſelbe, daß er es ſchon vor anderthalb Jahren in den Actis Erudit. Lipſ. bekannt machen laſſen: daß er die ganz leicht begreifliche und einfältige, jedoch wahre Urſache der allgemeinen Schwere aller himmliſchen Körper entdecket hätte, und ſelbige nächſtens öffentlich ausführen würde. Unter andern Urſachen, die ihn abgehalten, bald Wort zu halten, war auch die Bemühung, ſeine Entdeckung bis auf die beſondere Schwere gegen unſere Erde, und der Athmoſphäre und ihrer Geſetze zu erweitern; wozu aber einige Zeit gehöret hat. Er nahm auch wahr, daß der von ihm gelegte Grund ſich auf die ganze Phyſik erſtrecken, und die beſondern Verhältniſſe der Körper gegen einander erklären würde: wie er denn ſchon von Anfange ſeiner Studien vermuthet, daß die Eigenſchaften der

Körper,

Körper, welche die Chymie lehret, nicht aus mechaniſchen, ſondern ganz andern Eigenſchaften herkommen müßten. Voritzo aber will er nur die allen Körpern eigenthümlichen Eigenſchaften, die erſten Gründe der Mechanik vornehmen, und bloß die allgemeine Schwere und ſogenannte Adhaeſion erläutern. Er verbeſſert ſodann einige Verſehen, die aus Uebereilung des Druckes ſich hier und da eingeſchlichen, und verſpricht ihrer künftig noch mehrere zu melden. Und ob er gleich aus Liebe zur Wahrheit hier und da von einigen berühmten Männern abgehen müſſen: ſo habe er doch alle Beſcheidenheit gegen ſie beobachtet. Er vergleicht ſich mit jenem tapfern Schweizer, der zwar ſeinen Landvogt gebührend verehrte, aber ſeinen Hut nicht anbethen wollte. Er erwähnet ſodann gewiſſer beſonderer Meynungen, als von der äußerſten Poroſität aller Körper, und d. gl. und merket an, daß Herr Voltaire (Elem. p. 191) etwas unerhebliches dagegen eingewandt. Zuletzt meynt der Herr Verfaſſer, daß er eigentlich vom Neuton und ſeinen ächten Schülern in der Hauptſache ſehr wenig, oder nichts abgehe; indem ſie nothwendig eine äußerliche mitwirkende Urſache der Schwere, zum Theil, erkennen müßten; und dieſe hätte er genauer zu beſtimmen geſucht.

Gleich im Anfange des Werkes, welches in keine Capitel, ſondern nur in §§. eingetheilt iſt, ſehen wir, daß die Abſicht des Herrn Verfaſſers ſey, die bekannte neutoniſche Regel zu erklären, daß nämlich die Kräfte, womit die Weltkörper nach ein-

einander drucken, ſich beynahe umgekehrt verhalten, wie die Quadrate ihrer Entfernungen. Dieſes dem Leſer begreiflich zu machen, wiederholt er erſtlich Neutons Lehrſätze davon, die er aus untrüglichen Beobachtungen geſchloſſen; nämlich

1) daß alle Planeten, welche ſich um einen andern himmliſchen Körper bewegen, gegen demſelben, in jedem Puncte ihrer Bahn, ohne Unterlaß drücken, oder ſich gleichſam nach ihm ſehnen; (eben ſo wie ein jeder Körper auf unſerer Erde, derſelben wegen ſeiner Schwere immer näher zu kommen ſuchet,) auch wirklich auf ihn fallen würden, wo nicht eine andere Kraft ſie beſtändig davon abhielte, oder zurück zöge.

2) Daß dieſe Schwere eines Planeten gegen ſeinen centralkörper, in deſſen unterſchiedenen Entfernungen von demſelben ebenfalls unterſchieden; u. dannenher bald größer und ſtärker ſey, wenn dieſe Körper näher beyſammen; bald aber auch kleiner und ſchwächer ſey, wenn ſie weiter von einander abſtehen: und daß dieſer Unterſchied der Schwere ſich verhalte, umgekehrt wie die Quadrate ihrer Entfernungen.

3) Sey die Schwere und jeder Körper auf unſerer Erde, an demſelben Orte, jedesmal, ſo weit wir wahrnehmen können, ſo groß, als ihre Maſſe: das iſt, ſie verhalte ſich wie die Größe der feſten Materie eines jeden Körpers.

4) Ob aber die Schwere eines Körpers gegen einen andern, bey einerley Diſtanz von demſelben, jedesmal gleich ſey; wenn der letzte von irregulä-

rer

ter Figur, und also von einer Seite gröſſer, als von der andern zu seyn scheint, das sey aus den Beobachtungen so leicht nicht zu bestimmen.

Neuton hat es ohne Beweis angenommen; der Herr Verfasser aber glaubt Ursache zu haben, das Gegentheil zu behaupten. Er glaubt nämlich, bey der vorausgesetzten sphäroidischen Figur eines Weltkörpers z. E. der Sonne, Jupiters oder der Erdkugel, daß ein anderer in der Luft befindlicher Körper stärker nach einem derselben sinken werde, wenn er über dem Pole des Weltkörpers steht; als wenn er in gleicher Entfernung von der Oberfläche desselben über dem Mittelstriche steht. Daher, glaubt er, käme es, daß die Schwere der Körper auf unserer Erde gegen den Pol zu, mehr zunimmt, als nach Neutons Theorie und Ausrechnung seyn sollte: wie selbst die französischen Beobachter in ihrem Tractate, la Figure de la Terre &c. p. 200. Livr. III. Chap. VI. n. III. bemerket haben.

5) Die Körper, die um uns sind, drücken nicht nur gegen den Erdboden, sondern auch gegen den Mond und gegen die noch weiter entfernte Sonne, wie aus der Ebbe und Fluth erhellet.

6) Desgleichen hat die ganze Erdkugel, sowohl gegen die Sonne, um welche sie sich beweget, als gegen ihren eigenen Trabanten, den Mond, eine Schwere.

7) Der Mond wird nicht nur von der Erde, als seinem Centralkörper, sondern auch von der Sonne, gleichsam angezogen; ungeachtet er eigentlich um dieselbe nicht läuft.

8) Ist

8) Ist es aus den Beobachtungen vermuthlich, daß Jupiter gegen den Saturn, und dieser gegen jenen, wenn sie einander am nächsten stehen, sich in etwas nähern, so, daß ihr gewöhnlicher Lauf dadurch ein wenig gestöret wird.

9) Aus welchem allen denn Neuton schließt, daß eine allgemeine Schwere der himmlischen Körper, die nicht gar zu weit entfernet sind, gegeneinander statt habe, so daß einer auf alle, und alle auf einen jeden drücken.

Außer diesen neutonischen Sätzen bemerket man noch ferner eine ähnliche Eigenschaft bey allen Körpern und ihren kleinsten Theilen, dadurch sie an einander hangen, und halten, oder sich auch in einiger Ferne schon bewegen. Man sieht dieselbe außer den magnetischen und electrischen Versuchen, an dem Zusammenhange aller festen, und der Zähigkeit aller flüßigen Körper, an der runden Figur aller Tropfen, an dem Anhängen flüßiger Körper an den festen an dem Saugen der Haarröhrchen, und dem Zusammenhange fester glatter Körper, die einander bloß berühren. Hieraus schließt denn Neuton:

10) Daß auch alle andere Körper, eben so wohl, wie die himmlischen, eine gewisse Kraft und Bemühung haben, sich gegeneinander zu bewegen, auf einander zu drücken, oder einander anzuziehen.

Aus diesen wenigen Gründen hat er nun zwar eine große Anzahl natürlicher Begebenheiten, mit ziemlich glücklichem Erfolge erkläret; aber doch selbst gestanden, daß er die Ursache der Schwere noch nicht ein-

einſehe. Phaenomena coelorum et maris noſtri per vim grauitatis expoſui, (ſchreibt er Opt. p. 344.) ſed cauſam grauitatis nondum aſſignaui; und bald darauf heißt es: rationem vero - - - grauitatis proprietatum ex phaenomenis nondum potui deducere, et hypotheſes non fingo.

Der Herr Verfaſſer geht hierauf die carteſianiſche Erklärung der Schwere durch, und zeigt ihre Unzulänglichkeit, weil die Wirbel der Geſtirne noch vielen Schwierigkeiten unterworfen ſind. Er meynt aber mit dieſen vollkommen zu recht zu kommen, da er ſie vollkommen verwirft *. Auf der 11. Seite im 12. §. ſagt er, Carteſius behaupte um unſere Sonne ſechs Hauptwirbel. Wir ſollten denken, um die Sonne hätte Carteſius nur einen Hauptwirbel geſetzt, in welchem die kleinen Wirbel ihrer Hauptpla-

* Ob dieſes Verwerfen ſo rathſam als leicht ſey, das iſt eine andere Frage. Die Sonne wälzet ſich nebſt allen ihren Planeten nach einer und derſelben Seite herum. Die Sonne hat eine Athmoſphäre, die ſich bis an die Bahn der Erdkugel erſtreckt, ja der ganze Planetenraum iſt voll ſubtiler Materie, wie Herr Euler, allen Neutonianern zu Trotze behauptet hat. Beweget ſich nun unſer Mond, wie die Trabanten Jupiters und Saturns, nach derſelben Gegend, wohin ſich ihre Hauptplaneten wälzen; bloß weil ein mechaniſcher Zuſammenhang zwiſchen ihnen iſt: ſo muß auch zwiſchen der Umwälzung der Sonnen, und ihrer Planeten ein ſolcher vorhanden ſeyn. Wer will aber denſelben, ohne allen Wirbel der himmliſchen Materie erklären?

planeten fortgetragen würden. Doch der Unterſcheid liegt nur in den Redensarten. In dem 15 §. will derſelbe die carteſianiſche Lehre von der Schwere daraus widerlegen, weil die Erde auch auf den Mond gravitiret, und alſo der Wirbel des Mondes auch die Erde umgeben müßte. Allein er ſtreitet unſers Ermeſſens wider den Descartes, aus Grundſätzen, die dieſer nicht einräumen würde. Der Mond hat auch, weder nach dem Descartes, noch nach irgend einem Weltweiſen, einen Wirbel, da er keine eigentliche Umdrehung um ſeine Achſe hat; außer, daß er alle Monat einmal, in Anſehung der Sonne ſich umwendet. Neuton hat die Schwere der Erdkugel gegen den Mond mehr vorausgeſetzt, als bewieſen; und ſelbſt die Erfahrung hat dieſelbe in der Ebbe und Fluth noch nicht ſattſam beſtätiget. Daher kann das Lehrgebäude der Wirbel, wenigſtens der hugeniſchen, oder leibniziſchen, wie man ſie in den Schriften einiger Engländer genennet findet, noch nicht ſo gar umgeſtoßen ſeyn. Wir ſehen auch oft theils in großen Waſſerſtrömen, theils in Wirbelwinden, daß kleine Wirbel, eine gute Weile in einem großen beſtehen können, ohne ſich gleich zu verwirren. Warum ſollten ſie nun in einer unendlich feinern Materie, und in einem unendlich größern Raume nicht auch, und zwar viel länger beſtehen können? Die aus den Chineſern angeführte Sonnenfinſterniß, die 2155. Jahre vor Chriſti Geburt geſchehen ſeyn ſoll, beweiſt auch nur, daß ſich die Bewegung der Erden in dieſer Zeit noch nicht auf Jahre und Monate geändert habe. Daß ſie

ſich aber nicht auf Tage, Stunden und Minuten geändert hätte, erweiſt ſie nicht. Denn Herr Euler hat es neulich gezeiget, daß nur ſeit des Hipparchus Zeiten, in der Bewegung der Erdkugel, von dem Widerſtande der feinſten Himmelluft, ein ganzer Tag verlohren gegangen. Da nun jene Sonnenfinſterniß mehrentheils noch einmal ſo alt iſt, als Hipparchus; ſo muß ſeit der Zeit das Jahr mehr als zwey Tage kürzer geworden ſeyn: andrer Veränderungen in der Obliquität der Ekliptik, und in ihren Knoten vorjho nicht zu gedenken. Man kann davon auch die Bernulliſchen Schriften von der phyſikaliſchen Urſache planetiſcher Bewegungen um die Sonne nachſehen, die in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften den Preis davon getragen haben.

Bey den Trabanten Jupiters und Saturns redet der Herr Verfaſſer wieder von vier bis fünf Wirbeln, die daſelbſt vorhanden ſeyn ſollen: da doch dieſes Carteſii Meynung nie geweſen. Jupiter hat nur einen, und Saturn nur einen Wirbel; obgleich in jedem dieſer Wirbel vier bis fünf Trabanten ſchwimmen, und nach ihrer Entfernung in ungleicher Zeit herumgetrieben werden. Daß aber jeder Trabant wieder ſeinen Wirbel habe, hat unſers Erachtens noch kein Menſch geſagt; da es ja niemand weis, ob ſich dieſe Trabanten um ihre Achſen wälzen. Vielmehr hat man Grund zu glauben, daß ſie es eben ſo wenig thun, als unſer Mond. Der Herr Verfaſſer triumphiret alſo ein wenig zu früh mit des Herrn Voltaire Worten und Meynungen; da dieſer ſonſt vortreffliche Poet, wohl derjenige

Mann nicht ist, dessen Ansehen im philosophischen Reiche von großem Gewicht seyn würde. Ob aber deswegen die Lehre von den Wirbeln zureichend seyn werde, die Schwere der Körper zu erklären, das ist eine andere Frage, die wir so schlechterdings nicht bejahen wollen.

Wenn nun aber der Herr Verfasser etwas näher auf die Erklärung seiner Meynung kömmt, so sagt er im 20 §, daß er aus der Chymie das erste Licht in der Materie der Schwere bekommen. Dabey beweist er nun erstlich, daß eine Anziehungskraft, darunter Neuton die Schwere rechnet, ganz unmöglich sey. Er verwirft mit dem D. Clarke und mit Locken, die Wirkung eines Körpers an einem Orte, wo derselbe nicht ist; meynt auch, daß solches Neutons Meynung nicht zuwider sey. Hierauf will er zeigen, daß auch die Schwere keine dem Körper schlechterdings eingepflanzte Eigenschaft sey. Denn die Schwere, so wohl der Planeten gegen die Sonne, als der irrdischen Körper gegen die Erde, wirket, wegen der beständigen Umdrehung oder Bewegung derselben um ihre Are, alle Augenblicke nach einer neuen Richtung. Diese neuen Richtungen nun, die ein fallender oder drückender Körper alle Augenblicke hat, können unmöglich die Wirkung einer Ursache seyn, die vor hundert oder tausend Jahren in ihn gewirket; sondern diese Ursache muß alle Augenblicke von neuem in ihn wirken. Eben das beweiset die sich immer ändernde Geschwindigkeit der fallenden Körper; die geichfalls nicht von einer alten, sondern alle Augenblicke neu-

wir-

wirkenden Urſache herkommen muß. Eben das beſtätigt der Herr Verfaſſer durch die elliptiſchen Bahnen der Planeten um die Sonne: welches wir aber ohne Figur hier nicht deutlich genug anführen können. So viel aber erhellet doch daraus, daß die Schwere der Planeten von keiner inwendigen Kraft (vi inſita) herkommen könne.

Wenn aber der Herr Verfaſſer die Bewegung der Planeten, von dem göttlichen unmittelbar wirkenden Willen, oder einem ihnen in der Schöpfung gegebenen erſten Stoße, wie Neuton ſelbſt, herleitet: ſo führt er die Worte deſſelben an: vtique nullo modo fieri potuit, vt cocco fato tribuendum ſit, quod Planetae in orbibus concentricis, motu conſimili ferantur, eodem omnes. Dieſe Worte ſagen etwas mehr, als er darinn findet. Denn freylich iſt wohl erſtlich dieſe ordentliche Bewegung nicht von ungefähr gekommen, wie auch die angeführte ciceroniſche Stelle ſolches bejahet. Allein auch ſelbſt der weiſe Schöpfer, der ſolche Bewegung nach einer gewiſſen Gegend zu, allen Planeten, und allen ihren Monden gegeben, muß eine gewiſſe Urſache dazu gehabt haben. Und welche ſollte hier wohl kräftiger geweſen ſeyn, als die um die Sonne in eben dieſer Richtung wirbelnde Athmoſphäre derſelben? Wirbelt nicht auch die Athmoſphäre der Erden mit ihr ſelbſt von Abend gegen Morgen herum, ſo wie der Mond um dieſelbe läuft? Und würde dieſelbe nicht eine Hinderniß in der Bewegung des Mondes gegeben haben, wenn Gott ihm im Anfange eine entgegen geſetzte Richtung von Mor-

gen gegen Abend gegeben hätte? Bey den Planeten hat dieses, in Ansehung der Größe der Sonne, noch um destomehr statt; da zumal die nächsten vier Planeten sehr nahe bey ihr stehen, und also ihrer wirbelnden Athmesphäre so viele Jahrhunderte unmöglich hätten widerstreben können, ohne alle ihre Bewegung zu verlieren, oder gar eine entgegengesetzte Richtung anzunehmen.

Auf der 38 und 39 Seite zeiget der Herr Verfasser gar wohl, daß Herr Voltaire sich in der Lehre von der anziehenden Kraft widersprochen; wie es, nach Herrn Prof. Hambergers Anmerkung, insgemein den Neutonianern geht: die erstlich versprechen, durch die Anziehung nur eine Erscheinung der Natur zu verstehen; bald aber solches vergessen, und sie als eine anerschaffene eingepflanzte Eigenschaft aller Körper angeben. So macht es Herr Voltäre auf der 271. Seite. Or, pourquoi l'attraction de la matiere ne seroit elle pas elle même ce premier principe? Was der Herr Verfasser hiervon auf der 39 und 40 Seite sagt, hat vollkommen unsern Beyfall; nur der Kürze wegen können wir es nicht hersetzen.

Ferner gesteht der Herr Verfasser, daß er beynahe wieder von der neutonischen Anziehung zu den Wirbeln übergegangen wäre, wenn nur den Schwierigkeiten derselben schon gänzlich wäre abgeholfen gewesen. Er schloß also, die wahre Ursache der Schwere sey noch unbekannt; wie schon Erasmus in seinen Colloqu. famil. vor mehr als 200 Jahren gestanden; und Herr Hermann vor etlichen 20 Jah-

ren (im I. T. Exerc. subsec. Francof.) noch so vielen eifrigen Bemühungen der Naturforscher, nochmals bekennen müssen. Endlich ist er von ungefähr auf die rechte Entdeckung der Ursache der allgemeinen Schwere gekommen; welche ihm auch so leicht und natürlich bedünket, daß er sie eben deswegen für die rechte hält.

Hierauf ist er durch das Nachdenken über die Fortpflanzung des Lichtes gekommen. Denn er sieht in den Gedanken, die schon Carteſius, Boerhave, u a. gehabt, daß das Licht nicht durch den wirklichen Ausfluß brennender oder leuchtender Theile; sondern vielmehr durch Mittheilung der Kraft, oder den Eindruck scheinender und sichtbarer Körper zu uns gebracht werde. Dieſes schloß er 1) aus der Analogie des Schalles; welches eben diejenige Meynung zu seyn scheint, die wir im vorigen Stücke dieſes Büchersaals von Herrn Eulern angeführt haben. 2) Aus der unbegreiflichen Geschwindigkeit des Lichts. 3) Daher, weil so viele tausend Sterne von so unglaublicher Weite her gesehen werden, ungeachtet das mächtige Sonnenlicht die Erdkugel überall umgiebt; welches jene schwächere Stralen sonst leicht in Unordnung bringen würde u. s. w. Ferner schien ihm auch der unermeßliche Weltraum zwiſchen allen Sternen und Planeten nicht mehr leer, wie Neuten glaubt, sondern ganz angefüllet zu seyn. Dieſes beweiſt er, weil auch der entfernteſte Stern uns noch einigermaßen erleuchten; oder doch gesehen werden kann. Sich sichtbar machen, ist eine Wirkung; nach dem obi-

gen aber kann ein Körper da nicht wirken, wo er nicht iſt. Es muß alſo in dem ganzen Raume von dem ſichtbaren Sterne an, bis zu unſerm Auge etwas ſeyn, dadurch der Schein deſſelben zu uns gebracht wird: es ſey nun daſſelbe die ausfließende Lichtmaterie ſelbſt, oder ſonſt was. Dieſes neñet er den Aether, oder die Himmelluft, und verſteht dadurch ein ihm ſonſt noch unbekanntes Weſen, welches den Weltraum ausfüllet, und alles ſichtbar macht, was ſich ſehen läßt.

Hierauf fielen ihm SELLII Principia Philoſophiae Natural. in die Hände, worinn folgende neutoniſche Lehre §. 330. p. 54. ſtund: Ex his clarum eſt, corporis alicuius caeleſtis, ſi per medium quoddam moueretur, vim centrifugam, medio iſto, qualecunque demum illud, ſiue vortex ſiue aether fuerit, continuo fore minutam; tandemque corpus illud, ſed Planetam, neceſſario in ſolem caſurum: quod autem, quum non accidat, nec accidiſſe vnquam obſeruationes prodiderint, claret iterum, *non poſſe niſi in vacuo Planetas moueri.* Dieſer Irrthum, wie der Herr Verfaſſer ſchreibt, hat ihm die rechte Spur gewieſen. Eine Himmelluft giebt es gewiß, wie er vorhin erwieſen: folglich müßte dieſelbe der Bewegung widerſtehen. Dieſer Widerſtand muß entweder unmerklich, oder merklich ſeyn. Das erſte haben die Carteſianer und Neutonianer angenommen: der Herr Verfaſſer aber glaubt das letzte; und zwar in ſehr hohem Grade. Er glaubt ſo gar mit einigen Alten, der Aether ſey dichter als Queckſilber und Gold, als

welche

welche noch, ihrer Poren wegen, einem durchlöcherten Siebe glichen. Er unterscheidet aber die Dichtigkeit von der Schwere, und räumet diese der Himmelluft nicht ein. Gleichwohl will er den oben erwiesenen immer wiederholten, und immer in neuer Richtung wirkenden Druck, den die Planeten in ihren krummen Bahnen empfinden, von einem äußern Wesen herleiten. Er bemerket dabey, daß auch die eine Hälfte der Erdkugel, die sich nach der Gegend kehret, dahin sonst die ganze Erde ihren Lauf haben soll, doch in einer widrigen Richtung nach ihrem Mittelpuncte gedrücket wird. Hieraus nun meynt er, sey der Widerstand des Aethers, augenscheinlich erwiesen.

Wir können dem Herrn Verfasser unmöglich in allen seinen Erklärungen und Schlüssen Fuß vor Fuß folgen; weil sie alle zusammenhängen, und also nicht wohl etwas ausgelassen werden kann. Er suchet aber den Widerstand des Aethers, der den Planeten in seinem Laufe hemmen sollte, und doch nicht hemmet, wie die Erfahrung zeiget, dadurch zu heben, daß er den Aether, der hinter dem Planeten ist, diesem eben so viel Kraft wiedergeben läßt, als ihm der vorne im Wege stehende benommen hat.

Daraus nun, und aus einigen andern Betrachtungen schließt nun der Herr Verfasser, daß der Aether auf die Erde und alle andre Weltkörper, von allen Seiten, gegen alle Gegenden zu, drücke. Er selber werde aber wieder von allen Seiten her zusammen gedruckt, und also müßte alles unverändert bleiben. Und in einem solchen elastischen Flüssigen nun, sey es

freylich nicht möglich, daß ein Körper von seiner bewegenden Kraft etwas verlieren sollte. Daher komme es auch, daß selbst die Cometen sich in dem weiten Raume des Himmels ganz frey bewegen könnten, ohne daß ihnen etwas merklich widerstünde. Endlich bestätigt er dieses, durch das Beyspiel unserer Luft. Denn er meynt, wenn diese den Bewegungen der Körper widerstünde, so würde ja kaum etwas aus der Stelle zu bringen seyn. Die Luft umgiebt und drückt unsern Körper rings umher mit einer ansehnlichen Kraft, ohne daß wir dieselbe fühlen. Und gleichwohl können wir auch eine Hand, oder einen Arm ohn allen merklichen Widerstand, bewegen; ob wir gleich eine sehr schwere Luftsäule aus dem Wege zu räumen haben. Vielleicht ist der Herr Verfasser hier ein wenig zu kühn auf die Erfahrung; maßen man allerdings bey einer mittelmäßigen Bewegung, im Laufen oder Reiten, oder auch nur mit der Hand, einen ziemlichen Widerstand der Luft merket.

Wir können uns bey der fernern Ausführung des Herrn Verfassers nicht länger aufhalten, und sind zufrieden, daß wir den geneigten Leser gleichsam an einem Faden bis dahin geleitet haben, woraus man seine Meynung von der Ursache der Schwere leicht wird erachten können. Er hat viel gelesen, und ist sehr eifrig im Nachdenken über natürliche Dinge: trauet er aber ja zuweilen seinen Gedanken und Entdeckungen zu viel: so ist ihm solches bey verschiedenem Guten, so bey ihm anzutreffen ist, leicht zu entschuldigen.

Betrach-

* *

IV.

Betrachtungen über die lacedämonischen Münzen*.

Das erste, was wir angemerket haben, da wir von den athenienſiſchen Münzen redeten, war dieſes, daß in der Folge der Münzen dieſes Königreiches keine mehr davon gefunden werde. Man hat daſelbſt geſaget, daß der große Eifer der Athenienſer für ihre Religion und Freyheit, allem Anſehen nach, die Urſache wäre, welche ſie abgehalten, die Bildniſſe der römiſchen Kaiſer auf Ehrenmäler zu graben, die nur attiſchen Gottheiten gewidmet zu ſeyn pflegten.

Hier aber ſehen wir ein anderes Volk, das eben ſo andächtig und frey iſt, und ſich gleichwohl nach dem Beyſpiele der Athenienſer nicht gerichtet hat. Die Lacedämonier nämlich**, die freyeſten von allen Griechen, wie das Alterthum ſelbſt ſie nennet, und die in der uns bekannten Welt, ihrer Geſetze und Gebräuche am längſten genoſſen haben; dieſes Volk blieb der römiſchen Republik allezeit treu, welche, nachdem ſie ſich ganz Achaja † unterwürfig gemacht hatte, ſelbigem das Regiment wieder gab;

* Siehe L'Hiſtoire de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. T. I. p. 293. ſeqq.

** Philoſtr. L. VI. Cap. XIII.

† Strab. Lib. VIII.

gab; und wuſte ſich bis ans Ende die Hochachtung und Freundſchaft ſeiner Ueberwinder zu erhalten *. Es erbauete Tempel zu Ehren des Julius und Auguſtus, ſo bald es eine neue Wohlthat empfangen; und inſonderheit war es dem Tiber ſehr ergeben **, deſſen Vorfahren ſeine offenbaren Gönner geweſen waren. Kurz Sparta hielt es ſich für keinen Schimpf, vielweniger glaubte es ſeinen lakoniſchen Göttern eine Schmach anzuthun, wenn es ſeine Münzen mit dem Stämpel der Nachfolger ſeiner Prinzen zierte.

Herr Oudinet, der im 1705. Jahre alle athenienſiſche Münzen aus dem Cabinette des Königes von Frankreich unterſuchet, nahm ſich auf das folgende Jahre, eben dieſelbe Arbeit, wegen der lacedämoniſchen, vor. Er hat alſo einige gefunden, die mit Hadrians, Antonini Pii, Marci Aurelii und Commodi, Namen und Köpfen geſchlagen geweſen. Herr Vaillant führet auch eine vom Nero an, die in des Königes Cabinete nicht iſt; und obgleich † Nero niemals nach Sparta gehen wollen, weil ihm die Geſetze des Lykurgus gar zu ſtrenge waren, wovor er ſich denn eben ſo ſehr gefürchtet haben ſoll, als vor den athenienſiſchen Furien: ſo muß man dennoch glauben, daß die Lacedämonier nichts deſto minder ihm zu liebkoſen geſuchet, als er ſich in den griechiſchen Spielen

* Pauſan. Lib. III.

** Dio Lib. 54. Sueton in Tib. Cap. VI.

† Dio Lib. 63.

len hervorgethan. So viel iſt gewiß, daß die Körſe vom Caſtor und Pollux, die der Herr Vaillant auf der Gegenſeite der neroniſchen Münze angiebt, welche er geſehen, ſich mit den übrigen ſpartaniſchen Münzen vollkommen wohl vertragen; bey welchen nur von denen alten lakoniſchen Königen die Rede iſt, welche in der Fabel berühmter ſind, als in den Geſchichten.

Auf der hadrianiſchen Münze werden dieſe berühmten Zwillinge zu Pferde, mit geſenkter Lanze vorgeſtellet, wie man ſie gemeiniglich auf den conſulariſchen Münzen erblicket, und eben ſo wie ſie dem Dictator Poſtumius in der Schlacht erſchienen, die er wider die Lateiner gewonnen.

Die zweyte Münze iſt vom Antonin *, und die dioſcuriſchen Mützen ſtehn auf der Gegenſeite. Das Alterthum ſtellte ſie mit Mützen dar: weil die Lacedämonier mit einer dergleichen Art von Helmen in die Schlachten giengen. A pileatis nona fratribus pila ſagt Catullus ** indem er vom Caſtor und Pollux ſpricht.

Was die Sterne betrifft, die oben über dieſen Mützen ſtehen, ſo kann man ſie für Weihungszeichen halten. Jedermann weis, daß die alte Aſtrologie aus dieſen zween Brüdern das Himmelszeichen der Zwillinge gemachet hat; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Gebrauch, Sterne über ihre Gräber zu ſetzen, ſeinen Urſprung hiervon genommen. Cicero redet † von zween goldenen Sternen, die ihnen

* Feſtus Lib. 4. ** Carm. 37.

† Lib. I. de Diuinat.

nen zu Delphis nach der lyſandriſchen Schlacht geweihet worden, die für die Lacedämonier ſo glorreich war; u. welche einige Tage vor der leukriſchen Schlacht, die eben dieſem Volke ſo nachtheilig war, von ſelbſten fielen. Allein man könnte dieſen Gebrauch auch auf die Flammen deuten, welche über dem Caſtor und Pollux nach einem Ungewitter zu ſehen waren, davon das Schiff der Argonauten beſtürmet ward; und weswegen man diejenigen Feuer nach ihrem Namen genennet, welche ſich zuweilen nach den Ungewittern an die Maſten der Schiffe anhängen:

Quorum ſimul alba nautis
Stella refulſit *.

Die folgende Münze vom Antonin, betrifft auch noch die Dioſcuros. Sie werden auf ſelbiger ſtehend, in Geſtalt zweener Jünglinge von gleichem Alter, von einerley Geſtalt, Stellung und einander vollkommen ähnlich, vorgeſtellet. Dieſen Begriff hatte man ſich von dieſen zween Brüdern gemachet, deren Vereinigung ſo berühmt geweſen. Man ſagte, daß Pollux, der aus beſondern Urſachen allein unſterblich geweſen, vom Jupiter erhalten, daß Caſtor dieſe Unſterblichkeit mit ihm theilen, und ſie beyde Wechſelsweiſe leben u. ſterben möchten:

Si fratrem Pollux alterna morte redemit,
Itque reditque viam toties †.

Dieſe

* Horat. Carm. Lib. I.
† Virg. Aen. 6.

Diese Erdichtung hatte, wie Servius saget, keinen andern Grund, als die weite Strecke und Lage des Zeichens der Zwillinge, davon ein Theil auf dem Gesichtskreise ist, indem man den andern noch gar nicht erblicken kann. Allein die Fabel gründe sich nun worauf sie wolle, so ist es doch gewiß, daß sie von der Freundschaft des Pollux gegen seinen Bruder, keinen höhern Begriff machen können. Könnten wir nicht auch sagen, um näher zu unserm Zwecke zu kommen, die Lacedämonier hätten bey dieser Münze auf des Verus Beygesellung zum Regimente gesehen? Antonin hatte ihn nur an Kindes statt angenommen, ohne ihn zum Kaiser zu erklären: da aber nach Antonins Tode, Marcus Aurelius Herr allein geworden war; so gab er ihm den Titel Cäsar und Augustus, und nahm ihn in der Oberherrschaft zum Mitgenossen an, so wie er es bereits im Consulate gewesen. Damals sah man zum erstenmale zweene Kaiser auf dem römischen Throne beysammen; und dieß schien so was neues zu seyn, daß auch dieses Jahr in den Fastis, durch das Consulat der beyden Auguste bemerket ward *. Ja es fehlte nicht viel, so hätte man davon eine neue Jahrrechnung in dem ganzen Reiche angefangen.

Es scheint Dio habe ** wollen zu verstehen geben, Marcus Aurelius habe sich nur deswegen eines Theiles der Regierung entledigen wollen, um seiner Gesundheit zu schonen, die sehr schwach war, oder sich der Philosophie, die er über die maßen liebte,

* Spart. in Vero.

** Lib. 71.

liebte, deſtomehr zu ergeben. Allein Ariſtides giebt * einen edlern Bewegungsgrund zu dieſer That an: Dieſe That des Marcus Aurelius, ſaget er, iſt die edelſte That, die je ein Regent vollführet hat, und er hat dadurch ſeine Unterthanen und alle Menſchen lehren wollen, daß man nach ſeinem Beyſpiele, unter einander als Brüder leben, und einer dem andern Ehre erweiſen ſolle, um die Uneinigkeit und Zerrüttung aus der Geſellſchaft zu verbannen.

Auch andere haben dieſe Selbſtverleugnung des Marci Aurelii, und die unter ihm und dem Verus waltende Freundſchaft gelobet, davon er ſelbſt in ſeinem Leben ein Zeugniß ableget. Allein das Zeugniß der Münzen und Aufſchriften iſt nicht ungültiger.

Die Lacedämonier hatten unter ihren Göttern ein gar zu großes Beyſpiel der brüderlichen Liebe, als daß ſie eine ſo ſchöne Gelegenheit hätten vorbey laſſen ſollen, dieſelbe mit ihren Regenten zu vergleichen: und Caſtors Beygeſellung gab hier eine ganz ungezwungene Vergleichung ab. Ja ſogar die Namen dieſer Völker ſchienen durch die mit den Figuren durchflochtenen Buchſtaben, allhier nichts als Eintracht und Uebereinſtimmung anzukündigen.

Man ſetzet auch noch unter Marci Aurelii Zeiten eine Münze von Lacedämon und Sagalaſſus, auf welcher die Schutzgeiſter dieſer zwo Städte mit ihren Namen ΛΑΚΕΔΑΙΜΩΝ, CΑΓΑΛΑCCOC vorgeſtellet werden: der eine, unter dem Bilde des Kaiſers, der andre unter der Geſtalt einer Frauen, die

* Orat. 15.

die dieſen Prinzen krönet, und ein Horn des Ueberfluſſes hält. Lacedämon, welcher die Sparta, eine Tochter des Eurotas geheirathet hatte, gab dieſem Lande ſeinen Namen, welches ehedem Lelegia geheißen, und den Namen ſeiner Gemahlinn legte er der Hauptſtadt bey: und eben daher kömmt es, daß man die Namen Sparta und Lacedämon immer vermenget hat. Salagaſſus aber war eine Stadt in Piſidien, deren Bürger für die tapferſten Leute dieſer kriegeriſchen Provinz gehalten wurden; welches ſich auch ziemlich gut für Völker ſchickte, die mit den Lacedämoniern im Bunde ſtunden, ja allem Anſehen nach, von ihnen herſtammeten: wie z. E. die Selgäer, eine andere Stadt in Piſidien, welche Strabo * für eine lacedämoniſche Pflanzſtätte erkennet; und von welcher man unter dem Decius ebenfalls eine ſolche Beygeſellung anführet. Doch wir wollen wieder auf unſre Münzen kommen.

Die vierte ſtellet den jungen Commodus vor. Die Keule auf der Gegenſeite, zwiſchen zween Mützen mit Sternen, zeiget an, daß man in Lakonien den Herkules zugleich mit den Dioſcuren verehret habe.

Die Lacedämonier ſchmäuchelten ſich ſo ſehr mit dem Schutze dieſer Götter, daß ſie auch glaubten, derſelbe erſtrecke ſich ſogar auf ihre Bundsgenoſſen. Man erzählet, daß als die Lokrier gekommen, ſie um Hülfe wider die Crotoner anzurufen, man ſie ohne Bedenken an den Caſtor und Pollux verwie-

* Strab. l. 12.

ſen

sen habe. Die Abgesendeten von Lokris wären damit auch zufrieden gewesen und hätten diesen Gottheiten in dem nächsten Tempel geopfert: darauf wären sie in so völliger Gewißheit des Sieges in See gegangen, als ob sie den Castor und Pollux selbst zu Schiffe mit bey sich hätten.

Justinus, der * diese Geschichte in allem Ernste erzählet, fähret ferner fort und sagt, daß als einige Zeit hernach, funfzehen tausend Lokrier, bey der berühmten Schlacht zu Sagra, in Italien, ein Heer von hundert und zwanzig tausend Crotonern geschlagen; zween unbekannte Jünglinge, von heldenmäßigem Ansehen, mit purpurfarbenen Kleidern und ganz sonderbaren Waffen, für die Ueberwinder gefochten, und der Ruf von diesem großen Siege sich zu Athen, Korinth und Lacedämon, an einem und demselben Tage ausgebreitet hätte.

Wir haben auch noch eine Münze vom Commodus unter dem Namen der Beygesellung von Smyrna und Lacedämon; allein sie ist zu Smyrna geschlagen. Der sitzende Jupiter hält mit der rechten Hand eine Victorie, und stellet auf dieser Münze den Schutzgeist von Smyrna; Minerva aber, oder die stehende und gewaffnete Venus, den Schutzgeist von Lacedämon vor.

Minerva herrschete in Lakonien nicht so unumschränkt, als im attischen Gebiethe **: allein sie hatte ihren Tempel zu Lacedämon, wie zu Athen, an einem über die ganze Stadt erhabenen Orte. Tyn-

* Lib. 20. Cap. 4.

** Pausan. Lib. 3.

Tyndarus legete den Grund dazu, und Caſtor und Pollux arbeiteten nach ihm daran. Sie bauten * auch den Tempel der Minerua Aſia, nach ihrer Rückkehr aus Kolchis; und auſſer denen Tempeln, die ihr noch ſonſt in Lakonien gewidmet waren, iſt der Tempel der Mineruae Ophtalmitidis annoch merkwürdig **. Lykurgus weihete ihn unter dieſem Namen auf der Burg Alpium; weil dieſer Ort ihm zur Zuflucht vor Alkanders Zorne gedienet hatte, der mit ſeinen Geſetzen nicht zufrieden war, und ihm die Augen wollte ausſtechen laſſen.

Eine ſehr merkwürdige Sache † auf der fünften Münze, iſt dieſe, daß Minerva nicht im Rocke iſt, wie man ſie gemeiniglich ſieht; ſondern in allen Stücken bewaffnet ſteht, und dem Gotte Mars ziemlich gleich kömmt. So bildeten die Lacedämonier ihre Götter und Göttinnen ab, in der Ueberzeugung, daß es ſich für ein ganz kriegeriſches Volk nicht ſchicke, unbewaffnete Gottheiten anzuflehen; und daß die Götter ſelbſt nicht in dieſem Zuſtande, an Oertern geſehen werden müßten, allwo man keine gröſſere Tugend erkannte, als die Tapferkeit. Vielleicht wollte dieſes in allen Stücken von andern Völkern unterſchiedene Volk, auch im Gottesdienſte ſelbſt etwas beſonders haben. Genug, es war ein unverbrüchliches Herkommen in Lacedämon, daß alle

* Ibid.

** Plut. in vita Lycurgi.

† Plut. in Inſt. Lacon.

Gottheiten gewaffnet seyn muſten. Selbſt Venus war nicht ausgenommen:

Armatam Venerem vidit Lacedaemone Pallas *.

Sie hatte gar einen Tempel unter dem Namen der gewaffneten Venus daſelbſt: und dieß kann zu einem Zweifel Anlaß geben, ob nicht ſie es, anſtatt der Minerva ſey, welche man auf dieſer Gegenſeite erblicket.

Nach dem Commodus findet man, in den Münzen des römiſchen Reiches, ferner nichts von Lacedämon. Kaum redet die Geſchichte der folgenden Jahrhunderte von dieſer Stadt, die doch noch unter den Antoninen ſo blühend war. Herkules iſt in den meiſten ganz lacedämoniſchen Münzen die Hauptgottheit; das heißt auf denen, daran die Römer keinen Theil hatten: ſie mögen nun zur Zeit der Republik, oder ſeit der Errichtung des Kaiſerthums, geſchlagen ſeyn, dergleichen die ſechſte, ſiebende und achte ſind.

Wir haben ſchon geſaget, daß Herkules den Weihrauch der Lacedämonier mit dem Caſtor und Pollux getheilet: und dieſe Theilung war ſehr billig; denn er hatte Lakonien ſehr große Dienſte geleiſtet. Seine Nachkommen hatten daſelbſt in einer Folge, ſeit ihrer Rückkunft in Peloponeſus bis auf Lykurgs Zeiten regieret, und die Lacedämonier hatten ſich ein Gewiſſen gemacht, keinen andern Königen zu gehorchen, als die vom Herkules abſtam-

* Auſon. Epigr. 41.

stammeten. Also konnten diese Helden auf die Ehre ihrer Münzen auch eben sowohl einen Anspruch machen, als die Dioscuren. Die achte Münze stellet ihn auf einer Seite mit der Löwenhaut auf dem Kopfe vor, und auf der andern sieht man zwey Gefäße mit Schlangen umwickelt, welches sich ziemlich ungezwungen auf seine erste Arbeit, und auf diejenigen Gefäße schicket, die das Alterthum ihm gewidmet hat.

Die mit Schlangenstäben vereinten Keulen auf den folgenden Gegenseiten, könnten auch in dem Gottesdienste des Herkules und der Minerva ihre Deutung finden. Allein diese Symbola und die Lorberkronen womit sie umgeben sind, scheinen vielmehr anzudeuten, daß die Lacedämonier sich durch ihre großen Thaten furchtbar gemachet, so wie auch Herkules gethan, und daß sie dadurch Schiedsrichter des Krieges und Friedens geworden.

Nun stünde es noch dahin, ob der bärtige Kopf, um welchen auf beyden Münzen Lykurgus steht, Jupiters oder Lykurgens Kopf sey? Vielleicht war es den Lacedämoniern nicht unlieb, wenn die Nachkommen sich hierinnen irren könnten. Die meisten Gesetze des Lykurgus gleichen des Minos seinen, den ältesten Gesetzen Griechenlandes, die man auch gemeiniglich dem Jupiter zuschreibt. Man sagte, Lykurgus sey auf der Insel Creta gewesen, um sie desto besser zu fassen, in der Zeit da er des spartanischen Königs Charilaus Vormund war. Dieß gestunden die Lacedämonier selbst

und Plato ſagt es gerade heraus *, daß des Minos Geſetze und Lykurgs ſeine, Schweſtern wären. Da nun die gemeine Meynung wirklich dahin geht, daß Jupiter dem Minos die cretiſchen Geſetze eingegeben **: ſo kann man ungezwungen aus allem dieſem folgern, daß die Lacedämonier bis auf die Quelle zurückgehen, und ihren Geſetzgeber, dem ſie bereits † einen Tempel gebauet, und öffentlich göttliche Ehre erwieſen hatten, für einen andern Jupiter ausgeben wollen.

Golzius führet zwo Münzen von zween alten lacedämoniſchen Königen an, dem Ageſilaus und Polydorus; allein die Lorberkronen kommen ihnen auf keinerley Weiſe zu, und das übrige noch weniger. Wir halten uns alſo nur an die Münzen, von denen wir Rede und Antwort geben können. Sie gehen zwar nicht bis auf die eiſernen Münzen zurück, welche zu Lykurgs Zeiten einzig und allein üblich waren, allein ſie ſehen noch dem ausdrücklichen Verbothe goldener und ſilbener Münzen ähnlich, welches die Lacedämonier ſo beſtändig beobachtet. Kurz, dieſe Völker haben uns nur kupferne Münzen gelaſſen, und alles was darauf ſteht, geht die lakoniſchen Gottheiten an, wie bey den athenienſiſchen, die attiſchen Götter. Mehr muß man in demjenigen nicht ſuchen, was dieſe zwo ſo berühmten Republiken betrifft, die ſich einander die Herrſchaft über Griechenland ſtreitig gemacht, bis ſie mit Griechenland ſelbſt unter das römiſche Joch gerathen ſind.

* 3. de Legib. ** Cicer. Tuſc. Quaeſt. Lib. II.

† Plut. in vit. Lycurg.

V. Umſtänd-

V.

Umſtändliche Nachricht, von dem jetzo verbeſſerten Zuſtande der Ritterakademie zu Lüneburg.

Vorbericht.

§. 1.

Seine königliche Majeſtät von Großbritannien und churfürſtliche Durchl. zu Braunſchweig-Lüneburg haben, vom Anfange ihrer glorreichen Regierung an, alles dasjenige einer beſondern hohen Aufmerkſamkeit gewürdiget, was nur immer die Glückſeligkeit Dero getreueſten Vaſallen und Unterthanen, und überhaupt das gemeine Beſte befördern kann.

§. 2. In dieſer Abſicht laſſen höchſtdieſelben, nach dem unvergeßlichen Beyſpiele ihrer durchlauchtigſten Vorfahren, ſich auch den Flor der Wiſſenſchaften gnadenvoll empfohlen ſeyn: und gleichwie ſie hievon überhaupt, durch die prächtige Stiftung der göttingiſchen Univerſität der ganzen Welt ein offenbares Merkmaal gezeiget; alſo haben ſeine königliche Majeſtät ebenfalls die allergnädigſte Verfügung getroffen, daß man bisher auf die Verbeſſerung der zum Nutzen des Adels, beſonders des lüneburgiſchen, in höchſtderoſelben deutſchen Landen, vorlängſt geſtifteten Ritterakademie zu Lüneburg ein ſorgfältiges

Auge gerichtet; mithin durch die, Sr. Excellenz dem hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Gerlach Adolph von Münchhauſen, Sr. königlichen Majeſtät von Großbrittannien und churfürſtl. Durchl. zu Braunſchweig und Lüneburg hochverordneten geheimten Rath und Großvoigt, mit Zuziehung zweener der lüneburgiſchen Herren Landräthe, allergnädigſt aufgetragene, und von Sr. Excellenz, im Julio dieſes jetztlaufenden 1746 Jahres, rühmlichſt ausgerichtete Localviſitation, alle Mühe anwenden laſſen, ſelbige mehr und mehr in einen blühenden Zuſtand zu verſetzen.

§. 3. Es iſt aber dieſes Kleinod hieſiger Lande, unter höchſtweiſer Anordnung Sr. hochfürſtl. Durchl. Herrn Herzogs Chriſtian Ludewigs glorwürdigſten Andenkens, nach vorher genommener Abrede mit dero getreuen Ritterſchaft im Jahr 1655, aus den Einkünften der ehemaligen berühmten Abtey, und des Kloſters zu St. Michaelis in Lüneburg geſtiftet worden; und hat ſich ſogleich eine ſolche Hochachtung erworben, daß von deren Anfang und Stiftung bis jetzo viele adeliche, freyherrliche und gräfliche Geſchlechter, ſowohl aus den hieſigen Landen, als aus den benachbarten Provinzen, nämlich der Mark Brandenburg, Holſtein, Meklenburg, Heſſen, Weſtphalen, und mehrern entfernten Landen, dieſer Akademie ihre Söhne anzuvertrauen beliebet haben, von welchen noch gegenwärtig unterſchiedene Perſonen in Staats- und Kriegsgeſchäfften die vornehmſten Plätze beſitzen. Ja es hat in neuerer Zeit ſelbſt, eine hohe Perſon eines durchlauchtigſten deutſchen Hauſes mehrere

rere Jahre allda in Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen vollkommener zu werden geſuchet.

I. Capitel.

Von den äußerlichen Umſtänden der lüneburgiſchen Ritterakademie.

§. 1.

So viel Ehre nun das im Vorberichte angeführte der lüneburgiſchen Ritterakademie machet; ſo groß ſind auch die Vorzüge, deren ſie ſich vor vielen andern rühmen kann. Denn erſtlich führen zweene Herren von Adel, und zwar ſolche Männer, welche zugleich Stellen von den anſehnlichſten im Lande bekleiden, die Aufſicht darüber, und haben nicht allein bey den Akademiſten in einem Bezirk ihre Wohnungen, ſondern verſtatten ihnen auch jederzeit einen freyen Zutritt. Es ſind ſolche anjetzo der hochwürdige hochwohlgebohrne Herr, Herr Joachim Friederich von Lüneburg, hochbeſtallter Landſchafsdirector, Herr vom Hauſe und Kloſter St. Michaelis zu Lüneburg, und Oberaufſeher der hieſigen Ritterakademie; imgleichen der hochwohlgebohrne Herr, Herr Joachim Ernſt Grote, Sr. königlichen Majeſtät, bey dero zelliſchen Hofgerichte verordneter Hofrichter, Landrath und Ausreuter des Kloſters St. Michaelis: welche mit dem gröſten Eifer auf die gute Einrichtung und Verbeſſerung der Anſtalten bey der Ritterakademie täglich bedacht ſind.

§. 2. Man iſt ferner zweytens von Zeit zu Zeit bemühet geweſen, ſolche Lehrer dahin zu ſetzen, welchen es weder an Geſchicklichkeit und Fleiße, noch an Treue und Klugheit gefehlet, einem ſo vortrefflichem Werke, zum Beſten des gemeinen Weſens, vorzuſtehen, daher es dann auch kein Wunder iſt, daß, wie zum Theil bereits vorhin berühret worden, aus dieſem edlen Pflanzgarten eine nicht geringe Anzahl ſolcher Männer hervor getreten, die ſowohl in den wichtigſten Staats- und Regierungsgeſchäfften, als in andern hohen und anſehnlichen Bedienungen, ſich um das Vaterland höchſt verdient gemacht haben. Die jetzigen Profeſſoren, welchen das Wohl der ihnen anvertraueten Jugend beſtändig am Herzen liegen wird, ſind mit möglichſter Mühe und Sorgfalt ausgeſuchet, und allein, durch den vorhin bereits erlangten Ruhm ihrer Gelehrſamkeit, Treue und wohlanſtändigen Lebensart, zu ihren Stellen befördert worden. Sie werden weder durch hohes Alter, noch durch andere Nebengeſchäffte, an ihrem Fleiße gehindert, ſondern widmen alle ihre Zeit und Kräfte bloß der Ritterakademie: wie man denn allhier ſich bisher zur Regel geſetzet, keinem, der bereits mit einer andern Bedienung beladen iſt, eine Profeßion zugleich aufzutragen. Sie haben ſowohl der gelehrten Welt, durch ihre wohl aufgenommene Schriften, ihre Wiſſenſchaften rühmlichſt gezeiget, als auch ihre Art zu unterrichten, durch viel jährige Proben an der ſtudirenden und vornehmen Jugend, auf hohen und andern Schulen, dergeſtalt bewähret; daß es ein Ueberfluß ſeyn würde, von ihnen hierinn ein mehrers

als dieſes noch zu gedenken, daß man einem jeden, zu ſeinen öffentlichen Stunden, diejenigen Sprachen und Wiſſenſchaften zugetheilet habe, darinn er nach allgemeinem Zeugniſſe die gröſßte Stärke bewieſen: zum Privatunterrichte aber einem jedem, aus bewegenden Urſachen, das frey geſtellet, was die Beſchaffenheit und das Vertrauen der Akademiſten erfordern möchte. So willig ein jeder von ihnen ſeyn wird, auf Verlangen privatim und privatiſſime damit zu dienen, ſo wenig wird jemand Anlaß geben, daß über einen hohen Preis der dafür zu reichenden Belohnung mit einigem Scheine geklaget werden könne. Es können auch um ſo viel weniger groſße Koſten dadurch erwachſen, da die Akademiſten mit öffentlichem Unterrichte, in ſo vielen Stunden des Tages, ſo gar reichlich verſorget werden.

§. 3. Drittens leben die Akademiſten allhier unter der beſtändigen Aufſicht eines Inſpectors, welcher nebſt ſeinen Collegen auf ihr ganzes Bezeigen, ſo gar in den Zimmern alle Aufmerkſamkeit anwendet, und ſie ſo viel nur immer möglich ſeyn will, mit Liebe und Freundlichkeit, keinesweges aber auf eine ſclaviſche oder pedantiſche Art, zu regieren ſuchet. Es ſollen den Profeſſoren auch noch überdem verſchiedene geſchickte Hofmeiſter zugeordnet werden, welche die jungen von Adel in einer genauern Aufſicht haben, auf Fleiß und Sitten achten, bey ihrem Studiren, Leibesübungen und Ergetzungen zugegen ſeyn; auch nachmals dasjenige, was ihre Untergebene entweder in den öffentlichen Privatſtunden gehöret haben, auf den Stuben mit ihnen wiederholen. Bey der Mahl-

zeit

zeit genießen ſie auch der nützlichen Gegenwart der Profeſſoren, welche dieſe Gelegenheit ſorgfältig beobachten, mit allerley dienlichen und doch bey Tiſche ſich ſchickenden Unterredungen, die jungen von Adel zu unterhalten.

§. 4. Viertens iſt die Speiſung, mit welcher die Akademiſten alltäglich verſorget werden, ſtandesmäßig, geſund, und durchgängig ſo beſchaffen, daß ſie darüber nicht die geringſte Klage haben dürfen, immaßen ſie außer dem Frühſtücke zu Mittage, ſechs, des Abends hingegen, fünf Schüſſeln durch den dazu ausdrücklich gehaltenen Koch, wohl zubereitet, bekommen.

Es mangelt ihnen ferner nicht an feiner bequemer Wohnung, welche in einer Stube und Kammer, nebſt dem dazu gehörigen Geräthe, beſteht; und da zu dieſem Ende, bereits im Jahre 1712, ganz neue Gebäude mit großen Koſten aufgeführet worden: ſo wird wohl niemand, der ſolche nur einigermaßen in Augenſchein genommen, mit Grunde daran etwas auszuſetzen wiſſen. Sie haben hiernächſt den Vortheil, daß ſie weder den Tiſch noch die Collegia außerdem Hauſe zu ſuchen genöthiget werden; ſondern ſie finden alles in den Ringmauren des Kloſters, und gleichſam in einem Hauſe, beyſammen. Auch werden ihnen zur Aufwartung, ſo wohl bey Tiſche als in den Zimmern, die nöthigen Bedienten vom Kloſter gehalten; wogegen niemand verſtattet iſt, einen eigenen Diener mitzubringen, um vielen daraus entſtehenden Unordnungen vorzubeugen.

§. 5. Soll-

§. 5. Sollte fünftens nach göttlichem Willen ein oder der andere der Akademiſten in Krankheit verfallen; ſo wird ſeiner Cur, Wartung und Pflege halber, alle nur erſinnliche Sorgfalt vorgekehret: wie denn einer der erfahrenſten Medicorum in Lüneburg nicht allein hierzu beſonders geordnet iſt; ſondern es werden auch erfordernden Falls, auf Koſten des Kloſters, Krankenwärterinnen hergegeben.

Man wird über dieſes niemals ermangeln, woſern die Krankheit gefährlich werden ſollte, den Aeltern oder Anverwandten alſofort davon Nachricht zu ertheilen, und ihnen die wahre Beſchaffenheit der Umſtände getreulich zu eröffnen.

§. 6. Sechſtens, haben Zwölfe aus dem Herzogthume Lüneburg bürtige von Adel, noch dieſes vorzüglich, daß ſie, einige Jahre durch, eines völlig freyen Unterhalts allhier genießen, und außer den Antrittsgeldern, die ſich überhaupt auf 50. Rthl. für einen Freyen erſtrecken, nebſt 6 Rthl. welche jährlich für den franzöſiſchen Sprachmeiſter entrichtet werden, weder für die ordentliche Unterweiſung in den Wiſſenſchaften und Leibesübungen, noch für die Koſt, Wohnung, Licht, Feurung, Bette, Wäſche und Aufwartung, das geringſte zu erlegen haben. Andere von Adel, in und außer Landes, hingegen, ſo ſich auf dieſe Ritterakademie begeben wollen, und ihrer Aufnahme halber bey vorgedachtem Hrn. Landſchaftsdirectori melden, bezahlen 30 Rthl. beym Antritte, und ſo dann jährlich 150 Rthl. welche jedoch von jedem viertel Jahre zum Voraus entrichtet werden müſſen: wofür ſie der Speiſung, Wohnung,

des

des öffentlichen Unterrichts in Sprachen, Wissenschaften und Exercitien, theilhaftig gemacht werden, und der oben gemeldeten Aufwartung und anderer Vortheile ebenfalls, den Einheimischen in allen Stücken gleich, genießen. Doch ist das Reiten in beyden Fällen ausgenommen; wer solches lernen will, der giebt dafür monatlich drey Rthl. besonders.

II. Capitel.

Von demjenigen, was auf der Ritterakademie zu Lüneburg hauptsächlich gelehret wird.

§. 1. Eine Ritterakademie ist, ihrem wahren Endzwecke nach, eine ansehnliche Schule, in welcher eine Anzahl junger von Adel dergestalt zubereitet wird, daß selbige entweder von daraus mit mehrerem Nutzen, als von gemeinen Schulen geschieht, die Universitäten zu besuchen, und sich in den Wissenschaften fester zu setzen; oder auch, ohne dieses zu thun, künftighin Hof, Kriegs- und Cameralstellen mit guter Geschicklichkeit zu bekleiden, im Stande seyn mögen.

§. 2. Keine andere Bewandniß hat es mit der Ritterakademie in Lüneburg: man will daselbst christliche, vernünftige und gelehrte Männer ziehen, welche dereinst ihrem Vaterlande Ehre machen können. Es wird und soll daher niemals an Gelegenheit fehlen, sich in allen denjenigen Theilen der Gelehrsamkeit, und ritterlichen Uebungen gründlich

lich unterweisen zu lassen, die man bey einem Cavalier zu suchen pfleget. Der Zweck dieses Capitels ist, solches umständlich an den Tag zu legen, und das Publicum davon zu überzeugen, daß ein junger von Adel, welcher etwas rechtschaffenes zu erlernen wünschet, allhier in Lüneburg seine Absicht völlig erreichen könne.

§. 3. Vor allen Dingen werden die dazu geordneten Lehrer, besonders aber derjenige, welchem die theologischen Stunden aufgetragen worden, darauf ihr erstes Augenmerk richten: daß der Jugend ein lebhafter Eindruck von der Allgegenwart Gottes, und der ihm schuldigen tiefsten Verehrung beygebracht; ferner selbige von der Vortrefflichkeit der christlichen Lehre versichert, auch das Christenthum und die Ausübung von dessen Pflichten nicht als ein beschwerlicher Zwang, sondern vielmehr, wie es in der Wahrheit ist, als der einzige Weg zur vollkommensten Glückseligkeit, und zu einem wahren Vergnügen, ihnen bey aller Gelegenheit vorgestellet werde.

Man wird die natürliche Theologie mit der geoffenbarten aufs genaueste verbinden, und hiernächst junge Gemüther nicht allein von dem Unterschiede anderer in Europa eingeführten Religionen hinlänglich unterrichten; sondern auch vor den schädlichen Sätzen und Einwürfen der Freygeister mit aller nöthigen Behutsamkeit verwahren, damit sie künftig auf Reisen, oder sonst überall keinen Stein des Anstoßes befürchten dürfen. Nicht weniger wird man den Akademisten zu erkennen geben, daß, gleichwie

wie es eines Theils eine höchst verwerfliche Ausschweifung ist, in Ansehung aller Religionen, gleichgültig gesinnet zu seyn; also auf der andern Seite es ebenfalls wider die Regeln des Christenthums, ja selbst der Vernunft, gehandelt seyn würde, wenn man diejenigen, welche in Glaubenssachen mit uns nicht einerley Begriffe haben, oder anderer Meynung zugethan sind, um deswillen mit gehäßigen Augen ansehen, oder gar verfolgen wollte. Zu allen diesen wichtigen Stücken sind wöchentlich vier Stunden ausgesetzt.

§. 4. Was die Sprachen anlanget, welche in Lüneburg getrieben werden sollen: so wird man sich hauptsächlich die Lateinische, Deutsche, Französische und Englische empfohlen seyn lassen. Doch kann auch denjenigen willigst an die Hand gegangen werden, welche Lust und Fähigkeit genug haben, der griechischen und italiänischen Sprache einen Theil ihres Fleißes zu wiedmen.

Bey der Lateinischen setzet man zwar als ein nothwendiges Stück voraus, daß ein Akademist bereits der vornehmsten Grundregeln darinnen kündig, und geschickt seyn müsse, nicht allein seine Gedanken ziemlichermaßen in dieser Sprache selbst auszudrücken, sondern auch die alten Schriftsteller, wenigstens die leichtesten, ohne sonderlichen Anstoß zu erklären. Sollten jedoch einige in den Anfangsgründen dieser Sprache noch Unterricht nöthig haben: so wird von dem Inspector der Ritterakademie treulich dafür gesorget, daß ihnen in außerordentlichen Stunden nachgeholfen werde. Hergegen wird

man

man in den hiezu bestimmten ordentlichen Stunden theils die brauchbarsten Schriften der Alten durchgehen, und eben so wohl auf die darinn vorkommende Schönheit der Gedanken, als auf die Zierlichkeit der Worte, sein Absehen richten; theils in solcher Sprache allerhand Uebungen, nämlich gewisse Erzählungen, Briefe, kurze Reden, u. s. w. vornehmen und verfertigen lassen; und weil viele Sachen zu unsern Zeiten vorfallen, welche den alten Römern ganz unbekannt gewesen: so wird man einige von den besten Schriftstellern unter den neuern mit zu Hülfe nehmen, und nach deren Anleitung die Kunstgriffe entdecken, wie man dergleichen Dinge auf eine gute lateinische Art ausdrücken könne.

§. 5. Mit gleichem Eifer soll die deutsche Sprache hinführo getrieben werden. Es ist heutiges Tages eine Zierde, ja eine gänzliche Nothwendigkeit, derselben mächtig zu seyn, und ohne Fehler wider die Regeln zu schreiben; und doch ist solches so leicht nicht, als sich junge Leute insgemein einbilden. Man denkt zwar, dieses alles nach und nach zu erlernen, ohne daß man sich darüber den Kopf lange zerbrechen dürfe.: kömmt es aber dazu, daß man selbst die Feder ansetzen und seine Gedanken in einer guten deutschen Mundart eröffnen soll: so spüret man erst, wie viele Mühe solches koste, und wie viel an einer beständigen Uebung gelegen sey. Deßhalber sind wöchentlich einige Stunden geordnet, in welchen man den Zuhörern zuförderst die Anfangsgründe dieser Sprache beybringen, und sodann, vermittelst nützlicher Ausarbeitungen, unter welchen die

Verfertigung deutſcher Briefe billig oben an ſtehen muß, öftere Gelegenheit geben wird, ſich darinn nach aller Möglichkeit vollkommen zu machen. Zum beſtändigen Gebrauche und Nachleſen aber, einem in der deutſchen Sprache eben ſo unentbehrlichen Stücke als in der Lateiniſchen, ſollen die auserleſenſten und nur ſolche Schriften angeprieſen werden, welche der Kenner Beyfall gefunden, und weder ſchwülſtig noch mit pöbelhaften Ausdrückungen abgefaſſet ſind.

§. 6. Haben es nun die Akademiſten in beyden obgemeldeten Sprachen dahin gebracht, daß ſie mit einiger Fertigkeit ſchreiben können: ſo wird man mit ſelbigen in die **Redekunſt** hinein gehen, und ihnen zu einem guten und anſtändigen mündlichen und ſchriftlichen Vortrage der Sachen und Gründe Anweiſung geben, auch hinlänglichen Rath ertheilen, wie man es anzufangen habe, wenn man dem andern mit ſeinem Schreiben oder Reden gefallen, ihn gewinnen, und völlig überzeugen will. Zierliche Worte; und ſinnreiche wohlklingende Redensarten, machen es aber in Wahrheit allein nicht aus. Unſere ganze Bemühung muß dabey am allermeiſten auf geſchickte Beybringung tüchtiger Gründe abzielen, wodurch wir andere zu einerley Meynung in unſerm Vortrage bewegen können.

Man wird aber ſo wohl bey dieſer, als andern dergleichen Wiſſenſchaften beſtändig vor Augen haben, daß man auf der Ritterakademie keine Schulmänner ziehen, ſondern junge von Adel zu höhern Geſchäfften vorbereiten ſolle. In Betrachtung deſſen wird man auch die oratoriſchen Uebungen meiſtentheils

theils auf Hof- und Staatsreden richten, wozu sich bey Gesandschaften, bey Landtägen, bey Huldigungen u. s. w. zum öftern Gelegenheit findet.

§. 7. Mit der Redekunst steht die Dichtkunst in einer so genauen Verwandschaft, daß eine von der andern die größte Beyhülfe und den edelsten Glanz erlanget. Ein Redner wird auch bey den stärksten Beweisgründen seine Zuhörer bald einschläfern, wenn es ihm an Geist, Leben und Feuer mangelt: dieß aber wird durch eine fleißige Uebung und auf selbige erfolgte Fertigkeit in der Dichtkunst ungemein erwecket. Man wird dadurch der Sprache mächtiger, erwirbt sich einen größern Reichthum von Worten, und wird zu einer beliebten Veränderung der Ausdrücke nothwendig gewöhnet, und unvermerkt gebracht. Wie vieles kann nicht ein Redner den Dichtern sonst ablernen, das die Anmuth der Rede, der Gedanken und der Ausdrücke befördert; wenn er dabey zu gehöriger Behutsamkeit angewiesen wird, um nicht in ungebundener Rede poetisch zu reden? Nicht zu gedenken, daß auch außerdem ein Cavalier von der Poesie schon Vortheil genug ziehen könne, woferne er im Stande ist, nicht nur den Werth eines ihm vorkommenden Gedichtes einzusehen, und dasselbe regelmäßig zu beurtheilen; sondern auch auf Reisen, in Gärten, Zimmern und Cabinetten, die Statuen, Gemählde und andere Auszierungen, bey Illuminationen, und vielen mehrern Fällen, so zu erkennen, daß er dabey keine Unwissenheit in der Mythologie an den Tag lege.

Alles dieſes iſt Urſache, daß man bewogen worden, einen hiezu tüchtigen lateiniſchen Poeten wöchentlich zur Hand zu nehmen, und zu erklären: wobey man ſich zugleich verbindlich machet, die Begierde derjenigen, welche in der deutſchen Dichtkunſt weitern Unterricht verlangen, ebenfalls zu ſtillen.

§. 8. In der franzöſiſchen und engliſchen Sprache kann ſich auf der hieſigen Ritterakademie ein jedweder um ſo viel gewiſſer den erwünſchteſten Unterricht verſprechen; als hiezu beſondere Lehrer beſtellet ſind, welche bereits viele Jahre ihre Fertigkeit und Deutlichkeit darinn, mit allem Ruhme bewieſen haben.

Die öffentliche Unterweiſung wird ſo eingerichtet, daß man dieſe Sprachen nicht bloß nach der gemeinen Gewohnheit, ſondern nach den beſten Regeln und einer untadelhaften Rechtſchreibung vortrage. Damit aber auch diejenigen, ſo es bereits darinn weiter gebracht haben, als die übrigen, durch die leztern nicht aufgehalten, auch alle und jede deſto öfter in der Ausſprache geübet werden: ſo hat man die ganze Anzahl der Akademiſten bey dem Unterrichte in dieſen Sprachen, eben ſo wohl als in der lateiniſchen, in zwo unterſchiedene Gattungen getheilet, nach dem Unterſchiede ihrer Kräfte in jeder Sprache, und jeder Gattung, täglich ihre beſondern Stunden angewieſen. In denſelben Stunden werden vornehmlich die erſtern zu Verfertigung netter Briefe mit Fleiß angeführet; bey der franzöſiſchen Sprache aber kömmt allen und jeden noch dieſes zu ſtatten,

ten, daß ſie bey Tiſche und ſonſten im Sprechen ſich zum öftern üben können; indem der franzöſiſche Sprachmeiſter ordentlich mit ihnen ſpeiſet, auch beym ſpazieren gehen, und ſo oft ſie in den Freyſtunden wollen, ſich mit ihnen in Unterredung einläßt.

Und gleichwie man bey der lateiniſchen und deutſchen Sprache in der Wahl der Schriftſteller, zugleich neben der ſchönen Schreibart, auf einen brauchbaren und merkwürdigen Inhalt ſieht; alſo wird man nicht weniger im franzöſiſchen und engliſchen, der Jugend nur nützliche und den Sitten nicht nachtheilige Bücher in die Hände geben.

(Das übrige folgt mit nächſtem.)

* *

VI.

Gedanken von den Elementen der Körper, in welchen das Lehrgebäude von den einfachen Dingen und Monaden geprüfet, und das wahre Weſen der Körper entdecket wird. Berlin bey A. Haude und Joh. Chr. Spener 1746. 4.

Die königl. preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin hat neulichen Sommer ihren jährlichen Preis demjenigen ausgebothen, der die Lehre von den leibnitziſchen Monaden am beſten erklären, und zugleich unterſuchen würde, ob ſie gründ-

lich widerleget, und durch unwidersprechliche Beweise vernichtet worden; oder ob man vielmehr im Stande sey, sie zu erweisen, oder eine verständliche Erklärung der vornehmsten Begebenheiten des Weltgebäudes, besonders aber den Ursprung und die Bewegung der Körper daraus herzuleiten.

Die Liebhaber der Wahrheit empfanden auch ein besonders Vergnügen, daß diese berühmte Gesellschaft gelehrter Männer ausdrücklich die Versicherung gab: daß sie selbst in Ansehung dieser Materie ganz unparteyisch wäre; welches auch selbst aus den Worten der Aufgabe sattsam zu erhellen schien. Je mehr Hoffnung dieses nun dem philosophischen Reiche in Deutschland machte, bey dieser Gelegenheit viele gründliche Untersuchungen zu lesen zu bekommen, dadurch eine so wichtige als schwere Materie völlig aufgeheitert werden würde: so sehr befremdete es die Freunde der leibnitzischen Lehrsätze neulich, als obgemeldete Schrift, in Berlin zum Vorscheine kam; die den Monaden, und allem was ihnen einiger massen ähnlich ist, als z. E. den einfachen Substanzen des Freyherrn und Canzlers von Wolf, den Garaus zu machen drohete. Diese Befremdung stieg auf das höchste, als man unter der Hand vernahm, daß ein ansehnliches Mitglied der berlinischen Akademie der Verfasser gedachter Schrift wäre; ja in derselben Schrift gar gemeldet ward, es würde selbige, allen denen zu einem Leitfaden dienen können, die sich an die obige Aufgabe der Akademie wagen würden.

Hier-

[295] Hiermit ſchien nämlich auf einmal allen denen der Muth benommen zu werden, die ſich als Liebhaber der Monaden ſchon vorgenommen hatten, dieſe Art elementariſcher Subſtanzen beſſer ins Licht zu ſetzen, und von denjenigen Schwierigkeiten ſo viel möglich zu befreyen, die ihr bisher noch an einem allgemeinen Beyfalle hinderlich geweſen ſind. Soll nämlich derjenige, der ſich auf Erlangung des Preiſſes einige Rechnung machen will, ſich jener Schrift, als eines Leitſterns bedienen: ſo muß man ſich ja zum Feinde der Monaden aufwerfen, und ſie zu widerlegen ſuchen. Wo bleibt aber dabey die verſprochene Aufrichtigkeit der berlin. Akademie? Und warum geſtattet es dieſelbe, daß dergeſtalt mit der einen Hand den philoſophiſchen Köpfen diejenige Freyheit wieder genommen werde, die ihnen mit der andern war gegeben worden?

So haben bisher unzählige gedacht, und da die Sache allerdings von Wichtigkeit iſt, und nicht nur im Reiche der Wahrheit, ſondern ſogar für die Ehre der Geſellſchaft Folgen haben kann: ſo iſt es unſre Schuldigkeit, auch einen Auszug aus dieſer Schrift zu machen, die allem Anſehen nach ein Zankapfel werden wird. Denn ſoviel uns nur bekannt iſt, ſo ſind ſchon zweene Widerlegungen davon ans Licht getreten. Die eine führt den Titel: **Widerlegung der Gedanken von den Elementen der Körper, in welchen das Lehrgebäude von den einfachen Dingen und Monaden geprüfet und das wahre Weſen der Körper entdecket werden ſollen.** Frf. und Leipz. 1746. 4. Die andre

heißt: Gegenseitige Prüfung der Gedanken von den Elementen der Körper, in welchen das Lehrgebäude von den einfachen Dingen und Monaden geprüfet wird ꝛc. zur Vertheidigung dieses Lehrgebäudes angestellet von C. A. K. Frf. und Leipz. 1744. Ja wir hören, daß bereits eine dritte noch weit ausführlichere Untersuchung derselben, unter der Presse sey, davon uns aber die Ueberschrift noch nicht bekannt ist. Bey so gestalten Sachen ist es denn wohl unsre Pflicht, unsern Lesern einige Nachricht von dem Inhalte der ersten Hauptschrift zu geben. Wir wollen dieses ganz unpartheyisch thun, werden aber doch nicht unterlassen, in einigen Anmerkungen, unsere Zweifel mit derjenigen Bescheidenheit zu melden, die Liebhabern der Weltweisheit noch mehr, als andern Gelehrten zukömmt und wohlanständig ist.

In dem ersten Abschnitte handelt der ungenannte Verfasser von dem Lehrgebäude der Monaden, und den Gründen desselben. Diese Abhandlung ist nun ziemlich richtig vorgetragen: außer daß es den Lesern angenehmer gewesen seyn würde, die eigenen Worte derer großen Männer darinn zu finden, welche die Lehre von Monaden und einfachen Dingen zuerst vorgetragen haben. Wir halten es nicht für nöthig, hier einen Auszug davon zu geben, indem theils

* Der Grund dieses Zweifels ist leicht zu zeigen. Manchmal wird ein wahrer Satz auf unrechte Dinge gebauet: Wie z. E. itzo die elektrischen Erscheinungen, oder der Lauf der Kometen vormals, aus allerley falschen Ursachen hergeleitet wurden. Gesetzt nun, daß einige

theils die leibnitzische Monadologie, in aller Händen ist; theils auch die wolfischen Schriften überall zu finden sind: derer jenigen itzo zu geschweigen, die Auszüge daraus gemachet haben; dergleichen Herr Prof. Gottsched in deutscher, und Herr Prof. Winkler allhier in lateinischer Sprache geliefert haben.

Nachdem also der ung. Verf. die Gründe der Monaden kürzlich erzählt hat: so schließt er ganz richtig im 14 §. „ Da nun das ganze Lehrgebäude der „ Monaden auf den hier angeführten Gründen beru„ het, so muß dasselbe für wahr angenommen wer„ den, wann diese Gründe ihre Richtigkeit haben. „ Allein ob auch folgender Schluß seine Richtigkeit habe: „ Sollten aber diese Gründe unrichtig befun„ den werden, so ist auch kein Zweifel, daß dieses „ sinnreiche Lehrgebäude nicht sollte völlig umgestos„ sen werden: „ daran werden vielleicht einige, und zwar nicht ohne allen Grund zweifeln *: wie denn der H. V. solches im folgenden §. selbst eingesehen zu haben scheint. Es kömmt also fürs erste darauf an, ob derselbe diese leibnitzischen Monaden, und wolfischen einfachen Substanzen, als ungegründet darstellen; und sodann zweytens, ob er durch NB. rechtmäßige Schlüsse, eine ganz andre Lehre von den Elementen der Körper wird festsetzen können.

Der

einige von diesen falschen Gründen umgestoßen würden, so würde deswegen die Sache selbst noch nicht der Falschheit überführet seyn. Noch eins. Cartesius lehrte, daß kein leerer Raum in der Welt sey, und gründete sich auf seinen ersonnenen Ursprung der

Der zweyte Abſchnitt enthält hierauf die Unterſuchung der Gründe, auf welchen die Lehre von den Monaden beruhet. Der H. V. nimmt die Theilbarkeit der Körper an, und räumet dieſelbe auch bey ſolchen kleinen Theilchen ein, die man mit bloßen Augen für untheilbar hält. Doch läßt ers im Zweifel, ob dieſelbe unendlich weit fortgeſetzt werden könne. Dem Herrn von Leibnitz giebt er Schuld, er habe die unendliche Theilbarkeit zugelaſſen; indem er behauptet, daß wirklich unendlich viele Monaden zu dem kleinſten Körper erfordert würden. Allein hier thut er, unſers Erachtens dieſem großen Manne unrecht. Denn es iſt ja ganz was anders, wenn man ſagt, der Körper könne in unendlich viele Theile zertheilet werden; und ein anders, wenn man behauptet, der Körper ſey ſchon wirklich unendlich zertheilet, ſo daß ſeine kleinſten Elemente, ganz einfache und alſo untheilbare Dinge wären. Das letzte hat Herr von Leibnitz geſagt; aber nicht das erſte. Und wenn er ſich gleich des Worts unendlich dabey bedienet, ſo nimmt er daſſelbe doch hier nicht in aller Schärfe; ſondern eine ſolche unendliche Zahl gilt nur für ſo groß, daß ſie inaſſignable, oder unangeblich iſt; wie die Herren Mathematici oft alſo zu reden pfle-

Himmelskügelchen und ſubtilen Materie. Dieſe ſind nun längſt widerleget worden; und gleichwohl behaupten noch unzählige große Weltweiſen, aus ganz andern Gründen, denſelben Lehrſatz, daß alles in der Welt angefüllet ſey. Nun räumet man zwar dem Gegner der Monaden noch nicht ein, daß die bisherigen Gründe derſelben ſo leicht umzuſtoßen wären: doch

pflegen. Pflegt man nicht auch im gemeinen Leben zu ſagen, ein groſſer Berg beſtehe aus unendlich vielen Sandkörnern; oder es gebe im Sommer unendlich viel Ungeziefer u. d. gl. da doch genau zu reden, die Anzahl dieſer Dinge endlich genug ſeyn muß. Wie wollte auch ein ſo ſcharfſinniger und groſſer Geiſt, als Herr von Leibnitz war, zu einer ſo groben Art des Widerſpruches fähig ſeyn, als den der H. V. ihm im 4 und 6 §. beylegen will? Und wie? Der Erfinder des Calculi infinitesimalis ſollte nicht gewußt haben, was unendlich iſt? Ja, wenn er geſagt hätte, daß man erſt nach einer unendlichen Theilung auf einfache Dinge gelange; wie hier im 4 §. angedeutet wird: ſo könnte man ſagen: das hieſſe das Daſeyn der einfachen Dinge geläugnet. Allein Leibnitz ſagt: der Körper ſey ſchon wirklich in unendliche Theile getheilet; und das zwar, um denen in eigentlichen Worten zu widerſprechen, welche die bloſſe Möglichkeit einer unendlichen Zertheilung behaupten wollten. Wir wiſſen, daß vor 25 Jahren ein junger Menſch, der zu Königsberg in Preuſſen wider die Monaden eine Diſputation ſchrieb *, den Herrn von Leibnitz eben dieſes Widerſpruches beſchuldigen wollte. Allein ſein gelehrter damaliger Präſes hielt ihn von dieſer Jugendhitze zurück, und lehrte ihn,

doch hat man ihm dieſe Art zu ſchlieſſen nicht ohne Erinnerung können hingeben laſſen; die ihn, wo nicht in dieſem, doch gewiß in vielen andern Fällen ſehr leicht auf Abwege führen könnte.

* Dubia circa Monades Leibnitianas, Praeſide D. Chriſtophoro Langhanſen, auctore Io. Chriſt. Gottſchedio Regiom. 1722.

ihn, daß man solchen großen Leuten nicht so kühne Widersprüche schuld geben müsse. Und es ist gewiß, daß der damalige Gegner der Monaden nachmals selbst ihr Verfechter geworden.

Dem Herrn geh. R. von Wolf läßt unser Gegner mehr Gerechtigkeit wiederfahren; ohngeachtet er darinn im Grunde mit dem Herrn von Leibnitz einer Meynung ist. Im 10 §. giebt man diesen beyden Weltweisen Schuld, daß sie aus einer nur überhaupt wahrgenommenen Begebenheit Schlüsse gezogen, wenn sie geschlossen: es gehen Veränderungen in der Welt vor; also müssen die Körper mit Kräften begabet seyn; und diese Kräfte müssen in einem Vermögen, oder in einer beständigen Bestrebung den Zustand der Körper zu verändern, bestehen. Die Falschheit dieser Schlüsse zu zeigen, merket der H. V. an, daß alle Veränderungen in der Welt in der Bewegung bestehen. Dieses räumen die Verfechter der Monaden und einfachen Dinge in Ansehung der körperlichen Dinge ein; ob sie gleich lieber sagen würden; daß sie NB. aus der Bewegung entstünden. Denn z. E. die Aenderung der Größe oder der Figur besteht eigentlich nicht in der Bewegung, ob sie wohl durch die Bewegung möglich wird, oder geschieht. Es ist auch unstreitig, daß der Zustand eines Körpers unverändert bleibt, so lange derselbe still steht; wenn aber der H. V. dazu setzet, oder sich mit einerley Geschwindigkeit nach eben derselben Gegend fortbeweget: so scheint dieses einen Abfall zu leiden. Denn da die Bewegung eine beständige Verände-

änderung des Ortes iſt, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie dieſes den Zuſtand der Körper ganz unverändert laſſen könne.

In dem 12 §. will derſelbe dieſen Satz noch feſter ſetzen; indem er ihn von allen Körpern im Zuſammenhange, oder von der Welt überhaupt verſtanden haben will. Er meynt nämlich, wenn alle Körper zugleich ſich nach einerley Richtung und in einerley Geſchwindigkeit bewegten, ſo würde gar keine Veränderung in ihnen erfolgen. Allein, hier werden viele eine ſolche Vorausſetzung für unmöglich halten. Denn der ganze Klump aller wirklich vorhandenen Materie könnte ſich ja nirgends anders, als in dem eingebildeten leeren Raume bewegen, den ſich einige außer der Welt vorſtellen. Allein hierinn eine Bewegung zu ſetzen, iſt ſo viel, als eine dichten: weil durchaus an keinem einzigen Merkmaale eine ſolche Bewegung wahrzunehmen ſeyn, ja die ganze Erklärung der Bewegung wegfallen würde; wenn keine verſchiedene Oerter mehr vorhanden wären, darinn ſich etwas bewegen könnte. Dieſe Bewegung alſo, würde mit der vollkommenſten Ruhe einerley ſeyn, und alſo für eine bloß eingebildete, aber nicht wirkliche Bewegung gelten müſſen.

Doch wir kommen näher zur Sache. Der Hr. Verfaſſer ſetzt mit Rechte, nach Keplern und allen großen Weltweiſen zum voraus, daß ein jeder Körper eine ſogenannte vim inertiae, oder natürliche Trägheit beſitze, vermöge deren er, nach dem erſten Naturgeſetze, in ſeinem jedesmaligen Zuſtande un-

ver-

verrückt bleibt, bis er von einer äußerlichen Gewalt daraus getrieben wird. Die Erfahrung bestätiget dieses Gesetz, und die Herren Meßkünstler begnügen sich damit, ohne die Ursachen davon zu untersuchen: darhingegen die Grundlehrer weiter gehen, und Beweise davon zu geben pflegen. Es ist auch gewiß, daß nicht nur ein ruhender, sondern auch ein bewegter Körper, diese Trägheit an sich blicken läßt. Aber NB. die Bewegung selbst läßt sich aus derselben nicht herleiten; sondern wenn man einmal alle Körper, wie man, ohne ihnen eine bewegende Kraft zuzuschreiben, thun muß, in völliger Ruhe zum voraussetzt: so wird aus ihrer Trägheit allein, nimmermehr die allergeringste Bewegung eines Sonnenstäubchens entstehen. Dieses muß man wohl merken, weil im folgenden viel darauf ankömmt.

Von dieser allgemeinen Trägheit nun, schließt der Herr Verfasser, daß ihr Grund im Körper selbst anzutreffen seyn müsse; und daß jeder Körper mit einer Kraft begabet sey, in seinem gegenwärtigen Zustande zu beharren. Man könnte hier untersuchen, ob diese Kraft im eigentlichen Verstande eine Kraft heißen könne? Denn wenn die Kraft eine Quelle der Veränderungen ist, wie man sich dieselbe durchgehends vorzustellen pflegt, so fällt diese Benennung bey der Trägheit gänzlich weg; indem von ihr allein nimmermehr die allergeringste Veränderung in der Welt entstehen würde. Doch wir wollen so genau nicht gehen: weil schon Keppler dieselbe eine vim genennet; und sie freylich itzo, da es auch Bewegungen in der Welt giebt, bisweilen,

weilen, doch nur zufälliger Weiſe, wie man in Schulen redet, Veränderungen wirket. Es iſt auch richtig, wenn die Körper dieſe Kraft nicht hätten, daß ſie ſich ohne Widerſtand allen Veränderungen überlaſſen würden: allemal zu verſtehen, daß es ſchon Bewegungen, und andere Kräfte in der Welt giebt, die nicht aufs bloße Beharren, ſondern auf die Veränderung des Zuſtandes abzielen.

Nun ſagt der Herr Verfaſſer in dem 21 §. daß, da wir keinen Begriff von einer Welt ohne alle Veränderung haben, es uns deſto leichter fallen würde, einen hinlänglichen Begriff von den Veränderungen, die in einer Welt möglich ſind, zuwege zu bringen. Das erſte iſt wohl in dieſer Welt richtig, denn ſie hat Veränderungen; und eben dieſe haben die Weltweiſen veranlaſſet, die Urſachen derſelben zu erforſchen. Eine Welt aber ohne Veränderungen kann man ſich eben ſo wohl dichten, als oben der Herr Verf. eine Welt dichtete, darinn ſich alles in einerley Richtung und Geſchwindigkeit bewegte. Und gleichwohl würde auch eine ſolche Welt, die ſogenannte Kraft der Trägheit in dem allervollkommenſten Grade beſitzen. Es iſt abermal nöthig, dieſes zu bemerken, da die Herrn Mathematiker, insgemein die Veränderungen in der Welt ſo annehmen, als etwas, davon man den Grund in der Trägheit zu ſuchen hätte, wie auch unſer Gegner bald thun wird. Dazu macht er nun ſchon hier den Anfang; indem er die Veränderungen erklärt, die da entſtehen, wenn ſich der eine Körper bewegt, und auf einen ruhigen ſtößt. An dieſem allen hat niemand

erklären und begreifen lassen. Dieses thun nun so wohl die Leibnitzischen als Wolfischen, obwohl auf verschiedene Weise. Mehr können wir hier nicht beybringen: unsere Leser werden aus dem wenigen schon sehen, was sie sich von der ganzen gelehrten Schrift dieses Gegners zu versprechen haben, und wie wenig die guten Monaden in Gefahr sind, ausgerottet zu werden.

* *

VII.

Das verwirrte und wieder beruhigte Reich der Todten. Eine lucianische Satyre, ohne Vorrede. Cöln, bey Peter Marteau 1746. 5. Bog. in 4.

Wir müssen von dieser wohlgerathenen Schrift etwas weniges sagen, und wenigstens durch einen kurzen Auszug aus derselben die Leser begierig machen, diese wenigen Bogen selbst zu lesen, welches so leicht keinen gereuen wird. Nach einer kurzen Einleitung von der beneidenswürdigen Ruhe und Zufriedenheit, die die Einwohner des Schattenreiches untereinander genießen, sagt der ungenannte Verfasser, er habe der Welt eine wichtige Zeitung von einem großen Streite zu melden, der unlängst in der Unterwelt vorgefallen. Er hat dieselbe aus guten Händen; nämlich von dem Lucian von Samosata selbst, der ihm, als er einmal

mal in einem Wäldchen ſpazieren gegangen, in einer römiſchen Tracht erſchienen. Man darf ſich aber über dieſer Tracht eines Griechen nicht wundern; indem Lucian kaiſerlicher Präfectus in Aegypten geweſen, und ihm alſo der gewöhnliche Mantel der griechiſchen Weltweiſen nicht angeſtanden haben würde.

Nachdem ſie nun ein wenig mit einander bekannt geworden, und wenigſtens bey dem Verfaſſer die innere Furcht, wegen dieſer ſeltſamen Erſcheinung, einigermaßen verſchwunden war, ſo fieng Lucian ſeine Erzählung von dieſer unterirrdiſchen Begebenheit an. Es wäre nämlich ein gewiſſer Gottesgelehrter von der Oberwelt angekommen, und habe einen gewiſſen Weltweiſen angetroffen, den er nie anders als dem Namen nach, gekannt hatte. Dieſer war begierig etwas neues von dem Zuſtande der Oberwelt zu vernehmen, und jener ließ ſich bereitwillig finden. Er fing ſeinen Bericht von der neuern Philoſophie und denen darüber entſtandenen Streitigkeiten an; allein er trug alles ſo bitter vor, daß beyde zu einem ſehr hitzigen Wortwechſel kamen. Dieſes nun zog ſehr viele Schatten herzu: allein alles ihr Beſtreben, Friede zu machen, war vergebens; und endlich theilte ſich der ganze Haufen gar in zwo Partenen, deren eine es mit dem Gottesgelehrten, die andere aber mit dem Philoſophen hielt. Es war nämlich ein gewiſſer Schwindelgeiſt unter ſie gerathen, der die Gemüther dermaßen erbitterte, daß man nichts anders, als einen gewiſſen Krieg voraus ſehen konnte. Hatten vorher die zween Zan-

kenden ein groſſes Lärmen gemachet, ſo ward es anietzt noch viel heftiger, und woſern es nicht gar zum Handgemenge kommen ſollte, ſo war kein anderer Rath, als daß die Parteyen ſich theileten; welches denn auch in drey Haufen geſchah, nämlich in den philoſophiſchen, theologiſchen und in einen neutralen, oder gleichgültigen, der es mit keiner Partey hielt, ſondern dem Lärmen nur zuſah, und der auch der gröſſeſte von allen war. Ihr Vorſatz, unparteyiſch zu bleiben, ward auch ziemlich beſtärkt, als einer von den Schatten auftrat und den übrigen ſagte: er hätte gehöret, es ſollte im Rathe der Cometen beſchloſſen ſeyn, daß 1748. einer von ihnen unſere Erde in Brand ſtecken ſollte. Da würde es nun mit den Erdbürgern ſehr ſchlecht ausſehen, und mit dem untern Schattenreiche nicht viel beſſer, als welches in einer ſo genauen Verbindung mit der Oberwelt ſtünde. Sein Rath wäre alſo, man ſolle doch dieſe kurze Zeit über noch der Ruhe genieſſen, und ſich nicht bereits vor der Erfüllung dieſer ſchrecklichen Drohung, muthwilliger Weiſe unglücklich machen. Allein, er ward von den meiſten mit ſeiner lächerlichen Prophezeihung nur ausgelachet.

Die beyden ergrimmten Parteyen nun ſonnen auf nichts als Rache; und der Krieg ſchien ihnen hierzu das beſte Mittel zu ſeyn. Da man aber billig beſorgen muſte, es möchte der eine Theil dem andern an Stärke überlegen ſeyn; ſo machte man Anſtalten zur Werbung. Der gröſte Theil des gemeinen Volks ſchlug ſich zu den Gottesgelehrten; die alten Sophiſten und Redner aber zu den Weltweiſen,

weiſen, als ihren genauen Verwandten. Der Unterſcheid unter ihnen beſteht nur darinn, daß von den Sophiſten, eine einzige Perſon bald ja, bald nein ſpricht; von den Philoſophen aber einer ja, der andre nein, ſaget. In der Sache ſelbſt aber iſt kein Unterſcheid: denn beyde laſſen ihre Schüler in Ungewißheit ſtehen.

So viel Ueberlegung hatten die ſtreitigen Parteyen doch noch, daß ſie die Kriegsanſtalten zuvor berathſchlagten. Unter den Gottesgelehrten entſtand Anfangs eine ziemliche Uneinigkeit, weil ſie verſchiedener Religion waren. Allein **Duräus** brachte ſie mit Hülfe einiger andern, bald zur Eintracht. Die Erwählung eines Oberhauptes war der erſte Vorſchlag, und die **Päbſte** verlangten dieſe Ehre für einen aus ihrem Mittel: allein die **Patriarchen von Conſtantinopel** begehrten dieſelbe für ſich. Die Sache ward endlich ſo beygelegt: daß, weil viele Päbſte das Kriegshandwerk beſſer als ihr Breviarium verſtanden; die Patriarchen aber den Ruhm verſuchter Soldaten nie begehret hätten, man billig in dieſer Wahl, jene vorziehen würde. Es funden ſich zwar einige, die deswegen keinen Pabſt zum Anführer haben wollten, weil ſie ihn und ſeine Brüder, für den **Antichriſt** hielten: allein zu allem Glücke trat ein Gottesgelehrter von der Partey auf, die gemeiniglich den Pabſt für den Antichriſt hält, und ſagte der ganzen Verſammlung, ſie ſollten ja den Pabſt nicht mehr für den Antichriſt halten. Der übertriebenen und ſich ſelbſt nicht mehr kennenden **Vernunft**, die ſich über alles, ja über

Gott ſelbſt erhöbe, derſelben käme dieſe Ehre alleln zu. Man ſchlug alſo zuvörderſt den Pabſt Hildebrand oder Gregorius den VIII. vor, der die Kaiſer und alle Potentaten ſo trefflich getrotzt hatte. Allein andere ſagten, er wäre zwar unverſchämt genug geweſen, hätte aber keine Erfahrung von Kriegsſachen. Sie ſchlugen Julium II. vor, der Petri Schlüſſel in die Tyber geworfen, und des Paulus Schwerdt ſo wacker zu führen gewußt hätte. Dieſe Wahl ward gebilliget, und er wählete zu ſeinen andern Gehülfen, Philippen Biſchofen von Beauvais, den Biſchof Kätil aus Schweden, und Chriſtoph Bernharden, Biſchofen zu Münſter, von deſſen neuerfundenen Stankkugeln, womit er die belagerten Städte zu ängſten pflegte, man ſich viel Gutes verſprach.

Endlich fragte es ſich, was der vorhabende Krieg für einen Vorwand haben ſollte? Die meiſten glaubten, er könne ein Religionskrieg heißen. Allein, ſeitdem ſo manche Fürſten der Erden, ihre ungerechten Kriege mit dieſem Mantel bedecken: ſo ward dieſer Vorſchlag verworfen, weswegen man beſchloß, die Philoſophen nicht anzugreifen, ſondern ſich nur zu wehren: welches die billigſte Sache von der Welt wäre. Die ſcholaſtiſchen Gottesgelehrten ſcheueten den Krieg, und erbothen ſich, die ganze Sache durch eine gelehrte Zänkerey zu entſcheiden, und die Philoſophen mit unendlichen Diſtinctionen in die Enge zu treiben. Allein, man drohete ihnen mit dem Sokrates, der dieſe Kunſt eben ſo gut könnte, und mit den ſpitzigen Schlußmachern, die

alle

alle Cornutos und Achilles, ja gar Buridans Esel, wider sie zu Felde führen würden.

Es war Zeit zu werben, und hierzu schickte man den Dominicanerorden aus, der so viel heilige Ausspäher (Inquisitores haereticae pravitatis) hervorgebracht, die sich den Ruhm erworben, daß sie einer großen Menge unschuldiger Leute zum Feuer verholfen. Sie brachten auch in kurzem eine große Menge zusammen; zumal da die Jesuiten sich mit ihnen vereinigten. Der große Hexenausspäher, Jacob Sprenger, der bey seinem Leben einen unvergleichlichen Hexenhammer geschrieben, den aber bereits der Rost gefressen, wollte Hexen und Zauberer aufsuchen; in der Hoffnung, daß sie mit Wettermachen und andern Teufelskünsten, den Gottesgelehrten gute Dienste thun sollten: allein im ganzen Reiche der Todten fand er nur ein einziges altes Mütterchen, die sich aus Wahnwitz für eine Hexe ausgab.

Unsere theologischen Werber fanden endlich einen Schatten mit einem Schurzfelle, und das war Jacob Böhm. Er sprang so oft über seinen Leisten hin und her, daß er ganz taumlicht davon ward, und lauter Tincturen, Essenzen, Quallgeister, Salniter, Merkurius und andres unbekanntes Zeug von sich spie. Er fiel darüber endlich zu Boden: Abraham von Frankenberg, Quirinus Kuhlmann und Johann Pordätsch wollten ihm zwar aufhelfen; allein sie geriethen in gleiche Taumeley. Jacob Böhm war in diese Taumeley gerathen, weil er eine gute Dosis von Theophrast

Paracelſens Laudanum zu ſich genommen, wodurch ſeine Phantaſie verrückt worden. Endlich kam noch Johann Georg Gichtel, der im Taumeln mit Böhmen um den Vorzug ſtritt. Seine Phantaſey gieng ſo weit, daß er ſich gar einbildete, er ſey mit der himmliſchen Sophia vermählet. Sein Schatten glich einer feurigen Kugel, und war noch bey ſeinem Leben aus ſeinem ganzen Leibe zuſammen gerollet. Kurz, die Werber mochten dieſe Leute nicht haben.

Indeſſen hatten ſich viele Mohrenſchatten bey der theologiſchen Generalität gemeldet. Man war ſchon im Begriff ſie anzunehmen, als einer erinnerte, ſie ſollten beweiſen, daß ſie auch wirklich vom Adam abſtammeten, welchem Satze ihre ſchwarze Farbe zu widerſprechen ſchien. Die Mohren lachten herzlich und behaupteten: Adam ſey ſchwarz geweſen, und der Beweis käme alſo vielmehr den Werbern zu. Nach vielem Reden und Widerreden, da man unter andern den Mohren ſagte, ſie wären von einem Cometen auf die Erde ausgeſpieen worden, wurden ſie böſe, mochten mit dem ganzen Handel nichts zu thun haben, und giengen davon.

Von dieſen kam man an eine große Menge Tempelherren, die man gern in Dienſt genommen hätte: allein dieſe waren noch ſo böſe, weil einer der vornehmſten theologiſchen Gebiethiger in ſeinem Leben ihr ärgſter Feind geweſen, und daß der geldhungrige Pabſt Clemens V. ihren ganzen Orden ausgerottet, um nur deſſen Güter an ſich zu ziehen; daß ſie die Werber mit Unwillen fortjagten.

Sie

Sie trafen ferner eine Menge Mönche an, Geiß-ler genannt; die ſie aber, der häufigen Narben und Beulen wegen, für untüchtig zum Kriege hielten. Endlich ſtieß den Werbern ein großer Hauſe dicker und wohlgemäſteter Schatten auf. Derſelbe war, als er die päbſtliche Bulle ſah, gleich zum Dienſte bereit; als ſie aber zur Generalität kamen, fragte man, was man mit den dickgemäſteten Wänſten machen ſolle? Es ward aber geantwortet, man ſollte ſie nur dem tapferen **General Schomberg** übergeben, der, als er in **Portugall** wider die **Spanier** commandirt, das Geheimniß erfunden, aus faulen Mönchen gute Soldaten zu machen.

Bey dem Kriegsrathe der Philoſophen ließ man alle Secten zu, nur die **Pyrrhonier** und **Akademiker** nicht, die aller andern Feinde waren. Zuerſt kam die Frage vor: ob dieſer Krieg gerecht wäre? **Machiavell** hielt dieſelbe für ſehr unnöthig, weil alles auf das Intereſſe ankäme. **Spinoza**, der nahe bey ihm ſtand, ſagte, er habe lange in den Gedanken geſtanden, das ganze Recht der Natur beſtehe darinn, daß ein großer Fiſch die kleinern verſchlingt; welcher Satz aber keinen Beyfall fand. **Ariſtoteles** fieng an, von der **Materie** und **Form** des Krieges, ein langes und breites herzuſchwatzen, worüber die ganze Verſammlung zu jähnen und ſchläfrig zu werden anfieng. Endlich beſchloß man einhällig den Krieg, und ſchickte den ſcythiſchen Weltweiſen **Abaris** ab, ihn den Gottesgelehrten anzukündigen; welches er auch auf ſeinem Wunderpfeile in ſehr kurzer Zeit that.

Zum Generale dieſes Heeres wollte man den groſſen Pythagoras nehmen. Als man ihn aber ſuchte, ſo fand ſichs, daß er gar nicht mehr im Reiche der Todten, ſondern auf der Oberwelt ein weißer Schmetterling geworden wäre, welche Thiere keine Bohnen eſſen. (Allhier findet man auch eine ſehr merkwürdige Nachricht, daß die goldne Hüfte dieſes Weltweiſen ſich jetzund in des Schach Nadirs Cabinette befindet.) Man ſchlug alſo den cyniſchen Weltweiſen Peregrinus vor, der ſo herzhaft geweſen, ſich ſelbſt zu verbrennen. Allein Lucian ſprach ihm vor der ganzen Verſammlung die Ehre ab, daß er dieſes aus Herzhaftigkeit gethan habe; ſondern daß er vielmehr feſt geglaubt, man werde ihm die That nicht erlauben; ſondern ſich mit ſeinem bloßen Anerbiethen dazu, begnügen laſſen. Carteſius ſchlug alſo den Ariſtoteles zum Regimente vor, der ſelbſt ein Soldat geweſen, und auch mit dem Alexander zu Felde gezogen war; und es war kein Wunder, daß die meiſten Stimmen auf dieſe Seite fielen.

Nun waren die Werbungen das nöthigſte, und das Handgeld beſtand in Wahrheiten; davon doch oft hundert Stücke, kaum einen Heller werth waren. Zuerſt kamen ſie auf einen Haufen Schatten, aus deren Munde lauter Thiere, wie aus einem Bienenſtocke, herauskamen. Man merkte bald, daß es Stoicker wären, die alle Tugenden und Laſter für Thiere gehalten. Sie wollten ſich in dieſen Krieg gar nicht einlaſſen, und kamen endlich, da ſie zur Probe ihrer Unempfindlichkeit eine Maulſchelle vorlieb nehmen ſollten, mit den Werbern gar zu Händen;

dein; wobey sie sich so wacker hielten, daß man ihr Vorgeben, sie hätten keine Gemüthsbewegung, nicht gelten ließ, sondern sie mit anwarb.

Sie fanden ferner einen sehr aufgequollenen Schatten, dem sie fast die Wassersucht zutraueten; allein es war ein Metaphysicus, der von lauter Abstractionen, Wirklichkeiten, Möglichkeiten ꝛc. so angeschwollen war. Sie wollten ihn nicht stören, aus Furcht, ihr Handgeld, welches in Wahrheiten bestand, würde ihm, der schon ganz voll davon war, nicht behagen.

Nach diesem erblickten sie viele Schatten, die auf sonderbaren Leitern auf und abkletterten. Dieß waren prädicamentalische Leitern; und man hoffte beym Sturmlaufen viel Gutes von ihnen. Nicht weit davon war der göttl. Plato; um seinen Kopf schwärmten lauter Horniſſe, Mücken, Fliegen und andres Ungeziefer. Sie wollten ihn werben; allein er war böse, daß man seinen Schüler zum Heerführer gewählet. Daher blieb er auf seinem Dodecaedro sitzen, dessen sich Gott, wie er glaubte, bey Zusammenfügung der Welt bedienet, und wollte hier deren bevorstehende Revolution erwarten.

Die Werber kamen weiter in eine seltsame Gegend, darinn sie gar nichts erblickten. Sie dachten schon, hier hätte das Reich der Todten ein Ende; endlich aber sahen sie den Epikur, Demokrit, Gassendi und viele Engländer. Diese hatten sich hier in ihren beliebten leeren Raum versammlet, und schätzten sich darinnen weit glücklicher, als die Götter des Epikurs. Sie wollten ihn auch nicht

ver-

verlaſſen und mochten mit dem Kriege nichts zu thun haben. Man erboth ſich zwar ihren leeren Raum mit allerley Wahrheiten anzufüllen; allein das war ihnen ungelegen: bis ſie ſich endlich entſchloſſen, mitzugehen, doch mit dem Bedinge, daß ſie immer wieder ins Leere zurückgehen könnten. Nicht fern davon fand man ihre Gegner, ſo dicht auf einander gepfropft, als wenn ſie ſich erdrücken wollten. Dieſe nun ließen ſich nicht lange nöthigen, und giengen mit.

Sie ſtießen endlich auf eine Menge, die etwas mehr als bloße Schatten zu ſeyn ſchien: dieß waren die bekleideten Monaden. Sie ſahen dieſelben, ihres Körperchens wegen, erſt für Sterbliche, und für Ausſpäher aus der Oberwelt an; allein da ſie drauf beſtunden: ſie würden ferner nicht ſterben, ſie hätten dieſen Leib gehabt, ehe ſie noch geboren worden, und würden ihn auch wohl behalten; ſo wollte man ſie werben. Allein ſie ſagten, ſie könnten ihren gegenwärtigen Ort nicht verlaſſen, ihr Geſichtspunct erfordere ihn, und ſie ſtünden mit ſolchen Dingen in Verbindung, die ihre Rolle, die ſie ſpielten, nothwendig erfordere. Nicht fern davon waren auch thieriſche Monaden, unter welchen die Pferdemonaden unſern Werbern zu Aufrichtung einer Cavallerie vortrefflich anſtunden; allein das ganze Monadenheer widerſetzte ſich ihrer Abfolge, und es war alſo nichts zu machen. Im Fortgehen hörten ſie noch eine Muſik, und meynten, es wäre die pythagoriſche Harmonie der himmliſchen Kreiſe: allein ſie merkten bald, daß dieſe Harmonie von den Monaden und ihrer vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung herrühre.

Un-

Unſere Werber trafen ferner einen griechiſchen Weltweiſen an, dem ſie Handgeld bothen. Allein er lachete, und ſagte: ſollte Dicäarchus der in ſeinem Leben überzeuget geweſen, daß die Seele nichts iſt, in ſeinem Tode noch etwas ſeyn? Was wollt ihr mit einem leeren Nichts machen? Sie lachten noch mehr über ihn, als er über ſie, und fragten ihn: ob er denn nicht gehört hätte: daß das, Ich denke, darum bin ich, eine unumſtößliche Wahrheit ſey? Er glaubte aber, daß wenn er nichts wäre, er auch nicht denken könne. Sie überließen ihn alſo ſeiner Thorheit.

Nicht weit davon fanden ſie einen Schatten, der bemühet war, ſich einen neuen Leib zu bauen und damit wieder in die Oberwelt zu wandern. Sie ſahen bald, er müßte ein Arzneygelehrter ſeyn, und zwar von denen, die da glauben, daß die Seele ihren eignen Körper baue. Sie lachten ihn aus, und verſicherten ihn er würde nichts ausrichten. Das ſollt ihr ſehen! ſagte er, ich bin bald fertig. Er hatte aber kaum ausgeredet, ſo fiel ſein lächerliches Gebäude in einen Klumpen. Sie bothen ihm alſo eine treffliche Wahrheit zum Handgelde an, nämlich: die mediciniſche Wahrheit iſt eine der allerungewiſſeſten; allein er wollte darüber gar aus der Haut fahren, und jagte ſie mit Ungeſtüm fort.

Hierauf wurden ſie einen ſehr ſonderbaren Schatten gewahr, nämlich einen Punct, der ſehr lieblich ausſtralte, in die Länge und in die Breite, aber nicht in die Dicke. Sie hätten zu viel Zeit verloren, wenn ſie davon nähern Bericht hätten einziehen wollen.

Von

Von hier kamen ſie an eine Verſammlung von Freymäurern, aus denen ſie lange Zeit nicht klug werden konnten; endlich aber dieſelben auch zum Dienſte des philoſophiſchen Krieges anwurben. Die Werber giengen weiter fort und kamen in einen ſchönen Luſtwald, wo ein ſilberheller Bach ſtrömete. Hieſelbſt nun war eine ſehr große Menge Schatten, die alle Lorberkränze auf den Köpfen und geſchminkte Geſichter hatten: und man erkannte ſie gar bald für Poeten. Es gieng aber unter ihnen ſehr uneinig zu: ſie ſtritten ſich nämlich wegen der Rechte und Grenzen der Schaubühne. Einige ſpotteten der Opern; andere wollten deren Ehre retten. Es fragte ſich, ob ein epiſcher Dichter Opern machen dörfe? ob der Reim verworfen oder beybehalten werden ſolle? Wer der beſte Dichter ſey, dem man nachahmen müße? und dergleichen wichtige Punkte mehr. Ja ſie konnten ſich nicht einmal vergleichen, was denn ihr Handwerk, die Dichtkunſt, eigentlich für ein Ding ſey? Man kann nicht ſagen, wie ſehr ſpißig es unter dieſen Leuten zugieng: ſie bothen allen ihren Wiß dazu auf, und entſagten darüber faſt der Vernunft. Ja weil ſie ſich mit lauter Leckerbißchen des Wißes nährten, ſo waren einige, auch für bloße Schatten, faſt zu mager. Die Schäferdichter waren mit den Hirtenſtäben über einander her, und würden ſich blutig geſchlagen haben, wenn ſie noch Blut gehabt hätten. Das luſtigſte aber war ein Haufen Harlekins, der ſich ſehr beſchwerete, daß man ihn von der Schaubühne verjagt hätte. Dieſe Poeten hatten nun nicht große Luſt zum Kriege, weil,

es vielen, die gut ſanguiniſch waren, an Herz gebrach: allein da ſie hörten, daß es hernach über die großen Siege viel zu ſingen geben würde; ſo giengen ſie mit.

Indem nun die Werber mit ihren Geworbenen zur Generalität kehrten, entſtand ein Geſchrey, es wäre bereits ein Scharmützel unter den ſtreitigen Parteyen vorgegangen. Einer erzählte es ſo, der andre anders; und es fehlten nur gedruckte Zeitungen, ſo wären der Lügen noch mehrere geworden. Endlich aber erſtaunte man ſehr, als dieſes ganze Gerücht ungegründet war; man ſchämte ſich ſeiner Leichtgläubigkeit und faßte den Entſchluß, keiner Zeitung eher, als nach einer dreymaligen Beſtätigung zu glauben; auch in Vertheidigung der Partey, welcher man im Herzen zugethan iſt, niemals gar zu hartnäckig zu ſeyn.

Es fragte ſich endlich bey den Weltweiſen, mit was für Waffen man kriegen wollte? Einige wollten anziehende, andere fortſtoßende Maſchinen haben. Jene ſchlugen den Heber, und dieſe den Blaſebalg vor, der auch endlich ſeines beliebten Windes wegen, durch die meiſten Stimmen erwählet ward. Nun kam es noch auf die Kriegskoſten an, und hierzu berief man die Alchymiſten. Sie verſprachen viel; lieferten aber keinen Häller; daher man beſchloß, die Armee ſollte, nach Art der Huſaren, auf Beute dienen.

Beyde Heere waren durch den Styx getrennet. Es fragte ſich alſo, wie die Philoſophen beym Angriffe, ihre Leute hinüberbringen würden. Charons Nachen war zu klein; man fiel alſo auf Reyſersbergers Narrenſchiff, darinnen ehemals alle Sterblichen Platz gehabt.

Dieſe

Diese Berathschlagungen währten noch, als plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag geschah, der das ganze Schattenreich erschütterte. Unsere Krieger erkannten den Zorn des Himmels daraus, und kamen auf andere Gedanken. Einige versicherten, daß ihnen bald nach dem Schlage, etwas wie eine Mücke, aus dem Kopfe gefahren; welches vermuthlich der Taumelgeist gewesen.

Sie sehnten sich nunmehr nach der vorigen Ruhe, und Plato, Heinrich Morus, nebst einigen andern, thaten Vorschläge zu einer neuen Regierungsform: man fand aber daß ihre Vorschläge in eine andere Welt gehöreten. Der allgemeine Schluß fiel da hinaus: Ein jeder sollte die Schwäche der menschlichen Vernunft stets vor Augen haben, und daher seinen Begriffen und Urtheilen nie zuviel trauen; sich auch allemal erinnern, wie leicht die Leidenschaften sich mit einschleichen, welche die wenige noch übrige Erkenntniß der Wahrheit verdunkeln. Diesem ward noch hinzugefügt, daß wer sich künftig unterstehen würde, seine Meynungen mit völliger Gewißheit zu behaupten, den Strafen des Sisyphus und Tantalus unterworfen seyn sollte; das heißt: sie sollten eine vollkommene Gewißheit in philosophischen Wissenschaften ohne Aufhören suchen, und sie dennoch niemals finden. Lucian wünschet, (und wir mit ihm) daß das Reich der Gelehrten diesen Entschluß in Erwägung ziehen, und dem Beyspiele der Schatten folgen möge.

Hier schließt der Herr Verfasser diese wohlausgearbeitete Schrift, die er mit Recht lucianisch nennet, und woran wir insonderheit loben, daß sie ohne alle Bitterkeit geschrieben ist, und von allen Parteyen, die sie auch trifft, ohne Widerwillen gelesen werden kann: eine Eigenschaft die anjetzo bey den meisten witzigen oder sinnreichen Schriften fehlet. Die Schreibart ist ziemlich wohlklingend und fließend, und die statt einer Vorrede hinten angehenkte Nachrede, artig abgefaßt.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des III. Bandes 5. Stück.

Yk 1925. 1724

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat November 1746.

IVVENAL.

Quid -- faciam ? Mentiri neſcio; Librum
Si malus eſt, nequeo laudare.

I.

An hiſtorical Diſſertation on Idolatrous Corruptions in Religion, From the Beginning of the World, and on the Methods taken by divine Providence in Reforming them &c.

In Two Volumes. Lond. 1734. 8.

b. i.

Eine hiſtoriſche Unterſuchung abgöttiſcher Verderbniſſe der Religion von Anbeginn der Welt, und von den Mitteln, deren ſich die göttliche Vorſicht bedienet hat, ſie wieder abzuſtellen.

Iſt gleich dieſes Buch bereits nicht mehr neu, ſo iſt es doch in Deutſchland nicht ſehr bekannt geworden, und verdient, ſeiner Vortrefflichkeit wegen, allerdings bekannter zu ſeyn. Der ungen. Verfaſſer hat auſſer dem obigen Titel, noch die Abſicht auf demſelben entdeckt, darinn er ſelbiges geſchrieben, welche denn ſeine Arbeit deſto merkwürdiger macht. Denn in dem ganzen Werke wird beyläufig der göttliche

Urſprung des moſaiſchen Geſetzes bewieſen, und gegen die Einwürfe aller derer vertheidiget, die es aus den Sitten und Gebräuchen der Aegypter und andrer heidniſchen Völker haben herleiten wollen. Ja es werden auch die Klügeleyen der Deiſten gegen die Offenbarung hin und her in Betrachtung gezogen. Scheint nun alſo gleich dieſes Werk zu dem Umfange der theologiſchen Schriften zu gehören: ſo ſchlägt es doch mehr in die Alterthümer ein, und iſt voller vernünftiger Unterſuchungen, die man auch, ohne ein Gottesgelehrter zu ſeyn, anſtellen kann. Daß aber alle dieſelben der Religion zum Beſten gereichen, und ihre Grundlehren befeſtigen, das wird verhoffentlich unſern Leſern nicht zuwider ſeyn.

In der Zueignungsſchrift an den Biſchof zu Rocheſter, ſagt der Verfaſſer, daß es nicht unbillig ſey, zu einer Zeit, da man die Chriſtliche Religion als eine Wurzel des Aberglaubens vorſtellen will, zu zeigen: daß die Offenbarung, darauf ſie ſich gründet, von Gott beſtimmet worden, die Menſchen von dem unvernünftigen Zwange zu befreyen, der ihnen von dem Aberglauben war auferleget worden. Und dieſes wäre ſein Vorhaben in dieſem Werke: Gott habe nämlich die Offenbarung bloß gegeben, die Abgötterey zu vertilgen, und demjenigen Aberglauben ein Ziel zu ſtecken, der ſich aller Völker bemeiſtert hatte.

Zu dieſem Ende habe er auf den Urſprung des heidniſchen Aberglaubens zurückgehen, und ſeinen Fortgang anmerken müſſen. Da nun die bibliſchen Stellen, die davon handeln, beynahe die ſchwerſten

in

in den Büchern Moſis wären, und von gemeinen Lesern nicht verſtanden würden: ſo habe er ſich bemühet, ein ordentliches Lehrgebäude daraus zu machen, um ſelbſt den Gelehrten einen Dienſt zu leiſten. Bey dieſer Veranlaßung hat er gezeigt, daß ſelbſt der levitiſche Gottesdienſt, den man ſonderlich brauchen wollen, das göttliche Anſehen der Schrift umzuſtoßen, nur in der Abſicht befohlen worden, die Jüden vor der Abgötterey und dem Aberglauben benachbarter Völker zu bewahren. Und obgleich der Endzweck einiger von dieſen Geſetzen uns unbekannt wäre, ſo folgte doch daraus nicht, daß ſie keinen gehabt; vielweniger Gott unanſtändig wären: da ſie ja zu mancher uns unbekannten Abſicht ganz weislich könnten angewandt ſeyn. Er wundert ſich alſo, daß man Spencers Meynung, in dem Buche von den Geſetzen der Hebräer, nicht billigen, und in Erklärung der moſaiſchen Geſetze nicht brauchen wollen. Dieſes käme nur von dem Vorurtheile her, daß Spencer, der die levitiſchen Ceremonien von den Gebräuchen heidniſcher Völker beym Gottesdienſte, hergeleitet, und dem Moſes Schuld gegeben, er habe mehr den ägyptiſchen Gottesdienſt verbeſſert, als einen neuen von Gott anbefohlnen angeordnet; daß, ſage ich ein ſolcher Mann, gar nichts gutes geſagt haben könne. Er habe ſich alſo der Spenceriſchen Gelehrſamkeit zu einer Abſicht bedienet, die Spencer verworfen haben würde. Und wenn er ja eine Aehnlichkeit zwiſchen Jüden und Heiden im Gottesdienſte gefunden, ſo habe er gezeiget: daß nicht Moſes dieſe Ceremonien von den Heyden, ſondern umgekehrt, dieſe ſie von den Jüden entlehnet haben.

Ferner macht er die Anmerkung, daß diejenigen, die ſoviel Einwürfe gegen die Bücher Moſis machten, dieſelben nur nicht verſtünden: wenn man aber dieſelben mit Hülfe der heidniſchen Bücher und Nachrichten aufklärete, ſo fielen alle Zweifel weg. Und es gereichte zu keiner geringen Beſtätigung derſelben, daß faſt jedes Ueberbleibſel des heidniſchen Alterthums, zur Erklärung der Schrift etwas beytrüge: indem die merkwürdigſten Hiſtorien derſelben bey den Heyden nur ſo eingekleidet worden, wie es die Einführung der Abgötterey erfordert hat.

Wenn jemand nichts als Demonſtrationen in ſeinem Glauben haben wollte, ſo würde derſelbe freylich manchen von ſeinen Vernunftſchlüſſen, als fabelhaft verwerfen. Allein dieſen erinnert er, daß es ſehr unvernünftig ſey, andre Arten der Beweiſe zu fordern, als die vorhabende Materie leidet. Ja es wäre recht abergläubiſch und enthuſiaſtiſch, eine ſolche Art der Klarheit zu verwerfen, und gleichwohl andre Sätze anzunehmen, die ganz und gar keine Klarheit hätten. Es wäre ferner eine gemeine Klage der Gelehrten, daß wir ſo wenige Schriften aus recht alten Zeiten übrig haben. Allein die älteſten, die man noch hätte, wären von ihm fleißig gebraucht; und es wäre merkwürdig, daß dieſelben deſto genauer mit den Schriften Moſis übereinſtimmeten, je näher ſie ſeinen Zeiten kämen. Soviel aus der Zuſchrift, die zugleich die Stelle einer Vorrede vertritt.

Im I. Cap. beweiſt der Verfaſſer die Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung, die Menſchen

ihre

ihre Pflichten zu lehren. Selden führt Rabbinen an, die da vorgeben, Gott habe dem Adam alle moraliſche Pflichten offenbaret: und dieſes wäre entweder mit Worten geſchehen, wie ſie nachmals dem Noah wiederholet worden; oder durch einen Eindruck in ſeinen Verſtand, gleich in der Schöpfung. Moſes ſcheint der letzten Meynung geweſen zu ſeyn. Doch wiſſen wir nicht, wie weit die Erkentniß der erſten Menſchen gegangen. Sollten ſie erſt aus den Folgen ihrer Handlungen lernen was gut oder böſe war; ſo hätten ſie erſt aus vielen Fehltritten klug werden müſſen. Alles was der Verfaſſer hiervon ſagt, iſt nicht gemein, und ſehr gründlich.

Hierauf handelt er die Frage ab, ob ſchon vor der Sündfluth eine Art von Abgötterey entſtanden ſey? Die Schrift ſagt, die Menſchen hätten ihren Weg verderbet, welches die Rabbinen von der Unreinigkeit und Abgötterey erklären. Selden erklärt mit dem Onkelos und Maimonides die Worte: daß man zur Zeit, da Enos geboren worden, angefangen vom Namen des Herrn zu predigen; ſo, daß man zu der Zeit angehoben, den Namen Gottes den Geſchöpfen beyzulegen. Sanchoaniathon, der die Geſchichte von Cains Geſchlechte beſchrieben hat, wie Moſes Seths Linie beſchreibt, redet deutlicher davon. Philo Biblius hat ſeine Geſchichte aus dem phöniziſchen ins griechiſche gebracht. Er erzählt, wie man in dem zweyten Gliede vom Adam angefangen, die Sonne; im fünften Pfeiler von rohen Steinen, im neunten aber Bildſeulen berühmter Leute anzubethen. Der Schaſter, oder Zend, ein Buch wel-

Zoroaſter geſchrieben, und welches die Braminen für ihre Bibel halten, ſchreibet die Erfindung von Verehrung der Bilder dem Myſe, dem Sohne des erſten Menſchen Poimous zu: um welcher Verderbniß halber, die Menſchen durch eine allgemeine Sündfluth ausgerottet worden.

Wir übergehen das übrige dieſes Capitels, von den Einwürfen der Deiſten wider die Offenbarung, die doch dieſer Unart hat Einhalt thun ſollen; vom Urſprunge der Abgötterey nach der Sündfluth, die ſich wiederum ſonderlich bey den Sabäern, oder Zabiern, auf Sonne, Mond und Sterne gerichtet; von der Rettung der Beſchneidung, u. d. gl. m.

Im II. Capitel wird gewieſen, wie große Männer nach ihrem Tode vergöttert worden. Die arabiſchen Schriftſteller geſtehen es, daß die Ehrfurcht, die man im Leben gegen ſie gehabt, die erſte Veranlaſſung dazu gegeben. Diodor erzählt eben das von den Aegyptern, die außer den himmliſchen Göttern, auch irrdiſche angebethet, die Könige bey ihnen geweſen waren. Cicero und Plinius erzählen eben desgleichen; ja man ſuchte ſich auch bey dem Verluſte ſeiner Kinder damit zu tröſten, daß man ſie unter die Zahl der Götter ſetzen ließ: wie Cicero ſelbſt mit ſeiner Tulliola es ſo gemacht. (Lactanz. im I. B. 15. Cap.) Minucius Felix, Auguſtin und Cyprian, erzählen einhällig, Alexander der große habe an ſeine Mutter geſchrieben: daß der ägyptiſche hohe Prieſter ihm geſtanden: die obern Götter Jupiter, Juno, Saturn ꝛc. wären vormals Menſchen geweſen. Cicero in ſeinen tuſculaniſchen Fragen,

ſagt

ſagt eben das: und Euhemerus, ein alter Poet, hat die Lebensläufe der Götter, aus denen in ihren Tempeln befindlichen Urkunden beſchrieben, weswegen die Heiden ſehr auf ihn erboßt geweſen. Sextus Emp. und Cicero nennen ihn gar einen Gottesleugner. Aber Plutarch in ſeinem Buche von der Iſis und dem Oſiris, kann ihm nicht unrecht geben. Heſiod und Homer haben ihre Geſchlechtregiſter eingeführt, und die ägyptiſchen Prieſter wieſen noch die einbalſamirten Körper ihrer Götter: wie denn Syncellus ſieben Götter und neun halb Götter erzählt, die in Aegypten regieret haben. Gleichwohl wurde es daſelbſt durch Geſetze bey Lebensſtrafe verbothen, zu ſagen, daß Serapis jemals ein Menſch geweſen. Wir können uns aber auch hiebey nicht länger aufhalten, ſondern müſſen bezeugen, daß bey vieler Beleſenheit in den Alten, auch ſehr viel Vernunft, und überall ein geſundes Urtheil hervorleuchtet.

Im III. Capitel wird gezeigt, daß die Heyden dieſe beyden Arten der Abgötter mit einander vermengt, und vorgegeben haben, daß die vergötterten Menſchen in den Geſtirnen ihren Wohnplatz genommen. Hier werden viele Stellen, aus dem Jamblichus, Pythagoras, Plato, Zeno, Poſidonius, Philo und Proklus auf dieſe Art erkläret. Selbſt Homer, Cicero und Virgil haben dieſe Meynung gehabt, wenn ſie die Geſtirne für beſeelte Weſen ausgegeben. Anaxagoras ward auch von den Athenienſern verbannet, weil er behauptete; die Sonne ſey nichts, als ein Klump Feuer, und der Mond eine bewohnte Erdkugel: als wenn er ihre Gottheit geleugnet hätte,

da er ſie nicht für beſeelte Körper halten wollte. Den vornehmſten ihrer Götter, den Baal in den Morgenländern, den Zevs bey den Griechen, und den römiſchen Jupiter, ließ man in der Sonne wohnen. Durch alle drey hat man den Cham verſtanden, welches mit dem hebräiſchen Namen der Sonne Chama übereinſtimmt, der von Chom, oder die Hitze, herſtammet; ſo wie im griechiſchen Zevs von ζεω, ich bin heiß, herſtammt. Makrobius aber hat den gröſten Theil ſeines erſten Buches angewandt, darzuthun, daß Apollo, Mars, Mercur, Aeſculap, Salus, Herkules, Iſis, Serapis, Adonis, Attys, Oſiris, Horus, Nemeſis, Pan, Saturn und Jupiter, nichts anders geweſen, als die Sonne.

Was die Göttinnen betrifft, ſo ſind dieſelben nichts, als Bewohnerinnen des Mondes geweſen. Der Phönicier und Cananiter Aſtharoth, Aſtarte, Baaltis, der Aegypter Iſis, der Araber Alilat, der Griechen und Römer Juno, Venus, Diana, u. ſ. w. ſind nichts anders geweſen. Lucian und Herodot bezeugen es, und Plutarch desgleichen. Man nannte daher den Mond die Königinn der Sterne:

Siderum Regina bicornis audi
Luna, Puellas! *Hor.*

So nennt Jeremias den Mond auch, da er den Iſraeliten ihre Abgötterey gegen denſelben vorrücket, im 7. Cap. 18. V. Die andern Planeten haben ebenfalls dergleichen veranlaſſet, nachdem ſie ſichtbar oder unſichtbar waren, aufgiengen, am höchſten ſtunden, mit andern Planeten vereinigt waren, oder untergiengen. Denn man weihte Bilder, die ihre

Stellen

Stellen vertreten mußten: wie Auguſtin aus dem Hermes Trismegiſtus davon ein Zeugniß angeführet hat; und wie Pocock aus arabiſchen Schriftſtellern erweiſt, daß ſie geglaubt, die Bilder wären beſeelt. Doch wir müſſen abbrechen und zum folgenden Capittel ſchreiten.

In dieſem, welches das IV. iſt, handelt der Verfaſſer vom Joſeph und Moſes. Bey dem erſten merkt er an, daß Pharao befohlen, Joſeph ſolte ſeine Brüder über des Königs Vieh ſetzen; und beweiſt, daß dieſes damals eine der höchſten Würden im Reiche geweſen: ſo wie noch itzo der Oberſtallmeiſter, oder nach alter Art der Marſchalk, der über des Fürſten Pferde geſetzt iſt, bey Hofe in groſſem Anſehen ſteht. Dieß wird aus dem Diodor, Herodotus und Homer dargethan. Der zweyte erzählt von dreyen Brüdern, ſehr vornehmen Männern, deren der älteſte über des Königs Pferde, der mittelſte über ſein Rindvieh, und der jüngſte über die kleinern Heerden geſetzt geweſen. Der letzte aber macht den Eumeus zu des Ulyſſes vornehmen Bedienten, ob er gleich über ſeine Schweine geſetzt war; und nennt ihn einen göttlichen Sauhirten: anderer Beweiſe von den Jüden und Römern zu geſchweigen.

Gleichwohl haben die Nachkommen Jacobs in Aegypten nicht ihre reine Religion bey den Aegyptern fortgepflanzet, ſondern in den 215 Jahren von Jacobs Tode, bis auf ihren Auszug, die Abgötterey derſelben ſelbſt angenommen. Worinn ſie beſtanden, ſagt Moſes in ſeinem Liede; neue Götter, die ihre Väter nicht gekannt, und nicht gefürchtet; d. i. die

Seelen der Helden und Prinzen. Hier beſchreibt der Verfaſſer die Geſchichte Moſis, und vergleicht ſie mit dem Strabo, der uns berichtet: die Iſraeliten hätten, auf ſeinen Unterricht, daß Gott nicht in Beſtien und Bildern angebethet werden wolle, die ägyptiſche Abgötterey verworfen. Bey dieſer Gelegenheit vertheidiget der Verfaſſer die göttliche Geſandſchaft Moſis, die man durch eine Stelle aus Joſephen, hat anfechten wollen; darinn er mit einer kaltſinnigen Freyheit von Moſe geſchrieben: worauf aber der Verfaſſer mit dem berühmten von Dalen (de Orig. & Progr. Idol. *p.* 136) antwortet: Joſephus ſey für einen halben Heiden zu halten geweſen; welches er ausführlicher darthut, ſonderlich aus ſeiner Schmäucheley, da er den Kaiſer Veſpaſian für den Meſſias, ſich ſelbſt aber für einen Propheten ausgegeben.

Wir müſſen die Vergleichung des Moſes mit dem Minos und Numa, die ſehr wohl gemacht iſt, und zu beſonderm Vorzuge des erſten gereicht; die Vertheidigung der Sündfluth und ihre Vergleichung mit des Ogyges und Deukalions ſeiner, nebſt vielen andern Stücken hier vorbeygehen, um von dem V. Cap. auch etwas zu melden. Hierinn zeiget der gelehrte Verfaſſer, daß den Iſraeliten befohlen worden, dem wahren Gotte, eben die Thiere zu opfern, die man in Aegypten anbethete. Da die Aegypter ihr vornehmſtes Feſt dem Bocke zu Ehren feyerten, der unter ihren heiligen Thieren faſt das vornehmſte war: ſo ward den Jüden das Oſterfeſt, oder Paſſah zu feyren anbefohlen, daran ſie ein jähriges Böck-

lein

lein ſchlachten und verzehren mußten. Wenn man ſich nämlich erinnert, was Herodotus, Diodorus und Cicero berichten, daß alle Einwohner ägyptiſcher Städte ihr Gebeth an die heiligen Thiere gerichtet, und denjenigen am Leben geſtrafet, der eins davon mit Vorſatz getödtet; ja wenn eine Feuersbrunſt entſtanden, lieber alles verbrennen laſſen, um nur ihre geweiheten Beſtien zu retten: ſo wird man verſtehen, was Moſes dem Pharao geantwortet, als er ihm ſagte, die Iſraeliten ſollten in Aegypten opfern: Sollen wir den Gräuel der Aegypter dem Herrn unſerm Gotte opfern? Selbſt der Unterſcheid der reinen und unreinen Thiere, ſollte die Iſaeliten vor der Abgötterey bewahren. Denn diejenigen, die man in Aegypten verehrete, dorfte man eſſen; die andern aber nicht: weil alſo deſto weniger Gefahr war, daß ſie etwa diejenigen anbethen möchten, die ihnen ein Gräuel und Abſcheu waren. Ueberhaupt ward die Heiligkeit der Thiere, durch die Erneuerung der Noachiſchen und Abrahamiſchen u. d. gl. Opfer, ganz niedergeſchlagen. Sie mußten entweder von Rindern, Ziegen oder Schafen genommen werden: die Schweine aber, die man der Ceres, oder die Pferde, die man der Sonne, und die Eſel, die man dem Priapus bey den Heiden geopfert hat, dorften dem Gott Iſraels nicht gebracht werden. Was ſonderlich das Rind betrifft, ſo war dieſes das Sinnbild des erſten Stifters des ägyptiſchen Reichs, und ward zu Heliopel und Memphis verehret; die Ziege hergegen zu Mendes, und der Bock war ihrem Gotte Hammon heilig. Maimonides ſagt auch ausdrücklich:

lich: Gott habe den Jüden dieſe Thiere zu opfern befohlen, weil das Schlachten derſelben bey den Aegyptern für das entſetzlichſte Verbrechen gehalten worden. Es iſt auch merkwürdig, daß Gott den Armen, die kein Schaf, vielweniger ein Rind bezahlen konnten, einen Vogel zu nehmen befohlen, nicht aber einen Hahn, den man dem Aeſculap; nicht eine Gans, die man der Iſis opferte. Die Tauben waren der Venus heilig; aber dieſe ſollten die Juden Gott opfern. Ja wenn man einen Kuchen oder eine Hand voll feines Mehl opfern dorfte: ſo mußte kein Sauerteig oder Honig darinnen ſeyn; mit welchem doch die Heyden ihre Opfer erſt recht angenehm zu machen ſuchten. Und wenn endlich bey den Heyden kein Salz dabey ſeyn dorfte, den ſie für des Typhons Schaum hielten: ſo befahl Gott, daß alle Opfer geſalzen werden mußten.

Mit gleicher Gründlichkeit geht der Verfaſſer die rothe Kuh, das Opfern und Räuchern auf den Höhen, und in Häynen; das Bauen der Altäre, die Pyramiden, das Bluteſſen, das Trauren an Feſttagen, das Abſcheren der Häupter, das Ritzen und Zerkratzen ihres Leibes, die Erſtlinge der Früchte, und das Schlachten eines noch ſaugenden Thieres durch; und zeigt allenthalben, daß alle dieſe Geſetze darinn ihren Grund gehabt; daß die Jüden vor der Abgötterey bewahret werden ſollten.

In dem VI. Cap. thut der Herr Verfaſſer dar, daß diejenigen andächtigen Gebräuche, die bey Juden und Heyden eine Aehnlichkeit gehabt, jenen von dieſen abgeborget geweſen; und daß in der jüdiſchen

Kirche

Kirche Anſtalten genug für die Proſelyten geweſen, das iſt für ſolche Leute, die zwar den wahren Gott erkannten, aber doch nicht gleiche Urſache mit den Juden hatten, ſich einer ſo beſchwerlichen Religion zu unterwerfen.

Den erſten Saß haben viele angetaſtet, ſonderlich Spencer, der in dem größten Theile ſeines Werkes beweiſen wollen, Moſes hätte den größten Theil ſeiner Geſetze, von dem heidniſchen Gottesdienſte entlehnet; wodurch er ſich den größten Theil gelehrter und Gottfürchtiger Männer gehäſſig gemacht; indem er den Heyden dadurch ein Schwert wider die Chriſten in die Hände gegeben. Mit weit beſſerm Grunde alſo erweiſt unſer Schriftſteller das Gegentheil. Er macht hier aus dem Obigen einen ſehr bündigen Schluß: daß derjenige Geſetzgeber, der ſein Volk durchaus vor aller Abgötterey bewahren wollen, und ihm ausdrücklich eine ſolche Menge, dem Gottesdienſte der Heyden zuwiderlaufender Geſetze, gegeben hat; unmöglich zu gleicher Zeit gegen den dummen Aberglauben dieſer Völker gefällig geweſen ſeyn könne. Die Wahrheit dieſes Satzes leuchtet ſehr in die Augen. Doch giebt der Verfaſſer zu, daß vielleicht einige Ceremonien, die anfänglich bey den Heyden unſchuldiger Weiſe eingeführet, nachmals aber verderbet worden, von Moſe wiederum geläutert, und in die jüdiſche Kirche eingeführt worden. Dieſes alles macht er ſo klar und augenſcheinlich, als man es nur wünſchen kann. Denn ohne Zweifel haben Adam und Noah verſchiedene Gebräuche, die von Gott ſelbſt befohlen worden, dabey gehabt, welche

sich auch auf ihre gottlose Nachkommen zum Theile fortgepflanzet haben; und also nicht bloße heidnische Erfindung der Abgötterey gewesen sind.

Wir müssen aber bey der Menge so schöner und gelehrter Betrachtungen, in Ansehung der uns vorgeschrieben Grenzen abbrechen. Aus diesen VI. Cap. besteht nun der erste Theil des Werkes. Der II. hat V. an der Zahl, und diese handeln von eben so wichtigen Materien. Das I. nämlich, von dem öftern Rückfalle der Juden in die Abgötterey. Das II. von dem getrennten israelitischen Reiche unter Jerobeam und seinen Nachfolgern, und seiner Abgötterey insbesondere. Das III. von der Abgötterey des Königreichs Juda insonderheit, bis zur babylonischen Gefängniß. Das IV von dem Aberglauben der Heydenwelt, und von ihren groben Begriffen von Gott. Von dem Ursprunge der christlichen und mahometanischen Religion; wobey er diese letzte nur für eine christliche Secte oder Ketzerey ausgiebt, und andern solchen wichtigen Dingen mehr: bey deren Schlusse er die heutigen Deisten mit ihren Einwürfen abfertiget. Endlich handelt das V. Cap. von dem Ursprunge und Fortgange der heutigen Abgötterey der römischen Kirche. Hierbey wird von der Einführung der Bilder und Schnitzwerke in die Kirchen, von den Unruhen darüber, ihrer Verehrung u. d. gl. von Wikless Reformation, OldCastels Märterthum, und der endlichen Abschaffung des Bilderdiensts gehandelt. Wir wünschen, daß ehestens eine geschickte Feder uns von di ,em wichtigen Werke eine gute Uebersetzung liefern möge.

Des

II.

Songes philoſophiques. Par l'Auteur des Lettres Juives, à Berlin, ſuivant la Copie originale. 1746.

d. i.

Philoſophiſche Träume, des Verfaſſers der jüdiſchen Briefe. Berlin. Nach der Originalcopie. 8. 14. Bogen.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werks erkläret ſich in der ſehr kurzen Vorrede zu demſelben, daß ſeine Seele von denen Seelen ſehr unterſchieden ſey, von welchen Herr **Locke** vorgiebt, daß ſie im Schlafe gar nichts gedenken. Er ſagt, die ſeinige liege im Wachen gleichſam in einer Art von Schlafe; ſein Schlaf aber ſey eine beſtändige Reihe allezeit lebhafter, neuer und ſonderbarer Begriffe. Er habe im Wachen keine andere Fähigkeit, als daß er ſich darauf beſinne, was ihm geträumet hat; da aber ſein Gedächtniß ſehr ſchwach iſt, und er in zween Stunden, auch ſogar ſeine Träume vergißt: ſo habe er die Feder ergreifen müſſen, um ſie aufzuſetzen. Er theilet daher ſeine Träume der Welt mit; giebt ſie aber nicht, wie viele Schriftſteller gethan haben, für Wahrheiten und ſehr ernſtliche Sachen aus, ſondern für das was ſie ſind; nämlich für Träume.

Der 1. Traum handelt von einem Lande, das von lauter Affen bewohnet wird, und worinnen alles ſehr geſcheidt zugeht; der 2. von Urſimania, oder dem Bärenlande; der 3. von den berauſchten Göttern, die ſich die Zeit mit Erſchaffung menſchlicher Seelen vertreiben; der 4. von dem Aufenthalte des Neides und Elendes; der 5. von Leuten, die beſtändig Blaſen von Seifenwaſſer machen; und dieſer iſt eine Satire auf die verſchiedenen Lehrgebäude der Philoſophen. Der 6. beſchreibt, wie zween Schutzgeiſter ihn zum Tempel einer rächeriſchen Gottheit geführet haben. Der 7. handelt von einem Streite, den die Adler, um Jupiters Thron herum, gehabt haben; der 8. von einem Lande, darinnen die Leute, ungeachtet ſie reden können, ſich dennoch alles durch Zeichen zu verſtehen geben. Der 9. enthält eine Fabel von einer Eiche, die einige Satyren und Faunen mit Schilfrohr umhauen wollen. Der 10. handelt von den Vorzügen der Einſamkeit. Der 11. von den Mikroſcopiſten, oder Menſchen, die mit gläſernen Augen verſehen ſind. Der 12. ſtellt das menſchliche Leben, als ein Schauſpiel vor. Der 13. handelt von einigen Wirkungen des Aberglaubens. Der 14. iſt eine Vorſtellung eines gewiſſen Saales, der voller vornehmen Herren geweſen, deren jeder einen Bedienten hinter ſich gehabt, der dem Herrn die Zunge leihen mußte, wenn er reden ſollte. Der 15. handelt von einer Erſcheinung des Racine, die der Verfaſſer im Traume gehabt; und der 16. von dem, was ſich mit einem Bildniſſe zugetragen. Der 17. enthält eine

Bege-

Begebenheit auf dem Parnasse. Der 18. handelt vom Tempel des Ruhmes; der 19. von einer Quelle, welche die Wirkung hatte, daß alle, die von ihrem Wasser trunken, von Sachen urtheilten, die sie nicht verstunden; der 20. endlich von dem Buche des Verhängnisses.

Alle diese Träume sind theils in satirischer, theils in moralischer Absicht aufgesetzt. Die Schreibart ist lebhaft, und man muß dem Verfasser eine ziemlich weitläuftige Kenntniß der Gelehrsamkeit und der Welt zugestehen. Die Materien sind ebenfalls so verschieden, daß es nicht leicht einem von allen Stücken an eigenen Liebhabern fehlen wird, die es den übrigen vorziehen werden. Da indessen nicht ihrer aller Innhalt mit unsern Absichten übereinstimmet; und da die Deutung von einigen uns auch etwas gefährlich vorkömmt: so wollen wir uns auch dieses mal einer freyen Wahl bedienen, und den 15. Traum insbesondere betrachten, als der sich diesesmal am besten zu unserm Zwecke schicket.

Racine, der ältere, erscheint dem Verfasser im Traume, und sagt ihm: er sey Racine, der von den unterirrdischen Göttern Erlaubniß erhalten, einige Zeit oben zuzubringen, um den Zustand der schönen Wissenschaften zu erfahren. Boileau, Corneille (mit welchem er gegenwärtig vollkommen einig wäre:) La Fontaine, Moliere, la Bruyere, und einige andere, erwarteten mit Begier, was er ihnen für Zeitungen zurück bringen würde.

Hier hielt nun der Verfasser es zwar für eine große Ehre, daß er von einem so berühmten Manne,

vor andern Schriftſtellern, beſuchet würde. Allein da er ein eifriger Anhänger der zierlichen Schreibart vieler neuern franzöſiſchen Scribenten war, welche die galliſche Sprache mit vielen neuen Wörtern, und ſo körnichten als ſinnreichen Redensarten, bereichert haben; ſo kam ihm des Racine Art zu reden, ſehr matt und wäſſricht vor. Dieſes wollte er ihm durch ſeine Antwort zu verſtehen geben, die ſo lautete: „Es iſt ſehr rühmlich für mich, daß „ihr mir den Vorzug vor ſo vielen geiſtvollen „Köpfen (eſprits ſaillans) * gegeben, um euch von „dem zu belehren, was ihr wiſſen wollet. Ihr „macht mich in einem Augenblicke größer, als ich „mein Lebenlang geweſen; und man wird von mir „ſagen können, was man von der Ceder ſagt: Sie „wachſe in einer Morgenröthe mehr, als der „Aſop in einem ganzen Jahre **. Da ich „nunmehr das Glück habe, einen ſolchen Dichter zu „ſehen, als ihr ſeyd, ſo vergnügen ſich alle meine „Sinne. Denn eure bezaubernden Worte, „malen meinen Ohren, und die lebhaften „Farben eures Geſichts erzählen meinen Augen †. Mich dünkt, ich höre euch; mitten unter denen Dichtern, die in dem entzückenden Elyſien wohnen, Adagia vortragen ††. Unfehlbar „habt ihr unter den ſeligen Dichtern den Vorſitz, „und man kann von euch ſagen, was einer unſrer „neuern Schriftſteller von einem alten trojaniſchen „Köni-

* Diſc. Fam. du C. ** Paraphr. de Gracien p. 268.
† La Mothe Fab. 18. L. 4. †† Ibid. Fab. 14. Liv. 3.

„Könige geſaget hat: daſelbſt hörte Priamus „den ehrwürdigen Hof derer Häupter, die er „um Rath fragte *.

Der Verfaſſer zweifelte gar nicht, daß Racine nicht über dieſer Rede bezaubert ſeyn ſollte, und erſchrack nicht wenig, als er hören mußte: Wozu dienet doch euer prächtiges Galimathias? Denket ihr denn, ich habe in der andern Welt mein Franzöſiſch vergeſſen; weil ich mit einigen arabiſchen und perſiſchen Schriftſtellern umgegangen bin? Bald ſollte ich denken, ihr hättet mir ein Capitel aus dem Alkoran, oder einige Verſe aus der Suma, hergebethet. Laßt doch die morgenländiſche Sprache unterwegens; redet natürlich und ſo, daß man euch leicht verſtehen kann.

Dieſe Aufrichtigkeit des Racine verdroß unſern Schriftſteller gar ſehr; ſo daß er ihm auch ziemlich erbittert erwiederte: wofern Racine altgalliſch redete, ſo wäre es ſeine Schuld nicht. Er, der Verfaſſer rede die Sprache der witzigen Köpfe: und wenn Racine ſich in dieſelbe nicht ſchicken wolle, ſo werde man ihn für einen gefährlichen Menſchen halten, der die Schreibart verderben wolle. Racine fragt ihn alſo ganz erſchrocken: ob denn wirklich die Scribenten anjetzt ſo ſchrieben, wie er geredet hätte? und als unſer Autor dieß bejahet: ſaget er: ſo müſſe er freylich erſt eine neue Sprache lernen. Er fraget ferner: ob denn alle neuern Schriftſteller ſo ſchrie-

* Ibid. Iliad. Liv. 3. p. 44

ſchrieben? und höret, daß nur der Abt Olivet, der Präſident von Monteſquiou, Voltaire, Crebillon, Pyron, und noch einige wenige, ausgenommen werden. „Für deren Werke, fährt unſer Autor fort, „hat man zwar alle Hochachtung; „allein ihre Schreibart kömmt uns gar zu einträchtig vor; ſie biethet dem Verſtande lauter ungekünſtelte und natürliche Begriffe dar. Die Gedichte unſrer andern Poeten hergegen, zeigen der „Einbildungskraft tauſend Bilder auf einmal, und „ſtellen diejenigen in einem einzigen Puncte dar, die „die wenigſte Verbindung zu leiden ſcheinen. Urtheilet nur davon, nach dieſer Beſchreibung der „Waffen des Paris, Priams Sohn.

Sous le *brillant rempart* d'une forte cuiraſſe *
Son coeur bannit la crainte et rappelle l'audace.
D'une epée, ornement et defenſe à la fois,
Pendoit à ſon coté le *magnifique poids*.
Il a chargé ſon bras du fardeau ſecourable.
D'un bouclier épais, et preſque impenetrable.
Sur ſa tête eſt un caſque, ou de cent brins mouvans.
Flotte une *fière aigrette*, abandonnée aux vents.
Il prend enfin ſon dard; pour dernier avantage,
Et ſemble, en *l'ébranlant*, eſſayer ſon courage.

D. i. Unter dem glänzenden Walle eines ſtarken Harniſches verbannet ſein Herz die Furcht und rufft die Kühnheit zurück. An ſeis

* La Mothe. Iliade Libr. III. pag. 53.

ſeiner Seite hieng das prächtige Gewicht eines Degens, der zugleich Schutz und Zierde war. Seinen Arm hat er mit der hülfreichen Bürde eines dichten und faſt undurchdringlichen Schildes beladen. Auf ſeinem Kopfe iſt ein Helm, von welchem mit hundert beweglichen Flocken, eine ſtolze Feder, den Winden überlaſſen, flattert. Endlich nimmt er ſeinen Wurfſpieß, den letzten Vortheil, und ſcheint, indem er ihn erſchüttert, ſeinen Muth zu verſuchen.

„Der glänzende Wall eines Harniſches. „Das, das heißt Poeſie! Würdet wohl ihr, oder „Corneille jemals etwas dergleichen geſaget haben? „Hättet ihr wohl alle beyde eine ſo lebhafte Einbil„dungskraft gehabt, euch das prächtige Gewicht „eines Degens zu erſinnen? Wahrlich! ihr „würdet ſchlechtweg geſaget haben: das Gewicht „eines prächtigen Degens. Wenn eben dieſer „Dichter andeuten will, daß Mercurs Stab die „Kraft die Menſchen einzuſchläfern, und ihnen das „Leben zu geben habe: ſo giebt er dieſen Begriff auf eine edle Art ſo:

Il arme auſſi ſon bras du divin caducée,
Dont la double puiſſance, à ſon choix exercée,
Telle qu'un bruit perçant, ou que les froids pavots,
Impoſe aux yeux mortels, ou *ravit* le *repos* *.

* La Mothe Iliad. Franç. pag. 48.

D. i. Er bewaffnet auch ſeinen Arm mit dem göttlichen Schlangenſtabe, deſſen doppelte und nach Belieben gebrauchte Kraft, ſo wie ein durchdringendes Lärmen, oder wie der kalte Mohn, den ſterblichen Augen die Ruhe auferlegt, oder raubet.

„Hat ſich es wohl einer von allen euren Zeitverwandten in den Sinn kommen laſſen, anſtatt „ſchlafen, zu ſagen, den ſterblichen Augen eine „Auflage thun, und die Ruhe rauben, anſtatt „das Leben rauben *?

„Doch nicht nur im Erhabenen ſind unſere itzigen Dichter unnachahmlich; auch im Scherzen „bedienen ſie ſich ausgeſuchter Ausdrücke, die euch „unbekannt geweſen ſind. Der Jeſuit du C. z. E. „wenn er in ſeinem Briefe an den Buchhändler „Etienne, ſagen will: er überlaſſe ihm ſeine „Gedichte; ſo adelt er dieſen gemeinen Ausdruck ſo:

Prenez mes vers, faites en vos choux gras **.

D. i. Nehmt meine Verſe; macht euren Kohl damit fett.

„Eben dieſer Dichter, der die Scharfſinnigkeit „und das Feine des fetten Kohls ſo wohl einſieht, „ſagt; wenn er von den Trojanern redet:

Mit Italien machten ſie ihren Kohl fett.
De l'Italie ils firent leurs choux gras.

„Ein

* Hier ſcheinet der Kunſtrichter dem Poeten unrecht zu thun. Der Stab Merkurs hat die doppelte Macht, zu tödten, das iſt, die Ruhe zu geben, und die Schatten wieder ins Leben zu führen, das heißt ihnen die Ruhe zu rauben. Dieſes verſteht man aber

„Ein andrer Dichter * der mit vieler Stärke „geſchrieben, um zu beweiſen, daß Virgils Schä„fergedichte mittelmäßig und Theokrits feine, „bäuriſch wären, giebt uns ein Beyſpiel der zierli„chen Einfalt, die in den Schäfergedichten herrſchen „ſoll: . . .

Atis.

Ou vas tu Licidas?

Licidas.

Ie traverſe la plaine,
Et vais même monter la colline prochaine.

Atis.

La courſe eſt aſſez longue.

Licidas.

Ah! ſ'il etoit beſoin,
Pour le ſujet qui me mene,
Ie pourrois aller plus loin.

Atis.

Il eſt aiſé de t'endendre:
Toujors de l'Amour?

Licidas.

Toujours!
Que faire ſans les Amours?
Qui viendroit me les defendre,
Il finiroit là mes jours.

aber ganz unrecht vom Schlafe. Gleichwohl aber iſt der erſte Ausdruck impoſer aux yeux mortels le repos, ſehr unnatürlich.

** Siehe les Poeſies du Pere du Cerceau.

* Fontenelle.

D. i. Atis. Wohin Lycidas? Lycidas. Ich durchlaufe die Felder, und will auch dort über jenen Hügel. Atis. Der Weg iſt weit genug. Lycidas. Ach! wenn es nöthig wäre, ich gienge, der Urſache wegen, die mich hintreibt, wohl noch weiter. Atis. Man kann dich leicht verſtehen. Lauter Liebe? Lycidas. Lauter Liebe! Was macht man ohne die Liebe? Wer mir die verbiethen wollte, der würde mir das Leben nehmen.

Der gute Racine kam als aus einem tiefen Schlafe zu ſich ſelbſt, und ſagte zu unſerm Verfaſſer: Ich bin verloren, und will mich ewig unglücklich achten, wofern auch mein Sohn dieſe falſche Gedanken, und eine ſo lächerliche Sprache hat annehmen können, als die Schriftſteller, die ihr mir lobet. „Gebt euch „zufrieden, bekam er zur Antwort, euer Sohn iſt „ſo glücklich nicht, ihr Nacheiferer zu ſeyn; er hat „geglaubt, er müſſe ſo ſchreiben, wie ſein Vater ge„ſchrieben hat“. Ach! ich lebe wieder auf! ſagte Racine, ſagt mir doch, was denken diejenigen von ihm, die die guten Schriftſteller von Ludwigs des XIV. Zeit, als Muſter anſehen, denen man folgen muß, um gut zu ſchreiben? Denn daran iſt mir wenig gelegen, ob die Bewunderer eurer neumodiſchen Schreibart ihn hoch achten oder nicht.

„Eurer Sohn, hieß es, hat ein Gedicht von der „Religion verfertiget, an welchem die Verſe, ſo „gar von denen, die ihn nicht eben lieben, für ge-

dacht

„dacht (une verſification *penſée*) * gehalten wor-
„den. Nach der Art, wie er ſein Gedicht ausfüh-
„ret, ſollte man glauben **, er habe ſich als ein
„würdiger Erbe eines neuen Sophokles, das
„Theil ſeines Gedichts als einen bloßen Vor-
„ſchuß auf die Erbſchaft voraus zahlen laſ-
„ſen. Ihn ſcheint einer unſrer beſten Dichter im
„Sinne gehabt zu haben, wann er ſagt ***: von
„Ehre und Beute gemeine Caſſe machen: denn
„in der That, wenn ihr noch ein Bewohner der
„hohen Welt * wäret, ſo würde er allerdings in
„Abſicht auf die Ehre, mit euch gemeine Caſſe
„machen . . . Er iſt als ein Stern erſchienen,
„und die redneriſchen Journalſchreiber zu Trevoux
„haben von ihm geſaget **: Es iſt zu Paris
„ein gelehrtes Luftzeichen erſchienen und ver-
„ſchwunden, welches ſich ſeit dem zu Mar-
„ſeille ſehen laſſen, um zu Salins wieder zu
„erſcheinen . . . Es iſt kein Wunder, daß
„euer Sohn ein Phänomenon geworden, weil er
„ſchon *** in der zarten Kindheit ſeinen Ver-
„ſtand erzogen hat. Ueberdem * war er ſehr
„menſchlich gebohren, und dieſer Character
„hat allezeit über alle ſeine andern Begriffe
„den Vorſitz gehabt. Er kannte den Werth des
„flüch-

* Siehe Mem. de Trevoux 1726.

** La Mothe Fab. 16. Liv. I. *** Ibid. F. 4. L. 4.

* Heros de Gracien Paraphr.

** Memoires de Trevoux.

*** Spectateur François. p. 121. * Ibid. p. 13.

„flüchtigen Schatzes *: dieſer Schatz iſt das, „was der Pöbel die Zeit nennet; und ** er be„diente ſich deſſelben, um ſeine Werke mit „attiſchem Salze zu beſtreuen (ſaupoudrer) .. „Kurz, wenn man die Tugenden betrachtet, mit „denen euer Sohn begabet geweſen, ſo kann man „ſagen: die Natur habe an ihm nichts von „allem erſparet, was die Eigenliebe einladen „kann, nicht beſcheiden zu ſeyn ***. Gleichwohl „iſt er es, und er hat ſich gegen ſeine Feinde nur „einmal bloß gegeben; da er nämlich, um den „Schulfüchſen und eifrigen Bewunderern der Alten „zu ſchmäucheln, euch unendlich weit unter den Eu„ripides geſetzt hat. Dieß hat er in einer Schrift „gethan, darinnen er eure Stücke mit einem von „deſſelben Gedichte vergleicht.

„Dieſen Fehler verzeihe ich ihm, ſagte Racine, „bloß, weil er die alten Scribenten hoch hält, und „der wahren franzöſiſchen Sprache ergeben iſt . . .

Der Verfaſſer ſagt hierauf dem Racine, man wäre noch heute zu Tage, ſeiner Verdienſte wegen, ziemlich eins: allein wenn er nur nicht ſo natürlich ſchriebe; ſo würde er erhabener zu ſeyn ſcheinen. „Ich verſtehe euch ſchon, erwiederte Racine lä„chelnd. Ein wenig prächtiges Galimathias, wür„de mir bey euren Kunſtrichtern den Namen des „Erhabenen zuwege bringen. Nein, nein! bekam „er

* La Viſclede Secret. perp. de l'Acad. de Marſeille, in einer Rede, die er in der Acad. Françoiſe gehalten.

** Preface des Poeſies diverſes. *** Marivaux.

„er zur Antwort, Galimathias will man eben nicht „haben; ſondern eine gewiſſe Stärke in den Charac„tern: und man wird von euren Helden niemals „ſagen, was man ſo zierlich von den Helden eines „neuern Tragödienſchreibers geſaget hat *. Die „Böſewichter, welche C... auf die Bühne „bringt, ſind erlauchte Böſewichter, die un„ſern Abſcheu erwecken, und unſere Bewun„derung wieder an ſich bringen, (revendi„quer.) Wir widmen ihnen unſern Haß, „indem wir ihnen unſere Ehrfurcht ver„ſchwenden.

„Sagt mir doch, fiel ihm hier Racine ins „Wort, verſteht man das heute zu Tage in Paris, „was ihr mir da ſaget? Ob mans verſteht? erwie„derte der Verfaſſer; ihr ſcherzet! Man lieſt ein Buch, „und verſteht ein Schauſpiel, was auf dieſe Weiſe „geſchrieben iſt, eben ſo leicht, als man zu eurer „Zeit des Vaugelas überſetzten Curtius las, und „eure Trauerſpiele verſtand. Das iſt poßierlich! „ſagte Racine, und ich hätte michs niemals träu„men laſſen. Ich würde gedacht haben, das, was „ihr mir vorredetet, wäre irgend eines von den „Räthſeln, die man in den Mercure galant ſetzt. „Schreibt man aber die Hiſtorie anitzt auch in ſol„chen Ausdrücken? Unfehlbar, bekam er zur Antwort, „und unſere berühmteſten Geſchichtſchreiber hüten „ſich ſehr, daß ſie nicht etwa die Schreibart eines „Vertot oder Rapin Thoyras nachahmen mögen.

Racine

* Diſcours Familiers du C.

Racine bittet ihn alſo, er möchte ihm doch einige Proben von einem ſo ſeltſamen hiſtoriſchen Vortrage geben; und der Verfaſſer giebt ihm folgende an. „Zu euren Zeiten ſagte man, die römiſchen „Bürger; heute zu Tage aber ſind dieſe Worte „veraltet *. Die Spießbürger ** Roms merk„ten, daß ſie ſich ſelbſt ihre eifrigſten Ver„theidiger weggenommen hätten; und an ei„nem andern Orte ſagt eben dieſer Schriftſteller ***, „er begab ſich des Beyſtandes der bürgerli„chen Widerſpänſtigen (Refractaires bourgeois.) „Durch das Wort Holzſtoß verſtundet ihr ehedem „den Scheiterhaufen, auf welchem man die Körper „verbrannte: das iſt uns itzo zu dunkel; drum ſagt „eben dieſer Geſchichtſchreiber der * Todten„Holzſtoß (Bucher mortuaire) Dieß Beywort „iſt vortrefflich! . . In eurer alten Sprache wür„det ihr geſaget haben, er rettete ſeinem Feinde „das Leben; allein dieſer Geſchichtſchreiber ſagt **: „er rettete ihm den Tag: (il lui ſauva le jour.) „So würdet ihr auch ſagen: grauſame Empö„rungen; es muß aber heißen ***: außermäßig „ſtrenge Empörungen (outrement ſevéres) „Ihr würdet ſagen: die Früchte einer weiſen „Regierung genießen; allein man ſoll ſagen *: „die Früchte einer weiſen Regierung gewahr „wer-

* Hiſt. Romaine par les Peres Catrou et Rouillé. T.I. p. 397.

** Da im Franz. das Wort Citoyen edel, das Wort Bourgeois aber niedrig iſt: ſo hat man für dieſes Spieß-

„werden (percevoir) und wie gefällt euch das?
„Les emolumens de nos victoires, anſtatt der
„Früchte unſerer Siege? Doch es iſt den Ge-
„ſchichtſchreibern nicht genug geweſen, daß ſie nur
„unſere Sprache mit einer Menge ehedem ungewöhn-
„licher Wörter bereichert haben; ſondern ſie haben
„auch die Ausdrücke, die ſonſt die niedrigſten zu
„ſeyn ſchienen, als edel gebraucht **. Sie glaub-
„ten, die Römer wären ihn auf den Hacken.
„Iſt das nicht nett und edel? . . Ich zweifele,
„daß man irgend etwas mit dem Bilde vergleichen
„kann, was einer unſerer neuern Geſchichtſchreiber
„vom Cyrus macht ***. Sogleich putzt man
„den kleinen Cyrus als Mundſchenk aus. Er
„kömmt mit ernſthaftem Schritte gegangen,
„hat das Serviet auf der Achſel, hält den
„Becher zärtlich mit dreyen Fingern. Der
„kleine Cyrus ſagt: ich habe beſorgt in die-
„ſem Becher möchte Gift ſeyn. Wie ſo?
„Ja, mein Papa. Nun lobe man noch viel die
„Schildereyen des Saluſtius? . . . Der junge
„Cyrus geht ernſthaft mit dem Tellertuche auf
„der Achſel: Welch ein Bild! Derſelbe Cyrus hält
„ferner den Becher zärtlich. Wo denn? womit?
„worinn? wodurch? wie viele Fragen kann man
„hier nicht thun? Allein der Leſer vermuthet ſich wohl

„nim-

Spießbürger nehmen müſſen, weil wir ſonſt kein anders haben, das ſich dazu ſchickt.

*** Ibid. T. III. p. 62. * Hiſt. Rom. Tom. 2. p. 105.
** Ibid. *** Ibid. * Ibid. ** Ibid.
*** Rollin T. III. p. 305.

„nimmermehr die Antwort, zwiſchen dreyen Fin„gern! Genaue Richtigkeit! die wohl verdienet, „daß die Ausleger ſie dereinſt bemerken . . Nach„dem er nun den Leſern bisher nur angenehme Bil„der vorgeſtellet, als Servietten und Becher; „ſo bringt er ihnen mit einſt Gift vor die Augen; „und damit dieſes nicht gar zu arg ſey, ſo mildert „er das Schrecken wieder, durch die zärtlichen Aus„drücke: ja, mein Papa!

Der Verfaſſer wollte in dem Lobe dieſer Schreibart fortfahren, und eben die Revolution d' Eſpagne vornehmen, die der Pater Orleans geſchrieben hat: allein Racine fiel ihm ins Wort, und wollte wiſſen, ob denn auch die neuern Philoſophen ſich eben ſo ausdrückten, als die Dichter und Geſchichtſchreiber? „Viele unſerer Philoſophen, bekam er zur Antwort, „begnügen ſich nicht damit, daß ſie die Natur „auf friſcher That ertappen * und Wahrhei„ten zu entdecken, die ſich dividiren, (diui„dent) ſubdividiren (ſubdiuident, und faſt bis „ins unendliche ausäften (minuent **); ſondern „ihre Wohlthaten erſtrecken ſich auf alle, die ſich ih„nen nähern. Das Haus des Herren Fagon „z. E. *** war denen Tempeln des Alterthums „ähnlich, allwo die Verordnungen und Vor„ſchriften aufgehoben lagen, die für die ver„ſchiedenen Uebel dienlich waren. . . Der „Herr von Montmor ließ ſein Hausweſen geben,

* Fontenelle Eloge de Tournefort.
** Eloge de Leibniz. *** Eloge de Fagon.

„gehen, wie es ſeinen Bedienten gefiel und „verthat ſehr viel in Vernachläßigungen.* .... „Die Bürger einer wohlgeſitteten Stadt ge„nießen der darinnen eingeführten Ordnung, „ohne zu bedenken, wie viel Mühe es denen „koſtet, die dieſelbe veranſtalten oder erhal„ten: faſt eben ſo, wie faſt alle Menſchen, „der Richtigkeit der himmliſchen Bewegun„gen genießen, ohne die mindeſte Kenntniß „davon zu haben. Ja jemehr die Ordnung „eines Polizeyweſens durch ſeine Einſtimmig„keit der Ordnung der himmliſchen Körper „gleicht; deſto unmerklicher iſt ſie, und bleibt „folglich um ſo viel unbekannter, je vollkom„mener ſie iſt. **

„Daß GOtt erbarme! ſchrie hier Racine, laßt „doch die Sterne, Planeten und Himmelskräfte „mit Frieden! und redet ſo mit mir, wo es möglich „iſt, daß ich euch verſtehen kann, ohne meinen „Verſtand auf die Folter zu ſpannen. Was? muß „man denn erſt eine aſtronomiſche Diſſertation ma„chen, um zu ſagen, daß die Policey nützlich iſt? „Es iſt mir leid, erwiederte unſer Verfaſſer; allein „ich habe das Unglück, daß ich zuviel denke.

„Dem Herrn von Leibnitz gieng es eben ſo: *** „das reden ward ihm zuweilen mühſam: das „machte, er dachte zuviel; und die Doſis de„rer Sachen, die er in ſeinem Kopfe hatte, „war

* Eloge de Montmort. ** Eloge d'Argenſon.
*** Eloge de Leibnitz.

„war viel zu ſtark, im Abſehen auf die Doſis „der Worte. Eine Doſis von Worten! ſagte „Racine, großer Gott! was heißt das? Wenn „die Wörter eine Erkänntniß hätten, ſo würden ſich „dieſe zwey trefflich wundern, daß ſie hier beyſam„men ſtehen.

„Ein neuerer Schriftſteller, fährt dieſer Ver„faſſer fort, der euer großer Bewunderer iſt, ſagt, „nachdem er die vornehmſten logiſchen Grundſätze „vorgetragen: * Allen dieſen Grundſätzen will „ich noch einen beyfügen, der bey allen, die „euch Madame kennen, eben ſo überzeugend „ſeyn muß. Die vollkommene Schönheit muß „man nur bey der Frau v. D ... ſuchen. Viel„leicht wird irgend ein Schulfuchs, oder ein „mückenſaugender Scholaſtiker, mir die Gül„tigkeit dieſes Satzes leugnen; allein wofern „eure Augen jemals geruhen wollen, nach ihm „zu blicken; ſo werden ſie ihn ſchon von der „Wahrheit deſſelben überführen. Das iſt „fein und artig! dünket euch nicht, daß ihr die gan„ze hohe Schule von Salamanca und die Sor„bonne dazu, durch einen Blick von der Frau von „D ... überwunden ſeht? ....

„Was ſagen denn aber, fragte Racine, eure „Kunſtrichter zu dieſer Schreibart? Billigen ſie ſie „denn? Unſere Kunſtrichter, ward ihm geantwor„wortet, geben ſich alle Mühe, die Schönheiten „derer Werke zu entdecken, von denen ſie reden.

„Die

* Philoſophie du bons Sens. ** Mem. de Trev. Juillet 1726. *** Ibid. Juillet 1726.

„Die Journaliſten von Trevoux, die wahren „Ariſtarchen dieſer Zeit, loben nicht nur die Lieb„haber der neuern Sprache; ſondern ermuntern ſie „auch durch ihr Exempel. Wenn ſie z. E. ſagen „wollen: die Urtheilskraft ſey der Grund einer guten „Predigt; ſo ſagen ſie **: Die Schlußreden ſind „das Bauholz zu einer guten Predigt. ... „Ehedem war ein Concilium, ein Concilium; „jetzt iſt es eine conciliariſche Verſammlung. *** „Zu eurer Zeit ſagte man, die Aehnlichkeit eines „Lehrgebäudes mit dem andern: jetzund heißt es: „die Einerleyheit (mêmeté:) zweyer Lehrge„bäude *. Ihr würdet ſchlecht weg geſaget haben: der Geiz eines Buchhändlers erlaubet ihm nicht, etliche Jahre zu warten; aber unſere gelehrten Journaliſten geben dieſe Redensart ſo **: der ſchnelle Strom eines erhitzten Handels erwartet die Abwechſelungen der Jahre nicht. ... Können unſere Journaliſten aber von dergleichen niedern Dingen erhaben reden; ſo wiſſen ſie auch wieder, wenn ſie wollen, von den erhabenſten ſehr natürlich zu ſprechen. Man kann nicht artiger ſpaßen, als dieſe Herren. Z. E. wenn ſie von dem Orden der Minimen oder Franciſcaner reden, ſo heißt es ***: es iſt dieſem Orden eine Ehre, daß er ſich durch ſeinen Ruhm, und durch die Ausbreitung, die ihm das doppelte Verdienſt ſeiner Lehre und ſeiner Erbauung verurſachet, je mehr und mehr von ſeinem Namen entfer-

* Ibid. Avril 1728. ** Ibid. Mai 1727.
*** Ibid. Jun. 1726.

net. Kann man wohl eine feinere Anſpielung, auf das lateiniſche Minimus erſinnen?

Racine zucket die Achſeln, und glaubet, daß wenigſtens die Gottesgelehrten ſich mit dieſem Flittergolde nicht behängen, ſondern in den Fußſtapfen eines Boſſuets, Pascals und Arnauds geblieben ſeyn werden. Allein er bekömmt zur Antwort: dieß wären trockne Leute geweſen, deren Schreibart nichts angenehmes an ſich gehabt hätte. Will man z. E. von dem Ende des Heydenthums reden, ſo muß man ſagen *: Sie bezeichnen die verſchiedenen Irrthümer ſo ſich erhoben, und die Zeit ihres Falles zu den Füßen des Glaubens. Eben dieſer Mann macht eine Abbildung vom Apoſtel Paulus in zweyen Worten **: Es war ein ſchlußförmiger und lichter Kopf. (genie conſequent & lumineux:) Ein gewiſſer Gottesgelehrter redet vom Verſtande ſo ***: der Verſtand rechnet ſeine Geburt nicht nach der natürlichen Ausrechnung; er glaubet nicht gebohren zu werden, und er wird wirklich auch nur aus denen Oertern gebohren, wo er ſich ausbreitet und erleuchtet. Und an einem andern Orte ſagt er: der kühne Ton des Vertrauens, wirft die ſchwachen Seelen zu Boden *. Es iſt aber auch wahr, daß dieſer Gottesgelehrte Begriffe gehabt, die in der menſchlichen Weisheit gefärbet waren **. Großer Gott! ſchrie Racine, gefärbte Begriffe!

Von

* Religion prouvée par les faits. p. 149 ** Ibid. *** Ibid. * Ibid. ** Ibid.

Von dieſem Schreyen des Racine machte unſer Verfaſſer auf: wir aber wünſchen unſern Leſern, einen ähnlichen Traum und eine Unterredung mit unſerm großen Canitz, von dem heutigen Witze zu bekommen.

* *

III.

Die Oden Anakreons in reimloſen Verſen, nebſt einigen andern Gedichten. Frf. und Leipzig 1746. 8.

Unter ſo vielen hin und wieder ans Licht tretenden Poeſien ſind dieſe anakreontiſchen Lieder deswegen merkwürdig: weil ſie uns einen ganzen griechiſchen Dichter in der ihm eigenen Versart, deutſch überliefern; ſo daß man ſeinen ganzen Geiſt, den Wohlklang ſeiner Verſe, und die anmuthige Einfalt ſeines Witzes daraus völlig abnehmen kann. Gleichwohl iſt der Herr Ueberſetzer, der ſich nicht hat bekannt machen wollen, ſo beſcheiden, daß er in der Vorrede ſagt: dieſe ſeine Ueberſetzung ſey für diejenigen geſchrieben, die der griechiſchen Sprache nicht kundig ſind, und doch ein Verlangen tragen, den artigen Dichter kennen zu lernen, dem Venus nur für ein einziges Liedchen, eine ihrer ſchönen Tauben willig hingegeben. So überflüſſig die erſten Worte dieſer Erklärung manchem zu ſeyn ſcheinen möchten: ſo nöthig ſind ſie doch zu einer Zeit geweſen, da man die Ueberſetzungen alter Scri-

benten oft so ansieht, als ob sie für die Gelehrten bestimmet wären, die sich für Meister in der griechischen und römischen Sprache halten; und darinn ganz unbeschreibliche Süßigkeiten zu finden meynen. Es irren sich aber alle, die solches glauben. Denn so überflüssig es wäre, Holz in den Wald zu tragen, oder Wasser in einen Brunnen zu gießen, so vergeblich würde diese Arbeit auch seyn. Man erkennet die hohen Vorzüge derer, die der gelehrten Grundsprachen vollkommen mächtig sind, so daß sie weder der lateinischen Dollmetschungen, bey dem griechischen, noch überhaupt der Wörterbücher bedörfen: wiewohl es dieser überaus erhabenen Geister vielleicht nicht mehrere giebt,

Als Nilus Thüren hat und Thebe schöne Pforten,
So viel du Finger hast, die Daumen ungezählt. Rachel.

Allein man arbeitet nur für eine niedrigere Classe von Lesern, deren Schicksal so erwünscht nicht gewesen, sich mit den Mundarten der Alten so genau bekannt zu machen. Diese wollen aber zuweilen auch etwas von denen so gepriesenen Schönheiten der Alten erblicken, und diesen zu gefallen bloß, werden denn die Uebersetzungen in die heutigen Sprachen gemacht.

Es hat sich aber der Herr Uebersetzer bey dieser seiner Arbeit mit allem Rechte die Freyheit genommen, von denen bey uns gewöhnlichen gereimten Versen abzugehen, und sich der reimlosen Zeilen zu bedienen. Seine Worte davon sind so voller Nachdruck und rechtfertigen sein Verfahren so vollkommen, daß wir sie unsern Lesern mittheilen wollen: „Damit nun, schreibt er, diesen Liedern, oder

„viel-

„vielmehr diesen anmuthigen Gemählden im Nach-
„bilde ihr Glanz, ihr zärtliches und lachendes Be-
„sen, ihr sanftes und beynahe göttliches Feuer, nicht
„benommen werden möchte; sondern ihre allgemeine
„Macht auf das menschliche Herz so viel möglich
„ungeschwächt bliebe, hat man sich das Joch des
„Reimes vom Halse geschüttelt: wie der Herr Prof.
„Gottsched zuerst gethan hat, in dessen Verdeut-
„schung einiger Oden Anakreons die ionischen Gra-
„tien ihren Dichter nicht verlassen haben.“

So richtig sein Urtheil von den reimlosen Ver-
sen überhaupt ist, wie solches in der critischen Dicht-
kunst schon vor siebzehn Jahren, sonderlich in Anse-
hung der Uebersetzungen erwiesen worden: so sehr
befremdet es uns, daß man hier zu sagen scheint,
diese Art der Verse habe Herr Prof. Gottsched zu-
erst gemacht. Denn ob uns gleich bekannt ist, daß
derselbe in der critischen Beyträge zweytem Bande,
auf der 152 u. f. S. zuerst einen Versuch gewagt,
drey anakreontische Lieder, in eben dem griechischen
Sylbenmaaße des Urhebers, und ohne Reime zu
übersetzen, wozu hernach in seinen Gedichten noch
drey andere Stücke gekommen; ob uns ferner auch
gleich bekannt ist, daß derselbe schon im Jenner des
1728 Jahres, als er den itzigen Marggräfl. Ansba-
chischen Herrn wirkl. geheimten Rath, Freyherrn
von Seckendorf in die deutsche Gesellschaft zu Leipzig
aufgenommen, eine ausführliche Abhandlung von
dem Nutzen der reimlosen Verse im deutschen, mit
einer Probe von solcher reimfreyen Poesie beschlos-

ſen *: ſo hat ſich doch der Herr Prof. ſelbſt niemals für den erſten ausgegeben, der reimloſe Verſe im Deutſchen gemacht. Vielmehr findet man an beſagten Stellen, daß er theils des berühmten Freyherrn Veit Ludwig von Seckendorf verdeutſchten Lucan, theils den alten Ueberſetzer Miltons, von Bergen, hierinn zu Vorgängern gehabt. Da alſo die reimfreyen Verſe im Deutſchen ſo neu nicht ſind, dieſes auch dem Herrn Ueberſetzer gegenwärtiger Oden nicht unbekannt geweſen ſeyn kann: ſo muß wohl ohne Zweifel ſeine Meynung, in dem etwas unbeſtimmten Ausdrucke, nur geweſen ſeyn, zu ſagen: daß Anakreons Oden vom Herrn Prof. Gottſched zuerſt in reimloſe Verſe überſetzet worden.

Uebrigens verſichert uns der Herr Ueberſetzer, daß er dieſe Lieder in Anakreons Sinne, an der Seite der ſchönſten Gottheiten, der Jugend und der Freundſchaft, verdollmetſchet habe. Wäre Anakreon nur ein Grieche geweſen, ſo würde er ihn der ſpäten Nachtlampe der Frau Dacier und des Herrn Barnes überlaſſen haben. Allein da er Lieder geſungen, die ihm von der Freude, der Liebe und den Gratien eingegeben worden; ſo hätte ers verdienet, daß er die ſchönſten Stunden ſeines Lebens mit ihm zugebracht hätte. Weil er ihm gefallen, ſo hätte er ſich bemüht ihn zu verſtehen, und ihn deutſch zu lehren; weil er geglaubt, daß auch ein deutſches Herz ſeiner Empfindungen fähig wäre.

Er

* S. der deutſchen Geſellſchaft geſammlete Reden und Gedichte, welche bey dem Eintritte und Abſchiede aus

Er rühmt, daß ihm jemand, den er nicht nennet, in ſeiner Arbeit beygeſtanden. Das Leben Anakreons hat er darum nicht beygefügt: weil die Freundinn ſeines Schülers in Berlin, es ſchon beſchrieben; und es gar zu mühſam iſt, einen ganzen Artikel aus Baylens Wörterbuche abzuſchreiben. Er glaubt, Anakreon habe einen weit allgemeinern Beyfall, als Homer, Virgil, Horaz und Juvenal erhalten; weil ſeine feinen, leichten und anmuthsvollen Bilder jedem Stande, Alter und Geſchlechte gefallen. Dörften nun darinn nicht alle ſeiner Meynung ſeyn: ſo werden ihrer noch mehrere ſeyn, die nicht mit ihm erſtaunen, daß Anakreon unter allen Weiſen der einzige geweſen, der allezeit nach ſeiner Philoſophie gelebet hat. Die Urſache iſt leicht zu finden. Sie werden einem müſſigen Wollüſtlinge, dergleichen er geweſen, entweder den Namen eines Weiſen nicht einräumen; den man gewiß mit bloßem trinken, lieben und ſingen nicht verdient: oder ſie werden behaupten, daß die anakreontiſche Weisheit, wenn es ja eine gegeben haben ſoll und muß, ſo ſchwer nicht auszuüben ſey, als eines Sokrates, Zeno, und Seneca ſeine. Denn was erfordert weniger Mühe, als trinken, lachen, und lieben? In Wahrheit ſolche Weiſe haben wir in den jungen unbeſonnenen Jahren überall eine große Menge: der Unterſcheid iſt nur dieſer, daß ſie nicht allemal ſchöne Verſe machen können.

aus der Geſellſchaft abgeleſen worden, Leipz. 1732. 8. auf der 54. bis 61. S.

Doch der Herr Verfaſſer ſcheint zu ſcherzen: dieſes zeigt der neue Grund ſeines Lobes, daß nämlich die Götter ihn geliebet haben. Venus, Cupido und Bachus u. ſ. w. ſind ihm zugethan geweſen. Das heißt ja wiederum, er hat wacker geliebet und getrunken. Eine herrliche Weisheit!

Wir kommen auf die Ueberſetzungen ſelbſt, darunter die ſechs erſten, faſt von Wort zu Worte, von dem Herrn Prof. Gottſched beybehalten ſind. Wir wollen doch, den Unterſcheid von beyden zu bemerken, ein Paar gegen einander halten; wenn wir zuvor ein Paar lateiniſche Dollmetſchungen, die auch das griechiſche Sylbenmaaß beybehalten haben, verglichen haben werden. In den crit. Beyträgen am angezogenen Orte ſind lauter ſolche Ueberſetzungen angeführet, die von Anakreons Versart ganz abgegangen waren: allein was Herr Argelati im Welſchen gethan, das hatte ſchon Eilhard Lubin, in ſeinem 1597 zu Roſtock herausgegebenen Anakreon gethan; und in der großen Sammlung griechiſcher Dichter, die 1614 (Coloniae Allobrogum in fol.) ans Licht getreten, findet man noch eine andere, auf eben den Schlag. So lauten beyde.

Die Roſtockiſche.	Die neuere.
Volo ſonare Atridas,	Cantem libens Atridas,
Volo ſonare Cadmum;	Cantem libensque Cadmum;
Sed barbitus mihi unum	Sed barbiti mihi unum,
Nervis refert amorem.	Nervi ſonant amorem.
Immuto fila nuper	Mutata nuper a me
Teſtudinemque totam	Chelys fidesque cunctae
Et Herculis Labores	Jamque Herculis labores,

Ca-

Jam canto: ſed lyra iſta
Contra ſonat mi amores.
Heroës ergo poſthac
Nobis valete! ſolos
Lyra haec refert Amores.

Canebam: at illa contra,
Sonabat usque amores.
Heroes ergo longum
Mihi valete poſthac!
Nam barbiti mihi unum
Nervi ſonant amorem.

Die deutſche ältere.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Kadmus preiſen;

Doch meiner Leyer Seyten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechſelte noch neulich
Die Seyten ſamt der Leyer,
Und ſang Alcidens Thaten:
Doch meine Leyer ſpielte
Von nichts, als lauter Liebe.
Drum gute Nacht ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

Die neuere.

Ich möchte die Atriden
Ich möcht auch Cadmum preiſen

Doch meiner Leyer Saiten
Erthönen bloß von Liebe.
Ich wechſelte noch neulich
Die Saiten nebſt der Leyer,
Und ſang von Herkuls Thaten!
Allein die Leyer ſchnarrte
Von Liebe ſtets entgegen.
So lebt denn wohl ihr Helden,
Denn meine Leyer thönet,
Doch nur allein von Liebe.

Wir wollen unſern Leſern das Urtheil überlaſſen, welche von beyden der andern an Richtigkeit und Anmuth vorgehe; und ob der neue Ueberſetzer allemal Urſache gehabt habe, von ſeines Vorgängers Worten abzuweichen. Die Unterſchiede in den fünf folgenden ſind ſelten von größerer Erheblichkeit. Doch wir wollen unſern Herrn Ueberſetzer lieber aus denen Liedern kennen lernen, wo er ohne Vorgänger gearbeitet hat. Wir wählen alſo die ſiebende; und ſetzen das lateiniſche unſers Lubins dazu:

Hiacynthino bacillo
Properans amor me adegit,
Violenter ad ſequendum.
Sed acuta me fluenta
Frutices ut atque valles

Mit einem Lilgenſtengel
Zwang Amor mich zu folgen,
Wohin er hartig rannte.
Ich ſtrich durch ſtrenge Bäche,
Durch Wälder und Gebürge

Per-

Peragro, momordit hydrus.	Da ſtach mich eine Schlange,
Mihi cor adusque nares	Mein Geiſt flog nach den Lippen
Saliebat. Et periſſem	Und wär ich bald erblaſſet.
Teneris amor ſedalis,	Da rührt er meine Stirne
Quatiens caput mihi, inquit:	Mit ſeinen zarten Flügeln,
Quia non potes amare.	Und ſprach: willſt du nun lieben?

Bey dieſer Ode wird einem jeden in die Augen fallen, daß das trochäiſche Sylbenmaaß des Originals, im Deutſchen in das jambiſche verwandelt worden. Dieſes erhellet ſowohl aus dieſer lateiniſchen Ueberſetzung; als aus dem Anfange des Grundtextes.

Ταυνυθην μεγαβλω
Χαλεπως ιρης βαδιζων
Επελευσε συντροχαζειν. &c.

Wie wir nun nicht zweifeln, es würde dem Herrn Ueberſetzer eben ſo leicht geweſen ſeyn, trochäiſch, als jambiſch zu dichten: alſo iſt es gewiß, daß das erſte dem Grundtexte, und der ungemeinen Anmuth deſſelben näher gekommen ſeyn würde. Eben das bemerken wir an der folgenden achten, die gleichfalls im Griechiſchen und lateiniſchen trochäiſch, im Deutſchen aber jambiſch iſt.

Δεν νυκτος ὑγκαθευδων &c.
Facili ſopore ſlertens &c.
Ich ſchlief berauſcht vom Bachus ꝛc.

Und umgekehrt hat Anakreon die XV. Ode jambiſch gemachet:

Ου μοι μελει Γυγης
Του Σαρδεων ἀνακτος. &c.

Non

Non Sardium Monarchae
Opes Gygae ipſe curo. &c.

Doch unſer Herr Ueberſetzer hat es für gut befunden, ſie trochäiſch zu geben:

Nichts bekümmr' ich mich um Gygen
Und der Sardianer König,
Auch weis mich kein Gold zu blenden;
Auch beneid ich keine Fürſten:
Nur bekümmr' ich mich um Salben,
Meinen Bart zu balſamiren;
Nur bekümmr' ich mich um Roſen,
Meinen Scheitel zu bekrönen;
Nur bekümmr' ich mich vor heute,
Denn wer weis von morgen etwas?
Drum ſo lang das Glücke dauret,
Trinke, ſpiele, opfre Baccho,
Daß nicht eine Krankheit komme,
Und denn ſpreche: gnug getrunken!

Doch wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, vielweniger ſonſt, nach Art der Mückenſäuger, oder Hirſenpfriemer, wie Rachel ſie nennet, uns bey Kleinigkeiten aufhalten. Viellieber wollen wir noch eins der ſchönſten Lieder anführen, darinn der Herr Ueberſetzer gleichſam ſeine ganze Stärke gewieſen. Es iſt das 28. Womit man die Ueberſetzung im II. Theile des Aufſehers vrrgleichen kann.

Auf, vortrefflichſter der Maler!
Auf und ſchildre, Preis der Maler!
Meiſter in der Kunſt der Rhoder,
Schildre mein entferntes Mädchen,

Wie

Wie ich ſie beſchreiben werde.
Male mir vor allen Dingen
Zarte rabenſchwarze Haare,
Und wofern es anders möglich,
Male ſie auch lieblich duftend.
Male zwiſchen ſchwarzen Locken
Da wo ſich die Wangen ſchließen
Eine Stirn von Elfenbeine.
Laß ſich nicht die ſchwarzen Bogen,
Die ſich um die Augen krümmen,
Gänzlich trennen, noch vermiſchen;
Sondern, wie bey meinem Mädchen,
Ineinander ſanft verlieren.
Ihrer Augen Reiz zu treffen,
Mache ſie von regem Feuer,
Und auch blau wie Pallas Augen,
Und auch zärtlich wie Cytherens.
Miſche Milch zu jungen Roſen,
Wenn du Naſ und Wangen maleſt,
Gieb ihr Lippen wie der Suada,
Die den Mund zum Küſſen laden.
Um das ſanfte Kinn der Schönen
Und um ihren Hals wie Marmor,
Laß die Huldgöttinnen fliegen.
Kleide ſie nunmehr wie Purpur;
Aber laß vom zarten Buſen
Etwas wenigs unverhüllet,
Das Verhüllte zu verrathen.
Geh itzt hin: ich ſeh mein Mädchen!
Wirſt du, Bild, nicht auch bald reden?

Genug, von diesen Uebersetzungen. Wir sagen nur überhaupt, wenn reimlose Verse so voller Wohlklang und Anmuth sind, so könne man den Mangel der Reime sehr leicht übersehen. Allein wo dieselben rauh und holpericht sind, und nicht sowohl laufen als stolpern, so daß man es ihnen wohl ansieht, daß sie wider Willen der Musen und aller Gratien gemacht worden: so können wir gewiß an ihnen keine besondere Süßigkeiten schmecken. Wer also kein zartes Gehör hat, der thut zehnmal besser, daß er auf dem gebahnten Wege der reimenden Poesie bleibt; die doch noch allemal gewisse harte und holpricht Ausdrückungen erträglich machen, oder verstecken hilft. Doch sind ja überhaupt, von der Weglassung der Reime, nur in Uebersetzungen, und allenfalls in theatralischen Stücken, die meisten Vortheile zu hoffen.

Anakreon und Sappho gehören so genau zusammen, daß auch unser Verfasser sie nicht trennen wollen. Wir finden also die beyden vorhandenen Oden dieser alten Dichterinn auch allhier. Es ist schade, daß man ihnen nicht auch das griechische Sylbenmaaß gelassen; da wir ja aus verschiedenen glücklichen Proben unserer Dichter gesehen haben, daß es sich im Deutschen brauchen läßt.

Da wir auf den Anhang der Nachahmungen und eigenen Gedichte kommen, die der Herr Verfasser beygefüget, so werden wir erst gewahr, daß er sich in denselben doch genennet, und sogar seine Vaterstadt und andre Umstände seines Lebens nicht verborgen hat. Die Reichsstadt Worms hat also die

Ehre

Ehre, Herrn Götzen zur Welt gebracht zu haben: und vielleicht iſt er der erſte Rheinländer, der eine ſo reine Sprache und flieſſende Poeſie in ſeiner Gewalt gehabt. Wir finden viel kleine, aber artige Gedichte, gröſtentheils in gereimten, aber ganz ſinnreichen und ungezwungenen Verſen darinnen, die wohl geleſen zu werden verdienen. Es iſt wahr, es ſind mehrentheils kurze Sinngedichte und verliebte Stücke; die aber einem Catull nicht viel nachgeben. Doch ſind auch einige andre Gedichte dabey, die insgeſammt einen muntern güntheriſchen Geiſt verrathen. Wir können uns aber nicht länger dabey aufhalten: genug, daß wir verſichern können, es werde niemanden gereuen, ſie geleſen zu haben.

* *

IV.

Hiſtoire generale des Voyages, ou nouvelle Collection de toutes les Relations de Voyages par Mer et par Terre etc.

D. i.

Allgemeine Reiſebeſchreibung, oder neue Sammlung aller Reiſebeſchreibungen zu Lande und zu Waſſer, die bisher in den verſchiedenen Sprachen, aller bekannten Völker, ans Licht getreten ſind ꝛc. Mit Landcharten und Riſſen, Proſpecten, Bildern der Thiere, Pflanzen, Kleidungen, Alterthümer ꝛc. verſehen, nach dem engliſchen Originale überſehen, und nicht nur wieder mit demjenigen ergänzt, was der Ueberſetzer ausgelaſſen, ſondern auch da, wo er des rechten Sinnes verfehlet, verbeſſert. Haag bey Pierre de Hondt. 1747. 4.

Dieſer Titel zeiget ein Werk an, welches noch nicht fertig iſt, ſondern erſt künftiges Jahr erſcheinen wird. Der Verleger davon hat einen Bogen mit der Nachricht von ſeinem Vorhaben drucken laſſen, und von uns begehret denſelben bekannt zu machen. Wir wollen alſo einen kurzen Auszug daraus mittheilen, und unſern Leſern dadurch

Lust machen sich selbiges anzuschaffen. Es wird allemal rathsamer seyn, sich eine solche Sammlung wahrhafter Geschichte, der Völker und Sitten bekannt zu machen, als sich eine Menge fabelhafter Ebentheuer, vom Gilblas von Santillana, Baccalaureus von Salamanca, Dechanten von Killerine, und andern solchem Geschmeiße in den Kopf zu setzen, die nur in dem Gehirne gewisser Müßiggänger entsprungen sind. Alle Buchläden wimmeln itzo von den romanhaften Hirngeburten unsrer Nachbarn, die sich alle Sommer wie das Ungeziefer vermehren, und durch die liebreichen Federn unsrer Scribenten auch in Uebersetzungen unser Vaterland überschwemmen. Wie sehr ist es nicht zu bewundern, daß auch einmal etwas wahres sich mitten unter den Fabeln darf sehen lassen!

Den Anfang macht man mit dem Entwurfe der englischen Verfasser dieses Werkes, welche zuerst einen solchen Entwurf gemacht und ausgeführet haben. Obgleich der Titel des Werkes, sagen sie, ein ungeheures Werk zu versprechen scheint, so wollen sie es doch nicht unendlich groß werden lassen. Nach reifer Ueberlegung haben sie sich entschlossen, nicht die ganzen Reisebeschreibungen abzudrucken, sondern die Tageregister und Begebenheiten von den Anmerkungen abzusondern. Das erste wollen sie ohne Vermischungen liefern, das andre wollen sie mit den Anmerkungen andrer Reisenden bey jedem Lande in einander mengen, doch den Namen eines jeden hinzusetzen. Da die Nachrichten der Reisenden nicht alle gleich wichtig sind, so wird man sie

oft

oft verkürzen: und weil viele oft einerley erzählen, ſo wird man auch die unnützen Wiederholungen vermeiden; doch jedem Scribenten das ſeine laſſen. Der Leſer wird alſo von einem Lande oder Orte alles beyſammen finden, und nicht genöthiget ſeyn, von einem Buche zum andern zu laufen, die zerſtreuten Anmerkungen zu ſammlen. Es wird auch daher dieſes Werk den Namen eines **Syſtems der neuern Hiſtorie und Geographie, eben ſo wohl, als einer Sammlung von Reiſebeſchreibungen, mit Rechte verdienen.**

Hier wird nun verſchiedenes hinzugeſetzt, dieſe Methode, die man beobachten will, anzupreiſen. Man ſagt, es ſey nöthig geweſen, romanhafte Reiſen von wahrhaften, die Ausſchreiber und gelehrten Diebe von den glaubwürdigen Quellen zu unterſcheiden. Man giebt davon ein Beyſpiel an der Beſchreibung von Guinea, wo faſt alle neuere den Artus, in der Sammlung des Bry abgeſchrieben haben. Daher hat man ſich ſonderlich befliſſen, die alten Reiſen zu liefern, ob ſie gleich nicht allemal ausführlich genug ſind. Darauf geben ſie Rechenſchaft, ſo wohl von ihrem Auszuge, als von den Auslaſſungen. Bey den erſten geht allemal eine Nachricht von den Urhebern der Schriften und ihren Umſtänden, den Gelegenheiten, die ſie zum Schreiben veranlaſſet, und von der Lehrart oder Einrichtung des Werkes, vorher. Dann folgt eine Beurtheilung ſeiner Verdienſte oder Fehler, ſonderlich was die Geſchichte, Geographie, Charten und Riſſe betrifft.

Bey den Auslassungen sagt man, daß sie alle in einen Zusammenhang von den Sitten der Einwohner, natürlichen Früchten der Länder u. s. w. gebracht werden. Man läßt hier jedem Urheber die seinigen; nur wenn sie alle übereinstimmen, hält man die Anmerkungen für überflüßig; hergegen wo sie streitig sind, läßt man jeden seine Meynung sagen, und führt ihn dazu an. Bisweilen stehen diese Sachen im Texte, bisweilen in den Noten; bisweilen wird auch wohl gar von wichtigen Sachen eine besondere Abhandlung eingerücket.

Die Charten und Risse anlangend, so hat man nicht die ersten die besten genommen, sondern die richtigsten gewählet. Z. E. Herbert, Struys, Gemelli, Chardin, Kämpfer, und Le Bruyn haben Grundrisse von Persepolis geliefert: allein die ersten drey taugen nicht; die letzten drey aber hintereinander anzuführen, daß hieße einerley wiederholen. Eben so hat man die Prospecte von Schlachten und Belagerungen ganz aus diesem Werke verwiesen; weil sie nur ein Werk der Einbildungskraft sind, und unnöthiger Weise die Bücher dick und theuer machen. Nur solche Grundrisse, und Bilder der Thiere, Pflanzen, Kleidungen und Kunstwerke hat man genommen, die von geschickten Leuten nach dem Leben gemacht worden. Mit den Charten hat man es eben so gemacht; die schlechten verworfen, und die guten behalten. Zu diesen rechnet man die Olearische vom Wolgastrome, Thevenets Charte von Rußland, vom weißen Meere, von Siberien, Colchis ꝛc. Wenn man viel gute

Cha-

Charten von demſelben Lande gehabt, ſo hat man nur eine davon genommen; ſie aber durch dasjenige erweitert, und ergänzet, was die andern gutes und beſondres gehabt. Aus vielen beſondern Charten, von den Provinzen großer Länder, hat man nur eine große allgemeine Charte gemacht; und endlich hat man aus den hydrographiſchen und geographiſchen Riſſen beſondrer Gegenden und Seeküſten, auch die größern Charten verbeſſert, auch jeder Nation ihre Vorzüge darinnen gelaſſen; ohne ſich eines Diebſtahls theilhaftig zu machen. Man geſteht auch, daß man ſich derjenigen Charten von Frankreich bedienet hat, die auf Befehl des Grafen von Maurepas, nach den Beobachtungen der franzöſiſch. Akad. der Wiſſenſch. gemacht worden.

So viel hat man in dem pariſiſchen Entwurfe, von der Ueberſetzung des engliſchen Werkes geſaget. Der Ueberſetzer iſt Herr **Prevoſt**, der ſonſt ſchon bekannt war, und deſſen Bildniß vor dem I. Bande ſteht. In ſeiner Vorrede ſagt er, daß ihm dieſe Arbeit von dem Kanzler in Frankreich aufgetragen worden. Nach den Bänden zu urtheilen, die bereits herausgekommen, wird es den Beyfall franzöſiſcher Leſer verdienen; hat aber doch verſchiedene Fehler, die man hier anmerket.

I. Hat ſich der Ueberſetzer die Freyheit genommen, die Ueberſchriften der Hauptſtücke zu ändern; und gewiſſe Dinge zu verſetzen.

II. Hat er nicht allezeit richtig genug überſetzt: wie mit einem Exempel erwieſen wird, da man Pfunde, von Pfunden Sterling verſtanden.

III. Hat er viel ausgelassen, wovon z. E. eine Stelle von den Kreuzzügen, und eine von der Macht der Holländer in Ostindien angezeigt sind.

IV. Hat er Zusätze gemacht, davon keine Spur im Grundtexte zu finden ist; z. E. am Ende der Einleitung; wo der Uebersetzer redet, doch so, als ob es der Engländer wäre.

V. Sind gewisse Stellen so verändert, daß man das Original nicht kennen würde. So ist auf der 2. S. ein Artikel ganz umgeschmolzen.

VI. Hat der Uebersetzer viele Noten, die unter dem englischen Texte stehen, ausgelassen, und die Verfasser der Anmerkungen nicht allemal angeführt.

VII. Sind die Charten und Risse nicht allemal richtig; viele Namen falsch buchstabirt; Namen von Oertern und die Zahlen der Breite ausgelassen ꝛc.

Aus diesen Ursachen nun, hat sich Peter van Hondt, Buchhändler im Haag, entschlossen, eine neue Ausgabe davon zu veranstalten; und verspricht folgendes darinn zu leisten.

I. Nichts von der pariſischen Auflage auszulassen, auch nicht einmal die Schreibart zu ändern.

II. Die Uebersetzung mit dem Originale zusammen zu halten, und die Abweichung allemal in einer Note anzumerken und zu verbessern.

III. Alle ausgelassene Stellen in den Text zu rücken und mit (—) einzuschliessen.

IV. Auch die Zusätze des Uebersetzers selchergestalt mit einem + zu bemerken.

V. Alle Anführungen und Anmerkungen, die man ausgelassen, zu ergänzen.

VI. Ver

VI. Vor den Fehlern der Charten zu warnen.

VII. Endlich beſſere Charten als die pariſiſchen ſind, zu geben, indem man ſie nach den Originalen ſorgfältig ausbeſſern will.

Der Verleger ſchlägt dabey folgende Bedingungen vor.

1. Das ganze Werk ſoll aus 12 Quartbänden beſtehen, obgleich die pariſiſche Ausgabe nur 10 haben wird.

2. Man wird im Drucke ſchnell fortfahren, ſo daß die pariſiſche immer nur um einen Band voraus ſeyn wird.

3. Man wird von denen, die unterſchreiben, nicht eher Geld fordern, als bey Lieferung der Theile; nur daß ſie jeden in einem halben Jahre, nachdem er fertig geworden, abfordern; widrigenfalls ſie ihn theurer bezahlen ſollen.

4. Wird man an Papier, Schrift, und richtiger Ausbeſſerung nichts ſparen, auch die Kupfer von piccartiſchen Lehrlingen machen laſſen.

5. Die Unterſchrift ſoll den 1. November dieſes Jahres anheben, und bis zum 1. Jun. 1747. währen.

6. Den 1. Nov. werden die beyden erſten Bände geliefert, und alle halbe Jahre ſoll ein neuer Band folgen. Die erſten zwey halten 125. Bogen, des Ueberſetzers Bildniß, ein und zwanzig Kupferplatten und 14 geographiſche Charten in ſich. Sie koſten 12 holl. Gulden auf klein Papier; 18 aber auf groß Papier, und die Liebhaber können ſie in Frankfurt am Mayn, bey den Gebrüdern von Düren, in Dresden bey Waltern, und hier in Leip-

zig bey Arkstee und Merkus bekommen; auch davon die Proben zu sehen kriegen.

Auf eben diesem Bogen wird Nachricht gegeben, daß dieser Verleger zu der beliebten Monatschrift, Bibliotheque Britannique genannt, davon nunmehr 24 Bände heraus sind, ein vollständiges allgemeines Register drucken läßt, welches allein den 25sten Band anfüllen wird. Ein solches Verhaben kann den Besitzern und Liebhabern dieses Werkes nicht anders als angenehm seyn, und wird dasselbe allererst recht brauchbar machen. Da er auch nur noch eine geringe Anzahl davon im Vorrathe hat, so will er solches vom 1. Nov. 1746 bis zum 1. Junio 1747. um 20 holl. fl. geben. Wem noch einzelne Theile fehlen, der muß sich in kurzem melden: weil von den letzten V Theilen nur 500 Exempl. gedruckt worden, da von den 45 ersten, 1500 gedruckt worden.

Imgleichen wird die prächtige Ausgabe des Don Quischote, die Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Xavier August von Sachsen zugeeignet worden, angekündiget. Sie ist in groß Quart, mit 31 schönen Kupferstichen versehen, die nach Coypels, Picarts und andrer berühmten Meister Zeichnungen, und Stichen, ganz genau nachgemacht worden. Es sind auch einige wenige im größten Formate abgedruckt worden.

Zusatz.

Von dem obigen Werke haben auch die hiesigen Buchhändler **Arkstee** und **Merkus**, eine deutsche Uebersetzung im Werke, die mit denselben Kupferstichen, als die französische, versehen seyn wird. Sie haben eine Nachricht mit ihren Bedingungen drucken

cken laſſen, auf welche ſie Vorſchuß annehmen wollen. Imgleichen iſt eine Probe der Ueberſetzung dabey, die nicht zu verachten iſt. Wir wollen ſowohl die Bedingungen, als die Probe, aus dieſer Nachricht hieher ſetzen, und den Wunſch beyfügen: daß man ſich vor den Gallicismis im Deutſchen, als einer gemeinen Klippe vieler Ueberſetzer, ſorgfältig hüten möge.

Beſchluß der gedruckten Nachricht.

Eben dieſes, und der Nutzen, abſonderlich in Betrachtung der Handlung, den wir unſern deutſchen Landsleuten, nach unſrer Begierde ihnen zu dienen, dadurch zu verſchaffen gedenken, hat uns auch bewogen, dieſes ſo wichtige als nutzbare Werk in einer guten deutſchen Ueberſetzung, nach der engliſchen Ausgabe, zu liefern, wobey man auch die franzöſiſche Ueberſetzung, ſo viel die beträchtlichen Zuſätze und Anmerkungen derſelben betrifft, zu gebrauchen nicht ermangeln wird.

Findet unſer Unternehmen, wie wir uns verſichern, bey der gelehrten und lehrbegierigen Welt den Beyfall, ſo die engliſche und franzöſiſche Ausgaben gefunden haben, ſo wird daſſelbe und die dabey angewendete Mühe und Koſten von uns für reichlich vergolten gehalten werden. Und es um ſo viel mehr zu erleichtern, haben wir auch beſchloſſen, es unter folgenden annehmlichen und vortheilhaften Bedingungen auf Vorſchuß ans Licht zu geben. Zuvor aber müſſen wir die Liebhaber ſolcher Werke, und Beförderer unſers Vorhabens, vor allen Dingen verſichern, daß ſie ſich nicht befürchten dörfen, als wenn dieſes einmal angefangene Werk ins Ste-

cken gerathen und unvollständig bleiben möchte, wie es wohl ehmals mit andern solchen Werken, so wohl in französischer als deutscher Sprache gegangen ist, welche bald mit dem andern Bande, bald in der Mitten aufgehört, und den Pränumeranten statt etwas Vollkommenen, nur etwas Unvollkommenes geliefert haben: dieses, sagen wir, haben sie hier nicht zu befürchten, da das ganze Werk, nach dem gemachten Entwurfe, in England vollständig, und wie bereits oben erwähnt worden, in zwoen Auflagen herausgekommen, und die Hinderniß, welche dergleichen Uebersetzungen durch den Mangel des Originals ins Stecken gebracht, hier nicht zu befürchten ist; wir auch so viel Glauben zu verdienen hoffen, daß man an der Erfüllung unsers Versprechens nicht zweifeln wird. Nach dieser vorgängigen Versicherung nun

Wird dieses Werk im Deutschen nicht mehr als zehn Bände betragen.

Alle Oster- und Michaelsmesse soll ein Theil oder Band herauskommen, und der erste künftige Michaelsmesse 1747 g. G. den Anfang machen, und mit den folgenden unausgesetzt, zu der benennten Zeit, bis zu Ende fortgefahren werden.

Das Format ist Medianquart, die Schrift, neu scharf und leserlich, das Papier weiß, und zwar alles nach der Probe dieser Nachricht.

Ueberhaupt soll weder, was zum innern Werthe des Werks, noch zu dessen äußerlichem Ansehen und Zierde gehört, im geringsten verspahret, sondern alles, was zu beyden etwas beytragen kann, sorgfältig

tig

tig beobachtet werden. Unſer Verſprechen in dieſem Stücke deſto beſſer zu erfüllen, werden alle Landcharten und übrige Kupferſtiche von den beſten Meiſtern in Holland geſtochen, und daſelbſt auf ſchönes franzöſiſches Papier, abgedruckt werden.

Wie viel eigentlich jeder Band an Alphabeten, Landcharten und andern Kupferſtichen betragen wird, das kann man ſo eigentlich nicht beſtimmen; damit aber die Herren Pränumeranten ſich keiner hinterliſtigen Bevortheilung zu befürchten haben, ſo haben wir jedes Alphabeth für zehn Groſchen, iede Kupfertafel für einen Groſchen, und jede Landcharte für anderthalb Groſchen gerechnet.

Auf jeden Theil, er betrage ſo viel als er wolle, wird zween Thaler Vorſchuß, und bey Auslieferung deſſelben, ein Thaler Nachſchuß, und auf den folgenden wieder zween Thaler Vorſchuß gezahlet, und auf dieſe Art bis zu dem letzten Theile fortgefahren.

Bey Auslieferung des letzten Bandes wird zugleich eine Hauptrechnung der Alphabethe, Kupfertafeln und Landcharten gemacht, und nach derſelben den Herren Pränumeranten vergütet, was ſie nach dem ebenbeſtimmten Preiſe zu wenig erhalten, oder was ſie mehr erhalten, von ihnen nachgezahlt.

Die Zeit des Vorſchuſſes ſteht von itziger Michaelsmeſſe bis künftige Jubilatemeſſe offen, nach deren Verlauf keine Unterſchriften mehr angenommen, und kein Theil anders, als ein Drittheil über den Pränumerationspreis, nämlich für vier Thaler

verlassen werden kann. Welches wir unwiderruflich zu halten versprechen.

Die Vorauszahlung kann, in der gesetzten Zeit, entweder bey uns selbst in Leipzig, oder bey eines jeden nahmhaften Ortes Herrn Buchhändler geschehen, und die Exemplare gegen die erhaltenen Scheine von Ihnen abgefordert werden. Leipziger Michaelsmesse 1746.

Arkstee und Merkus.

Probe der Ueberſetzung aus des II Buches XII Capitel. Des Grafen Georgens von Cumberland Reise nach den asoriſchen Inseln.

Eine Unternehmung, davon der Geschichtschreiber * weder den Endzweck noch die Bewegungsgründe erkläret, könnte einen ganz andern Namen führen, als den der Titel hier zeiget. Der bloße ungefähre Zufall führte den Grafen von Cumberland nach den asoriſchen Inseln, und der Verdruß des Müßiggangs bewog ihn, England zu verlassen. Er hatte auf seine eigne Kosten eine Flotte von vier Segeln ausgerüstet, mit welchen er seinen Namen berühmt zu machen beschloß. Eine Menge junger Leute, welche das Sonderbare seines Vorha-

* Diese Beschreibung ist von einem Manne, der wegen einer Erfindung, die Landcharten betreffend, berühmt ist, die in England ganz unfüglich den Namen von Mercatoris proiection führet. Er heist Wright,

habens reizte, erbothen ſich freywillig, ihm zu folgen. Er ſahe ſich alſo an der Spitze von vierhundert Mann, davon die meiſten weniger vom Eigennutze, als der Ehre geleitet wurden. Er nahm die gröſte Anzahl davon auf ſein eigen Schiff, welches die Victorie hieß. Die andern dreye kamen ihm an Gröſe und Stärke nicht bey. Es waren zwey kleine Schiffe, Nog und Margaretha genannt, und eine Caravelle, worauf der Hauptmann Pignen gebeth.

Dieſer Haufen Freybeuther, nachdem ſie den 18 des Brachmonats 1589 von Pleymouth ausgelaufen waren, traf zween Tage hernach drey franzöſiſche Schiffe an, die aus Terreneuve zurück kamen. Sie bemächtigten ſich derſelben als einer rechtmäßigen Beute. Zween wurden mit der Ladung von allen dreyen nach England geſchickt, und das dritte hatte die Freyheit nach Frankreich zu ſegeln und die Leute von allen dreyen Schiffen dahin zu führen. An eben demſelben und folgenden Tage trafen ſie etliche andre Schiffe an, welche ſie aber weiter ſegeln ließen, ſobald ſie erfahren hatten, daß ſie von Rotterdam und Embden ausgelaufen waren, und nach Rochelle wollten.

Auf der Höhe von 39 Graden, ſtieß ihnen eine weit wichtigere Begegnung auf, welche aber ihrer Tap-

Wright, und war ein geſchickter Mathematicus. Er hat ein Buch unter dem Titel Vulgar Errors gemacht, worinn er den Merkator des gelehrten Diebſtahls beſchuldiget.

Tapferkeit mehr zu thun gab. Eilf Kaufmannsschiffe, welche ſich verſammlet hatten, um das ſpaniſche Vorgebürge zu ſegeln, zeigten ſich dem Ritter Monſon, Hauptmanne des Schiffes Mog, ꝛc.

* *

V.

Nachricht.

Nachdem bey dem neulichen Auszuge, aus des pariſiſchen Buchdruckers Simons Vorſchlage, eine Königliche Buchdruckerey in Berlin aufzurichten; unſre Leſer an verſchiedenen Orten gezweifelt, ob wirklich ein ſo ſeltſamer Einfall einem Franzoſen in den Sinn gekommen: ſo haben wir, unſre Aufrichtigkeit in Verfertigung der Auszüge nicht beſſer darthun können; als wenn wir, das an ſich ſeltne Original, in ſeiner Grundſprache hier mittheilten. Es geht ſolches um deſto leichter an, da es klein iſt, und durch ſeine Seltſamkeit die Neubegierde der Leſer eben ſo wohl, als ein andrer Artikel vergnügen wird. Wir bitten aber auch, uns hernach keine thörichte Feindſchaft gegen eine ganze Nation mehr Schuld zu geben, in welcher es ſoviel große Leute in allen Arten nicht nur gegeben hat; ſondern auch noch hin und wieder giebt: ob wir gleich eben ſo wenig, als vernünftige Franzoſen ſelbſt, alle Kleinigkeiten bewundern, die aus Paris kommen; und dieſem geſcheidten Volke mehr zur Schande, als Ehre gereichen.

Pro-

Projet de l' Etabliſſement d' une Imprimerie Royale a Berlin. A Paris.

Dreſſé et imprimé par C. F. Simon, Fils, Imprimeur - Libraire, ruë de la Parcheminerie. 1741. Fol.

Au Roi de Pruſſe.

SIRE, la protection ſignalée, que Votre Majeſté accorde aux Sciences et aux Arts, m'eſt un ſûr garand, qu'Elle voudra bien recevoir et faire examiner le Projet, que je prends la liberté de lui envoyer. J'ai crû que je ne pouvois mieux entrer dans les vûes de Votre Majeſté, et employer plus à propos le peu de talens que le Ciel m'a donnés, qu'en facilitant les moyens d' élever une Imprimerie Royale à Berlin. Il eſt vrai, que l' on pouvoit croire, que Votre Majeſté s' adreſſeroit aux Etats voiſins de ſon Royaume, pour en tirer les lumieres néceſſaires à cette entrepriſe; mais comme c' eſt en France, qu'il faut chercher la perfection des Sciences et des Arts, et que l' Imprimerie y eſt pouſſée au dernier point, on a tout lieu de ſe flatter, que Votre Majeſté ne ſera point arrêtée par l' éloignement des lieux. Je ne crains pas non plus d' avancer, SIRE, que l' Auguſte Monarque, dont j' ai l' honneur d' être l' humble ſujet, verra avec plaiſir les ſoins, que je me propoſe de donner à ce bel Etabliſſement. Heureux! ſi quelque jour dans l' Art et l' Hiſtoire

de

de l' Imprimerie, que j' ai entrepris de traiter, je puis faire la deſcription de l' Imprimerie de Votre Majeſté, & donner à toute la terre des preuves autentiques, du zele reſpectueux, avec lequel j'ai l'honneur d'être,

SIRE,

de Votre Majeſté,

le très-humble & très-obéiſſant ſerviteur.

A. F. Simon.

Projet de l' Etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin.

Si l'Imprimerie n'eſt pas la ſource de toutes les Sciences, on ne peut du moins lui diſputer d'en être le canal. En vain auroit-on fait juſques à préſent les plus belles découvertes, ſi l' Art de l'Imprimerie ne donnoit la facilité de s'en inſtruire: Et, qui peut mieux en donner la connoiſſance, & en faire naitre le goût, que cet Art ingénieux, qui multiplie d'une maniere ſûre & exacte les réflexions de ceux, qui font du progrès dans les différens genres de Sciences?

C'eſt cet avantage qui a engagé tous les Monarques curieux de faire vivre les Beaux Arts dans leur Royaume, à accorder à l' Imprimerie des Privileges, qui feront toujours l'éloge de ſes Protecteurs. Elle mérita l'attention particuliere de François I. & celle de tous ſes Succeſſeurs. On vint de toutes les parties de l'Europe admirer les pro-

progrès rapides qu'elle fit en France, & c'eſt en vain aujourd'hui, qu'une Rivale, eſtimable à bien des égards, veut s'efforcer de l'égaler.

On peut poſer pour principe, que les belles Editions de France l'emportant ſur les plus belles de la Hollande, tant par la beauté des caracteres, que par l'exactitude & la correction, on pourroit encore ajouter, par la proportion géométrique de toutes ſes Fontes, c'eſt de la France ſeule que l'on peut tirer des éclairciſſemens néceſſaires, pour élever un établiſſement d'Imprimerie Royale.

Le Czar Pierre connut mieux que perſonne la conſéquence d'une telle obſervation: il fut arrêté quelque tems par un brillant qu'il apperçut dans les Editions de Hollande; mais ſi-tôt que la diſcuſſion eut épuré le jugement; ce Prince préféra le véritable beau au clinquant, qui ne peut l'imiter.

Une pareille conduite peut bien ſervir d'exemple dans l'eſpece préſente. On ſçait par toute l'Europe, avec quelle ardeur le Prince qui regne ſur la Pruſſe, ſe livre aux établiſſemens dignes de l'immortaliſer. Les Sçavans ſe font un honneur de porter leurs lumieres dans ce Royaume, & on les y reçoit avec tant de diſtinction & d'égards, qu'on ne peut refuſer ſans injuſtice, à ce digne Monarque, le titre de Reſtaurateur des Sciences & des Beaux Arts, dans cette partie du Nord.

C'eſt ce qui engage à faire deux reflexions, que l'on prend la liberté de propoſer à Sa Ma-

jeſté Pruſſienne, avec d'autant plus de confiance que les circonſtances préſentes ſemblent les faire naitre naturellement.

La premiere roule ſur *la néceſſité d'élever une Imprimerie Royale à Berlin.*

La ſeconde traite *des moyens, qu'il faut employer pour former cet établiſſement.*

L'amour du progrès des Sciences & des Beaux Arts établira la premiere, & un déſintereſſement pur & ſimple dictera la ſeconde.

PREMIERE PROPOSITION.

Il eſt néceſſaire d'établir une Imprimerie Royale à Berlin.

L'Etabliſſement des Académies demande, que l'on ſongè auſſi-tôt à celui d'une Imprimerie. L'on ne peut cultiver les Sciences, les Belles-Lettres & les Arts, ſans avoir les Ouvrages qui en traitent, ſans lire les Livres qui en parlent, & ſans ſe conformer aux regles, que les Maitres ont preſcrites. Il eſt vrai que le commerce établi chez les Puiſſances voiſines peut faciliter à la Pruſſe l'acquiſition de tous ces Livres; mais outre que l'on ne peut nier, que ce ne ſoit à grands frais, la quantité de chaque eſpece de Livres, qu'il faudra procurer à la Pruſſe ſçavante, n'éxige-t-elle pas que la Pruſſe même ſe procure ces ſecours, qu'elle peut faire naitre dans ſon ſein?

Il faut en effet conſiderer actuellement ce Royaume floriſſant, comme une Ecole, où les grands

grands Maîtres vont faire d'excellens Eleves qui auront beſoin de toute ſorte de Livres. Hiſtoire, Morale, Belles-Lettres, Poëſies, Arts & Mathematiques, tout y ſera de défaite, parce que tout va devenir curieux. Les Anciens & les Modernes y ſeront lus, & le Peuple même, plus policé qu'auparavant, lira tout au moins les Livres d'Amuſement,

En vain objectera-t-on qu'une Correſpondance bien établie chez les Voiſins & dans les Pays ſçavans, peut procurer à la Pruſſe le débit de toutes les eſpeces de Livres.

1. La Correſpondence deviendra onereuſe à l'Etat, & ne ſervira qu'à vendre en Pruſſe à un prix exorbitant ce qui s'y pourroit debiter à un prix médiocre. D'ailleurs la Correſpondance fournira-t-elle la quantité ſuffiſante des différens Ouvrages? Les fournira-t-elle ſur le champ & ſans riſque? Les Correſpondans auront intérêt de remplir leurs envois, des Livres qu'ils ont imprimés, & dont le débit & la bonté ſont équivoques; les autres ſeront pouſſés à un prix qui doublera bien-tôt la valeur.

2. L'argent ſortira du Royaume, au lieu que l'impreſſion de tous ces Ouvrages s'y faiſant, fera circuler fructueuſement les fonds que l'on y employera; & il arrivera encore que les Etrangers, curieux des belles Editions, qui pourront ſe faire en Pruſſe, apporteront à leur tour des fonds pour acheter ce qu'ils auroient vendu.

3. L'objet n'eſt pas à mépriſer; il s'agit d'une différence de pluſieurs millions: il s'agit d'un côté de dépenſer beaucoup en pure perte, & de l'autre de gagner conſidérablement. La quantité des Livres qui vont devenir néceſſaires, eſt immenſe. Les Auteurs anciens, comme les Latins, par exemple, les Ciceron, les Quintilien, les Horace, les Virgile, les Ovide, les Quinte-Curſe, les Martial, les Saluſte, les Tite-Live, & tant d'autres, quand on n'éleveroit des Colleges & des Académies qu'à Berlin ſeul, vont demander chacun des huit à dix mille exemplaires: les hautes Sciences peuvent bien porter un ou deux mille de chacun des bons Ouvrages en ce genre. Tout le monde voudra lire les Hiſtoriens; & combien eſt-il d'Hiſtoires ſi conſidérables, qu'un ſeul Exemplaire de chacune peut monter au moins à vingt mille livres? Combien la Pruſſe payeroit-elle pour pluſieurs milliers d'Exemplaires de chacune? Les Belles-Lettres & les Arts ſont immenſes dans leur diverſité & leur quantité. Les Dictionnaires ſeuls, tels qu'il les faudroit aux Savans, ſont un article ſi conſidérable, que l'on ne craint pas d'avancer, qu'ils coûteroient pluſieurs millions. On ne fait qu'effleurer cet article; ce peu ſuffit; le détail iroit trop loin; on peut aiſément ſe l'imaginer.

4. Mais comment remédier à une dépenſe ſi conſidérable & ſe procurer ces Ouvrages néceſſaires en tout ou en partie? On ſera ſurpris ſans doute, d'apprendre, qu'une ſomme de trois cent ſoixante

ſoixante & dix mille livres, argent de France, une fois payée, ſuffit pour former un établiſſement en Pruſſe, qui la mettra en état non ſeulement de ſe paſſer des Etrangers, mais encore de faire un profit conſidérable au Roi; & voici comment.

5. Il eſt vrai que cette premiere dépenſe de 370000 liv. ne ſervira qu'à élever l'Imprimerie, la Fonderie & la Relieure, néceſſaires pour travailler à tous ces Ouvrages, & qu'outre cette miſe, il faudra acheter du Papier, & payer des Directeurs & des Ouvriers pour faire les Ouvrages: Mais, il faut conſidérer que ſi-tot qu'il y aura quelque bon Ouvrage d'achevé, il doit rendre au débit, moitié, ou, tout au moins, un fort tiers au-deſſus de tous les frais. Or, la regle eſt ſimple; ſi l'Imprimerie du Roi coute 300000 liv. d'entretien par an; c'eſt-a-dire, que tout compris, papier & façon, l'ouvrage d'une année revienne à 300000 liv. il eſt certain & inconteſtable que le moindre profit que Sa Majeſté Pruſſienne y ſera par an, ſera de 125000 liv. ou 150000 liv. Sur ce pied-là ſeul la Pruſſe retire en deux ans toutes ſes avances, & ſe trouve au bout de deux ans poſſéder *gratis* une des plus belles Imprimeries de l'Europe; & les années ſuivantes apportent un profit clair & certain.

6. Ce Projet doit avoir l'avantage ſur tous les autres Projets, qu'il offre beaucoup moins de profit, que l'on n'en ſera certainement. *Exemple.* Prenons le plus petit de tous les objets. Un volume

lume in-12. de vingt feuilles en Cicero, tiré à mille exemplaires, compris l'Impreſſion, le Papier & la Relieure, revient, à 1250 livres Monnoye de France, & produit à la vente 2500 liv. par conſéquent l'argent double en profit. Voilà le commerce tel qu'il ſe fait en France & dans tous les Pays voiſins. Ce que l'on compte ici argent de France, on peut le compter de même argent de Pruſſe, proportion gardée, c'eſt la même choſe.

7. Mettons à côté de ce calcul, le prix auquel ce volume in-12 relié en France peut revenir en Pruſſe, quand on l'y fait voiturer. N'augmente-t-il que d'un cinquiéme? Par conſéquent cinquiéme en pure perte; par conſéquent outre le double de l'achat que l'on perd en ne faiſant pas fabriquer chez ſoi, cinquiéme encore à la charge des Peuples, qui, par la cherté des Livres néceſſaires, ou tout au moins utiles, reſtent privés des lumieres qui les tireroient de l'ignorance.

8. Mais objectera-t-on encore: quelques Bibliotheques bien fournies des meilleurs Livres ne ſeroient-elles pas ſuffiſantes pour inſtruire les Sçavans & éclairer les Curieux ſur les faits qu'ils voudront apprendre? On pourroit s'abſtenir de répondre à une objection ſi frivole; mais on veut les détruire toutes, ce Projet en ſera plus lumineux. On ſuppoſe donc que la Pruſſe éleve douze de ces Bibliotheques, et les rende publiques. Quelle dépenſe! quels ſoins ne coûteront pas ces ſortes d'établiſſemens toujours imparfaits! Les

Livres

Livres d'uſage en ſeront-ils plus communs? & le Public, malgré ſa bonne volonté, ne demeurera-t-il dans l'impuiſſance de l'exécuter? D'ailleurs, toutes les ſommes que le Roi conſacreroit à ces douze Biblotheques ſeront plus que ſuffiſantes pour former l'établiſſement qui deviendra la ſource de tout ce qui ſera utile & agréable. On peut encore ajouter à ces conſidérations que la quantité de Commis, que l'on employe à copier tout ce qui eſt néceſſaire dans un Royaume, deviendra inutile, puiſque trente Ouvriers exécutent plus d'ouvrage imprimé en ſix jours, que trois cens Commis ne pourroient faire d'écritures en ſix mois.

Il eſt donc abſolument néceſſaire d'élever une Imprimerie Royale à Berlin, et il ne ſe peut trouver aucun inconvénient dans la maniere de l'établir, comme on va le prouver dans la ſeconde Propoſition.

SECONDE PROPOSITION.

Moyens qu'il faut employer pour élever une Imprimerie Royale à Berlin.

Ce ſeroit en vain, que l'on auroit prouvé la néceſſité d'elever une Imprimerie Royale à Berlin, ſi l'on ne donnoit les moyens qu'il faut employer pour y réuſſir.

1. Il faut que cet Etabliſſement ſoit formé entierement à Paris, ſous les yeux de celui qu'il

plaira à Sa Majeſté Pruſſienne de choiſir pour l'exécution de cette entrepriſe.

2. Que la ſomme de 370000 liv. argent de France, ſoit dépoſée en total chez un Banquier à Paris, avant de commencer, pour être remiſe à l'Entrepreneur ſur chacun des récepiſſés qu'il en donnera ſignés de ſa main: de laquelle ſomme l'Entrepreneur comptera avec Sa Majeſté Pruſſienne ſuivant ce préſent Projet: le marché devant être conclu & ſigné d'abord, pour éviter tous les inconvéniens qui pourroient naître dans la ſuite, & pour ſimpliſier la négociation.

3. Pendant le tems deſtiné à parfaire à Paris, les Fontes, Preſſes, & Uſtenſiles, on bâtira à Berlin, aux dépens de Sa Majeſté Pruſſienne, & non ſur la ſomme de 370000 liv. un Pavillon, dont on envoyera au Roi le plan regulier, & qui ſera deſtiné pour l'Imprimerie Royale, enſemble la Fonderie, la Relieure, les Magazins & les Logemens néceſſaires. On aura ſoin auſſi de mettre les Ecoles publiques en état d'inſtruire la Jeuneſſe, afin qu'elle ſe trouve toute dreſſée à la lecture & à l'emploi des ouvrages qui s'exécuteront dans la ſuite.

4. On facilitera les moyens de tirer le Papier, & même d'en établir des Manufactures autour de Berlin; ce qui n'eſt pas d'une grande difficulté, & qui n'eſt point cependant compris dans le préſent Projet, qui ne regarde ſeulement que l'Erection d'une Imprimerie, Fonderie, & Relieure; le tout ſuivant les prix & la quantité du Tarif ci-deſ-

ci-deſſous, & ce juſques à l'embarquement au Havre de Grace, dont les frais ne ſont pas compris.

5. Il faut remarquer, que Sa Majeſté Pruſſienne ayant èlevé ſon Imprimerie, n'aura plus qu'à faire exécuter les ouvrages dès le lendemain; & que les ouvrages, papier, façon, y compris la relieure, les appointemens & ſalaires des Directeur, Fondeur & Ouvriers, commenceront à rapporter à la Pruſſe, un interêt de près de moitie: comme on l'a avance avec raiſon, dans l'article 6. de la premiere Propoſition,

6. L'Entrepreneur ſe charge de faire les Eleves néceſſaires dans le genre d'Imprimerie, de Fonderie & de Relieure, qu'il plaira à la Cour de Berlin d'envoyer à Paris à cet effet, à condition que la dite Cour pourvoira à leur ſubſiſtance, & en outre l'Entrepreneur offre de faire un voyage à Berlin, ſans aucun intérêt, que la gloire de mettre ce bel Etabliſſement ſur pied.

7. Sa Majeſté Pruſſienne, après avoir fait examiner ce Projet, qui doit être tenu ſecret, en cas qu'il n'ait pas lieu, eſt priée de vouloir bien faire part à l'Auteur, des difficultés ou objections qui pourroient naitre, afin qu'il les leve ou les explique, n'ayant rien tant à cœur, que de rendre cette entrepriſe facile & parfaite, & s'eſtimant plus que payé des dépenſes, qu'il a été obligé de faire pour mettre ce Projet en état d'être préſenté à Sa Majeſté Pruſſienne, s'il a le bonheur de lui être agréable.

8. Enfin l'Erection d'une Imprimerie Royale à Berlin eſt ſi ſimple & ſi aiſée, qu'un Tarif très-ſuccint peut mettre au fait de toute l'étenduë du Projet. Les ſommes y ſont couchées par article ; & ſi on a décidé la quantité de chaque choſe qui y entre, ce n'eſt que ſur une expérience, que l'on expoſe avec plaiſir à la diſcuſſion judicieuſe des Connoiſſeurs. D'ailleurs il eſt à obſerver, que la dépenſe de 370000 liv. une fois faite, l'Imprimerie Royale de Berlin ſe trouvera complette, & n'aura plus beſoin que d'un entretien annuel, qui ſera payé & rembourſé prés de moitié par-de-là au bout de chaque année; par conſéquent la miſe ſera remplacée, comme on l'a déjà dit, en deux années, & le fonds augmentant & s'améliorant tous les jours, apportera un profit certain & reglé, à proportion de la quantité d'ouvrages que l'on exécutera.

TARIF

De ce qui eſt neceſſaire pour l'Etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin, formé à Paris, juſques et non compris l'embarquement au Havre de Grace.

Douze Preſſes complettes, ferrées, & revêtuës d'ornemens & des Armes de Sa Majeſté Pruſſienne, 1500 L. chacune, 18000 L. ci 18000L.

Chaſſis, Outils & Uſtenſiles en fer & en bois & aſſortis, 10000 L. ci . . . . . 10000L.

Les

Les vingt Fontes romaines et italiques, avec leurs Quadrats, Eſpaces, Lettres de deux points, Chiffres et Superieures; ſçavoir;

1. Pariſienne *ou* Sedanoiſe, 500 peſant, á 8 L. la livre, 4000 L. ci. . . . . 4000 L.
2. Nompareille, 1500 peſant, à 6 L. la livre 9000 L. ci. 9000
3. Mignone, 3000 peſant, à 4 L. la livre, 12000 L. ci. 12000
4. Petit Texte, 3000 peſant, à 3 L. 10. ſ. la livre, 10500 L. ci. 10500
5. Gaillarde, 3000 peſant. à 3 L. 10 ſ. la livre 9000 L. ci. 9000
6. Petit Romain, 4000 peſant, à 3 L. la livre 12000 L. ci. 12000
7. Philoſophie, 5000 peſant, à 2 L. 10. ſ. la livre. 12500 L. ci. 12500
8. Cicero, compoſant trois Fontes; la premiere, en petit œil; la ſeconde, en moyen œil; et la troiſiéme, en gros œil; le tout 15000 peſant, à 2 L. 5. ſ. la livre, 33750 L. ci. 33750
9. Saint Auguſtin, 10000 peſant, à 2 L. la livre, 20000 L. ci. 20000
10. Gros Texte, 10000 peſant, à 2 L. la livre 20000 L. ci. 20000
11. Gros Romain, 12000 peſant, à 1 L. 15 ſ. la livre, 21000 L. ci. 21000
12. Petit Parangon, 4000 peſant, à 1 L. 15 ſ. la livre, 7000 L. ci. 7000
13. Gros Parangon, 2000 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 3000 L. ci. 3000
14. Paleſtine, 1500 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre. 2250 L. ci. 2250
15. Petit Canon, 1500 peſant, à 1 L. 10. ſ. la livre, 2250 L. ci. 2250
16. Triſmegiſte, 1000 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 1500 L. ci. 1500

17. Gros

17. Gros Canon, 1000 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 1500 L. ci. . . . . 1500 L.

18. Double Canon, 500 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 750 L. ci. 750

19. Triple Canon, 500 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 750 L. ci. 750

20. Groſſe Nompareille, 50 peſant, à 1 L. 10 ſ. la livre, 750 L. ci. 750

Cinq Fontes de Grec, ſçavoir, en Gros Romain, Saint Auguſtin, Cicero, Petit Romain, & Petit Texte, avec les Lettres de deux points, 5000 peſant, à 8 L. la livre, 40000 L. ci. 40000

Cinq Fontes d'Hebreu, ſçavoir, en Gros Romain, Saint Auguſtin, Cicero, Petit Romain, & Petit Texte, avec les points Maſſorétecicns, 1500 peſant, à 10 L. la livre, 15000 L. ci. 15000

Algebre, ſçavoir, en Gros Romain, Saint Auguſtin, Cicero, Petit Romain, & Petit Texte, avec Fractions, Chiffres barrés Signes du Zodiaque, Poids, Livres, &c. 1000 peſant, à 10 L. la livre, 10000 ci. 10000

Aſſortimens de Crochets, Reglets, triples, douples & ſimples, de tous les corps, 1000 peſant, à 3 L. la livre, 3000 L. ci. 3000

Aſſortiment, de Vignettes & de Fleurons de fonte, ſéparés & arrangés de toutes les grandeurs, 1000 peſant, à L. la livre, 3000 L. ci. 3000

Muſique ſur deux corps, 600 peſant, à 6 L. la livre, 3600 L. ci. 3600

Gravures en bois, Vignettes, Fleurons & Lettres griſes, depuis l'in-folio, juſques & compris l'in-24, aſſorties, 4000 L. ci. 4000

Gravures en cuivre, Vignettes, Fleurons, & Lettres griſes, depuis l'in-folio, juſques

& compris l'in-24, aſſorties; enſemble deux Preſſes & les Uſtenſiles néceſſaires pour imprimer les Tailles-douces, 7900 L. ci.	7900 L.
Tout ce qui concerne la Fonderie, Poinçons, Moules, &c. monte à la ſomme de 50000 L. ci.	50000
Tout ce qui concerne la Relieure, & Dorure, enſemble les Outils & Uſtenſiles, 12000 L. ci.	12000
Plus Magazin, Port & Tranſport, Commis, & Faux-frais, qui ſont immenſes dans ces ſortes d'Etabliſſemens, juſques & non compris l'Embarquement au Havre de Grace, où l'Entrepreneur doit être totalement quitte & déchargé, & où il ſera cenſé avoir fait ſa livraiſon, 10000 L. ci.	10000
TOTAL 370000 L. ci. .	370000 L.

* *

VI.

Von den Anreden der römiſchen Kaiſer, auf den Münzen *.

Die Gabe Reden zu halten, war bey den Alten viel gebräuchlicher, als ſie unter uns iſt. Sie ſahen dieſelbe nämlich als eine Geſchicklichkeit an, die einem Feldherrn unumgänglich nothwendig wäre: ja die römiſchen Kaiſer haben ſie

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcriptions et belles Lettres. T. p. 309.

ſie ſo ſehr hoch gehalten, daß ſie ſich auch auf öffentlichen Denkmälern dadurch Ehre erwerben wollen, ſo oft ſie nur Gelegenheit gehabt, dieſe Geſchicklichkeit vor der Spitze des Kriegsheers zu zeigen. Dergleichen Kriegsreden nennte man Anreden, und die gewöhnliche Aufſchrift auf denen bey dieſer Gelegenheit geſchlagenen Münzen, iſt die Allocutio.

Der Herr Abt Tillader theilte im 1705 Jahre der Akademie eine chronologiſche Geſchichte dieſer auf den Münzen der römiſchen Kaiſer bezeichneten Anreden mit. Die erſten ſind vom Caligula. Dieſer Prinz wird auf ſelbigen in einem langen Kleide auf einer Tribune vorgeſtellet, von welcher er vier Soldaten anredet, die als rüſtig zum Streite den Helm auf dem Kopfe, und die Schilder in Händen haben. Auf dem Abſchnitte lieſt man: ADLOC. COH. d. i. ADLOCutio COHortium. Die zweyte ſtellt den Nero vor, auf deren Gegenſeite man ungefähr daſſelbe Bild und dieſelbe Schrift ADLOC. COH. findet. Die dritte iſt vom Galba, der auf einer Seite in kriegeriſcher Tracht vorgeſtellet wird, wie er die Soldaten anredet, wobey in dem Abſchnitte nur das einzige Wort ADLOCVTIO ſteht. Die vierte zeigt den Nerva auf der Gegenſeite einer von dergleichen Münzen, ſtehend, in einem langen Kleide, wie er auf einem Rednerſtuhle nahe an einem Tempel ſteht, der vier Seulen hat, und vier Soldaten anredet. Hinter dem Kaiſer ſieht man zwo andere Perſonen ebenfalls in langen Kleidern, und im Abſchnitte ſteht ADLOCVTIO AVG. Die fünfte ſtellt den Trajan

vor. Auf einigen von ſolchen Münzen ſteht er in einer Kriegstracht und redet ſeine Soldaten an; allein an ſtatt der Aufſchrift ADLOCVTIO, lieſt man nur die zwey Worte IMPERATOR VIII. darauf.

Hadrian iſt der ſechſte Kaiſer, von dem wir allerley Bilder der Anreden haben. Auf einer von ſolchen Münzen wird er in einer Kriegstracht auf einem Rednerplatze dargeſtellt, von wannen er ſeine Soldaten mit dem Worte ADLOCVTIO anredet. Auf einer andern, wo man den Präfectum Prätorii hinter dem Kaiſer ſtehen ſieht, lieſt man ADLOCVTIO COH. PRAETOR. Auf einer dritten, die eben dieſes Bild zeiget, lieſt man: COH. PRAETOR; jedoch ohne das Wort ADLOCVTIO. Auf zehn andern Münzen endlich, auf welchen Hadrian in Kriegstracht, und mehrentheils zu Pferde vorgeſtellet wird, wie er ſeine Soldaten anredet, die vor ihm ſtehen, lieſt man: EXERCITVS BRITANNICVS, CAPPADOCICVS, DACICVS, GERMANICVS, HISPANICVS, MAVRETANICVS, MAESIACVS, NORICVS, RHAETICVS, SYRIACVS.

Marcus Aurelius iſt der ſiebente Kaiſer, auf deſſen Gegenſeite man das Bild der Anreden findet. Eine Münze dieſes Regenten ſtellet ihn uns in Kriegstracht vor, wie er ſeinen Präfectum Prätorii und einen andern Bedienten hinter ſich hat, auf einem Rednerſtuhle ſteht, und ſeine Soldaten anredet; mit folgender Schrift: ADLOCVTIO AVG.

AVG. COS. III. Der achte Kaiſer iſt **Lucius Verus**, auf deſſen Gegenſeite man lieſt: ADLOCVTIO AVG. und das Bild iſt demjenigen faſt ähnlich, was wir vom **Marcus Aurelius** beſchrieben haben. Der neunte Kaiſer auf deſſen Münzen wir das Bild der Allocution finden, iſt **Commodus**. Es kömmt mit des **Marcus Aurelius** und des **Verus** ſeinem faſt überein. Der Unterſchied beſteht nur in den Wörtern der Schrift: FID. EXERCIT. P. M. TR. P. XI. IMP. VII. COS. V. P. P.

Der zehente Kaiſer iſt **Septimius Severus**. Das Bild iſt dem vorigen gleich, und es ſteht nichts mehr drauf, als P. M. TR. P. XVIII. COS. III. P. P. Der eilfte iſt **Caracalla**, der eben daſſelbe Bild hat als ſein Vater, mit dieſer Ueberſchrift: P. M. TR. P. XVII. IMP. III. COS. III. Der zwölfte iſt **Geta** mit demſelben Bilde, als ſein Bruder **Caracalla**, und der Aufſchrift: PONT. TR. P. II. COS. II. **Macrin** iſt der dreyzehnte Kaiſer der auf den Münzen ſeine Soldaten anredend vorgeſtellet wird, mit dieſer Aufſchrift PONTIF. MAX. TR. P. Der vierzehnte iſt **Severus Alexander**, den man auf der Gegenſeite einer ſeiner Münzen, in Kriegstracht auf einem Rednerſtuhle ſtehen ſieht, wie er ſeine Soldaten anredet, mit der Aufſchrift: ADLOCVTIO AVGVSTI COS. P. P.

Der funfzehende iſt **Gordianus** der fromme, der mit dem vorigen einerley Bild hat, und die Aufſchrift heißt ADLOCVTIO AVGVSTI. Der

ſechszehnte und ſiebenzehnte ſind die zween Philippen, Vater und Sohn, die uns auf einigen von ihren Münzen beyde zugleich auf einem Rednerplatze die Soldaten anredend, vorgeſtellet werden. Eine andere metallne Münze, die ſehr ſelten iſt, zeiget auf einer Seite den Kopf des Valerians und Galliens, einander gegen über, mit der Schrift: CONCORDIA AVGVSTORVM; und auf der Gegenſeite ſtehen dieſe beyde Prinzen auf einer Rednerbühne; hinter ihnen aber ſteht der Präfectus Prätorii der ihre Soldaten anredet, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVGVSTOR.

Poſtumius iſt der zwanzigſte Kaiſer, auf deſſen Münzen wir dreyerley verſchiedene Bilder der Anreden finden; aber ohne das Wort ADLOCVTIO; anſtatt deſſen man auf der erſten EXERCITVS AVG. auf der andern EXERCITVS ISC. und auf der dritten EXERCITVS VAC. findet. Auf allen dreyen ſitzt Poſtumius in Kriegstracht zu Pferde, mit dem Helme auf dem Haupte, und redet ſeine vor ihm ſtehenden Soldaten an. Tacitus iſt der ein und zwanzigſte Kaiſer, der das Bild der Anreden beybehalten hat. Dieß ſehen wir aus einer Münze von Erz dieſes Kaiſers, auf deren einer Seite ſein Kopf und auf der andern dieſer Prinz in Kriegstracht auf einer Rednerbühne ſteht, von wannen er ſeine Soldaten anredet, und auf eben dieſer Bühne ſeinen Präfectum Prätorii hinter ſich ſtehen hat, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVG.

Der zwey und zwanzigſte iſt **Probus**, von welchem eine ſehr ſchöne eherne Münze auf einer Seite das Bruſtbild dieſes Prinzen, auf der andern aber dieſen Kaiſer in Kriegstracht vorſtellet, wie er auf einer erhabenen Rednerbühne ſteht, und zehn Soldaten anredet, mit der Schrift: ADLOCVTIO MILITVM. Man findet auch noch von dieſem Kaiſer zwey oder drey andre Bilder der Anreden, die aber theils der Zahl und Stellung der Figuren, theils der Schrift wegen, ganz unterſchieden ſind. **Numerianus** iſt der drey und zwanzigſte Kaiſer, auf deſſen einer ehernen Münze wir das Bild der Anreden finden; auf deren Gegentheile ſteht dieſer Prinz und ſein Bruder **Carinus** auf einer erhabenen Rednerbühne, und haben hinter ſich den Präfectum Prätorii: ſie reden vier Soldaten an, die vor der Bühne ſtehen, und die Schrift heißt: ADLOCVTIO AVGG.

Der vier und zwanzigſte endlich iſt **Maxentius**, von dem uns noch eine überaus ſeltene Münze die Anreden zeiget. Auf ihrer Gegenſeite lieſt man abgekürzet die Worte: ADLOC. AVG. und im Abſchnitte R. E. P. Auf der Mitte dieſer Münze ſteht eine Art von Rednerbühne, auf welcher der Kaiſer ſtehend, und der gleichfalls hinter ihm ſtehende Präfectus Prätorii, zu ſehen iſt. Der Kaiſer redet einen Haufen Soldaten an, die gewaffnet vor der Bühne ſtehen, und rund herum eine Art von Kreiſe ſchließen. Vorn ſteht die Figur eines bittenden Menſchen, an den der Kaiſer das Wort zu richten ſcheint, um ihm entweder ſeine Untreue zu ver-

weiſen, oder ihm ſein Urtheil zu verkündigen. Es iſt nur ſchwer die Veranlaſſung, zu dieſer Münze zu errathen. Der Abt Tilladet war ſehr geneigt zu glauben, daß dieſe Anrede des Maxentius, ungeachtet man ihr dieſen Namen giebt, viel minder eine Rede an die Soldaten, als eine in ihrer Gegenwart an den Severus gehaltene Rede, und entweder an dieſen, ehe er erdroſſelt worden, oder an den afrikaniſchen Tyrannen Alexander, gerichtet ſey, der, da er vom Maxentius überwunden war, endlich auf Befehl dieſes Prinzen erſticket worden.

* *

VII.

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Bildersaal heutiges Tages lebender, und durch Gelahrtheit berühmter Schriftſteller, in welchem derſelbigen, nach Originalmalereyen entworfene Bildniſſe ꝛc. vorgeſtellet, und ihre Lebensumſtände ꝛc. erzählet werden, von Jacob Bruckern, der Akad. der Wiſſ. zu Berlin und Bologna Mitglied, und Jacob Haiden Mal. und Kupferſt. zu Augſp. V. Zehend 1746. in Fol. Der ſo gelehrte als berühmte Herr Paſtor Brucker, zu Augſpurg, der uns außer vielen andern Schriften die vortreffliche critiſche Hiſtorie der Weltweisheit geliefert hat, erfüllet nunmehr auch den I. Band

ſeines Bilderſaales, indem er uns das V. St. deſſelben ans Licht ſtellet. Es enthält ſelbiges, I. als eines Macenaten der Gelehrten, des ſelbſt in vielen Staats- und andern Wiſſenſchaften erfahrnen und weltberühmten Reichsgrafen, kaiſerlichen General-Feldmarſchalls und geheimen Raths von Seckendorf, Bildniß, welches überaus wohl, und recht nach dem Leben getroffen iſt. II. Des Herrn D. Joh. Gottlob Carpzovs, Superint. zu Lübeck. III. Herrn D. Siegmund Jacob Baumgartens Theol. Prof. zu Halle; IV. Herrn Matthiä Bels, Paſtors zu Presburg in Ungarn; Herrn D. Aug. Mar. Ricci, eines florentiniſchen Profeſſors und Geiſtlichen. VI. Herrn D. Bernh. Siegfr. Albins, Profeſſors zu Leiden. VII. Herrn Chriſt. Gottlieb Schwarzens, kaiſerlicher Com. Pal. u. Prof. zu Altd. VIII. Herrn Raths Joh. Dan. Schöpflins, Prof. zu Straßb. IX. Herrn Joh. Mattheſons, großfürſtl. meſcow. Legationsraths, und X. Frauen Magdalenen Sibyllen Riegerinn, geb. Weißenſeein, kaiſerl. gekr. Poetinn und der deutſch. Geſellſ. zu Göttingen Mitgliedes, wohlgerathene Bildniſſe. Aller dieſer berühmten Leute Leben und Schriften hat die geübte Feder des hochehrw. Herrn Paſtor Bruckers nach ihrer angenehmen Art entworfen, und dieſen Theil mit einem alphabethiſchen Verzeichniſſe aller bisher gelieferten 50 Bildniſſe verſehen, damit ihn die Liebhaber nunmehro können einbinden laſſen. Wir haben zugleich Hoffnung, nicht nur noch 50 andre ſolche Bildniſſe und Leben, itztlebender Gelehrten zu erhalten; ſondern auch von den längſt verſtorbenen

nen großen Männern unſers Vaterlandes eine ähnliche Sammlung in groß Quart mit ihren kurzgefaßten Leben zu bekommen; ſo wie dergleichen Perrault von den berühmten Leuten in Frankreich vormals ans Licht geſtellet hat. Von der eigentlichen Einrichtung dieſes Werks wollen wir nächſtens ausführlicher reden.

II. Geiſtliche Cantaten auf die Evangelia aller Sonntage und der vornehmſten Feſte des ganzen Jahres gerichtet. 1743. Danzig gedruckt bey Thom. Johann Schreiben. in 8. Dieſe Singgedichte hat uns der bereits durch ein Bändchen Gedichte bekannt gewordene Herr M. Fromm, itziger Rector zu Marienburg in Preußen geliefert. Er ſucht dadurch den Tonkünſtlern und Muſikmeiſtern zu dienen, die zum Gottesdienſte bisweilen Texte brauchen, aber an ihren Orten nicht allemal geſchickte Poeten haben, die ſelbige verfertigen könnten. Die Vorrede zeiget viel Beſcheidenheit, und entſchuldiget die Freyheit, die ſich der Herr Verfaſſer genommen, nach Art der Wälſchen, die Recitative ohne Reime zu machen. Wir können dieſes nicht misbilligen, zumal, da manchmal die Reime in Recitativen ſoweit von einander verworfen werden, daß man ſie nicht mehr gewahr werden kann. Doch ſind ſie auch nicht alle dieſes Zierraths beraubet. Seine Schreibart iſt bibliſch, rein und lebhaft; und alſo zu Beförderung der Andacht ganz geſchickt, welches der Zweck iſt, den er ſich vorgeſetzt hat. Hin und her ſind auserleſene Verſe aus Liedern und bibliſche

Sprüche mit eingeschaltet, wie eigentliche Oratorien, oder Bethstücke im Gebrauche haben.

III. Friedrich Joh. Bucks, Lehr. der freyen Künste zu Königsberg, Philosophische Gedanken von der Schreibart der heiligen Schrift, insbesondre der mosaischen Beschreibung der Erschaffung des ersten Menschen, nebst einigen Anmerkungen von dem Ursprunge der Fortpflanzung, groben und subtilern Gehäuse, Tode, Auferstehung der Seelen u. a. hieher gehörigen Wahrheiten. Danzig bey Ge. Marc. Knochen 1745. 8. Der Herr Verfasser hat diese Schrift, als Philosoph. Magister auf der philosoph. Catheder vertheidigen wollen, aber wegen einiger besondern Meynungen die Censur nicht erhalten können. Daher hat er sie ins Deutsche gebracht, und in Danzig abdrucken lassen. Wir wollen ihm weder in allem recht, noch unrecht geben: gestehen aber doch, daß wir nicht in allen Stücken seiner Meynung sind. Es wäre indessen vielleicht besser gewesen, wenn seine besondern Lehrsätze in einer lateinischen akademischen Schrift ans Licht getreten wären, als daß sie itzo in deutscher Sprache herausgekommen; da sie vielen Ungelehrten in die Hände fallen, und sie verwirren können. Uebrigens besitzt der Herr Verfasser eine feine Fähigkeit, die sich besser auf dem gebahnten Wege zeigen und emper heben würde.

IV. Versuch einer Erklärung von den Ursachen der Electricität, herausgegeben A. G. R. P. M. Breslau verlegts Joh. Jac. Korn 1745. in 8. Unter so vielen Schriften, die von der Electricität bisher

ans Licht getreten, iſt uns gegenwärtige als eine der artigſten und gründlichſten vorgekommen. Der Herr Verfaſſer iſt der durch ſeine treffliche Ueberſetzungen der Sauriniſchen heiligen Reden oder Predigten berühmt gewordene Herr Paſtor Roſenberg zu Mertſchitz in Schleſien. Er behauptet darinn, daß ſich die gewöhnlichſten Wirkungen des electriſchen Weſens aus dem bloßen elementariſchen Feuer, oder dem Aethere ſubtiliſſimo erklären laſſen. Die beſondre Schönheit und Deutlichkeit der Schreibart, und die Beſcheidenheit, womit der Herr Verfaſſer ſeine Gedanken vorträgt, verdienen viele Aufmerkſamkeit: und viele werden nach Durchblätterung derſelben mit uns wünſchen, daß derſelbe auch die neuern muſchenbrockiſchen und die neulichen pariſiſchen Verſuche von der Electricität nach dieſen ſeinen Grundſätzen erklären möge.

V. D. Carl Ferdinand Hommels, des Königl. Pohln. und Churf. Oberhofger. zu Leipzig Advoc. Sendſchreiben, vom Weſen des Körpers und der Geiſter, darinn zugleich von dem Durchgange des Lichtes durch das Glas, von der Bewegung überhaupt, und andern phyſikaliſchen Dingen verſchiedenes angezeiget wird. Leipz. bey Bernhard Chriſtoph Breitkopfen in 8. 1746. Wer da glaubt, daß deutſche Köpfe nicht fähig ſind, von ernſthaften philoſophiſchen, ja wohl gar metaphyſiſchen Dingen, aufgeweckte, neue, ja wohl gar ſpaßhafte Gedanken zu haben, dem wollen wir anrathen dieſes Werkchen zu leſen. Der Herr Verfaſſer, der bey ſeiner Gelehrſamkeit in den Rechten, gleichwohl die ſchö-

nen Wissenschaften liebet, hat uns eine Probe von seinem muntern Witze in Dingen geben wollen, die der tausendste nicht für fähig gehalten hätte, so ausgeputzet zu werden. Findet man aber viel sonderbare und unerhörte Meynungen darinnen: so muß niemand denken, daß sie der Herr Doctor selber so glaube. Er ist viel zu vernünftig dazu, als daß er solches sagen sollte; sondern hat vielmehr nach Art Lucians in seinen wahrhaften Lügen, mit Fleiß Dinge sagen wollen, die er weder selbst glaubet, noch von sonst jemanden geglaubet haben will. Wer auch Swiftis Sachen gelesen hat, der wird viel ähnliches in der Art zu denken mit dieser Schrift des Herrn D. Hommels gefunden haben: weil er gemeiniglich einen Satz am wenigsten für wahr hält, wenn er ihn am stärksten bewiesen zu haben vergiebt.

VI. Der Beweis, daß man in den lateinischen Schulen auch die deutsche Sprache treiben müsse, ward den 29sten des Brachmonats 1746. bey der Vorstellung eines neuen Correctors, an dem Quedlinburgischen Gymnasio geführet, von Heinrich Meene hochfl. Schleßwig hollst. Consist. R. Oberhofpr. und Schulinsp. Helmstadt bey Wenganden. Der Herr Oberhofprediger und Consistorial Rath der Durchl. Aebtißinn zu Quedlinburg, gehört mit unter die guten Patrioten, die deswegen, weil sie Latein können, doch das Deutsche nicht hassen. Er hat sich also nicht geschenet, einen neuen Corrector, des unter seiner Aufsicht stehenden Gymnasii, in einer deutschen Einführungsrede, zu seiner Pflicht anzuweisen. Sein Eifer und seine Geschicklichkeit in

sei-

ſeiner Mutterſprache ſind gleich groß, und er läßt zugleich andern gelehrten Männern, die darinnen ſtark ſind, Gerechtigkeit wiederfahren. Es iſt zu hoffen, daß Sein rühmliches Exempel viel Eindruck bey andern machen werde.

VII. Die Glückſeligkeit des Braunſchweigiſchen Landes unter der weiſen Regierung Carls, eine Ode, auf den Geburtstag dieſes Durchl. Herzoges, im Namen der deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt verfertiget und öffentlich abgeleſen, von Peter Gottlieb Röpken der Gottesg. Beſl. und der Geſ. Mitgl. Helmſt. den 1. Aug. 1746. in Fol. Da faſt alle hohe Schulen in Deutſchland nunmehr deutſche Geſellſchaften haben: ſo war es ja höchſtbillig, daß es auch Helmſtädt daran nicht fehlete; da es den größten Redner unſrer Zeiten beſitzt. In der That vernimmt man, daß derſelbe das Oberhaupt der deutſchen Geſellſchaft ſey, ſo wie ihn vormals die hieſige aus freywilligem Triebe erwählet hat. Die gegenwärtige poetiſche Probe derſelben, womit ſie den Geburtstag ihres Landesherrn verehret hat, macht uns einen ſehr vortheilhaften Begriff von der Fähigkeit ihrer Mitglieder. Es hat gegenwärtige Ode die meiſten guten Eigenſchaften dieſer Art von Gedichten; und wenn man ſo fortfähret, kann man noch viel ſchönes von dieſer Geſellſchaft erwarten.

IX. Dankbare Friedensgedanken der Menſchen, unter denen Gott, als ein Herr des Friedens, Ehre eingelegt hat, eine Dankpredigt, wegen des Kön. Preußiſchen mit Oeſterreich und Sachſen zu Dresden geſchloſſenen Friedens, an dem dazu ausgeſchrie-

benen Dankfeste den 12. Jan. 1746. in Schlesien gehalten, von M. Adam Bernh. Panken, Pfarr. zu Klein-Kniegniz ꝛc. Breßlau in der Baumann. Buchdr. 4. Der Herr Verfasser dieser Dankpredigt, der sonst schon in den Schriften der hiesigen deutschen Gesellschaft, als ein feuriger und angenehmer Dichter bekannt geworden, hat hier auch eine Probe von seiner vernünftigen Beredsamkeit abgelegt. Die Gelegenheit dazu war wichtig, und ließ es ihm an dem Steffe zu erhabenen und rührenden Gedanken nicht fehlen. Seine Fähigkeit aber selbige anständig, edel und beweglich auszudrücken, versorgte ihn mit den geschicktesten Worten und Redensarten. Eben darum erwähnen wir dieser Arbeit hier, da es unsre Absicht sonst nicht ist, alle neue Predigten anzumelden. Die Beredsamkeit herrschet hier, aber auf eine der Kanzel nicht unanständige Art. Kurz, wir sehen hier einen geschickten Nacheiferer eines beredten Miners, und Rosenbergs, von welchen Schlesien so viel Ehre hat.

X. De nupero bello Saxonico Liber singularis, quo praemisso Patronos et Fautores ad declamatiunculas aliquot scholasticas ob pacem haud ita pridem redditam, d. XXV Febr. A. R. S. CIↃ IↃ CCXXXXVI. benevole audiendas officiose invitat Ge. Christian. Taubnerus A. A. M. et Lyc. Laub. Conrect. Laubae Stann. Schill. Eben der glücklich hergestellte Friede hat einen geschickten lateinischen Dichter aufgemuntert, eine so erwünschte Begebenheit zu besingen. Er hebt an:

Car-

Carmine ſert animus lacrimandum dicere bellum
Quo dulcis patriae ruere, et ſublapſa referri
In peius fortuna, graues ob Numinis iras,
Coepit et antiquum viſa eſt mutaſſe fauorem.

Auf einen ſo beſcheidenen Anfang folgt ein recht ſchönes und erhabenes Gedicht, voll ſchöner Erdichtungen und lebhafter Beſchreibungen, von einer an ſich zwar betrübten, aber gottlob vergangenen Sache. Man ſieht hier eine ſtarke Beleſenheit in den beſten alten Dichtern, eine reine Einbildungskraft, nebſt einem vernünftigen und feurigen Ausdrucke herrſchen. Kurz, ein ſolcher Dichter, als Herr Taubner, kann denen ihm anvertrauten Lehrlingen zu einem Muſter der lateiniſchen Dichtkunſt dienen. Er ſchlieſſt ſo, und wir wiederholen vergnügt mit ihm dieſe brünſtigen Wünſche:

Haec vbi dicta dedit, rediit pax laeta relictas
Saxoniae in terras. Laetus ſonet undique plauſus!
Pax, ſalue! Pax mitis ades! quam grata rediſti!
Pax, cum pace ſalus et candida fata perennent!

XI. Chriſtian Ernſts von Windheim erſtes Schreiben an ſeine werthеſte Zuhörer, worinnen er denſelben einen philoſophiſchen Beweis von der Wirklichkeit der Wunderwerke in dieſer Welt mittheilet, und dieſelben zu ſeinen Winterverleſungen freundlichſt einladet. Helmſtädt, 1746. 4. 2 Bogen. Dieſe Schrift iſt nicht nur eine geſchickte Probe von der philo-

philosophischen Einsicht, sondern auch von der guten deutschen Schreibart des Herrn Verfassers. Wir können hier von beyden keine Proben anführen, wollen aber die Liebhaber solcher kleinen wohlgerathenen Schriften versichern, daß sie sich in Durchlesung dieses Stückes vergnügen werden. Auch der Gemüthscharacter dieses jungen Gelehrten hat sich darinnen auf eine ihm vortheilhafte Art abgeschildert; indem derselbe seinem Besitzer auch die Zuneigung rechtschaffener Leute erwerben kann. Wir bedauren nur, das sich der so geschickte Herr Verfasser von einigen neuen Jesianern in der Rechtschreibung zu gewissen Seltsamkeiten fortreißen lassen; und zwar desto mehr, da wir hören, daß derselbe in der neuen deutschen Gesellschaft zu Helmstädt einen ansehnlichen Platz bekleidet. Es wäre Schade, wenn sein Exempel andern Gliedern derselben zum Muster einer unrichtigen Art zu schreiben werden sollte; da sonst sein Ausdruck so vernünftig und regelmäßig ist. Diese Erinnerung fließt aus keiner unzeitigen Tadelsucht, sondern aus einer wahren Hochachtung, und der aufrichtigen Begierde, bald eine allgemeine Rechtschreibung in Deutschland eingeführet zu sehen; wozu aber gewiß die jesianische, wenigstens in Oberdeutschland, schlechte Hoffnung zu haben scheinet.

XII. Die Thorheit der verdorbnen Welt in neuen Fabeln vorgestellt, von J. C. F. Serau, bey Hebolden, 1745. 8. Der Verfasser dieser Fabeln hat keine schlimme Absicht gehabt, wie er in der Vorrede selber erkläret; und hat allen Fleiß angewen-

wandt, ſie ſo gut als er gekonnt zu erreichen. Dieſes iſt alles Lobes würdig, und wir hoffen auch, daß ſeine Arbeit hin und wieder Beyfall finden, und einigen Nutzen ſtiften werde. Indeſſen, nach den Regeln der Kunſt davon zu urtheilen, ſind ſie freylich die vollkommenſten nicht. Weder die Erfindungen ſind alle ſo neu und ſonderbar, als der verwöhnte Geſchmack vieler heutigen Leſer, es verlanget; noch auch der Ausdruck ſo künſtlich und geziert, als einige unſrer ſpitzfindigen Dichter ihn ausdrechſeln. Allein der Herr Verfaſſer ſcheint ſichs auch nicht vorgenommen zu haben, dieſen ſtrengen Richtern, ſondern der Jugend auf dem Serauiſchen Lyceo zu gefallen, denen der Verleger ſeine Fabeln zugeeignet hat. Er hat es auch ſchon in der Vorrede vorhergeſehen, daß er beurtheilet werden würde, und hat ſolches jedem freygeſtellt. Wir wollen alſo billig ſeyn, und nur ſoviel ſagen: wenn der Herr Verfaſſer nur die gar zu niederträchtigen und bisweilen ganz pöbelhaften Ausdrückungen vermieden hätte, ſo könnten ſeine Fabeln noch wohl unter den mittelmäßigen mitlaufen. Wenigſtens ſind ſie viel beſſer, als Niederers ſeine gerathen.

XIII. Die verſöhnliche, und zufriedene Liebe, zwey Schäferſpiele, jedes in einem Aufzuge. Leipzig, bey Joh. Geotfr. Dyck, 1746. 8. Dieſe Schäferſpiele ſind mit nichten unter die ſchlechten zu zählen. Sie halten Fabeln in ſich, die in der Lebensart der Schäfer, ſo wie man ſich ſelbige einbilden muß, ihre Wahrſcheinlichkeit haben. Die Charactere ſind mancherley, und ziemlich nach der Natur geſchil-

ſchildert: und der Ausdruck iſt weder niederträchtig, noch erhaben, noch ſehr ſinnreich; ſondern mittelmäßig, und ſo wie er ſich für Landleute ſchickt, die nicht grob ſind. Wer Schäfer nach ſentenelliſcher Art, ſo ſpitzfindig wie Hofleute, und ſo ſcharfſinnig als Poeten reden läßt, der verfehlt der Natur, und findet ſeine Abfertigung in dem Zuſchauer, wo Addiſon ausführlich von Schäfergedichten gehandelt hat. Ja da dieſer gar verlangt, man ſolle nach Theokrits Beyſpiele, der ſich der doriſchen Mundart bedienet hat, die Schäfergedichte in der Bauerſprache machen: ſo ſieht ein jeder, daß dieſe Schäferſpiele noch viel artiger und angenehmer ſind; da ſie uns Schäfer aus einem beſſern Weltalter vorſtellen, die nicht ſo grob, als unſre Bauren ſprechen. Da es unſern Comödianten oft noch an Nachſpielen von beſſerer Art fehlet, genugſame Abwechſelungen zu machen: ſo werden wir dergleichen kleine Stücke doch viel lieber vorſtellen ſehen, als das ungeſchlachte Zeug, welches bisweilen auf den beſten deutſchen Schaubühnen nur dem unterſten Pöbel ein Lachen und Geſchrey erweckt.

XIV. Der unglückliche Raub ein comiſches Heldengedicht, von J. N. F. H. C. N. Julusburg, in gr. 8. Es iſt dieß nur das 1. Buch eines ſcherzhaften epiſchen Gedichtes, und ſo gut gerathen, daß man Urſache hat die Fortſetzung und Vollendung deſſelben zu wünſchen. In der Vorrede vertheidiget ſich der Herr Verfaſſer gegen die unzeitigen Splitterrichter poetiſcher Werke, unter andern mit folgenden Zeilen:

Hier

Hier habt ihr meine Schrift, durchgrübelt jedes Wort,
Fallt jede Sylbe an, schleppt jeden Ausdruck fort,
Und martert den Verstand, und holt aus tausend Ländern,
Verschiedne Töne her den Wortlauf zu verändern,
Gewiß ich zürne nicht: gleichgültig werd ich seyn.
Ist wißt ihrs. Fliehet mich; mich schreckt kein leeres Dräun,
Ihr mögt verdrüßlich thun, ihr mögt die Nase rümpfen,
Mißgönnt mir jeden Blick; fangt weidlich an zu schimpfen.
Ich bin kein Eigensinn. Schimpft nur, es mag geschehn:
Ihr sollt mich allezeit vergnügt und ruhig sehn.

Diese Gemüthsart gefällt uns; wir können von dem Gedichte selbst hier nichts mehr sagen, behalten es uns aber vor, wenn es ganz ans Licht treten wird, und wünschen, daß es bald geschehen möge.

XV. Esther ein Schauspiel des Herrn Racine, übersetzet von Joh. Christian Brösläde. A. M Conrectorn der Schule des Klosters zu St. Michaelis in Lüneburg. Lüneb. bey Joh. Wilh. Schmidt, 1746. 8. Herr Conrector Brösläde hat mit denen ihm Untergebenen eine nützliche Uebung angestellet, als er dieses Trauerspiel aufführen lassen. Wir ersehen dieses aus der Einladungsschrift, die er bey dieser Gelegenheit drucken lassen. In der Vorrede erklärt der Herr Uebersetzer die Veranlassung, die

den

den Ueheber des Stückes bewegen, ein solches Stück mit Chören, nach Art der Alten, zu verfertigen. Da die Vorstellung dieses Stückes, an einem Orte geschehen sollte, der geistlichen Uebungen gewidmet war, so wurde auch ein biblisches Stück dazu erfordert: und da lauter junge Frauenzimmer die spielenden Personen waren, so fehlte es an Sängerinnen nicht, die Chöre zu bestellen. Der Herr Uebersetzer hat unter seinen Untergebenen gleichfalls an musikerfahrnen Personen keinen Mangel gehabt: und auf diese Art könnten alle Trauerspiele, die in Schulen aufgeführet werden, Chöre haben. Die Arbeit selbst ist so gerathen, daß der Herr M. Bröstedt Ehre davon hat. Ist er gleich dann und wann vom Grundtexte abgewichen, so hat er es nur gethan, um die kräftigen biblischen Redensarten anzubringen. Einen Gesang in dem 3. Auftr. des andern Aufzuges, hat er in eine Elegie verwandelt, und im dritten und vierten Aufzuge etwas weniges von sich selbst eingeschaltet, andrer Kleinigkeiten zu geschweigen, die in solchen Fällen einem Uebersetzer allerdings frey stehen. Vielleicht wird uns der Herr Conrector mit der Zeit auch einmal die Athalia von eben dem Dichter deutsch liefern; weil Brefsands Uebersetzung derselben heute zu Tage viel zu altväterisch klingt.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des III. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Chriſtmonat 1746.

I.

De' Croſtacei et degli altri Marini Corpi che ſi trovano ſu' monti. Libri due, di Anton-Lazzaro Moro. Venezia appreſſo Stef. Monti con Lic. et Privileg. MDCCXL. in 4. maj. 432. S. ohne Verr. und Reg.

d. i.

Von dem Muſchelwerke und andern Seeſachen, die man unter den Gebirgen findet. II. Bücher ꝛc.

Es iſt ſeit geraumer Zeit gewöhnlich, daß man in Naturalien Cabinettern, unter andern Seltenheiten der Natur, auch die verſteinerten Fiſche und Muſcheln aufhebt, die hin und wieder auf den Bergen unter der Erde gefunden werden. Der Urheber dieſes Werkes meynet, dieſes geſchähe nicht um des eigenen Werthes dieſer Sachen wegen; welchen ſie nämlich

als ganz unnütze Kleinigkeiten gar nicht hätten: ſondern bloß den Naturkündigern einen Sporn zu geben, ſich um den Urſprung dieſer Dinge zu bekümmern, und nachzuforſchen, wie ſelbige auf dieſe ihnen ſo unnatürlichen Stellen verſetzet worden? Nun haben ſich allerdings ſeit einem Jahrhunderte viel große Männer an dieſe Frage gemacht. Carteſius, Burnet, Woodward, und von den unſrigen Scheuchzer haben ihre Gedanken davon mit vieler Gelehrſamkeit eröffnet. Allein als Herr Valisnieri, darüber befragt worden, hat er keiner einzigen von dieſen Meynungen Beyfall geben; ſondern lieber noch ſo lange im Zweifel bleiben wollen, bis irgend ein glücklicher Naturforſcher eine beſſere Erklärung davon ans Licht bringen würde. Das Urtheil eines in dieſer Art von Wiſſenſchaften ſo wichtigen Mannes, nebſt dem Stillſchweigen der übrigen Naturforſcher von dieſer Materie, hat den Herrn Moro bewogen, ſeine Gedanken davon zu entdecken. Dieß iſt der Inhalt des I. Cap.

Im zweyten beſtimmet er die Frage, davon er handeln will. Weil man viele Arten von Fiſchen, Muſcheln, Pflanzen, und Meerthieren auf den Bergen findet; ſo will er nicht unterſuchen, ob alle die Geſchöpfe, die in der See entſtehen, auch auf dem Lande zu finden ſind? vielweniger, ob dieſelben auch auf den Bergen gefunden werden? Er will ferner nicht von den Urſachen ihrer Verſteinerung handeln: obgleich auch dieſe noch nicht ganz aufgeklärt ſind. Er will bloß nachforſchen, bey was für einer Gelegenheit dieſe

(e) De Corpi marini etc. Lett. I. 219.

dieſe Seeſachen auf die Berge gerathen ſind? Und weil dieſes die Frage vorausſetzt, wie die Erdkugel in den gegenwärtigen Zuſtand gerathen iſt; ſo will er beyläufig auch unterſuchen: welches der wahre Urſprung aller Inſeln, Berge, und aller der Erdſchichten, oder der Lagen in der Oberfläche des Erdbodens ſey? Hierbey will er auch einen Blick auf die Lage der Oerter thun: indem es gewiß iſt, daß nicht nur auf den italiäniſchen kleinen Bergen im Toſcaniſchen, Piſaniſchen, Genueſiſchen, Bologneſiſchen, Veroneſiſchen u. ſ. w. ſondern auch auf den höchſten Schweizerbergen, in allen Ländern der alten und neuen Welt, ja viele hundert Meilen von der See dergleichen Muſchelſchalen gefunden worden. Er bemerkt ferner, daß nicht alle Seeſachen an jedem Orte vermiſcht beyſammen liegen; ſondern an einigen Orten z. E. lauter Muſcheln, am andern Auſtern, anderwerts nur Schnecken u. ſ. w. imgleichen in einer Lage des Erdreichs lauter großes Muſchelwerk von einer Art; in der nächſten Lage lauter kleinere, und in der dritten die allerkleinſten, die kaum gebohren worden, angetroffen werden. Ja nicht nur auf Bergen, wo metalliſche Gruben ſind; ſelbſt in flachen Ländern, werden ſie tief unter der Erde gefunden; wie zu Amſterdam in einer tiefen Grube geſchehen iſt. Die Fiſche ſind nicht ſo häufig, als die Muſcheln zu finden; und liegen faſt immer mitten in den Steinen.

Im III. Cap. erzählet er die Meynungen, die über dieſer Frage ſchon auf die Bahn gebracht worden. Sie theilen ſich in zwo Partheyen. Die erſten behaupten, daß die verſteinerten Bergſachen wirk-

lich aus der See ihren Urſprung haben: die andern glauben, ſie hätten ihren Urſprung ſonſt woher. Unter dieſen glauben einige, es gäbe unter den Bergen unterirdiſche, theils ſüſſe, theils geſalzene Waſſer, die aber alle nach ihrer Art fruchtbar wären. Wenn nun mit den Dünſten die davon aufſteigen, zugleich die Saamen der Thiere erhoben würden: ſo könnten ſich dieſe Eyerchen dann ausbrüten, an bequemen Stellen wachſen, endlich bey ihnen entſtehendem Waſſer ſterben, und im Schlamme verſteinert werden. Dieſe Meynung wird wohl ſchwerlich bey Naturverſtändigen Beyfall finden. Die andern haben noch weniger Wahrſcheinlichkeit, weswegen wir ſie gern übergehen.

Unter der erſten Partey, glauben einige, die Winde hätten die Seethiere aufgehoben, und auf die Berge getragen: andre, die Fiſche hätten ſie zur Speiſe der Menſchen dahin gebracht, die denn das Fleiſch verzehret, und die Schalen weggeworfen; ſo daß ſie in die Erde gerathen, und endlich verſteinert worden. Noch andre haben alle dieſe Urſachen zuſammen genommen; und noch dazu geſetzet: daß ein Theil durch den Auswurf unterirdiſcher Feuer, durch Erdbeben, und gewaltige Ergießungen der Waſſer entſtanden; oder endlich eben ſo auf den Bergen, wie ſonſt im Waſſer entſtanden wären.

Wir übergehen hier abermal eine Menge andrer Meynungen, die noch weniger Wahrſcheinlichkeit haben: worunter wir aber die Sündfluth, und andre dergleichen Ueberſchwemmungen nicht rechnen wollen. Der Verfaſſer verwirft hier ſonderlich die altväteriſche

sche Meynung, von der Erzeugung aller dieser Geschöpfe aus der bloßen Fäulniß, als abgeschmackt und ungereimt; und theilt diejenigen in zweene Haufen, mit denen er zu thun hat, weil sie das meiste Geräusch gemachet haben. Die ersten behaupten: die Berge wären vormals mit Wasser bedeckt gewesen, und die See hätte sie allmählich bloß stehen gelassen; da denn die vorigen Seethiere mit in dem Schlamme stecken geblieben. Die andern schieben alles, auf die allgemeine Sündfluth, die solche Thiere über alle Berge geführet hätte. Beyde will er widerlegen, und hernach eine neue Meynung vortragen. Der I. Theil seines Werkes thut das erste, davon wir nur eine kurze Anzeige thun wollen; um hernach von dem andern Theile etwas mehr zu sagen.

Im IV. Cap. greift er die Meynung von der Sündfluth an, die er sonderlich von Burneten vertheidiget gefunden. Sein erster Grund ist, diese Seesachen könnten deswegen nicht die Sündfluth zur Ursache haben, weil diese große Ueberschwemmung keine Wirkung natürlicher Ursachen gewesen wäre. Es ließe sich viel dawider sagen, wenn man sich dabey aufhalten wollte. Im V. Cap. erzählt es das Burnetische System, dadurch selbiger die Sündfluth natürlich erklären wollen. Weil dieses sonst bekannt ist, so übergehen wir es auch; bemerken aber, daß der Verfasser von Whistons Verbesserungen desselben nichts gewußt; ja seines Namens nirgends gedacht hat: widrigenfalls er noch einen stärkern Gegner zu widerlegen gehabt hätte. Im VI. untersucht er diese Burnetische Erklärung der Sündfluth,

und zeigt ihre Unzulänglichkeit im VII. Cap. Im VIII. macht er den Schluß: dieſe Meynung ſey ganz falſch, weil die Erde weder jemals die Burnetiſche Lage, gegen die Sonne zu rechnen, noch die Ovalfigur gehabt, die er ihr geben wollen. Im IX. zeigt er, daß ſelbſt dieſe Eyergeſtalt der Erde, wenn ſelbige ſie gehabt hätte, die Burnetiſche Meynung umgeſtoßen haben würde.

Hierauf befleißt ſich der Verfaſſer im X. Cap. einen wahren Begriff von der Menge des Waſſers in der Sündfluth zu geben; und aus einem Ueberſchlage des Seewaſſers im XI. zu zeigen, daß der Burnetiſche Abgrund nicht zulänglich geweſen, eine Sündfluth zu machen. Dieſer Einwurf iſt gründlich, würde aber gegen Whiſtons Syſtem nichts ausrichten. Dieſes wird im XII. weiter ausgeführet, die Schwäche der Burnetiſchen Meynung zu zeigen; und im XIII. gewieſen, daß auch der dazu gekommene Regen nicht einmal zugelanget haben würde, ihm aus der Noth zu helfen. Auch ſogar die Dauer der Waſſer auf dem Erdboden, die Burnet ſetzet, ſtimmet mit der Schrift nicht überein, wie im XIVten Cap. gezeiget wird: und endlich hat Burnet nicht Platz genug, wo er das übrige Waſſer hinthun kann, wie das XV. lehret: worauf endlich das XVI. den Schluß machet, indem es zu der Widerlegung der andern Meynung die Bahn bricht.

Es folgt alſo im XVII. die Erklärung des Woodwardiſchen Syſtems, welche durch eine außerordentliche Wirkung der Vorſehung die große Ueberſchwemmung geſchehen, und die Seethiere auf die Berge

bringen

bringen läßt. Dieſe Meynung nun iſt zwar in Deutſchland ſo bekannt noch nicht, als die Burnetiſche; wir wollen ſie aber lieber nächſtens einmal aus ſeinem Werke ſelbſt, welches engliſch und franzöſiſch in unſern Händen iſt, auszugsweiſe mittheilen, als uns hier dabey aufhalten. Im XVIII. XIX. und XX. wird gewieſen, daß der doppelte Grund der Woodwardiſchen Meynung, ihm, theils als wahr vorausgeſetzt, nichts helfe; theils mit der Erfahrung nicht übereinſtimme; theils zur Erklärung derer auf den Bergen befindlichen Seeſachen, nicht zulänglich ſey. In allen dieſen Stücken trifft man hier ſehr gute Vernunftſchlüße, und Proben von keiner gemeinen Einſicht in die natürlichen Dinge an. Im XXI. wird dieſes in Anſehung der Erdſchichten fortgeſetzt, und die ſo genannte Senkung, oder Präcipitation der ſchweren Theile widerlegt. Eben das wird in Anſehung der Brüche und Riſſe dieſer Erdlagen im XXII. gewieſen, durch welche das Waſſer der Sündfluth wieder in den Abgrund hat gehen ſollen. Im XXIII. wird dieſe Widerlegung Woodwards völlig beſchloſſen; wobey noch einige Betrachtungen über die Dauer der Sündfluth, über gewiſſe Sachen, die man in der Erdkugel findet, über einige Gedanken Woodwards von ſeinem Syſtem, und über einiger andern Schriftſteller Meynungen vorkommen; die ſich ſehr wohl leſen laſſen. Endlich wird im XXIV. Capitel noch gewieſen, daß die Seethiere, in währender Sündfluth, ſich nicht freywillig auf die Berge können begeben haben; wie einige andre vermeynen, unter welchen Herr Valiſnieri ſich befindet. Hier

macht ſich der Verfaſſer recht luſtig, indem er ſich verſtellet, daß die Seethiere zur Zeit der Ueberſchwemmung Luſt bekommen hätten, nach Art der Menſchen Luſtreiſen zu thun, und Länder zu beſehen; daß ſie alſo ihre tiefen Abgründe verlaſſen hätten, und auf die höchſten Gebirge geſchwommen wären.

Hierzu kommt noch im XXV. die Widerlegung der Meynung, daß alle dieſe Seethiere mit Gewalt auf die Berge gebracht worden. Er hebt im XXVI. den Vorwand, den Herr Scheuchzer ſowohl, als Woodward, aus den Muſchelſachen genommen, zu ſchließen, zu welcher Jahreszeit die Sündfluth eingefallen; nämlich im Maymonathe, wenn dieſe Thiere zu ihrer völligen Größe gekommen. Und nachdem er ſich im XXVII. die Bahn zur Widerlegung derer geöffnet, die der See vormals eine Ausdehnung bis über die Berge zuſchreiben: ſo zeigt er im XXVIII. daß ſie keinen Grund anzuführen haben, warum ſich dieſelbe hernach geſenket haben ſollte; worauf dem im XXIXſten der Schluß des I. Theiles erfolgt, mit Widerlegung einiger Neuern, die da vorgeben, die Waſſer aus dem Mar del Zur, hätten vorzeiten die alte Welt überſchwemmet. Dieſes hat darum nicht ſtatt, weil nämlich auf den americaniſchen Bergen eben ſo wohl, als bey uns, verſteinerte Seethiere angetroffen werden.

Den II. Theil ſeines Werkes fängt der Herr Verfaſſer damit an, daß er den ſicherſten Weg in der Naturlehre zu philoſophiren, nämlich die Beobachtung deſſen, was die Erfahrung lehret, anpreiſt; und Neutons Regel zum zum Grunde legt: Effe-

ctuum

ctuum naturalium eiusdem generis, eaedem sunt causſae: Natürliche Begebenheiten von einer Gattung haben einerley Ursachen. Zu diesen setzt er noch das bekannte: Frustra fit per plura, quod fieri potest per pauciora. Diesem zu folge setzt er sich vor, von dem bekannten aufs unbekannte zu schliessen, und hiebey hebt er von der neuen Insel an zu reden, die 1707. im Archipelagus entstanden ist, auf welche, nebst einigen andern Erfahrungen, er sein ganzes System erbauen will.

Herr Georg Condilli, gebürtig von der Insel Paro, hat die Beobachtungen davon dem Herrn Vallisnieri zu Padua überschickt; und dieser bezeuget, daß er nicht so leicht eine genauere und richtigere Erzählung von etwas gelesen habe. Den 23ten März 1707, an einem Montage, bemerkte man bey Sonnen Aufgange, in dem Meerbusen der Insel Santorini, zwischen beyden Bracianischen Inseln, etwas, das einem schwimmenden Felsen, oder einem im Sturme verunglückten Schiffe ähnlich sah. Es eilten gleich einige Schiffleute dahin, um zu sehen, was es wäre; bemerkten aber mit Erstaunen, daß es ein aus der See sich erhebender Fels war. Den folgenden Tag begaben sich verschiedene Neugierige, die den Schiffern nicht glauben wollten, auch dahin; waren aber kaum dabey angelanget, als sie von der Wahrheit ihrer Aussage überzeuget wurden; die beherztesten unter ihnen wagtens gar auf dem Felsen ans Land zu steigen, ob er gleich ganz in Bewegung war, und noch zusehens wuchs; brachten auch allerley Eßwaaren von demselben mit, als Austern von ausserordentlicher Grösse, und von trefflichem Geschmacke. Sie fanden

den aus einen Stein, der anfangs, wie ein Zwieback anſah, aber in der That der feinſte Bimsſtein war. Zween Tage hernach folgte auf der ganzen Inſel Santorino ein Erdbeben; welches die Einwohner keiner andern Urſache zuſchreiben konnten, als der Erhebung dieſes ungeheuren Felſens, den der Urheber der Natur bis auf dieſen Tag verborgen gehalten hatte. Dieſes war aber nur das erſte Schrecken, welches dieſe neue Inſel ihren Nachbarn erweckte; indem ſie täglich mehr und mehr anwuchs, und bis zum 4ten Jun. ſchon eine halbe wälſche Meile lang, und über 25. Schuhe über die Fläche des Waſſers erhaben war. Das Waſſer rings um die Inſel war ſehr trübe; nicht ſowohl wegen der Erhebung derſelben, als wegen der Vermiſchung einer ungeheuren Menge verſchiedener Materien, die Tag und Nacht aus dieſem Abgrunde hervorquollen; und darinnen man an den Farben, die das Waſſer davon bekam, verſchiedene Mineralien leicht erkennen konnte. Die Schwefelfarbe war die merklichſte, und erſtreckte ſich wohl 20 italiäniſche Meilen im Umkreiſe. Das Waſſer ſott recht von Hitze, und es ſturben rings umher eine Menge von Fiſchen.

Den 6. Jul. ſahe man bey Sonnenaufgange zwiſchen der neuen Inſel und der kleinen Camena, einer alten, ein großes Stück eines ſchwarzen und dunkeln Felſens, der mit ſiebzehen Spitzen, aus der Tiefe der See hervor kam, und zwar in ſolcher Nähe bey einander, daß es ſchien, ſie würden ſich untereinander und mit der neuen Inſel vereinigen, welche ganz weiß von Farbe war. Zween Tage

hernach

hernach um vier Uhr Nachmittage, sah man zuerst einen dicken Rauch, wie aus einem Feuerofen aufsteigen, und hörte zugleich einen unterirrdischen Laut, der von dem neuen Lande zu kommen schien; aber wegen der Entfernung nicht wohl zu unterscheiden war. Hierbey begaben sich viele Familien, aus Furcht, von dieser nächsten Insel, auf eine weiter entlegene. Den 19. Jul. vereinigten sich die itzt erwähnten Felsen mit einander, und schienen eine zweyte Insel zu machen; von welcher ein Rauch aufzugehen begann, der im Anfange klein war, aber immer mit der Insel wuchs. Mit ihm aber entstund auch ein unerträglicher Gestank, davon das nahgelegene Landvolk erkrankete; indem selbiger vielen den Athem versetzte, andern aber Ohnmachten und ein Erbrechen verursachte. Im Augustmonate fiel ein dicker Rauch nebst einem starken Nebel auf die Insel Santorino, und verderbte ihr innerhalb drey Stunden die ganze Weinlese.

Indessen wuchs die weiße Insel sehr merklich an Höhe: die Schwarze aber an Länge, so daß sie sich in kurzem vereinigten. Das Feuer hatte sich verschiedene Oeffnungen gemacht, durch welche mit einem Getöse, welches den Stückschüssen ähnlich war, eine Menge von glüenden Steinen in die Höhe geschossen wurde; und zwar bisweilen so hoch, daß man sie aus dem Gesichte verlohr, bis sie mehr als drey italiänische Meilen weit davon wieder ins Meer fielen. Die sogenannten Canonschüsse, die im August selten waren, wurden im September häufiger, und im October täglich. Als dieses geschah,

ſchah, ſah man ein groſſes Feuer, und darauf folgte ein dicker ſchwarzer Rauch voller Aſche, ſo daß er in der Luft eine Wolke von allerley Farben machte, und ſich allmählich in einen Staubregen verwandelte, welcher ſowohl auf die See, als auf die benachbarte Inſel ſo ſtark niederfiel, daß ſie ganz davon bedecket ward. Andre Auswürfe ſchienen aus glüender Aſche zu beſtehen; noch andre aus feurigen Steinen von mittler Gröſſe, und dieſe fielen in ſolcher Menge, daß die nahe Inſel ganz damit beſchüttet, und ſo ſehr erleuchtet ward, daß die benachbarten Bauren ſich nicht getraueten ſie anzuſehen. Die ganze neue Inſel hatte nun ſchon drey Meilen im Umkreiſe und etwa eine Höhe von 40. Schuhen bekommen.

Aus der Hiſtorie, die Lo Stato preſente di tutti Paeſi & popoli del Mondo betitelt iſt, erſieht man, daß der P. Goree, der ſich damals zu Santorini befunden, beobachtet, wie die neue Inſel 1708 ſchon zwey hundert Fuß hoch, eine engliſche Meile breit, und ohngefähr ſechs ſolche Meilen im Umfange geweſen. Doch hat derſelbe P. Goree in einer Nacht über ſechzig Oeffnungen bemerket, aus welchen das helle Feuer geſchlagen, und wodurch die Inſel immer höher gewachſen. Zugleich ſind dann und wann groſſe Steine heraus geworfen worden, die den umliegenden Inſeln gefährlich geweſen: ſonderlich den 15. April 1708, da auf einmal wohl 100 Steine ſich in die Luft erhoben, die aber zu allem Glücke zwey Meilen davon ins Meer gefallen.

In dem III. Cap. erzählet der Verfaſſer die Geſchichte von dem neuen Berge, der 1538, bey Pozzuo-

lo,

ſo, im Neapolitaniſchen, entſtanden iſt. In der Nacht vom 29. bis 30ſten Sept. machte eine entſetzliche Ausdünſtung, die ſchon vorher einen ganzen Tag lang durch die Erde gedrungen war, nachdem die Erde wohl zwey Jahre her gebebet hatte, mitten in einem flachen und fruchtbaren Felde eine groſſe Oeffnung, durch welche ſo viel Feuer, Steine, Sand, und Aſche heraus kamen, daß ein kleiner Berg daraus ward, den man noch itzo il Monte nuovo, den neuen Berg nennet: der aber den Untergang vieler Gebäude, Felder, Leute und Thiere verurſachet, und unter dem ausgeworfenen Schutte den ganzen Flecken Tripergola begraben hat. Dieſer Berg hat etwa drey italiäniſche Meilen im Umfange; und iſt nicht viel niedriger, als der nicht weit davon gelegene Berg Barbaro, welchen man 1000 Schritte hoch ſchätzet. Georg Agricola, der zu der Zeit gelebet, ſchreibt ſo davon: Apud Avernum lacum ardet mons, quem incolæ idcirco Modernum nominant, quod nuper jactu pumicum & cinerum in campeſtri planitie factus ſit. Ventus enim cum perfregiſſet terram, exiit cum flamma, & foras projecit ardentes maſſas &c. De natura eorum, quae efflunt ex terra L. 4. poſt med. Itzo ſieht man oben auf dem Berge den tiefen Schlund, daraus alles ausgeſpieen worden: ob er gleich ſeit der Zeit nichts mehr ausgeworfen hat. Der Lucriner See, der dieſen Namen von dem groſſen Vortheile, welchen er vormals den Fiſchern gebracht, bekommen hat, iſt ſeit dem Urſprunge dieſes neuen Berges ganz verſchlämmet, und ſo voll Erde geſchüttet, daß

er

er keine Muſcheln und Auſtern mehr giebt; ſondern ganz mit Schilf und Rohr verwachſen iſt.

Im IV. Capitel führt der Verfaſſer Erfahrungen vom Veſuv an, deſſen natürliche Geſchichte Paragallo beſchrieben hat. Dieſer erzählet 20. große Feuersbrünſte, oder Entzündungen dieſes Berges, von den Zeiten der Kaiſer Titus und Veſpaſianus an, zu deren Zeiten er ſo viel Staub und Aſche ausgeworfen, daß ein Theil davon bis nach Aegypten und Syrien geflogen; wie Dio erzählet. Damals ſind die kleinen Städte Erculano, Veſeri, Pompei, Thora, Taurania, die rings um ihn gelegen, entweder verſchüttet, oder durch Erdbeben verſchlungen, und unter ihren eigenen Schutt begraben worden. Im 471. Jahre nach Chriſti Geburt hat er abermal ſo viel Staub ausgeworfen, daß er im hellen Tage eine ſtockfinſtere Nacht verurſachet, und das Schrecken davon bis nach Conſtantinopel gedrungen, wo man ein jährliches Bußfeſt deswegen angeſtellet hat.

Im 512. Jahre iſt abermal ein ſolcher Auswurf geſchehen, daß der glüende Sand ſtromweiſe auf die Felder gefloſſen, und die Bäume weit und breit bis an die Gipfel verſchüttet hat: wie Caſſiodorus ſolches berichtet. Eben dergleichen berichtet Leo Oſtienſis vom 1036. Jahre. Es iſt ein ganzer Strom geſchmolzenes Harzes aus dem Berge gekommen, und bis in die See gefloßen. Im 1139ſten und 1307ten iſt beynahe eben dergleichen geſchehen, nur daß Veſuvius an vielen Orten Oeffnungen bekommen, und Flammen ausgeworfen hat. Noch ſchrecklicher

licher aber ist es 1631 gewesen, da wiederum eine Wolke von Staub Sand und Asche den ganzen Himmel mit einer dicken Nacht überzogen, und ganze Ströme geschmolzener Steine, Bäume und Häuser fortgerissen, ja ganze Städte elendiglich zernichtet hat. Noch mehr, die ausgeströmte Materie ist in die See geschossen, und hat daselbst eine Halbinsel einer italiänischen Meile lang gemachet; und noch eine andre staubigte und fette Materie, die ans Ufer gefallen, hat gemacht, daß sich die See auf 120 Schritte zurück gezogen. Der viele Sand der herausgeflogen gekommen, hat die Häuser bis an die Dächer verschüttet. Große Stücke Stein, darunter eins auf 500 Centner gewogen, sind weit weg geworfen worden: eins davon, das nahe an die Stadt Nola gefallen, haben fünf paar Ochsen kaum wegbringen können; und ein anders, das 12 italiänische Meilen vom Berge nieder gefallen, ist wie eine Bombe geborsten, und hat ein Feuer angezündet.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir alles beybringen wollten, was hiebey merckwürdiges vorgefallen. Aber im 1660. 1680. 1682. und 1694sten Jahre sind nach achttägigem Erdbeben, und großem Krachen in der großen Höle des Berges, fast eben dergleichen Auswürfe geschehen. Es sind Ströme geschmolzener Steine von schwärzer Farbe, die aus Sand, Schwefel, Harz und andern Materien bestanden, in vier Tagen vier Meilen weit gelaufen. Dieß ist mehr als einmal geschehen, des Staubes und Sandes, der die Luft verfinstert hat, zu geschweigen. Endlich ist auch 1737 noch ein eben so grau-

ſames Feuerſpeyen bemerket worden; davon die brennende Materie die ſchönſten Felder 20 Hände hoch bedecket, ja an andern 30 Schuhe, und in gewiſſen Tiefen 120 Fuß hoch überſchüttet hat. Sie hat wie Eiſenſchaum ausgeſehen und aus Schwefel, Salniter, Salmiac, gemeinem Salze und verbrannten Steinen zu beſtehen geſchienen. Weil der Verfaſſer bisher überall ſeinen alten Landsmann Dantes angeführet hat, ſo wollen wir hier auch eine Stelle aus unſerm Opitz herſetzen, darinn er den Veſuv beſchreibet:

Die Welt liegt unbeſorgt mit ſanfter Ruh umgeben,
Als alles Land umher beginnet zu erheben
Sich ſelbſt und was es trägt. Es giebt der groſſen Laſt
Mit Furcht und Zittern nach. Das arme Volk erblaßt,
Der Häuſer Rücken bebt. = = =
Der Nächte Mittag macht
Die Wieſen nie ſo ſchwarz, wann des Geſtirnes Pracht
Im dicken Nebel ſteckt, als dieſer Dampf ſich zeiget,
Der wie ein Fichtenbaum hoch von der Wurzel ſteiget,
Und ſpreitet ſich alsdann mehr weit, als höher faſt,
Mit dicken Aeſten aus, dieweil der Aſche Laſt
Sich in die Breite giebt. Bald kömmt ein ſolches Krachen
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der ſchnöden Menſchen ſchlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert ꝛc.
Die Hitze bricht zuſammen
Durch eine rauhe Bahn, mit ihren wilden Flammen,
Wirft

Wirft ſchrecklicher Geſtalt, des Berges Glieder aus,
Und jaget mit Geſchrey bis an des Himmels Haus
Den ſtinckenden Moraſt, von deſſen ſchwarzem Sande,
Der Pech und Schwefel hält, kein Ort im ganzen Lande
Sich frey und ſicher weis. Es ſpringet auch ein Fluß
Des Feuers aus der Kluft, dem alles weichen muß;
In dem er ſeinen Lauf in ſieben Ströme theilet,
Und dem Geſtade zu mit heißem Rauſchen eilet.
Das Thal und Hügel brennt. Der Acker wird verheert,
Das Vieh, ſo weiden will, von Flammen ſelbſt verzehrt,
Viel Flecken voller Frucht und Dörfer ſtehn im Brande,
Die Waſſer fürchten ſich und fliehen von dem Lande ꝛc.

Im V. Cap. werden Erfahrungen vom Berge Aetna angeführet. Von dieſem hat der Verfaſſer eine große Menge Nachrichten geſammlet, davon wir aber nichts anführen wollen, weil es mit dem obigen auf eins hinausläuft, und vom Virgil kürzlich ſo beſchrieben worden: Aen. III. 571. ſequ.

- - Horrificis juxta tonat Aetna ruinis
Interdumque atram prorumpit in aethera nubem,
Turbine fumantem piceo & candente favilla;
Attollitque globos flammarum & ſidera lambit:
Interdum ſcopulos avulſaque viſcera montis
Erigit eructans, liquefactaque ſaxa ſub auras
Cum genitu glomerat, fundoque exæſtuat imo.

D. i.

Der Aetna donnert hier in ſeiner grauſen Kluft;
Es ſteigt ein ſchwarzer Dampf bisweilen in die Luft:
Er wirbelt Pech und Rauch, die Aſche ſieht man glimmen;
Die Flammen Kugeln gleich bis an die Sterne klimmen.
Bisweilen ſpeyt der Berg geſchmelzner Steine Graus,
Sein eignes Eingeweid, und Stücke Felſen aus:
Er ſeufzt und wälzet ſie in ſeinem tiefen Grunde,
Und wirft ſie endlich doch mit Krachen aus dem Schlunde.

Hier müſſen wir abbrechen, und die fernere Erklärung des neuen Syſtems unſers Verfaſſers, auf einen neuen Artikel verſparen.

* *

II.

A Letter to - - - - - concerning the abuſe of Scripture-Terms; occaſioned by ſome late extraordinary Performances. London, printed for J. Roberts, near the Oxford-Arms in Warwick-Lane, 1743.

D. i.

Ein Brief an ∘ ∘ ∘ den Misbrauch der Redensarten der heiligen Schrift betreffend, bey Gelegenheit einiger unlängst herausgekommenen außerordentlichen Schriften aufgesetzt.

Londen bey J. Roberts ꝛc. 1743. in 8vo
27. Seiten.

Da der Misbrauch, von welchem der Verfasser dieses Schreibens redet, seit einigen Jahren nicht minder in Deutschland Eingang gefunden, als er in England üblich seyn mag: so halten wir es für dienlich, dasselbe als ein Gegenmittel wider dieses einreißende Uebel allhier mitzutheilen. Es haben sich Schriftsteller gefunden, deren beruffene Scharfsinnigkeit ein bloßes Hirngespinst seyn würde, wenn die Bibel die ihr gehörigen Stellen aus ihren Werken wieder forderte: und diesen Herren fehlt es noch diese Stunde an Nachfolgern nicht. Vielleicht werden einige von diesen neuern Nachäffern solcher schlechten Muster, bey Durchlesung dieses Briefes in sich gehen, und sich eines bessern besinnen. Der Brief lautet so:

Mein Herr,

„Ungeachtet diejenigen Laster, welche anjetzund „in der menschlichen Gesellschaft am meisten im „Schwange gehen, der gewöhnlichste Gegenstand „der Unterredungen zu seyn pflegen: so ist es gleich„wohl sehr merkwürdig, daß unter dem vielen Tadel

„derſelben, ſehr ſelten einer zu finden iſt, der nicht „gar zu hoch getrieben wäre. Das Urtheil, wel„ches die meiſten Menſchen bey ſolcher Gelegenheit „fällen, gründet ſich auf den Vortheil, den ſie oder „ihre Freunde davon haben; oder auf den Schaden, „den dergleichen Laſter ihnen verurſachet. Höret „man alſo den einen Haufen reden; ſo iſt die Trun„kenheit das herrſchende Laſter unſerer Zeit; ein an„drer ſagt, es ſey die Spielſucht; und eine dritte Par„tey, die wenigſtens eben ſo zahlreich iſt, ſagt eben „das von der Geilheit, oder dem laſterhaften Um„gange mit dem Frauenzimmer. Eine jede von „dieſen Partenen beſchreibt dasjenige Laſter, dem ſie „beſonders gehäſſig iſt, mit den abſcheulichſten Far„ben, und giebt vor: daſſelbe ſey ſo allgemein ge„worden, daß man faſt, wenn man aus ihrer Ge„ſellſchaft kömmt, einen jeden Menſchen den man „begegnet, für einen Säufer, Spieler, oder Wol„lüſtling halten ſollte.

„Ich meines theils begehre hier gar nicht aus„zumachen, welches eigentlich das herrſchende Laſter „unſrer Zeit ſey; noch feſt zu ſetzen, welche Laſter die „meiſten Anhänger haben. Ungeachtet jeder Stand, „und eine jede Handthierung, beſondern Verſu„chungen ausgeſetzet iſt, und die Menſchen vielmehr „zu einem, als dem andern Laſter verlocken kann: ſo „iſt gleichwohl nichts unbilliger, und folglich ſchänd„licher, als wenn man gewiſſe ganze Haufen, oder „die Perſonen einer beſondern Profeßion, überhaupt „verſchreyet; als wenn ſie gewiſſen Laſtern vor andern „ergeben wären, und wenn man ſie, wegen der

„ſchlech-

„ſchlechten Aufführung einiger ihrer Mitbrüder deſ-
„ſelben anklaget. Wären die Sitten der Menſchen
„allezeit ihrer Handthierung gemäß genug, ſo ließe
„ſich dieſes ſtrenge Urtheil noch einiger maßen recht-
„fertigen. Allein der Einfluß der Laſter gleicht den
„Glücksgütern, weil er ſich gleich ihnen, über Per-
„ſonen von allerley Stande erſtrecket. Findet man
„nicht zuweilen bey dem ſchlechteſten Handwerker
„eben ſo vielen Hochmuth, als bey einem Staats-
„miniſter? Herrſcht nicht die tyranniſche Wuth
„bey einem kleinen Winkelſchulmeiſter zuweilen eben
„ſo ſehr, als bey dem unumſchränkteſten Moharchen?
„Kurz, ſieht man nicht täglich unter dem Baurenkit-
„tel eben ſo lebhafte Leidenſchaften, als unter den herr-
„lichſten Kleidern?

„Allein ungeachtet die Menſchen gemeinig-
„lich bey ihrem Tadeln nicht ſehr vernünftig verfah-
„ren, und die Austheilung der Laſter ſehr ungleich
„einrichten: ſo glaube ich doch, daß man das
„Hauptlaſter unſerer Zeit ziemlich genau beſtimmen
„konnte, und daß es nicht ſchwer fallen ſollte, zu be-
„weiſen, daß die Fahne des Aergerniſſes, diejeni-
„ge Standarte ſey, zu welcher faſt alle Welt ge-
„ſchworen hat.

„Das Unheil davon ich reden will, ſchrän-
„ket ſich nicht bey einer beſondern Art von Leu-
„ten ein; ſondern es erſtrecket ſich über alle Stände
„und Handthierungen überhaupt. Ja man kann,
„meinem Bedünken nach, behaupten, daß es ſich
„allgemeiner ausgebreitet habe, als irgend ein an-
„deres: weil man es auch an gewiſſen Perſonen ge-

„wahr wird, die sonst von den gröbern Lastern frey „sind, und deren Aufführung übrigens so ordentlich „ist, daß man sie fast zu Mustern der Frömmigkeit „und Tugend angeben könnte.

„Das Uebel, wovon ich rede, ist der Mißbrauch „mit den Ausdrücken der Heil. Schrift. In diesen „geräth man auf verschiedene Weise. Z. E. 1) wenn „man ihn in den gewöhnlichen Unterredungen und „vertrauten Briefen an seine Freunde einführet. Auf „diesen Fehler habe ich in meinem letzten Absatze in„sonderheit gezielet. Ich zweifle nicht, daß der Leser, „bey dem bloßen Namen dieses schändlichen Verbre„chens, sich nicht gleich auf einige ihm bekannte Per„sonen besinnen sollte, die sich desselben beständig „schuldig machen: ungeachtet sie vielleicht nicht glau„ben, daß der Fehler in welchen sie fallen, einen so „verhaßten Namen verdiene.

„Unfehlbar gestehen alle vernünftige Leute, daß „man von der Heil. Schrift niemals anders, als mit „tiefer Ehrerbiethung sprechen, noch deren Worte „anders, als mit Ernsthaftigkeit anführen soll. Die„jenigen hergegen, von denen ich rede, sind so frech, „fast bey aller Gelegenheit, Schriftstellen anzufüh„ren, und eine lächerliche Anwendung auf das Ge„spräch zu machen. Bald brauchen sie dieselben zur „Auszierung irgend eines abgeschmackten Mähr„chens, zur Unterstützung einer nichtswürdigen Mey„nung, oder um einen satirischen Stich, den sie dem „Nächsten versetzen, desto beißender zu machen. Bald „setzen einige Stellen der Heil. Schrift zu Ende ei„ner langen Geschichte: damit deren Schluß desto lebhaf-

„lebhafter und schöner werde. Wie viel Frauens„personen giebt es doch nicht, die um alle Schätze der „Welt nicht den Namen würden haben wollen, daß „sie sich jemals eines frechen oder unanständigen „Ausdrucks bedienten; und die gleichwohl ganze „Stunden in solchen Gesellschaften zubringen, wo sie „bey aller Gelegenheit Stellen aus der Schrift an„führen, sie mögen sich schicken oder nicht? Wie „viele Mannsleute findet man nicht, die einen sehr „schlechten Begriff von den Fluchern und Schwö„rern haben; sich selbst aber gar kein Bedenken ma„chen, alle Augenblicke die Namen Paulus und „Petrus im Munde zu führen; ohne Aufhören Stel„len aus ihnen anzuführen, und selbige auf eine nie„derträchtige und lächerliche Weise auf das Gespräch „zu richten.

„Ich würde nimmermehr fertig werden, wenn „ich alle die Ausdrücke, oder die besondern Redens„arten der Schrift anführen wollte, die man erbärm„licher Weise gefoltert hat, um sie zu einem so unan„ständigen Gebrauche geschickt zu machen. Um „aber doch einige Beyspiele davon anzuführen, so „will ich hier einige Stellen aus einem Briefe ab„schreiben, den ich in Händen habe, und der von der„gleichen gemisbrauchten Anspielungen nur gar zu „voll ist.

Wertheſter Freund!

Euer Schreiben habe ich mit vielem Vergnügen erhalten; zumal da ihr mir darinnen berichtet, daß ihr endlich in

den Port eingelaufen, und dem Uebel, dem ihr ausgesetzt gewesen, ich meyne euren Gefahren in großen Wassern, glücklich entkommen seyd.... Ihr erinnert euch noch wohl des Ebentheuers, welches ich euch von dem Maler erzählet, den wir über Hals und Kopf die Treppe hinunter geschmissen, darüber er zwo Ribben gebrochen. Wir haben die Sache nunmehr mit vier Guineen für jede Ribbe, wieder gut gemacht; worüber dieser Geselle sehr zufrieden gewesen, und die Gebeine, die wir zerschlagen hatten, sich wieder erfreuet haben.... Vorgestern Abends bin ich bey dem Begräbnisse des Raths D.... gewesen.... Er hat sich zehn Jahr jünger gemacht, als er gewesen ist. Wisset also, daß die Zahl seiner Tage, die er gelebet hat, ist 76 Jahr, da that er seine Beine zusammen auf sein Bette, und starb. Ich habe die lustige Bande unserer jungen lustigen Brüder zu B. gesehen, und zwar die vorige Woche; sie leben allezeit nach ihrer gewohnten Art. Sie freyen nicht, und lassen sich nicht freyen.... Ich bitte euch dem Herrn F... zu sagen, daß Whitefield noch immer eine Menge Zuhörer aus dem Pöbel hat; ich bin gestern Abends auch da gewesen, und ich merkte, daß das Volk ihn mit Freuden hörete.... Vorige Mittwoche gieng ich zum Statthalter G... um Geld zu holen. Ich sagte ihm meine Meynung gerade heraus. Anfangs antwortete er mir sehr spröde; allein ich that noch trotziger,

ger, alſo, daß ſich der Statthalter ſehr verwunderte über meiner Rede. Fräulein Henriette hatte ein ſehr ſchweres Herz, als ſie aufs Land zog. Die gnädige Frau ſchreibt, ſie werde ſobald nicht nach der Stadt kommen können, und geſteht, daß ſie zu ſehr an den Opern gehangen. Alſo ſieht es wohl darnach aus, daß das gute Mägdchen, die Stimme der Sänger und Sängerinnen ſobald nicht wieder hören wird. Grüſſet alle unſere Schönen, inſonderheit die Frau Dorothee, deren ich bin, und der ich diene.

Der Eurige auf immerdar ꝛc.

Nachſchr. Ich höre, daß die Familie des Pfarrers T. noch um einen Sohn ſtärker geworden iſt. Das iſt das eilfte Kind, welches ſeine Frau ihm gebiehret: Die Bäume des Herrn ſind gepflanzet an den Waſſerbächen, und ihre Blätter verwelken nicht.

„Ich zweifele nicht, daß nicht dieſer Brief als „ein ſehr witziges Stück, mit Verwunderung ſey ge„leſen, und deſſen Verfaſſer für überaus ſinnreich „ſey gehalten worden. Vielleicht hat man gar ei„nige Abſchriften davon gemacht, und ſie in der Stadt „denen Frauens- und Mannsperſonen mitgetheilet, „die ein Belieben an dergleichen Schriften haben. „Denn es giebt Leute, die dergleichen Sachen mit Freu„den ausbreiten, inſonderheit, wenn ſie witzig und ſo „angenehm eingerichtet ſind, als obſtehender Brief.

„Dieſer

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.
3-598-50952-9
FN. 19129/054

„Dieser Misbrauch nun mit den Redensarten „der heil. Schrift in Briefen und Gesprächen, hat „zu einem zweyten Misbrauche Anlaß gegeben. „Der anjetzo unter frechen Personen, die sich aus der „Religion nicht viel machen, sehr im Schwange geht. „Diese neue Art, von der ich rede, besteht darinnen, „daß man lange Stellen aus der heil. Schrift nimmt, „und sie nach den neuern Geschichten und Vorfällen „einkleidet. Es sind seit kurzem eine große Menge „Satiren, insonderheit in Staatssachen, herausge„kommen, die auf diesen Schlag gemacht sind. „Die kindische Hirngeburt, die den Titel führet: „Unterricht, wie man sich den Tag über ver„halten soll, ist eine Probe einer solchen neuen „Schreibart. Die Litaneyen der anglicanischen „Kirche sind auf eben diese Weise geradebrecht wor„den, um deren Ausdrücke zu einer andern Materie „zu gebrauchen; und in diesem Zustande hat man „sie auf den Londonschen Gassen mit großem Ben„falle dem herzudringenden Pöbel verkaufet, der sie „absingen hörte. Was aber noch boshafter ist, so „hat man so gar in einer Stachelschrift wider das „vorige Ministerium, das apostolische Symbo„lum, dergestalt verändert, und lächerlich gemacht. „Das Vater unser ist eben so wenig verschonet ge„blieben; und ich weis von guter Hand, daß man „mit demselben nichts besser umgegangen ist: unge„achtet von allen Gebethformeln, die in der Chri„stenheit gebräuchlich sind, diese vor allen andern „hätte verehret und verschonet bleiben sollen.

„Wenige

„Wenige Tage darauf erſchien auch das Te „Deum, nach eben dieſer albernen Mode eingeklei„det, und mit einem Vorberichte: allein alles, wozu „der Verfaſſer einer ſo ärgerlichen Schrift, ſein er„habenes Original brauchen können, war dieß, daß „er ſich deſſen Ausdrücke bediente, um eine entſetz„liche Menge Gotteslästerungen aufzuſetzen und kund „zu machen, die mit einer ſo niederträchtigen als eh„renrührigen Satire verbunden war, der es ſowohl „an Wahrſcheinlichkeit als menſchlicher Vernunft „fehlete. Dieſes elende Geſchmier ward auch von „allen die nur Menſchenverſtand haben, verabſcheuet, „und von Leuten aus allen Parteyen als eine Schrift „verworfen, die ihrem Verfaſſer nichts als Schande „und Verwirrung zuziehen könnte: oder hat ſie ihm „ja einen gewiſſen Ruff zugezogen, ſo iſt es doch „nur bey Leuten geſchehen, die ihm an Sitten und „Characterе gleich kommen.

„Ein jeder weis, daß noch viel mehrere Schrif„ten von dieſer Art erſchienen ſind, deren Ausdrücke „aus der heil. Schrift und Liturgie genommen wa„ren. Einige ſind gedruckt worden; und die andern „hat man doch geſchrieben unter allen Leuten herum „gehen laſſen. Dieß iſt eine ſo bekannte Sache, „daß die Verfaſſer und Gönner dieſer Schriften ſie „ſelbſt nicht leugnen können. Ihr ſeht alſo wohl, „daß der Misbrauch, über welchen ich klage, nicht „ein Hirngeſpinſt ſey, ſondern daß er leider! nur „gar zu wahr iſt.

„Man kann nicht leicht in Zweifel ziehen, daß „nicht der Stolz, für einen witzigen Kopf gehalten zu „werden,

„werden, dieſe Leute verlocke, ihre Zeit auf dieſe Art „anzuwenden: und wenn die Mühe, die ſie ſich ge„ben, dieſen Titel zu erlangen, ihnen ſtatt der Ver„dienſte ſeyn könnte, ſo würden ſie wahrlich ſehr ver„diente Männer ſeyn. Allein zu allem Unglücke für „ſie, biethet uns die Erfahrung täglich Beyſpiele „dar, welche beweiſen, daß es kleinen Geiſtern ſehr „ſchwer werde, ſich hervor zu thun; daß ſie es nicht „ſoweit bringen können, daß man von ihnen anders, „als im Abſehen auf die Tollkühnheit und Aus„ſchweifung ihrer Unternehmungen rede; und daß „ihre elenden Geburten bald ins Vergeſſen gerathen „würden, wenn ſie nicht voller Gotteslästerungen und „gräulicher Satiren wären.

„Ich weis wohl, daß man einige von dieſen „Schriften rechtfertigen will, indem man ſagt: ſie „wären nicht mit Fleiß, noch aus Begierde zu ſpot„ten, und die Schrift zu entheiligen geſchrieben wor„den. Allein, außer daß es ſehr ſchwer fallen wür„de, die Welt von dieſer redlichen Abſicht zu über„zeugen; ſo finde ich auch, daß die redliche Abſicht „in dieſen Fällen, wenig zu bedeuten hat, (es müßte „denn im Abſehen auf den Verfaſſer ſeyn) denn das „Verbrechen und die Gottloſigkeit ſolcher Schriften, „beſteht in den böſen Wirkungen, die ſie nothwen„dig bey dem Volke haben müßen. Dieß wäre „leicht zu beweiſen; indem dieſe poßierliche und lä„cherliche Anwendung der Schriftſtellen, offenbar „und gerade zu darauf abzielet, dieſes Wort Gottes, „dagegen man allezeit die höchſte Verehrung hätte be„zeigen ſollen, der Verachtung auszuſetzen.

„Zu

„Zu Zeiten des Herren Addiſons war dieſe Art „zu ſchreiben noch nicht erfunden, oder ſie lag doch „gleichſam noch in der Wiegen: ſonſt würde er un„fehlbar auch derſelben in derjenigen Geſchichte er„wähnet haben, die er von den verſchiedenen Gat„tungen ſowohl des guten, als ſchlechten Witzes ge„machet hat, den man in den Werken der Alten und „Neuern antrifft; da er ſich in ſeinem 63. Stücke „des Zuſchauers in eine ſo lehrreiche Unterſuchung „deſſelben eingelaſſen. Er redet unter andern von „einem gewiſſen Witze, den er den vermiſchten „nennet, und ich glaube, er würde denjenigen, von „welchem ich rede, in dieſe Claſſe geſetzet haben: ja „wenn derſelbe in ſeiner Allegorie Platz gefunden „hätte, ſo würde er unfehlbar bey Ankunft der Wahr„heit die Flucht genommen haben, und verſchwunden „ſeyn; ſo gut als alle andere Arten des ſchlechten „Witzes. Mich dünkt auch, es wäre dieſem ſcharf„ſinnigen Manne ein leichtes geweſen, dieſen Witz „mit den rechten gehörigen Farben und der Allegorie „gemäß, abzuſchildern; ja vielleicht hätte er die Ver„faſſer ſolcher Schriften unter der Geſtalt der Sati„ren, der Affen, der Teufel u. ſ. w. vorgeſtellet, die ſich „in den Kleidungen der Patriarchen, Opferprieſter, „Apoſtel und Märtyrer verſteckt hätten.

„Man wird es mir vielleicht zu einer Verwägen„heit auslegen, daß ich mich erkühne, den Werken „des Herren Addiſons etwas hinzuzuſetzen. Allein „wenn ich die außerordentlichen Mittel erwäge, wo„durch gewiße Köpfe ihren Witz haben zeigen wol„len; ſo hoffe ich, man werde mir verzeihen, daß ich

„gewiſſer-

„gewissermaßen einem der größten Meister in der „Kunst zu schreiben, Lehren an die Hand gebe, und „ihm einen Entwurf mache, den er hätte ausführen „können, wenn er die Schreibart, von welcher ich „rede, hätte tadeln wollen.

„Unfehlbar wird man mir hier vorwerfen: daß „Herr Swift und Herr Pope zuweilen die Schrift„stellen auf diese Art, die ich hier verwerfe, gebrauchet „haben; und daß ich ihnen dennoch den Namen „scharfsinniger Männer nicht würde absprechen kön„nen. Hierauf antworte ich so: ich habe nie gehö„ret, daß der Dechant Swift jemals unternom„men ganze Stellen der heil. Schrift lächerlich zu „machen. Ich gestehe zwar, daß man den Herrn „Pope beschuldiget, daß er zu dreyenmalen derge„stalt mit diesem heil. Buche verfahren; allein er „selbst leugnet es aufs stärkste: folglich erfordert die „Billigkeit, daß man ihn für unschuldig halte. „Beyde Männer gebrauchen allerdings zuweilen in „ihren Briefen, Redensarten der heil. Schrift auf „eben die Art, wie sie in vorstehendem Briefe ge„brauchet worden: allein niemals sind sie darauf ge„kommen, verschiedene Schriftstellen an einander zu „hängen, um dergleichen Werke zusammen zu stop„peln, als diejenigen sind, von denen ich rede. Ja „wenn sie es auch gethan hätten; so wäre dergleichen „Verfahren dennoch nicht zu loben. Es ist also „ganz umsonst, daß man sich auf das Beyspiel die„ser zween großen Männer beruft: weil doch ihr An„sehen nicht hinlänglich seyn würde, einen solchen „Misbrauch der Schriftstellen zu rechtfertigen.

„Wenn

„Wenn es also auch wahr wäre, was man ihnen „schuld giebt, so würde es gescheidter seyn, ihnen in „diesem Stücke nachzufolgen, als es seyn würde, ih„nen ihre leiblichen Schwachheiten oder Gebrechen „nachzumachen, und z. E. taub zu thun, wie der eine „war, oder sich unförmlich zu stellen, wie der andre „gewesen.

„Der Witz, den man in dergleichen Werken be„merket, besteht, sagt man, darinnen, daß man sol„chen Ausdrücken, mit denen man bisher ganz an„dere Begriffe zu verknüpfen gewohnt gewesen, einen „neuen Schwung und einen ganz neuen Sinn beylegt: so daß, so bald man es liest, sich uns der alte „Begriff vorstellet; bald aber durch den neuen ver„trieben wird, den man in dergleichen Schriften mit „solchen Redensarten verbindet, die man bis dahin „noch niemals in solchem Verstande gebraucht hatte. „Ein so neues Verfahren erreget Bewunderung und „Erstaunen, und eben hierinnen besteht der Witz und „Vorzug solcher Werke, und daher entspringt das „Vergnügen, was wir empfinden, wenn wir sie „lesen.

„Ich für mein Theil sehe doch eben nicht, wie „viel sinnreiches nun darinnen verborgen liege, daß „man Redensarten auf eine possierliche Art brauche, „die man bis dahin niemals anders als zu ernsthaften und wichtigen Sachen angewendet hatte. Ich „möchte doch dergleichen Herren wohl fragen, ob sie „niemals Feuermauerkehrer gesehen, die einen Man„tel umgehabt, und mit einem Hälschen und einer „langen Perrücke gezieret gewesen? wenigstens wels

„ich, daß es nichts neues iſt, den erſten Tag des Mo-
„nats May vielen von ihnen in dieſem Aufzuge zu be-
„gegnen, wie ſie mit ihren Stangen auf den Achſeln
„durch die Londonſchen Straßen laufen. Nun be-
„haupte ich, daß dieſe Feuermauerkehrer eben ſo viel
„Recht hätten, wenn ſie begehrten, in dieſem Aufzuge
„für treffliche und von dem Pöbel unterſchiedene
„Leute gehalten zu werden, als die Verfaſſer derer
„Schriften, von welchen wir reden, haben können.
„Denn, gehöret nicht eben ſo viel Witz dazu, einen
„Mantel, ein Hälschen und eine Staatsperrücke an-
„zulegen, (welches allezeit für eine Tracht weiſer und
„angeſehener Perſonen gehalten wird) und damit
„eine ſchmutzige und unflätige Kleidung zu bedecken;
„als zu der Aufführung unſerer vermeynten witzigen
„Köpfe: welche eine gewiſſe Reihe von Redensarten
„und Ausdrückungen, welche von langen Zeiten her
„ernſthafte und erhabene Sachen auszudrücken ge-
„braucht worden, auf eine lächerliche Weiſe an-
„wenden.

„Der ſinnreiche Schriftſteller, welcher mit unſrer
„Liturgie ſo eigenmächtig verfahren iſt, hätte alle an-
„dere Stücke derſelben eben ſowohl verſtümmeln kön-
„nen. Ja ich verſichere, daß es ihm nicht ſchwer
„fallen würde, auch das übrige eben ſo lächerlich zu
„machen, und auf die Welthändel zu ziehen, als er
„mit dem angezeigten Theile gethan hat. Die
„Kirchen Collecte würde ihm ebenfalls ein weitläuf-
„tiges Feld anzeigen, ſeine Geſchicklichkeit zu üben.
„Er könnte ſich auch der Gebräuche und Ceremonien
„bedienen, die bey der Taufe, bey der Trauung, und

„den

„den Begräbnissen üblich sind, und sie nach der neuen „Mode auf andere Sachen anwenden. Gefällt es „ihm aber noch weiter zu gehen, so wird ihn das alte „Testament eine Sprache darbiethen, um die öffent„lichen Begebenheiten sowohl, als allerley Privatge„schäffte zu erzählen. Und hierinnen glaube ich, „wird ihm keiner von seinen Mitbrüdern, den Herren „Witzlingen, den Rang streitig machen, ja es wird „nicht einmal einen Schulknaben, Marktschreyer, „oder Zahnarzt geben, der sich mit ihm in einen „Rangstreit wird einlassen, oder ihm hinderlich seyn „wollen.

„Doch man glaube nicht, daß ich, indem ich so „rede, allen Gebrauch, oder alle Anführungen der „Schriftstellen überhaupt, verwerfen will. Ich „weis, daß sie eine sehr gute Wirkung thun, und eine „Rede überaus zieren, wenn man sie gehöriger Weise „und bey ernsthaften Sachen brauchet, und sich ihrer „nur bedienet die Religion und Tugend zu vertheidi„gen und zu unterstützen. Der einzige Zweck, den ich „in diesem Briefe habe, ist, wie ich mich bereits er„kläret, nur dieser allein, daß ich den Misbrauch, „welchen man mit den Schriftstellen treibt, bestrei„ten will, da man sie bey nichtswürdigen Dingen, „und in niedrigem und lächerlichem Verstande, an„wendet. Denn ich bin versichert, daß man der „christlichen Religion nicht mehreren Schaden zufü„gen könne, als wenn man sich bemühet, dasjenige „Wort in Verachtung zu bringen, auf welches diese „Religion sich gründet. Nun aber behaupte ich, daß „dieser gemeine und ungeziemende Gebrauch der

„Schriftstellen, den ich hier tadele, auf nichts an-
„ders abzielet.

„Was den andern Misbrauch betrifft, dessen ich
„hernach erwähnet, so ist er noch viel abscheulicher,
„und diejenigen, die sich desselben schuldig machen,
„zeigen ihren Haß gegen Gott und die Religion auf
„eine noch viel nachdrücklichere Weise. Bey den
„meisten andern Sünden thut man doch nur sich
„selbst Schaden; wir beleidigen uns selbst, und
„handeln nur wider uns allein: bey diesem aber
„stören wir die Absicht des Schöpfers; wir wider-
„setzen uns dem großen Zwecke, den er sich in der
„Einrichtung der Welt vorgesetzt hat; wir verderben
„uns selbst, und untergraben den herrlichsten Grund
„seiner Werke: kurz, wir schlagen uns zu den
„Kräften der Höllen, und vereinigen unser Vermö-
„gen mit dem ihrigen, um der Seligkeit des gan-
„zen menschlichen Geschlechts Hindernisse in den
„Weg zu legen.

„Es sollte mir sehr leid seyn, wenn ich jeman-
„den, es möchte auch seyn wer es wollte, Händel
„machen, oder Verdruß erregen, oder ihm einen
„Stein in den Weg werfen sollte, darüber er strau-
„cheln müßte. Man erlaube mir aber noch eine
„Frage zu thun: gesetzt, es gäbe heut zu tage eine
„Sünde wider den heil. Geist; so möchte ich
„doch wohl wissen, ob man auch irgend eine andere
„nennen könnte, die diesen Namen mehr verdienete,
„als diejenige, die dasjenige Wort lächerlich und
„verächtlich machet, welches durch seinen Beystand

„und

„und durch sein Eingeben aufgesetzt worden ist.
„Ich bin

Mein Herr

euer ꝛc.

London, den 17. November. 1743.

* *

III.

Die Gottheit *

Ode.

Gott von Majestät und Pracht!
Herr erhabner Cherubinen!
Schöpfer großer Seraphinen!
Gott, von unumschränkter Macht!
Herr, durch dessen Wort wir leben!
End und Anfang ohne Zeit!
Gott, vor dem die Himmel beben!
Ursprung aller Ewigkeit!

Wecke Du in meiner Brust
Jenes göttliche Gefühle!
Reiße mich aus dem Gewühle
Aller irrdischgroben Lust!

*) Wir haben geglaubt unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen dieses schöne Stück mittheilten, darinn ein gesunder Witz von einer erleuchteten Vernunft unterstützet wird.

Zünde mit der Gottheit Funken
Meines Opfers Weihrauch an,
Daß ich, ganz in Dich verſunken,
Gott! Dich göttlich preiſen kann.

Welche kühne Zuverſicht
Waget ſich an Deine Größe!
Was ich faß, iſt meine Blöße,
Sinn und Geiſt begreift Dich nicht.
Soll ich meiner Andacht Triebe
Großes Weſen! widerſtehn?
Nein, ich ſing, und deine Liebe
Winkt mir ſelbſt, Dich zu erhöhn.

Unſer Denken iſt zu klein,
Und Du bleibeſt unergründet:
Was nur Kinderwitz erfindet,
Wird ſtets Kindern ähnlich ſeyn.
Muß doch das Geſicht vergehen,
Wenn es jenen Glanz erblickt,
Der von ungemeßnen Höhen,
Alles wärmet und erquickt.

Aller Sinnen Kraft vergeht,
Vor der Nacht der Ewigkeiten;
Da mein Geiſt im Raum der Zeiten,
Bey dem Anfang ſtille ſteht.
Hat nicht alles, was wir ſehen,
In dem andern ſeinen Grund?
O wie wollen wir verſtehen,
Was nicht in der Zeit entſtund!

Wenn ſich der vertieſte Geiſt,
Von dem Endlichen verwirret,
Im Unendlichen verirret,
Endlich aus dem Zweifel reißt:
Fühlet er erſt, wie ihm geſchehen,
Wenn ſo Muth als Hoffnung weicht;
Und ihm ſchwindelt vor den Höhen,
Die nichts Endliches erreicht.

Thürmet Millionen auf!
Meſſet durch der Zahlen Menge
Aller Ewigkeiten Länge,
Und beſtimmet ihren Lauf!
Eh ihr euch dieß unterwindet,
Setzet erſt das Ziel der Zeit,
Und dann meſſet, dann ergründet
Selbſt der Gottheit Ewigkeit.

O! ich Aermſter ſtelle mir
Kaum von allen Möglichkeiten
Göttlicher Vollkommenheiten,
Den geringſten Auszug für:
Alles, was ich vor mir finde,
Haſt du, Schöpfer, ſo gemacht,
Daß ichs fühl, und nicht ergründe,
Wie Du es hervorgebracht.

Wenn im Reich der Möglichkeit,
Sich verirrende Gedanken
Zwiſchen Nichts und Etwas wanken;
Wer entſcheidet ihren Streit?

Wo ich nur mein Aug hinlenke;
Iſt ein Stäubchen nie ſo klein;
Es wird mir, wie ſcharf ich denke,
Stets ſein Weſen dunkel ſeyn.

Du, o Gott! Du denkeſt rein!
Nichts kan deinen Geiſt umſchränken;
Aber in mein ſchwaches Denken
Miſchen ſich ſtets Bilder ein.
Was zukünftig, was geſchehen,
Und was gegenwärtig iſt.
Kannſt du ſo vollkommen ſehen,
Wie du gegenwärtig biſt.

O wie unbegreiflich weit
Geht dein unerforſchlich Wiſſen!
Und in allen deinen Schlüſſen
Herrſcht die höchſte Deutlichkeit!
Aller Welten Raum und Menge,
Zweck und Ordnung, Lauf und Pracht,
Ihre Tiefe, Breit und Länge
Haſt du ewig durchgedacht.

Wer kann Dich, der Dinge Grund,
Als allgegenwärtig faſſen,
Und des Raumes Bild verlaſſen?
Wem iſt dieß Geheimniß kund?
Was von Geiſtern wir verſtehen,
Iſt vom Sinnlichen entlehnt,
Und die Dinge, die wir ſehen,
Sind umſchränkt und ausgedehnt.

Sucht ich und gelüng es mir,
Dich in einen Raum zu schränken:
Stellte sich mein kleines Denken
Solches Raumes Größe für;
Könnten wir die Welten mehren,
Reichte doch ihr Raum nicht zu;
Und so viel noch möglich wären,
Solchen Raum umschränktest Du.

Gott! wer zählt der Sonnen Heer?
Deines Glanzes lichte Zeichen,
Welche doch nur Tropfen gleichen
Gegen Deines Lichtes Meer?
Herr! wer mißt doch ihre Weiten,
Wie sie von einander stehn?
Und wer kann im Lauf der Zeiten
Ihres Laufes Ende sehn?

Sagt, warum dem Sonnenlicht,
Das, unendlich fein getheilet,
Flüchtig zu den Körpern eilet,
Niemals Schein und Glut gebricht?
Was hält seine Kraft beysammen?
Wo nimmt dieses Feuermeer,
Zu der Nahrung seiner Flammen
Immer neuen Schwefel her?

Wer erforscht den Ocean?
Wer hat seinen Quell entdecket?
Wer hat ihm sein Ziel gesteckt?
Wer ists, der ihn messen kann?

Schaut die Welten, die dort glänzen!
O wie unbegreiflich klein
Wird, in dieſen Allmachtsgrenzen,
Unſres Erdballs Größe ſeyn!

Aber wenn wir uns auch gleich
Dieſes All vor Augen ſtellen;
Sind noch Millionen Welten,
In der Möglichkeiten Reich:
So daß man im Weitergehen
Den Unendlichkeiten weicht;
O ſo laßt uns nun geſtehen;
Daß nichts Endlichs Gott erreicht!

Wenn ich Deiner Himmel Bau,
Der Geſchöpfe Pracht und Menge,
Ihr unendliches Gedränge,
Großer Gott! erſtaunend ſchau:
So ſind ich, bey jeden Blicken
In die kleinſte Creatur,
Eine Welt von Meiſterſtücken
Mir verborgener Natur.

Wie verſchieden und wie fein
Sind die Bilder, ſo die Stralen
Auf das Netz des Auges malen?
Sind ſie nicht unendlich klein?
Und doch ſtellet ſich die Seele,
(O wie wenig faſſen wir!)
Ohne daß ihr Urtheil fehle,
Stets die wahren Größen für!

Welcher rühmt sich, einzusehn,
Wie die eingeschlossnen Seelen,
Diese Zirkel sehn und zählen,
Die im Meer der Luft entstehn?
Wenn die Kraft gespannter Seyten,
Von des Meisters Hand bewegt,
Durch der Töne Lieblichkeiten,
Jene Lust in uns erregt?

Wesen, aller Wesen Kraft!
Ich erkenne Deine Stärke,
Durch Erstaunensvolle Werke,
Die Dein Wort aus Nichts erschafft.
Doch sie scheinen mir geringe,
Wenn sich in der dicksten Nacht
Des Zusammenhangs der Dinge,
Deine Weisheit sichtbar macht.

Ihre Tiefe schrecket mich;
Es umringen Ihre Schlüße
Wolken grauser Finsternüße:
Doch ihr Zweck entdecket sich.
Sie erschuff nicht zum Verderben,
Was ihr göttlich Siegel führt,
Und das Wesen kann nicht sterben,
Das nie seine Kraft verliert.

Ewig billig und gerecht
Schuff ein Gott, voll Mittleidstriebe,
Reich an Huld und großer Liebe,
Ein undankbares Geschlecht.

Uner-

Unermüdet stets zu klagen,
Und mit sich in steetem Streit,
Murrt es, daß ein Heer der Plagen
Jeden Schritt der Luft begleit.

Göttliche Unsterblichkeit,
Du entwickelst alle Fälle,
Du zerstreust und machest helle
Aller Zweifel Dunkelheit!
Muß Gott seinen Zweck erhalten:
Hemmt nichts seiner Absicht Lauf:
O so laßet Ihn nur walten,
Er löst selbst das Räthsel auf.

O könnt ein erschaffner Geist
Ohne Schwindel, Furcht und Grauen,
In die ferne Zukunft schauen,
Die sich uns im Schatten weist!
Könnt ich meine Blicke schicken,
Bis zu jenem Richterthron:
O was würd ich dort erblicken!
Welche Strafen, welchen Lohn!

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blitze Schaaren ziehen!
Seh ich nicht die Himmel fliehen,
Wie die Wellen in dem Meer?
Ja: dort kommt, umringt von Flammen,
Gott, der Fürst der Ewigkeit.
Fallt ihr Hügel, fallt zusammen!
Decket uns! der Richter dräut!

* *

IV.

Nachricht von einem alten deutſchen Manuſcripte der Sprüchwörter und des Predigers Salomonis.

Wobey alle hohe Gönner und Schulfreunde den 14. Oct. 1746. einige Schulreden hochgeneigt anzuhören dienſtgehorſamſt einladet Chriſtian Schöttgen * Rector der Schulen zum Heil. Creuz in Dresden

§. 1.

Um in meiner Privatarbeit eine Abwechſelung zu haben, will ich dieſesmal etwas von der deutſchen Sprache vor mich nehmen. In jüngern Jahren habe ich mir die älteſten Denkmale der gedachten Sprache angeſchafft und bekannt gemacht, und daher floß die zu Stargard von dieſer Materie gehaltene Diſputation. **) Ich habe die Liebe zu meiner Mutterſprache in folgender Zeit nicht weggelegt, ſondern bin ſtets begierig geweſen, mehr von derſelben zu wiſſen und zu haben.

Es

*) Dieſe wohlgerathne Einladungsſchrift iſt wohl werth, daß ſie ihres merkwürdigen Inhalts wegen mehrern Leſern bekannt werde: daher haben wir derſelben, mit des berühmten Herrn Verfaſſers Erlaubniß, hier einen Platz einräumen wollen.

* de antiquiſſimis linguae Germanicae monumentis Gothico-Theotiſcis. 1723. 4. S. der Critiſchen Beyträge I Band a. d. 2 St.

Es habens aber meine Umstände und allerhand gelehrte Arbeiten nicht erlaubt, mich in diese Art von Bemühung weitläuftig einzulaßen. Itzund stößt mir eine Gelegenheit auf, in dieser Einladungsschrift meine Leser mit einigen Annehmlichkeiten von unserer Mutterspracbe zu unterhalten. Es besitzt unser hochwerthester Herr M. Woog, dem wir zu der unlängst erlangten Stadtpredigerstelle Glück zu wünschen Ursache haben, in seiner zahlreichen Bibliothek eine alte geschriebene Uebersetzung der Sprüche und des Predigers Salomonis, welche ich mit Fleiß durchgegangen, folglich im Stande bin, einige Nachricht davon mitzutheilen.

§. 2. Das Werk ist in Qvarto geschrieben, und besteht aus 107 Blättern, jedoch so, daß in der Mitten auch bisweilen etwas mangelt. Es ist zu Ende des vierzehenten, oder im Anfange des funfzehenten Jahrhunderts ohngefähr geschrieben. Der Uebersetzer scheint ein Schwabe gewesen zu seyn, weil ihn seine Sprache verräth. Z. E. er setzt, ich han, vor ich habe; sie hant, werdent, für, sie haben, werden: ging ist so viel als gehe. Hieher gehöret auch seine harte Aussprache, da er schreibt, perig vor Berg, puerd vor Geburt. Ich läugne hierbey nicht, daß nicht auch etwas Oesterreichisches mit unterlaufe.

Meine Bemühung aber bey dieser Nachricht soll vornehmlich auf zwey Stücke abzielen: erstlich, daß ich zeige, wie die Uebersetzung gerathen sey, hernach daß ich einige Anmerkungen über die deutsche Sprache beybringe.

§. 3. Was

§. 3. Was nun die Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie ſchlecht genug, weil der Autor nicht mehr als den lateiniſchen Grundtext der alten Vulgata vor ſich gehabt, und auch in derſelben Sprache ein ſchlechter Held geweſen iſt. Das will ich gleich mit Exempeln darthun, und zugleich beybringen, wie weit glücklicher der ſelige Lutherus in ſeiner Ueberſetzung verfahren. Cap. I. 10. Fili mi, ſi te lactaverint peccatores: das iſt ſo überſetzt: **Mein Sun, ob dich Sunder mit millich ſpeiſen.** Luth. **Mein Kind, wenn dich böſe Buben locken.** Cap. V, 14. Pene fui in omni malo in medio eccleſiae & ſynagogae. **Ich pin vil nahent an allen übeln Dingen geweſen ein mitten in der chriſtenhait und auch der Judiſchait.** Luth. **Ich bin ſchier in alles Unglück kommen, vor allen Leuten und allem Volke.** Cap. VI, 26. Pretium enim ſcorti vix eſt unius panis; **Wann der lon des hueres iſt chaum aines prots.** Luth. **Eine Hure bringt einen ums Brodt.** Cap. XII, 10. Novit juſtus jumentorum ſuorum animas; **Der gerecht hat ſeines vihes ſel erkant.** Luth. **Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehes.** Cap. XIII, 24. Qui parcit virgae; **Dem der peſem erparmet.** Luth. **Wer ſeiner Ruthen ſchonet.** Cap. XIV, 3. In ore ſtulti virga ſuperbiae; **In des tumben mund iſt der peſem der hochuart.** Luth. **Narren reden tyranniſch.**

§. 4. Cap. XV, 6. In abundantia juſtitiae virtus maxima eſt: cogitationes autem impiorum eradicabuntur; **An der vber fluſſigen rechtigkait iſt die maiſt tugend, aber der vngueten ge-**

dankhen werden entwurczet. Luth. In des Gerechten Hauſe iſt Gut genug: aber in dem Einkommen des Gottloſen iſt Verderben. Daſelbſt v. 15. Omnes dies pauperis mali, secura mens quasi jugi convivium; All Tag des armen ſind vbel, der ſicher mut iſt als ein enczige Wurtſchaft. Luth. Ein Betrübter hat nimmer keinen guten Tag: aber ein guter Muth iſt ein täglich Wohlleben. Cap. XVI, 24. Favus mellis compoſita verba, dulcedo animae ſanitas oſſium: Beſchaidnew vnd czeſam gelaittew wort ſind Hönigſam vnd der ſel ſuezzichait *) iſt geſunthait der pain. Luth. Die Reden des Freundlichen ſind Honigſeim; tröſten die Seele und erfriſchen die Gebeine. Cap. XIX, 14. Domus & divitiae dantur a parentibus, e Domino autem proprie uxor prudens; Hewſer und reichthum gebent die frewnd aber aigenleich von got wird die weis chron gegeben. Luth. Haus und Güter erben die Eltern; aber ein vernünftig Weib kömmt vom Herrn. Cap. XX, 1. Luxuriosa res vinum, & tumultuosa ebrietas; Der Wein iſt ain hurluſtig dinckh vnd iſt ſchalklich. Luth. Der Wein macht loſe Leute, und ſtark Getränk macht wilde. Daſelbſt v. 17. Suavis eſt homini panis mendacii, & implebitur os ejus calculo; Dem menſchen iſt ſuezz daz prot der lug, vnd darnach ſo wird ſein mund erfult mit den gluenden ſtain. Luth. Das geſtohlne Brodt

* Hierbey habe ich kürzlich anzumerken, daß man das z damals als ein ſ ausgeſprochen.

Brodt ſchmeckt jedermann wohl, aber darnach wird ihm der Mund voll Kieslinge werden.

H. §. 5. Cap. XXI, 14. Donum in ſinu extinguit indignationem maximam; Die gab in dem pueſem leſcht dy aller grozziſten vnwird. Luth. Ein Geſchenk im Schooß ſtillet den heftigen Grimm. Daſelbſt v. 16. Vir qui erraverit in via doctrinae, in cœtu gigantum commorabitur; Der man der irr vert ab dem weg der lernung, der wird womund in der ſchar der riſen. Luth. Ein Menſch, der vom Wege der Klugheit irret, der wird bleiben in der Todten Gemeine. Cap. XXIII, 21. Quia vacantes potibus & dantes ſymbolas conſumentur, & veſtietur pannis dormitatio: Wann die ſich den trunckhen ergebent vnd vppig red gebent werdent verſwender vnd der ſlaff wird gecklait mit tuechen. Luth. Denn die Säufer und Schlemmer verarmen, und ein Schläfer muß zerriſſene Kleider tragen. Cap. XXIV, 21. Et cum detractoribus ne commiſcearis; Vnd miſch dich nicht zu den die den lewten enczichent. Luth. Und menge dich nicht unter die Aufrühriſchen. Cap. XXV, 4. Auſer rubiginem de argento: Tue fueder die rot von dem ſilber. Luth. Man thue den Schaum vom Silber. v. 11. Mala aurea in lectis argenteis, qui loquitur verba in tempore ſuo; Der das wort redt zu ſeiner zeit das iſt als gulden ophel an dem ſilbern pette. Luth. Ein Wort geredt zu ſeiner Zeit, iſt wie güldene Aepfel in ſilbernen Schalen. v. 27. Sic qui ſcrutator eſt majeſtatis, opprimetur a gloria; Alſo iſt dem der got-

leichew magenchraſſt ernaren wil, der wirt erdruckht von den eren: Luth. Wer ſchwere Dinge forſchet, dem wirds zu ſchwer. Cap XXVI, 8. Sicut qui mittit lapidem in acervum Mercurii, ita qui tribuit inſipienti honorem: Recht als ainen ſtain in ainen hauffen höchſilbers wirffet, der dem tumben er geit. Luth. Wer einem Narren Ehre anlegt, das iſt, als wenn einer einen Edelſtein auf den Rabenſtein würfe.

§. 6. Cap. XXIX, 22. Vir iracundus provocat rixas, & qui ad indignandum facilis eſt, erit ad peccandum proclivior: Der zornig man ſtiffet chrieg, vnd der zum vnwirden ander lewt berait iſt, der wirt des genaigter zu den ſünden. Luth. Ein zorniger Mann richtet Hader an, und ein Grimmiger thut viel Sünde. Cap. XXX, 1. Verba congregantis, filii vomentis. Viſio, quam locutus eſt vir, cum quo eſt Deus, & qui Deo ſecum morante confortatus ait: Das ſind die wort des ſammenden des mczpern ſims, die geſichte, die der man geredt hat mit dem got was, vnd der geſtercket mit vnſers herrn mit wiſt was der ſprach. Luth. Dis ſind die Worte Agur, des Sohns Jake, Lehre und Rede des Mannes Leithiel, Leithiel und Uchal. v. 16. Infernus, & os vulvae, & terra, quae non ſatiatur aqua: Die hell vnd die taugen ſtat mund, vnd daz erdreich daz nit waſſer nicht geſattet wirt. Luth. Die Hölle, der Frauen verſchloſſene Mutter, die Erde wird nicht Waſſers ſatt. v. 31. Gallus accinctus lumbos ſuos. Der han der ſein lent (ſoll heißen lent) aufgegürtet.

Luth.

luth. Ein Wind (ſpiel) von guten Lenden. Cap. XXXI, 19. Manum ſuam miſit ad fortia, & digiti ejus apprehenderunt fuſum. Ihr hant ließ an ſtarck ſache vnd ir vinger begriffen die ſpindel. luth. Sie ſtreckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger faſſen die Spindel. Im Prediger Sal. I, 18. Eo quod in multa ſapientia multa ſit indignatio, & qui addit ſcientiam, addit & laborem: Darumb daz in viel weisheit iſt vil vnwird vnd der chunſt zu geit der geit arbait zu. luth. Denn wo viel Weisheit, da iſt viel Grämens; und wer viel lehren muß, der muß viel leiden. Cap. VII, 9. Melius eſt finis orationis, quam principium. Peſſer iſt das end des peres, dan der ane vanckh. luth. Das Ende eines Dinges iſt beßer, denn ſein Anfang.

§. 7. Aus dieſen Proben iſt deutlich zu erſehen, was für armſelige Ueberſetzer man gehabt, ehe Luther gekommen, und das göttliche Wort vernehmlich und deutlich überſetzt hat. Wir wiſſen allzuwohl, daß vor deſſen Zeiten vielerley deutſche Ueberſetzungen ans Tagelicht gekommen, wir heben ſie auch in unſern Bibliotheken ſorgfältig auf. Dennoch klagen wir mit Recht, daß Gottes Wort wenig bekannt geweſen: denn das hat niemand verſtehen können, und die Ueberſetzungen ſind auch ſo elend gerathen, daß die Worte vielmal keinen Verſtand haben. Jedoch ich will mich bey dieſer Materie weiter nicht aufhalten, ſondern ſchreite nun zum andern Stücke meiner Abhandlung.

§. 8. Erſtlich habe bey der Orthographie die-

ſes Buchs zu erinnern, daß über das i kein Punct, ſondern ein ſchräger Strich geſetzt worden, und zwar iſt dieſes nur geſchehen, wenn es neben den Buchſtaben m oder n geſtanden. Weil man nun dieſelben ſehr in einander gezogen, ſo haben ſie des Unterſcheids wegen den Strich gemacht. An vielen Orten ſteht über dem i gar nichts. Ueber dem u ſtehen bisweilen ein paar ſchräge gezogene Puncte, z. E. die unrecht tũnt. Ueber das lange e haben ſie einen Circumflex geſetzt, z. E. iſt vor Gott mehr genẽm: den trẽgen. Unter den Diphthongis findet man, daß ſie ǎ und ǒ gebraucht haben.

§. 9. Artige und alte Bedeutungen derer Wörter kommen vor, die ich erzählen will. **Planck** iſt ſo viel als ein Halsband. Cap. I, 9. und ain plankch deinem hals. Blanck iſt heutiges Tages ſo viel als glänzend, ſchön. **Valeis**, bedeutet einen Beutel. Cap. I, 14. ein valeis ſey vnſer. Wir ſagen Felleiſen, aber vor dieſem ſchrieb mans auch im lateiniſchen valiſia, wie man in Gloſſariis nachſehen kann. **Kauffberich**, Einkommen, Profit. Cap. III, 14. ir gewinn iſt peſſer, dann kauffberich golds vnd ſilbers. Ich halte, es komme her von beren, welches ſo viel iſt, als tragen: daher Bahre, Berge: auch baar Geld, parata pecunia, welches man gleichſam getragen bringt. **Ewigen**, feſt machen. Cap. III, 10. got hat die himmel mit weiſtum geewigt. **Jtweg**, Abgrund: daſelbſt v. 20. Mit ſeinem weiſtum ſind ausgeſprochen (ſoll wohl heißen ausgebrochen, lat. eruperunt) vnd entſprungen die itweg. Cap. VIII,

VIII, 27. do er die itweg vmbgab. Sewft, heißt ſanftmüthig. Cap. III, 34. aber den ſewften geyt er genad. Ytwitz heißt Schande. Cap. III, 35 ſo wird der tumben frewd zu ſpot vnd ze ytweitz. Cap. XIII, 18. vnd ytwicz wirt dem der czucht verlät. Cap. XVII, 21. Der tumb iſt geporn in ſeinem ytwicze Zeſein vnd tenck, heißt recht und link, Cap. IV, 27. Weuch nicht zu der zeſein noch zu der tenkchen hant. Pred. X, 2. Des weiſen hercz iſt in ſeiner zeſein vnd des tumben hercz iſt in ſeiner tenkchen hant.

§. 10. Hantig, bitter. Cap. V, 4. Aber ir leſtes ende iſt hantig alz der wermmut. Pranapzen, Augenbraunen. Cap. VI, 4. gib ſlaff deinen augen vnd dein pranapczten nicht. Herzenleich, Herz. Daſelbſt v. 21. pint ſey in dein herczenleich. Hort, Schatz. Cap. X, 2. Die hört der vnrechtichait ſrument nichtz nicht. Cap. XXI, 6. Der hört ſammet mit der lug zung, der iſt eytel. v. 20. Der begerter hört vnd öl in des gerechten heymod. Wer mehr Exempel von dieſer Bedeutung wiſſen will, der kann ſie in Herrn Dieterichs von Stade Erklärung bibliſcher Wörter finden. Der ſelige Luther hat dieſes Wort in anderer Bedeutung gebraucht, und Hort bedeutet bey ihm ſo viel, als ein Fels. Gehügniß, Gedächtniß. Cap. X, 7. Der rechten gehügnusz iſt mit leb. Petwar, Schmach, Schande, Cap. XI, 2. Wo hoffart iſt, da iſt auch petwar vnd vnrecht. Cap. XIV, 31. Der den dürftigen potwort der miſshandelt ſeinen ſchepher. Leut, Leümund, guter Name. Cap. XV, 30. vnd guet lewt

faiſtet das gepain. Halt, auch. Cap. XVI, 7. So bechert er halt ſein veind zu dem frid. Cap. XVIII, 18. Die Widerred druckhet das los nider, vnd halt czwiſchen den gewaltigen verrichtet. Cap. XIX, 24. Der treg pirget ſein hant vnder des wechſen vnd pewttes halt zu ſeinem munde nicht. **Wechſen**, unten Cap. XXVI, 15. wird es geſchrieben vchſen, iſt in denen angeführten Worten ſo viel, als Achſel: denn die Vulgata hat es an beyden Orten gegeben, ſub aſcella. Dieſes Wort wird uns kein lateiniſch Lexicon erklären, und ich wette darauf, Cicero ſelbſt hat es nicht verſtanden. Aber der alte Vocabularius Gemma Gemmarum hat mirs geſagt: Aſcella, die achſel vnter dem arm: eſt locus ſub brachio: ſumitur pro ala avium.

§. 11. **Wueff**, Brüllen. Cap. XX, 2. als des leben wueff, alſo iſt des kunigs ſchreckhen. **Vrleug**, Krieg. Cap. XX, 18. vnd die vrleng ſind mit weiſtum ze betrachten. 1. Und Krieg ſoll man mit Vernunft führen. Das Holländiſche Wort orlogh iſt bekannt. **Peiten**, warten. Daſelbſt v. 20. peit vnſers Herrn, der erlöſt dich. **Geit**, giebt. Cap. XXI, 31. Aber vnſer heer geyt das hail. Daher ſingen wir: wer ſich in Chriſto nicht ergeit. **Lewte**, Nieren. Cap. XXIII, 16. vnd werden ſich frewund mein lewte. **Schacher**, Räuber. Daſelbſt v. 28. ſi legt lag an den weg als ein ſchacher. **Rämeln**, gelblich oder röthlich ausſehen. v. 31. nicht ſich den wein an, wenn er rämelt. **Morner**, Steuermann, v. 34. vnd als der ſlaffrig morner, der den lait nagel vorloren hat. **Aeſern**, wiederholen. Cap. XXVI, 11.

Alſo

Alſo iſt der vnweis, der ſein tumphait äſert. Eben dieſes Wort hat Luther gebraucht Sprüchw. XVII, 9. Wer Sünde zudeckt, der macht Freundſchaft: Wer aber die Sache äſert, der macht Fürſten uneins. Man ſehe des Herrn von Staden angeführte Erklärung bibliſcher Wörter. Die meiſten Bibeln leſen eifert, welches unrecht iſt. Herz George von Sachſen ſchrieb a. 1526. an D. Luthern dieſe Worte: Darum wir für allen Dingen das nicht ungeeuert laſſen können, das die Ehre des Allerhöchſten antrifft. So ſteht im dritten Jeniſchen Theile fol. 189. a. aber in dem Leipziger XIX Theil, p. 362. ſtehet ungeeivert.. Und hiermit mag dieſes genug ſeyn.

§. 12. Nun will ich noch einige Etymologien oder Herleitungen deutſcher Wörter mitnehmen. Das Wort wetzen kommt her von wets, welches vor dieſem ſo viel hieß, als ſcharf. Cap. V, 4. Aber ir leſtes ende iſt hantig alz der wermmut, vnd wetbs, als ain ſwert. Cap. XXV, 18. ſteht auch wätbs geſchoß. Cap. XXVII, 17. Eyſen wirt mit eyſen gewätbſet und geſpitzet. Lauſchen, horchen, kommt her von lauſen, hören. Cap. VII, 24. Dauon mein ſun nun hör mich, vnd luſem den worten meines Mundes. Erdroßeln, von druzzel, der Hals, die Kehle. Cap. VIII, 7. Mein druzzel (lat. guttur) wirt dy warheit gedenkchent. Cap. XXIII, 2. vnd ſecz ein meſſer in deinen druſſel. Rocken, Roggen iſt ſo viel als Frucht. Cap. VIII, 19. vnd mein rogen ſind peſſer denn erweits ſilber. Cap. XVIII, 20. von der frucht des mannes wirt ſein pauch erfullet, vnd dy rogen ſeiner lebs werdent in ſattent. Ein Bettrieſe

trieſe kommt von rauſen, d. i. ruhen. Cap. X, 5. Der aber rawſet in dem ſummer der iſt der ſchanden ſun. Gleißner kommt her von gleich. Cap. XI, 9. Der geleichſener betrewgt ſeinen frewnt: der ſich nehmlich gleich einem redlichen und frommen Menſchen anſtellet. Furcht wird hier geſchrieben voricht. Cap. XV, 16. Peſſer iſt ein wenig mit vnſers herrn voricht: Wie, wenn das Wort herkäme von vor und richten, d. i. urtheilen? Denn eine geſcheidte Furcht richtet und beurtheilet erſt den Schaden, der aus einem Unternehmen entſtehen könnte.

§. 13. Nun will ich noch einige vermiſchte Anmerkungen mitnehmen. Das Wort Henig wird hier geſchrieben Hönig: woraus wir uns drein finden können, warum der alte Theologus D. Philipp Nicolai, in dem ſchönen Liede, auf die Worte: Ein hochgebohrner König; gereimet habe: Iſt lauter Milch und Hönig. Das Wort temperare hat unſer Ueberſetzer nicht deutſch zu geben gewuſt. Cap. XVI, 33. Loz werdent in den pueſem geſtoſſen, vnd von vnſerm herrn werdent ſi getempert. Lat. ſed a Domino temperantur. Uns Meißnern, die wir das Wort tempern ganz in anderm Verſtande gebrauchen, klingt dieſes ſeltſam. Gleichwie wir ſagen Meyneid, d. i. ein falſcher Eid, alſo ſtehet hier Mainſwur, Pred. IX. 2. Als der mainſwůr, alſo auch der gerecht geſchworen hat. Mein, iſt auf Engelſächſiſch Mean, welches ſo viel iſt, als böſe, übel, ſchlecht. Ich kanns itzund nicht ausführen, ſondern beruffe mich nur auf Skinneri Etymologicon Anglicanum unter Mean, Franc. Junium obſerv. ad

Wille-

Willerammum p. 124. Olai Verelii Lexicon Runo-Scandicum p. 172.

Ich hätte mich bey manchem weitläuftig aufhalten können, wie mirs denn an darzu gehörigen Büchern nicht fehlet, allein die Zeit iſt mir dieſesmal allzukurz, und die Arbeit zu mühſam. Wenn man aber dergleichen alte Schriften auf ſolche Art durchgehen wollte, ſo würde die deutſche Sprache davon noch mehr Vortheile haben: als an deren Unterſuchung die Gelehrten wohl manchmal einige Nebenſtunden billig anwenden ſollten; weil ſo wohl in Bürgerlichen- als Lehn-Rechten, und andern Alterthümern, ſo viel unbekannte Wörter vorkommen, daraus man ſich hernach nicht finden kann. Aber Brodt bringts nicht, viel Fleiß und Beleſenheit gehöret darzu; die Corinne bewunderts auch nicht: folglich wirft man dergleichen Dinge unter das alte Eiſen.

§. 14. Nunmehr ſchreite ich zu meinem Werke. Wir müſſen doch einmal zeigen, daß wir noch da ſind. Unſer fleißiger und wohlverdienter Herr Conrector ſtellet dieſesmal einige aus der andern Claße auf, welche ſich bisher durch ihren Fleiß und Munterkeit ganz wohl gezeiget, und hat bey Gelegenheit des alten Spruchs, welchen die Erneſtiniſche Linie auf ihre Münzen gepräget: Gott beßre die Zeit und die Leut; ihnen die Materie von böſen Zeiten abzuhandeln vorgegeben. Sie haben ſolche in lateiniſcher Sprache ausgearbeitet, und werden in folgender Ordnung auftreten.

1. Johann George Oſchmann, von Dresden, wird überhaupt von den böſen Zeiten handeln.

2. Johann Gottlieb Wagner, von Bischofswerda, soll zeigen, daß es sehr böse Zeiten sind, wenn die wahre Kirche und reine Lehre verfolget und gedruckt wird.

3. Gottfried Siegmund Seyfried, von Dresden, beschreibt die Noth eines Landes, wo Recht und Gerechtigkeit nicht gehandhabt wird.

4. Traugott Wilhelm Zange, von Dresden, stellet diejenigen Zeiten, als böse, vor, zu welchen alle Gottlosigkeit und ruchloses Wesen ungestraft getrieben wird.

5. Carl Heinrich Daniel Ochernal, von Schmiedeberg aus Meißen, redet von Krieg, Pest und theurer Zeit, als allgemeinen Land-Plagen.

6. Immanuel Gottlieb Freyberg, von Dresden, handelt von der Zuflucht und dem Trost frommer Christen bey bösen und gefährlichen Zeiten.

Diese Uebung soll den 14. Oct. Nachmittage um 2 Uhr angestellt werden, und die Schule ersucht hierdurch alle hohe Gönner und Freunde der Jugend, der Gelehrsamkeit und der Posterität, daß sie sich von ihren Verrichtungen so viel abmüßigen, und sie mit dero Gegenwart beehren wollen. Wir wollen die hochgeneigten Zuhörer nicht über Gebühr aufhalten, die Jugend aber wird ermuntert, sich desto mehr zu zeigen und anzugreifen. Gott lasse diese Uebung gesegnet seyn, und gebe Gnade, daß in allen christlichen Schulen die wahre Gottseligkeit, Gelehrsamkeit und Klugheit der Jugend beygebracht und fleißig eingeschärft werde. Dresden den 4. Octobr. 1746.

* *

V.

Von den Buchſtaben CONOB, oder COMOB, die man in dem Abſchnitte der goldnen Münzen des verfallenden Röm. Reiches findet. *)

Die mehreſten Forſcher der Alterthümer haben ſich wechſelsweiſe bemühet, den wahren Sinn der Buchſtaben CONOB, oder COMOB zu erforſchen, die man in dem Abſchnitte faſt aller goldenen Münzen des abnehmenden römiſchen Reiches findet. Man hat acht oder zehn verſchiedene Erklärungen davon, und noch keine ſcheint einen allgemeinen Beyfall erhalten zu haben.

Herr **Vaillant** der Vater, hatte 1706, wenige Zeit zuvor, ehe der Tod ihn der Akademie raubte, eine neue Erklärung davon verſprochen. Da nun Herr **Vaillant**, der Sohn, dieſes Verſprechen für vollgültig anſah, ſo ſammlete er unter deſſen Papieren alles, was er von dieſer Sache finden konnte, und theilte es der Geſellſchaft mit.

Die neue Erklärung des Herrn **Vaillant** gründete ſich einigermaßen auf den Verfall der vorigen; die viel mehrern Einwürfen unterworfen zu ſeyn ſcheinen, und ſich nicht ſo allgemein erklären laſſen.

So zahlreich auch dieſe Erklärungen ſind, ſo kann man ſie doch auf drey Gattungen ſetzen, nämlich

*) Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcriptions et belles Lettres. Tom. I. pag. 360. ſeqq.

lich im Abſehen auf die verſchiedenen Urſachen, ſo man bey der Stellung dieſer Buchſtaben gehabt haben mag; z. E. die unumſchränkte Herrſchaft des Prinzen und die Richtigkeit des Volks in Bezahlung der Auflagen, oder den Ort des Münzweſens, oder endlich die Güte des Metalls, anzuzeigen.

In Anſehung dieſer erſten Abſicht wollen **Cedrenus** und **Hülſius**, indem ſie zwiſchen jeden Buchſtaben einen Punct ſetzen, C. O. NAO. B. daß ſie bedeuten ſollen Ciuitates Omnes Noſtrae Obediunt Benerationi, und andere, die das O vom B nicht abſondern, leſen ſo: Ciuitates Omnes Nobis Obediunt.

Der P. **Hardouin**, der auch auf dieſe letztere Art punctiret, lieſt: Ciuitates omnes Narbonenſes obtulere; und der Pater **Daniel**, welcher einen Theil dieſer Buchſtaben für griechiſch und den andern für lateiniſch hält, ſo daß ſie nothwendig einen aus den Wörtern beyder Sprachen zuſammen geſetzten Sinn haben müßen, erkläret ſie ſo:

KON. OB. KONσαντίνος
CON. OB. Conſtantinus. } Ὁ Βασιλεὺς.
CO. M. OB. Conſtantinus Maximus.

Unter die Erklärungen von der zweyten Art, muß man des **Oertelius**, des **Occo**, **Grevers**, **Triſtans** und **Chifflets** ſeine ſetzen, welche wollen, daß CON. OB. Conſtantinopoli Obſignatum, und COM. OB. Conſtantinopoli Moneta Obſignata, bedeute.

In die dritte Claſſe endlich gehöret **Manutius**, der alle Buchſtaben von einander trennet, und ſie mit folgen-

folgenden Wörtern ausdrückt: Cedit Officina Noſtra Omni Bonitate.

Anton Auguſtin hat ſich bemüht die zwo letzteren Meynungen zu vereinigen, indem er für CON. OB. CONſtantinus OBryzum ſetzt; und für CO. M. OB. CONſtantinopoli Moneta OBryza, lieſt.

Herr Vaillant behält einen Theil von Anton Auguſtins Meynung, und will, daß CON. OB. die Abkürzung von CONflatum OBryzum, oder von CONflatura OBryziaca ſey; und daß CO. M. OB. durch die Wörter CONſlata Moneta OBryzata, gegeben werden müſſe.

Die meiſten Beweiſe dieſer Meynung werden aus denen Ausdrücken genommen, deren man ſich in vielen Geſetzen des theodoſianiſchen Codicis bedienet, die, da ſie die Zahl der goldnen Münzen beſtimmen, die aus einem Pfunde gemacht werden ſollen, verordnen, daß ſie von einem Golde, Solidi Obryziaci ſeyn ſollen, wie das honoriſche Geſetz ſaget. Valentinians ſeines ſagt Auri Obryza. Solidi Obrizati ſetzt endlich der 3. Lex zum Codice de veteris Numiſmatis poteſtate, noch dazu.

Da nun Herr Vaillant dieſe Buchſtaben, die man in dem Abſchnitte der güldenen Münzen findet, dergeſtalt vom Valentinian an bis auf den Nicephorus, dazu beſtimmt, daß ſie den Werth des Metalls anzeigen müſſen; ſo wendet er die andern an den Ort zu benennen, allwo die Münze geſchlagen worden. Was nun die Münzen betrifft, auf denen gar keine Buchſtaben im Felde ſtehen, ſo glaubt er, dieſelben wären zu Conſtantinopel geſchlagen, die, da

ſie

ſie die Hauptſtadt des Reiches war, kein beſonderes Merkmaal brauchte, ſondern nur irgend ein kleines Zeichen, die Werkſtatt anzuzeigen. Denn die Münzen des Theodoſius des großen lehren uns, daß es deren zum mindeſten zehne gegeben.

Herr Vaillant war nach der Unterſuchung, die er mit allen Münzen angeſtellet hatte, die ihm zu Geſichte gekommen waren, überzeuget, daß die abgebrochene Formel CON. OB. oder CO. M. OB. nur erſt im zehnten Jahre von Valentinians Regierung auf den Abſchnitt der goldnen Münzen wär: geſetzt worden. Dieſes Regierungsjahr aber dieſes Kaiſers erhellet aus einer Münze dieſes Prinzen, durch die Schrift: *Votis* X. *Multis* XX. neben dem CO. M. OB. in dem Abſchnitte: und ſeit dieſem Zeitpuncte, hat man allemal den Namen der Städte auf das Münzfeld geſetzt. Außer dem merkte er, daß es gleichſam unmöglich und widerſinniſch ſey, wenn man behaupten wollte: daß viele Kayſer und Tyrannen ſeit Valentinians Zeiten, z. E. Honorius, Majorianus, Priſcus, Attalus, Jovinus und Johannes, auf deren Münzen man CONOB lieſet, es mit Fleiß darauf hätten ſetzen laßen, wenn dieſe Buchſtaben Conſtantinopoli Obſignatum bedeuteten; indem ſie ja nimmermehr in einer Stadt konnten geſchlagen ſeyn, deren Beſitzer ſie nie geweſen waren: dahingegen dieſe Kaiſer und Tyrannen, welche gern nach Valentinians Exempel die Güte ihrer Münzen anzeigen wollten, ſich mit Fleiß auch deſſelben Kennzeichens bedienet haben. Dieſe Anmerkung wird auch noch durch den Gebrauch beſtätiget, den einige Könige von Frankreich

reich und Spanien von denen Kaiſern entlehnet, deren Zeitgenoſſen ſie geweſen; indem ſie, ſo wie dieſelben, in den Abſchnitt ihrer goldenen Münzen das Wort COMOB, als ein Merkmal von der Güte des Werthes, und die Buchſtaben ins Feld geſetzt, um die Stadt anzuzeigen. Dieſes beweiſen zwo Münzen vom Theodobert, Theodorichs Sohne. In dem Felde der einen lieſt man: RE, REmis, und in der andern: BO. BOnoniae. Auf einer Münze vom Childerich bedeuten die Buchſtaben MA. Marſeille, MAſſiliae; und zwo andere, deren eine vom Innigildus, und die andere vom Reccaredus, einem Könige in Spanien iſt, beyde aber in des Königes von Frankreich Münzſammlung befindlich ſind, bezeugen eben dieſes.

Das Urtheil des Herrn Vaillant in Abſicht auf die Münzen, mochte nun bey der Akademie ſo wichtig ſeyn, als es wollte; ſo fand doch ſeine Erklärung der Buchſtaben CON. OB. und CO. M. OB. vielen Widerſpruch in derſelben. Unter andern that ſich Herr Henrion durch eine Schrift hervor, die alle Einwürfe enthielt, welche man wider dieſe neue Meynung machen konnte.

Der erſte, der den ganzen Sinn der Erklärung betrifft, iſt dieſer: nach der Art, wie Herr Vaillant dieſe Buchſtaben ausleget, müßte man in dem Abſchnitte der goldnen Münzen von Valentinians Zeiten, niemals etwas anders als CONOB oder COMOB, finden. Nun aber findet man auch CORMOB, CORNOB, CONSOB, und CONOBS, darauf. Folglich kann man bey dieſen Buchſtaben mit den

den Wörtern Conflatum Obryziacum nicht zurechte kommen, noch des Herrn Vaillants Sinn annehmen; man müßte ſie denn durch Conflatura Romana Monetae Obryzae, oder durch Conflatura Romana Nummi Obryzi, oder durch Conflatus Solidus Obryzus, oder endlich durch Conflatus Obryzus Solidus, erklären. Alles dieſes aber verurſachet; in den Abſchnitten eine Mannigfaltigkeit, die ſich ſehr ſchlecht zu einer Formel ſchicket, welche doch unveränderlich hätte ſeyn ſollen.

Der andere Einwurf iſt dieſer, daß der Grund dieſer neuen Erklärung nicht aus dem verſchiedenen Geſetze des Theodoſianiſchen Codicis kann genommen werden, worauf man ſie doch ſtützen wollen; indem dieſe Geſetze eine Umſchmelzung verordnen müßten, um die goldnen Münzen auf ein höheres Gewicht feinen Goldes zu ſetzen, als ſie zuvor gehabt; dahingegen ſie vielmehr eine Verminderung der Abgaben an die Kaiſer gebiethen, welche in Golde bezahlet werden mußten; und zwar in 84 Stücken, zu 72 auf ein Pfund gerechnet: dieſe nun nennet das Geſetz Auri obryza und Solidi Obryziaci, anzudeuten, daß dieſe Goldſtücke unter den allerbeſten ausgeſuchet werden ſollten; indem die falſchen Münzer, viele ſchlechte in den Handel eingemenget hatten.

Der dritte Einwurf iſt, daß der Gebrauch der Buchſtaben CONOB, und COMOB, da er ſchon viel älter als Valentinians Zeiten iſt, indem man ſie ſchon auf den goldnen Münzen Conſtantins des jüngern, und Conſtantius ſeines Bruders, ſieht, dieſe Buchſtaben, zu einer Zeit den Ort der Münze,

und

und zu einer andern, den Werth der Münzsorten angedeutet haben würden.

Der vierte ist, daß wenn nach Valentinians Gesetz, das Wort CONOB in dem Abschnitte derer Münzen stehen sollte, die nach seiner Zeit gepräget worden, es auf allen goldnen Münzen stehen müßte; dieses aber ist der Erfahrung zuwider; indem es goldene Münzen giebt, die ein ander Merkmaal haben.

Die Schwierigkeiten, welche insbesondere das Wort Conflata betreffen, sind 1) daß es zu Valentinians Zeiten so gar gebräuchlich nicht gewesen, als Moneta und Officina, deren eines man auf Diocletians und der nachfolgenden Kaiser Münzen, das andere aber auf Julians seinen sieht. 2) Daß, wenn die Buchstaben CON. dasselbe anzeigen sollten, man auch zuweilen ein F. und L. CONFL. dazu gesetzt haben würde. 3) Daß, man begehre nun, daß es durchaus Conflatum heißen solle, oder daß es das Nennwort Conflatura, oder das Beywort Conflata sey, es doch in einem Abschnitte, wo man den Raum zu sparen hat, durchaus überflüßig wäre, und daß das Wort Aurum mit dem Obryziacum zusammen genommen, sich viel besser dahin geschickt hätte, als das zweyte Beywort Conflatum, welches nur eine Nebensache andeutet, die sich ohnedem von selbst versteht.

Was das Zeichen OB. M. bedeutet, so wollte Henrion, daß es in den Abschnitten durchaus nicht Obryzum bedeuten könnte; weil 1) die meisten Münzen, auf denen es steht, von schlechtem Golde sind. 2) Weil da dieses Zeichen seit dem Diocletian, auch auf vielen kupfernen und silbernen Münzen mit

dem Zusatze, OBSIS, TROB, TROBS, TROBT, TESOB, TESOBS, ANOB, u. s. w. steht, und allhier gewiß etwas anders als Obryziacum bedeuten muß; es eine große Schwierigkeit seyn würde, daß ein und dasselbe Merkmaal, drey verschiedene Dinge, im Absehen auf die drey unterschiedenen Metalle bedeute; oder daß selbiges vor Valentinians Zeiten etwas anders angezeiget hätte, als nach diesem Keyser.

Endlich wandte Herr Henrion wider den Herrn Vaillant noch ein, daß da er bey seiner Erklärung das Zeichen CONOB bloß den goldnen Münzen zueignen müssen, seine Regel sich von selbst widerlegte, indem er eine Münze von Erz vom Hannibalian mit eben diesem Zeichen angeführet, die auch in unserm Verzeichnisse verschiedener silbernen Münzen der Kaiser, Kaiserinnen oder Tyrannen, seit Valentinians Zeiten steht. Dergleichen sind die vom Gratian, Theodosius, Leo Isauricus, Justinianus, Constantinus, Heraklius, Constantin Pogonatus, und auf kupfernen Münzen vom Constantin dem jüngern, Valentius, Theodosius, der Aelia Flacilla, Galla Placidia, dem Arkadius, der Pulcheria, dem Anthemius, Leo dem jüngern und dem Justin.

Bey Gelegenheit dieses Streites also, trug die Akademie dem Herrn Galland auf, das reiche und starke Münzcabinet des Herrn Foucault, zu rathe zu ziehen, und in den goldnen, silbernen und ehernen Classen, stückweise alles zu untersuchen, was mit dem Zeichen CONOB oder COMOB, eine Aehnlichkeit haben könnte.

Herr

Herr Galland berichtete hierauf, daß er in der Folge der goldnen Münzen, neun und zwanzig Stücke vom Valentinian dem jüngern an, bis auf die Philippischen eingeschlossen, gefunden hätte; und daß von diesen neun und zwanzigen, achtzehn Stücke das CONOB, und eilf Stücke das COMOB, im Abschnitte gehabt. Von zwoen Münzen eines andern Prinzen, als des Leo, und Majorians, hätte die eine COMOB und die andre CONOB gehabt; in den Feldern aber fände man fast überall zween Buchstaben, einen zur Rechten, den andern zur Linken von der Figur des Gepräges; beym Theodosius dem großen, K. Y. bey dem Arkadius, M. Δ. Bey dem Honorius, Johannes, Placidius, Valentinianus, und Leo, R. V. bey dem Priscus Attalus, R. M. bey dem Avitus aber, A. R.

Bey der Folge von silbernen Münzen hätte er nur eine einzige Münze vom Arkadius mit dem COMOB im Abschnitte gesehen. Allein aus der Schrift, dem Bilde und den Buchstaben im Felde wäre sie den goldenen so ähnlich gewesen, daß man, wenn sie nicht gedruckt zu seyn geschienen, sagen könnte, sie wäre nach dem Stempel der goldnen geschlagen worden.

In der ganzen Reihe der ehernen habe er nur eine einzige gefunden, welche von der Eudoxia, der Gemahlinn des Arkadius, gewesen wäre, und die Schrift SALVS REIPVBLICÆ geführet hätte, in deren Abschnitte er CONOB gelesen: diese habe ihm nach dem Stempel einer alten goldenen Münze von eben dem Gepräge, geschlagen zu seyn geschienen.

Diese Schwierigkeit nun, in andern als goldenen Münzen dieses Zeichen zu finden, und es auf den goldenen schon vor dem Valentinian zu sehen, bewog endlich den Herrn Galland sich zu des Herrn Vaillants Parten zu schlagen, und dem Herrn Henrion zu antworten: 1) daß die silbernen und metallenen Münzen, die er zum Beweise deren anführet, die das CONOB haben, für abgedruckt oder nachgepräget angesehen werden müßen. Sind sie abgedruckt, so sind sie folglich falsch; und sind sie geschlagen, so können sie zwar alt seyn, aber sie sind doch allemal nach dem Stempel der goldenen verfertiget: wie man urtheilen kann, daß dieses zuweilen geschehen: wenn man die Menge derer ehernen Münzen betrachtet, die aus dem florirenden Kaiserthume, sehr dick sind, und ungeachtet sie geschlagen zu seyn scheinen, dennoch den goldenen oder silbernen Gepräge sehr ähnlich sind.

2) Daß man den Ausdruck Conflatura monetae nicht so ansehen müße, als ob er nur bloß das mechanische Geschäffte des Münzens anzeiget; denn die Triumviri Monetarii, diese großen Bedienten der Republik und des Kaiserthums, hielten sich es für eine Ehre Conflatores monetae zu heißen. 3) Daß da das Zeichen CONOB sich ordentlicher Weise nur auf den goldenen Münzen seit dem Valerian befindet, dasselbe voraus setzt, daß vor diesem Kaiser bey der Schmelze eine Nachläßigkeit geherrschet, welcher er durch ein Gesetz zuvor kommen wollen. 4) Daß, wenn das CONOB sowohl auf schlechtem als feinem Golde stünde, man die schlechten so ansehen müsse,

als

als wenn sie von den falschen Münzern untergeschoben worden; deren Anzahl, wie bekannt, damals sehr groß gewesen: ja daß wohl selbst die Aufseher über das Münzwesen ihr Amt treulos verwaltet, und das Gold verfälschet haben können; gleichwohl aber, um das gemeine Wesen zu täuschen, dieses Zeichen drauf gesetzt haben mögen. Auf den Einwurf endlich, welchen man dem Herrn Vaillant macht, daß es scheine, er werde genöthiget seyn, alle goldenen Münzen für falsch zu erklären, welche vor Valentinians und des Valentius Zeiten das CONOB geführet; so reißet ihn Herr Galland auf diese Art aus der Verwirrung, daß er gesteht: es könnten wohl andere Kaiser, vor ihnen, sich zuweilen einer Formel bedienet haben, die nachmals von diesen allgemeiner angenommen worden, um die Güte ihrer Münzen zu bemerken.

* *

VI.

Fortsetzung der Nachricht von dem verbesserten Zustande der Ritterakademie zu Lüneburg.

§. 9.

Die Historie, welche den Gelehrten überhaupt und besonders einer Standesperson unbeschreiblichen Nutzen verschaffet, wird bey der lüneburgischen Ritterakademie jederzeit eine der wichtigsten Beschäfftigungen verbleiben. Den Anfang da-

zu wird man mit einer kurzen Nachricht von den allerbesten Geschichtschreibern machen, darauf die Universalhistorie vornehmen, und selbige mit der Chronologie verbinden, die vorkommenden Sachen kurz und deutlich erklären, bey wenig brauchbaren Geschichten sich nicht lange verweilen, dagegen diejenigen, so ihren merklichen Nutzen haben, aus alten und neuern Zeiten mit desto mehrerm Fleiße durchgehen, und daraus jedesmal solche Lehren ziehen, welche in die Staatssachen sowohl als ins gemeine Leben einen nicht geringen Einfluß haben. Auf die Universalhistorie wird diejenige folgen, welche das deutsche Reich betrifft; der man auch die Geschichte des hiesigen Durchl. Hauses, imgleichen die Englische Historie, zum Besten des Braunschweig-Lüneburgischen Adels, insbesondere noch beyzufügen gesonnen ist.

Wünschen über dieses einige Liebhaber, zumal diejenigen, welche die Ritterakademie bald verlassen wollen, annoch eine Historisch-Politische Kenntniß der vornehmsten Europäischen Staaten zu erlangen: so wird man ihnen, wie vorhin in den öffentlichen geographischen Stunden kürzlich geschehen, in Privatstunden ausführlicher dazu gern behülflich seyn. Man wird ihnen dabey die Regimentsform eines jeden Staates, die Einkünfte und Macht, die Vorrechte, das Staatsinteresse und die Ansprüche an andere Länder, aus den glaubwürdigsten Nachrichten zu entdecken suchen.

§. 10. Ohne die Geographie, Genealogie, und Wapenkunst kann man weder in der Historie noch in der Staatswissenschaft wohl fortkommen, daher

her ſollen auch dieſe Stücke auf der Ritterakademie in den öffentlichen Stunden nicht vergeſſen werden. Man wird dabey aus den neueſten und zuverläßigſten Reiſebeſchreibungen dienliche Anmerkungen machen, und hiernächſt ſowohl bey Tiſche, als ſonſt, die öffentlichen Zeitungen mit gebrauchen, daß der Jugend auf die leichteſte Art, und gleichſam ſpielend, alles dasjenige von neuem ins Gedächtniß gebracht werde, was ſchon vorher in den ordentlichen Vorleſungen gehörig vorgetragen worden.

§. 11. Diejenigen Stunden, welche von obigen Vorleſungen und den gewöhnlichen Uebungen des Leibes übrig bleiben, ſind zum Theil der Mathematik zugeeignet. Es iſt zu vermuthen, und die Erfahrung hat es bereits gewieſen, daß die mehreſten nach Lüneburg komenden Jungen von Adel die Rechenkunſt, eine in allen Ständen unentbehrliche Wiſſenſchaft, vorher wo nicht ganz verabſäumet, doch wenigſtens nicht genug begriffen haben. Dieſem Mangel abzuhelfen, wird der beym Kloſter angenommene Schreib- und Rechenmeiſter, vermittelſt einer beſſern Lehrart als die gemeine iſt, bemühet ſeyn, und zugleich zu einer leſerlichen und geſetzten Hand alle erforderte Anweiſung ertheilen. Beym Rechnen aber wird es nicht ſein Bewenden haben: man verſpricht mit einerley Fleiße dieſen, Akademiſten, welche den mathematiſchen Stunden mit Nutzen beywohnen können, in der Geometrie, Aſtronomie, Civil- und Kriegesarchitectur, erſprießliche Dienſte zu leiſten: wie dann einer der Profeſſoren die Matheſin öffentlich lehren, und ſich dabey nach den Begriffen ſeiner Zuhörer richten wird.

§. 12. Man wird ferner auf der Ritterakademie in den Philosophischen Wissenschaften den nöthigen Grund dergestalt zu legen suchen, daß alles unnütze vorbey gelassen, und von dem Vorgetragenen der Nutzen und die Anwendung im menschlichen Leben, und bey den übrigen Wissenschaften, alsobald gezeiget werde. Das erste wird hiebey seyn, daß die Akademisten aus der Philosophischen Historie die berühmtesten alten und neuern Philosophen, nebst ihren beträchtlichsten Lehrsätzen, kennen lernen.

Alsdann wird man mit ihnen, nachdem das nöthigste aus der Metaphysik vorangeschicket worden, die Vernunftlehre durchgehen, sie zu Verbesserung des Verstandes und hauptsächlich zu richtigen Schlüssen anweisen, keinesweges aber dahin gerathen lassen, daß sie die Vernunft, weder nach dem ärgerlichen Beyspiel der Spötter, zur Bestreitung der geoffenbarten Wahrheiten, noch zu anderm Misbrauche, in den Vorfällen des menschlichen Lebens betrüglich anwenden.

Bey Abhandlung der Physik wird man sonderlich auf den Bau der großen und kleinen Welt achten, und also die Erkenntniß des Menschen selbst andern Theilen derselben vorziehen; die Erkenntniß der Geschöpfe zur Ehre ihres weisen Urhebers richten, und überall mit auf das sehen, was künftighin in Cameralibus, Oeconomicis und übrigen Vorfällen im Leben vorkommen kann, auch dabey von den gelehrten Anmerkungen der vortrefflichsten Männer allen dienlichen Gebrauch zu machen suchen.

In der Morale wird der Lehrer einſchärfen, wie man ſich überhaupt nach dem Lichte der Natur zu verhalten habe, wenn man in der Welt glücklich und vergnügt leben will; wie angenehm es ſey andern wohl zu thun, und wie unſer ſelbſt eigener Vortheil ſolches erfordere; wie die wahre von der Scheintugend unterſchieden werden müſſe; wie man zur Selbſterkenntniß und Erforſchung ſeines Hauptaffects füglich gelangen, ſeine verderbten Begierden im Zaume halten, und auch die Gemüther anderer Menſchen einſehen könne; wie man andern eben dasjenige zu erweiſen verbunden ſey, was man ſich ſelbſt von ihnen zu erfahren wünſchet.

Bey den Vorleſungen über die Politik ſoll allemal umſtändlich gezeiget werden, worin die wahre und falſche, oder machiavelliſtiſche Staatsklugheit beſtehe; wo die rechten Quellen, woraus die Glückſeligkeit eines Regenten und ſeines Landes entſpringet, herzuleiten ſind; daß ein Landesherr ſein eigenes Wohl in dem Flore ſeiner Unterthanen finde, und daß hingegen die Schuldigkeit der letztern ſey, dem Willen ihres hohen Oberhaupts ſich mit einem ſolchen Gehorſam und ſolcher Treue zu unterwerfen, welche eine ungezwungene und vollkommene Verehrung des Herzens zum Grunde hat. Dergleichen und viele andere Erinnerungen werden den Lehrer veranlaſſen, das vorgetragene aus den Geſchichten alter und neuer Zeiten mit den deutlichſten Exempeln zu erläutern. Zuletzt wird man der Jugend noch das Recht der Natur einprägen, und alle diejenigen Pflichten zu Gemüthe führen, welche wir gegen den großen Ur-

heber unſeres Lebens, gegen andere Menſchen, und gegen uns ſelbſt zu beobachten haben.

§. 13. Einem jeden, welcher eine wahre Gelehrſamkeit zu erlangen ſuchet, iſt anzurathen, daß er in der Geſchichte derſelben kein Fremdling bleiben möge; denn eben dieſe zündet ein Licht an, womit er hernach in allen Wiſſenſchaften beſſer fortkommen kann. Um nun deſſen die Jungen von Adel auch theilhaftig zu machen: ſo wird man ihnen hiezu allen Vorſchub leiſten, und den Urſprung und die beſondern Schickſale der Wiſſenſchaften, nebſt den beſten Büchern und deren Urhebern, dergeſtalt erzählen, daß ſie ſich künftig vermögend ſehen, eines Theils in dem Fortgange ihrer angefangenen Studien ſich ſelbſt weiter zu helfen, andern Theils in Geſellſchaften gelehrter Männer ein dahin einſchlagendes Geſpräch zu unterhalten. Deshalber ſoll auch der ſchon von vielen Jahren her bey der Ritterakademie vorhandene Büchervorrath in einen tüchtigern und anſehnlichern Stand verſetzet, und außer dieſem der Jugend Gelegenheit genug verſchaffet werden, daß ſie die zur hieſigen Stadt gehörige zahlreiche Bibliothek, welche wöchentlich zweymal geöffnet wird, zu ihrem Nutzen und Vergnügen beſuchen könne.

§. 14. Ein junger Cavalier, welcher ſich dereinſt empor zu ſchwingen und dem Vaterlande redlich zu dienen gedenket, darf bey demjenigen, was bereits abgehandelt worden, ſich noch keine Schranken ſetzen. Denn will er bey Gerichten und höhern Juſtizcollegien mit der Zeit ein brauchbares Mitglied werden: So muß er das Staats- Kirchen- und bürgerliche Recht wohl inne haben. Hin-

Hingegen iſt das Krieges-Recht und die Cameral-Wiſſenſchaft einem jeden, der ſich künftig mit Krieges- oder Cammerſachen beſchäfftigen will, beſonders anzupreiſen. Von dieſem allen nun wird man denen, welche den Entſchluß gefaſſet, ohngefähr in einem Jahre die Ritterakademie zu verlaſſen, in gewiſſen Privatſtunden, wozu die Lehrer jederzeit bereit ſeyn werden, nach eines jeden Beſtimmung, einen ſolchen Vorſchmack geben, daß ſie entweder die Collegia auf Univerſitäten mit weit mehrerm Vortheile abwarten, folglich viele Zeit daſelbſt erſparen, oder auch, wenn ſie ſich dahin nicht begeben wollen, und ſich dem Studiren nicht eigentlich gewidmet haben, ſo viel Erkenntniß der Rechte erlangen, als ihnen bey der von einem jedweden erwählten Lebensart nöthig ſeyn möchte.

Damit auch die Braunſchweig-Lüneburgiſchen von Adel der Verfaſſung ihres Vaterlandes einiger maßen kündig werden mögen: ſo wird man ihnen auf Verlangen davon ebenfalls einen Hauptbegriff machen, übrigens aber denjenigen, welche ſich auf eine Univerſität wenden wollen, die bequemſten Wege zeigen, wie ſie daſelbſt ihr Leben und ihre Studien einzurichten haben.

III. Capitel.

Von den Pflichten und Geſetzen der Lehrenden und Lernenden.

§. 1. Von einem rechtſchaffenen Lehrer wird erfordert, daß er die Wiſſenſchaft, welche er andern beybringen ſoll, ſelbſt verſtehe, daß er ferner treu, fleißig

fleißig und deutlich sey, nicht weniger alles, so den Schein einer Pedanterey haben möchte, beständig verabscheüe.

§. 2. Alles dieses werden die Lehrer der Ritter-Academie, so viel nur immer möglich seyn will, durch ihr Exempel zu bestätigen, und deßfalls ihren auf sich habenden theuren Pflichten nachzuleben suchen. Es wird sich keiner in eine Wissenschaft hinein wagen, welcher er nicht gewachsen seyn sollte, oder die ihm geordneten Stunden nur obenhin abwarten, vielmehr sich allemal dazu verbereiten, ohne eine recht erhebliche Ursache nicht leicht eine Lection versäumen, auch in allen Sachen, sie mögen seyn wie sie wollen, den Vortrag also einrichten, daß er den Zuhörern deutlich und begreiflich werde.

Mit dem Dictiren oder auswendig lernen wird man nicht weiter zu thun haben, als solches um das Gedächtniß zu üben und zu erleichtern, (indem man denselben in Sprachen und Wissenschaften etwas gewisses, daran es sich halten kann, einpräget) nothwendig erfordert wird.

Im Gegentheile aber, um die Jungen von Adel in der Aufmerksamkeit zu erhalten, wird der Lehrer in den Stunden nicht beständig allein reden, sondern so weit es nur die Umstände verstatten wollen, durch Befragung der Zuhörer aus ihren Antworten zu erfahren suchen, wie fern sie den Vortrag gefasset, und das noch daran fehlende zu ersetzen bemühet seyn. Auch wird man in und außer den Stunden einem jeden, welchem eines oder das andere noch dunkel scheinen sollte, gar gern vergönnen, daß

er ſich bey den Profeſſoren dieſerhalben genau erkundige.

Endlich ſoll ſich kein Junger von Adel über eine pedantiſche und gar zu gezwungene Erziehung zu beſchweren haben: man wird ſie alle, wie bereits oben im 1ten Capitel §. 3. erinnert worden, mit Sanftmuth und Liebe, ihrem Stande gemäß, tractiren, beſonders wenn ſie den von denen Herren Obern ihnen vorgeſchriebenen Geſetzen gehörige Folge leiſten.

§. 3. Am Ende eines jeden Monats überreichen einem jedesmaligen Herrn Landſchafts-Directori, als Ober-Aufſehern der Ritter-Akademie, die Profeſſoren ein kurzes Verzeichniß von demjenigen, was von einem jeden in denen ihm zugetheilten Vorleſungen und Stunden abgehandelt, und zu Ende gebracht, oder von jedem der Akademiſten ausgearbeitet worden. Alle halbe Jahre aber, als zu Oſtern und Michaelis, wird ſolches durch einen gedruckten Catalogum Lectionum bewerkſtelliget, damit Auswärtige den Fleiß und die Abſichten der Lehrenden daraus erſehen mögen.

§. 4. Auch kommen die Profeſſores allemal in der erſten Mittwoche eines Monats des Nachmittags, und, nach Befinden, öfter zuſammen, unterreden und berathſchlagen ſich von dem, was zur Verbeſſerung dieſes heilſamen Werks, und Abhelfung der ſich etwan einſchleichenden Mängel gereichen kann, ingleichen wie einem oder dem andern, mit deſſen Studien es zur Zeit noch nicht recht fort will, unter die Arme zu greifen ſey; und woferne Sachen von einiger Wichtigkeit vorfallen: So erſtatten ſie

darüber

darüber an die Herren Obern ohne Zeitverlust ihren Bericht.

§. 5. Bey der Ritter-Akademie zu Lüneburg soll der hergebrachten guten Gewohnheit nach, kein Junger von Adel aufgenommen werden, welcher entweder unter 14 Jahren, oder in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache noch gar zu unerfahren ist, weshalber er auch vorher eine Probe machen muß. Doch wird man, im Falle dem Herrn Landschafts-Directori, als Oberaufsehern dieser Ritterakademie, aus bewegenden Ursachen dann und wann die Aufnahme eines jüngern und noch nicht tüchtigen beliebig seyn sollte, dasjenige hiebey beobachten, was in dem 4ten §pho des IIten Capitels vorgeschlagen worden.

§. 6. So bald als ein junger Cavalier in die Matrikel eingezeichnet worden ist; so werden ihm die allhier angefügten Gesetze, welche noch über dieses in allen Zimmern angeschlagen, eingehändiget, da er sich dann zu deren genauen Beobachtung vermittelst Handschlages verbinden muß.

Nachher werden solche Gesetze zu mehrerer Erinnerung alle Vierteljahre, öffentlich abgelesen. Es laufen selbige durchgängig auf drey Hauptpuncte hinaus, daß nämlich die Akademisten gottesfürchtig, wohlgesittet und fleißig seyn sollen.

§. 7. Damit aber gemeldete Gesetze ihre gehörige Kraft und Gültigkeit erlangen: so sind gewisse Strafen ausgemacht, vermittelst welcher man die Verbrecher auf den rechten Weg führen wird. Anfänglich, ehe man es dazu kommen läßt, erinnert der Lehrer den, der et-

was

was versehen, allein, und stellet ihm seine begangene unerlaubte That ernstlich vor. Sodann, wofern die Besserung nachbleibet, thut er solches in Gegenwart aller übrigen von Adel, und bey der Zusammenkunft seiner Collegen, oder berichtet es auch bedürfendenfalls den Herren Obern; welche dann gegen einen solchen Uebertreter der Gesetze ihr Misvergnügen deutlich zu erkennen geben, und gegen andere, deren Aufführung untadelhaft ist, sich desto liebreicher bezeigen. Auf wiederholte und größere Verbrechen aber ist die Abnehmung des Degens auf etliche Tage, das Carcer, auch wohl nach Erforderung der Umstände, die man doch nimmer vermuthen will, gar die Relegation gesetzet; und diejenigen, bey welchen die Nachläßigkeit und Faulheit Ursache ist, daß sie gar nichts lernen, vielmehr andern noch in ihrem Fleiße hinderlich sind, sollen den Ihrigen mit guter Art wieder zurück gesendet werden. So ungerne man übrigens zu aller Bestrafung schreiten wird! So augenscheinlich wird man auch noch der Jugend merken lassen, daß darunter nichts anders, als ihr wahres Wohlseyn, gesuchet werde; wie dann auch, um dieses alles desto gewisser zu erreichen, dem Inspectori gnugsames Ansehen und hinlängliche Macht beygeleget, und von neuem bey letzterer Visitation befestiget worden.

§. 8. Zu Erlernung der Exercitien sind, wie schon vorher erwähnet worden, ein besonderer Bereiter, Fecht- und Tanzmeister bestellet. Es sind solches Männer, an deren Geschicklichkeit nichts auszusetzen ist, und welche bereits manchem Cavalier treulich

lich gedienet haben. Man wird hiebey eine solche Einrichtung machen, daß sowohl die Studia den Exercitiis, als diese den Studiis, nicht hinderlich seyn, auch die Exercitia nicht bloß als Leibesübungen, sondern als nöthige Wissenschaften gelehret werden sollen, wobey den Meistern ihre Pflicht wohl zu unterrichten auf das schärfeste eingebunden ist.

Sollte auch jemand Verlangen tragen, in der Musik Unterricht zu nehmen: so findet er bey unterschiedenen in des Klosters Diensten stehenden Musicis erwünschte Gelegenheit dazu.

§. 9. Außer denen auf vier Wochen bestimmten Hundestagesferien werden überall keine andere Ferien gestattet, und ist diese Zeit vornehmlich dazu gewidmet, wenn etwa jemand der Akademisten aus nothwendigen Ursachen eine Reise nach seiner Heimath vornehmen will. Immittelst soll denjenigen, welche in dieser Zeit etwa nicht wegreisen, der nöthige Unterricht in den Wissenschaften und Künsten, gleichwie zu anderer Zeit geschieht, gegeben werden.

§. 10. Weil es gemeiniglich ein Verderben der Jugend, die sich selbst noch nicht zu regieren weis, zu seyn pfleget, wenn ihr vieles Geld in den Händen gelassen wird, und alsdann vielmals die Anstalten und der Ort die Schuld, wiewohl unverdienter Weise, auf sich nehmen müssen: so werden die Aeltern oder diejenigen, welche deren Stelle vertreten, erinnert, ihren Söhnen oder Pflegbefohlnen, welche sie auf diese Ritterakademie senden, die freye Hand über die ihnen bestimmten Gelder nicht schlechterdings zu überlassen: außer dem wenigen, was sie zu ihrer Ergetzlichkeit

lichkeit wöchentlich, nach der Vorschrift der Aeltern oder Vorgesetzten, von dem Rechnungsführer zu empfangen haben; sondern selbige insgesamt einem der Professoren zur Berechnung anzuvertrauen, und wie sie die Einrichtung damit verlangen, hinlängliche Anweisung zu ertheilen, zu welcher Bemühung besagte Professoren sich gerne erklären werden.

Durch Beobachtung dieses Vorschlages wird mehr als einerley Böses verhindert, indem solchergestalt die Jugend von dem Spielen ums Geld, von Besuchung der Wein- und Caffeehäuser, von dem Schmausen auf den Zimmern, und andern Ausschweifungen am leichtesten abgehalten werden kann. Es bleibet auch hiemit fest gestellet, daß denen von Adel, so lange sie sich auf dieser Ritterakademie befinden, ohne der Obern Einwilligung von andern nichts creditiret noch geborget werden solle, und werden im widrigen Falle dergleichen ohne Einwilligung gemachte Schulden nicht bezahlet.

Würde aber dem ungeachtet jemand bey Kleinigkeiten heimliche Schulden machen, dem sollen selbige von seinen wöchentlichen Recreationsgeldern nach und nach abgezogen werden.

§. 11. Schließlich können alle diejenigen Herren von Adel, welche ihre Söhne anher zu senden Belieben tragen, sich darauf zuversichtliche Rechnung machen, daß man sich mit nur ersinnlicher Aufmerksamkeit werde angelegen seyn lassen, nicht allein dasjenige, was in gegenwärtigem Aufsatze versprochen worden, völlig zu bewerkstelligen, und dadurch ihrem sehnlichen Wunsche ein Genügen zu leisten, son-

dern auch, ſo viel als immer die Umſtände erlauben, noch ein mehrers zu thun, um ihnen ihre Kinder wohl erzogen und wohl unterrichtet zurück zu ſenden.

Der allmächtige Gott, welcher dieſe berühmte Ritterakademie faſt hundert Jahre gnädig erhalten und geſchützet hat, gieße ſeinen Seegen ferner über ſie reichlich aus, und laſſe alle Bemühungen bey ſelbiger dergeſtalt von ſtatten gehen, daß beydes dieſe und die benachbarten Länder, von Zeit zu Zeit, die angenehmſten Früchte der erneuerten Anſtalten einernten mögen.

Lüneburg, den 22 Auguſt. 1746.

Geſetze für diejenigen, welche in die Ritterakademie des Kloſters St. Michaelis zu Lüneburg aufgenommen werden.

Diejenigen, welche auf die Ritterakademie verlangen aufgenommen zu werden, müſſen vermittelſt eines Handſchlages verſprechen, nachfolgenden Geſetzen ſich zu unterwerfen, und denſelben in allen Stücken mehr aus einem Triebe zum Guten, als aus Furcht der Strafe, willige und beſtändige Folge zu leiſten.

1. Ein jeder iſt vornehmlich ſchuldig, ſich der wahren ungeheuchelten Gottesfurcht zu befleißigen, bey dem Gottesdienſte in der Kirchen, wie auch den täglichen Morgen- und Abendbethſtunden andächtig, ſtille und ehrbar zugegen zu ſeyn, die Bibel und das Geſangbuch allemal mitzubringen, nach gegebenem Zeichen ſich auf dem Gange im Kloſter zu verſammlen, und

und zugleich und zusammen mit dem Inspectore zu rechter Zeit in die Kirche zu gehen, jederzeit in anständiger Kleidung und gehörig zubereiteten Haaren öffentlich zu erscheinen, ohne Plaudern, unanständige Geberden, Lachen, Scherzen, dem Gottesdienste, und zwar nicht bloß der Predigt, sondern auch dem Singen und Bethen, mit gebührender Andacht beyzuwohnen, auch so wenig die Kirche, als die täglichen Bethstunden ohne triftige Ursachen, und ohne vorgängig erhaltene Erlaubniß des Inspectoris, zu versäumen

2. Ein jeder soll des Morgens vor 6 Uhr, so bald er vom Pedellen gewecket worden, aufstehen, und sich ankleiden, auch so bald das gewöhnliche Zeichen gegeben ist, sich in dem Auditorio einfinden, in den öffentlichen Lehrstunden an seinem Orte ja stille sitzen bleiben, nicht plaudern, keine ungebührliche oder liederliche Stellung annehmen, oder andere Unarten treiben, sondern vielmehr die Vorlesungen mit Aufmerksamkeit anhören, das gehörte mit Bedacht wiederholen, den anweisungen der Vorgesetzten Folge leisten, im wiedrigen Falle aber gewärtigen, daß ein jeder, nach Beschaffenheit seines Verbrechens, auch mit gebührender Strafe dafür beleget werden solle.

3. Die denen von Adel anständige und nach eines jeden Stand und Absichten erforderliche Leibes- und andere Uebungen, als Reiten, Fechten, Tanzen, sollen gleichfalls, nach Ermäßigung des Inspectors, gehörig getrieben, und nicht versäumet werden.

4. Wenn einige aus einem Auditorio oder von einem Orte nach dem andern gehen, muß es sittsam

und ohne Lermen geschehen; wie denn weder in denen Vorlesungen, noch auf der Gasse, oder bey Tische, vielweniger aber in der Kirche, einige freche Aufführung verstattet wird.

5. Die zu den Studiis erforderlichen Bücher muß ein jeder nach Anweisung des Inspectoris und der Professoren sich anschaffen, und reinlich halten, solche auch, so weit selbige zu jeder Lection erfordert werden, nebst Feder und Papier, allezeit ordentlich in das Auditorium mitbringen.

6. Ein jeder Ankommender ist schuldig, ein Verzeichniß seiner Kleider, Meublen und Bücher einzuliefern, solche auch sämtlich alle Vierteljahre vorzuweisen und ob selbige noch vollständig, nachsehen zu lassen, damit solchergestalt alles Versetzen, Veräußern, und Schulden machen verhütet werde.

7. Es soll auch keiner aufgenommen werden, welcher alle seine Gelder selbst in Händen haben und davon disponiren will; sondern es muß die Administration dieser Gelder dem Inspector oder einem der Professoren, nach dem Gutbefinden des Herrn Landschafts-Directoris, als Oberaufsehers dieser Ritterakademie, aufgetragen werden, welcher sodann nach den Umständen des Jungen von Adel und dessen Aufführung mit solcher Administration verfahren wird.

8. Es darf niemand mit dem andern einigen Vertausch, oder Verkehrung und Handel treiben: was aber einer dem andern etwa giebt, solches muß mit vorgängiger Bewilligung des Inspectors geschehen.

9. Es

9. Es soll keiner dem andern etwas ohne des Inspectors Consens leihen, wer aber dem ungeachtet heimliche Schulden machet, dem sollen solche von seinen wöchentlichen Recreationsgeldern nach und nach abgezogen und bezahlet werden.

10. Den Dienern und Aufwärtern des Klosters, oder auch andern Leuten, soll kein Akademist von seinen abgelegten Sachen oder sonst etwas ohne des Inspectors Einwilligung schenken oder verhandeln, auch nicht bey seinem Abzuge.

11. Alle Antritt- und Abschiedsschmäuse sollen fernerhin nicht gehalten, und keine öffentliche Weinhäuser besuchet werden.

12. Es ist auch nicht verstattet Wein, oder andere kostbare Sachen auf die Stuben holen zu lassen, es habe denn solches der Inspector, nach Beschaffenheit der Umstände, mit geziemender Mäßigung erlaubet.

13. Die sämmtlichen Akademisten sollen sich zur Essenszeit in der Nähe befinden, damit sie das mit der Glocke gegebene Zeichen hören können. Es sollen selbige sich auch sodann zu rechter Zeit bey Tische einstellen, die Gebethe vor und nach dem Tische andächtig verrichten, sich bey der Mahlzeit anständiger Sitten befleißigen, alles unbescheidenen Geschwätzes, und ungeziemender Geberden sich enthalten, über das Essen keine unerhebliche Beschwerden führen, noch weniger desfalls durch ungestümen Ueberlauf der Küchen ihre eigene Richter seyn.

14. Die Mittages-Mahlzeiten sollen künftig weder über noch unter einer Stunde währen.

15. Es muß keiner ohne Noth und Vorwissen des Inspectors vom Tische bleiben, noch ohne dessen Erlaubniß bey andern außerhalb dem Kloster zu Gaste gehen.

16. Nach der Mittagsmahlzeit ist zwar eine Recreations-Stunde verstattet, falls aber solche nicht etwa zum Tanzen angewendet wird: so sollen darinn keine unzuläßige und unanständige Spiele oder Ergetzungen geduldet werden, sondern nur solche, die eine mäßige Bewegung des Leibes, und erlaubte Gemüthsermunterung wirken.

17. Aus dem Kloster darf niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Inspectors gehen, insonderheit aber bey hoher Strafe keine Nacht heimlich aus dem Kloster bleiben.

18. Mit unanständigen Masqueraden in der Stadt einen Aufzug zu machen, oder sonst Truppweise bey Abendzeit durch die Stadt zu gehen, bleibet verbothen, vielmehr soll

19. Nach dem Abendessen und Gebethe niemand erlaubet seyn, sich aus den Grenzen des Klosters zu begeben.

20. Præcise um 10 Uhr des Abends müssen die Akademisten zu Bette gehen, und ihr Licht auf den Tischen, nicht aber bey den Betten, austhun; und sollen hergebrachter maßen alle Abend von dem Pedellen die Stuben visitiret, und denen, die länger als bis 10 Uhr aufsitzen, sowohl wegen guter Ordnung, als wegen Feuersgefahr, das Licht ausgelöschet werden.

21. Zu Briefen sind allein die Freystunden bestimmet, mithin soll das angebliche Briefschreiben für keine

keine gültige Entschuldigung angenommen werden, darüber die Lectiones zu versäumen.

22. Toback zu rauchen und Würfelspiel soll durchaus nicht verstattet werden.

23. Es sollen die Akademisten nicht auf andern Stuben ohne gültige Ursachen zusammen kommen, und dadurch sowohl andere vom Studiren abhalten, als ihre eigene Zeit unnütz verwenden.

24. Alles Fluchen, Schimpfen, Schlagen, Vexiren, und unartiges Scherzen, ist bey Vermeidung nachdrücklicher Ahndung und Strafe verboten. Auch soll ein jeder sich vor allem Zanken, Plaudereyen, Neid, Haß, Beleidigung, Feindschaft, und den daher entstehenden übeln Folgen sorgfältig hüten; und so ja dergleichen vorfiele, keine eigene Rache mit Schimpfworten, Schlägereyen, oder sonsten ausüben, sondern vielmehr die Sache an seine vorgesetzte Obrigkeit gelangen lassen: wie denn auch vornemlich alles Degenziehen gegen andere nachdrücklich untersaget wird, und soll derjenige, welcher dawider handeln würde, entweder ein ganzes Viertel Jahr des Degens beraubet seyn, oder nach Befinden mit einer härtern Strafe beleget werden.

25. Nicht minder ist verbothen, einiges Schießgewehr auf den Stuben zu haben; sondern es soll dasselbe jedesmal dem Inspectori abgeliefert werden.

26. Das Ausreisen soll bloß unter folgenden Bedingungen verstattet werden:

1. Mit des zeitigen Herrn Landschafts-Directoris, als Oberaufsehers der Ritterakademie, Erlaubniß,

2. Wenn es erweislich ist, daß Aeltern oder nahe Anverwandten solches aus gültigen Ursachen verlanget haben,

3. Daß es nicht über acht oder höchstens vierzehn Tage währe.

4. Daß es nicht zu oft geschehe.

27. Die Hundestagesferien sollen jedesmal sich den 25ten Julii anheben, und nicht länger als vier Wochen, mithin bis den 20ten des Augustmonats dauren, und können die vorhabenden Reisen vornehmlich in dieser Zeit vorgenommen werden.

28. Es soll aber niemand sich unternehmen, länger auszubleiben, sondern ein jeder ist schuldig, zwey Tage vor Ablauf der Ferien sich wieder einzufinden, bey Vermeidung namhafter Strafe; es sey dann, daß er durch Krankheit erweislich daran verhindert worden.

29. Die sämtlichen Adelichen Alumni und Pensionaires sollen schlechterdings schuldig seyn, dem Inspectori so lange in seinen Anweisungen zu gehorchen, bis von dem Herrn Landschafts-Directore, als Oberaufsehern der Ritterakademie, ein anders verordnet wird.

30. Alle etwa eingerissene Licenz unter denen von Adel soll gänzlich aufgehoben seyn, und eine ordentliche Disciplin und wahre Subordination wieder eingeführet, mithin alle irrespectuense Begegnung und frevelhafter Ungehorsam gegen den Inspector und die Professores auf das ernstlichste bestrafet werden.

31. Den Alumnis und Pensionariis soll nicht

frey

frey stehen, ihre vermeynten Jura oder Beschwerden durch eine Zusammenrottirung vorzutragen, sondern der- oder diejenigen, die vor ihre Person beschweret zu seyn vermeynen, sollen sodann allein ihre Klage dem Herrn Landschafts-Directori anzeigen.

32. Es soll aber keiner mit einer solchen angeblichen Beschwerde eher gehöret werden, er habe dann zuvor demjenigen, was ihm vom Inspectore oder den Professoren befohlen worden, schuldigste Folge geleistet.

33. Den Strafen, deren sie von ihren Obern, ihrer Vergehung halber, schuldig erkannt worden, soll ein jeder sich willig unterwerfen, und daher die Bewegungsgründe zur Besserung nehmen; andern aber, wenn sie gestrafet sind, keine Vorwürfe machen, oder gewärtigen, daß eben die Strafe, deren wegen er andere verhöhnet, auch an ihm selbst vollstrecket werde.

34. Ein jeder hat dahin zu sehen, daß er die ihm gelieferten auf eine anständige Art meublirten Zimmer solchergestalt, und unverderbet erhalte, und wieder liefere: was er aber vorsetzlich und aus Muthwillen an solchen Meublen, wie auch an Tellern, Servietten und Tischtüchern verderbet, soll auf dessen Kosten wieder hergestellet und repariret werden.

35. Es müssen ferner die Akademisten in ihren eigenen Sachen auf den Stuben Reinlichkeit und Ordnung beobachten, und daher wenigstens des Morgens und Abends aufräumen.

36. Die zur Aufwartung bestellten Diener sollen von denen von Adel zu den Verschickungen und sonsten

ſten in und außerhalb dem Kloſter, jedoch nicht über Bedürfniß und ohne Noth gebrauchet, am wenigſten aber über Gebühr beſchweret und übel tractiret, noch zum Kegelaufſetzen, wider Willen gezwungen werden.

37. Der gedruckte Aufſatz dieſer Geſetze ſoll den neuankommenden zu ihrer ſchuldigen Nachlebung wohl eingeſchärfet und zugeſtellet, alle Viertel Jahre öffentlich verleſen und im Auditorio angeſchlagen werden. Es ſoll ſich aber niemand unternehmen, ſolche öffentlich angeſchlagene, oder einem jeden bey ſeinem Anzuge zugeſtellte Geſetze muthwillig zu zerreißen, zu ſchänden, zu verletzen, oder von der Stube kommen zu laſſen.

38. Sollte ſich auch künftig noch eines oder das andere eräugen, ſo eine beſondere Verordnung und mehrere Geſetze erfordert, müſſen die jungen Edelleute ſich gleichfalls darnach richten, und die etwa nach Beſchaffenheit der Umſtände vorzukehrenden Veranſtaltungen ohne Ausnahme ſich gefallen laſſen.

Lüneburg, den 22. Auguſt. 1746.

* *

VII.

Nachricht von einigen hieher gehörigen Neuigkeiten.

1. Abhandlung von dem Flore der Deutſchen Poeſie zu Kaiſer Friedrichs des I. Zeiten, in Gegenwart Ihrer Königl. Hoheiten, des Kön. Chur- und Erbprinzen, Herrn Friedrichs Herzogs zu Sachſen ꝛc. wie auch der Königl. Prinzen, Hrn. Laverii, und Caris, auf der Univerſ.

Univerſ. Bibliothek zu Leipzig 1746. den 11. October abgeleſen von Joh. Chriſt. Gottſcheden, Profeſſ. der Weltw. und Dichtk. Leipz. gedruckt bey Joh. Gottl. Imman. Breitkopf. Der Herr Verfaſſer, der ſchon an der vergangenen Oſtermeſſe in Breitkopfiſchem Verlage etliche ſolche Stücke drucken laſſen, die er theils damals, theils vor einiger Zeit denen Durchl. Königl. und Churſächſiſchen Prinzen vorzuleſen die Gnade gehabt, hat hier abermal etwas geliefert, das zu Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften etwas beytragen kann. Er ſtellet ſeinen erhabenen Zuhörern das Beyſpiel eines großen Kaiſers vor, der die Muſen geliebet und geſchützet hat. Er ſtellet ihnen einen Hof vor, daran ſich Könige, Herzoge, Marggrafen, Fürſten, Grafen, Ritter und Edle mit der Dichtkunſt beſchäfftiget haben. Er führt Proben einer Poeſie an, die nicht von Eitelkeiten und üppigem Weſen, ſondern von den Lehren der Weisheit handelt, und die Tugend fortzupflanzen ſucht. Er zeigt endlich, wie ſelbſt die tugendhafte Liebe ihre Regeln in den Schriften der damaligen Dichter und Dichterinnen gefunden: und ſchließt endlich ſelbſt mit einigen poetiſchen Strophen, darinnen auf die bevorſtehende hohe Vermählung Sr. Kön. Hoheit, des Churprinzen von Sachſen, mit der Kaiſerl. Prinzeſſin aus Bayern Hoheiten, einige Gedanken vorkommen. Wir wollen nur ſo viel ſagen, daß dieſe kleine Abhandlung hohen Ortes vielen Beyfall gefunden, und dem Herrn Verfaſſer eine gnädige Privataudienz zuwege gebracht hat.

2. Die großen Verdienſte eines guten Streiters Jeſu Chriſti um das Evangeliſche Zion, des weil.

Hochw.

Hochw. und Hochgel. Herrn Ernſt Salomons Cyprians, ꝛc. welcher den 19 des Herbſtm. 1745 zu Gotha im 73ſten Jahre ſeines Alters, das zeitliche mit dem ewigen verwechſelt, entworfen von Joh. Wolfgang Kipping, der Rechten und Weltw. D. Braunſchw. Lüneb. Hofrathe, und öffentl. Lehrern der Rechte zu Helmſtädt. Eben daſelbſt bey Schnorr in Fol. 6 Bogen. Dieß iſt ein Lobgedicht, deſſen Inhalt und Art ſo viel merkwürdiger iſt, da es von einem Rechtsgelehrten auf einen Theologen verfertiget worden. Indeſſen iſt es ſehr wohl gerathen, und den großen Verdienſten eines berühmten Gelehrten um die evangeliſche Kirche gemäß. Es ſind auch verſchiedene gelehrte Anmerkungen unter dem Texte befindlich, die zur Erläuterung verſchiedener Stellen ganz angenehm ſind.

3. An dem hohen und höchſterfreulichen Geburtsfeſte des Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Carls, regier. Herzogs zu Braunſch. und Lüneb. ꝛc. ꝛc. wollten Sr. Hochfürſtl. Durchl. ihre unterthänigſte Ehrfurcht, Dankbarkeit und Freude bezeugen, die ſämmtlichen Hofmeiſter und Studioſi des Collegii Carolini den 1 Aug. 1746. Dieß iſt eine Ode auf zween Bogen in Fol. die guten Nachrichten nach, aus der Feder des Herrn Profeſſ. Reicharts zu Braunſchweig gefloſſen iſt. Mehr dörfen wir zu ihrem Ruhme faſt nicht ſagen. Da die Stärke dieſes gelehrten Mannes in der Dichtkunſt, ſchon aus ſo vielen wohlgerathenen Proben bekannt genug iſt. Hier herrſchet ein lebhafter Geiſt, und ein Feuer, welches gleichwohl die Grenzen der Vernunft nicht überſchreitet;

tet, in einem richtigen obwohl kühnen Ausdrucke. Kurz, die Liebhaber guter Gedichte müssen auch dieses Stück zu ihrer Sammlung neuer Poesien legen.

4. Nunmehr ist allhier in Breitkopfischem Verlage fertig geworden: **Die Prüfung der Gedanken eines Ungenannten, von den Elementen der Körper**, Leipz. bey Bernh. Christ Breitkopfen in 4to 70 Seiten, oder 9 Bogen. Dieses ist diejenige Widerlegung der berlinischen kleinen Schrift, wider die Monaden und einfachen Substanzen, der großen Weltweisen und Freyherren von Leibnitz, und von Wolf, davon wir neulich in dem Auszuge aus derselben, vorläufig etwas gedacht haben. Dieser Gegner der Monaden, soll, wie man aus guten Nachrichten hat, der berühmte Herr Profess. Euler seyn, dessen Verdienste um die mathemathischen Wissenschaften schon weltkündig sind. Wer es aber sonst noch nicht weis, daß die größten Meßkünstler und Algebraisten nicht eben allemal die größten Weltweisen sind, der wird es aus dieser gelehrten und gründlichen Vertheidigungsschrift der Monaden und einfachen Substanzen begreifen lernen. Man begegnet zwar ihrem Widersacher, den man nicht einmal nennet, mit aller einem wahren Gelehrten anständigen Höflichkeit: entdecket aber die Quellen der falschen Schlüsse desselben, aus dem innersten Grunde; nämlich aus den Blendwerken der Einbildungskraft, die da machen, daß ein Geometra den Begriff von einer durchgehends einträchtigen Ausdehnung, der in der Meßkunst statt hat, auch in die Naturlehre und Metaphysik mit bringet, und daselbst anwenden

wenden will. Wir können aber itzo nichts mehr davon sagen: nächstens geben wir eine ausführlichere Nachricht davon.

* *

Nachricht.

Obwohl in letztverwichener Michaelismesse der erste Tomus von Herrn Jo. Mathiæ Gesneri Nouo Linguæ Latinæ Thesauro, versprochener maßen nicht fertig geworden, weil sich gleich beym Anfange des Drucks einige wichtige Verhinderungen gefunden, die man nicht voraus sehen können, weswegen es nicht möglich gewesen, den Druck so sehr zu beschleunigen, als nöthig war, diesen Termin zu erreichen: so sollen doch, dem ohngeachtet, die Herren Pränumeranten, in Absicht auf die Zeit, da man dieses Werk complet zu liefern versprochen, darüber nichts verlieren. Es wird nämlich dagegen, seit Michaelis, an zween Tomis zugleich gedruckt, und daher aufs gewisseste versichert, daß der erste Band noch vor Ende des Monats Februarii instehenden 1747sten Jahres, der andere und dritte zugleich auf Michaelis eben desselben Jahrs, der vierdte und letzte aber auf Jubilate 1748, wie versprochen worden, unter göttlichem Beystande, zum Vorscheine kommen sollen. Indeß werden die Verleger noch bis Jubilate 1747, einen Duaten Prænumeration für jeden Band annehmen, und sich mit allem Fleiße bemühen, dieses Werk nach seinen äußerlichen Umständen eben so angenehm zu machen, als es der innere Werth desselben verdienet.

* *

Verzeichniß der im dritten Bande dieses Büchersaals beurtheilten Bücher, und anderer darinn enthaltenen Stücke.

1 The Life of *Olivier Cromvell* Lord-Protector of the Commenweltb of England &c. S. 3

2 Anmerkungen über einige Unterschriften in hetrurischer, punischer und palmyrenischer Sprache 22

3 Ueber die Aufſchrift eines alten Aſchenkruges 29
4 Jacob Saurins Predigten über verſchiedene Texte H. Schrift 6ter Theil 33
5 Epitres diverſes ſur des ſujets différens. Tome ſecond. 46
6 Di Vinzenzo Gravina, Giuriſconſulto, tragedie cinque. 58
7 Hiſtoire de l'Academie Royale des Sciences & des belles Lettres de Berlin A. 1745. avec les Memoires pour la même année, tiré des Regiſtres de cette Academie. 72
8 l'Ecole des Amis. Comedie par M. de la C. 82

II. Stück.

1 Hiſtoria Bibliothecae Auguſtae quae Wolfenbutteli eſt 99
2 Vaticinium metricum D. F. Hermanni, Monachi in Lehnin. 112
3 An hiſtorical Account of the Lives and Writings of the moſt eminent Engliſh Poets. 133
4 Des Herrn Remond de St. Mard erſtes Schreiben von dem Anfange, Fortgange und Verfalle des guten Geſchmacks 153
5 Betrachtungen über die athenienſiſchen Münzen 163
6 Ludewig Holbergs Metamorphoſes, oder Verwandelungen 177

III. Stück.

1 Scriptores rerum Hungaricarum Veteres ac genuini. 199
2 Fortſetzung des Auszuges aus der Hiſtoire de l'Academie des Sciences & belles Lettres de Berlin. 209
3 Des Herrn Remond de St. Mard zweytes Schreiben von den Urſachen des Verfalles des guten Geſchmacks 225
4 Project de l'etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. 242
5 Des Freyherrn von Wolfs weitere Fortſetzung des Bedenkens über eine im Haag gedruckte Schrift 252
6 D. Jonathan Swifts ſinnreiche Ausſchweifung von dem Amte eines Kunſtrichters itziger Zeiten. 261
7 Diſſertatio hiſtorica, de Supernaculo Anglorum. 282

IV. Stück.

1 Des Herrn Remond de St. Mard drittes Schreiben von den Urſachen des Verfalles des Geſchmacks. 289

2 Schreiben, die Ueberſetzung der Cyropädie betreffend 307
3 L. Müllers Unterſuchung der wahren Urſache von Neutons allgemeiner Schwere 314
4 Betrachtungen über die lacedämoniſchen Münzen. 329
5 Umſtändliche Nachricht von dem jetzo verbeſſerten Zuſtande der Ritterakademie zu Lüneburg 341
6 Gedanken von den Elementen der Körper, in welchen das Lehrgebäude von den einfachen Dingen und Monaden geprüfet wird 355
7 Das verwirrte und wieder beruhigte Reich der Todten. 366

V. Stück.

1 An hiſtorical Diſſertation on Idolatrous Corruptions in Religion, from the Beginning of the World, and on the Methods taken by divine Providence in Reforming them. 384
2 Songes philoſophiques, par l'Auteur des Lettres Juives. 397
2 Die Oden Anacreons in reimloſen Verſen. 417
4 Hiſtoire generale des Voyages, ou nouvelle Collection de toutes les Relations de Voyages par Mer & par Terre. 429
5 Projet de l'Etabiſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. 443
6 Von den Anreden der römiſ. Kaiſer auf den Münzen 457

VI. Stück.

1 De' Crostacei & degli altri Marini Corpi che ſi trovano ſu monti 479
2 A Letter to - - - Concerning the abuſe of Scripture Terms. 496
3 Die Gottheit. Eine Ode. 513
4 Nachricht von einem alten deutſchen Manuſcripte der Sprüchwörter und des Predigers Salomonis. 521
5 Von den Buchſtaben CONOB, oder COMOB, die man in dem Abſchnitte der goldenen Münzen des verfallenden Röm. Reiches findet 585
6 Fortſetzung der Nachricht von dem verbeſſerten Zuſtande der Ritterakademie zu Lüneburg. 548
7 Nachricht von einigen hieher gehörigen Neuigkeiten 566

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des IV. Bandes 1. Stück.

Lh 1733.1724

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Jenner, 1747

I.

An Apology for the Life of Mr. Colley Cibber, Comedian, with an Hiſtorical View of the Stage during his own time, Written by Himſelf. The ſecond Edition. Lond. printed by John Watts for the Author etc. MDCCXL. 488. S. in gr. 8.

D. I.

Eine Vertheidigung für das Leben Colley Cibbers, eines Commödianten, nebſt einer hiſtoriſchen Abbildung der Schaubühne ſeiner Zeit, geſchrieben von ihm ſelbſt ꝛc.

Da wir ſonſt nur von den gröſsten Männern die Erzählungen ihres eigenen Lebens bekommen und geleſen haben: ſo iſt dieſe Sache in neuern Zeiten viel gemeiner geworden. Wer nicht faul geweſen iſt, hat

seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, Memoires, oder Nachrichten von sich selbst geschrieben; und so ist endlich diese Sache von einem großen Xenophon und Cäsar, bis auf Comödianten herunter gekommen. Herr Colley Cibber, der seine Hauptlebensart nicht verleugnet, ob er sich gleich auch einen gekrönten Poeten, ja gar einen geadelten Hofpoeten hätte nennen können, beweiset dieses in gegenwärtigem Buche: welches er zweifelsfrey nicht würde geschrieben haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß der Welt etwas an seinem Leben gelegen wäre. So wenig aber uns Deutschen daran gelegen ist, zu wissen, ob jemals ein Colley Cibber in der Welt gewesen: so listig hat er gehandelt, daß er mit seinem Leben, die Erzählung von der englischen Schaubühne verbunden hat. Dieses hat uns nun auch neugierig gemacht, ein Buch zu kaufen, und zu lesen, welches wir sonst sehr gleichgültig würden übersehen haben: und wir glauben, daß viele unserer Leser gleichfalls unsers Geschmackes seyn werden.

Die Zueignungsschrift hat der Verfasser an einen ungenannten Freund gemacht, den er einen gewissen Herrn nennet. Diesem, wie er sagt, will er den Schimpf nicht anthun, ihn vor so einem Buche, als das seine ist, zu nennen. Uns ist diese Art der Zuschrift nicht anders vorgekommen, als die Neujahrsgedichte der Gratulanten, und armen Schüler, die sich auf alle ihre Gönner und Patronen schicken. Mehr wollen wir davon nicht sagen, als daß sie erst 1739. den 6 Nov. der zweyten Auflage des Buchs vorgesetzet worden.

Im

Im 1 Cap. erzählt der Verfaſſer ſeine Geburt, und mancherley Schickſale in der Schule: lauter wichtige Sachen? Er ſcheint es ſelbſt gemerkt zu haben, daß man ſo davon denken würde; Daher ſpottet er auch ſelbſt über ſein Vorhaben, um den Spott ſeiner Leſer zu entwaffnen. Er geſteht ſeine Thorheit frey heraus: tröſtet ſich aber mit dem groſſen Haufen ſeiner Geſellen in der Welt; treibt auch die Muthmaßung ſo weit, daß er ſagt: „wenn alle, „die nicht weiſe ſind, ſchamroth werden ſollten; ſo „würde gewiß kaum der zehnte Theil des menſch„lichen Geſchlechts ungeſtört bleiben. Defendit nu„merus, ſagt er.„ Für einen Hofpoeten von Profeßion, ſchickt ſich der Einfall recht gut: denn wer wollte ſich ein Bedenken machen, in Geſellſchaft von neun Zehntheilen der Menſchen, ein Narr zu ſeyn? Doch er führt noch einen Grund an, der ihn rechtfertigen ſoll. Ein Mann, ſagt er, der vierzig Jahre auf der Schaubühne zugebracht, wo er immer unter einer fremden Geſtalt erſchienen iſt, könne ſeine Zuſchauer leicht neugierig gemacht haben, zu wiſſen, wer er dann in der That ſey? Er ſetzt hinzu: warum er, der ſo lange ſeine Wohlthäter lächerlich gemacht hätte, es nicht endlich auch verdienen ſollte, nach abgelegten theatraliſchen Kleidern, ſelbſt ausgelacht zu werden? Wir hoffen, unſere Leſer werden nichts dawider einzuwenden haben: ja man wird ihm mit dem Horaz zurufen:

Sit fas, liceatque perire Poetis!

Quis ſcit, an prudens huc ſe dejecerit?

Endlich entschuldiget er sich damit, daß verschiedene schon vor ihm der Frau Olfield, des Wills und Booths, und anderer englischen Schauspieler Leben beschrieben haben. Daß er uns endlich auch so gar seine Geburt erzählt, thut er nur darum, daß man nicht etwa denken möge, er wäre gar Niemands Sohn gewesen.

Er ist also zu London 1671. den 6. Nov. gebohren worden; ja um uns die Sache recht aus dem Grunde zu sagen, so nennet er auch so gar die Straße und das Haus. Sein Vater hat Cajus Gabriel Cibber geheißen; und ist ein Holsteiner von Geburt, seiner Kunst aber ein Bildhauer gewesen. Wenn also unser Colley Cibber ein großer oder kleiner Geist gewesen ist, so muß sich England mit Deutschland, und ins besondere mit Hollstein in ihn theilen; weil nur seine Mutter eine Engländerinn, sein Vater aber ein Hollsteiner gewesen. Im 1682 Jahre, als er etwas über eilf Jahre alt gewesen, hat man ihn in die Schule geschickt. Daselbst ist er ein leichtfertiger unfleißiger Junge geworden, der lieber und viel hurtiger böses, als gutes gethan, Prügel gekriegt, sich alles zu Feinden gemacht, u. s. w. wie es ihm denn sein ganz Leben lang eben so gegangen. Hierauf folgt eine herrliche Schuljungenhistorie, die wir ihm aber gern schenken wollen; so wohl als die Ausschweifungen dieses Capitels, über das Spotten; seinen Gebrauch und Misbrauch; die Anmuth der Thorheit; die Eitelkeit der weltlichen Hoheit; und endlich von dem Lachen, als einer, seiner Meynung nach, nicht übeln Philosophie.

Im

Im zweyten Capitel kommen eben solche ausschweifende Materien vor. Wir erwähnen davon nur, daß eine englische Ode, die er in der Schule besser als andere gemacht, ihm zwar einen Vorzug bey den Lehrern; aber auch viel Unglücks zugezogen. Beyläufig redet er hierauf von Satirenmachern und Pasquillanten, und was für Wirkungen sie bey ihm gehabt. So poßirlich die Schreibart unsers Schriftstellers sonst ist: so ernsthaft wird sie hier; und er sagt in der That Dinge, die nicht unrecht sind. Nachdem er nämlich erinnert hat, daß sich das Lob auch von einem Nero mit seiner Leibwache nicht erzwingen läßt: so setzt er hinzu: „daß Männer von „den größten Verdiensten ihren Tod erwarten müs„sen, ehe ihnen die Welt völlige Gerechtigkeit wie„derfahren läßt. Dann bekämen sie erst den Lohn „ihrer Vortrefflichkeit, wann sie ihn nicht mehr ge„nießen könnten; ja vielleicht würde so gar die Bos„heit sie noch mit Lobsprüchen überhäufen: nicht so „wohl sie zu erheben, als vielmehr andern, die mit „ihnen um den Vorzug stritten, wehe zu thun. „Daher käme es, daß eine Satire tausend Leser „hätte, wenn ein Lobgedicht kaum einen hat. Wenn „er also in vielen Satiren seinen Namen fände, so „sähe er dieses nicht als eine Bosheit gegen sich, son„dern als eine Gewinnsucht bey den Urhebern derselben an; indem sie dadurch nur viele Leser zu bekom„men wünschten: ihm aber nicht feind wären, weil „er sie niemals beleidiget hätte. Und daß endlich „ihre wöchentlichen Staatszeitungsschreiber, auf „ihn, und auf die Regierung so loszögen, käme nur

„bloß aus Verdruß her, weil dieſe letztern es un„glücklicher Weiſe verabſäumet hätten, ihren Wiß „auf eine beſſere Art zu beſchäfftigen. Daher kä„men nun alle die niederträchtigen und armſeligen „Spötterеyen und Anfälle ihrer öffentlichen Zeitungs„blätter, auf gewiſſe beliebte Schriftſteller: da doch „gewiß unter hundert zugleich lebenden Schriftſtel„lern ſelten mehr als ein einziger wäre, an deſſen „Satire man ſich zu kehren Urſache hätte. Wenn „ein Meiſter in der Kunſt über eine Schrift ver„drüßlich wäre, ſo hätte man freylich Urſache zu er„ſchrecken.„ Hier kömmt er auf die Beurtheilung ihres großen Atticus, wie er unſers Erachtens den Herrn Pope nennet, der aus beſonderer perſönlichen Feindſchaft jemanden, und wie es ſcheint, ihn ſelbſt, durchgezogen haben ſoll. Dieſem ſetzt er nun eine Stelle aus dem Tatler, oder Schwätzer, entgegen: Bey allem Tadel, heißt es im 242ſten Stücke, wo das Urtheil aus einem perſönlichen Haſſe, oder ſonſt aus einer Leidenſchaft, zu flieſſen ſcheint, da geht ein ſolcher Ausſpruch die Welt nichts an: Es iſt nichts, als eine bloße Mishälligkeit zwoer Perſonen. Er tröſtet ſich aber damit, daß dieſer große Geiſt, bey zunehmenden Jahren ſo aufrichtig geworden, auch verdienten Männern, die er vorhin getadelt, wieder ihr Recht wiederfahren zu laſſen. „Glückſe„liger Geiſt! ruft er hiebey aus: deſſen Verſe, wie „das Auge einer Schönen, mit dem kleinſten gewo„genen Blicke, auch die tiefſten Wunden wieder „heilen können!

Soviel

So viel haben wir doch von unſers Verfaſſers ernſthaften Gedanken hier anführen müſſen, um zu zeigen, daß er auch nicht allezeit einen Luſtigmacher abgiebt. Er merkt auch an, daß es gar nicht abzuſehen ſey, warum die Satire im ſchimpfen mehr Recht haben ſolle, als die Comödie? Dieſer vergönnt man es, ſeit Ariſtophans Zeiten, nicht mehr, die Leute namentlich durchzuziehen: warum verſtattet man es denn den Stachelſchriften? Juvenal mag ſich alſo ſo viel Freyheit genommen haben, als er will: ſo kann doch ſein facit indignatio verſum, weiter nichts, als ein guter Einfall ſeyn. Denn man hat gewiß blut wenig Gerechtigkeit zu hoffen, wo der Zorn und die Erbitterung den Scharfrichter ſpielt. Wir können ihm hier nicht Unrecht geben, und müſſen es um ſo viel mehr thun; da auch in unſerm Vaterlande ſeit einiger Zeit ſehr darinn verſtoßen worden. Mehr wollen wir davon vorizo weder aus ihm anführen, noch ſelbſt erinnern.

Er entdeckt darauf den Grund, woher die engliſchen Poeten ſo ſehr wider ihn erbittert werden: nämlich, weil im 1730ſten Jahre, der erledigte poetiſche Lorberkranz, oder das Hofpoetenamt, welches viele ſehr wohl, und viel beſſer, als er, verdient, aber aus Mangel mächtiger Gönner, nicht bekommen hätten, ihm zu Theile geworden. Dieſes hätte ihm nun die ſatiriſchen Federn aller ſeiner Mitwerber auf den Hals gezogen. Es kann ſolches gar wohl ſeyn: indeſſen muß es in England mit dieſem Lorberkranze, und Hofpoetenamte viel anders ausſehen, als bey uns: wo gewiß kein rechtſchaffener

Poet darnach strebet, vielweniger auf einen andern böse wird, der eins von beyden erhält.

Im III Capitel erzählt der Verfasser, daß er erstlich ein Geistlicher, sodenn ein Jurist, und endlich ein Soldat werden wollen; daß er auf die Universität gezogen; und zu Nottingham eben in die große Revolution des englischen Staats mit gezogen worden; auch für sie die Waffen ergriffen habe. Das Glück hätte ihm zwar wohl gewollt, aber er hätte aller seiner Gunst die Schaubühne vorgezogen: wobey er die Profeßion eines Schauspielers in Betrachtung zieht, und so wohl ihre Vorzüge, als ihre unglücklichen Schicksale erzählt.

Im IV. Capitel fängt er an, eine Beschreibung der englischen Schaubühne vom 1660sten Jahre an, bis zur Revolution, zu geben. Dieser Zeitpunct hebt sieben Jahre vorher an, ehe der Verfasser selbst ein Comödiant geworden. Zu der Zeit ist die erste große Veränderung der Schaubühne vorgegangen, deren Kenntniß uns von allem eine bessere Einsicht geben wird. Als König Carl der andere zum Throne gelanget war, gab er zwoen Banden Befreyungsbriefe; deren eine den William Davenant, die andere den Heinrich Killingrew zum Principal hatte. Die ersten nannten sich the Kings Servants, oder königliche Comödianten, und spielten auf der königlichen Bühne in Drurylane; die andern hießen des Herzogs Bande, und spielten im Dorsetter Garten. Anfangs stunden die ersteren auf des Königes Hausliste; und jeder von ihnen bekam jährlich zehn Ellen rothes Tuch zum Kleide,

nebst

nebſt einigen Ellen Treſſen dazu. Aus des Herzogs Comödianten ward ebenfalls viel gemachet: und der ganze Hof beſuchte ſie beyde gleich oft. Ihre innern Streitigkeiten wurden unmittelbar vom Könige oder Herzoge geſchlichtet. Was ihnen zum Vortheile gereichte, war, daß ſie ihre Bühnen zuerſt, und zwar nach einem ſehr langen Bürgerkriege, und gänzlichen Verbothe, unter Cromwellen eröffneten. Nach ſo langem Faſten nun war der Hunger des Volkes deſto größer geworden: und Schackeſpears Stücke bothen ihm ſo mannigfaltige Beluſtigungen dar, daß die Begierde der Zuſchauer vollkommen geſättiget werden konnte. Hier bedienet ſich Herr Cibber der „Worte: „Hundert Jahre ſind verfloſſen, und von die„ſem Jahrhunderte auch ein ziemlich Stück: und gleich„wohl wird auch das noch ungebohrne Alter nicht „ſagen können: Schackeſpear hat ſeines glei„chen! Es haben viel vortreffliche Schauſpieler „ſeine Sachen aufgeführt, aber doch die Vollkommen„heit ſeiner Schriften nicht erreichet.“ Es iſt erſtaunlich, daß bey allen Fehlern der ſchackeſpeariſchen Schauſpiele dennoch die Engländer ſo geſchworne Bewunderer derſelben bleiben! Ohne Zweifel iſt es ein Zeichen, daß in 150 Jahren weder ihre Sprache, noch ihre Einſicht in die Regeln der freyen Künſte einigen merklichen Zuwachs erhalten hat.

Der andere Vortheil der damaligen Schaubühne war, daß man zuerſt Frauenvolk aufzuſtellen anfieng, welches bis dahin in England nicht geſchehen war. Man hatte ſich vorhin mit Knaben, oder ältern jungen Leuten von weibiſchem Anſehen beholfen:

und

und der Verfaſſer meynt, daß man von ſolchen Leuten ſich keine Anmuth oder Meiſterſtücke in der Vorſtellung verſprechen könne. Gleichwohl finden wir, daß Athen und Rom ſich daran begnügen laſſen; als wo lauter Mannsperſonen die Schaubühne beſtiegen. Man leſe, was Herr Riccoboni hiervon in ſeinem Buche, von Verbeſſerung der Schaubühne, für Gedanken hat. Indeſſen zogen die ſchönen Comödiantinnen dazumal eine Menge Zuſchauer herbey; und der Verfaſſer meynt, daß einige von ihnen ſo reizend geweſen, daß ſie auch in die Staatsſachen des Königreichs einen Einfluß gehabt. Beyde Banden theilten ſich alſo in die Stücke Schackeſpears, Fletſchers, und Johnſons; und wenn hier das eine Stück vortrefflich geſpielt ward, ſo ward dort ein anderes vortrefflich vorgeſtellet. Die Mannigfaltigkeit ward alſo in den Schauſpielen mehr dadurch befördert, als wenn beyde Banden einerley Stücke geſpielet hätten.

Hier macht Herr Cibber eine Anmerkung, die nicht unrecht iſt. Man glaubt insgemein, je mehr gute Banden man hätte, die einerley Stücke aufführten; deſto mehr Nacheiferung gäbe es unter den Comödianten. Allein er glaubt, dieſe Eiferſucht zöge nichts Gutes nach ſich. Denn wenn ſie mit einander um die Wette täglich die beſten Stücke ſpielten, ſo würden diejenigen Stücke, die den Zuſchauern billig gefallen ſollten, bald altfränkiſch: der Pöbel würde nach ſeltſamen und ungeheuren Neuerungen begierig, und dieſes beſchimpfte hernach den Geſchmack eines geſitteten Volkes. „Zwar, wenn

„man

„man gute Dichter genug hätte, so könnte man al-
„len Banden genug zu thun geben: allein da ihre
„Zahl so klein, und der unzeitigen Criticaster ihre so
„groß wäre: so besorgt der Verfasser, die guten
„theatralischen Poeten, und die Cometen, würden
„gleich oft in der Welt erscheinen.“ Man sieht leicht, daß es in England eben so aussieht, als bey uns.

Einige Jahre waren also diese beyde Banden ganz glücklich, bis es ihnen nämlich an neuen Stücken zu fehlen begann. Des Königs Bande behielt endlich den meisten Beyfall; weswegen des Herzogs Principal, Davenant, um derselben die Wage zu halten, auf die Gedanken kam, auch Musik und allerley Vorstellungen mit seinen Schauspielen zu verbinden. Das ward nun eine neue Art derselben, die man dramatische Opern nennte, dergleichen die Circe, Psyche, und andere wären, worinn kostbare Verzierungen der Bühne, prächtige Kleider, und die besten Stimmen, mit den geschicktesten Tänzern um den Vorzug stritten. Hier war es nun kein Wunder, daß dieses Blendwerk der Augen und Ohren, der einfältigen Vorstellung der Natur den Vorzug abgewann: indem es viel mehr Leute giebt, die da sehen und hören, als Leute, die da nachdenken, und urtheilen können. Diese Verderbung des öffentlichen Geschmacks fiel nun der königlichen Bande zur Last; und sie beschwerten sich in ihren Vorredner sehr oft darüber. Allein was kann die Wahrheit ausrichten, wenn die Entscheidung mehr auf die Unverständigen, als auf die gescheidten Zuschauer ankömmt? Das Lob der Klugheit giebt

magre

magre Suppen; aber das Geld der Thoren macht dicke Bäuche. Doch ein verwünschter Puppenspieler hätte bald bey den Banden das Garaus gemacht, wenn nicht der König ihn fortgeschafft hätte. So geht es noch bey den heutigen Völkern eben so, wie in Rom zu des Terenz Zeiten; der sich auch einmal beklagte, daß ihm ein kahler Seiltänzer alle Zuschauer weggenommen. Endlich, da es den einzelnen Banden an genugsamen Zuschauern gebrach, und etliche Comödianten vor Alter abgehen wollten: vereinigte der König beyde 1684; und verboth alle andere Comödien. Die Einkünfte wurden unter zwanzig Schauspieler getheilet.

Hr. Cibber beschreibt uns die Verdienste dieser Leute nach ihren besondern Geschicklichkeiten, wie er sie 1690, als er unter ihrer Zahl zum untersten angenommen worden, gefunden, und bezeuget gegen viele eine besondere Hochachtung. Dem Betterton thut er die Ehre, ihn in der Vorstellung dem Schackespear, als einem Dichter, an die Seite zu setzen; weil beyde in ihrer Kunst unvergleichlich gewesen. Er redet mit lauter Entzückung von ihm; und es wäre zu wünschen, daß unsere deutschen Schauspieler das ausführliche Lob lesen könnten, das diesem englischen Roscius gegeben wird. Aus seinem Munde hat man erst recht empfunden, was Schackespear geschrieben: und damals ist dessen Muse in vollem Triumphe einhergezogen. Doch wir können uns nicht länger aufhalten: und merken nur an, daß Hr. Cibber, er sey nun sonst, wer er wolle, hier überall eine gute Kenntniß der theatra-

lischen

liſchen Vorſtellungskunſt beweiſet. Eine kleine Probe davon giebt auch das Urtheil, daß viele Poeten ihre eigene Verſe nicht leſen können; wovon er den Dryden zum Beyſpiele anführt: andere hergegen eben nicht die gröſten Dichter ſind, aber durch ihr lebhaftes Ausſprechen ihren Sachen eine unendliche Anmuth geben. Dieſes hat der engliſche Dichter Lee gewieſen; dem ein Comödiant, welchem er eine gewiſſe Rolle vorlas, ſeine Partie hinwarf, und ſagte: Was ſoll ich die Perſon auf mich nehmen, wenn ich ſie ſo nicht ſpielen kan, als ſie dieſelbe leſen?

Im V. Capitel redet Hr. Cibber erſt etwas mit ſeinen critiſchen Leſern, ehe er die Charactere der übrigen engliſchen Comödianten beſchreibt. Er redet von den jungen Leuten, die zu König Carls Zeiten Frauenzimmer geſpielet; und davon fällt ihm eine luſtige Hiſtorie ein. Denn, als der König einmal etwas zeitiger in den Schauplaz gekommen war, und ungeduldig fragte, warum es noch nicht anginge? trat der Principal der Bande zu ihm, und meynte, es wäre am beſten, eine wahrhafte Urſache der Verzögerung anzugeben. Daher ſagt er: Die Königinn hätte ſich noch nicht balbieren laſſen. Wie leicht zu denken iſt, ſo gab dieſes Anlaß zum lachen, und Kynaſton, der dieſe Königinn ſpielte, ward um deſto beliebter. Ja ſeine Schönheit machte, daß die vornehmſten Frauen ihn in ſeiner theatraliſchen Kleidung mit in die Kutſchen nahmen, wenn ſie in dem Park ſpazieren fuhren.

Im VI. Capitel erzählt er, wie er selbst ein Comödiant geworden, und denn fängt er von der Zeit seiner Dunkelheit an, bis er endlich, nach seiner Redensart, ein theatralischer Triumvir geworden. Man hatte dazumal eine Regel gemacht, daß kein junger Mensch bey der Comödie in Besoldung treten könnte, der nicht ein halbes Probejahr ausgestanden hätte. Dieß ließ er sich nun sehr gern gefallen: weil er schon genug bezahlt zu werden glaubte, wenn er nur täglich umsonst eine Comödie zu sehen kriegte. Nach drey Viertel Jahren bekam er erst einen Sold von 10 Schillingen die Woche; welches drittehalb Thaler unsers Geldes macht: wobey er noch in seines Vaters Hause freyen Tisch hatte.

Hier beschreibt er sich nun, in seinen ersten Rollen, mit lebendigen Farben: welches aber einem Comödianten mehr, als uns zu wissen nützlich seyn könnte. Die Härtigkeit aber, womit er bey zunehmender Geschicklichkeit, und andere seines gleichen, von dem Principal der Bande gehalten worden, gab Gelegenheit, daß sich dieselbe trennete. Hier sind nun viele besondere Ursachen, und Umstände dieser Trennung beschrieben, die uns aber nicht viel angehen. Es ward auf Ansuchen des Principals der neuen Bande, ihm erlaubt, eine neue Bühne zu bauen. Das Geld darzu brachte man durch Subscription zusammen; und es fanden sich Gönner, die bis 40 Pf. Sterlings darzu hergaben: und so baute man das Theater zu Lincolns in Fields. Das erste Stück, welches darauf vorgestellet wurde, hatte die Jungfer Behn, eine bekannte englische

Dichte-

Dichterinn geſchrieben, und es hieß Abdelazar, oder The Moor's Revenge. Den erſten Tag, war es ſehr voll; den folgenden Tag aber ſehr leer: es ſey nun, daß das Stück oder die Schauſpieler keinen Beyfall gefunden hatten. Doch ihre Gönner erſetzten ihnen eine Weile den Abgang der Einnahme. Hier hat Herr Cibber das Glück gehabt, zum erſtenmale mit einer Anrede in Verſen, bey Eröffnung der Bühne, Beyfall zu erhalten. Man wollte ihn aber dieſelbe nicht ſelbſt herſagen laſſen; ſondern gab ihm lieber zwo Gulneen für ſeine Arbeit, und Powel mußte es thun: worüber er ſehr betrübt ward; ſonderlich, als verſchiedene Stellen darinn mit großem Händeklatſchen aufgenommen wurden; ein Lob, das er lieber ſelbſt eingeärndtet hätte.

Zu dieſer Zeit ward Congreve gewonnen, daß er ein Stück für die Bühne machte; und man gab ihm die ganze Einnahme eines Tages dafür zur Belohnung. Auf der alten königlichen Bühne ward durch die ſchlechten Comödianten, und ihre elende Vorſtellung, Schackeſpear mit ſeinen beſten Stücken, Hamleth, Othello, und Brutus, abgeſchmackt und lächerlich. So wenig kann man aus dem ſchlechten Beyfalle, den manches Stück in der Vorſtellung findet, ſchlieſſen, daß es an ſich ſchlecht ſey! da ſelbſt diejenigen Stücke, die vorhin waren bewundert worden, itzo durch eine ſchlechte Aufführung ganz fielen, und keine Liebhaber fanden. Dieſes veranlaßte denn die neue Bande, jener alten einen Streich zu ſpielen, und den Tag zuvor, da jene den Hamlet ſpielen wollten, daſſelbe Stück aufzuführen.

Kaum erfuhr das die alte Bande, so beschleunigte sie ihre Vorstellung auch, und stellte denselben Tag dasselbe Stück vor. Diese Zeitung war ein Donnerschlag für die neue Bande; weil sie wohl vorher sahen, daß ihr Schauplatz ledig seyn würde, wenn dort Betterton den Hamlet vorstellte. Sie ergriffen also augenblicklich den Entschluß, eben das Stück zu spielen, welches jene, ihnen zum Possen, hatten fahren lassen. Es hieß The old Bachelar, oder der alte Junggeselk; und hier wollte Powel, der dem Betterton gram war, ihn durch eine Nachäffung aller seiner Minen und Geberden lächerlich machen. Dieses ward auf die Comödienzettel gedruckt, und sie bekamen einen ziemlichen Zulauf dadurch: „weil doch alles, was wahre Verdienste lächerlich macht, denen, die davon entblößet sind, „zu gefallen pflegt.“ Innerhalb sechs Stunden mußten alle Comödianten ihre Rolle selbst, aus gedruckten Comödien ausschreiben, und lernen.

Wir würden viel solche kleine Historien erzählen müssen, wenn wir unserm Verfasser Fuß vor Fuß folgen wollten. Allein, wir übergehen das VII. und VIII. Capitel, welche voll solcher Begebenheiten sind: außer daß Hr. Cibber darinn erzählt, was er selbst für Stücke gemacht. Im IX. Capitel erzählt er, wie die berühmte Fr. Oldfield zuerst eine Comödiantinn geworden, und schildert sie ihrer Geschicklichkeit nach ab. Er meldet auch, wie der große Schauplatz auf dem Heumarkte in London, für Bettertons Bande gebauet worden; aber so gut nicht gerathen, als man gedacht. Im X. Capitel zeigt

er un-

er, unter andern die Macht eines Lord-Chamberlains, über die englischen Schaubühnen; und macht zuletzt eine Ausschweifung über die tragischen Poeten. Im XI. erzählt er einige, so genannte chimärische Vorschläge, die Schaubühne nützlich zu machen; welche er aber selbst thut, und die in der That so schlecht nicht sind. Er kömmt in vielem mit demjenigen überein, was Herr Riccoboni zu Paris, vor einiger Zeit, und fast in einem Jahre, mit diesem Engländer gethan. Er ist nämlich mit Recht der Meynung, daß nichts die Sitten eines Volkes mehr verderbe, als eine freche und zügellose Schaubühne. Dieses darzuthun, beruft er sich im Gegentheile auf den grosien Einfluß, den das Trauerspiel Cato in die Gemüther der Engländer gehabt, als es zuerst, und zwar sehr oft vorgestellet worden. Es hat die Brust aller seiner Zuschauer mit patriotischen und tugendhaften Regungen erfüllet. Auch diejenigen, die sie nicht aus wahrhafter Neigung fühlen mochten, wurden begierig es zu scheinen, und dafür angesehen zu werden. Der edle Trieb zur Freyheit stieg dadurch zu einer Zeit sehr hoch, als der Staat in einer innern Bewegung, wegen der künftigen Regierungsart, war. Wäre nun dieses Stück niemals gemacht und gespielt worden; wie viel hätte England nicht dadurch verloren? Unzähliche edle Gedanken, die in alten Schriftstellern zerstreut anzutreffen sind, wurden im Cato, durch die Vorstellung selbst, belebet, und bekamen dadurch eine neue Kraft. Und wenn gleich Cato darinn unglücklich stirbt, so stirbt doch seine Tugend sieghaft, und läßt den Triumph in jedes Zuschauers Brust zurück.

Wenn nun solche Wirkungen eines Schauspiels lobwürdig sind, fährt der Verfasser fort; wenn die Gewalt der Schaubühne über die Herzen so groß ist: was für ein bequemer Mittel kann man ersinnen, Wahrheit und Tugend unter ein Volk zu bringen; und es zur Liebe und Vertheidigung der Ehre seines Vaterlandes anzuflammen? Ist es nun gleich eine schwere Sache, eine Schaubühne lange in solcher Reinigkeit der Sitten zu erhalten: so sollte doch diese Schwierigkeit die Ehre der Schaubühne mehr befördern, als schmählern. Und da auch die größten Staaten, aus Mangel guter Köpfe, unter den Regenten und Ministern, verfallen: so ist es auch von der Schaubühne kein Wunder, indem auch geschickte Comödianten, theatralische Dichter, und gute Richter von beyden, so wohl als große Prinzen, und Staatsmänner, die Geschenke des Glücks und der Natur, sind. Er sagt ferner: daß die Athenienser zur Auszierung eines Trauerspiels vom Sophokles auf 100000 Pf. Sterlings verwandt hätten, sey gewiß nicht geschehen, bloß den Müßiggängern etwas zum angaffen vorzustellen: sondern weil dieses die vernünftigste, lehrreicheste, und anmuthigste Art des Unterrichts, die der menschliche Witz ersinnen können, gewesen; die also einem weisen und tapferen Volke am besten angestanden. Man kann leicht schließen, was der Verfasser für Folgerungen daraus zieht: wiewohl er doch die große Verderbniß der englischen Schaubühne noch sehr schonet, um seine englische Leser nicht in Harnisch zu bringen. Wir wollen aber, bey Gelegenheit eines andern Buches,

nach-

nächſtens einmal mehr davon ſagen. Gleichwohl wünſcht er herzlich, daß eine Verbeſſerung auf Verordnung des Staats erfolgen möge; die von den Comödianten, ohne ſichtbaren Verluſt ihres Unterhalts, nicht unternommen werden kann.

Im XII. Cap. erzählt er, wie die Opern in England zuerſt von der Comödie abgeſondert worden; und wie die Comödien wieder ihren alten Beyfall erhalten haben. Jene ſtunden dazumal noch mit dieſer unter einem Principal; und hatten, wegen ihrer verſchwenderiſchen Zierrathe einen ſolchen Zulauf von dem Adel, daß es erſtaunlich war. Allein es daurte nicht lange; denn, da man wegen der größern Entfernung der Bühne nicht verſtund was geſungen ward, und die Minen der Sänger in den Gemühsbewegungen nicht ſehen konnte: ſo fiel ſie ganz. Dieſe ſo hitzig-geliebte Schöne, ward altfränkiſch, und ihre größten Bewunderer wurden nunmehr die Fehler ihrer Urheber und Aufführer gewahr. Da ſie auch ein bloß ſinnliches vergnügen gab: ſo konnte ſie nicht anders, als durch eine jährliche Veränderung der Stimmen erhalten werden. Farinelli ſelbſt, den man in England in zweyen Jahren überdrüſſig geworden, hat in Spanien noch Reizungen genug gehabt, einen König ſo zu bezaubern, daß die Staatsklugen beſorget, er möchte noch einmal das Regiment des Königreichs niederlegen; um ihn deſto öfter zu hören.

Hierbey kömmt er auf den natürlichen Fehler der wälſchen Sänger, den wir lieber mit ſeinen eigenen

Worten, als mit den unsern ausdrücken wollen: There is too, sagt er, in the very Species of an *Italian Singer*, such an innate, fantastical Pride and Caprice, that the Gouvernment of them, (here at least) is almost impracticable. Er setzt hinzu: Was noch lächerlicher wäre, so hätten diese kostbaren Canarienvögel bisweilen alle musikalische Liebhaber mit ihren kindischen Zwistigkeiten angefeindet. Ja Cäsar und Pompejus hätten die römische Republik nicht in ärgere Spaltungen gestürzet, als Faustina und die Cuzzoni, in Engelland erreget: weil es gar nicht möglich wäre, zwo vollkommene Sängerinnen bey einer Bande zu behalten. Ein Beyspiel davon hätte man zu Parma gesehen, wo man bey des Herzogs Beylager alle gute Stimmen aus Italien zusammen getrieben, um recht was vollkommenes zuwege zu bringen. Allein da es zur Probe gekommen, hat jeder Sänger gedacht, er wolle entweder ein Cäsar, oder gar nichts seyn. Ein jeder wollte singen was ihm gefiel, und sich an keine Regeln des Directors binden; auch durchaus keinem andern eine Partie gönnen, darinn er sich hervorthun könnte; bis endlich ein rechtes Hahnengefechte daraus entstanden, darinn einer den andern zu tode gebissen. Schade! sagt unser Verfasser: daß sie nicht bey dem Kaiser von Fetz und Marocco in Diensten gestanden: denn wie leicht würde dieser Directer solche Zänker in Ord-

nung

a) Dieses ist uns aus dem Hessischen von einem gelehrten Freunde in der Absicht zugefertiget worden, daß wir es hier einrücken sollen; damit man die Urtheile der Gelehr-

nung gebracht haben! Wie es also von wichtigern Staatsveränderungen vormals geheißen:

Suis et ipsa Roma viribus ruit! *Hor.*

So hat sich auch das Opernreich durch die allzugroße Vertrefflichkeit seiner Sänger selbst zu Grunde gerichtet.

Soviel mag aus diesem Cibberischen Buche genug seyn, ob es gleich noch verschiedene merkwürdige Sachen enthält.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Auszug aus einem MSt. von den Römischen Fechtern, nach Lipsii Lateinischer Abhandlung (de Gladiatoribus) dem Haupt-Innhalte nach übersetzt, und mit beyfälligen Anmerkungen, so zur Erläuterung der Teutschen Sprache abzielen, versehen ꝛc. (a)

p. 18. Und haben wir, wenn man von einem unversehens entstandenen Widerwillen redet, ohnfehlbar den Ausdruck hieher entlehnet, daß man sagt: Einen Streich einem versetzen, spielen, machen, welches Erasmus in seinen Lat. Chiliad. giebt: Contra Retiarium ferula. Gleichfalls sagt man im Gegentheile: Einen Streich vermeiden; Manum ferulæ subduximus b).

Gelehrten davon auf eine unpartheyische Art vernehmen könne.

b) Iuvenal. Sat. 1. p. 15.

Gleichwie nun rudis ein deutſch Wort ſeyn mag, und eben das, was eine Ruthe bedeutet, alſo pflegt man auch zu ſagen: Einen abpeitſchen. Rudibus batuere. Wiewohl der Unterſcheid hierbey darinn geſetzt werden könte, daß, wie jenes der Laniſt mit ſeiner Ruthe bey ſeinen Scholaren nur, dieſes aber ein Scholar gegen den andern thun konnte: alſo z. E. dieſes, ein Gelehrter an einem andern; das andere aber nur ein Anfänger gegen ſeines gleichen zu beweiſen hätte.

Eine gleichförmige Redensart iſt: Einen von der Schule ſchlagen. c) Der Rudis war nach eines jedweden Rüſtung beſchaffen, wie oben gedacht worden. So hatten die thraciſchen Fechter krumme; ein Nacheiler (Secutor) der den Netzmann (Retiarius) verfolgte, einen zackigten ſtumpfen Degen; und wenn ſie ſich darauf ſchlugen, ſo hießen ſie es batuere. So wie es ſich nun auf dem Kampfplatze öfters zutrug, daß einer den andern im ernſtlichen Gefechte gar vom Platze trieb, dergleichen Beyſpiel unten bey den Abwechslern (Suffecti) wir an dem Sulla erblicken werden: alſo geſchahe es noch öfter auf der Schule, daß einer den andern in

c) Sueton. Calig. c. 54. Myrmillonem è ludo rudibus ſecum batuentem et ſponte proſtratum confodit ferrea ſica.

d) Seneca: Gladiatores gravioribus armis diſcunt quam pugnant: diutius illos magiſter armatos, quam adverſarius ſuſtinet. Eben dergleichen merket Vegetius L. 1. c. 12. bey den Soldaten an: Duplicis ponderis illa oratis et clava ideò dabantur, ut cum vera et leviora tiro

arma

in den Winkel trieb, oder wohl gar von der Schule herunter ſchlug. Welche Art zu reden unter den Gelehrten noch anjetzo im Gebrauche iſt, wenn ſie mit triftigen Gründen ihren Gegner ſo in die Enge treiben, daß ſie nicht mucken dörfen.

Rudis gehörte demnach zu den Gymnaſien, und für die Schulen, und war anders, als die ferula derer Meiſter, in Form eines Degens, vielleicht auch ſchwerer und wichtiger. Denn da ſie ſchwerere Uebungen hatten, ſo waren darnach auch ihre Waffen beſchaffen und eingerichtet. d)

Wann die Scholaren nun lange genug gelernet, ſo mußten ſie, wie die Teutſchen reden, mit einander zu Platze kommen, In arenam cum adverſario deſcendere. e) Wir brauchen dieſe Redensart von ſolchen, die kurz vorher in gutem Vernehmen mit einander geſtanden, auf einmal aber in Hitze gegen einander gerathen: ſo wie die Fechter auf der Schule gute Freunde waren, ſo bald ſie aber mit einander zu Platze kamen, gleich auf dem Platze Feinde wurden. Vorzeiten geſchah dieſes Kämpfen bey denen Scheiterhaufen, worauf die Leichen verbrennet

arma ſumſiſſet, velut graviore pondere liberatus, ſecurior alacriorque pugnaret. Daher denn Cyprianus darüber in harten Worten ſich herausläßet, wenn er ſagt: Ut quis poſſit occidere, peritia eſt, uſus eſt, ars eſt. Scelus non tantùm geritur, ſed docetur. Diſciplina eſt, ut perimere quis poſſit: et gloria eſt, quod peremit.

e) Arena Lipſio in tract. de Amphit. c. 9. ideò dicitur, quod is locus deſabulari (planirt) ſolet, et arenæ ſterni in uſum pugnæ.

brennet wurden f) und dieſe hießen eigentlich bustuarii gladiatores. Nachher ſchien es zu beſchwerlich, das Volk ſo weit hinaus zu bemühen, weil die Leichen außer der Stadt verbrennt werden mußten. Deswegen erwählte man einen nähern geräumigen und beſtändigen Platz, und das war der Markt; daher denn ein ſolches Schauſpiel auch munus forenſe genennet wurde. Gleichwie nun der Umfang in Bogen oder Räume abgetheilt war g): ſo bedungen die Vornehmſten ſich das Recht eine Loge darinnen zu haben, auf erblich aus h); von da ſie und ihre Nachkommen das Fechter-Spiel anſehen könnten.

Zuerſt iſt dergleichen Schauſpiel oder Verehrung des Volks öffentlich im Jahr nach Erbauung der Stadt Rom 490. von dem Marcus und Decius Brutus bey Abſterben ihres Vaters, und zwar auf dem Ochſenmarkte in foro boario gegeben worden: daher denn wegen Vergleichung des auf dieſem Markte feil ſtehenden Viehes, und weil die Fechter in den Gymnaſien lange genug gemäſtet, endlich wie

f) Gladiatores olim ad rogum, poſtea in Arena pugnabant.

g) Vitruvius: Proinde ſpatioſiora diſtribuebant intercolumnia.

h) Jus unius columnæ.

i) Plin. L. 15. c. 18.

k) Seu cum laſcivum ſternit arena forum.

l) Sueton. Tiber. c. 7.

m) An ſich heißt es: Intra carcerem ſtare, ſe continere. Sonſt iſt Carcer, ein Gefängniß, das eigentliche

wie das Vieh paarweiſe (daher: zu Paaren trei-ben) zu Markte getrieben wurden, die Teutſche Re-densart mag entſtanden ſeyn: Seine Haut ſelbſt zu Markte bringen, tragen. Vires ſuas experiri. Dieſes war der Ort, wo die Lehrburſche die Probe und Verſuche von ihrer Geſchicklichkeit able-gen, und ein jeder ſeine Künſte an den Mann bringen mußte. Ob nun gleich Plinius i) anmer-cket, als wäre zu den Zeiten des vergötterten Julius das letzte munus auf dem Marckte gegeben worden: ſo iſt doch dieſes ſo zu verſtehen, daß unter ſeiner Veranſtaltung ſolches das letzte geweſen; immaßen aus dem Propertius klar iſt k) daß es daſelbſt auch noch unter dem Auguſt fortgedauret. Ja Sve-ton bezeuget l) daß Tiberius ein gedoppeltes gege-ben: eines auf dem Marckte; das andere auf der Börſe, oder in den Schranken (in ſeptis), ſo auf dem Martisfelde gemacht waren, daher wir noch ſagen: In den Schranken bleiben. Suo ſe metiri modulo, von einem der ſich nicht zu viel aus-nimmt und mäßiget. m) Jedoch wurde es mit den Schau-

liche Deutſche Kerker, Griech. κάρκαρος, tremor, wie Livius L. 1. von dem Kerker des Ancus Martius ſagt, daß es ſey ad terrorem increſcentis audaciæ mitten in der Stadt gebauet geweſen. Carceres aber in der mehreren Zahl waren die (Septa) Verzäunungen oder Schranken auf dem großen Platze zu Rom, Circus maximus genannt, und wurden daher ſo benamet, quod equi cöercentur, ne inde exirent, antequam magiſtratus miſerat. Varro de LL. 4. 32. Denn bey dem Wett-Rennen mußten die Candidaten ſo lange, bis das Zeichen zum

Schauſpielen auf dem Marckte auch was altes, immaßen die Zuſchauer daſelbſt nicht ſo ihre Bequemlichkeit zu ſitzen und zuzuſehen hatten; weswegen denn die Bürgermeiſter und Rathsverwandten ihren Schutz-Clienten einen Ort auf dem Marckte anwieſen, und ſie gleichſam damit belehneten. Und dieſes hieß die Raths-Loge (Locus conſularis) woſelbſt wohl eher der Rath zuweilen wohlverdienten Leuten zu Ehren Statuen zu Pferde, als Kenn- und Unterſuchungs-Zeichen ſetzen laßen, und darneben einen Platz von 5. auch wohl nur einen Fuß breit gegeben. n) Weil es nun ſo gedrange dabey hergieng, ſo geriethen ſie auf die Gedanken, beſondere Amphitheatra dazu aufzurichten o) in welchen ſie die Fechter ſo wohl, als die Jagden aufführen könnten. Doch blieb es mit erſtern zuweilen auch auf dem Markte, und in denen Verzäunungen des Agrippa p).

Zu

zum Ausbruche gegeben worden, in den Schranken gleichſam verſchloßen bleiben. Sueton. in Claud. c. 21. n. 6. Der Anzahl nach waren ihrer 12. alles gewölbete Gebäude; 6. von einer Seite des Circus, 6. auf der andern Seite. Vor jedem war ein Thor; vor allen Thoren zuſammen aber eine einzige Stange, die auf ein mit einem weißen Tuche gegebenes Zeichen zum Aufbruche (miſſu) im Augenblicke von allen Thoren zugleich gezogen wurde. Weil man aber das Wettrennen ꝛc. bey den Schranken anfieng: ſo wird Carceres vor den Anfang (principio) genommen. Wir haben daher alles in unſere Sprache gezogen, z. E. einen einſchränken. Aus den Schranken weichen, gehen, reißen, brechen. Carcere effundi, ruere. Das Ausreißen als ein Kriegs-Terminus. Unumgeſchränkt. Aus den Schranken laſſen,

Zuweilen wurde auch der Kreiß- (Circus) hierzu gebraucht.

Von der Fechtſchule oder dem Ludo ſelbſt aber zu reden, ſo war ein Theil die Rüſtkammer (Spoliarium) woſelbſt die Fechter etwa ihre Kleider und Waffen verwahret: welches ſie wohl von denen Badſtuben abgeſehen haben, als woſelbſt ſie auch Spoliaria oder Ausziehſtuben hatten; welches aber ohne Zweifel von dem Spoliario herkam, ſo man eigentlich das Verließ zu nennen pfleget: dahin bey den Römern die todten Leichname der Mißethäter ganz nackt an einem Hacken in die Gurgel gefaßt, hingeſchleppt, und von da in die Tyber geſpület wurden. q) Daher denn leichtlich die Redensart von einer Sache, die wir für verlohren achten, bey uns mag aufgekommen ſeyn, daß man ſagt: Es ſey ins Verließ damit gekommen. r) Ja es mögen auch wohl die

ſen, mittere. Die Turniere haben dieſes mit der Zeit nachgeahmet, von welchen Sveton im 43ten Cap. ſeiner Lebensbeſchr. behauptet, daß ſie in Troja aufgekommen, und hernach von dem Kaiſer Auguſt auch in Rom eingeführet worden, Neue acerra P.

n) Circ. Philip. 9.

o) Lipſ. de Amphitheatris.

p) Sueton. Calig c. 18. Munera gladiatoria in Amphitheatro Tauri, partim in ſeptis aliquot edidit.

q) Kipping. Antiquit. Rom. L. 2. c. 6. diſt. 11.

r) In welchem Verſtande Plinius den Schatz (gaza addito ſibilo) der Tyrannen ſpoliarium Civium et cruentarum prædarum ſævum receptaculum nennet. Panegyr. ad Traj. c. 36.

die Spoliaria zu Aufnehmung derer auf dem Kampfplatze verwundet- und getödteten gedienet haben; wenigstens iſt es wahrſcheinlich, daß die Kinder, welche die Fechter als Findlinge aufnahmen, und zu Fechtern erzogen, dahinein geſtecket werden. Wie denn Caſſius Severus dieſe Behältniße ausdrücklich Spoliaria infantium nennet. Und zeigt Spoliarium überhaupt einen Ort an, darinnen etwas aufgehoben wird, welches man mit der Zeit als feindliche Beute (Spolia) anzuſehen habe. s)

Von dieſem Gebrauche rührten die oftermaligen Zuruffungen des römiſchen Raths her, da ſie bey Abſterben des Kaiſers Commodus ſchrien: Mit dem Fechter ins Verließ, u. ſ. w. wie Lampridius ſchreibt; oder beym Tiberius, man ſollte ihn in die Tyber werfen, welches auf eins hinaus läuft. Und da diejenigen Verwundeten, welche ohne Hoffnung waren, daſelbſt vollends den Reſt kriegten t): ſo iſt leicht zu erachten, wie verzweifelt ſie auf dem Kampfplatze ſich ihrer Haut müßen gewehret haben; indem ſie lieber auf dem Platze bleiben, als in dem u) Spoliario erdroßelt werden wolten.

III.

s) So nennet Senec. de Provid. den Servilianiſchen See, Proſcriptionis Sullanæ ſpoliarium, weil etwa die bey dem entſtandenen Aufruhr unter dem Sulla getödteten Körper dahinein geworfen worden, wie bey den Puticulis und Eſquiliis zu geſchehen pflegte.

t) Der kriegeriſche Biſchof zu Münſter Bernhard v. Galen

* *

III.

Fortſetzung des Auszuges aus des Anton-Lazzaro Moro Buche. De Croſtacei et degli altri marini corpi &c.

d. i:

Von den verſteinerten Seegeſchöpfen, die man auf den Bergen findet ꝛc.

Wir ſind in dem Auszuge aus dieſem wichtigen Buche bey dem VI. Cap. ſtehen geblieben, darinn der Herr Verfaſſer endlich, nach geſchehenen Vorbereitungen, mit ſeiner Meynung hervortritt. Er ſetzt zum Grunde, daß die Natur in ihren Wirkungen allemal auf eine ähnliche Art verfahre. Er bemerket hernach aus der Geſchichte von der neu entſtandenen Inſel, dreyerley: 1) Daß mitten aus dem Abgrunde der See eine neue Inſel entſteht. 2) Daß dieſe Inſel zum Berge wird; 3) Daß auf dieſer Inſel, und folglich auf dieſem Berge Seegeſchöpfe angetroffen werden. Hierinn, ſagt er ſey die ganze Auflöſung der obigen Frage enthalten; und alſo ſetzt er folgenden Satz:

Die

Galen machte es mit ſeinen Soldaten nicht anders; indem er mit dem Feldarzte in den Caſernen herumgieng, und diejenigen, an deren Aufkommen er verzagte, mit der Piſtole vor den Kopf ſchoß.

u) Auf dem Platze bleiben giebt Seneca Epiſt. 94. alſo: Nunquid aliquem eſſe tam cupidum vitæ putas, ut jugulari in ſpoliario, quam in arena malit?

Die Seethiere und Seepflanzen, deren Überreſt heutiges Tages auf, oder in den Bergen gefunden werden, ſind ehe ſie ſich über die Fläche der See erhoben haben, in der See gebohren, ernähret, und groß geworden; hernach aber allereſt daraus erhoben, und verſteinert worden, als die Berge, darauf ſie befindlich ſind, ſich aus dem von der See bedeckten Schooße der Erden, bis zu derjenigen Höhe hervorgehoben, darinn man ſie itzo ſieht.

Der Herr Moro iſt ſo beſcheiden, daß er ſich nicht für den erſten Erfinder dieſer Meynung ausgiebt, ſondern ſowohl aus dem Herrn Vallisnieri, als aus Herrn Woodwarden einige anführet, die ſchon etwas ähnliches gelehret oder gemuthmaßet. Gleichwohl glaubt er nicht, daß ſeine Meynung die Anmuth der Neuigkeit ganz verlieren werde: weil bisher noch niemand dieſelbe recht ausgeführt, oder deutlich erklärt, vielweniger ſattſam erwieſen hat. Er verlangt aber nicht, daß man ſich ſeinem Ausſpruche ſo gleich ergeben ſolle; ſondern macht ſich anheiſchig ihn zu erweiſen. Der erſte Theil ſeines Satzes iſt: Daß die Seegeſchöpfe, die auf den Bergen liegen, in der See entſtanden und gewachſen ſind; der andere, daß ſie damals auf die Berge gekommen, als dieſe ſich aus der See erhoben haben. Beyde will er darthun: und von dem erſten hebt er an.

Fabius Colonna, hat diejenigen, die ſolche verſteinerte Sachen für Spiele der Natur halten, damit widerlegt, daß er etwas davon ins Feuer gelegt, und

und ausbrennen laſſen. Da hat er nun gefunden, daß ein ſolches verſteinertes Thier ordentlich, wie andre Knochen, zu einer Kohle geworden; nicht aber nach Art andrer Steine, in Kalk oder Staub zerfallen. Hieraus iſt zu ſchließen, daß dieſe Dinge nicht auf den Bergen, aus einer ganz ſteinernen Materie entſprungen, ſondern aus der See, wie die andern Seethiere entſtanden. Er nimmt auch den Schluß dazu, daß die Natur auch noch itzo ſolche Dinge auf den Bergen hervorbringen müßte, wenn ſie es vormals gethan hätte: welches doch gar nicht geſchieht. Hierzu kömmt auch noch die genaue Vergleichung der Sachen auf den Bergen, mit den Seethieren; da ſich denn eine ſo vollkommene Aehnlichkeit befindet, daß niemand der dieſelbe angeſtellet, das Herz haben wird, ſie für Spielwerke der Natur zu halten. Hievon führt er eine lange Stelle aus Woodwards Buche an.

Im VII. Capitel beweiſt er den zweyten Theil ſeines Satzes. Er ſagt, wenn es einmal gewiß iſt, daß dieſe Seegeſchöpfe nicht anders, als in der See gebohren worden, und groß gewachſen: ſo könnten ſie unmöglich anders auf die Berge gekommen ſeyn, als auf eine von folgenden Arten. Entweder die See muß einmal über alle Berge gegangen ſeyn; oder, die Berge müſſen vormals unter der See geweſen ſeyn. Einen mittlern Weg weis er nicht anzugeben. Was nun den erſten Weg betrifft, ſo ſind diejenigen, die ſolches von der Zeit der Sündfluth glauben, ſeiner Meynung nach ſchon oben von ihm widerleget; durch natürliche Wege aber hat das

Meer niemals ſo hoch ſteigen können, daß es über die Berge, da wo die Muſchelwerke und Fiſche liegen, gegangen wäre. Es ſcheint alſo kein anderes Mittel übrig zu ſeyn, als daß die Berge vormals mit der See bedeckt geweſen, ehe ſie ſich zu dem Grade der Höhe erhoben haben, worinn wir ſie itzo ſehen. Setzet man dieſes voraus, ſo kann man völlig begreifen, wie alle dieſe Seegeſchöpfe wirklich in der See gebohren worden, und erwachſen; und dennoch ſo hoch über der Fläche der See angetroffen werden können: welches bey allen andern Hypotheſen noch nicht angeht. Doch da er ſeine Meynung nicht nur hypothetiſch ſondern ſchlechterdings als eine Wahrheit bejahet: ſo will er ſie auch, nicht nur als möglich, und wahrſcheinlich, ſondern als untrüglich und nothwendig erweiſen.

Dieſes nun darzuthun, beruft er ſich auf die neue Inſel im Archipelagus. Als ſich dieſelbe aus dem Abgrunde erhob, waren allerley Muſchelwerke auf derſelben zu finden: und gleichwohl erhob ſie ſich hernach ſo hoch, als ein Berg, in die Luft. Wenn alſo ein Fremder, der von dem neuen Urſprunge dieſer Inſel nichts wüßte, auf dieſelbe kommen, und hin und wieder die Seegeſchöpfe darauf antreffen ſollte: ſo würde er zweifelsfrey dieſelben von der Uberſchwemmung der Sündfluth herleiten. Ein andrer würde ſagen, die See wäre einmal über dieſen Berg gegangen; und noch ein andrer würde leugnen, daß dieſes wahrhafte Seeſachen wären, und es für bloße Spielwerke der Natur halten u. ſ. w. Alle dieſe ſo ſinnreichen philoſophiſchen Meynungen aber würden

falſch

falſch ſeyn; da die Wahrheit von dem Urſprunge der Inſel allein herrührete. In eben dem Falle dieſes Fremdlinges befinden wir uns alle. Warum wollen wir uns denn lächerlich machen, und andre Mittel und Wege ſuchen, dieſe Seegeſchöpfe auf die Berge zu bringen, als den uns die Natur ſelbſt, in der Hervorbringung dieſer neuen Inſel gewieſen hat?

Der Herr Verfaſſer beſorget hier den Einwurf: daß eine Schwalbe keinen Sommer mache: quod nonquam frequentius errare homines contingat, quam ubi ab exemplo argumenta petunt. Er giebt es auch zu, daß dieſer Schluß unrichtig ſey, wenn man von Beyſpielen einer Gattung auf eine ganz andre Gattung Folgerungen macht. Wenn man aber auf die einfache Art der Natur in ihren Wirkungen acht hätte; ſo wäre man vollkommen ſicher und berechtiget zu ſchließen, daß ſie in einerley Art von Begebenheiten auf einerley Art verfahren werde. Wenn es z. E. ins Vergeſſen gerathen wäre, wie die Menſchen in der Welt entſtanden wären; und es würde nur ein einziger gebohren: würde man nicht Grund haben zu ſchließen, daß ſie alle auf eben die Art entſtanden wären? Und da wir nicht rechte Nachricht hätten, wie ſie in America entſtünden, wollten wir denn wohl glauben, daß ſie daſelbſt anders, als in Europa gebohren würden? Certe ſagt Neuton: Contra experimentorum tenorem ſomnia temere confingenda non ſunt, nec a Naturæ analogia recedendum eſt, cum ea ſimplex eſſe ſoleat, et ſibi ſemper conſona. Er hält alſo

dafür, man müſſe auch allhier vom Bekannten aufs Unbekannte ſchlieſſen.

Doch fährt er im VIII. Cap. fort, dieſes auch mit mehrern Exempeln zu beſtärken. Plinius ſchreibt (L. II. c. 88.) daß unter den Inſeln des Archipelagus, die man die Cykladiſchen nennet, die Inſeln Thera und Therasia, im vierten Jahre der CXXXV. Olympias, ſich aus der See erhoben haben; welches ins 237. Jahr vor Chriſti Geburt trifft. Hundert und dreyßig Jahre hernach, hat ſich die Inſel Hiera, die von den Römern Sacra genennet worden, und itzo von den Griechen Megalikammeni geheißen wird, zwiſchen jenen beyden gezeiget. Strabo beſchreibt dieſelbe Rer. geogr. L. I. p. 100. a) *Juſtinus* beſtätiget eben das (LXXX. c. 4.) bey welcher Stelle Caſaubonus anmerkt, daß auch Polybius und Euſebius deſſen gedacht.

Etwas über ein Jahrhundert hernach, im neunzehnten Jahre der gemeinen Zeitrechnung, ſind den 8. Jul. bey der Inſel Thia zwey Stadien Landes entſtanden. Um die Zeiten Kaiſers Veſpaſians iſt nahe bey der vorigen Inſel noch eine neue entſprungen, die von den Griechen itzo Aſproniſi, oder die weiße Inſel genennet wird. Baronius berichtet in ſeinen Jahrb. aufs 726. Jahr, daß eine andre Inſel, durch ein Erdbeben, ſich an die heilige Inſel

a) Medio inter Theram et Therasiam loco e mari flammæ emicuerunt per dies quatuor, adeo vt totum ferveret atque arderet mare: exque paulatim, elatam veluti inſtrumentis quibusdam, atque e maſſis compoſitam inſulam ediderunt, ambitu XII. ſtadiorum.

Inſel angehangen habe. Im 1457. Jahre iſt eben dergleichen Begebenheit vorgefallen; wie eine Aufſchrift auf einem Marmor in der Inſel Santorino bezeuget. Und es iſt auch gewiß daß 1570. zu großem Schrecken der benachbarten Einwohner, nahe dabey eine andre Inſel entſtanden. Eben dergleichen iſt 1650. den 27. Sept. nach langem Erdbeben geſchehen, welches der Inſel bald den Untergang gedrohet; indem Rauch und Flammen aus dem Abgrunde der See hervorgekommen, und endlich eine neue Inſel erſchienen. Endlich bezeuget Plinius noch, daß andre vier Inſeln im Archipelagus, nämlich Delos, Anaphe, Nea und Alone, bey Menſchengedenken entſtanden wären.

Auf eine ähnliche Art ſind auch verſchiedene Inſeln zu Halbinſeln geworden; wenn ſich zwiſchen ihnen und dem feſten Lande das Erdreich erhoben, und wohl gar eine Reihe von Bergen gemachet hat. Das bezeugt abermal Plinius b). Die letzte von dieſen Inſeln, die auf 200. Stadien von der See entfernet worden, zeiget, daß ſich eine Strecke Landes 25. wälſche Meilen lang, neben ihr aus der See erhoben habe. Andrer ſolchen Exempel mehr, die der Herr Moro anführet, voritzo zu geſchweigen. Er beantwortet auch den Einwurf, den viele gegen die Glaubwürdigkeit des Plinius gemachet. Er rechtfer-

b) L. II. c. 89. Rurſus abſtulit inſulas mari, iunxitque terris: Antiſſam Lesbo, Zephirium Halicarnaſſo, Ethuſam Mindo, Dromiſcon et Pernen Mileto, Narthecuſam Parthenio Promontorio. Hibanda quondam Inſula Ioniæ, 200. nunc a mari abeſt ſtadiis.

tiget alſo denſelben, durch des Dupuis Urtheil und des ſel. Fabricius Vertheidigung, die in der Bibl. Latina T. I. L. 2. c. 13. befindlich iſt. Und was braucht es mehr Beweiſes, als daß 1707. zu unſern Zeiten eben das geſchehen iſt, was Plinius aus den alten Zeiten erzählet hat.

Wenn nun alle dieſe Beyſpiele zuſammen genommen zur Gnüge darthun, daß eine große Anzahl Inſeln und Halbinſeln auf die Art entſtanden, daß ſie ſich allmählich aus der See erhoben: ſo fängt des Verfaſſers Meynung an feſten Fuß zu bekommen, und die Einträchtigkeit der Natur in ihren Wirkungen wird in ein klares Licht geſetzet. Doch alle dieſe Exempel ſind noch nicht zulänglich, eine allgemeine Wahrheit zu behaupten: ſo möchte man ferner einwenden. Der Verfaſſer erwiedert: alle dieſe Nachrichten giengen kaum 2000. Jahre zurück, und beträfen nur den einzigen Archipelagus. Dieſes zeiget nun, daß wenigſtens dieſe Wahrheit ſich ſo weit erſtrecket, als der Bezirk des recht bekannten Erdſtriches, und die Zeit der wahren, und nicht fabelhaften Geſchichte ſich erſtrecket. Daraus nun ſchließt er: wären uns die Begebenheiten der übrigen Meere und Länder, in allen Zeiten, von eben ſo glaubwürdigen Leuten beſchrieben worden; ſo würden wir gewiß eine ſo weitläuftige Erkenntniß davon haben, daß wir den Urſprung unzähliger Inſeln und ihrer Berge wiſſen würden. Und endlich würden wir ſehen,

c) Herr Kämpfer in ſeiner Japoneſiſchen Reiſebeſchreibung erzählt gleichfalls, daß nahe bey Japan, eine neue Inſel

hen, daß es so ungereimt oder abgeschmackt nicht sey, zu sagen: daß alle Inseln, alle Berge, und alles feste Land, welches von der Vorsehung zur Wohnung der Menschen bestimmet worden, aus dem tiefen Schoße der Erdkugel, vermittelst unterirrdischer Feuer, an die freye Luft hervorgetrieben und über das Wasser erhöhet worden, welches sie vorher bedecket hat. Allein solche Historien fehlen uns c): und wir müssen sie durch Vernunftschlüsse ersetzen. Gleichwohl hat man schon angefangen, auch an entfernten Orten dergleichen anzumerken. So erzählt Gassendus. (Phys. Sect. III. membr. 1. L. 1. c. 6.) daß unweit der Insel St Michael eine der azorischen Inseln, nach einem aus der See ausbrechenden Feuer, sich innerhalb 14. Tagen, eine drey Meilen lange Insel, anderthalb Meilen breit, und sechzig Klaftern hoch, erzeuget habe.

Im IX. Capitel fährt der Verfasser fort, noch mehrere solche Exempel aus den Geschichten zu sammlen, und zu betrachten, dabey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Er geht sonderlich die Zeugnisse der alten Dichter von der Sündfluth des Ogyges durch, und bemerkt, daß unter den Cykladischen drey und funfzig Inseln, Delos die älteste, die obgedachte neue Insel aber, die jüngste sey.

Im X. zieht er nun aus dem Ursprunge aller Inseln die Folgen, für seine Meynung. Der Einwurf, daß wohl kleine Inseln dergestalt entstanden seyn könnten, aber, daß auch Sicilien, Großbrit-

 tanien,

c) Insel aus der See entstanden, auf welche itzo die Staatsverbrecher verwiesen würden.

tanien, Madagaſcar, Java u. d. m. ſo entſprungen wären, das ſey gar nicht zu glauben: beantworter er mit einem Gleichniße von der Erfindung des Schießpulvers. Da man im Anfange des Geſchützes, Kugeln von halben, ganzen, zweyen, dreyen, fünf und zehn Pfunden, mit groſſer Gewalt forttreiben konnte: wer hätte es damals gewaget zu ſagen, daß eben dergleichen Pulver, auch Städte verwüſten, Schlöſſer und Berge in die Höhe ſprengen, und die Stücke davon in der Luft aus einander ſchmeißen könne? Man würde ihn, als einen Unſinnigen ausgelachet, und für einen Träumer ausgegeben haben. Und gleichwohl iſt dieſes alles zu Stande gekommen, und hundertmal geſchehen. Die Deutung auf die kleinen und groſſen Inſeln iſt leicht zu machen.

Im XI. Capitel erſtrecket er ſeine Meynung auf das feſte Land, und ſonderlich auf die feuerſpeyenden Berge. Da er nämlich der Meynung, daß alles feſte Land auf eben die Art wie jene Inſeln, anfänglich durch die Gewalt des unterirrdiſchen Feues empor getrieben worden, davon denn noch hin und wieder die feuerſpeyenden Berge übrig geblieben ſeyn ſollen: ſo ſieht er den Einwurf vorher, daß dergeſtalt der Berge dieſer Art viel mehrere ſeyn müßten; die doch in ſehr geringer Anzahl wären. Er antwortet aber darauf, daß ihrer allerdings mehrere wären, als man insgemein dächte; indem in Italien allein, außer dem Aetna und Veſuv, nach Kirchers Rech-

* Von Deutſchland fällt uns hier der Donnersberg, im Frankenlande ein, der von Herrn M. Litzeln irgendwo als ein Berg beſchrieben werden, der des Tages

Rechnung, in Toſcaniſchen einer, im Bologneſiſchen einer, im Modeneſiſchen gleichfalls ein Ort zu finden, wäre, wo die Hölen und Sümpfe zuweilen Dampf und Flammen ausdufteten. Dergleichen Oerter gäbe es nun auch in Deutſchland *, Frankreich und Spanien. In Aſien wäre es nicht anders, wo ſowohl die nordliche Tartarey, als das öſtliche China davon nicht frey wäre, u. ſ. f.

Im XII. Cap. geht er auf die Lage der Berge, deren innere Schichten ſattſam beweiſen, daß ſie alle einerley Urſprung haben. Im XIII. kömmt er auf die Erdlagen in den flachen Gegenden, in Anſehung der Berge, und zeigt, daß ſie gleichfalls ſeine Meynung beſtätigen. Im XIV. beantwortet er den erſten Einwurf, im XV. einen anden, und ſo weiter im XVI. und XVIIten; dabey wir uns aber nicht anfhalten können. Darauf fängt er im XVIII. an, aus dieſer ſeiner Lehre alle die Erſcheinungen zu erklären, die bey dieſer Sache nur vorkommen: weil doch nach des Herrn Vallisnieri Ausſpruche, dieſes der rechte Probierſtein einer Wahrheit iſt, wenn man daraus alles leicht herleiten kann. Dieſes wird auch im XIX. XX. XXI. XXII. und XXIII. fortgeſetzt, und überall auf eine ſehr wahrſcheinliche Art gewieſen, daß alles was die Erfahrung von dergleichen Dingen lehrt, mit des Verfaſſers Grundlehren übereinkomme.

* Tages allezeit eine Wolke von Rauch, des Nachts aber einen leuchtenden Dampf über ſich ſtehen hätte.

Im XXIV. wird gewieſen, wie aus dieſem Lehrbegriffe auch ſo gar diejenigen Erfahrungen aufgelöſet werden können, die aus den andern Meynungen unauflößlich ſind. So fährt er auch im XXV. XXVI. und den folgenden Capiteln fort, von allerley natürlichen Dingen aus ſeiner Lehre Grund zu geben. Hierauf folgt nun im XXVII. ein kurzer Begriff von ſeiner Meynung, und zwar, wie er ſagt, in ſynthetiſcher Ordnung: womit er den völligen Schluß des ganzen Werkes machet.

Damit nun dieſem unſerm Auszuge nichts fehlen möge, wollen wir auch hiervon Nachricht geben. Es iſt eine neue Cosmogenie, die der Carteſianiſchen, Burnetiſchen, Cluveriſchen, Whiſtoniſchen und Woodwardiſchen ſchon an die Seite geſetzt zu werden verdienet. Gott ſchuff, ſagt der Verfaſſer, in der Reihe aller Dinge, auch unſere Erdkugel: und zwar ſo, daß ſie ringsum überall mit Waſſer umgeben, und bedecket war. Dieſes Waſſer war dazumal noch ſüße, und war am andern Schöpfungstage nur 175 Ruthen tief. Zu dieſer Zeit war die Erde noch ganz kugelrund, ohne alle Berge und Thäler; und ihre äußerſte Fläche unter dem Waſſer war überall felſicht: dergleichen Seeboden der Graf Marſigli, den weſentlichen nennet. Als es nun dem Schöpfer gefiel, daß ſich die Erde entdecken, und über dem Waſſer zeigen ſollte, das iſt am dritten Schöpfungstage, entzündeten ſich im innern derſelben große Feuer. Dieſe zerbrachen durch ihre Gewalt die ſteinerne Rinde der Erden, und fuhren durch das Waſſer heraus, brachten aber die ſteinigte

und

und andere Erde mit sich heraus, so, daß sich ganze Hügel davon hier und da über dem Wasser zeigeten. Diese Hügel wuchsen, zerborsten, und warfen aus ihren Hölen immer mehr Erde, Sand, Thon, Leim, Steine, Schwefel, Salze, Metalle und Staub heraus, die sich rings umher über einander schütteten, und ausbreiteten; auch ganze Inseln, mit Hügeln und flachen Feldern ausmachten. Da nun diese Materien sich rings um mit dem Wasser vermischten, und zum Theile hinein floßen, so bekam das Wasser der Seen den salzigten und bittern Geschmack, den es bis diese Stunde noch behält; ja daraus erzeugte sich auch der neue Seegrund, den Marsigli den zufälligen nennet.

Da die Berge, durch die Gewalt des innern Feuers, noch immer mehr Materien auswarfen: so vermehrten sich auch die Schichten des Erdreichs, und es entstunden allerley solche Lagen über einander. Da nun die Inseln dadurch auch in der Breite wuchsen, so ward das Wasser der Seen immer tiefer, je mehr seine Oberfläche abnahm. Endlich wuchsen etliche solche Inseln zusammen, und machten größere Erdstriche aus, die wir festes Land nennen. Es wuchsen die Kräuter und das Gras nebst den Bäumen; und endlich entstunden auch die Thiere, und zwar, wie es natürlich war, die Seethiere zuerst; wie die Schrift erzählet. Da nun diese an den Ufern in dem Schlamme und Thone, von neuem von anderer Erde überschüttet wurden, über welcher hernach Gras wuchs, und die Menschen ihren Aufenthalt nahmen: so geschieht es, daß wir solche Seethiere

thiere aus der tiefen Erde graben. Ja da die Erde auch nach der Zeit, da ſchon Menſchen waren, welche gewiſſe Kunſtwerke von Holz und Metallen machen konnten; noch immer fortfuhr, durch ſolche Auswürfe zu wachſen: ſo wurden auch ſolche menſchliche Kunſtwerke, Gebäude, Schiffe, ja Gebeine der Thiere, und andere ſolche Dinge von neuem verſchüttet, die wir itzo aus der Erde graben. Ja ſelbſt diejenigen Dinge, die wir itzo über der Erde machen, werden vielleicht nach vielen Jahrhunderten, wenn die Erde noch ferner wachſen ſollte, von unſern Nachkommen unter der Erde hervorgegraben werden. Dieß iſt der kurze Innhalt dieſes ganzen Lehrgebäudes.

Ueberhaupt können wir demſelben das Lob nicht verſagen, daß es in dieſer Art phyſikaliſcher Unterſuchungen eines der beſten ſey, die wir geleſen haben. Es iſt mit vielem Fleiße, und mit nicht gemeiner Einſicht geſchrieben; und mit allerley Figuren erläutert, die Burnet, Woodward, Vallisnieri und andere mehr von der innern Beſchaffenheit der Erdkugel gezeichnet haben. Da auch das Buch von den Obern in Welſchland gebilliget worden*: ſo ſehen wir nicht, warum es, wie die Rede geht, in Welſchland verbothen ſeyn ſollte. Es iſt uns in Abfaſſung dieſes Auszuges nirgends etwas vorgekommen, das der chriſtlichen Religion, oder wenigſtens der proteſtan-

* Dieſes wohlgerathene Stück haben wir durch die Einrückung etwas bekannter zu machen geſucht. Die Anmerkungen ſind von eben der Feder des Herrn Ueberſetzers, und gleichfalls ſchon gedruckt geweſen.

teſtantiſchen zuwider lieſe. Gleichwohl iſt es ſelten zu bekommen: und eben dieſes hat uns nebſt der innern Güte deſſelben vermocht, dieſen ausführlichen Inhalt deſſelben bekannt zu machen. Vielleicht findet ſich ein guter Verleger, der ſolches in eine bekanntere Sprache, als die italieniſche iſt, überſetzen läßt.

* *

IV.

Freye Ueberſetzung einiger Gedanken des Herrn von E.*** über die Gelehrſamkeit von J. F. C.**** 1746.*

Kunſtrichter, dieſes Lied ſoll meinen Schwur erfüllen. a)
Itzt wißt ihrs, ſchimpfet nicht, ihr Freunde trüber Grillen!
Ihr, denen Witz und Geiſt, und Klugheit nicht gefällt,
Ihr haßt die Munterkeit, Verehrer aller Welt!
Vergebt mir, wenn ich euch die derbe Wahrheit ſage,
Und, ſeyd ihr Critici, mich dennoch an euch wage.
Gelehrſamkeit! du wirſt von jedem hochgeſchätzt,
Vergib es mir, oft wird dein ſtolzer Ruhm verletzt.
Wer heißet wohl gelehrt? der viele Dinge nennet,
Sie ſchön in Ordnung bringt, ihr innres Weſen kennet,
Ob ihrem Daſeyn ſinnt, Verſtand und Wiſſen ſtärkt,
Und ſo aufs deutlichſte der Menſchen Pflichten merkt?

Mit

a) Jupiter e coelis ridet periuria vatum: hieß es vor Zeiten. Man ſtellete ſich die Schwüre der Poeten, als einen ſandigen Grund vor, worauf nicht zu bauen wäre. Heut zu Tage aber beobachten ſie ihr Gewiſſen beſſer, und erfüllen ihre Gelübde, trotz dem gröſten Heiligenfreſſer.

Mit einem Wort, wer weis vergnügt und wohl zu leben,
Den kann ich als gelehrt, als weis und klug erheben.
Ihr Grillenfänger, ſprecht: ſeyd ihr des Namens werth,
Heißt alte Schrift verſtehn, erſtaunend hoch gelehrt?
Ihr ſeht auf keine Wahl, den Weg zur Ehrenpforte
Macht euch ein altes Buch, ganz unbrauchbare Worte.
Ihr ehrt ein faules Blatt, das Roſt und Schimmel frißt,
Daran verbeſſert ihr, umarmet es und küßt
Den meiſt verfallnen Band. Ha! ſchrieben die Philiſter
Nicht ihre Lettern ſo? Bald ſchreibt ihr ein Regiſter
Von tauſend Jahren her. Das Alter iſt gemacht,
Nun iſt der größte Schatz in unſre Welt gebracht.
Der Himmel ſtrafet euch, er läßt euch noch mehr finden:
Zwey Münzen findet ihr, die müſſen euch entzünden!
O Himmel, welcher Schatz! Vergrößrungsgläſer her!
Ein Buchſtab iſt ſchon klar, der mittelſte zu ſchwer.
Ihr grübelt Tag und Nacht, ihr quälet eure Sinnen,
Als Leichen ſeht ihr aus: was werdet ihr gewinnen?
Ihr Thoren! nichts als das, das euch die Welt beklagt,
Und euer finſtrer Sinn euch aus dem Leben jagt.
Indeſſen lernt ihr nicht, was Menſchen wiſſen ſollen,
Ihr macht euch ein Verdienſt, unmenſchlich leben wollen;
Zu wiſſen, was ein Menſch mit ſüßer Luſt vergißt,
Der ſich der Welt geweiht, der menſchlich denkt und iſt.
Ihr aber foltert noch das ſchimmlichte Gehirne, b)
Und runzelt ſauer gnug die gelbgefärbte Stirne,
Und überredet euch, daß doch kein größrer Mann,
Als ihr, und wer euch gleicht, auf Erden leben kann.
Ein Mitleidsvoller Blick wird auf den Weiſen fallen,
Der wirklich richtig denkt, und den die Welt vor allen.

Und

b) Der Leſer nehme dieſes nicht in phyſiſchem Verſtande, als wenn alle Critici ein verſchimmelt Gehirn hätten. Nein, ſonſt hätte die Welt gute Ruhe vor ihnen. Doch wäre es kein Wunder, wenn ſie ganz und gar verſchimmelten, denn ſie gehen ja meiſtentheils mit dergleichen Sachen um. Wer aber Pech angreift, der beſudelt ſich, ſagte jener große Weiſe.

Und was ihr nützlich iſt, im Sinn, am Herzen liegt.
Verächtlich wird der Blick; mit euch ſeyd ihr vergnügt!
Der Weiſe, den der Menſch beſchäfftigt und ergetzet,
Wenn er den Labyrinth von Nerv' und Muskeln ſchätzet,
Die Adern unterſucht, die Blutgefäſſe theilt,
Und dadurch zu der Macht des großen Schöpfers eilt:
Der jede Krankheit kennt, und nicht mit griechſchem Tittel
Des Pöbels Sinn verwirrt: nein, der die wahren Mittel
Zeigt, und den Kranken hilft, der ſcheint euch kaum ſo werth,
Daß ihr ihn einmal nennt; denn ihr ſeyd nur gelehrt!
O wie verächtlich wird euch nicht der Weiſe ſcheinen,
Der alle Kräfte braucht, ſie endlich zu vereinen,
Bis ihre Reinigkeit die erſten Stuffen ſieht,
Und Vorurtheil und Haß, und Leidenſchaft ihn flieht!
Das heißt ihr leeres Stroh: die Stunden ſind verlohren,
Darinn der Weiſe denkt, warum der Menſch gebohren?
Und wenn er ganz entzückt die Macht des Schöpfers küßt,
Aus Liebe gegen ſich die eignen Pflichten mißt,
Und klar den Nutzen ſieht, daß Gott ſein ganzes Weſen
Zu ſeiner Herrlichkeit, zu ſeinem Lob erleſen.
Das lohnt ſich wohl der Müh. Wer ſeinen Schöpfer ehrt,
Den ſcheltet ihr zwar fromm: doch ihr ſeyd nur gelehrt!
Ihr wiſſet ja genau den Schnitt der römſchen Röcke,
Das Maaß der Scyten Schuh, die Zierde griechſcher Stöcke;
Die Klappern, wenn ein Tanz das Volk Athens ergetzt,
Und wie Penelope die Rahmen umgeſetzt.
Verzweifelnd ſtreitet ihr, wie wohl Homer geſchrieben?
Ob ſeine Ilias, ſo, wie ſie war, geblieben?
Und ob ſie ordentlich Achillens Spieß beſchreibt?
Was Agamemnon thut, und wo Ulyſſes bleibt? c)

Ihr

c) Man hätte hier füglich die Einfälle eines luſtigen Kopfs, welcher einen Criticum folgender maßen beſchrieb: „Es ſey ein zweyfüßiges Thier ohne Federn, welches „wüßte, wie viel Atomi zu einer Bratwurſt gehör„ten, wie Cicero die Diphthongos ausgeſprochen, „und wie Pythagoras ſeinen Schülern das A B C „vorgemahlt ꝛc.“ mit einſchalten können: geliebter Kürze wegen, iſt es unterblieben.

Ihr ſucht ein dunkles Wort, ihr werdet aufgeblaſen:
Hier liegt ein Foliant, kaum hört ihr auf zu raſen.
Von Ruhmſucht angeflammt ſeyd ihr ſchon Dacier,
Kaum gleichet eurem Geiſt Salmas und Scaliger.
Ihr dient der Welt, wie ſie, zum würdigen Exempel;
Ja ihr ſitzt oben an in dem Gedächtnißtempel.
Kein Schulting kömmt euch gleich! Seht wie Heineccius,
Nicht wahr, ſo denket ihr, ſich vor euch beugen muß.
Vergebt es meinem Muth, ihr rieſenmäßgen Geiſter!
Ein menſchlich Mitleid wird in meinem Herzen Meiſter;
Hört einem Dichter zu, und braucht einmal Verſtand,
Doch nein, ihr hört mich nicht. Die Dichtkunſt iſt kein Band,
Das euren Geiſt ergetzt. Die Trümmer alter Mauren
Und Blätter halb verweſt, ſind würdig zu bedauren.
Hier kriechet euer Geiſt, der nur ſein Bathos liebt,
Der ſtets dem Lichte flucht, und ſich der Nacht ergiebt.
Hört! weil ihr ja nicht wollt Verſtand und Einſicht ſchärfen,
So würdigt nur dieß Blatt, den Blick darauf zu werfen;
Den Blick, der Bänden nur in Folio ſich weiht,
Der Leuten tödlich iſt, der nicht ſo, wie ihr ſeyd.
Ihr ſollt euch gar nicht lang um die Erklärung quälen,
Deutſch, deutlich, nicht verwirrt, will ich etwas erzählen.

Der Grieche, dem die Welt Altäre aufgebaut,
Der Aſien beſiegt, und ſich als Gott vertraut,
War ſtolz, doch witzig gnug: er liebte kluge Sinnen,
Und Künſtler konnten leicht des Prinzen Herz gewinnen.
Kam ein Unglücklicher, den Glück und Stadt veracht,
Kam er an ſeinen Hof, ſo war ſein Glück gemacht.
Empfindlich rührt es ihn, oft ſchien es ihn zu kränken,
Wenn ihn ein Umſtand zwang, die Gnaden einzuſchränken.

Freyge-

d) Wenn zu einem Critico ein ſolches ferreum caput, oder wie der Autor zu ſagen beliebet, dicker und großer Kopf erfordert wird, ſo werden ſich wohl wenige zu dieſer beſchwerlichen Kunſt ſchicken. Indeſſen ſieht man

Freygebig ſchien ihm ſchön, und was auch dort Salluſt
Vom Cäſar ſagen kann, war Alexanders Luſt.
Ein feiner Künſtler kam. Nicht der, ſo Berge hauen,
Und in des Bildes Hand die gröſten Städte bauen,
Und Flüſſe graben wollt. Nein, die Geſchicklichkeit
Des Künſtlers übertraf des andern Künſte weit.
Hört! durch ein Nadelöhr ein Hirſekorn zu werfen,
Heißt das nicht Aug und Hand aufs äußerſte zu ſchärfen?
Es ſiehts der ganze Hof, es lacht das ganze Heer,
Und lobt des Künſtlers Fleiß und enges Nadelöhr.
Es ſiehts auch Ammons Sohn, und ſcheint die Kunſt zu loben:
Der Künſtler iſt im Geiſt zum gröſten Glück erhoben.
Stolz blickt er um ſich her, ſtolz hält der arme Tropf,
Als ein hochmüthger Pfau, den ehrenſchwangern Kopf.
Ganz ſchamroth fleucht er weg, und beugt die Hochmuthshörner,
Denn Alexander ſchickt ihm lauter Hirſekörner,
Auch Nadeln, bloß daß er forthin nicht müßig geh.
Der Hochmuth wird geſtürzt. Itzt fühlt er erſt das Weh,
Das Menſchen würdig ſind, ſo andre ſtets verachten,
Und nur nach Kleinigkeit und bloßem Scheingut trachten.

Ihr, die das Alterthum als ſeine Säulen ehrt,
Wißt ihr, was ihr verdient? Sind Stümper dann gelehrt?
Euch hat der Prinz beſchenkt. Ihr ſeyd von einer Güte,
Eur Fleiß und dieſe Kunſt. Eur widriges Gemüthe
Macht euch noch tückiſcher. Des Künſtlers roher Fleiß
War doch des Anſchauns werth. Was euer einer weis,
Und was er manche Nacht mit Schwitzen ausgegrübelt,
Hat ihm die kluge Welt vor langer Zeit verübelt.
Ein mühſam trockner Fleiß, der keinem Menſchen nützt,
Und der den feſten Bau der Wiſſenſchaft nicht ſtützt,

Und

man doch täglich, daß die Anzahl der Kunſtrichter immer mehr und mehr zunehme. Wie kömmt es? Wir trauen uns ſehr viel zu, ſed non cuiuis licet ire Corinthum.

Und der der ganzen Welt nicht im geringſten dienet;
Sagt, wie es möglich iſt, daß nur ſein Anſehn grunet?
Sagt doch, ihr Critici, ſagt, fallt ihr mir nicht bey,
Daß euch ein dicker Kopf faſt unentbehrlich ſey?
Wie viele Wörter müßt ihr ins Gehirne bringen?
Wie manche Sylbe müßt ihr in die Falten zwingen?
Wie mancher halber Punct erreget Angſt und Schweiß?
Wie manches Comma macht euch Leib und Seele heiß?
Legt eure Schriften her: kann man was nützlichs finden?
Wird der Verſtand verklärt, wird ſich der Witz entzunden?
Wird man vernünftiger? zeigt ihr der Weisheit Pracht,
Wie Unſchuld reizend glänzt, und wahre Tugend lacht?
Lehrt ihr die Könige die Kunſt wohl zu regieren,
Ihr Volk aufs zärtlichſte und väterlich zu führen?
Und kennt der Unterthan auch die Verbindlichkeit,
Wie ihm der Tugend Wort Gehorſam angebeut?
Lehrt ihr den Vater wohl zu dem Geheimniß gehen,
Den hoffnungsvollen Sohn getreu und klug zu ſehen:
Daß wie der Vater ſchon, er auch dem Staate nützt,
Und, dringt die Noth herzu, das Vaterland beſchützt?
Helft ihr des Menſchen Sinn, die gröſte Kunſt erlernen,
Sein Glücke nicht zu ſehn, vom Stolz ſich zu entfernen;
Der Vorſicht treu zu ſeyn; damit das beſte Gut,
Ich meyne die Vernunft, in jeder Handlung ruht?
Iſt Cicero denn bloß für euch allein erſchaffen?
Söll euch der Dichter Traum in die Entzückung raffen,
Was Pindar und Horaz mit jedem Wort gemeynt,
Warum ers hier geſetzt, warum ers ſo vereint?
Mußt ihr ums Turnus Schild, um Laren und Penaten,
Und was Papyr geſagt, in Zank und Streit gerathen?
Verlaßt doch euren Grimm, verachtet nicht die Welt,
Der jeder dunkler Satz nicht ſo, wie euch gefällt.
Macht mich zu keinem Feind, ihr Freunde dunkler Grillen,
Der ſchönen Wiſſenſchaft. Den Misbrauch zu erfüllen,
Scheint

*) Wer das Portrait vollkommen haben will, ſtelle ſich nur in Gedanken den verjagten Tyrannen Dionyſium vor, wie er auch

Scheint mir nur tadelhaft. Gelas, der klügſte Sinn,
Sucht eben ſo wie ihr, im Alterthum Gewinn.
Dieß heißt er Wiſſenſchaft, dieß nennt er helle Klarheit:
Und die Verwirrung reißt ihn von dem Glanz der Wahrheit.
Er iſt ein Menſchenfeind: den Nächſten nur verſchmähn,
Und ſtets verdrüßlich ſeyn, ſteht bey Gelasen ſchön.
Er iſt ein Criticus, die Naſe kann er rümpfen,
Und ſpotten wunderſam, und auch vortrefflich ſchimpfen.
Kein Menſch iſt ihm gerecht. Sein Hochmuth will allein,
O Menſch, unmenſchlichs Thier! der Welt Verbeßrer ſeyn. e)
Hört mir, ihr Spötter, zu. Ich bin wie ihr befliſſen,
Geſchichte grauer Zeit zu meinem Nutz zu wiſſen:
Was ein verweſter Held mit Großmuth ausgeübt,
Wie Romulus gekriegt, Pompil ſein Volk geliebt.
Nach ihren Thaten kann man ſich im Leben richten,
Und weiß und klüglich thun. Drum leſ' ich in Geſchichten.
Der Sprachen Känntniß nützt mir, wie der Alten Brauch:
Und ſo verſteh ich ja die alten Schriften auch.
Die Dichter leſ ich gern. Sie können mich entzücken,
Ich lerne ja durch ſie mich edel auszudrücken.
Die Anmuth und ihr Witz, der Nachdruck in dem Wort,
Die Hoheit des Gedichts reißt die Gedanken fort.
Des Sylbenmaßes Klang, der Reichthum prächtger Bilder,
Vermehrt die Dichtungskraft, und macht den Ausdruck milder;
Der ſonſten irrend ſchweift, der ſonſt bald zügellos
Sich an die Sterne hebt, bald in der Erden Schooß.
Aus Mattigkeit verfällt. Ich leſe zum Vergnügen;
Nicht aber mit der Welt um Staub und Wurm zu kriegen.
Mich martert nie ein Wort, das, habt ihrs gleich erkärt,
Bald zur Vergeſſenheit in ſchwarze Gruben fährt.
Ihr ſeyd den Barbarn gleich. Verehrt die Menſchenliebe!
Euch freu des Menſchen Glück! Empfindet doch die Triebe,
Die hold und glücklich ſind. Vergrabt euch nicht in Staub,
Ihr werdet ſo gar bald, der leichten Winde Raub.

e) auch im Unglücke die einmal angenommenen hochmüthigen, oder vielmehr pedantiſchen Minen behält: damit niemanden, als Furchtſame und Kinder ſchrecket.

Verſuchts doch, euren Stolz, auch bändigen zu können;
Verſucht es doch einmal, dem Nächſten was zu gönnen.
Ehrt doch der Vorſicht Wort; Lobt die Gerechtigkeit.
Wißt, daß ihr fallen könnt: wißt, daß ihr Menſchen ſeyd!

* *

V.

Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper. Leipz. bey Bernh. Chriſt. Breitkopf 1747. in 4. 9 Bog.

Wir haben uns anheiſchig gemacht, etwas ausführlicher einer Schrift zu gedenken, die wider die, neulich zu Berlin herausgekommenen Gedanken von den Elementen der Körper, hier ans Licht getreten: und hiermit halten wir unſer Wort. Die Abſicht dieſer erſten Schrift, war, wie ihr Titel wies, das Lehrgebäude der einfachen Subſtanzen und Monaden zu prüfen, und das wahre Weſen der Körper zu entdecken. Die darinn gebrauchte Art zu denken, hat es den Kennern und fleißigen Leſern der Euleriſchen Schriften, ſonderlich der unlängſt ans Licht getretenen Opuſculorum, bald verrathen, aus weſſen Feder dieſelbe gefloſſen: ungeachtet dieſer berühmte und gelehrte Mann es nicht für gut befunden hat, ſich dabey zu nennen. Selbſt in den Memoires der königlichen berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, hat man von dem Hrn. Prof. Euler dieſelben Lehrſätze, von der vi inertiae, als der einzi-

gen

gen Kraft der Materie, oder der Körper, gemeldet gefunden; welche in diesen Gedanken überall herrschet, und zum Grunde der ganzen Wiederlegung der Monaden gebraucht wird. Da nun das Ansehen berühmter Männer oft auch schwachen Gründen eine größere Kraft giebt, als sie sonst haben würden: so würde vielleicht auch diese vermeynte Widerlegung der einfachen Substanzen oder Monaden, einen Eindruck gemachet haben, wenn ihr nicht bey Zeiten von verschiedenen gelehrten Männern wäre die Kraft benommen worden.

Was in diesem Stücke von Halle aus geschehen ist, das haben wir schon neulich einmal erwähnet. Allein diese beyden an sich sehr wohlgerathenen Schriften, haben den Herrn Verfasser der gegenwärtigen nicht abgehalten, eine neue Prüfung derselben vorzunehmen. Man muß auch gestehen, daß dieselbe ein vieles in sich hält, was in jenen beyden nicht berühret worden; und verschiedenes aus den ersten Gründen herholet, was in jenen schon als bekannt und ausgemacht vorausgesetzet worden. Hernach ist die Art des Vortrages hier mehr nach dem Begriffe solcher Leser eingerichtet, die der tiefsinnigen metaphysischen Art zu denken, und zu schließen noch nicht gewohnt sind. Der Herr Verfasser bedient sich einer fr:yern Schreibart, und wehrt es seiner Einbildungskraft nicht, einige Ausschweifungen zu machen; die mit der Materie zwar anfangs so genau nicht verbunden zu seyn scheinen, endlich aber doch zu einer guten Erläuterung derselben dienen. Wir werden einiges davon in dem Verfolge hin und wieder anmerken.

Gleich anfangs wird die Veranlassung der Eulerischen Schrift angemerkt, die in dem 40sten §. derselben befindlich ist. Da nämlich die berlinische Akademie der Wissenschaften zum Preise dieses 1747sten Jahres die Untersuchung der Lehre von den Monaden aufgegeben: so will der Herr Verfasser dieser Schrift zum voraus allen denen zum Anführer dienen, die sich auf diese Rennbahn wagen wollen. Er will den Ungrund der Monaden zeigen, damit sich niemand die Mühe nehmen möge, sie noch zu bestätigen. Er will sie aus der philosophischen Welt verbannen, damit niemand durch sie in der Naturlehre auf Abwege geführet werde, oder andre dadurch irre mache.

Der Herr Verfasser dieser Prüfung merket dieses an, und gesteht, daß selbiges ein vortrefflicher Dienst seyn würde, den man der wahrheitliebenden Welt geleistet hätte, wenn nur erst die vermeynten Widersprüche in der Lehre der Monaden, recht überzeugend dargethan wären. Allein seines Erachtens ist dieses noch nicht geschehen, und es steht mit den Monaden noch lange nicht so mißlich, daß man sie bereits für verlohren geben sollte. Ja er spricht allen denen wieder einen Muth ein, die da Lust haben möchten, durch die Befestigung dieses Lehrgebäudes nach dem Preise der berlinischen Akademie zu streben.

Hier fängt nun der Verfasser im 4. und 5. §. an, die Leser zu den ersten Quellen der menschlichen Erkenntniß zurück zu führen. Er erklärt was Begriffe sind, und zeigt, wie sie von einander unterschieden sind, nachdem sie aus den Sinnen, der Einbildungs-

bildungskraft, oder dem Verstande entspringen, ja durch Hülfe der Vernunft geläutert werden. Er zeigt im 6 §. daß dem Wachsthume unsrer Erkenntniß nichts mehr im Wege steht, als wenn wir die mancherley Arten der Begriffe vermengen, und die Sinne und Einbildungskraft ihre Grenzen überschreiten lassen. Er bemerkt im 7 §. daß hieraus das Vorurtheil entstehe, daß die sinnlichen Beschaffenheiten der Dinge, und die davon im Verstande gemachten Absonderungen, wirklich außer uns vorhanden wären. Von den ersten habe Cartesius die Bahn gebrochen, ihren Ungrund zu zeigen; indem er gewiesen, daß Farben, Geruch, Geschmack u. d. gl. bloße Empfindungen wären, die außer unsern Gedanken kein Daseyn hätten; und daß sie von den Körpern so weit unterschieden wären, als der Schmerz in einer Hand von der Figur einer Nadel, die darein gestochen hätte. Im 8 §. führt er eine Stelle desselben aus den Meditationibus an: und zeigt, daß Cartesius nach derselben Art zu philosophiren nur noch einen Schritt hätte thun dörfen, so würde er auch den betrüglichen Schein der dreyfachen Ausdehnung und der Bewegung des Körpers, unter die Zahl der Hirngespinnste gesetzet haben. Allein das geometrische Vorurtheil habe ihn gehindert, daß er dieses Blendwerk noch nicht entdecket hätte.

Im 9 §. zieht der Herr Verfasser die Folge daraus, daß es lächerlich sey, sich von unsichtbaren Dingen solche Begriffe zu machen, als ob sie mit einer materialischen Hülle umgeben wären, oder sie in Ermangelung dessen für Undinge auszugeben.

So machen es Kinder, welche die Luft für Nichts halten, weil sie dieselbe nicht sehen. Aber viele Weltweisen werden ihnen ähnlich; indem sie auch in Dingen, die keiner Materie fähig sind, dergleichen annehmen; oder anderer Gedanken, die nicht so verfahren, verwerfen. Davon führt er nun aus der Art de penser im 10 §. eine schöne Stelle an; und im 11 eine aus dem P. Mallebranſche: und schließt im 12 §. daß die besten alten und neuen Weltweisen diesen Unterscheid der Begriffe sorgfältig bemerket haben. Es ist auch umsonst, daß man seine Zuflucht zu den Sinnen nimmt, wenn man die Natur und das Wesen der Materie herausbringen will. Die Sinne lehren nur ihr Daseyn, aber nicht die Art und Weise desselben, oder wie und warum dieselbe Materie vorhanden ist. Sie geben nichts, als verwirrte oder gar dunkle Begriffe davon an die Hand: und wer es dabey will bewenden lassen; der ist mit seinem philosophiren zum Ende. Der dümmste Bauer wird durch seine Sinne, in Erkenntniß der Körper eben so weit kommen, als der größte Weltweise. Dieses führt der Herr Verfasser weiter aus, und setzt die Vergleichung der Farbe mit der Ausdehnung in ein völliges Licht: um zu zeigen, daß Sinne und Einbildungskraft von beyden gleich betrogen werden.

Im 13. §. sagt er: daher käme es, daß die meisten Menschen und Philosophen sogar mit verwirrten Begriffen zufrieden wären, und an der leibnitzischen Lehre von Elementen keinen Geschmack fänden. Sonderlich giebt er, nach dem Beyspiele des Carteſii, den

Meß-

Meßkünstlern Schuld, daß sie eine groſse Neigung hätten, ihre Absonderungen in Wirklichkeiten zu verwandeln. In einer angeführten Stelle gestund dieser groſse Weltweise, daß es ihm schwer fiele, auch bey den stärksten Beweisen das Vorurtheil der Sinne zu überwinden. Und wirklich hat er es bey seinen Begriffen von der geometrischen Ausdehnung des Körpers, den er mit in die Naturlehre gemenget, gar nicht zu überwinden vermocht. Nach seinem Exempel verfahren noch itzo die Meßkünstler, wenn sie alle ihre angenommenen Grundsätze, von der Quantitate continua, ihrer Ausrechnung, Eintheilung, Verhältniß u. s. w. für wirklich vorhandene, und in der Natur befindliche Dinge ausgeben. Dieses hält der Verfasser der wahren Naturlehre für nachtheilig: und zwar desto mehr, je schwerer dieses Vorurtheil auszurotten ist; und je mehr junge Leute durch die Machtsprüche der Mathematikverständigen geblendet zu werden pflegen: da ihnen doch eigentlich kein Recht zukömmt, von der Natur des wirklichen Körpers, und seiner Elemente, zu urtheilen; weil sie nämlich, als bloſse Mathematiker, noch einen Berg mehr zu übersteigen haben, als andere Gelehrte, wenn sie in die wahre Erkenntniß der Natur eindringen wollen.

Im 14 §. zeigt der Hr. Verfasser, daß die Meßkünstler, um sich mit der Gröſse der Dinge ganz allein zu beschäfftigen, aufs sorgfältigste alle übrige Beschaffenheiten derselben bey Seite geräumet. Sie bleiben lediglich bey der dreyfachen Dimension der Körper stehen, deren jede sie sich auf eine abgeson-

derte Art vorstellen; und davon sie lange Reihen von Wahrheiten, und Ketten von Demonstrationen zusammen flechten. Sie gehen aber nach dem 15 §. bis auf den Ursprung der körperlichen Ausdehnung nicht zurück, sondern bleiben bey dem sinnlichen Begriffe von derselben stehen. Ja sie bedienen sich verschiedener Wörter und metaphysischer Wahrheiten, als so vieler Lehrsätze, um deren Erklärung und Beweis sie sich weiter nicht bekümmern. Bleibt nun ein Meßkünstler in seiner mathematischen Sphäre, so gelingt ihm, nach dem 16 §. alles, was er unternimmt; und man muß öfters seinen glücklichen Fortgang in den schwersten Ausmessungen, und in Auflösung der tiefsinnigsten Aufgaben bewundern. Aber alle diese Künste haben gleichwohl ihre Grenzen: indem die Natur der Dinge es nicht leidet, daß alles nach dem geometrischen Maaßstabe abgemessen werden kann. §. 17. In dem metaphysischen Lande ist oft der beste Meßkünstler ein Fremdling; und er muß nothwendig irre gehen; wenn ihn kein andrer Faden leitet, als den ihm seine sinnlichen Begriffe darbiethen. §. 18. Dieses zeigt das Exempel des Carteſius, mit allen seinen Nachfolgern, die sich Wunder! einbildeten, was sie uns von der Natur des Körpers schönes sagten; wenn sie sagten: ein ausgedehntes Ding habe Partes extra partes. Allein was haben wir dadurch gewonnen? Nichts, als Hirngespinnste: die Identität des Raumes mit dem Körper, die gelegenheitlichen Ursachen, die überall gleichförmige Materie der Welt, die materialischen Atomen, und kurz, die Grille selbst, die so gar

dem

dem göttlichen Wesen eine Ausdehnung, als eine Eigenschaft beygeleget hat, sind bloß daher entsprungen.

Wir würden diesen Auszug zu einem kleinen Tractate machen müssen, wenn wir dem Herrn Verfasser allenthalben Schritt vor Schritt folgen wollten. Wir wollen also nur überhaupt melden, daß derselbe in dem folgenden den Unterscheid eines geometrischen Körpers, und eines physikalischen Körpers erklärt; den die Meßkünstler so sehr aus den Augen setzen. Der erste ist von einer eingebildeten Ausdehnung in nichts unterschieden, geht in einem fort, und ist vollkommen dicht; hat lauter mögliche, und keine wirkliche Theile; ist unendlich theilbar u. s. w. Der andere aber ist ganz davon unterschieden. Der Meßkünstler bauet auf den verwirrten Begriff der Ausdehnung, Größe und Theilbarkeit, Schlösser in die Luft. Der Naturforscher sieht hingegen die Natur selbst an, und findet da einen unendlichen Unterschied in den Theilen der Welt, und verschiedene Wirkungsarten; wo jener lauter einförmige Theile und Bewegungen annimmt. Selbst Neuton hat sich durch das Blendwerk der Atomen betrügen lassen: da sie doch, als Elemente betrachtet, die bloß der Figur und Größe nach unterschieden seyn sollen, nichts als scholastische verborgene Beschaffenheiten sind. Der leere Raum, davon die Neutonianer so viel schwatzen, ist noch ein anderes Gespenst, so man der Meßkunst zu danken hat. Dieses führt der Herr Verfasser im 20 §. aus, und im 21. folgt die Betrachtung des Ortes, wie im 22. der Zeit. Ueberall wird die schädliche Wirkung der Einbildungs-

bildungskraft gewiesen, die aus allen diesen Dingen etwas wirkliches hat machen wollen. Und im 24 folget die Bewegung, diese wirksame Grundursache aller körperlichen Veränderungen. Hier giebt sich der Herr Verfasser besondere Mühe zu entdecken, wie wenig die Herrn Mathematiker insgemein ihr Wesen einsehen. Sie denken nur auf die Größe derselben, die sich durch Zahlen und Linien ausmessen läßt; und man kann auch nicht mehr von ihnen fordern. Aber der Weltweise geht weiter, und dringet bis in den Grund aller dieser Erscheinungen. In diesen liegen oft Widersprüche verborgen, wie die Beweise der Alten, vom Achilles und der Schnecke sattsam zeigen: wenn man nämlich dem Raume, der Zeit und dem Orte, eine Wirklichkeit außer unsern Gedanken einräumet.

Im 26 §. tritt der Herr Verfasser der Kraft der Trägheit etwas näher, welche letztere Keppler zuerst aufgebracht, Neuton und andere aber hernach mehr eingeführt haben. Der Körper besitzt sie auch; aber der Begriff davon ist sehr verwirrt: sonderlich bey denen, die sich in der Materie, ein, man weis nicht was? erdichten, welches allen Veränderungen des Zustandes wiederstehen soll. Ein Weltweiser ist damit nicht zufrieden: wovon hier die Ursachen gegeben werden. Eben so wird von der Schwere im 27 §., und von dem Begriffe des Unendlichen in den folgenden §§. gehandelt. Dieser letzte ist zweydeutig, und wird anders von den Mathematikern, anders von den Weltweisen genommen. Die ersten haben sich darinne

aber-

abermal etwas erdichtet. Sie nennen Dinge unendlich, die ein Weltweiser gar nicht für grenzenlos erkennet; bloß um ihre Rechnungen dadurch desto genauer zu machen. Ihr unendlich großes ist darum noch wohl meßbar, ob es gleich gegen eine andere Größe zu rechnen, dieselbe so vielmal übertrift, daß sie für nichts dagegen zu achten ist; z. E. der Laufkreis Saturns um die Sonne, gegen den Umkreis eines Hirsekorns: denn dieser ist gegen jene unendlich klein; ob er sich gleich noch in unendlich kleinere Theilchen theilen läßt. Dieses nun führet den Herrn Verfasser auf eine Betrachtung der Zahlen. In diesen ist die Einheit bey den Mathematikern wiederum ein unbestimmter Begriff, der bald was großes, bald was kleines bedeutet. Alle diese Dinge, setzt der Herr Verfasser in der Absicht sehr deutlich aus einander, daß er seinem Gegner die erste Quelle seiner Irrthümer zeigen möge; der immer das mathematische unangebliche mit dem philosophisch unendlichen vermischet, welches gar keine Schranken hat.

Aus diesen bisherigen Proben einer gründlichen Einsicht in die unter Händen habende Materie kann man nun leicht schließen, wie es um die Widerlegung der antimonadischen Schrift selbst aussehen werde. In dem 39 §. finden wir einen Anfang davon, wenn der Herr Verfasser seinem Gegner zeigt, daß auch eine eingebildete geometrische Linie, wenn sie wirklich außer dem Verstande vorhanden wäre, nicht unendlich theilbar seyn würde. „Wenn diese Linie, „schreibt er, unendlich theilbar ist, so enthält sie unend-

„endlich viele Stellen, wo sie getheilet werden kann. „Dieses kann man nicht leugnen, weil sie nicht an „solchen Stellen theilbar seyn kann, die sie nicht ent„hält. Sind nun diese Stellen in ihr, so sieht sie „Gott: und wenn Gott sie sieht, so wird es nur „eine Wirkung seines Willens kosten, um auf ein„mal ihre Theilung zu bewerkstelligen. . . . Folg„lich geht die Theilung nicht unendlich fort. ꝛc.“ Man sage hier nicht, daß es einem Weltweisen nicht anständig sey, sich auf die Allmacht Gottes zu berufen, wenn er etwas beweisen will. Der Gegner der Monaden hat es auch gethan: und also kann er es seinem Wiedersacher auch nicht übel nehmen. Und im 40 §. wird noch ein andrer Einwurf beantwortet, bey dem wir uns nicht aufhalten können. Er schließt sodann im 42sten, daß er nunmehr dargethan habe: daß die eingebildeten Begriffe der Meßkünstler in der Naturlehre ganz unnütz, ja im höchsten Grade gefährlich sind.

Wir haben uns mit Fleiß bey dieser vorläufigen Wahrheit so weitläuftig aufgehalten, um unsern Lesern einen Begriff, von der Art zu denken, zu machen, derer sich unser Vertheidiger der Monaden bedient. Sie werden daraus sehen, daß er mit allen Arten der Waffen ausgerüstet in den Schranken erschienen ist: und seinem Gegner nirgends Raum zum ausweichen lassen wird, wenn er mit ihm anbindet. Er hat sich nämlich nicht etwa zu einem kleinen Scharmützel, sondern zu einem Haupttreffen gefaßt gemacht; und seinem Wiederpart vorher alle seine Schwäche abgemerket. Im 50 §. geht der rechte

Kampf

Kampf an. Die Monaden des Hrn. von Leibniß werden erklärt, und ihr Daseyn wird bewiesen, auch wider alle Einwürfe gerettet. Im 56sten wird ihr Unterscheid von des Hrn. Canzlers von Wolf einfachen Dingen gewiesen, und dem Gegner derselben eine Menge Fehler entdecket; die er in ihrer Beschreibung und Bestimmung begangen. Doch wir wollen uns in den Streit selbst nicht vertiefen. Es ist schwer, einen Auszug davon so zu machen, daß die Kraft aller Antworten ungeschwächt bleibt. Wir wollen also unsern Lesern das Vergnügen nicht schmälern, dieselbige in ihrer vollen Stärke zu sehen, nachdem wir ihnen verhoffentlich durch das obige Lust dazu gemacht haben. In der That wird es niemanden reuen, eine Schrift gelesen zu haben, darinnen eine der schwersten Materien auf eine leichte, angenehme, und doch überzeugende Weise vorgetragen wird.

Schließlich müssen wir noch melden, daß unlängst zu Berlin, auch in französischer Sprache eben diese Schrift in 12. erschienen ist. Wir getrauen uns nicht zu sagen, welche von beyden das Original ist. Bey dieser französischen Ausgabe aber, ist auch die antimonadische Schrift übersetzt zu finden, welches Lesern zu gut, die des Deutschen unkundig sind, nöthig war. Dieser sind Anmerkungen beygefügt, die theils aus den beyden Widerlegungen, die zu Halle heraus gekommen, theils aus dem, unserm Büchersaale neulich einverleibten Auszuge davon genommen, theils, von neuem aus der Feder des Hrn. Uebersetzers derselben geflossen sind. Man findet also in

dieser

dieſer Schrift faſt alles dasjenige beyſammen, was bisher im Deutſchen von den Elementen geſchrieben worden. Bey dem Verleger dieſer deutſchen Prüfung, ſind auch Abdrücke davon zu bekommen.

* *

VI.

Der Weg eines Adlers im Himmel, glorreich vollbracht auf Erden. Oder, wahrhafftes Contrafait des Lebend- und Sterbenden römiſchen Kayſers Caroli VII. ꝛc. ꝛc. unnatürlich ſchön gezeichnet von der Natur, wunderwürdig gemahlen von der Tugend, lebhafft ausſchattiret von dem Tod, dem römiſchen Reich zum Angedencken, dem Bayerland zur Höchſten Verehrung verfertiget, in einer Leich- und Ehrenrede, bey in tieffiſter Traur gehaltenen Exequien in der hochlöbl. Pfarr-Kirchen der Chur-Bayriſchen Graniz-Stadt Fridberg. Das erſte mahl vorgezeigt, und auf viler Anbegehren durch offentlichen Druck kund gemacht, von Franciſco Xaverio Doran, Seiner Chur-fürſtlichen Durchleucht in Bayrn Geiſtl. Rath, Hoch-Fürſtlich Augſpurgiſchen Regiſtratore, Notario Apoſtolico. Mit genehmhaltung der Oberen. Augſpurg. 1745. 7 Bogen in Fol.

Unſere

Unſere Leſer werden wohl ſchon aus dem Titel errathen, auf was für ein feines Werk ſie ſich hier zu freuen haben. Es iſt nämlich Carl dem VII. nicht beſſer gegangen, als Carln dem VI. bey deſſen Gruft der Herr Pater Forſter ſeine oratoriſche Schande bewieſen hat. Da nun die critiſchen Beyträge mit ſeiner vortrefflichen Arbeit prangen; ſo wollen wir dieſen Bücherſaal mit der Leich- und Ehren-Rede des Herrn Dorms zieren; zumal da er ſeinen Vorgänger in vielen Stücken noch übertrifft. Es wäre ſchade, wenn ein ſo vortreffliches Beyſpiel einer unnatürlich ſchönen Malerey verloren gehen, und nicht mehrern Leſern bekannt werden ſollte. Zum mindeſten hat der Redner ſein Wort gehalten und ſo unnatürlich gemalen, daß man ſich bey ſeiner Staffeley des lauten Lachens unmöglich enthalten kann. Doch wir wollen unſere Leſer ſelbſt ſehen laſſen, wie er zu Werke geht. Er hat, um der Schwäche des menſchlichen Gedächtniſſes zu Hülfe zu kommen, welches leicht ſeine ſcharfſinnigen Einfälle zum Theil könnte fahren laſſen, auf einem beſondern Bogen eine Synopſin Chronographicam, verfertiget, und daſelbſt finden wir den Titel folgendergeſtalt ins kurze gebracht:

VIa aqVILæ In CœLo, totIVs orbIs ſaplentIſſIMo InCognIta, â CaroLo VII, Cæſare aVgVſto gLorIoſe peraCta In terrIs.

Der Adlers Weeg, o Salomon! hat dir vil Zweiffel gmacht,
Den Carolus auf Erden ſchon ganz glorreich hat vollbracht.

Hierauf folget der Text, oder Vorſpruch, wie es der Herr Dornn nennet, und heißt: Weſ-

sen ist das Bild und die Uberschrifft? Sie sprachen zu ihm: des Kayſers. In dem chronologiſchen Innhalte heiſſt dieſes ſo:

aVgVsta effIgIes CaroLI VII, VIVentIs, atqVe MorIentIs Vere DeLIneata.

Diß Bild stellt für ein Carolum, fragst welchen an der Zahl? Ich antworte: den Sibenden; der ist was andre all.

Nun kömmt der Eingang und hebt ſo an: „Gerechter Gott! was hat wohl die Welt, ſonderbar „Bayern verſchuldet, daß du ihr nach ſo kurzem „Proceſs das Haupt haſt abgeſchlagen? Kaum hat „deine Gerechtigkeit den Sentenz geſellet: auferam „caput tuum a te; ich will dir das Haupt hinweg „nemen; da liegt das Haupt des ganzen Bayer„lands Carolus der Siebende Römiſche Kayſer ſchon „zu Bodeh. Fürwahr ein ſcharffer Sentenz! Ver„zeihe, o Gott! daß ich anheunt dem enhaubteten „Bayrland einen Fürſprecher abgibe, und von dem „Thron deiner Gerechtigkeit zum Thron deiner Barm„hertzigkeit appelliere, um alldorten nit ſo faſt „ein Klag, als demüthige Bitt abzulegen. . . . „Bayerland hat ſein Haubt verlohren und erkennet „doch keinen Haubtfehler. Verzeihe gerechter Gott! „das iſt die Seuffzer-Spraach des enthaubten, in ei„nem ganzen Thränenmeer verſenckten Bayerlands, „welches bey deiner Gerechtigkeit nichts anders bittet „und verlanget, als reſtitutionem in integrum, „nemblich ein anderes, gleiches Haubt.„

Es giebt gewiſſe Lobredner der Verſtorbenen, die ſich den Tag und die Zeit, in welcher der Erbfaßte die Welt

Welt verlaſſen, vortrefflich zu Nutze zu machen wiſſen, und ganze Blätter mit einer ſo wichtigen Sache anfüllen. Dieſelben haben an dem Herrn Dorm einen nicht ungeſchickten Mitbruder. Wer z. E. wiſſen will, warum Carl eben nach einer dreyjährigen Regierung geſtorben ſey? dem wird er antworten: zum Zeichen daß er treu regieret habe. Warum der Kaiſer im Januar geſtorben? weil er ein vorſichtiger Janus geweſen. Warum am St. Sebaſtianstage? weil er wie dieſer ein Beſchützer der Kirche geweſen. Warum an der Mittwoche? weil dieſer Tag zum Hauptreinäſchern beſtimmt iſt. Warum zur Abendzeit, weil da die Sonne unterzugehn pflegt, und die allerdurchleuchtigſte Weltſonn es vermuthlich nicht anders halten dörfen, als die natürliche. Warum im Zeichen der Jungfrauen? weil ihm die Jungfer Maria den Himmel aufgethan.

Wir führen unſern Redner nunmehr zur Staſeley: denn der geliebte Leſer muß wiſſen, daß er, damit das arme Bayrland noch gröſſern Troſt bekomme, ihm ſeinen *Carolum* lebendig vorſtellen will: das heißt, er will das lebhafte *Contrefait* des lebend und ſterbenden *Caroli* verfertigen, und ſolches in deſſen Herzen aufhenken. Wer hier wieder fragt warum? dem giebt er zur Antwort: damit die Gemüthsaugen ſich allezeit ab demjenigen erfreuen können, den der frühzeitige Todt den natürlichen Augen entzogen hat; und damit dieſes *Contrefait Carolum* ganz lebhafft und zugleich wundervoll vorſtelle; ſo will er in *Carolo* vorſtellen den Weeg eines Adlers

lers im Himmel. Damit auch dieſer ſinnreiche Eingang ſich dem Herzen der Zuhörer deſto tiefer einpräge: ſo hat ſich unſer Redner ihnen zu gut abermals in einen Dichter verwandelt. Es heißt:

baVarIæ Integre ſatIsfIt sVI CaroLI aLIbertI effIgIe aD VIVVM eXpreſſa.

Ja daß du kömſt dein Carolum auch ſelbſt haben bey dir:
So ſchenk ich dir ſein Contrefait, ſo ihn ſtellt lebhaft für.

Nunmehr folget der erſte Theil mit dem wiederholten ſchönen Titel: Caroli Contrefait unnatürlich ſchön gemahlen von der Natur. Anjetzt müſſen wir ihm ſcharf auf die Finger ſehen: denn nun hebt ſich die unnatürlich ſchöne Malerey an. Der Kaiſer iſt in allen Stücken, nach welchen er ihn nur betrachtet, einem Adler gleich. Der geneigte Leſer wird ſich alſo gar nicht wundern, wenn der Redner keinen Anſtand nimmet, *Carolum* als einen großgefligleten Adler in ſeinem *Contrefait* zu entwerffen. Dieſer Adler nun geht auf ſeinem Himmelswege durch alle Zeichen des Thierkreiſes und kömmt erſtlich in den Schützen. Der Schütz zeigt ein ſcharfes Geſicht, wie dieſes, einen ſubtilen Verſtand an. Carl nun hatte einen vortrefflichen Verſtand. Gewißlich niemand iſt der Verluſt *Caroli* empfindlicher, als denen, ſo umb ſeinen Verſtand wiſſen, welcher in der blühenden Jugend ſchon reiff ware, und faſt eher gefrüchtet, als geblühet hat. Der Redner fängt denn in ſeiner Schilderey mit der Stirne an, und zeichnet vor allem eine große Stirn, wegen ſeinem über-

großen

groſſen Verſtand. Damit aber dieſe Stirn nicht ſo gar gar kahl ausſehen möge, ſo ſchreibt er drauf: Repletus eſt ſpirtu ſapientiæ. Er zeichnet auch beyde Augen auf Adlers Art, wohl, groß und ſcharfſinnig: und brauchet ſie abermals zur Schreibtafel; denn er ſchreibt hinein: illuminati ſunt oculi eius. In dem poetiſchen Auszuge ſeiner Gedanken heißt es von dieſen erſten Meiſterzügen ſeines Penſels:

VIa aqVILæ InsIgno sagIttarII: CaroLVs MIro InteLLeCtV Constanter eXCeLLVIt.

Der Schütz zeigt an ein guts Geſicht, guts Geſicht guten Verſtand:

Wie hoch verſtändig Carl geweſt, iſt niemand unbekannt.

Aus dem Schützen kömmt Carl nunmehr in den Steinbock. Der Steinbock iſt ſehr geſchwind im laufen. Carl hat auch die vortrefflichſten Wiſſenſchaften ſehr geſchwinde erlernet; derowegen ergreifet unſer Redner abermal den Penſel und ſetzet eine nach Adlersart geſtalte Naſen in ſein Contrefait. Mancher Leſer möchte hier fragen: warum? Nun fällt dergleichen neugieriges Fragen zwar einem ſolchen Demoſthenes als der iſt, den wir hier vor uns haben, zuweilen ſehr zur Laſt; dennoch aber wird er ihm ſagen: die Naſen iſt ein Zeichen der Klugheit; und wer ihm das nicht glauben will, den weiſt er an das hohe Lied, allwo ausdrücklich ſteht: naſus tuus ſicut turris Libani: dein Naſen iſt wie der Thurn am Libano. Er will den Mund auch zugleich mitnehmen; ſteht aber ſehr bey ſich ſelbſt an, ob er ihn offen oder geſchloſſen malen ſoll? Er

hat auf beyden Seiten wichtige Gründe; es bleibt aber doch bey dem offenen; und der Redner fragt selbst warum? die Antwort heißt exgredietur de ore mea juſtitia. Die Verſe zu dieſem Stücke ſeiner Arbeit heißen:

VIa aqILæ In sIgno CaprICorni: CaroLVs In ſCIentIIs præCIpVIs breVI progreſsVs feCIt eMInentes.

Der Steinbock höchſte Felſen auch ſchnell überſteigen kann:
In Wiſſenſchafften Carolus diß eben hat gethan.

„Ich darf meinen Penſel (ſo heißt es ferner) „nit aus Handen laſſen, Carolus hat ſeinen Weeg „ſchon wiederum weiter bis zum Zeichen des Stiers „fortgeſetzt.„ Von dieſem Thiere nun haben wir zu merken, daß es ſehr ſtark iſt, ſonderlich im Haupte. Carl hat auch ſehr viele und ſchwere Kopfarbeiten gehabt; daher unſer Redner ſich gar nicht wundert daß er ſo frühzeitig geſtorben iſt; ſondern daß er nicht frühzeitiger geſtorben iſt. Die Tugenden des verſtorbenen, welche in dieſem Abſatze vorkommen, ſind ſo groß, daß ſie wohl einen beſſern Lobredner verdienet hätten, unter deſſen Händen nicht auch das Ernſthafteſte lächerlich wird. Denn wer kann ſich wohl des Lachens enthalten, wenn aus allen Proben, die er von dem ſcharfen Verſtande, der unerſchrockenen Tapferkeit und der Selbſtbemühung um die Staatsgeſchäffte, die er ſeinem Helden nachgerühmet, nichts mehrers herauskömmt, als daß er ſagt: „Anjezo fahre ich fort in der Zeichnung: „dem Haubt geht nichts mehr ab, als die Ohren; „dieſe dann zeichne ich mit der Beyſchrifft: vox

„mal-

„mallei innovat aurem eius. NB. das iſt: Carolus „hörte nichts lieber, als von Krieg und Schlachten „erzählen. Das Haubt iſt verfertiget; anjezo zeich„ne ich die Schultern, aber was für Schultern? „Die Schultern Samſonis & Atlantis - - - ich „zeichne die Armb, aber was für Armb? Herculis „Armb - - - ich zeichne die Händ, aber was für „Händ? Moyſis Händ - - - ich zeichne endlich die „Füß, aber was für Füß? Riſenfüß, mit welchen „er ſo große Schritt auf dem Weeg der Tugend hat „gemacht.„ Letzlich penſelt er denn wieder unter die Zeichnung:

VIa aqVILæ InsIgno taVrI: totVs CaroLI fangVIs aD pVgnas generosIssIMe prVrIebat.

Der Stier im Haupt ſein großte Stärk gezeigt hat jeder Zeit
Den Helbenmuth in Carolo bewundern Land und Leuth.

Nunmehr ſollte man denken, unſer maleriſcher Redner wäre fertig und könnte von der Staffeley aufſtehen. Allein weit gefehlet! er verſteht ſeine Kunſt viel beſſer als andere Maler, und wir werden noch Sachen von ihm zu ſehen bekommen, die uns alle andere Schilderer unterſchlagen. Der großgefliglete Adler kömmt denn zum Zeichen der Zuvillingte; dieſe aber ſind bey dem Herrn Dorm ein Sinnbild der Freundſchaft. Aus der guten Freundſchaft alſo die Carl mit ſeinen Bundsgenoſſen gehalten und aus der Liebe zu ſeinen Unterthanen, erhellet, daß in der Zeichnung noch etwas fehlet, und es wird ſo leicht keinem Leſer einfallen, daß dieſes das Herz ſey. Der Redner ſieht auch ſelbſt einige Schwierigkeit dabey,

und fragt ſich ſelbſt ſehr weislich: Aber wie ſoll dieß geſchehen? das Herz iſt ja nit ſichtbahr? Er löſet dieſen Knoten aber gar leicht. Alſo reden die unerfahrne Maler, heißt es, weit anderſt urtheilen diejenige welche geleſen haben: Cor ſapientis in dextra eius. Des weiſen Herz iſt in ſeiner rechten Hand. Wenn alſo mancher Leſer etwa ſchon beſorgt geweſen, wohin er das Herz malen würde, ſo wiſſe er nunmehr, daß es in die rechte Hand wird gezeichnet werden. Auf die gewöhnliche Frage aber, was für ein Herz? dienet dem gemeinen Weſen zur Nachricht, daß es ein groſſes Herz ſeyn werde, darinn die ganze Welt verſchloſſen liegt. Wer noch wiſſen will, womit dieſe ganze Zeichnung verfertiget worden? der merke daß es die vortreffliehiſten Naturegaaben geweſen. Nunmehr werden wir zur Untermahlung kommen. Nehmen aber erſt folgende Zeilen mit:

VIa aqVILæ In geMInIs: CaroLVs eIbI sVbDItIs pergratVs gratIosVsqVe.

Die Zwilling zeigen groſſe Lieb und groſſe Freundſchafft an: Den Carl liebte jedermann; ſonders ſein Unterthan.

Zur Untermahlung, welcher Arbeit der andre Theil gewidmet iſt, braucht er die Farben der Tugend. Aber ehe der Leſer ſichs verſehen wird, ſo wird Herr Dorm von ſeiner Staffeley verſchwunden ſeyn, und ein ganz anderer Maler an ſeiner Stelle ſißen. Die Sache geht ſo zu:

CaroLI effIgIes VarIIs aC ConstanterCresCentIbVs VIrtVtVM CoLorIbVs pInglVr.

Jetzt

Jetzt fange ich zu malen an: allein mit ſieſſem Gwalt
Die Tugend mir den Penſel nimmt, das Conterfait
ſelbſt mahlt.

Nun wiſſen wir, mit wem wir zu thun haben, und wollen ſehen, ob der andre Maler ſich beſſer halten wird, als der erſte. Der großgefliglete Adler kömmt in das Zeichen des Scorpions. Dieſes Thier deutet die Demuth an. Wer das nicht begreifen kann, der merke ſich daß der Scorpion eine braun dunkle Farb hat, und daß ſeine Nahrung die Erde iſt; folglich iſt er der Farb und Speiß nach ein Zeichen der Demuth und Mäßigkeit. Das iſt ja ganz ſonnenklar! „Wer alſo, heißt es, „alle Tugenden, von denen ich heunt rede, in Ca„rolo nit geſehen hat, der wundere ſich gar nit: „dann er deckte dieſelbe mit dem Mantel ſeiner De„mut zu, und hat erſt der Todt den Vorhang aufge„zogen, und das Liecht ſeiner groſſen Tugenden ſo „unter dem Mezen ſtunde, der Welt kund ge„macht . . . „. Man merke ſich alſo:

VIa aqVILæ In sIgno ſCorpIonIs: CaroLVs hVMILItate sVa CœLo, totIqVe orbi aCCeptVs.

Der Scorpion zeigt Demuth an: Wer meſſen diſe Gaab
In Carolo will, der mäß ſie von ſeiner Höche ab.

Jetzt muß der Redner einen andern Penſel und eine andere Farb nemmen; dann es folgt das Zeichen des Widders. Weil nun Auguſtinus ſagt, daß der Widder ſeye ein Anführer der ganzen Heerd; und weil Homer die Regenten, Hirten des Volks nennet: ſo wird wohl niemand et-

was dawider einzuwenden haben, daß dieſes Thier das gute Beyſpil anzeiget. Das gute Beyſpiel des Entſeelten nun verſpricht Herr Dorm mit ſo lebhaften Farben zu malen, daß auch die Blinden es ſehen ſollen; nur lernt man hier von der Geſchicklichkeit des Redners, daß es Leute giebt, die noch blinder ſind, als blind: und das ſind die, die Augen haben und nit ſehen; für dieſe aber malet er hier nicht. Wer alſo zu keiner von beyden Claſſen Luſt hat, der ſehe wie er zu rechte kömmt. Wir können ihm nicht anders helfen, als mit dieſen Zeilen:

VIa aqVILæ In sIgno arIetIs: Carol.Vs reCtor popVLI eXeMpLo plo CVnCtIs Conſtanter præIbat.

Der Widder geht voran allzeit, die ganze Heerd führt an;
Mit gutem Beyſpil Carl diß hat ſeinem Volk gethan.

Der halbe Tugendhimmel iſt nunmehr durchzogen, und wir kommen an das Zeichen des Löwen. Der Löw iſt ein Zeichen der Wachſamkeit; das ſtreitet kein Menſch. Der Löw ſchlafft wenig und wenn er auch ſchlafft ſtehen ſeine Augen offen. Unſers Wiſſens wird das Thier ſo mit öffenen Augen ſchläft, ganz anders genennt. Der Löw iſt endlich ein Schützer wider die Feind, ſonderlich die Feind des Evangelii. Das wollte uns nicht recht in den Kopf! wie wir aber die Urſache darzu laſen, Dahero er dem Evangeliſten *Marco* zugemahlen wird: ſo muſten wir ſchweigen. Der Löw iſt endlich ein Zeichen der Stärck; und das iſt eine ewige Wahrheit. Da nun Carl alle dieſe Gaben

des

des Löwen beſeſſen, ſo folgen nebſt einer weitläuftigen Condolenz an die ſiebenzehnhundertjährige Mutter dieſes Löwen, die catholiſche Kirche, über den erlittenen Verluſt, dieſe Verſe:

VIa aqVILæ In sIgno LeonIs: CaroLVs Veræ reLIgIonIs CatholICæ obſerVator ſeMper zeLosVs, ac tVtor perennIs.

Der Löw den Marcus bey ſich führt, zeigt an des Glaubens Schutz;
Der Bayriſch Löw bieth jederzeit den Glauben-Feinden truz.

Der Herr Dorm muß mehrmalen einen andern Penſel und andre Farben nemmen. Carl kömmt nämlich in das Zeichen der Jungfrauen. Wir müſſen hier den Redner ein wenig allein zu Werke gehen laſſen. „Was ich, heißt es, durch „die Jungfrau verſtehe, kann ihm jedermann leicht „einbilden, nemblich die groſſe, ja unerhört groſſe „Liebe Caroli gegen denen Frauenbildern. Weilen „ich jetzt die Liebe muß abmahlen, ſo muß ich mich „ſchön.r, und abſonderlich rother Farben bedienen. „Ich habe Carolo in der Zeichnung das Herz in die „Hand gegeben; ietzt muß ich es wiederumb ausſtrei„chen: dann Carolus iſt ohne Herz. Er hat ſein „Herz ſchon längſt verſchenket, aber wohin? vbi „theſaurus tuus, ibi et cor tuum. Wo ſein Schatz „ware, da ware auch ſein Herz. Wer aber ware „wohl der Schatz Caroli? Ich habe es ſchon geſagt, „zerſchiedene Frauenbilder, abſonderlich eine braun„färbige: das Frauenbild zu Loretto, zu Einſidel, „im Herzogſpital zu München, das Frauenbild

„zu

„zu Dorffen, absonderlich das schwarze Mutter-Bild „Gottes zu Alten-Oettingen. O was kostbahre „Schanckungen hat Carolus diſen wunderthätigen „Frauen-Bildern angehenkt? „ . . . Dieſer ganze Absatz ist werth, daß man ihn selbst lieſt; er ist aber zu lang und wir können also unſere Leſer nicht so glücklich machen, als wir selbst geworden. Doch wollen wir ihnen nicht alles entziehen. Man leſe noch

VIa aqVILæ In sIgno VIrgInIs: Carol.Vs VIrgInIæ MatrIs, Venerator, atqVe Defensor.

Der Löw nächst bey der Jungfrau ist: diß hat beobacht quan

Der Bayrisch Löw, verliebt in die, so Jungfrau zgleich und Frau.

Die Untermahlung ist also auch vorbey: das carolinische *Contrefait* brauget schon mit rar- und kostbariſten Tugends-Farben, und gehet demſelben nichts mehr ab, als die Schattirung, und diese macht der Tod. Im dritten Theile also, der zu dieſer Arbeit beſtimmet ist, erfahren die Leſer bald anfangs, welches die schönſte Farbe sey. „Schön ist die weiſſe Farb, mit diſer hat gebran- „get der unſchuldige Abel. Schön ist die blaue „Farb; diſe hat gezieret den treuen Abraham. „Schön ist die braune Farb; diſe hat gebiehret „dem geduldigen Job. Schön ist die rothe Farb; „diſe entſprange auf den Wangen des ſchamhaff- „tigen ägyptiſchen Joſephs. Schön ist die grüne „Farb; diſe hat der auf Gott bauend und ver- „trauende Moyſes. Alle dieſe Farben ſeynd ſchön; „aber welche aus allen nennet die göttliche Schrifft „ſchön?

„ſchön? „ Herr Dorm ſieht gar bald, daß er ſich auf ſeine Frage ſelbſt die Antwort würde ertheilen müſſen. „Die ſchwarze Farb alſo, iſt die ſchönſte „Farb.„ Wer hätte das vermuthen ſollen? allein warum ſagt die Salomoniſche Braut: Nigra ſum, ſed formoſa? Mit der ſchwarzen Farb dann, wird der Redner das Contrefait Caroli ganz lebhafft ausſchattiren. Der Tod ſelbſt iſt ein Maler, der ſein ſchrekenvolles Gemählt durch die gläſerne Augen als durch einen Spiegel präſentiret. Herr Dorm entlehnt alſo von dem Tode ſchwarze, aber wunderſchöne Farben, und malet zuvorderſt dieſe Verſe:

Carol. I effIgIes VIrtVte eXornata, aCCeptIs ſpeCIaLIbVs In Morte gratIIs perfeCte, atqVe eLeganter eLaboratVr.

Dem Contrefait geht nur allein noch die Schattirung ab,
Die macht der Tod, eh Carolo er bricht den Lebens-Stab.

„Was iſt das? iſt dann Carolus ſchon todt, „daß der Heil. Michael mit der Waag erſcheint? „Nein er iſt noch nit todt; aber nahe beym Todt. „Doch er mag nur kommen! unſer großaefliglete „Adler förchtet die Waag der göttlichen Gerechtig„keit nit; weilen er das Zeichen der Waag am irr„diſchen Tugend-Himmel niemalen umgangen... Hier fährt der Redner auf ſolche Weiſe fort die Gerechtigkeit ſeines Helden, ſo gut ers kann, zu preiſen. Die Poetiſche Arbeit zu dieſer Waage aber, heißt:

VIa aqVILæ InsIgno LIbræ: Carol. V. Cæſar IVſtItIarIVs perfeCtVs, aC CeLeberrIMVs.

Die Waag zeigt an Gerechtigkeit, ſo dermahls iſt ſehr rar;
Wer ſelbe ſucht, bey Carls Thron ſie allzeit bfindlich war.

Doch

Doch es wird mit der Schattirung geeilet; weil Corolus der groſſe Adler ſeinen Weeg bald vollenden wird: denn er befindet ſich ſchon im Zeichen des Krebs. Der Krebs nun lebt wider die Natur andrer Fiſche ſowohl im ſauren als ſüſſen Waſſer, im Waſſer und auf Erden, gehet hinter ſich und vor ſich. Wenn es dem Herrn Dorm auch das Leben koſten ſollte, ſo weis er nicht was dieſes anders bedeuten könne, als die Beſtändigkeit. Nun dann, mit der Wunder-großen Beſtandhafftigkeit ſo Car[illegible]or und in ſeinem Tode bezeuget hat, will er ſein Contrefait ausſchattiren. Zur Probe aus dieſem Abſatze mag folgendes dienen: „Die Gabaoniter „nach Zeugnuß der Schrifft waren rechts und links, „kunten auf ein Härlein ſchießen: nun was heißt „wohl Gaba? was Gabaonita? Gaba heißt ein „Higl, Gabaonita, einer der auf einem Higl ſtehet, „nemblich die Befelchs-Haber, ſo in der Höhe erhebt „ſanften und rauhen Winden unterworfen ſeynd. „Unſer groſſe Carl iſt auf den höchſten Gipfel der „höchſten Würd erhöcht worden; dahero es kein „Wunder ware, daß er ſanfte und rauhe Winde er„litten; aber das ware ein Wunder, daß er rechts „und links war, will ſagen, in das widrige Glück „ſich ſchier beſſer ſchicken kunnte, als in das günſti„ge. . . . Carolus kunte mehr Wiederwärtiges „übertragen, als die ganze Welt im Stand ware „ihm anzuthun. Zu Nachts klantzen die Stern viel „ſichtbahrer als beym Tag. Man glaubt oft nit, „daß ein Dornhecken, dieſe ungeſchlachtete Mutter „eine ſo liebreiche Tochter, wie die Roſen ein Kö-

„nigin

„nigin aller Blumen iſt, hervorbringen könne; alſo „kan man von der Klugheit eines Concepts vor dem „End nit urtheilen. Die Flutten werffen den „Menſchen aus einem Schiff zu Zeiten heraus und „in das andere hinein: jenes geht zu Grund, dieß „kommt in den Port.„ Wir beſchlieſſen dieſen ſcharfſinnigen Abſatz abermal mit ſeinem Sinnſpruche:

VIa aqVILæ In sIgno CanCrIs: CaroLVs sVa proMIssa aC proposIta qVæ ferIo feCIt, Conſtanter ferVaVit.

Der Krebs in jedem Waſſer lebt, ſo gar auch auf der Erd: In Glück und Unglück Carl blieb beſtandhafft, unverkehrt.

Das Zeichen des Fiſchs, in welches wir nunmehr aus dem Krebſe kommen, iſt ein Merkmaal der Geduld, und zwar darum weil er ſtumm iſt. Hier wird nun Carl weitläuftig mit dem bekannten Felſen im Meere verglichen. Wie er denn auch gewußt haben ſoll, daß Felicitas ſich von Fel anfange; folglich niemand glücklich ſeyn könne, der nicht vorher Fel, die Bitterkeit, gekoſtet hat. Die Verſe ſind eben ſo ſinnreich.

VIa aqVILæ In sIgno pIsCIs: CaroLVs aLbertVs ſpeCIaLI patIentIa InIMICæ ILLVsIt fortVnæ.

Der Fiſch iſt allzeit ſtumm und ſtill, gibt der Gedult ein Prob,
Wer Carolum erkennet hat, erkennt hat einen Job.

Bey dem Zeichen des Waſſermanns, findet Herr Dornn für nöthig die ganze Fabel vom Ganymedes zu erzählen, und ſetzt hinzu: „Das iſt „ein Gticht; aber daß Gott Carolum ſehr geliebt „und ihm den höchſten Reichs-Adler zugeſchickt ha-

„be,

„be, das ist kein Gticht.„ Nun setzet er seinen Pensel zum letztenmal an; und weil Carl sein Leben geendet hat, will er auch sein Contrefait zu End bringen. Hier redet er von des Kaisers Tode: er getrauet sich fast dessen letzte Beicht zu errathen, nämlich einen heiligen Unwillen gegen Gott, der ihn nicht eher sterben lassen. Der Kaiser schilt den Tod für neidisch, daß er ihm das ewige Leben nicht gönne. Er sagt, er habe bereits Kron und Zepter abgeleget, er dörfe also keinen Respect mehr gegen ihn brauchen, u. s. w. Die tröstlichen Verse zu diesem Absatze, lauten so:

VIa aqVILæ In sIgno aqVarII: CaroLVs rIte præparatVs pIIfsIMe Def VngebatVr.

Der Ganymed schön und angenehm in Himmel wird geführt,
Dahin geht Carl wohl bereit, mit Tugenden gezirt.

Carl ist todt; und das Bildniß ist fertig. Herr Dorm will es aber an Zierrathen auch nicht fehlen lassen, und diese sehen so aus. Er zieret erstlich den in der Todtenbaare liegenden Löwen, gleich einem Widder, der mit Mäschen und Bändern gezieret auf die Schießstatt zum Tode geführet wird, und setzet ihm einen Siegskranz auf das Haupt. In der Ferne entwirft er die Residenzstadt, halb mit Wolken verdeckt; doch so, daß schon wieder eine neue Sonne im Aufgange steht. Oben, über das Bild malt er den Reichsadler mit dem Bayrischen Wappen, und um denselben herum, die zwölf Himmelszeichen, durch welche unser Redner seinen Helden so künstlich geführet hat. Der Beschluß ist zu schön

als

als daß wir ihn nicht ganz herſetzen ſollten: „Nun-
„mehro mag ſich gleichwohl der Leichnamb Caroli un-
„ter die Erd verbergen; wir haben ihm ganz leb-
„hafft in ſeinem Contrafait, welches die Natur unna-
„türlich ſchön gezeichnet: die Tugend wunderthätig
„untermahlen, wie der Tod ganz lebhafft ausſchat-
„tiret hat. Dieſes Contrafait habe ich verfertiget,
„dir o Bayrland! zu ganz beſondrer Verehrung.
„Dir dann ſeye es geſchenkt und verehrt, aber mit
„der Bedingnuß, daß du ſolches an den Altar dei-
„nes Herzens aufgehenckeſt, und allzeit in höchſten
„Ehren halteſt. Ich lege nun meinen Penſel und
„Mahlerwerckzeug zu denen Füſſen des Leichnambs
„Caroli, damit ſie mit ihm verweſen. Heunt ha-
„be ich das erſtemal einen Mahler abgeben, und
„zugleich das letztemahl. Dann nichts ſchöners,
„rareꝛs, und verwunderlichers, als Carolus ware,
„kan ich mehr mahlen; nichts minderes und gerin-
„geres aber mag ich mehr mahlen. Allein, ich
„kan die Penſel noch nit ablegen, es gehet dem Con-
„trafeyt noch etwas ab, nemblich die Unterſchrifft.
„Dieſe dann ſoll beſtehen in meinem Verſpruch,
„den ich chronologiſch nebſt folgenden Verſen unter-
„ſchreibe:

Interrogas?
CVIVs eſt IMago hæC et ſVperſCrIptIo?
Lege:
CaroLI VII, Cæſaris eX baVaria.

Zu Teutſch:

Diß Bild betrachte wohl: ein Wunder dieſer Welt,
Dergleichen man itzt findt gar wenig, es vorſtellt:

Einem allein es gleicht, der kaum hat seines gleichen
Kein Kayser der vor ihm und keinn nach ihm, thut weichen.
Es ist ein Wunder-Bild! d' Natur erstaunt darob,
Die Tugend sich darin ersicht und gibt die Prob:
Der Tod sonst als zerstöhrt; doch hat er dießmahl geben,
Was er ansensten nimbt, dem Bild gleichsam das Leben.
Es stellet für ein Sonn, so mit dem größten Glanz
Der Tugenden allzeit die Welt erleucht hat ganz.
Es stellet für ein Lamb, zugleich auch einen Löwen,
Das ist, die höchst Gedult, den höchsten Starckmuth eben.
Es ist ein Contrefait allgmein, doch ungemein,
Weil es stellt sehr vil vor, und sehr vil nur in ein:
Dem Atlas sieht es gleich, es thut gar wenig fehlen,
Den weisen Salomon es thut lebhaft vorstellen.
Mit einem Wort: dieß Bild stellt einen Adler für,
Der hat den Himmels-Weg vollbracht auf Erden hier;
Dieß ist ein Wunder so der Weißist nit kunt fassen,
Darum dieß Wunder-Bild dir sollst gefallen lassen.
Es stellt für Carolum den Siebenden an der Zahl,
Ein Kayser, der gewest, was andre Kayser all.
Wessen ist dieses Bild? wen man dich dann sollt fragen,
Sag: Carl des Grossen; darfst des allergrösten sagen.

Doch unser redneriſcher Maler ist nicht nur ein deutſcher Poet, ſondern auch ein lateiniſcher: und zwar nicht ſo gemeiner, der die Verſe nur um der Gedanken und des Wohlklangs halber; ſondern ein recht künſtlicher, der ſie auch den Augen zu gefallen machet. Es ſind uns wohl Chronoſticha, Akroſticha, Bilderreime, Sechſtinnen, Irreime, Endreime, Räthſelreime und Logogryphen vorgekommen; aber eine ſolche Art, als der P. Dorn hier gemachet, iſt uns noch nicht vorgekommen. Wir wiſſen alſo auch ihren Namen nicht: man müßte es denn wagen wollen, und ſie Stundenzeigerreime nennen wollen:

denn

denn es iſt eine ganze Uhr mit allen ihren 12 Stunden darinn erhalten. Damit der Nachwelt ein ſo ſeltnes Stück aus unſern Zeiten nicht verloren gehe, ſo ſoll es uns auf eine Seite Platz nicht ankommen. So ſieht es aus:

EPITAPHIVM

Viator!
Conſidera hoc horologium,
indicans elogium
CAROLI SEPTIMI
Caeſaris Auguſtiſſimi
omni elogio maioris.

Carolus ecce lacet, cu I us ſtat gloria ſemper,
P r i n c e p s i n g e n II ſummi mundique ſuprema,
Lux, ſpes imper III ngens doctarumque Dearum
P a r n a ſſ u s v IV us patriae decus atque pupilla,
Gemma orbis Bavar V s Salomon, fortiſſimus Atlas.
Iuſtitiae obſeruans, VI rtutis grande theatrum:
M i t i s e r a t, n o n VII s ſed amoribus omnia rexit
Munera promeritis flu VIII nſtar abunde miniſtrans.
Quid multis? Phœn IX doctrinae, Principum idea,
Et d u c t o r u m DuX, Cæſar perfectus vt octo,
D e f e n ſ o r fidei eXI mius: jam plurima dixi,
A t n o n ſa t diXII n Carolo jacet integer orbis.

Viator!
Quid concludis?
Nulla hora ſine laude eſt.
Ergo
Nulla hora ſine laude ſit.
abi ergo et exclama:
aeternVs ſIt honor Carolo, ſIt gLorIa ſeMper,
perpetVo DVrans VeraqVe In aXe qVIes!

* *

VII.

Nachricht von einer neuen gelehrten Gesellschaft, welche mit dem Ablaufe des vorigen 1746sten Jahres zu Olmütz in Mähren gestiftet worden.

Man hat es sonder Zweifel zu der Glückseligkeit unserer Zeiten zu rechnen, daß, ungeachtet so vieler Kriegsläufte, die bisher den größten Theil von Europa, sonderlich aber die Oesterreichischen Erblande beunruhiget haben, dennoch die Liebe zu den freyen Künsten und Wissenschaften nicht erloschen, sondern vielmehr gewachsen ist. Ein Zeugniß davon leget die neue Gesellschaft einiger Gelehrten ab, die theils in Mähren, theils in Böhmen, Oesterreich und Ungarn, theils in Wälschland, theils auch in den Sächsischen und Hannöverischen Landen befindlich sind; und welche neulich in dem patriotischen Vorsatze zusammen getreten; die Wissenschaften und freyen Künste in dem mittäglichen Theile von Deutschland, sonderlich den österreichischen Erblanden bekannter und gemeiner zu machen, als sie bisher in diesen Gegenden gewesen. Man hat zuverläßige Nachricht, daß verschiedene aus vornehmen Häusern entsprossene Herren, diese Gesellschaft theils selbst veranlasset und gestiftet, theils durch ihr Ansehen an dem wienerischen Hofe vertreten; ja durch Darbiethung aller ihrer Kräfte und ihres Vermögens unterstützen werden. Den Namen, den

sie

sie bisher anzunehmen schlüßig geworden, ist die unbekannte Gesellschaft; weil sie es noch nicht für rathsam hält, die Namen ihrer Mitglieder kund werden zu lassen: ohngeachtet sie dem Wienerischen Hofe alle bekannt sind. Außer verschiedenen Gelehrten von geistlichem und weltlichem Stande, aus den österreichischen Erblanden, hat man auch aus Leipzig und Göttingen, einige öffentliche Lehrer dazu eingeladen, die sonst der gelehrten Welt bekannt sind. Doch wir wollen lieber die eigene Schrift mittheilen, die von dieser Gesellschaft selbst im Drucke ausgefertigt worden.

„Dem Leser, und Liebhaber der schö„nen Wissenschaften, und freyen Künste wird „hiermit zur beliebigen Nachricht dienen können, „daß eine arbeitsame Gesellschaft ein Tagebuch mo„nathlicher Auszüge von neuen oder sonderbaren „Büchern, gelehrten Neuigkeiten, Entdeckungen, „Leben, und Werken der berühmten Männer unse„rer Zeit verfassen, und bey Franz Anton Hirnle, „Buchdruckern in Ollmütz, auflegen „lassen werde.

„Ungeachtet zwar in Italien, Frankreich, Nie„derlanden, dem mitternächtigen Deutschlande, „und in Norden es an dergleichen Werken keinen „Mangel hat; mußten doch unsere, und angränzende „Landschaften so wohl dieser Beyhülfe, als auch der „Kenntniß der mehresten auswärtigen gelehr„ten Sachen beraubt verbleiben: welchem ab„zuhelfen, zum Nutzen unsers Vaterlandes, und Auf-

„nehmen der Wissenschaften man gegenwärtige „Ausgabe, nach dem Beyspiel anderer Länder, an„gefangen, und auf folgende Art eingerichtet hat.

„Die Sprache, der man sich bedienen wird, ist „die Deutsche, um so viel mehr, als selbige alles „vollkommen auszudrucken vermag, und wir, in un„serer Muttersprache uns zu üben, für eine Noth„wendigkeit erachtet haben: dem Beyspiel anderer „Völker zu folgen, welche auch zu ihren Tagebü„chern keine auswärtige Mundart zu entlehnen „pflegen.

„Die Abhandlungen werden in sich halten von „allem, was jene Wissenschaften und Künste an„geht, welche den Nutzen, oder angenehme Kennt„nisse, den guten Geschmack, scharfe Beurtheilung, „und unparteiische Entscheidungskunst befördern: „als da sind gute Begriffe, und Entdeckungen in der „Weltweisheit, sonderlich in der Natur- und Sit„tenlehre, geist- und weltliche Geschichte, Beschrei„bungen, Alterthümer, fremde Sprachen, die „Dicht- Rede- Bau- Bild- und Malerkunst, und „alles, was damit verwandt ist. Von geistlichen „Dingen nehmen wir uns derselben so weit an, als „sie die Sittenlehre, die morgenländischen Ge„schichte, den buchstablichen Sinn der Schrift, und „die Kirchengeschichte angehen, oder selbige in die „Sprachkunst, Alterthümer, Lesart ihrer Schriften, „Uebersetzungen, und deren ächte Entscheidung einen „Einfluß haben.

„Aus dieser so deutlichen Erklärung wird jeder„mann der Verfasser Absicht bemerken, daß sie von „ihrer

„ihrer Arbeit alles dasjenige wollen ausgeschlossen „haben, was man so wohl Religions- als Schul- „streitigkeiten nennet; ferner, daß nichts zu finden „sey, was in Staatssachen, Krieg, oder Friedens- „begebenheiten, Forderungen und Ansprüche gekrön- „ter Häupter und Fürsten einlaufe.

„Die Auszüge der Bücher werden zwar kurz, „doch also gestaltet seyn, daß der Leser allezeit eine „billig. Schätzung des Werkes fassen könne: doch „wird man sich an denenjenigen Orten am längsten „aufhalten, allwo man es dem Leser nützlicher zu seyn „hoffen dürfte. Die Anmerkungen oder Beurthei- „lungen, welche aus dem unsern beyfließen, werden „mit genauester Unparteyligkeit, und möglichster „Kürze gestellet seyn: dabey wir uns auch so sittsa- „mer Redensarten befleißen werden, als es für wohl- „gesittete Leute sich gebühret.

„Dagegen verhoffen wir auch, daß die Verbes- „serungen, welche wir willigst annehmen, von eben „so gut gearteter Schreibart seyn sollen.

„Wir wollen auch hiemit die Herren Verleger, „und Schriftsteller, denen dieses unser Tagebuch, „oder dessen Nachricht vorkömmt, ersuchet haben, „uns von ihren Werken bey Zeiten nöthigen Bericht „einzuschicken: darunter sie so wohl ihr eigen Be- „stes, das ist, die Bekanntmachung ihrer Auflagen „befördern, als uns anbey eine Gefälligkeit erwei- „sen werden. So wohl für diese Nachrichten, als „andere Erinnerungen, sind wir jedermann stets mit „möglichster Dankbarkeit verbunden. Die Briefe

„wird man der hiesigen Buchdruckerey zuzustellen
„haben.

„Wollte man uns auch einige Werke selbsten zu-
„schicken, hat man sich nur bey denen zuletzt benann-
„ten Verlegern anzumelden, von welchen wir sie rich-
„tig erhalten, und entweder den geforderten Preis er-
„legen, oder wenigstens ohne Schaden auf unsere
„Unkosten zurück senden werden.

„Dieß Werk nimmt den Anfang mit dem Jen-
„ner 1747. und wird also fortgesetzt, daß mit dem
„letzten Tage jedes Monats ein Stück davon zu be-
„kommen seyn wird; deren sechs einen Band ma-
„chen. In dem letzten Monathe aber jeden Theils
„werden sich die gelehrten Neuigkeiten, Leben der
„Schriftsteller, Nachricht von ihren Werken, und
„vollkommene Blattweiser befinden.

„Wo zu mehrerer Verständlichkeit der Sachen
„auch Kupferstiche, und Tabellen nöthig sind, wird
„man sie bey jedem Stücke beylegen. Der Preis, den
„man Jahrweis voraus zahlet, ist drey Gulden: wo
„man aber nach diesem einen oder den andern Theil
„haben will, kömmt für jeden zween, das ist in
einem Jahre vier Gulden.

Zu finden in Ollmütz bey Franz Anton Hirnle,
Buchdruckern.

Beschluß.

Wie wir nun nicht zweifeln, es werden alle, die es mit der Gelehrsamkeit gut meynen, sich über diesen Zuwachs auch in diesen Provinzen erfreuen: also

so sehen wir insbesondere den ersten Proben derselben mit Vergnügen entgegen. Das Reich der Wahrheit und Vernunft brauchet viel Hände zu seiner Ausbreitung und Unterstützung: wie sollte sich also ein rechtschaffener Bürger desselben über die vermehrte Anzahl derer beschweren, die vielleicht mit gesegnetem Erfolge an seinem Wachsthume arbeiten werden?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VIII.

Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen.

I. Die ernstliche Bemühung Gottes um die wahre Glückseligkeit eines Landes, wurde, bey dem allgemeinen Landtage der getreuen Stände des Churfürstenthums Sachsens und incorporirter Lande, in Dresden am II. Sonntag nach Trin. 1746. über Luc. XIIII. 16-24. in der königl. und churfürstl. Hofkirche daselbst zu andächtiger Betrachtung vorgestellt, von D. Joh. Gottfr. Hermann, Königl. Pohln. und Churfr. Sächsischen Oberhofpredigern, wie auch Kirchenrathe, und Oberconsistor. Assessorn. Dresden und Leipz. 1746. bey Heckeln in 4. 6 Bog. Diese Landtagspredigt verdient aus der gemeinen Art der Predigten ausgesondert zu werden. Sie ist bey einer sonderbaren Gelegenheit, von einem großen Kirchenredner, mit einer besonders anmuthigen Beredsamkeit gehalten worden. Wahrheit und Rührung

rung herrschen darinnen, und eine ausnehmende Stärke und Schönheit der Schreibart verläßt beydes niemals. Die sächsische Kirche kann sich glücklich schätzen, daß sie ihren obersten Lehrstuhl mit einem so würdigen Manne besetzt sieht, der zugleich ein Muster und Aufseher aller geistlichen Redner in ihr seyn kann. Wie viel Gutes kann man nicht in dem Reiche der Beredsamkeit hoffen, wenn viel angehende Kirchenlehrer ihrem Oberhaupte ähnlich zu werden suchen sollten!

II. Die Schicksale treuer Lehrer in Absicht auf die Wirkung ihres Amtes, stellte in seiner Abzugspredigt zu Weißenfels am XIV. Sonnt. nach Trin. 1747. und die genaue Verbindung unsers Fleißes mit der Güte und Weisheit Gottes, bey der Beförderung unserer wahren Wohlfahrt, stellte bey seiner Anzugspredigt in Plauen am XV. Sonntag nach Trin. vor, und übergab beyde auf Begehren zum Drucke Joh. Christian Stemmler, D. Pfarrer und Superintendens daselbst. Auch diese beyde geistliche Reden des letzthin gewesenen hochwürdigen herzoglich-Weissenfelsischen Oberhofpredigers, Beichtvaters, Kirchen- und Consistorialraths, wie auch Querfurtischen Generalsuperintendenten, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Die Veranlassungen dazu, sind, wie ganz Deutschland bekannt ist, merkwürdig gewesen. Der Tod eines preiswürdigen Herzogs, hat dem mit dem größten Ruhme geführten Amte, des hochwürdigen Herrn Verfassers dieser

ſer Reden, ein Ende gemacht. Und wer wird bey ſolchen Fällen nicht begierig zu wiſſen, mit was für Worten ein ſo männlicher und vernünftiger Redner daſſelbe niederlegen, und ein andres antreten wird? Man wird ſich aber auch in Erwartung bündiger Gedanken, und wohlgefaßter Worte, nicht betrogen finden. Ja, wir tragen keinen Zweifel, daß die meiſten Leſer derſelben, mit uns urtheilen werden: ein ſo ſtarker geiſtlicher Redner verdiene an einem größern Orte aufgeſtellet zu werden.

III. Quinti Curtii Rufi de rebus geſtis Alexandri Magni libri ſuperſtites, cum Supplementis Ioannis Freinshemii. Berolini 1746. Sumtibus *Ambroſii Haude.* Bibliop. regii et Acad. Scient. priuil. Herr Haude fährt auf eine löbliche Weiſe fort, uns die alten lateiniſchen Schriftſteller auf eine ſo ſaubere und reizende Art zu liefern, daß man ohne Schmäucheley ſagen kann, man habe noch nichts ſchöners in dieſem Stücke geſehen. Er hat die franzöſiſche Ueberſetzung des berühmten Vaugelas dieſem Buche beygefügt, und daſſelbe Sr. Kön. Maj. in Preußen zugeeignet; auch ein vortreffliches Kupferbild dieſes Herrn beygefügt, welches von dem Grabſtichel des großen Künſtlers in Berlin, Herrn Schmidts herrührt. Man ſieht mehr ſolchen Ausgaben lateiniſcher Autoren mit Verlangen entgegen.

4. Conſeils pour former une Bibliotheque peu nombreuſe, mais choiſie, par Mr. Formey. A Berlin

Berlin chez Ambroiſe Haude et I. C. Spener 1746. in 8. 5 Bögen. Eine vornehme Standesperſon erſuchte den Herrn Prof. Formey, der aus andern gelehrten Werken ſchon bekannt iſt, ihr ein Verzeichniß guter Bücher aufzuſetzen, die man mit Nutzen leſen könnte, wenn man theils einen guten Zeitvertreib, theils aber auch die Aufheiterung ſeiner Gemüthskräfte zur Abſicht hätte. Dieſem Verlangen that derſelbe ein Genügen, und daraus iſt dieſes kleine Werkchen erwachſen. Man trifft alſo hier Vorſchläge an, was man in dem Chriſtenthume und den Kirchengeſchichten, in der Weltweisheit, in den ſchönen Wiſſenſchaften, von Monatſchriften, in den Geſchichten, von Romanen, von Gedichten, von Reden, von Sittenlehren, vom Soldatenweſen, und der Mathematik, von der Geographie und Reiſebeſchreibungen, endlich auch von der Rechtsgelahrtheit und Arzneykunſt, in franzöſiſcher Sprache gutes anſchaffen und leſen ſolle. Denn da der Herr Verfaſſer ein Franzoſe iſt, ſo hat er auf ſeine Mutterſprache allein ſeine Abſicht gerichtet, außer daß er unter den theologiſchen Sachen auch den Betrachtungen des ſel. Reinbecks einen Platz eingeräumet hat. Die Wahl iſt mit vieler Einſicht, und gutem Geſchmacke geſchehen: ſollte aber ja mancher Leſer nicht in allem ſeiner Meynung ſeyn; ſo iſt es ja einem jeden erlaubt, ſich mehr oder weniger Bücher anzuſchaffen, als hier genennet worden. Es iſt zu wünſchen, daß wir auch einen deutſchen Büchervorrath, auf eben den Schlag angezeiget bekommen mögen: weil doch die Anzahl derer in Deutſchland

ohne

ohne Zweifel viel gröſſer iſt, die ſich deutſcher, als die ſich franzöſiſcher Bücher bedienen können.

VI. Miſcellanea Lipſienſia nova, ad incrementum ſcientiarum, ab his, qui ſunt in colligendis Eruditorum novis actis occupati per partes publicata, edendi conſilium ſuſcepit, ſua nonnulla paſſim addidit, præfationem praemiſit Frider. Otto Menckenius, Phil. et I. V. D. Pol. Pol. Reg. et Elect. Sax. Conſ. Aul. Vb. Patr. Senator, Soc. Scient. Reg. Bor. Sod. Vol. V. pars Ima. Lipſ. in off. Hær. Lankiſian. 1747. 8. mai. Der berühmte Herr Hofrath Menke fährt mit ſeinen gelehrten Gehülfen unermüdet fort, dieſe vermiſchte Sammlung gründlicher und artiger Abhandlungen ans Licht zu ſtellen. Dieſes erſte Stück des V. Bandes hält folgende Stücke in ſich: I. Herrn Joh. Chriſtoph Harenbergs apokalyptiſche Diſſert. von dem Liede Moſis des Knechts Gottes, und dem Liede des Lammes Apoc. XV. 3. II. Herrn Peter Zorns Abhandlung von ימים טובים oder von den groſſen Tagen der Hebräer. III. Herrn M. Gottlob Friedr. Gudens Vertheidigungsſchreiben ſeiner hiſtoriſch critiſchen Diſſert. von dem Anſehen der ſadducäiſchen Secte unter den Juden, die in des II. Bandes 1. Theile dieſer Miſcellan. eingerücket worden. IV. Des Herrn M. Theoph. Ludoph Münters erſter Verſuch von den Ehren der römiſchen Knechte. V. Herrn M. Carl Henr. Zeibichs critiſche Frage, ob die Stadt Cadytis beym Herodotus, mit Rechte für die Hauptſtadt von Paläſti-

na auszugeben sey? VI. Eines Ungenannten Abhandlung vom Joh. Bocatius, einem Lausitzer, und Kayserl. gekrönten Poeten. VII. Herrn M. J. Fr. Frischens, Abh. von dem Gebrauche des Participii præteriti bey den Römern. VIII. Des Cornel. Severus altes Gedicht vom Berge Aetna, welches wider die verkehrten Muthmaßungen Joh. le Clercs gerettet wird, von Herrn Frid. Otto Menken. IX. Die fünfte Fortsetzung von Gisbert Cupers Briefen an Theod. Janssen. von Almeloween. Die Liebhaber einer feinen philologischen Wissenschafft, können auch ohne unsere Anpreisung, theils aus den Namen der Herren Verfasser, theils aus den bloßen Ueberschriften schon urtheilen, was sie sich in diesem Theile zu versprechen haben. Uns hat sonderbar gefallen, daß der Herr Hofrath Menke, mit dem gelehrten le Clerc, auch in einer Schrift, darinn er ihn wiederleget, so höflich und billig verfahren ist: wie er denn allerdings ein, in vielen Arten der Gelehrsamkeit gründlicher, und mit Rechte berühmter Mann gewesen ist.

VI. Herrn Johann Andersons, I. V. D. und weiland ersten Bürgermeisters der freyen kaiserlichen Reichsstadt Hamburg, Nachrichten von Island, Grönland, und der Straße Davids: zum wahren Nutzen der Wissenschaften, und der Handlung. Mit Kupfern, und einer, nach den neuesten, und in diesem Werke angegebenen Entdeckungen, genau eingerichteten Landcharte. Nebst einem Vorberichte von den Lebensumständen des Herrn

Ver-

Verfassers. Hamburg, verlegts Georg Christian Grund, Buchdrucker, 1746. in groß 8. sehr sauber gedruckt. Von diesem anmuthigen, und in vielerley Absichten sehr nützlichen Werke, wollen wir nächstens ein mehreres erwähnen.

VII. Die Wichtigkeit und Vortheile des Kap-Breton, in einer richtigen Beschreibung dieser berufenen Insel, welche nach der Erzählung eines gewissen berühmten französischen Scribenten mehr werth ist, als die Goldbergwercke in Peru, vorgestellet, und durch Anmerkungen, und zwo richige Landcharten erläutert, ins Deutsche übersetzet. Leipzig, bey Peter Schenk im hohmannischen Hofe. 1747. in gr. 8. zwölfthalb Bogen. Der P. Charlevoix hatte das Cap Breton bereits beschrieben, und dabey versichert, daß dieses kleine Stück Land, Frankreich jährlich zwey und funfzig Tonnen Goldes, ein und zwanzig tausend und ein hundert Thaler eintrüge. Wie solches möglich sey, hat der englische Verfasser dieses Tractats ausführlich zu zeigen gesucht; und vorher das Recht ausgeführet, welches die europäischen Nationen auf ihre Länder in America haben. Er hat auch sonst hin und wieder gute Anmerkungen beygefügt, die sein französischer Vorgänger nicht angebracht hatte, um den Engelländern zu zeigen, wie viel sie gewinnen, die Franzosen aber verlieren würden, wenn sie dieses Stück Landes in dem künftigen Friedensschluße behalten könnten. Die beyden Landcharten stellen nicht nur Cap Breton,

ton, sondern fast das ganze Nordamerica vor. Man sieht darauf Neu Schottland und Acadien, das französische Terre Neuve, und Neu Frankreich. Den großen Fluß Canada, Neu England, Neu Biscaja, Neu Niederland oder Neu Jork, Pensylvanien, Virginien und Carolina, ja auch einen großen Theil von Florida. Es sind also diese Charten, die übrigens sehr sauber gemacht sind, wohl werth, daß man auch in Ansehung ihrer, die Beschreibung von Cap Breton sich anschaffe.

VIII. Von den beliebten Ergetzungen der vernünftigen Seele ist nunmehr der dritte Band geschlossen worden, und der IV. angefangen. Es herrschet noch überall eben derselbe Geist, und eben der gute Geschmack darinn, der sich in den ersten Theilen so viel Liebhaber erworben. Der gelehrte Herr Verfasser erinnert in der Vorrede ganz billig, daß man die Aufsicht über die Ergetzungen, in den hiesigen gelehrten Zeitungen, aus Versehen dem Hrn. Prof. Gottsched zugeschrieben; indem derselbe niemals bey diesem angenehmen und nützlichen Werke beschäfftiget gewesen.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des IV. Bandes 2. Stück.

Ab 1055.1776

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Februar. 1747.

I.

Iacobi Burckard, Hiſtoriae Bibliothecae Auguſtae, quae Wolfenbutteli eſt, Pars II. qua Analecta ad Partis I. L. I. continentur etc. item Pars III. quae Conringiana Epiſtolica altera et Analecta ad Part. I. L. II. etc. continet.

Lipſiae Typis Breitkopfianis, ſumtibus Io. Chriſt. Meisneri 1746. in 4. maiori.

Das hiſtoriſche Werk von der vortrefflichen wolfenbütteliſchen Bibliothek, davon uns der Herr Hofr. Burchard neulich den erſten Theil geliefert hat, iſt nunmehr völlig zum Ende gebracht. Dieſe beyden Theile, die zugleich herausgekommen, halten alles dasjenige in ſich, was davon zu ſagen geweſen: ja man kann ſagen, daß ſie noch mehr begreifen, als man hätte fordern können; wenn man ſeine Augen auf den gelehrten Briefwechſel richten will, der hier überall herrſchet.

In der Vorrede verantwortet ſich der Herr Verfaſſer gegen eine Erinnerung, die ihm wegen einer Stelle des I. Theiles gemacht worden, wo er auf der 188. S. des Joach. Mörſius erwähnet hat. Man hat in dieſem Namen einen Druckfehler vermuthen wollen; der Herr Hofr. aber zeiget, daß er Grund gehabt ihn alſo zu ſchreiben. Eine andre ſolche Erinnerung die er gleichfalls beantwortet, übergehen wir, und merken nur an, daß er mit dem neulich ans Licht getretenen Bande Leibnitziſcher Correſpondenzen, darinnen die boineburgiſchen Briefe enthalten ſind, ſehr zufrieden ſey, und in gleicher Abſicht auch das Seine in Bekanntmachung Conringiſcher, Boineburgiſcher, und Leibnitziſcher Briefe zu einem ſo löblichen Vorhaben, habe beytragen wollen. In Anſehung dieſer geſteht er, daß dieſe beyden Theile vielleicht beſſer, Miſcellanea litteraria hätten heißen können: welche doch aus der Wolfenb. Bibliothek genommen worden. Das übrige von dieſer gelehrten Vorrede übergehen wir, der Kürze halber.

Das I. Capitel dieſes II. Theils hält alſo: 1) Ergänzungen zu der Erzählung derjenigen Scribenten in ſich, die des Durchl. Herzogs Auguſt Leben und Lob beſchrieben haben. Dieſes geht von der 4. bis zur 13. S. ja es wird bis auf die 19. S. weiter fortgeſetzt. In dem folgenden wird zu den eigenen Schriften dieſes gottſeligen und gelehrten Fürſten eins und das andere Erläuterungsweiſe hinzugeſetzt. Sonderlich wird gezeiget, wie eifrig derſelbe die boſiſche Ausgabe der Werke Joſephs, und die neue Bibelüberſetzung von Joh. Schubarten zu befördern

ge-

geneigt geweſen. Bey dieſer Gelegenheit wird denn eine große Menge von gedruckten und geſchriebenen Bibeln in verſchiedenen Sprachen erzählet, die auf der wolfenbütteliſchen Bibliothek vorhanden ſind. Von dieſer Sammlung fällt zwar Conring zu ſeiner Zeit das Urtheil, daß dieſelbe ſonſt nirgends ſo ſtark beyſammen anzutreffen ſey; und damals konnte er leicht recht haben. Allein zu unſern Zeiten iſt zu Königsberg auf der Rathsbibliothek, eine andre Sammlung davon zuſammen gebracht worden, die der wolfenbüttelſchen unfehlbar überlegen iſt. Denn Conring zählt derſelben nur zweyhundert und ſechs und zwanzig von der ganzen Bibel, und ſechs und ſiebenzig Ausgaben vom neuen Teſtamente: welches aber kaum die Hälfte von der Anzahl ausmacht, die in Königsberg befindlich ſind.

Auf der 33. S. wird einer poetiſchen deutſchen Ueberſetzung der Heil. Schr. gedacht, die daſelbſt in MSt. vorhanden iſt, und ſich mit der Ueberſchrift anheben ſoll: Hie hebt ſich an die Wibel vnd die Chronick, vnd von erſt mit dem Puch der Geſchopf. Hiervon kann man in den critiſchen Beyträgen einen weitläuftigen Auszug finden; woraus aber erhellen wird, daß es gar keine Ueberſetzung der Bibel heißen könne! Eben ſo wenig iſt das andre, mit dem Titel: hie hebt ſich an die alt e, mit den fünf puchen her Moiſi ꝛc. eine Bibel zu nennen: wenn es anders mit dem erſten einerley anfang hat.

Chriſt herr vber alle chraft
Voit himeliſcher herſchaft ꝛc.

Wir haben von diesem Werke eine gothaische Abschrift in Händen gehabt, und befunden, daß nur die historischen Sachen aus der Bibel darinn enthalten sind, und diese nicht weiter, als bis ins Buch der Richter auf dem König Adonibesek fortgesetzet worden. Da es aber vielerley Dinge aus der weltlichen Historie einschaltet, und sehr viel biblisches ausläßt, so fällt auch hier der Name einer Bibel weg.

Wir müßten uns sehr trügen, wenn nicht auch das dritte Werk mit dem Titel: Hie hevet sich an die vorred Maister gotfrid von Vicerne von den geschefften, nur eine neuere Abschrift des vorigen Werkes wäre. Denn dasselbe enthält in der Einleitung zu der mosaischen Schöpfungshistorie, alles das, was Gottfried von Viterbo, wie der Name heißen soll, von Gottes Wesen und Eigenschaften, von der Schöpfung der guten und bösen Engel, ihrer Macht und Wirkung u. s. w. geschrieben hat. Bey genauerer Vergleichung dieser Werke würde sich solches zeigen: und man würde nicht Ursache finden, die Anzahl solcher poetischen Uebersetzungen ohne Noth zu vergrößern. Dieses beyläufig.

Endlich kömmt eine Nachricht von demjenigen was Conring mit seiner apologetischen Schrift ausgerichtet hat, und diese geht bis auf die 70. S.

Das II. Cap. enthält eine ziemliche Sammlung conringischer Briefe, an den Durchl. Stifter der wolf. Bibliothek, die bisher noch nicht ans Licht getreten ist. Diese halten nun eine Menge gelehrter Anmerkungen und Nachrichten in sich die den Liebhabern

Liebhabern einer auserleſenen Litteratur ſehr angenehm ſeyn werden. Doch der Herr Herausgeber hat nur das beſte daraus genommen, und dem Leſer das unnöthige zu erſparen geſucht. Ein Auszug daraus läßt ſich ſchwerlich machen.

Das III. Cap. liefert auf eben die Art von dem berühmten Jeſuiten Athanaſ. Kircher, eine gute Anzahl von Briefen, an den Durchl. Herzog. Es kommen noch andere Schreiben dazu, die eben derſelbe an Joh. Ge. Ankeln, geſchrieben, der des Herzogs Geſchäffte zu Augſpurg zu beſorgen hatte. In allen dieſen Stücken herrſcht die weitläuftige Gelehrſamkeit, die man von dieſem groſſen Polyhiſtor ſeiner Zeiten vermuthen kann. Es ſind aber auch verſchiedene herzogliche Antwortſchreiben an denſelben mit eingeſtreut, die ohne Zweifel dem Leſer zu einer angenehmen Abwechſelung dienen werden.

Der III. Theil iſt auf eben die Art eingerichtet, daß er nur Ergänzungen des II. Buchs vom I. Theile in ſich hält. In dem I. Capitel finden wir indeſſen die Fortſetzung der conringiſchen Briefe, wobey auch verſchiedene von dem Baron von Boineburg, und von Heinr. Julius Blumen befindlich ſind. Hier kommen nun verſchiedene ſeltene, und gröſtentheils unbekannte Nachrichten von dem damaligen Zuſtande, theils der wolfenb. Bibliothek, theils der gelehrten Welt überhaupt, vor.

In dem II. Capitel findet man viel neue Lobſprüche, womit die gelehrteſten Männer in ihren Schriften die wolfenb. Bibl. beehret haben. Hierunter iſt nun auch Chappuzzeau, ein Franzos,

welcher gesteht, es wären auf derselben solche Merkwürdigkeiten befindlich, daran ein Neugieriger wohl drey Jahre sich zu belustigen Zeit haben müßte. Hier kömmt auch ein merkwürdiges Exempel vor, wie der Neid, der beständige Gefährte großer Männer, auch den großen Conring angetastet, und ihn theils bey dem Herzoge August, theils öffentlich bey der gelehrten Welt zu verschwärzen bemüht gewesen. Der Herr Verfasser nimmt dabey Gelegenheit mit einem alten Poeten auszurufen:

O dirum exitium mortalibus! o nihil vnquam
Crescere, nec magnas patiens exsurgere laudes
Inuidia!

Und obwohl bey dem Leben seines Durchl. Landesherrn, alle diese Bemühungen vergeblich gewesen: so hat doch nach dessen Tode diese boshafte Brut sich von neuem an ihn gewaget; wie aus seinem an Boineburgen abgelassenen Briefe erhellet. Und nachdem der Herr Verf. die Feinde dieses gelehrten Polyhistors nahmhaft gemacht, setzt er hinzu: Sed quid non tentat detestandus liuor? Quin Conringii mens recti conscia aduersariorum suorum horumque adiutorum dolos atque fallacias *docte riserit*, quis quaeso dubitet? Sallustii quidem iudicio, *difficillimum inter homines est gloria inuidiam vincere:* hanc tamen Conringius, non gloria modo, sed pietate etiam sapientiaque sua praeclare vicit; probe sibi conscius, *miserorum esse, maleuolentes vt sint, atque inuideant bonis, et inuidos sua ipsorum esse tormenta.* Wie schön klingen dergleï-

gleichen Zeugniſſe nicht nach dem Tode, wenn aller Neid ein Ende nimmt, und die Ehre großer Männer mit vollem Glanze hervorbricht!

Ferner iſt in dieſem Capitel enthalten, mit wie vielen Schwierigkeiten der Herzog von Braunſchweig ſeine Rechte auf dieſe Stadt behauptet hat; davon wir aber hier nichts ferneres melden können.

Das III. Capitel liefert uns einen ſtarken Auszug aus dem Briefwechſel Davids Haniſii, die ſelbiger in der Zeit, da er der Herzoglichen Bibliothek vorgeſtanden mit den gelehrteſten Männern geführet hat. Durch dieſen wird nicht nur die Geſchichte dieſes Bücherſals, ſondern auch des Haniſius eigenes Leben, ja die ganze gelehrte Geſchichte ſeiner Zeiten, merklich erläutert.

Das IV. Capitel endlich hält einen reichlichen Vorrath von Auszügen aus leibnitziſchen Briefen, in ſich, die er theils an Lorenz Herteln, theils an verſchiedene andere Gelehrte abgelaſſen hat. Von der großen Menge leibnitziſcher Briefe hat der Herr Hofrath nur diejenigen erwählet, darinnen der wolfenbüttelſchen Bibliothek einiger maßen gedacht worden. Viele davon ſind deutſch, viele franzöſiſch, viele auch lateiniſch geſchrieben. In dem erſten auf der 314 S. wünſchet Leibnitz, bey Gelegenheit eines ihm aus Modena zugeſchickten mediciniſchen Buches; von dem Geſundheitszuſtande der Lombardey des verfloſſenen Jahres: „Daß „man unſre deutſchen Herren Naturae Curioſorum,

„zu dergleichen aufmuntern könnte: es wäre eben recht „für ihre Annos, daß alle Jahr ſolche Ephemeri„des Medicinales des verfloſſenes Jahres beyge„fügt würden. Es müßten aber unterſchiedliche „Medici in Deutſchland dazu beytragen; als ei„ner in Niederſachſen und Weſtphalen, einer für „Böhmen und Oberſachſen; wieder ein andrer für „Bäyern und Oeſterreich, noch ein andrer für Schwa„ben, Franken und Oberrhein, auch letzlichen einer „für Schleſien und die Mark: wiewohl je mehr, je „beſſer.„ ꝛc. Auf der 318 S. wird von einer hamburgiſchen Rechenmeiſtergeſellſchaft gehandelt, die Herr von Leibnitz zu befördern geſucht. Eben daſelbſt in einem andern Briefe handelt er von dem Gerippe eines Rieſen, welches irgendwo ausgegraben worden: und wovon er alle Gebeine aufzubewahren anräth, damit man deſto ſicherer ſeyn könne, daß man nicht durch die Knochen großer Thiere betrogen worden. Auf der 319 S. handelt er von dem wolfenbüttelſchen Poeten Breſſand, der aus Durlach gebürtig geweſen, und 1699 als fürſtlicher Kammerſchreiber geſtorben. Er führet etliche Zeilen von ihm an, die er der Sonne, an die Aurora in den Mund gelegt:

Dieſes iſt des Himmels Schluß,
Daß vor dir die Sterne weichen;
Aber daß vor mir imgleichen
Deine Röthe weichen muß,
Dieſes iſt des Himmels Schluß.

Er

Er lobt ſie zwar, wünſcht doch aber daß er gewiſſe harte Wörter, z. E. Eur für Euer, in der Zeile

Die Freude, die eur Herz empfindet,

vermieden, oder gemildert hätte: Il ſeroit aiſé, d'eviter ces duretés. Man ſieht hieraus, wie zart auch in der Dichtkunſt, dieſes großen Mannes Ohr und Geſchmack geweſen; und daß es ihm nicht einerley geſchienen, in was für Verſen, gute Gedanken ausgedrücket werden. Was würde er nicht von vielen heutigen knaſternden und raſſelnden Leyern unſrer Dichter geſaget haben!

Auf der 321 S. finden wir etliche franzöſiſche Verſe, die er ſelbſt auf einen Streit wegen der Comödie, gemacht, den man damals in Frankreich mit großer Mühe geführet: Il-y-a une grande guerre à Paris, entre les Theologiens et les Comediens. Ein Theatiner hatte die Comödianten zum Abendmaale laſſen wollen; aber die ganze Sorbonne iſt 1694 dagegen geweſen. Die Poeten hergegen haben, die Comödianten zu vertheidigen, viele Sinngedichte wider ſie gemacht. Des Herrn von Leibnitz ſeines lautet ſo:

Aux Docteurs Anticomediens

Severes directeurs des Hommes,
Scavez vous, qu'au Siecle ou nous ſommes,
Un Moliere edifie autant que Vos Leçons?
Le vice bien raillé n'eſt pas ſans penitence,
Il faut pour reformer la France,
La *Comedie*, ou les *Dragons*!

Der

Der Stich auf die gestiefelten Apostel, womit man dazumal in Frankreich die Hugonotten bekehrte, ist hier sehr artig angebracht. Doch wir müssen hier abbrechen: wir erinnern nur nach diesem Vorschmacke, daß außer diesen artigen Sachen, die wir unsrer Absicht nach erwählet haben, auch sehr viel ernsthafte Gedanken von dem großen Leibnitz vorkommen, die man anderwärts vergebens suchet.

* *

II.

D. Daniel Heinrich Arnolds, ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der königsbergischen Universität. Zweyter Theil, welchem eine Nachricht von dem Leben und den Schriften hundert preußischer Gelehrten angehänget ist. Königsberg bey Hartungen 1746. in groß 8vo.

Hiermit geben wir versprochenermaßen auch von dem zweyten Theile dieser Historie der königsbergischen hohen Schule Nachricht; welcher nebst dem ersten, nächste Messe allhier zu haben seyn wird. Was wir dort überhaupt von der Arbeit des Herrn D. Arnolds gutes gesaget haben, das müssen wir auch itzo wiederholen. Denn die andre Hälfte derselben ist der ersten an Wich-

Wichtigkeit und fleißiger Ausarbeitung vollkommen ähnlich. Ja man könnte beynahe sagen, daß wir noch zur Zeit von keiner einzigen Universität eine so ausführliche und vollständige Nachricht hätten, als von der zu Königsberg. Vielleicht dient dieses gelehrten Männern und Liebhabern der gelehrten Geschichte zu einem Sporne, auch von andern hohen Schulen dergleichen auszuarbeiten.

Es hebt dieser Theil mit dem zehnten Capitel an, welches von den preußischen Stipendien handelt. Wir gestehen hier zum voraus, daß wir uns über die Anzahl und Wichtigkeit derselben gewundert haben: indem wir gewiß wenige Universitäten in Deutschland finden werden, die sich in diesem Stücke mit der Königsbergischen in einen Wettstreit einlassen können. Man sieht auch daraus, theils wie sorgfältig und freygebig die ältern preußischen Regenten in Beförderung der Gelehrsamkeit gewesen; theils wie groß die Liebe begüterter Privatpersonen zu den Wissenschaften, seit mehr als zwey hundert Jahren, in einem Lande gewesen, wo sich die deutschen Gelehrten dieselbe wohl am wenigsten zu suchen getrauet. Um unsre Leser davon auf eine handgreifliche Art zu überzeugen, so wollen wir ihnen theils ihre Namen, theils die Größe der zu jedem bestimmten Capitalien, und die Zahl derer, die sie genießen, hier namhaft machen.

			Thlr.	Gr.	Stip.
I.	1562	Das Finckiſche	1111	3	4
II.	1602	Das Theckiſche	666	16	1
III.	1616	Das Eichichtiſche	222	6	1
IV.	1620	Das Borkiſche	1111	3	5
V.	1620	Das Grundiſche	800	—	2
VI.	1620	Das Hagiſche	666	16	1
VII.	1620	Das Wagneriſche	333	8	1
VIII.	1625	Das Steiniſche	500	—	2
IX.	1639	Das kl. Scharfiſche	388	20	1
X.	1641	Das Behriſche	1333	8	2
XI.	1648	Das Behmiſche	1111	3	3
XII.	1654	Das Fahrenblodiſche	444	10	1
XIII.	1660	Das Bergiſche	333	8	1
XIV.	1661	Das Reimmanniſche	2000	—	2
XV.	1665	Das gr. Scharfiſche	10000	—	4
XVI.	1673	Das Schimmelpfen.	10000	—	4
XVII.	1677	Das Wildiſche	1000	—	1
XVIII.	1679	Das Buthemiſche	666	16	2
XIX.	1682	Das Fettauiſche	1666	16	3
XX.	1688	Das Canitziſche	666	16	1
XXI.	1692	Das Dreveriſche	333	8	1
XXII.	1695	Das Koſpethiſche	2000	—	5
XXIII.	1702	Das Kreuziſche	1111	3	2
XXIV.	1706	Das Rauſchkiſche	7000	—	4
XXV.	1713	Das Gröbenſche	22000	—	6
XXVI.	1719	Das Bläſingiſche	1329	—	2
XXVII.	1725	Das Oelmanniſche	1666	16	1
XXVIII.	1737	Das Fetzeliſche	433	—	1
XXIX.	1738	Das Fehriſche	500	—	1
XXX.	1743	Das Lüneburgiſche	333	8	1
XXXI.	1743	Das Koziciſche	333	8	1
XXXII.	1744	Noch ein Paar kleinere	300	—	2
			71363 Thlr.	68	St.

Es sind also bey der königsbergischen Universität allein auf die ein und siebenzig tausend drey hundert und drey sechzig Reichsthaler vorhanden, davon acht und sechzig, auch wohl zuweilen mehrern Studirenden, auf 3. 4. 5. bis 6. Jahre, jährliche Stipendia gegeben werden; wobey mehrentheils der Rector, und Decanus der philosoph. Facultät etwas zu genießen haben. Gleichergestalt sind außer diesen noch bey dem Stadtrathe daselbst auf vier und dreyßig andre Stipendien, deren Hauptstamm sich auch auf ein 30000 Thaler beläuft, und davon mehr als 36 bis 40 arme Studirende, theils mehr, theils weniger Zuschub bey ihrem Studiren genießen. Nimmt man nun diese Summe mit der obigen zusammen, so sind mehr als 100000 Thaler zu solchen Stiftungen vorhanden, davon jährlich über hundert arme Leute auf der Universität Vortheile genießen; derer hundert vorizo nicht zu gedenken, die in dem Convictorio, für wenige Groschen zweymal des Tages gespeiset werden, oder ganz freye Tische und Stuben auf den Collegiengebäuden genießen.

Doch auch dieses ist es noch nicht alles. Die preußische Nation hat auch außerhalb Landes sonderlich hier in Leipzig verschiedene einträgliche Sipendien gestiftet, die von ihren Landeskindern genossen, und von dort aus vergeben werden. Darunter ist das Davidische größere von 3937. Thl. 12 Gr. Das kleinere von 800. Thl. Cap Das Birckhanische von 888. Thl. 20. Gr. Das Calovische von 1000. Thl. Das Derschauische von 333. Thl. 8 Gr. Das Engel-

gelbrechtische von 373. Thl. 8. Gr. u. s. w. ja noch sieb-zehn andre, die wir hier nicht alle nahmhaft machen mögen, und von verschiedenen kleinen Städten in Preußen, denen in Königsberg Studierenden vergeben werden. Die Hauptstämme davon belaufen sich auch noch auf etliche 20 bis 30000. Thaler: und daraus kann man urtheilen, ob es in dieser Nation, theils an Liebe, theils an Aufmunterungen junger Leute zu den Wissenschaften fehle? Wir übergehen andre gute Nachrichten, z. E. von der Aufsicht über alle diese Stipendien, dazu eine eigene beständige Commißion verordnet worden, der Kürze wegen.

Das II. Cap. handelt von den akademischen Gebäuden, deren Ursprung, Erbauung, Abtheilung, und Lage hier ausführlich beschrieben wird. Es bestehen dieselben aus einem alten und neuen Collegio, die beyde an der Thumkirche einen großen Platz umschließen, darinnen unten die Hörsäle der vier Facultäten, die akademische Senatstube, mit ihren Vorzimmern und Archiven, das Convictorium, die Anatomie, die akademische Bibliothek, und das Carcer, nebst der Wohnung des Oeconomi der Communität; oben aber eine große Anzahl geräumer Stuben für die königlichen Alumnos, und viele andere Studirende, die um ein geringes Miethgeld, daselbst wohnen wollen, befindlich sind. Ueber dem schwarzen Brette steht daselbst an der freyen Mauer das geharnischte Bildniß Marggraf Albrechts, des Stifters der Universität, mit einem über die Schulter gelegten bloßen Schwerte; mit der Unterschrift:

ſchrift. Die der berühmte Sabinus, als erſter Rector der Academie gemacht hat.

Qui regit indomito praeſtantes Marte Boruſſos
Gymnaſio Princeps haec dedit arma ſuo.
Nempe duas aquilas, inuictum Heroaque, cuius
Aonidas forti protegit enſe manus.

Ueber dem äußern Thore des Collegienplatzes zwiſchen der Thumkirche und dem Biſchofshofe, ſtehen folgende Zeilen, die auch in Sabini Gedichten befindlich ſind.

Quando Redemtoris poſt incunabula noſtri
Addita ter centum luſtra duobus erant,
Phoebus et vndecies ternos compleuerat orbes,
Lucida qui coeli ſigna pererrat equis:
Haec erecta ſuit doctis Academia Muſis
Quam fouet ALBERTI cura benigna ducis.

In dem neuen Collegio iſt hauptſächlich die akademiſche Bibliothek merkwürdig, die durch ein Vermächtniß des 1719. verſtorbenen Prof. Math. Blaſings anſehnlich vermehret worden, und aus 4 bis 5000 Bänden beſteht. Sie enthält ſonderlich viel alte Stücke die vor 1500 gedruckt worden, darunter Apulejus de aſino aureo von 1460. in Fol. das älteſte iſt. Sonderlich iſt ſie in mathematiſchen Büchern ſtark. Uebrigens ſind die ſämmtlichen akademiſchen Gebäude von des Stadtmagiſtrats Gerichtsbarkeit befreyet, und es darf kein Stadtknecht nur ins Thor des Collegienplatzes eintreten.

Die Thumkirche vertritt die Stelle der akademiſchen, welches ſonderlich bey Rectorwahlen, Jubel-

seyern, Doctorpromotionen, Doctorpredigten, auch aus dem Professorstuhle, und Studentenchore, die allhier befindlich sind, erhellet. Es theilet auch die Universität den Predigern dieser Kirche jährlich 44 Scheffel Roggen aus. Die ordentlichen Professoren haben auch für sich und die Ihrigen, an der nach dem Collegio gehenden Seite, ein eigenes verschlossenes, geraumes, gewölbtes und Begräbniß, imgleichen, einen Platz zum Studentenbegräbnisse.

Das XII. Cap. handelt von den Buchdruckern und Buchführern. Es ist schon zwanzig Jahre vor Aufrichtung der Akademie, das ist 1524. eine Druckerey daselbst gewesen. Im 1542sten Jahre hat Hans Weinreich daselbst schon allerley gedrucket. Auch Hans Lust aus Wittenberg hat nebst ihm, auf des Marggrafen Vorschub eine Buchdruckerey daselbst angelegt, und 1549. das Privilegium dazu erhalten. Bey dieser Gelegenheit bringt der Herr Verfasser verschiedene artige Sachen bey, die zur Historie der Buchdruckerkunst in diesen Gegenden dienen, und aus guten Quellen geschöpfet sind. Alexander Behm, Hanns Daubmann, Georg Osterberger, Bonfacius Daubmann, Georg Neicke, Johann Fabricius und Lorenz Segebad, sind hernach privilegirte akademische Buchdrucker gewesen, und haben gegen ein jährliches Gehalt an Getreyde, alle akademische Sachen ganz, oder halb umsonst drucken müssen. Seit 1639 ist Johann Reußner von Rostock dahin gekommen, und hat im 1642sten Jahre das Privil. bekommen; dessen Er-

Erben noch bis auf dieſe Stunde die Hof- und akademiſche Buchdruckerey beſitzen.

Dem ungeachtet aber ſind neben dieſer privilegirten Druckerey allemal noch andere Druckereyen daſelbſt geweſen. Einige davon ſind gewiſſen Gelehrten, ja ſelbſt Profeſſorn zuſtändig geweſen. Voritzo ſind vier Buchdruckereyen daſelbſt, darinn nicht allein die deutſche, lateiniſche und andre gelehrte Sprachen, ſondern auch pohlniſche, litthauiſche, und ruſſiſche Sachen, in großer Menge gedruckt werden.

Alle dieſe Buchdrucker ſtehen daſelbſt unter keiner andern, als der akademiſchen Oberkeit, und ſind von allen bürgerlichen Beſchwerden frey; der akademiſche aber bekömmt jährlich 40 Scheffel Korn. Von allem was ſie drucken, müſſen ſie auf die königl. Schloßbibliothek einen Abdruck liefern; dörfen aber nichts ohne gehörige Cenſur drucken, die noch außer dem Namen des Cenſors, ein Imprimatur des Rectors der Akademie erfordert. Was dieſelbe für Streitigkeiten darüber mit dem Conſiſtorio gehabt, iſt hier merkwürdig, und nach der Länge zu leſen.

Den Buchhandel haben in alten Zeiten die Buchbinder faſt allein getrieben. Es werden hier alle die genannt, die nachmals Privilegia darüber erhalten haben: bis 1616. der Akademie ein beſondrer Platz angewieſen ward, den ſie zum Buchhandel zurichten wollte. Gleichwohl iſt 1632 Peter Hendel aus Meißen, der erſte ordentliche Buchhändler geweſen, der ſich daſelbſt niedergelaſſen. Nach ihm ſind Ni-

colai, die Hallervorde, Heinrich Boye, der ältere und jüngere, Rhode, die Heerdane, Eckard, Kahl und Hartung nachgekommen, der dieses Buch verleget hat. Seit dieser Zeit ist nun den Buchbindern der Handel mit ungebundenen Büchern nicht mehr verstattet worden.

Das dreyzehnte Cap. handelt von der Aufsicht über die Akademie und von den Bedienten derselben, dabey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Wir merken nur an, daß die ordentliche regierende Obrigkeit der Akademie aus den zehn ältesten Professoren besteht, nämlich von jeder der drey obern Facultäten zwey, von der philosophischen aber viere; welche denn deswegen Senatores, das Collegium aber, der akademische Senat, genennet werden. Diese zehn können auch nur die Rectorwürde verwalten, und wer diese hat, der präsidirt darinnen. Ohne des Senats Vorwissen kann nichts öffentliches veranstaltet werden; und alle Mittwoche ist sein ordentlicher Sitztag, in rechtlichen Sachen zu sprechen. Doch haben auch die Decani sonst darinnen ein großes Ansehen gehabt. Die Schlüssel zum Aerario sind in ihren Händen, und der Rector darf ohne ihr Vorwissen nicht verreisen, da sie ihm denn einen Prorector zuordnen. Die Senatoren wählen den Rector ganz allein, können auch wohl manchmal in der Ordnung einen übergehen, und sind unlängst dabey selbst vom Hofe bestätiget worden. Pedellen sind daselbst zweene. Hier folgt ein ausführliches Register aller Rectoren, von Sabinus an, (der es drey Jahre hinter einander verwaltet hat,) bis auf das gegenwärtige Jahr.

Das

Das vierzehnte Cap. handelt von der theologischen Facultät; die im Anfange nur aus zween ordentlichen Lehrern bestanden hat, itzo aber aus sieben dergleichen, obwohl zum theil nicht salarirten Professoren besteht. Wir wollen von allem nichts mehr als die Namen derselben, nach der Zeitordnung hersetzen; die Merkwürdigkeiten derselben aber bey dem Herrn Verfasser selbst nachzuschlagen überlassen.

Die Primarii heißen also seit 1544.	Die Secundarii seit 1546.
1 D. Stanisl. Rapagellanus.	1 D Melchior Isinder.
2 M. Friedrich Staphylus.	2 D Andreas Osiander.
3 D. Georg Venetus.	3 D. Rupert Durrius.
4 D. David Voigt.	4 M. Joh. Sciurus.
5 D. Johann Wigand.	5 M. Matthäus Vogel.
6 D. Paul Weiß.	6 M. Peter Sickius.
7 D. Andreas Pouchenius.	7 D. Paul Weiß.
8 D. Johann Behm.	8 D. Andreas Pouchenius.
9 D. Christian Dreier.	9 D. Johann Behm.
10 D. Bernh. v. Sanden Sen.	10 Lic. Georg Mylius.
11 D. Friedrich Deutsch.	11 D. Cölestin Myslenta.
12 D. Bernh. v. Sanden Iun.	12 D. Melchior Zeidler.
13 D. Heinrich Lysius.	13 D. Bernh. von Sanden.
14 D. Christian Masecovius.	14 D. Friedrich Deutsch.
15 D. Joh. Jacob Quandt, der noch am leben ist.	15 D. Gottfried Wegner.
	16 D. Christian Walther,
	17 D. Henrich Lysius.
	18 D. Christian Masecovius.
	19 D. Christoph Langhansen.

Um die Namen nicht, ohne Noth zu wiederholen, wollen wir die übrigen nur nachholen, die unter diesen noch nicht vorgekommen. Sie sind gewesen D. Michael Schreiber, D. Christian Sahme, D.

Georg Friedr. Rogall, D. Franz Albrecht Schulz, D. Joh. Heinrich Lysius, D. Joh. David Kypke, D. Abraham Wolf, D. Joh. Daniel Salthenius, D. Daniel Heinrich Arnold, der Herr Verfasser dieses Buches, und D. Johann Behm.

Unter denen, die auch außerordentliche Lehrer der Theologie gewesen, sind zu merken, D. Peter Hegemon, ein Franke, M. Joh. Tetzel, ein Franke, D. Franciscus Stancarus, auch ein Ausländer, D. Christoph Gruner, ein Meißner, D. Cölestin Myslenta, ein Preuße, D. Abraham Calovius, ein Preuße, D. Mich. Behm, D. Johann Latermann ein Franke, M. Andr. Otto ein Pommer, D. Mart. Sylvest. Grabe aus Thüringen, D. Samuel Werner, ein Pohl. D. Joh. Philipp Pfeifer ein Franke aus Nürnberg, der zu den Päbstlern übergieng. D. Christian Dreier der jüngere, ein Preuße. D. Friedrich Deutsch ein Preuße. D. Gottfried Wegner ein Schlesier. D. Paul Pomian Pesarovius, ein Preuße. D. Conrad Mel ein Reformirter, der zwar dazu ernennet ward, aber die Catheder niemals betreten hat, weil er nach Hessen gegangen. D. Christoph Conrad Göritz ein Preuße. D. Joh. Ernst Segers ein Preuße. D. Heinrich Liedert ein Preuße. D. David Vogel ein Preuße. D. Joach. Just. Rau. D. Theod. Christoph Lilienthal ein Preuße, und D. Johann Heinrich Moldenhauer ein Preuße.

Diejenigen, die daselbst die Würde eines Doctors der heiligen Schrift angenommen, übergehen wir,

wir, und ihre Zahl beläuft sich auf XXXII. darunter auch der selige Probst Reinbeck gewesen.

Das XV. Cap. handelt von der Juristenfacultät; dabey wir noch kürzer seyn wollen. Die Zahl der ordentlicher Lehrer derselben soll sich nach den Statuten auf V. erstrecken. Seit dem Ursprunge der Universität sind XIX. Primarii gewesen. Christoph Jonas, von Königsb. gebürtig war der erste, und Hr. D. Reinhold. Frieder. von Sahme, welcher noch itzo lebet, und in den Adelstand erhoben worden, ist der letzte. Sonst sind zweene von Derschau darunter zu bemerken. Die Secundarii sind gleichfalls XIX an der Zahl gewesen, und darunter befindet sich der berühmte D. Ambrosius Lobwasser, der die Psalmen übersetzt hat, die von den Reformirten überall gesungen werden. Als tertii sind nicht mehr als VI. und als quarti VIII. als Extraordinarii aber LVI. gewesen. Etwa XXX haben daselbst die Würde eines Doctors der Rechte angenommen.

Wir kommen im XVI. Capitel auf die medicinische Facultät, diese hat anfangs gleichfalls nur aus zween ordentlichen Lehrern bestanden; ja selbst die Profession der Naturlehre ist dem zweyten Lehrer der Arzneykunst anbefohlen gewesen. Im 1643 Jahre ist erstlich der dritte Professor der Medicin, als ein außerordentlicher dazu gekommen; daraus eben 1619, als das Pedagogium aufgehoben worden, der dritte ordentliche Lehrer gemacht ward. Im 1701. Jahre allererst ist die Physik mit einem besondern Lehrer versehen und zur philosophischen Facultät geschlagen worden: und zwar in der Person

D. Johann Gottscheds, der die Floram Prussicam u. a. m. geschrieben hat. Nach der Zeit ist die Zahl der ordentlichen und außerordentlichen Lehrer der medicinischen Facultät sehr vermehret worden. Wir wollen nur noch melden, daß auch ein Hortus medicus, und ein Theatrum Anatomicum zu Königsberg vorhanden ist; und daß es so wohl am botanisiren, als am zergliedern daselbst gar nicht fehlet: nur daß es nicht erlaubt ist, Hunde zu anatomiren. Die Körper der Missethäter, imgleichen derer die im Lazarethe sterben, müssen dem Lehrer der Anatomie geliefert werden. Die Hebammen werden von der Facultät geprüfet, und in Jahrmärkten darf kein fremder Quacksalber Arzneyen verkaufen, die nicht von derselben gut befunden worden.

Die Prüfungen der Candidaten, und die Proben mit Lesen und Disputiren, sind ziemlich scharf daselbst. Die Promotionen sind aber nicht allemal solenn, und diese Facultät hat zuerst ohne Solennitäten zu promoviren angefangen. Die Baccalaurei sind daselbst nicht mehr gewöhnlich, aber wohl die Licentiaten. Die obersten Lehrer der Arzneykunst daselbst sind seit dem Anfange der Akademie XVIII. gewesen, und haben geheißen D. Johann Placoromus, D. Andr. Aurifaber, D. Simon Titius, D. Matthias Stosius, D. Paul von Stein, D. Valent. Pamonius, D. Joh. Papius, D. Joh. Lothus, lic. Daniel Beckher, D. Christoph Tinctorius, D. Georg Lothus der jüngere, D. Heinr. Friese, D. Heinr. Lepner,

Lepner, D. Georg Wosegin, D. Joh. Heinr. Starke, D. Gottfried Sand, D. Georg Rast, und Herr D. Melchior Philipp Hartmann, der noch am Leben ist.

Die Zahl der Secundarlehrer beläuft sich auf XXV. Der dritten Stelle haben seit 1619. XX. vorgestanden, der vierten seit 1701. ihrer IX; der fünften ihrer zweene. Adjuncti sind seit 1635. XVIII. außerordentliche aber XL. in allem gewesen. Die Doctorwürde haben daselbst seit 1623. ihrer LVII. angenommen: deren sämmtliche Namen man in dem Buche selbst nachsehen kann.

Das XVII. Capitel handelt von der philosophischen Facultät, die vormals aus XII. Mitgliedern bestanden hat, indem auch bloße Magister dazu gezogen worden. Nach den neuern Statuten sollte sich nun zwar dieselbe noch auf zehn Professoren erstrecken; doch haben niemals mehr als VIII. Sitz und Stimme darinn gehabt. Sie sind, der itzlebenden Professoren Ordnung nach, folgende: Herr Doctor Hahn lehret die hebräische Sprache; Herr D. Langhansen die Mathematik; Herr D. Behm die griechische Sprache; Herr D. Krypke die Logik und Metaphysik; Herr D. Gregorovius die praktische Philosophie. Herr Prof. Teschke die Naturlehre, Herr Professor Bock die Poesie, Herr D. Kowalewsky die Beredsamkeit und Geschichtkunde. Was sie alle öffentlich lesen sollen, ist ihnen in den Statuten vorgeschrieben. Privatlectionen stehen allen Magistern frey, wenn sie von der Facultät aufgenommen worden: welches aber

erſt nach einer ſolennen Diſputation geſchieht, die ſie als Präſides halten müſſen. Die fremden Magiſter, die daſelbſt angenommen werden wollen, dorften vorhin nichts geben; ſeit 1745. aber, müſſen ſie 25 Thaler erlegen: welches um deswegen ganz billig iſt, weil vorhin ſo viele auf deutſche Academien giengen, und ohne Noth das Geld in die Fremde trugen. Wer aber nicht diſputiret hat, muß auch denen öffentlich weichen, die jüngere Magiſter ſind, wenn ſie diſputiret haben.

Zum Decanate der Facultät gelangen alle acht Profeſſoren, wenn ſie nur zwey volle Jahre darinnen geweſen ſind: zum Rectorate aber nur die oberſten viere die Senatores, oder Decemviri ſind. Der Decanus ertheilet allen neuankommenden Studirenden das Teſtimonium depoſitionis, ohne deſſen Vorzeigung der Rector ſelbſt keinen inſcribiren darf. Derſelbe muß auch alle Cenſuren, die in ſeine Facultät laufen, unterſchreiben, wenn ſie erſt von dem Profeſſor, in deſſen Wiſſenſchaft ſie laufen, durchgeſehen worden. Auch nimmt der philoſophiſche Decanus bey allen akademiſchen Zuſammenkünften den Platz über ſeine Collegen: welches die Dechanten der obern Facultäten, nur in ihren eignen Verſammlungen thun. Ferner iſt der Decanus allezeit ein Mitglied des Senats, wenn er gleich einer der vier unterſten Profeſſoren wäre; welches gleichfalls bey den obern Facultäten nicht ſtatt hat. Endlich hat derſelbe einen beſondern Scribam bey der Hand, ſeine Facultätsſachen einzutragen; und ein beſondres Siegel.

An-

Anfänglich hat man auch Baccalaureos Philosophiä gemacht; und es sind 1548. VIII. 1555. IX. 1561. VII. 1566. VII. 1569. VIII. und 1573. V. creiret worden. Nach der Zeit aber hat man solches unterlassen, und nur die Magisterwürde beybehalten. Man machte sie anfänglich sehr solenn; seit 1717. aber hat man die meisten Ceremonien abgeschaffet. Nur der Eid ist noch geblieben, der nicht überall gewöhnlich ist; wird ihnen aber nicht von dem Pedellen, wie vormals, sondern von dem Sécretär der Akademie, oder Actuario abgenommen. Nun folget das Verzeichniß aller Professoren dieser Facultät, und zwar nach den Professionen. So haben die hebräische Sprache ihrer XIV. gelehret. Die griechische XXIII. Die Mathematik ihrer XIV. Die Logik und Metaphysik ihrer XVII. Die practische Philosophie XI. Die Naturlehre, welche vorhin von Medicinern verwaltet worden, seit 1701. nur ihrer III. Die Historie, die bald mit der Rhetorik bald mit der Moral verknüpft gewesen, bald einen eigenen Lehrer gehabt, haben bis 1701. ihrer V. besonders verwaltet; da sie denn wieder zur Eloquenz geschlagen worden, so daß ihr Salarium dem Professor der Physik zu Theile geworden. Die Dichtkunst ihrer XV. und die Beredsamkeit ihrer XV. Auch hat es einige ordentliche Lehrer dieser Facultät gegeben, die es nur ohne Sitz und Stimme gewesen: davon der itztlebende, Herr Professor Cölestin Christian Flottwell, ordentlicher Lehrer der deutschen Beredsamkeit ist; der auch zugleich Director der königlichen deutschen Gesellschaft zu

Kö-

Königsberg ist. Seit 1714. sind auch außerordentliche Lehrer der philosophischen Facultät gemacht worden, deren Anzahl sich schon bis auf XXVII. beläuft.

Was die Magisterpromotion anbetrifft, so ist der erste, der 1548. nebst ein paar andern, zu Königsberg die Magisterwürde angenommen, der große Theologus, Martin Chemnitz gewesen, der damals als Rector der Domschule daselbst gestanden. Nach dieser Promotion sind noch 52. andre gehalten worden; so daß im ersten Jahrhunderte nach der Stiftung 185. im folgenden zweyten aber, bis 1744. ihrer 170, also in allem 355 Magistri daselbst gemachet worden: von welchen sehr viele Professores, Doctoren der heiligen Schrift, Superintendenten, ja gar geheimte Räthe geworden: wie davon der berühmte Poet Johann Besser zeugen kann, der 1674. zu Königsberg Magister geworden. Imgleichen sind zwene Heshusii, der eine Inspect. oder Superint. zu Minden, der andere zu Hildesheim; der große Theol. Abraham Calovius, der berühmte Professor der Poesie zu Tübingen, Caldenbach; D. David Klug, Senior zu Hamburg; wie auch die beyden großen Männer, Joh. Ernst Grabe, und David Wilkins, die als gebohrne Preußen in England berühmt geworden, nach vollführten Studien, zu Königsberg, mit der Magisterwürde gezieret gewesen.

In dem XVIII. Capitel handelt der Herr Verfasser von den Schicksalen der Akademie. Hier merket er an, daß die Verdienste einiger königsbergischen

gischen Lehrer um die Kirche und die Wissenschaften ganz unstreitig sind. Dahin rechnet er von den Gottesgelehrten, Osiandern, Behmen, Wiganden, Calovien, Wegnern, Dreiern, Zeidlern und Pfeifern; Rittangeln, Myslenten und Walthern mit ihren Schriften. Unter den Juristen Lobwassern, den von Derschau, und viele andere; unter den Medicinern, Placotomum, Aurifabern, Hartmannen, Gottscheden, und von Sanden; unter den Dichtern Dachen und Pietschen, von Rednern Fuchsen und Thilonen, unter den Weltweisen den Hedio, Zeidler und Raben, unter den Mathematikern Straußen, Concium, Linemannen, Blasingen und Rasten; andrer zu geschweigen, die wegen der Schwierigkeit des Verlages, sich nicht mit größern Schriften haben hervorthun können. Von berühmten Gelehrten, die als Ausländer, in Preußen studiret, führt derselbe folgende an: I. Martin Chemnitius, II. Samuel Bolius, der Rostock. Philol. III. Sebast. Schmidius, IV. Lucas Osiander, der ältere. V. Der geheime Rath von Besser. VI. Der würtembergische Theol. Joh. Graft. VII. Der Rostock. Theol. Joh. Quistorp. VIII. Joh. Nic. Quistorp. IX. Joh. Micrälius. X. Der Tüb. Prof. Christoph Caldenbach, ein guter deutscher Poet. XI. Stephan Gerlach, Professs. zu Heidelberg. XII. Joh. Michael Wanseleb, der nach Habyßinien verschickt gewesen, an Waltons Polyglottis gearbeitet, und Ludolphs Aethiop. Wörterbuch herausgegeben. XIII. Der Straßb. Theol.

Balth.

Balth. Scheidius. XIV. M. Caspar Ledebur, der sich um die hebräische Accentuation verdient gemacht, und XV. M. Johann Buno, der durch viele Schriften bekannt ist.

Dieses waren Ausländer, die nur in Königsberg studiret hatten. Gebohrne Preußen aber sind auch itzo außer Preußen, Herr D. Elsner in Berlin, der Rußisch. Kaiserl. Etatsrath Goldbach zu Petersburg, Herr Professs. Gottsched zu Leipzig, Herr Secretär Klein zu Danzig, Herr D. und Professs. Kühn daselbst, beyde gebohr. Königsberger, Herr D. David Millin, Theol. zu Utrecht, Herr Pastor Murray zu Stockholm, Herr D. Schreiber Prof. Hon. zu Petersburg, und Herr D. Wilkins Archid. der Prov. Suffolk, und Canonicus zu Canterbury u. a. m. In ältern Zeiten aber und noch vor kurzem sind folgende Preußen außer ihrem Vaterlande berühmt geworden: 1) Gottlieb Siegmund Bäyer, Prof. zu Petersburg. 2) Heinrich Bredelo, Prof. der Rechte und Gesch. auf der Ritterak. zu Wolfenb. 3) Abraham Calov, der große Theologus. 4) Petrus Crüger, Prof. der Math. zu Danzig. 5) Der berühmte Joh. Ernst Grabe, in England. 6) Melchior Guilandin, ein großer Botanicus in Wälschland. 7) Martin Helling, der nürnbergische Theologus. 8) Daniel Erasmi, Bar. von Huldeberg, ein hannöverischer Gesandter in Wien, von dem viele schöne Reden in den Reden großer Herren vorkommen. 9) Albrecht Kiper, Prof. Med. zu Leiden. 10) Davig Klug, Senior des Min. zu Hamburg.

11)

11) Christian Otter, ein berühmter Kriegsbaumeister in Holland, der die holländische Art zu befestigen erfunden, die sonst Freytagen zugeschrieben wird, und von Churf. Friedr. Wilhelm dem Großen als sein Mathematicus, jährlich 1000 Thaler Besoldung gehabt; und 12) Gottfried Weiß, der erste Professor zu Rostock, welcher hernach D. Theol. und Superint. zu Lüneburg geworden.

Nach diesem fügt nun der Herr Verfasser noch eine kurze chronologische Wiederholung der merkwürdigsten Veränderungen bey, die auf der Universität zu Königsberg vorgefallen. Auch den Anhang müssen wir nicht vergessen, welcher eine Nachricht von dem Leben und Schriften hundert bekannter gelehrten Männer darstellt, die sich theils in, theils außer Preußen berühmt gemacht haben. Ein so schöner Beytrag, zu dem bald in einer neuen Ausgabe zu hoffenden Gelehrten Lexico, wird verhoffentlich von dem Herrn D. Arnold mit Danke angenommen werden: zumal da er auch bey allen Professoren der königsbergischen Universität, beyläufig alle ihre Lebensumstände und Schriften angemerket hat. Man kann also hier ohne Schmäucheley sagen, daß dieses historische Werk einen ziemlichen Schatz der gelehrten Historie in sich hält, und also allerdings in große Betrachtung bey den Liebhabern dieser Wissenschaft kommen wird. Die preußische Nation aber hat Ursache einem so fleißigen, als gelehrten Landsmanne, sehr verbunden zu seyn, der sich der Ehre seines Vaterlandes so eifrig angenommen,

men, und ſo viele gelehrte Männer aus dem Staube der Vergeſſenheit geriſſen hat.

Den Schluß machen einige Zuſätze und Verbeſſerungen zum I. Theile, imgleichen viele Urkunden zu dem II. Theile.

* *

III.

Diſcours prononcez dans l'Academie Françoiſe le Lundi 9 Mai 1746 à la Reception de M. de Voltaire.

D. i.

Reden welche in der franzöſiſchen Akademie, Montags den 9. May 1746. bey der Aufnahme des Herren von Voltaire gehalten worden.

Es iſt nicht gleich ånfånglich in dieſer Akademie gebråuchlich geweſen, dergleichen Antritts- und Bewillkommungsreden zu halten, als die gegenwårtigen ſind. Es war dieſelbe bereits bis auf vierzig Mitglieder angewachſen, davon der Herr von Prieſac der letzte war, deſſen Aufnahme 1639 geſchah. Sein nåchſter Nachfolger ward der Herr Patrü, welcher als ein überaus geſchickter Sachwalter, ſich durch die vor den franzöſiſchen Gerichtsbånken gewöhnlichen gerichtlichen Reden, eine groſſe Stårke in der Beredſamkeit erworben hatte. Dieſe nun

nun zeigte er auch bey seinem Eintritte in die Gesellschaft, und hielt eine so wohl gesetzte Rede an dieselbe, daß sogleich ein einhälliger Schluß gefasset ward, künftighin allemal die Aufnahme eines neuen Mitgliedes durch dergleichen Reden zu feyern. Es ist übrigens zu bewundern, und schwerlich ohne Parteylichkeit zugegangen, daß Herr Voltaire, der gewiß unter die besten neuern Schriftsteller der Franzosen gehöret, erst so spät in die Gesellschaft aufgenommen worden. Man sieht daraus, daß die Akademie auch hierinnen auf den Fußtapfen ihrer Vorfahren bleibt, die ebenfalls einem St. Evremond, Menage, Pais, Boursault, Bourdaloue, Furetiere, le Maitre, la Grange, Lami, Rapin, u. a. m. die unbekannten Namen eines Cambout, Courcillon, Toussaint, Rose, Testu de Mauroy, Pavillon, Louis Cousin, und vieler andern, vorgezogen haben.

Doch wir wenden uns zu denen vor uns habenden Reden selbst. Nachdem Herr Voltaire im Eingange die Veranstaltung des Stifters der Gesellschaft gelobet, nach welcher sie in ihrer Wahl ganz ungebunden seyn sollen, und insonderheit das als was löbliches rühmet, daß sie sich eine Regel gemacht, kein Mitglied zu wählen, welches außer Paris lebet: so preiset er sie, daß sie dennoch auch diese Regel zuweilen, in Ansehung gewisser großen Männer, überschritten. Hier nennet er den Präsidenten Bouhier, und rühmet dessen poetische Uebersetzung des Petronius vom bürgerlichen Kriege; insonderheit aber erkläret er sich für seine Meynung, daß man

die Poeten auch wieder in Verſe überſetzen müſſe. Dieſes zu beweiſen, wirft Herr Voltaire erſtlich die Frage auf: wie es komme, daß Homer, Theokrit, Lucrez, Virgil und Horaz, bey den Italiänern und Engländern glücklich überſetzet ſind? Warum dieſe Völker keinen großen Dichter des Alterthums in Proſa, und die Franzoſen keinen in Verſen hätten? Er beantwortet dieſe Frage ſo: „Man „gelanget zu keiner großen Sache, ſonder große „Mühe; und es iſt kein Volk in der Welt zu finden, „dem es ſchwerer fiele, der alten Poeſie das rechte „Leben zu ertheilen, als uns. Die erſten Dichter „bildeten die Art ihrer Sprache. Die Griechen und „Lateiner bedienten ſich der Dichtkunſt, um die ſicht„baren Gegenſtände der ganzen Natur zu ſchildern. „Homer drücket alles aus, was in die Augen fällt: „die Franzoſen aber, welche die großen Gattungen „der Gedichte faſt nur allein auf der Schaubühne „hoch getrieben, haben nichts anders ausdrücken „können und müſſen, als was vermögend iſt, die „Seele zu rühren.

„Wir haben uns ſelbſt allmählich faſt alle Ge„genſtände unterſagt, die andere Völker abzuſchil„dern, gewagt haben. Dantes hat nach dem „Beyſpiele der Alten, alles ausgedrückt; er hat die „Italiäner gewöhnet alles zu ſagen: wir aber! wie „wollten wir doch anitzt den Verfaſſer der Georgi„ken nachahmen, der ohne Umſchweife alle zum „Ackerbaue gehörige Werkzeuge nennet? Wir ken„nen dieſelbigen kaum, und unſere ſtolze Faulheit, „da wir in dem Schooße der Ruhe und Ueppigkeit

„unſe-

„unſerer Städe ſitzen, verknüpfen unlücklicher Weiſe „einen niedrigen Begriff mit dieſen Feldarbeiten, „und mit der Beſchreibung dieſer nützlichen Künſte; „die von den Herren und Geſetzgebern des Erdbo„dens mit eigenen glorreichen Händen getrieben „worden".

Hierauf ſetzt Herr Voltaire feſt, daß die groſſen Dichter allemal die Art einer Sprache auf feſten Fuß geſetzt. Dieß beweiſet er mit dem Homer bey den Griechen; mit dem Terenz bey den Römern; mit dem Dantes und Petrarch bey den Italiänern; mit dem Lopez de Vega bey den Spaniern; und mit dem Schakeſpear bey den Engländern. Hieraus folget nun, daß auch die wahre Ehre und Zierde der franzöſiſchen Sprache, mit dem Verfaſſer des Cid und Cinna ihren Anfang genommen. Montagne hat weder rein, noch richtig, noch edel geſchrieben. Marot wird auch nur wegen einiger Mährchen und ſchmutzigen Sinngedichte gelobet: folglich kann man keinem von beyden dieſe Ehre beymeſſen. Was aber Herr Voltaire hier hinzufügt: nur das ſind wahrhaftig gute Werke, die auch zu fremden Völkern übergehen; die man auch da erlernet und überſetzt: aber bey welchem Volke hat man jemals den Marot überſetzt? Das ſcheint uns ein falſcher Satz zu ſeyn. Auf dieſe Weiſe wären der Eulenſpiegel, die Geſpräche im Reiche der Todten, Jacob Böhm, und mehrere Werke dieſes Gelichters, vortreffliche Schriften; weil die Franzoſen ſich die Mühe genommen ſie zu überſetzen: des Herren Voltaire

seine eigene Henriade aber, ein schlechtes Werk, weil es noch in keine Sprache übersetzet worden. Er redet in einigen Absätzen von dem Flore der französischen Sprache und endlich heißt es:

„Jedoch, ich leugne nicht, daß diese Sprache, „die so schön geworden ist, und die wegen so vieler „guten Werke, wohl festgestellet bleiben sollte, sich „dennoch leichtlich verderben kann. Man muß die „Fremden belehren, daß sie in jener berühmten Re„publik, die so lange Zeit unsere Bundsgenossinn „gewesen, allwo das Französische, ungeachtet derer „Frankreich zuwiderlaufenden Factionen, dennoch „die herrschende Sprache ist, fast in allen Büchern „die daselbst zum Vorscheine kommen, vieles von „ihrer Reinigkeit verlieret. Allein wenn sie sich in „jenen Ländern durch die Vermischung der Mundart „verderbet; so ist sie bey uns im Begriffe, sich durch „die Vermischung der Schreibarten zu verschlim„mern. Was den Geschmack verderbet, das ver„derbet endlich auch die Sprache. Man künstelt „zuweilen, um ernsthafte und lehrreiche Werke „durch die in Gesellschaften geläufigen Ausdrücke „lustig zu machen. Oftmals mischt man den ma„rotischen Styl in die edelsten Sachen: dieß aber „heißt einem Prinzen ein Possenreißerkleid anlegen. „Man bedienet sich neuer Ausdrücke, die unnütz „sind, und die man nur alsdann wagen muß, wenn „sie höchstnothwendig sind. Es giebt noch andere „Fehler, die mich noch mehr verdrießen, weil ich „selbst mehr als einmal darein gefallen bin. Unter „Ihnen, meine Herren, werde ich zu Vermeidung

„der-

„derſelben denjenigen Beyſtand finden, den der be„rühmte Mann, deſſen Nachfolger ich allhier bin, „ſich durch ſeine Studien erworben hatte. Er, der „vom Cicero, und deſſen Schriften ganz voll war, „hatte aus ſelbigen den Nutzen gezogen, daß er ſich „bemühete ſeine Sprache ſo zu reden, als dieſer Con„ſul die ſeinige geredet. . . .“ Den Beſchluß dieſer Rede macht endlich ein Lob auf den Stifter der Akademie, auf Ludwig den XIV. und auf den ietzigen König, wie es bey dergleichen Schriften gewöhnlich iſt.

Der Abt Olivet, Director der franzöſiſchen Akademie, hat obige Rede des Herrn von Voltaire beantwortet. Der Anfang derſelben heißt ſo: „Ungeachtet die Kunſt zu loben einen Theil der ſchö„nen Gelehrſamkeit ausmachet: ſo bekenne ich doch „meine Herren, daß ſie nie in meine Studien ge„menget worden. Was hilft es, habe ich hundert„mal bey mir ſelbſt gedacht, ſich in einer Kunſt ge„ſchickt zu machen, deren Misbrauch den Redner „nur erniedriget; und welche auch dann, wann „ſie gehörig angebracht wird, nicht ſo wohl fähig „iſt den wahren Verdienſten zu ſchmäucheln, als „vielmehr ſie zu beleidigen? So dachte ich bey „mir ſelbſt, ohne vorher zu ſehen, daß ich, den der „Eigenſinn des Geſchicks an die Stelle geſetzet hat, „die ich bekleide, dereinſt ihre Empfindungen, meine „Herren, ſo wohl über den vortrefflichen Mitbruder „den wir verlohren, als über den, welchen wir jetzo „wieder erlanget haben, würde ausdrücken ſollen.“ Hierauf nun folget ein weitläuftiges Lob des Herrn

Voltaire, wegen seiner Gedichte, seiner theatralischen Stücke, seiner Henriade, seiner Geschichte, und endlich seiner mathematischen Gelehrsamkeit. Dem folget das Lob des Herrn Bouhier, als eines Gelehrten vom ersten Range. Nachdem dieses ziemlich ausgeführet worden, so heißt es noch von demselben: „Diejenigen, welche ihn nur aus seinen Schriften kennen, mögen sich doch ja nicht einbilden, er sey einer von denen Schriftstellern gewesen, die bloß in ihren Büchern vergraben sind, und deren mürrisches Gemüth nur ein Deckmantel eines lächerlichen Hochmuths ist. Niemals hat ein Mensch einen angenehmern und liebenswürdigeren Umgang gehabt. Eine natürliche Sanftmuth, eine große Redlichkeit, so viel Lebhaftigkeit als nöthig ist, und niemals mehr, dieses war sein Character; und diesen findet man in allen seinen Schriften. Selbst in den Disteln der Critik läßt er die Blumen der Höflichkeit hervorsprießen. Wenn er ein Versehen entdecket, so merkt er an, daß derjenige der es begangen, wegen vieler andern Stellen dennoch Hochachtung verdiene. Entdecket er einen neuen Sinn, stellt er eine glückliche Muthmaßung vor, und ist auch nur der unmerklichste Keim dazu irgend wo zu finden, so saqt er es frey heraus; und man merkt, daß er bey diesem Geständnisse mehr Vergnügen empfindet, als die gelehrten Diebe, wenn sie sich verstecken können. Vor ihm, war unter den Gelehrten, auch vom ersten Range, nichts gemeiner, als daß sie sich unter einander eine eigene Sprache machten, die

„an ehrenrührigen Ausdrücken fruchtbar war. Er „aber, dem nur allein die Sprache eines rechtschaf„fenen Mannes bekannt war, giebt, es sey nun daß „er sich vertheidige, oder daß er angreife, durch eine „besondere Höflichkeit zu erkennen, wer er sey.

„Wir wollen auf die Quelle dieser Höflichkeit „zurücke gehen, die man nicht aus der Nachahmung „erlanget, und die man niemals durch Zwang er„reichet. Man wird sie vielleicht in einer Erziehung „finden wollen, die seiner Geburt gemäß gewesen. „Ich, der ich zwar gestehe, daß selbige viel dazu „beygetragen haben muß, glaube indessen doch, daß „nur eine wahrhafte Bescheidenheit die Menschen „recht höflich macht. Und was verstehen wir unter „der Höflichkeit, wenn es nicht die Kenntniß seiner „selbst ist? Er hatte zu viel studiret, zu viel nach„gedacht, als daß er in die Fallstricke gerathen konn„te, die der Hochmuth der Unwissenheit leget. Wer „sich einbildet, er sey viel, der ist noch weit davon „entfernet, viel zu wissen. . . . Was bleibt mir „noch weiter übrig, als daß ich ihn auch in seinem „Privatleben abschildere? Denn was haben wir „Ursache, uns mit unsern arbeitsamen Nachtwachen „groß zu wissen, wenn sie nicht dazu dienen, uns „glücklich, und folglich tugendhaft zu machen; oder „welches eben so viel ist, gegen die Vernunft gelehriger zu machen, die uns in unsern Büchern zu„redet? Und auf diese Weise hat der Präsident „Bouhier, als ein guter Bürger, als ein guter „Ehgatte, Vater und Freund, als ein redlicher „Richter, als ein weiser Verwalter seiner Güter und

„seiner Gaben, ohne Aufhören die Früchte einer „Gelehrsamkeit genossen, die auf sein eigen Bestes „gerichtet war. Seine Zeit, die er unter sein Amt, „seine Familie, und sein Studierzimmer eintheilete, „wirkte ihm ein ungestörtes Leben voller Ehre und „Wohlstand. Es kömmt endlich der letzte Tag; „und er erschrickt nicht davor: weil er aus der Welt„weisheit gelernet hatte, ihn voraus zu sehen, und „von der Religion, sich dazu zu bereiten.“

Wir hoffen, unsere Leser werden es uns Dank wissen, daß wir ihnen eine so schöne Beschreibung des tugendhaften Characters eines gelehrten Mannes allhier mitgetheilet haben: um so vielmehr da die deutsche gelehrte Welt noch in frischer Trauer um den Verlust eines Mannes steht, der mit seinen großen Vorzügen, die er als ein Gelehrter besessen, auch eine vollkommene Gottesfurcht, und diejenige Höflichkeit verbunden hat, die aus der innern Bescheidenheit großer Geister entsteht. Hierdurch hatte er sich die Liebe aller derer die ihn gekannt haben, und die ungehäuchelte Hochachtung derer ihm Unbekannten zugezogen, die auch die größesten Vorzüge der Gelehrsamkeit verachten, wenn sie nicht mit einem redlichen und tugendhaften Herzen verknüpfet sind; als welches die einzige Absicht und die beste Frucht alles menschlichen Wissens seyn soll. Wir brauchen uns nicht zu erklären, von wem wir hier reden: dergleichen Personen sind unter den Gelehrten so selten, daß man ihn auch ohne Namen kennen wird.

L. A. V. G.

* *

IV.

Vernünftige Gedanken über die Anruffung der Musen, und anderer heidnischen Götter, in der heutigen Dichtkunst. Den Liebhabern derselben mitgetheilet, von J. D. M. Frf. und Leipzig 1746. 8.

Gegenwärtige kleine Schrift ist so wohl geschrieben, daß sie Aufmerksamkeit verdienet, ohngeachtet sie eigentlich zu sagen, eine Streitschrift ist. Je seltner dieses zu seyn pflegt, desto mehr Lob erwirbt sich ihr uns unbekannter Verfasser: indem er sehr viele Bescheidenheit mit der Liebe zur Wahrheit verbindet; und mit seinem Gegner so umgeht, daß man es wohl sieht. daß kein unzeitiger Kützel, ihn zu tadeln, oder verächtlich zu machen, ihm die Feder geführet hat.

Die Zueignungsschrift; (denn auch von dieser müssen wir etwas melden,) ist an die hochlöbliche und weltberühmte deutsche Gesellschaft in Leipzig gerichtet. Die vortrefflichen Eigenschaften, die aus allen Blättern ihrer Schriften hervorleuchten, dienen dem Herrn Verfasser zur Entschuldigung, daß er ihr eine so kleine Schrift zueignet. Doch auch die Leutseligkeit derselben, bewegt ihn seine Schüchternheit fahren zu lassen. „Seine Blätter „sagt er, handeln eine Wahrheit ab, die die Vor„urtheile unsrer Zeiten wohl niemals überwinden „wird, wann sie die berühmten Männer nicht zum

„Beyſtande nimmt, die am Ruder der gelehrten „Welt ſitzen, und deren Wink diejenigen als Be„fehle anſehen, die Vernunft und eine ſcharfſinnige „Beurtheilung der Wahrheit zum Vorwurfe ihrer „Hochachtung erwählet haben. Die Anrufung der „Musen hätte ſo viele Liebhaber gefunden, daß ſie „ihr Ansehen faſt durch nichts als durch das Ansehn „der großen Geſellſchaft verlieren könne, der „Deutſchland die Dichtkunſt und Beredſamkeit zu „danken hätte. Ein Wink und Wort derſelben „würde mehr als die weitläuftigſte Vorſtellung aus„richten. Endlich wären die Sätze, die in dieſen „Blättern enthalten ſind, einem ſolchen Manne „entgegen geſetzt, der ſchwerlich jemanden anders, „als Sie, für tüchtige Richter ſeiner Lehre erkennen „würde. Es wäre alſo nicht nur nützlich und billig, „ſondern nothwendig geweſen, ſie einer Geſellſchaft „zur Beurtheilung zu empfehlen, deren Ausſpruch „er mit ſeinem Gegner, als die Entſcheidung der „ganzen Streitigkeit verehrte: weil die Vernunft „und Einſicht womit ſie bisher den Neid ſelbſt be„ſieget hätte, ſtatt aller Verſicherungen ſtünden. ꝛc.

Er erkläret ſich endlich, daß er alles, was ihm ein gerechter Eifer gegen gewiſſe kleine Geiſter, in die Feder geflößet hat, die bey dem leben und ſterben, was ſie einmal angenommen haben; für nichtig erkläre: wenn es Leute geben ſollte, die ſolches auf diejenigen ziehen wollten, deren Schriften ihm den Weg zur Vernunft und Tugend gebahnet haben. Er hätte in der Abhandlung ſelbſt ſeine Hochachtung öffentlich gegen die bezeiget, deren Gedanken er beurthei-

urtheilete: weil der unvollkommene Strich, den er in ihren Gemählden bemerket, in Vergleichung mit den übrigen Schönheiten deſſelben, ganz unvollkommen würde. Gegen das Ende wünſchet er noch, bevor er ſeinen völligen Namen entdecket, aus den Leipziger oder Frankfurther gelehrten Zeitungen zu vernehmen, wie ſeine Blätter aufgenommen werden.

Indeſſen nun, daß dieſer Wunſch des Herrn Verfaſſers erfüllet werden möchte, woran wir doch billig zweifeln, wird es ihm vielleicht nicht zuwider ſeyn, auch unſere Meynung davon zu erfahren. Wir gehen aber vorher zur Vorrede fort, darinn er ſich entſchuldiget, warum er eine ſo oft abgehandelte Materie vorgenommen hat. Er hat recht, wenn er glaubt, daß wichtige Wahrheiten nicht oft genug eingeſchärft werden könnten; zumal wenn ſie die Ehre Gottes betreffen, und wenn man ſchädliche Gewohnheiten beſtreitet, die der Vernunft und Offenbahrung zugleich zuwider ſind. Hierzu kömmt, daß die Vorſtellungen verſchiedener Lehrer bisher wenig oder nichts geholfen; und die böſen Gewohnheiten durch die Länge der Zeit immer mehr einreißen; und daß endlich die Anrufung der Muſen und andrer heidniſchen Götter, durch das Anſehen verſchiedener berühmten Männer unſrer Zeiten, mehr als jemals unterſtützet würde.

Hier berufet er ſich nun auf die vornehmſten unſrer heutigen Dichter, die Anleitungen zur Dichtkunſt geſchrieben, und wie er vorgiebt, ſolche Anführung für ſchön, nützlich und nöthig gehalten haben. Er ſetzt hinzu: „Und wann wir ſonſt niemand

„wüßten,

„wüßten, ſo dörfen wir uns nur auf den berühmten „Verfaſſer der critiſchen Dichtkunſt beruffen. Er Er bezeugt darauf, daß keine fliegende Hitze, kein unüberlegter Gedanken, keine ſelbſt erwählte Frömmigkeit, ſondern die genaue Betrachtung der Regeln von dieſer Anrufung ſelbſt, und ein reifes Nachſinnen darüber, ihn von der Schädlichkeit dieſer Sache überführet hätten. Die Wahrheiten davon will er in zweyen Hauptſtücken darlegen; deren das erſte die Gründe ſeiner Meynung vortragen, das zweyte aber die Einwürfe der Gegner beantworten wird. Er verſichert auch nochmals, daß keine hellige Einfalt, und kein blinder Eifer ihm die Feder geführet habe.

In dem I. Hauptſtücke ſucht er alſo zu behaupten, daß die Anrufung der Muſen und andrer heidniſchen Götter, der Vernunft, dem Endzwecke des Dichters, und ſelbſt der Religion und Offenbarung zuwider ſey. Der erſte Abſchnitt davon führt aus, daß ſowohl die geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchaften überhaupt, als auch inſonderheit die Beredſamkeit und Dichtkunſt, zu unſern Zeiten in einer guten Verfaſſung ſtehen. Der Herr Verfaſſer beruft ſich was die theologiſche Gelehrſamkeit betrifft, auf die Schriften und großen Verdienſte eines Mosheims, Reinbecks, Canzens, Reuſchens, Baumgartens und Carpovs; in der philoſophiſchen aber auf die berühmten Namen eines Wolfs, Bilfingers, Hollmanns und Baumeiſters. Und nachdem er die großen Rechtsgelehrten und Arzneylehrer unſrer Zeiten, nur im vorbeygehen gelobet: ſo kömmt

er

er auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt. Hier ſagt er: „Wer ſich in der gelehrten Welt nur ein wenig „umgeſehen, wer nur die Reden und Abhandlun„gen einer deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, eines „Gottſcheds, eines Schuberts, eines Schmidts, „eines Minors, eines Baumeiſters geleſen hat: „lauter Redner, die nebſt dem großen Mosheim und „vielen andern (die er aus den Kanzelreden, Proben der Beredſamkeit, und der Sammlung auserleſener Reden, die in Leipzig herausgekommen, anführet) nur allein in Deutſchland anzutreffen ſind, der wird auch geſtehen müſſen, daß die geiſtliche und weltliche Beredſamkeit den übrigen Wiſſenſchaften den Rang ſtreitig mache. Von der Poeſie ſagt er ein gleiches, und nennet die berühmteſten Poeten unſrer Zeit, mit vielem Lobe.

Im zweyten Abſchnitte bemerkt er, daß dem ungeachtet, in dieſen Wiſſenſchaften und namentlich in der Dichtkunſt, viele Misbräuche vorgehen. Nur von dieſer letzten etwas zu erwähnen, ſo will er die Verletzung der Ehrbarkeit und Keuſchheit, die Beſchreibung unnützer Kleinigkeiten, nur im vorbeygehen rügen; wodurch einige Dichter nur das Andenken ihrer Unart und böſen Neigungen auf die Nachwelt bringen, und ihre Sünden auch nach dem Tode fortſetzen. Er rühmet aber auch hiebey die Schriften derjenigen Dichter, die von ſolchen Misbräuchen frey ſind; die wir aber wiederum bey ihm ſelbſt nachzuſehen anrathen. Endlich tritt er näher zu der Anrufung der Muſen, und andrer heidniſchen

Götter

Götter in der Dichtkunst, die sowohl der Vernunft, als Offenbarung zuwider wäre.

Der dritte Abschnitt tritt dieser Sache näher, und erkläret dieselbe, ehe er sie widerleget. Er versteht dadurch die schädliche Gewohnheit der Dichter, die in ihren Gedichten den Beystand dieser Götzen verlangen; damit sie denselben ein gutes Ansehen machen, und die Leser bereden möchten, daß sie solche durch den Beystand eines höhern Wesens verfertiget hätten. Hier beruft er sich auf die Regeln, die in der leipziger critischen Dichtkunst V. Cap. davon vorhanden sind: und wo auch sogar der Misbrauch dieses heiligen Götzendienstes bestrafet wird.

Beyläufig hier unsere Meynung zu sagen: so finden wir eben nicht, daß der Herr Verfasser der critischen Dichtkunst die Anrufung der Musen befohlen oder angepriesen hätte. Vielmehr hat er nur ihren Ursprung und Gebrauch bey den Alten gewiesen; bey denen er noch ein ernsthaftes Ansehn haben konnte: weil ihre eingeführte Religion solche Gottheiten lehrte. Und in dieser Absicht konnte er auch freylich die Misbräuche anmerken, die solche heidnische Dichter, wider ihr eignes Fabelsystem begiengen; wenn sie z. E. eine Gottheit um etwas bathen, das ihres Amts nicht war, oder ihr Vermögen überstieg. Hierinn scheint er uns nun noch nicht gefehlt zu haben. Was aber die neuern Poeten betrifft, so führt er von denselben auch schöne Exempel ernsthafter Anrufungen an, die an den wahren Gott, an seinen Geist, oder wie beym Tasso,

an eine himmliſche Muſe; wie beym Opiz an die Natur; oder wie beym Voltäre, an die Wahrheit gerichtet worden. Dieſe lobt, und billigt er, räth auch in wichtigen Gedichten ihrem Exempel zu folgen.

Weil aber dergleichen ernſthafte Gebethe, bey jeder Kleinigkeit, und bey weltlichen Dingen, zu thun, ein Misbrauch des Namens Gottes ſeyn würde; und gleichwohl bey unzähligen chriſtlichen Poeten auch Anrufungen der Muſen vorkommen: ſo hat der Herr Verfaſſer der critiſchen Dichtkunſt, aus Beſcheidenheit, das Herz nicht gehabt, alle dieſe große Männer deswegen zu beſtrafen. Er hat alſo geglaubt, daß es auch Anfängern nicht verdacht werden könnte, wenn ſie den großen Muſtern ihrer Vorgänger hierinn folgten; dafern ſie dabey nur gewiſſe Regeln der Behutſamkeit, des Wohlſtandes und der Vernunft beobachteten. Ein anders aber iſt, eine Sache erlauben; ein anders iſt ſie anbefehlen, oder für was nothwendiges, und unentbehrliches ausgeben. Das erſte iſt in der critiſchen Dichtkunſt geſchehen, das letzte aber nicht. Ja auch das erſte iſt, durch die Einſchränkung der Regeln, in den meiſten Fällen ſo beſchnitten, daß eine große Anzahl verwerflicher Anrufungen wegfallen müſſen; die wenigen aber, die noch übrig bleiben, nur für ein Spielwerk angegeben werden.

Und wer könnte es wohl für was ernſthaftes halten, wenn ein chriſtlicher Poet mit Opitzen ſänge:

> Ja ja, ich höre wohl, Apollo, deine Scyten;
> Ich ſeh, ich ſehe ſich die Lorberbäum ausbreiten,
> Mit ewig grüner Luſt.

Oder

Oder wer beſorget doch eine Abgötterey, wenn eben dieſer Poet ſchreibt:

O Mars, ich ſinge dich, du ſtarker Gott der Kriege,
Du Schutz der Billigkeit, du Geber aller Siege ꝛc.

Wer verſtand die Allegerie nicht, wenn Simon Dach ſang:

Phöbus iſt bey mir daheime,
Dieſe Kunſt der deutſchen Reime
Lernet Preußen erſt von mir ꝛc.

Hat auch Beſſer wohl als ein Heyde gehandelt, wenn er das Frohlocken des Helikons und der Muſen vorzuſtellen in einer Abendmuſik den Apollo alſo ſingen läßt:

Apollo und die Poeſie
Erſcheinen, theureſte Sophie,
Ein Opfer heute dir zu bringen,
Und dein Geburtsfeſt zu beſingen.

Oder wer hat Canitzen wohl übel verſtanden, wenn er ſchrieb

Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen. ꝛc.

Neukirch aber, der die Muſen gar anrief, hat wohl keine Abſicht gehabt, dieſelben anzubethen, wenn er ſchrieb:

Ihr Muſen, die ihr mich der Preußen Held zu ſingen
Oft glücklich angefeurt, helft meine Feder zwingen,
Und führt mich von der Höh, nach der ich lüſtern bin,
Von Friedrichs Siegesbahn, zu ſeinen Thränen hin.

Eben

Eben ſo unſchuldig ſang Pietſch in ſeinem Geſang auf den Eugen.

Ihr Muſen, die ihr euch der räuberiſchen Zeit
Allein entgegen ſetzt ꝛc.
Daurhafte Muſen! kehrt dieß Blatt in Erz und Stein!

Wer ſollte es nun gedacht haben, daß ſich jemand an dieſer ſo unſchuldigen, niemals übelverſtandenen, und niemanden ſchädlichen Sache geſtoßen haben würde? Doch wir wollen hören, was der Herr Verfaſſer für Gründe vorbringen wird, die Unvernunft dieſer Sache zu beweiſen.

Wir geſtehn, daß dieſer Ausdruck uns ziemlich hart geklungen, und daß man unter wohlgeſitteten Leuten ſich ſolcher Redensarten nicht gern bedienet; ſonderlich wenn man etwas zu beſſerer Ueberzeugung eines andern vortragen will. Wider die Erklärung deſſen, was der Vernunft zuwider, oder unvernünftig iſt, hat man nichts zu erinnern. Noch viel weniger wird man den Saß der Vernunft anfechten: daß nur ein einziges höchſtes Weſen ſey. Wer aber mit der Anrufung der Muſen einen Begriff einer ernſthaften Anbethung verknüpfet, der thut allen chriſtlichen Dichtern, die ſolche gebraucht haben, das offenbarſte Unrecht von der Welt. Man hat nicht den geringſten Argwohn, daß irgend einer unter ihnen die neun Schweſtern Apollons jemals als wirlich vorhandene, geſchweige denn, als göttliche Weſen geglaubet, oder um Hülfe angefleht hätte. Es iſt nichts, als eine bloße Apoſtrophe, der man ſich auch wohl an abweſende und todte, ja

gar an leblose Dinge bedienet. Will man es noch näher haben, so sind die Musen eben das, was der Geist, der Sinn, oder Witz des Poeten selber ist. Wenn nämlich Canitz dort sagt:

Auf, säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werk zu wagen ꝛc.

so ist es eben soviel, als ob er gesagt hätte:

Auf Muse, säume nicht,

Wenigstens hat Neukirch, durch die verschlafnen Musen

Verschlaffne Musen! wacht aus eurem Schlummer auf ꝛc.

nichts anders, als seinen eigenen eingeschläferten poetischen Witz verstanden. Ob nun dieses auch eine unvernünftige, und der Wahrheit von einem einzigen göttlichen Wesen zuwiderlaufende Sache sey, das will man einen jeden selbst beantworten lassen.

Doch im folgendem Abschnitte will man dieser Absicht näher treten und behaupten. Die Anrufung der Musen sey dem Endzwecke eines Dichters zuwider, und könne nicht zum bloßen Zierrathe seiner Gedichte dienen. Der Herr Verfasser glaubt eine solche Anrufung verderbe vielmehr das gute Ansehn eines Gedichtes, als daß es selbiges befördern sollte. Er sagt, der Leser wisse entweder, was die angerufenen Götzen seyn, oder nicht. Im ersten Falle wisse er also auch, daß sie nur ein heidnischer Traum und Schatten seyn: und folglich werde darum niemand ein Gedicht höher schätzen, weil solch ein Hirngespinst um Beystand angerufen worden. Man kann das von heutigen Poeten leicht zugeben: aber

bey

bey den Heyden, die solche Gottheiten glaubeten, war es ein anders. Wie? wenn ein Päbstler die Jungfrau Maria anrufet, so hat es bey seinen Glaubensgenossen ein andächtiges Ansehen: ob wir Evangelischen gleich darüber lachen. Er fährt fort: Wüßte aber der Leser solches nicht, so würde er gewiß um eines bloßen unverständlichen Namens halber ein Gedicht nicht höher schätzen. Daraus zieht er nun den Schluß, eine solche Anrufung der Musen könne ein Gedicht nicht schön machen. Man kann darauf sagen: daß unbekannte Namen aus dem Alterthume, den Geschichten und der Mythologie, allerdings einer Schrift, NB. in den Augen der Ungelehrten, einen Zierrath gebe; wie solches Aristoteles in seiner Redekunst schon angemerkt hat. Denn sie machen, daß eine Schrift gelehrt aussieht; und daß man gegen ihren Verfasser eine Hochachtung bekömmt. Als eine Apostrophe aber, kann sie wenigstens noch allemal gelten. Es ist aber falsch, daß unter Christen, neuern Dichtern jemals die Regel vorgeschrieben worden, den Anfang zu einem ernsthaften Heldengedichte, von der Anrufung der Musen, oder einer andern heidnischen Gottheit zu machen. Man hat nur erklärt, warum es die Heiden gethan haben.

Der VI. Abschnitt soll zeigen, diese Anrufung sey der vernünftigen Religion überhaupt zuwider: denn diese erlaube es nicht, etwas zu thun, das entweder Aergerniß oder Aberglauben zuwege bringen könne. Wenn dieses zu besorgen wäre, so würde gewiß kein christlicher Dichter der Musen mit einer Sylbe gedenken: so wie kein evangelischer, auch

nur zum Scherze die Maria oder den Nepomuck anrufen wird; weil solches vielleicht eines von beyden wirken könnte. Allein mit den heidnischen Gottheiten ist es ganz ein anders. Ihr Regiment hat ein Ende genommen. Kein Volk in der Welt ist mehr so thöricht, sie anzubethen: bey ihren Namen ist also nicht die geringste Gefahr. Hätte es aber, solche zum Aergerniß geneigte und übergewissenhafte Leute, als der Herr Verfasser ist, schon mehrere gegeben: so ist kein Zweifel, christlich gesinnte Dichter würden lange gedacht haben: Ich habe es wohl alles Macht, aber es frommet nicht alles. Wenigstens sind wir versichert, daß der Verfasser der critischen Dichtkunst um eines solchen schwachen Bruders halber, die Anrufung der Musen in seinen Gedichten unterlassen, auch in seinen Regeln untersagt haben würde. Wer hat sichs aber träumen lassen, daß in tausend Jahren jemand ein so zärtliches Gewissen haben würde?

Der VII. Abschnitt soll zeigen, diese Anrufung sey sonderlich der christlichen Religion zuwider. „Götzen anrufen, läuft wider das erste Geboth: „Gott drohet ihnen Strafe. Es wäre noch besser den „St. Niclas und St. Bonifacius anzurufen: „denn die sind doch gewiß in der Welt gewesen.“ Wie stark diese Gründe sind, kann man schon aus dem obigen sehen. Uebrigens rufen ja die Poeten die Musen nicht im Ernste an. Sie hoffen nichts von ihnen; auch nicht einmal soviel, als die Päbstler vom St. Christoph, oder St. George, nebst den 11000 Jungfrauen hoffen, die auch niemals in der Welt gewesen sind.

Eben

Eben ſo fährt der Herr Autor fort im 8. 9. und 10 Abſchnitte zu zeigen, die Anrufung der Muſen ſey unanſtändig, abgeſchmackt, widerſprechend, und lächerlich, ja verbothen, und unerlaubt. Man ſieht wohl, daß dieſes alles die Sache zu hoch treibt. Und das iſt der ganze Inhalt des erſten Capitels, worinnen alle Beweisgründe enthalten ſind. Wie nun dieſem zu Folge die Einwürfe in dem zweyten beantwortet werden, kann ſich ein jeder vorſtellen.

Wir merken nur an, daß der Herr Verfaſſer am Schluſſe die Redensarten deren er ſich bedienet hat, wieder durch gelindere Erklärungen gut gemacht, und ſie auf die berühmten Männer, derer er oben gedacht, nicht gedeutet haben will: wie er ſich aufs feyerlichſte und in den höflichſten Ausdrückungen erkläret.

* *

V.

Herrn Johann Anderſons, I. V. D.

und weiland erſten Bürgermeiſt. der freyen kaiſerl. Reichsſtadt Hamburg, Nachrichten, von Island, Grönland und der Straße Davis, mit Kupfern, ꝛc. Nebſt einem Vorberichte von dem Leben des Herrn Verfaſſers. Hamburg, verlegts Georg Chriſtian Grund, Buchdrucker. 1746. in groß 8vo.

Im vorigen Jahrhunderte ſind verſchiedene Reiſen in die nordiſchen Gegenden beſchrieben und ans Licht gegeben worden. Wir wollen nur ein paar davon namhaft machen, die gleichfalls

in Hamburg ans Licht getreten. Die erſte war Herrn Martinierens neue Reiſe in die nordiſchen Landſchaften, d. i. eine Beſchreibung der Sitten, Gebräuche, Aberglauben, Gebäude, und Kleidung der Norweger, Lappländer, Kilopen, Berandianer, Siberianer, Samojeden, Zembianer und Eisländer, ſamt einem Bedenken über den Irrthum unſrer Erdbeſchreiber, wo nämlich Grönland und Nova Zembla liegen, und wie weit ſie ſich erſtrecken. Aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt, durch Johann Langen Hamb. 1675. 4. Die zweyte heißt: Norden, oder zu Waſſer und Lande, im Eiſe und Schnee, mit Verluſt Gutes und Blutes zu wege gebrachte und fleißig beſchriebene Erfahrung und Vorſtellung des Nordens, aus denen, welche zu unterſchiedenen Zeiten gelebet, viel im Norden verſuchet, viel umſonſt angefangen, und angewandt haben: auf guter Freunde Begehren zuſammengebracht, dargereichet und ferner zu betrachten und zu vermehren, von Rudolf Capel, der heil. Schr. D. und Hiſtor P. P. ausgefertiget. Hamburg und Stockholm. Im 1678. Jahre der Chriſten 4. Beyde Werke ſind ſehr artig geſchrieben, und das letzte hat noch einen Anhang, darinnen eine kurze Erzählung von dem Anfange und Fortgange der Schifahrt bis auf die damalige Zeit, aus dem Holländiſchen überſetzt, nebſt verſchiedenen andern Zuſätzen enthalten iſt.

Seit dieſer Zeit, iſt unſers Wiſſens, die Neubegierde unſrer Europäer, in Anſehung dieſer nordiſchen Landſchaften ziemlich erloſchen geweſen. Man

hat

hat sich mit den wenigen Nachrichten abspeisen lassen, die in den gemeinen geographischen Schulbüchern enthalten war: welches allerdings solchen aufgeklärten Zeiten zu schlechter Ehre gereichte. Doch der unlängst verstorbene hamburgische Bürgermeister Anderson, der zugleich ein gelehrter Mann gewesen, wie aus seinem hier ans Licht gestellten Leben erhellet, hat diesen Schimpf von unserm Jahrhunderte abzuwälzen getrachtet. Haben ihm gleich seine Geschäffte und Aemter nicht erlaubet, selbst beschwerliche und gefährliche Reisen in die Nordländer zu thun: so hat er doch andre Mittel angewandt, diese Weltgegenden kennen zu lernen, und andern bekannter zu machen. Er hat sich der Schiffer, und andrer, die jährlich auf den Wallfischfang nach Grönland fahren; verschiedener, die nach Island handeln, oder von daher nach Hamburg zu kommen pflegen, dazu bedienet; ja wohl selbst gescheide Leute dahin geschickt, sich um gewisse Nachrichten genauer zu bewerben. Aus diesem allem, und einer vielfältigen Belesenheit in der natürlichen Geschichte, und und eigenem Nachsinnen über physikalische Sachen, ist nun gegenwärtiges Werk erwachsen; davon wir dem Liebhaber solcher Entdeckungen, und sonderlich einer genauern Erkenntniß unsers Welttheils, einen kurzen Auszug mittheilen wollen.

Den Anfang macht eine wohlgesetzte Lebensbeschreibung des sel. Herrn Verfassers, bey der wir uns länger aufhalten würden, wenn wir uns nicht den Raum zu dem Buche selbst zu benehmen besorgen müßten. Sodann folgt eine schöne neugesto-

chege Landcharte, die nach den neueſten Nachrichten und Beobachtungen eingerichtet iſt. Man ſieht darauf ſehr deutlich, wie nah die weſtliche Küſte von Grönland an das nordliche Amerika reichet, indem ſie nur durch die ſchmale Straße Davis, die in einen großen Meerbuſen führet, davon getrennet wird. Island liegt noch in dem gemäßigten Weltgürtel, da wo die erſte Mittagslinie, den arktiſchen Kreis durchſchneidet: ſo daß ihre nordliche Spitzen, oder Vorgebirge dieſen Kreis berühren; u. a. m. welch's ſonſt auf mancher andern Charte anders vorgeſtellet zu werden pflegt.

Von dieſer Inſel macht der Verf. den Anfang. Sie ſoll ſiebzig Däniſche Meilen in der Länge, und ein und vierzig in der Breite haben. Der Verf. nennet ſie eins von den großen nordlichen Bruchſtücken der Welt, das ehemals durch eine übernatürliche Gewaltſamkeit entſtanden. Wer aber dieſe ganze Beſchreibung davon lieſt; und ſich deſſen erinnert, was wir neulich aus dem Buche des Italiäners **Moro** gemeldet haben, der wird ſich kaum enthalten können zu glauben, dieſe große Inſel ſey auf eben die Art entſtanden, als jene neue im mittelländiſchen Meere. Ihr rauhes Anſehen, voller Klippen, Riſſe, Aſche, Felsſtücken, Schwefelſtaub und anderer mineraliſchen Materien, die ſich auch entzünden, des Berges Hekla vorizo zu geſchweigen, geben faſt keine andre Muthmaßung an die Hand, als daß dieſes Eyland vormals aus dem Abgrunde der See, durch die Gewalt des unterirrdiſchen Feuers hervorgehoben worden; worauf ſie hernach mit

Schnee

Schnee und Eis viele Faden hoch, zumal auf den Bergen bedecket worden: so daß sich kein Mensch dahin wagen, vielweniger daselbst wohnen mag. Durch die zuweilen plötzlich aufgethaueten Schneewasser, die von den Bergen herabgestürzet, und große Felstrümmer mit sich in die Thäler fortgeführet, sind auch die flachen Gegenden so rauh und unwegsam geworden, daß man fast nirgens mit Wagen fortkommen, sondern kaum zu Fuß oder zu Pferde kleine Reisen thun kann. Wiewohl auch bey den armseligen Einwohnern, die alle nur in zerstreuten Wohnungen leben, keine große Reizungen zum Reisen vorkommen.

Die Insel ist also gar nicht volkreich, weis von Flecken oder Städten nichts, und ist nur nahe an den Seeküsten bewohnet. Ueber die Bauart der Leute ist keine Aufsicht: ein jeder schlägt seine Hütte auf, wo er einen bequemen Platz für sich und sein Vieh findet. Das Mittel der Insel ist ganz voller Felsen; ja die ganze Insel ist so zureden, ein einziger Fels. Selbst da, wo noch in Thälern etwas Erde darüber liegt, ist inwendig alles ausgehölt und durchlöchert. Eine Menge verbrennlicher Bergarten, die sich leicht entzünden, herrscht überall auf derselben: daher sie denn vielen Erdbeben, und andern solchen Verwüstungen öfters ausgesetzt ist. Im 1726sten Jahre ist durch eine solche Erschütterung ein ziemlich hoher Berg darauf, in einer Nacht in den Abgrund versunken, und an seiner Stelle ein tiefer See entstanden; dahingegen anderthalb Meilen davon ein tiefer See ausgetrocknet, ja mit sei-

nem Boden so erhoben worden, daß er hernach höher, als das umliegende Land hervorgeraget hat.

Ja selbst die platte Erde entzündet sich in dieser kalten Weltgegend, und brennet viele Meilen weit unter dem Boden weg: wovon sie denn ganz untauglich und unfruchtbar wird. Das macht sie hält bereits, eine Spanne tief, ganze Klumpen von Schwefel und Salpeter in sich, der schon an sich den Boden zur Nahrung der Pflanzen untüchtig macht. Im 1729sten Jahre ist ein ganzes Kirchspiel Muconsii im Districte Hausvvich dergestalt weggebrannt, daß Felder, Häuser, Kirche, Schafe Pferde und Hornvieh zu Grunde gerichtet, und kaum die Menschen der schnell fortschießenden Flamme entlaufen können. Es würden auch noch die angränzenden Kirchspiele mehr gelitten haben, wenn nicht ein dicker Nebel, und heftiger Regen, durch Gottes Schickung einem Uebel gesteuret hätte, welchem keine menschliche Macht gewachsen war.

An allen Bergen in Island sieht man die Spuren, daß sie vormals schon ganz ausgebrannt. Nirgends ist ordentlicher Sand, sondern allenthalben nur alte Asche und ausgebrannter Steinstaub zu sehen. Oft fangen auch die vormaligen Feuerspeyer wieder an, ihr altes Handwerk zu treiben; oder es zerspringen auch solche Berge von der innern Glut, die noch niemals Feuer ausgeworfen. Alsdann schießen die herabrollenden Schnee und Eisklippen, halb geschmolzen und mit Flammen und Felsenstücken vermischet, stromweise über das Land, und reißen Vieh Menschen und Häuser, mit sich viele Meilen

len weit nach der See; lassen auch ihre Lücken und Spuren überall nach sich. So ist 1721 über der Portlandsbey, ein Berg der niemals gebrannt, in Flamme gerathen, und bey vielem Auswurfe von Steinen und Glut, großentheils über eine Meile weit seitwerts gerücket, und in die See versetzet worden; aus welcher dieses Stück, der Tiefe des Bodens ungeachtet, anfänglich auf sechzig Faden hervorgeraget, und itzo noch zu sehen ist. Die Asche ist dazumal mit dem Windstriche über 30 Meilen weit in die See getrieben worden, und die Luft ist dermaßen dick und trübe davon gewesen, daß man in drey Tagen keine Sonne davor gesehen hat.

Dieses mag von der Insel Island zur Probe genug seyn. Denn wir können uns hier unmöglich auf alle Merkwürdigkeiten der Natur einlassen, die der Herr Verfasser erzählet. Nur das eine wollen wir anmerken, daß es kein Salz und keine Bäume auf derselben giebt; außer ein kleines ganz niedriges Birkenwäldchen, und etliches kleines Brombeeren, und Wacholdergebüsche. Wilde Thiere giebt es auch nicht darauf; außer die Bären und Füchse, die mit den treibenden Eisstücken aus Grönland zuweilen herüber schwimmen. Die Schafe daselbst haben alle Hörner, wie die Böcke. Den kleinen Lämmern derselben wird sehr von den großen Raben nachgestellet. Ziegen fehlen hier: die Rinder sind sehr klein, und ohne Hörner. Kuhmilch braucht man da zur Arzney. Schweine fehlen, aber Hunde und Katzen nicht. Zahm Federvieh mangelt auch; aber wildes ist sowohl als die Raubvögel verhanden: darunter

sen-

sonderlich die Falken merkwürdig sind. Eulen sind hier in Kupfer gestochen, wilde Gänse, Enten und Schwäne u. s. w. sind in großer Menge allhier: an Seefischen aber ein unbeschreiblicher Ueberfluß, als Heringe, Kabeljau, Dorsche, Schellfische, Butten, Schollen ꝛc. ꝛc.

Wir übergehen das übrige von den Verfassungen, Sitten, der Religion und dem Aberglauben der Einwohner, wobey sehr viele merkwürdige Dinge vorkommen, die es sämmtlich verdienen, gelesen zu werden; und kommen auf Grönland, dessen Beschreibung den zweyten Theil dieses Buches ausmacht. Im Dänischen ist 1729. eine Beschreibung davon herausgekommen. Der selige Verfasser aber hat mit vielen die dahin gehandelt, und zu ganzen Jahren unter den wilden Einwohnern dieses Landes zugebracht, fleißig gesprochen, sich nach allem erkundiget, und es den Deutschen zu gut ordentlich beschrieben.

Die erste dänische Colonie nach Grönland, ist durch einen eifrigen Prediger in Drontheim, Hans Egede, dahin geführet worden. Aus Begierde, die Bekehrung dieser Leute zu befördern, verließ er seine Pfarre in Norwegen, gieng 1718 nach Bergen, 1719 aber nach Copenhagen. Nach vielen Schwierigkeiten, die seine Vorschläge fanden, ließen sich einige Privatleute bewegen, eine Gesellschaft zu stiften, die des Wallfischfanges wegen, der sich nach der Straße Davis gezogen hatte, auf einer kleinen Insel daselbst, unter königlicher Befreyung, eine Colonie anlegen sollte. Diese Erlaubniß erhielten

sie

ſie 1721, und eine Lotterie ſchaffte ihnen das Vermögen dazu. Die erſten Schiffe giengen bald darauf ab, und unſer ehrlicher Geiſtlicher gieng nebſt ſeiner hochſchwangern Frau mit; welche eben ſo viel Trieb dazu hatte, als er. Die Reiſe gieng von Bergen aus, hinter Island weg *, gegen die öſtliche Küſte des alten Grönlandes zu, in der Höhe von 60°. Sie fanden daſelbſt 7. bis 8. Meilen breites Eis: weswegen ſie noch 40 Meilen weiter weſtlich, und hernach immer höher gegen Norden 64° hoch fortſegelten, wo ſie eine Inſel antrafen. Hier ließen ſie ſich den 3 Jul. 1721. nieder: ſie liegt in der Mündung des Fluſſes, den die Grönländer Kangremijune, die Dänen aber von ihrem Schiffe Gotthaab, Guthop, oder die gute Hoffnung genennet haben. Sie iſt eine nordiſche Meile im Umfange, und nur zwey Meilen vom feſten Lande entfernet. Die Kälte iſt daſelbſt im Winter noch ziemlich erträglich, und ſie iſt ziemlich volkreich.

Doch man bemerkte, daß der Wallfiſch noch nordlicher Seite zu ſuchen wäre: und ſo ward eine andre Colonie, mit einem andern Prediger, aus dem nordlichſten Theile von Norwegen gebürtig, 1723. noch 45 Meilen höher, in die Straße Davis geſchickt, und daſelbſt noch ein anderer Aufenthalt geſucht und gefunden. Allein mit beyden Colonien, hat es, was den Vortheil der Fiſcherey und Handlung

* So ſchreibt der Verfaſſer; oder es iſt vielleicht nur ein Druckfehler. Denn hinter Island, das iſt nicht 60 ſondern 67 Grade hoch. Es mag alſo wohl unter Island weg, haben heißen ſollen.

lung betrifft, nicht den erwünschten Fortgang gehabt. Bloß die Fortpflanzung der christlichen Religion hat ihre glückliche Wirkung gehabt. Die dasigen Wilden haben sich derselben gar nicht widersetzt; weil sie von aller Abgötterey, falschen Götzendienste, und folglich auch von Pfaffen und Priestern gar nichts gewußt. Sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort gehabt, welches Gott und andre geistliche Dinge andeuten können: hergegen in guten Sitten, hätte man bey ihnen mehr zu lernen, als zu lehren gefunden.

Bey diesem Lande ist sonst merkwürdig, daß das alte Grönland, wohin man vor hundert und mehr Jahren geschiffet, und wo das Christenthum schon damals gepflanzet gewesen, itzo ganz verlohren ist. Es ist solches die östliche Küste desjenigen Landes, dessen westliche Küste man itzo beschiffet. Es ist aber jene itzo mit so vielem Eise Jahr aus Jahr ein verschanzet, daß niemand sich derselben viele Meilen weit nähern kann. Man strebet aber darnach, sich zu Lande dahin einen Weg zu bähnen; um die Ueberbleibsel dieser Christen, und gewisse Documenten von ihnen, wie auch Gebäude und Kirchen anzutreffen. Die Wilden der westlichen Küste haben noch eine alte Sage unter sich, daß ihre Vorältern nicht in dem Lande gebohren worden; sondern anders woher dahin gekommen, und gewisse Menschen, die vor ihnen hier gewohnet, todt geschlagen hätten. Auf der östlichen aber sollen vormals schon, ein Bischofthum, 30 Klöster, 12 Kirchspiele, und 190 bewohnte Dörfer gewesen seyn.

Die

Die Stelle des vor Zeiten versunkenen Eylandes Buß, hat ein Schiffer, der in dieser Gegend wohl vier Wochen in die Creuz und Quere herumgesegelt, um es zu suchen, gar nicht finden können; aber wohl eine Stelle angetroffen, allwo, der Seetiefe von 100 Faden ungeachtet, doch ein beständiges Aufwallen von grünlichtem Wasser und vielem hervorquellendem Seekraute zu sehen gewesen. Der Herr Verfasser muthmaßet mit Rechte, daß hier im Grunde der See heiße Quellen seyn müssen, daraus dieses Sieden und Aufsprudeln des Wassers entstehe.

Die Eingebohrnen Grönländer erzählen indessen, daß weiter nach Norden, noch wildere Menschen als sie, anzutreffen sind, welche Menschenfleisch essen, und ihre Hütten mit Einhornhörnern statt der Stangen aufstützen. Sie haben sich auch wohl 100 nordische, das ist auf 150 deutsche Meilen höher in die Straße Davis gewagt, als je ein europäischer Schiffer gekommen ist; da sie denn das gegen über liegende America so nahe gehabt, daß sie den Leuten am Ufer desselben, wenn welche da gewesen wären, hätten zurufen können. Aber es ist ihnen nicht möglich gewesen, dahin zu kommen; weil zwischen beyden Ufern ein starker Wasserstrom durchflösse, der so hoch falle und so stark rausche, daß man ihn einige Meilen weit hören könne: so wie wir von dem Nilstrome in Aegypten dergleichen wissen.

Die Witterung daselbst ist, so weit die Dänen gekommen, zwar ziemlich erträglich, aber sehr unbeständig. Im festen Lande ist des Sommers, wegen des beständigen Sonnenscheins schöne heitre Luft,

Luft, auf den Inseln aber ist es sehr neblicht und trübe; außer im August, da sie auch die Sonne sehen. Es regnet weder oft noch viel; es donnert selten, und nur dumpfigt. Stürme hat man selten, und wenn sie gleich auf der See wüthen, so merkts man sie doch auf dem Lande kaum. Der härteste Sturm kömmt hier aus Süden. Der stärkste Frost entsteht bey Nordostlichen Winden. Das Eis in den Scheren thauet erst zu Ende des Maymonats auf. Vom Junius bis an den August, geht ihnen die Sonne nicht unter. Sie nähert sich nur dem Horizonte, sieht röther und größer aus, als wenn sie bey uns auf oder untergeht: macht es aber bey klarem Himmel eben so hell, als zu Mittage. Im Winter aber, ist es bey weitem nicht so finster, als man denken sollte. Selbst den 21 Dec. als am kürzesten Tage hat man die Sonne bisweilen, durch eine starke Stralenbrechung 1/2 Stunden über dem Horizonte gesehen; oder doch eine so starke erleuchtete Atmosphäre gehabt, daß ihre Morgen und Abenddämmerung zusammen genommen ihnen einen Tag von etlichen Stunden gemachet. Ja ein Schiffer will auf der Höhe von 66°. von einem kleinen Berge beobachtet haben, daß die Sonne, nach Abzug der Refraction, wirklich über dem Horizonte gewesen. Sonst scheint ihnen des Nachts nicht nur der volle Mond, ohne unterzugehen, sondern auch der weiße Schnee macht es sehr licht. Außer dem aber genießen sie im Neumonde des beständigen Spiels der Nordscheine. Allein da sie aber zu dieser Zeit mehrentheils in ihren finstern Wohnun-

nungen ſtecken, und doch weder Wachs noch Unſchlitt, noch Späne zum Brennen haben: ſo haben ſie von dem Specke der Wallfiſche Oel genug, ihre Lampen damit zu verſorgen.

Die See hat hier Ebbe und Fluth, und ſteiget bisweilen 7. bis 8 Faden hoch. Der Boden trägt in den Thälern langes Gras, und gute Kräuter, Kohl, Kraut, und Rüben wachſen daſelbſt gut: Getreyde aber, iſt wegen des gar zu kurzen Sommers nicht möglich zu bauen. Von Bäumen ſieht man nur Gebüſche von Weiden, Erlen und Birken, daher es am Brennholze fehlet. In einem Wäldlein, 60 Meilen ſüdlicher, als die Hoffnungscolonie gelegen iſt, giebt es Bäume zwey Faden hoch. Sonſt wachſen daſelbſt Wacholderbeeren, Johannesbeeren, Brommelbeeren und Heidelbeeren. Die Berge halten große Brüche von Amianth, der ſchönen weichen und langen Flachs giebt. Wir kennen aber dieſe Materie noch nicht genug. Sie iſt ſteinigt, und läßt ſich im Oele erweichen, ſo daß ſie in Fäden geſponnen werden kann. Der Herr Verfaſſer erzählet auch die andern Steine und Bergarten ausführlich.

Auf dem feſten Lande giebt es Haſen, die des Sommers grau, des Winters weiß ſind; kleine Hirſche, die im Sommer ſehr fett werden, damit ſie hernach im Winter von den Ribben zehren können; Füchſe, weiße Bären, Wölfe, Hunde, die erſt zahm gemacht werden müſſen; die aber auch gegeſſen werden. Katzen haben ſie nicht, Schlangen, wegen der großen Kälte, auch nicht. Von

Landvögeln sieht man unter andern Elstern, Sperlinge, Adler, Falken, und einen weißen Singvogel, größer als ein Stieglitz. Strand und Wasservögel aber, giebt es eine erstaunliche Menge.

Nun sollten wir noch die Lebensart und Sitten der Einwohner beschreiben: allein des Guten ist in diesem Buche zu viel; und wir müssen dem Leser auch etwas darinnen selbst zu suchen übrig lassen. Ihre Schiffahrt wird beschrieben, ihre Fische werden zum theil in Kupfer abgebildet; ihre Handlung, ihr Geld, ihre Liebe zur Musik, ihre Gastmahle, Lustbarkeiten, und Tänze, wobey sie auch singen, sind nicht vergessen. Ja auch der politische und Religionszustand der Grönländer wird hier ziemlich abgeschildert. Ihre Privatlebensart ist natürlich, gesellig und ohne Zwang höflich. Doch leben sie schmutzig. Viele Laster kennen sie auch nicht dem Namen nach. Selbst die Unzucht ist, auch bey unverheiratheten Personen, hier ganz fremde. Die Dänen haben die dasigen Mädchen vergebens auf die Probe gestellet: und wenn es daselbst gleich erlaubt ist, so nimmt doch selten jemand zwey Weiber.

Am Ende hat der Herr Verfasser noch ein kleines Wörterbuch der grönländischen Sprache beygefüget, welches den Liebhabern der nordischen Philologie nicht unangenehm seyn wird, zumal da auch die Zehngebothe, das Vater unser, und andre Proben dieser Sprache beygefüget sind.

VI. An-

* *

VI.

Anmerkungen über den Urſprung der Götter *.

Wenn man alles zuſammen nimmt, was Herr Boivin der ältere, verſchiedenemal in der Akademie wegen des Urſprunges der Götter geſaget hat: ſo erhellet, daß die alten Griechen nur nur einen einzigen ewigen Gott geglaubet haben; daß alle andere von ihm abgeſtammet, und daß es nicht erlaubt geweſen, dieſen ewigen Gott zu nennen. Plato verſichert, man könne nicht ſagen, was er ſey, und Anaxagoras glaubt, er habe ihn recht wohl beſchrieben, wenn er ſaget, er ſey Noos, der Verſtand. Kurz, es iſt der unbekannte Gott, der Gott der allergeheimnißvollſten, verborgenſten und erhabenſten Theologie. Die Wahrſager oder falſchen Propheten unter den Griechen, misbrauchten dieſe Theologie die ſie nicht verſtunden, und gaben dieſen geheimnißvollen Namen dem Aberglauben der ſchwarzen Kunſt. Statius ſagt ausdrücklich, man könne den oberſten Gott des Himmels, der Erden und der Höllen nicht erkennen:

Et triplicis mundi ſummum, quem ſcire neſaſtum eſt,
Illum ſed taceo **.

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſc. et belles Lettres. T. II. p. I.

** Theb. L. 4. v. 516.

Lactanz, des Statius Scholiast, sagt, dieser Gott heiße Daimogargon, und dieß ist auch in der That der Name, welchen Pronapides, Homers Lehrmeister, ihm gegeben, wie man aus einem übergebliebenen Stücke des Theodontius sehen kann, welches uns Bocaz in seiner Genealogie * der Götter aufbewahret hat.

Die Dichter, welche die ersten Gottesgelehrten in Griechenland gewesen, haben so zu reden ihre Begriffe zu Personen gemacht, und ein jeder nach seiner Weise Genealogien der Götter verfertiget. Alle aber setzen doch ein wirklich unabhängliches Wesen voraus, das vor allen Menschen gebohren worden. Sie sind meistentheils wegen einer Ewigkeit, und wegen der Kosmogonie oder Erschaffung der Welt, eins. Sie erkennen zwar, indem sie dem Eigensinne ihrer Einbildungskraft folgen, eine Theogonie, oder Erzeugung der Götter, deren einige himmlisch, andere irrdisch, und noch andere höllisch sind: allein Δαιμογαργον und Αχλυς sind vor der Welt und dem Chaos. Ihr Acmon ihr Hypsistos sind vor dem Himmel gewesen, den die Lateiner Coelus und die Griechen Ουρανος nennen. Nach ihrer Meynung, sind die Erde, der Tartarus und die Liebe eher gewesen, als der Himmel; weil dieser nach dem Hesiodus, selbst ein Sohn der Erden ist. Phornutus, Hesychius, und sein Scholiast, Simmias von Rhodes, sehen den Acmon als den Vater des Coelus an, und eben dieser Acmon ist ein Sohn des Manes, nach dem Polyhistor im Ste-

* L. I. Cap. 3.

Stephanus. Sanchoniaton, deſſen Zeugniß Euſebius anführet, ſah den Hypſiſtos, d. i. den Allerhöchſten,) oder Elioun, für denjenigen an, der dieſen Coelus gezeuget hatte. Und nach dem Boethius, in einem Werke, welches er über den Porphyrius geſchrieben, iſt Ophion das erſte Urweſen. Ouranus iſt erſtlich Vater der Hecatombiren, nachmals der Cyclopen, und nachmals der Titanen und des Saturnus geweſen, der von ſeiner Seite ebenfalls neue Götter hervorgebracht hat. Endlich hat es noch Rieſen gegeben, die von der Erde ganz allein hergekommen; und Typhon war der letzte von allen. Nach den Göttern und Rieſen, kamen die Halbgötter, welche entweder aus dem Umgange der Götter mit den ſterblichen Weibsbildern, oder der Göttinnen mit den ſterblichen Männern, entſprungen.

Das Heldenalter iſt, nach dem Heſiodus, erſt auf das goldene, ſilberne und eherne Alter gefolget, und nur vor dem eiſernen hergegangen, auf welches nach eben dieſem Dichter, ein noch rauheres und verderbteres Weltalter folgen wird. Die Menſchen aus dem goldnen Weltalter ſind, wie er ſagt, Δαιμονες oder gute Geiſter geworden; ſie beſchützen die Menſchen und bewohnen die Erde. Die Menſchen aus dem ſilbernen Weltalter ſind in Manes oder unterirrdiſche glückſelige Geiſter verwandelt worden, die aber ſterblich ſind: gleich als ob es eine wahre Glückſeligkeit ohne Unſterblichkeit geben könnte. Die Menſchen aus dem ehernen Weltalter ſind in die Hölle gefahren und auf ewig todt. Endlich ſind die

aus dem Heidenalter, aus der Welt gegangen, die glückſeligen Inſeln an den äußerſten Enden der Erden, oder die elyſiſchen Felder, zu bewohnen.

Die Griechen ſahen alle diejenigen für Götter an, die von Anfange der Welt bis auf die Theilung gelebet haben, die im Abſehen auf das Weltgebäude, zwiſchen dem Jupiter, Neptun und Pluto geſchehen ſeyn ſoll; das heißt, wenn man die Fabeln mit der wahren Geſchichte vereinigen will; bis auf Phalegs und Nimrods Zeiten. Sie alle vermiſchen dieſe erſten Zeiten, und dieß haben ſie mit den meiſten Völkern gemein: ſo wie die Aegyptier, die Chineſer und alle diejenigen, welche die Jahrbücher der entfernteſten Jahrhunderte haben aufbewahren wollen. Man ſieht wohl, daß ſie die älteſte Tradition nur verändert haben, und daß eine verwirrte Kenntniß deſſen, was in der heil. Schrift ſteht, ſie in die gröbſten Irrthümer geſtürzet hat. In dem Grundtexte der ſiebenzig Dollmetſcher z. E. lieſt man, daß die Rieſen, Söhne der Engel und der Töchter der Menſchen geweſen. Dieſe Meynung haben ſo gar die älteſten Ausleger beybehalten, z. E. Philo, Joſephus, Juſtinus, Athenagoras, Tertullianus, Clemens von Alexandrien, Cyprian, Lactanz, Euſebius, Ambroſius, u. a. m. Und unfehlbar gründen ſich die griechiſchen Dichter hierauf, wenn ſie ihre Götter als in die ſterblichen Weiber verliebt, einführen. Die Engel werden Söhne Gottes genennet, das heißt, ſo wie man z. E. die Griechen, Söhne der Griechen nennet, und wie die Schrift die Menſchen ſelbſt, Kinder der

Men-

Menſchen nennet. Dieß alles ſind figürliche Ausdrücke, die die Sache, welche man ausdrücken will, nur mit einer mehrern Stärke angeben.

Heute zu Tage iſt die gemeinſte Meynung dieſe, daß die Engel nie das ſterbliche Frauenzimmer geſliebet haben. Der Heil. **Epiphanius, Chryſoſtomus, Hieronymus, Cyrillus**, und viele andere, wollen, daß dieſe verliebten Engel, **Seths** Söhne geweſen, die **Cains** Töchter geheirathet haben. **Philaſtrius** ſetzt ſo gar die entgegengeſetzte Meynung unter die Zahl der Ketzereyen; und in der That ſteht ſie zwar in den überbliebenen Stücken des Buchs **Enoch**; allein dieß Buch iſt auch apokryphiſch.

Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Götter der Griechen nach dem Begriffe von guten und böſen Geiſtern geſchmiedet worden; und daher haben wir auch die **Egregores** der **Hebräer**, die **Annedoten** der **Chaldäer**, die **Ginnen**, die Genios, die **Aeonen**, die **Archonten**, Titanen und **Rieſen**, und kurz, die Götter und Halbgötter des **Heidenthums**. Des **Philo** Zeugniß von dieſer Sache iſt klar und hinlänglich. Er ſchreibt, in ſeinem Buche von den Rieſen: „Moſes, iſt gewohnt, diejenigen **Engel** zu nennen, die von den andern Weltweiſen Daemones genennt werden. Dieſes ſind „Seelen die in den Lüften ſchweben, und niemand „darf glauben, daß dieſes eine Fabel ſey. Die „luft iſt voller Geſchöpfe, aber ſie ſind uns unſichtbar, weil die luft ſelbſt nicht ſichtbar iſt“.

* *

VII.

Von der poetiſchen Hölle *.

Wenn man die Beſchreibung der Hölle und der elyſiſchen Felder erwäget, die uns die Dichter in ihren Werken übrig gelaſſen haben, und zwar auf der Seite der Fabeln, womit ſie umgeben ſind: ſo iſt es ein ungeheures Miſchmaſch von lächerlichen Erfindungen, die auch kaum ein Kind glauben mag:

Nec pueri credunt, niſi qui nondum aere lauantur **.

Die Sammlung derer mannigfaltigen Fabeln, die das poetiſche Lehrgebäude in dieſem Stücke ausmachen, ſcheint, weder zu einer Zeit gemacht zu ſeyn, noch von einerley Verfaſſern herzurühren.

Herr Fourmont ſcheint ſich in einer Abhandlung, die er 1714. der Akademie mitgetheilet hat, einzig und allein bemüht zu haben, den Urſprung derer Fabeln zu entdecken, die von den Dichtern dieſer Sache wegen, verfertiget worden.

Der erſte Begriff von der Hölle und von den elyſiſchen Feldern, kam aus Aegypten her, wenn wir dem Diodor aus Sicilien glauben; und hatte die Meynung von der Unſterblichkeit der Seelen zum Grunde, die von den aegyptiſchen Prieſtern ſchon ſeit den urälteſten Zeiten gelehret worden. Dieſe Lehre

* Siehe ebendaſ. p. 6. ſeqq.

** Iuuenal. Sat. 2.

Lehre kam mit denen Colonien nach Griechenland, die aus Aegypten dorthin kamen: und von da kam ſie nach Italien, allwo man ſie noch mit neuern Fabeln vermehrete.

Virgil hat im ſechſten Buche ſeiner Aeneis alle dieſe Erdichtungen mit bewundernswerther Kunſt zuſammen geſammlet; und dieſes Stück ſeiner Arbeit iſt unfehlbar viel vollkommener, als Homers ſeines * welches ihm zum Muſter gedienet hat. Nach dieſem Dichter kann man eigentlich eine topographiſche Charte von dem Reiche des Pluto entwerfen.

Nach den Poeten giebt es verſchiedene Eingänge in die Hölle. Calypſo ſagt bey dem Homer zum Ulyſſes, daß die Pforte dieſes Gottes an den äußerſten Enden des Oceans ſey. Virgil ſetzt den Eingang nahe an den See Avernus; andere ſagen, er ſey auf dem Vorgebirge Tenaro in Lakonien; noch andre, in den ciliciſchen Hölen.

Dem ſey wie ihm wolle, hierinn ſind ſie doch alle eins, daß, ſobald man an den Ufern der Verſtorbenen anlanget, man über die hölliſchen Flüſſe in Charons Nachen fahren müſſe. Virgil beſchreibt dieſen Schiffer auf eine unnachahmliche Weiſe. Ein ſchmutziges Anſehen, ein langer und vernachläßigter Bart, ein beſchmiertes Kleid, eine rauhe Sprache, feurige Augen; alles dieſes nebſt den Zügen eines ſtarken und geſunden Alters macht Charons Character aus:

Portitor has horrendus aquas, et flumina ſeruat,
Horribili ſquallore Caron etc.

* Odyſſ. L. II.

Dieſes Bild vom Charon hat ſeinen Grund in einer alten aegyptiſchen Sage. Man kömmt nicht in ſeinen Nachen, ohne eine geringe Münze zu geben; und daher unterließ man nicht den Verſtorbenen dieſes kleine Stück Geld unter die Zunge zu legen, wie wir vom Ariſtophanes lernen. Kein Menſch war von dieſem Tribute ausgeſchloſſen; es müßten denn die Einwohner von Hermione im Lande Argos ſeyn, als welche ſo nahe an die Hölle grenzten, daß ſie nicht glaubten, nöthig zu haben für die Ueberfahrt noch etwas zu bezahlen. Die Großen und die Feldherren, inſonderheit unter den Athenienſern, bildeten ſich ein, daß ſie dem Charon, um ihn deſto günſtiger zu machen, drey Stücke Silbergeld geben müßten.

Die Flüſſe der Höllen, waren der Cocytus, Phlegeton, oder Pyriphlegeton, und der Styx. Die erſtern waren von den Poeten nach der Etymologie ihrer Namen erdichtet worden, nämlich, Thränen und Feuer. Was den Styx betrifft, ſo ſagt Herodot, daß es in Arkadien, nahe bey der Stadt Nonacrus einen Springbrunnen dieſes Namens gegeben, deſſen Waſſer nach dem Strabo, abſcheulich, und wie Plinius meldet, gar ein feines Gift geweſen. Nahe bey dieſem Orte verſammlete man ſich, um die feyerlichſten Eide zu leiſten; und da die Menſchen gemeiniglich den Göttern eben dieſelben Leidenſchaften zuſchreiben, mit welchen ſie ſelbſt behaftet ſind: ſo gab man vor, ſie ſchwören ebenfalls bey denſelben Waſſern, und dieß wäre ihr unverbrüchlichſter Schwur.

Wenn

Wenn man über die hölliſchen Flüſſe gekommen war, ſo fand man den Cerberus, der den Eingang bewahrete. Sein Namen kömmt, nach dem Servius, von κρεόβορος her, derjenige der das Fleiſch verſchlinget. Der Urſprung dieſer Fabel iſt, daß es ehemals in der Tenariſchen Höle, eine Schlange, oder eine Art von Drachen gegeben, die viel Unheil darinnen angeſtiftet. Da nun dieſe Höle für die Pforte der Höllen angeſehen ward, ſo nahm man daher Gelegenheit zu ſagen, ſie würde von einem abſcheulichen Drachen bewahret: denn Homer iſt der erſte, welcher den Cerber als einen Hund betrachtet, indem er ſich auf die alte Gewohnheit gründet, da man die Thüren durch Hunde bewachen läßt.

Wenn man nun auch über dieſe Schwierigkeit weg war, ſo begegnete man, ehe man zum Tartarus kam, verſchiedene Wohnungen, welche Virgil ganz wohl von einander unterſcheidet. Zuerſt erſchienen die Kinder:

Infantumque anima flentes in limine primo.

Diejenigen die man unſchuldiger Weiſe zum Tode verurtheilet hatte, nahmen den andern Aufenthalt ein:

Hos iuxta falso damnati crimine mortis.

In der dritten, waren diejenigen die ſich ſelbſt umgebracht. Die unglücklichen Liebhaber waren in der vierten. Die fünfte war für die Helden aufgehoben. Die ſechſte war das Gefängniß des Tar-

tarus,

tarus; und die letzte endlich, die Wohnung der Seligen, oder die elysischen Felder.

Man will hier nicht alles anführen, was **Vossius, Marsham, Bochart** und andere bereits von der Hölle und den elysischen Feldern gesagt haben: es ist hier genug, wenn wir auf den Ursprung der Sachen zurückgehen; und wenn man das bey dieser Sache thut, so findet man daß sie aus **Aegypten** herkomme. Die mehresten von den Nebenumständen womit man sie nach der Zeit ausgezieret, sind, wie man leicht urtheilen kann, eine Frucht der Einbildungskraft der griechischen Dichter.

Selbst nach der Griechen Geständnisse, sind die die Aegyptier das erste Volk, das den Gottesdienst gelehret hat. Dieses berichtet uns **Herodot** im zweyten Buche seiner Geschichte, allwo er sagt, daß fast alle Namen der Götter, aus Aegypten nach Griechenland gekommen sind. Was diese Sache außer Streit setzt, ist, das **Bachus** und **Ceres**, die Urheber der Lehre von der Seelenwanderung, auch nach den Aegyptiern, die Götter sind, die über die Hölle herrschen. **Diodor** aus Sicilien ist hierinn mit dem **Herodot** einerley Meynung, ja er erkläret so gar, durch Beyhülfe einiger ägyptischen Sagen, die mehresten Fabeln wegen dieser Sache. Es giebt, sagt dieser Schriftsteller, in Aegypten einen See, auf dessen anderer Seite man vor Alters die Todten begraben hat. Nachdem man sie eingesalbet hatte, trug man sie an das Ufer dieses Sees. Die Richter, welche man bestellet

hatte,

hatte, die Aufführung und Sitten derer zu unterſuchen, welche auf die andere Seite gebracht werden ſollten; kamen vierzig an der Zahl zuſammen: und wenn ſie nach langer Ueberlegung, denjenigen, deſſen Unterſuchung man vorgehabt, des Begräbniſſes würdig hielten; ſo that man ſeinen Leichnam in einen Nachen, deſſen Schiffer Charon hieß. Dieſer Schriftſteller ſetzt hinzu, daß dieſer Gebrauch ſo gar in Anſehung der Könige beobachtet worden, und daß das Urtheil, was man über ſie angeſtellet, zuweilen ſo ſtrenge geweſen, daß es auch einige darunter gegeben, die man des Begräbniſſes unwürdig gehalten. Nach eben dieſem Schriftſteller, hat der Dichter Orpheus, auf ſeiner Reiſe in Aegypten, daſelbſt alle dieſe Begriffe angenommen, und ſie nachmals nach Griechenland überliefert. Die Tradition vom Charon iſt noch jetzt in dieſem Theile von Aegypten gebräuchlich: dieſer ſey, wie die Aegyptier ſagen, ein gewiſſer tyranniſcher Pachter der Pharaonen geweſen, der bey Gelegenheit der Ueberfahrt über den See, einen Zoll angeleget, der ihm in kurzer Zeit zu ſehr großem Reichthume verholfen.

Man ſieht den Urſprung der mehreſten griechiſchen Fabeln von der Hölle ſo gleich ein. Der griechiſche Charon iſt immer auf dem See. Der Aegyptier ihrer, hatte ſeine Wohnung an den Ufern des Sees Querron aufgeſchlagen. Der Charon der griechiſchen Dichter forderte ſeine Schuld ganz unbarmherzig ein; der ägyptiſche ſchenkte in dieſem Stücke nicht einmal den Söhnen des Königes was, wel-

welches ihm auch zum Falle gedienet haben würde, wenn er demſelben nicht weiß gemacht hätte, daß er das Geld bloß zu ſeinen Dienſten ſammlete. Der See der Höllen beſtund aus einem Fluſſe, der See Querron aus den Waſſern des Nils. Der erſte gieng neunmal um die Hölle herum; nouies Styx interfuſa. Niemals iſt ein Land ſo durchwäſſert geweſen als Aegypten; kein Fluß hat mehr Arme gehabt, als der Nil. Herr Fourmont findet im Gebrauche der orientaliſchen Sprachen, noch verſchiedene andere Verhältniſſe zwiſchen dieſem Fluſſe, und denen, die die Griechen in die Hölle geſetzet hatten: allein was er vom Labyrinthe ſagt, den man noch zum Theile an dem See Möris findet, das iſt noch ſeltener. Dieſes Schloß hat, nach allen Alten, die davon gehandelt haben, inſonderheit nach dem Herodot, der es ſelbſt geſehen, aus zwenen Theilen beſtanden, deren einer unter der Erde geweſen. Daher hat Virgil den Begriff von dem Gefängniſſe des Tartarus, davon ein Theil ſo tief in die Erde hinein gieng, als der Himmel davon entfernet iſt. Die geheiligten Crocodile welche von den Aegyptiern in dieſen unterirdiſchen Zimmern gefüttert wurden, bedeuten die abſcheulichen Ungeheuer, die man in des Pluto Reich ſetzet.

Kurz, man kann ſagen, daß, bis auf einige wenige Umſtände, die von den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern erfunden worden, man bloß in Aegypten alle dieſe Stücke findet, aus welchen die heidniſche Hölle beſteht. Homer ſaget, der Eingang zur Hölle ſey an den Ufern des Oceans geweſen;

und

und den Nil nennet eben dieſer Dichter Ὠκεανὸς. In Aegypten ſieht man die Pforten der Sonnen, und ſie ſind nichts anders, als die Stadt Heliopolis. Die Wohnung der Todten wird durch die große Menge Pyramiden und Gräber bezeichnet, allwo man die Mumien ſo viele Jahrhunderte hindurch aufbewahret. Charon, ſein Nachen, die Münze die man für die Ueberfahrt gab, alles dieſes iſt aus der ägyptiſchen Geſchichte. Es iſt ſo gar ſehr wahrſcheinlich, daß der Name Acheron aus dem Hebräiſchen herkomme, oder aus dem ägyptiſchen Achoucherron, welches ſo viel als die ſumpfichten Oerter des Charon bedeutet; daß der Cerber ſeinen Namen von einem der ägyptiſchen Könige, Namens Chebres oder Rebron, entlehnet; und daß endlich der Name des Tartarus, von Dordorot; oder nach ägyptiſcher Mundart, Dardarot herkomme, welches ewige Wohnung, heißt, ein Name, den die Aegyptier inſonderheit ihren Gräbern beylegen.

VIII. Er-

* *

VIII.

Erläuterung von der Verfaſſung und dem Gebrauche des künſtlichen Modelles eines Syſtematis Copernicani ſo 1744. in Elbing von Herrn Joh. Friedr. Enderſch erfunden worden. Nebſt einer Anleitung, wie die 16zolligen Gregori-Newtoniſchen reflectirenden Teleſcopia, ſo von eben dem Autor verfertiget werden, zu gebrauchen, zu reinigen, und in gutem Stande zu erhalten ſind, auf Verlangen entworfen von M. Jacob Woyten Ord. Prof. der Mathematik zu Elbing.

Elbing 1745. 8.

Die neue und beſonders artig erfundene Copernicaniſche Maſchine, davon ſeit dreyen Jahren verſchiedene Stücke nach Leipzig, Gotha, Stettin, und andere Oerter mehr herausgebracht worden, war es allerdings werth, daß ſie etwas ausführlicher beſchrieben und bekannt gemacht würde. Der geſchickte Herr Profeſſor Woyt verdienet alſo viel Dank, daß er den Gelehrten und andern Liebhabern, dieſen Gefallen in gegenwärtiger Schrift thun wollen.

In dem Vorberichte giebt der Herr Verfaſſer, von dem Urſprunge des copernicaniſchen Weltbaues, und ſeinem vornehmſten Urheber, dem preußiſchen Sternkundigen, Nicol. Copernicus Nachricht. Er meldet, daß, daß verſchiedene Künſtler ſichs angelegen ſeyn laſſen, daſſelbe durch ſichtbare Vorſtellungen

gen zu erläutern, darunter aber das auf der Leidenſchen Bibliothek in Holland befindliche Uhrwerk den Vorzug behalten hätte. Hiervon iſt eine Abbildung und Beſchreibung auf einem einzelnen offenen Bogen in Holland herausgekommen: und Herr Prof. Gottſched allhier, hat dieſelbige bey ſeiner Ueberſetzung der fontenelliſchen Geſpräche von mehr als einer Welt noch bekannter gemacht. Dieſe letztere Beſchreibung und Abbildung derſelben Maſchine hatte Herr Enders kaum zu ſehen bekommen, als er anfieng darauf zu ſinnen, wie er ein dergleichen Kunſtſtück nachmachen möchte. Viele Liebhaber und Kenner munterten ihn dazu auf: und endlich ward er 1744. im Sommer damit fertig. Herr Prof. Gottſched, der damals durch Elbing nach Königsberg gieng, kaufte ihm den erſten Verſuch davon ab, und nahm ihn mit nach Sachſen; woſelbſt er ihn ſchon verſchiedenen durchlauchten und hochgräflichen Perſonen zu zeigen und zu erklären Gelegenheit gefunden, auch für verſchiedene Liebhaber dergleichen aus Elbing verſchrieben hat.

Ehe Herr Enders noch mit dem erſten Verſuche fertig ward, riethen ihm einige Liebhaber, die Größe und Entfernung der Planeten von der Sonne, nach dem wahren Verhältniſſe einzurichten; ja ihnen lauter elliptiſche Laufbahnen zu machen, die nach ihrer wirklichen Inclination bald höher, bald tiefer giengen. Allein ob es gleich zu dieſem letztern nicht an guten Einfällen fehlte: ſo war doch das erſte nicht möglich zu bewerkſtelligen; wenn er nicht eine Maſchine machen wollte, die auf dem größten

Markte einer Stadt nicht Raum gehabt haben würde. Er fügt daher eine Tafel bey, darinn nach dem vorausgesetzten Durchmesser der Erden, von 2 Zollen, 2 Linien, pariser Maaß, die Durchmesser und Entfernungen der übrigen Weltkörper berechnet sind: da es sich denn zeiget, daß der Kreis des

Merkurs	79.	Ruth.	11.	Schuh.	3.	Zolle.	6.	Lin.
der Venus	117	—	6	—	8	—	2	
der Erde	168	—	3	—	10	—	6	
des Mars	275	—	6	—	6	—	1	
Jupiters	907	—	5	—	10	—	2	
Saturns	1667	—	3	—	10	—	10	

der Fixsterne aber 7154559 Ruthen, 8 Schuhe, 5 Zolle von der Sonne ausschweifen würde. Wie wäre es nun möglich gewesen, eine solche Maschine zu verfertigen: wenn man gleich die Fixsterne nebst den beyden obersten Planeten hätte weglassen wollen.

Er ließ also, wie billig war, diese Vorschläge fahren, und blieb bey einem kleinern Kunststücke stehen, darinn zwar dieses Verhältniß aus den Augen gesetzt, alles übrige aber sehr artig und bequem vorgestellet ist, was man von einem solchen System fordern kann. Der Herr Prof. Woyt entschuldigt sich übrigens, wenn er sich hier in der Beschreibung dieser Maschine einiger Kunstwörter bedienen sollte, die er nicht vorher erkläret hätte; und beruft sich auf das Tractätchen, welches er von der Erklärung und dem Gebrauche der beyden Elbingischen Weltkugeln, welche ebenfalls Herr Endersch verfertigt, und die von besonderer Güte sind, herausgegeben hat.

In dem ersten Theile erklärt der Herr Verfasser die ganze Einrichtung dieser Planetenmaschine. Es stellt dieselbe in der Mitte, vermittelst einer unbeweglichen Lampe die Sonne, durch drey elfenbeinerne Kügelchen den Merkur, die Venus und den Mond; die Erde aber, durch ein ordentlich bezeichnetes geographisches Weltkügelchen vor, das über zwey Zolle im Durchmesser hat. Die beyden ersten, und die letztere, drehen sich in ungleich großen Kreisen um die Sonne, der Mond aber um die Erde; wenn man nur die auf dem Teller, oder Boden der ganzen Maschine, befindliche Regel, mit einem Finger ein wenig fortschiebt. Auf diesem Teller ist nicht nur der Thierkreis, sondern auch ein immerwährender Calender zu sehen; auf welchem alle Tage im Jahre deutlich verzeichnet stehen, und jeder Monat von dem andern mit verschiedenen Farben unterschieden ist.

Wenn man nun, wie gesagt, die unten auf diesem Teller befindliche Regel mit dem Finger drücket: so heben sich alle vier vorhin erwähnte Kugeln an zu bewegen. Und zwar so drehet sich in der Zeit, daß die Regel auf dem Calender von einem Tage zu dem nächstfolgenden gedrückt wird, die Erdkugel ein völliges mal um ihre Are; welches des Abends bey angezündeter mittelster Sonnenlampe, durch die Abwechselung des Lichts und Schattens auf ihrer Oberfläche, Tag und Nacht auf eine sichtbare Art vorstellet. Indessen daß die Erdkugel dergestalt dreyßigmal umgedreht wird, indem man die Regel unten durch einen ganzen Monat fortschiebt: so läuft

das Mondenkügelchen einmal um die Erdkugel herum, wie es in der Natur, in etwas weniger als 30. Tagen geſchieht. Zählt man aber 365. ſolche Umdrehungen der Erdkugel, oder Tage nach, ſo läuft in der Zeit die Erde ſelbſt völlig einmal um ihre Sonnenlampe herum, ſo daß ſie wider dahin kömmt, wo man ſie zu bewegen angefangen. In 224. ſolchen Umwälzungen der Erdkugel aber, hatte auch die nächſtfolgende Venuskugel ihren Umlauf um die Sonne vollbracht: ſo wie Merkur innerhalb 80gen ſeinen kleinern Kreis durchlaufen war: recht wie die Sternkundiger die periodiſchen Zeiten dieſer Planeten beſtimmet haben.

Dieſes iſt nun die Haupteinrichtung der ganzen Planetenmaſchine, die zwar dadurch ein ſehr angenehmes Schauſpiel abgiebt; aber noch merkwürdiger wird, wenn man auf die Erdkugel und den Mond etwas genauer Achtung giebt. Denn die Erdenachſe iſt gegen die Sonnenachſe eben ſo geneiget, als ſich die Sache nach den beſten Beobachtungen in der Natur befindet. Sie behält aber auch eben dieſe Richtung nach den Weltpolen in der ganzen Bewegung um die Sonnenlampe, und erhält dadurch überall ihren beſtändigen Parallelismum mit ſich ſelbſt. Daher entſteht nun die dritte copernicaniſche Bewegung der Erdkugel, dadurch ſie ihre nordliche Achſe der Sonnen bald nähert, bald von ihr abkehret; darzwiſchen aber auch ihren Mittelſtrich, oder Aequator derſelben darbeut, und ſenkrechte Stralen von derſelben empfängt. Dieſes verurſachet nun auf derſelben theils eine verſchiedene Tages-

geslänge, an gegebenen Oertern; theils die vier Jahreszeiten, in gehörigen Monaten.

Was nun die Inclination oder Breite des Mondes betrifft, so war dieses eins von den nothwendigsten Stücken, darauf man zu sehen hatte. Und ungeachtet der erste Versuch des Herrn Enderſch dazu noch keinen Rath geschaffet hatte: so hat sich doch bey den fernern Ausarbeitungen, auch dazu der nöthige Kunstgriff gefunden. Er hat nämlich unten an das Rohr der Erdkugel, zwey Räder und Getriebe verbunden, davon das obere Rad eine schiefliegende Fläche in Form eines Ringes trägt, der er den gehörigen Inclinationswinkel des Mondes gegeben hat. Auf diesem Ringe ruhet das Knie des Mondenträgers, oder messingenen Drats, der die Mondeskugel hält. Und so läßt sich der Mond in währender Umdrehung bald erhöhen bald erniedrigen; so daß derselbe in jedem Umlaufe nur zweymal in die Sonnenbahn kömmt: welche Oerter die Sternseher die Knoten nennen.

Endlich ist noch zwischen der Erde und Venus ein krummgebogener Drat zu sehen, der seine kurze Spitze in der Höhe der Sonnenlampe nach der Erdkugel kehrt. Diese Spitze stellt einen Sonnenstral vor, der in gerader Linie aus dem Mittelpuncte nach der Erde zu schießt. Sie dient aber dazu, daß man vermittelst ihrer, auf dem messingenen Horizonte, der die Erdkugel umgiebt, und mit den 24. Stunden des natürlichen Tages bezeichnet ist, genau die Stunde, ja Viertelstunde anmerken kann, wenn die Sonne auf oder untergeht. Denn sobald

sich die Spitze über den Horizont erhebt, so wird es an dem Orte, dessen Horizont es dießmal ist, Tag; sobald sie sich aber auf der Gegenseite darunter verbirgt, so wird es Nacht. Mann kann aber diesen Horizont nach Belieben auf jeden Grad der Länge und Breite, darunter jede Stadt gelegen ist verschieben und stellen; und auch hierinn hat diese kleine Erdkugel etwas recht bequemes und wohlausgedachtes an sich.

Dieß ist nun kürzlich der Inhalt des I. Theils dieses kleinen Tractats; der sich hier auch ohne Abriß der Maschine auf einige Art begreiflich machen, oder beschreiben läßt. Der II. handelt von dem Nutzen und Gebrauche dieser Planetenmaschine, davon können wir nichts weiter sagen, als daß wir die Aufgaben nach der Reihe mittheilen, die vermittelst derselben aufgelöset werden können. Die Auflösung muß man in dem Tractate selbst, und zwar, in Gegenwart der Maschine selbst nachlesen, wenn man sie verstehen will.

1. Aufgabe. Jemanden einen deutlichen Begriff zu machen, wie die Verfassung des ganzen Weltgebäudes, nach Angebung der Copernicaner und der neuern Sternseher überhaupt beschaffen sey. a. d. 15. 16. S.

2. Aufgabe. Die besondere Bewegung des Merkurs und der Venus um die Sonne, und was sich merkwürdiges dabey zeiget, zu erläutern. a. d. 16. 17. 18. S.

3. Aufgabe. Die dreyfache Erdbewegung nämlich die jährliche, tägliche und die Schwungbe-

we-

wegung, die ihr von den Copernicanern zugeschrieben wird, überhaupt begreiflich zu machen. a. d. 20. 21. S.

4. Aufgabe. Die verschiedene Bewegung die an dem Monde bemerket worden, zu erklären. a. d. 21. 22. 23. 24. S.

5. Aufgabe. Diese Planetenmaschine überhaupt in allen Stücken gehörig einzurichten und zu stellen. a. d. 25. 26. 27. S.

6. Aufgabe. An einem nach Belieben erwählten Tage die Planetenmaschine also zu stellen, daß die Körper derselben, sowohl gegen die Sonnenlampe, als gegen die Erdkugel und gegeneinander, eben die Richtung, als im wahren Weltbaue haben. a. d. 28. S.

7. Aufgabe. Zu erfahren, in welchem Zeichen und Grade des Thierkreises sich die Sonne täglich befinde, und zugleich die gerade Ascension der Sonne zu wissen. a. d. 29. S.

8. Aufgabe. Zu zeigen, wie die Sonne täglich bald niedrigere, bald höhere, bald größere, bald kleinere Tagezirkel beschreibe, und zugleich die Grade der Mittagshöhe der Sonne zu erforschen. a. d. 30. 31. S.

9. Aufgabe. Daß die Sonnenstralen die wahre Ursache sind, von der Abwechselung der Tage und Nächte, so sich auf unserm Erdboden täglich eräugen, durch diese Planetenmaschine zu erweisen. a. d. 32sten S.

10. Aufgabe. Die Stunde des Auf- und Unterganges der Sonne, wie auch die Tages- und

Nachklänge, an einem jeden nach Belieben angenommenen Tage und Orte unsers Erdbodens zu bemerken. a. d. 33. S.

11. Aufgabe. Daß die Sonnenstralen, welche in der stets veränderlichen Stellung der Erde gegen die Sonne auf verschiedene Art auf den Erdboden fallen, die Ursache der Abwechselung der vier Jahreszeiten, des Winters, des Frühjahrs, Sommers und Herbstes sey, vorstellig zu machen. a. d. 34. 35. S.

12. Aufgabe. Die besondern Eigenschaften, so sich in einer jeden von den dreyen hauptsächlichsten Kugelstellungen eräugen, durch diese Maschine wahr zu machen. a. d. 36. bis 43sten S.

13. Aufgabe. An einem beliebigen Orte des Erdbodens die Stunde des Auf- und Unterganges des Monden, wie auch, wie lange er entweder über dem Horizonte sichtbar, oder unter demselben unsichtbar sey, an jedem nach Gefallen erwählten Tage auszumachen. a. d. 43. 44. S.

14. Aufgabe. Auszumachen, daß die Abwechselungen der Mondsviertel und dessen Schein, von den verschiedenen Stellungen des Mondes, gegen unsern Erdboden und die Sonne, herkommen, und wie dieses zugehe. a. d. 45. 46. S.

15. Aufgabe. Zu erweisen, daß Mercur und Venus eben dieselben Abwechselungen des Lichts haben, als in der vorigen Aufgabe von dem Monde ausgemacht worden. a. d. 47. S.

16. Aufgabe. Woher die Sonn- und Mondsfinsternisse ihren Ursprung nehmen, wie, und wenn sie sich auf unserm Erdboden eräugen, einigermaßen vorzustellen. a. d. 48. u. 49. S.

17. Auf-

17. Aufgabe. Sich einen Begriff zu machen, was für ein Unterschied sey zwischen der jährlichen Inclination und der monathlichen Breite des Mondes. a. d. 50. u. 51. S.

18. Aufgabe. Durch die Planetenmaschine auszumachen, was die Sternverständigen, durch den heliocentrischen, und geocentrischen Ort eines Planeten verstanden haben wollen. a. d. 52. S.

19. Aufgabe. Sich vorzustellen, wie unsere Erde sich den übrigen Planetenbewohnern darstelle, und was sie an derselben besonders bemerken. a. d. 52. 53. und 54. S.

Dieses sind nun die sämmtlichen merkwürdigen und angenehmen Aufgaben, die sich nach des Herrn Professor Woyts Vorschrift, durch dieses mechanische Kunststück gar leicht auflösen lassen. Er erinnert aber in dem Beschlusse noch, daß der Erfinder dieser Planetenmaschine, noch immer auf die Verbesserung derselben bedacht sey. Er wird sich bemühen, künftig auch die drey hier noch fehlenden Planeten, mit den Trabanten der beyden letztern, wie auch dem Ringe Saturns, und den Inclinationen der Planetenkreise, und zwar in elliptischen Bahnen zu vermehren. Es wird aber alsdann diese Maschine auch kostbarer werden, da die bisherige, ohne die Fracht, von ihm für 25 Thlr. hat können gegeben werden.

In einem neuern Schreiben, welches den 10 Jenner dieses Jahres von dem Herrn Enderſch an uns geschrieben worden, bedienet er sich unter andern dieser Worte:

„Wenn sich einige Liebhaber finden möchten, so „die Kosten daran wenden wollten, eine vollkomme-

„ne Weltmaschine bauen zu lassen, woran alle Haupt- „und Nebenplaneten mit Rädern getrieben, und „von Meßing gearbeitet wären: so wollte ich mich „dazu anheischig machen, und versichern, daß sie „der leidenschen, wo nicht vorgehen, doch gewiß „nichts nachgeben sollte. Ich sage einige wohl- „habende Freunde, denn es möchte dergleichen Ma- „schine, wie leicht zu erachten, viel Unkosten erfor- „dern. Es könnte dieselbe alsdann an einem öf- „fentlichen Orte, zu ihrem Gedächtnisse aufbehal- „ten werden.“

Es wäre zu wünschen, daß es bey uns auch sol- che freygebige Liebhaber der Wissenschaften, als in Engeland und in den Niederlanden gäbe; so würde ein solches Anerbiethen bald erfüllet werden: indem gewiß dieser Künstler alle dazu erforderliche Wissen- schaft und Geschicklichkeit besitzet.

Nunmehr folgt, als ein Anhang, die kurze Anleitung, wie die 16zolligen gregorianischen, oder newtonischen reflectirenden Sehröhre, so von eben diesem Künstler verfertiget werden, nützlich zu ge- brauchen, zu reinigen, und jederzeit in gutem Stande zu erhalten sind. Der Herr Prof. Wont erzählt hier ganz kürzlich, was die Sternkündigerbe- wogen habe, auf eine Verminderung der Beschwer- den zu denken, die ihnen durch die 16. 20. 30. 50. und 100 Schuhe langen Sehröhre verursachet wor- den. Darauf kömmt er auf die vom Jac. Grego- rius ausgesonnenen, und vom Joh. Newton zur Wirklichkeit gebrachten, reflectirenden Ferngläser. Diese bestehen aus einer etwas dicken Röhre, in welcher zweene metallene Hohlspiegel von verschie-

dener

dener Größe und Brennpuncten ſich befinden; und in welche, vermittelſt einer Schraube, eine etwas engere meßinge Röhre eingeſchraubet iſt, die eins oder zwene Augengläſer enthält; ſonſt aber von einem bequemen Geſtelle getragen werden.

Man hat aber zwo Gattungen dieſer Sehröhre gemacht; ſo wohl was ihre Geſtalt als Länge betrifft. In einige ſieht man von der Seite hinein; andre aber, die auch daher viel bequemer ſind, haben in dem unterſten Spiegel ein Loch, durch welches man, wie durch andre Ferngläſer, gerade weg ſehen kann. Ihre Länge betreffend, hat man welche von 7. andre von 16 Zollen, einige von zwey, drey, und mehrern Schuhen in der Länge. Hier handelt der Herr Profeſſor nur von den 16 Zolle langen Sehröhren, die gleichfalls Herr Enderſch mit gutem Erfolge bisher verfertiget hat.

Ein ſolches 16 zolliges Sehrohr, thut die völlige Wirkung eines 16 ſchuhigen gemeinen Fernglaſes, und man hat ſie vorhin mit vielen Unkoſten aus England verſchreiben müſſen. Die dicke Röhre iſt 13 Zolle lang, von Meßing mit ſchwarzem Leder bezogen, und hat 3 Zolle im Durchmeſſer. Hinten in dieſes Rohr iſt eine 3 Zoll lange und 1 Zoll dicke gleichfalls meßingene Röhre eingeſchraubt, darinn zwey Augengläſer von anderthalb und drey Linien im Brennpuncte eingeſetzt ſind. Ein geſchickter meßinger Fuß, darauf das Rohr nach allen Seiten, herauf- und herabwärts beweglich iſt, trägt daſſelbe; und in ein ſauberes eichenes Käſtchen kann alles bequem eingelegt und verwahret werden.

Der

Der Herr Professor hat hier dasselbe wie es eingepackt liegt, in Kupfer abbilden lassen; und lehret, wie man dasselbe Stückweise herausnehmen, und zusammensetzen solle. Imgleichen giebt er von dem Gebrauche und dem Nutzen desselben einen sattsamen Unterricht. Zur Probe desselben giebt er an, daß man in der Entfernung von 40 bis 50 Schritten, bey hellem Wetter, einen leserlich geschriebenen Brief, oder eine gedruckte Schrift aufstellen, und darnach sehen solle: so werde man man alles aufs schönste und deutlichste lesen können. Ja wir können aus eigner Erfahrung versichern, daß solches wohl auf 60 und mehr Schritte weit angegangen ist. Die besten Proben davon aber sind, daß man damit nicht nur die Trabanten Jupiters, und die Sonnenflecken, sondern auch den Ring des Saturns, wenn er sichtbar ist, ganz deutlich sehen kann: wie Herr Prof. Gottsched allhier 1745 in der Ostermesse die Gnade gehabt, die ersten beyden Beobachtungen, des Königl. Pohln. und Sächsischen Churprinzen, und das Prinzen Xaveril Königl. Hoheiten, dadurch zu zeigen.

Zu dergleichen astronomischem Gebrauche hat der Herr Professor Woyt diese Sehröhre noch geschickter zu machen gesucht, da er an selbigen eine Machinam helioscopicam, und ein Mikrometer angebracht; womit er auch 1744. den Durchgang Mercurs durch die Sonne glücklich beobachtet hat, so wie er solchen in einer besondern Schrift beschrieben hat.

Endlich hat Herr Endersch auch das größere Reflectir Sehrohr, 4 Schuhe lang glücklich zu Ende ge-

gebracht; welches 8 Zolle im Durchmesser hat, und die Wirkung eines 50. bis 60 Schuhe langen gemeinen Fernglases thut, und 100 Thaler kostet. Außerdem verfertiget er kleinere gregorianische Ferngläser, bey sich zu tragen, von 7 Zollen, die nur 12 Thaler kosten, und so viel wirken, als sonst ein 10. bis 12 schuhiges Fernglas; imgleichen eine Gattung von 24 Zollen, oder 2 Schuhen, $3\frac{1}{2}$ Zoll weit, welches die Wirkung eines 30 bis 40 Fuß langen Sehrohrs thut, und 50 Thlr. kostet. Seine Weltkugeln die 9 Zoll Rheinl. im Durchmesser haben, verkauft er um 12 Thlr. nebst des Herrn Prof. Wonts Unterricht von dem Gebrauche derselben. Seiner Laterna Magica mit beweglichen und unbeweglichen Bildern, der Microscopien verschiedener Art, metallener Brennspiegel, curiöser Sonnenuhren, u. a. dgl. m. voritzo zu geschweigen.

* *

IX.

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Abregé de l'Hiſtoire Ancienne de Monſieur Rollin, par Mr. L'Abbé Tailhié, Prêtre, avec les Figures et Indices neceſſaires. Diviſez en IV. Tomes. A Lauſanne et Geneve 1744. Avec Privilege. Die so beliebten Werke des berühmten Rollins, sind zwar allenthalben wohl aufgenommen worden. Doch hat man sich sowohl bey der römischen Historie, als bey der alten Geschichte der übrigen Völker, über eine gar zu große Weitläuftigkeit be-

beſchweret. Dieſer abzuhelfen, und dadurch die Schriften deſſelben der Jugend deſto nützlicher zu machen, welche insgemein vor Büchern von acht bis 12 Bänden ſehr erſchrickt, hat der Herausgeber auf eine Verkürzung derſelben gedacht; und wirklich aus der alten Hiſtorie dieſen Auszug von 4 Bänden geliefert. Er hat darinn überall die Worte des Urhebers unverändert beybehalten, und nur hin und her etwas ausgelaſſen, was der Jugend, oder auch Anfängern ſo nöthig nicht ſchien. Es iſt kein Zweifel, daß das Gute, was darinn enthalten iſt, noch mehrern Leuten dadurch bekannt werden wird, die vorher auch durch den doppelt größern Preis des Werkes abgeſchrecket wurden. Und vielleicht wird auch der Verleger der deutſchen Ueberſetzung dadurch bewogen werden, dieſen Auszug ins Deutſche bringen zu laſſen.

II. Die Art in witzigen Schriften wohl zu denken, aus dem Franzöſiſchen des P. Bouhours überſetzt. Altenburg. Druckts und verlegts Paul. Eman. Richter 1747. 8. Des ſcharfſinnigen P. Bouhours Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'Eſprit, iſt zwar dasjenige Werk, welches dieſem Schriftſteller die meiſte Ehre gemacht: doch iſt ſelbiges in Deutſchland noch nicht bekannt genug geworden. Es fehlte an einer Ueberſetzung deſſelben, und dieſe ließ ſich nicht wohl eher machen, als bis unſre Sprache geſchickt genug geworden, ſich von critiſchen Dingen deutlich und angenehm auszudrücken. Man ſieht leicht, daß dieſes erſt ſeit der Zeit möglich geworden, ſeit dem man auch unter uns von der Dicht- und Redekunſt in einer reinen und unvermengten Schreibart zu handeln angefangen, welches ſo gar

lange

lange noch nicht ist. Es ist also itzo eben Zeit gewesen, unsern Landsleuten ein Buch in die Hände zu liefern, welches einen Probierstein guter und falscher Gedanken in sich hält, und dazu dienen wird, daß man viele ausschweifende und wilde Einfälle gar zu witziger Köpfe, in einem hellern Lichte wird betrachten, und von ihrem falschen Firnisse entblößen können.

III. Pylades und Orestes, oder Denkmaale der Freundschaft, ein Trauerspiel. Liegnitz bey Siegism. Abr. Wetzold 1747. in groß Quart. Dieses deutsche Original liefert uns die geschickte Feder, des kön. preuß. Consistorialraths und Oberamtsassessors zu Glogau, des Herrn von Derschau Hochwohlgebohrnen. Weil nun unsere tragische Bühne dadurch merklich bereichert wird, so wollen wir nächstens ausführlich davon handeln. Auf nächste Messe wird es hier bey dem Verleger dieser Monatschrift zu haben seyn.

IV. Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten. Erster Theil, nebst des vortrefflichen Erzbischofs von Fenelon, Gedanken von der Tragödie und Comödie überhaupt, ans Licht gestellet, von Johann Christoph Gottscheden. Prof. der Weltweisheit und Dichtkunst zu Leipzig. Neue verbesserte Auflage. Leipz. bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1746. 8. Es sind nunmehr die drey ersten Theile dieser deutschen Schaubühne seit einem Jahre wieder neu gedruckt, welches von der guten Aufnahme dieser Sammlung zeiget. Der Herr Herausgeber hat alles sorgfältig übersehen, und was nöthig war, ausgebessert; auch davon in der neuern Vorrede, den Lesern Rechenschaft gegeben, und sich überhaupt gegen verschiedene Critiken verant-

antwortet, die über die darinn enthaltenen Stücke aus allerley Absichten gemacht worden.

V. Miscellanea Lipsiensia ad incrementum Scientiarum, ab his, qui sunt in colligendis Eruditor. nouis Actis occupati, per partes publicata. Voluminis Quinti Pars Secunda. Lipsiae, in officina Haered. Lanckisianorum 1747. in groß 8. Der Fleiß unsers unermüdeten Hrn. Hofrath Menkens erhellet auch aus dieser Fortsetzung seiner gelehrten Sammlung auserlesener philologischer Abhandlungen abermal. Der Raum erlaubet uns dießmal nicht alle Stücken nebst ihren Urhebern namhaft zu machen. Man kann aber versichert seyn, daß sie alle von eben der Güte sind, die man sonst von dieser berühmten Verfasser Schriften gewohnt ist.

VI. Sendschreiben eines Sicilianers an seinen Freund, über die pariſischen Sitten und Lebensart der Franzosen, dem Original nach in italiänischer Sprache abgefasset, sodann wegen der Lebhaftigkeit in das Französische, und endlich aus diesem ins Deutsche übersetzet, von W. A. G. Leipz. verl. Michael Blochberger. 1746. 8. Dieses artige Stück verdiente allerdings bekannter zu werden, als es bisher gewesen ist, zumal, da es selbst im Französischen seit verschiedenen Jahren fast ins Vergessen gerathen war. Es wird vielen die falschen Begriffe wegräumen, die sie sich nach der Erzählung vieler Reisenden von Paris zu machen pflegen. Schade, daß man nicht noch eines gewissen Engländers französische Reisebeschreibung hinzugesetzt hat, die auf eben den Schlag lautet.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des IV. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat Merz, 1747.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

I.

Thereſiade, ein Ehrengedicht, durch den Herrn Franz Chriſtoph von Scheyb in Gaubikolheim der N. Oeſt. Landſchaft Secretarium, und Mitglied der Geſellſchaft zu Cortona. Wien im Oeſterreiſchen, 1746. im gröſsten Quartform.

Seit des berühmten Heräus Zeiten hat die deutſche Dichtkunſt im Oeſterreichiſchen einen ziemlichen Stilleſtand erlitten. Itzo aber findet ſich ein munterer Dichter daſelbſt, der ſich nicht nur wie jener, in Wien aufhält, ſondern auch ein gebohrner Oeſterreicher iſt, und alſo ſeinem Vaterlande Ehre macht. Die itzt regierende preiswürdige Kaiſerinn hat die Muſe eines ihrer geſchickten Vaſallen angefeuret, ihr Lob zu beſingen: und wie wäre es möglich geweſen, daſs die unſterblichen Verdienſte einer ſo unvergleichlichen Regentinn nicht auch den ihnen gebührenden Zoll des Parnaſſes erhalten haben ſollten? Hat es groſsen Monarchen und gütigen Regenten ſo an anſtändigen Dichtern gefehlet, den

Ruhm ihrer Eigenſchaften und Thaten der Nachwelt zu überliefern: ſo hat es auch geſchickten Dichtern oftmals an würdigen Helden gemangelt, die Stärke ihrer Geiſter zu beleben, und zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, deſſen ſie ſonſt fähig geweſen wären. Hier hat ſich beydes auf eine glückliche Weiſe zuſammen gefunden.

Eine vollkommene Kaiſerinn iſt von einem treflichen Dichter beſungen worden; der gewiß viel natürliche Fähigkeit zu der Kunſt, die er ſich erwählet hat, beſitzet; und es darinn ſo hoch gebracht hat, als es die beſondre Mundart der öſterreichiſchen Lande nur immermehr erlaubet. Es iſt ſehr viel, was er geleiſtet hat, und Unzählige würden es ſich nimmermehr eingebildet haben, daß man in einem Volke, wo ſo wenige ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften in unſrer Mutterſprache befleißigen, gleichwohl ein deutſcher Dichter von der Stärke und Reinigkeit des Herrn von Scheyb entſtehen würde. Doch wir müſſen der Sache ſelbſt näher treten.

Das Werk iſt aufs prächtigſte gedruckt, und übertrifft an Geſchmack, guter Einrichtung und wohlerfundenen Zierrathen auch die große Auflage des neukirchiſchen Telemachs noch. Die Kaiſerinn iſt auf dem Titelkupfer in einem mit Palmenzweigen umflochtenen, und mit einem Lorberkranze gekrönten Rähmen zu ſehen, der auf einer Seite von der ſiegenden und blaſenden Fama, auf der andern aber, von drey kleinen Liebesgöttern getragen wird. Jnnen ſitzt die Dichtkunſt mit der Leyer in der einen, und der Schalmey in der andern Hand, wendet ihr Geſicht

Geſicht in die Höhe nach ihrer Heldinn, indeſſen daß der Genius des Krieges ſich mit Waffen, die Geiſter der Wiſſenſchaften aber ſich mit einer Weltkugel und Büchern beſchäfftigen. Dieſes wohlgeordnete Kupferbild erkennet den berühmten Preisler für ſeinen Zeichner, und des berühmten Tyroffs Grabſtichel hat es ausgeführet. Wir merken hiebey mit Vergnügen an, daß alle Kupferſtiche, die in dieſem Werke angebracht worden, von lauter deutſchen Künſtlern herrühren, und überhaupt unſerer Nation Ehre machen: darunter wir noch S. Kleinern, faſt bey allen Anfangs und Schlußzierrathen der einzelnen Bücher bemerken.

Die Zueignungsſchrift, iſt in einer ſaubern Einfaſſung von allerhand Waffen und Kriegsgeräthe, die nach oben zu mit fürſtlichen herzogl. erzherzogl. kön. und einer Kaiſerkrone bedeckt ſind, der Unſterblichkeit des Stammes Habsburg und Lothringen, zugeſchrieben. Es beſteht ſelbige in einer Ode, davon wir dem Leſer einige Strophen herſetzen, und das Urtheil andern überlaſſen wollen.

Wacht auf! ermuntert euch! verlaße die düſtern Höhlen,
Ihr Fürſten, derer Ruhm zu keiner Zeit vergeht;
Steigt aus dem Schutt empor! wir wollen euch erzählen;
Wie weit Thereſia ſich über euch erhöht:
Wie weit Thereſia im Herrſchen, Streiten, Siegen,
Den Rang, der euch gebührt, bereits hat überſtiegen.

Ihr, die ihr manches Land bezwungen und beſchirmet,
Dem Waffen-Strohm des Feinds mit Starkmuth vorgeſchanzt;
Ihr, deren Schwert und Muth auf keinen Wall geſtürmet,
Wo nicht die tapfre Fauſt den Sieges-Fahn gepflanzt;
Seht den Zuſammenhang der Staats- und Krjegs-Geſchäfte;
Sagt, übertrifft er nicht die Wirkung eurer Kräfte.

Aus ſolchen dreyßig Strophen nun beſteht die ganze Zuſchrift, darinn der Herr Verfaſſer den Fürſten alter Zeiten das ganze Verhalten der Kaiſerinn ſeit dem Tode ihres Herrn Vaters vorſtellet; und überall ihre Weisheit, Großmuth und Gnade lobet. Endlich entdeckt er in den beyden letzten Strophen ſein Vorhaben alſo:

So wird der ſpäten Welt erſtaunter Nachklang ſprechen:
So wird die Sach erzählt, geglaubt, geprieſen ſeyn.
Was kann mir alſo mehr den Vorſatz unterbrechen?
Es ſtimmt mit mir was iſt, was war, was ſeyn wird, ein.
Auf auf denn Geiſt und Herz! entflammet Muth und Sinnen!
Entreißet euch der Furcht! verfolget das Beginnen!

Ja Königinn! ich will von zehen Stunden ſingen,
Die deiner Tugenden getreuer Rath gewacht;
Als jede ſich bemüht, Beweißthum aufzubringen,
Daß ihre Wirkung dich das, was du biſt gemacht;
Nicht, daß ich dir ein Lob, ein Ehren-Mahl erdichte:
Der Innhalt des Geſangs iſt deines Ruhms Geſchichte.

Hier haben wir den Grundriß des ganzen Werkes, in wenigen Zeilen. Denn man muß ja nicht denken, daß dieſes große Gedicht von zwölf Büchern, welche zwey volle Alphabethe in groß Quart füllen, irgend eine Epopee, oder ein eigentlich ſo genanntes Heldengedicht ausmachte; darinn eine merkwürdige Handlung der Kaiſerinn Maria Thereſia, nach den Kunſtregeln erweitert und ausgeführet wäre. Nein, dieſes iſt des Herrn Verfaſſers Abſicht nicht geweſen, wie man es wohl hätte wünſchen mögen. Er hat auch dieſer Vermuthung klüglich vorzubeugen gewußt, indem er ſein Werk nicht ein Heldengedicht, ſondern ein Ehrengedicht genennet hat: anzuzeigen, daß er keine Aeneis oder Ilias, ſondern nur ein Lobgedicht von geringerer Art abfaſſen wolle. Nun könnte zwar der Name Thereſiade, jemanden leicht auf andre Gedanken bringen; als welcher eben das zu verſprechen ſcheint, was Voltaire in ſeiner Henriade geleiſtet hat. Allein der Augenſchein wird es lehren, daß bloß das erſte der Abſicht des Dichters gemäß geweſen.

Er will nämlich den Streit der Tugenden beſingen, darinn jede ſich bemüht zu erweiſen: ſie habe die Kaiſerinn und Königinn von Ungarn, dazu ge-

macht, was ſie iſt. Wir erinnern uns, daß die hieſige deutſche Geſellſchaft vor funfzehn und mehr Jahren, einmal einem Gedichte, zum Lobe des damaligen Königs, Friedrich Auguſts, den Preis ertheilet hat, darinn eben dieſer Entwurf zum Grunde gelegt war Wer ſich auf den Anfang deſſelben beſinnet, wird auch hier bald eine nähere Aehnlichkeit finden. Doch wir wollen den Anfang des Dichters ſelbſt vernehmen. Er hebt ſo an:

Thereſiade. Erſtes Buch.

Wie ſich Thereſia, die Frau von Oeſterreich,
Dem ſiebenfachen Schwert, und deſſen Wirbel-Streich,
Der ſich ſo fürchterlich um ihren Scheitel ſchwunge,
Daß er den Kronen-Schmuck faſt von derſelben drunge,
Nur von dem Tugend-Schild und Heldenmuth beſchirmt,
Sonſt Hülff- und Waffen-bloß entgegen aufgethürmt:
Will ich, nicht Feinden Zorn, nur Freunden Troſt zu bringen,
Sonſt aller Abſicht frey, mit tiefer Ehrfurcht ſingen.

Nach dieſem Anfange zu urtheilen, hätte man abermal denken ſollen, der Dichter wäre Willens, eine Epopee auszuarbeiten: allein man ſieht gleich aus dem Verfolge, daß man ſich geirret; denn es ſchläget gleich in eine andre Art um, wenn es heißt:

Das iſt, was ich entſchloß; als ihre Majeſtät
Sich aus dem Krieges-Sturm in Lorber-Pracht erhöht;

Da die Verwunderung froblockend ausgeſchrieen:
„Mit dieſer Königin wird Heil und Wohlfahrt blühen!
Bald nahm ich meine Leyr, verſuchte Thon und Klang;
Bald reitzte mich die Luſt zu einem Lob-Geſang:
Allein es ſprach das Herz: „Wie kann er dir gerathen?
„Erweg der Sayten Kraft! miß dieſer Fürſtinn Thaten!
„Meinſt du, daß dieſes Spiel, ein klingendes Metall,
„Ein heiſeres Gethön den Welt-Poſaunen-Schall
„In ſeinem hohen Laut und Widerhall begleite?
So legt ich mit der Leyr faſt auch den Muth beyſeite.

Dieſe Geſchichte von dem Entſchluſſe und darauf erfolgten Wankelmuthe des Verfaſſers würde ſich in ein Heldengedicht freylich nicht geſchicket haben. Denn ein guter Heldendichter redet nicht ſoviel von ſich ſelbſt, wie Milton oder Arioſt mitten in ihren Werken thun. Doch es iſt unſre Abſicht nicht, eine Critik dieſes Werkes abzufaſſen; ſondern eine hiſtoriſche Nachricht davon zu geben. Er fährt alſo fort:

Welch unverſehner Fall! Ich ſtunde wankelbar;
Hier rung ich mit mir ſelbſt, dort ſcheut ich die Gefahr;
Die Furcht begunnte ſich in meiner Bruſt zu ſchärfen;
Die Freud hingegen mir den Unmuth vorzuwerfen.
Inzwiſchen ſchien es mir, als ſchwebt ich in der Luft,
Als hört ich ein Geräuſch, aus welchem jemand ruft:
„Nur fort! verzage nicht! ermuntre deine Sinnen!
„Stimm deine Leyr, und ſing! verfolge dein Beginnen!
„An nichts gebrach es dir, als an dergleichen Spring;
„Nun aber liegt es noch an einem Feder-Schwung.

„Auf auf dann! zittre nicht! der Flug wird uns
gelingen;
„Wir werden ihn beglückt, nicht ohne Luſt, voll-
bringen.

Die Stimme, dieſer Flug, der Luſt verborgne
Macht,
War, was mich faſt in Angſt und in Verſtummung
bracht.
„Fort, wiederhohlte ſie, Thalia wird dich leiten!„
Der Nahme machte mich mit Furcht und Hoffnung
ſtreiten,
Die beyde, nebſt der Luſt bemeiſterten mein Herz,
Was, dacht ich, iſt es Ernſt, Verblendung, oder Scherz?
O ſpränge ſie mir bey! O könnt ich ſie ſchon ſehen!
So hätt ich die Gewalt vielleicht nicht auszuſtehen.

Wenn wir unſre Gedanken hievon ſagen ſollen: ſo hält ſich der Dichter ein wenig gar zu lange bey ſeinen Vorbereitungen zum Dichten auf. Der Leſer iſt begierig die Kaiſerinn und ihre Thaten loben zu hören; und er höret noch nichts, als was der Poet für Anſtalten dazu gemacht, und wie er ſich beynahe dazu zwingen laſſen. Von den Ausdrückungen wollen wir nicht urtheilen. Allein er iſt noch nicht fertig, und wir müſſen ihn, auch in dieſem Auszuge, nicht aus den Augen laſſen, bis er die Sache ſelbſt angreifen wird.

Die Sonne ziehet zwar den Morgenthau zu ſich:
Mir aber war der Zug zu fremd und wunderlich.
Ob mich der Grund verließ, ob ich ihn ſelbſt vertriebe,
Das unterſchied' ich nicht, nicht was den Zwang verübe.

Sie

Sie rieff mir wiederum: „Was nützt dich Witz und Geist,
„Wann er nicht aus dem Kreiß zaghafter Sinnen reißt?
Mein Thun und Lassen war nur Flattern, Zittern, Beben:
So wußt ich diesem Ruff nicht viel Gehör zu geben.

Ich wandte mich: sieh da! sie kam mir zu Gesicht:
O Muse, dacht ich gleich, wie reitzend bist du nicht?
Weil sie sich voller Geist und Feur mir zugesellte,
Und sich durch ihr Gespräch als meine Freundinn stellte:
„Hörst du mich nicht? sprach sie, ich bin zu deiner Hut!
So war ich theils erstaunt, theils furchtsam; auch voll Muth;
Und fragte: wie? wohin der Flug, die Reise gehe?
Wir sahn, daß unter uns der Erden Rund sich drehe:
Feld, Ströhme, Berge, Thal verschwanden immer fort;
Auf jeden Blick erschien bald der, bald jener Ort.

Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht der Dichter jenes oben angeführte Gedicht, auf den König in Pohlen vor Augen gehabt, und, wiewohl mit weitläuftigern Umschreibungen nachgeahmet hätte. Denn auch dort ergreift eine Muse den Poeten bey der Hand, und führt ihn in der Entzückung über Berg, Thal und Strom, und zeigt ihm alles was in Dresden merkwürdig ist. Nur ist das der Unterscheid, daß daselbst Calliope, die Göttinn der Lobgedichte, es thut; hier aber Thalia, die satirische und

comi-

comiſche Muſe dieſes Amt bekommen hat; welches vielleicht nicht alle Leſer billigen werden. Er fährt indeſſen fort:

Was dieſer Länder Fürſt, vor Lieb und Sorgfalt häge,
Wies die Bequemlichkeit der angelegten Wege:
Wie ſtrebt ich aus der Luft derſelben Bahne nach?
Allein ich mußte fort; mein Wunſch war viel zu ſchwach,
Der Führerinn Befehl und Ruff zu wiederſtehen:
So ließ ich, was ſie mir zu Lieb erſann, geſchehen.
Hier wies Uns das Gebürg des Herbſtes Lag und Stand,
Dort eine flache Welt der andern Zeiten Land,
Das aber Froſt und Schnee noch aller Zier entblößte,
Ob gleich der Frühling ſich ſchon in die Bäume flößte.
Mein Auge wandte ſich ſtets nach der nächſten Höh;
Mir ſchien, als wenn darauf ein öder Tempel ſteh;
Ich hörte, daß darinn Troſt-volle Stimmen thönten,
Die nach dem Himmel ſich, nicht nach der Erde ſähnten.
Da war ich kaum vorbey; ſo ſchwung ſich ungefähr
Ein froher Adler-Schwarm von dieſen Bergen her;
Das war genug ein Hertz, ein flatternd Hertz zu ſchrecken,
Allein ich faßte Muth, denſelben zu verdecken.
Ein breiter, ſchlänglichter, Schiffreicher, ſanfter Lauf,
Der Schimmer eines Strohms hielt meinen Kummer auf ꝛc.

Wir können unmöglich alle die Beſchreibungen von dem allen mittheilen, was der Dichter geſehen, und gehö-

gehöret. Das Braun der Wolken, ein wunderbar Gebüſch, ein Funkeln, ein Murren, Summen, Schwirren, u. d. gl. m. gehen vorher, ehe er ein anziehendes Kriegsheer zu Pferde und zu Fuße erblicket, wobey getrummelt, gepauket und geblaſen wird. Die Fahnen, Säbel, Krieger und Pferde, ſamt allen Rüſtungen, und metallnen Stücken fallen ihm in die Augen. Er will wiſſen, was das alles iſt; aber die Muſe ſagt: auf Reiſen müſſe man ſich nicht um die Weltgeſchichte bekümmern. Sie würden ſchon ein andermal mehr Zeit dazu haben, ſich um die Thaten dieſes Heers zu bekümmern.

Geheimniß-volle Red! und Heer! und Feind und Zug!
Und Adler! und Getöß! und ich! und unſer Flug!

ruft der ungeduldige Dichter aus; ja er beſorgt gar, die Muſe möcht ihn etwa verführen. Es wird Abend; und er erblickt von weitem ein Feuer. Je mehr er ſich nähert, je mehr ſcheint es ſich zu entflammen. Die Muſe will ihm nicht ſagen, was es iſt: darum fragt er abermal voll Ungeduld:

Zu was nützt dieſer Flug?
Ich habe deiner Reiß und Seltſamkeit genug.

In einer Anmerkung erinnert der Herr Verfaſſer hier: „der 14. des Merzmonaths 1745. war der „12. Tag des Monds, auf welchen dieſe Nacht folg„te, die der Verfaſſer zu der Zeit ſeines Gedichts „erwählet hat. Sie war ſowohl von dem Himmel, „als von den Menſchen beleuchtet“. Hier haben wir

wir nun eines Theils den Schlüssel zu diesem ganzen Fluge. Von der Muse heißt es:

Sie lacht, und sprach mir zu: "Das heißt mit Musen reisen!
„Jedoch getrost, es wird sich bald was bessers weisen.

Mit einem Worte, er kömmt nach einigen fernern Umständen, Verweisen, und Zweifeln, an den Aufenthalt des nächtlichen Glanzes. Hier macht der Dichter ein schönes Gleichniß:

Wie sonst der Sonne Stralen
Ein Blumenbeet, ein Glaß, die Wasser-Fläche mahlen;
So warf das helle Rund ein blitzend Licht herum,
Als wär in selbigem des Tages Eigenthum.

Er hört hierauf ein Frohlocken, rufen, singen; wo bey dem Trompetenschalle der Ruf erthönt:

Es leb Theresia! es leb der Mit-Regent!
Ein Joseph und ein Carl! durchklungen alle Reihen
Der allermeiste Ruf war nur von diesen zweyen.

Sie lassen sich darauf aus der Luft herunter, und werden gewahr, daß sie in Wien sind. Hier verspricht ihm die Muse; weil sie müßig wäre, ihn auf jedem Tritte und Schritte zu begleiten. Er beschreibt sodann die Erleuchtung der kaiserlichen Residenz bey der Geburt des zweyten Prinzen. Hier hat der Dichter keine geringe Stärke der Einbildungskraft gewiesen: wir können aber der uns nöthigen Kürze wegen, keine so lange Stelle hieherse-

ßen. Endlich nimmt ihn die Muſe bey der Hand, und die Wahrheit, die ſich zu ihnen gefunden, geht voran. Sie giengen in ein offnes Haus. Im Hofe deſſelben brennt eine trübe Lampe. Sie ſehen durch eine Thür, da liegen vier Perſonen auf einem ſchlechten Lager. Eine Leyer, etliche Pinſelſtäbe, ein Marmelkopf und Maaßſtab geben den ganzen Hausrath ab. Vergeſſenheit und Elend ſcheinen hier Wache zu halten. Es war indeſſen ein ſchönes Frauenbild auf die Streue hingeſtreckt. Die Wahrheit will ſie nebſt ihrer Geſellſchaft aufwecken; allein ſie ſchlagen den Arm übern Kopf und gähnen. Kurz, dieß waren die Leute, deren Kunſt, Witz und Geſchicklichkeit die Stadt ſo ſchön erleuchtet hatte.

Sie reden die Baukunſt an; welche antwortet. Die Dichtkunſt fällt auch ins Wort; die Malerkunſt ſagt endlich auch was dazu. Man fragt ſie, warum ſie ſo armſelig auf dem Stroh lägen? Sie antworten: In dieſen Kriegszeiten würden ſie ganz vergeſſen. Endlich gehen ſie weiter, und finden eine Ehrenpforte, wie ein Tempel geſtalt. Er war prächtig, und die vorigen vier Künſte hatten ihn erbauet. Daran ſtund eine Schrift, die hier eingerückt wird, angeſchrieben. Thalia erklärt ihm alles; und darauf führt die Wahrheit ſie in ein ſchimmerndes Vorgemach, welches eben der Ort war, dahin ihn die Muſe hatte führen wollen.

Itzt gib aufmerkſam acht, jetzt faß mit Aug und Sinn:
Es iſt des Vaterlands Wunſch Heil und Schutz hierinn.

Hier

Hier wohnt der Völker Tröſt, Freud, Abſicht, Preis und Wonne,
Hier leuchtet, glänzt und ſcheint der Länder Preis und Sonne.

Der Ort ward voll, von Leuten, die der Königinn Glück wünſchten; ihn aber umgab eine Schaar von Tugenden, die ſich von der Königinn großen Eigenſchaften unterredeten.

Wie man die Gegenwehr der Königinn verachtet,
Als man ihr Eigenthum an ſich zu ziehn getrachtet:
Wie mancher nicht auf Gott, nur auf die Waffen traut,
Oft einen Thron zerſtört, doch niemals keinen baut;
Wie Gott durch dieſe Frau den Welt Monarchen zeiget,
Daß keiner nur durch Macht, fällt, ſtehet, oder ſteiget.

Dieß iſt der Schluß des erſten Buches, welches aus 596 Verſen beſteht. In den folgenden Büchern ſtreiten nun die Tugenden um den Vorzug: wir glauben aber, daß wir genug geſagt haben, unſern Leſern Luſt zu machen, das ganze Werk zu leſen. So viel müſſen wir nur noch melden, daß es auf das feinſte Papier, und nach einem Geſchmacke gedruckt iſt, den man ſonſt von Wien nicht gewohnt geweſen; der ihm aber viel Ehre macht.

II. Ele-

* *

II.

Elemens de Geometrie per Mr. Clairaut, de l'Academie Royale des Sciences, et de la Societé Royale de Londres. A Paris 1741. in groß 8.

d. i.

Anfangsgründe der Meßkunſt, von dem Herrn Clairaut.

So viel man auch, ſowohl im Franzöſiſchen, als Lateiniſchen und Deutſchen, Anleitungen zur Geometrie aufzuweiſen hat, deren immer eine beſſer, als die andre ihren Abſichten ein Gnügen thut: ſo ſehr verdient doch dieſe neuere in Betrachtung gezogen zu werden. Herr Clairaut hat einen gewiſſen Fehler vieler andern Lehrer der Meßkunſt bemerket, den ſie in Anſehung der erſten Anfänger darinnen begehen; und dieſem ſucht er abzuhelfen. Obgleich die Geometrie, ſchreibt er, an ſich ſelbſt ſchon abſtract oder ſchwer iſt, ſo kommen doch die Schwierigkeiten derer, die ſie zu treiben anfangen, mehrentheils von der Art und Weiſe her, womit ſie in den ordentlichen Anfangsgründen vorgetragen wird. Man hebt allezeit von einer großen Menge Erklärungen, Forderungen, Grundſätze, und Vorerinnerungen an, die dem Leſer nichts als trockene Sachen zu verſprechen ſcheinen. Da die Lehrſätze, welche darauf folgen, den Verſtand deſſelben auch

nicht auf etwas anziehenders lenken, und an sich selbst schwer zu begreifen sind: so geschieht es gemeiniglich, daß die Anfänger müde werden, und einen Ekel davor bekommen, ehe sie noch von dem, was sie lernen sollten, einen deutlichen Begriff bekommen haben.

Es ist wahr, daß einige Meßkünstler, dieser Trockenheit, welche der Geometrie so natürlich ist, abzuhelfen, am Ende jedes wesentlichen Lehrsatzes, den Gebrauch desselben beyzufügen gesucht haben. Allein, ob sie gleich dadurch den Nutzen der Meßkunst dargethan: so haben sie doch die Erlernung derselben noch nicht erleichtert. Denn da jeder Satz, vor seinem Gebrauche kömmt: so gelangt der Verstand nicht eher zu sinnlichen Begriffen, als bis er sich mit den abgesonderten sattsam abgemattet hat.

Einige Betrachtungen, die der Herr Verfasser über den Ursprung der Geometrie angestellet, haben ihm die Hoffnung gemacht, er würde diese Unbequemlichkeit vermeiden können, wenn er diese beyden Vorzüge, des Anlockens und Belehrens der Anfänger, verbinden möchte. Er meynt, daß diese Wissenschaft eben so wohl, als die andern, stufenweise entstanden; daß ohne Zweifel irgend eine Nothdurft die Menschen bewogen, die ersten Schritte darinn zu thun; und daß diese ersten Schritte vielleicht für die Anfänger nicht zu schwer seyn würden: weil sie auch vormals von Anfängern gethan worden.

In dieser Meynung hat er sich vorgesetzt, zu demjenigen zurück zu gehen, was zur Erfindung der Geometrie Anlaß gegeben haben mag. Er hat sich be-

bemüht, die Grundwahrheiten davon zu entdecken; und zwar durch Kunſtgriffe, die ſo natürlich ſind, daß ſelbſt die erſten Erfinder ſich derſelben bedient haben mögen: doch ſo, daß er nichts, als ihre erſten unrichtigen und mislungenen Verſuche, davon weggelaſſen hat.

Das Meſſen der Felder und Grundſtücke hat ihm hiebey billig das älteſte zu ſeyn geſchienen, welches die erſten geometriſchen Lehrſätze veranlaſſet haben kann: da auch ſogar das Wort Geometrie, eine Erdmeßkunſt bedeutet. Einige Schriftſteller geben vor, daß die Aegyptier, als ſie geſehen, daß die Grenzen ihrer Erbgüter, durch die Ueberſchwemmungen des Nilſtroms verloſchen waren, den erſten Grund zur Meßkunſt geleget; indem ſie ſich befliſſen, die Lage, Größe und Figur ihrer Erbgüter, genau zu beſtimmen. Wenn man ſich aber gleich auf dieſe Scribenten nicht beruffen wollte: ſo könnte man doch nicht zweifeln, daß nicht die erſten Menſchen ſchon auf Mittel gedacht haben müſſen, ihre Ländereyen zu meſſen und einzutheilen. Als ſie nachmals dieſe Kunſtgriffe verbeſſern wollten, geriethen ſie unvermerkt von beſondern Fällen auf allgemeinere Unterſuchungen. Und als ſie ſich endlich vornahmen, das genaue Verhältniß aller Arten von Größen zu erkennen: ſo brachten ſie eine Wiſſenſchaft zuwege, die einen weitläuftigern Umfang hatte, als ſie vorhergeſehen hatten. Gleichwohl ließen ſie derſelben den ihr anfänglich beygelegten Namen.

Man kann es nicht leugnen, daß nicht Herr Clairaut, den Urſprung dieſer Wiſſenſchaft ſehr

wohl eingesehen hätte; an welchen aber die meisten Lehrer derselben selten denken, wenn sie unerfahrnen Lehlingen die ersten Gründe davon beybringen wollen. Damit er nun diesen Fehler vermeiden möge, so hält er sich in diesem Werke, wie er in der Vorrede sagt, an die Bahn der Erfinder; und lehret seine Schüler diejenigen Grundsätze, auf welchen das bloße Messen der Felder, oder der Entfernungen solcher Dinge beruhet, zu denen man entweder kommen kann, oder nicht. Sodann geht er zu solchen Untersuchungen fort, die mit den vorigen so ähnlich sind, daß die natürliche Neubegier sich leicht dabey verweilet. Nachdem er nun dieselbe durch etliche nützliche Anwendungen dieser Sätze gerechtfertiget; so geht er zu allem dem fort, was in den Anfangsgründen der Geometrie am nützlichsten und angenehmsten ist.

So wie man nicht leugnen wird, daß diese Lehrart geschickt sey, wenigstens diejenigen anzufeuren, die sich sonst durch die Trockenheit geometrischer Wahrheiten würden abschrecken lassen, wenn sie ohne Anwendung vorkommen; also hoffet er, daß sie noch einen größern Nutzen haben werde. Sie wird nämlich die Köpfe zum Erforschen und Erfinden gewöhnen; denn er vermeidet mit Fleiß die Art, die Lehrsätze in der Gestalt der Theorematum vorzutragen: das ist, solcher Sätze, deren Wahrheit man erweiset, ohne zu zeigen, wie man darauf gekommen ist, daß man sie erfunden hat.

Wenn die ersten Urheber der Mathematik ihre Entdeckungen als Lehrsätze vorgetragen haben: so

ist

iſt es ohne Zweifel geſchehen, ihren Erfindungen ein wunderbares Anſehen zu geben, oder ſich die Mühe der Wiederholung bey den Begriffen zu erſparen, die ſie in ihren Unterſuchungen geleitet hatten. Er aber hat ſeine Leſer lieber immer mit Auflöſung der Aufgaben beſchäfftiget, das iſt, ſie den Mitteln nachdenken laſſen, eine unbekannte Wahrheit, oder gewiſſe Kunſtgriffe zu erfinden; indem er das Verhältniß der gegebenen Größen gegen die unbekannten, die man finden will, beſtimmet hat. Bey dieſer Lehrart merken die Anfänger, bey jedem Schritte, den ſie thun, die Urſache, die den Erfinder leitet; und dadurch können ſie ſelbſt deſto leichter Erfinder werden. Er begegnet ferner dem Einwurfe, daß es vielleicht manchen bedünken würde, er hätte ſich zuviel auf das Zeugniß der Augen verlaſſen, und nicht ſcharf genug bewieſen. Er bittet aber zu bedenken, daß er nur über diejenigen Sätze ſo leicht weggefahren, die bey der geringſten Aufmerkſamkeit ſchon in die Sinne fallen. Er thut es auch nur im Anfange, wo dergleichen am häufigſten vorkömmt: weil er bemerkt hat, daß diejenigen, die ein Geſchick zur Meßkunſt haben, gern ſelbſt ihren Kopf dabey anſtrengen; hergegen verdrüßlich werden, wenn man ſie zu ſehr mit Beweiſen überhäufet. Euklides, ſagt er, mag immerhin beweiſen, daß zween Zirkel, die einander durchſchneiden, nicht einerley Mittelpunct haben; daß ein Dreyeck, welches in einem andern ſteht, kürzere Seiten hat, als das auswendige Dreyeck: darüber wird ſich niemand wundern. Dieſer Meßkünſtler hatte halsſtarrige So-

phiſten zu überführen, die ſich eine Ehre daraus machten, an den augenſcheinlichſten Wahrheiten zu zweifeln. Die Meßkunſt brauchte alſo damals, eben ſowohl als die Vernunftlehre, förmliche Schlußreden, den Zänkern das Maul zu ſtopfen. Allein die Sache hat ſich geändert. Alle Vernunftſchlüſſe ſind heute zu Tage überflüßig, die das erſt erweiſen wollen, was der Augenſchein ſelbſt ſchon giebt, und dienen nur die Wahrheit zu verdunkeln, und den Leſern Ekel zu erwecken.

Ein andrer Vorwurf, den man ihm machen könnte, iſt dieſer, daß er verſchiedene Lehrſätze ausgelaſſen, die ſonſt in den Anfangsgründen zu ſtehen pflegen; und daß er bloß die Grundwahrheiten davon angegeben habe. Hierauf antwortet er: man fände in dieſem Tractate alles, was dienen kann, ſein Vorhaben auszuführen. Diejenigen alſo, die er übergangen, wären ſolche, die an ſich ſelbſt keinen Nutzen haben könnten, und übrigens nichts beytrügen den Verſtand der übrigen zu erleichtern, die man wiſſen muß. Was er von den Verhältniſſen geſagt, ſey zum Verſtändniſſe der geometriſchen Grundwahrheiten ſchon zulänglich: welches er aber in ſeinen Anfangsgründen der Algebra ſchon weitläuftiger anführen wolle.

Endlich macht er ſich den Einwurf, daß man ſein Buch vielleicht mit den Anweiſungen zum Feldmeſſen vermengen werde, weil er die Exempel davon hergenommen. Dieſes meynt er, könne nur denen einfallen, die nicht gewahr werden, daß das Feldmeſſen nicht der wahre Augenmerk ſeines Buches iſt;

ist; sondern daß ihm dasselbe nur zur Veranlassung dienet, die vornehmsten geometrischen Grundwahrheiten zu entdecken. Er hätte aber auch in der Historie der Naturlehre, Sternkunde, oder sonst eines Theils der Mathematik, dahin zurücke gehen können. Wenn er sie aber hätte ausführlicher vortragen wollen: so würde die Menge fremder Begriffe die geometrischen Ideen ganz erstücket haben; die doch billig sein Hauptwerk seyn müßten.

Bisher haben wir alles beygebracht, was Herr Clairaut von seiner Arbeit und Lehrart selbst gesaget hat. Nun wollen wir auch ein wenig sehen, wie er Wort gehalten hat. Denn wie wir uns bereits haben merken lassen; so ist sein Einfall und Kunstgriff, die Geometrie den Anfängern zu erleichtern, nicht zu verachten. Es ist besser, die Grundlehren der Wissenschaften nicht so trocken vorzutragen; als sie mit den strengen Methodisten, in so feine Spinnewehen zu verwandeln, die ein ungeübtes Auge nicht sehen kann. In der Sache selbst sind wir also mit ihm eins: es kömmt nur darauf an, ob er der Lehrart, die er sich selbst vorgeschrieben, gefolget ist. Denn es ist schon eher einem Cartesius so gegangen, daß er der Methode zu denken und zu schließen, die er andern angewiesen hat, selber nicht eine Gnüge gethan hat.

Unser Verfasser fängt also seine Meßkunst, weder von einer Erklärung noch von einem Grundsatze an. Sein erster Theil handelt, von den Mitteln, derer man sich am natürlichsten bedienet hat, Grundstücke zu messen. Der erste Satz den er

darinn vorbringt, iſt dieſer. Allem Anſehen nach hat man die Längen und Entfernungen zuerſt meſſen müſſen. Will dieſen Satz ein ſtrenger Verfechter der mathematiſchen Methode für keine Erfahrung gelten laſſen: ſo mag er ihn eine Vermaßung, oder für ſonſt was halten; genug das er wahr iſt. Was meſſen heiße, erklärt er auch eben ſo wenig, als was Längen und Entfernungen ſind. Kurz hier iſt gar kein mathematiſches Anſehen. Doch hat er unvermerkt gleich darauf den Kunſtgriff des Meſſens darinn geſucht, daß man in der natürlichen Meßkunſt die Länge eines bekannten Maaßes mit der unbekannten Größe vergliche; welches eben ſoviel iſt, als ob er eine ſcharfe Erklärung gegeben hätte. Eben ſo folgt im 11. §. daß man bey der Entfernung zweyer Dinge von einander, auf eine gerade Linie ſehen müſſe, die zwiſchen zween Puncten gezogen und gemeſſen werden muß: weil alle andern einen größern Umweg machen würden. Eben ſo zeigt er im 3. §. daß man bisweilen auch den Abſtand eines Punctes von einer Linie habe wiſſen wollen; als wenn man an einem Fluſſe geſeſſen, und gefraget, wie weit es bis an das jenſeitige Ufer wäre. Denn auch hier habe man unter allen Linien, die von dem Sitze hinüber gezogen werden können, die kürzeſte nehmen müſſen, die weder rechts noch links abwiche. Dieſe habe man die Perpendickel, oder ſenkrechte Linie genennet; welche richtig zu ziehen man einen Kunſtgriff habe erfinden müſſen.

Dieſes geht nun ganz gut, und iſt dem Vorhaben des Herrn Verfaſſers gemäß. Auf eben die Art zeigt er, in was für Fällen man andre Linien zu ziehen

hen nöthig gehabt. Z. E. man hat wegen der Erſparung des Raumes, wenn man Häuſer, Stuben, Höfe und Gärten anlegen wollen, Vierecke zu machen geſuchet, die lauter gleiche Winkel, auch wohl gar gleich lange Seiten hätten: daraus denn die Quadrate, und Rectangel entſtanden wären. So zeigt er beyläufig, wie man bisweilen die ſenkrechten Linien von einem Puncte nach einer Linie zu, bisweilen umgekehrt, von einer Linie nach dem Puncte, zu ziehen Urſache gehabt: welche Kunſtgriffe er denn mit Schnüren und Stäben an die Hand giebt. Allein hier bemerken wir ſchon einen Mangel der Veranlaſſungen, wo dergleichen Handgriff erfordert werden kann; welches nicht allerdings nach ſeiner Regel geht. Denn hier wird die Auflöſung der Aufgaben ſchon ſehr trocken, und würde unfehlbar einen jungen Menſchen zum erſtenmal überdrüßig machen.

Im VI. §. fängt er an einen Zirkel nebſt ſeinen Theilen zu erklären. Wir haben dabey nichts zu erinnern, als daß abermal nichts angegeben iſt, wie die erſten Erfinder darauf haben gerathen können, eine ſolche runde Figur zu machen. Nichts aber würde leichter, und einem Anfänger angenehmer geweſen ſeyn. Eben ſo iſt es im VII. §. und VIII. §. beſchaffen. In dieſem letzten lehrt er eine Linie in zwo Hälften theilen: ſagt aber nicht, wie die erſten Erfinder darauf haben gerathen können. In dem IX §. lehrt er ein Viereck, und im X. ein Rectangel machen: aber wiederum ohne zu zeigen, wozu man das habe brauchen können, und warum man es zu erfinden geſucht. Herr Clairaut vergißt auch im folgenden XI. XII. §. ſeinen guten Vorſatz, und wird

wider alles Vermuthen wiederum ein trockner Meßkünſtler für die Jugend; welches er ſich nicht vorgeſetzt hatte. Heißt das nicht wie der Poet ſagt:

Naturam expellas furca, tamen vsque recurret.

Und wie ſchwer iſt es doch, ſich bis zu der Unfähigkeit der Anfänger herunter zu laſſen, wenn man zu höhern Sachen gewohnt iſt, und ſelbſt keine Schwierigkeit darinn findet?

Nun fährt der Herr Verfaſſer im XIII. §. fort, die irregulären Figuren zu erklären; wobey er ſich wieder auf ſeinen Vorſatz beſonnen, und von einem Stücke Feld das Beyſpiel genommen hat, welches keine ordentliche Figur hat. Allein im XIVten hat er ihn ſchon wieder vergeſſen, wenn er beweiſt, daß eine Diagonale das rechtwinklichte Viereck in zwey gleiche Theile ſchneidet; und was ferner damit verknüpft iſt. Eben ſo gehts im XV. XVI. und XVII. §. wo er ſich mit den Triangeln beſchäfftiget, und wo alle die Trockenheit herrſchet, die er anderen geometriſchen Anfangsgründen vorrücket. Gleichwohl hätte er ſich beſinnen ſollen, daß ſeine Schüler noch lange nicht über den Berg ſind. Im XVIII. u. XIX. redet er von Parallelogrammis und im XX. XXI. und XXIIſten von Polygonen: ohne das geringſte davon aus der erſten Erfindung ſolcher Figuren beyzubringen, als daß er ſagt: man pflegte den Brunnen, den Märkten, u. a. ſolchen öffentlichen Werken, die Figuren regulärer Polygone zu geben. Was gieng das die erſten Erfinder dieſer Figuren an? Fanden denn die auch ſchon wohlgebaute Städte, mit ſchönen vier- oder ſechseckigten Märkten; oder ſymmetriſche Brunnen u. d. gl.

In

In dem XXV. §. kömmt er endlich wieder auf die Kunst den Umfang eines Feldes oder Grundstückes zu messen; wozu die folgenden Absätze bis zum XLsten alle mit einander dienen: die aber dennoch sehr abstract sind; indem sie immer nur von der Aehnlichkeit der Triangel reden. Im vierzigsten §. folgt die Theilung der Linien, in gleiche Theile; im XLIsten die in ungleiche Theile, u. s. w. aber alle bloß abstract. Im L. kömmt die Aufgabe, von Messung einer Entfernung, darzwischen ein Hinderniß liegt; die aber in allen Anfangsgründen auch stehet. Es würde überflüßig seyn, weiter die Methode des Herrn Verfassers zu verfolgen: weil wir denjenigen Theil seines Werkes durchgegangen sind, worinn er am meisten Ursache gehabt hätte, sich dem Begriffe der Anfänger zu nähern. Er hat aber unsers Erachtens nichts weiter gethan, als daß er die mathematischen Ueberschriften der Sätze, Erklärung, Grundsatz, Lehrsatz, Beweis, Zusatz u. d. m. weggelassen; sich nicht genau an die Schärfe der Beweise gebunden, und alles in willkührliche Absätze abgetheilet, wie andre Bücher ihre §. §. zu haben pflegen; denen er in einer Randschrift den Inhalt beygefüget hat.

Der zweyte Theil handelt von der geometrischen Methode, die geradlinigten Figuren unter einander zu vergleichen.

Der dritte Theil lehret das Maaß der zirkelrunden Figuren und ihre Eigenschaften.

Der vierte Theil endlich zeiget, wie man die dichten Körper und ihre Oberflächen ausmessen soll.

Alles dieses ist in der That nicht zu verachten, aber es hat auch soviel neues und besondres nicht,

daß

daß dadurch diese Geometrie einen merklichen Vorzug vor eines P. Pardies, oder andern dergleichen kurzen Anleitungen zur Meßkunst haben sollte. Wir wünschen aber aufrichtig, daß einer von unsern deutschen Lehrern der Mathematik, bald in eben der Absicht, die Herr Clairaut zu erreichen sich vergenommen, aber verfehlet hat, auf die Erleichterung der Anfangsgründe der Meßkunst bedacht seyn möge. Die Mathematik wird gewiß dadurch viel mehr gewinnen, als von der unnöthigen Tiefsinnigkeit derer, die alles nur schwer zu machen, und zu verdunkeln suchen.

* *

III.

Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, in welchem die Bildnisse gelehrter, und um die schönen und philologischen Wissenschaften verdienter Männer unter den Deutschen, aus dem XV. XVI und XVIIten Jahrhunderte, aufgestellet, und ihre Geschichte, Verdienste, und Merkwürdigkeiten entworfen sind, von Jacob Bruckern, Mitgliede der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Bologna, in Kupfer gebracht von Joh. Jacob Haid, Malern und Kupferstechern in Augspurg. 1747. in groß 4.

Wir haben hiermit das Vergnügen der gelehrten Welt ein Werk anzumelden, welches wir selbst längst gewünschet, und nunmehr zu Stande gebracht sehen. Dieser Ehrentem-

tempel der deutschen Gelehrsamkeit ist es, dessen Bewerkstelligung uns verschiedene Jahre im Sinne gelegen, und den der durch seine große Verdienste um die Wissenschaften hochberühmte Herr Pastor Brucker in Augspurg, so glücklich aufzuführen angefangen hat. Diese ersten zehn Lichter der gelehrten Welt, die den deutschen Horizont in vorigen Zeiten dergestalt beleuchtet haben, daß sie zugleich dem ganzen gesitteten Europa in die Augen gefallen sind, versprechen uns nächstens einen reichern Vorrath von Sternen der ersten und andern Größe, womit Deutschland, gegen alle seine misgünstige Nachbarn, wird prangen können. Und in der That werden wir in nächster Ostermesse schon das zweyte Zehend derselben zu sehen das Vergnügen haben.

In der Vorrede sagt der gelehrte Herr Verfasser, daß es dem Verleger und Künstler dieser Bildnisse, dem berühmten Herrn Haid in Augspurg nicht in den Sinn gekommen seyn würde, gegenwärtige Sammlung von Bildnissen gelehrter und berühmter Männer unter den Deutschen zu unternehmen; wenn nicht der Bildersaal itztlebender Schriftsteller so gut wäre aufgenommen worden. Diese gute Aufnahme nun hätte verschiedene Gelehrte, deren Ruhm und Einsicht ihrem Urtheile ein groſses Gewicht beylegt, veranlasset, sie beyde, nämlich den Herrn Pastor Brucker, und Herrn Haid, mehrmals zu ermuntern, auch hierinn gemeinschaftliche Hand anzulegen. Diese haben ihnen vorgestellet: Deutschland hätte sich seit dreyhundert Jahren um die schönen und ernsthaften Wissenschaften so verdient gemacht,

macht, daß man seine Gelehrten gar wohl andern Völkern entgegen stellen, und die Ehre unsers Vaterlandes sehr wohl wider die Pralerey und Verachtung fremder Völker behaupten könne. Sie haben erinnert, daß bey der Menge solcher Sammlungen, von Bildnissen der Gelehrten, es dennoch an einer fehle, welche Deutschland dasjenige leiste, was Perrault seinen Franzosen geleistet hat. Sie haben auch behauptet, obgleich Nachrichten genug von deutschen Gelehrten vorhanden wären, so fände man sie doch weder hinlänglich, noch in einer Sammlung so vereiniget, daß nicht noch manches zum Vergnügen der Leser beygebracht werden könnte. Endlich hätten sie ihre Vorstellung mit der Schmäucheley beschlossen: ihr Bemühen, würde bey verstorbenen Gelehrten eben so gut, als bey den lebendigen angesehen werden.

Wir können es hier, ohne uns der oben vom Herrn Verfasser gemachten Lobsprüche anzunehmen, nicht leugnen, daß wir selbst mit unter der Zahl derer gewesen, die seit mehr als einem Jahre, dieses Unternehmen aufs eifrigste und ernstlichste angerathen, und geglaubt haben, es könne nicht leicht in bessere Hände fallen; als wenn es von eben derjenigen Feder, und demselben Künstler ausgeführet würde, die uns bisher den Bildersaal geliefert haben. Ob wir uns in diesem Stücke geirret, wird der Augenschein bey diesen und allen folgenden Zehnden der Bildnisse deutscher Gelehrten zur Gnüge zeigen. Wenigstens können wir versichern, daß unserm wenigen Urtheile nach, von beyden Urhebern dieses Werkes

unser

unſer Wunſch und unſre Hoffnung übertroffen werden. Die Wahl der berühmten Männer, die man hier aus den vorigen Zeiten antrifft, zeigt von einer vollkommenen Einſicht in die Verdienſte derſelben, wie man aus der Liſte ſattſam erſehen wird.

Die erſte Sorgfalt des Herrn Verfaſſers gieng dahin, gute Bildniſſe gelehrter Männer unſers Deutſchlandes ausfindig zu machen, die ſolche Erneuerung ihres Andenkens verdieneten. Er beſchloß aber hiebey auch die Schweiz und Preußen mit zu Deutſchland zu rechnen; woſelbſt man ſich nämlich auch der deutſchen Sprache bedienet. Er gieng deswegen mit Herrn Halden die Sammlungen von Bildniſſen durch, die ihm von Gönnern und Freunden zum Gebrauche überlaſſen wurden. Sie erwogen bey den meiſten derſelben, die Zeichnung, den Character, und was ſonſt zur Beurtheilung eines ähnlich getroffenen Bildniſſes gehöret. Sie hielten auch verſchiedene theils unter ſich, theils mit Gedächtnißmünzen zuſammen, von welchen ſie manch ſchönes Original in die Hände bekamen. Sie nahmen auch wohl die gelehrte Geſchichte zu Hülfe, die zuweilen eins und das andre, auch von der Geſtalt der berühmteſten Männer angemerket hat. Durch dieſes alles nun getrauet ſich der Herr Herausgeber, billig zu behaupten, daß eine ſo richtige Sammlung von Bildniſſen verſtorbener gelehrter Männer, wenigſtens in Deutſchland, noch nicht erſchienen ſey. Und wir ſelbſt haben verſchiedene aus dieſem erſten Zehend, mit vielen in unſerm Vorrathe befindlichen, ſo wohl Kupferſtichen, als ſaubern alten Holzſchnitten

ten verglichen, und eine vollkommene Aehnlichkeit darinnen angetroffen.

Die nächste Bemühung gieng nun auf die Nachrichten von dem Leben dieser gelehrten Männer. Der Herr Pastor Brucker ist hier viel zu bescheiden, wenn er wünschet, daß solches einem gelehrtern Manne, als ihm, wäre aufgetragen worden. Seine weitläuftige Erkenntniß in der gelehrten Geschichte ist jedermann bekannt, und seine große Einsicht in die Wissenschaften selbst, liegt in so vielen vortrefflichen Proben am Tage. Er theilte also sein weitläuftiges Feld in gewisse ansehnliche Stücke ab, und wählte das philologische Stück vor andern, um damit den Anfang zu machen. Hieraus suchte er funfzig berühmte Namen zusammen, die in fünf Zehenden den ersten Band dieses Ehrentempels abgeben sollen. Er bekümmerte sich um dieser berühmten Männer Leben, Schriften, Character, Verdienste, u. d. gl. und zwar um so viel mehr, je größere Lücken er darinnen hier und da antraf. Sonderlich richtete er seine Aufmerksamkeit auf diejenigen großen Leute, die im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die schönen Wissenschaften so glücklich wieder hergestellet, und in Deutschland eingeführet. Sein Vorrath wuchs bald merklich an: und die ganze Schwierigkeit war, wie er, ohne das nöthige und merkwürdige auszulassen, die ganze Nachricht, der Absicht des Verlegers nach, so enge zusammen bringen könnte, daß jedes Leben nicht mehr als einen halben Bogen betrüge.

Er

Er hat gleichwohl auch diese Schwierigkeit überwunden, das Wesentliche von jedem gesagt; das, was andre noch nicht angemerkt, beygebracht; die Beweise angezeigt; den Character und die Verdienste entworfen, ja bisweilen critisch untersucht; ihre Hauptschriften genau angezeigt, und die Urtheile der gelehrten Welt davon angezeigt; dabey aber auch noch angemerkt, woran es ihnen noch gefehlet, und was sie andern zu thun übrig gelassen haben. Die nöthigen Beweise und Zeugnisse davon hat er unter dem Texte in einigen Anmerkungen beygebracht: nur ist es zu bedauren, daß er die ausführlichen Verzeichnisse ihrer Schriften, des engen Raums wegen, nicht allemal eingerückt. Wenn der Herr Verleger es bey jedem Zehenden dieses Ehrentempels auf einen Bogen nicht wollte ankommen lassen, zumal, da er künftig die Vorrede ersparen wird: so würde dadurch dem Verlangen der Gelehrten ein ungleich gröſsres Gnügen gethan, und der gute Abgang seines Werkes um ein merkliches befördert werden.

Nach dieser Art, hat nun der fleiſsige Herr Herausgeber diese Arbeit in Gottes Namen angefangen, dabey man freylich wohl sieht, daß sie ihm mehr Lesens, Nachschlagens und Ueberlegens verursachet hat, als man nach der wenigen Anzahl der Bogen hätte denken sollen. Die gelehrte Welt wird ihm aber den Ruhm nicht versagen, daß er alles dabey geleistet, was eine gründliche und critische Historie der deutschen Verdienste um die Wissenschaften und freyen Künste nur zu erfordern schien. Er

hat uns keinen aufgewärmten Kohl vorgetragen, sondern aus den besten Quellen geschöpfet, und die bewährtesten Urkunden gebrauchet. Gleichwohl hat er uns auch kein so mageres Gerippe geliefert, dergleichen Perrault von seinen Landesleuten gegeben, die man aus seinen Nachrichten weder halb noch ganz kennen lernet. Und man trifft hier so gar viel merkwürdige Dinge an, die selbst Adami Witte, Pipping, Freher, u. a. m. die von deutschen Gelehrten gehandelt, nicht beygebracht haben.

Anfänglich hat sich der Herr Verfasser die chronologische Ordnung vorgesetzt gehabt: welches allerdings schön gewesen wäre, um den allmählichen Fortgang der Gelehrsamkeit, und das Wachsthum der Wissenschaften in Deutschland desto merklicher zu machen. Allein das Vorhaben des Verlegers, jedes Zehend besonders auszugeben, hat ihn daran gehindert. Daher hat er sich entschlossen, in jedem derselben, aus allen drey verflossenen Jahrhunderten einige zu liefern, und diese gleichwohl in der Zeitordnung zu stellen. Am Ende jedes Bandes soll ein chronologisches Register aller darinn befindlichen Gelehrten diesem Mangel abhelfen.

Das haben wir noch bey der Vorrede anzuführen vergessen, daß der Herr Verfasser die Niederländer von der Zahl der Deutschen auszuschließen gut befunden hat; daher denn auch in diesem Zehend Erasmus von Rotterdam nicht erscheint. Die Wahrheit zu sagen, so hat uns dieses etwas Wunder genommen: da doch das Niederdeutsche oder Holländische, nichts anders als Plattdeutsch ist; und zumal

von den Niederſachſen ohne Mühe und ungelernt verſtanden wird. Es ſcheint aber der hochwürdige Herr Paſtor gleich bey dem erſten Gelehrten dieſes Zehenden von ſeiner Regel abgewichen zu ſeyn: indem ja Gröningen unſtreitig zu den vereinigten Provinzen gehört; aus welchem Lande gleichwohl Rudolph Agricola gebürtig geweſen. Wir hoffen alſo künftig auch den groſſen Erasmus, nebſt allen ſeinen berühmten Landsleuten hier noch anzutreffen *.

Wir wollen nunmehr die Namen dieſer erſten zehn Gelehrten nebſt ihren Geburtsjahren, Vaterlande und der Zeit ihres Todes hierher ſetzen, um dadurch dem geneigten Leſer Luſt zu machen, auch das übrige in dem Werke ſelbſt nachzuleſen.

I. Rudolph Agricola, war 1442 auf einem Dorfe nahe bey Gröningen gebohren. Er ſtudirte zu London, wo er auch Magiſter ward, gieng hernach nach Paris und 1476 nach Ferrara, allwo er ſich aufs Griechiſche legte. Die Italiener bewunderten ſonderlich ſeine ſchöne Ausſprache, da ſie ſonſt an der Deutſchen ihrer Ausſprache einen Ekel hatten. Er ging darauf wieder nach Deutſchland; und ſollte in Gröningen und Niemägen befördert werden: allein er wollte nicht. Er ward an den Kaiſer Maximil. I. in öffentlichen Angelegenheiten verſchickt: ſollte

* Cramer in ſ. Vindiciis nominis germanici contra quosdam obtrectatores Gallos, ſchreibt davon ſo: *Germanos quum nomino, etiam Inferioris Germaniae habitatores Belgas, nomine communi comprehendo. Certe cauſſam communem nobiscum facere non recuſabunt, qui e ſuper. Germania* Voſſios, Spanhemios, Cocceios, Gronouios, Graeuios, Perizonios, *ad ſe euocarunt, quique, quod ad ingenii laudem attinet, eodem quo omnes Germani, loco, habentur, a Gallis.*

auch nach Antwerpen kommen, blieb aber zu Heidelberg, wo er vom Churfürsten viel Gnade genoß. Er starb 1485 in seinen besten Jahren, durch Verwahrlosung seines Arztes.

II. Bilibald Pirkheimer, ward 1470 zu Eichstädt gebohren. Er ward Rathsherr zu Nürnberg, und ein großer, in der Staatskunst und fast in allen Wissenschaften erfahrner Mann, der auch andrer Gelehrten Beschützer und Beförderer abgab. Er starb sechzig Jahre alt 1530, den 22 des Christmonaths.

III. Beatus Rhenanus, war zu Sletstadt im Elsaße, 1485 gebohren. Sein Vater war aus Rheinach gebürtig, und hatte sich deswegen Rhenanus genennet. Er hat in Paris den Erasmus, hernach in Basel den Reuchlin kennen gelernet, und sich daselbst in der Frobenischen Druckerey bey der Ausgabe alter Autoren brauchen lassen. Er starb 1547 den 13 May in Straßburg.

IV. Johann Förster, war zu Augspurg 1495, den 10 Jul. gebohren. Reuchlin zog ihn nach Ingolstadt, von welchem er das Hebräische lernete. Er gieng von hier nach Leipzig, den Petrus Mosellanus zu hören, und ward Professor dieser Sprache zu Wittenberg; bekam 1538 seinen Abschied daselbst; gieng 1539 nach Tübingen, und starb 1556, den 8. December.

V. Paul Fagius, war zu Rheinzabern in der Oberpfalz 1504 gebohren. Er studirte zu Heidelberg und Straßburg, und legte sich sehr aufs Hebräische. Er ward 1527 Schulmeister zu Isny, hernach legte er eine hebräische Druckerey an, und ließ viel Rabbinen drucken. Im 1542 J. ward er an Capitons

Stelle

Stelle berufen; gieng 1546 nach Heidelberg, und 1549 nach Engeland, wo er auch den 13 Nov. starb.

VI. Conrad Gesner war 1516 in Zürch gebohren. Er hat in Straßburg und Frankreich studirt, und sich nächst den schönen Wissenschaften auf die Arzneykunst gelegt; nachmals ist er nach Basel gegangen, und endlich Lehrer der griechischen Sprache zu Lausanne geworden. Doch ward er wieder Prof. der Philos. zu Zürch, und starb den 13 Tag des Wintermonaths im funfzigsten Jahre.

VII. Wilhelm Holzmann, oder Xylander, war 1532 zu Augsp. gebohren; und gehört unter die unglücklichen Gelehrten. Er war armer Leute Kind, man ließ ihn aber auf der Stadt Kosten studiren. In Basel ward er Magister, mit seinem Glücke aber wollte es nirgends fort. Er hat viel aus dem Griechischen übersetzt. Er soll unmäßig gelebet haben, und starb als Prof. der Philos. in Heidelberg 1576 den 10 Februar.

VIII. Johann Buxtorf, war zu Camen in Westphalen, 1564 den 25 Decemb. gebohren. Er studirte anfangs zu Hamm und Dortmund, sodann zu Herborn, Heidelberg und Basel. Darauf gieng er nach Zürch und Bern, und wollte wieder nach Hause, Grynäus aber beredete ihn in Basel zu bleiben, wo er auch 1591 Professor ward. Er starb 1629 den 13 Sept.

IX. Caspar von Barth. Er war ein märkischer Edelmann, und zu Cüstrin den 22 Junii 1587 gebohren. Sein Vater, Carl von Barth, war Churbrandenburg. Rath und Canzler daselbst. Er zeigte einen sehr frühen Witz, studirte zu Gotha

Eisenach, Wittenberg, und Jena, besah Heidelberg, Straßburg, Padua, Leiden, und Paris; endlich kam er 1619 nach Leipzig. Hier widmete er sich gänzlich den Musen, kaufte Söllerhausen, und wohnte im Paulinercollegio. Er starb 1658 den 18 Septemb. Endlich

X. August Buchner, war den 2 November 1591 zu Dresden gebohren, wo sein Vater Aufseher des Bauwesens und der Artillerie war. Er studirte in Dresden, der Schulpforte und zu Wittenberg, legte sich aber neben den Rechten hauptsächlich auf die freyen Künste; worinn er auch Professor ward, und 1661 den 12 Febr. bey vielem Ruhme starb.

Diese sind nun die zehn auserlesenen gelehrten Männer, die uns Herr Pastor Brucker in diesem ersten Zehend sehr schön abgeschildert, und zureichend beschrieben, geliefert hat. Nun wollen wir noch diejenigen melden, die wir nächste Ostermesse zu gewarten haben. Im II. Zehend werden enthalten seyn Reuchlin, Peutinger, Dürer, Böschenstein, Hieron. Wolf, Posthius, Welser, Gruter, Freinsheim und Lambecius. Künftige Michaelmesse haben wir im III. Zehend zu gewarten, den Aventinus, Joach. Camerarius, Occo den III. Höfcheln, Rittershusen, Marqu. Frehern, Reinesen, Joh. Fr. Gronoven, Jac. Thomasen, und Welschen. Auf die Neujahrsmesse 1748 im IV. Zeh. kommen Conr. Celtes, Münster, Eob. Hessius, Cornarius, Gaser, Melissus, Bernegger, Opitz, Conring und Hackspan. Endlich um Ostern 1748 im V. Zehend Melanchthon, Joh. Sturm,

Hes-

Henisch, Er. Schmid, Schickard, Holſtein, Hottinger, Schilter, Hanke, und Wagenſeil.

Wir billigen zwar die Wahl dieſer gelehrten Männer; können aber doch nicht umhin unſre Verwunderung zu bezeugen, daß Ulrich von Hutten, Hermann Buſch, Caſpar Bruſch, Petrus Moſellanus, der berühmte Sabinus, Jacob Balde, Spanheim, Beger, Grävius, Schurzfleiſch, Cellarius, u. a. m. unter ſo vielen andern, kein Plätzchen gefunden, die es ihnen in Verdienſten um die gelehrte Welt kaum gleich gethan haben. Vielleicht hat aber der gelehrte Herr Verfaſſer andre Abſichten mit ihnen, die ſich zu ſeiner Zeit ſchon entdecken werden.

* *

IV.

Elementa Philoſophiae Rationalis ſeu Logicae cum generalis tum ſpecialioris, mathematica methodo, in vſum Auditorum ſuorum demonſtrata a *Martino Knuzen*, Log. et Met. Prof. Extr. Biblioth. Reg. ac Alumn. Reg. et Comm. Conuict. Inſpect. Prim. Adiunct. Regiomonti 1747. 8.

D. i.

Herrn Profeſſor Martin Knuzens, Anfangsgründe der Vernunftlehre, nach mathematiſcher Lehrart abgefaſſet ꝛc.

So viel wir auch ſeit zwanzig Jahren Vernunftlehren in beyderley Sprachen bekommen haben: ſo unbillig iſt es doch über die-

diejenigen zu spotten, die uns in diesem Stücke etwas von ihrer Arbeit liefern. Es ist eine leichte Kunst, sich über ein Buch, welches man selbst weder gelesen noch recht angesehen hat, aufzuhalten, und es durch einen unbesonnenen Machtspruch niederzuschlagen: bloß weil es eine Logik ist. Dieses kann auch ein seichter Kopf, der selbst nicht im Stande wäre, eine gute Erklärung zu machen, geschweige denn ein einziges Hauptstück einer Logik zu schreiben. Und gesetzt, es hätten sich einige, auch ohne Noth gewagt, eine Vernunftlehre zu schreiben: kann es denn wohl derer zu viele geben, die sich bemühen die Welt vernünftig zu machen? Ein jeder arbeitet nach seinem Vermögen an einem so löblichen Werke: und es wird ohne Zweifel, auch von dem nicht ganz fruchtlos geschehen, der mit einer nur mäßigen Geschicklichkeit das Gute zu befördern sucht. Was ganz schlecht geräth, das geht von sich selbst in kurzem zu Grunde, und kömmt ins Vergessen. Werke aber, die von besserer Art sind, dauren doch bis auf die Nachwelt, und schaffen vielfältigen Nutzen.

Von dieser Art dünket uns des Herrn Prof. Knuzens Vernunftlehre zu seyn. Es hat derselbe seit verschiedenen Jahren die Weltweisheit mit Beyfalle zu Königsberg gelehret, und seinen Zuhörern seine Lehrsätze davon in die Feder dictiret. Da ihn nun viele um die Erleichterung dieser Arbeit ersuchet, hat er sich entschlossen, dieselben durch den Druck bekannt zu machen; und hierinn macht er mit der Vernunftlehre den Anfang: doch so, daß er dieselbe viel vermehrter ans Licht stellt, als er sie vorhin hatte schreiben lassen.

Er

Er hat ſich darinn befliſſen, die nützlichſten Regeln in Erkenntniß der Wahrheit, die er theils aus den beſten Vernunftlehren aller Zeiten entlehnet, theils durch eigenes Nachdenken entdecket, aus gewiſſen Grundſätzen herzuleiten, und ſo vorzutragen, daß ſie nicht nur beſſer verſtanden, ſondern auch leichter ins Gedächtniß gefaſſet werden könnten. Daher hat er denn ſo wohl in Anſehung der Lehrart, als der Sache ſelbſt, frey philoſophiret. Was die erſte betrifft, die von andern, ſeiner Meynung nach mit Unrecht, die theoretiſche genennet wird, ſo hat er dieſelbe ſo abgehandelt, daß er erſtlich die Theorie der dreyen Wirkungen des menſchlichen Verſtandes, und alle ihre Arten, erkläret; ſodann von ihrem Zwecke, der Wahrheit, gehandelt, und endlich die Regeln, dieſen zu erreichen, oder die Ausübung derſelben vorgetragen hat. Hierauf folget die Speciallogik, die er darum keine praktiſche hat nennen wollen, weil der erſte Theil auch ſchon was praktiſches in ſich gehalten hat. Um nun dem Gedächtniſſe der Zuhörer zu Hülfe zukommen, hat er jedem Capitel eine Tabelle vorgeſetzt, die den Inhalt deſſelben kürzlich darſtellet. Am Rande hat er, den kurzen Kern davon, und zwar in deutſcher Sprache drucken laſſen, obgleich der Text lateiniſch iſt: damit die Anfänger zugleich eine Kenntniß der deutſchen Kunſtwörter bekommen mögen. Und endlich hat er ſich der mathematiſchen Methode bedienet, auch ſo gar die Ueberſchriften jedes Abſatzes beygefüget: nicht aus einer eitlen Praleręy, ſondern in allen ſeinen Vorleſungen einerley Lehrart beyzubehalten;

ten; zumal da auch dieſe Namen der Sätze nicht ohne Nutzen ſind.

Was die Sachen ſelbſt betrifft, ſo hat er ſich bemühet, dasjenige mitzunehmen, was Herr Bar. Wolf, in ſeinem trefflichen logiſchen Werke ausgelaſſen hatte: obwohl der Herr Verfaſſer deſſen Verdienſte um die Vernunftlehre erkennet und hochſchätzet. Dahin rechnet er den I. Abſchnitt der Speciallogik, von den Quellen und Gegenmitteln der Irrthümer. Er glaubt auch, Verſtändige würden ſelbſt einſehen, daß einige Erkenntniß davon, zu Vermeidung derſelben, nöthiger ſey, als das Barbara, Celarent, ꝛc. worinn wir aber nicht allerdings mit ihm eins ſind. Ferner hat er ſich theils um das allgemeine Merkmaal der Wahrheit, theils um die beſondern Kennzeichen der Vernunft, des Glaubens, und der Sinne gehandelt. Weiter hat er von der Größe und dem Maaßſtabe der Wahrſcheinlichkeit etwas kürzlich beygebracht u. a. m. Ueberhaupt erinnert er nur, daß dieſe Logik zum beſten ſeiner Zuhörer geſchrieben worden. Wenn alſo nicht überall die höchſte Schärfe in der Lehrart beobachtet worden, und mancher leichte Beweis einer Aufgabe, zu dem mündlichen Vortrage verſparet worden; ſo wird der Leſer ihm ſolches leicht vergeben. Dieſes ſoll gleichſam nur ein Grundriß eines Lehrgebäudes ſeyn, welches er im Leſen mit lebhaften Farben ausſchattiren will.

Ob er indeſſen gleich dieſe Vernunftlehre zu akademiſchem Gebrauche beſtimmet hat: ſo meynt er doch, daß auch andre, die auf Gymnaſien ſich derſelben

ſelben bedienen wollten, nicht unrecht thun würden. Zu dem Ende habe er die Hauptlehrſätze mit größerer Schrift drucken laſſen; um dadurch anzudeuten, daß man ſie auch der Schuljugend erklären, das übrige aber auf die hohen Schulen erſparen könne. Da übrigens nichts menſchliches ganz vollkommen wäre, ſo verſpricht er ſich, auch ſeiner Verſehen wegen, die Nachſicht billiger Leſer; ſonderlich wegen der Druckfehler, die er wegen vieler Leſeſtunden nicht allemal mit gehörigem Fleiße hat ausbeſſern können. Das Regiſter hat er von einem ſeiner Zuhörer machen laſſen; und hernach ſelbſt durchgeſehen. Wenn dieſer Verſuch indeſſen Beyfall finden ſollte, verſpricht er auch nach und nach die übrigen Theile der Weltweisheit, nach dieſer Art durchzugehen.

Die Einleitung zur ganzen Philoſophie überhaupt, hebt von einer Beobachtung an, (Obſervatio) darinn der Herr Verfaſſer anmerket, daß die Wahrheiten von ungleicher Klarheit ſind. Er erklärt darauf, in einer Definition, was Grundwahrheiten und Schlußwahrheiten ſind. Durch jene verſteht er, die an und für ſich ſelbſt klar ſind, durch dieſe aber, was allererſt daraus hergeleitet werden muß. Hierauf folgt ein Scholion, oder eine Anmerkung, darinn er die erſtern in ihre Gattungen und Arten eintheilet. Sodann folgt der Lehrſatz: (Theorema) Grundwahrheiten ſind nicht zureichend zur Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts. So wahr der Satz an ſich ſelbſt iſt: ſo ſehr zweifeln wir, ob der Herr Verfaſſer denſelben aus dem wenigen, was er hier verangeſchicket,

gründ-

gründlich habe erweisen können. Er setzt deswegen viele willkührlich angenommene Sätze in dem Beweise selbst voraus, z. E. daß die Erkenntniß Gottes und unsrer Pflichten, ja oftmals auch der natürlichen Ursachen, zur Glückseligkeit des Menschen gehören; ferner, daß Gott der Urheber aller unsrer Glückseligkeit sey; endlich, daß die Wahrheiten von Gott und unsern Pflichten, durch die bloßen Sinne, und den ersten Anblick des Verstandes nicht erkannt werden können u. d. m. Ob nun dieser Art Sätze unter die ungezweifelten und unerweislichen Grundwahrheiten zu zählen seyn, und also zu Gründen einer Demonstration gebraucht werden können, das lassen wir billig dahin gestellt seyn.

In der folgenden Anmerkung theilet er die Schlußwahrheiten in zwo Arten ab. Die erste ist die gemeine, da wir etwas aus dem Berichte und Zeugnisse anderer fassen, und es für wahr halten, ob wir gleich nicht überzeuget sind. Die zweyte ist die vollkommnere, da wir ihren Zusammenhang mit ungezweifelten Sätzen einsehen, und dadurch völlig überführet werden. Hieraus fließt die Erklärung der Wissenschaft; die von den heutigen Weltweisen durchgehends gebilliget werden wird. Darauf folgen ein paar Zusätze: daß nämlich bey den Grundwahrheiten keine Wissenschaft möglich sey; und daß die Wissenschaft Vernunft voraussetze. Darauf wird die Weltweisheit erkläret, als eine Wissenschaft, die sich um die Ursachen oder vielmehr Gründe der Dinge bekümmert: wiewohl er die wolfische Wissenschaft der möglichen Dinge, mit der Seinigen für gleichgültig erkennet. In einer Anmerkung wird der Ursprung

ſprung der Benennung eines Philoſophen, von dem Pythagoras hergeleitet; und der deutſche Name Weltweisheit erkläret. Diejenigen, die ihn von der Waldweisheit herholen, weil etwa die alten Druiden der Deutſchen in Wäldern philoſophiret haben, werden hier mit einem ſo weitgeſuchten Urſprunge billig verlachet. Und wenn ja die Feinde der Philoſophie ſie zuerſt eine Weltweisheit genennet: ſo kann man doch dieſer Benennung einen ſehr guten Sinn geben, wenn man ſagt: ſie ſey eine Wiſſenſchaft, die aus der Betrachtung der Welt, oder der Werke Gottes geſchöpfet worden. Ja dergeſtalt könne ſie auch denen nicht zum Anſtoße dienen, die aus übelverſtandenen bibliſchen Sprüchen ſich von Erlangung einer gründlichen Wiſſenſchaft möchten abſchrecken laſſen.

Doch wir wollen uns nicht gar zu lange beym Anfange aufhalten. Nachdem er die Abtheilung der Weltweisheit in ihre Wiſſenſchaften gemacht, und ihre Ordnung feſt geſetzet, ſo unterſucht er in einem Scholion, ob auch wahrſcheinliche Sätze und Hypotheſen oder willkührliche Sätze, in der Weltweisheit ſtatt finden: welches er mit gehöriger Einſchränkung bejahet, und dabey der Marquiſinn von Chatelet Naturlehre, auf der 82ſten Seite der deutſchen Ausgabe anführt, die ſolches gegen die Neutonianer behauptet hat. In einer andern Anmerkung auf der 25. S. führt er den Nutzen der Weltweisheit aus; und zwar erſtlich zeigt er, wie ſie 1) den Verſtand, 2) den Willen, 3) den Körper und äußerlichen Zuſtand beſſer und vollkommener mache, 4) auch zum Beweiſe der Wahrheit der chriſtlichen

Reli-

Religion diene. Hernach aber weiſet er ihren groſſen Einfluß 1) in die Gottesgelahrheit, 2) in die Rechte, 3) in die Arzneykunſt, 4) in die Beredſamkeit.

In einer neuen Anmerkung, die etliche Seiten mit ſehr dichter Schrift anfüllet, iſt eine kurze philoſophiſche Hiſtorie enthalten, die er in die alte, mittlere und neue theilet. Zu der erſten rechnet er 1) die patriarchaliſche, 2) die barbariſche, 3) die griechiſche. Dieſe war entweder vor dem Sokrates, oder nach demſelben. Unter jener iſt nach den ſieben Weiſen die ioniſche, italiſche, und eleatiſche Schule berühmt geworden; unter dieſen aber die platoniſche, ariſtoteliſche, cyniſche, megariſche, cyrenaiſche, ſtoiſche, epikuriſche, und pyrrhoniſche Secte entſtanden; worauf noch die römiſchen Weltweiſen folgen. Auf gleiche Weiſe werden auch die Weltweiſen mittlerer Zeiten in die Arabiſchen und Scholaſtiſchen getheilet. Die neuen endlich werden theils in die Erneuerer alter Secten, theils in die Stifter von neuern unterſchieden, wie ſolches auch von andern zu geſchehen pflegt.

In der beſondern Einleitung zur Vernunftlehre handelt er von der Natur der Logik überhaupt, und es kommen verſchiedene ganz feine Anmerkungen darinnen vor. Gegen das Ende derſelben giebt er auch einen kurzen Begriff von der Hiſtorie der Logik, vom Mercurius Trismegiſt an, bis auf den Freyherrn Wolf: und ſo ſchreitet er denn zu dem erſten Abſchnitte ſeiner allgemeinen Vernunftlehre.

Dieſer handelt von der erkennenden Kraft der Seelen, oder den dreyen Wirkungen des Verſtandes.

des. Es würde unnöthig seyn, dem Herrn Verfaſſer hier Schritt vor Schritt zu folgen, da das meiſte, was er ſagen muß, allen Logicken gemein iſt. Wir wollen alſo nur einige merkwürdige Stellen anzeigen, darinn derſelbe etwas beſonders und ihm eigenes zu haben ſcheint. Dergleichen iſt hier in dem erſten Hauptſtücke, von der erkennenden Kraft überhaupt, die Abhandlung der ſinnlichen Erkenntniß, und aller Arten der Empfindungen und Einbildungen. Dieſe pflegt man ſonſt der Geiſterlehre zu überlaſſen: indem die Vernunftlehre eigentlich nur mit der deutlichen Erkenntniß des inſonderheit ſo genannten Verſtandes; nicht aber mit den verwirrten Begriffen der Sinne und der Einbildungskraft ſich zu ſchaffen macht. Er iſt indeſſen ziemlich weitläuftig dabey, und nachdem er die ganze untere erkennende Kraft der Seelen erkläret hat: ſo kömmt er erſt auf die höhere, nebſt ihren drey Arten.

In einer Anmerkung auf der 61. Seite, erzählt er die Meynung derer, die unter den Neuern vier Wirkungen des Verſtandes gelehret; indem ſie zu den Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, noch die Lehrart, oder Methode hinzugefügt haben. Doch er verwirft dieſes; weil die Lehrart nichts anders, als die Anwendung der drey vorigen Wirkungen iſt. Wie aber? wenn man ſagte, die dritte Wirkung oder die Vernunftſchlüſſe, wären auch nichts anders, als eine Anwendung der beyden vorhergehenden, nämlich der Urtheile und Begriffe: ſo wie auch die zweyte, nämlich das Urtheil, nichts anders, als eine Zuſammenfügung und Trennung der erſten Wirkung,

kung, oder der Begriffe ist? Unsers Erachtens scheinet also der Zweifel hier, wenigstens noch nicht aus dem Grunde, gehoben zu seyn. Diejenigen, welche die Demonstration für die vierte Wirkung angeben, scheinen uns nur in dem Namen von der vorigen Meynung abzuweichen, und also eigentlich keine neue Sache vorzutragen. Denn was ist die Demonstration mit allem ihrem Zubehöre anders, als die mathematische Lehrart? Will man also auch diese verwerfen, so wird freylich die Zahl der Wirkungen des Verstandes bis auf die zwo ersten zu vermindern seyn; weil ein Vernunftschluß auch schon nicht so einfach ist, als eine Grundwirkung billig seyn soll. Ja wenn man scharf gehen will, so wird bloß die erste, als die vorstellende Grundkraft übrig bleiben müssen.

Hierauf folgen nun verschiedene ontologische Lehren, die aber freylich in der Vernunftlehre ihren Nutzen haben. In dem II. Hauptst. wird von der ersten Wirkung der erkennenden Kraft insbesondre, und sowohl von Begriffen, als von den Zeichen derselben, den Wörtern, gehandelt. Auch hier hat die Gründlichkeit erfordert, verschiedene ontologische Wahrheiten, als Erklärungen und Grundsätze einzustreuen, um daraus die logische Betrachtung der Begriffe zu erleichtern. Es erklärt hier der Herr Professor beyläufig auch die Prädicabilia und Prädicamente der alten Vernunftlehrer; und er billigt sogar die alte Eintheilung aller Begriffe von wirklichen Dingen, in Substantiam et Accidens: ungeachtet es schwer ist, auch die Eigenschaften der

Dinge

Dinge unter die Accidentien, oder Zufälligkeiten zu zählen; und über dem die Neuern auch noch die Relationen, oder Verhältnisse der Dinge, von beyden vorigen Gattungen der Begriffe unterschieden haben.

Auf der 82. S. scheint der Herr Professor, Locken ein wenig zu viel einzuräumen, wenn er ihm die verwirrten Begriffe für einfach, und die deutlichen für zusammengesetzt gelten läßt. Denn ungeachtet wir wohl wissen, daß die Benennung der Dinge willkührlich ist: so ist doch auch auf den Grund der Benennung zu sehen. Nun ist aber darum eine Sache nicht einfach, in der ich keine Theile wahrnehme. Z. E. eine Schale voll reines Wassers stellt meinen Augen nichts verschiedenes dar, indem alle Tropfen so mit einander zusammen geflossen, daß sie alle aus einem Stücke zu seyn scheinen. Die Verwirrung aller unendlich kleinen Theilchen des Wassers, verhindert aber nicht, daß nicht mein Begriff von dem Wasser einen zusammengesetzten Begriff aller Wassertropfen, die da zugleich vorhanden sind, abgeben sollte. Und wenn Locke die Begriffe des Geschmacks und Geruches, der Töne und der Farben für einfache Begriffe ausgiebt: wer kann da leugnen, daß diese Begriffe nicht eine ungeheure Menge kleiner Theilchen, Figuren, Bewegungen, und Lichtstralen, wiewohl auf eine verwirrte Art, vorstellen sollten?

In dem folgenden hat der Herr Verfasser verschiedene sehr genaue Unterschiede der Begriffe angemerkt, und darinnen eine sehr gute Scharfsinnigkeit erwiesen. In der Lehre von den Bedeutun-

gen der Wörter, und ihrem Gebrauche verfährt er auch sehr gründlich. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten, und wollen noch von dem folgenden IV. Cap. etwas weniges anmerken.

Hier sind nun alle nöthige Wahrheiten von den Urtheilen und Sätzen sehr gut ins Licht gesetzet. Zwar schien uns anfangs beym Durchblättern auf der 106. Seite der Zusatz sehr bedenklich, dessen Randschrift heißt: Alle bestimmte Sätze sind allgemeine; unbestimmte sind besondre Sätze. Denn da es bekannt ist, daß die allgemeinen Sätze auch allgemeine Begriffe in sich halten, diese aber immer desto weniger Bestimmungen an sich haben, je allgemeiner sie sind; da hergegen die besondern Begriffe der untern Gattungen, Arten und einzelnen Dinge, immer mehr und mehr Bestimmungen bekommen: so dünkte uns, der obige Satz hätte umgekehrt heißen müssen: Alle unbestimmte Sätze sind allgemeine, bestimmte hergegen sind besondre Sätze. Wir konnten auch dieses um so viel weniger von dem Herrn Verf. vermuthen, da er im 34. §. auf der 79 S. ausdrücklich gesagt hatte: Ideae singulares sunt ideae complexae, quum individua exhibeant omnino determinata, suisque etiam modis vestita. Ideae vero specierum et generum in se spectatae sunt incomplexae: wobey die Randschrift steht: Einzelne Ideen sind umständliche. Ideen der Arten und Geschlechter aber sind absolute Ideen. Womit denn auch im 52. §. seine Erklärung der einzelnen Dinge übereinstimmete.

Allein

Allein da wir im 149 §. kurz vorher, die Erklärung des Herrn Professors von bestimmten und unbestimmten Sätzen nachsahen: Propositio dicitur determinata, in qua subiectum sub eiusmodi notione exhibetur, vt ratio sufficiens relationis praedicati in eadem contineatur etc. Indeterminata vero, vel falsa propositio est, cuius subiectum rationem sufficientem relationis praedicati ad subiectum non exhibet: so fiel diese ganze Schwierigkeit weg. Indessen wäre es doch nicht übel gethan gewesen, daß das Wort bestimmt (determinatus,) beydemal in einerley Verstande wäre genommen worden, damit nicht ein Misverstand daraus hätte entstehen können. Man hat zwar die Macht, den Wörtern willkührliche Begriffe beyzulegen: aber es ist nicht rathsam, den Leser damit zu beschweren, daß man sie einmal so, einmal anders nimmt.

Wir hoffen, der Herr Professor werde es uns nicht übel nehmen, daß wir diese kleine Anmerkung aus keiner bösen Meynung gemachet; da wir sonst sehr gern gestehen, daß diese seine Vernunftlehre eine der bestén ist, die in neuern Zeiten geschrieben worden.

* *

V.

La Henriade travestie en vers burlesques: Nouvelle Edition, augmentée de diverses remarques. à la Haie 1746.

D. i.

Die Henriade, in poßirliche Verse eingekleidet. Neue Auflage, mit vielen Anmerkungen vermehrt. 8vo 12. Bogen.

Wem es bekannt iſt, daß die franzöſ. Schriftſteller faſt zu allen Zeiten gewohnt geweſen, die beſten Arbeiten ihrer Scribenten, auf eine poßierliche Art einzukleiden; ja daß dieſes Verfahren faſt ein Beweis des allgemeinen Beyfalles ſey, den dergleichen Arbeiten gefunden: der wird ſich nicht wundern, daß es der Henriade des Herrn Voltaire nicht beſſer ergangen iſt. Die Abſicht unſers Schriftſtellers iſt nichts weniger, als den Ruhm dieſes berühmten franzöſiſchen Dichters, oder ſeines Heldengedichtes, durch dieſe Verkleidung zu ſchmälern. Um unſere Leſer hiervon zu überzeugen, wollen wir ein Stück aus der Vorrede herſetzen, darinnen er ſich ſo erkläret: „Ich ſchmäuchle mir, „daß der Herr von Voltaire mir es nicht verargen „werde, daß ich ſein Heldengedicht in poßierliche „Verſe eingekleidet habe. Man thut dem vornehm„ſten franzöſiſchen Dichter keine Schande an, wenn „man mit ihm eben ſo umgeht, als man mit dem

„treff-

„trefflichſten lateiniſchen Poeten gethan hat. Ich „geſtehe zwar, daß Scarron eine Geſchicklichkeit „beſeſſen, die ich nicht habe, und daß er einigerma„ßen des Originals würdig war, welches er ſo poſ„ſierlich verunſtaltet hat. Allein wenn gleich Vir„gil auch noch viel ärger wäre verſtümmelt worden, „ſo würde doch ſein Ruhm deswegen wohl ſo groß „bleiben, als er iſt. So wird auch, dieſes Werk „werde nun aufgenommen wie es wolle, Herr Vol„taire unter uns, nicht minder eine Zierde der Wiſ„ſenſchaften und der Dichtkunſt bleiben.“

Die gegenwärtige neue Ausgabe dieſes Werkes hat vor der ehmaligen ſo genannten Berliniſchen, dieſes zum voraus, daß man 1) zu Anfange jedes Geſanges einen kurzen Inhalt deſſelben geſetzet. 2) ein Regiſter dieſer Geſänge und deren Innhalts verfertiget hat, woraus man ſogleich die ganze Einrichtung des Gedichts überſehen kann. 3) über jeder Seite die Zahl des Geſanges geſetzt; und 4) eine ziemliche Anzahl neuer Anmerkungen zu mehrerm Verſtande des Werkes, beygefüget hat. Dieſe neuen Anmerkungen ſind mit Zahlen bezeichnet, und unterſcheiden ſich daher von denen, die der Verfaſſer gemachet hat, und die man mit Buchſtaben a. b. c. etc. angezeiget hat.

Da die Henriade des Herrn Voltaire bekannt genug iſt: ſo wollen wir den Innhalt jedes Geſanges hier eben nicht weitläuftig herſetzen; ſondern uns begnügen, aus einigen Proben zu zeigen, wie unſer luſtiger Dichter mit ſeinem Originale umgegangen iſt.

Er fängt nämlich ſeine Arbeit ſo an:

Je chante ce fier Compagnon,
Petit de Taille, grand de Nom,
Qui regna par Droit de Chevance,
Et par Droit de Conquêt en France:
Qui profita de ſon Malheur,
Pour gouverner en bon Seigneur;
Confondit *Mayenne* et la Ligue,
Et fit à l'Eſpagnol la Figue.
Toi * que trahiſſent les Normands,
Déïté qui jamais ne mens,
Devoile-nous tout ce Myſtére,
Comme tu l'as fait à *Voltaire*;
Et que la Fable à tes Diſcours,
Prête de burleſques Atours.

D. i.

Ich ſing den tapfern kühnen Degn,
Klein von Geſtalt, groß des Namens wegn,
Der durch Geburt und Kriegsrecht zwar
Ein König der Franzoſen war;
Er ließ ſich durch ſein Unglück rührn,
Als guter Herrſcher zu regiern;
Zwang die Ligiſtn und den Mayenn,
Und wies den Spaniern die Feigen.
Du, die der Normann ſtets verräth,
Göttin, die niemals lügen thät,
Zeig uns dieß ganz Geheimniß an,
Wie du Voltären haſt gethan;
Und laß die Fabel meim Beſtrebn
Ein recht peßierlich Anſehn geben.

Aus dem erſten Geſange wollen wir Heinrichs des III. Anrede an den König von Navarra nehmen, der zur Königinn Eliſabeth von Engeland geſchickt wird, um Beyhülfe von ihr zu erbitten:

„Avouez, mon cher Compagnon,
„Que nous avons bien du Guignon.
„De ma Maiſon on me déloge;
„Et vous, qu' à bon Droit je ſubroge,

„Pour

* Die Wahrheit.

haben, geſetzt daß wir die Fähigkeit dazu hätten. Machet ſich einmal ein deutſcher Scarron über dieſes Werk; ſo wird ſeine Arbeit freylich beſſer ausfallen. In ungebundner Schreibart verlieret die Sache viel von ihrem Werthe.

Geſteh's nur lieber Bruder frey,
Wir haben lauter Hudeley:
Von Haus und Hof vertreibt man mich,
Und der mir folgen ſollte, dich,
Es ſey nun langſam oder g'ſchwind,
Schilt man gar für ein Hurenkind.
Der Pabſt bannt dich zum Teufel gar,
Fragt keinen Menſchen drum fürwahr.
Die Spanier ſchickt er mir ins Haus,
Die zehren Küch und Keller aus.
Von allen Seit'n will man uns drück'n,
Ein jeder weiſet uns den Rück'n.
Du kennſt die Engländer, bey Gott!
Wir heiß'n ſie Vettern, ohne Spott;
Ihr' Königinn iſt ein' brave Frau,
Geh klag ihr unſre Noth genau.
Morg'n geht die Kutſch' in vollem Lauf,
Iſt ſie nicht voll, ſo ſetz dich drauf,
Od'r ſchleich dich mit den Fiſcherböth'n
Noch dieſen Abend aus den Röth'n.
Wer reiſen thut in fremde Land
Der ſpar ſein Geld, ſonſt iſts ein Schand.
Thu dort nicht mit Verachtung tod'n
So gar d' Erdäpfel muſtu lob'n,
Die man zur Leckerey dort ißt.
Verſchweig es auch mit großer Liſt

Daß

Daß London klein'r iſt als Paris,
Sie ſchinden ſonſt dich ganz gewiß;
Und biſtu einmal denn geſchund'n,
So achtet man dich gleich den Hund'n.
Genug: es fehlt dir nicht an Liſt
Geh, machs ſo gut dirs müglich iſt.

In dem zweyten Geſange, allwo der König von Navarra der Königinn Eliſabeth die Bluthochzeit beſchreibt, erzählet er ihr ſeinen eigenen Zuſtand ſo:

Lors, j'étois logé dans le Louvre,
(J'euſſe été beaucoup mieux à Douvre)
Au Bruit enfin qu'on fait chez moi
Je m'éveille tout en Emoi:
J'apelle mes Valets, je ſonne;
Mais au Diable, s'il vient perſonne.
Eh! comment ſeroient-ils venus?
Ils avoient dit leur *In manus*.

Aprés cet affreux Tintamare,
Un Coquin, de ſon Jacquemare,
Sans Reſpect me coupoit le Cou,
Si l'on n'eut arreté le Coup.
De Frayeur j'en eus la Migraine,
Au moins une bonne Semaine. . . .
Cependant la bonne Princeſſe,
Que le Diable ſouffle ſans ceſſe,
De ma Perſonne s'aſſura,
Et par ſon Ordre on me coffra.
Mais, Vôtre Majeſté s'ennuye,
D'entendre telle Litanie.
Ma Foi, pour ne vous pas mentir,
Il me tarde auſſi de finir.
Vous ſaurez donc, que Catherine,
Par tout fit jouer cette Mine,
Ou paſſèrent ſi mal leurs Tems,
Tous nos Amis les Proteſtans.

Wir wollen dieſe Stelle in Proſa überſetzen, um dasjenige zu beſtätigen, was wir oben geſaget haben. „Ich war damals im Louvre einquartirt: (in „Douvre wäre mir viel beſſer zu Muthe geweſen:) „über dem Lärmen nun, was man um mich her mach„te, erwache ich ganz voll Schrecken. Ich ruffe „meine Diener; ich klingele, aber der Teufel hole „mich! es kam kein Menſch. Und wie hätte auch „jemand helfen können? ſie hatten ſchon alle ihr in „manus tuas &c. geſagt. Nach dieſem abſcheulichen „Gelärme, kömmt ein Bärenhäuter mit ſeinem „halben Monden, und hätte mir gewiß den Hals „abgehackt, wenn man den Streich nicht abgehalten „hätte. Vor Angſt bekam ich das Kopfweh, zum „mindeſten eine ganze Woche. . . “ Hier kömmt eine ſehr unflätige Stelle die wir überhüpfen. „Indeſſen verſicherte die Frau Königinn, der der „Teufel immer was einbläſt, ſich meiner Perſon, „und auf ihren Befehl ſperrte man mich ein. Doch „Eurer Majeſtät wird die Zeit lang, dieſe Litaney „anzuhören; und wahrhaftig! die Wahrheit zu „ſagen, ich habe auch große Luſt zu ſchließen. Ihr „müßt alſo wiſſen, daß Catharine, aller Orten die„ſes Spiel treiben laſſen, bey dem unſere Freun„de, die Proteſtanten, ihre Zeit ſo übel zugebracht „haben. “

Die Wohnſtadt des Cupido wird zu Anfange des 9. Geſanges ſo beſchrieben:

Sur les Bords heureux d' Idalie,
Lieux plus charmans que l' Italie,
Eſt un Palais fort reſpecté,
A cauſe de ſa Vetuſté.

Il,

Là, les Campagnes, les Prairies,
Sont éternellement fleuries.
On y mange, en toutes Saiſons,
Des petits Pois, et des Melons,
Force Gibier, force Marée,
Et autre ſemblable Denrée.
De plus, en ce joli ſejour,
Il eſt Dimanche chaque Jour.

Monſeigneur le Duc de Cythère
Y fait ſa Demeure ordinaire,
Ayant ſans ceſſe a ſes Côtez,
Un Regiment de Voluptez.
Rien n'eſt plus riant que ſon Temple
Lors que de loin on le contemple;
Mais Malheur aux Yeux indiſcrets,
Qui s'en approchent de trop près,
Ce n'eſt plus qu'un affreux ſpectacle,
Qu'un triſte et funeſte Habitacle,
Des Plaintes, des Soins, des Soucis,
Et de tous les Maux réünis.
La ſombre et maigre *Jalouſie*,
A la Face pâle et moiſie,
L'Air inquiet, donne la Main,
Au *Soupçon*, ſon Frere germain.
La *Haine*, et ſa Soeur la *Colere*,
Chacun au Poing une Rapiere,
La, précedent en blaſphemant,
Et rénient horriblement.
La *Malice*, d'un Ris perfide,
Flatte cette Race homicide.
Le *Remors*, pleurant comme un veau,
Les ſuit, forchant le Muſeau.
C'eſt là qu'Amour fait tant des ſiennes
Contre les Chretiens et Chretiennes:
Ceſt-là que ce Fils-de Putain,
Vrai Crocodile, vrai Lutin,
Exerce les poignantes Flêches,
Sur les Coeurs tendres ou revêches. . .

D. i. „An dem glückſeligen Ufer von Idalis,
„einem reizendern Orte als Italien, ſteht ein ſeines
„Al-

„Alters wegen sehr geehrter Palast. Hier sind die „Felder und Wiesen immer beblümt. Hier ißt „man zu allen Jahrszeiten, kleine Erbsen, Melonen, „ein Haufen Wildpret, Fischwerk, und dergleichen „Speisen. Noch mehr, in diesem artigen Aufent„halte, ist es alle Tage Sonntag.

„Sr. Durchl. der Herzog von Cythere, hat „hier seine ordentliche Wohnung, und beständig ist „ein ganz Regiment von Wollüsten an seinen Sei„ten. Nichts ist so lustig als sein Tempel, wenn „man ihn von weitem beschauet; aber wehe den „unbedachtsamen Augen, die sich ihm zu sehr nähern. „Alsdann ist es ein entsetzliches Schauspiel, ein be„trübter und unseliger Aufenthalt von Klagen, „Mühe und Sorgen, und allem Uebel mit einander „vereiniget. Die finstre und dürre Eifersucht, mit „blassem und schimmlichtem Angesichte, und unruhi„ger Mine, giebt ihrem leiblichen Bruder, dem „Verdachte die Hand. Vor diesen gehen her der „Haß, und seine Schwester die Erbitterung, jeder „mit einem Rappier in der Faust, lästern und schwe„ren gar abscheulich. Die Bosheit schmäucheit „dieser selbstmörderischen Brut, mit verrätherischem „Lächeln. Die Reue heulet wie ein Kalb, und „folgt ihnen, indem sie sich die Schnauße wischet. „Allhier macht die Liebe so viel Ueberläufer von „Christen und Christinnen. Allhier übet dieser „H.. sohn, das Crocodill, der rechte Kobold, seine „spitzigen Pfeile, an den zärtlichen und widerspen„stigen Herzen. “

Im

Im zehnten Geſange, nachdem unſer Dichter erzählet, daß eine Mutter wegen der großen Hungersnoth in Paris, ihr eigen Kind geſchlachtet und es eſſen wollen; ſo ſchildert er das Mitleiden des Königes, wie er ſolches gehöret, folgendermaßen:

Le Papa Bourbon, cependant,
Apprit bientôt cet Accident,
Dont il pleura comme une Vache,
Et mouilla toute ſa Mouſtache;
Car le bon Sire n'étoit pas
Moins tendre que Maitre Eneas.
„Ventre-Saint-Gris, de leurs Miſéres
„Tirons," dit-il, "les pauvres Haires.
„Je ne puis ſans Affliction,
„Voir telle Déſolation.
„Dût-il m'en couter mon Empire,
„Je veux leur donner de quoi frire."

D. i. „Der bourboniſche Papa indeſſen, erfuhr „dieſen Fall bald, worüber er heulte wie eine Kuh, „und ſich ſeinen Schnurrbart naß machte. Denn „die gute Haut war eben ſo zärtlich, als der Herr „Aeneas. Poß hundert tauſend! ſagte er, ich will „dieſe armen Lumpenhunde aus ihrem Elende zie„hen. Ich kann ohne Jammer dieſes Elend nicht „anſehen. Sollte mirs auch mein ganzes Reich „koſten; ſo will ich ihnen was zu kochen ſchicken."

Dieſes mag zur Probe von dieſem Werke genug ſeyn. Vielleicht wird es den Deutſchen dereinſt durch eine beſſere Ueberſetzung bekannt. Man hat ja wohl ſchlechtern Sachen dieſe Ehre gethan: und an Beyfall würde es nicht fehlen, wenn es einer Feder in die Hand geriethe, die der deutſchen Knittelreime recht mächtig wäre. Uebrigens müſſen wir

von unſerm Dichter noch ſagen, daß er ſich meiſtens allenthalben in ſeiner einmal angenommenen Schreibart erhält. Dem Scarron ſcheint er uns zwar, theils an Behutſamkeit in Ausdrückungen, theils an neuen Einfällen, nicht gleich zu kommen: vielleicht aber iſt dieſes nur unſerm Vorurtheile beyzumeſſen; vielleicht hat auch dieſes etwas zu unſerm Widerwillen beygetragen, daß jene Arbeit nur eine heidniſche Religion lächerlich verſtellet; dieſes Gedicht aber mit erhabenern und ehrwürdigern Wahrheiten in Verbindung ſteht. Vielleicht aber hat ſich auch endlich der Verfaſſer, nicht lediglich nur nach dem Scarron gerichtet, ſondern noch ſo vielen andern poßierlichen Scribenten ſeines Volkes nachahmen wollen, die ſich der poßierlichen Schreibart entweder allemal, oder doch oft befliſſen, deren Anzahl bey den Franzoſen größer iſt, als man denkt; und davon wir bey dieſer Gelegenheit unſern Leſern ein Verzeichniß, ſo gut wir es zuſammen bringen können, mittheilen, ohne es indeſſen für vollſtändig auszugeben. Moliere, Scarron, Hauteroche, Palaprat, Paſſerat, Chevalier, Corneille, Racine, Deſpreaux in den Satiren, Regnier, Baron, Poiſſon, Dancourt, Bel-Isle, Rotrou, Barquebois, Sarrazin, la Fontaine, la Motte, la Chapelle, Clement, Capiſtron, le Sage, le Grand, Voiture, Menard, St. Amand, Gombaud, Benſerade, Chamaille, Patrú, Cyrano de Bergerac, Rabelais, Cronier, la Tuillerie, Chavigni, St. Evremond, Girault, Herr

Herr Scudery, Bourſault, Francion, Aſſoucy, Rabutin, Ablancourt, Baucourt, Cholieres, le Pays, Richelet, der Ueberſetzer des Don Quixote, des Quevedo, das Theatre Italien, der Parnaſſe des Muſes, und das Cabinet Satyrique.

Das Papier bey dieſem Werke iſt ganz ſauber, und bey dem Drucke werden wir eben das gewahr, was wir bereits bey der großen prächtigen Ausgabe des Don Quixote, die unſers Prinzen Xaverii Königl. Hoheiten gewidmet iſt, mit Vergnügen wahrgenommen haben, daß nämlich alle Subſtantiva, wie wir es im Deutſchen halten, mit großen Anfangsbuchſtaben abgedruckt worden. Dieſes verhilft den Ausländern zu einer Gewißheit in der Rechtſchreibung, da ſie bisher bey dem fleißigſten Leſen der franzöſiſchen Schriftſteller, im Zweifel geblieben ſind, was recht oder unrecht ſey.

* *

VI.

Von dem Gottesdienſte des donnernden Jupiters *.

Von allen Nebenwörtern, welche die heidniſche Religion dem Jupiter beygeleget hatte, iſt keines geweſen, welches ihn bey den Menſchen ehrwürdiger gemacht hätte, als das fürchterliche Beywort des Donnernden.

To-

* Siehe Hiſt. de l' Acad. des belles Lettr. et Inſcript. T. II. p. 13. ſeqq.

Tonans, Fulgurator, Fulgerator, κεραυνιὸς, κεραυνιὸς, καθαιβάτης, &c. Der Abt Tillader, welcher im 1711 Jahre, in einer beſondern Abhandlung alles geſammlet hatte, was verſchiedene Schriftſteller uns von dem Dienſte gegen Gott hinterlaſſen haben, ſaget, daß den Zeichendeutern, welche die vierte Claſſe der Prieſter ausmachten, die Umſtände dieſes Dienſtes aufgetragen geweſen; indem, nach Ciceros * Berichte, ihr Amt, das Eingeweide der Thiere, den Blitz und Donner, und die übrigen Vorbedeutungen, (Exta, omina und Fulgura), in ſich begriffen. Eben dieſer Cicero redet anderwärts **, von denen Büchern, die man Fulgurales, Fulminales genennet, und worinnen die verſchiedenen Lehrpunkte von dem Blitze und Donner enthalten geweſen, wie man aus den übergebliebenen Stücken derſelben ſehen kann.

Anfangs gebührte es dem Jupiter allein den Donner zu regieren, und ſeinem Adler, denſelben zu tragen. Allein in folgenden Zeiten gieng dieſes Vorrecht zu mehreren Gottheiten über; z. E. zur Pallas und dem Vulkan, zum Mars und Saturn †.

Die gemeinſte Eintheilung des Donners, war, der Donner bey Tage, und der Donner bey Nacht: κεραυνοβολὸς ἡμερινὸς, und κεραυνοβόλος νυκτερινὸς. Der erſte kam vom Jupiter, oder von denen Gottheiten, die man ihm in dieſer Sache beygeſellet hatte: Pluto aber ſchoß den Donner bey Nacht.

So

* Lib. II. de Diuinat.

** Lib. 3.

† Plin. Lib. II. cap. 42.

So bald der Donner ſich hören ließ, ſo beſah der Zeichendeuter den Himmel, und bemerkte genau von welcher Seite der Schall käme. Kam er von der Linken, die man für die Rechte der Götter hielt, (intonuit laevum); ſo war das Zeichen von guter Bedeutung: donnerte es aber zur Rechten des Aruſpicis, ſo war es ein Zeichen des Unglücks. Noch ſchrecklicher war die Vorbedeutung, wenn es bey heiterm Himmel donnerte:

Namque dieſpiter
Plerumque per purum tonantes
Egit equos *.

Und nach dieſer Meynung erzählet Sueton, unter den Vorbedeutungen von dem Tode des Titus, keines das ſtärker wäre, als den Donner, der ſich bey heiterm klarem Wetter hören laſſen: quod tempeſtate ſerena tonuerat. Allein je ſchlimmer dieſe Vorbedeutung war, deſto fähiger war ſie auch, die Freygeiſter und Epikurer zu dem Dienſte der Götter zu lenken: wie Horaz anzuzeigen ſcheint, daß ihm ſelbſt geſchehen wäre.

Man gab auch acht, nach welcher Seite der Schall des Donners ſich wendete. Kam er von Mitternacht und gieng gegen Abend, ſo war es eine überaus ſchlimme Vorbedeutung, wie Lucan ſagt:

Fulmen, et Arctois rapiens de partibus ignem,
Percuſſit Latiale caput **.

Kam

* Horat. Lib. I. Od. 34. ** Phars. Lib I.

Kam er aber vom Morgen, und kehrte, ſo bald er kaum etwas berühret, gleich wieder zurück nach Morgen, ſo war dieß ein Zeichen der höchſten Glückſeligkeit, ſummae felicitatis praeſagium, wie Plinius * bey Gelegenheit des Sylla anmerket: denn wenn es gleich ſolche Donner gab, die gar nichts bedeuteten, und die man daher Bruta nannte; ſo gab es doch viel mehrere, die allezeit ein Zeichen des Zornes der Götter waren, und die man Fatidica nannte. Dergleichen war der Donner der in das Craſſiſche Feld ſchlug **. Derſelbe ward als eine Vorbedeutung ſeiner Niederlage angeſehen, und dergleichen war auch derjenige, welcher vor Valentinians Tode hergieng. Von dieſen Donnern, die eine üble Deutung hatten, gab es einige, deren Vorbedeutung man durch keine Ausſöhnung ablenken konnte: Fulmen inexpiabile; von andern konnte man das Unglück vermeiden, piabile Fulmen: und die römiſche Religion zeigte die hierzu nöthigen Feyerlichkeiten an †.

Ueberhaupt ward alles, was vom Donner gerühret worden, einigermaßen verworfen. Das Kleid konnte nicht mehr getragen werden, und der Ort, wohin der Donner geſchlagen hatte, mußte mit Mauren verſchloſſen werden. Die Augures ſorgten auch, daß alles da hinein begraben würde, was der Donner gerühret hatte, wie Lucan bemerket:

Arvis

* Lib. II. Cap. 53.
** Am. Marcell.
† Ouid. Faſt. Lib. I.

Aruns diſperſos fulminis ignes
Colligit, et terrae moeſto cum murmure condit *.

Hernach baueten ſie einen Altar zu Ehren derjenigen Gottheit hinein, die gedonnert hatte. *Deo Fulguratori aram et locum hunc Religioſum ex aruſpicum ſententia Quint. Pub. Front. poſuit:* ſo heißt eine alte Aufſchrift. Endlich hielten ſich die vom Donner gerührten Perſonen, für einen Gegenſtand des göttlichen Zornes, wie z. E. Anchiſes: Iam pridem inuiſus Diuis **.

Weil Jupiter der hauptſächlichſte Urheber des Donners war, ſo richtete man auch die Ehrenbezeugungen und den Dienſt an ihn, welche die Furcht vor dem himmliſchen Donner verurſachet hatte; und man muß den Numa für den vornehmſten Stifter dieſer Gebräuche halten. Dieſer Prinz, den ein Donnerſchlag erſchrecket hatte, ſuchte deſſen Vorbedeutung abzuwenden:

Quoque modo poſſit fulmen monſtrate piari †.

ſagt er zum Picus und Faunus, die ihm Verſe beybrachten, den Jupiter auf zu fordern, quae Iouem elicerent: die Wirkung dieſer Verſe war noch andere Schläge, zur Auslegung deſſen zu verurſachen, der ihn erſchrecket hatte. Da ihm nun dieſes Mittel half, ſo ließ er auf dem aventiniſchen Berge einen Altar dem Jupiter Elicio zu Ehren erbauen. Als Tullus Hoſtilius ihm nun nachahmen

* Pharſ. Lib. I. ** Aeneid. 2 † Ouid. Faſt. 3.

wollte, so war er so unglücklich, einen wesentlichen Umstand dabey zu vergessen, und ward also von dem Donner gerühret, den er erbitten wollte. Von diesem Prinzen bis auf den August gab man dem Jupiter, in Ansehung des Donners, keinen andern Namen, als Elicius. Als diesem Kaiser, bey dem cantabrischen Feldzuge, einer von seinen Leuten, durch einen Donnerschlag, neben seiner Sänfte erschlagen wurde; so ermangelte er nicht, so bald er wieder nach Rom kam, dem donnernden Jupiter zu Ehren, einen Tempel zu erbauen: die Münzen auf welchen dieser Tempel war, hatten die Aufschrift Ioui Tonanti. Er ließ auch dem Apollo zu Ehren, in einem Theile seines Palastes, der vom Donner gerührt worden, einen erbauen.

Nach dem August sieht man den donnernden Jupiter nicht eher auf den Münzen, als unter dem Hadrian: und wir können nicht errathen, bey welcher Gelegenheit er diejenige schlagen lassen, die dieses Bild führet. Wir haben auch Münzen vom Diocletian, auf welcher ein im Donnern begriffener Jupiter steht, mit der Umschrift: Ioui fulgeratori et fulguratori.

Dieser Aberglaube war unter den ersten christlichen Kaisern schwer zu vertreiben: und wir sehen daß Constantin, der ihn noch nicht recht abschaffen durfte, ein Gesetz machen müssen; nach welchem, wofern sein Palast, oder irgend ein ander Haus vom Donner gerührt würde, selbiges Gebäude durch Beyhülfe der Vogeldeuter, nach altem Gebrauche gereiniget werden sollten.

* *

VII.

Herrn M. Fromms, Rectoris des Gymnaſii zu Marienburg in Preußen, Anmerkungen über die Ueberſetzung der Ilias in deutſche Verſe, die vor einiger Zeit in dieſem Büchersaale angemeldet worden.

Ich bezeuge auf das feyerlichſte, daß ich zu tadlen niemals Luſt gehabt; jedoch weil Herr M. Müller ſeinen Verſuch einer Ueberſetzung der Ilias des Homers, einmal zur Beurtheilung der Welt vor Augen gelegt; ſo giebt er hiemit auch mir die Erlaubniß, daß ich meine Gedanken darüber eröffnen kann. Es ſind nur ſolche Stellen, die ich unterſuchen will, in welchen er ganz offenbar von dem Griechiſchen abweicht; es müßte denn ſeyn, daß die Edition, deren er ſich bedienet, von den andern ziemlich abgienge, und ihn rechtfertigte. Er hat die Worte:

Λητοῦς καὶ διὸς υἱὸς

auf der 120 Seite ſo gegeben:

Latona und ihr Sohn, den Jupiter gezeugt.

Da ſollte man meynen, daß ſo wohl Latona als ihr Sohn, der Apollo, dem Agamemnon feind geweſen; das Griechiſche aber nennet nur der Latona und des Jupiters Sohn, d. i. den Apollo ganz allein.

Homer ſagt in der 14 und 15 Zeile:

. . καὶ ἐλίσσετο πάντας ἀχαιούς,
Ατρείδα δὲ μάλιστα, δύω κοσμήτορε λαῶν.

welches dergeſtalt überſetzet iſt:

. . . Er bath die Griechen ſehr,
Er bath der Griechen Haupt, des Atreus Sohn noch mehr.

Hier redet der Herr M. nur von einem Sohne des Atreus, da doch der Dualis und das δύω die zween Söhne des Atreus, nämlich den Agamemnon und den Menelaus anzeigen.

Ferner auf der 121 S. der deutſchen Ueberſetzung:

Man glaubt, daß man das Geld zur Löſung nehmen kann.

Ich zweifele, ob das geprägte Geld, wie man wohl aus des Herrn Ueberſetzers Worten ſchließen ſollte, damals ſchon üblich geweſen ſey?

Eben daſelbſt, nach den Worten:

. . Sieht mit erzürntem Blicke,
Der Griechen Lager an, und läßt den Fluch zurücke.

hat er folgendes ausgelaſſen:

. . ἠῢν ὁ γεραιὸς
Απόλλωνι ἄνακτι, τὸν ἠυκόμος τέκε Λητώ.

Der Greis bath den König Apollo, welchen die ſchönhaarige Latona gebohren, um Rache. Ich geſtehe, daß ſolches füglich kann weggelaſſen werden, ohne dem Verſtande wehe zu thun; aber man ſündiget doch damit wider die Regeln einer getreuen Ueberſetzung.

Um

Um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, will ich bey folgenden Stellen an ſtatt des griechiſchen Textes eine proſaiſche Ueberſetzung mittheilen.

Auf der letztgedachten Seite heißt es:

Den Prieſter Chryſen ſchützſt, zu Tenedos regierſt.

und im Griechiſchen, in der 37 und 38 Zeile: der du die Stadt Chryſe, (wo der Apollo Smintheus angebethet wurde) und die hochheilige Stadt Cilla beſchützeſt, und zu Tenedos gewaltig regiereſt.

Auf der 122. S. ſo ſieht man Pferd, ꝛc. nach dem Griechiſchen, Maulefel.

Selbſt Juno ꝛc. im Gr. ſtehet noch: die Göttin mit den weißen Armen.

So ſtand Achilles auf. Das Gr. giebt ihm das Beywort: der ſchnellfüßige.

Auf der 124. Seite: wärs Agamemnon ſelbſt. Das Gr. ſetzet hinzu, welcher für den allergewaltigſten im Kriegesheere gehalten wird.

Folgende zwo Zeilen, auf der 125. S. ſind überflüßig:

Der ſeinen Zorn ſo ſtark, auf unſer Heer gewendet,
Weil man ihn ſelbſt, als Gott, in ſeinem Knecht geſchändet.

Nach den Worten: Für euch gehörte nichts. S. 126. ſteht annoch im Gr.

Denn ihr ſehet es alle, daß mein Preis anderwärts fortgeht.

Auch finde ich dieſe Zeile (eben daſelbſt) im Gr. nicht.

O rede nur das Wort dem Kalchas nicht zu ſehr.

Ich übergehe viele Stellen, wo er bey den Namen der Perſonen die Beywörter weglässt. Obſchon ſolche manchmal ohne Nachdruck geſetzet zu ſeyn ſcheinen: ſo iſt doch die Pflicht eines Ueberſetzers, nichts zu ändern. Auch will ich weiter nicht des Herrn M. Müllers Ueberſetzung mit dem Griechiſchen zuſammen halten; denn ſollte ſich ja noch etwas zu erinnren finden: ſo iſt er doch damit zu entſchuldigen, daß er unter den Deutſchen zuerſt die Bahn bricht, (die alte Ueberſetzung iſt doch wohl nicht zu rechnen?) den Homer in gereimten Verſen zu liefern. Was ich angeführet habe, ſoll nur zur Probe dienen, wie ſchwer es ſey, etwas in Reime, und dabey genau nach dem Grundtexte zu überſetzen. Ja wenn ich erwege, was für unzählige Namen der Länder, Städte, Völker und Helden, in dem Verzeichniſſe der griechiſchen Flotte, gegen das Ende des zweyten Buches der Ilias vorkommen: ſo bin ich faſt überzeugt, daß eine getreue Ueberſetzung in Reimen unmöglich ſey; oder man müſte nach der Weiſe des Abtes Resnel verfahren, welches doch Herr M. Müller bey dem Verſuch über die Critik des Herrn Pope gar nicht billiget. Uebrigens trete ich Eur. Hochedelgeb. gründlichem Urtheile und verdientem Lobſpruche, den dieſelben dem Herrn M. ertheilen, willig bey, wofern etwas an meiner Beyſtimmung gelegen iſt; und wünſche ihm Muth, Kräfte und Leben, ſein wichtiges Vorhaben bald auszuführen.

Was meine Ueberſetzung betrifft; ſo machte ich ſchon vor drey Jahren, in meinen Nebenſtunden, den An-

Anfang dazu. Ich verſuchte es zuerſt in Reimen, und verfertigte ungefähr halb ſo viel, als wir von dem Herrn M. Müller haben: allein ich fand faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten, da ich eines Theils von der griechiſchen Urſchrift nicht abweichen, und andern Theils weder dem Sylbenmaaße noch dem Reime Abbruch thun wollte. Allein ſolches nahm mir gewaltig viele Zeit weg; und da ich es nur als ein Nebenwerk vornehmen konnte: ſo würde ich, wenn ich auf ſolchen Fuß fortführe, bey Vollendung deſſelben ein Greis geworden ſeyn. Ich ließ alſo dieſe Arbeit eine zeitlang liegen, indem ich mich nicht entſchließen konnte, eine freye und abweichende Ueberſetzung zu verfertigen. Indeſſen will ich den Anfang obgedachter Arbeit in der Beylage mittheilen. Nach Verlauf einiger Wochen fiel mirs ein, das Werk auf eine andere Art, nämlich ohne Reime anzugreifen. Es ging hurtiger von ſtatten, ich konnte mich genauer an den griechiſchen Text binden, und ohne ſonderliche Verletzung des Sylbenm. auch die vielſylbigteſten Namen beybehalten. Hiemit war ich mehrentheils das zweyte Buch zu Ende gekommen: es fand ſich aber ein gewiſſer Zufall, der mich wieder aufhielt. Ich gab das erſte Buch einem hieſigen gelehrten Freunde durchzuleſen. Er ſteckte die Bogen zu ſich, und wollte ſolche im Garten durchblättern: allein unterwegens verlohr er ſie, und das machte mich ſo verdrüßlich, daß ich meine Arbeit wieder bey Seite legte. Ich fing zum drittenmal an. Jedoch ich bekam das 3. Stück des erſten Bandes von dem neuen Büchersaale der ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte zu Geſichte, und da entfiel mir vollends aller Muth, daß ich in dieſer Sache weiter keine Zeile aufgeſetzet habe. Zur Probe will ich etwas aus dem zweyten Buche, wie auch den Anfang des erſten Buches (wie ich dieſes letztere von neuem aufgeſetzet habe) beyfügen. Nunmehr lege ich die Feder nieder, und freue mich, daß ein ſolcher Gelehrter ſich an dieſe Arbeit machet, welcher derſelben vollkommen gewachſen iſt. Die Vorſtellungen einiger Freunde werden mich nicht bewegen, dieſen Vorſatz fahren zu laſſen; denn ich halte ſie für parteyiſch gegen mich.

Doch räume ich ihnen ſo viel ein, daß ich E. H. um Dero Gutachten hierüber gehorſamſt erſuche; wobey ich verſichere, daß ich demſelben ohne Ausnahme nachzuleben geſonnen bin. Ich ſchlüße mit dieſer Anmerkung, daß ich einige Geſchlechtsnamen nach der Ausſprache der Griechen, und nicht wie ſolche von den Lateinern verändert ſind, gebrauchet, auch in ſolchem Fall deren Accent beybehalten habe. Z. E. **Leto**, Λητὼ an ſtatt der Lateiner Latona; ferner: **Euch, Söhne des Atreus**, Ἀτρεΐδαι, u. d. gl. m. Die ganz bekannten aber bleiben ſo, wie ſie ſchon im Lateiniſchen und Deutſchen eingeführet ſind, damit man keine Irrungen mache. Ueberhaupt iſt die mitgetheilte Probe der reimfreyen Ueberſetzung als ein rohes Eiſen anzuſehen, welches erſt vom Amboße kömmet, und noch manchen Strich der Feile erfahren muß.

Der

Der Ilias erſtes Buch.

Den tödtlich ſchweren Zorn Achillens, des Peliden,
O Göttin, ſinge du, der Griechenlandes Frieden
Durch tauſend Schmerz geſtöhrt; der in des Pluto Reich
Der Helden Geiſt geſchickt, und ihren Leib zugleich
Dem Hund- und Vogelheer zur Nahrung liegen laſſen.
So hats dem Zevs beliebt, den Rathſchluß abzufaſſen.
Woher hat doch Atrid, der König großer Macht,
Den göttlichen Achill zum Zank und Streit gebracht?
Was für ein Gott hat ſie zur Zwietracht angeflammet?
Der Sohn des Jupiters, der von Latonen ſtammet,
War auf den König feind; daher er eine Peſt,
Die ganze Völker fraß, im Heer entſtehen läßt;
Indem Atrides ſich am Chryſes hart vergriffen,
Der Phöbus Prieſter war, und zu den ſchnellen Schiffen
Der Griechen ſich begab, die Tochter zu befreyn.
Er legt ein koſtbar Gut zu ihrer Löſung ein,
Und trug Apollens Kranz, des Meiſters in dem Schießen,
Nebſt deſſen goldnem Stab, die Griechen zu begrüßen.
Hierauf beſchwor er ſie, fürnehmlich aus der Schaar,
Des Atreus edlen Stamm, das hohe Fürſtenpaar:

Atriden, und du Volk der wohlbeſchuhten Griechen,
Die Götter, die zum Sitz den Himmel ſich verglichen,
Vergönnen, daß ihr bald des Priams Stadt verheert,
Und mit gehäuftem Glück nach Hauſe wiederkehrt.
Gebt mir die Tochter frey, und nehmt, was euch gehöret,
Wo ihr den Sohn des Zevs, den Schützen Phöbus, ehret.

Das Volk aus Griechenland fiel ſeiner Rede bey:
Daß dieſes Prieſters Wort der Achtung würdig ſey;

Zur

Zur Lösung wäre gnug, was er dazu beschieden.
Dem Agamemnon bloß, dem eifrigen Atriden,
Gefiel der Vortrag nicht; er wies ihn gröblich ab,
Wobey er ihm zugleich viel harte Worte gab:

Geh Alter, wo du nicht die holen Schiffe fliehest,
Alsbald zurücke kehrst, und irgend noch verziehest:
So nützt dir wahrlich nicht des Gottes Stab und Kranz.
Ich gebe sie nicht los, bis ihrer Schönheit Glanz
Im Alter dunkel wird. Sie soll in Argos bleiben,
Vom Vaterland entfernt, das Weben künstlich treiben,
Und um mein Bette seyn. Du suche deinen Ort,
Und reize mich nur nicht, und geh im Frieden fort.

So spricht er; und der Greis gehorcht dem Widerstande,
Und fürchtet sich, und schweigt, und wandert längst dem Strande
Der rauschend wilden See. Er gehet seitwärts hin,
Der aufgebrachte Greis, und flucht in seinem Sinn,
Und ruft den Phöbus an (den Sohn von der Latonen,
Die mit den Haaren prangt, die Griechen nicht zu schonen.)

Gott! höre mich, der du den Silberbogen führst,
Zu Chryse mächtig bist, in Tenedos regierst;
O Smintheus, dessen Dienst zu Zilla prächtig glänzet!
War dir es irgend lieb, wenn ich dein Haus bekränzet,
War dir es angenehm, wenn ich von Zieg und Rind
Ein fettes Hüftenstück zum Opfer angezündt;
So stille meinen Wunsch! Gieb deine scharfen Pfeile
Für meiner Thränen Strom den Danaern zum Theile ꝛc.

Reins

Reimfreye Ueberſetzung.

Den tödtlich ſchweren Zorn Achillens, des Peliden,
O Göttinn, ſinge du, die Wuth, die tauſend Schmerzen
Den Griechen auferlegt, und vieler Helden Seelen
Dem Pluto zugeſchickt; ſie aber zum zerfleiſchen
Den Hunden und dem Heer der Vögel hingeworfen.
So ward, o Jupiter, dein Rathſchluß ausgeführet;
Seitdem Atrides ſich, der König tapfrer Leute,
Dem göttlichen Achill im Zank entgegen ſetzte.
Wer von den Göttern hat den Streit und Zwiſt verhangen?
Der Sohn des Jupiters, den ihm Leto gebohren.
Es war Apollo ſelbſt, der auf den König zürnte,
Und eine ſchlimme Peſt im Kriegesheer erregte,
Die ganze Völker fraß; indem Atrid den Chryſes,
Den Prieſter, ſehr beſchimpft, der zu den ſchnellen Schiffen
Der Griechen ſich begab, die Tochter zu befreyen,
Und ein unendlich Gut zur Löſung mit ſich brachte.
Er trug in ſeiner Hand die Krone des Apollo,
Der in die Ferne ſchießt, nebſt deſſen goldnem Zepter;
Und bath die Griechenſchaar, vornämlich die Atriden,
Die zween Könige und Fürſten vieler Völker:
Euch, Söhne des Atreus, und euch, ihr andern Griechen,
Die ihr geſtiefelt geht, euch wünſch ich von den Göttern,
Die ihre Wohnungen auf dem Olympus haben,
Daß ihr in kurzer Zeit des Priams Stadt erobern,
Und glücklich euren Zug nach Hauſe nehmen möget;
Doch gebt die Tochter los; empfangt den Werth der Löſung,
Wo ihr den Sohn des Zevs, den Schützen Phöbus, ehret.

Sogleich erhielt er auch den Beyfall aller Griechen:
Wir müssen, riefen sie, aus Ehrfurcht für den Priester,
Solch kostbar Lösegut aus seinen Händen nehmen.
Allein dem Sohn Atreus, dem harten Agamemnon,
Gefiel der Vortrag nicht; er wies ihn grob zurücke,
Und fuhr ihn heftig an, indem er also drohte:

Geh, Alter, sind ich dich bey unsern holen Schiffen;
Verziehst du länger hier; kömmst du noch einmal wieder:
So nützt dir, wahrlich, nicht des Gottes Kron und Zepter.
Ich gebe sie nicht los, bis sie das Alter drücket.
In Argos, meiner Stadt, soll sie das Wirken treiben,
Vom Vaterland entfernt, und für mein Bette sorgen.
Fort, reize mich nur nicht, und geh im Frieden heim.

So spricht er, und der Greis gehorcht dem Wort mit Zittern;
Er schweigt und sucht den Strand des rauschend wilden Meers.
Doch als der Greis hernach für sich alleine wandert:
So thut er manchen Fluch, und ruft den König Phöbus,
Den die Leto gebahr, die mit den schönen Haaren:

Gott! höre mich, der du den Silberbogen führest,
Zu Chryse mächtig bist, und im gewephten Killa,
So wie zu Tenedos, bisher gewaltig herrschest,
O Smintheus, höre mich. Wo ich den werthen Tempel
Zu deinem Dienst bekränzt; wo ich von Stier und Ziegen
Die fetten Hüften dir zum Opfer angezündet:
So stille meinen Wunsch, und laß für meine Thränen
Die Griechen Straf und Noth durch deine Pfeile leiden.

So

So ſpricht und bethet er. Den leuchtenden Apollo
Bewegte ſein Gebeth, er ſtieg vom Himmelsgipfel,
Im Zorn entbrannt, herab. Der überzogne Köcher
Benebſt dem Bogen hieng von ſeinen Schultern nieder.
Die Pfeile klungen ſelbſt auf des Erzürnten Schultern,
Indem er ſich bewegt. Er glich der Nacht im Gange.
Er ſetzte ſich hernach zur Seite bey den Schiffen,
Und ſchnellte ſeinen Pfeil, ſo, daß der Silberbogen,
Ein ſchrecklich Schallen gab. Er ſchoß zuerſt die
Mäuler, (Eſel)
Und weißen Hunde durch; dann ſtürzten ſeine Waffen
Das tödtliche Geſchoß, auch ſelbſt die Menſchen nieder.
Man ſah ohn Unterlaß die Scheiterhaufen brennen.
Des Gottes Pfeile flohn neun Tage durch das Lager;
Am zehnten rief Achill die Völker zur Verſammlung.
Die Göttinn Juno wars, die mit den weißen Armen,
Die ihm ſein Herz gelenkt; ſie ſorgte für die Griechen,
Und konnte deren Tod nicht ohne Jammer ſehen.
Kaum war das ganze Volk auf einem Platz verſammlet:
So ſtand Achilles auf, der Held mit ſchnellen Füßen.
Atrid! ſo fieng er an: ꝛc.

Zweytes Buch.

Der andern Götter Chor, nebſt den gehelmten Rittern,
Schläft durch die ganze Nacht; nur Zevs iſt ohne
Schlummer.
Er denkt im Herzen nach, wie er Achillen ehren,
Und viele von dem Heer der Griechen tödten möge.
Dieß ſcheint, nach ſeinem Sinn, der beſte Rath zu ſeyn,
Den ſchädlich böſen Traum an den Atrid zu ſenden.
Hierauf gebeut er ihm mit flügelſchnellen Worten:

Auf

Au,! eile, böſer Traum, zur Flotte der Achäer,
Und wenn du ins Gezelt des Agamemnons kömmeſt:
So meld ihm alles wohl, wie ich es dir befehle.
Gebeut ihm, daß er gleich die langbehaarten Griechen
Auf einmal waffnen ſoll; die Stadt mit breiten Gaſſen
Der Trojer iſt jetzt ſein; der Rath der Himmelsgötter
Iſt weiter nicht getheilt, denn Juno hat ſie alle
Durch Bitten umgelenkt. Der Tod verfolgt die Trojer.

So ſprach er, und der Traum gieng, nach vernommner Rede;
Er kam im Augenblick zur Flotte der Achäer,
Und trat zu dem Atrid, den er im Zelte ſchlummern,
Mit himmelſüßem Schlaf umher beſloſſen, fande.
Zum Haupte ſtellt er ſich, dem klugen Neſtor ähnlich,
Den Agamemnon ſonſt vor allen Greiſen ehrte.
In ſolcher Bildung fieng der Traumgott an zu ſprechen:

Du ſchläfſt, Sohn des Atreus, des tapfern Pferdezwingers?
Ein Mann der rathen ſoll, dem man viel Volks vertrauet,
Der tauſend Sorgen hat, muß durch die Nacht nicht ſchlafen.
Nun höre mich geſchwind: Ich bin des Zevs Geſandter.
Zwar iſt er weit von dir, doch ſorgt er mit Erbarmen ꝛc. --

So ſprach er, und verſchwand, und ließ ihn dort alleine --
Kaum aber war Atrid vom Schlafen aufgeſtanden,
Als ihm das Götterwort gleich in Gedanken ſchwebte.
Er ſetzte ſich gerad, und nahm die weiche Kleidung,
Den ſchön und neuen Rock, und warf darum den Mantel;

An

An ſeinen fetten Fuß ſchnürt er die guten Schuhe;
Das ſilberreiche Schwert hieng von den breiten Schultern.
Er nahm des Vaters Spieß, das nie verdorbne Zepter,
So gieng er zu dem Heer der erzbekleidten Griechen.
Aurorens Gottheit ſtieg nunmehr zum großen Himmel,
Den Göttern, wie dem Zevs, das Tageslicht zu melden.
Doch er befahl hierauf den lauten Heroldsbothen,
Die tapfern Danaer zum Rathſchlag zu verſammlen - - -
- - - Da lief das Volk zuſammen. (86-100)
Gleichwie ſo mancher Schwarm unzählig vieler Bienen
Mit immerfriſchem Zug aus holen Klüften dringet,
Und, dichten Trauben gleich, auf Frühlingsblumen flieget,
Da dort ein Haufen fliegt, und hier ein andrer ſchwärmet:
So dicht und häufig drang der Völker große Menge,
Aus Schiffen und Gezelt, am weitgeſtreckten Ufer,
Sich zur Verſammlung hin. Hier glänzte das Gerüchte,
Der Bothe Jupiters, und trieb ſie hinzugehen.
Welch ein Zuſammenlauf! Man hört ein groß Geräuſche.
Die Erde ſeufzet ſelbſt, da, wo die Völker ſitzen.
Der Lärm iſt allgemein. Jedoch neun Heroldsbothen
Beriefen ſie recht laut, daß ſie mit tiefem Schweigen
Die hohen Könige geruhig hören ſollten.
Flugs ſetzte ſich das Volk, das auf den langen Bänken
Sich vom Geſchrey enthielt. Der Feldherr Agamemnon

Trat mit dem Zepter auf, (das sonst Vulkan geschmiedet.
Vulkan verschenkt es erst an Zevs, den ewgen König;
Zevs gabs dem Bothen hin, dem schlauen Argustödter;
Merkur, der König, gabs dem Pelops, dem Bereuter;
Und Pelops schenkt es drauf Atreus, dem Völkerhirten;
Vom sterbenden Atreus erbt es Thyest, der Reiche;
Und Agamemnon hat es vom Thyest erhalten.
Er trägt es, und beherrscht ganz Argos nebst den Inseln.)
Auf dieses lehnt er sich, und sprach mit schnellen Worten:
O Freunde, Danaer, ihr Helden, Mavors Diener, - -

Beschreibung einer Mahlzeit, nach dem Opfer.

Man zog das Thier zurück, man stach und streift es ab; (422-431.)
Die Hüfte ward zerhaun, und mit dem Netz bedecket,
Und, zwiefach abgetheilt, das rohe Fleisch geleget,
Und das verbrannten sie mit kleingespaltnem Holze,
Das Eingeweide ward zum Feuer hingehalten,
Das Schulterblatt verbrannt; man aß das Eingeweide.
Das andre ward zerstückt, und an ein Spieß gesteckt.
Man briet es nach der Kunst, und zog es von dem Feuer.
Nachdem man ausgeruht, und alles aufgetischet:
So hielten sie das Mahl, und wurden wohl gesättigt. - -

VIII. Ur-

* *

VIII.

Urſprung der Fabel von den Centauren, nebſt einer kurzen Hiſtorie derſelben *.

In einer Abhandlung, die der Abt Banier im 1713. Jahre der Akademie von dem Irion vorlas, findet man einen ziemlich richtigen Auszug der Geſchichte von den Centauren, ſeit ihrem Urſprunge, bis auf die Zeit da ſie aus Griechenland verjagt wurden. Der Hauptinhalt davon iſt dieſer.

Nachdem der Verfaſſer dasjenige widerlegt hat, was die alten und neuern Mythologiſten ** im Abſehen auf die Centauren geſaget haben; ſo kömmt er auf ſeine eigene Meynung, und erkläret drey Hauptumſtände dieſer Fabel. Erſtlich was dieſe Centauren geweſen, und woher ſie den Namen bekommen; zum andern, warum man ſie als Ungeheuer betrachtet, die zweyerley Natur hätten; und endlich drittens, warum man ſie für Irions, eines theſſaliſchen Königes Söhne, ausgegeben.

Zuvörderſt ſagt er, erhellet ganz deutlich aus Diodors, Virgils, Plinii, Servii und vieler andern Schriftſteller Zeugniſſen, daß die Theſſa-

* Siehe Hiſt. des l'Acad. des Inſcript. et belles Lettres. Tom. II. p. 26. ſeqq.

** Palephatus, Tzetzes.

lier, als Nachbarn des Fluſſes Peneus, die erſten geweſen, welche ſich befliſſen, Pferde zu zähmen, um ſich deren anſtatt der Wagen zu bedienen; deren Gebrauch Erichthonius unter den Griechen eingeführet hatte:

Frena Pelethronii Lapithae, gyroſque dedere
Impoſiti dorſo, atque equitem docuere ſub armis
Inſultare ſolo, et greſſus glomerare ſuperbos *.

Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß man einen jeden ſolchen Theſſalier den Zunamen Ἱππεὺς Reiter, zugegeben, wie man dem Neptun ** gethan: weil er mit ſeinem Dreyzacke das erſte Pferd aus der Erde hervorgebracht; dem Bellerophon, den man Ἱpponous nennete, weil er ſich des Pegaſus bedienet; und dem Perſeus, deſſen Namen von Paras herkömmt, welches Wort im Hebräiſchen ein Reiter heißt.

Damit nun dieſe theſſaliſchen Reiter ſtärker und geſchickter werden möchten, ſo ergaben ſie ſich einer gewiſſen Uebung, bey welcher ſie mit Stieren kämpften, die ſie mit ihren Wurfſpießen durchbohrten, oder bey den Hörnern faßten und ſo zu Boden warfen. Plinius und Sueton lehren uns nicht nur dieſen Umſtand, ſondern verſichern auch noch, daß die Kaiſer Claudius und Nero, nach Julius Cäſars Beyſpiele, in Italien, den Gebrauch dieſer Art zu kämpfen in denen öffentlichen Spie-

* Virg. Georg. l. 3. Siehe auch den Servius.
** Virg. loc. cit.

Spielen, die ſie dem Volke anſtelleten, eingeführet. Theſſalorum gentis iuuentum equo iuxta quadrupedante, cornu intorta ceruice, tauros necare; primus id ſpectaculum dedit Romae Caeſar Dictator. *Plinius.*

Man ſetzte alſo unfehlbar, wenn man von dieſen Reitern redete, hinzu, daß ſie Stierſtecher wären, und machte aus den dreyen Wörtern, Ἵππειος, κεντος, ταῦρος, den Namen Hippocentaur. Da ſie ſich nun in der Folge durch ihre Räubereyen furchtbar machten, ſo ſah man ſie als Ungeheuer an, und nannte ſie Hippocentauren, oder Centauren. Es fällt gar nicht ſchwer zu begreifen, warum die Dichter, welche die Pomeranzen für goldne Aepfel, die Schäferinnen für Nymphen, und die ſegelnden Schiffe, für fliegende Drachen, ausgegeben, auch dieſe Reiter, in der Folge, als Ungeheuer vorgeſtellet haben, die halb Menſch, halb Pferd wären.

Suchet man aber nunmehr die Urſache, warum man geſaget, ſie wären Söhne einer Wolke, ſo kann man, ohne den Palephatus zu Hülfe zu rufen: welcher will, daß dieſer Umſtand der Fabel daher gekommen; weil die Theſſalier mehrentheils aus einem Dorfe geweſen, welches Nephelea geheißen, deſſen Name ſo viel als Nebel oder Wolke heißt: nur ſagen, und mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit glauben, daß die Unordnungen, die ſie angerichtet, veranlaſſet haben, daß man ſie in der alten Sprache der Nachkommen des Cadmus, Nephelim, das iſt, Rieſen, genennet. Und dieſe

zwo Bedeutungen, die mit dem Hebräiſchen übereinkommen, ſchicken ſich auch ſehr gut für den Character der Centauren, welche in Theſſalien gewaltige Verwüſtungen anrichteten, und die man für Rieſen anſah. Die Griechen, welche in den alten Nachrichten dieſen Ausdruck fanden, und ſahen, daß er dem Worte Nephelens ähnlich kam, welches in ihrer Sprache eine **Wolke** heißt, erfanden daher die Fabel von dem Umgange des **Irions**: indem es unter der Regierung dieſes Prinzen, ja gar auf ſeinen Befehl geſchehen, daß die **Theſſalier** angefangen Pferde zu zähmen; daher man ſie für ſeine Kinder, in eben dem Verſtande ausgab, als nach dem **Pindar**, die **Stürme**, Kinder der **Wolken**, νεφέλων Παῖδες ſind. Siehe den **Apollodor**, **Strabo**, **Diodor**, **Ovid** u. a. m.

Weil die meiſten von dieſen Reitern, wenn wir dem **Diodor** (im 4. B.) glauben wollen, Anverwandte des theſſaliſchen Königes geweſen; ſo wollten ſie auch Antheil an der Thronfolge haben: und da ſich **Pyrithous** weigerte, mit ihnen das Theilungsrecht einzugehen, ſo kündigten ſie ihm den Krieg an. Nach einigen Feindſeligkeiten von beyden Theilen, ließ ſich der junge Prinz in einen Vergleich mit ihnen ein, und machte einen Frieden, der aber nicht lange daurete. Als er ſie nun zu ſeiner Hochzeit einlud, wurden ſie eins, die **Hippodamia**, ſeine Braut, und das andere Frauenzimmer, welches bey dieſem Feſte zugegen war, zu entführen *. **Herkules**, **Theſeus** und die andern **Lapithen** rächeten des **Pyrithous**

* Heſiodus, Ovidius.

thons Ehre, würgeten viele Centauren * und nachdem sie dieselben gänzlich aus Thessalien verjaget, zwungen sie sie, sich in den arkadischen Gebürgen zu verstecken. Ihr wilder und frecher Character aber erlaubte ihnen nicht, daselbst im Frieden zu wohnen: daher thaten sie viele Züge in die Gegenden des Berges Pholoe **. Als Herkules den erymanthischen Eber auf der Jagd verfolgete, so herbergte er im Vorbeygehen bey dem Centaur Pholus, der ihn sehr wohl aufnahm: als aber die andern Centauren ihm einige Schmach anthaten, so tödtete dieser Held ihrer viele mit Pfeilen, und die andern retteten sich durch die Flucht. Herkules der sich damals vorsetzte, dieß Geschlecht gänzlich zu vertilgen, verfolgte sie: und ob sie gleich auf guten Pferden saßen, so überwand er sie doch in einem mit Wäldern und Bergen durchschnittenen Lande; allwo sie eine sichere Zuflucht bey dem Chiron dem weisesten Centauren, der des Herkules Hofmeister gewesen war, zu finden glaubten. Allein es war umsonst: Herkules griff sie von neuem an, ohne jedoch im Sinne zu haben, den Chiron zugleich in ihr Verderben zu ziehen. Gleichwohl wurde er von einem Pfeile am Knie beschädiget, und ob er schon ein vortrefflicher Arzt war, so konnte er doch nie von einer Wunde genesen, die das Gift der herkulischen Pfeile tödtlich gemacht hatte. Dieser Held, den der Tod seines weisen Lehrmeisters schmerzte, metzelte den ganzen Rest der Centauren nieder, und schonte keinen, der ihm in die Hände gerieth. Diejenigen, welche

* Homer, Strabo, Dieder ꝛc. ** Apollodor.

dem Blutbade entweichen konnten, verbargen ſich in den Hölen des maleiſchen Vorgebürges: allwo Neptun ſie, wie Apollodor ſagt, in Schuß nahm; das heißt, ſie giengen zu Schiffe, um eine andere Zuflucht zu ſuchen. Es gab einige, wenn wir dem Antimachus glauben, (welchen alten Schriftſteller Noel le Comte anführet,) die ſich auf die Sireneninſel retteten; das heißt, in denjenigen Theil von Italien, wo dieſe kleinen Königinnen regierten, und daſelbſt kamen ſie durch die Bezauberungen der Wolluſt um *. Als Herkules wieder durch Arkadien zog, ſah er den Centauren Pholus erblaſſen, und begrub ihn in demjenigen Berge, den man nach dieſem Pholoe genennet hat. Dieß Grabmahl iſt, wenn wir dem Diodor trauen, dauerhafter geweſen, als diejenigen ſind, die man in wälſchen Marmor gräbt. Der berühmte Centaur Neſſus, der ſich in die Gegenden des Fluſſes Evena begeben, ward endlich auch getödtet, da er die Dejanira rauben wollen.

So kamen denn durch Herkuls, des Theſeus, Pyrithous und der andern Lapithen Thaten, dieſe erſten theſſaliſchen Reiter um; dieſes wilde und ungezähmte Volk, wie Strabo es im 9. Buche nennet, das durch ſeinen Hochmuth, und einigen glücklichen Erfolg, ſo unverſchämt geworden war.

* Servius.

* *

VIIII.

Neue hieher gehörige Sachen.

1.

Bibliotheca Rinckiana ſeu Supellex Librorum tam impreſſorum, quam MStorum, quos per omnia ſcientiarum genera collegit, Vir quondam Illuſtris, Dominus Eucharius Gottlieb Rinck, IC. Haereditarius in Stöteritz, S. Caeſ. M. Conſil. Acad. Nor. Sen. et Antec. primar. Cum praefatione Adami Frider. Glaſey, ICti, accedit Index locupletiſſ. Lipſ. apud Vid. B. Caſp. Fritſchii. Gegenwärtiges Bücherverzeichniß muß nicht mit den ordentlichen und gemeinen Auctions-Catalogis vermiſchet werden. Eben ſo wohl, als die Kenner einer Menkiſchen, Gundlingiſchen, Gribneriſchen, Ludewigiſchen u. a. dergleichen großer und anſehnlicher Bücherſammlungen Verzeichniſſe in beſonderm Werthe halten, muß auch dieſes rinkiſche Bücherverzeichniß hochgeſchätzet werden. Es pranget nicht allein faſt durchgehends mit den auserleſenſten Werken, und ſehr vielen ſeltnen Stücken, deren Kenntniß ſchon eine Art der Gelehrſamkeit ausmachet; ſondern iſt auch der Zahl nach ſehr merkwürdig, indem es ſich auf die drey Alphabeth in groß 8. beläuft. Hierzu kömmt die gelehrte Vorrede des berühmten Herrn Hofrath Glaſeys, und eine große Anzahl wichtiger Anmerkungen, die derſelbe bey ſehr vielen Büchern, von ihrem beſondern Werthe, be-

ſten Auflagen, und andern Seltenheiten, beygefüget hat. Endlich iſt auch die treffliche ſyſtematiſche Ordnung höchſtens zu loben, die in dem ganzen Werke herrſchet, und dadurch man gleichſam in den Stand geſetzt wird, das weitläuftige Feld der Bücherhiſtorie in allen ſeinen Theilen zu überſehen. Die Liebhaber der gelehrten Geſchichte, und ſonderlich die Bücherfreunde können dieſes Werk gar nicht entbehren: zumal, da daſſelbe in der Vorrede die ganze Sammlung für 20000 rheinliſche Gulden zu Kaufe ſtellet. Wenn ſie in ſechs Monathen, ſo ganz, keinen Liebhaber finden ſollte, ſo ſollen vom 1ſten Septembr des 1747 Jahres an, alle darinn befindliche Werke um einen billigen Preis einzeln überlaſſen werden.

II. Io. Matthiae Gesneri nouus Linguae Latinae Thesaurus Tomus I. von A. bis C. Nunmehr erſcheint wirklich von des berühmten Herrn Prof. Gesners vortrefflichem lateiniſchen Sprachſchatze der erſte Band. Man kann ohne Vergrößerung ſagen, daß ungeachtet der vortheilhaften Meynung, die ein jeder auf den bloßen Ruhm und Namen des Herrn Verfaſſers, von dieſem Werke ſchon zum voraus gehabt, dennoch der Augenſchein die Hoffnung weit übertrifft. Es iſt dieſes Werk mit unſäglichem Fleiße und unbeſchreiblicher Mühe geſammlet; wie man leicht denken kann, wenn man erwegen will, daß die drey erſten Buchſtaben des Alphabeths ſich in einem großen Folio Formate mit dergleichen kleiner Schrift, davon 105 Zeilen auf eine Seite gehen, ſieben Alphabethe anfüllen. Man kann faſt mit einer völligen

Zu-

Zuversicht glauben, daß nicht so leicht ein Wort, oder eine Art zu reden, bey den alten lateinischen Schriftstellern vorkommen wird, die nicht in diesem Werke unter dem gehörigen Titel anzutreffen wären. Nächste Michaelmesse werden die beyden folgenden Theile unfehlbar geliefert werden, und in Jahres frist wird der vierte und letzte erscheinen. Von dem Drucke und Papiere darf man nichts mehr sagen, als daß dieser Thesaurus in der Breitkopfischen Druckerey ausgefertiget worden, und in der lateinischen Sprache an Sauberkeit und Schönheit dem deutschen Bayliſchen Wörterbuche nichts nachgiebt. Wenn alles fertig seyn wird, werden wir ausführlicher davon handeln.

III. Philosophische Gedanken über die Menschen im Stande der Unschuld, entworfen von M. Joh. Wilhelm Schaubert. Nürnberg und Leipzig 1746. 8. 18 Bogen. Dieses Werkchen ist nach aller Kenner Urtheile sehr wohl geschrieben. Eine gute philosophische Einsicht in die Natur des Menschen, eine gründliche Art zu denken und zu schließen, werden durch eine große Bescheidenheit im Urtheilen, und durch viele Behutsamkeit gegen die geoffenbarte Religion unterstützet, so daß auch die Herren Schriftgelehrten nicht viel gegen den Herrn Verfasser werden zu sagen haben. Auch die Schreibart ist so rein und schön zu nennen, als man sie in dergleichen philosophischen Materien nur verlangen kann.

IV. Analecta de Burgwardiis Saxonicis etc. Auctore Christiano Sehöttgenio Rectore Dresd. 2. Bogen in 4. Dieses ist eine Einladungsschrift, wo-

womit der gelehrte Herr Rector Schöttgen zu einer oratoriſchen Uebung den 11. März eingeladen hat. Wer deſſelben Kenntniß in der alten, beſonders deutſchen Hiſtorie kennet, der wird ſich leicht die Rechnung machen, daß er auch in dieſer kleinen Schrift etwas beſonders werde geleiſtet haben. Es wäre daher zu wünſchen, daß uns der Herr Verfaſſer eine ganze Sammlung ſolcher ſeiner kleinen Schriften ans Licht ſtellen möchte.

V. Ein Schäferſpiel ohne Liebe von J. W. Telpken Braunſchw. 1747. 4. Man fängt es an zu merken, daß Braunſchweig ein Siß der Muſen geworden. Dieſes Schäferſpiel iſt keine ſchlechte Probe, von der daſelbſt blühenden deutſchen Dichtkunſt: und ungeachtet, der Titel nicht allerdings erfüllet worden, indem doch wirklich Liebe genug darinn vorkömmt, wenigſtens ſo viel als in der ungleichen Heirath: ſo kann man es doch nicht verachten, indem es viel Gutes in ſich hält, das ſich ſonderlich in der Vorſtellung gut ausnehmen dürfte.

VI. Der Sieg der Schauſpielkunſt, ein Vorſpiel. Braunſchw. 1747. 4. Auch dieſes iſt ein auf der ſchönemanniſchen Schaubühne zu Braunſchweig unlängſt aufgeführtes Stück, welches geleſen zu werden verdient. Es rühmt ſonderlich den gnädigen Schuß und Beyfall des Durchl. Herzogs daſelbſt, den die deutſche theatraliſche Dichtkunſt ſeit einiger Zeit erfahren hat. Dieſe iſt dieſem hohen Hauſe ſeit Anton Ulrichs Zeiten, ja faſt ſeit hundert Jahren her erblich geweſen, und man hat Urſache zu hoffen, daß unter einer ſo gnädigen Beſchirmung

auch

auch die an vielen deutſchen Höfen, ſo verachtete deutſche Thalia und Melpomene ihr Haupt erheben, und unſerm Vaterlande Ehre machen wird. Von der geſchickten Feder des Herrn Verfaſſers, haben wir nächſtens ein urſprünglich deutſches Trauerſpiel zu hoffen.

VII. Zu Königsberg in Preußen iſt eine deutſche Ueberſetzung der ſämmtlichen Lobreden Fleſchiers unter der Preſſe, die von der daſigen königlichen deutſchen Geſellſchaft beſorget und ans Licht geſtellet wird. Man hat aus den bisherigen Proben einiger Ueberſetzungen von derſelben, als der Rede auf den Cardinal Fleury, und einem Stücke aus dem St. Evremond, Urſache zu hoffen, daß wir was ſchönes zu ſehen bekommen werden, wenn dieſe Reden ans Licht treten werden.

Uebrigens ſind in dem verfloſſenen 1746 Jahre folgende Schriften auf daſiger Univerſität zum Vorſcheine gekommen.

Aus der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften.

In der königl. deutſchen Geſellſchaft hat Herr

1. Prof. Flottwell am Friedensfeſte den Frieden, als den herrlichſten Triumph eines Monarchen, den 24 Jan. abgehandelt, auf 2 Bogen.

2. Eben derſelbe hielt den 15 Febr. an dem 200 jährigen Sterbetage D. Luthers, eine Lobrede. 2 B.

3. Den 21 Nov. erneuerte die Geſellſchaft das Andenken ihres Einweihungstages durch ein Gedicht

dicht des Herrn Past. Volkmar, aus dem Riesengebirge, unter dem Titel: Friedrich der große, der weise, der gnädige, der glorreiche Stifter der deutschen Gesellschaft. 2 Bog. Selbiges wurde in Gegenwart des Protectoris und der ganzen öffentlichen Versammlung abgelesen, und nach einer kurzen Dankrede des Directors Pr. Flottw. an den Herrn Protector und Präsidenten, gefiel es des Herrn Präsidenten Hochwürden auf nächstes Jahr folgende Themata den Mitgliedern zur Ausarbeitung zu überliefern:

1. Die Vortrefflichkeit der Morale der Chineser.
2. Der Vorzug der Sittenlehre der Christen, vor der Morale der Chineser.

Den 19 August disputirte M. George David Kypke, pro recept. in facult. philos. de Libro Rabbinico, Orchar Iaddikim. 2 Bog.

Den 15 Aug. disput. derselbe pro Loco Prof. LL. Or. Extraord. de Codice MS. qui Psalterium Syriacum et Arabicum et alia nonnulla continet. 2 Bogen.

Imgleichen ward fertig

D. Arnolds zweyter Theil der Historie der Königsbergischen Universität, in groß 8. und

Das erleuchtete Preußen, worinn die Illumination wegen der bey dem Schlusse des 1745 Jahres von Sr. Kön. Maj. in Preußen, nach glorreichen Siegen gestifteten glücklichen Friedens, wie sie in

Kö-

Königsberg und einigen preußischen Städten zu sehen gewesen, beschrieben worden. Königsb. groß 8. 1 Alph. 1746.

Auch erschien noch im Drucke ein Sendschreiben vom Herrn Prof. Flottwell: an den Präsidenten der Rußischkaiserl. Akademie der Wissenschaften, Grafen Rasumovsky. 2 Bog. 4.

Numophylacium Lysiauum. 5½ Bog. 8.

Der Redliche, eine Wochenschrift, von 52 Stücken, ist vollkommen fertig.

Theologica.

D. Quandts Progr. Pentecostale, de Saeculo Spiritus S. 2 Bog.

D. Arnolds Progr. Paschale de Odio vitae propriae. 1½ Bogen.

D. Langhansens Progr. natalitium in historiam festi Natiuitatis antiquam. 1½ Bog.

D. Theodor Christoph Lilienthal disp. de natura diuina, cuius participes fiunt fideles. 2 Pet. I, 4. 4 Bogen.

Imgleichen hat der Oberhofprediger und Generalsuperintendent Herr D. Quandt, von seiner deutschen Handbibel die 4te Auflage ans Licht gestellt, in groß 8. impl.

Herr Fresenius hat eine vorläufige Antwort, an die zur herrenhuthischen Gemeine gehenden Brüder, herausgegeben; und

Herr Prof. Lilienthal, Worte zu seiner Zeit in schriftmäßigen Reden, ans Licht gestellet.

Iuri-

Iuridica.

D. Georg Theodor Schinemann, disputirte de Die Saxonico in foris Prussicis. 5 Bog.

D. Melhorn vertheidigte Theses iurid. 1 Bog.

Idem disputirte de principio Iuris naturalis vnico vero et adaequato. 3 Bog.

Medica.

D. Adam Ludwig Suchland disputirte de adminiculis, sanguinis versus cor recurrentis, in machina humana. 2 Bogen. Imgleichen kam heraus

D. Christoph Gottlieb Büttners anatomischer Beweis, daß ein Kind mit dem aus der Brust gewachsenen, und heraushängenden Herzen, und fehlenden Herzbeutel, sowohl in Mutterleibe wachsen, zunehmen, und sowohl vollkommen, als lebendig gebohren werden, und nach der Geburt noch einige Zeit leben könne. 2 Bogen. Endlich hat

Ernst Gottfried Kurella, das Leben der Menschen philosophisch und medicinisch betrachtet. 2 B.

Wovon uns itzo die Nachrichten noch fehlen, das wollen wir nächstens nachholen, wenn man uns den Stoff dazu aus Königsberg gütigst ertheilen will.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des IV. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat April, 1747.

I.

Les Principales Avantures de l'admirable Don Quichote, repreſentées en Figures par Coypel, Picart le Romain, et autres habiles Maitres, avec les Explications des XXXI Planches de cette magnifique Collection, tirées de l'original Eſpagnol de Miguel de Cervantes. à la Haye chez Pierre de Hondt 1746.

D. i.

Die vornehmſten Abentheuer des wunderwürdigen Don Quiſchote, in Kupferſtichen von Coypeln, Picarten, u. a. geſchickten Künſtlern vorgeſtellet, nebſt den Erklärungen der 31. Figuren, die aus der ſpaniſchen Urſchrift Michaels von Cervantes gezogen ſind. ꝛc.

Das vortreffliche Ritter- und Heldenbuch, von den Thaten des Don Quiſchote, iſt ſeit hundert und mehr Jahren die Beluſtigung und das Vergnügen aller mit einem feinen Geſchmacke begabten Leute geweſen. Man könnte ein großes Regiſter von allen denen machen, die

es in Schriften um die Wette erhoben haben. Allein wenn wir den einzigen St. Evremond nennen, deſſen feiner Geſchmack aus ſeinen eigenen Werken ſattſam bekannt iſt, und der alles geleſen hatte, was von den Alten und Neuern in der ſinnreichen Art geſchrieben worden; gleichwohl aber die Begebenheiten oder Abentheuer des Don Quiſchote, allen ſolchen Fabeln weit vorzog: ſo haben wir einen Zeugen von dem größten Gewichte für uns, und können aller übrigen Zeugniſſe entbehren.

Es iſt bekannt, daß in den Zeiten der dunkeln Jahrhunderte, die Creuzzüge nach dem gelobten Lande eine Art von poetiſchen Fabeln veranlaſſet, die gleichſam Stiefbrüder der epiſchen Gedichte abgeben konnten. Welches der erſte Dichter der damaligen Zeit, geweſen, der ein ſolches Gedicht unternommen, iſt ſchwer zu ſagen: doch ſollten wir faſt auf die Gedanken kommen, daß er ein Deutſcher geweſen ſeyn müſſe. Der Held, den dieſer ſich zu preiſen unternommen, iſt noch älter, als die Creuzzüge, nämlich der große Carl, und ſeiner Schweſter Sohn Roland. Dieſer beyden Helden Thaten, ſonderlich in dem ſpaniſchen Feldzuge, ſind den alten deutſchen Dichtern des XI. und XII. Jahrhunderts ſo merkwürdig vorgekommen, daß ſie dieſelben ihres Lobes werth geſchätzet, und ſie faſt um die Wette geprieſen haben. In dem ſchilteriſchen Schatze deutſcher Alterthümer ſtehen zwey alte Gedichte auf dieſen Feldzug Carls des Großen, davon das letzte, dem etwas im Anfange fehlet, das älteſte; das erſtere aber, welches völlig da ſteht, es

was neuer iſt. Dieſes leztere wird einem gewiſſen Stricker zugeſchrieben; der es aber nicht verfertiget, ſondern nur erneuert, und mit Zuſäzen vermehret hat: wie aus dem auf der wieneriſchen Bibliothek befindlichen Manuſcripte erhellet. Auf unſrer königlichen dresdeniſchen Bibliothek aber, iſt eine Abſchrift vorhanden, die nicht durch Strickers Hände gegangen iſt, ſondern die wahre Lesart, des erſten ältern Dichters liefert; weswegen ſie ungleich höher zu ſchäzen iſt, als derjenige Text, den uns Schilter im Drucke geliefert hat. Wir wollen dieſe treffliche Seltenheit des königlichen dresdeniſchen Bücherſchazes bey andrer Gelegenheit ausführlicher beſchreiben, und ihr Alter bis ins XI. Jahrhundert feſtſezen, da noch an keine Kreuzzüge zu denken war.

Doch bey den Kreuzzügen ſelbſt, wurden die abentheuerlichen Erzählungen erſt recht gewöhnlich. Denn obgleich auch der Kaiſer Ottnit, Hug Dietrich und Wolf Dietrich, die Ritter von der Tafelrunde, der König Artus aus England, die zwölf Pairs von Frankreich; der Ritter Triſtrant, Herzog Friedrich von Schwaben, der hörnene Siegfried, der Ritter Pontus, u. a. m. in ſolchen Ritterbüchern beſungen worden: ſo geſchah doch ſolches wohl nicht eher, als da ſchon unzählige andre, auf die Kreuzzüge verfertiget ſeyn mochten; darunter die von Gamuret und Parciſall auch gerechnet werden können, die ein alter deutſcher Dichter, Wolfram von Eſchenbach, aus einem Provenzalpoeten ins Deutſche gebracht hat. Dieſer Geſchmack nun, erdichtete und ungeheure Abentheuer

zu ſchreiben, gerieth auch unter die proſaiſchen Scribenten. Auf einen Amadis von Frankreich folgten eine unzählige Menge, franzöſiſcher und ſpaniſcher Ritterbücher, die das Wunderbare auf einen ſo hohen Grad trieben, daß es endlich unvernünftig und lächerlich ward. Jeder Schwärmer ſetzte neue Träumereyen von Rieſen, Zauberern, verwünſchten Schlöſſern, verzauberten Prinzeſſinnen, Drachen, Zwergen, Ungeheuern und anderm ſolchen unwahrſcheinlichen Zeuge hinzu: und da eine unwiſſende Zeit es ihnen an einfältigen Leſern nicht fehlen ließ; ſo war des ungereimten Zeuges gar kein Ende zu finden.

Der einzige Michael von Cervantes hatte das Herz, wider eine ſolche Raſerey der Schriftſteller und Leſer ſeiner Zeiten, ſich aufzulehnen. In Spanien muß dieſelbe, allem Anſehen nach, auf einen ſehr merklichen Grad der Höhe gediehen geweſen ſeyn: wie man ſchließen kann, wenn man auf die Menge ſpaniſcher Ritterbücher Achtung giebt, die der Geiſtliche und Balbier, aus der Bibliothek des Junkers, zum Feuer verdammet haben. Er erwählte aber einen ganz neuen Weg, ſeinen Landesleuten dieſe Art von Fabeln lächerlich und ekelhaft zu machen. Er ſchrieb ſelbſt ein ſolches Ritterbuch, welches aber einen Dorfjunker vorſtellte, der aus dem Leſen vieler ſolcher Abentheuer zum Narren geworden war: und in dieſem ſchenkte er allen ſolchen Scribenten keine Art von Abentheuern, die er nicht zum Geſpötte gemachet, und in ihrer natürlichen Geſtalt dargeſtellet hätte. Ja da er ſeinen phanta-

ſti-

stischen Ritter endlich auch klug werden, und alle begangene Thorheiten verlachen ließ: so ergriff er vollends das sicherste Mittel seinen Lesern die Augen aufzuthun, und alle Schriften von diesem Gelichter ihnen auf ewig aus den Händen zu bringen.

Diesen Zweck nun, hat er nicht nur bey seiner Nation, sondern in ganz Europa glücklich erreichet. Sein Ritterbuch ist das letzte von der Art gewesen, welches geschrieben worden: da kurz vor seiner Zeit, auch selbst Tasso und Ariost noch in Versen diesen Geschmack unterstützet hatten. Seit dem Don Quischote aber hat sichs kein Scribent mehr unterstanden, die Natur in seinen Erdichtungen so sehr zu verlassen. Denn es ist dieses Buch fast in alle Sprachen übersetzet worden. Selbst in Deutschland haben wir nicht nur, bald nachdem es ans Licht getreten war, einen kleinen Auszug davon, unter dem Namen Junker Harnisch aus Flecken-land; sondern auch schon vor mehr als sechzig Jahren in Basel eine Uebersetzung bekommen. In diesem Jahrhunderte aber ist noch eine schönere hier in Leipzig ans Licht getreten. Eine englische haben wir auch in Händen, wie denn auch an holländischen, französischen, und italienischen kein Mangel ist.

Wie aber die Gedichte der Poeten auch den Malern vielfältige Gelegenheit zu geben pflegen, schöne Gemälde zu entwerfen, und darinn die Stärke ihrer Einbildungskraft zu zeigen: so ist es auch mit dem Don Quischote gegangen. Es ist fast keine Ausgabe davon ans Licht getreten, die nicht mit Figuren versehen wäre. Wir besitzen eine spanische

die dergleichen zeiget, und der obgedachten engliſchen fehlt es auch nicht daran; ob ſie gleich beyde nicht zum beſten gerathen ſind. Niemand aber hat ſich wohl unter den Künſtlern mehr Mühe um den Don Quiſchote gegeben, als Coypel, ein vortrefflicher Maler in Frankreich, deſſen Gemählde wir bald näher wollen kennen lernen; wenn wir zuerſt von der Zueignungsſchrift dieſes Werkes, darinn dieſelben geliefert werden, etwas werden gedacht haben.

Es iſt dieſelbe von dem Verleger, Peter von Hondt, an ſeine Königliche Hoheit, unſern Durchlauchtigſten Prinzen Franz Xaver Auguſt, gerichtet; einen Herrn, dem itzo ſchon alle Eigenſchaften eines großen Prinzen aus den Augen leuchten. Er beſcheidet ſich zwar darinn, daß alle Augenblicke den Prinzen theuer ſind; doch da ſie auch Menſchen wären, und ihr Verſtand einige Erholung von ernſthaften Dingen nöthig hätte: ſo wäre es ſelbſt für die ihnen untergebenen Völker eine Wohlthat, wenn man bey ihren Ergetzungen ſogar das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden trachtete. Hierauf erwähnet er, daß Don Quiſchote ſeit einem Jahrhunderte die Luſt und Ergetzung aller verſtändigen, ja auch ſo gar der anſehnlichſten und ernſthafteſten Leute geweſen. Aus dieſer Urſache nun habe er Sr. Königlichen Hoheit dieſes Werk zum Zeitvertreibe gewidmet: wobey denn einige Lobſprüche auf dieſen vortrefflichen Prinzen vorkommen, die aber gewiß noch nicht den zehnten Theil des Lobes ausmachen, welches derſelbe verdienet.

In

In der Vorrede erwähnt man, daß unter allen Kupferſtichen über dieſes Buch, diejenigen das gröſte Lob davon getragen, die Coypel, zur Zeit der Minderjährigkeit Ludewigs des XV. geliefert hat. Man verſichert, er habe nichts verſäumet, ſowohl was die Regeln der Kunſt, als auch was die Sitten, Gewohnheiten, Kleidungen, und andre Gebräuche der Spanier betrifft. Er habe ſich von da her mit Fleiß Zeichnungen ſchicken laſſen, die auf der Stelle ſelbſt verfertiget worden, und nach dem eigenen Geſtändniſſe der Spanier vollkommen wohl getroffen wären. Wir loben zwar dergleichen Bemühungen deſto mehr, je gewiſſer es iſt, daß alle ſolche Kupferſtiche nur durch die Aehnlichkeit mit der Natur, allen ihren Werth erhalten. Allein wir zweifeln doch, ob ſeine Bemühungen in allen Stücken ſo glücklich geweſen; oder ob er vielmehr, bey ſich eräugenden Lücken, ſich nicht genöthiget geſehen, bisweilen auch der Einbildungskraft ein wenig gar zu ſehr freyen Lauf zu laſſen. Tadelt man nun in der Vorrede die Kupfer der prächtigen engliſchen Ausgabe dieſes Buchs, welche alles nach engliſchen Sitten vorſtellen: ſo muß man dem Herrn Coypel auch nichts ſchenken. Nur ein Exempel davon anzuführen, berufen wir uns auf das Kupfer, wo Don Quiſchote zum Ritter geſchlagen wird. Wir getrauen uns ganz ſicher zu behaupten, daß dieſes nicht nach der Natur, ſondern nach einer franzöſiſchen Phantaſie gezeichnet ſey. Die drey in einer ſchlechten Dorfſchenke vermuthlichen Bauermägde, ſehen eher adeliſchen oder gräflichen Kammermädchen

chen ähnlich, als schlechten Bauernnymphen. Ihr mit einer aufgesteckten Straußfeder gezierter Kopf; ihr zierlich aufgebundenes und zum Theil fliegendes Haar; ihre bis über die Schultern entblößten Hälse, und bloßen Brüste; ihre schmalgeschnürten Leiber, kleine Hände und Füße, artige Stellungen, und übrige Zierrathe, findet man auch an der zwanzigsten Französinn, die sich zur Erziehung junger Fräuleins brauchen läßt, nicht einmal. Die Wirthinn des Hauses hat gar Perlen um den Hals, und was dergleichen Dinge mehr sind, die alle Wahrscheinlichkeit damaliger Zeiten, und eines schlechten Dorfes übertreffen. Es würden sich auch andere solche Anmerkungen, zumal bey der Hochzeit des Gamasche, und denen dabey angestellten Schäfertänzen, machen lassen, wenn dieses unser Werk wäre. Es kann doch aber nicht schaden, wenn man an den Zeichnern solcher Geschichte oder Gedichte dasjenige anmerket, was der Natur und Wahrheit zuwiderläuft. Denn die schönste Zeichnung ist in den Augen der Kenner nicht schön; wenn nicht die Wahrscheinlichkeit ihr Siegel darauf gedrückt hat. Die spanische Ausgabe des Don Quischote, die wir in Händen haben, und die in Spanien gedruckt ist, hat auch Figuren, und zwar solche, die gewiß in Spanien gemacht worden: aber um wie viel einfältiger und natürlicher sehen doch alle Personen darinnen aus! Das macht aber, daß sie durch keine französische Einbildungskraft verschönert worden.

Was nun der Zeichner Coypel dergestalt gezeichnet hatte, das ward dazumal von geschickten

Künst-

Künſtlern im gröſsten Landkartenformate in Kupfer geſtochen, und um einen ſehr hohen Preis verkaufet. Ein und dreyſsig ſolche Stück konnte man unter 30 Thlr. hier zu Lande ſchwerlich kaufen: und ſo ſchön ſie waren, ſo ſehr daurte gleichwohl manchen groſsen Liebhaber von Kupferſtichen ein ſo groſses Geld. Um nun eine ſo angenehme Sammlung nicht durch die übermäſsige Theurung ins Vergeſſen gerathen zu laſſen, entſchloſs ſich der berühmte Picart, ſie in eine Quartgröſse zu bringen; ja er legte wirklich Hand an, und vollführte irgend ein halbes Dutzend. Allein; ſein 1733 erfolgter Tod erlaubte ihm nicht fortzufahren; und einige von ſeinen Lehrlingen, nebſt andern berühmten Meiſtern, brachten das übrige zu Stande.

Dieſes iſt nun diejenige Sammlung, die der Verleger den Liebhabern liefert. Er hat aber ſehr wohl gethan, daſs er uns nicht die bloſsen Kupfer, ſondern auch eine aus dem Don Quiſchote ſelbſt gezogene Erklärung derſelben mittheilen wollen. Es würde, ſo zu reden, dem Körper an einer Seele gefehlet haben, wenn man nicht in gleichem Formate auch eine Erzählung des allen gefunden hätte, was dem Ritter begegnet iſt. Dieſes findet man nun hier, als einen Auszug aus den ganzen Abentheuern des Ritters der traurigen Geſtalt: wiewohl wir allemal noch bedauren, daſs nicht der ganze Don Quiſchote auf eben die Art geliefert worden. Mit einer etwas engern Schrift würde man den völligen Text des ſcharfſinnigen Cervantes beynahe um eben den Preis haben kaufen können, den man itzo dafür

zahlen

zahlen muß: und so hätte man doch alles darinnen gehabt, was man itzo erst in einer andern Auflage dieses vortrefflichen Buches suchen muß.

Doch wir müssen nun schon zufrieden seyn, mit dem, was man uns geliefert hat: wünschen aber, daß bey wiederholter Auflage das ganze vollständige Buch zu eben diesen Kupfern gedruckt werden möge. Da bey dieser Ausgabe es indessen hauptsächlich auf die Kupferstiche ankömmt, so wollen wir auch ein Verzeichniß aller der Abentheuer hieher setzen, die darauf abgebildet erscheinen. Leser, die von Bildern Liebhaber sind, werden sich dabey leicht vorstellen können, was sie sich bey Anschaffung dieses Werkes für ein Vergnügen zu versprechen haben.

I. Don Quischote wird von der über ihm schwebenden Thorheit, die einen Narrenkolben in der Hand, und ein Balbierbecken auf dem Kopfe hat, ausgeführet. Er sitzt geharnischt zu Pferde, der fliegende Cupido hält ihm seine Fackel vor, Dulcinea steht und siehet etwas, bey einem paar vor ihr liegender Säcke. Eine Heerde Schafe, und eine in einen Riesen verunstaltete Windmühle sind in einem Dampfe von weitem zu sehen.

II. Der Hof einer Bauerschenke wird vorgestellt, wo Don Quischote auf den Knieen liegend, in einer bethenden Stellung, von dem Wirthe zum Ritter geschlagen wird. Dieser ist ein kurzer dicker Mann, oben bis aufs Hemde entkleidet, und hat einen fliegenden Busch Haare am Hute. Seine Frau steht hinter ihm, und sein Knabe mit einem brennenden Lichte vor ihm; obgleich der Mond schon ganz voll

am

am Himmel steht. Aus einem Brunnen, der an einem Baume steht, schöpft ein schlüpfricht entblößtes Mädchen einen Eimer voll Wasser. Eine andre hält des Ritters Sporen, und eine dritte sein Seitengewehr.

III. Sanscho Panßa, der Waffenträger des Ritters, wird geprellet; wobey die Zuschauer in allerhand spanischen Trachten besser gebildet erscheinen.

IV. Don Quischote sprenget unter eine Heerde Schaafe, und metzelt einige davon nieder, wobey die Hirten mit Steinen und Schleudern nach ihm werfen; Sanscho aber von weitem die Hände über dem Kopfe zusammen schlägt.

V. Der Ritter nimmt ein Balbierbecken für den Helm des Mambrins an, und setzt es statt einer Sturmhaube auf. Sanscho steht dabey, und lachet verstohlnerweise darüber.

VI. Dem Sanscho ist im Schlafe sein Esel unterm Leibe weg gestohlen, und findet sich, da er aufwacht, auf einem hölzernen Bocke sitzend; worüber ihm sein Herr einen Verweis giebt.

VII. Die schöne Dorothea in Schäferkleidung, wird von dem Pfarrer und Cardenio unter einem Baume ertappet, wo sie sich an einem Bache die Füße waschen will. Don Quischotte und Sanscho sind von weitem zu sehen.

VIII. Die falsche Princeßinn von Micomicon kömmt den Don Quischote um Beystand anzuflehen; als er seinen Harnisch abgezogen, und an einen Baum gehangen hat.

IX. Den

IX. Don Quischote ist durch die Leichtfertigkeit der Maritorne, mit einer Hand an das Gegitter eines Fensters gebunden worden.

X. Don Quischote ist vom Sanscho betrogen worden, so daß er eine von drey Bäurinnen für die Dulcinea ansieht, und ihre Füße umarmt.

XI. Der Baccalaureus Carasco, wird unter dem Namen des Spiegelritters, vom Don Quischote überwunden.

XII. Ein Tanz der Schäferinnen auf der Hochzeit des Gamasche, wobey die erstern gar zu attig und theatralisch aussehen.

XIII. Ein Tanz des Liebesgottes und des Reichthums, auf eben der Hochzeit, wobey auch viel zu erinnern wäre.

XIV. Don Quischote beschirmet den Basilius, der durch eine verliebte List, die Quiteria heirathet.

XV. Don Quischote sieht die Marionettenpuppen, für wirkliche Mohren an, und schlägt die ganze Bude in Stücken, ein paar Verliebte zu retten.

XVI. Don Quischote trifft im Gehölze eine Herzoginn an, und läßt durch den Sanscho um Erlaubniß bitten, ihr aufzuwarten.

XVII. Der Ritter wird von den Kammerfräuleins der Herzoginn bedienet, welche alle sehr leichtfertig um ihn her sind.

XVIII. Eben dieses Frauenzimmer balbieret in Gegenwart des Herzogs und der Herzoginn den Ritter.

XIX. San-

XIX. Sanſcho wird von den Küchenjungen des Herzogs genöthiget, ſich auch barbieren zu laſſen.

XX. Eine Jagd, wo Don Quiſchote ſich ſehr herzhaft gegen eine wilde Sau bezeigt, Sanſcho aber aus Furcht auf einen Baum klettert.

XXI. Die Doloride, die durch Zauberey einen Bart bekommen hat, kömmt, und thut Don Quiſchoten einen Fußfall, ſie zu retten.

XXII. Don Quiſchote und Sanſcho bilden ſich ein, daß ſie auf einem hölzernen Pferde durch die Luft reiten.

XXIII. Abreiſe des Sanſcho nach der Inſel Barataria, wo er Statthalter werden ſoll: wobey ihn Don Quiſchote umarmet.

XXIV. Einzug des neuen Statthalters auf ſeiner Inſel, wo er auf den Schultern der Leute getragen wird.

XXV. Ein merkwürdiges Urtheil dieſes neuen Statthalters, wodurch er eine groſſe Weisheit beweiſet.

XXVI. Die Tafel deſſelben, die zwar prächtig beſetzet iſt, wo aber, auf des Leibarztes Vorſchrift, Sanſcho nichts zu eſſen kriegt.

XXVII. Die Frau Roderich, beſucht den Ritter bey Nacht, und wird von dem Frauenzimmer der Herzoginn belauſchet und ertappet.

XXVIII. Sanſcho wird in einem Stalle zum Ritter geſchlagen, und kriegt von ungefähr einen derben Streich ins Geſicht.

XXIX. Don

XXIX. Don Quiſchote wird bey einem Tanze von zween Schönen ſo abgemattet, daß er endlich zu Boden fällt.

XXX. Don Quiſchote fragt beym Don Antonio Mereno, einen bezauberten Kopf, um Rath.

XXXI. Don Quiſchote wird von ſeiner Thorheit durch die Weisheit befreyet.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die meiſten von dieſen Figuren von beſondrer Schönheit ſind, und ſowohl in der Zeichnung, als in der Ausführung, was vortreffliches haben. Allein es iſt auch gewiß, daß auf eben den Schlag noch verſchiedene andre aus den Abentheuern dieſes Ritters hätten geferti-get werden können. Z. E. ſein Abentheuer mit den Galeerenſclaven, ſeine Ausforderung des Löwen, ſeine Geſchicht mit dem nackten Menſchen im Wal-de; ſeine Buße im ſchwarzen Gebirge u. d. gl. m. hätten es ſchon verdienet, mitgenommen zu werden; und ſo würde man vielleicht 50 oder doch 40 Stück zuſammen gebracht haben. Doch wer weis, ob ſich noch einmal ein deutſcher Künſtler daran macht, der ſie in einem großen Octav Formate liefert.

* *

II.

Tabula Chronologica Hiſtoriae Sinicae connexa cum Cyclo, qui vulgo KIA TSE dicitur. edebat Io. Franc. Fouquet S. I.

D. i.

Chronologiſche Tafel der chineſiſchen Geſchichte, herausgegeben von P. Fouquet, und nach dem Original wieder in Kupfer geſtochen von Matth. Seuttern, Kaiſ. Maj. Geogr. Augſp. 2 Bog. Med.

Dieſe merkwürdige chronologiſche Tafel iſt es wohl werth, daß man ihrer hier gedenke: da bisher die chineſiſche Zeitrechnung ein rechter Stein des Anſtoßes, und ein beſtändiger Zankapfel unter den Gelehrten geweſen. Die vormalige Verwirrung und Dunkelheit derſelben hat es gemacht, daß man eine gute Zeit nichts gewiſſes von dem Alterthume dieſes Volks zu ſagen gewußt. Ein Misverſtand, der bey den Chineſern ſelbſt in Anſehung ihrer Sachen geherrſchet, hat verurſachet, daß ſie ihres Reiches Alterthum noch wohl höher hinaus, als wir den Anfang der Welt rechnen; oder doch weit vor die Sündfluth hinaus, geſetzet haben. Beydes haben ſich in neuern Zeiten die Feinde der chriſtlichen Religion zu Nutze machen wollen; um

die Wahrheit derſelben umzuſtoßen. Sie haben lieber den ungewiſſen Traditionen dieſes entfernten Volkes, als den klaren Zeitrechnungen und Geſchlechtregiſtern der heil. Schrift getrauet: gerade, als ob nicht auch ſchon die alten Babylonier und Aegypter ſich eines Urſprunges gerühmet, deſſen unmäßiges Alterthum, bey genauerer Prüfung, als fabelhaft befunden worden.

Allein dieſe Art von hiſtoriſchen Waffen, wird ihnen durch dieſe chronologiſche Tafel auch auf ewig aus den Händen geſchlagen. Der P. Fouquet, der wie bekannt iſt, lange bey der Mißion in China gelebet, meldet uns in dem Vorberichte derſelben, den er in lateiniſcher Sprache gemacht hat, folgendes davon. Der wahre Urheber dieſer Tabelle hat noch 1720 in China gelebet, als P. Fouquet von daſelbſt abgegangen. Er iſt von vornehmem Geſchlechte unter den Tartarn, mit Namen Nien gewesen, und hat einen Unterkönig zum Vater gehabt, und ſeinen jüngern Bruder als Statthalter zweyer Provinzen geſehen, welcher Tſong Tou heißt, und noch mehr als ein Vicekönig iſt; endlich hat er ſelbſt auch verſchiedene Aemter verwaltet. Dieſer hat nun zwar das chronologiſche Syſtem in dieſer Tafel nicht aus ſeinem Kopfe verfertiget; ſondern es nur in dieſe Ordnung gebracht, nachdem er es aus der großen Hiſtorie der Chineſer, Kang mou, entlehnet, wie er ſelbſt geſtanden hat. Dieſe Hiſtorie aber hat ein großer Weltweiſer Tchu hi geſchrieben, der nach Chriſti Geburt ſeines gleichen nicht gehabt; und in der Zeitrechnung iſt er einem

andern berühmten Weltweiſen Sema Wen Kong gefolget; der im 12ten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, gelebet.

Die Chineſer theilen ihre Zeit nicht nach Jahrhunderten, ſondern in Abtheilungen von ſechzig Jahren; darinn jedes Jahr ſeinen beſondern Namen hat. Das erſte heißt z. E. KIA TSE, das andre Y TCHEOU, das dritte PING YNG, u. ſ. w. Dieſe ſechzig Namen ſind auf der Tabelle in der Mitten in ſo viel kleine Felder als eine Seule unter einander geſetzet, und an beyden Seiten, eine Anzahl von 48 Linien längſt über das Blatt herunter gezogen; ſo daß auf der rechten Seite zwanzig, auf der linken aber 18 Jahrſchocke zu ſtehen kommen. Zwiſchen jedem Paare dieſer Linien kömmt, nach unſrer Art zu zählen, ein Jahrhundert, oder wie man bey ihnen rechnet, ein Schock Jahre zu ſtehen; ſo, daß jedes Jahr mit ſeiner Zahl in einem kleinen Viereckte zu ſtehen kömmt, welches durch einen Querſtrich, der über die ganze Tabelle läuft, auch in der obgedachten chronologiſchen Seule, anzeiget, im wievielſten Jahre des Cyklus von 60 Jahren, dieſes oder jenes geſchehen ſey. Wir würden eine kleine Probe davon hieher ſetzen, wenn ſich ſolches in einem engen Raume thun ließe: angeſehen dieſe Tafel auf zween an einandergefügten Regalbogen abgedruckt iſt. Doch daran kann dem geneigten Leſer, der die Tafel ſelbſt nicht hat, wenig gelegen ſeyn; wer ſie aber hat, der braucht unſers Berichtes nicht.

Die älteſte Epoche der chineſiſchen Hiſtorie und Chronologie heißt, Guei li wang; und dieſe iſt vor der Geburt Chriſti ſieben ſolche Cyklos und vier Jahre, das iſt jeden Cyclus zu 60 Jahren gerechnet, 424 Jahre, angegangen: welches denn ganz offenbar die Neuigkeit der chineſiſchen Zeitrechnung anzeiget. Dieſe Epoche nun iſt nicht irgend der Anfang eines ſolchen ſechzigjährigen Cyklus, ſondern trifft ins 53. Jahr des erſten Schockes, oder Cykli: ohne Zweifel, weil vor ihm her, ſchon andre wenige Könige oder Herren in China regieret haben mögen, die man aber ins Vergeſſen gerathen laſſen; wie bey allen Völkern in den älteſten Zeiten geſchehen iſt.

Die chineſiſchen Kaiſer haben, ſo lange ſie leben, keine eigene Namen; denn aus beſondrer Ehrerbiethung nennet man ſie nicht, als ob ſie unausſprechlich wären. Nur nach ihrem Tode legen ihnen die Unterthanen Beynamen zu. Dieſe Beynamen nun, vertreten in dieſer Tafel, die Stelle der Namen. Doch muß man nicht alle Wörter, die hier chineſiſch vorkommen, für Namen der Kaiſer halten. Viele davon, ſind nur Perioden ihrer Regierung zu nennen; in welchen entweder jeder Kaiſer nach Belieben ſeine Zeit eintheilet; oder die Unterthanen demſelben bey ſeinem Leben einen neuen Titel oder Beynamen ertheilen. Zum Unterſchiede ſind dieſe letztern auf der Tabelle mit kleiner, jene aber mit großer Schrift angedeutet: in der folgenden Einrichtung aber, haben wir ſie in zwo beſondre Abtheilungen geſetzt. So hat zum Exempel der Kaiſer

Han

Han Vou Ti vier und funfzig Jahre regiert, und den im Anfange angenommenen Titel ſeiner Regierung zehnmal geändert. Wer dieſes nicht behutſam anmerket, der läuft Gefahr, ſo viele Kaiſer zu zählen, als er Abtheilungen findet; welches leicht die chineſiſche Zeitrechnung über die Gebühr verlängern könnte. Dieſem Uebel vorzubauen, hat P. Fouquet, den erſten Namen der Regierung mit einem Sternchen bezeichnet, die folgenden aber, wenn mehrere da ſind, ſo bloß geſetzet.

In vielen Stellen, die ordentlich zuſammen hängen, laufen zwo Zahlenreihen fort, die doch getrennt bleiben, und nicht in einer Summa zuſammen kommen. Dieſes bedeutet, daß dazumal zweene Gegenkaiſer geweſen, die einander eine Weile die Wage gehalten; bis endlich der eine untergegangen, der andre aber die Oberhand behalten hat.

Da ſo viele, ja die meiſten viereckigten Plätzchen hier leer bleiben, außer daß eine Zahl darinnen ſteht; welches aber die Chineſer ganz gelaſſen anſehen: ſo hat P. Fouquet, einige merkwürdige Begebenheiten aus der chineſiſchen Geſchichte in ihren Jahren eingezeichnet; welches ganz angenehm iſt. So finden wir hier z. E. die Geburt Chriſti, die Verbrennung der chineſiſchen Bücher, die Aufrichtung der großen Mauer, den Eintritt der chriſtl. Religion in China, u. d. gl. Er verſpricht auch, wenn er länger lebt, noch mehr ſolche merkwürdige Dinge, die bisher in Europa unbekannt geweſen,

hinzuzuthun, dafern dieſe Arbeit Beyfall finden dörfte. Wir geſtehen es, daß wir dergleichen kleine Einſchaltungen für ſehr angenehm halten; und es viel lieber geſehen hätten, wenn noch einige hundert Plätzchen, die mit lauter einzelnen Zahlen beſetzt ſind, damit wären verſehen geweſen. Itzo hat er ſie nur ſo geliefert, wie die Chineſer ſie haben; und auch ſo wird ſie Nutzen bringen. Man wird die Folge aller chineſiſchen Dynaſtien, und die ganze Dauer ihres Reichs darinn betrachten können: des Vortheils zu geſchweigen, daß ihre Epoche, nach der Anzeige ihres beſten Geſchichtſchreibers, deſſen Buch den Namen, Kang-mou führet, nur 424 Jahre über Chriſti Geburt hinausgehend befunden wird: ja es ſoll noch andre Zeitkündiger bey ihnen geben, die ſie noch neuer machen wollen. Wenn aber der P. Fouquet von der Epoche der chineſiſchen Hiſtorie redet, ſo will er nicht den Urſprung des Volkes dadurch verſtehen, der freylich nahe bis an die Sündfluth zu ſetzen iſt; ſondern nur die Zeit verſtehen, da ihre Geſchichte einige Gewißheit zu haben anfängt. Es ſollen übrigens die Chineſer verſchiedene Hiſtorien ihres Reiches haben, die er anderswo erklären will; ingleichen Streitigkeiten von verſchiedenen Epochen: eben ſo, wie wir uns um die Anfänge der chaldäiſchen, aſſyriſchen und ägyptiſchen Dynaſtien zanken; davon denn ein jeder glauben kann, was ihm gefällt.

Sonſt können wir aus dem Briefe eines gelehrten Freundes die Nachricht geben, daß ein in Engeland gedrucktes Exemplar dieſer Tabelle nach Göt-

tin-

eingen gekommen; von da es ein Gelehrter nach Augſpurg geſchicket hat: woſelbſt es denn von neuem in Kupfer geſtochen worden.

Damit wir nun unſre Leſer dieſes merkwürdigen Stückes der Chronologie, auch theilhaftig machen könnten, ſo haben wir auf folgendes Mittel gedacht, daſſelbe ins kurze zu bringen. Wir haben in die erſte Spalte die chriſtliche Jahrzahl geſetzt, um dadurch der ganzen Sache einiges Licht zu geben. In der andern folgen die Namen, oder Titel der Kaiſer ſelbſt, die in der beygeſetzten Jahrzahl den Thron beſtiegen. In der dritten Spalte folgen die beſondern Perioden vieler, ja der meiſten Regierungen; und in der vierten endlich die Zahl der Jahre, die jede Regierung, oder jede Abtheilung derſelben gedauret. Hin und wieder ſind auch die hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten mit eingefloſſen, die auf der Tabelle ſtehen, deren keine einzige weggeblieben iſt. Wenn bisweilen zween Kaiſer zugleich regieret haben, ſo iſt des erſten und älteſten Regenten ſeine Zahl nur bis an ſeinen Tod fortgezählet; des überbleibenden ſeine aber nur von da an gezählet worden, da er allein zu regieren angefangen. Dieſes müſſen wir denen zur Nachricht melden, die etwa unſre Zahlen mit der Tabelle ſelbſt vergleichen wollten. Wie uns nun dieſe Einrichtung viel Mühe gekoſtet: alſo hoffen wir auch einigen Dank dadurch zu verdienen. Die Namen der ſechzig Jahre in jedem Cyklo herzuſetzen, würde bey unſrer Einrichtung unnöthig ſeyn.

Jahrzahl v. Chr. Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
425	TCHEOU GUEI LIE WANG	— —	24
401	NANG WANG	— —	26
375	LIE WANG	— —	7
368	HIEN WANG	— —	48
320	CHIN TSING WANG	— —	6
314	NAN WANG ſolus	— —	8
306	cum Collega	— —	51
255	TSIN TCHAO SIANS poſt collegam mortuum.	Hiao Wen	6
249	TCHOUANG SIANG WANG	— —	3
246	TSIN ſolus	— —	25
	cum collega	erigitur magnus murus librorum combuſtio	8
221	CHI HOANG TI	— —	4
209	EUL CHI HOANG TI	— —	3
206	HAN OCCIDEN KAO TSOU	— —	12
194	HOEI TI	— —	7
187	KAO HEOU	— —	8
179	WEN TI	— —	16
163		Heou Yuen	7
156	KING TI	Tchong Yuen	8
		Naſcitur Se Ma Tſien	5
		Heou Yuen	3

vor

vor Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
140	VOU TI	Kien Yuen	6
		Yuen Kuang	6
		Yuen So	6
		Yuen Cheou	6
		Yuen Ting	6
		Yuen Fong	6
		Tai Tſou	4
		Ta Han	4
		Tai Chi	4
		Tching Ho	4
		Heou Yuen	2
86	TCHAO TI	Chi Yuen	6
		Yuen ſong	6
		Yuen ping	1
73	SIUEN TI	Puen Chi	4
		Conatus ad reſtaurandos characteres irritus.	
		Ti Tſio	4
		Yuen Kang	4
		Chin Tſio	4
		Ou Fong	4
		Kan Lou	4
		Hoang Long	1
48	YUEN TI	Tſou Yuen	5
		Yong Kuang	5
		Kien Tchao	5
		King Ning	1
32	TCHING TI	Kien Chi	4
		Ho Ping	4
		Yung So	4
		Hong Kia	4
		Yong Chi	4

vor Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Yuen Yen	4
		Soui ho	2
6	NGAI TI	Kien ping *Stella noua in cœlo per LXX et amplius dies*	1 / 4
		Yuen Cheou	1
	ANNVS NATIVITATIS CHRISTI		
1	PING TI	Yuen Chi	5
6	WANG MANG	— —	2
		Tſou Chi	1
		Chikien Koue	5
		Tien Fong	6
		Ti Hoang	3
23	TI HIVEN	Keng Chi	2
25	HAN ORIENTALIS KUANG VOV	Kien Vou	31
		Tchong Yuen	2
58	MING TI	Yong ping	18
76	TCHANG TI	Kien Tſou	8
		Yuen Ho	3
		Tchang Ho	2
89	HO TI	Yong Yuen *Conatus ad inſtaurandos caracteres.*	16
		Yuen hing	1
106	CHANG TI	Kien ping	1
107	NGAN TI	Yong Tſou	7
		Yuen Tſou	6
		Yong Ning	1

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Kien Kuang	1
		Yen Kuang	4
126	CHUN TI	Yong Kien	6
		Yong Kia	4
		Yong Ho	6
		Han Ngan	2
		Kien Kang	1
145	TCHONG TI	Yong Kia	1
146	TCHE TI	Puen Tſou	1
147	HUON TI	Kien Ho	3
		Ho Ping	1
		Yuen Kia	9
		Yong Hing	2
		Yong Cheou	3
		Yen hi	9
		Yong Kang	1
168	LING TI	Kien Ning	4
		Hi ping	6
		Kuang ho	6
		Tchong Ping	6
190	HIEN TI	Tſou Ping	6
	cum collega	Kien Ngan	24
220	GUEI WEN TI	Kuang Tſou	1
221	TCHAO LIE TI	Tchang vou	2
223	HEOU TCHU	Kien Hing	4
227	GUEI MING TI	Tai ho	6
		Tſing Long	4
		King Tſou	1
	cum collega	Yen hi	2
240	GUEI TSAO TANG	Tching Chi	9
		Kai Ping	5
	cum collega		
254	KAO KOVEI KING KVNG	Tching Yuen	2

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
	cum collega	Kan Lou	2
256	GUEI	King Yao	2
	cum collega		
260	GUEI YUEN TI	King Yuen	3
		Yen Hing	1
		Perit HAN *familia*	
264	GUEI	Hien Hi	1
265	SI TSIN VOV TI	Tai Chi	10
		Hien Ning	5
		Tai Kang	10
290	HOEI TI	Yong hi	1
		Yuen Kang	9
		Yong Kang	1
		Yong Ning	1
		Tai Ngan	2
		Yong Hing	2
		Yuen Hi	1
307	OAI TI	Yong Kia	6
313	MIN TI	Kien Hing	4
317	YUEN TI	Kien Vou	1
		Ta Hing	4
		Yong Tchang	1
323	MING TI	Ta Ning	3
326	TCHING TI	Hien Ho	9
		Hien Kang	8
343	KANG TI	Kien Yuen	2
345	MOU TI	Yong ho	12
		Ching ping	5
362	NGAI TI	Long ho	1
		Hing Ning	3
366	YE TI	Hai Ho	5
371	KIEN WEN TI	Hien Ngan	2
373	HIAO VOU	Ning Kang	3

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Tai Yuen	21
397	NGAN TI	Long Ngan	5
		Yuen hing	3
		Y hi	14
419	KONG TI	Yuen hi	1
420	SONG VOU TI	Yong Tſou	3
423	Y FOU	King ping	1
424	WEN TI	Yuen Kia	30
454	HIAO WOU	Hiao Kien	3
		Ta Ming	8
465	MING TI	Tai Chi	7
		Tai Siang	1
473	TSANG NGOU WANG	Yuen hoei	4
477	CHUN TI	Ching Ming	2
479	TSIN KAO TI	Kien Yuen	4
483	VOU TI	Yong Ming	11
494	KING TI	Tchao Tai	4
		Yong Tai	1
499	TONG HOEN HEOU	Yong Yuen	2
501	HO TI	Tchang Hing	1
502	LEANG VOU TI	Tien Kien	18
		Tſin Tong	7
		Ta Tong	2
		Tchong Ta Tong	6
		Ta Tong	11
		Tchong Ta Tong	1
		Tai Tſing	3
550	KIEN WEN TI	Ta Pao	2
552	YUEN TI	Tching Ching	3
555	KING TI	Tchao Tai	1

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Tai Ping	1
557	TCHING VOU TI	Yong Ting	3
560	WEN TI	Tien Kia	6
		Tien Kang	1
567	LING HAI WANG	Kuang Ta	2
569	SIUEN TI cum collega	Tai Kien	12
581	SOUI WEN TI cum collega	Kai Hoang	2
583	HEOU TCHU cum collega	Tchi Te	4
		Tchin Ming	1
588	SOUI debellat SCHING		1
589	SOUI WEN TI	Kai hoang	12
		Gin Cheou	4
605	YANG TI	Ta nie	12
617	KUNG TI	Y Ning	1
618	TANG KAO TSOU	Vou Te	9
627	TAI TSONG	Tching Kuon	8
		Chriſtiana religio ingreditur Chinam.	15
650	KAO TSONG	Yong hoei	6
		Hien King	5
		Long So	3
		Ling Te	2
		Kien Fong	2
		Tſong Tchang	2
		Hien Heng	4
		Chang Yuen	2
		Y Fong	3

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Tia Lou	1
		Yong Long	1
		Kai Yao	1
		Yong Chun	1
		Hung Tao	1
684	VOU HEOU	Kuan Tſe	1
		Choui Kong	4
		Yong Tchang	1
		Tien Cheou	2
		Tchang Cheou	2
		Yen Tſai	1
		Tien Tſe Wan Soui	1
		Wan Soui-Tong Tien	1
		Chin Kong	1
		Ching Lie	2
		Kieou Chi	1
		Tchang Ngan	4
705	TCHONG TSONG	Chin Long	2
		King Long	3
710	IOUI TSONG	King Yun	2
712	HIUEN TSONG	Sieu Tien	1
		Kai Yuen	29
		Tien Pao	2
		Fit mutatio caracterum.	12
756	SO TSONG	Tchi Te	2
		Kien Yuen	2
		Chang Yuen	2
		Pao Yng	1
763	TAI TSONG	Kuang Te	2
		Yong Tai	1
		Ta Lie	14

Nach

Nach Chriſti Geburt	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
780	TE TSONG	Kien Tchong	4
		Hing Yuen	1
		Tching Yuen	20
805	CHUN TSONG	Yong Tching	1
806	HIEN TSONG	Yuen Ho	15
821	MOU TSONG	Tchang King	4
825	KING TSONG	Pao Lie	2
827	WEN TSONG	Tai ho	9
		Kai Tching	5
841	VOU TSONG	Kuei Tchang	6
847	SIUEN TSONG	Tai Tchong	13
860	YE TSONG	Hien Tong	14
874	HI TSONG	Kien fou	6
		Kuang Ming	1
		Tchong ho	4
		Kuang Ki	3
		Wen Te	1
889	TCHAO TSONG	Long Ki	1
		Ta Chun	2
		King Fou	2
		Kien Hing	4
		Kuang Hoa	3
		Tien fou	3
904	TCHAO SUEN	Tien Hou	3
907	LEANG TAI TSOU	Kai Ping	4
		Kien Hou	2
913	KIUN WANG, vtitur annorum titulo eodem, quo pater.	— —	2
		Tching Ming	6
		Long Te	2
923	TANG TCHOANG TSONG	Tong Kuang	3
926	MING TSONG	Tien Tching	4

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Tchang Hing	4
934	LOU WANG	Tſing Tai	2
936	TSIN KAO TSOU	Tien Fou	7
943	TSI WANG vtitur annorum titulo eodem, quo pater.	— —	1
		Kai Yun	3
947	HAN KAO TSOU	Tien Fou	1
948	YN TI	Kien hou	3
951	TCHEOU TAI TSOU	Kuang Chun	3
954	CHE TSONG	Hien Te	5
959	KONG TI	— —	1
969	SONG TAI TSOU	Kien Long	3
		Kien Te	5
		Kai Pao	8
976	TAI TSONG	Tai Ping Hing Koue	8
		Yong Hi	4
		Tuon Kong	2
		Chun Hou	5
		Tchi Tao	3
998	TCHING TSONG	Hien Ping	6
		King Te	4
		Ta Tchong Tſiang Fou	9
		Tien hi	5
		Kieu hing	1
1023	GIN TSONG	Tien king	9
		Ming Tao	2
		King Hoa	4
		Pao Yuen	2
		Kang Ting	1
		King Lie	8

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Hoang Hou	5
		Tchi Ho	2
		Kia Hou	8
1064	ING TSONG	Tchi Ping	4
1068	CHIN TSONG	Hi Ning	10
		Yuen Fong	8
1086	TCHE TSONG	Yuen Hou	8
		Tchao Ching	4
		Yuen Fou	3
1101	HOEI TSONG	Hien Tchong-	
		Tſing Koue	1
		Tſong Ning	5
		Ta Kuan	4
		Tching Ho	7
		Tchong ho	1
		Suen ho	7
1126	KING TSONG	Tſin kang	1
1127	KAO TSONG	Kien Yen	4
		Tchao hing	32
1163	HIAO TSONG	Lang Hing	2
		Kien Tao	9
		Chun Hi	16
1190	KUANG TSONG	Tchao hi	5
1195	NING TSONG	King Yuen	5
		Tchu hi mo- ritur.	1
		Kia Tai	4
		Kai Hi	3
		Kai Ting	17
1225	LI TSONG	Pao Kien	3
		Chao Ting	6
		Tuon Ping	3
		Kia Hi	4
		Chun Hou	12

Nach

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Dauer derſelben.
		Pao hoa	6
		Kai King	1
1260	YUEN CHI TSOU	King Ting	
		Tchong Tong	4
		Tchi Yuen	1
1265	TOU TSONG	Hien Tſin	10
1275	KONG TI	Te Yeou	1
1276	TUON TSONG	King Yen	2
1278	TI PING	Tſiang Hing	17
1295	TCHING TSONG	Yuen Tching	2
		Ta Te	11
1308	VOU TSONG	Tchi Ta	4
1312	GIN TSONG	Hoang King	2
		Yuen hou	7
1321	YNG TSONG	Tchi Tchi	3
1324	TAI TING	Tchi Ho	4
1328	WEN TSONG	Tien Lie	2
		Tchi Chun	2
1332	NING TSONG	— —	1
1333	CHUN TI	Yuen Tong	2
		Tchi Yuen	6
		Tchi Tching	27
1368	MING TAI TSOU	Hong Vou	31
		Kien Wen	4
1403	TCHING TSOU	Yong Lo	22
1425	GIN TSONG	Hong hi	1
1426	SIUEN TSONG	Siuen Te	10
1436	YNG TSONG	Tching Tong	14
1450	KING TI	King Tai	7
1457	YNG TSONG	Tien Chun	8
1465	HIEN TSONG	Tching Hou	23
1488	HIAO TSONG KING	Hong Tchi	18
1506	VOU TSONG	Tching Te	16

Nach Chriſti Geburt.	Namen der Könige.	Perioden.	Daure derſelben.
1522	CHI TSONG	Kia Tſing	45
1567	MOU TSONG	Long King	6
1573	CHIN TSONG	Wan Lie	10
		Riccius Chinam ingreditur	27
		Riccius moritur	6
1616	TA TSING TAI TSOU	Tien Ming	4
1620	KUANG TSONG	Tai Tchang	1
1621	HIT SONG	Tien Ki	6
1627	TIEN TSONG	— —	1
1628	HOAI TSONG	Tſong Tching	8
1636	KONG TI	— —	8
1644	CHI TSOU	Chun Tchi	18
1662	CHING TSOU GIN TI	Kang hi	43
		Tournon, leg. apoſtol. ingreditur Chinam.	5
		Macai moritur.	10
		Tournon Cardinalis.	
		Mezzabarba legat. apoſtol. aulam Pekinenſem ingreditur.	1
		Mezzabarba, leg. ap. in Europ. reuerſurus Macao proficiſcitur.	1
1723	YONG TCHING	Kang hi imperator moritur	1
1730	Filius Quartus ſuccedit		7

* *

III.

Lettres ſur la Cosmographie, ou le Siſteme de Copernic eſt refuté, le Plan de l'Univers expoſé et expliqué phiſiquement, ſur des Principes dictés par les Experiences et les Obſervations des principales Açademies des ſciences Tom. I. A la Haye 1745. 526. S. ohne die Vorrede und Kupfertafeln.

D. i.

Briefe über die Weltordnung, worinn der copernicaniſche Weltbau widerlegt, der Grundriß des Weltgebäudes dargeſtellt, und nach denen Grundſätzen phyſikaliſch erklärt wird, die durch die Erfahrungen und Beobachtungen der vornehmſten Akademien der Wiſſenſchaften, an die Hand gegeben worden.

Seit geraumer Zeit iſt der copernicaniſche Welt-bau in allen Schulen und Schriften der Sternſeher, in und außer Europa, in ruhigem Beſitze geweſen. Die Akademien der Wiſſenſchaften zu Berlin, London, Paris und Petersburg, haben ihn als den einigen wahren zum voraus geſetzet; und ſelbſt in Welſchland ſo gar hat man ihn, wenigſtens als eine bequeme Hypotheſis zu Erklärung der himmliſchen Begebenheiten gebraucht. Wer hätte es alſo denken ſollen, daß ſich auch heute zu Tage noch Leute finden würden, die eine ſo allge-

mein erkannte Wahrheit, noch anfechten, und ſich ſo gar vernehmen ſollten, ſie zu widerlegen. Noch wunderlicher kömmt einem dieſes vor, wenn man ſehen muß, daß kein ganz unwiſſender, oder in aſtronomiſchen Sachen Unerfahrner auf die Gedanken geräth: wie etwa vor zwanzig Jahren ein gewiſſer Franzoſe war, der zu London 1728. in groß 8. einige Bogen herausgab, zu beweiſen: *Que tous les Corps celeſtes doivent neceſſairement faire leur revolution diurne autour de la Terre.* Der Tractat hatte zur Ueberſchrift: Demonſtration de l'Immobilité de la Terre, par Mr. de la Ionchere: dagegen damals in Danzig ein paar Bogen in lateiniſcher Sprache herausgekommen ſind. Nein, hier ſtreitet ein Mann dagegen, der allerdings viel mathematiſche Sachen weis, ja die vornehmſten Schriften der berühmteſten Akademien kennt und geleſen hat.

Allein, geſetzt auch, daß der ungenannte Verfaſſer dieſes ſtarken Buches ſich ein ſo großes und ſchweres Werk unterfangen hat; ſo nimmt es uns doch ſehr Wunder, daß ſich auch ein Verleger dazu gefunden hat. Wir wollen weder jenem viel Beyfall und Ehre, noch dieſem viel Vortheil und Gewinnſt davon verſprechen; aber doch unſern Leſern einige Nachricht von dem Inhalte deſſelben geben. Denn wie leicht könnte es kommen, daß einer oder der andre, der in der Theorie des Weltgebäudes eben nicht aufs feſteſte gegründet wäre, bey dem bloßen Anblicke, eines ſo großen und dem Anſehen nach gelehrten Buches zweifelhaft würde, ob auch die heutigen Sternſeher noch fortführen, gute Co-

per-

pernicaner zu seyn? Und in der That, wäre ein groſses und weitläuftiges, auch sehr herzhaft geschriebenes Werk, fähig, eine wohlgegründete Lehre wankend zu machen: so müſste solches hier in Ansehung des copernicanischen Weltbaues geschehen. Denn die Schrift in diesem ziemlich dicken Quartbande ist so klein und dicht, daſs gar füglich zween solche Bände daraus hätten werden können. Und gleichwohl bedrohet uns der Verleger mit einem zweyten Bande von gleichem Schrote und Korne: eine Drohung, an deren Vollstreckung wir aus guten Ursachen Zweifel tragen.

Es ist keine Vorrede von dem Verfasser vorgesetzt. Der Verleger giebt nur Nachricht, daſs ein Freund desselben ihm diese Briefe geschrieben zugestellet, und daſs er sich diesen Diebstahl zum Besten der gelehrten Welt zu Nutze gemacht. Den Lesern zu gut, hätte er nur kurze Auszüge aus allen Briefen machen lassen, und sie bey jedem vorangesetzet. Am Ende des II. Bandes verspricht er auch ein Register zu liefern.

Den Anfang macht der Verfasser von der Verbindlichkeit zur Aufnahme der Wissenschaften etwas beyzutragen. Er meynt, dieses sey eine löbliche Ehrliebe, zumal in Frankreich, wo selbst der König dem Flore der Gelehrsamkeit günstig wäre. Es ist eine Mode in Frankreich geworden, überall den König zu loben, man habe es nun Ursache, oder nicht. Man muſs es also an dem Verfasser auch so hingehen lassen. Ferner glaubt er, man versündige sich an dem gemeinen Wesen, wenn man ihm die

Erfindungen vorenthält, darauf man etwa geräth. Dieß hat ihn bewogen, uns seine Entdeckung des wahren Weltbaues mitzutheilen. In einer so erleuchteten Zeit, darinn wir leben, sey es ja wohl billig die wahrhafte Ordnung des großen Weltgebäudes zu wissen. Man müsse den Grundriß davon eben so machen, wie von einer Landschaft die Charte gemacht wird. Aus allen astronomischen Beobachtungen zusammen genommen, müsse man den rechten Weltbau entwerfen. Auf eine schöne Stelle aus dem Herrn von Fontenelle, macht sich der Herr Verfasser einen wichtigen Einwurf, aus dem Prediget Salomonis, den man sich hier eben nicht vermuthet hätte. Im 11. Verse oder vielmehr im 3ten des 30 Capitels, steht. **Der Mensch könne doch nicht treffen das Werk, das Gott thut, weder Anfang noch Ende.** Dieses versteht er so, daß ein Mensch die Einrichtung und Ordnung des Weltgebäudes nicht ergründen könne; antwortet aber darauf mit den Auslegern: es sey nur die Meynung, daß der Mensch das Werk, was Gott im Anfange durch ein Wort hervorgebracht, nicht vollkommen erkennen könne. Er gesteht auch, daß wir alles unsers Forschens und Studirens ungeachtet, dennoch in diesem Stücke allemal sehr unwissend bleiben würden. Daher käme es, daß wir bey so vielem Fleiße der Sternseher, dennoch erst so wenig wüßten. Doch meynt er auch, seitdem der Prediger Salomo geschrieben hätte: Mundum tradidit disputationi eorum, vt non inueniat homo opus, quod operatus est Deus ab initio, wäre doch so

manches entdecket werden, daß wir schon im Stande wären, einen Entwurf des wahren Weltbaues zu machen, den man an die Stelle so vieler vorgegebenen Weltordnungen setzen könnte.

Man kann leicht denken, daß ein Mann, der sich von der Erklärung seiner philosophischen Meynung, so lange durch einen biblischen Spruch abhalten läßt, sehr gründlich zu gehen gesonnen ist: zumal da er noch länger dabey stehen bleibt. Wir gehen aber vielmehr zu dem II. Schreiben, zu welchem er nach vielen Versprechungen, und Einleitungen allererst auf der 20. Seite schreiten kann. Hier erklärt er gleich anfangs, worinn das copernicanische System, wider welches er so aufgebracht ist, eigentlich bestehe. Er meynt aber, dieser große Sternkundige habe mehr im Sinne gehabt, dem Ptolomäus zu widersprechen, als das alte pythagorische System zu verbessern: worinn ihm kaum jemand, der den Copernicus selbst gelesen hat, recht geben wird. Er kömmt auf Kepplers Verbesserungen, die sich Neuton hernach angemaßet hätte, indem er sie geometrisch vorgetragen: und sagt, jener habe die Nothwendigkeit eingesehen, die Suppositionen dieses polnischen Sternsehers, einfacher zu machen. Wir wissen nicht, ob schon sonst jemand den Copernicus für einen Polen ausgegeben hat: wissen aber so viel, daß es keine Folge sey, daß eine große Provinz, die eine ganz andre Sprache redet, den Namen des größern Landes führen müsse, mit dem es in Verbindung steht. Wer nennet doch die Meyländer darum Ungarn oder Böhmen, weil sie unter

der Herrschaft der Königinn von Ungarn und Böhmen stehen? Ist denn ein gebohrner deutscher Elsaßer, deswegen schon ein Franzose, weil Elsaß unter Frankreich steht? Eben so wenig kann man das Stück von Preußen, welches in der Krone Polen Schutze steht, zu Polen machen; da es seit undenklichen Zeiten ein besondres Land gewesen, welches vor fünfhundert Jahren noch seine eigene, und nicht die polnische Sprache geredet; seit der Zeit aber mit deutschen Einwohnern angefüllet worden, die, zumal in Thorn, wo Copernicus gebohren war, so gutes Deutsch reden, als an irgend einem Orte in Deutschland gesprochen wird.

Doch wir gehen weiter. Die Neuern, sagt der Herr Verfasser, hätten die Sterne noch weiter entfernt, und viel größer gemacht, als Copernicus und Keppler gethan hätten. Man hat so gar, um die Revolution der Sterne zu erklären, der Erde eine Schwungbewegung (motum librationis) beygelegt: ja die veränderliche Obliquität der Ekliptik und des Aequators zu erklären, einen motum trepidationis ersonnen. Wie weit dieses gegründet sey, lassen wir die Sternkundigen urtheilen. Ja, setzt er hinzu, man hätte dieses System auszuflicken, oder vor dem Untergange zu bewahren, noch verschiedene andre Dinge ersinnen müssen. Aber es wäre mit ihm gleich in der ersten Mache ein verderbtes Wesen gewesen. Man hätte wider alle himmlische Erscheinungen, einen ganz ungegründeten Entwurf gemacht, dieselben begreiflich zu machen. Man hätte die tägliche Umdrehung der Erd-

kugel

kugel von Abend gegen Morgen, mit dem jährlichen Umlaufe der italiſchen Secte zuſammen geſchmolzen; der doch von einer dritten Meynung der eleatiſchen Schule ſchon wäre verbannt geweſen. Mit einem Worte Copernicks Meynung wäre nicht neu geweſen: er hätte ſie nur wider ein allgemeines Vorurtheil in Schutz genommen; und für das ſeine ausgegeben. Thales, einer der ſieben Weiſen, hätte ſie aus Aegypten mitgebracht, und alſo wäre es vielleicht die allerälteſte aſtronomiſche Hypotheſis, die ſich durch die mündliche Fortpflanzung von des Noah Söhnen her erhalten hätte: und ſo hätten alle Zweige der ioniſchen Secte die tägliche Umdrehung der Erden zugegeben, um den täglichen Umlauf des ganzen Himmels zu erſparen. Allein die Begierde ſich zu unterſcheiden, hätte gemacht, daß Pythagoras, an die Stelle dieſer ſo einfachen Vorſtellung, die man nur hätte ausbeſſern ſollen, eine ſehr verwickelte geſetzt, worinn die Erde auch ſo gar um die Sonne laufen, und ihr den Mittelpunct der Welt einräumen muß. Cicero, Seneca und Plutarch bezeugten, daß die berühmteſten Weltweiſen des Alterthums, nur die Eleatiker und Stoiker ausgenommen, die Schwierigkeiten des täglichen Umlaufs der Sonnen, und aller Geſtirne, erkannt; die mit einer ſo unbegreiflichen und einträchtigen Geſchwindigkeit, ungeachtet ihrer ungleichen Entfernungen, geſchehen müßte; indeſſen, daß die Erde allein, und zwar noch im Mittelpuncte des Weltgebäudes unbewegt bleiben ſollte. Zeno von Elea habe dieſe dritte Meynung eingeführt; und man könne nicht begrei-

greifen, wie alle übrige Schulen, die in Athen mit dem Untergange der drey älteſten Secten entſtanden, ſich gar einen Religionspunct daraus gemacht, ſie zu behaupten, und alle die für gottlos auszugeben, die ſichs unterſtehen würden, der Erde die geringſte Bewegung beyzulegen.

Aus dieſer kurzen Erzählung wird man nunmehr ſchon einigermaßen einſehen, was der Verfaſſer für einen neuen Weltbau einführen will. Er iſt ein Semitychonicus, der der Erdkugel zwar die tägliche Wälzung um ihre Axe, aber nicht die jährliche Bewegung um die Sonne einräumet. Dieſe Meynung iſt im vorigen Jahrhunderte, gleich nach Tychons Zeiten auch ſchon vorgetragen und von einigen in Vorſchlag gebracht worden; aber ſie hat nicht den geringſten Beyfall gefunden, und iſt wenigſtens von keinem einzigen anſehnlichen Sternſeher behauptet worden. Die Urſache iſt auch leicht zu begreifen. Denn iſt die Erdkugel einmal einer ſo ſchnellen Umdrehung fähig, die ſie in vier und zwanzig Stunden um ihren eigenen Mittelpunct wälzet, dergleichen auch Mars und Venus, ja Jupiter und Saturn unſtreitig haben: warum ſollte ſie nicht auch in dem jährlichen Laufe dieſen großen planetiſchen Kugeln ähnlich ſeyn, zwiſchen welchen ſie in freyer Himmelluft hänget? Gewiß wem der Kopf von der erſten Bewegung nicht in die Runde geht, der wird ſich auch nicht fürchten, alle Jahre einmal um die Sonne zu fliegen. Doch das braucht hier keiner weitern Ausführung.

Der

Der Herr Verfaſſer thut ſo gar den Juden die Ehre an, daß er glaubt, die Platoniker, Peripatetiker, und alle folgende Secten hätten dieſe Meynung vom gänzlichen Stillſtande der Erden, von den Iſraeliten gelernet. Dieſe hätten aus einigen übelverſtandenen Stellen des I. Buches Moſis, die ihrem buchſtäblichem Sinne nach, mit dem Zeugniſſe der Sinne gar zu einſtimmig geweſen, ſich einen Scrupel bey jeder Meynung gemacht, die der Ruhe der Erden zuwider geweſen. Gerade, als wenn nicht bey dem ganzen menſchlichen Geſchlechte die Sinne natürlicher Weiſe die erſten Lehrmeiſter abgegeben hätten. Auf die Art wird man auch noch von den Juden gelernet haben müſſen, daß es des Tages licht, und des Nachts finſter iſt: weil dieſes im erſten Cap. des I. Buches Moſis ſteht. Er fährt fort. Noch ehe durch den Ptolemäus dieſe Meynung in ein Syſtem gebracht worden, welches erſt 140 Jahre nach Chriſti Geburt geſchehen, hätten faſt alle Philoſophen, wenn ſie die Erde in die Mitte der Welt geſetzt, geſtanden: man könne weder wider, noch für die Meynung von ihrer täglichen Umwälzung den Ausſpruch thun. Denn drehte ſie ſich um ihre Axe, ſo müßte es ſcheinen, daß ſich der ganze Himmel, in Anſehung ihrer drehte: es würde aber viel einfacher, und leichter ſeyn, den täglich erſcheinenden Umlauf derſelben, durch die Bewegung der Erden um ihre Axe zu erklären; als den ganzen Himmel um die Erde laufen zu laſſen. Allein ſie hätten es dabey bewenden laſſen, daß ſie es ſich ſo einbildet, und es zugegeben, ohne, es zu lehren;

und

und es zu muthmaßen, ohne es zu beweiſen; ja es als eine Frage aufzuwerfen, ohne es zu behaupten, und es für eine ſeltſame Meynung ausgeben zu laſſen. Zu dieſer Anzahl rechnet er den Plato in ſeinem Timäus, und den Ariſtoteles im 13. Capitel ſeines Buches vom Himmel; den Archimedes in ſeiner Sandrechnung, den Eudoxus von Rhodus, Heraklides, Seleucus u. a. m. und meynt, daß in allen Zeiten nach dem Thales und Pythagoras die Umdrehung der Erdkugel, ſehr berühmte Herolde; obgleich keine ſo kühne Vertheidiger gefunden, die das Herz gehabt hätten, ſie als eine Hypotheſe zu behaupten. Sie hätten ſich an eine nicht ſo alte Lehre gehalten, die aber auf das Zeugniß der Sinne gegründet geweſen wäre; hätten aber immer dabey zu verſtehen gegeben, daß es auch wohl ſeyn könnte, daß die Bewegung des Himmels nur ſcheinbar wäre, und von der uns unmerklichen Wälzung der Erdkugel herkäme. Hieran hätten ſie ſich begnüget, aber doch zur Schande der Vernunft, in ihren Schulen, dasjenige als wahr vorgetragen, was ſie doch nicht anders, als für ungereimt erkennen konnten. Und ſo hätte das ptolemaiſche Syſtem bis ins XVI. Jahrhundert triumphiret: da der Cardinal Cuſanus, (L. 28. de docta ignorantia) mit großen Lobſprüchen von der ältern Meynung geredet; doch ohne dieſelbe zu behaupten, oder ſie zu einer Hypotheſe zu machen.

Dieſe Ehre, wie auch die Sonne in den Mittelpunct der Laufkreiſe der Venus, und des Mercurs, nach der alten ägyptiſchen und pythagoriſchen Lehre

zu machen, wäre dem Nicolaus Copernicus, einem Domherrn in Ermland, im königlichen Preußen, von Thorn in Polen gebürtig, vorbehalten gewesen. Hier sieht man ein paar den Herrn Franzosen nicht ungewöhnliche geographische Schnitzer. Denn fürs erste ist Copernicus nicht zu Ermland, welches eine große Landschaft ist, sondern zu Frauenburg, wo das Domcapitel und die Domkirche dieses Bischofthums ist, Domherr gewesen. Wie wäre es, wenn man jemanden, der zu Straßburg Domherr ist, einen Domherrn in Elsaß nennen wollte? Der andre Fehler ist, daß er Thorn in Polen suchet, darinn es doch eben so wenig gelegen ist, als Danzig, oder Elbing. Thorn ist vor fünfhundert Jahren, auf dem den alten Preußen zuständigen, und den Polen nicht unterworfenen Grunde und Boden, von lauter deutschen Colonien erbauet worden; allezeit, bis auf diese Stunde von lauter deutschen Leuten bewohnet, nach dem kulmischen, das ist einem ursprünglich in deutscher Sprache abgefaßten Rechte regieret worden; und nur durch das Bündniß einiger Städte, die sich wider den deutschen Orden aufgelehnet, unter polnischen Schutz gerathen. Heißt denn das in Polen liegen? Gewiß eben so wenig, als Straßburg in Frankreich oder Stralsund in Schweden liegt; ob diese Städte gleich ihren Königen noch weit mehr unterworfen sind, als das polnische Preußen der Krone Polen. Doch dieses beyläufig.

Nun fängt er an, mit dem Copernicus zu Felde zu gehen. Er verwundert sich über den schnellen und erstaunlichen Beyfall, den er mit seiner neuen

Mey-

Meynung gefunden; und sagt, die Leichtigkeit durch die tägliche Umwälzung der Erden, den scheinbaren unbegreiflichen Umlauf des Himmels zu ersparen, hätte auch den jährlichen Umlauf um die Sonne beliebt gemacht; ohngeachtet dieser unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen wäre. Copernicus hätte den Gelehrten, in Ansehung dieses Stückes, durch jenes erstere, die Augen verkleistert, und sie recht bezaubert; da er doch vielmehr beydes hätte trennen, und das bloße ägyptische System, ohne das *pythagorische annehmen* sollen. Er meynt, die Planeten liefen nicht eigentlich um die Sonne, sondern um den Mittelpunct des Laufkreises der Sonnen: in welchen er die Erde nach tychonischer Art setzet. Ja selbst den innern Planeten giebt er die Bahnen, die nach dem tychonischen Weltbaue, im Ricciolus, und in Herrn Doppelmayers astronomischen Karten, vorausgesetzt werden müssen, wenn die Sonne um die Erde laufen, und doch zugleich der Mittelpunct der übrigen Hauptplaneten seyn soll. Das giebt nun in Ansehung aller dieser Bahnen lauter Schlingenkreise; deren Merkur, vom 1. Jenner 1738 bis dahin 1745. 22, aber von verschiedener Größe machen muß; Venus vom ersten Jenner 1745 bis dahin 1748. macht ihrer nur fünfe, Mars vom Octob. 1745. bis zum Dec. 1747. zwo, Jupiter von 1736, bis 1748. ihrer zwölfe; und Saturn endlich, von 1719, bis 1748. acht und zwanzig; wie die Figuren, die er zu seinem Buche stechen lassen, solches ausweisen.

Er

Er ſieht übrigens vorher, daß er viel Widerſtand bey ſeiner neuen Meynung finden werde, nachdem Carteſius und Newton auf die copernicaniſche Meynung ſoviele Lehrſätze gebauet; jener nach leucippiſchen und demokritiſchen Grundlehren: dieſer aber nach des Empedokles und Keplers Meynungen. Er merket dabey an, daß der menſchliche Verſtand glücklicher iſt, Urſachen von demjenigen, was nicht iſt, und was er ſich nur einbildet, als das, was wirklich und wahr iſt, zu finden. Wider den allgemeinen Beyfall des copernicaniſchen Weltbaues wendet er ein, daß dieſer ſo wenig was beweiſe, als der Beyfall, den die alten Landcharten von Frankreich, oder die picartiſchen Beobachtungen und Meynungen von der Figur der Erdkugel gefunden. Man hätte ſie doch endlich bey reiferer Ueberlegung falſch befunden, und ſo würde es dem copernicaniſchen Weltbaue auch ergehen.

Er will endlich zeigen, daß das copernicaniſche Weltgebäude der wahren Sternſeherkunſt, große Hinderniſſe in den Weg geleget. Z. E. Hugenius habe ſich bloß dadurch verführen laſſen, in ſeinem Cosmotheoros, die Entfernung der Fixſterne, ſo entſetzlich groß zu machen: indem er voraus ſetzet, Sirius ſey eben ſo groß als die Sonne; und müſſe folglich, um uns ſo viel kleiner als dieſelbe auszuſehen, 27664 mal weiter von uns ſtehen, als dieſelbe. Hier beſchuldigt er den großen Hugen einer falſchen Rechnung, weil er die kleinſten Sterne die man ſieht, nur 1931 mal kleiner ſchätzt, als die Sonne; indem er ihnen eine Breite von einer Secunde beylegt,

legt. Er zieht daraus die Folge, daß wenn die Sonne nur zweytausendmal weiter von uns entfernt würde, sie uns schon unsichtbar werden müßte. Da er nun nach dieser Rechnung den Sirius nur 322 mal kleiner schätzt, als die Sonne; so schließt er, daß Hugen ganz wider allen Grund, die Entfernung desselben auf 27664 mal weiter, als die Sonne in ihrer mittlern Weite, gesetzt habe.

Dieses mag genug seyn, von einem Buche Nachricht zu geben, welches überaus weitläuftige Umschweife macht, und mit mehr Beredsamkeit als Gründlichkeit der Beweise pranget. Wir sind nur erst zwey Briefe, und die nicht einmal ganz durchgegangen, deren sein Werk achtzehn in sich hält, um eine Probe von seiner Art zu denken zu geben. Ist er nun gleich in astronomischen Dingen nicht unwissend, oder in den besten mathematischen Schriften unbelesen: so muß es ihm doch sonst an etwas fehlen, daß er die große Schönheit des copernicanischen Weltbaues nicht einsehen können. Wir sind versichert, wenn er nur des berühmten dänischen Sternsehers Horebows Copernicum Triumphantem gelesen hätte: er vielleicht die Hoffnung würde haben fahren lassen, diese längst verworfene, semitychonische Meynung wieder aufzuwärmen. Dieselbe hat fast alles das wider sich, was wider die tychonische überhaupt streitet. Ein großer Sonnenkörper, soll um das kleine Erdkügelchen; ein heller feuriger Körper, um einen dunkeln laufen: da doch alle übrige dunkle Kugeln der Planeten um die Sonne wirbeln. Ferner soll die einzige Erde zwischen

dem

dem übrigen Planetenchore, die ſich alle um die Sonne bewegen, und theils weiter, theils näher als ſie ſelbſt von ihr ſind, ankerfeſt ſtille ſtehen. Alles dieſes wird deſto unglaublicher, da gleichwohl die Erde ſich in vier und zwanzig Stunden um ihre Achſe wälzen, und auch darinn den übrigen Planeten ähnlich ſeyn ſoll, deren Flecken man hat beobachten können. Unſers Erachtens wird alſo der Herr Verfaſſer den copernicaniſchen Weltbau wohl unumgeſtoßen laſſen, und wenn er noch mehr ſolche große Bücher dawider ſchriebe.

* *

IV.

Von der Religion der Reiſenden *.

Es iſt ein ziemlich gemeines Sprüchwort, daß, wer viel gereiſet iſt, gemeiniglich nicht eben der frömmſte ſey. Eraſmus, der nicht gern eine Gelegenheit vorbey ließ, ſolche Materien abzuhandeln, an denen er ſeine ſatiriſche Gemüthsart üben konnte, hat von dieſer Sache ein Geſpräch gemacht, worinnen er die Misbräuche gewiſſer Wallfahrten entdecket, an welchen die Andacht, die ihnen zum Deckmantel dienete, nicht allemal den größten Antheil hatte. Herr Blanchart beweiſt indeſſen, doch ohne den Eraſmus und ſein Geſpräch zu tadeln, daß zu allen Zeiten die Rei-

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. et Belles Lettres. p. 18. ſeqq.

ſenden, Merkmaale ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht gegeben haben. Dieſes that er in einer Abhandlung, die er 1714. der Akademie vorgeleſen.

Zuförderſt bemerket er, daß es unter den Heiden eine Göttinn gegeben, die auf den Wegen richtet, und eine andere die auf denſelben beſchirmet. An dieſe zwo Göttinnen nun, die nichts anders ſind, als die Klugheit und der Verſtand, will er, daß ein Reiſender ſeine Wünſche richte. Wie nöthig ſie ihm zuweilen ſeyn können, das iſt aller Welt bekannt.

Die Feldherrn unternahmen keinen Krieg, da ſie nicht zuvor die Götter um Rath gefraget, um ihren Willen zu erfahren: und dieſen Willen erſahen ſie, entweder aus den Eingeweiden der Opferthiere; oder aus der Art wie das Feuer auf die Theile die ſie verbrennen mußten, wirkte. Xenophon führet ſolches vom Cyrus an, und in einem andern von ſeinen Tractaten, erkläret er die Bewegungsgründe dieſes frommen Gebrauches. In ſeinem Oeconomico ſagt Sokrates zum Critobulus; er ſähe wohl, daß die Opfer die man vor dem Kriege thäte, oder indem man im Begriffe wäre, eine Schlacht zu liefern, nur dazu dienten, um von den Göttern zu erfahren, was man thun oder laſſen ſoll. Wenn Alexander bereit iſt, zum perſiſchen Feldzuge abzureiſen, ſo richtet er den Göttern zwölf Altäre auf, um ſeine Opfer auf denſelben zu bringen.

Die Römer waren in Beobachtung dieſes frommen Gebrauchs, nicht minder gewiſſenhaft. Titus Livius bemerket, daß der Oberprieſter, Publius Licinius, den Q. Fabius Pictor anhalten laſſen,

lassen, der nach Sardinien reisefertig war, eben wie vor ihm Lucius Metellus den Posthumus Albinus aufgehalten; entweder, weil die Religionsgebräuche mit einiger Nachläßigkeit beobachtet worden, oder weil diejenigen, denen es oblag von der Gesinnung der Götter Bericht zu erstatten, nicht gefunden haben mochten, daß ihr Wille mit dem Vorhaben desjenigen übereinstimmete, der das Opfer anstellete.

Die Mythologisten und Geschichtschreiber haben angemerket, daß diejenigen, die die Reisen unternahmen, ihr Gebeth an die Schutzgötter desjenigen Ortes gerichtet, von welchem sie abreiseten. Andere Gebethe thaten sie an diejenigen Götter, unter deren Obhut diejenigen Oerter stunden, durch welche sie durchzogen; andere endlich an die Gottheiten, des Ortes, wo ihre Reise ein Ende hatte. Die Formel dieser Gebethe ist uns in den Aufschriften aufbewahrt geblieben, PRO SALUTE, ITV, ET REDITU.

Sie riefen auch noch insonderheit diejenige Gottheit an, unter deren Schutz die Hauptursache ihrer Reise stehen konnte; und gleich als ob sie aus dem glücklichen Erfolge ihrer Absichten erkannt hätten, daß die Gottheit, die sie sich günstig zu machen gesuchet hatten, sie begleitet hätte: so verewigten sie, bey ihrer Rückkunft, ihre Erkenntlichkeit durch Denkmäler, deren wir noch eine ziemliche Anzahl übrig haben: IOVI REDUCI, NEPTUNO REDUCI, FORTUNAE REDUCI, und tausend andere. Die Abreise der Kaiser, ihre Ankunft

in den verſchi denen Provinzen des Reiches und ihre Rückkunft nach Rom, wurden auf dem gangbaren Gelde bemerket.

Hyginus berichtet, daß die **Rhodier**, ehe ſie ihre Flotte ins Meer gelaſſen, allezeit der glücklichen Ankunft des **Phorbas**, ihres Stifters, geopfert.

Die Griechen wähleten unter den Göttern, diejenigen, von denen ſie auf ihren Reiſen, einigen Beyſtand hoffeten; ſonderlich aber den **Mercur**, welcher in den Steinmälern Viaticus und Triuius genennet wird, und auch die Göttinn, **Hecate**. Dieſe beyden Gottheiten nennete man θεοὶ ἐνοδιοι, oder ἐνοδιοι. Was die Reiſen zu Waſſer betrifft, ſo hatten ſie den **Neptun**, dem ſie eine junge Kuh ſchlachteten; die **Thetis**, der ſie einen Ochſen opferten, und den **Glaucus**, dem man einen Stier würgte. Noch hatten ſie den Caſtor und **Pollux** in groſſer Verehrung, indem ihr Geſtirn den Schiffern im ſtarken Winde und in der Ungewißheit ſehr dienlich war, darein das Ungeſtüm ſie in Abſicht auf ihren Weg ſtürzen konnte.

Die Römer betheten eben dieſe Gottheiten unter den Geſchlechtsnamen Lares und Viales an, wie wir aus den alten Aufſchriften erhellet. Die vorläufigen Gebethe zu ihren Reiſen, richteten ſie auch noch an die Göttinn **Rom**, Romae aeternae u. ſ. w. an den Herkules mit dem Zunamen ἀλεξίκακος; und dieſen letztern ſahen ſie, als einen Gott an, der im Stande wäre, ſie in denen Gefahren zu vertheidigen, welche ſie bey Begegnung der Straßenräuber laufen könnten, von welchen er die Welt gereiniget hat-

hatte. Sie trachteten auch ſich die Gunſt des Gottes Silvanus zu erwerben, als, daß er den Dieben keine Freyſtatt erlauben möchte, die die Stille und den Schatten der Wälder misbrauchen, um die Vorübergehenden zu überfallen.

Diejenigen die auf den Fang der Thunfiſche ausgiengen, opferten dem Neptun mit dem Zunamen τροπαῖος und ἀλεξίκακος, um ihn zu bitten, daß er von ihren Neſſen den Fiſch ξίφιας, abwenden möchte, der ſie zu zerreiſſen pflegte, oder um den Beyſtand abzuhalten, den, wie die Naturforſcher wollen, die Delphine den Thunfiſchen leiſten. Aelian und Athenäus lehren uns, daß ſie den erſten Thunfiſch den ſie fiengen, dem Neptun geopfert.

Die Kaufleute, welche ganz beſonders unter Mercurs Schuze ſtunden, unterlieſſen niemals dieſem Gotte ſolche Opfer zu bringen, die ihn bewogen ihnen in ihrem Handel Gewinn zu verſchaffen. Nach dem Arnobius, war Merkur einer von denen Göttern, die den Wegen vorſtunden und dieſe Götter nennte man Semitales. Sueton ſagt in des Auguſtus Leben, daß dieſer Prinz die Opfer feſt beſtimmt, die man ihnen an zweenen Tagen im Jahr öffentlich gebracht. Die Bildniſſe derer Götter die den Landſtraßen vorſtunden, waren in den Kreuzwegen aufgerichtet, und daſelbſt erwies man ihnen den gebührenden Dienſt.

Der Heil. Auguſtin und Marcianus Capella erwähnen, wegen der Reiſenden, einer Juno Iterduca, und für die Neuverehlichten einer Juno

Domiduca. Eben dieſelben Götter ſind Tutelini und Tutanei genennet worden. Von ihnen redet Virgil im 7. Buche ſeiner Aeneis:

Frondenti tempora ramo
Implicat, et Genium que loci, primamque Deorum
Tellurem, Nymphas, et adhuc ignota precatur
Flumina.

Feſtus merket an, daß es Auſpicia propteruia quae le propter viam oſtentabant, gegeben, und ſetzet hinzu, daß die römiſchen Reiſenden, ſich noch an den Janus wendeten, um eine glückliche Reiſe zu erhalten. Dieß war nun ungefähr alles, was die Frömmigkeit von den Reiſenden vor ihrer Abreiſe forderte. Man merket auch, daß in dem 9. Canon des barceloniſchen Concilii, von der Einſegnung Erwähnung geſchieht, die man den Reiſenden ertheilte; ein gottſeliger Gebrauch, der noch bey allen Kloſterorden beybehalten wird. Man findet auch in den Briefen der Päbſte, die dem Corpori Iuris Canonici einverleibet ſind, daß ausdrücklich von denen Geſchenken geredet wird, die man den Reiſenden ertheilte, Viaticum, munus viaticum. Dieß war auch bey den Alten üblich, wie man aus einem Briefe des jüngern Plinius an den Cornelius Priſcus ſehen kann, in welchem er, nachdem er den Martial gelebet, welcher kürzlich geſtorben war, ausdrücklich ſagt, wenn er von dieſem Dichter redet: Proſecutus eram viatico ſecedentem.

Was man zu beobachten hatte, ſo lange die Reiſe währete, das beweiſt nicht minder die Gottesfurcht, als das, was vor der Abreiſe hergegangen war.

war. Man hielt ſich an denen Orten die wegen des Dienſtes irgend einer Gottheit berühmt waren, vor andern auf; man brachte derſelben Geſchenke, bath ſie um die Erlaubniß weiter zu reiſen, und richtete ſeine Gebethe an ſie: ja um ein Denkmaal ſeiner Gottesfurcht zu hinterlaſſen, ſo rieben die Reiſenden ehe ſie abreiſeten, die Knie ihrer Bildſeulen mit Wachs: Genua Deorum incerabant. In der Folge zeigt Herr Blanchard, auf was für Art die Reiſenden an denen Orten aufgenommen worden, wohin ſie kamen.

Athenäus merket an, daß die Cretenſer bey ihren öffentlichen Gaſtmahlen, eine beſondere Tafel gehabt, um daran diejenigen zu bewirthen, die ſich als Reiſende bey ihnen befunden. Plutarch will in ſeinen Apophtegmatibus, daß bey den Perſern, welche doch ſelbſt ſo wenig reiſeten, ein Bedienter im Schloſſe geweſen, der nichts anders zu thun gehabt, als die Gäſte zu empfangen. Es war nicht gebräuchlich, daß man ihm ſogleich den Namen derer ſagte, die in einem fremden Lande ankamen. Bellerophon ward neun Tage lang aufgenommen, ehe man ihn fragte, wie er hieß. Wenn Athenäus von dieſer Gewohnheit redet, ſo ſagt er: der Wein ſey etwas, das die Freundſchaft verbindet, die Seele erwärmet und ſie entdecket; daher fange man das Geſpräch damit nicht an, daß man den Namen deſſen ausfraget, den man aufnimmt, ſondern wende dieſe erſte Zeit an, den Diis hoſpitalibus ſeine Ehrfurcht zu beweiſen.

Die Stoiker glaubten, daß Gott in uns ſelbſt den Trieb wirke, den Fremden, die zu uns kommen,

Gutes zu thun. Wir ſind ihnen Zärtlichkeit ſchuldig, ſagten ſie: theils weil ſie unter Gottes Obhut ſtehen; theils um in uns die Empfindungen der Menſchlichkeit zu vermehren, die ſich nicht an das Band der Bluts- oder Gemüthsfreundſchaft binden müſſen, ſondern die ſich über alle Menſchen insgeſammt erſtrecken ſollen.

Herr Blanchard läßt die alten Reiſenden nicht aus den Augen; er begleitet ſie bis auf ihre Wiederkehr in ihre Heimmat, und entdeckt alle gottſelige Handlungen, die ſie allda vorgenommen: um den Göttern ihre Dankbarkeit für den Schutz zu bezeugen den ſie ihnen ertheilet; indem ſie ſie aus den Gefahren geriſſen, darinnen ſie ſich befunden.

Die erſte Sorge der Reiſenden, ſobald ſie heim gekommen, war, daß ſie ſich ihrer Pflicht gegen die Götter entledigten; es ſey nun, daß ſie ſich vor ihrer Abreiſe, durch irgend ein Gelübde, oder in irgend einer Gefahr unterwegens hierzu verbindlich gemacht; oder daß die Gewohnheit es ſo mit ſich gebracht. Die Philokomaſium begreift unter dem Befehle den ſie ihrer Magd giebt, einen Theil der Gebräuche, die bey der Rückkunft von Reiſen üblich waren: wie man aus der Comödie im Plautus ſehen kann, die den Titel hat: Miles glorioſus (Act. 2. Sc. 5.) und aus einem Briefe des Ovidius, allwo Cydippus ſo redet:

Protinus egreſſae ſuperis, quibus inſula ſacra eſt,
Flaua ſalutatis thura merumque damus.
Ep. 21. v. 19.

Dieſe Opfer die die Reiſenden bey ihrer Rückkunft thaten, nennte man ἐπιβατήρια, mit demſelben Na-

Namen als die Opfer, welche diejenigen thaten, die irgend einer groſſen Gefahr entronnen waren. Endlich war es noch gewöhnlich, die Kleider, ſo man auf der Reiſe an gehabt, irgend einer Gottheit zu weihen: und dieſes Opfer iſt nichts anders als die Votae veſtes, deren Horaz und Virgil gedenken. Dieß iſt genug, um zu zeigen, daß die alten Reiſenden und Pilgrimme nicht alle ſo ruchlos geweſen, als diejenigen, die dem Eraſmus zu ſeiner Stachelſchrift, Anlaß gegeben haben.

* *

V.

Pylades und Oreſtes, oder Denkmaal der Freundſchaft, ein Trauerſpiel.

Vnus erat Pylades, vnus, qui mallet Oreſtes
Ipſe mori: lis vna fuit per ſaecula mortis.

Manil. 2. Aſtr.

Liegniß bey Wätzolden 1747. in 4.

Der vornehme Verfaſſer dieſes ſchönen Trauerſpiels hat ſich zwar nicht zu nennen beliebet: wir aber haben es für unſre Schuldigkeit gehalten, ihn in dem neulichen Stücke unſers Bücherſaals der gelehrten Welt bekannt zu machen; und hoffen, daß uns der Herr Conſiſtorialrath, ſolches gütigſt vergeben wird. Wir haben geglaubt, daß wir ſolches ſeinen Verdienſten, und dem Ruhme ſchuldig wären, den ſich ſeine Vorfahren, zweene berühmte von Derſchau unter den preußiſchen Dich-

Dichtern längſt erworben haben. Dieſes ſoll uns Anlaß geben, in einem beſondern Artikel, von denenſelben und den übrigen guten Poeten zu handeln, die ſein Vaterland ſeit ein paar hundert Jahren hervorgebracht hat; wenn wir nur erſt von ſeinem Trauerſpiele die gehörige Nachricht gegeben haben.

Er ſelbſt hat es nicht für gut befunden, uns in einer Vorrede von ſeiner Arbeit einigen Unterricht zu geben: welches man doch verſchiedener Umſtände wegen hätte wünſchen mögen. Einige ſeiner Leſer werden es wiſſen, daß la Grange unter den Franzoſen eine Iphigenia in Tauris gemacht; und andre werden ſich erinnern, daß unter den Alten Euripides eben dergleichen Stück hinterlaſſen hat. Hier ſind nun Kenner gleich begierig zu wiſſen, in wie weit der Herr Verfaſſer dem einen, oder dem andern gefolget ſeyn, oder von ihnen abgegangen ſeyn werde. Doch, vielleicht hat er gedacht, daß ſolche critiſche Leſer, dieſes am beſten durch eigene Aufmerkſamkeit und Vergleichung dieſer Stücke ſehen; die übrigen aber, die nur ihr Vergnügen ſuchen, es gar nicht zu wiſſen verlangen würden.

Wir können indeſſen diejenigen Liebhaber theatraliſcher Gedichte, die ſolches zu wiſſen begierig ſind, und etwa benannte beyde Trauerſpiele nicht bey der Hand haben, verſichern, daß keines von beyden mit unſerm deutſchen Pylades und Oreſtes übereinkömmt. Man kann ſolches gleich aus der Anzahl und Beſchaffenheit der Perſonen ſehen. Euripides hat in dem Seinigen nur acht, nämlich die Iphigenia, den Oreſt, den Pylades, den Viehhirten, den König Thoas, einen Bothen, die Minerva, und

den

den Chor. Bey ihm werden Pylades und Oreſt, gleich nachdem ſie zugleich aus dem Schiffe ans Land getreten, und den Vorſatz gefaſſet, das Götzenbild der Diana zu entführen, von den Einwohnern der Inſel gefangen genommen, und zum Könige gebracht; weil es daſelbſt die Gewohnheit war, alle Fremden der Diana zu opfern. Hier iſt alſo keine beſondre Abſicht auf den Oreſtes; vielmehr ſagt Iphigenia: der Diana Altar wäre noch mit keinem griechiſchen Blute beflecket worden; und der Hirte ſagt ausdrücklich: man pflegte bey ihnen die Ankömmlinge zu opfern. Der Ausgang iſt auch nicht anders, als daß Oreſtes, das vom Himmel gefallene Bild der Diana, nebſt ſeiner Schweſter Iphigenia, wirklich nach dem Schiffe führet, und allen Widerſtand der Leute des Thoas überwindet. Thoas ſelbſt, der dieſes erfährt, wird faſt raſend; wird aber von der Minerva deswegen beſtrafet: welche hergegen des Oreſtes That billiget, und ihm befiehlt der Diana Taurica, einen Tempel in Griechenland zu bauen. Thoas der dieſen Befehl verehret, ergiebt ſich darein, und will die Flüchtlinge nicht weiter verfolgen. Minerva ſagt, ſie wolle dieſelben als Gefährtinn nach Griechenland begleiten; worüber der Chor in ihr Lob ausbricht, und das Stück beſchließt.

Mit des neuern franzöſiſchen Dichters Stücke kömmt zwar dieſes Deutſche etwas mehr überein; indem darinn Thoas wirklich von dem Oreſt ums Leben gebracht wird. Doch ſind wiederum, ſowohl die Perſonen, als die Umſtände des Todes, ganz unterſchieden. Wo wir uns nämlich recht beſinnen, denn bey der Hand haben wir das Stück itzo nicht:

ſo verfolget Thoas die beyden Griechen bis ans Ufer der See, um ſich ihrer noch zu bemächtigen. Es geht an ein hitziges Gefecht, wo immer Pylades die Bruſt des Oreſtes durch ſeine eigene zu bedecken; jener aber dieſen auch mit ſeinem Verderben zu erhalten ſucht; bis endlich Thoas ſelbſt das Leben einbüßen muß. Doch es wird der Augenſchein am beſten zeigen, daß unſer deutſcher Dichter ſelbſt der Urheber ſeiner Fabel ſey.

Um nun auf die Nachricht von dieſem Trauerſpiele ſelbſt zu kommen, ſo ſind erſtlich folgende Perſonen darinnen: **Pylades**, König zu Phocis. **Oreſtes**, König zu Mycene. **Thoas**, König zu Taurica. **Tomire**, des Thoas Tochter. **Zarine**, der Tomire Vertraute. **Iphigenia**, eine Oberprieſterinn. **Mangone**, eine Prieſterinn, und Vertraute der Iphigenia. **Temur**, Obriſter der Wache. Zwo Prieſterinnen, und die Wache. Der Schauplatz iſt in der Hauptſtadt von **Taurica**, in einem Saale, welcher auf der einen Seite an den Dianentempel, auf der andern, an den königlichen Palaſt ſtößt. Die Handlung hebt ſich mit Aufgange der Sonnen an, und währet bis gegen Abend.

In dem erſten Auftritte des erſten Aufzuges entdecket **Tomire** der **Zarine**, daß ſie den Pylades liebet, daß er auch bereits bey ihrem Vater um ſie angehalten; daß ſie aber befürchte, derſelbe werde aus Staatsliſt, ſie lieber dem **Amogres**, Könige der Maſſageten verloben, welcher ebenfalls um ſie wirbt. In dem andern Auftritte kömmt **Oreſtes**, vor deſſen Annäherung die vorigen gewichen, er beklagt ſein Unglück ſo:

Nun

Nun, ſo betret ich denn den Hoffnungsvollen Ort,
Wohin der Gottheit Schluß, ihr ſchwach entdecktes Wort,
Und mehr die ſchwarze Angſt, die mein Gewiſſen rühret,
Den kummervollen Sohn des Agamemnons führet.
Dianens Tempel ſoll, zu Lindrung meiner Pein,
Nach des Orakels Spruch, die letzte Zuflucht ſeyn.
Doch Göttinn! wirſt du wohl den Muttermörder hören?
Darf auch Oreſtes noch dein Heiligthum verehren?
Der gar das Heiligſte von der Natur entweiht,
Und über den das Blut der Mutter, Rache, ſchreyt?
O unglückſelige, verhaßte Vaterliebe!
Wie grauſam iſt die Frucht von ſo gerechtem Triebe!..
Ein jeder Augenblick ſtraft die verletzte Treu,
Am Tage, die Vernunft; bey Nacht, die Phantaſey:
Und die Unmenſchlichkeit des Laſters meiner Waffen
Schreckt ſelbſt die Furien, indem ſie mich beſtrafen.
Es ſinnet bloß für mich ihr rächender Verſtand,
Auf Martern, die vorhin kein Sterblicher erkannt.
O Krone! ſcheinbar Weh! Wie ſchwer biſt du zu tragen,
Wenn Laſterthaten, uns die Ruh im Buſen nagen?

Du Tochter Jupiters, die Taurica verehrt!
Iſt mein betrübter Stand annoch Erbarmung werth;
So laß das reine Blut von tauſend Opferthieren
Der Götter zornig Herz mit ſanftem Mitleid rühren.
Gib meiner Seelen Ruh! Wo nicht; ſo löſch die Glut,
Die ihren Grimm entbrannt, durch des Oreſtes Blut.

Reiß Stral und Donnerkeil aus deines Vaters Händen,
Und laß nur Blitz und Schlag mir Schmerz und Leben enden . . . .

In dem dritten Auftritte erſcheint **Pylades**, der ſich über des **Oreſtes** Ankunft freuet; ihm aber auch ſaget, daß er ſich hier den Händen ſeines ärgſten Feindes nämlich dem **Thoas**: (welcher vermuthlich wegen Abweſenheit des Herren Verfaſſers von dem Orte des Druckes, durch einen Druckfehler in dem ganzen Stücke **Troas** genennet wird,) der Bruder des von ihm ermordeten **Egiſthus**, allhier herrſche. **Oreſtes** ſaget hierauf:

Ich ſcheue nicht den Tod.
Der Himmel haßt zu ſehr mein kummervolles Leben,
Um das erwünſchte Grab ſo leichtlich mir zu geben.
Seitdem ich, Pylades, von dir geſchieden bin,
Riß die Verzweiflung mich zum Scythenkriege hin:
Hier auf der Heldenbahn mein Leben zu beſchließen,
Gab ſich die nackte Bruſt zum Ziel von Pfeil und Spießen.
Umſonſt erbettelt ich das Ende meiner Quaal;
Es hat der Barbarn Fauſt vor dem erbethnen Stal,
Den dargeſtreckten Hals zu meinem Schmerz bewahret,
Und mein verſchwendet Blut aus Grauſamkeit geſparet.
Der Tod erreichet nur den Feigen, der ihn flieht,
Und weicht, ſobald man ihm beherzt entgegen ſieht.
Wie ſoll die eitle Furcht mich denn von hinnen jagen?
Wenn nur die Götter ſelbſt durch das Orakel ſagen;
Daß wo der Brandaltar der keuſchen Göttinn iſt,
Da, des Oreſtes Ruh, ihr Tempel in ſich ſchließt.

Pyla-

Pylades.

Freund, einen Weiſen muß nicht bloß ein Dreyfuß lehren;
Es herrſcht in unſrer Bruſt ein Gott, den muß man hören.
Sein Wille wird uns zwar durch der Sybillen Mund;
Doch klärer durch das Licht vernünftger Schlüſſe kund. . . .

Oreſtes.

O traurige Vernunft, wie dunkel iſt dein Schein!
Ohnmächtiges Gewehr in ſchwacher Menſchē Händen,
Zu kraftlos, die Gewalt der Laſter abzuwenden,
Du biſt, da du der Wuth der Leidenſchaften weichſt,
Nur ſtark, wenn du die Laſt verübter Unthat zeigſt!
Oreſtes wird durch dich nur tiefer noch verwirret,
Der auf dem Erdenrund ohn alles Abſehn irret,
Sich unerträglich iſt und ſeines Kummers ſatt:
Ein Herz befürchtet nichts, das nichts zu hoffen hat. . . .

Pylades räth ihm immer noch zu fliehen; Oreſtes aber ſaget, es habe keine Gefahr, er komme nicht allein; ſondern Hermes der hier im Lande ſo angeſehen wäre, und denn der Kern der myceniſchen Jugend, die würden bey ihm im Tempel ſeyn: es ſey daher gar nicht wahrſcheinlich das Thoas das Völkerrecht an ihm brechen ſollte. Indem erblicken ſie den Thoas, und Pylades bittet den Oreſt inſtändig demſelben nur ſeinen Namen nicht zu ſagen. Im vierten Auftritte verleitet die griechiſche Kleidung des Oreſtes, den Thoas gleich, ihn zu fragen wer er ſey? Worauf Oreſtes ſpricht:

Du darfſt nicht Thoas meynen,
Es werde blöde Furcht dir meinen Stand verneinen:
So ſehr erniedrigt mich mein traurig Schickſal nicht;
Mycenens König iſts, der jetzund mit dir ſpricht.

Pylades.

Hilf Himmel!

Thoas.

Läßt ſich noch dein Hochmuth dieß gelüſten?
Du hier in Taurica? Du, Mörder des Eghiſten? . .
Sprich wozu kömmſt du her?

Oreſt.

Zum Opfer der Dianen.
Ihr Mitleid ſuch ich hier; und wenn ſie will den Tod,
Vielleicht auch deſſen ſelbſt, der mir mit ſolchem droht.

Thoas läßt hierauf den Oreſt von der Wache gefangen wegführen, und Pylades ſuchet im fünften Auftritte, ſeinen Zorn gegen den Oreſt aufs möglichſte zu ſtillen; allein umſonſt: ſein Tod wird feſtgeſtellet, und dieſer Auftritt endiget den erſten Aufzug.

In dem erſten Auftritte des zweyten Aufzuges, entdecket die beſtürzte Iphigenia der Mangone, was ſie dieſelbe Nacht für einen ſchreckenvollen Traum gehabt, worüber aber im zweyten Auftritte Thoas kömmt und ſich beſchweret, daß man das Volk mit ſolchen ſorgenloſen Hirngeſpinſten ängſtige, die Göttinn hätte ihm ſeinen Feind in die Hände geliefert. Er deutet alſo der Iphigenia an, daß er heute ein großes Feſt anſtellen, Dianen dieſen gekrönten Feind opfern, und der Tomire Hochzeitfeſt veranſtalten wolle: ſie ſollte nur dem Oreſt, deſſen Name er ihr aber nicht nennet, ſeinen Tod ankündigen gehen.

Im

Im dritten Auftritte wird Oreſtes gebracht, dem Iphigenia auf die wenigen Stunden welche er noch zu leben hat, die Feſſel abnehmen läßt. Aus einer großen Verwirrung aber, und weil er ſich gegen den Tod den ſie ihm ankündiget, ſo unerſchrocken bezeiget, ihn fragt, wer er ſey, und wie er heiße? Oreſtes ſpricht:

Ich bin des Unglücks Kind: was brauchſt du mehr zu wiſſen?

Iphigenia.

Entdecke mir die Vaterſtadt.

Oreſtes.

Mycen.

Iphigenia.

Mycene? Arme Stadt! wie mag es ihr ergehn?
Da Clytemneſtra ...

Oreſtes.

Schweig. O Namen voller Schrecken!
Hör ich ihn überall an aller Erden Ecken?
Wirſt du durch dieſes Wort noch meine Henkerinn?

Iphigenia.

Warum erſchrickſt du ſo vor Argos Königinn?
Sag an wer biſt du denn? Nichts hindert dich zu ſprechen.

Oreſtes.

Ihr Mörder und ihr Sohn. Komm eile ſie zu rächen.

Das Schrecken nun worein dieſe Antwort die Iphigenia ſetzet, welche ihren Bruder erkennet, verurſachet bey dem Oreſt nicht mindere Verwirrung. Er fragt ſie warum ſie ſo viel Theil an ſeinem Tode nehme? und ſie ſpricht:

Oreſtes zittre ſelbſt, ſoll ich mich dir entdecken
Komm und erkenne ....

Oreſtes.

Was? wen?

Iphigenia.

Iphigenia.

Oreſtes.

Wie? meine Schweſter lebt? Du hier in Taurien?

Iphigenia.

Sie lebt: wo dieſer Schlag ihr nicht den Tod wird geben.
Sie lebt; doch viel zu lang dieß Unglück zu erleben. ...
O Schickung! haſt du bloß der Tochter Mord verwehrt,
Daß ſie die Mörderfauſt jetzt auf den Bruder kehrt?
Unſeliges Geſchlecht? Dreymal betrübt zu nennen.
Wie leicht hätt ich den Dolch, dir, ohne dich zu kennen,
Aus frommer Schuldigkeit dir in die Bruſt gedrückt?
Dein Eingeweid durchſucht, Fleiſch, Adern, Herz zerſtückt?
Um es mit Luſt und Pracht, nach unſern Opferbräuche,
Dianen zum Geſchenk, o welch Geſchenk! zu reichen.
Du hätteſt allererſt die mörderiſche Hand
Der Schweſter die dich liebt, in Plutons Reich erkannt:
Mich aber ließ allhier des Werkes Ausgang leſen,
Es ſey Oreſtes Herz, des Bruders Herz geweſen.

Sie beſchließt endlich dieſen überaus beweglichen und ſchönen Auftritt ſo:

Ach Bruder! ach Oreſt! jetzt biſt du wieder mein!
Laß einen Augenblick die Freude Meiſter ſeyn.
Vergiß das Schreckenbild, das uns mit Furcht erfüllet:
Was uns die Finſterniß zukünftger Zeit verhüllet

Steht

Steht in der Götter Macht. O grauſames Geſchick!
In was für einen Stand giebſt du ihn mir zurück.

In dem vierten Auftritte, kömmt Mangone und fordert den Oreſt zu dem gewöhnlichen Reinigungsbade ab, und die beſtürzte Iphigenia muß ihn abfolgen laſſen. Im 5 Auftritte kömmt zwar noch Pylades und ſucht ihn frey zu machen; wird aber von der Wache abgehalten. Er flehet alſo die Iphigenia um Beyſtand an, die ihm auch mit zweydeutigen Worten ihr Mitleiden bezeuget. Im 6 Auftritte verſuchet Pylades nochmals den König Thoas, der ihm eben ſeine Tochter verſpricht, für den Oreſt zu erwerben, indem er ihm ihre vertraute Freundſchaft entdecket. Thoas nimmt es überaus übel, daß Pylades für ſeinen Feind bittet, und als dieſer verſichert, er werde ſich ſeiner mit Gewalt annehmen, ſo ergrimmt der König noch mehr, beſchließt des Oreſtes Tod um deſto gewiſſer, und geht voller Wuth ab.

Im III Aufzuge erſcheint die troſtloſe Iphigenia voller Verwirrung über folgenden dunkeln Spruch den ſie von der Göttinn bekommen:

Nichts rettet ihn von der Gefahr,
Oreſtes muß noch heute ſterben;
Es möchte denn den Brandaltar,
Ein Opfer das gekrönt, ſtatt ſeiner, blutig färben.

Pylades kömmt im andern Auftritte ebenfalls zu ihr, und fragt ſie, wie ſie dieſes Orakel auslege? allein ſie weis nichts, was den Oreſt retten könnte. Endlich ſagt Pylades:

Die Götter zweifeln noch; noch ſtirbet nicht Oreſt;
Weil ihm noch ſeinen Freund die Schickung übrig läßt.
Was für ein ſchnelles Licht macht meine Seele heiter?
Ein Opfer das gekrönt? ietzt ſuch ich es nicht weiter.
Was nur erfordert wird trifft bey mir ſelber ein:
Die Freundſchaft ſoll mein Gott und mein Orakel ſeyn ....

Sie weichen beyde vor dem herannahenden Könige Thoas, welcher im 3. Auftritte ſeiner Tochter ankündiget, daß er von ihrer Vermählung mit dem Pylades nichts mehr wiſſen wolle. Im 4. Auftritte beklaget ſich Tomire über den Grimm des Schickſals und ihres Vaters; im 5. aber kömmt Pylades ſelbſt, dem ſie mit einigem Kaltſinne vorrücket, daß er die Freundſchaft der Liebe, oder vielmehr den Oreſt ihr vorziehe, weswegen er ſich entſchuldiget, und da ſie ihn allein läßt, eine ſehr ſchöne Rede mit ſich ſelbſt hält, davon wir nicht umhin können eine Stelle hieher zu ſetzen:

Wie ſchön iſt nicht die Pflicht für ſeinen Freund zu ſterben!
Wenn wahre Zärtlichkeit ſich einen Tod erwählt
Den die Natur noch nicht zu ihren Schulden zählt.
O Freundſchaft! großes Wort! wie ſanft kannſtu uns rühren!
Was kann die Menſchheit mehr zum Glück der Götter führen
Als wenn dein himmliſch Feur ein edles Herz erfüllt,
Dem mehr ein treuer Freund, als tauſend Leben gilt?
Für unſers Lebens Theil das Leben hinzugeben,
In ſeines Freundes Bruſt ſich ſelbſt zu überleben;

Heißt

Heißt dieſes wohl ein Tod? Hat Frommſeyn einen Lohn,
Iſt Tugend, Treu und Pflicht, kein leerer Wörterton:
So wird Eliſens Feld, auf künftiger Zeiten Schwingen,
Oreſt und Pyladen zuſammen wieder bringen .....

Der ſiebende Auftritt bringt den Oreſt, welcher auf Einwilligung der Iphigenia den Pylades noch einmal ſprechen darf. Dieſer entdeckt dem Oreſt daß er mit ſeiner Schweſter um einen Ort im Tempel eins geworden, wo ſie ihn verbergen und mit der Flucht retten wollen. Oreſt verwirft dieſen Anſchlag, da er ſeinem Leben gram iſt, und ſagt, er ſähe wohl daß das Grab allein ihm hier diejenige Ruhe ertheilen würde, die die Götter ihm verheißen hätten. Pylades verſichert ihn nochmals, er werde ſeinen Tod nicht zugeben, doch verhüllet er die Art wie er ihn retten will in zweydeutigen Worten und bedienet ſich zuletzt eines ſchwermüthigen Anfalls der den Oreſt überfällt, ihn wegzubringen, und wider ſeinen Willen zu retten.

Im vierten Aufzuge redet Iphigenia mit dem Pylades von ſeinem großmüthigen Unternehmen, worauf im zweyten Auftritte Thoas zu ihm kömmt, und unfehlbar auf Fürbitte ſeiner Tochter, oder aus Furcht vor ſeinem Kriegsheere, ſich wieder mit ihm verſöhnen will, und ihm die Verbindung mit ſeiner Tochter noch einmal, doch unter der Bedingung anträgt, daß er ſich des Oreſtes nicht mehr annehmen ſoll. Worauf er aber zur Antwort bekömmt:

Sind denn die Gaben ſtets die uns ein Thoas ſchenkt
Durch eine Laſterthat bedinget und verſchränkt?
Hör auf, das was du giebſt, im Geben zu verneinen;
Du möchteſt gütig ſonſt und ich undankbar, ſcheinen....

Wobey er ſich ausdrücklich die Befreyung des Oreſtes ausdingt. Thoas ſagt:

Ihm iſt vor langer Zeit der Untergang geſchworen,
Du aber, zittere, daß ich dieß Wort verloren!

Pylades.

Ich zittern? und vor dir? Ich? der vor kurzer Zeit,
Als Thoas zitterte, ihn ſeiner Furcht befreyt?
Dein Herz iſt fähig zwar die Menſchheit zu verbannen;
Doch ſchreckt die Tugend nicht der Anblick der Tyrannen.
Es wird dein eitles Drohn von mir gering geſchätzt
Nachdem ſich nur mein Freund in Sicherheit geſetzt.

Dieſe Nachricht erſchreckt den Thoas ungemein, zumal da ſie vom Temur bekräftiget wird, welchen er gleich befiehlt ihm auf der Flucht nachzuſetzen und ihn auch aus dem Schooße der Diana ſelbſt, wieder zu holen.

Pylades.

Ein falſcher Argwohn iſt des Wüthrichs Eigenthum:
Die, ſo dieß Werk vollbracht, ſchätzt ſolches ſich zum Ruhm,
Iſt eines Tempels werth, voll Großmuth, kein Verräther,
Sie ahmt der Gottheit nach.

Thoas.

Sprich, wer iſt denn der Thäter?

Pylades.

Die Freundſchaft. Sie verlacht den drohenden Altar,
Die Stützen deines Throns, der Henker wilde Schaar,
Dein ſüßes Zeitvertreib die Foltern, deine Ketten:
Sie weis, was ſie beſchützt, dir im Geſicht zu retten.

Thoas,

Thoas, der hierauf in volle Wuth geräth, begehrt alſo, er ſolle, da er um des Oreſtes Flucht wüßte, ihm denſelben widerſchaffen, und bekömmt zur Antwort, daß der den er ſuchte, hier vor ihm ſtünde, er, Pylades, ſey der wahre Oreſtes, daran daß er nicht geflohen wäre, könne er ihn erkennen, er ſey vor wenigen Jahren mit einigen Griechen in Taurica angekommen und zwar ſeiner Wuth, aber nicht der Liebe entkommen. Dieſe Neigung zu ſeiner Tochter habe ihn angetrieben ſein beglücktes Schwerdt für ihn zu ziehen. Thoas fällt ihm ins Wort:

Mach nur durch deine Sieg mein Ohr nicht ungedülbig:
Ein Feind der Dank verdient, wird dadürch härter
schuldig.

Welch kühnes Ungeheur? Welch eines Frevels Laſt?
Weil du mein Blut geliebt, biſtu noch mehr verhaßt.
Glaubſt du daß immermehr ich dich geſchonet hätte?
In meines Kindes Arm, in ihrem Ehebette
Hätt ich in beyder Blut die Rachſucht ausgeübt;
Und ſie mit dir geſtraft; dieweil ſie dich geliebt.
Umſonſt haſt du den Haß vor mir verbergen wollen;
An deinem Undank ſchon hätt ich dich kennen ſollen.

Pylades.

Mehr Gutes hab ich dir, als du verdienſt, erzeigt,
Da ich in deiner Noth dir Hülf und Hand gereicht.
Jetzt kannſt du mich, Tyrann! für dieſen Fehler ſtrafen:
Bey meiner Liebe Glut, ließ ich die Feindſchaft ſchlafen,
Wieviel auch dieſe rief, ſo ſtellte jene mir,
Dich als den Vater noch von der Tomire für.
Scheint doch, o Wüterich! als ob dein Grimm erblödte:
Hier haſt du meine Bruſt: Hier iſt das Eiſen: tödte!
(Er wirft ihm den Degen vor die Füße.)

Bey dieſen Worten tritt im dritten Auftritte Oreſtes herein, über deſſen Anblick Pylades zwar anfänglich ſehr erſchrickt; ſich aber gleich wieder faſſet, und ſaget, dieſer Freund hätte nur aus Grosmuth ſeinen Namen angenommen, damit er ja nicht einmal von dem Thoas entdecket würde, und wenn er es gleich anjetzt leugnen würde; ſo ſollte es ihm Thoas nur nicht glauben. Oreſtes widerſpricht ihm voller Erſtaunen, und indem Thoas ganz beſtürzt über zween Oreſtes da ſteht, erwiedert Pylades.

Ich bin es welcher dir im Herzen ſtets geflucht;
Ob ich dein Tochtermann zu werden gleich geſucht.
Der Rache ſollt dieß Band zu einem Zucker dienen;
Es ſollt ein Vatermord den Muttermord verſühnen.
Dein Tod ſchien mir gering, von einer andern Hand,
Wo du im Sterben nicht den Schwiegerſohn erkannt.
Kennſt du Oreſten jetzt noch nicht an dieſen Zügen?
Und willſtu länger dich in deinem Irrthum wiegen?
So lerne, wenn dein Blut von meinen Händen fließt,
Durch deinen Untergang, wer denn Oreſtes iſt.

Oreſtes widerſpricht ihm nochmals voller Erſtaunen; indem kömmt Iphigenia herbey, der die ſeltſame Sache vom Thoas erzählet und ihr Rath begehret wird. Sie aber ſagt, ſie könne keinem Menſchen in das Herz ſehen. Der König geht alſo den ſicherſten Weg und befehlt ihr, ſie denn alle beyde zu opfern; weil doch einer der wahre ſey, und derjenige der es nur ſeyn wollte nicht minder ſchuldig wäre. Hierauf ſagt ſie:

Wer biſtu? daß dein Stolz mir dieß gebieten kann?
Geh! lege Sterblicher, dein Opfer, dein Entſchließen,
Und deine Krone ſelbſt hin zu des Altars Füßen,

Und

Und denn erwarte noch in Ehrfurchts voller Still
Was über ſie und dich, Diana ordnen will.
Hat ſie nicht heute ſchon durch Zorn und Wunderthaten,
Dieß angetragne Blut verwerfend abgerathen?
Dem hat der Salbung Oel vor deiner Tyranney
Das Schutzmaal eingeprägt: den, ſpricht die Tugend frey.
Es ſey mit keinem Blut der heilge Stal beflecket,
Das eine Krone theils, und theils die Unſchuld decket.
Es wird aus dieſem Blut ein Rächer auferſtehn:
Willſtu ganz Griechenland in ſeinen Helden ſchmähn?
Willſtu, daß Taurica von jenen tauſend Schiffen,
Womit ſein Vater einſt die Trojer angegriffen,
Durch Krieg und Brand vertilgt verkehrt in Wüſteney,
Der wohlverdiente Lohn von dieſem Opfer ſey?
Laß von dem Vorſatz ab, ein Blut heut zu verſpritzen
Das dir nicht recht bekannt, und das die Götter ſchützen.

Thoas.

Gibt mein Beſchirmungsrecht mir denn nicht ſo viel Macht
Im Tempel? Muß ich auch wenn ich zu opfern tracht
Erſt dich zu Rathe ziehn? Unſeliges Regieren!
Wenn Prieſterhände gar des Reiches Zügel führen,
Und der verblendte Tyron dem Aberglauben frohnt!
Nein, weil ein Weib geträumt, wird nicht Oreſt verſchont.....

Er geht alſo mit der Drohung ab, in Ermangelung ihrer Herzhaftigkeit, ihnen ſelbſt das Schwerdt in die Bruſt zu ſtoßen. Nachdem er weg iſt, redet Oreſtes den Pylades überaus bewegt an:

Zu edelmüthger Freund! den mir das Glück beſchert!
Sind meine Tage wohl nur deiner Seufzer werth.....

Hör

Hör auf den Tod dir ſelbſt ſo liebloß zu zuziehn
Der Wüthrich haßt nur mich, mein Blut beſänftigt ihn.
Es wird, wenn er dich kennt, die alte Neigung ſprechen:
Ich ſage noch ein Wort, Freund! lebe mich zu rächen...
Ich lebe noch nach mir, in dir, der mich geliebt.
Erinnre meiner dich mit Luſt und unbetrübt;
Und wenn im Anfang gleich noch deine Thränen fließen:
So opfre deinen Schmerz zu der Tomire Füßen....

Er bittet ihn zum letzten Dienſte noch ſeine Aſche zu ſammlen und ſie, wenn er wieder nach Argos käme, an Agamemnons Seite zu ſetzen. Die Schweſter aber redet er ſo an:

Du, die der Himmel mir nur wieder ſchenken wollt,
Damit mich dein Verluſt jetzt zweymal kränken ſollt,
Laß Schweſter! laß uns doch, Unſeligſte der Erden,
An Unempfindlichkeit dem Schickſal ähnlich werden!
Durchbohre meine Bruſt beherzt, und unerſchreckt,
Daß keine Thränenfluth die Schweſter nicht entdeckt,
Beherrſche dein Geſicht und deiner Wehmuth Triebe:
Giebſt du mir gleich den Tod; ſo giebt ihn doch die Liebe.

Pylades beharret bey ſeinem Entſchluſſe entweder für den Oreſtes oder mit ihm zu ſterben, und Iphygenia drückt ſich in einer ſehr lebhaften Rede unter andern ſo aus:

Befürchte nicht von mir ein klagerfülltes Leid,
Mein Herz hat keinen Raum mehr zu der Traurigkeit.
Die Thränen können nur gemeine Schmerzen nähren,
Verzweiflung ſoll mir jetzt den letzten Rath gewähren.
Wer weis? Diana zielt vielleicht auf den Tyrann:
Er führet auch ein Blut das man vergießen kann.
Die Wolken ſind umher mit Donnerkeilen trächtig;
Ein Schlag iſt ſeinen Stolz und ihn zu ſtürzen mächtig.

Sie

Sie entdeckt ihnen ihren Vorſatz, das Volck bey dem Opfer wider den Thoas aufzuhetzen, aus der Rettung dieſer zween Freunde eine Sache der Götter zu machen, und ſchließt endlich dieſen Aufzug mit dieſen Worten.

Es ſoll, wenn man mich hört, ihm alles feind auf Erden,
Und jeder Unterthan ihm zum Oreſtes werden.

Im fünften Aufzuge erſcheint Tomire mit der Zarine und erzählet ihr, daß ſie durch einen Fußfall es bey ihrem Vater ſo weit gebracht hat, daß er dem Pylades die Flucht erlauben will; doch daß er ihm angelobe, nimmermehr wieder nach Taurica zu kommen. Tomire ſagt ihr hingegen, es ſey der alte ehrwürdige Hermes angekommen, und begierig ſie zu ſprechen; worüber Tomire ſich ſehr erfreuet. Im zweyten Auftritte kömmt Pylades von der Tomire nochmals Abſchied zu nehmen, ſie bittet ihn ſich der Flucht zu bedienen, die ſie ihm ausgewirket hat, welches er aber großmüthig und beſtändig ausſchlägt. Er ſagt:

Gilt es nicht einerley wenn man die Trennung leidet,
Ob uns das weite Meer, ob Acheron uns ſcheidet?
Wem nützt mein Ueberreſt beraubter Tage wohl
Indem ich dich und Freund zugleich verlieren ſoll?
Laß, laß mich ungetrennt mit ihm allhier erkalten;
So kann ich wenigſtens von beyden eins erhalten.....

Die Wache kömmt endlich und holet ihn zum Opfer ab. Im dritten Auftritte wird Mangone von der Iphygenia abgeſchickt die Tomire ihrer Sicherheit wegen in den Tempel zu hohlen; indem auch ſie ſelbſt der Wuth ihres erzürnten Vaters nicht

trauen dörfe, ſie giebt ihr zugleich einen vom Hermes in Eile geſchriebenen Zettel, der ſo lautet:

Es warnet Hermes dich vor Thoas Grauſamkeit
Er iſt dein Vater nicht, wie du es falſch geglaubet.
Vertrau dem Prieſterthum nur deine Sicherheit,
Bis man mehr Wichtiges zu ſagen mir erlaubet.

Im vierten Auftritte kömmt Iarine welche von der Tomire ängſtlich um des Pylades Schickſal befraget wird, die ihr aber nichts anders ſagen kann, als daß ſie ihn zum Altar führen ſehen; und wofern ſich keine Gottheit ſeiner annähme, würde er wohl ſterben müſſen. Der fünfte Auftritt bringt den Pylades, welcher Tomiren ſagt, daß ſie alle frey und ſie, die Tomire, Königinn von Taurica ſey. Er erzählet ihr den Verlauf dieſer Sache, daß nämlich zu ſeiner und des Oreſtes Ermordung bereits alle Anſtalten gemachet worden wären, und unter dem erſchrockenen Volke keiner das Herz gehabt zu ihrer Rettung den Anfang zu machen. Endlich ſey Hermes auf den erhabnen Fuß des hohen Altars getreten; er habe gewinkt und alles geſchwiegen

Da Thoas ſelbſt verſtummt, für ihn die Ehrfurcht hegt,
Die wider Willen man für groſſe Männer trägt.
„O freygebohrnes Volck, dem Sclaverey zuwider,
„Ich komm anietzt zu euch, ſpricht Hermes, werthen Brüder!
„Mit Zittern macht euch hier der treugeprüfte Mund,
„Der ſchon vor Alter blaß, ein ſolch Geheimniß kund,
„Woran vom ganzen Reich die höchſte Wohlfahrt hanget,
„Die jetzt von eurem Arm den letzten Schutz verlanget.
„Des Landes Wohl verſtarb auf Unkams Todtenbaar,
„Er, der eur letzter Fürſt, doch mehr eur Vater war,

„Den

„Den nicht ſein Unterthan, nicht ſeine Tugend deckte,
„Als Thoas Meuchelſchwerdt ihn todt zur Erden ſtreckte.
„Dieß Bild vom Donnergott, bewehrt mit Blitz und Keil,
„Die Seulen, der Altar, entweiht durch ſolchen Greul,
„Dieß waren, ſo wie ihr, die unbewegten Zeugen:
„Hier ſahe ihr ihn entleibt, zum Götterhimmel ſteigen
„Der dasmal ihn verließ. Des Fürſten Kron und Land
„Fiel ſeinem Mörder zu, der mit befleckter Hand
„Den eiſern Scepter führt, der Freyheit Thron zerbrocht,
„Dieß Blut und ihr Verluſt, ſind beyde ungerochen.
„Vier Kinder ſchickte man dem großen Vater nach:
„Die jüngſte Tochter doch, die mir das Herze brach
„Entzog beglückte Liſt des Mörders wildem Toben
„Und hat im fremden Platz, ſie kühnlich unterſchoben:
„Sie lebt: und wenn hiebey ſich noch ein Zweifel regt,
„So hab ich den Beweis ins Heiligthum gelegt,
„Woſelbſt ich Zeugniſſe von dieſer Wahrheit führe,
„Kennt eure Königin! ſchützt ſie! es iſt Iphigenie!

Dieſen Namen, nun ſagt **Pylades**, habe das ganze Volk mit Freuden nachgerufen. Der raſende Tyrann habe zwar befohlen, den Betrüger **Hermes** umzubringen; niemand aber hätte ſich unterſtanden Hand an ihn zu legen: er habe ihn alſo mit eigner Hand umgebracht. Da nun das Volk hierüber laut gemurret, habe **Oreſtes** ſich ermannet, das Opferſchwerdt ergriffen, und es dem **Thoas** in die Bruſt geſtoßen. Der gröſte Theil des Volks wäre mit dieſer That zufrieden geweſen, und den Ueberreſt ſuchte **Oreſtes** annoch zu entwaffnen. Worauf noch im letzten Auftritte **Oreſtes** ſelbſt kömmt und die neue Königinn bittet, ſich dem begierigen Volke zu zeigen. Der ganze fünfte Aufzug erhält ſich in gleicher Lebhaftig-

haftigkeit mit den vorigen, und dieſes Trauerſpiel iſt fähig in der Vorſtellung, die Zuſchauer auf eine ſehr rührende Weiſe in der Neugierde zu erhalten, und eine abermalige Zierde der deutſchen Schaubühne abzugeben.

Am Ende finden wir noch ein Schreiben des Herrn Verfaſſers an einen guten Freund, welches gar wohl die Stelle einer Vorrede hätte vertreten können. Es hält daſſelbe einen critiſchen Vorſchlag in ſich, ob man nicht beſſer thun würde, wenn man die Trauerſpiele ohne Reime machte? und welches das zweyte iſt, ob es nicht auch gut wäre, die Verſe der Tragödien von ungleicher Länge, in einer recitativiſchen Art abzufaſſen, die nach Befinden des Dichters bald jambiſch, bald trochäiſch, bald gar daktyliſch wären?

Beyde Fragen ſind nicht unerheblich, und von dem Herrn Verfaſſer mit vieler Einſicht, theils vorgetragen, theils beantwortet worden. Was die erſte betrifft, ſo geben wir ihm nicht allerdings unrecht. Der Reim iſt kein weſentliches Stück der Poeſie, und ſonderlich ſcheint er in der dramatiſchen, von der Natur der Redenden gar zu ſehr abzuweichen. Die Griechen und Lateiner haben alle ihre Trauer- und Luſtſpiele zwar in Verſen; aber wie bekannt, ohne Reime gemacht. Die heutigen Wälſchen und Engländer thun ein gleiches: ob gleich ihre Poeſie nicht einmal ſo gut das Sylbenmaaß beobachtet, als die Deutſche. Warum ſollte nun dieſe nicht auch das Joch der Reime abſchütteln können? Es würde alſo nur auf einen Verſuch darinn ankommen: dieſer aber müßte auch gewiß von einem Dichter gewagt werden, der ſonſt

in Gedanken und Ausdrückungen, alle gehörige Stärke und Anmuth beſäße; um eine ſolche Neuerung beliebt zu machen. Man kann hierbey nachſchlagen, was theils in der hieſigen critiſchen Dichtkunſt, theils in den Beyträgen zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit hin und wieder dahingehöriges vorkömmt.

Ein anders aber ſcheint es uns, mit den ungleich langen Verſen zu ſeyn. Dieſe haben ſchon in andern Gedichten bey weitem die Schönheit nicht, die bey einem ordentlichen Sylbenmaaße gleicher, oder auf ähnliche Art abwechſelnder Zeilen befindlich iſt. Man hat ſie daher in neuern Zeiten nicht ſogar unrecht, die Poeſie der Faulen genennet: ſo wie Herr von Leibnitz eine gewiſſe Art zu philoſophiren die Philoſophie der Faulen zu nennen pflegte. Solche Verſe kann ja auch ein jeder Meiſterſänger aus dem Aermel ſchütteln, und auf die Art jeden Monat einen Band voll liefern. In Trauerſpielen aber würden ſie vollends nicht zu dulden ſeyn. Denn fürs erſte haben die Alten, außer ihren Chören, die Verſe nicht ungleich lang gemacht. Ihr Exempel aber giebt uns die billige Vermuthung, daß ſie eine gute Urſache dazu gehabt haben müſſen; widrigenfalls ſie ſich auch die Sache könnten erleichtert haben. Es iſt auch die Urſache davon leicht zu finden; und zwar 1) in Anſehung der Schauſpieler, 2) in Anſehung der Zuſchauer. Die erſten können mit dem Auswendiglernen beſſer zurecht kommen, wenn alle Verſe gleich lang ſind; würden aber, im Gegenfalle, dem Poeten oft einen Haufen wunderliches Zeuges einſchalten; wenn ſie weder ein gewiſſes Sylbenmaaß

noch einen Reim zu beobachten hätten. Und dieſes würden ſie ſo oft thun, als ihnen irgend das Gedächtniß verſagte. Wie unangenehm aber dieſes dem Verfaſſer eines Stückes ſeyn würde, das werden alle die wiſſen, die etwa in einem proſaiſchen Luſtſpiele ſolches an ihren Stücken erfahren haben. Denn auch der geſchickteſte Comödiant, redet aus dem Stegreiſe oft Sachen, die ganz wider die Abſicht des Dichters, und den Zuſammenhang des Stückes laufen.

Was aber die Zuſchauer anlanget: ſo ſieht man leicht, daß ihm dieſes erwähnte ſchon kein Vergnügen bringen, ſondern vielmehr Verdruß erwecken muß. Allein auch dadurch vermindert ſich ſeine Luſt, wenn immer eine Verwirrung in dem Sylbenmaaße herrſchet, und er niemals wiſſen kann; ob ein Vers halb oder ganz aus iſt? Käme aber gar auch die Vermiſchung der verſchiedenen Arten des Sylbenmaaßes hinzu, ſo wäre es noch wunderlicher. Die jambiſchen Verſe ſehen unſrer täglichen Sprache ſo ähnlich, als vormals der griechiſchen. Sie ſind daher, wie Horaz ſagt, ſehr geſchickt zur theatraliſchen Vorſtellung, natum rebus agendis. Hergegen die trochäiſchen ſind ſchon viel künſtlicher, und unterſcheiden ſich zu ſehr von der gemeinen Rede. Die daktyliſchen endlich, ſind vollends ſo ſchwer, daß niemand ſo leicht von ohngefähr eine ganze Zeile davon treffen, geſchweige denn mehr, als eine, aus dem Stegreiſe herſagen wird. So fällt denn dadurch ein großer Theil der Wahrſcheinlichkeit weg, der doch in die theatraliſchen Vorſtellung den größten Theil des Vergnügens wirket.

In-

Indeſſen leugnen wir nicht, daß das gegebene Exempel des Herrn von Derſchau, ſchön iſt: wir zweifeln aber auch nicht, daß er es in gleich langen reimfreyen Verſen noch ſchöner würde überſetzet haben. Sollte es aber ja was neues ſeyn ſollen: warum wollen wir nicht lieber auf die la Mottiſche Ketzerey fallen, der gar proſaiſche Trauerſpiele zu machen verſuchet hat; wie auch ſchon bey uns, die altväteriſchen Staats- und Hauptactionen zu thun pflegten.

* *

VI.

Kurzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von den bekannteſten preußiſchen Poeten voriger Zeiten.

So wie wir vor einem Jahre, bey Gelegenheit des verſtorbenen meißniſchen Dichters, Corvinus, von den berühmteſten meißniſchen Poeten gehandelt haben: eben ſo haben wir uns itzo vorgenommen, bey dieſer Veranlaſſung, von den berühmteſten preußiſchen Dichtern, einige Nachricht zu geben. Doch werden wir auch von dieſen, ſo wie damals, nur diejenigen melden, die bereits geſtorben ſind, und die noch lebenden unſrer Nachkommen Beurtheilung überlaſſen. Es iſt aber der Billigkeit gemäß, diejenigen nicht in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen, die ſich um die Muſen eines Volkes zu ihrer Zeit verdient gemacht haben.

Wir werden aber von der Zahl der preußiſchen Poeten, mit gutem Bedachte, alle diejenigen ausſchlie-

ſchließen, die zwar in Preußen gelebt haben, und daſelbſt berühmt geworden ſind; aber daſſelbe nicht für ihr Vaterland erkannt haben. Unter dieſe gehören zuförderſt Poliander und Amandus, zweene Gottesgelehrte, die um die Zeit der Reformation die ſchönen Lieder: Nun lob, mein Seel, den Herrn, und, Es iſt das Heil uns kommen her, gemacht haben; ſodann der berühmte Lobwaſſer, ein Meißner, der als Prof. der Rechte zu Königsberg, und Churbrandenburgiſcher Rath, die Pſalmen nach den franzöſiſchen Melodien überſetzt hat, die noch von den reformirten Gemeinen in Deutſchland geſungen werden; ferner Chriſtoph Raldenbach, ein Schleſier, der nachmals Profeſſor zu Tübingen geworden; Röling, ein Hollſteiner, der nach Simon Dachen, zu Königsberg Prof. der Poeſie geweſen, und viel ſchöne geiſtliche Lieder gemacht hat; Johann Peter Tietz, ein Schleſier, der zu Danzig Profeſſor geweſen, und ſich durch poetiſche Schriften bekannt gemacht hat; Heinrich Albert, ein Thüringer, und großer Tonkünſtler zu Königsberg, der gleichfalls viel ſchöne geiſtliche und weltliche Lieder gemacht; Johann Franke, ein Lauſitzer, der ſich in ſeiner Jugend auch eine Zeitlang in Preußen aufgehalten, u. a. m. Preußen hat aus ſeinem eigenen Schooße in den vorigen Jahrhunderten Dichter genug hervorgebracht, daß es alſo nicht nöthig hat, fremde Landeskinder auf ſeine Rechnung zu ſchreiben.

Unter die Vorläufer der guten Poeten in Preußen rechnen wir 1. M. Peter Hagen, der in Weitzels Hiſtorie der Liederdichter, fälſchlich für einen Henneberger, gräfl. Erpachiſchen Rath und Amtmann aus-

ausgegeben wird. Er war vielmehr zu Henneberg, einem Dorfe, unweit der Stadt Heiligenbeil in Preußen, 1569 gebohren. Nachdem er theils in Königsberg, theils in Deutſchland ſeine Studien getrieben hatte, ward er 1598 Rector der Provincial- oder Fürſtenſchule zu Lyck in Preußen, hernach 1602 bey der Cathedralſchule in Königsberg; auch 1620 Magiſter daſelbſt, und ſtarb 1620. S. das erläuterte Preußen im III. B. a. d. 371 u. f. S. Als ein Dichter hat er ſich zu einer Zeit, da noch kein Opitz die Poeſie verbeſſert hatte, durch die ſchönen Kirchengeſänge, Freu dich du werthe Chriſtenheit, Ich weis daß mein Erlöſer lebt, Nun laßt uns mit den Engelein, und Weil unſer Troſt der Herre Chriſt ꝛc. hervorgethan, die noch faſt überall geſungen werden. Als eine andre Art des Verdienſtes aber, kann man ihm nachrühmen, daß der berühmte Simon Dach, der nachmals die Poeſie ſo hoch getrieben, in ſeinen Schuljahren unter ihm ſtudiret, und ohne Zweifel auch zur Dichtkunſt, theils durch Regeln, theils durch ſein Exempel aufgemuntert worden.

Der II. preußiſche Dichter, der hier genennet zu werden verdienet, iſt D. Bernhard Derſchau geweſen. Es iſt alſo in des gelehrten Preußens II. St. des II. Th. p. 205 in dem Verzeichniſſe hundert gel. Männer, welche der Geburt nach Preußen geweſen, ein Fehler, wenn dieſer Derſchau mit dem Vornamen Marx. Bernh. genennet wird. Er war 1591 den 17 Jul. zu Königsberg gebohren. Nachdem er ſeine Studien acht Jahre lang in Deutſchland getrieben hatte, ward er 1619 zu Jena Doctor

der heil. Schrift, und bald darauf Pfarrer bey der vornehmsten Stadtkirche zu Königsberg, auch nachmals Beysitzer des geistlichen Consistorii. Seine poetischen Verdienste haben sich auch durch einige schöne geistliche Lieder gewiesen, davon die vornehmsten: Ach Herr! wie ist dein Zorn so groß, ꝛc. Gar lustig jubiliren, ꝛc. Im finstern Stall, o Wunder groß ꝛc. noch itzo von der evangelischen Kirche gesungen werden. Er war Opitzens Zeitgenoß, und starb mit ihm in einem Jahre 1639 den 13 März. In Herrn Prof. Lilienthals Actis Boruss. findet man auf der 435 S. des I. Bandes mehr Nachricht von ihm. Die Nachrichten von diesen beyden alten Dichtern haben wir dem Herrn D. Arnold, in seiner Historie der königsbergischen Universität, auf der 496sten und 506ten S. zu danken.

Der III. preußische Dichter ist der Zeitordnung nach Robert Robertin, wirklich geheimter Secretär, bey der preußischen Landesregierung zu Königsberg gewesen. Sein Geburtsjahr haben wir nirgends finden können. Simon Dach aber fand ihn schon, als er seine Studien trieb, im Amte, also muß er an Jahren ihm überlegen gewesen seyn, ja er hat ihn gar seinen Lehrer in der Dichtkunst genennet; wenn er ihn unter dem, durch Buchstabenwechsel herausgebrachten Namen, Berintho, so rühmet:

Mein Berintho wird mir sagen,
Wo mir etwas Fleiß gebricht,
Und durch guten Unterricht,
Eine gute Röth abjagen:
Mein Berintho, der mich trieb,
Daß ich dieses Lied auch schrieb.

Wel-

Welches aber zweifelsfrey nur so zu verstehen ist, daß Dach ihm, als einem andern Aristarch, oder Tarpa, seine Gedichte vorgelesen, und gute Erinnerungen von ihm bekommen hat. Kaum hatte Roberthin von dieses jungen Dichters Sachen etwas zu sehen bekommen, als er mit ihm bekannt zu werden wünschete. Dieses erhielt er bald, durch die beyden geschickten Tonkünstler, Stobäus und Albert, die selbst, als gute Dichter, mit Dachen schon bekannt waren. Von der Zeit an blieb ein beständiger Umgang unter ihnen, obgleich Dach erstlich nur ein Schulmann war: daß also zwischen ihrem Stande ein ziemlicher Unterscheid war. Selbst die poetische Profeßion hat er diesem Dichter, nach Prof. Eilardts Tode, größtentheils zuwege gebracht, und ihm das erste Jahr dieses Amtes, einen freyen Tisch bey sich gegeben: wie der sel. Prof. Bayer in Dachs Leben berichtet. S. das erläuterte Preußen im I. Bande.

Von Roberthins eigenen Gedichten ist uns weiter nichts bekannt, als was Heinrich Albert, in seine Arien, mehrentheils unter dem Namen Berintho, oder auch R. R. als seinen Anfangsbuchstaben, mit eindrucken lassen, die 1652 in Fol. zu Königsberg zum vierten male, hier zu Leipzig aber 1658 in 8 zum fünften male herausgekommen sind. Diese zeigen nun von einem schönen Feuer, sowohl in geistlichen als weltlichen Liedern; und er ist damals durchgehends hochgeschätzet worden. Er starb 1648, und sein Freund Simon Dach verfertigte auf sein Begräbniß das unvergleichliche Lied: Ich bin ja Herr in deiner Macht; welches der andäch-

dächtige Spener täglich ſoll geſungen haben.* Ja Kaldenbach hat in ſeinen lateiniſchen Gedichten, die zu Braunsb. 1651 auf der 107 S. ihm zu Ehren eine ſchöne Ode eingerücket: Tumulo Roberti Robertini, præfeſtina morte exſtincti: *Huc o' citatis, lilia cum roſis &c.* Ja auch lange nach ſeinem Tode iſt ſeiner Poeſie noch nicht vergeſſen worden. Denn 1689 hat Daniel Bärholz, ein elbingiſcher Dichter, in einem Glückwunſche, der bey Kongehls Beluſtigung bey der Unluſt gedruckt ſteht, ſo von ihm geſungen:

Kemp, Peſchwitz, Klein und mein Zamehl,
Die ſingend uns den Himmel ſchenken,
Myl, Robertbin, und mein Kongehl
Wenn die ſich aufzuſchwingen denken:
Thun ſie es auch bey Adlern vor,
Und laſſen löblich weit dahinden
Den ſelbſt erträumten Witz und Thor,
Der nichts in Preußen weis zu finden.

Der IV. preußiſche Poet, oder vielmehr der erſte, der dieſen Namen in einem vortrefflichern Grade verdient, iſt Simon Dach geweſen. Dieſer war 1605 zu Memel, an der äußerſten Gränze von Preußen, gebohren und zu Königsberg zu Hauſe. Er ſtudirte anfänglich in der Cathedralſchule zu Königsberg, hernach aber, wegen der daſelbſt wütenden Peſt, zu Wittenberg und Magdeburg: wo er ſich auch mit einer grie-

* Wir wollen aber damit nicht behaupten, was in des gelehrten Preußens II. Th. 5. Stücke p. 468 ſtehet, Dach ſey der erſte in Preußen geweſen, welcher die Poeſie in deutſcher Sprache excoliret; denn das Gegentheil erhellet aus den obigen Vorläufern, die er ſchon von ſeinen Landesleuten gehabt; ſo vieler Fremden zu geſchweigen.

griechiſchen Diſputation hervorgethan, ehe er noch ein akademiſcher Bürger geworden. Im 1626. Jahre gieng er zurück nach der königsbergiſchen Univerſität, als eben Opitzens Ruhm ganz Deutſchland erfüllete. Wie nun ein Feuer das andre anzündet: ſo ward auch Dach dadurch gewahr, daß er ſelbſt eine ſtarke Gabe zum Dichten hatte. Er traf auch in Königsberg ſchon, außer dem obgedachten Geh. Secr. Roberthin, der ſchon mit Opitzen in einem Briefwechſel ſtund, noch verſchiedene andre Liebhaber der Poeſie an, z. E. den berühmten Componiſten Alberti, u. a. m. Dieſe verband nun die gemeinſchaftliche Neigung allmählich durch eine genaue Freundſchaft. Im 1633. Jahre ward Dach erſtlich Collega an der Cathedralſchule, drey Jahre hernach Conrector an derſelben, und vier Jahre hernach Profeſſor der Poeſie zu Königsberg. Er war ſchon durch viele Gedichte bekannt geworden, als Opitz 1638, ſeinen Freund Roberthin zu beſuchen, von Danzig nach Königsberg kam: und die Verehrer ſeiner Muſe ſchätzten dieſe ſeine Anweſenheit ſo hoch, daß ſie ihn mit einer öffentlichen Abendmuſik beehrten, dabey Dach die Verſe, Alberti aber die Muſik geſetzt hatte. Wir finden beydes noch in des letztern Arien; und wir würden der trefflichen Ode des erſtern, hier deſto lieber einen Platz gönnen; weil ſie in den Gedichten deſſelben nicht befindlich iſt, wenn ſie nicht zu lang wäre. Wir wollen alſo eine kürzere Probe wählen. Man wird einen recht opitziſchen Geiſt und Geſchmack, aber noch einen etwas reinern Vers darinnen finden, als Opitz ſelbſt in den Oden zu machen pflegte.

Auf! ihr meine güldne Seyten,
Raſſet meinen Geiſt von hier,
Lydia voll neben mir
Über Luſt und Himmel ſchreiten,
Iſt durch meiner Sinnen Macht,
Auf ein ewigs Lob bedacht.

Sie erkennt, daß Pracht und Jugend
Wie ein Dampf verrauchen muß;
Darumb ſtellt ſie Ihren Fuß,
Auf den Pfad ſtandhafter Tugend,
Will durch meiner Gaben Schein
Immer jung und ſchöne ſeyn.

Schau! ich reiße mich von hinnen,
Sey beſeelt, o meine Hand!
Fleuch, du feuriger Verſtand,
Ueber des Geſtirnes Zinnen;
Suche da hinauf zu gehn,
Wo dieß ſchöne Menſch ſoll ſtehn.

Ihre ſonnenrothe Wangen,
Ihrer Augen güldnes Licht,
Und ihr himmelrund Geſicht,
Soll hie neuen Pracht erlangen;
Pracht, der ewig nicht verblüht,
Und nicht Herbſt, noch Winter ſieht.

Freue dich, du Preis der Schönen!
Hier ſoll deiner Gaben Schaar
Sich, vor aller Zeit Gefahr,
Mit der Ewigkeit bekrönen:
Keine feindliche Gewalt
Soll dir rauben die Geſtalt.

Dieſes, was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phöbus ſelber auf,
Daß es von der Zeiten Lauf,
Ewig unbetaſtet bleibe,
Legt es bey, wo Glut und Wind,
Erd und See verbannet ſind.

Starke

Starke Wälle, Thürm, und Mauren
Fallen mit den Jahren ein;
Erz und Eiſen, Stal und Stein,
Können vor der Zeit nicht dauren:
Aber deine Pracht und Zier
Lydia, bleibt für und für. Sim. Dach.

Eben dieſen lebhaften Schwung, und opitziſchen Geiſt hat Dach in ſeinen vortrefflichen Kirchenliedern bewieſen, die faſt alle in Alberts Arien befindlich ſind, und nicht nur in Preußen, ſondern faſt in allen evangeliſchen Kirchen noch itzo geſungen werden. Die vornehmſten davon ſind folgende zwanzig:

Was willſt du armes Leben ꝛc.
Es vergeht mir alle Luſt ꝛc.
Du ſieheſt Menſch, wie fort und fort ꝛc.
Ich ſteh in Angſt und Pein ꝛc.
O Chriſte, Schutzherr, deiner Glieder ꝛc.
Jeſu Quell gewünſchter Freuden ꝛc.
O du aller Wohlfahrt Quelle ꝛc.
Ich bin ja Herr in deiner Macht ꝛc.
Die große Nichtigkeit ꝛc.
O wie mögen wir doch unſer Leben ꝛc.
Du Gott biſt außer aller Zeit ꝛc.
Gleichwohl hab ich überwunden ꝛc.
Mein Abſchied aus der böſen Welt ꝛc.
War dieſes nicht mein Hoffen ꝛc.
Du ſieheſt Menſch, wie fort und fort ꝛc.
Schöner Himmelsſaal, Vaterland ꝛc.
Wie lang ſoll deine Zornfluth ſich ꝛc.
Seelge Ewigkeit, Lohn der ꝛc.
Ich bin bey Gott in Gnaden ꝛc.
Gott herrſchet und hält bey uns Haus.

Doch in weltlichen Sachen war er nicht minder ſtark; wie er ſich denn, durch ein treffliches Lobgedicht auf den Churfürſten, die poetiſche Profeßion

in

in eben dem Jahre erwarb, darinn Opitz zu Danzig gestorben ist. Seine Einsicht in das wahre Wesen der Dichtkunst, bewies er durch die Disputation, die er als neuer Prof. derſ. halten mußte; und darinn er behauptete: 1) daß die Fabeln der Poeten keine Lügen wären, 2) daß ein Trauerspiel auch einen fröhlichen Ausgang haben könne, u. 3) daß unzüchtiger Verse Urheber den Ruhm der Poeten nicht verdienen. Im 1644. Jahre, bey dem ersten Jubelfeste der königsbergischen Universität führte er, mit einigen Studierenden, in Gegenwart des großen Friedrich Wilhelms, seiner Gemahlin, und vieler andern fürstlichen Personen ein Schauspiel, Sorbuisa genannt, in Versen auf, welches mit seinen andern Gedichten, unter dem Titel: Brandenburgische Röse, Adler und Zepter, nach seinem Tode gedruckt worden. Ja er erwarb sich die Gnade seines Landesherrn dergestalt durch seine Poesie, daß er auf sein Anhalten, ein Landgut von vielen Hufen Landes geschenkt bekam. Seine Prophezeihung bey der Geburt des zweyten Prinzen Friedrich Wilhelms, des Großen, die in Königsberg auf dem Residenzschlosse geschah, ist an Friedrichen dem I. Könige richtig erfüllet worden. Sie hieß:

Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter dir,
Unserm Haupt und Fürsten leben ꝛc.

Viel andre Merkwürdigkeiten von ihm kann man in dem I. Bande des erläuterten Preußens, imgleichen im II. Stücke der poetischen Meisterstücke, die zu Rostock 1721 herausgekommen, und im gelehrten Preußen, das zu Thorn herausgekommen, im II. Th.

5. St. 366. nachlesen. Wenn aber der sel. Hofr. Menke in seinen Reden von der Charlatanerie, ihm Schuld gegeben, daß er allezeit mit einem Lorberkranze gegangen: so ist solches soviel ungegründeter, da Dach niemals ein gekrönter Poet gewesen; wie der sel. Prof. Bayer in seinem angezogenen Leben, im erl. Preußen schon angemerkt hat. Er starb 1659. zu Königsberg. In Alberts Arien hat er oft die Namen Sichamond, und Chasmindo angenommen, oft auch nur schlechtweg S. D. zu seinen Sachen gesetzet. Wir wollen von ihm noch folgende Ode an den schlesischen Dichter Kaldenbach, hieher setzen, der damals in Preußen gewesen, und den er Damon nennt.

Damon, wo hinfort dich Preußen,
Und voraus des Pregels Rand
Wegläßt in dein Vaterland,
Wil ich nicht Chasmindo heißen!
Was dich hie gefangen hält,
Ist dir mehr, denn alle Welt.

Seit daß du in Philosetten
So verliebt gewesen bist,
Seit, daß sie dir günstig ist,
Liegt dein Herz gleich an der Ketten;
An der Ketten liegt dein Herz,
Die auch weich macht Stal und Erz.

Leute, die in Eisen liegen,
Aus verdammter Tyranney,
Werden oft noch los und frey,
Vögel hoffen zu entfliegen:
Du in Liebesbanden stehn,
Wünschen nicht eins zu entgehn.

Stimm nur deine Seyten wieder,
Du bist hier und bleibst auch schon:
Und verschaffe, daß dein Ton
Mag beseelen unsre Lieder,

Dir

Die ohn dich, O Phöbuskind
Wahrlich ſonder Seele ſind.

Ach! mit was für ſchönen Dingen,
Was für Luſt und Fröhligkeit,
Hoffen wir die liebe Zeit,
(Da es Gott will) zuzubringen:
Wenn voraus der Froſt erliegt,
Und der Lenz die Herrſchaft kriegt.

Wenn wir auf begränter Heiden,
Hingeſtreckt ins feuchte Gras,
Bey den Bächen, die wie Glas
Vor ſich rauſchen, ſollen weiden;
Wenn die Lerch und Nachtigall
An wird ſtimmen Berg und Thal.

Celadon, vor welches Singen
Meine Geige ſich entfärbt,
Der ſein Spiel von dem ererbt,
So den Acheron kan zwingen,
Geht mit ſeiner Kunſt voran,
Dann ſing' ich, ſo gut ich kan.

Mein Berintho wird mir ſagen,
Wo mir etwa Fleiß gebricht,
Und durch guten Unterricht
Eine gute Röht abjagen:
Mein Berintho, der mich trieb,
Daß ich dieſes Lied auch ſchrieb.

Alſo wollen wir genießen,
Unſers Lebens, weil es währt:
Und ob ſchon der Geiſt entfährt,
Augen und Gehör ſich ſchließen;
Werden wir doch, wie ich meyn,
Um ein gut Theil übrig ſeyn.

Unſrer Freundſchaft, unſrer Seyten
Wird, ob Gott will, noch gedacht,
Sollte man uns zu der Nacht,
Auch um morgen ſchon begleiten.

Und

Und der edlen Dichter Geist
Lebt im Tod' erst allermeist.

Damon auf, und laß uns leben!
Laß uns auf den Koth der Welt,
Der von uns ein Urtheil fällt,
So nicht taugt, nicht soviel! geben.
Muthig seyn und recht gethan,
Bricht durch allen Neid die Bahn.

Dieß nur will ich einig bitten,
Daß mirs künftig frey mag stehn,
Bey dir aus und einzugehn
Nach der Alten Freundschaft Sitten:
Ach! wie wohl ist meinem Sinn,
Wenn ich, Damon, um dich bin.

Andre mögen von dir halten,
Von dir reden dieß und das:
Ich begehre durch das Glas,
So ich trincke, zu erkalten;
Wo mein Herz mit Trug und List,
Gegen dir verfälschet ist.

Sim. Dach.

Nun könnte man zu dem V. und VI. Poeten ein paar Danziger rechnen. Der erste ist Gottfried von Peschwitz, der 1662 zu Jena, einen hochdeutschen Parnaß, d. i. anmuthige Formeln, sinnreiche poetische Beschreibungen, und kunstzierliche verblümte Arten zu reden, aus den besten und berühmtesten Poeten unsrer Zeit zusammengetragen, in 8. ans Licht gegeben. Denn außer dem, daß Neumark in seinem neusprossenden Palmbaume seiner gedacht, und daß er oben in der härholzischen Strophe, als ein preuß. Dichter genannt wurde: so finde ich, daß er in dem gelehrten Preußen l. cit. a. d.

a. d. 317. S. mit unter die gelehrten Danziger gezählet wird, die M. Andr. *Chartius* in ſeinen Commentat. Hiſtor. liter. de viris eruditis Gedano ortis 1715. 4. zu Wittenb. ausgelaſſen hatte. Der andre würde Georg Gräblinger werden, der im III. Theile 2. Stücke oder November des 1723. J. vom gelehrten Preußen, ein bekannter Danziger Poet genennet wird; und unter andern ein weitläuftig Lobgedicht auf Danzig gemachet hat, welches daſelbſt eingerückt zu leſen iſt. Allein außer dem wenigen, was wir von ihnen beygebracht, iſt uns nichts mehr von ihren Lebensumſtänden und Verdienſten bekannt. Eben das müſſen wir von einigen andern Dichtern dieſer Zeit geſtehen. Sie heißen Chriſtoph Wilkau, M. Georg Mylius, Andreas Adersbach, A. Mich. Behm, Joh. Sand, Jon. Dan. Roſchwitz, Joh. Gamper, u. a. m. Wir wiſſen aber weiter nichts von ihnen, als daß einige ihrer Lieder in Alberts Arien ſtehen.

Die übrigen folgen künftig.

Nachricht.

Von der deutſchen poetiſchen Ueberſetzung der virgilianiſchen Aeneis, die vor wenig Jahren zu Regenſpurg, in Zunkels Verlage herausgekommen, ſind nunmehr allhier, im Wendleriſchen Buchladen noch Exemplare zu bekommen.

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des IV. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
im Monat May, 1747.

I.

Abhandlung von dem hohen Werthe und Vorzuge der, auf der königl. und churf. Bibliothek zu Dresden vorhandenen alten Abschrift, eines uralten Heldengedichtes, auf Kaisers Carls des Großen, spanischen Feldzug. In hoher Gegenwart, und auf Befehl Sr. königl. Hoheit, Herrn Friedrich Christians, königlichen Prinzens von Pohlen, und Churprinzens zu Sachsen ꝛc. den 3 May 1747 vorgelesen, von Joh. Chr. Gottscheden.

Durchl. königlicher Churprinz, gnädigster Herr,

Der Werth und Vorzug großer und besonders königl. Bibliotheken, kömmt zwar freylich auf die Anzahl und Menge, der darauf befindlichen Bücher und gelehrten Werke an. In Ansehung dessen bedauret die gelehrte Welt noch diese Stunde, den unersetzlichen Verlust, den sie zu der Zeit erlitten, als Cäsars siegreiche Waffen, sich der Stadt Alexandria in Aegypten bemächtiget hatten. Der allerzahlreicheste Büchervorrath, den das Alterthum jemals aufzuweisen gehabt, ist damals durch das

Verſehen eines römiſchen Soldaten, im Feuer aufgegangen. Da, nach dem Berichte einiger Geſchichtſchreiber, ſchon zu Zeiten ihres großen Stifters Ptolomäus Philadelphus, der Aufſeher derſelben, Demetrius Phalereus, ihn verſichert haben ſoll: daß ſich die Anzahl derſelben, bereits auf 200000 Stücke beliefe; daß er aber deren bald 500000 beyſammen zu haben hoffete: ſo kann man leicht denken, wie ſtark dieſe Sammlung noch in folgenden Zeiten werde angewachſen ſeyn.

Es wäre überflüßig, aus der Hiſtorie der neuern Bibliotheken, eine Vergleichung mit dieſer alten ägyptiſchen anzuſtellen. Denn es iſt gewiß, daß es heute zu Tage, nicht allein auf die Zahl und Menge der Bücher, ſondern auch auf den innern Werth, auf die kluge Wahl, und endlich auf die Seltenheit derjenigen gelehrten Werke ankömmt, die einen öffentlichen Bücherſaal anfüllen. Seitdem nämlich die Buchdruckerkunſt erfunden worden, hat ſich die Anzahl der Bücher ſo ſehr gemehret, und ihr Werth folglich ſo ſehr gemindert: daß man mit leichtern Koſten einen Vorrath von 100000 Büchern anſchaffen kann, als man vorzeiten eine Anzahl von zehntauſenden, ja nur von tauſenden, zuſammen bringen konnte. Da nun die Koſtbarkeit der mit der Feder geſchriebenen Werke, daraus deutlich in die Augen leuchtet: ſo ſehen Eure Königliche Hoheit zur Gnüge, daß eine königliche, fürſtliche und jede andere öffentliche Bibliothek, durch die Menge und Wichtigkeit alter Manuſcripte, die ſie aufweiſen kann, vor andern ihres gleichen, einen großen Vorzug behaupten wird.

Wie hoch, in Ansehung dessen, der Werth der kaiserlichen Bibliothek in Wien, der vaticanischen zu Rom, der königlichen pariſiſchen, der bodlejanischen in England, ja auch in der Nähe, der herzogl. gothaischen, und wolfenbütteliſchen Bibliotheken zu schätzen sey, das ist den Gelehrten, aus so vielen Verzeichnissen und Nachrichten davon, zur Gnüge bekannt. Auch von dieser akademiſchen Paulinerbibliothek, will ich für dießmal nichts gedenken; ob sie gleich in diesem Stücke einen besonders schätzbaren Vorrath besitzt *. Mein vornehmster Augenmerk ist vorjetzo nur die königl. und churfürstl. Bibliothek in Dresden; die man, auch in solcher Absicht, ein Kleinod unsrer Lande nennen kann. Seitdem man die Merkwürdigkeiten derselben, aus denen davon ans Licht gestellten Nachrichten ** etwas besser kennen gelernet; haben die Gelehrten von allen Arten etwas besonders daran zu verehren gefunden: und es ist also kein Wunder, daß auch ich meines Ortes, ein Manuscript von besonderer Seltenheit, und von einem daher rührenden großen Werthe, angemerket habe.

Kann es nun mit gnädigster Erlaubniß Eurer Königl. Hoheit geschehen: so will ich in einer kleinen Viertelstunde von dem Alter und der Seltenheit desselben handeln; und seinen Vorzug vor

* S. das Fellerische Verzeichniß derselben nach, welches vielleicht ehestens vermehrter und vollständiger ans Licht treten wird.

** Diese haben wir dem gelehrten Fleiße des itzigen Aufsehers derselben, Herrn D. Götzens zu danken.

zwoen auf der kaiſerlichen wieneriſchen, und einer auf der herzogl. gothaiſchen Bibliothek befindlichen Abſchrift; ſonderlich aber auch vor dem in dem ſchilteriſchen Theſauro befindlichen Abdrucke deſſelben, darthun. Die huldreiche Aufmerkſamkeit, die Eure Königl. Hoheit mir ſchon zu verſchiedenen malen gnädigſt gegönnet, und die von Dero unvergleichlichen Gnade gegen die Wiſſenſchaften ein unwiderſprechliches Zeugniß ablegt; weil ſonſt nichts, als dieſe wahrhaftig fürſtliche, ja königliche Neigung, einem ſo unberedten Vortrage, als der meinige iſt, dieſes Glück zuwege bringen könnte: dieſe unſchätzbare Huld, ſage ich, wird mich vielleicht auch bey dieſer geringen Abhandlung unterſtützen und beſeligen; die, ſo ſchlecht ſie an ſich ſelbſt iſt, dennoch einen Vorzug der königlichen Bibliothek unſers allerdurchl. Friedrich Auguſts, als eines Kleinodes von Dero Reſidenzſtadt Dresden, zum Gegenſtande hat.

Der erſte deutſche Kaiſer, Carl der Große, der dieſen Beynamen auf mehr als eine Art verdienet hat, iſt durch ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, und faſt unzählige Heldenthaten, ſchon zu ſeiner Zeit eine Bewunderung der ganzen Welt geweſen. Seine in der Lombardey, in Spanien und Deutſchland geführten, ſehr langwierigen, und ſieghaft geendigten Kriege; ſeine beſondere Weisheit, in Regierung ſo weitläuftiger Länder; die Ausbreitung der chriſtlichen Religion; der Schutz und die Fortpflanzung der Wiſſenſchaften in ſeinen Landen; die geſtiftete hohe Schule zu Paris; und endlich die Wiederaufrich-

richtung, des über dreyhundert Jahre in Verfall gerathenen occidentalischen Kaiserthums, welches er zuerst auf die Franken gebracht: dieses alles sind solche Dinge, welche schon einzeln fähig wären, einen Monarchen zu verewigen. Ganz Europa ist auch eins geworden, diesem unvergleichlichen Helden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Geschichtschreiber und Redner, und sonderlich die Dichter, haben sich um die Wette bemühet, sein Lob auf die Nachwelt fortzupflanzen. Ich übergehe hier dießmal die beyden ersten Gattungen der Zeugnisse. Was aber insonderheit die letzten betrifft, so haben erstlich die Franzosen, ein altes Buch, le Roman de Roncevaux, darinn Carls des Großen Thaten in Spanien beschrieben sind; wie dessen du Fresne in seinem Gloss. Lat. Barb. gedenket. Sie haben auch ein andres geschriebenes Werk, les Faits et Gestes de Charle Magne, Roland, et autres braves Gaulois, contre les Infideles, in sehr alten französischen Versen aufzuweisen, dessen der P. le Long in seiner Bibl. histor. de la France * gedenket. Eben derselbe erwähnet, daß zu Lyon, ein andres Werk davon, unter dem Titel, la Conquête du grand Roi Charle Magne, des Espaignes; ou les vaillances des douze Pairs de France, et celle du vaillant Fierabias, herausgekommen sey.

Ferner haben die Dänen in ihrer Sprache ein 1501. zu Copenhagen gedrucktes Werk, von der Geschichte Carls des Großen, und seines saracenischen

* A. d. 326. S.

Krieges, der im 778. Jahre geführet worden. Die Schweden beſitzen gleichfalls, in dem königl. Archive ſchwediſcher Alterthümer, ein Werk, das den Titel führet, Sagan of Karle Magnuſe of Ruppumhans; darinn eben dieſer Feldzug in VII. Büchern ausführlich beſchrieben wird; wie Johann Peringskiöld im II. Bande des Hickeſiſchen Theſauri * nordiſcher Alterthümer meldet. Ja ſelbſt bis in das entfernte Island iſt der Ruff dieſes Helden gedrungen; wie ſolches die in dieſer nordiſchen Sprache befindlichen Lieder zeigen, deren Olaus Wormius in ſeinen Monumentis Danicis ** gedenket.

Bey ſo allgemeinem Ruhme nun, den auch die Ausländer unſerm großen Carl gegeben, würde es ein Wunder ſeyn: wenn die deutſchen Dichter ganz allein von ihm geſchwiegen hätten. Allein weit gefehlt, daß ſolches geſchehen wäre; ſo haben ſie ſich vielmehr vor andern darinn hervorgethan: ja man kann ſagen, daß ſie die erſten geweſen, die den andern mit ihrem Exempel darinnen vorgegangen. Was war aber auch billiger, als daß derjenige Held, in der deutſchen Sprache geprieſen würde, der ſie ſelbſt für ſeine Mutterſprache gehalten hat; deren alte Heldenlieder er, nach Eginhards Berichte, ſo

* A. d. 314. S. ** A. d. 380. S.

† Dieſes ſeine Worte ſind folgende. MSt. Hiſtoire des geſtes de Rolland et de Charles M. en vers Allemands ecrits par *Walfraud de Eckenbach*, in 4. in Bibliotheca Vaticana. Le meme Poëme eſt dans la Bibliotheque de l'Empereur, N. 338. ſous ce titre: La Vie

ſo fleißig zu ſammlen befohlen; ja deren Regeln in Ordnung zu bringen, er ſich ſelbſt angelegen ſeyn laſſen. Die alles zerſtörende Zeit iſt auch nicht vermögend geweſen, uns dieſe Denkmäler der alten deutſchen Dichtkunſt gänzlich zu entziehen: indem noch itzo verſchiedene deutſche Bibliotheken mit den Abſchriften ſolcher alten Gedichte, auf dieſen Kaiſer, prangen.

Das älteſte davon iſt zwar nur ein Fragment, oder mangelhaftes Stück eines ſolchen Lobgedichts; deſſen Alter aber ſo ehrwürdig iſt, daß es gleich nach Otfrieds Evangelien, und dem, auf den Sieg König Ludwigs über die Normänner verfaßten Siegsliede, geſetzt zu werden verdienet. Der gelehrte Scherz hat es im II. Bande des Schilteriſchen deutſchen Sprachſchatzes zuerſt bekannt gemacht; obgleich ſchon vor ihm Lambecius und le Long, deſſelben gedacht hatten †. Dieſer letztere aber ſcheint es in ein viel zu neues Jahrhundert zu ſetzen, da er es einem Walfrand von Eckenbach, oder beſſer, dem bekannten Wolfram von Eſchenbach, zuſchreibt, welcher im Anfange des XIII. Jahrhunderts gelebet hat. Denn es ließe ſich leicht zeigen, daß es wenigſtens im X. Jahrhunderte gemacht ſeyn müßte, wenn dieſes voritzo meine Abſicht litte.

† Vie et les Actions de Charles Magne en vers allemands. Celui qui l'a retouché s'appelle lui même *Strichemer*, ſelon de Neſſel. Allein der gute le Long ſcheint hier das andre neuere Heldengedicht auf Carl den Großen, welches Stricker erneuert hat, mit dieſem älteren zu vermengen; mit welchem es doch nichts anders, als die Materie gemein hat.

Das andre welches uns von diesen Zeiten übrig ist, ist dasjenige Hauptwerk, welches ein Vorzug der königl. dresdnischen Bibliothek ist. Dasselbe nun ist zwar etwas neuer, aber auch desto vollkommner, da uns nichts davon verlohren gegangen: denn es ist uns ganz unverstümmelt, und in vielen Abschriften aufbehalten worden. Der erste, der dieses kostbare Ueberbleibsel des Alterthums wahrgenommen und nach Würden geschätzet hat, war Melchior Haiminsfeld, sonst Goldast genannt. In seinen Anmerkungen zu den alten Paraenesibus * hat er es dem Stricker, einem Dichter des XII. Jahrhunderts, zugeeignet und versichert, daß es zu seiner Zeit schon 500. Jahre alt gewesen. Dieses schrieb er im 1604. Jahre, und also müßte es ungefähr im 1104. Jahre abgefasset seyn. Dieses wäre nun schon ein treffliches Alter zu nennen, wenn wir nicht zeigen könnten, daß es noch wenigstens um hundert Jahre älter seyn müßte. Bald hernach hat der berühmte Lambecius, in dem prächtigen Verzeichnisse der Manuscripte der kaiserlichen wienerischen Bibliothek ** auch eine ausführliche Nachricht von zwoen daselbst befindlichen Abschriften mitgetheilet. Allein selbiger bemerket auch, daß dieses Werk, nach den ausdrücklichen Worten der Vorrede desselben, nicht von Strickern selbst gemachet, sondern

* Seine Worte sind auf der 361. S. folgende: Strikere, qui ante quingentos annos fuit, ad Carolum M. institutionem videtur referre: (scil. ius eligendi Imperatorem:) Sic enim in gestis eius de Germanis:

Das

dern nur von demselben erneuert worden; wie ich hernach ausführlicher zeigen werde. Ferner hat uns der sel. Cyprian in Gotha, in dem Verzeichnisse der geschriebenen Werke der dasigen hochfürstl. Bibliothek gemeldet, daß auch darinn eine schöne Abschrift dieses alten Gedichtes vorhanden sey; welche ich itzo, auf hohe Erlaubniß, selbst in Händen habe. Endlich hat uns Schilter, der große Kenner und Liebhaber deutscher Alterthümer im II. B. seines Thesauri, nach einem in Händen habenden straßburgischen Mspte, den ganzen Text dieses Werkes geliefert, und mit Anmerkungen erläutert. Diese Abschrift aber ist noch weit neuer gewesen, als die wienerische und gothaische; und verdienet also desto weniger Hochachtung, je mehr sie nach einer neuen Mundart eingerichtet worden.

Durchl. Churprinz, gnädigster Herr!

In Untersuchung der alten Sprachen, haben die Gelehrten den Geschmack derer, die für Kenner guter Weine gehalten werden. Je älter diese dieselben befinden, desto höher schätzen sie solche: jene aber sehen die, für eben solche Verbrecher an, die alte Bücher mit ihren Zusätzen und vermeynten Verbesserungen verfälschen; als die betrüglichen Weinhändler, die durch Zusätze und künstliche Mit-

Das si da iemer mern
Jr Riunige chrontin vnd lurn
Vnd das reht niemer verlurn.

** L. II. a. d. 384. u. f. S.

Mittel, die aufrichtigen Weine verderben. Nichts gefällt ihnen, als was so aufrichtig ist, wie es aus der Hand seines ersten Urhebers gekommen ist. Und was ist billiger als dieses? Wie man heute zu Tage in Deutschland schreibt und redet, das wissen wir alle. Wir wollen aber wissen, wie unsre Vorfahren, in den entferntesten Jahrhunderten, geredet und geschrieben haben. Wir verlangen auch nicht zu sehen, wie die Schriften der Alten klingen würden, wenn man sie in die heutige Sprache übersetzte: sondern, wie damals ihre eigene Art zu denken, ihr Witz, ihre Einsicht, ihr Ausdruck und ihre ganze Schreibart beschaffen gewesen. Dieses darf auch niemanden Wunder nehmen. Untersuchen doch die Gelehrten wohl noch ältere Dinge. Man bekümmert sich ja um die alten Gebäude und Münzen der Aegyptier, Phönizier, Griechen, und Römer, die schon vor vielen tausend Jahren gebauet, zerstöret, oder gepräget worden. Man untersuchet so gar die Lebensart, Sitten, Kleidungen, Mahlzeiten, und andere Gebräuche dieser Völker; ja selbst die itzo ganz verlohrnen Sprachen der Babylonier, Parther, Hetrurier, Carthaginenser und andrer Völker, sind öfters ein nicht unwürdiger Gegenstand gelehrter Bemühungen. Warum sollten wir nun die Sprache unser eigenen Vorfahren nicht gleicher Aufmerksamkeit würdigen? Warum sollen wir denen Völkern unsere Hochachtung versagen, welche sich den ganzen Occident unterworfen, die vorhin unüberwindlichen Römer bezwungen, und sich an ihrer Stelle zu Herren der vierten Monarchie gemacht haben: eben so

wie

wie diese vormals die Griechen; diese die Perser; diese aber die Babylonier und Meder, um die Herrschaft der Welt gebracht hatten.

Ist nun die Sache an sich selbst billig und gerecht, so sehen Eure Königl. Hoheit, nach Dero hocherleuchteten Einsicht, auch dieses gar wohl ein: daß man die Sprache dieser alten Ueberwinder des occidentalischen Kaiserthums, lieber aus reinen, als aus verfälschten Quellen werde schöpfen wollen. Je neuer daher das äußerliche Ansehen eines alten Werkes ist, desto schlechter ist es auch; und durch desto mehrere Hände muß es schon gegangen seyn: unter welchen es die schätzbaren Merkmaale seines Jahrhunderts verlohren hat. Denn bisweilen ist man mit solchen Veränderungen so weit gegangen, daß wohl gar der eigene Urheber desselben, ein solches Werk nicht mehr für das seine erkennen würde. Je weniger hingegen ein altes Buch mit der heutigen Sprache überein kömmt: desto unverfälschter ist es auf unsere Zeiten gekommen; desto aufrichtiger redet es die Sprache seiner Zeit mit uns; und desto grösser sind in den Augen der Kenner des Alterthums, sein Werth und seine Vortrefflichkeit.

Dieses vorausgesetzt, wird es mir nicht schwer fallen, Eurer Königl. Hoheit darzuthun, daß das alte Gedicht auf Kaisers Carls des Großen spanischen Feldzug wider die Saracenen, in der, auf der königl. dresdnischen Bibliothek befindlichen Abschrift, eins der schätzbarsten Alterthümer sey: indem es sowohl dem straßburgischen, von Schiltern ans Licht gestelleten; als denen auf der kaiserl. wienerischen,

als

als endlich auch dem, auf der gothaischen Bibliothek befindlichen Manuscripten, weit vorzuziehen ist. Ich will dieses alles nach der Ordnung beweisen.

Die Ueberschrift des Schilterischen Manuscripts lautet so:

Diſi puech iſt Charl genant
Der wart ſeit weiten bechant
Uber allen di lant
Di betwanch im Rulant
Hin unz an das mer
Do ſatz ſich der Chunic Marſilies zu wer,
Mit einem chreftigen her
Das ſeit noch immermer
Ein ſolich ſtreit geſtritten wart
Wan do geſchach ſo groſſer mart
Das is niemant vol achten chan
Weder weip noch der man.

Von dieser Ueberschrift nun, oder, von diesem kurzen Inhalte des ganzen Gedichtes, weis unsere dresdnische Abschrift nichts. Es ist keine Zeile davon darinnen vorhanden: ja selbst das wolfenbüttelische und das in Händen habende gothaische Exemplar, haben kein Wort davon aufzuweisen. Das straßburgische Manuscript hergegen, hat diese zwölf Zeilen mit rother Dinte geschrieben *: zu einem deutlichen Merkmaale; daß es ein neuerer und unnöthiger Zusatz der folgenden Zeiten ist. Wir hätten aber auch dieses Kennzeichen nicht einmal nöthig gehabt. Die Sprache dieser Ueberschrift ist so neu, und die Art der Verse selbst, ist von der uralten Art des XI. und XII. Jahrhunderts so sehr unterschieden, daß

* Wie Schilter in den Anmerkungen dazu versichert.

daß Eure Königl. Hoheit selbst, die Neuigkeit derselben, und die Verfälschung des alten Dichters, daraus unschwer werden wahrgenommen haben.

Eben dergleichen Zusatz, oder Einschaltung finden wir am Ende des ganzen Gedichtes, in der Schilterischen Ausgabe. Wir lesen nämlich folgende Zeilen, an einem ganz unbequemen Orte * eingerücket:

Hie hat das puech ein Ende
An alle Missewende
Got uns sein Gnade sende
Hier in ditz ellende
Das helfe uns di vrey
Di raine Mait Marey

Und ganz am Ende stehen noch folgende beyde Zeilen:

Das puech hie ein ende hat
Das hat geschrieben Chunrat

Von beyden Stellen ist weder in dem gothaischen, noch in dem dresdenischen Manuscripte, eine Sylbe zu finden; und selbst im wienerischen, ist nach des Lambecius Berichte, ein ganz andrer Schluß zu lesen. Weil nun überdieß auch noch die durchgängige Rechtschreibung, und die ganze Mundart des Werkes, nach der schwäbischen viel neuern Aussprache schmecket: so ist es sonnenklar, daß dieß Werk durch neuere und sehr verderbliche Hände gegangen sey.

Den stärksten Beweis davon giebt endlich dieses, daß es bald im Anfange, den obgedachten Strikker für den Dichter und Urheber des ganzen Gedichtes ausgiebt, welches doch grundfalsch ist. Es heißt daselbst so:

Nu

* A. d. 132. S.

Nu merket diz mære
Jo hat der Strickære
Getichtet durch der werden gunſt
Die noch minnent hofeleich chunſt
Und gerne ſolich wort vernement
Die guten leuten wol gezement
Den ſchol hiemit gedienet ſein.

Eine Abſchrift von eben ſolcher Art muß Goldaſt in Händen gehabt haben, als er ſo gewiß vorgab, daß wirklich Striker der Verfaſſer dieſes Gedichtes geweſen ſey. Allein es iſt ſolches Vorgeben entweder ein bloßes Verſehen des Abſchreibers Cunrads, oder eine muthwillige Verfälſchung des Textes zu nennen. Denn eines von den wieneriſchen Manuſcripten, ſetzt hier * anſtatt des Wortes getichtet, ausdrücklich, erneuet:

Diz iſt ein altes mære
Un hat es der Strichere
Geniwet durch der werden gunſt u. ſ. w.

Eben dieſe Worte kommen auch in der gothaiſchen Abſchrift vor, und heißen ſoviel: Dieſes iſt eine alte Erzählung, oder ein altes Gedicht, welches Striker erneuert hat, durch gnädigen Beyſtand derer, die noch die Kunſt des Hofes, oder der Hofleute lieben; wodurch er zweifelsfrey die Poeſie verſteht.

Eure Königliche Hoheit geruhen hieben anzumerken, daß dieſer Striker zu einer Zeit gelebet haben muß, da die Dichtkunſt ihre vormaligen Gönner bey Hofe verlohren hatte. Er nennt ſie aber nachdrücklich eine Hofkunſt, weil die vormaligen Kaiſer, oder andre mächtige Fürſten in Deutſchland ay ihren

* S. Lambec. Comm. de Bibl. Vindob. L. II. p. 986.

ihren Höfen die beſten Dichter beſoldet, herrlich beſchenket und in Ehren gehalten haben. Daher hatten ſich denn allmählich die beſten Köpfe von dem Adel und Ritterſtande, auch auf die Dichtkunſt geleget, um ſich dadurch die Gnade der Fürſten zu erwerben. Um dieſes Poeten Zeit aber, muß die Zahl der Gönner und Beſchützer der Poeſie, merklich abgenommen gehabt haben: denn er ſagt, er habe dieſe Erneuerung des alten Gedichtes denen Werthen, und theuren Perſonen zu Liebe unternommen, die noch die Dichtkunſt minneten, das iſt, liebten.

Nun iſt es aber bekannt, daß am Hofe Kaiſers Friedrichs des I. die Dichtkunſt in ſehr hohem Werthe gehalten worden: wie ich vor einiger Zeit ſolches, vor Eurer Königlichen Hoheit in etwas auszuführen die Gnade gehabt. Selbſt unter ſeinem Nachfolger, Kaiſer Heinrichen dem VI. und an des Landgrafen Herrmanns in Thüringen Hofe, ja bis unter Kaiſer Friedrichen dem II. iſt die Dichtkunſt beſtändig in Ehren geblieben. Soll ſich alſo Striker mit Rechte über die Abnahme der Gönner der Poeſie beſchweret haben; ſo wird man ihn in gar zu neue Zeiten ſetzen müſſen: und Goldaſt würde ſich alſo um ein paar Jahrhunderte geirret haben, wenn er denſelben zu ſeiner Zeit ſchon fünf hundert Jahre alt geſchätzet hat. Dieß kann aber vieler Umſtände wegen nicht wohl ſeyn: und folglich muß Striker, noch vor den Zeiten Kaiſers Friedrichs des I. etwa unter Lothar dem II. oder Kaiſer Conraden dem III. das iſt in der erſtern Hälfte des XII. Jahrhunderts gelebet haben. Hier würde es nun

einige Wahrſcheinlichkeit bekommen, daß etwa unter den Heinrichen, die im XIten Jahrhunderte regieret haben, oder gar unter den Ottonen die im X. den Kaiſerl. Zepter geführet, die Dichtkunſt in größerm Flore geweſen ſeyn könnte. Wenigſtens rühmen ſich die Meiſterſänger, daß Kaiſer Otto der I. ihnen die Vorrechte und Befreyungen ihrer Singekunſt ertheilet haben ſoll*.

Hat nun dergeſtalt Striker im Anfange des XII Jahrhunderts gelebet; und hat er dieſes Gedicht vom Feldzuge Carls des Großen wider die Saracenen in Spanien, ein altes Märe, oder altes Gedichte genennet; ja iſt ſelbiges ſo alt geweſen, daß es auch ſo gar einer Erneuerung bedurft hat: ſo ſehen Eure Königl. Hoheit, nach Dero hocherleuchtetem Ermeſſen leichtlich ein, daß der wahre Urheber deſſelben ziemlich lange vor ſeiner Zeit gelebet haben, und aufs wenigſte hundert Jahre älter geweſen ſeyn müſſe. Die Sprachen ändern ſich, zumal in Zeiten, da noch nicht viel Bücher bey einem Volke vorhanden ſind, ohngefähr alle hundert und funfzig, oder wohl gar alle hundert Jahre um ein merkliches. Wäre aber die Schreibart des alten Dichters Strikern nicht als gar zu alt vorgekommen: warum hätte er ſich die Mühe gegeben, denſelben zu verbeſſern, oder zu erneuern; das iſt, nach der Mundart ſeiner Zeiten einzurichten? Dieſe Beſchaffenheit eines poetiſchen Werkes ſchickt ſich nun auf kein Jahrhundert ſo gut, als auf das Ende des Xten, oder den Anfang des XI Jahrhunderts: da freylich die Sprache in Deutſchland

* S. Wagenſeils Beſchr. der Stadt Nürnberg a. d. 503 S.

land um ein gut Theil älter und rauher gewesen ist, als im folgenden XII Jahrhunderte; darinnen Striker gelebet hat. Es waren auch dazumal die Thaten des großen Kaisers Carls, noch in frischerm Andenken, als nachmals: da schon die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande die Aufmerksamkeit der Dichter auf sich zogen. Vielleicht hat auch dieser Dichter die Absicht gehabt, denjenigen Poeten, der vor ihm den Sieg Carls des Großen über die Saracenen besungen hatte, und dessen Fragment ich vorhin angeführet habe, zu übertreffen: nicht anders, wie sich bey den Griechen neuere Dichter gefunden haben, die nach dem Homer, den trojanischen Krieg, noch besser haben besingen wollen; wiewohl ihnen solches sehr schlecht gelungen ist.

Dieses waren vor einiger Zeit meine Gedanken, Durchlauchtigster Königlicher Churprinz, gnädigster Herr, als ich nach meiner besondern Liebe zu den Alterthümern unsers Vaterlandes, ein großes Verlangen bey mir verspürte, diesen alten Dichter, ohne die Strikerischen Erneuerungen und Zusätze, das ist, ganz rein und unverfälscht, kurz so, wie er zu seiner Zeit geschrieben hat, zu entdecken und zu lesen. Allein wie kleinmüthig ward ich nicht, als ich erwog, daß dieser mein Wunsch wohl vergeblich seyn würde. Denn da Goldast, Lambecius, Cyprian und Schilter, diese großen Kenner des deutschen Alterthums, so glücklich nicht gewesen, etwas älters in diesem Stücke zu entdecken; da der kaiserliche wienerische Büchersaal, die herzogliche gothaische, und die straßburgische Stadtbibliothek kein

unverfälschtes Manuscript davon aufzuweisen hatten: wie sollte ich mir wohl die Hoffnung machen können, etwas zu entdecken, was jene berühmten Männer nirgends angetroffen, und was auf den vortrefflichsten und zahlreichsten Bücherſälen nicht anzutreffen wäre?

Allein ganz unverhofft ward ich meines Wunsches theilhaftig. Als ich nämlich einen Band alter deutscher Gedichte durchblätterte, der mir unlängst aus der Königl. dresdenischen Bibliothek, auf einige Zeit hochgeneigt verstattet worden: siehe, so fand ich, nebst andern schätzbaren Stücken des poetischen Alterthums der Deutschen, auch dieses unverfälschte Lobgedicht auf Carls des Großen spanischen Feldzug; ich fand es, sage ich, in seiner ersten Aufrichtigkeit, so wie es allem Ansehen nach, aus den Händen des wahren Urhebers geflossen; ich fand es, ohne alle die Vorreden des Schilterischen, ohne alle Erneuerungen und Einschaltungen Strikers; kurz, ich fand es so, wie ich es zu finden gewünschet hatte. Dieses höchstschätzbare Manuscript der Königl. und Churfürstl. Bibliothek in Dresden, kann also mit völligem Rechte den Vorzug vor allen andern behaupten, die bisher von den gelehrtesten Männern beschrieben, herausgegeben und erkläret worden.

Ich behaupte solches folgendermaßen. Fürs erste hat dieses Dresdenische Manuscript darinn ein unstreitiges Merkmaal eines unverfälschten Alterthums, daß es gar keine Ueberschrift hat. Dieses ist die Einfalt alter Zeiten gewesen, wie die besten Ueberbleibsel derselben zeigen: ja sogar bey den ältesten gedruckten

Bü-

Büchern nimmt man ſolches noch wahr, indem dieſelben kein Titelblatt haben. Die Wiener-Abſchrift verräth daher ſchon ihre Neuigkeit, indem ſie, nach Lambecio* die Ueberſchrift hat:

Diz Puoch iſt von Chunich Karl und von Rnolant gemacht wie ſie diu beidenſchaft überchomen.

Eben ſo hat die gothaiſche pergamentne Abſchrift, die doch vom 1314 Jahre, und alſo nunmehr ſchon 433 Jahre alt iſt, folgende Ueberſchrift mit rothen Buchſtaben:

Daz iſt der Kunc Karl
Dem dient Rome und Arl

Aus dieſem erſten Merkmale nun, iſt es ſchon ziemlich klar; daß das königl. Dresdener Manuſcript einen ältern Text liefere, als alle die übrigen. Allein das iſt nicht genug: denn zweytens fehlen ihm bald von Anfange, und durchgehends in der Mitte, alle die Stellen, die der neuere Verbeſſerer, Striker, hin und wieder eingeſchaltet hat. Es hebt gleich ſo an:

Ich habe gemerkit eine Liſt
Waz in der menſchin Hercze iſt
Das wir nu heiſſin der Mud
Her ſie boze odir gud
Den thut he zcu etlichir ſtund
Mit manchirleie Dingen kund
Daz man horet und ſiet
Was lobes an ſin Hercze giet
Dar bie bekenne ich dicke wol
Wie ich den man haldin ſal
Spreche ich einen der veſte ſie
So ſiczt lichte ein andir dabie
Der ein ſo boſſe Hercze hat
Daz he tuſend enczucht begat ꝛc.

* S. am angef. Orte a. d. 315. S.

Auch diejenigen kleinen Aenderungen und eingeschobenen Zeilen sucht man hier vergebens, darinn sowohl das wienerische, als gothaische Manuscript mit dem Schilterischen ziemlich übereinstimmen. Insonderheit aber erblickt man in dem Dresdener Exemplare diejenige Stelle nicht, die ich oben angeführet, und darinn sich Striker selbst für den Erneuerer des alten Gedichtes ausgiebt. Drittens, so ist überhaupt der ganze Zusammenhang der Rede nicht durch die unnöthigen Umschweife des neuern Dichters unterbrochen; sondern sie fließt in einer ganz natürlichen Ordnung der Gedanken und Redensarten. Ferner viertens ist auch der Schluß nach der alten Art viel ungekünstelter, als in den übrigen Abschriften. Denn nachdem der Dichter kürzlich erzählet hat, wie Kaiser Carl den Verräther Genilun, der den tapfern Grafen Roland, seiner leiblichen Schwester Sohn, erschlagen hatte, zum Tode verurtheilet, und ihn durch vier muntre Pferde zerreissen lassen; so setzt er nichts mehr hinzu, als dieses:

Mit also creftigir not
Was Karl bis in der Lip vorstarb
Damit er vulliglich irwarp
Den stul der ewigen Jogunt
Nun helfe uns Got durch sint Togunt
Daz wir auch ewiglichin
Kommen in sin Hymelriche
In des heiligen geistes namen
Nu sprechit alle amen amen.

Statt dieser so ungekünstelten vier letzten Zeilen, liefert uns der straßburgische, folgende zwo:

Daß

Daſt wir ewigleich mueſſen ſehen
Wie ſante Charl ſey geſchehen.

Der gothaiſche ſtimmet damit völlig überein: der wieneriſche aber hat einen ſo weitläuftigen und wortreichen Schluß, daß er unmöglich von dem wahren Urheber ſeyn kann. Er enthält zuletzt einen großen Fluch auf den Dieb, der etwa ſeinen Herrn dieſes Buches berauben wollte. Es heißt, nach Lambecii Berichte*

Den müzze got uneren
Geſchant un übele getingen
Darzu di ogen uzſpringen
Dez helfe mir der ſüzze Jeſus
Der das Himel habe bus
Daz iſt der vil here Chriſt
Dez riter Karl geweſen iſt.

Zu allen dieſen weſentlichen Unterſchieden im Texte ſelbſt, kömmt noch fünftens die viel ältere Schreibart, ganze Bildung der Wörter, und Art zu buchſtabiren; die ſonderlich ein Merkmaal eines ehrwürdigen Alterthums iſt. Kenner deſſelben unterſcheiden ſolches bey dem erſten Anblicke ſo gewiß, als ein muſikaliſches Ohr, den geringſten Mislaut der Töne im Singen oder Spielen wahrnimmt. Und da dergeſtalt alle Kennzeichen und Merkmaale völlig übereinſtimmen, dem Königl. dresdeniſchen Manuſcripte, den Vorzug des höhern Alters, und einer unverfälſchten Richtigkeit vor allen bekannten Abſchriften, dieſes alten Heldengedichtes auf Karl den Großen, einzuräumen: ſo habe ich, meines wenigen Erachtens, dasjenige erwieſen, wozu ich mich gegen Eure Königl.

* Am angef. Orte a. d. 318ſten S.

Hoheit anheiſchig gemacht habe. Alle Liebhaber deutſcher Alterthümer aber, haben Urſache zu wünſchen, daß dieſe unverfälſchte Probe der deutſchen Dichtkunſt des X oder XI Jahrhunderts, ihnen im Drucke mitgetheilet werden möchte. Selbſt der königlichen Bibliothek würde kein geringer Ruhm dadurch zuwachſen, daß ſie ein ſo ſeltnes und uraltes Werk geliefert, welches kein andrer Bücherſaal in Deutſchland, ja vielleicht in ganz Europa, ſo rein und unverfälſcht aufzuweiſen hat.

Man kann auch wider dieſes behauptete Alterthum der dresdner Abſchrift nicht einwenden: daß der vermuthl. Abſchreiber derſelben, Nicolaus Schwertfeger de Dhamis *, wie er ſich am Ende ſelber nennet, dieſe Arbeit allererſt 1433, und alſo nur vor 314 Jahren geſchrieben hat: da hergegen der gothaiſche pergamentne Codex, allem Anſehen nach, 120 Jahre älter iſt. Das Alterthum eines Werkes nämlich, wird eben ſo wenig nach der Zeit ſeines Abſchreibers, als nach der Jahrzahl einer neuern gedruckten Ausgabe beurtheilet. Unſer ehrlicher Nicolaus Schwertfeger aber, verdient

* Es ſind nämlich in dieſem Bande, von einer und derſelben Hand, hinter dieſem Werke von Carl dem Großen und Rolanden, auch die Gedichte vom Ritter Triſtrant, und von der Ueberbringung der Leichname der H. drey Könige aus Mayland nach Cöln geſchrieben: und am Ende des letztern ſtehen die Worte:

Expliciunt Dea Rolandi triſtrandi & trium regum per manus Nicolai Swertfegir de Dhamis Anno Dni M° cccc° xxxiii feria quarta poſt Andreæ.

** Bey dieſem ſehr ſauber geſchriebenen Mſpte iſt zwar am Ende keine Jahrzahl des Abſchreibers vorhanden: allein von derſelben ſchönen Hand iſt noch ein größeres Gedicht hin-

dient desto mehr Lob, da er auch in einer neuern Zeit, lieber der Arbeit seines Dichters Fuß vor Fuß nachgehen, als den neuern Veränderungen und Zusätzen Strikers folgen wollen. Ihm haben wir einzig und allein die unveränderte Lesart des Gedichtes auf Carl den Großen zu danken: es sey nun, daß er von der Strikerischen Verbesserung nichts gewußt; oder, welches mir glaublicher ist, die alte und wahre Lesart, der neuern Verderbung mit Bedachte vorgezogen hat. Ist er auch, wie man schließen kann, aus der sächsischen Stadt Dama gebürtig gewesen, wie sein Zusatz, de Damis, anzuzeigen scheint: so hat man daraus einen Beweis, daß schon um seine Zeit, die deutsche Dichtkunst in diesen äußersten Gegenden der Churſächsischen Lande, beliebt und im Schwange gewesen.

Nun würde ich vielleicht Eurer Königl. Hoheit einen kurzen Auszug aus diesem alten Heldengedichte, auf Kaiser Carlen machen und dessen Heldenthaten, nebst denen ritterlichen Ebentheuern des grossen Rolands in Spanien erzählen sollen. Arioſt hat die leztern in einem bekannten sehr weitläuftigen

hinten beygefügt, welches von einem Herzoge Wilhelm von Oestetreich handelt: und dessen Urheber Johannes von Wirzburg geheißen hat. Dieses schließt nun so:

Die zal ich iv beschaide
Do man von gots geburt iach
Driezehen hundert iar. Darnach
In dem vierzehenden iar
Dics ist div zal für war
In der creczwochen
Ward diz buch vollsprochen
Do man vor aschberch lac ꝛc.

Gedichte beſungen, und eine Menge ſeltſamer Zufälle dazu gedichtet, die hundertmal unglaublicher ſind, als was unſer Dichter von ihm erzählet. Dieſer berühmte Held hat die Ehre, daß in unzähligen Städten von Deutſchland ſeine Ehrenſäulen, auf öffentlichen Märkten ſtehen; und ſo lange Zeit nach ſeinem Tode, ſein Gedächtniß noch erhalten. Allein die Zeit würde ſolches voritzo nicht verſtatten: und ich trage alſo ein Bedenken, Eurer Königl. Hoheit länger beſchwerlich zu fallen.

Eroabner Friedrich, unſre Luſt!
Erweg es, mit erlauchter Bruſt,
Wohin der Helden Nachruhm langet!
Auch durch die Schatten dunkler Zeit,
Dringt noch Graf Rolands Tapferkeit,
Hat Carl ein ewig Lob erlanget.

Der rauhſten Sprache dicker Flor
Trägt gleichwohl uns noch Thaten vor,
Die Heldenmuth und Weisheit ſtralen.
Der Motten Wuth hat ſie geſchont,
Den Geiſt, der ſonſt die Welt bewohnt,
Noch unſrer Ehrfurcht vorzumalen.

Den Dichter deckt die tiefſte Nacht,
Der nur an ſeinen Carl gedacht,
Nicht an ein Denkmaal eigner Ehre:
Lebt nur ſein Held, ſo ſtirbt er gern;
Als ob zum Preiſe großer Herrn,
Des Herolds Namen nicht gehöre.

O Prinz! verſchwieg ein Dichter ſich;
Den doch kein Carl, kein Friederich,
Durch Gnad und Wohlthun ſich verbunden:
Was thun einſt unſre Muſen nicht,
Die Dein geprieſnes Augenlicht
Voll unumſchränkter Huld befunden?

Ihr

Ihr Zeiten! ändert was ihr wollt;
Verkehret unſer Sprache Gold
Dereinſt in ein barbariſch Weſen;
Miſcht galliſch, wälſch und engliſch drein:
Doch wird Prinz Friedrichs Gnädigſeyn
Nach tauſend Jahren noch geleſen.

O träfe mich das ſeltne Glück!
Daß auch von meiner Hand ein Stück
Dein Bild der Nachwelt könnt beſchreiben;
Dein Bild, das alles in ſich ſchließt,
Was großer Prinzen Vorzug iſt:
Wie gern wollt ich vergeſſen bleiben!

* *

II.

Betrachtungen über den wahren Geſchmack der Alten in der Baukunſt, und über deſſelben Verfall in neuern Zeiten*.

Indem ich mich entſchließe, einige Anmerkungen über den wahren Geſchmack der Alten in der Baukunſt und über deſſelben Verfall in den neuern Zeiten zu entwerfen: ſo halte ich es für ſehr überflüſſig, ein weitläuftiges Namenregiſter großer Baumeiſter herzuſetzen, die gemeiniglich in den meiſten großen und kleinern Abhandlungen der Baukunſt, mehr zur Verwirrung, als zum Unterrichte der Leſer, dafür ausgegeben und hergenennet werden; ohne dabey zu überlegen, daß einige derſelben mehr den Verfall, als die Aufnahme dieſer edlen Kunſt befor-

* Dieß Stück iſt uns von einem großen Bauverſtändigen mitgetheilet worden.

befördert haben. Ich gehe vielmehr ſo gleich in die für das Reich der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſo glücklichen Zeiten der Griechen und Römer zurück, um mit den Auslegern des Vitruvs und Palladius aus einerley Quellen zu ſchöpfen, und einige Grundwahrheiten des guten Geſchmacks in dieſer Kunſt feſt zu ſetzen: indem ich völlig überzeuget bin, daß man dieſen beyden Schriftſtellern nicht allein die Aufbehaltung der wahren Bauart zu verdanken habe; ſondern, daß man nach deren Ausſprüchen alle Werke der Baukunſt, ſo wohl in wirklichen Gebäuden, als entworfenen Erfindungen am gründlichſten beurtheilen könne. Dieſe ſo wohl, als die meiſten übrigen Schriftſteller dieſer Kunſt, ſind darinnen zwar einig, daß die Alten der Natur, als der allgemeinen Lehrmeiſterinn der Künſte, im Bauen überhaupt, und in Beſtimmung der Ordnungen nachgefolget, und ihre Grundſätze durch richtig geprüfte Erfahrungen beſtätiget. Doch haben auch die vertheilten und unterſchiedlichen Meynungen dieſer Ausleger, ihre unglücklichen Nachfolger zu unzählichen Irrthümern verleitet, die noch täglich, ſo wohl wider die Natur der Ordnungen, als den wahren Gebrauch ihrer Zierrathen, in ſo manchen prächtigen Werken und Erfindungen, erneuret werden.

Nichts iſt indeſſen leichter, als die Entdeckung und Erkenntniß dieſer Fehler, wenn man nur den Urhebern dieſer Kunſt auf ihrer Spur folget, und nachſinnet, was ſie für Gründe und Abſichten bey Erfindung der wahren Kunſtregeln gehabt,

und

und mit welchem Unterſchiede ſie dieſelben angewendet haben.

Vor allen Dingen war ihre Aufmerkſamkeit, auf die Abſicht derjenigen Werke, die ſie erfinden und anlegen wollten, gerichtet: und ſo dann mußte auch eine jede Sache ihrer Natur, Möglichkeit und Erforderung nach, ihren zureichenden Grund haben. Hiernächſt aber dachten ſie nicht allein auf die Dauer und Feſtigkeit, ſondern auch auf die Schönheit ihrer Gebäude: und da dieſe aufmerkſamen Bewunderer und Forſcher der Natur, das Allgemeine bey allen Schönheiten, in einem angenehmen Maaße und richtigen Verhältniſſe der Theile untereinander antrafen: ſo trugen ſie auch kein Bedenken die Schönheiten ihrer Kunſt nach dieſen Begriffen zu beſtimmen.

Das edelſte Gebäude, der Menſch, die genaue Verhältniß und das zierliche Ebenmaaß ſeiner Theile, war die erſte Richtſchnur bey Erfindung der Schönheiten in der Baukunſt: daher denn auch nach dem Unterſchiede der Verhältniſſe in Anſehung der Geſchichte und des Alters, drey unterſchiedliche Ordnungen, die Doriſche, Joniſche und Korinthiſche feſtgeſetzet wurden.

Dieſe Art zu erfinden, war den prachtliebenden Griechen eigen: dahingegen hatten die Aegyptier mehr die Einfalt, als die Schönheit der Natur zum Gegenſtande ihrer Nachahmung erwählet: wie ſolches die von ihnen erfundene Säule, die, als ſie nachgehends in Italien bey den Hetruriern in Aufnahme gekommen, die Toſcaniſche genennet worden, augenſcheinlich erweiſet; am allermeiſten aber aus den koſtba-

koſtbaren Ueberbleibſeln der Pyramiden zu erſehen iſt. Wie richtig aber bey den Aegyptiern dieſer Gedanken, die Pracht mit der Einfalt zu verknüpfen, geweſen, ſolches überzeugen uns eben dieſe Pyramiden, die, als die erſte und einfachſte Figur, dennoch einen ſo hohen Grad der Pracht anzunehmen fähig geweſen. Und dieſe Erfindung macht ihren Urhebern um ſo viel mehr Ehre, je weniger ſie ſich durch andere ihnen bereits bekannte reichere Ordnungen, von ihrem wahren Geſchmacke haben abwendig machen laſſen.

Die Römer, die andere Völker, ſo an Pracht und Vortrefflichkeit ihrer Gebäude, als an Tapferkeit und Großmuth übertreffen wollten, waren nach Vitruvs Berichte, bey Errichtung der Triumphbogen ihrer Sieger, mit den gewöhnlichen Ordnungen nicht zufrieden: indem ſie bald an den Capitälen bald an den Verhältniſſen der Glieder willkührliche Veränderungen machten. Hieraus haben einige die fünfte Ordnung herleiten wollen: ob gleich Vitruvius zum Beweiſe, daß man damals aus dieſen unbeſtimmten Veränderungen noch keine beſondere Ordnung gemacht, dieſe Art weder italieniſch, lateiniſch, vermiſcht, noch zuſammen geſetzt benennet. Die Römiſche, als die itzige fünfte Ordnung, iſt vielmehr ein Werk der Neuern geweſen, die ihren wankenden und ungewiſſen Geſchmack noch täglich verrathen; indem ſie aus gewiſſen Zuſätzen und Veränderungen wiederum eine ſogenannte neue Ordnung errichten wollen; die aber annoch um ſo viel unbekannter iſt, je weniger ſie durch ein rechtſchaf-

fenes

ſenes Beyſpiel an wirklichen Gebäuden beſtätiget worden. Alle dieſe Abweichungen aber ſind deſto ſträflicher, je mehr ſie aus dem Mangel eines richtigen Geſchmacks, der Kenntniß der wahren Schönheit, und der fehlenden Einſicht in die vernunftmäßigen Werke und Erfindungen der Alten hergefloſſen.

Wäre es alſo nicht billiger, das Fürtreffliche, das Wahre und Prächtige der Alten, als eine unveränderliche Richtſchnur ſowohl in Anſehung der Haupttheile, als der Glieder und Zierrathen beyzubehalten; als durch unnöthige Neuerungen, mehr die Armuth als den Reichthum des Geiſtes anzudeuten? Zumal da die Erfindungen der Alten beydes die Pracht und den Schmuck, in öffentlichen und bürgerlichen Gebäuden völlig erreichen können.

Die meiſten Zierrathen bey den Alten waren die Glieder ihrer Ordnungen ſelbſt: deren Verhältniß nicht ſo wohl aus einer willkührlichen Einbildung, als vielmehr aus einer gewiſſen Nothwendigkeit herzufließen ſchienen; indem jede Fläche an denſelben, nichts als eine feſte Verbindung mit den andern Theilen, und jede Hervorragung, nebſt der Zierde, zugleich einigen Schutz wider Wind und Wetter verſchaffen mußte. Man kann ſich dieſes am deutlichſten vorſtellen, wenn man den Alten in ihren Erklärungen nachgeht, und dabey die Gründe bemerket, die ſie zu Beſtimmung der Dicke, Breite und Länge ihrer Zierrathen gehabt. So wurden zum Exempel die Unterbalken (Architrave) über die aufgeſtellten Säulen ſchlechterdings quer übergeleget,

geleget, um dieſe zuſammen zu halten: und daher mußte ihre Breite unterwärts hin, die Dicke des obern Säulenſtammes nicht übertreffen. Er war der vornehmſte Balken über den Säulen: daher mußte er ziemlich ſtark ſeyn, und ſo wohl wegen der Laſt die er zu tragen hat, als auch um das Anſehen unter dem Kranze nicht zu benehmen, wenig hervorſtechen. Der Borte (Friſe) iſt eigentlich der Theil, wo man die langen Balken zum Boden hinlegt: daher ſind die Dreyſchlitze und Zwiſchentiefen entſtanden, die beſonders in der doriſchen Ordnung zu ſehen ſind, u. nach Erforderung des Orts mit Schilden, Siegeszeichen und Opfergeräthen ausgezieret wurden. Der Kranz (Corniche) welcher gleichſam das Dach der Säulen vorſtellen ſollte, mußte deswegen mit ſeinen Wülſten, Anläufen, Rinnleiſten und Karnieſen mit beſonderer Zierde deſto weiter hervorragen. Damit aber dieſe Hervorſtechung nicht auf einmal durch einen unangenehmen Abfall gar zu merklich würde, ſo wurden unter dem Kranzleiſten Zahnſchnitte und Sparrenköpfe angebracht, die dieſes Dach mit den untern Gliedern zu vereinigen und zu befeſtigen ſchienen. Und ſo ſieht man wohl, daß die Alten in dem Anſehen der Dauer und der Stärke, jederzeit einen Grund zur Verzierung angetroffen. Dieſe beyden Zierrathen werden in keiner als der doriſchen Ordnung zuſammen gefunden: wiewohl dieſer Gebrauch durch kein griechiſches Beyſpiel gerechtfertiget ſeyn ſoll. Wo nun nicht die Balken und Verbindungen der größern Theile nöthig oder möglich waren, da wurden auch

dieſe Zierrathen ſelbſt, als etwas ungereimtes angeſehen. Daher wurde insbeſondere an bürgerlichen Gebäuden, imgleichen an Thorwegen, Garten- und gemeinen Thüren, Fenſtergeſimſen und in allen dergleichen Fällen, wo es zum Theil unnöthig, zum Theil auch unmöglich war, lange Balken an dem gewöhnlichen Orte des Frieſes anzubringen, das zuſammen gezogene Gebälke (corniche architravée) gebrauchet: wodurch nicht allein alles Widernatürliche vermieden wurde, ſondern die Säulen und Pfeiler ſelbſt, ſchienen dadurch einigermaßen höher und anſehnlicher, zugleich aber auch leichter und angenehmer in die Augen zu fallen.

Da nun hieraus einigermaßen erhellet, wie die Alten ſo gar bey ihren Verzierungen gewiſſe Wahrheiten zum Grunde ſetzeten, und nichts ohne zureichende Gründe anordneten: ſo iſt es auch kein Wunder, daß ihre Erfindungen eine ſo allgemeine und gleichſam ewige Bewunderung verdienen; die ihnen gewiß niemand anders verſagen kann, als derjenige, der alles nach den Vorurtheilen der Einbildungskraft, und nichts nach vernünftigen Gründen zu beurtheilen im Stande iſt. So unglücklich man nun, ohne genugſame Kenntniß der erſten Grundregeln des wahren Geſchmackes, von den beſondern Stücken der Baukunſt im Urtheilen iſt; um ſo viel unglücklicher iſt man auch ohne dieſelbe im Erfinden. Hiervon liegen die traurigſten Beyſpiele, ſo wohl in wirklich ausgeführten Gebäuden, als ins beſondere in den Kupferſtichen vieler architektoniſchen Bücher vor Augen; als in

welchen öfters die widerwärtigſten Zuſammenfügungen, die Vermiſchung der Verhältniß einer Ordnung mit der andern, ohne alle Beyſorge angebracht werden, ob nicht etwa ein jeder Kenner hieraus auf eine eben ſo ſtarke Unordnung in dem Verſtande des Erfinders ſchließen würde? Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, deſſen Glieder aus Verhältniſſen verſchiedener Geſchlechter beſtunden: würde nicht ein jeder denſelben für eine Misgeburt anſehen.

Es hilft nichts, wenn man gleich dieſe ungereimte Abweichung und Verwirrung einer Ordnung mit der andern, eine neue erfundene Ordnung nennen will. Die Verwirrung ſelbſt iſt noch niemals eine Ordnung geworden, und es iſt nur ſchade, daß dieſem eingeriſſenen Uebel nicht ſo leicht zu ſteuren iſt; indem die beſten und gründlichſten Meiſter der Baukunſt daſſelbe einigermaßen ernähren: da die meiſten derſelben entweder ſchwer zu verſtehen ſind, oder die ſogenannten deutlichen Anweiſungen, wegen ihrer Weitläuftigkeit und der vielen Ausrechnungen verdrießlich fallen, und nicht jedermanns Werk ſind; zumal wenn dieſelben unter die Hände bloßer Werkleute und empiriſcher Handarbeiter gerathen; als welche, da ſie öfters bey großen Unternehmungen den geſchickteſten Baukünſtlern vorgezogen werden, aus eigener Armuth, ſo gleich ihre Zuflucht zu den darinnen entworfenen Kupferſtichen nehmen: ohne zu begreifen, daß dieſelben mehr zur Erläuterung des Textes und zu fernerm Nachſinnen, nach den Grundregeln der ihnen fehlenden

Theorie, als zum Nachbauen, gemeiniglich mit weniger Richtigkeit entworfen worden.

Es iſt überdem ein groſſer Unterſcheid zwiſchen dem Wohlſtande der Zeichnungen, und der wirklichen Gebäude. Die erſtern überſehe ich, als eine kleine Fläche, auf einmal, anſtatt, daß ich die Natur nicht anders, als perſpectiviſch betrachten kann. Daher haben auch die beſten Meiſter niemals unterlaſſen, ihre Aufriſſe gleichſam zur Probe in die Perſpectiv zu ſtellen, um zu erfahren, was dieſelben in der Natur, für eine Wirkung in unſerm Auge hervorbringen würden. Dieſe angenehme Wiſſenſchaft beluſtiget den Künſtler nicht allein bey der Arbeit, ſondern ſie entdecket und bekräftiget auch die Vortrefflichkeit der reinen Glieder, als der einzigen weſentlichen und wahren Zierrathen der Baukunſt. Wären alle neuern Erfinder behutſam oder fähig genug geweſen, ihre Erfindungen durch dieſe Prüfung zu bewähren: ſo hätten ſie das Ungereimte des einreiſſenden Grillen- und Muſchelwerks ſchon längſt eingeſehen und verworfen. Man ſtelle daſſelbe doch nur in die Perſpectiv, und ſehe ſodann, ob es möglich ſey, an deſſelben flickrichten Aus- und Einbiegungen die geringſte Schönheit zu bemerken? Und da bereits vorhin erwähnet worden, daß die Schönheit in der Baukunſt zugleich in dem Anſehen der Dauer und Stärke beſteht: ſo findet ſich bey dem neuen Grillenwerke eben das Gegentheil; indem daſſelbe beſtändig das Anſehen einer ſchwachen, zarten und angeklebten Materie behält, die keine Laſt zu ſtützen und zu tragen, ſondern bloß das Waſ-

ſer an ſich zu halten, und dadurch ſeinen eigenen Verfall deſto geſchwinder zu befördern ſcheint.

Es iſt indeſſen nicht zu leugnen, daß dieſe Art der Verzierung noch zu dulden wäre, weñ man ſich derſelben bey beweglichen Dingen, oder bey Verkleidung der Zimmer mäßig bedienete, und die widerſinnigen Ausſchweifungen dabey dergeſtalt vermiede, daß dieſelben jederzeit einen natürlichen Schwung und Biegung behielten; ſo, daß ein Zug dem andern willig folgete, und nach Art der Muskeln am menſchlichen Körper, eine Seite ſich alsdann in die Höhe hübe, wenn ſich die andern einwärts biegt; und an ſtatt des wilden und ungeſtalten Muſchelwerks mit natürlichen Laubzweigen, und andern aus der Natur vernünftig gewählten Stücken gezieret würde: ſo denn würde, ungeachtet der Ungleichheit des Stückes überhaupt, dennoch nicht alle Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit der Natur aufgehoben. So wie dieſes die geſchickten Arbeiten des berühmten Bildhauers, Hrn. Nahls in Berlin zur Gnüge beſtätigen: als welcher zwar das wilde und muſchelförmige beybehalten, daſſelbe aber jederzeit mit einer ſolchen Mäßigung angebracht; daß er mit wenigem viel verzieret, und die Ernſthaftigkeit mit dem Schmucke glücklich zu vereinigen gewußt, ſo daß ſein Geſchmack vor allen übrigen der wahre Gout baroque genennet zu werden verdienet.

Wie unnatürlich und unförmlich aber im Gegentheile dergleichen Ausſchweifungen an den äußern Theilen großer Gebäude, in die Augen vernünftiger Kenner fallen, ſolches kann diejenige berühmte Stadt,

Stadt, welche die Nachahmung und Herausgebung dieſer fremden Erfindungen am meiſten befördert, mit dem Beyſpiele eines ihrer ſchönſten öffentlichen Gebäude beweiſen. Dieſes Haus hätte nun eine deſto ernſthaftere und gründlichere Bauart erfordert, indem es außer den akademiſchen, zugleich zu unterſchiedlichen geiſtlichen Uebungen gewidmet iſt, und auch überdem als ein öffentliches und koſtbares Gebäude, der Nachwelt zugleich zu einem Beweiſe des geſunden und richtigen Geſchmackes dieſer Zeiten, hätte dienen müſſen. Allein, gewiſſe große Fehler an den Thüren, dem Gebälke und dem Dache zu verſchweigen: ſo befördern die ausgeſchweiften mit Schilden und Muſcheln verzierten Fenſter, anſtatt des Anſehens der Ernſthaftigkeit und Gründlichkeit, vielmehr das Gegentheil; und es ſcheint, daß dieſe Stadt wegen der gar zu großen Gefälligkeit für fremde Erfindungen, und wegen der Geringſchätzung einheimiſcher geſchickter Künſtler, ſich hierdurch ſelbſt beſtrafen müſſe: ſo wie unſere Nachbarn zum Lohne ihrer leichtſinnigen Erfindungen, es anitzo leiden müſſen, daß man die heutige wilde und unnatürliche Bauart den franzöſiſchen Geſchmack nennet; ob dieſe Nation gleich die vortrefflichſten Meiſterſtücke in dieſer Kunſt aufgezeiget hat, und ihre großen Meiſter, dieſe Raſerey einiger Neulinge ebenfalls verabſcheuen mögen.

Eine andere Neuerung in gewiſſen Theilen der Baukunſt, die aber ſchon etwas älter iſt, bringet ihren Urhebern eben ſo wenig Ehre. Dieſes ſind die halbrund geſchwungenen oder auch wunderlich

aus- und eingebogenen Gesimse über Thüren, Fenstern und Vorsten der Giebel, (Frontons) zumal wenn sie noch zum Ueberflusse mit dergleichen muschelförmigen Schilden gezieret worden. Unsere Gesichtslinien, die sich nicht mit einem jeden Schwunge der Zierrathen hin und herbiegen, sondern beständig in gerader Linie fortlaufen, ärgern sich nothwendigerweise daran, wenn sie in einer so oft unterbrochenen Gestalt, da ein ausgezogener Theil den andern entweder verdecket oder verunstaltet, und an statt des Ganzen, sich nur in vorspringenden Theilen sehet läßt, einen Uebelstand wahrnehmen; indem, wie schon vorhin erwähnet worden, es etwas ganz anderes ist, einen Entwurf auf dem Papiere, als einer Fläche, und so dann einen Körper in der Natur perspectivisch zu betrachten. Daher haben die Alten auch Ursache genug gehabt, an den äußerlichen Seiten ihrer Gebäude keine solche schwache Zierrathen gleichsam anzukleben: weil sie als wahre Kenner der Perspective gar wohl wußten, daß das Auge in einer gewissen Höhe deren eigentliche Gestalt gar nicht mehr wahrnehmen, und also an statt des zierlichen, nothwendiger Weise ein ungestaltes Ansehen erfolgen müßte.

Die Vorsprünge (Risaliten) wodurch einige ebenfalls das äußerliche Ansehen ihrer Gebäude verschönern wollten, haben ofters auch das Gegentheil befördert. Bestehen dieselben nur in halb hervorstehenden Säulen und Wandpfeilern, so trennen dieselben das Ganze unnöthiger Weise in gar zu kleine Theile. Bestehen sie aber nach der gewöhnlichen Angabe

gabe in drey Hauptvorſprüngen, oder in Vorrückung der beyden Ende allein; welche ſo dann entweder drey, oder nur ein Fenſter einſchließen, alle Vorſprünge aber reicher als die übrigen Theile verzieret ſeyn müſſen: ſo wird dadurch die Mitte des Hauſes nicht allein deſto unanſehnlicher, ſondern auch das ganze Gebäude viel zu kurz in die Augen fallen. Wird aber der mittlere Theil allein hervorgerücket; ſo verhindert dieſes nicht, die beyden Ende mit zu ſehen, und verkürzet folglich auch die Länge des Gebäudes nicht, ſondern die Aehnlichkeit der Seiten wird ſo dann bey einem unähnlichen Mittel, nach Erforderung der Eurythmie, deſto glücklicher befördert.

Eben ſo gewöhnlich iſt es auch, den Schmuck und die Pracht allerley Gebäude, durch reichverzierte Fenſterrahmen zu befördern. Stehen die Fenſter nahe zuſammen und ſind deren viele in einer Reihe, ſo wird deren anſehnliche Größe und richtige Verhältniß zu dem Ganzen dieſe Abſicht weit beſſer erreichen: indem ein langes Gebäude auch einen weiten Geſichtspunct hat, von welchem deſſen ganze Größe in die Augen fallen kann. Was würde man aber von dieſer Weite an den kleinen Zierrathen unterſcheiden können? Ein Zug würde ſich mit dem andern verwirren, und ſich in der größten Undeutlichkeit unſerm Auge vorſtellen. Stehen aber Pfeiler zwiſchen den Fenſtern: ſo ſind ſo gar alle Rähmen und Einfaſſungen an denſelben vergeblich und überflüßig, indem dieſe von den Pfeilern verdecket werden. An bürgerlichen kleinen Gebäuden

aber ſind, ſo wie die meiſten Zierrathen überhaupt, alſo auch die reich verzierten Fenſterrähmen um ſo viel ſträflicher; je weniger die innerliche Armuth der Wände in den Zimmern, damit einige Verhältniß hat, und von rechtswegen doch das Innere viel reicher und ſchöner, als das äußerliche ſeyn ſollte.

Inſonderheit aber iſt den berühmteſten Baumeiſtern jederzeit der Schein eines unnöthigen Ausſchmückens verhaßt geweſen. Daher verwarfen ſie mit ſo vielem Rechte, die ganz verlaſſenen und nichtsbedeutenden Pfeiler an den Ecken der Häuſer; die etwas erhobenen Bogenſtellungen mit Säulen, die gewöhnlich ganz vermauert ſind, oder etwan ein Fenſter in ſich ſchließen; imgleichen die blinden Thüren und Fenſter, in deren Brüſtung kleine Geländer (baluſtres, entrelas) ſtehen, als ſolche Zierrathen, die nichts anders als die Unvollkommenheit des Gebäudes anzeigen.

Die Dächer ſind nach Vitruvs Berichte, nicht ſo wohl zum Zierrathe, als aus Noth, und den Häuſern zum Schutze, wider das Ungemach des Wetters erfunden worden. Anfänglich hat man ſie an den Seiten des Hauſes niedergehend, doch hinten abhängiger gemacht. Nachdem hat man die Regendächer vor allen vier Seiten des Gebäudes, nach deſſen Erforderung und Landes Gewohnheit verfertiget: bis man endlich an großen Häuſern die Dächer erhöhet, und an denenſelben einen Giebel aufgerichtet, ſo daß das Dach an der rechten und linken Seite hinabgegangen. Beſonders aber ſind die Vor-

der-

derſeiten der Tempel, nebſt deren Thüren und Fenſtern mit dieſen Frontons gezieret und bedecket geweſen, wie ſolches die überbliebenen Stücke und Münzen bezeugen. Die runden Frontons ſind nachgehends, nach eben derſelben Verhältniß ihres Kranzes, zur Abwechſelung gebraucht worden, haben aber nicht dieſelbe Beſtätigung guter Beyſpiele, wie jene für ſich: um ſo viel weniger Dank und Ehre werden einige neuern Bauleute mit ihren ſchnörkelförmigen Giebeln verdienen; ob ſie gleich alles mit dem zuoberſt darauf geſetzten kleinen Vorſte gut zu machen glauben.

Die gebrochenen Dächer, die ebenfalls von den Neuern erdacht worden, ſchaden weniger dem Anſehen, als vielmehr den Häuſern ſelbſt. Denn wenn die Oberfläche derſelben wegen ihrer Tiefe zu groß, oder die Unterhöhe bis an den Kehlbalken höher wird, als es niedrige Stockwerke erfordern: ſo beſchweren ſie nur das Haus, und verurſachen unnöthige Koſten. Uebrigens aber iſt die Sorgfalt derjenigen gar zu übel angebracht, welche die Unförmlichkeit der großen Dächer dadurch verdecken wollen, daß ſie auf das Hauptgeſimſe der Vorſprünge, Fußgeſtelle mit Geländerſäulchen, oder andere verzierte Bruſtlehnen ſetzen: da man doch aus dem Dache auf dieſe Vorſprünge keinen freyen Ausgang hat, und dieſe Zierrathen nichts als eine Verblendung und Unwahrheit andeuten. Mit der Schwachheit derjenigen aber, die an den Würfeln der Fußgeſtelle halbe Säulchen gleichſam ankleben; oder an den Kappfenſtern und Schorſteinen beſondere zier-

liche Erfindungen anbringen wollen, muß man mehr Mitleiden haben, als darüber unwillig werden.

Diejenigen nun, die es ſich ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, die Baukunſt bald mit neuen Ordnungen, bald mit neuen Zierrathen zu bereichern, und noch täglich zu ihrer eigenen Schande etwas Neues zu erfinden, ſollten ſich doch vielmehr darauf befleißigen, die Ordnungen und Gründe der Alten beſſer einzuſehen, um durch erlaubte und aus der Natur herfließende Veränderungen, etwas Neues hervor zu bringen; und, daſern ſie Fähigkeit genung haben, auf der Spur der Alten, der Vollkommenheit in dieſer Kunſt einige Schritte näher zu rücken: wodurch ſich bereits einige neuere Baukünſtler, bey beſtändigem Gebrauche und richtiger Prüfung der Werke voriger Zeiten, einen unſterblichen Ruhm erworben haben.

Seit dem die von den Römern auf die Deutſchen und übrigen europäiſchen Völker gebrachte ernſthafte Bauart (die man gemeiniglich die Italieniſche nennet,) in unveränderter Ausübung geblieben, hat es auch in den berühmteſten Reſidenz- und Reichsſtädten des geſammten Deutſchlandes, an vortrefflichen Gebäuden, ſowohl dem innnerlichen als äußerlichen Werthe nach nicht gefehlet: ſo daß es nicht allein der Mühe völlig werth wäre, eine vollſtändige Sammlung getreuer und wahrhafter Abriſſe davon, der Architecture Françoiſe entgegen zu ſetzen; und durch Beyfügung der wirkenden Urſachen ihrer Schönheit, den wahren Geſchmack zu erhalten, und auf die Nachkommen fortzupflanzen:

zen: ſondern auch durch beygefügten Unterricht, wie die Verhältniſſe der Baukunſt zu Erfindungen in der Maler, Bau und Bildhauerkunſt angewendet werden könnten, den Nutzen dieſer Sammlung deſto allgemeiner zu machen.

Ein ſolches Gebäude, welches einen anſehnlichen Platz in dieſem Werke verdienen würde, wäre das vor wenigen Jahren in Berlin aufgeführte Opernhaus. Dieſes Gebäude, das der Erfindung eines großen und mit allgemeiner Einſicht begabten Königes würdig iſt, wurde unter der Oberaufſicht des Königlichen General-Intendanten, Herrn Barons von Knobelsdorf, nach den Regeln der Griechen völlig zu Stande gebracht; ſo daß es anitzo, ob es gleich mit keinem Marmor pralet, von allen Kennern mit Bewunderung und Nutzen betrachtet wird: ob wohl die Vollkommenheit deſſelben vielmehr in die Augen gefallen wäre, wenn nach dem erſten Entwurfe an den beyden langen Seiten, eben ſolche Säulenlauben, als an der Vorderſeite angebracht wären. So lehrreich und angenehm aber die Betrachtung getreuer Abriſſe dieſes Gebäudes ſeyn könnten: ſo ſehr iſt deſſelben Anſehen in dem elenden Nachſtiche eines Kupferſtechers in B. beſchimpfet worden. Die Originalien die hiebey zum Grunde geleget ſind, und zwar keinen Kupferſtecher zum Urheber haben, dennoch aber wegen des gewiſſen Charakters der Verhältniſſe aller Theile, das Vergnügen und die Lehrbegierde der Kenner befriedigen können; haben dadurch mit andern guten Kupferſtichen gar bald ein gleiches Unrecht erfah-

fahren und eigennützigen Händen Gelegenheit geben müſſen, dadurch fremden Liebhabern, vor weniger Geld, zugleich weniger Hochachtung und ſchlechtere Begriffe von einem ſo vortrefflichen Gebäude zu verkaufen. Es iſt indeſſen zu verwundern, daß die, an eben dieſem Gebäude abgebildete Beſtrafung des Marſias den Herrn B . . . nicht abgeſchreckt, eine ſo ſchlechte Arbeit zu liefern; wogegen er aber vielen Dank verdienen können, wenn ſeine Arbeit die vorige übertroffen hätte. Man darf indeſſen vielleicht nicht vergebens vermuthen, daß die Würde dieſes Gebäudes durch eine patriotiſche Hand, in einem beſſern Stiche eheſtens dörfte gerettet werden: welche edle Rache man aber billig, ſowohl hierinn, als allem übrigen Unrechte, womit man täglich die geſammte Baukunſt verunehret, von demjenigen berühmten Orden zu vermuthen hätte, der ſich an eben dieſem großen Orte mit der Baukunſt beſchäfftiget, und mit gemeinſchaftlichen Kräften, ſo wohl den allgemeinen Nutzen der Welt, als das Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern, bemühet iſt. Wie glücklich würden ſodann die Vorurtheile, und der faſt durchgängige Unglauben, wegen eines vorhabenden ernſthaften und edlen Endzweckes zerſtreuet werden!

* * *

III.

* *

III.

Fortgeſetzte hiſtoriſche Nachricht von den bekannteſten Preußiſchen Poeten voriger Zeiten.

Der VII. Preußiſche Poet iſt **Gottfried Zamehl**, ein Rathsherr in Elbing geweſen. Er war aus einem adelichen Geſchlechte entſproſſen, und ſein Vater **Friedrich Zamehl**, ein um die Hiſtorie ſeines Vaterlandes ſehr verdienter Mann, war ein guter lateiniſcher Dichter, gekrönter Poet und gleichfalls Rathsherr daſelbſt geweſen. Unſer deutſcher Poet war 1629 den 2. Febr. gebohren, ſtudirte erſtlich in Elbing, hernach zu Leiden und Gröningen, gab auch allhier 1650 einen Tractat, de peregrinatione ſtudioſorum heraus, der 1655 wiederum aufgelegt ward. Im 1651ſten Jahre kam er wieder nach Hauſe, und erhielt wegen ſeiner artigen Poeſie, von dem Kaiſerl. Pfalzgrafen **D. Kochen** in Elbing, den poetiſchen Lorberkranz. Da er ſich bald hernach noch mehr in der Poeſie hervor that, ward er auch ein Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft, wie **Neumark** in ſeinem neuſproſſ. Palmbaume a. d. 474. S. bezeuget. Hier führte er den Namen des Runden, weil er die Ringelgedichte ſehr liebte, darinn am Ende jeder Strophe, wie in den Arien, die erſte Zeile derſelben wiederholet wird. Im 1670 Jahre nahm ihn auch die Geſellſchaft der Pegnitz-

nitzschäfer zum Gliede auf, worinn er sich den Namen Meleager erwählte. In der Historie derselben findet man verschiedene Proben von seiner Dichtkunst. Kurz vorher, nämlich 1668, war er zum Rathsherrn seiner Vaterstadt erkohren worden, und nach vielen Verdiensten um dieselbe starb er 1684 den 12 August im 55. Jahre. Was er sonst von preußischen Alterthümern geschrieben, daß s. in des gel. Preußens II. Quartal von 1725 a. d. 32. u. f. S. Kaldenbach hat in seinen lateinischen Gedichten auf der 25sten S. auf Zamehls Tod, eine schöne Ode gemacht, darinn er ihn, Borussicorum lumen vatum nennet.

Der VIII. preuß. Dichter ist billig Daniel Bärholz zu nennen. Er muß um diese Zeit gelebt haben, ungeachtet wir sein eigentliches Geburtsjahr nirgends finden. Er war auch aus Elbing, und studirte erst daselbst, hernach in Deutschland; gab auch einen Hofmeister ab, und lebte 1670 mit einem jungen Grafen von Solms, auf der hohen Schule zu Gießen. In eben diesem Jahre ward er von der Pegnitzgesellschaft zum Mitgliede aufgenommen, und führte darinnen den Namen Hylas. In einer Sammlung von Gedichten, die unter dem Namen Balthis, 1674 zu Lübeck in 12. heraus gekommen, ist der dritte Theil, der hundert Sonnette in sich hält, unter dem Namen Hylas, von seiner Arbeit. Man liebte damals diese Art von Gedichten weil Opitz, Flemming und u. a. m. eine große Menge derselben gemacht hatten. In Herrn Neumeisters Diss. de

Poetis

Poetis Germanicis auf der 11. S. ſteht eine andere Schrift von ihm, die den Titel führet: des Charicles denkwürdiger Weinmonat, die 1670 in Hamburg gedruckt worden iſt. Als er wieder in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen war, ernannte man ihn anfänglich zum Secretär: daß er aber auch ein Mitglied des Rathes geworden, ſehen wir aus einer Zueignungsſchrift, die Chriſtoph Porſch, vor ſeinen geiſtl. Kirchhof 1687, an den Rath zu Elbing geſetzt: woraus wir auch ſchließen, daß er dieſes Jahr überlebet habe.

Die IX preußiſche Muſe iſt Frau Gertrud Möllerin geweſen. Dieſe berühmte Dichterinn war eines königsbergiſchen Profeſſers der Medicin, D. Eiflers Tochter, und 1641 den 13 October gebohren. Als ſie etwas heran wuchs, empfand ſie theils bey den Dachiſchen, theils bey ſo vieler andern damaligen Dichter, Poeſien, einen ſo ſtarken Trieb zur Poeſie, daß ſie ſelbſt zu dichten anfieng, und die artigſten Stücke verfertigte. Sie hatte kaum ihr ſechzehntes Jahr erreichet, als ihre Aeltern ſie an D. Peter Möllern, verheiratheten; der ſich ihre Poeſie nicht abſchrecken ließ, eine ſonſt liebenswürdige Perſon zu erwählen. Sie ſetzte auch dieſen ihren Zeitvertreib im Eheſtande fort, und ihr Ruhm breitete ſich dergeſtalt aus, daß ihr die Pegnitzſchäfergeſellſchaft zu Nürnberg 1671, den poetiſchen Lorberkranz zuſchickte; ſie auch in ihren Orden aufnahm, woſelbſt ſie den Namen Mornille geführet hat. Außer vielen einzelnen Gedichten hat man auch einige Sammlungen

gen von ihrer Poesie gesehen; und zwar 1) Geistl. und weltl. Lieder in Noten gesetzt, Hamb. 1672. 4. 2) Gedichte, Königsb. 1692. 8. 3) Geistliche Oden, Königsb. 1696. 8. 4) Kräuter und Blumengarten, aus den Evangel. Königsb. 1704. u. d. gl. Ihr Ehestand hat 24 Jahre gedauret, und ist mit neun Söhnen und sechs Töchtern gesegnet gewesen. Sie hat nach ihres Mannes Tode noch 25 Jahre in einem ruhmvollen Wittwenstande gelebt, und darinnen vom Könige Friedrich dem I. bis an ihr Ende ein Gnadengehalt genossen. Als sie 1705. den 16. Febr. starb, genoß ihr Leichnam noch die besondere Ehre, auf königl. Kosten begraben zu werden. Ihr Leben steht im gelehrten Preußen im IV. Quartal von 1725 a. d. 178. S. imgleichen in der vernünftigen Tadlerinnen II. Bande. Siehe auch die Historie des Pegnitzordens. a. d. 292. u. f. S. ingleichen Arnolds Historie des Königsb. Akad. a. d. 528. u. f. S.

Der X. preuß. Dichter war Martin Rempe, der 1642 zu Königsberg gebohren worden. Er studirte anfangs daselbst, nachmals aber zu Jena, wo er auch 1664 die Magister-Würde angenommen. Rist hatte ihm schon einmal den poetischen Lorberkranz angebothen; den er aber bescheiden abgeschlagen hatte: doch hat er ihn nachmals von einer andern Hand angenommen. Im 1665sten Jahre, nahm ihn Floridan, oder Siegmund von Birken, der damalige Vorsteher der Pegnitzschäfer, zum Mitgliede dieses Ordens auf, und er erwählte sich den Namen Damon. Als aber nachmals

der

der berühmte Professor zu Altdorf, Magnus Daniel Omeis sich auch Damon nennete: so ward jener, Damon der Preuße, dieser aber zum Unterschiede, Damon der Norische genennet. Bald darauf ward er auch ein Glied des Schwanenordens, unter dem Namen Kleodor. Auch in der deutschgesinnten Genossenschaft Lilienzunft ward er der siebzehnte Gesellschafter, mit dem Beynamen des Unsterblichen; dabey er einen Amaranthenstrauß zum Sinnbilde führete. Wir sehen dieses aus der Historie des Pegnitzordens, auf der 853sten u. f. S. allwo er auch auf der 288. S. ausführl. beschrieben wird. Mit allen diesen Würden gieng er wieder nach Königsberg und lebte daselbst als ein Privatlehrer der studierenden Jugend; wollte auch kein öffentliches Amt annehmen, ob er gleich verschiedene Male Gelegenheit dazu hatte. Im 1670 Jahre gieng er nochmals auf Reisen, besah die Niederlande, und besuchte daselbst unter andern die gelehrte Schurmannim: der zu Ehren er auch ein feines Gedicht in seine Baltbis einrückte. Im 1671sten Jahre gieng er nach London, und ließ von daher ein ziemlich weitläuftiges poetisches Schreiben an seinen Freund Floridan nach Nürnberg ab, welches in der angezogenen Historie des Pegnitz-Ordens von der 293. bis 318 Seite, anderhalb Bogen füllet, und keine geringe Stärke zeiget. Uebrigens bezeugte er in seinen Briefen, daß er in London viele Liebhaber der deutschen Sprache angetroffen, die sehr begierig gewesen, ein vollständiges deutsches Lexicon zu sehen. Von seinen hieher gehörigen

Schriften sind folgende die vornehmsten. 1) Neugrünender Palmzweig der deutschen Heldensprache und Poeterey. Jena 1664. 12. 2) Salanische Musenlust, oder poetische Lustgedanken 1665. 12. 3) Ruhm und Eigenschaft der deutschen Poesie über Neumarks Tafeln. 4) Ergetzliche Frühlingsstunden in einem Pastoral Königsb. 1667. 5) Von der Art und Eigenschaft der itzigen Zeit, wie sie gegen die löbliche Dichtkunst gesinnet ist, Königsb. 1668. 4. 6) Die Geschichte vom gezwungenen Prinzen Turbino, aus dem **Lopez de Vega** in ein Freudenspiel, reimenweis gebracht. 7) Geistliches je länger je lieber, Königsb. 1675. 12. 8) Lobgedichte, im II Theile der **Balthis**, die 1675 in 12. zu Lübeck herausgekommen. 9) Poesis triumphans, oder Siegespracht der Dichtkunst, gegen die übelgesinnte Zeit, in dreyen Strafgedichten ꝛc. Königsb. 1676. 12. 10) Brandenburgischer Adler, den er auf hohen Befehl geschrieben; u. a. m. Er ward endlich Churbrandenburgischer Historiographus, und ward vieler Verdienste wegen vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Er starb 1683. S. Arnolds Hist. der Königsb. Akad. a. d. 519 S.

Der XI preuß. Dichter ist **Christoph Porsch** zu nennen. Dessen Geburtsstadt ist Elbing gewesen, welchen Ort er in der Zueignungsschrift seines Buches an den elbingischen Rath, seine geliebte Vaterstadt, nennet. Die Zeit seiner Geburt ist uns nicht bekannt. Um das 1675 Jahr muß er hier in Leipzig studieret haben, weil er damals hundert biblische Grabschriften heraus zu geben versprochen

hat.

hat. Dieſes meldet er in der Vorrede ſeines ſo betitelten geiſtlichen Kirchhofs, und ſetzt hinzu, daß er damals noch jung geweſen. Er gab davon etwas heraus, das Beyfall fand, daher er ſelbige Arbeit fortzuſetzen verſprach. Als er in ſein Vaterland zurücke kam, erhielt er vermuthlich den poetiſchen Lorberkranz; daher er ſich einen Kaiſerlichen gekrönten Poeten ſchrieb, und bald darauf eine Pfarre im elbingiſchen Werder, zur Zeyer genannt, bekam. Hier dachte er ſein Verſprechen zu erfüllen; als er aber die Arbeit dem Druck übergeben wollte, giengen ihm 1681 ſein Haus und Büchervorrath durch eine Feuersbrunſt, im Rauche auf: ſo daß er auch keinen Zettel davon übrig behielt. Doch erholte er ſich in etlichen Jahren wieder, ſo, daß er ſeine Arbeit wieder vornehmen und ſein Verſprechen 1687 erfüllen konnte. Er ſtellete alſo damals obgemeldetes Buch unter dieſem Titel ans Licht: **Chriſtoph Porſchen**, Predigers zur Zeyer, Kaiſerl. edlen Poetens, **geiſtlicher Kirchhof**, vorſtellende ſechs hundert luſt- und lehrreiche bibliſche Grabſchriften, derer tugendhaften Manns- und Weibsperſonen, ſo wohl altes als neues Teſtaments, mit ihren nützlichen Anmerkungen. Danzig 1687. 8. 1. Alph. 8. Bog. Oben gedachter Bärholz, Rathsherr in Elbing, und ſein Schwiegervater **Joh. Fabricius**, ein Lehrer am Gymnaſio zu Danzig, wünſchten ihm Glück dazu. Mehr iſt uns von ſeinen Umſtänden nicht bekannt geworden.

Der XII. war **Friedrich von Derſchau**, ein Sohn **Reinholds von Derſchau**, welcher in

obangezogener Stelle des gelehrten Preußens, ganz falsch Reinhart von Dirschau genennet wird; und, als Professor Juris Primarius, Hofgerichts- und Tribunalsrath, von dem Churf. von Brandenburg, die Erneuerung des von Kaiser Rudolphen dem II. seinem Geschlechte ertheilten Adels, erhalten hatte. Dieser sein Sohn war 1644 den 1 März zu Königsberg gebohren; und nachdem er daselbst seine Studien sattsam getrieben, auch Deutschland, Frankreich, Holland und Pohlen durchreiset war, ward er Präsident des Pomesanischen Consistorii in Preußen. Im 1679 Jahre kam er ins Oberappellationsgericht oder Tribunal zu Königsberg, woselbst er wegen besonderer Verdienste, lebenslang ein Beysitzer blieb, ob gleich sonst die Beysitzer alle drey Jahre zu wechseln pflegen. Zugleich ward er Bürgermeister der alten Stadt Königsberg, und 1692 Churfürstlicher Hofrath. Seine Verdienste in der Poesie kann man theils aus einigen geistlichen Liedern, als z. E. Süsser Trost der matten Herzen; theils aus andern geistlichen Gedichten erkennen; als 1) kurze und einfältige Reimandachten, über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia. Königsb. 1696 in 8. 2) Theatrum diuinae Prouidentiae, oder Historie Hiobs, nach der Verdeutschung Lutheri, in deutsche Verse gebracht. Königsb. bey Bogen 1697 in 8. 3) Ueber die Evangelia. 4) Ueber die Passion, 5.) über das jüngste Gericht, u. dergl. m. Er starb 1713 den 5 April.

Der

Der XIII. war Michael Kongehl, welcher 1646 den 18 Auguſt zu Kreuzburg in Preußen, einer kleinen Stadt drey Meilen von Königsberg, gebohren worden. In der Hiſtorie des Pegnitzer Blumenordens, wird er a. d. 438 Seite, nur ein Churbrandenburgiſcher Sekretär zu Königsberg genennt: allein, er iſt allmählich Canzeleyverwandter, Conſiſtorialnotarius, Sekretär der Stadt, Rathsherr, und endlich im 1710 Jahre Bürgermeiſter in ſeiner Vaterſtadt, geworden. In die Pegnitzergeſellſchaft iſt er 1673 unter dem Namen Prutenio aufgenommen worden. Von ſeinen Schriften nennet Herr Neumeiſter (in Diſſ. de Poetis Germ.) 1) Surboſiam, die 1676 zu Nürnberg in 12. gedruckt worden. 2) Die alleredelſte Beluſtigung bey der Unluſt, beſtehend aus allerley geiſtlichen und weltlichen Gedichten. Stettin 1683. 8. 3) Die vom Tode erweckte Phönizia, ein Schauſpiel in 8. ohne Jahrzahl. Hierzu ſetzet man nun noch in der Hiſtorie des Blumenordens a. d. 439 Seite, 4) Den beglückwünſchten Doppelſieg des allerdurchlauchtigſten und unüberwindlichſten römiſchen Kaiſers, wider den überwundenen König in Frankreich, in einem Hirtenſpiele. 1675 in 4. 5) Churbrandenburgiſches Denkmaal, oder Trauerhirtengeſpräch über den Tod Carl Aemils, Churprinzen zu Brandenb. 1675 in 4. 6) Die vom Himmel herabgeſtürmten Himmelsſtürmer, auf den damaligen Kriegszuſtand, auch 1675 in 4. 7) Das von dem ungerathenen Sauſewind verſuchte und verfluchte Kriegsleben, in 4. 6) Der unſchuldig beſchuldigten Innocenzien Un-

schuld, Königsb. in 8. 9) Das bedrückte und wieder erquickte Brandenburg in 4. 10) Das sterbende Leben, oder die Paßion in einem Hirtengespräche. 11) Den wieder lebenden und triumphirenden Todestod 1676 in 4. worinnen viel erbauliche geistliche Lieder vorkommen. Aber auch wir setzen noch hinzu 12) Den immergrünenden Cypressenhayn ꝛc. aus allerhand Trauergedichten gepflanzt ꝛc. Danzig 1694 in 8. 13) Lustquartier neben dem Cypressenhayn, aus allerhand Lustgedichten geistl. und weltl. Epigrammatibus, Bey- oder Ueberschriften. Danzig 1694 in 8. Man sieht auch aus den Titeln seiner Bücher schon, daß er die damalige Art des Blumenordens, mit Worten zu spielen, gar zu sehr geliebet hat. Er starb den 1 Nov. 1710. Siehe Hrn. D. Arnolds Historie der Königsb. Akad. a. d. 531. Seite, wo ihm auch ein Lorberhayn zugeschrieben wird, der uns aber nicht zu Gesichte gekommen.

Der XIV. preußische Dichter ist ein Rathsherr zu Danzig Ernst Lange, gewesen. Er war 1650 den 3. Jenner gebohren, und sein Vater Matthias Lange, hatte eine Bedienung bey dem Rathe daselbst gehabt. Nachdem er daselbst auf dem Gymnasio und in Deutschland studieret hatte, hat er Anfangs eine Sekretärstelle bey seiner Vaterstadt bedienet, und in dieser Function eine gute Weile an dem königl. pohlnischen Hofe zu Warschau, zu des Königs Sobieski Zeiten gestanden. Darauf ward er endlich Schöppenherr auf der Altstadt daselbst, und zuletzt Rathsherr. Er heirathete eine Tochter des berühmten Danziger Astronomi, Hevelii, mit

der

der er aber keine Kinder gehabt. In Religionsſachen hat er beſondere Meynungen gehabt, und deswegen von der Geiſtlichkeit vielerley Widerſpruch erlitten. Als ein Dichter hat er ſich erſt in ſeinem Alter bekannt gemacht, ob er gleich die Poeſie allezeit geliebet und getrieben hatte. Im 1720ſten Jahre gab er zu Danzig in groß 8. den Pſalter Davids poetiſch, und zwar nach lutheriſchen Melodien überſetzt ans Licht; und dieß iſt gewiß die beſte Ueberſetzung der Pſalmen, die wir im Deutſchen haben; indem er Opitzen, und andre unzählige Vorgänger darinnen, weit zurücke gelaſſen. Eine Probe davon kann man auf der 92 u. f. Seite des Auſſehers im I. Theile nachſehen. Schon vorhin hatte er dieſelben Pſalmen auf reformirte Melodien überſetzt, und ſolche der Königinn in Preußen zugeeignet: ſo wie er die obige lutheriſche der hochſeligen Königinn in Pohlen zugeſchrieben hat. Der Titel davon heißt: Die auf lutheriſche Melodeyen in deutſche Lieder überſetzten CL Pſalmen, zur Ehre Gottes und Erweckung gebührender Andacht von Ernſt Langen, Rathsverwandten der alten Stadt Danzig, ausgefertiget. Danzig 1720. Er ſtarb in hohem Alter 1727.

Der XV. preußiſche Dichter kann mit dem beſten Rechte der berühmte Freyherr, Friedrich Rudolf Ludewig von Canitz genennet werden. Schon um die Zeit der erſten Kreuzzüge des deutſchen Ordens, die vor fünfhundert Jahren nach Preußen geſchehen ſind, die daſigen Heiden zu bekehren, oder vielmehr dieſes Land zu bezwingen, und dem Orden

zu unterwerfen, ist einer von dieser deutschen Familie mit einem meißnischen Marggrafen, dem Orden zu Hülfe gezogen: wie Hartknoch in seinen alten und neuen Preußen a.d. 450. Blatte berichtet. Im 1415 Jahre ist ein gewisser Johann von Canitz daselbst Comthur in Christburg gewesen; und von dem damaligen Hohmeister an Kaiser Sigismunden, als Gesandter geschickt worden. Cromer (de Orig. et Reb. Gest. Polon.) gedenkt eines Peters von Canitz, der sich 1674 sehr tapfer erwiesen hat. Im 1563. Jahre haben sich daselbst Elias und Friedrich von Canitz hervor gethan; daher sie von der preußischen Ritterschaft an den König von Pohlen geschickt worden, sich über den ersten preußischen Herzog, Albrecht zu beschweren. In den Reden großer Herren, wird man ebenfalls verschiedene Proben der Staatsberedsamkeit finden, die ein preuß. Staatsminister, und Oberburggraf von Canitz zu Königsberg bey wichtigen Gelegenheiten gehalten hat. Der Aeltervater unsers Freyherrn von Canitz hieß Johann von Canitz, und war Churfürstlicher Amtshauptmann in Preußen zu Riesenburg. Sein Großvater Salomon von Canitz, war Amtshauptmann in Barthen, welche Stadt in der Provinz Natangen liegt. Sein Vater endlich war Ludwig von Canitz, Erbherr auf Medenicken, und Dommelkeim, in der Provinz Samland, etwa zwo Meilen von Königsberg, und Amtshauptmann zu Balga, einem Flecken u. Schlosse am frischen Hafe, gegen über Pillau, welches in den alten Kriegen des deutschen Ordens sehr berühmt geworden. Seine

ne Geburtsſtadt ward zwar, durch dieſes ſeines Vaters auf hohen Befehl nach Hofe unternommene Reiſe, Berlin; doch kann dadurch dem Rechte, das Preußen, wie auf ſeinen ganzen Stamm, alſo auch auf ihn ſelbſt gehabt, nichts entgehen. Hieſelbſt ward er nun 1654 gebohren, als kurz zuvor ſein Vater die Welt verlaſſen hatte. Er ward alſo von ſeiner Frau Mutter, Greß- und Aeltermutter erzogen, und bekam bald darauf den preußiſchen General-Feldmarſchall, Freyherrn von der Golz, zum Pflegevater. Was er bey anwachſenden Jahren für Schickſale gehabt; zu was für Würden und Aemtern er geſtiegen, das iſt aus der Lebensbeſchreibung vor ſeinen Gedichten bekannt. Er ſtarb 1699 den 11 Auguſt, als er noch nicht volle 45 Jahre alt war. Die erſte Auflage von ſeinen Gedichten erſchien 1700 zu Berlin, in 8. unter dem Titel: Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte; ſie mußten aber wegen des ſtarken Abganges, 1702. 1703. 1708. 1712. 1714. 1715. 1718 und 1719 wieder aufgeleget werden: bis ſie 1727 zu Leipzig und Berlin, in einer anſtändigern Geſtalt im Drucke erſchienen, auch wenige Jahre hernach wieder aufgelegt werden mußten. Das Lob, was ſeine feine, ſcharfſinnige und edle Art zu denken, nebſt der ungezwungenen Art ſeiner Verſe verdienet haben, iſt ſo bekannt, daß man es hier verſchweigen kann. Auch in Zürch hat man eine neue Auflage, aber ohne die überflüßigen Zuſätze der königiſchen Ausgabe gemacht. Nur wäre es zu wünſchen, daß man auch die alte und wahre Lesart, der ältern Ausgaben wieder hergeſtellet hätte;

nicht aber der ohne Grund geänderten Königischen gefolget wäre. Uns sind aus einem vertrauten Umgange mit dem sel. Profess. Joh. Gottlieb Krausen, der damals diese Ausgabe in Leipzig zu besorgen hatte, und über Königs Aenderungen sein grosses Misfallen bezeugte, ganz besondere Umstände davon bekannt, die wir bey anderer Gelegenheit der Welt mittheilen wollen.

Preussen und Curland grenzen sehr nahe aneinander, und sind vormals sowohl, als Liefland, von einerley Völkern bewohnet worden. Die alte preußische, oder sogenannte litthauische Sprache, wird noch itzo, mit einer kleinen Aenderung, in Curland und Liefland geredet. Hier heißt sie die Lettische, oder Esthnische Sprache, zum deutlichen Beweise, daß sie von den Aestiis herkomme, die Tacitus in Preußen an den Ort setzet, wo die Insula electrifera, die Börnsteininsel, oder Samland, gelegen ist. Was der deutsche Orden in Preußen, und der Orden der Schwerdtritter in Liefland, dahin vormals auch Curland gehörte, für Verbindungen gehabt, und wie dieser Liefländische Orden dem Preußischen, bis ins XVI Jahrhundert unterworfen gewesen, das ist aus den Geschichten bekannt. Es ist daher kein Wunder, wenn auf den deutschen Universitäten, Preußen, Curländer und Liefländer, einander für Landsleute halten. Wir merken dieses hier deswegen an, weil wir zu der Anzahl preußischer Poeten, auch den berühmten geh. Rath von Besser rechnen müssen. Keine Provinz des deutschen Reichs kann sich desselben anmaßen: folglich

lich kann allein Preußen einen Anſpruch auf ihn machen, da er in ſeiner nahen Nachbarſchaft, und vielleicht nicht zehn Meilen von Simon Dachs Vaterſtadt, Memel, gebohren worden. Es ſey alſo dieſer Stern erſter Größe am deutſchen Parnaß

Der XVI preußiſche Dichter, Johann von Beſſer. Er war 1654 zu Frauenburg in Curland gebohren. Sein Vater war ein Prediger daſelbſt; und nachdem er wegen ſeines guten Kopfes, neben einigen jungen Edelleuten, den erſten Unterricht in freyen Künſten und Sprachen genoſſen hatte: ſo zog er auf die hohe Schule nach Königsberg. Im 1673 Jahre vertheidigte er daſelbſt, unter M. Rothen, eine philoſoph. Diſputat., und im folgenden Jahre, als Magiſter, eine andere de aſſimilatione hominis cum Deo: weben König, in Beſſers Leben, den Schnitzer begeht, zu ſagen, Beſſer habe eher als Präſes diſputiret, ehe er noch Magiſter geworden: ein deutliches Merkmaal, daß der Geſchichtſchreiber ſelbſt niemals die akademiſche Luft genoſſen, und alſo der akademiſchen Sitten ganz unkundig geweſen. Auch im folgenden 1675 Jahre, diſputirte er noch einmal, gieng mit einem jungen Curländer, von Maydel, nach Leipzig, und verlor 1677 denſelben, durch einen Zweykampf im Roſenthale. Was er darüber für Ungelegenheit gehabt, imgleichen ſeine Liebe gegen die Kühleweininn, welche die Laura dieſes Petrarchs geworden war, das übergehen wir. Er hatte den Verdruß, von dem ganzen Predigtamte als ein Verächter der Geiſtlichkeit angeklaget zu wer-

werden; weil Carpzov glaubte, von ihm beleidiget zu seyn: worüber er bald seine Braut eingebüßt hätte. Allein der damalige Fürst von Dessau, empfahl ihn dem großen Friedrich Wilhelm, Churf. zu Brandenb. dergestalt, daß er beynahe eine Hauptmannsstelle davon getragen hätte. Seiner Kühleweininn zu Liebe aber schlug er solches aus, und erhielt durch den Staatsminister von Fuchs, die Bedienung eines Raths. In einer Zueignungsschrift, die Heinrich Bredelo 1682 an ihn gemachet, wird er Hof- und Legationsrath genennet. Bey der eingenommenen Erbhuldigung Friedrich Wilhelms zu Halle und Magdeburg, machte Besser sein erstes Gedicht auf diesen Helden: worauf hernach viel andere folgten, die in der heroischen Art für Meisterstücke zuhalten sind: zumal diejenigen, worinn er die Schlacht bey Warschau, und die Eroberung von Stettin beschreibt. Von seinen andern Sachen ist nicht nöthig viel zu sagen. Die Welt kennet sowohl seine Ehrenämter, die er in Berlin, und zuletzt in Dresden erstiegen, als seine übrigen vortrefflichen Gedichte. In seinem Alter 1728 that er noch einmal eine Reise nach Preußen, um seine Tochter zu besuchen, die in Königsberg an einen Baron von Drost verheirathet war. Und hier kamen wiederum ein Paar so große Dichter, als Besser und Pietsch waren, zusammen; wie vor 90 Jahren Opitz und Dach einander daselbst hatten kennen lernen. Seine schöne Bibliothek kaufte ihm der König von Pohlen für 10000 Thl. ab, ließ ihm aber den Gebrauch der-

derſelben bis an ſein Ende. Dieſes erfolgte 1729 den 10. des Hornungs, im 74. Jahre ſeines Alters. Seine Gedichte ſind 1715 zuerſt geſammlet; aber vermehrter von Königen heraus gegeben worden: bey welcher letzten Ausgabe auch ſein ausführliches Leben zu finden iſt. Es herſchet aber in demſelben eine ſo niederträchtige Rachſucht, daß ſich kein ehrlicher Mann nach ſeinem Tode einen ſolchen Geſchichtſchreiber wünſchen wird, der die Freundſchaft u. Vertraulichkeit, deren ihn der Verſtorbene gewürdiget, zu deſſen Verkleinerung misbrauchet, um nur ſelbſt der Welt deſto größer zu ſcheinen. Daher hat die deutſche Geſellſchaft billig ein Bedenken getragen, aller dieſer Proben der Bitterkeit in dem Auszuge zu erwähnen, den ſie aus dieſem Leben in ihren Nachrichten und Anmerkungen, a. d. 301. u. f. S. gemacht hat.

Der XVII. preußiſche Dichter war Heinrich Bredelo, ein Königsberger von Geburt, wie er ſich ſelbſt in der zu Jena ans lichtgeſtellten Sammlung ſeiner Gedichte nennet. Sein eigentliches Geburtsjahr iſt uns nicht bekannt: man kann ihn aber mit guter Wahrſcheinlichkeit für etwas jünger, als Beſſern halten, weil er ihm im 1652ſten Jahre ſeine Gedichte zugeeignet hat, als dieſer ſchon Hof- und Legationsrath, jener aber noch nichts war. Der völlige Titel des Buches lautet ſo: Heinrich Bredeloen, von Königsberg aus Preußen, poetiſcher Tiſch, mit allerhand herrlichen, lieblichen, auch gemeinen, in Freud und Leid üblichen Speiſen beſetzt. Frankf. und Leipzig bey Johann Bielken 1682. 8.

Herr

Herr Neumeister (in s. Diss. de Poet. Germ.) lobet ihn a. d. 17. S. als einen gelehrten, überaus sinnreichen Dichter, der zugleich spaßhaft gewesen, und die Schreibart nach Verschiedenheit der Umstände einzurichten gewußt. (Vir sane varia praestans eruditione, Poeta mire ingeniosus, facetus, stilum pro re nata temperare valens.) Sonderlich rühmt er die Vorrede, dieses poetischen Tisches, die von allen poetischen Windhändlern gelesen werden sollte: und hierinn hat er allerdings recht. Im 1689sten Jahre hat er auch zu Helmstädt in 8. Madrigale herausgegeben; als er schon Professor an der Ritterakademie zu Wolfenbüttel war. In seiner Jugend hat er, sowohl als vormals Flemming, eine Reise nach Moskau gethan. Denn man findet in seinem poetischen Tische ein gebundnes Schreiben, das er aus Smolensko, an seinen Bruder abgelassen, welches 1676 unterschrieben ist. Er beschreibt darinn dieß Land und sich; auf eine so lustige Art, daß wir etwas davon hersetzen würden, wenn es unser Platz zuließe. In der Vorrede striegelt er den P. Abrah. von St. Clara, wegen seines Buches Merks Wien, welches damals heraus gekommen war. Daß er in den Jahren 1681. und 82. in Jena studiret habe, schließen wir aus den vielen Gedichten, die er um diese Zeit auf verschiedene jenaische Gelehrte verfertiget hat. Ein Bruder von ihm, ist in Königsberg ein Geistlicher gewesen. Sein Todes Jahr ist uns nicht bekannt.

XVIII. Das zweyte preußiſche Muſenchor ſchließt abermal eine Dichterinn, Fr. Anna Rupertina **Fuchsinn**, gebohrne von Pleitnern. Dieſe ward 1657 den 19 Dec. zu Elbing in Preußen gebohren. Ihr Vater war **Johann von Pleitner**, aus der Oberpfalz gebürtig; und ihre Mutter, **Eva von Bänken**, war aus Holland. Weil ſie ihre Mutter ſchon in ihrem 3ten Jahre verlohren hatte, und ihr Vater als Oberſter des Nürnbergiſchen Kreißcontingents in dem Treffen, wider den Türken 1664 blieb: ſo ward ſie bey deſſen Bruder, zu Heidelberg in der Pfalz erzogen; gieng aber bald wegen des franzöſiſchen Krieges, wieder zurück nach Nürnberg, und ſpürte je länger je mehr, eine beſondre Luſt zur Dichtkunſt bey ſich. Die ſchönen Proben, die ſie davon ablegte, trugen ohne Zweifel nicht wenig bey, daß ſie **Georg Chriſtoph Fuchs**, damaliger Rector der Schule daſelbſt, und nachmaliger Prediger zu Sulzbach, 1696 zu ſeiner Ehegattinn erwählte. In dieſem Eheſtande hat ſie 26 Jahre, doch ohne Kinder gelebt, und unter dem angenommenen Namen **Daphne**, verſchiedene Gedichte drucken laſſen. Man muß ſie nur mit derjenigen Daphne nicht vermiſchen, die ein Mitglied des Pegnitzordens geweſen, wie in der Hiſtorie deſſelben, a. d. 348. S. nachzuſehen iſt. Der Fr. Fuchsinn Gedichte hat **Friedrich Rothſcholz** 1726. zu Nürnberg u. Altdorf ans Licht geſtellt. Sie führen den Titel: Fr. Anna Rupertina Fuchsinn, geb. von Pleitnern, Poetiſche Schriften, ſamt einer Vorrede, von dem Leben derſelben,

ans

ans Licht gestellt, durch Friedrich Rothscholzen in 8. Sie starb 1722 den 23 Nov.

Der XIX. preuß. Dichter ist Otto Friedrich von der Gröben gewesen. Sein Geschlecht ist in Preußen eines von den ältesten, und hat sich allezeit sehr hervorgethan. Den eigentlichen Zweig des Stammes, aus welchem er entsprossen war, wissen wir zwar so wenig, als das Jahr seiner Geburt. Allein sein großes poetisches Werk, welches er zu Danzig 1700 in 4. heraus gegeben hat, macht, daß wir ihn nicht übergehen können. Es heißt: Bergonens und seiner tugendhaften Areteen, Lebens und Liebesgeschichte. Der Inhalt desselben stellet eine Reise des Verfassers ins gelobte Land und zum heil. Grabe vor; die er schon vorher in ungebundner Rede beschrieben hatte. Denn durch Bergonen versteht er sich selbst; durch Areteen, dessen Geliebte, die Tugend; durch deren Bruder Sfortunian aber, das Unglück. Er herrscht in dem ganzen weitläuftigen Gedichte eine beständige Allegorie, worunter das menschliche Leben vorgestellet wird, wie es mit Tugend und Laster, Glück und Unglück vermischt ist: fast auf die Art, wie Tasso in seiner Vorrede, die Allegorie seines befreyten Jerusalems erkläret. Wenn also Herr Voltaire in seiner Abhandlung vom Heldengedichte, dem Portugiesen Camoens, und dem Spanier Alonzo die Ehre gethan, ihre Lusiade und Araucana, als Werke, darinn sie ihre eigene Reisen nach Ost- und Westindien beschrieben haben, für Heldengedichte zu halten: so kann man den von der Gröben gleich-

gleichfalls in die Zahl der epiſchen Dichter rechnen: wie ſchon Herr Profeſſor Gottſched im 16 §. des IX Cap. vom II. Theil der crit. Dichtkunſt angemerket hat. Das Todesjahr dieſes Poeten iſt uns nicht bekannt.

Den XX. und letzten Platz unter den preußiſchen Dichtern voriger Zeiten, mag hier Joh. Valentin Pietſch bekleiden, deſſen Verdienſte um die teutſche Dichtkunſt noch bey allen Kennern in friſchem Andenken ſind. Er war 1690 den 23 Jun. zu Königsberg gebohren, woſelbſt ſein Vater königlicher Hofapotheker war. Er ſtudierte theils daſelbſt, theils in Frankfurt an der Oder, die Arzneykunſt; ward auch an dieſem letztern Orte 1713 Doctor derſelben. In Berlin hat er um dieſe Zeit mit dem berühmten Benjamin Neukirch einen vertrauten Umgang gehabt, und den geheimen Rath von Beſſer kennen gelernet. Als er wieder in ſeine Vaterſtadt zurück gekommen war, und ſich durch den trefflichen Geſang auf den Prinzen Eugen und deſſen Siege bey Temeswar, bekannt machte, erhielt er 1717 die erledigte poetiſche Profeſſion. Ein [illegible] Gedicht breitete ſeinen Ruhm in [illegible] Deutſchland aus, und ward faſt in unzählichen poetiſchen Sammlungen, als ein Meiſterſtück eingerückt: ſo gar, daß es auch, nebſt verſchiedenen andern Stücken von ſeiner Feder, in die Poeſie der Niederſachſen kam, ob er gleich kein Niederſachs war. Im 1719 Jahre ward Pietſch königl. preuß. Hofrath und Leibmedicus, auch Oberlandphyſicus in Preußen. Im 1724 Jahre gab Herr Profeſſor

Gottsched allhier eine ziemliche Sammlung pietschischer Gedichte heraus, die den Werth dieses Dichters noch bekannter machte; wie man aus den gelehrten Zeitungen und deutschen Actis Eruditorum mit mehrerm ersehen kann. Er that sich noch durch mehrere Gedichte auf hohe Häupter, als auf den römischen Kaiser und dessen böhmische Krönung; auf die Rußische Kaiserinn, auf den König in Pohlen, und seinen eigenen Landesherrn hervor; die ihm auch theils durch ansehnliche Geschenke vergolten wurden. So hat er z. E. von der Rußischen Kaiserinn 1000 Rubel, und von seinem Könige ein jährliches Gnadengehalt, bekommen. Er gab auch ein weitläuftig ausgearbeitetes Paßionsgedicht, zur Musik gesetzt, ans Licht; welches von Hendeln in Noten gebracht, und in 4. gedruckt wurd. Noch ein größeres Heldengedicht auf Kaiser Carln den VI hat er zwar angefangen, drucken zu lassen, aber niemals ganz zu stande gebracht. Nach seinem Tode hat sein würdiger Nachfolger in der Profession, Herr Professor Bock, zwar aus seinen hinterlassenen Papieren auch dieses zu ergänzen gesucht: allein selbst aus der Vorrede zu der vollständigern Ausgabe der pietschischen Gedichte, von 1740 in groß 8. erhellet zur Gnüge; daß man sich nicht recht darauf verlassen kann, daß alles, so wie es geliefert wird, aus Pietschens Feder geflossen. Es ist aber auch diese vermehrte Ausgabe noch nicht vollständig. S. der critischen Beyträge IV. Band. Herr Pietsch starb 1733.

Bey dieſen zwanzig verſtorbenen preuß. Poeten wollen wir es voritzo bewenden laſſen: nicht zwar, als ob ſie das alle wären; nein, denn uns ſind noch verſchiedene bekannt, die in dieſes Regiſter kommen könnten. Z. E. der Tribunalsrath Klein aus Königsberg, der Doctor Weickmann aus Danzig, der Conſiſtorialrath Arnold Heinrich Sahme aus Königsberg, ein gewiſſer junger Dilger aus Danzig u. a. m. Allein aus Mangel nöthiger Nachrichten von ihrem Leben müſſen wir hier abbrechen. Wir überlaſſen es der königlichen deutſchen Geſellſchaft in Königsberg, theils das, was wir hier kürzlich entworfen, weitläuftiger auszuführen, theils die Anzahl ſelbſt völlig zu ergänzen.

* *

IV.

Abhandlung von den Freyſtädten *.

So bald die Menſchen angefangen den Urheber der Natur anzurufen, ſo bald ſie demſelben Altäre aufgerichtet und Opfer gebracht haben, um ihn, als den oberſten Befehlshaber ihres Schickſals zu erkennen, und um ſeine Hülfe zu bitten; ſo haben ſie dafür gehalten, daß er auf eine ganz beſondere Weiſe an denjenigen Orten zugegen

* Siehe Hiſt. des Inſcript. et bell. Lettres T. II. p. 52 ſeqq.

wäre, allwo seine Geheimnisse begangen würden, und haben sich gescheuet, an denenselben gegen andere unerbittlich zu scheinen, in der Zeit da sie dieses Wesen gegen sich zu erweichen trachteten. Diese ehrerbiethige Furcht, bewog sie nun mit denjenigen glimpflich zu verfahren, die dahin flüchteten, und zu verhindern, daß ihnen keine Gewalt geschähe. Hierinn besteht eigentlich das Vorrecht der Freystädte, von welchem im 1711 Jahre Herr Simon eine akademische Vorlesung hielt.

Es ist wahrscheinlich, daß die Altäre, welche von den alten Patriarchen auferbauet worden, eben dieses Vorrechts genossen, wovon Moses die Mörder ausschloß, welche zu denen Altären flüchten möchten, die er erbauet hatte. Die Stiftshütte * und die zween Tempel zu Jerusalem, waren ebenfalls unverletzliche Freystädte, welche von verschiedenen regierenden Fürsten in Juda, entweder aus Andacht, oder Staatskunst, beybehalten worden. Die Städte und Freyplätze welche Moses bestimmet und Josua bestätiget hatte †, waren sichere Oerter für alle diejenigen, die das Unglück gehabt, wider Willen einen Mord zu begehen. Diese Häupter der Hebräer hatten keine andere Absicht gehabt, indem sie diese Verordnung gemacht, als die Vergießung des unschuldigen Blutes zu verhindern, und dem unversöhnlichen Hasse dieses rachgierigen Volkes einen Zaum anzulegen.

Die

* Exod. 21. Marc. 10.

† Num. 35. v. 11. Deut. 4. v. 41. 19. v. 2. 7. Iosua 20. Deuter. 19.

Die Freyſtäten des Heidenthums gründen ſich auf eben dieſen Satz. Die Fabel iſt ein Schatten der Wahrheit, allein ihr Urſprung iſt weder ſo alt, noch ſo gewiß. Diejenigen, die man bis auf die Geburt der Götter hinaus führet, hängen von dem Zeitpuncte dieſer Gottheiten ab; der aber nicht beſtimmt genug iſt. Die Geſchichte eines ſogenannten Aſſyrophenes Königs von Aegypten, welche von einigen Neuern * angeführet wird, als ob er der erſte Stifter der Freyſtädte, ſo wohl als der Abgötterey geweſen wäre; iſt nichts gewiſſer, und ſcheint nach einer Stelle des Buchs der Weisheit geſchmiedet zu ſeyn, die dieſe Sache nicht ausdrücklich erkläret.

Das Heidenalter, welches auf die Zeit der Fabelgötter folgte, biethet ſchon gewiſſere Beyſpiele von verſchiedenen errichteten Freyſtädten dar, allein ſie ſind alle ſpäter als die Iſraelitiſchen. Eine der älteſten iſt diejenige, die Cadmus zu Theben in Böotien eröffnet hat †. Dieſer Prinz war in dem an das gelobte Land grenzenden Phönicien gebohren: da er nun die Erweiterung der Freyſtädte durch den Zulauf der Flüchtenden ſah; ſo bediente er ſich allem Anſehen nach, dieſes Mittels, um ſeine neue Stadt zu bevölkern, indem er daſelbſt allen denen, die ſich dahin flüchten würden, einen Aufenthalt gab, ohne ſich viel um ihren Stand, noch um die Urſache ihrer Flucht zu bekümmern. Theſeus und Romulus haben ſich eben dieſer Staatsliſt bedient **.

* Fulgentius, Toſtatus. † Pauſan. in Lacon.
** Plut. in Theſeo et Romulo.

Da nun die Freyſtädte einen Theil des öffentlichen Rechtes ausmachten: ſo konnten ſie auch nur von einer unumſchränkten Gewalt eingeſetzet werden. Nur denen, die über die Geſetze Herren ſind, ſteht es zu, Freyheiten zu ertheilen, die einen der Geſetze erlaſſen. Gott ſelbſt, der doch ſehr harte Strafen auf den Todeſchlag verordnete, nahm die Todtſchläger, die wider Willen einen Mord begangen, davon aus, und wies ihnen ſo gar Plätze zur Sicherheit an. Seine ſchreckliche Gegenwart, die ſich in ſeinem Tempel ſo ſichtbarlich offenbarete, war die ſichtbare Schutzwache der unſchuldig Verfolgten, die ihr Heil zu den Füſſen ſeiner Altäre ſuchten. Die Heiden leiteten ebenfalls die Erbauung ihrer Freyſtädte von ihren berühmten Tempeln, von der Gnade ihrer Götter, oder von der Menſchenliebe ihrer Helden ab.

Man glaubte, Cybele hätte die Freyſtadt Samothracia gegründet *. Des Apollo und der Diana Geburt hatte die in Epheſus geweihet, wie die Epheſer vorgaben: wiewohl die gemeine Meynung dahin geht, ſie wären in der Inſel Delos gebohren. Der ägyptiſche Herkules ward für den Urheber der canopiſchen Freyſtadt gehalten. Einige andre, als der ſtratoniciſchen Diana zu Smyrna, u. des zenianiſchen Neptuns, hatten ihre Errichtung den Orakelſprüchen zu verdanken **. In Ermangelung gewiſſer Beweiſe, war ſchon der undenkliche Beſitz, Namens genug: und hierzu nahm man ſeine Zuflucht mit

* Diod. Sic. Lib. 3. Tacit. Ann. L. 3.

** Herod. L. 2. Tac. Ann. L. 3.

mit Bewilligung der Fürſten und Republiken. Hierauf beriefen ſich auch inſonderheit die griechiſchen und aſiatiſchen Städte, bey der Unterſuchung, die auf Tibers Befehl, in Abſicht auf das Freyſtädterecht angeſtellt ward, welches viele von ihnen genoſſen. Dieſer Kaiſer, da er alle dergleichen Vorrechte unterſuchen ließ, und keine beſtätigte, als die wohl gegründet befunden wurden, gab dadurch deutlich genug zu erkennen, daß die Errichtung der Freyſtädte ein Vorrecht der unumſchränkten Macht ſey. Dieſe Beſtätigung, welche Tacitus (L. 4. Annal.) anführt, u. durch viele Schaupfennige vom Tiber und ſeinen Nachfolgern beſtätiget wird, in welchen die meiſten von dieſen Städten, ſich heilige und Freyſtädte nennen, widerlegen die Stelle in Suetons Tiber, welche verſichert, daß ſie alle abgeſchaffet worden.

Dieſe den geheiligten Orten zugeſtandene Befreyung, war im Urſprunge bloß für die Unglücklichen, und nicht für die Verbrecher, ertheilet; man riß ſie vielmehr mit Gewalt heraus, um ſie zum Tode zu führen *. Diejenigen, die in eine Freyſtadt geflüchtet waren, mußten vor den Richtern Beweiſe ihrer Unſchuld führen, wenn ſie daſelbſt ſicher bleiben, und nach dem Tode des Oberprieſters wieder in ihr Vaterland eingeführet werden wollten. Salomon ließ im Allerheiligſten ſelbſt den Joab tödten, der vieler Verbrechen ſchuldig war. In der Geſchichte des Thucydides im vierten Buche, ſagen die Athenienſer, zu ihrer Rechtfertigung

* Joſ. 20, 1.

wider die Beſchuldigungen der Böotier, daß die Altäre der Götter nur Freyſtädten für unverſetzliche Verbrechen wären: und man ſieht im Livius (Decad. 5. Lib. 9.) daß der Mörder des Königes Eumenes die Freyſtadt im ſamothraciſchen Tempel verlaſſen muß, als einer der es nicht verdient, derſelben zu genießen. Tacitus läßt (Ann. Lib. 3) einen Rathsherrn in Tibers Gegenwart ſagen: daß man nicht ins Capitolium flüchtete, noch in die andern Tempel, um die Freyſtädte zu misbrauchen, und ſeinen Verbrechen die Unſtrafbarkeit zu erſchleichen.

Es iſt wohl wahr, daß die Fehler die man aus einer unvermeidlichen Nothwendigkeit geſchehen zu ſeyn glaubte, verzeihlich zu ſeyn ſchienen. So giengen auch die Furien, welche den Oreſtes allenthalben verfolgten, nicht mit in den Tempel des Apollo, dahin er geflüchtet war: vltricesque ſedent in limine dirae (Virg. Aeneid. L. 4.) Er ward auch endlich durch den Ausſpruch der Götter losgezählet. Die Sache derer, die durch eine ungerechte Macht unterdrückt wurden, als derer Sklaven, die von grauſamen Herren zu ſehr gemishandelt waren, der Schuldner, die von den Gläubigern zu hart gehalten worden, der Bürger, die vom gewaltigen Rathe oder verhaßten Tyrannen verfolget wurden, war noch viel vortheilhafter. (Plut. in Romulo.) Nur auf dieſen Fuß ſcheint Plutarch die Freyſtadt des Romulus zu billigen: und die Freyſtatt der paliſchen Götter in Sicilien war auch nur darauf gegründet. Nach dieſem Triebe der Menſchlichkeit geſtat-

geſtatteten die Crotoniaten, auf des Pythagoras Zureden, den Sybariten, die zu den Füßen ihrer Altäre geflüchtet waren, ihren Schuß. (Diod. Sic. L. c. 21.

Die Freyſtäte würden viel ehrwürdiger geweſen ſeyn, wenn ſie ſich allezeit in ſo billigen Grenzen erhalten hätten; allein es hat ſich der Misbrauch oft mit eingeſchlichen. Selbſt die ſchon zum Tode verurtheilten Verbrecher, waren zu Lacedämon in der Pallas Tempel ſicher. Die muthwilligen Banquerroutirer fanden die Erlaſſung ihrer Schulden, und die Nachſicht ihrer Unredlichkeit in dem Kalidoniſchen Tempel in Aetolien. Die flüchtenden Sklaven erlangten ihre Freyheit in dem Tempel der Göttinn Hebe zu Phlius, und der Diana zu Epheſus. (Cicer. 6. in Verrem.)

Auguſt und Tiber hatten genug zu thun, daß ſie dieſen Unfug hemmeten, indem der Pöbel dafür eingenommen war, und aus falſchem Eifer die entſetzlichſten Verbrechen mit eben ſolcher Hitze beſchirmete, wie Tacitus ſagt, als ob ſie den Gottesdienſt ſelbſt vertheidigten: flagitia hominum, vt ceremonias Deûm, protegentes.

Wenn man nur auf die Ehrfurcht ſieht, die die Religion einpräget, ſo ſollten alle ihrem Dienſte geweihten Oerter, von rechtswegen Freyſtäte ſeyn. Daher haben wir auch gemerket, daß die Stiftshütte und die Altäre, wo die Majeſtät Gottes allezeit gegenwärtig erſchien, und den Augen ihrer wahren Anbether ſo ſchrecklich war, allezeit dieſes Vorrechtes genoſſen haben. Die Heiden aber, wel-

che keinen dergleichen Begriff von ihren Göttern hatten, als deren Natur gar eingeschränkt war, daß sie zu gleicher Zeit an allen Orten seyn konnten, wo es den Menschen beliebte sie anzuruffen: so bildeten sie sich ein, sie kämen lieber dahin, wo sie ihren Ursprung genommen hätten, erzogen wären, und sich am längsten aufgehalten hätten. Hier wohnten sie gern den Feyerlichkeiten bey, die man ihnen zu Ehren anstellete, und schlugen ihren gewöhnlichen Aufenthalt in den prächtigen Gebäuden auf, die der Aberglaube der Völker, oder die Eitelkeit der Prinzen ihnen errichtet hätte. Daher hatte jede Gottheit ihren besonders lieben Tempel, dessen Namen sie auch wohl so gar annahm. Und eben an diesen berühmten Orten war auch ihr Dienst am herrlichsten, und da hatten sie insgemein Freystädte. Die Städte die ihnen gewidmet waren und sich den stolzen Namen heiliger und geweihter Städte anmaßten, zogen ihren Vortheil aus der großen Menge Volks, die von allen Orten zu ihren Festen herbey kam, und nahmen diejenigen in ihren Schuz, welche die Religion, Neugierde oder die Ausschweifung dahin zog: man beschüzte sie als unverlezliche Personen, und stritt für die Unverlezlichkeit der Tempel, eben so hizig, als für das Heil des Vaterlandes. Um deren Ehrwürdigkeit nun noch zu vermehren, so sparten sie weder die Pracht im Bauen, noch die Herrlichkeit der Auszierungen, noch das Ansehen der Ceremonien. Die Wunderwerke und Zeichen erweckten die Ehrfurcht und Andacht des Pöbels noch mehr: folglich gab es nicht

leicht

leicht eine berühmte Freyſtadt, davon man nichts wunderſames erzählte. In einigen, verwehete der Wind niemals die Aſche auf dem Altare; in andern, regnete es niemals, ungeachtet ſie ohne Decke waren. Die abergläubiſche Einfalt des Volks nahm alle dieſe ſogenannten Wunderdinge blindlings an, und der eigennützige Eifer der Beamten bey der Religion, behauptete dieſelben aufs hitzigſte.

Die allerälteſten Freyſtädte wurden in den geweihten Wäldern errichtet, welches die erſten Tempel geweſen ſind. Die Lage dieſer Oerter, welche von der Natur ſelbſt befeſtiget waren, ſicherte den Aufenthalt der Flüchtlinge. Sobald man nun Gebäude zur Bequemlichkeit und Pracht der Ceremonien, aufgeführet hatte, ſo ließ man dieſe Büſche ſtehen und pflanzte ſogar andere um die neuen Tempel herum; es ſey nun zu einem angenehmen und nützlichen Zierrathe, oder als fromme Denkmäler des Alterthums, denen man ihre alte Freyheit ließ. So wurden denn die Freyſtädte erweitert. Nach der Zeit nahmen ſie durch die Aufführung verſchiedener Gebäude zu, die theils zur Wohnung für die Diener des Altars; theils zur Auszierung der Tempel dienten, und gleicher Vorrechte genoſſen. Die Städte die daherum angelegt wurden, und alle dem Dienſte der Gottheit geweihet waren, die man daſelbſt anbethete, maßeten ſich dieſes Vorrechtes auch an; ja zuweilen trieben ſie ihre Forderungen bis auf die Grenzen ihres Gebiethes hinaus.

Da die Bildſeulen der Götter der heiligſte Theil des Tempels waren, ſo giengen die Flüchtlinge dieſelben

ſelben zu umfaſſen, und ſetzten ſich auch wohl auf die Altäre, damit man noch mehr Bedenken trüge, ſie wegzureißen. Allein da ſie nicht lange in dieſer Stellung bleiben konnten, ſo erlaubte man ihnen im Tempel zu bleiben, oder in denen dazu gehörigen Plätzen, Zelte aufſchlagen zu laſſen. Dahin ließen ſie ſich ihren Unterhalt bringen, bis ſie Mittel fanden, ihre Sache auszumachen, oder zu entfliehen. Zuweilen aber geſchah es, daß ihre Feinde mächtig genug waren, ihnen die Lebensmittel abzuſchneiden: entweder dadurch, daß ſie den Eingang des Ortes ihrer Zuflucht vermauren ließen, wie die Ephoren in Anſehung des Pauſanias thaten; oder daß ſie vor alle Zugänge Wachten ſetzten.

Es gab auch Altäre ohne Tempel, welches berühmte Freyſtädte waren, wie der Clemenz ihre in Athen, des Iouis Conſeruatoris zu Ithaka, und viele andere, zu Croton, zu Meſſenien, und in dem Lande der Moloſſen.

Die Gräber der Helden und die Bildſeulen der Kaiſer, waren ebenfalls eine Art von Freyſtadt: ſo wie die römiſchen Adler und die andern Fahnen der Legionen, und die geheiligten Heerde der Prinzen; das heißt, der Ort, der zum Dienſte der Hausgötter beſtimmet war.

Herodotus redet von gewiſſen ſcythiſchen Völkern, Agryppäer genennet, deren ganzes Land eine Freyſtäte war. Ihre Geſtalt war ſehr widerlich: allein ihr Ruff, daß ſie die Gerechtigkeit ſehr liebten, gab ihnen das Anſehen geheiligter Leute. Kein Menſch unterſtund ſich ihnen etwas Leides zu thun;

thun; ihre Tugend war ihr ſicher Geleite und aller derer, die ſich zu ihnen wendeten.

Die Freyſtädte würden Gefahr gelaufen haben nicht ſonderlich unverſehrlich zu ſeyn, wenn nicht die Götter große Strafen drauf geſetzet hätten, und ſelbige auch von den Menſchen an denen wären vollzogen worden, die ſich kein Bedenken machten, deren Heiligkeit zu verſehren. Der gemeine Wahn war, daß alle Plagen die auf eine ſolche Entheiligung folgten, die Wirkung der göttlichen Rache wären. Dieß Urtheil fällete man von allen Drangſalen, die das Reich nach der Ermordung der Laodamia, einer Tochter der Olympias überfielen, die man in dem Tempel der Diana getödtet hatte. Das traurige Ende des Cenſors Fulvius Flaccus, und die ſchändliche Krankheit, die das Leben des glücklichen Sylla endigte, ſchrieb man ſolchen Entweihungen zu. Es gab Tempel, deren Freyſtädte mehr geehret wurden als andere: weil die Entweiher derſelben ſchneller geſtrafet worden waren. So war der Tempel der paliſchen Götter: der im Ruffe ſtand, daß diejenigen blind würden, oder daß er ſie doch ſogleich auf andere Weiſe beſtrafte, die vor dem Altare falſch ſchworen, und den Eid nicht hielten, den ſie den unglücklichen gethan hatten, die dahin geflüchtet waren. (Diod. Sic. Lib. 41.)

Allein, weil die Strafe nicht auch ſonſt aller Orten ſo plötzlich auf das Verbrechen folgte, und alle Götter nicht für unverſöhnlich gehalten wurden: ſo nahm man, wenn außerordentliche Unglücksfälle ihren Zorn zu beſänftigen ermahneten, ſeine Zuflucht

zu

zu den Orakeln, die nicht unterließen, feyerliche Aussöhnungen anzuordnen. Diesen nun wurden nicht nur die Strafbaren unterworfen, sondern auch die Städte und das ganze Volk, welches den mindesten Theil an dem Verbrechen gehabt. So ward des Pausanias Tod durch zwo eherne Bildsäulen ausgesöhnet, die die Lacedämonier ihm zu Ehren aufrichten mußten, und zwar an dem Orte selbst, wo man seinen sterbenden Körper genommen hatte, und der Mord der Jloten, die in den tänocrischen Tempel geflüchtet waren, ward als die Ursache des großen Erdbebens angesehen, wovon die Stadt Sparta einige Zeit darauf erschüttert ward.

* *

V.

Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher in der Welt umhergezogen, Christen zu suchen, besonders in Jndien, Hispanien, Jtalien, Frankreich, Engeland, Holland, Deutschland und Dänemark, aber des Gesuchten wenig gefunden. Eine Schrift, welche die untrüglichen Gründe der natürlichen so wohl als der geoffenbarten Religion deutlich darstellet, und vor den Abwegen der meisten Christen im Glauben und Leben treulich warnet. Aus dem Dänischen übersetzet. Tom. III. Copenhagen. In der Buchdruckerey des königl. Wayfenhauses 1747 gr. 8. 2 Alph. 14 Bog.

Dieses Buch gehöret unter diejenigen, welche man nicht ohne Nutzen lesen wird. Da indessen der Hauptendzweck desselben das Aufneh-

nehmen der wahren Religion ist: so wollen wir die Untersuchung, in wie weit dem Verfasser sein Absehen gelungen, den Gottesgelehrten anheimstellen, und uns nur an dasjenige halten, wodurch der Urheber dieses Werks dasselbe angenehm und auch in andrer Absicht nützlich zu machen gesuchet hat. Es besteht aus Briefen, deren Zahl sich auf 56 beläuft; die Veranlassung zu denselben aber, ist folgende. Menoza hielte sich etliche Tage auf einem adelichen Gute in Jütland auf, allwo er den Herrn D. D. kennen lernte, und sich mit ihm von den wichtigsten Materien, z. E. von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele, vom zukünftigen Leben u. s. w. unterhielt. Diese Gespräche hatten den D. D. dergestalt ergetzet, daß er sich sehr nach einer nähern Kenntniß von des Menoza Umständen und Lebensart sehnete. Da aber die Oerter ihres gewöhnlichen Aufenthalts weit von einander entfernet waren: so erkundigte er sich nach beydem in einem Briefe, und erfuhr in einer Antwort, die Bereitwilligkeit des Menoza sein Verlangen zu erfüllen; wie er ihm denn wirklich im 2. Briefe nähere Nachrichten von seiner Person giebt. Er berichtet ihm, daß er 1688 in einer asiatischen Landschaft Nagrakub auf den Grenzen zwischen der Tartarey und dem Reiche des großen Mogols gebohren worden. Sein Vater wäre ein Anführer eines räuberischen Gesindels gewesen, die, gegen Erlegung eines gewissen Tributs an den Mogol, alles zu thun Macht haben, was ihnen gefällt; indem ihr Verfahren den Namen hat, als übeten sie die Gerechtigkeit aus. Sein Vater war bey dieser Lebens-

bensart zwar sehr reich geworden; hatte aber auch ein sehr böses Gewissen bey sich: daher er denn oft, wenn er in seinen heidnischen Götzentempel gieng, diesen Menoza, und seinen ältern Bruder, der nach dem alten Vater Fürst werden sollte, ermahnete, sich vor aller Ungerechtigkeit zu enthalten, und ihnen allerley tugendhafte Lehren beybrachte. Diese väterliche Ermahnungen thaten bey dem jungen Menschen, in welchem bereits ein lebhafter Trieb zur Tugend, und einer nähern Kenntniß von Gott und der wahren Art ihm zu dienen brannte, die gewünschte Wirkung. Er war mit seiner heidnischen Religion und den vielen abscheulichen Misbräuchen, welche er darinnen bemerkte, schlecht zufrieden; er sehnete sich daher nach der Kenntniß fremder Länder und Völker, von denen ihm sein Vater oftmals einige dunkele Begriffe beygebracht hatte. Sein Vater starb endlich, und unser Menoza trat im 1710ten Jahre wirklich seine Reise aus seinem Vaterlande an, da er 22 Jahre alt geworden war. Zu Reisegefährten hatte er nur einen einzigen Knecht mit, dem der alte Fürst wegen seines guten Verstandes, die Erziehung dieses jüngern Sohnes anvertrauet gehabt, und auf dem Todbette ihm, der sein Leibeigener war, die Freyheit, jedoch mit der Bedingung ertheilet hatte, daß er diesen jungen Menschen, Lebenslang nimmermehr verlassen sollte. Dieser Bediente, der Ninaruck hieß, kam ihm außer seiner Treue und Klugheit, auch noch daher wohl zu statten, weil der alte Fürst ihn zu verschiedenen Zeiten, in wichtigen Sachen an den Hof des großen Mogels geschickt hatte;

hatte; und er sich seiner also eines Dollmetschers bedienen konnte. Dieser Ninaruck also, der das heimliche Anliegen des jungen Menschen wußte, führete ihn zuerst nach Agra, und ließ ihn in der mahometanischen Religion unterrichten, in der Hoffnung, wenn er daselbst von keinen andern Göttern hören würde, als von denen er schon zu Hause gehöret; er wieder umkehren und sich geruhig in seine Heimath zurück begeben würde. Der junge Mensch nun fand diesen Glauben zwar etwas besser, als seine vorige Abgötterey: allein, er that ihm doch was die innere Gottesfurcht betrifft, noch keine Genüge. Auch mit Juden ward er bekannt, die ihm die Propheten und Psalmen zeigten und erklärten, woran er schon vielmehr Geschmack fand, als am Alkoran; dennoch aber seinen innern Trieb, immer weiter zu forschen, damit nicht stillen konnte. Da ihm nun die Juden bey Erklärung ihrer Lehre, nothwendig von den Christen etwas sagen mußten: so ward er sehr begierig, dergleichen Leute kennen zu lernen. Er reiset also ferner nach Kuraw, allwo er einige portugiesische Mißionarien antrifft, die ihn in der christlichen Religion unterrichten. Da dieselben aber Papisten waren, so machten allerdings ihre Rosenkränze, Weihwasser, häufigen Altäre in den Kirchen, ihre Kerzen und Rauchfässer, wie auch die übertriebenen Titel, die sie der Jungfrau Maria gaben, unsern heidnischen Lehrling argwöhnisch, daß man ihn nur durch Umwege von einer Abgötterey auf eine andere, führen wolle. Er schlug also auch die Taufe aus, welche sie ihm anbothen, und

entſchloß ſich die däniſchen Miſſionarien in Tranquebar aufzuſuchen: von welchen ihm die Portugieſen, wiewohl mit ſehr nachtheiligen Ausdrücken, Erwähnung gethan hatten. Er kömmt endlich daſelbſt an, und geräth an etliche vernünftige und gründliche Gottesgelehrten; die ihm einen ſehr vortheilhaften Begriff von unſerer Religion machen, ihm hinlängliche Beweiſe geben, alle ſeine Zweifel heben, und ihn endlich taufen: welches ihn in eine völlige Gemüthsruhe ſetzet, zumal da auch Ninaruck, den er nunmehr nicht ſowohl für einen Bedienten, als vielmehr für ſeinen beſten Freund hält, den chriſtlichen Glauben mit ergreift, und ſich ebenfalls taufen läßt.

So weit haben wir nun dasjenige mit berühren müſſen, was in dieſem Buche eigentlich ins theologiſche Fach gehöret; um den Leſern eine Kenntniß von dem innern Zuſtande dieſes Reiſenden zu machen: der allerdings in der Abſicht, die ihn auf Reiſen treibt, viele Dinge, die unter den Chriſten vorgehen, mit ganz andern Augen anſieht, als andere Leute. Nunmehr aber wollen wir, alles was er zu weiterer Beförderung ſeines Chriſtenthums für Geſpräche geführet, und für Proben angeſtellet hat, bey Seite geſetzt ſeyn laſſen, und dieſes Buch nur als eine Art von Reiſebeſchreibung durchgehen.

Den 20. Aug. kam er mit ſeinem Ninaruck in Liſſabon an. Daß ihm dieſe Stadt ſehr ſchön vorgekommen, iſt eben kein Wunder, da es die erſte europäiſche Reſidenzſtadt war, die er ſah. Das erſte aber, was dieſe beyden neuen Chriſten an dieſem

ſem chriſtl. Orte ſahen, war ein Auto di fé, und ein Stiergefechte. Bey dem erſtern wurden eilf heimliche Juden verbrannt, und 14 andere Perſonen wegen Verdachts der Ketzerey, geköpfet. Was unſer Autor für Gedanken von dieſer Barbarey der Chriſten, gegen Menſchen und Vieh hege, das iſt ſehr erbaulich zu leſen.

Wie weit aber die Macht der Inquiſition ſich, ſelbſt über die regierenden Häupter erſtrecke, das erhellet daraus, daß Philipp der II. König von Spanien, da er einmal mit der Inquiſition geſpannet geweſen, ſoweit gebracht worden, daß er ſich nach Gutbefinden des Heil. Officii zur Ader laſſen, und das Blut auf einem Scheiterhaufen, durch eben denſelben Scharfrichter müſſen verbrennen laſſen, der zu gleicher Zeit viel andere Angeklagte hinauf warf. Ja ſelbſt das unfehlbare Oberhaupt der römiſchen Kirche mußte ſich, als es den Molinos wider die Verfolgung der Geiſtlichkeit in Schutz nahm, gefallen laſſen, daß das Inquiſitionsgericht, einige aus ſeinem Mittel an ihn, nicht als an den Statthalter Chriſti; ſondern als an Benedict Odeſchalchi, abſchickte, um von ihm ſein Glaubensbekenntniß zu fordern: worüber er dermaßen in die Enge kam, daß er kaum ſich ſelbſt, geſchweige denn den Molinos retten konnte.

Von da geht er durch Spanien nach Madrit, und zwar auf Mauleſeln, die eben ſo faul ſind (wie er ſchreibt) als die Einwohner ſelbſt: denn dieſe liegen allenthalben hinter den Zäunen im Schatten, und ſpielen in der Karte. So bald aber ein Reiſender

vorüber geht, bettelt ſie ihn um ein Allmoſen zu Toback. In einer Proceſſion zu Talaveira, ſieht er zu nicht geringer Verwunderung, vor dem Heiligen, der herum getragen wird, einen ordentlichen Narren hergaukeln: ſo, daß er faſt argwohnet, er ſey wieder bey ſeinen Götzenpfaffen. Uebrigens ſagt er, daß um Madrit herum zuweilen ein ſo tiefer Schnee falle, daß in etlichen Tagen keine Zufuhre ſtatt hat; deren doch ein ſo großer Ort nicht lange entübriget ſeyn kann. Die Palläſte in dieſer Stadt wären ſehr ſchön; die Bürgerhäuſer aber elend, und die Gaſſen unerträglich unrein, indem ſie zugleich zur Cloake dienen: ſo, daß wer nicht beſtändig Knoblauch eſſen, oder die Naſe voll Toback ſtopfen will, wie die Einwohner thun, ſehr übel zurechte kömmt. Das ſichtbarſte Zeichen von der Faulheit der Einwohner iſt wohl dieſes, daß faſt überall die Felder, die doch fruchtbar und ſchön zu ſeyn ſcheinen, wüſte und öde liegen. Die Gaſtwirthe freuen ſich, wenn die Gäſte ihre eigene Küche mitbringen, und in den meiſten Städten muß der Reiſende ſelbſt auf den Markt gehen und ſein Eſſen einkaufen; dem Wirthe aber darf er bey der Abreiſe nur ein Trinkgeld geben. Im 1715 Jahre kam er nach Frankreich, wo ihm gleich anfänglich die Höflichkeit der Einwohner ſehr gefiel: die er auch in dieſem II. Briefe wider den Vorwurf der Falſchheit aufs eifrigſte zu vertheidigen bemühet iſt. Die Provinz Languedoc lobet er, als eines der ſchönſten und reichſten Länder, ungemein. Das Volk iſt daſelbſt munter und arbeitſam; welches auch

auch wohl den vielen heimlichen Reformirten zuzuschreiben seyn mag, die sich daselbst befinden. Von hier geht unser Reisender nach **Avignon**, allwo er zween reformirte Prediger henken sieht, die von Genf hingeschickt waren, um die heimlichen Protestanten zu lehren. Von hier reiset er über **Turin**, **Genua**, **Florenz** und **Siena**, nach **Rom**; wobey wir im Vorbeygehen nur ein lächerliches Ebentheuer anführen wollen, das er in Genua angetroffen. Daselbst giebt es eine Art von Mönchen, Patres oratorii genannt, die des Sonntags abends zusammen kommen; und theils Dame, theils Schach, oder Billart mit einander spielen: jedoch nicht um Geld; sondern um eine gewisse Anzahl Ave Maria, die der, welcher verspielet hat, vor einem Altärchen der Jungfrau Maria, stück für stück bezahlen muß. In Rom fängt der Verfasser seine Beschreibung von der prächtigen Petrskirche an, die, besage der Rechnungen, schon vorlängst 80 Millionen Thaler zustehen kömmt, und daran noch alle Päbste mehr Geld wenden. Unter vielen kostbaren Denkmälern die in derselben vorhanden sind, führet er nur die Schrift des Grabmaals an, welches der Kön. Christina von Schweden zu Ehren gemacht ist, und so lautet: Christinae Suecorum Reginae, ob Orthodoxam Religionem, abdicato Regno, abiurata Haeresi, Pie susceptam, ac delecta Romae sede, eximie cultam, Monumentum ab Innocentio XII. inchoatum Clemens XI. absolui cursuit. M DCCII. Dieß klingt ganz anders, als was Pasquin, von eben dieser Frauen gesagt; sie

ſey geweſen: Regina ſenza Regno, Chriſtiana ſenza ſede, et Donna ſenza vergogna. Ferner ſind in dieſer Kirche eine Menge Beichtſtühle für die Fremden, die in ihrer Mutterſprache beichten wollen; ſo daß ſie ihre eigene Aufſchriften haben. Z. E. Pro Lingua ſuperioris Saxoniae. Pro lingua Illyrica. Pro lingua Hiſpanica ꝛc. Der päbſtliſche Pallaſt welcher gleich an dieſe Kirche ſtößt, iſt ſehr groß, indem er aus 22 Höfen, oder umbaueten Plätzen und 1200 Feuerſtäten, und faſt eben ſo viel Gemächern beſteht. Wahrlich eine große Wohnung, für einen Mann, der weder Frau noch Kinder hat! Unſer Reiſender ſah Se. Heiligkeit am grünen Donnerſtage in der Kirche, und hörete aus ſeinem Munde, wie er ihn mit allen Ketzern dem Teufel übergab; er meynt aber, es ſey ihm nichts Böſes drauf wiederfahren: und wir glaubens ihm gern. Mehrere Merkwürdigkeiten von Rom müſſen wir der Kürze wegen übergehen; ſie ſind aber leſenswürdig.

Von Rom begiebt er ſich nach Neapolis, hauptſächlich in der Abſicht den Veſuvius zu ſehen. Er erzählet verſchiedene Merkwürdigkeiten von demſelben, ſonderlich, daß deſſen Höhe, in gerader Linie auf 110 Klaftern gerechnet wird, doch ſo, daß er nach dem Anwachſe, den er von Zeit zu Zeit bekömmt, auch wohl auf 3 Ital. Meilen ſteigt. In einer ſo gefährlichen Gegend nun auch die Einwohner drumten wohnen; ſo ruchlos leben ſie dennoch: ſo gar, daß ſie an dem Feſt des Januarius, als ihres Schutzheiligen, ſolche unverantwortliche Ausſchweifungen vornehmen, daß man ihnen auch von Rom aus

Miſſion

Missionarien zuschicket, die ihnen Buße predigen müssen. Das Land ist eines der allerfruchtbarsten in Europa. Die Stadt Neapolis ist wegen ihres großen Handels, weit lebhafter, als Rom selbst. Sie ist mit fürstl. und adelichen Familien besetzt, die theils im größten Ueberflusse, theils in äußerster Armuth leben, und wovon die Herzoge und Marchesen allein über 200 Häuser ausmachen. Man sagt im Scherze von einigen, daß sie kaum 10 Feigenbäume eingenthümlich besitzen; es giebt aber auch einige, deren Einnahme sich auf 100000 Ducaten jährlich erstrecket. Die Geistlichkeit beyderley Geschlechts wird auf 10000 Personen gerechnet; woraus die Anzahl der Kirchen und Klöster zu ersehen ist. Er geht von hier wieder zurück nach Venedig und kömmt über Loretto, wo er anmerkt, daß die im Leben so arme Jungfrau Maria, allhier, ohne ihre andern Juwelen, eine Krone habe, die auf 25000 Scudi geschätzet wird, und die ihr von Ludwig dem XIII der sie getragen, geschenket worden. Das wichtigste allhier ist noch das Haus, in welchem Joseph und Maria unsern Heiland erzogen, und welches die Engel im 1291 Jahre, durch die Luft aus Galiläa nach Italien gebracht haben sollen. Die Wände desselben werden von den Reisenden sehr begierig geküsset und belecket. Die Stadt Venedig hat 300000 Einwohner und besteht aus 72 kleinen Inseln, die durch 500 Brücken aneinander hängen. Kirchen, Klöster und Hospitäler giebt es 800 darinnen. Das Arsenal, wo auch die Flotte liegt, hat seines gleichen in der Welt nicht. Es arbeiten

täglich

täglich etliche tausend Leute drinnen, und die Unkosten erstrecken sich jährlich über etliche Tonnen Goldes. Die Verse welche Sannazar zum Ruhme dieser Stadt gemacht hat, und deren jeder ihm mit 100 Louis d' or bezahlet worden, lauten so:

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in vndis
Stare vrbem, et toti ponere iura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumuis, Iupiter, arces
Obiice, et illa tui Moenia Martis, ait.
Si pelago Tiberim praefers, vrbem aspice vtramque,
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Der Bauer lebt übrigens in ganz Italien, so fruchtbar das Land auch ist, in der äußersten Armuth, so wohl als der spanische; nur daß bey diesem die Faulheit, bey dem Italiäner aber, die Unterdrückung der Obern, schuld daran ist.

Von Italien giengen sie durch das tyrolische Gebirge (auf welchem sie einen Einsiedler antrafen, der wirklich das war, was seine Ordensbrüder alle seyn sollten,) nach Salzburg, in welcher Residenz unserm Reisenden die bischöfliche Leibwacht in schwarzen ganz gallonirten Röcken, sehr lächerlich vorkam. Sein Diener glaubte, daß in diesen schwarzen Röcken wohl die ganze Geistlichkeit des damaligen Erzbischofs bestanden haben mag, der sonst sehr üppig und ungeistlich gelebet hat. Von den Einwohnern überhaupt fället der Verfasser dieses Urtheil: Ich glaube kaum, daß Salzburg so viel Gläubige haben würde als es hat, dafern die

Wahr-

Wahrheit daselbst öffentlich gepredigt würde. So hat sich schon damals dasjenige heimlich blicken lassen, was nachmals der Ausgang durch die bekannte Emigration bestätigt hat.

Von hieraus kam er nach Wien, allwo er eine vornehme Frau, die ihn zur römischen Religion bereden will, zur Evangelischen bekehret. Die Stadt Wien ist an sich selbst (dieß ist etwa Anno 1720 geschrieben) nicht gar groß; da sie kaum 1500 Häuser hat, die aber sechs Stockwerke hoch sind. Ein ungenannter Dichter hat diese Stadt so beschrieben:

Ein Klumpen Häuser und Paläste,
Voll Ungeziefer, voller Gäste;
Ein Mischmasch aller Nationen,
Die in Ost-West-Süd-Norden wohnen;
Gestank und Koth in allen Gassen,
Viel Weiber die den Ehstand hassen,
Viel Männer, die mit andern theilen,
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen,
Betrug und List in allen Buden,
Getaufte und beschnittne Juden,
Viel Kirchen, allzeit voller Sünder,
Viel Schenken, und darinn viel Schinder,
Viel Klöster voller Pharisäer,
Viel Händel und viel Rechtsverdreher,
Viel Richter, die das Recht verkaufen;
Viel Feste celebrirt mit Saufen,
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider,

Lackeyen, Pagen, Pferd und Wagen;
Viel Reiten, Fahren, Gehn und Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Ziehn,
Das ist das Quodlibet von Wien.

Von der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, sagt der Verfasser folgendes:

„Der Saal wo die kaiserliche Bibliothek steht, „ist ein ansehnliches Amphitheatrum. (itzund ist diese Bibliothek sehr prächtig gebauet.) „Sie wird „für eine der kostbarsten in Europa gehalten, ob „wohl sie nach der Anzahl der darinn befindlichen „Bücher, mit der Vaticanischen in keinen Vergleich zu kommen scheint. Doch da sich der Kaiser nicht für infallibel und unfehlbar hält, so wird „er auch so viel Bücher nicht nöthig haben, als der „Pabst. Nichts destoweniger möchte mancher „wohl das Gegentheil schließen, daß nämlich der „Pabst eben seiner Unfehlbarkeit halber, aller Bücher Hülfe entübrigt seyn könnte. Man will auch „versichern, daß sich Päbste gefunden, die rechte „Idioten gewesen.

Und in folgendem Abschnitte heißt es: „Das „Hofgericht so zu Wien gehalten wird, kömmt den „Einwohnern in ihrer Nahrung wohl zu statten; „insonderheit, da man sich eben nicht übereilet, die „guten Leute abzufertigen, welche das Unglück haben ihr Recht zu suchen . . . Ich war froh, daß „ich bisher, weder hier, noch anderwärts, bey den „christlichen Richtern etwas zu suchen gehabt.

Mit diesem 18 Briefe endiget sich der erste Theil. In dem nächsten Stücke wollen wir von den folgenden ebenfalls Nachricht geben.

Gelehrte

Gelehrte Neuigkeiten.

I.

Jacobi Bruckeri Acad. Scient. Berol. et Bonon. membri, Inſtitutiones Hiſtoriae Philoſophicae, uſui Academicae Iuventutis adornata. Lipſ. impenſ. Breitkopfii in groß 8. Von dieſem vortrefflichen Auszuge aus der großen philoſophiſchen Hiſtorie des berühmten Herrn Paſt. Bruckers, reden wir eheſtens weitläuftiger.

II. M. T. Ciceronis Epiſtolae quotquot ſupersunt ad Exemplar Londinenſe editae. Berol. 1747. Sumtibus Ambr. Haude. Der Herr Verleger ſähret nähmlich fort, uns die lateiniſchen Scribenten in den ſaubersten Auflagen zu liefern, die man je geſehen hat. Eheſtens werden wir die Reden Ciceros und andre alte Lateiner mehr, auf eben die Art zu ſehen bekommen. Alle Schulmänner ſollten dieſe niedlichen Ausgaben der ihnen untergebenen Jugend in die Hände zu bringen ſuchen, damit der Herr Herausgeber mehr aufgemuntert würde.

III. Worte der Ermahnung, der ihm anvertrauten Gemeine, unter den allgemeinen ſchleſiſchen Verwüſtungen und beſondern göttlichen Heimſuchungen in unterſchiedenen Predigten ans Herze gelegt, von M. Adam Bernhard Panken, Pfarrern zu Kleinkniegnitz ꝛc. der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Mitgliede. Gegenwärtige Predigten ſind mit eben derjenigen vernünftigen Beredſamkeit abgefaſt.

gefaßt, die wir schon bey anderer Gelegenheit bey des Herrn Verfassers Arbeit gerühmet haben. Außer dem aber geben ihnen die wichtigen Begebenheiten, dadurch sie veranlasset worden, einen grossen Vorzug vor unzählichen andern. Sie sind in Huberts Verlage zu Breslau in 8. 1747. anderthalb Alph. stark herausgekommen.

IV. De Historia Imperatoris Maximiliani I. simplissimo Iuris Germ. Publici fonte, dissertunc cula, ad Ill. Com. Gottlob Ludou. à Schönberg, quum summa cum laude ex Academia Lipsiensi decederet, Auct. Frider. Melch. Grimmio. Ratisb. apud Zunkelios 1747. in 4. Diese kleine Schrift zeigt eine treffliche Einsicht in die Verfassung und das Staatsrecht des H. R. R. Die Zeiten Maximilians änderten freylich beynahe den Zustand von ganz Europa, weil die Wissenschaften und die Religion eine ganz andre Gestalt bekamen. Es ist also kein Zweifel, daß die Liebhaber des Iuris Publici die Geschichte derselben sich vollkommen bekannt machen müssen, wie der geschickte Herr Verfasser deutlich und gründlich erwiesen hat.

V. Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen I. Band 1. Stück. Olmütz verlegts Franz Anton Hirnle, mit hoher Obrigkeitlicher Erlaubnis 1747. Jenner. Dieses ist der Anfang einer neuen Monatschrift, die von der in Mähren neugestifteten gelehrten Gesellschaft ans Licht gestellet wird. So viel wir zuverläßige Nachricht haben, besteht dieselbe nicht nur aus den gelehrtesten Männern, die sich in allen österreichischen Landen durch [illegible]

ihrene Schriften berühmt gemacht haben, sondern auch aus verschiedenen italienischen und andern protestantischen Gelehrten. Sie hat ungeachtet vieler Schwierigkeiten, die sich ihrem Vorhaben widersetzten, das Glück gehabt, durch kaiserliche und königliche Befehle geschützet und bestätiget zu werden, auch eine zehnjährige Befreyung von allem Nachdrucke, auf ihre Schriften erhalten. Noch zur Zeit hat sie den Namen der Unbekannten angenommen; ob sie gleich keine Mitglieder aufnimmt, die nicht schon bey der gelehrten Welt durch Schriften bekannt sind. In dem ersten Stücke dieser Monatschrift, wird in der Einleitung, der Ursprung und Nutzen der Monatschriften mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführet. Auch die übrigen Auszüge sind alle lesenswürdig, und werden sonder Zweifel den Wissenschaften in solchen Gegenden viele Liebhaber erwerben, wo bisher ihre Anzahl sehr geringe gewesen ist.

VI. Erlangische Abhandlungen zur Beförderung der Wissenschaften, erstes Stück. Erlangen und Nürnberg, bey Stein und Raspe 1746. Diese neue Monatschrift ist von besonderer Art. Sie liefert nicht Auszüge aus Büchern, sondern fast lauter kleine Abhandlungen aus allen Theilen der Gelehrsamkeit, deren Verfasser sich allemal nennen. Hier im I. Stücke kommen lauter lesenswürdige Stücke aus dem Lehnrechte, der Mathematik, Heraldik und Metaphysik vor. Die Herrn Verfasser sind Herr D. Braun, Herr D. Gebauer, Herr Professor Pötzinger, Herr D. Schreiter, Herr Suckow und Herr

Rein-

Reinhard. Das zweyte Stück ist auch schon fertig, und alle sechs Wochen haben wir die Fortsetzung zu erwarten. Man kann sich billig viel schönes davon versprechen.

VII. Sam. Wilhelm Oetters, Conr. des Gymnas. fil Illustr. zu Erlangen, Sammlung verschiedener Nachrichten, aus allen Theilen der historischen Wissenschaften. Erstes Stück. Erlangen bey Beckern 8. Auch dieses ist eine sehr wohlgerathene neue Monatschrift, deren Fortsetzung die Liebhaber der Geschichte begierig entgegen sehen.

* *

Zusätze zu den gelehrten Neuigkeiten aus Königsberg.

I. In den schönen Wissenschaften vom 1746 Jahre.

Oratio, de Naturali Musarum ad Societates propensione, quarto Societatis Liberae Natali in solemni Panegyri hab. a Io. Iac. Kreuschner, Reg. Prusso. 1646. 4.

Trostschreiben an die Aeltern Hrn. Chr. Fr. Reggens, der freyen Künste und Rechtsgel. Beflis. über dessen Absterben von Carl Lud. Milo 1746. 4.

Georgio Christoph. Senftenbergio honoris Consil. Reg. Prussi &c. Societatis liberae adhuc gratulatur, Reinhold. Martens 1746. 4.

Das Bild einer zärtlichen Mutter, Fr. Dor. Dor. Güttherinn, gebohrnen Sahminn, in der Leichen-

Geſellſchaft in einem Wettſtreite der Liebe und Dankbarkeit bewundert, von ihren beyden Söhnen 1746. 4.

Der ehrliche Alte, eine Wochenſchrift, iſt ganz fertig.

Aus dieſem 1747 Jahr.

Der verborgene doch ſel. Wechſel, eine Leichenrede, auf den ſel. Hofrath Hedio, gehalten von Chriſtian Heinrich Güthern, königl. preuß. Hofr. und der griechiſchen Sprache öffentlichen Lehrern. In fol. 1747.

Der glückliche Fall in Gottes Gnade, Leichenrede bey des Commercienraths Jeſters Tode gehalten, von Cöl. Chriſt. Flottwell, Profeſſ. Ord. 1747 fol.

Die Liebe, als die Grundfeſte der Thronen, ein Gedicht auf den preuß. Krönungstag, von Profeſſor Bocken, fol. 1747. den 18 Jenner.

Der unerſetzliche König, ein Gedicht auf des Königs Geburtstag von eben demſelben den 24 Jan. fol. 1747.

Die Liebe, ein Hochzeitgedicht von beſonderer Schönheit, von Kindlern, 2 Bog. fol.

Die ſichere Zuflucht der Sterbenden, eine Leichenrede auf eine Fr. Klingerinn, gehalten von Prof. Flottwellen, fol.

Sendſchreiben über die im Handel und Wandel befindlichen Spuren der göttlichen Weisheit, von eben demſelben, fol.

Die verſchiedenen Erfindungen, das Andenken der Sterblichen unſterblich zu machen, von eben demſelben; eine Einladungsſchrift zu der Feyer des Geburts-

tages

tages der verwittweten Königinn, die in der hiesigen deutschen Gesellschaft angestellet worden. fol. 4.

Der Tod des Erlösers, als der würdigste Gegenstand eines Redners, in der königl. deutschen Gesellschaft am Charfreytage vorgestellet von Kozik.

Carl Reinhold Schmidts Gedicht auf den Abschied eines nach Curland reisenden Mitgliedes. fol.

2. *Theologica.*

D. Kypke Programma Paschale, Iesus vinens verae vitae restaurator. 4.

3. *Iuridica.*

Diss. de Iure Feminae II et III. auct. Webero Iur. Vtr. D. et Prof. Extr.

Diss. De Iurisdictione Iudicii Gallici Regiomontani, pro loco Prof. Iur. Ord. Auctore D. L'Estocq. Cons. Reg. Bell. &c. 4.

4. *Medica.*

Dissert. Num sanitas hominis detur absolute perfecta, pro gradu Doct. auct. Baumanno. 4.

Gründliche Vorstellung der Kräfte des Theriacks von D. Thiesen, Prof. Med. Ord. 4.

Neuer Büchersaal

der

schönen Wissenschaften

und freyen Künste.

Des IV. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Junius, 1747.

I.

Reflexions ſur la Cauſe generale des Vents, Piece, qui a remporté le Prix propoſé par l'Academie Royale des Sciences de Berlin, pour l'Année 1746. Par Mr. d'*Alembert*, des Acad. Royal. des Sciences de Paris et de Berlin. A Paris. 1747. 4.

D. i.

Des Herrn von Alembert Betrachtungen über die allgemeine Urſache der Winde, welche den, von der königlichen preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, auf das 1746. Jahr aufgeſetzten Preis davon getragen ꝛc.

Da gegenwärtiges Werk theils durch die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin veranlaſſet, theils von derſelben durch einen Preis von 50. Ducaten belohnet worden: ſo hat der Herr Verfaſſer nicht unrecht gethan, daß er dieſelbe des Königs in Preußen Majeſtät zugeeignet hat. Dieſes iſt nun eine ſolche Zuſchrift, als vormals

Ludewig der XIV. in Frankreich sich von den Gelehrten aus Deutschland, einem Tschirnhaus, Hevelius, u. a. m. zuzog, die seine Freygebigkeit gegen die Wissenschaften empfanden. Und so sehen wir, daß sich itzo das Blatt gewendet hat, indem Ausländer itzo einen deutschen Monarchen für den Beschirmer der Gelehrsamkeit halten müssen, daran es in ihrem Vaterlande fehlet. In der That findet man in dieser Zueignungsschrift eben dergleichen Lobsprüche, gegen Friedrich den Zweyten, aus der Feder eines Franzosen geflossen; als damals die Deutschen an Ludewig den XIV. verschwendet haben.

In der Vorerinnerung meldet Herr von Alembert, daß die lateinische Abhandlung die in diesem Bande anzutreffen ist, eben dieselbe sey, die er der königlichen Akademie zu Berlin, wegen des aufgesetzten Preises übersandt hätte. Er hat sie unverändert abdrucken lassen; aber auch geglaubt, daß es ihm freystehen würde, in die französische Uebersetzung verschiedene Zusätze einzuschalten; darinn er allerhand Folgerungen aus den gelegten Gründen gezogen. Es sind aber dieselben durch kleine Häkchen von dem übrigen Texte unterschieden. Imgleichen sind die Ergänzungen, die am Ende des lateinischen Textes stunden, an gehörigen Orten eingerücket. Endlich hat er zwar vor beyde Stücke einen kurzen Inhalt gesetzet, der denen verständlich genug seyn wird, die im Stande sind, die Schriften selbst zu lesen: denen andern zu gut aber, die solches zu thun nicht fähig seyn möchten, hat er eine

kurze Einleitung abgefaſſet, die nach dem Begriffe aller Leſer eingerichtet iſt, und ſeine Grundſätze etwas ausführlicher erkläret. Aus dieſer wollen wir hier, unſern Leſern zum Beſten, einen kurzen Auszug liefern.

So unbeſtändig der Strich der Winde iſt, ſo folgt er doch gewiſſen Geſetzen. Die Schiffenden beobachten ſeit langer Zeit, daß die Luft in offner See, unter dem heißen Weltſtriche, eine ordentliche Bewegung hat: und wenn ja einige Aenderung ſtatt findet, ſo iſt es nur bey den Küſten. Es muß alſo unter den verſchiedenen Urſachen der Winde, wenigſtens eine ſeyn, deren Wirkung einträchtig und unveränderlich iſt. Alſo muß ein Naturforſcher, der die Theorie der Winde ergründen will, unterſuchen: welches wohl dieſe allgemeine Urſache der Winde ſeyn mag; und wenn es möglich iſt, durch Rechnungen ihre Größe, Stärke, und Wirkungen erkennen.

Alle Naturkündiger geben itzo zu, daß die Ebbe und Fluth der Wirkſamkeit der Sonne, und des Mondes zugeſchrieben werden muß. Die Kraft, wodurch dieſe Wirkung entſteht, mag nun ſeyn, welche ſie will, ſo muß ſie doch erſt die Luft durchdringen, ehe ſie auf die See wirken kann. Wir können alſo die Wirkſamkeit der Sonne und des Mondes, wo nicht für die einzige Urſache der Winde, doch gewiß für eine von denen allgemeinen Urſachen anſehen, die wir ſuchen. Eine ſolche Vorausſetzung, iſt auch deſto wahrſcheinlicher, da die freye und offne See den ordentlichen Winden am meiſten unterworfen iſt.

Hieraus fließt erstlich, daß die Kraft des Mondes in Bewegung und Veränderung der Luft, die wir einathmen, vielleicht größer ist, als die Weltweisen insgemein glauben. Ohne hiebey alle gemeine Vorurtheile anzunehmen: so kann man es doch nicht leugnen, daß, da die Kraft des Mondes in der Ebbe und Fluth weit stärker ist, als die Kraft der Sonnen; dieselbe auch in Bewegung unsrer Dunstkugel sehr ansehnlich seyn müsse, und also in der Luft viele Veränderungen wirken könne.

Von was für Natur und Stärke die Kraft der Sonne und des Mondes auf die See und Dunstkugel sey, das hat Newton entdecket. Nachdem derselbe bewiesen, daß alle Planeten gegen die Sonne, und der Mond gegen die Erde drücket: so hat er unwidersprechlich gezeiget, daß der Druck dieser Körper keinem Stoße irgend eines flüßigen Wesens zugeeignet werden könne. Daraus schloß er, daß sie gegenseitig seyn müsse, so daß nicht nur die Sonne nach der Erden, sondern auch die Erde und alle ihre Theile zugleich, nach der Sonne und dem Monde drücken müßten. Wie nun diese Gestirne alle Augenblick ihre Lage, in Ansehung verschiedener Erdpuncte ändern: so ist es nicht schwer zu begreifen, daß Luft und See, deren Theile sie an sich ziehen, in beständiger Bewegung seyn müssen.

Die meisten Naturforscher, die an diese allgemeine Ursache der Winde nicht gedacht, haben sich andre ersonnen. Einige geben vor, daß die Luft, die sich mit der Erde von Abend gegen Morgen umdreht, unter der Linie langsamer laufen müßte, als die

die Erde; und wollten daraus den beſtändigen Oſtwind, der zwiſchen den Wendezirkeln herrſche, erklären. Allein dieſe Meynung iſt ohne Grund. Denn wenn ſich die Erde ſchneller bewegte, als die Lage der Luft, die ſie berühret: ſo würde das beſtändige Anſtoßen und Reiben derſelben an der Oberfläche der Erdkugel, bald machen, daß ihre Geſchwindigkeit der Bewegung der Erdkugel gleich würde. Aus eben der Urſache würde auch die folgende Lage der Luft bald mit fort müſſen, und ihren Umlauf in gleicher Zeit vollbringen. Alſo würde das Anhängen und beſtändige Reiben aller Lagen, die Erde und ihre Dunſtkugel bald nöthigen, ihren Umlauf in gleicher Zeit zu vollenden, als ob ſie nur einen einzigen feſten Körper ausmachten.

Andre haben die Winde der Sonnenwärme im Dunſtkreiſe zugeſchrieben. Nach dieſen muß die Luftmaſſe, die in Anſehung der Sonne öſtlich liegt, und die von ihr erhitzet worden, indem ſie darüber weggelaufen, mehr Wärme haben, als die gegen Abend, über welche die Sonne noch nicht gelaufen iſt. Sie wird ſich alſo ausdehnen, und die vor ihr liegende Luft gegen Abend zu treiben; und alſo unter dem heißen Weltgürtel einen beſtändigen Morgenwind wirken. Man geſteht, daß die verſchiedene Sonnenhitze in der Dunſtkugel, Bewegungen darinn wirken muß; ja es muß auch ein allgemeiner Wind daraus entſtehen, der allemal nach derſelben Gegend bläſt: obgleich der gegebene Beweis nicht Licht genug davon giebt. Allein, wenn man ſich verſetzt, die Geſchwindigkeit dieſes Windes und ſeine Rich-

tung an jedem Orte der Erdfläche zu bestimmen: so wird man leichtlich sehen, daß eine solche Aufgabe nur durch genaue Rechnungen aufgelöset werden kann. Nun fehlen uns aber die nöthigen Gründe dazu, weil wir sowohl das Gesetz, darnach die Wärme wirket, als die Ausdehnung der Lufttheile nicht wissen *. Diese letzte Ursache ist hinlänglich, uns von der Sonnenwärme abzuwenden.

Können wir nun die Winde, welche die Sonne wirket, keiner Rechnung unterwerfen, ob sie gleich an sich ordentlich und beständig seyn müssen: so müssen wir noch weniger die Erklärung der Unordnungen unternehmen, die von Kälte und Hitze in der Luft entstehen können; wenn Dünste und Wolken darinnen aufsteigen, oder andre Ursachen dazu kommen, die keinem Gesetze folgen. In Ansehung der unordentlichen Winde, die von den Bergen, und andern Höhen auf der Erdfläche veranlasset werden, so kann man nicht leugnen, daß diese Unordnungen nicht einer beständigen Ordnung folgen würden, wenn die Winde nur durch eine periodische und gleichartige Ursache hervorgebracht würden. Wenn man aber acht giebt, daß entweder die Rechnungen, die dazu gehören, unmöglich sind; oder auch die Oberfläche der Erden nicht sattsam bekannt ist; kurz, daß es an datis fehlt, wie die Meßkünstler reden: so wird

* Könnte man hier nicht sagen: dieser Grund sey darum nicht der rechte: weil sonst der Ostwind zwischen den Wendezirkeln eben so schnell seyn müßte, als die Bewegung der Sonne um die Erde ist: welches aber den heftigsten Sturmwind machen würde, den man jemals [illegible] be

wird man leicht ſehen, daß auf dieſe Weiſe nichts ausgemacht werden kann. Folglich läuft alles, was man leiſten kann, dahinaus, daß man die Bewegung der Luft in dem Falle beſtimme, wenn die Fläche der Erdkugel ganz glatt wäre, und die Bewegung der Luft einzig und allein von der Anziehung der Sonnen und des Mondes herrührete.

Freylich wird man auch nach Auflöſung dieſer Frage, noch lange nicht, auf eine gewiſſe Art, den Lauf und die Geſetze der Winde wiſſen. Allein die meiſten phyſikomathematiſchen Aufgaben ſind ſo zuſammengeſetzt, daß man ſie zuerſt auf eine allgemeine und abgeſonderte Art betrachten, und ſich hernach von den einfachen Fällen zu den zuſammengeſetzten erheben muß. Alles was man bisher in der Naturlehre erfunden hat, iſt nach dieſer Lehrart entdecket worden. Die vollſtändige Einſicht der vorhabenden Materie iſt vielleicht das Werk vieler Jahrhunderte: und die gegenwärtige Frage iſt der erſte Schritt, den man darinne thun kann. Mit neuern Erfindungen, wird man geſchickt werden weiter zu gehen. Dieſe Bahn, die bisher von ſo wenigen betreten worden, will ſich nun Herr von Alembert öffnen, ob er gleich wohl ſieht, daß man nicht hoffen kann, ſie bald völlig gebähnet zu ſehen.

Um nun die Sache ſo leicht zu machen, als möglich iſt; ſetze man voraus, daß Sonne und Mond

ſet hat? Denn er müßte in 24 Stunden 5400 Meilen, oder in einer Stunde 229 ½ M. d. i. in einer Minute bey nahe vier deutſche Meilen durchlaufen: welches noch bey den größten Sturmwinden niemals erhöret werden. S. Muſchenbroecks Grundlehren der Naturwiſſenſchaft.

ohne alle Bewegung sind; und daß die Erde eine ruhige feste Kugel sey, die aber in beliebiger Höhe mit einem gleichartigen flüßigen Körper umgeben ist; welcher dünne, ohne alle Schnellkraft, und von kugelrunder Oberfläche seyn soll. Man setze weiter, daß die Theile dieses flüßigen Körpers nach dem Mittelpuncte der Erdkugel drücken, ob sie gleich auch von der Sonne und dem Monde angezogen werden. Wenn nun alle Theile des Flüßigen, von der Kugel die es bedecket, mit gleicher Kraft und nach parallelen Richtungen angezogen würden: so ist es gewiß, daß die Kraft beyder Gestirne keine andre Wirkung haben würde, als daß sie die ganze Masse der Kugel und das Flüßige verrücken würde; ohne sonst die geringste Unordnung in der Lage ihrer Theile zu verursachen.

Allein nach den Gesetzen der Anziehung, werden die Theile der obern Halbkugel, die den Gestirnen am nächsten sind, mit mehrerer Gewalt angezogen, als der Kugel Mittelpunct; und hingegen die Theile der untern Halbkugel noch viel schwächer. Daraus folget, daß wenn der Mittelpunct der Kugel von der Sonnen oder des Mondes Kraft bewegt wird; so müsse sich das Flüßige der obern Halbkugel noch schneller bewegen, als der Mittelpunct; und sich folglich so sehr erheben, als der Ueberschuß der Kraft, womit selbiges gezogen wird, gegen die Kraft beträgt, wovon der Mittelpunct gezogen wird. Im Gegentheile wird das Flüssige auf der untern Halbkugel weniger gezogen als der Mittelpunct: derher muß es sich langsamer bewegen, oder den Mit-

tel-

ſcheinet gleichſam fliehen; ja ſich faſt mit gleicher Kraft von ihm entfernen, als das auf der obern Halbkugel. So wird ſich nun das Flüſſige auf den beyden entgegengeſetzten Enden, in der Linie, die durch den Mond und die Sonne geht, erheben. Alle ſeine Theile werden ſo zu reden zulaufen, und ſich dieſen Puncten deſto geſchwinder nähern, je näher ſie ihnen ſchon ſind.

Nun müſſen wir das Flüſſige, davon wir geredet haben, in unſre Dunſtkugel verwandeln; und alsdann iſt es gewiß, daß dieſer Zufluß, oder die Verſetzung ihrer Theile dasjenige hervorbringen wird, was wir den Wind nennen.

Man kam dadurch, um es im Vorbeygehen zu melden, begreifen, wie die Erhöhung und Senkung des Meerwaſſers, in der Ebbe und Fluth zugleich in beyden widerwärtigen Puncten der Mittagslinie geſchieht. Obgleich dieſes eine nothwendige Folge des newtoniſchen Lehrgebäudes iſt; und dieſer große Meßkünſtler es ausdrücklich angemerkt hat: ſo behaupten doch die Carteſianer ſeit einem halben Jahrhunderte, daß, wenn die Anziehung Ebbe und Fluth wirkete, das Seewaſſer ſich zwar auf der einen Seite heben, auf der andern Halbkugel aber ſenken würde. Der Herr Verfaſſer meynt aber, der einfältige Beweis, den er ohne Rechnung und Figur vom Gegentheile gegeben hat, werde vielleicht endlich einen ſo nichtigen Einwurf vernichten: der gleichwohl einer der vornehmſten dieſer Secte iſt, die Theorie von der allgemeinen Schwere zu beſtreiten. Und man ſieht alſo, wie ſelbſt die Franzoſen

heute

heute zu Tage von ihrem lieben Carteſius abzugehen genöthiget ſind.

Die merklichen Bewegungen der Luft und des Meeres kommen alſo nicht von der ganzen Wirkung der Sonne und des Mondes; ſondern von dem Unterſchiede, der ſich zwiſchen der Wirkſamkeit dieſer Geſtirne auf den Mittelpunct der Erde, und auf das obere und untere Flüßige, befindet. Dieſer Unterſchied nennt der Verfaſſer künftig allezeit die Wirkung der Sonnen oder des Mondes. Newton hat uns dieſe beyden Kräfte berechnen, und mit der Schwere vergleichen gelehret. Er hat aus der Theorie der Fliehkräfte (vis centrifuga) und aus Vergleichung der jährlichen Bewegung der Erde mit ihrer täglichen Drehung gezeiget, daß die ganze Wirkung der Sonnen, ſich zu der Schwere ohngefähr wie 1. zu 128, 682, 000 verhält. Von der Wirkung des Mondes hat er es nicht ſo genau beſtim-

* Voici en peu de mots, l'idée de cette Methode. Pour trouver l'orbite apparente, que la Lune decrit autour de la Terre, il faut non ſeulement avoir égard à l'action de la Lune ſur la Terre, et du Soleil ſur la Lune, il faut encore faire attention à l'action de la Lune ſur la Terre; ou, ce qui revient au même, il faut ſuppoſer que la Lune, outre l'action que le Soleil exerce ſur elle, ſoit encore tirée vers le Centre de la Terre, par une Maſſe égale à celles de la Terre et de la Lune, priſes enſemble. Donc connoiſſant, par ex. la diſtance de la Lune apogée ou perigée, et ſa viteſſe, on pourra facilement exprimer la revolution periodique de la Lune par une formule analytique, dans laquelle il n'entrera d'au-

ſtimmet, weil ſie von der Maſſe des Mondes abhängt, die noch nicht bekannt genug iſt. Indeſſen aus einigen Beobachtungen der Ebben, ſetzt er, die Kraft oder Wirkung des Mondes ſey etwa viermal ſtärker, als der Sonnen ihre. Will man ſie dereinſt vollkommener erkennen lernen: ſo muß man ſolches durch die Verbeſſerung der Theorie ſeiner Bewegung hoffen; und Herr Alembert glaubt, ſolches werde durch eine ſehr leichte Methode geſchehen können; wenn nur die dazu dienenden Beobachtungen genau und richtig genug ſeyn werden. Er theilt dieſen Kunſtgriff in einer Note mit: und weil die berliniſche Ausgabe die ganze Einleitung nicht in ſich hält, die pariſer Auflage aber in Deutſchland ſehr theuer und ſelten iſt: ſo wollen wir dieſelbe im Grundtexte hier mittheilen *.

Dem ſey nun wie ihm wolle: wenn man die vereinigte Wirkung der Sonnen und des Mondes, auf die Dunſtkugel oder ſonſt ein Flüſſiges, womit die

d'inconnüe, que la maſſe de cet Aſtre. On égalera enſuite l'expreſſion tirée de cette formule, à celle de la revolution periodique, qu'on aura par obſervation: par la on connoitra la Maſſe de la Lune. Toute la difficulté, eſt de ſavoir, ſi cette Maſſe eſt aſſez conſiderable, pour pouvoir étre determinée par une telle Methode. Or je trouve, qu'en ſuppoſant l'action lunaire, quadruple de l'Action Solaire, et l'Orbite de la Lune tres peu elliptique, la Maſſe de la Lune ſeroit à celle de la Terre, a peu pres, comme 1 à 45; et que l'Action de la Lune ſur la Terre devroit accelerer la revolution periodique de plus d'un jour.

die Erde bedeckt seyn sollte, bestimmen will: so darf man nur die Wirkung finden, die von der Sonnenkraft allein entsteht. Denn die Wirkung des Mondes allein, wird ohngefähr immer in derselben Verhältniß mit der Wirkung der Sonnen allein bleiben. Da übrigens die Kraft der Sonnen in Ansehung der Schwere sehr klein ist; so wird sie die Figur des Flüssigen sehr wenig ändern: und folglich wird die Wirkung des Mondes, ohne die Wirkung der Sonne betrachtet, ohngefähr eben dieselbe bleiben, sie mag mit der Sonnenkraft vereinigt seyn oder nicht. Wenn man also anfänglich nur die Wirkung der Sonnenkraft allein untersucht, so wird es leicht seyn, auch die Wirkung der Mondeskraft zu finden; und durch die bekannten mechanischen Grundsätze, die zusammengesetzte Wirkung beyder Kräfte zu bestimmen. Deswegen wird man auch nur von der Sonnenkraft allein hier reden.

Würde das Flüssige, welches die Sonnenkraft zu erheben sucht, nicht als kugelrund angenommen, so könnte es kommen, daß dieselbe gar nichts wirkete. Dieses beweiset der Herr Verfasser aus hydrostatischen Gründen, und zieht daraus die Folgerung, daß die Figur des Flüssigen so die Erde umgiebt, ohngefähr elliptisch werden müßte. Dieses hat er im Anfange seines Werks auf eine sehr allgemeine Art aufgelöset: und dabey sind die Meßkünstler bisher stehen geblieben. Er aber geht weiter und löset auch die Fragen auf, nach was für Gesetzen die Theile dieses Flüssigen sich bewegen müssen, wenn

die

die Sonnenkraft in ſie wirket. Dieſes zu thun hat er neue Kunſtgriffe anwenden müſſen, und ſich eines allgemeinen Lehrſatzes bedienet, der in der Dynamik, und Hydrodynamik von großem Nutzen iſt.

Wir können uns in die Erklärung deſſelben wegen der Enge unſers Raumes nicht einlaſſen. Soviel kömmt aber in Anſehung des Windes heraus: daß wenn die Sonne allezeit über einem Puncte des Aequators ſtünde, ein Bewohner deſſelben acht Stunden Morgenwind, und darauf acht Stunden Abendwind haben würde. Dieſes würde aber nur eine Zeitlang ſo abwechſeln, bis die Luft ins Gleichgewichte käme: nicht anders, wie die Pendulbewegung ziemlich bald nachläßt, und ganz aufhört. Weil aber die Sonne allezeit ihre Stelle ändert, ſo ändert ſich auch die Wirkung ihrer Kraft auf jedes Theilchen der Luft unaufhörlich: und folglich muß ſie in der Luft ſowohl, als in der See, eine beſtändige Bewegung wirken. Um alſo die Sonnenkraft zur Urſache der Winde mit zu brauchen, ſo muß die Bewegung der Erden mit hinzukommen. Doch muß man auch bemerken, daß wenn dieſe allein wirken ſollte, ſie dennoch keine Veränderung in der Atmoſphäre wirken würde. Denn ſowohl die jährliche Bewegung um die Sonne, iſt in allen Theilen der Erdkugel einförmig, als ob ſie und die Dunſtkugel nur ein einziger feſter Körper wären. Die tägliche Wälzung aber, hat der Erde und Dunſtkugel ſchon längſt eine zuſammengedrückte ſphäroidiſche Figur gegeben.

Woll.

Wollte man nun insonderheit die bloße Geschwindigkeit und Richtung jedes Lufttheilchens untersuchen; so würde es ziemlich leicht seyn, die Winde zu bestimmen, die von der wahren oder scheinbaren Bewegung der Sonne verursachet werden. Man dörfte nur den gemeinen Methoden folgen die Bewegung eines Punctes zu finden, der durch eine gegebene beschleunig. nde Kraft belebet wird. Allein diese beschleunigende Kraft ist nicht bey allen Lufttheilchen dieselbe, als wenn jedes Theilchen frey und einzeln wäre. Alle Theilchen des Flüssigen, als einzelne abgesonderte Puncte betrachtet, die von der Sonne angezogen werden, müssen nach Beschaffenheit ihrer Lage in Ansehung der Sonne, verschiedene Geschwindigkeiten bekommen. Damit also diese Theilchen einen zusammenhangenden Zeug machen könnten, müßte das Flüssige an gewissen Oertern sich heben und an andern sinken. Allein dann würden die schwersten Luftseulen, auf die leichtern wirken, und in dem Flüssigen eine neue Bewegung wirken, die seine hauptsächliche und ursprüngliche verändern würde.

Indessen da die Luft sehr leicht und locker ist, so kann man leichtlich versichern, daß in gegenwärtigem Falle, der Unterscheid der Schwere solcher Luftseulen unmerklich seyn würde, und wie die daraus entspringende Wirkung durch das Aneinanderkleben der Lufttheilchen vernichtet werden könnte: so hat Herr Alembert geglaubt, es würde nicht unnütz seyn, anfänglich die Frage so anzusehen, als ob jedes Lufttheilchen ein abgesonderter einzelner Punct wäre. Hier giebt es sich leichtlich zu erkennen, daß

unter dieſer Bedingung unter der Linie ein beſtändiger Oſtwind ſeyn wird. Ja durch Rechnungen kann man eben daraus auch die Weſtwinde der gemäßigten Weltgürtel, und die heftigen Orkane herleiten, die von den Schiffern in gewiſſen Breiten zwiſchen den Wendezirkeln häufig bemerket worden.

So leicht nun in der Vorausſetzung einer gleichartigen Luft die Frage aufzulöſen ſcheint: ſo iſt doch die wahre Frage ſo verwickelt und zuſammengeſetzt, daß er wieder auf den allgemeinen Grundſatz zurückgehen müſſen; um durch bloße Annäherungen in analytiſchen Aequationen die Auflöſungen zu finden; ſonderlich die Winde nahe bey den Polen, oder nahe an der Linie zu beſtimmen. Eben das iſt bey der Geſchwindigkeit zu bemerken: weil man noch nicht weis, in was für Verhältniß die Lagen der Luft nach oben zu, an Dichtigkeit abnehmen.

Bisher hat er die Erdkugel, als eine feſte und ringsum glatte Kugel angeſehen. Allein die berliniſche Akademie hat ausdrücklich verlanget zu wiſſen, wie die Winde ſeyn würden, wenn dieſe Kugel rings um mit einer tiefen See umfloſſen wäre. Dieſes mache die Sache viel ſchwerer: und bringt theils wegen der anziehenden Kraft der Waſſertheilchen unter einander, theils wegen ihrer Bewegung von den Sonnenſtralen, ganz andere Winde hervor. Ja ſelbſt die verſchiedene Tiefe des Meeres kann hin und her Veränderungen machen, und z. E. den Oſtwind in einen Weſtwind verwandeln, wie in etlichen Gegenden unter dem heißen Weltgürtel geſchiehet.

Wir können uns nicht länger dabey aufhalten, weil unser Raum solches nicht verstattet. Wer die Sache gründlich wissen will, muß ohne dieß das Werk selbst lesen. Obgleich aber die pariser Ausgabe einige Vorzüge hat: so sind doch in der berlinischen, welche weit wohlfeiler ist, noch ein paar andre Schriften anzutreffen, die in eben dieser Materie um den Preis gestritten haben. Es ist angenehm zu sehen, wie gelehrte Leute auf verschiedenen Wegen eine Untersuchung anstellen: und es ist zu wünschen, daß wir auch wegen der Monaden nächstens mehr als eine Ausarbeitung zu sehen bekommen mögen.

* *

II.

Fortsetzung des Artikels Menoza aus vorigem Stücke.

Unser Menoza, reiset von Wien nach München, woselbst er den übergroßen Stolz des bayerischen Adels gar bald kennen lernet. Denn es fragt ihn ein gewisser Kammerjunker bey Hofe sogleich, ob er auch von altem Adel sey? Unser Reisender, den man dieß noch nie gefraget haben mußte, weis nicht, was er sagen soll. Der Edelmann will ihm die Sache deutlicher geben, und fragt: ob er aus altem Hause sey? er bekömmt aber von unserm Fremden zur Antwort: Das sey unmöglich: denn da in seiner Heimath die Häuser alle von Stein

und Leimen wären, dergleichen der groſſe Mogol ſelbſt bewohnte, ſo könnten ſie nicht ſo gar alt werden. Nachdem ſich nun der bayeriſche, unfehlbar uralte Kammerjunker, noch näher erkläret: ſo höret er von dem Reiſenden, daß in ſeinem Vaterlande, woſern der Sohn nicht an Muth, Geſchicklichkeit, Stärke und Verſtand, dem Vater gleich komme, er auch kein Erbe ſeiner Würden und Bedienungen werden könne. Dieſes aber müßte er in gewiſſen Spielen, Wettläufen und Luſtgefechten beweiſen, die alle drey Jahre, nach Art der olympiſchen Spiele, öffentlich gehalten würden. Die Töchter brauchten vollends keinen Adel, indem ſie ihren Rang vom Manne erhielten. Dieß ganze Geſpräch iſt ſehr luſtig zu leſen. Er kömmt von da nach Stuttgard, und erzählet im Vorbeygehen, daß eine gewiſſe Frau von G. . . ſich daſelbſt in ein ſo groſſes Anſehen geſetzt gehabt, daß ſie auch von dem Oberhofprediger O. begehret, er ſolle ſie neben dem Herzoge ins Kirchengebeth einſchließen. Derſelbe aber habe ihr geantwortet, ſie ſtünde ſchon darinnen, und zwar in der Bitte: erlöſe uns von dem Uebel. In Tübingen ſpricht er den berühmten Herren Kanzler Pfaff, und rühmt den Fleiß der daſigen Lehrer und Lernenden, erzählet auch einen luſtigen Umſtand von einer daſelbſt gehaltenen Diſputation. Es war vor dieſem gebräuchlich, daß die Theologen zu Tübingen, die Jeſuiten des nicht weit davon gelegenen Kloſters Rotenburg, zu ihren jährlichen Diſputationen einluden. In einer gewiſſen Diſputation nun hatten die Jeſuiten den D. M. der Praeſes war;

durch allerley Sophistereyen, fast ganz in die Enge getrieben. Einige Anwesende, die dem Jesuiten den Sieg nicht gonnten, liefen sogleich zum D. Ob dir in dergleichen Fällen ein bewährter Ritter wär. Dieser ist zwar nicht recht gekleidet, wirft aber in der Hitze gleich seinen Mantel um, und eilet so schleunig zum Kampfe, daß er sich auch die Strümpfe erst im Auditorio aufzieht. Kaum tritt er in die Thüre hinein, so schreyt er schon; Mentiris Iesuita! mentiris! ungeachtet er noch nicht wußte, wovon die Rede war. Allein kaum hat er mit seinen Gegnern angebunden; als er ihnen den Sieg wieder aus den Händen gerissen: so daß die Jesuiten, seit der Zeit den Appetit zu dergleichen Disputationen verloren.

Von hier geht unser Menoza auf Straßburg, und bekennt, daß es einem patriotischen Deutschen sehr nahe gehen muß, eine so schöne Stadt, nebst der dazu gehörigen Landschaft, in französischen Händen zu wissen. Indessen lobet er die Gelindigkeit und Gerechtigkeit der gallischen Regierung daselbst. Von hier geht er über Luneville and Nancy in Lothringen, und bemerket, daß daselbst der Aberglaube so weit gehe, daß, wenn das Venerabile zum Kranken getragen wird, man ausruft: voila le bon Dieu qui passe, da geht der liebe Gott vorbey! da denn die Schildwachten sogleich auf die Knie fallen, den Hut unter den Arm nehmen, und das Gewehr dazu präsentiren. Eine Person, die zur evangelischen Religion getreten war, und sich in Zeiten aus dem Staube gemacht hatte, hat man im Bilde gehenket.

Ende

Endlich kömmt unſer Menoza nach Paris, von welchem Orte er eine Einleitung macht, die von ſeiner groſſen Einſicht in die Politik zeiget. Was er von der liſtigen Erfindung der Franzoſen ſaget, durch Moden und Fabriken das Herz und Geld aller auswärtigen Staaten an ſich zu ziehen, das hat leider! ſeinen guten Grund: und Frankreich darf nicht wünſchen, daß die europäiſchen Fürſten es jemals in ihrer Einſicht hievon ſo weit bringen mögen, als dieſer aſiatiſche Prinz es gebracht hat. In dieſer Stadt lobet er nun ſonderlich das Hôtel-Dieu, darinnen jährlich etl. 1000 Kranke, ohne Anſehen der Religion verpfleget werden; ferner das Invaliden-Hoſpital, in welchem ebenfalls vier tauſend alte Soldaten ihre Herberge und Speiſe haben. Sie werden in vier Sälen geſpeiſet, an deren Wänden diejenigen Thaten des XIV. Ludwigs al freſco abgemalet ſind, bey denen dieſe Elende zum Theil ihre Glieder eingebüßet haben. In dem groſſen Jeſuiter-Collegio ſtudiren 2000. Kinder, die zum Theil hohes Standes ſind, und werden in 6 Claſſen vertheilet. Damals ſind die berühmten und geſchickten Männer Harduin und Tournemine, bey dieſer Schule geweſen, obwohl ſie Todtfeinde waren. Der letztere hat dem Menoza unter vier Augen geſtanden, daß ſeine Kirche in Verdammung aller Ketzer zu weit gienge. Von dem Louvre, ſagt unſer Menoza, kann man nicht anders urtheilen, als daß es eine allzugroße Unternehmung geweſen, und darum im Anfange abgebrochen ſey. Wenn es aber auch ſchon wäre vollführt worden, ſo würde ſich

doch das darauf verfertigte Distichon: Par urbi donum est, etc. nicht darauf schicken, und gar zu hoch getrieben seyn. Menoza reiset nach Versailles um den Hof zu sehen. Das Schloß daselbst ist ordentlich, und weitläuftig genug; hat aber auch nur 3 Stockwerke. Es enthält Gemächer, nicht nur für das königliche Haus selbst; sondern auch für alle Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüte. Diese Prinzen sind überaus unglücklich, wenn sie in Ungnade fallen: denn man zieht ihnen gleich ihr Gehalt ein; und alsdann wissen sie nicht, wovon sie leben sollen. So ist es dem Prinzen C. gegangen; der in dergleichen Umständen innerhalb 8 Tagen 29 Bediente abschaffen mußte. Er geht über den Pont neuf, und sieht einen Bettler sitzen, der seine Lumpen durchsucht: diesen fragt er aus Spaß, oder Neugierde, was er da mache? bekömmt aber zur Antwort: le fais comme vous, mon Prince; je retranche mon train. So sieht man, daß bey Hofe die Verachtung des Pöbels, der Ungnade des Regenten auf dem Fuße nachfolget. Sonst bewundert Menoza insonderheit den Garten zu Versailles, der auch in Italien selbst seines gleichen nicht haben soll.

Sobald er wieder nach Paris kam, begegnete ihm ein Unfall, den wir zwar kürzer als er selbst thut, jedoch so viel möglich, mit seinen eigenen Ausdrücken erzählen wollen. Der wegen seines Unglaubens bekannte Monf. V. der kurz darauf des Landes verwiesen ward, war damals Anführer der sogenannten starken, oder Freygeister. In ihren Ver-

sammlungen

ſammlungen predigte er ihnen den Unglauben: und als er vernahm, daß einer von ſeinen Anhängern ihm ganz und gar, ein anderer aber halb und halb abſpänſtig geworden, und zwar deswegen, weil ſie mit dem Menoza umgegangen; ſo ſuchte er, wie er dieſen in Unglück ſtürzen möchte. Denn er hielt die Religion für eine Gemüthskrankheit, und den Aberglauben, (ſo nennte er den chriſtlichen Glauben) für eben das, was in einem Kriegesheere die Zaghaftigkeit iſt. Er wandte ſich alſo an einen ſehr eifrigen Geiſtlichen, und gab den Menoza für einen Bekehrer und Verführer des Volkes an. Kurz, Menoza bekömmt durch einen Policeybedienten einen von vielen Richtern unterſchriebenen Brief, dem zufolge er ſich in die Baſtille begeben muß. Nachdem er 7. Wochen geſeſſen, ohne zu erfahren, warum, wird er für eine Commißion gefordert, die ihn auf das ſchärfſte ausfraget. Als er ihr aber nichts anders bekennet, noch bekennen kann: als daß ein paar Atheiſten, auf ſein Zureden auf andere Gedanken wären gebracht worden: ſo fängt man an ganz höflich mit ihm zu verfahren, und ſetzt ihn wieder auf freyen Fuß. Kurz drauf erfuhr Menoza, daß die Schickung ihn ſelbſt gerächet hätte, und V... zweymal ſeines Vaterlandes verwieſen worden. Das erſtemal geſchah es, weil er dem Chevalier de Rohan, der ihn fragte, warum er in ſeiner Henriade nicht ſeiner (des Chev. Vorfahren) gedacht? die freche Antwort gegeben: Weil er nichts löbliches von ihnen gefunden. Das anderemal aber zog er ſich die Landesverweiſung durch ein

Gedicht la Pucelle zu, welches eine Satire auf die Jungfer Maria ist. Ueberhaupt rühmet Menoza den Character der Franzosen, als höflicher und dienstfertiger Leute. Der Bauer daselbst ist arm; eine Gurke, eine Zwiebel, ein Apfel oder Salat, ist seine Nahrung. Fleisch bekömmt er nur an hohen Festtagen zu sehen. Im Bürgerstande aber soll es schon besser aussehen, und ihre ordentliche Abgabe ist sehr geringe; da ein Handwerker nicht über 10 bis 15. Stüber Kopfsteuer giebt, die der Dauphin so gut zahlen muß, als er. Endlich geht unser Menoza durch die Niederlande nach Engeland. Hier sagt er: „Man kann die meisten brabandischen Städte nicht sonder Wehmuth ansehen, indem sie von Tage zu Tage verfallen: und wo es mit ihrer Nahrung nicht anders wird, so müssen sie unfehlbar „binnen wenig Jahren wüste und öde werden. An „Antwerpen, welches eine der größten und schönsten „Städte in Europa ist, läßt sich dieß am deutlichsten wahrnehmen. Es stehen Häuser auf den Gassen, die an Größe den Kirchen gleich kommen; „es ist aber kaum der untere Stock bewohnet. Der „Rest steht insgemein leer: und wäre der Bau „nicht so maßiv, so müßten sie einfallen. Man versicherte mich, daß man jetzt fast ein Haus für dasselbe Geld kaufen könnte, was man ehemals Miethzins geben müssen.“ Er sagt die häufigen Bettelmönche gäben dem Orte noch ein betrübter Ansehen: es wäre ein Elend in einer Stadt zu betteln, allwo die Bürger selbst nicht weit mehr vom Bettelstabe entfernet wären. Man sieht im Mittage nicht so

viel

viel Menſchen auf den Straßen, als in floricenden Städten des Nachts: und wenn man in der gewöhnlichen Kaufmannsſtunde auf die Börſe kömmt, ſo möchte man wohl fragen, wozu ſie gebauet ſey? da ſie doch die Amſterdamer an Koſtbarkeit weit übertrifft. Dieſen ſchlechten Zuſtand hat Antwerpen dem Verluſte der Religionsfreyheit zu danken. Brüſſel ſcheint noch im Flore zu ſeyn, welches theils die Regierung, theils der häufige Adel, theils die vielen Fabriken, verurſachen.

Er kömmt endlich nach London, welche Stadt ihm die größte in der ganzen Chriſtenheit zu ſeyn ſcheint. Die Länge derſelben iſt 10. die Breite aber mehrentheils 3. bis 4. engliſche Meilen. Täglich werden darinnen 1000. Ochſen, 10000. Schafe, und Kälber, und eine unſägliche Menge kleinere Thiere und Fiſche, verzehret. Es ſind in derſelben 200. Kirchen, die den ſo genannten Biſchöflichen angehören; wollte man aber aller Nebenſecten ihre Verſammlungsörter mitrechnen; ſo ſtiege die Summa bis 1000. hinan.

Oxford wird ebenfalls vom Menoza beſehen, und vielen herrlichen Gebäuden nach, noch prächtiger befunden, als London ſelbſt. Für einen Ausländer aber wäre dieſe hohe Schule zum Studieren nicht: denn öffentliche Stunden werden nicht gehalten, und die Privatlectionen ſind nur für die einheimiſche Jugend: doch kann ſich ein jeder der ſehr ſchönen Bibliothek bedienen. Die Gebäude können hier mit leichtern Koſten prächtig ſeyn, als an andern Orten: denn die Gegend um Oxford iſt ſo reich

na Quadersteinen, daß auch sogar viele Bauerhäuser und Scheunen davon aufgeführet sind. Eins von den oxfordischen Studentenhäusern müßte, wenn es an andern Orten stünde, eine Million und drüber geschätzet werden; angesehen es nicht aus einem, sondern aus zweyen dreyen Quadraten besteht, die insgemein mit lauter Palästen von gehauenen Steinen und künstlicher Architectur umgeben sind.

Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in London reiset Menoza nach Holland und kömmt nach dem Haag, einem Orte, der ihm wegen seiner schönen und regelmäßigen Gebäude, überaus wohl gefällt. Er höret auch den berühmten Saurin predigen, der ihm eine völlige Genüge, nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in Privatunterredungen thut. Er kömmt ferner nach Leyden, und hält diese Stadt für die angenehmste in ganz Holland. Der Rector Magnificus der dasigen hohen Schule, hat das zum voraus, daß von seinem Urtheile an keinen Richter, auch nicht einmal an die Generalstaaten appelliret werden kann. Von hier geht er nach Amsterdam, die er für die allerreicheste Stadt in der Welt hält, die sich von nichts, als der Kaufmannschaft nähret. Es liegen zuweilen 1500. Schiffe auf der Rhede. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 300000. und drüber. Die Häuser der Bürger sind schön und prächtig, und gleichen oftmals fürstlichen Palästen: doch glaubt man, daß das Fundament der Stadt höher zu stehen komme, als was droben ist, denn sie steht auf lauter Pfahlwerke. Die Sauberkeit und die häufigen Anstalten dieses Ortes, alte, arme und krau-

kranke Leute zu verpflegen, den Müßigen aber Arbeit zu verschaffen, werden überaus sehr gelobet.

Nachdem er die ungemeine Pracht des amsterdammischen Rathhauses beschrieben, welches für ein Meisterstück in der europäischen Architectur gehalten wird; so redet er von dem Reichthume der Provinz Holland überhaupt: welche ganz allein so viel contribuiret, als die andern 6. Provinzen miteinander. Die Stadt Amsterdam aber nimmt abermals mehr als die Hälfte, mithin den 4. Theil der ganzen Bürde aller 7 Provinzen über sich. Indessen belaufen sich auch die gewissen und unfehlbaren Einkünfte dieser Stadt, auf 20000. Thlr. alle Tage: welches um so viel mehr zu bewundern ist, da man hier von der Natur nichts hat; sondern alles durch Fleiß und Kunst erworben werden muß. Denn man könnte fast sagen, daß alle 4. Elemente in Holland viel schlechter sind, als an andern Orten; da man nach Amsterdam so gar das frische Wasser alle Tage in Schüten zu Kaufe bringen muß: und es könnte wegen des Mangels aller Nahrungsmittel unmöglich den vierten Theil seiner Einwohner ernähren; wenn man nicht aller Orten so mäßig lebte, und durch unermüdeten Fleiß, sich die Faulheit und Wollust anderer Völker zu nutze machte: daher denn Holland ein Zusammenfluß aller europäischen Pracht und Schätze wird. Seine Gedanken von der holländischen Freyheit sind sehr vernünftig und wohl gegründet: wie denn die Einwohner selbst nicht leugnen, daß sie ehemals unter der spanischen Herrschaft lange nicht so sehr mit Auflagen beschwert gewesen, als sie es gegen-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTTSCHED,J.C.

3-598-50952-9
FN. 19130/055

gegenwärtig sind. Wovon das bekannte Sinngedicht zeuget:

Under den groten Tyran, Hertog van Alf (*Duc d'Alba.*)
Koopten wy twe Vaten Bier vor een Sestehalf;
Maer unter de gnedige Heeren Staten,
Geest man vier Gülden vor twe halve Vaten.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch ein anders Sinngedicht mittheilen, welches vor ein paar Jahren ebenfalls in Holland gemacht worden. Es heißt:

Holland sonder Handel
De Leuwe sonder tandel,
Het Land sonder Heer,
Wat wil de Viand mehr!
Veel Capitains, weinig Soldaten,
Ryke Colonels, unweise Staaten,
Veel Vergadering, weinig Secreten,
Syn sels dinge de onse stat opeeten.

Von Holland geht er ferner auf Cölln am Rhein. Diese Stadt wird für die größte in Deutschland gehalten, und das ist sogar unglaublich nicht: da ihre Kirchen, Klöster und Kapellen, von ferne einem dicken Walde gleichen. Es sollen deren so viele, als Tage im Jahre, folglich mehrere, als in London oder Paris seyn. Die Einwohner sind überaus eifrig papistisch; so daß auch ein gebohrner Römer in Lebensgefahr kommen würde, wenn er in dieser Stadt so frey sprechen wollte, als er gleichwohl im Angesichte des päbstl. Stuhles thun darf. In der Kirche der Maccabäer daselbst, ist ein Crucifix mit einer großen langen Perrucke befindlich. Wenn nun die ungarischen Pilgrimme sich hieselbst um das 7. Jahr einfinden, so erlaubet man ihnen eine Locke der-

von

von abzuſchneiden, und dennoch vermindert ſich ihre Größe niemals. Iſt dieſes ein Mirakel, ſagt unſer Menoza, wie man vorgiebt: ſo iſt es doch ein ſolches, das ein jeder Perükenmacher auch thun kann. Von hier geht er über Frankfurt, und Worms, auf Manheim, welche Stadt überaus angenehm liegen ſoll. Ihr Churfürſt hat das Vorrecht, daß er Erbvolgt des Rheinſtroms iſt; weshalben er auch einen Admiral hält. Man kann leicht denken, daß ſelbiger von dem Seeweſen nicht gar viel verſtehen dörfe. Endlich kömmt er auf Nürnberg, allwo ihm die Gebäude, die ſchönſten zu ſeyn ſcheinen, die er je geſehen. Sie beſitzt auſſer 500. Dörfern noch verſchiedene Handelsſtädte die zu ihrem Diſtricte gehören. Aber was hilft dieſer groſſe Vorzug einem Orte, allwo die Uneinigkeit zwiſchen den Bürgern und Rathe alles verderbet? Die Patricier führen faſt einen fürſtlichen Staat, und unterdrücken den gemeinen Mann auf alle mögliche Weiſe. Der ſchwere Proceß aber, den die Bürgerſchaft mit dieſen kleinen Tyrannen, vor dem Hofgerichte zu Wien führet, iſt vollends ein Verderben für den Staat. Menoza reiſet endlich von Nürnberg über Bamberg, und Erfurt nach Weimar, allwo er mit dem berühmten Coler von dem Verfalle der Kirche; und nach Jena, allwo er mit D. *Buddeo* vom lüderlichen Leben der Studenten, redet. Bey dieſem Gelehrten fand auch Menoza einigemal den damals jungen Grafen Zinzendorf in den abendlichen Bethſtunden, die derſelbe mit einigen ſtudierenden Cavalieren hielt; glaubte aber nicht, daß ereinige Jahre drauf, der Welt Anlaß geben würde, ſo viel von ſeiner Perſon zu reden. Endlich kömmt

Menoza nach Dresden, und besieht die Festung Königstein; insonderheit bewundert er den dortigen 900. Ellen tiefen Brunnen, der mit unsäglicher Arbeit in 40. Jahren durch den Felsen ausgehauen worden. Wenn man in selbigen eine Schale mit Wasser gießt, währt es fast eine Minute, ehe man den Schall zurücke kommen höret. Das dresdnische grüne Gewölbe erwecket seine Aufmerksamkeit so sonderlich nicht, als wohl anderer Beschauer ihre: die nicht unter diesem kostbaren Kiese erzogen und gebohren sind. Von Dresden geht er über Herrenhut nach Leipzig, und fället ein nicht gar zu unrichtiges Urtheil von dieser Stadt; wie man denn die Häucheley bey unserm Menoza gar nicht suchen muß. Unter andern redet er allhier mit dem sel. D. Pfeiffer, der ihn, sehr umständlich nach demjenigen fraget, was er in Herrenhut gefunden, und dieser neuen Secte nicht ungeneigt zu seyn scheint. In Halle, wohin er sich ferner begiebt, läßt er sich einige Nachricht von der dasigen bekannten frommen Gemeine, und den wolfischen Streitigkeiten geben. Von der Art wie dieser große Philosoph sich von Halle habe entfernen müssen, hat man ihm eine sehr lächerliche Nachricht gegeben. Es habe nämlich der verstorbene König durchaus wissen wollen, was denn Wolf seine Studenten lehre? Der geh. Rath Gundling, welcher dem Könige diese Frage beantworten sollen, habe sich eines Gleichnisses bedienet: Wenn Eurer Majestät sagt er, irgend einer ihrer großen Grenadierer davon läuft; so hat er solches, nach Wolfens Lehre, durchaus thun müssen: denn die Uebereinstimmung aller Dinge hat es schon so mit sich

ge-

gebracht, daß dieses Kerls lange Beine, zu der und der Stunde sich in Bewegung setzen, und davon laufen müssen. Worauf denn der Befehl ergangen, Wolf solle in zweymal 24. Stunden des Königs Länder räumen. Dieser Befehl ist der Anfang des Glücks und Ruhmes dieses großen Mannes gewesen; gesetzt daß auch eine minder lächerliche Sache dazu Gelegenheit gegeben.

Berlin ist der nächste merkwürdige Ort welchen Menoza besuchet. Er merket von dieser Stadt an, daß sie sich in einer Zeit von 30. Jahren mehr als an Einwohnern dreymal stärker geworden; und beweiset es aus folgender Tabelle, die er aus des Probstes Süßmilch göttlicher Ordnung in Veränderung des menschlichen Geschlechts nimmt. Die Anzahl der Todten war in Berlin.

Anno.	1698. . . .	772.
	1699.	983.
	1700.	1000.
	1708.	1731.
	1712.	2387.
	1720.	2426.
	1728.	3308.
	1731.	3173.

Ein gleiches Beyspiel von der geschwinden Zunahme eines Ortes, ist uns von der herzoglichen wirtenbergischen Residenzstadt Stutgard bekannt geworden; denn da die Zahl ihrer im Jahre an Gebohrnen und an Gestorbenen

1725.	458	420
1726.	406	378

ge-

gewesen; so hat sich dieselbe in siebzehn Jahren gemehret, daß sie im Jahre 1743. schon 601. Gebohrne, und 728 Gestorbene zählen können.

Diese Aufnahme wird den unterschiedenen Fabriken beygemessen, durch welche so viel französische, pfälzische und böhmische Colonien hingeführet worden. Der Herr Verfasser setzt auch bey dieser Gelegenheit noch eine andere Todtenliste von den mehresten grossen Städten von Europa hieher, die wir bey dieser Gelegenheit mittheilen wollen: wiewohl allerdings die Anmerkung des Menoza ihre Richtigkeit hat, daß die Rechnung, als ob jährlich von 25. Menschen einer stürbe, zu groß sey, und man wohl von 30. erst einen setzen müsse: da denn die Anzahl der Einwohner stärker wird; immaßen Paris und London nicht viel weniger als eine Million, Hamburg aber sicherlich hunderttausend Seelen hat. Die Zahl der Todten war ungefähr um das 1720. Jahr,

in London	26087.	macht an Einwohnern	521740.
Paris	17804.	- - - - -	409492.
Amsterd.	8844.	- - - - -	221100.
Wien	6571.	- - - - -	164275.
Berlin	3171.	- - - - -	79275.
Hamburg	3027.	- - - - -	75675.
Kopenh.	2237.	- - - - -	55925.
Königsb.	1579.	- - - - -	39475.
Breslau	1523.	- - - - -	38075.
Stockholm	1500.	- - - - -	37500.
Leipzig	1172.	- - - - -	29300.
Braunsch.	1014.	- - - - -	25350.
Magdeb.	645.	- - - - -	16125.

Wir

Wir wollen noch von der 860ſten Seite das Verzeichniß hier beyfügen, welches der Herr Verfaſſer von den Kopenhagenſchen Gebohrnen und Geſtorbenen beygefüget hat.

1725	gebohren	2770	geſtorben	2495
1726	- -	2518	- -	2883
1727	- -	2383	- -	3231
1728	- -	2346	- -	2494
1729	- -	2070	- -	3056
1730	- -	2105	- -	2471
1731	- -	2187	- -	2410
1732	- -	2403	- -	2289
1733	- -	2378	- -	2668
1734	- -	2516	- -	1971
1735	- -	2465	- -	2110
1736	- -	2520	- -	2900
1737	- -	2432	- -	3319
1738	- -	2573	- -	2779
1739	- -	2764	- -	2400
1740	- -	2702	- -	3475
1741	- -	2377	- -	3860
1742	- -	2395	- -	2710.

Aus dieſem letztern Regiſter, ſieht man, daß die Anmerkung des Verfaſſers unrichtig iſt, da er behauptet, Copenhagen ſey nach dem 1730 erfolgten Brande volkreicher geworden, als vorhin. Denn weder die Zahl der Gebohrnen, noch der Geſtorbenen iſt nach 1730. merklich größer geworden, als ſie vorher geweſen; ja die erſtere hat das 1725. Jahr nicht einmal erreichet. Dieſe aber ſcheint uns ein gewiſ-

seres Merkmaal von dem Wachsthume einer Stadt abzugeben, als die letztere; weil oft außerordentliche Krankheiten und Seuchen mehr Leute wegreißen, als sonst ordentlich sterben würden. Wir werden dieses aus folgendem Register der Stadt Danzig sehen, da 1709 an der Pest 24583 Menschen, in dem 1734sten Jahre aber, da Danzig belagert war, 5843 gestorben: da doch sonst die Anzahl der Todten selten die 2000 erreichet.

Im Jahre	Getauft	Begraben
1701.	2343	1552
1702	2353	1535
1703	2175	1691
1704	2092	1958
1705	2305	1358
1706	2321	1745
1707	2269	1727
1708	2198	1956
1709	1836	an der Pest 24533
1710	1551	1784
1711	2233	1727
1712	2108	1587
1713	2206	1567
1714	2204	2299
1715	1915	1712
1716	1918	1406
1717	2102	1605
1718	1970	1579
1719	2047	1711
1720	1862	1610
1721	1833	1435

Im

Im Jahr	Getaufe	Begraben
1722	2092	1442
1723	2002	1495
1724	1999	1872
1725	2012	1678
1726	1870	1548
1727	1868	1617
1728	1764	1415
1729	1820	1842
1730	2051	1595
1731	2005	1713
1732	2059	1605
1733	2027	1599
1734	2271	5843
1735	1904	1799
1736	1948	2474
1737	1488	3944
1738	1771	2104
1739	1974	1732
1740	1902	1640
1741	1658	1966
1742	1807	1659
1743	1829	1266
1744	1861	1164

Eben das iſt von Königsberg zu merken, wo ſeit derſelben Peſt, da ebenfalls auf die 25000 Menſchen in einem Jahre geſtorben, (ſ. Welchmanns Hiſtorie der Peſt.) faſt alle Jahre die Todtenliſte kleiner, als der Gebohrnen geweſen: daher denn die Stadt an Einwohnern wieder dergeſtalt zugenommen, daß in dem 1745. Jahre auf die 2000. Kinder gebohren wer-

worden; da doch in Danzig nicht mehr als 1862 gebohren wurden. Will man also Städte mit einander vergleichen, so wird man besser thun, auf die Gebohrnen zu sehen, die in zehn, oder 20. Jahren zur Welt gekommen sind. Daß aber in gewissen Orten weniger sterben, als gebohren werden, solches kömmt theils von gesunderer Luft, theils von einer ordentlichen Lebensart her, die daselbst im Schwange gehe. In solchen großen Städten hergegen, als London, Paris, Amsterdam, Wien, Berlin u. Hamburg, herrscht mehr Schwelgerey und Ueppigkeit, welche Laster unzählige Leute in der Blüthe ihrer Jahre hinreißen. Man sehe den Beweis davon, in diesem Verzeichnisse der Londener Todten, vom 1746sten Jahre. Hier sind zwischen 20 und 30 Jahren, bey nahe eben so viel Menschen gestorben, als zwischen 30 und 40; und zwischen diesen letztern fast eben so viele als zwischen 40 und 50: welches doch wider die Ordnung der Natur liefe, wenn nicht eine unordentliche Lebensart sehr viele vor der Zeit ins Grab stürzete. Es wäre daher zu wünschen, daß man in allen großen Städten ein solch Verzeichniß von den Altern der Verstorbenen machen möchte: so würde man noch viel andre gute Betrachtungen darüber anstellen können. Das Londener Verzeichniß ist folgendes:

Unter	2		Jahren		9503	gestorben.
Zwischen	2	u.	5.	J.	2611	
- -	5	-	10	-	1089	
- -	10	-	20	-	895	
- -	20	-	30	-	2356	
- -	30	-	40	-	2728	

Zwi-

Zwiſchen	40	u.	50	J.	2876 geſt.
- -	50	-	60	-	2243
- -	60	-	70.	-	1699
- -	70	-	80	-	1444
- -	80	-	90	-	625
- -	90	-	100	-	78
- -	100	-	106	-	10.
					28171.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung kommen wir wieder in den Text.

In Berlin hätte Ninaruck, der alte treue Diener unſers Menoza, faſt ein Granadier werden müſſen, weil er ſehr lang gewachſen war. Er mußte auch wirklich vor dem Officier erſcheinen, der ihn fragte: ob er nicht Luſt hätte, dem Könige zu dienen? Ninaruck fraget, was er denn zu thun haben ſollte? Man zeigte ihm hierauf einen Grenadier in ſeiner anſehnlichen Montirung, und ſagte, er hätte nichts anders zu thun als Schildwacht zu ſtehen, und ſich vor dem Könige zu üben. Nichts anders? erwiederte Ninaruck: wenn ich meine itzige Lebensart verändern ſoll, ſo muß ich was nützlichers zu thun haben, als, wie ein kleines Kind, mit einer Büchſe zu tändeln. Ja, ſagte der Officier, die Zeit kann auch wohl kommen, da es Ernſt wird, und da wir in den Krieg gehen. Und da würdet ihr Leute todt ſchlagen? ſagte Ninaruck; als er nun die Antwort mit ja bekam, ſprach er: das laſſe ich wohl bleiben! und gieng davon. Es iſt indeſſen ſehr wahrſcheinlich, daß ihn ſein hohes Alter vor der Muskete geſchützet hat: ſonſt hätte ihn ſein enges

Gefängniß wohl nicht losgeholfen. Genug, Menoza war froh, daß er seinen getreuen Freund wieder bekam.

Auch eine so genannte philosophische Predigt hat unser Wanderer in Berlin gehöret, und die hat ungefähr so gelautet: Gott ist das sich selbst genugsame Wesen, das in sich selbst seinen Grund hat. Dieses allein nothwendige Wesen, hat sich von Ewigkeit alle nur mögliche Welten vorgestellet, und aus allen möglichen die gegenwärtige zur Wirklichkeit gebracht. Warum aber eben diese? darum, daß er sie unter allen möglichen für die beste befunden hat. Die Welt ist der Inbegriff aller außer Gott selbst daseyenden Dinge, sie mögen als Wirkungen oder Ursachen, als zusammengesetzte oder einzelne betrachtet werden. ... Man kann leicht denken, was unser Menoza von diesen trocken vorgetragenen Collectaneen aus irgend einem philosophischen Lehrbuche werde gedacht haben: wie denn auch Hr. Beaulobre und der selige Reinbeck, der gewiß ein so gründlicher Philosoph als Gottesgelehrter war, ihm ihr Misfallen drüber bezeuget haben, wo denn alles, was er von diesen beyden Männern saget, ihnen zu besonderer Ehre gereichet.

Der 45. Brief ist vor andern werth, daß man ihn aufmerksam liest, da Menoza, bey Gelegenheit des beständigen Soldatenwesens und Exercirens glaubet, daß der König von Preußen einen Krieg im Sinne haben müsse; von dem Herrn Beaulobre und einem gewissen Baron R. aber höret, daß dieses nur wel-

weisliche Zubereitungen wären, um dereinst allezeit im Stande und fertig zu seyn, das Gleichgewicht zu erhalten, oder den Ausschlag zu geben. Was hier von der französischen überlegenen Macht, dem sogenannten Gleichgewichte und den Friedenstractaten und Brüchen gesaget wird, ist alles eben so waht und richtig, als des Menoza Ausdruck: Die Noth wird gröſser werden, als man sichs jetzund vorstellen kann, wenn der Eid bey den Niedrigen eben so unkräftig werden wird, als man nun schon sieht, daß er bey manchen Hohen ist.

Von Berlin, allwo er drey viertel Jahre gewesen gieng er 1731. über Magdeburg nach Hamburg: von welchem Orte, weil er bekannt gnug ist, er nicht viel besonders sagt, sondern nur eine Unterredung erzählet, die er mit dem berühmten Fabricius, die Kirchenstreitigkeiten betreffend gehalten hat, und welche wir hier übergehen; weil sie nicht in unsre Absicht einschlägt. Endlich bekam unser Menoza eine Art eines Heimwehes nach seinem Vaterlande. So bald dieses sein Diener Ninaruck merkte, der schon lange an dieser Krankheit gelegen, machte er sichs zu nutze, und redete ihm sehr zu, einmal wieder heimzudenken. Hierzu nun waren nur zween Wege, der eine durch Holland, und von dort zu Schiffe nach Indien; der andre, durch Dännemark, Schweden, Rußland und die Tartarey. Ninaruck, der der See sehr gram war, rieth zu dem letzten, und Menoza gieng also 1732. über Kiel, Schleswig: und Flensburg; welches er des vielen Handels wegen,

ein kleines Hamburg nennet, nach Kopenhagen. Von diesem Orte merket er nun, als eine besondere Probe der göttlichen Führung an, daß da der 1730. entstandene allgemeine Brand, die Einwohner in die äußerste Armuth versetzet, diese Stadt dennoch so bald und so prächtig, als sie sonst nie gewesen, wieder aufgebauet werden können. Von den milden Beysteuern fremder Länder ist dieses nicht geschehen; denn diese sind alle zu Erbauung der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude, angewendet worden. Auch aus dem königlichen Schatze ist nichts dazu gegeben worden: noch weniger hat ein strenger Befehl von Hofe die Erbauung dieser Häuser beschleuniget. Es ist aber als etwas sonderbares zu merken, daß seit der Zeit der Preis der Victualien und Ländereyen um ein großes gefallen. Das Getreide und Vieh ist in sehr wohlfeilen Preis gerathen, und von den Nachbarn so häufig nicht mehr gesucht worden. Ein Besitzer eines Landguts zieht daher kaum 4. von Hunderten; dahergegen er, wenn er sein Geld auf liegende Gründe in der Stadt giebt, 5. ja wohl 6. v. H. bekommen kann. Zu der Sicherheit dieser geliehenen Summen, trägt die neue Brandschatzungscasse kein geringes bey. Ja so gar die Anzahl der Einwohner hat sich nach dem Brande um ein merkliches vermehret. Denn da des neuen Bauens wegen, überaus viele Handwerksleute und Künstler hingekommen: so haben sich viele daselbst häuslich niedergelassen.

Die Witterung im Dänischen ist ziemlich gelinde, und kömmt der engländischen nahe. Man hat

nicht

nicht Ursache, sich im Winter mit Pelzwerk zu bewahren, und es ist eben so was rares, daß daselbst die See zufröre, als in Paris die Seine. Dieses kömmt daher, weil die dänischen Inseln nirgend recht weit von der Seekante entfernet sind, und folglich die halbwarmen Dünste, welche die See, besonders zur Winterszeit ausläßt, die Luft überaus mildern. Der Frühling kömmt spät, und vor dem halben May ist die Holzung selten grün; hernach aber währet die Wärme um so viel länger, und dauret bisweilen bis in den Herbst hinein, welcher dort die angenehmste Zeit des Jahres ist.

Auf der Königl. Bibliothek befinden sich unter andern 1400 Bände Manuscripte, die allein aus dänischen, norwegischen, isländischen und schwedischen Schriften bestehen, und durch des Herrn Arnä Magnäi letzten Willen dahin gegeben worden sind. Der runde Thurm, auf welchem man zu diesem Büchersaale kömmt, ist ein unvergleichliches Kunststück. Man kann auf einer breiten gewölbten Schnecken- oder Wendeltreppe ohne Tritte, mit Pferde und Wagen, bis zu oberst hinan fahren; allwo eine ungemein schöne Aussicht über die ganze Stadt ist. In Dännemark und Norwegen sind über 3000 Kirchspiele, dahingegen in Schweden, Finnland und Schonen, nur 2538 sind. Wollte man nun hieraus einen Schluß auf die Macht beyder Reiche ziehen: so müßte das erstere dem letztern weit überlegen seyn. Wie denn auch Dännemark jährlich eine sehr große Menge Menschen zu Seeleuten hergiebt; da in Amsterdam allein 8 bis 9000

dänische Matrosen gezählet werden; außer diesen aber beständig in Amsterdam mehr denn hundert dänische Dienstmägde in Diensten stehen. Bis um die Mitte der Regierung König Friedrichs des Vierten, war es noch gebräuchlich, daß die ganze dänische Armee mit allem Benöthigten, von Hamburg aus, versehen ward. Die Regimentsquartiermeister lagen beständig da, und schleppten unsägliche Summen zum Lande hinaus: bis endlich der General Sch ... dem Könige den Anschlag gab, Tuchmacher kommen zu lassen, und die noch itzt florirenden herrlichen Tuchfabriken auf dem Goldhaus und Christianskinderhause anzulegen. Die Offiziers, welche bisher die Regimentskrämer gewesen, setzten sich sehr dawider; allein, die Weisheit des Königes drang, dem Lande zum Besten, hindurch: und man sieht itzt nicht nur in dieser, sondern auch in vielen andern Sachen schon ein, wie wenig man nöthig habe, fremde Oerter zu seinem Schaden reich zu machen. Doch, was will man sagen? wäre es nach dem Willen der Krämer gegangen: so würden die Dänen weder Bier brauen, noch Brod backen müssen. Denn beydes ist ehedem in unsäglichen Schiffsladungen von Lübeck dahin gefähret worden. Es war was gewöhnliches, daß auf einem Kindtaufen 20 Tonnen Lübeckisch Bier und drüber getrunken, und eine gemäße Menge dasiger Zwiebacke dazu gegessen wurden. Auch dieses brauchet man itzt nicht, und findet, daß Dännemark solch gutes Bier und Brod machen könne, als irgend ein Land. Einige solcher Bierhändler mußten freylich

diese

diese neue Erfindung mit dem Verluste ihres Vermögens büßen: allein es entstanden eine große Menge angesehene Brauer dagegen, die ihren Gewinst in den Grenzen desjenigen Vaterlandes wieder verthun, woraus sie denselben gezogen. So wenig muß die Kaufmannschaft um Rath gefraget werden, wenn man ein Land durch den Handel in Flor bringen will! Der Eigennutz wird wohl allezeit eine gar zu dicke Decke, vor der Kenntniß des wahren Nutzens eines Landes bleiben.

In diesem ganzen Briefe kömmt noch viel schönes von dieser Materie vor: wir müssen aber, zu Vermeidung einer gar zu großen Weitläuftigkeit, abbrechen, und dieses nebst dem ganzen Buche, nochmals der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen; weil es sich sehr angenehm liest: wiewohl wir nicht leugnen, daß eine etwas fließendere und reinere Uebersetzung, dieses Werk noch angenehmer würde gemacht haben.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir eine Vergleichung der berühmtesten Städte in Europa hieher setzen, deren Anzahl von Gebohrnen und Gestorbenen uns entweder aus unserm Verfasser, oder aus den Philosophical Transaction's abridged Vol. VII. P. IV. p. 46. seqq. oder aus neuen gedruckten Jahrzetteln, bekannt ist. Wir werden aber von jeder Stadt die größte uns vorkommende Jahrzahl nehmen; wenn sie gleich nicht alle aus einem u. demselben Jahre sind: und den Städten unter einander den Rang nach der Zahl ihrer Einwohner geben. Man nimt an, daß durchgehends von 30 Menschen jährl. nur einer stirbt, u. nimt also die Zahl der Todten jedes Orts

zomal, um die Zahl der Einwohner zu bestimmen.

Städte.	Jahrz.	Gebohr.	Gestorb.	Z. der Einw.
London	1746	14577	28171	845130
Paris	1720	- - -	17804	534120
Amsterdam	1719	- - -	9726	291780
Wien	1725	4708	5865	165950
Venedig	- -	4836	4816	144480
Berlin	1720	2770	3171	95130
Hamburg	- -	- - -	3027	90810
Kopenhagen	1722	2601	2237	67110
Königsberg	1745	1960	1858	55740
Danzig	- -	1862	1855	55650
Breßlau	1720	1816	1810	54300
Dresden	- - -	1510	1908	57240
Stockholm	- -	1084	1500	45000
Nürnberg	- -	- - -	1063	31890
Braunschweig	- -	- - -	1014	30420
Leipzig	1723	966	953	28590
Frankf. am M.	- -	731	843	25290
Magdeburg	- -	- - -	645	19350
Erfurt	1725	624	617	18510
Stutgard	1743	601	728	21840
Freyberg	1727	362	321	9630
Regenspurg	1724	298	289	8670
Eslingen	1743	222	277	8310
Lauban	- -	223	257	7710
Gera	1724	296	197	5910
Ravitz	- -	200	174	5220
Coburg	- -	206	182	5460
Eperies	- -	213	135	4050
Weimar	- -	190	143	4290

* *

III.

Von der Gaſtfreyheit. *

Die Gaſtfreyheit, welche ſich auf die Verbindungen gründet, welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, muß faſt ſo alt ſeyn, als die Welt ſelbſt iſt. So glaubt auch Herr Simon, in einer Nachricht, die er im 1712. Jahre der Akademie von dieſer Sache vorlas, daß ſie ſchon von den uralteſten Zeiten an, im Gebrauche geweſen. Da die Erde zu derſelben Zeit nicht ſonderlich bewohnet war, ſo würden diejenigen, die eine neue Wohnſtatt ſuchten, oder ſich auf ihren Reiſen verirreten, oftmals Gefahr gelaufen haben, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden; wenn ſie nicht geſellige Menſchen gefunden hätten, die ſie aufnahmen, und ihnen die Oerter zeigten, wo ſie ihre Herberge aufſchlagen ſollten.

Kann man gleich von den zwey erſten Jahrhunderten, die auf die Sündfluth folgten, nicht anders als nach Muthmaßungen urtheilen: ſo iſt doch aus der heiligen Schrift ſo viel gewiß, daß die Gaſtfreyheit eine ganz eigene Tugend der Patriarchen geweſen. Was man in dem 19. Cap. des 1 Buchs Moſe, im 29 Verſe, von Abraham und Loth lieſt, das iſt eine unleugbare Probe davon. Es iſt wahr, daß dieſe Tugend in engern Schranken ausgeübet ward, als

* Siehe Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. & belles Lettres. T. II. p. 62. ſeqq.

als die Israeliten von Gott Befehl erhielten, mit den benachbarten Völkern allen Umgang aufzuheben, um die ansteckende Seuche der Laster zu vermeiden. Allein, ohne hier von den Idumäern und Aegyptiern zu reden, die nicht mit unter diesem Gesetze begriffen waren, und welche von den Hebräern allezeit mit Mildigkeit aufgenommen wurden: so ward auch diese Tugend unter ihren Brüdern sehr ausgeübet; insonderheit in der betrübten Zeit ihrer Gefangenschaft, von welcher wir wissen, daß sich Tobias gänzlich damit b schäfftiget hat.

Die Aegyptier, welche unfehlbar von den Hebräern gehöret hatten, daß Gott zuweilen die Engel unter menschlicher Gestalt auf die Erde geschickt, glaubten in der folgenden Zeit: daß die Götter selbst, oftmals die Gestalt der Reisenden annähmen; um theils die Ungerechtigkeit der Menschen zu strafen, theils ihrer Grausamkeit Einhalt zu thun. Unfehlbar war diese Meynung schuld daran, daß in Aegypten die Rechte der Gastfreyheit so heilig und ehrwürdig waren. Die gütige Aufnahme die man dem Menelaus und der Helena, zur Zeit des trojanischen Krieges erwies, und die häufigen Reisen der griechischen Weisen nach Aegypten sind sichere Zeugen von der Gastfreyheit der Aegyptier. Da Homer die Vortrefflichkeit der Gastfreyheit auf die Meynung von den vermeynten Reisen der Götter gründete, die er in Aegypten gelernet hatte; und da die andern griechischen Dichter ausbreiteten, daß Jupiter selbst oftmals mit den andern Göttern die Erde besuchet hätte; entweder um die Unordnungen

wieder

wieder gut zu machen, die die Sündfluth verursachet hätte; oder den Lykaon zu bestrafen, der seine Gäste erwürgete, oder sonst um anderer Ursachen halber: so war es nichts wunderwürdiges, daß die alten Griechen die Gastfreyheit für diejenige Tugend hielten, die den Göttern am angenehmsten wäre. Sie ward daher auch in ganz Griechenland überall ausgeübt. Da die Beyspiele davon viel zu bekannt sind, als daß man sie hier anzuführen brauchet: so wird man auch nichts mehr sagen, als daß es an einigen Orten, sonderlich auf der Insul Creta, öffentliche Gebäude gegeben, allwo alle Fremde aufgenommen wurden. Kurz, nichts war so unverbrüchlich, als die Vorrechte der Gastfreyheit: und Jupiter selbst der ein Rächer derselben war, trug deswegen den Namen des Gastfreyen.

Die Könige von Persien, kannten gleichwohl diese Tugend, so stolz sie sonst auch waren, und alle andere Völker verachteten: und wir wissen aus den Geschichten *, auf was für eine Art sie die Fremden aufgenommen; insonderheit aber die Griechen, welche in dem persischen Gebiethe eine Freystatt wider die Verfolgung ihrer Mitbürger suchten.

Trotz der Wildheit der alten Bewohner von Italien, war auch daselbst die Gastfreyheit schon in den ersten Zeiten bekannt. Die Zuflucht, die Janus dem Saturnus, und Latinus dem Aeneas verstattete, sind hinlängliche Proben davon. Aelian selbst erzählet ** daß es unter den Lucaniern

* Herodot. Corn. Nepos &c.
** Siehe Var. Hist.

niern ein Geſetz gegeben, welches diejenigen ſtraf-fällig gemacht, die ſich weigern würden, Fremde zu beherbergen, die nach Sonnenuntergange in die Stadt kämen. Nachmals übertrafen die Römer alle andere Völker in der Gaſtfreyheit, und wenn wir dem Cicero † glauben; ſo leiteten die gröſſeſten Häuſer in Rom, ihre höchſte Ehre daher, daß ſie allezeit den Fremden offen ſtünden. Das Geſchlecht der Marcier war durch das Recht der Gaſtfreyheit mit dem Perſeus, Könige in Macedonien vereinet; und Julius Caeſar, ohne von andern zu reden, war durch eben dieſes Band mit dem Nikomedes, Könige in Bithynien verbunden.

Die alten Deutſchen, Gallier und Celtiberier, die atlantiſchen Völker, und faſt alle Nationen der Welt, beobachteten ebenfalls die Vorrechte der Gaſtfreyheit mit der gewiſſenhafteſten Strenge: und die Indianer ſogar hatten eine eigene Obrigkeit geſetzt, die den Reiſenden alle nöthige Lebensmittel ſchaffen und für ihr Begräbniß ſorgen mußte, wofern ſie im Lande ſturben. Wenn Homer ſagt, daß die Aethiopier die Götter aufgenommen und etliche Tage lang herrlich bewirthet: ſo zielet er ſonder Zweifel auf ihren Gebrauch die Fremden gut aufzunehmen. Selbſt Heliodor lobet ſie beſonders deswegen, daß ſie die Gaſtfreyheit ausgeübet.

Nunmehr wollen wir etwas von den Gebräuchen der Gaſtfreyheit ſagen. Sobald man vernahm, es ſey ein Fremder angekommen, ſo gieng der, der ihn aufnehmen ſollte, ihm entgegen; und nachdem er ihn zu-

† De Officiis 2. n. 64.

gegrüßt, und ihn Vater, Bruder oder Freund genennet, welche Titel er mehr nach dem Alter als Stande einrichtete, ſo führete er ihn ins Haus, hieß ihn niederſetzen, und ſetzte ihm Brod, und Wein und Salz vor.* Dieſes war eine Art von Opfer was man dem gaſtfreyen Jupiter brachte. Die Morgenländer wuſchen vor der Mahlzeit ihren Gäſten noch die Füße; und dieſer Gebrauch war ſonderlich unter den Juden üblich, wie denn auch unſer Heiland den Phariſäern die ihn zu Gaſte geladen, verweiſet, daß ſie es verabſäumet hätten. Selbſt das vornehmſte Frauenzimmer unter den Alten, gab ſich ihrer Gäſte wegen dieſe Mühe ſelbſt. Die Töchter des Kokalus Königs in Sicilien führten den Dädalus ins Bad, wie Athenäus erzählet;** und Homer führet in der Odyſſee verſchiedene andere Exempel an, da er von der Nauſikaa, Polykaſta und Helena redet. Auf das Bad folgte das Gaſtmahl, wobey nichts geſparet ward, die Gäſte zu beluſtigen. Die Perſer trieben die Hochachtung die ſie ihnen ſchuldig waren, ſo gar über den Wohlſtand hinaus, indem ſie auch ihre Weiber und Töchter in den Speiſeſaal führeten.

Das Feſt welches mit Libationen angefangen, hörte auch damit auf, und zwar unter Anruffung der Schutzgötter der Gaſtfreyheit. Nach dem Namen des Gaſtes erkundigte man ſich gemeiniglich erſt nach Tiſche, wie auch nach den Umſtänden ihrer Reiſe

* Cic. pro Deiotario. ** Lib. X.

Reiſe; hernach führete man ſie in das für ſie zubereitete Zimmer.

Es war dem Gebrauche und Wohlſtande gemäß, daß man die Gäſte nicht abreiſen ließ, ohne ihnen Geſchenke zu ertheilen, die man Penia nannte; und die diejenigen welche ſie empfiengen, ſorgfältig aufhoben, als Pfänder eines Bundes, den die Religion ſelbſt heiligte.

Die Schutzgötter der Gaſtfreyheit, waren Jupiter, mit dem Zunamen *Ξενιος*. Venus, Minerva, Herkules, Caſtor und Pollux. Es gab zwar auch in der Stadt Pellena einen Apollo *Θεοξενιος*; allein man erkannte doch inſonderheit die Hausgötter und Penaten, für die Beſchützer der Gaſtfreyheit.

Um den Nachkommen ein Denkmaal der Gaſtfreyheit zu hinterlaſſen, die man mit jemanden eingegangen war, ſo brach man eine Münze in zwey Stücke; oder man ſchnitt ein Stück Holz, oder Eiſen entzwey, davon ein jeder die Hälfte behielt. Dieſes ward von den alten Teſſera hoſpitalitatis genannt. Man ſieht noch in den Cabinettern der Neugierigen dergleichen, auf welchen die Namen der zween Freunde geſchrieben ſind; und wenn die Städte ſelbſt jemanden die Gaſtfreyheit zugeſtunden: ſo fertigten ſie darüber eine förmliche Urkunde aus, und gaben dem Fremden eine Abſchrift davon.

Die Rechte der Gaſtfreyheit waren ſo heilig, daß man den Mord eines Gaſtes als das unverſöhnlichſte Verbrechen anſah: ja wenn er auch zuweilen wider Willen geſchehen war, ſo glaubte man doch,

daß

daß er den Zorn aller Götter nach ſich zöge. Selbſt das Kriegsrecht, hob das Recht der Gaſtfreyheit nicht auf, und es war alſo ewig, wofern man ihm nicht auf eine feyerliche Weiſe entſagete. Ein Gebrauch der bey ſolcher Gelegenheit beobachtet ward, war, daß man das Zeichen der Gaſtfreyheit zerbrach; und einem ungetreuen Freunde andeutete, daß man auf ewig mit ihm gebrochen hätte.

* *

IV.

Inuentarium Diplomaticum Hiſtoriae Saxoniae ſuperioris.

Das iſt:

Verzeichniß der Urkunden der Hiſtorie von Oberſachſen, darinnen Kaiſerliche, Chur- und Fürſtl. und andre Schenkungen, Privilegien, auch das Reich, Stifter, Klöſter, Univerſitäten, den Adel, Städte und Dörfer angehende Documenten, Churſachſen, Meißen, Thüringen, Lauſitz, Henneberg, Vogtland, wie auch Anhalt, Quedlinburg und Mannsfeld anbetreffend, ſo viel deren im öffentlichen Drucke zu haben, in chronologiſcher Ordnung von 500 bis 1741 enthalten ſind. Nebſt einem fünffachen Regiſter ausgefertiget von Chriſtian Schötgen. Halle im Magdeb. in Verl. des Weyſenh. 1747. in fol. 817 S. ohne die Vorr. und Reg.

Da Künſte und Wiſſenſchaften nun eine ſo geraume Zeit, vor allen andern Theilen Deutſchlandes, hauptſächlich in Oberſachſen

geblühet: so haben sich patriotische Liebhaber dieses ihres Vaterlandes bisher billig gewundert, warum sich noch niemand gefunden, der eine wohlabgefaßte ausführliche Historie von Obersachsen geliefert hätte. Zwar an alten Chroniken von Meißen, Thüringen, Dresden, Wittenberg und Leipzig und andern einzeln Städten hat es nicht gefehlet: und das bloße Verzeichniß sovieler einzelnen historischen Schriften erstrecket sich auf viele tausend Stücke. Allein aus allen diesen Materialien ein wohlgeordnetes ausführliches Gebäude aufzuführen, das ist bisher ein Werk gewesen, daran sich noch niemand hat wagen wollen. Die Ausländer wundern sich aber sehr darüber, wenn sie nach einer vollständigen sächsischen Historie fragen: weil man ihnen nichts als kleine Handbücher davon aufweisen kann, die so seicht und mager sind, daß sie kaum für Anfänger zureichen. Man sage nun was man will: so ist es für die Ehre eines Landes ein erhebliches Werk, eine wohlgeschriebene Historie desselben zu haben. Hier aber ist alles, was noch zu dieser Art der Gelehrsamkeit Lust gehabt, ohne Ende und Zahl auf die liebe Reichshistorie gefallen. An dieser haben sich alle, Hahns, Struvs, Gladovs u. s. w. matt und müde geschrieben. Von der sächsischen Historie aber haben auch die eigentlich sogenannten Historiographi des Churſächsischen Hauses, bisher nur einzelne Stücke, oder Sammlungen etlicher alten Scribenten geliefert.

Der berühmte Herr Schöttgen hat diesen Mangel, und den daher entstehenden gegründeten Vorwurf, den

man

man unsern obersächsischen Scribenten machen kann, sehr wohl eingesehen. Er erinnert solches nicht nur in seiner Vorrede zu diesem Werke, sondern thut auch zu Beförderung desselben einen sehr merklichen und wichtigen Beytrag; indem er ein chronologisches Verzeichniß aller Urkunden und Documente liefert, die seit 500 bis 1741. gegeben worden und in unzählichen gedruckten Werken, hin und her zerstreuet anzutreffen sind.

Er sagt zwar auf eine gar zu bescheidene Art, daß der Leser in diesem seinem Werke wenig Witz und Geschicklichkeit, aber desto mehr Arbeit wahrnehmen würde. Allein wir nehmen uns die Freyheit ihm zu widersprechen: indem gewiß, außer der unleugbaren großen Mühe, die es erfordert hat, auch sehr vieler Verstand und critische Urtheilskraft dazu gehöret hat. Indessen ist es wahr, daß Bücher von dieser Art, zwar vielen sehr dienlich und brauchbar seyn, aber von wenigen werden angeführt werden. Es ist die gemeine Art vieler Gelehrten, sonderlich zu dieser Zeit, diejenigen Quellen am wenigsten zu nennen, oder zu rühmen, daraus sie das meiste geschöpfet: es müßte denn etwa seyn, daß sie einige Kleinigkeiten, als Fehler in denselben angemerket hätten, womit sie sich breit machen könnten. Das übrige nutzet man getrost, als sein eignes Gut, ohne den Namen desjenigen mit einer Sylbe zu nennen, der ihnen so mühsam vorgearbeitet hat. Wir aber wollen hiermit, dem gelehrten Herrn Rector Schöttgen diejenige Gerechtigkeit überhaupt wiederfahren lassen, die ihm vielleicht von vie-

len solchen undankbaren Hummeln, versaget werden möchte; welche nur das von ihm zusammengetragene Honig verzehren, und zu ihrer Nahrung anwenden werden.

Wenn sich ferner der berühmte Herr Verfasser mit einem Handlanger vergleicht, der bey Aufführung eines schönen Gebäudes in keine Betrachtung kömmt, und ganz vergessen wird: so wünschen wir, daß sich ein solcher Baumeister bald finden möge, der aus denen hier gesammleten Materialien ein solches wohlgeordnetes Gebäude der sächsischen Geschichte aufführen möge. Der Herr Verfasser thut gewiß sehr schöne Vorschläge dazu, und handelt vier wichtige Stücke in seiner Vorrede ab. I. Zeiget er, wie man aus diesem seinem Werke, wenn man es gehörig durchgeht, eine critische Wissenschaft der sächsischen Historie erlangen könne: II. Daß man sich eben daraus eine gründliche Erkenntniß der pragmatischen Umstände dieser Lande erwerben könne. III. Macht er einige besondere Anmerkungen, und endlich schließt er IV. mit einer Nachricht von seiner Arbeit.

Was den ersten Punct anlangt, so besorgt der Herr Verfasser nicht unbillig, daß viele, die hier von der Kritik hören werden, ein Kreuz vor sich machen möchten; weil sie mit derselben gar nichts zu thun haben wollten. Er versteht aber durch die Kritik nicht eine „pedantische Wortkrämerey, der„gleichen man bisher sonderlich bey griechischen und „lateinischen Scribenten sehr gemisbraucht, und die „Leute mit unnützen und überflüssigen Variantibus

„Lectio-

„Lectionibus, oder verſchiedenen Leſearten abgewie-
„ſen“. Die rechtſchaffene und nöthige Kritik, die bey allen Geſcheiden ihren Preis behalten wird, beſteht, ſeinem Urtheile nach, ſowohl in Beurtheilung der Worte, als der Sachen ſelbſt.

Er beweiſt aber, daß ein Staatsmann, auch die Wort-Kritik nicht aus der acht laſſen müſſe, mit einem beſondern Exempel. Im 1679 Jahre haben die Katholiken einen Brief ans Licht gebracht, den 1532 den 24. Aug. Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen, an den Herzog von Bayern geſchrieben haben, und darinn unter andern gemeldet haben ſolle: wie ſein Herr Vater Churfürſt Johann der beſtändige, auf ſeinem Todbette bewogen worden, ſich wieder zur alten Chriſtlichen Religion zu wenden, und mit der Mutter, der Heiligen Chriſtlichen das iſt, päbſtiſchen Kirche, zu vereinigen: worauf er auch alle Sacramenta angenommen hätte. Da nun das Haus Sachſen den Ungrund dieſer Sache zeigen wollte: ſo mußte man darthun, daß dieſes vorgegebene Schreiben gar nicht nach dem Meißniſchen Kanzleyſtil, ja nicht einmal nach ſächſiſcher Mundart eingerichtet wäre. Denn darinn ſtand unter andern: Wür, erkhennen; üm den neunten Seger auf den Tag: Seellen: hertziglich: wiederumben: verainen: Oellung: demüttigkheit: ainen Truckh: Kürche: gemainer: zum freuntlichiſt: thails: Verwantung: Wüttenberg: Ohaimb: Wilhelmben: u. d. gl. Alle dieſe Brocken gaben nun ſattſam bloß, daß der Brief untergeſchoben, und ſein Urheber irgend ein guter

Oesterreicher, Böhme oder Bayer gewesen seyn mochte; zumal da das im dresdenischen Archive vorhandene Original ganz anders lautete.

Was die Real-Kritik betrifft: so zeigt er auch deren Nothwendigkeit aus einem andern Exempel: da im 1528sten Jahre eines gewissen Bundes Abschrift zum Vorscheine gekommen, welchen einige katholische Fürsten zu Austilgung der evangelischen Religion gemacht haben sollten; der aber erdichtet war: wie solches Herzog Georg zu Sachsen damals, mit sehr guten Gründen recht kritisch darthun lassen. Die Schrift steht im Hortleder von den Ursachen des deutschen Krieges, im 2 Buch, 9. Cap. a. d. 605ten S. Die andern Beweise nimmt der Herr Verfasser von andern neuen und alten untergeschobenen Urkunden her, die bey verschiedenen Fällen, zu Behauptung gewisser Vorrechte, bey Städten und Dörfern angeführet worden: dabey das Dorf Salze, die Städte Zwickau und Weißenfels namentlich vorkommen; auch ein Schulmeister aus dem Churkreise angeführet wird, der noch vor wenig Jahren den Bauern für Geld Diplomata verfertiget hat.

In der 2ten Abtheilung behauptet der Herr Verfasser, daß man die pragmatische Erkenntniß der sächsischen Historie, zur Zeit noch aus keinem Buche lernen könne, sondern sie aus vielen Büchern und Urkunden zusammen klauben müsse. Davon nun muß es gewisse Anfangsgründe geben: und derselbe giebt folgende Probe davon: 1) „Das Meißner„land hatten die Sorben und Wenden inne, und „man nennte es Sirbia". 2) Kaiser Heinrich der

Vogler

Vogler hat dieß Land mit Kriegsgewalt unter sich gebracht, daher es nachgehends Sachsen genennet worden. 3.) Die Markgrafen waren anfangs nicht erblich, auch mehr als einer auf einmal. 4.) Kaiser Otto I. hat die drey Bisthümer gestiftet. 5.) Das Land ist nach und nach, und nicht auf einmal, auf deutschen Fuß gesetzt worden. 6.) bis zu Zeiten Kaiser Heinrichs des IV. hatten die Kaiser über hiesige Lande die Oberherrschaft und den Genießbrauch, Dominium directum et vtile, zugleich. Dieser machte die Grafen zu Wettin zu erblichen Markgrafen; ließ aber, wegen vieler Unruhen die hiesigen Lande gleichsam im Stiche: so daß sich die Herrn und Edelleute an den Mächtigsten unter ihnen, welches der Markgraf war, halten mußten; wenn sie ihre Sicherheit haben wollten. Dieß setzt der Herr Verfasser hinzu, ist der wahrhafte Ursprung der landesherrlichen Gewalt, der ehemaligen Markgrafen, welche hernach durch allerhand Erbschaften immer mehr und mehr gestiegen.

Hieraus zieht nun der Herr Verfasser verschiedene Folgen. 1.) Daß es eine Fabel sey, wenn man vorgiebt, Wittekind habe in hiesigen Landen regieret, und sey ein Stammvater des itzigen Hauses Sachsen. Er hat aber in Westphalen geherrschet, welches damals Sachsen geheißen; dahergegen diese Länder von Wenden bewohnet worden. 2.) Daß Meißen niemals unter den Herzogen zu Sachsen, als einem der vier Herzogthümer von Deutschland gestanden; indem es bloß von Markgrafen, unmittelbar unter den Kaisern regieret worden; u. d. m.

Ferner giebt der Herr Verfaſſer eine gute Lehre, wie man nach Anleitung ſeines Werkes die diplomatiſche Hiſtorie ſtudiren ſolle: nicht wie einige, die nur ihre Einfälle mit diplomatiſcher Schminke überkleiſtern; ſondern mit einem philoſophiſchen Kopfe, der nicht mehr und nicht weniger daraus ſchließt, als darinnen ſteht. Da aber, wie der Herr Verfaſſer erinnert und der Augenſchein lehret, zu einer ſolchen Arbeit eine Menge der theuerſten und oft ſeltenſten Bücher gehöret; die der hundertſte Liebhaber der Geſchichte ſich nicht anſchaffen, ja in den meiſten Städten auf öffentlichen und Privatbibliotheken nicht bis zur Hälfte antreffen kann: ſo entſteht die Frage: Ob es für die Liebhaber der Hiſtorie nicht ein höchſt nützliches Werk ſeyn würde, alle von dem Herrn Verfaſſer hier in Zeitordnung gemeldete Urkunden, in unverrückter Reihe, in ein paar Folianten zuſammen drucken zu laſſen? In Wahrheit, ein ſolcher Theſaurus diplomaticus würde ein treffliches Werk ſeyn, und die hiſtoriſche Wiſſenſchaft von Deutſchland in ein beſonders Licht ſetzen; zumal wenn auch andere in dieſer Wiſſenſchaft erfahrne Männer, aus ihrem Vorrathe, noch dasjenige anmerkten, was etwa denſelben noch vollſtändiger machen könnte.

Im 15. §. lehnet der Herr Verfaſſer den Einwurf von ſich ab: daß er ja kein Juriſt ſey, und ſich folglich um ſolche Dinge, die ins Ius Publicum und Feudale dieſer Lande laufen, nicht zu bekümmern habe. Er antwortet aber ſehr gründlich darauf; indem er zeigt: man müſſe dabey mehr ein Philologus, Kriticus

und

und Antiquarius, als ein Civilist und und Practicus seyn. Denn es könne einer seinen Proceß aufs vortrefflichste inne haben, der doch von diesem allen gar nichts verstünde. Er gehe aber mit den alten Gebräuchen seines Vaterlandes nicht anders um, als mit den alten griechischen und römischen Antiquitäten. Er schritte also gar nicht aus den Grenzen seiner Profession: und es wäre uns Deutschen keine große Ehre, daß wir in griechischen und römischen Alterthümern mehr, als in unserm eigenen Vaterlande bewandert wären.

Im folgenden zeigt der Herr Verfasser den großen Schaden, den die Verabsäumung der Historie den durchlauchten Vorfahren des Churhauses Sachsen gebracht: ob man gleich an Civilisten keinen Mangel gehabt, die alle Winkel des justinianischen Rechtes durchkrochen. Die alten Churfürsten, ascanischen Stammes, sind deswegen zwar nicht sosehr zu verdenken gewesen; weil sie keine Universitäten im Lande gehabt: aber sie sind doch von sehr schlechten Räthen bedienet worden. Davon giebt nun der Herr Verfasser verschiedene wichtige Proben, theils wegen des Erzmarschallamtes, theils wegen der böhmischen Streitigkeiten: darinnen Sachsen offenbar unrecht geschehen, weil sie keine in den Geschichten erfahrne Leute gehabt. Ferner könnt er auf die pfalzgräfl. Würde, auf die erlangte Churwürde, das Vicariat, das Burgrafthum Magdeburg, auf die Beschaffenheit der ältesten Lehen des obersächsischen Adels u. d. m. Alle diese wichtige Puncte führt der Herr Verfasser mit solcher Gründlichkeit aus, als man von vielen berühm-

berühmten Publiciſten kaum vermuthen ſollte. Sonderlich iſt dieſer letzte Punct ſo ausführlich abgehandelt, daß es in dem ſächſiſchen Lehnrechte kein geringes Licht aufſtecken kann.

In dem 52ſten §. bringet der Herr Verfaſſer in Anſehung des ſächſiſchen Lehnrechts und ſeines Verfaſſers Ecko von Reppichau, wie er deſſen Namen ſchreibt, der um das Jahr 1217 gelebt hat, eine Muthmaßung vor: ob nämlich nicht dieſer Rechtsgelehrte ein Beyſitzer des magdeburgiſchen Schöppenſtuhls geweſen; wo der Burggraf präſidiret, und allerhand edle und ehrbare Mannen ſeine Beyſitzer geweſen? Er meynt nämlich, wenn man dieſes nicht annimmt, ſo könne man ſchwerlich zeigen, woher er ſeine Wiſſenſchaft des Lehnrechts gehabt habe. Daß auch der Grundtext des ſächſiſchen Lehnrechts die deutſche Mutterſprache geweſen ſey, meynt er darum glaublich zu ſeyn; weil das Werk ſonſt keinen Nutzen gehabt hätte: indem der damalige Adel, weder ſchreiben noch leſen, geſchweige denn die lateiniſche Sprache verſtehen gekonnt.

Im 54. §. kömmt derſelbe auf die älteſten Landtage des Markgrafthums Meißen, darinn er vieles ergänzet, was der dresdeniſche Geſchichtſchreiber, Anton Werk, davon geſchrieben; und hernach ein Ungenannter auszugsweiſe auf vier Bogen daraus gezogen und 1695 ans Licht geſtellet. Auch die Nachleſe von 26 Landtagen, iſt überaus merkwürdig. Der erſte und älteſte von allen iſt 1165 von Marggraf Otten dem Reichen, zu Culmitz gehalten worden. An eben dieſem Orte ſind auch 1198, 1200,

1205,

1205, 1218, 1220, 1233, 1245, 1254 u. s. w. Landtage gehalten worden: ob gleich derselbe bald Culmitz, bald Colmitz, bald Colm, bald Cholm genennet wird. Es ist derselbe ein Städtchen unweit Oschatz, an dem sogenannten Colmberge gewesen: wie der Hr. Verfasser sagt. Es ist aber auch, wie uns wissend ist, ein solcher Colmberg nahe bey Leipzig, in der Gegend wo die Universität ihre Dorfschaften hat. Ob dieses nun derselbe, oder ein andrer Ort gleiches Namens sey, das verdiente wohl untersuchet zu werden; zumal da eine Tradition vorhanden ist: man habe sie daselbst unter freyem Himmel gehalten. Es werden auch Landtage angemerkt, die außer den Grenzen des Meißnerlandes, gehalten worden; als in Thüringen, Quedlinburg, Magdeburg, Altenburg, welches damals unter dem Kaiser gestanden.

Hierauf folgen pragmatische Verfassungen der ältesten Landtage; wobey erstlich auf die Personen, die theils solche gehalten, theils als Landstände dabey erschienen, gesehen wird. Sodann kommen die Oerter vor, darunter das obgedachte Colmitz, Colm oder Colme der erste, Schkölen unweit Weißenfels der zweyte, Delitz aber, oder Delitz, Alarstorf, Leipzig, Lonnatsch und Dresden die folgenden gewesen. Drittens sieht er auf die daselbst abgehandelten Sachen. Wir überlassen aber diese Stücke dem eigenen Nachlesen der Liebhaber solcher Alterthümer, und schreiten zu des Herrn Verfassers

III. Puncte. Dieser hält allerhand vermischte Anmerkungen in sich, welche bey diesem diplomatischen Werke in acht zu nehmen sind. Es hat nämlich

lich die Ausarbeitung dieſes Werkes denſelben auf allerley Gedanken gebracht; die er nachgehends in Ausarbeitung verſchiedener Sachen gut befunden. Wir wollen ſie gleichfalls in der Abſicht, andern zu dienen, hiermit beyfügen.

1. Daß die chronologiſche Ordnung ſehr anzupreiſen ſey, wenn man Urkunden durchgehen, und ſich in der Hiſtorie feſt ſetzen will. Er zeigt verſchiedene Vortheile davon, z. E. daß man in der Hiſtorie ſagen kann: Hier finde ich dieſen Titel, oder dieſe Münze, oder ſonſt etwas zum erſtenmal; oder hier hört dieſe oder jene Nachricht auf. Man kann auf ſolche Art den Reiſen der Kaiſer nachſpüren, und manches falſche datum, oder falſche Oerter verbeſſern ꝛc. Man muß ſich wundern, wie viele Gelehrte andrer Meynung haben ſeyn können: da ja überhaupt in Geſchichten die Chronologie das beſte, ja das einzige Licht aufſtecket.

2. Wegen des Kalenders merket der Herr Verfaſſer an: Es ſey zu verwundern, daß noch kein Gelehrter eine Diſſertation davon geſchrieben, wenn bey dieſem oder jenem Volke das Jahr angefangen. Von den Franzoſen iſt es bekannt, daß in den mittlern Zeiten mit dem Oſterabende das neue Jahr bey ihnen angegangen. Wenn daher Johannes Abt zu Ciſteaux einen Brief 1414 den 15 Febr. unterſchrieben: ſo muß dieſes nach unſrer Rechnung 1415 heißen. Uns dünkt, Bayle habe in ſeinem Wörterbuche dieſes ſchon angezeiget; und wir erinnern uns, daß die Engländer noch unlängſt ihre alte Art das Jahr mit dem Märzmonate anzufangen, gebrauchet haben.

haben. In dem Gebrauche dieses Werkes muß man diese Anmerkung oft vor Augen haben.

3. Man hat sich in mittlern Zeiten auch zuweilen des römischen Calenders bedienet. Er führt Exempel davon an, und bemerkt Fehler, die dabey begangen worden, wenn die Schreiber den Tag nicht recht genennet: wie auch Tenzel im Leben Friedrichs mit dem Bisse, schon beobachtet hat. Die Deutschen haben auch noch vor zwey hundert Jahren, das neue Jahr mit dem Christtage in Weihnachten angefangen.

4. Man findet einige, die ganz recht nach römischer Art geschrieben. Es wäre aber zu wünschen, daß man beyderley Art Zahlen beysammen fände.

5. Endlich ist wegen der Stundenzahl auch noch zu merken, daß sie bey den Wälschen mit dem Untergange der Sonnen, bey andern Europäern nach Mitternacht anfangen: welches auch in die Berechnung der Tage einen Einfluß hat. Z. E. Pabst Paulus starb 1471 den 26 Jul. Abends um 10 Uhr: die Italiener aber schreiben, er sey den 27 Jul. gestorben. Beydes ist recht.

Wir kommen also auf die IVte Abtheilung dieser Vorrede, darinn von der Einrichtung dieses Werkes Nachricht gegeben wird. Der Herr Verfasser erinnert, daß die Gelehrten seit kurzem den Nutzen der alten Briefe und Urkunden besser einzusehen angefangen; weswegen schon Herr Hofr. Buder 1722 eine Dissertationem Epistolarem ad fratres Pezios de Bibliotheca Diplomatica Regum et Imperatorum Romano-Germanicorum studiose conquirenda.

renda geschrieben. Dabey kömt vor, daß Hr. Hofr. Heubel, auch dergleichen Anschlag gehabt, und Herr Hofrath Menke, der ältere, solches gebilliget habe. Der Herr geh. Rath Moser hat auch vorgehabt, alle das Reich angehende Diplomata in ein Register zu bringen. Auch von den Briefen der Kaiser sind schon Sammlungen gemacht worden, obgleich noch nichts davon ans Licht getreten ist.

Endlich hat der sel. Hofrath Georgisch, seine Regesta Chronologico Diplomatica zu Stande gebracht, die 1740 ans Licht traten. Das Werk war nützlich, und in der Historie unentbehrlich, aber nicht vollständig. Der Herr Verfasser merkt einen Fehler in demselben an, daß er nämlich Schannats Vindemias allezeit umgekehrt anführt: nämlich T. I. wenn es T. II. heißen soll; und T. II. wenn T. I. steht. Vielleicht sind die Titel der beyden Theile an seinem Exemplare verbunden gewesen.

Zu dieser seiner Arbeit hat der Herr Rector Schörtgen bereits vor vierzehn Jahren den Anfang gemacht; doch nur zu seinem eigenen Gebrauche. Es würde auch sehr unvollkommen ausgesehen haben, wenn er es bald Anfangs hätte drucken lassen: weil so viele Jahrzahlen in den gebrauchten Werken unrichtig angegeben waren. Nachdem er aber die Diplomata selbst durchgegangen, und verschiedene kleine Schriften davon ausgearbeitet, so hat er vieles verbessert. Endlich hat er sich bereden lassen, sein Register herauszugeben. Die Anzahl der angezeigten Urkunden beläuft sich an die zwölftausend Stücke: fürwahr ein trefflicher Schatz des

Alter-

Alterthums. Wo bey alten Zeiten ein Sternchen am Rande steht, das bedeutet, daß die Jahrzahl etwas unrichtig oder zweifelhaft seyn mag: wiewohl er nichts daran hat ändern, oder künstein wellen. Die Register des Werkes sind nicht nur nöthig gewesen, sondern auch sehr fleißig gemacht; und das letzte enthält Anmerkungen, die nicht ein jeder darinn suchen wird.

Das älteste Diploma von deutschen Sachen, ist ein im 500. Jahre nach Christi Geburt von dem ostgothischen Könige Theodorich an die Könige der Heruler, Werner und Thüringer abgelassenes Schreiben, sie mit einander auszusöhnen; und steht beym Cassiodor und Goldast. Das zweyte ist von eben demselben, als er seine Tochter dem Könige Hermanfried in Thüringen gesandt. Und die letzten sind von 1741 bey der bayrischen Kaiserwahl in Frankfurt. Der ganze Zeitraum also, durch den sie gehen, ist ein Inbegriff von 1240 Jahren.

Wir wundern uns nur, warum man ein Buch, welches ganz deutsch, und zwar in einer sehr guten Schreibart abgefasset ist, mit lauter lateinischer Schrift gedruckt hat. Was soll doch diese Seltsamkeit und Neuerung? Die Ausländer können es doch nicht verstehen; und den Deutschen ist es verdrießlich, ihre Sprache in fremden Buchstaben zu lesen. Uebrigens wünschen wir, daß auch bey den angeführten Documenten und Urkunden, die deutschen von den lateinischen durch irgend ein Merkmaal unterschieden seyn möchten. Dieses würde in der deutschen Litteratur von grossem Nutzen gewesen seyn; und zu

manchen Unterſuchungen, in Anſehung der Schreibart voriger Zeiten, Vorſchub gethan haben. Vielleicht aber wird unſer Wunſch einen Theſaurum Diplomaticum, in extenſo zu ſehen, bald erfüllet, den wir hiemit nochmals wiederholen wollen.

* *

V.

An Attempt towards a natural Hiſtory of the *Polype:* In a Letter to *Martin Folkes*, Eſq. Praeſident of the Royal Society &c. by *Henry Baker* Fellow of the Royal Society, and Member of the Society of *Antiquaries* in London 1743. in 8.

D. i.

Verſuch zu einer natürlichen Geſchichte von den Polypen. In einem Schreiben an Martin Folkes, Präſidenten der königl. Geſellſchaft. Durch Heinrich Bakern, Mitgliede der königlichen Societät, wie auch der antiquariſchen Geſellſchaft in London. Mit vielen Holzſchnitten.

Die Nachrichten, welche man vor wenigen Jahren zuerſt von den Vielfüßlern (Polypen) erhielt, waren ſo ſeltſam, ſchienen dem gewöhnlichen Laufe der Natur ſo ſehr zuwider, und den angenommenen Meynungen von der Fortpflanzung der Thiere, ſo entgegen geſetzet zu ſeyn, daß

auch

auch viele Leute dieſelben für lächerliche Hirngeſpinnſte und abgeſchmackte Ungereimtheiten hielten. Um nun dieſe Sache in ihr rechtes Licht zu ſetzen, ſo theilet uns hier der Herr Baker, einige Erfahrungen in Abſicht auf dieſes Thier mit, welche er mit der äußerſten Aufmerkſamkeit, und in Gegenwart vieler Perſonen, deren Anſehen und Urtheilskraft niemand in Zweifel zieht, angeſtellet hat.

Der unermüdete niederländiſche Naturforſcher, Herr Leeuwenhök, hat zuerſt im 1703 Jahre, dieſes Thier und ſeine ungewöhnliche Art ſich fortzupflanzen, bemerket. Er theilte von dieſer Beobachtung der londenſchen Societät, eine Nachricht mit, die in der 28 Nummer der Philoſophical Transactions eingerücket ſteht. Die erſtaunlichſten Eigenſchaften dieſes Thieres aber, waren den glücklichen Entdeckungen des Herren Trembley auf das 1739 Jahr, vorbehalten. Derſelbe bemerkte bey ſeinen Unterſuchungen des kleinern Waſſergewürmes, unter andern auch dieſes Thier, welches theils einer Pflanze, theils einem Thiere ähnlich ſah; daher er, um hinter die rechte Wahrheit zu kommen, daſſelbe in Stücke ſchnitt. Nach wenigen Tagen fand er, daß jedes Stück ein vollkommner Körper geworden war, und demjenigen, den er entzwey geſchnitten, gänzlich ähnlich ſah. Dieß würde ihn nun in ſeiner Meynung, daß es eine Pflanze ſey, beſtärket haben; wenn er nicht zugleich verſchiedene Veränderungen ſeiner Geſtalt, eine Bewegung von einem Orte zum andern, und einen grimmigen Appetit alles zu verſchlingen, nebſt einer großen Geſchick-

lichkeit bemerket hätte, allerley Gewürme zu haſchen, wenn gleich viel gröſſer und ſtärker war, als dieſes Thier: ein Umſtand, der keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß es ein lebendiges Geſchöpf ſey. Er machte alſo allerley mehrere Erfahrungen damit, und überſendete dieſelben dem Herrn Reaumür nach Paris: der auch in der Vorrede zum 6. Theile ſeiner Memoires pour ſervir à l'Hiſtoire des Inſectes, geſteht; daß er alle Verſuche richtig befunden, die Herr Trembley ihm überſchrieben hätte.

Der Präſident Folkes, an welchen gegenwärtiges Tractätchen gerichtet iſt, machte nicht nur ſelbſt verſchiedene Verſuche mit einigen ſolchen Vielfüßlern, die man ihm zugeſandt hatte, ſondern er theilte auch unſerm Herrn Baker drey Stücke davon zu fernern Unterſuchungen mit. Mit dieſen drey Thieren nun fieng er ſeine Beobachtungen zu Ende des Märzes an, da die Witterung noch ziemlich rauh war: und fuhr damit bis an das Ende des Aprils fort, wobey er nur anmerket, daß je wärmer das Wetter geworden, deſto geſchwinder wären die zerſchnittenen Stücke wieder ganz gewachſen. Vom 25. März aber bis an den vierten Auguſt, hat er ſeine erſten drey Polypen bis auf viele hundert vermehret. Doch nicht allein dieſe ausländiſchen Thiere hat er unter ſeiner Zucht gehabt; ſondern er hat auch ſechs engländiſche dazu bekommen, und dieſelben auf eine nicht geringere Zahl vervielfältigen können, als jene holländiſchen. Nächſt dieſen bekam er noch acht grüne aus Eſſex, und im Julius einige

einige langbeinigte, die der Herr Folkes vom Herrn Trembley geschickt bekommen. Von diesen vier Gattungen nun wird in gegenwärtigem Werke Nachricht ertheilet.

Das erste was man bey lebendigen Thieren zu beobachten pfleget, ist ihre Gestalt und äußerliche Form: allein bey diesen Polypen ist es fast unmöglich dieselbe richtig zu beschreiben; da sie solche so überaus oft verändern. Das gewöhnlichste ist, daß sie ihren Leib und ihre Arme (denn wegen des Gebrauchs wozu sie selbige anwenden, will Hr. Baker sie lieber so, als Hörner nennen) zusammen ziehen und ausdehnen. Dieses letztere thun sie in so hohem Grade, daß sie oftmals zehn, ja zwölfmal länger werden, als sie zu andrer Zeit sind. Mehrentheils henken sie sich mit dem Schwanze an das Gefäß, darinn sie sich befinden, und strecken sich denn nach Belieben aus. Ihre verschiedenen Arten sich ober, unter, und seitwärts zu bewegen, sind hier ausführlich beschrieben und mit Figuren erläutert.

Die erste Art von Vielfüßlern ist die holländische, welche Herr Trembley im März aus dem Haag geschickt. Einige davon können sich bis auf anderthalb Zoll ausdehnen; wenn sie sich aber zusammen ziehen, machen sie nicht ein Zehntheil eines Zolles aus. In diesem letztern Zustande sieht man ein etwas durchsichtiges Knöpfchen an ihrem Hintertheile, welches man einen Schwanz nennen kann; wenn sie sich aber ausstrecken, ist es vom Körper so wenig unterschieden, daß man es fast nicht gewahr

wird. Wenn ſie zuſammengezogen ſind, ſehen ſie lichtbraun aus, ausgeſtreckt aber ſcheinen ſie faſt weis zu ſeyn. Die Zahl ihrer Arme geht von 8. bis 10. zu 12. und 14. Die gewöhnlichſte Zahl aber iſt 10. Die Arme ſind weiß.

Die andere Gattung dieſer Thiere ward in einem Teiche zu Hackney gefunden. Dieſe waren anfangs viel dünner als die holländiſchen; bey gutem Futter aber ſind ſie faſt noch dicker geworden. Ihre Schwänze ſind lang, dünn und durchſichtig und durch ein Vergrößerungsglas, bemerket man einen langen ſchmalen Darm, der von dem Leibe oder Magen, bis zu Ende hinaus läuft. Dieſe Polypen ſind faſt noch lichter als die erſtere Art, und haben ſelten mehr als 6. oder 8. Arme; jedoch können ſie dieſelben ſehr lang ausdehnen. Ihre verſchiedenen Stellungen ſind hier ebenfalls abgebildet.

Die vierte Art iſt grasgrün von Farbe; und aus Eſſex gebracht worden. Dieſelben ſind, als Herr Baker ſie bekommen, ungemein klein; und bey ihrer größten Ausdehnung nicht über einen viertel Zoll lang geweſen. Von den übrigen Vielfüßlern haben ſie ſich ebenfalls, nicht nur der Farbe nach, ſondern auch durch die Arme unterſchieden, die im Abſehen auf den Leib, viel kürzer, und einer geringen Ausdehnung fähig geweſen; ſo daß ſie nicht den kleineſten Wurm einmal damit umſpannen können. Herr Baker hat geglaubt, ihre grüne Farbe käme nur von einem beſondern Futter her, und ſie würden ſelbige bey anderer Nahrung verlieren: allein er hat ſich geirret, denn ſie ſind auch bey dem Futter, was die andern

Polypen

Polypen gefreſſen, ſtets bey einer hellgrünen Farbe geblieben: und haben an Größe ſo zugenommen, daß ſie ſich bis auf dreyviertel Zoll ausdehnen können. Sie haben 8. 9. auch zehn Arme.

Die vierte Art ſind endlich die langarmichten Vielfüßler. Dieſe ſind an Farbe die allerlichteſten; ſo daß ſie, wenn ſie hungrig und ausgedehnet ſind, faſt ganz weiß ausſehen. Die Haut iſt an denſelben ungemein dünn und zart.

Bey allen Vielfüßlern kann man einen friſchverſchluckten Wurm der Geſtalt nach, im Magen ſehen: indem er aber allmählich verdäuet wird, ſo verſchwindet dieſelbe und giebt nur dem Polypus eine Farbe. Die langarmichte Art der Polypen oder Vielfüßler hat ſehr lange Schwänze, die, wenn das Thier auch noch ſo ſehr zuſammengezogen iſt, doch klar und lang bleiben. Sie haben ſelten mehr als 6. Arme; die ſie aber viele Zolle lang ausſtrecken können.

Herr Trembley hat noch mehrere Arten von Vielfüßlern, außer obigen vieren bemerket; darunter iſt inſonderheit eine, die an ihrem Kopfe 50. bis 60. Arme hat, welche alle zuſammen, wenn das Thier ungeſtöret bleibt, im Waſſer, gleich einem Mühlrade, arbeiten, und durch den Umlauf des Waſſers, eine Menge kleines Gewürme zum Fraße des Vielfüßlers herbey führen. Dieſe nennet er Polypes à Pennache, federbüſchichte Vielfüßler, weil die Menge von Armen einem Federbuſche gleicht. Sie ſollen ſich an die Wurzeln henken und eine Haut oder ein Futteral haben, in welches ſie ih-

ren Leib und Arme verſtecken, wenn ſie beunruhiget werden.

Der Leib eines Vielfüßlers hat eigentlich keinen Theil, den man das hintere, oder Bauch nennen könnte: ſondern, wenn das Thier ausgedehnet iſt, ſo gleicht es einem runden Röhrchen; iſt es zuſammengezogen, ſo ſieht es wie der Kopf eines Püppchens aus. Es beſteht aus zweyen Häuten, zwiſchen welchen allezeit ein durchſichtiger Raum bleibt, auch dann, wann bey der Sättigung, oder Zuſammenziehung die andern Theile faſt undurchſichtig ſind. In dieſem Raume nun entdecket man mit einem Vergrößerungsglaſe eine Art einer flüßigen Bewegung, die der Bewegung in den Armen ſehr ähnlich kömt, und mit ſelbiger Gemeinſchaft zu haben ſcheint. Die äußere Haut iſt weiß, gleich den Armen, und beſteht aus kleinen Ringeln, welche nach Gelegenheit enge zuſammengefalten werden können. Dieſe kann man ſehr gut erkennen, wenn der Leib in einer mäßigen Ausdehnung liegt; aber wenn er ſehr ausgereckt iſt, ſo werden ſie freylich unſcheinbarer: ſo wie man ſie auch bey völliger Zuſammenziehung [illegible] nicht erkennen kann, indem ſie gar zu enge beyſammen liegen. Dieſe Structur erkläret einigermaßen, die Möglichkeit der wunderwürdigen Verlängerung dieſes Thieres.

Am Ende des Magens iſt eine Oeffnung, wodurch der feineſte Auswurf von dem Vielfüßler geht: (die gröbſten und mehreſten giebt er wieder durch den Mund weg:) inſonderheit fließt aus demſelben ein Schleim, der den Schwanz klebricht und geſchickt

machet, ſich an alles anzuhenken. Zuweilen dringet dieſer Schleim auch an andern Orten aus; allein das bedeutet ſchon eine Krankheit des Thieres, da man ihm denn zeitig zu Hülfe kommen muß: entweder durch friſches Waſſer, worinnen man ihn abſpület; oder man thut noch beſſer, daß man das kranke Stück vom Polypus wegſchneidet, da denn in wenigen Tagen wieder ein geſundes ganzes Thier da iſt.

Der Kopf des Polypen wird nur ſo genannt, weil es diejenige Spitze ſeines Leibes iſt, wo das Maul ſteht; ſonſt hat er gar keine Aehnlichkeit mit dem Kopfe irgend eines Thieres, da er auch, ſo viel die bisherigen Erfahrungen geben, keine Augen hat. Ob in dieſem Maule Zähne vorhanden ſind, das iſt ſchwer zu ſagen; mann kann es aber faſt muthmaßen, weil dieſe Vielfüßler die Schalen und Häute andrer Würme ſo leichtlich zerbeißen und brechen können. Die heftigen Verzuckungen und ſchmerzlichen Stellungen eines Wurmes, der ſo verſchlungen wird, und ſein plötzlich erfolgender Tod, ſcheinen es ebenfalls zu beſtätigen. Die Arme eines Vielfüßlers ſtehen in der richtigſten Ordnung rund um das vorderſte Ende deſſelben, welches oben der Kopf genennet ward; und machen, wenn ſie ausgedehnet ſind, einen Zirkel von verſchiedenen Zollen im Durchmeſſer aus. Geräth nun irgend ein Gewürm in dieſen Kreis: ſo läuft es eben die Gefahr, als eine Fliege, die in eine Spinnenwebe geräth. Die Zahl dieſer Arme iſt nicht bey allen Polypen gleich; ſie ſey aber wie ſtark ſie wolle: ſo

ſtehen ſie in gleicher Weite von einander. Sie kommen aber weder alle zu gleicher Zeit heraus, noch ſind ſie auch gleich lang. Die achtarmigten Polypen bekommen erſt 2. Arme, und dann nach und nach mehr; und überhaupt brechen ſich dieſelben auch ſo leichtlich ab, daß es ſchwer zu ſagen iſt, ob der ungleiche Wuchs, oder ſolche Brüche, oder auch die häufigen Einziehungen und Verlängerungen derſelben, ſchuld an ihrer ungleichen Länge ſind. Dieſe Arme nun ſind an einer Seite platt, an der andern gewölbet rund, und von hinten bis an die Spitze kegelförmig. An der runden Seite und längſt der Schärfe ſind unzählige Wärzchen, aus deren jedem 2 oder 3. lange Haare ſpießen. Die flache Seite iſt mit beweglichen Sprößchen und Häkchen beſetzt, welche dem Thiere nicht nur vorwärts helfen, ſondern auch mit obigen Haaren zuſamen, den Raub haſchen und halten helfen. Da dieſe Arme durchſichtig ſind, ſo bemerket man darinnen eine ſchöne Ordnung von Gliedern, die den Wirbelbeinen gewiſſer Thiere nicht unähnlich ſehen, und in welchen ein breites Gefäß, wie eine Gräte von dem Leibe des Vielfüßlers an, bis zum Ende läuft. Wenn der Arm nun ausgedehnet iſt, ſo ſtehn dieſe Glieder weit von einander; wenn er aber verkürzet wird, ſchließen ſie ſich. Ihre verſchiedenen Geſtalten in der Verkürzung und Verlängerung, ſind hier ebenfalls in einer ſaubern Figur zu ſehen. Aus dieſen Armen kann man auch die verſchiedenen Gattungen der Vielfüßler erkennen. Einige haben ſie kürzer und dicker; andere länger und dünner: andere runder, noch andere

dere platter. An den Spitzen einiger stehen kleine Bällchen oder Knötchen die undurchsichtig sind, und welche Herr Baker anfangs für die Augen dieser Thiere gehalten, wie die Schnecken die ihrigen auf der Spitze der Hörner haben: allein nachdem haben ihn seine Erfahrungen eines andern belehret. Diese Arme haben ein sehr zartes Gefühl, können sich nach allen Seiten lenken, und wenn sie gleich bey scharfer Ausdehnung kaum so stark sind, als eine feine Spinnenwebe, so sind sie doch tüchtig einen dickern Wurm zu haschen als der Vielfüßler ist, und so fest zu halten, daß er sich kaum regen kann. Hier folget noch eine Vergleichung des Vielfüßlers mit dem Meersterne aus dem D. Grew.

Das Maul ist fähig sich überaus weit aufzuthun; daher denn der Vielfüßler auch Thiere verschlucken kann, die ungleich dicker sind, als er selbst ist. Die Verdäuung in diesem Magen (denn Magen und Maul ist hier einerley) geht so sehr schnell vor sich, daß innerhalb wenigen Stunden, ein großer Wurm ganz verzehrt, und bis auf das Gerippe aufgelöset ist; welches letztere denn der Polypus durch das Maul wieder wegspeyet: und sogleich ist er auch wieder hungrig, und geht auf neuen Raub aus.

Der Vielfüßler bringt seine Jungen auf eine ganz andere Weise hervor, als alle andere Thiere die ihrigen; nämlich von der Seite, und in Gestalt eines kleinen Fadens, der nicht dicker ist, als eine Nadelspitze, und stündlich länger wird. In einem oder zween Tagen streckt dieses Junge seine Arme aus, wird ein vollkommener, doch kleiner Vielfüßler

ler und trennet ſich von dem Alten. Dergleichen Junge hängen oftmals etliche zugleich an einem Alten. Jedoch iſt dieß ſo wunderwürdig noch nicht, als daß dieſe Jungen oft ſelbſt ſchon wieder Junge haben, und Mütter ſind, ehe ſie, ſo zu reden, noch ſelbſt gebohren ſind. Aber auch dieß iſt noch nicht genug: an dieſem dritten Gliede, giebt es noch die vierte, und an der vierten die fünfte; ſo daß der ganze Stammbaum, wenn man ſo reden darf, mit gebähren und gebohren werden zugleich beſchäfftiget iſt. Auch komen zuweilen zwey Junge ſo nahe neben einander heraus, daß ſie, wenn ſie abfallen, mit dem Schwanze zuſammen gewachſen ſind, und nur ein Polypus zu ſeyn ſcheinen. Dieſes hat einige Naturforſcher hintergangen, als ob es eine neue Gattung wäre: ſie theilen ſich aber mit der Zeit. Die Zahl der Jungen von einem Vielfüßler erſtrecket ſich, bey warmem Wetter, und gutem Futter, in einem einzigen Sommer, auf etliche tauſende. Allhier folgt nebſt der Abſchilderung ſolcher fruchtbaren Polypen, eine ſehr merkwürdige Ausſchweifung von der ſurinamiſchen Kröte, die auch einen in der Natur ſonſt unerhörten Weg der Fortpflanzung geht. Wir müſſen aber dieſelbe, ſo wie viele andere Merkwürdigkeiten dieſes Buches, der Kürze wegen übergehen, und die Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen.

In dem achten Capitel handelt Herr Baker von den Oertern wo man die Vielfüßler ſuchen muß. Er beſchreibt die Art wie ſie ihren Raub haſchen, ihre Krankheiten und deren Gegenmittel; wie ſie zuſüttern und zu allen Jahrszeiten reinlich zu erhalten

ſind;

ſind; und wie ſie endlich getrocknet und zu den Beobachtungen mit den Vergrößerungsgläſern zubereitet werden können. Als dann kömmt er auf die wunderbarſte Eigenſchaft der Vielfüßler, nämlich daß, wenn man ſie in Stücke zerſchneidet, aus jedem Stücke ein vollkommner und ganzer Polypus wird. Von dieſem und einigen andern Experimenten wollen wir noch etwas berühren.

Wenn man einen Vielfüßler queer durch den Leib, in zwey Stücke ſchneidet: ſo wird das Kopfſtück gleichwohl den erſten beſten Wurm, den es zu packen kriegt, haſchen und ſo weit als möglich iſt, verſchlingen. Der Schnitt ſey auch noch ſo nahe am Kopfe, ſo kann doch der verſchlungene Wurm nicht unten durch die Wunde heraus ſchlupfen: welches beweiſt, daß dieſer Theil ſo gleich geſchloſſen, oder beſſer zu reden, augenblicklich wieder heil iſt. In weniger als einer Stunde aber, hat dieſes Kopfſtück einen Schwanz, und iſt ein ganzer Polypus.

Das Schwanzſtück hergegen braucht ſchon mehrere Zeit, ſich wieder zu ergänzen. Denn ungeachtet es ſich gleich auf ſeine Schwanzſpitze ſetzt und feſt hält, ſich auch zuſammen zieht und ausdehnet, (ein unfehlbares Merkmaal, daß es am Leben iſt): ſo kann es doch nicht eher eſſen, bis es einen neuen Kopf hat, wozu im kalten Wetter eine ganze Woche; im Sommer aber drey oder vier Tage Zeit gehören. Hierbey iſt noch merkwürdig, daß ſolche zwey Stücke, wenn ſie wieder vollkommene Polypen ſind, ein jedes länger und dicker werden, als

irgend

irgend ein nie zerſchnittener Polype. Jedoch bleiben die Arme gemeiniglich kürzer.

Eben ſo geht es, wenn man den Vielfüßler nach der Länge zerſchneidet. Beyde Hälften freſſen ſo gleich, als ob ihnen nichts geſchehen wäre; und in zwo bis drey Stunden hat man zween vollkommene Vielfüßler: welches alſo der geſchwindeſte Weg iſt, aus einem Polypen ihrer viele zu machen. Ein in drey Stücke zerſchnittener Polype, (denn auch dieſes geht an) braucht vier oder fünf Tage im Sommer Zeit, ſo hat man drey lebendige Polypen. Das Mittelſtück bekömmt Kopf und Schwanz; das Schwanzſtück einen Kopf, und der Kopf einen Schwanz: jedoch wird das Kopfſtück allemal am erſten fertig. Eben ſo geht es, wenn man den Polypen noch in mehrere Stücke zerſchneidet. So viel Stücke da ſind, ſo viele Polypen werden wieder: und wenn man dieſe neuen Polypen wieder zertheilet, ſo halten es ihre Theile wieder eben ſo; welches Herr Baker fünf bis ſechsmal hintereinander verſucht hat. Herr Trembley aber, will gar bemerkt haben, daß der Vielfüßler oft von ſich ſelbſt zerfällt, und in drey oder vier, oder mehrere Thiere vervielfältiget. Ja, was noch mehr iſt, aus ſolchen zerſchnittenen Stücken, kommen auch oft Junge hervor und werden reif, ehe das alte Stück noch Kopf oder Schwanz hat, oder da ihm gar beydes fehlet: ja Herr Baker will gefunden haben, daß dergleichen Stücke fruchtbarer ſind, als die ganzen Polypen.

Unter andern hat Herr Baker den Kopf eines Vielfüßlers in vier Stücke zerſchnitten, und zwar

1) einen

1) einen Arm mit einem kleinen Stückchen Fleisch wie ein Sandkorn daran; 2) ein Stückchen mit zween Armen; 3) eines mit drey Armen: an dem letzten und noch am Rumpfe hängenden Stücke blieben drey Arme; weil in der Operation zweene waren verkehret und zerschnitten worden. Den andern Tag spielten und fraßen schon alle diese Stücke, als ob sie sich recht wohl befänden; jedoch ein jedes nach seinem Vermögen. Kurz sie bekamen alle erst ein kleines Körperchen, welches allmählich wuchs, und in wenigen Tagen waren so viel vollkommene Polypen da, als zerstümmelte Stücke vorhin gewesen.

Ferner hat er einen jungen Vielfüßler, der noch an der Mutter gehangen, in Stücke geschnitten und zwar so nah an der Mitte, als es ihm möglich gewesen. Das Kopfstück hat sich gleich unten an das Glas gehangen, und seine Rolle mit Fressen und Wühlen der Arme fortgespielet. Aus dem Schwanzstücke, welches an der Mutter fest saß, ist zween Tage lang ein zäher Schleim, wie Spinneweben ausgeflossen, den dritten Tag aber hat es ebenfalls Arme bekommen, den vierten ist es von der Mutter abgefallen, und also hat auch dieser Versuch aus einem Jungen glücklich zwey gemacht.

Wir müssen abbrechen, um uns nicht dem Ueberdrusse der Leser bloß zu stellen; oder auch jemanden, der den Deutschen und Naturforschern unsers Vaterlandes zu gefallen, dieses Werkchen übersetzen wollte, alle Neuigkeiten und merkwürdige Beyspiele, von dem Reichthume und der Tiefe der weisen

Schö-

Schöpfungskraft zu benehmen. Das ganze Werk ſchließt mit einer erbaulichen Betrachtung über die Größe des Schöpfers, die aus ſeinen kleinen Werken nicht minder erhellet, als aus den großen. Denn

Rerum Natura nusquam magis quam in Minimis tota eſt.
Plin.

* *

VI.

Die kaiſerliche deutſche Grammatik,

oder Kunſt, die deutſche Sprache recht zu reden, und ohne Fehler zu ſchreiben, mit zulänglichen Vor- und Anmerkungen, zum Nutzen des gemeinen Weſens und deren, welche des regelmäßigen Verſtandes und reinen Ausdruckes in eigener Sprache mächtig ſeyn wollen, oder ihres Amtes und Geſchäffte halber ſeyn ſollen; in vier Theilen, ſamt einem Examine, mit ſonderbarem Fleiß deutlich und vollkommen in otio Viennenſi ausgearbeitet, von Johann Balthaſar von Antesperg, verſchiedener des heiligen röm. Reichs Fürſten und Stände Rath, Redner und Agenten am kaiſerl. Hofe, wie auch Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig. Mit allergn. kaiſerl. Freyheit. Wien bey Heyingern, Grunden und Praſſern. 8.

Es ſind mehr als dreyhundert Jahre verfloſſen, ſeit dem das öſterreichiſche Haus ſeine kaiſerliche Reſidenz in Wien gehabt: und gleichwohl iſt in dieſer langen Zeit die deutſche Sprache, in dieſem

diesem höchsten Hofe von Deutschland in sehr schlechten Umständen gewesen und geblieben. Die regierenden Herren samt ihren Räthen und Bedienten; ja was noch mehr ist, auch die Gelehrten auf einer so uralten Universität, als die wienerische ist, sind in Ansehung ihrer Muttersprache vollkommen gleichgültig geblieben. Die erstern haben sich mit der wälschen, spanischen und französischen, diese letztern aber bloß mit der lateinischen beschäfftiget: gerade, als ob es eine Schande wäre, die Mundart seines Vaterlandes wohl zu reden und zu schreiben. Zu der Zeit als die griechische Monarchie sich bis nach Asien und Africa erstreckte, mußten alle ihr unterworfene Völker griechisch reden lernen. Als die Römer Spanien, Frankreich, Pannonien, Griechenland, ein Stück von Asien und Africa beherrschten: ward auch die lateinische Sprache in den meisten dieser Länder die regierende, ja wohl gar die allgemeine Landessprache. Die Herrschaft der Welt ist endlich an die Deutschen gekommen: und ihre Macht hat sich nicht nur in den letztern Jahrhunderten über Böhmen und Ungarn, Sclavonien und Servien, Croatien und Dalmatien; sondern auch über Wälschland und Spanien erstrecket. Was wäre also natürlicher gewesen, als daß auch die deutsche Sprache in alle diese Länder gedrungen; und wo nicht die allgemeine Landessprache aller dieser Völker, doch wenigstens die Hofsprache derselben geworden wäre? Allein durch ein seltsames Schicksal, haben die Beherrscher dieser vielen Länder von ihren Unterthanen reden gelernet, und ihre eigene Muttersprache da-

durch bey den Ausländern in Verachtung gebracht. So thaten die Römer nicht; die, wenn sie gleich griechisch verstunden, dennoch die griechischen Rechtshändel durch Dollmetscher sich vortragen ließen; den Galliern und Spaniern aber lateinische Gesetze gaben.

Nachdem der durchlauchtigste lothringische Stam den deutschen Kaiserthron bestiegen hat, hätte man denken sollen, daß es in Wien noch eine neue Art von Unterdrückung der deutschen Sprache nach sich ziehen würde. Lothringen hat durch die Annehmung der französischen Sprache längst gewiesen, daß es dereinst auch gänzlich in französische Bothmäßigkeit fallen würde: so wie die Niederlande zum Theil auch schon erfahren haben, und bey der mehr und mehr daselbst überhand nehmenden französischen Sucht, endlich völlig erfahren werden. Allein, ein unvermuthetes Schicksal scheint unter diesem allerdurchlauchtigsten Oberhaupte des Reichs, der deutschen Sprache erwünschtere Zeiten zu bringen. Wir bekommen seit kurzem bereits solche Proben von der Liebe zu unserer Muttersprache aus Wien zu sehen, daß man sich die beste Ahndung aufs Künftige daraus machen kann. Kaum haben wir an der Theresiade, ein schönes Lobgedicht, auf der regierenden Kaiserinn Majestät erhalten; so tritt auch so gar eine kaiserliche deutsche Grammatik ans Licht: ja wir bekommen auch so gar eine deutsche Monatschrift aus Ollmütz zu sehen, die von einer neuentstandenen gelehrten Gesellschaft der österreichischen Lande herausgegeben wird. Endlich wird uns auch

so

ſo gar zu einem deutſchen kaiſerlichen Wörterbuche aus Wien Hoffnung gemacht. Alles dieſes verſpricht uns in Anſehung unſerer Mutterſprache ein günſtigeres Schickſal, als wir jemals hätten vermuthen können.

Gegenwärtige Grammatik kömmt von dem Hrn. Rath Antesperg her, der uns ſchon vor zehn und mehr Jahren, als ein Liebhaber der deutſchen Sprachkunſt bekannt geworden. Er hat ſeine Neigung ſeit der Zeit nicht fahren laſſen; ſondern den Stillſtand des kaiſerlichen Reichshofraths in Wien, zwiſchen dem Tode Kaiſers Carls des VI. und der Erhebung Kaiſers Franz des I. ſich zu völliger Ausarbeitung ſeiner Grammatik dienen laſſen. Er hat auch die hohe Erlaubniß erhalten, dieſes Buch Sr. Kaiſerl. Maj. zu widmen, darinn er ausdrücklich ſagt: daß ſo lange die Welt ſtünde, noch keiner fähig geweſen, eine kaiſerl. deutſche Grammatik, und ein kaiſerl. deutſches Wörterbuch zu verfaſſen. Wir ſehen die Meynung des Herrn Verfaſſers dabey wohl ein; obgleich ſein Ausdruck einigem Misverſtande unterworfen ſeyn könnte. Denn an der Fähigkeit eine ſolche kaiſerliche deutſche Grammatik zu ſchreiben, hat es ſeit hundert Jahren eben nicht gefehlet; ob es gleich an der Erlaubniß, ſeine Grammatik ſo zu betiteln, gefehlet hat. Hernach könnten auch viele in den Gedanken ſtehen, daß es eben auf dieſen Ehrentitel bey einer Sprachkunſt nicht ankäme. Doch wir wollen uns hierbey nicht aufhalten.

Noch vor seiner Vorrede hat der Herr Verfasser von der Instruction dieser kaiserlichen deutschen Grammatik, eine Frage und Antwort zu setzen beliebet. Die erste lautet so: „Wie kann „die Grammatik der schwachen Jugend, bevor sie zu „der lateinischen, oder einer andern fremden Sprache schreitet, beygebracht, und von derselben diese „schöne deutsche Wissenschaft, zu ihrem lebenlangen „Nutzen, in allen Ständen leichtlich erhalten „werden?

Auf diese Frage antwortet nun derselbe nach einem löblichen patriotischen Eifer, und so viel wir einsehen, nach Beschaffenheit seiner Landesart, ganz zulänglich. Es ist wohl wahr, daß er in seinen Vorschriften sich nicht allemal der reinsten Schreibart bedienet, und ohne Noth viel lateinische Brocken mit untermengt. Z. E. Instructor, Definitionen, Divisionen, examiniren, Discipel, discipelin, explicirен, Correction, u. s. w. der andern grammatischen Kunstwörter vorizo nicht zu gedenken. Doch da dieses vermuthlich in die Güte seiner Regeln keinen Einfluß haben wird: so übersehen wir es gern, und merken nur den letzten Absatz seiner Antwort noch an, darinn er, aus dem vorigen den Schluß zieht: „Hieraus erhellet auch, daß in dieser „Grammatik ein jeder instruiren könne, welcher mit „einer deutlichen Aussprache und gesunder Vernunft „begabet ist, und die euentualiter behörigen Vorschriften recht zu schreiben weis ꝛc.“ So gut das Vertrauen des Herrn Verfassers zu so vielen Leuten ist: so sehr zweifeln wir, an der glücklichen Erfüllung

lung seiner Hoffnung. Wer andere die Sprachkunst lehren will, muß sie selbst erst wohl inne haben, und nicht alle Augenblicke, so oft er den Mund aufthut, darwider verstoßen. Ob aber ein jeder, der seine Grammatik durchgelesen hat, das leisten könne, zumal, wenn er aus gewissen Landschaften gebürtig ist; das ist uns schwer zu entscheiden. Darinn aber hat er völlig recht, daß man mit Launlen, Sudlen, Lallen, Schmieren und Faullenzen, wenig, das ist, fast nichts erhält.

In der Vorrede an den deutschgeneigten Leser, erklärt sich der Herr Verfasser etwas ausführlicher, von seinen Absichten. Er hoffet, der Nutzen und die Ehre werde vielleicht denselben aufmuntern, sich eine patriotische Bemühung, in seiner alleredelsten und wortreichen Muttersprache, nicht gereuen zu lassen. Es sey sehr zu bedauren, daß unsre schöne und herrliche Sprache, welche der Himmel allein würdig geschätzt hat, die unüberwindliche deutsche Welt zu bewohnen, nicht gleich andern, von uns Deutschen hochgeschätzet, verbessert und ausgeübet worden: daß die meisten vom Adel, auch lateinisch gelehrte Männer in Deutschland, auf fremde Sprachen so viel Zeit und Geld, hingegen aber auf die allerprächtigste hochdeutsche Grundsprache den allerwenigsten Fleiß anwenden; daß sie sich um derselben Reinigkeit und Richtigkeit nicht bekümmern, sondern in solcher öfters mit groben Schnitzern, nur nach Gutdünken daher lallen, und ohne Wissenschaft dahin sudlen, und vermeynen: es sey schon genug, wenn man sie zu unsern Zeiten mit schwerer Mühe versteht. Daß sie um andre Spra-

chen zu erlernen, so viel kostbare Grammatiken und Lexica geschrieben; und hingegen bey diesen aufgeklärten Zeiten noch keine deutsche Grammatik, und kein deutsches grammatikalisches Dictionarium bekannt gemacht. ꝛc.

So sehr wir in diesen meisten Klagen mit ihm einer Meynung sind, so wenig können wir ihm in dem letztern Recht geben. Die stielerischen, schottelischen, bödickerischen, steinbachischen und frischischen Bemühungen um die deutsche Sprachlehre und Wörterbücher können ja dem Herrn Verfasser unmöglich sogar unbekannt seyn; als sie dem Herrn Max, einem vormaligen Lehrer der adelichen Jugend zu Liegnitz waren, da er seinen Hauptschlüssel zur deutschen Sprache ans Licht stellete, und sich dabey einbildete: daß er der erste wäre, der den Deutschen, mitten in ihrer stockdicken Finsterniß, ein grammatisches Licht aufsteckete. Man sehe davon der Critischen Beyträge IV. B. a. d. 416 S. wenigstens können wir uns nicht überreden, daß das vor wenig Jahren in Berlin herausgekommene Wörterbuch, des seligen Herrn Frisch, für eine Nulle zu rechnen sey; oder etwa kein grammaticalisches Dictionarium zu heißen verdienen sollte.

Doch vielleicht redet der Herr Verfasser in dem allen nicht von unserm mitternächtigen Deutschlande, sondern nur von den Oesterreichischen Erblanden, imgleichen von den angrenzenden salzburgischen, bayerischen, schwäbischen und schweizerischen Gegenden: und alsdann wollen wir ihm nicht zuwider seyn. Wir bedauren also ferner, mit ihm, daß

man

man unsre liebe Jugend wegen der fremden grammatikalischen Fehler so gern bestrafet; und hingegen die eigenen, zu ihrem und des Vaterlandes Nachtheile, derselben ungeahndet hingehen läßt: daß in mancher großen Stadt, (es sind seine Worte) und Provinz, noch kein Schul- und Lehrmeister zu finden, welcher nur die eilf Diphthongen, die 80 kleine und 28 grosse deutsche Currentbuchstaben, recht zu schreiben, zu erklären und zu gebrauchen weis: (gewiß ein schlechter Zustand der Schulen) daß wir Deutschen so gern Liebhaber des Fremden, Verläßiger des Eigenen, und lüsterne Schüler der Ausländer abgeben; ꝛc. daß unsre lateinische Studenten, öfters nach erhaltenen akademischen Ehrentiteln, nicht allein noch keine reine deutsche Zeile zu schreiben wissen, sondern auch in der ganzen deutschen Sprache, fast nicht 20 deutsche Wörter sprachrichtig verstehen ꝛc.

Hierauf setzt er im XI. Absatze: die Gewißheit der Sprache sey das Merkmaal eines klugen Volkes, eine Zierde des Hofes; ein tüchtiges Werkzeug, ja ein unerschöpflicher Nutzen in allen guten Geschäfften, Künsten und Wissenschaften: die Ungewißheit derselben aber sey das Widerspiel. Er behauptet ferner: so lange man keine kaiserliche deutsche Grammatik hätte, so lange könne man auch kein kaiserl. deutsches, grammatisches Wörterbuch bekommen; so lange bleibe die Sprache in der Verwirrung und Unrichtigkeit; und eben so lange müsse man das, aus Griechenland, Constantinopel, Rom und Paris entlehnen, was wir zu Hause eben so gut, wo nicht besser haben könnten: wobey er Schotteln anführt.

Daher hätten andre gesittete Völker die Grammatikos hochgeschätzt, und ihre ersten Erfindungen aus dem gemeinen Schatze mit vielen Talenten Goldes belohnet. Dieses hätte Ludewig den XIV bewogen, auf sein königl. Wörterbuch viele Millionen Livres zu verwenden; und die Prinzen vom Geblüte selbst getrieben, Mitglieder in einer Sprachgesellschaft zu seyn. Endlich aber könne auch ein Deutscher die fremden Sprachen viel leichter lernen, wenn er die Richtigkeit der Seinen vorher etwas versteht.

Er sagt letzlich, daß er bey seiner 24jährigen Reichshofraths-Agentenstelle, selbst erfahren, wie schändlich und nachtheilig die unrichtige deutsche Schreibart im Briefwechsel und Justizwesen sey. Dieses habe ihn bewogen der Sache nachzudenken, ob es denn nicht möglich wäre, unsre Heldensprache auch unter eine Regel und Ordnung zu bringen. Da er nun nach Kaisers Carls des VI. Tode, zu Wien einen vierjährigen Stillstand des Reichshofraths erlebet; und lieber bey seinen lieben Oesterreichern bleiben, als nach Frankfurt gehen wollen: so hätte er Zeit gewonnen, diese kaiserl. Grammatik besser auszuarbeiten, die er schon bey Lebzeiten gedachten Kaisers mit Beyfalle der oesterreichischen Hofkanzley, und der deutschen Gesellschaft in Leipzig verfasset hätte; und nebst einem kaiserl. deutschen grammatischen Dictionario, auf öffentliche Unkosten ans Licht stellen würde.

Was den Beyfall der hiesigen deutschen Gesellschaft betrifft: so können wir es leicht glauben, daß selbige das Vorhaben und den Eifer des Herrn Verfassers gebilliget haben wird. Ob aber dieselbe alles was

in

in dieser Grammatik enthalten ist, ohne Unterscheid billigen würde, daran zweifeln wir einigermaßen. Indessen ist doch das meiste nach den bekannten Exempeln derselben, sonderlich denen, in den Critischen Beyträgen vorkommenden grammatischen Grundsätzen und Anmerkungen eingerichtet.

Daß aber der Herr Verfasser diese seine kurze Einrichtung der Sprachkunst, eine niemals gesehene nennet, könte man ihm leicht in Ansehung der gebrauchten Lehrart zugeben: wenn er nur nicht bald darauf gesagt hätte; daß er in dieser Arbeit wenige rechte Vorgänger gefunden. Wenn er auch wiederholet, daß bisher noch keiner im Stande gewesen, eine kaiserl. deutsche Grammatik zu schreiben: so wiederholen wir auch unser obiges Bedenken, daß es eben auf diesen Namen einer Sprachkunst nicht ankomme; wie wohl er allerdings nicht zu verachten ist, wenn dadurch einer an sich guten Grammatik einiges Ansehen zuwachsen kann. Dieses wäre wohl itzo noch mehr als jemals zu wünschen, da die Sprache des westlichen deutschen Erbfeindes mehr als jemals am österreichischen Hofe die Oberhand gewinnen will: gerade, als ob man seinen geschwornen Feind selbst stillschweigend noch größer machen wollte.

In Ansehung der Mundart, sagt der Herr Verfasser, habe er sich keiner von allen 37gen, die in Deutschland seyn sollen; sondern der von den Gelehrten angenommenen wahren hochdeutschen Mundart bedienet; wie er denn der Meynung ist, es hätten weder die alten Griechen und Römer, noch auch neuern Wälschen, Spanier und Franzosen anders

gemacht. Dem Urtheile der Unwissenden aber, die sich auf eine falsche Mundart und Schreibart berufen wollen, setzt er diese Verse entgegen:

Laß Spötter, Spötter seyn! Wer nichts als tadeln kann,
Wird bey der klugen Welt nur ohne dieß verlachet:
Den aber ehret sie, als einen klugen Mann,
Der, was er Fehler heißt, auch selber besser machet.

Uebrigens gesteht er, daß in seiner Grammatik unter vielen sanftmüthigen Aufmunterungen, auch einige schärfere Beurtheilungen mit untergelaufen: worinn er sich mit dem Vorbilde guter Aerzte schützet; und sich auf das Beyspiel des Boileau berufet, der auch den übeln Geschmack ziemlich hart angegriffen. Wegen der grammatischen Kunstwörter erinnert er, daß er zwar die deutschen in die Ueberschriften, Erklärungen und Eintheilungen gebracht; aber doch die lateinischen mit dazu gesetzt. Endlich schließt er so: „Ich habe gethan, was ich als ein getreuer Patri„ot habe thun können: ein anderer thue noch mehr „hinzu; so werden wir des reinen Ausdruckes in ei„gener Sprache bald mächtig werden; so wird die „reine deutsche Schreibart, Poesie und Beredsam„keit ihre Kinderschuhe bald vertreten, und in Oester„reich zu einem männlichen Alter gelangen; so wird „der unterdrückte deutsche Musenchor empor kommen, „und an der Donau u. Trase sich zärtlich hören lassen; „so werden wir in dem eigenen Vernunftlichte, (ich „meyne in der eigenen Sprache) wie andre gesittete „Völker, klug, hurtig, bescheiden, und Kenner und „Liebhaber guter Künste und Wissenschaften werden; „auch uns von dem kostbaren Last des ausländi„schen Blendwerks, nach und nach, mit vielem „Vortheile befreyen können.“ Wir

Wir wünschen dieses den österreichischen Landen, ja überhaupt ganz Deutschland von ganzem Herzen.

Die Grammatik selbst hebt mit einem Vorberichte der Beschreibung, Abtheilung und Lehrart der Sprachkunst an. Darauf folgt der erste Theil von der deutschen Etymologie oder Wortforschung insgemein, vor dessen erstem Capitel noch eine Vormerkung vorhergeht. Im I. Cap. handelt er von den neun Theilen der Rede; im II. aber von der Declination des deutschen Artikels: wobey man, wie in den folgenden Capiteln, in dem Gegensatze, hin und wieder solche seltsame Arten zu reden findet, die in diesen Gegenden keinem im Traume einkommen; aber im österreichischen vermuthlich im Schwange gehen müssen. Das Fürwort nennt der Herr Verfasser das Anstattwort, welches nicht zum besten klingt. Das III. Cap. handelt von der Declination der Zahlwörter; wie das IV. von den dreyen Declinationen der Deutschen Nennwörter selbst; nämlich der männlichen, weiblichen und ungewissen, deren jeder er etliche Arten oder Gestalten beylegt. Im V. handelt er von den fünf lateinischen Declinationen, welches uns zur deutschen Sprachkunst eben nicht zu gehören scheint; im VI. von den Geschlechtern der deutschen Substantiven; im VII. von der Pluralisation der Substantiuorum: wobey sich viel anmerken ließe, wenn das unsre Absicht wäre. Das VIII. heißt von der Geschlechtsveränderung der deutschen Substantiuorum; das IX. von den drey Declinationen der deutschen beständigen Nennwörter; das X. von der Comparation

der

der deutschen Adjectiven; das XI. von der Declination der sechserley Anstattwörter; das XII. von den drey Hauptconjugationen der deutschen Verborum; das XIII. von den Conjugationen der acht deutschen hülflichen Zeitwörter (Verborum auxiliarium); das XIV. von den Verbis reciprocis; das XV. vom Verbo impersonali. u. s. w. Bey dem XIX. von den ungleichfließenden Zeitwörtern, würde nach der obersächsischen Mundart, in Bildung der Imperfectorum sehr viel zu erinnern seyn: weil sich darinn überhaupt eine große Unbeständigkeit in den verschiedenen Provinzen von Deutschland zeiget. Im XX. Cap. handelt er von den achtzehnerley Infinitivis der deutschen Zeitwörter; im XXI. von den einfachen Praepositionen; im XXII. von den zusammengesetzten Vorwörtern: auch hier würde manches zu erinnern seyn. Das XXIII. von den absonderlichen Vorsetzwörtern der Zeitwörter. Das XXIV. von den unabsonderlichen. Das XXV. von den 38 deutschen Endsylben. Das XXVI. von den 8 Weisen zusammengesetzte Endwörter zu machen.

Der zweyte Theil auf der 209ten S. handelt von der Wortfügung oder Syntax; worinn der Herr Verfasser aber viel kürzer ist, als in der Etymologie: doch kann man ihm auch hier das Lob vieles Fleißes nicht versagen.

Auf der 441 S. hebt der III. Theil von der Orthographie an. Es kömmt viel besonders hierinnen vor, das von Liebhabern und Kennern der Sprachkunst verdient in Ueberlegung gezogen zu werden. In dem Capitel der Aussprache aber würde noch manches auf

die

die böse österreichische Mundart zu schreiben seyn; welche der Herr Verfasser zur Richtschnur angenommen zu haben scheint. Z. E. auf der 228. S. heißt es „das e lautet vor dem i, u, und y, wie das lateinische a," imgleichen „das u lautet nach dem e wie i als Eule". Wird das wohl in ganz Deutschland, als eine Vorschrift einer kaiserlichen Grammatik gelten können?

Auf der 337. S. hebt der IV. Theil von der Prosodie an. Hierinn erklärt der Herr Verfasser die ersten Gründe der deutschen Verskunst ziemlich gut: und es ist kein Zweifel, daß man in seinen Gegenden viel Vortheil daraus ziehen wird. Hierinnen kommen viele Capitel vor, die nicht eigentlich zur Sprachkunst gehören, ob sie wohl sonst, an seinem Orte nöthig seyn mögen: z. E. das X. von der rasenden Poesie. Kurz, auch dieses wird in den österreichischen Landen einer bessern deutschen Dichtkunst den Weg bähnen.

So viel indessen in unsern Gegenden, ja überhaupt im ganzen mitternächtigen Theile Deutschlandes, an dieser Sprachkunst zu erinnern seyn würde: so billig muß man doch mit dem Herrn Verfasser verfahren; der gewiß alles gethan hat, was man von einem Oberländer fordern kann; und seinen Landesleuten eine Bahn eröffnet, zu einer viel reinern Sprache und Schreibart zu gelangen, als sie von Anbeginn gehabt haben.

Inhalt
des IV. Bandes des neuen Bücherſaals.

1. Stück.

1. An Apology for the Life of Mr. Colley Cibber, Comedian, Written by Himſelf. Lond. 1740. in 8. S. 1
2. Auszug aus einem Mſ von röm. Fechtern, nach Lipſii lateiniſcher Abhandlung (de Gladiatoribus) dem Hauptinhalte nach überſetzt. 25
3. Fortſetzung des Auszugs, aus des Anton. Lazzaro Moro Buche. De Croſtacci et degli altri marini Corpi &c. 31
4. Freye Ueberſetzung einiger Gedanken des Hrn. von C*** über die Gelehrſamkeit von J. F. C. 1746. 45
5. Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper. Leipzig 1747. in 4. 52
6. Der Weg eines Adlers im Himmel glorreich vollbracht auf Erden. Oder wahrhaftes Contrafait des lebend- und ſterbenden römiſchen Kaiſers Caroli VII. &c. von Franciſco Xaverio Dorn. Augſp. 1745 fol. 64
7. Nachricht von einer neuen gelehrten Geſellſchaft, welche mit dem Ablauſe des vorigen 1746 Jahres zu Olmütz in Mähren geſtiftet worden. 84
8. Nachricht von neuen hieher gehörigen Sachen. 89

2. Stück.

1. Iacobi Burchard, Hiſtoriae Bibliothecae Auguſtae, quae Wolfenbuitteli eſt, Pars II et III. 1746. 4. 97
2. D. Daniel Heinrich Arnolds, ausführliche und mit Urkunden verſehene Hiſtorie der königsbergiſchen Univerſität. Zweyter Theil Königsb. 1746. 8. 108
3. Diſcours prononcez dans l'Academie Françoiſe le Lundi 9 Mai. 1476. à la Reception de Mr. de Voltaire. 128
4. Vernünftige Gedanken über die Anrufung der Muſen, und anderer heidniſchen Götter, in der heutigen Dichtkunſt, von J. D. M. Frankf. und Leipz. 1746. 8. 137
5. Joh. Anderſons I. V. D. und weyland erſten Burgermeiſters in Hamburg, Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davids, mit Kupfern. Hamb. 1746. 8. 149

6. Anmerkungen über den Urſprung der Götter aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. & belles Lettres T. II. P. I. 163
7. Von der poetiſchen Hölle. Eben daraus p. 6 ſeqq. 168
8. Erläuterung von der Verfaſſung und dem Gebrauche des künſtlichen Modelles eines Syſt. Copernicani von M. Jac. Woyten, Ord. Prof. der Mathem. zu Elbing 1745. 8. 176
9. Neue hieher gehörige Sachen 189

3. Stück.

1. Thereſiade, ein Ehrengedicht, durch den Hrn. Franz Chriſtoph von Scheyb. Wien 1746. 4. 195
2. Elements de Geom. par Mr. Clairaut à Paris 1741. 8. 209
3. Ehrentempel der deutſchen Gelehrſamkeit, in welchem die Bildniſſe gelehrter, um alle ſchönen und philol. Wiſſenſchaften verdienter Männer unter den Deutſchen, aus dem XV. XVI und XVII. Jahrh. aufgeſtellt von Jac. Brucken, und in Kupf. gebracht, von J. J. Heyden. Augſp. 1747. 220
4. Elementa Philoſophiae Rationalis, methodo mathematica in vſum Auditorum ſuorum demonſtrata a M. Knutzen. Regiom. 1747. 8. 238
5. La Henriade traveſtie en vers burleſques; Nouvel. Edit. augmentée de diverſes remarques, a la Haye 1648. 244
6. Von dem Gottesdienſte des donnernden Jupiters, aus der Hiſt. de l'Academ. des belles lettres & Inſcript. T. II. p. 13. ſeq. 255
7. M. Fromms Anmerkungen über die Ueberſetzung der Ilias in deutſche Verſe, die vor einiger Zeit in dieſem Büchersaale angemeldet worden. 261
8. Urſprung der Fabel von den Centauren, nebſt einer kurzen Hiſtorie derſelben. Aus der Hiſt. de l'Acad. des Inſc. & bell. Lettr. T. II. p. 26. ſeq. 275
9. Neue hieher gehörige Schriften. 281

4. Stück.

1. Les Principales Avantures de l'admirable Don Quichote. a la Haye 1746. 291
2. Tabula Chronologica Hiſtoriae Sinicae, edebat Io. Fr. Fouquet. S. I. 305
3. Lettres ſur la Cosmographie, ou le Syſteme de Copernic eſt refuté &c. T. I. a la Haye 1746. 325

Inhalt des IV. Bandes des ꝛc.

4. Von der Religion der Reisenden. Aus der Hist. de l'Acad. des Inscript. & belles Lettres p. 18 seq. 339
5. Pylades und Orestes, oder Denkmaal der Freundschaft, ein Trauerspiel. Liegnitz 1747. 4. 347
6. Kurzgefaßte historische Nachricht von den bekanntesten preußischen Poeten voriger Zeiten. 371

5. Stück.

1. Abhandlung von dem hohen Werthe und Vorzuge der, auf der königl. und churfürstl. Bibliothek zu Dresden vorhandenen alten Abschrift eines uralten Heldengedichtes auf Kaiser Carls des Großen spanischen Feldzug, von J. C. Gottscheden 387
2. Betrachtung über den wahren Geschmack der Alten in der Baukunst, und über desselben Verfall in neuern Zeiten. 411
3. Fortgesetzte historische Nachricht von den bekanntesten preußischen Poeten voriger Zeiten. 429
4. Abhandlung von Freystädten. Aus der Hist. des Inscript. & belles Lettres. S. II. p. 52 seq. 451
5 Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher in der Welt umhergezogen, Christen zu suchen, 3 Theile Coppenh. 1747. 8. 462
6. Gelehrte Neuigkeiten aus Königsberg. 475

6. Stück.

1. Reflexions sur la cause generale des Vents. Par. Mr. d' Alembert. 483
2. Fortsetzung des Artikels Menoza. 498
3. Von der Gastfreyheit. Aus der Hist. de l'Acad. des Inscr. & belles Lettres T. II. p. 62 seq. 525
4. Inuentarium Diplomaticum Historiae Saxoniae superioris; Autore Christ. Schoetgen. Halae 1747. fol. 531
5. An Attempt towards a natural History of the Polype. London 1743. 8. 545
6. Die kaiserl. deutsche Grammatik oder Kunst, die deutsche Sprache recht zu reden und ohne Fehler zu schreiben. Wien 8. 560

Neuer Büchersaal

der

ſchönen Wiſſenſchaften

und freyen Künſte.

Des V. Bandes I. Stück.

Leipzig,

Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf,

im Monat Julius, 1747.

CIC. DE FIN.

Diſſentientium inter ſe reprehenſiones non ſunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in diſputando pertinaces, indignae Philoſophia mihi videri ſolent.

I.

Scriptores Rerum Hungaricarum

veteres ac genuini, partim primum ex Bibliotheca Auguſta Vindobonenſi eruti, partim antehac quidem editi, nunc vero, ex rariſſimis et optimis editionibus, ab innumeris mendis vindicati, ac paſſim neceſſariis obſervationibus illuſtrati, partim etiam ad noſtra uſque tempora continuati, multisque in locis auctiores redditi, et cum ampliſſima praefatione *Matthiae Belii* &c. editi Tom. II. Cura *Io. Ge. Schwandtneri* Impenſ. Io. Paul. Kraus. 1746. Fol.

D. i.

Der ungariſchen Geſchichtſchreiber II. Band ꝛc.

Wir haben vor einiger Zeit, von dem erſten Bande dieſer trefflichen hiſtoriſchen Sammlung, von ungariſchen Geſchichten, kürzlich einige Nachricht gegeben. Itzo vergnügen wir unſre Leſer mit einem Auszuge des zweyten Bandes, der nur an nächſter

Ostermesse die Presse völlig verlassen hat. Der III. Band ist auch schon im Werke, und wird gegen das Ende dieses Jahres unfehlbar ans Licht treten können. Wir werden hier aus der gelehrten Vorrede des berühmten Herrn Pastor Belius, das nöthige mittheilen, und sonst, zur Probe, eins und das andre Merkwürdige dem geneigten Leser bekannt machen.

Man hat dem Herrn Belius angerathen, bey diesem zweyten Bande, theils die Fabeln aus der ungarischen Historie anzumerken, theils die Zeitrechnung derselben in Ordnung zu bringen. Er hatte auch schon den Anfang gemacht, das erste zu leisten, als sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Wenn man nur die Thaten und das Geschlechtregister des Attila, das man vom Nimrod herführen wollen, erwäget; wenn man den Ursprung des hunnischen Reiches, der ohne Grund vom Attila hergeführet wird, in Betrachtung zieht; und endlich dieses bedenken will, daß selbiger durch Wein und Liebe sein Ende beschleuniget haben soll: so würde man große Werke davon schreiben können. Ja wenn man aus den ungarischen Geschichten, alles was nach Fabeln schmeckt, ausmerzen will: so wird man sehr magere und kleine Tractätchen daraus machen. Selbst im Bonfinius wird man kein Blatt antreffen, das nicht werth wäre, von kritischen Nägeln zerkratzet, oder gar zerrissen zu werden. Der Herr Verfasser hat sich also diese Schwierigkeiten abschrecken lassen, und ermahnt nur seine Landsleute, sich durch solche Legenden nicht verführen

zu

zu lassen, ja selbige mit der Zeit aus ihren Geschichten zu verbannen. Er glaubt zwar, daß das itzige Jahrhundert noch nicht im Stande sey, das rechte Licht der historischen Wahrheit zu vertragen: den künftigen Zeiten aber trauet ers zu, daß sie die Augen aufthun, und alle Fabeln mit Abscheu verwerfen werden. Zum Beweise dessen, räth er es einem jeden an, nur mit den angeführten Puncten vom Attila einen Versuch zu machen; und sie offenbar für erdichtete Mährchen auszugeben: so würde man sehen, was für ein Geschrey sich erheben würde.

Die andre Arbeit, wegen der Chronologie, wäre nun wohl sicherer und ruhiger gewesen; seitdem er an dem Szentivan, Szören, und Timon, dreyen ungarischen Jesuitern, schon Vorgänger gefunden. Er hatte auch eben damals den Synchronismum der Päbste und der Archiepiscoporum Strigoniensium in Händen; bemerkte aber bald, daß z. E. nur das Todesjahr Bela des IV. schon überaus schwer auszumachen seyn würde. Es fehlte ihm nämlich an derjenigen Menge von Urkunden, daraus er jedes Königes Leben und Thaten, im Kriege und Frieden, heraus bringen könnte. Dazu hätten nun Thuroczius und Bonfinius, an den Höfen, wo sie gelebt, wohl Gelegenheit genug gehabt; aber es auch zu thun schändlich unterlassen, und ihre Historien lieber aus der Sage des Pöbels und ungewissen Nachrichten, aufgeschrieben. Er gesteht aber auch, daß in ganz Europa kein Volk sey, welches bey Eröffnung der Archive argwöhnischer wäre, als die

Ungarn: ungeachtet man ohne dieſelben nichts ſicheres in hiſtoriſchen Dingen hervorbringen könnte.

Er hat ſchon bey andrer Gelegenheit ſeine Gedanken von Bereicherung der ungariſchen Geſchichte eröffnet. Man gebe mir, ſpricht er, aus zweyen Jahrhunderten, nur zweyhundert auf einander folgende Diplomata: ſo will ich daraus ſoviel Vorſchub zu Ergänzung der geheimen Hiſtorie ziehen, als Bonfinius in einer ganzen Decade ſeiner Bücher nicht geliefert hat. Dieſes haben ſchon vorhin **Samuel Timon**, und **Joh. Lic**[illegible] eingeſehen, welcher letztere von Dalmatien und Croatien, ſechs Bücher nach dieſer vorhin unbekannten Methode geſchrieben hat. Dieſes Werk wird den III. Band dieſer ungariſchen Geſchichtſchreiber füllen; und der Herr Verfaſſer kann es wegen ſeiner Gründlichkeit nicht ſattſam loben. Itzo will er nur gewieſen haben, wie ſeine Landsleute, den der Hiſtorie, von nachläßigen Schriftſtellern zugefügten Schaden, wieder erſetzen können und ſollen:

> Hoc opus, hoc ſtudium! parvi properemus et ampli,
> Si patriae volumus, ſi nobis vivere cari! *Horat.*

Was nun dieſen Band ungariſcher Geſchichte betrifft: ſo enthält ſelbiger etliche Werke, die dem erſtern Borgarſiſchen mit dem beſten Rechte an Wichtigkeit gleich zu ſchätzen ſind. Den Anfang macht **Joh. von Zredna**, der den Gelehrten bisher noch unbekannt geweſen. Sein Werk enthält Briefe, die **Joh. Huniades**, damaliger Statthalter von Ungarn, imgleichen viele Prälaten und Freyherren, an Kaiſer, Könige, Päbſte und Fürſten abgelaſſen.

Der

Der geſchriebene Band führt den Titel: Iohannis de Zredna, Cancellariae Regis Hungariae olim Protonotarii, in diverſis negotiis, Statum publicum Regni concernentibus, ab anno Chriſti MCDXLV. usque ad annum MCDLI. Gubernatoris, nec non Praelatorum et Baronum huius regni nomine exaratae. Der Herr Paſtor meynt, dieſer Zredna ſey ein Sclavonier oder Croat von Geburt geweſen: denn dieß Wort bedeutet in ihrer Sprache etwas mittelmäßiges.

Da er der oberſte Protonotarius, oder der geheimte Oberſecretar des Königes geweſen, ſo hat er ſeine Briefe mit aller Artigkeit und Zierde der damaligen Zeiten geſchrieben; aber auch viel alte und neue Wörter mit eingemenget, und viel Lehrſprüche eingeſtreuet, ſeine Rede dadurch ſtölzer zu machen. Seine Schreibart iſt alſo bald hoch, bald niedrig. Gelehrt iſt er, zumal in den ungariſchen Rechten geweſen; er muß auch wohl das meiſte von ſeinen Vernunftſchlüſſen aus ſeinem Kopfe hergenommen haben. Ueberhaupt ſcheint er mehr den Symmachus, und Sidonius Apollinaris; als den Cicero und Plinius nachgeahmet zu haben.

Da nun dieſe Briefe anfänglich zerſtreuet worden: ſo hat ſie Paul von Ivanich ein Prieſter und Notarius bey eben der Kanzley, auf Bitten eines andern Pauls, der Archidiaconus war, geſammlet, und in Ordnung gebracht. Gleichwohl iſt dieſes nicht der zehnte Theil der Briefe, die Zredna geſchrieben: welchen Verluſt der Herr Paſtor Belius ſehr bedauret. Die Anmerkungen die hier unter

dem Texte ſtehen, ſind im Manuſcripte am Rande. Dieſes liegt auf der Wienerbibliothek auf Pergament geſchrieben, No. 531. in 4. unter den weltlichen Geſchichtſchreibern; und iſt von dem wieneriſchen Biſchofe, Johann Fabern, dahin geſchenket worden.

Wie hoch der Werth dieſer Briefe zu ſchätzen ſey, will der Herr Paſter ſelbſt nicht gleich beſtimmen. Doch weil viele ſich nicht unterſtehen, von alten Sachen zu urtheilen, wenn ſie nicht von ihren Lehrern oder andern berühmten Leuten einen Ausſpruch davon gehöret: ſo ſieht er ſich genöthigt, frey heraus zu gehen. Er ſagt alſo: von der betrübten Zeit, darinn dieſe Briefe geſchrieben worden, wäre nichts erwünſchters zu finden geweſen, als die darinn enthaltenen Nachrichten; und ſie würden unſchätzbar geweſen ſeyn, wenn ſie theils alle, theils auch die darauf erfolgten Antworten wären vorhanden geweſen. Fer-

* Nur eine Stelle zur Probe zu geben, ſo nehme man dieſe von der 176ſten Seite. Nachdem der Verfaſſer erzählt hat, daß XIV. Kirchenfürſten und ſoviel Biſchöfe in Ungarn wären, welche alle Vorrechte weltlicher Herren, auch ſogar das Recht des Lebens und Todes hätten; ſo ſetzt er hinzu: Quam profecto (poteſtatem) veteres religioſiſſimi reges, indulgenter quidem, caeterum, non ſatis provide ſacerdotibus permiſere. Hi enim, ſimul poteſtate ſua, ſimul opibus abuſi, iam quidem ab Apoſtolica manſuetudine ac humanitate, nedum a paupertate, quam Chriſtus, hominum ſeruator, maxime commendault, degenerarunt: quamquam haud incongruum mihi videtur eſſe, vt ſummi Dei ſacerdotes hominum etiam ſint moderatores; modo humana mens intra iuris ſui

prae-

Ferner ſagt er, es erhelle daraus, wie ſorgfältig theils Hunniades, theils die Prälaten und Freyherren des Reiches, die Freyheit der Nation zu ſchützen geſucht. Dieſes preiſet der Herr Paſtor allen ſeinen Landsleuten an.

Das andre Werk in dieſem Bande iſt vom **Ludewig Tubero**, einem dalmatiſchen Abte. Dieſen ſchätzt der Herr Paſtor Belius für einen der vornehmſten ungariſchen Geſchichtſchreiber; wenn man die Scheltworte auf die Geiſtlichen ſeiner Zeiten ausnimmt. Man findet wenige Nachrichten von ſeiner Perſon und ſeinem Herkommen. Einige haben ſeinen Namen gar für erdichtet halten wollen: und geglaubt, der Verfaſſer habe ſelbigen mit Fleiß angenommen, damit er deſto ſicherer ſchreiben könnte; auch ſich mit Bedacht für einen Abt ausgegeben, damit er deſto unparteyiſcher den geiſtlichen Stand durchgehechelt zu haben ſcheinen möchte *. Der Name

praeſcriptum ſeſe contineret, nec regno et immodicis imperiis elata, modeſtiae obliviſceretur. Quotus eſt enim aetatis noſtrae Pontifex, qui officii ſui memor, contemtis his terrae oblectamentis, coelum, vt ita dixerim, aſpiciat, atque animi, non corporis vtatur imperio? Sed, quid loquor de Pontificibus, qui fortunae obſequiis deliniti, interdum cupiditatibus ſuis nequeunt imperare; quum plerique infimi ordinis ſacerdotes, accerſita illa egeſtate, et ſimulato rerum contemtu inſignes, triſtem vultum, plenam honeſtatis orationem, ſordidum habitum, maximis vitiis praetendant, atque alienam ſimplicitatem, veluti occaſionem ſui lucri arripientes, virtutum inſtrumentis, quibus peſſime vtuntur, imponunt: aeque, ac optima patrum inſtituta, non ad vitae integrita-

Tubero ist um Ciceros Zeiten in Rom bekannt genug gewesen; ja der, welcher den Ligar angeklaget, soll auch eine Geschichte geschrieben haben. Es kömmt also auch dem Herrn Belius nicht unwahrscheinlich vor, daß ein Unbekannter sich unter diesem Namen habe verbergen wollen.

Indessen gilt hier das ungarische Sprüchwort: boni viri et boni vini non est quaerendo origo: und alle Unparteyische gestehen, daß der Verfasser, als ein gewissenhafter und wahrheitliebender Mann geschrieben habe; obgleich viele sind, die ihm gewisse Nachrichten noch diese Stunde nicht verzeihen können. Das hat schon der erste Herausgeber dieses Werkes gesehen, und daher besorget, daß man entweder gegen die Asche unsers Tubero, oder gegen den Verleger Claudius Marnius, seinen Zorn auslassen würde. Allein er beruft sich, in Ansehung des erstern auf die Gesetze, die Cicero allen Geschichtschreibern gegeben: Nihil falsi dicere, nihil veri dissimulare, et sine suspicione, vel gratiae, vel simultatis scribere: welche Tubero allezeit vor Augen gehabt zu haben scheint. In Ansehung des andern aber, sagt er; daß selbiger sich in den Grenzen seiner Handthierung gehalten, und den Nutzen der gelehrten Welt zu befördern gesucht; auch daher keine Schmähworte verdienet habe. Hierbey macht Herr Pastor Belius, eine schöne moralische Anmerkung

gritatem ac religionem conseruandam, sed ad homines in fraudem inducendos, essent excogitati. Sed de his alias. Hätte wohl Doctor Luther, mit mehrerm Nachdrucke

kung über die Unbilligkeit der Lasterhaften: die zwar ihre Fehler nicht meiden, doch aber, nicht nur in ihrem Leben von Schmäuchlern gelobet; sondern auch nach ihrem Tode, in alle Ewigkeit fälschlich gepriesen werden wollen.

Der Zeitpunct, den diese tuberonische Historie begreift, hat der Verfasser auf seinem Titel angezeiget; daß er nämlich dasjenige beschreiben wolle, was zu seinen Zeiten, in dem Theile von Europa, welches die Ungarn und Türken inne haben, sich zugetragen habe. Den Anfang machet er von dem, was nach des Königs Corvinus Huniades Tode, in dem dreyjährigen Zwischenregimente, vorgefallen: und hier kömmt viel vor, was Bonfinius entweder nicht gewußt, oder doch ausgelassen hat. Darauf kömmt er auf Vladislas Zeiten, und auf die Kriege, die er mit dem Kaiser Maximilian, und seinem Bruder Albrecht geführet. Sodann geräth er auf die venedischen oder wendischen Begebenheiten; schweigt aber auch von türkischen Sachen nicht. Alles dieses ist in XI. Büchern enthalten; und überall hat selbiger nichts unterlassen, was zur Pflicht eines guten Geschichtschreibers gehöret. Sie endigt sich bey dem Tode Leons des X. der 1522. erfolget ist. Wegen seiner Schreibart hat sich der Verfasser selbst entschuldiget, daß sie nicht vollkommen nach der römischen Zierde und Hoheit eingerichtet wäre. Man

solle

brucke von dieser Sache reden können, als dieser Zeuge der Wahrheit, mitten in der römischen Kirche, eben um die Zeiten der Reformation geschrieben hat?

ſolle aber dieſes weder auf ſein Vaterland, welches mit griechiſcher und römiſcher Gelehrſamkeit reichlich geſchmückt wäre, noch auf ſeine Zeiten ſchieben; obgleich ſelbige mehr auf den Gewinſt, als auf die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit erpicht wäre. In einer Anmerkung ſchließt der Herr Paſtor Belius, daß ſich der erſte Lobſpruch entweder auf Venedig oder Raguſa am beſten deuten ließe: außer welchen beyden Orten, in Dalmatien, dieſe beyde Sprachen gar nicht zu ſuchen wären. Gleichwohl giebt Herr Paſtor Belius ihm das Lob, er habe ſo zierlich und beredt geſchrieben, als man kaum zu unſrer Zeit von einem Geſchichtſchreiber fordern würde: weil er deutlich, natürlich, und ungekünſtelt ſchriebe, weder wie Thurozius den witzigen Blümchen, oder vielmehr dem Schmutze nachjagte; noch, wie Bonfinius, alles ſchwülſtige und hochtrabende liebte.

Die erſte Ausgabe davon iſt zu Frankfurt am Mayn, unter der Aufſicht M. Adalars Cravelius herausgekommen, der damals Rector der Schule daſelbſt geweſen: und der Rath ſelbſt hatte ihm ſolche Mühwaltung aufgetragen, wie er in der Zuſchrift ſaget. Ob aber ſeine Urſchrift ſchon vorher gedruckt, oder nur geſchrieben geweſen, das ſagt er nicht. Der Herr Paſtor Bel muthmaßet, es wären damals viele Deutſche aus dem ungariſchen Türkenkriege zurück gekommen; und dieſe könnten leicht unter andrer Beute, auch ein ſolch Manuſcript mitgebracht haben. Dieſes wäre irgend in die Hände des Raths zu Frankfurt gerathen, und derſelbe hätte es des Druckes werth befunden. Es ſind zwar die

unga-

ungariſchen Namen darinn ſehr verſtümmelt worden, die aber in dieſer neuen Auflage ausgebeſſert ſind. So wird man z. E. anſtatt, Cugniadis, Bater, Solagii, Damphu, hier Hunniades, Bator, Szilagyi, Banffii; für Herdondius Hunlacenus, Horſagius, und Rodemarius, wird man hier Erdödi Vilaky, Orſzag, und Hedervarius, finden. In dieſe Fehler aber kann Tubero nicht anders, als aus Unwiſſenheit der ungariſchen Sprache gefallen ſeyn.

Es folgt in der Ordnung Joh. Zermeghs Hiſtorie der Begebenheiten, zwiſchen Ferdinanden und Johannen; ein kleines Werkchen, welches aber der ſchweren Zeiten, und wichtigen Streitigkeiten wegen, davon es handelt, wichtig genug iſt. Nicolaus Iſtuanffi hat es daher in Holland ans Licht geſtellt: aber ſeine Ausgabe hat ſich ſo verlohren, daß man ſie billig hier wieder abdrucken laſſen. Außer dem, was dieſer Herausgeber von ihm für Nachrichten gegeben, weis man nichts von ihm zu melden. Er iſt ein Sclavonier von Geburt geweſen, und hat die Geſchichte, von der Niederlage Ludewigs, bis an den Tod Johanns, beſchrieben. Er iſt Kammerrath geweſen, aber beym Kaiſer Maximilian in Ungnade gefallen, und als ein ſiebzigjähriger Greis, und Lutheraner geſtorben. Der Herr Paſtor Bel rückt die ganze Nachricht des Iſtuanffi, ein. Er iſt willens geweſen, dieſen aufrichtigen Schriftſteller in ſein eigenes Werk von der ungariſchen Hiſtorie einzurücken: hat aber dem Verlangen des Verlegers, ihn hier in dieſen II. Band

zu bringen, nachgegeben; und ſeine eigenhändige Abſchrift, an ſeinen Sohn, Herrn Profeſſor Bel, allhier überſandt, der auch den Text mit verſchiedenen gelehrten Anmerkungen erläutert und bereichert hat. Doch ſind auch von dem Herrn Paſtor Bel verſchiedene Anmerkungen eingeſtreuet.

Nun folgt in der Ordnung Peters von Reva, Grafen zu Thuroz, kurze Abhandlung von der Krone des Königreichs Ungarn. Wir übergehen hier, was der Herr Paſtor Bel, theils von dem revaiſchen Geſchlechte, theils von dem Urſprunge und der Würde der ungariſchen Krone, ſehr gelehrt angeführet hat. In dem Tractate ſelbſt hat der Verfaſſer die ganze Reihe der ungariſchen Könige, von Stephano dem I. an, durchgenommen, und die Schickſale ihrer Krone im Kriege und Frieden, auch da, wo die Hiſtorie ſchwieg, ſcharfſinnig angezeiget. Auch dieſer Scribent iſt ein Proteſtant geweſen, weswegen einige ſich einbilden, er habe die ungariſche Krone nicht für heilig genug gehalten, oder nicht hoch genug geſchätzet. Allein hier wird das Gegentheil von ihm behauptet; auch ſonſt ſein patriotiſcher Eifer ſattſam geprieſen. Zuerſt iſt dieſe Abhandlung zu Augsburg 1613. bey Mangen, bey Lebzeiten des Verfaſſers herausgekommen; 1722. aber iſt ſie vermehrter zu Tyrnau ans Licht geſtellet worden. Itzo hat man auch die eigenen Anmerkungen Peters von Reva, die er an den Rand ſeines gedruckten Exemplars geſchrieben, beygefüget, welches ohne Zweifel dieſer Ausgabe einen beſondern Vorzug giebt.

Zum

Zum Gefährten hat diese Abhandlung des Herrn Profeſſ. Schmeizele aus Halle Tractätchen, von den Kleinodien des Königreichs Ungarn bekommen. Dieſe Schrift iſt ordentlicher, vollſtändiger und mit mehrern gelehrten Zierrathen verſehen, als des Reva ſeine, und war es alſo wohl werth, daß ſie in dieſer Sammlung aufbehalten würde. Doch wünſcht der Herr Paſtor Bel, daß beyder ihre Schreibart etwas angenehmer, und der Majeſtät der Sachen, und der Hiſtorie überhaupt, etwas gemäßer geweſen ſeyn möchte. Indeſſen hat der Herr Profeſſ. Schmeizel auch dieſe ſeine Auflage verbeſſert und vermehrt.

Es folgt nunmehr die Krönungsgeſchichte der allerdurchlaucht. itzt regierenden Königinn und Kaiſerinn **Maria Thereſia**; die theils, wegen ihrer ungewöhnlichen Pracht, theils, wegen einer neuen Denkzeit des ungariſchen Reiches, merkwürdig iſt. Das ungariſche Geſetz, daß bey Abgange des männlichen öſterreichiſchen Stammes, auch der weibliche im Regimente folgen ſollte, iſt 1740. den 20ſten October auf eine für ganz Europa traurige Art zur Erfüllung gediehen. Es iſt indeſſen zu verwundern, daß eine ſo wichtige Veränderung, ohne einige Unruhe, und ſonder allen Widerſpruch der Uebelgeſinnten, glücklich zu Stande gekommen. Denn 1741. den 25. Julius iſt dieſe Krönung mit feyerlicher Art, nach alter hergebrachter Weiſe vor ſich gegangen. Ja die ungariſche Nation, hat ſich bey denen von allen Seiten auf Oeſterreich zuſtürmenden Drangſalen, gleichſam ganz für daſſelbe aufgeopfert: ſonderlich, als die Königinn, ſich und ihren Prinzen,

der

der Treue und dem Schuße derselben, aufs wehmüthigst empfohlen hatte.

Den Vorsaß, die ganze Krönungsgeschichte zu beschreiben, hatte zuerst Johann Tomka Szaßky gefasset, ein so wohl in den schönen Wissenschaften gelehrter, als in ungarischen Sachen erfahrner Mann. Dieser hatte mit dem geschickten Kupferstecher Klein, den Vergleich getroffen, in Gesellschaft an diesem Werke zu arbeiten. Er selbst wollte alles aufs fleißigste beschreiben; dieser aber sollte in Kupferstichen, alle Aufzüge, durch Kirchen, Gassen und Märkte, die Leistung des Eides, die Schwingung des Schwertes des heiligen Stephans, und die große Tafel, nebst allem, was dabey merkwürdig gewesen, aufs schönste vorstellen. Allein, weil der Kupferstecher Vorschuß verlangte, dieser aber nirgends zu finden war: so ist ein so treffliches Werk, welches der ungarischen Nation zu ewigem Ruhme gereichet haben würde, nicht zu Stande gekommen.

Wir merken bey dieser Gelegenheit, als eine bewundernswürdige Sache an, daß große Herren, die oft in ihren Feyerlichkeiten, Aufzügen, Verkleidungen, Ritterspielen, Feuerwerken, Erleuchtungen, Wirthschaften, Tänzen und großen Tafeln, fast mehr als eine persische Pracht zeigen; und viele Millionen ohne Bedenken darauf gehen lassen; um dem einheimischen und fremden Volke zu zeigen, wie groß ihr Reichthum sey, oder wie wenig sie das Geld achten: dennoch keine Sorge tragen, daß alle diese ihre Pracht und Herrlichkeit, womit sie sich doch soviel wissen, auch in guten Beschreibungen

und

und saubern Zeichnungen bis auf die künftigen Zeiten aufgehoben werden möge. Dieſes wäre oft durch ein oder zwey tausend Thaler zu bewerkſtelligen möglich; da jenes oft eines Cröſus Reichthümer erfordert hat. Gleichwohl läßt man es an einer ſolchen kleinen Ausgabe fehlen: und will lieber allen den erſtaunlichen Aufwand in dem ſchwachen Gedächtniſſe derer, die ihn geſehen haben, innerhalb zehn bis zwanzig Jahren erlöſchen laſſen, als ihn durch Anwendung einer Kleinigkeit, bis auf die ſpäte Nachwelt bringen, die kaum zugelanget haben würde, ihre Zimmer bey ſolchen Feſten, eine Nacht durch, mit den nöthigen Wachskerzen zu erleuchten. Wie iſt es möglich, ſolches zuſammen zu reimen? zumal, da es ſolchen Fürſten insgemein an Malern und Kupferſtechern nicht fehlet, die für ihre jährliche Beſoldungen, ſehr wenig, oder nichts zu arbeiten haben.

Da dieſes Vorhaben alſo rückgängig wurde: ſo machte ſich ein andrer Geſchichtſchreiber, Joſeph Torkoß, an dieſe Arbeit, welcher ſelbſt alles angeſehen, und der künftigen Zeit eine Nachricht davon hatte geben wollen. Er iſt Rector des Gymnaſii der evangeliſchen Stadt Jura in Ungarn. Sein Werkchen iſt in zween Theile getheilet, deren erſter die Beſchreibung, der andre aber die ſogenannten Documenta, XXXIV an der Zahl enthält. Dieſes aus einer ungariſchen Feder gefloſſene Werk, hat man in dieſer Sammlung ungariſcher Geſchichte lieber einrücken, als aus den Zeitungsblättern ungewiſſe Nachrichten zuſammen raffen wollen; deren Urheber niemand weis, und dabey oft viel falſches mit unterläuft.

Nun folget in der Ordnung, abermals ein Stück Peters von Reva, welches weit wichtiger und ausführlicher ist, als das obige. Es begreift einen ziemlich vollständigen Begriff der ungarischen Historie in sich; welcher den Lesern desto angenehmer seyn muß, da er aus der Feder eines Mannes geflossen, der selbst in Regierungssachen, nicht aber in der Studierstube alt geworden. Denn als derselbe sein Werkchen von der ungarischen Krone auszupußen, die Archive des Königreichs durchgieng; fand er so viel schöne geschriebene Nachrichten von den Geschichten seines Vaterlandes: daß er sich entschloß, die ungarische Historie dadurch zu bereichern, und ein besondres Werkchen davon abzufassen. Auch hier nimmt der Herr Pastor Bel abermal Gelegenheit, die Durchsuchung alter Urkunden und Diplomatum anzupreisen, wenn man in den Geschichten was gründliches schreiben will; worinn er allerdings recht hat. Dieses schöne Stück hat nun ein Graf Nádasdi, durch Caspar Jongelinen zu Frankfurt am Mayn 1659. ans Licht stellen lassen; und dieser hat es Kaiser Leopolden zugeeignet. Der Titel hieß: Petri de Reva, Comitis Turocensis et Sacrae Coronae duumviri, de Monarchia et Sacra Corona Regni Hungariae Centuriae VII. &c. Dieses ist nun hier wieder verbesserter abgedruckt zu finden.

Den Beschluß in dieser Sammlung machet endlich IX. eben dieses Abts, Casp. Jongelins, Catalogus Palatinorum Regni Hungariae, ex vetustissimis Literis ac Diplomatibus eiusdem regni

dige-

digeſtus. Dieſes Verzeichniß der vornehmſten Reichsbedienten in Ungarn iſt nach der Zeitordnung eingerichtet, und geht von 1001. bis auf 1655. Die Fortſetzung aber iſt bis auf 1741 hinzugefüget worden, da Joſeph Graf Eſterhazi von Galantha dieſe wichtige Stelle erhalten hat. Auch hier iſt kein bloßes Namenregiſter, ſondern eine bisweilen ſehr umſtändliche Erzählung, von allen den vornehmen Reichsgliedern zu finden, die ein ſo wichtiges Amt bekleidet haben. Unſer Raum aber verſtattet es nicht, uns bey dieſem Stücke der ungariſchen Geſchichte länger, als bey den vorigen aufzuhalten.

So viel müſſen wir zum Beſchluſſe noch melden, daß an dieſer Ausgabe keine Koſten geſparet worden. Man findet darinn bey dem Anfange und Ende jeder Abtheilung ſchöne in Kupfer geſtochene Zierrathen. Die Anfangsbuchſtaben ſind ſonderlich mit beſondern Erfindungen auf viereckigten ziemlich großen Kupferplatten zu ſehen; und ſtellen faſt lauter ungariſche Städte, Feſtungen und Schlöſſer vor: ſo daß der ſchöne Anblick derſelben nicht nur Luſt, ſondern auch Nutzen giebt. Druck und Papier ſind auch vollkommen ſchön und weiß: ſo daß dieß Werk mit eine Zierde der Bücherſäle abgeben kann.

* *

II.

The Life of Francis Bacon, Lord Chancellor of England. By Mr. Mallet. London. 1740.

D. i.

Leben des Franciſcus Baco, Lords und Kanzlers von England. Beſchrieben von Herrn Mallet, in gr. 8. 14 Bog.

Franciſcus Baco, hat ſich um die Gelehrſamkeit überhaupt, inſonderheit aber um die Weltweisheit, viel zu verdient gemacht, als daß eine etwas nähere Kenntniß ſeiner Lebensumſtände eine gleichgültige oder gar verdrießliche Sache ſeyn ſollte. Wir hoffen auch unſern Leſern einen deſto größern Gefallen mit dem Auszuge dieſes Buches zu erweiſen, da daſſelbe auf eine ſehr angenehme Art abgefaſſet iſt, und eine genaue Abſchilderung derer gekrönten Häupter liefert, in deren Dienſte unſer Baco ſein Leben zugebracht hat. Wenn wir alſo dieſen gelehrten Staatsmann, ſo zu reden, von ſeiner Wiege bis ins Grab begleiten: ſo werden wir zugleich mit ihm, viele von denen Großen kennen lernen, die theils zu ſeinem Glücke, theils auch zu ſeinem Unglücke beygetragen haben.

Franciſcus Baco, war 1561 in England und zwar zu York-Houſe gebohren. Sein Vater Nico-

Nicolaus Baco, war der erste Siegelbewahrer, dem man alle Würde und Macht eines Kanzlers anvertrauet hatte. Er diente der Königinn Elisabeth fast 20 Jahre, war sehr gelehrt, und diente seinem Vaterlande mit derjenigen Redlichkeit und Bescheidenheit, bey großem Glücke, die nur großen Seelen eigen ist. Seine andere Gemahlinn war Anton Cookes Tochter, deren Vater Eduards des VI. Lehrmeister gewesen, und dessen die Geschichtschreiber rühmlich erwähnen. Sie war selbst gelehrt, indem der Jesuit Parsan ihr schuld giebt, daß sie des Bischofs Jewels Vertheidigung der engländischen Kirche aus dem Lateinischen übersetzt habe. Von diesen Aeltern entsprang unser Baco, und hatte das Glück zu einer Zeit in die Welt zu kommen, da man die Künste und Wissenschaften bearbeitete, liebte, und beschützte; welches von Niedrigen und Großen mit Rechte gesaget werden konnte.

Von seiner ersten Erziehung hat man wenig Nachricht, als daß er schon in der ersten Kindheit Proben seines lebhaften Witzes und allezeit gegenwärtigen Geistes gegeben; welches aus einigen scharfsinnigen Antworten an die Königinn Elisabeth sattsam erhellet. 1573 den 16 des Brachmonats kam er nach Cambridge in das Trinitätscollegium. Allhier wandte er seine Zeit so wohl an, daß er bereits in seinem sechzehnten Jahre, alle Theile der Weltweisheit begriffen hatte. Was aber noch erstaunlicher ist, so sah er auch bereits, daß die damals noch allgemein herrschende aristotelische Art zu philosophiren, gar nicht der sichere Weg sey,

auf welchem man zu einer richtigen Kenntniß der Wahrheit gelangen könnte. Hier nun faſſete er ſchon damals den Entſchluß, ein Wiederbringer einer untrüglichern Philoſophie zu werden; allein bey ſeinem Leben fand er nichts als Widerſtand: es war ein anderes Jahrhundert nöthig, alle Völker auf ſeine Meynung zu bringen.

Es iſt faſt unbegreiflich, daß ein ſo kluger Mann, als der Vater unſers jungen Baco war, der die Welt und ihre Händel ſo wohl kannte, einen jungen ſechszehnjährigen Menſchen bereits auf Reiſen geſchickt habe. Gleichwohl erhellet aus einem Berichte des Herren Amias Pawlet, damaligen Geſandten in Frankreich, daß unſer junger Franciſcus im 1577ſten Jahre, zu Paris, und unter ſeiner Anführung, geweſen. Wir dörfen ja nur rund um uns ſehen: ſo wird die tägliche Erfahrung uns zur Gnüge lehren, wie vielen Schaden das frühzeitige Reiſen der Jugend zufüge. Allein vielleicht konnte man unſerm Baco auch bey ſo frühen Jahren ein mehreres zutrauen, und die Erfahrung lehrte ſeinen Vater, daß er nicht geirret hätte. Denn der Geſandte faßte einen ſo guten Begriff von ihm, daß er ihn mit einem Geſchäffte an die Königinn ſandte, wozu viele Verſchwiegenheit und Geſchwindigkeit erfordert ward. Er beſtellte daſſelbe ſo gut, als man gewünſcht und vermuthet hatte, und kehrte darauf zu Vollendung ſeiner Reiſe, wieder zurück.

Weil er der jüngſte Sohn ſeines Vaters war; ſo hatte derſelbe eine anſehnliche Summe bey Seite gelegt, wovon er dieſem geliebten Erben, ein einträg-

träglicheſ Gut, in ſeiner Abweſenheit kaufen wollte. Allein ehe dieſe gütige Fürſorge vollzogen werden konnte, ſtarb dieſer Vater ungefähr an einer Erkältung. So blieb denn dem jüngſten Baco nur der kleine Reſt einer Summe übrig, die er mit fünf Brüdern theilen ſollte. Dieſes gar zu kleine Vermögen nöthigte ihn daher, auf eine Wiſſenſchaft zu denken, wovon er einmal Brod erwerben könnte, und hierzu erwählte er die Rechte. Er begab ſich alſo nach Grays-Inn, in welchem Hauſe er bald für eine Zierde deſſelben angeſehen ward. Er brachte es auch hier durch ſeinen Fleiß ſo weit, daß die Königinn Eliſabeth ihn ſchon in ſeinem 20ſten Jahre, zu ihrem gelehrten außerordentlichen Rathe ernannte. Jedennoch war es wohl unmöglich, daß ein ſo großer Geiſt, der dazu gebohren war, den ganzen Umfang der Wiſſenſchaften zu faſſen, ſich in die engen Grenzen der Rechtsgelehrſamkeit hätte ſollen einſchränken laſſen. Er gab auch in der That, ſo oft er nur eine Stunde erübern konnte, ſeinem tiefſinnigen Forſchen Raum, allwo er den ganzen Zuſtand der Gelehrſamkeit mit allen ſeinen Mängeln überſah, und auf Mittel dachte, denenſelben abzuhelfen. Dieſes nun verſuchte er zuerſt in einem Tractat, den er the greateſt Birth of Time nannte. Ungeachtet nun dieſes Stück ſelbſt verloren iſt, ſo kann man doch ſchließen, daß es die erſten Züge desjenigen erſtaunlichen Vorhabens enthalten, welches er nach der Zeit in ſeiner Inſtauratione Magna ausgeführet hat. Er glaubte, er ſey zum Dienſte des menſchlichen Geſchlechts gebohren, und nennete ſich auch in einem

Schreiben an den Pater Fulgentium, einen Diener der Nachkommenſchaft.

Bisher haben wir unſern Baco bloß als einen philoſophirenden Gelehrten betrachtet: nunmehr werden wir ihn in einem andern Geſichtspuncte erblicken. Sein Schickſal führete ihn auf den großen Schauplatz der Welt, und verband ihn mit den angeſehenſten Perſonen ſeiner Zeit. Ein gekröntes Haupt bediente ſich ſeiner mit Ehren, und das andere brachte ihn auf den Gipfel ſeines Glückes. Es wird alſo nöthig ſeyn, einen allgemeinen Abriß von dieſen zwo Regierungen, in welchen Baco geſtiegen und zu letzt gefallen iſt, zu geben.

Eliſabeth beſaß vielmehr geſunde Vernunft und Urtheilskraft, als man gemeiniglich bey dem regierenden Frauenzimmer antrifft: hierzu kam noch eine Großmuth und Standhaftigkeit in Entſchließungen, die auch den Character des beſten Mannes würden gezieret haben. Bey dem Antritte ihrer Regierung fand ſie ihre Einkünfte ſchon voraus weggehoben und verthan. Ihr Königreich war durch die blutdürſtige Raſerey ihrer Vorfahren zerrüttet, und ohne alle Kräfte, ohne Beyhülfe von Bundsgenoſſen, und auswärts überall in Verachtung. Sie ſah alſo wohl, daß ihr nichts nöthiger war, als ſich die Liebe ihres Volks zu erwerben, die innere Macht des Landes wieder zu verſtärken, und ſich bey andern Mächten, in Hochachtung und Furcht zu ſetzen. So groß dieſes Vorhaben war, und ſo viele Schwierigkeiten damit verknüpft waren, ſo glücklich hat ſie es dennoch zu Stande gebracht.

Sie

Sie versuchte und bewerkstelligte die Religionsänderung, in einem fast ganz papistischen Lande; sie erhielt und nährte auf eine wunderbare Weise, die Mishälligkeiten, zwischen Schottland, Frankreich und den Niederlanden; und zwar an ihrem Theile mit mehrerer Billigkeit, als die Regenten gemeiniglich beobachten, wenn sie Spaltungen unter den Nachbaren anstiften. Nur hierinn waren sie alle eins, daß sie der Elisabeth feind waren; gleichwohl machte sie sich, durch Beförderung der Reformation in Schottland, durch die Unterstühung der Protestanten in Frankreich, und durch die wohlangebrachte Hülfe, die sie denen für Leben und Freyheit fechtenden Holländern angedeihen ließ, zu einer Meisterinn von Europa.

Als sie zur Krone kam, so war das Land vier Millionen schuldig: eine damals unerhörte Summe! Ihre eigene Sparsamkeit aber setzte sie in den Stand, diese Summe zu bezahlen. Die Münze, welche Heinrich der VIII. sehr verschlimmert, und Maria ganz verwahrloset hatte, setzte sie wieder auf den gehörigen Fuß, und half dadurch dem öffentlichen Credit auf. Sie schaffte allenthalben den erforderlichen Kriegsvorrath an, und die Jugend in ganz England mußte zu Kriegsübungen angeführet werden. Die Flotte war verfallen und fast gar eingegangen. Auch diese brachte sie wieder in einen recht furchtbaren Stand, so daß sie es mit der sogenannten unüberwindlichen Flotte der Spanier aufnehmen, und selbige überwinden konnte. Kurz, die Königinn Elisabeth war das erste gekrönte Haupt,

welches England so groß und mächtig machte, daß sein Ansehn sich bis zum Norden und beyden Indien erstreckte.

So war der Character dieser großen Frau beschaffen; die Schickung aber hatte sie auch mit vortrefflichen Leuten beseliget, die ihr das Regiment führen halfen. **Nicolaus Baco**, der Vater unsers **Franciscus**, war, wie gesagt, ihr Siegelbewahrer: bey aller Gnade aber darinn er stand, und die er, welches was seltenes ist, auch verdiente, war er so bescheiden, daß er nie mehrere Pracht suchte, als die dem Range gemäß war, den er mit nach Hofe gebracht hatte. Die Königinn besuchte ihn ein s Tages auf seinem Gute Hertfordschire, und sagte ihm scherzend, daß sein Haus für ihn zu klein wäre: nein, erwiederte er, aber Eure Majestät haben mich für mein Haus zu groß gemacht.

Walsingham, ihr andrer Staatsbedienter, war überaus redlich, scharfsichtig, und wartete seines Dienstes mit einer völligen Ausnahme alles Eigennutzes ab. Seine Verachtung des Reichthums war so groß und bekannt, daß er auch unter den großen Männern des Alterthums, deswegen würde verehret worden seyn.

Der Schatzmeister **Lord Burleigh**, ward wegen seiner vollkommenen Staatserfahrung für den größten Mann seiner Zeit gehalten; und wird noch für ein Muster angesehen, dessen Covey, wie es hier heißt, England anjetzo mehr wünschet, als hoffet. Er ist fast vierzig Jahre bey dem Hauptruder der Regierung gewesen, und hatte das so sel-

tene

tene Glück erlebet, daß er das Beste des Landes und den Willen seiner Fürstinn, zugleich bewirken konnte.

Um nun wieder auf unsern Baco zu kommen, so würdigte ihn dieser Lord Burleigh seines Schutzes, und wirkte ihm auch, doch gegen vielen Widerstand, eine Registratorstelle bey der Sternkammer (einem außerordentlichen Gerichte) aus, welche etwan jährlich 1600 Pfund Sterling eintrug. Allein er bekam sie nur auf dem Papiere, indem dieß Amt selbst ihm erst 20 Jahre hernach zufiel. Er konnte auch diese ganze Regierung durch, nicht höher kommen; ungeachtet seine Geschicklichkeit, Beredsamkeit, und seine große und systematische Gelehrsamkeit, ihm überall die größte Hochachtung erwarben. Insonderheit war der Lord Devereux, der berühmte und unglückliche Graf Esser, sein großer Gönner; durch welchen Baco sein Glück unfehlbar zu machen gedachte. Die Königinn selbst gab ihm viele Proben ihrer Aufmerksamkeit, ließ ihn oft vor sich kommen, und zog ihn sogar bey Staatsgeschäfften zu Rathe: ihre Räthe aber bedienten sich nicht selten seiner Feder, um ihr Verfahren im Regimente zu rechtfertigen. Diesem allen ungeachtet erlangte er nichts, was solchen günstigen Anscheinungen und seinen großen Verdiensten nur einigermaßen ähnlich gesehen hätte. Dieses erfordert eine Erläuterung, und wir wollen sie unsern Lesern nicht vorenthalten.

Der ganze Hof war damals in zwo Parteyen getheilet; die eine hatte den Grafen Esser, die andere die zween Cecils, Vater und Sohn, zu Häuptern. Esser war jung, von Person einnehmend, tapfer,

ehr-

ehrgeizig, ſelbſt gelehrt, und ein Liebhaber der Gelehrten, leutſelig, und was ſehr ungewöhnlich iſt, der Liebling der Regentinn und des Volkes zugleich. Er liebte die kriegeriſche Ehre und war freygebig bis zur Verſchwendung. Noch eine ſehr große und ſeltene Eigenſchaft an ihm war, daß er ſich in ſeinem größten Glücke, von ſeinen Freunden die Wahrheit ſagen ließ, und ſie gelaſſen annahm. Allein bey ſo vortrefflichen Eigenſchaften, fehlten ihm, die einem Hofmanne, einem Staatsmanne, ja einem Lieblinge, ſo unentbehrliche Behutſamkeit, die ſclaviſche Unterwürfigkeit gegen den Regenten, und die niederträchtige aber ängſtliche Sorge für den Eigennutz, es ſey auf Koſten der Herrſchaft, oder des Landes. Dieß nun gab den Feinden deſſelben vielen Anlaß die Königinn argwöhniſch zu machen: als wäre es ihm nicht genug, ihr Liebling zu ſeyn; ſondern er ſuche gar ihr Herr zu werden, und mit einem Trotze zu heiſchen und zu begehren, der ſich für einen Unterthan gegen das Landeshaupt, nicht ſchicke. Dieſer nun nicht ganz unwahrſcheinliche Verdacht that nur gar zu viel Wirkung bey der Königinn, die ſehr ehrgeizig und auf ihr Anſehen ungemein eiferſüchtig war. Sie machte ſich daher ein Vergnügen, ihn oftmals und zwar dadurch zu kränken, daß ſie ſeine Freunde nicht beförderte. Nun hatte er ſie oft inſtändig für den Baco gebethen; allein Cecil, des Eſſex Todtfeind, ſagte der Königinn: Baco ſey ein Menſch, der nur zu philoſophiſchem Nachſinnen taugte, und würde folglich ihre Geſchäffte mehr verwirren als befördern. Ein ſo boshaftes Anſchwär-

zen

zen nun, von einem Manne, der noch dazu des Baco Anverwandter war, verdroß den letztern so sehr, daß er fast gar aus England gegangen wäre. Allein Esser, der, da er sein Glück nicht durch ein Amt machen konnte, ihm diesen Verlust auf eigne Kosten ersetzen wollte, schenkte ihm den Twitenham-Park und dessen Paradiesgarten. Dieß Geschenk war so ansehnlich, daß Baco selbst bekennet, er habe es nach diesem, (und zwar noch unter seinem Werthe) für 1800 Pfund Sterlings verkaufet. So großmüthig diese That war, und so billig sie einen ewigen Dank verdienet hätte, so unschlüßig wird man, was man von dem sittlichen Character des Baco sagen soll; welcher nachmals gegen diesen seinen größten Gönner die Feder ergriffen, und vor dem ganzen Englande, eine Entdeckung seines Hochverraths, oder a Declaration of the treasons of Robert Earl of Essex aufgesetzet hat? Dieß Verfahren zog ihm den Haß aller Menschen zu, und auch nach seinem Tode kann man den heimlichen Groll gegen ihn, in den Geschichtschreibern, die von den damaligen Zeiten handeln, deutlich finden. Diesem Verfahren des Baco zu gute, und um ihn einigermaßen zu entschuldigen, machet Herr Mallet allhier eine Ausschweifung, die das ausführliche Verbrechen des Grafen, und die unvermeidliche Bedrängniß enthält, darinnen Baco gewesen, die Feder wider ihn zu führen, oder diese Verrichtung den Händen seiner rachgierigsten Feinde zu überlassen. Die Stärke dieser Entschuldigung wird nach der mindern oder geringern Neigung zur Erkenntlichkeit,

bey denen die ſelbige leſen, hinlänglich oder unzureichend zu ſeyn ſcheinen.

Eliſabeth ſtarb endlich 1603, und überließ das Reich dem Könige Jacob aus Schottland, von welchem Herrn uns allhier folgende Abſchilderung gemacht wird. „König Jacob war der unverſtändigſte Prinz, der jemals gelebet hat ... er „ließ ſich gänzlich durch die Rotte dahin reißen, in „deren Hände er gerathen war. Er hieng ſeinen „Hauptergetzungen nach, nämlich dem Balzen und „der Jagd, als ob ſein Reich in der größten Ruhe „geweſen wäre. Der erſte, der ſich zuerſt bey ihm „einſchmäuchelte, war eben der allerſchlimmſte; „nicht nur, weil er ihn zu einer völligen Vernachläßigung aller Geſchäffte verlockete, ſondern auch „ſeine Jugend mit dem Gifte der Schwelgerey anſteckte. Sein Name hieß Stuart, nachmaliger „Graf von Arran, ein Mann der große und gefahrliche Laſter beſaß, ohne durch eine einzige gute Eigenſchaft dieſelben wieder gut zu machen ... Er „haßte alle rechtſchaffene Leute, und ſie ihn. Die „redlichen aus dem Adel thaten oftmals Vorſtellungen wider das Anſehen und den verderblichen Einfluß dieſes Lieblings. König Jacob ſah auch die „Billigkeit dieſer Vorſtellungen ein; er verbannete „ihn einigemal von Hofe, und nahm ihn eben ſo oft „wieder zu Gnaden an ... Ganz Europa ſah gar „bald ein, daß niemand, als ſeine eigene Unterthanen, ſich vor ſeiner Macht zu fürchten hätte. So „bald er nach England kam, verſchwendete er die „Titel und Gnadengehalte auf eine ſo ungezähmte

„Weiſe,

„Weiſe, daß ſchwerlich ein ander Merkmaal der „Verdienſte übrig blieb, als daß man ſeinen Gna„denbezeugungen entwiſchet war ... Man ſah, „daß der König mit einer gewaltigen Neigung zur „Verſchwendung ganz und gar in der Gewalt ſeiner „Lieblinge war, und daß einige von ſeinen nichts„würdigſten Unterthanen am meiſten bey ihm in „Gnaden ſtanden. Man ſah ferner, daß er bereits „anfieng Regierungsmaximen feſtzuſetzen, welche die „Freyheit, ja die ganze Einrichtung des Landes über „einen Haufen warfen. Seine ganze Politik lief „darauf hinaus, ſeine Unterthanen daheim verdrieß„lich, und ſowohl ſie, als ſich ſelbſt, auswärts verächt„lich zu machen. Es war eine Regierung voller „Geſandſchaften und Negociationen, die ſo frucht„los als koſtbar waren; eine Regierung von Lieb„lingen und neuen Edicten, von nichtigen Zeitkür„zungen und willkührlichen Auflagen. Die alte „Einfalt der Sitten, die nie ohne eine innere Groß„muth iſt, und eine männliche Freyheit im Reden, „die edle Wirkung von beyden Eigenſchaften, waren „nunmehr größtentheils verlohren; und ſchlugen in „eine weibiſche ſchändliche Anbethung und knechtl„ſche Sclaverey aus. Dieß war die Modeſprache „bey Geiſtlichen und Weltlichen; und Jacob hörte „ſich alle Tage mit den Namen heiligſt und göttl„lich nennen; Titel, die vielmehr die Nichtswür„digkeit, als die Größe der menſchlichen Natur an„zeigen, und die, da man ſie vollends ihm gab, of„fenbar lächerlich waren. Er beſaß auch nicht eine „einzige fürſtliche Eigenſchaft. Die Kunſt, wie

„man

„man im Frieden ein Land regieret, verſtund er nicht, „oder wollte ſie nicht verſtehen: und ſein Grauen „vor dem Kriege war ſeiner Gemüthsart gemäß, „und unüberwindlich. Es ſcheint daher faſt unbe„greiflich, daß ein ſolcher König mit ſeinem Parla„mente hochmüthiger verfahren ſey, als irgend einer „ſeiner Vorfahren jemals gethan. Allein man hatte „ihm vorgeſagt, England könne weder erſchöpfet, „noch auffäßig werden, und ſeine Handlungen zeig„ten, daß er es glaubte. Die Wahrheit aber iſt, „daß, ſo wie ein feiges Herz bey gewiſſen Gelegen„heiten trotziger reden kann, als die wahre Uner„ſchrockenheit jemals thut; ſo auch Jacob ſich ſei„nem Volke furchtbar machen wollte: damit es „nicht merken möchte, wie ſehr er ſelbſt ſich vor ihm „fürchtete.“

Im 1605 Jahre gab unſer Baco ſein Werk von dem Fortgange und Flore der Gelehrſamkeit heraus. In dieſem Werke gieng ſeine Hauptabſicht dahin, den ganzen Zuſtand der vernünftigen Welt genau zu überſehen, und zu erwägen, was für Theile der Wiſſenſchaften bereits nützlich bearbeitet worden; was noch vernachläßigt oder unbekannt geblieben, und durch was für Mittel dieſelben entdeckt, und zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft bearbeitet werden könnten. Dieſes Buch kam anfangs in engländiſcher Sprache heraus; damit es aber den Gelehrten aller Länder deſto nützlicher werden möchte: ſo trug Baco einem gewiſſen D. Playfer in Cambridge, eine lateiniſche Ueberſetzung deſſelben auf. Playfer gieng an dieſe Arbeit, mit aller der Bemühung

mühung um die Sprachrichtigkeit, die den ängſtlichen Ausſpähern der Phraſeologie, ſo gewöhnlich iſt, und worinnen faſt allein ihr ganzes Scribentenweſen beſtehet. Er bemühete ſich alles mit ſchönen runden Redensarten, und zwar lauter ſolchen, die er bey den beſten Alten ausgeklaubet hatte, zu geben; ob er aber das ausdrückte, was Baco ſagen wollen, das war ſein mindeſter Kummer. So ſchön nun dieſe Arbeit nach dem Schulmannsfuße gerathen ſeyn mochte; ſo wenig gefiel ſie unſerm Baco, der bey Durchleſung zwoer oder drey Proben, den grammaticaliſchen Herrn Ueberſetzer erſuchte, ſich weiter keine Mühe zu geben. Viele Jahre hernach, und zwar nach ſeinem Abtritte von dem Schauplatze des Hofes, übernahm er ſelbſt, mit Beyhülfe einiger Freunde, dieſe Dollmetſchung ſeines Werkes. Dieß war die Ausgabe von 1623, und iſt als der erſte Theil ſeiner Inſtauration anzuſehen.

Wir haben bereits vorn geſagt, daß Cecil ſich unter der Königinn Eliſabeth Regierung der Erhebung unſers Baco allezeit widerſetzt; und dieſes that er auch unter König Jacobs ſeiner. Außer dieſem Feinde aber bekam Baco noch einen, Namens Eduard Coke, der bey ſehr großen Gaben, auch große Fehler beſaß. Coke war auf Bacons Ruhm eiferſüchtig, den er ſich in vielen Theilen der Gelehrſamkeit erworben: und dieſer beneidete den Coke, wegen des hohen Vorzuges, den man ihm in einem einzigen derſelben zugeſtehen mußte; denn er war unſtreitig der größte Rechtsgelehrte ſeiner Zeit. Ein jeder von ihnen wollte bewundert ſeyn, und

zwar eben darinn, worinnen der andere vortrefflich war. Dieſes Beſtreben an zween ſo großen Männern, iſt zwar ſehr niederträchtig, aber nichts ungewöhnliches.

Endlich erhielt dann Baco im 1607 Jahre die ſo lange geſuchte und erbethene Stelle eines General-Solicitators; welche ihm viele Briefe an obigen Cecil, an den Kanzler Egerton und den König ſelbſt gekoſtet: wie man denn überhaupt anmerkt, daß er alle Stellen, die ihm jemals zu Theil geworden, erſt nach langem Bitten und Flehen an die Staatsbedienten erhalten. Eine Anmerkung, die allen Männern, welche große Vorzüge beſitzen, ſo kränkend als tröſtlich ſeyn kann.

König Jacob hatte gleich vom Anfange ſeiner Regierung die Vereinigung von Schottland und England beſtändig im Sinne. Ungeachtet nun Baco an dieſem Werke mit allen Kunſtgriffen des Witzes, der Vernunftgründe und Beredſamkeit arbeitete: ſo wollte dennoch das Haus der Gemeinen von nichts hören. Es ſah nämlich ſeinen König auf derjenigen Seite an, wo wir ihn geſehen haben; und da darf man ſich über ſein Widerſtreben nicht wundern. Ungeachtet nun dem Könige dieſes Unternehmen nicht gelung; ſo war er dennoch in einem andern deſto glücklicher, welches von dem erſteren nicht ſehr unterſchieden war: nämlich die Naturaliſation aller Schotten, die ſeit ſeiner Regierung in England gebohren worden. Dieſe Sache führte unſer Baco vor den Richtern zum Ende.

Im

Im 1613 Jahre, nach dem Tode seines Feindes und Anverwandten, des Cecils, eines Mannes, dem es nie an Erfindungen fehlete, dem Könige Geld zu schaffen, der die Gemüthsart der Engländer vortrefflich kannte, der arbeitsam, verschmitzt, und schlau, aber kein wirklich großer Mann war, erlangte Baco die Stelle eines Generalanwalts. Bacons Eintritt in dieses Amt gereichte ihm zu ungemeinem Nutzen. Er gesteht in einem seiner Briefe an den König, daß es ihm 6000 Pfund Sterlings (30000 Rthlr.) alle Jahr einbrächte, und seine Bedienung bey der Sternkammer, trug ihm noch über dieß jährlich 1600 Pfund Sterlings ein. Durch was für ein Verhängniß kam es denn, daß er zu allen seinen großen Eigenschaften, nicht noch die Haushaltungskunst hinzufügte? Allein er war demselben Fehler, der seinem Landesherren so schimpflich war, in hohem Maaße unterworfen. Seine Bedienten waren seine völligen Meister und verschleuderten sein Einkommen, auf eine schändliche und unmäßige Weise. In einer Privatfamilie zog dieses Unordnung Mangel und Verderbniß nach sich: aber ganz England empfand aus einer gleichen Verwaltung der Landeseinkünfte, ein Unheil, welches desto schmerzlicher war, weil es allgemein war.

Bisher hatte der König, so ein Sclave seiner Lieblinge er auch war, sich dennoch nicht einem einzigen allein überlassen; im 1611ten Jahre aber, war auch dieses Unglück dem armen Lande noch zugedacht. Um diese Zeit kam ein junger Schotte, Namens Car, der in der ersten Blüthe der Jugend und sehr

ſchön war, nach England. Der König ſah ihn, und warf alle ſeine Liebe auf ihn. Dieſer Car nun war ganz und gar unwiſſend: und alſo geruheten Seine Majeſtät ſein Præceptor zu werden. Es muß ſehenswürdig geweſen ſeyn, wenn ein Beherrſcher dreyer Königreiche ſich alle Tage ſo viel Stunden hingeſetzet hat, um die erſten Anfangsgründe der Sprachlehre einem Menſchen beyzubringen, dem er bald die Regierung dieſer Königreiche anvertrauen wollte. Als nun dieſer Herr Car ſein: quot ſunt partes orationis? begriffen haben mochte; ſo machte ihn der König zum Grafen von Sommerſet, ſchenkte ihm ein Vermögen von 19000 Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte; außer einem fürſtlichen Vorrathe von Silbergeſchirren, Gelde und Juwelen, der ſich auf ein 200000 Pfund Sterlinge belief, und überließ ſein und ſeiner Länder Glück und Ehre, dem Gutbefinden dieſes neuen Staatsmannes. Ob er nun in den grammatikaliſchen Stunden nicht Fleiß genug angewandt; das Gelernte gar zu bald wieder vergeſſen; oder ob ſonſt eine wichtigere Urſache dazu gekommen, wiſſen wir nicht: ſo viel iſt aber gewiß, daß der Herr Graf Sommerſet, ſein großes blindes Glück nicht ertragen konnte. Man bauete ihm Fallen, und er fiel glücklich hinein. Sein Proceß ward ihm gemacht, und er hatte es vielleicht gewiſſen, ſo verbrecheriſchen als geheimen Handlungen, die zwiſchen ihm und dem Könige allein vorgegangen ſeyn mochten, zu danken; daß dieſer ſelbſt nicht gar zu ſehr in ihn dringen ließ: aus Beſorgniß er möchte mehr bekennen als dem Könige rühmlich geweſen

wäre;

wäre; sondern, da er seine Gnade einmal verscherzet hatte, seiner großen Herrlichkeit mit einem jährlichen Gehalte von 20000 Thalern auf Lebenslang, ein Ende machte.

Der Kanzler Egerton, ein Mann, den sein hohes Alter zu seinem Dienste allgemach unfähig machte, nahm sich vor, um seine Erlassung bey dem Könige anzuhalten. Sobald Baco dieses merkte, suchte er sich sowohl bey dem Könige, als bey der Nation einzuschmäucheln; indem sein Ehrgeiz ihn seine Augen auf dieses wichtige Amt werfen hieß. Er machte insonderheit den Coke bey demselben, als einen sehr eigensinnigen und bey dem Lande verhaßten Mann verdächtig; da er hingegen, sich einer völligen Unterwürfigkeit gegen des Königes Grundsätze befliß, und gleichwohl das Vertrauen des Parlaments erhielt, welches doch mit des Königes Art zu verfahren so übel zufrieden war. Die Proben von beydem waren, daß der König ihn zu seinem geheimen Rath machte, ungeachtet er noch wirklich Generalanwalt war; und daß das Parlament ihm aus besondrer Hochachtung, bey sich Siß und Stimme erlaubte; welches sonst mit dem Amte eines Generalanwalts nicht bestehen kann. Diese vorläufigen Anstalten gelungen dem Baco auch so gut, daß als im 1617ten Jahre der alte Kanzler sein Amt niederlegte, solches dem Franciscus Baco gegeben ward. Wenig Tage, nachdem er die Siegel empfangen, reisete der König nach Schottland, und nahm seinen obersten Staatsmann, Gundamor, mit sich, an den alle Berichte giengen, die mehren-

rentheils nach ſeinem Kopfe abgethan wurden. Er hatte ſich durch Poſſenreiſſen, und eine niederträchtige Verehrung, des Königes Herz zu eigen gemacht, den er aus einem Irrthum in den andern führte. Das große Geſchäffte, was damals obwaltete und ganz England bewegte, war die Vermählung des Prinzen Carls mit der ſpaniſchen Infantinn. Dieſes Bündniß gab der Stolz allein dem Könige ein: welcher glaubte, eine andere Verbindung, als mit einem gekrönten Haupte, wäre ihm zu ſchlecht. Dieſe ſeine Schwachheit war ſchon der Königinn Eliſabeth bekannt: die, als er faſt im Begriffe war um eine Prinzeßinn aus Dännemark anzuhalten, welches ſie der damaligen Staatsverfaſſung nach, nicht gern geſehen hätte, ihm einen ſchlauen Miniſter ſchickte, der ihm weiß machen mußte: der König in Dännemark ſtamme in gerader Linie von Kaufleuten ab; da er denn ſogleich von ſeinem Vorſatze abſtand. Baco nun ſah die Folgen dieſes unſeligen Bündniſſes eben ſo gut ein, als das ganze Land ſie ſcheuete; allein es fehlete ihm an Muth, ſich gnugſam zu widerſetzen: denn ſein Rath, der König müßte die einhällige Einwilligung des Landes haben, ward nicht gehöret. Er ließ ſich von ſeinem Gundamor dahin reißen, bis er endlich ſein Gewiſſen dem Pabſte; und ſeine Ehre der Rache des Königs Philippus aufopferte: indem er den wackerſten Mann des Landes, das letzte Schrecken von Spanien, und den einzigen überbliebenen Liebling der Königinn Eliſabeth, den Walther Raleigh, ermorden ließ. Die Holländer machten ſich eben-

falls

falls des Königes Schwäche und Geldmangel zu Nutze; aus Furcht, Jacob möchte einmal die von ihnen an Engeland verpfändeten Städte den Spaniern überlassen. Sie wußten, daß sein Schatz leer, und seine Minister unersättlich waren. Daher wurden sie eins, den Garnisonen auf einmal den Sold nicht mehr zu reichen, wie sie doch, laut des Vergleiches, schuldig waren. Als König Jacob sich deswegen bey dem holländischen Gesandten an seinem Hofe beklagte: so sagte dieser, als für sich, wenn England wollte, so würde Holland schon sehen, wie es, auf übermäßige Interessen, eine Summe zusammen brächte, und die ganze Schuld auf einmal abtrüge. Das war wieder frisch Geld! folglich eine Freude für Jacobs Hof. Er schrieb wirklich an die Staaten, und ließ sich anstatt 8 Millionen Pf. Sterlings, welche die Königinn Elisabeth bezahlen müssen, mit weniger den 3 Millionen holländische Gülden abspeisen; an die Intressen aber von 18 Jahren dachte kein Mensch.

Zu Anfange des 1619 Jahres ward Baco zum Großkanzler von England, und bald darauf zum Baron von Verulam gemacht, welchen Titel er in folgendem Jahre, mit dem von Vicomte St. Alban vertauschte. Allein er war schon an sich selbst ein so großer Mann, daß diese Titel seinem Namen keinen größern Glanz ertheilen konnten. Wären sie ihm unmittelbar nach denen Diensten zugefallen, die er dem Vaterlande bereits geleistet hatte, und noch zu leisten willens war: so würden sie etwa demjenigen mehr Ehre bringen, aus dessen Gnade er sie erhielt.

Bey allen diesen Erhebungen vergaß Baco die Wissenschaften nicht. Er gab 1620 sein novum Organon heraus, ein Werk, daran er mehr als 12 Jahre geändert und gebessert hatte, bis es die Gestalt gewonnen, darinnen die Welt es anjetzt besitzt. Von allen seinen Werken scheint auch dieses das schärfste Gericht der Urtheilskraft und Prüfung überstanden zu haben.

Wir nähern uns allgemach der wichtigsten Begebenheit in unsers Baco Leben, welches sich mit einem betrübten Verfalle seiner Ehre und seines Ansehens endet. Es wird nöthig seyn, daß wir stufenweise die Ursachen sehen, die dazu Anlaß gegeben. Es wird daraus erhellen, daß er, sein Verbrechen sey auch gewesen welches es wolle, dennoch der Sicherheit eines viel strafbarern Lieblings aufgeopfert worden. So verfuhr ein Herr mit ihm, dessen Urtheilskraft schlecht war, und der vielmehr auf Leute hielt, die ihm angenehm die Zeit kürzen, als die ihm wichtige Dienste leisten konnten.

König Jacob, den wir nun schon nach aller seiner Schwachheit kennen, und wissen, wie ganz und gar er sich von seinen Lieblingen, ohne Widerrede regieren ließ, sah seine Unterthanen als Sclaven und das Parlament als eine Gesellschaft an, welche, die ihm allein zustehende Macht an sich reißen wollte. Er drückte also die erstern und that den letztern alles zuwider, was er nur konnte. Er hatte schon 7 Jahre nach einander so regieret, daß sein Vortheil, und das Beste des Landes zwey ganz unterschiedene Dinge waren. Er sah, wie er Geld

genug

genug zu verthun bekam, und dieſes auf alle Art: nur ſo nicht, wie es mit dem Beſten des Landes beſtehen konnte. Der Lord Bukingham, der ſo verſchwendriſch war, als ſein Herr, und ſeine Mutter, die nicht Geld genug einſammlen konnte, und, doch beyde regierte, beförderten alle böſe Projecte und Auflagen, die nur Geld brachten. Alle widerrechtliche Befehle und Patente nun, die aus den Köpfen eines ſchwelgeriſchen jungen Menſchen, und einer verſchmitzten geldgierigen Frauen kamen, bedruckte Baco, der eine Creatur vom Buckingham war, mit dem großen Siegel; und das darum, weil er nicht Herz genug hatte, ſich zu widerſetzen, und ſeine Vorſtellungen immer mit ſolcher Gelindigkeit und Furchtſamkeit begleitete, daß ſie keine Wirkung hatten.

Im 1621 Jahre ward das Parlament zuſammen geruffen, und ungeachtet es dem Könige zweyerley Subſidien bewilligte: ſo ſtellte es doch auch eine genaue Unterſuchung derer eigenmächtigen Auflagen an, die in den letzten ſieben Jahren das Volk ſo gepreßt hatten. Der König hatte nämlich gewiſſen Perſonen Patente ertheilet, nach welchen ſie die Gaſt- und Bierhäuſer mit gewiſſen Auflagen beſchweren, und in deren Weigerung die Wirthe auspfänden und ins Gefängniß werfen laſſen konnten. Ein anders noch ſchädlicheres Patent war ihrer zween, Mompeſſon und Michelin, (Creaturen des Lieblings, wiewohl auch ſeine Mutter und ſein Halbbruder mit dahinter ſteckten,) gegeben: nach welchem ſie ganz allein in England das Recht hatten, goldene und ſilberne

Spitzen und Tressen machen zu lassen und zu verkaufen. Diese hatten ihre Befreyung so sehr gemisbrauchet, daß sie Kupfer, Meßing, und alles was nur betrügen konnte, den Leuten für Gold und Silber verkaufet hatten. Als nun Buckingham sah, daß endlich alles über ihn hinauslaufen möchte, so gab er dem Könige den Rath, das Parlament aus einander gehen zu heißen. Er wäre ihm auch gewiß gefolget, wenn nicht der weise William, Dechant von Westminster, ihm solches widerrathen und vorgeschlagen hätte, Se. Majest. sollten vielmehr alle diese Monopolien und drückende Verstattungen öffentlich widerruffen lassen, die niedern Verbrecher dem öffentlichen Hasse aufopfern, und das Parlament versichern lassen: daß sie auf die Vorstellungen ihres Ministers diese Erlaubniß zwar ertheilet; bey Erblickung des dadurch verursachten Schadens aber, dieselben wiederum aufgehoben hätten. Dieß that der König zwar; allein es machte die Sache noch nicht gut. Man klagte den Kanzler öffentlich an, daß er sein Amt nicht gewissenhaft verwaltet; in der That aber meynte man den Buckingham, und dachte ihn zum verdienten Falle zu bringen. Dieses indessen ließ des Königes Zärtlichkeit nicht zu; und da es unmöglich war, beyde zu retten: so mußte das Orakel seines Raths, diesesmal ein Opfer des Gegenstandes seiner Neigungen seyn. Man machte dem Baco den Proceß, und er dorfte sogar seine eigene Vertheidigung nicht einmal selber führen. Man kannte seine Gelehrsamkeit und starke Beredsamkeit viel zu gut, als daß der König es hätte wa-

wagen dörfen, mit ihm vor dem Parlamente zu rechten. Der König verboth ihm also, durchaus nicht persönlich zu erscheinen: wobey er ihm versprach, ihn zuletzt freyzusprechen, oder, wofern das nicht seyn könnte, ihm nachmals mit ansehnlichen Geschenken und Gnadenbezeugungen alles zu vergüten. Baco gehorsamte, und war verloren. So trat er von der glänzenden Hofbühne in den Schatten einer gelehrten Muße herab; und beklagte oftmals, daß ein falscher Ehrgeiz ihn so lange von der edelsten und nützlichsten Beschäfftigung eines vernünftigen Wesens abgelocket hätte.

Das erste wichtige Werk, was er nunmehr bey seiner Eingezogenheit vornahm, war die Geschichte Heinrichs des VII. Er gieng an dieß Werk auf Begehren des Königes Jacob, und gab es 1622 heraus. Dieses Werk hat sehr großen Beyfall und sehr heftigen Tadel * gefunden; ein Zeichen, sagt Herr Mallet, daß es viel vortreffliches in sich halten müsse. Seine Essays (Versuche) sind von allen seinen Werken am meisten gelesen worden, und stehen noch in großem Ansehen. Er schrieb sie erst engländisch, und übersetzte sie alsdann ins Lateinische. Da sie nicht auf das Ergetzen, sondern aufs Unterrichten gehen, und weder eine Stachelschrift auf das menschliche Geschlecht, noch eine Freygeisterschule sind: so sagt Herr Voltaire, daß sie nicht

* Man sehe, was Herr Steele in dem Guardian oder Aufseher davon saget, der hier in Leipzig 1745. herausgekommen. Es steht im I Th. a. d. 122. Seite.

nicht so bekannt geworden, als des Rochefoucault und Montagne ihre: ein Vorwurf, der dem Baco Ehre bringt! Er war ein gar zu großer Mann, als daß er das Lob des großen Haufens suchen, und demjenigen heimtückischen Kützel opfern sollte, den nur gar zu viele Leser, auch in moralischen Schriften gestillet haben wollen. Seine übrigen Werke sind klein, jedennoch ihrer Zahl und ihrem Innhalte nach so ansehnlich, daß man wohl sieht; wie edel Baco die ihm noch übrige kurze Zeit von fünf Jahren zugebracht habe. Er starb im 66 Jahre seines Alters, und hatte sich erst nach seinem vierzigsten mit des Alderman Barnhams Tochter vermählet, aus welcher Ehe aber keine Kinder erfolget sind.

Er ward ganz stille begraben, und der Platz wo er lag, blieb sonder irgend ein Merkmaal liegen; bis die Dankbarkeit eines Mittelmannes, der ehedem sein Bedienter gewesen, seinem Gedächtnisse ein Denkmaal aufrichten ließ. In einer erkenntlicheren Zeit würde es ihm an einer öffentlichen prächtigen Probe, wie hoch man ihn gehalten hätte, nicht gefehlet haben. Eine Stelle in seinem letzten Willen ist merkwürdig. Nachdem er an seine Seele gedacht, und wegen seines Leichnams einige Verfügungen gemacht, so heißt es: meinen Namen und mein Andenken vermache ich fremden Ländern, und meinen eigenen Landsleuten, über einige Zeit. Er ward auch schon bey seinem Leben von den Ausländern sehr hoch gehalten, wie denn der Marquis Effiat, welcher Carln dem I. die Prinzeßinn Henriette Marie überbrachte, ihn,

als

als er eben krank war und im Bette lag, besuchte, und zu ihm sagte: „Ihr seyd wie die Engel, wir „hören von diesen Geistern immer reden; wir glau„ben, daß sie von einer vollkommenern Natur „sind als die Menschen: und haben doch nie den „Trost, daß wir sie sehen.“ Unter seinen Landesleuten gereichen ihm die Namen derer Männer zu nicht geringer Ehre, die seine Begriffe angenommen und nach seinem Plan fortgearbeitet haben. Hierunter ist ein **Bayle**, ein **Locke**, ein **Newton**.

In seiner Natur hatte er etwas unergründliches. So oft eine Mondenfinsterniß war, fiel er plötzlich in eine Ohnmacht; er mochte nun diese Himmelsbegebenheit sehen und wissen, oder nicht. Dieselbe verließ ihn nicht eher, als bis die Finsterniß vorüber war, und ließ weiter keine Folgen hinter sich.

Nun folgt noch ein kleiner Anhang, der die aristotelische Philosophie, und was für einen Ueberwinder sie am **Baco** gehabt, angeht: doch verbeuth uns der Raum etwas mehrers, als einen ganz kurzen Auszug davon zu liefern.

So wie der Zeitpunct der Unwissenheit und Barbarey richtig genug in diejenigen Zeiten gesetzet wird, da die nordischen Völker ganz Europa überschwemmeten: so gewiß ist es, daß sich diese Finsterniß in England viel später zertheilet hat, als an andern Orten. War ja im achten Jahrhunderte daselbst noch einige Spur der Wissenschaften zu finden: so verlor sie sich dennoch bis zum neunten, so sehr, daß man im ganzen Königreiche **Westsachsen** keinen Menschen finden konnte, der fähig gewesen

weſen wäre, den König Alfred buchſtabiren zu lehren, der damals zwölf Jahre alt war, und noch die Buchſtaben nicht kannte. That damals ſich irgend ein Sprachlehrer hervor, oder reiſete irgend ein beliebter Doctor durch: ſo reden die Chronikenſchreiber nicht anders, und mit eben der Ehrfurcht von ihm, als wäre ein **Lykurgus** oder **Timoleon** auferſtanden; ein Geſetzgeber, der einen ganzen Staat umgeſchmolzen, oder ein Held, der ein ganzes Volk von der Sclaverey befreyet hat. Nach der Zeit machte die Finſterniß des Pabſtthums und die Unwiſſenheit der Pfaffen die Sache noch ärger, und dieſe Barbarey währete bis in die Mitte des 15 Jahrhunderts, da die **ariſtoteliſchen** Schriften bekannt zu werden anfiengen. Einige flüchtende Griechen, die der Wuth der ottomanniſchen Waffen entwichen waren, brachten dieſelben nach dem Occidente, und breiteten ſie überall aus. Zwar hatte man bereits einige Tractätchen von ihm gehabt; aber ſie waren aus dem Arabiſchen, und noch dazu von Leuten überſetzt worden, die ſelber kaum wuſten, was **Ariſtoteles** haben wollte. Gleichwohl entſtand hieraus die **ſcholaſtiſche Philoſophie**. Dieſelbe war nun weder ganz ariſtoteliſch, noch der ariſtoteliſchen ganz ungleich. Was man nur für Meynungen der erſten Stifter aus dem **Boethius** zuſammen tragen können, das ſchmolz man zuſammen, und erklärete es, ſoweit eines jeden Fähigkeit zulangte. Man laurete nur den occultis qualitatibus auf, und verabſäumte die wirkliche Erkenntniß ſo ſehr, daß ſelbſt die damalige Vernunftlehre, verſtrickt, unnütz und unverſtändlich ward.

Alſte-

Alstedius theilet die Geschichte der Gelehrten in drey Hauptperioden ein. Die erste fängt mit dem Lanfranc, Erzbischof zu Canterbury an, und endiget sich mit Alberto Magno. Die andere hebt mit dem Durand, und die dritte mit Luthern an. Morhof aber rechnet den Rucelinus für den wahren Vater der Gelehrten, dem die Secte der Nominalisten ihren Ursprung und Flor zu danken hat. Er setzt hinzu, daß man nach ihm den Occam einen beständigen Gegner des Dums Scotus rechnen müsse, der sich für die Realisten erkläret hatte. Doch wir können uns hierbey nicht aufhalten; sondern merken nur an, daß nicht leicht ein Scribent so heftig, und mit Feuer und Schwert, bald für orthodox, und bald für ketzerisch erkläret worden, als Aristoteles. In einem zu Paris 1209 gehaltenen Concilio erklärete man seine Schriften für eine pestilenzialische Quelle der Ketzerey, verbrannte sie, und verboth allen Leuten bey Strafe des Bannes, sie weder zu lesen noch abzuschreiben. Ja man verbrannte sogar zehn Personen, wegen gewisser Sätze, die sie, wie die gelehrten Herren Bischöfe glaubten, aus dem Aristoteles sollten genommen haben. Indessen wurden eben diese Bücher, im 16 Jahrhunderte, nicht nur mit Erlaubniß gelesen, sondern auch mit Beyfalle gelehret: und wer ihre Orthodoxie leugnete, der ward als ein Ungläubiger verurtheilet. Der arme Ramus ist ein merkwürdiges Beyspiel davon, dem man nicht nur seine Schriften verdammte; sondern auch, welches lächerlich ist, es ernstlich verboth, seine eigene Aufsätze zu

lesen

leſen, oder abzuſchreiben. Bey einem ſo heftigen Eifer für Ariſtotels Weltweisheit, ſollte man nun wohl ſchließen, daß die damaligen Gelehrten dieſelbe hinlänglich verſtanden und eingeſehen. Allein weit gefehlt: Hermolaus Barbarus iſt bekannt genug, der ſogar den Teufel citirte, daß er kommen und ihm den Ariſtoteles verſtehen helfen ſollte.

So waren die Sachen beſtellt, als unſer Baco in die Welt kam: den man nicht eben als den Stifter einer neuen Secte, ſondern als den Behaupter der menſchlichen Freyheit betrachten muß, und als einen der die Wahrheit und Vernunft aus derjenigen Sclaverey errettet hat, unter welcher alle Secten bis dahin gelegen hatten. Ramus, Patricius, Bruno, Severinus, Gilbert, Harvey, Copernicus und Fra Paolo hatten zwar bereits vor ihm das Herz gehabt vom Ariſtoteles abzugehen: allein es fehlte noch ein großer und alles in ſich begreifender Plan, der die faſt unendliche Verſchiedenheit aller Wiſſenſchaften in ſich faßte. Dieſer war dem Baco, zu ſeiner ewigen Ehre und dem allgemeinen Beſten der Menſchen vorbehalten; und die Natur, die ihn dazu auserſehen, hatte ihm auch alle dazu nöthige Fähigkeit ertheilet. In ſeinem Werke de augmentis Scientiarum ſucht er ein neues dauerhaftes Gebäude der Philoſophie aufzuführen, welches nicht auf willkührliches Nachſinnen, ſondern auf Wahrheit und Erfahrung gegründet wäre. Er überſieht den ganzen Umfang der Gelehrſamkeit nach allen ſeinen Abtheilungen: und damit er ſich bey einem ſo weitläuftigen Vorhaben nicht verwirren möchte; ſo

ordnet

ordnet er nach den dreyen Kräften der Seelen, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verſtand; das zahlreiche Gefolge der Künſte ebenfalls unter drey Claſſen, nämlich die Geſchichte, Dichtkunſt und Philoſophie, aus welchen, als aus Stämmen, alle andere ſich gleichſam in Aeſte verbreiten. In dem novo Organo überliefert der Verfaſſer den Leſern eine neue und beſſere Vernunftlehre, als man bis dahin gekannt hatte. Was für unſäglichen Nutzen dieſes Werk in den Händen der Neuern geſtiftet hat, das erhellet unter hundert Beyſpielen aus **Newtons Optik**, die gänzlich nach Bacons Methode eingerichtet iſt. In dem dritten Theile ſeiner Inſtauration, beuth er Materialien zu einer natürlichen und Experimentalhiſtorie dar. Ungeachtet nun dieſes Werk nicht als ganz vollkommen angeſehen werden kann: ſo iſt es doch für die damaligen Zeiten ausführlich und hinlänglich genug. Nach dieſen Vorbereitungen ſchritt er allmählich zu den erhabenſten Theilen der Weltweisheit, und zwar in ſeiner Scala intellectus, in den Anticipationibus Philoſoph. ſecundar. und in der Philoſophia prima, ſive activa, und bezeugte in allen dieſen Werken, eine unumſchränkte Abſicht auf die allgemeine Beförderung der Wiſſenſchaften. Er hat daher auch die Ehre gehabt, daß **Deutſchland, Frankreich, Italien, England**, ja ſo gar **Rußland**, ſeiner Bahn gefolget ſind; ſo daß ſeine Herrſchaft in der gelehrten Welt ſo allgemein iſt, als der freye Gebrauch der Vernunft, und daß die eine ſo lange fortdauren muß, bis der andre nicht mehr ſeyn wird.

* *

III.

Vernünftige Gedanken von dem Ursprunge der Quellen, und des Grundwassers,

auch von andern damit verknüpften Sachen, den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet, aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersetzet, und mit nöthigen Registern versehen, von Heinrich Kühn. J. U. D. Mathem. Professor Publ. zu Danzig. Berlin und Leipzig, zu finden bey A. Hauden und J. C. Spenern, 1746. 8.

Da wir neulich von einer französischen Schrift Erwähnung gethan, die in Berlin einen Preis davon getragen: so ist nichts billiger, als daß wir auch einer deutschen Abhandlung erwähnen, die in Frankreich einer solchen Belohnung und Ehre würdig geachtet worden. Es verdient aber dieselbe destomehr Aufmerksamkeit, da sie in der Materie vom Ursprunge der Brunnen eine Meynung vorträgt, die in vorigen Zeiten schon von dem Cartesius behauptet, nachmals aber ganz verworfen worden. Und vielleicht hat dieses nicht wenig dazu beygetragen, daß der Herr Verfasser vor andern mit dem Preise beehret worden *.

In

* Man hat nämlich schon öfters bemerket, daß die Franzosen diese Parteylichkeit in Austheilung ihrer Preise haben blicken lassen.

In der Vorrede, erinnert der gelehrte Herr Verfaſſer, daß Perrault in ſeinem Tractate, de l'Origine des Fontaines, ſchon vorlängſt alle Meynungen der Alten und Neuern, vom Urſprunge der Quellen, geſammlet und beurtheilet habe. Die meiſten davon widerlegen ſich ſelbſt. **Voſſius, Peireſc, Perrault,** und **Halley**, denen wir noch den **Vallisnieri** beyfügen, haben aus beſſern Gründen behauptet, daß alle Flüſſe, Bäche, Brunnen und Quellen bloß vom Thaue, Regen und Schnee ihren Urſprung hätten; und dieſe iſt bisher bey den vernünftigſten Naturkündigern faſt durchgehends angenommen worden. Die carteſianiſche Meynung aber, daß alle Quellen, aus dem, in unterirdiſchen Röhren unter die Berge gefloſſenen Meerwaſſer herrühreten, wo daſſelbe durch das innere Erdfeuer in Dünſte verwandelt, und alſo in den Höhlen der Berge, bis an ihre Spitzen erhoben; daſelbſt aber wieder in Waſſer verwandelt würde, und durch die Spalten und lockere Erde der Berge herunterflöſſe: dieſe Meynung, ſage ich, hat eben das Schickſal, mit den übrigen Lehrpuncten Carteſii gehabt, daß ſie nämlich eine Weile als ſinnreich angenommen, endlich aber, als ungegründet verworfen, und verbannet worden. Unſer Herr Profeſſor Kühn aber meynet, in dieſem Werke unter andern deutlich gezeiget zu haben, daß auch die erſtere, vom Halley behauptete, mit den bekannteſten und wichtigſten Anſtalten der Natur nicht beſtehen könne.

Schon im 1736ſten Jahre, hat derſelbe, bey Gelegenheit einer unweit Danzig, nahe bey dem

Kloſter Oliva, mitten auf einem Berge gelegenen Quelle, das hohe Waſſer genannt, der Sache ernſtlich nachgedacht; und ſeine Gedanken davon in dem Kalender deſſelben Jahres bekannt gemacht. Drey Jahre hernach gab die Akademie zu Bourdeaux den Gelehrten von ganz Europa, mit Aufſetzung eines Preiſes, die Unterſuchung des Urſprunges der Quellen auf. Daher machte ſich der Herr Profeſſor Kühn von neuem darüber; führte ſeine Abhandlung weiter aus, und überſandte dieſelbe unter dem Titel: Meditationes de Origine Fontium et Aquae putealis, aliisque affinis argumenti Problematibus, obgedachter Akademie; hatte auch das Glück den Preis zu erhalten, und ſeine Schrift 1741. lateiniſch und franzöſiſch, unter dem Titel: Meditations ſur l'origine des Fontaines, l'eau des Puits, et autres Problemes, qui ont du rapport à ce Sujet, zu Bourdeaux, gedruckt zu ſehen. Es kamen aber davon ſehr wenige Abdrücke nach Deutſchland; zugeſchweigen, daß viele, die weder der lateiniſchen noch der franzöſiſchen Sprache kundig ſind, oft ein Verlangen bezeugten, dieſen Tractat zu leſen, davon ſie ſchon in dem Kalender einen Vorſchmack bekommen hatten. Er entſchloß ſich alſo deſto williger, dieſe ganze Abhandlung ins Deutſche zu bringen, da die franzöſiſche Ueberſetzung, in vielen Stellen ſeinen Sinn nicht getroffen, viel ausgelaſſen, und eine Menge geographiſcher Fehler begangen hatte: Vorwürfe, die man faſt allen franzöſiſchen Ueberſetzungen, ohne Ausnahme machen muß.

Wegen

Wegen ſeiner Ueberſetzung des Werkes ſelbſt, erinnert der Herr Verfaſſer folgendes. Bald nach der erſten Ausgabe hat ein ungenannter in den Mem. de Trevoux 1741. Art. 85 und 94. Schwierigkeiten gemacht; die der Herr Profeſſor Kühn in den Leipziger Act. Erud. 1742. p. 264 und 318 zu heben geſuchet. In dieſer deutſchen Ausgabe nun hat er dieſe angefochtenen Sätze zu erläutern, und allen Einwürfen zu begegnen geſucht; ſolches aber in Anmerkungen gethan, damit der Zuſammenhang des Textes nicht unterbrochen würde. Eben dergleichen Zuſätze hat er auch bey andern Stellen gemacht, entweder noch mehr Beweiſe beyzufügen; oder gewiſſe Zweifel zu heben, die ihm ſelbſt beygefallen. In den Rechnungen iſt er zwar ſehr algebraiſch verfahren: wer aber mit dieſen Ziffern nicht zurecht kommen kann, der darf nur allemal, die nach der Rechnung ſtehenden gemeinen Zahlen, von Meilen, Ruthen oder Schuhen leſen. Oft hat er nöthig gehabt, einige mechaniſche, hydroſtatiſche, aerometriſche und hydrauliſche Wahrheiten, anzuführen; ja auch wohl geometriſche und trigonometriſche Sachen, ohne ſie anzuführen, als bekannt vorauszuſetzen. Er hat aber in beyden Fällen nichts angezogen: weil dieſe Sätze, denen, die ſie noch nicht einſehen gelernt, dennoch unverſtändlich ſeyn würden, wenn ſie ſelbige gleich nachſchlügen; denen aber, die ſie ſchon verſtehen, leicht zu finden ſind, ohne daß man es ihnen ſagt.

Der Herr Verfaſſer entſchuldigt ſich ferner, daß er jedem Abſatze (§) ſeinen eigentlichen logiſchen

Namen beygesetzt, worinn ihm billig alle gründliche Schriftsteller, zumal in der Naturlehre folgen sollten. In der Uebersetzung hat er sich nicht gar sehr an die Worte seines Grundtextes gebunden. Er hatte auch um soviel mehr das Recht, sich ursprünglich deutscher Redensarten zu bedienen, da er selbst Erfinder und Herr seiner Gedanken war. Wo man schon deutsche Kunstwörter gehabt, ist er bey denselben geblieben, ohne eine Neuerung zu machen. Wo man aber nur lateinische hatte: da hat er so geschrieben, als ob er dieselben nicht wüßte, und die Benennung, der Sache selbst gemäß gemacht, auch ein Register solcher neuen Kunstwörter am Ende beygefüget. Sonst stehen noch viele Erinnerungen an bequemen Orten in den Anmerkungen, die sonst in einer Vorrede zu stehen pflegen. Hier erinnert er nur soviel, daß er überall auf die Erfahrung gebauet: auch dieselbe so fruchtbar befunden, daß er noch viel andre damit verwandte und schwere Aufgaben beyläufig dadurch aufgelöset. Er will aber deswegen seine Gedanken niemanden aufdringen; sondern läßt es auf eines jeden Einsicht ankommen, wie weit seine Gründe Beyfall verdienen. Endlich versichert er, daß er dieses Werkchen mit vielem Vergnügen geschrieben: welches diejenigen ihm leicht glauben würden, die selbst von physikalischen Wahrheiten, aus eigener Erfahrung, einen Geschmack hätten. Der wunderwürdige Bau der Erdkugel würde auch hieraus einigermaßen bekannter werden, und zur Verherrlichung seines weisen Urhebers Anlaß geben.

Das

Das Werk ſelbſt hebt von der Erfahrung an, daß alle Quellen und Flüſſe vom Lande nach den Seen zu laufen, und nicht eher nachlaſſen, bis ſie dieſelben entweder unmittelbar, oder doch mittelbar erreichen. Hierauf folgt ein Zuſatz, darinn er den Schluß macht, daß jeder Punct eines Fluſſes, deſto näher nach dem Mittelpuncte der Erden liege, je weiter er von der Quelle entfernet iſt; daß das Meer, darein die Ströme fallen, der niedrigſte Ort derſelben iſt; daß das Fluthbette überall abhängig iſt; daß man das Gefälle der Flüſſe berechnen könne; und daß endlich, wenn ſich ein Strom theilet und in verſchiedene Seen läuft, man finden könne, welcher von denſelben, bey dem Einfluſſe des Stromes höher ſtehe.

Hierauf macht der Herr Verfaſſer einige Anmerkungen. 1) Daß es ein Betrug der Sinnen ſey, wenn einem die See höher zu ſtehen ſcheint, als das Land. 2) Daß die verſchiedene Höhe der Flüſſe bey den Quellen und Mündungen der Flüſſe, auch in Anſehung der Erddicke mehr zu bedeuten habe, als man denkt; ſonderlich, da die Ströme einen krummen Lauf haben, welcher für Menſchen und Thiere der nützlichſte war. Hier ſcheint uns nur der Herr Profeſſor dem **Thomas Burnet** etwas ſchuld zu geben, was er nicht gelehret hat; nämlich, daß die Erde vor der Sündfluth ganz kugelrund geweſen, und alſo keine Flüſſe gehabt habe. Burnet will vielmehr, daß die Erde eine ſehr längliche Sphäroïs, oder Eyerfigur geweſen ſey; auf welcher von dem unaufhörlichen Regen an den Polen, ſich ſehr viel Ströme erzeuget hätten, die alle nach dem

heißen Weltgürtel zu, als nach dem niedrigsten Orte des Erdeyes geflossen; woselbst sie sich aber in dem heißen Sande verlohren hätten, oder ausgetrocknet wären. Wir verweisen einen neugierigen Leser auf das V. Cap. des II. B. der Theoriae Telluris auf der 104. 105. u. f. Seite: damit niemand denke, daß wir aus einem unzeitigen Kützel, einem so gelehrten Manne etwas zur Last legen wollen. Allein wie leicht kann man etwas vergessen, was man auch sonst gar wohl gelesen hat? Wenn also die Widerlegungen Burnets, die hier von Bischof Herbert en und Erasmus Warren angezogen werden, nichts erhebliches dagegen sagen: so wird deswegen Burnets Meynung noch eben für kein abgeschmacktes Hirngespinst zu halten seyn.

Um aber einigen Hauptbegriff, von dem gemeinsten Abfalle der Flüsse zu geben, bemerket der Herr Verfasser daß durchs Wasserwägen befunden worden, daß innerhalb einer Länge von 100 Schuhen, die das Wasser fließt, es insgemein über, selten unter einen halben Schuh sinket. Will man also den ganzen Fall eines Stromes lieber zu klein, als zu groß bestimmen: so kann man z. E. von dem Donaustrome finden, daß seine Quellen in der fürstenbergischen Herrschaft in Schwaben, auf die 40000 geometrische Schuhe, oder 2 deutsche Meilen höher liegen, als die Ausflüsse der Donau ins schwarze Meer. Da die Donau viel schneller fließt, als andre Ströme, auch hin und wieder Wasserfälle hat: so könnte man, ohne groß zu irren, auf ihren ganzen Abfall, in einer Länge von etlichen hundert

Mei-

Meilen, wohl 3 deutſche Meilen rechnen. Da ferner die Entfernung der Quellen des Nilſtroms, bis zu ſeinen Mündungen bey Alexandrien 1350 Meilen; bis zu den Mündungen des Nigerfluſſes aber auf 1450 deutſche Meilen geſchätzet wird: ſo muß das mittelländiſche Meer 6 ¼ Meilen; das atlantiſche aber, wo der Niger ausfließt, um 7 ½ deutſche Meilen niedriger liegen, als die Quellen dieſer Ströme in Africa. Folglich iſt denn das mittelländiſche Meer bey Alexandrien wenigſtens um eine halbe Meile höher, als das atlantiſche, bey der Mündung des Nigers. Will man nun den langen Lauf des Euphrats, des Hoangs, oder gelben Stroms in China, und des Amazonenfluſſes in America, auf eben die Art, wie 100: ½, überſchlagen: ſo wird man ſich über die Höhe des Erdreichs, und Größe des Abfalles der Ströme verwundern.

Giebt man nun der Erdkugel einen Durchmeſſer von 860 Meilen; die Berge oder Länder aber ſind hin und her über 6 Meilen höher als die See: ſo kann die Erde unmöglich eine recht kugelförmige Figur haben. Hier hat der Herr Verfaſſer eine wichtige Erinnerung gegen Tacquets Demonſtration, daß die Fläche der See kugelförmig ſey, eingeſchaltet. Die See hat nämlich eben ſowohl als die Flüſſe, ihren Zufluß, und Abzug; zum Theil, durch Dünſte, theils durch unterirdiſche Strudel. Nach dieſen letztern fließt alſo das Waſſer beſtändig, und alſo muß es dahin abſchüſſig ſeyn. Hier nimmt nun der Herr Verfaſſer Gelegenheit, ſich in der Frage von der Figur der Erdkugel, darinn Caſſini,

und Hugen nebſt dem Neuton, einander ſchnurgerade zuwider ſind, aller neuen Beobachtungen ungeachtet, für den erſten zu erklären, und alſo abermal den Franzoſen eine Careſſe zu machen. Er ſetzt dabey als eine Erfahrung zum Grunde, daß nicht alle Meere gleich ſtark geſalzenes Waſſer führen. Denn die geſchloſſenen Meere, als das kaſpiſche und todte Meer ſind viel geſalzner, als die mit dem Ocean zuſammen hängen: das mittelländiſche iſt ſalzreicher, als die Nordſee; dieſe wieder ſalzigter, als die Oſtſee. Ja ſelbſt das große Weltmeer iſt nicht überall gleich geſalzen; ſondern das Salz nimmt ab, je weiter man von der Linie abkömmt. Hinter Schottland z. E. iſt die See ſo geſalzen nicht, als bey Portugall; bey den canariſchen Inſeln iſt ſie noch viel geſalzener, und bey Guinea am ſtärkſten geſalzen. In der ſüdlichen Breite nimmt das Salz wieder ſo ab, wie es im Norden zugenommen; wie es denn bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ſchon lange nicht ſo ſalzigt iſt, als unter der Linie. Er merket aber an, daß dieſes von dem Waſſer weit vom Lande, und in ziemlicher Tiefe zu verſtehen ſey. Denn nahe am Ufer, und oben auf, iſt faſt noch das lautere Flußwaſſer zu finden, welches ſich noch nicht genug gemiſchet hat.

Hier meynt nun der Herr Verfaſſer, weil ſich das Seewaſſer nicht längſt überall gleich ſalzigt gemiſchet hätte; ſo müßte es auf dem Boden der See, und ziemlich hoch in die Höhe, ſolche große Unterſchiede von Felſenſchichten, nach Art langer Dämme geben, die den freyen Zuſammenfluß des nordlichen

und

und ſüdlichen Seewaſſers und ſeine allgemeine Vermiſchung verhinderten. Etwas dergleichen iſt zwiſchen Norwegen, Schottland und dem Eismeere zu finden: welches die Holländer das Jutſche Riff nennen, weil es von Jütland als eine Sandbank anhebt, und weit hinauf nach Norden läuft. Da nun das Salzwaſſer viel ſchwerer iſt, als das ſüße: ſo darf das Waſſer zwiſchen den Wendezirkeln, welches dem Waſſer gegen Süden und Norden mit ſeinem Drucke die Wage halten ſoll, nicht ſo eine hohe Oberfläche haben, als das, außer den Wendezirkeln. Denn nach dem bekannten hydroſtatiſchen Lehrſatze, verhalten ſich die Höhen flüſſiger Körper, die einander in zwoen Canälen die Wage halten, umgekehrt, wie ihre Schweren. Und alſo kömmt der Herr Profeſſor Kühn, ohne es zu wiſſen, in ſeinem Beweiſe, ſelbſt auf die Figur der Erdkugel, die Burnet ſeiner antediluvianiſchen Erdkugel gegeben, nämlich auf die Eyerfigur.

Wir können den ganzen hydroſtatiſchen Beweis des Herrn Verfaſſers in Ermangelung einer dazu nöthigen Figur nicht beybringen: genug, er zeiget ſehr wahrſcheinlich, daß der Durchmeſſer der Erdkugel unter der Linie viel kürzer, als von einem Pole zum andern ſeyn muß; ſo daß die Erde eher eine Citronen- als Pomeranzenfigur bekommen müßte. Er beſcheidet ſich aber ſelbſt, daß, da die Länder unter der Linie ſehr hoch über die See hervorragen, auch gar leicht einige Durchmeſſer daſelbſt, wohl eben ſo lang, als die Erdenaxe ſeyn können. Giebt er uns aber dieſes zu, wenn man ſich die Erde noch ohne

die

die tägliche Umwälzung, als stillstehend, vorstellet: so wird er wohl noch mehr einräumen; wenn er dieselbe mit dem Hugen als im Wirbel um ihre Axe betrachten wird, dabey nämlich das Seewasser einen großen Schwung bekommen, und mit Gewalt nach den Wendezirkeln zueilen wird. Da wird sich nun die Fläche der See im heißen Erdgürtel, wo nicht mehr, doch gewiß eben so sehr wieder erheben, als sie der Herr Professor vorher durch ihr Salzgewichte niedergedrücket hatte. Wir wissen also nicht, ob des Herrn Eisenschmidts zu Straßburg, und des Cassini, mühsam berechnete Meynungen noch Stich halten werden; können uns aber hier nicht länger dabey aufhalten. Es wird indessen nächstens etwas weitläuftiger davon zu reden Anlaß geben, wenn wir von dieser Materie, bey Gelegenheit eines andern Werkes, etwas ausführlich handeln werden.

Nach seinen obigen Grundsätzen aber, zeigt der Herr Verfasser, daß z. E. in Ostindien, das Meer bey Bengala unterm 22sten Grade nordlicher Breite um ¼ Meilen höher liege, als das Meer bey Odia, unter dem 14ten Grade der Breite. Denn aus dem großen Landsee in dem Gebiethe des großen Mogols entspringen 4 große Flüsse, die fast geraden Weges von Norden nach Süden laufen. Der vierte davon fällt in Siam, bey Odia in die See, nachdem er 300 deutsche Meilen gelaufen ist: der erste aber, Caor genannt, geht in Bengala ins Meer, nachdem er 150 Meilen durchlaufen hat. Will man nach diesem verschiedenen Wege, den sie durchlaufen haben, ihren Fall berechnen; so ist der eine nur ¼ Meilen

len geſunken; der andre aber $\frac{1}{2}$, oder anderthalb Meilen niedriger geworden: und alſo müßten freylich die Seen ſelbſt, darein ſie fallen, ungleich hoch ſtehen. Allein ehe wir dem Herrn Verfaſſer völlig recht geben, wird er uns beweiſen müſſen, daß beyder Ströme Gefälle in gleichem Raume nicht ungleich habe ſeyn können. Der eine Strom kann ja auf einem ſehr abſchüſſigen, der andre aber in einem ſehr flachen Lande fortlaufen. Der Rheinſtrom z. E. hat nahe bey ſeinem Urſprunge in der Schweiz einen ſehr ſtarken Abfall; ja vielleicht dauret ſelbiger auch bis Straßburg und Maynz noch ziemlich ſtark. Wer wollte aber ſagen, daß er in den Niederlanden bis zu ſeinem Ausfluſſe, noch eben ſo viel in dem Raume von 10 Meilen ſinken ſollte, als er oben geſunken war. So könnte denn wohl der Strom Caor in ſeinen 150 Meilen eben ſo viel Gefälle gehabt haben, als der andre in 300ten gehabt; und der große, ja faſt unglaubliche Unterſcheid der Meereshöhe bey Bengala und Siam würde alſo gänzlich, als unerwieſen wegfallen.

Dieſe Anmerkung kann man auch bey demjenigen machen, was der Herr Verfaſſer von der Höhe des finniſchen Meerbuſens, gegen die kaſpiſche See, beym Ausfluſſe des Wolgaſtromes ſaget: wobey wir uns nicht aufhalten können. Wir können alſo auch diejenigen Folgen nicht zugeben, die der Herr Prof. aus ſeinen Gründen zieht; 1) daß der Ausfluß der Düna bey Riga, auf 3000 geom. Schuhe niedriger liege, als die Mündung der Neva bey Petersburg; 2) daß der Ausfluß der Ruſſe bey Memel, 2000 geomet. Schuhe höher liege, als der Ausfluß der

Weich-

Weichsel bey Danzig; 3) daß der Ausfluß der Elbe um 3200 geomet. Schuhe tiefer liege als die Travemünde vor Lübek u. s. w. ungeachtet diese unter einem und demselben Grade der Breite liegen. Denn außer dem, daß hier die gemeine Ursache des Herrn Verfassers von der verschiedenen nordlichen Breite wegfällt, weswegen die eine See höher stehen sollte, als die andre: so kann auch aus dem ungleichen Falle, zweener so ungleichen Ströme, als die Trave und die Elbe sind, nicht geschlossen werden, daß die Ostsee höher stehe, als die Nordsee. Die Elbe entspringt an den mährischen Grenzen in Böhmen; die Trave aber kömmt keine zehn Meilen über Lübek her. Vielmehr könnten wir aus Vergleichung der Weichsel und Elbe, die beyde auf den mährischen Gebürgen entspringen, und einerley Länge des Weges bis in die See zu laufen haben, zeigen, daß sie gleichviel Abfall haben; und folglich auch die Seen, darein sie fallen, gleich hoch mit ihren Flächen stehen müssen. Der Unterschied der nordlichen Breite zwischen dem Ausflusse der Russe bey Memel, und der Weichsel bey Danzig ist auch bey weitem so groß nicht, daß ihr Unterscheid der Höhe 2000 Schuhe betragen könnte. Wenn man hernach die von dem Herrn Verfasser angegebenen Zahlen von der Neva, Düna, Russe, Weichsel, Trave und Elbe zusammen nähme, so würde folgende Rechnung heraus kommen.

Die Neva steht höher als die Düna	3000	geom. Sch.
Die Russe höher als die Weichsel	2000	- -
Die Trave höher als die Elbe	3200	- -
zusammen	8200	geom. Sch.

Wenn

Wenn alſo gleich die Düna bey ihrer Mündung nichts höher ſtünde, als die Ruſſe; und die Weichſelmünde nichts höher, als die Travemünde, welches doch der Herr Verfaſſer nach ſeinen Gründen nicht einräumen kann: ſo würde der Ausfluß der Elbe, gegen den Ausfluß der Neva bey Petersburg ſchon 8200 Schuhe niedriger liegen. Wir wollen aber für die Abnahme von der Dünamünde, bis zur Ruſſe nur 1000 Schuh ſetzen, welches ſehr wenig iſt, und die Weichſelmünde nur 600 Schuh höher annehmen als die Travemünde, ſo kommen volle 10000 geom. Schuh, für die Abnahme der Meereshöhe, von Petersburg, bis zum Ausfluſſe der Elbe heraus. Nun liegen aber dieſe beyden Oerter nur etwa fünf oder ſechs Grade der Nordbreite von einander. Auf jeden Grad nordlicher Breite würden alſo 2000 Schuh Abfall der Seefläche, von der wahren Horizontallinie kommen; welches unſers wenigen Erachtens, ein wenig zu viel wäre, und von dem bloßen verſchiedenen Drucke, des ungleichgeſalzenen Seewaſſers unmöglich herrühren könnte. Sollte auch dieſe Abnahme vom 55ſten Grade der Norderbreite, bis zur Linie, in einerley Verhältniſſe ſo fortgehen; ſo müßte die See in Mexico 55 mal 2000, das iſt, 110000 geomet. Schuhe niedriger ſtehen, als beym Ausfluſſe der Elbe. Setzet man nun von der Elbe bis zum Nordpole die übrigen 35 Grade mit ihrer anwachſenden Höhe noch hinzu: ſo hebt ſich die Seefläche noch um 70000 Schuhe. Dieſe mit dem obigen zuſammen genommen, geben den ganzen Unterſcheid der Seefläche am Pol, und

unter

unter der Linie von 180000 geomet. Schuhen, oder 9 deutschen Meilen: und der Durchmesser der Erde unter der Linie, würde dergestalt achtzehn Meilen kürzer seyn, als die Erdachse; ein Unterscheid, den noch kein Weltweiser oder Meßkünstler sich so groß einfallen lassen.

Was wir indessen von diesen zusammenhangenden Seen für unwahrscheinlich und unerwiesen ansehen, das wollen wir dem Herrn Verfasser von dem kaspischen Meere, in Ansehung des persischen Meerbusens, nicht leugnen. Wir räumen ihm auch seinen Schluß von dem unterirdischen Zusammenhange dieser beyden Seen gern ein; wollen ihm auch übrigens die Meynung von dem unterirdischen Abzuge der höhern Seen gegen die niedrigen, worauf er seinen Ursprung der Quellen hernach gründet, nicht ganz in Zweifel ziehen. Wir glauben vielmehr selbst, daß das Wasser in der Ostsee, wegen so vieler und großer Flüsse, die sich in selbige ergießen, etwas höher stehe, als in der Nordsee; in dem mittelländischen Meere höher, als in dem atlantischen u. s. w. Mit den Landseen aber ist es noch viel unstreitiger, daß dieselben in ungleich hohen Gegenden liegen, und also durch unterirdische Abzüge anderwärts Quellen und Brunnen verursachen können. Ob aber auch alles übrige, womit er das wankende cartesianische Lehrgebäude zu unterstützen gesucht, seinen Grund habe, das überlassen wir der Prüfung der Verständigen. Wir müssen nämlich hier abbrechen, und unsre Leser bitten, mit diesem Vorschmacke von dem Inhalte dieses gelehrten

ten Werkes vorlieb zu nehmen. Es wird keinen Liebhaber der Naturwiſſenſchaft gereuen, daſſelbe geleſen zu haben, wenn er gleich nicht überall mit dem Herrn Verfaſſer einer Meynung ſeyn ſollte. Wir wünſchen daß Deutſchland noch viel ſolche Werke hervorbringen möge; ſo wird Engelland und Frankreich, uns in dieſem Stücke nicht viel zuvorgehen.

* *

IV.

La naiſſance de Clinquant, et de ſa Fille Merope. Conte allegorique et critique.

D. i.

Die Geburt des Clinquant * und ſeiner Tochter der Merope. Eine allegoriſche critiſche Erzählung. 1744. 12mo, 9 Bogen.

Wir wollen von dieſer Critik über die franzöſiſche Merope, einen ganz kurzen Auszug machen und das Urtheil, was davon zu halten ſey, den Leſern überlaſſen.

Unter der Regierung des größten Königes der Welt, ward ein Sylphe gebohren, das heißt, ein ganz

* **Flittergold.** In Schriften verſtehen die Franzoſen durch dieſes Wort, die falſchen Gedanken, welche bey der Unterſuchung der Vernunft nicht Stich halten.

ganz geiſtiges Weſen, das nur den Schein eines Körpers hatte. Man bath die Hexen allerſeits zu ſeiner Geburt, und ſie beſchenkten ihn nach der Reihe. Ob ſie ihn mit guten Eigenſchaften des Herzens bedacht haben, das kann unſer Verfaſſer nicht ſagen, weil er ihn nur als einen Schriftſteller gekannt hat; er zweifelt aber nicht daran, und meldet jetzt nur, wie ſie ſeinen Kopf angefüllet haben. Die Hexe Bel Eſprit (ſchöner Witz) bewies ihm ihre Freygebigkeit ſo ſehr, daß als die Hexe Einbildungskraft auch daran kam, der Kopf des Neugebohrnen ſchon ſo voll war, daß nichts mehr hinein gieng. Um nun dieſes zu erſetzen, bath ſie die Hexe Gedächtniß, ihm die Hand auf den Kopf zu legen, und dadurch die Gabe zu ertheilen, daß es niemals nichts wieder vergaß. Es wiederfuhr aber dem Clinquant noch was ärgers. Man hatte vergeſſen, eine alte Hexe Bon Gout (guter Geſchmack) einzuladen; dieſe kam nun in voller Wuth, und ſchwur, daß ſie aus Rache dem Clinquant lebenslang zuwider ſeyn wollte. Zu allem Glücke ſteckten die Hexen, Intrigante und Cabale, (Ränke und Rotten) zwo Schweſtern, die einander nie verlaſſen, hinter den Tapeten, und nahmen ſich ſogleich vor, dem Kinde wider dieſe alte Hexe beyzuſtehen.

Clinquant trat alſo unter dem Schutze dieſer zwo Hexen in die Welt. Die Mode machte ihn zum Dichter, und ſeine Lieder wurden von den Schönen geſungen. Von allen ſeinen Reiſen in die erdichteten Luftkreiſe wird hier nur die eine in den Tempel der Thalia beſchrieben. In einem unterirdiſchen Gewölbe, dahin kein Sonnenſtral dringt, ſondern

dern

dern Tag und Nacht mehr als 200 Fackeln brennen, ſitzt die tragiſche Muſe. Zehn gebietheriſche Miniſter und eben ſo viel Prieſterinnen, die zugleich der Thalia und Venus dienen, empfangen die Geſchenke, die der Göttinn gebracht werden: der ſie ſchon lange Zeit nicht mehr Rechnung davon ablegen, ſondern ſie nach eigenem Gefallen vertheilen, und auch die Arbeiten der Dichter nach eigenem Dünkel ſchätzen und vrrgelten. Clinquant war es überdrüßig, ſein Lob auf einen ungefähren Zufall ankommen zu laſſen, und wollte eine Reiſe zum Tempel des guten Geſchmacks thun, um die erzürnte Gebietherinn deſſelben wieder zu verſöhnen: allein ihr Zorn war noch nicht erloſchen. Aus Bosheit bringt ſie durch einen Schlag mit ihrem Stabe einen Tempel aus der Erde hervor, und erfüllet ihn mit Geſpenſtern. Der bezauberte Clinquant glaubt mit dem Homer, Virgil, Horaz, Corneille, Racine und den größten Leuten zu reden. Allein dieſe Geſpenſter mußten ihm, auf Anſtiften der Hexe, ſolch lächerliches Zeug beybringen, daß er bey dem Ausgange aus dem Tempel glaubte, er hätte allein alle Gunſt der Hexe Bon Gout genoſſen. Er beſchrieb dieſe Reiſe in Verſen, und es ward ein ganz hübſcher Traum.

Die Hexen, welche den Clinquant beſchützten, waren über dieſen Streich der Alten ſo böſe, daß ſie ihn, ihr zum Trotze, über alle Geiſter ſeiner Zeit erheben wollten, und zwar durch ein Werk, wodurch er ſich unſterblich machen ſollte. Denn wie ſie glaubten, ſo waren ſeine bisherigen Schriften hierzu nicht tüchtig. Die Hexe Bel Eſprit nahm den Sylphen

in den Arm und trug ihn zum Parnaß, um ihm zu einem göttlichen Feuer zu verhelfen. Allein, wie erſchrack ſie nicht, als die alte Hexe Bon Gout an der Thüre des Allerheiligſten der Muſen ſtand. Bel Eſprit verſuchte zwar durchzudringen; allein im Augenblicke zogen ſich auf Befehl der alten Hexe, der man zu allen Zeiten die Wache allhier vertrauet hatte, die Zugbrücken auf, und die Fallgitter fielen zu.

Bel Eſprit ließ ſich noch nicht abſchrecken, ſondern lief mit ihm nach der andern Thüre, die die Einbildungskraft bewahrete. Dieſelbe war zu, und die Hexe abweſend; doch erblickten unſere zween Pilgrimme dieſelbe von weitem ſehr flüchtig in einem Walde herum ſchwärmen. Bald warf ſie ſich auf einen Raſen und biß ſich an den Fingern; bald ſprang ſie plötzlich auf, und hatte Leute um ſich, die eben ſo ſchwärmend waren, als ſie; Poeten und Maler, mit denen ſie, auf einen Sprung, ganze Felder überſchritt. Sie trug ſie bis auf die Berge, ja in die Wolken; die Hexe Bon Gout aber kam ihnen alsdann entgegen, führte ſie nach Hauſe, und gab ſich ſelbſt die Mühe alles auszulöſchen, was die Einbildungskraft ihnen verkehrt vorgeſtellet hatte. Und das iſt kein Wunder! In den hohen Lüften ſchwindelt einem leicht der Kopf, wofern der gute Geſchmack nicht zu Hülfe kömmt.

Der Sylphe ſah der Einbildungskraft einige Zeit mit Vergnügen zu, aber endlich verlor er ſie aus dem Geſichte, und verzweifelte, ob er ſie jemals wieder erblicken würde. Als er indeſſen in dem Garten dieſer eigenſinnigen Hexe von ferne den Ovid, Homer, und Corneille ſah, ſo rief er ihnen zu: laßt

laßt aufmachen, ich bin der Verfasser der Ligue *. Die Geister sahen sich einander an, lachten und giengen ihren Weg fort. Clinquant seufzte über so schlechten Anscheinungen, zum Parnaß zu kommen: allein seine Beschützerinn tröstete ihn aufs beste. Im Zurückgehen fiel er in eine Pfütze, und erinnerte sich seines jugendlichen Gedichtes: der Pfuhl des Parnasses ** genannt. Der Sylphe stand, so gut er konnte, auf, und dorfte sich nicht einmal beklagen dahinein gefallen zu seyn, wo er den großen La Motte hinein geworfen hatte, der itzo oben auf dem Parnasse stand und herzlich lachte ***.

Hierauf führete ihn seine Begleiterinn zur Hexe Gedächtniß. Diese gab allen denen einen mitleidigen Aufenthalt, die nicht auf den Musenberg kommen konnten. In Ermangelung der eigenen Erfindung, ließ sie ihnen alles das Gute wieder beyfallen, was sie jemals gelesen; und durch einen Zaubertrunk betäubte sie dieselben so, daß sie dergleichen Stellen für ihre eigene Arbeit hielten. Sie schrieben also drauf los, und wurden Abschreiber, ohne es zu wissen. In diesem Aufenthalte gieng der Sylphe herum und sah Meßkünstler, Philosophen und Geschichtschreiber, die, indem sie glaubten, neue Entdeckungen aufzusetzen, in der That nur der Alten ihre wieder hinschrieben; Dichter, welche alte Romanen und Mähr-

* So hieß anfänglich das Heldengedicht, welches itzt die Henriade heißt.

** Le Bourbier du Parnasse.

*** Herr Voltaire ist also mit seinen Vorgängern eben so umgegangen, als man itzt mit ihm umgeht.

chen wieder aufwärmten, und doch neue Trauer- und Luſtſpiele verfertiget zu haben glaubten.

In einer andern gröſsern Abtheilung ſahen ſie eine Geſellſchaft italiäniſcher Comödianten, die die **Merope des Maffei** aufführeten. Bel Eſprit ließ den **Clinquant** niederſitzen, der von dem lebhaften Affecte dieſes Stücks, und von der Zärtlichkeit der Mutter gegen den Sohn ungemein gerührt ward. Inſonderheit bewunderte er den Verfaſſer, daß er die Liebe ſo vollkommen aus ſeinem Stücke verbannet hätte; und wünſchte ſich mehr als einmal der Verfaſſer dieſes Stückes zu ſeyn. Die Hexe, ſeine Beſchützerinn, welche wohl ſah, wie ſchwer es ſeyn würde, ohne den Beyſtand der **Einbildungskraft** der Hexe Bon Gout zu treffen, redete dem Sylphen zu, dieſes italiäniſche Stück zu überſetzen. „Mein „Sohn, ſagte ſie, dieſes Stück iſt italiäniſch und „in deinem Vaterlande nicht ſehr bekannt. Du „ſollteſt es ins franzöſiſche überſetzen: vielleicht mer„ket man den Diebſtahl nicht. Man wird immer „für ehrlich gehalten, wenn man nur in des Feindes „Land ſtiehlt: denn das heißt ſein **Vaterland mit „Schätzen bereichern, die nicht in deſſelben „Schooſſe gewachſen ſind** *.“ Dem Clinquant gefiel dieſer Anſchlag, und ſogleich wünſchte er ſehnlich, daß die italiäniſche **Merope** ja nie über die Alpen kommen möchte: denn ſonſt würde man ihn für einen bloßen Ueberſetzer halten; welche Ehre ihm zu klein war. Allein die Hexe Bel Eſprit tröſtete ihn, daß ſie mit der **Argentine**, (der Geldhexe) reden

* Voltaire in ſeinem Briefe an Herrn Maffei.

reden wollte; die schon das Parterre bewegen würde, seiner Arbeit, als der neuesten eigenen Erfindung, Beyfall zu geben. Dieß beruhigte den Sylphen gänzlich, der die Macht der Argentine zur Gnüge kannte.

Sobald die Vorstellung der Merope zu Ende war, gieng Clinquant in eine andere Abtheilung, wo man den Amasis vorstellete. Die Aehnlichkeit dieser zwey Stücke nahm ihn zwar Wunder; allein es waren solche verwunderswürdige Theatergriffe darinn, daß er sie nicht vergaß. Auf einer andern Bühne ward Gustav vorgestellt, und man war eben im 4ten Aufzuge begriffen, als Clinquant hinein kam, und er hörete dieses Stück bis an den Schluß mit Vergnügen zu. Da er nun von so vielem Herumirren müde war, setzte er sich in eine nahe Sommerlaube, und forderte einen Trunk von dem hier fließenden Wasser, dessen Kraft wir bereits kennen. Kurz, er vergaß, daß er 3 vortreffliche Trauerspiele gesehen hatte, und hielt alles, was ihm von deren schönen Stellen einfiel, für seine eigene Arbeit und Erfindung. Die Hexe benahm ihm vollends allen Zweifel, und ermunterte ihn sein Meisterstück nur bald aufzusetzen.

In der Laube, wo er sich befand, war alles vorhanden, was zum Schreiben nöthig ist. Ihm fiel sogleich der Name Merope ein, und er glaubte, daß er ein schönes Trauerspiel abgeben könnte. Er wollte eine recht zärtliche Mutter daraus machen, und gieng mit aller Wirkung, die der Trunk Wasser bey ihm gethan hatte, an die Ausarbeitung des ersten Aufzuges. Die Hexe Bon Gout, die bey der Mer-

ſtellung jener Stücke, die ſie mit der Hexe Einbildungskraft zugleich verfertiget hatte, zugegen geweſen war, fürchtete, daß die Hexe Gedächtniß, dem Clinquant gar zu gute Dienſte leiſten möchte: ſie ſchlich ſich daher heimlich zu der Arbeit, die Clinquant mit ihrer Feindinn vorhatte, und nahm die Hexe Rapſodie mit ſich. Dieſe gemeine Hexe iſt eine von den Töchtern der Hexe Gedächtniß, und beſchäfftiget ſich damit, daß ſie von Höle zu Höle geht, und die ſchlechten Gedanken mittelmäßiger Schriftſteller zuſammen flicket. Die Hexe Bon Gout befahl ihr die ſchwarzen Verſe * des Clinquant mit weißem Zwirne zuſammen zu nähen, damit man die Flickerey deſto beſſer ſehen möchte. Die Hexe Critik war auch mit der Hexe Bon Gout bey dieſer Arbeit zugegen, und ſie hatten ſich beyde mit ihren Schreibtafeln verſtecket, um ihre Anmerkungen aufzuzeichnen, und den Parnaß damit zu beluſtigen. Der Sylphe arbeitet drauf los, und glaubt, alle Gunſt der Einbildungskraft zu genießen; da es ihm doch in der That, wie ſo vielen franzöſiſchen Vätern geht, deren Kinder ihnen nichts, als die Kleidung und den Unterhalt zu verdanken haben.

Der erſte Aufzug wird fertig, und Clinquant lieſt und überlieſt ihn laut, und zwar mit allen zarten Regungen eines Vaters, der ſein neugebohrnes Kind auf dem Arme hält, und in deſſen Geſichte ſchon viele Spuren des ſeinigen zu entdecken glaubet. Inſon-

* Voltaire nennet in ſeinem Briefe an den Maffei die reimloſen Verſe auf gut engliſch, (blanc verſes;) weiß; vers blancs: und daher glaubt unſer Schriftſteller, daß er ſeine,

sonderheit bewunderte er die Abschilderung, welche die Merope von dem Schrecken macht, dabey sie an dem Tage zugegen gewesen, als sie den Cresphon und die Söhne verloren. Diese Erzählung fängt so an:

Mon Epoux fut trahi des Mortels et des Dieux.

Eben diese Beschreibung steht in dem ersten Auftritte des Amasis, allwo Phanes sagt:

C'est là qu'abandonné des Dieux et des Mortels
Il tomba sous l'Effort de mille Bras cruels.

Die Hexe Bon Gout hätte ohne die Critik diese Kleinigkeit nicht einmal bemerket: allein sie sah mit Vergnügen, daß die neue Merope nie für etwas anders, als für eine freye Uebersetzung würde gelten können. Die Critik bath sie, noch zu bemerken, daß die italiänische Merope gleich mit der That und dem Zustande der Sache selbst anfängt. Im ersten Auftritte erklärt der Tyrann Polyphon gleich der Merope, daß er sie heirathen will; im andern meldet man, daß ein junger Mörder in Messenien gefangen sey. Polyphon will ihn sehen. Er wird gebracht; jener befraget ihn, und will ihn ermorden. Merope bittet für ihn, ohne zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist. So ist der erste Aufzug im Maffei. Die Hexe Bon Gout lachte, daß der Sylphe sich schmäuchelte, kein Uebersetzer mehr zu seyn, weil er einen Theil dessen was im Italiänischen im ersten Aufzuge steht, in den zweyten verschoben;

seine, die gereimt sind, schwarz hätte nennen können. Der Scherz kömmt uns ein wenig kalt vor: obgleich Voltairens Anglicismus auch nichts taugt.

und hergegen in seinen ersten, einen Theil von demjenigen genommen, was bey dem Maffei im andern steht. Die Critik schrieb also in ihre Schreibtafel: „Wisset, ihr Nachkommen, daß Clinquant, um der „Welt zu berichten, wie Merope ihren Sohn er„warte, und ein Tyrann diese Königinn heirathen „und den Aegistus bey Seite schaffen wolle, im „funfzigsten Jahre seines Alters, dreyhundert und „acht Verse gemacht hat".

Sie erwartet nunmehr mit Ungeduld die Ausarbeitung des andern Aufzuges; der auch endlich fertig wird. Der erste und andere Auftritt in demselben war abermals eine Erzählung, die ganz allein zum Verstande des Stückes hinlänglich gewesen wäre. Das übrige alles aber war, so wie im Maffei, und im Amasis; außer daß hier aus des Maffei Ringe, und aus dem Degen im Amasis, die als Merkmaale zur Merope gebracht werden, daß der Erschlagene prächtig gekleidet gewesen, und nicht ihr Sohn Aegistus seyn könne; allhier eine ganze Rüstung auf die Bühne gebracht wird. Gerade als ob Merope, die ihren Sohn als einen Säugling weggegeben, demselben eine Rüstung werde haben machen lassen, die er an ihrem Hochzeittage anlegen könnte. Dem Narbas wird es auch sehr übel genommen, daß er, der den Sohn der Merope aufs beste zu verbergen suchte, eine solche Rüstung des vorigen Königes sollte mit herum getragen haben, die dem Polyphon, der allenthalben seine Ausspäher hatte, nicht unbekannt hätte bleiben können. Ein Ring vom Könige hätte eben so viel Beweis gegeben, und dem armen Aegist die Mühe erspart,

sich

sich mit einem so schweren Harnische herumzuschleppen; zumal da er zu Fuße hundert französ. Meilen weit, nach Messenien kam. Denn hätte er ihn nicht auf dem Rücken getragen, sondern angehabt; so hätte Clinquant ihn nimmermehr so beschreiben können:

C'eſt un de ces Mortels du Ciel abandonnés,
Nourris dans la Bataille, aux Travaux condamnés;
Un Malheureux ſans Nom, ſi l'on croit l'Apparence.

D. i. „Es ist einer von denen Unglückseligen, „die der Himmel verläßt; der im niedern Stande „erzogen, und zur schweren Arbeit verdammt ist; „ein Elender ohne Namen; wofern man dem An„sehen nach schließen will".

Clinquant wollte ihn nicht einen Räuber nennen, wie Maffei gethan, sondern stürzt ihn in das äußerste Elend, und in einen, einem Prinzen ganz unanständigen Zustand.

In dem dritten Aufzuge vergißt Clinquant einigermaßen die italiänische Merope, und erinnert sich destomehr des dritten und vierten Aufzugs vom Amasis. Eine Mutter, die im Begriffe ist, ihren Sohn umzubringen, dessen Tod sie doch zu rächen denkt, das scheint ihm ein wunderwürdiger Anblick auf der Schaubühne zu seyn. Bon Gout zitterte schon, daß etwas gutes draus werden würde; allein sie sah bald mit Vergnügen, daß Clinquant aus Angst, wie er dennoch die wirkliche Ermordung verhindern sollte, den Narbas aus der Tiefe der Wüsteneyen zurück ruft, und ihn gleichsam vom Himmel herunter fallen läßt, um die That der Königinn zu verhüten. Er kömmt gewiß recht von ungefähr:

denn

denn läuft wohl ſonſt ein Fremder, ohne gemeldet oder eingeführet zu werden, ſo gerade zu in königliche Zimmer hinein? Im Amaſis wird dieſe Sache mit weit größerer Kunſt geführet. Der Tyrann ſelbſt fällt der Königinn ein, und rettet ſeinen ärgſten Feind, indem er ſeinen Sohn zu erhalten denkt. Und ob er gleich Herr im Schloſſe iſt, folglich mit mehrerem Rechte geradezu gehen kann, als hier Narbas; ſo kömmt er doch nicht ohne alle Urſache hin. Er hat erfahren, daß die Königinn den Mörder ihres Sohnes tödten will, um nun den zu retten, den er für ſeinen Sohn hält: ſo ſucht er die Nikothris auf, und findet ſie in eben dem Augenblicke, da ſie die That vollziehen will. Am meiſten bewundert die Hexe Critik allhier den abermaligen Harniſch, der gleichſam allgegenwärtig iſt, und nur das übrige lächerlich machen hilft, ſo oft er erſcheint.

Bisher hat ſich Merope noch immer des Aegiſtus angenommen, und aus ziemlichen nichtigen Urſachen gemuthmaßet, daß er ihr Sohn ſeyn möchte; wie ſie denn mit den zärtlichſten Ausdrücken der Ismenia erzählet, daß ſie einige Aehnlichkeit mit dem Cresphontes an ihm bemerkte. Wer ſollte aber glauben, daß, da dieſe frohe Ahndung ſich noch dadurch ſehr beſtärkt, daß Aegiſtus verſichert, der Harniſch ſey ſein, und ihm von ſeinem Vater gegeben worden; Merope, ohne einmal recht darauf zu hören, ihn noch immer ermorden will, weil er ſagt, Polykletes ſey ſein Vater? Konnte ſie denn nicht muthmaßen, daß Narbas eben ſo gut ſeinen Namen, als Kleid und Stand verändern können? Eine wahre Mutter, wäre über ſo viel

bedenk-

bedenkliche Anzeigen nicht so geschwinde weg gewesen. So aber muß erst Narbas hinter den Tapeten hervor kommen, und den Mord verwehren.

Der unermüdete Clinquant geht nunmehr an den vierten Aufzug; nachdem ihm die Hexe Gedächtniß, eine Flasche ihres Wassers, zur Erfrischung schicket, und schreibt, in völliger Versicherung einer eigenen Arbeit, den vierten Aufzug des Gustavs hin. Hier werden nun einige Stellen aus beyden verglichen, die allerdings viel Aehnlichkeit haben. Bon Gout fieng schon an zu besorgen, daß, bey so vielen geborgten Schönheiten, die Arbeit des Clinquant einigen Beyfall erlangen möchte; allein die Critik versicherte sie, daß die Welt sich nicht würde betrügen lassen, und Clinquant selbst würde nicht so eitel seyn, daß er das Lob, welches man dem Maffei, Gustav und Amasis geben würde, auf seine Rechnung schreiben sollte. Allein dießmal irrte sie sich: sie kannte die Macht der Hexe Argentine noch nicht. Uebrigens rechnet man unter die Fehler dieses Aufzuges noch, daß Polyphon gleich in der ersten Scene dem Erox entdeckt: daß er denjenigen umbringen lassen, der um das Geheimniß wußte, daß er gewisse Mörder nach dem Aegistus ausgeschickt. Fürchte er sich nämlich, daß jener es hätte ausschwatzen mögen, und schaffte ihn deswegen bey Seite; warum entdeckt er es denn hier ohne Noth einem andern? gewiß, nur bloß darum, damit die Zuschauer es erfahren möchten!

Den fünften Aufzug mochten die Critik und Bon Gout nicht einmal abwarten. Sie sahen voraus, daß der Tyran Polyphon von des Aegistus

Hin-

Händen sterben würde; und zwar daß er ihn bey dem Altare, anstatt des Opferthiers mit einer Axt, in Ermangelung anderer Waffen, erschlagen würde. Sie kehreten also zurücke zum Parnasse, und thaten nicht unrecht: denn der fünfte Aufzug fängt in der That bloß mit einer Rede zwischen dem Narbas und Aegistus an. Darauf kömmt Polyphon und sagt dem jungen Prinzen gerade das, was er ihm schon im vierten Aufzuge gesaget hatte; ja er thut noch eine Thorheit mehr: er vertrauet den Händen des Narbas und Eurikles, seiner zween Todfeinde, den jungen Aegistus. Merope muß auch noch auf Befehl des Tyrannen kommen, dem Aegistus eben das zu sagen, und sie gehen in den Tempel. Narbas und Eurikles bleiben allein und schauen durchs Fenster dem Gefechte zu, was im Schloßhofe vorgeht. Sie sind in der größten Angst für die Merope und den Aegist; gleichwohl hat keiner das Herz hinunter zu gehen. Jsmene kömmt endlich, und erzählt in 64 prächtigen Versen was Aegistus gethan hat, der bald mit der Merope triumphirend dazu kömmt: und dieß treffliche Stück des Clinquant endiget sich endlich mit einem Donnerschlage.

So bald dieß Gedicht zu Ende war, trank Clinquant noch einmal, nahm von der Hexe Gedächtniß, seiner alten guten Freundinn, Abschied, und versprach ihr bald wiederzukommen. Bel Esprit hatte viel Freude über diesem Meisterstücke ihres Pflegesohnes, und las es im obersten Rathe der Hexen vor. Merope ward einhällig für vollkommen und würdig erkläret, in dem Tempel der Thalia

auf-

aufbewahret zu werden, deren oberster Minister auch Clinquant geworden ist.

Das Ende dieses Werkchens, betrifft noch die Vorstellungen der **Merope** auf der Schaubühne, und den Beyfall, den sie bey den Zuschauern erhalten; woraus allerdings theils die große List des Herrn Voltaire, seinen Ruhm zu befördern, theils die wunderliche Grille der französischen Zuschauer, im Beyfalle und Tadel; theils endlich auch der Neid unsers Schriftstellers sehr hervor leuchtet. Wir schließen allhier unsere Nachricht von diesem Werke und versichern, daß wir weiter keinen Theil daran nehmen. Wenn man mit einiger Fähigkeit zum Spotten, und einer heftigen Begierde Fehler und Aehnlichkeiten zu finden, über die Arbeiten großer Leute, sowohl als anderer Scribenten, hergeht; so ist es gar leicht, Leser, die keine eigene Prüfung anzustellen vermögend sind, in Verwirrung zu setzen, wer Recht oder Unrecht hat. Des Herrn Voltaire ganzer Fehler bey dieser Sache ist, daß er es nicht aufrichtig gestanden, woher er dieses oder jenes in seinem Stücke nachgeahmet, oder übersetzet hat; imgleichen, daß er itztlebenden neuern Tragödienschreibern ihre Gedanken und Erfindungen so frey abborget, als ob sie sein eigen wären: gewiß ein Fehler, den niemand schwerer, als ein Dichter vergiebt. Wir entsinnen uns auch vor etwa zwanzig Jahren, etliche deutsche Strophen in einer Ode auf den vorigen Marggrafen von Bayreuth gelesen zu haben; die nach der Zeit von mehr als zehn sehr guten deutschen Dichtern so deutlich nachgeschrieben worden, daß man

es mit Händen greifen können. Sie ſteht in der deutſchen Geſellſchaft Oden auf der 49ſten Seite des I Bandes; die Nachahmungen aber zu entdecken, wollen wir dem Gedächtniſſe und der Aufmerkſamkeit unſrer Leſer überlaſſen.

* *

V.

Von dem Unterſchiede zweener Minos *.

Die Schriftſteller welche von dem Minos geredet haben, ſind faſt alle in denſelben Fehler gefallen, indem ſie nur einen einzigen Prinzen dieſes Namens kennen **; hieher gehören unter andern, Apollodor, Strabo und Plutarch. Selbſt diejenigen, welche einen Unterſchied zwiſchen denen zween kretiſchen Königen machen, die den Namen Minos geführet haben, verwirren gleichwohl die Geſchichte: indem ſie von einem und demſelben Könige, bald als von einem weiſen Geſetzgeber; bald und ſehr oft wieder als von einem grauſamen und unmenſchlichen Wüterich reden. Der Abt Banier hat ſich im 1713ten Jahre beſonders bemüht, dieſe zween Prinzen durch ſo verſchiedene Charactere abzuſchildern, daß es unmöglich iſt, ſich hierinn zu irren.

Der

* Siehe die Hiſt. de l'Acad. des Inſcript. et belles Lettres. Tom. II. p. 68.

** Bib. lib. 3. l. 10. in Theſeo.

Der erste Minos.

Die Geschichte großer Männer, die in den sogenannten fabelhaften Zeiten gelebet haben, ist allezeit mit den Erdichtungen der Poeten vermischet. Ovid und Hygin z. E. erzählen die Geburt des Minos so: Jupiter verwandelte sich in einen Stier, und entführete Europa, eine Tochter Antenors des phönizischen Königes. Nachdem er sie nun auf die Insel Creta, woselbst er regierte, geführet, so zeugte er mit ihr drey Söhne, den Minos, Aeakus und Rhadamantus. Es ist unnütz allhier anzuführen, was Palephatus, und die andern Mythologisten wahrscheinliches erdacht haben, um das, was in den Dichtern fabelhaftes ist, mit der Geschichte zu verbinden. So viel erhellet zur Gnüge, daß diese Begebenheit auf die Rechnung des Generals des kretischen Königes gesetzt werden müsse, welcher diese Prinzeßinn auf einem Schiffe entführet, welches am Vordertheile das Bild eines Stiers hatte, und nach damaligem Gebrauche den Namen dieses Thiers führete.

Nauis et a picta caſſide nomen habet *.

Oder, wofern man sich auf den Bochart beziehen will: so gab die doppelte Bedeutung des phönizischen Wortes Alpha, oder Ilpha, welches ein Schiff, oder auch ein Stier heißt, zu dem Wunderbaren Anlaß, welches sich in dieser Geschichte trifft. Zum wenigsten ist so viel in der alten Geschichte gewiß, daß die Europa nach Creta gekommen, allwo sie den

* Ouid. in Ep. Paridis Can. L. 2. c. 3.

den Minos, den ersten dieses Namens, zur Welt gebracht. Nach dem Tode des Jupiters Asterius, stritten sich seine drey Kinder um die Krone, und Minos erhielt sie durch Neptuns Beystand, wenn wir dem Apollodor glauben; das heißt, das Wunderbare absondern wollen, was er in diese Begebenheit mischet, als ob dieser Prinz auf dem Meere die Flotte des Sarpedons und Rhadamantus, geschlagen hätte.

Als nun Minos im ruhigen Besitze der Insel Creta war, so heirathete er die Ithana, eine Tochter des Lirius, von welcher er zwey Kinder bekam, den Lykastus, der ihm nachfolgte, und die Ackakalis, welche, nach dem Diodor, mit dem Apollo, das heißt, mit einem seiner Priester, verheirathet worden. Dieser Prinz regierte, wie eben derselbe Schriftsteller im 4 B. sagt, sein Reich mit vieler Billigkeit und Güte. Er ließ die Stadt Apollonia bauen, welche Cydon, sein Enkel, nach diesem verschönerte, und selbige, wie Strabo im 10 B. saget, Cydonia nannte. Er ließ auch die Stadt Minoa Lixia bauen, die diesen Namen nach ihm und seinem Schwiegervater führete, welches die XI Epoche der parischen Marmor bestätiget.

Doch unterschied sich dieser Prinz durch nichts so sehr, als durch die Gesetze, die er den Cretensern gab, und weswegen er für einen der weisesten Gesetzgeber des Alterthums gehalten wird. Um diesen Gesetzen destomehr Ansehen zu geben, so entwich Minos in eine Höle der Insel Creta, und gab vor, daß Jupiter sie ihm daselbst eingäbe. Einige Schriftsteller (als Homer und Strabo) wollen,

daß

daß er 9 Jahre in dieſer Höle geblieben; andere aber, (Plato im Minos) daß er alle 9 Jahre hingegangen. Alle aber ſind hierinnen eins, daß dieſer Prinz für Jupiters Schüler gehalten ward, et louis arcanis Minos admiſſus (Horat.) ein Lob, welches nach Platons Urtheile, das größte iſt, was man einem Könige geben kann. Die Geſetze dieſes großen Mannes, dienten in der Folge dem Lykurgus, und einigen andern Geſetzgebern, zum Muſter; und man könnte faſt glauben, daß er ſelbſt dem Moſes nachgeahmt habe. Seine Mutter war aus Phönizien; Marnas ſein Sekretär, und Atymus ſein Vätter, waren aus eben dem Lande gekommen; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich mit einander oft von den Geſetzen unterredet, welche Moſes vor kurzem im gelobten Lande eingeführet hatte. Nachdem Minos ſein Volk mit vieler Mäßigkeit beherrſchet hatte, ſo ſtarb er auf der Inſel Creta, und ward daſelbſt begraben. Auf ſein Grabmaal aber ſetzte man folgende Schrift:

ΜΙΝΟΣ ΤΟΥ ΔΙΟΣ ΤΑΦΟΣ.

Nachdem nun in der Folge der Name Minos erloſchen war, ſo ſagten die Cretenſer, dieſes wäre Jupiters Grab. Ein Betrug, den ihnen die Dichter und der Apoſtel Paulus vorrücken.

Ein ſo gerechter Prinz war wohl werth, daß ihn die Dichter mit einhälligen Stimmen den Richtern der Höllen beygeſelleten. Wofern man der XI Epoche obangezogener Mamore glauben will, ſo lebte Minos zu Pandions des erſten athenienſiſchen Königes Zeit; das heißt, nach dem Selden und

Lydiat, im 1462sten Jahre vor Jesu Christo, 548 Jahre vor dem Iphitus. Allein, allem Ansehen nach, haben diese gelehrten Ausleger sich betrogen, und man wird die Regierung dieses Prinzen fast hundert Jahre näher rechnen müssen; weil man zwischen dem Minos und Idomenäus, der bey dem trojanischen Kriege gewesen, nur drey Generationen findet: den Lykastus, seinen Sohn, Minos II. seinen Enkel, den Deukalion und den Idomenäus. Giebt man nun jeder Generation 35 Jahre, so findet man, seit des Minos Regierung bis auf den trojanischen Krieg, nur 105 Jahre; indem diese Stadt 1200 Jahre, vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen worden: und also fällt des Minos Regierung gegen das 1320ste Jahr vor Christi Geburt.

Vom zweyten Minos.

Lykastus folgte auf den ersten Minos, seine Regierung war kurz, und es findet sich nichts sonderbares darinnen. Nachdem sein Sohn Minos II. den Thron bestiegen, so machte er sich seinen Nachbarn insonderheit durch die Menge seiner Schiffe furchtbar. Diodor aus Sicilien, Apollodor, Thucydides und viele andere Schriftsteller, reden sehr oft von den Siegen, die seine Flotte davon getragen, indem sie ansehnlicher war, als irgend eine vor seiner Zeit. Er würde auch für einen der größten Prinzen seiner Zeit seyn gehalten worden, wenn er nicht die unglückliche Begebenheit gehabt hätte, der den Frieden seiner Staaten störete, und seinem Ruhme ein Ende machte. Seine heftige Begierde, den Tod seines Sohnes Androgäus zu rächen, der

in Attica durch die Rotte der Pallantiden war getödtet worden, verleitete ihn, den Athenienſern, deren Land er durchſtreifte und verheerete, den Krieg anzukündigen. Der Tribut, den er in dieſen Gegenden einforderte, zog den Theſeus nach der Inſel Creta, allwo er nach der Hinrichtung des Minotaurus, die ſchöne Ariadne entführete. Und da die Ausſchweifungen ſeiner Gemahlinn Paſiphae, der die Verſchlagenheit des Dädalus zu ſtatten gekommen war, ausbrachen: ſo machten die Athenienſer ſich ein Vergnügen daraus, ſie öffentlich auf ihren Schauplätzen vorzuſtellen, um einen Prinzen verhaßt zu machen, der ſo übel mit ihnen verfahren war. Da ihn nun alle Welt haſſete und verfolgte, da ſein häusliches Unglück ihn quälte: ſo wollte Minos den eidbrüchigen Dädalus ſeine Rache empfinden laſſen, dem er einen günſtigen Aufenthalt verſtattet hatte. Allein dieſer geſchickte Künſtler entfloh aus dem Gefängniſſe, gieng nach Sicilien und ward vom Kokalus aufgenommen. Die Segel, die er an ſein Schiff gemacht hatte, ſchützten ihn vor des Minos Nachjagen, deſſen Fahrzeuge nur durch Ruder giengen. Da nun der unglückliche Minos an den ſicilianiſchen Ufern anlandete, und vom Kokalus ſeinen Feind abforderte; ſo bath dieſer Prinz, der die Rechte der Gaſtfreyheit nicht verletzen wollte, den Minos nach Kamika zu kommen, um allda eine Sache in der Güte beyzulegen, die ihm ſo ſehr zu Herzen gieng. Minos ward anfangs in dieſer Hauptſtadt mit allen Arten eines guten Empfanges aufgenommen. Allein nachdem ihn Kokalus gebethen ins Bad zu gehen, ſo ſetzte man ihn in eine Stube, wo die Hitze ihn

erſtickte. So ſagt Hygin; wofern wir aber dem Conon glauben, welchen Photius, Pauſanias, und etliche andere anführen, ſo brachten die Töchter des Kokalus ſelbſt, denen die kleinen Puppen ſo wohl gefielen, womit Dädalus ſie beſchenkt hatte, den König von Creta um. So kam denn Minos der II in einem fremden Lande um das Leben, welcher in der Geſchichte einen anſehnlichen Platz einnehmen könnte, wenn er ſich nicht den Haß der Griechen zugezogen hätte. So gefährlich iſt es, wie Plutarch (in Theſ.) ſaget, eine gelehrte und rachgierige Stadt zu beleidigen.

Dieß iſt nun die Geſchichte dieſer zween Prinzen, die wir aus folgender Vergleichung noch beſſer werden unterſcheiden lernen.

Der erſte Minos war ein Sohn des Jupiter Aſterius und der Europa, nach dem Zeugniſſe aller alten Scribenten; der andere Minos war ein Sohn des Lykaſtus und der Ida, eine Tochter des Corybantes, wie man aus dem Diodor von Sicilien lernet. Einer hatte zween Brüder, Rhadamant und Sarpedon, die ſich in Lycien und in den Inſeln des Archipelagi niederließen: der andere war ein einziger Sohn. Der erſte hatte, nach dem Diodor, nur zwey Kinder, den Lykaſtus und die Akakalis: der andere hatte, nach dem Plutarch, viel mehrere, den Deukalion, Androgäus, Glaucus, Molus, die Phädra und Ariadne. Die Gemahlinn des erſten Minos hieß Jthana, des andern ſeine, Paſiphae. Der erſte war ein friedliebender Prinz, gerecht und einzig befliſſen ſein Volk geſittet zu machen, und ihm heilſame Geſetze

zu hinterlassen: der andere liebte den Krieg, gewann etliche mal, und machte sich furchtbar zur See; seine Unglücksfälle und sein Ehrgeiz beunruhigten allezeit sein Leben. Der erste wohnte zu **Gnossus**, wie Homer im 13 B. der Ilias will; der andere zu **Gortys**, wie **Virgil** in der 6 Ecloge schreibt. Der erste **Minos** lebte, nach der XI Epoche der parischen Marmor zu rechnen, zu Zeiten des ersten **Pandicus**; der andere **Minos**, nach der XX Epoche zu Zeiten des **Aegeus**, wenig Jahre vor dem trojanischen Kriege. Endlich starb der erste in Creta und ward auch daselbst begraben, der andere endigte sein Leben in Sicilien. Bey so sichtbaren Zeichen des Unterschiedes, ist es ja fast nicht zu begreifen, wie man diese zween Prinzen mit einander vermengen können.

* *

VI.

Neuigkeiten.

Nachdem die königliche preußische Akademie der Wissenschaften, den Preis dieses Jahres, wegen der Monaden, einem Gegner derselben, dem Herrn Advocat Justi von Sangerhausen, zugesprochen: so hat sie zu den Ausarbeitungen der folgenden Jahre, folgende beyde Aufgaben bekannt gemacht; nämlich auf das Jahr 1748. aus den schönen Wissenschaften, die Frage:

„Wie weit der Römer Macht, nachdem sie über „den Rhein und die Donau gesetzt, in Nord- und „Ostdeutschland gedrungen? Was für Denkmäler

„dieſer Herrſchaft, in Deutſchland vormals vorhan„den geweſen, und was für nachgebliebene Spuren „angegeben werden können, daß die Römer ſo weit „gekommen ſind“?

Auf das 1749ſte Jahr aber, folgenden Satz aus der Naturlehre: „Man ſoll die Erzeugung des Nitri „erklären, und ſeine Zuſammenſetzung aus ihren „wahren Gründen herleiten, auch alles was man „davon beybringen wird, durch Verſuche und Er„fahrungen beweiſen“.

Die Abhandlungen des erſten Satzes ſollen vor dem 1 April 1748, die Abhandlungen des zweyten aber vor dem 1 April 1749 fertig ſeyn, und nach der Zeit unter keinerley Vorwande angenommen werden. Die Ausarbeitungen können lateiniſch, deutſch, oder franzöſiſch, aufgeſetzt werden.

Was die neulich mit einem Preiſe bekrönte Schrift anbetrifft, ſo muß man ihr billig gewiſſe Vorzüge, der Anmuth und Lebhaftigkeit zugeſtehen; nachdem man ſie in den beliebten Ergetzungen der vernünftigen Seele zu leſen bekommen hat. Allein ohne der Ehre des Herrn Verfaſſers zu nahe zu treten: ſo wird ſie den wahren Kennern der Monaden und einfachen Subſtanzen, wohl ſchwerlich eine Gnüge gethan haben. Es ſcheint auch die rechte Aufgabe der berliniſchen Akademie, nämlich die Unmöglichkeit der Monaden zu beweiſen, noch nicht darinn erfüllet zu ſeyn. Man lieſt hier nur eine Widerlegung deſſen, was Herr Baron von Wolf in ſeiner deutſchen Metaphyſik geſchrieben. Geſetzt nun, daß er darinn vollkommen glücklich geweſen wäre, welches doch ihrer viele noch nicht glauben wollen: ſo folgt doch

daraus noch nicht, daß die Lehre von den Monaden unrichtig sey; als auf welchen Beweis die Belohnung eigentlich gesetzet worden. Der Herr Baron von Wolf hat nämlich in seiner lateinis. Ontologie, Cosmologie, Psychologie, und in der natürl. Theologie II Theile, diese Materie viel weiter ausgeführet; sich auch noch vorbehalten, in dem I Theile seiner lateinis. Physik zu zeigen, wie die allgemeinsten Erscheinungen der sichtbaren Welt, in den einfachen Substanzen gegründet sind, die er P. II. Theol. Nat. aus dem Wesen und der Natur Gottes hergeleitet hat. Ein jeder Leser dieser Schrift kann also leicht denken, wie gründlich man Herrn Wolfs Meynung widerlegt haben wird, ohne dieses alles gelesen und erwogen zu haben. Man nimmt hier nämlich gratis, d. i. unerwiesen an, daß alles, was wir sinnlich von den Körpern erkennen, lauter Realitäten, und keine phaenomena sind, die in etwas anderm ihrem Grund haben. Aus dieser streitigen Voraussetzung aber fließen alle die Ungereimtheiten, die man dem Herrn von Leibnitz und Herrn von Wolf Schuld giebt. Hätte man aber erwogen, daß der erste in seiner Jugend auch in der Theoria motus Concreti, die atomistische Lehre des Gassendus behauptet; nach diesem aber, bey besserer Einsicht, wieder fahren lassen: so würde man ihm keine Faulheit Schuld gegeben haben, die ihn auf die Monaden geführet haben soll. Man scheint auch noch nicht eingesehen zu haben, was für Widersprüche, und unauflösliche Knoten, aus dem geometrischen Begriffe der Körper, des Raumes, und der Bewegung, wenn man sie für Realitäten annimmt, fließen. Man sehe nur was Herr von

Wolf von der diuiſione continui, tanquam labyrintho Philoſophorum und von der cauſſa und communicatione motus geſchrieben: ſo wird man eines beſſern überzeuget werden. Man iſt indeſſen begierig die ganze Sammlung zu ſehen.

Aus Breslau hat man, daß der Buchhändler Korn, die bekannten Memoires, der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, den Liebhabern derſelben zu gut, die bisher eines ſo koſtbaren Werkes nicht theilhaftig werden können, deutſch überſetzt ans Licht zu ſtellen willens geworden. Um aber den Preis eines ſo großen Werkes erträglicher zu machen, will er die verſchiedenen Materien deſſelben theilen. Die phyſikaliſchen Sachen, nebſt den aſtronomiſchen Beobachtungen, und den fontenelliſchen Lobſchriften auf die Gelehrten, auch andern Auszügen aus den ſchwerſten Materien, will der gelehrte Herr Hofrath und Profeſſor von Steinwehr zu Frankfurt überſetzen: und dieſe werden nach der Zeitordnung, wie ſie zuerſt herausgekommen, nach und nach in groß 8. deutſch erſcheinen; ſo daß alle Oſtermeſſen ein Band von 3 Alphabeten herauskommen wird. Die chymiſchen, botaniſchen und anatomiſchen Sachen aber, werden von einer andern Feder überſetzt werden, und mit ſehr ſaubern Kupferſtichen in Quart herauskommen. So ſehr man den ganzen Anſchlag billiget: ſo ſehr wundern ſich die Verſtändigen, warum der Herr Verleger nicht alles in einerley Formate liefern wolle; damit die Liebhaber des ganzen Werkes, auch alles in einerley Formate bey einander haben mögen. Alsdann würde es noch auf einige wenige Bände ankommen,

ſo

so könnten auch die geometrischen, algebraischen und andre mathematische Artikel noch, von einer guten Feder hinzugesetzt, und also, das ganze vollständige Werk den Deutschen geliefert werden. Ein so ansehnlicher Verleger würde solches leicht ausführen, und zu dem letztern, unter andern gelehrten Männern, auch an dem Herrn Professor Bärmann in Wittenberg, einen geschickten Uebersetzer finden.

Aus Olmütz können wir nunmehr unsern Lesern ein ausführliches Verzeichniß aller Mitglieder, der daselbst mit dem Anfange dieses Jahres neugestifteten Akademie der schönen Wissenschaften mittheilen. Den ersten Grund dazu haben gelegt

Herr Joseph, Freyherr von Petrasch, itziger erster Vorsteher.
Herr Franz, Graf von Glanninl.
Herr Franz, Ritter de la Motte des Aulnois; ihr Geheimschreiber.

Als dieser Entschluß gehörig überlegt, gefasset und eingerichtet worden; so ernannte man schon im Christmonathe 1746 folgende zehn vornehme und berühmte Mitglieder,

Herrn Ritter von Baillou.
Herrn Matthias Belius, evang. Pred. in Ungarn.
Den Pater Duelli, Stey. Chorherrn.
Den Freyhern von Engelhard, Generalwachtmeistern und Commendanten zu Caschau.
Den Herrn Abt Gori in Wälschland.
Herrn Prof. Gottsched zu Leipzig.
Herrn Prof. Köhler zu Göttingen.

Den

Den Pater Lewald, Soc. J.
Den Freyherrn von St. Genois d'Alencourt, der aber vor wenigen Wochen schon gestorben.
Herrn Sandern.

Hierauf wurden, durch die Mehrheit der Stimmen von diesen Mitgliedern, im May dieses Jahres ferner zu neuen Gliedern aufgenommen, folgende durch gelehrte Schriften bekannte Männer,

Pater Frölich, Soc. J.
Pater Herrgott, ein Benedictiner.
Herr von Jordan, kön. böhmischer Hofrath.
Herr von Kannegießer, kön. böhmischer Hofrath.
Herr Patricius Marinoni, Mathem. in Wien.
Pater Dan. Hieron. Pez, ein Benedictiner.
Herr von Rosenthal.
Herr von Scheyb, auf Gaubikolheim.
Herr von Schwandtner.
Herr von Swieten, kaiserlicher Leibarzt.
Freyherr von Widmann.
Pater Ziegelbauer, ein Benedictiner.

Da indessen die Statuten der Akademie es fordern, daß alle Mitglieder sich durch Schriften hervorgethan haben müssen; und gleichwohl auch andre geschickte Leute sich um einen Platz in derselben beworben haben: so hat man nach dem Beyspiele der pariſischen Akademien, auch eine Classe von Lehrlingen gemacht, und der Gesellschaft beygeordnet. In diese sind bereits aufgenommen worden;

Herr Mahler, und
Herr Walz, beyde in Carlsruhe.

Herr

Herr Baron Widmann, der aber itzo schon unter die Beysitzer gerücket ist.
Freyherr von Gemmel, und
Herr Alexander Graf von Giamini.

Diese neue Gesellschaft nun, ersuchet alle Liebhaber der Poesie und Beredsamkeit, auf die preiswürdigste Kaiserinn Maria Theresia, allerley Arten von Lobgedichten und Reden, in deutscher, lateinischer, wälscher und französischer Sprache zu verfertigen und nach Olmütz einzuschicken. Sie werden alsdann auf den hohen Namenstag hochgedachter Prinzeßinn abgelesen, und in einer ganzen Sammlung alle zusammen gedrucket werden.

Nachdem unlängst ans Licht gestellet worden: Description abregée du fameux Cabinet de Mr. le Cheval. de Baillou, pour servir à l'Histoire naturelle des pierres precieuses, metaux, mineraux et autres fossiles, par Jean de St. Laurent.: so ersuchet der Herr von Baillou, daß man ihm annoch mit nachfolgenden Stücken an die Hand gehen, und selbige entweder zu Wien an Herrn Loscani, oder zu Leipzig an Herrn Profess. Gottscheden, oder zu Nürnberg an Herrn Monathen, oder in Stuttgard an Herrn Sandern, einschicken wolle. Die Unkosten der Uebersendung müssen beygesetzet werden, und sollen von dem Herrn Baron von Petrasch, oder dem Herrn Ritter von Baillou selbst, aufrichtig vergütet werden. Das Verzeichniß ist folgendes:

Ex Iacobi a Melle, Tr.[1] de Lapidibus figuratis.

Tab. 2. Fig. 1. 5. 6. 7. 8.
4. - 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.

Ex Wollkanns, Silesia Subterranea,

Tab. 1. Fig. 1. 3. 4. 5.
- 2. - 1. 2. 3. 4. 5.
- 4. - 1. 2. 3. 4. 5. 6.
- 5. - 1.
- 6. - 25. 26. 28.
- 7. - 3. 5. 6. 7.
- 8. - 1. 4. 5. 10. 11. 15.
- 9. - 1. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 12. 13. 15.
- 11. - 1. 2. 3.
- 12. - 1. 2. 3. 4. 5. 6.
- 13. - 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
- 14. - 1. 2. 4. 5.
- 15. - 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
- 16. - 1. 2. 3. 4.
- 17. - 1. 2. 3. 6. 7. 9. 10. 11.
- 18. - 1. 2. 3. 5.
- 20. - 1. 2. 3. 5. 7. 8. 12. 13.
- 21. - 1. 2. 3. 4. 5.
- 22. - 3. 4. 5. 6.
- 23. - 1. 8. 9. 10. 11. 12.
- 24. - 1. 13. 14. 15. 16. 22.
- 26. - 6. 19. 20. 21. 22.
- 27. - 8. 9. 10. 21. 22. 23. 34. 25. 26. 27. 28.
- 28. - 1. 2. 3. 8.
- 29. - 8. 13.
- 30. - 5. 6. 8. 10.

Pa-

Partie. 3.

Tab. 2. Fig. 1. 2. 3. 5.
- 3. - 1. 2. 3. 4. 5.
- 4. - 3. 4. 5. 6. 7. 8.
- 5. - 1. 4. 5. 7. 8. 9.

Ex Caroli Nicolai Langii. Hiſtor. Lapid. Figur.

Tab. 10. No. 1. 2. Hiſterolita.
- 18. - Cancrites et meconites.
- 20. - Lapis hillaris maior angulis obtuſis entrachur maior.
- 21. - 1. 2. vertebrae Cornuum amonis.
- 22. - 2. Cornu ammonis cum loculamentis.
- 23. - 1. Cornu ammonis tuberculis donatum.
- 24. - 1. Cornu ammonis ſtriarum, ſtriis integris.
- 25. - 1. Cornu ammonis ſtriis diuiſis.
- 27. - 1. Cornu amononis ſtriis vndulatis.
- 26. - 1. Cornu ammonis ſtriis diuiſis cum praecedente tuberculo.
- ibid. - 2. Cornu ammonis ſtriis flammeis.
- 28. - 3. Matrix cornu ammonis ſtriati cum tuberculo diuiſis maximi.
- 29. - 1. Nautilites.
- 32. - 6. Turbinites ſtriatus ſtriis transverſis.
- 33. - 4. 5. Cochlires cylindroideus ſeu pyramidalis.

Tab.

Tab. 34. Echinites maximus disparatus, seu discumparatus referens pentaphylloides.
- 35. Echinites quaternis radiis.
- 36. Echinites vertice fastigiato, basi plena, echinometra dicta.

Ex Dauid. Sigismundi Buttneri Corallio-graphia Subterranea.

Tab. 1. No. 1. 3. 4. 11. 13. 17.
- 2. - 1. 2. 3 4. 15. 19. 20.
- 3. - 3. 4. 9.
- 4. - 1. 5. 17.

Ex Buttneri Ruderibus diluvii testibus.

Tab. 10. No. 1. 2. 3. 4. 5.
- 14. - 2. 3.
- 22. - 1. 6. 7. 8.
- 27. - 17.
- 30. - 1. 2. 3. 4.

Hier in Leipzig ist von unserm berühmten Herrn Hofrath Menke, und seinen fleißigen Gehülfen, von den beliebten Miscellaneis Lipsiensibus novis, ad incrementum Scientiarum &c. der III Th. des V Bandes heraus; welcher wiederum VIII beträchtliche Abhandlungen, von den gelehrtesten Materien in sich hält. Die Herren Verfasser sind außer ihm selbst, Herr Rect. Zorn, Herr Past. M. Gude, Herr Probst Harenberg, Herr Prof. Carpzov zu Rostock, und Herr Prof. Heumann; einen Ungenannten, und verschiedene Briefe von Velsern, Rittershusen, Scioppen, und Jul. Cäs. Sanctamaura zu geschweigen.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Des V. Bandes 2. Stück.

24 1075 17 2 4

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat August 1747.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

CIC. DE FIN.

Dissentientium inter se reprehensiones non sunt vituperandae; maledicta, contumeliae, tum iracundiae, contentiones, concertationesque in disputando pertinaces, indignae Philosophia mihi videri solent.

I.

Iacobi Bruckeri, Acad. Scient. Berol. et Bonon. membri, Inſtitutiones Hiſtoriae Philoſophicae vſui Academicae Iuventutis adornata. Lipſiae Impenſis Bernh. Chriſtoph. Breitkopfii 1747.

D. i.

Herrn Jacob Bruckers, der berliniſchen und bononiſchen Akademie der Wiſſenſchaft Mitgliedes, kurzgefaßte Einleitung zur philoſophiſchen Hiſtorie, zum Gebrauche der ſtudirenden Jugend ꝛc. 2 Alph. in gr. 8.

Die unſterblichen Verdienſte des berühmten Herrn Paſtor Bruckers zu Augſpurg, ſind zwar der gelehrten Welt, durch vielerley andre Schriften zur Gnüge bekannt, womit er hin und her, die gelehrteſten Tagebücher der Gelehrten bereichert hat. Allein, ſonderlich kann die philoſophiſche Hiſtorie den unermüdeten Fleiß ſeiner Feder rühmen. Dieſer wichtige Theil der Gelehrſamkeit hatte vor ihm nichts vollſtändigers aufzuweiſen, als was Stanley geſchrie-

ben, und unser gelehrter Gottfried Olearius, darinn vermehrt und verbessert hatte. Allein; dieses that den Gelehrten noch bey weitem keine Gnüge. Man wollte die Weltweisen aller Zeiten, ihre Lehrgebäude, und die Schicksale derselben noch genauer kennen: und wiewohl sehr viel davon in kleinen Schriften hin und wieder zerstreuet war; so hatte doch nicht ein jeder Gelegenheit dieselben zu sammlen, oder Zeit genug, alle zu lesen. Diesem Mangel nun abzuhelfen, fühlte niemand einen edlern Trieb, als der gelehrte und belesene Herr Pastor Brucker; der sich sein geistliches Amt, dem er doch mit aller Treue und Sorgfalt vorstund, nicht abhalten ließ, auch die philosophischen Sachen mit einem ungemeinen Eifer, zu lesen, zu überdenken und zu beurtheilen. Dieser besondre Fleiß und die dadurch erwachsene tiefe Einsicht in dieses Feld der Gelehrsamkeit, machte nun in kurzem, daß auch niemand so leicht geschickter war, ein solches Vorhaben auszuführen. Man sah solches aus denen in deutscher Sprache ans Licht gestellten Fragen aus der philosophischen Historie, die von allen Kennern mit vielem Beyfalle aufgenommen wurden.

Allein auch dieses an sich nützliche und gelehrte Werk, that unserm gelehrten Herrn Brucker noch keine Gnüge. Er sah, wie viele Materien er, um der Kürze halber, übergehen, wie viele andre er nur kürzlich berühren, und gleichsam ganz seicht hatte abhandeln müssen. Ja er gelangte selbst durch fortgesetzten Fleiß, auch nach ausgefertigtem ersten Werke, zu einer grössern Erkenntniß in der Geschich-

ſchichte der alten Weltweiſen und ihrer Lehren. Dieſe nun den Gelehrten in ganz Europa brauchbar zu machen, entſchloß er ſich, ein ausführlicheres Werk in lateiniſcher Sprache abzufaſſen, darinn er nicht nur einen magern Geſchichtſchreiber abgeben, ſondern auch zugleich alle vorgetragene Meynungen alter und neuerer Weltweiſen beurtheilen wollte. Dieſes erfüllte der Hochehrw. Herr Paſtor nun in den Jahren 1742, 1743 und 1744 in fünf ſtarken Quartbänden, die er unter dem Titel Hiſtoria Critica Philoſophiae a mundi incunabulis, ad noſtram aetatem deducta, in Breitkopfiſchem Verlage, hier in Leipzig, ans Licht ſtellete. Was dieſes vortreffliche Werk für einen unvergleichlichen Schatz philoſophiſcher Geſchichte, für eine erſtaunliche Beleſenheit, und für eine reiſe Beurtheilungskraft auf allen ſeinen Blättern zeige, das wiſſen alle diejenigen gelehrten Männer, die ſolches auch nur etliche Stunden durchblättert; geſchweige denn, die es von einem Ende zum andern durchgeleſen haben.

So groß nun der Beyfall war, womit dieſes Werk nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Holland, Wälſchland und Frankreich aufgenommen wurde: ſo eifrig wünſchte die ſtudirende Jugend einen kürzern Auszug daraus zu haben, deſſen ſie ſich auf Univerſitäten, als eines bequemen Handbuches bedienen könnte. Man weis es wohl, daß das geringe Vermögen der meiſten, die den Wiſſenſchaften obliegen, es nicht zuläßt, ſich mit theuren und großen Büchern zu verſorgen. Und überdem können auch die akademiſchen Lehrer, die auf

hohen Schulen Vorlesungen über die philosophische Historie halten wollen, ein so weitläuftiges Werk nicht zum Grunde legen. Es fingen daher an verschiedenen Orten viele an, Auszüge daraus zu verfertigen, droheten auch schon dieselben ans Licht zu stellen: als sich der berühmte Herr Verfasser selbst entschloß, Hand anzulegen, und einen kurzen Begriff aus seinem Werke zu verfertigen.

Man kann leicht denken, daß niemand besser im Stande ist, ein weitläuftiges Werk ins Kurze zu bringen, als sein eigener Urheber. Dieser sieht den ganzen Inhalt und Zusammenhang seines Lehrgebäudes am besten ein. Er weis, worauf es hauptsächlich bey den Lehrbegriffen der Weltweisen ankömmt; und kann also das wesentliche von dem zufälligen desto besser unterscheiden. Auch die Urtheile von den Meynungen sind oft einem Misverstande unterworfen, wenn sie ein anderer, als der sie selbst gefället hat, abkürzet. Alle diese Ursachen waren nun zulänglich, theils den Herrn Verfasser zur Ausarbeitung, theils den Herrn Verleger zur Herausgabe zu bewegen: und wir haben das Vergnügen, hier der studirenden Jugend Glück zu wünschen, daß dieser schöne Auszug, an vergangener Ostermesse wirklich ans Licht getreten ist.

Die Zueignungsschrift desselben hat der Herr Verfasser an die gelehrte Gesellschaft zu Bologna gerichtet, die ihn vor kurzem zu ihrem Mitgliede erkläret hatte. In der kleinen Vorrede erkläret der Herr Pastor, theils wie schimpflich es allen Arten der Gelehrten sey, wenn sie in der philosophischen Historie ganz unwissend sind; theils, daß Anfänger

sich

ſich weder mit der genauen Unterſuchung aller philoſophiſchen Meynungen, noch mit einer critiſchen Beleuchtung aller ihrer Irrthümer aufhalten können. Es hätten ihn daher gelehrte Männer ermahnet, ein etwas ausführlicheres Anfangsbuch davon zu ſchreiben, als die bekannten Einleitungen eines Buddeus, Heineccius, u. a. m. bisher geweſen. Dieſe magern Gerippe ſind kaum für Schulknaben zulänglich, etliche Namen und Secten alter Weltweiſen kennen zu lernen: ihre Lehren aber kennen zu lernen, daran iſt aus ſolchen ſeichten Quellen nicht zu denken. Hergegen, ein junger Menſch, der dieſen Bruckeriſchen Auszug geleſen oder erklären gehöret, der wird nirgends fremde ſeyn; ſondern den ganzen Umfang des philoſophiſchen Reiches überſehen können.

Damit wir nun unſern Leſern einigen Begriff von dieſem ſo nützlichen als angenehmen Buche geben mögen: ſo wollen wir alle Abtheilungen deſſelben nach der Reihe erzählen. Wir thun ſolches um deſto lieber, da eine ſolche Nachricht, ob ſie wohl einem Regiſter der Capitel ähnlich ſieht, allen Leſern den ausführlichen Inhalt des Werkes vor Augen legt. Um dieſen aber iſt es bey einem Auszuge mehr, als um irgend eine beſondre Materie zu thun, die man zur Probe etwa anführen könnte.

Die ganze philoſophiſche Hiſtorie theilt der Herr Verfaſſer in drey Perioden. Die erſte Periode geht von der Wiege der Weltweisheit, bis an die römiſche Monarchie, und begreift ſo wohl die barbariſche als die griechiſche Philoſophie in ſich. Die

zweyte erzählt die Schickſale der Weltweisheit unter den Römern bis aufs XIV Jahrhundert, oder bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Die dritte endlich fängt bey dieſer Verbeſſerung an, und geht bis auf unſre Zeiten.

Die erſte Periode anlangend, ſo theilt ſie ſich in die zwo Abſchnitte, von der barbariſchen, und griechiſchen Philoſophie. Die barbariſche füllt zwey Bücher, deren erſtes die Zeit vor der Sündfluth, das zweyte aber die Zeit nach derſelben durchgeht. In dieſem letztern Zeitraume handelt der Herr Verfaſſer in XI. Capiteln von der Weltweisheit 1) der Hebräer, 2) der Chaldäer, 3) der Perſer, 4) der Indianer, 5) der alten Araber, 6) der Phönizier, 7) der Aegyptier, 8) der Aethiopier, 9) der Celten, 10) der Hetrurier und alten Römer, und 11) der nordiſchen Völker; und alle dieſe ſchöne Materien füllen 102 große und dichtbeſetzte Octavſeiten.

Der II. Abſchnitt von der griechiſchen Philoſophie theilt ſich wiederum in zwey Bücher, deren erſtes von der Kindheit, das zweyte aber von dem männlichen Alter derſelben handelt. Das erſte handelt in zweyen Capiteln, 1) von der Fabelweisheit oder Mythologie der Griechen; und 2) von der politiſchen Weisheit derſelben, die ſich ſonderlich an den ſieben Weiſen und verſchiedenen Geſetzgebern gewieſen hat. Das II. Buch hergegen handelt von der ſectiriſchen Weltweisheit in XV. Capiteln, und zwar von der joniſchen, ſokratiſchen, cyrenaiſchen, megariſchen, eretriſchen, akademiſchen, peripatetiſchen, cyniſchen, ſtoiſchen,

ſtoiſchen, eleatiſchen, heraklitiſchen, epikuriſchen, pyrrhoniſchen oder ſkeptiſchen Schule; worauf noch von den Schickſalen der griechiſchen Philoſophie außer Griechenland gehandelt wird. Man kann leicht denken, daß hier bey der akademiſchen Secte nicht nur vom Plato, ſondern auch von der alten, mittlern und neuern Akademie; bey der peripatetiſchen, ſo wohl vom Ariſtoteles, als von ſeinen Nachfolgern; wie beym Zeno und Pythagoras, ebenfalls theils von dieſen Stiftern, theils von den Nachfolgern ihrer Secten, ausführlich gehandelt wird; und das zwar auf 132 Seiten.

So fährt der Herr Verfaſſer auf der 237ſten Seite zur II. Periode fort, die von der Philoſophie unter den Römern bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften handelt. Der erſte Theil derſelben handelt von der Philoſophie der Heiden, Juden und Saracenen; und das I. Buch derſelben von der römiſchen Philoſophie inſonderheit. Das 1) Capitel erzählt die Weltweisheit der Römer vor der erlangten Monarchie; das 2) von derſelben unter den Kaiſern; und das 3te, von der orientaliſchen Philoſophie. Bey dem 3ten aber findet man in IX. verſchiedenen Abſchnitten, 1) Die Abhandlungen von der Beſchaffenheit der Philoſophie unter den Kaiſern überhaupt, ſodann von den Wiederbringern, 2) der pythagoriſchen, 3) platoniſchen 4) eklektiſchen 5) peripatetiſchen, 6) cyniſchen, 7) ſtoiſchen, 8) epikuriſchen 9) und ſkeptiſchen Philoſophie.

Im II. Buche wird von der Philoſophie der Juden gehandelt, und zwar im 1. Capitel von ihrer

Rückkunft aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, bis zur Zerſtörung Jeruſalems; im 2ten, von hier an, bis auf neuere Zeiten; im 3ten endlich von der jüdiſchen Philoſophie und ihren Lehrſätzen ſelbſt: und zwar theils, von ihrer exoteriſchen oder gemeinen, theils von ihrer geheimen, oder kabbaliſtiſchen Weisheit.

Im III. Buche handelt er in zweyen Capiteln von der Philoſophie der Saracenen; und zwar erſtlich vom Urſprunge und Fortgange, zweytens von der Art und Beſchaffenheit derſelben.

Der zweyte Theil dieſer II. Periode kömmt auf die Weltweisheit der Chriſten, und zwar in dreyen Büchern. Das erſte handelt von Chriſti und ſeiner Apoſtel Philoſophie; das zweyte, von der Weltweisheit der alten Chriſten überhaupt; das dritte aber von der Philoſophie mittlerer Zeiten: und zwar im 1. Capitel von der Philoſophie der griechiſchen Chriſten vom VII. Jahrhunderte bis zur Eroberung von Conſtantinopel; im zweyten Capitel von der occidentaliſchen Chriſten Philoſophie bis zum XII. Jahrhunderte, und im dritten von der Scholaſtiker Philoſophie. Dieſe wird in dreyen Abſchnitten etwas ausführlicher beſchrieben, und zwar 1) von dem Zuſtande dieſer Art der Weltweisheit vom XII. bis zum XVten Jahrhunderte überhaupt; 2) von den Scholaſtikern ſelbſt; 3) von der Natur und Beſchaffenheit dieſer Weltweisheit inſonderheit. Dieſes alles geht bis auf die 442ſte Seite, und enthält unzählige Dinge, die ſonderlich denen, ſo die Gottesgelahrheit ſtudiren, höchſt nöthig und nützlich zu

wiſſen

wiſſen ſind. Denn wie will ein Geiſtlicher die alten Kirchenväter recht leſen und verſtehen, wenn er die Lehrſätze der Secten nicht weis, denen ſie angehangen haben?

Wir kommen auf die dritte Periode der philoſophiſchen Hiſtorie, ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bis auf unſre Zeiten. Dieſes iſt ſonder Zweifel der merkwürdigſte Zeitraum, darinn die Weltweisheit auf einen viel höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden; aber auch hin und wieder auf viel ſeltſame Abwege gerathen iſt. Die neuern Meynungen und Secten haben auch nicht nur viel Streit und Zank unter den Gelehrten erreget; ſondern auch einen großen Einfluß in die Religion gehabt. Deswegen iſt es um ſo viel nöthiger, ſich davon eine etwas ausführlichere Kenntniß zu wege zu bringen; wenn man von den neuern Streitigkeiten der Gelehrten einige Einſicht erlangen will. Es hat ſich daher der Herr Verfaſſer dabey mit Rechte etwas länger, als bey den vorigen Perioden aufgehalten; indem dieſe Periode nahe an 300 Seiten anfüllet.

Der I Theil handelt von den ſectiriſchen Bemühungen die Weltweisheit zu verbeſſern, und zwar im I Buche, von den erſten Verſuchen dieſer Verbeſſerung. Hier erzählt das erſte Capitel die gelehrten Männer die ſich Mühe gegeben, die äußere Geſtalt der Philoſophie zu verbeſſern; das zweyte die Wiederbringer der platoniſchen, und das dritte die Wiederbringer der wahren ariſtoteliſchen Philoſophie. Das II Buch trägt die neuen Arbeiten derer vor

vor, welche die alte Philoſophie wieder auferwecket haben; und hier wird im 1. Capitel von den Urſachen gehandelt, warum zur Zeit der Religionsreinigung auch die Philoſophie ſich geändert habe; im zweyten Capitel von den neuern ariſtoteliſchen Scholaſtikern; im dritten Capitel von den wahren Anhängern Ariſtotels; im vierten Capitel von den Wiederbringern der pythagoriſch-platoniſch-cabbaliſtiſchen Philoſophie; im fünften Capitel von der Auferweckung der parmenidiſchen Weltweisheit; das ſechſte Capitel von der Wiederherſtellung der joniſchen; das ſiebente von der ſtoiſchen, und das achte von der epikuriſch-demokritiſchen Philoſophie Auferweckung. Das III. Buch endlich handelt von denen Weltweiſen, welche ſich neue Wege zu philoſophiren geſuchet haben; und zwar im erſten Capitel von den neuen Skeptikern, im zweyten Capitel von den moſaiſchen Philoſophen, im dritten Capitel von den ſogenannten Theoſophen, im vierten von den philoſophiſchen Synkretiſten; und im fünften Capitel von den Feinden der Philoſophie. Ein jeder kann leicht denken, was hier überall für auserleſene und vortreffliche Materien abgehandelt werden müſſen, die ſo angenehm, als nützlich zu leſen ſind.

Nun folgt der II. Theil dieſer Periode, der ohne Zweifel von allen der wichtigſte war, und von dem Herrn Verfaſſer mit dem gröſten Fleiße ausgearbeitet worden. Er handelt hier von der eklektiſchen Philoſophie nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften: und zwar im 1. B. von den Wiederherſtellern

lern

lern der ganzen eklektischen Weltweisheit. Hier kommen namentlich, nach den Ursachen und Veranlassungen dazu, in X. Capiteln, die berühmten Männer, Jordan Brunus, Hieron. Cardanus, Franz Baco von Verulam, Thomas Campanella, Thomas Hobbes, Renatus Descartes, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, Christian Thomas, und andre eklektische Weltweise mehr vor, die in neuern Zeiten in Deutschland aufgestanden sind. Er zählt unter diese letztern Budden, Gundlingen, Rüdigern, Syrben, Clerken und Herrn Wolfen: wiewohl er die Mühe, die Schicksale des letztern zu beschreiben, lieber der Nachwelt überlassen, als selbst Hand anlegen wollen.

Das II. handelt von der Verbesserung der Philosophie in allen ihren Theilen. Das erste Capitel nimmt die Vernunftlehre vor, wobey Petr. Ramus, Acontius, die Cartesianer, Malebranche, Tschirnhaus, und Locke mit ihren Verdiensten um dieselbe vorkommen. Im zweyten Capitel wird von der verbesserten Naturlehre gehandelt, darinnen von den chymischen und mathematischen Secten viel geleistet worden; sonderlich aber vom Copernicus, Tycho Brahe, Kepler, Galiläus, Neuton, u.a.m. Hier kommen auch die neuen physikalischen, sonderlich optischen und mechanischen Erfindungen, nebst den philos. Gesellschaften vor, von welchen die Stiftung der berlinischen und petersburgischen ausdrücklich dem kräftigen Anrathen des Herrn von Leibnitz zugeschrieben wird. Im dritten Capitel wird von der Verbesserung der Metaphysik und Pneumatologie oder

Gei-

Geisterlehre gehandelt. Hier findet man was Spinoza und seine Anhänger für Neuerungen auf die Bahn gebracht; u. was Balthasar Becker und andre mehr für Lehren ausgehecket. Im vierten Capitel folgt die verbesserte Sittenlehre neuerer Zeiten: wobey Montaigne, Charron, Scultet, Grotius, Selden, Pufendorf, und alles was dahin gehört, abgehandelt wird. Im fünften Capitel wird von der Verbesserung der Politik gehandelt; und hier kommen außer dem Lobe der neuern Aristoteliker, Bodinus, Boccalini, Machiavell, mit seinen Gegnern, und die Monarchenfeinde, unter Päbstlern und Protestanten vor; darunter Milton, nebst seinen Gegnern, Salmasen und Barclayen, angemerket werden.

Im dritten Buche endlich wird von der ausländischen Philosophie, der übrigen Welttheile gehandelt. Hier kömmt nun zuförderst die asiatische in Betrachtung, und zwar so wohl bey den Persern, als Tartarn und Indianern, deren sexianische Secte ausführlich beschrieben wird. Im zweyten Capitel folgt die malabarische Weisheit, und im dritten die Chinesische, die vom Fohi ihren Ursprung haben soll; dessen Buch Yeking, Herr von Leibnitz am glücklichsten erkläret hat; und die vom Confucius verbessert worden. Hier läßt sich der Herr Verfasser, wie billig war, auf alle Theile der chinesischen Philosophie, wie auch auf ihre verschiedenen Secten ein. Im vierten Capitel wird die japanische Philosophie in etwas beschrieben; deren Secten auch erzählet werden. Man nennt sie Sintoisten, Budsoisten und Sindosiwisten; und ihre Lehren werden

den kürzlich angemerket. Von Africa und America sollten nun auch zwar die Arten zu philesophiren erzählet werden; wenn es in diesen großen Welttheilen nur die geringsten Spuren davon geben möchte.

Hiermit schließt also auf der 750sten Seite, dieses nützliche Werkchen, welches auch unsern völligen Beyfall verdienet; außer daß es in Anführung der Quellen, daraus alle diese Nachrichten geflossen, ein wenig sparsam ist. Es sind aber gleichwohl bey der alten Geschichte die vornehmsten philesophischen Historienschreiber hin und wieder angeführet: und die Lehrer auf hohen Schulen, werden diesen Mangel, in Ansehung der neuern Historie, wenigstens aus unsers Herrn Verfassers größerm Werke schon zu ersetzen wissen. Weit gefehlt also, daß dieses kleinere Werk, das größere unnöthig und überflüssig machen sollte: so ist vielmehr eins für die Lehrer und Gelehrten, das andre für die Zuhörer und Anfänger geschrieben. Beyde werden also dem hochehrwürdigen Herrn Pastor Brucker vielen Dank für seine vielfältige Bemühung wissen, und die Früchte derselben in allen ihren Studien reichlich empfinden.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch melden, daß ein guter Verleger es übernommen, die bisher in so vielen Monatschriften zerstreuten kleinen Abhandlungen des Herrn Pastor Bruckers zusammen zu drucken. Er wird dadurch allen Liebhabern der gründlichsten Litteratur keinen geringen Gefallen thun, und die gelehrte Welt sich nicht wenig verbindlich machen.

* *

II.

Histoire de la Poesie françoise,

avec une defense de la Poesie, par feu M. l' Abbé Massieu, de l'Academie françoise. à Paris 1739. in 12.

D. i.

Historie der französischen Dichtkunst,

nebst einer Vertheidigung der Poesie, vom Abte Massieu, weiland Mitgliede der französischen Akademie ꝛc. 343 S. in 12.

Die Franzosen haben seit einiger Zeit angefangen, auch auf das Alter und die Geschichte ihrer Sprache und Poesie aufmerksam zu werden. Ob nicht vielleicht die verschiedenen Bemühungen der Gelehrten in Deutschland, Dännemark, Schweden, Holland und England um das Alterthum der deutschen Sprache zu untersuchen, die man im vorigen und itzigen Jahrhunderte bemerket hat, sie dazu aufgebracht; das wollen wir der Beurtheilung andrer überlassen. So viel ist gewiß, daß Hr. von Beauchamps, als Verfasser der Recherches sur les Theatres de France, 1735 den Anfang gemacht, den Ursprung der französischen Poesie zu untersuchen, indem er dieselbe getrost von den Provenzalpoeten herleitet. Er setzet nämlich, ganz ohne Beweis voraus, daß die Provence, die doch im X. XI. und XII. Jahrhunderte, ja länger hinaus kei-

ne

ne franzöſiſche Provinz, ſondern ein deutſches Reichslehn geweſen, mit zu dem Alterthume der franzöſiſchen Ehre gerechnet werden könne. Ja er hat das Herz, auch ſo gar unſern Kaiſer Friedrich den I. ſonſt Rothbart genannt, mit unter die Provenzalpoeten zu zählen; bloß weil er einmal zum Spaße einige Zeilen ſolcher Verſe gemacht haben ſoll.

Wir können ihm aber in dieſem kühnen Unterfangen um deſto weniger Recht geben, da die Provenzalſprache damaliger Zeiten, nämlich des XI. und XII. Jahrhunderts viel eher eine ſpaniſche oder ſavoyardiſche, als eine franzöſiſche zu nennen iſt; u. da auch die Franzoſen ſelbſt geſtehen, daß dieſe alte Sprache im XIII. Jahrhunderte ganz verlohren gegangen. Iſt ſie nun verlohren gegangen, ſo können ja die Provenzalpoeten ſo wenig franzöſiſche Poeten heißen, als die alten hetruriſchen Scribenten lateiniſche Schriftſteller geweſen. Die Ueberbleibſel von gewiſſen Wörtern und Ueberſchriften ſolcher provenzaliſchen Gedichte, ſetzen ſolches außer allen Zweifel. Denn wer kann z. E. das das wohl für franzöſiſch anſehen, wenn der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa ſo gedichtet haben ſoll:

Plas my Cavallier Francés,
E la donna Catallana,
E l'onrar del Gynoés,
E la Cour de Kaſtellana,
Lou cantar Provenſallès,
E la danſa Trinyzana,
E lou corps Arragonés,
E la perla Julliana,
Las mans & Kara d'Anglès,
E lou donzel de Thuſcana.

Und wenn wenn l'eyre del Vernegue 1178, ein Gedicht, la preza de Jeruſalem; ein andrer 1180, la guerra dels Bauſſencs; ein andrer la maniera d'a-

mar dal temps paſſat; Guilhem, de St. Desdier, 1185, las Fablas d'Ezop, ein andrer, las phantaumarias del Paganisme; ein andrer, Lou Catalog de las Donnas illuſtras und Lo tractat de la Tharasca; Raimond Jourdan 1206, Lou Fantaumary de las donnas; ein gewiſſer Fouquet von Marſeille 1213, Las Complanchas de Beral; Raimond von Mirevaux 1718, Las Lauzours de Proenſa, und Arnaud de Meyrveilh Las recaſtenas de ſa Comteſſa, u. d. m. geſchrieben: wer ſollte nicht darauf ſchweren, daß alle dieſe Dichter viel eher ſpaniſch, als franzöſiſch geredet hätten? Wir übergehen Las Recoyſſinadas de l'amour recalyuat las mayas, Las richas vertus de ſa donna, Lous plours del ſegle, Las amours enrabiadas de Andrieu de Franſa, La maeſtria d'amour; La vida dels Tyrans; Lo Rometto; Las angueuſſas d'amour; Las bauzias d'amours; Las victorias de mouſſiour lou Comte; Lou clavari de Mouſſiour le Comte; Las largueſſas d'Amours; Contra los enianayres d'Amour; Lou flagel mortel dels tyrans; und dergleichen Titel von Gedichten mehr, die gewiß gar nicht Franzöſiſch klingen. Denn wir können uns nicht länger dabey aufhalten.

Aus der Vorrede dieſes unſers Werks, welches vier Jahre ſpäter ans Licht getreten, ſehen wir, daß der Abt Maſſieu, ſelbiges bey ſeinem Tode geſchrieben hinterlaſſen; daß ſeine Papiere dem Herausgeber in die Hände gefallen; daß dieſer geglaubet, er könne das unvollkommene Werk bis auf unſre Zeiten fortſetzen; daß er ſich aber auch bald

eines

eines andern beſonnen: weil doch der Schüler die Schreibart ſeines Meiſters ſchwerlich erreichen würde; (ſo denken in Frankreich beſcheidene Schüler von ſich und ihren Lehrern); und weil er ferner zu dieſer Fortſetzung an dem Orte, wo er ſich aufgehalten, unmöglich alle die Bücher neuerer Poeten würde auftreiben können, die er zu dieſem Vorhaben nöthig hätte; ja, weil es auch endlich eine gefährliche Sache wäre, von den Schriften der Neuern eben ſo frey zu urtheilen, als von den Alten. Und in dieſem allen hat der Herr Herausgeber völlig recht. Viele bilden ſich die Geſchichte von einer Art der freyen Künſte als ſo was leichtes ein, daß ſie glauben, es komme nur auf ein Regiſter von Büchertiteln an, welches ja, auch ein Buchhandlungsdiener, oder Schreiberjunge machen könne. Sie bedenken aber nicht, daß viel mehr dazu gehört; und daß es auch nicht einem jeden möglich ſey, weder alle Bücher von einer Art, nur den bloßen Titeln nach zuſammen zu bringen, noch ſie, wenn ſo vielen unter ihnen die Jahrzahlen fehlen, in chronologiſche Ordnung zu ſetzen, und ihren Inhalt auf eine vernünftige Art zu melden. Indeſſen verdient der Abt Maſſieu auch das Lob, welches ihm ſein Herausgeber beygelegt: daß er das Chaos der alten franzöſiſchen Dichtkunſt in Ordnung gebracht, nachdem er ſich durch unzählige Dornhecken, die ihm im Wege geſtanden, durchgeſchlagen. Nun könnten die Leſer mit Vergnügen die Roſen genießen, die er ihnen abgebrochen; indem er ſo viele Bibliotheken durchkrochen, ſo viel alte Schwarten durchgewühlet,

und staubigte Pergamene abgekehret und durchlesen. Dünkt das witzigen Köpfen, die nur in ihre eigene, oft sehr seichte und flüchtige Einfälle verliebt sind, eine verächtliche Arbeit: so müssen sie denken, daß es andern, die um die Geschichte des Witzes vormaliger Zeiten, sonderlich von ihrem Vaterlande, bekümmert sind, nicht so gleichgültig scheint. Und wie wird es diesen neuern Witzlingen einmal gefallen, wenn man nach vielen hundert Jahren, ihre Geburten noch den Motten und der Fäulniß entreißen wird? wo sie nicht vielmehr, ihrem verdienten Schicksale gemäß, in den ersten dreyßig Jahren dem gänzlichen Untergange aufgeopfert seyn werden.

Die Vertheidigung der Dichtkunst hatte der Abt Massieu schon in die Sammlung der Akademie der schönen Wissenschaften einrücken lassen: doch weil er sie zu seiner Historie der Dichtkunst bestimmet hatte, ist sie auch dabey geblieben. Wir haben die Hoffnung, selbige nächstens in einer deutschen Uebersetzung zu sehen: folglich wollen wir keinen Auszug daraus machen. Wir melden nur so viel, daß sie sehr wohl geschrieben ist, und der Poesie auf eine vernünftige Art das Wort redet.

In der Historie der französischen Poesie hebt der Herr Verfasser an, sein Vorhaben, dieselbe zu beschreiben, und die ungekünstelte Schreibart zu entschuldigen, der er sich bedienen wird. Er meldet seinen Vorsatz, ihren Ursprung und Fortgang, die Art, wie sie sich zum heutigen Gipfel der Vollkommenheit geschwungen, die Poeten, und ihre Gönner,

ner, ja auch die verſchiedenen Stuffen der franzöſiſchen Sprache zu beſchreiben. Den Zeitraum, den der Herr Verfaſſer dabey durchlaufen will, ſchließt er in die Grenzen von 650 Jahren; indem er nicht glaubt, daß man das Alter der franzöſiſchen Dichtkunſt höher angeben könne *. Er will vom 1050ſten Jahre anfangen, und beym 1700ſten aufhören. Der I. Theil ſeiner Arbeit, ſoll von König Heinrich dem I. bis auf Philippen von Valois gehen. Der II. Theil ſoll von dieſem bis auf Franciſcus den I.; der III. Theil bis auf Heinrich den IV. und der IV. von dieſem bis auf itziges Jahrhundert langen. In dem erſten wird man den Wilhelm von Lorris, Jean de Meun, und andre alte Reimer finden. Im zweyten wird man den Alain Chartier, Villon u. ihres gleichen antreffen, die ihre Sprache etwas aufgeheitert; im III. werden Marot und St. Gelais, erſcheinen; und im IV. endlich werden Malherbe, Maynard, Racan, Voiture, Sarraſin, Peliſſen, Moliere, Deſpreaux, Corneille und Racine auftreten. Doch von dieſen vier Büchern iſt der Herr Verfaſſer nur mit den beyden erſtern fertig geworden. Wir wollen von dieſen ſo viel beybringen, als unſer Raum zulaſſen wird.

Der Herr Verfaſſer hat indeſſen ſeine Geſchichte ein wenig hoch angefangen. Er beweiſt,

* Die unſrige geht alſo unſtreitig viel höher hinauf, indem wir ſie mit dem beſten Rechte von Carl dem Großen herleiten, der beynahe vor tauſend Jahren gelebt hat.

daß die alten Gallier schon Gedichte gehabt. Er beruft sich aber dabey auf die Barden, die mehr uns Deutschen, als seinen Vorfahren zugehören. Das Wort Bar, hat in unsrer Sprache, bey den Meistersängern, bis auf diese Zeiten seine alte Bedeutung behalten, daß es ein Lied bedeutet: wie Wagenseil beweist, und verschiedene Stellen im Hans Sachs zeigen. Die Franzosen aber verstehen es nicht; zum deutlichen Beweise, daß ihnen die Ehre der Barden nicht anders zugehört, als wenn sie gestehen wollen: daß vor den Zeiten der römischen Herrschaft in Frankreich, die Gallier Deutsche gewesen. Er führt indessen eine Stelle aus dem Cäsar an, welcher berichtet, daß die Kinder der alten Gallier viele Verse auswendig lernen, und viele Jahre in der Lehre bleiben müssen. Diodor von Sicilien, Pomp. Mela, und Strabo bestätigen dieses. Ob aber diese Lieder gereimt gewesen, oder nicht, das ist schwer zu sagen. Jean le Maire, hat den Ursprung der Reime siebenhundert Jahre vor der Eroberung von Troja gesucht: und Bardus soll sie erfunden haben, welcher der fünfte König der Gallier gewesen, und im 2140sten Jahre der Welt gelebt haben soll. Das ist nun wohl erdichtet. Andre sagen, Japhets Sohn, Samothes habe die alten Gottesgelehrten und Weltweisen, Samnotheer genannt, gestiftet: und noch andere versichern, Adam so gar habe zuweilen im Paradiese Verse gemacht.

Die gemeinste Meynung ist, die Franzosen hätten die Reime von den Provenzalpoeten gelernet;

wie

wie Bembus und andre Italläner verſichern. Allein ſie beweiſen nur, daß die Provence gereimet, nicht aber die Reime erfunden hat. Die Provenzalpoeten lebten erſt im XII. und XIII. Jahrhunderte. Wir Deutſchen aber haben aus der Hälfte des IX. Jahrhunderts und alſo 300 Jahre eher, den Ottfried aufzuweiſen, der ſchon gereimet hat. Daher ſagen einige, Paulus Diaconus habe um Carls des Großen Zeit die Reime erfunden; indem er gemacht hat das Lied: Ut queant laxis &c. welches allen andern zum Muſter gedienet haben ſoll. Einige ſind noch weiter zurück gegangen, und haben den Reim zu einer Erfindung Pabſt Leo des II. machen wollen, der in den Kirchengeſängen viel geändert hat. Noch andre haben ihn aus dem Norden hergeholet, und gemeynt, er habe ſich zu der Zeit ausgebreitet, als die Gothen das römiſche Reich überſchwemmet, und es zu Grunde gerichtet: welche Meynung uns denn die wahrſcheinlichſte zu ſeyn bedünkt.

Huetius hingegen behauptet in ſeinem Tractate vom Urſprunge der Romanen, die Kunſt zu reimen, ſey von den africaniſchen Mohren durch Spanien nach Europa gekommen. Salmaſius ſcheint ihm beyzuſtimmen: allein es giebt noch andre, die den Reim von Griechen und Römern herleiten wollen, die viel auf die Homoioteleyta, oder Rythmen gehalten. Der Herr Verfaſſer aber will ihnen nicht beyfallen: weil der ähnliche Klang etlicher Schlußwörter mehr in der lat. Proſe, als in ihren Verſen gebrauchet worden. Gleichwohl fin-

det man im Catull, Ovid und Virgil etliche gereimte Zeilen; die aber mehr von ungefähr, als mit Fleiß gemacht worden.

Von allen diesen Meynungen erwählt der Herr Verfasser, die Huetianische: weil unter den Arabern das Reimen seit undenklichen Zeiten im Schwange gewesen. Sie sollen ältere gereimte Gedichte haben, als Mahomet gelebt hat. Allein, wenn das gleich wäre, so könnten doch die Gothen schon vorher gereimet haben: denn diese sind schon um des Kaisers Decius, des Theodosius, und Constantius des Großen Zeiten, das ist im III. und IV. Jahrhunderte bekannt und mächtig geworden; da hingegen Mahomet erst im VII. Jahrhunderte zu Kräften kam *. Die Araber sollen auch eine so entsetzliche Anzahl von Poeten haben, daß sie so gar sechzig vom ersten Range zählen, denen denn ganze Banden anhängen. Ja einer von ihnen soll den ganzen Alkoran in Reime gebracht haben: welches zwar den Herr Verfasser Wunder nimmt, bey uns aber von der Bibel, in alten Zeiten mehr als einmal geschehen ist.

Indessen bemeisterten sich die Reime der lateinischen Sprache, in allen Arten ihrer Verse: und man trieb die Sache so weit, daß man ihren ganzen Werth endlich in den bloßen Reimen suchte.

Die

* Wir werden nächstens aus einem alten ungarischen Geschichtschreiber erweisen, daß an dem Hofe des Königs Attila, an welchem auch die gothische Sprache geredet ward, Dichter gewesen, und Lieder gesungen werden.

Die müſſigen Mönche wußten in ihren Zellen nichts beſſers zu thun: und daraus entſtunden die ſogenannten leoniniſchen Verſe, deren Urſprung hier unterſuchet wird. So viel aber die Reime der lat. Poeſie ſchadeten, ſo viel Schönheit brachten ſie den neuern Sprachen. Da jene verfiel, entſtunden faſt in allen Ländern neue Poeſien: und der Herr Verfaſſer meynt, die Franzöſiſche ſey eine der erſten geweſen; indem er ſich die Provenzalpoeſie auch zueignet. Allein wir haben oben ſchon geſehen, wie ſchlecht dieſes gegründet iſt, und daß gleichwohl die unſrige dreyhundert Jahre älter iſt. Es iſt alſo falſch, wenn er auf der 92. Seite ſagt: Sie, die Provenzaldichter, wären die erſten geweſen, die in Europa gereimte Werke in ihrer Mutterſprache geliefert hätten.

Man nannte dieſe Poeten Troubadours, das iſt, Erfinder, und ihre Kunſt, Guai ſaber, das iſt die luſtige Kunſt; Wörter, die abermal zeigen, daß dieſe Sprache mehr ſpaniſch oder wälſch, als franzöſiſch geweſen. Der Herr Verfaſſer meynt nun, dieſes Exempel hätte ganz Frankreich, in allen Provinzen angeſteckt. Alles hätte von Poeten gewimmelt *. Anfänglich wären ſie nur an den Orten ihrer Geburt bekannt geweſen; bald aber wäre ihnen dieſer Raum zu enge geworden: ſie wären in ganz Frankreich herumgelaufen, um theils ihrer Ehrbegierde, theils ihrer Armuth zu ſtatten zu kom-

* Wir werden künftig, aus einem andern franzöſiſchen Schriftſteller hören, wie ungegründet dieſes iſt.

men. Hier vergleicht der Herr Verfasser seine alte Poeten mit dem Homer, Thespis, Simonides, Arion, und andern griechischen Poeten. Die Grossen und Prinzen hörten ihre Lieder gern, die sie ihnen, nach Art unsrer Bergleute, mit Instrumenten begleiteten und absungen. Sie waren also in den Schlössern überall willkommen, wurden an die Tafeln gezogen, reichlich beschenket, und in Ehren gehalten.

Dieses soll nun hauptsächlich unter Ludewigen, dem Gütigen, angefangen haben, und unter Hugo Capeten, den unsre Alten Hug Schaplern nennen, sehr in Schwang gekommen seyn *. In den folgenden Zeiten aber sollen sie ganz Frankreich überschwemmet haben. Doch ist der Abt Massuet so ehrlich, daß er zugesteht: ob man gleich unter dem zweyten, und im Anfange des dritten Stammes ihrer Könige schon gereimet, so gehörten doch eigentlich diese Stücke nicht zur französischen Poesie; weil die Sprache derselben von der französischen gar zu sehr unterschieden gewesen. Dieses zu beweisen, weiset er uns auf das, wie er sagt, berufene und einzige Stück, welches von diesen Zeiten übrig geblieben. Dieses sey die Uebersetzung der Evangelien des Mönches Ottfried; sonst Liber Gratiae genannt. Dieser älteste Dichter habe vor achthundert funfzig Jahren gelebet, und zwar zu Weissenburg, und hätte mit den vornehmsten Leuten in Ver-

* Wir werden auch dieses Vorgeben daselbst der Falschheit überführen.

Verbindung geſtanden. Sein Lehrmeiſter wäre Rabanus Maurus, Abt zu Fulde geweſen, u. ſ. w. Beatus Rhenanus hätte ſein Gedicht im XVI. Jahrhunderte zu Freyſingen in Bayern wieder gefunden, und es Egregium antiquitatis Theſaurum genennet; ſ. Rer. Germ. Lib. II. Der Herr Verfaſſer geſteht ihm ſolches zu, indem es faſt eben ſo alt iſt, als die Eidesformel Carls des Einfältigen, und ſeines Bruders Ludewigs, des deutſchen Königes. Allein, ſagt er, wenn wir nichts ſo Altes aufzuweiſen haben, als dieß Gedicht: ſo haben unſre Nachbarn gleichwohl auch nichts, das ſie ihm entgegen ſtellen können; und dieſes iſt das allerälteſte gereimte Werk, welches man aufweiſen kann.

Muß man nicht lachen, wenn die gelehrten Leute in Frankreich von dieſen Dingen, wie die Blinden von der Farbe reden? Der Abt Maſſuet macht ſich mit dem Gedichte breit, das doch uns Deutſchen, und nicht ihm zugehöret; das ein deutſcher Mönch, in Deutſchland, und in ſeiner Mutterſprache gemacht, einem deutſchen Biſchofe zu Maynz zugeſchrieben; und das wir die Stunde noch leſen und verſtehen, da die Franzoſen hingegen keine Sylbe davon verſtehen oder erklären können. Wir ſetzen alſo ihnen dieſes alte Werk entgegen; und biethen ihnen Troß, uns dergleichen etwas aufzuweiſen! Allein, der Abt hat ſich darinn betrogen, daß er die fränkiſche Zunge, darinn Otfried ſchreibt, für altfranzöſiſch angeſehen. Iſt dem alſo, ſo räumt er uns mehr ein, als ihm und ſeinen Landesleuten vielleicht lieb iſt: denn freylich waren Pharamund und ſeine Franken,

die

die sich Gallien unterwürfig machten, lauter Deutsche. Die deutsche fränkische Sprache, ward also die Hofsprache in Gallien, oder in dem westlichen Reiche der Franken. Diese herrschte noch zu Carls des Großen, und seiner Nachkommen Zeiten daselbst, bis endlich unter dem Hugo Schapler die verderbte lateinische, oder romanische Bauersprache, oder das heutige Französische, den Thron bestieg. In diesen Punct können sich die gelehrtesten Franzosen nicht finden: darum vermengen sie immer das alte Fränkische mit dem, ganz unrecht also genannten Französischen, und meynen beydes sey einerley Sprache zu nennen.

Hernach ist es auch falsch, daß man kein altes Gedicht mehr habe, welches im IX. Jahrhunderte geschrieben worden. Hätte der Abt Massuet Schilters Thesaurum durchblättert, so würde er das alte Siegslied auf die von König Ludewigen bezwungenen Normannen, in Reimen gefunden haben, welches im 800 und etliche 60sten Jahren gemacht worden. Allein auch dieses ist so deutsch, daß wir es noch ohne Mühe verstehen können. Alles übrige was er aus Ottfrieds Vorrede anführt, gehört also uns, und nicht ihm zu, da er nämlich sich beklagt: daß die Franken* ihre Muttersprache so verach-

* So muß es heißen, nicht die Franzosen, les François, wie es der Herr Verfasser übersetzt. Les Francs hätte er sagen sollen; denn diese herrschten damals in Gallien, und redeten noch deutsch, nicht verderben Latein.